Galathee.

Ein Roman

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1836.

Galathee.

An Arthur.

Vor zehn Tagen, an einem ſtürmiſchen kühlen Mai-Abende, langten wir endlich hier auf dem Luſtſchloſſe Favorite an. Unſer Empfang war nicht der freundlichſte; man hatte uns ſchon lange erwartet, und der Mißmuth ſprach aus den abgeſpannten Geſichtern der Hofſchranzen, die uns entgegenkamen. Der Prinz mag dieſe Verzögerung, an der er allein leichtſinnig Schuld iſt, bei ſeiner Braut verantworten. Die Prinzeſſin iſt krank, die Markgräfin hat uns in dieſer Zeit nur Einmal förmlich vorgelaſſen; der Fürſt, ihr Schwager, iſt auch hier und liegt im Sterben. Das ganze Haus hat ein dunkles Ausſehen, die finſtern Tapeten drohen jedem Eintretenden. Ich wünſchte, ich wäre weit, weit fort von hier — bei dir, Arthur, in deinem freundlichen Seeſtädtchen.

Doch darf ich nicht ungerecht ſeyn: die Natur hat mir hier eine ſüße heimliche Nacht geſchenkt; ich durfte ſie belauſchen, wie ſie ſich dem Frühling dahingab. Es war eine heilige Weihe, die mich überſchüttete, und wieder einmal tief in den Leichtſinn hineinſchnitt, der mich umpanzert hält, ſeitdem ich mich in der Welt umtreibe. Laß dir die Nacht beſchreiben. Ich lag im Park, in meinen Träumen und Gedanken war es noch Winter; kalte Geſpräche und noch kältere Gefühle lagen mir an — da wehte es mich plötzlich ſo warmhauchend an, ich blickte um mich, und ſah im Gebüſche die Gewänder der Roſe hängen. Ich erſchrack, ſuchte mich zu faſſen, doch wie ward mir, als ich an meinem dunkeln Plätzchen ein ſtilles Gehen, Kommen, Wandeln und Schaffen vernahm; ich lauſchte hin. Der Mond lag im Weſten, roth von Gluth, im Arm einer weichen Wolke, und ſendete ſeine Strahlen verſtohlen in die dunkle Kammer des Frühlings. Bald war es eine tiefe Stille im Hain, und die warme brütende Mainacht lag über der Erde. Gott! rief ich bei mir, wohin hat dein Fuß dich getragen? was ſoll hier geſchehen? Niemand antwortete auf meine Frage, der Bach rann ruhig über ſein Kieſel weiter, immer heller kamen die Strahlen und irrten durch das ſchwankende Geſäuſel der Blätter und Halme; von allen Seiten ſah ich zarte Geiſter leiſe hereinbrechen; ſie tauchten ihr Haupt in den ſilbernen Quell, dann hüllten ſie ſich ſchamhaft in die ihnen beſtimmten Gewänder; andere kamen und belebten die Demanten am Boden und flogen dann auf als leuchtende Goldkäfer und ſprühende Glühwürmer. Eine weiche, wollüſtig treibende Gluth ruhte noch immer umher; in den tiefen Schatten der überwölbenden Zweige hörte man das leiſe Erwachen, Schaffen und Treiben fort. Almählich wurde das Putzgemach leer, ein ſanfter Wind kam und kräuſelte die trocknen Gräſer, die übrig gebliebenen Blumenleichen, zuſammen und warf ſie in den dunkeln Fluß, der ſie ſtill fortführte — alles ſchwieg. Ich hörte die Balſamtropfen, erweicht von innerer Gluth, aus den vollen glänzenden Blätterknoſpen der Kaſtanie fallen. Da zitterte ein Laut durch die Stille, ein leiſes Tönen, ſechs volle weiße Blüthenglocken am Boden brachen auf, und wie ſie am ſchwanken Stiele bebten, ging ein Klang, wie das Morgenglöcklein eines Thalkloſters, durch die Stille. Helle weißliche Morgenfarben flogen die Wölbung des Himmels an, duftige Schleier glitten am Horizont weg. Jetzt erwachte die Nachtigall, die Federn ihrer Bruſt flogen wie in heftiger Anſtrengung, und ſie zog einen langen Jubelruf durch die bebenden Lüfte — da ſtürzten die Pforten des Himmels auf — purpurne Wolkenkoloſſe rannen aus einander, ein vom friſchen Morgenwind gejagter Nebel flog um die Stämme der Pappeln herum, und hervor im Gewande ſeiner Schönheit trat das junge Licht.

Als ich die Blicke ſenkte, fielen ſie auf den rothen Rock eines Kammerpagen der Fürſtin, der mich mit großen Augen anſah und nicht errieth, was mich bewogen haben konnte, im Gartenhäuschen die halbe Nacht zu verträumen. Unmöglich war es mir, mit ihm ins Schloß zurück zu kehren, die Geſichter, die mich dort erwarteten, wollten nicht in meine

Stimmung paſſen; der kleine See lag ſo feierlich im Glanze vor mir, als ich aus den Gebüſchen trat, ich beſtieg die Gondel, und erſt als ich allein auf den ſtillen Gewäſſern dahintrieb, die Morgenfriſche um mich herum, in Duft die Ferne, träumte ich meine lieben Träume fort. Nach und nach kamen mir Menſchen und Verhältniſſe wieder in den Sinn. Willſt du mir glauben, Arthur, daß dieſe wunderbare Nacht mich ſo heftig erſchütterte, die alte Sehnſucht nach Ruhe und Abgeſchiedenheit ſo kräftig in meiner Bruſt wach gerufen hatte, daß ich hier in meinem Kahn auf dem einſamen See das Gelübde that, und es beim jungen Lichte, das immer höher emporſtieg, beſchwor, den Hof zu verlaſſen, meine Verhältniſſe in der großen Welt aufzugeben? Das Gütchen, das mir als Beſitzthum zugefallen, bietet freilich nur einen beſchränkten Wirkungskreis, doch er iſt immer einer, und zwar einer, in dem ich nach Belieben ſchalten darf.

Entſetzlich, Arthur, welche leichtſinnige Jugend liegt vor mir! — iſt es nicht Zeit, daß ich jetzt abſchließe? ſollen immer neue Fäden angeknüpft werden, bis das Ganze zu einem Netze wird, in dem die athmende Seele zuckend untergeht? Soll ich noch immer weiter zehren von Gütern, die ich nur geraubt, nicht erworben habe? —

Ich ſehe nach allen Seiten aus, und ſuche, was ich nicht zu nennen weiß, nur muß es etwas Anderes, völlig Verſchiedenes von dem ſeyn, was ich bis jetzt gehabt und gehegt habe. Möchte ich es finden! — ſieh', Freund, meine Thränen fließen — möchte ich es finden! — ehe die Wärme aus dieſer Bruſt entflohen, und dieſe iſt, fürchte ich, bald fort. Immer mehr drängt ſich Kälte und Ueberdruß in jedes meiner Urtheile und Empfindungen. Ich meine dann immer, daß es ſo ſeyn muß, und daß es jedem ſo gehe, der Erfahrungen ſammelt — aber das iſt eine Lüge; ich habe Greiſe geſehen, gebeugt durch die Laſt von Erdenſchmerzen, geſättigt von Erfahrungen aller Art, und dennoch ſah ich Flammen auf ihren Wangen, göttliche Flammen des erregten Herzens, der durch und durch begeiſterten Seele! — — Woher haben ſie es? — Warum hab' ich es nicht? — und wer gibt mir dieſes Etwas, das ſo durch und durch ſchüttelt, das achtzig Jahre hindurch warm hält — das bis ans Ende ſättigt? — —

Ich muß dir jetzt unſer Haus ſchildern, denn ſeitdem es ſich mit dem alten Fürſten beſſert, ſind wir alle oft beiſammen und ſehen uns ſchon bekannt an. Die Markgräfin ſteht an der Spitze. Sie iſt gebietend und zugleich gütig, ſie entwickelt Freiheit und Liebenswürdigkeit, wenn ſie, was ſelten geſchieht, die Schranken ihrer ſtrengen Etiquette öffnet. Ehemals eine groſſe Schönheit, trägt ſie jetzt noch bedeutende Spuren in Geſicht und Geſtalt. Ihr Leben, das ſie mit lebhaften Intriguen und geiſtreichen Liebesgeſchichten anzufüllen gewußt hat, liegt jetzt als ein ſchweres Bewußtſeyn auf ihrer Seele, das ſie durch Buße und heilige Uebungen aller Art ſich leichter zu machen ſucht. Sie iſt ganz Devote, doch noch nicht herbe; manchesmal blitzen durch die angeſammelten Wolken ihrer bußfertigen Schwermuth witzige Impromptüs und ächt franzöſiſche galante, vergiftete Scherze durch — dann liebt man die geiſtreiche ſchöne Frau, und begreift nicht, wie es dieſelbe iſt, die man bei Nacht durch die Gänge des Schloſſes ſchleichen ſieht, im Gewand einer Bettlerin mit einem angſtvoll zerquälten Geſichte, verfolgt von ihrem böſen Geiſte, dem Jeſuiten Jerôme. Ihre Nichte, die Prinzeſſin, iſt munter, aber ohne Geiſt; dem Auge ſieht man an, daß es nur auf kindiſche Gegenſtände geſtreift, höchſtens denkt ſie daran, wie ihrem Körper dieſe oder jene Robe kleiden möchte. Einestheils iſt ſie von Pfaffen eingeſchüchtert, anderntheils durch das Hofleben ſinnlich verwöhnt und verzogen worden. Eine alte Duenna, die ihr zur Seite geht, lenkt alle ihre Aeußerungen, ſo daß ſie nicht gar zu weit ab vom Ziele treffen, beſonders iſt es komiſch, wie man das arme Kind abrichtet, Neigung für ihren Geliebten zu zeigen, ſo weit es der Anſtand erlaubt. Der Prinz iſt ihrer werth, denn auch er empfindet nichts für ſie und ſpielt gleiche Phraſen aus, nur kennt er das Leben und ſeine Stellung beſſer, und hüllt ſein Weſen in Anmuth und gute Manier. Nebenbei tändelt er mit einer Hofdame, die meinen Namen führt und wohl auch in entferntem Grade mit mir verwandt ſeyn mag.

Ich komme jetzt an die Geſtalt im Gemälde, die am ſtärkſten meine Blicke an ſich zieht: dieſe iſt der alte Fürſt. Da er nie ſein Zimmer verläßt, aber dennoch Menſchen ſieht, hält er mich öfters bei ſich feſt, und gibt mir allerlei aus ſeinem Leben zu hören. Es geht dabei ziemlich rhapſodiſch und epiſodiſch zu, die Sprache ſtolpert in franzöſiſchen Brocken, halb mit Italieniſch und Deutſch vermiſcht, daher, und die Betrachtungen, die hier und da einfließen, ſtecken in wahren Harlekinsjacken, von allen philoſophiſchen und moraliſchen Syſtemen ein buntes Fleckchen; dabei fühlt ſich ſeine Seele doch wohl in dieſer poſſenhaften Tracht. Ich ſehe ihm oft mit Staunen zu, wie er ſeine Sprünge macht, und wenn man glaubt ihn herabſtürzen zu ſehen, ſchwebt er im nächſten Moment mit ſeiner balancirenden Moralſtange hoch über meinem Haupte. Einen ſo wunderlichen Roué habe ich noch nie gekannt. Alles hat er geſehen, alles durchgekoſtet, und jetzt, da man ſich ihn in Ueberdruß gedrückt denken ſollte, ſcherzt er leicht dahin und trägt dabei noch die ungeheuerſten Qualen eines zerſtörten Körpers. Schon Monate lang handelt er mit ſeinem Arzt um den letzten Athemzug — immer hält der Becher des Todes an ſeinen Lippen, und immer weiß er ihn wegzuſchieben, um einem luſtigen Einfalle Raum zu machen. Die äußere Natur, und alles was ſie angeht, iſt ihm völlig fremd, ewig niedergelaſſen iſt der grüne Vorhang ſeines Fenſters, aber menſchliche Verhältniſſe und Lagen, und unter dieſen wieder die ſchlüpfrigen und komiſchen Geſchichten, ſchwärmen ohne Aufhör in dieſem dämmernden Raum um ihn, und er nimmt ſie, ſie müſſen ihm ſtill halten, wenn er Luſt fühlt, ſeine philoſophiſchen Maximen anzuknüpfen. Seine Religion — wenn man ein roh zuſammengeheftetes Bündel ernſter und launiger Ideen ſo nennen kann — ruht in der Anſicht, daß man alle Erfahrungen brauchen müſſe, weil ſie eben da ſeyen; nichts darf verſtoßen werden, irgendwo findet ſich immer noch ein Plätzchen, wo das, was wir für unnütz oder widerſtrebend hielten, hineinpaßt. Nur müſſe man ſich hüten, ſich für fertig und abgeſchloſſen zu erklären; ſo wie man aufhört zu ſuchen, findet man auch nichts mehr. Was mich betrifft, ſo hat er mir ſeine Gunſt zugeſichert, und ich darf, wenn ich ihm lange Zeit zu Gefallen geweſen bin, ſchon manches wagen. So errettete ich das Hoffräulein St. Cyr aus einer bedrängnißvollen Lage. Das ſchöne Mädchen war in Begleitung der Prinzeſſin erſchienen, und als ſie ſich wieder entfernen wollte, bat ſie der Fürſt, ihm eines der neu angelangten Bücher zu reichen; ſie that es, und der alte Faun, indem er ſein Opfer mit einem ſchalkhaften Seitenblick anſah, ſchlug eine Stelle auf, und erſuchte ſie, ihm die Verſe vorzuleſen. Ich trat hervor und erbot mich, doch mein

Dienſt ward kurz abgewieſen. Jetzt ſah ich das Fräulein verlegen ſtammeln, ich ſah eine reizende Gluth ihr Antlitz färben und den Alten in dieſem Anblick verſunken; dieſe Quälerei wurde mir unleidlich, ohne Umſtände zu machen, nahm ich ihr das Buch aus der Hand und las einige Strophen weiter irgend eine unbefangene Sentenz. Das Fräulein entſchlüpfte aus dem unheimlichen Gemach, und ich mußte einige ſcheltende und verhöhnende Bemerkungen hören. Sie glauben nun wohl, ſchloß er boshaft, daß ſie Ihnen dieſen Ritterdienſt danken wird, o nein, ſie wird Ihnen heimlich grollen, daß ſie ihr einige belehrende Erfahrungen entzogen haben, die zu machen ſie ſchon auf ſo gutem Wege war. Ich erwiederte etwas zu Gunſten der Frauen, doch er lachte trocken und überdrüſſig, wie einer, der ſich wohl hütet, über einen armſeligen Gegenſtand Worte zu verlieren.

Die St. Cyr hat mir den kleinen ihr geleiſteten Dienſt nicht vergeſſen; ſie ſucht ſogar mit Aengſtlichkeit mir zu zeigen, wie ſie deſſen Werth empfunden; ich erlaube mir den Scherz, mich zu verbergen, ihr auszuweichen — doch ſie läßt nicht ab, und ſo iſt ſchon ein Band zwiſchen uns geknüpft, obgleich ſchwach, dennoch bindend. Geſtern eilte ſie vor mir her im Garten, am Arm einer Freundin, die frohen lachenden Stimmen ließen ſich weithin hören; ſie gingen am See hin, und ich ſah ihre Spiegelbilder im Waſſer. Der Park und Garten ſtehen jetzt in voller Schönheit, das Laub wölbt ſich in lebendiger Friſche, das dunkle Grün zu dem faſt ſilberhellen, dazwiſchen die röthlich gelben Farben, alles in üppigen Maſſen gruppirt, daß das Auge nie müde wird, ſich immer wieder an dieſem Reichthum zu ſättigen.

Das glückliche Land iſt ſo geſegnet; — es breitet ſeine Schönheit unermeßlich aus. Die Thäler, friſch und dunkel, empfangen dankbar ihren Reichthum, der von den ſonnigen Bergen niederſtrömt; an der blauen Kette der Vogeſen hängt der Blick der Sehnſucht — man fühlt die Nähe von Frankreich und Italien. Der Rhein ſchimmert ferne, der Himmel Italiens ſchickt uns ſeine friſche Bläue, ſeine erhabene Ruhe. In der That, glücklich iſt der Herr, der dieſes Land ſein nennt, und dennoch, wie wenige gab es in der Fürſtenfolge dieſes Regentenſtammes, die nicht der Stachel trieb, ihr Glück in dem Umfang und nicht in der Schönheit ihrer Staaten zu ſetzen. Unbefriedigt ſchlummern ſie nun in der Erde, deren Reize ſie nie empfanden, die ſie ſo gern um weitläufige Steppen Aſiens vertauſcht hätten. Die Unzufriedenen, indem ſie weiter und weiter ſtrebten, ſtreckten ihre Nachbarn gierige Hände nach ihrem Eigenthum aus, welches ſie beſſer zu würdigen verſtanden.

Auch mit dem Luſtſchloſſe ſelbſt bin ich ausgeſöhnt; es iſt mit Geſchmack erdacht, mit Pracht ausgeführt, leider aber durch Eigenſinn mit kleinlichem Schmuck überladen worden. Bald werden ſich die Gemächer und Säle füllen, denn man erwartet Gäſte, und Park, Garten und Haus werden hiezu vorbereitet.

Noch muß ich dich mit einem Hausgenoſſen bekannt machen, der mir bis jetzt entſchlüpft iſt, der ſich jedoch mit immer ſchärfer ausgeprägter Phyſiognomie mir näher zeigt. Er iſt ein Italiener und heißt Francesco Camaro; der Fürſt hat ihn aus Palermo mitgebracht und ihn, der wohlhabend und von guter Familie iſt, dergeſtalt an ſeine Perſon zu feſſeln verſtanden, daß dieſer nicht mehr daran denkt, in ſein Vaterland heimzukehren. Er iſt Poet, mehr aber noch Muſiker, beides in geiſtreicher Ungebundenheit. Aufgewachſen in würdigen Verhältniſſen, findet er immer die leichtanſchmiegende Weiſe, die eben ſo weit von Stolz, Dünkel, als von kriechender Demuth entfernt iſt, und die mitten unter Schmeicheleien und Artigkeiten Achtung abfordert, indem ſie genau die Art angibt, wie er behandelt ſeyn will. Sein Antlitz iſt ſtets ſtill und bewegt, die dunkeln Augen verlieren nie ihr eigenthümliches, ſanftes Feuer, der zartgeformte Mund, die ungewöhnlich ſchönen Zähne, die Züge um Kinn und Wange behalten den Rhythmus ihrer Bewegungen, ohne je an die bedeutungsloſe, einförmige Larve eines gewöhnlichen Hofmanns auch nur von Ferne zu ſtreifen. Der Liebling der Frauen iſt er, die er trotz ſeiner ſanften Beſcheidenheit doch immer lebhaft erregt zu erhalten weiß, wenn er mit ihnen ſpricht, oder Muſik macht. Sie tragen ſich oft lange mit einem Urtheile, einem Einfalle, den er gelegentlich hingeworfen hat; doch neigt er ſich zu keiner entſchieden hin, indem er auch hier ſeine Freiheit bewahrt. Den großen Herren weicht er nicht aus, tritt ihnen jedoch auch nie in den Weg; der Prinz ſieht ihn mit gehäſſigen Augen an, weil er fürchtet ſich durch ihn von der Unterhaltung allmählich ausgeſchloſſen zu finden, indem edlere und feinere Scherze, als er ſie zu machen pflegt, Mode werden. Mich beehrt Camaro mit ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit, doch bin ich nicht ſo eitel, dieſes Vorrecht meiner Perſönlichkeit zuzuſchreiben, vielmehr ſehe ich einen Charakterzug dieſes Mannes hierin; er ſetzt ſeinen Stolz in die Zuverſicht, daß man ihn nicht erforſchen und ausmitteln könne. So viel er zeigen und geben will, damit ſoll man ſich begnügen, das Andere will er dagegen um ſo ſorgfältiger verborgen wiſſen; wer dennoch ihn da belauſcht, muß nach Umſtänden ſein erbitterter Feind oder ſein vertrauter Freund werden. Ich bin nur zufällig hinter ein kleines Geheimniß gekommen, und weiß, daß er ein junges, hübſches Mädchen in dem benachbarten Städtchen beſucht. Je weniger dieſes Verhältniß ein frivoles iſt, deſto angelegentlicher verbirgt er es vor den Augen derjenigen, mit denen er leben muß, und von denen keiner ihn hierin verſtehen möchte. Mit mir ſpricht er über dergleichen Dinge, obgleich noch widerſtrebend und ängſtlich. Dieſes iſt alſo der zweite — nicht unintereſſante Charakter —

an den ich mich gefeſſelt fühle. Du lächelſt, Arthur, doch laß mich geſtehen, daß ich in dergleichen unſchuldigen, kindiſchen Intriguen — die ernſthaften haſſe ich, wie du weißt — das Vergnügen der Geſellſchaft finde. Ich borge gerne, und bin auch gern ein Schuldner; von dem Stolze, der alles und jedes eigenſinnig von ſich abweiſt, fühle ich nichts in mir. Das Zuſammenleben, beſonders im Zwange der höhern Stände, muß durch kleine Reizmittel der Art in Regſamkeit erhalten werden. Durch die Starrheit der geſtickten Uniformen, Fächer und Roben, muß ich mir ſtets das urſprünglich menſchliche Antlitz gegenwärtig zu erhalten ſuchen, ſonſt überfällt mich in der geputzten Geſellſchaft ein entſetzliches Grauſen, und ich glaube mich in einen Kreis von Automaten eingeſchloſſen, die ihr ſtarres Uhrwerk, ihr Inneres von Holz und Eiſen, meinen treibenden Pulſen, meinen bebenden Nerven höhnend entgegenſetzen.

Einige, wahrhaft ſchauerliche Momente, die ich in der „geheimen Kammer“ der Markgräfin, wo ſie ihre Disciplinen empfängt, ausgeſtanden habe, muß ich dir beſchreiben. Denke dir, Arthur, daß dieſe Frau für jedes Lächeln, für jeden Scherz, mit dem ſie uns erfreut und in Bewunderung ſetzt, ſich immer nachher aufs ſtrengſte züchtigt! — daß ſie den weltlichen Glanz und die Würde ihres Standes, mit der ſie in ihrem Salon aufzutreten genöthigt iſt, eine Stunde ſpäter im härenen Kittel wieder abbüßt! — Wie theuer erkaufen wir das Lächeln dieſer noch immer ſchönen Augen.

Himmel, welch eine fürchterliche Kammer iſt das dunkle Cabinet nahe an der Capelle, die ſie ſelbſt gegründet hat. Noch ſtehen mir die finſtern Mauern vor Augen, geſchmückt mit Geißelſtöcken, Zuchtwerkzeugen aller Art; eine infernaliſche Toilette, alles bietend, was die Hölle an Marterwerkzeugen, mit entſetzlichem Luxus erſonnen, aufgehäuft hat. Schrecken, von denen ich nie geträumt, zeigt dieſer kaum zwölf Schritte lange und breite Raum. Der Prinz, der in ſeiner Verwegenheit alles möglich macht, hatte mich in dieſes Heiligthum geführt, während die Markgräfin mit der Prinzeſſin auf wenige Tage verreiſ't war.

Komm', ich führe dich hinein. Aus deinem freundlichen Zimmer, mit der Ausſicht auf das klare, ſpiegelhelle Meer, tretend, ſchauderſt du zurück, da dir katholiſche Grabluft entgegenweht und alle Geſpenſter melancholiſchen Wahnſinns dir ihre blaſſen, fiebernden Züge entgegenſtrecken. Ja Freund, nur Wahnſinn kann dieſe Peinigungen erſinnen. In den erſten Jahrhunderten, da es eine widerſpenſtige, keck ſich auflehnende Materie zu überwinden gab, da mußte der Stachel der Geißel die dumpfe Seele wecken, indem er heftig an ihren Kerker ſchlug; doch jetzt ſind die körperlichen Schmerzen ſchon längſt in geiſtige überſetzt worden, und dennoch führen uns unſere Jeſuiten wieder dahin zurück, und man folgt ihnen.

Jn

Jn das Cabinet, das ich dir beſchreiben will, führt der Eingang durch die Gemächer der Fürſtin, ein anderer — und durch den gelangten wir hinein — geht durch die Capelle. Ein paar Stufen leiten hinab, gegenüber an der Wand erhebt ſich aus kunſtlos aufgeführten Steinen, ohne Teppich und Zierrath, ein Altar, vor dieſem ein Betpult, das mit grobem ſchwarzem Tuch bekleidet iſt, und dieſes trägt überall Blutſpuren. Ein koloſſales Crucifix nimmt die ganze Wand ein und breitet ſeine blaſſen Leichenarme durch die Dämmerung. An der Wand zur Seite ſteht ein Beichtſtuhl, ihm gegenüber iſt ein Lager aus Binſen bereitet, wie es ſich wohl in der Zelle der Anachoreten der Thebaiſchen Wüſten finden mag, auf einem Steine ein Waſſerkrug und trockenes Brod. Jch ſtand und ſah mich zagend um in dieſem Orte des Schreckens. Der Prinz ergriff eine der Geißeln, und indem er ſie ſchwang, ſagte er zu mir: würden Sie wohl jemals im Stande ſeyn, ein Geſchöpf, das Sie liebten, mit dieſem Werkzeug zu verwunden? — Er wollte weiter ſprechen, ich rief ihm aber mit Heftigkeit zu: halten Sie ein, ſelbſt ein Scherz der Art iſt verwundend — kommen Sie, laſſen Sie uns dieſen unheimlichen Ort verlaſſen, ich ſehne mich nach Sonnenglanz und dem Rauſchen der Bäume draußen. Er rief mich zurück, ihm machte der Einfall, den er eben ausgeſprochen, zu viel Freude, um ihn ſogleich wieder aufzugeben; nach Art der minder begabten Geiſter, hielt er feſt an dem einmal gefundenen und bemühte ſich es nach ſeiner Weiſe weiter auszuführen. Eine Geißel nach der andern mußte von der Wand herab, er prüfte ihre Schwere, die Zahl der Knoten in den hänfenen Schnüren, zuletzt mußte ihm der Pförtner, den er zu ſeinem Dienſte beſtochen hatte und der zitternd gehorchte, in Erwartung der Sacriſtan oder einer der Patres könne den Beſuch im Heiligthum erfahren, eine ſchwere und wie es ſchien lange nicht gebrauchte Geißel von oben herabreichen. Sie beſtand aus einem ſtarken Seil, aus welchem unzählige Nadelſpitzen hervorſahen. Dieſes Werkzeug, das Schauder und Unwillen erregte, kam dem Prinzen am gelegenſten; ohne ſich umzuſchauen, ſchwang er es unvorſichtig, und ich, der nicht weit hinter ihm ſtand, fühlte in dem Moment einen empfindlichen Schmerz an der Stirn; das äußerſte Ende der Geißel hatte mich getroffen, und mein Taſchentuch, das ich anlegte, färbten blutige Spuren. Der Prinz und der Pförtner ſprangen herzu, der erſtere warf ſich mir entſetzt um den Hals und rief: um Gottes willen, habe ich Ihnen das Auge ausgeſchlagen? Ich beruhigte ihn, und er war leicht getröſtet, als er ſah, daß das angerichtete Unheil nicht ſo bedeutend war, als er gefürchtet hatte. Tröſten Sie ſich, rief er mir zu, indem er mich unterm Arm faßte und ſich anſchickte das unheimliche Cabinet zu verlaſſen, wir machen den Damen weiß, daß ſie mit dem Pferde geſtürzt ſind. Der Pförtner ſchloß ängſtlich und vor ſich hinmurmelnd die geweihte Pforte wieder zu.

Als ich auf meinem Zimmer den Spiegel zu Rathe zog, fand ich eine tüchtige Schmarre, die vom linken Auge die Stirn herüber ſich rechts an dem Schlafe verlor, die Blutſpuren waren bald getilgt, doch blieben Röthe und Verletzung ſichtbar. — Auf eine ſo ſeltſame Weiſe gezeichnet, ſollte ich den Vorwitz büßen, hinter den Schleier gelauſcht zu haben, der mir bis jetzt gütig ein Nachtſtück verborgen hatte. Ich eilte in die friſche Landſchaft hinaus, um das finſtere Bild zu verſcheuchen, das mir geblieben war.

Halte einmal, Arthur, jene Kammer des Frühlings, von der ich dir geſchrieben, und dieſe Folterkammer des Menſchen zuſammen — iſt dieſes nicht ein ſchneidender Contraſt? — Dort nichts als ewig glühende Liebe — hier kalter, ſpitziger, ängſtlicher Tod! — Freilich auch dort geht aus Vernichtung und Schmerzen das Leben hervor — doch, o wie ſüß ſchläft die Blume ein, das Haupt an die Nachbarblüthe geneigt — auch ſie gibt ihr Daſeyn dahin, und mit bitterm Kampfe gehen alle die glänzenden Erſcheinungen unter, die wir die Erde ſchmücken ſehen; doch wo iſt da Verzerrung? Weßhalb hat ſich der Menſch allein dieſe fürchterliche Coquetterie mit dem Tode vorbehalten? Wehe dem Elenden, der alle Gänge durchkriechen muß, die unter der Blumendecke des Frühlings durch die Aſche von Jahrhunderten führen! —

Doch jetzt, da ich mit der Hand an die Stirne fahre, ſchaudere ich zuſammen. Hat mich nicht der finſtere Geiſt gezeichnet? angemerkt als einen, den er ſich auserleſen? —

Die Gräfin St. Cyr iſt Braut; — heute hat ſie es mir ſelbſt im Verlauf eines gleichgültigen Geſpräches geſtanden. Ihr Verlobter iſt in Wien, wo er einen diplomatiſchen Poſten nachſucht. Er iſt einige Jahre älter als ſie, und mit wenigen geiſtreichen Strichen entwarf ſie mir ſein Portrait. Ich fürchte, ſagte ſie mir eines Abends, wir werden ſchlecht zu einander paſſen, er verdient eine beſſere Frau als mich — er wird ſeine Rechnung nicht finden, und ich werde mich betrüben, wenn er wiederum für die kleinen guten Eigenſchaften, die ich etwa beſitze, kein Auge zeigt. Er iſt eben auch einer von denen, die ſich mit uns nicht viel Mühe geben wollen, die zufrieden ſind, wenn ſie im Allgemeinen unſerer Liebe und Achtung verſichert ſind und nicht fühlen wollen, daß wir Frauen, mehr oder minder, Kleinigkeitskrämerinnen ſind. Zum Beiſpiel gab es gleich einen Krieg zwiſchen uns, als er einmal in mein Zimmer eingedrungen, ein geſchriebenes Heft bemerkte, in das ich Tagesbemerkungen eingetragen hatte. Sie ſchreiben! rief er, und zwar an einem Tagebuche; als ich's bejahte, ſah er mich zärtlich an und ſagte: was können Sie zu ſchreiben haben? — Viel, ſehr viel, erwiederte ich mit wichtigem Tone, um ihn zu ſtrafen — alle meine Erfahrungen. Und was können Sie erfahren? — rief er. Das war zu viel; nun mußte er hören, daß es in der Welt noch andere und intereſſantere Dinge gäbe, als Friedenstractate und diplomatiſche Federkünſte. Dieſe unartige Stichelei brachte ihn wieder völlig unter meine Fahne;

er ſchalt ſich, beſchwor aufrichtige Buße und bat, ihn in Gnaden anzunehmen. Ich verzieh ihm und mußte nun in der nächſten Minute auf einen ähnlichen Ausfall mich gefaßt halten.

So ſprach ſie eine Zeit lang fort, und meine Erwiederungen fielen ziemlich ungeſchickt aus, denn ich hatte genug zu thun, ihr in das ſchöne, belebte Auge zu ſehen; endlich ließ ſie mich ſtehen, um ihren Platz an einem Spieltiſche einzunehmen. Das Schloß fängt jetzt an ſich immer mehr zu füllen, man ſieht von allen Seiten fremde Geſichter herbeikommen. Mich verdrießt das; ich war ſchon ſo friedlich eingewohnt, jetzt ſtrömen die neuen geputzten Geſtalten hinzu, und verderben mir alles, ſelbſt die wunderſchöne Natur umher, den ſtillen See, die tiefbedeckten Laubgänge, meinen Pavillon, wo ich das Erwachen des Frühlings belauſchte — alles wird jetzt durchlärmt und durchrauſcht, überall hört man Fächer klappern und franzöſiſche Phraſen ſchwirren. Galathee, die Gräfin, ich werde ſie dir jetzt immer ſo nennen, ſieht mich manchesmal von der Seite an, im Vorübergehen; ſie ſagt nichts, allein ſie verſteht mich. Leicht und ſiegreich durchirrt ſie die verwirrten Gruppen, alle ſuchen ſie, und immer iſt ſie beſchäftigt. Am liebſten ſehe ich ſie am Spieltiſch gefeſſelt, denn dann bleiben ihre Augen frei, ſie läßt ſie über die Karten, die ſie verachtet, herumgehen, und oft trafen ſie auch mich, wenn ich ihr gegenüber meinen Platz ſuchte.

Der Prinz hat ſein Mährchen mit dem Pferdeſturz vorgebracht, und that ſich auf die Art, wie er ſeine Erfindung ausſchmückte, nicht wenig zu Gute. Man bedauerte mich, die Frauen ſchienen jedoch ungläubig, und die Prinzeſſin behauptete gerade heraus, es habe mit der Narbe eine andere Bewandtniß.

Während der gegenwärtigen Feſtlichkeiten und der Zubereitungen zu den noch kommenden hat der alte Fürſt ein für allemal auf einige Stunden Beſchlag auf meine Perſon gelegt. Er erzählt mir in Abſätzen ſeine ganze Lebensgeſchichte, und mir ſchwindelt oft über die Tollheiten, die dieſer ſeltſame Mann ausgeübt hat, und über die er ſich weiter kein Gewiſſen macht. Gelegentlich theile ich dir wohl manches mit. Für jetzt beſchäftigen mich tauſend Kleinigkeiten. Ich werde von den Frauen hie und da um Rath gefragt, es ſcheint, daß Camaro, ſeines Amtes überdrüſſig, es mir gutwillig und ſtillſchweigend abgetreten hat. Ein Theil des Gartens iſt zur Darſtellung eines ländlichen Ballets eingerichtet worden: man hat den Boden mit Brettern verſehen, zwei chineſiſche Häuschen an beiden Seiten bilden die natürlichen Gränzen der Bühne. Der prachtvolle Springbrunnen mit der Gruppe des Neptuns gibt die Decoration des Hintergrundes, ſymmetriſch laufen die Baumgänge nach allen Seiten aus, indem ſie dem Auge gefällige Proſpecte geben. Am Abend wird das Schauſpiel beginnen, die ſinkende Sonne ſoll noch das Ihrige thun, in der Nacht eine glänzend bunte Beleuchtung nach und nach ſich geſtalten, und mit großen Effecten endigen. Die ziemlich barocke Pantomime hat der Prinz mit dem Balletmeiſter erſonnen, und beide ſind nicht wenig ſtolz auf ihre Erfindungen. Es ſoll das Ganze „die Liebe in China“ vorſtellen, und das abenteuerlichſte Gemiſch alberner und grotesker Masken treibt ſich dabei durcheinander. Da die Prinzeſſin und ihre Damen ſeit einigen Tagen von nichts Anderm ſprechen, ſo ſind auch mir die chineſiſchen Ideen ganz geläufig geworden; alle meine Träume und Gedanken ſetzen unwillkürlich die ſpitzige alberne Mütze auf, ich fühle mein Haar in einem einzigen langen Schopfe auf dem Scheitel zuſammenwachſen, und während ein dünner bis an den Gürtel herabſchießender Bart meine Lippe ſchmückt, bäumen ſich unten die Spitzen meiner Schuhe in unförmigen Schnäbeln empor. Dann muß ich zu den Anordnungen meinen Rath geben und meine Phantaſie zermartern, um tolle Sprünge und Figuren zu erſinnen.

Während ich mit den jungen Damen mich herumſtritt, winkte mich die Markgräfin bei Seite und ging mit mir den Baumgang hinauf. Nach einigen gleichgültigen Worten ſagte ſie: welchen Eindruck hat auf Sie die Pönitenz-Clauſe gemacht? Ich erſchrack, wie du dir denken kannſt, wollte mich ſtellen, als wüßte ich nicht, wovon die Rede ſey, doch die klaren Augen der geiſtreichen Frau ruhten mit durchdringendem Ernſte auf mir. Ich weiß alles, ſagte ſie, antworten Sie auf meine Frage. Während wir nun den Gang auf und ab ſchritten, brachte ich Einiges vor, ich weiß es ſelbſt nicht mehr im Zuſammenhange, genug, es war zum Beſten der Reflexion, des kalten Urtheils und zum Nachtheil der Schwärmerei geſagt. Sie hörte mich ruhig an und ſprach dann ernſt und lange. Von allen ihren Worten habe ich nur behalten, daß ſie ſich mühte zu beweiſen, daß wenn der Körper unſrer Seele Genüſſe verſchaffe, er ihr auch Nachdenken und heilſame Schmerzen zuführen könne. Als ſie das Geſpräch endigte, legte ſie mir mit bedeutendem Tone ans Herz, daß mir ein Vertrauen zu Theil geworden, mit dem ſie nicht freigebig zu ſeyn pflege. Ich dankte ihr und erklärte, daß ich ihre Herablaſſung und Güte anzuerkennen wiſſe. Sie fragte mich jetzt über einige meiner frühern Schickſale, und ich fand, daß ſie von Vielem ſchon unterrichtet war, daß ſie hier und da mit ſcharſem Auge richtig und klar geſehen; deſto ſchmerzlicher fühlte ich in manchen Gegenſtänden, die ſie mir vorführte, ihre vorſätzliche Verblendung. Zuletzt legte ſie die Hand mit dem Fächer auf meine Schulter und ſah mich eine lange Zeit an, ohne etwas zu ſagen. In dem Moment zeigte ſich am Ende des Baumganges der Beichtvater; ſie trat zurück und jenem einige Schritte entgegen. Ich entfernte mich, und als ich weit genug war und umſchaute, ſah ich die hohe Frau noch da ſtehen und eifrig mit ihrem Begleiter ſprechen; es war mir, als zeigte ſie eben nach mir hin.

Sollteſt du glauben, Arthur, daß die Poſſe: „die Liebe in China,“ mich zu einem ziemlich ernſthaften Geſpräche mit Galatheen und der Prinzeſſin über Liebe gebracht hat. Ich muß dir nun ſchon kurz den Inhalt der Poſſe erzählen.

Pantalon iſt dießmal ein Chineſe von altem Schrot und Korn, er glaubt feſt an das, woran ſeine Väter geglaubt haben, und läßt ſich von dem kein Jota rauben. Das himmliſche Reich hat an ihm einen orthodoxen Bürger, und der treffliche Alte würde ſich eher den Untergang der Erde nahe denken, als daß er an die Möglichkeit einer Zeit glaubte, wo es in China keine Häuſerchen von lackirter Pappe mehr gibt, wo keine Glockenſpiele und Drachen exiſtiren, eine Zeit, wo in China der Kaiſer ſich nicht mehr den Herrn der Erde dünkt, und wo es keine Baſtonnaden mehr gibt. Er kleidet ſich auch noch ſtreng nach dem Muſter, wie ſich ſeine Väter vor tauſend Jahren kleideten; die ſpitzige Mütze ſitzt genau ſo auf dem kahlen Scheitel, wie ſie bei jenen ſaß; die Drachen auf dem Staatskleide haben um keines Haares Breite kürzere Schwänze, und er trinkt gerade die Anzahl Taſſen Thee, die nach urkundlichen genauen Nachrichten vor tauſend Jahren zurück die ſehr ehrwürdigen Väter Tſchi-Tſchu-Tſchi zu ſich zu nehmen pflegten. Zum Unglück hat dieſer Altgläubige an Colombinen eine äußerſt leichtfertige Tochter. Sie iſt niedlich, ein entzückend ſüßes chineſiſches Püppchen. Kein Mädchen im himmliſchen Reich trägt ſo glatt wie ſie das blauſchwarze glänzende Haar hinaufgekämmt, keine Schöne in ganz Peking und Nanking zuſammengenommen, hat ſo ſchmachtend gezogene Augen, aber keiner ſchlägt auch ein ſo verrätheriſches Herz im Buſen. Sie brütet über wahnſinnige Neuerungen, ſie will nichts Geringeres als „die freie Liebe“ in China einführen. Sie plaudert ſo niedlich über die Rechte des Herzens, über Freiheit und Gleichheit, ſie ſchwärmt mit ſo ſüßer Stimme in ganz neuen Weiſen, und lehnt ſich endlich entſchloſſen gegen alle Bambus-Baſtonnaden auf, ſo daß die weiſen Mütter und Baſen des Harems entſetzt die rechtgläubig ergrauten Häupter ſchütteln und einmal über das andere die Theetaſſen von den ſchon geſpitzten Lippen ſetzen. Hat man wohl jemals dergleichen gehört? — Wann wurden dieſe Behauptungen jemals ausgeſprochen im himmliſchen Reiche? So rufen ſie ſich einander zu, und ihr welker Buſen erfaßt ein Grauen, und ihre Geſichtsfarbe wird noch um Vieles ähnlicher einer reifen Orange. Die alten Prieſterinnen des Bambus wiſſen ſich nicht zu rathen, immer toller ſchwärmt das Köpfchen der kleinen Kio, immer dichter ſprudeln gefährliche Ketzereien über ihre Korallenlippen; endlich entſchließen ſich die Alten, dem edlen Pantalon alles zu entdecken. Den würdigen Enkel Tſchi-Tſchu-Tſchi's erfüllt dieſe Novelle mit Zorn und Schmerz; aber wie wird ihm, als mit der Zeit ſich kund gibt, daß jene verbrecheriſchen Ideen im Köpfchen der ſchönen Kio keineswegs ihr Eigenthum ſind, daß ein leichtfertiger hübſcher Fremdling Gelegenheit gefunden hat, durch eine übel verwahrte Lücke der chineſiſchen Mauer einzudringen und Kio's Herz zu erobern, es mit ketzeriſchem Gräuel zu füllen. Jetzt gehen die Verfolgungen an; eine ganze Armee mit Bambusſtöcken ſetzt ſich in Bewegung, Mädchen und Frauen ſchließen ſich an, Kinder taumeln voran — der Staat iſt in Gefahr, und von tauſend lackirten Thürmchen herab wird geklingelt. Aber trotz dieſer drohenden Armee weiß ſich Arlechino mit einem paar gewandten Sprüngen immer wieder zu retten. Seine Liebſchaft in China iſt eine ſeiner unbequemſten, aber er weiß auch hier zu ſiegen; freilich wird es ihm ſchwer gemacht; der alte Pantalon bietet alles auf, die orthodoxen ſpitzigen Hüte in Aufruhr zu bringen, und da das nicht ſchnell genug gehen will, entſchließt ſich der alte Narr, die Tochter nur recht eilig zu verheirathen. Und wer ſollte hier wohl der Würdigſte ſeyn? wer anders als der edle Doctor Gratiano, der Stolz der chineſiſchen Gelehrten, ein Mann, der die Genealogie des Regentenſtammes vom Kaiſer Hung-Kian-li, der bekanntlich ſchon tauſend Jahre vor Adam Beherrſcher der ganzen Erde war, bis auf den gegenwärtigen Scepterträger am Schnürchen herzählen kann, ein Mann, der alles weiß, deſſen groſe Papagaiennaſe überall hingeſpürt, deſſen gläſerne Augen alles betrachtet haben, ein Mann, der einen ſchwarzen Bart hat, ſo glatt und jedes Härchen geordnet, als wenn es mit chineſiſcher Tuſche auf die gelbe Pergamentwange gemalt wäre, endlich ein Mann, der zu allem tauglich iſt, nur nicht zum Gemahl der kleinen Kio. Sie verſteht es, ihn auch bald wieder los zu werden, um mit ihrem geliebten Arlechino zu entfliehen. Gratiano, der die Sterne beobachtet auf dem höchſten Glockenthurm von Nanking, weiß von der Flucht des Pärchens natürlich nichts, aufmerkſamer ſind Tſchi-Tſchu-Tſchi und die alten Prieſterinnen des Bambus, ſie ſetzen den Flüchtlingen alsbald nach, und da es unterdeſſen Nacht geworden, ſieht man von allen Seiten, von oben aus dem Gebirge, von unten aus den Thälern ganze Schaaren mit bunten Laternen herbeikommen; die Bühne iſt nach Verlauf weniger Minuten ein flimmernder beweglicher Teppich, der durch die veränderten Gruppen der Suchenden immer neue Figuren annimmt, bald einen Stern, bald eine flammende Roſe bildet, jetzt flattern die Lichter in ſchneller Flucht wie Schmetterlinge über ein Blumenbeet dahin, man erblickt ſie hoch in den Bäumen, nun wieder leuchten ſie in das Becken des Springbrunnens hinab — nirgends iſt das flüchtige Paar zu entdecken. Da kichert ein leiſes Stimmchen; unter einem großen Pilze ſitzt geduckt Kio mit ihrem Geliebten; ſie weiß ſich nicht zu laſſen vor Muthwillen und Schadenfreude, daß keiner der langweiligen Spitzhüte ſie zu finden verſieht. Allein die Gefahr wächſ't, und es ſähe am Ende doch mißlich mit den Verliebten aus, wenn nicht plötzlich Arlechino's zurückgebliebene Gefährten ihm zu Hülfe kämen. Es entwickelt ſich ein hitziges Gefecht, die Chineſen werden beſiegt, und auf einem Triumphſeſſel, dem die bunten Lampen der Ueberwundenen zum beweglichen Schmucke dienen, laſſen ſich Kio und ihr Geliebter ſiegreich über die Bühne tragen. Ein buntes phantaſtiſches Ballet beſchließt das Ganze.

Dieſes iſt die Compoſition, über die der Prinz als Erfinder ſich tauſend Schmeicheleien ſagen läßt. Er wohnt gewiſſenhaft den Uebungen der Tänzer bei, ordnet an, verändert und fordert alle Welt auf, an den Zubereitungen Theil zu nehmen. Sein Adjutant und immerwährender Begleiter hat, um ſich gefällig zu bezeigen, die ſeltſamſten chineſiſchen Namen zuſammengetragen. Eines Nachmittags fand ich die Geſellſchaft um einen mit Abbildungen und Büchern bedeckten Tiſch verſammelt; der Prinz rief mir ſchon aus der Ferne lebhaft entgegen und forderte mich auf, an dem Geſpräche ſo wie an den Debatten Theil zu nehmen; als ich mich eben mit Mühe frei gemacht hatte, ſah ich aus der Seitenthür Galatheen eintreten; ihr folgte die Putzmacherin, die zwei neue Maskenanzüge brachte. Der Prinz bemerkte kaum die letztern, als er die Damen zwingen wollte ſie anzulegen; — es entſtand Streit, Galathee erklärte ſich, von einem Winke der alten Oberhofmeiſterin unterſtützt, auf das beſtimmteſte gegen dieſen Scherz, die Prinzeſſin zeigte Luſt darauf einzugehn; mittlerweile, als man noch hin und her ſprach, hatte ſich eine junge Dame entfernt, und erſchien nun plötzlich im chineſiſchen Coſtume zum Erſtaunen und zur Ueberraſchung Aller. Es iſt eine junge, hübſche, lebhafte Frau, die erſt vor Kurzem dem Begleiter des Prinzen, der um viele Jahre älter iſt als ſie, vermählt worden iſt. Mit Muthwillen in den dunkeln Augen, ſpottete ſie der finſtern Seitenblicke der Oberhofmeiſterin; es war ihr völlig genügend, daß ſie in ihrer wunderlichen Tracht den Männern gefiel, und unter dieſen dem Prinzen beſonders, der ſie mit Enthuſiasmus und unter Beifallsklatſchen zum Spiegel führte. Ein paar junge Herren mußten nun ſogleich auch in die bunten Kleider fahren, und als der Prinz eine Anzahl Puppen beiſammen hatte, ruhte er nicht eher, als bis man auch für ihn einen drachenbemalten Talar herbeibrachte. Jetzt zog der Schwarm mit Lärm und Gelächter im Saale herum, blieb vor jedem Spiegel ſtehen, verſuchte in poſſenhaften und pathetiſchen Stellungen einer den andern zu übertreffen, und dabei klingelte Jeder mit ſeinem ſpitzigen Glockenthürmchen. Camaro, der mit der Oberhofmeiſterin, Galatheen und mir am Tiſch geblieben war, ſagte: Wie hat man doch ſchon über die Chineſen geſpottet, und wie ſehr thut man dieſem

Volke Unrecht, wenn man es geradehin, wie es ſo oft geſchieht, für eine Maſſe dumpfer Sklaven und eingebildeter Egoiſten erklärt. Es iſt das gewöhnliche Loos derjenigen Menſchen, die ſich zurückziehen, in der Einſamkeit leben, ſich von den herrſchenden Gewohnheiten und Anſichten ihrer Zeit abſondern, von der Menge als thörichte Sonderlinge verſpottet zu werden; hier ſehen wir nun ein ganzes Volk dieſem einſeitigen Urtheil unterliegen. Es exiſtirt Jahrtauſende hindurch auf ſeine Weiſe, in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit ſchließt es die Thore ſeiner Städte jedem Fremdlinge und zieht um ſein Land eine hohe Mauer, um recht deutlich zu zeigen, wie wenig ihm am Verkehr mit ſeinen Nachbarn gelegen iſt. Muß man nicht ein reges Intereſſe für die Seltſamen faſſen? iſt es nicht, als wäre die ganze Nation ein Volk Philoſophen, die die Welt und Menſchen genugſam kennen, um zu wiſſen, wie wenig man ſich von ihrem Umgange verſprechen dürfe? Ich muß geſtehen, alles was ſeit früher Jugend von dieſem ſonderbaren Lande mir erzählt worden, hat meine Phantaſie aufs lebhafteſte angeſprochen. Welch ein lächerlicher Dünkel von uns, daß wir auf dieſes Volk gleichwie auf Unmündige niederſehen; gewiß, es modern in ihren Archiven, die ſeit Tauſenden von Jahren angehäuft worden, die köſtlichſten Erfindungen, mit denen wir als unſer Eigenthum prahlen, und die ſie längſt als unzulänglich wieder vergeſſen haben.

Sie haben völlig Recht, nahm die Oberhofmeiſterin das Wort, es modern bei ihnen alle Dinge. Was hilft ihnen bei ihrer egoiſtiſchen Beſchränktheit die Maſſe von Erfindungen, aus denen ſie weder für die Wiſſenſchaft noch für das öffentliche Leben Nutzen zu ziehen wiſſen.

Wir dürfen dieſes nicht ſo geradezu behaupten, entgegnete Camaro; kennen wir ſie denn ſchon hinlänglich? Erſt in neuerer Zeit iſt es unſern wiederholten Beſtrebungen gelungen, den Starrſinn dieſer Sonderlinge zu bezwingen, wir haben uns bei der Gelegenheit den erniedrigendſten Beſchimpfungen ausſetzen müſſen, die ihr Stolz uns auferlegte, und dennoch haben ſie uns nur die äußere Schale ihres Staats- und bürgerlichen Lebens ſehen laſſen.

Und dieſe iſt völlig genügend, bemerkte Galathee, um jene Selbſtlinge von Herzen zu verachten. Ich habe irgendwo einmal einen Coder ihrer Strafen durchblättert und mit Schrecken bemerkt, daß vom niedrigen Karrenſchieber bis zum erſten Miniſter alle mit dem Stocke beſtraft werden können. Iſt auch nur dieſe einzige Anſchuldigung gegründet, ſo erſcheinen dieſe Elenden wahrhaft verabſcheuungswürdig. Wie ganz anders zeigt ſich ein Volk, das ebenfalls ein hohes Alterthum aufzuweiſen hat, die Araber! Dieſen kühnen und edlen Naturen darf ſich die Seele in Begeiſterung hingeben, ihre Geſchichte iſt eine ſchimmernde Folge von Heldenthaten und feurigen Prophetengeſängen, ſie ſind ſinnlich geſund und zugleich

gleich tiefſinnig gelehrt, und ihre Poeſie! — Nun, im himmliſchen Reich iſt wohl zum Glück niemand auf den Gedanken verfallen, Poet ſeyn zu wollen.

Was wir von chineſiſcher Poeſie wiſſen, rief Camaro, iſt leider wenig, aber dieſes Wenige liefert Proben ſeltener Zartheit und Schärfe des Auffaſſungsvermögens. Ein Volk, das ſich zur Zeit der blühenden Bäume zu Schaaren in einem Garten verſammelt, wie zu einem Feſte, wo einzelne Gruppen ſich dann um einen Baum herum niederlaſſen, und jeder im Anſchauen der herrlichen Blüthe verſinkt, endlich den Pinſel ergreift und auf einem zierlichen Blättchen Seidenpapier die tiefſinnigſten und zarteſten Bilder und Gedanken über die Pfirſichblüthe hinſchreibt — ein ſolches Volk hat gewiß auch Auge und Sinn für Malerei der Leidenſchaften und Schilderung der eigenthümlichſten Gefühle des Herzens. Wendet ein chineſiſcher Liebhaber ſchon einen ſo großen Aufwand von poetiſcher Anſchauung auf eine Pfirſichblüthe, wie viel mehr noch wird er aus den Augen ſeiner Geliebten zu entziffern wiſſen, und gewiß findet er da die artigſten Vergleiche, die unſerm abendländiſchen Witze, unſerer durch ſo viele fremde Einmiſchungen charakterlos gewordenen Poeſie nicht mehr in den Sinn kommen.

Was kann er ſagen? rief Galathee lebhaft; höchſtens vergleicht er die ſchiefen Augen ſeiner Schönen an Schwärze mit ſeiner ſchwarzen Tuſche, die abgeſchmackt verkrüppelten Füßchen mit Rehhufen, dann iſt er aber auch gewiß am Ende. — Nein, lieber will ich mich den roheſten Stämmen Merico's anſchließen, als dieſen altklugen übelgebildeten Deſpoten.

Sie wollte noch Einiges hinzufügen, als ſich ein ungewöhnlich lautes Lachen im Saale erhob; alle Blicke ſahen hin, es zeigte ſich auf dem Sopha eine unförmliche Geſtalt thronend und mit dem dicken Kopfe wackelnd. Es war der Adjutant, der zur Pagode umgeſchaffen worden war; ſeine lebhafte Frau kreiſ'te um ihn herum, und wußte immer einen neuen ſeltſamen Schnörkel am Putze zuzufügen, die andern lachten und klatſchten Beifall.

O Arthur, welch ein himmliſcher Abend iſt mir zu Theil geworden! — der Mond goß ſein Licht auf den Springbrunnen, er plätſcherte durch die Stille, die üppigen Pflanzen hauchten balſamiſche Düfte, und angelehnt am Marmor der Einfaſſung ſtand ich gelehnt mit Galatheen, und ein inniges bedeutſames Geſpräch verknüpfte wunderbar unſere Seelen. Noch weiß ich nicht, wie ſich alles ſo getroffen und geordnet hatte, vielleicht trug die Verwirrung der durcheinander fluthenden Geſellſchaft dazu bei, ſo wie der Lärm, den die Komödie zurückgelaſſen. denn durch den ganzen Park flogen aufgelöſ'te Gruppen. Aus allen dieſen mußten wir beide gerade uns zuſammenfinden. Ich ſehe ſie noch vor mir: ein weißer Atlas floß in ſchweren Falten um ihren ſtolzen Wuchs, eine ſchwarze Spitzeneinfaſſung wölbte ſich um die blühenden Formen des ſchönſten Halſes und Buſens. Die weiche Luft, gekühlt durch den Kuß der ſpielenden Waſſer, wehte um ihre Wangen und wiegte die glänzend weißen Federn auf ihrem Haupte. Sie ſtand mir ruhig und in ihrer ſichern Anmuth lächelnd gegenüber, indeß ich ihr von meinen Reiſen, von meiner Unzufriedenheit, meinen Grillen, meinen tauſend Wünſchen und Hoffnungen ein buntes zerriſſenes Gemiſche vorſprach. Ich Thor, da hab' ich ſie wohl nicht einmal zu Worte kommen laſſen, denn wäre das geſchehen, mit wenig Mühe hätte ſie mich getröſtet oder zurecht gewieſen — ſo aber mochte ſie ſich heimlich über mich als über einen Unklaren, Verwirrten beſchweren. — Welch ein peinliches Gefühl iſt dieſe Ueberlegenheit eines ſchönen edlen Weibes, wie fühlen wir bei jedem Blicke, daß unſer Selbſt gegen die klare Ruhe das innige tiefe Genügen einer ſolchen Seele nicht beſtehen kann. Ich ſuchte nach Worten, nach Gemälden, die ſie zu bewegen im Stande wären, allein je eifriger ich ſtrebte, deſto weniger genügte ich mir ſelbſt, deſto ſeltſamer, unklarer muß ich ihr erſchienen ſeyn. Nenne ſie darum nicht kalt; Galathee empfindet, doch ihre Empfindung iſt nicht die Sklavin des Moments — nur wirklich Großes vermag ſie hinzureißen, gewohnte Motive der Eitelkeit durchſchaut ſie. Oft brenne ich vor Verlangen, ihrer ruhigen Sicherheit eine ganze empörte Welt entgegenzuſchleudern — aber würde ſie dann nicht des Schwärmers lächeln und ſich verachtend von ihm wenden? — Wer es nur verſtände in dieſe Seele zu dringen, — ich verſtehe es nicht; dieſes iſt mir an jenem Abende zum klaren Bewußtſeyn geworden.

Als ſie ſich entfernt hatte, und ich einſam zurückgeblieben war, bemerkte ich auf einer Bank ein Papier ſchimmern, es entfaltend zeigte ſich mir ein ſeltſames Geheimniß. Es enthielt eine Einladung zu einer vertrauten Unterredung; der Ort war nicht genannt, ſtatt deſſen ziemlich ungeſchickt eines der chineſiſchen Häuschen hingezeichnet; eben ſo ſpreizte ſich unten, wo der Name ſtehen ſollte, ein langbeiniger Chineſe. Alſo der beliebte Spaß. An der Handſchrift, ſo ſehr ich mir Mühe gab, ließ ſich der Schreiber nic[illegible]rkennen; ein flüchtiger Gedanke fuhr mir durch [illegible]opf, als könne Galathee das Papier verloren haben. Gleich darauf lächelte ich über dieſe Einbildungen. Hatten nicht eine Menge Perſonen den Park, und gerade die Stelle, wo wir ſtanden, an dieſem Abende durchſchwärmt, wie manche leichtfertige Schauſpielerin oder Tänzerin war hier vorübergeſchlüpft; ſelbſt Galathee war in Geſellſchaft mehrerer Freundinnen gekommen. Gewiß, im ganzen Bezirk des Schloſſes und Gartens waren alle andern Anweſenden eher geeignet, ein

Brieſchen der Art zu verlieren, als gerade ſie. Ich ſteckte es zu mir und kehrte ins Schloß zurück.

Mitten unter den bunten lärmenden Späßen, die der Prinz und die Seinigen aufbringen, entſchloſſen ſich die Beſſergeſinnten, zu denen ich mich auch zähle, eine Ausflucht in das reizende Murgthal zu unternehmen. Leider zogen wir in dieſe ſchönen Thäler mit dem ganzen Gepränge des Hofes; ein Nachbarfürſt war der Markgräfin entgegengekommen, und dieſe ließ ſich's nicht nehmen, in ihrem Lande die gaſtfreundſchaftlichen Ehren zu erweiſen, und ſo tönte wieder das Geklapper der Degen und Fächer; dagegen rauſchte oft ſo mächtig das tiefe gewaltige Naturleben daher, daß in dieſem Contraſte wieder ein eigener Genuß lag. Im Kloſter Lichtenthal erwartete uns ein glänzend angeordnetes Nachtmahl. Dieſes Kloſter, das reichbegabteſte in der Gegend, ſowohl durch Spenden der Menſchen als der Natur, iſt eine anſehnliche Stiftung der Fürſten dieſes Landes. Mehrere Prinzeſſinnen nahmen hier den Schleier, andere ließen ſich die Aebtinnenwürde ertheilen und führten hier den Krummſtab über ein ſchönes Plätzchen Erde. Die kleine, aber reich verzierte Capelle birgt in ihrer düſtern farbendämmernden Nacht viele Fürſtenherzen dieſes Landes; die Markgräfin hat ſich auch ihren Platz ausgeſucht, und während wir andere luſtwandelten und ſcherzten, lag ſie im Gebet an ihrem künftigen Grabe. Ihre Stimmung, als ſie wieder erſchien, war mild und feierlich; ich hörte ſie mit dem Fürſten über das Schickſal ihrer Kinder ſprechen; faſt vertraulich tauſchten dieſe beiden Mitgebornen ihre Empfindungen über ihre Jugendzeit aus; beide der Stätte ihres Grabes nahe, ſahen ſie auf die ſchöne Gegend zurück, auf der ein warmer weicher Sonnenglanz lag. Galathee hatte eine Verwandte, mit der ſie ſich angelegentlich durch das Sprachgitter unterhielt; die blühende Weltdame mit der ſtrengen einſamen Braut des Himmels! — als ich näher hinhorchte, hörte ich beide zu meiner Verwunderung über ein Trauerſpiel des Corneille ſprechen. Die Nonne recitirte durchs Gitter einige erhaben ſchöne Verſe, Galathee gab ihr andere dagegen, die freilich weit eleganter und blühender erklangen, darüber fiel der Roſenkranz der Nonne zu Boden, und ſie bückte ſich mit einem verlegenen Lächeln darnach. Für einen Theil des Gefolges war eine Tafel unter den prachtvollen Linden des Kloſterhofes gedeckt; von der dunkeln Felſenwand abſpringend, nahmen ſich die Farben des geſchmückten Tiſches, die hellen Silbergefäße und die geordneten Speiſen zauberhaft aus; man hätte meinen können, es hielten unter den überſchattenden, unter hell angewehten Zweigen die Berggeiſter ein Feſtmahl. Das ſogenannte Herrenhaus, ein früheres Jagdſchloß, ganz in der Nähe des Kloſters, war uns zur Nachtherberge angewieſen.

Wirſt du es mir glauben, daß ich mich einſam in der Dämmerung aus dem Hauſe fortſtahl, um mich den Gedanken hinzugeben, die mein Inneres beherrſchten. — Ob ſie, die der Gegenſtand dieſer Träume war, ſich in dieſen Augenblicken wohl gleichen Gefühlen hingab? — Wie gerne ſprach ich mir ſelbſt die Gewißheit zu. Ich ſuchte den einſamen Steg, der am Ufer des Waldſtromes ſich hinzog; die erleuchteten Fenſter der Kloſtergemächer, die der Markgräfin angewieſen worden, ſpiegelten ſich in den ſchwarzen Gewäſſern. Die Sehnſucht arbeitete an meinem Herzen — es rauſchte in den Gipfeln der Fichten gleich Stimmen längſt verklungener Zeiten, wunderbare Träume glitten über die dunkle Felswand. Ich ſah im Geiſte heilige Pilgerinnen den Steg hinab zum Kloſter ſchreiten, es waren ruhebedürftige Herzen, und die Bitte um Frieden lag auf den bleichen müden Geſichtern, ihnen entgegen ſchwebten fromme Kloſterfrauen, die reine Lilie in den Händen. Unter den wechſelnden Geſtalten ſah ich Galatheens Bild — ich hing mit verzehrendem Feuer an ihren Zügen, ich war glücklich, ſie frei von den beengenden Mauern zu wiſſen — um ſie mein nennen zu können! — Ich geſtand es mir, daß ich ſie liebe. Arthur, ich liebe Galatheen! —

Als ich heimkehrte, fand ich Camaro träumend am offenen Fenſter; er miſchte Flötentöne in das Walten der Sommernacht. Nicht lange, ſo klangen anfangs leiſe, dann lauter Harfentöne vom Kloſter herüber. Die Mitternacht lag auf beiden Gebäuden, die einzelnen Lichter waren erloſchen, nur die ſüßeſten Geiſterſtimmen tauſchten ſich gegen einander aus. In dieſem Zauberklange lag ſo viel Erſchütterndes, daß mein Inneres erſchüttert ward, Thränen in mein Auge traten. Wer war die unbekannte Harfenſtimme? — War es die Sprache eines jener weltgeſchiedenen Herzen hinter der Kloſtermauer? Die Harfenklänge wurden immer leiſer, je lauter und ſehnſüchtiger die Töne der Flöte hinüberriefen; zuletzt verklangen beide, und nur noch das ferne Rauſchen des Waldſtromes tönte durch die tiefe Einſamkeit und Ruhe.

Ach, wer ſpricht ſie aus die Gefühle der Sehnſucht? —

Auf der Heimreiſe brachte mich der Zufall mit dem Beichtvater der Fürſtin zuſammen. Ich habe dieſem Mann Unrecht gethan. Er ſpricht begeiſtert für ſeine Sache, — aber wer thäte dieſes nicht, dem es Ernſt iſt? Sein finſteres Syſtem der Büßung, wofür er bekannt iſt, konnte ich nur aus einzelnen flüchtigen Aeußerungen erlauſchen. Er iſt im Innern immer abgeſchloſſen und einſam; ich ahne die Gewalt, die er über eine Seele ausüben muß, welche er ganz erfaßt und hält. Seine eigne Geſchichte iſt reich an Wundern; der heilige Ignatius iſt ihm erſchienen, und dieſe Epoche ſeiner Jugend fällt in die Zeit, wo die wildeſten Dogmen des myſtiſchen Fanatismus die reine Lehre Loyola's verfinſterten. Doch jetzt, da er gekühlt iſt und das gährende Getränk nicht mehr an die Lippe bringt, zeigt er ſich beſonnen und zurückhaltend; daß aber dennoch die dünne geſchloſſene Lippe Flammen birgt, lernt man, wenn das Geſpräch zufällig an Gegenſtände ſtreift, die für ihn hohe Geltung haben. Das blaſſe Antlitz und die erloſchenen glanzloſen Augen färben und beleben ſich plötzlich oft nach einem willenlos hingeworfenen Worte, das aber gerade in ſeine Seele auf eine zündbare Stelle fiel. Als wir durch die üppigen Saatfelder und blühenden Gefilde dahinfuhren, ein friſcher belebender Athem unſere Wangen kühlte, rief ich: O Gott, warum iſt Ihr herbes Wort nicht im Einklange mit dieſer ſüßen lachenden, im Genuſſe ſich wiegenden Welt? — Es iſt im Einklang, entgegnete er ernſt, denn dieſe Saat reift der Sichel entgegen.

Hier haſt du nun die Geſchichte des alten Fürſten, brauche ſie wie du willſt, zu fürchten gibt es nichts, denn die damalige diplomatiſche Welt ſchlummert zum größern Theile längſt im Grabe. Ich habe die härteſten Stellen weggelaſſen; vielleicht that ich Unrecht, denn jeder Charakter muß, um verſtanden zu werden, vollſtändig im Bilde gegeben werden, und da darf man nicht viel fragen, ob dieſer oder jener Zug hingehöre. Doch iſt was ich dir gebe, jedenfalls genügend für die erſte bezeichnende Anſchauung. Ich nenne ihn einen blasé, weil die deutſche Sprache kein Wort hat, das ſo mancherlei Zuſtände geiſtiger oder körperlicher Zerrüttung in ſich faßt; der deutſche Hypochonder und der engliſche Spleen ſind weit verſchieden; immerdar behält ein blasé Eleganz und Leichtigkeit genug, um über ſich ſelbſt zu ſpotten, und zwingt uns ein Lächeln ab, mitten in dem unſere Seele zurückſchaudert vor ſo viel innerer Verwüſtung.

Bekenntniſſe eines blasé.

Als der jüngſte Sohn unſeres Hauſes, nicht in Hoffnung einſt zu regieren, hat man mich mit großer Nachläſſigkeit erzogen. Abwechſelnd machten ſich einige Perſonen über mich her und moraliſirten auf mir herum; ſie übten ſich gleichſam an mir ihre verſchiedenen Syſteme ein, wie der Handwerker ſchlechte Stoffe verbraucht, um die Tüchtigkeit ſeiner Werkzeuge zu prüfen, die Gelenke ſeiner Hände warm zu erhalten — dann zogen ſie weiter ihres Weges, und ich blieb wieder einige Zeit für mich ohne Erziehung, bis ein Neuer angezogen kam, dem ich denn anheimfiel. Ein Theil der Dienerſchaft unſeres Hauſes ſchmeichelte mir, ein anderer ſchalt mich und ſuchte mich höhern Ortes herabzuſetzen, zum Glücke geſchah beides ohne ſonderlichen Erfolg.

Mein vierzehntes Jahr hatte ich erreicht, als die Prinzeſſin A—, bekannt unter dem Namen „der ſtarken Frau," mich an ihren Hof nahm. Von dieſer Dame, die mir nie ſehr liebenswürdig erſchienen iſt, erzählte man ſich, daß ſie als Kraftproben einen Thaler krumm gebogen, ja ſogar einen Stuhl mit einer darauf ſitzenden ziemlich beleibten Hofdame aufgehoben habe. Da aber die Stärke des Weibes in ſeiner Schwäche beſteht, ſo fand die gute Prinzeſſin unter den Männern wohl viele kalte Bewunderer, doch keinen heißen Verehrer. Selbſt die Politik hatte den Gürtel dieſer Pallas nicht ſprengen können. Es ging die Geſchichte herum, daß ſie früher, als ihr Herz noch wie der Thaler biegſam geweſen, eine ſtandesmäßige amour gehabt, daß ſie jedoch, zeitig hinter die verbotenen Schliche ihres Geliebten gekommen, dieſen, wie die Heldin der Nibelungen den ihrigen, an die Wand gepreßt habe. Dieſer ſo weggedrückte Liebhaber war denn der letzte geblieben, wie er der erſte geweſen war, und die Prinzeſſin ſpielte nachher ruhig mariage am grünen Tiſch. Unter ihrem Hofgeſinde hielt ſie auch die ſtrengſte conduite, und ich, der ich gehofft hatte, eine muntere große und geſchmückte Welt kennen zu lernen, war faſt enger eingeſperrt als im väterlichen Hauſe. Ich erhielt als beſondere Gunſt der Prinzeſſin einen Platz unter ihren Kammerpagen, und ihre wohlthätige Abſicht ging dahin, mich durch Demuth und ſtrenge Pflichten zu meinem künftigen Wirken aufzuerziehen. Ich ließ es gut ſeyn — es machte damals nichts auf mich beſondern Eindruck, ich fühlte von Zeit zu Zeit eine äußerſt peinigende Langeweile — eine

Krankheit, an der ich ſpäter viel zu leiden hatte, und der zufolge ich manchen thörichten Streich, manche unverzeihliche Albernheit beging.

Die Erziehungsmethode der Prinzeſſin brachte es mit ſich, daß ſie mit mir eben ſo ſtreng als mit ihren andern Pagen verfuhr, obgleich mein Rang weit über den der gewöhnlichen Edelleute ſtand. Außer einem „hör er 'mal! — hol' er das!“ — kam für mich wenig mehr über ihre Lippen. Eines Abends ſtand ich wie immer hinter ihrem Stuhle und langweilte mich zu Tode, während ſie mariage ſpielte. In meiner unſeligen Stimmung, nicht wiſſend, was ich auf der weiten Gotteswelt beginnen ſollte, richtete ich die Blicke in ſtumpfer Gleichgültigkeit auf ein in Form eines Andreaskreuzes ausgeſchnittenes Pfläſterchen auf dem linken Buſen der Prinzeſſin. Ich mochte eine Weile ſo geſtanden und den Bewegungen des ſonderbaren ſchwarzen Dinges zugeſehen haben, ſtarr in mich verſenkt, an nichts denkend, als plötzlich eine Stille am Spieltiſche mich aufmerkſam machte. Mit Schrecken ſah ich die Prinzeſſin ſich langſam umwenden, und eine eben geſchnupfte Prieſe an der Naſe rief ſie: „He, wohin ſchaut er? ich glaube er unterſteht ſich und ſchaut auf unſern Buſen?“ — So wie dieſe ſchrecklichen Worte ertönten, ſtand ich wieder ſtarr und ſteif in der mir zukommenden Stellung, eine heftige Röthe deckte mein Antlitz, und ich ſchlug die Augen nieder. Die Prinzeſſin ſpielte weiter, und der ganze Jammer der

Langeweile fiel ſogleich wieder auf mich, und nicht lange, ſo ſtarrte ich wieder in tiefem Brüten verſunken auf das Andreaskreuz — da plötzlich hatte ich einen Backenſchlag, der ſo heftig war, daß ich taumelte; die Prinzeſſin hatte ihn mir mit großer Geſchicklichkeit und Schnelligkeit gegeben. „Geh er!“ rief ſie jetzt, „ich will ſein unverſchämtes Geſicht nicht mehr ſehen, will es ihm aber ſchon gedenken.“ Ich ging oder vielmehr ich taumelte in völliger Bewußtloſigkeit von dannen.

Dieſer Vorfall änderte manches in der Laune der Prinzeſſin gegen mich, es ſchien, daß ſie jetzt gütiger gegen mich war. Mich kümmerte es wenig, auch dachte ich nicht eine Minute darüber nach, welches wohl der Grund dieſer Veränderung ſeyn könne. Ich ſorgte nicht, und man trug auch für mich keine Sorge. Bücher und Studien waren mir nie nahe gekommen, der Pagenpräceptor, der meinen Cameraden regelmäßige Lectionen in Sprachen und Wiſſenſchaften ertheilte, ließ ſich von mir durch eine geringe Summe beſtechen, daß er mir nie ein Buch in die Nähe brachte. Nur dem Dienſtgebot leiſtete ich Folge, die Stunden des Tages wie der Nacht, die mir übrig blieben, brachte ich entweder auf meinem Sopha oder Bette zu; hier und da machte ich mir das Geſchäft, meinem Papagai ſämmtliche Namen der Genealogie meines Hauſes einzuprägen, ſo daß dieſer Vogel endlich ein höchſt ſtandesmäßiges gelehrtes Gedächtniß zeigte.

Mein Zuſtand war elend, ich litt an drückender Langenweile, die durch nichts zu bannen war. Ich fühlte einen Trieb, gewiſſe Reize in mein Leben zu legen, allein ich wußte nicht, wo dieſe hernehmen. Alles, was ich die Menſchen um mich her treiben ſah, ſchien mir ſo elend und abgeſchmackt, daß ich beſchloß, eher an meiner Langenweile zu vergehn, als nur eine Stunde jenen Thorheiten nachzuſtreben. So kam ich bald aufs Aeußerſte und ſchaffte mir durch eine ſchändliche Tollheit Luft. In der Bildergalerie des Schloſſes befand ſich ein Gemälde, das mit den lebhafteſten Farben und Effecten den Brand eines mächtigen Kriegsſchiffes vorſtellte. Ich ſtand öfters davor und bewunderte mit meinem ſtumpfen Faſſungsvermögen den erhabenen Gegenſtand und die treffliche Behandlung; ich wünſchte nichts ſo ſehr, als einen ähnlichen Anblick einmal zu erleben; allein hierzu war wenig Hoffnung vorhanden; wir wohnten auf dem flachen Lande, wo ſollte da ein Schiff herkommen, und fände ſich auch ein ſolches, wer hätte wohl mir zu Liebe es in Brand geſteckt? — Trotz dieſer Gründe, die ich mir vorhielt, ließ die Sehnſucht nach jenem Anblicke nicht ab mich zu peinigen; zuletzt beſtand ich darauf, komme es wie es wolle, mir ihn zu verſchaffen; ich mußte ein brennendes Schiff ſehen, oder wenigſtens einen Gegenſtand, der dieſem nahe kam. Ich ſuchte in meinem Zimmer herum und prüfte, was ich hätte allenfalls anzünden können; doch fand ich bald, daß, wenn ich auch das am Umfang größte Meuble hierzu wählte, der Brand immer doch nur kleinlich und unbedeutend ausfallen müſſe. Acht Tage ging ich herum, über meine Unternehmung brütend; alles Geräthe, an dem ich vorbeiſtrich, prüfte ich, ob ſeine Form wohl der eines Kriegsſchiffes nahe komme, ich fand keines. Eines Abends endlich, als ich, da ſchon alles ſchlief, durch das Gemach der alten Oberhofmeiſterin gehen mußte, fiel mein Blick auf das ungeheure Gardinenbett mit ſeinen weitläufigen Draperien und ſchwebendem Gehänge. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch meine Seele; da iſt dein Kriegsſchiff! — und augenblicklich, ohne mich weiter zu beſinnen, hielt ich die Flamme eines Lichtes an den Stoff; er fing ſogleich Feuer, und Flammen und Rauch wirbelten empor. Ein unnennbares Entzücken befiel mich, als die grelle Helligkeit erglänzte und die Funken ſprühten, ich dachte nicht einmal daran, die Alte zu wecken, die im Bette lag, ſo verſunken war ich in den Anblick. Mein Wahnſinn hätte wohl gar ein Menſchenleben geopfert, wenn nicht zum Glück noch zeitig die Kammerfrau herbeigeſtürzt wäre, mich gefunden und die Dame gerettet hätte. Jetzt ſah ich mich umringt von ſchreienden Weibern, die im tiefſten Negligee auf mich losſtürmten und durch einander lärmten, mit Entſetzen ward ich inne, was ich gethan hatte. Rauch und Flammen füllten das Zimmer, das ganze Schloß war in Bewegung, ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Gedränge zu entlaufen; in der Eile ſtürmte ich in das Zimmer der Prinzeſſin, ſie ſelbſt kam mir entgegen, ebenfalls in einem wunderlich flatternden Negligee. Eine der Damen hatte mich ihr ſchon als Thäter genannt, und ſie ließ die Gelegenheit nicht entſchlüpfen, mir mit eignen hohen Händen die Strafe zu ertheilen; ich fühlte jetzt, daß das Gerücht von ihrer Körperkraft keine lügenhafte Uebertreibung war. In der That, nie iſt der Verluſt eines Kriegsſchiffes einem Admiral theurer zu ſtehen gekommen, als mir der Brand des meinigen; ich verwünſchte das alte Paradebett der Oberhofmeiſterin, ich verwünſchte die Galerie mit dem unglückſeligen Bilde; bei alle dem fühlte ich mich aber erleichtert, ein Theil der drückendſten Laſt war abgewälzt, es war mir gelungen, meinem alten Feinde, der Langenweile, einen tüchtigen Stoß beizubringen, und ſie durfte mich jetzt eine Weile hindurch nicht quälen. Mir war zu Muthe wie einem, dem man die Ader geöffnet hat, und der nun vor dem übermüthigen Blute Ruhe hat.

Während deſſen ereigneten ſich in meinem Hauſe mehrere Todesfälle, mein älteſter Bruder kam zur Regierung. Ich fühlte nichts dabei, noch immer lag auf meiner Seele die elendeſte Starrheit. Ich war jetzt achtzehn Jahr alt, mein Körper hatte ſich folgerecht entwickelt, während der Geiſt ſchlummerte; man nannte mich wohlgebildet, und meine Unempfindlichkeit zog die Weiber an. Noch war ich ihnen immerdar gefühllos aus dem Wege gegangen, allein mein Mißgeſchick wartete nur bis hieher, um die ärgſte Geißel über mich zu ſchwingen. Man kann ſich denken, wie ſchwer auf ein verwahrloſ'tes Geſchöpf, wie ich es war, die Laſt niedriger Sinnlichkeit fallen mußte. Ich hatte nun den Reiz gefunden, der mich aus meinen Träumen wecken ſollte, doch er koſtete mich faſt mein Leben. Unter den Courtiſanen, die von meinen Cameraden beſucht wurden, war eine, die mir öfters, wenn ich ſie flüchtig geſehen, durch ihre prächtige Geſtalt aufgefallen war. Verſchieden vom Weſen der andern, zeigte ſie ſich kalt und verachtend; dieſe Kälte und Ruhe verführte mich, ich brachte ihr meine ganze knabenhafte Unerfahrenheit zum Opfer, an der breiten ſteinernen Bruſt dieſer koloſſalen Nymphe fiel die Blüthe meiner jungen Kraft zerbrochen nieder. Meine Cameraden warnten mich, ſie baten und beſchworen mich, allein ich konnte nicht anders, ich mußte mich zu Grunde richten. Warum einen ſo elenden Zuſtand noch näher beſchreiben? — Die tiefſte Erſchöpfung warf mich endlich aufs Krankenlager, wo ich, dem Wahnſinn nahe, Wochen lang in einem Zuſtande zwiſchen Tod und Leben verharrte. Mein Körper, anfänglich geſund und kräftig, wurde durch alle Grade der entehrendſten und qualvollſten Krankheit geführt, endlich rettete mich der geſchickte Hausarzt der Prinzeſſin, doch wie er nach vollendeter Cur mich entließ, ſagte er mir mit einem tiefen, mitleidigen Ernſt in ſeinen Mienen: „Sie ſind geneſen, allein der Himmel ſtraft Sie bitter, nie können Sie Vater werden.“ Ich hörte dieſe Worte, ohne über ihren Sinn nachzudenken.

An einem Morgen verließ ich den Hof, ganz in der Stille; ohne jemanden ins Geheimniß zu ziehen, ritt ich einſam fort, mit dem feſten Entſchluſſe nie wieder zu kommen. Was wußte ich, was aus mir werden ſollte; ich fühlte mich matt und ohne Lebenskraft, ſelbſt die Wärme war von mir gewichen, und die zufällige Berührung meiner eigenen Hand erſchreckte mich, weil ich glaubte, es faſſe mich eine fremde kalte Fauſt. Als der Abend herankam und ich dem Gebirge mich näherte, welches ich öfters aus der Ferne mit gleichgültigem Blicke betrachtet hatte, ſtieg zum erſtenmale eine gewiſſe Wehmuth in mir auf; die Pappeln, die hier ruhig in den ſtillen Abendhimmel hineinragten, kamen mir wie eine Geſellſchaft weiſer Männer vor, die ſich vom Hof entfernt halten, um ihre Tage in Ruhe zu genießen. Einzelne Sterne wurden über mir ſichtbar, und ich hörte Stimmen, die aus der Ferne ſich riefen und Antwort gaben, zugleich fiel mir ein, daß ich auf ein Nachtquartier denken müſſe. Mich im Sattel emporhebend, ſchaute ich mich in der einſamen Gegend um und erblickte die kleine Wohnung eines Förſters, der ehemals Diener bei meinem Vater geweſen war, und für dieſe Dienſte dieſes kleine Beſitzthum erhalten hatte. Er trat mir entgegen, als ich vor der Hütte anhielt, half mir vom Pferde und führte mich in die Familienſtube, wo ein junges, hübſches Weib, ſeine jüngſte Tochter, von ihren Kindern umgeben ſaß. Sie gaben mir den Ehrenplatz, und nachdem die erſte Ermüdung verſchwunden war, ich in der Mitte dieſer glücklichen Menſchen ſtand, fiel es mir gleichſam wie eine dunkle Verhüllung vom Auge; lebhafte Schmerzen wurden rege, und indeſſen Anſtalten zum kleinen Mahle getroffen wurden, ſaß ich auf die Bank am Ofen nieder, und eine Fluth von Thränen drang gewaltſam aus meinen Augen. Ich weinte heftig und unaufhaltſam; wie ein Kind bog ich mich zuſammen, preßte meine Hände vor's Antlitz, ſtieß ein lautes Schluchzen aus und hätte meine Seele ausweinen mögen. Der Grund hiervon waren des Arztes Worte, die jetzt in mir auftauchten. In der That, es war wohl ſeltſam, daß ein achtzehnjähriger, junger Menſch über die Vorſtellung weint, daß er nicht Vater werden könne. Mein wunderliches Weſen that ſich hiebei kund; es kamen die Gedanken und Gefühle bei mir, wie Diebe in der Nacht, ſie zündeten mir dann gemeiniglich das Haus über dem Kopfe an.

Ich ſah bei dieſen, wie bei andern Gelegenheiten, daß bei gehöriger Anleitung und Beſchränkung, die rohen und unmäßigen Ausbrüche ſich hätten zu großartigen, wohlthätigen Kraftäußerungen veredeln laſſen; ſo jedoch glich ich einem Thoren, der zwar alle erforderlichen Baumaterialien zu einem ſchönen Gebäude zuſammen geführt, dabei aber keinen Plan gemacht hat, und nun im Zorn und in der Verkehrtheit, da das Werk nicht gelingen kann, alles bunt und unförmlich durcheinander wirft, ja endlich damit endet, ſich an den Steinen den Kopf einzurennen.

Bis hieher gebe ich dir dieſen „unſtandhaften Prinzen;“ nächſtens mehr.

Pacchiarotti iſt hier und entzückt unſere Frauen, ſie leben im dritten Himmel, wenn er die ganze Fülle ſeiner biegſamen, bunten Farbenſchwingen entfaltet und prächtig im reinen Aether dahinſchwebt. Galathee weiß dem Wundermann ganz nachzufühlen, ſie lauſcht mit ihrem gebildeten Ohr ihm jede Süßigkeit von der Lippe, und ein Lächeln, ſchöner als auf dem Antlitz der heiligen Cäcilie ſelbſt, verklärt ihre Züge, wenn es Pacchiarotti gefällt, ſich einmal ſelbſt zu übertreffen und den Opernſaal zum paradieſiſchen Gefilde umzuſchaffen.

Ach Arthur, wie dürftig iſt unſere Kirche. Wenn der Katholik in den ſüßeſten Schmeicheltönen, in Farbe, Licht und Schönheit ſeinen Gott zur Erde niederzieht, ihn den Himmel vergeſſen macht, ſo ſitzen wir in einer engen, kalten Reflexion, in einem klemmenden Geſperre von zänkiſchen Dogmen feſt, und laſſen die glühendſten Pulsſchläge vergebens dahinſtoßen. Ich weiß wohl, daß Farbe und Licht uns zu weit geführt haben, allein thut dieſes nicht auch jeder Frühling? Wo lebte der Menſch, Arthur, der ſich nicht von der erſten Roſe, von der erſten Nachtigall verführen ließe? — Wem ſeine Religion nicht wie der Frühling lieb iſt, der hält nichts Unentbehrliches, nichts Lebendiges in ſeiner Bruſt. Und nun die Wunder und ſüßen Legenden; alles nah und verſtändlich, in jedem Körnchen Bedeutung und Leben, das Herz bekommt es nie ſatt zu ſchlagen und zu glauben, es wird ewig hingeriſſen vom Erhabenen und Schönen, vom Wunder zum Erkennen. Da iſt kein Herumzerren eines kalten Leichnams, überall, hinter jeder Hülle lauſcht das ſprühende Auge des Lebens hervor. — Selbſt die lateiniſchen Textworte gefallen mir, die alten katholiſchen Hymnen und Brautgeſänge, man hört ihnen an, daß brennende Herzen ſie ausgeſtrömt, volle, ſüßbefriedigte Seelen ſie gedichtet haben. — Da iſt nichts Combinirtes. So malten auch die Gläubigen damals, ſie fanden wunderbare Farben und Linien, an deren Nachahmung wir jetzt verzweifeln möchten, die nimmermehr auf die Leinwand und die Palette unſerer Maler kommen wollen.

Dieſes waren ungefähr meine Träume, als ich hinter Galatheens Stuhl gelehnt Pacchiarotti lauſchte, wie er in der Stabat mater von Pergoleſi ſeine Melodien dahinſtrömte. Ich ſah auf Galatheen nieder, ich fühlte es an den Bebungen ihres Buſens, wenn ihr Pulsſchlag vor Entzücken einen Moment ſtille ſtand. Später, als alle ſich zerſtreut hatten, fand ich ſie allein durch den leeren Saal dahinwandeln, leiſe, wie eine ſchöne leidende Seele, die ihre Bebungen zur Ruhe bringen will — ſo ſtill, ſo leiſe ging ſie dahin. Wie ſchwer mußte es ihr werden ſich herabzuſtimmen, um die Wirkungen der Außenwelt mit ihren Uniformen, Fächern, Lichtern und Kartentiſchen wieder zu ertragen. Du arme Prieſterin, im Nebenzimmer ſchlägt man ſchon die Spieltiſche auf, und deine Seele lebt noch mit den Göttern; heiß und innig treiben ſehnſüchtige Träume durch dein Inneres, deine heilige Seele iſt wie der Kelch der Lilie bis zum Rande gefüllt mit melodiſchem Lichte! —

Sie ſah mich, faßte ſich ſchnell und ließ ſich von mir in das Geſellſchaftszimmer führen. Wie ängſtlich rauſchte ſie jetzt durch die Gruppen durch, um ihrer Pflicht nicht zu fehlen, da man ſchon auf ſie gewartet hatte; wie war ſie ganz Ohr für jedes leiſe anordnende Wort der Oberhofmeiſterin; endlich ſah ich ſie an einem entfernten Tiſche Platz nehmen.

Ich ſuchte Pacchiarotti auf und fand ihn erſchöpft liegend auf dem Canapé, wie er eben eine Taſſe gewürzten Weines trank. Er iſt von beleibter, nicht ſehr anſprechender Geſtalt; ein ſüßliches Lächeln ſchwebt immer um ſeinen Mund, und ſeine Augen, wie ſeine Stirn ſind völlig nichtsſagend. Unerträglich iſt ſeine kindiſche Eitelkeit, die ihn antreibt immer und immer wieder von ſeinen Triumphen zu ſprechen. Camaro ſaß neben ihm und zog ihn mit ſeinen Geſchichten und Abenteuern auf. Die Markgräfin ſucht mich ins Geſpräch zu ziehen, wo ſich nur eine Gelegenheit darbietet; geſtern habe ich ihr meine Empfindungen über Muſik beichten müſſen, und nachdem ſie mich ruhig angehört, bezeugte ſie mit ungewöhnlicher Wärme und Freundlichkeit ihre Zufriedenheit über das Geſagte. Der Jeſuit lauſchte nicht weit von uns entfernt in einer Fenſterniſche, und ich ſchämte mich nicht wenig, daß ich mich hatte wie einen Schulknaben überhören laſſen. Es geſtaltete ſich vollkommen ſo, als wolle man mich fangen, und nun ſteuerte ich mit aller Macht gegen dieſe Zumuthungen. Die Fürſtin ſchien es zu merken; ſie wurde merkbar kälter und zog endlich mit ihrem Domcapitel ab, wie es ſchien unverrichteter Sache. Nein, Arthur, ein paar ſchöne Accorde bekehren mich noch nicht! — ja, wenn ſie wollte, ſie könnte aus mir alles machen; hätte ſie damals, als ich ſie ſo allein im Saale wandelnd fand, nur mit einem Blicke, einem halben Worte mich ausforſchen, mich überreden wollen — es wäre um mich geſchehen geweſen; allein daß ſie eben das nie will, nie wollen wird, daß in ihre Seele nie der hochmüthige Gedanke kommt, jemanden zu ſich erheben zu wollen, das iſt es eben, was ſie ſo verführeriſch macht! — Ach, wer berufen würde, die Thränen und Kämpfe dieſer Seele zu theilen! — — Allein, iſt es nicht gerade das Schickſal tiefer, inniger Gemüther, daß ſie allein ſind, mit ihrer Demuth, mit ihrer Liebe allein! — wie Königinnen allein und einſam auf ihren goldenen Thronen. —

Heute Morgen ſind Nachrichten von Galatheens

Bräutigam angelangt; dieſer langweilige Diplomat ſcheint doch reuſſiren zu wollen. Ginge es nach meinem Sinn, ich ſchickte ihn zum Teufel. Er iſt mit ſeinem ganzen Anhange durchaus widrig, ſchon daß er überhaupt die Dreiſtigkeit hat zu exiſtiren, mißfällt mir. Galathee hat ſo viel Gewandtheit und Sicherheit, daß ſie mich ſogar über dieſen Gegenſtand ruhig ſcherzen läßt. Sie erzählt mir dann boshafter Weiſe die ganze Geſchichte ſeiner Anſprache und ihrer Zuſage, und ſchließt mit der Verſicherung, daß ſie ihn recht ſehr ſchätze und achte. Einigemale hat ſie dieſes Mittel angewendet, und jetzt hat ſie erreicht, was ſie will: ich ſchweige und berühre dieſes Geſpräch nicht mehr. Was ſoll mir auch der Zorn? — wenn ich ernſtlich hierüber nachdenke, muß ich lachen. Habe ich jemals Abſichten auf Galatheens Beſitz gehabt? — und nur wenn ich dieſe hätte, wäre mir der Diplomat hinderlich. —

Das Geheimniß mit dem Zettel, der den Chineſen als Unterſchrift führte, iſt jetzt enthüllt. Es war niemand anders, als der Prinz geweſen, mit .... Er hat es mir ſelbſt geſtanden, daß er das hübſche junge Weib für ſich gewonnen. Sie war es, die damals ſo gefällig in das poſſenhafte chineſiſche Coſtume ſchlüpfte; ihr Mann iſt der Adjutant und früher Jugendgefährte des Prinzen, und bekannt für einen beſonders kurzſichtigen Sterblichen. Es geht wunderlich hier drunter und drüber. Ein paar hübſche leichtfertige Officiere aus guter Familie, die ſich hier eingefunden, machen die Verwirrung noch bunter. Könnte ich nur mit der Geißel des Pater Jerome dreinſchlagen. —

Ich wohne ſchon faſt zwei Wochen in der Stadt; Geſchäfte für den Prinzen, auch eigene Angelegenheiten haben mich hergeführt. Das Leben auf den Gaſſen, das eben jetzt wegen eines Feſtes ziemlich bedeutend iſt, macht mich zerſtreut; ſo ſehr bin ich deſſen entwöhnt. All mein Denken und Sinnen entflieht mir immer, und wohin — du erräthſt es wohl. Dort weiß ich ſie alle beiſammen, die mich beſchäftigen, und ich fühle mich allein unter fremden Menſchen, mit denen ich ernſte Dinge verhandeln muß, wo ich angehalten werde, zu prüfen, zu forſchen, mich zuſammenzunehmen, um nicht träumeriſch und zerſtreut zu erſcheinen. Fährt ein Wagen durch die Straße, ſo muß ich ans Fenſter; ich bilde mir ein, er könne nicht anders, als zur Favorite hinausfahren, es ſeyen neue Gäſte. —

Ich habe es hier mit den Kanzeleien und niedern Behörden zu thun. Dieſe Leute, der Himmel weiß wodurch beleidigt, ſetzen mir eine herbe Widerſetzlichkeit entgegen, wo ſie können. Es iſt ihnen, merke ich, nichts recht, was die Herren und Regierenden thun. Wenn wir in unſern geſchmückten Sälen, in der Umgebung zufriedener und geſchmeichelter Geſichter alles für geebnet und geglättet halten, ſo ſtarrt unter der täuſchenden Hülle plötzlich Schroffheit, geheime Widerſetzlichkeit dem Prüfenden entgegen. Wehe denen, die die Gegenſätze zu ſchroff aufbauten, die den Beſſerdenkern eine gegenſeitige Annäherung faſt unmöglich machten! — Wohin kann dieſes führen? — Einmal muß es doch zur Sprache kommen, und man wird ſich eingeſtehen müſſen, daß man nun einmal gezwungen iſt neben einander auszukommen, es gehe wie es wolle. Einzelne können hier wenig oder nichts thun, nicht einmal ein eidzelner Fürſt, es müſſen allgemeine Schritte gethan werden. Ueberhaupt offene, große, zutrauliche Handlungen, daß das klein-giftige Gezänke erſtickt wird.

Gegen einen Prinzen, der kein einheimiſcher Herr iſt, und nun vollends gegen ſeinen Bevollmächtigten, glaubt man ſchon ſich Einiges herausnehmen zu dürfen; wenn ich nicht beſchützt würde, ginge es mir vielleicht in der That übel genug.

Der Zufall hat mir meinen alten Erzieher hier wieder zugeführt; er iſt Pfarrer in einem Dörfchen, wo er mit ſeiner Tochter, einer wohlgebildeten Blondine, wohnt. Noch iſt er der alte treuherzige Eiferer, die Welt und die Menſchen haben ihm übel mitgeſpielt, aber ihm die Liebe nicht nehmen können. Er iſt es auch, der mich in Kenntniß ſetzte, daß Galathee eine Schweſter hier habe, eine uneheliche Tochter des alten Hofmarſchalls. Ich muß ſie ſehen — ob ſie ihr wohl ähnlich ſieht? — Iſt dieſes der Fall, ſo werde ich

Gelegenheit ſuchen, das Mädchen ſo oft wie möglich zu ſehen und zu ſprechen. Selinde heißt ſie.

Heute begrüßte ich ſie bei dem Pfarrer, meinem alten Lehrer. Abgewendet von dem Eingang, durch den ich in die Stube trat, ſaß ſie am Fenſter und grüßte dann befangen. Ich fühlte mich anfangs überraſcht — es war faſt dieſelbe Biegung des Hauptes, im Umwenden die Richtung der Schulter — aber dann, welche Verſchiedenheit! Willſt du einen Vergleich, ſo höre dieſelbe Arie, dort mit göttlicher Kehle, mit tönender Gewalt, mit ſüßer Inbrunſt und glänzendem Adel vorgetragen; hier kümmerlich, kaum ausreichend, dennoch immer dieſelbe Arie. Selinde iſt nur ein ſchönes Kind. Galathee theilt ſchweſterlich mit ihr Vermögen ſo wie Liebe, ſo daß die Arme durch Beides eine ziemlich ſichere Stellung in der Welt hat. Wenn ich mit ihr recht lange hin und her geſprochen habe, ſo bleibt mir ein Gefühl, als hätte ich eine ſchülerhafte Ueberſetzung eines ſchönen Gedichtes geleſen; ich ärgere mich und gehe dennoch die nächſte Stunde wieder daran.

Es zeigt ſich immer deutlicher, daß ich mit dem alten Herrn auch nicht mehr recht ſtimme; ich begreife nicht, alles iſt um mich her ſo eng, ſo geſpannt, ſo völlig in klägliche Feſſeln geſchmiedet. Die Kleingläubigen! taucht auch vor ihnen die göttlichſte Geſtalt auf, entwickelt ſich plötzlich etwas Großes, Ueberraſchendes — ſie haben den Muth nicht, zuzugreifen. —

Oft im Unmuth, wenn ich dieſen Geſichtern gegenüberſtehe, möchte ich über alle Gränzen hinüberſprudeln. Und nächſtens breche ich auch wohl die Feſſeln.

Wir, mein alter Lehrer und ich, haben ein paar Nächte hinter einander einen ärgerlichen Zank über Glauben, Unglauben geführt; das Ende war jeder ging vom Weſen des Andern unerquickt nach Hauſe. Er gibt mir auf den Kopf zu, daß ſie mich draußen zum Katholiken machen wollen; daß für meine ſtets nervöſe Stimmung nichts verderblicher ſey, als von ſo bunten, ſinnlichen Affecten hin und her getrieben zu werden, und endlich, daß ich bei der Gelegenheit wohl könne verloren gehen. Ich antworte ihm dagegen, daß ich es im Leben nie anders gewohnt geweſen, und daß er für mich ohne Sorge ſeyn ſolle. Jetzt ſchickt er ſeit einiger Zeit, wenn ich zu ſprechen anfange, ſogar die Mädchen fort, was ich natürlich nicht leiden will. Der Alte meint es gut, er iſt kein Heuchler, immerdar offen und redlich geweſen; daſſelbe kann ich auch wohl von mir ſagen, und dennoch, wenn gewiſſe Anſichten zur Sprache kommen, ſind wir zwei ſich ſo ſcharf anfeindende Naturen, wie der ausgemachte Böſewicht und der redliche Mann nur es ſeyn können. Ueber gewiſſe Dinge könnte ich morden. — Wenn ich untergehen will, wenn ich verloren ſeyn will, ſo ſoll man mir auch hierin nichts in den Weg legen.

Doch ich ſehe ſchon, ich muß bald wieder zu ihr zurück; hier verſteht mich niemand, die ganze Welt bleibt mir verhüllt; nur ſie weiß alles, ſie auch verſteht mich. Der Blick ihres Auges, wenn er langſam vom Boden aufſteigend, anfangs flüchtig, dann mit himmliſcher Tiefe und Wärme auf mir ruht, er baut im Moment eine Brücke, auf der das Erkennen in meine Seele wandelt, und jedes meiner Gefühle wird zum feſten Entſchluß. In ſolchen Augenblicken iſt ſie ſchon ganz mein.

Ich trage mich herum mit einem Fächer, den ſie mir gegeben, und auf deſſen Blättchen ſie meinen Namen mit der Nadel eingeſchrammt hat. Der Fächer liegt vor mir auf dem Schreibtiſche — ich ſehe ihn an, doch nicht ihn allein, ich ſehe die zarte Hand, den Arm, die Schulter — ſie ſteht ganz vor mir. Neulich gab ich dem Pfarrer, als er mir zu viel und zu bunt durcheinander ſchwätzte, mit dieſem Fächer einen derben Schlag; er wurde ſogleich ſtill und nachdenklich, und ſeitdem brauche ich den Fächer als magiſchen Stab, um alles, was mich ärgert, anekelt und reizt, fortzuſcheuchen. Ich liebe die Menſchen, die toll und ausgelaſſen in die Welt hinein leben, ich kann ihnen lange nachſehen, ihren Lauf verfolgend, wenn ſie durch den Fluß ſchwimmen, da doch wenige Schritte weiter eine bequeme Brücke darüber leitet, wenn ſie den Berg erklettern, wo gerade die gefährlichſten

Abgründe drohen, indeß die eingehauenen Stufen nicht weit abwärts hinaufleiten

Du erhältſt hier wieder einige Auszüge aus den Bekenntniſſen des alten Sünders.

Meine Entweichung vom Hofe hatte außer einigen ſcharfen Verweiſen weiter keine übeln Folgen, als daß man mich zwang, auf einer Univerſität einige Jahre zuzubringen. Ich ließ mir dieſes gefallen, denn ich konnte hoffen, meine gewohnte müßige Lebensweiſe auch hier fortzuſetzen. Zwei Hofmeiſter, die ich mit mir nehmen mußte, ließen mir völlig freies Spiel, ſie gingen ihrer Wege, indeß ich die meinigen einſchlug. In der That, keiner hatte am Treiben des Andern das mindeſte Wohlgefallen.

Nur wenige Monate hatte ich auf der hohen Schule zugebracht, als ich mich von Freunden umgeben ſah, die mir ein heiteres Leben, wie ſie es nannten, zuſichern wollten; allein ſo ſeltſam war meine Natur, ich konnte ſelbſt an den Freuden meines Alters keinen Geſchmack finden. Die lebhafteſten und verführeriſcheſten Genüſſe ließen mich kalt, und indeß ich auf dieſe Weiſe den Ernſt und das Nachdenken von mir wies, auf der andern Seite auch der Frivolität entſagte, ſah ich mich auf ein Drittes hingewieſen, und dieſes war nun eben meine alte Feindin, die fürchterliche Langeweile. Ich zählte erſt zwanzig Jahre und war mit dem Leben ſchon völlig fertig geworden; fürwahr, eine Ueberzeugung, die im Stande war, mich der Verzweiflung nahe zu bringen, wenn meine Stumpfheit, die Unmöglichkeit tiefer, bleibender Eindrücke nicht wohlthätiges Gegengewicht ausgeübt hätte. Da meine Geſellſchafter ſahen, daß ſie mit mir ihren Zweck nicht erreichten, da weder Wein, Weiber noch Händel mich anzogen, ſo ließen ſie mich gehen, und zogen nur gelegentlich den Nutzen von mir, den ihnen der reiche, fürſtliche Muſenſohn gewähren konnte.

Wie ich mich im Innern verwandelte, und gleichſam unſcheinbar wurde, ſo ſuchte ich es auch im Aeußern zu werden. Meine Diener und Hofmeiſter legten bei jeder nur irgend paſſenden Gelegenheit Schmuck und Ehrenzeichen an, indeß ich mir in einer Kleidung gefiel, die oft von einer Beſchaffenheit war, daß Gaſtwirthe und Weinſchenken mir den Eintritt in ihre Stuben verweigerten. Noch immer war ich nicht zu bewegen, auch nur flüchtig ein Buch anzuſehen, dagegen hatte ich mehrere Hunde mir angeſchafft, die mich auf der Jagd begleiteten, und die ich gern um mich ſah.

So verfloß ein Jahr, beim Beginn des zweiten wurde mir ein beſonderes Geſchenk zu Theil, das ich nicht erwartet hatte: ich ſollte einen Freund erhalten, einen wahrhaften Freund, doch die Weiſe, wie ich ihn mir gleichſam im Sturm eroberte, war ſeltſam genug. Chevalier Hernsdorff, aus einer alten, aber verarmten Familie, war ein bildſchöner

Jüngling; in ihm vereinigte ſich alles, was ich von Wohlgeſtalt, feiner Sitte und edler Bildung noch beobachtet hatte. Ich war ihm entgegengekommen, allein er wich mir aus, und machte dadurch mein Verlangen nur noch heftiger. Es war mir neu, daß es jemand gab, dem es völlig gleichgültig ſchien, ob ich lebte oder nicht; bis jetzt hatte man mich immer geſucht, und die leiſeſte Aufforderung von meiner Seite war genügend geweſen, auch die Freieſten und Selbſtſtändigſten mir zu unterwerfen; nur der, den ich ſelbſt eifrig ſuchte, ſollte mir unerreichbar bleiben. Dieſer Gedanke raubte mir alle Ruhe; jetzt glühte ich für ihn, ich ſchwur, mir ſeinen Beſitz, koſte es was es wolle, zu verſchaffen. Ha, welches Entzücken, dieſe dunkeln ſchönen Augen in Liebe mir zugewendet zu ſehen, an dieſen friſchen Lippen, an dieſen Wangen zu ſchwelgen, die weich und ſinnlich reizend noch von keiner Sünde entweiht waren. Auf eine Zeit lang war ich jetzt wieder mit allen Sinnen und mit ganzer Geiſtesfülle thätig; jede Spielerei wurde verworfen. Das erſte heiße Freundſchaftsgefühl hat viel von der Liebe an ſich, es ſind die reinſten Flammen der Jugend, die hier vereinigt ſprühen und ſchnell die edelſten Kräfte zur Reife treiben. Ich putzte mich nun wieder, und bei jedem glänzenden Kleidungsſtücke, das ich anlegte, dachte ich, wie ein thörichtes verliebtes Mädchen daran, ob ich wohl Armand's Blicke auf mich ziehen

ziehen würde. Mir klopfte das Herz, wenn ich wußte, daß er um die beſtimmte Stunde die Straße herabkommen werde, ich ſuchte ihm auf allen Wegen zu begegnen, allein er wollte mich nicht ſehen. Mein Stolz erwachte, ich wollte ihn jetzt zwingen, mich aufzuſuchen, und griff zu einem Mittel, das nicht fehlen konnte: ich ſuchte ihn nämlich zu beleidigen. Er ſchickte mir auch ſogleich eine Ausforderung, und wer war nun glücklicher als ich, denn ich hatte erreicht, was ich wollte. Den Tag, der zum Zweikampfe beſtimmt war, zu erwarten, fiel mir faſt unmöglich; mich in den Waffen zu üben, verſchmähte ich, denn wie hätte ich ihm Leides zufügen können! So fanden wir uns zuſammen; raſch trat er hervor und ſtand mir gegenüber, ich ſuchte ſein Auge, und es traf mich der Strahl kalter überlegter Verachtung über mich hingleitend. Mein Blut trieb in die Wangen, auch meine Stellung wurde jetzt ſtolz und finſter, er erſchien mir jetzt nur als mein Widerſacher. Der Zufall leitete meinen Degen ſo geſchickt, daß ich ihm eine Verwundung am Oberarm beibrachte. Wie der Zuruf der Secundanten erſcholl und ich das Blut ſah, betrug ich mich ſo kindiſch, daß meine Freunde bedenklich die Häupter ſchüttelten. Ich hatte ihn verwundet, ſein Blut war es, das ich fließen gemacht hatte, meine Waffe entglitt mir, und ich ſah mit wehmüthig halbgeſchloſſenem Auge zu ihm hinüber. — Der Kampf begann von neuem, denn die Verwundung war für ungenügend erklärt worden, allein mit meiner Kunſt war ich am Ende; ich erhielt jetzt eine Wunde, und zwar eine ziemlich bedeutende, an der Bruſt. Der Kampf war entſchieden, und nun ſollte der Moment erſcheinen, nach dem ich ſo ängſtlich getrachtet, nämlich mich in ſeinem Arm eingeſchloſſen zu fühlen. Ich eilte auf ihn zu, indem ich ſchnell und heftig rief: „Wir ſind jetzt Freunde!“ — Der Ausdruck und die Stimme, mit denen ich dieſe Worte ſprach, ſchien ihn ſtutzend zu machen; er blickte mich ſchärfer an und erwiederte dann kalt: „Durchlaucht haben ſich es ſelbſt zuzuſchreiben, daß wir es nicht auch ſchon früher waren.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

Dieſes war das Ende meines erſten Zweikampfs. Es ſchien, ich habe jetzt wieder einen Anfall von Thorheit beſtanden, doch dieſer brachte mir heilſame Früchte. Armand, der mir jetzt näher trat, entdeckte bald, wie öde es in mir war; er wußte mir mit guter Art ein Buch in die Hände zu ſpielen: es waren Montaigne's Gedanken, und die Zeit, während welcher ich mich in dieſer merkwürdigen Schrift vertiefte, war ſo gut als gar nicht für mich vorhanden. Ich las in die Nächte hinein, verſäumte meine Mahlzeiten, vergaß das Leben um mich her völlig. Dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich, wie ich ſagen kann, in die Reihe der denkenden Weſen eintrat. Doch wozu nützt es, daß ein Weſen mehr iſt, welches denkt? — daß ein Quäler für ſich und andere mehr exiſtirt? — Was iſt der Zweck dieſer ſeltſamen

Anreizung, die wir Denken nennen? Welche Früchte kann es bringen, auch für den kunſtgeübteſten Fechter, nach allen Richtungen hin die Luft zu durchfechten? — Ich war ein elender ſchädlicher Thor, doch ich wußte es nicht; jetzt, da ich denken gelernt, weiß ich dieſes; iſt aber dieſes Wiſſen angenehm? Ich habe immer eine drückende Leere empfunden, ich wußte aber nicht, daß es ſo ſeyn muß; jetzt weiß ich es; iſt aber dieſes Wiſſen ſehr erfreulich? — Nichtsdeſtoweniger war mein Ergötzen, daß ich jetzt denken konnte, ſo groß, daß ich Armand antrieb, mir mehr und immer mehr Bücher zu verſchaffen. Er führte mir vor, daß Leſen ohne Auswahl und in zu gehäufter Maſſe ſchädlich ſey; ich hörte nicht auf ihn. Da er mir nicht genügend Bücher brachte, ſuchte ich ſelbſt zuſammen, was ich nur finden konnte, und las nun mit einem wahrhaft nichtswürdigen Fleiß alles, was mir vor die Augen kam. Auf dieſe Weiſe verſchlang ich die philoſophiſchen Schriften der Alten und Neuen, nebenbei elende Erzeugniſſe eines faſelnden Gehirns — wie ich's gerade fand. Wie aus einem dunkeln Traume taucht manches ſchätzbare Wiſſen mir auf aus jener Zeit, und ich weiß nicht gleich, wo ich es hergenommen; auf wenige Augenblicke fühle ich dann wohl eine gewiſſe Achtung vor mir ſelber. Mein Freund Armand that Einiges, um mich zur Vernunft zu bringen; da aber jede Vorſtellung erfolglos blieb, ſo ließ er mich gewähren. Es konnte auch nicht fehlen, daß mich endlich ein ungeheurer Ueberdruß packte, wo ich dann alle meine Bücher bei Seite warf. Ich kehrte jetzt in mein eigenthümliches Element, in die Langeweile zurück.

Seit ein paar Tagen, Arthur, hat mich die Favorite wieder. Nicht wenig überraſchte es mich bei meinem Erſcheinen im Schloſſe keinen Diener zu finden, der mich melden wollte. Sie alle liefen zerſtreut durch einander. Ich erfuhr durch Stephan, den Pagen der Fürſtin, daß dieſe auf einige Tage nach Baden abgereiſ't ſey, den Jeſuiten mitgenommen habe, und daß nun die junge Herrſchaft das Unterſte zu oberſt kehre. Treten Sie nur hinein. Herr Graf, ſagte der junge Menſch mit einer unwilligen Röthe im Antlitz. Sie werden ſehen, wie der Prinz mit uns Allen ſein Spiel treibt, wie er die anſtändigſten und liebenswürdigſten Damen die Poſſen mitzumachen zwingt; ſelbſt Gräfin Melicerte muß Dinge thun und ſagen, über die ich mich ſchon faſt zu Tode geärgert habe. Aber was kann unſer Einer dabei thun?

Iſt die alte Oberhofmeiſterin auch fort? fragte ich lachend.

Sie iſt da, entgegnete er, allein es hört niemand auf ſie; ſelbſt der alte Fürſt, der doch ſonſt zuweilen das Wort führte, hat ſich aus dem Staube gemacht; der wunderliche Einſiedler iſt nun auch einmal ins Freie gegangen, und die wenigen Vernünftigen ſind mit ihm verſchwunden; der Teufel iſt los! —

Laſſen Sie es gut ſeyn, Stephan, ich liebe dergleichen.

Sie haben gut reden, ſtotterte der Jüngling, Sie haben nicht nöthig, ſich Sorgen zu machen, Sie haben keine Geliebte dabei — ich aber. — Er wurde über und über roth, ſtampfte mit dem Fuß und ſtürzte in den Garten.

Ich ſah ihm einige Zeit nach, indem kamen den Baumgang herauf, eilig und ſtark in Erhitzung, ein alter franzöſiſcher Vicomte und ein Domherr aus Straßburg. Sie ſind ſchon einige Wochen hier, ich habe ſie dir nicht genannt, weil ſie zu der Zahl jener gutmüthigen Spaßmacher gehören, die an den Höfen herumſchmarotzen, die völlig verſchwinden, wenn Talente glänzen, wo die jedoch abtreten, ſchnell die Gelegenheit nutzen und dann auf ihre Weiſe ſich geltend machen. Der erſte iſt ein ausgedienter Kammerherr, eine Hofgrimaſſe, ein Mann, der ſchon mit dem Galanteriedegen an der Seite, dem Hut unterm Arm zur Welt gekommen iſt. Der alte Fürſt kennt ihn, und beide haben ſich mit einem welken vertrauten Blicke zugelächelt; wie ein ausgetretener Pantoffel iſt er jedem bequem. Sein alter Freund Monſieur Alcibiade de Luc, den er zum Domherrn gemacht hat, weil ſeine kümmerlichen Geiſteskräfte zu nichts Anderm ausreichen wollten, theilt mit ihm dieſelben Grundſätze des

Umgangs. Sie haben gemeinſchaftlich einen Vorrath kleiner Geſchichten, in die ſie ſich getheilt haben, über die ſie Buch führen, und jeder iſt angewieſen, monatlich wenigſtens drei neue piquante aufzutreiben, widrigenfalls büßt er eine Lieblingsſpeiſe bei Tafel ein. Ich erkannte ſie kaum, denn ſie hatten ſtatt ihrer gewöhnlichen Hüte bunte, ſpitzige Düten aufgeſtülpt; als ſie mich rufen hörten, machten ſie eine eilige Verbeugung und ſchlüpften in den Gartenſaal, deſſen Thüren weit offen ſtanden, aus dem Gelächter, kreiſchende Stimmen, zwiſchendurch Muſik hervor tönten. Dorthin, als nach dem Orte, wo die Gräuel ihren Sitz aufgeſchlagen hatten, war ich von dem erzürnten Stephan gewieſen worden; ich machte mich auf den Weg und trat unbemerkt in den Saal. Mein Auge ſuchte Galatheen, ſie war nicht da; junge Herren und Damen, die zu ihrem gewohnten Anzuge alle das ſpitzige Hütchen hatten, drängten ſich an mir vorüber. Ich bemerkte, daß man chineſiſche Masken darſtellen wolle; die Hüte waren mit Glöckchen verziert, die bei der fortwährenden Beweglichkeit ihrer Träger ein betäubendes Geklingel durch den Saal erſchallen ließen, welches mit dem Gelächter und Geſchrei in Eins verſchmolz. Mitten durch die Menge bewegte ſich der Prinz, an ſeinem Arm hing die Gräfin Melicerte; beide ſprachen erhitzt und lebhaft, und theilten dabei aus einem Korbe, den ein albern geputzter Mohrenknabe ihnen nachtrug, Orden und Geſchenke aus. Kaum erblickte mich der Prinz, als er auf mich losſtürzte und der Verſammlung zurief: haltet, da iſt ein neuer Ankömmling, der in den Orden aufgenommen ſeyn will! Herr Oberſeneſchall macht Euch bereit, eine feierliche Einweihungsrede vorzutragen, damit die Weltkinder wiſſen, welches Glück den Eingeweihten zu Theil wird.

Michaud, der Adjutant des Prinzen, Melicertens Gemahl, that ſich bei dieſen Worten ſogleich hervor und erklärte, indem er mir ein Bändchen um den Hals hing, daß dieſes der von ſeiner Hoheit dem chineſiſchen Prinzen Yang-Kio-Wang gegründete Drachenorden ſey, und daß man ihn zum Andenken an die Entführung der ſchönen Kio tragen ſolle. Die Mitglieder machten ſich zum Geſetz, alles auszuſprechen, was ihnen in den Sinn käme, ohne daß jemand hierüber ungehalten ſeyn dürfe. Ich erinnere Euch, ſetzte Michaud ſeiner Rede zu, indem er ſein Antlitz in ſtrenge Falten zog, daß der große Zweck unſerer Verbrüderung Euch immerdar vor Augen bleiben möge. Wem ſollte es wohl entgangen ſeyn, auch wenn er noch ſo flüchtig beobachtete, daß im Zuſammenleben der Menſchen die träge unempfindliche Maſſe nur durch Ein Mittel in eine wohlthätige gährende Bewegung geſetzt werden kann, und dieſes iſt die Luſt der medisance, zu Deutſch Klätſcherei. Ja, dieſe erhabene Gottheit vereinigt uns Alle, ihrem Scepter beugt ſich alle Creatur! Was iſt die Weltgeſchichte anders als eine große Klätſcherei, und lehren nicht die größten Denker, daß der einzige Gegenſtand, der würdig ſey, den Menſchen zu intereſſiren, der Menſch ſelbſt ſey, und an dieſem Menſchen wieder das Fehlerhafte und Mangelnde, weil dieſes das Merkmal alles Menſchlichen iſt. Trotz dieſer erhabenen Lehren und Meinungen gibt es aber dennoch immer Leute, die ſich ärgern, wenn man von ihnen Böſes ſagt, die es nicht leiden mögen, daß man ſich für ſie intereſſirt, das heißt, daß man ſie verklatſcht. Ihr ſeht, Freunde, dieſe Kurzſichtigen müſſen auf den rechten Weg geführt werden, die Engherzigen ſoll man belehren und ihnen das Verſtändniß öffnen, damit ſie nicht fortfahren, ein unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſeyn. Ein großer Fürſt iſt uns hier mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen, er gründete dieſen Orden und nennt ihn den Orden der Drachen, zum Zeichen, daß jeder von uns gewappnet und unverwundbar einhergehen und ſo viel Feuer ſpeien ſoll, als ihm möglich iſt, und zwar gegen jedermann ohne Unterſchied. Ja, ja! rief der Prinz, nur recht wild, recht grauſam gethan, niemand geſchont, ein ehrlicher Drache kommt überall in der Welt fort.

Bei dieſen Worten lachten und kreiſchten Alle durch einander. Melicerte ſteckte mir eine Roſe an die Bruſt, indem ſie mir ins Ohr flüſterte: ein verliebter Drache hat uns nur noch gefehlt! — Sie hüpfte fort und klingelte mit allen ihren Glöckchen. Platz da! — rief der Domherr, Platz da für ein paar alte Drachen! Der Prinz ging ihnen entgegen und führte ſie in den Capitelſaal. Hier war das Mahl angerichtet; jeder Drache nahm ſeinen Platz neben einem Drachenweibchen. Michaud kam, um ſeine Frau zu überreden, den Stuhl in ſeiner Nähe einzunehmen, er erhielt eine abſchlägige Antwort; als er dringender wurde, rief Melicerte: Ich muß Ihnen ſagen, mein Freund, daß ich Sie eigentlich nie geliebt habe, daß Sie immer mir herzlich langweilig erſchienen ſind. Michaud ſtand etwas verblüfft bei dieſen Worten da; das iſt doch etwas ſeltſam, ma chère, ſtotterte er. Er wollte noch weiter ſprechen, als alle Glöckchen ertönten und im allgemeinen Gelächter einige Stimmen riefen: aus der Rolle gefallen! — Der Verſpottete nahm ſich zuſammen, ſtimmte ins Gelächter ein und erwiederte: Mir aus der Seele geſprochen, Madame; es geht mir mit Ihnen nicht beſſer, und in der That, man muß geſtehen, ein ehrlicher Mann muß wünſchen, lieber mit dem ärgſten Drachen von China verbunden zu ſeyn, als mit einer Coquette unſerer Tage. Bravo! ſchrie der Chor, wahrlich ein trefflicher Drache! — Der Geſchmack iſt verſchieden, rief der Prinz, ich liebe die Coquetten, und finde, daß nichts ſo geeignet iſt das Herz eines gefühlvollen Drachen zu entzücken, als die Eigenſchaften der ſchönen Klo; ich bin in Verzweiflung, daß ich nicht ſogleich für ſie durchs Feuer ſpringen kann. Ich ſitze in der Nähe des Feuers und mich friert dennoch! flüſterte ein alter verlaſſener Liebhaber mit hämiſchem Lächeln, indem er auf ſeine Nachbarin ſchielte. Dieſe ſah ihn mit ihren dunkeln Augen an, und rief, ſich vom jungen Officier neben ihr abwendend: Es hieße die Kraft des Feuers verſchwenden, wenn man es anwenden wollte, um leere unbewohnte Räume zu erwärmen! — Jemand flüſterte den Namen der Oberhofmeiſterin: Schade darum, bemerkte der Prinz, warum tritt die Dame nicht in unſern Orden? — welch ein Eigenſinn, wenn man das Talent zu einem vollkommnen Drachen in ſich ſpürt, dennoch nichts zur Vervollkommnung, Veredlung beitragen zu wollen! — Es ging jetzt mit den Späßen die Reihe herum. Jeder erzählte ärgerliche Geſtändniſſe von ſeinem Nachbar, die dieſer in gleicher Münze ihm vergalt. Michaud brachte endlich ein Buch hervor, das den Titel führte: Sammlung von Portraits chineſiſcher Großen. Still! rief der Prinz, da kommt etwas für die Eingeweihten. Michaud las, und Alle horchten. Unter chineſiſchen Namen verſteckt waren die Perſonen des Hofes, der benachbarten Höfe mit ihren Schwächen geiſtreich und ergötzlich geſchildert. Die ausgelaſſenen Scherze verſchonten ſogar die Markgräfin nicht, die unter dem Titel einer frommgewordenen chineſiſchen Bajadere mitgenommen wurde. Der Prinz und viele andere Herren hielten ſich die Ohren zu — wo jemand etwas zur Vertheidigung vorbrachte, entſtand ſogleich ein allgemeines Schellengeklingel, das jedes Wort übertönte.

Ich fand Mittel zu entſchlüpfen. Es dämmerte ſchon bereits, als ich reitend einſam im nahen Dorf anlangte. Man ſagte mir, der alte Fürſt, die Oberhofmeiſterin und Galathee ſeyen dort; Camaro, der mir zuerſt entgegenkam, beſtätigte dieſes. Es gab eine Hochzeit im Dorfe; bald ſollte der Zug von einer kleinen Anhöhe an der Straße vorbeikommen. Der herrlichſte Abend duftete um mich her, ſicher, ſtill und glücklich lag das zierliche Dörfchen in die vollen Baumgruppen eingeſchmiegt, verſchämt mit der Abendgluth übergoſſen. O Arthur, nach dieſem Puppenſpiel der großen Welt ſo ein heiliger ſtiller Abend!

Es ertönten wieder jene ernſten Stimmen in mir, die ich an jenem Morgen vernahm, doch ſie nannten mir jetzt deutlich und tiefeindringend einen ſüßen Namen, den Namen Galathee.

Ich ſtand an einen Baum gelehnt, und ich fühlte nun, wie jetzt alles innen und außer mir entſchieden war.

Indem kam der Brautzug. Der Fürſt, dieſer alte Sünder, führte das friſche Bauermädchen, die Braut; das große, überdrüſſige, verwelkte und erſchöpfte Leben neben dem noch urſprünglich friſchen, faſt kindiſchen. Wie der Faun in ſeinem Antlitze noch eine kleine Falte von Erbauung und Rührung zu erzwingen vermochte! Wie der alte geübte Künſtler ſich gleichſam herabſtimmt zur allerfrüheſten Natureinfachheit! — Er iſt jetzt nichts, als ein guter ehrlicher Bauer, der ſein liebes Kind zum Altar führt. Neben ihm — doch ich ſehe nichts mehr, denn Galathee grüßte mich, aus dem Zug etwas hervortretend — der volle Glanz der Abendſonne fiel auf ihre Geſtalt, auf ihr Antlitz. Ein geſunder kräftiger Bauerburſche führte ſie am Arm, und ſie ging lächelnd neben ihm daher, wie die junge Schäferin aus dem benachbarten Thale, zum Feſte geladen. Ich trat hinzu und wollte ſie von ihrem Führer ablöſen, allein ſie ließ dieß nicht zu, und machte dadurch den Burſchen nicht wenig übermüthig; er ſah ſich dreiſt und faſt ſpottend nach mir um, Galathee gab mir ihre linke Hand, und ſo ſchwebte ſie zwiſchen uns ſcherzend den Hügel herab. Die Oberhofmeiſterin ließ ſich vom Bräutigam führen, und ſo ging der Zug in vollem Glanze die große Dorfſtraße hindurch, um vor dem Hauſe der Brauteltern anzuhalten. Dort ſtanden ſchon wartend der alte Vater mit dem Mütterchen, beide mit Blumen geſchmückt; ein paar Dorfgeigen nebſt einer Flöte ſpielten ein recht rührendes Adagio hinter den Hollunderhecken hervor. In der Stube war das Mahl bereitet, der Boden mit grünen Zweigen und Blumen bedeckt, an den Fenſtern hingen Kränze.

Mein Nebenbuhler ließ zu meiner Qual Galatheen nicht einen Augenblick frei, ja er bewachte ſogar jede meiner Bewegungen mit eiferſüchtigen Augen; Galathee hatte ihre Freude daran, ſie war ganz Muthwille und holde Freude. — Arthur, nie ſahſt du eine reizendere Geſtalt! Ach, ihr klares dunkles Auge — welche Seele lag darin? — Wie bezaubernd ihre Freundlichkeit! Ich kam ihr einmal ganz nahe, erzählte ihr, wie ich geleſen hätte, daß glänzende Feen in ärmliche Hütten niederſtiegen, um dort Entzücken und Freude zu verbreiten, ſie hörte nur zerſtreut hin; ich nahm die galanten Verſe unſerer Dichter zu Hülfe, ſie hörte nur halb und ließ ſich dagegen umſtändlich von ihrem Nachbar, dem Bauernburſchen, über die dießjährige zu hoffende Ernte berichten. Am Tiſche gab es allerlei zu thun; der Fürſt ſaß mit der Braut oben an, die Oberhofmeiſterin mit dem Bräutigam. Dieſer, dem einige Scherze des alten Herrn nicht gefallen wollten, ſtürzte ungeſchickt ein Glas um, und das Kleid der alten Dame war überſchwemmt; lächerliche Entſchuldigungen folgten, Alle gingen auf den armen Bräutigam los, und die Bauern, denen der Wein in den Kopf geſtiegen, drohten in ihrem Eifer ihm mit Prügeln an ſeinem Ehrentage. Die Oberhofmeiſterin ließ ſich von zwei alten Ehrendamen des Feſtes in ein Nebenzimmer führen. Während des Streites hatte Galathee einen kleinen blondlockigen Knaben aufgefangen, der herumlief und nun ſcheu ausweichen wollte, mit einem großen Stücke

Kuchen jedoch gewonnen wurde. Mein Nebenbuhler, der ſich hier wieder thätig und aufmerkſam beweiſen wollte, gab dem Kinde einen Schlag, ſo daß es zu Boden fiel. Als Galathee hierüber zürnte, rief er: Ei, von dem kleinen Schlage wird er nicht ſterben, wohl aber hätte ſein Vater es dahin gebracht, wenn wir ihn hätten gewähren laſſen. Auf unſere näheren Fragen erfuhren wir, daß der Vater des Knaben, ein Bauer im Dorfe, durch allerlei bedenkliche Lebensverhältniſſe endlich dahin geführt, in eine der gefährlichſten Arten religiöſer Schwärmerei verfallen ſey, während welcher er es ſich zur Pflicht angerechnet habe, das Leben ſeines erſtgebornen Kindes Gott zu opfern. Daß der ſchöne Knabe noch friſch und geſund vor uns ſtand, war ein Werk der Vorſorge und rettenden Theilnahme dieſer guten Leute.

Entſetzlich, Arthur! das Meſſer an die Kehle ſeines Kindes zu ſetzen! — Wir gehen ſo leicht und ſicher die gewohnte Straße, und dicht, dicht neben ihr liegen dieſe fürchterlichen Abgründe. Mir ſchwindelt, ſo oft ich eine ſolche, die Seele betäubende That höre; oft ſage ich dann zu mir ſelbſt: ſollteſt du jemals deſſen auch fähig ſeyn? — Unmöglich! rufen tauſend Stimmen, und dennoch erhebt ſich ein warnender Ruf dagegen — die Anlage ſchlummert ja auch in dir. Der Keim der Giftpflanze liegt in jeder Bruſt, nur verſagt ihr ein gütiges Geſchick oft Luft und Nahrung, um groß zu wachſen. Erſt wenn die Bedingniſſe ihres Wachsthums da ſind, und du dennoch dieſen erſtickſt, darfſt du mit dem Namen eines Siegers prahlen; doch wie Wenige dürfen dieſes?

Es war ſchon vollkommen Nacht, als wir die Wagen kommen ließen. Der Fürſt war ſchon eine Stunde früher heim. Indeß die Oberhofmeiſterin einige Geſchenke austheilte, genoß ich ein paar Göttermomente mit Galatheen allein. Wir ſtanden in dem kleinen Gemache, das die jetzige junge Frau noch als Mädchen bewohnt hatte. Ihr Brautkranz war an der Wand befeſtigt, die Nachtluft aus dem offenen Fenſter ſpielte mit den weißen und rothen Bändern. Ein voller Strahl des Mondlichts glitt durch die obern Scheiben und fiel auf das Tiſchchen und auf das nun verlaſſene Bette, zugleich auf ein Crucifix an der Wand. — Es war ſo entzückend ſtill, heimlich und innig rührend, daß es uns beiden zu Herzen drang. Galathee ſprach einige herzliche und wahre Worte über den Frieden und die Stille auch des ärmlichſten Lebens. Hier hat ſie gelebt, das gute, anſpruchsloſe Mädchen, in ſtrenger Dürftigkeit, ihren Eltern und Angehörigen gehorſam, hier zählte ſie ihre genügſamen Tage; jetzt tritt das erſte große Ereigniß in ihr Leben: ſie ſoll die kleine Hütte verlaſſen, ſoll aus dem Stübchen auswandern, das bis jetzt ihre Welt geweſen, in dem ſie zum erſtenmal ihren Gott kennen und verehren gelernt hat, wo alle heiligen und frommen Gefühle ihres einfachen Lebens ſich entwickelten; ſie zögert anfangs bange, doch an

Gehorſam gewohnt, wandert ſie jetzt aus in das Haus des Geliebten, in den neuen Wirkungskreis: erſt langſam gewöhnt ſich ihr Herz dorthin, erſt zögernd bringt ſie ihren Gott, ihr Gebet in die neuen fremden Räume. Doch des Mannes Einfachheit und Herzlichkeit hilft ihrem Streben nach, gewohnte Arbeiten und Pflichten ſtellen auch dort ſich ein, und bald zeigt ſie ſich vollkommen anſtellig und tüchtig. Wie anders erſcheint ihr jetzt die äußere Natur: bedeutungsvoller werden alle Erſcheinungen des Jahres, da ſie an ihren Segnungen und Unbilden jetzt unmittelbar Theil nimmt. Die Ernte, nicht mehr ein tändelndes Feſt für das tanzluſtige Mädchen, iſt für die ſorgſame Hausmutter ein bedeutungsvoller Zeitabſchnitt des Jahres, denn nun ſoll für die Zukunft geſorgt, des Hauſes kommendes Geſchick feſtgeſtellt werden. Es wachſen die Kinder heran, die Tochter ſoll verſorgt werden, ſie kommt vielleicht hierher, und findet der Mutter Brautkranz noch an der Wand dort hängen. Die Blumen ſind verwelkt, das Silber verblichen, allein keine bittern Erfahrungen, keine ſchmerzlichen Träume hängen daran; muthvoll kann die Matrone dem friſchen Mädchen ihren Kranz in die Locken drücken zu gleichem freudigen Geſchick, zu Arbeit, Lohn und Mühe. — O ſelige Einfachheit der Gefühle — glückliche Reinheit des Lebens! — Wie weit ſind wir von dir entfernt! —

Sie blickte mich an, ich ergriff ihre Hand, ſie ließ ſie mir. Sie ſehen alles ſchön, heilig und rein,

Gala-

Galathee, rief ich; Ihr Unglück iſt es, daß Sie ſo ſehen; Seelen, wie dieſe, ſind beſtimmt, überall getäuſcht zu werden. Sie wandte ſich ab, ohne zu antworten; ich fuhr in meiner Rede fort: Dennoch wollte ich mich für Ihre glückliche Zukunft verbürgen, wenn Sie ſich entſchließen wollten, auf den Rath eines Freundes zu hören.

Und was räth dieſer? fragte ſie, indem ſie von der Seite und wie mißtrauend zu mir aufſah.

Erklären Sie ſich für frei! rief ich mit Ungeſtüm. Sie haben in der That nicht gewählt, Sie können ſo nicht wählen! — Wollen Sie mit dem Inhalte eines ganzen Menſchenlebens ſpielen? — Galathee, ich beſchwöre Sie, erklären Sie ſich für frei — ach, Sie ahnen nicht, wem Sie durch dieſes einzige Wort Glück und Leben ſchenken. — Sie ſchwieg und wollte ſich losmachen, ich bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und als ich ſie in der meinigen zittern fühlte, überraſchte mich mein tobendes Gefühl, ich zog ihren Arm, — ihren ſchönen Leib an mich — Galathee, rief ich leiſe, mein, mein biſt du! — Sie entwand ſich mir und war verſchwunden.

Ich blieb allein, und Thränen ſtürzten aus meinen Augen, faſt bewußtlos lehnte ich an dem Lager. Nach einer Weile hörte ich plötzlich Stimmen neben mir; ich hatte niemanden kommen hören, ich ſchreckte empor. Man ſah mich nicht, die tiefe Schattenſeite des Zimmers verhüllte mich; ich erkannte die Verlobte, ſie kam noch einmal, um von ihrem jungfräulichen Gemach Abſchied zu nehmen. Nicht lange war ſie allein, der Bräutigam war ihr nachgeſchlichen, ſie ſtanden beide im vollen Mondſtrahle, er umſchlang ſie, und ſie duldete ſeine Küſſe; er nahm ſich, ſeines Eigenthums ſicher, die ſüßeſten Freiheiten mit ihr heraus. Welch ein Dämon verdammte mich, Zeuge einer ſolchen Scene zu ſeyn! — Mein Blut wallte, ich preßte krampfhaft die Hand auf die Bruſt — vergebens — o Galathee!

Arthur, mit mir iſt es entſchieden!

Jetzt endlich denken unſere Gäſte an die Abreiſe; nach allen Gegenden hin fliegen die leichten Wägen wieder fort, wir Hausgenoſſen rücken nun näher zuſammen. Die Fürſtin ſpricht von einem langen Aufenthalte bei ihrem Bruder in Straßburg, dorthin ſoll Galathee mit, doch verbietet für's Erſte des alten Fürſten ſchlimmer Zuſtand jeden ſchnellen Entſchluß. Die letzte kleine Fahrt iſt ihm übel bekommen, der Tod ſcheint jetzt Ernſt machen zu wollen, wir gehen alle einem fürchterlichen Tag entgegen. Sein Leichtſinn jetzt iſt Grauſen erregend. Mir ſchwindelt bei alle dem, wo ſoll es auch mit mir hin? — Arthur, ich habe nur Ein Gefühl im Herzen, es martert mich und weicht nicht mehr von mir; ich bekenne dir, daß immer wieder verführeriſche Momente mich mit ihr zuſammenbringen. Vor kurzem wieder im Gartenpavillon. Wie ſehnlich wünſchte ich die lärmende

Geſellſchaft zurück, mit ihr das Gebrauſe und Gelächter, das noch vor wenig Tagen den einſamen, wild romantiſchen Park unleidlich machte, um — mir ſelbſt zu entfliehen. Denke dir das göttliche Mädchen, mit ihr allein in dem Tempel der einſamen Blumengöttin; grüne dämmernde Nacht breitet ſich umher auf Polſter und Tiſche, ein Buch liegt vor uns, in dem ich leſe — die Wärme des Auguſtabends gebietet eine Pauſe Ruhe — fern, fern alles Geräuſch — nur Blumenduft, Stille und die Geliebte! — Auf ihrem Antlitz liegt immer heitere Ruhe — ach, dieſe Ruhe will mir oft die Beſinnung rauben; ſie weiß doch nun, was ſie mir iſt. Vielleicht gibt es ihr Sicherheit, daß der Bräutigam täglich anlangen ſoll, auch ſehe ich, wo ſich's thun läßt, hält ſie die alte Oberhofmeiſterin bei ſich.

Der Einzige, dem ich mich vertraut habe, iſt Camaro. Er iſt mir ernſt und wie ein Mann entgegengekommen, edel und ſtreng. Sein Rath iſt, daß ich mit dem Prinzen fortgehe, aber daran iſt nicht zu denken. Der Pater Jeſuit rathet mir zu bleiben; ſieht er vielleicht, daß ich mir ſelbſt nicht mehr angehöre, nicht mehr weiß, wo ich mit dieſem ſtürmenden Herzen hintreibe? — Meinetwegen mögen ſie doch nach ihrer Weiſe das Beſte für mich ausdenken, ich bin's zufrieden, weiß ich nur, daß ich in Ihrer Nähe bin. Und auch ſie wird dieſe Ruhe verlieren. Ach, Arthur, welches Entzücken, ihr irgend ein Band feſſelnd plötzlich umzuwerfen, ſey dieſes Band auch ein

Verbrechen. — Doch weßhalb ein ſolches? — ich ſchwärme wohl, gibt es denn nicht ganz einfache Wege? Der Diplomat tritt zurück — ich bringe meine Güter in Ordnung, richte mich in deiner Nähe ein, werbe um ſie, und bringe mir eine ſüße Gattin, dir eine holde Geſellſchafterin mit, drei glückliche Menſchen leben zufrieden bei einander. Doch, meinſt du im Ernſte, ich könne ſo handeln — und es könne ſo kommen? — Glaube es immer, Geliebter, ich glaube nicht daran — ich wünſche es nicht einmal.

Wie ſehr Unrecht hab' ich dem Pater Jerome gethan. Mit ſcharfem Blick, dem ſich nichts verbirgt, verbindet er ein warmes, offenes Herz. Sie alle um ihn her ſind kalt, gefühllos, nur er fühlt. Er beſuchte mich vor wenig Tagen, brachte mir Bücher, den Macchiavell, den ich ſeit lange in der Urſprache zu leſen gewünſcht; wir gingen an einem herrlichen Morgen zuſammen einen weiten Gang, durch reife Erntefelder, hier und da über eine Blumenwieſe in Thau und Friſche, und in dieſer herrlichen Umgebung ſprachen wir über die Menſchenſeele und ihre Entzückungen. Jedes ſeiner Worte hat eigenthümliche Farbe, nichts Abgeſtandenes, Verwelktes, Hergebrachtes.

Wie richtig ſetzt er das Glück unſers eigenſten Weſens in Bewegung. Der Menſch, die Kirche, der Staat — alle müſſen untergehn, wenn der innere Nerv nicht mehr ſpielt; jeder Erſtarrung muß vorgebeugt werden. Die römiſche Kirche erhielt ſich jung, ſo lange ſie angefeindet wurde; ſie verſank in übermüthige Schwäche, als ihr ruhiges Herrſchen begann. Die ehrwürdigen Väter bringen ſie wieder in Bewegung, indem ſie ihr den unruhigen drängenden Geiſt der Intrigue einblaſen. So arbeitet ſich aus der bewegten Menſchenſeele entweder der Gott oder der Teufel heraus, jedenfalls etwas Entſchiedenes, Ergreifendes. In der Lebhaftigkeit, in der ich jetzt ſchwärme, in der Erregſamkeit, die ſich aller meiner Kräfte bemächtigt hat, ergreife ich gleich heftig das Naheſte wie das Fernſte. Es brauſ't gleichſam immerdar eine wilde Melodie durch mein Inneres, und große erſchütternde Accorde bringen Welt und Gott in wunderbaren Einklang. Gleich irgend einem Seher des Alterthums, könnte auch ich jetzt eine neue Religion gründen, ſo ſchöpferiſch treten die Ideen ins Daſeyn, und immer iſt es das ſchöne Weib, das ich denke und fühle.

Bete für mich, Arthur, daß ich ſo glücklich bleibe, denn ich habe jetzt in Fülle Religion und Liebe! —

Oft ſtehe ich tief in der Nacht, wenn ſilberner Mondglanz den Park füllt, einſam da, und denke an die Unſterblichen, die lange vor uns dahingegangen, an ihre Träume und entſchwundenen Seligkeiten; und wenn die Wolken oben dann leiſe über den Himmel gleiten, hauchen mich rührende Gedanken von jenſeits an, Melodien glühender, ewiger Liebe, und dann iſt es ihre rührende Geſtalt, die neben mir ſteht, und mit der ich wie Dante mit ſeiner Beatrice durch alle Räume des Lichts ſchwebe, immer herrlicher mich in ihrem Anſchauen verklärend.

Galatheens Bräutigam iſt angelangt.

Fortſetzung

der

Bekenntniſſe eines Blasé.

Schon war ich dreißig Jahr alt, und noch hatte man mir keinen Gott gegeben; ich mußte mir alſo ſelbſt einen ſuchen, auf die Gefahr hin, getäuſcht oder köſtlich belohnt zu werden; das Letztere iſt mir nicht geworden. Man hatte ſich damit begnügt, mir hinter Weihrauchwolken, ſchimmernden Altarſchreinen, goldbrokatenen Prieſtern ein dunkles Etwas ſehen zu laſſen, das kein Antlitz hatte, und welches eine wunderliche Launenhaftigkeit, einen unleidlichen Stolz an den Tag legte, indem es immer geſchmückt und auf läppiſche Weiſe verehrt ſeyn wollte.

Ich beſinne mich, daß ich einſt auf der Reiſe in ein verlaſſenes einſames Städtchen kam. Es war Abend, ein warmer Himmel lag über der Erde, eine Luft voll Ernten ſchwellte mir die Bruſt, überall ſah das Auge reife Garbenbüſchel aufgerichtet und ſingend gingen die Schnitter nach Hauſe. Ein altes

Weib, das ich zur Führerin angenommen, ſchloß eine Kirche auf, die abgelegen, tief in die Blumen des Kirchhofs geſenkt, ihre dunkeln Mauern vom lichten Abendſchimmer überglänzt, vor uns lag. Als ich innen durch die ſtillen Räume gegangen war, ſah ich zufällig in eine dunkle Nebenhalle, und ich erſchrack, denn es kam mir vor, als ſähe ein bleiches Antlitz durch die Finſterniß, als lehne ein Menſch dort an der Mauer. Es iſt wohl ein Kranker, dachte ich bei mir, oder ein Wahnſinniger, ſetzte ich mit Grauſen hinzu. Mein Auge durchdrang jetzt ſchärfer die Dunkelheit; ich ſah deutlich die in ein ſchwarzes Gewand eingehüllte Geſtalt, das bleiche ſtarre Geſicht voll unendlicher Schmerzen. „Wer iſt der dort an der Mauer?“ fragte ich meine Führerin leiſe; ſie erwiederte: „es iſt Chriſtus.“ Das Wort tönte ſeltſam durch die einſame Kirche; ich wußte nun, wer der arme Verlaſſene war; ich wußte nun, welche Schmerzen es waren, mit denen ſeine Seele rang. Der prächtige, mit Goldflittern überladene Gott hatte mich nicht gerührt, der verlaſſene, arme, im düſtern Kirchenwinkel trauernde Gott erſchütterte mich tief. Eine herzzerreißende Wehmuth überfiel mich. „O Himmel, rief ich, wo ſind deine ſtolzen Kirchen, deine ſingenden Prieſter, wo das Heer triumphirender Heiligen, die dich ſtets umgeben? Wo ſind die ſtaunenden Welten, die zu deinen Füßen ſich drängen, wo die Schaaren ſeliger Geiſter, die den Saum deines Gewandes küſſen? — Wie, haben ſie alle dich verlaſſen, verweigern ſie dir ihre Verehrung, haben auch die Himmel, wie einſt dieſe Erde, dich von ſich geſtoßen, und will niemand dich mehr als Gott erkennen? Ach! ſo iſt der Glaube der Heiligen ein Traum geweſen, die ſüße Zuverſicht deiner Getreuen ein eitler Wahn? — Deine ewigen Schmerzen haſt du umſonſt vergeudet, umſonſt von rohen Händen dein Herz brechen laſſen; der ewige ſchreckliche Leichtſinn der Welt geht darüber hin, ſelbſt über die Todesſtunde eines Gottes; die rollenden Jahrhunderte ſchieben ſich dazwiſchen, und du biſt vergeſſen! — Deine ſchöne, heilige Lehre der Liebe wird neben dem alten Nildienſt der Aegyptier, dem üppigen Blumendienſt der Griechen, der harten Steinanbetung des Nordens niedergelegt und vergeſſen, und das kalte, träge, unerſättliche Weltleben greift nach neuem zartem Spielzeug, das es dann eben ſo ſchnell mit plumpem Fuße wieder zertritt. — Oder kommen einſt die Weiſen dieſer Erde in einer ſtillen Nacht, und bringen dich aus deinem einſamen, dunkeln Kirchenwinkel, armer, verlaſſener Gott, wieder in den Glanz der lebendigen Welt hinaus, und kleiden dich in ein neues, herrliches Gewand, und knüpfen eng an deine göttliche Stirn das Bedürfniß der Menſchen? Armer, verlaſſener Gott, wenn dich auch niemand liebt, ich will dich lieben!" —

Als ich dieſe Worte mit bewegter Stimme ſprach, ſah mich die Alte mit bedenklichem Blick an; es mochte ihr ſeltſam erſcheinen, daß ich zu einem alten, unbrauchbar gewordenen hölzernen Bilde ſo vielen Aufwand von Rede und Gefühl verſchwendete. Sie ſchloß vor mir auf, und wir traten wieder in warme Luft voll Ernten und Leben, Geſang und Lächeln zog an uns vorüber; ich aber dachte an den, welchen ich an der kalten Mauer hatte lehnen ſehen, und das Bild wollte nicht mehr von mir weichen.

Doch den Eindrücken des ſpätern Lebens wich es dennoch; als ich merkte, daß derſelbe Gott Pflichten mir auferlegte, Opfer von mir verlangte, lehnte auch ich mich gegen ihn auf, und erlaubte mir alle Arten von Widerſetzlichkeit. Drei Männer, mit denen ich bekannt wurde, brachten in dieſe Widerſetzlichkeit Syſtem. Es waren ein Geiſtlicher, ein Advocat und ein Poet. Der Geiſtliche gab mir gleichſam einen allgemeinen Bauriß ſeiner Kirche. Er zeigte mir gewiſſe Säulen, auf die ſich das Ganze ſtützte, und die man nicht antaſten dürfe, weil ſonſt das Gebäude unfehlbar einſtürzen würde; die Nothwendigkeit jedoch, daß es nicht einſtürze, ſey für alle Zeiten hin einmal ausgemacht, und da müſſe ſich jeder Einzelne dem Bedürfniß des Ganzen unterwerfen. Thorheit oder Wahnſinn wäre es, dagegen zu handeln. Der Poet gab dieſes zu, doch drang er darauf, daß das Gerüſte, da es doch nicht fortzuſchaffen ſey, mit möglichſt wohnlicher Einrichtung ausgefüllt werde. Mit geiſtreichem Lächeln trug er anmuthige Verſe vor, die wie leichtſinnige Mädchen jedes Geheimniß mit lachendem Munde wegſpotteten. Seine Lehre war, der Menſch ſey frei, die Erde und jeder Genuß ſein Eigenthum, den Streit über Recht und Unrecht, Religion und Unreligion könne man dem Pöbel überlaſſen. Der Genuß ſey der wahre Gott und die Poeten ſeine Prieſter. — Ich hatte dem Prieſter geglaubt, ich glaubte dem Poeten; jetzt kam der Gelehrte und bewies, daß ich keinem von beiden glauben dürfe, daß eben der Glaube der ſchlimmſte Feind der Freiheit ſey, die Feſſel, die ſelbſt der Kühnſte und Gewaltigſte am ſpäteſten abwirft. Selbſt der vollendete Unglaube ſey Zwang und Deſpotie, nur der Zweifel mache uns glücklich, und wir müßten eben ſo an unſerm Unglauben als an dem Glauben zweifeln. Denn nichts in der Welt ſey eigentlich wahr oder unwahr; wir ſelbſt, zum Spott mitten unter dieß räuberiſche Heer von Widerſprüchen geſetzt, würden, wenn wir uns für eine Partei erklärten, unfehlbar von der andern zerriſſen werden; nur indem wir gegen beide ſtritten, könnten wir uns ſelbſt behaupten. —

„Ich ſtudirte die Rechte, erzählte er mir, und um mich in die Erkenntniß des Rechtes zu ſetzen, machte ich mich mit demjenigen genau bekannt, was die Menſchen Unrecht nennen. Ich ſtieß in dieſen Unterſuchungen auf ſeltſame Fälle. Die Aengſtlichkeit, mit der immerdar die Menſchen eine Maſſe von Geſetzen, Formeln und Verordnungen aufgehäuft hatten, ſchien mir ſogleich anzudeuten, daß ſie mit Furcht vor der Zweideutigkeit ſich zu ſchützen geſucht hatten; allein in hohle Formen ließ ſich ein ſo ſeltſames, flüchtiges Weſen, mit dem ich es zu thun hatte, nicht bannen. Das ſtarre Gerüſte blieb ſtehen, der hineingebannte Geiſt verflüchtigte ſich, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte mußte man nothwendig entdecken, daß man ſtatt des Rechts das Unrecht darin gefangen hielt, und dieſes durch die künſtlichſten Formen ſchützte und gleichſam dauernd machte. Um die Phyſiognomie des Rechts nicht zur feſtſtehenden todten Larve werden zu laſſen, war es nöthig, ſie in ſteter Beweglichkeit zu erhalten; dann kamen aber wieder, indem ſich in jeder Generation die Züge dieſes Antlitzes veränderten, oft ſonderbare Grimaſſen zum Vorſchein. Mich ſchmerzte es, in beiden Fällen die Menſchheit betrogen oder verſpottet zu ſehen, doch fühlte ich deutlich mein Unvermögen, hier eine günſtige Aenderung zu bewirken; die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Beſtrebungen, zugleich die verletzte Würde meiner Wiſſenſchaft trieben mich ruhelos von einem Aeußerſten zum andern; es war vergeblich. Da alle Verſuche, Klarheit und Licht zu erringen, fruchtlos blieben, fand ich jetzt eine Freude im Zerſtören; ich riß alles früher ſo geſchonte Bauwerk nieder, indem ich hoffte, ganz auf dem Grunde der Trümmer die geheimnißvolle Figur zu finden, nach welcher der unerforſchliche Baumeiſter gebaut hatte. Ich machte mir's zur Pflicht, in meinem praktiſchen Wirken alle Fälle aufzugreifen, in denen das Unrecht entſchieden auf meiner Seite war, und freute mich, wenn ich einen neuen Sieg davon trug über das, was man geſundes Menſchenrecht nannte, und welches jedermann mit Händen zu greifen glaubte. Ich ging noch weiter, und brachte alle berüchtigten Perſonen, die in den Büchern der Geſchichte durch das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet da ſtanden, von neuem vor meinen Richterſtuhl, und war entzückt, wenn ſie gerechtfertigt aus dem düſtern Nebel des Irrthums oder der Bosheit hervortraten; ich hatte ſie aber nur mit Mühe gerettet, um ſie dann wieder zu verdammen. Auf dieſe Weiſe bildete ich den tiefen Haß, den Ekel in mir zur Reife; ich hätte verzweifeln müſſen, wenn ich nicht zum Glück an der Möglichkeit der Verzweiflung gezweifelt hätte.“

Die Geſinnung dieſes Mannes, vereint mit der jener beiden, wirkte nun auf mich; ich eignete mir von jedem etwas an. Vom Geiſtlichen lernte ich, daß man zu einer äußern Kirche des Pöbels wegen ſich bekennen müſſe; vom Poeten, daß der wahre Gott der Genuß ſey, und endlich, um dieſem Gott ſtets treu zu bleiben, nahm ich vom Advocaten die Lehre an, an nichts Beſtehendes zu glauben, ſondern jede flüchtige Exiſtenz, ohne ihre Farbe, ihren Gehalt zu prüfen, mir anzueignen. Dieſe drei Lehren im Zuſammenhange formten nun meinen innern Menſchen, oder richtiger geſagt, ſie lösten jede noch etwa beſtehende Form in mir auf. War ich früher bewußtlos, ſtumpf und leichtſinnig geweſen, ſo lernte ich jetzt, daß man es mit Bewußtſeyn und mit

Ueberlegung ſeyn könne. Dieſe Philoſophie hat mich nie ſehr ſchwer gedrückt.

Ich zählte jetzt fünf und dreißig Jahr, als durch den plötzlich erfolgten Tod meines Bruders mir die Regierung zufiel, und ich berufen ward, einen Thron zu beſteigen, auf den ich mir keine Hoffnung gemacht hatte. Die Nachricht erreichte mich, als ich eines Abends mit meinen Freunden ein Bacchanal feierte; einer derſelben, der in der Stille ſchon benachrichtigt war, drückte mir, als ich eben trunken in einen Lehnſeſſel zurückſank, die goldene Krone aufs Haupt, und warf mir den Purpurmantel um. Wie ein ſprühender Weinſchaum ſtieg der Gedanke der Herrſchaft überwältigend in mein Gehirn; ich warf mich in den Wagen, und von den Genoſſen begleitet, zog ich, indeß eine ſchimmernde Erleuchtung mir den Weg zeigte, in die Thore meiner Hauptſtadt ein. Ich ſollte nun jede Art des Genuſſes koſten, und ich war eitel genug, auch nach dem geiſtigern zu ſtreben, ſelbſt nach dem Kranze des Verdienſtes. Mein glühender Eifer war jetzt dahin gerichtet, daß man von mir einſt, als von einem beſondern trefflichen Fürſten ſprechen ſollte. Mein Geiſt erwachte, ich fand Momente ſeltener Klarheit, ergraute Staatsmänner bewunderten mich, und ich ging ſtill und ernſt auf meiner großen Laufbahn dahin.

Viele Einrichtungen, die ich getroffen, manches treffliche Geſetz, das ich gegeben, zeugen noch in meinen Staaten von jener Epoche meines Leben. Auch ſie ging vorüber, ich fühlte, daß die Welt ſich nicht durch einen glücklichen Gedanken zwingen läßt, und im Unwillen ſchob ich alles wieder von mir. Ich hatte auch nur dieſen Kitzel verſuchen wollen, mein Verlangen war erfüllt. Es war jetzt ſo ziemlich alles ſchon von mir verſucht worden; die Langeweile fing wieder an mich zu plagen, und ſie machte Miene, mich jetzt nicht mehr verlaſſen zu wollen. In dem Ueberdruß, der mich befiel, hielt ich alle Mittel, Thätigkeit in mir zu erwecken, für erlaubt; dazu gehörten die elendeſten Thorheiten, die widerlichſten Verirrungen, wenn ſie nur für Momente einen Kitzel für mich gewährten. Ich ſchrieb Bücher, in denen ich mich über mich ſelbſt, über meine Staatsdiener, über die ganze Welt luſtig machte, ich verkleidete mich als Frau und zwang die jungen Officiere meiner Garde, mir den Hof zu machen; jeden Tag ſetzte ich eine beſondere Perücke auf, von wechſelnder Farbe; Maler mußten mich in abenteuerlichen Stellungen darſtellen, die Bildhauer mich bald als Frau, bald als Mann meißeln. Um meine erſchöpften Caſſen wieder zu füllen, ließ ich einen Theil meiner Unterthanen ins Elend wandern. Jetzt ließen ſich Stimmen hören, die mich tadelten; das war mir neu, ich berief die Eiferer zu mir; weit entfernt, ſie einzukerkern, munterte ich ſie auf, mir die Wahrheit zu ſagen; ich erhob ſie zu meinen bedeutendſten Staatsdienern, und kaum zierten ihre Schulter meine Ordensbänder, ſo ſah ich ſie elend ihre Anſicht ändern und ſelbſt zur Deſpotie mir rathen. Ich ſpottete ihrer, ich ſpottete der Menſchen und warf mich auf meine ſeidenen Polſter hin, bis zum Ueberdruß ſatt jeglicher Erſcheinung.

Unterdeſſen ſah ich die Genoſſen meiner Jugend in zerrütteten Zuſtänden dahinſterben, mir ſchien die Natur noch ein ruhiges, vergnügtes Alter verſprechen zu wollen. Was nun irgend dem tugendhaften Manne am Ende ſeiner Tage Gutes und Belohnendes widerfahren kann, das iſt mir geworden, da ich doch ſehr wenig mich um die Tugend bekümmert habe. Des Herrſchens überdrüſſig, verließ ich den Thron, und dieſe Handlung wurde durch Ruhm und Ehre gefeiert; mein Nachfolger war ein dünkelhafter Schwachkopf, und ich erlebte den Triumph, daß man mich zurückwünſchte, die Segensſprüche des ganzen Landes mich überſchütteten. Doch ich gab meine Freiheit nicht wieder in die Feſſel. Eine reiche Tafel, ein Glas Wein, ein paar gute Späße erhielten mich jetzt leidlich in meinen kühlern Jahren; ich hatte alles genoſſen, und es reizte mich daher nichts mehr. Und ſo wurde mir unverhofft das Geſchenk von einigen ruhigen Jahren voll Geſundheit und Heiterkeit; die letztere behielt ich auch, als die erſtere ſich verlor, und ich gehe nun auch ohne Furcht und Reue meiner letzten Stunde entgegen. Ich weiß es, ich habe nie meine Begierden und Leidenſchaften bezwungen, noch an meiner Veredlung gearbeitet; alles Edle und Hohe, an das die Menſchen glauben, habe ich immerdar verſpottet; wohin mich auch die Erregung getrieben, ſey es zur Tugend oder zum Laſter, ich bin ihr gefolgt. Gibt es nun einen höchſten Schöpfer, hat er mich ſo geſchaffen, ſo mag er weiter für mich ſorgen; ich habe von ſeiner Schöpfung weder etwas abgenommen, noch dazu gethan, er muß mich noch loben.

Mache dich gefaßt, Arthur, mich bald bei dir zu ſehen! — doch nein, vertraue nicht dem Worte eines Wahnſinnigen. Hier kann ich nicht bleiben, es brennt der Boden unter mir — fort kann ich auch nicht.

O wie haben wenige Stunden die Welt um mich verändert! —

Galathee iſt mein! — der Fürſt liegt im Sterben, mit dem Verlobten Galatheens ſah ich einem Kampf auf Tod und Leben entgegen.

Quälender kann ſich unmöglich mein Leben geſtalten. — Höre ſelbſt: —

Das furchtbarſte Gewitter, das ich jemals erlebt, lärmte und brüllte durch den Park; ganze Ströme rauſchten nieder, und unabläſſig flog die wilde Flamme des Blitzes an den mit Vorhängen verhüllten Fenſtern vorüber. Camaro und ich hatten uns in den Pavillon gerettet, der durch einen Gang mit einem türkiſchen Bade verbunden iſt. Wir ſtanden ſchweigend im Gemach. Einige Aeolsharfen, die aufgeſtellt waren, und die man hatte ſtehen laſſen, kreiſchten wie wahnſinnige Kinderſtimmen in das Getöſe des in ſeinen Gründen aufgewühlten Hains. Bildſäulen ſtürzten von ihren Gerüſten, das Gitterwerk der Lauben flog umher, und ein zerriſſenes Segel von der Gondel flatterte wie das Leichentuch eines Auferſtandenen durch die heulende Nacht; zerſplittert fielen die Fenſterſcheiben im Vorgemach nieder. Unſere Herzen waren wild erſchüttert; Camaro's Auge glühte, er ſtürzte an das Pianoforte, und ich hörte ihm bebend zu, wie er vermeſſen den tönenden ſchrecklichen Donner über unſern Häuptern in ſein Spiel hineinzog, und das erſchütternde Thema durch ewige Melodien verſüßte und durchführte. Da — ich zittere noch — ziſchte ein empfindlicher Glanz an unſerm Auge hin, ein tobender Schlag fiel im Moment darauf nieder, ich ſah, wie im Traum, die Thür des Ganges auffliegen, und hineinſtürzte Galathee. — Hülfe der Fürſtin! ruft ihre Stimme. — Ich hielt ſie in meinen Armen. Camaro war hinausgeeilt, er kehrte zurück und tröſtete, indem er verſicherte, der Blitz habe das Gebäude verſchont, indem er dicht am Fenſter des Badegemaches in die Erde geſchlagen ſey. Galathee wollte in den Gang eilen, doch ihre Kräfte verließen ſie, wir brachten die zarte Geſtalt auf die Polſter des Divans. Camaro floh ins Schloß nach Hülfe. Ich knieete vor ihr, ich belauſchte ihre leiſen Athemzüge. — Eine dunkle, grüne Nacht umſchloß uns beide. — Ach Arthur, alle Flammen des Himmels zuckten jetzt durch mein wahnſinnig aufgeregtes Innere; ich hörte nicht den Donner, ich preßte ihre herabgeſunkene Hand an meine Stirn, Thränen ſtürzten aus meinen Augen. Man hatte uns gänzlich im Gewirre vergeſſen, es rauſchten die Bäume vor unſerm Fenſter, melodiſch klangen jetzt die Harfenſtimmen, fernab rollte der Donner; — milde Sonnenſtrahlen brachen durch die grünen Vorhänge, und triumphirend ſchüttete die Göttin himmliſcher Gewährung ihr üppigſtes Füllhorn über uns aus. —

Ich verlaſſe jetzt den Gartenpavillon nicht mehr, er iſt meine Wohnung für immerdar. Auch jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ruht mein Arm auf dem Polſter, welcher den ihrigen einſt tragen durfte. Die Tapete mit den vier großen Medaillons von Flora, Pomona, Terpſichore und Aglaja, in ihren flatternden Schäferhüten, wird meinen Blicken immer lieber; der Kamin, die japaniſchen Vaſen, der Parquetboden, und gerade die Stelle mit dem eingelegten Zierrath, auf dem zufällig ihr Fuß ruhte, der Tiſch mit der Moſaikplatte, das Glas, gefüllt mit dem leuchtenden Blumenbouquet, alles hat ſeit jenem Moment ſich nicht verändern dürfen — noch liegt ſogar ein grünes Blättchen auf derſelben Stelle des Polſters, wo es damals, als ſie ſich aus meinem Arm losketten wollte, hinglitt. Eine Gottesläſterung wäre es, aus dieſem heiligen Tempel nur irgend eine, auch die kleinſte Reliquie zu entfernen; hier, wo ich den Gott empfing, wird mich alles an ihn mahnen. Kein lebendes Weſen, das ſich in den Umkreis dieſer zauberiſchen Atmoſphäre verirrte, mag wieder hinaus; ſo flattert noch immer ſeit jenem Tage ein blaßgelber Schmetterling an den Scheiben hin und her, ich öffne das Fenſter, doch er wendet ſich nur tiefer ins Gemach. Iſt er vielleicht die verkörperte Seele jenes Götteraugenblicks? —

Hier ſchwelge ich nun, Arthur, die warmen Sommernächte hindurch, die hohen Fenſterbögen offen dem vollen Strahle des Mondlichts, über die nahen Blüthenſträuche hinübergleitend. Ferne, hinter den dunkeln Baumſchatten ſchimmert die Gruppe der ſteinernen Engel am Fronton des Schloſſes zu mir herüber, das Fenſter, tief unter dieſer Gruppe, iſt das ihrige. Ich ſehe, wenn das Licht in ihren Gemächern erliſcht, dann weiß ich, ruht ſie ſtille im Arm des Traumes, und mein Bild iſt bei ihr. Der nahe Springborn plätſchert durch die Stille, mein Blick in Thränen gebrochen, iſt ſtarr auf ihr Fenſter gerichtet; ich fühle es dann, daß auch ihre Seele mich ſucht; es wandelt der Traum der Liebe über die entſchlafenen Blumenhäupter von Fenſter zu Fenſter.

Frühe, wenn ich hinaustrete, umfängt mich ein blaſſer, weicher Morgenhimmel — ringsumher alles ſtill und zurückweichend. Der See und die Gondel darauf laden mich ein, ich arbeite mich in die Mitte des Spiegels, und dann ruhe ich zurückgelehnt, den Blick in die gränzenloſe Bläue über mir gerichtet — da weht es kühlend und lebendig um mich, farbige Scheine ſpielen auf der Silberfläche, Goldfunken ſprühen umher, das Schloß ſteht erleuchtet, und ſeine Fenſter ſpiegeln ſich in dem See.

Wenn ſie jetzt plötzlich hervorträte? denke ich — ſiehe, es rauſchen die Vorhänge ihres Fenſters! Doch nein, weit entfernt iſt noch die Stunde, in der ich ſie ſehen darf! —

Geſtern, gegen die Abendſtunde, ſtarb der Fürſt. Die Frauen werden von ſeinem Zimmer fern gehalten, weil der Anblick des Körpers Entſetzen erregend ſeyn ſoll. Auch ich habe ihn in ſeinen letzten Stunden nicht geſehen, obgleich er nach mir verlangt hat. Möge er dahin gehen! Meine Seele iſt jetzt ſo voll Liebe und Andacht, daß dieſe ſpottende wilde Exiſtenz entſetzlich auf mir gelaſtet hätte. Ein geheimes Grauſen hält uns Alle von ſeinem Zimmer fern, wo er ſtill neben den brennenden Kerzen liegt. Oft wenn ich an die Thüre des Ganges ſtreife, glaube ich noch den eigenthümlich heiſern Ton ſeines Lachens zu hören, und ich eile ſchnell hinweg. —

Heute hat man den Sarg fortgetragen; das Grabgewölbe in Lichtenſtein nahm ihn auf. Schauerlich klang es in unſer Ohr, als die Träger an der eiſernen Pforte Einlaß begehrten. Dreimal klopften ſie an, und dreimal fragte eine Stimme innen, wer da ſey. Der Sturmwind verlöſchte unſere Fackeln, der Himmel war tief bewölkt. Indeß die Wappen und verſchiedenen Ordenszeichen in der Kirche befeſtigt wurden, und der Dienſt der Geiſtlichen ſeinen Anfang nahm, eilte ich in den Wagen, und bald lag das ſchauerliche Gemälde weit hinter mir.

Die Fürſtin iſt tief erſchüttert, ihre religiöſen Pönitenzen haben den finſterſten Charakter angenommen; der Pater verläßt ſie keine Stunde. — Die Gemächer des Schloſſes, vor kurzem noch von ſo bunten Geſtalten durchſchwärmt, ſind verödet; den wenigen Bewohnern ſchwebt immer gegenwärtig der dunkle koloſſale Sarg, den die verhüllten Geſtalten forttrugen.

So lauſcht ewig hinter allem Lebendigen der Tod.

In mir lebt ein ſüßes Glück: Galathee iſt mein! Der ſichere Gartenſalon, jetzt mehr als früher verlaſſen, bleibt der geheimnißvolle, wonnige Zufluchtsort unſerer Liebe. Oft wenn der Blick auf die in ſchwarze Gewänder gehüllte Geſtalt fällt, ſo bebe ich, und zweifle einen Moment, ob es Galathee iſt, die in meinem Arme ruht. Sie lächelt dann mit den ſüßeſten Worten meine quälenden Träume fort. Von unſerer Trennung ſpricht ſie, als könne ſie nur wenige Wochen dauern. Ich ſehe es ein, ſie muß mit der Markgräfin fort; die Löſung des Verhältniſſes mit dem Verlobten kann, wenn ſie glücklich gelingen ſoll, nur klug und langſam betrieben werden. Erſt wenn ſie ſich mit Anſtand vollkommen frei fühlt, darf ſie meine Bewerbungen vor der Welt annehmen. Ich verhehle mir dieſe Bedingungen nicht, doch ich fühle, daß ich ſie nicht ertragen werde, dennoch wage ich nicht ihr zu widerſprechen — ſonſt möchte ich ihr vor allen Dingen zeigen, daß ich die Anmaßlichkeit meines Nebenbuhlers unmöglich länger dulden kann. Jetzt aber ahnet ſie nicht von ferne unſer Vorhaben, und daß ſie einen von uns bald nicht mehr wieder ſehen wird. Ach, Arthur, bin ich es, den die Unerbittlichen von dannen rufen, ſo beklage mich nicht. In einer ſtürmiſchen Entzückung gehe ich hinüber; jede Kraft in mir iſt, wie man vom Tode der Heiligen erzählt, ums Doppelte erhöht, jeder Nerv vergeiſtigt, die Seele mit Klarheit und Allmacht gefüllt. Wie eine glühende Hymne, ausgegoſſen von den Lippen eines ſeligen Frommen, ſtröme ich hinüber. Der Kampf um ihren Beſitz iſt ein heiliger Kampf, zu ſiegen oder zu ſterben, iſt hier gleich erhaben. —

Er iſt durch mich gefallen! — Mit einer Wunde mitten durchs Herz verließ ich ihn im Wäldchen dicht bei Baden. —

Weit, weit liegt das Haus der Geliebten jetzt von mir. — Ich ſchreibe dir dieſes von der Gränze. Es iſt eine finſtere Nacht, die Poſtpferde ſtehen bereit, um mich tiefer nach Frankreich hinein zu führen. Erwarte erſt von Paris Nachrichten. —

Die Mittheilungen, die Robert St. Cyr mit ſeinem Freunde Arthur wechſelte, beſchränkten ſich nur auf kurze Andeutungen, auf zerſtreute unzuſammenhängende Nachrichten, wie ſie die gegenwärtige Lage mit ſich brachte. Gleich nach der düſtern Kataſtrophe, die ihn aus der Nähe der Geliebten forttrieb, fand er eine Zuflucht in einer Provinz des mittägigen Frankreichs, auf dem Schloſſe eines Freundes aus früherer Zeit, der ſich jetzt mit ruhigem Mitgefühle des vielfach Bewegten und unſtät Treibenden annahm. Eine verwundete, niedergebeugte Seele kann in ungeſtörtem Frieden neu erblühen, getäuſchte Hoffnungen lehrt eine heilige Stille vergeſſen, zweifelhaftes Unglück verwandelt ſich in der Einſamkeit oft in entſchiedenes Glück — doch eine raſche treibende Leidenſchaft, mit allen ihren Kräften fortwachſend, wird durch Entfernung und Stille nicht gebändigt. Roberts Seele, voll von den Bildern eines überſtrömenden Glücks, ſtieß das koſtbare Geſchenk eines ungetrübten Friedens von ſich, die ländliche Abgeſchiedenheit ängſtigte ihn, und dennoch ſuchte er ſie; ihre geheimnißvollſten Schatten, ihre verborgenſten Plätze waren ihm die liebſten. Sein täglicher Begleiter war hier ein katholiſcher Weltgeiſtlicher, an den er Briefe vom Pater Jerome abgegeben hatte. Es ſchien, als wenn er in den Unterhaltungen mit dieſem neuen Genoſſen die volle erregte Thätigkeit der edelſten Seelenkräfte ausſtrömte, die er ſonſt, getrennt von Galatheen, in der Bruſt hätte verſchließen müſſen. Immer entſchiedener wandte er ſich ab von den Vorbildern ſeiner Jugend, immer ſtrenger wies er jene Lehren von ſich, die eine ſchmuckloſe Genügſamkeit mit unerbittlicher Strenge predigten, ja er verkannte willentlich den tiefen Ernſt und die milde Bedeutſamkeit, die dennoch in jenen Lehren ruht für den, der ſie im Glauben annimmt und in ſich entwickelt. Selbſt die äußern Formen der fremden Kirche wurden ihm lieb und gewohnt; häufig beſuchte er die Meſſe, ſein glückliches und bewegtes Herz ſah ſich nach Vertrauen um, und er ſchrieb Bekenntniſſe nieder, die er an den Pater Jerome richtete, und die er als eine Beichte angeſehen wiſſen wollte. Von dieſen Bekenntniſſen mögen einige hier mitgetheilt werden.

„Es iſt wunderbar und heilig zu leſen, was uns die Geſchichte meldet von einer Zeit, in der plötzlich das ganze Menſchengeſchlecht von einem ungeheuern Schmerze befallen wird. Es iſt, als predigte eine Stimme aus den Wolken Buße. Gleich nach den erſten bedeutenden Kirchenſpaltungen ſah man durch ganz Italien Schaaren von Büßenden ziehen, jeder Einzelne mit Marterinſtrumenten verſehen, mit denen er ſein Fleiſch peinigte. Man ſah Mütter und Jungfrauen, Männer, Jünglinge und Greiſe auf den verſchiedenen Wallfahrtswegen zerſtreut, ein einziger Weheruf zertheilte die Lüfte. So kommt die Zeit der Büßung über ein einzelnes Menſchenleben. Schwelgeriſche Jahre ſind dahingegangen, es ſollen neue folgen, ja immer neue und ſo fort — da in einer Minute ſtiller Mitternacht fällt plötzlich auf das übermüthige Herz eine unermeßliche Laſt, erdrückt es oder bringt eine heilſame Wandlung hervor.

Die Kirche bemächtigt ſich des ganzen Menſchen. Sie ſucht durch Farbe, Licht, Töne und Anordnung zu unſerm äußern, wie durch Geheimniß zu unſerm innern Menſchen zu ſprechen. Der Geiſt kann durch zweifelhafte Offenbarungen irre geleitet werden, der Körper kennt nur entſchieden wirkliche Gebote. Der Erlöſer ſelbſt, indem er körperliche Schmerzen über ſich nahm, hat dieſe für immer geheiligt.

Wer gründete die Beichte? — gewiß der göttliche Weiſe, der zuerſt deutlich erkannte, daß das Vertrauen, das heiligſte Gefühl in der Menſchenbruſt, allein tauglich ſey, den Menſchen an den Menſchen und Gott an den Menſchen zu knüpfen. Wer Vertrauen ſucht, ſucht Liebe, und wer viel zu vertrauen hat, knüpft ſich mit vielfachen Liebesbanden an Gott und Welt. Jede eingeſtandene Schuld trägt ſchon das verſöhnende Element in ſich. Warum iſt das erſte Geſetz, das zwei Liebende gegen einander ausſprechen, das ſüße Geſetz der Beichte? Iſt hier nicht ſchon Göttliches? — Daß eine weltliche Satzung dieſes Gebet erniedrigte, iſt kein Beweis gegen die Heiligkeit und innere Wahrheit deſſelben.

Wie oft ſtehen die beſten Kräfte in uns gegen einander in ſchiefer Richtung, ſo daß die ächte ſegensreiche Conſtellation oft ein ganzes Leben hindurch unmöglich wird. Der Glaube widerſpricht der Liebe, und zwiſchen dieſe und die Hoffnung ſtellt ſich die Erkenntniß. Der unſelig Befangene harre nur muthig aus, endlich ſiegt doch die günſtige Stunde; plötzlich tritt die rechte Conſtellation hervor, vom himmliſchen Lichte verklärt, deutet und erhebt eine Tugend die andere. So leuchten an meinem Himmel jetzt Hoffnung und Glaube aufs ſchönſte, da die Liebe mit ihren herrlichſten Strahlen zwiſchen ſie getreten.

Mußte das Drama unſerer Befreiung durch einen ſo traurigen Hinrichtungsact endigen? Konnte das göttliche Gedicht nicht göttlich, licht und freudig ausgehen? — Wir ſind jetzt bis auf ewige Zeiten an Blut und Entſetzen gefeſſelt, denn unſerm Gott gefiel es, mit durchbohrter Seite in den Himmel einzugehn. — Leichen, Hinrichtungen, Marter, Blutwunden ſind ſeitdem geheiligte Gegenſtände und Quellen — ewiger Freuden.

Ein Brautzug geht durch die Frühlingslandſchaft der Kirche zu. Ein Geiſtlicher tritt hervor und hält der Braut das Crucifix hin — lächelnd drückt ſie die blühenden Lippen auf den Leib eines Menſchen, der in dem Moment dargeſtellt iſt, wie er unter den fürchterlichſten Qualen den Geiſt aufgibt, der mit faſt zerriſſenen Gliedern auf der Folter liegt. Wie fern iſt das ſüße Geſchöpf in ihrer glücklichen Sinnlichkeit dieſem Todten, auf deſſen Leib ſie die durſtige friſche Lippe drückt, und wer iſt dieſer Todte — er iſt ihr Gott! — Welche Kluft zwiſchen Gott und Geſchöpf! — wer baut die Brücke keck hier herüber? —

Wer ganz mit der ſinnlichen Natur leben, ihren glücklichen Leichtſinn theilen dürfte! Aber der Schmerz findet uns überall, wohin wir uns auch verbergen. Wir können uns ſelbſt nicht verläugnen, noch die Vergangenheit vernichten.

Die proteſtantiſche Lehre, indem ſie die heiligen Mythen und Legenden von ſich weiſ't, zertrümmert ſtolz eine ſchöne Welt hinter ſich, an deren Schöpfung Jahrtauſende gearbeitet haben. Kann ſie denn wirklich ſelbſtgenügſam entbehren, worin unzählige Geſchlechter der Welt ihre Befriedigung fanden? —

Warum wird jeder entſcheidende Schritt ſo ſchwer in Ausübung gebracht? Mit voller ſtürmender Leidenſchaft wär' es Spiel, doch Ernſt und Nachdenken ſchrecken vor dem Wagniß zurück. Jeden Tag beſtimme ich als den letzten, an dem ich noch die alten Lehren und das alte Leben an der Seele haftend fühle, und immer muß ich mit Scham geſtehen, daß noch nichts Entſcheidendes geſchehen. Bin ich nicht ein Thor, daß ich hier allein umherirre; die

Natur verſteht mich nicht, ich ſuche Widerſpruch und Kampf.

Meine Lieblingsarbeit beſteht darin, aus dem Schatz von Legenden die ſchönſten und rührendſten hervorzuheben, um ihnen nach meiner Weiſe eine Geſtalt zu geben. Heilig und wunderbar ſprechen viele meinen eignen glücklichen und zugleich unſeligen Zuſtand aus. Es iſt eine Poeſie des Schmerzes, die wohl nie aus der Menſchenbruſt heißer und voller quoll; in einigen von dieſen heiligen Brautgeſängen findet das Chriſtenthum ſeine Blüthe, der Baum des Lebens ſeine Wurzel; es iſt das All und Eine der Sehnſucht und der Liebe. Zu dieſer Höhe muſikaliſcher Andacht erhob ſich das Alterthum nie. Die Natur iſt nirgends todt, ſie leidet mit den Heiligen, und in der bangen Nacht, wo St. Chriſtophorus mit dem heiligen Kinde beſchwert durch die Fluthen ſchreitet, ſchauert die ganze Schöpfung zuſammen, in ihren innerſten Tiefen empfindet ſie den Schritt des Heiligen über ſie hin. So tragen wir auch oft in dunkler Nacht unſer Herz mit ſeinen Sorgen über eine bange Zeit herüber, und die Bürde wird ſchwerer und ſchwerer, je weiter wir mit ihr ſchreiten, und es winkt kein Licht am Ufer, es ruft keine freundliche Stimme herüber, doch dürfen wir nicht ſtille ſtehen und raſten, ſondern fort und immer fort in die Nacht hinein. — Der heilige Lukas malt das Antlitz der Mutter Gottes; er läßt das Bild ſtehen, um es nach einigen Tagen zu vollenden; wie er wiederkommt, ſagen ihm die trauernden Männer vor der Thür der Hütte, daß die Heilige nicht mehr auf Erden weile, daß ſie plötzlich entrückt worden ſey in die Herrlichkeit des Himmels. Lukas ſteht in ſchweigendem Schmerze, er wagt es nicht das Bild zu vollenden, es bleibt unvollendet für alle Zeiten, und jeder der künftigen frommen Beſchauer trägt in den Umriß das Bild der gebenedeyten Mutter ein, wie es in ſeinem Herzen lebt. So ward uns allen von Religion und Liebe ein göttlicher Umriß ins Herz gezeichnet, es iſt an uns, ihn würdig auszuführen. Unſelig ſind wir, wenn wir die heiligen Linien durch falſche Geſtalten verzerren.

Sowohl der Geiſtliche, als auch Roberts früherer Gefährte waren der Meinung, daß ihr Freund einen Wirkungskreis bewegter und wechſelnder Thätigkeit aufſuchen müſſe. Sie hielten ſeine zu baldige Zurückkunft in die Gegend, aus der das Mißgeſchick ihn verbannt hatte, jedenfalls für gefährlich, nicht nur für ſeine perſönliche Sicherheit, ſondern auch für ſeine innere Ruhe. Die beiden thätigen Männer brachten eine Reiſe in die Pyrenäen in Vorſchlag, ein Aufenthalt auf längere Zeit an dem Pariſer Hofe ſchien ebenfalls paſſend, beſonders da ſich Geſchäfte auffinden ließen, die zugleich Thätigkeit und Intereſſe boten. Doch gegen alle dieſe Vorſchläge lehnte ſich der kranke Freund mit leidenſchaftlicher

Heftigkeit auf. Ich könnte euch darum haſſen, rief er einmal, wenn ich ſehe, wie ihr in Sinn und Meinung euch zu vereinigen ſtrebt, um mein innerſtes Weſen zu mißdeuten und zu peinigen. Geſteht doch nur lieber ein, daß ihr keinen Troſt für mich wißt, daß ihr herzlich wünſcht, mich nur wieder los zu ſeyn, und daß jeder von euch bei ſich feſt überzeugt iſt, meine Krankheit ſey unheilbar; macht darum, ich bitte euch, keine Plane, mich in fremde Länder zu ſchleppen, oder in unerhörte Situationen hineinzuzwängen, wohin ich jetzt nun gerade gar nicht paſſe. Trotz dieſer und ähnlicher Aeußerungen ließen ſich die Wohlwollenden dennoch nicht abſchrecken, immer wieder auf Mittel zu ſinnen, durch die einer verderblichen Schwermuth, wie ſie ſie vorausſahen, könne vorgebeugt werden. Als Robert dieſer verſtockten Machinationen inne ward, entwich er eines Tages unbemerkt, und die beſtürzten Freunde erfuhren erſt ſpäter, wohin er vor ihrer verfolgenden Sorgſamkeit entflohen war.

An Arthur.

Die übrige Welt iſt für mich verſchloſſen; ich fühle, daß nur hier meines Bleibens iſt, wo ſie mich umſchwebt. — Ich bin wieder in Baden, auf dem jetzt einſamen Schloſſe Favorite.

Schilt mich nicht, Arthur, deine Vorwürfe könnte ich nicht ertragen. Ich ſelbſt ſehe mich als einen Unglückſeligen an, deſſen Leben zerſtückelt daliegt. Ein Brief von ihr ruht vor mir — ſie lehnt es ab, voll Güte und Sanftmuth lehnt ſie es ab, mich jetzt zu ſehen, jetzt da Blut des Ermordeten an meinen Händen haftet! Sie ſagt dieſes nicht, allein ſie fühlt es, ich weiß es. Hoch, rein und milde ſteht ſie mir gegenüber. Sie liebt mich, Arthur, doch ſchüchtern wendet ſie ſich von mir ab. Nicht das Urtheil der Welt iſt es, das dieſe ſtille heilige Seele beſtimmt; in ihrem Innern bebt ſie zurück vor dem Geſchehenen.

Ihr Brief iſt ein Beweis, wie ſie mich anklagt und zugleich entſchuldigt — zum erſtenmale kämpft dieſer klare in ſich geſchloſſene Geiſt, und ich habe dieſen Kampf in ihren Buſen geſchleudert! Darf ich wohl klagen, daß ich jetzt büße, büße was ich verſchuldet habe.

Wie zehrend bitter und doch wie ſüß heimlich iſt dieſe Bußezeit hier, wo die Stimmen meiner ſeligen Stunden mich umſäuſeln. Ich darf ihr ſchreiben, und ich ſende ihr wilde Flammen, indeß von ihr immer kühle Engelsflügelſchläge herwehen. Sie wird nicht müde, mir ihre Ueberlegenheit abzubitten; doch ſolche Bitten verwirren und ängſtigen mich, ich muß ſtundenlang dann in die einſame Nacht irren, mein Buſen kämpft mit unleidlichen Schmerzen, es iſt doppelt finſter, leer und öde in mir, und ich kehre zum Lebensmuth zurück erſt wenn ich meine Liebe wach rufe, denn in dieſem raſenden Gefühle bin ich ihr weit überlegen. In ſolchen Momenten fühle ich meinen Triumph, ich fühle, daß ich dieſen Engel unterjocht habe, von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, ja daß ich ihn an Ketten mir nachſchleppe. In dieſem Bewußtſeyn weiß ich, daß ſie ganz mein iſt.

Der Prinz, der in der Stadt lebt und mich hier ungeſtört walten läßt, ſchützt mein Incognito auf alle Weiſe. In den einſamen Sälen herrſche ich allein, nur als Gaſt kommt der Pater Jerome herüber, der in Lichtenthal auf Befehl der Fürſtin mit der Aebtin unterhandelt wegen Kloſterangelegenheiten. Seltſam genug hauſen wir beide in den öden Mauern, die wie zum Hohn mit Gold und Seide überzogen ſind. Oft gehen wir gleich einſamen Schatten, die noch dieſſeits des Lethe auf den Fährmann warten, in den Sälen auf und ab, und ſprechen, ſelbſt ſchon Todte, von den Todten vergangener Zeiten.

Wie leichtſinnig, Arthur, hab' ich dieſen Mann verkannt; gewiß, er zeigt in großen kecken Zügen ein ungewöhnliches Charakterbild; alles gewinnt unter ſeiner Hand Form und Geſtalt. Wie die prächtigen Prophetenweiber des Michel Angelo, ſo iſt jede ſeiner Glaubenswahrheiten eine üppige Sibylle, mit ihnen bemalt er den Dom ſeiner Kirche und ſpottet über unſere Geſpenſter. Er erfaßt vor allen Dingen den ſinnlichen Menſchen ganz und voll, der Geiſt folgt dann willig. Er ſpottet über die Buße, die darin beſteht, daß man ein paar Sätze im Lehrbuche der Moral anders ſtellt; er hebt die Geißel und — Blut und Thränen fließen. Immer wieder ſpricht er es aus, daß die Kirche den Menſchen unaufhörlich beſchäftigen müſſe, deßhalb die Menge von Faſten, Wallfahrten und öffentlichen Pflichtleiſtungen; vieles iſt nur da, um die raſtlos thätige, unermüdet ſtrebende Kraft zu beſchäftigen. Ich gebe ihm nie völlig Recht, und behalte mir immer ein Geheimniß für mich vor; er erräth meine Abſicht, wenigſtens ruht oft ſein dunkles Auge mit einem ihm eigenthümlichen Ausdruck von ſchonender und doch etwas ſpottender Milde auf mir, der ich dann dieſe Deutung unterſchiebe.

Wenn ich am Tage mich müde geſtritten habe mit dem Jeſuiten, ihm in alle dumpfen Gänge der Caſuiſtik gefolgt bin, ſo ſtürme ich dann am Abend in die tiefe kalte Winternacht hinaus, und nicht ſelten verirrt ſich mein Pfad in die Wildniß des Gebirges. An einem einſamen Platze halte ich ſtill, höre die Gebirgswaſſer um mich toſen, ein neblichter Schneegipfel ſtarrt mir aus der Ferne entgegen, und die beſchwerten Zweige der alten Fichten, unter denen ich ruhe, regen ſich leiſe. Dann ſind meine Gedanken bei ihr; Sonnenglanz träufelt um ihre Stirn, ihr ſüßes Auge lacht in meine Seele hinein, und mein Herz will brechen bei ihrer überwältigenden Gegenwart. O Galathee, Galathee! rufe ich in die Finſterniß hinein, und vor meinem hauchenden Munde, vor der Gluth dieſes Namens erſchrickt um mich die kalte Natur! Dann ſtürze ich fort, komme erſt ſpät in das Schloß zurück, ſchließe mich ein in meinen geliebten Pavillon, und wenn dann der mitternächtliche Mond leiſe an den hohen Fenſtern vorüberſchwebt, ſteht ſie mir zur Seite, ich fühle die ganze holde Laſt ihres Leibes auf meine Schulter gelehnt — ihr Athem weht meine Wange an, ich biege mich zurück, — ſehe ihr ins Auge. — — Ach, bis zum Wahnſinn peinigt mich dieſe glühende, ewig treibende Phantaſie. Schon oft habe ich mir vorgenommen, nicht mehr dieſe Zimmer zu betreten, im Schloß in den allen gemeinſchaftlichen Gemächern hat das holde Bild nicht dieſe deſpotiſche Gewalt über mich; hier iſt ſein eigentliches Bereich, hier bin ich ihm ganz verfallen, und unmächtig iſt jedes Beſtreben mich ſeiner Herrſchaft zu entreißen. Das Beſte, Arthur, wäre, ich verließe das Schloß, die ganze Gegend — allein wohin eilen? zu ihr? — in dieſem Gedanken liegt meine Seele, doch darf ich dieſes? — und ſoll ich nicht zu ihr, ſo gibt es keinen Ort auf der weiten Erde, wo ich weilen kann, als nur hier; und ſo bleibe ich denn.

Der Pater wird aus der Umgegend von recht artigen Beichtkindern beſucht, es gibt ſchöne Sünderinnen darunter. Zufällig ſind mir ein Paar zu Geſichte gekommen, die ſich in den Gängen des Schloſſes verirrten und mir in den Weg liefen, gerade als ich, an nichts weniger als an dergleichen denkend, mit meiner Jagdflinte unterm Arme zu einem weiten Ritte mich anſchickte.

Galatheens Fächer verläßt mich nicht, immer liegt er mir zur Seite, und immer ſehe ich die ſchönſte Hand, den ſchönſten Arm, der ihn hält. Er iſt von einfachem Holze, doch ſie beſitzt ihn ſchon ſeit ihrem ſiebenten Jahre, wo ihre Bonne, an der ſie noch jetzt mit zärtlicher Neigung hängt, ſie mit dieſem Geſchenk überraſchte, der erſten Gabe aus der großen Welt. Bei ihrem erſten Auftreten in den Salons hat dieſer Fächer ſie begleitet; o Arthur, er hat das erſte warme Erröthen des ſchüchternen Mädchens im Gedräng einer kalten geputzten Welt kühlen dürfen! Jetzt, da bedrohlichere Stürme über dieſe ſchöne Blume dahingezogen, hat ſie die Unzulänglichkeit dieſer zarten Waffe erfahren, und ſie darum mir überlaſſen. Oft ſehe ich die glatten weißen Blättchen an, die ſich ſo gefügig in einander falten; bettet ſich wohl zwiſchen jedem ein ſchüchterner Mädchentraum? knüpft dieſe zierlichen Stäbe, gleich den Stunden einer goldnen reinen Jugend, das ſüßeſte Bewußtſeyn an einander? Wehe der Hand, die dieſes Band löſ't, die hellen freundlichen Erinnerungen zerſtreut, das Werk zerſtört! Oder fände ſich vielleicht eine neue überraſchende Zuſammenſtellung der Blätter? So ſchwärme ich ſtundenlang, und an dieſen kindiſchen Träumereien knüpfen ſich geheimnißvoll innige Bilder.

Halb verhüllte Mondſcheinnacht, die Erde weiß, die Bäume mit Schnee belaſtet, ringsum Stille, Einſamkeit — dieſes war das Bild, das mich einſchloß auf meinem geſtrigen Zuge. Ich gedachte weit in die Gegend hinaus zu ziehen, und fand mich endlich wider Vermuthen in der Nähe des Dorfes, wo ich im Sommer mit Galatheen und dem alten Fürſten die Bauernhochzeit mitgefeiert hatte. Ich wandere durch die einſamen Gaſſen, trete in die Wirthsſtube ein, und kaum habe ich auf einer Bank Platz genommen, ſo kommt in ſo ſpäter Zeit ein Wagen angefahren. Der Wirth eilt hinaus, es wird mit einer Laterne in den Wagen geleuchtet. Mich befällt ein heftiges Beben, es droht mir das Bewußtſeyn zu rauben, ich bilde mir ein, Galathee müſſe im Wagen ſitzen, ſie käme nun daher, und alle Pein wäre geendet. Wie ich noch mitten in der Stube ſtehe und mit meinem bewegten Blut und meiner Thorheit kämpfe, ertönt draußen eine bekannte männliche Stimme; im Officiersmantel gehüllt beugt ſich jemand aus dem Wagen und zieht ſich ſchnell wieder zurück; das kleine Geſchäft mit dem Wirth iſt beendet, und der Wagen rollt fort. Wie eine Erſcheinung floh alles in die Nacht hinein; mir blieb nur das dunkle Bewußtſeyn, daß ich des Prinzen Stimme vernommen hatte. Der Wirth wollte von keinem Bekannten wiſſen. Jetzt kam mir wieder lebhaft ins

Gedächtniß, daß ſeit einigen Tagen der Pater eine vornehme Dame im Schloß empfangen habe, ein Diener, der ſie geſehen, wollte mich verſichern; es ſey Gräfin Melicerte. Wie ſeltſam, ſollte ich in der Stille von Bekannten umgeben ſeyn, die von mir nicht erkannt ſeyn wollten, um ihr heimliches Spiel ungeſtört zu treiben?

Einmal im Dorfe, wollte ich meinen jungen Vermählten nicht ohne Gruß vorbeigehen. Als ich in das zierliche Häuschen trat, zerſtreuten ſich eben die Gäſte eines kleinen Familienfeſtes; nur wenige alte Gevatterinnen hatten ſich feſtgeſchwatzt und machten der kleinen Wirthin herzliche Langeweile, dem jungen Manne Verdruß. In der nahen Schmiede war man auch noch geſchäftig. Als ich kam, tönten die eifrigen Schläge herüber, die Hausfrau ging ab und zu, die Gevatterinnen murmelten ihre Geſchichten; endlich zog die eine ein paar halbfertige Windeln hervor, und die andern ſchlugen ein ſchalkhaftes herzliches Gelächter auf, welches die bleichen Wangen meiner kleinen Bäuerin wieder röthete. Sie war in dieſem Moment ſo anmuthig, wie ſie nur ſeyn konnte, und wirklich verführeriſch. Ich ſah mir dieſes Glück bis zur innern Verſtimmung an, und mußte denn endlich wieder in die Nacht hinausgehen; noch blieb ich vor der Schmiede ſtehen und ſah den ſchimmernden Funken zu, wie ſie ſprühend herumfuhren und auf dem Schnee verlöſchten.

Auf dem Heimwege, und weil es doch jetzt mit meiner guten Stimmung vorbei war, ging ich zu dem Grabe meines Ermordeten, der hier auf dem Kirchhofe liegt und noch auf ſein Monument wartet, das die Familie ihm ſetzen laſſen will. Das Grab deckte hoher Schnee, ich ſelbſt habe ein einfaches Kreuz darauf pflanzen laſſen, gleichſam um mich von Zeit zu Zeit daran zu kreuzigen und mir in Erinnerung zu bringen, was für ein armer Sünder ich eigentlich bin, und daß ich mein ſüßeſtes Glück wie ein alberner Knabe durch zu täppiſches Zugreifen zerbrochen habe. — Da liegt er nun, und wird ewig zwiſchen uns daliegen! Dieſer verwünſchte kalte Hügel wird niemals zu tilgen ſeyn. Aergerlich warf ich den Schnee mit dem Fuß auf, ſtieß, ohne es zu wollen, an das Kreuz, und es wankte. — Ein Schauer durchfuhr mich, ich ſah mich um, ob niemand es bemerkt habe — es war alles um mich ſtill, todt und kalt! — —

Ich hätte mich ſelbſt zerſtören mögen vor innerer Wuth und Aufregung. Unerhört! rief ich, welche Macht iſt es, die ſie und dich hier feſſelt? War dieſer Todte, als er lebte, nicht der langweiligſte, unbedeutendſte Alltagsmenſch, der dir jemals peinvolle Stunden bereitete? Wie wenig gefährlich, als er lebte, ja er war todt, da er lebte; jetzt da er todt iſt, lebt er recht eigentlich und wird gefährlich. — Den Lebenden, Langweiligen hätte man bei Seite ſchieben können, der ſtille Todte iſt nicht mehr von der Stelle zu rücken. Gewiß, der Elende verſtand ſich auf ſeinen Vortheil; um uns recht nachdrücklich zu ſchaden, ſtarb er. Welche Schätze gäbe ich darum, ihn aufzuwecken; ich würde ihn bitten, beſchwören zu leben, zu lieben; alsdann hätte ich ihn gewiß wirkſam getödtet und auf immer bei Seite geſchafft. Halt! rief ich in meinem Selbſtgeſpräch, nur nicht zu gewiß deiner Sache; Galathee hat ihm wohlgewollt, und auf wen Galatheens Auge ruht, der kann nicht die ſtarre Puppe ſeyn, für die du den Todten hier ausgibſt. Ich wandte mich ſchnell ab, der Gedanke ſchüttelte mich wie Fieberfroſt, der Todte wurde mir noch mehr zuwider; eilig ſchritt ich den Hügel hinab, mein Geiſt war verſchloſſen und trübe. Ich beklagte, daß er nicht unter größern Qualen geſtorben ſey zur Strafe für die Vermeſſenheit, Galatheen nicht gleichgültig geweſen zu ſeyn. Ja, er iſt der Glückliche, Arthur, ich, ich bin der ruhelos Geplagte; in ſeinem kalten Hügel eingeſchloſſen, über den der Nachtſturm bläſ't, darf er meiner Fieberbruſt höhnen, die ſich bei jedem Pulsſchlage zermartert, indem der Gedanke ſie durchzuckt: Zweifel an Galatheens Liebe! —

Galathee an Robert.

Sie dringen in mich, die Zeit unſerer Zuſammenkunft näher zu rücken; ich hatte den Frühling feſtgeſetzt, Sie wollen jetzt mich wiederſehn. — Ich kann Ihrem Kommen nichts entgegenſetzen, Robert, als meine Bitte und jene Gründe, die Sie ſchon kennen und billigen; wenn Sie dennoch kommen, ſo würden Sie mich vielleicht ſchwach genug finden, mich der Uebertretung meines eigenen Gebotes zu freuen; allein das Gefühl dieſer Schwäche würde dann der empfindlichſte Vorwurf für uns beide ſeyn. Harren Sie die Wintermonate noch aus, und wenn der alte Leichenſchleier fällt, über alles Vergangene ein blühendes Vergeſſen ſchwebt, die Erde ſich mit neuen Blumen ſchmückt, dann ſoll auch unſrer Schuld nicht mehr gedacht werden. Wir dürfen dieſes hoffen, wenn wir die ſtille Zeit, die uns jetzt zwiſchen einer dunkeln Vergangenheit und einer hellen Zukunft geſchenkt iſt, nicht leichtſinnig verſchleudern.

Kommen Sie jetzt, ſo fällt zuſammen was ich ſo mühſam baute; mir wird die Zeit geraubt, die meinem Herzen ſo nothwendig iſt, um ſeine Liebe, ſein Glück und ſein Mißgeſchick in Stille durchzugehn und zu prüfen; ich weiß mich dann nirgends hinzuretten, Ihre Gegenwart würde mein ganzes Bewußtſeyn ausfüllen, und von neuem müßte ich mich als Opfer anſehen, das einem unglückſeligen Drange blind folgt und das Tiefſte und Edelſte auf unwürdige Weiſe verwahrloſ't.

Warum konnte unſre Liebe nicht rein bleiben von dieſen wilden Stürmen? Sie wäre es geblieben, Robert, wenn wir ſtill und vertrauend die innere Stärke wach erhalten hätten. Jetzt liegt eine dunkle That zwiſchen uns.

Sie machen mir Vorwürfe, Robert; Sie bedenken nicht, wem Sie ſie machen. Kann ich mehr für Sie thun, als die Schuld Ihres Bewußtſeyns theilen? Sie ſprechen ſogar leichtſinnig von Ihrer That, und meine Seele wendet ſich von Ihnen ab. Was mir der Verſtorbene war, wiſſen Sie; Sie wiſſen, was Sie mir ſind, und können mit einer angſterfüllten Bruſt ſpielen? Sie verweiſen mich auf die große Welt, nennen mir Beiſpiele — ich kenne ſie auch, doch nie möchte ich ſie nachahmen. Mich zwingt ein anderes Geſetz in meinem Buſen, und müßte ich verbluten, nie könnte ich's umgehen.

Sie ſpotten über Buße — in meiner Bruſt lebt ſie. Mein Leben hier in der Einſamkeit iſt mir eine heilige Buße — ich bereite mich vor, dem Manne meine Hand zu geben, der ſie durch Blut erkauft hat. O entſetzlich, Robert, — ſagt Ihnen denn Ihr Herz nichts, fühlen Sie nicht, daß ich bis zum Tode leide? Sich ſelbſt, den Geliebten nicht frei von Schuld zu wiſſen, und dennoch ein ganzes Leben auf dieſes ſchwankende Fundament zu bauen — Seligkeiten da ernten wollen, wo man Fluch geſäet — mir ſchwindelt.

Fühlen Sie in dieſen Anſichten, in dieſen Geſtändniſſen nur Kälte, ſo lieben Sie mich nicht, wie ich Sie liebe. Laſſen Sie uns dieſe Stille, theurer Freund, dieſe Einſamkeit beide nützen, um unſere

Herzen zu läutern. — Fürchterlich wäre es, wenn wir dieſen ängſtlichen, dunkeln Rauſch auch in die Ehe hinübernähmen; bis jetzt hat er unſere Herzen befangen gehalten, und jede unſerer Seligkeiten mit den bitterſten Qualen gemiſcht. Es ſoll anders werden — es kann anders werden! — — der Himmel wird ſein Heil, ſeine Ruhe, ſeine ſtille Seligkeit uns nicht verſagen: ich flehe ihn darum an.

Entfernen Sie ſich vom Pater; der Vortheil ſeiner Kirche bringt es mit ſich, Ihre Leidenſchaftlichkeit ſo heftig als möglich aufzuregen; Sie weichen dann von Ihren frühern Freunden immer mehr zurück. Jene Lehren ſind wie ein buntes Farbenſpiel; ſie entzücken das Auge, doch blenden ſie es. Was wir erforſchen wollen, ſteht uns immer nah, und Wärme und Innigkeit des Herzens können ſich mit der kälteſten Wahrheit des Geiſtes vertragen.

O Arthur, mehrere Briefe von ihr liegen vor mir — ich küſſe ſie, und meine Thränen haben ſie benetzt, obgleich ich auf ſie grolle.

Sie bleibt dabei, ſie will nicht, daß ich jetzt komme, ſie verbietet es mir, und ich muß wohl gehorchen. Dagegen bittet ſie, ich möge ihr die Schickſale meines frühern Lebens aufſchreiben und zuſchicken; ich habe es gethan, und ſie lieſ't nun daran. Der Himmel iſt Zeuge, ich habe nichts verſchleiert, ihr gegenüber könnte ich's auch nicht, denn während ich ſchrieb, leuchtete immerdar gegenwärtig ihr klarer Blick mir zu — ein Blick, ruhig gütig, hinreißend liebevoll — konnte ich da das Geringſte verſchweigen oder entſtellen? — Ein rohes Kriegerleben, Feldzüge, Schlachten — hier und da Tollheiten — dann eine Periode völliger farbloſer Lebensabſpannung, Aufflammen religiöſer Tendenzen, hier und da ein richtiges Erkennen, dann wieder reichlich Ueberdruß, Verwirrung, Täuſchung. Auch meine frühere Liebe habe ich ihr geſchildert, ich habe das Mädchen nicht herabgeſetzt, dennoch muß ſie an jedem Worte fühlen, daß es keine Galathee war. Mit Einem Worte, der ganze Menſch, mißvergnügt, ewig wechſelnd, immer leidenſchaftlich zugreifend, ſteht jetzt vor ihr. Sie muß inne werden, was ſie an mir gebeſſert hat, aber ſie weiß nun auch hoffentlich, wie weit ſie ſich mit den Dämonen, die in mir ruhen, einlaſſen darf.

Ich ſoll, wie es ſcheint, keine glückliche Stunde mehr haben, alles ſieht mich feindlich an, und ich bin mir ſelbſt zuwider.

Eine Neuigkeit habe ich trotz meiner Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit zu melden: Melicerte iſt hier. Sie verbirgt ſich nicht vor mir, denn ſie hält mich auch für einen Büßenden, und wir gehen gleichſam beide in die Schule beim Pater. Oft ſitzen wir einſam bei einander im alten Saale, die Lampe brennt vor uns und wirft ihre Schatten an die hohe Decke, die Amouretten von Gyps beleuchtend, die oben herumflattern. Es iſt ſo ſtill, daß wir die entfernte

Uhr im Dorfe ſchlagen hören — dann denken wir an die Tage des Glanzes, und ein wehmüthiger Engel zieht vorüber: wir greifen beide ſchnell zum Brevier, und Gebete gleiten über unſere Lippen. Ich ſehe öfters unbemerkt vom Buche auf, und freue mich, daß das hübſche Weib mir gegenüber noch offenbar mehr zu büßen hat als ich; ich gönne ihr die Schamröthe auf den Wangen, die niedergeſchlagene Wimper; im Moment darauf ſieht mich ihr braunes Auge wie fragend und ſpöttiſch an, und ſie mag dann wohl von mir daſſelbe denken.

Iſt es nicht ſeltſam, Arthur? von ſo vielen Sündern und Sünderinnen, die hier im Sommer ihr Weſen getrieben, ſind wir beide allein in die verlaſſenen Mauern gebannt! Als ich noch in der großen Welt lebte, hörte ich ſagen, daß bei weiblichen Charakteren der Uebergang einer Coquette zur Devoten für uns etwas Gefährliches habe. Man will die ſchöne Abtrünnige noch dieſſeits feſthalten, man greift zu, erwiſcht einen Zipfel des Gewandes, jetzt die Hand, den Arm, — und endlich ſteht ſie neben uns: wir haben dem Himmel eine Braut entzogen, und ſind doch weit entfernt, ſie zu der unſrigen zu machen.

Der Pater, ſo gern er mit mir ſpricht und ſtreitet, ſo wenig läßt er ſich mit ihr in dergleichen ein; es iſt völlig unter beiden abgemacht, was ſie von einander zu halten haben. Melicerte bleibt oft mehrere Tage im Kloſter Lichtenthal, wo die Aebtin ihre Tante iſt.

Melicerte iſt ganz geſchaffen für die Dogmen des Paters; ſie lebt im Katholicismus, und er kleidet ihr gut. Sie wechſelt ab, bald flattert das Kleid ſinnlicher Schönheit um ihre blühenden Formen, bald hängt loſe der härene Rock der Buße darüber. Oft erſcheint ſie mir wie das Glasgemälde einer in bunten Gewändern gehüllten Heiligen in die dunkle katholiſche Dämmerung hineinleuchtend, dann ſcherzt ſie wieder als völlig weltlich graziös, bis in die kleinſte Biegung und Wendung hinein anmuthig lebhaft, ſtets neu und neckiſch an mir vorüber. Ich fragte ſie vor einigen Tagen, ob ſie auch wiſſe, was ſie bereue; o ja, erwiederte ſie, ich bereue, einen andern Mann neben dem meinigen geliebt zu haben, und das iſt eine große Sünde. Aber, rief ich eifriger, und ſah ihr in die dunkeln, niederblickenden Augen, aber wenn Sie nun Ihren Mann nicht lieben konnten? — Gleichviel, ſagte ſie, davon iſt hier nicht die Rede, ich hätte in dem Falle gar nicht lieben ſollen, weder dieſen, den ich nicht lieben konnte, noch jenen, den ich nicht lieben durfte — und daß ich dieſes nicht gleich eingeſehen und danach gehandelt habe, dafür büße ich jetzt, und ſuche mich mit der Kirche wieder in ein gutes Vernehmen zu ſetzen. — Werden Sie aber wohl den Vorſatz, gar nicht zu lieben, halten können? Ich hoffe es, erwiederte ſie; könnte ich ihn aber nicht halten, ſo würde ich mir eine noch ſtrengere Buße auferlegen. — Und worin beſteht Ihre Buße? — Ich empfehle mich der Gnade der heiligen Jungfrau, ich leſe das Leben der heiligen Magdalena, erflehe ihre Fürſprache, bete die mir aufgegebenen Ave Marias und Paternoſter, höre Meſſe, beichte endlich, unterwerfe mich der Disciplin und empfange die Abſolution; das macht in allem wohl vier Wochen, wo ich nach Ablauf dieſer Zeit wieder in der Welt erſcheine — ach, vielleicht um neuen Verſuchungen entgegenzugehn. Doch man muß nicht unbillig ſeyn, wir ſind nicht ganz ſchutzlos, die Kirche entläßt uns in die Welt, indem ſie uns allerlei Schutzmittelchen mitgibt. Sie zog bei dieſen Worten ein kleines Kreuz von Ambra hervor, das ſie, wie es aus dem Buſen kam, mir in die Hand gab. In dieſer Hülle, rief ſie lebhaft, ruht ein Splitter, ich weiß nicht von welchem heiligen Holze, wo nicht gar vom Kreuze ſelbſt — o das ſchützt, das bewahrt! Doch halten Sie es nicht zu lange in der Hand, rief ſie mir ängſtlich zu, Sie ſind ein Ketzer, es möchte in Ihrer Berührung ſeine Kraft verlieren, und wo bliebe ich da in den Strudeln der Welt ohne die Wunderkraft meines Kreuzes! Sie nahm es, küßte es, und ſchob es unter den ſchwarzen Gaz-Schleier, der ihren Buſen deckte. — Und Ihre Buße? — rief ſie, indem ſie mir lebhaft die Hand auf die Schulter legte und mir dabei bekümmert und ſeltſam wehmüthig in die Augen ſah, armer Mann, erzählen Sie, wie machen Sie es, um mit dem Himmel einig zu werden? — Ich habe keine Kreuze, rief ich, keine Paternoſterkränze. Deſto ſchlimmer für Sie, wie böſe, wenn Sie ſich nun mit der Sünde einlaſſen! Doppelt böſe, rief ich, wir haben keine Heiligen, die uns vertreten, keine Prieſter, die uns ſo leichten Kaufes und ſo voreilig losſprechen, wir ſind geradezu an den Gott gewieſen, den wir beleidigt haben, und vor dem wir nur Gnade finden, wenn wir uns im Geiſte demüthigen und uns ihm blind unterwerfen. Sie ſehen, ſchöne Mitſchuldige, daß da Ihre vier Wochen ſchwerlich hinreichen möchten. Wir leiden oft ein ganzes Leben hindurch, und nur wenige Begünſtigte vollenden das ſtille, ungeheure, geheimnißvolle Werk ihrer Buße in einer halben Stunde, doch das iſt eine halbe Stunde, die braune Locken grau färbt und blühende Wangen todtenfarbig. Auch dergleichen kleine Kreuze helfen uns nichts; wir müſſen mit dem großen Werke ohne kleine Kreuze und Bänder fertig zu werden ſuchen, und dazu, wenn wir uns ſo martern, tönt keine ſüße Muſik in das Ohr, wir ſehen nicht dabei allerlei ſchöne Bilder an, ſondern ſitzen, gleich Kindern, die von ihrem Vater geſtraft werden, lange, lange im kalten Winkel irgend einer Dorfkirche, bis der Eigenſinn gebrochen iſt und wir wieder liebreich aufgenommen werden.

Melicerte ſchüttelte ſich bei dieſen Worten wie vor Kälte: ach, rief ſie, da würde ich mich wohl hüten zu ſündigen. —

Gerade deßhalb, entgegnete ich, iſt auch dieſe Anſtalt getroffen worden. Wir haben entdeckt, und ſind nicht wenig ſtolz darauf, daß Ihre Glaubensgenoſſen, ſchöne Mitſchuldige, die Strafe ſo einzurichten pflegen, daß viele Leute Luſt bekommen, ſich ſtrafen zu laſſen. Man züchtigt ſie ſo angenehm mit bunten Farben, ſüßen Melodien, ſinnlichen Gefühlen und ſchmachtenden Seufzern, daß die Strafe Genuß wird; da fiel man auf den kalten Kirchenwinkel — und das wirkte. Die ſo Gebeſſerten wollten Zeitlebens nichts mehr von der Sünde wiſſen.

Das glaube ich, rief ſie und ſchwieg eine Weile; aber, ſetzte ſie ſchnell hinzu, Sie wiſſen auch nichts von der Tugend. Sehr viel, antwortete ich. Und was belohnt Sie, wenn Sie recht handeln? haben Sie Träume, in denen Ihnen die heilige Barbara erſcheint, wie ſie eine weiße Taube, als Verkünderin der Wiedererneuerung des Bundes, auf Ihr Haupt flattern läßt? verſichert der heilige Franciscus Sie ſeines erneuerten Schutzes? hören Sie himmliſche Melodien, die Sie bis in jene Regionen führen, wohin nur das entzückte Auge des wahren Gläubigen ſchauen darf?

Schöne Freundin, rief ich, Sie vergeſſen den kalten Kirchenwinkel; kommen wir aus dem heraus, ſo küſſen wir die Hand unſers Vaters; waren wir ſchon früher ſtille, ſo ſind wir jetzt noch viel ſtiller; froh und fröhlich gehn wir umher, lieben jetzt alle Welt mit einer weichen, charakterloſen Liebe, und beugen vorſichtig jedem Feuer aus, wie das Kind, das ſich einmal gebrannt hat. Und nach dieſen Grundſätzen nun wollen Sie Ihr künftiges Leben einrichten? Noch bin ich nicht ſo ſchlimm daran, rief ich mit einem Seitenblick auf die Fragerin, noch habe ich die Treue nicht meinem Weibe gebrochen. Weil Sie keine haben, entgegnete ſie; o wir verſtehen uns, gehen Sie nur in Ihren Winkel, ich werde in den meinigen gehen — wir ſind beide nicht ohne Urſache drinnen. Sie ſah mich eine kleine Weile ernſthaft und forſchend an, dann trat ſie von mir ab ans Fenſter, und blickte in den froſtig rothen Abendhimmel. Ich hörte, wie ſie leiſe an ihrem Roſenkranz betete, der Hauch ihrer Lippen flog die Fenſterſcheibe an. Jetzt kam ihr Schoßhündchen lärmend die Zimmerreihe daher, ſprang ſie an; ſie wandte ſich um, unendlich reizend war die Biegung ihres Hauptes, ſie liebkoſ'te am Thiere, verſchwunden war jede Spur von Ernſt und Nachdenken; ſie verfolgte ihren Liebling durch die Zimmer, und als dieſer bei mir Schutz ſuchte, ſah ich bald ſie vor mir niedergeworfen das Thierchen einfangen. Es wurde wieder frei, erſchnappte boshafter Weiſe den Roſenkranz, und eilte damit lärmend in das entfernteſte Cabinet, und ſeine Gebieterin verfolgte es ſcheltend und lachend.

Später wurde Licht gebracht, ich ſetzte mich mit einem Buch an den Tiſch; nicht lange, ſo erſchien ſie und nahm neben mir Platz, und ich mußte ihr vorleſen. So einfach, ſtill wurde ein wunderlicher Tag beſchloſſen.

Vor wenigen Tagen ſuchte ich Melicerten, ich fand ſie in dem Vorgemach, das zu ihrem Cabinet führt: ſie lag, die ſüßeſte Stellung, weich, ſchwärmend niedergegoſſen auf den Knien vor ihrer Harfe, das Haupt gehoben, der Blick mit dem vollen Schimmer eines Engelblickes nach oben gerichtet; der rothe dunkle Sammt, der dieſe ſüße Geſtalt umſchloß, glitt in weicher Fülle auf den Teppich hin; ein Seſſel zur Seite hingeſchoben trug das Notenblatt, zugleich ein Crucifix; von oben glitt der gelbliche Mondglanz einer Alabaſterlampe über ſie hin. O Arthur, wie ſind mir armem Sterblichen die Sinne gefeſſelt —! dieſes Weib iſt ſchön! — der Gedanke zuckte durch mein Inneres: ſie bereut eine Sünde — wäreſt du der Gegenſtand, um den dieſes Weib geſündigt! — Sie bemerkte mich nicht, auch nicht den Pater, da wir beide vom Schatten der halbgeöffneten Thür im dunkeln Gemach lauſchten. Ich drückte des Mannes Hand mir zur Seite: Sehen Sie da Ihr Werk! liſpelte ich leiſe. Nicht meines, entgegnete er, die Kirche hat ein verirrtes Schaf in ihre Hürde wieder aufgenommen. Himmel! rief ich ängſtlich, ſie weint! Wohl dieſen Thränen, antwortete er, kommen ſie endlich, um das buhleriſche Lächeln von den Lippen einer guten Tochter zu löſchen!

Ich brachte den Blick nicht fort; dieſe klaren, herrlichen, dunkeln Augen, Arthur, ſie füllten ſich mit Thränen, das ſchöne Haupt ſank auf die Bruſt — ſie weinte. Ich habe ſchon öfters weinen ſehen, es waren immer kalte Thränen, ſchlechte Schauſpieler, die ſich nur lächerlich machten; hier aber weinte eine Seele mit ſo ſtrömender Innigkeit, daß mir wehe wurde, der weiche Buſen bebte erſchüttert, Wangen, Nacken und Stirne überſchüttete dunkle Röthe. Mit welchem treibenden Gefühle hob ſie die Arme jetzt gegen das Crucifix, ſie nahm es, es ruhte zwiſchen ihrem Buſen, ſie hielt es, wie eine ängſtliche Mutter ihr Kind hält; das Silber ſchimmerte nur ſchwach unter den dunkeln Locken hervor, die darüber hinabſtürzten. — Alle meine Nerven bebten, meine Seele glühte — hatte jemals ein Gott eine ſüßere Stelle? ſie küßte ihn, doch nein, kein Kuß, ſie ſog den heiligen Schmerz in ſich minutenlang hing ſie mit den Lippen am Silber; ich hörte ſie ſtöhnen; eine ſtarre Bläſſe deckte jetzt Geſicht und Buſen; der rothe Sammt, von der Schulter niedergleitend, ſchloß einen Marmor ein, der nur durch leiſe Bewegung ſein Leben verrieth. Ihr Köpfchen hing matt an die Seite, zuſammengebrochen war die ganze Geſtalt, die Rechte drückte ſich krampfhaft ans Herz, dann hing ſie kraftlos an den Boden. Mein Gefühl drückte mich nieder, ich mußte mich auf die Schulter des Paters ſtützen, und ein Strom von Thränen drang auch aus meinem Auge. Sie leidet fürchterlich, rief ich zürnend, wollen Sie ſie unter ihren Martern vergehen laſſen? — Er antwortete nicht, doch ich fühlte, daß er bewegt war. Jetzt tönten Klänge, leiſe Accorde, immer voller und anſchwellender, dann wie mit Flügelſchlägen ſpielender Engel in den ſüßeſten Harmonien dahinziehend; endlich brach die reine Stimme ſelbſt hervor, die Worte eines Pſalms wurden hörbar; zugleich hob ſich das Haupt, die glänzende Stirn ſchüttelte wie nächtliche Träume die Fülle der dunkeln Locken vor ſich nieder, das Auge ſandte ſeine Strahlen gleich einer ſiegenden Morgenröthe über eine erwachende Welt, die Lippen öffneten ſich, und ſogen den wehenden Gottesathem in ſich; wie eine Erſtandene hob ſich die prächtige Geſtalt aus dem Blutbade der ſchweren Sammtfalten immer höher und höher empor, und endlich jubelten wilde Klänge, begeiſterte Hymnen gegen den Himmel. O Gott, rief ich, der Engel drängt ſich zum Licht! wie entzückend, wie alles niederdonnernd und überglänzend! — ach, wer den Himmel mit ihr theilen dürfte! — — Er ſteht Ihnen offen, rief mein Gefährte. Meine Sinne verwirrten ſich, mein Auge war auf den ſchönſten Buſen geheftet, der im Sturm der Siegeshymne auf und nieder flog, ich ſah nur das ſchöne Weib, ich fühlte in jedem Nerv ihre Nähe.

Wir ſchlichen leiſe fort, und noch lange rieſen mir die tönenden Accorde nach. Als ich allein durch den nur ſchwach beleuchteten Saal ging, kam mir Stephan mit einem todtblaſſen Geſichte entgegen; das Licht, welches er trug, ſchwankte. Was iſt Ihnen widerfahren? fragte ich. Im Zimmer, ſtotterte er, in dem der alte Fürſt geſtorben — Nun? —

Nicht mit rechten Dingen geht's darin zu! — Sie träumen wohl. — Eben ſah ich den Fürſten im Mondſchein am Fenſter ſitzen; ſein Haupt hing wie bei einem Erwürgten hinten über die Stuhllehne herab. — Ich faßte den Knaben am Arm, nahm ihm das Licht ab und leuchtete ihm ins Geſicht. Er heftete die Augen auf den Boden, Thränen ſtürzten hervor, und indem er mit der Hand in die Gegend zeigte, von wo er gekommen, rief er kaum hörbar: das bedeutet meinen Tod! — Er entriß ſich mir, und ſchloß ſich einem Diener an, der in die entgegengeſetzte belebte Galerie eilte.

Ich ging weiter; der Knabe hatte alle Thüren offen gelaſſen, ein kalter Luftzug drang mir entgegen und verlöſchte das Licht; der helle Mondſchein, der ſich durch die Fenſter auf dem Boden malte, zeigte mir den Weg; die doppelten Teppiche, die man von der Zeit der Krankheit her noch hatte liegen laſſen, machten meine Fußtritte unhörbar; ich kam mir ſelbſt wie ein irrer Nachtwandler vor, und auf wenige Augenblicke trat jene Zeit wieder vor mein Auge, wo dieſe Räume ein glänzender Schwarm durchzog, wo Licht, Scherz, Gelächter und Neckerei hier ihr Spiel trieben. In dieſem Traume ganz befangen, erſchrack ich nicht, als ich die Stimme des alten Fürſten deutlich meinen Namen rufen hörte; wie ich gewohnt war, wollte ich in das Zimmer treten, als plötzlich die tiefe Stille, die Nacht um mich her mir meine Täuſchung bemerkbar machte. Wie wurde mir aber, als ich jetzt mit völlig wachen Sinnen noch einmal deutlich jene Stimme hörte, wie ſie in wohlbekanntem, langgezogenem Tone meinen Namen nannte, ungeduldig hüſtelnd und wie nach Luft ſchnappend. Soll ich dir meine kindiſche Schwäche geſtehen, Arthur? ich wandte, ſchon die Thür zum Cabinet in der Hand, leiſe um, und ging über den Saal zurück.

Galathee an Robert.

Wo jemand einſam trauert, da tritt der Frühling als Tröſter ein; wo ein hoffnungsloſes Herz zu brechen droht, da zeigt ſich überraſchend der Geliebte der Jugend; ich Glückliche, mir erſcheinen Frühling und Liebe zugleich! Soll ich noch klagen über die Zeit meiner Trauer?

Wenn ſich die Erde bräutlich mit Blüthen ſchmückt, dann ſchlägt mein Herz dir entgegen.

O fort, fort dieſe finſtern Stürme, dieſe düſtern, winterlichen Wolken! — herbei, goldner Strahl des Lebens, ſüße Blüthenluft der verjüngten Welt! — Täglich, Robert, lauſche ich hier in der Landſchaft auf die erſte lallende Kinderſtimme des Frühlings; in meinen Träumen höre ich ſchon das junge Laub rauſchen, ich ſehe das erſte Veilchen blühen, und es zittert in meiner Hand! — ich geh' am Angeſicht der jungen Roſe vorüber, und lauſche, ob ſie mir lächeln will.

Glücklich ſind, die das erſte reine Licht verbindet, die, wenn rings die winterlichen Schatten niederſinken, an den Altar des Lebens treten dürfen, um ein heiliges Gelübde zu beſchwören. Robert, ich wünſchte einſt die ſchönſten Epochen meines Lebens in den Frühling zu verlegen, faſt ſind meine Wünſche ſchon erfüllt. Mein erſter Bund am Altar des Herrn, der irdiſche mit dem Geliebten — es fehlt nur noch die Todesſtunde. Wie wunderbar war jene erſte Weihe; an der Hand meiner Mutter trat ich in die kleine Dorfkirche; ein klarer Himmel ruhte darüber hingebreitet, wie der ungetrübte Frieden einer frommen Seele, Schaaren heimkehrender Vögel zogen durch die Bläue, ſchwere Blüthenäſte hingen über die Kirchhofsmauer — überall heilige Gottesliebe und Frühling. Die Oſterglocken erklangen aus den benachbarten Dörfern; ihr bebender Ton drang in meine junge Seele und miſchte ſich wunderbar mit dem Hauch des Frühlings, mit dem Athem der verjüngten Welt. Mit mehreren Mädchen meines Alters kniete ich nieder, ſtille war es in der Kirche, und dann tönten die Worte des alten Geiſtlichen über unſern geſenkten Häuptern. Als wir wieder heraustraten, ſchwamm eine blaßgelbe Wolke über die Kirche weg, in der Ferne hörten wir den Klang einer Hirtenflöte; — die Welt war unſer! —

Dieſem heiligen Frühling folgten viele, in der Enge der Stadtmauern vertrauert, in den goldenen

Sälen der Paläſte verkümmert. Es blühte die Roſe, und niemand ſprach davon; es tönten die frommen Oſterglocken, und Keiner wollte ſie gehört haben; die Linde trug ihre vollen Blüthenbüſchel an den Weg, vergebens, kalt gingen ſie an ihr vorüber. Da warf ſich der verlaſſene Frühling an das Herz der Liebe, und ſeine ſchmeichelnden Töne rangen ſtürmiſch nach Erwiederung. —

Meine Träume, Robert, ſind mit dir und dem Frühling beſchäftigt. Heute brach der goldene Morgenſtrahl in mein Gemach, und brachte mir Grüße von dir. Traure nicht, rief er, er kommt, ich eile ihm voran! — Die Welt, die er betritt, ſoll leicht ſeyn, Blumen ſollen unter ſeinem Fußtritt ſproſſen, fröhliche Wandervögel vor ihm her als Herolde in die Welt ziehen! — Aus den Geſängen der Nachtigallen höre ſeine Stimme heraus, und lächle, wenn ſie dir ſüßer tönte, als die Stimme meines Lieblings! —

Nicht wiſſend, was ich beginne, träumend, eine Glückliche, wandle ich unter den Menſchen umher. In der Einſamkeit überſchüttet mich dein Andenken. — Wie ein großes Geſchenk ſteht deine Liebe vor mir, ich ſuche mich zu faſſen, und kämpfe mit der Fülle meines Bewußtſeyns.

Wenn der Mond leiſe ſeine Bahn wandelt, und die zarten Wölkchen der Nacht durch die tiefe Bläue nach ſich zieht, dann hängt der Blick der Sehnſucht am klaren Auge des Himmels, und hofft in der Stille Gewährung für jeglichen Wunſch. Dann ſtehen die

Blüthenbäume ſtille, der helle Wieſenpfad feiert im Mondſchein, und von den fernen Gebirgen herüber ſäuſelt Friede; ach, da breitet der arme, verlaſſene Menſch die Arme weit aus, da hofft die ſo oft getäuſchte Seele wieder neu, da weint das erblindete Auge jene Thränen heiliger Jugend, die es ſchon auf immer verſiegt glaubte. —

An Arthur.

Melicertens Mann, der ſie hier völlig ſicher weiß, ſchickt ihr nur von Zeit zu Zeit Briefe, die ſie zärtlich, aber kurz beantwortet. Die Unterredungen mit dem Pater werden jetzt, zum Zeichen daß ſie gegen's Ende gehen, immer kürzer: ein Benedictiner aus Baden hat auch herkommen müſſen. Ich kenne ihn von Neapel her, wo er eine hübſche Wittwe, der Himmel weiß wie, auf den rechten Weg zurückführte. Aus ſeinen dunkeln Augen blitzt die allein ſeligmachende Kirche mit ganz eigenthümlichen Flammen hervor, dennoch gehört er zu den gutmüthigen, offenherzigen Heuchlern, denen man nicht böſe ſeyn kann.

Vor einigen Tagen überraſchte uns Camaro. Der Fürſt hält ihn jetzt nicht mehr, und er geht nach Italien zurück. Er machte ſonderbare Mienen, als er hörte, daß wir hier Buße thäten. Der Prinz läßt mir ſeine Gnade zuſichern; mit dem Frühling ſoll noch einmal alles zuſammenkommen, damit dann jedes mit ſeinem Schickſal ſcheide, der Prinz mit ſeiner Braut, die Markgräfin mit ihrem Pater, ich mit Galatheen. Sie und ich! — in wie wenigen Worten welche Seligkeit! —

Indeß Melicerte von ihren beiden geiſtlichen Vätern ſich in die Kirche führen läßt, ſitzen wir im Zimmer des guten Franz im Dorfe, den wir für einen jungen Ehemann, lange nicht zufrieden und heiter genung finden. Camaro will ſeine kleine Intrigue hier ſchnell abbrechen, um auch von dieſer Feſſel befreit, in ſein ſchönes Heſperien zu ziehen. Die dadurch freigewordene Fleurette wird Stephan anheim fallen, der ſchon mächtig nach Zerſtreuungen der Art ausſchaut. Der Junge iſt in ſeiner jetzigen Umgebung ſchon ſo rechtgläubig geworden, daß er allemal das kleine Kreuz, welches ihm auf der Bruſt ruht, ablegt, wenn er auf einen Kuß ausgeht. Melicerte, die einen Vorrath von derlei Kreuzchen haben muß, hat es ihm aus beſonderer Gnade geſchenkt, und durch ihre Vermittelung hat der Pater einen kräftigen Segen darüber geſprochen.

Eines Tages, da wir zuſammen auf die Jagd gegangen waren, überraſchte ich ihn, wie er an einen Baumzweig das Kreuz aufgehangen hatte und davor kniete; gleich darauf that er an einer gefährlichen Stelle, ehe ich's verhindern konnte, einen verzweifelt kecken Sprung. Auf meine Vorwürfe erwiederte er, daß er ſich zuvor auf die gehörige Weiſe der heiligen Jungfrau und dem Kreuz empfohlen habe. Wenn unſere gute Frau zu Maria Einſiedeln, rief er, auch um meinetwegen nicht beſondere Gnade ausüben wollte, ſo würde ſie es gethan haben der Gräfin Melicerte wegen, der frömmſten und ſchönſten Dame in der Chriſtenheit. Ich lachte ihm ins Geſicht, er ſtampfte mit dem Fuße und ſchnitt mir eine Grimaſſe zu; nach einer Weile fuhr er fort: als ſie es mir gab, zog ſie es aus ihrem ſchönen Buſen hervor. Ach, hätte ſie nur das nicht gethan, nicht mir es in die Hand gegeben, da es noch warm war — aber nun liegt mir immer die Stelle im Sinn, wo es geruht, und wo es dieſe Wärme in ſich geſogen. Meine Hand zitterte, und mein Auge füllte ſich mit Thränen. Freilich, die heilige Jungfrau iſt überall heilig, und Sanctus Stephanus, mein Schutzpatron, hat vielleicht nie einen koſtbarern Altarſchrein gehabt, als ſolch einen Buſen; aber mußte ich ihn nun gerade ſehen? ins Allerheiligſte laſſen die Prieſter doch ſonſt nicht jedermann hineinſchauen. Ich nahm das Kreuz und brachte es noch ſo warm auf meine nackte Bruſt. In der Nacht träumte mir, es ginge wieder an ſeine alte Stelle zurück und zöge mich nach ſich. Nun merkte ich wohl, daß der heilige Stephan nicht bei mir ausdauern wolle, weil ich ſündliche Gedanken hegte, allein wer war daran Schuld? — Ach Gott, auf dieſe Weiſe will es freilich mit meiner Andacht nicht recht fort, und das Kreuz macht mich noch zum Sünder.

Er plauderte noch ſo fort, indeß ich träumend auf mein Gewehr geſtüzt ihm nur unwillig zuhörte. Der Thauwind ſchüttelte die Fichten über uns, und heiſere Raben krächzten in unſerer Nähe. Ich ſah mein eigenes thörichtes Herz im Bilde vor mir, ich hörte ſeine Sprache aus den ſtammelnden Geſchichten heraus, die er ſchamhaft halb verhüllte, halb preisgab. — Wenn die Roſe wieder jung wird, rief der poetiſche Junge, dann, ſagt man, ſind die Mädchenherzen, auch die härteſten, weich und nachgebend; ich habe mir erzählen laſſen, daß ſie alsdann nichts verſagen können — dann werde ich die Gräfin bitten, ihr Kreuz wieder zurückzunehmen, und dann ſoll ſie es von mir auch warm bekommen, warm von meinen Küſſen; ſchiebt ſie es wieder in ihren Buſen, ſo ruhen meine Küſſe auf ihrem Herzen, und peinigen die zarte Haut mit kitzelndem Feuer. O, ſie ſoll an mich denken! — Er lehnte ſich an den Baum mit der Stirn, und ſeine Thränen floſſen; ich erſchrack über ihn, denn er war leichenblaß geworden und zitterte. Als ich ihm ernſtlich gebot, nicht mehr an das Kreuz zu denken, ſah er mich nur mit einem dunkeln Blicke ſcheu von der Seite an. Wir ſchritten ſtillſchweigend den ſchmalen Pfad herab. —

Dieſer Knabe wird mir nun auch zum Vorwurf; wo ich hinblicke, keimt mir ein Mißvergnügen empor. Zu Hauſe angelangt, brachte man mir einen Brief von Galatheen; ich flüchtete mit ihm in den Pavillon, und nun endlich einmal war ich allein und mir ſelbſt wiedergegeben.

Galathee an Robert.

In die Kirche des Ewigen trete ich als frohe Braut. Am Altare brennen die Fackeln der Roſe, der Frühling tritt als Prieſter auf die heiligen Stufen und breitet ſegnend ſeine Arme über die helle, glückliche Welt. Heilig, heilig, heilig! tönt es und jubelt zum azurnen Dom hinan. —

Wie ſüß, Geliebter, nun daß wir ſtille gehalten haben den läuternden Prüfungen der Zeit; aus dem Schleier langer, verhüllter Wochen entwickelt ſich jetzt blühend unſer ſegensreiches Geſtirn.

Daß Sie die Gemächer bewohnen, in denen ein ſchönes und zugleich trauriges Andenken für uns ewig leben wird, kann ich Ihrer Stimmung nicht günſtig denken; Ihr Bewußtſeyn verliert an Klarheit und Ruhe, Ihr Gefühl wird unnöthig gepeinigt. Bedürfen wir denn wohl noch der Mittel mehr, um uns innerlich zu trüben? Stürmen nicht unaufhörlich die Kräfte der Welt gegen uns an, um uns den Frieden zu rauben, in dem wir unſer Glück gefunden; ſollen wir ihnen noch Vorſchub thun? Auch den Pater und Melicerten wünſchte ich aus Ihrer Nähe fort; beide ſtehen mir ſo fern, ſo geſtaltlos, ewig wechſelnd unerfreulich, ſo durch und durch fremd — Ihnen, Robert, müſſen ſie eben ſo erſcheinen, das weiß ich, das ſagt mir mein Herz, weßhalb alſo dieſe kalte, fremde Gegenwart bei unſerer Liebe? —

Ihr Leben liegt vor mir; mit wehmüthigem Ernſte überſchaue ich die düſtern Räume, die ein verſagender Gott Ihnen mit Schmerzen ausgefüllt hat. Ich quäle mich, wenn ich ſehe, wie Sie von Land zu Land irren, ruhelos, mit dem ſteten Vorwurf über die Armuth des Lebens auf der höhnenden Lippe, und dann wieder ſo herzlich ruhebedürftig und weich und liebevoll ſich dem kleinſten, unſcheinbarſten Genuſſe hingebend. O Robert, das, was wir alle ſuchen, verſteckt ſich nicht hinter dem Gepränge bunter Lebensformeln, es iſt ein ſo einfaches und unſcheinbares Gut, daß es den Augen der Suchenden oft entgleitet. Sie zeigen ſich jetzt beruhigt und zufrieden; in unſerer Liebe glauben Sie den ewigen Halt des Lebens gefunden zu haben; aber wie, Robert, wenn dieſe Liebe ſelbſt eines Haltes bedürfte, einer Würde, die wir ihr verleihen müßten? wenn ſie ohne dieſe eben den entſetzlichen Täuſchungen unterworfen wäre, wie jede andere Scheinfreude des hohlen Lebens? —

Ich will nicht mit Ihnen zürnen, Robert, daß Ihrer Briefe jetzt weniger werden, doch wiſſen Sie, daß Sie dadurch Ihrer Galathee einige glückliche Stunden rauben, deren ſie nie viele in ihrem Leben gezählt hat.

Der Frühling naht, Robert! — O könnte ich mit allen Flammen ſeiner Liebespracht in Ihr Herz leuchten! — Welche Seligkeit überſchüttet mein Weſen! —

Auch in unſerm ſtillen Leben gehen Veränderungen vor. Franz iſt Förſter geworden, und bewohnt einſtweilen aus beſonderer Gunſt, und weil die Stelle des Oberförſters noch nicht beſetzt iſt, deſſen Häuschen im Walde. Camaro und ich ſind oft ſeine Gäſte; Camaro, weil er Fleuretten mit ihrer Mutter dorthin beſtellt, um mit beiden zu unterhandeln; ich, weil mir das Schloß, wo Melicerte nicht mehr ſich blicken läßt, zu eng wird. Sie hat ſich mit ihren Mönchen eingeſchloſſen.

Der Himmel breitet einen düſtern Schleier nach dem andern aus; der Schnee iſt fort, ein farbloſes, verdrießliches Grau liegt über der Erde, dennoch zieht, öfters gegen Abend, wie der ferne Flügelſchlag eines Engels, ein warmer Frühlingsodem aus der Ferne herüber.

Mein Herz iſt verſchloſſen, ich mag nicht in die Vergangenheit, nicht in die Zukunft ſehen. Eine freundliche, wohlthuende Arbeit bieten mir meine Legenden, an denen ich weiter dichte, und deren verſchloſſene Gluth ein wahrer Gottesdienſt für meine Seele iſt.

Jetzt aber höre ich Camaro's Stimme im Nebenzimmer erſchallen; es gibt lebhaftes Hin- und Wiedergerede, einen Streit. Die Mutter iſt mit dem Gelde nicht zufrieden, das er ihr und der Tochter ausſetzen will; ſie zählt ihm an den Fingern her die Bedürfniſſe der Familie, die Geſchenke an geſchwätzige Gevatterinnen, damit ſie ſchweigen, die Almoſengelder, damit man ſich wieder, wo möglich, in guten Ruf ſetzen könne, und endlich müſſe auch Einiges für die arme Verlaſſene gethan werden, damit ſie ſich in ihr Schickſal leichter füge. Jetzt wird auf der einen Seite zugelegt, auf der andern etwas abgelaſſen, ein neuer Zank entſteht, endlich entſcheidet doch der Tochter blaues Augenpaar, und mit einem krampfhaften Lachen höre ich den ſonderbaren Camaro die verweigerten Goldſtücke auf den Tiſch werfen. — Die Alte triumphirt, und das Mädchen hüpft im Zimmer umher; die Scene iſt ausgeſpielt. Stephan ſchleicht um uns herum und macht Bemerkungen nach ſeiner Weiſe; er iſt nicht wenig ſtolz darauf, daß er eigentlich der Förſter iſt, denn Franz kann es nun einmal nicht laſſen, im Dorfe bei ſeinem friſchen, jungen Weibchen zu ſitzen, anſtatt hier auf Walddiebe zu lauern. Sie hierher zu bringen, wagt er nicht; ſeine Gäſte, die er ſelbſt nicht gewählt hat, erregen ihm zu verdrießliche Bedenklichkeiten. —

Camaro's Vorſchlag, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten, beſchäftigt mich ernſtlich, ich ſähe es für ein Arzneimittel an. Ich fühle, daß ich mich losreißen muß, jeder Tag bringt mir eine neue Marter. Galatheens Briefe liegen vor mir; um zu fühlen, was ſie für mich enthalten, ſuche ich vergeblich eine einſame Stunde, eine Stunde, wie ich ſie früher ſo oft heilig und ſtill genoſſen habe. Melicerte, der ich von meiner

Reiſe

Reiſe geſprochen habe, iſt zufrieden damit, daß wir gehen, ſie hat mir eingeſtanden, daß unſere Gegenwart ſie ſtöre. In dieſen Worten, Arthur, wer ſie zu deuten verſteht, liegt ſchon ein unendlich ſüßes Bekenntniß, und das gleitet über ihre Lippen ſo leicht hin, mit der vollen Anmuth ihrer ewig bewegten Seele. Das ganze Büßungsgeſchäft ſcheint jetzt zu Ende zu ſeyn, man iſt im Allgemeinen mit dem hübſchen, gefälligen Weibe noch recht menſchlich verfahren.

Camaro ſieht es für ausgemacht an, daß ich ihn begleite; in Venedig, das ich noch wenig kenne, ſoll ein ziemlich langer Aufenthalt gemacht werden. Als Stephan von dieſen Planen hörte, trat er heftig und trotzig vor mich und erklärte, daß ich nimmermehr den Muth haben würde, meine Entſchlüſſe auszuführen. Als wir beide in ihn drangen, ſich näher zu erklären, ſagte er zu mir: ich glaube nicht, daß Sie im Stande wären, im Fall Ihnen in Ihren Angelegenheiten etwas völlig ſchief ginge, ſich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. Wir ſchüttelten ihn am Arm und erinnerten ihn zu bedenken, was er eben geſagt habe. Ja, ja, erwiederte er, ich weiß vollkommen gut, was ich behaupte; wer ſich bei gewiſſen Ereigniſſen nicht vor den Kopf ſchießt, hat nie einen gehabt. Der Graf hier wird weder reiſen, noch ſich jemals vor den Kopf ſchießen. —

Camaro lachte, mir jedoch erregte der ſeltſame Burſche ein gewiſſes Grauſen. Wir ließen ihn gehen ohne ihn weiter zur Rede zu ſtellen.

Der Zufall ſpielt ein gewagtes Spiel mit mir, ich will es ein Spiel nennen, denn ich kann nicht glauben, daß ich für ein vorübergehendes Gelüſte der Neugier ſo ſtreng beſtraft werden ſoll.

Ach, wer nur malen könnte! — die ganze ſtrömende Innigkeit meiner Seele wollte ich in ein Bild wie dieſes ausgießen! — Höre, Arthur. Durch die Gefälligkeit des Mönches, der, wie ich dir gemeldet habe, dem Pater in den geiſtlichen Geſchäften hier zur Hand geht, erhielt ich einen Platz in der Kirche vor einer kleinen Fenſteröffnung in der Mauer nach der Pönitenz-Kammer zu, wo ſich mir ein Bild von üppiger Färbung zeigte. Der Mönch hatte, nach ſeiner Weiſe zu urtheilen, nicht Unrecht; er meint, durch Anblicke der Art, mich zu ſeiner Kirche hinüber zu ziehen, er hat noch viel mehr erreicht, geradezu in den Himmel hat er mich verſetzt. Es war Mitternacht, auf dem Altare brannten zwei hohe Kerzen, auf den Stufen kniete — ſie —

Mein Buſen arbeitet heftig. Soll ich dir denn das Bild wirklich geben? — Kannſt du in deiner káltern Natur einen weichen bebenden Nerv finden, der eine Entzückung wie dieſe nachzukoſten verſteht? — Die rechte, zu mir gewendete Schulter, der Nacken faſt ganz, waren enthüllt, das ſchwarze Haar in einen Knoten aufgebunden, von dem Profil nur noch die Linie der Wange mit ihrem röthlichen Schimmer, das kleine Ohr, ohne Schmuck, ſichtbar. Die Streiche der Geißel fielen auf dieſe himmliſchen Reize nieder, und unwillig röthete ſich der Marmor. Ihre Hände hielt ſie vor die Augen gepreßt, ſie ſchien zu weinen, der gehobene Arm, einen Theil des Gewandes tragend, ließ dem Auge in den weicheſten Schatten ſeine Rundung fühlen. Ein ſchwarzes Gewand lag weit um den Körper, und nur die nackten Füße ſahen lichthell hervor. Der Pater, in deſſen ſtarrem Antlitz ſich keine Miene verzog, hielt ihr mit der Linken einen Todtenkopf vor, indeß ſeine Rechte die Geißel führte. Seine Geſtalt erſchien, gegen das Licht geſtellt, finſter, ſeine Bewegungen waren abgemeſſen, er ſprach ein Gebet her, das die Knieende wiederholte, doch mit einer Stimme, die durch die vorgehaltenen Hände gebrochen und klanglos verhallte. Dann ſah ich ihn eine Pauſe machen, wo er wie erſchöpft am Altar lehnte und eine tiefe Stille in der Clauſe herrſchte. So ſcharf ich ſeine Blicke beobachtete, nie ſah ich ſie, auch nicht auf dem leiſeſten Abwege, ſich zu den Reizen niederſenken, die ſich ihnen ſo verführeriſch darboten; dagegen ich, Arthur, was mußte ich fühlen, der ich ſeit Wochen nur ihre leidende Schönheit im Sinn und Gedanken trage? — Sie wandte ſich langſam um; — dieſes Auge ſtrahlte den tiefſten, rührendſten Schmerz aus; durch die Bewegung löſ'te ſich das Band der Locken, und ſie ſtürzten wie erbarmend, über den verwundeten Glanz des Nackens; nur hier und da ſchimmerten durch ihr dunkles Geflechte die Roſen des erregten Blutes. Der Pater ſtreifte die ſchwarzen, leidenſchaftlichen Haarflechten hinweg, mit einer Hand, ſo gleichgültig kalt ſich bewegend, als ſcharre ſie dürres Laub zuſammen. Melicerte nahm jetzt aus ſeiner Hand den Todtenkopf und küßte ihn mit einer Innigkeit, daß wenn die erſtorbenen Wangen neu hätten erblühen können, ſie unter dieſem Kuſſe mit neuem üppigem Leben ſich hätten füllen müſſen.

Als ich auf meinem Zimmer angelangt, und die ganze farbenvolle Erſcheinung ſchon längſt wieder in Nacht verſunken war, brannte das Bild des ſchönen Weibes immer mit erneuten Flammen in meinen Sinnen empor. Ein Himmel voll Liebesgluth und Schwärmerei ſchloß mich ein; doch kaum ſättigte ich das verlangende Herz an ſeinem Glanze, ſo warf ein Gedanke finſterer Reue ſeine Schatten darüber. Der Mißmuth zehrte in meinem Innern, ich fühlte, daß jeder Pulsſchlag ein Verbrechen gegen Galatheen war, und dennoch mußte ich Verbrechen auf Verbrechen häufen. In dieſe quälenden Träume hinein hörte ich plötzlich durch die Stille meinen Namen rufen. Mit einem ſeltſamen, ſcharfen, klingenden Tone brach ſich der Laut an den Wänden des Zimmers; es war als ſuchte er, wie ein ängſtlicher, gefangener Vogel, der eben dem engen Kerker entſchlüpft iſt, einen Ausgang. Er ſchreckte mich auf wie eine Geiſterſtimme, deren Ruf man folgen muß. Mit dem Lichte trat ich ins Nebenzimmer. Ich fand Stephan, der hier auf dem Sopha eingeſchlummert war; auf ſeiner geöffneten dunkeln Lippe ſchwebte noch der eben ausgeſtoßene Seufzerruf. Ich ſetzte mich zu ihm nieder; wie der

Glanz des Lichts über ſeine Geſtalt glitt, ſchien er mir plötzlich wie um viele Jahre älter geworden. Ein dunkler, leidenſchaftlicher Traum lag um die ſchwarzen, zuſammengezogenen Braunen, die Wangen waren hoch gefärbt, eine Miene von Spott zog die Mundwinkel nieder; das war nicht mehr der kaum zum Jüngling gereifte Knabe! nur die weiße, entblößte, weichliche Bruſt zeigte die volle erſte Jugend; auf ihrer linken Seite ruhte Melicertens Kreuzchen. Noch eine Weile lauſchte ich, ob er noch einmal meinen Namen nennen werde, doch er ſchwieg; ſein Antlitz wurde immer finſterer und höhnender.

Beruhigter, wie ich mein Zimmer verlaſſen, betrat ich es wieder. Die Nacht war dahin; wie eine Laſt ſank es von meiner Bruſt. Zum erſtenmale nach langer trüber Zeit ging die Sonne in voller Friſche und Heiterkeit auf, faſt ſchon in ihrem Frühlingsſchmucke. Ich eilte hinaus; der Morgen wehte mich mit kaltem belebendem Athem an; den Park, den See, die wohlbekannten geliebten Stellen alle begrüßte ich — endlich trat ich auch in den Pavillon. Eine Woche hindurch war er verſchloſſen geweſen, und eine dumpfe Luft wehte mich an; es war ein Grabgewölbe, hier lagen ſchöne, unvergeßliche Stunden begraben! Noch ſchlummerten ſie nicht auf ewig, ein glühendes Gebet des Herzens, ein Gebet, wodurch die Heiligen Todte erwecken, konnte auch ſie ins Leben rufen. Ich warf mich in einen Seſſel und verhüllte mein Antlitz. — — Auf dem Tiſche lag ein angefangener Brief an

Galatheen; ach, die Hand, die dieſes geſchrieben hatte, war eine unheimlich fremde.

Die gewonnene Ruhe, die Stille war dahin; mit einem Gefühl, das nie ſchneidender meinen Buſen angefallen hatte, mit einer vergiftenden Bitterkeit im Herzen verließ ich das Gemach.

Camaro iſt abgereiſ't und ich — bin zurückgeblieben. Mit Melicerten bin ich geſtern nach Lichtenthal gefahren; die Aebtiſſin empfing ſie mit einem geiſtlichen Glückwunſche und gab ihr den Segen. Ihre frühere heitere Laune, ihre graziöſe Munterkeit kehren jetzt allgemach wieder; ſie kleiden ihr um ſo ſchöner, da der dunkle Hintergrund von Büßung und Schwärmerei noch hier und da durchſchimmert. Der Pater iſt der Fürſtin entgegengereiſ't; wir ſind daher oft allein, nur daß Michaud ſich öfters unerwartet zeigt und eben ſo wieder verſchwindet. Der Prinz will ſich von ſeiner jungen Gemahlin nicht trennen. Stephan, der auf unſern kleinen Ausflügen immer mitgenommen ſeyn will, und wenn wir ihn daheimlaſſen, oft plötzlich auf einem wilden Pferde nachgeſprengt kommt, iſt uns ziemlich läſtig. Vor Kurzem warf ihn ein Reitpferd des Prinzen nieder, und er wurde eine Strecke Weges vor unſern Augen geſchleift, wo dann Melicerte eine halbe Stunde bewußtlos im Wagen lag. Zum Glücke fand ſich's, daß er wenig Schaden genommen hatte. Ich habe ſchon Anſtalten getroffen, daß man ihn zwingt, wieder in die Stadt zurückzukehren. Oft iſt er wie völlig verrückt im Kopfe; ſo rannte er bei einem ländlichen Spiele, das Melicerte angeordnet hatte, mit einer jungen Nymphe ungeſtüm dahin, und warf dann die Athemloſe in einen ziemlich tiefen Graben hinab. Nur mit Mühe zog man das Mädchen, vom Falle beſchädigt und vom Waſſer beſudelt, hervor; es war Fleurette. Auf meine Vorwürfe erwiederte er, daß er es gethan, weil ſie gewagt habe, ihn während des Laufes mit einem verliebten Blick anzuſehen. Ich bin eine geheiligte Perſon, ſetzte er hinzu, und niemand ſoll ſich unterfangen, mich zu lieben. Ein andermal, als ein beſonderer Tanz aufgeführt werden ſollte, ſtand er da und war nicht zu bewegen, ein Glied zu rühren; erſt als Melicerte, mich verlaſſend, ihm die Hand reichte, machte er ſeine gewohnten leichten phantaſtiſchen Sprünge, und ſchien völlig befriedigt.

Es iſt die ſüßeſte Frühlingsluſt, die in Melicertens Buſen eingekehrt; von ihrer hellen, freundlichen Stirn iſt machtlos jeder dunkle katholiſche Traum herabgeglitten, und die jugendlichen Reize blühen ſchöner wieder auf. Sie iſt ganz Leben und holde Gegenwart; müſſen wir denn von einem Weibe mehr verlangen? Zähle ſie nur bei Leibe nicht zu den gewöhnlichen Geſchöpfen, die ſtets heiter ſeyn können, weil keine ſelbſtſtändige Seele in ihnen ruht. Das Element der geſelligen liebevollen Freude iſt ihre eigenſte Natur; immerdar wird ihr Weſen von der Flamme liebenswürdiger Sinnlichkeit erwärmt. Ihr Lächeln hat Weichheit, der Ton ihrer Stimme die gefälligſte Nachgiebigkeit, jede Miene die ſüßeſte Belebung. Die Welt hat nichts an ihr gebildet, ſie iſt ihre eigne Lehrmeiſterin und folgt eigenſinnig dem Geſetze, das in der Harmonie ihrer geiſtigen und körperlichen Schönheit ruht. Man könnte ſie einen ſüßen ſinnlichen Gedanken der Natur nennen; ſelten ſtellt dieſe Meiſterin ein ſo klares ſchönes Geſetz in ſo lieblicher Form dar. Wenn wir nicht mit unſerm kränklichen modernen Leben ſo ſehr auf die Seite der Reflexion hinneigten, ſo müßte überall nur ein ſo ächt weiblicher Charakter liebenswerth erſcheinen. — Und dann bewundere, Arthur, die Zartheit ihres Sinnes. Nie ſtrebt ſie gegen die ihr widerſprechenden Naturen, nie iſt ein Tadel oder nur ein ſpöttelnder Einfall über Galathee über ihre Lippen gekommen, indeſſen Galathee, ich weiß es, ſtolz auf ſie herabſieht. Sie beklagt ſich nicht über diejenigen, die Uebles von ihr geſprochen, die ſie ſchonungslos verdammt haben, höchſtens erlaubt ſie ſich auf ihre Koſten einen graziös muthwilligen, völlig ſchuldloſen Scherz; und ſo gelingt es ihr ſpielend die ſchwerſten Maſſen zu bewegen. Iſt dieſes wohl das Bild einer gefühlloſen frivolen Coquette, wofür das hübſche Weib gilt? —

Unermüdlich iſt ſie beſchäftigt, mich zu zerſtreuen, mir die trüben Gedanken fortzuſcheuchen, und wie iſt ſie innig vergnügt, wenn ſie mich heiter ſieht. Sie iſt feſt überzeugt, daß die Abweſenheit Galatheens mich öfters ſo unmuthig ſtimmt, ich habe ihr es auch allerdings ſo oft geſagt, daß ſie es wohl glauben muß; dennoch glaube ich es ihr anzuſehen, daß ſie nach und nach mein Gefühl ſchärfer prüfen lernt. Sie weiß vielleicht ſchon, was ich für ſie empfinde; als ich reiſen wollte, und nicht konnte, wußte ſie es wohl ſchon.

Galathee an Robert.

Bald ſollen wir uns wiederſehn, Robert! — Die ängſtliche Sorge hat die letzten ſchweren Wochen überwunden. Wenn du dieſe Zeilen empfängſt, Geliebter, ſo lege ſie als ein Brautgeſchenk an dein Herz.

O Gott, wie reich haſt du mich gemacht — vor deiner Allmacht liege ich im Staube. Die ſchwere Bürde des Gewiſſens haſt du mir erleichtert, und dein Geiſt umſchwebte mich, als ich in einſamer Nacht kämpfte mit einer geliebten Schuld! —

So gib mir denn dein Leben, Geliebter; laß mich deiner Seele Ruhe und Frieden ſchenken. Du glaubſt mich nicht ſtark genug — doch ich bin es. Der, der unſere Stärke und unſere Schwäche in ſeinen gewaltigen Händen trägt, hat mir Kraft gegeben, um die Laſt unſerer Seligkeit und unſeres tiefen Elends zu tragen. Vertraue mir, im Vertrauen ruht Liebe und Hoffnung.

Eine theure verehrte Mutter habe ich in dieſer Zeit verloren. Sie ging dahin, als ich noch ſchwer kämpfte; ihr Antlitz im Tode beſänftigt und getränkt mit himmliſchem Frieden ſchnitt in meine leidenſchaftliche Seele. Nur wenige Worte wurden zwiſchen uns gewechſelt, doch ſie enthielten den heiligſten, brünſtigſten Gottesdienſt, den ich jemals gefeiert. Sie trug Sorge um mich, denn ſie ließ mich in einer wilden ſtürmiſchen Welt zurück, mit einem Herzen, das das Gute redlich wollte, doch lange nicht demüthig und liebevoll genug war. Als man ſie forttrug, und ich allein blieb, ging ein Schwert durch meine Seele; nur die ſtarke Hand meines Gottes vermochte es, mich wieder aus dem Staube zu erheben, und der erſte warme Gedanke, den er in meinen erkalteten Buſen ſenkte, war der Gedanke an deine Liebe, Robert.

Die Welt, die unſer Leid und unſere Liebe nicht verſteht, hat dich bei mir angeklagt, allein das gränzenloſe Vertrauen in meiner Bruſt ſpricht dich frei. Ich habe dich theuer erkauft, und du biſt mein. Was wäre meine Liebe, wenn ſie vor jedem Schreckbilde zurückbebte? — Nicht ein leichtſinniger Bund, wie täglich ihn die Welt zu knüpfen pflegt, hat uns verbunden; du kamſt zu mir ruhebedürftig, und da du ein ſtarkes Herz zu finden glaubteſt, fandeſt du ein ſchwaches, ſelbſt ruhebedürftiges. So ſind wir denn, einer den andern unterſtützend, erſtarkt, und eine ſolche Liebe iſt eine innere heilige Religion der Herzen, ſie iſt auf das ſüße Bekenntniß der Schwäche, auf die große Zuverſicht eines ernſten Willens gebaut; die Welt verſteht ſie nicht.

Ein dunkler Himmel liegt über die farbige Pracht des jungen Frühlings hingebreitet; meine Seele iſt bei dir und heiter. O Robert, wie iſt mir ſo unendlich wohl und weh.

Unſer einſames Leben hier, Arthur, gewinnt täglich an Reizen; wir geſtehen uns gegenſeitig, daß wir nur noch kurze Zeit ſo beiſammen wohnen dürfen, und in dieſem Geſtändniß liegt ſchon ein eigenthümlicher, wehmüthiger Genuß, zugleich eine Mahnung, die kurze Friſt nicht ungenoſſen hingehen zu laſſen. Dieſes Vergehens machen wir uns auch nicht ſchuldig; mit jeder Minute wird gegeizt; oft wenn wir einen Wagen anrollen hören, ſchrecken wir zuſammen; jeder denkt: nun kommen ſie, die alle Freude und allen Frieden zerſtören, und jeder lieſt in den Blicken des Andern das Vergnügen, ſich getäuſcht zu ſehen. Endlich werden ſie denn doch kommen.

Michaud iſt vom Prinzen ſehr auszeichnet worden; er hat eine glänzende und angenehme Miſſion erhalten; er ſpricht jetzt von nichts Anderm, als von Reiſeplanen. Der ſchwache Mann iſt froh, wenn er etwas Beſonderes vorſtellen kann; innerlich bleibt immerdar das verzweifelte Einerlei. Ein Geſpräch mit ihm macht mich auf mehrere Tage müde; gibt er mir noch gar ſogenannte Geſtändniſſe, ſo wird mir ganz erbärmlich zu Muthe. Camaro's ſtille würdige Heiterkeit, ſein männlicher Ernſt, ſeine freundſchaftliche Wärme fehlt mir überall.

Die obigen Mittheilungen ſchrieb ich dir noch in Ruhe, jetzt ſieht es ſchon um vieles anders bei uns aus; die zwei Tage haben viel verändert. — Galathee iſt ſchon auf der Reiſe hierher begriffen; eine kurze Zeit bleibt ſie in der Reſidenz bei ihrer Halbſchweſter, von dort hole ich ſie ab. Ein Theil des Gefolges der Fürſtin iſt ſchon angelangt. Dieſelben Räume, dieſelben Menſchen, und doch wie verwandelt! —

Melicerte fühlt ſich unwohl; eine Fahrt nach Lichtenthal hat ihr, wie ſie behauptet, eine leichte Unpäßlichkeit zugezogen. Mich täuſcht ſie nicht, ich glaube tiefer in ihre Seele ſchauen zu können, als alle, die ſie hier umgeben. Sie, die uns alle aufrecht erhalten hat, ſie ſelbſt ſinkt jetzt erſchöpft nieder. Da ſie uns fehlt, merkt jeder, was ſie ihm geweſen, und in der That, oft hat ſie ſchwere Arbeit gehabt; einen läſtigen rohen Mann hat ſie ertragen, einen zudringlichen Liebhaber, den Prinzen, fern gehalten, endlich einen launenhaften Freund getröſtet und erheitert. Wo viele in ihrer Stelle verſtimmt fortgeſchlichen wären, bewegt ſie ſich in ſteter blühender Anmuth. Die Aebtiſſin, die aus Lichtenthal herübergekommen iſt, hält die Erkrankte unter ihrem verſorgenden Schutz, ich, ſo wie jeder andere Bewohner unſeres Schloſſes, ſind aus ihrem Zimmer verbannt; nur der Mönch darf zu ihr, er iſt es, der mir Botſchaft bringt.

Da ich meine Bewegung nicht verbergen kann, ſo traf ich eines Abends auf Michaud, der mich anfangs leichthin über den Grund derſelben befragte. Da ich ausweichende Antworten gab, faßte er mich am Arm, und mit mir den Saal auf- und niederſchreitend, rief er: Sie intereſſiren ſich für meine Frau? Ich bejahte es. Mit einem Ausdruck der Stimme, den ich dir nicht beſchreiben mag, ſetzte er hinzu: Wenn ſie Ihnen gefällt, ſo nehmen Sie ſie mir ab; Sie ſind ja noch frei, und mich können ſie hierdurch frei machen. Da ich nichts erwiederte, mußte ihm ſein eignes Bewußtſeyn ſagen, wie mir zu Sinne war, denn faſt kleinlaut fuhr er fort: Laſſen Sie uns unter uns keine Grimaſſen machen; ſie wiſſen ja wohl, wie ich mich mit meiner Frau ſtehe. Jetzt der Geſandtſchaftspoſten, die vielen Reiſen, der Aufenthalt in fremden Städten, in der That, ich fürchte, ſie könnte mir hier und da doch läſtig werden, und an mir möchte ſie dann wohl auch nicht den Gefälligen finden, wie ſie es wünſcht und ſchon faſt gewohnt iſt.

Da ich wiederum ſtill ſchwieg, ſetzte er nach einer Pauſe mit Nachdruck hinzu: Die Ehe kann getrennt werden, denn ich bin Proteſtant! — Arthur, wie mir zu Muthe war, brauche ich wohl nicht dir zu ſchildern; als ich ihm Einiges erwiedern wollte, hörte ich ihn ſchon fern von mir durch den Gang ſchreiten und ein Liedchen pfeifen. — Der Mönch brachte mir die Nachricht, daß ſie mich heute gegen die Abendſtunde ſprechen wolle; endlich alſo eine Gewährung nach langen vergeblichen Bitten! —

Wie ich zu ihr trat, ſaß ſie das Haupt geſenkt, auf den Arm geſtützt im Seſſel am Fenſter. Die niedergehende Sonne warf noch ihre letzten purpurnen Strahlen über ihr Antlitz und ihre Geſtalt. Mit welchem Gefühle ſah ich ſie wieder, jetzt da ich die Quellen ihrer Leiden kannte, da die rohen Worte des wilden Mannes kaum verklungen waren.

Zu meinem Verderben habe ich dieſe Zuſammenkunft gewünſcht, denn ich verließ die kranke Freundin ſelbſt erkrankt. Der Arzt gebietet mir, das Zimmer nicht zu verlaſſen, dennoch werde ich ſeinen Ausſprüchen zuwider Galatheen entgegeneilen. Die Fürſtin iſt ſchon angelangt, ſie und der Pater haben mich auf das freundlichſte willkommen geheißen.

So treibt denn die Zeit unwiederbringlich vorwärts; ehe wir es uns verſehen, ſtehen wir am Ausgang einer ſchönen Lebensperiode, dem Unerbittlichen, Verſagenden gegenüber.

Galathee iſt hier. Sie hat mich überraſchen wollen; als ich noch mit meinem Arzte ſtritt wegen der Reiſe, brachte man mir ein Blättchen, das ohne Unterſchrift mich zu einer Stelle im Park einlud. Zu jeder andern Zeit hätte ich ſogleich Galatheens Handſchrift erkannt, heute jedoch, verwirrt, betäubt durch die Worte des Arztes, halb noch mit dem Fieber kämpfend, nur mit dem einen Bilde, das mir immer theurer geworden, beſchäftigt, glaubte ich die Züge von Melicertens Hand zu leſen. Freudig erſchreckt, ſchob ich das Billet in den Buſen und mit guter Manier den Arzt zur Thür hinaus. In der nächſten Minute war ich im Garten, eile dem bezeichneten Platze zu — da aus einem Baumgang eilt mir Galathee entgegen — ſie ging nicht, ſie flog. — — Arthur, dieſes Mißgeſchick war wirklich grauſam. Ich erwartete Galatheen, ich war auf ihr Erſcheinen gefaßt, und jetzt, da ich ſie ſah, war es mir, als ſtockten alle Pulſe, als zeriſſe mein Herz. Die hohe ſchwarze Geſtalt, ich hatte vergeſſen, daß ſie um ihre Mutter trauert, das bleiche Geſicht, ſo voll ſeligem Lächeln mir zugewendet — und ich? — Sie ſtand plötzlich in ihrem Lauf ſtille — der eine kurze Moment, wo wir uns ſo gegenüber ſtanden — er war der furchtbarſte meines ganzen Lebens. Ich ſah, wie ihr Lächeln plötzlich brach; da überwand ich mein Herz mit wilder Kraft; Galathee! rief ich mit welcher Zärtlichkeit — jetzt ruhte ſie an meiner Wange, mein Name glitt über ihre Lippen, das ſchöne Lächeln ihres großen ſeelenklaren Auges brach ſich in einer Thräne. — Ach ſie war es wieder, es war die Geliebte, das herrliche Bild entſchwundener Tage! —

Man hatte die Schonung, die erſten Augenblicke unſeres Wiederſehens vor jedem Zeugen zu bewahren; erſt jetzt traten die Fürſtin, der Pater hervor; auch mein Arzt ließ ſich ſehen und rieth Mäßigung und Ruhe an. In der That, ich bedurfte der letztern. Galathee erſchrack heftig, denn man hatte ihr nichts von meinem Unwohlſeyn geſagt.

Als ich mich auf meinem Zimmer allein fand, folterte mich eine ſtete unruhige Fieberhitze, alle Kräfte lähmte Ermattung; ein angefangener Brief an dich blieb auf dem Tiſche zurück, als ich gegen die Morgenſtunde in einen kurzen Schlummer ſank. Jetzt, da der helle Tag mit Wärme und Freundlichkeit durch mein Fenſter bricht, ſtärkt ſich mein Inneres, es ſondern ſich die einzelnen Geſtalten und Bilder; ich kann wieder Entſchlüſſe faſſen. Es iſt entſchieden, Arthur, ich ſehe Melicerten nicht wieder; welche überwältigende Macht würde eine Abſchiedsſtunde auf uns beide äußern in dem Zuſtande, wo ſich unſere Herzen befinden. Wie weit würden mich hier wenige Momente wieder zurückſchleudern. — Sie reiſ't fort, ſie möge meine ganze Vergangenheit

genheit mitnehmen. Der Mönch darf nicht mehr meine Schwelle überſchreiten.

Die Fürſtin hat einen wackern Künſtler, einen Maler mitgebracht, der ihr Bildniß verfertigen ſoll. Sie wählt die Tracht der Urſulerinnen in der ſtrengſten Form; auf einem Tiſchchen neben ihr ruht ein Todtenkopf, in ihren Händen ein Crucifix; ſeltſam genug zeigt ſich dabei in der offnen Galerie, die den Hintergrund des Bildes ausmacht, die Statue des Apoll von Belvedere, ein Band ihrer eignen franzöſiſchen Gedichte glänzt als Unterlage einer chineſiſchen Vaſe mit weißen Roſen gefüllt. Ein Kloſter dieſes Ordens in Köln, das ſie geſtiftet hat, ſoll das Bild zum Geſchenk erhalten. Galathee, die jedes unklare Gefühl, jede unverſtändliche Anordnung haßt, hat vergebens verſucht, einen reinern Styl in die Compoſition zu bringen; der Prinz und die Oberhofmeiſterin ſind entzückt und wollen nichts verändert wiſſen.

Du ſiehſt, ich zwinge mich an dieſen Kleinigkeiten Gefallen zu finden, um mich in die frühere Stimmung wieder hineinzudenken. Vergebliche Bemühung; kein Seelenzuſtand läßt ſich erneuen.

Tadle mich, Arthur, ich habe das mir ſelbſt und dir gegebene Wort nicht gehalten; doch konnte ich es auch halten? — Ich habe ſie wiedergeſehn. Sie iſt geneſen, ſo weit eine innerlich gekränkte Natur geneſen kann. Da Michaud mich zu ihr führte, ſo hatte ich die feſte Zuverſicht, er werde im Zimmer bleiben; ſtatt deſſen, ich will nicht errathen, was in ſeiner Seele vorging, verließ er uns nach den erſten gleichgültigen Worten, und wir blieben allein. Vor wenig Augenblicken hatten Galathee und die Prinzeſſin das Zimmer verlaſſen. Ich habe mich von allen verabſchiedet, ſagte die ſchöne Frau, nur von Ihnen noch nicht. Jene forderten nur ein paar freundliche Worte, Sie kann ich nicht ſo leicht entlaſſen. Wir haben mit einander die traurige Winterzeit ausgehalten, Sie waren mein Hausgenoſſe, Hausfreund, Hausrathgeber; lauter ehrwürdige Titel, die Anerkennung, Vergeltung fordern; Sie ſind darum mein Schuldner geworden, und obgleich Sie jetzt von neuen Freunden umgeben ſind, die mir gerne jede Verpflichtung abnähmen, ſo bin ich doch ehrlich und gewiſſenhaft genug, ſelbſt meine Schulden zu bezahlen. Ich erwiederte etwas hierauf, ſie wurde ernſter; das hatte ich gewünſcht, und da der Abſchiedsmoment mir Rechte zu geben ſchien, drängte ich in wenigen leidenſchaftlichen Worten alles zuſammen, was ich für ſie fühlte, die ganze Geſchichte unſerer Liebe. Eine dunkle Röthe übergoß ihr Antlitz; ſie widerſprach nicht, weil hier nichts mehr zu widerſprechen war. Daß ich ihr Vertrauen getäuſcht hatte, daß ich ihr dadurch wehe gethan, das konnte ich mir ſelbſt ſagen; aber dieſes Wehethun vereinigte uns jetzt unauflöslich. Sie hatte mir zu vergeben, ich mußte gegen ſie meine Schuld bekennen; ich that es, doch nur indem ich neue Schuld auf die alte häufte; ich hielt ihren Arm, ich drückte ihn mit Küſſen an mich; ſie entzog ihn mir und ſagte leiſe: Wir müſſen uns trennen. — Und was wird unſer Schickſal ſeyn, getrennt von einander, Melicerte? — Sie wollte mir etwas erwiedern, ich las in ihrem Blicke, welch' ein Name auf ihrer Lippe ſchwebte; nur jetzt nicht! rief ich mit leidenſchaftlicher Haſt, nur jetzt den Namen nicht! — Sie ſchwieg, blickte verwirrt nieder, und eine Pauſe trat ein, meine glühende Stirn ruhte auf ihrem Arm. Melicerte, rief ich, gibt es hier einen Troſt? — ich laſſe Sie zurück in der Gewalt eines Rohen, Gefühlloſen — können Sie, kann ich glücklich ſeyn? — — Laſſen Sie mich nur meinen Weg gehn, entgegnete ſie leiſe mit beklemmter Bruſt, ich nehme das Leben leichter, wie Sie es nehmen. Sind wir nur einmal von einander geſchieden, ſo wird jedem klar vor Augen ſtehn, was ihm zu thun und zu leiden bleibt. — — Wenn wir geſchieden ſind? — und glauben Sie, daß ich es dahin werde kommen laſſen? — Ihr Auge ſah mich mit einem Blicke des Vorwurfs an; nie hatte ich geträumt, daß ein ſolcher Ernſt in den ſchönen, offenen, liebevollen Zügen herrſchen könnte. Weßhalb längere Qualen dulden, rief ich mit dem ganzen Muth des Augenblicks, Sie werden von einem Unwürdigen aufgegeben, mich ſpricht mein Herz frei — was kann unſerm Glück im Wege ſtehn? — Sie erwiederte nichts; ihr Antlitz verhüllend, fühlte ich, daß ihre Thränen floſſen; mit der vollen ſiegenden Gewalt des Herzens ſchloß ich ſie in meine Arme. Wenige Augenblicke vergingen, als plötzlich ein heftiger Schlag, gegen die Fläche des hinter uns befindlichen Spiegels geführt, uns emporſchreckte. Das Fenſter ſtand offen, ein leichter Wind blies in die rothen Vorhänge — im Zimmer war niemand außer uns, von außen in das Fenſter zu ſteigen unmöglich. Melicerte blickte nicht auf, ſtumm reichte ſie mir die Hand hin, ich küßte ſie, und den Wink ihres Hauptes verſtehend — entfernte ich mich leiſe.

Als ich den Gang hinabſchritt, kam Michaud mir entgegen; ſein Blick war mit unleidlicher Schärfe auf mich gerichtet. Im Garten, wohin ich mich rettete, glaubte ich Stephan zu bemerken, der ſchnell in einen Seitengang einlenkte und verſchwand. Ueber den ſeltſamen Vorfall in Melicertens Zimmer nachdenkend, kam mir auch wieder die Geiſterſtimme des alten Fürſten in den Sinn.

Seit geſtern iſt unſer Schloß mit Gäſten überfüllt. Die Fürſtin hatte eine glänzende Waſſerfahrt angeordnet, Galatheen und mir zu Ehren. Auf ihren wiederholten Wunſch blieb Melicerte gegenwärtig. Wie quälend für uns war dieſes Feſt! die Hälfte deſſelben überſtand ich; Melicerte entſchlüpfte gegen Abend, und ich, der ich glaubte meine Pflicht gegen Galatheen dem Aeußern nach erfüllt zu haben, benützte das Gewühl der eben aus den Booten ſteigenden Geſellſchaft, mich ebenfalls fortzuſtehlen. Unglücklicherweiſe hatte es die Fürſtin zuletzt auf eine ſogenannte Effectſcene abgeſehen, und deßhalb Anordnungen getroffen, die mir, wenn auch in anderer Stimmung, dennoch unleidlich geweſen wären. Man ſuchte mich; die Verlegenheit war nicht gering. Galathee mußte allein die Glückwünſche annehmen, die ihr und mir zugleich galten. In der großen Welt erzogen, fiel es ihr nicht ſchwer, eine Rolle zu improviſiren. Heute Morgen hat ſie mich ruhig und freundlich gegrüßt wie immer; kein Vorwurf kam von ihren Lippen, obgleich die Fürſtin mir ernſtlich zürnt. Weßhalb dieſe Ruhe, Arthur? Meint ſie, ich könne nicht auf ihre Klagen antworten? Aber das iſt dieſe Größe, dieſe Kälte, die mich gleich am Anfang unſerer Bekanntſchaft drückte, die ich damals nur anders deutete. Der Glanz der Erſcheinung blendete mich, jetzt aber durchſchaue ich ihr innerſtes Weſen und bebe zurück vor dieſer Unnatur. — Ich habe ſie gekränkt, beleidigt ſogar, wenn du es ſtrenge nehmen willſt; ſie muß mir Vorwürfe machen, wenn ſie mich liebte, aber ſie liebt mich nicht, und ſo kann ſie es ſchon ertragen. Der Pater, dem ich mich jetzt immer enger anſchließe, und dem ich Vertrauen ſchenke, gibt mir in dieſer Anſicht Recht.

Wie unglückſelig rächt ſich doch jede Verblendung, Arthur! — Doch lieber ein Leben in elender Verbannung, als an der Seite einer kalten liebeloſen Bruſt.

Sie hat es erfahren, daß ich den Abend, wo ich ſo früh verſchwand, bei Melicerten geweſen bin. Hier in der Atmoſphäre des Hofes fehlen die Klätſchereien nicht. Sie muß hören, auch wenn ſie nicht wollte; mag ſie denn hören! — Und auch jetzt bleibt ſie ſich immer gleich — ruhig, beſonnen — ohne Klage. In der That, das könnte mich zu einer Schlechtigkeit reizen; ich gehe jetzt darauf aus, ſie zu kränken, auf das bitterſte zu kränken. Es liegt ein Genuß, ein hoher Genuß darin. Das iſt gerechtes Selbſtgefühl, Arthur; von dieſer Seite dulde ich keinen Tadel auf meirem Charakter; ich muß ſo handeln, und ich will es. Sie ſoll fühlen, daß ich die Larve durchſchaut habe, daß dieſe Erhabenheit für mich keine mehr iſt. — Ich muß nur meine Natur zügeln, daß ſie nicht zu ſchnelle und wilde Sprünge macht.

Der Zufall iſt mir günſtig. Mein Geburtsfeſt wurde heute gefeiert. Ich wußte es, daß Galathee ſchon früh am Morgen im Park mit der Anordnung einer kleinen Feſtlichkeit beſchäftigt war, daß ſie mit eignen Händen Blumengewinde vertheilte, daß ſie mit Geſchenken bereit ſtand, und mich erwartete — ich ging nicht hin, unmöglich war es mir, einen Schritt in den Garten zu thun — ich ſchickte ihr eine

Entſchuldigung zu. — Sie fehlte an der Mittagstafel. Schon bereute ich, was ich gethan, und glaubte zu weit gegangen zu ſeyn, da kam ſie mir freundlich und liebevoll entgegen; ſie hatte mich bei der Fürſtin entſchuldigt.

Am Abend brachte mich ein einſamer Gang zufällig auf den für mich geſchmückten Platz. Der Mond warf ſeinen blaſſen Schein auf die noch ſchwebenden Kränze, ſo wie auf die einzelnen Blumen am Boden. Es ſah recht elegiſch aus. Eine heimlich warme Luft, wie der Athemzug einer verwundeten Bruſt, ſpielte um dieſen zerſtörten Altar der Liebe.

Wahrlich, ein Ereigniß ſeltſamer Art! — Ich habe das Gefühl erlebt, Arthur, den Todesengel dicht neben mir ſtehen zu ſehen. Eine Kugel, nur um eine Hand breit mehr mir zugewendet, und dieſes Herz hätte aufgehört zu ſchlagen.

Geſtern in der Frühe, als ich am offnen Fenſter ſitze, mit Schreiben beſchäftigt, fällt ein Schuß — ich fühle am Oberarm einen heftigen Schmerz, eine Betäubung befällt meine Sinne; in dem Augenblick wird die Thür geöffnet, durch den Zugwind bläſ't mir ein Pulverdampf entgegen. Die Eintretenden eilen auf mich zu, ich ſah ſie ſtarr an; keiner weiß ſich im Moment zu erklären, was eigentlich geſchehen ſey. Da kehrt der Schmerz am Arm zurück, er wird unterſucht, die Kugel hatte ihn geſtreift und war in die Wand in die Nähe eines Bücherſchrankes eingefahren. Nun erſt befällt mich das volle Grauſen der überſtandenen Gefahr. Wie wir die That näher bedenken, iſt es jedem unbegreiflich, wie der verwegene Mörder habe fehlen können; ich ſaß am Fenſter des Erdgeſchoſſes, in gebeugter Stellung ihm die ganze Breite der Bruſt bietend; ein dichtes Gebüſch vor dem Fenſter verbarg mir den Angriff, und ließ die größte Annäherung gefahrlos zu. Die unſichere Hand des Schützen muß meinem guten Genius Gelegenheit gewährt haben, mich zu retten.

Der Prinz und Michaud rathen mir, ſehr auf der Hut zu ſeyn, da niemand wiſſen könne, welche geheimen Feinde er habe. Ich gebe Ihnen nur dieſes Eine zu bedenken, ſagte der Erſtere; Ihre Glaubensgenoſſen, und unter dieſen gibt es ohne Zweifel Eiferer, werden in Kenntniß gebracht haben, daß ſie ſtark zum Abfall neigen. — Mein Gott, entgegnete ich eilig, ſeit wann ſpielen Piſtolenkugeln denn die Rolle von Religionslehrern? Seitdem ſie erfunden worden, rief der Prinz mit Lächeln; denken Sie nur an die Gräuel der Bartholomäusnacht, wo der König ſelbſt auf ſeine Unterthanen ſchießt. Ich will Sie nur gewarnt haben. Nein, nein, entgegnete ich, aus dieſem Grunde geht man mir nicht ans Leben; es müßte denn mein alter Lehrer, der Eiferer ſeyn; doch der hat nie ein Feuergewehr losgeſchoſſen, und würde in dieſem Falle auch ſeiner Beredſamkeit mehr zutrauen, als ſeinen ſchwachen Händen. Der Prinz ſah mich an und lächelte; der zweite Grund, ſagte er, den ich allenfalls anführen könnte, gilt hier nichts, es wäre eine Liebesangelegenheit — allein Sie ſind ja verſorgt. — Michaud ſah zur Seite und lächelte hämiſch.

Ihm traue ich übrigens die That nicht zu, er iſt zu feig, und wünſcht noch dazu den Fehltritt von meiner Seite. Der Himmel leite mich aus dieſem ſeltſamen Labyrinth.

Der Arzt geht eben von mir; es iſt Nacht, und tiefe Stille umher. Ein Brief an Melicerten liegt vor mir; ich bitte ſie darin, mein Schickſal zu beſtimmen. Da ich nicht zu ihr nach Lichtenthal kommen darf, ſo hab' ich das romantiſche Förſterhäuschen, das jetzt in ſeiner dunkeln, grünen Dämmerung recht eigentlich wie der Tempel eines ſüßen Geheimniſſes daſteht, zu unſerer Zuſammenkunft vorgeſchlagen. Dort wird kein Lauſcherauge uns erſpähen, dorthin kein Fuß eines Häſchers uns verfolgen.

Habe ich doch nicht geglaubt, daß dieſes Häuschen mir ſo bedeutungsvoll lieb werden könnte. Oft, wenn ich dort einſame Stunden hinbrachte, in finſtere Träumereien verſenkt, wie ſich meine Zukunft geſtalten werde, ſchwebte mir ihr Bild vor — jetzt zieht ſie wirklich ein in dieſe Räume.

Wie iſt dieſes Geheimniß ſo reizend! — Wie werde ich lauſchen, ob ich ihre Tritte kommen höre, mein Auge ſenkt ſich tief in die grüne Dämmerung des Waldes, bis ich ſie endlich daherkommen ſehe, gleich einer ſchönen Jägerin, verirrt vom Gefolge der Fürſtin. —

Doch, wenn ſie nun nicht käme? wenn ſie bei ihrer Weigerung, mich nicht wieder zu ſehen, beharrte? —

Hier in den einſamen Stunden der Nacht denke ich zurück an jene mörderiſche Kugel. Ach, Arthur, weßhalb ſoll ich es dir verhehlen, ich wünſchte, ſie hätte dieſes Herz getroffen, dieſes ewig bedürftige, unruhige Herz. — Süß iſt der Schlaf derer, über deren Hügel die nächtlichen Stürme machtlos dahinbrauſen; hier oben ſpielen Zweifel und Verrath mit uns, wir können dem Elend nicht entgehen, uns ſelbſt anklagen zu müſſen. O wenn ein Engel, ein reiner, ſchöner Lichtgeiſt uns hinübertrüge, ſchnell in das Land kühlender Befriedigungen, wo die ewig wache Sehnſucht erliſcht, die quälenden Gluthen erſticken, das erſchöpfte Herz erquickt wird! — aber wir müſſen das Bittere der irdiſchen Begier koſten, es ſoll durch die Bruſt das rohe Schwert der Luſt gehen, und tiefer Hohn muß uns den Glauben verletzen; dann erſt nimmt uns der Todtenrichter den ſchweren Mantel des Staubes ab — doch zu ſpät: was ſoll dann die arme, erkrankte Seele mit der Seligkeit? —

Geſtern ſchrieb ich dieſe Zeilen noch in zweifelnder Erwartung; heute beendige ich ſie mit der ſüßeſten Gewißheit. Meiner ſchon früher geäußerten Bitte gibt ſie Gewährung, ich ſehe ſie in Lichtenthal wieder, freilich mit Vorſicht, doch ich ſehe ſie wieder. Galathee hat auf einige Tage das Schloß verlaſſen — ich fühle mich freier.

Es ſoll jetzt ſchnell und mit feſtem Entſchluß ein entſcheidender Schritt geſchehen. Ich will die Feſſeln abwerfen, in die ich mich ſelbſt thörichter Weiſe geſchmiedet, es ſoll alles ſich freudig und glücklich endigen. Aus dieſen Räumen muß ich fort, hier bin ich ein Sklave der böſen Geiſter, die ich ſelbſt heraufbeſchworen habe.

* * *

Stephan iſt todt; er hat ſich ſelbſt erſchoſſen, nachdem er aus Eiferſucht jenen Mordverſuch auf mich gewagt. Es muß wunderlich geſpukt haben im Kopfe dieſes tollen Knaben.

Melicerte und ich, wir trafen uns, wie ich gewünſcht hatte, im einſamen Forſthauſe. Es war Abend, die Sonne noch hoch, mit goldigem Schimmer die Waldnacht durchbrechend — einzelne Vögel ſangen ihr Schlummerlied — eine heilige Stille herrſchte umher. Wir ſaßen vor der Thür des Häuschens, und tranken mit durſtigen Zügen die duftige Kühle. — Zum erſtenmal war es Friede in meinem Herzen, in der Nähe des geliebten Weibes kannte ich keine Wünſche mehr. Jetzt ging in der Erinnerung die goldene Liebeszeit für uns auf; der ganze verfloſſene Winter, das Widerſtreben und Fliehen, dann das ſüße Erkennen und Feſthalten unſerer Seelen wurde im melodiſchen Geſpräche nachgekoſtet — das himmliſche Weib war ganz Gefühl und Seele. —

Sie hatte mir nur eine Stunde geſchenkt, ihr Wagen hielt am Ausgange des Waldes, um ſie zurück nach Lichtenthal zu führen. — Wir waren allein, mit uns die Einſamkeit. Wie die Schatten tiefer ſanken, führte ich ſie in das Gemach, wo zwei hohe Kerzen in der Waldluft ſpielten. Ach, welch eine Seligkeit füllte meine Bruſt, als ich ſie hier an mich zog, und ein langer Kuß auf ihrer Lippe braunte. — Wie fern lag die Welt, wie fern alles, was hemmen und zwingen konnte! — Da hörten wir weit von uns, dann näher die Töne einer Guitarre — ein Waldvogel ſang laut dazwiſchen, dann irrten wieder die ſüßen Klänge von Baum zu Baum bis zu uns, ein warmer Wind trug ſie durch's Fenſter; endlich hörten wir Schritte, ich wollte gegen die Thüre eilen, ſie zuſchließen, da ſtand mitten auf der Schwelle Stephan, und ſah mich mit den dunkeln, träumeriſchen, weit offenen Augen drohend an. Melicerte weilte im Gemach, ihre forſchenden Blicke auf den Jüngling richtend. Er hatte etwas völlig Fremdes in Miene und Haltung; ein Kranz von Roſen lag auf dem Haupte, die Bruſt war offen, an einem dunkeln Bande hing die Guitarre herab. — Wir ſtanden einander eine Weile gegenüber, und da er nicht ſprechen wollte, zwang ich mich endlich zu der Frage: Was wollen Sie hier, Stephan?

Er antwortete nicht, flog mit Ungeſtüm auf Melicerten zu, ſchloß ſie in ſeine Arme, und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Melicerte ſank auf den Stuhl, er ließ von ihrem Halſe nicht los; mit Heftigkeit ſchob er den Blumenſtrauß fort, und indem er ſeine nackte Bruſt an ihren Buſen legte, rief er: Laß nur einmal mein Herz dicht an dem deinen ſchlagen, dann iſt ja alles gut.

Ich trat hinzu, Melicerte ſchien mir einem Wahnſinnigen dahingegeben; doch ehe ich noch ſeinen Arm erfaßte, wich er ſelbſt und ohne Zwang zurück. Ich ſah in ſein Antlitz, es war bleich, und Thränen rollten über ſeine Wange. — So ging er ſtill zur Thüre hinaus.

Melicerte war erſchöpft; meine Bitten, dem ſeltſamen Knaben ſeine Leidenſchaft zu verzeihen, ſchienen ihrem weichen Herzen milden Troſt zu gewähren. Er liebt dich, Melicerte, rief ich, er liebt dich mit der ganzen Innigkeit ſeines eben erſt mündig gewordenen Herzens. Jetzt verſtehe ich ſein Weſen, alles iſt mir plötzlich klar, und ich beklage ihn. Muß denn nicht jeder, der dich kennt, dich lieben? — Es iſt ſein Schickſal, und der arme Junge trägt ſchwer genug daran. — Sie blickte mich an, ihr ſchönes Auge ſenkte ſich, indem aus der beſchwerten Wimper ſich die Thräne löſ'te, und auf den in jenem wilden

Moment zerdrückten Blumenſtrauß glitt. Eine junge Roſe nahm ſie in ihren Kelch auf, kaum ſchien ſie erſt ihren verſchwiegenen Buſen geöffnet zu haben; der Strahl der Spätſonne hatte ſie vor wenig Stunden entfaltet, und nun entblätterten ſie wilde Stürme eines Menſchenbuſens. Ich löſ'te ſie von ihren Nachbarſchweſtern, und hielt ſie Meliceerten vor. Sieh ſein Bild, rief ich, — der ſchöne Knabe, er verdient wirklich deine Liebe, deine Rührung, ſo wie dieſe junge Roſe ſie verdient. Hätteſt du in deinem Herzen kein Bild von ihm, hier dieſe Blume könnte ein würdiges ſeyn, müßte ewig dich an ihn mahnen. Sie nahm die Roſe, führte ſie langſam zu den Lippen, und küßte ſie tief in ihr verletztes Innere hinein. In dem Moment hörten wir einen Schuß, er erſchreckte uns, doch da ſchon früher im Walde Schüſſe gefallen waren, achteten wir nicht ſonderlich darauf, keinem fiel es ein, ſeinen Platz zu verlaſſen — ich hielt ſie umfangen, ihr Haupt lehnte an meiner Schulter. — Es war dunkel geworden, die Bäume draußen flüſterten durch die Nacht, ſtill brannten die Kerzen, ein Traum der Liebe, ſo ſüß, wie nur zwei innig verbundene Seelen ihn träumen können, ſchwebte durch den heiligen Frieden des Gemachs. —

Als ich ſie hinausführte, ſtieß ihr Fuß in dem Schatten draußen an einen widerſtrebenden Gegenſtand; ſie bückte ſich hinab, ſchreckte dann mit einem kurzen Wehelaut zurück, und ſchmiegte ſich feſt an meinen Arm; ihr ſtockender Athem erlaubte ihr nur die Worte mir zuzuhauchen: Licht! Licht! — — Ein heftiges Grauſen lähmte auf Augenblicke meine Kräfte, verwirrte Bilder und Gedanken gingen mir durch den Sinn, ich zögerte das Licht zu bringen, da wankte ſie ſelbſt ſchon damit herbei, und die erſten Strahlen fielen auf die zerriſſene blutige Bruſt des Jünglings, der ſich, wenige Schritte vom Hauſe entfernt, die mörderiſche Kugel durchs Herz geſchoſſen hatte. Es war ein wilder, entſetzenvoller Anblick. — Der Roſenkranz beſchattete noch die geſchloſſenen Augen, die nackte Bruſt färbte Blut, Blut färbte das Gras und den Boden der Guitarre. Das Licht, das auf der Erde ſtand, beleuchtete den entſtellten Körper, drüberhin die ſchwarzen unbeweglichen Baumzweige, die hellen Blumen und Gräſer des Bodens. Er lag über einer Baumwurzel dahingeſtreckt, die ſich wie eine finſtere Schlange unter ihm wand; ſein Haupt hing zurück, der Mund war geöffnet.

Melicerte lag in Ohnmacht hingeſunken ihm zur Seite — ich trug ſie auf meinen Armen fort, indem ich meinen Mantel gegen die Nachtluft um ſie ſchlug. Das einſame Häuschen mit den Lichtern, die Leiche unter den Bäumen blieben verlaſſen zurück. Endlich war das Dorf erreicht, ich brachte die Geliebte in ihren Wagen, ſie war aus der Bewußtloſigkeit erwacht, im Schutze ihrer Dienerſchaft verließ ich ſie, indem ich in wenigen Augenblicken wieder bei ihr zu ſeyn verſprach. Du kannſt dir denken, Arthur, mit welchem Gefühl ich in das Forſthaus zurückeilte.

Um nicht unzeitiges Aufſehen zu erregen, hatte ich niemand aus dem Dorfe mitgenommen; allein nahete ich mich der Leiche, faßte ſie auf, und die Arme, die eben den warmen Leib des ſchönſten Weibes an ſich geſchloſſen hatten, trugen jetzt den kalten, lebloſen Körper. Doch er war ſchön auch im Tode, die Wunde verdeckend, ſah ich ihm lange ins bleiche Antlitz, leiſe legte ich ihn auf den Stuhl hin, es war derſelbe, auf dem Melicerte geruht hatte, als er von ihr Abſchied genommen. Wie ich ſeine Kleidung auf der Bruſt ſchließen wollte, fiel ein Brief heraus, er war an mich gerichtet, und ich ſteckte ihn zu mir; dann löſchte ich die Lichter, ſchloß das einſame Haus ab, und eilte zu der kranken Geliebten, die ich zurück nach Lichtenthal brachte.

Wie ſeltſam, Arthur, gleich den Bildern eines phantaſtiſchen Traumes füllt Liebeslächeln und Todesgrauſen meine Bruſt. Der Knabe iſt glücklich; das Leben darf ſolche Naturen nicht beugen, ſie müſſen in ihrer vollen jungfräulichen Härte und Sprödigkeit dahingehen. — Wer ihr innerſtes Weſen verſteht, weiht ihnen gern eine Thräne des Andenkens! —

Melicertens letzte Bedingung iſt erfüllt; ſchon habe ich in die Hände des Paters ein Bekenntniß nieder-

niedergelegt, und will es bald öffentlich wiederholen. Ja, Arthur, meinen Glauben geb' ich hin, oder vielmehr den Schein eines Glaubens, und gewinne dafür den einzig wahren Glauben. Zwiſchen Melicetten und mir ſoll ſich kein Zweifel, keine Verſchiedenheit in Meinung und Anſicht ſtellen dürfen. Die letzten heftigen Erſchütterungen haben mir ſchnell den Weg zur Erkenntniß gewieſen. Der Pater ſchließt mich mit der ganzen Inbrunſt ſeiner glühend begeiſterten Kirche in die Arme; ein neuer, nie geahneter Himmel von Glaubenskraft und Liebesgluth öffnet ſich mir! — Ich Unſeliger, daß ich ſo lange ſchwankte!

Michaud hat ſeine Einwilligung zur Scheidung ertheilt. Der Unwürdige, indem er ſich aus dem Wege begibt, thut er das einzige Gute und Verdienſtliche, das zu thun in ſeinen Kräften lag.

Galatheens tiefer Schmerz wirft nur manchesmal einen Schatten über mein Glück. Ich bin thöricht, daß ich mir einbilde, eine kalte, ſelbſtiſche Seele, wie die ihre, könne wahren Schmerz empfinden, und dennoch will es mir ſo ſcheinen. Sie geht bleich umher, ohne Klage, doch ſeit mehreren Wochen ſchon nimmt ſie an nichts mehr Antheil, und geht allem gleichſam ſcheu aus dem Wege. Sie hat keine Freundin hier, der ſie ſich mittheilen kann, und iſt oft allein — im Pavillon, der, wie ich höre, ihr liebſter Aufenthalt ſeyn ſoll. — Wo es nur geſchehen kann, bin ich fort von hier; ich fürchte eine Scene mit ihr, und dieſer weich' ich aus. — Was helfen

Worte hier? — das Herz hat laut und auf immer entſchieden — es iſt völlig aus! — Wozu ſich gegenſeitig die Erklärung machen, daß man geträumt habe? — Jeder muß es ſelbſt fühlen.

Geſtern ließ ſie mich bitten um ein Geſpräch — ich ſchlug es ab —; heute, ihr Stolz muß ſich doch tief beugen, bat ſie von neuem. Der Pater war bei mir, meine Seele mit dem Himmel und meinem Glück beſchäftigt, durfte nicht auf die Erde niedergezogen werden. Der Pater billigte meine Weigerung — vielleicht rückſichtsloſer, als es hätte ſeyn ſollen, ließ ich mich entſchuldigen. Es war ſtille im Vorſaal; wir ſetzten unſere Geſpräche fort, da — — es war ſo geheimnißvoll umher — mir ſtockten die Worte auf der Lippe, ich mußte angeſtrengt lauſchen, und hörte nun, als ſtände jemand vor der Thür, unentſchloſſen, ob er eintreten dürfe. Eine Stimme in mir rief dringend, es ſey Galathee, mit ihren ewigen, tiefen Schmerzen im Buſen; ich wollte aufſtehen, der Pater hielt mich zurück — da gingen die Tritte eben ſo leiſe wieder fort. — Ich konnte noch immer nicht ſprechen, mein Athem war in der Bruſt gebannt. Wie ich lauſchte, entſtand ein eiliges Gehen, ein Flüſtern — nun trete ich hinaus, da — Arthur, beklage die Arme, da war ſie da geweſen, lautlos zu Boden geſunken, und die Frauen brachten ſie jetzt fort. —

Ich denke hin und her, was ſie mir wohl hat ſagen wollen; — bitten, daß alles wie früher werde?

— o nein, dazu iſt ſie zu ſtolz, und was kann ſie mir ſonſt ſagen? — Errathen Sie es nicht? fragte der Pater mit Lächeln; ſie will warnen, ſie will ſie uns entreißen. Lernen Sie doch endlich Ihre Glaubensgenoſſen kennen.

Ich gab ihm Recht, und er hat auch Recht. Dieſe Worte wiederhole ich mir ſtets, und dennoch flieht heute Nacht der Schlaf mein Auge. Immer ſeh' ich durch die entfernten Gänge ſie dahin tragen, das Haupt herabhängend — immer höre ich das leiſe, ſchüchterne Geräuſch an der Thür. Ich weiß es, Arthur, es iſt alles bei ihr nur Larve, nur kalte Scheinempfindung — doch wenn es ein wahrer Schmerz wäre, was müßte dieſe Seele leiden? —

Stephans Begräbniß iſt in der Stille begangen worden. Der ſeltſame Jüngling hat allen unverſtändlich gelebt, und ſo iſt er auch geſtorben.

Wie ſie ihn auf den Kirchhof brachten, folgten nur ich und ein junger Verwandter, der hier lebt, ſeiner Bahre. Der Todtengräber ſah in das bleiche Knabenantlitz, ſchüttelte das Haupt und murmelte leiſe in den Bart: ein ſo junger Selbſtmörder! — Der Alte ſah ſchon tiefer, denn der übrigen Dienerſchaft und der Umgegend war geſagt worden, daß er durch eine unvorſichtige Handhabung ſeines Gewehres ſich den Tod gegeben.

Der Brief, den er an mich gerichtet, könnte, wenn ich nicht verſtände, wie er es gemeint hat, mir thörichte Zweifel erregen. Hier haſt du ihn; er würde in einer Sammlung ſeltſamer Briefe ſchon ſeinen Platz behaupten. Er iſt eine Stunde vor ſeinem Tode geſchrieben.

Herr Graf.

Ich hatte mir vorgenommen Sie zu tödten, aber entſchuldigen Sie gütigſt meine Ungeſchicklichkeit, es gelang nicht. Meine Knabenhand, noch nicht gewohnt auf Menſchenherzen zu zielen, befiel ein einfältiges Zittern, als ich mir einen der Knöpfe ihres Rockes zum Ziele wählte. Aus meiner früheſten Kindheit entſinne ich mich, daß ich nie die Spiele meiner Cameraden mitgemacht habe, aber dieſes Spiel, wie ich es mit Ihnen verſuchte, hat immerdar einen großen Reiz für mich gehabt, und ich war entſchloſſen, wenn es mir mit andern nicht gelänge, es einmal (leider kann man es nur einmal) an mir ſelbſt auszuführen. Ueberdieß habe ich Sie auch recht tüchtig gehaßt; Sie lieben dieſelbe treuloſe ſchöne Frau, die mir die Liebe gelehrt hat, und da meinte ich, es müſſe Einer von uns von dannen. Wenn Sie getödtet werden wären, ſo hätte ich Sie gewiß nicht beklagt, machen Sie es jetzt eben ſo mit mir.

Wo ich hingehe und was aus mir wird? — ich weiß es nicht. Der Himmel behagt mir nicht, es iſt dort ſo ſtille, und die Heiligen ſitzen bei einander, und ich habe es mit allen verderben, weil die Küſſe einer Sünderin noch an meinen Lippen haften; dennoch ſterbe ich in der Hoffnung, daß meine Seele nicht untergeht, und daß eine ſanfte Hand kommen wird, die ihren feſten, ſtarren Blüthenkolben öffnet, und eine neue edlere Sonne ihn tief bis in den innerſten Kelch mit Licht und Entzücken füllt. Mein Mannesalter, ſo wie mein Greiſenalter werden doch vielleicht noch ſchön ſeyn, wenn gleich das Weib meine ſüße Jugend mir vergiftet hat. — — Ach, um eine Stunde bin ich oben, hoch oben, und wandle über klingende Sterne, und ein einziger kurzer Schmerz hat mich frei gemacht. — Dann werde ich auf den Buſen der einſt Geliebten niederſchauen, und keine Luſt wird mich anwandeln, mit meinen Lippen auf ihm zu ſündigen. Neidlos werde ich ſie an Ihrer Seite dahin gehen ſehen, durch die dunkeln Schatten der Erde, und die Kornfelder werden über ſie zuſammenſchlagen, der Tod heimlich ſeine Sichel an die trockenen Halme und an euch legen. Wenn ihr dann frei ſeyd, und werdet fragen nach dem Knaben, der vor langen Jahren ſich aus Haß und Liebe zu euch den jungen Leib tödtete, dann tritt euch entgegen ein ernſter, kluger Mann, mit einem blühenden Lächeln voll geſunden Lebens auf der Lippe, ein Mann, der die Thorheit bis tief ins Herz hinab ausgerungen hat, der nun kühle Kränze der Weisheit und Mäßigung um ſeine Schläfe windet, und den die Geiſter lieb haben, und den Gott mit vollem gütigem Auge anſieht; — da werdet ihr vor mir niederknieen, und ich werde euch ruhig abweiſen, wie man zudringliche, unvernünftige Kinder abweiſt. Wenn ich dann ganze Menſchenalter, um mich verſammle, und Sonne und Mond um meinen Stuhl dahinſchwanken, dann werde ich den horchenden Enkeln die Geſchichte meines kurzen, blutigen Erdentraumes erzählen, und wie ich von einem Weibe gedrängt, mich gewaltſam in den purpurnen Königsmantel des Todes geſchlagen habe, ein Fürſt, der, überdrüſſig der Welt, auf dem Throne entſchlummert.

Geben Sie dem Küſter ein Stück Geld, daß er mich nicht an die Kirchhofsmauer wirft; dorthin, das weiß ich, wenn auch ringsum der Frühling blüht, dorthin kommen keine Blumen. — Es iſt mir nicht wegen der Menſchen, nur wegen der Blumen zu thun. Es ſoll am ſpäten Sommerabende die Roſe nicht erzählen dürfen der lauſchenden Nachbarnelke, daß man dorthin einen armen Knaben begraben, der ſchändlich betrogen worden, und dem man frühe die Farbe ſeiner Wangen, den Duft ſeiner Seele entzogen hat, um mit ſo köſtlicher Speiſe die Leidenſchaft einer fremden Bruſt zu nähren. Ja, aus meinem Herzen ſtahl ſie die Flammen, mit denen ſie vor Ihnen geprunkt hat. Grüßen Sie das ſchöne Weib; der Gruß eines Todten iſt wie Maithau, ein Mittel die Schönheit zu erhalten.

Nun wiſſen Sie auch wohl, wer den Streich damals gegen den Spiegel führte in Melicertens Zimmer.

Iſt dieſes nicht ein ſeltſames Evangelium der Liebe, das hier gepredigt wird, von einer noch ſtammelnden

Junge, mit ſtürmiſcher Heftigkeit gepredigt? Halte einmal jenen lebensſatten lachenden alten Sünder, den wir begraben haben, und dieſes wilde junge Herz zuſammen; wie ſeltſam ſpielt das Lebensräthſel hier durch zwei bevorrechtete Naturen. Bei Jenem biegt ſich das innere Geſetz der Wahrhaftigkeit, und gleitet in einer perfiden Willenloſigkeit dahin, hier ſtoßen hart an einander die wilden Gegenſätze, und die Jugendbruſt zerbricht, ehe ſie nachgibt. —

Die Roſe hebe ich auf, zu ſeinem Angedenken.

Mein alter Lehrer iſt hier, und auf ſeine Weiſe höchſt läſtig. Er verhehlt es durchaus nicht, daß er gekommen, um mich zu retten. Seine Vorwürfe nehmen kein Ende.

Wie, rief er mir geſtern in der Abendſtunde zu, als ſeine lange, ſchwarze Geſtalt wahrhaft geſpenſtiſch vor mir ſtand; wie, Sie wollen Ihre Religion und Ihre Braut verlaſſen? Sind das beides Gegenſtände, die man nur ſo hinwirft? — Ich mußte den vollen männlichen Ernſt meines Geiſtes ſammeln, um ihm zu antworten; doch eigenſinnig, wie er iſt, hörte er nicht, wollte nichts hören, und in der erſten Unterredung ſprang die Meinung von beiden Theilen wie eine zerriſſene Saite vom Inſtrument laut ſchreiend und ewig diſſonirend ab.

Ich bin zum Disputiren nicht geſtimmt. Die Religion hat mich zur Liebe, die Liebe zur Religion geführt. Wie Einer, der am Abhange ſchläft, und nun erwacht, und es iſt Tag, ſo fühle ich mich nun zum Licht emporgetragen, auf feſtem Grund gebettet; wer mich hinauf geführt hat? — ich will's nicht wiſſen. —

Der Alte iſt mir unleidlich, ſeitdem ich zu errathen meine, wer ihn zu mir abgeſendet hat. Er läugnet es zwar hartnäckig. Nach mehrern Stunden Streitens rief ich endlich: Es iſt geſchehen, taſten Sie nicht weiter an Dinge, die nicht zu ändern ſind.

So muß dein Freund, Arthur, ewig kämpfend ſich bis ans Ziel herandrängen. Die Kurzſichtigkeit eines alten Eiferers, der tolle Uebermuth eines Knaben, Mißdeutungen der Freunde, und endlich ein ſchwer gebüßter Irrthum des Herzens, das ſind die Hemmungen, die ſich ihm entgegen ſtellen. Jerôme verläßt mich nicht, er übt die Geduld der Heiligen an mir; die Markgräfin ſcheint ſich mit Klugheit von uns allen entfernt halten zu wollen. Geſtern hat ſie mir durch den Pater ihren Glückwunſch zu meinem Uebertritt ankündigen laſſen. Noch ſtehen meiner Vermählung einige kirchliche Förmlichkeiten im Wege; das gewichtige Wort Jerôme's wird ſchnell hinüberhelfen; was wäre einem Jeſuiten, und zwar dieſem unmöglich? — In Melicertens heiterer Seele wiegen ſich die freudigſten Träume des Glücks; immer nach ihrer Weiſe beweglich und leidenſchaftlich, greift ſie nach jedem Moment des Genuſſes, und ſcherzt ſelbſt mit ihrer Trauer. Hier, lies ihren Brief:

Geliebter!

Der Himmel, der dich mir geſchenkt hat, ſegne dich! — Für dich ſollen die ſchönen Lippen der heiligen Cäcilie ſich mit den einſchmeichelndſten Fürbitten ſchmücken, zu deinem Schutze St. Georg die volle Schärfe ſeines wilden Schwertes ſchwingen, und ſie, die Himmliſche, Gebenedeite, kühle mit ihrem flatternden Sternenmantel deine Stirne, und wie Blüthen ſammle ſie die ewigen Sterne, und ſchütte ſie auf dein Haupt! —

Die wenigen Tage, die ich von dir jetzt zugebracht habe, füllten meine ſonſt heitere Seele mit Schmerz.

O wenn die Heiligen mich mit jedem Reiz, den dein Auge noch an mir vermißt, ſchmücken wollten! — Du liebſt das bräunlich goldene Haar; geſtern, bis ſpät in die Mitternacht, ſtand ich vor meinem Spiegel, und indem ich es ſalbte mit einer Salbe, über die der Segen der heiligen Veronica geſprochen worden, erwartete ich, daß es ſich vor meinen Augen lichter färbe; als es aber ſchwarz wie die Nacht blieb, preßte ich die Hand vor die Augen, und ſank weinend in den Stuhl zurück.

Du liebſt die Munterkeit, den Scherz, und ich — klage! — Die ſchwermüthigen Ergießungen heißer Zärtlichkeit — ich bringe ſie nicht aufs Papier; komm, und ſie ſollen auf meinen Lippen blühen. Schilt mich immerhin leichtſinnig, ich weiß, daß dir der Leichtſinn gefällt, er iſt meine Natur, du magſt dich an ihn gewöhnen.

Der ſeltſame Mann, Michaud, jetzt da ich von ihm getrennt bin, jetzt ſchreibt er mir ſüße Liebesbriefe, er geſteht, daß er mir ganz von neuem den Hof machen möchte. Ich litte es ſchon, denn ein ſolcher Scherz wäre mir noch neu, und könnte mir die Zeit vertreiben, wenn du mir fehlteſt.

Haſt du keine Offenbarungen gehabt, Geliebter? Iſt dir nicht der heilige Franz erſchienen, dem ich dich beſonders empfohlen habe! O vergiß nur die Faſten nicht! — Am Freitag, am Freitag! —

Mit einigen jungen Nonnen des Kloſters, die neugierig, wie alle Nonnen ſind, ſcherze ich oft. Sie möchten dich gerne ſehen, ich beſchreibe ihnen dein Weſen, ahme den Blick deines Auges nach — den Ton deiner Stimme — dann freue ich mich, wenn ſie zerſtreut zur Hora gehen.

Die ſchwarze Tracht, ich betrachte mich als Wittwe, gefällt allen; wirſt du mich erkennen, wenn ich dir entgegen eile, mit fliegendem Schleier, eine einzige große Demantroſe im Haar? Dieſe Roſe iſt ein Erbtheil meiner Mutter, durch ein kluges Mährchen habe ich ſie mir erbettelt. Des Arztes Ausſpruch von ihrem nahen Tode wußte ich ihr in eine Verheißung eines noch langen Lebens umzudrehen; ſie glaubte ſie, küßte die Schmeichlerin, und von den ſchon fertig hingeſtellten Geſchenken fürs Kloſter, nahm ſie die Roſe und gab ſie mir. Der Himmel verleihe ihr den ewigen Frieden! Ich darf nicht an ſie denken, dann weine ich, und du liebſt das Weinen nicht — auch ich liebe es nicht; das ſchönſte Geſicht wird entſtellt, und jede Entſtellung müſſen wir armen Frauen, die wir an die Wirkung des Augenblicks gebunden ſind, wie die Peſt fliehen. Schilt nicht, daß ich ſo offen mit dir plaudere.

Sie wünſchen mir alle Glück, und nun wollen alle es auch ſchon voraus geſehen haben; habe ich es doch ſelbſt noch vor wenigen Wochen nicht gewußt. — Das ſtille Leben der Nonnen trägt ſich ewig mit Liebesgeſchichten, ja unſere Religion wäre nicht ſo wunderſam, wenn nicht ſo viel verſchloſſene Gluth in ihr brennte. Ein weinendes Antlitz hinter dem Gitter iſt ſo rührend.

Was auch der ſinnloſe Stephan bekannt und geſtanden haben mag, glaube ihm nichts. Der Unerfahrene iſt wie der Blinde, tappend erräth er nur die wahre Form der Dinge. Haſt du nachgeſehen, ob er das geweihte Kreuz auf ſeiner Bruſt durchſchoſſen hat; ſolches wäre eine groſe Sünde.

Der Mönch, der dich immer beſucht, iſt traurig, daß der Liebeshandel, der ihm ſo viel eingetragen hat, jetzt aufhört; ich konnte ihn nicht anders zufrieden ſtellen, als, da ich ihm verſprach baldmöglichſt ein neues Verhältniß anzuknüpfen, um ihn nur wieder in Thätigkeit zu ſetzen.

Die Gräfin St. Cyr, höre ich, iſt krank; meinſt du, Geliebter, daß ich hinkomme, um ſie zu beſuchen? Es ſoll nicht heißen, als habe ich dich ihr geraubt.

Komme bald, deine Melicerte wünſcht es.

Ja, Arthur, ſie iſt krank; ſeit einigen Tagen krank, ihre Halbſchweſter iſt bei ihr, auch die Fürſtin trägt Sorge um ſie. — Hier in Lichtenthal erhalte ich nur ſelten, und unzuſammenhängend, Nachrichten. Ich lege dir die kurzen Briefe bei, die ich mit ihr gewechſelt. Sie hat den Ton, den ich gewählt, mir noch kürzer und kälter zurückgegeben; — brauchte ſie das? — Doch es iſt geſchehen.

Robert an Galathee.

Ich trete noch einmal vor Sie, indem ich den erſten Schritt thue, ein Verſprechen, das Sie drückt, und das wir gegenſeitig uns in falſcher Leidenſchaftlichkeit gegeben, zu löſen. Daß wenn hier eine Schuld obwaltet, ich dieſe ganz allein trage, fühlen Sie. Die Welt ſoll mich verdammen, aber zugleich glücklich preiſen, anſtatt daß ſie uns beide wegen einer leeren Rechtlichkeit erhübe und zugleich beklagte. Nicht äußere verletzende Umſtände haben uns geſchieden, die ſtille prüfende Gewalt der Zeit hat die Binde unſerer Herzen gelöſ't; wir treten ruhig in unſere anfängliche Stellung gegen einander zurück, und da ein Irrthum nie herabſetzen kann, ſo bleibt Jedem in den Augen des Andern die Achtung und das freundliche Wohlwollen, das gerne zwei Menſchen ſich ſchenken, die einen Theil ihres Lebensganges neben einander machen. Wünſchen Sie mir Glück, Gräfin, denn ich bedarf deſſen, doch wünſchen Sie mit einem Herzen ohne Groll und Bitterkeit.

Galathee an Robert.

Ich wünſche, daß Sie glücklich ſeyn mögen, ich wünſche es mit einem Herzen ohne Groll und Bitterkeit. Laſſen Sie ſich dieſe wenigen Worte genügen, ſie enthalten alles, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Leben Sie wohl.

So iſt denn geſchehen, Arthur, was geſchehen mußte; woran mehrere ängſtigende Monde gearbeitet, das haben wenige Minuten vollendet. Ihr Geiſt, reicher begabt als ihr Herz, wird ſie ſchnell über jedes Bittere dieſer Trennung hinwegheben, und ihr Stolz die ruhige Haltung bald ihr wiedergeben, ſie wird glücklich ſeyn!

Doch auch ich werde es ſeyn, oder vielmehr ich bin es ſchon. Hier, bei Lichtenthal, bewohne ich ein heiteres Landhaus, in ihrer Nähe, in der Nähe meines Glückes; weit, weit entfernt von jenen düſtern elegiſchen Gegenden, die wie ein dunkler Traum aus der Vergangenheit mich mahnen. Mir grauſ't es, wenn ich an ſie denke; oft iſt es mir, als wehe eine ſchwüle, beängſtigende Luft von dort her, und dann ſeh' ich vor mir die dunkeln Gänge des Parks, die Krankengemächer von Sterbeſeufzern widerhallend, den Forſt mit der blutigen Leiche — die ganze finſtere Geſchichte meiner Liebe. — Schnell wende ich mich ab und ſonne mich in Melicertens Lächeln. —

Geſtern, an einem beſonders ſchönen Morgen, hatte mein Verwalter ein kleines Feſt angeordnet; eine Menge geputzte Landleute aus der Gegend vereinigten ſich und brachten Melicerten, die in ihrem Wagen ſaß, wie im Triumph durch mehrere blumengeſchmückte Thore. Von den Blumenſträußen, die ihr tauſend Hände darreichten, war ſie gleich einer phantaſtiſchen Blumengöttin geſchmückt.

Vom Kloſter aus waren uns manche der Hülfsbedürftigſten aus der kleinen Gemeinde bezeichnet worden, ſie empfingen reichliche Gaben. Ein Mahl unter freiem Himmel beſchloß den Tag.

Wie ich durch die Reihen ging, grüßte mich eine freundliche Stimme; ein junger Bauer ſtand mit ehrerbietiger Verbeugung vor mir, ſein Geſicht ſchien mir bekannt; ich ſann nach, wo ich etwa früher ihn ſchon geſehen hätte. Euer Gnaden, hub er endlich an, haben den Abend vergeſſen, wo wir beide bei der Hochzeit des Förſters Franz an Einer Tafel ſaßen, wo die ſchöne Gräfin zwiſchen Ihnen und mir ihren Platz hatte, und wo Sie ſich ärgerten, daß ſie mit mir lieber ſprechen wollte als mit Ihnen. Er ſah mich an mit ſchlauem Lächeln und nur ſchlecht verſtecktem Triumphe; dann wurde er plötzlich ernſt und ſagte: aber jetzt iſt die ſchöne Gräfin krank und wird weder Euch noch mich ſprechen wollen. —

Galatheens Hymnen an Gott.

Wenn du die Blüthe knickſt, und das Menſchenherz brichſt, ſo iſt es deine Hand, Allgütiger, und wir verehren dich im Staube.

Du zieheſt im Sturme dahin, die Engel tragen die feurigen Flammen deines Zornes, wir beugen uns dir, dann kommſt du wieder in ſüßer Lieblichkeit, und heilige Blumendüfte kühlen unſere heiße Stirne. O großer Ewiggütiger, zu dir erhebt ſich das ſtammelnde ängſtliche Gebet, zu dir der helle fröhliche Liebesdank.

Tiefe Schatten gehen über die Erde; bange ſeufzt die Liebe, — fern iſt der Troſt! — Es ſtürzen die wilden Bergwaſſer, es brauſt im Forſte, uralte Stämme brechen niedergeſchmettert zu Boden — nur Muth! — die Wolken durchbricht die öſtliche Helle, weiches Gewölk fließt abwärts, goldene Scheine flattern umher, und die ewige Liebe taucht die Welt in die reinſten Abendgluthen; dann weinen entzückt die Propheten und Heiligen auf den Höhen der Berge vertheilt, dann gehen Engel durchs warme fluthende Kornfeld, und die Biene hängt ſaugend an den offenen Blüthenkolben.

Lehre mich dich im Schmerze anbeten, ewiger Vater! ein volles heiliges Herz dir weihen! — O wer an der Quelle der Liebe ſäße, und die Fülle tränke, ewig verlangend und ewig getröſtet!

Welch ein Ueberdruß wandelt das Herz an, das immer wieder Wünſche und Hoffnungen, die flüchtigen Erſcheinungen der Erde, in ſich aufnimmt! Müde bis zum Tode wirft es endlich die thörichten Wünſche hin, und zu dir fleht es mit dem brünſtigen Gebet eines unendlichen Verlangens; heilige, o heilige es!

Wie in der Wüſte der Schrei des Verſchmachtenden nach dem friſchen Auge des Quelles ruft, ſo rufe ich nach deinem Frieden, Ewiger, Gütiger! —

Ich habe ihn geliebt, ich hielt ihn für treu und wahr — die ſchöne ſelige Zeit iſt dahin. Er war mein, ich ſein, um uns blühte die Erde, bis

weit

weit in die Ferne hin glänzte Seligkeit. — Wie über Nacht eine Blüthe ſtill ſich öffnet, und nun die erſten Strahlen der Sonne trinkt, tief bis in das innerſte Empfinden des Kelches trinkt, und die ſüßen Qualen der Entfaltung ſie durchſchauern, ſie mit dem Gotte kämpft, und im weichen Ermatten alle ihre Kräfte zu Farbe, Form und Licht geſtaltet, ſo füllte mein Weſen ſich mit dem Feuer ſeiner Liebe, und erſtarkte und verſchönte ſich! — Da ging ein nächtlich kalter Mond über den Himmel hin, die Blätter der Blüthe ſanken und erſtarben. — — Er wußte nicht, was er mir war, ſonſt hätte er dieſes Herz nicht gebrochen.

Wenn ich ſo in ſtiller Mitternacht weile und ſinne, dann geht ein leiſer bebender Hauch durch die Natur, er ſpricht hörbar zum armen liebenden Herzen; dann rufſt du die Deinen, Ewiger, und ſie folgen dir, und ihre heißen Thränen werden zu Dankgebeten! — Du haſt auch zu dieſem Herzen geſprochen, auch die Qualen dieſer Bruſt beſänftigt. —

Ich habe ihn verloren! — o entſetzenvolles Wort — Ich habe dich gewonnen, mein Gott! — o ſüßes Wort. Nimm mich auf, trage mich mit ſtarken Armen in das Reich deiner Erbarmung; meine Seele iſt dein! —

Engel der Liebe, du am Throne des Ewigen der freudigſte Geiſt, bewache mir die Plätze auf der Erde, die ein heiliges Andenken geſegnet hat. Laß mich, wenn meine Bruſt die Entzückungen der

Ewigkeit trinkt, niederſchauen auf jenen Baumgang, wo ich ihn zum erſtenmale ſah, auf die Stelle am Brunnen, wo ich mit ihm ſtand tief in der Nachtſtille, und die Gewäſſer plätſchernd niederſanken, eine weiche melodiſche Luft unſre Wangen umſpielte, fern und ſtille der Wald lag und die unendliche Sehnſucht unter dem Monde durch den Himmel zog. Engel, wahre mir die Stunde dieſes Andenkens, unter den Träumen des Himmels ſelbſt findeſt du keine ſchönere. Bin ich es noch, die damals hoffte und liebte? — Wie ſchnell haſt du, o Herr, über meine Tage geboten! Dort der goldene Aufgang, wo himmliſche Jubelchöre die Luft erfüllen — und hier der ſtrenge Abend, der der Nacht winkt, die langſam mit ihren Schleiern daherzieht. — O Engel der Liebe, ſchütze jene Stellen am Brunnen.

Als du mir die Mutter nahmſt, Ewiger, da ſah ich tief in das Antlitz des Todes, und es iſt mir jetzt kein Fremdes mehr. Wie ſchonend, wie langſam bereiteſt du uns vor auf die letzte Abſchiedsſtunde. Ein liebes Herz, das vorangeht, muß uns eine Heimath im Himmel bereiten, ein ſchönes Elternhaus uns dort aufbauen, wo wir jedes Plätzchen wiederfinden, das eine fromme Erinnerung geheiligt hat, bis der erlöſ'te Geiſt, die ſchmeichelnden Bande nicht mehr bedürfend, ſtrebt, an dem ewigen Lichte ſich zu ſättigen. —

Ein Traum erſchütterte einſt meine frühe Jugend. Ich ſah die, die ein gebrochenes Herz frühe der Erde entrückt, vor mir langſam dahinziehen; ein Zug, der kein Ende nehmen wollte. Tief prägten ſich mir ein die edlen ſtummen Mienen, in deren jeder eine ergreifende Geſchichte eingeſchrieben war. Ein finſteres Thal nahm den Zug auf — oben brauſ'te der Nachtwind vorüber, und auf den Felszacken am Wege ſaßen die uralten Uebel der Welt, und jedes ſchleuderte flammende Geſchoſſe nieder auf den ſtillen Zug. Endlich war des Thales Ausgang erreicht; ein prachtvoller Münſter baute ſich auf vor meinen Blicken bis hoch hinauf in die hellen Morgenwolken; die Thore waren geſchloſſen, doch ein Sturm begeiſterter Hymnen ſprengte ſie, und ſiegende Prophetenzüge hielten ihren Einzug. Es flatterten die Fahnen des Morgens, hoch blinkten die feurigen Schwerter der frommen Helden, und aus der Höhe des Domes ſchwebte die göttliche Stimme nieder, die der Erbarmer rief über die Erde. Da floh die Nacht wie ein geſcheuchtes Kind aus den finſtern Felſenkammern hervor; überallhin wurde es Licht. Das Heer der Gerechten ſammelte ſich um die Stimme, ſie aber ward in göttlicher Liebe verkörpert und hielt jede verwundete Bruſt umfaßt, löſte das zwingende Band von jedem gefeſſelten Herzen, und trank den Dank der Liebe aus den Blicken der Befreiten. Wie nun aber jener ſtille Zug nahte, da öffneten ſich weiter noch die Thore, da hauchten noch glühender die vollen Athemzüge der Geſänge, und die Stimme rief: Kommt, ihr meine liebſten Kinder, ihr, durch deren Herz ein zweiſchneidiges Schwert gegangen, kommt ihr vor allen an meine Bruſt! — Da ſtürzten die bleichen Schatten in den Arm der Liebe. —

Oft, wenn ein melancholiſches Gewölk meine Jugend verdüſterte, wünſchte ich im Frühling zu ſterben; zugleich mit den Blumen, die ihre Düfte zurück dem Himmel ſpenden, entflieht auch willig die Menſchenſeele. Oft ſind jene frühen Wünſche Vorahnungen des Geſchicks.

Jedes Mittel unſerer Erkenntniß iſt getrübt. Wie der Lichtſtrahl ſich erſt in Farbe kleiden muß, um unſer Auge nicht zu blenden, ſo umkleiden menſchliche Anſichten dein ewiges Wort. Doch jedes, auch das ſchönſte Kleid iſt nur eine Umſchattung; und das Auge, das dich ſucht, ſtrebt ewig die Umſchattung zu durchdringen. O wie erſchütternd iſt es, wenn die Edeln dieſer Erde ihr Köſtlichſtes dahin werfen, um deine Wahrheit zu finden! wie entzückend muß das Erkennen ſeyn, das du ihnen endlich bereiteſt.

Für ihn flehe ich dich an, Allmächtiger, Gütiger, gib ihm die volle Klarheit und Wärme deines Friedens. Für die, die uns wehe gethan, die unſer Herz verwundet haben, iſt unſer Gebet am dringendſten. Er iſt mein, ich habe ihn nicht verloren; deine Liebe, Ewiger, führt ihn einſt mir wieder zu. Die Hoffnung gießt Balſam in mein Herz. —

Wie ſie brauſen und ſteigen, die jubelnden Hymnen des Frühlings! Kommt, kommt näher, laßt mich einſtimmen in eure Chöre! ach, mein ganzes Weſen laßt dahinſtrömen auf den Bebungen eurer ewigen Melodien! Ewig iſt Gott, allgütig, ſein Geſchöpf verſtößt er nicht. —

Du beklagſt dich, Arthur, und mit Recht; es ſind Wochen vergangen, während du nichts von mir erfahren haſt. Ich habe dich bis jetzt Schritt um Schritt mich begleiten laſſen, und plötzlich entziehe ich mich der Geleitſchaft. Doch wozu auch dieſe? — Du begleiteſt keinen Glücklichen! — Ach, Arthur, ich kann dieſes Herz nicht verſtehen, ich ringe mit ſeiner dunkeln Gewalt, und werde ihrer nicht Meiſter. Zuerſt nimm die Begebniſſe dieſer Tage. Ich bin Katholik! — Arthur — es iſt dieſes nur ein Name. — Ein neues, überraſchendes, friſches Bewußtſeyn, ich hoffte es, iſt mir nicht geworden, und dennoch nenne mich nicht kalt, ich fühle und liebe meinen Glauben, er iſt meinen Lippen, da ſie am verzehrendſten brannten, ein kühlender Trank geweſen; ich will nichts mehr.

Jerome hat zum erſtenmal, von Gefühl überwältigt, an meiner Bruſt gelegen. Der hohe, kalte Mann, als er mich gewonnen ſah, als die Lobgeſänge erklangen, die Hymnen über uns dahinbrauſ'ten, als der ernſte, tiefſinnige Prieſtergruß mich willkommen hieß, da ſank der ſtolze Mann an meiner Bruſt zuſammen, und ſein Kuß, es war ein geheimnißvoller, dunkler, katholiſcher Kuß, der Kuß eines Heiligen, nahm mich in die Gemeinſchaft auf; Maria, die Gebenedeite, lächelte mir aus ihrer Glorie herab.

Die kleine Kirche zu Lichtenthal ſchloß nur wenige Andächtige in ſich, die tiefſte Stille herrſchte, und durch dieſe erhob und ſenkte ſich, gleich den Athemzügen eines Engels, der weiche, klagende Geſang der Nonnen hinter dem Gitter; nur als die Begrüßungsworte erſchallten, jubelten ein paar helle Stimmen im Chor hoch auf, wie in den klaren Morgenhimmel emporflatternd; dann ſanken die bebenden Laute, gleich gebrochenen Engelsfittigen, und die ſchöne Stimme ſtürzte aus dem Himmel herab; ein dunkles, ſchweres, ernſtes Recitativ empfing ſie, wie auf treuen Wächterarmen ſie weiter tragend. Ich ſah einzelne junge Nonnenköpfe ſich neugierig an das Gitter drängen; in einer offenen Loge, eine weiße Lilie in der Hand, in vollſtändiger Nonnentracht, ſaß Melicerte, das dunkle Auge auf den Roſenkranz gerichtet. Als ich, von zwei Prieſtern geleitet, durch die Kirche ſchritt, ſah ſie auf mich nieder; doch keine weltliche Miene verſcheuchte den Ernſt ihres Antlitzes. — Als der Geſang wieder anhub, fühlte ich einen ſtechenden Schmerz durch meinen Buſen gehen; die Weihrauchdämpfe, der Glanz peinigten meine Sinne, ich mußte das Auge ſchließen, und lehnte an Jerôme's Schulter. Der Freund verließ mich nicht, er begleitete mich nach Hauſe, und hier in der Einſamkeit ſchloß er mich nochmals mit der ganzen Fülle ſeiner männlichen bewegten Seele in die Arme. Welch ein Feuer brennt in dieſer Bruſt! Er nannte mich ſeinen Wohlthäter, geſtand mir, daß durch das Bekenntniß, welches ich eben abgelegt, ſeine Seele von einer finſter drückenden Laſt befreit ſey, daß er jetzt endlich ein Gelübde gelöſ't habe, wodurch er ſich den Mächten des Abgrunds lange verpfändet geglaubt. Ich ſah ihm ins dunkle Auge, meine Rechte hielt feſt die ſeine — wie einen plötzlich Verwandelten ſtarrte ich ihn an. Was du auch verbrochen haben magſt, dachte ich bei mir ſelbſt, ich will es nicht wiſſen! Soll mir auf der Schwelle des neuen Gottestempels ſogleich ein dunkles Geſpenſt entgegentreten? — Er forſchte nicht nach meinen Geſinnungen, er war im Innerſten bewegt, und daher nur mit ſich beſchäftigt. Gebückt, die Hände vorgeſtreckt, das Auge ſtarrend, rief er leiſe: Biſt du nun ruhig, krankes, liebes, unglückliches Mädchen? — Iſt die kleine, unruhige Flamme, deine Seele, nun endlich ſtill und klar? — O wie gingen ſie ſo heimlich und leiſe mit deinem gebrochenen Herzen daran, wie war die enge Bruſt ſo tief eingeſunken; und dazu ſollte die arme Seele noch verloren ſeyn? — Ach, es gibt ſo tiefe Schmerzen, Schmerzen, die nur der Mann dem Weibe zufügen kann; doch jetzt wird der heilige Ignaz dich tröſten, ich bringe ihm, was ich an deiner Bahre verſprach, eine unſerm Glauben gewonnene Seele! Mit dieſen Worten ſchloß er mich nochmals in ſeine Arme. Mein Sohn, mein Bruder, rief er, fühlen Sie, was das Band der Kirche noch an dem verdorbenen Geſchlecht unſerer Tage zu wirken vermag, fühlen Sie das zuerſt an meinem Herzen. In unſerm Glauben iſt der Menſch eng an den Menſchen geſchloſſen; es ſucht der Bedürftige den Tröſtenden, der Tröſtende den Bedürftigen; ſie ſinken Bruſt an Bruſt, Gott ſelbſt ſieht gütig herab, und knüpft an dieſen Bund des heiligſten Bedürfniſſes ein Sacrament, die Beichte. — So dachten die Väter, ſo handelten ſie. Gott ſelbſt ſenkt ſich in dem Moment, wo das Geſtändniß des Bedrängten auf der Lippe ſchwebt, wo ſein Auge dürſtend nach Troſt das des Bruders ſucht, in die Bruſt des Prieſters, und dieſes iſt das heiligſte Myſterium ſeiner Menſchwerdung. Er, nicht der irdiſche Bruder, ſpricht die Troſtesworte, die ewig tröſten, und eine Engelslippe küßt unſere Stirn, während wir nur die Lippe des Prieſters ſie berühren fühlen. So beichteten einander die erſten Chriſten, ſo beichten die Gläubigen noch jetzt dem Prieſter, und ſo laß mich dir die ſchwere, dunkle Geſchichte dieſes Herzens beichten.

Arthur, wie liebenswerth, wie heilig erſchien mir der ernſte, ſtrenge Mann jetzt; wie innig fühlte ich an ihm das Geſchenk des neuen Glaubens, das edelſte Vertrauen der Geiſter untereinander. Durfte ich wohl jetzt ihm meine Theilnahme verſchließen? Das hätte den Born der Gottheit ſelbſt, die in den erſchütterndſten Momenten unſere Seelen erfüllte, gewaltſam ſperren heißen. Ich nahm die Erzählung von ſeinen Lippen als einen Nachgottesdienſt, als eine warnende Prieſterſtimme. Auch du ſieh ſie nicht mit weltlichem Auge an, es iſt etwas Grauſenvolles, Dämoniſches in dem Begebniß, ſo geringfügig es auf einen oberflächlichen Blick hin erſcheinen mag.

Wir ſtanden in dem einſamen Saale, als er erzählte; die weiten Flügelthüren des Balkons waren geöffnet, Ruhe ſchlummerte auf der Landſchaft, die dunkeln Schattenlinien der Berge am Horizont, über ſie des Mondes Glanz in Klarheit dahinziehend, kein, auch nicht das zarteſte Gewölk am Himmel. Fernher ſchimmerten die Lichter des Kloſters. Ich weiß nicht, wie in dieſer Stimmung Galatheens Bild mir wieder vor die Seele trat. Doch ſie iſt krank, Arthur, ernſtlich krank. Nimm jetzt die Geſchichte des Paters.

Aus dem Leben des Paters Jerôme.

Das dunkle Gebäude des Jeſuitencollegiums zu Marſeille war achtzehn Jahre lang meine Welt; ich betrat ſeine düſtere Schwelle als Knabe, und überſchritt ſie, zum Manne gereift. In die Mitte dieſer Zeit fällt jenes Ereigniß, das ich jetzt erzähle. Ich war zwanzig Jahr alt, aus den dunkeln Schachten ſcholaſtiſcher Studien erſtand ich zum Lichte; mein Haupt erhob ſich, mein Auge ſchaute frei und ſuchte die blühende Schöpfung um mich her — ach, die finſtern Satzungen, die harte Lehre der Entbehrung und Klugheit, die Grundkraft, auf der das Gebäude unſers Ordens ruht, zwang jede freie Entfaltung früh in die Bruſt zurück. Ich träumte, ich las die Dichter, und träumte wieder. Der Zufall wollte, daß einer dieſer Träume ein gefährliches Leben gewonnen. — Emerentia war ein hübſches Mädchen, das von ihrer Mutter täglich ausgeſchickt wurde, um dem wunderthätigen Bild in unſerer Kirche eine Spende von friſchen Blumen zu bringen. Still, wie ſie kam, ging ſie wieder, ſelten begleitete ſie die Alte, ſtets erſchien ſie jedoch ſo früh, daß von den Lehrern wie von den Schülern des Collegiums keiner von ihren Beſuchen Kenntniß hatte. Ich aber fand ſie einſt auf den Altarſtufen ſchlummernd. Der Blumenſtrauß von geſtern, den ſie immer wieder abholte und wie ein Heiligthum bewahrte, lag aus der Hand gefallen auf dem Marmorboden. Ich hob ihn auf und — es fehlte mir an Muth, ihn wieder in die noch halb geſchloſſene Hand zu ſtecken — ich nahm ihn darum mit mir. Hinter eine der Säulen verſteckt, lauſchte ich nun auf ihr Erwachen, es blieb nicht lange aus; ſie erſchrack, als ſie ſich auf den Stufen liegend fand, erhob ſich, ſuchte ihre Blumen, und als ſie ſie nicht fand, warf ſie einen ſchüchternen Blick um ſich her, und floh wie ein geſcheuchtes Kind fort.

Als ich allein war, hob ich den Blumenſtrauß wie triumphirend empor; ſie ſoll ihn wiederhaben, rief ich bei mir ſelbſt, doch mit ihm ein Geſchenk; allein worin ſoll dieſes beſtehen? — Mir fiel bei, daß ich einen Kranz bewahre, von ſilbernen Blättern künſtlich zuſammengefügt, ich hatte ihn als Pathengeſchenk erhalten; von den ſilbernen Blättern brach ich eines ab, ſteckte es in den Kelch einer dunkeln Roſe, und trat nun den Morgen darauf mit meiner Gabe nicht ohne Zaghaftigkeit in die Kirche. Sie war noch nicht da geweſen, und ich legte den Strauß auf den Altar. Wie ſie nun kam, fand ſie ihn, drückte ihn an ihre Lippen, und hob jetzt erſtaunt das funkelnde Silberblatt empor. Lange ſtand ſie, und ſchien ſich zu beſinnen, was ſie thun ſollte, da trat ich, wie eben kommend, hinter den Säulen hervor, ſchritt unbefangen an ihr vorüber, ſie rief mich mit verlegener und leiſer Stimme an. — Frommer Vater, ſagte ſie — o wie lächerlich klang mir dieſer Titel aus ihrem Munde! — frommer Vater, wißt Ihr nicht, wer dieſe Blumen hingelegt, es ſind nicht die meinigen, die ich geſtern habe hier liegen laſſen; denn dieſe hier, ſehet ſelbſt, enthalten ein koſtbares Geſchenk. Gutes Mädchen, rief ich, und blickte auf das wunderthätige Bild, die Hände faltend und die Augen andächtig erhebend, beuge dich im Staube vor der Heiligen, ſie pflegt Geſchenke der Art heimlich denen zu überſenden, die ihr wohlgefallen. O ſtill, Mädchen, prunke nicht mit der

Gunſt einer Himmliſchen, nimm die Gabe in Demuth, und ſetze deinen wohlgefälligen Dienſt fort. — Ein Wunder! liſpelte ſie, und mir geltend? — Sie wurde über's ganze Antlitz roth, und wandte ſich ſchnell ab. Ich ſah, wie dieſe Worte ihr ganzes Innerſtes erſchüttert hatten, langſam ging ich an ihr vorüber, und indeß ich mich in den dunkeln Schattengängen des Chors verlor, hörte ich ſie heftig weinen. — Da war die Saat der ſpätern Qualen in ihre Bruſt niedergefallen.

Ich verſäumte nicht, jetzt jedesmal in den Strauß, von dem ich wußte, daß ſie ihn am Morgen abholen würde, ein Blatt meines Kranzes niederzulegen. Es hatte den Erfolg, den ich wünſchte, ſie ſuchte mich, ſie ging nicht früher fort, als bis ich kam, und dann winkten ihre ſchönen Augen mir mit Triumph entgegen: wieder ein Blatt, und wieder ein Blatt, und wieder ein Blatt! — Gut, *Emerentia*, die Heilige liebt dich, bald wirſt du ja einen vollen Kranz beiſammen haben. — Er ſoll mein Ehrenkranz ſeyn, meine Krone, rief ſie lebhaft. — Du biſt doch verſchwiegen? — Sie ſenkte ihr Auge. — Nicht? wie, du prahlſt mit der Gunſt der Heiligen? — Nicht prahlen, Ehrwürdiger, aber — ſie ſah erröthend und lächelnd vor ſich hin, dann ſagte ſie mit heimlicher Bebung der Stimme — konnt' ich es wohl meiner Mutter verſchweigen, daß ſie eine Erwählte des Himmels in ihrer engen Wohnung verſchließt? — Ach, Mädchen, dir ſchwindelt, du ſchwärmſt auf gefährliche Weiſe; bedenke, die Silberblätter können ja wohl eine ganz natürliche Erklärung haben. Sie ſah mich mitleidig an; ich bedaure Euch, Vater, Ihr ſeyd weder fromm noch gläubig. Ihr könnt dergleichen nicht faſſen. — Sie kam mir ganz nahe und flüſterte mir ins Ohr, indem ihre großen braunen Augen weit offen vor ſich hinſahen: Clemens, mein Geliebter, iſt ein Silberarbeiter, er hat das Silber geprüft, und — es iſt kein natürliches Silber; es hat bei Berührung der Feile einen Klang von ſich gegeben, wie das feine Stimmchen eines weherufenden Engels, und dem Clemens iſt die Hand zwei Wochen lang wie gelähmt geweſen. — Clemens iſt dein Geliebter? — Er war es, aber die Mutter hat ihm vom Wunder erzählt, und ihm gerathen, von mir abzuſtehen, weil ich auf dem Wege ſey, eine Heilige zu werden. — Ums Himmels willen, Mädchen, du biſt verrückt! — Und da hat der ehrliche Clemens nun die gröſte Ehrfurcht vor mir! Die Vorwürfe, die ich mir machen mußte, und die Furcht vor noch gröſserm Unheil peinigten mich, ich zog die Widerſtrebende an mich; Emerentia, rief ich, Mädchen, ſey vernünftig! Sie ſah mich mit dem vollen Ausdruck der Liebe an, ein Blick, der mich entwaffnete. Wollen wir davon nicht weiter ſprechen, hub ſie nach einer Pauſe an, in ſolchen Dingen hilft kein Ueberreden; ich habe es Euch mittheilen wollen, weil ich meinte, Ihr ſolltet als ein frommer Herr eine Freude daran haben. — Nein, weiß Gott, die habe ich nicht. — Noch fehlen mir einige Blätter zum Kranze, wenn der Himmel mir die auch gibt, ſo iſt meine himmliſche Krone fertig! O ich bin nicht die Erſte, werde auch nicht die Letzte ſeyn, die erhoben wird vor allem Volke; eine alte Prophezeyung meiner Urgroßmutter geht hiemit in Erfüllung.

Ich mußte ſie gehen laſſen, denn ſie hörte auf meine Worte nicht. Oben in meinem Zimmer zählte ich die noch übrigen Blätter, es waren deren drei; ich entſchloß mich, dieſe wenigſtens ihr nicht zu geben. Es vergingen jetzt mehrere Tage, ja Wochen, die arme Emerentia kam immer mit ihren Blumen, ſuchte ängſtlich, ach, ſo ängſtlich, daß es mir durch die Seele ging — ſie fand kein ſilbernes Blatt mehr. Ich hatte gehofft, ſie würde mir nun ihr Leid klagen, aber ſtatt deſſen wandelte ſie tiefſinnig und beſchämt allein herum; oft fand ich ſie in brünſtigem Gebete verſenkt. Sie dauerte mich, ſie hatte ſich vorgenommen, eine Heilige zu werden, und — es wollte nicht gehen. An drei elenden Blättern ſcheiterte der Plan. Prüfe dich, Emerentia, laſtet nicht eine noch ungebüßte Sünde auf dir? Die Himmliſche kann doch nicht ohne Grund die drei armſeligen Blätter vorenthalten, da ſie dir die andern ſchon alle gegeben hat? — Sie prüfte ſich jetzt aufs eifrigſte, hielt die ſtrengſten Faſten, ihre Schönheit ſchwand ſichtlich, die alte Mutter peinigte das Herzeleid, der Erwerb ſtockte — und immer kamen die drei Blätter nicht.

Ich kämpfte unterdeſſen mit meinem Herzen, in welchem die Liebe mit ſtürmiſcher Innigkeit herrſchte; ich hatte eine Heilige geſchaffen, und betete ſie nun ſelbſt an; doch das Verlangen trieb weiter. Unſere Zuſammenkünfte in der einſamen Kirche wurden häufiger. Unbekannt mit den Gefahren, die unter unſern Liebkoſungen eine ſo lockende Geſtalt annahmen, ſpielte ich mit der Seele der Schwärmerin, und flößte die wärmſte irdiſche Leidenſchaft ihrem Buſen ein. Bald zeigte ich ihr in der Nähe, bald wieder fern die himmliſchen ſilbernen Blätter, und ſo zügelte ich ihre Leidenſchaftlichkeit oder ſpornte ſie an. Sie war ganz in meiner Gewalt, doch ich zugleich in der ihrigen; dieſes ſey meine einzige Vertheidigung; ein zwanzigjähriger ſchwärmender Jüngling beherrſcht nie ſeinen Gegenſtand, er ſelbſt iſt ein Opfer der Flammen, die er heraufbeſchwört. Ich wußte nicht, was geſchah, was noch geſchehen ſollte, da ließ ein Augenblick mich die Zukunft ahnen. Wir waren wieder allein, die religiöſen Träumereien, verbunden mit den Pulsſchlägen der Sinnlichkeit, hatte unſere Seelen eingewiegt, da befielen ſie Krämpfe in meinem Arm. Zum erſtenmal ſah ich das geliebte Weſen leiden, ſo entſetzenvoll leiden, und mir ſagte jetzt eine laute Stimme, was der Grund dieſer Erſcheinungen ſey. Ich erſchrack heftig, ich litt mit ihr, und that von dieſer Stunde an mein Möglichſtes, ſie zu verhindern, mich allein zu ſprechen, die Kirche zu beſuchen, das Heiligenbild wieder zu ſehen. Sie that, was ich wollte, weil ſie meine Wünſche für Befehle anſah; ſie kam nicht wieder, und ich ſah ſie nun faſt zwei Monden hindurch nicht mehr. Doch ihr Zuſtand, wie ich hörte, war beklagenswerth, der meinige nicht minder; ich hoffte, mich beherrſchen zu können, erwartete alles vom Einfluſſe der Zeit, und war doch unbeſonnen genug, ſelbſt dagegen zu arbeiten.

In unſerm Collegium wurde zu einem großen Kirchenfeſt eine ſogenannte religiöſe Handlung aufgeführt. Ein ungemeſſener Menſchenſchwarm ſtrömte aus fernen Ortſchaften herbei, füllte unſere Stadt und die Säle des Collegiums. Wer nur ein dürftiges Plätzchen erhalten konnte, bezahlte dieſes gerne mit Gold; er brachte dafür Ruhm, Erbauung und Abſolution für längere Zeit nach Haus. Wir ſtellten zuerſt die Verkündigung dar, und mich traf der Auftrag, Marien den himmliſchen Gruß zu überbringen. In einem glänzenden Gewande ſchwebte ich aus den Wolken nieder, man hatte mich mit Schmuck überladen, ſchwere farbige Flügel drückten meine Schultern. Als die rauſchenden Melodien der Chöre erklangen, eine Schaar jubelnder Engelknaben Mariens ſüße in Scham dahingeworfene Geſtalt umſpielten, war ich froh, mich zurückziehen zu dürfen, da meine Rolle geendet war. In meinem einſamen Zimmer angelangt, warf ich einen Theil der goldenen Ketten von mir, und als ich auch die Flügel löſen wollte, ward ſchnell ein Vorſatz in meinem Kopfe lebendig. Ich ſchlug einen leichten Mantel über; die Straßen waren verlaſſen, da alles dem Schauſpiel

zu=

zuſah, der Wächter verkündete eben Mitternacht; einen Degen unter meinem Gewande befeſtigend, ſtieg ich herab, fand alle Ausgänge unbeſetzt, ſchlich durch ein paar Gaſſen zu Emerentia's Wohnung, wo ich mit einiger Mühe, doch leiſe, das offene Fenſter erſtieg. Sie lag im Schlummer, eine Lampe beleuchtete ihr bleiches Antlitz, ihre Geſtalt! — Ach, nie hat ſich wohl ein Engel der Unſchuld genaht, der ſo wenig würdig war des lichthellen Gewandes, das er trug! — Ich bog mich über ſie, ihre geöffneten Lippen mußten ſich meinem Kuſſe fügen. Sie erwachte — doch keine Miene verkündete Schreck oder Staunen. Wie erſchrack ich, ſie nicht erſchrecken zu ſehen — dieſes Lächeln, dieſes himmliſche Lächeln, wie ſchnitt es durch meine Seele! Du kommſt, liſpelte ſie, mir meine Blätter zu bringen, ich danke dir! — — Eine Pauſe herrſchte, während die ganze Fülle meines Verbrechens mir klar wurde; keines Wortes mächtig ſtand ich da; ſie verfolgte mich, ohne ihre Stellung zu verändern, nur mit dem Blick; ſie hielt mich nicht zurück, als ich jetzt wieder zum Fenſter eilte, nur ſtieß ſie einen frohlockenden Schrei aus. In dieſem Schrei aber — o Gott — lag der völlig ausgebrochene Wahnſinn.

Nicht lange vorher war ſie geſchehen, jene entſetzliche That, die damals die Welt mit Schauder erfüllte, die einen ewig nicht zu tilgenden Schandfleck auf unſern Orden heftete, und die reinen Annalen ſeiner Geſchichte auf immer verläſtert. Ich meine den Proceſs, der einem Prieſter unſerer Gemeinſchaft Schuld gibt, die heiligſten Myſterien entweiht zu haben, um eine verführte Unſchuld dem Verderben Preis zu geben. Der Gedanke an dieſen Verräther ließ mir jetzt meine eigene That ums Doppelte vergrößert und entſtellt ſehen. Was ſollte nun geſchehen? — Die Kraft meiner Seele faßte ich ängſtlich und mit Inbrunſt zuſammen; ſo tief biſt du geſunken, rief ich — doch tiefer ſinke nicht! — Ich verabſcheute den Weg feiger Verheimlichung; mein Vorgeſetzter war ein würdiger Mann, ihm vertraute ich mich, und er handelte klug, weiſe und rettend. Aber was gab es hier zu retten? Die Ehre des Ordens allein. — Wie ich vorausſehen konnte, halfen die unſeligen drei ſilbernen Blätter, die ich ihr ſchickte, den Wahnſinn der Armen nur noch höher ſteigern. Bei der Leiche der Unglücklichen gelobte ich nun für die durch mich verlorne Seele, eine neue dem Himmel zuzuführen; ich habe mein Gelübde erfüllt, indem ich Euch in den Schoß unſerer Kirche leitete. Der Schatten des armen Mädchens iſt verſöhnt!

Gewiß, Arthur, wo ein ſolches Ereigniß entſcheidend einwirkt, wo es ſo ſtreng und unabänderlich die Geſinnung ſpäter Jahre geſtaltet, wo, was leichtſinniger Jugendübermuth verſchuldet, der ernſte

Mannesſinn freiwillig büßt — da, geſtehe ſelbſt, iſt eine wunderbare Tiefe des Charakters, da dürfen wir unſere Bewunderung nicht verſagen. Wie Viele, ſogar von den Beſſern, würden dieſe Geſchichte für nichts Bedeutenderes als für eine galante Tändelei mit einer kleinen ſchwärmeriſchen Thörin halten; ihm aber, der tiefer empfindet und tiefer ſchaut, entgeht die ſchreckliche Seelenvergiftung, der unheilbare Schaden nicht, den ein leichtſinniger Scherz verurſacht.

Ich drückte ihm mit Wärme die Hand; Freund, rief ich, wäre ich in Ihrer Stelle, ich könnte glücklich ſeyn; Sie fühlen eine vergangene gebüßte Schuld; ich fürchte, werde eine ſchwere zu büßen haben. — Er blickte mich forſchend an. Fragen Sie nicht, rief ich eilig, ich kann, ich darf Ihnen nicht beſtimmt antworten; haben wir nicht immerdar und vieles zu büßen? — Wir traten ſchweigend auf den Balcon heraus, und unſere Blicke ruhten auf der tiefen ſchlummernden Landſchaft. Nach einer Pauſe ſagte er: Schauen Sie freudig der Zukunft entgegen; bedürfen Sie jedoch des Troſtes, ſo ſchöpfen Sie ihn aus dieſem Buſen, dem Sie ſelbſt eben Troſt gewährt haben.

Ich verſprach ihm das, und wir gingen ſchweigend von einander.

Jerome will mich mit Freundesarmen ſchnell dem neuen friſchen glücklichen Leben entgegenführen. Vorſorgend hat er überall ſeinen Einfluß angewendet, ſowohl bei der Fürſtin, bei Melicerten, als auch bei den geiſtlichen Behörden. Er will meine Vermählung jetzt gefeiert ſehen, nur im Arm der zärtlichſten Liebe weiß er mich ſicher; dann verſpricht er auf einer Reiſe nach Rom uns zu begleiten, wo wir im beginnenden Herbſt einzutreffen gedenken. Die Fürſtin und der Prinz ſind für dieſen Plan gewonnen; Melicerte, von unſern Bitten gedrängt, widerſpricht nicht. Das alte Schloß zu Baden, anziehend als ein Denkmal grauer Vorzeit, jetzt mit Pracht und Behaglichkeit eingerichtet, ſoll den Schauplatz der Vermählungsfeier abgeben.

Ich ſehe deine finſtere Miene, Arthur, du findeſt dieſe Eile ſtörend, unerwartet; du möchteſt ein Feſt, das doch kein ganz fröhliches ſeyn kann, weiter hinausſchieben, vor allen Dingen aus dieſer Gegend fort. Und weßhalb das? ſoll noch länger gezögert werden? und was iſt hier, was Vorwurf verdient? — Dem Weibe meiner Liebe die Hand reichen, endlich ein feſtes Band knüpfen und darin Ruhe finden, liegt hierin etwas Anmaßliches, Verletzendes? weßhalb den Moment verſchieben und wieder verſchieben, der endlich unſer Schickſal feſtſtellt? — Ja, ſo ſoll, ſo muß es ſeyn! Aber Galatheens Nähe! rufſt du — o Freund, dieſer Vorwurf könnte verletzend ſeyn, wenn er einer wäre; aber nur die düſterſte Selbſtquälerei kann ihn dazu machen. Dürfen denn zwei Menſchen, die ſich einſt geliebt haben, nicht mehr auf der Erde zuſammen weilen, muß Eines durchaus ſcheiden? und wenn ſie weilen dürfen, ſind dann nicht als trennende Räume tauſend Meilen und wenige Stunden völlig gleichbedeutend? Wozu gewiſſe Verhältniſſe mit dem leidenſchaftlichen verblendeten Auge eines überſpannten Gefühles anſehen, und wer endlich iſt hier der Zweifler, der ohne Noth ſich Sorge ſchafft, ſich jede Minute anklagt und wieder frei ſpricht? — ich allein — ſie? — wenn ſie meiner denkt —? Eine Galathee empfindet nur höchſtens kaltes Mitleiden. Gleich einer Prieſterin kehrt ſie in das Heiligthum ihres Gottes zurück, und es koſtet ihr die ſchöne reiche Welt, die hinter ihr zurückbleibt, keine Thräne der Erinnerung. Und das zärtliche blühende Weib, das meinetwegen ihre Stellung in der Welt opferte, ſoll ſie um Träume der Vergangenheit willen die Stunde ſchöner Wirklichkeit dahingeben oder verzögern? — Du darfſt das nicht verlangen. Zudem höre ich, hat Galathee das fürſtliche Luſtſchloß verlaſſen, ſie weilt in der Reſidenz bei ihren Verwandten. Die Fürſtin, die geſtern von ihr ſprach, nannte ſie ruhig und heiter; aber die gute Fürſtin hat nie Charaktere ſtudirt; auf ihr Wort iſt nicht zu bauen, ihr iſt überall der Schein genug, und alles Uebrige Geheimniß.

Ein dunkler Himmel geleitet die letzten Frühlingstage zu Grabe; überall ſchon Reife des Sommers. Auf dem Schloſſe hier in Baden werden Vorbereitungen in Menge getroffen. Mich, mit dem ſich ſo Viele beſchäftigen, mich findet dennoch die Morgenſonne oft ganz allein an der Bruſtwehr des Dagobert-Thurmes lehnend, und ins Thal niederſchauend. Geſtern überraſchte mich Melicerte hier, ſie kam und legte ſanft ihr Haupt an meine Schulter. Sie thut, was ſie ſelten eingeſteht, ihrer Gemüthsſtimmung Zwang an, und lieſ't aus meinen Blicken ihr Geſetz. Dabei iſt ſie meine unermüdete Lehrmeiſterin in den kleinen Obliegenheiten meines neuen Glaubens; ſie wählt ſogar ſorgſam die Speiſen aus, die ſie für erlaubte hält, und ſagte neulich lächelnd: uns iſt es ſo ſchwer geworden, dich zu gewinnen, wie ſchlimm wäre es, wenn du uns über Tiſch wieder verloren gingeſt. Wir machen zuſammen Wallfahrten durch die dunkeln Gänge des alten Schloſſes, wandeln durch die öden Galerien, und ſchauen uns die bedeutſamen Geſichter in der Sammlung alter Fürſtenbilder an. Indeſſen ſchwärmt ein bunter Haufe jugendlicher Gäſte oft an uns vorüber, und ſieht mit neugierig ſtaunendem Auge die einſam Herumwandelnden an. Der Prinz, der ſeine gewohnte Frivolität und gute Laune herübergebracht hat, iſt hier wieder ganz zu Hauſe. Er treibt immer neue Gäſte den Berg herauf, und raubt ſogar der Heilquelle ihre Beſucher. Erwarte von mir keine nähern Beſchreibungen, meine Mittheilungen werden nur kurz ſeyn.

Der Morgen meines Vermählungsfeſtes verſpricht nach langer Zeit wieder einen völlig heitern Tag. Die Fürſtin will jede Etiquette verbannt wiſſen; ſie ſelbſt und ihre Umgebung wählt einfache Anzüge; die jungen Damen ſind in Schäferinnen umgewandelt, die Jünglinge in idealen Trachten, die den hübſchen unter der Anzahl ganz wohl kleiden. Melicerte, die Königin des Tages, iſt zum Bezaubern ſchön, der Prinz weicht nicht von ihrer Seite, eine Schaar der neugeſchaffenen Hirten verfolgt ſie. Molière's Prinzeſſin von Elis wird gegeben, die Markgräfin ſelbſt übernimmt eine Rolle; nach alter Weiſe höre ich jetzt wieder franzöſiſche Verſe ſchwirren und Fächer klappern. Es iſt mir oft, als müßte ſie hervortreten aus der Menge, und ihr klares, ſtolzes, reines Auge ſuchte mich! — und das kleinliche Geklingel und Gezwitſcher ſchwiege plötzlich — und dann ſchwände ſie wieder langſam dahin; weit, weit durch alle Gemächer verfolgt ſie mein Blick, endlich ſchlägt mit wüſtem Gewoge der frühere Lärm wieder über mich zuſammen. — Elendes, läppiſches Spiel des Lebens!

Es lenkt die Sonne von der Höhe ihre Bahn ſchon abwärts; noch wenige Stunden, und der kühle

Abend, der Bote des Friedens, bringt die Welt zur Ruhe.

Zwiſchen jenen Worten, bei denen ich geſtern abbrach, und dieſen, die ich jetzt hinſchreibe, liegt eine dunkle Kluft befeſtigt. Mein Schickſal hat mich erreicht, Arthur, ich habe ſie wiedergeſehn. Ich wußte es ja wohl, vorübergehn konnte mir das Entſetzenvolle nicht; immer wieder durch den Glanz der Freude hauchte mich die Ahnung an. — Jetzt iſt es geſchehn.

Um mich völlig zu verſtehn, führe ich noch einmal deine Phantaſie in die glänzenden Räume des Feſtſaals. Laß die bunten Gruppen an dir vorüberſchwärmen und denke dir, was Geſchmack, heitere Laune und Pracht, verbunden mit einer romantiſchen Umgebung, erſchaffen können. Die Schauſpiele waren geendet, es ſollte auf der Wieſe ein Wettlauf, eine Preisvertheilung ſtattfinden. Schon waren die bunten Lampen vertheilt, als der Himmel ſich bewölkte und bei ſchwüler Dunkelheit ein leiſer Regen fiel. Es wurde das Zeichen gegeben, ſich oben in den erleuchteten Gemächern zu verſammeln, die Säle füllten ſich in wenig Augenblicken, und indeſſen ſich die Reihen zum Tanze ſtellten, ſtehe ich an die geöffneten Thüren des nach dem Garten führenden Ausbaues gelehnt; mein Auge weilt auf den einzelnen farbigen Lampen, die hier und da, gleich blitzenden

Augen, in der dunkeln Nacht zurückgeblieben ſind. Wie ich aufſchaue, ſteht die Markgräfin vor mir, ſie winkt mir, und wir treten beide auf den Altan hinaus. Die Blumen dufteten ſtark durch die Schwüle. Plötzlich ruft die Fürſtin: Sehen Sie — dort, dort! — gewiß, ich irre nicht — das iſt der Schein einer Feuersbrunſt. — So ſcheint es, entgegnete ich, doch wo? — Sie erſchrack heftig und ſagte leiſe: ſtill, kein Wort davon im Saale, das Feuer iſt auf meinem Luſtſchloß! — Durchlaucht ſind ſicherlich im Irrthum. — Nicht doch, ich kenne die Gegend, ſagte ſie noch leiſer — ſehen Sie, der Schein vergrößert ſich. — Mein Gott! — doch ſtill, eilen Sie zu meinem Oberſtallmeiſter, ziehen ſie ihn bei Seite, befehlen Sie ihm in meinem Namen ſich eiligſt in einen Wagen zu werfen, paſſende Begleitung mitzunehmen, kein Aufſehen zu erregen und bald wieder zurück zu ſeyn. Eilen Sie — wenn ich daran denke, daß ſie — allein, krank — der Gefahr ausgeſetzt. — Wer? fragte ich, Galathee? — Sie wiſſen darum? man hat es Ihnen nicht verſchwiegen, wie ich es doch geboten hatte? — Ich errieth es eben, ſtammelte ich. — Nun ja; ich empfange ſtündlich Nachrichten über ihr Befinden, morgen hoffte ich ſie ſelbſt wiederzuſehn — und nun dieſes Unglück! — Eilen Sie. — Ich durchflog den Saal, zum Glück hörte niemand auf meine verwirrten Fragen, der Oberſtallmeiſter kam mir zufällig in den Weg. Zwei Worte von dem Auftrage der Fürſtin ihm ins Ohr geflüſtert, beſtimmten bei dem beſonnenen Manne ſogleich alle zu treffenden Anſtalten. Wir verließen den Saal, der Tanz ging ohne Unterbrechung fort, nirgends Störung. Unten an der Treppe drängte ich mich an meinen Begleiter, indem ich rief: Wann können wir zurück ſeyn? Wir? fragte er, lautet der Auftrag auch für Sie? — Wann können wir zurück ſeyn? — In etwas über einer Stunde, wenn alles geht, wie es gehen ſoll; allein bedenken Sie, Herr Graf, Sie, der Bräutigam, Ihre Verlobte verlaſſen? — Während dieſer Worte ſaß ich ſchon neben ihm im leichten Wagen, die Pferde zogen an, und fort ging es durch die Nacht. — Wir wechſelten lange nicht Worte mit einander, die brennende Lohe färbte vor uns den Horizont, je näher wir kamen, deſto breiter dehnte ſich der Schein aus. Die Fürſtin, ſagte ich zu meinem Begleiter, ſchien es zu wünſchen, daß ich ſelbſt mit hinüberführe. Seltſam, murrte er, die Dame weiß nichts, ſcheint es, von den Gefühlen eines jungen Ehepaars, man pflegt doch ſonſt die Leute nicht am Hochzeitabend in die Nacht hinaus zu ſchicken, und noch dazu in eine ſolche Nacht, ſo undurchdringlich finſter, ſchwül und unheimlich habe ich lange keine erlebt. Ohne unſre Brandfackel da würden wir wohl gar vom Weg abirren. Wir ſchwiegen wieder; meine Beklemmung ſtieg, je näher wir dem Schauplatz kamen; ſo ſchnell der Wagen dahinrollte, meine Ungeduld eilte ihm voran; ich trieb den Kutſcher an.

Was thun Sie, rief mein Begleiter, wir fliegen ja ſchon dahin, als wenn uns der wilde Jäger führte. Meine Phantaſie malte mir in grellen Farben die Zerſtörung, die wir finden ſollten; Rauchwolken, Feuerflammen durch die Reihe verödeter Gemächer mit entſetzenvoller Gier ihr Opfer ſuchend, und ſie, die Kranke, Einſame in Ohnmacht geſunken, hülflos ihnen preisgegeben. Unwillkürlich mußte ich hier einige laute Worte leidenſchaftlich ausgeſtoßen haben, denn der Stallmeiſter rief jetzt ſchnell und mit ſicherer Stimme: Beruhigen Sie ſich, ich bemerke eben deutlich, das Feuer iſt nicht auf der Favorite — die Gegend erkenne ich jetzt, es iſt im Dorfe nahebei. Ich warf mich im Entzücken an ſeinen Hals. Ja, ja, ſagte er gleichgültig, die Fürſtin behält das Ihrige, die armen Bauern bezahlen dießmal den Spaß. — Da ſehen Sie es ja deutlich, die finſtere Maſſe rechts, mit einigen braunrothen Lichtern, vom Brande her beleuchtet, das iſt das Luſtſchloß, liegt völlig ruhig; dort aber! — Doch gleichviel, unſre Miſſion iſt darum nicht vollendet, die armen Leute im Dorfe bedürfen unſre Hülfe vielleicht am dringendſten.

Ich hatte den Mantel abgeworfen, hoch mich aufrichtend, an den Gefährten mich haltend, ſah ich immer beſtimmter die Umgegend der Favorite ſich aus der Finſterniß hervorarbeiten; ich erblickte die einzelnen erleuchteten Fenſter des erſten Geſchoſſes. Auf meinen Befehl hielt der Wagen, ich ſprang hinaus. Sie haben Recht, rief mir der Stallmeiſter zu, beſichtigen Sie das Luſtſchloß, ich eile ins Dorf, und wir treffen uns dann wieder hier bei den Scheidewegen. Die Fürſtin kann dann ganz beruhigt ſeyn. Er winkte mir Abſchied zu, und der Wagen rollte in der Nacht dahin. Ich war allein, allein auf dem Schauplatz früherer Seligkeit, in der Heimathwelt meiner ſüßeſten Träume, die jetzt drohend als nächtliche anklagende Erinnerungen im Hauche der Nachtluft die Gipfel der hohen Pappeln durchzogen. Nach und nach trat die bekannte Gegend deutlich aus dem Schatten hervor; ich wählte einen Pfad, der mich geradezu ans Ziel führte, an die Seitentreppe des Schloſſes. Die erleuchteten Fenſter waren unterdeſſen finſter geworden, im Pavillon war Licht. Ich ſah einzelne Geſtalten vom Schloſſe her dem Gartenhauſe ſich nähern; zugleich entdeckte ich ein in Schleier gehülltes Frauenzimmer, das an der Einfaſſung des Springbrunnens lehnte, und der ich, ohne es zu wiſſen, ganz nahe getreten war. Jene vom Schloſſe her kamen auf ſie zu, und ſie fragte leiſe: Nun, bringt ihr Hülfe? — Eine männliche Stimme antwortete: Der Caſtellan, gnädiges Fräulein, hat ſeinem Sohne die Schlüſſel anvertraut, der aber iſt dem Brande zugelaufen, und da müſſen wir warten, bis er wiederkommt. — O Gott, ſeufzte die Dame, in dieſem Augenblick der Gefahr und des troſtloſeſten Jammers muß noch Unachtſamkeit und böſer

Wille uns verfolgen! Geht hinein, bringt dem Arzte die Botſchaft, ich kann mein Herz nicht zwingen, die Stube wieder zu betreten. — Liebes Fräulein, rief die männliche Stimme, bedenkt, was Ihr thun wollt; faſſet Muth, gebietet eurem Herzen, Ihr dürft uns nicht verlaſſen. Niemand konnte vorausſehen, daß es ſo kommen würde; doch wenn es nun Ihre letzten Augenblicke ſind — alle ſind ſie fern, dort die Feſtlichkeit, hier der Brand! — entfliehen Sie auch, ſo halten fremde Arme Sie in Ihrer Sterbeſtunde umfangen.

Arthur, kein Wort über die Qualen meiner Seele, als ich dieſe Worte hörte. Die Dame hüllte ſich feſter in ihre Schleier, ich hörte ſie heftig weinen, und eilig ging ſie durch die Nacht mit den Männern fort.

Ich ſtürzte an den Stufen des Brunnens nieder. Der kalte Stein, an dem meine heiße Stirne lag, brachte mich wieder zur Beſinnung. Ich ſtarrte um mich her; wie ein ängſtlicher Traum umgab mich alles; die Gruppe finſterer Bäume, durch ſie herleuchtend das Fenſter des Gartenhauſes, der nahe Brunnen, der einförmig durch die finſtere ſtille Nacht ſeine plätſchernden Waſſerſtröme niederſandte. Ach, und nun das unendliche Weh im Herzen.

Wie ein Verurtheilter riß ich mich empor, und wankte zum Fenſter hin. Es war verhüllt, ein blaßgrüner Vorhang verſchloß es; hin und wieder glitt eine Schattengeſtalt über die helle Fläche — doch blieb es ſchauerlich ſtille.

Ich lehnte an der Einfaſſung des Fenſters — meine Thränen rannen unaufhaltſam — mein Herz war gebrochen.

Da klang durch die fürchterliche Stille ein Schrei, — ein Ruf; ich meinte er gelte mir. Sie ſtirbt, ſie ſtirbt in fremden Armen! — Ehe ich ſelbſt wußte, was geſchah, lag ich ſchon vor dem Lager der Sterbenden — hielt ihre Hand. Galathee, vergib, vergib! — Sie hörte mich nicht, meine Stimme brach, ich war keines Wortes mehr mächtig, meine Augen hingen ſtumm an dem bleichen Antlitz.

Arthur, dieſe Augen blieben mir geſchloſſen — dieſe Lippen hatten keine Worte des Troſtes mehr für mich! — Gott hatte mich aus ſeinem Himmel verſtoßen! —

Wie ich von dieſer Stätte fortkam, ich weiß es nicht. Ich meine, man wird mich ſcheuend entfernt, mein Begleiter mich aufgeſucht haben. Nur dunkel erinnerlich iſt mir das Fahren, die Ankunft auf dem Schloß. Immer vor meinen Blicken ſtand das verhangene Fenſter — das bleiche Antlitz mit den geſchloſſenen Augen.

Ich rang nach Faſſung, mir blieb nur kurze Friſt. Die Gäſte zerſtreuten ſich, Melicerte erſchien — man ließ uns allein.

O welche entſetzliche Qual brachte dieſe Stunde! Das ſchöne lebenvolle Weib, das die Marter nicht ahnet, die ſie mir bereitet, ſucht durch die zärtlichſten Liebkoſungen jede Wolke von meiner Stirne zu ſcheuchen. Verbrechen wäre es, ihr Gegenliebe zu verweigern, und doch — ſchaudernd wende ich mich ab. Mit dem Tod im Herzen, preſſen — dieſe vollen ſchönen Arme, die mich umfangen, unter Qualen jeden Hauch des Lebens aus der Bruſt. — Der fernſte Gedanke an Gluth, an Liebe wäre in dieſer Stunde der entſetzlichſte Frevel. — Unfähig, länger zu dulden, reiße ich mich los, ſtürze fort, und in der Einſamkeit finde ich mein Leben, meine Seele wieder.

Vielleicht hat der Todesengel noch nicht über ſie entſchieden! Dieſer Hauch glühender Hoffnung ſtrömt in meinen Buſen, und gibt mir Muth, meinen Schmerz und meine Liebe in einem leidenſchaftlichen Geſtändniß zuſammenzudrängen.

An Galathee.

Geliebte, wenn der Verrath des Freundes dein Herz noch nicht gebrochen, wenn deine Seele noch hienieden weilt, um das Opfer der ſchmerzlichſten Reue eines Tiefverſchuldeten zu empfangen, o ſo gewähre, gewähre mir ein Zeichen. Laß mich dein Auge ſehn, noch einmal ſehn in Milde mir zugewendet! —

Mein Leben iſt zerriſſen, meine Ruhe auf immer dahin; ich habe nur Eines, das verzeihende Wort von deinen Lippen, an das ich mein Daſeyn knüpfe — ſprichſt du es nicht aus, ſo iſt es um mich geſchehn!

Ach Galathee, Geliebte, hüte des Freundes Seele vor Verzweiflung! — —

Dich hab' ich geliebt, mit der vollen Innigkeit, der eine Menſchenbruſt fähig iſt! — O wie martert dieſe Liebe jetzt meine Bruſt! —

Jede Seligkeit der Welt ſtoße ich von mir; ich will von keinem Glück wiſſen, nur an dein Daſeyn knüpfe ich das meine. Jede dir entriſſene Minute will ich durch Jahre der glühendſten Sehnſucht aufwiegen, nur verlaſſe mich nicht, Galathee! Lebe, lebe für mich! — —

Du darfſt nicht enteilen und eine Seele troſtlos zurücklaſſen — du darfſt nicht, und — du wirſt es auch nicht wollen, dein edles ſanftes Herz bürgt mir hiefür! —

O Gott, und dieſes Herz konnte ich beleidigen!

Zürne nicht deinem Freund, er iſt unſelig genug. Kein Wort von dem, was geſchehen. — laß uns an das heitere Licht einer neuen Sonne glauben! Endlich, endlich nach ſo dunkeln Irrgängen muß ſich die Pforte des Friedens öffnen!

Galathee, bei dieſer heiligen Stunde, beim Andenken jenes erſchütternden Wiederſehens, das mein Inneres plötzlich verwandelt hat, laß uns den Bund des neuen Glückes ſchließen! — den Bund? — o Entſetzen! — ich vergeſſe die Feſſeln, die mich jetzt zwingen, die ein ſchadenfroher finſtrer Dämon mir überwarf in dem Augenblick, als ich zur neuen Freiheit erwachen wollte. Dir Verklärte, Heilige, reiche ich die ehebrecheriſche Hand zum Bunde? —

Der Wahnſinn ſpricht aus meiner entflammten Bruſt.

Es iſt alles verloren. Ich flehe dich an zu leben, und dein Leben iſt mein Tod! — In blinder Wuth faſſe ich meine Ketten, ich will ſie brechen — ſie brechen nicht. Gefeſſelt liege ich im Abgrund, indeß das einzig ſüße Glück in weiter Ferne dahinzieht.

Arthur, ſie iſt nicht mehr! — Ewig iſt ſie für mich verloren! — Mein Glück, meine Liebe, mein Leben deckt ein Grab! —

Ach, Freund, meine Seele leidet. Ich habe verloren, was ich ewig retten konnte. Was kann der Inhalt der Tage ſeyn, die jetzt noch kommen ſollen?

Du erhältſt kein Schreiben von mir, wenigſtens in langer Zeit nicht; ich bin ſo tief erſchüttert, ſo über alles Maß hinaus elend und ohne Hoffnung, daß mein Herz jedes, auch das wärmſte Vertrauen von ſich ſtößt. Blind gehorchen will ich dem ſtrengen Gotte, der fortan über meine Tage gebietet.

Die tiefſte Einſamkeit iſt meiner Seele das weichſte Kleid; von ihm geſchützt, kann ſie ihre Wunden bergen und heimlich an ihrer Heilung arbeiten. In der Einſamkeit und Stille erſcheint auch ſie wieder lebendig meinem Herzen, dann ſteht ſie vor mir und zürnt mir nicht, und ich darf anbetend zu ihrer reinen Stirn emporſchauen. O dieſe goldnen Stunden erhalten mein Leben!

Hat jemals der Himmel peinvoller geſtraft, Arthur? Man überhäuft mich mit Glückwünſchen und — mein Herz bricht. Doch die Fürſtin, Melicerte errathen, was in mir vorgeht. Als ich mich verſtört und furchtſam in den Saal drängte, wo die ſchöne Geliebte unter hohen Blumenſtanden ſchlummerte, da wichen ſie wie heimlich erſchreckt vor mir zurück, und als hätte ich es ihnen geboten, ließen ſie mich mit der Todten allein. O ſie tragen ja alle eine dunkle Schuld im Buſen. Haben ſie nicht überredet, verheimlicht, verläumdet, ewig unruhig und geſchäftig eine verhaßte Thätigkeit hin und her getragen? — Jetzt müſſen ſie ja wohl ihre Werke vor ſich ſehn.

Als ſie aus dem Saale hinaus waren, beugte ich mich unter der Laſt meines Schmerzes. Dieſer Moment zehrte Jahre hinweg.

Am Morgen, es war ein ſchöner heller Morgen, das Kornfeld bog ſich mit reifenden Aehren ſchon nieder, brachten wir ſie zu Grabe. Kein finſtres ſchreckvolles Gewölbe nahm ſie auf, der Frühling forderte ſeine ſchönſte Blüthe zu ſich.

Schone meiner, Arthur, fordre kein Wort mehr.

Die Mittheilungen ſind geſchloſſen, und hiemit auch die Geſchichte des Unglücklichen, der in ihnen einen Troſt fand. Die Geſchichte einer Liebe wie dieſe, wo das Herz, an ſeiner eigenen Kraft und Stärke verzweifelnd, im letzten entſcheidenden Moment, im Moment des ſchmerzlichen Verluſtes, das volle, überſtrömende Bewußtſeyn ſeiner Allmacht, doch ach, zu ſpät erkennt, iſt zu erſchütternd, als daß ſie anders wie mit einem kurzen ſchneidenden Wehelaut endigen könnte. Ein durch innern Zwieſpalt und Irrungen zerriſſenes Gemüth ſtrebt mit vergeblicher Leidenſchaftlichkeit die Räthſel des Geſchickes zu entwirren; nur dunkler ziehn ſie ſich vor ſeinem Blick zuſammen, und jagen endlich dem Fliehenden mit allen ihren Schrecken nach.

Es mag genügend ſeyn zu bemerken, daß Robert Graf von St. Cyr mehrere Jahre hindurch ſich auf Reiſen befand, die jedoch weder ſeine Seele erheiterten, noch ſein Herz erfriſchten. Eine unglückliche Ehe trübte ſeinen dunkeln Himmel noch mehr; er trennte ſich von Melicerten, ohne daß er ihr Vorwürfe machte. Seit Galatheens Tod hatte ſein Herz jede leidenſchaftliche Regung verlernt, er hielt ſein inneres Leben, das Maß der Erfahrungen für abgeſchloſſen. Kunde hiervon gibt ein Brief, den er fünfzehn Jahre nach jenen erſchütternden Ereigniſſen an den Prediger, ſeinen frühern Erzieher, ſchrieb; er möge hier als Schluß dieſer Geſchichte ſtehen:

Sie ſchieden einſt erbittert und gekränkt von mir, ehrwürdiger Freund; ich trug Schuld gegen Sie — ihr Eifer war gerecht — jetzt, da die Menſchen mich verlaſſen haben, die Glücklichen unter ihnen mich fliehen, jetzt öffnen Sie mir eine Freiſtatt, Sie, der Strenggläubige, dem abgefallenen Glaubensgenoſſen! — Wohl muß der bunte, eitle Schimmer irdiſcher Begehrlichkeit von mir gewichen ſeyn, wohl muß ich Ihnen jetzt reiner, geläuterter erſcheinen, ſonſt hätten Sie dieſer Annäherung mich nicht für würdig gehalten.

O Freund! darf der in Ihren Mauern hauſen, der einſt Gift in die reinſte, ſchönſte Seele goß? —

Zürnen Sie, Ihr Zorn thut mir wohl. Erſinnen Sie keine Gründe, um mich freizuſprechen. Mag es immerhin ſeyn, daß der Pater im Bunde mit jener Fürſtin, im Bunde mit dem Weibe, das ich mein nennen muß, obgleich ſie mir völlig fremd iſt, mich verlockten, Religion und Liebe zu verlaſſen — konnte es ihnen gelingen, wenn er nicht zugleich im Bunde war mit dieſem begehrlichen, leidenſchaftlich verblendeten Herzen, mit dem finſtern Geſchick, das mich verfolgt? — Und der Pater, obgleich Schwärmer und Eiferer, iſt dennoch innerlich wahr; dem Glauben, den er mir gegeben, bleibe ich treu. Ich finde Befriedigung darin, die heilige Liebe jener ſtürmiſchen Tage in die klare, ſichere Stille eines Büßerlebens hinüberzutragen. Ein Kloſter in einſamer Gegend hat mich aufgenommen, indeſſen ſie, die ſich wider Willen an mich gekettet fühlt, das geräuſchvolle Leben der Welt aufſucht. Ihr Anblick demüthigt mich, ſeitdem ich weiß, was ich nie hätte erfahren ſollen. Sie war, indeß ſie ſich mir zuſagte, dem Prinzen verkauft, und verführte Stephan. Der Erſtere befand ſich im Schloſſe in geſpenſtiſcher Maſke vermummt, indem er den verſtorbenen alten Fürſten ſpielte. — O Freund, und all dieſes unwürdige Treiben, dieſe Schattengeſtalten mit ihrer Lüge und ewigen Unruhe durften mir die Geliebte verdecken, die, troſtlos, die Bezauberung nicht zerſtören zu können, dem unglücklichen Freunde im Tode ſelbſt nicht zürnte. — Nein, Galathee hat mein Herz nicht verdammt, ſie iſt nicht zürnend von mir geſchieden, ich weiß es. Nichts ſoll mir dieſen Glauben verletzen und rauben: Galathee iſt mein! — Darf ich bei dieſer Zuverſicht mich nicht beruhigen? — Hätte ich eine Seele wie die meiner ſchönen Geliebten wirklich zu beſitzen verdient? — O wie grauſam, wenn nun das Leben uns entzweit, geſtört, gemartert, dann wieder neckiſch geliebkoſ't, und endlich mit entweihetem Herzen auseinander geworfen hätte! — Nein, Ruhe, Ruhe dieſer Bruſt! Sie liebte, der Freund verrieth ihr Herz — ſie ſtarb; jetzt, ein freundlicher Engel liebt ſie nur, und der Freund, der geprüfte, geläuterte, iſt ihrer wieder würdig.

Können Sie ſich mit dem Bilde eines ſtrengen Religioſen meines Glaubens vertraut machen, ſo beſuchen Sie mich. In einer Zelle eingeſchloſſen, die nur den nothdürftigſten Bedürfniſſen des Lebens Raum gibt, und in deren Stille eine heilige düſtre Erinnerung mit den Bildern einer ernſten Andacht ſich vereinigt, will ich Sie empfangen. Ein ſchattenreicher Kloſtergarten wirft kühlende Schleier über die Seele des einſam Wandelnden. Still am Abhang, wie im Thal des Friedens, liegt ein Dorf, weiter hinunter am Fluß ein Wallfahrtsort und ein Kirchlein. Das iſt meine Welt! —

Doch der ſtrenge Gott in meiner Bruſt iſt hierdurch nicht beſänftigt. Wenn ich allen Pflichten des Ordens Genüge gethan, ſo findet mich die ſpäte Mitternacht noch mit dem empörten Bewußtſeyn kämpfend. Strömende Thränen ſpotten die erkünſtelte Ruhe hinweg; der Allerbarmer zeigt mir ſein Bild, unter ewigen Schmerzen blutend, und die geſchwungene Geißel verwundet dann meinen Leib; geröthet von meinem Blute ſind die heiligen Stufen des Altars. — O dann ſinkt der ſchmeichelnde verächtliche Reiz der Sinne vor meinem Blicke nieder, dann endlich ſtirbt die wilde Flamme, die alles um mich her mit blendendem, aber trügeriſchem Licht erleuchtete; ich lerne eine Ruhe kennen, die der Ruhe des Grabes, wie wir ſie hoffen, an Süße und Befriedigung nichts nachgibt.

Neben der Geißel wahre ich — Galatheens Fächer. Das Pfand meiner glühenden Liebe, meiner Verirrungen, meiner Schmerzen, es ſoll nicht mehr von mir ſcheiden. Leben Sie wohl, und denken Sie meiner in Mitgefühl und Frieden!

Schiffer-Sagen.

Geſammelt

von

A. von Sternberg.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Dem Fräulein

Julie von Ungern-Sternberg

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Inhalt.

Seite
Einleitung 5
Der arme Thoms oder die verſunkene Stadt ... 15
Die rothe Perle 43
Meerlilie 83
Der Wetterbeſchwörer 133

Schiffer=Sagen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Dieſe kleinen heitern Bilder verdanken ihre Entſtehung einer trüben Zeit. Die Straßen, ſo wie die meiſten Häfen Europa's waren geſperrt, die Communikation gehemmt, und alle Welt in Furcht vor einer geheimnißvollen, drohenden Krankheit, die ihre Schrecken langſam zu enthüllen begann. Man ſah Züge von Flüchtlingen überall den ſich zuſchließenden Thoren der Städte, den geſperrten Häfen enteilen, um einen Zufluchtsort in den glücklichen, noch vom Uebel befreiten, Ländern zu ſuchen, wo man ſie nicht gerne aufnahm und ſie mit Argwohn und Scheu beobachtete. Eine lange Zeit hindurch war jeder freie Geiſtesverkehr, jeder geſellige Genuß geſtört und getrübt. Wer ſich von der großen unruhig wogenden Maſſe abſondern, und dadurch einen wenn auch nur geringen Beſitz von Heiterkeit und Gemüthlichkeit ſich ſichern konnte, fühlte ſich glücklich.

So mag ſich der geneigte Leſer auch die Geſellſchaft denken, die, von einer nordiſchen Hauptſtadt kommend, auf einem großen ſchönen Schiffe ſich zuſammen fand, um ſich nach Deutſchland herüberzuretten. Auch Flüchtlinge, auch von dem Verlangen beſeelt, dem Elende auszuweichen, aber zugleich mit dem feſten Entſchluſſe, Gedanken und Sinn ſo viel wie möglich davon abzuwenden. Man ſah den Anker lichten, ohne viel zu fragen, wohin die Fahrt ginge, man vermied Plane zu machen, weitläufige Anordnungen zu treffen; denn man wußte ja nicht, wie viel einem noch von dem nächſten Tage gehöre. Eile war das erſte Geſetz; was dieſe begünſtigen konnte, kam gelegen, und Jedermann glaubte erſt dann freier athmen zu können, als die Thürme der Stadt allmählich am Horizonte verſanken.

Bald ſah man ſich nun in der grenzenloſen Waſſerwelt allein, und das Schiffsleben, ebenſo eigenthümlich und ſcharf begrenzt als das Leben in der Wüſte, begann ſich auszubilden. Das erſte Geſetz auf den ſchwankenden, ſchwimmenden Brettern iſt, ſich aneinander anzuſchließen. Nirgends iſt gewiß ein Menſchenhaſſer übler daran, als auf dem Schiffe; es gibt für ihn keinen Ausweg, er muß entweder ſein finſteres Syſtem aufgeben, oder ſich kurzweg über Bord in die Wellen ſtürzen; denn hat man ſich gemieden, verfolgt, verläſtert auf dem feſten Lande: zur See, die enge Kajüte, ein wenig ſtürmiſche Bewegung, und Alle werden zu Paaren getrieben. Hiezu kam noch, daß die Geſellſchaft die Nothwendigkeit fühlte, da aus einer kurzen Reiſe durch widrige Umſtände eine recht lange wurde, ſo ſchnell als möglich ſich mit einander zu verſtändigen und zu ſetzen, und erſt als dieſer chemiſche Prozeß der Maſſe entſchieden war, bildeten ſich die Elemente eines leidlichen Zuſammenlebens. Zwei gleich ſtarke Feinde konnten jedoch auf keine Weiſe beſiegt werden; dieſe waren, trotz aller Philoſophie die man dagegen anwendete, die Furcht vor der Peſt, die in der Zukunft drohte, und die Seekrankheit, die in der Gegenwart plagte. Wer auch nur flüchtig mit dieſem Uebel bekannt geworden, kann ſchon hinlänglich beurtheilen, wie es dem unglücklichen Opfer ergehen müſſe, welches das Unthier mit der ganzen Schärfe ſeinen Klauen anfällt. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß man dahin gelangen kann, ſich in den peinigendſten Momenten dieſer fürchterlichen Krankheit den Tod herbeizuwünſchen. Hülflos liegt der Unglückliche in dem engen, ſargartigen Bette, und jede Bewegung des Schiffes macht ſich ihm fühlbar durch Marter, als löſten ſich die Bande des Körpers und der Seele. Man glaube nur nicht, daß Faſten und Ruhe gegen das Uebel ſchützen; je mehr Bewegung, je beſſere und reichlichere Mahlzeiten, für deſto geſicherter darf man ſich halten. Dieſe Grundſätze wurden auch von der Geſellſchaft ausgeübt. Das ziemlich geräumige Verdeck, auf dem man ſo viel als möglich ſich des Gepäcks entledigte, gab einen Spazierplatz her, auf dem von der erſten Morgenfrühe bis tief in die Nacht ſich die bunten Gruppen auf und nieder bewegten. Kaffee- und Theetiſchchen, ſo wie ſonſtige umſtändliche Niederlaſſungen einiger bequemen Gäſte wurden durchaus nicht gelitten; man zerſtörte grauſam und unerbittlich dieſe gemüthlichen Etabliſſements, wo man ſie nur entdeckte; denn abgeſehen von dem Zweck der Spaziergänger, mußte auch der Platz frei erhalten werden für die Bälle und Maskeraden, die Nachts angeordnet wurden. Dieſe Feſtlichkeiten waren beſonders in ihrer Art und durchaus phantaſtiſche Schöpfungen. Man denke ſich unſere Argo, wie ſie durch die nächtlichen Fluthen mit ihren rauſchenden, ſprühenden Rädern, mit dem dampfenden, kochenden Athem, den ſie aus dem Innern emporwirbelt, dahin fährt, vom Nachtwind umſpielt, der vergeblich die Segel ſucht, die er ſchwellen möchte. Auf dieſem Schiffe nun, das durch Zauberei fortgetrieben wird, bewegt ſich ein ebenfalls verzaubertes Völkchen beim Scheine bunter Lampen toll durcheinander. Die Violine des Bootsmanns kreiſcht ihre wilden Töne, eine übelgeſtimmte Klarinette fällt ein, und es ſtellen ſich die Paare zum Contretanz einander gegenüber. Allein das ſind nicht die zierlichen Geſtalten, wie ſie wenige Wochen zuvor noch in den Sälen der Reſidenz geglänzt haben, nicht die friſchen, lächelnden Mädchengeſichter, die damals alle Blicke auf ſich zogen — nein, übelfriſirte, todtblaſſe Köpfchen, in denen der ganze heilloſe Schwindel der Seekrankheit ſpukt, blicken aus der Maskenumhüllung hervor, ſie ſtürzen und fallen auf einander zu, Gelächter und Geſang erſchallt, die Fiedel kreiſcht immer lauter, die Verwirrung wird immer ärger; endlich ſinkt Alles erſchöpft nieder, ein Theil auf die Bänke, ein anderer auf die Tonnen und das Gepäck umher, die bunten Lampen verlöſchen, und wie das nächtliche Heer der Kobolde beim Beginne des Tages, verſinkt die Geſellſchaft in die Unterwelt der Kajüte.

Von dieſen verzweifelten Luſtbarkeiten ſich abwendend, zogen Einzelne es vor, an einem entfernten Plätzchen, gelehnt an die Bruſtwehr, hinauszuſchauen auf das grenzenloſe nächtliche Element, wie es vom Monde ein ſpärliches Licht empfängt. Das iſt ein Gemälde, das die Seele heftig ergreift. Das Auge wird nicht müde, dem geheimnißvollen Spiele zuzuſchauen, welches Mondlicht und Welle mit einander treiben, unbekümmert um menſchliche Thorheit und Mühen. Zu ſolchen einſamen Beobachtern geſellt ſich dann wohl ein müßiger Matroſe, es kommen zwei, drei herbei, und man erzählt ſich Geſchichten. Der Araber auf ſeinem Ruheplatz in der Wüſte, und der Matroſe auf ſeinem Schiffe ſind treffliche Mährchenerzähler. Vor ihnen ausgeſpannt liegt das geheimnißvolle Element, die Heimatwelt ihrer Wunder, in Ruhe da, das Grauſen und Entſetzen ſchlummert, und nur im halbleiſen Ton der bewegten Seele des Erzählers zittern die wilden Gefahren und Abenteuer vergangener Tage. Wer wollte ihren Berichten den Glauben verſagen, wer an ihren Ausſprüchen zweifeln, wenn man unter ſich die geheimnißvolle Welle rauſchen hört, wenn das Auge, ſo weit ſeine Kraft trägt, nichts als Himmel und Meer ſieht und eine unbekannte Welt mit allen ihren Schrekken uns umlagert hält? Gewiß, wer ein Mährchen in einer ungläubigen Geſellſchaft, bei [illegible], Lichtern und Geräuſch erzählt, mag ſeine ganze Kunſt aufbieten, mag ängſtlich die Gegenſtände wählen und anordnen, damit der beabſichtigte Eindruck nicht verloren gehe, wer aber um

Mitternacht am Bord eines Schiffes erzählt, erzählt immer gut. So hätte, wer die Matroſen unſers Schiffs anhörte, ſchwören mögen, er ſehe Leute vor ſich von der äußerſten Wichtigkeit. Da war Keiner unter ihnen, der nicht wenigſtens zwei oder drei Reiſen in unbekannte Meere, gefahrvolle Abenteuer auf noch nie genannten Inſeln unternommen und beſtanden hätte. Es gab unter dieſen Edlen mehr als einen Columbus, und wenn die Erzählungen beendet waren, ſo erſtaunte man über das Gewicht der Achtung und Bewunderung, das man ſo vielen unerhörten Talenten und verborgenen Großthaten ſchuldig wurde. Beim Lichte des Morgens beſehen, nahmen ſich freilich die Berichte um vieles anders aus; die Erzählungen eines Mannes jedoch blieben immer dieſelben, immer gleich geheimnißvoll, anziehend und in ihrer Art wahr. Dieſen Mann nun, der ein ziemlich anſehnliches Vermächtniß uns übertragen hat, müſſen wir zum Dank etwas näher in's Auge faſſen. Er hieß Claas, und obgleich er wohl noch einen andern Namen geführt haben mag, ſo hörte man ihn doch nur bei dieſem rufen. Seine ſtarke, unterſetzte, aber dabei doch bewegliche Geſtalt ließ den reſoluten Seemann in ihm ſehen, hiezu paßte auch ſein rohes, ſonnenverbranntes Antlitz; er benahm ſich völlig anſpruchlos, er that, was ihm zu thun oblag, ſeine Kameraden hatten ihn gerne, und nur hie und da hörte man über Claaſens Trägheit und Hang zur Träumerei klagen. Allein wie ſollte der Mann ſich nicht bisweilen dem Nachdenken und Grübeln ergeben, deſſen Familie und er ſelbſt im engen Conflikt mit Geſpenſtern geſtanden? Schon allein was Claaſens Muhme erlebt hatte, war genügend, um ein ganzes Menſchenleben zu verdüſtern, nicht einmal der andern auffallenden Begebniſſe in der Familie zu gedenken. Hätte unſer Freund in die Weiſe ſeiner radotirenden Kameraden einſtimmen wollen, ſo wäre es ihm ein leichtes geweſen, ſich den oberſten Rang unter den Improviſatoren des Schiffs anzueignen, allein er trachtete nicht nach dieſer Ehre. Dagegen ſuchte er ſich mit Einſicht ſeine Zuhörer heraus, die er ſofort zu Eingeweihten ſeiner Mährchenwelt machte. Von dieſen litt er nun durchaus weder Zweifel noch

Einwendungen; wie alle leidenſchaftliche, für ihr Syſtem begeiſterte Schwärmer, wollte er mit blindem Glauben und Bewunderung aufgefaßt ſeyn. Wir, die wir zu den Auserwählten gehörten, gaben ihm dieſe Forderung zu, und in der That erſchien uns Claas als ein Mann, der wohl allenfalls mit den Geiſtern der Tiefe in einem vertrauten Verhältniß ſtehen konnte. Mit ſeiner dunkeln, unbeweglichen Geſtalt, bekleidet mit der weiten Schifferhoſe und dem blutrothen Jäckchen, repräſentirte er würdig das alte myſteriöſe Element, dem er von ſeiner früheſten Jugend auf gedient, und das ihm nun im langen Umgange alle ſeine wunderlichen Heimlichkeiten vertraut hatte. Ja, Claas war wohl gar ſelbſt einer der alten Seekönige, von denen er erzählte, und ſeine Muhme war eine Meerfee, und weil Beide, der Himmel weiß aus welchem Grunde, auf uns zürnten, wurden wir endlos und unter Mühſeligkeiten aller Art auf der weiten Meereswüſte in die Irre geführt.

Jetzt, da die Drangſale jener Tage vorüber ſind, da das, was damals die Gemüther ängſtigte und ſchreckte, faſt ganz vergeſſen iſt, liegen dem Schreiber dieſes noch die Mährchen im Gedächtniß, die er damals in einer ſtürmiſchen, mondhellen Nacht auf der Höhe von Kopenhagen aus Claaſens Munde vernahm. So wie dort, ſtürmt es auch jetzt an die Fenſter, unruhig durchbricht die Mondſcheibe das eilende Wolkenheer, aber im Zimmer iſt es ſtill und friedlich, die Flamme lodert im Kamine, und ferne rauſchen die Schrecken der endloſen Waſſerwüſte.

Doch auf dem dunkeln Grunde hebt ſich der leuchtende Sagenteppich, behaglich breitet ihn die Hand des Einſamen aus, und er ſucht ſich aus dem Gewirre bunter Figuren die liebſten Gruppen heraus. So erſtehe denn auch wieder neu vor unſern Blicken, du alter Seekönig Claas, du Phantaſus des Meeres, und bringe deine verſunkenen Schätze auf den geſelligen Markt des Lebens. Wer weiß es, vielleicht ſteht unſerm greiſen Welttheil das Schickſal bevor, mit ſeinen Schätzen und Zaubern, mit ſeinem ganzen Reichthum hinabzuſchwinden in die Tiefe, und der alte, heilige Meeresboden mit ſeinen verhüllten Wundern und Städten ſteigt dagegen als neue Welt ans Licht der Sonne; denn immerdar tauſcht ſich Geheimniß gegen Geheimniß, und das Reich der Wunder wird nie abgeſchloſſen.

Der arme Thoms

oder

die verſunkene Stadt.

Am Geſtade des nördlichen Meeres lebte vor langer Zeit ein Fiſcher, den die Leute im Dorfe nur den armen Thoms nannten. Er ſelbſt wollte indeß nicht eingeſtehen, daß er arm ſey, denn er war zufrieden mit einer baufälligen Hütte, die er ſein Eigenthum nannte, und die nothdürftigſte Nahrung wurde ihm, ohne daß er darum zu ſorgen brauchte, aus dem Dorfe täglich gebracht. Beſondere Bedürfniſſe hatte er nicht, und wenn dieſe auch da geweſen wären, ſo hätte er ſie lieber unterdrückt, als daß ſie ihn gezwungen, ſeine Hütte und den Platz dicht am Meere zu verlaſſen, ſo leidenſchaftlich liebte der Alte die Nähe und den Anblick des freien Elements. Deſſenungeachtet ſah man ihn doch ſelten mit ſeinem kleinen Fiſcherkahn ſich hinauswagen, aber öfters fand man ihn am Ufer ſitzend, beſonders an ruhigen Abenden, wo denn ſein Blick ſehnſüchtig auf die in Farbe und Bewegung ſtets wechſelnde Weite gerichtet war. So einſam hatte er jedoch nicht immer gelebt, ſeine Jugend, ſo wie auch ſein ſpätes Mannesalter waren unter mannichfaltigen, zum Theil gefährlichen Reiſen und Unternehmungen hingegangen; hievon hatte er ſich Manches ſeinem Gedächtniß beſonders eingeprägt, und pflegte es Sonntags, wo die Fiſcher mit ihren Weibern ſich öfters zu ihm geſellten, in vertraulicher Mittheilung zu erzählen. Die muntere Jugend im Fiſcherdorf fand Mittel, auch an andern Wochentagen Thomſens Erzählungen anzuhören, wogegen die Aelteren und Erfahrneren zürnten, und zwar, weil ſie wohl ſahen, daß der ſeltſame Greis öfters Geſchichten vorbrachte, die die Phantaſie der Jünglinge ſchwärmen machten, ſo daß die tüchtigſten Burſche das alltägliche Werk verſäumten, indem ſie über ein Mittel grübelten, die wunderſamen Schätze aus den Mährchen des armen Thoms zu erbeuten. Eine der liebſten Geſchichten des armen Fiſchers war aber die von der verſunkenen Stadt.

Ziemlich weit in die offene See hinein konnte man nämlich bei hellem Wetter auf dem Meeresgrunde Gegenſtände deutlich gewahr werden, die, ſeltſam geformt, ſchon ſeit Menſchengedenken für die Trümmer einer alten verſunkenen Stadt gegolten hatten. Der einſame Fiſcher, der heimkehrend dieſe Stelle des Meeres zu befahren hatte, konnte ſich des Grauſens nicht erwehren, dachte er an die dunkeln Sagen von den Spukgeſtalten der Meerſtadt, die hin und wieder waren geſehen worden. Dazu kam der Umſtand, daß das Waſſer hier ſelten ruhig war und nicht weit entfernt ein finſteres Felſenriff hervorſtarrte, an dem ſchon manches unkundige Fahrzeug geſtrandet war. Früher hatte ein reiches Dorf am Strande geſtanden, allein es war verlaſſen worden, und einſame Trümmer zeigten noch ſeine Stelle; des armen Thoms Hütte ſchien die einzig übriggebliebene.

Es war eines Abends, als die Arbeit früher als gewöhnlich ruhte und das Vorgefühl des morgenden Feſttags zahlreichere Gruppen um die Hütte Thomſens gelockt hatte. Der Erzähler ſaß heiter im Kreiſe ſeiner Zuhörer. Ein paar fremde Fiſcher brachten den Alten auf ſeine frühere Thätigkeit und befragten ihn, ob er ſich nicht jetzt noch aus der behaglichen Ruhe manchmal hinausſehne.

Thoms ſchüttelte das Haupt. „Nein, meine Freunde,“ entgegnete er, „die Welt iſt für mich beſchloſſen und geendet; ich habe ſchauen dürfen, was nicht jedem blöden ſterblichen Auge zu ſchauen vergönnt iſt, ich bin zufrieden. Glaubt mir, wenn ich ſo vor meiner Hütte ſitze und die Natur rings um mich ſtille iſt, der Mond über dem Gewäſſer ſchwebt, und die Nachtkühle ſo recht innig durch meine Bruſt zieht, da keimen in mir unendlich ſüße Schauer, ſelige Träume; ich bedarf der äußern thätigen Welt nicht. Das alte Land der Wunder thut ſich auf, die graue Meeresfläche vor mir wird wie ein bunter Teppich im Nu mit den köſtlichſten Geſtalten der Fabelwelt geſtickt. Ich ſehe Magelonen vorbeiſchiffen, wie ein grauſes Geſchick ſie fern von den Geliebten treibt, das reiche Zauberſchiff Argo mit ſeinen tauſend und aber tauſend Kriegern und Sängern rauſcht in die Nacht dahin, Geſänge und Farben tauchen auf und nieder, zwiſchendurch lauſchen aus der alten Wiege des Ungeſtüms die Meerwunder herauf, ich höre ihr jedem Andern unverſtändliches Geſpräch, wie ſie von den Schätzen der Tiefe erzählen, von dem was unten begraben liegt und

Ewigkeiten hindurch verborgen ausdauert. Mitten unter dieſen Gebilden und Herrlichkeiten ſinkt dann wieder eine ſo ſelige Befriedigung und Stille in meine Seele, ich weiß und fühle, daß Alles nur Traum iſt, daß der ſterbliche Menſch nur in Frieden und Beſchränkung Ruhe findet, und mein Plätzchen am Meeresſtrande iſt mir dann lieber als ein Ehrenſitz in der koſtbaren Argo unter Zauberern und Sängern.«

»Ja wohl ſeyd Ihr ein Träumer, Thoms,« nahm einer der fremden Schiffer das Wort; »von den Herrlichkeiten, die Ihr eben geſchildert habt, iſt uns nie das Mindeſte in Sinn und Gedanken gekommen.«

»Ei, ei,« rief ein Anderer, »unſer alter Gevatter könnte, wenn er wollte, uns noch viel wunderbarere Dinge erzählen. Iſt es doch genugſam bekannt im Dorfe, daß einſt die Seegeſpenſter ihn hinuntergeführt, haben in die alte Meerſtadt, und daß er von dort ein koſtbar Kleinod mitgebracht hat.«

Der Kreis rückte bei dieſen Worten näher heran. — Ein ſanfter friſcher Abendwind kam vom Meer her und hob die weißen Locken am Haupte des Greiſes, der ſtill und ſinnend vor ſich hinſah, als überdenke er längſtvergangene Zeiten; indeß ward er mit Fragen und Bitten beſtürmt, ſein Abenteuer zu erzählen. Endlich erwiderte er unmuthig: „Ihr fragt alle doch aus eitler Neugier, und wie wollt Ihr da, daß ich ein ſtilles, wunderſames Ereigniß Euren Blicken entſchleiern ſoll? — Ach, es wird mir doppelt ſchwer, denn ich muß des theuren Jugendgenoſſen gedenken, der auf eine räthſelhafte und grauſenvolle Weiſe mir entriſſen wurde!“

Andreas, ein junger Fiſcher, der dem Greiſe zur Seite ſaß, rief: „Erzählt, Vater, und thut Ihr es nicht der Menge zu Gefallen, ſo geſchehe es uns zur Freude; Ihr wißt wohl, dieſe Bitte dürft Ihr uns nicht abſchlagen.“

„So mag's denn geſchehen,“ entgegnete Thoms, „doch ſoll Keiner mir das Ereigniß auf ſeine Weiſe deuten und verkümmern wollen.“

„Seht, ich war ein Burſche von zwölf Jahren als ich mit meinem Vater hieher in die Gegend zog. Er beſtimmte mich zu ſeinem Gewerbe, und ich, indem ich frühzeitig in der Nähe des Meeres und der gewohnten Verrichtungen aufwuchs, lernte mich bald thätig und tüchtig erweiſen. Was ich bin, habe ich dem heiligen Element zu danken, das wir dort vor uns ſehen. Im Innenlande verkümmert der Menſch, am Meeresſtrande bleibt er jedoch immerdar friſch und thätig. Mein Vater, der mein Treiben mit Luſt anſah, ließ mir Freiheit, und oft zog ich mit ſeinem beſten Kahne weit, weit hinaus, ſo daß ich das Ufer kaum mehr ſehen konnte. War ich dort draußen, von keinem menſchlichen Laut mehr erreicht, ſo zog ich die Ruder in's Boot, mich ſelbſt legte ich an den Boden zurück, und indem das Fahrzeug ſo mit mir in's Grenzenloſe hinein wogte, langte mein Auge oben beim Zuge der Wolken an, wie ſie in ganzen Schaaren wunderbar eilig und geſchäftig ihren Weg dahinflogen. War ich dieſes Spiels müde, ſo bog ich mich über den Rand des Kahns und ſuchte nun wieder die Tiefe zu durchdringen, indem ich hoffte, Zauberpalläſte und Kryſtallſchlöſſer, von denen ich gehört hatte, zu entdecken. — Wie wurde mir nun, meine Freunde, als ich eines Tages, dort über jener berüchtigten Stelle ſchwebend und hinunterſchauend, wirklich den Giebel eines Hauſes tief unter mir erblickte! Ich rieb mir die Augen, weil ich glaubte, das anhaltende Schauen habe ſie geſchwächt, doch das Bild blieb da, ja es trat jetzt eine ganze Straße hervor; ich konnte auf einen einſamen, ſtillen Marktplatz ſchauen, in ein wunderſames träumeriſches Gäßchen, wo die dunkeln Häuſer nah aneinander ſtanden, und wo Niemand ſich zeigte, der hindurch ging. Es war, als gäbe es einen Sonntagmorgen unten und Alles ſäße ſtill zu Hauſe beim Predigtbuch. Meine ganze Seele war durchdrungen und erſchüttert — ich ſah und ſah –– und wollte immer mehr ſehen, da trübte ſich plötzlich der Meeresboden, ein dünner Schleier flog über das Wunder und deckte es zu.«

»Es war ſpät, als ich nach Hauſe kehrte; mein Vater, dem ich das Erlebte erzählte, ſchalt mich heftig über meine Kühnheit, ſo allein mich hinauszuwagen; er verbot mir ernſtlich, jemals wieder ohne ſeine Erlaubniß einen Kahn zu lenken; von der wunderſamen Stadt wollte er vollends nichts wiſſen, und ich mußte meine Bilder und Träume, die mich beglückten und aufregten, in meine Bruſt verſchließen. Ich vermochte dieſes nur auf kurze Zeit; bald vertraute ich mich einem jungen Burſchen meines Alters, mit dem ich immer gute Kameradſchaft hielt, und der auch nicht wenig erſtaunt und begeiſtert war. Wir machten den Plan aus, ſobald es ſich irgend ihm ließe, uns eines Kahns zu bemächtigen und hinauszuſchiffen."

„Als wir eines Abends hierüber ſprachen und an dem großen Steine ſaßen, den Ihr dort ſehen könnt — er iſt jetzt durch die Zeit tiefer in den Boden geſunken — da ereignete ſich, was ich euch jetzt beſchreiben will. Es war bereits Nacht geworden, das Meer ging hoch und warf ſchäumende Wellen mit Geräuſch aus; ein Nebel ſchwamm auf den Gewäſſern, und wir verbargen uns unter eines der großen Boote, die auf dem Strande lagen. Hier nun, im ſichern Verſteck, erzählte ich von der geheimnißvollen Stadt und ihren Wundern. Mein Kamerad war ganz entzückt. „Ach," rief er, „wenn wir nur einmal in dieſe Stadt kommen und dort durch die wunderſamen, einſamen Straßen wandeln dürften, oder gar in die Häuſer eindringen, wo ſeit Jahrhunderten die hübſchen Mädchen verlaſſen ſchlummern müſſen; wie wollte ich ſie aus dem Schlafe wecken, daß ſie, ihre goldnen Locken ſchüttelnd, mich verwundert und ſüß lächelnd anblicken ſollten, nicht wiſſend und begreifend, wo ich her gekommen ſey; alsdann würden ſie mir herrliche Schätze in Menge geben, und ich wäre der reichſte Mann der Welt.« — »Hanny!« rief ich dagegen, »das ſind gotteslaͤſterliche Reden, weißt Du denn nicht, daß, wie der lahme Chriſtian im Dorfe ſagt, jene dort unten zur Strafe verbannt ſind in die Tiefe?« — »Geh mir!« entgegnete er, »ein ächter Seemann ſoll keine Furcht im Herzen kennen, ſonſt iſt er nicht mehr werth, als daß die Haifiſche ſich mit ihm den Rachen füllen.«

Indem wir ſo ſprachen, war der Mond aufgegangen, und ſchien trüb durch die Nebel auf das helle Sandufer vor uns. »Thoms, ſieh doch!« rief Hanny eilig und verſtört, »wer ſind jene Leute, die noch ſo ſpät dort am Ufer herumſpazieren?« Ich erhob mich, doch konnte ich keinen Schritt vorwärts machen, ſo ſeltſam wurde mir zu Muth, als ich den Blick hinaus richtete und er die Geſtalten traf, die nicht weit von uns langſam dahin wandelten. Es war ein Mann und eine Frau, beide in eine Tracht gehüllt, die wir nicht kannten. Er trug ein ſchwarzes Kleid mit einem hohen ſpitzigen Hut, und ihr floſſen lange ſchleppende Gewänder, die wie Silber ſchimmerten, um den Körper. Sie gingen ſtill neben einander, und als ſie ſich nun umkehrten, ſchienen ihre bleichen Geſichter ſeltſam durch den Nebel;

langſam hoben ſie ihre Arme und winkten uns heran. Wir hielten einander feſt umſchlungen, Keiner wollte dem Winke folgen. »Hanny,« lispelte ich leiſe, »gewiß ſind dies Leute aus der verſunkenen Stadt.« Mein Kamerad winkte mir zu; wir blieben ſtill, den Blick auf die Erſcheinung gerichtet; bald darauf ſahen wir ſie im Nebel verſchwinden, und es war, als nähme das Meer ſie auf; ich glaubte noch lange den ſpitzigen Hut des Mannes aus den Wellen hervorragen zu ſehen.

Zu jener Zeit traf in unſerm Dorf ein fremder Spielmann ein, der die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich zog. Er kam aus Böhmen, ſeine Kleidung, ſeine Rede waren fremd, und uns Knaben erſchien der lange Mann mit dem wilden ſchwarzen Barte im bleichen Geſichte abſchreckend und unheimlich. Er verweilte in unſerm Dorfe einige Zeit, und hatte, da gerade ein ländliches Feſt viele Gäſte herbeilockte, einen bedeutenden Erwerb, indem er zum Tanz aufſpielte, und es war wohl auffallend, daß, ſo wie die Pfeife des langen Böhmen erklang, ſich Jung und Alt wie von einer unaufhaltſamen Tanzluſt befallen zeigte. Es entſtand Scherz und Gelächter, wenn ſich ſchwere, unbeholfene Leute leidenſchaftlich in den Reihen miſchten und nicht eher aufhören mochten, als bis ſie athemlos hinſanken, dagegen wurden andere, auch die ſanfteren Naturen, zu einer widerlichen Zankſucht aufgeregt, ſo daß es ausgemacht ſchien, eine luſtige Geſellſchaft, wo der lange Böhme aufſpiele, könne ſich nur mit Zank und Schlägen endigen. Dies erregte Aufſehen, der böhmiſche Spielmann wurde verrufen als einer, der mit böſen Geiſtern im Bunde ſtehe, und ſeine Pfeife als ein ſolches Zauberinſtrument angegeben, auf deſſen Ruf ſich die Geiſter ſammelten. Wir jungen Burſche, bei denen man eben keine Zauberei von nöthen hatte, um ſie zu Scherz und Muthwillen, gelegentlich auch zu Händeln aufzuregen, hörten dergleichen Beſchuldigungen geduldig an und ſchloſſen uns wohl gar, als wir uns mit des Böhmen Geſtalt mehr verſöhnt hatten, ihm näher an, indem wir mit ihm in's Land hinein, durch Wieſ' und Wald zogen.

Eines Abends kamen wir mit ihm in eine Schenke, wo er ſich, wie gewöhnlich, bereit finden ließ, zum Tanz aufzuſpielen. Kaum hatte jedoch der Tanz einige Zeit gedauert, als er plötzlich die

Spielweiſe änderte, und einige traurige, durchdringende Töne angab. Die tanzenden Gruppen wußten nicht, wie ihnen geſchah, ſie hörten auf, ſich raſch zu bewegen, und Jeder ſah ſich mit verſtörten Blicken im Zimmer um; dazu ließ ſich draußen plötzlich ein ungewöhnliches Rauſchen und Bewegen vernehmen, ein nächtlicher Sturm wühlte im Laub der Bäume, und hie und da erblickte man mit Entſetzen bleiche fremde Geſichter, die ſich von außen an die Scheiben der Fenſter anlegten. Wir alle wollten fliehen, doch hielt uns eine unſichtbare Macht zurück, wir ſtanden erſtarrt da, und erſt dann kehrte wieder Lebensmuth in uns zurück, als der Spielmann, in die frühere Weiſe eingehend, heitere, lockende Töne erſchallen ließ. Ihr könnt Euch denken, Freunde, wie dieſes Seltſame auf uns wirkte; unabläſſig drangen wir jetzt in den Böhmen, uns in ſeine Künſte einzuweihen, was er uns jedoch immer zürnend abſchlug. Aber Hanny, der noch leidenſchaftlicher betroffen worden, ließ durchaus nicht nach, und wir machten nun zuſammen einen Plan, wie wir die geheimnißvolle Kraft des Spielmanns mit der verſunkenen Stadt in Verbindung ſetzen wollten; denn es war nur zu gewiß, daß des Böhmen Pfeife die Kraft beſaß, die Geiſter heranzulocken und die Feſſeln eines magiſchen Lebens zu ſprengen.

Die Zeit, wo wir unſer Vorhaben ausführen wollten, verſchoben wir nicht lange. An einem beſonders klaren, ruhigen Morgen ruderten wir beide den Spielmann hinaus in die See und hielten wie zufällig auf jener berüchtigten Stelle. Hier erzählten wir ihm nun umſtändlich, was wir erlebt und geſchaut, und da er ungläubig lächelte, wieſen wir hinab auf den Boden des Meeres. Doch wie ärgerlich und beſchämend für uns mußte es ſeyn, daß gerade heute, trotz der Stille und Klarheit des Gewäſſers, ſich die Tiefe verſchleiert hielt; es zeigte ſich unſern Blicken nichts als dunkle Maſſen, denen man keine Form abgewinnen konnte. Der Spielmann ſaß ſchweigend da, und ſah uns abwechſelnd mit ſeinen dunkeln geſpenſtiſchen Augen an. „Liebſter Herr!“ rief ich, indem ich im finſtern Unmuthe nahe daran war, Thränen zu vergießen, „iſt die Kraft, die Euch gegeben, wirklich ſo wundervoll und bedeutend, ſo zeigt es uns hier: nehmt Eure Flöte und lockt die Geiſter längſt vergangener Tage, die hier unten ſchlummern, ſichtbar an's Tageslicht.“ Mit dieſen Worten gab ich ihm das Inſtrument, das neben ihm lehnte; er ſah uns noch finſterer und drohender an. „Tolle, thörichte Knaben!“ rief er, „ich thäte wohl gut, Euch den Kitzel auf immer zu vertreiben; meint Ihr, es komme hier nur auf ein Kunſtſtückchen an, Euch zu beluſtigen? Es kann Euch wohl das Leben koſten.“ Ich wurde mit Angſt erfüllt, Hanny aber drang muthvoll in den Zürnenden, bis er endlich mit einem raſchen Griff die Flöte nahm und ſie an den Mund brachte.

Klagende, langgehaltene Töne zogen jetzt leiſe und dann immer lauter über die Waſſerfläche dahin; wir beide wagten kaum Athem zu holen und ſtarrten in die Tiefe. Was geſchah da vor unſern Augen! Wie es Jemand zu Muth ſeyn mag, der von einem hohen Gebirge in ein nächtliches Thal ſieht, das nach und nach mit Licht ſich zu füllen anfängt, wo dann Anfangs die Gipfel hoher Bäume, dann das niedrige Gebüſch, endlich mit überwindender Klarheit Blumen und Kräuter des Bodens hervortreten, ſo tauchte auch die Meerſtadt hervor; wir erblickten die Giebel der Häuſer, die dunkeln Mauern, dann die Treppen und Gänge in den Höfen, und zuletzt mochten wir wohl gar die Steine der Straße zählen können. Ein Grauen überſchlich mich und dann wieder ein Entzücken, als jetzt aus der Tiefe leiſe Glockentöne hallten; zugleich öffnete ſich das Thor eines prächtigen Hauſes unten, und ein Zug Männer und Frauen glitt über die Schwelle. Die leiſeſte Bewegung unſeres Kahnes ſchien ein Schwanken unten zu verurſachen, wie an den Schattenbildern einer Zauberlaterne. Hanny und ich gaben uns verſtohlen Zeichen, keiner mochte ſprechen, aber auf einmal brachen wir in einen Laut des Staunens aus, als unter den Männern und Frauen des Zuges jetzt eine wunderſüße Mädchengeſtalt hervortrat, gekleidet in helle Gewänder, das goldgelbe Haar mit einer Krone geziert. Sie ſah herauf und ihr Blick traf uns, wir fühlten unſere Herzen heftig ſchlagen. Mein Gefährte brach gleich darauf in lautes Weinen aus. Zugleich verſtummten die Töne des Spielmanns, es floſſen wieder die trüben Schleier über das Bild, die Glockentöne verhallten, und wir mußten uns entſchließen, den Rückweg anzutreten, da ein ſtarker Sturm ſich erhob und das Meer hohe Wellen ſchlug. Ich hatte bei den Rudern alle meine Kräfte anzuſpornen, denn Hanny ſaß träumend und theilnahmlos da, ſein dunkles Auge blieb auf das Spiel der Wogen geheftet, es ſuchte ängſtlich die Geliebte und fand ſie nicht. Der Spielmann richtete boshafte und höhnende Blicke auf den armen Knaben, als hätte er deutlich vorher gewußt, was ſpäter ſich ereignete.

Thoms unterbrach hier ſeine Erzählung, er wandte das Antlitz dem Meere zu, dem Schauplatze jener Ereigniſſe, die er eben ſchilderte. Die Sonne, im Verſinken begriffen, kleidete Meer und Geſtade in das blendendſte Kolorit, des Greiſes Silberhaupt wurde von ihr geröthet und die Jugend jener frühern Tage ſchien auf ſeine Wange zurückgekehrt. Jedoch der ernſte Blick des Erzählers verkündete die düſtere Betrachtung, zu der ihn der Verlauf ſeiner Geſchichte aufforderte. „Meine Freunde,“ begann er wieder, „unſelig iſt wohl der zu nennen, den es gelüſtet, hinter den Schleier zu lauſchen, mit dem wohlthätig ſich das Antlitz mancher Erſcheinung verhüllt. In Thätigkeit, Arbeit und Mühe iſt uns eine ehrenvolle Bahn angewieſen, um auf ihr wirkend fortzuſtreben;

gehen wir über die Grenze hinaus, ſo iſt auf der einen Seite unheilbare Thorheit, auf der andern Verderben unſer Loos. — Hievon ſollte nun auch des armen Hanny Schickſal den Beweis geben.“

„Nach dem Ereigniſſe, welches ich Euch ſo eben beſchrieben, waren einige Monate vergangen; der Sommer verſchwand, der Herbſt trat ein und die ſtürmiſchen Nächte, die um dieſe Jahreszeit gewöhnlich ſind, zeigten ſich mit allen ihren Schrecken. Um dieſe Zeit ſind, wie Ihr wißt, Freunde, unſere Küſten gefahrvoller als andere Gegenden. Der böhmiſche Spielmann hatte ſchon längſt die Gegend wieder verlaſſen, mir waren die Bilder jener Tage faſt wieder aus dem Sinn geſchwunden, den armen Hanny aber verfolgte eine unheilbare Schwermuth. Ich, der ihn zu tröſten ſuchte, mußte ihn oft lange ſuchen und fand ihn gewöhnlich dann irgendwo am Strande verborgen, ſeinen ſeltſamen Träumereien hingegeben. Einſt, als wir uns zuſammen beſprachen, erblickten wir wiederum jenes geheimnißvolle trauernde Paar, am Ufer hinwandelnd; doch wie ſie näher kamen, ſahen wir, daß ſie nicht allein waren; wer beſchreibt das Entzücken Hannys, als er das ſchöne Mädchen mit der goldnen Krone zwiſchen den beiden Alten wandeln ſah: geſenkten Hauptes, wie damals, die herrlichen Haare aufgelöst im Winde flatternd. In ihrem bleichen Geſicht, das wir jetzt näher unterſcheiden konnten, lag unendlicher Schmerz, gepaart mit einem wunderbaren fremden Liebreiz. Auch ſie hob den Arm und ſchien uns zu winken. Ich ſchloß mich mit aller Kraft an meinen armen Kameraden, um zu verhindern, daß er dem verlockenden Trugbilde nicht augenblicklich folgte. Bald waren jene verſchwunden. Wir eilten auf die Stelle am Ufer hin und Hanny, der etwas mit bleichem Schimmer im Sande blinken ſah, hob einen alterthümlich geformten, goldenen Fingerreif auf, den er mir freudig zeigte. Ein heller, waſſerblauer Stein war in das Gold gefaßt. Wie wir berathſchlagten, was wir mit dem Funde beginnen ſollten, erklärte Hanny leidenſchaftlich, der Ring gehöre ſein, er ſey ein Geſchenk der Geliebten, und er werde ihn fortan im Leben und Tode nicht von ſich laſſen; ſogleich knüpfte er auch ein rothes Band von ſeinem Hut los, befeſtigte den Ring daran und hing ihn an den Hals, in dem er ihn ſorgſam unter ſein Kleid verbarg.

Seit dieſer Zeit nun war der arme Jüngling völlig wie umgewandelt; am Tage ſah man ihn gleich einem Träumenden herumwandeln, und die

Abende brachte er bis ſpät in die Nacht hinein am Meeresſtrande einſam zu, denn nicht einmal meine Geſellſchaft mochte er mehr leiden. Die Mädchen im Dorfe gewahrten zuerſt Hanny's ſeltſame Krankheit; ſo manche war ihm gewogen, denn er war zum ſchönſten Burſchen in der Umgegend aufgewachſen; ſein Körper war ſchlank und biegſam, in ſeinen Zügen lag kecker Muth, mit zärtlicher Weichheit gepaart. Das ſchönſte der Mädchen ſchrieb Hanny's Herzensverwundung ſich zu, und da ſie nicht geneigt war, die Grauſame zu ſpielen, ſo wählte ſie mich zum Vertrauten, um den Troſtloſen ihr zuzuführen. Als ich mit dieſer Botſchaft zu meinem Freunde kam, ſah ich ihn zum erſten Male zornig gegen mich aufflammen. „Wie?“ rief er mir zu, indem er den Ring aus dem Buſen zog, „Du mein Genoſſe und Vertrauter, biſt ſchändlich genug, mich der ſchwärzeſten Untreue fähig zu halten? Bin ich ihr nicht anverlobt, der ſüßen Geliebten? Harret ſie nicht meiner dort unten in ſchauerlicher Einſamkeit, daß ich kommen ſoll, ſie zu tröſten, ihr herbes, unendliches Leid zu mildern?“ Ich blickte ihm erſtaunt in die Augen und ſchloß ihn mit Rührung in meine Arme. „Du biſt recht krank,“ rief ich; „das einſame Grübeln taugt nicht, vergiß das ſeltſame Traumbild!“

Er wandte ſich von mir ab, ſeine Thränen floſſen, ruhig ließ er mich meine Beſorgniſſe und Tröſtungen ausſprechen, dann wandte er ſich zu mir, zog mich ſanft zu ſich auf den Uferſtein und begann mit leiſer Stimme: „Thoms, Dir ahnet nicht, wie mir geſtern Nacht geſchehen. Ich ſaß, wie ſchon lange, hier einſam am Ufer; die Dunkelheit überraſchte mich und ich ſank in Schlaf. Da war es mir, als erwachte ich in einer Stadt, die ich zuvor nie geſchaut: auf einen öden Marktplatz ſah ich mich hinverſetzt; rings um mich blickten altergraue Steinbilder, die Häupter mit grünlichem Mooſe bedeckt, zu mir nieder; ſie trugen alle Kronen und ſchienen die frühern Beherrſcher der Stadt zu ſeyn. Voll Ehrfurcht und Staunen wandelte ich an ihnen vorüber, und wie ich eine enge Gaſſe betrete, wird mir beim Anblick eines hohen Giebelhauſes plötzlich zu Sinne, als kenne ich dieſen Ort, ja, als müſſe ich hier recht eigentlich zu Hauſe ſeyn. Jetzt wurde mir deutlich, daß ich mich unten in der Meerſtadt befinde. Eine entſetzliche Angſt befällt mich; weit, weit von allem Lebendigen entfernt, ſehe ich mich eingeſchloſſen in der Stadt der Todten. Eilige Flucht ſchien mir das einzige Mittel, mich zu retten; allein wohin fliehen? Indem ſehe ich das Thor des großen prächtigen Hauſes offen, unwillkürlich treibt es mich, hineinzutreten; durch leere finſtere Gänge und Kammern ſchreite ich vorwärts und gelange in einen Saal, wo auf ſchwarzem Gerüſte, wie es ſcheint, eine Leiche ausgeſtellt liegt; rund umher auf reichen Seſſeln liegen im tiefen Schlummer prachtvoll gekleidete Geſtalten, Männer und Frauen. Unter dieſen fand ich auch das geheimnißvolle Paar, das wir hier haben wandeln ſehen. Mich treibt es, die Geſtalt auf dem Gerüſte zu betrachten — ach! es war meine Erwählte! — ſie lag hier ſtarr und kalt, das Krönlein ſchimmerte in ihrem Haar. Ohne zu wiſſen, was ich unternahm, warf ich mich, in Thränen ausbrechend, über das ſüße Bild und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küſſen. Sie erwachte, öffnete die holdſeligen Augen, lebendige Röthe goß ſich über das ſchöne Antlitz aus. „So biſt Du gekommen!“ rief ſie mir zu; „dem Winke meiner Liebe haſt Du nicht widerſtehen können! Wohl mir, Du biſt mein, ich bin gerettet!“ Sie erhob ſich von ihrem Lager, und indem ſie, anmuthig auf meine Schulter geſtützt, herabſchwebte, fühlte ich mich den Glückſeligſten aller Sterblichen. Wir gingen jetzt im Kreis herum, und von ihrer Hand leiſe berührt, erwachten die Geſtalten umher, und indem ſie ſich vor mir und meiner ſchönen Gebieterin beugten, ordneten ſie ſich zum Zuge, und wir ſchritten nun zum Thore hinaus. Auf dem Platze angelangt, wo die ernſten Königsbilder ſtanden, nahm meine Geliebte eine Krone und rief, indem ſie ſich mit einem Kuſſe zu mir beugte: „Nimm dieſes, Du biſt jetzt der Unſrige, darum herrſche wie jene dort.“ Sie ließ die Krone auf meine Locken ſinken, und da durchfuhr ein jäher Schmerz mein Gehirn, zugleich neigten die ſteinernen Bilder die ſteinernen Antlitze, und ich hörte aus weiter Ferne eine bekannte Stimme, die mich ängſtlich beim Namen rief; es war die Deinige. Mein Auge ſuchte Dich, ich blickte in die Höhe, und ſah oben einen Nachen ſchweben, in demſelben Dich, und in dem Momente, wie Du Deine Arme ſchmerzlich nach mir ausbreiteteſt, erwachte ich.“

„Dieſe Erzählung,“ fuhr Thoms nach einer Pauſe fort, „die der arme Hanny mir vertraute, machte mich zwar nachdenklich; allein bald ſuchte ich durch Scherz und Spott die ſeltſamen Gebilde zu verhöhnen und zu verſcheuchen. In der That! rief ich, es wäre nicht ſo übel, wenn Du auf ſo leichtem Wege zu einer hübſchen Frau und einem guten Hauſe kämeſt! Greife zu, theurer Freund, ehe Dir beides wieder verſchwindet. Du weißt, es iſt nun bald der Andreastag, wo die Hochzeiten im Dorfe gefeiert zu werden pflegen, da bring uns dann auch Deine Nixe, an unſerer guten Aufnahme ſoll es nicht fehlen. — Der ſonderbare Burſche ſah mich ernſt und traurig an und ſchwieg; wir haben nie wieder hierüber geſprochen.«

Thoms ſchwieg hier ebenfalls und ſah faſt zürnend vor ſich hin; eine Pauſe trat ein, die den neugierigen Zuhörern höchſt peinlich war. Unterdeſſen hatte ſich der Himmel finſter bewölkt, ein Wetter ſchien im Anzuge, und manche der Fiſcher, den Heimweg bedenkend, winkten ihren jungen Gefährten; doch dieſe wollten von keinem Aufbruche wiſſen, ehe ſie das Ende von Thomſens Geſchichte erfahren. »Nun, Vater!« riefen ſie dieſem zu, »Ihr vergeßt gänzlich, uns zu ſagen, weßhalb Ihr beide nicht mehr von dem ſeltſamen Abenteuer und dem noch ſeltſamern Traume ſpracht.« — »Weil,« entgegnete der Greis, »den andern Morgen der arme Hanny ſich ins Waſſer ſtürzte und ſeitdem nicht mehr geſehen wurde. Seht, Freunde, das iſt das Ende des guten Burſchen und zugleich meiner Geſchichte.«

Die Zuhörer ſahen befremdet einander an. Andreas und die jungen Fiſcher ſaßen nachdenklich da, die beiden Fremden aber riefen: »Wie, Vater

Thoms, Ihr träumt wohl? Ihr meint alſo, der thörichte Bube ſitze jetzt unten bei ſeiner kalten Geliebten?" — „Was ich meine und ſinne," entgegnete der Alte, „behalte ich für mich. Habe ich's nicht geſagt, daß Ihr mich zum Dank für meine Geſchichte noch einen Thoren ſchelten würdet? Doch kümmert's mich wenig. Heute vor fünfzig Jahren war der Tag, an dem mein guter Kamerad verſchwand, und ich denke, er ſoll heute wieder kommen." — Dieſe letzten Worte wurden von den Umſtehenden nicht gehört, denn einer derſelben rief: „Seht doch, ſeht! dort kämpft ja ein Boot mit den Wellen; es dunkelt freilich, doch mein Auge trägt weit und iſt trefflich geübt; der kecke Schiffer iſt gerade an der gefährlichen Stelle, von der uns der Alte eben ſeine wunderliche Mähr erzählt hat." — „Wir ſehen," ſetzten Andere hinzu; „laßt uns ans Ufer eilen!" — „Er kommt näher," riefen Andere. Thoms erhob ſich zitternd von ſeiner Bank. „Laßt mich!" rief er mit lauter Stimme; „es iſt mein Hanny! er kommt, mich abzuholen! Er iſt's! er iſt's! Gott ſey Dank, die finſtern Mächte haben ihn nicht auf ewig erfaßt, er iſt gerettet, und kommt, den alten Thoms abzuholen!"

Mit dieſer Rede drängte ſich der Greis haſtig vorwärts, dem immer wachſenden Sturme kühn entgegen. Sein Gewand und ſeine Silberlocken flogen. Indem hallten einzelne Donnerſchläge, immer heftiger brauste das Meer und drang mächtig vor, helle Wetterſcheine beleuchteten das ſchroffe nahe Vorgebirge. Thoms ſuchte den großen Uferſtein zu erreichen, an den er ſich lehnte. Indeſſen hatte der kecke Schiffer ſich durchgearbeitet, und landete, empfangen vom Beiſall und den Glückwünſchen der Kameraden, am Ufer. Es ergab ſich, daß es ein kühner Burſche aus dem Dorfe war, der ſich an das Vorgebirge hinaus gewagt und ſich dort verſpätet hatte. Thoms wollte es nicht glauben, daß der Jüngling nicht ſein Hanny ſey; endlich, da alle ihn ſeiner Thorheit wegen ſchalten, rief er, indem Thränen ſeine Augen befeuchteten: „Ja, Ihr habt Recht, Freunde, Hanny iſt dahin und kommt nicht wieder; ich Verblendeter, daß ich eitler Hoffnung Raum gab? Wen die Geiſter der Tieſe einmal erfaßt haben, der ſieht das Licht des Tages nie wieder.“

Thoms überlebte dieſen Tag nicht lange. Am Andreastage, wo manche Feſtlichkeit im Dorfe vor ſich ging, brachte man des armen alten Fiſchers Leiche getragen; die einſame Hütte am Strande verfiel nun vollends in Trümmer, und dieſe wurden endlich von den immer weiter rückenden Meereswogen begraben.

Die rothe Perle.

In einer ſehr unruhigen Zeit lebte ein ſehr ruhiger Mann. Wer in jener Periode, kurz vor dem Friedensſchluſſe des ſiebenjährigen Kriegs, wo die Welt noch von hartnäckigen Händeln träumte, wo die Gerüchte von Siegen und Niederlagen unruhig umherſchwärmten, wer damals in Hamburg auf dem Platze des bekannten Jungfernſtieges ſich befand, dem fiel es auf, dort einen Mann von mittlerer Größe, in einen kaffeebraunen Oberrock gekleidet, mit einer anſtändig gekräuſelten Stutzperrücke verſehen, den Stock in der Hand, ſo ruhig auf- und abſchreiten zu ſehen, als ſey der tiefſte Friede im Lande. Dieſer ruhige Mann war mein Großoheim, in ſeinem Hauſe lebte ich, er hatte mich lieb und zog mich in ſeine ſtille Weiſe hinein, ſo daß auch ich zu Zeiten nachdenklich und doch an nichts denkend auf- und abſchritt, gleichfalls mit dem Stock in der Hand und mit einem kaffeebraunen Rock bekleidet, ſo wie er. Aber das bedeutſame, kluge, blaſſe Antlitz, das ſtille, unergründliche Lächeln, das öfters über die Züge des Großoheims glitt, das, ſo bekannt und vertraut es mir auch war, konnte ich nicht nachahmen, und doch war es gerade dieſes, was ich mir ſo gerne angeeignet hätte, denn in ihm beſtand die wunderſame Liebenswürdigkeit des Alten, womit er die Herzen ſeiner Umgebung bezauberte, und die von uns Knaben die „Mährchenmiene“ des Oheims genannt wurde. In der That kam ſie auch nur zum Vorſchein, wenn ein Mährchen erzählt werden ſollte. Die guten Hamburger, die in der Welt, in den Kriegshändeln und in den Bilanzen der Börſe lebten, fanden den „guten Braunen,“ wie ſie ihn nannten, herzlich langweilig; ſie wußten von ihm zu erzählen, daß er einmal eine unglückliche Fahrt gemacht, dabei Schiffbruch gelitten, ſein Vermögen größtentheils eingebüßt habe und darauf ein unthätiger Träumer geworden ſei. Sie hätten auch noch hinzuſetzen können, daß er einmal Bräutigam geweſen, ſeine Braut ihn aber verlaſſen habe. Mochten ſie doch berichten, was ſie wollten, der gute Oheim war auch ja kein hiſtoriſcher Charakter, einer von jenen, die ſich praktiſch breit und weit ausgebildet haben, die der Wind gehärtet, die Sonne gebräunt, die Welle herumgeſtoßen und die unendliche Erbärmlichkeit der Menſchen klug gemacht haben, er lebte vielmehr in einer innern ſchüchternen Weichlichkeit, in einer Unerfahrenheit, trotz aller Erfahrungen; er war ein innerlicher Poet, es wußte aber Niemand darum, er ſelbſt nicht, denn nie war es ihm in den Sinn gekommen, nach außenhin in Wort oder Schrift ſich als einen ſolchen zu zeigen; doch unbewußt blühte die geheimnißvolle Welt in ſeinem Innern und trennte ihn bei zunehmendem Alter immer mehr von der äußern ab.

In dieſer Welt des Großoheims mochte es nun aber wunderlich genug ausſehen; bisweilen, wenn die Thüre angelehnt blieb, that ich einen Blick hinein und ſah dann wohl, wie ſich gleichſam im hellen Schimmer köſtliche Geſtalten bewegten, mit fremden Mienen umſchauend. Merkte der Alte, daß ich ihm etwas der Art abgelauſcht hatte, ſo war er am Tage darauf deſto trockener und ſtiller, ſchaute ſo alltäglich und mit ſo mattem Blicke um ſich, der braune Rock nahm ein altkluges, ſpießbürgerliches Weſen an, die Tabaksdoſe ſchnalzte beſonders abgeſchmackt und das ſtille, geheimnißvolle Lächeln blieb auf lange aus dem Geſichte verbannt.

Zu ſolchen Zeiten drang er dann eifrig darauf, daß ich die Handlung erlernen, ſprach unermüdlich von Gewichten und Zahlen, ſchlug mit mir Karten und Bücher auf und ſchnarrte mit rauher Stimme unzählige Namen her von Meeren, Ländern und Städten. Ich lernte dann aus Verzweiflung in der That tüchtig und eifrig und belud mein Gedächtniß recht ſchwer mit dem gelehrten Gepäcke, damit nur das Weſen bald ein Ende habe. Zu meinem Troſte hielt es auch der Oheim ſelbſt nicht lange aus: ſein Herz brach gleichſam unter dem Gewichte der Ballen chineſiſchen Thees, oſtindiſcher Gewürze, und er ſagte dann plötzlich in ſeinem gewohnten Tone: „Dort aber, Wilhelm, in dem ſüdlichen Meere liegt eine Inſel, Palmen wehen im Hauch der Lüfte um ihren Scheitel: dort war es, wo wir, vom Schiffbruch gerettet, landeten, dort — doch ich erzähle Dir wohl nächſtens mehr hievon." Auf dieſe Weiſe pflegte der Oheim immer kurz abzubrechen; er erzählte nie, was ihm denn eigentlich auf jener Inſel im ſüdlichen Meere unter den Palmen begegnet ſey. Gewiß war es eine geheimnißvolle Geſchichte, und wir hätten ſie ſo gerne gehört.

Indeſſen gingen die Jahre dahin, ich trat aus dem Knabenalter heraus und machte gewaltige Schritte in's Leben hinein, während der gute Oheim immer ſtiller und blaſſer wurde, und deutlich Miene machte, ſich leiſe aus dem Leben hinauszuſtehlen. Keiner konnte es bei ſich verbergen, daß nun bald geſchieden ſeyn müſſe. Ich machte ſchon kleine Reiſen, blieb aber nach wie vor in dem Hauſe des Alten, ich war ſein Bibliothekar, ſein Vorleſer, ſein Haushofmeiſter, ja ſein Küchenjunge, denn eines der Aemter, das ich, und nur ich allein, zu verſehen hatte, war, wenn der Oheim eine Schüſſel mit Auſtern erhielt, die Schaalen zu öffnen und ſie ihm dann zu bringen. Er genoß gern Auſtern, liebte auch dazu ein beſonders gutes Glas Wein; doch auch dieſen Genuß wußte er mit einer beſondern Poeſie zu umkleiden. Wem iſt ein breitmauliger, ſchnalzender, aus feiſter Kehle ächzender Auſtereſſer nicht ein widriger Anblick? man ſieht in ihm nur die mühſam käuende Maſchine, die auf- und zuklappend ihr ekelhaftes Weſen treibt und keine Ahnung hat von dem geheimnißvollen Etwas, das in der Zuſammenſtellung einer Schüſſel mit Auſtern und einem Glaſe echten Rheinweins verborgen liegt. Wie ganz anders war es mit meinem Oheim beſchaffen! Er war ein Auſtereſſer, gleichwie auf niederländiſchen Gemälden man Leute findet, die in zierlicher Sonntagstracht, das in hellen Lichtern ſpielende Glas Wein mit zwei Fingern der in einer Spitzenkrauſe ſteckenden Hand anfaſſend, auf einem ſilbernen, altmodigen reichen Teller die geöffneten Schaalen vor ſich habend, erſt den Duft des Weines in ſich ſaugen, dann den friſchen Meereshauch der prächtigen, aus ihren glänzenden Perlenmutterſchaalen hervorquellenden Seefrüchte einziehen, abwechſelnd die ganze Süßigkeit der Erdgeiſter im Weine, der Meergeiſter aus der Auſter in ſich aufnehmen und auf dieſe Weiſe das Bild eines

Genuſſes geben, wo jede Taſte des feinern Geſchmackſinns angeſchlagen wird und im melodiſchen Nachhall das ganze Innere durchſtrömt. Ein ſolcher Auſterneſſer, wie mein Oheim einer war, kann auch von zarter Geſtalt, von den zarteſten Gefühlen ſeyn. Doch auch hier, wie bei Allem, was der Alte that, herrſchte etwas Seltſames vor, und dieſes that ſich in der Frage kund, die er nie verſäumte, an mich zu richten, wenn ich ihm die Schüſſel mit den geöffneten Auſtern brachte: „Haſt Du nichts gefunden, Wilhelm?“ Er begleitete dieſe Worte mit einem forſchenden, ängſtlichen Blicke, er wartete geſpannt auf meine Antwort, und erſt als dieſe mit der Verſicherung: „ich habe nichts gefunden, lieber Oheim,“ erfolgte, ging er zu ſeiner frühern unbefangenen Laune über.

Einſt, beſinne ich mich, wo ſich der Oheim bedenklich krank fühlte, wiederholte er ein paarmal die obige Frage beſonders angelegentlich; auf meine Verneinung rief er: „Du haſt doch die Schaalen ſelbſt geöffnet, mein Sohn?“ — „Gewiß,“ entgegnete ich, „es iſt mein Geſchäft, das ich mir von Niemanden werde nehmen laſſen.“ Er ſah mich an, ſein Auge glänzte, er fuhr ein paarmal liebkoſend an meiner Wange hin und ſagte dann: „Nun, es iſt ja gut, die Krankheit wird mich verlaſſen müſſen; wir werden vielleicht noch lange beiſammen ſeyn. Laſſe die Schaalen nur von keiner fremden Hand öffnen.“ Ich wollte hier fragen, doch ſein freundlicher, aber ernſter Blick legte mir Stillſchweigen auf. Seltſam! dachte ich bei mir ſelbſt, man kann in der Liebhaberei zum Wichtigthun doch auch zu weit gehen; offenbar hat ein Gericht Auſtern ſehr wenig zu ſchaffen mit den Geheimniſſen eines alten Mannes. Man ſieht, ich war in die Jahre getreten, wo es für unſre Eitelkeit kränkend iſt, wenn man unſerm Geiſte noch zu wenig Faſſungskraft zutraut, um gewiſſe Dinge in ihrem Zuſammenhange zu erfahren und zu durchſchauen; es ſind die Jahre, in denen uns daſſelbe unſchuldige, geheimnißvolle Mährchen herzlich zuwider iſt, das kurze Zeit vorher uns hinriß und entzückte. Das wirkliche, das tüchtige Leben nahm mich in Anſpruch, und da that es mir in der Seele weh, daß der ſtille, gute Oheim ſo weit hinter mir zurückblieb, daß er meine großartigen Plane nicht faſſen konnte oder wollte. Er erſchien mir öfters im Traume, welk, hinfällig, in dem braunen Röcklein, auf der Inſel im Südmeer zuſammengeſunken, ſchlummernd, über ſeinem Haupte wehten die Palmen, Blumen ſproßten um ihn her und küßten dem alten Mann wie fromme Kinder die Hände, die ſilbernen Wellen klangen wie ferne Wiegenlieder um das einſame Ufer; aber Alles erſchien vergelbt, ängſtlich in Duft gehüllt, ſo weit vom friſchen Leben entfernt, daß der Blick nur mit Trauer auf dem Bilde weilen mochte. Das einzige Band, das zwiſchen mir und dem Oheim ſo feſt blieb, als es ſtets geweſen war, beſtand in der Pflicht, ihm die Auſternſchaalen zu öffnen, denn von dieſem Geſchäfte, das hatte ich ihm gelobt, ſollte mich nur ſein oder mein Tod freiſprechen. Ich ſollte bald freigeſprochen werden.

Der Großoheim war heiterer als gewöhnlich, er hatte Plane entworfen, wieder einmal nach langer Zeit aus dem Bezirk der Stadt, ja ſogar des Landes ſich hinaus zu begeben. Es ſollte eine kleine Reiſe zur See unternommen werden. In der That, ein kühner Gedanke für den alten, ſtillen Mann; gewiß trieb ihn hiezu kein Eigennutz, auch nicht Veränderungsſucht, ſondern lediglich Theilnahme, herzliches Wohlwollen für mich Undankbaren, der ich mich ſchon ſo weit über den lieben Alten erhaben dünkte. Er wollte mich auf meiner erſten Ausflucht in die Welt begleiten, mit dem Schatze ſeiner Erfahrung mir zu Hülfe kommen; in dieſer Ausſicht fühlte er ſich wohl und friſch. Nicht ſo ich, es quälte mich dieſer ſeltſame Lebensmuth, mich ängſtigte dieſe träumeriſche Geſchäftigkeit; doch die Freunde, denen wir uns anſchloſſen, drangen heiter und thätig in den Alten; auf meine Gegenvorſtellungen wurde nicht geachtet, es ſollte der Tag der Abreiſe beſtimmt werden. Dazu war jedoch der Oheim nicht zu bewegen, er zögerte und zagte. Unterdeſſen wurden Anſtalten zu einem kleinen Feſtmahl getroffen, die ſchönſten friſcheſten Auſtern waren angelangt, ich brachte die Schüſſel nach alter Sitte herein, ſie vor den Oheim ſetzend. Er ergriff meine Hand, mit ängſtlich bewegter Stimme, was er den Gäſten zu verbergen ſtrebte, that er die gewohnte Frage; ich gab ihm, wie immer, die gewünſchte Verſicherung, da erhob er mit ſchneller freudiger Bewegung ſein Glas, indem er rief: »Nun, Freunde! wenn denn Alles ſchon fertig und gerüſtet iſt, ſo laßt uns morgen mit Gott unſere Reiſe antreten.« Die Genoſſen freuten ſich nicht wenig, als ſie dieſe Worte vernahmen, ſie ſchlugen herzhaft in die dargebotene Rechte des Oheims, und Frohſinn und gute Laune wurden allgemein.

Nur ich konnte in die laute Heiterkeit nicht einſtimmen, mein Gewiſſen war beladen, ich hatte zum erſtenmal den guten Oheim belogen. Doch freilich, wer konnte wohl dem geringfügigen Umſtande ein beſonderes Gewicht zuſchreiben? Bei Oeffnung der verdammten Auſtern, die doch einmal in dieſer Geſchichte eine wichtige Rolle ſpielen, hatte ich allerdings etwas entdeckt, was nicht dahin zu gehören ſchien; nämlich in einer der Schaalen fand ſich, ſtatt der Auſter, eine glänzende dunkelrothe Perle, die ich als guten Fund zu mir ſteckte und weiter nicht viel mehr daran dachte. Jetzt, da ich mich allein fand und mein Gewiſſen, wie geſagt, mir Vorwürfe machte, holte ich ſie wieder hervor, und der Himmel weiß weßhalb, ſie erſchien mir jetzt bedeutungsvoll und äußerſt wichtig. Die

Röthe war mir beſonders auffallend, ich hatte wohl von gefärbten Perlen gehört, doch von keiner, die eine ſo dunkle und entſchiedene Farbe zeigte; es mußte wohl gar ein koſtbares Stück ſeyn, und wer konnte mir über ihren Werth beſſere Auskunft geben als der Oheim? Mit der geheimnißvollen Muſchel in der Hand wollte ich wieder in das Zimmer treten, doch hielt mich ein unerklärliches Gefühl zurück; es waren die fröhlichen Blicke meines Oheims, ſein lautes und heiteres Geſpräch, was mich zurückbannte, und doch wußte ich nicht weßhalb.

Der Abend ging dahin, es war ſchon ziemlich tief in die Nacht hinein, als ich nach ängſtlichem Suchen endlich den Moment fand, meine Entdeckung mitzutheilen, und ich that es mit den plötzlich ausgeſtoßenen Worten: „Oheim, ich habe in der That etwas gefunden, was nicht zu den Auſtern gehörte.“ Er ſah mich an, ſichtlich erbleichten ſeine Züge, langſam und zitternd legte er die Doſe auf den Tiſch. „Was, mein Sohn, was haſt Du gefunden?“ Ich zeigte noch in der Schaale befindlich die geheimnißvolle Perle. Er wandte ſein Antlitz ſchnell ab, ſeltſam zuckte es um die hohe Stirn, ein Streiflicht fiel auf Wange und Mund, ſie waren krampfhaft verzogen, mit beiden Händen bedeckte er ſein Haupt, und ich hörte ihn tief und aus voller Bruſt ſeufzen; nach einer Pauſe winkte er mir, das Zimmer zu verlaſſen.

Am Morgen wußten es ſchon die Freunde, daß der Oheim nicht reiſen werde, daß er krank geworden ſey. Als er mich zu ſich beſcheiden ließ, fand ich ihn, wie ich ihn geſtern Abend verlaſſen hatte, die Nacht war ihm ſchlaflos dahingegangen, vor ihm auf dem Tiſche lag noch die Muſchel. Er winkte mich zu ſich auf einen Stuhl und blickte, ehe er ein Wort ſprach, mich lange an; ſeine Miene war, obwohl kummervoll und leidend, doch nicht abſchreckend wie geſtern. „Du wirſt wohl wiſſen wollen, Wilhelm," hob er endlich an, weßhalb ich meinen Willen hinſichtlich der Abreiſe ſo plötzlich geändert habe, denn mein Unwohlſeyn leiht für jetzt noch keinen hinreichenden Grund; doch wird es bald mit mir ſchlimmer werden. Ja, mein liebſter Sohn, erſchrick nicht, wenn Du erfährſt, daß wir uns bald auf immer trennen werden. Eine Stimme, die nicht täuſchen kann, ſpricht zu mir durch dieſe Perle, ſie verkündet mir meinen nahen Tod, und ich habe mich in Ergebung zu faſſen geſucht, obgleich mich Anfangs die Botſchaft der fernen Freundin, da Du mir ſie geſtern ſo unerwartet brachteſt, nicht wenig außer Faſſung brachte. Du warſt der Zeuge meiner Schwäche, ſey es jetzt meines Muthes und meiner Entſchloſſenheit, mit der ich dem Unvermeidlichen entgegengehe."

Mit dieſen Worten bat er mich, ein Buch, das er mir genau bezeichnete, aus der Bibliothek herüber zu bringen. Es befand ſich in einem für gewöhnlich ſorgfältig verſchloſſenen Schränkchen und enthielt, da der Alte es öffnete, den Titel: „der Waſſergeiſter und Ondinen Weſen und unterſchiedliche Art, ſo wie über deren Wohnung, Zuſammenkünfte und beſondere Hanthierung, ſoweit ſolche zur Kenntniß gelangt." Daß der ſeltſame Großoheim dergleichen ſeltſame Bücher haben mußte, war ganz in der Ordnung, ich verwunderte mich auch hierüber durchaus nicht, nur begriff ich nicht, welche Beziehung die Schrift zu der jetzigen Stunde, zu der vereitelten Abreiſe und endlich zu der Muſchel mit der rothen Perle haben könne.

Während dieſe Gedanken ſich bunt durcheinander in meinem Kopfe jagten, blätterte er in der alten Schrift, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ſeine Lippen, indem er die hie und da zerſtreuten ſeltſamen Abbildungen aufſchlug, wo Geſtalten, halb Fiſch-, halb Menſchenleib, zwiſchendurch wunderbare Mädchenkörper, gehüllt in den goldnen Schleier ihrer mährchenhaft üppigen Locken, ſich im Gemiſch von fabelhaften Meerblumen und Seekräutern zeigten. Der alte Autor, der das Werk mit undenklichem Fleiße zuſammengeſtellt, war auf dem Titelblatte im Bilde zu ſchauen, und zwar in der Stellung, wie er auf einem einſamen Klippenriff knieend, umgeben von den überall auftauchenden Ungeheuern des Meeres, ſeine Hände im Gebet zu einer in den Wolken ſchwebenden heiligen Jungfrau emporhob.

„Wie haben ſich doch unſere Väter,“ begann der Oheim, „zwecklos abgemüht, jedwedes liebliche Wunder der Natur zu erklären, es in Form und Regeln zu bringen und zwar in ſolche, die ihnen für ihre gewöhnliche Lebensverhältniſſe paſſend und geläufig waren; täppiſch zugreifend, zerbrachen ſie dann die feinen Spiele, die zarten Dichtungen, mit denen ſich alles Lebendige ſchmückt, wie der Schmetterling mit dem duftigen Farbenſtaub, wie die reife Frucht mit dem zarten Schimmer. Hier iſt nun in klägliche Fächer eingetheilt das freieſte Geſchlecht, das vielleicht aus den Händen der Schöpfung hervorging; unförmliche, abenteuerliche Geſtalten ſollen klar vor's Auge bringen, was nur den entzückten und ſchwärmenden Sinnen in dem flüchtigſten Abbild erſcheint, allein dann auch ſtets über alle Vorſtellung hinaus ſeltſam und überraſchend. Dennoch iſt mir der alte Autor in ſeiner naiven Derbheit lieber, als die kalte lieb- und glaubenloſe Weiſe der Neuern. Mein eigenes Leben, theurer Sohn, iſt Dir ein Zeugniß, wie wir trotz unſerer Weisheit in böſen Krieg gerathen können mit dem Reiche des Wunders, und wie es uns öfters überwältigt und wir im Kampfe untergehen. Die Alten räumten in ihrer Kindlichkeit freundlich dem Mährchen einen Platz ein neben ihren gewohnten Gebräuchen und Verrichtungen; ſie wußten wohl, ſie konnten es nicht entbehren; dafür bewies ſich ihnen nun das belebte Element nach ſeiner Weiſe erkenntlich, es liebkoſete ihnen, und im Waſſer ſah ein Chor muthwilliger

Zaubermädchen, aus den Wäldern kecke Faune dem einſamen Wandler entgegen. Bei uns iſt es um Vieles übler, wir können uns nicht ſo frei und unbefangen dem lieblichen Wunder ergeben; wie ſeltſam muß Einer ſich heutzutage geberden, der in's Wunderbare überzugehen ſich entſchloſſen hat! Mit einer wohlgekräuſelten Perrücke, in einem nach neuen Muſtern gemachten Rocke, mit Stock und Degen geht er ſeiner neuen Beſtimmung entgegen, ſein Herz klopft fieberhaft, er athmet ängſtlich, denn in ihm lebt die ganze ſüße Schönheit ſeiner Göttin; dann aber fällt ſein Blick auf Hut und Degen, auf Tabaksdoſe und begleitendes Möpschen, und er erſchrickt heftig, daß er in dieſem Anzuge erſcheinen müſſe. Es wird laut in ſeiner Seele und die zwei Naturen gerathen in Streit; der wohlangeſehene Bürger der freien Reichsſtadt, der nur an das glaubt, was Staat und Kirche verlangt, disputirt mit dem wunderlichen, kindlichen Mährchenmenſchen, der an alles glaubt, wovon Staat und Kirche ſich nicht träumen laſſen. Muß nicht der Arme, in dieſem Zwieſpalte begriffen, nothwendig eine wunderliche Figur machen? — Wie die grotesken Tänzer des

Theaters auf der Rückſeite ebenfalls eine zweite Vorſeite zeigen, doch eine mit jugendlichem Antlitz in roſenfarbnem Kleide und ſüßer Miene, und abwechſelnd dann in plötzlichen Sprüngen bald den alten ſteifen, bald den jungen beweglichen Mann zeigen, ſo geberdet ſich derjenige, welcher heutzutage dem Wunder anheimfällt. Doch genug des Vorworts; höre nun meine Geſchichte ſelbſt.“

„Erlaſſe mir die Beſchreibung unſers Schiffbruchs; es ging dabei ſo elend und entſetzlich her, wie Du es bei der Aufzählung von ein Dutzend andern Schiffbrüchen ſchon zur Genüge wirſt geleſen haben. Ein Theil der Mannſchaft rettete ſich kümmerlich auf Brettern, ein anderer ging mit dem überfüllten Boote unter, mich nahm ein mitleidiger Kamerad, ein tüchtiger Schwimmer, auf den Rücken, und es gelang uns, den Strand einer kleinen Inſel zu erreichen, die in ziemlicher Entfernung uns entgegenwinkte. Sie ſchien unbewohnt, doch hatte ſie ein freundliches, heiteres Anſehen. Wir gingen bald an's Geſchäft, Früchte zu ſammeln, verzehrten dieſe in gemeinſchaftlicher Mahlzeit und wählten uns dann ein Lager aus, das, ſo gut die wenigen Mittel, die uns zu

Gebot ſtanden, es zuließen, unter Bäumen am Ufer aufgeſchlagen ward. Ein armer Schiffbrüchiger, der ſich in ſein Schickſal ergeben hat, der dem Himmel für das nackte Leben dankt, das die Wellen ihm gelaſſen, braucht ſich nicht vergebens nach Schlaf zu ſehnen; wir ſchlummerten bald in das Land glücklicher Träume hinüber. Es mochte in der Mitte der Nacht ſeyn, als ich plötzlich erwachte, in dem Bewußtſeyn, als riefe mir Jemand. Sogleich richtete ich mich auf, mein Blick ſuchte den Gegenſtand, den ich dicht vor meinem Lager wähnte; doch ich ſah kein lebendes Weſen — Alles um mich her war ſtill und im herrlichſten Mondglanze leuchtend. Nie hatte ich noch eine ſo wunderſam herrliche Nacht erlebt. Ein weißer Schimmer lag über dem Meere, das in ſeiner klaren Stille ſich endlos vor mir ausbreitete, vom Silberglanz überſchüttet, ſtanden die Blumen des Ufers, und leiſe wankten ihre Kelche zu der flüſternden Muſik der nahen Wellen, über meinem Haupte ſtanden die breiten Fächer der Palmen unbeweglich ſtill, nur hin und wieder ſchwankten ſie und die dunkeln Blätter glänzten im Monde."

„Wie ich ſo ſaß und um mich ſchaute,

überfiel mich eine unendliche Wehmuth; Gefühle, wie ich ſie noch nie gekannt, zogen durch mein Inneres; Furcht und Hoffnung, irdiſches Verlangen und ſterblicher Reiz verſchwanden aus meinem Herzen, und ein ſo ſeliger Friede nahm darin Platz, daß ich, auf meine Hand geſtützt, weinen mußte, ſo innig weinen, wie ich in meinen Kindertagen geweint hatte. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, befremdete es mich nicht, eine Frauengeſtalt nicht weit von mir auf einem Uferſteine ſitzen und den Blick ihrer dunkeln Augen auf mich richten zu ſehen. Als ſie merkte, daß ich ihre Geſtalt und ihr Weſen aufmerkſamer betrachtete, begann ſie mit ſüßer Stimme zu ſingen, und löste ſo herrliche Klänge aus bewegter Bruſt, daß meine Wehmuth und mein Entzücken ſtieg, und ich in einen Zuſtand gerieth, wo ich mein ganzes früheres Leben, ja die Welt um mich her vergaß, und wo es mir dünkte, als zöge ich mit weichem, vollem Flügelſchlage über das Meer dahin und mein Auge erſchaute in Höhe und Tiefe alle lieblichen Wunder, die in der Welt verborgen waren. Dazu klangen immer die hellen Töne, die bezaubernden Weiſen meiner Gefährtin. Als ich von dem träumeriſchen Zuge heimkehrte, ruhte mein Haupt am Buſen des ſchönen Weibes, ihr Auge ſenkte ſich in das meine, wie ein helles Silbergewölk flog ihr Schleier und hüllte uns ein, ſo daß der Mond nur verſtohlen unſere Wangen küßte; um uns dufteten die Blumen und die Palmenblätter wehten. Ach! ich fühlte tief, ich war von allem Leid geneſen.«

Der Oheim hielt inne und fügte dann mit leiſer Stimme hinzu: »Dieſe war nun eine Meerfee, eine Undine, wie ſie der weitläufige und gelehrte Autor hier nennt, und ich hielt dieſe Meerfee umarmt, ich trank aus ihren Mondſcheinaugen das Gift einer träumeriſchen Liebe, die die Welt nicht begreift und achtet.« Ich ſah den Oheim verwundert an; er erwiderte dieſen Blick mit einem wehmüthigen Lächeln. »Geſtehe es offen,« rief er, »Du findeſt, daß ich krank und verwirrt ſpreche, Du ſiehſt einen alten Mann vor Dir, der mit gebrochenem Auge und ſtammelnder Zunge von einer wunderlichen Liebſchaft ſeiner Jugend berichtet; wer möchte ſie ihm glauben? und dennoch, mein Sohn, war es ſo; doch denke Dir, daß damals unter den Palmen am Strande der einſamen Inſel ein blühender Jüngling lag, nicht ein alter, ſchwacher Greis, daß in dem Herzen dieſes Jünglings heißes Blut pulſirte und in ſeinem Kopfe alle Träume einer überirdiſchen Liebe ſchwärmten. Iſt denn nun in dieſem Alter, wo uns das Wunder ſo naheſteht, eine Liebſchaft, wie die meine war, ſo unbegreiflich? — O gewiß nicht! Denke Dir eine ſchöne Fürſtin, die einen blonden Schäferknaben liebt, die ſeine ſüße Jugend zu ſich auf die Höhe des Throns zieht; iſt hier nicht auch unbegreifliches Wunder? und dennoch iſt es geſchehen, wie uns die Geſchichten der alten Welt beweiſen.“

Ich ſenkte den Blick zu Boden, ich erwiderte den warmen Druck der Hand des Oheims, und dieſer fuhr fort: „Meine holde Liebſchaft erzählte mir, während mehrerer Nächte, in welchen ſie zu mir kam und wir am Strande beim Mondglanze beiſammen ſaßen, Vieles und Mancherlei von dem wunderbaren Reiche, das ſie bewohnte; ich verſtand, was ſie ſprach, obgleich es nicht die gewohnten Worte waren, die wir mit einander zu wechſeln pflegen; ja, ich verſtand ſogar die geheimnißvollen Geſetze und Einrichtungen in dem Reiche meiner Geliebten, und ich fand ſie ganz zureichend und zweckmäßig. Damals, mein Sohn, wußte ich beſſer Beſcheid in dem Waſſerſtaate der Undinen, als bei den Wechſeltiſchen der Börſe; ja, mir erſchien öfters das gewöhnliche, ſchale Alltagsleben mährchenhaft und wunderbar, ſo ſehr hatte meine ſtille, ſüße Geliebte mich ſchon eingeweiht in die Angelegenheiten ihrer Erblande. „Ich ſah Dich ſchon lange kommen,“ ſezte ſie ihr zärtliches Geplauder fort; „Du ſtandſt am Bord des mächtigen Schiffes, das nun dort zertrümmert liegt; mein Auge, Dir unſichtbar unter der Waſſerfläche, ſuchte ängſtlich das Deinige; wie gerne hätte ich dieſe ſorgloſe Miene von Deinem Antlitz verwiſcht, denn ich wußte, daß die Gefahr Dir unabwendbar und nahe war. Um Deine Genoſſen bekümmerte ich mich nicht viel, ſie waren mir gleichgültig; Deine Geſtalt, Dein Blick hatten aber einen tiefen Eindruck auf meine ſonſt ſo bewegliche und kühle Waſſerſeele gemacht. Fürchtend und zagend ſchwamm ich euch nach und ſah endlich die Klippe deutlich vor mir aus dem Grunde ragen, an der euer Schiff berſten ſollte; um die ſchwarze Felſenwand herum lagerten die neidiſchen Vettern und Muhmen, die mit boshaften Mienen den Todesſtoß abwarteten. Ich konnte nicht in ihre kalten, höhnenden Geſichter ſehen, noch weniger wollte ich dabei ſeyn, wenn das unglückliche Schiff ſtrandete; ängſtlich floh ich daher und barg mich, in meinen Schleier gehüllt, in einer einſamen Bucht dieſer Inſel. Das ſchreckbare Ereigniß ging vor ſich, und bald darauf ſah ich Dich, Geliebter, mit Deinem Gefährten an meine Inſel heranſchwimmen. Wer fühlte ſich jezt wohl glücklicher als ich! Kaum erlaubte mir meine Ungeduld, die Stunde des Mondaufgangs zu erwarten, um Dich auf meiner Inſel willkommen zu heißen. Du wirſt nun wiſſen wollen, weßhalb meine Verwandten zu eurem Untergange mit beitrugen; Du wirſt ſie darum boshaft und tükkiſch ſchelten, und vielleicht fällt ein Theil dieſer Mißbilligung auch wohl auf mich, und das könnte mich bitter ſchmerzen, da ich ſie nicht verdiente; auch die Verwandten verdienen ſie nicht, weil ſie nichts Schlimmeres thaten, als ihr Haus und Hof ſchützen, was ihr auch gethan haben würdet, wenn übermächtige Feinde beides zu vernichten drohten."

„Eine meiner Muhmen beſitzt nicht weit von dieſer Inſel eine äußerſt koſtbare Perlenbank, die ſie wie den Apfel ihres Auges hütet; dieſe koſtbare Bank ward nun gefährdet durch euer Schiff, das gerade ſeinen Lauf auf ſie zu nahm. Die Muhme eilte in der äußerſten Beſtürzung zu mehreren Vettern und Baſen; es gelang ihr, die Verwandtſchaft in Aufruhr zu bringen, und nun zog der ganze Schwarm eurem Schiffe entgegen, um es unvermerkt von der Perlenbank abzulenken. Doch es gelang nicht, euer Steuermann war zu gewiß ſeiner Sache und ſeinem Amte vollkommen gewachſen; unverwandt blickte er auf die Magnetnadel, ſteuerte immer gerade zu, und ſo ſchwamm das Schiff immer näher und näher an die Perlenbank heran. Die Muhme befand ſich in äußerſter Gefahr; ſie beſann ſich nicht lange und griff ſchnell zu einem verzweifelten Mittel. Schon ſeit geraumer Zeit hatte ihr ein mächtiger, aber tückiſcher und äußerſt übelgeſtalteter Nix den Hof gemacht; er war der Fürſt eines ungeheuern Auſternfelſens, und trachtete nach dem Beſitz der Muhme wohl nur aus eigennützigen Abſichten, um ihr Vermögen an ſich zu reißen und die Perlenbank mit ſeinem Auſternfelſen zu vereinigen. Wenn gleich dieſe Abſichten ziemlich klar am Tage lagen, ſo war doch jetzt keine Zeit, darüber viel nachzudenken; zur Genüge war bekannt, wie mächtig der Auſternfürſt war; ſich ihm vertrauen, ſeine Hülfe anrufen, war alſo das einzige Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden. Auf den leiſen Ruf meiner Muhme kam er auch ſogleich aus der Tiefe heraufgebraust, ein Heer häßlicher, ſchwarzer Dämonen folgte ihm, ſie legten alle Hand an's Werk, und alsbald war das Schiff aus ſeiner Bahn gebracht und lief nun gegen die Klippe an, wie es der tückiſche Wille des Nixen veranſtaltet hatte.«

»Siehſt Du, mein Geliebter!« fuhr meine Freundin fort, »hat euch ein Unglück betroffen, ſeyd ihr um Hab und Gut gekommen, ſo ſind andere Leute eben auch nicht glücklich geweſen. Rechne vor allen Dingen dahin das Schickſal meiner armen Muhme, die ſich jetzt dem Auſterfürſten vermählt hat und in der Gefangenſchaft dieſes Rohen ſchmachtet. Welche Freude kann ihr wohl in dieſer Ehe blühen? und dennoch, ſo weit ich ſie kenne, ſegnet ſie ihr Geſchick, weil es ihr doch nun gelungen iſt, ihre koſtbaren Perlen vor Untergang und Zertrümmerung zu retten. Freilich muß ſie ſich jetzt ſtellen, als empfinde ſie Antheil und Freude an den Beſchäftigungen ihres Mannes, nothgedrungen muß ſie ſich bekannt machen mit dem Leben, Gedeihen und den Einrichtungen des Auſternſtaates, obgleich ihr dieſe harten, ſchmutzigen, widrigen Schaalen, mit ihrem noch widrigeren Inhalt, von jeher gehäſſig geweſen ſind. Und in der That, ich begreife auch durchaus nicht, welch ein ſeltſames Gelüſte euch Menſchen immer und immer wieder nach dem Beſitz dieſer Geſchöpfe treibt; ſie ermangeln ſo völlig aller Schönheit, und die Aehnlichkeit, die ſie ſich äußerlich mit der herrlichen Perlenmuſchel anzulegen wiſſen, macht ſie doppelt unleidlich. Im Grunde fühlt ihr auch wohl den Mangel, ohne es euch eingeſtehen zu wollen; denn ſucht ihr nicht, bevor ihr es genießt, dem elenden Weſen auf alle Weiſe nachzuhelfen, bald durch Zitronenſäure, bald durch beſonders gewürzigen Wein? Es muß allſo wohl mit der gerühmten Herrlichkeit doch nicht ſo weit her ſeyn.«

»Doch gleichviel,« fuhr meine Freundin fort, »uns, die wir ganz andere, geiſtigere Dinge zu unſerer Nahrung wählen, ſteht kein Urtheil über dieſe Dinge zu; ja, es könnte leicht ſeyn, daß wir gerade dieſen gehäſſigen Schaalen eine beſondere Verpflichtung ſchuldig würden; denn die fortwährende Pflege und Hütung, deren ſie bedürfen, könnte leicht den Auſterfürſten dergeſtalt in Thätigkeit halten, daß er weder meiner Muhme noch der Verwandtſchaft viel zur Laſt fällt. Ich habe ein halbes Jahr ganz in der Nähe des Treibens gewohnt und weiß daher ziemlich umſtändlich, wie es dabei zugeht. Unaufhörlich ſind eine Menge Diener und Geſellen beſchäftigt, Tag und Nacht hindurch ſchwimmen ſie um den Felſen, und die überall hin vertheilten Aufſeher ſind unermüdlich, Ordnung und Thätigkeit ſtets wach zu erhalten. Eine ganze Abtheilung der Arbeiter hat das Geſchäft, die Zellen in den Felſen zu höhlen, andere pappen und leimen unaufhörlich, um die Unzahl von Schaalen zu Stande zu bringen, wieder andere bringen die jungen Auſtern Nachts an den Strahl des Mondes, daß ſie Kräfte ſammeln und gedeihen mögen; eine ganze Schaar kleiner Geiſter kriecht auf dem Boden des Meeres herum, um die zarteſten Meerthierchen aufzuleſen zur Speiſe für ihre Pflegebefohlenen; unterdeſſen nehmen andere fürchterliche Ungeſtalten an, um die gefräßigen Raubfiſche vom Felſen wegzuſcheuchen; die gutwilligſten und erfahrenſten Geiſter ſind jedoch dazu beſtimmt, mit den jungen Auſtern Reiſen zu unternehmen, daß auch die Kraft und Fülle fremder Meere in ihr Weſen übergehen und es bilden. In der That, ſollte man wohl meinen, daß ſo viele Anſtalten zur Bildung und Erziehung von Geſchöpfen nöthig wären, die doch nur eine höchſt niedrige Staffel auf der Leiter der Kreaturen einnehmen? Ich muß geſtehen, daß meine Muhme und ihre Dienerinnen auf die Pflege der Perlen kaum ſo viel Sorgfalt und Bemühungen anwenden, und dennoch, welch ein Unterſchied zwiſchen dem leuchtenden, holdſeligen Perlenauge, das in dem Diadem einer ſchönen Fürſtentochter glänzt, und der dumpfen Auſter, deren ganze Beſtimmung iſt, einen augenblicklichen Kitzel auf den Gaumen verächtlicher Leckermäuler auszuüben!“

Der Oheim hatte dieſe Worte mit dem ihm eigenthümlichen gutmüthigen Lächeln geſprochen. „Ich führe ſie Dir an,“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „zum Beweiſe wie ich mit meiner ſchönen, geheimnißvollen Freundin nicht nur wunderſame Liebesgeſpräche, bunte und phantaſtiſche Traumreden hielt, ſondern wie ihr lieblicher Mund auch nach menſchlicher Weiſe mit mir zu ſcherzen pflegte, und wie es ihr gefiel, die Wunder ihres herrlichen Reiches in die mir ſchon geläufigen Bilder und Vergleiche zu kleiden. Indeſſen leuchtet ſchon, ohne daß ich es anzudeuten brauche, der Irrthum hervor, in welchem meine zarte Geliebte in Hinſicht der Eigenſchaften der Auſter ſich befand; ſie theilte ihn mit mehreren vornehmen und weichlichen Damen unſerer Geſellſchaft, die auch nichts von dieſem köſtlichen Juwel einer gutbeſetzten Tafel wiſſen wollen, ſondern in ſchnöder Uebertreibung es zum Geſchlechte der Spinnen, Käfer und ſonſtigem widrigen Geſchmeiße zählen und hiemit mit Abſcheu verwerfen. Unſer Streit über dieſen Gegenſtand war ſo kurzweilig und anmuthig, und erwuchs zu einer ſo lieblichen Wichtigkeit, wie jede Kleinigkeit anzunehmen pflegt, die unter zwei Liebenden zur Sprache kommt. Doch ich vergeſſe, daß während ich hier im Lande des Mährchens lebte, die Zeit darum in der Außenwelt nicht ſtille ſtand."

„Es wurde mir und meinem Gefährten bange um's Herz, da ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und ſich immer kein Retter an dem Strande unſerer einſamen Inſel zeigen wollte; zwar fehlte uns nichts, als die Freiheit, doch dieſe iſt ein unentbehrlicher Schatz. Mein Gefährte, dem keine ſo holde Tröſterin wie mir allnächtlich erſchien, fühlte ſich beſonders unglücklich. Endlich gelang es der Wachſamkeit meiner Freundin, mir eine erfreuliche Botſchaft zu bringen; ſie hatte in weiter Ferne ein Schiff entdeckt und berichtete, daß es ſeinen Lauf auf unſere Inſel zu nehme. Als ſie mein freudiges Erſtaunen bei dieſer Nachricht ſah, verhüllte ſie ihr Antlitz und vergoß häufige Thränen. Ach! ich hatte nicht bedacht, daß unſere Trennungsſtunde jetzt nothwendig ſchlagen müſſe; der Gedanke, ſo wie er plötzlich ſich meiner bemächtigte, drückte alle Freude nieder, mir erſchien jetzt nichts wünſchenswerther, als mein ganzes Leben hindurch allein mit der Geliebten die ſchöne Inſel zu bewohnen, dereinſt unter den Palmen mein Grab zu finden und dergeſtalt nie Europa und die meiner dort wartenden, engherzigen und beſchränkten

Freunde wiederzuſehen. Dann, dachte ich bei mir ſelbſt, endigt ſich dein Leben vollkommen wunderbar und heilig, es kommt kein poſſenhafter Schluß darauf, der Alles vernichtet; du haſt nicht nöthig, deine Seele zu zwingen, daß ſie vergeſſe, wie es ihr einſt vergönnt geweſen, aus dem lautern Quell der ſchönſten Dichtung zu ſchlürfen. Dieſe und ähnliche Gefühle beſtürmten mein Inneres in der Nacht vor meinem Scheiden, ich verbarg mich in das Dickicht der Gebüſche, ich wollte das rettende Schiff nicht ſehen, das immer näher an die Inſel herankam, mein Auge ſchwamm in Thränen, mein Buſen war auf's Heftigſte bewegt. Doch war die Lenkung der Umſtände nicht mehr in meine Macht gegeben, mein Gefährte hatte bereits ſein Möglichſtes gethan, die fremden Schiffer anzulocken; es war ihm gelungen, ein Boot kam heran, man forſchte nach mir, und ich mußte nun aus meinem in der Verzweiflung gewählten Verſteck hervortreten. Damals, geliebter Sohn, in dem Schmerz der Trennung drohte mein Herz zu brechen; drei Tage hindurch kam keine Nahrung über meine Lippen, unaufhörlich ſtarrte ich, über den Bord gelehnt, in die klaren Wellen, ſo daß die Schiffsleute mich für geiſteskrank hielten; allein ich konnte nicht anders, denn nur mir ſichtbar zeigte ſich unter der Kryſtalldecke das Antlitz der Geliebten; ſie wollte mich nicht verlaſſen, und dennoch mußte ſie zurückbleiben, als das Schiff immer höher nach Norden ſteuerte.«

Bis hieher war der Oheim in ſeiner Erzählung gelangt, und ich hatte noch immer keine Auskunft wegen der Perle erhalten, wußte noch immer nicht, weßhalb die Abreiſe hatte aufgegeben werden müſſen. Der gute Alte, verſenkt in ſo ſeltſame, liebliche Jugenderinnerungen, ſchien jede Forderung der Außenwelt vergeſſen zu haben; endlich ſah er meinen fragenden Blicken das Unbefriedigende ſeiner Erzählung an, er nahm daher wieder das Wort, indem er mit einer wehmüthigen Miene ſagte: »So gehörſt Du denn auch, lieber Sohn, zu den mir oft recht unbequemen Leuten, die auf Erklärungen und Nachweiſungen dringen, und die nicht eher ſich zufrieden geben, als bis ſie zu einer ſogenannten handgreiflichen Gewißheit gelangt ſind! Siehe, ich meinte, Du hätteſt ſchon mit mir Platz und Stimme im

Reiche des Wunders genommen, ſo daß es Dich durchaus nicht befremdete, wenn ich nun das Allerſeltſamſte folgen ließe, oder wohl gar die Thüre ſich öffnete und ſie ſelbſt, die fremdartig ſchöne Geliebte meiner Jugend, gehüllt in ihren waſſerblauen Schleier, hereingerauſcht käme; allein ich ſehe, Du wirſt nicht in meine Fußſtapfen treten, und das iſt denn auch wohlgethan von Dir. Werde mit Leib und Seele ein tüchtiger Kaufmann, mache Dir, ſo viel Du vermagſt, die Erde unterthan, daß ſie Dir ihr verborgenes Gold und ihre Gewürze ausliefern muß; weiter jedoch bekümmere Dich nicht um ihr nächtliches Schaffen und Treiben, denke, wenn Du ein ſchmackhaftes Gericht Auſtern verzehrſt, weder an den hochmüthigen Auſterfürſten, noch an die Muhme mit der Perlenbank, ſondern iß und trink und grüble nicht, ſo wirſt Du lange leben und Dich wohl befinden auf Erden. Die Auſtern erinnern mich jedoch an den Schluß meiner Geſchichte.“

„Als ich auf der Inſel im Südmeer von meiner Geliebten Abſchied nahm, hatte ich ſie vergeblich zu bewegen geſucht, in mein Vaterland zu kommen. „Fordere nicht von mir,“ erwiderte ſie mit ſanfter Stimme, „daß ich meine Heimath verlaſſe; es würde Dir und mir nur Schmerz und Kummer bringen. Es iſt uns zwar nicht verboten, die nordiſchen Meere aufzuſuchen, doch bebt unſer Herz zurück vor einer ſo langen Reiſe, und unſere zarte Natur entſetzt ſich, wenn ſie an die eiſigen Stürme denkt, die dort die Oberfläche des freundlichen Elements furchen, und es wenig geſchickt zu einem behaglichen Aufenthalte machen. Die Schweſtern, die dort wohnen, ſind härterer Natur. Dennoch wird nicht jedes Band zwiſchen uns gelöst ſeyn. Der Gemahl meiner Muhme ſchickt, wie ich gewiß weiß, jährlich eine große Anzahl ſeiner Diener gen Norden, um ſich mit ſeinen dortigen Genoſſen in ſteter Verbindung zu erhalten; einem dieſer Geſellen, der noch dazu ein Verwandter und von gutmüthiger Geſinnung iſt, will ich mich vertrauen und ihm dann Aufträge mitgeben, die Dir mein Andenken und meine Liebe verbürgen ſollen. Er hat, wie ſeine Brüder, die Gabe, verſchiedene Geſtalten anzunehmen, und da er überdies ſchlau und erfahren iſt, ſo wird es ihm ohne Zweifel gelingen, ſeine Aufträge ſicher an den Mann zu bringen.“ Ich nahm dieſe Verſprechungen für wenig mehr als leere Tröſtungen, doch hat die Gute Wort gehalten; in meiner Nachlaſſenſchaft wirſt Du, lieber Sohn, eine Anzahl Perlen und Korallen von ſeltener Schönheit finden, die ich auf einem geheimnißvollen Wege erhalten habe; ſo iſt auch ihr letztes Geſchenk, die ſo gefürchtete rothe Perle nicht ausgeblieben. Durch dieſes Zeichen verſprach ſie mir kund zu thun, wenn der Augenblick meines Todes nahe ſey; ihrem Auge war er nicht verborgen. Wohl mir, ich darf dieſe bange Stunde mit Ruhe erwarten, mein Leben iſt nicht belaſtet mit finſtern Thaten, ich habe immerdar zu den unſchuldigen Weſen gehört, die nur verſtehen, ſich ſelbſt wehe zu thun; Schmerzen der Art habe ich reichlich zu dulden gehabt; nie aber habe ich Andern welche bereitet, noch ſie in den verſchloſſenen Schrein meines Buſens ſchauen laſſen; Dir allein, mein Sohn, ſind Blicke geſtattet worden, und ich wünſche, daß Du ſie nicht mißbrauchen mögeſt. Da ich einmal in meinem Leben ſo über alle Maßen herrlich und wunderſam geliebt habe, ſo iſt mir ſpäter das Gefühl, das wir Liebe und Schwärmerei nennen, nur kalt und dürftig erſchienen, ich habe nie meine Hand einem irdiſchen Mädchen reichen mögen, da ich unmöglich ihre Hoffnungen und Wünſche hätte befriedigen können, auch wäre mir ein ſolcher Bund als eine ſchwere Untreue gegen meine ſchöne Inſelkönigin erſchienen. Dieſes, mein Sohn, iſt nun die Geſchichte der rothen Perle und meines Lebens.“

Hiemit ſchloß der gute Großoheim die Erzählung der abenteuerlichen Epoche ſeiner Biographie. Wir ſaßen neben einander und eine lange Pauſe folgte. Es war wohl natürlich, daß ich dem ehrwürdigen Alten den Glauben an die üble Prophezeihung der rothen Perle auszureden ſuchte, doch all meine Mühe war vergeblich. Er blieb dabei, daß er jetzt nothwendig ſterben müſſe, und er ſtarb auch wirklich. Keinem ſeiner Freunde erſchien ſein Tod beſonders unerwartet, ein ſtiller Mann war nur noch ſtiller geworden, weiter wußte man bei dieſem Vorfalle nichts zu ſagen; mir jedoch, der mehr als die Andern wußte, mir ging die Geſchichte mit der Inſel im Südmeer, mit den Palmbäumen und der Meerfei lange Zeit im Kopf umher, und noch länger blieb mir das Antlitz des Großoheims erinnerlich, wie er im Tode dalag, und nun deutlicher als jemals die „Mährchenmiene“

aus den blaſſen Zügen hervorleuchtete. Was übrigens mich und mein Schickſal betrifft, ſo hatte der Alte es richtig vorhergeſagt. So oft ich auch Fahrten in ferne Meere gethan, auf dieſen manche ſchöne Inſel mit Palmbäumen erſchaut, ſo hat ſich mir doch keine Meerfei gezeigt, kein Elementargeiſt, weder aus Feuer, Luft noch Waſſer iſt mir nahe gekommen; dagegen aber hat ſich mir ein ſchöner irdiſcher Mädchenengel zu eigen gegeben, in deſſen ſüßer Zuneigung ich auch die Bekanntſchaft jener nicht vermißt habe. In unſern Geſprächen geht aber oft wie ein fernes Geiſtergrüßen die Sage von der rothen Perle vorüber, und dann tritt der gute Großoheim als Jüngling vor uns, an ſeiner Hand eine Geſtalt, die wir nicht zart, duftig und ſchön genug ausmalen können. Wohl dem, deſſen Bild ſeinen Nachkommen ſtets an der Hand einer holden Dichtung erſcheint!

Meerlilie.

Am Bord eines holländiſchen Schiffs befand ſich ein Knabe, den das Schiffsvolk nur Dick, den Träumer, nannte. Er war ein ſchlanker, hochaufgewachſener Burſche mit großen dunkeln, träumeriſchen Augen und wildhängenden blonden Locken, friſche Jugend auf den Wangen und der vollen Lippe, ſelten ordentlich und geregelt in der Kleidung, und in ſeinen Pflichten als Schiffsjunge oft nachläſſig. Dafür war Dick ein Sonntagskind, in der gefährlichen Stunde geboren zwiſchen Predigt und Mittagsbrod, wo die böſen Geiſter Macht erlangen über den armen Menſchen, daß er vor den Begierden des Magens die Anforderungen des unſterblichen Geiſtes vernachläſſigt. Kinder, in ſolcher Stunde geboren, ſind nie treu und zuverläſſig im täglichen Geſchäfte, ſie ſind leicht zu bethören und zu verführen, da die Mutter nur die halbe Predigt angehört hat, und weil ſie vom Mittagsmahle nichts verſäumen wollte, kann der Böſe nun den armen Knaben durch eine gutbeſetzte Tafel oder durch ein ſchönes Weib zu Allem bringen. In Dicks Leben ſollten die Beweiſe hiezu nicht fehlen; die Geiſter der obern und untern Welt ſchienen ihn recht zu ihrer Freude geſchaffen zu haben; er war ſo ſchön, ſo träumeriſch und thöricht, ſo verliebt, ſo träge und ſo unverdorben, daß ſie ſich offenbar kein beſſeres Spielzeug wünſchen konnten.

In den Stunden, in denen der thätige Schiffsmeiſter den armen Dick nicht zur Arbeit vor ſich her trieb, lag er gewöhnlich am Vordermaſte und ſah in die Meerestiefe hinab. Er dachte ſich dabei vielerlei; wie ein Wanderer wohl in das liebe Haus ſeiner Eltern hineinſchaut, und beſonders in ein verhängtes Stübchen, wo er die Geliebte ſchlummern weiß, ſo ſchaute Dick in die Woge hinab, als wäre ſie ſein Vaterhaus, ſo ſuchte ſein Auge die ſtillen Kammern des alten Mährchenreichs, in dem er recht heimathlich bekannt war.

Es gibt Stellen in den Gewäſſern des ſüdlichen Oceans, wo die Meeresfläche gleich dem ſchönſten flüſſigen Kryſtalle wird, ſo daß das Auge, mit tiefem Wunderſchauer niederblickend, auf dem hellen Sandboden jede träumeriſche Blume ihr Haupt neigen ſieht. Das ſind die Oaſen in der todten Meereswüſte, das iſt das Meeresparadies, in dem die erſten Eltern, nachdem ſie oben den Himmelsgarten eingebüßt hatten, gebannt wohnen müſſen; ſo erzählt es die Schifferſage. In eine dieſer wunderbaren Gegenden gelangte nun auch das holländiſche Schiff.

An einem Morgen, als ſich die Mannſchaft aus den dumpfen Kajüten hervormachte, ſchrien ſie plötzlich wie mit Einer Stimme: »Hilf Himmel, das Schiff ſchwebt in der Luft, wir ſind verloren!« der Schiffskapitän und einige alte verſtändige Matroſen traten jedoch lächelnd an den Bord und ſchauten mit altklugen, prüfenden Augen in die Tiefe, und der Kapitän ſagte: »Laßt Euch das nicht anfechten, Kinder, es iſt eine ganz bekannte Erſcheinung, die ich wohl ſchon zu Dutzendmalen erlebt habe, und heißt die Meeresklarheit.«

Von dieſen weiſen Worten vernahm Dick an ſeinem Schiffsende nichts; er hätte ſich auch nicht ſo leicht bei ihnen beruhigt, denn weil er eben ein Sonntagskind war, ſo drang ſein Auge tiefer und ſein Gehör weiter als bei dem vielgereisten Kapitän und ſeinen klugen Matroſen. Als dieſe ſchon, der neuen Erſcheinung überdrüſſig, unten in der Kajüte beim Punſchnapf zuſammenſaßen, ſtarrte er daher noch immer, mit weit offenen Augen, übergelehnt in die Tiefe, und Thränen der Sehnſucht liefen über ſeine Knabenwange, als er unten die heimlichen, ſtillen Gärten ſah, und darüber hin durch das lufthelle Waſſer die Wanderzüge fröhlicher Fiſche, die mit ſpitzigen Mäulern und rudernden Seitenfloßen in den Korallenbaumgängen auf und nieder glitten, und gleichſam wie hoffährtige, geputzte Bürgersleute mit Weib und Kind ſpazieren gingen. Und je weiter das Schiff glitt, deſto ſtolzere Gewächſe, deſto ſchönere, überraſchendere Gärten kamen unten zum Vorſchein. Bald war es, als zögen ſich Gänge, von Menſchenhand geebnet, deutlich durch die Baumgruppen hindurch, bald ging wieder jede Spur von Ordnung und Regelmäßigkeit in einer phantaſtiſchen Pflanzenwildniß unter. Die Blätter und Stauden hatten alleſammt etwas Fremdes, ſo bekannt ſie auch auf den erſten Blick ſchienen, auch die Blumen, wenn man ihnen recht tief in's Auge ſah, zeigten ein völlig fremdes Antlitz; auch war es ſeltſam und unheimlich, daß ſtatt der bunten, hellen Schmetterlinge und geſchwätzigen Vögel immerdar ſtumme Fiſche auftauchten, und die Blumenhäupter umkreiſten, und vertraut mit ihnen ſcherzten. Goldene und purpurne Schlangen glitten auf den Kieſeln des Bodens pfeilſchnell dahin, und plötzlich lagen ſternartige Figuren da, die ſich langſam regten und endlich ſchwerfällig fortwanderten.

Dick konnte ſeine Erwartung nicht zähmen, er hoffte beſtimmt, daß gegen Abend nun bald unten eine herrliche Stadt hervorkommen werde, oder ein ſchöner Königspallaſt unter den Gärten, allein es blieb bei den ſtillen Hainen, die ſich immer mehr in Schatten hüllten, ſo daß nur hie und da eine hochaufſchießende rothe Blume, wie eine Flamme aus dem Dunkel, ſichtbar ward. Endlich war Alles in Nacht verſunken; Dick hätte weinen mögen, wenn er daran dachte, daß das Schiff jetzt ſo gefühllos über ſo viel geheimnißvolle

Schönheit der Tiefe dahinglitt, ohne daß das Auge auch nur das Mindeſte davon erfaſſen könne. „Gewiß,“ rief er bei ſich, „kommen jetzt die Palläſte des Meerkönigs, und wir reiſen ihnen in Nacht und Dunkelheit vorüber, ohne daß Einer von dem Andern weiß.“ In dieſen Gedanken lehnte er ſich noch einmal weit hinüber, und ſeine Augen drangen mit den ſehnſüchtigſten Strahlen in die verſchloſſene Tiefe. Doch ſiehe da, ſie blieb nicht verſchloſſen. Dick hatte nicht lange hinabgeſchaut, als tief unten eine feuchte, hellglühende, grüne Kugel erglomm, und, wie es ſchien, langſam auf dem Meeresboden dahinrollte. Das funkelnde, milde, dunkle Grün ward immer klarer und warf immer hellere Scheine um ſich; zuletzt ſah der Knabe, daß das, was er für eine fortlaufende Kugel gehalten, nur der Schein eines durch die grünen Bogengänge dahinſchreitenden Lichtes war. Bald trat nun ein Männlein hervor, das tief unten auf dem Meeresboden mit einer Laterne herumwandelte, wie einer, der zu ſpäter Nachtzeit von dem Beſuche bei Freunden nach Hauſe geht. Dick war ſo freudig erſchrocken, daß der Athem in ſeiner Bruſt ſtockte, er hätte gerne ſogleich den ſtillen

Wanderer bei Namen gerufen, aber wußte er wohl, wie er hieß? Er begnügte ſich daher, ſeinen Gang zu verfolgen, und bemerkte, wie der ſeltſame Mann oft mit ſeiner Laterne in die Kelche der ſchlafenden Blumen am Wege hineinleuchtete, und wie es dann die herrlichſten rothen, blauen oder violetten Scheine gab. Einer dieſer Scheine leuchtete in Dicks Antlitz, und plötzlich ſah er, wie der Mann unten eines der hochſtaudigen Gewächſe erfaßte, raſch an den Blätterſproſſen hinanklimmte und bald die ſchwankende Krone erreicht hatte, von der er mit einem blaſſen menſchlichen Antlitze bittend herüberſah, indeß unten auf dem Meeresboden die zurückgelaſſene Laterne leuchtete. Dick warf ihm geſchwind ein loſes Seil zu, er ergriff es geſchickt und behende, und ehe der Knabe es ſich verſah, ſaß der unheimliche Gaſt neben ihm auf dem nächtlichen Verdeck.

Das Männlein hatte ein dunkles Kleidchen an, um das blaſſe, welke Greiſesantlitz legten ſich ſchlichte, lange, grüne Haare, die erloſchenen Augen blickten wehmüthig vor ſich hin, indeß er mit ſanfter Stimme ſprach: „Schöner Knabe, die Unterirdiſchen haben es erfahren, daß die flüchtige

Welle in Dir ein geheimnißvolles Glückskind trägt, das zu unſrem Wohl, zu unſerer Freude geboren worden. Ich muß mich kurz faſſen, damit das Schiff nicht entgleitet, und ich meine Laterne noch wiederfinde; vernimm alſo, daß die ſchöne Meerlilie mich ſendet, und läßt anfragen, ob Du, holder Freund, ihr Retter ſeyn willſt aus ſchmählicher Gefangenſchaft.“

Dick ſah ſtaunend in die waſſerhellen Augen des kleinen Greiſes, und fragte: „Sage mir nur, Gevatter Waſſermann, wer iſt die ſchöne Meerlilie, und auf welche Weiſe kann ich ihr Befreier werden?“

„Das Erſtere,“ entgegnete der Greis, „erfährſt Du wohl zu ſeiner Zeit umſtändlicher, das Zweite kann ich Dir jetzt gleich ſagen. Er warf einen Blick auf ſeine Laterne, und da ſie ſchon entfernter ſchimmerte, ſetzte er eiliger hinzu: „Meerlilie iſt eine ſüße, wunderſchöne Jungfrau, die von dem übermüthigen Korallenfürſten, weil ſie ſeine Liebe nicht erwidern wollte, ſammt ihren Freunden und Angehörigen in den Grund des Meeres verzaubert worden iſt, wo ſie in einem jener Zaubergärten, die Du unten geſehen haſt, ſo lange hingebannt ſchlummern muß, bis ein ſchöner, unſchuldiger

Knabe, den die Geiſter lieb haben, den Zauber überwindend, ſie befreit. Willſt Du nun die ſchöne Meerlilie ſehen, und geht Dir ihr herbes Leid zu Herzen, ſo entſchließe Dich, mit mir in die Tiefe herabzuſteigen, ich will Dich ſchnell und ſicher zu ihr führen. Vorher aber prüfe Dich, ob Du Stärke genug beſitzeſt, die Probe zu beſtehen; drei Nächte nämlich hintereinander mußt Du neben der ſchönen Lilie wachen, ohne Dich von den Zaubertönen, die um ihr Blumenlager erklingen werden, in Schlummer wiegen zu laſſen. Gelingt Dir dieſes, ſo iſt das Schwerſte überſtanden, und die andern Bedingungen, die ſie Dir ſelbſt aufgeben wird, ſind leicht zu erfüllen.«

Dick hörte dieſe Rede mit freudefunkelnden Augen. »Gevatter Waſſermann!« rief er, »wenn Du mit ſcharfem Geiſtesblick mich auserſehen haſt, ſo ſollſt Du ſehen, daß ich gerade der Mann bin, den Du ſuchſt. Komm, zeige mir die Wege zu der ſchönen Lilie, das Andere laß mich machen.« Der Kleine ſchüttelte, als er dieſe Worte hörte, mißvergnügt das Haupt. »Wie ſchnell und unbeſonnen!« rief er, »als gälte es nur, einen Apfel vom Baum zu brechen! Die Angelegenheit iſt zu wichtig; ich gebe Dir drei Nächte Bedenkzeit, dann komme ich, Dich abzuholen. Wiſſe, daß wenn der Schlaf Dich unten übermannt, Du auf ewige Zeiten dort eingeſchloſſen bleibſt, nie das Auge der Deinigen wieder ſiehſt, noch jemals die grünen Wieſen und Fluren der Oberwelt betrittſt. Beſtehſt Du aber die Probe, ſo ſind große Schätze und die Liebe der ſchönen Meerfee dein. Nun weißt Du, was Du wiſſen ſollſt. Gib wohl Acht, am Abend des dritten Tags wird das Schiff an den Kelch einer ungeheuren, prächtigen Meerlilie heranſchwimmen; das ſoll Dir ein Zeichen ſeyn, daß Deine unbekannte Geliebte Dich erwartet. Jetzt lebe wohl, ich muß hinunter, meine Haare fangen an trocken zu werden, und nur noch wie ein fernes Pünktchen ſchimmert die Laterne.“ Er ergriff bei dieſen Worten eiligſt das Seil, löste es ſo lang wie möglich, und ſchwang ſich in's Meer hinab; Dick ſah ihn in den ſchwarzen Wellen untertauchen und ſpurlos verſchwinden. Es ward ihm weh ums Herz, denn er hatte in dieſen wenigen Minuten den alten Waſſermann ordentlich lieb gewonnen. Jetzt ſaß er wieder einſam da, und wie ein Traum war die ganze ſeltſame Erſcheinung in die Wellen hinabgeglitten, das Meer todt und ſtille.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Dick erwachte, heftig geſchüttelt vom Arme des zornigen Schiffsmeiſters; verſtört blickte er in die Höhe und rief: „Aber ſo ſagt doch nur, warum kann die ſchöne Lilie nicht den Korallenfürſten lieben?“ — „O Du Kröte!“ ſchrie der Schiffsmeiſter und gab ihm einen derben Schlag, „wer ſpricht davon? Hinunter ſollſt Du in den Raum, die Kajüte auskehren, das Geräthe zuſammenſtellen! Seht doch den trägen Meerwurm!“ — Er packte in die blonden Locken des Knaben, zerrte ihn in die Höhe und ſtieß ihn vor ſich die kleine Stiege zur Kajüte hinab.

Es iſt eine ſchlimme Zeit, wenn die Sonntagskinder arbeiten müſſen; der Kehrbeſen ward wie Blei in Dicks Händen, der leichte Staubwedel kam nicht von der Stelle, und die wenige Arbeit wurde und wurde nicht fertig. Es regnete nun wieder Schläge und Scheltworte; Dick nahm ſie geduldig hin, indem er bei ſich dachte: ſie können mir doch nicht die Liebe der Meerfee rauben, und die Schätze, die ich gewinnen werde.

Fand er einen Augenblick müßige Zeit, ſo lag er auf ſeinem Plätzchen am Bord und blickte hinab und erſtaunte im ſüßen Schrecken, wie Alles unten um Vieles prächtiger und ſchöner wurde. Das helle Waſſer ſchien noch durchſichtiger und kryſtallreiner, üppiger und ſeltſamer waren Gewächſe und Geſteine, bunter durcheinander ſpielten die herrlichen Fiſche. Am zweiten Tage fing Dick an, ſchon nach dem Kelch der Meerlilie auszuſchauen; doch ſo weit er ſein ſuchendes Auge ſchickte, war nichts als Waſſer und Himmel, aber am Morgen des dritten Tages tauchte am Horizont etwas Weißes auf, das hell in der Sonne flimmerte, und das die Schiffleute für die äußerſte Spitze eines Kreidefelſen hielten. Zu gleicher Zeit wurden Alle inne, daß ein ſüßer, unendlich lieblicher Duft ſich um das Schiff her zu verbreiten anfing; Einige, die ihre Augen mit Gläſern bewaffnet hatten, ſahen nun, daß das, was ihnen als ein Kreidefelſen erſchienen, der Kelch einer ungeheuern weißen Blume war, die ruhig auf dem glatten Spiegel ſchwamm und die himmliſchen Düfte ausſtreute. Darüber verwunderten ſich Alle nicht wenig, und ſelbſt der Kapitän wußte nicht gleich, wie er dieſe neue Seltſamkeit gehörig verſtändlich erklären ſolle. Dick allein trug das ganze Verſtändniß im Herzen. Er ſchlich an den einſamſten Platz, um ſein Entzücken und die bangen Schauer, die ſeine Bruſt durchbebten, nicht vor den Leuten ſehen zu laſſen; verſtohlen blickte er von hier aus auf die Blume, die näher und näher heranſchwamm. Die Abendſonne füllte den ſilbernen Kelch mit Purpurſtaub, und widerſpiegelnd ſchwebten die glänzendſten rothen und weißen Scheine im Waſſer; endlich war das Schiff der Blume ganz nahe, es war Nacht geworden, und weit hin auf der ſchwarzen Fläche breiteten ſich die rieſigen Blätter im Monde wie ein Schneefeld glänzend aus; zugleich füllte ein durchdringender Duft die ganze Atmoſphäre, ſo daß eine Betäubung ſich der ganzen Mannſchaft bemächtigte und ſie in Schlummer ſank, trotz den Befehlen und Drohungen des Kapitäns. Dicks Sinne blieben allein völlig wach; er hatte ſich auf ſeinen gewohnten Platz begeben, und niederſchauend in die Wellen, erwartete er den geheimnißvollen Boten, der ihn hinabgeleiten ſollte.

Nicht lange, ſo erglomm tief unten wieder der lichte, grüne Schein, wurde ſchnell größer,

BAYERISCHE

und zugleich rankte ſich eine ſchwarze Staude mit ihren krauſen Blättern aus dem Waſſer heraus, indem ſie ſich an die Seite des Schiffs, gleich einer Leiter, anlegte. Das kleine, häßliche Geſicht des Greiſes tauchte empor und nickte dem armen Knaben, dem jetzt weh und unheimlich zu Muthe wurde, mit freundlichem Grinſen zu. „Nun, welchen Entſchluß haſt Du gefaßt, Söhnchen?“

„Gevatter Waſſermann, wenn es ſeyn kann, ſo wollen wir die ganze Unternehmung bleiben laſſen.“

„Elender Knabe,“ zürnte der Geiſt, „biſt Du ſo kleinmüthig und unzuverläſſig? — Wenn Dich die reichen Schätze nicht locken, ſo ſollte Dich der Schmerz der ſchönen Meerlilie rühren, die ſich durch Deine Thorheit jetzt um ihre Hoffnung betrogen ſieht. Geh, einfältiger Burſche, Du warſt Deines Glückes nicht werth!“

Mit dieſen Worten machte ſich der Kleine bereit, wieder niederzuſteigen, als Dick ſich raſch ermannte, allen kecken Muth zuſammennahm und rief: „Nun, nicht ſo eilig, ich folge Dir nach! — aber,“ ſetzte er hinzu, „werden die Gefährten nicht unterdeſſen fortſegeln, mich verlaſſen?“

„Sey ohne Furcht,“ war die Antwort, „der magiſche Duft der Lilie hält ſie und ihr Schiff während dieſer drei Tage und Nächte, da Du unten weileſt, feſt gezaubert an dieſe Stelle; wir finden ſie noch ſchlummernd, wie wir ſie jetzt verlaſſen.“

Jetzt ſtiegen der Waſſergeiſt und Dick auf den Boden des Meeres hinab. Unten ſah Alles ſeltſam und traumhaft aus; in der Dunkelheit ragten die rieſigen Gewächſe und Blumen wie mit drohenden Armen weit in die ſtillen Gewäſſer hinein; die Laterne des Alten warf wunderbare Schimmer, und wie er ſie ergriffen und die beiden Wanderer jetzt ſtill neben einander auf dem Meeresboden hinwandelten, da wurde Dick mit Entſetzen inne, wie er ſo gar nichts kenne in dieſer ihn umgebenden Welt, kein Geſtein und keine Blüthe, wie Alles ihn mit fremden, unheimlichen Augen anſehe. Zahlloſe Fiſche ſchwammen ihnen entgegen und bogen ſcheu vor dem Lichte der Laterne aus. Endlich gelangten ſie zum Ruhebette der ſchönen Meerlilie. Sie lag auf einem weichen Lager von Waſſergras, die Augen waren geſchloſſen, und durch ihre dunkeln, aufgelösten Locken war ein Kranz weißer Lilien geflochten, deren eine gerade über der Stirn hinaufrankte bis auf die Oberfläche der Waſſer, und dort aus ihrem Rieſenkelche jene zauberhaften Düfte ſpendete. Hoch über das Lager wölbten ſich ſchimmernde Korallenzweige dicht durch einander und bildeten, von einzelnen weißen Lilien durchflochten, einen köſtlichen Thronhimmel. Dicks Knie beugten ſich unwillkührlich vor dem Lager der Schlummernden, er hatte nie eine ſo herrliche Mädchengeſtalt geſehen, und ſein trunkenes Auge ſog gierig nie geſehene Reize ein. Wie glücklich pries er ſich jetzt, daß er dem Alten gefolgt war, mit welcher ſtolzen Zuverſicht ſah er ſich ſchon als Befreier der reizenden Geliebten an! — Jener kam und ſetzte ſeine Laterne neben den Jüngling. „Ich verlaſſe Dich jetzt,“ rief er, und ſeine Worte tönten ſchauerlich durch die tiefe Stille umher; „vergiß nicht, wo Du biſt und welches Wageſtück Du unternommen. Deine Wacht nimmt jetzt ihren Anfang. Sieh Dich vor, daß das Licht der Laterne nicht erliſcht, denn der darin eingeſchloſſene Geiſt iſt ein guter und wird Dir mit ſeinen Kräften beiſtehen.“

Dick dankte, und der Alte entfernte ſich, indem er in eines der Gebüſche einlenkte. Jetzt war der Arme in der tiefen Einſamkeit völlig verlaſſen. Kein Laut regte ſich um ihn; er ſaß auf dem hellen Sandboden, die Laterne neben ihm. Die erſten Stunden der Nacht vergingen, indem er faſt unverwandten Blicks die ſchöne Lilie betrachtete, dann aber fühlte er, daß ihr ſchlummerndes, bleiches Antlitz wie betäubend auf ihn wirkte, ſo daß auch ſeine Sinne der Schlaf anwandelte. Erſchreckt wandte er ſich ab und lauſchte ängſtlich in die Nacht hinaus nach einem Geräuſch, das ihn zerſtreuen und wach erhalten könne, allein es blieb ſtill, es zog kein Frühlingswind durch die Blätter, kein Vogel erhob ſich ſingend aus den Zweigen, kein Käfer ſummte im Graſe. Wie glücklich und froh begrüßte er die erſten Strahlen des Lichtes, die in die Meerestiefe hinableuchteten; mit ihnen zugleich erſchien der Alte und löste ihn von ſeinem Poſten ab. Er führte ihn hinauf zum Schiffe, und nachdem Dick hier unter ſeinen ſchlummernden Kameraden den Tag hingebracht hatte, kam die zweite Nacht heran, wo der Alte ſich noch ängſtlicher und verſorgender zeigte und die größte Sorge für die Laterne empfahl.

Kaum war er fort, als der Knabe ſeine Warnung faſt vergaß über dem wunderbar herrlichen Schauſpiel, das ſich ihm kund that. Der Mond zog leiſe herauf, und indem er von der dunkeln Himmelskuppel niederleuchtete, goß er ſeine lieblichſten Strahlen unten in die Meereseinſamkeit; alsbald wölbte ſich ein farbiger Bogen über Dicks Haupte, der, wie von flüſſigen Edelſteinen gebaut, in dem hellen Kryſtall flimmerte und die holdeſten Töne von ſich gab. Die Einſamkeit, vom Mondesglanz erfüllt, übte einen magiſchen Zauber aus, und ein unendlicher, ſüßer, himmliſcher Friede glitt auf die ſtillen Wege und Gebüſche nieder. So ſüß hatte noch nie eine lebende Seele im holden Mährchenreiche geathmet. Wie in Entzückung eingewiegt, fuhr der Knabe plötzlich empor, indem es ihm ſchien, als griffe ein in lange Gewänder gehüllter Arm nach ſeiner Bruſt; ſeine erſte Bewegung war, die Laterne zu erfaſſen, die, ſeitwärts im Gebüſche verſteckt, nur noch einen ſpärlichen, verlöſchenden Schimmer von ſich gab. Als er die Flamme gereinigt hatte und ſie mit erneutem Glanze leuchtete, kam wieder Muth in ſeine Seele; ſichtlich erbleichte der magiſche Mondenglanz und der ſchimmernde Kryſtallbogen.

Als der Alte am Morgen erſchien, zeigte er ſich beſonders erfreut und ſprach ſeine Zuverſicht für das endliche Gelingen aus. Er hatte ſich auch nicht geirrt, Dick beſtand auch die Probe der dritten Nacht, obgleich hier noch ſüßer der Mondenglanz ſchimmerte, der helle Bogen ſich über ſeinem Haupte noch betäubender wiegte und Einſamkeit und Stille noch lockender zum Schlummer einluden. Bei den erſten Strahlen der Morgenſonne richtete ſich die ſchöne Lilie von ihrem Lager empor, und zum erſten Mal ſah der glückliche Jüngling, der zu ihren Füßen kniete, in die dunkeln Liebesaugen der Meerfee. „Ich danke Dir, Sterblicher,“ begann ſie mit holder Stimme, „Du haſt vollbracht, wornach Viele vergeblich rangen; Dein Muth und Dein Glück ſind mir Bürge, daß Du hiebei nicht ſtehen bleiben, ſondern nun auch die noch übrigen beſchimpfenden Bande, die meine Freiheit feſſeln, löſen wirſt. Verſprich mir dieſes, und ich will Dir einen Theil meiner beklagenswerthen Schickſale erzählen.“ Dick, als er die ſchöne Lilie ſo ſprechen hörte, als ihr bittendes Auge in dem ſeinigen ruhte, und ihre reizende Geſtalt halb an ſeiner Schulter lehnte, verſprach mit den kräftigſten Betheurungen, Alles zu vollbringen, was ſie nur von ihm fordern würde. Seine Bereitwilligkeit rührte die Schöne, und ſie nahm mit einem wehmüthig klagenden Tone das Wort.

„Einen Theil meines Elends," fuhr die Lilie fort, „wirſt Du ſelbſt ermeſſen können, wenn Du erfährſt, daß ich als eine Prinzeſſin geboren worden bin, die in Glanz, Fülle und Herrlichkeit lebte und die jetzt auf das Grauſamſte vom Hofe und von ihren liebſten Vertrauten getrennt worden. Von dem Könige, meinem Vater, der der Beherrſcher einer der reichſten Inſeln dieſes Meeres war, wurde ich einem liebenswürdigen jungen Prinzen zur Gemahlin beſtimmt, und Du kannſt Dir denken, wie nahe ich ſchon dem Ziel meiner Wünſche war, wenn Du erfährſt, daß wir ſchon unſere gegenſeitigen Porträts gewechſelt hatten und ich den Kammerherrn erwartete, mit dem ich der Form nach mich vermählen ſollte. Da erſchien eines Tags, ach, ich ſehe ihn noch vor mir! der abenteuerliche Korallenfürſt an unſerem

Hofe. Er ſah mich, verliebte ſich in mich und machte Anſtalten, ſich mit mir zu verbinden, obgleich man ihn wiederholt verſicherte, daß ich bereits die Verlobte eines ſchönen und liebenswürdigen Prinzen ſey, ja daß ſogar ſchon der Kammerherr ſich eingefunden habe, um mich in Beſitz zu nehmen. Er erklärte dagegen mit einer unverſchämten Leichtfertigkeit, daß ihn dieſes Alles wenig kümmere. Meines Vaters Stolz wurde jetzt rege; um meine Perſon vor jedem räuberiſchen Anfall zu ſchützen, ließ er mich in einen feſten Thurm bringen, wo ich bleiben ſollte, bis mein ſtürmiſcher und ungelegener Freier ſich von der Inſel würde entfernt haben. Der Tückiſche, als er ſah, daß mit offener Gewalt nichts zu thun ſey, nahm ſeine Zuflucht zur Liſt, und leider fanden ſich unter meiner nächſten Umgebung verrätheriſche Diener, die ihm mit Rath und That zur Hand gingen, um ſich ſpäter durch die Dankbarkeit jenes Elenden in den Beſitz großer Schätze zu ſetzen. Dem Himmel ſey Dank, die Abſcheulichen haben ihren Lohn dahin!«

Dick ſah mit ſeinen großen, wehmüthigen Augen die Erzählerin an. »Schöne Lilie!« rief er endlich und ſeine Stimme zitterte, »ich fürchte, Du wirſt der Tücke des Korallenprinzen unterlegen ſeyn.«

»Fürchte nichts,« verſetzte ſie mit einem kleinen, ſtolzen Lächeln, das ihre reizenden Lippen entzückend ſchön kleidete. »Ich war entſchloſſen, lieber den Tod zu wählen, als ſeine Umarmung, und ich hätte meinen Entſchluß ſicherlich ausgeführt, wenn das Schickſal es nicht anders gefügt Unter den Damen meiner nächſten Umgebung befand ſich eine alte Oberhofmeiſterin, die ſchon meiner Mutter gedient hatte und deren Treue ich deßhalb verſichert zu ſeyn glaubte; nichts deſto weniger war ſie die Erſte, die ſich von den Verſprechungen des Korallenprinzen verführen ließ, mich ihm auszuliefern. Ihre Helfershelfer bei dieſem ruchloſen Unternehmen waren ein nichtsnutziger, eitler, wohlbeleibter Hofkaplan und der alte Hofgelehrte, der von dem Prinzen kirre gemacht wurde durch das Verſprechen einer zahlreichen und koſtbaren Bücherſammlung voll der ſeltenſten Ausgaben der alten Autoren. Dieſe drei Elenden wußten es nun dahin zu bringen, daß ich meinen ſichern Thurm verließ, und an einem ſchönen Sommerabende am Geſtade der Inſel ſpazieren ging. Ein Jüngling, der mir ſehr ergeben war, und den mein erlauchter Vater als ſeinen Hofpoeten im Sold hatte, warnte mich auf das Zärtlichſte, doch ich verſpottete ſeine ängſtlichen Befürchtungen, und hatte gleich darauf Urſache, es bitter zu bereuen; denn plötzlich brachen die elenden Räuber hervor, brachten mich und meine treuloſen Gefährten auf mehrere verſteckt gehaltene Schiffe, und dieſe eilten ſchnell mit uns davon. Fordere nicht, geliebteſter Jüngling, daß ich Dir ausführlich meine Leiden ſchildere, die in der Gefangenſchaft meiner warteten; genug, ich blieb, allen Bitten und Drohungen zum Trotz, ſtandhaft, und der Elende, der verzweifelte, mich zu ſeinem Willen zu bewegen, wendete in einem unglückſeligen Momente ſeine ganze verderbliche Zauberkraft an und verwünſchte mich mit meiner Geſellſchaft in den Grund des Meeres, indem er meine Erlöſung an die ſchwierigſten und faſt unmöglichen Bedingungen knüpfte. Doch das Geſchick iſt gütiger als ich hoffen durfte, es hat mir Dich geſendet, und ich zweifle nicht länger, daß ich Dir meine völlige Rettung danken werde. Höre nun, wie Du mich und jene Elenden, die mit mir in der Verzauberung ſchmachten, befreien kannſt. Die Treuloſen ſind ſämmtlich in Meerungeheuer verwandelt worden; es wird ſchwer ſeyn, ſie aufzufinden, doch mußt Du ſie ſuchen, um von ihnen die drei magiſchen Gaben zu erlangen, ohne die ich nicht völlig erlöst werden kann; ſie werden ſie Dir verweigern, aber Du mußt durch Liſt oder Gewalt ſie ihnen rauben. Es iſt ein kleiner, ſilberner Stab, ein Ring und eine goldene Kette.“

„Wie finde ich aber Deine treuloſen Diener, ſchöne Prinzeſſin?“ fragte Dick.

„Nimm dieſe Perle,“ entgegnete die Meerfee, indem ſie eine große, gelblich ſchimmernde Perle von ihrem Halſe löste, „ſie wird Dir die Gabe verleihen, gefahrlos unter den zahlloſen Bewohnern des Meers umherzuwandeln, ja Du wirſt ſogar die Sprache, die unter ihnen üblich iſt, verſtehen. Entdeckſt Du nun eine ungeſtalte Robbe, und merkſt Du an ihren eiteln und prahleriſchen Reden, weß Geiſtes Kind ſie iſt, ſo biſt Du ſicher, jene unwürdige alte Oberhofmeiſterin gefunden zu haben; ſie hat den Ring im Beſitz. Begegnet Dir dann ein ſchwerfälliger Seehund, mühſam durch die Fluthen daherkeuchend, oder müßig am Strande ſchnarchend, ſo ſey gewiß, daß es der verrätheriſche Kaplan iſt, der mein ſilbernes Stäbchen verwahrt, und endlich, kommt Dir die widrige Geſtalt eines mit gläſernen Augen glotzenden Hummers zu Geſichte, ſo haſt Du meinen dritten Feind, den alten Hofgelehrten, gefunden, von dem Du die Kette erbeuten mußt. Sind dieſe drei Kleinodien in meinem Beſitz, ſo ſchwindet ſogleich der Zauberbann, und ich befinde mich wohlbehalten mit dem ganzen Gefolge auf meiner heimathlichen Inſel. Dann, mein ſüßer Freund, zähle auf meine Dankbarkeit; ſie wird ohne Grenzen ſeyn, wie es ſchon jetzt mein zärtliches Gefühl für Dich iſt. Eile, der Tag ſteht ſchon hoch.“

Ein freudiges Lächeln und ein Kuß beſiegelten dieſe Worte, dann ſank die ſchöne Geſtalt wieder auf ihr Lager zurück, und ſchon ſtand der Gevatter Waſſermann bereit, den Jüngling wieder hinauf zu dem Schiffe zu geleiten. Oben nahm er feierlichſt von ihm Abſchied, erinnerte ihn, das begonnene Werk nicht unvollendet zu laſſen, und überreichte endlich dem erſtaunten Dick eine kleine Kiſte, die bis an den Rand mit den ſeltenſten Schätzen des Meers, mit köſtlichen Korallen und Perlen gefüllt war. Ohne den Dank abzuwarten, verſchwand er in dem Schoß der Wellen.

Dick, der Träumer, verdiente wohl nie ſeinen Namen mit mehr Recht, wie jetzt. Er ſtand auf dem Verdecke auf der wohlbekannten Stelle, die Sonne ſchien ihm in die weit offenen Augen, er ſtrich ſich die blonden Locken aus der Stirne, und immer noch glaubte er die ſüße Stimme der Lilie zu hören, immer noch an ihrer Seite auf dem tiefen Meeresboden zu ſitzen. Endlich brachte ihn ein Blick auf die ſchlafende Mannſchaft, die ſich jetzt zu ermuntern anfing, zu ſich; das Schiff glitt wieder die feuchte Bahn weiter, und immer ferner ſchwand der Kelch der Rieſenblume, bis er endlich nicht mehr geſehen wurde. Das Abenteuer mit der ſchönen Meerfee war beendet.

Das hätte wenigſtens Dick denken können, wenn er undankbar und weniger verliebt geweſen wäre, ſo aber wußte er wohl, daß es noch nicht beendet war, und dachte daran, wie er es glücklich und ſo ſchnell wie möglich beendigen könne. Wir übergehen die Begebenheiten des Zeitraums, wo das Schiff heimkehrte, wo Dick einen Theil ſeiner Schätze verkaufte und dadurch Mittel fand, ſelbſt ein reicher Handelsherr zu werden, der Schiffe in See gehen ließ. Er war aber, trotz ſeiner Reichthümer, noch immer der ſchöne träumeriſche Knabe, in deſſen dunkeln Blicken ſich jedes Mädchenauge gern ſpiegelte; doch Dick dachte wie ein echter Ritter nur an ſeine Dame, er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, mit ſeiner magiſchen Perle bewaffnet, kühn in das alte, feuchte Haus des Vaters Oceans zu dringen, doch immer vergebens. So ſeltſame Dinge er erſchaute, ſo wunderliche Geſpräche er behorchte, keiner der eilfertigen und leichtſinnigen Bewohner der grünlichen Wogen konnte ihm Auskunft geben, wo die drei böſen Verräther der ſchönen Lilie ſich verborgen hatten. Endlich ließ ihn das gute Glück einen treuen Freund und Helfer finden, wo er ihn am wenigſten geſucht hatte. Eines Mittags, als die Köchin mit der Zubereitung eines trefflichen Mahles beſchäftigt war, trat Dick zufällig in die Küche und an einen Kübel mit Waſſer, in welchem einige Fiſche ſich eingeſchloſſen befanden. Ganz auf dem Boden des Geſchirres ließ ſich plötzlich eine feine Stimme hören, die folgende Worte ſprach: „O du unglückſeligſter aller Poeten, ſo ſollſt Du nun Deinem gewiſſen Tode entgegengehen! Die räuberiſche Furie, die in dieſen finſtern Räumen wüthet, ſinnt gewiß ſchon auf eine empörende Marter, entweder will ſie Dich mit ſchnödem Salz beſtreut in ein Faß einpökeln, oder zum Frühſtück nichtswürdiger Leckermäuler in den Rauchfang hängen. O Lilie, meine ſüße Herrin, wüßteſt Du, wie Dein holder Sänger hier in einem elenden Küchennapf gefangen ſchmachtet!« Dick, als er dieſe Klagen hörte, befahl, ſämmtliche Fiſche auszuſchütten, und da fand ſich auf dem Boden halb verſchmachtet ein magerer Häring, der zufällig unter die Zahl fetter Butten gerathen war. Der glückliche Jüngling zweifelte nicht, daß er den Hofpoeten, den treuen Freund ſeiner Geliebten, vor ſich ſähe; er gab ſich ihm vermittelſt der magiſchen Perle zu erkennen, entdeckte ihm, daß er mit ſeiner Hülfe die drei Verräther finden wolle, und der ſchon halb verhungerte Sänger ſtimmte mit den freudigſten Zeichen ſeiner Theilnahme und Dankbarkeit in die Vorſchläge ſeines Retters ein. Es wurde nun beſchloſſen, daß der Häring ſich auf die Wanderſchaft begeben ſollte, um den Aufenthaltsort der Drei zu entdecken und ihn dann dem jungen Ritter anzuzeigen.

„Du kennſt nicht die zarte Seele eines Dichters,“ ſagte der Fiſch, als er eines Tags allein mit ſeinem Herrn ſich befand, „wenn Du an meiner Bereitwilligkeit und Treue zweifeln kannſt. Kein Schlupfwinkel, kein finſterer Felſenſpalt des alten Meeres ſoll undurchforſcht bleiben, und zwar mit der Schnelligkeit des Gedankens ſoll mein dünner Leib die feuchten Bahnen durchlaufen. Ich will mir nicht die Zeit zur Verfertigung des kleinſten Madrigals oder Sonetts nehmen, jeden poetiſchen Gedanken will ich in ſeinem Keim erſticken, damit er meinem Kopfe nicht die gehörige Beſonnenheit und Ruhe nehme, die zu einem ſo diplomatiſchen Geſchäfte durchaus nöthig ſind. Du ſiehſt ſelbſt, mehr kann ein Dichter nicht thun.“

Nach dieſen etwas hochmüthigen Worten verſchwand der treue Häring, und Dick blieb allein am Ufer ſtehend zurück. Es war das erſtemal, daß er ſich mit einem Dichter in eine Unterhandlung eingelaſſen hatte, und er glaubte gehört zu haben, daß es das unzuverläſſigſte, leichtſinnigſte Volk der Erde ſey; wer bürgte ihm dafür, daß ſein Häring eine Ausnahme machen würde? Die Zeit ſchien auch in der That ſeinen böſen Argwohn beſtätigen zu wollen, denn eine Woche, zwei Wochen, ja ſogar drei Wochen vergingen, ohne daß der Abgeſandte von ſich hören ließ; endlich erſchien er aber und ſah um Vieles magerer und elender aus, als zur Zeit, wo er auf dem Boden des Kübels geſchmachtet hatte. „Du haſt mir tüchtig warm gemacht!“ rief er keuchend, „kaum kann ich noch eine meiner Floſſen regen, ſo habe ich ohne Unterlaß gerudert und geſteuert; doch Glück zu! die alte Duenna und der einfältige Kaplan ſind gefunden, der Teufel aber muß den Gelehrten geholt haben, denn er war nirgends anzutreffen, obgleich ich jede dumpfe Kammer, wo ich ihn hocken glauben konnte, durchkrochen habe.“

„Verehrter Poet,“ nahm Dick das Wort, „daß Dir das nicht ſo ſehr zu Herzen gehe; es iſt ſchon genug, daß Deine Geſchicklichkeit den Aufenthaltsort der beiden entdeckt hat, gewiß werden dieſe am beſten uns Auskunft geben können, wo der dritte ſich verborgen hält. Laß uns nicht ſäumen, den Auftrag der ſchönen Lilie zu erfüllen.“

Die Erwähnung ſeiner hohen Gebieterin ſetzte den Häring völlig wieder in Feuer und Enthuſiasmus. „Apoll ſtrafe mich,“ rief er, indem er ſeine Augen mit großartigem Ausdruck im Kopfe herumrollen ließ, „daß ich auch nur auf einen Augenblick den Dienſt meiner ſüßen Herrin hintanſetzte. Du haſt recht, laß uns unverzüglich eilen, denn der Wohnort, den die alte, eitle Närrin ſich auserwählt hat, iſt ziemlich entlegen.“

Nachdem Dick alſo ſeinen Haushalt beſorgt hatte, begab er ſich mit dem Hofpoeten auf eine eben ſo langwierige als abenteuerliche Reiſe. Indeſſen der junge Mann ſein Schiff beſtieg und gedankenvoll am Bord ſaß, ſchwamm ſein Führer behaglich in der Fluth und fand dabei noch Zeit, einige äußerſt kunſtfertige Sonette zu dichten, ja ſogar den Plan zu einem anziehenden Romane zu entwerfen, den er, einſt glücklich am Hofe der Prinzeſſin angelangt, herauszugeben gedachte. Da man das nördliche Meer befuhr, ſo blieb das Wetter nicht lange günſtig; es erhob ſich eines Tags ein heftiger Sturm, der, ſo eifrig man gegen ihn kämpfte, an Kraft ſtündlich zunahm, und endlich das Schiff gegen eine Klippe ſchleuderte, an der es borſt und mit der ganzen Mannſchaft zu Grunde ging. Dick war anfänglich über den Verluſt eines Theils ſeiner Güter betrübt, doch der Häring wußte ihn zu tröſten, indem er verſicherte, daß die Prinzeſſin ihn ſicherlich hundertfältig entſchädigen werde. „Ueberdies,“ ſetzte er hinzu, „kommt der Streich, den uns das Mißgeſchick ſpielt, gerade gelegen. Wie hätteſt Du, ohne Aufſehen zu erregen, von Deinen Leuten Dich trennen können, um die Robbe aufzuſuchen, die ſich hier in unſerer Nähe befindet? Glaube mir, Alles iſt gut in der Welt, was uns Nutzen ſchafft.“

Dick wollte eben den Dichter wegen dieſes leichtfertigen Grundſatzes tadeln, als ſie auf dem Grunde des Meeres, wo ſie ſich beide befanden, ein Gewirre von vielen Stimmen vernahmen. Sie befanden ſich, ohne es zu wiſſen, in der Mitte einer zahlreichen Aſſemblee, die ihre neugierigen Blicke auf ſie richtete. Aber wie ward dem armen Dick, als er dieſe Geſtalten näher in's Auge faßte! Im Kreiſe gelagert, ſahen ihm graue, unförmliche Häupter entgegen; die dicken Leiber wühlten den Grund auf, und lagen behaglich halb im weichen Sande verſteckt, mehrere kleine Seepferdchen ſchwirrten von einem Gaſt zum andern und ſchienen die Stelle der Pagen vertreten zu wollen. Es war nicht ſchwer, die eitle und geſchwätzige alte Oberhofmeiſterin aus der Menge herauszufinden; ſie war, trotz ihres tonnenförmigen Leibes, der plumpen watſchelnden Vorderfüßchen und der glotzenden Augen noch immer die gefallſüchtige Närrin, die ſie auf der Inſel am Hofe des Vaters der ſchönen Lilie geweſen war. Sie ließ ſich von einem Paar alten, dürren Taſchenkrebſen eine Menge fader Schmeicheleien ſagen, und beantwortete ſie mit einem lauten, ſprudelnden Gelächter, indem ſie von Zeit zu Zeit einige Meerſpinnen aufſchnappte und gierig verzehrte. Ein alter, in Penſionsſtand verſetzter Haifiſch unterhielt nach Weiſe ungebildeter und prahleriſcher Soldaten eine Anzahl junger Robben mit Zweideutigkeiten und ſtarkgewürzten Späſſen, wozu zwei oder drei gimpelhafte Seekälber eine laute Lache aufſchlugen.

„Du ſiehſt, Freund,“ ſagte der Hofpoet leiſe zu ſeinem Begleiter, „den ganzen aufgeputzten Jammer unſerer ſogenannten ſchönen Welt; nirgends wahrer Geiſt und tiefes Gefühl. Selbſt jene jungen Mädchen, deren einige in der That wohlgebildet und reizend zu nennen ſind, und durch ihr Lächeln ſelbſt das kälteſte Fiſchblut erwärmen könnten, wie lauſchen ſie begierig den einfältigen Uebertreibungen des Großſprechers, wie ſind ſie innerlich leer und ungebildet!«

Dick, der zu der angeprieſenen Schönheit der jungen Meerungeheuer lächeln mußte, drängte den Redner, ihn vorzuſtellen. Die Robbe empfing ihn gütig, und ließ ihre Blicke mit Wohlgefallen auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mannes ruhen; als er aber ſein Geſuch vortrug und ſich den magiſchen Ring ausbat, veränderte ſich die Miene der alten Dame, und nicht allein, daß ſie ihm kurzweg ſeine Bitte abſchlug, ſie verbot ihm auch, jemals wieder vor ihren Augen zu erſcheinen. Dieſes verunglückte Unternehmen ſchlug Dicks Muth nicht wenig nieder; doch ſein Freund wußte ihn auch hier zu tröſten. »Vergib mir,« ſagte er, als ſie beide allein waren, »daß ich glauben muß, Du habeſt noch wenig in der großen Welt gelebt. Du verſtehſt nicht zu ſchmeicheln, und das iſt im Umgange mit der Welt und vorzüglich mit den Weibern das erſte und vorzüglichſte Erforderniß. Folge meinem Rath und wage einen zweiten Verſuch, ehe Du zur Gewalt, die hier nicht wohl angewendet wäre, ſchreiteſt. Ich will für Dich ein zärtliches Gedicht abfaſſen, als habeſt Du es gemacht, entzückt von ihren himmliſchen Reizen, und wenn ſie dadurch gerührt wird, ſo bitte Dir den Ring zum Andenken der ſchönen Stunde aus.«

»Unmöglich!« rief Dick entrüſtet; »ich dieſem Ungethüm ſchmeicheln!«

»Lieber, junger Freund,« entgegnete der Häring mit einem kleinen, ſpöttiſchen Lächeln, »wie neu biſt Du in Allem, was weltliche Klugheit heißt. Die Robbe wird ſicherlich nicht das letzte alte häßliche Weib ſeyn, dem Du einer ſchönen Tochter wegen ſchmeicheln mußt. Thue, was ich Dir ſage, und der Erfolg wird lehren, daß ich Recht habe.«

Dick widerſprach nicht weiter, er nahm das Gedicht des Poeten, und ſiehe da, ſchneller als er es gehofft hatte, war er im Beſitz des Ringes. Er dankte dem klugen Rathgeber, und beide machten ſich auf, um die Wohnung des Kaplans zu entdecken. Ein günſtiges Geſchick wies ſie gerade vor die rechte Thür. Schon von Weitem ließ ſich ein dumpfes Schnarchen vernehmen, und alsbald zeigte ſich auf einem ſonnigen Plätzchen am

Strande ein mächtiger Seehund, der hier Mittagsruhe hielt. Eine Meerotter trug während des Schlummers ihres Herrn mehrere fette Schnecken zum Abendbrod zuſammen. „Da erkenne ich meinen alten Freund!“ rief der Häring; „er ſchlummert, nachdem er gewiß eine höchſt ſalbungsvolle Predigt gehalten hat, und ſeine Köchin iſt für den Haushalt nach gewohnter Weiſe beſchäftigt. Laß uns hier kurze Sprünge machen; indeſſen ich der Otter einige Schmeicheleien über ihre Wirthſchaftlichkeit ſage, bemächtige Du Dich des ſilbernen Stäbchens, das dort neben dem Schläfer im Sande blinkt.“ Geſagt, gethan, das zweite Kleinod war nun auch in ihrem Beſitz, und die Freunde waren nicht wenig froh hierüber. Allein nun blieb das ſchwierigſte Unternehmen übrig: wo ſollte man den Gelehrten entdecken? Ueber dieſe Frage nachſinnend, wandelten beide Genoſſen in trübem Schweigen neben einander auf dem Meeresgrunde, als ſie am Ende des dritten Tages, da ſie ſchon faſt alle Hoffnung aufgegeben hatten, zwei ziemlich laut ſprechende Stimmen in ihrer Nähe vernahmen. Der Häring ſtieß mit ſeinem ſpitzigen Mäulchen ſogleich den träumenden jungen

Freund an, indem er ihm Aufmerkſamkeit empfahl. Dick wurde eine kleine Waſſerſchlange und einen Seeigel gewahr, die mit einander ziemlich eilig dahinwanderten. »Macht ſchneller fort, liebſter Vetter!« rief die Schlange, »wir langen ſonſt wiederum zu ſpät in der Vorleſung an, und Euer wird die Schuld ſeyn, wenn ich dann an Gelehrſamkeit und Kenntniß Mangel leide.«

»Ihr macht Euch unnöthige Sorge, Muhme,« keuchte der Igel; »nach meiner Anſicht ſeyd Ihr für ein Frauenzimmer gerade gebildet genug; Ihr wißt, ich haſſe nichts ſo ſehr als gelehrte Damen, und ich wäre untröſtlich, in meiner Verwandtſchaft eine ſolche zu beſitzen.« Die Schlange ziſchte mit leiſem Spott, ohne etwas zu erwidern; ſie glitt dagegen noch ſchneller und behender dahin. »So ſeyd Ihr auch der Meinung des gelehrten Hummers,« nahm der Igel wieder das Wort, »daß ich ausnehmend viel kritiſches Talent beſitze und daher eigentlich zum Rezenſenten geboren bin? In der That, ich merkte etwas von der Abſicht des Himmels, als ich zum erſten Mal an meinem Körper dieſe große Anzahl von ſcharfen, ſpitzigen Pfeilen keimen ſah, deren kein anderes Thier ſich erfreuen kann. Auch konnte ich frühzeitig keinen Widerſpruch vertragen, und wenn mich die Leute, die ich durch meine beißenden Sarkasmen beleidigt hatte, angreifen wollten, ſo wand ich mich in einen Knäuel zuſammen, und lachte innerlich, wenn die Narren ſich an den Stacheln das ungewaſchene Maul aufriſſen, mir aber auf keine Weiſe etwas anhaben konnten. Seht, Muhme, ſo kann man grob und unverſchämt ſeyn, ohne irgend Jemand ſcheuen zu müſſen."

Die Schlange, die in dieſen Aeußerungen eine niedrige Geſinnung ihres Verwandten entdecken mochte, beharrte in ihrem Stillſchweigen, und Beide langten jetzt bei dem Hummer an, da ein Theil der Verſammlung ſich ſchon wieder verloren hatte. Aus einer Felſenſpalte, halb verdeckt von dem überhängenden Waſſergraſe, blickte das ehrwürdige Antlitz des gelehrten Krebſes hervor. Die großen, glotzenden Augen waren mit einer Brille bewaffnet, und in einer der mächtigen Scheeren lagen mehrere Bogen einer tiefſinnigen Abhandlung eingeklemmt. Er begrüßte die Ankömmlinge, ohne ſie einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen, und fuhr dann mit ſchnarrender Stimme fort, die koſtbaren Früchte ſeiner Gelehrſamkeit auszutheilen. Der Häring nahm mit äußerſter Vorſicht vor den Stacheln des Igels den unterſten Platz ein, indem er mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Vortrage folgte; Dick dagegen beluſtigte ſich an den gelehrten Grimaſſen des Redners, und ließ endlich ſeinen Blick auf der goldenen Kette haften, die zwiſchen den ſchwarzen Schuppen des häßlichen Körpers niederhing.

»Dieſen Schatz zu gewinnen,« bemerkte der Häring zu ſeinem Freunde, als ſie allein waren, wird mehr Mühe koſten, als zur Erlangung der beiden andern erforderlich war. Einen Gelehrten, der die Eitelkeiten der Welt genugſam kennt und verachtet, darf man nicht durch ein koſtbares Geſchenk zu bethören hoffen; eben ſo wenig wage ich es hier, wo ſo viele feine Kritiker verſammelt ſind, mit den Schöpfungen meiner Muſe hervorzutreten.«

»Wie!« rief Dick erſtaunt, und befremdet durch die Beſcheidenheit ſeines poetiſchen Freundes, die jetzt zum erſten Mal und ſehr zur Unzeit laut wurde, »ſoll denn ein günſtiges Ungefähr umſonſt uns den Aufenthaltsort dieſes dritten tückiſchen Verräthers der ſchönen Lilie gezeigt haben? Soll hier unſere Klugheit und unſer Unternehmungsgeiſt elend ſcheitern?«

»Ereifere Dich nicht,« entgegnete der Dichter, »es iſt noch nichts verloren; meine Worte ſollten Dir nur anzeigen, daß auch hier Klugheit und Erfahrung unſere Schritte lenken muß. Laß uns auf ein Mittel ſinnen, das uns ſicher zum Zwecke führt.«

Nach dieſen Worten begab ſich der Häring in die Einſamkeit, um ungeſtört nachgrübeln zu können. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er ſich blicken ließ, und Dick empfand ſchon den lebhafteſten Unwillen. Er zählte die Wochen und Monde, die vergangen waren, ſeit er ſich zum Retter der ſchönen Lilie erklärt hatte, und noch war das Werk nicht vollbracht, noch ſchmachtete die ſüße Geſtalt in elender Gefangenſchaft auf dem Meeresgrunde. Der Gedanke, daß ſie ihn wohl für treulos oder wortbrüchig halten könne, peinigte ihn auf's Härteſte. Er ſetzte ſich auf die Trümmer eines Schiffes nieder, und ſenkte ſein Haupt in die Hand, indem er die magiſche Perle an ſeiner Bruſt betrachtete. Sein ſeltſamer Zuſtand fiel ihm jetzt erſt recht auf, und er ſeufzte vor ſich bin: »Wie ſitze ich ſo wunderlich im Reiche der Gewäſſer da! wahrlich, ich bin unter Fiſchen ſelbſt ein Fiſch geworden, mich lockt nicht mehr die klare Himmelsluft, die ich ſonſt athmete, ich entbehre nicht den Schmelz der Wieſen, auf dem mein Fuß wandelte, und das Alles hat die Liebe bewirkt. Was zögere ich noch, ſchnell mein Ziel zu erreichen? Iſt hier nicht Gewalt ebenſo wie Liſt erlaubt, und welchen Widerſtand kann mir wohl der alte, vertrocknete Gelehrte bieten? Wohlan, ich will machen, daß er ſeine letzte Vorleſung gehalten haben ſoll.«

»Das wirſt Du nicht!« rief der Häring, der jetzt plötzlich in Geſellſchaft der Waſſerſchlange aus den Trümmern hervorgeſchoſſen kam; »ich will Dir dieſen wenig ehrenvollen Mord erſparen. Meine Freundin und ich haben unter den Schätzen dieſes verſunkenen Schiffs, welches vielleicht ſchon Jahrhunderte hier liegt, eine Kiſte entdeckt, gefüllt mit alten Pergamentrollen, die ein höchſt gelehrtes Anſehen haben. Nimm den ganzen Reichthum, Freund, auf Deine Schultern, und biete ſie als handelnder Antiquar dem Hummer; ich müßte mich ſehr irren, wenn er Dir nicht für dieſes alte chaldäiſche Manuſcript zum Beiſpiel mit Vergnügen die goldene Kette gäbe. Eile und bringe uns bald günſtige Antwort.«

Dick erkannte auch hier die Ueberlegenheit und Welterfahrung ſeines Freundes, und tadelte ſich innerlich wegen ſeines Kleinmuths. Als er vor der Wohnung des Hummers erſchien, koſtete es Mühe, Eintritt zu erhalten, weil der Gelehrte ſich eben in eine tiefſinnige Forſchung eingelaſſen hatte, wo jede Störung auf's Schärfſte verboten war. Als er endlich vorgeführt wurde, fand er den kritiſchen Igel zur Seite des Hummers, und beide ſahen mit einem leichten, verachtenden Blick auf die koſtbaren Schätze, die der Jüngling vor ihnen ausbreitete. Der letztere ließ ſich das chaldäiſche Manuſcript geben, und klemmte es in eine ſeiner großen Scheeren, indem ſeine glotzenden Augen verdrießlich auf dem Pergament umherirrten; allein je länger er las, deſto mehr erheiterten ſich ſeine Züge: er winkte den Igel näher, und beide ſprachen lange Zeit mit einander in einer fremden Sprache, die Dick in ſeiner Einfalt noch nie gehört hatte. Er ſah nur, daß die Augen des Gelehrten vor Freude immer glotzender wurden, und der Igel nach und nach ſeine Stacheln gänzlich ſenkte, als halte er es für unwürdig, in Gegenwart eines ſo trefflichen alten Autors die kritiſchen Waffen zur Schau zu tragen. »Beim heiligen Papirius!« rief endlich der Gelehrte, »Du haſt mir, junger Freund, nach langen Jahren eines mühſeligen Berufs die erſte wahrhaft erquickliche Stunde bereitet. Ja, dieſe Schrift verdiente mit goldenen Lettern auf eine ſilberne Tafel geſchrieben zu werden. Sprich, welchen Preis Du für ſie beſtimmt haſt, und beſäße ich die größten Schätze, ſo ſollten ſie Dein ſeyn; leider aber bin ich ein Gelehrter, und dieſe Leute pflegen eben nicht mit irdiſchem Reichthum ſehr geſegnet zu ſeyn; dieſes bedenke und fordere nicht zu unbillig.«

»Hochwürdiger Herr,« nahm Dick das Wort, das Glück, Euch von Angeſicht geſehen und Eure edlen Worte gehört zu haben, iſt für mich Belohnung genug; wollt ihr jedoch dem etwas zufügen, ſo gebt mir die leichte goldene Kette um Euern Hals, welche für Euch ein leicht entbehrlicher Schmuck ſcheint.«

Der Hummer runzelte bei dieſen Worten die Stirn, er blickte lange das Manuſcript an, und ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen, was er thun ſollte. „Junger Mann,“ ſagte er endlich, „Du forderſt mehr von mir, als ich eigentlich geben darf. Dieſe Kette, ſo elend und verächtlich ſie auch ſcheint, iſt ein magiſches Kleinod, das ich von einem mächtigen Fürſten erhalten habe, und welches zu entäußern er mir auf das Strengſte unterſagt hat; dennoch aber iſt mein Durſt nach dem gelehrten Schatze überwiegend; Du magſt ſie dahin nehmen, wahre ſie wohl!“

Dicks Freude, als er nun die drei Gaben, an welche die Befreiung der ſchönen Lilie geknüpft war, beiſammen hatte, war groß, ſo groß, daß er beinahe den Hofpoeten, und ſeine Freundin, die Schlange, darüber vergeſſen hätte, und ohne ſie zur Prinzeſſin geeilt wäre. Der Häring war nicht wenig ſtolz auf ſeine Klugheit, als er den glücklichen Ausgang des Unternehmens erfuhr. Die Waſſerſchlange bat, man möchte ſie auf die fernere Reiſe mitnehmen, weil ſie neugierig war, die Bekanntſchaft der ſchönen Königstochter zu machen, und Dick, der ſich ihr gefällig bezeigen wollte, traf Anſtalten zur gemeinſchaftlichen Reiſe.

So waren drei Jahre vergangen, als wieder über jene paradieſiſchen Gärten in heller Kryſtallwoge ſich ein majeſtätiſches Schiff hinbewegte, das jetzt dem jungen, reichen Handelsherrn gehörte, der einſt an deſſen Bord als niederer Schiffsjunge gedient hatte. Dieſe Wandlung bedenkend, ſaß Dick auf dem Verdeck, und ſeine Blicke ſahen ſehnſüchtig auf's Meer nieder; da tauchte am Horizonte etwas auf, wie der Fittig eines weißen Schwans; näher und näher dem Auge gerückt, entfaltete ſich bald der Kelch der wohlbekannten Rieſenblume, und Dicks Herz ſchlug heftiger. Er machte ſeine beiden im Waſſer ſchwimmenden Freunde darauf aufmerkſam, und ſie theilten ſeine Freude. Wie ehemals, ſo wurde auch jetzt bei Annäherung an die Blume die ganze Mannſchaft von Schlummer befangen, und ungeſehen ſtieg Dick in die Fluthen nieder. Kaum hatte er zu den Füßen der ſchönen Lilie die magiſchen Gaben niedergelegt, als ein heller, klingender Schauer durch das nächtliche Meer ging. Die Korallenlaube brach zuſammen, und die holde, ſchlummernde Geſtalt richtete ſich empor, indem ſie die langen, dunkeln Locken aus der Stirne ſtrich. Ihr erſtes, ſüßes Lächeln begrüßte den Jüngling, der mit den Thränen der Rührung und Zärtlichkeit in ihrem Anſchauen verloren war.

Nach einer langen Pauſe nahm ſie das Wort und ſprach mit dem ſüßeſten Tone zu ihrem Befreier: „Kühner Jüngling, Du haſt mich errettet; wenn Du es forderſt, ſo bin ich die Deinige mit allen meinen Schätzen.“

„Schöne Prinzeſſin,“ entgegnete Dick, indem er in ſeiner unterwürfigen Stellung verharrte, „glaube nicht, daß jemals ein ſo kühner Gedanke, wie Du ihn eben ausgeſprochen, durch meine Seele ging. Nein, ich habe Dir nur gedient, um die Schändlichkeit Deiner Verräther zu beſtrafen, und Dir zum Beſitz Deines Königsthrons zu verhelfen. Nimmer würde doch der arme Schifferknabe mit der Prinzeſſin zuſammenleben können. Reiſe glücklich, vermähle Dich mit dem Prinzen, den Du liebſt und mit dem Du ſchon die Porträts gewechſelt haſt; mir laß nur die Freude, Dein Andenken zu bewahren, und Dir zugleich dieſe würdigen Leute — hier zeigte auf den Häring und die Waſſerſchlange — auf's Wärmſte zu empfehlen.“

Dieſe Worte des ſchönen Jünglings rührten die zärtliche Lilie; ſie konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf ſeine Lippen zu drücken, und mit einer Thräne des ſchmerzlichſten Abſchieds von ihm zu ſcheiden. Sie hätte ſich vielleicht doch noch entſchloſſen, ihn zum Gemahl zu erheben, wenn nicht der unglückliche Porträtwechſel ſchon geſchehen wäre; ſo aber unterlag ſie dem Schickſal, das auf allen Prinzeſſinnen ruht, nämlich ihre liebſten Neigungen unterdrücken zu müſſen. Der Hofpoet empfand bei der ſo edelmüthigen Trennung der beiden Liebenden die innigſte Rührung, und ſelbſt die Waſſerſchlange zerdrückte ein paar empfindſame Thränen in ihren klaren Augen.

In den Strahlen der Morgenſonne, als Dick ſchon wieder auf ſeinem Schiffe war, ſtieg ein farbiger Nebel aus dem Meere auf; er geſtaltete ſich immer dichter, und endlich ſchwamm eine zierliche Flotte daher mit bunten, ſtattlichen Flaggen und Wimpeln, dicht am Schiffe vorüber. Eine helle, freudige Muſik ſchallte daher, purpurne und goldene Stoffe blinkten am Bord, und in der ſchönſten Gondel, unter einem prächtigen Baldachin, ſtand Prinzeſſin Lilie im königlichen Schmuck und winkte huldreiche Grüße herüber. Neben ihr ſtand ein junger, magerer Herr mit einem ſpitzigen, ſüßlächelnden Mäulchen: es war der Hofpoet. Auf den andern Schiffen vertheilt, erkannte Dick alsbald die dicke Oberhofmeiſterin, den ſchläfrigen Kaplan, und endlich, in einer Menge Pergamentrollen leſend, den gelehrten Hummer, neben ihm den kritiſchen Igel. Von den drei Verräthern richtete keiner den Blick auf; das Schickſal, das ihrer am Hofe wartete, ſchien ſie ſehr nachdenklich zu ſtimmen.

Als die Flotte vorüber war, wandte der arme Dick das Auge ab, und ſeine Thränen floſſen. Er mochte die Schätze nicht einmal anſehen, die als Dank der Lilie die Waſſergeiſter auf ſein Schiff gehäuft hatten. So reich und angeſehen er auch ſein ganzes Leben hindurch war, immer dachte er mit Wehmuth an die ſchöne, wunderbare Liebe ſeiner Jugend zurück. Dabei blieb ihm jedoch immer eine gewiſſe Scheu vor alten Hofdamen, vor Gelehrten, und ſelbſt vor Dichtern.

Der Wetterbeſchwörer.

„Sahſt Du, Knabe, jenen Hügel am öden Strande? regellos hingeworfene Steine bilden ihn, und auf dieſen ruht ein zerbrochener Anker. Ein böſes Denkmal! unter ihm ſchlummern die, welche ihr Lebensſchiff nicht zu ſteuern verſtanden, die, ſtatt es in den Hafen ewiger Glückſeligkeit und des Gottesfriedens zu lenken, es unrettbar ſtranden ließen am Felſen der Verdammniß. Hüte Dich, Knabe, blick nicht ſo oft dorthin zurück! Es iſt die verfluchte Stätte, der Richtplatz auf der öden Inſel. Nachts, wenn die Wellen an dem Strande ſich brechen, wenn Sturmwinde heulen und der Mond aus zerriſſenen Wolken niederſchaut, da winden aus den Steinen ſich Klagelaute los, da faſſen Schattenarme aus der Tiefe, die an dem zerbrochenen Anker rücken und ihn nicht von der Stelle bringen. Es ſind Arndt-Alderſons Arme. Schlage das Kreuz auf Deiner Bruſt, Knabe; Du hörſt einen verruchten Namen! Er ſchlummert unter den Steinen. Wie lange hing ſein Gebein, von den Winden gepeitſcht, am Galgen, endlich begruben ihn mitleidige Schiffer, warfen die bemoosten Steine des Ufers auf ſein Grab, und legten den zerbrochenen Anker darüber hin, zum Zeichen, daß derjenige, der unten liege, weiter keine Hoffnung habe. O wie entſetzenvoll! Haben ſie doch Hoffnung, alle die Todten, die da ſchlummern auf der weiten Erde, in dem tiefen Meere, und nur dieſer Eine Todte unter den Steinen auf der öden Inſel ſoll keine Hoffnung haben? Er hat keine, Arndt-Alderſon hat keine, denn er war der Wetterbeſchwörer.«

Harry Willams, ein ſchwächlicher Knabe, bebte zuſammen bei dieſen Worten Giles Olfrieds, des Hochbootsmanns auf dem »Falken,« einem Nordlandsfahrer, der auf den Wallfiſchfang auszog. Giles Olfried wußte viele entſetzliche Geſchichten, aber die vom »Wetterbeſchwörer« war dennoch ſeine entſetzlichſte. Er erzählte ſie nur, wenn er guter Laune war, ſonſt mochte Niemand ihn daran erinnern, denn er hatte Arndt-Alderſon im Leben gekannt, und es ſchmerzte ihn, daß die Leute die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf ſein Grab gelegt hatten. Jetzt, da man an dieſer Stätte vorbei kam, da mußte er wohl die Geſchichte erzählen, er mochte wollen oder nicht, Jedermann wollte ſie aus ſeinem Munde hören, und als er ſie nun erzählt hatte, richtete er, er wußte ſelbſt nicht warum, die letzten Worte an den armen Knaben, der bleich und winſelnd in ſeiner Matte hing, und beim Ende der Geſchichte ſich hoch und höher erhob, um mit weit aufgeriſſenen Augen nach der fernen Küſte der öden Inſel hinzuſtarren.

„Seht die Krabbe!“ riefen einige der Matroſen, „wie ſie aus ihrer Schale den Kopf emporſtreckt! — Gebt ihr den Schiffsbeſen zu koſten! — Willſt Du auch das Wetter beſchwören, du Otter?

Dieſe Scherze galten dem armen Knaben. Einer ſeiner Peiniger fuhr mit dem in Seewaſſer und Sand getauchten Beſen über des Kleinen bleiches Antlitz, indeß ein Anderer die wenigen ſchmutzigen Hüllen abriß, unter denen der zitternde Körper lag. „Werft ihn in's Waſſer, den Wurm!“

ſchrien nun Alle; „er iſt doch zu nichts nütze, als den Zwieback und das ſüße Waſſer zu vertheuern; werft ihn in's Waſſer!“ Des Kindes Augen glühten, er hielt die dürren Arme über die Bruſt geſchlagen, und beobachtete ſo die Bewegungen ſeiner Feinde, ohne ein Wort über die bleichen Lippen zu bringen. „Seht nur die blaſſe Landkröte, wie ſie verſtockt iſt! ob ſie wohl um ihr Leben bittet?“ rief Andreas, ein rothköpfiger wilder Schiffsburſche, und indem er dieſe Worte ausſtieß, riß er das arme Weſen aus der Matte und hielt es über den Abgrund der Wellen. „Jetzt beſchwöre uns den Wind, mache, daß er von Süden nach Norden ſich umſchwenke, dann ſoll Dir Dein Leben geſchenkt ſeyn.“

„Ich kann nicht zaubern, ich kann es nicht!“ wimmerte der Knabe, indem er ſich feſt an den Arm, der ihn über die Tiefe hielt, anklammerte; „erbarmt Euch, laßt mir mein Leben!“ Giles Olfried gebot dem Scherze ein Ende zu machen; kaum war der Knabe auf dem Deck, als er ohnmächtig zuſammen ſank. Er wurde in ſeine Matte gelegt, und Giles deckte die wenigen Lumpen wieder über ihn, er that noch mehr, er tauchte ein

Stückchen Zwieback in Arrack und gab es ihm in den Mund, indem er vor ſich hin murmelte: „Ich habe daheim einen Knaben; Gott laß ihn nicht zu Spott und Hohn in der Fremde werden! Es thut wahrlich weh, allein dazuſtehen in der weiten Welt.“

Als Harry Willams in der Nacht von ſeiner Ohnmacht erwachte, hörte er die Wellen unter ſich ſchäumen, über ſich ſah er den klaren Nachthimmel mit ſeinen Sternen; das Schiff ging einſam ſeine Straße dahin. Von Neuem kamen Giles Worte und das Grab am öden Strande in des Knaben Seele. „Armer Harry,“ dachte er bei ſich, „wenn du die Macht und Stärke Arndt-Alderſons hätteſt, wenn auf deine Stimme die Wellen, die jetzt unter dir rauſchen, ſchwiegen, wenn du dem Winde gebieten könnteſt, daß er von Süd nach Nord umſetze — ach! dann lägeſt du nicht hier verlaſſen und verſpottet, vor Kälte und vor Hunger zitternd. Wie würden die Elenden, die Grauſamen, die dir jetzt nicht einmal den ärmſten Winkel im Raume gönnen, die die Brocken ſchimmeligen Zwiebacks, welche dein tägliches Mahl ausmachen, lieber in die See werfen möchten, als daß durch ſie ein Leben, das ihnen allen im Wege iſt, gefriſtet werde, wie würden ſie zu deinen Füßen auf jeden deiner Winke lauſchen, wie wäre Gold und Silber nicht köſtlich genug, um darin die herrlichſten Speiſen für dich aufzutragen! Dann, dann läge ja an deiner Laune ihr Glück und ihr Leben! O, und ſie ſollten zittern! Wie würde da der arme Knabe blutige Rache nehmen! — Ja, zittern, zittern ſollten ſie!“ Bei dieſen Worten hatte er ſich empor gerichtet, Fieberfroſt ſchüttelte ſeine Glieder, feſt klammerte er ſich an das Seil der Matte, und indem er zum Himmel aufſtarrte, flogen ſeine Haare im Nachtwinde. „Auch ich will reich und herrlich leben!“ rief er, „auch ich will grauſam und ohne Erbarmen ſeyn! — Ich kam arm und elend zu euch, ihr habt mich mit Füßen getreten, ich flehte euch an um Kleider, ihr nahmt mir noch die, die ich hatte! Wolltet ihr euern Kindern ein Feſt bereiten, ſo peitſchtet ihr mich, und wenn das Blut aus meinen Wunden eure Kleider netzte, ſo ward ich noch ärger geſchlagen. O, ich will euch peitſchen laſſen, will auch grauſam und ohne Erbarmen ſeyn! — Ja, ich will auch reich und herrlich leben! — Juhe, Wind, faſſe mir die Segel, bring mich an den Strand, wo Gold und Silber aufgehäuft liegt! dort will ich mir die Taſche füllen, will mir einen Rock machen laſſen von Gold ſtarrend, und die ſchönſte Königstochter ſoll mein Weib werden, und ich will fünfzig Schiffe ausrüſten, gegen welche dieſes eine elende Nußſchale ſeyn ſoll, und mit dieſen fünfzig Schiffen will ich mir das ſchönſte Königreich der Welt erobern, und dann wird der arme Harry auf dem Throne ſitzen und eine goldene Krone tragen, und dann wird der arme Harry auch peitſchen laſſen, blutig peitſchen laſſen. Juhe!«

Hier ſank Harry zuſammen, verkroch ſich klagend unter ſeine Lumpen und lag ſtill da, um die Aufmerkſamkeit ſeiner Peiniger nicht zu erregen, deren einige ſich auf dem Deck ſehen ließen. Ein paar dunkle Geſtalten kamen heran, er erkannte die Stimmen, es waren der alte Giles Olfried und Bertram, der Unterſteuermann. Sie waren im Streit mit einander, und Bertram rief: »Ihr ſeyd ein alter Thor, Giles, daß Ihr hier auf dem Schiffe Eure Mährchen erzählt, um den Leuten den Kopf zu verrücken. Was iſt's denn nun mit

Eurem Wetterbeſchwörer? — Geſteht, daß Ihr die Geſchichte erfunden habt, um die müßigen Buben hier zu beluſtigen. Dergleichen aber paßt nicht für einen alten Graukopf, wie Ihr ſeyd.“

„Freund Bertram,“ entgegnete Giles, „bei dieſem grauen Kopfe ſchwöre ich Dir zu, daß ich Wahrheit geredet habe. Ei, ſchickt nur an die norwegiſche Küſte von Bergen aufwärts, fragt nach dem Königshafen und nach dem Fiſcher Peter Carlöſen im Pallaſte zu den drei Kronen am Meere; er bewahrt das Boot mit dem doppelten Boden, in welchem, verborgen in ein gelb und roth gewürfeltes Tüchlein, der koſtbare eiſerne Ring liegt, der, wenn Ihr ihn an den kleinen Finger Eurer rechten Hand ſteckt, Euch die Macht über Wind und Wellen gibt. Geht, ſchickt hin.“

„Daß ich ein Narr wäre,“ antwortete lachend Bertram. „Ein Fiſcher, der in einem Pallaſt wohnt, ſchon das klingt ſehr glaublich, und dann habe ich auch nie von einem Königshafen bei Bergen ſprechen gehört.“

„Gut, Gevatter Bertram, gut — glaubt's, oder glaubt's nicht, mir ſoll's gleich ſeyn. Freilich habe ich mich ſchon, als Ihr noch nicht auf der Welt waret, auf dem Dinge da," er zeigte auf's Meer, „herumgetrieben und — Arndt-Alderſon war mein Freund; jedoch glaubt's nicht, meinethalben!"

„Sey nicht böſe, Vater Giles."

„Böſe?" rief der Alte, „nein, auf Euch bin ich nicht böſe, wohl aber auf ihn, daß er nicht auf meine Warnungen und Bitten hörte. Jetzt iſt's zu ſpät, nun haben ſie ihn tief verſcharrt und die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf ſein Grab geworfen. Ach! wenn das die arme Hannah wüßte! aber ich habe nicht den Muth, es ihr zu ſagen."

„Wer iſt die arme Hannah?"

„Was geht's Euch an? glaubt Ihr doch einmal nicht an meine Worte."

„Alter, ſage mir, wer Hannah iſt!"

„Nun wohl, Hannah, die arme Hannah, iſt Arndt-Alderſons Tochter, die einzige, die von den Seinigen noch übrig iſt; ſein Weib ſtarb vor Kummer, und ſeine zwei Söhne hat die See. Doch bei Gelegenheit von Arndts Weibe muß ich noch erzählen, was an ihrem Hochzeittage ſich ereignete. Ihr wißt — doch nein, Ihr wollt ja nichts wiſſen und an nichts glauben.“

„Vater Giles, Du biſt ein Starrkopf, und verdienſt, daß man Dich auch einſt auf der Inſel bei Deinem Freunde begräbt.“

„Nun, nun, Ihr ſollt's ja erfahren, Freund Bertram. Seht, Arndt war ein Norweger von Geburt, aber ſein Weib ſuchte er an der Küſte Altenglands. Den Tag hat mein altes Gedächtniß wohl aufbewahrt; iſt mir doch, als wäre er erſt geſtern entſchwunden. Die Küſte lag vor uns, hell und goldig; wir Beide, zwei kräftige Burſche, dienten zuſammen auf der königlichen Brigg Cornelia. An dem Tage hatten wir gerade unſern Sold bekommen, und indeß die andern Geſellen in einer wüſten Herberge ſchwärmten, trat ich in meinem Sonntagswamms, mit der Binde der königlichen Marine geſchmückt, in Adam Clingfords, des Pfarrers Stube, um ihn zur Trauung abzuholen. O, über die unglückſelige Luſt und Freude, die jetzt in Folge dieſer Trauung in Hannahs Wohnung laut wurde! Sie war Urſache, daß der arme Arndt-Alderſon eine jener fürchterlichen

Bedingungen vergaß, die ihm der Geiſt des Rings auferlegte."

„Und welche war dieſe?" fragte Bertram, indem er jenen Anſtrich von Spott und Unglauben aus ſeinem Antlitze und dem Ton ſeiner Stimme verbannte.

Giles fuhr beruhigter und vertrauungsvoller in ſeiner Rede fort. „Die Gebote, die der Geiſt dem Geſchenke ſeiner Macht beifügte, waren folgende. Drei Mondwechſel durfte eine Fahrt dauern, überſchritt ſie dieſe Zeit auch nur um wenige Stunden, ſo forderte das Meer ein Menſchenopfer, es forderte es von dem, deſſen Geboten es ſich hatte knechtiſch fügen müſſen, und wehe, wenn es ihm verſagt wurde. Das zweite Gebot war dieſes: nicht länger als drei Nächte darf ein Wetterbeſchwörer auf dem Lande zubringen, in der vierten Mitternacht fordert ihn in fürchterlicher Geſtalt der Geiſt des Rings zum Kampf auf Leben und Tod heraus; ſelten rettet der arme Sterbliche das erſtere, nur zu gewiß iſt ihm der zweite. Arndt-Aiderſon unterlag im Kampfe nicht, doch hatten ſeitdem die böſen Mächte ihn ſichtbarlich gezeichnet. Er war ausgeſtoßen aus dem

Kreiſe fröhlicher Menſchen, finſtere Geſpenſter verfolgten ihn, ſein Antlitz und Weſen waren furchtbar verändert. Bald darauf trieb ihn ſein Gewiſſen, ſeine Schandthaten und ſein böſes Werk zu bekennen, und ein ſchnell zuſammenberufenes Gericht erkannte über ihn den Tod durch Henkers Hand, der auch an ihm vollſtreckt wurde am Strande jener öden Inſel. Den unglückſeligen Ring hatte er wenige Monde vorher an den Ort verborgen, von dem ich Euch ſchon geſprochen habe. Dort lauert der böſe Geiſt auf ſeinen neuen Herrn, bis die Jahre ſeiner Dienſtzeit vorüber ſind und der Talisman ſeine Kraft auf immer verliert.“

Dieſes waren des alten Giles Worte, mit denen er ein Geſpräch abbrach, das ihm nah an's Herz ging, und das er geendet wiſſen wollte; denn wohl ſah er Bertrams Mienen an, wie ſie ſich nur mit Gewalt des gewohnten Spottes enthielten. Dem Knaben Harry entging kein Laut, keine Bewegung des Erzählers; horchend ſaß er auf dem Lager und ſtarrte in die Dunkelheit hinaus, und ſchien mit weit offenen Lippen die Nachtluft gierig einzuſchlürfen, die auf ihrem Fittig jene geheimnißvollen, denkwürdigen, tiefeindringenden

Schickſalsworte in ſeine Seele trug. Ja, es war beſchloſſen, ſein Knabenherz erzitterte, aber es war beſchloſſen. Im Geiſte ſah er ſich ſchon an Norwegens Küſte vor dem Pallaſt des ſeltſamen Fiſchers. Was galt ihm der weite, beſchwerliche Weg! — Er mußte hin, um ſein Eigenthum, den köſtlichen Ring, zu holen, der in ſeiner Hülle von gelb und roth gewürfeltem Seidentuche ſeiner harrte. Er bog ſich aus ſeiner Matte heraus und in die ſchwarzen, ſchäumenden Wellen unten ſchauend, rief er: „Wie theuer deine Schätze, altes Meer?“ Er tauchte die Hand nieder, er machte, als zöge er ſchwere Beute damit herauf: „Ha, deine Perlen, deine Korallen, wie du ſie mir knechtiſch ablieferſt! — noch mehr, und immer mehr! — Genug! ich bin nicht unerſättlich, ich will nur auch einmal reich und glücklich ſeyn, und ihr Sklaven, fort mit den Schätzen in meine Palläſte, dort ſchüttet ſie aus vor eurer ſchönen Königin! Fort, was zaudert ihr?“

Der Wind ſchüttelte das Tauwerk, die Wellen brauſten, auf dem Schiffe ward es ſtille. Der arme Harry war in Schlaf geſunken, und Fieberträume bewegten ſeine Seele. Jetzt war es ihm, als ſegle das Schiff wiederum dem öden Inſelſtrande vorüber, die bleichen Steine leuchteten weit im Mondenglanz, und auf ihnen hochaufgerichtet ſtand Arndt-Alderſons Geſtalt. In ſeiner dürren, erhobenen Rechte blinkte etwas, es war der Ring. Harry wollte ihn faſſen, er bog ſich weiter und immer weiter hinüber, bis plötzlich eine ſchwarze Woge, aus der Tiefe auftauchend, ſeinen Leib umfaßte und ihn hinabzog. Als er erwachte, ſtand der alte Giles Oldfried bei ihm und hüllte ihn gegen die kalte Morgenluft in ſeinen Mantel.

Mehrere Wochen vergingen, da kehrte das Schiff mit reicher Beute zurück; der Fang war diesmal gut ausgefallen. „Der Falke," wie Bertram zu ſagen pflegte, „hat auf's Neue ſeine Fänge in des alten Waſſerdeſpoten Seite geſchlagen und ihm die Meerkrone entriſſen. Der Falke iſt ein tüchtiger Segler, der ſeine Ehre zu bewahren weiß."

Am Feſte des Fiſchzugs Petri verſammelte ſich in Bergen die Fiſchergilde und hielt Tanz und Schmaus. Die kleine Gaſtſtube war angefüllt mit derben Geſtalten, die ſich die Gevatter und Kollegen des heiligen Petrus nannten, dabei aber ein gar nicht apoſtoliſches Anſehen hatten. In ihren ſchwarzbraunen Geſichtern waren in tiefen Furchen die Mühſeligkeiten und Gefahren weiter Reiſen verzeichnet. Manche. dieſer Phyſiognomien konnten, wer ſie zu leſen verſtand, für treffliche Schiffstagebücher gelten, andern ſah man an, daß ſie noch nicht Seewaſſer geſchluckt und ſich noch nicht um einen Reſt verſchimmelten Zwiebacks blutig geſchlagen hatten. Doch dieſer jungfräulichen Geſichter waren nur wenige in der Gaſtſtube, ſie waren mehr im Nebenzimmer zu finden, wo ein paar luſtige Fiedeln zum Tanz aufſpielten, und der kräftige Schlag norwegiſcher Dirnen ſich in ungeregelten Sprüngen tummelte. Was für Lügen erzählten ſich die Nachfolger des ehrwürdigen Apoſtels! wie luſtig ſchwärmte die Pöbelphantaſie auf den dicken Tabakswolken der kleinen Gaſtſtube! welche tolle Sprünge machte der nautiſche Harlekin, der um Vieles lebendiger iſt, als der ſchläferige Held unſers komiſchen Theaters! denn dieſer macht auf ſicherer Erde ſeine Poſſen, jener auf dem beweglichen Schiffe in wahnſinniger Tollheit, ſtets die Gefahr und den Tod im Angeſicht. In der That, es iſt ſchade um die vielen guten Geſchichten, die am heutigen Abend in der Gaſtſtube zu Bergen verloren gehen, weil der Tabaksqualm, das ſtarke Bier und das unendliche Geſchrei ſie verſchlingen, ehe ſie noch das Ohr eines Hörers erreichen. Welch wüſter Lärm! es iſt zu arg, hört, wie ſie rufen: „das Steuer gewandt, die Segel gehißt — den Fockmaſt gekappt!“ — Die Trunkenbolde! ſie bilden ſich ein, im Schiffe zu ſitzen. Die kleinen Fenſter der Gaſtſtube werden aufgeriſſen und ein Dutzend rothe, aufgedunſene Fratzen legen ſich hinaus. „He, die Boote ausgeſetzt, das Waſſer ſteigt ſchon bis an's Deck!“

„Zum Henker, ihr Narren!“ brüllt der dicke Wirth, „wollt ihr mit meinem ehrlichen Hauſe in See ſtechen?“

„Blut und Tod! ſeht ihr die dicke Robbe da um's Schiff ſchwimmen? ſchnell! gebt ihr das krumme Eiſen zu ſchmecken, legt ſie trocken auf's Deck!“ Und in dem Augenblicke fliegen Stöcke und Tiſchbeine nach dem unglücklichen Wirthe, der, ſchnell auf die Seite ſpringend, tauſendmal den Einfall verwünſcht, den Gevattern des heiligen Petrus ſein Haus geöffnet zu haben, die damit in See ſtechen wollen.

Die Tänzer haben aufgehört, die Fidel ſchweigt und die norwegiſchen Dirnen ergehen ſich vor dem Hauſe, ohne Zweifel, um ſich nach den Erhitzungen eines ſo leidenſchaftlichen Abends zu erholen; doch ſie finden wenig Zeit hiezu, die jungen Burſchen folgen ihnen nach, und indeß die alten Polterer mit dem Hauſe luſtig davon ſegeln, zeigt ſich hier manches kecke Korſarenſchiff und macht reiche Beute. Man muß den armen Knaben den Scherz laſſen; ihre ſtrenge Herrin, die See, läßt ihre murrenden, dumpfen Befehle ſchon aus der Ferne hören. Die Wange, die jetzt noch unter Küſſen glüht, in wenigen Tagen vielleicht bleicht ſie im Meeresgrunde, unter wüſtem Geröll und den Ungeheuern der gräßlichſten Oede begraben, und der Hut des Armen treibt an die Küſte, noch geziert mit dem verwelkten Blumenſtrauß, den die Hand der Liebe an dieſem Abend ihm anſteckte. — Elendes Loos eines Matroſen!

Doch wer iſt der feine, ſchlanke Bube, der abwärts ſteht, allein, ohne Mädchen, ohne Genoſſen? Ein fremder Schiffer wohl, der als Gaſt hier eingeſprochen und den man im luſtigen Taumel vergeſſen hat. — Er wirft jetzt den leichten

Bündel auf die Schulter, bezahlt ſeinen Platz am Tiſche, nimmt den Wanderſtab in die Hand und tritt auf einen graubärtigen Veteranen zu, der verdrießlich an ſeinem Pfeifenſtummel nagt.

„Gevattersmann, ich möchte Euch um etwas Beſcheid fragen. — Wie weit iſt's bis zum Königshafen?“

„Wohinaus ſoll's liegen?“

„An der Küſte, wenige Meilen von hier aufwärts —“

„Hier aufwärts? — hum, putzt Euch die Kajüte, Freund; ich will verdammt ſeyn, wenn ich jemals von einem Königshafen gehört habe.“

„So wißt Ihr vielleicht, wo der Schiffer Peter Carlsſon wohnt?“

„Carlsſon? Peter? zum Henker! ſoll ich jeden Lump im Lande kennen?“

„So habt Ihr nie von dem Pallaſt zu den drei Kronen gehört?“

„Pallaſt? wollt Ihr mich narren? macht, daß Ihr fortkommt, oder ich ſchlage Euch das Deck ein!“ Mit dieſen Worten drehte ſich der Veteran zur Seite und käute an ſeinem Stummel weiter. Der Wanderer blieb ſtumm und mit verzweifelnder Miene vor dem Tiſche ſtehen, er ſah ſich die Geſellſchaft an, die daran Platz genommen hatte, ihr Anblick gab wenig Hoffnung; dennoch faßte er Muth und wiederholte ſeine Fragen, doch die Antworten fielen wenig beſſer aus, als die des Alten; Niemand wußte etwas vom Königshafen. Nach einer Weile, als er ſich zum Fortgehen anſchickte, fühlte er ſich am Arm feſtgehalten; ein hinkender, einäugiger Spielmann war von ſeinem Gerüſte herabgeklettert und zog den Jüngling bei Seite, indem er mit geheimnißvoller Miene ziſchelte:

„Petermännchen, Du willſt wiſſen, wo der Königshafen iſt? Gut, gib mir Tabak für meine Pfeife, daß ſie dampfend das Dorf dort erreicht, und ich will Dir, während wir ſo gemächlich hinabſchlendern, erzählen, was Du wiſſen willſt.“ Der Jüngling ging in den Vorſchlag ein, der Geiger packte ſofort ſeine Fidel unter den Arm und ſie wanderten Beide in die Dunkelheit hinaus.

Die Nacht iſt ſtill, der wüſte Lärm tönt nicht mehr herüber, der kleine, bucklichte Muſiker läßt ſich das Recht eines Beſchützers nicht nehmen, ſeinen Beſchützten etwas auszuforſchen, und obgleich dieſer, was den Zweck ſeiner Reiſe betrifft, ziemlich geheimnißvoll thut, ſo erfährt er doch ſeinen Namen, Harry Willams, ſein Alter, fünfundzwanzig Jahr, und ſein Geſchäft, ein Handel mit dem Schiffer Peter Carlsſon. Das iſt für's Erſte genug; Jarl, der Dorfgeiger, iſt ein Schlaukopf, er weiß, daß Peter Carlsſon eine hübſche Tochter hat, daß dieſe einſt drei guterhaltene Boote und ein ziemliches Grundſtück ererbt; nichts iſt gewiſſer, als daß der leichtfertige Burſche von dieſen hübſchen Dingen in der Fremde gehört hat, und daß er nun kommt, um die drei Boote ſo bald als möglich zu verſchleudern, das Geld durch die Gurgel zu jagen, das Grundſtück in die Luft zu ſprengen und zuletzt das hübſche Weib mit zwölf elenden, armſeligen Kindern in's Hoſpital zu fördern. Ja, man weiß, wie ſolche Burſche es treiben. Doch immerhin, der Dorfgeiger will Niemanden ſeinen Tanz verderben, er ſpielt zu jeder Weiſe auf, ſo drückte er auch zu Harrys muthmaßlichen leichtſinnigen Plänen noch das eine Auge zu, das ihm noch übrig geblieben, und ſagte mit ſchlauem Lächeln:

„Ich verſtehe Dich, mein Sohn, Du willſt mit Peter Carlsſen Geſchäfte machen — o ich verſtehe! — Doch wer, zum Henker, hat Dir den Namen Königshafen auf die Zunge gebracht? — Hier im Dorfe bin ich vielleicht der Einzige, der da weiß, daß die paar Schritte am Ufer des kleinen Landſees, an dem Carlſons Haus liegt, dieſen Namen führen. Die Leute ſagen, der See habe vor alten Zeiten mit dem Meere zuſammengehangen, und damals ſey dort ein berühmter, mächtiger Hafen geweſen, in welchen der König Erich ſich einſt vor ſeinen Verfolgern gerettet, darum der Königshafen. Doch, Sohn, Du mußt ſchon noch einigen Tabak zulegen, denn noch haben wir unſer verwünſchtes Dorf nicht erreicht. Ha, ich wollte, König Erich legte noch mit ſeinen Schiffen hier an, und ich dürfte ihm einmal aufſpielen zum Tanz auf meiner Geige; wie wollte ich geigen! Aber Deine Geſchäfte, Freiersmann — gut! ich will mit Dir gehen, ſonſt würdeſt Du den Pallaſt zu den drei Kronen nimmermehr finden.“

Harry und ſein Führer langten, nachdem ſie die Nacht in der Hütte des Spielmanns ausgeruht, am andern Tage in einem Dorfe an, das aus wenigen elenden Hütten beſtand, die an dem beſchilften Ufer eines Sees lagen. Die aufgehende

Sonne warf eben ihre erſte Strahlen auf die Strohdächer. Der Ort hatte etwas Stilles, Friedliches, Geheimnißvolles; Harry konnte ſich eines Schauers nicht erwehren, wenn er an den mächtigen Schatz dachte, der hier verlaſſen in einem Winkel der Welt ſchlummerte, während er dazu geſchaffen war, die Welt zu beherrſchen. Dieſe Träumereien beſchäftigten noch ſeinen Geiſt, als die Töne eines hellen Morgenliedes ihn ſchnell zu ſich ſelbſt brachten. Eine Fiſcherin fuhr in ihrem Kahne vorüber; die Lichter des Morgens ſpielten auf ihrem blonden Haar und glänzten vom ſchönen Augenpaar wieder, das Waſſer nahm mit Vergnügen ihr Bild auf, und ſchien nur unwillig, da es daſſelbe wieder zurückgeben mußte; dafür ſogen die Lüfte von den friſchen Lippen die ſüßen Töne, und gaben ſie nicht wieder, ſondern entführten ſie in den nahen Wald, aus deſſen Schatten der junge Harry und der ſehr ehrwürdige Geiger eben hervortraten.

„O Glückskind von einem Freier!“ ſchrie Jarl; „da muß Dir nun, gerade da Du den erſten Schritt zum Königshafen thuſt, die ſchöne Lore entgegen gefahren kommen, und zwar in dem koſtbaren Boote ſitzend, das einmal Niemand anders, als ſie erben wird. Verteufelt richtig geſteuert! ſag' ich.« Harry vernahm von dieſen Worten nur die letzten, die auf's Boot gingen. Das Mädchen landete und grüßte den Spielmann, unterdeſſen betrachtete Harry das Boot.

»Wetter!« rief Jarl bei ſich, »hab' ich's nicht geſagt? der läßt ſich keinen faulen Apfel in die Hand drücken, der unterſucht und prüft. Ja, unterſuche nur, es hat ſeine Richtigkeit, das Holz derb und tüchtig, neu gefügt, die Farbe friſch und dauerhaft; das beſte Boot im Dorfe! — was ſag' ich — im Königreich!«

Doch das war gerade das, was Harrys Muth niederſchlug; in dem neuen, zierlichen Dinge konnte der koſtbare Schatz nicht liegen; oder lag er einſt darin und war bei der Ausbeſſerung in fremde Hände gefallen? Armer Harry, wo wären da deine herrlichen Pläne! ſo hätteſt du umſonſt die weite Reiſe gemacht! — Er blickte bekümmert auf, da ſieht er die ſchönen Augen des Mädchens, und er weiß ſelbſt nicht warum, er hofft von Neuem, er fühlt Muth und Entſchloſſenheit. Nun ſucht er den Pallaſt zu den drei Kronen, aber er ſieht nur ärmliche Fiſcherhütten. Der alte Giles hat wohl ſeinen Scherz getrieben, und Bertram hatte Recht, ihn zu verſpotten; wo käme hieher ein Pallaſt?

„Das iſt das Haus meines Vaters!“ ruft die ſchöne Lore jetzt, und zeigt auf eine der Hütten, die von Bäumen halb verſteckt an einer klaren, dunkeln Bucht des Sees liegt; Jarl, der froh iſt, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, ſetzt eilig hinzu:

„Du ſiehſt, mein Sohn, die Trümmer, die nahe dabei waldeinwärts liegen? Einſt ſtand hier ein mächtiges Königsſchloß, in dem die drei Gegenkönige Erichs zuſammen gehauſt haben ſollen. — O, es war eine böſe Zeit, gewiß; dennoch wette ich, die Leute hätten ſich nicht untereinander gemordet und beraubt, wenn ſie Meiſter Jarls Geige hätten hören können. Jetzt geht es in dem Pallaſte zu den drei Kronen friedlich genug zu.“

Schon eine Woche wohnte Harry bei dem Fiſcher Carlsſon, der ihn gaſtfreundlich aufgenommen, und noch hatte er nicht den Muth gehabt, von Giles Olfried und dem geheimnißvollen Schatze Arndt-Aldersons zu ſprechen. Der Fiſcher hätte ja den Wunderring für ſich in Anſpruch nehmen können. Er unterſuchte heimlich die Boote vor dem Hauſe, doch unter den dreien, die Carlſons Freude ausmachten, konnte das mit dem doppelten Boden nicht ſeyn, und ein viertes beſaß der Fiſcher nicht. Auf's Neue war's um Harrys Muth gethan. — Eines Abends ging er mit der ſchönen Lore in den Wald, aus ſeinen Gedanken war das unglückliche Boot ſchon faſt verſchwunden, er dachte glücklich zu ſeyn auch ohne den Ring des Wetterbeſchwörers, denn er liebte das hübſche Mädchen, das lächelnd an ſeinem Arme hing und ſich ihm zärtlich anſchmiegte.

»Laß uns umkehren,« flüſterte ſie ihm plötzlich zu; »hier an dieſem Platze iſt's nicht geheuer. Siehſt Du, wie der falbe Mondglanz dort in dem ſchwarzen Waſſer ſich ſpiegelt, hörſt Du, wie ſchaurig es im Schilfgraſe ſeufzt? — dort, das ſchwarze Holz, das aus dem Sumpfe emporragt, das iſt der alte Zaubernachen! In jeder Neujahrsmitternacht wird er flott, unſichtbare Geiſterhände ſteuern ihn, und er macht ſeine Fahrt um den See, der dann in wilden Wogen ſchäumt. — Komm, laß uns fort von hier!«

Harry ward aufmerkſam:

„Wem gehört das alte Boot?“

„Der Großvater hat es in ſeiner Jugend gebaut; der Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, ſagen die Leute, und der Teufel — aber ſieh, ſieh — wie der alte Kahn ſchwankt! es ragt was darin, es zittert ein weißes Licht!“ Sie riß ſich los und floh wie ein geſcheuchtes Reh dem Ausgange des Waldes zu. Der Jüngling blieb ſtehen und ſah ihr nach, dann richtete er ſeinen Blick auf das Boot, und auch ihn befiel ein Grauſen. Er wagte es nicht einmal, näher zu gehen, nur von Ferne ſah er den morſchen Kiel ragen, hörte, wie die Wellen an die lecken Seiten ſchlugen, und gleich menſchlichen Stimmen im Schilf es flüſtern. — Als er heimging, wiederholte er ſich Lorens Worte: „Mein Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht! — Dieſer Teufel war Arndt-Alderſon, o gewiß! ſein Ring liegt in dem unheimlichen Nachen. Wer hätte es wohl gewagt, ihn von dort zu rauben? der Schatz iſt noch da; aber, Harry, bedarfſt du denn ſeiner? — Bedenk es wohl, ein Bund mit dem Teufel! — Mache lieber einen Bund mit einem Engel, mit dem kleinen Fiſchermädchen, das dir herzlich gut iſt; laß dir ihren Ring an die Finger ſtecken, er wird dich zwar nicht vor allen Stürmen der Lebensreiſe bewahren, doch er ſichert dir einſt einen ruhigen Hafen, eine friedliche Sterbeſtunde, eine ehrliche Grabſtätte. — Es iſt ſo entſetzlich das ehrloſe Grab auf der öden Inſel, das Grab mit dem Steinhaufen und dem zerbrochenen Anker! — Ja, du willſt die kleine Lore heirathen, und Meiſter Jarl ſoll für dich um ſie werben.«

»Hab ich's nicht geſagt?« ruft der kleine, bucklichte, einäugige Geiger, als am nächſten Sonntage der Jüngling ſeinen Wunſch ihm vorträgt; »Schlaukopf, wie er ſicher geht! Einen Monat hat er ſich Zeit genommen, um die drei köſtlichen Boote und das Grundſtück zu prüfen! — Nun, an mir ſoll es nicht fehlen. Ich brauche nicht zu fragen, was Ihr dagegen bietet; denn wer die reiche Fiſchertochter heimführen will, muß etwas mehr haben als ein zerriſſenes Wamms und einen alten Wanderſtab. Verſteht Ihr? mich geht's nichts an, ich ſtimme meine Geige zum Hochzeittanze, tanzet Ihr nachher nicht, ſo iſt's nicht meine Schuld.«

Auf dem Wege zu dem Fiſcher murmelt er: „Pfui um den lockern Burſchen! Ich ſehe ſchon Peter Carlsſons ſpitziges Haupt ſich bedenklich ſchütteln. Was ſind das für faule Fiſche, Freund Jarl, mit denen Ihr da handelt? meint Ihr, ich werde meine Dirne dem hergelaufenen fremden Bettler geben? Wenn Ihr es noch wäret, Jarl, der Ihr eine treffliche, gutgeſtimmte Geige mit in die Wirthſchaft bringt!“

Während dieſer Betrachtungen des Meiſters ſtand Harry in der Kirche. Es war ihm um's Herz wie einem Geretteten. Er hatte ſeine Armuth, ſein Elend vergeſſen, er hatte vergeſſen, wie er ſich an der böſen, grauſamen Welt rächen, wie er unermeßliche Schätze ſammeln, und ſich zum Herrn des Meeres machen wollte. Nur Lore, die kleine Hütte, der nahe See, dieſes ſollte ſein Eigenthum ſeyn. Er dankte eben dem Himmel für ſeine Rettung, als — der Teufel ihn mit ſeiner Kralle packte. Doch nein, es war nur die mißgeſtalte Hand des kleinen Dorfminſtrels, der ihm die abſchlägige Antwort des alten Fiſchers brachte. „Ihr ſeyd noch jung, geht, erwerbt Euch

Schätze, und kommt dann nach zehn Jahren wieder.«

»Schätze erwerben!« ſtöhnte der arme Jüngling, »alſo nur um dieſen Kaufpreis winkt mir Glück, Liebe und Segen? Wohlan, ſo will ich auch nicht länger feige und zaghaft ſäumen; — hin zum Walde, zum alten Kahne!«

Er flog aus der Kirche, die böſen Geiſter hatten in ſeinem Herzen ihre Stätte gewählt. Jarl hinkte ihm nach, um ihm Troſt einzuſprechen, allein er konnte den Forteilenden nicht mehr erreichen.

In der Fiſcherhütte Carlsſons war es ſtille, die einſame Lampe brannte, draußen warf der Sturm die Zweige an's Fenſter, der See rauſchte, als hielte der geſpenſtiſche Kahn wieder ſeine Umfahrt. Rings um den See brannten die kleinen Lichtſterne aus den Hütten, Niemand getraute ſich hinaus. Lore ſtand am Fenſter, ſie öffnete es, der Wind faßte ihre blonden Locken, er ſtrich an ihre heiße Wange, er lüftete das Tuch an ihrem bebenden Buſen. — »Horch! waren das nicht ſeine Schritte um die Ecke herum? — Wo bleibt er? — Drei Tage ſind es, daß ich ihn nicht geſehen, und jetzt iſt's ſchon Mitternacht! — Wo bleibt er? — Horch, wieder Schritte — ja, ja, trotz des wilden Rauſchens des Sees erkenne ich ſeinen eiligen Gang. Aber Himmel! er geht dem Haus vorüber, er biegt in den Wald ein! — Seine Schritte verhallen — jetzt höre ich ſie nicht mehr!« Sie ſetzte ſich in der Hütte auf ihren Platz, ſchloß das Antlitz in die Hände und weinte. Der Sturm wüthete, immer heftiger rauſchte der See, es war eine grauſige Nacht. Endlich hob ſich der Mond am Nachthimmel langſam und mit zitterndem Lichte über die ſchwarzen, wilden Maſſen; blaſſe Scheine flatterten über den See und tanzten auf den Wellen.

Harry arbeitet im Walde, er ſteht halbbekleidet im hohen Schilfe, und ſtrebt, ſoviel ſeine Kräfte vermögen, den tief eingeſunkenen Nachen hervorzuziehen. Umſonſt, der ſchlammige Grund weicht den Schritten, immer tiefer verſchwindet der Schatz in den ſchwarzen Wellen; wie im Hohn rauſcht es im Schilfe, wie ein fernes Gelächter tönt es im Walde. Immerhin, den Ring muß er haben! da packt er noch einmal mit nervigen Armen den halbverſunkenen Kiel; — ſiehe, wie das ſchwarze

Gewäſſer ſich kräuſelt, es ſammelt ſich wie ein Nebel, jetzt hebt ſich ein weißes Haupt aus den Wellen, der Stern der glanzloſen Augen iſt auf den Jüngling gerichtet. »Arndt-Alderſon!« ſchreit dieſer, und kaum iſt der Laut verklungen, ſo ſteigt der alte Nachen von ſelbſt aus der Tiefe, und ſchwankt auf dem Waſſer. Harry ſpringt hinein, das ſcharfe Beil blinkt im falben Mondlicht, und dumpf fallen die morſchen Bretter zuſammen. Es zeigt ſich auf dem Grunde ein dunkler Ballen; gierig greift die Hand darnach, doch in dem Augenblick tönt eine Stimme durch die Nacht; es iſt der Ruf der armen Lore, die den Geliebten ſucht. Harry hört die ängſtlich bittenden, ſchmerzlichen Töne, und er ſchleudert den naſſen Ballen wieder in die Tiefe, daß hoch auf der Giſcht herumſpritzt. Da ſpricht hörbar eine Stimme aus dem Schilfe zu ihm: »Ja, kehre nur zurück zu Armuth, Elend, Hohn und Verachtung, feiger Thor! Die Peitſche iſt geſchwungen, Dich zu empfangen, das Schwert geſchliffen, Dein Herz zu durchbohren!«

Von Neuem hält die Hand den Schatz umſpannt, mit krampfhafter Gier umſpannt, die verfaulten Hüllen fallen ab, und aus der letzten, dem ſeidnen Tüchelchen, windet ſich der mächtige Talisman faſt eigenmächtig los. Mit einem raſchen Druck iſt der einfache eiſerne Reif am Finger ſeines neuen Gebieters, und dieſer ſpringt aus dem Nachen, umfängt das liebende Mädchen, das vor Furcht und Entſetzen in das Gras niedergeſunken iſt, und preßt ſie an's Herz, indem er mit bewegter Stimme ruft: „Du biſt jetzt mein! die Schätze, die Dein Vater verlangt, ſie ſollen bald gefunden ſeyn! O ſieh mich an! ich bin der König der Welt!“

Er ſteht hoch aufgerichtet am Ufer, ſeine Blicke glänzen in wahnſinnigem Stolze, die ausgeſtreckte Rechte ſcheint dem Sturm und den Wellen zu gebieten; und horch! o horch! welch ſüßes Blättergeſäuſel, welch heimlich liebliches Schlummerlied, das dem böſen Kinde, dem Sturm, von den Nymphen des Thales geſungen wird! „Hörſt Du die Töne, Lore? Die Welle ſchweigt, um zu horchen, die alten Stämme des Waldes ſtehen von Melodie bezwungen, die tauſend wilden Arme, mit denen ſie dem Sturm entgegenkämpften, ſind gebunden, die zerriſſenen Wolken oben ſchwimmen weich in einander, und auf ihr ſanftes Lager legt der Mond ſein träumeriſch Haupt. Ruhe, Ruhe weht durch die ewigen Räume; o, wie iſt dieſe Ruhe ſo ſchön! Kann der mächtige Geiſt, der ſo Liebliches hervorruft, ein böſer ſeyn? kann er in's Verderben locken? Ach, nein! Ich ſchwöre es, ſeine Kräfte will ich nur anwenden, um Gutes zu ſchaffen!«

Noch einmal ſäuſelte es im nahen Schilfe wie ein leiſes Hohngelächter, dann lagerte ſich die tiefſte Stille über Wald und Flur.

Druck der Officin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Schiffer-Sagen.

Geſammelt

von

A. von Sternberg.

Zweites Bändchen.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Druck der Officin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Klabauterman 1

Die Seelen der Ertrunkenen 33

Scylla, ein antikes Schiffermährchen 55

Das Mährchen von der verliebten Auſter 97

Das Abenteuer mit den drei Fiſchen 135

Klabauterman.

Zur Zeit, als die nordiſchen Städte unter ſich einen Bund ſchloſſen, die Sicherheit der Meere zu gewinnen, und der immer mehr zunehmenden Dreiſtigkeit der Seeräuber Einhalt zu thun, lebte auf der Inſel Rügen ein alter Schiffer, von dem die Sage ging, daß er während eines langen, abenteuerlichen Lebens große Schätze geſammelt habe, die er aber ſorgfältig verborgen hielt, ſo daß ſeine drei Söhne faſt in Dürftigkeit aufwuchſen. Von dieſen drei Söhnen zog er den jüngſten, der Ruthwer hieß, ſichtlich den andern vor. Als er nun auf dem Todbette lag, ließ er ſie vor ſich kommen, und indem er ſich anſchickte, das Erbe zu vertheilen, ſprach er zu ihnen Folgendes: »Meine Söhne, daß ihr es nur wißt, ich bin nicht ſo arm als ihr vermuthet; theils ſind meine Dienſte, die ich großen Herrn erwieſen, reichlich belohnt worden, theils hat auch mein eigener Fleiß gute Früchte getragen, die ich jedoch mit beſter Vorſicht geheim gehalten, weil mir bekannt iſt, mit welcher Gier ſowohl die äußern Feinde, Neid, Bosheit und Verfolgung, als auch die innern Feinde, Trägheit und Uebermuth, den Beſitzern großer Schätze nachſtellen. Deßhalb erzog ich Euch in Armuth, Fleiß und Ordnung; jetzt, da ihr ſämmtlich eure männlichen Jahre erreicht habt, ſoll euer Beſitzthum, das ihr nicht mehr mißbrauchen werdet, richtig euch abgeliefert werden."

Mit dieſen Worten ließ er die zwei älteſten Söhne zwei ſchwere Kiſten herbeibringen, die bis oben mit Koſtbarkeiten gefüllt waren, deren Glanz die armen Schifferſöhne, die ſich auf wenig mehr als ein paar zerriſſene Netze gefaßt gemacht hatten, nicht wenig blendete. Sie nahmen die Kiſten in Empfang, und der Vater rief jetzt den dritten Sohn, der in einiger Entfernung ſtehen geblieben, herbei. „Für Dich, Ruthwer," ſprach er, „habe ich das Schifflein beſtimmt, welches Du im Hafen finden wirſt." Der Jüngling vernahm dieſe Worte mit nicht geringem Schrecken; er hatte heimlich bei ſich die Erwartung gehegt, daß ihm die Vorliebe des Vaters vielleicht das Doppelte von den Schätzen, welche die Brüder bekamen, zutheilen werde, und jetzt erhielt er nichts, als ein altes, leckes Boot, das im Hafen ſchon ſeit Jahren faulte, und von dem man, wenn die morſchen Bretter und verroſteten Nägel verkauft wurden, kaum ſo viel löſen konnte, als ein neuer Sonntagsanzug koſtete. Ruthwer bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen und weinte bittere Thränen; denn obgleich er nicht ſehr an Schätzen und Reichthümern hing, ſo ſchnitt ihm doch die Härte und Ungerechtigkeit des Vaters tief in's Herz. Der Alte errieth ſeine Gedanken, und nachdem er die beiden andern hatte hinausgehen laſſen, ſprach er nochmals zu ihm: „Mein Sohn, Du thuſt Unrecht, das alte Schifflein gering zu achten; denn ſo wie Du es da ſiehſt, hat es ſchon meinem Vater gedient, ich habe durch ſeine Hülfe Glück und Reichthümer erworben, und ſo wird es auch Dir Heil und Segen bringen. Vernimm nämlich, daß ſeit uralten Zeiten ein Geiſt in unſerer Familie einheimiſch iſt, der Klabauterman heißt, und der immerdar von Vater auf Sohn geerbt iſt, und den ich hiemit auch Dir vererbe. Sein Aufenthaltsort iſt jenes Schifflein. In einer verborgenen Kammer, tief im Raume ſteht eine kleine Kiſte von Blei, an die iſt er gebannt; hüte Dich wohl, dieſes Heiligthum zu verletzen und laß es auch keinen Menſchen ſehen. Das Schifflein ſelbſt vertauſche mit keinem größern und beſſern, es ſey denn, daß der Geiſt ſelbſt Dir anzeigt, daß er nunmehr eine andere Wohnung beziehen will. Nimm Dich in Acht, etwas Böſes zu thun, und vor allen Dingen geſchehe nicht die kleinſte Ungerechtigkeit auf dem Boden, wo Klabauterman herrſcht; bleibe überhaupt treu, redlich, und ſtrebe nicht nach zu großen Schätzen, dann wird Dir das Schifflein, ſo elend es ausſieht, hundertfachen Segen bringen, und Klabauterman wird Dein beſter Freund bleiben."

Ruthwers Thränen waren ſchon beim Anfang der ſeltſamen Eröffnung des Alten verſiegt; er konnte vor Erſtaunen nicht zu ſich ſelbſt kommen, und lange Zeit ſchienen ihm die wunderbaren Dinge, die er hörte, nur wie ein Traum. „Mein Sohn," ſchloß der Alte ſeine Rede, „damit Du nicht an der Wahrheit meiner Rede zweifelſt, zugleich damit der Vertrag zwiſchen Dir und dem

Geiſte ordentlich beſiegelt werde, ſo ſtrecke hiemit deine Hand aus und empfange Klabautermans Zuſicherung; er iſt unter uns zugegen, obgleich dein Auge ihn nicht ſieht.“ — Ruthwer gehorchte und fühlte alsbald in ſeine warme Rechte eine kleine, feuchte, kalte Hand ſich ſchmiegen, die ſich ihm nach einem leiſen Druck wieder entzog. Nicht lange darauf ſtarb der Vater.

Wie Ruthwer ſein Erbe in Empfang nimmt, und wie die fremden Schiffer ſeiner ſpotten.

Als der Vater beerdigt war und die beiden Brüder ihr Beſitzthum in Sicherheit gebracht hatten, begab ſich Ruthwer mit trübſeligem Muthe an die Bucht, wo das Schiff vor Anker lag. Mitten unter der ſtattlichen Anzahl bunt bewimpelter, luſtig prangender Kameraden ſtand es allein und verlaſſen; der Bugſpriet neigte ſich zum Waſſer, Maſt und Stangen waren ſchadhaft und das Segel hing trübſelig und matt herab wie ein müdes Augenlied über einem ſchläfrigen Auge. Das Deck war mit wenigen morſchen Brettern gedeckt. Nicht leicht hatte man ein elenderes Schifflein geſehen.

Die Schiffer ſtanden umher und ſpotteten ſeiner. „Ei!“ riefen ſie, „was ſoll ein ſo ſchwindſüchtiges Mägdlein auf dem Meere? Es taugt nicht zum kecken Liebesſpiel, weder den gewaltigen Kuß der Wellen, noch den Seufzerhauch des Windes kann es vertragen; gebt dem Dinge ein gutes Maß Seewaſſer zu ſchlucken, ſchlagt ihm die hohlen Seiten ein und ſtoßt ihm das Herz ab, daß es zu Grunde gehe!“

Ruthwer ging trotz dieſer Spottreden an Bord ſeines Schiffleins. So wie er es betrat, ging ein leiſes Klopfen durch den Raum, gleichſam wie ein freudiges Menſchenherz in der Bruſt klopft: es war Klabautermans Gruß. Ruthwer hatte ein paar tüchtige Geſellen mitgenommen, und auf den Rath eines ihm wohlgeſinnten Schiffsbaumeiſters ging er daran, die nöthigen Ausbeſſerungen vorzunehmen. Kaum hatte er und die Seinigen die Hand angelegt, als auch das Werk zum Verwundern ſchnell gedieh; das Segel hob ſich wieder, die neuen Stangen und Seile klappten und zuckten wie friſche, wanderluſtige Glieder. Der alte Schiffsbaumeiſter wiegte wohlgefällig das Haupt und ſagte zum jungen Ruthwer:

„Seht nur, wie Euer Schifflein ſich jugendlich aufputzt und flügge wird, gleichſam als wolle es neu aus dem Neſte fliegen; macht ihm bald das Vergnügen.“

Dieſes war auch Ruthwers Wunſch, er konnte die Stunde nicht erwarten, wo er zum erſten Mal mit ſeinem Eigenthum eine Fahrt unternehmen würde, ſo ſehr beſeelte jetzt Muth ſeine Bruſt.

Die Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die verbündeten Städte rüſteten gerade eine Anzahl Schiffe aus gegen die Vitalierbrüder. Dieſes waren äußerſt freche Seeräuber, die ſich die Herrſchaft über die nordiſchen Meere angemaßt hatten und vielfache Greuel verübten. Es wurde Jemand geſucht, der den Schiffen der Städte den Weg zeigen könnte bis zu den geheimen Schlupfwinkeln der Räuber. Zu dieſem Unternehmen gehörte wegen der Gefahr, die damit verbunden, ein kühner, geſchickter Führer, der mit ſeinem kleinen, leichten, ſchnellſegelnden Fahrzeuge die böſen Klippen der finniſchen Küſten leicht zu umſchiffen verſtand. Die Belohnung war nicht karg zugemeſſen, dennoch fand ſich Niemand, der dem Rufe Folge leiſtete; Ruthwer übernahm es, und rüſtete ſich auch alsbald zur Fahrt. Die Schätze der reichen Handelsherrn lockten ihn nicht ſo ſehr, als der Ruhm, etwas zu vollbringen, wobei die kühnſten Schiffer mit ihren guten Fahrzeugen feige zurückblieben. Er kümmerte ſich auch nicht um ihren erneuten Spott.

Die Fahrt hatte tauſendmal mehr Gefahren als man hätte glauben können. Der Sturm ereilte die Schiffe der Städte an der finniſchen Küſte und trieb ſie auseinander; ohne Ruthwers Führung wären unfehlbar viele untergegangen, ſo aber gelangten ſie dennoch zu ihrem Ziele. Ein unvorhergeſehener Ueberfall machte die Räuber beſtürzt und muthlos, die Städter nahmen ihnen mehrere Schiffe weg, ſie landeten ſogar und machten große Beute, zugleich wurden einige deutſche Herrn, die hier in ſchmählicher Gefangenſchaft gehalten wurden, befreit. Ruthwer leitete den Zug eben ſo klug und glücklich wieder heim, und Jedermann war über den Muth und die Geſchicklichkeit des jungen Schiffmanns erſtaunt. Als er zu Hauſe angelangt, erſchienen Abgeſandte, die ihm einen größern, als den bedungenen Preis einhändigten, und ihn zugleich zum Dienſt des Städtebundes anwarben. Die Schiffer ſpotteten jetzt nicht mehr über das Schifflein, und Ruthwer ſelbſt hatte jetzt die Ueberzeugung von Klabautermans mächtigem Schutze. Er faßte den Entſchluß, ſich deſſen immer würdig zu erhalten.

Wie Ruthwers Glück und Reichthum den Neid der Schiffer erweckt und wie ſie ihm nach dem Leben ſtehen.

Mehrere glückliche Fahrten und Unternehmungen wie die vorige brachten Ruthwer bald ſo viele Schätze ein, als jeder einzelne Erbtheil ſeiner Brüder ausmachte. Jetzt ſah er ein, wie der Vater ihn vor den andern begünſtigt hatte, dennoch blieb er treu und gut gegen Jedermann; auch brachte er das Erworbene wohl unter, ſo daß er bald ein neues Fahrzeug kaufen und bemannen konnte, das er ebenfalls den Städtern in Dienſt gab. Er ſelbſt blieb auf ſeinem Schifflein, und wollte es nicht früher verlaſſen, bis ihm der Geiſt das Zeichen hiezu geben würde.

Unter den Schiffern in Helgoland gab es einen, der früher im Dienſt des Städtebundes geweſen, jetzt aber von Ruthwer aus ſeiner Stelle verdrängt worden war; er zeigte darum Haß und Neid, und da er ſeine böſen Plane nicht auf offenem Wege in's Werk ſetzen mochte, that er ſich zuſammen mit einem Geſellen, deſſen Seele eben ſo voll Tücke und Bosheit war. Dieſe beiden faßten den Entſchluß, Ruthwer zu ermorden; ſie wollten ſich in ſein Vertrauen einſchleichen, unter ihm Dienſte nehmen, und ihn ſo während der Fahrt bei Seite ſchaffen. Ruthwer, der nichts Böſes argwohnte, nahm ſie an Bord. Kaum hatte ihr Fuß daſſelbe betreten, als ſich ein unruhiges Pochen vernehmen ließ, das, je weiter die Reiſe, deſto ſtärker wurde. Es war nicht das leiſe Klopfen, das wie eine freundliche, bittende Stimme klang, und das Ruthwer oft in ſtillen Nächten, wo er einſam wachte, mit Freude vernommen hatte, es waren heftige, drohende Laute, die, wie die Pulsſchläge eines Fieberkranken, den ganzen Leib des Schiffleins durchſchütterten. Dabei wurde die Mannſchaft unruhig und zaghaft, Keiner mochte mehr ſeinen Dienſt ordentlich verrichten, die gute Ordnung wich, indem mit jedem Tage die Verwirrung und Gefahr ſtieg. Ruthwer war hierüber nicht wenig bekümmert; er fühlte wohl, daß es die zürnende Stimme des Geiſtes war, doch ſann er vergeblich nach, wodurch er ihn könne beleidigt haben. Er rief endlich die Mannſchaft zuſammen, und während ein fürchterlicher Sturm im Nahen und das geſpenſtiſche Toben ärger als jemals war, ermahnte er ſie, einzugeſtehen, ob irgend Jemand unter ihnen etwas Unrechtes begangen habe, oder noch zu begehen im Sinne trage. Alle ſchwiegen, da ſtürzten endlich jene beiden hervor und bekannten ihr ſchändliches Vorhaben. Ihr Anſehen war wild, und Wahnſinn lag in ihren Blicken. Ruthwer wollte ihnen Verzeihung angedeihen laſſen; allein das Schiffvolk rottete ſich zuſammen und beſtand auf ihrem Tod, widrigenfalls das Schiff und die ganze Mannſchaft umkommen würde. Die Verbrecher wurden in's Meer geſtürzt. Kaum hatten die Wellen ſie verſchlungen, als ſogleich das Pochen aufhörte und Ruhe und Ordnung auf das Schiff zurückkehrten.

Seit dieſer Zeit wurde Ruthwer von ſeinen Genoſſen gefürchtet; es wagte fürder Niemand, ihm ein Leides zuzufügen oder auch nur einen loſen Poſſen zu ſpielen. Selbſt Böſes von ihm zu ſprechen auf dem Grund und Boden, auf dem er herrſchte, getraute ſich Niemand.

Klabanterman zeigt an, daß er eine neue Wohnung beziehen will.

Ruthwer hatte jetzt eine Menge Schätze geſammelt, und dieſe Beſitzthümer machten ihm ſo viel Freude, daß er darauf dachte, immer mehr zu erlangen. Er ließ jetzt ein prächtiges Schiff bauen, mit Allem ausgerüſtet, was nur für eine zahlreiche Mannſchaft und zu trefflicher Leitung erforderlich war. Als dieſes Schiff fertig im Hafen lag, gedachte er es einem jungen, geübten Seefahrer anzuvertrauen, den er kürzlich kennen gelernt hatte und der Fiſe hieß. Fiſe beneidete, wie die übrigen Schiffer, Ruthwers Glück, doch ließ er ſich nichts merken und verſchloß ſeine böſen Pläne ſorgfältig in ſich. Als Ruthwer mit ihm noch wegen des Schiffes unterhandelte, ward ihm eines Morgens angezeigt, daß im alten Schifflein die Fenſter der Cajüte zerbrochen, das Hauptſegel zerriſſen gefunden worden, und daß das Steuer einen großen Spalt bekommen habe; der Bootsmann, der dieſes meldete, gab den Rath, Wachen aufzuſtellen, denn er meinte, daß böswillige Hände die Schmach verübt hätten; allein trotz der Wachen, fand man wiederum bald darauf den ausgebeſſerten Theil von Neuem beſchädigt. Jetzt gedachte Ruthwer der Worte ſeines Vaters, und es wurde ihm deutlich, daß der Schiffsgeiſt nunmehr die alte Wohnung verlaſſen und eine neue beziehen wolle. Er entſchloß ſich daher, das neuerbaute Schiff ſelbſt in Beſitz zu nehmen. Fiſe erhielt ein anderes, mit welchem Tauſch er jedoch nicht zufrieden war.

Die Mannſchaft des Schiffleins ſetzte jetzt einen Tag feſt, an dem ſie feierlichſt ausziehen wollte. Der Bootsmann hielt eine Rede, in welcher er dem alten Schiffe für ſeine gute Dienſtleiſtung dankte und es in Frieden entließ; ein Matroſe, der im Namen des Schiffes ſprach, erwiderte den Dank und verſicherte, daß das Schiff vollkommen mit ſeiner Mannſchaft zufrieden ſey, die es gut durch Sturm und Wellen geleitet habe. Darauf, wie die Seele vom Körper ſcheidet, wurde jetzt die Seele des Schiffs, der Compaß, verhängt mit Trauerflor, vom Schiffsherrn ſelbſt hinweggetragen. Die Matroſen wanderten aus, indem ſie ein Lied ſangen, und jeder ſein Päckchen unter dem Arme, dem Schifflein eine ſelige Ruhe wünſchte. Mancher im Zuge wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, denn er hatte auf den Brettern, die er nun für immer verließ, ſein erſtes Probeſtück vollführt; auf dem oberſten Seile hatte der ſchlanke Knabe ſich über dem Taumel der empörten Wellen gewiegt, ohne vom Schwindel hinabgeriſſen zu werden. Ein anderer Geſelle zeigte Blutflecken auf dem Boden; es war ſein Herzblut, das er vergoſſen hatte, als es einſt an den Küſten des oberſten Nordens zum Gefecht gekommen war. So hatte dieſer mit Blut, jener mit Thränen den lieben Boden getauft, von dem ſie jetzt ſchieden. Sie wollten es nicht hören, wenn der Baumeiſter zuerſt das Beil anſetzte, um dem Schifflein den Gnadenſtoß zu geben und es in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile wieder aufzulöſen, ſie wollten es nicht ſehen, wenn ihm die Nägel ausgezogen wurden und das ſchöne Segel wie ein hochzeitlich Gewand vom Leibe geſtreift; ſie wollten nicht dabei ſeyn, wenn nun die letzten, unbrauchbaren Reſte in's Meer verſanken.

Aber als ſich jetzt mit Axt und Säge die Zerſtörer auf dem Schifflein einfanden, da geſchah das Wunder, daß ihre ſcharfen Beile ausglitten und kein Nagel, keine Spange von ihrem Platze wich, ſo heftig ſich die Arbeiter auch anſtrengen mochten. Das Schiff wollte noch nicht zerſtört ſeyn: vielleicht war noch etwas vom Eigenthum des Kapitäns oder der Mannſchaft zurückgeblieben. Ruthwer ging ſelbſt nochmals an Bord, doch trotz ſeines eifrigen Suchens fand er lange nichts, bis er endlich tief im Raume auf eine kleine, wohlverwahrte Kammer ſtieß. Jetzt fielen ihm die Worte ſeines Vaters ein; vorſichtig öffnete er den Behälter und hob eine kleine, bleierne Kiſte faſt in Geſtalt eines Kinderſargs heraus, die er, ohne ſie die Mannſchaft ſehen zu laſſen, in's neue Schiff hinüber trug. Kaum war ſie dort angelangt, als die Seiten des alten Schiffs wie von ſelbſt zuſammenfielen und die Arbeiter ein leichtes Werk hatten.

Wie Ruthwer auf böſen Rath hört.

Ruthwer wußte jetzt gar wohl, daß ihm Niemand widerſtehen könne, daß er das Glück an ſeinem Bord gefeſſelt halte; dieſe Ueberzeugung machte, daß er übermüthig wurde und auf ſeine Macht trotzte, indem er die keckſten, gewagteſten Streiche unternahm. Immerdar ging er unbeſchädigt aus großen Gefahren. Statt wie ſein Vater ſich mit mäßigem Gut zu begnügen, hatte bald unmäßige Goldgier ihn erfaßt. Er war nicht mehr zufrieden, der reichſte und angeſehenſte Schiffsherr auf der Inſel zu ſeyn, es trieb ihn der Stolz, ſich von der Verbindung mit den Städtern loszuſagen und eigene Unternehmungen zu beginnen.

Dieſe Geſinnung des ſtolzen Ruthwer benutzten die Vitalier, ihn auf ihre Seite herüberzulocken. Er widerſtand Anfangs mit edlem Muthe.

„Soll ich die Friedlichen, Schutzloſen berauben, ungerechte Schätze an mich bringen?“ ſagte er zu den Abgeſandten; „ſolches fordert nicht von mir.“

Aber die Seeräuber ließen ſich ſo leicht nicht abſchrecken: ſie nahmen den tückiſchen, gleisneriſchen Fiſe in ihren Sold, und dieſer, der Ruthwers

Vertrauen beſaß, benutzte jeden Augenblick, ihn zum Böſen zu überreden. »Du biſt reich und angeſehen,« ſagte er oft; »aber Du könnteſt Deine Macht noch viel höher treiben; anſtatt von dieſen übermüthigen und eiteln Städtern Befehle anzunehmen, kannſt Du ſelbſt ihnen Geſetze vorſchreiben, und Deinen Namen zu der Zahl jener kühnen Beherrſcher der Meere fügen, deren Thaten noch jetzt das Schrecken und die Luſt der ſpäten Nachkommen ſind. Trittſt Du in den Bund mit jenen ſtolzen Männern, ſo werden ſie Dich zu ihrem Häuptling aufnehmen, und Du wirſt bewundernswürdige Thaten vollführen, unendliche Schätze ſammeln.«

Solche Reden wurde Fiſe nicht müde zu wiederholen, bis endlich Ruthwer auf ſie hörte; die frommen Gefühle der Mäßigung und des Gehorſams für die väterlichen Ermahnungen wichen gänzlich aus ſeiner Seele; er trat in den Bund der Seeräuber, doch blieben die Unterhandlungen geheim, und die Städter hielten dabei Ruthwer noch für einen ihrer Wohlgeſinnten. Er unterzeichnete einen Vertrag, nach welchem ihm ein reiches Kaufmannsſchiff, mit Waaren beladen anvertraut wurde, um es nach dem Ort ſeiner Beſtimmung zu führen. Wie das Schiff ſich den gefährlichen Küſten näherte, ließ es Ruthwer, nach der ſchon feſtgeſetzten Uebereinkunft mit den Räubern, dieſen in die Hände fallen. Sein Antheil an der Beute war groß, das Schiff ſelbſt nahmen die Vitalier, damit Ruthwers ſchlimmer Verrath für's Erſte noch unentdeckt bliebe. Allein der Kaufherr, der ſein ganzes Beſitzthum verloren, ſein Vertrauen auf das Böslichſte getäuſcht ſah, fand Mittel und Wege, den Städtern das Vorgefallene zu melden. Jetzt ward über Ruthwers Haupt der Bann ausgeſprochen, ſein Leben und ſein Gut für frei erklärt. Ruthwer ſpottete deſſen. Fiſe ſchloß ſich jetzt ihm immer enger an.

Ruthwers Name ward nach Verlauf einiger Jahre der Schrecken der Meere. Niemand wagte es, dem kühnen und glücklichen Räuber ſich entgegenzuſtellen; er herrſchte ungehindert. Weder Feuer noch Waſſer konnten ſeinem Schiffe etwas anhaben. Der tückiſche Fiſe, der Ruthwer nur aus dem Grunde zum Böſen verleitet hatte, um ſich ſelbſt die Herrſchaft anzumaßen, faßte jetzt, da er ſeinen Zweck nicht erreicht ſah, den giftigſten

Haß gegen den Genoſſen. Er ſann Tag und Nacht darauf, wie er ihn verderben könne, und endlich fiel ihm hiezu ein Mittel ein.

Klabauterman läßt ſeine warnende Stimme hören.

Mit Ruthwers Reichthümern und ſeinem Anſehen ſchlich ſich auch Mißtrauen und Argwohn in ſein Gemüth. Weil er wußte, daß ihm das Leben geſichert war auf ſeinem Schiffe, verließ er es nur ſelten, obgleich er keine ruhige Stunde mehr darauf hatte, ſo unabläſſig verfolgte ihn die warnende Stimme Klabautermans ſeit ſeiner erſten ſchlimmen That. Schon mit den Ballen und Kiſten, die von dem geplünderten Kaufmannsſchiff an Bord gebracht wurden, ereignete ſich das Seltſame, daß man am Morgen einen Theil zertrümmert, einen andern in's Meer geworfen fand. Klabauterman zeigte an, daß er kein unrechtes Gut auf ſeinem Gebiet litt, Ruthwer mußte ſeinen Raub an's Land in Sicherheit bringen. In der Nacht begann jetzt wieder das unruhige Gepoche, und jedesmal, wenn eine neue Raubfahrt unternommen wurde, ſchlug es an die Seiten des Schiffes mit einer ſolchen Gewalt, als wenn es ſie zertrümmern wolle. Oft wenn Ruthwer mit Fiſe und andern wilden Geſellen in der Kajüte beim Branntwein ſaß, ging es mit ſchweren Schritten die Stiege hinauf und hinab, und warf im untern Raum die großen Laſtgewichte und Steine durcheinander. Die Matroſen, wenn ſie nach fernen Wahrzeichen ausſchauten, erhielten Sand und Waſſer in die Augen geſpritzt, auch den Steuermann neckte es auf mannichfache Weiſe. In stürmiſchen Nächten wirbelten an den Maſten blaue und gelbe Flammen empor, die wie Flaggen im Winde wehten, und andern Schiffen ein Entſetzen einflößten; nicht ſelten ſtiegen dann aus dem Meere eine Menge großer, ſchwarzer Spinnen herauf, die übers Deck liefen, und ſich an Tauwerk und Segel hingen, auch fanden die Matroſen in der Nacht oft fürchterliche mißgeſtaltete Thiere in ihren Hängematten neben ſich liegen, die alsbald wieder in's Meer hinab verſchwanden.

Trotz dieſer böſen Zeichen geſchah dem Schiffe und der Mannſchaft dennoch kein Unglück; aber die alten, frömmern Leute, die es früher mit

Ruthwer gehalten, ſagten ſich allmählig aus ſeinem Dienſte los, es drängten ſich immer mehr wilde, freche Burſche hinzu, die Muth genug hatten, es mit dem Spuk auf dem Schiffe aufzunehmen. In der ganzen umliegenden Küſtengegend ward jetzt Ruthwers Schiff der Schrecken Aller; wo es ſich zeigte, flohen ſelbſt die kühnſten Segler furchtſam in die Weite. Am Strande in der niedern Hütte erzählte der greiſe Fiſcher ſeinen Enkeln von dem wilden Jäger der Meere, von Ruthwer und ſeinen Schaaren, und von dem Zauberſchiff, das in ſtürmiſchen Nächten mit flammenden Wimpeln ſeine verruchte Straße zieht. Die jungen Burſche legten dann die Hände in die zitternde Rechte des Alten, und gelobten, Gott zu lieben und immerdar Recht zu thun.

Als wieder eine große Unternehmung im Werke war und Ruthwer ſich dazu rüſtete, trat Fiſe zu ihm und ſprach: „Mein Wunſch iſt nun erreicht, Ruthwer, Du biſt jetzt der Schrecken Deiner Nachbarn, der Ruhm Deiner Genoſſen und der Beherrſcher der Meere. Durch Dich ſind die geächteten Seeräuber zu Glanz und Ruhm gelangt; dennoch trübt den Schimmer Deiner Größe ein geringfügiger Umſtand, den Du, wenn Du nur willſt, alſobald beſeitigen kannſt.“ —

„Sprich, worin beſteht dieſer Umſtand?“ fragte Ruthwer. „Auf Deinem Schiffe,“ erwiderte Fiſe, „geht es nicht immer zu, wie es ſollte, die Leute murren und behaupten, Du ſeyeſt ein böſer Zauberer, und Deine ganze Kraft beſtehe in einem Talisman, der auf Deinem Schiffe verborgen liege. Wenn dieſer nicht wäre, meinen ſie, wäre Dein Muth und Deine Geſchicklichkeit nicht größer, als die des kleinſten Kajütenjungen.“ Ruthwer hörte dieſe Worte mit Zorn, er war berauſcht, und im trunkenen Muthe und Unwillen verrieth er an den ſchlauen Fiſe das Geheimniß mit der bleiernen Kiſte. Fiſe benutzte es ſogleich, und redete ihm zu, die Kiſte in's Meer zu werfen. „Zeige dieſen Elenden,“ ſetzte er mit liſtigem Tone hinzu, „die Dich für muthlos und ungeſchickt halten, daß Du an keinen Talisman gebunden biſt; wirf die Kiſte vor den Augen der ganzen Mannſchaft in's Meer, und reinige Dich ſo von dem Verdacht ſchändlicher Zauberei.“

Ruthwer hörte dieſe Rede gleichgültig an, allein im Innern erſchrack er über ihren Sinn.

Es war ihm, trotz ſeiner Wildheit, noch nicht eingefallen, den Geiſt geradezu beleidigen zu wollen, und jetzt ſollte er ſogar das Heiligthum deſſelben mit verbrecheriſchen Händen anfaſſen und in die Wellen ſchleudern? Er wies jedes Anſinnen der Art ſtandhaft zurück, doch dem böswilligen Fiſe war es ſchon recht, das Geheimniß mit der Kiſte ihm entlockt zu haben, er verdoppelte jetzt ſeine Anſtrengungen, um an's Ziel zu gelangen, und Ruthwer entdeckte ihm nach und nach alle Umſtände, die mit dem Geiſte zuſammenhingen.

In einer Nacht, als beide wieder bei der Flaſche zuſammenſaßen, wuchs der Spuk auf dem Schiff zum allertollſten Tumulte an; das Deck und die Seiten hallten wieder von donnernden Schlägen, rund ums Schiff ziſchte und brauste es in tauſend fremden Stimmen durcheinander, und die flammenden Wimpel ſtreckten ſich immer länger wie feurige Zungen in die Nacht hinaus. Das Schiffsvolk murrte laut. Dieſen Augenblick benutzte Fiſe, Ruthwern zuzureden, die Kiſte in's Meer zu werfen. Dieſer ſäumte auch nicht lange, in wilder Aufregung, und im Wunſch, ſich einmal von aller Plage befreit zu ſehen, ſtürzte er in den untern Raum, wo die geheimnißvolle Kammer ſich befand; er ſchloß ſie auf und faßte die Kiſte unter den Arm. Wie er mit ihr die Treppe hinaufwankte, ertönte plötzlich eine zarte Stimme, die da rief: „Ruthwer, ich verlaſſe Dich!“ Kaum waren dieſe Worte verklungen, als Ruthwer leiſe umkehrte, die Kiſte wieder an ihren Platz legte, und die ganze Nacht über ſich vor Jedermann verſchloß.

Wie Ruthwer dennoch ſich bethören läßt und Klabanterman das Schiff verläßt.

Von dieſer Stunde an änderte Ruthwer ſein wüſtes Leben; er zog nicht mehr auf den Raub aus, er brachte kein unrechtes Gut mehr zuſammen, und entließ aus ſeinem Dienſt die wildeſten und ruchloſeſten Burſche. So tief hatte Klabantermans Warnung in ſein böſes Herz geſchnitten. Von der Zeit an wurden auch die Beunruhigungen auf dem Schiffe geringer, allein ſie hörten nicht ganz auf, die Warnungszeichen ließen ſich noch immer hören. Ruthwer wollte ſich nunmehr von aller Gemeinſchaft mit den Räubern losſagen, allein er hatte nicht mehr den Muth dazu, beſonders geſtattete er dem böſen Fiſe immer wieder Rechte auf ſein Vertrauen, und dieſer wußte dies trefflich zu nutzen.

Ein Jahr war vergangen, indeß Ruthwer friedlich gelebt und keine der räuberiſchen Unternehmungen mitgemacht hatte; Fiſe ſtellte ihm vor, daß ſolches ſein Anſehen bei der Genoſſenſchaft zerſtören müſſe, und daß ſie ihn ſeiner Stelle entſetzen würden. Ruthwer dachte an die Lehren ſeines Vaters, ſich an geringem Gut genügen zu laſſen, allein die Geldgier und der Ehrgeiz waren ſchon zu mächtig in ihm geworden, als daß ſie ſich hätten unterdrücken laſſen können; er fing bald wieder ſein früheres Leben an, und von Neuem ließ Klabauterman ſeine ernſtlicheren Ermahnungen hören. Dies verdroß Ruthwer, und in ſeinen finſtern Stunden verwünſchte er jetzt den Geiſt. Er dachte ernſtlich daran, ſich von ihm zu befreien; der Gedanke ſchien ihm willkommen, ſein Glück oder Unglück ſich ſelbſt zu verdanken, und Fiſe beſtärkte ihn in dieſer Geſinnung. So ſtieg er denn in der Stille nochmals hinab, und mit Fiſe's Hülfe, während die ganze übrige Mannſchaft ruhte oder auf ihren Poſten beſchäftigt war, trug er die Lade herauf. Diesmal ließ ſich keine warnende Stimme hören, in der Kiſte ſchien es wie ausgeſtorben. Beide Männer traten ſchweigend an den Bord: die Nacht war ruhig, glänzend ſpiegelten ſich die Sterne in der dunkeln Fluth. Ruthwer wendete ſich ab, und Fiſe ſtieß mit einem Fußtritt die Kiſte in's Meer. So wie die Wellen darüber zuſammenfloſſen, ging ein Ton über die ſchweigenden Gewäſſer, wie ein tiefer, lang ausgehaltener Schmerzensruf, aus menſchlicher Bruſt ausgeſtoßen. Die Mannſchaft lief eilend und erſchreckt zuſammen, jeder, auch der wildeſte Genoſſe, fühlte unbewußt Rührung und Schmerz. Einer fragte den andern, welches Unglück geſchehen, aber keiner wußte etwas darauf u erwidern.

Schickſal des Schiffes, nachdem Klabanterman es verlaſſen.

Die Matroſen waren nicht wenig verwundert, als jetzt das Toben und der Spuk auf dem Schiffe gänzlich ein Ende hatte. Sie theilten ſich darüber ihre Freude mit; allein der Unterbootsmann, ein kluger und erfahrner Mann, ſchüttelte das Haupt. Er merkte bald, daß es mit dem Schiffe jetzt anders ſtehe: die Bretter wollten nicht mehr haften, das Segel riß, das Tauwerk wurde ſchadhaft, und trotz aller Sorge und Arbeit fanden ſich doch immer wieder böſe Stellen und Lücken im Raume. Die Matroſen, die ſich an ein müßiges Leben gewöhnt hatten, murrten jetzt, da ſie unaufhörlich beſchäftigt ſeyn mußten. In mehreren Jahren war nicht ſo viel gebeſſert worden, als nun in einer Woche. Dazu rannte, trotz der Sorgfalt des Steuermanns, das Schiff gleich in den erſten Tagen ſo heftig an eine verborgene Klippe, daß ein tüchtiger Leck ins Unterdeck geriſſen wurde, und kaum ſchnell genug das eindringende Waſſer fortgeſchafft werden konnte.

Doch dieſes war nicht das ſchlimmſte Mißgeſchick; unter der Mannſchaft brach Uneinigkeit und Trotz aus. Kaum merkte Fiſe, daß er jetzt ungeſtraft Ruthwer anfallen könne, als er mit einigen Verbündeten eines Tages ihn gefangen nehmen und in den untern Raum in ein elendes Gefängniß werfen ließ. Aber die Herrſchaft, die er hiedurch auf dem Schiffe erreichte, nahm bald ein Ende: ein Theil der Matroſen, die Ruthwers Partei anhingen, vergalten ihm ſeine böſe That und brachten ihn ums Leben; vergeblich ſuchten ſeine Genoſſen ihn zu rächen. Mord und Blutvergießen herrſchte jetzt auf dem Schiffe, alle Ordnung war gelöst, Jeder wollte befehlen und Keiner gehorchen. In dieſer Verwirrung brachen noch wüthende Stürme los auf dem Meere, das Schiff verlor ſeine ſichere Küſtenſtraße und ward in die offene See hinausgetrieben. Im Andrang der tobenden Wellen brachen die Maſten, die Segel zerriſſen, und als nach dieſer fürchterlichen Nacht die Sonne aufging, trieb ein elendes Wrack auf der weiten Waſſerwüſte umher, ohne Rettung, ohne Hülfe, in wenig Stunden vielleicht auch von den Wellen verſchlungen, die einzigen Ueberreſte von dem ſtolzen Seeräuberſchiffe, dem Schrecken der Meere.

Ein Theil der Mannſchaft hatte ſich in den Booten retten wollen, doch vor den Augen der Andern waren dieſe umgeſchlagen. Ruthwer ſaß mit wenigen Genoſſen allein auf den Trümmern ſeiner Herrſchaft und ſeiner Schätze; er ſtützte das

Haupt in die Hand, und ſah mit einem Blicke der Verzweiflung der Sonne entgegen, die das Ende ſeiner Tage beleuchten ſollte. Seit Klabauterman das Schiff verlaſſen hatte, war der Unglückliche in tiefe Schwermuth verſenkt; kein froher Augenblick war ihm mehr erſchienen, und er ſehnte ſich nach dem Tode; doch dieſer zögerte zu erſcheinen. Zwölf Tage trieb das Wrack auf den Wellen, die Lebensmittel waren aufgezehrt, der wüthendſte Hunger und alle Schrecken des unglücklichſten Schiffbruchs fielen die Armen an, da endlich zeigte ſich in der Ferne ein Segel: neue Hoffnung, es kommt näher, ſchon werden die Boote ausgeſetzt, doch in dem Augenblick, als zöge ſie eine tückiſche Macht in die Tiefe, verſinken die morſchen Trümmer, und Ruthwer und ſeine Genoſſen ſind in der Tiefe begraben. Keine menſchliche Hand ſollte die retten, die der zürnende Geiſt aufgegeben hatte.

* * *

Die Seelen der Ertrunkenen.

In einem holländiſchen Fiſcherdorfe, dicht am Meere, lebte ein alter Fiſcher, auf deſſen Familie und Eigenthum ein ganz beſonderer Segen ruhte. Er genoß in ſeinem hohen Alter noch friſcher, faſt jugendlicher Kräfte, und ſeine Kinder und Kindeskinder, ein gutgeordnetes Völkchen, umgaben ihn zu Luſt und Freude; auch fehlte es nicht an reichlichem Gut, das Sparſamkeit und treffliches Haushalten ſtets vermehren halfen. Im Dorfe gab es manchen Tagedieb und ſchlechten Haushalter, der ihn um ſein gutes Leben beneidete und Gerüchte in Umlauf ſetzte, auf welche Weiſe der alte Andreas ſeine Schätze erworben habe. Da hieß es denn, er ſey dem Teufel bündig geworden, daß dieſer ihm die alten Schätze des Meeres bringe, oder Andreas ſey in ſeiner

Jugend Seeräuber geweſen und zehre nun vom Gut der armen Beraubten. Die Wahrheit von Allem war jedoch, daß Andreas eine arme Seele aus dem Meeresgrunde befreit hatte, die dort unter einem darüber geſtülpten Topfe gefangen ſaß. Die Sache verhielt ſich, genau genommen, folgendermaßen.

Der alte Fiſcher pflegte, obgleich er im Ganzen ein ſtrenges Geheimniß daraus machte, dennoch im vertrauten Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel einzelne Winke hinzuwerfen, aus denen die Andern leicht eine vollſtändige Erzählung zuſammenſetzten. Wir laſſen Andreas ſelbſt ſprechen:

„Ich bin nicht immer ſo glücklich geweſen, daß ich Gut und Eigenthum um mich ſah und liebende Herzen zählte, die mir meine Tage verſüßten. Es iſt Jedem von uns gegeben, daß er einmal in der weiten Welt ganz allein ſteht und ſich recht bis in die innerſte Seele hinein verlaſſen fühlt. Der Himmel gibt uns ſolche bittere Einſamkeit zu koſten, damit wir uns dann deſto freudiger an eine liebe Menſchenbruſt anſchließen und Gott im Menſchen lieben lernen. Meine Jugend war voller Widerwärtigkeit und Drangſal geweſen. So ſehr ich auch arbeitete und mich abmühte, der Lohn wollte nicht kommen; ſchon fing ſich mein Rücken an zu krümmen und meine Haare ſich grau zu färben, und noch ſah ich kein Glück vor mir. Es war, als ſollte nur ich allein von Allen ausgeſchloſſen bleiben. Dennoch murrte ich nicht. Ich hatte frühe gelernt Gott lieben und auf ihn vertrauen. Eines Abends ging ich, wie ich oft zu thun pflegte, hinaus aus der Hütte, weit über die Grenze des Dorfes, bis dahin, wo das Geſtade ſich fernhin ausdehnt, und das Auge nichts ſieht, als die einſamen Dünen und das weite Meer. Dieſes war mir die liebſte Stelle, weil ich dort keine andern Laute, als die der Wellen vernahm, und keinem fröhlichen Menſchenantlitz begegnete, das mir hätte ſagen können, wie elend und verlaſſen ich ſey. Wirklich fand ich auch Niemand, der mich hätte ſtören können. Das Meer war bis weit hinaus ruhig und glatt; ich hatte es in Wahrheit noch nie ſo ſtille geſehen: kein Segel und kein Boot, ſo weit ich auch ſpähen mochte, der Himmel darüber völlig wolkenlos; die Sonne, die im Sinken war, warf einen gelbrothen Schein auf die Dünen vor mir. Ich ging bis an die Stelle, wo ein altes Wrack lag, ich ſtützte mich gegen einen der morſchen Pfoſten und ſah vor mich hinaus. Hier in der Stille überkam mich nun der Schmerz in ſeiner ganzen Gewalt; wie ſehr ich mich auch dagegen ſträubte, meine Gedanken nahmen ihren alten, gewohnten Weg. Andreas! rief ich bei mir ſelbſt, heute iſt der Tag deines Schutzpatrons; wie wenig hat er gethan, um dich reich und glücklich zu machen! Vor einem Jahre haſt du dein Weib begraben und wenige Wochen darauf auch dein Kind. Womit haſt du ſo viel Elend verdient? Wäre es anders gekommen, ſo gingeſt du nicht hier einſam umher, ſondern ſäßeſt im Dorfe bei den Luſtigen, die ſorglos dahin leben und ihre beſten Tage vor ſich haben.“

„Bei dieſen Gedanken faßte mich die Wehmuth ſo heftig, daß ich hätte weinen mögen, aber eine Gewalt in meiner Bruſt hielt die Thränen zurück. Ich konnte nichts als immer wieder auf das Meer ſchauen, deſſen tiefe Ruhe und Freundlichkeit mir ſeltſam durch die Seele ſchnitt. Die Sonne ging langſam unter und ein farbloſes Grau begann ſich über die weite Fläche zu breiten, nachdem noch lange einzelne lichte Scheine hin und her gezittert hatten, gleichſam als wollten ſie den eintretenden Geiſtern der Nacht das Feld ſtreitig machen. Der Himmel behielt ſeine helle, durchſichtige Farbe, bis auch er ſich immer mehr mit tiefen Schatten füllte. Ein leiſer Wind erhob ſich und warf mit Getön kleine Wellen an die Wände des Wracks. — Ich ſtand auf in der Abſicht, meinen Rückweg anzutreten, da fiel mein Blick auf eine Erſcheinung, die ich mir nicht gleich zu erklären vermochte. Es zeigte ſich nämlich an dem alten Holzwerk ein lichtes Flämmchen, das mit großer Geſchwindigkeit auf und nieder fuhr und mit ſeinem bläulichen Schimmer leuchtete. Ich kann ſagen, daß ich während vieler Gefahren meines Lebens nie das Gefühl gekannt, das man Furcht nennt. Trotz meiner Einſamkeit und der ſchon eingetretenen Nacht empfand ich daher auch jetzt nicht die mindeſte Bangigkeit. Aufmerkſam ſah ich dem Spiel des ſeltſamen Flämmchens zu, und bemerkte, wie es ſich von Zeit zu Zeit von dem Wrack losriß, eine ziemliche Strecke in die See hinein fuhr, dort mit hellerem Licht leuchtete, und dann wieder zurückkehrte. Ich hatte wohl ſprechen gehört, daß durch dergleichen Erſcheinungen verſunkene Schätze im Meere angezeigt würden; allein ich empfand keine Luſt, weiter darauf zu achten, drehte meinen Rücken und wanderte weiter. In dem Augenblick rief eine Stimme meinen Namen; ſogleich wandte ich mich um und ſah jetzt hinter dem Wrack, noch halb verſteckt, einen Mann ſtehen, der aus einem ältlichen, bleichen Geſicht mich anſah. Ich kannte ihn nicht, und ſeine Kleidung war mir völlig fremd. Er ſtand lange Zeit da, ohne zu ſprechen, und ſein bittendes Auge, mit dem er mich unverwandt anblickte, werde ich nie vergeſſen. Endlich rief ich mit lauter und beherzter Stimme: „was wollt Ihr, Herr? warum habt Ihr mich gerufen?“

„Andreas!“ tönte die Erwiderung, „Du haſt ſo eben geklagt, daß das Glück Dir Schätze verſagt habe, ich will Dir welche verſchaffen, ſobald Du thuſt, was ich von Dir begehre.“

Dieſe Rede verdroß mich und ich antwortete ſchnell:

„Herr, was kümmert Euch mein Leid? habe ich mir Schätze gewünſcht, ſo habe ich ſie nicht von Euch verlangt.“

Der Blaſſe merkte meinen Unmuth und daß ich dabei ein Kreuz über meine Bruſt ſchlug; er rief mit einer Stimme, die ſehr rührend und eindringlich klang:

„Ich bin kein böſer Geiſt, Andreas, vertraue mir! Nimm dieſen Ring, und um die dritte Mitternacht ſteige getroſt eine Büchſenſchußweite in's Meer hinab; dort wirſt Du auf dem Boden drei umgeſtülpte Töpfe finden; den mittelſten derſelben hebe auf und befreie die Seele eines Ertrunkenen, die darunter ſteckt. Eile dann ſchnell wieder hinauf, ohne Dich unten aufzuhalten und ohne dich im Geringſten um das zu kümmern, was du ſehen oder hören wirſt. Haſt Du das vollbracht, ſo ſey verſichert, daß ich Dich reichlich belohnen werde und es Dir und den Deinigen nie an Segen fehlen wird.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, war er mit dieſen Worten verſchwunden, indem er ein Ding, gleich einem vor Alter trüb gewordenen Fingerreif vor mir zurückließ. Ich hütete mich wohl, es anzurühren. Ach! rief ich, was gehen mich die Seelen an, die dumm genug waren, ſich auf dem Meeresgrunde unter einem elenden Topfe fangen zu laſſen? mögen ſie immerhin bleiben, wo ſie ſind. — Dieſes bedenkend, ging ich ruhig nach Hauſe, und als die bezeichnete dritte Nacht kam, rührte ich mich nicht aus meiner Kammer.

Das Jahr, das jetzt folgte, brachte mich noch tiefer herunter; ich verlor eine kleine Summe, die ich mir mühſam erſpart hatte; auf dem Schiffe, wo ich in Dienſt ſtand, brach eine Krankheit aus, und ich mußte neun Monate im Krankenhaus zubringen; als man mich entließ, kam ich am Bettelſtabe hieher, um mein Grab zu ſuchen, denn ich war müde zu leben. Ich weiß nicht, wie es kam, denn ich ſuchte nichts dort, daß ich mich in einer Nacht wieder an dem einſamen Strande befand. Es war wiederum der Andreastag, aber das Meer war dieſes Mal nicht ruhig, es rauſchte und lärmte wild, und die Schaumwellen trieben ihr Spiel mit dem alten Wrack, ſo daß es ausſah, als wolle es wieder in See ſtechen. Ich hatte nicht lange hier geſtanden, als ſich die wohlbekannte Stimme hören ließ und das alte Männchen vor mir ſtand. Ich ſah ihm jetzt wie einem alten Bekannten dreiſter in's Antlitz. Er wiederholte denſelben Antrag wie früher, nur zeigte er ſich um Vieles dringender und ließ dann beim Verſchwinden denſelben Reif wie früher zurück. Diesmal nahm ich ihn und ſteckte ihn an den Finger, zudem faßte ich den Entſchluß, dem Geiſte den Willen zu thun. Bei den Menſchen, rief ich bei mir ſelbſt, iſt keine Hülfe und kein Beiſtand für dich zu finden, laß ſehen, was die Geiſter vermögen.

Um es kurz zu machen, ich kam in der dritten Mitternacht und ſtieg in's Waſſer hinab. Noch jetzt weiß ich nicht, wie es zuging, aber je tiefer ich in's Waſſer tauchte, deſto mehr hörte es auf Waſſer zu ſeyn, und zuletzt befand ich mich auf einer hübſchen, grünen Wieſe, die ich nie ſchöner und üppiger auf der Erde geſehen. Auf der Wieſe waren viele junge Burſche verſammelt, von denen einige mit blitzenden Senſen das Gras abmäheten, andere es in Bündel zuſammenbanden. Sie ſangen dabei eine fröhliche Weiſe, in der viel von dem Lobe einer ſchönen Frau vorkam, ſo wie von dem Lohne, den ſie ihnen nach der Arbeit reichen werde. Nach der Weiſung des Geiſtes hielt ich mich nicht lange bei ihnen auf, doch konnte ich mir nicht verſagen, Manchem in's

Geſicht zu ſpähen, und da war es mir, als ſähe ich meine Freunde und Bekannte, die ſchon vor langen Jahren im Meere ertrunken waren. Auf der Wieſe ſtand ein Haus, und wie ich darauf zuging, trat eine wunderſchöne Frau auf mich zu, breitete die Arme aus und rief mit einer ſüßen, ſchmeichelnden Stimme:

„Ach, ſo kommſt du endlich, mich heimzuführen! wie lange ſchon habe ich auf dich gehofft!“

Bei dieſer Rede und bei dem Anblick der ſchönen Geſtalt hätte ich beinahe die Mahnung des Geiſtes vergeſſen; doch beſann ich mich noch ſchnell, ſchoß unter den erhobenen Armen der Schönen durch und auf einen Platz los, wo ich die drei Töpfe aufgeſtellt ſah. Im Nu hatte ich den mittelſten umgeworfen. Ich weiß nicht, wie mir geſchah; im Augenblicke ſah ich alle jungen Burſche von der Wieſe auf mich zuſtürzen, die ſchöne Frau erhob ein helles Klagegeſchrei, ich hörte es dicht vor meinen Ohren auf betäubende Weiſe rauſchen und klingen, und hatte das Gefühl, als wenn mich Jemand ſchnell aufwärts zöge. Wie ich meine Sinne wieder ſammelte, befand ich mich am Ufer, am alten Wrack lehnend, todt müde, und wie an allen Gliedern zerſchlagen.

„Das Gute an der Sache war, daß der kleine Blaſſe Wort hielt rückſichtlich der verſprochenen Belohnung. Ich fand an meiner Seite eine lederne Taſche, wie ſie vor hundert Jahren die reiſenden Kaufleute zu tragen pflegten, angefüllt mit Gold und koſtbaren Steinen. Noch mehr aber als dieſer Schatz war der Segen werth, der von Stunde an ſichtlich auf Allem ruhte, was ich that und unternahm. Mein Leben war wie umgewandelt; hatte es früher die rauhe Seite herausgekehrt, ſo zeigte es jetzt nur die glatte, ſammtweiche. Ich machte noch einige Fahrten, heirathete dann mein liebes Weib, ſetzte mich zur Ruhe hier im Dorfe und nahm die guten Tage hin, die mir der Himmel gab. Gott ſey Dank! ſie haben noch nicht aufgehört; obgleich ich nahe an die Hundert zähle, fühle ich mich doch friſch und wacker, und wenn irgendwo luſtige junge Burſche zuſammenſitzen, bin ich gerne unter ihnen, wohl bedenkend, wie es einſt eine Zeit gab, da ich jedes heitere Geſicht ſcheute, das mich an mein Elend und meine

Verlaſſenheit erinnerte. Das iſt das Werk des guten Geiſtes.“

In dem Dorfe, wo ſich die vergnügliche Begebenheit mit dem alten Andreas zugetragen hatte, lebte ein Fiſcher, der der trägſte, liederlichſte und ausgelaſſenſte Burſche war, den man weit und breit finden konnte. Sein Geſicht glich einer alten, aufgekochten und geplatzten Pflaume, die Augen waren die einer Waſſerratte, die kleine Naſe ſteckte in dieſem ungeſchlachten Antlitz wie ein Mandelkern im Pfefferkuchen, ſein aufgeriſſenes Maul umgab ein Bart, der wie die Stacheln eines Igels ausſah, und ſeine Beine waren nicht viel dicker wie Peitſchenſtiele, und nicht viel gerader wie eine Sichel. Die Leute, die zu Peter Knöck kamen, um mit ihm Geſchäfte zu machen, mußten von ſeinem Weibe Martha hören, er ſey unwohl und könne nicht erſcheinen; die Wahrheit aber war, daß Peter Knöck vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend betrunken in der Hütte hinterm Ofen lag und den Kirchthurm von Gent für eine Branntweinflaſche anſah. In dieſem Zuſtande führte denn Martha das Regiment des Hauſes, und man mußte ihr den Ruhm laſſen, daß ihr

Scepter von einer durchgreifenden Sprödigkeit war. Sie pflegte oft zu ſagen, ihr Mann ſey ein altes, ſchwerfälliges Paketboot, das wegen zu ſtarker Ladung nicht recht fort könne, ſie aber ſey eine leichtfüßige Fregatte, der der Wind nur die ſchmächtigen Flanken zu rühren brauche, um ſie zum pfeilſchnellen Laufe anzutreiben. Die Wahrheit dieſes Gleichniſſes beſtand darin, daß Martha am Tage den Fiſchfang und die Geſchäfte beſorgte, und am Abend, wenn ſie nach Hauſe kam, ihrem Manne das Leben ſauer machte; gewiſſenhafte Leute wollen behaupten, daß ſie ihn gelegentlich tüchtig zerſchlug.

Dieſe kleinen Zerwürfniſſe verbitterten Peters Privatleben. Es wollte keine rechte gemüthliche Freude mehr zu Stande kommen. Saß er in Cornelis Delfts freundlicher Trinkſtube, ſo war es ihm nicht recht, daß die Fenſter auf's Meer gingen; das Meer war ihm verhaßt, weil er wußte, daß Frau Martha darauf herumruderte und Fiſche fing; er hätte gewünſcht, ſie läge tief auf dem Boden des Meeres, und er und die Fiſche hätten Ruhe vor ihr. Aber Frau Martha war nicht der Meinung, ſie erfreute ſich des beſten

Wohlſeyns und blühte in ihren reifen Tagen gleichſam noch einmal auf, je mehr Peter Knöck zuſehends einſchrumpfte. Wahrlich, wenn Frau Martha nicht bald dazu that, ſo hatte Peter nicht übel Luſt, ihre Stelle auf dem Meeresgrunde einzunehmen, ſo herzlich überdrüſſig war er des Treibens.

Deſſenungeachtet hielten es Beide doch noch ein Jahr mit einander aus; da geſchah es, daß Frau Martha eines Abends, als die Fiſcherboote einliefen, nicht mit nach Hauſe kam. Sie hatte ein wichtiges Hinderniß, nicht zu kommen, denn ſie lag nun in der That da, wo Peter ſie oft hingewünſcht hatte. Peter erſchrack Anfangs über dieſe raſche Gefälligkeit des Schickſals, dann aber rieb er ſich vor Freude die Hände, ſchlich in Cornelis Delfts Trinkſtube, ließ ſich ſeine Flaſche geben, zündete den kleinen Pfeifenſtummel an, ſtrich den borſtigen Bart über die Lippen, drückte beide Augen ſchmunzelnd zu und ſchielte auf's Meer hinüber, zum erſten Male mit dem freundlichſten Blicke von der Welt. Denn das Meer war jetzt ſein beſter Freund, er bedachte, daß

Frau Martha auf ſeinem Grunde liege, und er und die Fiſche Ruhe vor ihr haben.

Peter lief noch Abends an den einſamen Strand, und der Himmel weiß, was ihm in den Sinn kam, er ſetzte ſich auf das alte Wrack, ſchwenkte ſeinen Hut in die Lüfte, und den Pfeifenſtummel im Munde, brummte er in wahnſinniger Luſtigkeit ein altes Schifferlied, das er einmal in beſſern Tagen gelernt hatte. Die kleine ſchwarze Koboldgeſtalt, mit den dürren, in der Luft umherfahrenden Händen und der rauchenden Pfeife im bartigen Maule, zeichnete ſich wie ein Schattenriß ſchwarz gegen den Abendhimmel und das ruhige Meer ab. Aber Peter Knöck blieb nicht lange allein der Schauſpieler auf dieſer einſamen Bühne; alsbald zeigte ſich ein blaues Flämmchen, das hin und her zuckte und um Peters Beine fuhr. Dieſem kam jetzt die Geſchichte des Andreas in den Sinn. In der Freude ſeines Herzens und bei der Stimmung, in die ihn die Flaſche in der Trinkſtube verſetzt hatte, fühlte er nicht die mindeſte Furcht.

„Aha, Gevattersmann!“ rief er laut, „biſt du wieder da? gibt's noch ein Seelchen zu befreien?“

Der Geiſt, der jetzt vor ihm ſtand, nickte bejahend mit dem Haupte.

„Nun, wenn ſich etwas dabei gewinnen läßt, ſo haſt du hier deinen Mann gefunden. Ich bin ein freier Burſche geworden und gerade bei Laune, deine Taſchen um ein paar Goldſäcke leichter zu machen. Geſchwind, zeige mir, wie du dem Andreas gezeigt haſt, wo der Weg hinunter geht in dein Kämmerlein.“

Der Geiſt verzog bei dieſer Rede, die ihm ſehr wenig behagen mochte, merklich ſein Antlitz; ohne etwas zu erwidern, legte er den Reif auf einen der Pfoſten vor Petern und verſchwand. Peter bedachte ſich nicht lange, ſchob ihn geſchwind an den Finger, und ſo wie ſein Fuß das Waſſer betreten hatte, ſchwand es vor ihm hin, und er gelangte, ohne weit zu ſuchen, auf die Wieſe im Meeresgrunde. Hier ſah er, wie Andreas erzählt hatte, die Jünglinge mit dem Heumachen beſchäftigt und dazu ein Lied ſingend, das die Reize ihrer Gebieterin und den Lohn, den ſie zu ertheilen pflegte, rühmte.

„Ei,“ rief Peter bei ſich, „möchte ich ſie mir auch zu ſehen bekommen! Iſt ſie wirklich ſo ſchön, wie ihr ſagt, ſo will ich mich anders benehmen wie der blöde Andreas.«

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er das Haus auf der Wieſe vor ſich ſah, und daraus hervortretend eine Geſtalt, dick, wie eine Biertonne, und auf kurzen, breiten Füßen daher watſchelnd. Ihr Geſicht glich dem aufgehenden Monde, wenn er dicht am Horizonte durch die Nebel in feuriger Geſtalt erſcheint, und ein Maul zog ſich darinnen in die Breite, bewaffnet mit ungeheuren Robbenzähnen, blitzend und weiß wie das ſchönſte Elfenbein. Mit dieſem Munde und den kleinen, feurigen Augen winkte ſie dem Ankömmling einen freundlichen Gruß zu. Peter erſchrak heftig und hatte nur den Muth, mit leiſer Stimme nach den drei Töpfen zu fragen.

»Was?« ſchrie die Frau, »kommſt du nicht, um mich zu heirathen?«

»Für jetzt noch nicht, Liebchen!« ſtotterte Peter und drückte ſich ſcheu zur Seite. In dem Augenblicke ward er der drei umgeſtülpten Töpfe gewahr. Mit ein paar Sätzen ſprang er auf ſie zu; aber nun fiel ihm mit Schrecken ein, daß er vergeſſen habe, den Geiſt zu fragen, welchen der Töpfe er aufheben ſolle. Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne, ſeine Glieder bebten, er ſah die dicke Frau zornig auf ſich zuwatſcheln, und auf ihren Ruf verſammelten ſich alle Burſche von der Wieſe, indem ſie ihre Sicheln und Senſen ſchwangen. Ohne viel zu überlegen, hob er den mittelſten Topf; da quickte es drunten wie ein Gemiſch von Froſchſtimmen und Hahnengeſchrei, und es klang genau ſo, als wenn Frau Martha zankte; ſchnell wollte Peter den Topf wieder aufſtülpen, aber in der Eile und Betäubung entglitt er ſeinen Händen. Das Toben und Schreien um ihn her raubte ihm die Beſinnung, und als er wieder zu ſich ſelbſt kam, lag er halbtodt auf dem Sande am Ufer.

Ein böſes Abenteuer; der ehrliche Peter Knöck war wohl nicht dazu gemacht, mit Geiſtern in Verkehr zu treten; aber das Aergerlichſte an der ganzen Sache ſollte noch nachfolgen. Kaum hatte er ſeine zertrümmerten Gliedmaßen zuſammengerafft und war in das Dorf gehinkt, auf den Geiſt und ſeine umgeſtülpten Töpfe fluchend, als er in ſeinem Häuschen ſchon von weitem Licht flimmern ſah. „Wer ſchafft denn dort?“ fragte er ſich ſelbſt, und näher ſchleichend, legte er ſein Ohr an die Thüre. „Wer ſpricht denn drinnen? Wahrhaftig, wenn Frau Martha nich mauſetodt auf der Bank an der Wand läge, ſo könnten dieſe Scheltworte aus keiner andern als aus ihrer Kehle kommen! Ei, laß doch ſehen!“ Damit öffnet er leiſe, leiſe die Thür, kaum ſo viel, daß ein Lichtſtrahl auf ſeine Naſe fallen kann. Aber ach! was ſieht er? die Bank an der Wand iſt leer, und mitten im Zimmer ſitzt Frau Martha und zählt ihre Fiſche in den Kübel, friſch und geſund, als hätte ſie nie Seewaſſer getrunken, und dabei auf den nichtswürdigen Tagedieb, ihren Mann, ſchimpfend, der ſich noch immer nicht ſehen laſſe.

Als jetzt die Thüre aufging und Peter hereintrat, empfing ſie ihn auf die gewohnte Weiſe, und Alles war völlig im alten Gleiſe. Frau Martha's Wiederbelebung wurde im Dorfe alsbald bekannt, und ſo ſehr Peter ſich die Mühe gab, den eigentlichen Hergang der Sache zu verdecken, ſo hatten es die feinen Köpfe und Späher im Dorfe doch bald heraus.

„Es iſt ihm recht geſchehen,“ riefen Viele; „wer hieß ihn aus frechem Uebermuthe und Geldgier ein ſo gefährliches Abenteuer aufſuchen?« Andere lachten ihn von Herzen aus, indem ſie ihn das Muſter eines zärtlichen Gatten nannten, der ſelbſt auf den Meeresboden hinabgeſtiegen, um ſein liebes Weib wiederzubringen. Peter ſchüttelte den Kopf und meinte, ſein ganzes Unglück habe in einem Fehlgriff beſtanden; hätte er den Topf zur Rechten oder zur Linken aufgehoben, ſo beſäße er unfehlbar jetzt die Freundſchaft des Geiſtes und könnte über Tonnen Goldes gebieten. Dennoch hatte er nie den Muth, einen zweiten Verſuch anzuſtellen.

Die Sage aber, daß die Seelen der im Meer Ertrunkenen auf dem Boden deſſelben von böſen Geiſtern unter drübergeſtülpten Töpfen gefangen gehalten werden, iſt eine Wahrheit, die kein rechtgläubiger Schiffer bezweifelt.

Scylla,

ein antikes Schiffermährchen.

Dicht am Meeresſtrande ſaß träumend ein Fiſcherknabe aus Meſſina. Er hatte ſein Tagewerk vollbracht, die Angel lag neben ihm, jetzt wartete er auf ſein Mädchen, das ihm hier eine Zuſammenkunft verſprochen hatte. Der Ort war abgelegen und einſam, der Mond ſchien hell, nächtliche Stille lag auf Land und Meer. Das war eine Nacht, um zu träumen, eine Nacht, um all die alten Götterbilder neu hervorzurufen, die einſt dieſe paradieſiſchen Küſten belebt hatten. Der Knabe dachte nicht daran, er träumte nur von ſeinem Mädchen, und im Unmuthe, daß ſie ihn ſo lange warten ließ, warf er ſich auf den hellen Sandboden nieder, ſo daß ſeine gelben, niederhängenden Locken von dem Meere beſpült wurden.

Am Ohr des Träumenden raſchelte etwas am Boden dahin. Es war eine Ameiſe, die ſich vor einer kleinen, räuberiſchen Meerſpinne zu retten ſuchte. Der Knabe warf mit einer leichten Bewegung des Fingers den Verfolger in die Wogen und rettete die Verfolgte. Es war dieſes ein kleiner Akt harmloſer Gerechtigkeitsliebe, ein Eingreifen in den großen, allgemeinen Vernichtungskrieg der Schöpfung, ein Einmiſchen in die Händel alter, berühmter Inſektenhäuſer, deren Feindſchaft ſchon Jahrtauſende dauert. Die Spinne ſchwamm im Waſſer fort, nachdem ſie einmal noch gleichſam drohend ihre dünnen Beine geſchüttelt; dann war Alles wieder ſo ſtill, ſo warm und weich, ſo ſüß ſehnſüchtig. Die Lüfte zogen mit immer ſchwererem Fittich ihren Weg über's Meer, das Meer wurde ſtiller und dunkler, es empfing willig die weichen Falten des ſchönen, glänzenden Mantels, den der Mond darauf hinbreitete, gleichſam als wollte Luna nun ſelbſt bald in die Fluthen zum Bade niederſteigen. Der Fiſcherknabe ſeufzte, denn noch immer kam ſein Mädchen nicht. Plötzlich hörte er an ſeinem Ohr eine feine Stimme, die da ſprach:

„O Aeakus, geliebter König, wo iſt jetzt dein Königreich und wo dein tapferes Kriegsheer?“

Der Knabe wandte bei dieſen Worten erſtaunt ſein Haupt zur Seite.

»Sachte, ſachte mein Freund!« rief dieſelbe Stimme ängſtlich; »du fegſt mit deinen dicken blonden Locken mich von dem Steinchen herab, auf dem ich mühſam Platz genommen, um mich nach dem Kampf mit der Spinne zu erholen.«

Es war dieſelbe Ameiſe, die der Fiſcherbube gerettet hatte; ſeine ſcharfen Augen erkannten im hellen Mondſchein die winzig kleine, braune Geſtalt, die, um beſſer geſehen zu werden, ſich aufrecht auf den Splitter eines Grashalms ſtützte, den ſie wie eine Lanze zwiſchen ihre Vorderfüße geklemmt hielt. Sie ließ ihrem Retter eine kleine Pauſe, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen, dann ſagte ſie:

»Ich ſehe, daß dir die Zeit lang wird, und um mich dankbar für deinen mir geleiſteten Ritterdienſt zu bezeigen, will ich dir eine kleine Geſchichte erzählen, die, obgleich uralt, doch auch für die jetzige Welt von Intereſſe iſt. Es iſt die Geſchichte der Scylla.«

Knabe. Erzähle, doch vorher ſage mir, wie du dazu kommſt, menſchlich zu ſprechen. Ich bekümmere mich nicht viel um Dinge, die um mich her vorgehen, aber dieſes iſt doch etwas zu Auffallendes, um es ganz zu überſehen.

Ameiſe. Liebſter Freund, du gefällſt mir ſo, wie du da biſt. Glaube mir, daß du die Dinge ohne Grübeln und Unterſuchen hinnimmſt, iſt eine Gabe, die in dieſer Welt, wo immerdar die größte Verwirrung herrſcht, ordentlich neidenswerth iſt. Mein Unglück war, daß ich ſtets zu ſehr Philoſoph ſeyn wollte. Ich ſuchte die Allmacht und Güte der Götter immer da auf, wo ſie gar nicht zu finden war, und wenn ich oft über die Weisheit des großen Weltregierers ſtaunen wollte, beging er gerade einen dummen Streich, der ihn in meinen Augen lächerlich machte. Ich und meine kleine Geſchichte geben einen Beweis von Jupiters Willkühr. Sollteſt du wohl glauben, daß ich ſo, wie du mich hier ſitzen ſiehſt, ein Offizier in der alten Garde des Königs Aeakus bin?

Der Knabe wandte ſich um, ſah die Ameiſe an und fiel dann, ohne ein Wort zu ſagen, in ſeine vorige Stellung.

Ameiſe. Haſt du nie von den Myrmidonen gehört?

Knabe. Sind das etwa die frechen Räuber, die vor einiger Zeit einen Angriff auf das Haus der heiligen Jungfrau zu Loretto gemacht?

Ameiſe. Was Räuber und was heilige Jungfrau! Ich kenne dieſe Weſen gar nicht. Ich ſpreche von einer ganz andern Zeit. Du ſiehſt in mir einen Griechen, einen Unterthan des Königs Aeakus, der die ſchöne Inſel Aegina beherrſchte, und der durch den Zorn der Juno alle ſeine Unterthanen verlor.

Knabe. Ach, du biſt alſo ein Heide! — Du haſt zu der Zeit gelebt, als man die ſchönen nackten Steinbilder verehrte, die mir einmal der Profeſſor durch die halboffene Thür der Antikenkammer zeigte?

Ameiſe. Ja, ſo iſt's, mein Träumer. Haſt du nicht dort einen ſchönen, übermüthigen Jüngling geſehen, berühmt durch ſeine vielen Liebſchaften? Es iſt Apoll. Bemerkteſt du ein Weib, eben aus dem Bade kommend, in göttlichem Liebreiz ſich mit ihren Händen deckend?

Knabe. Ich ſah ſie.

Ameiſe. Das iſt Venus. Es iſt die Göttin, von deren Zorn ich am grauſamſten zu leiden hatte. Ach! —

Das Uebermaß des Gefühls vergangener Tage ergriff hier die Bruſt des Offiziers der alten Leibwache des Königs Aeakus ſo ſehr, daß er taumelte und ſich lange Zeit vergebens auf ſeinen Grashalm zu ſtützen verſuchte. Der Fiſcher ſah es und wollte ihm beiſpringen, doch den plumpen Griff der gewaltigen Finger dicht über ſeinem Haupte ſehend, erſchrack der Offizier ſo heftig, daß er ſchnell wieder zu ſich ſelbſt kam und ruhig auf dem Steinchen ſitzen blieb. Nach einer kleinen Weile fuhr er fort:

„Du lebſt jetzt, mein Guter, in einer geordneten Welt und kannſt dir darum keinen Begriff von der Unordnung machen, die in der unſrigen herrſchte. Ueberall, wo man hinſah, gab es Liebſchaften. Eiferſüchtige und raſende Weiber ſtrichen in Haufen herum und verübten alles nur denkbare Böſe. Der Vater der Götter und Menſchen lief oft in den albernſten Verkappungen durch die Welt. Vor meinen Augen ſah ich das Schäfermädchen Daphne in einen Baum verwandelt, verliebtes Gold regnete, und Wolken wurden zärtlich. Im Waſſer und in der Luft trieb ſich das Heer der Verfolger und Verfolgten herum, und mancher

Liebeshandel nahm eine ſo unanſtändige Phyſiognomie an, daß ich am beſten thue, ganz von dieſem Kapitel zu ſchweigen. Ich will dir nun ganz kurz die Geſchichte meiner Verwandlung erzählen. Daß ich in dieſer Geſtalt, wie ich jetzt vor dir erſcheine, unmöglich das Herz der reizenden Scylla erobern konnte, begreifſt du wohl. Ich war der ſchönſte Krieger, den du dir denken kannſt. Zwar iſt immer mein Geſicht etwas bräunlich geweſen, allein es war die Farbe des Muths und der erprobten Männlichkeit, eine Farbe, die uns zum Entzücken gut kleidet und zugleich ſo gefährlich für die Frauen iſt. Jupiter bewirkte dieſe Verwandlung von einer Ameiſe in einen Kriegshelden, und zwar aus folgendem Grunde. Der König Aeakus, wie ich dir ſchon erzählt habe, verlor durch eine Peſt faſt alle ſeine Unterthanen. Ueber dieſes Mißgeſchick war er untröſtlich. Eines Tages, als er eben Angeſichts ſeiner ausgeſtorbenen Hauptſtadt auf dem Felde unter einer Cypreſſe träumend lag, bemerkte er einen ganzen Zug Ameiſen, der ſich den Stamm des Baumes hinaufbewegte. Es mochten ihrer wohl Hunderttauſende ſeyn. Der König, indem er die Geſchäftigkeit und Ordnung des kleinen Heeres näher in’s Auge faßte, konnte ſich nicht enthalten, mit einem ſchweren Seufzer auszurufen: „Ach, Jupiter! wenn dieſe doch meine Soldaten wären!“ — In Folge eines ſo vergeblichen Wunſches und ſeiner ſchwermüthigen Gedanken ſchlummerte der arme König ein. Nach einer kleinen Weile ſchreckte ihn ein heftiger Donnerſchlag empor: die Erde ſcheint zu wanken, geheimnißvolle Stimmen rauſchen in den Lüften und ein dichter Nebel deckt das Land. Nachdem dieſe ſchrecklichen Erſcheinungen ſich verloren haben, kommt der Begleiter des Königs athemlos im Lauf und meldet, daß, man wiſſe nicht wie, eine ungeheure feindliche Kriegsmacht eingebrochen ſey und ſich ſchon der Stadt bemächtigt habe. „Es werden Athener ſeyn!“ ſeufzt der König; „ach! ich habe keine Macht, ſie abzutreiben; mögen ſie ſich denn meines Eigenthums bemächtigen.“ Mit dieſen Worten ſinkt er in ſeinem Schmerze am Baumſtamm nieder. Unterdeſſen hatte ich ſchon mit einigen meiner Gefährten die Stadt verlaſſen, und kam nun, dem Könige meine Dienſte anzubieten.

Knabe. Alſo du warſt nun ein Soldat geworden, ein leibhaftiger und wirklicher Menſch?

Erzähle, wie dir bei deiner Verwandlung zu Muth geweſen. Niemals habe ich ſo ſeltſame Geſchichten gehört.

Ameiſe. Wie mir zu Muthe war, kann ich dir unmöglich beſchreiben; nur das weiß ich, daß ich herzlich lachen mußte, als ich meine neue Geſtalt betrachtete, ſie erſchien mir über alle Maßen albern. Der Leib einer Ameiſe dünkte mich viel edler und ſchöner gebaut. Vor allen Dingen bedauerte ich den Verluſt meiner ſchönen Taille, die ich durch unmäßiges Einſchnüren mit dem Offiziersgürtel wieder herzuſtellen ſuchte. Uebrigens fand ich mich ſehr bald darein, anſtatt eines Baumſtammes eine Mauer zu erklettern, ſtatt des hundertſten Theils eines Weizenkörnleins einen halben Kapaun mit Einemmal in den Mund zu ſchieben, ſo wie ſtatt eines Thautropfens ein halbes Dutzend Weinkrüge auf Einen Zug zu leeren.

Knabe. Und wie empfing euch nun der König?

Ameiſe. Wie du dir denken kannſt, nahm er die Nachricht, die wir ihm brachten, mit dem freudigſten Staunen auf. Er warf ſich auf die Knie, und ehe er noch ſein neues Militär, deſſen

Ausſtattung ihn keinen Silberling gekoſtet hatte, muſterte, dankte er Jupiter in den rührendſten Ausdrücken. Mich machte er ſogleich zum Offizier, wozu ihm wohl meine große Geſtalt und mein vortheilhaftes Aeußere beſondern Anlaß gaben. Uns alle nannte er, unſeres Urſprungs eingedenk, ſeine tapfern Myrmidonen.

Knabe. Welch ſeltſames Zeug! Da könnte man ſchwindlig werden.

Ameiſe. Kaum hatten wir uns als Menſchen etwas eingelebt, als wir ſämmtlich auf den Einfall geriethen, Weiber zu nehmen. Das ganze Königreich Aegina bot nicht ſo viele Frauen dar, als eine ſolche Maſſe junger Burſche, die wir ſo plötzlich entſtanden waren, erforderte. Zum Unglück hatte die Peſt gerade die ſchönſten Mädchen hinweggerafft. Meine Betrachtungen, die ich damals über die Weiber anſtellte, waren höchſt wunderlich und verworren. Ich hatte aus meinem Ameiſenzuſtand eine dunkle Erinnerung mitgebracht von marmorweißen runden Armen und Hälſen, an welchen ich mit vielem Vergnügen weit lieber als an den Baumſtämmen emporgeklettert war. Ja, ich beſann mich ſogar auf das Bild einer jungen Schäferin, die einſt an einem ſchwülen Sommerabend unter unſerm Baume lag und an deren Arm ich ſo lange hinauf und hinab ſpazierte, bis mir der Muth wuchs und ich ihre roſige Wange zu beſteigen wagte, von dort die Naſenſpitze erklomm und, zu dieſer Höhe gelangt, nun einen Blick auf die unter mir ausgebreitete Phyſiognomie warf, die ich mir einzuprägen ſuchte. Dieſes gelang mir ſo gut, daß ich jetzt noch eine deutliche Vorſtellung habe, daß ſie ſchön war, und ich beſchloß ſofort, ſie aufzuſuchen, um ſie zu meinem Weibe zu machen. Allein wo ſollte ich ſie finden? Meine Sehnſucht gewann ſolche Stärke, daß ſie mich Tag und Nacht nicht ruhen ließ, und ich benutzte meine kriegeriſchen Züge, um in den fremden Ländern nach meiner Auserwählten zu forſchen.

So gelangte ich denn auch hierher. An dieſer Küſte hielt ſich eine ſchöne Meergöttin auf, Galatea mit Namen, die in ihrem Gefolge die ſchönſten jungen Nymphen zählte, die nur je die Welle benetzt hat. Eine von dieſen bewohnte hier am Ufer eine kleine, naſſe Kammer in einer geräumigen Grotte. Von hier ging ſie täglich in die Verſammlungen der Meergeiſter und an ihr Geſchäft, dieſes beſtand in der Pflicht, jedesmal, wo ein Sturm gewüthet hatte, die Wellen wieder in Ordnung und Ruhe zu bringen. Das war nicht leicht; unermüdlich mußte ſie mit ihren weichen Sammthänden die Wellen glätten und ihre ſchäumenden Kämme niederſtreichen, bis ſie immer abgerundeter und kleiner wurden. Ich weilte oft hier am Ufer und ſah ihr zu, wie ſie noch ſpät im Mondenſchein im Meere beſchäftigt war, auf- und niedertauchte, mit den gar zu übermüthigen Wogen ſchalt und zankte, andere an ihren Buſen zog und mit ſchmeichelndem Geſang zur Ruhe wiegte. Ach! dieſer Buſen war das Schönſte was man ſehen konnte; und war er nicht zu ſehen, ſo ſchwammen doch die runden Schultern auf der Fluth, und der lange, ſchwarzgrüne Haarzopf fegte hinterdrein. Oft hatte ſie einen weißen Muſchelkranz auf dem Kopf, noch öfter hingen Waſſerblumen mit ihren dicken, fetten Kapſeln auf die Schultern nieder. Sie hatte mich nicht bemerkt, und ich hütete mich wohl, einen ihrer dunkeln Blicke auf mich zu lenken, denn man erzählte mir viel von der tollen, leidenſchaftlichen Unart der

Nixen, wenn ſie böſe ſind. Ganze Nächte ſaß ich daher ſtill auf einem verſteckten Uferſtein und lauſchte ihrem Geſange, der über die beruhigte Fluth hintönte; dann ſah ich ſie in der Morgendämmerung an mir vorüberrauſchen, das weiße, große Bild gegen den dunkeln Meerhintergrund; ſie kehrte ermüdet in ihre Höhle zurück.

Einſt faßte ich den Muth, mich in dieſer zu verbergen. Es war Abend, die Sonne lag gegenüber am äußerſten Meeresrande und erleuchtete mit ihren goldnen Strahlen den ganzen innern Höhlenraum. Die dunkeln, ſchwärzlichen Wände waren wie mit einem bräunlichen Goldflimmer überzogen, die langen Schilfpflanzen wehten wie grüne Flammen herein, und die Wellen, die innen ſpielten, waren durchſichtig wie der hellſte Kryſtall. Die ſchöne Scylla kam dieſes Mal früher heim, wie gewöhnlich, ſie brachte mehrere Geſpielinnen mit, und dieſe leichtſinnigen Nixen, nicht ahnend, daß ein Mann ſie belauſche, ergingen ſich in den muthwilligſten und tollſten Spielen.

Ueber die phantaſtiſche Luſtigkeit einer Nixe geht nichts. Immerdar iſt bei den Mädchen der Menſchen, auch bei den tollſten, Vernunft und

Maß, bei einer Nixe jedoch verläuft ſich Alles gleich in's ganz Unförmliche und Ungeheure. Sie ſpielen mit einander wie die Wellen im Sturme, ihr Lachen iſt wie der ziſchende Meerſchaum, und dazwiſchen klingt dann ihr Koſen wie die ſchmeichelnde Welle, die leis an's Ufer ſchlägt, ſo heimlich lieblich und doch ſo ſeelenlos. Immerdar offen bleiben die großen blauen Augen, der Mund verzieht ſich nie, auch bei dem wildeſten Gelächter, und keine Stellung des Körpers zeigt einen beſtimmten Ausdruck. Ein junger Delphin war in ihrer Mitte, den bald die Eine, bald die Andere beſtieg und vor die Höhle hinausritt.

Als die wunderliche Geſellſchaft etwas ruhiger geworden war, merkte ich aus ihren Geſprächen, daß Jede eine beſondere Handleiſtung, ein eigenes Geſchäft über ſich genommen hatte. Eine helle Blondine hieß *Meerſpiegel*; ſie war die ſanfteſte. Ihr lag ob, wenn das Meer ruhig war, darüber hinzugleiten, die kleinſten noch übrig gebliebenen Falten auszuglätten und den großen Waſſerteppich recht ſtraff anzuziehen, daß das Land, Wolken und Schiffe ſich darin ſpiegeln möchten. Die Zweite führte Palette und Pinſel mit ſich, um die Wellen ſtets neu zu malen; ſie hieß Meerfarb. Das ſchönſte Himmelsblau, das dunkelſte Grün, das trübe Grau und das kryſtallhelle Weiß waren die gewöhnlichen Farben; ſeltener gebrauchte ſie den hohen Purpur, die blaſſen Silberfunken, den Abendgoldglanz oder die bleigelben Gewitterſcheine. Ihre ſchönſten Künſte wandte ſie an, wenn ſie die fernen roſenrothen oder goldnen Streifen am Horizonte malte, die das Auge der Sehnſucht ſo oft und mit ſo ſüßem Entzücken anſchaut. Eine Dritte hieß die Meerſchäferin, weil ſie die Heerde der kleinen Wellenſchafe weidete, die ſo muthwillig mit ihrer weißen Schaumwolle daherſpringen, dem Schiffer nur Freude und Luſt, aber keine Gefahr bringen, und zu ſchwach ſind, um dem Kiel des ſegelnden Kahns zu widerſtehen, doch ſtark genug, um ein badendes Mädchen umzuwerfen. Der Name der Vierten war Wellenklang. Sie hielt in ihren Armen eine kleine gewölbte Leier, in deren Saiten ſie ſpielte und dazu ſang. Dieſes gab den zauberiſchen Ton, den das Ohr vernimmt, wenn die fernen Wellen brauſen und durch einander lärmen. Sie hatte ſchon manchen guten Burſchen mit ihrem Spiel in die

Tieſe hinabgezogen. Die fünfte und jüngſte war ganz Muthwille und arge Schelmerei; ſie hieß Meerſchaum. Ihr Geſchäft war eigentlich ein immerwährendes Kinderſpiel, nämlich den fliegenden Schaum zu fangen, ihn in Bälle zu formen und an's Ufer zu werfen. Je ärger das Meer tobte, deſto luſtiger fuhr ſie hoch über die empörten Wellen, und ein Schaumkugelregen ſprühte um ſie her, oder deckte ſie wie ein dichtes Schneegeſtöber zu. Sie war nächſt meiner Scylla die ſchönſte. Ihr zarter Körper war weiß wie der Schaum des Meeres, und auch eben ſo zart und weich, alle ihre Bewegungen unendlich reizend.

Meine Beobachtungen, mit denen ich bis hieher gelangt war, wurden jetzt unterbrochen. Man ſagt, daß die Delphine die Eigenſchaft haben, leicht die Gegenwart der Menſchen auszuſpüren. So hatte auch der junge Delphin, der ſich in Geſellſchaft der Nixen befand, alsbald mein Daſeyn ausgekundſchaftet, und zerſtörte, indem er auf mich zugeſchwommen kam, das Geheimniß meines Aufenthalts. Ach, ihr Götter! welch ein abſcheulicher Lärm entſtand jetzt! Alle die albernen Nymphen hielten ſich für beleidigt, und ihr Zorn erlaubte ihnen nicht, lange zu unterſuchen; ſie ziſchten, klatſchten, ſchrien durch einander, und mir wäre es ſehr übel ergangen, wenn nicht Scylla plötzlich hervorgetreten wäre, um mich in ihren Schutz zu nehmen. Sie riß ein paar ihrer langen, grünen Haare vom Kopfe, knüpfte ſie in großer Geſchwindigkeit um meinen Hals, und in dem Augenblick war ich vor jedem Anfall geſichert. Wer Nixenhaar an ſeinem Körper trägt, braucht ſich vor Nixenzorn nicht zu fürchten. Es iſt ein feſter Panzer gegen die unheimlichen Mächte der Waſſertiefe. Gefahrlos ſchwamm ich jetzt aus der Höhle.

Der ehemalige Offizier in der Garde des Königs Aeakus machte hier eine kleine Pauſe in ſeiner Erzählung. Er ergriff eifrig ein kleines Inſektenei, das der Wind herangeweht hatte, und indem er es zur Sicherheit in eine Steinſpalte fallen ließ, ſagte er in einem Tone, der leichtfertig und ſogar etwas ſpöttiſch klingen ſollte:

„Vergieb, mein Freund, ich habe hie und da ökonomiſche Grillen; ich kann das Sammeln nicht laſſen, obgleich ich weiß, daß Jupiter, der mich in dieſen zauberhaften Zuſtand verſetzt hat, auch gewiß für meine weitere Exiſtenz ſorgen wird. Allein man kann doch nicht wiſſen, die berühmteſten Leute ſtarben aus Hunger, weil ihre großmüthigen Beſchützer ſie plötzlich aus Laune verlaſſen hatten. So könnte es auch mir gehen. Doch erlaube, daß ich in meiner Geſchichte fortfahre. — Ich war der Glücklichſte unter den Sterblichen, denn ich konnte nicht länger zweifeln, daß meine Scylla mich liebte. Ja, ſie gab mir die untrüglichſten Proben. Ich durfte ganze Abende im Mondenſcheine in ihrer Grotte zubringen; der Delphin gewöhnte ſich an mich und betrachtete mich endlich als einen Hausfreund, der kommen und gehen darf, wenn es ihm gefällt. In unſere ſtille Liebe miſchte ſich jedoch alsbald zerſtörend einer von jenen dummen Streichen der großen Götter, von denen ich dir ſchon geſprochen habe. Ich will dir die Geſchichte, obgleich ſie ſchon ſehr bekannt iſt, in der Kürze erzählen.

Ein junger Königsſohn, Peleus mit Namen, heirathete eine Nymphe aus dem Meere, und zu dieſer Hochzeit hatte man alle Götter und Göttinnen eingeladen, außer Eris, der Göttin der Zwietracht, die man glaubte entbehren zu können.

Allein ſie erſchien uneingeladen und warf einen Apfel in den Hochzeitſaal, mit der Aufſchrift: „der Schönſten!“ Es waren ſo viel ſchöne Frauen beiſammen, daß offenbar, nur Einen Apfel mit dieſer Aufſchrift hinzuwerfen, die boshafteſte Erfindung war, die man erſinnen konnte. Es entſtand natürlicherweiſe Streit, wer ihn ſich aneignen ſollte. Die kluge, verſtändige Minerva ſogar ließ ſich verleiten, um den Apfel zu werben, Juno forderte ihn als den ihr gebührenden Tribut, am auffallendſten geberdete ſich aber Venus, indem ſie den Apfel den andern aus den Händen riß und ganz ruhig einſteckte. Die Götter waren alle viel zu feige, ihn ihr ſtreitig zu machen, und die Göttinnen verſteckten ihren Aerger in ein kleines höhniſches Gelächter. So blieb die Sache jedoch nicht. Es wurde ein Schiedsrichter aufgeſucht, der entſcheiden ſollte, welche von den Göttinnen die Schönſte ſey.

Ach! auf wen fiel ihre Wahl? — Nicht auf einen klugen, unterrichteten, wohlerfahrenen Mann, nicht auf ein mit Ruhm und Ehren graugewordenes Haupt; nein, auf einen jungen Burſchen, dem es im Geſichte geſchrieben ſtand, daß er nicht bis drei zählen konnte. Nie in meinem langen Leben habe ich ſolch ein Träumergeſicht geſehen! — Er war ſo träge, daß er kaum die ſchweren Wimpern hob, die ſein Auge immer beſchatteten; ſein dunkelrother Mund ſtand nach Weiſe dummer Jungen immer offen, das hellgelbe Haar fiel in ſchweren Locken auf Wange und Schultern, ohne daß er ſich die Mühe gab, es nur einmal wegzuſtreichen. Er war rund und weiß, und außer einem kleinen blonden Barte auf der Lippe lag in ſeinem Antlitz nichts Männliches. Lieber Freund, ich muß geſtehen, daß er einige Aehnlichkeit mit dir hatte.

Knabe. So muß er nicht häßlich geweſen ſeyn, denn die Mädchen nennen mich einen hübſchen Knaben.

Ameiſe. Nun ja, glaube nur den Mädchen; die Welt, obgleich ſchon alt genug, verändert ſich nicht in dieſer Hinſicht. Ein Weib bleibt ein Weib. So kamen nun auch die drei Göttinnen zu meinem kleinen, dummen Burſchen, der eben ſeine Flöte blies und die Schafe weidete. Kannſt du wohl glauben, daß er kaum in die Höhe ſah, als die himmliſchen Geſtalten vor ihm ſtanden? Auf meine Ehre, ſo machte er's! Venus war entzückt über ihn. „Ach! welche ſchöne, dunkle Augen!“ flüſterte ſie, zu Merkur gewandt. Sie trat ihm näher, nahm ihm die alberne Schalmei aus der Hand und that ihm ein lockendes Verſprechen. Paris entſchied zu ihren Gunſten, und die Sache war abgethan. Aber dieſer Vorfall ſetzte nun Erde und Himmel in Bewegung. Es entſtand ein weitläufiger Krieg, den ich zu beſchreiben nicht weiter unternehmen will; genug, daß ich unter die Unglücklichen gehörte, die zu der allgemeinen Verſammlung der Griechen beſchieden wurden, und daß alſo jene Götterthorheit mich um die Seligkeit brachte, mit meiner Geliebten länger beiſammen zu ſeyn.

Knabe. Ach, wie viel Unglück! — Da hab' ich's beſſer. Meine Tonina iſt mir ſchon von den Eltern zugeſagt; nur darf ich ſie nicht eher als mein Weib heimführen, bis ein alter Oheim ſtirbt, der hier im nächſten Dorfe wohnt.

Ameiſe. Kleinigkeiten! Höre weiter. Das Weib, das Venus dem Paris verſprach, zum Dank für ſeine Entſcheidung zu ihren Gunſten, war die ſchöne Helena. Es konnte mir ganz gleichgültig ſeyn, ob er ſie bekam oder nicht. Nachdem ich alſo gezwungenerweiſe einen Theil des thörichten Feldzugs mitgemacht, nahm ich Gelegenheit zu entfliehen, und fand mich hier wieder bei meiner ſchönen Scylla ein, zu einer Zeit, wo ſie meiner Hülſe gerade ſehr bedurfte. Ich komme jetzt zu dem rührenden Theil meiner Geſchichte.

Es lebte hier an Siciliens Küſten ein Ungeheuer, Glaukus mit Namen. Dieſer hatte meine ſchöne Scylla geſehen und ſich in ſie verliebt. Ich weiß nicht, durch welche beleidigte Göttin er zur Hälfte in einen Fiſch verwandelt worden war; der Oberleib zeigte noch einen leiblich hübſchen, obgleich wilden jungen Mann von den roheſten Sitten. Scylla, indem ſie ſeine Liebkoſungen mit dem heftigſten Widerwillen abwies, reizte ſeinen Zorn, und er verſchwand eines Tags unter heftigen Drohungen, ohne daß man errathen konnte, wohin er eile und was er vorhabe. Der Elende ſuchte eine berühmte Zauberin auf, der er ſein Leid klagte und von ihr Hülſe heiſchte, indem er ſie bat, einen Zaubertrank zu miſchen, kräftig genug, Scyllas Liebe ihm zu erwerben. Dieſe abſcheuliche Circe pflegte alle Männer, deren Zärtlichkeit und Liebe ſie überdrüſſig geworden, in Thiere zu verwandeln. Da ſie ſehr ſchön war, gebrach es ihrer Menagerie nie an immer neuem Zuwachs. Es weilte da, Gras freſſend, mancher würdige Mann, den die Liebe zum Thoren gemacht, manches herrliche Haupt, ſonſt eine Zierde des Staats, glozte hinter dem verwünſchten Gitter hervor, dem vorübergehenden Patrioten ein Schrekken und ein Graus. Nicht Talent, noch Verdienſt ſchützten vor ſo elender Verwandlung. Wem die Circe wohl wollte, dem gab ſie eine nicht ſo ganz unwürdige Thiergeſtalt; der durfte als Wieſel, als behendes Eichkätzchen die ſchönen Arme, die ihn gezüchtigt hatten, umſpielen, die Röthe des göttlichen Mundes, der die Zauberformel über ihn ausgeſprochen, mit Sehnſucht betrachten. Aber dem groben, derben Vieh ging es nicht ſo gut. Das durfte, in Ställe vertheilt, nur aus der Ferne durch das Gitter ſehnſüchtige Augen zu ihr wenden und im Geheimen dumpfe Seufzer blöcken. Ich ſelbſt hatte einen innig geliebten Jugendfreund, der dort am Hofe der Zauberin als hochgepuckeltes Kameel ſtand. Es war ein ſanfter, edler Charakter geweſen, voll reinſter Tugend und Menſchenliebe, nur zu ſehr Schwärmer. Auch als Kameel blieb er edel und gefühlvoll: keine Klage entſchwebte ſeiner Bruſt, nur ſein großes, ſchönes Auge füllte ſich manchmal mit einer Thräne, und ſtummen Blicks ſah er himmelan, als ſuchte er dort für ſo viel Leiden Vergeltung.

Knabe. Horch! war es nicht, als kniſterte ein Fußtritt dort hinter dem hohen Uferſteine?

Die Ameiſe hatte nichts gehört, ſie war zu ſehr vertieſt in das Leiden ihres Freundes, des Kameels. Nach einer Pauſe ſpann ſie den Faden ihrer Geſchichte weiter. Höre nun, rief ſie, was mit Glaukus und Circe weiter geſchah. Nach ihrer Gewohnheit hielt die Zauberin den jungen Mann längere Zeit bei ſich, denn obgleich er, wie geſagt, zur untern Hälſte ein Fiſch war, hatte ſie ſich doch in ihn verliebt. Glaukus aber wies ſie zurück, wie Scylla ihn zurückgewieſen hatte. Das empörte die Eitelkeit der Hexe; ſie beſchloß, Rache zu üben, aber nicht an dem jungen Manne ſelbſt, der ſchon verwandelt war, ſondern an der armen Scylla.

Eines Tages erſchien hier an der Küſte eine fremde Frau, in lange Gewänder gehüllt, die mit ihrem Stabe Zeichen in den Sand ſchrieb, den Zug der Wolken beobachtete und einzelne unverſtändliche Worte in die Wellen hineinſprach. Scylla und ich, die wir in der Grotte beiſammenſaßen, beobachteten ihr ſeltſames Treiben, ohne daß wir auch nur von ferne ahnten, wie nahe uns daſſelbe berührte. Es war nichts Neues, wie geſagt, dergleichen raſende Weiber herumſtreifen zu ſehen; wir hüteten uns wohl, ſie zu befragen, und gingen ihr, wo wir ihr begegneten, aus dem Wege. Endlich gelang es ihr dennoch, der ſchönen Scylla ſich zu nähern. Sie gab vor, eine fremde Frau von Stande zu ſeyn, die mit ihrem Gemahl an dieſen Küſten Schiffbruch gelitten und das Ihrige verloren habe. Sie fragte nach den Eigenthümlichkeiten des Landes, und nachdem ſie mit der argloſen Nixe vertrauter geworden, lobte ſie deren Schönheit und pries ſie glücklich, daß ſie in ſo ſorgloſer Stille der Liebe und den zärtlichen Gefühlen leben dürfe. Dieſes freundliche Betragen und dieſe einſchmeichelnden Reden ſetzte ſie ſo lange fort, bis ſie auch mein Vertrauen gewann, welches ihr zu ihrem ſchändlichen Vorhaben nöthig war. Sie konnte ſich jetzt in völliger Sicherheit und Ruhe zu unſerm Verderben rüſten. Ich ſage zu unſerm Verderben, denn die boshafte Hexe hatte es ebenfalls auf mich abgeſehen, weil ich wagte, ein Weſen zu lieben, das ihr verhaßt geworden. Noch denke ich mit Schrecken daran, wie ich in einer Nacht zufällig hinter ihre Schliche kam, leider aber ohne Macht, die böſen Erfolge derſelben zu vereiteln.

Sie hatte durch Scylla erfahren, daß Galatea mit ihrer ganzen Verſammlung der Nymphen zu einem großen Feſte eingeladen war, das an einer entfernten Küſte gefeiert wurde, daß alſo die meiſten Zugänge zu den Tiefen der Gewäſſer unbeſetzt waren. Eilig beſchließt ſie, ſich dieſen Umſtand zu Nutze zu machen. — Ich muß dich, ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, noch mit einer beſondern Eigenthümlichkeit des Meeres vertraut machen. Die Philoſophen beweiſen dir, daß dieſes Element die geheimnißvolle Urkraft aller Dinge iſt, da aus ihm ſich das gebildet habe, was wir unſere Welt nennen. Wie dem auch ſey, gewiß iſt jedoch, daß die beiden Enden der ungeheuren Kette der Geſchöpfe, die größte Schönheit und die ſcheußlichſte Ungeſtalt, zuſammen darin erzeugt worden. Was auf der Oberfläche ſchwebt, was mit Luſt die klare Welle durchſchneidet, vom purpurnen Goldfiſch an bis zur hochrothen Korallenſtaude iſt ſchön und ſtrebte immer nach größerer Schönheit, bis es endlich zur menſchlichen Geſtalt wurde und als ein über alle Begriffe reizendes Weib aus dem Fluthenſchaume emporſtieg. Das war Venus. Nun gibt es aber eine zweite Venus; wie jene lichtgeboren, ſo iſt dieſe nachterzeugt, wie jene die Mutter der Schönheit, ſo ſtammt von dieſer alles Häßliche, Entſetzliche und Widrige; wie Jener bei ihrem Erſcheinen die ganze Schöpfung entgegen jauchzte, ſo iſt bei Dieſer die ganze Schöpfung bemüht, ſie in ewige Nacht zu begraben, gleichwie man ein ſchändliches Muttermal an ſeinem Leibe unter drei- und vierfachen Hüllen verſteckt.

Wo der Lichtſtrahl die Welle nicht mehr durchſchneiden kann, da fangen die Unformen an, und je tiefer, deſto gräßlicher und geſpenſtiſcher werden die Fratzen, deſto unheilbarer die Ausartung, bis endlich in den tiefſten Tiefen des

Meeres jene Urgeſtalt der Häßlichkeit wohnt, die kein menſchliches Auge noch geſehen hat. Ihre Blicke ſind ewig auf den todten Meeresgrund gerichtet, denn wo ſie auf etwas Lebendiges treffen, zerbricht die ſchönſte Form, erliſcht das lieblichſte Schönheitslicht. Oft möchte ſie auch, wie die andere Venus, zur Erde emporſteigen, allein alle Kräfte der Schöpfung halten ſie zurück. Unabläſſig ſind rieſenhafte Tritonen beſchäftigt, die Ketten, an denen ſie geſchloſſen liegt, zu erneuern. Zu dieſem Geſchäfte hat man ſchon die wildeſten Geſtalten auserwählt, und doch müſſen ſie alle Augenblicke durch andere erſetzt werden, weil, wenige Sekunden länger im Dienſte, ſie ſchon ihre menſchliche Form verlieren und unkenntlich werden. In gleichem ſtrengen Verſchluß werden auch die ekelhafteſten Ungeheuer gehalten, daß keines zur Oberwelt gelangen kann, um dort Schrecken und Verwirrung anzuſtiften. Dieſe Vorſicht wußte jedoch die ſchlaue Circe zu entkräften. Sie ließ ſich, in eine Meernire verwandelt, hinunter in die Tiefe, machte ſich an den wachehabenden Triton, und wußte dieſem rohen Geſellen ſo lange zu ſchmeicheln, bis er ihr verſprach, in der

Mitternacht, wenn ſie es begehren würde, die Kammer der Ungeheuer zu öffnen und ein paar der häßlichſten Burſche entſchlüpfen zu laſſen. Mit dieſem Verſprechen war das böſe Weib zufrieden, und nun begab ſie ſich an ihr Werk.

Es war eine Nacht wie dieſe, in der wir hier beiſammen ſind. Der Mond leuchtete friedlich. Ich ſaß in der Grotte neben meiner Scylla und wir ſchauten hinaus auf den ruhigen Waſſerſpiegel vor uns. Plötzlich fing dieſer an ſich zu regen. Ohne daß ein Sturm erwachte, kräuſelten ſich die Wellen, und ſtrudelförmig treibend, höhlten ſie vor unſern Augen einen tiefen Schlund aus, der immer weiter aus einander klaffte und in deſſen ſchwarze, gräßliche Höhlung das Mondlicht nur zitternde, ungewiſſe Strahlen warf. Wir blickten uns über dieſes Wunder erſtaunt und erſchrocken an. Ehe ſich noch eine Frage auf unſere Lippen drängen konnte, ſcholl ein wilder, entſetzlicher Schrei von dort herüber, dann tobte die Brandung wie bei dem gräßlichſten Sturme, das Meer war in der wildeſten Bewegung. Aus den Lüften und der Tiefe drangen Stimmen, der Mond, eben noch ſo klar die Himmelswölbung durchſchimmernd, hatte ſich in ein dunkelſchwarzes Gewölk gehüllt, die ganze Natur um uns ſchien im Aufruhr und mit ſich ſelber im Kampfe. Trotz Entſetzen und Angſt, gedachte Scylla an ihre Pflichten; ſie riß ſich aus meinen ſie umklammernden Armen los, und mit einem Sprunge war ſie mitten in den Wogen. Ich ſah vom Ufer aus, wie ſie vergeblich ſtrebte, die wildempörten zu beſänftigen; immer höher hoben ſie ihre zürnenden Häupter um die zarte Geſtalt, die unter ihrer ſchwarzen Wucht zu erliegen drohte. In dem Augenblick flogen auch von allen Seiten die entfernt geweſenen Meergeiſter herbei. Ihr Geſchrei war entſetzlich, ſie ſtürzten ſich mitten in den Kampf der Wogen; Galatea ſelbſt fuhr mit wehendem Schleier und aufgelösten Haaren in ihrem Muſchelwagen wie raſend über die Tiefe. Umſonſt, die wilden Kräfte hatten jeden Zügel abgeworfen, kein Gebot, kein Machtwort hielt ſie im Zaum. Ach, da ſah ich die zarte Meerfarb, das blonde Kind Meerſtille, die liebliche Wellenſchäferin rathlos in der Waſſerwüſte herumtreiben und ihre weißen Glieder von den Wellen blutig gepeitſcht. Keiner der Meergeiſter wußte, wo ihm der Kopf ſtand; ſie rannten über und unter einander, die Verwirrung war fürchterlich. Die ganze Küſte war mit Gruppen zitternder Menſchen angefüllt, die dem Ausgang des Kampfes entgegen ſahen. Mein junger Freund, was habe ich da in dem ſchrecklichen Augenblick gelitten! Mein Auge ſah die Geliebte in Gefahr, hing an jeder ihrer ſchmerzlichen, verzweifelnden Bewegungen, ohne daß dem Körper Kräfte zu Gebote ſtanden, ſie zu retten. Nur zu gewiß erſchien mir jetzt ihr Untergang. Oben auf dem Felſen hatte ich im grellen Schein der Blitze die grimme Geſtalt der Zauberin entdeckt, wie ſie mit ihrem Stabe in das Meer hineinwinkte. Jetzt erkannte ich die Argliſtige und wußte, daß ſie zu unſerm Verderben thätig war. Im Kampfe der Verzweiflung klammerte ich mich an die Steine des Ufers, ich wand mich im Staube und ſchrie die Fürchterliche an um Rettung. Ungehört verklang meine Stimme im Rollen des Donners und der Wogen, noch einmal ſah ich die Geliebte, wie ſie aus der Ferne bittend die Arme nach mir ausſtreckte, dann deckte Finſterniß mein Auge und das Bewußtſeyn ſchwand.

Was ſich weiter in dieſer entſetzlichen Nacht begeben, ob die Meergöttin endlich wieder ihre Herrſchaft gewann, weiß ich dir nicht zu ſagen, ich vermuthe es aber, denn die Zauberin, nachdem ſie ihre Rache genommen, verſchwand aus dieſen Gegenden, ohne jemals wiederzukehren. Aber Scylla, meine unglückliche Scylla, war auf das Entſetzlichſte verwandelt. Noch immer leuchtete ihre ſchöne Geſtalt über der Tiefe, aber gräßliche Larven, Ungeheuer, wie ſie keine menſchliche Phantaſie träumen kann, umgaben ſie und hielten ſie verzaubert feſt auf Einer Stelle der Fluth. Jedes lebende Weſen, das ſich dieſer Stelle nahte, wurde ohne Rettung von ihnen verſchlungen. Rührend tönte die Klage der armen Verzauberten, doch wehe dem Schiffer, der ſich dadurch verlocken ließ, ihr zur Rettung hinauszuſteuern; ſein leichter Kahn war augenblicklich im gefräßigen Schlunde des Strudels begraben. Das war das Werk der Zauberin.

Knabe. Lebte ſie nur noch! ich wollte ihr zeigen, daß man nicht ungeſtraft einem ehrlichen Mann ſein Mädchen rauben darf. Wäre das mir geſchehen, ich hätte mir ſchon Platz zu machen gewußt und ſie unter allen ihren vierfüßigen Liebhabern auf's Trockene geſetzt.

Die Ameiſe konnte, trotz ihres Schmerzes, bei dieſen Worten ein kleines Lächeln nicht unterdrücken.

„Guter Freund,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „man ſieht, daß du ein Neuling in der Welt biſt. Zauberinnen ſetzt man nicht ſo leicht aufs Trockene! — Ueberhaupt, wie ſchlecht kommt man in der Welt fort, wenn man nichts hat, als ein paar geſunde Fäuſte! Liſt, Klugheit und Ueberredung müſſen aushelfen, wo die Macht zu gering iſt.“

Knabe (ſpöttiſch). Das ſind die Grundſätze einer Ameiſe, aber nicht eines braven, beherzten Burſchen. Anſtatt in Ohnmacht zu fallen, wäre ich flugs in's Waſſer geſprungen, um mein Mädchen aus den Klauen der Ungeheuer zu retten, gleichviel, ob Gefahr da war, in den Wellen zu ertrinken oder nicht.

Ameiſe. Wir wollen uns nicht hierüber ſtreiten.

Knabe. Eben ſo wenig gefällt mir, daß du damals dich zu den Ausreißern geſellteſt und vom Kriegsheere, wo dich Pflicht und Ehre feſthielten, entſchlüpfteſt.

Ameiſe. Ach was! könnte ich dir jetzt wohl meine Geſchichte erzählen, wenn ich anders gehandelt hätte? In dem einen Fall wäre ich ertrunken, im andern todtgeſchlagen worden. Bedenke es und tadle nicht ſo ſchnell die Grundſätze eines Weſens, das eine tauſendjährige Erfahrung gebildet hat. Ich will jetzt eilen, dir den Schluß meiner unglücklichen Geſchichte mitzutheilen.

Kaum ſah ich, daß die Befreiung meiner Geliebten durch menſchliche Kräfte nicht zu erreichen war, als ich auch den Entſchluß faßte, die Wohnung der Circe aufzuſuchen, um ſie durch die rührendſten Bitten und Vorſtellungen zu bewegen, ihr grauſames Werk ſelbſt wieder zu zerſtören. Nach langem Umherirren fand ich das Ziel meiner Wanderung. Die freche Räuberin meines Glücks befand ſich hier in Mitten ihres ekelhaften Hofſtaates im beſten Wohlſeyn, und mit einer Miene als hätte ſie kein Waſſer getrübt. Der Anblick ihrer verhaßten Geſtalt brachte mich dergeſtalt außer Faſſung, daß ich lange Zeit mich verborgen halten und ſammeln mußte, ehe ich mit meinem Anliegen hervortrat. Während dieſer Zeit entdeckte ich mich meinem Jugendfreunde, dem Kameel, und wir ſannen Beide auf Mittel, die den Untergang der nichtswürdigen Hexe hätten herbeiführen können. Was vermochten aber zwei ſchwache Weſen, denen ſelbſt noch das Joch der Verzauberung auf dem Nacken ruhte, gegen ein mächtiges und argliſtiges Götterweib! Meine Bitten fruchteten nichts, und unſere Verſchwörung wurde, ehe ſie noch ganz zur Reife gediehen war, entdeckt. Circe machte ſich jetzt daran, auch mir meinen Lohn nicht länger vorzuenthalten. Sie hatte von mir ſelbſt die Geſchichte meiner Verwandlung erfahren. Anſtatt ihrem Zorne Luft zu laſſen, nahm ſie die Miene an, als verzeihe ſie mir gänzlich; ſie war huldreich und liebenswürdig, ihr Antlitz konnte, wenn ſie wollte, die jugendliche himmliſche Unſchuld und Fröhlichkeit eines ſiebzehnjährigen Mädchens annehmen. Sie hing ſich an meinen Arm, und ſcherzend und lachend machten wir einen kleinen Spaziergang zu einem der entfernteren Gärten. Dort angelangt, ſetzten wir uns unter einem großen Apfelbaum nieder. Die Hitze war unleidlich, die ſchöne Frau ſchmachtete nach einer Erquickung, und auf ihre Bitte machte ich mich anheiſchig, auf den Baum zu klettern, um ein paar Aepfel herabzuholen. Der Stamm war ungewöhnlich hoch, und ich glitt daher einige Mal wieder unverrichteter Sache herab. Circe lächelte und rief mir zu: »O mein Freund, wie langſam! Ich wette, wenn Ihr noch eine Ameiſe wäret, wie ehemals, ich bekäme ſchneller meinen Apfel.« Ich fand dieſen Scherz nicht ganz zart, und wollte eben etwas darauf erwidern, als ich zu meinem Erſtaunen ſah, wie die Zauberin unter'm Baume zu einer rieſigen Größe anwuchs; zugleich ſah ich mich ſelbſt im Schatten eines Gegenſtandes, der wie die runde Kuppel einer ungeheuern Kirche ausſah: es war ein Apfel. Du erräthſt mein Unglück, Freund: die Dinge um mich hatten ihre gewöhnliche Größe behalten, ich aber war zu einer winzigen Kleinheit eingeſchrumpft; mit Einem Worte, ich war wieder eine Ameiſe geworden.

Knabe. Und was that die Zauberin?

Ameiſe. Sie ſtand unter dem Baum und hielt mir folgende ſchöne Rede: »Tapferer Myrmidone,« ſagte ſie und lachte dazu unmäßig, »ich gebe Dir jetzt Zeit und Muße, Deine verliebte Natur etwas verrauchen zu laſſen. Wenn Du wieder menſchliche Geſtalt gewinnen ſollteſt, ſo hüte Dich wohl, daß Du mit Deinen Liebſchaften keinem Mächtigern in den Weg trittſt. Jetzt lebe wohl und denke meiner.“ Damit ging ſie ſorglos von dannen, und meine Flüche, die ich im Schmerze und der Verzweiflung ausſtieß, verklangen ungehört in dem Geſäuſel der Baumblätter um mich her.

Knabe. Ach, wie beklage ich Dich! —

Ameiſe. Hier haſt Du nun die Abenteuer meiner Liebe und meine unglückliche Geſchichte. Ich wüßte nichts mehr hinzuzuſetzen.

Knabe. Ich danke Dir, Du haſt mir auf die beſte Weiſe die Zeit vertrieben. Mein Himmel, von dieſen Dingen hat mir auch nicht von Ferne geträumt! Es wird mir jetzt ſogar ſchwer, mich wieder in das gewöhnliche Leben um mich her zu finden. Ach, welch eine wunderliche Welt haſt Du bewohnt!

Die Ameiſe konnte auf dieſe Bemerkung nichts erwidern, ihre lange Erzählung hatte ſie dermaßen erſchöpft, daß ſie jetzt in ihrer ganzen Länge ausgeſtreckt auf dem Steine lag und kaum noch athmete. Es verging eine lange Pauſe, während tiefe Stille herrſchte und man nur die leiſen Wellen an's Ufer klingen hörte. Der Knabe hätte ſich gerne noch nach manchem merkwürdigen Umſtand erkundigt, aber er wagte nicht, die kleine Erzählerin in ihrer hinbrütenden Erſchöpfung zu ſtören. Endlich dauerte ihm die Ohnmacht derſelben doch zu lange, er tauchte ſeinen Finger in's kühle Meerwaſſer und ſpritzte ein Tröpfchen auf die Ameiſe. Sogleich ergriff ſie wieder ihren Grashalm und richtete ſich mühſam daran in die Höhe. „Wir müſſen jetzt Abſchied von einander nehmen,“ ſagte ſie mit einer noch immer erſchöpften Stimme. „Dieſe Nacht war eine von denen, wo es mir erlaubt iſt, aus meinem verzauberten Zuſtande zu erwachen und mich unter den lebenden Geſchöpfen der Welt herumzutreiben; nun wartet meiner wieder ein tauſendjähriger Schlaf. Vielleicht, wenn ich dann komme, herrſchen wieder die alten Götter mit ihren wunderlichen Liebſchaften und Zänkereien.“

Knabe. Bleibe noch ein wenig. Du haſt mir noch nicht geſagt, was aus Scylla wurde. Die Schiffer in meinem Dorfe erzählen, daß ein ehemals ſehr böſer Strudel nicht weit von hier dieſen Namen führte.

Ameiſe. Das iſt ja eben meine unglückliche Scylla. Noch immer hat der Zauber ſeine Kraft, obgleich nicht mehr in ſeiner vollen Stärke. Noch immer vermeiden die Schiffer jene Stelle im Meer, und der alte Fluch der Circe ſchwebt noch geheimnißvoll über der Tiefe. Doch nur ſehr ſelten zeigt ſich in hellen Mondnächten die Geſtalt der armen Nixe dem vorübertreibenden Schiffer aus der Ferne über den Fluthen.

Knabe. Ach, ich wünſche ſie nicht zu ſehen; mein Herz würde vor Wehmuth brechen bei ihrem Anblick.

Ameiſe. Ein alter, berühmter Dichter hat meine unglückliche Geliebte beſungen, aber er hat treuloſerweiſe meinen Antheil an dieſen Begebenheiten ausgelaſſen; er erzählt nur von Glaukus und Scylla. Du haſt nun, mein Knabe, die Wahrheit von der alten Sage vernommen, und wenn Du einſt ein Dichter werden ſollteſt, ſo mußt Du mit mehr Treue der Nachwelt dieſe merkwürdige Geſchichte berichten.

Dieſe kleine, abſchweifende Bemerkung machte die Ameiſe nicht ohne Urſache. Sie ſah in dem Moment in dem Antlitz des Knaben alle jene ausdrucksvollen Schönheiten auftauchen, die das Gepräge eines begeiſterten Dichterkopfes ausmachen. Seine Augen glänzten, die Wange färbte ſich höher, die Lippen hauchten das zärtliche und gefühlvolle Lächeln, das ein reizender Gedanke der Phantaſie dem Geſichte mitzutheilen pflegt. Dennoch war der arme Fiſcherknabe kein Dichter, aber die Liebe, eine andere Dichtkunſt, hatte ihn eben durch das Erſcheinen ſeines Mädchens elektriſirt, das hinter einem der großen Uferſteine hervortrat. Er flog auf ſie zu, Beide hielten ſich eng umſchloſſen, und vergeſſen waren der ehrwürdige Offizier der Leibwache des Königs Aeakus und ſeine unglückliche Geliebte, die verwandelte Scylla.

Unbeſonnene Welt! das Meer deines ewigen Leichtſinns liegt hell und ſpiegelglatt vor dir ausgeſpannt; fragſt du wohl nach den Strudeln, wo eine unglückliche Liebe verſank, wo ein Lebensſchiff ſcheiterte? Umſonſt ſprechen die alten Sagen der Tiefe, ewig neu und reizend klingen die Sirenenſtimmen in jedes junge Herz, es anſpornend, die Fahrt über das trügeriſche Meer zu wagen.

Das Mährchen

von

der verliebten Auſter.

Auf den Treppenabſätzen des Hafendammes zu Baſtia hatte ſich eine kleine Zahl Burſche und Mädchen verſammelt. Die Sonne warf ihre morgenblichen Strahlen aufs Meer, in der Stadt läuteten die Sonntagsglocken, und fernher tönte das dumpfe Geräuſch der Wagen und Ausrufer herüber. Eine Sonntagsſtille auf dem Meere hat immer etwas Feierliches. Die geſchmückten Schiffe ſtehen ſo ruhig da, hin und wieder aus einer Kajüte tönt ein frommer Geſang hervor, zuweilen ſchlägt eine einzelne verſpätete Welle mit dumpfem Klange an die Wand des Dammes, an der die müſſigen Matroſen lehnen und plaudern; weit hinaus blitzt das ſonnenbeglänzte Meer, [illegible] ſich auf den ſchweren Ankerketten. Das iſt die Sonntagsſtille im Hafen.

Die kleine Geſellſchaft auf den Treppenabſätzen ſitzt behaglich da und ſchaut in die Weite hinaus, da erhebt Caſimir, ein langer, ſchwerfälliger Burſche, mit rothem Haar und träumeriſchem, bleichen Geſichte ſeine Hand und zeigt auf ein Boot, das langſam angerudert kommt. Ein hübſches, geputztes Mädchen ſitzt darin, ſie landet an der Treppe, die Burſche heben ſie heraus, ſie grüßt freundlich und wird nicht weit davon von einem ältlichen Mann empfangen und in die Stadt geführt. Kaum iſt ſie fort, ſo läſtert man über ſie in dem kleinen Kreiſe.

„Seht doch,“ ruft Etienne, „wie ſich der Dorfkeſſel blank geſcheuert hat! geht ſie nicht wie eine Prinzeſſin daher?“

„Schäme Dich!“ ſagte Marion, „Du kannſt es nicht vergeſſen, daß ſie Dir einen Korb gegeben hat, und den alten, reichen Müller aus San Bonifaz heirathet.“

„Ja wohl!“ lachte Pierre, „Du hätteſt nur gar zu gerne für Deinen Theil das Fett von der Suppe geſchöpft.“ Die Mädchen lachten.

„Wenn Du damit,“ entgegnete Etienne finſter, „ihr Geld meinſt, ſo haſt Du Unrecht, bei meiner

Ehre! ſehr Unrecht; ich habe wahrlich nicht Luſt, von dem alten Nixengold meinen Theil zu nehmen, das der Urgroßvater in die Familie gebracht.«

Suſanne, ein hübſches blondes Mädchen, fragte neugierig: »Was iſt's mit dem Nixengold, Etienne!«

»Eigentlich kein Nixengold,« antwortete dieſer, »ſondern Teufelsgold.«

»Sag die Sache lieber gerade heraus!« ſprach der kleine Tobby; »es iſt das Gold einer alten, verliebten Auſter, von dem die kleine Teß noch jetzt zehrt.«

»Puh!« rief Pierre, indem er beide Backen aufblies und ſtarre Augen machte, »wer ſpricht von ſolchen Dingen ſo unverſchämt laut?«

Es trat jetzt eine allgemeine Stille ein, und Viele dachten darüber nach, wie es doch zugehen möchte, daß man von einer Auſter Geld erbte. Suſanne ſchüttelte zuerſt den Kopf. »Ich habe nicht gehört,« ſagte ſie mit beſcheidener, aber feſter Stimme, »daß Auſtern verliebt ſeyn können, eben ſo wenig, daß ſie Geld verſchenken; es wird wohl ein Nix geweſen ſeyn; von ſolchen Geſchöpfen pflegte mir meine Großmutter allerdings ſonderbare Dinge zu erzählen.“

„Nein!“ ſchrie Tobby heftig, „es war kein Nix, ſondern eine Auſter! Haltet ihr mich für ſo dumm, daß ich dieſe Beiden nicht unterſcheiden kann? Es war eine gute, natürliche Auſter, wie ihr ſie alle Tage hier auf dem Markte ſehen könnt, die ſich in die Braut des Meiſters Jacques bis zum Sterben verliebte und ſie ihm auch entführte.“

„O wie abſcheulich, wie ganz abſcheulich!“ rief Pierre und lachte aus vollem Halſe; „hat man jemals dergleichen gehört?“

„Stille!“ riefen die Mädchen. „Ich glaube, ſagte Tobby leiſe, „wenn man Teſi recht genau betrachtet, ſo findet man an ihr noch einige Aehnlichkeit mit einer Auſter; ich für meinen Theil habe etwas der Art bemerkt.“

„Ich auch,“ meinte Etienne; „wahrlich, ſie duftet immer nach Seewaſſer, und ich hätte Luſt, wie es die Leckermäuler mit der Auſter thun, eine halbe Citrone auf ihr Haupt auszupreſſen, ehe ich mich entſchließen könnte, ſie zu küſſen.“

„Nein,“ ſagte Suſanne, „ich eſſe nie Auſtern, weder mit noch ohne Citronen; obgleich mein Vater die ſchmutzigen Muſcheln oft zu Hunderten aus dem Meere fiſcht, rühre ich dennoch keine an.« Die Mädchen lachten, und die Burſche beſprachen ſich leiſe mit einander, nur Etiennes Stimme tönte laut hervor, der da rief: »Ich will verflucht ſeyn, wenn ich jemals in die Verwandtſchaft trete!«

»Am Ende,« ſagte Marion, »muß doch die Geſchichte erzählt werden, denn wir wollen ſie alle gern hören.«

»Ja, das wollen wir!« rief der Kreis der Mädchen, und alle rückten näher zuſammen.

»Aber wer verſteht ſie zu erzählen?« fragte Etienne mit wichtiger Miene; »Tobby kann ſeines Vaters ſchadhafte Netze ausbeſſern und auch den Hut Sonntags aufs linke Ohr ſetzen, wenn er ſeinem Mädchen gefallen will, allein er wird nimmermehr verſtehen, die Geſchichte von der verliebten Auſter zu erzählen.« Die kleine blonde Suſanne wurde roth, Tobby ſpielte mit der ſchweren Ankerkette, die neben ihm in's Waſſer hinabhing: Tobby und Suſanne liebten ſich.

»Caſimir, Caſimir!« riefen alle; »Caſimir muß erzählen.« Der lange, rothhaarige Burſche, der ſich gleich nach der Anſtrengung, die es ihn gekoſtet, um auf das Boot mit der geputzten Teſi zu zeigen, wieder der Länge nach auf die Stufen niedergeſtreckt hatte, lüſtete jetzt den Hut mit dem rothen Granatbüſchel, den er gegen die Sonne über Naſe und Augen gezogen, und murmelte einige Worte.

»Man ſieht, er iſt wieder in ſeiner Seehundslaune,« ſagte Pierre; »gewiß grübelt er nach, wie viel Centner Fett in einem Wallfiſchbauche Platz finden.«

»Man muß ihm etwas Seewaſſer zu trinken geben,« rief Tobby und ſtand auf der unterſten Stufe, die hohle Hand zum Schöpfen niedertauchend. Marion verhinderte es. »O,« rief ſie zärtlich, »Caſimir iſt der beſte, gefälligſte Burſche auf der ganzen Inſel, Caſimir iſt ein trefflicher Erzähler, er packt euch alle in den Sack, wenn er nur will, und er wird wollen. Seht nur, er richtet ſich ſchon in die Höhe; macht ihm Platz, daß er in den Schatten kommt! Man muß die Leute nur zu bitten verſtehen.«

»Still, er fängt an zu erzählen!« Und wirklich erzählte Caſimir wie folgt:

»Es war einmal —« — »Nein, nein!« rief Etienne, »das geht nicht. Mein Großoheim pflegte immer ſeine Geſchichten mit dem »es war einmal« anzufangen, und ich weiß, wie verwünſcht langweilig ihn die Leute deßhalb fanden; alſo einen andern Anfang, lieber Seehund!«

Caſimir ſtrich ſich die rothen Flammen etwas unwillig aus dem Geſichte. »Nun gut,« ſagte er nach einer kleinen Pauſe. »Zur Zeit, als die Leute hier in Baſtia noch ſpitzige Bärte, faltige Halskrauſen und kleine ſpaniſche Mäntel trugen — iſt's euch ſo recht?«

»O zum Teufel!« rief Tobby, »auf ſolche Weiſe wird die gute Teſi noch lange auf ihre Auſter warten müſſen. Ich glaube in der That, ich werde die Sache kürzer machen. Hört nur. Ihr kennt doch den Hutfelſen? Seht ihr, gerade hinaus, dort im hellen Sonnenſpiegel des ruhigen Meeres das ſchwarze Pünktchen? es ſteht da wie ein dunkles Fleckchen auf dem weißen Hals einer hübſchen Dirne. Seht, wenn ihr an dieſen Stein hinanrudert bei tiefer Waſſerſtille, wie heute zum Beiſpiel, und ihr biegt euch aus dem Boote hinaus, vorſichtig auf die Schattenſeite, dann erblickt ihr tief unten im Grunde des klaren Waſſers ein gläſernes Haus, durch deſſen Dach ihr durchſehen könnt. Und wenn ihr dann lange und angeſtrengt hinabſieht, ſo werdet ihr im Hauſe ein wunderſames, hübſches Mädchen gewahr; die ſitzt unten traurig, und ſenkt ihr Köpfchen, daß die blonden Locken niederfallen, und auf ihrem Schooße, mit ihren weichen Armen hält ſie eine mächtig große Auſter, ja, eine Auſter!“

„Ach!“ riefen die Mädchen, indem ſie tief Athem ſchöpften, „das iſt ſehr wunderbar!“

„Nun gut,“ ſagte Caſimir, „jetzt kannſt Du auch zu Ende erzählen. Du biſt auf eine ſo ungeſchickte Weiſe gerade in die Geſchichte hineingeplumpt, daß meine ſpitzigen Bärte und ſpaniſchen Mäntel jetzt völlig unnütz ſind.“

„Aber, lieber Caſimir,“ bat Marion, „wir wiſſen ja immer noch nicht, wie die Urgroßmutter der armen Teſi in den Meergrund gerieth.“

„Freilich,“ riefen alle Mädchen, „wir wiſſen ja eigentlich noch gar nichts.“

„Vor ein paar hundert Jahren,“ nahm Caſimir wieder das Wort, „lebte hier in Baſtia ein armer Fiſcher, der ſich damit mühſamen Unterhalt erwarb, daß er an den gefährlichſten Stellen nach Korallen fiſchte und wenig genug fand. Statt deſſen fielen ihm viele von den Dingen in die Hand, die man heutzutage ſo gierig verſchlingt, die man aber damals durchaus nicht ſchätzte. Benedict warf eine große Menge der ſchönſten Auſtern über Bord oder ließ ſie in ſeinem kleinen Hofraum elend verkümmern. Manches Leckermaul unſerer Stadt würde ſeufzen, wenn er die Mahlzeiten ſehen könnte, die damals verloren gingen; aber es ſollte nicht lange ſo bleiben.“

„Es reiſte gerade damals ein Wundermann herum, der auf offenem Markte Steine, Eiſen, glühende Kohlen und flüſſiges Blei verſchluckte. Dieſe Delikateſſen ſeiner Tafel vermehrte er einsmals zufällig durch ein paar jener Muſcheln, die Benedict täglich aus dem Meer fiſchte. Die harte Schale ſprang kniſternd entzwei unter ſeinen mörderiſchen Zähnen, und das weiche Innere berührte die Zunge. Obgleich dieſe durch Küchenkünſte eben nicht verwöhnt war, ſo fühlte ſie dennoch dunkel einen gewiſſen feinen [illegible], und [illegible] ſofort dieſe Entdeckung unter die Leute. Anfangs wurde der Eiſenfreſſer ausgelacht, allein er ließ ſich nicht abſchrecken. Er machte jetzt vorſichtig die Schale auf, zeigte den Inhalt umher und forderte, wie es in der Ballade heißt, „Rittersmann oder Knapp“ auf, ſich mit dem fremden Dinge näher bekannt zu machen. Aber Jedermann graute vor dem kleinen, grauen Molluskenleib, der im weichen Atlasbettchen der Muſchel zuſammengekrümmt lag. „Eßt nicht!“ riefen die Pfaffen, „es iſt ein Stückchen eingewickelter Erbſünde vom Paradieſe her!“ — „Eßt nicht!“ ſchrien Andere, „es iſt des Teufels Junge! —“ — „Eßt nicht!“ riefen die Weiber, „es ſind ungeborne Kinderherzen, die böſe Zauberer in dieſe Kapſeln eingeſchloſſen haben!“ — „Nein!“ riefen Andere, „es iſt das Auge des heiligen Johannes, der um der Welt Sünde weint; wer es verſchluckt, kann mit dem Magen ſehen.“ Wieder Andere behaupteten, es ſey ein Stück der wunderthätigen Fiſchleber, mit der Tobias die Blinden heilte. So riefen ſie durch einander, aber Keiner hatte den Muth, die Auſter zu verſchlucken, und der Eiſenfreſſer ſtand vergeblich mit der offenen Schale auf dem Markte da. Endlich rief der ſchlaue Benedict, der ſich herbeigeſchlichen hatte:

„Es iſt das Ohrläppchen der heiligen Veronica; wer es verſchluckt, wird wieder jung und verliebt!“

„Und kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als ſogleich der Haufe der alten Weiber in Bewegung gerieth. Aus ihrer Mitte brach eine hervor, die ſich mit ihren Krücken Platz machte, und geradeswegs, wie ein kecker Soldat auf den Feind, auf die Auſter losmarſchirte. Ihre Augen funkelten, man ſah ihr an, daß ſie Muth genug beſaß, den Teufel ſelbſt mit Haut und Haar zu verſchlucken. Sie ergriff die Auſter und leerte ſie wie einen Becher Weins auf ihre vorgeſtreckte Zunge aus. Ein allgemeines Geſchrei des Beifalls und der Bewunderung erfüllte die Luft; Weiber, Männer und Kinder drängten ſich um die Alte, ganz Baſtia gerieth in Bewegung, da die erſte Auſter verſchluckt werden war. Nach und nach fanden ſich jetzt welche ein, die das Wageſtück nachzumachen Luſt zeigten; endlich kamen auch die fetten Söhne des heiligen Auguſtin herbei, ſprachen den Segen über die neue Meerfrucht und verſchlangen ſie dann wohlgefällig und zu ganzen Hunderten. Bald aß die ganze Welt Auſtern.

„Die Folge hievon war, daß Benedict ein reicher Mann wurde. Er gab ſeine Korallen auf und fiſchte jetzt Auſtern. Hiebei begegnete ihm jedoch ein ſeltſames Abenteuer. In Benedicts Seele lag leider zu viel Gier und zu wenig Beſcheidenheit; er hätte ſich ſollen mit den Schätzen begnügen, die er ſchon erworben, allein er ſtrebte ungebührlich nach mehr, und fiel dadurch in eine böſe Schlinge, aus der er ſich nicht wieder herauswinden konnte.

„Eines Abends, da er länger als gewöhnlich auf ſeinem Felſen ſaß und kratzte und ſchabte, hörte er plötzlich neben ſich eine Stimme erſchallen, die ihm völlig fremd war, und die ſehr hohl und abenteuerlich klang. Sie ſprach die Worte: „Nichtswürdiger Schabewurm, ſo wagſt Du es, alle Tage wiederzukommen und meine Kinder und Unterthanen zur Schlachtbank zu führen! Warte, mein Zorn erreicht dich jetzt, und keine Stunde weiter ſollſt Du leben!“ — Benedict wußte nicht, wie ihm geſchah; er fühlte in der Dämmerung etwas nach ihm ſchnappen, und preßte ſich daher ängſtlich an die Felſenwand. Da ſah er im trüben Gewäſſer eine ungeheure Auſter dicht an ihn heranſchwimmen und vor ihm ſtille halten. Aus ihren halbgeöffneten Schalen tönten dumpf die Worte hervor, die ihn eben ſo heftig erſchreckt hatten; ſie gab ſich die Mühe, noch einmal ihren weiten Rachen zu öffnen und dieſelbe entſetzliche Drohung zu wiederholen, indem ſie ſich zugleich anſchickte, Ernſt zu machen. Benedict ſchrie zu allen Heiligen, allein keiner ſprang ihm bei, und er wäre in ſeiner Noth untergegangen, wenn ſich nicht die Auſter ſelbſt plötzlich eines Beſſern beſonnen hätte. Sie nahm, ſo gut es gehen wollte, eine kleine freundliche Miene an und ſprach: „Du haſt eine hübſche Tochter, Alter; ich weiß es. Sie kommt öfters mit Dir und ſammelt meine gefangenen Unterthanen in einen großen Korb, den ſie dann auf ihrem ſchönen Nacken nach Hauſe trägt. So geizig biſt Du, daß Du, trotz Deines auf meine Koſten erworbenen Vermögens, nicht einmal einen Eſel halten magſt, ſondern lieber Dein eigenes Fleiſch und Blut befrachteſt. Ich will dem elenden Schickſal dieſer Armen ein Ende machen und ſie zu meinem Weibe erheben. Verſprich, daß Du ſie mir auslieferſt, und Du ſollſt nicht allein mit dem Leben frei ausgehen, ſondern ſogar reich belohnt werden."

„Benedict fühlte ſein Blut ſich empören bei dieſem unverſchämten Anerbieten des Ungethüms, er nahm ſeinen Muth zuſammen und ſchrie ſo laut, daß man es hier im Haſen hätte hören können, er wolle ſein Kind lieber in die Hölle, als einer Auſter in den Rachen ſchieben. „Nun gut," entgegnete dieſe und ſperrte ihre beiden Schalen weit auf, indem ſie ſich zugleich einen Stoß auf Benedict zu gab: „ſo komm, daß ich Dich verſchlinge!" Welch ein verzweifelter Augenblick! — Benedict wurde ſchwach, und ein ſchwacher Vater läßt ſchon mit ſich handeln: er gab endlich ſein Wort, die Tochter auszuliefern. Die Auſter ſchwamm nach dieſer Zuſage, gleichſam wie beruhigt, während einer kleinen Pauſe am Felſen hin und wieder und verzehrte ein paar Seeſpinnen, die gerade vorübergerudert kamen, dann ſprach ſie weiter: „Unſer Geſchäft iſt abgemacht, der Pakt geſchloſſen, wehe Dir, wenn Du nicht Wort hältſt! Am Tage des heiligen Benedict komme ich, meine Braut heimzuführen." Hiemit klappte ſie zu und ſchwamm fort.

„Im Nachhauſegehen brach Benedict, trotz ſeiner Trauer und des gehabten Schreckens, in ein lautes Gelächter aus. Die ganze überſtandene Brautwerbung kam ihm doch zu toll und luſtig vor. „Du Geck von einer Auſter!“ rief er einmal über’s andere, „Du Spitzbube von einer Muſchel! — Seh mir doch Einer den verliebten Meerſchlamm an! — Iſt das Ganze doch kaum ein nicht fertig gewordenes Stückchen Schöpfung zu nennen, und hat ſchon ſo überirdiſch feine Geſinnungen und Gefühle! — Liegt das Ding ſelbſt doch ſo unaufgeputzt, verwirrt und liederlich in ſeiner Schale, und will nun doch meinen Haushalt tadeln! — Warte, Du unreifer Burſche, werde erſt etwas Ordentliches, Spinne, Wurm oder Fiſch, ehe Du daran denkſt, ein Weib zu nehmen. Der Schelm iſt dazu noch ohne Arme und Mund, womit will er denn in ſeinem Liebesrauſch umarmen und küſſen? — Aber Benedict!“ rief er dazwiſchen ernſthaft, „wie willſt du denn deinen Schwiegerſohn empfangen? — O ganz gehorſamer Diener, Herr Schlabberleib, werde ich ſagen, Herr Seewaſſertrinker! Ergebenſter Knecht, Herr Muſchelmaul, wie befinden Sie ſich? wie viel Spinnen begehren

Euer Gnaden zum Frühſtück? was macht Ihre Frau Muhme, die Seekröte, und Ihre Vettern, die kleinen Krabben?“ So ſprang Benedict leichtſinnig auf offener Landſtraße hin, und wurde nicht müde, ſeine eigenen Späße zu wiederholen, ſo daß die Vorübergehenden ihn für verrückt hielten und ihm ſcheu aus dem Wege wichen. Er kam noch lachend und ſingend nach Hauſe, wo die kleine Teſi mit dem Abendbrod auf ihn wartete.

„Von Teſi will ich nichts weiter ſagen, als daß ſie ein ſchönes Mädchen war, das iſt ganz genug. Da weiß man nun ſchon, daß ſie viele loſe Vögel zu Liebhabern und einen geſetzten, anſtändigen Burſchen zum Bräutigam hatte. Hübſche Mädchen werden immer mit dergleichen geplagt: es iſt Gott zu klagen.“

„Wie ſchlecht erzählt Caſimir!“ rief Suſanne, indem ſie ſich von Tobby's umfangendem Arm losmachte.

„Teſi's Bräutigam,“ fuhr der Erzähler fort, „war der kleine Meiſter Jacques, ein ſauberer Burſche mit kinderblondem Haar, das ihm in zwei dicken Zöpfen um's Haupt gebunden, und mit einer großen, hochrothen Bandſchleife hinten aufgeknüpft war. In ſeinem Sonntagsputze trug er weite, rothe Hoſen, unten am Knie mit handbreiten Spitzen, und ein kaffeebraunes Jäckchen mit gelben Püffchen. Meiſter Jacques war ganz der Mann, um einem jungen Mädchen warm zu machen, recht ſehr warm. Er war der niedlichſte Korſe, den man jemals geſehen, und ſelbſt in Paris fand man keinen ſo hübſchen Burſchen.

„Benedict verſchwieg ihm wohlweislich das Abenteuer mit der Auſter, und Meiſter Jacques und Teſi lebten wie im Himmel, bis der Tag des heiligen Benedictus heran kam. Ein fataler Tag! — Früh Morgens erhob ſich Benedict von ſeinem Lager mit der Miene eines Mannes, mit dem man ſich einen ſchlechten Spaß erlaubt hat. Jetzt fiel ihm die Brautwerbung mit Centnergewicht auf's Herz, und als die ſchöne Teſi ihm den Morgengruß brachte, murmelte er einige Worte, die den andern wie Unſinn klangen, die aber dennoch einen Sinn hatten. Er beſchloß, an dieſem Tage ſich und ſeine ganze Familie eingeſchloſſen zu halten, damit es Keinem einfallen möchte, einen Spaziergang am Meer zu unternehmen. Die Morgenſtunden vergingen, es ward Mittag, und

Benedict änderte jetzt ſeine Gedanken. Er machte oft heimlich das Fenſter auf und ſah die Gaſſe hinauf, ob nicht ein bewußtes fatales Ding angewackelt, angeſchwommen oder angerutſcht komme; aber immer ſchlug er das Fenſter wieder verdrießlich zu. Endlich verlor er alle Geduld und ſchalt ſich ſelbſt einen Narren, indem er bei ſich ſprach: „Es wird Niemand kommen, guter Benedict; was auf dem Lande iſt, bleibt auf dem Lande, was im Meere, wird es deinetwegen nicht verlaſſen.“

„Da kommt auf einmal ein prächtiger Zug die Straße herauf. Voraus ein Trompeter, der auf einer langen, wunderlichen Trompete bläst, ſo heftig, daß ihm die Backen platzen wollen, hinter ihm auf weißen Pferden ſechs ſtolze Reiter, in waſſerblaue Seide gekleidet und mit weißen Federbüſchen geziert, dann zwölf Pagen in glänzendem Roth, die gleich ſchlanken Korallenſtäben ausſahen; ſie tragen eine koſtbare Sänfte in Form einer Muſchel, in deren Silberpolſtern ein kleines, zuſammengekrümmtes, in gelbgrauen Atlas gekleidetes Männchen liegt, an dem nur zwei ſchwarze Augen und ein dünner, weißlicher Bart zu ſehen ſind. Als er ſich emporrichtet und ſeine kleinen

Glieder auseinander zerrt, heben ihn die Pagen heraus bis dicht vor die Schwelle von Benedicts Wohnung. Die Menge hatte ſich davor verſammelt, und es ging ſchnell das Gerücht herum, ein fremder vornehmer Herr ſey angekommen, um Teſi zu freien. Alle waren über dieſes große Glück erſtaunt, und ihr Erſtaunen wuchs noch, als die ſchlanken rothen Pagen Dinge austheilten, die ganz wie die ſchönſten echten Perlen ausſahen, und es am Ende auch wirklich waren. In Baſtia geſchieht nicht alle Tage dergleichen, darum konnten ſich die guten Leute vor Freude nicht faſſen und griffen nach den gelbgrauen Rockſchößen des kleinen Prinzen, um ſie zu küſſen, gerade als er zur Thür von ſeines Schwiegervaters Wohnung hineinwackelte.

„Jetzt wußte der arme Benedict, wie viel die Glocke geſchlagen hatte; er nahm ſchnell ſeine Tochter bei Seite, entdeckte ihr den eingegangenen Handel, ohne die eigentliche Natur des Bräutigams zu nennen, und ſchloß mit der Bemerkung, er könne nicht anders als ſein Wort halten und ſie ausliefern. Da rang Teſi die ſchönen Hände hoch über dem Kopfe, ſo daß die braunen Haarflechten wie ein paar dunkle Felſenbäche in den weißen Nacken hinabſtürzten. „O Vater, Vater!“ rief ſie, „was habt Ihr gethan? Euer Kind verkauft, Euer Fleiſch und Blut verhandelt! Nun, ſo ſagt mir doch wenigſtens, wer iſt mein Bräutigam, wo kommt er her, weß Landes Kind, und wann hat er um mich geworben?“

„Benedict hatte wenig Luſt, auf dieſe Fragen zu antworten. „Albernes Mädchen,“ ſagte er, „ſiehſt Du nicht, daß ich trefflich gewählt habe? iſt's Dir noch nicht genug, daß Dein Liebſter der reichſte Mann auf der Inſel iſt? Du wirſt mit ihm ein Götterleben führen, und jeder Wunſch wird Dir gewährt ſeyn?“ — „Ach, aber Jacques!“ rief Teſi. — „O, der Flachskopf, die Rothhoſe! laß ihn laufen; in meinem Leben hätte ich nicht zugegeben, daß das matte Geſicht Dich als Frau heimführt.“

„So ſprach Benedict zu ſeiner Tochter. Mittlerweile waren der Prinz und ſein Gefolge ſehr ungeduldig; aber noch ehe es völlig Nacht geworden war, hoben die rothen Pagen die kleine zitternde Teſi in die zweite große, für ſie beſtimmte Muſchel, und der ganze Zug ging in lautem

Gebrauſe davon. Viele Leute liefen ihm bis an's Thor nach, Benedict jedoch ging in ſeine Kammer, um über ſein Kind zu weinen, Andere ſagen aber, um die Säcke mit Perlen zu zählen, die er dort hingeſtellt fand, und die ihn zum reichſten Mann in ganz Baſtia machten. Gewiß iſt's, daß Benedict ſich bald tröſtete; wer aber keinen Troſt fand, war Meiſter Jacques, den man um ſeine Braut betrogen hatte.

„Da der alte Sünder immerdar ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, ſo wußte Jacques nicht, wo er die Verlorene ſuchen ſollte. Es gingen darüber vier Jahre hin, ohne daß er nur die geringſte Spur entdeckte, bis er einſt, der Himmel weiß wodurch veranlaßt, auf den Einfall kam, mit einem Boote hinauszurudern bis zu dem ſchwarzen Steine dort, der damals noch nicht ſo hoch aus der Fluth hervorragte. Als er ganz nahe daran war, ließ er ermüdet die Ruder ſinken und ſchaute vor ſich hin, ohne zu wiſſen, was er that, in die Tiefe hinab. Plötzlich ſah er, und das Blut erſtarrte darüber dem armen Burſchen in den Adern, zwei Augen, die unverwandt ihn aus der Tiefe hervor anblickten. Er wurde faſt ſinnlos vor Freude, es waren die Augen ſeiner Teſi, ja, es waren in der That die Augen ſeiner Teſi. — Sie ſaß dort unten, gerade ſo, wie Tobby es beſchrieben hat, und wie man ſie jetzt noch ſehen ſoll, in einem gläſernen Hauſe, ganz allein auf dem Meeresgrund.

„Jacques bedachte ſich nicht lange, er ſprang kopfüber aus dem Boot in's Waſſer und ſtand, ohne daß er ſagen konnte, wie es zuging, in wenig Augenblicken vor Teſi, die ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtete. Er hatte immer noch ſeine blonden Haarzöpfe, ſeine große, hochrothe Bandſchleiſe am Hinterhaupt, ſeine rothen Sonntagshoſen und ſein kaffeebraunes Jäckchen. So ſtand er auf dem Meeresgrunde in dem gläſernen Häuschen und wollte eben ſein Willkommen rufen, als die arme Teſi, zum Tode erbleicht, ihm Schweigen zuwinkte. Jetzt erſt ſieht Jacques, daß das ungeheure graue Ding, das auf ihrem Schooße liegt, eine Auſter iſt, und rund um Teſi's Füße drei, vier ähnliche Auſtern. Teſi legt leiſe die Muſchel nieder, nimmt ihn bei der Hand und verbirgt ihn in einem Verſtecke. Als Beide ſich darin befinden, ſpricht ſie: „Armer Jacques, was für ein Einfall!

wie biſt Du hergekommen? Aber ſprich, was machen ſie dort in der Oberwelt? wie geht's meinem lieben, böſen Vater? was machen die Muhmen und Freunde in der Stadt? Ach, ich ſterbe an meinen Thränen!“ Damit lag ſie an ſeinem Halſe und weinte wie ein Kind. Aber wenn Jacques antworten wollte, hielt ſie ihm den Mund zu, indem ſie rief: „Nein, ein andermal! Wenn mein Mann erwachte und Dich hier erblickte, wäre es um Dein Leben geſchehen. Es iſt ein verzauberter Prinz; elf Monde im Jahr muß er in Geſtalt einer häßlichen Auſter verbringen, im letzten Monde jedoch erhält er ſeine Menſchengeſtalt wieder, die freilich auch nicht die ſchönſte iſt. Harre geduldig hier aus, wir haben nur ein paar Tage bis zu unſerer Verwandlung zu überſtehen, dann werde ich Dich vor meinen Mann bringen und ihm ſagen, daß Du mein Bruder biſt.“

„Was das für dumme Geſchichten ſind!“ brummte Jacques und zupfte ſich die rothe Bandſchleife am Hinterhaupte zurecht. „Und die kleinen Auſtern, Teſi, die um Deine Füße herumlagen? — wo kommen die her?“ Teſi wurde roth bis über die Ohren. „O pfui!“ rief Jacques und ſtampfte mit dem Fuße, daß das ganze gläſerne Haus dröhnte, „Du biſt immer ein Muſter von einem Mädchen geweſen, und nun —“ — „Sieh ſie nur in ihrer wahren Geſtalt!“ ſagte Teſi bittend und wollte ihn umarmen, aber er wandte ſich ab. Meiſter Jacques war in der allerſchlechteſten Laune von der Welt. Sie konnte nichts Klügeres thun, als ihn in ſeinem Verſteck allein laſſen. Hier ſah er nun durch eine kleine Spalte, wie ſie die jungen Auſtern eine nach der andern vom Boden nahm, mit friſchem Seewaſſer tränkte und mit kleinem Gewürme aller Art ſpeiste. Er hätte berſten mögen vor Ingrimm. Endlich kam der Tag der Verwandlung, und als Jacques an einem Morgen aus ſeinem Verſteck erwachte, ſah er vor ſich —“

„Teſi!“ rief Etienne.

„Allerdings,“ entgegnete der Erzähler langſam; „allein nicht ſie allein.“

„Gott ſey Dank, ſie allein!“ rief Etienne heftiger. „Seht Ihr denn nicht das arme Kind, das ſchon lange Zeit hinter euch ſteht?“

Die Mädchen waren ſo vertieft in die Angelegenheiten der fabelhaften Urgroßmutter, daß ſie die lebende Teſi durchaus nicht bemerkten. Jetzt begrüßten ſie ſie, und fragten verwundert, was ihr geſchehen, denn das Mädchen weinte heftig. Marion zog ſie zu ſich nieder, Suſanne ſchlang den Arm um ſie und Beide baten auf das Zärtlichſte.

„Ach! läge ich doch auf dem Meeresgrund,“ ſeufzte Teſi, „wo meine bezauberte Urgroßmutter lebt; mir wäre beſſer, als hier oben bei den grauſamen Menſchen und in dieſer verkehrten Welt!“

„Sieh doch die Auſter an!“ ſagte Tobby leiſe, indem er Etienne anſtieß, der ſich jedoch verdrießlich bei Seite wandte.

„Was macht denn Dein Bräutigam, Teſi?“ fragte Marion.

„Wir ſind geſchiedene Leute,“ antwortete das Mädchen unter Thränen. „Heute, als ich ihn zum erſten Mal ſah, gab ſein Alter, ſeine Häßlichkeit und ſein widriges Weſen mir plötzlich den Muth, dem Vater zu erklären, daß ich eher in's Meer ſpringen wolle, als den Müller heirathen. So ſpringe in's Meer, ſagte der Vater im Zorne, damit meine Augen Dich nie wieder ſehen. Vater, ſagte ich, lebt wohl! Und ſomit faßte ich ſeine

Hand, drückte einen heißen Kuß auf ſie, rannte aus der Müllerwohnung fort, immer weiter, bis ich hieher gekommen bin. Nun will ich mein Wort halten. Ich will von den Menſchen und der ganzen übrigen Welt nichts mehr, ich will zu meiner lieben Urgroßmutter in's gläſerne Haus. Sie hat ſich auch einem häßlichen Unthier vermählen müſſen, das im Grunde nur wenig ſchlimmer war, als mein alter Müller; ſie wird Mitleid mit mir haben und mich bei ſich aufnehmen. — Wer will mich im Boote hinüberbringen bis zum ſchwarzen Steine?"

Sie ſprach dieſe Worte, indem ſie ſich erhob und frei und kühn auf die oberſte Stufe ſtellte. Ihr ſchönes Auge, eben noch mit Thränen gefüllt, blickte jetzt glänzend und faſt wild umher. Die jungen Burſche ſahen ſich an und ſchwiegen.

„Teſi!" riefen die Mädchen und umſchloſſen die Knie der Stehenden, „Du wirſt doch nicht toll und einfältig ſeyn?"

„Ich will toll und einfältig ſeyn!" entgegnete ſie, indem eine dunkle Röthe ihr Antlitz übergoß. „Iſt nicht heute der Tag des heiligen Benedict? haben ſie heute vor zweihundert Jahren nicht meine

Urgroßmutter in's Meer verſtoßen in ihrem Brautſtaat? Wohl, auch ich bin als Braut geputzt, auch mir haben ſie all mein Liebes genommen, auch ich will jetzt in's Meer hinab! Iſt den Keiner ſo mitleidig und bringt mich hinüber?"

Etienne ging leiſe und ohne ein Wort zu ſprechen hinab, indem er das Boot von ſeiner Kette löste und dann ſelbſt hineinſprang. „Der da?" ſagte Teſi, indem ſie verächtlich und roth vor Zorn auf den Jüngling wies; „ich wollte, ein Beſſerer und einer, den ich weniger haßte, erwieſe mir den Dienſt. Doch gleichviel!" Sie neigte ſich noch einmal herum, küßte die ihr am nächſten ſitzenden Mädchen und ſprang dann raſch von der unterſten Stufe in's Boot.

Etienne ruderte fort. Schweigend blickten ſich die Zurückbleibenden an. Caſimir ſchien noch immer mitten in ſeinem Mährchen zu ſtecken, denn er ſtrich ſich die rothen Haare aus der Stirn und ſah mit träumeriſchen Augen auf das Boot, das, ſich auf der ſpiegelhellen Fluth leiſe und faſt furchtſam bewegend, immer weiter vom Ufer ſich entfernte. „Was iſt denn das?" fragte er endlich mit zögernder Stimme.

„Das will ich Dir ſagen," rief Tobby, „es iſt eine verliebte Auſter, die in's Waſſer zurückkehrt, von wo ſie gekommen. Iſt denn dabei ſo etwas Wunderbares? Erzähle nur Deine Geſchichte weiter."

„Spotte nicht!" rief Suſanne und hob den Finger drohend in die Höhe. „Etienne iſt ganz der Burſche dazu, um die Arme in's Waſſer ſpringen zu laſſen, und ſie — ach! in ihren Augen lag etwas, das gar deutlich anzeigte, wie ſehr Ernſt es ihr mit dem Vorſatz war."

„Ich bemerke," ſagte Marien, „daß Beide ſo weit wie möglich von einander im Boote ſitzen, und daß ſie vermeiden, einander auch nur flüchtig anzuſehen."

Tobby ſprang auf, und die Hand über's

ſchönes, neues Band — und von mir einen Blumenſtrauß auf den Hut bekommen."

„Und wenn es nicht geſchieht," bemerkte Teddy, „ſo will ich mich niemals mehr vor euern Augen ſehen laſſen."

„Hörſt Du, Suſanne?" lachte Pierre, „nimm nur Abſchied von dem tollen Jungen, Du wirſt ihn auf dieſe Weiſe bald verlieren, denn Etienne und Teſſi ſind zu erbitterte Feinde, als daß ſie ſich jemals verſöhnen könnten."

„Ach!" rief Marion, „das Boot iſt nicht mehr zu ſehen, jetzt weiß man in der That nicht, was ſie mit einander ausmachen. Und unterdeſſen könnte Caſimir ſeine Geſchichte beendigen."

„Der Teufel mag hier das Ende zufügen!" brummte Caſimir. „Ich finde, daß wir auf eine recht einfältige Weiſe in unſerer Erzählung geſtört

Verzierungen geſchmückt, die man ſich nur denken mag. Sein Auge ward geblendet von all dem Glanz, und er mußte ſich eine We[illegible]ſinnen, ob er wache oder im Traume liege. [illegible]n ganz Baſtia und in der Umgegend hatte [illegible] nie von einem ſolchen Pallaſt ſprechen hören, auch wurde es ihm jetzt deutlich, daß er ſich auf einer Inſel befinde, denn rund umher ſah man das Meer im Sonnenglanze funkeln und ganz bedeckt mit zierlichen Beeten von allen Formen.

„Meiſter Jacques war ein Mann, der ſich nicht aus der Faſſung bringen ließ; er that nichts mehr, als daß er im nächſten Waſſerſpiegel eines klaren Marmorbeckens ſeinen Anzug muſterte, die blonden Haarzöpfe in Ordnung brachte und ſich dann anſchickte, vor dem Prinzen und der Prin-

Jacques hütete ſich wohl, ſein wahres Verhältniß zu der ungetreuen Teſi zu verrathen.

„Im Auſterſtaate ging es nun auf die allerglänzendſte Weiſe her. Ein Feſt drängte das andere, und manche waren ſo beluſtigender und ſeltſamer Art, daß ſchwerlich der Gedanke dazu einem Ceremonienmeiſter oder Hofmarſchall an unſern Höfen gekommen wäre. In den Geſellſchaften gab es ſehr kokette Auſtern, die es ordentlich darauf abgeſehen zu haben ſchienen, Meiſter Jacques ſeiner Teſi ungetreu zu machen, allein der gute Burſche hatte nur einen Fehler, und dieſer beſtand darin, daß er ſeiner Liebſten treu war; ſelbſt die größten Schönheiten des Auſterſtaates vermochten nichts über ihn.

„Als die Zeit der Verzauberung wiederum

und liebe mich noch ferner und folge mir, und ſey meine Hausfrau, aber in der ſchönen Gotteswelt!" Teſi verbarg ihr Haupt an ſeinem Halſe; ſie antwortete nicht, ſondern öffnete nur eine Seitenthür des Gemachs, und herein traten drei hübſche Fräulein, die ſich zärtlich an die Mutter ſchmiegten. „Sieh!" rief Teſi, „ſoll ich dieſe verlaſſen?" — „Aber bin ich Dir nicht lieber?" fragte Jacques und ſah mit ſeinen treuherzigen blauen Augen ſie an; „und Dein Vater, Teſi, und die gute Stadt Baſtia?" — „Hoffe nur," ſagte ſie leiſe, „vielleicht iſt es mir möglich, heimlich zu euch an's Land zu kommen; doch ganz bei euch bleiben? — ach! das fordere nicht!" — Sie ſchloß ihn hiemit nochmals in ihre Arme, indem ſie ihn zur Abreiſe drängte.

umgaben Jacques Fahrzeug. Teſi hatte ihm vertraut, daß mit den erſten Strahlen der Morgenſonne die Verwandlung vor ſich gehen würde, aber ſchon ergraute der Horizont im Oſten und noch immer ſah man in der Ferne die erleuchteten Palläſte der Inſel ragen, noch immer flimmerten tauſend Lichter um ihn her. In ſchwermüthigen Gedanken vertieft, ſetzte er ſich am Rande ſeiner Gondel nieder und hatte bald Alles um ſich her vergeſſen. Plötzlich ward er durch einen harten Stoß, gleichſam als landete die Gondel, aus ſeinen Träumen geweckt. Wie erſchrack er, als er rings umher das Meer leer und öde, ſich ſelbſt aber auf dem ſchwarzen Felſen ſitzen ſah. Die Höflinge waren verſchwunden, ſtatt ihrer trieben zwölf feſt geſchloſſene Auſterſchalen an die Klippen

„Ja,“ entgegnete dieſe, „ich meine es zu ſehen, und den armen Jacques allein im Boote.“

„Närrin!“ rief Pierre, „wer ſpricht von Jacques? Aber wahrlich, Caſimir hat ihn da auf dem Felſen ſitzen laſſen, und wir wiſſen nicht, wie er wieder nach Baſtia kam.“

„Wie wird er heimgekommen ſeyn?“ rief Caſimir; „gewiß auf ſehr gewöhnlichem Wege. Man muß in einem Mährchen nicht Alles erſchöpfen wollen. Es ſey nur geſagt, daß Jacques niemals mehr Auſtern aß, denn er pflegte immer zu behaupten, daß er dieſelben unſcheinbaren Weſen einſt als ſehr wohlgekleidete Fräulein und hochachtbare Herrn kennen gelernt habe, und immer noch in einer gewiſſen zarten Beziehung zu ihnen ſtehe. Damit meinte der gute Junge ſeine

Steine hinauszurudern brauche, um Troſt und Hülfe zu finden."

„Ja," rief Suſanne, „das hab' ich auch gehört, und mit dieſem Segen ſoll es ſeine völlige Richtigkeit haben. — Aber, Tobby, biſt Du von Sinnen? weßhalb reißt Du das ſchöne Band und Deinen Blumenſtrauß vom Hute?"

Tobby hatte die höchſte Bruſtwehr des Dammes erklettert, und wies ſtatt aller Antwort nur vor ſich hinaus auf das Meer. Alle erhoben ſich von ihren Sitzen und erblickten jetzt das Boot, wie es hinter einem der Schiffe hervorruderte. Etienne und Teß hielten ſich eng umſchloſſen, ihre Blicke ruhten in einander und ihre Lippen fanden ſich öfters zum Kuſſe. „Wie elend und ſchülerhaft ſie rudern!" brummte Caſimir; „lauter halbe und matte Schläge! Wenn ich das alte Meer

„Das iſt der Segen der Urgroßmutter!" riefen die Mädchen.

„Das iſt er auch!" fügten Etienne und Teſſ hinzu, die jetzt an das Land ſprangen.

„Als wir an dem ſchwarzen Steine anlangten," ſagte Teſſ, „wurde es uns plötzlich ganz deutlich, wie wir uns ſo lange innig und treu geliebt, wie nur eigene Thorheit und Zwang der Eltern uns fern gehalten."

„Und meine Thorheit war die größere!" rief Etienne; „wie konnte ich nur glauben, daß Du den alten Müller wirklich liebteſt?"

„Nein, die meinige war die größere," ſprach Teſſ; „ich hätte es nicht übel nehmen ſollen, daß Du mich einmal im Unmuth die Auſterprinzeſſin genannt haſt."

Das Abenteuer
mit
# den drei Fiſchen.

Wer kennt nicht die Schickſale Achmet Ben-Ali's? wer hätte nie von ihnen geleſen in der Erzählung der Prinzeſſin Scheherazade? Aber nicht Jedermann weiß, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens Abenteuer zu beſtehen hatte, die noch viel merkwürdiger waren als alles Vorige, und die wir hier erzählen wollen.

Als Ben-Ali, wie wir wiſſen, durch die Freigebigkeit des Derwiſch in großen Wohlſtand

Alle dieſe Dinge laſſen ſich aber nicht wohl verheimlichen; eine Zeit lang ſahen ſeine Neider, deren ſich viele fanden, dieſe Anſtalten ruhig an, in der Hoffnung, daß die Quelle der Ueppigkeit bald von ſelbſt verſiegen werde; als ſie ihnen aber zu lange fortſprudelte, legten ſie Hand ans Werk, und der Himmel weiß, wie es geſchah, an einem ſchönen Morgen gehörte dem ehrlichen Ben-Ali von ſeinem prächtigen Hauſe und allem, was darin war, nicht ſo viel als ein roſtiger Nagel Werth hat. Die Tafel verſchwand, und was das Uebelſte war, die drei Tänzerinnen wanderten in das Harem des Kadi's, von wo ſie nie wieder zurückkehrten.

Man muß ſehr viel philoſophiſchen Sinn haben, um dergleichen ruhig zu ertragen. Achmet Ben-Ali war kein junger Burſche mehr, es ward

So ging er denn eines Morgens, ſchwer mit ſeinem Netze und ſeinem Kummer beladen, an den Fluß. Seine Gedanken hatten wieder den verwünſchten Weg genommen und ſtellten ihm dar, welch ein vornehmer Mann er noch vor wenigen Monden geweſen und wie er es noch ſeyn könnte, wenn es nicht in der Welt elende Schurken gäbe, die Häuſer rauben, und Spitzbuben von Kadi's, die an fremden Tänzerinnen Gefallen fänden. In der übelſten Laune warf er die Netze aus. Es währte nicht lange, ſo zappelte etwas darin, und zwar ſo ungeſtüm, daß das Waſſer oben ſich kräuſelte. Der ehrliche Ali ließ ſeine böſen Grillen fahren, und zog mit allen Kräften, denn das Netz war über alles Maaß ſchwer. Im Ziehen gingen ihm in Blitzesgeſchwindigkeit alle die tollen Geſchichten durch den Kopf, von denen Niemand in war es, was da zappelte und von dem guten Ali mit ſo viel Anſtrengung aus dem Waſſer gezogen wurde? Ach, nichts mehr als drei ganz gewöhnliche Fiſche! — Achmet Ben-Ali ſah ſie mit verächtlichem Blicke an, als ſie vor ihm auf dem Sande lagen, und nicht viel fehlte, ſo hätte er ſie wieder in's Waſſer zurückgeſchickt. Die Fiſche rührten ſich und machten kleine Sprünge, um ſich wieder in den Fluß zurückzuſchnellen; als dieſes nicht gelingen wollte, hob plötzlich einer, und zwar der größte, den Kopf in die Höhe und rief: „Guten Morgen, Achmet Ben-Ali, wie geht's?"

„Ich danke Euch, Herr, gut. Ich meine, Ihr befindet Euch ebenfalls wohl?"

„Nicht zum Beſten, Ali," rief der Fiſch, „ich dächte, Du ließeſt uns wieder in's Waſſer."

„Nein, Herr, daraus wird nichts."

ehrerbietigem Tone, und indem er ſich gegen den Fiſch verneigte, „wie viel Dublonen wollt Ihr mir dafür geben, Herr?"

„Wir tragen keine Dublonen bei uns," war die Antwort, „aber wir wollen Dich-reich, glücklich und angeſehen machen durch eine magiſche Gabe, die wir Dir verehren."

»Allah!« ſchrie Ali, »da könnte ich ja wohl wieder auf den grünen Zweig kommen! Und ich will verdammt ſeyn, wenn ich diesmal mich nicht beſſer darauf zu erhalten weiß. Sprecht, Ihr Schelme, was wollt Ihr mir geben, wenn ich Euch frei laſſe?"

Die Fiſche thaten ſich zuſammen, indem ſie ihre Köpfe an einander hielten, gleichſam als ziſchelten ſie ſich etwas ins Ohr; darauf machte jeder eine Verbeugung, als ſtreifte er etwas vom

„Sie ſind Dein, Ali! Bewahre ſie wohl. Wenn Du in große Gefahr geräthſt, ſo haſt Du nur nöthig, eine Schuppe vor Dich hin in die Luft zu blaſen, und Du wirſt gerettet ſeyn.“

„Ihr ſcherzt wohl, Herr?“

„Thue, wie wir Dir ſagen; und jetzt laß uns ins Waſſer zurück; es iſt die höchſte Zeit.“

„Noch nicht,“ rief Ali, „bevor Ihr mir ſagt, wie ich zum Glücke kommen ſoll. Jene Gaben ſind zu weiter nichts nütze, als mich vor Unglück zu wahren.“

„Du biſt ein ſehr ſchlechter Philoſoph!“ ſagte der Fiſch verdrießlich.

„Herr, werdet nicht böſe,“ bat Ali.

„Nun, ſo höre,“ rief jener. „Jenes dort ſind die Gärten des Sultans, die läßt Du links liegen, und gehſt gerade zu auf die Moſchee los,

„Was aber?“ ſchrie der Fiſch, „ſiehſt Du Narr denn nicht, daß ich kaum mehr ſchnaufen kann? Zum Teufel! mache daß ich in's Waſſer komme, oder mein und Dein Glück ſind beide auf immer verloren.“

Der erſchreckte Ali ließ die drei Fiſche ſchleunig in's Waſſer, und ſah ihnen nach, wie ſie anfangs zögernd und dann ſehr luſtig davon ſchwammen. Bald waren die Fiſche fort, und das Netz war leer. Ali nahm kopfſchüttelnd die drei Schuppen vom Boden, neſtelte ein Ende ſeines Mouſſelin-Turbans auf, wickelte ſie vorſichtig hinein, nahm ſeine Netze wieder auf den Rücken und wanderte nach Hauſe. Im Gehen dachte er ernſtlich daran, ob die Fiſche vielleicht der Prinz Agibab mit ſeinen beiden Brüdern, oder ob es die bezauberten Unterthanen des Königs der ſchwar rothe Beinkleider, ein paar geſtickte, aber zerriſſene Pantoffeln, und an der Seite im Gürtel ein altes Gartenmeſſer, das die Stelle des koſtbaren Dolches vertreten mußte. So herausgeputzt, wandelte er auf dem großen Platze vor der Moſchee unter den zahlloſen Menſchen, die theils zum Gebet, theils zu ihren Geſchäften ſich verſammelten, auf und ab. Niemand achtete ſeiner, und er hatte vollkommen Muße, ſich die Vorübergehenden anzuſehen, um den herauszufinden, von welchem er ſein Glück erwarten ſollte. Doch ſie gingen ihrer Wege, und als der Ausrufer ſeine Stimme erhob, um das vierte Tagesgebet herzuſagen, war der ganze Platz leer und wie ausgeſtorben. Es ging ſchon ſtark gegen den Abend und Ali fing an ungeduldig zu werden. Da richtete er ſeinen Blick auf einen Bettler, der am Boden ſaß und ſeine zuflüſterte: „Wer Ihr auch ſeyn mögt, Freund, wollt Ihr fünfzig Zechinen verdienen, die ich für Euch in der Taſche habe?“

Ali prüfte mit einem ſtaunenden Blick den Bettler, der eben aus ſeinen Lumpen einen vollen Beutel mit Goldſtücken emporzog. Er konnte noch nicht Zeit finden, ihm zu antworten, als er den Beutel ſchon in ſeinen Händen und ſich zugleich vom kräftigen Manne in den Schatten einiger Mandel- und Olivenbäume gezogen fühlte, die den Seiteneingang zur Moſchee bildeten. In demſelben Augenblick erſchien eine Frauenſänfte, von einigen ſchwarzen Bewaffneten begleitet. Der Bettler packte wieder den Arm ſeines Begleiters, indem er ihm zurief: „Jetzt gilt's! Seht Ihr da die Sänfte; in ihr ſitzt eine ſchöne Frau, wir müſſen ſie rauben, und ohne großen Lärm die ſchwarze Wache nieder-

Eure Sache ſelbſt aus! — Die Favorite des Paſcha — Allah ſoll mich bewahren!«

»Hund, der Du biſt!« ſchrie der Andere; »Du thuſt, was ich Dir gebiete, oder mein Meſſer ſitzt in Deiner Kehle.« Er zog hier einen von Diamanten blitzenden Dolch aus ſeinen Lumpen hervor und brachte dieſe koſtbare Waffe an den Hals des armen Achmet, der plötzlich jetzt Muth genug empfand, es mit dem Teufel ſelbſt aufzunehmen. Beide ſtürzten ſich jetzt aus ihrem Hinterhalt auf die Sänfte, ein Theil der Schwarzen fiel von den wüthenden Stößen des Bettlers, ein anderer ergriff feige die Flucht und verbarg ſich in der Moſchee. Hinter den zerriſſenen ſeidenen Vorhängen der Sänfte ward ein junges Weib von beſonderer Schönheit ſichtbar, die mit einem Ausdruck des Entzückens dem Bettler in die Arme einſchiffte. Dieſes alles war ſo ſchnell gegangen, daß der gute Achmet zu träumen glaubte.

Auf dem Schiffe ſelbſt fand ſich ſchon mehr Zeit zu überlegen. Der verkleidete Bettler mochte ſich jetzt ſo ziemlich für geſichert halten. Er ſtreifte alsbald ſeine Lumpen vom Leibe und erſchien in einer prächtigen, koſtbaren Tracht, indem er den zahlloſen Sklaven auf dem Schiffe ſeine Befehle ertheilte und Achmet zu ſeinen ſchon erhaltenen Zechinen noch fünfzig zuzahlen ließ. Dieſer war ganz glücklich. Er überzählte ruhig ſein Geld und kümmerte ſich wenig darüber, daß ihm einer der Schiffsleute zuflüſterte, der Herr des Schiffes ſey ein kecker Pirat, der dem Sultan ſeine einzige Tochter geraubt habe, und auf deſſen Kopf ein hoher Preis ſtehe. Die Barke ſegelte mit gutem Winde ſo geſchwind, daß an kein Nachſetzen zu und nicht wußte, was nun zu machen ſey. Er dachte hin und her, welche Fee oder welcher Zauberer dieſes Unwetter könne angeſtiftet haben, und bei dieſen ſcharfſinnigen Unterſuchungen ging das Schiff unter. Ein fürchterliches Krachen entſtand, als die Bretter und Balken von einander wichen, um dem Waſſer Platz zu machen, dazu das Geheul der Mannſchaft, das Zerreißen der Segel und das Gebrauſe der Wellen, die ſich ſo heißhungrig über ihre Beute ſtürzten, als hätten ſie Monatelang gefaſtet.

In dieſem Mißgeſchick ſuchten die Beherzteſten und Frechſten, indem ſie ihre Kameraden fortdrängten und in's Waſſer ſtießen, das Boot zu erreichen, aber ihrer waren dennoch ſo viele, daß das kleine Fahrzeug überladen wurde und unterſank. Achmet erhielt ſich mühſam auf einem der Schuppen hervor und blies ſie in die Luft, gerade in dem Moment, als das morſche Brett unter ihm zuſammenbrach und er in die empörten Wellen hinabglitt. Welch ein Wunder zeigte ſich da. Die niedlichſte Gondel von der Welt, mit Segel und ſeidnen Gehängen ſo ſchön aufgeputzt, als hätte der Sultan darin Platz nehmen ſollen, befand ſich im Nu unter den zitternden Gebeinen des armen Ali. Er ſah ſich, er wußte nicht wie, ausgeſtreckt auf ſeidenen Polſtern, neben ſich eine Pfeife mit dem allerfeinſten goldgelben Tabak, noch rauchend, als hätte ſie eben der frühere Beſitzer aus dem Mund gethan, vor ihm auf einem feſten Marmortiſchchen ſchwankte leiſe in einer milchweißen Bechertaſſe das dunkelgoldbraune Naß des duftendſten Mokka-Kaffee's. Gewiß eine angenehme Ueberraſchung für einen armen Schelm, der ſich eben emporblies. Auf dieſe Weiſe beſchäftigt, kümmerte er ſich um den ganzen Schiffbruch weiter nicht.

Wenn die Geiſter ſich einmal damit abgeben, Schiffe auszuſtatten und Zimmer geſchmackvoll einzurichten, ſo muß man ihnen den Ruhm laſſen, daß ſie es weit beſſer verſtehen wie wir. Leider geben ſie ſich nur viel zu ſelten damit ab. Ali's Gondel war ein Beweis, was ſie in dieſem Fache zu leiſten im Stande waren. Obgleich ſie in unglaublich kurzer Zeit entſtanden war, ſo fehlte ihr doch nichts, was man nur irgend in dem Prunkzimmer eines orientaliſchen Großen erwarten kann; und alles dieſes in einen kleinen Raum gedrängt und auf die bewegliche glatte Welle des Oceans geſetzt, der es, ganz verändert von ſeinem vorigen Ungeſtüm, in eine kaum bemerkliche ſanfte Bewegung ſetzte, gleich geeignet, ein poetiſches Nachvergeblich ſich zu erhalten ſtrebten. Bald war das Meer völlig ruhig, und ſo weit er auch ausſchaute, ſah er nichts als den unendlichen glatten Spiegel, dem der wolkenloſe Himmel eine klare blaue Farbe mittheilte. Näher an ſeiner Gondel ergözte er ſich an dem Wiederſchein der bunten Farben, die die Teppiche, die goldenen Gefäße im Zelte, ſo wie die prächtigen Stoffe des Baldachins bildeten. — So ſchwamm er in der Einſamkeit dahin, ohne daß ein Laut in ſeiner Nähe rege wurde. Eine Stunde nach der andern verging, die Sonne, die anfangs gerade über dem Baldachin geſtanden, ſah jezt ſeitwärts in hellen Streiflichtern durch die Vorhänge; bald ſchwamm ſie wie eine zitternde brennend rothe Flüſſigkeit über dem jezt milchweißen Waſſer, und endlich ſog ſie ein duftiger Nebel ein, der über die unabſehbare Waſſerwelt

Figuren, die mit einander zu wandeln und zu ſprechen ſchienen. Das Meer erſchien wie ein belebter ungeheurer Saal, deſſen Kuppel der Himmel mit ſeinen zahlloſen Sternen bildete. Den guten Ali packte ein Schauer, er zog die Vorhänge ſeiner Gondel eng zuſammen, hüllte ſich in ſeinen Kaftan, und indem er ſich zugleich tief in die Polſter ſeines Sitzes eingrub, verfiel er bald in einen ſanften Schlaf.

Am Morgen weckte ihn das leiſe Plätſchern der Wellen an die Wände der Gondel. Wieder ſtand vor ihm die ſchwankende Taſſe Kaffee und die lange Pfeife. Er öffnete ſchnell die Vorhänge und wieder war nichts zu ſehen, als das weite unbegrenzte Meer. So gingen fünf Monde dahin, ohne daß ſich nur das Mindeſte in der Umgebung geändert hätte. Jetzt fing Achmet ernſtlicher an, peinigenden Vorſtellung fiel ihm ein, von den noch zwei übrigen Schuppen Gebrauch zu machen, allein wie er eben daran war, den Knoten zu löſen, beſann er ſich, daß ihn die Zaubergabe nur in Gefahr ſchützen könnte, und daß er ſich ja in großem Glücke und Ueberfluſſe befände. Der Spott, der in dieſer Ueberzeugung zu liegen ſchien, brachte ihn dergeſtalt in Zorn, daß er in die heftigſten Verwünſchungen gegen die drei Fiſche ausbrach.

„Ihr elenden Großſprecher!“ rief er, „iſt das das Glück, das ihr mir zugeſichert habt? — O, ihr nichtswürdigen Schelme, hätte ich euch doch nicht getraut! — Seht doch, darf ein liederlicher Fiſch ſo mit einem ehrlichen Manne umſpringen? Was nutzt mir hier euer elendes Gold und Silber? Da, nehmt es und bewahrt es in eurer Teufelsküche, wo ihr es hergenommen habt!“

wäre mir willkommen; ja, ich könnte glückſelig ſeyn, wenn ich auch nur in die Geſellſchaft elender Affen käme!“

Kaum hatte er dieſen Seufzer ausgeſtoßen, als ſein Auge, das immerdar begierig umherſpähte, ein Schiff entdeckte, welches in nicht geringer Entfernung mit geſpannten Segeln gerade auf ſeine Gondel zuſteuerte.

Wer war froher als Achmet, er zupfte ſogleich ſeinen Kaftan zurecht, ſchob ſeinen Turban gerade, und machte ſich bereit, nach ſo langer Einſamkeit wieder in menſchlicher Geſellſchaft zu erſcheinen. Allein welch eine ſeltſame Geſellſchaft mochte die ſeyn, welche ſich auf dem Verdeck des Schiffes herumtrieb? Wahrlich, wenn das Auge nicht trügt, ſo tragen die Leute dort oben Pelze, die ihnen auf den Leib gewachſen ſind, dazu

That den armen Achmet am Wort genommen. Wie liefen die Geſellen zuſammen auf dem Verdeck, wie fochten die haarigen Arme in der Luft, wie boshaft blitzten die kleinen Augen und wie fürchterlich verzogen ſich die Mäuler, um ein Geſchrei auszuſtoßen, wovon das Schiff erbebte. Da hockten ſie alle in langer Reihe und jeder zog an dem Seil, mit dem ſie die Gondel geentert hatten. Ali ſtieg fluchend die Treppe hinauf.

Oben angelangt, brachten ihn die Beſtien vor einen großen gelbbraunen braſilianiſchen Affen, mit einem ellenlangen Backenbarte geziert, der ſich Kapitän des Schiffes nennen ließ und dem Ankömmling ein boshaftes Geſicht zuſchnitt.

„Guten Morgen, Ali!“ rief er; „wie geht's Dir?“

„Ich danke Eurer Herrlichkeit,“ entgegnete das alles nicht mehr wie billig; warum unterſtehſt Du Dich, auf dem Meere herumzufahren, und noch dazu in einer ſo prachtvollen Gondel.“

„Aber Herr —“

„Gut, Ali!“ rief der Affe, indem er dreimal in die Hände klatſchte, „ich ſehe, Du willſt von den zwanzig Stockprügeln gleich einige auf Abſchlag nehmen. Du ſollſt ſie haben.“

Bei dieſen Worten erſchienen vier handfeſte Affen von einer abſcheulichen Größe, zogen Achmet den Kaftan aus, banden ihn an den Maſt und ſchlugen tüchtig auf ihn los. Die übrigen ſtampften mit Händen und Füßen, indem ſie wie toll vor Freude ſchienen. Als Ali's Rücken von den Schlägen ziemlich wund war, kamen ein paar andere, rieben ihn mit Sand und Meerwaſſer ein, und ſpritzten ihm eben ſolches in die Augen.

gab man ihm einen Schiffbeſen in die Hand, und er mußte wohl oder übel ſcheuern. Von Zeit zu Zeit kam eine kleine graue Meerkatze, und indem ſie ihm ein Stück ſchimmelichten Zwiebacks und eine Schale faulichten Waſſers hinſetzte, ſah ſie nach, daß es mit der Arbeit vorwärts ging. Sie machte ihm ſogar Komplimente über ſein Aeußeres, indem ſie hinzuſetzte: „ſeyd verſichert, ſo wie es mit Euren Wunden beſſer geht, wird man gleich Euch die verſprochenen Stockprügel, die noch rückſtändig ſind, auszahlen.“

Und ſo geſchah es auch. Die Affen führten ein ganz verwünſcht ſtrenges Regiment auf dem Schiffe. Acht Tage hindurch mußte Ali das Schiff ſcheuern und Stockprügel ertragen. Dazu erlaubten ſich die Affen jeden nur erdenklichen Schimpf gegen ihn, wenig fehlte, ſo hätten ſie ihn zu Tode vergeblich, endlich fiel auf einen Druck ſeines Fußes ein kleines Gitterfenſter nieder, und ſchnell fuhr Ali's Kopf hindurch. Allah! was ſah er da? — Der ganze Raum ſteckte voll der allerhübſcheſten Mädchen die man ſich denken kann. Kopf an Kopf eng zuſammengedrängt. Einige lagen auf den Polſtern, die rund an den Wänden ſich hinzogen, andere ſtanden mit wehmüthiger Miene da, wieder andere ſangen und ſpielten. Es war ein Anblick, um einem ehrlichen Mann den Kopf zu verwirren, ſo viel ſchöne Augen, ſchlanke Leiber, reizende Geſichter auf einmal zu ſehen, und das tief unten im Schiffraum.

Kaum hatten die Mädchen Ali's Kopf geſehen, als ſie alle durch einander einen hellen Schrei thaten. „Ach!“ riefen ſie, „da kommt der Affen-Kapitän, um uns allen den Hals umzu-

Mädchen zu erſpähen, „dieſe Affen ſind gar nicht ſo einfältig, wie ſie ausſehen, ſie haben ſich hier ein ganz allerliebſtes Serail angelegt.“ Er that hierauf ſein Möglichſtes, die Mädchen zu beſänftigen, die da drohten, ihm die Augen auszukratzen, wenn er nur einen Schritt in ihren Käfig thäte. Endlich nach vielen Bemühungen gelang es ihm, ſie davon zu überzeugen, daß er ein Menſch wie ſie ſey.

Die Muthigſten wagten ſich jetzt an's Gitter hinan, und indem ſie die andern nachzogen, fand ſich's alsbald, daß der ganze Hauſe vor dem Fenſter verſammelt ſtand.

„Bei Gott,“ rief Ali, „es war nicht fein von Euch, mich für einen Affen zu halten.“

„Wenn Du wirklich keiner biſt,“ riefen die Mädchen, „ſo ſollteſt Du uns aus dieſer wieder-

„Ach!“ rief Ali, „was geht mich Euer alter Muſtapha an? Glaubt Ihr, daß ich mit den zwanzig Stockprügeln täglich nicht zufrieden bin, und daß mir nach mehr gelüſtet? Ich rühre keine Hand in dieſer Sache!“

„Du wirſt doch wohl, Ali,“ rief das Schwarzauge, indem ſie eine ſanfte weiße Hand zwiſchen das Gitter durchſtreckte und damit ſchmeichelnd an den Wangen und dem Bart des guten Knaben niederfuhr. „Nicht wahr, Du wirſt doch wohl?“

„Allah ſtrafe mich, da ich werde,“ brummte Ali „Es iſt kein Auskommen mit Mädchen und Affen, außer daß man ihnen den Willen thut.“

Er ließ ſich hierauf umſtändlicher beſchreiben, wie er den gefangenen Alten finden könne. Die Unterhaltung am Gitter dauerte ſo lange, bis man die Schläfer oben erwachen und auf dem

Mahl zu bringen. Sie hielt ſich diesmal länger auf wie gewöhnlich, und endlich ſagte ſie: „Nicht wahr, Ali, Du findeſt, daß ich von Geſicht und Geſtalt nicht ſo übel bin?“

Ali, dem nie ein häßlicheres Geſchöpf vorgekommen war, erwiederte mit einer artigen Miene: „Ich finde, Dame, daß Ihr von einer unvergleichlichen Schönheit ſeyd.“

„Ach!“ rief die Meerkatze, „ſo könnteſt Du Dich wohl entſchließen, mich zu heirathen?“

Ali war ſo erſtaunt über dieſen Antrag, daß er nicht gleich wußte, was er antworten ſollte. Er ſcheuerte darum weiter fort und ließ die Meerkatze bei Seite ſtehen. Dieſe, die ſich vorgenommen hatte, die Sache zu Ende zu bringen, fuhr fort mit etwas leiſerer Stimme: „Wenn ich mein jungfräuliches Zartgefühl hintanſetze und über dieſe fort, und die Affen übten von Stunde zu Stunde eine unleidlichere Tyrannei aus. An einem Abend, als ſich alle in ſtarken Getränken etwas zu Gute gethan hatten und daher wieder in tiefem Schlafe lagen, fand Ali Mittel, den alten Muſtapha in ſeinem Gefängniſſe aufzuſuchen. Er fand einen Greis in elendem Zuſtande, mit zerzaustem Bart und Fetzen von Kleidern, in einem Behälter ſitzen, der nicht viel größer war wie ein gewöhnlicher Papagayen-Käfig. Nachdem er ihm den Gruß der gefangenen Mädchen ausgerichtet, fragte der Alte: „Mein Sohn, wie kommſt Du auf dieſes Schiff, das ohne Zweifel der heilige Prophet in ſeinem Zorn verwünſcht hat?“

„Guter Vater,“ entgegnete Ali, „meine Geſchichte läßt ſich in wenig Worte faſſen. Wie Du Deinen Bart verloren, ſo hat man mich um ein hübſches Haus und um drei niedliche Tänzerinnen gebracht. Darauf hat ein Schurke von Fiſch mir alles mögliche Glück verſprochen; ich traute ihm, half dem Großſultan ſeine einzige Tochter entführen, litt auf einem nichtswürdigen Piratenſchiff Schiffbruch, ſchwamm darauf in einer verzauberten Gondel mehrere Monde herum und ward dann von den Affen hier gefangen, die mir täglich zwanzig Stockprügel geben. Außerdem hat ſich noch eine Meerkatze in mich verliebt, die mich zu ehelichen denkt. Da habt Ihr Alles.“

„Allah beſchütze mich!“ rief der Alte, indem er den Kopf ſchüttelte und die wenigen Barthaare, die ihm noch übrig geblieben, mit den dürren Fingern ſtrich. „Aber auf welche Weiſe haſt Du Dich aus dem Schiffbruch in die Gondel gerettet?“

„Ihr meint wohl, daß ich zaubern kann?“ fragte Ali.

„Es kommt faſt darauf heraus,“ ſagte der Alte. „Wenn das iſt, ſo theile mir die geheimnißvollen Kräfte mit; es könnte ſeyn, daß wir uns mit ihrer Hülfe alle retten könnten.“

„Wen nennt Ihr Alle?“

„Nun ich, Du und die zwanzig Mädchen,“ entgegnete Muſtapha verdrießlich. „Oder willſt Du Dein Leben lang hier auf dem Schiffe bleiben?“

Ali zeigte jetzt die zwei ihm noch übrig gebliebenen Schuppen vor, indem er ihren Gebrauch erklärte. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „ſie können uns nur retten, wenn wir in einem unzweifelhaften und wirklichen Unglück ſtecken.“

„Zum Teufel,“ ſchrie der Alte, „nennſt Du das kein Unglück, wenn einem der Bart ausgerauft wird, man Prügel bekommt und eine Meerkatze ſich in einen verliebt? — Ich, meines Theils, Ali, weiß nicht, welches von dieſen dreien das größte Unglück iſt; die Fiſche werden uns auslachen, wenn wir noch auf größeres warten. Gib her, und laß mich machen.“

Er war hiemit willens, ſich der zwei Fiſchſchuppen zu bemächtigen, die Ali jedoch nicht aus der Hand gab. Er behauptete, man müſſe ſie noch durchaus auf ein entſchiedeneres Unglück aufſparen. Der Alte lachte ihn aus. Ali bat ihn, ſeine Geſchichte zu erzählen, doch er erwiderte: „Hiezu, mein Sohn, wird ſich immer noch Zeit finden, laß uns jetzt daran denken, wie ich mein Schiff, meine Schätze und mein ganzes Serail aus den Händen der abſcheulichen Affen wieder bekomme, denn alle dieſe Dinge, mußt Du wiſſen, gehören mir, als ihrem rechtmäßigen Beſitzer. Wenn Du drei Tänzerinnen verloren haſt, ſo habe ich deren mehr als zweihundert eingebüßt, die alle ganz vortrefflich tanzten, und die jetzt auf dem Boden des Meeres liegen. Die Affen fanden ſie nicht ſchön genug. Dieſe nichtswürdigen Geſchöpfe ſind ſo große Schönheitskenner, daß ihnen kaum der auserleſenſte Theil meines Harems, der hier gefangen ſitzt, gut genug ſchien, um erhalten zu werden.

„Ach!“ ſeufzte Ali, „zweihundert Tänzerinnen! und alle ins Meer geworfen! Hat man je eine teufliſchere Bosheit geſehen? Schon dieſes Grundes wegen müſſen wir nothwendig die Affen vertilgen.“

„Das wollen wir auch,“ erwiderte der Alte, „nur müſſen wir einen gewiſſen Angriffsplan machen, ſonſt ſcheitert unſere Unternehmung, noch ehe ſie recht begonnen worden.

„Zum Beiſpiel, wir drehen allen Affen die Köpfe um,“ ſchrie Ali.

„Ach, das geht nicht,“ rief der Alte. „Die ſind tauſendmal ſtärker wie wir, und könnten uns übles Spiel machen, wenn wir ſie mit offener Gewalt angriffen.

„Alſo müßten wir zur Liſt unſere Zuflucht nehmen?“

„Das iſt auch meine Meinung, Ali. Aber einen liſtigen Angriffplan zu machen, iſt nicht

Jedermanns Sache, ich wette zum Beiſpiel, daß ſie nicht die Deinige iſt. Deßhalb verlaſſe Dich auf meine Klugheit und Erfahrung, und melde für's Erſte den Mädchen dieſen Auftrag. Ich weiß aus ſicherer Quelle, daß die Affen morgen ein großes Feſt begehen werden, bei welcher Gelegenheit ſie mich und Dich ins Meer werfen wollen. Das iſt nichts neues, wir ſind ihnen ſchon lange zur Laſt, und Keiner von denen, die unglücklicherweiſe auf dieſes Schiff gerathen ſind, hat ein anderes Schickſal gehabt."

„Mächtiger Prophet!" ſchrie Ali außer ſich. „Aber da ſollen mir die Fiſchſchuppen ihre Dienſte leiſten; denn wer wagt es zu läugnen, daß erſäuft zu werden zu den wirklichen wahrhaftigen Unglücksfällen gehört?"

„Gewiß Niemand," entgegnete der Alte, „aber höre nur aufmerkſam meinen Rath an. Ohne Zweifel werden die Affen die Mädchen zu dieſem Feſte einladen; ſage ihnen, daß ſie ſich nicht weigern mögen zu erſcheinen, und das zwar mit den freundlichſten und zärtlichſten Mienen von der Welt. Nebenbei müſſen ſie jedoch von dieſem Fläſchchen, das ich Dir hier gebe, einige Tropfen jedem Affen in ſeinen Becher ſchütten. Der Genuß dieſes Mittelchens wird die Unholde alsbald ihrer Beſinnung berauben, und dann wird es Zeit ſeyn, daß wir uns zu Herrn des Schiffes machen.“

„Wenn wir nicht dann ſchon im Grunde des Meeres liegen!“ rief Ali.

„Freilich wohl, wenn wir dort noch nicht liegen!“ entgegnete der Alte mit höhniſcher Miene. „Dieſer Einwurf zeugt von vieler Klugheit. Nun geh, mein Sohn, und laß mich allein, denn nächſt dem Umgang mit Affen ſcheint mir der Deinige am ſtärkſten auf die Geduld zu fallen.“

Als Ali den Alten verlaſſen hatte, konnte er vor Bekümmerniß, Schrecken und Angſt keinen Augenblick ruhen. Das Schiff kam ihm wie der gefräßige Rachen eines Ungeheuers vor, und er wie zwiſchen den Zähnen liegend, um zermalmt zu werden. Er drehte das Fläſchchen, das er eben erhalten hatte, zwiſchen den Fingern, und immer wieder fielen ihm die Worte des Alten ins Gedächtniß: „morgen wird man dich und mich ins Meer werfen.“

Gleichwohl war keine Zeit zu verlieren. Die Mädchen mußten nothwendig von der nahen Gefahr für den Alten gewußt haben, ſonſt hätten ſie ſich nicht ſo beſorgt um ihn gezeigt. Ali hatte alſo kaum ſein tägliches Geſchäft beendet, als er an die bewußte geheime Thür eilte und ſeinen Auftrag ausrichtete. Sie verſprachen zu thun, was man von ihnen verlangte.

Er ſchwitzte Todesangſt, als er es am andern Morgen ärger als gewöhnlich oben poltern hörte. Man hatte ihm ſeine gewohnten Prügel nicht gegeben, auch war die Meerkatze nicht erſchienen, das waren ſichere Zeichen, daß es mit ihm zur Neige gehen ſollte. Als gegen Abend der Lärm am ärgſten wurde, nahm er ſeine Fiſchſchuppen in die Hand und ſtieg leiſe und unbemerkt auf's Verdeck hinauf.

Die Affen ſaßen hier an langen Tiſchen und berauſchten ſich in herrlichem Wein, und mitten unter ihnen in bunter Reihe die Mädchen. Es war toll genug anzuſehen, zwiſchen den braunen, faltigen, behaarten, großmäuligen, ganz abſcheulichen Fratzen die feinſten lächelnden Mädchengeſichter, wie unter einem Haufen erdiger Wurzeln ein Dutzend friſche Roſenknospen. Und wie ſie nickten, und wie ſie grinſeten, und wie ſie die haarigen Arme um die ſchönſten Nacken ſchlugen, o, es konnte einem ehrlichen Manne übel werden, ſo viel ungereimtes Zeug mitanzuſehen. Der Mond ſtand gerade hoch über dem Schiffe, rund umher ſtille Nacht, weites dunkles Meer, und nur die tolle Geſellſchaft der berauſchten Affen und Mädchen. Da klang es und ziſchte es und klatſchte und wieherte durch einander. Die vollen Humpen wurden umgeworfen, der rothe Wein floß in Strömen herab, die Mädchen ſchrieen und die Affen ſchlugen Purzelbäume. Zwei der geſchickteſten Kletterer rollten ſich mit ihren Schweifen oben an den Seilen feſt und ſchwangen ſich mit lodernden Fackeln in den Fäuſten in der Luft auf und ab, die andern ergriffen die Mädchen und raſeten im wildeſten Tanze mit ihnen um den Maſtbaum herum, dazu kreiſchte die lahme Geige Jocko's, des Unterbootsmanns, eines alten geſchickten Affen, der ſich auf die Muſik gelegt hatte. Ueberall Zeter und Gelächter. Nun trat Kriſtaldo hervor, der Ballettänzer, ein ſchlanker dünnleibiger Pavian. Alle machten ihm Platz, und er ergriff die braunäugige, weißarmige Fatime. Der Tanz begann. Jocko ſtimmte ſeine Geige zu den ſanfteſten Tönen, daß Fatimens zarte Füßchen ihn accompagniren konnten; kaum aber fiel Kriſtaldo mit ſeinen Purzelbäumen, mit ſeinen Luftſpringen und Tollheiten ein, ſo tobte Jocko's Geige, und quickte und ſchnarrte, um das Ohr zu zerreißen. Dann flog Fatimens Schleier und Kriſtaldo's Schweif rollte ſich in Luſt, und immer toller ſtampften und hüpften die Füße durch einander, bis endlich nach dem tobendſten Kampfe Fatime hoch auf Kriſtaldo's Schultern hockte und er mit ihr davon rannte. Gleich darauf trat die Meerkatze auf. Sie hatte zu viel getrunken und taumelte etwas, dennoch ſang ſie in den höchſten Tönen eine kleine verliebte Arie, über die das ganze Schiff in ein tolles Gelächter ausbrach. Sie wurde fortgedrängt und eine kleine Truppe Comödianten erſchien, ein paar Alte, die ſich um ein hübſches Mündel ſtritten, die ſie beide heirathen wollten. Jeder hatte einen vollen ſchönen Arm des Mädchens, jeder flüſterte ihr Schmeicheleien in das ihm zugekehrte Ohr, und ſo ſaß das lächelnde rothe friſche Geſichtchen zwiſchen den nußbraunen faltigen Fratzen mitten inne. Ihre dunkeln Augen leuchteten im Fackelſcheine und flogen bald in den einen, bald in den andern

Winkel, indeß der laut lachende Mund die schönſten Zähne zeigte.

So trieben es die Affen. Da rief der Kapitän, der oben an der Tafel ſaß und die hübſcheſte Tänzerin auf ſeinen Knieen ſchaukelte: „Nun, ihr Burſchen, der Hauptſpaß!“ — Ali's Herz ſchlug hörbar, als dieſe Worte erſchollen, denn ganz ohne Zweifel waren ſie auf ihn gemünzt. Ein paar Spürhunde fanden ihn auf und brachten ihn und den alten Machmut vor den lärmenden Kreis. Hier wurden ſie beide zuſammen in einen Sack geſteckt, den man mit Steinen beſchwert hatte.

„Allah ſchütze uns!“ ſchrie Ali.

„Sey nur ruhig, Du Narr!“ rief der Alte, „und gib Acht, was kommen wird.“

Unterdeß warfen ſich die Mädchen über die betrunkenen Affen her, deren keiner mehr ſein Beſinnung hatte, und ſtießen ihnen ihre Meſſer in die Bruſt. Es gab ein abſcheuliches Blutbad. Ein wahrer Knäuel packte ſich zuſammen, die umgeſtürzte Tafel, die todten Affen, die ſilbernen Geſchirre und die abgeworfenen Turbane und Schleier der Mädchen durch einander; ein tolles

Schlachtfeld, das der Mond beſchien und das das Schiff ganz ruhig durch die Nacht fortführte, als wären es Ballen Baumwolle und Kiſten voll Zucker. Man muß geſtehen, daß dieſes ein höchſt auffallendes Abenteuer war. Die beiden Freunde drehten ſich in ihrem Sacke um, und erwarteten, daß die Mädchen nun zu ihrer Befreiung herbeieilen würden, aber dieſe nichtswürdige Schaar hatte ganz andere Abſichten.

Sie rannten auf den Sack zu, ſchnürten ihn noch feſter zuſammen und ſtürzten ihn in das Meer. Das geſchah mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß weder Ali noch der Alte Betrachtungen darüber anſtellen konnten. Der erſtere war ſelbſt nicht im Stande, an ſeine Zaubergaben zu denken, und beide wären untergegangen, wenn nicht durch den Druck der Hand, in der ſie gepreßt waren, die magiſchen Schuppen von ſelbſt ihre Schuldigkeit gethan hätten. Kaum berührte alſo der Sack die Oberfläche des Meeres, als er auseinander riß und ſeinen Inhalt behutſam auf eine einſame Küſte niedergleiten ließ, von der früher nichts zu ſehen geweſen war.

Ali und der Alte erwachten als die Sonne ihnen ins Geſicht ſchien. Sie blickten ſich um, und von den Affen, den Mädchen, ſelbſt von dem Schiffe und dem ganzen Spuk der Nacht war durchaus nichts mehr zu ſehen, ſtatt deſſen erblickte ihr erſtauntes Auge eine Ebene vor ſich, die mit Bäumen bedeckt war, an denen große weiße Früchte hingen, ſo groß wie Mühlſteine und ſo weiß wie friſch gefallener Schnee.

Ali ſah ſich dieſes Wunder an, dann ſchlug er die Hände zuſammen und ſchrie: „Ach, wir ſind geſtorben, und büßen nun für unſere Sünden in der Hölle!“

„Schweig, Du Narr!“ rief der Alte. „Das iſt nicht die Hölle, ſondern der Himmel, und jenes da ſind die goldenen Früchte in ſilbernen Schalen, von denen jeder Gläubige ein ganzes Dutzend zum Imbiß bekommt.“

„So wünſche ich Euch guten Appetit,“ ſagte Ali, „ich für mein Theil möchte lieber die Leber meiner drei nichtswürdigen Fiſche hier haben, um ſie zu zerreißen.“

Der Alte zuckte die Achſeln und lachte.

Ali raufte ſich den Bart und zerrte an ſeinem Kaftan. „Wo ſind nun die Schätze, die ſie mir verſprochen haben?“ ſchrie er; „bis jetzt habe ich noch nichts bekommen als Prügel, ich habe noch nichts erlebt als Schiffbruch, man hat mir noch keine andere Freundlichkeit erwieſen, als mich in einen Sack zu ſtecken und ins Meer zu werfen.“

„Vielleicht,“ bemerkte der Alte, „haben die Fiſche die Abſicht, Euch Klugheit und Verſtand beizubringen, damit Ihr dereinſt Eure Schätze, wenn Ihr welche erhaltet, deſto beſſer anzuwenden und zu bewahren wißt.“

„Ihr ſeyd ein läſtiger Schwätzer,“ rief Ali wüthend, „und wenn Ihr noch einen Bart hättet, ſo würde ich Euch den ausraufen. Es geſchieht Euch Recht, daß die Mädchen Euch betrogen haben, und mit dem Schiffe durchgegangen ſind.“

„Alles das wäre nicht geſchehen,“ ſagte der Alte ruhig, „wenn Du mir damals die Fiſchſchuppe gegeben hätteſt, als ich ſie verlangte.“

Die Erwähnung der Fiſchſchuppe brachte Ali darauf, nachzuſehen ob er ſie beide noch beiſammen habe; als eine fehlte, ſprang er auf und ſchrie laut: „Hört, Alter! wir ſind weder im

Himmel noch in der Hölle, ſondern noch auf der Erde, und das Glück kann mich noch zum reichſten Manne machen. Seht, die Fiſche haben uns, ohne daß wir Beide etwas dazu gethan haben, gerettet. Ich habe nur noch eine Schuppe übrig."

„Bewahre ſie mit Klugheit," rief Machmut, „und nun laß uns gehen, um uns das Land näher zu betrachten, vielleicht finden wir ein Mittel, wie wir unſere verlorenen Schätze wieder erlangen können."

Sie gingen jetzt landeinwärts und kamen an den Bäumen vorbei, an denen die ungeheuren weißen Früchte hingen; aber wie erſtaunten ſie, als ſie die Früchte ſich bewegen und eine nach der andern vom Baume herabſteigen ſahen. Nach einer kleinen Weile war von ihnen die ganze Wieſe voll, und ſie umringten die Ankömmlinge. Jetzt bemerkte man, daß es Zwerge waren, die ſich ſo mißgeſtaltet zeigten, daß ſie faſt aus nichts als aus großen Geſichtern beſtanden, denen ein paar kleine Arme und Beine angeheftet waren; auf dem Kopfe trugen alle jene ungeheuren weißen

Turbane, die auf dem Baume, in der Sonne glänzend, wie Rieſenfrüchte ausgeſehen hatten.

Sie begrüßten die Fremden mit einem ſtolzen höhniſchen Weſen und traten dann zuſammen, um mit einander Rath zu pflegen. Ali ſah ihnen ſtarr nach und konnte ſich nicht genug verwundern über die wandelnden kleinen Eisberge, wie ſie auf der grünen Wieſe ſich bald ſo, bald anders zuſammenſtellten, und dadurch die ſonderbarſten Figuren bildeten. Oft ſchmolzen ſie in einen ungeheuern weißen Klumpen zuſammen, dann fuhren ſie wieder aus einander, gleich einer großen ſilbernen Sternblume, dann bildeten ſie einen Kreis und dann wieder eine lange Linie, endlich, nachdem genug berathſchlagt worden war, kam die ganze Schaar auf unſere Reiſenden zu, ſchloß ſie in ihre Mitte und führte ſie zu dem Pallaſt des Königs, indem ſie zugleich ihnen andeuteten, daß es auf dieſer Inſel Sitte ſey, die Ankömmlinge lebendig zu braten und dann öffentlich zu verſpeiſen.

Ali brach bei dieſer Neuigkeit in ein lautes Geſchrei aus, und der Alte hatte viel zu thun, ihn zu beſchwichtigen, indem er ihm vorſtellte, daß man für's Erſte ſich der Gewalt ruhig fügen müſſe.

Der Zug langte vor dem Pallaſt des Königs an. Aus dem Fenſter ſchaute gerade die Prinzeſſin, ſeine Tochter, ihr Blick fiel auf die Fremdlinge; ſie winkte ſie heran, und während das Gefolge in ehrfurchtsvoller Entfernung auf den Knieen liegend zurückblieb, hatte Ali die beſondere Auszeichnung, mit der vornehmen Dame einige Worte zu wechſeln. Sie galt für eine große Schönheit auf der Inſel. Ihr Geſicht war noch größer als bei den übrigen, dennoch wurde es von dem ungeheuren weißen Turban ſo in Schatten geſtellt, daß man wenig mehr ſah als ein Gemenge von vielen braunen Fältchen durch einander, aus denen eine lange ſpitzige rothe Naſe hervorſchoß, die Augen ſaßen wie die ſchwarzen glänzenden Kerne der Waſſermelone in den Falten feſt und blitzten dicht unter der weißen Mouſſelinwolke des Turbans hervor. Der kleine Körper war nicht im Stande, die Laſt des Kopfes ſammt deſſen Schmuckes zu tragen, deßhalb ſtand die Prinzeſſin zwiſchen zwei Hofdamen, die das beſchwerliche Geſchäft hatten, ſie aufrecht zu erhalten.

Als die Unterredung beendet war, führte man die Fremdlinge in einen Kerker, wo ſie ſorgfältig eingeſchloſſen und bewacht wurden. Man ließ ihnen hier einige Zeit, über ihre Lage zur Beſinnung zu kommen. Sie erfuhren, daß die ganze Inſel unter der Herrſchaft des Zwergkönigs ſtehe und von dem Zwergvolke bewohnt werde, das großes Anſehen und viel Schätze, und das noch dazu die Eitelkeit beſaß, ſich für die ſchönſte Menſchenraſſe der Erde zu halten. Bevor man die Gefangenen vor den König führte, ließ man ſie ein Bad nehmen und zugleich koſtbare Kleider anlegen.

Bei dem König war der Turban von einer ſolchen Größe, daß, wie unter einem Baldachin, ein Theil ſeines Hofſtaates unter demſelben Platz hatte. Er war dadurch zu einer ewigen Gefangenſchaft verdammt, da er ſich nicht von der Stelle rühren konnte, ohne an den Ecken des Saales anzuſtoßen. Dieſer Umſtand machte die hohe Würde, die er bekleidete, ziemlich läſtig, dennoch hätte er lieber auf der Stelle den Thron aufgegeben als das Recht, einen Turban zu tragen, der der größte auf der ganzen Inſel war.

Er nahm den unterthänigen Gruß der Gefangenen mit ſo viel Gnade und Huld auf, daß der ganze Hof darüber in Erſtaunen gerieth. Nach den üblichen Ceremonien redete er ſie auf folgende Weiſe an: „Fremdlinge, obgleich das Geſetz dieſes Landes Euch den Tod zuſpricht, und ſchon meine Unterthanen von Euch ein ſchmackhaftes Mahl ſich verſprechen, ſo habt Ihr dennoch dem Himmel Eure Rettung zu danken, der das Herz der erhabenſten Perſon auf dieſer Inſel Euch zugewendet hat. Meine Tochter, die Prinzeſſin, iſt entſchloſſen, Euch Achmet-Ali mit ihrer Hand zu beglücken.“

„Gehorſamer Diener!“ rief Ali und kratzte ſich hinter's Ohr.

„Du wirſt doch nicht — Einfaltspinſel!“ drohte der Alte leiſe und ſtieß ihn in die Seite.

„Ich werde wohl,“ entgegnete Ali mit wilder Miene, „die Ehre von mir ablehnen. Zum Teufel, war es nicht genug, mir eine Meerkatze auf den Leib zu hetzen, ſoll ich es nun noch mit einer Zwergprinzeſſin aufnehmen?“

Der ganze Hof war über dieſe freche Rede entſetzt, und der König rief zornig: „Nun gut, ſo bleibt es beim Braten und Aufſpeiſen.“

Die Gefangenen wurden wieder abgeführt, und Machmut konnte ſich nicht zufrieden geben über Ali's Widerſetzlichkeit.

„So heirathet ſie doch ſelbſt," rief dieſer. „Ihr habt gut ſchwatzen, mit aller Eurer Klugheit habt Ihr uns noch aus keiner böſen Grube herausgeholfen."

„Aber bedenke doch," ſagte der Alte, „Du biſt der Erſte nicht, der eine häßliche Frau heirathet und mit ihr Schätze und Anſehen gewinnt. Als Gemahl der Prinzeſſin wirſt Du über die ganze Inſel herrſchen, und der König wird uns ein Schiff ausrüſten, mit dem ich meinen entflohenen Mädchen nachſetzen kann."

Die Worte: „der Herr der ganzen Inſel werden und Schätze gewinnen" hatten für Ali's Ohr einen ſo guten Klang, daß ſie unmöglich ganz ohne Wirkung abgleiten konnten. Er dachte die ganze Zeit darüber nach, daß er im Gefängniß ſaß, und je länger er dachte, deſto weniger häßlich erſchien ihm die Prinzeſſin. Indeſſen wurden alle Anſtalten zur Hinrichtung getroffen, die Bratſpieße zurecht gelegt und die Scheiterhaufen angeordnet. Das Geräuſch davon drang auch in den

Kerker zu den Gefangenen. Man hörte das Volk ſich verſammeln und in ein Freudengeſchrei ausbrechen.

„Was ſoll ich thun?" rief Ali bei ſich und die Angſttropfen ſtanden ihm auf der Stirne, „verbrauche ich auch die einzige Schuppe, die mir noch übrig geblieben, um mich aus der Feuergefahr zu retten, ſo bin ich ſo weit, wie ich war, und ganz ohne Ausſicht etwas zu gewinnen; lieber heirathe ich die Prinzeſſin und mache mich zum Herrn der Inſel ſo gut es gehen will. Wahrhaftig, das wird das Vernünftigſte ſeyn. Der Alte hat Recht."

Als der König von dieſem Entſchluß hörte, ließ er ihn vor ſich kommen und redete ihn an: „Wie geht's, Achmet-Ali, willſt Du meine Tochter nehmen?"

„Ja, Herr, ich nehme Eure Tochter, aber Ihr müßt mir ein gutes Stück Geld dazu geben."

„Daran ſoll es nicht fehlen," entgegnete der König; „mache Dich nur fertig, alſobald Hochzeit zu halten, denn meine Tochter liebt das lange Warten durchaus nicht."

„Noch Eins," rief Ali, „wenn die Hochzeit vorüber iſt, ſo müßt Ihr uns ein gutes Schiff ausrüſten, daß ich mit meiner jungen Frau eine Reiſe machen und die Welt beſehen kann. Zudem müſſen wir auch einem Räuber, der uns unſer Schiff geſtohlen hat, als wir auf dieſe Inſel kamen, nachſetzen." Der König verſprach auch dieſes.

Jetzt ſchob man eiligſt die Scheiterhaufen bei Seite und machte Anſtalten zur Vermählung. Das Feſt wurde mit einer grenzenloſen Pracht begangen, aber je näher es dem Ende deſſelben ging, deſto mehr ſank Ali's Muth, und als man endlich nach den langweiligſten und ermüdendſten Ceremonien die beiden Verlobten allein ließ, ſtieg ſeine Angſt auf den höchſten Gipfel. Die Häßlichkeit der Prinzeſſin war von der Art, daß durchaus nicht damit zu ſpaßen. Sie ſah im Hochzeitsputze noch tauſendmal abſcheulicher aus, als in ihrem gewöhnlichen Kleide, und die reizende Miene einer Braut war bei ihr nur eine Verzerrung mehr.

Ali nahm zu ſeinem gewohnten Erleichterungsmittel ſeine Zuflucht, über die Fiſche zu ſchimpfen. „Betrüger," ſchrie er, „konntet ihr, wenn ihr mir wohl wolltet, nicht geradezu reines Glück geben, muß noch ſo viel Beiwerk von dem nichtswürdigſten Unglück daran hängen? Aber, ihr Lumpe, hilft es wohl, wenn ich mich über euch beklage, muß ich nicht jetzt durch, ich mag mich nun ſtellen wie ich will?“ Die Kammerfrau kam, um ihm zu melden, daß die Prinzeſſin ſchon zu Bette ſey. Ali fing an allen Gliedern zu zittern an. Er lief im Zimmer auf und ab, und endlich kam ihm ein Gedanke, den er mit Freuden feſt hielt.

„Wie,“ rief er, „gibt es wohl ein größeres Unglück, als mit einem Geſpenſte zu Bette gehen? Was iſt die Gefahr, erſäuft und verbrannt zu werden dagegen? Geſchwind, die Fiſchſchuppe her! Hat mich jemals ein wirkliches und wahrhaftiges Unglück betroffen, ſo iſt es jetzt.“

Durch dieſen Entſchluß kam ihm ſein Muth wieder. Er löste die Fiſchſchuppe, die er immer bei ſich trug, aus dem Zipfel des Turbans, und begab ſich dann zur Prinzeſſin, die ihm mit einem zärtlichen Lächeln aus dem Bette entgegenſah. Ihr Mund ſpaltete ſich bei dieſem Lächeln und zeigte eine Reihe ungeheurer Zähne, die einer Fiſchotter

Ehre gemacht hätten. Die feuerrothe Naſe zitterte mit der Spitze und die kleinen ſchwarzen Augen im Rieſenkopfe verſchwanden im Meer von Runzeln. Als ſie ihm einen ihrer kleinen dünnen Arme entgegenſtreckte, warf ſich Ali auf das Polſter und zerrieb in dem Augenblicke die magiſche Schuppe.

Die Prinzeſſin ſtieß einen Schrei aus, das Zimmer verfinſterte ſich, eine kleine Pauſe entſtand, während Ali nicht wußte, was um ihn geſchah, als er wieder aufblickte, ſah er neben ſich in Schlummer gewiegt die größte Schönheit der Welt. An das dunkelrothe Polſter geſchmiegt, blühten in weicher Rundung die ſüßeſten Blumenwangen, beſchattet von langen ſchwarzen Wimpern, die zum Kuſſe reizten. Am Halſe und an der runden nackten Schulter hatte ſich das ſchwarze glänzende Haar in großen Locken geſammelt, den weißen Buſen hob der leiſeſte Athemzug.

Ali wollte die Beſinnung verlieren über dieſes Wunder. Er ſetzte ſich auf den Polſtern auf, nahm die Lampe herab und ſchaute unverwandt in die himmliſchen Züge. Er ſchaute noch immer und Thränen rannen in ſeinen Bart, und tröpfelten auf ſeine Bruſt herab; er trocknete ſie eiligſt ab, aus Furcht, ſie möchten die Geliebte erwecken, und doch brannte er vor Begierde, ſie aus ihrem Schlummer zu ſtören. Oft war er mit ſeinen Lippen ſchon ganz nahe ihren geſchloſſenen Augen, immer wieder wich er zurück mit dem Gedanken, der reizende Traum könne entſchwinden. Er hob einen Zipfel der purpurnen Decke auf und hielt ihn vor der hellen Flamme, um das ſchöne Bild in Schatten zu hüllen, dann zog er zögernd die Decke wieder fort und ergözte ſich, wie das gelbliche Licht langſam erſt die Stirn, die Wangen und dann den Buſen küßte. So ſpielte er wohl eine Stunde, bis er ſich überzeugte, daß alles, was er ſah, Wirklichkeit war, und die Fiſche dieſesmal ein allerliebſtes Stückchen ihrer Zauberkunſt hatten ausgehen laſſen.

Ali hatte jetzt die ſchönſte Prinzeſſin zur Frau, und was noch mehr des Wunders war, mit der Königstochter hatte ſich auch das ganze Zwergvolk in wohlgeſtaltete Menſchen verwandelt, der König und ſein Hofſtaat mit eingeſchloſſen. Dieſes Ereigniß verbreitete aber lange nicht die Freude, die man hätte erwarten können. Die

Zwerge waren ſo eingenommen von ihren dicken großen Köpfen und ungeſtalteten Turbanen geweſen, daß ſie ihre neue Geſtalt anfangs nur mit Verwünſchungen betrachteten.

Der Alte, der indeſſen immer ſeine entlaufenen Mädchen im Kopfe hatte, mahnte an das Verſprechen des Königs. Sogleich wurde ein Schiff ausgerüſtet, und Ali, die Prinzeſſin und Machmut, mit einer Menge bewaffneten Gefolges nahmen darin Platz. Da man nicht wußte, wohin die Flüchtlinge ſich gewendet hatten, ſo bekam der Steuermann Befehl, bald rechts bald links im Meere herumzukreuzen, bis man auf eine leitende Spur träfe.

Da es das ſchönſte Wetter der Welt war und Ali und die Prinzeſſin bei all ihrem Glücke und ihrer Zärtlichkeit doch mancheśmal Langeweile empfanden, ſo ſaß man öfters bis tief in die Nacht auf dem Verdecke zuſammen und erzählte ſich Geſchichten. Bei dieſer Gelegenheit erinnerte Ali den Alten an ſein Verſprechen, die Abenteuer ſeiner Gefangenſchaft unter den Affen mitzutheilen, und jener hub an.

»Ich bin ein Handelsmann aus Balſora. Meine Geſchäfte, deren ich anfangs nur geringe betrieb, mehrten ſich in den erſten Jahren meiner Reiſen bald ſo ſehr, daß ſie mir einen anſehnlichen Erwerb abwarfen. Ich beſaß den ächt kaufmänniſchen Sinn, mit dem, was ich erworben, nie zufrieden zu ſeyn und immer auf größere Gewinnſte auszugehen. Das Glück begünſtigte meine Verwegenheit und reizte immer mehr meine Habgier, ſo daß zuletzt mein Charakter und meine moraliſchen Eigenſchaften dabei heftig litten. Im Bewußtſeyn meiner Schätze achtete ich die Noth und das Elend meiner Mitbrüder geringe, und verletzte dadurch eines der heiligſten und wichtigſten Gebote unſers göttlichen Propheten, der da gebietet, unſer letztes Stück Brod mit dem Elenden zu theilen. Ich war von einem ſo nichtswürdigen Stolz erfüllt, daß ich in Balſora als der reichſte Mann glänzen wollte, und zu dem Ende koſtbare Palläſte und Gärten baute, in denen ich einen faſt königlichen Aufwand trieb. Zu gleicher Zeit verſchmähte ich es aber auch nicht, auf den Gewinn auszugehen, und eine Gelegenheit, wo ſich ſolche fand, mit Begier zu ergreifen.

„So nahm ich denn auch den Auftrag an, aus entfernten Küſten Gegenſtände des Luxus und Putzes herüberzuſchaffen. Ich kam nach Indien gerade zur Zeit, als eine große Anzahl ſeltener Affen feil geboten wurden. Dieſer Kauf reizte meine Gewinnbegier, ich glaubte mit dieſen halbwilden, halbpoſſirlichen Geſchöpfen einen guten Handel zu machen.

„An der Küſte, wo mein Schiff hielt, war ſchon einige Monde früher ein heftiger Aufſtand ausgebrochen; die ſiegende Partei wüthete mit Feuer und Schwert auf das Fürchterlichſte gegen die Armen, die ſchon alles verloren hatten und nur noch für das nackte Leben kämpften. Dieſe Bilder des tiefſten Elends hatten mich gerührt, aber doch nicht tief genug, um dadurch meiner nichtswürdigen Habſucht Zügel anzulegen. Ich kaufte die Affen, und ließ ſie zu Schiffe treiben. In dem Augenblicke als dieſes geſchah, wälzte ſich ein Strom jener Unglücklichen auf mich zu. Ich ſah Weiber von Blut triefend, ihre ſterbenden Säuglinge im Arm und noch dazu die verwundeten Männer auf dem Rücken mit ſich ſchleppend, ſie flehten mich an, ſie auf das Schiff zu nehmen, ſie beſchworen die ewige Gnade des Propheten, um mein Herz zu rühren, aber vergebens, ich ließ ſie von meinen Knechten forttreiben, um den Affen Platz machen zu laſſen. Da ſtieß ein elendes halbtodtes Weib, das am nächſten am Schiffe ſtand, einen Fluch über mich aus. Monde lang, rief ſie, ſollte ich auf dem Meere herumirren, mein Hab und Gut verlieren, und da ich die Affen aufnähme und die Menſchen verſtieße, ſo ſollte ich unter die Herrſchaft dieſer Beſtien kommen, und lange Zeit vergeblich nach einem Menſchenantlitz ſeufzen.

„Ich ſpottete dieſer Worte und lichtete guten Muthes die Anker. Die Affen, deren ich wenigſtens fünfzig von den ſeltenſten Sorten und Raſſen an Bord führte, waren in den innern Raum gepackt. Außerdem hatte ich noch einen ganzen Harem von den ſchönſten Sklavinnen gekauft, weil ich ſie gerade billig bekommen konnte. Mit dieſen Schätzen trat ich nun den Rückweg an. Mir ahnete nicht in meinem verſtockten Gemüthe, daß des Propheten ſtets wachſames Ohr jenen Fluch des Weibes vernommen hatte und ſeine ſtrafende Hand ſchon über mir ſchwebte.

„Wir waren nicht lange gefahren, als die wüthendſten Stürme uns verfolgten und das Schiff aus ſeiner Bahn brachten. Ich mußte an einer Küſte unterwegs landen, und hier hörte ich von einem befreundeten Kaufmann, daß daheim durch die niederträchtige Treuloſigkeit meiner Beamten meine Palläſte geplündert und meine Gärten verwüſtet worden waren. Im Schrecken über dieſe Nachricht wollte ich nun meine Reiſe beſchleunigen, allein der Himmel baute mir noch mehr und noch größere Hinderniſſe in den Weg.

„Was ich als leere Drohung verſpottet hatte, traf wirklich ein. Meine ſämmtlichen Affen empörten ſich, zerriſſen ihre Bande und metzelten in einer Nacht die ganze männliche Schiffmannſchaft nieder, nur mich und meinen Harem ließen ſie leben. Dieſer Schlag traf mich doppelt hart, da ich nun bald in meiner Vaterſtadt anzukommen hoffte; die Affen waren nicht dieſer Meinung, nachdem ſie ſich zu Herrn des Schiffs und meiner Mädchen gemacht und mich gefangen geſetzt hatten, ſteuerten ſie auf gut Glück ihre eigene Straße. Ich erfuhr während mehrerer Monde nichts, was auf dem Schiffe vorging, die beſchwänzten Geſellen hatten uns

Menſchen ſo gut das Regieren abgeſehen, daß ſie ganz in der Ordnung unter ſich die verſchiedenen Aemter vertheilten, und wie es mir unten vorkam, ging das Schiff ziemlich regelmäßig ſeine Straße. O, ich Unglücklicher! da ſaß ich nun, und der Fluch war an mir in Erfüllung gegangen; mein Hab und Gut hatte ich verloren, und ſchmachtete nun unter dem Joche der unwürdigſten Sklaverei, die ſich denken läßt.

„Während dieſer Leidensepoche ging ich in mich und that dem Propheten ein Gelübde, daß wenn er mich wieder befreien und zu Ehren kommen laſſen würde, ich nicht allein drei Wallfahrten nach der heiligen Stadt unternehmen, ſondern auch mein ganzes Leben von Grund aus beſſern wollte.

„Allah ſey Dank, meine Freunde, der Prophet hat das Seinige gethan, es liegt mir ob, auch das Meinige zu thun, und daran ſoll es nicht fehlen. Das Abenteuer unſerer Befreiung iſt Euch bekannt, Prinzeſſin, eben ſo welche Strafe die aufrühreriſchen Affen erreicht hat, gelingt es uns nun, meine Mädchen wieder einzufangen, ſo will ich mich mit dem Theile meiner geretteten Habe begnügen und der Habgier nicht vergönnen, meinem Seelenheil ferner Fallſtricke zu legen. Der Prophet lenke übrigens Alles zum Beſten!“

Mit dieſer frommen Betrachtung ſchloß der Kaufmann von Balſora ſeine Geſchichte. Ali fand ſie ſehr merkwürdig und die Prinzeſſin vergoß bei dem rührenden Theile derſelben viele Thränen. Man fügte noch einige moraliſche Betrachtungen über die Habſucht und die Wohlthätigkeit hinzu, und dann dachten alle an andere Gegenſtände. Nach einer Weile erſchien der Steuermann und meldete, daß man ſchon ſeit lange etwas Auffallendes im Waſſer ſchwimmen ſähe, einige aus der Schiffmannſchaft hielten es für eine beſondere Art Seethiere, andere für etwas anderes. Ali, der Kaufmann und die Prinzeſſin liefen ſogleich hinzu, und der erſtere gab Befehl, daß man von dieſen Merkwürdigkeiten eine an Bord bringen ſolle. Als dieſes geſchehen, erkannten alle mit Verwunderung das feine Geſpinnſt eines Schleiers, wie ſie in dem Harem getragen werden. Der Alte ſchrie laut auf, indem er behauptete, der Schleier gehöre ſeinen Mädchen und dieſe könnten nicht mehr ferne ſeyn. Wirklich ſchwamm das ganze Meer von abgeworfenen Schleiern, Turbanen, Halstüchern und Gürteln. Es ſchien, daß die Schönen, jetzt da keine Männer mehr bei ihnen waren, es ſich möglichſt bequem gemacht hatten. Der Steuermann erhielt Befehl, den abgeworfenen Halstüchern nachzuſteuern.

Dieſe Spur lenkte ſo ſicher, daß kein halber Tag verging, und man hatte ſchon das Schiff der Mädchen vor Augen. Ali ließ jetzt, was nur an Segeln da war, aufſpannen, es ging pfeilgeſchwind, und der Alte, der oben im Maſtkorbe Platz genommen hatte, erhob einmal übers andere ein lautes Freudengeſchrei. In einiger Entfernung legte man bei, und es wurden Böte ausgeſetzt. Die Mädchen, die ſich keines Ueberfalls verſahen, badeten gerade im ſpiegelhellen Meere, und wurden nun zu Dutzenden gefangen und aufs Schiff gebracht. Es war luſtig zu ſehen, wie die Matroſen ſich mit den nackenden Mädchen herumſchlugen. Kampf und Sieg folgten ſchnell auf einander, und die Sache war in wenig Stunden vollkommen abgethan. So ſchnell hat noch kein Admiral ſeine Schlacht gewonnen. Der Alte konnte jetzt als Sieger in ſein Eigenthum einziehen. Anfangs wollte er allen Mädchen die Köpfe abhauen, aber Ali's und der Prinzeſſin Fürbitte machten, daß er ſeinen Racheplan aufgab. Er bot dem erſtern einige der ſchönſten Tänzerinnen zum großmüthigen Geſchenk an, doch dieſer, trotz ſeiner Liebhaberei für dergleichen Gaben, ſchlug ſie eben ſo großmüthig aus, ſey es nun, weil die Schönheit der Prinzeſſin alle andere Frauen in ihrer Nähe verdunkelte, oder weil er ihre Eiferſucht fürchtete, und lieber ein ſolches Geſchenk hinter ihrem Rücken im Geheim empfing.

Beide Schiffe kehrten jetzt auf die Zwerginſel zurück. Hier entſchied ſich bald Ali's Glück vollſtändig. Der König trat ihm die Regierung ab; er hatte alle Luſt an ſeinem Throne verloren, weil ihm nicht mehr geſtattet war, den haushohen Turban zu tragen. Eine Eitelkeit der Art iſt vielen hohen Herrn eigen. Ali erbte Schätze und Anſehen die Fülle, er gab einiges von ſeinen Reichthümern dem heruntergekommenen Kaufmann, der lange Zeit mit ſeinem Gewiſſen zu Rathe ging, ob er ſie annehmen dürfte, und endlich das Doppelte davon annahm.

In ſeinem Glücke vergaß Ali der großmüthigen Fiſche nicht, die er ſo oft und ſo unverdien geſcholten. Die Weisheit, mit der er jetzt ſein Land beherrſchte, ſeine Unterthanen glücklich machte und ſeine Reichthümer zuſammenhielt, war ein Beweis, daß jene Unglücksfälle nicht ohne Nutzen ihn betroffen hatten. Er wachte jetzt auf das Sorgſamſte über das Benehmen ſeiner Unterbeamten, denn er wußte aus Erfahrung, daß es Kadi's gibt die Tänzerinnen ſtehlen, Vögte die unrechtes Gut an ſich raffen, Piraten die Sultantöchter entführen, und Kaufleute die auf eine hartherzige und unbillige Weiſe ſich bereichern. Das ſind Kenntniſſe, die einem König von großem Nutzen ſind.

Im hohen Alter und am Ende ſeiner weiſen Regierung machte es Ali möglich, ſeine Vaterſtadt wieder aufzuſuchen. Sein erſter Gang war an den Fluß, wo er einſt ſein Glück gefiſcht hatte. Hier ſetzte er ſich nieder und legte das Koſtbarſte ſeines Schatzes, drei herrliche Edelſteine, in den Sand am Ufer, und bat die Fiſche zu erſcheinen, um ſeine Gabe in Empfang zu nehmen. Es währte nicht lange, ſo kamen auch die drei Wohlthäter aus den Fluthen hervor, aber ſie nahmen ſich wohl in Acht, wie damals auf den trocknen Sand ſich zu begeben, ihr Körper blieb in der Fluth und nur ihre Köpfe guckten zu Ali empor. Dieſer erkannte ſie und warf ſich mit über die Bruſt gekreuzten Armen ehrfurchtsvoll vor ihnen nieder. Der mittelſte der drei erhub ſeine Stimme und rief:

„Ei, ſchön guten Morgen, Achmet-Ali! wie geht's?“

„Gut, Herr, und ich hoffe, Euch ebenfalls.“

„So, ſo,“ entgegnete der Fiſch, „etwas kühl, man wird nachgerade alt, und das Blut war nie ſehr warm. Auch die Augen werden etwas trübe.“

„Ach,“ rief Ali, „ſo ſeht Ihr wohl nicht, lieber Herr, daß ein koſtbarer Diamant, faſt ſo groß wie Euer Kopf, vor Euch im Sande liegt, den ich Euch zum Geſchenke gebe aus dankbarem Herzen, weil Ihr mich glücklich, reich und weiſe gemacht habt.“

„Das Letzte iſt wohl das Beſte,“ ſagte der Fiſch. „Was Deinen Diamanten anbetrifft, ſo nimm ihn nur wieder mit, wir Fiſche lieben dergleichen nicht; hätteſt Du eine dickleibige Spinne oder einen Wurm zum Frühſtück gebracht, ſo wäre uns das willkommen geweſen. Uebrigens ſind wir Dir ebenfalls Dank ſchuldig, denn wir haben

Deine Abenteuer ſo gelenkt, daß Du uns an dreien unſerer ärgſten Feinde gerochen haſt.«

»Wunder über Wunder!« ſchrie Ali, »und wie ging denn das zu?«

»Ich will es Dir erzählen,« nahm der Sprecher das Wort. »Du wirſt wohl ſchon längſt dahinter gekommen ſeyn, daß wir nicht gewöhnliche Fiſche ſind, ſondern in einer Verzauberung ſtecken. Das iſt nichts Beſonderes, nach dem was Du erlebt haſt, muß Dich dergleichen nicht in Verwunderung ſetzen. Heutzutage geht es einmal ohne Verzauberungen nicht ab, und man mag noch ſo ſehr ſtreben, ſeinen Lebenslauf ruhig und natürlich zu führen, ehe man ſich's verſieht, ſteckt man dennoch bis an den Hals im Unnatürlichen drin.«

»O, ihr Schelme!« ſagte Ali leiſe bei ſich, »nun denkt ihr euch wohl wie die unſchuldigen Kindlein zu gebehrden, die nie noch ein Waſſer getrübt haben, und doch ſteckt euch unter jeder Schuppe ein Teufelskunſtſtück.«

»Wie Du uns hier vor Dir ſiehſt,« fuhr der Fiſch fort, »ſind wir alle drei mächtige Sultane. Wir beglngen die Unvorſichtigkeit, es mit einem böſen Zauberer zu verderben, und dieſer, nicht zufrieden, uns ſelbſt in dieſe elende Lage zu verſetzen, brachte auch Unglück über unſere Freunde und Genoſſen. Mein Nachbar zur Linken, der Sultan von Indien (Ali machte eine tiefe Verbeugung), hatte eine ſchöne Tochter, jener Zauberer reizte einen ehrſüchtigen tückiſchen Sultan, ſie ihm zu entführen. Dieſe Nichtswürdigkeit iſt nun beſtraft, denn den Elenden hat gleiches Schickſal getroffen, ſeine Tochter war es, die der Pirat entführte und mit ihr in den Wellen unterging.«

»Allah iſt gerecht!« rief Ali.

»Mein Nachbar zur Rechten war der Sultan von Perſien. (Wiederum Verbeugungen.) Durch Künſte des Zauberers hat er ſein Reich verloren, dafür iſt aber auch die einzige Tochter des Magiers auf eine elende Weiſe umgekommen; ſie war die Meerkatze, die ſich in Dich verliebte und ſpäter von den Mädchen erwürgt wurde.«

»Allah iſt weiſe!« rief Ali.

»Was endlich mein Schickſal betrifft,« begann der Fiſch mit einem wehmüthigen Tone, »ſo war ich berufen, einen der größten Throne einzunehmen, ich war Sultan von Babylon. (Ali bückte ſich dreimal und bis zur Erde.) Ich hatte alle Schätze, die man ſich nur wünſchen konnte, mein höchſter Schatz war jedoch eine reizende Prinzeſſin, ein Wunder der Schönheit, das ich bis zur Abgötterei liebte. Ach, wenn ich an jene Zeit der Jugend und Schwärmerei denke, ſo fühle ich mich ſeltſam bewegt und Thränen kommen mir ins Auge. Ich will mich kurz faſſen. Der neidiſche Zauberer raubte mir meinen Schatz, und wie ich erſt ſpäter erfuhr, brachte er die holde Prinzeſſin, zur häßlichen Zwergin verwandelt, auf eine Inſel, wo er ſie mit einem eben ſo widrig geſtalteten Zwergprinz verheirathete. O, mein Unglück war grenzenlos. Es gelang mir, Nachricht von meiner Verlorenen einzuziehen, ſie war bald nach ihrer Verheirathung geſtorben und hatte eine Tochter hinterlaſſen, die wo möglich noch ungeſtalteter als die Mutter auf die Welt kam. Dieſe Tochter meiner Geliebten aus ihrem Elend zu befreien, dahin ging mein Sinnen und Trachten; ich faßte Hoffnung zu Dir, und der Erfolg hat gelehrt, daß ich mich nicht getäuſcht habe.“

„Allah iſt mächtig!“ rief Ali.

„Das iſt er, mein Sohn," ſchloß der Fiſch ſeine Worte. „Das lange Sprechen hat mir die Kehle trocken gemacht. Lebe jetzt wohl, kehre in Dein Land zurück, und wenn Du und die Deinigen Langeweile haben, ſo erzähle ihnen „das Abenteuer mit den drei Fiſchen."

Dieſes ſagend verſchwanden die drei Sultane wieder unter's Waſſer.

BIBLIOTHECA
REGIA

Fortunat.

Erſter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Fortunat.

Ein Feenmährchen.

Von

A. von Sternberg.

„Comment pouvez-vous préférer (leur disait le sage Ouloug) des contes, qui sont sans raison, et qui ne signifient rien?"
C'est précisément pour cela, que nous les aimons (repondaient les sultanes).
Voltaire, Zadig.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]CENSIS.

Vorwort.

Es kann ſonderbar erſcheinen, in unſern Tagen mit einem Feenmährchen aufzutreten. Die ernſte Kritik achtet gering dieſe Blüthen, die keine Frucht anſetzen, die gemäßigtere ſieht auf ſie herab wie auf Spielereien einer glücklicheren Zeit, wo das Leben noch nicht ſo raſch drängte, wo die Erſcheinungen noch nicht ſo hart aufeinander ſtießen, und wo man noch nicht ſo viele ernſthafte Bücher und ernſthafte Geſichter ſah.

Die armen Feen! Was ſollen ſie in einer Welt voll Deputirtenkammern, Eiſenbahnen und

Dampfmaſchinen? Doch iſt ihnen vielleicht gerade der Contraſt günſtig. Der Millionär aus Lombard-Street, der über gar nichts mehr erſtaunt, dem es ſchon zur alltäglichen Erſcheinung geworden, auf den künſtlichen Bahnen in unglaublicher Zeitkürze ſeine Reiſen abzuthun, lächelt vielleicht noch, wenn er erfährt, daß die kleine Fee Babiliotte in ihrer Nußſchaale von einem Ende der Welt bis zum andern in wenigen Secunden reiſte *). Das iſt heutzutage der Punkt, wo Wirklichkeit und Mährchen ſich berühren.

Sehr lange hat die romantiſche Schule die Feen unter ſtrengem Interdict gehalten. Der ſchöne Himmel Oberons war entvölkert, und ſtatt ſeiner machte ſich ein widerliches Gemiſch nordiſcher Geſpenſter geltend. Es wimmelte von Gnomen, Nornen, Zwergen, Heren, Wehrwölfen und Wechſelbälgen. Jedermann weiß, welch einen Unfug ſie angerichtet haben. Es gilt den Verſuch, dieſe intereſſanten Naturkinder zu verdrängen und die ins Exil geſchickten Wieland'ſchen Feen wieder in den Vorgrund zu bringen. Die Phantaſie ergötzt ſich an einem immerwährenden Wechſel. Wenden ſich doch der Geſchmack, die Sitten, ſelbſt die Mode wieder zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, und die Feen allein dürften nicht wiederkommen? — Man gönne ihnen großmüthig einen Platz. Das allerliebſte Buch „La fée aux miettes" beſchäftigt ſich ſchon mit ihrer Wiedereinſetzung.

---

*) Cabinet des fées.

Verzeihe, ernſter Leſer, der du gewöhnt biſt an deine Romane mit politiſchen Tendenzen, hier haſt du ein Buch, das keine andere Tendenz hat, als dir einen phantaſtiſchen Scherz vorzuſpielen. Nimm dieſem Scherze ſeine Freiheit, und du verbieteſt ihm zu exiſtiren. Bedenke, daß auch der ehrwürdige Fénélon Feenmährchen ſchrieb, und noch dazu, um einen Prinzen in ſeinen Pflichten zu unterweiſen.

Was den Stoff dieſes Mährchens betrifft, ſo iſt er ſchon häufig und von großen Meiſtern behandelt worden; dies wäre ein Grund geweſen, von ſeiner Bearbeitung abzuſtehen, doch mag die Verſchiedenheit der Auffaſſung als Entſchuldigung gelten. Fortunat iſt ein Name von günſtiger Bedeutung, wie gern wählt man ihn zum Titel eines Buches.

Erſtes Kapitel.

Erſtes Kapitel.

Der Hof zu Famaguſta. — Der Zahn der Fee Urgelle. Der Held der Geſchichte wandert ins Exil. — Das Abenteuer im Walde. — Die vier Zaubergaben. — Abſchied von Cypern.

Es gab nicht leicht einen Hof, wo verderbtere Sitten herrſchten und wo man ſich einem zügelloſern Leben ergab als der Hof zu Famaguſta. Nicht allein daß die Religion und ihre Diener daſelbſt in ſehr geringem Anſehn ſtanden, ſondern man ergab ſich auch ohne Unterſchied allen Arten von Aberglauben. Vom König herab bis auf den niedrigſten Schuhputzer, und von der Maitreſſe des Königs bis zur Maitreſſe des

Schuhputzers glaubte Alles an die Exiſtenz von Hexen, Kobolden, Wurzelmännchen, Feuerköpfchen, Elfen, Undinen, Wechſelbälgen, Satyrn, Dryaden, Gnomen, Geſpenſtern, Vampyrn, Nachtſchatten, Larven, Männern im Mond und in der Sonne, an den Teufel und ſeine Großmutter. Dieſes bunte Gemiſch von Aberglauben war für den Beobachter höchſt ergötzlich. Man glaubte an Alles, nur nicht an Das, woran man hätte glauben ſollen. Am meiſten jedoch fand der Glaube an die Exiſtenz der Feen eine ſchwärmeriſche Verehrung. Er war ordentlich Mode geworden am Hofe von Cypern, ſeitdem die Maitreſſe des Königs die Eitelkeit hatte zu behaupten, daß ſie das untergeſchobene Kind einer weißen Fee ſei, während es Leute gab, die boshaft oder impertinent genug waren, zu beweiſen, daß ſie nur ein ſimpler Wechſelbalg ſei. Der König, der den chriſtlichen romantiſchen Aberglauben verachtete und dagegen eine Schwachheit für die griechiſche Mythologie affectirte, wollte von Hexen und Feen nichts wiſſen, ſondern liebte es, ſich als Jupiter, und ſeine Geliebte bald als Semele, bald als Danaë, bald als Europa darzuſtellen, je nachdem ſeine Neigung zu ihr einen feurigen oder minder gewaltſamen Drang annahm, je nachdem er mehr oder weniger tiefe Griffe in ſeine Schatzkammer thun mußte, und endlich je nachdem die Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit mehr ſinnlich als ſentimental ausfielen. Einige der jungen Hofdamen, die die ſittſamſten waren, glaubten an das Daſein der Vampyrn und das gab ihnen den Grund ihre Schlafzimmer ſehr ſorgfältig zu verſchließen, während andere, die an Geſpenſter glaubten, dieſe Mühe ſehr vergeblich fanden, da ſolche Weſen bekanntlich auch durch's Schlüſſelloch hineinzukommen pflegen. —

Man kann ſich denken, welch ein amüſanter Hof der zu Famaguſta war; welch ein leichtes

Spiel dort alle Zauberer, Zeichendeuter, Kaffee- und Kartenbeſchauer, Geiſterbeſchwörer, Goldmacher, alte und junge Hexen hatten. Es war erſtaunlich, welche Kenntniß man in ſolchen Begebenheiten hatte, die nie vorgefallen ſind und nie vorfallen werden. Der König kannte nicht allein alle Mährchen, die jemals erfunden worden ſind, ſondern er erfand ſelbſt täglich neue, die er an beſtimmten Stunden dem ganzen verſammelten Hofe erzählte. Obgleich er die Inſel Cypern nur oberflächlich kannte, ſo wußte er deſto beſſer Beſcheid über das Königreich Ginneſtan, über die blauen Inſeln, über das Marmorreich, die unſichtbare Stadt, den Venusberg, den Tartarus, über das Waſſerreich der Königin Gülnare, die Mondinſeln und die Burg in der Sonne. Ueber Dinge der Art konnte man ihm ſchwerlich etwas Neues ſagen, er war in dieſen merkwürdigen Gegenden ſo zu Hauſe, daß er mit topographiſcher Genauigkeit von jedem

Winkel Rechenſchaft geben konnte, und er ſah darauf, daß dieſe Kenntniſſe an ſeinem Hofe die Verbreitung fanden, die ſie verdienten. Man fand es ſehr lächerlich und ſehr gemein ſich um Dinge zu bekümmern, die wirklich exiſtirten und von denen Jeder ſich Kenntniß verſchaffen kann, der nur ein paar gute Augen und Ohren und einen mittelmäßigen Verſtand mitbringt, dagegen war ein ſublimer Sinn für die höchſten Erſcheinungen der Traumwelt erforderlich, um in der Sphäre, die man am Hofe zu Famaguſta erwählt hatte, zu glänzen. An dieſem amüſanten Hofe fanden auch daher alle die alten verdrängten ehrwürdigen Wiſſenſchaften wieder ihren Platz. Der langweilige Ernſt der Geſchichte verwandelte ſich wieder in den muthwilligen Scherz der Fabel, die ſtrenge Aſtronomie in die luſtige Aſtrologie, die Phyſik mit ihren albernen ernſthaften Erklärungen wieder in die tolle Magie, und die Metaphyſik ging kurzweg wieder in Geiſterſeherei über; nur die Naturphiloſophie blieb wie ſie war, denn ſie paßte zum Zuſtand der Dinge ganz vortrefflich.

Obgleich man ſich Mühe gab, ſehr einträchtig mit einander zu leben, ſo gelang dieſes ſchon aus dem Grunde nicht, weil Jedermann einen andern Glauben hatte und dieſen aufs hartnäckigſte vertheidigte. Es gab daher heftigen Streit oft unter den beſten Freunden. Eines Morgens, da der König nicht bei ganz guter Laune erwacht war, zankte er ſich mit ſeiner Favorite ſo heftig, daß darüber das ganze Vorgemach in Aufruhr gerieth. Der Gegenſtand dieſes Zankes war der lange Zahn der Fee Urgelle. Der König behauptete, daß derſelbe nur ſehr wenig über die Lippe herausgeragt, weil in der Geſchichte ſtände, daß die Fee habe küſſen können, was nicht möglich geweſen wäre, wenn der Zahn über die Gebühr hervorgeſtanden; die Favorite dagegen führte an, daß die Fee mit ihrem Zahn die Suppe umgerührt und daß er daher wenigſtens zwei Zoll lang geweſen ſein müſſe, weil er ſonſt zu dieſem Zwecke nicht brauchbar geweſen wäre. Der König nahm es ſehr übel, daß man ihm ſo ohne Umſtände widerſprach, und die Favorite maulte, indem ſie die Augen zukniff und ihre ſchönen Zähne zeigte. Die Scene, wo Dieſes vorfiel, war ein hübſches grüntapezirtes Zimmer, der König und ſeine Dame lagen auf kleinen Kanapee's Einer dem Andern gegenüber, zwiſchen Beiden am Kamine ſtand ein kleiner Tiſch mit den Chocolatetaſſen. In Folge des Streites und um ihn zu entſcheiden fiel der König auf den Gedanken, die Pagen ſeines Vorzimmers um ihre Meinung zu befragen. Man ließ die acht jungen Leute hereintreten, und da der König und die Favorite Beide zugleich ihre Anſichten darlegen wollten, ſo entſtand ein ſolches Geſchrei, daß es eine lange Zeit dauerte, bevor die Schiedsrichter begriffen, wovon eigentlich die

Rede war. Vier derſelben entſchieden ſich ohne nur nachzudenken ſogleich für die Meinung der Favorite, die Andern, die noch klüger zu handeln glaubten, pflichteten dem Könige bei. Dieſe Unſchicklichkeit brach ihnen den Hals. Die Dame warf ihnen die Chocolatetaſſen an den Kopf und, um zugleich auf eine recht eclatante Weiſe ihre Macht zu zeigen, ruhte ſie nicht eher, als bis die vier Pagen vom Hofe verbannt wurden. Der König gab den Unglücklichen zu verſtehen, daß Cypern eine Inſel ſei und daß in den nächſten Tagen ein Handelsſchiff abgehen werde, mit dem ſie dann in die weite Welt ſich begeben und ihr Glück ſuchen könnten.

Wirklich blieb ihnen nichts Anderes übrig. Mit dem Haſſe der Maitreſſe belaſtet konnte der Hof von Famaguſta trotz ſeiner Geiſter, unſichtbaren und ſichtbaren Feen nur ein trauriger und gefährlicher Aufenthalt für ſie ſein. Sie ſchnürten daher ihre Bündel und da Keiner unter ihnen weniger als achtzehn und mehr als zwanzig Jahre zählte, ſo verließ ſie der Muth nicht, den dieſe glücklichen Jahre eingeben.

Wir wollen ſie näher ins Auge faſſen. Sie ſind jung und unglücklich, folglich verdienen ſie unſere Theilnahme. Der Erſte, der Held unſerer Geſchichte und mit deſſen Namen ſie ſich ſchmückt, iſt ein Jüngling von achtzehn Jahren, wild aufgewachſen, ſchön wie Apoll, träumeriſch, verwegen, ein hübſcher Junge ohne Geiſt, aber gerade deswegen ein Kind des Glückes, eine Figur wie die Dichter ſie lieben, um ihr ſinnliches warmes Daſein mitten unter das bunte Durcheinander ihres Romans zu ſetzen. Eine Figur wie die Natur ſie oft zu Tauſenden in ihren Lieblingsſtunden ſchafft, mehr oder minder glücklich gerathen, denen ſie aber allen das Wort Fortunat unſichtbar auf die Stirne ſchreibt.

Er iſt der Sohn eines alten ritterlichen Helden, der in Zurückgezogenheit auf ſeinem Schlößchen lebt, weil er immerdar zu wenig geſchmeidig war, um am Hofe ſein Glück zu machen. Dieſer ehrliche Degen hatte auf ſeinen Zügen zuviel wirkliche Wunden, Kolbenſtöße, Lanzenſtiche und Schwerthiebe bekommen, man hatte ſein Stammſchloß auf die wirklichſte Weiſe zu Aſche verbrannt, und unzweifelhafte Weſen von Fleiſch und Bein hatten ihn zum Bettler gemacht, als daß er viel Zeit bekommen hätte, ſich mit der Geiſterwelt zu beſchäftigen. Dieſe praktiſche Richtung machte ihn dem Könige verhaßt und er fand es ein amüſantes Spiel der Nemeſis, daß der Sohn dieſes alten Ungläubigen gerade wegen eines ſo ausſchweifenden Gegenſtandes des Glaubens, als der Zahn der Fee Urgelle war, ins Elend wanderte. Fortunat hatte eine große Portion dieſer Ungenirtheit gegen Menſchen und Geiſter geerbt, aber unvermerkt war dennoch von der Mutter etwas abergläubiſches Blut in ſeine Adern gerathen. Dieſe gute Frau hielt es heimlich mit den Geiſtern. Wie ſie wol oft pflegte Sonntags oder Feiertags vor der Kirche ein Schlückchen ſtärkenden ſüßen Trankes zu ſich zu nehmen, oder einen zurückgelegten Leckerbiſſen in die Taſche zu ſchieben, ſo erquickte ſie ſich auch oft heimlich mit etwas Feerei, und es bekam ihr vortrefflich. Von den Geiſtern, die ihr am beſten ſchmeckten, theilte ſie denn eben ſo verborgen ihrem Sohne mit, wenn er in langen Winterabenden bei ihr in der Halle ſaß, oder wenn er im Fieber lag, und ihre welke Hand ſeine heiße Stirne kühlte. Von dieſen verſchiedenen Einflüſſen nahm das Weſen Fortunats eine beſondere Eigenthümlichkeit an. Von dem Vater hatte er den ehrlichen derben Muth, die breiten Schultern, die kräftige Bruſt, die Schenkel, deren Drucke auch das wildeſte Roß ſich fügte, und von der Mutter wieder jene zarte Reizbarkeit, die ihm das Blut alle Augenblicke in die Wangen trieb, die ſeine Bruſt mit einer Sehnſucht füllte, die jedes Mädchen gern erfüllt hätte, kurz jene trunkene Weichheit, die einen hübſchen Jungen ſo verführeriſch und zugleich zum Helden eines Gedichtes macht. Aber was er nicht erben konnte, weil beide Eltern es nicht hatten, war jener behende glückliche Witz, der am Hofe zu Famaguſta wie an allen Höfen ſo viel gilt. Fortunat war ein Meiſter in den ſogenannten dummen Streichen, die mit ſo wenig weltlicher Klugheit und mit ſo viel Gutmüthigkeit begangen werden, daß man dem Urheber unmöglich gram ſein kann, daß man ihn um ſo lieber gewinnt, je öfter man ſich über ihn ärgert. Sein Auge ſah immer was es nicht ſehen ſollte, ſein Ohr war am ganzen Hofe das einzige, das Dinge vernahm, von denen Niemand aus guten Gründen Etwas gehört haben wollte, und ſeine Naivetät plauderte Alles aus. Sein Meiſterſtück war auch jetzt die Verbannung, weil er der Erſte geweſen, der ſich für die Meinung des Königs entſchied.

Merklich verſchieden von unſerm Helden waren ſeine drei Unglückskameraden. Roger, der Spötter, verdiente ſein Schickſal. Er war der Sohn eines ergrauten Höflings, der im Dienſte der Unwahrheit wie ein ächter Höfling geſtorben war. Auf dieſem Bette der Ehre hatte er dem Sohne goldene Lehren gegeben. „Verberge," ſagte dieſer ehrwürdige Mann, „verberge, geliebter Sohn, alle gute Eigenſchaften, die du von mir erbſt, hinter einem drei- und vierdoppelten Schleier, vor allen Dingen laß nie merken, daß ich dir Geiſt vererbe. Das iſt was die Menſchen am wenigſten lieben. Sieh mich an, ſollteſt du glauben, daß ich Epigramme und Sonette gedichtet habe? daß in meinem Pulte, im verborgenſten Fache fünfhundert Satiren liegen, alle auf den Hof und ſeine Armſeligkeiten gerichtet? — Gott ſei Dank, man ſpricht von mir wie von einem guten Thiere; ich habe meinen Beruf erfüllt. Ich bin geliebt, an meinem Grabe wird der Ceremonienmeiſter mit dem ſchwarzen Stabe vorangehen, der Hofkaplan wird ein Gebet für meine Ruhe abſingen laſſen und die Hofdamen werden auf eine Stunde kleine Kabinetstrauer anlegen. Das würde nicht geſchehen, wenn man von dem Daſein der fünfhundert Satiren nur die leiſeſte Ahnung hätte." Roger zog von dieſen koſtbaren Lehren nur wenig Nutzen; er war jung, er machte noch beſſere Epigramme, als ſein Vater und hatte die Klugheit nicht, ſeine Satiren zu verſchließen. Er wagte es auf den Verluſt der kleinen Kabinetstrauer, um die kleine Kabinetsluſt in recht helles Licht zu ſetzen, und das gelang ihm vortrefflich. Er behauptete mit dreiſter Stirne und mit jenem malitiöſen Lächeln geiſtreicher Unverſchämtheit, daß die alte Oberhofmeiſterin alle Augenblicke, wenn ſie nur wolle, ſämmtliche Tabakskörnchen ihrer Doſe in Flöhe verwandeln könne, um damit die Jupon's der jungen Hofdamen zu bevölkern, wenn dieſe ihren Befehlen den Gehorſam verweigerten. Dieſe Verläumdung bekam ihm ſehr übel; die ehrwürdige Dame zog einſt in Wuth geſetzt den Blankſeit ihres Schnürleibes hervor und ſchlug mit dieſer tugendhaften Waffe einen energiſchen Triller auf dem Rücken des blonden Pagen. Welch eine Lehre für einen Epigrammatiſten! — Aber Roger nahm ſie ſich nicht zu Herzen. Er verließ den Hof mit der guten Laune, mit welcher Andere an ihm zu erſcheinen pflegen. Man ſah in ſeinem blonden Geſichte und ſeinen kleinen blauen Augen nicht den geringſten Reflex, den gewöhnlich die Zornflamme der Ungnade des Souverains auf dem Antlitze eines geſtürzten Günſtlings zu malen pflegt. Der Grund hiervon war leicht gefunden; Roger war ein Page, achtzehn Jahre alt und — machte Sonette; braucht man dazu verzweifeln? —

Von dem dritten Auswanderer Ganelon iſt wenig zu ſagen. Er hatte gerade ſoviel Geiſt und ſoviel Sinnlichkeit, ſoviel Tugend und ſoviel Laſter als nöthig iſt, um nicht über die Linie des Alltäglichen hinauszugehen. Er gehörte zu den Leuten, die im Alter ganz unerträglich langweilig werden und denen nur die Jugend einen flüchtigen Reiz verleiht. Er war ein derber Degen und von immer guter Laune. Am unwilligſten verließ Tulipan den Hof. Das war ein kleiner Stutzer von den feinſten Sitten. Sein ſchwarzes Haar lag immer gekräuſelt auf der milchweißen Stirne, der kleine Roſenmund lächelte oft genug, um Jedermann von den ſchönſten Zähnen, die er verbarg, in Kenntniß zu ſetzen, ſeine Hände und Füße waren die einer hübſchen Frau, die auf Eroberung ausgeht, ſeine duftende Atmoſphäre verrieth den kleinen Kolibri auf zehn Schritte. Er war bunt wie eine Tulpe und eben ſo eitel. Niemand tanzte zierlicher die

Sarabande und Niemand konnte auf eine ſo einſchmeichelnde Weiſe tauſend Dummheiten ſagen. Er war groß geworden auf dem Schooße hübſcher Mädchen, und nun vergalt er es ihnen, indem er ſie wieder auf den Schooß nahm, ſie hatten ihm das Küſſen als ein Spiel gelehrt, und er lehrte es ihnen wieder als Ernſt; aber gleichwohl waren dies ſehr gefahrloſe Zärtlichkeiten; man hatte ſich ſo gewöhnt, in ihm nur ein hübſches Kind zu ſehen, daß man ſeine ernſthafteſten Unternehmungen nur als Spielereien aufnahm. Wahrlich ein beſonderes Unglück. Dabei war man ſehr in Zweifel über ſeine Geburt. Von der erſten Hofdame wurde behauptet, daß ſie Träume gehabt habe, die ein gewiſſes Reſultat zur Folge hatten. Das konnte weiter nicht auffallen. Am Hofe zu Famaguſta wußte man, welch ein dunkles Gebiet die Träume ſind und noch dazu die Träume einer jungen Dame, und man fand es ſehr impertinent, daß ſich die

Wiſſenſchaft in Dinge miſchte, die ſie ſo wenig angingen. Weil ſehr viele Träume nichts als weſenloſe Schattenbilder ſind, folgt daraus, daß es alle ſein müſſen? kurz der kleine Tulipan war ein ſolches Traumkind, ſo flatterhaft, ſo leicht, ſo voll bunter Farben, ſo neckend und dabei ſo — leer, ganz wie der Traum eines hübſchen Mädchens von ſiebzehn Jahren ſein muß. Bei alle dem ſetzte das Mißgeſchick, keinen Vater zu haben, den Pagen doch in manche kleine Verlegenheit; er hätte viel darum gegeben, daß ſeine Mutter anders und mit mehr Ehre für ihn geträumt hätte, aber die Sache war nicht mehr zu ändern. Die jungen Hofdamen, die über das Weſen ſolcher Träume nachdachten, fanden den Urſprung des Pagen ſehr poetiſch, ſie fielen in ihren Phantaſieen bald auf Oberon, bald auf den Vetter der kleinen Fee Maab, bald ſogar auf Amor, den ſie ihm zum Vater gaben, aber in je ätheriſchere Regionen ſie ſich verſtiegen, deſto eifriger muſterte Tulipan ſelbſt die handfeſten Geſtalten der Ritter und Knappen. Allein ſeine Mühe war vergebens. Das Einzige was er ausmitteln konnte war, daß zur Zeit der erfolgreichen Träume der erſten Hofdame ein alter einäugiger Magier aus der Wüſte Thebais am Hofe ſich aufgehalten, der die ſeltſamſten Kunſtſtücke verſtanden habe. So unbeſtimmt auch dieſe Spur war, ſo erregte ſie doch in Tulipan den lebhafteſten Wunſch ſie zu verfolgen. Er verließ daher den Hof und riß ſich von ſeinen zärtlichen Schönen mit mehr Leichtigkeit los, als er ohne dieſen Grund es vermocht hätte. Der ſchöne Sohn des Traumes ſchnürte mit den andern körperfeſten Kameraden ſein Bündel und alle Vier wanderten an einem ſchönen Morgen aus dem Thore der Hauptſtadt. —

Sie gingen der Wache vorüber, die ſie nicht bemerkte, weil ſie eben in den Mährchen der tauſend und eine Nacht verſenkt war. Die Luft war friſch und ſie wanderten rüſtig drauf los. In dem Kopfe eines Jeden gingen ſo viel Betrachtungen durcheinander, daß Keiner daran dachte, das Stillſchweigen zu brechen, das mehrere Stunden anhielt. Die Bedürfniſſe des Magens erinnerten ſie, in eine einfache Schenke am Wege einzuſprechen. Zum erſtenmale ſaßen ſie vier beiſammen, ihre eigenen Herren und ihre eigenen Diener. Wohl lauſchten ſie manches Mal in der Zerſtreutheit, ob das ſilberne Glöckchen nicht erklinge, das ſie hinter den Stuhl des Königs zu rufen pflegte, aber es erklang nicht. Die Vögel ſangen, die Bäume rauſchten, der Tag war warm. Sie brachen wieder auf, denn ſie gedachten noch zu guter Zeit am andern Morgen die Küſte zu erreichen, wo das ſeegelfertige Schiff ihrer wartete. Die Schnitter, die vom Felde kamen, zogen ihnen vorüber, die Sonne ſenkte ſich in den Schooß düſterer Wolken, die im weſtlichen Gebirge aufſtiegen, ein dichtes Wäldchen lag vor den Wanderern ausgebreitet und ſie beeilten ſich in ſeine Schatten zu kommen. Hier endlich erhob ſich folgendes Geſpräch:

Ganelon. Ich möchte nur wiſſen, ob es wirklich Feen giebt?

Roger. Welche Frage. Wenn es keine Feen gäbe, ſo könnten wir ja ihretwegen nicht verbannt ſein. —

Tulipan. Wahrhaftig, der Grund läßt ſich hören. Ach, Freunde, wollen wir uns ſetzen; meine Füße ſchmerzen mich, als hätte ich in zu engen Schuhen zwölf Sarabanden an einem Abende getanzt. Der Teufel hole das Wandern.

Fortunat. Ich liebe es. Da ſieht man doch etwas Neues. Die Luft, die Berge, das grüne Feld ergötzen mich. Immer war es mein Wunſch, die Welt zu ſehen.

Ganelon. Schweig, deine Schuld iſts, daß wir jetzt in der Irre herumlaufen. Was in aller Welt ging dich der Zahn der Fee Urgella an?

Tulipan. Still, nicht ſo laut. Wenn es Feen giebt, ſo haben ſie jetzt alle Mittel uns zu ſchaden. Seht ihr nicht wie dunkel es wird? Es fängt an zu regnen. O weh mein Mantel, meine neuen Hoſen von genueſiſchem Sammet! — Das ganze Bündel wird naß.

Roger. Deine genueſiſchen Hoſen! Wahrlich das ſind Dinge von großer Wichtigkeit.

Tulipan. Sie ſind noch nicht ſo dünne gerieben wie dein Witz. —

Es ſtrömte der Regen herab, dichte Finſterniß bedeckte den Wald, in deſſen Mitte ſich jetzt die vier Verbannten befanden. Sie ſetzten ſich unter einer breitſchattigen Kaſtanie, dicht gedrängt um den Stamm herum. Die Blitze zerriſſen von Zeit zu Zeit die finſtre Decke vor ihren Augen, und der Donner rollte immer näher. —

Eine ſchöne Nacht! rief Roger. Es kommt immer beſſer.

Ganelon. Der Sturm wüthet als wolle er alle Bäume entwurzeln. Laßt uns ein Lied ſingen, um die Zeit zu verkürzen. —

Roger. Ich bringe keinen Laut heraus. Das elende Mittageſſen ſteckt mir noch in der Kehle. —

Tulipan. Und ich habe einen verteufelten Schmerz in den Beinen.

Ganelon. Wir ſind erbärmliche Wanderer. Das Hofleben hat uns verweichlicht. —

Tulipan. Verweichlicht! Ich habe den Muth eines Löwen, aber was hilft mir der hier im Walde und im Regen? — Ach jetzt ſitzt die Favorite mit dem ſchönen Oberjägermeiſter und ſpielt Trictrac.

Ganelon. Der Nichtswürdige iſt mir noch

funfzehn Goldſtücke ſchuldig, die ich ihm am letzten Hofball lieh.

Tulipan. Ach, wo er mit der kleinen buckeligen Gräfin von Flandern tanzte. Zum Todtlachen war das. Ich ſehe noch immer ihr eines krummes Bein, das ſie beim Beginne jeder neuen Tour auszuſtrecken pflegte. Man wird uns ſchmerzlich vermiſſen. Ich begreiſe nicht, wie nur ein irgend anſtändiger Ball ſich wird veranſtalten laſſen. —

Ganelon. Das iſt jetzt meine geringſte Sorge. He, weckt doch den Fortunat auf, ich glaube wahrhaftig, er iſt eingeſchlafen. Man vernimmt kein Wort von ihm.

Fortunat. Und was wollt ihr, daß ich ſage?

Roger. Deine Meinung wollen wir wiſſen, giebt es Feen oder keine? —

Fortunat. Bei meiner Ehre, es giebt keine. Welche verächtliche Geſchöpfe müßten es ſonſt ſein, wenn ſie uns ihretwegen leiden ließen, ohne ſich im mindeſten um uns zu bekümmern.

Ganelon. Gut, wollen wir ſie herausfordern. Wir wollen ſie bei ihrer Ehre angreifen, ſie ſollen erſcheinen.

Roger. Gebt mir die Zither. Ich werde die Bannformel abſingen; beim Donner und Blitz muß ſich das ſehr erhaben ausnehmen.

Tulipan. Halt. Ich ſehe dort hinter den Baumſtämmen eine Hütte hervorſchimmern. Laßt uns drauf losgehen; wer auch dort hauſen mag, er wird uns bei dieſem Wetter den Eintritt nicht verweigern. —

Die vier Knaben erhoben ſich, und Fortunat als der beherzteſte eilte den andern voran. Sie wanden ſich durch's Geſtrüppe, Dornen verwundeten ihre Hände und naſſe Zweige ſchlugen ihnen ins Geſicht. Endlich nach langem Suchen war die Thüre der Hütte gefunden. Der Donner rollte fürchterlich über ihren Häuptern, der Regen ergoß ſich in Strömen, ſie klopften alle Vier und ziemlich ungeduldig an die Thüre, ein „Herein!“ ertönte; ſie öffneten und blieben bei dem Anblick, der ſich ihnen zeigte, vor Schreck leblos auf die Schwelle gebannt. Mitten in dem nur düſter erleuchteten Raum der Hütte ſtand eine Zwergin von der abſcheulichſten Häßlichkeit. Ihr hinten und vorn behöckerter Körper hatte keine zwei Fuß Größe, und von dieſen nahm ein unförmlicher Kopf faſt die Hälfte weg. Dieſer Kopf, von einem rothen Tuche umwunden, zeigte zwei glotzende weit hervorgetriebene Augen, eine lange ſpitzige Naſe und in dem breitgeſpaltenen Munde einen einzigen aber dafür auch deſto längern Zahn, der von der blendenden Weiße des ſchönſten Elfenbeins war und an dem kein anderer Fehler haftete, als daß er eines Zolles Weite über die braunrothe Unterlippe herüberſchoß. Die Hände und Füße dieſes Weſens waren von einem Rieſen entlehnt und an Arme und Beine geheftet, die kaum fähig ſchienen ſie zu tragen, geſchweige denn zu bewegen. Das war die einſame Bewohnerin dieſer Waldhütte. Die vier Wanderer, als ihr ſtarrer Schrecken wiederum dem natürlichen Bewußtſein Platz gemacht hatte, empfanden Alle nur Eine Regung, nämlich die Thüre eilig wieder zuzuſchlagen und ohne Abſchied ſich zu empfehlen, allein ein lautes gebieteriſches „Halt“ der Dame zwang ſie zu bleiben.

„Iſt's Sitte, ihr Landſtreicher,“ ſetzte ſie hinzu, als die Vier ſchüchtern hereintretend in einen Winkel ſich zuſammenſtellten, „erſt Einlaß zu begehren und dann wieder davonzulaufen, ohne abzuwarten was man für euch thun will. Ich bin eine mächtige Fee und habe euer Geſpräch gehört. Obgleich ich nicht Urgelle heiße, ſo bin ich doch mit dieſer berühmten Fee verwandt und die jüngſte Tochter des Hauſes. Es kommt mir zu, die Ehre deſſelben wahrzunehmen und euch in eurem Mißgeſchicke nicht zu verlaſſen. Vorher jedoch, ehe ihr die Gaben empfanget, die ich für euch beſtimmt habe, ſollt ihr mir einen kleinen Dienſt leiſten. Ihr ſeht, ich lebe hier ſehr einſam und ohne Hülfe; die Zeit iſt da, wo ich gewöhnlich noch alle hundert Jahre ein Bad zu nehmen pflege, meine Kammerfrauen ſind, um ſich etwas zu zerſtreuen, auf den nächſten Planeten gegangen, ihr findet euch gerade zur rechten Stunde ein, um den Dienſt derſelben zu verſehen. — Nun, habt ihr mich verſtanden? Was ſtarrt ihr mich ſo an? was ſollen die Geſichter bedeuten, die ihr ſchneidet? Ich will nicht hoffen, daß ihr Etwas gegen meine Anordnungen einzuwenden habt? —

Die armen Knaben befanden ſich in der That in der übelſten Lage von der Welt. Wie gern hätten ſie einen noch dreimal ſtärkern Regenguß draußen vor der Hütte ausgehalten, als in derſelben das Schickſal, das ihrer wartete. Der Gedanke erregte ihnen Krämpfe, bei der Toilette eines Weſens zu aſſiſtiren, das noch alle hundert Jahre ein Bad nahm und das ſo ausſah. Aber das kleine Wörtchen: „Fee!“ war von einer unbezähmbaren Wirkung für die vier Pagen, die an dem abergläubiſchen Hofe von Famaguſta aufgewachſen waren. Mit dieſem Wörtchen war ihnen jeder Widerſtand geraubt, dieſes furchtbare Wörtchen ſchlug ihren Muth, ihre Liſt, ihre Kühnheit, ja faſt ihre Beſinnung zu Boden. Eine Fee! vor wenigen Minuten hatten ſie noch an der Exiſtenz dieſer mächtigen und unerforſchlichen Weſen gezweifelt, und nun ſtand eines vor ihnen. Aber dieſe Fee war die fürchterlichſte Mißgeſtalt, die ſie jemals erblickt — gleichviel, es war eine Fee. Unſere vier Ritter wagten nicht, zu athmen. Ihr Blick, wenn er ſich zögernd vom Boden erhob, traf auf den ſchlohweißen Zahn und ſenkte ſich ſogleich wieder mit ehrfurchtsvollem Schauder. In die Ecke gedrängt, die bleichen Geſichter von den naſſen Locken eingeſchloſſen, die triefenden Mäntel nur halb um die gebeugten Schultern geſchlagen, das Barett mit den geknickten Federn in der Hand ſtanden ſie da und ſchienen das Mitleid der Fee mehr als ihren Zorn rege machen zu wollen.

„Nun,“ rief dieſe, „antwortet doch! oder habt ihr die Sprache verloren?“ —

Tulipan drängte ſich jetzt keck hervor und ſagte mit der ganzen wiedergewonnenen Unverſchämtheit eines Pagen: „Euer Anblick, Dame, hat ſie uns auf einige Augenblicke geraubt. Wir ſehen zum erſten Male eine ſo ſchöne und ſo mächtige Fee. Allerdings habt ihr Recht, wir ſind verbannt euretwegen; der Zahn, der euch ſo unvergleichlich zu Geſichte ſteht, bekundet unſere geringen Anſprüche auf eure Gunſt; gebt uns die Geſchenke, die ihr uns gnädig zugedacht habt, und erlaßt uns dagegen den Kammerfrauendienſt. Eure Sittſamkeit wird es euch ohne Zweifel ſelbſt ſagen, daß das nicht ganz paſſend ſein würde, und überdies ſind unſere Manieren zu ungeregelt, unſere Hände zu rauh zu ſo zarten Dienſtleiſtungen.

Dieſe letzte Unwahrheit zu ſagen koſtete dem kleinen Pagen am meiſten Ueberwindung. Nur mit Schmerz konnte er ſeine kleinen hübſchen Hände anklagen, die Jedermann bewunderte.

Die ſtrenge Miene der Fee ging in ein Lächeln über. „Kleiner Schwätzer," erwiederte ſie; „an deine rauhen Hände glaubſt du ſelber nicht, und was die Sittſamkeit anbelangt, ſo werde ich ſelbſt ſie ſchon zu bewahren wiſſen, es verſteht ſich, daß auf keine Weiſe dagegen gefehlt werden darf. Nun ſchnell ans Werk. Ihr Beide, wandte ſie ſich zu Ganelon und Fortunat, als die Stärkſten, bringt die Badewanne herein und füllt ſie mit dem Waſſer und den Kräutern, die ihr dort am Heerde finden werdet; du, ſagte ſie zu Roger, bringſt den Schmuck und die goldflornen Gewänder aus jenem Wandſchränkchen, und du, kleiner Sittenprediger, hältſt mir den Spiegel vor, wenn ich mein Haar kämme und in einen Knoten ſchürze. Jetzt an eure Poſten! —

Die jüngſte Tochter des Hauſes zeigte, daß ſie zu befehlen gelernt hatte; ehe noch eine Viertelſtunde verging, ſtand der kleine Kübel ſchon mit heißem duftendem Waſſer gefüllt in der Mitte der Stube; Ganelon und Fortunat mit aufgeſchürzten Aermeln drinnen umrührend, Roger hatte ſich mit einem blitzenden Schnürleibe von Silberbrokat, einem Kleidchen von waſſerblauem Atlas und einigen Federbüſchen und goldenen Ketten beladen, und Tulipan ſeufzte unter der Laſt eines großen in altmodiſchem Goldrahmen gefaßten Toilettſpiegels, den er gegen das rechte Knie anſtemmend emporhielt. Die Fee ſaß in einen weiten Bademantel gehüllt im Kübel und theilte fortwährend eigenſinnige Befehle an ihre vier beſpornten Kammerfrauen aus, die hin und herlaufend einen fürchterlichen Lärm verurſachten und das Oberſte in der Hütte zum Unterſten kehrten. Endlich trat ein Zeitpunkt der Ruhe ein und dieſen benutzte die Fee um, während ſie ihr Haar in Zöpfe band und es mit Perlen und Diamanten beſteckte, ihrer Umgebung einige Mittheilungen zu machen.

Da ihr zum erſten Male eine Fee ſeht, meine Freunde, hub ſie an, ſo werdet ihr ohne Zweifel neugierig ſein etwas über unſer Weſen und Geſchlecht zu erfahren. Am Hofe zu Famaguſta hat man zum Theil ſehr alberne Lügen über uns verbreitet. Vernehmt denn, daß wir keineswegs ſo mächtig ſind als ihr euch vorſtellt, daß wir ebenfalls Geſetzen unterworfen ſind, denen wir unbedingt gehorchen müſſen. Die Unvernünftigen unter uns folgen freilich ihren Launen, gleich euren jungen Erdentöchtern, aber ſie büßen eben ſo wie dieſe es oft ſehr ſchmerzlich; die Vernünftigen begnügen ſich mit den erlaubten Freiheiten, deren Zahl groß genug iſt. Wir haben eben ſo wie ihr unſere Leidenſchaften, die, wenn ſie heftig ſind, die ſublimſten Regungen der Vernunft unterdrücken. Man hat oft Beiſpiele, daß ſich Eine unſers Geſchlechts in einen jungen Sterblichen verliebt, aber man hat noch nicht erlebt, daß Ehen dieſer Art jemals Glück gebracht hätten; ich will nur die Meluſine anführen. Bis jetzt vergaß ich euch meinen Namen zu nennen; ich heiße Kokombre, und was mich betrifft, ſo habe ich in meiner Jugend immer ſehr geregelte Neigungen gehabt. Ich war kaum dreihundert Jahr alt, als mich meine Mutter mit einem jungen Prinzen der Maulwurfsinſeln verheirathete, der die ſchönſten kleinſten Augen hatte, die ich jemals geſehen. Unſre Ehe blieb unfruchtbar und ich fühlte mich aus dieſem Grunde bewogen, eine junge Verwandte zu mir zu nehmen, die ich auferzog. Dieſes Kind wuchs zu einer glänzenden Schönheit heran und zog die Blicke aller jungen Genien auf ſich; unter dieſen waren einige, die mir im hohen Grade Achtung einflößten, doch gerade auf die fiel die Wahl der jungen Fee Jonquille nicht. Sie hatte ſich für Einen entſchieden, dem man wenig Lob nachſagen konnte. Es war der Genius Tuberroſe, der flatterhafteſte und koketteſte Wildfang, der ſich nur je auf den goldenen Polſtern einer Abendwolke gedehnt hat. Seine Huldigungen brachte er nicht nur allen Feen dar, die im Rufe der Liebenswürdigkeit und Schönheit ſtanden, ſondern ſein liebſtes Vergnügen war, thörichte junge Erdentöchter zu beſtricken und zu Fall zu bringen. In dieſer Hinſicht hat er oft unſägliche Verwirrungen angeſtiftet, denn ihm war jede Verkleidung und jedes Mittel der Verführung recht. Ihr könnt euch denken, daß ich die ſchöne Jonquille vor ihm warnte, oder vielmehr ihr könnt es euch nicht denken, denn ihr ſelbſt möchtet vielleicht gerne den leichtfertigen Genius Tuberroſe zum Muſter nehmen. In euren Jahren pflegt man ſo zu denken, und die Mienen, die ihr macht, zeigen mir zur Genüge an, daß ihr in dem Benehmen des Geiſtes nichts ſehr Strafbares findet.

„Verzeiht, Dame, wenn ich euch unterbreche,“ nahm Tulipan das Wort, indem er hinter ſeinem großen Spiegel hervorlauſchte, „aber ohne im mindeſten dem Genius Tuberroſe zu nahe zu treten, ſo können wir doch dreiſt behaupten, daß wir nicht um die Hälfte ſo flatterhaft und wechſelnd ſind wie er. Doch beruhigt euch, die Unbeſtändigkeit des jungen Geiſtes wird mit der Zeit verſchwinden.“

„Ich will es hoffen,“ fuhr die Fee fort. „Freilich iſt er erſt ſiebenhundert Jahre alt, und da dieſes die Flegeljahre für uns Geiſter ſind, ſo kann man allenfalls noch Beſſerung erwarten.

Ich wünſche es von Herzen der zarten Jonquille wegen, die ſo unbeſonnen geweſen iſt, mit dem höchſten Schwur, der bei uns Feen gilt, zu geloben, Niemandem anders anzugehören als jenem flatterhaften und gewiſſenloſen Genius.“

„Dieſe Beſtändigkeit flößt mir die größte Achtung für die Fee Jonquille ein,“ bemerkte Ganelon, indem er die Badetücher am Heerde wärmte.

Der Vater des Genius, nahm die Fee Kokombre ihre Rede wieder auf, der Zauberer Tomogiſton, müde der unzähligen endloſen Ermahnungen, die er bereits an dieſen eben ſo undankbaren als reizenden Sohn verſchwendet hat, iſt ſchon öfters entſchloſſen geweſen, ihn zu enterben und ihm ſeinen Fluch zu geben.

„Höchſt ungerecht, höchſt grauſam!“ rief Roger zornig, indem er das ſeidene Kleid und die goldgeſtickten Pantoffeln der Fee an den Kübel ſtellte. „Giebt es in der Geiſterwelt auch ſo unnatürliche Väter, die ſich nicht entblöden um ein paar geringfügiger Liebeshändel wegen das Glück ihrer Söhne zu vernichten?“ —

Nur meine Dazwiſchenkunſt, rief die Fee, hat das Unglück verhütet. Jetzt aber iſt ein Fall eingetreten, der ſich ſchlimmer als die vorhergehenden anläßt und der mich faſt fürchten läßt, daß meine Unterhandlungen diesmal kein günſtiges Reſultat nach ſich ziehen werden. Tuberroſe, wie meine Späher mir verrathen haben, lebt am Hofe einer eben ſo liſtigen als verführeriſchen Prinzeſſin, die, obgleich nur eine Sterbliche, ihn doch ſo zu feſſeln verſtanden hat, daß er ſich um kein Drohwort ſeines Vaters, um keine noch ſo ernſte Ermahnung kümmert. Wenn nicht andere wichtige Gründe da wären, ſo könnte man der Sache ihren Lauf laſſen, es wäre das beſte Mittel den Flatterhaften zu beſtrafen, denn die Prinzeſſin iſt eine herzloſe Kokette und wird ihm ſchon die Kränkungen wieder zurückgeben, die ihr Geſchlecht von ihm empfangen hat, allein das Schickſal Jonquillens heiſcht ſchnelle Hülfe. Dieſe unglückliche Fee, von allen Qualen der Liebe verfolgt, immer nur an ihren Ungetreuen denkend, hat ſich auf eines ihrer entfernten Schlöſſer zurückgezogen, um dort alle die Thränen zu weinen, die jemals die rohe Fühlloſigkeit eines männlichen Herzens dem Auge eines Weibes ausgepreßt hat.

„O, vermöchte ich doch ſie zu tröſten!“ rief Fortunat mit Wärme. Die Fee lächelte. Eben deswegen, ſagte ſie, mache ich jetzt meine Toilette etwas früher wie gewöhnlich, denn es iſt keine Zeit zu verlieren. Ich will mich in den verſammelten Rath der Feen begeben; dort treffe ich auch den Zauberer Tomogiſton, den unglücklichen Vater, und werde Alles anwenden ihn zu beſänftigen. Er hat mir in meiner Jugend und vor meiner Vermählung mit dem Maulwurſprinzen, den Hof gemacht; obgleich das ſchon faſt tauſend Jahr her iſt, ſo läßt ſich doch annehmen, daß ich noch jetzt einigen Eindruck auf ſein Herz machen werde.

Mit dieſer Bemerkung ſchlüpfte die Fee in ihre Galarobe und Roger ſchnürte in Folge ſeines Amtes ſie ſo herzhaft zuſammen, daß ſie trotz der vielen Unebenheiten, die im Wege ſtanden, eine Taille von der bewundernswertheſten Feinheit erhielt. Das verhinderte jedoch nicht, daß ſie im Putze noch tauſendmal abſchreckender ausſah als im Negligée. Nach Weiſe aller Buckeligen liebte die Fee Kokombre ungemein, ſich mit bunten Steinen und Flitterſtaat aller Art zu behängen. Sie konnte ein Muſter von Ungeſchmack abgeben, ſo hatte ſie ſich mit Ketten, Ohrgehängen, Armſpangen, Nadeln, Gürtelagraſſen, Perlenſchnüren, Bandroſen, Treſſen, Spitzengarnituren, Blumengewinden und in Diamanten gefaßten Miniaturen überdeckt. Sie glich einem kleinen funkelnden wandelnden Berge von Juwelen. Der ſteife Rock von Atlas umrauſchte ſie auf die lächerlichſte Weiſe und vergönnte den Füßen kaum Platz, die Spitzen der weißen Seidenſchuhe zu zeigen, auf denen eine rothe Bandroſe geheftet war. Der breite Kopf, der mit ſeinen fleiſchigen Wangen gerade auf der Schulter ruhte, ging in einer hohen Pyramide von Diamanten ſpitz zu, die die kleine Figur der Fee um einen halben Fuß erhöhte. Die großen Hände waren in weiße Handſchuhe gehüllt und über dieſe Ringe mit Edelſteinen von der Größe von Hühnereiern auf jedem Finger angeſteckt. Das Koſtüm zu vollenden, prangte in ihrer Rechten der nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholte Zauberſtab, ein langer Stengel mit einem Bouquet Feuerlilien an der Spitze. So geſchmückt erwartete nun die Fee ihre Equipage, um ſich in die Verſammlung führen zu laſſen. Es war das gewöhnliche

Fuhrwerk der Feen, ein Wolkenwagen mit zwei ſchwarzen Schwänen beſpannt. Bevor ſie jedoch darin Platz nahm, wendete ſie ſich nochmals zu ihren vier Kammerfrauen, die in beſcheidener Entfernung um ſie her ſtanden, und in deren Blicken ſich ein aufrichtiges Erſtaunen über den Glanz der Koſtbarkeiten zeigte.

„Meine Freunde,“ ſagte ſie mit einer huldreichen Miene, „wir müſſen uns jetzt trennen, allein daraus folgt nicht, daß wir für immer von einander Abſchied nehmen. Mir ſagt mein Geſchick, daß wir uns noch einmal begegnen werden. Nehmt einſtweilen dieſe Geſchenke aus meinen Händen. Es ſind Zaubergaben, und ihr ſelbſt ſollt ihre verborgenen Eigenſchaften errathen. Gebraucht ſie mit Weisheit und zeigt, daß ihr dadurch des Schutzes einer Fee würdig ſeid.“

Sie winkte mit dieſen Worten die vier Pagen näher und jeder empfing knieend das ihm zugedachte Geſchenk. „Dir," ſagte ſie zu Ganelon, „beſtimme ich dieſe kleine Flaſche, gefüllt mit einem köſtlichen Inhalt, der die Wünſche ſo vieler thörichten Menſchenherzen befriedigt. Schöpfe mit Klugheit aus ſeinem Borne und nimm nie mehr zur Zeit als drei Tropfen."

„Du nimm dieſe Brille," wandte ſie ſich zu Tulipan. „Das Auge der Weisheit, durch dieſes Glas verſchärft, wird nie verfehlen das wahre Glück zu finden. Doch hüte dich, öfter als dreimal an einem Tage hindurchzuſehen."

„Dein Eigenthum," rief ſie Roger auf, „ſei dieſer Hut. Er ſieht unſcheinbar aus, aber er verdient einem klugen Kopfe zur Hülle zu dienen. Wenn dich ein unvorſichtiges Epigramm von Neuem der Züchtigung mit einem Blankſcheit ausſetzt, ſo bedecke dich ſchnell mit dieſem Hute, und du wirſt geſchützt ſein; doch bringe ihn nie ſo auf den Kopf, daß die kleine Schnalle von Silber nach hinten ſieht."

Die Fee hielt etwas inne ehe ſie zu Fortunat überging. Sie lächelte, als ſie dem Jünglinge in die ſchönen und treuen Augen ſah, und in ihrer Miene lag eben ſo viel Zärtlichkeit als Schalkheit. „Ach!“ rief ſie endlich mit einem leichten Seufzer, „warum hat das Weſen, das dir ſo viel gab, dir das verweigert, was es oft im Ueberfluß in die häßlichſte Form bannt? Ich kann dich nicht auffordern klug zu ſein, denn ich weiß, daß du das nie ſein wirſt, aber ich will dir Etwas geben, was den Verſtand erſetzt. Nimm dieſen Beutel; in ihm iſt dein Witz enthalten und noch dazu ein Witz, der dich beliebt, angeſehen und geehrt machen, dich aber nie in Ketten und Thurm bringen wird; was der wahre Witz leider ſo oft thut. Nimm, mein Fortunat, und zeige, daß man mit deiner hübſchen Figur, deinen rothen Wangen, deinem leichten Blute und mit dieſem Zauberſäckel eine recht dankbare Rolle in der Welt ſpielen kann.“

Die Gaben waren ausgetheilt und die Fee beſtieg ihren Wagen. Die Pagen ſtanden am Eingang der Hütte, als ſich die Wolkenequipage erhob und die Fee Kokombre ihnen noch einige gütige Grüße zuſandte. Das Unwetter hatte ſich in die ſchönſte Mondnacht verwandelt, im bläulichen Lichte funkelten die Diamanten der Fee noch lange, bis endlich der Glanz immer höher ſchwebend einem kleinen in tauſend bunten Farben ſchimmernden Sterne glich. Endlich verſchwand auch dieſer, wahrſcheinlich war die Fee in der Verſammlung angelangt, wo ſie eine ſo wichtige Familienangelegenheit zu betreiben hatte. Die Hütte war verſchwunden, und auf dem Platze, wo ſie geſtanden, malten ſich die ſtillen Schatten der vom Nachtwinde leiſe bewegten Zweige.

Die vier Pagen ſahen ſich einander an und Keiner getraute ſich zuerſt die Stille zu unterbrechen, endlich ſchlugen ſie Alle zuſammen eine laute Lache auf, die ſeltſam durch den ſtillen Wald ſchallte. — „Auf eine hübſche Weiſe betrogen! — Eine alte Brille! — ein zerlumpter Hut! — ein lederner Beutel! — eine elende Waſſerflaſche!“ —

In dieſem Augenblicke lagen alle dieſe Dinge ins Gras geſchleudert.

„Und darum,“ rief Tulipan, indem er mit dem Fuße ſtampfte und ſich wie ein weinendes Kind geberdete, „darum habe ich mir die Arme ausgerenkt an dem verwünſchten Spiegel, der ſchwer war wie ein kleines Haus. Hätte ſie mir nur den goldnen Rahmen geſchenkt, ſo wäre ich jetzt ein gemachter Mann.“

„Und ich!“ ſchrie Roger, „hab ich nicht die abſcheulichſte Taille von der Welt einhäkeln müſſen? und hab ich nicht dabei auf einen Buſen Blicke geworfen, der“ —

„Nun nicht wahr, du willſt ihn noch ſchildern? das fehlte noch.“ —

„Wenn ſie uns dafür, daß wir wie die gekochten Krebſe im heißen Waſſer uns abgebrüht haben, nur einen einzigen ihrer Diamanten geſchenkt hätte!" riefen Ganelon und Fortunat. O eine geizige Fee iſt doch das garſtigſte Weſen, das ich kenne. —

„Wißt ihr etwas Neues!" rief Roger. Ich glaube gar nicht, daß es eine ächte Fee war. Kommen in den Geſchichten, die unſere Muhmen, Vettern und Baſen zu erzählen wiſſen, nicht immer unermeßliche Reichthümer vor, Säcke mit Perlen, Tonnen Goldes, ſcheffelweis Edelſteine, die verſchenkt werden mit eben der Leichtigkeit, wie man eine Handvoll Sand ausſtreut. Und dann habe ich immer gehört, daß alle Feen ohne Unterſchied von einer überirdiſchen Schönheit ſein ſollen."

„Darin biſt du im Irrthum," ſagte Tulipan in einem ernſten und belehrenden Tone. „Schlage in allen nur irgend competenten Büchern nach, ſo wirſt du finden, daß es weiße Feen giebt und ſchwarze. Die letztern ſind von einer fürchterlichen Häßlichkeit, und die Geſtalt der unſrigen iſt noch ſchön zu nennen, wenn man die Beſchreibung lieſt, die von der alten Fee Fanferlüſch gemacht wird. Dieſe pflegte junge ſchöne Ritter in ihr Schloß zu locken und ſie zu zwingen, ihr gewiſſe Gunſtbezeigungen zu erweiſen."

„Wahrhaftig, wir müſſen der guten Fee Kokombre danken, daß ſie uns nur den Dienſt ihrer Kammerfrauen auferlegt hat."

Uebrigens ſtimme ich dafür," nahm Fortunat das Wort, „daß wir jetzt unſern Weg fortſetzen. Ein Jeder ſtecke die Gabe ein, die er erhalten hat, man kann nicht wiſſen, welchen Nutzen uns dennoch dieſe ſcheinbar elenden Dinge gewähren."

Der Rath wurde befolgt. Die Vier erhoben ſich aus dem Graſe, wohin Verdruß und Ermüdung ſie geworfen hatte. Nach einer Stunde rüſtigen Wanderns lichtete ſich der Wald und im Glanze der Morgenſonne ſchimmerte das weite Meer den erfreuten Blicken entgegen. Vergeſſen war alles Ungemach und alle Neckerei. Sie ſahen in einiger Entfernung vom Hafen das Schiff ſeegelfertig und eine luſtige Beweglichkeit am Strande. Packträger mit Waarenballen zertheilten die Menge mit kräftigen Rippenſtößen, anſehnliche Geſtalten reicher Kaufleute nahmen von ihren Begleitern und Freünden Abſchied. Ein magerer Ritter hoch zu Roß, ähnlich dem geſtrengen Edlen von la Mancha, theilte an ſeine Knappen Befehle aus, und ein kleiner, buckeliger, kugelrunder Geſelle, mit einer rothen Naſe und blitzenden Augen, ſchwang ſich mit ein paar luſtigen Dirnen im Tanze herum beim Klange einer alten Schiffsgeige. Aus einer kleinen Schenke hervor hörte man Gezänke, Gelächter und weinende Weiberſtimmen; Matroſen zogen vorüber mit bunten Bändern geſchmückt, ihre Hüte ſchwingend und einen Schwarm Mädchen von ſich abwehrend, die ihnen in die

Böte folgen wollten. Einer von ihnen rief laut:

„Nein, wir gleichen nicht dem alten Schiffsherrn, der ſo eiferſüchtig iſt, daß er ſeine junge Frau immerdar mitſchleppt. Bleibt auf dem Lande, ihr Dirnen, und amüſirt euch, wie es euch gefällt!“

Die Pagen miſchten ſich in's Gedränge, in dem Augenblick riefen viele Stimmen: „Platz, Platz für den Schiffsherrn!“ — Tulipan, der ſeine Augen überall hatte, ſah eine hübſche Geſtalt in ſchwarze Schleier gehüllt am Arme eines alten, gebückten, dürren Männchens ſich eilig Weg bahnen. Er fühlte einen runden Arm und eine zarte Schulter ihn berühren; gleich hinter ihr ſchoß der Strom der Menge wieder zuſammen. Tulipan ſah ſich nach ſeinen Gefährten um, und indem er erzählte was er eben erfahren hatte, zeigte er auf eines der Böte, in welchen eben der ſchwarze wehende Schleier verſchwunden war.

Indem er ſprach, hielt er, ſich gegen den blendenden Sonnenglanz zu ſchützen, die Hand mit der Brille vor die Augen, ſeine Blicke fielen auf das magiſche Glas, und in dem Augenblicke rief er: „Ich ſehe ſie! — die niedlichſte Geſtalt — die feurigſten Blicke — jetzt ſitzt ſie mit ihrem Alten in der Cajüte — er verſucht, ob die Schlöſſer auch ſchließen — ſie macht ihm Vorwürfe — er raubt ihr einen Kuß, unwillig giebt ſie ihm die Wange hin.“ —

„Biſt du toll!“ riefen Ganelon und Roger. „Von dem allen iſt ja nichts zu ſehen.

„Die Brille!“ ſchrie Tulipan, „die Brille der Fee! O dieſe Gläſer ſind mit allen Schätzen der Erde nicht zu bezahlen!“ Er hüpfte wie wahnſinnig auf den Quaderſteinen des Hafens, er warf den Hut in die Höhe und zwar ſo hoch, daß er einige Schritte weit ins Meer fiel. Das Glöckchen vom Schiffe läutete, es war keine Zeit zu verlieren, Alles drängte in die Böte.

„Die Sonne brennt," ſchrie Tulipan, „gieb mir den alten Filz, den du unterm Arme hältſt."

„Recht gern," antwortete Roger und warf ihm im Gedränge den Hut der Fee auf den Kopf.

Man nahm in den Böten Platz und ordnete ſich ſo gut man konnte. Geſchrei vom Ufer, Geſchrei vom Schiffe — der lange hagre Ritter und der kugelrunde kleine Geſelle hielten ſich Beide umſchloſſen, weil ſie beim Schwanken des Bootes umzufallen fürchteten. Fortunat, Ganelon und Roger ſtießen einen Schrei aus und beſchworen die Ruderknechte wieder ans Land zu gehen, denn Tulipan war nicht im Boote. Man ſchalt und ſchimpfte, plötzlich rief eine leiſe Stimme, nur den drei Pagen vernehmbar.

„Seid doch ſtille, ich bin ja hier! —

Und hinter der breiten Schulter eines derben Matroſen lauſchte der luſtige ſchwarze Lockenkopf hervor.

„Bei allen Feen und Zauberern in der Welt, wo warſt du denn? —

Tulipan ſchwenkte den alten Filzhut mit einem bedeutſamen Zeichen. „Er macht unſichtbar.“

„Schweig!“ riefen Ganelon und Roger eilig. „Um Gotteswillen nicht unſre Geheimniſſe ausgeplaudert. Die Fee ſoll leben!“

„Sie ſoll leben!“ wiederholten alle Vier leiſe.

Die Böte ſetzten an's Schiff an, dieſes lichtete die Anker, ein friſcher Wind blies in die Seegel und rauſchend durchſchnitt der eilende Kiel die morgenhellen Wogen.

Zweites Kapitel.

Zweites Kapitel.

Die Reiſe zu Schiffe. — Das Rendezvous in der Cajüte. — Die Ohrfeige von unſichtbarer Hand. — Der neue Arion. — Die vier Waſſerprinzen. — Der Trank der Jugend.

Die vier Pagen ſahen mit dem beſten Muthe von der Welt die Thürme von Famaguſta und endlich auch die ganze Inſel Cypern vor ihrem Blicke verſchwinden. Sie haben darauf verzichtet, ihr Glück in dieſer abergläubiſchen Hauptſtadt zu finden; ihr Sinn iſt auf die weite Welt geſtellt, auf eine romantiſche Welt voll Abenteuer, Liebesküſſe, Fauſtſchläge, Degenſtiche und Serenaden. Das Blut der Jugend iſt ſo leicht und fließt ſo ſchnell! Auch ohne einen Zauberhut, eine Wunderflaſche, eine magiſche Brille und einen unerſchöpflichen Säckel müßte es ihnen wohl gehen; denn die Hoffnungen von achtzehn Jahren gleichen feſtgehämmerten Nachen, deren ſtarke Flanken ſchon manchen Stoß der Wellen aushalten, ehe ſie nur die mindeſte Beſchädigung davontragen. O, wie kräftig ſpannt die Hand die Seegel aus, wie rüſtig greift ſie zum Ruder, welche Luſt iſts mit den Wellen zu kämpfen, in deren Wuth der junge Schiffer Nichts ſieht, als den neckenden Spott vorwitziger Spielkameraden, ebenſo tollkühn, ebenſo freudeberauſcht und ebenſo kindiſch wie er.

Doch wir wollen jetzt unſern Blick auf die Schiffsgeſellſchaft richten; es ſind Geſtalten darunter, die unſre Aufmerkſamkeit verdienen. Da iſt ein magerer melancholiſcher Ritter, den die Liebe durch die Welt treibt, ein luſtiger Narr, der auf Reiſen geht, um ſeinen alten verſeſſenen

Witz wieder auszuwettern; da iſt eine kleine allerliebſte Frau von ſiebzehn Jahren, feurig wie der gute Wein von Cypern, mit Augen voll von jener leichtfertigen Romantik, die ſo viel dumme Streiche und ſo viel gute Gedichte in der Welt veranlaßt hat; da iſt ein alter Schiffshauptmann, der da glaubt die letzte Fahrt in ſeinem Leben angetreten zu haben und doch wenige Tage vorher eine junge Frau geheirathet hat; da ſind ehrenwerthe Kaufherren, die nach Venedig gehen, Knappen, die ſich in fremden Ländern Sold verdienen wollen; da iſt endlich eine alte Duenna, eine Meerkatze und ein Schiffspudel — genug! Schon zu viel! — die Aufmerkſamkeit kann mit Einem Blicke ein ſo buntes Völkchen nicht faſſen. Wie ſich das beweglich durcheinander treibt! Doch auf die beweglichen Wellen gehört ſich eine bewegliche Geſellſchaft. Den Launen des Elements muß man die Launen der Menſchenbruſt entgegenſetzen. Süß iſt ein kleiner Liebeshandel, der halb angefangen, halb zerriſſen, immer zwiſchen völlig Zerreißen und völlig Anknüpfen ſchwebt auf dem Lande, aber doppelt ſüß auf dem Schiffe. Man ſteht ſo unſicher auf dieſen ſchwankenden Bretern, alſo wie viel Grund, ſich aneinander anzuſchließen, ſich einander feſt zu halten, die Schwachen und Zarten an den Starken und Beherzten. Das iſt ſo natürlich.

Kaum hat ſich die erſte Sonne hinter den blauen Wellen des Oceans verſteckt, als ſich ſchon die Elemente geſondert und ſich die zuſammengefunden haben, die für einander paſſen. Tulipan und Trufaldine, die Söldner und die Kaufleute, Roger und der melancholiſche Ritter, der Narr und die Meerkatze, die Duenna und der Pudel. Fortunat und Ganelon ſind zu ſehr beſchäftigt die noch verborgenen Eigenſchaften ihrer Zaubergaben auszukunden, als daß ſie ſich ſehr angelegentlich um die Geſellſchaft bekümmern ſollten. Der Letztere betrachtet den kryſtallhellen

Inhalt ſeiner Flaſche von allen Seiten; er hofft nichts Geringeres, als daß er alle Gegenſtände durch Befeuchtung mit ſeinem Wunderelixir in Gold verwandeln könne, aber alle Verſuche, die er anſtellt, ſchlagen fehl. Er ruft ſich die Worte der Fee ins Gedächtniß, und dieſe verheißen ihm die Erfüllung der Wünſche von tauſend thörichten Menſchenherzen; was wünſchen aber dieſe thörichten Herzen, ſein eigenes miteingeſchloſſen, was wünſchen ſie mit mehr Leidenſchaft als den Beſitz jenes glänzenden Metalls, das die Philoſophen verachten und das die wahren Weiſen ſo hoch ſchätzen? — Während er die goldene Quelle ſucht, hat Fortunat ſie gefunden. Er thut einen Griff in ſeinen Säckel und bringt ein Goldſtück hervor, Ganelon lacht über dieſen Reichthum, aber er lernt bald anders urtheilen, als der magere Beutel beim zweiten Griff ein zweites, beim dritten ein drittes Goldſtück und ſo fort ohne Aufhör hervorgehen läßt. Wahrlich dieſe

Gabe überſteigt an Werth die übrigen. Ein Zauberſäckel, ein unverſiegbarer Reichthum — Himmel! welch ein Geſchenk. — Da liegen ſie beiſammen die goldenen Scheiben, aus einer unbekannten Werkſtatt hervorgegangen, aber mit vollwichtigem Gehalte, da liegen ſie und brennen in der Hand ihres Herrn vor Begierde ihren trügeriſchen Lauf durch eine Welt zu beginnen, die ſich ſo weiſe dünkt und doch lange noch nicht reif genug iſt, den Verführungen dieſer kleinen goldenen Scheiben zu trotzen. Schaut her, ihr gefälligen Seelen, der Wucherer bei ſeiner nächtlichen Lampe, der Dichter, der ſein Lob feilbietet, das ſchöne Mädchen, das mit ihrem braunen Auge handelt, der mächtige Troß von Schmarotzern, Höflingen, zuthätigen Freunden, ihr Alle, die ihr vom Gelde gutmüthiger Thoren lebt, ſchaut her, hier öffnet ſich euch eine ergiebige Quelle. Wo ruht dieſer Reichthum? Nicht in der zuſammengeklemmten Fauſt eines alten geizigen Vormundes, der einen Neffen ſtudiren läßt, auch nicht in der Hand eines Armencollecteurs, der milde Gaben austheilt, nicht in der eines Buchhändlers, der die Geiſteswerke eines Dichters ſchätzt, und endlich nicht in der mit ſieben Siegeln geſchloſſenen Kralle eines Deputirten der Kammer, der die Civilliſte ſeines Souverains feſtſetzt, nein, in der Hand eines unbeſorgten Knaben von achtzehn Jahren ruht der alte Gott der Welt; entlockt dem friſchen Munde, der ſo gern lächelt, ein Lächeln, kitzelt ſeine Sinnlichkeit wach, ſchmeichelt ſeinem kindiſchen Verſtande und der alte Gott iſt euer. Welch ein leichtes Spiel! — Kann man euch wohl beſſer in die Hände arbeiten? — Welch eine ſchöne Sache iſt's um ein Mährchen. —

Schon fällt der erſte Klang des neugebornen Metalles in die Wiege, wo man ihm am weichſten bettet, in das Ohr eines Wucherers. Zwei dieſer ehrwürdigen Herren ſchleichen ſich herbei, heben ſich auf die Fußſpitzen und lauſchen dem Jünglinge über die Schulter. Ihre weitvorgetriebenen Augen blinzeln der ſchweren Rolle Liebesgrüße zu, und ſie berechnen, ſo ſchnell geht der menſchliche Geiſt, ſchon den Gewinn, den dieſelben Stücke in ihrer Hand hervorbringen werden. Von dieſem Augenblicke an überhäufen ſie die vier Pagen mit Freundſchaftsbezeigungen und Artigkeiten, die ſich darum wenig kümmern. Sie haben eine Brille, mit der man durch alle Hinderniſſe hindurchſieht, ſie haben einen Hut, der unſichtbar macht, und endlich einen Säckel, deſſen Inhalt unerſchöpflich iſt, und ſie geben ſich gegenſeitig das Wort, nie ſich von einander zu trennen, um gemeinſchaftlich ihre Zaubergaben zu genießen. —

Unterdeſſen nimmt das Leben auf dem Schiffe einen ſehr muntern Charakter an. Trufaldine, die eine muthwillige Kokette iſt, als nur je eine ihre Poſſen einem alten Manne geſpielt hat, lockt eben ſo Fortunat und Ganelon wie ſie Tulipan gelockt, und die zwei müßigen Pagen laſſen ſich's nicht nehmen, ihren Kameraden dabei einen Streich zu ſpielen.

An einem ſtürmiſchen Abende hat Jeder auf dem Schiffe ſein Theil ergriffen, um ſich beſtens zu amüſiren. Alles iſt beſchäftigt. Da Crispin ſeinen Poſten nicht verlaſſen darf, ſo ſind die drei Pagen zugleich in Trufaldinens Cajüte geſchlüpft; in dem größern Raume ſitzen die Kaufleute mit den Söldnern beim Würfelſpiel; der Ritter Meleager, froh einen ſo geduldigen Zuhörer zu haben, erzählt die Geſchichte ſeiner unglücklichen Liebe ſchon zum zehnten Male dem Pagen, der unterdeſſen die Sylben zählt und das Versmaß eines kleinen Liedchens erfindet, womit er als herumziehender Sänger ſein Glück machen will; der Narr hockt im Winkel und ſpielt mit der Meerkatze, der er ſeine Witze vorerzählt und die dazu Grimaſſen zieht, gleich einer alten lüſternen kränklichen Dame, der man Zweideutigkeiten vorſpricht; die ehrbare Duenna jedoch hat trotz der Drohungen Crispins ihren Poſten verlaſſen und dem Unterſteuermanne ein zärtliches Stündchen bewilligt, und zwar weil der Platz fehlt, oben auf den Waarenballen der Kaufleute, die zum Throne der Liebe dienen müſſen. Niemand hat Langeweile außer dem armen Crispin, der ſeinen Poſten verwünſcht, welcher ihn hindert das böſe Wetter an der Seite eines hübſchen jungen Weibes zu vergeſſen, das er ſo zärtlich liebt und dem er doch ſo wenig traut. Der Boden brennt unter ſeinen Füßen. Er glaubt bei dem Rauſchen und Anklatſchen der Wellen die Küſſe ſeiner Ungetreuen, bei dem Knarren der Thaue im Winde ihr Geflüſter zu hören. Dieſe Phantaſie iſt nicht ſehr poetiſch, allein er iſt auch ein Verächter aller Poeſie; er hält ſich an's Wirkliche, an ſeine Flaſche, an ſeinen derben mit Thran befleckten Seemannskittel und, wenn Noth an den Mann geht, an ſeine doppelt gedrehte Hanfſchnur auf ſeinem Hute. Das iſt ein Bekehrungsmittel, deſſen Wirkung wir ſpäter kennen lernen werden. Crispin kann endlich den Einflüſterungen ſeines Dämons nicht länger widerſtehen; er überläßt das Schiff der Sorge des Oberſteuermanns, der es ſchon längſt der Aufmerkſamkeit des Unterſteuermanns empfohlen hat, der wiederum ſeinerſeits es den Wellen und Winden empfiehlt, als er zu der dicken Duenna auf die Waarenballen hinaufklettert, und ſteigt behutſam die Stiege zu Trufaldinens Cajüte nieder. Auf jeder Staffel hält er inne und lauſcht, und auf jeder Staffel wird es ihm deutlicher, daß innen geſprochen, gelacht und mit den Bechern angeſtoßen wird. Er will mit der größten Vorſicht die Thüre öffnen, aber er verfehlt in der Dunkelheit eine Staffel und ſtürzt mit einem derben Gepolter den Abſatz herab. Trufaldine, die ſchon auf einen Ueberfall gefaßt iſt, bekommt Zeit einen ihrer Verehrer unter die Matratze ihres Bettes, den andern zwiſchen die Doppelwand der Cajüte zu ſchieben; Tulipan, mit dem Zauberhute bedeckt, findet es ſehr beluſtigend in Crispins Gegenwart ſeine Rolle fortzuſpielen. Roth vor Zorn und Eiferſucht ſteht jetzt der unglückliche Schiffsherr in der Mitte der Cajüte und wirft ſpähende Blicke umher, ohne Etwas entdecken zu können. Seine Wuth, nachdem ſie ſich in einem Strom von Verwünſchungen auf die entlaufene Beata entladen hat, macht endlich den zärtlichen Gefühlen Platz, die ihm der Anblick der kleinen Trufaldine einflößt. Sie ſitzt mit ſo viel Grazie auf ihrem Bettchen, ihre Wange iſt geröthet von einem ſo reizenden Zorn, der Ausdruck der Unſchuld malt ſich in ihrem großen offenen Auge. Crispin nähert ſich ihr und bittet ihr ſein Unrecht ab, der gute Alte iſt ſo entzückt, daß er in der war=

men Cajüte bei einem ſo hübſchen Weibe iſt, eine zärtliche Scene iſt im Anzuge. Tulipan, mit der vollen Bosheit eines verſchmitzten Pagen, lauſcht über der Schulter der Kleinen und, indem Crispins ſchlürfende Lippen ſich ihrem Buſen nähern, ertheilt die Hand des Knaben ihm einen ſo derben Schlag auf die vertrocknete Wange, daß er rückwärts taumelt. Jetzt kehrt Crispins Wuth zurück, er verſteht keinen Spaß weder von Menſchen noch Geiſtern; ohne viel zu unterſuchen, auf welche Weiſe es zugeht, daß unſichtbare Hände Backenſchläge ertheilen, ergreift er einen tüchtigen Prügel und durchficht die Luft mit ſo gutgemeinten Schlägen, daß der arme Tulipan ſich die Seiten hält und endlich in der Anſtrengung ſeinem Schickſal zu entlaufen den magiſchen Hut verliert. Ach, armer Crispin! warum Etwas ſichtbar machen, was ſo wenig für deine Augen taugt! In welchem Aufzuge ſiehſt du jetzt den leichtfertigen

Störer deines ehelichen Bettes auf den Polſtern deſſelben liegen! — Welche Scene. — Wird man dir jetzt auch noch weis machen können, daß dein Verdacht nicht gegründet iſt? — Die ſchändliche Kleine hat ſich unter den Tiſch gerettet und lauſcht durch die Spalte des Teppichs, während Tulipan ſich unter den derben Schlägen windet, die immer unbarmherziger die zarten Schenkel und Füße des Vortänzers auf den Bällen zu Famaguſta geißelten. Wie gern hätte er, der Sohn des Traumes, jetzt wie ein Traum verſchwinden mögen. Fortunat und Ganelon können endlich nicht länger einen ſo ungleichen Kampf mitanſehen; der Letztere, da er einen Theil der Schläge mit zu empfinden hat, windet ſich zuerſt unter ſeiner Matratze hervor und fällt dem Feinde in die Flanken, Fortunat packt ihn vom Rücken an. Crispin macht ſeinen grauen Haaren Ehre, er, der Widerſacher aller Poeſie, theilt ſo wirkliche und proſaiſche

Hiebe aus, daß die drei Knaben zu thun haben, um ihn zu bändigen. Tumult, Lärm, Geſchrei! Der Hülferuf Crispins bevölkert bald die ganze Cajüte und die Stiege mit hinzueilenden Matroſen, deren behaarte Fratzen zum Theil Lachen, zum Theil Wuth ausdrücken. In der Verwirrung und in der Enge des Raums bekämpfen ſich die Parteien ohne Unterſchied und Ueberlegung. Die Lampen, die an der Schiffswand befeſtigt ſind, ſtürzen herab und ſtecken im Fallen die Teppiche in Brand. Ein fürchterlicher Stoß erfolgt und wirft die kämpfende Maſſe in einen verwirrten Haufen zuſammen. Einige Stimmen ſchreien Waſſer! während die andern Feuer! ſchreien. Flammen und Rauch füllen den Raum und drohen die zu erſticken, welche ſchon nahe daran ſind, erdrückt zu werden. Plötzlich ſchießt eine Flut durch das Fenſter hinein, und ſetzt den Kampfplatz unter Waſſer. Das Schiff ſenkt ſich auf eine Seite, ein wiederholter Stoß preßt ein allgemeines Angſtgeheul aus. „Wir ſinken unter!“ ſchreit man unten, „das Schiff hat einen Leck!“ tönt es oben.

Crispin bahnt ſich zuerſt Weg durch den Knäuel; mit Truſaldinen auf dem Rücken gewinnt er die Stiege und klettert mühſam hinauf. Oben wirft er ſie ziemlich unſanft auf ein Bündel Schiffstaue nieder, indem er ihr ins Ohr ſchreit: „Warte, du Metze, wenn dich nicht der Teufel holt, ſo hole ich dich!“ — Mit dieſem Troſtſpruch eilt er ans Steuerruder und tobt von Neuem, da er weder den Ober- noch den Unterſteuermann an ſeinem Platze findet. Dieſem letztern Ehrenmanne war es unterdeſſen ebenfalls übel genug ergangen. Wollen wir unſern Blick in die zweite Cajüte richten. Dort finden wir eine ebenſo klägliche als rührende Niederlage, eine hülfloſe Gruppe, die unſre Theilnahme in Anſpruch nimmt. Bei dem erſten Stoß des Schiffes, der den Ritter von ſeiner

Pritſche und den Pagen von ſeinem Sitz herabwirft, retten ſich die Söldner und Kaufleute aufs Verdeck, das Schiff ſenkt ſich, und die in der Ecke aufgeſpeicherten Tonnen und Ballen verſperren den Eingang gerade im Moment, da ſich der Raum faſt bis an die Decke mit Waſſer füllt. Welch eine Situation! der melancholiſche Ritter, ſo ernſthaft er eben das Leben verwünſcht hat, iſt dennoch froh, wie er den ſchwimmenden Pudel erreicht; er ſchwingt ſich auf ſeinen Rücken und zieht triumphirend wie einſt der Sänger auf ſeinem Delphin daher, da rollt eine gewichtige Lawine von oben nieder, es iſt die zärtliche Duenna mit ihrem Steuermann. Beide treffen, ohne es zu wollen, den neuen Arion; er ſtürzt und begräbt in ſeinem Fall den Narren, der mit der Meerkatze auf dem Rücken ſich an dem Schweif des Pudels angekettet hat. Gräßliches Geſchrei! — Roger, der wie alle Dichter eitel und ſorglos iſt, bekümmert ſich ſehr wenig um das Schickſal ſeiner Freunde, er will nur das Liedchen retten, das er eben componirt hat und das er ganz allerliebſt findet. Schwimmend, mit Händen und Füßen den Takt ſchlagend, componirt er ungeſtört weiter, gewinnt glücklich, die Rolle Pergament im Munde, das gegenüberſtehende Fenſter, ſtößt mit dem Kopfe die Scheiben durch und ſchreit, daß man ihm ſein Gedicht abnehmen ſoll. Erſt als dieſes geſchehen, klimmt er nach, und auf dieſem Wege kommen auch der unglückliche Steuermann und die gewiſſenloſe Duenna ans Tageslicht. Der Ritter wird aufs Verdeck gebracht, wo man ihn der Länge nach ausſtreckt, die Beine in die Höhe, damit er das eingeſchluckte Waſſer wieder von ſich gebe.

Die Verwirrung erreicht ihr Ende. Mit den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne bemerkt man, daß das Schiff an eine Felſenſpitze angerannt und nur unbedeutend beſchädigt iſt.

Der Leck wird verſtopft, das Waſſer ausgepumpt, und das Schiff nimmt allmählig wieder ſeine aufrechte Stellung an. In dem Augenblicke, wo die Gefahr vorüber iſt, kehrt auch Alles zu der gewohnten Weiſe zurück. Crispin ſucht Trufaldinen, die ſich vor ihm verſteckt hat, er findet ſie endlich am entfernteſten Theil des Verdecks auf Ganelons Kleiderbündel ſitzen. Mit einer ſehr bedeutungsvollen Pantomime, und ohne ein Wort zu ſprechen, knüpft er bedächtig die grüne Schnur von ſeinem Hute und ſchwenkt ſie vor der Naſe der kleinen treuloſen Frau. Es beginnt folgendes Geſpräch: — Du weißt, was ich dir verſprochen habe, wenn der Teufel dich nicht holte. — Crispin, ſei kein Narr. — Ich wars, als ich dich heirathete, abſcheuliche Katze. — So höre mich doch. — Streife dein Kleid vom Nacken herab. — Nun gut, ſchlage mich, Elender, allein du wirſt ſehen, was die Folge ſein wird. — Und was wird die

Folge ſein? Daß du künftig deine Streiche einſtellſt. — Dummkopf, was ich that, geſchah zu deinem Beſten. — O du Baſilisk! zu meinem Beſten war es ohne Zweifel, daß ich den Schwarzkopf an deiner Seite fand? — Truſaldine ſprang auf und hielt ihm den Mund zu: Um deiner Seeligkeit willen, ſprich mit größerer Vorſicht von dieſen mächtigen Zauberern! Ein Wort, und wir ſind Alle verloren. — Was gehn mich alle Zauberer der Welt an? — Still, dein Schiff, unſre Schätze, unſer Leben — Alles iſt in Gefahr, wenn du dir die geringſte Uebereilung erlaubſt. — Ach, du willſt dich loslügen, aber hier iſt die Schnur. — Und hier mein Nacken! Aber bei dem erſten Hiebe ſieh dich vor, was geſchieht. — Crispins Arm, eben zum Schlage gehoben, ſenkte ſich; unſchlüſſig, die Stirne in Falten gezogen, ſtand er da, indeß ſie den Nacken ihm zuwendend über die Schulter mit blitzenden Augen zu ihm hinaufſah:

Nun, ſo ſchlage doch! — Mein Schiff, meine Schätze, brummte Crispin. Es iſt kein Zweifel, der Kerl kann ſich unſichtbar machen, iſt alſo ein Stück von einem Zauberer. — Einfaltspinſel, worauf warteſt du? — Erzähle mir, was es mit der Sache für eine Bewandtniß hat. — — Gut, aber zuvor gieb mir die Schnur. — Die Schnur kommt nicht aus meiner Hand. — So kommt auch kein Wort über meine Lippen. — O, hätte dich doch der Teufel geholt! — Sie entwand ihm die Schnur, warf ſie über Bord, zog ihn dann zu ſich nieder und fuhr ihm mit ſchmeichelnder Hand ums Kinn. Sieh, mein guter Crispin, jetzt will ich dir Alles bekennen: Es iſt wahr, ich habe dem Schwarzkopf, wie du ihn nennſt, ſelbſt die Thür geöffnet, ich habe ihm einige Freiheiten erlaubt, aber nur einige, verſteh mich wohl, das that ich jedoch, um dich, um mich, um uns Alle zu retten. Denn dieſe vier Jünglinge, die wir aus Cypern mitgenommen haben, ſind nichts Geringeres als die Söhne einer Meerfee. —

Ach ja, warum nicht gar! — Das iſt ſo gewiß wie ich und du jetzt bei einander ſitzen. Guter Freund, du biſt keiner von den Jüngſten mehr und weißt nicht, daß es Feen giebt? Nimm Vernunſt an, es giebt deren ſehr gefährliche. Der Schwarzkopf hat mir ſeine Geſchichte erzählt. Vor vielen hundert Jahren zurück lebte einmal auf der Inſel Cypern ein ſehr ſchöner Prinz, in den verliebte ſich eine Meerfee. Sie lebten lange Zeit mit einander und zeugten viele Söhne und Töchter. Als der Prinz ſtarb, weinte die Fee viele glühende Schmerzensthränen um ihn, und aus dieſen Thränen entſtand der feurige Cyperwein, den du ſo gern trinkſt. Einer von den Nachkommen der Fee iſt nun der hübſche Schwarzkopf; er hat die Macht ſeiner Urgroßmutter geerbt, und auf dem Waſſer beſonders widerſteht ihm keine irdiſche Gewalt, wenn er es einmal darauf anſetzt, Jemandem einen Poſſen zu ſpielen. Als er mir ſeine Liebe erklärte, war ich ſo vorſichtig, ihn nicht abzuweiſen. Die Klugheit eines Weibes, dachte ich bei mir ſelbſt, hat ſchon manche Gefahr abgewendet, du willſt ihn ſchon ſo lange hinhalten, bis wir auf dem Lande ſind, wo ſeine Macht ein Ende hat. Mein Plan wäre auch gelungen, wenn du uns nicht auf eine ſo tölpiſche Weiſe überfallen hätteſt; das Unglück, das hieraus erfolgt, haſt du dir jetzt ſelbſt zuzuſchreiben.

Crispin ging, nach Weiſe eigenſinniger Köpfe, ſehr ſchnell vom Unglauben zum Glauben über. Er glaubte Trufaldinens Geſchichte nur halb, aber er ſchenkte vollen Glauben dem Zeugniß ſeiner Augen. Er begriff jetzt nicht, wie er den Muth gehabt hatte, ſo derb auf den erlauchten Abkömmling eines Prinzen und einer Meerfee loszuſchlagen. Sein Eigennutz gab ihm ſogleich den Plan ein, von der Gegenwart dieſer vier Zauberer Nutzen zu ziehen, und ſomit das Seinige zu genießen für die Zeche, die Trufaldine bezahlte.

Da die Reiſe ſich jetzt ihrem Ziele nähert, ſo bedenken unſere vier Wanderer, wohin ſie ſich bei der Ausſchiffung wenden ſollen. Der Narr und der Ritter werden mit zu Rathe gezogen. Der Erſtere ſchlägt ihnen vor, an den Hof zu gehen, wo er zu Hauſe iſt; er hat ſeine Abſichten dabei, denn er hofft von ihnen Nutzen zu ziehen. „Ihr könnt euch, edle Herrn,“ ſagte er mit der einſchmeichelnden Miene eines Weltmanns, „könnt euch keinen Ort denken, wo ihr ſo wohl aufgehoben ſein werdet, als an dem glänzenden und galanten Hofe der Gräfin Kalypſo.

Wer iſt dieſe Gräfin Kalypſo? fragt Tulipan neugierig. —

Eine reiche Erbin, erwiederte der Narr. Daß ſie ſchön und liebenswerth iſt verſteht ſich von ſelbſt. Um ihre Hand buhlen die angeſehenſten Prinzen, ſie aber, wie jene Prinzeſſin in der Fabel, verachtet alle Männer. Nichtsdeſtoweniger iſt ihr Hof einer der luſtigſten auf der Welt.

Tanzt ſie auch hübſch die Sarabande? fragte Tulipan. Verſteht ſie ſich auf ein gut componirtes Sonett? rief Roger; iſt ſie ſchön? ließ ſich Fortunat vernehmen, und der materielle Ganelon ſetzte hinzu: führt ſie auch eine gute Tafel? —

Auf alle dieſe Fragen, erwiederte der Narr, laßt die reizende Gräfin euch ſelbſt antworten, meine Herrn. Ich meines Theils weiß, daß ich eine Belohnung zu erwarten habe, gelingt es mir, ihrem Hofe vier ſo vollkommene Cavaliere zuzuführen.

„Und wer ſeid denn ihr an dieſem luſtigen Hofe?“ fragte Tulipan. —

Der einzige Vernünftige unter ſo vielen

Narren, entgegnete der Narr mit einer demüthigen Verbeugung. Die Frau Gräfin hat mich als ein Erbſtück mit andern Möbeln in ihr Schloß bekommen. Ich wanderte aus mit Großvaterſtuhl und Sopha, mit Lichtputze und Nachtſtuhl, ebenſo unentbehrlich wie dieſe, und ebenſo wenig geſchätzt. Ich hätte ein vornehmer Ritter werden können, aber mein krummer Rücken ließ ſich in keinen Panzer ſchnüren; ich hätte einen Liebling der Frauen abgegeben, allein meine rothe Naſe und mein blauer Bart verhinderten dieſes gleichzeitig; endlich wäre aus mir leicht eine Stütze des Staates und der Kirche geworden, aber meine eigenſinnige Zunge ſagte ſehr frühe ſchon bittre Wahrheiten. Mit einem krummen Rücken, einer rothen Naſe und einem groben Maule wird man aber in dieſer Welt eben nichts Höheres oder Geringeres, als was ich gerade geworden bin. Ich habe meine Beſtimmung erfüllt. Nun ihr, Herr Ritter von der langweiligen Liebe, was habt ihr denn zu thun beſchloſſen? —

Warum nennt ihr mich ſo? fragte der Ritter zornig.

Iſt euch das noch nicht klar geworden? erwiederte der Narr ruhig. Da ihr ein vollkommener Cavalier ſeid, ſo werdet ihr ohne Zweifel alle Geſetze der Ritterſchaft im Kopfe haben und wiſſen, daß die herumirrenden Paladine immerdar ſich gewiſſe Beinamen wählten. Der hieß der Ritter vom heiligen Grabe, jener der von der traurigen Geſtalt, ein anderer wieder anders, in eurem Leben macht jene unglückliche Prinzeſſin Epoche, die eure ſtandhafte Liebe verſchmäht hat, und die ihr dennoch durch alle Länder und Meere aufſuchet. Dieſe Geſchichte hat uns Allen ſchon herzliche Langeweile gemacht, und deßhalb müßt ihr euch jetzt nach dieſer Liebe nennen.

Der Ritter würdigte den Narren keiner Antwort. Die Erwähnung ſeiner Ungetreuen hatte von Neuem den ganzen ſchwermüthigen Zug ſeiner Gedanken heraufbeſchworen. „O, himmliſche Zephiſe!“ ſeufzte er vor ſich, „wo werde ich dich wiederfinden? Wann wird endlich dein ſpröder Sinn ſich erweichen laſſen? Wie, oder hat der abſcheuliche Zauberer Aſtorgon ſeine Drohung erfüllt, und du biſt auf ewig für mich verloren?“ —

Was hat es mit dem Zauberer Aſtorgon für eine Bewandtniß? fragte Fortunat.

Der Ritter ſeufzte tief auf: Ich will euch die ganze unglückliche Geſchichte erzählen, junger Mann. Ihr könnt euch daraus die Warnung nehmen, nie euer Herz an eine ſtolze, undankbare Schöne zu verſchenken, die eurer Sehnſucht ſpottet und eure Schmerzen verlacht. Vernehmt alſo, daß am Hofe des Königs Artus —

Himmel, welch ein Tumult! ſchrie der Narr. Was giebt's? Was iſt vorgefallen? —

Alle erhoben ſich und liefen dem Eingange von Ganelons Cajüte zu, aus der ein dumpfes Gewirre von Stimmen hervortönte. Man verſtand die Worte: Platz da! In dem Zuſtande, wie ich mich jetzt fühle, fürchte ich alle Waſſer- und Landprinzen, alle Zauberer und Feen nicht! Laßt ſie nur kommen! — Ganelons Flüche polterten dazwiſchen; Niemand weiß, was von der Sache zu denken iſt. Endlich ſieht man mit einem Satze einen jungen Burſchen aus der Fallthüre hervorſpringen, rothwangig, breitſchultrig, mit geplatzten Kleidern, die nur nothdürftig noch zuſammenhalten. Er läuft wie wahnſinnig in tauſend tollen Sprüngen auf dem Verdeck herum, und Alles weicht ihm aus wo er hinkommt, der Bootsmann, der Steuermann, die Matroſen, die Kaufleute, Niemand kennt ihn, er iſt plötzlich wie aus dem Meere hervorgeſprungen, ſtark wie Herkules, raſend wie der verliebte Roland. Die vier Pagen wollen ihn aufhalten, allein er wirft ſie mit einem Stoß des Armes alle vier auf die Seite, ſpringt auf Trufaldinen zu und umhalſt ſie, bei welcher Gelegenheit ihm noch die wenigen Lumpen vom Leibe fallen. Jetzt endlich hört man ihn die Stimme erheben. „Ich bin Crispin!“ ſchreit er, „ich bin Crispin! — kennſt du mich nicht mehr? der Himmel verdamme mich, wenn ich weiß, wie das zugeht, aber ich bin wieder achtzehn Jahr alt, und der tolle Burſche, der ich war, als ich von meinen vier Frauen die erſte freite; es mögen jetzt funfzig Jahre her ſein.“ —

Wahrhaftig, das kleine Weib weiß bei den Küſſen, die mit ſo vieler Energie ihr abgefordert werden, nicht was ſie glauben ſoll. Sie thut das Beſte was man in ſolchen Fällen thun kann, ſie empfängt und erwiedert die Küſſe, ohne ſich viel zu kümmern, von wem ſie kommen. Hier iſt nicht Zeit zu fragen. Trufaldine hat wie andre kluge Frauen ihrer Gattung ihr Köpfchen für ſich. Iſt's Crispin, denkt ſie bei ſich, ſo wäre es ein Verbrechen, ſich ſeinen Liebkoſungen zu entziehen; iſt er es nicht, was hälfe es, bei der Stärke dieſes Fremden, Verſuche anzuſtellen aus ſeinen Armen zu entkommen? —

Der glückliche Crispin, denn er iſt es wirklich, hängt während dieſes kleinen Selbſtgeſprächs immer an ihrem Halſe und findet zwiſchen ſeinen Küſſen und Umarmungen nur ſo viel Zeit die Worte auszuſtoßen: „Sieh nur, Truffelchen, das Wamms, das du mir gemacht haſt, iſt mitten von einander geriſſen, weil es die breite Bruſt, die herrlichen Schultern nicht faſſen konnte. Bemerke, ich bitte dich, dieſe Taille? — Dieſe Kniee, dieſe Waden?"

Trufaldine ſchlägt die Augen zu Boden. Ein dicht gedrängter Kreis umgiebt ſie und ihren Paladin. Ihre Wangen brennen von ſeinen Küſſen, ihr Buſentuch iſt zerriſſen. Sie ſieht Lächeln und Neugierde in allen Blicken, Scham und Verlegenheit peinigen ſie; ſchnell ergreift ſie den Arm Crispins und führt ihn ab. „Laßt ſie gehn!“ ruft der Narr. Trufaldine allein iſt im Stande zu beurtheilen, ob dieſe ſeltſame Verjüngung die Probe hält oder nicht. Laßt ſie gehn!“ —

Und ſie hielt die Probe. Crispins achtzehn Jahre waren ein Geſchenk der guten Fee Kokombre; die Zaubereigenſchaft der Flaſche war entdeckt; laßt uns ſehen auf welchem Wege.

Crispin, voll Begierde, ſich etwas von den Schätzen der vier Meerprinzen anzueignen, ſchleicht ſich, als Ganelon eben die Vorräthe der Schiffsküche unterſucht, in deſſen Zelle. Seine Diebesblicke durchſpähen alle Winkel des kleinen Kabinets, er ſieht von den geträumten Schätzen Golkonda's nichts als eine unſcheinbare Flaſche, halb mit Stroh umflochten und mit einer kleinen ſilbernen Kette verſehen, um ſie um den Hals zu hängen. Crispins Weiſe iſt es nicht, eine volle Flaſche aus der Hand zu legen, ohne wenigſtens ihren Inhalt einer Prüfung unterworfen zu haben. Er zieht den tiefſitzenden Pfropf hervor, und ein lieblicher geiſtiger Duft verbreitet ſich in dem Gemache. „Oho!“ ruft er, „das iſt ein Getränk von einer unbekannten Schärfe und Süßigkeit. So viele Kenntniſſe ich auch in dieſem Fache habe, ſo iſt mir ſolch ein Gebräu doch noch nicht vorgekommen. — Alikante? — Ach was, viel gewürzter! — Xeres? Dummheit! viel zarter. — Tinto de Rota? Einfaltspinſel, fühlſt du dieſen Geiſt nicht? — Malwoiſir? o, zum Todtlachen! Das iſt ein anderes Weinchen. — Wo der nur gewachſen ſein mag! — Wahrhaftig, der Duft zieht mir ſchon wie lauter Feuer ins Gehirn, und die Naſe iſt nur ein unvollkommener Gaumen, was wird es ſein, wenn ich's in den rechten Kanal bringe? — Schon gut, wir wollen's ſchmecken; — aber, Crispin, es kann ein hölliſches Gebräu ſein, du kannſt, wenn du davon trinkſt, Pferdefüße, einen Kuhſchweif, die Hörner eines Bocks bekommen! Warum nicht gar, und was die letztern betrifft, wahrlich, ſo ſorgen ſchon für dieſen Schmuck die vier vermaledeiten Prinzen. — Still! willſt du wiederum dein Schiff unter Waſſer ſetzen? Ich nehme nur ein paar Tropfen auf die Zunge, kann das was ſchaden? —

Er ſchüttelte die balſamiſche Flüſſigkeit durcheinander, die ſich wie ein vom Alter geſättigter Wein nur ſchwer und ölig in der Flaſche bewegte, dann ſtützte er dieſe auf die vorgeſtreckte Spitze ſeiner Zunge und nahm, ohne es zu wollen, gerade das vorgeſchriebene Maaß. Der Geſchmack mochte ihm nicht behagen, denn er ſtellte die Flaſche wieder in den Winkel, aus dem er ſie genommen, und wollte ſich erheben, um ſeine begonnene Unterſuchung der Zelle fortzuſetzen; doch das Aufſtehen gelang ihm nicht. Wie von unſichtbaren Händen gehalten blieb er auf dem Polſterſitze ausgeſtreckt liegen, und ein Nebel, ſo dicht und ſeltſam, wie er ihn nie geſehen, umzog ſein Auge. Wie der Nebel verſchwand, mußte er dreimal tief aufathmen, wie Jemand, der einen unglücklichen Traum überſtanden. Guter Crispin, das iſt der Traum der ſiebenzig Jahre, der unglückliche Traum, den wir andern Menſchenkinder leider bis zu Ende träumen müſſen, und aus dem du jetzt gegen den Lauf der Dinge erwachſt, weil es einer eigenſinnigen Fee gefiel, ſich ihren Schnürleib von einem jungen Pagen zuziehen zu laſſen. Wie iſt dir? — du ſpringſt plötzlich auf und fährſt erſchrocken zurück, denn dicht vor dir ſteht ein junger unbekannter Burſche, der dich aus großen blauen Augen verwundert anſtarrt, deſſen derbe Wangen Feuer ſprühen, und der ſeinen braunen Lockenkopf ſchüttelt. — Wer da? — ruft er und weiß nicht, daß er ſich ſelbſt anruft, daß es ſein Bild iſt, das aus dem kleinen Wandſpiegel ihm entgegenblickt. — Wer da? — Keine Antwort. Der Schreck lähmt die Kniee des armen Mannes, er fährt mit beiden Händen, wie er zu thun pflegt, in die grauen Haare, aber er findet weder dieſe, noch die von Trufaldinen geſtrickte Nachtmütze auf dem Kopfe, ſtatt deſſen einen Buſch, der ſich ſeidenweich und voll anfühlen läßt, und dieſer Buſch ſind die ſchönſten braunen Locken. „He!“ ſchreit der ehrliche Schiffer, „iſt hier noch Jemand anders auf dem Schiffe, der meinen Haarputz beſorgt, außer Trufaldine? — Wo ſind dieſe Locken hergekommen? Was fällt dem alten Schädel ein, daß er noch dicht vor dem Grabe ſolche Poſſen treibt? — Schämt euch, ihr runzeligen Wangen!“ Er giebt ſich ſelbſt einen derben Schlag, aber dieſer trifft nicht auf runzelige Wangen, auf eine glatte volle apfelrunde Wange, und dieſe Wange gehört Crispin? — ohne Zweifel! — Ach das iſt zum Tollwerden!

Er fällt auf ſeinen Sitz zurück, allein ſtatt das Polſter zu treffen, ſtürzt er auf das harte Bret — und o Wunder, er findet es nicht hart; wahrhaftig die alten Knochen haben ſich mit natürlichen Polſtern überkleidet. Wo haben ſie ſie hergenommen? — Er befühlt dieſe Polſter, er betrachtet dieſe Wangen, dieſe Locken, dieſe Lippen, dieſe Zähne, und indem er ſich wie ein Affe in ſeinem Käſich hin und wieder wendet, von vorn und von hinten ſich beſieht, ſpringt, Capriolen macht, zerreißen alle Näthe an den Kleidern, die alt geblieben ſind, während der Körper ſich verjüngte, und die nun wie die Schaale einer reifenden Nuß berſten. Endlich weiß Crispin nun, daß er jung geworden iſt; er lacht ſo derb über dieſen guten Spaß, daß die ganze kleine Cajüte erzittert, er ſchwingt die Arme und brennt vor Verlangen, die Kraft von einem Paar ganz neuer Fäuſte zu verſuchen. Wie gern hätte er Jemanden, den er prügelte, dem er Arme und Beine entzweiſchlüge und nachher beſtens um Verzeihung bäte; da kommt Ganelon die Stiege herab. Welch eine ſchöne Gelegenheit, zum zweiten Mal an der impertinenten Nachkommenſchaft des Prinzen von Cypern und der Meerfee ſein Müthchen zu kühlen. Sie gerathen ins Handgemenge, und Ganelon muß weichen; ſein Geſchrei ruft die Schiffsmannſchaft zuſammen und veranlaßt jene Scene, die wir beſchrieben haben.

Es dauert eine Weile, bis das Räthſel ſich löſt, bis Crispin ſeinen Diebſtahl beichtet, und Ganelon vom Beſitz ſeines Zaubertranks in Kenntniß geſetzt wird. Weit entfernt, Crispins geſtohlene Jugend ihm zu mißgönnen, dankt er ihm für die Entdeckung, die ohne ſeine Beihülfe vielleicht lange noch gezögert hätte ans Licht zu treten. Die glücklichen Knaben, jetzt haben ſie Reichthum, Jugend, die Gabe Alles zu ſehen, und zugleich die, allen Gefahren aus dem Wege zu gehen. Aber wie lange werden ſie im Beſitz ihrer Schätze bleiben? —

Ganelon hatte jetzt die beſte Gelegenheit, Alles, was auf dem Schiffe die goldene Periode der achtzehn Jahre überſchritten hat, wieder dorthin zurückzuführen, allein er hofft andern Nutzen von ſeiner goldenen Quelle zu ziehen. Nur der Narr allein macht keine Anforderungen. „Warum mir noch einmal,“ ruft er, „die Bürde vereitelter Hoffnungen, armſeeliger Freuden, elender Späße aufladen? Wozu dieſe rothgeſchminkte Thorheit von Neuem über die fahle Wange ſtreichen? — Ich kenne dieſe Herrlichkeiten, die ſo hübſch aus der Ferne ausſehen, und die ſo wenig werth ſind, wenn man ſie in der Nähe betrachtet. Die Jugend iſt ein ganz guter Spaß, aber ein guter Spaß wird ein ſchlechter, wenn man ihn zu oft wiederholt! Und kurz und gut, ich will nicht wieder jung werden.“ — Ganelon glaubt über dieſe Philoſophie lächeln zu müſſen, weil ſie aus dem Munde eines Narren kam. Er ſchiebt ruhig ſeine Flaſche in den Buſen und befeſtigt ſie an einer dreifachen Kette.

Als dieſer Vorfall genugſam beſprochen iſt, fängt man an, ſich auf dem Schiffe zu langweilen. Man wünſcht das Ende der Reiſe heran, beſonders empfinden die vier Pagen eine peinliche Ungeduld, denn Trufaldine iſt jetzt die treueſte aller Gattinnen und findet ihren Crispin zum Entzücken liebenswürdig. Umſonſt erwartet der ehrliche Steuermann ein ähnliches Wunder an der guten Duenna. Der Einzige, der bei all dieſem Wechſel immer träumeriſch, immer düſter, immer zerſtreut bleibt, iſt der Ritter Meleager. Er hat eben den gutmüthigen Fortunat bei Seite gewinkt, er hat eben einen tiefen ſchwermüthigen Seufzer und zugleich die Worte ausgeſtoßen: Nun hört meine unglückliche Geſchichte weiter: Alſo am Hofe des Königs Artus lebte — als der Narr oben vom

Maſtkorbe herab: Land! ruft, und die ganze Schiffsgeſellſchaft dadurch in einen wilden Taumel der Freude verſetzt. Fortunat verläßt ſeinen Erzähler und eilt in ſeiner fröhlichen Laune an die Matroſen Goldſtücke auszutheilen. —

Undankbare Welt! Kaum iſt das Schiff gelandet, ſo treibt das Völkchen gewiſſenlos auseinander. Jeder geht ſeine Straße, ohne ſich um Den zu bekümmern, der noch eine Stunde vorher ſein ganzes Herz, ſein ganzes Vertrauen beſaß. Die Matroſen vergeſſen die Goldſtücke Fortunats, Tulipan die Gunſtbezeigungen Trufaldinens, und vor Allen vergißt Crispin, daß er den leichten Schritt, mit dem er jetzt, ſeine Kleine am Arm, über das ſchwankende Bret aus dem Schiffe eilt, Ganelon ſchuldet. Nur der Pudel beſchämt Alle, denn er leckt die Hand des Matroſen, der ihm den letzten Schlag und den letzten Biſſen darreicht.

Drittes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Wanderung Fortunats mit dem Hofnarren. — Authentiſche Geſchichte der Grafſchaft Provence. — Die Chronik Eginhard's und die Abenteuer der ſchönen Emma. — Das Feſt im Walde. — Fortunat im Gefängniß.

Eine weite Ebene liegt vor uns ausgebreitet, bedeckt mit dem prächtigen und reichen Schmuck der Staffagen, mit denen unſre Romantiker ihre glänzenden Gemälde aus dem Mittelalter auszuſtatten pflegen. Ein ſchöner Fluß empfängt in ſeinem Spiegel das Bild jener freien und kühnen Burgen, erhöht auf dem Gipfel der Berge und beſtimmt zum Sitze eines herrlichen Geſchlechts, das der Gegenſtand unſrer glühendſten Schwärmerei und Verehrung iſt. Die Chroniken, immerdar kalte pedantiſche Widerſacher aller Poeſie, verſichern zwar mit der ganzen Unverſchämtheit eines ſolchen alten in Kalbsleder gebundenen Autors, daß dieſelben Ritter, die in unſern Romanen ſo gefühlvoll die Zither ſpielen, in Wahrheit nicht verſchmähten, das Felleiſen eines armen Wanderers zu plündern oder den Packeſel des von der Meſſe wiederkehrenden Kaufmanns in ihren Stall zu ziehen. Doch wozu ſich um dieſe kleinen Bosheiten bekümmern? Was nutzt es, wenn wir auch hier Frieden ſtifteten zwiſchen den Herren der Chronik und den Herren der Poeſie? Wir kämen in Gefahr unſre ſchöne Staffage zu verlieren, unſre Ritter mit den zierlich umgeworfenen Mäntelchen, wie Retzſch ſie ſo hübſch zeichnet, unſre edlen Pferde und Hunde, die Fouqué beſchreibt, die Minneſänger mit ihren langen und etwas langweiligen Verſen, die Tieck ſchildert, die prächtigen und ſchimmernden Aufzüge Walter Scotts, Uhlands blondgelockte Fräulein und Spindlers tugendhafte Hausfrauen, dazu noch der ganze Troß Landsknechte, Söldner, Pagen, Läufer, Volk zu Fuß und zu Pferde. Ach, es giebt einen bunten Zug! — Wie er dort den ſteilen Bergpfad herabzieht — ein edler Graf mit dem Falken auf der Fauſt voran, ein ſittiges Fräulein an ſeiner Seite, die koſtbargeſchmückte jagdluſtige Menge hinterdrein. Der friſche Morgenwind ſpielt mit den rothen und weißen Federn auf den Hüten der Ritter, auf der Schulter manches tüchtigen Kämpen ruht die gewichtige Armbruſt, der blanke Speer, den wir noch in der Rüſtkammer zu Dresden bewundern. Der Zug verſchwindet im nahen Forſte, und es erſchallt das Waldhorn, dieſes illüſtre Horn, auf welchem ſo viele unſrer Romantiker ſich ſchon zu Tode geblaſen haben. Aber kaum ſind dieſe melancholiſchen Klänge verhallt, ſo fällt eine luſtige verliebte Zither ein, die ein junger Burſche dort unter dem Balkon ſeiner Dame ſpielt. Das klingt ſo frivol und heiter und giebt ein ſo hübſches Bildchen. Der Balkon iſt ganz ſo verwittert und alt mit grotesken Steinfiguren geziert, wie er ſein muß; der junge Sänger hat gerade das ſchöne anſchließende Wamms von rothem genueſiſchem Sammet, die Hoſen von Tricot, die Stiefelchen mit herabhängendem Rande, wie wir's erwarten, und die ſchöne Maid oben entfernt ſich in ihren breiten herabfallenden Aermeln, in ihrer ſchlanken, mit goldenen Schnüren gefaßten Taille, und in ihrem geſcheitelten blonden Haare nicht um die kleinſte Linie von dem Muſter eines Ritterfräuleins, wie wir es in den Abbildungen unſrer Almanache ſehen. Das haben wir Alles auf unſrer Ebene, und noch mehr. Ein Zug von Mönchen darf nicht fehlen, und in der That bewegt ſich ein ſolcher eben dort ins Thal hinab, wo ein Kloſter ſeine dunkeln Mauern, ſeine Thurmſpitzen und ſeine verwitterten Kreuze aus einem Buſche junger Buchen emporſtreckt. Wir hören die Litaneien, die melancholiſchen Begrüßungen der Madonna und den lang nachhallenden Geſang, wie er im Kreuzgange erſtirbt. Kleidet man dort einen jungen Novizen ein? Vermauert man ein unglückliches Opfer? oder bereitet man eines zum Feuertode vor? Ach, man kennt dieſe Klöſter, dieſe Fundgruben der Romantik, wer kann entſcheiden, welches dieſer drei geheimnißvollen Werke jetzt im Gange iſt. Doch der Staffage fehlt noch ein charakteriſtiſcher Zug; eine Jagd, ein Kloſter, eine verliebte Zither und — eine Räuberbande, ein Trupp Wegelagerer, dort am Hohlwege aufgeſtellt, verdeckt vom überhängenden Gebüſche und einem einſamen Wanderer auflauernd, der ſich langſam, mit ſchwerbepacktem Ränzel im Staube der Landſtraße daherbewegt. Das Gemälde iſt fertig.

Alte tüchtige Zeit! der Enthuſiasmus für dich iſt vorüber. — Vergeblich iſt die Mühe, die man verwendet, um dich zu malen. Wir haben die gothiſche Krankheit überſtanden. Die magern Glieder deiner Heiligen und die geſpalteten Säulchen deiner Kirchen behagen uns nicht mehr. Wir können keine Romane mehr vertragen, die mit Gebeten anfangen, und bei den dramatiſirten Legenden ſchlafen wir ein. Lebe wohl, alte tüchtige Zeit, kehre zurück in die finſtern Klauſen deiner Mönche, in die beſtaubten Archive deiner alten Reichsſtädte. Wir haben mit dir wie mit der Puppe geſpielt, die Züge deines wahren aber ehrlichen Geſichts mit der Schminke unſers Modegeſchmacks überſtrichen und unkenntlich gemacht, wir haben viele Sünden an dir begangen, aber du, ehrlich und gutmüthig wie du biſt, wirſt uns unſre Thorheit nicht nachtragen. Jetzt geh zur Ruhe — aber halt! noch nicht! erſt laß noch den hübſchen Pagen ſein Abenteuer beſtehen. Ich empfehle ihn dir, Muſe des Mittelalters, behandle ihn zart, denn er iſt ſchwächlich und verwöhnt, wie der Liebling eines Dichters ſein muß, und kann länge nicht ſo viel vertragen als deine Helden der Nibelungen, denen du Alles bieten durfteſt, was dir nur in den Sinn kam. Siehe, da eben reitet er, gefolgt vom Narren, den kleinen Hügel herab, deſſen Weg ſich mit der Landſtraße verbindet. Beide werden zwar nur von ſehr beſcheidenen Eſeln getragen, allein das hindert nicht, daß ſie ſich auf unſerm bunten Gemälde ſehr vortheilhaft ausnehmen. Fortunat leitet ſein graues Thierchen mit eben ſoviel Geſchicklichkeit als Kraft, und der Narr macht auf ſeinem Maul eine ſtattliche Figur, was nicht der Fall wäre, wenn er einen Zelter beſtiegen hätte.

Die Sonne ſteigt von der Höhe des Mittags ſchon hinab; die Schatten treten aus dem Bezirk der vier Füße der Eſel hervor und malen die langen Ohren der Thiere und die ſchwankenden Federbüſche ihrer Herrn auf den gelben Sand der Straße. Ein kleines Wäldchen bietet einen willkommenen Ruhepunkt und Beide ſteigen ab, um ſich auf den ſchwellenden Raſengrund zu betten. Sie ſind am Ziel ihrer Reiſe, und wahrlich dieſe Reiſe iſt nicht ohne Abenteuer abgegangen, davon zeugen die unſcheinbaren zerriſſenen Kleider Fortunats und die blauen Flecke im breiten Antlitz des Hofnarren. Von Venedig, wo ſie gelandet, und wo die drei Gefährten und der Ritter zurückgeblieben ſind, bis zur Grenze der Provence, reiſte man in jenen ſchönen Zeiten nicht ſo ſicher wie heut. Unſre Freunde waren einem jener romantiſchen Ritterſchloßbeſitzer in die Hände gefallen, der ſie ausgebeutet hatte; ſie waren dazwiſchen gerathen, wie gerade zwei kleine italieniſche Fürſten mit einander haderten; ſie gelangten in eine Stadt, die eben ihre Thore ſchloß und ihrem

Herrn den Krieg erklärte; ſie ſtießen auf einen Haufen liederlichen Geſindels, das man angeworben hatte, um das Chriſtenthum zu verbreiten und die ſie mit ſich ſchleppen wollten; ſie ſuchten in einem Kloſter eine Freiſtätte, wo man eben eine Nonne entführt hatte, und wurden mit den Verbrechern zuſammen gefangen. Sie gingen immer zehn Schritte vorwärts und fünf wieder zurück. Endlich aber langten ſie doch an. Fortunat beklagte ſich heftig, der Narr jedoch fand Alles ganz in der Ordnung; jener verſicherte, daß in Famaguſta dergleichen nie vorzukommen pflege und daß man dort völlig in Ruhe leben könne, wenn man ſich nur nicht in einen Streit über den Zahn der Fee Urgelle einließe, und der Narr behauptete treuherzig, daß an jeder Regierungsform Etwas zu tadeln ſei und daß er lieber einen phyſiſchen als moraliſchen Zwang leiden wolle. So zwiſchen Philoſophiren, Rippenſtößen, Kolbenſchlägen und Handgemenge anbeiteten ſie ſich durch die goldenen Auen des herrlichen Deutſchlands. Fortunat, der ſehr ungeduldig war die ſchöne Kalypſo zu ſehen, wollte keine Zeit verlieren den magiſchen Säckel in Thätigkeit zu ſetzen, um ſich einen koſtbaren Anzug zu verſchaffen, der ihm doch um die Straßenecke wieder abgenommen wurde. Jetzt war er im Lande dieſer Fürſtin, und er ſann darauf, wie er auf die paſſendſte Weiſe ſich ihr vorſtellen könne.

Ehe wir jedoch melden, wie es ihm hiermit gelang, müſſen wir nothwendig von dem Lande ſelbſt ſprechen. Aus einer Zeit, von der uns die wahrhafteſten Bücher ſo viele Fabeln erzählen, könnte es leicht ſein, daß nur höchſt unvollkommene Nachrichten von der Grafſchaft Provence und ihren Beherrſchern zur Kenntniß des Leſers gebracht ſind. Hier ſind die allerglaubwürdigſten; doch müſſen wir etwas weit ausholen. —

Man weiß, welch ein Unglück Karl den Großen traf. Er, der ſich damit beſchäftigte, die alten Sachſen mit ihrer Pflicht bekannt zu machen, hatte das Mißgeſchick, zu erleben, daß die Prinzeſſin, ſeine Tochter, ſich ziemlich weit ab von der ihrigen entfernte. Jedermann kennt die Geſchichte des Schreibers Eginhard, der die Kühnheit hatte, auf dem Rücken der ſchönen Emma einen abenteuerlichen Ritt über den Schloßhof zu Aachen zu unternehmen. Das war für jene Zeiten etwas Unerhörtes. Man war damals in der Schwärmerei für die Feder noch lange nicht ſo weit gediehen wie heutzutage, wo es nichts Neues iſt, daß die Fürſten von ihren Schreibern getragen werden, und wo eine geſchickte Feder ein Dutzend Königreiche in den Sack ſchiebt. Die Prinzeſſin hatte offenbar einen prophetiſchen Blick; ſie ſah ein, daß alle Sachſenbekehrungen zuſammengenommen, ſo viel Geſchrei die Geſchichte auch von ihnen macht, nicht dieſen einzigen kühnen Ritt aufwiegen, und daß die wenigen Schritte, die ſie die geſchickte Feder ihres Vaters durch den Schnee trug, einſt ihrem Hauſe mehr Dienſte leiſten würden, als alle Schlachten der Paladine und der zwölf Pairs, ſowie die nachdrücklichſten Demonſtrationen des heiligen Bonifaz. Aber es kann ſein, daß wir hier der Prinzeſſin zu viel Politik zutrauen; ihr folgendes Leben wenigſtens beweiſt, daß bei ihren kleinen Extravaganzen auch ihr Herz mit im Spiele war.

Nachdem nämlich der große Karl, um ein gutes Beiſpiel zu geben, wie ein Vater in der Komödie die Hände der beiden Verirrten in einander gelegt und die Prinzeſſin ihrem Gatten Treue geſchworen, hätte man glauben ſollen, daß Beide jetzt deſto öfter beieinander ſein würden, je weniger ſie ein Hinderniß zu fürchten brauchten; aber die ſchöne Emma fand bald, daß hierdurch eine ſehr pikante Würze ihrem Liebeshandel abging. Sie hatte offenbar Geſchmack für die Entführungen bekommen; ein gefährlicher Geſchmack für eine junge Frau, doppelt gefährlich in jenen unruhigen Zeiten, wo ſo viele ſchöne Heiden herumſchwärmten, an deren Bekehrung man nur ſehr oberflächlich hatte denken können. Einer derſelben, ein ſarmatiſcher Prinz, kühn und verliebt wie Alkibiades, ſehr wenig nach dem Chriſtenthum fragend, unverſchämt in allen ſeinen Begierden, deren er eine ungeheure Zahl hat, dabei jenen frappanten Zug ſarmatiſcher Schönheit in ſeinem Weſen, eine Schönheit, die ſo verführeriſch iſt, und die zwiſchen der Rohheit des Bären und der Wildheit der Katze mitten inne ſteht, ſieht im Lager Karls des Großen, wo er als Gefangener hingeſchleppt worden, die kleine Secretairsfrau und verliebt ſich in ihre niedlichen Reize. Er wendet alle jene ſchändlichen Künſte der Verführung an, die den unbekehrten Seelen ſo eigen ſind, und die ſehr oft der Teufel ſelbſt den Bekehrten einflüſtert, und es gelingt ihm, die ſchöne Emma gerade in dem Moment aus dem Lager zu entführen, als eben der getreue Eginhard vor einer zahlreichen Verſammlung einen rührenden Sermon über die himmliſche Treue chriſtlicher Ehefrauen hält.

Der junge Sarmate ſchlägt ſich mit ſeiner Beute muthvoll durch alle Vorpoſten des Lagers, durchfliegt, die Dame hinter ſich auf dem Roß, die geſeegneten Ebenen Frankens, ſetzt über die grünen Wellen des alten Rheins, läßt Paris zu ſeiner Linken und erſcheint endlich am Fuße der Pyrenäen. Hier will es der Zufall, daß er eben anlangt, wie das vereinigte Heer der Saracenen den größten Helden der Chriſtenheit, den Paladin Roland, in ihre Mitte geſchloſſen hat und ihm mit einer mörderiſchen Niederlage droht. Dieſe Gefahr müßig mit anzuſehen iſt das tapfre Herz des Sarmaten nicht fähig.

Er will die Kräfte ſeines Schwertes mit denen Rolands vereinigen, er will dieſen Diamanten in der Krone der Chevalerie nicht von frechen Händen angetaſtet ſehen; er läßt darum die reizende Emma in einer ſichern Verwahrung und begiebt ſich in das Lager der Franken. Doch ach ſeine Anſtrengungen ſind umſonſt, denn die Schrift der Sterne verkündet, eine Schrift, die nie lügt, daß diesmal der halbe Mond über die Sonne der Ritterſchaft ſiegen, daß das Thal von Ronçeval das Grab des Helden ſein werde, den die ſchönen Geſänge Arioſts ſpäter zu verherrlichen beſtimmt waren. Auch ſein kühner Bundesgenoſſe fällt an ſeiner Seite.

Kaum hat die Prinzeſſin den Tod ihres ſchönen Sarmaten erfahren, als ſie mit ihrem kleinen Gefolge aus dem brennenden Lager der Franken entflieht, mit der Abſicht, ſich nach Deutſchland zurückzuwenden, aber ein Trupp mauriſcher Reiter vereitelt ihre Pläne. Dieſe kühnen Söhne der Freiheit, behend wie der glühende Wind der Wüſte und eben ſo unausweichbar wie dieſer, ſetzen ihr nach, hauen ihr Gefolge nieder und bringen ſie vor den Anführer der Fahne des Propheten. Der dreiſte General, trunken von ſeinem eben erfochtenen Siege und eben ſo wenig wie der Sarmate gewohnt, ſeinen Neigungen Feſſeln anzulegen, betrachtet die Dame als eine willkommene Priſe und nimmt nicht den mindeſten Anſtand, für die Mühe, die Roland ihm verurſacht hat, ſich bei deſſen ſchöner Baſe ſchadlos zu halten. Er läßt die ſchöne Emma mit ſeinen andern Frauen nach Granada transportiren.

Granada iſt eine uralte Stadt, ſie iſt im ſchönſten Theile Spaniens gelegen, und der Aufenthalt daſelbſt wird mit dem Aufenthalt im Paradieſe verglichen, allein ſelbſt das Paradies, wenn enge Mauern es umſchlöſſen, hätte wenig

Reiz mehr für Seelen, die die Freiheit lieben, und die Prinzeſſin findet bald, daß ſie für das einförmige Leben eines Harems keinen Sinn hat. Sie ſtirbt faſt vor Langerweile, immer dieſelben unverſtändlichen Arabesken, dieſelben weiſen Sprüche aus dem Koran, den ſie für eine Erfindung des Teufels hält, dieſelben halben Monde auf allen Mauerſpitzen und den ewig ſich auf- und niederſchwingenden Strahl der Springbrunnen zu betrachten. Ihr Geiſt ſucht Beſchäftigung und findet ſie, indem er die erfinderiſche Weiſe der Schönen des Serails annimmt durch beſonders zuſammengeſtellte Blumenſträuße ſeine Gedanken und geheimſten Geſinnungen zu errathen zu geben. Niemand ſtyliſirt dieſe eloquenten Blumenbriefe beſſer als ein junger Boſtangi, ein Chriſt von Geburt, doch lange ſchon in der Gefangenſchaft der Saracenen ſchmachtend. Er zeigt ſich öfters verſtohlener Weiſe am Fenſtergitter der ſchönen

Emma, und kaum iſt dieſe geſchickt genug ſeine Briefe zu leſen, als ſie über die Impertinenz eines derſelben erſtaunt, der ihr eine ſehr dringende Erklärung macht. Die Prinzeſſin ſeufzt über den Egoismus des Geſchlechts, dennoch kann ſie ihrem ſchönen Boſtangi nicht gram ſein. Sie willigt ein, ſich von ihm entführen zu laſſen; eine dunkle Nacht, ſo dunkel wie ſie der klare durchſichtige Sternenmantel zuläßt, der ſich über die goldenen Auen Caſtiliens zu breiten pflegt, wird gewählt, der Boſtangi klettert hinauf und empfängt auf halbem Wege die Prinzeſſin, die ſich an dem losgewundenen Shawl ihres Turbans, der ihr ſchönes Haar zum letzten Mal bedeckte, hinabläßt. Das edle Paar entweicht aus der alten mauriſchen Hauptſtadt und durchirrt, treu in der Gefahr wie im Glück, auf einem Maulthier die unwegſamen Pfade der Sierra, ſo berühmt durch ihre Schönheiten wie berüchtigt durch ihre Spitzbuben. Mehr als einmal iſt die ſchöne Emma in Gefahr, in die Hände der Letztern zu fallen, doch immer wieder ſchützt ſie ihr gutes Glück und der tapfre Arm ihres Begleiters. Sie irren vom Wege ab und treffen auf die Ebenen von la Mancha, ſpäter ſo berühmt durch die Abenteuer des Ritters von der traurigen Geſtalt. Endlich ſchiffen ſie ſich in Cadix ein. Ein ungünſtiger Wind treibt das Fahrzeug an die Küſte der Barbaresken, und einer jener eben ſo frechen als zügelloſen Piraten kapert das Schiff und bringt die Liebenden auf den Sklavenmarkt zu Tunis. Hier wird die Prinzeſſin ausgeſtellt, während ihr treuer Boſtangi von ihr getrennt, funfzig Hiebe auf die Fußſohlen bekömmt. Nichtswürdiges Schickſal! Doch nicht genug: ein alter jüdiſcher Kaufmann aus Baſſora, der Balſam von Mecca verkauft und nebenbei einen kleinen Schleichhandel mit Mädchen treibt, ſieht die Frau des Schreibers Eginhard, kauft ſie und begiebt ſich mit ihr auf die Reiſe. In der arabiſchen Wüſte, unfern Medina, überfällt ein Trupp Beduinen die Karavane und macht ſich daran, den alten Ibrahim zu plündern; ein zweiter Hauſe ſtößt hinzu, beide gerathen mit einander in's Handgemenge, und die ſchöne Emma benutzt die Zeit, mit einem Theil der Diamanten des Juden und auf deſſen Pferde die Flucht zu ergreifen. Es gelingt. Sie findet in dem Gepäck Ibrahims einen Anzug, den ſie ſogleich mit ihren weiblichen Kleidern vertauſcht, und ihre Reiſe fortſetzt, verwandelt in einen jüdiſchen Kaufmann. Das Glück führt ſie ungehindert vor die Thore von Bagdad. In dieſer Stadt regierte gerade damals der berühmte Kalif Harun-ar-Raſchid, der in den amüſanten Geſchichten der Tauſend und eine Nacht eine ſo große Rolle ſpielt. —

Die Prinzeſſin wanderte in ihrer Verkleidung lange herum, ohne daß man ſich um ſie bekümmerte. Dieſen Umſtand verdankte ſie dem breiten Kaftan, der beſcheidenen Mütze und den ausgetretenen Pantoffeln des Juden. Nach einiger Zeit, da die Juwelen Ibrahims in andre Hände gewandert waren, mußte ſie jedoch darauf denken, ihren Unterhalt zu erwerben, und war ſehr vergnügt, als ein Aufſeher der Moſchee ſie in ſeinen Dienſt nahm. Ihr Geſchäft beſtand hier in der Pflicht, von Zeit zu Zeit das Minaret zu erklettern und von oben herab den Anhängern des Propheten die Zeit der vorſchriftmäßigen Gebete zu verkündigen. Das war allerdings etwas hart für eine Prinzeſſin, deren Vater ſich mit ſo vielem Erfolg mit der Heidenbekehrung abgab, da aber die ſchöne Emma eine ſehr kräftige Stimme hatte, ſo verſah ſie ihr Amt zum Verwundern gut, und hätte wahrſcheinlich noch länger in dieſem ruhigen Verbleib ausgeharrt, wenn nicht ein unglücklicher Zufall es anders beſchloſſen. Ihr Schickſal wollte, daß ſie der Gemahlin des Kalifen, als dieſe ſich in die Moſchee tragen läßt, begegnete; ein Windſtoß verſchiebt etwas den Schleier der ſchönen Zobeïde, und man kann argwöhnen, daß der unglückliche Gebetausrufer etwas von den Reizen geſehen hat, die nur für das Auge des Beherrſchers der Gläubigen geſchaffen ſind und die zu erblicken, jedem andern Manne unrettbar den Tod bringen. Der Anführer der Wache wirft ſich auf ſein Opfer, ſchlägt es in Feſſeln und ſchleppt es ins Gefängniß. Der herbeigerufene Kadi fällt das Todesurtheil; es ſoll eben vollzogen werden, als die reizende Emma ihrerſeits es für gut findet, den Schleier zu lüften und dadurch das leichteſte Mittel entdeckt, ſich in Freiheit zu ſetzen. Die Entdeckung gelangt zu den Ohren des weiſen Kalifen, und er, ein ſo großer Liebhaber von ungewöhnlichen Vorfällen, zögert nicht, ſich die Verurtheilte vorführen zu laſſen. Bei ihrem Anblick findet er, daß ihre Reize würdig ſind, ihr einen Platz in ſeinem Harem zu verſchaffen. Wiederum ein Harem!

Die Prinzeſſin ergiebt ſich mit vielem Muth in ihr Schickſal, und obgleich ſie nie aufgehört hat zu hoffen, mit ihrem erlauchten Vater und mit dem getreuen Eginhard wieder vereinigt zu werden, ſo beſitzt ſie doch zu viel Klugheit, um die Mittel zu ihrer Befreiung nicht mit der gehörigen Langſamkeit und Vorſicht anzuordnen. Sie benutzt dazu eine vertraute Stunde, wo dem edlen Kalifen von der Langenweile hart zugeſetzt wird, und erzählt ihm, nach der beliebten Art der Prinzeſſin Scheherazade, ihre ganze Geſchichte, die zwar lang genug ausfiel, doch aber nicht tauſend und eine Nacht dauerte. Der Kalif fand das Stückchen mit dem Schnee ganz nach ſeinem Geſchmack, und obgleich die Prinzeſſin wiederholt verſicherte, daß es kein Mährchen ſei, behauptete er dennoch, nie ein ſchöneres gehört zu haben. Er bewunderte den Edelmuth Karls des Großen und gab zu erkennen, daß er ihm darin nicht weichen und jetzt, da er den wahren Stand der Dame entdeckt habe, beſorgen wolle, daß ſie ihrem Vater auf das ſchleunigſte wieder zugeführt werde. Die ſchöne Emma, überraſcht durch ſo viel Galanterie bei einem blinden Heiden, ſchrieb den Erfolg ihrer Ueberredungskunſt zu, allein er war die Wirkung eines ſehr natürlichen Gefühls bei dem edlen Kalifen, der das Beiſpiel einer Dame, die gewohnt war ihre Liebhaber auf dem Rücken zu tragen, ein wenig zu pikant fand, als daß er nicht hätte fürchten ſollen, dieſe Probe des abendländiſchen Witzes von den Frauen ſeines Serails bald nachgeahmt zu ſehen. Er veranſtaltete daher, daß die Prinzeſſin ſobald als möglich über die Grenze ſeiner Staaten geſchafft wurde. Sie nahm gerührt Abſchied von dem großen Zeitgenoſſen ihres Vaters und begab ſich, von einer kleinen Escorte geſchützt, in den Schutz des griechiſchen Kaiſers, der von ihrer Ankunft ſchon benachrichtigt war. Dieſer Beherrſcher Konſtantinopels ſuchte gerade damals um ein Freundſchaftsbündniß mit Karl dem Großen nach und fand die Gelegenheit ſehr erwünſcht, dem Kaiſer ſich zu verbinden, indem er ihm die Prinzeſſin überſchickte. Die ſchöne Emma langte daher wohlbehalten in der Reſidenz ihres Vaters an.

Der getreue Eginhard hatte gerade damals angefangen ſeine berühmte Chronik zu ſchreiben. Er empfing ſeine zurückgekehrte Gemahlin mit ungeheuchelter Freude, obgleich ſie durch die Hände eines ſarmatiſchen Prinzen, eines mauriſchen Generals, eines chriſtlichen Boſtangi, eines Juden aus Baſſora und endlich des Kalifen Harun-ar-Raſchid gegangen war. Die Liebhaberei der Chronikſchreiber für romantiſche Begebenheiten geht ſehr weit, und Eginhard ſah ſehr bald ein, daß die Abenteuer der Prinzeſſin ein ſehr intereſſantes Blatt in ſeiner Chronik ausfüllen würden.

Bald nach ihrer Zurückkunft genas die ſchöne Emma von einem Prinzen, für den der gefällige Eginhard, das Muſter eines Ehemanns, vom Kaiſer ein Erbe erbat. Karl beſchenkte den Sohn ſeiner Tochter mit der guten Grafſchaft Provence. Dieſes Land hat nie die Geſinnung ſeiner erſten Begründer verleugnet. Immerdar das Andenken der Liebeshändel der Prinzeſſin und die Großmuth des getreuen Eginhard bewahrend, ward es das Vaterland der Galanterie, die Heimat der muntern Frauen und der gefälligen Ehemänner, und die Geburtsſtätte der romantiſchen Liebeshöfe, wo man über das zweifelhafte Eigenthum der Herzen entſchied.

Dieſe waren die Vorfahren, und dieſes das Vaterland der ſchönen Kalypſo, an deſſen Hof unſer junger Held ſich zu begeben im Begriff ſteht. —

Wir haben ihn unter dem breitblätterigen Schatten ſeines Kaſtanienbaumes verlaſſen, den Hofnarren an ſeiner Seite, der trotz der Unbequemlichkeiten und der Gefahren der Reiſe doch jetzt die lebhafteſten Regungen des ſüßen Gefühls empfindet, die reizenden Auen ſeines Vaterlandes wieder zu begrüßen. Wie rührend iſt dieſe Liebe! Was verdankt der Arme dem Plätzchen Erde, wo ſeine Wiege ſtand? Nichts als ein Leben voll Schmach und Elend, einen verkrüppelten Körper und eine Seele, bei der man jede ſanfte Regung ſchon früh niedertrat; und dennoch liebt er dieſes Plätzchen und wünſcht es ſich einſt zum Grabe. Erhabenes Gefühl, nur in dem Herzen der Armuth, des Elends findeſt du deine Stätte! Nur der Unglückliche hat ein Vaterland. —

Der zunehmende Abend verbreitet eine angenehme Kühle. Fortunat beſchäftigt ſich eine Rede auszuſinnen, mit der er die ſchöne Gräfin bewillkommnen will; er ſammelt hierzu in ſeinem Kopfe alle jene prächtigen und chevaleresken Redensarten, die er jemals bei ähnlichen Gelegenheiten gebraucht, und er zwingt den Narren mit ihm die Probe zu machen. Er ſetzt dieſen auf einen hohen Stein, der den Thron vorſtellen ſoll, er ſelbſt tritt einige Schritte zurück, räuſpert ſich, nähert ſich langſam und macht, ſo gut es der unebene Raſengrund erlaubt, jene drei tiefe und anſtändige Verbeugungen, die dem Range einer regierenden Fürſtin zukommen. Dann bringt er ſeinen rechten Arm in eine graziöſe Schwenkung, die gerade die Mitte hält zwiſchen dem ungezwungenen Gruße eines freien Ritters, der ſeine Schöne bewillkommnet, und der Huldigung eines Vaſallen, endlich läßt er ſich auf das linke Knie nieder und beginnt mit einer ſonoren Stimme folgende Anrede:

„Dame, eure überirdiſche Schönheit, von der der Ruf, ſonſt ein Lügner, wenn er jedoch von euch ſpricht, die Stimme der Wahrheit ſelbſt, mir unglaubliche Dinge berichtet hat, zwingt mich von Weitem kommend zu euren Füßen den Tribut der Verehrung niederzulegen, der der Krone der Schönheit und Tugend gebührt. Wollet alſo, edle Prinzeſſin, mich zu dem geringſten eurer Knechte aufnehmen, denn obgleich man mich am ſtolzen Hofe zu Famaguſta erzogen hat, ich, der Sohn eines Edlen, ſelber ein Edler bin, ſo will ich doch Nichts als der niedrigſte eurer Sklaven ſein, und obgleich mein Name Fortunat iſt, ſo will ich ihn nur dann mit Recht führen, wenn ihr es für gut findet; mich durch den Glanz eurer Blicke zu dem macht, was der Name andeutet. O Dame, geruhet zu glauben, daß, ſo viel es auch Ritter gegeben hat, ſo viele es deren giebt und einſt geben wird, daß keiner derſelben ein ſo ergebenes Herz im Buſen trägt, als Derjenige, der ſich jetzt dem Feuer eurer ſchönen Augen ausſetzt. Ich ſchwöre dieſes bei dem Apfel, den Paris einſt den Händen der Göttin Venus übergab und der, wenn ich ihn hätte verſchenken dürfen, ſchon längſt euer Eigenthum hätte ſein müſſen. O Blume der Schönheit, an der kein Tadel zu finden, reife Pomeranze der Tugend! rother Granatapfel der Sehnſucht, von deren Körnern nur eines zu genießen den Tod bringt, Perle keuſcher Sitten und Spiegel aller Vortrefflichkeiten, erlaubt, daß ich gleich beim Beginne unſerer Bekanntſchaft, der Gott Amor hold ſein möge, euch einen bittern Vorwurf mache; es iſt der, daß der Schimmer eures erhabenen Weſens zu herrlich iſt, als daß ein ſterbliches Auge ihn ertrage, daß eure Stirn dem Monde gleicht, der unſre Blicke ewig lockt und doch zu hoch hängt, um ihn mit Händen zu erreichen, daß eure zarte Lippen den Korallen ſich vergleichen laſſen, die zu den Schätzen des Meeres gehören, nach deren Beſitz der kühne Fiſcher nur mit Verluſt ſeines

Lebens trachtet, und endlich, daß ihr ſelbſt einer verſchloſſenen Apothekerbüchſe gleicht, die den köſtlichſten Balſam, der alle unſre Schmerzen heilen kann, unerbittlich unſerm Verlangen entzieht. Ja, Königin der Anmuth, warum ſoll ich's leugnen, eure Reize ſind der Sporn, der in die Flanken des Roſſes meiner Sehnſucht ſchlägt und es zu einem unbarmherzigen Laufe antreibt; haltet ein; ſonſt muß mein junges Leben dieſen grauſamen Proben eurer Härte unterliegen. Ich beſchwöre euch, haltet ein und laßt mich mit dieſem Kuſſe, den ich dem Zipfel eures Gewandes aufdrücke, euch um Gnade anflehen."

Dieſe prächtige Rede, mit der der Redner ſelbſt ſehr zufrieden war, endigte ſich mit einem feierlichen Kuſſe auf des Narren kurze Reitjacke, und eben ſollten die drei abgemeſſenen Verbeugungen wieder vor ſich gehen, als plötzlich ein harter Gegenſtand mit einigem Nachdruck auf Fortunats Schulter traf und in dem Augenblicke auch ein lautſchallendes Gelächter ſich erhob, das ſeltſam durch den Wald tönte. Der in ſeiner Rede ganz verlorene Jüngling blickte ſich erſtaunt um und gewahrte einen Pferdekopf über ſeiner Schulter, auf dem Pferde aber einen dicken alten Ritter mit einem breiten Vollmondgeſicht, in einem goldgeſtickten Mäntelchen, das bei den Bewegungen des Lachens vom Bauche herabglitt, den er mit beiden Händen hielt, indem er zugleich auf dem Sattel ſchwankend ſich in die Bügel ſtemmte, um beim unmäßigen Gelächter nicht vom Pferde zu fallen.

Fortunat hielt auf einen Moment beſchämt inne, dann warf er einen zornigen Blick auf den Fremden, eine heftige Röthe überzog ſein Antlitz, er griff an ſeinen Degen und rief überlaut: „Herr, wie unterſteht ihr euch, uns hier im Walde zu überfallen, und worüber lacht ihr?“ — Oho! entgegnete der Ritter nach einer

Pauſe, indem er ſich die rollenden Thränen von den breiten Wangen wiſchte, mit einer noch halb erſtickten und ſtammelnden Stimme: man wird doch lachen dürfen, wenn man ſieht, wie ihr mit dem kleinen verwachſenen Knirps dort ſchön thut? Wer Teufel plagt euch, dem Dinge ſolche Schmeicheleien zu ſagen? oder findet ihr wirklich, daß dieſe glotzenden Augen, dieſe rothe Naſe, dieſer ſchiefe Mund der Ausbund aller Schönheit iſt? — „Ich frage noch einmal, wie ihr euch ſo unvermerkt in unſre Nähe geſchlichen habt?“ — Geſchlichen? — der Wald iſt mein, ich habe nicht nöthig, hier herumzuſchleichen; ihr habt mich und mein Pferd im Feuer eurer Liebeserklärung nur nicht kommen hören. — „Schweigt, oder ich werde euch lehren nicht über Dinge zu ſpotten, die euch unbekannt ſind. Habt ihr verſtanden, Schmeerbauch, der ihr ſeid?“ — Des Ritters Geſicht, immer noch vom Lachen in die Breite gedehnt, zog ſich jetzt in finſtre

Falten zuſammen. Was, ſchrie er, und wer ſeid ihr, Junker von der zerriſſenen Hoſe? Was macht ihr hier? Ihr ſcheint verrückt zu ſein, und ich werde Sorge dafür tragen, daß man euch ſammt eurer reifen Pomeranze der Schönheit einſperrt. Dieſer Hohn über ſeine meiſterhafte Rede brachte Fortunat in den höchſten Zorn. Ohne darauf zu achten, daß der Narr vom Steine herabſpringend, ihn wiederholt hinten am Mantel zerrte, warf er ſich auf den Ritter, packte eines von deſſen ſchwerfälligen Beinen, hob es mit der größten Schnelligkeit über den Pferdehals herüber und bewirkte dadurch, daß der Ritter, der ſich eines ſolchen Angriffs nicht verſehen hatte, auf der andern Seite niederplumpte. Der Fall war ſehr gewichtig, und an ein Aufſtehen nicht ſobald zu denken. Die breite Fläche der ledernen Hoſe verleitete Fortunat, ſeinem Feinde noch ein paar Hiebe mit der flachen Klinge auf jenen emporgerichteten Theil aufzuzählen, ehe er ſich mit dem Narren vom Schlachtfelde zurückzog. Sie drangen Beide ins Dickicht, wo ihre Eſel ſtanden, ſchwangen ſich auf und erreichten einen ſichern Hinterhalt, gerade in dem Moment, wo das Gebrüll des Ritters eine Anzahl Knechte herbeigelockt hatte, die ſich auf der Straße um ihn verſammelten. Die beiden Flüchtlinge konnten von ihrem Standpunkte aus Alles überſehen. Kaum war der Niedergeworfene mit Hülfe ſeiner Umgebung wieder aufs Pferd gehoben worden, als ein kleiner Zug phantaſtiſch und koſtbar geſchmückter Herrn und Damen auf dem Schauplatze erſchien. Einige dieſer Geſtalten zeigten ſich als Waldgötter, andre ſtellten Jäger, Teufel, Schäfer und Centauren vor; in der Mitte des Zuges, auf einem mit bunten Bändern und Blumen geſchmückten Eſel bewegte ſich eine kleine reizend gekleidete Schäferin, die Fortunats Blicke auf ſich zog. Nach einer kleinen Weile ſetzten ſich Alle wieder in

Bewegung und verſchwanden hinter den Bäumen tiefer in den Wald hinein.

Fortunat, der da glaubte wieder an den Hof zu Famaguſta verſetzt zu ſein, fragte den Narren, was das Alles zu bedeuten habe. Dieſer hatte ſchon lange auf den Augenblick gewartet, um gefahrlos ſeine Klagen und Befürchtungen laut werden zu laſſen. „Unglücklicher, der ihr ſeid!“ rief er jetzt, indem er die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und ſeine Augen noch einmal ſo weit aufriß, „was habt ihr gethan? warum merktet ihr nicht auf die Winke, die ich euch gab? Nun iſt Alles verloren und man wird uns vom Hofe der Gräfin Kalypſo mit Schimpf und Spott verjagen, wenn wir jetzt noch die Dreiſtigkeit haben, uns dort zu zeigen.“ — Memme, Dummkopf, ſo ſprich doch, was iſt geſchehen? — „Ach, der Ritter“ — Und was iſts mit dem? — „Ihr habt ihm zehn Hiebe mit der flachen Klinge auf ſeine Paradehoſe gegeben.“ — Er verdiente deren hundert. — „Recht gut, allein es war der Seneſchall der Gräfin.“ — Ach, und warum haſt du mir das nicht früher geſagt? — „Wie konnt' ich, ihr hattet ja ſchon ſein Bein gepackt, als ich noch auf dem verdammten Steine ſaß.“ — Daß du bis zum jüngſten Tage da ſäßeſt, Affenkopf! — „Wenn es nur nicht der Seneſchall geweſen wäre, er gilt Alles bei Hofe.“ — Gleichviel, ſprechen wir nicht mehr davon. Sage mir, wer war die hübſche blonde Dame im Zuge? — „Ihr meint die Schäferin?“ — Narr, die iſt keine Schäferin, ſie hat in ihrem blonden unſchuldigen Geſichtchen einen ſo impertinenten Blick, wie ihn Schäferinnen nie zu haben pflegen. — „Alſo das habt ihr ſchon bemerkt. Nun nehmt euch in Acht vor dieſer ſüßen kleinen Unſchuld, daß ſie euch nicht den Hals umdreht.“ — O, ich habe Muth. — „Es iſt die Gräfin Kalypſo.“

Kaum war dieſes Wort über die Lippen des

Narren, als ſchon der Eſel Fortunats einen derben Stoß der Ferſen ſeines Herrn in ſeinen dünnen Flanken fühlte. „Bei den elftauſend Jungfrauen!“ ſchrie der Narr außer ſich, „was wollt ihr thun? Geht man ſo an den Hof?“ — Jener hörte nichts mehr; er drängte ſich durchs verwachſene Geſtrüpp den kürzeſten Weg, er achtete nicht auf die Zweige, die ihm ins Geſicht ſchlugen, nicht auf die Dornſträucher, die ſeine Waden mit empfindlichen Hieben geißelten, nicht auf den morſchen Baumſtamm, der ihm noch den letzten Sporn vom Fuße ſchnallte, endlich hatte er den breiten Waldweg wieder erreicht und ſetzte jetzt ſein Thier in Galopp. Aus dem Dunkel der Laubſchatten tauchten bald die bunten phantaſtiſchen Geſtalten auf, und unſer Reiter erblickte wieder das Hütchen der Schäferin, das ihm Herzklopfen verurſachte. Er hielt an, hinter den Baumſtämmen ſich verbergend und beobachtend, wie die Geſellſchaft ſich zu einem Spiele oder einem feſtlichen Aufzuge ordnete. Der Seneſchall, der ſich ziemlich wieder erholt hatte, machte mit einigen Knechten die Runde; kaum wurde er hierbei ſeines Feindes anſichtig, als er einen Schrei ausſtieß und den Söldnern Befehl gab Fortunat zu fangen. Einige Bewaffnete brachen auf ihn ein, und er, in der Abſicht ihnen zu entfliehen, lenkte ſeinen Eſel auf die entgegengeſetzte Seite, wo die Gruppe der Herren und Damen ſtille hielt, neugierig, wie es ſchien, den Ausgang der Verfolgung erwartend. Allein wie früher Fortunat ſich Bahn gebrochen hatte, ſo fand auch jetzt ſein Eſel, daß der kürzeſte Weg der beſte ſei. Er rannte, keinem Zügel mehr gehorchend, mitten in die Gruppe hinein und auf die geſchmückte Eſelin zu, die die ſchöne Gräfin trug, und machte hier Miene nach Weiſe ungezwungener Liebhaber zu verfahren. Geſchrei, Tumult, vielfaches Toben und Drängen. Der arme Fortunat, der ſich mit Blitzesſchnelle durch die Reihen der verfolgenden Söldner hindurch mitten unter die Götter, Nymphen, Dämonen und Teufel geriſſen ſieht, verliert in der Verwirrung den Kopf, und ſtatt ſein Thier zurückzuhalten, iſt er im Anſchauen der ſchönen Gräfin verloren. Dieſe giebt ihrer Eſelin die Sporen und ſchlägt, ihrem Schickſal zu entfliehen, den erſten beſten Waldweg ein; umſonſt! — Der Eſel Fortunats iſt immer dicht an den Ferſen ſeiner Dame, und das ganze bunte Gefolge tummelt ſich wie toll durch die Enge, ſtürzend, keuchend, fallend und wieder aufſpringend. Die Fetzen ihrer Gewänder und Masken, vom Geſtrüppe abgeriſſen, flattern bald im Winde an den Zweigen und bezeichnen durch eine Straße bunter Lappen den Weg, den die hartnäckige Verfolgung genommen. Keiner der Herren und Damen denkt treulos genug, ihre Gebieterin in einer ſo außerordentlichen und ſeltſamen Gefahr zu verlaſſen, allein die

Noth, die mächtige Zwingherrin, die die ſtärkſten Bande der Pflicht wie leichte Sommerfäden zerreißt, wirft bald dieſen Waldgott und jene Nymphe, dieſen Schäfer und jene Jägerin im Buſche am Wege nieder, entweder weil ihre Träger geſtürzt ſind, oder ein gequetſchtes Bein, eine verſtauchte Hüfte den weitern Ritt unmöglich machen. Immer noch treibt die Gräfin ihr Thier zur wildeſten Flucht an, immer noch iſt Fortunats Eſel dicht an den galoppirenden Hufen ſeiner bebänderten Freundin; ſie ſetzen über Steine und Gräben. Der Weg, der ſich in ein undurchdringbares Dickicht zu verlieren drohte, lichtet ſich jetzt etwas und führt auf eine kleine Anhöhe, wo ein hoher Blätterdom von hundertjährigen Eichen die Klauſe eines frommen Einſiedlers umwölbt. Ein glücklicher Gedanke, dieſe heilige Freiſtätte aufzuſuchen, begeiſtert die verfolgte Dame. Sie ſetzt die letzten Kräfte ihrer Eſelin daran und ſprengt hinauf, im Fliehen die

Schnur an dem Glockenhäuschen ergreifend und heftig an ihr ziehend. Während die Töne hülferufend durch den Wald ſchallen, benutzen Fortunat und ſein Eſel, beide zu ſehr ungelegener Zeit, den Moment der Erſchöpfung, um Progreſſen zu machen. Der Erſtere ruft ſich ſeine Rede ins Gedächtniß und iſt ſehr erfreut, daß er ſich ihrer noch erinnert. Der Drang der Umſtände vergönnt nicht die drei Complimente, er beginnt alſo ohne dieſe:

„Dame, eure überirdiſche Schönheit, von der der Ruf, ſonſt ein Lügner, wenn er jedoch von euch ſpricht, die Stimme der Wahrheit ſelbſt, mir unglaubliche Dinge berichtet hat, zwingt mich, von Weitem kommend, zu euren Füßen“ —

Hier hielt er inne, denn er fühlte die Unwahrheit der ſonſt ſo gelungenen Phraſe, die ſchöne Dame, an die ſie gerichtet war, lag zu ſeinen Füßen, und er nicht zu den ihrigen, von ihrem Thiere herabgeſchleudert, halb ohnmächtig und in einer Attitüde auf das Moos gebettet, die man nicht reizender wählen konnte und die in die Wangen Fortunats das feurige Blut der Jugend und Ueberraſchung trieb. Wahrlich ein Stoff zu einem romantiſchen Gemälde. Ein junger Ritter, hoch zu Eſel; dieſer Eſel im Kampfe mit einem andern, der ſich durch ſeinen hohen Sattel und ſein Rüſtzeug beſchwert, nur mühſam gegen die Angriffe ſeines Gegners vertheidigt, und deſſen Blumen und Bänder wie der Regen eines bunten Feuerwerks auf den Raſengrund niederfallen, dicht unter den Hufen dieſer Kämpfer eine edle Dame, das Model der Schönheit und Keuſchheit in einer Stellung niedergeworfen, die die erſte auf Koſten der andern ins volleſte Licht ſetzt. Ihr ſchönes Auge halb geſchloſſen, ihr weißer Buſen ſeinem Mieder entriſſen und mit der weichen Atlasfülle die Blumen des Graſes küſſend, ihre ſchönen Arme um einen Baumſtamm geſchlungen, gleichſam die todte Natur um Mitleid anflehend. Um dieſe Gruppe herum in einiger Entfernung aus dem Waldesdunkel tretend die abenteuerlichſten Masken; ein herangaloppirender Satyr, dem ſeine Hörner abgeſtreift auf dem Rücken nachfliegen, eine verwirrte Nymphe, die mit ihrem abgeriſſenen Lorbeerkranze den klopfenden Buſen bedeckt, während hinter ihr ein Page, als Teufel verkleidet, mit dem zottigen Ende ſeines Schweifes ihr Luft zufächelt. Zu allem dieſen die ehrwürdige Geſtalt des Einſiedlers, der aus der Thüre ſeiner Klauſe tritt und entſetzt über das Gemälde, das ſich ihm zeigt, die frommen Blicke mit Entrüſtung gen Himmel hebt, während ſein weißer Bart im Winde flattert.

Aber dieſe reizende Verwirrung hält nicht lange für den Beobachter Stand; der Knäuel entwirrt ſich. Die ſtreitenden Eſel werden von den herbeigeeilten Knechten voneinander gezerrt; die Gräfin, von den Armen ihrer Damen aufgefaßt, wankt in die Hütte des Klausners, die Ritter bringen ihren Anzug wieder in Ordnung, und der dicke Seneſchall nimmt unſern Fortunat gefangen. Dieſer läßt Alles mit ſich geſchehen, er weiß von Erde und Himmel Nichts; ſeinem Auge, das ſtarr vor ſich hin ſieht, ſchweben nur die himmliſchen Reize vor, die ſeine Phantaſie in Flammen geſetzt haben. Er giebt ſich mit demſelben Gleichmuthe gefangen, mit welchem er einige Schritte weiter die Vorwürfe des Narren anhört, der ihm im Walde auflauert und gutmüthig genug iſt, ſelbſt nach dieſer Kataſtrophe ſein Schickſal nicht von dem des Genoſſen zu trennen.

„Was ſprichſt du da?“ fragt er verdrüßlich, als Jener nicht aufhört ihm ins Ohr zu ziſcheln. „Was ich ſpreche?“ wiederholt der kleine Mann.

„O bei meiner Kappe und meinem Narrenſtock, der Junge hat einen harten Kopf! Ich ſpreche, zum Teufel verſteht mich recht, von dem Unglück, das ihr angerichtet habt. Iſt das die Weiſe wie man ſein Glück macht? das die Art wie man ſich bei Hofe introducirt? Ich bitte euch, ſchmeckt doch wie ihr die Suppe verſalzen habt; man nimmt euch gefangen, man wirſt euch in einen Kerker, man läßt euch zwiſchen kalten Mauern verhungern. Das iſt ein ſauberer Empfang! — Auch ich, meiner Mutter dümmſter Sohn, ich ziehe mit euch ins Elend! Verkehrte Welt, unſinnige Welt; ſelbſt die Narren ſind auf dir nicht ſicher dumme Streiche zu begehen. Sind das die Früchte meiner Reiſen? Muß ich ſo dich wiederſehen, Land meiner Väter? — Ach mich überfällt unendliche Wehmuth, unerträglicher Jammer!“ —

Während dieſer Ausrufungen des Narren, auf die Fortunat Nichts zu erwiedern fand, rückte der kleine Zug in die Thore der Stadt und näherte ſich einem finſtern Gebäude, deſſen kleine vergitterte Fenſter und dicke geſchwärzte Mauern nichts Gutes prophezeihten. —

Viertes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Der Hof der Gräfin Kalypſo. — Die Ente im Schloßgarten. — Die Eroberung Jeruſalems. — Die Philoſophie einer Kokette. — Der Platz unterm Sopha. — Der Genius Tuberroſe. — Der erſte Bluestocking.

Wird man nicht glauben, wir hätten den Zauberſtab der Fee Kokombre mit den drei Feuerlilien an der Spitze in der Hand, wenn wir den Leſer jetzt plötzlich an einen glänzenden Hof verſetzen, da wir in ihn beim Schluſſe der vorigen Scene einen finſtern Kerker abgeſetzt hatten. Und in der That, dieſer ſchöne Zauberſtab iſt hier mit im Spiele. —

Ein glänzender Hof! — O wie das mährchenhaft klingt. Wo nehmen wir Bilder her, um unſerer Zeit deutlich zu machen, was ein glänzender Hof ſei. Vollends unglaublich muß es erſcheinen, wenn die Chroniken verſichern, daß an dieſen Höfen Niemand Langeweile empfand, daß die Fürſten es wagten die großen Herrn zu ſpielen, mächtige Summen verſchwendeten und ſchöne Frauen verführten, und daß es Keinem in den Sinn kam, dieſes beſonders auffallend zu finden. Man ſtritt ſich nicht, man zankte ſich nicht, man genoß das Leben und war dabei ſehr guter Laune. Welch eine dunkle feudaliſtiſch-barbariſche Zeit! Wir würden es nicht wagen ein Gemälde voll ſolcher greller Farben wieder aufzufriſchen, wenn nicht der Gang, den unſer Mährchen nimmt, es erforderte. Es will, daß Fortunat an einem glänzenden Hofe erſcheinen ſoll, und wir müſſen uns dieſem Willen fügen. Laßt uns daher immer wagen ihn zu beſchreiben. —

Die Prinzeſſin Kalypſo, die Enkelin jener tugendhaften Emma, herrſchte hier unumſchränkt. Sie hatte die Luſt an Abenteuern von der Ahnin geerbt, ohne ſich dabei die Bedingung aufzulegen dieſe ſo weit zu ſuchen. Die ſchöne Provence lieferte ihr zärtliche junge Helden in Menge; unermüdlich unter den Fenſtern der Hofburg klimperten die Guitarren, zerſplitterten die Lenden, trafen dumpf die Degenklingen aneinander. Ohne Hemmung drängte der glänzende Strom der Feſte ſeine Wogen aufeinander. Ein Kreis von ſchönen Hofdamen umgab die Gebieterin, die dadurch zeigte, daß ſie keine Vergleichung zu fürchten brauche. Man ſang, tanzte, ſpielte und brach ſich die Hälſe. Das Letztere war unvermeidlich. Es war zur Mode geworden, um die ſchöne Gräfin zu freien; die Normandie ſchickte ihre tapfern Kämpen, die Bretagne ihre zierlichen Fechter, das alte fabelhafte Thule ſeine ungeſchlachten Recken, das geſangreiche Catalonien ſeine Sänger und die Gascogne ihre dummen Jungen zu Markte. Sie kamen an, kehrten das Oberſte zum Unterſten, turnirten und ſchlugen Beulen, brachten Verwirrung in die Genealogie und zogen endlich wieder ab, nachdem ſie die erfolgloſe Koketterie der ſchönen Kalypſo mit den derben Flüchen ihrer Heimat verwünſcht hatten. Ihre erſchöpfte Kaſſe machte das baldige Wiederkommen unmöglich. Man vergaß ſie. Die Blicke waren immer auf etwas Neues gerichtet, das auch nie ausblieb. So kündigte der Narr eines Tages ſeine vier Prinzen aus Cypern an. Er erwarb ſich mit dieſer Nachricht von Neuem die Gunſt ſeiner Herrin. Sie ließ ihn an einem der angenehmen Abende in der großen Halle zu ſich rufen und vernahm von ihm die Geſchichte unſerer vier Abenteurer, ihrer Schickſale auf dem Schiffe und der fernern Reiſe. Der verſammelte Hof beluſtigte ſich an dieſen Dingen, aber man hörte ſie mit dem gefälligen Lächeln an, mit dem man gewöhnlich die Aufſchneidereien der Kreuzfahrer, die damals überall herumſpukten, anhörte. Man fand dieſe Art von Poeſie bei Reiſenden ſo gewöhnlich; man hatte ſo viel Lügen vom Vogel Greif, vom Gebirge Kaff, vom Throne Salomonis, vom heiligen Grabe, vom bezauberten Mohren, der vor demſelben Schildwache hält, und von den Menſchen mit Fledermausflügeln, die die Stätte des alten Paradieſes umſchwärmen, gehört, warum ſollte man ſich nicht auch einmal von dem Tranke der Jugend, dem unſichtbar machenden Hute, der magiſchen Brille erzählen laſſen? Der Hof der Gräfin Kalypſo war eben ſo ungläubig, als der zu Famaguſta gläubig. Nur die ſchöne Prinzeſſin ſelbſt machte hiervon eine Ausnahme, wozu ſie ihre guten Gründe hatte. Sie hörte aufmerkſam den Berichten ihres kleinen buckeligen Günſtlings zu und war nicht wenig überraſcht, als dieſer ſeine Rede mit der Bemerkung ſchloß, daß der erſte und anſehnlichſte dieſer

Prinzen in der Stadt im Gefängniſſe ſitze. Eine hohe Röthe bedeckte die Wangen der Dame, eine reizende Verlegenheit, die ſie dem Auge ihrer Umgebung verbarg, bemächtigte ſich ihres Weſens. Hier wirkte noch nicht der Zauberſtab der Fee, dieſe Wandlung brachten die braunen Augen unſeres Helden hervor, ein Zauber, der um Nichts wunderbarer iſt als jener, und den wir dennoch ſehr begreiflich finden. Die Launen der ſchönen Emma ſtiegen in ihr auf, der alte Hang nach Abenteuern beherrſchte ſie, und ſie erwartete von einem jungen Ritter, der ſich ihr auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe angekündigt hatte, etwas Neues, Pikantes. Sie nahm, wie alle blaſirte Damen, die dummen Streiche eines blöden Knaben für Originalität, und unſer Fortunat hatte lange früher ſchon gewonnenes Spiel, ehe noch ſein Name über die ſchwülſtigen Lippen des Narren glitt. Sie war nur verlegen, unter welchem Vorwande ſie ihn in

Freiheit ſetzen und an ihren Hof einladen ſollte, jetzt war dieſer gefunden. Man beſchloß, den gefangenen Prinzen ſeiner Haft zu entledigen, um zu ſehen, in wie weit die wunderſamen Berichte von ihm und ſeinen Gefährten Glauben verdienten. Die Prinzeſſin belegte den Seneſchall mit dieſem Auftrage; allerdings ein bitterer Befehl für einen Mann, der ſo viel Grund hatte ſich über den neuen Günſtling zu beſchweren, allein zum Glück iſt die Laune eines Hofmannes ſo biegſamer Natur, daß der leiſeſte Druck im Stande iſt ihre ganze Geſtalt zu verändern.

Der dicke Herr, gewohnt, ſein breites Geſicht in die Falten zu ziehen, die gerade für die Gelegenheit paßten, trat mit dem jovialen Lächeln eines guten Spaßmachers in die enge Zelle, wo Fortunat eben über ſeine unterbrochene Rede nachſann, deren ſchönſte Hälfte er hatte verſchlucken müſſen. Vergeblich mühte er ſich die wohlgelungenen Phraſen wieder ins Gedächtniß zu rufen; es war ihm, als fühlte er noch immer den Eſel unter ſich Sprünge machend, der Wald tanzte vor ſeinen Blicken, die bunten Masken drangen auf ihn ein, er ſann und ſann und konnte nicht über die Stelle hinwegkommen, wo er zu den Füßen der Prinzeſſin oder vielmehr ſie zu den ſeinigen lag. Plötzlich beim Eintritte des Seneſchalls, beim Anblicke des lachenden runden Geſichtes, dem er im Walde begegnet war, fiel ihm die ganze Rede wieder bei und er ſchoß auf jenen zu, indem er ausrief: „Wollet mich alſo, gnädigſte Prinzeſſin, zu dem geringſten eurer Knechte annehmen, denn obgleich man mich am ſtolzen Hofe zu Famaguſta erzogen hat, ich der Sohn eines Edlen, ſelber ein Edler bin“ —

„Noch mehr — noch mehr,“ rief der Seneſchall dazwiſchen — „ein Prinz ſeid ihr, gnädigſter Herr; ein Prinz, wir wiſſen Alles.“ — Er machte eine tiefe Verbeugung, und da Fortunat ohne zu ſprechen ihn verwundert anblickte, ſetzte er hinzu: „Was mich betrifft, ſo wäre es allzuſchmeichelhaft, wenn ihr mich für eine Frau und noch dazu für eine ſchöne Frau halten wolltet; ich bin nicht die Prinzeſſin, aber wohl ihr Abgeordneter, um euch, mein ſchöner Herr, ihr mögt nun ſein was ihr wollt, Prinz oder Schuhflicker, an den Hof unſerer geſtrengen Dame zu laden.“ — Gut, ſo laßt uns gehen. — „Halt!“ rief der dicke Ritter, und muſterte die Kleidung unſers Freundes, „ihr ſeid ohne Umſtände, aber euer Rock iſt es noch viel mehr. Erlaubt, daß ich euch zuvörderſt meinen Schneider ſchicke, und ſteckt, wenn man euch die Taſchen wird genäht haben, dieſe paar Goldfüchſe hinein, die ſo lange vorſchlagen mögen bis die eurigen ankommen.“ — Ach, ich danke euch, rief Fortunat, ich habe ſie eben nöthig, um euch zu beweiſen, daß ich ein ſicheres Auge und einen nicht ungeübten Arm habe. Seht ihr dort im Schloßgraben die Ente ſchwimmen, was wettet ihr, daß ich ſie gerade auf den ſchwärzlich ſchimmernden Fleck auf dem Leibe treffe? — He! da habt ihr's! die Steinchen treffen gut, habt ihr nicht noch davon in eurer Taſche? — Der Seneſchall ſchnitt eine fürchterliche Grimaſſe; er riß den Jüngling am Arm und ſchrie: „Tollkopf, das waren keine Steine; das war Gold, und zwar mein Gold! — O über das verrückte Hirn!" —

Er rannte im Zimmer auf und ab, indem er ſeine zur Unzeit angebrachte Freigebigkeit verwünſchte. Fortunat ſtellte ſich ihm in den Weg und ſagte mit ruhiger Miene: Es ſcheint, daß ihr den Beutel habt ohne das Geld, ich habe das Geld ohne den Beutel. Kommt, ich will euch wiedergeben was ich euch genommen habe. Er trat mit dieſen Worten an ſein Bettgeſtelle, ſtreifte den ärmlichen Strohſack hinweg, und der dicke Seneſchall ſchreckte bei dem Anblicke, der hier in ſeine runden Augen fiel, mehrere Schritte zurück. Die ganze Tiefe der Bettlade war mit blinkendem Golde angefüllt. Fortunat hatte die einſamen Stunden im Kerker benutzt, um ſeine Münze in Thätigkeit zu ſetzen. Der dicke Ritter war vor dem Schatze auf die Kniee gefallen, er ſtreifte ſeine Aermel auf und wühlte in dem Golde, er legte bald dieſe bald jene Wange darauf, drückte Küſſe auf das Metall und warf ihm die verliebteſten Blicke zu, dann erhob er ſich ſeufzend, nachdem er die zwei Stücke, die ihm zukamen, in die Taſche geſchoben hatte. Fortunat war unterdeſſen ans Fenſter getreten und hatte ſein altes Spiel mit der Ente im Schloßgraben wieder begonnen; der Seneſchall bemerkte es kaum, als er tiefe Seufzer ausſtieß und ſich den Schweiß von der Stirne trocknete, endlich überwältigte ihn eine Art frommen Schauders und er rief: „Um Gotteswillen, mein Prinz, haltet ein; welch eine tolle Verſchwendung! Hat man je ſolch einen Leichtſinn geſehen? Wollt ihr einmal euer Gold aus dem Fenſter werfen, ſo wählt dazu, ich bitte euch, ein anderes Ziel, als eine elende Ente und einen ſtinkenden Waſſergraben. Ach, mir wird weh im Kopfe, wenn ich an das Sümmchen denke, das ſchon dort im Tümpel liegt. Haltet ein, oder ich rufe die Wache! — Wieder ein Goldſtück! — Ich ſchwitze Blut, wenn doch, anſtatt der verwünſchten Ente, die Taſchen meiner Gläubiger dort hingen! — Ach! ach! — Das gäbe ſchon einen guten Schmaus — einen ganz neuen Anzug — einen normänniſchen Turnierhengſt! — eine ächte Damascenerklinge! — einen Schmuck, für eine Prinzeſſin nicht zu ſchlecht!" —

Dieſe letzten Worte lähmten plötzlich Fortunats Arm, der ſich ſchon mit einem neuen Goldſtücke erhoben hatte. Das Bild der ſchönen Kalypſo ſchwebte ihm wieder vor. Das Geſchenk der Fee ſchien ihm plötzlich ſeinen vollen Werth zu erhalten, indem es ihm die Möglichkeit eröffnete, die Aufmerkſamkeit der ſtolzen Dame, die ihn noch keines Blickes gewürdigt hatte, auf ſich zu ziehen. Der Gedanke begeiſterte ihn, er ſprang wie ſinnlos im Zimmer umher, warf ſich an den Hals des Seneſchalls und füllte deſſen Taſchen zum Zerreißen mit Goldſtücken, indem er ihm das Verſprechen abnöthigte, Feſte und Luſtbarkeiten zu erſinnen, die würdig genug wären die Theilnahme der Prinzeſſin daran zu erbitten. —

Der dicke Ritter war hier ganz in ſeinem Elemente; ſein hohler Kopf hatte ſich nie mit andern Dingen getragen, als wie ein regelrechtes Eſſen anzuordnen, eine Tafel zu decken, eine Paſtete mit einem Zwerge drinnen aufzuſtellen ſei. Er wußte, ohne das Buch über die Kochkunſt geleſen zu haben, doch ſehr gut was dazu gehört, einen gebildeten Gaumen auf eine anſtändige Art zu unterhalten, und er wußte auch, welche große Summen dieſe Unterhaltungen zu koſten pflegen. Welche reizende Perſpective öffnete ſich ihm jetzt, indem er den Blick auf den kindiſchen verliebten Herrn ſo großer Schätze richtete. Er erwiederte deſſen Umarmung mit dem zärtlichſten Feuer, deſſen er fähig war, und Beide ſchloſſen über der magiſchen Bettlade einen engen Bund unverbrüchlicher Freundſchaft, nicht der erſte und nicht der letzte Bund, der über einem Haufen Goldes geſchloſſen wurde.

Am andern Tage hielt Fortunat ſeinen Einzug am Hofe der ſchönen Kalypſo. Nicht lange darauf langten auch Ganelon, Tulipan und Roger an. Der Ritter Meleager war in Venedig zurückgeblieben, weil er dort beabſichtigte, Nachforſchungen über die verſchwundene Prinzeſſin Zephiſe anzuſtellen.

Wir wollen nicht den Leſer ermüden durch die Aufzählung all der Feſte, die der Seneſchall erfand und die das unerſchöpfliche Gold des Zauberſäckels auszuführen half. Die Verſchwendung ging ins Grenzenloſe, weit über die Macht eines Fürſten hinaus, und Fortunat ward der Abgott Aller. Die große Menge, immerdar ohne Sorgen, genoß dieſes Seegens, ohne viel darüber nachzudenken, aus welchen Quellen er ſtröme, genug, daß er da war; zwei ſpähende Augen jedoch verfolgten unſern Ritter unermüdlich, und dieſe waren nicht ſo leicht zu täuſchen, es waren die Augen der ſchönen Gräfin. Sie hatte vergeblich gehofft, indem ſie allen ihren Launen freien Spielraum ließ, endlich den tollen Verſchwender dahin zu bringen, daß er ſich für bankerott erklären mußte, aber ihre Bemühungen halfen zu nichts Weiterem, als daß ſie Fortunat zwangen, ſich jetzt immer ſehr regelmäßig einen Tag in der Woche einzuſchließen, und dieſen Tag ſaß er unermüdet an ſeiner Münze. Das Geheimniß derſelben brachte kein Späher der Prinzeſſin heraus. Ihre Ungeduld wuchs mit jedem neuen verfehlten Verſuch, ſie zu befriedigen; aber eine ſchöne Frau iſt ſelten verlegen um die Mittel, zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie beſchloß, das Räthſel befriedigend zu löſen und koſte es auch was es wolle; doch nicht allein die magiſche Gabe Fortunats, wenn er eine ſolche beſaß, auch die der drei andern Verſchwender wollte ſie in ihren Beſitz erlangen, und um dieſes zu bewerkſtelligen zog ſie drei Damen ihres Hofes in ihr Vertrauen. — Welch ein Bündniß! Werdet ihr gegen die verderbliche Schlauheit der Weiber beſtehen können, ihr ſorgloſen unbefangenen Geſellen? Ach, ich fürchte ſehr, ihr unterlieget. Ihr ahnet nichts von den Netzen, die man euch über den Kopf zu werfen denkt. Ihr traut den Blicken, dem Lächeln dieſer Schönen, ihr ſchreibt euren muntern Augen, eurem prächtigen Aufzuge, eurer Galanterie die Wirkung zu, die man euch in zärtlichen Stunden fühlen läßt, ihr Thoren, ihr kennt das Geſchlecht wenig, mit dem ihr's zu thun habt.

Der Witz des Seneſchalls ſchon im Erlöſchen, flackerte gleich dem Lichte der Lampe noch einmal hell auf und gebar die Idee zu einem beſondern Feſte, deſſen Neuheit und Reiz dem verwöhnten Hofe eine erfriſchte Thätigkeit geben ſollte. Man wollte das merkwürdigſte Ereigniß am damaligen politiſchen Himmel darſtellen, die Eroberung Jeruſalems. Wahrlich, keine kleine Unternehmung. Aber was war einem Hofe jener Zeit und einem Säckel, wie Fortunat ihn bei ſich führte, unmöglich? — Eine ungeheure Burg wurde aufgeführt, Paläſte und Kirchen entſtanden, Mauern und Wälle zogen um die Maſſe dieſer ſchnell aufgethürmten Bauwerke ihre Grenzen. Die Allegorie, die Göttin aller Spiele jener Zeit, miſchte ſich ſogleich in die Vertheilung der Rollen. Kaum ſtand auf einer weiten Ebene die heilige Stadt, ſo wurde die Maſſe der Schauſpieler, die hier wirken ſollte, nach den Begriffen der Zeit in vier Hauptgruppen getheilt, in Türken und Chriſten, in Engel und Teufel.

Die Türken hatten die heilige Stadt inne, ſie ſollten von dem heranrückenden Heere der Chriſten daraus vertrieben werden. Ein wilder Kampf entſtand. Schon wankte die Fahne des Lügenpropheten, ſchon ſchmolz die Maſſe der Ungläubigen vor dem Feuer der Angreiſenden, da entfeſſelte Satan die Legionen der Hölle und ein finſterer Haufe dieſer ſchwarzen Hülfstruppen zeigte ſich plötzlich auf den Wällen der bedrängten Stadt. Entſetzen und feige Flucht ergriff das Heer der Chriſten, vergebens donnerten die Schlachtrufe ihrer Anführer, die Heiden im Gefolge der Dämonen ſtürzten aus den Thoren der Stadt den Fliehenden nach. Das entſetzlichſte Blutbad entſtand, die Noth der Streiter Gottes erreichte ihren Gipfel — da öffnete ſich plötzlich der Himmel und auf milchweißen Schlachtroſſen ſprengte eine Legion von Engeln, der heilige Georg an ihrer Spitze, den Bedrängten zu Hülfe. Das ſchwarze Heer Satans ergriff die Flucht, die Ungläubigen wurden niedergemetzelt, und in die eroberte Stadt zogen jetzt die Chriſten ein unter dem Schalle jubelnder Hymnen und Pſalmen. —

Der König und die Königin des Feſtes waren Fortunat und die ſchöne Kalypſo. Dieſes war der erſte glänzende Beweis ihrer Gunſt, die ſie ihm gewährte. Er durfte an ihrer Seite in die befreite Stadt einreiten, und an dem glänzenden Gaſtmahle, das den Tag beſchloß, war ſie ſein Gaſt. Fürſten ordneten ſich unter ihn, und Könige ſahen mit Neid auf den Günſtling des Glückes.

Ganelon hatte ſich mit der ſtolzen Coriſande zuſammengefunden. In einem prachtvollen Coſtüme ſtellte er den Sultan Almanſor, und ſeine

Dame die Sultanin Fatime dar. Tulipan war unzertrennlich von der ſchlanken Corella, ſie hatten Beide ſich die anſpruchloſe Maske eines Tänzers und einer Tänzerin des Serails gewählt. Roger jedoch und Thisbe ſtrebten höher. Er uſurpirte den heiligen Georg und ſie eroberte für ſich die Rolle der Königin von Saba. Dieſe Anmaßung konnte nicht auffallen, da Roger Verſe machte und Thisbe ein ſchöner Geiſt war. —

Ein ſchöner Geiſt in jener Zeit! Wahrlich eine Seltenheit. Es waren damals noch nicht die bändereichen Correſpondenzen Mode, die die wunderlichſten Gefühle zum Durchbruche kommen laſſen. Wenn in jener Zeit ein ſonderbares Kind auch einen Briefwechſel hätte anknüpfen wollen, ſo lief es Gefahr, daß der Empfänger des Briefes nicht zu leſen verſtand. An dieſer Naivetät ſcheiterte denn natürlich das erhabenſte Gefühl. Auch mit der Lectüre ſah es um Nichts beſſer aus. Man las damals die kleinen amüſanten Geſchichten, die auch heutzutage ſo viel Glück machen. In dieſer Hinſicht hat der Geſchmack nicht um eines Zolles Breite Fortſchritte gemacht. Die ſchöne Meluſine, die Geſchichte Peters und Magelonen, die vier Heymonskinder. Dieſe unſchuldigen Romane ſind nicht dazu gemacht, die Phantaſie zu erhitzen und das Blut in eine erhöhte Wallung zu bringen, allein es giebt Gemüther, die eigens dieſe Wirkung von einem Buche verlangen; zudem kann man nicht immerfort die vier Heymonskinder leſen, und die ſchöne Thisbe empfand bald, daß ſich ihrem ſtrebenden Geiſte ein weiterer Spielraum eröffnen müſſe. Sie hatte kaum dieſe Betrachtung angeſtellt, als ein glücklicher Zufall ihr Roger in den Weg führte. Der blaſſe Epigramme machende Page und die zärtliche in Elegieen ſchmachtende Hofdame fanden ſich bald zu einander. Er verfertigte ein ziemlich ſpitziges Madrigal auf ihre etwas zu lange Naſe, und ſie gab ihm in einem kleinen Gedichte im ſapphiſchen Versmaaße zu verſtehen, daß es ihm an Bildung fehle. Solche kleine Neckereien beluſtigen die Leute von Geiſt oder ſolche, die ſich einbilden, welchen zu haben.

Das Feſt hatte ſein Ende erreicht; die heilige Stadt war erobert, und Freund und Feind, Engel und Dämonen vereinigten ſich in gutem Frieden an den Genüſſen der ſchwelgeriſchen Tafel. Der Narr fühlte ſich beim vollen Humpen zum erſten Male ganz heimiſch im Vaterlande, und der Seneſchall erntete mit zufriedener Miene alle Lobſprüche und Liebkoſungen ein, die eigentlich Fortunat zukamen. Allein dieſen kümmerte es wenig; ſein Geiſt war in andere Regionen entrückt, er ſah nur die ſchöne Königin des Feſtes und ſog aus dem Strahle ihrer Augen Leben und Bewegung. Er war der Erſte, der ihre Entfernung bemerkte, und von dieſem Augenblicke verlor das Feſt ſeinen Glanz für ihn. Das prächtige Feuerwerk, das dem Tempel Salomonis entſtieg, blendete ihn mit widriger Helle, er ſuchte die Schatten einer einſamen Terraſſe auf, die unter den Fenſtern der ſchönen Kalypſo ſich ausbreitete; hier harrte eine verſchwiegene Zofe auf den Glücklichen, die durch einen verſteckten Gang ihm in das Kabinet der Gräfin führte. Sie erwartete ihn hier bei einer einſamen Lampe. Kein Gemach einer Fee konnte mit ſo verführeriſchem Reize geſchmückt ſein, bis hierher drang der wilde Lärm des Feſtes nicht; Stille und Sicherheit webten ihren Schleier um die unbelauſchten Stunden der Nacht. Die Vorhänge, die ein Zelt bildeten, vereinigten ihre dichten und ſchweren Falten oben an der Decke, von wo die Ampel niederhing. Ein breiter Divan umgab den innern Raum, den ein perſiſcher Teppich ausfüllte. In einem hohen Kamine, verziert mit vergoldetem Schnitzwerk und

Emblemen, loderten Flammen. In einem tiefen Armſeſſel, die Füße auf ein Polſter, lag die ſchöne Geſtalt, die hier die Herrin ſpielte. Ein weites ſeidenes Nachtgewand, weiß wie ſilberner Schneeglanz, lag in breiten Falten auf dem Boden dahin, unter ihm hüllte eine Muſſelinwolke den Körper ein, aus der, blendend wie der Mond, die gerundeten Schultern ſich hoben. Eine Kette von Diamanten hielt den Knoten des ſchwarzen Haares umſponnen, ohne verhindern zu können, daß einzelne lange Locken ſich an der Ründung der Wange vorbeiſtehlend auf dem Glanze des Buſens ſich wiegten. Fortunat ſtürzte zu ihren Füßen, er wagte nicht, zu athmen und preßte ſeine heiße Wange an die zarten Finger der herabhängenden Hand. Sie hob ſeinen Kopf langſam zu ſich empor und ſah ihm mit einem innigen Blicke in ſeine dunkeln Augen. Nach einer Weile begann ſie:

Ich hoffe, Fortunat, daß du die Gunſt, die ich dir gewähre, zu ſchätzen weißt, ſie iſt eine Folge der redlichen Bemühungen deines treuen Herzens, dem mein Stölz nicht widerſtehen kann. Man nennt uns Frauen oft ungerecht und grauſam, aber die, die uns ſo ſchelten, haben nie mit Treue um unſere Gunſt nachgeſucht; hätten ſie es, ſie würden von den Opfern zu erzählen wiſſen, die wir dem erregten Herzen bringen, oft auf Koſten unſers Lebens und unſers Glücks. Was uns aber zwingt, uns zu verſchleiern, iſt die Schlechtigkeit der Männer, ihr Leichtſinn, ihre Gewiſſenloſigkeit, die Länge und Schärfe der Prüfungen geht mit der Unwürdigkeit ihres Gegenſtandes Hand in Hand. Die Opfer der Schwachheit werden bedauert, aber man ſollte ſie eigentlich verachten, denn ein Weib, das die Waffen der Vertheidigung, die es erhalten hat, nicht gebraucht, iſt werth, unter die Füße getreten zu werden. Wir ſind alle unſerem unvermeidlichen Schickſale gegenübergeſtellt, und dieſes Schickſal heißt: Mann; gegen dieſes Schickſal anzukämpfen wäre fruchtlos, allein ſeine ſchädlichen Wirkungen auf unſer Herz ſo viel wie möglich zu entkräften, iſt eine Regel der gewöhnlichſten Klugheit.“

Die Dame hielt hier etwas inne und beobachtete die Miene ihres Zuhörers, allein ſie fand in ihr Nichts, als die unbefangenſte Zärtlichkeit. Es war ein wahres Glück für den guten Fortunat, daß er von dieſem Syſtem einer kalten Kokketterie nicht das Mindeſte begriff. Die ſchöne Philoſophirende verlor dadurch in ſeinen Augen nichts von ihren Reizen; er hörte ihr zu, weil er glaubte, ihr zuhören zu müſſen, ſeine Phantaſie war aber mit ganz andern Dingen beſchäftigt. Die Pauſe, die die Sprecherin machte, erinnerte ihn daran, daß jetzt eine Antwort von ſeiner Seite erfolgen müſſe, und dieſes brachte ihn auf einen Augenblick in die peinigendſte Verlegenheit. Die Gräfin, weit entfernt ihn daraus herauszuziehen, beobachtete mit Vergnügen den Streit in ſeinen Zügen, die Röthe, die ſich über Stirn und Wangen ergoß, und das Zucken der Augenwimper, die die geſenkten Blicke verbargen; mit einer leichten ſchonenden Wendung nahm ſie dann wieder das Wort und ſagte:

„Du biſt nicht einer Meinung mit mir; ich ſehe es dem Ausdrucke deines Geſichts an, welches nicht gewohnt iſt ſich zu verſtellen, daß du dieſe Grundſätze bei mir nicht erwartet haſt. Du zeigſt dich darin gleich allen andern Männern, die lieber tauſendmal im Geheimen von uns betrogen, als nur einmal mit offener Wahrheit behandelt ſein wollen. Aber ich vergebe dir dieſe Regung, es hieße etwas Unmögliches fordern, ſie aus deiner Natur ausmerzen zu wollen, es genügt mir, daß die vielen andern unleidlichen Eigenſchaften dieſes Geſchlechtes bei dir fehlen, oder nur in einem ſehr unbedeutenden Grade da ſind. Die Aufmerkſamkeiten, die du mir nun ſchon ſeit mehrern Monden bewieſen haſt, die Opfer, die du mir gebracht und die, ſo ſollt ich meinen, dein ganzes Vermögen verſchlungen haben, und dagegen die geringen Zeichen von Gunſt, die ich von meiner Seite, mit der Abſicht, dich zu prüfen, dir habe zukommen laſſen, ſprechen für dein Herz und ſichern dir die Neigung des meinigen zu. Ja, mein Fortunat, was Tauſende vor dir vergeblich von dieſen Lippen zu erlangen ſuchten, das kommt deinen beſcheidenen Wünſchen freiwillig entgegen: ich liebe dich! das Siegel vor meinem Herzen iſt gebrochen.“

Fortunat ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, ſie zog ihn zu ſich hinauf und kam ſeinen brennenden Lippen mit einem beſeeligenden Kuſſe entgegen. Dieſe Sprache war unſerm Knaben ſehr verſtändlich; hatte er früher Nichts zu erwiedern gewußt, ſo blieb er hier gewiß keine

Antwort ſchuldig. Auf dem Tabouret auf den Knieen liegend, ſie zu ihm herabgebeugt, verſchmolzen ſie in Küſſen; die Flammen des Kamins brachen ſich in den blitzenden halbgeſchloſſenen Augen und ſpielten auf den diamantenen Armbändern, die die weißen, auf Fortunats Nakken verſchlungenen Arme umſchloſſen: die Gräfin entzog ſich ſanft dem Verlangen ihres Freundes und lehnte ſich wieder in ihren Seſſel zurück. „Noch Eines,“ ſagte ſie, „ſteht dem Bunde unſerer Herzen hemmend entgegen, Geliebteſter. — Könnteſt du dich wohl willig finden laſſen, auch hierin meine Wünſche zu befriedigen?“

„Gebiete, mein Leben!“ rief der Jüngling. „Was verlangſt du?“ —

Sie erwiederte: „Wie ich dir mit Offenheit entgegengekommen, ſo erwarte ich ſie auch von dir. Beantworte mir die Frage, die ich dir vorlege. Wo rühren deine Reichthümer her?“

Fortunats Phantaſie, die ſich wiederum auf

Reiſen begeben hatte, wurde durch dieſe Frage etwas unbequem nach Hauſe geleuchtet. Die Prinzeſſin erwiederte ſchnell: „erzähle mir Alles recht genau; ich will es wiſſen. Du kennſt die Neugierde von uns Frauen, beſonders wenn etwas Wunderbares im Spiele iſt. Man erzählte mir, daß dir und deinen Freunden eine ſchöne Fee im Walde begegnet ſei, und daß dieſe dir für die Beweiſe deiner Zärtlichkeit gewiſſe Zaubergaben geſchenkt hat. Iſt's wahr?“ —

„Nicht ganz,“ ſtammelte der Gefragte. „Einiges hierbei iſt offenbar unrichtig. Aber warum, Geliebte, mit dem Berichte ſolcher Armſeeligkeiten die koſtbaren Stunden an deiner Seite tödten?“ —

„Das nennſt du armſeelig,“ rief die Prinzeſſin heftig, „was meine Eiferſucht rege macht? — Wer war jene Fee, und zeigte ſie ſich wirklich mit jener überirdiſchen Schönheit geſchmückt, wie man ſie mir geſchildert hat?“

„Man hat dich ganz falſch berichtet; es war das häßlichſte Geſchöpf, das die Phantaſie nur erträumen kann.“

„Iſt's möglich? aber doch eine Fee? Ich habe nie an die Exiſtenz dieſer Weſen glauben wollen.“

„Sie iſt unbezweifelt wirklich,“ entgegnete Fortunat. Er wollte noch Etwas dazu ſetzen, allein er ſchwieg, denn trotz des Taumels, in dem ſeine Sinne ſich befanden, war ſein Bewußtſein doch noch wach genug, um ihm vorzuhalten, daß er im Begriff ſei, ſein Geheimniß auszuplaudern. Sie errieth, was in ſeiner Seele vorging, und ſpielte geſchickt den Kampf auf ein anderes Terrain. Ihre ſchönen Arme ſenkten ſich, ihre Blicke, von den ſeidenen Wimpern halb bedeckt, nahmen plötzlich den Charakter ſchwermüthigen Nachſinnens an, ihre leuchtende Stirn umzogen leichte Nebel. Fortunat beobachtete ängſtlich dieſe Veränderung, ſein Auge, glänzend von den Thränen der Zärtlichkeit und Beſorgniß, ſtrebte umſonſt die geſenkten Wimpern, die ſein Glück verbargen, zu erheben. Seufzer preßten ſeine Bruſt zuſammen, ſeine Kraft verließ ihn, und er warf ſich mit dem vollen Strom der Leidenſchaft an ihren Buſen. Sein Schmerz hätte ſie rühren ſollen; er war ſo offen und ſo unverſtellt. „Du zürnſt mir? Kalypſo“ — rief er — „ja, du zürnſt mir.“ —

Sie erhob ihr Haupt, und eine ihrer dunkeln Locken ſpielte auf ſeiner bleichen Wange. „Und wie ſollte ich nicht!“ entgegnete ſie. „Du liebſt jene Fee, du haſt von ihr Geſchenke empfangen, und nun, um meine Eiferſucht zu zähmen, ſchilderſt du ſie ſo häßlich und verleugneſt ihre Gaben.“

„Beim Himmel!“ rief Fortunat außer ſich. „Ich ſagte die Wahrheit. Kann ich dir auch wohl Etwas verheimlichen? Sie war häßlich wie die Nacht, wir fanden ſie im Walde, ſie forderte von uns den ſonderbaren Dienſt, ihr bei ihrem Bade behülflich zu ſein. Du kannſt dir denken, daß wir es nicht gern thaten. Sie beluſtigte ſich über unſere Ungeſchicklichkeit, und als wir endlich mit dem Werke fertig waren, ertheilte ſie Jedem von uns eine magiſche Gabe. Ich erhielt" —

„Was erhieltſt du?" —

„Einen Säckel, einfach von grobem Leder gemacht, dem aber die wunderbare Eigenſchaft innewohnt, immer ein Goldſtück zur Zeit aus ſeinem geheimnißvollen Innern zu ſpenden. Dieſer Säckel weicht nie von mir, er iſt mit einem Bande an meinem Halſe befeſtigt. Jetzt kennſt du die Quelle meiner Schätze und weißt auch, daß ſie nicht verſiegen wird, gönnt mir auch das Glück, deinem Vergnügen doppelt ſo große Opfer zu bringen, als deine Güte bis jetzt ſie von mir angenommen hat."

Die ſchöne Kalypſo verbarg den überraſchenden freudigen Eindruck, den dieſe Worte auf ſie hervorbrachten. Ihre Miene zeigte nur die wiederkehrende Zärtlichkeit, die ein gewonnenes Vertrauen einflößt. „Du beſtrafſt mich,“ rief ſie mit einem reizenden Unwillen, „für meine thörichte Neugier; nicht dein Geheimniß wollte ich wiſſen, obgleich dieſes merkwürdig und wunderſam genug iſt, ſondern nur Aufklärung über den Umſtand, ob die Fee, die dir erſchienen, Nichts mehr von dir verlangt hat, als nur jenen Dienſt bei der Toilette.“

„Sei gewiß,“ erwiederte Fortunat erröthend, „daß ſie nichts Anderes von mir forderte.“

„Ich traue dir.“

„Und mit vollem Rechte. Ich muß der guten Fee das Zeugniß geben, daß ſie zwar ihre Launen hatte, aber in ihren Wünſchen nie den Grad von Unbeſcheidenheit annahm, den du ihr zutrauſt. In dieſem Punkte muß man ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

Eine Pauſe trat ein, während beide Sprechenden zu ſehr beſchäftigt mit dem, was ſie ſich eben mitgetheilt hatten, Pläne machten, ihr Glück ganz zu vervollſtändigen. Die ſtürmiſche Seele des jungen Pagen, ungewohnt auf Hemmungen zu ſtoßen, fand den Gang dieſer Unterhaltungen viel zu langſam, als daß er nicht gewünſcht hätte, durch einen plötzlichen und entſcheidenden Andrang ſeiner Zärtlichkeit ihnen ein Ende zu machen. Kalypſo dagegen ſtrebte nach demſelben Ziele, aber aus andern Gründen. Sie erhob ſich aus ihrem Seſſel, und indem ihre ſchlanke Geſtalt ſich zu einem nahen Tiſchchen hinbewegte, füllte ſie einen Becher mit einem bereitſtehenden Tranke und reichte ihn Fortunat hin, indem ſie mit einſchmeichelndem Tone ſagte: „Du haſt dich erhitzt, mein Freund, trinke dieſen kühlenden Wein.“

Sie hielt ihm den Becher, und ſeine Lippen ſchlürften die dunkle Flut begierig in ſich.

Nach einer Weile fingen ſeine Sinne an ſich zu umnachten. Die Arme, die ihre zarte Taille umfaßten, ſanken nieder; die Lippen, die nach ihrem Kuſſe ſtrebten, erkalteten; das ſchwarze Haar klebte an erbleichten Wangen, kaum konnte er ſich auf dem Seſſel erhalten. Aber je mehr ſeine Kräfte ihn verließen, deſto eiligere und heftigere Anſtrengungen übte er aus, ſie wieder zurückzurufen. Er verfiel in ein unermüdliches Schwatzen und plapperte ohne Aufhör und Zuſammenhang vom Hofe zu Famaguſta, von der Fee Kokombre, vom Zauberſäckel und vom zerſtörten Jeruſalem. Die Prinzeſſin weidete ſich mit einem halb mitleidigen, halb zärtlichen Lächeln an dem Zuſtande des Armen. Sie antwortete auf keine ſeiner Fragen und ſchien mit Ungeduld das Ende dieſes unſinnigen Geſchwätzes abzuwarten; es blieb nicht lange aus. Fortunats Haupt ſank auf ihre Kniee, und der Moment, wo er die Augen geſchloſſen hatte, veränderte auch die Scene. Sie ſtand auf, und indem ſie ihn gefühllos zur Erde fallen ließ, malten ſich in ihren kalten Zügen und in dem ſtolzen Blicke, den ſie auf ihr Opfer warf, der volle Unwille und die Langeweile, die ihr dieſes Spiel verurſacht hatte. Sie gähnte, nahm ein Licht und ſtellte ſich vor den Spiegel, um ihren Anzug wieder zu ordnen, dann that ſie einige Schritte im Zimmer auf und ab und blieb vor dem halbtodten Jünglinge ſtehen, indem ſie ihm einen Fuß auf die Bruſt ſetzte. „Das iſt die Stelle, die dir zukommt, übermüthiger Knabe!“ ſagte ſie mit ſcharfem Laut. „Du ſollſt mir entgelten, daß ich deinetwegen mich ſo tief herabgelaſſen habe, wie ich es noch keinem Andern gethan. Wer biſt du, armes Blut, wenn ich dir jetzt das raube, was dir allein Werth verleiht? Geſchwind an's Werk.“

Sie knieete nieder auf den Teppich neben Fortunat. Noch einmal neigte ſich ihr ſchönes

Auge zu ihm herab, noch einmal rührten ihre Locken an ſeine erſtorbene Wange, aber es geſchah nicht, um eine verhaßte Zärtlichkeit zu heucheln, die ihr fremd war, es geſchah, um den magiſchen Säckel von der Schnur an ſeinem Halſe zu trennen. Ein Schnitt, und er war in ihrer Gewalt. Sie betrachtete ihn, ihre Augen glänzten, zögernd ſteckte ſie die zwei Finger der rechten Hand hinein und holte wie im Triumphe ein blankes Goldſtück hervor. Ein neuer Griff, und ein neues Goldſtück. Sie wog die Zaubermünze in ihrer Hand und legte ſie dann gleichgültig auf den Tiſch, den Beutel ſelbſt verbarg ſie in ihrem Gürtel.

„Jetzt komme, ſchöner Genius!“ rief ſie, „jetzt bin ich deiner würdig. Du aber, Ueberläſtiger, entferne dich.“ Sie ſchob den armen Fortunat mit Händen und Füßen ſtoßend, bis er unter das nahe Sopha rollte. Kaum war dieſes geſchehen, ſo nahm ſie aus einem Käſtchen eine Handvoll ſilberner kleiner Sterne, warf ſie in die Flammen des Kamins, und in dem Augenblicke verlöſchte die Lampe und ein glänzendes Roſenlicht erfüllte das Gemach. Bald darauf zeigte ſich eine ſonderbare Erſcheinung. Ein junger Mann, zerſtreut und übernächtig ausſehend, in einem rothen flatternden Schlafrocke, einen Arm in der Binde, ſtand plötzlich mitten im Zimmer und beſchwichtigte ein Paar ungeheure Doggen, die an ihm heranſprangen. Seine Züge verhüllte faſt ein mächtiger ſchwarzer Bart, der um das Kinn herumging, einen Theil des offenen Halſes bedeckte und über den Lippen ſich mit einem eben ſo gewaltigen Schnurrbarte vereinigte. Dieſe Zierde gab dem Genius Tuberroſe, denn er war es, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Elegants unſerer Tage, und ſeine Art ſich zu benehmen trug noch bei, dieſe Aehnlichkeit zu vergrößern. Er warf ſich aufs Sopha, und indem er ſehr ungenirt ſich mit den Füßen darauf ausſtreckte, ließ er der ſchönen Kalypſo nur ſo viel Platz, ſich in eine Ecke neben ihn zu drücken. Die beiden Doggen ſprangen im Zimmer herum und fegten mit ihren haarigen Schweifen die zierlichſten Gefäße von ihren Geſtellen herab, ohne daß die beiden Liebenden, in zärtliche Bewillkommnungen verſenkt, es bemerkten. Fortunat jedoch wachte über das Gepolter auf und wußte nicht, wie ihm geſchah, ſich im Dunkeln und in einer ſo unbequemen Lage zu finden. Die Bewegungen über ſeinem Haupte und das abgebrochene Geſpräch, welches er belauſchte, löſten ihm allmählig das Räthſel. Er war nahe daran, von Neuem die Sinne zu verlieren, als der ſchändliche Verrath der ſchönen Kalypſo ſich ihm offenbarte. Sein Zuſtand war der peinlichſte von der Welt. Zorn und Erbitterung ſchnürten ſeine Bruſt zuſammen und raubten ihm noch die wenige Luft, die die ſchweren Polſter über ihm zuließen. Seine Unbekanntſchaft mit dem Geſchlechte machten ihm es unerklärlich, wie man ſeinen Geliebten in dieſem Augenblicke auf das zärtlichſte ans Herz drücken und im nächſten ihn gefühllos unter das Sopha rollen könne. Dennoch war Nichts zu machen. Er verhielt ſich ruhig, um zu erlauſchen, wer ſein Nebenbuhler ſei. Das wurde ihm nicht ſchwer, denn man behandelte einander oben mit großer Offenherzigkeit. Die Dame machte dem Genius Vorwürfe, daß ſie ihn ſo lange nicht geſehen, und er entſchuldigte ſich ziemlich obenhin mit ſeinem in der Binde hängenden Arme. Sie brach darüber in Thränen aus: „Dein wildes Leben,“ rief ſie mit zitternder Stimme, „wird machen, daß ich dich einmal ganz verliere. Bedenke was du thuſt, geliebter Geiſt, jede Gefahr, in die du dich begiebſt, bringt mich dem Tode nahe. Iſt es dir denn nicht möglich, dieſe ewigen Zweikämpfe, Rauſereien und Intriguen aufzugeben? Ach, ich hatte einſt die ſtolze Hoffnung, dich zu feſſeln und an ein glückliches, ruhiges Leben zu gewöhnen. Aber eine neue Liebe muß dein Herz gewonnen haben, denn du fängſt an mich zu vernachläſſigen.

Dieſe Vorwürfe ſchienen den Genius zu ennuyiren, denn er gähnte überlaut und ſagte nach einer Pauſe: „Laſſen wir das, meine kleine Prinzeſſin, und ſprechen wir von etwas Anderem. Ich höre, du giebſt ja große Feſte, oder vielmehr du läßt dir ſie geben von einem jungen über's Meer hergelaufenen Gimpel. Das iſt recht, amüſire dich, du ſiehſt, ich bin nicht eiferſüchtig.“

Sie erwiederte: „Wenn du dir deine Freiheit vorbehältſt, ſo muß ein Gleiches auch mir geſtattet ſein. Ich finde den Fremdling ſehr liebenswürdig; er wäre ſogar im Stande manchen Andern aus meinem Herzen zu verdrängen.“

Er ſchlug ſtatt der Antwort auf dieſe Worte ein lautes Gelächter auf, allein der Ausdruck ſeines Vergnügens war ſo wenig natürlich, daß er in dem Augenblicke auch erloſch, wo er entſtanden war. Er änderte jetzt ſein Betragen, er gähnte nicht mehr und kniff auch nicht mehr ſeinen Hunden in die Ohren, ſondern gab ſich alle Mühe, die Prinzeſſin, die ſich von ihm abgewendet hatte, wieder zu beſänftigen. Es gelang ihm nach einiger Anſtrengung ziemlich gut. Fortunat, der dem Erſticken nahe war, hörte nur einzelne abgebrochene Worte, worauf ein Schweigen folgte, das plötzlich durch ein lautes Krachen unterbrochen wurde. Dieſes Krachen entſtand, indem die Stützen des Sopha's zuſammenbrachen und plötzlich das ganze Meuble zuſammenſtürzte. Fortunat, der Genius und die ſchöne Kalypſo befanden ſich in einem Augenblicke in der engſten Gemeinſchaft unter Trümmern liegend und von einer Staubwolke bedeckt, die im Gemache ſich ausbreitete.

Der Schreck hatte allen Dreien die Beſinnung geraubt, als ſie wieder zu ſich kamen, wurden ihre Augen durch helle Farbenblitze empfindlich berührt. Die Fee Kokombre ſtand vor ihnen, noch in derſelben Toilette, bedeckt mit Diamanten, wie wir ſie im Walde auf Cypern verlaſſen haben. Ihr Antlitz war in die ſtrengſten Falten gezogen, und ihre dunkeln Augen blitzten mit den Diamanten in die Wette, dazu beſchrieb ihr Zauberſtab über dem Haupte der Schuldigen zornige Kreiſe.

„Elender!“ rief ſie dem Genius zu, „iſt das die Beſſerung, die du dem verſammelten Familienrathe und mir beſonders zugeſchworen haſt? Treffe ich dich wieder hier, unbekümmert um den Schmerz deiner treuen Jonquille? — Dank es der Vorſicht des edlen Thomogiſton, daß ein Unglück verhütet worden iſt und entferne dich ſogleich aus meinen Blicken. Du aber, übertölpelter Knabe!“ wandte ſie ſich zu Fortunat, der ſich mühſam unter dem Schlafrocke des Genius hervorarbeitete, „gieb mir die Hand und folge mir. Ich will dich der Schmach entziehen, die deiner an dieſem Hofe wartet, nachdem du ſo leichtſinnig mein Geſchenk verſchwendet haſt.“

Sie verſchwand mit unſerm Freunde, nachdem ſie der ſchönen Kalypſo einen verächtlichen Blick zugeworfen, und den Genius mit ſeinen zwei Hunden aus dem offenen Fenſter getrieben hatte. Unter Trümmern, Staub und Dunkelheit blieb die Prinzeſſin allein.

Dieſes tragiſche Schickſal, das ſo plötzlich unſerm heitern Mährchen eine ernſte Wendung zu geben droht, traf Fortunat nicht allein, ſeine drei Gefährten hatten zur ſelben Stunde unter ſeinen Schlägen zu leiden.

Wir wollen uns zuerſt zu Roger und der gelehrten Thisbe wenden, oder vielmehr zum heiligen Georg und der Königin von Saba. Dieſes edle Paar hatte ſich in eine verſteckte Ecke der Terraſſe zurückgezogen, um hinlänglich weit entfernt von den wilden und ſchwärmenden Haufen ſich die Geheimniſſe ihrer Herzen zu vertrauen. Roger war vorſichtig genug, den magiſchen Hut mitzunehmen, um bei einem etwaigen Ueberfalle ſich und ſeine Dame unſichtbar zu machen. Dieſe Gefahr ſtand zu befürchten. Die Unordnung beim Feſte und die Verwilderung, die nothwendig einreißen mußte, während alle Bewohner des Schloſſes beſchäftigt waren, die heilige Stadt entweder zu vertheidigen oder zu erobern, hatte ſich ein feindſeliger Haufe, von einem benachbarten aufrühreriſchen Vaſallen abgeſchickt, zu Nutze gemacht, um ungehindert die Stadt zu überfallen, niederzumachen, was ihnen in den Weg kam und zu plündern, ſo viel ſie Luſt hatten. Das gab Veranlaſſung, daß die Kämpfer, die ſich im Scherz geſchlagen hatten, jetzt im Ernſt blutige Hiebe bekamen; die Straßen füllten ſich mit einem Gemetzel ſonderbarer Art, denn noch hatte Niemand Zeit und Luſt gehabt, ſeine Maskenkleidung, in der er eine ſo glänzende Rolle geſpielt, abzulegen. —

Ein Theil dieſer Freudeſtörer verirrte ſich auf die Terraſſe und kam in den Winkel, wo auf einer Steinbank unſere Liebenden Platz genommen hatten. Der heilige Georg erblickte ſie mit Schrecken. Er hatte keine Luſt ſich zu vertheidigen, ſeine Rüſtung, ſo wie das große Paar Flügel, das ihm auf den Schultern ſchwebte, hinderte ihn daran, er griff daher ſchnell nach dem magiſchen Hute, aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als er denſelben in dem Buſche, wo er ihn niedergelegt, nicht mehr wiederfand. Es war keine Zeit zu verlieren, er nahm ſeinen Lindwurm unter einen Arm, die Königin von Saba unter den andern, und ſprang die niedrige Mauer hinab, die die Terraſſe umſchloß. Ohne viel zu wählen ſchlug dieſes ſonderbare Dreiblatt den Weg in ein entferntes Wäldchen ein; mit großer Anſtrengung erreichten ſie es, der heilige Georg überſah jedoch einen Graben, ſtürzte und zog die Königin von Saba mit in den Fall. Er quetſchte ſich die Hüſte und ſie verſtauchte ſich ein Bein. Das war ein Unglück, deſſen Folgen ſehr langwierig zu werden drohten. Mit vieler Mühe ſchleppten ſie ſich unter den Stamm einer Eiche, unter der ſie die Nacht zuzubringen ſich entſchloſſen, im Fall Niemand erſchiene, ſie zu erlöſen, was kaum denkbar war, da man in einen Theil der Wildniß gerathen, in deren Nähe kein gebahnter Weg führte. Die gelehrte Thisbe verwünſchte, im feuchten Graſe ſitzend, tauſend Mal den Einfall, ſich mit dem heiligen Georg eingelaſſen zu haben, während dieſer, zu ſehr Philoſoph, um ſich durch Widerwärtigkeiten ſeine Laune verderben zu laſſen, ein Liedchen trällerte und ſich ein Lager zurechtmachte, indem er den Drachen als Kopfpfühl unterſchob. Die Dame lauſchte unterdeſſen unverwandt, ob nicht der Hufſchlag eines

Pferdes hörbar werde, und in der That hörte ſie Etwas dergleichen. Es war ein Bauer, der im Walde Holz führte und ſich eben mit ſeinem elenden Klepper durch das verwachſene Dickicht Bahn brach, als die Stimmen unſerer Verirrten ſein halbtaubes Ohr erreichten. Er erſchrack anfangs über die beiden Geſtalten, die er am Fuße der Eiche ſitzen ſah, und nur die dringendſten Vorſtellungen vermochten ihn näher zu kommen. Nun hielt man in der Schnelligkeit Rath, und als man einige Zeit hin- und hergeſtritten, zeigte ſich der Nutzen der Lectüre. Die weiſe Thisbe hatte nicht umſonſt die vier Heymonskinder geleſen, ſie erinnerte ſich jetzt zur gelegenen Zeit, daß dieſe Helden alle zuſammen auf einem Pferde Platz gefunden, und machte darum Anſtalt, mit dem Bauer und dem Ritter zu Dreien den Rücken des magern Gauls zu beſteigen; allein dieſes war kein Roß Bayart, es proteſtirte gegen die Laſt, und noch eifriger proteſtirte ſein

Herr. Er verſtand ſich nur dazu, den Sanct Georg mit ſich aufſitzen zu laſſen, aus Reſpect für deſſen heiligen Charakter, die Königin von Saba aber mußte nach langem Widerſtreben rittlings auf dem Drachen Platz nehmen, den man mit Stricken an dem Pferde befeſtigte. So ſetzte ſich endlich der Zug in Bewegung und verließ den Saum des Waldes, gerade als die erſten Strahlen der Morgenſonne das Schloß und die Stadt beleuchteten.

In jener ſchönen romantiſchen Zeit, in der ſo viel ſonderbare Dinge ſich herum bewegten, konnte auch unſer Zug kein großes Befremden erregen. Von allen Bewohnern der Burg hatten nur der Zwerg auf der Thurmwarte und der Kaplan, der eben zur Morgenmeſſe ging, ihre beſondern Gedanken darüber. Der Erſtere, dem noch der Schlaf in den Augen ſteckte, hielt die Ankömmlinge für zwei berühmte Paladine, die eben einen Drachen erlegt und ein gefangenes

Fräulein befreit hatten, indeß der Kaplan, lange nicht ſo galant wie der Zwerg, den elenden Gaul mit den zwei phantaſtiſchen Geſtalten darauf für das Thier aus der Apokalypſe und die gelehrte Thisbe für die babyloniſche Hure erklärte.

An den übermalten Rippen des Wurmes hatte ſich die Reiterin ihre Strümpfe blau gefärbt, und Roger, dem Nichts entging, beſang in einem recht niedlichen Sonette die blauen Strümpfe ſeiner Schönen. Seit dieſer Zeit ward es Mode, die gelehrten Damen Blauſtrümpfe zu nennen; eine ſehr ſonderbare Benennung, wenn man nicht ihren Grund wüßte.

Von allen den erhitzten Köpfen und ſchwärmenden Gemüthern war Tulipan noch am nüchternſten geblieben. Den Beweis davon wollen wir gleich liefern. Ganelon und Roger fanden ſich bei ihm ein, um über den Verluſt ihrer Zaubergaben herzbrechende Klagen anzuſtellen.

Der kleine Tänzer hörte ruhig das Abenteuer des Dichters an und forderte nun den ehrlichen Paſtetenesser auf, das ſeinige zu erzählen.

„Ihr wißt, Freunde,“ hob dieſer an, „daß mich eine zarte Liebe mit dem ſtolzen Fräulein Coriſande gefeſſelt hält. Ich machte dem edlen Almanſor und ſie die Sultanin Fatime, und ohne Eitelkeit zu melden, man konnte ſchwerlich ein ſchöneres Paar ſehen. O Freunde, meine Natur erſcheint euch etwas roh, ihr habt mir am Hofe zu Famaguſta alle Zartheit, alle Empfänglichkeit abgeſprochen, weil ich in den albernen Unſinn, der dort herrſchte, nicht einſtimmen mochte, weil ich nicht gleich einem Affen tanzte, wie Tulipan, weil ich zwar oft ſelbſt lahme Füße hatte, aber nie Verſe machte, die an ſolchen litten, und weil ich endlich nicht wie der gute Fortunat das Spielwerk aller Schürzen ſein wollte, deshalb und weil ich manches Mal im Geheim meine Sorgen einer ehrlichen Flaſche vertraute oder in den handfeſten Buſen einer gutgerathenen Paſtete ausſchüttete, hieß ich die rohe Natur, der Naturmenſch, das einfache Individuum, die ungekünſtelte Simplicität, das Schlafgenie, der Ritter mit dem guten Magen, das Kind der Schüſſel und welche Titel euer lächerlicher Hochmuth ſonſt noch ausſinnen mochte. Ich dachte bei mir ſelbſt: ich werde ſchon empfinden, wenn die Rechte kommt; der gewöhnliche Schlag von Weibern iſt mir nicht gut genug, ich muß etwas Beſonderes, etwas Erhabenes, etwas Großes haben, Etwas das auf ſich hält, wo die Leute die Mäuler aufreißen und ausrufen: Gelt, das iſt einmal ein Liebeshandel! Das ſticht in die Augen, das kann man eben ſo wenig überſehen wie Kirchthurm und Thorweg, das kriecht Einem nicht zwiſchen den Beinen weg, und bleibt Einem nicht am Fußabſatze kleben, wenn man zufällig über die Straße geht; denn von den alltäglichen Gefühlen liegt die ganze Gaſſe voll."

„Komm einmal zur Sache," unterbrach ihn Roger ungeduldig, „du geräthſt ſonſt noch länger als meine längſten Gedichte." „Dein Liebchen iſt bei allem dem nicht das jüngſte;" ſetzte Tulipan hinzu.

„Dadurch," fuhr Ganelon fort, „laſſen ſich Männer wie ich nicht abſchrecken. Hatte ich nicht die Wunderflaſche? und konnte ich nicht vermittelſt einiger elender Tropfen ſie immer wieder ins nöthige Alter zurückrücken, wenn ſie ſich zu weit davon entfernt hatte? Ihr gewöhnlichen Menſchenkinder könnt euren Weibern nur bunte Federn, goldgeſtickte Mieder und wenn's hoch kommt, einen glänzenden Anzug verehren, ich aber ſchenke der meinigen alle Morgen Jugend und Schönheit. Doch das Alles bei Seite, ich vergeſſe, daß ich dieſe Macht hatte, aber nicht mehr habe. Hört, auf welche Weiſe ich um meinen Schatz gekommen."

„Erſchöpft vom Feſtgelage und die Einſamkeit ſuchend, winkt uns eine vertraute Stunde; wir ſitzen beiſammen in zärtlichen Geſprächen. Dieſe beſtanden darin, daß wir gegenſeitig unſere Ahnen aufzählten und das Alter unſeres Geſchlechts berechneten. Man kann unmöglich auf eine anſtändigere Weiſe eine Schäferſtunde beginnen. Plötzlich wird die Thüre aufgeriſſen, und es zeigt ſich ein kleines aſchgraues Männchen, das in ein lautes Gelächter ausbricht und die ſeltſamſten Grimaſſen ſchneidet, indem es auf eine höhnende Weiſe die letzten Worte unſerer genealogiſchen Unterſuchungen wiederholt. Ich verſichere euch, noch nie ſah ich ein Weſen, das auf ſo unverſchämte Weiſe die menſchliche Geſtalt zum Beſten hatte, es einen Affen zu nennen, wäre eine zu ausſchweifende Schmeichelei geweſen. Wie das wandernde Zelt eines Puppenſpielers hing eine braune faltige Haut um ſpitzige Knochen, und durch zwei loſe Spalten dieſer Haut ſahen zwei rothe Augenräder hervor, die auf die lächerlichſte Weiſe immerfort rollten. Er ſchien in einen grauen Oberrock eingeſchloſſen, aber was dieſen Anſchein gab, war ein endloſer grauer Bart, in dem das Männchen ganz eingewickelt ſteckte. Von Kleidungsſtücken ſah unten nur eine breite rothe Hoſe und ein Paar großer gelber Pantoffeln hervor."

„Dieſes Alles konnten wir mit Muße betrachten, während der Eigenthümer dieſer Schönheiten immer noch auf die impertinenteſte Weiſe über uns lachte. Endlich gefiel es ihm inne zu halten und uns einige Erklärungen über ſein Betragen zu geben. Verzeiht einem ungenirten Reiſenden, rief er, wenn er unangemeldet in eure Stube tritt und euch ſogleich ins Geſicht lachen muß. In welchen lächerlichen Einbildungen ſeid ihr befangen, da ihr euch über das

Alter eurer Geſchlechter ſtreitet; Emporkömmlinge ſeid ihr und eure Ahnen im Vergleich zu mir.

Dieſe beſchimpfende Behauptung war der ſtolzen Coriſande ſo empfindlich, daß ihr darüber eine Ohnmacht anwandelte. Ich ſprang auf, faßte meinen Degen und war im Begriff, das kleine Ungethüm für ſeine Läſterung auf das ärgſte zu beſtrafen, als meine Dame wieder die Augen öffnete und mir einen Wink gab, meine Waffe ruhen zu laſſen. Ich gehorchte ihr; während deſſen hatte unſer unverſchämter Gaſt, unbekümmert um meinen Zorn, ſich an den Tiſch geſetzt und einige Gläſer Alicante hinuntergeſtürzt. Er fing wieder an zu ſprechen. Wie kann man nur, rief er, über ſolche Erbärmlichkeiten Worte verlieren? Ich bin doch ſchon ein halbes Jahrtauſend alt und noch begreife ich das Thun und Treiben der thörichten Menſchen nicht. Ihr Narren, was ſtreitet ihr über die,

die im Grabe liegen, genießt das Leben, ſo lange euch ſeine Roſenflammen noch auf den Wangen glühen.

Wer ſeid ihr? fragte ich das ſonderbare Weſen.

Ein Arzt, erwiederte er. Ich handle mit Lebenseſſenzen. Gerade jetzt komme ich aus der großen Pyramide Aegyptens, wo ich funfzig Jahre, abgeſchloſſen von aller Welt, über das Geheimniß der Bereitung des ächten Trankes der Jugend nachgedacht habe. Den Sternen ſei Dank, ich habe es gefunden; doch koſtete es Mühe. Immer gerieth ich auf das Waſſer des Lebens, aber was half mir das? konnte mir wohl damit gedient ſein, dieſe ſpitzigen Knochen und dieſe vergelbte Haut unſterblich zu machen?

Er hatte dieſe Worte noch nicht geendet, ſo brachte er ſchon aus dem Buſen eine Flaſche hervor, ganz ähnlich der meinigen. Coriſande betrachtete den Wundertrank und reichte ihn mir. Der kleine Arzt rief: ich habe euch durch mein Lachen vorhin beleidigt, nehmt zum Beweiſe, daß ich es gut mit euch meine, einen Tropfen aus der Flaſche. Mehr geb' ich euch nicht.

Spart eure Großmuth, erwiederte ich unwillig; ihr ſelbſt bedürft eures Trankes, wenn er wirklich ächt iſt, am meiſten. Zudem beſitze ich ebenſolche Flaſche.

Das kleine Geſpenſt ſah mich mit ſeinen glotzenden Augen lange an, dann brach es wieder in ſein gellendes Gelächter aus. Ihr? rief er, ihr den Zaubertrank? — O Scherz über Scherz! Wißt ihr auch, liebes Geſicht, daß um ihn zu erlangen, das Studium der tiefſinnigſten Wiſſenſchaften, ein Leben von der Dauer eines halben Jahrtauſends und endlich ein Witz gehört, den man in Köpfen eurer Art nicht anzutreffen pflegt. Gebt, und ich will euch gleich ſagen, welch eine Miſchung ſtatt der ächten man euch in die Flaſche gethan hat.

Das Blut kochte mir in den Adern über dieſen unverſchämten Hohn. Statt aller Antwort löſte ich das Verlangte von der Kette am Halſe und warf es ihm hin auf die Polſter des Divans. Da hättet ihr ſehen ſollen: wie der Falke mit gezückten Fängen auf die Taube ſchießt, die unter ihm in blauer Luft mit den Flügeln ängſtlich ſchlägt ohne weiter kommen zu können, ſo fuhr der Kleine nach der blitzenden Flaſche. In einem Augenblicke hatten ſeine Krallen ſie umſchloſſen und in den Buſen geſchoben, darauf ſchnell wie der Blitz war er aus dem Gemache verſchwunden. Ich wollte ihm nachſetzen, allein der Zorn ſo wie der Wein umnachteten meine Sinne, ich ſtolperte über meine Sporen und fiel zu Füßen der ſchönen Fatime nieder. Als ich wieder erwachte, hielt dieſe ſtolze Schönheit mich in ihren Armen, indem ſie Mühe anwendete, mich zu tröſten. Sie zog mich zurück, als ich von Neuem auf dem Sprunge war, den Räuber zu verfolgen. Laß ihn, rief ſie mit zärtlicher Stimme; in der Nacht iſt ein Weſen wie dieſes ſehr ſchwer zu verfolgen. Morgen in der Frühe wollen wir ihm Boten nachſenden. —

Der Dieb! der Abſcheuliche! ſchrie ich und barg mein Haupt in die Florwolke am Buſen der Sultanin.

Und wenn die Flaſche auch verloren wäre, flüſterte ſie; kann dir ſo viel an ihrem Beſitze gelegen ſein?

Du haſt es gehört, rief ich, ſie enthielt den Trank der Jugend! —

Alſo war es kein Scherz? Aber ſei dem auch wie ihm wolle, wir Beide bedürfen dieſes Trankes noch nicht.

Ach, meine Gute, entgegnete ich und klopfte ihr auf die geſchminkte Wange, traue dieſer

Jugend nicht; ſie kann wie der Doctor aus der großen Pyramide über Nacht dahin ſein. Sie machte hierüber eine kleine empfindliche Miene und verlangte, daß ich ihr die Geſchichte des magiſchen Trankes erzählen ſollte. Ich that ihr den Gefallen und ſie hörte aufmerkſam zu. Als ich geendet hatte, vergoſſen ihre zärtlichen Augen Thränen. Jetzt kam die Reihe zu tröſten an mich. Wir tröſteten einander, bis die Strahlen der Morgenſonne mich aus ihrem Gemache vertrieben. Sie blieb allein auf dem Lager zurück und noch wird ſie in den Armen des Schlummers ruhen; mich aber läßt mein verſcherztes Glück keinen Frieden finden. Ach, was fange ich jetzt an? Wie ſoll ich wiedererlangen was ich verlor?“ —

„Ganz daſſelbe kann ich ſagen,“ rief Roger. „Sind eure Geſchichten nun zu Ende?“ fragte Tulipan.

Sie ſind's.

„Nun, Freunde, was iſt mein Lohn, wenn ich euch eure Zaubergaben wiederſchaffe? Doch nein, ich verlange keinen Lohn; das wäre unedel, und Tulipan iſt einer unedlen Geſinnung nicht fähig. Alſo ohne Dank empfangt aus meinen Händen die Flaſche und den Hut zurück.“

„O dieſe Prahlereien ſind unerträglich!“ rief Roger und ſtampfte mit dem Fuße.

„Erſt eine Frage;“ nahm der Sprecher wieder das Wort, ohne ſich irre machen zu laſſen: „Seid ihr auch der Treue eurer Geliebten ganz gewiß?“ —

„Welch ein Zweifel!“ ſchrieen Beide: „Man ſieht, daß du die Weiber nicht kennſt. Die herrliche Coriſande ſollte betrügen, die himmliſche Thisbe ſollte eine Heuchlerin ſein?“

„Nun gut, und ich ſage euch, dieſe herrliche Coriſande, dieſe himmliſche Thisbe haben euch den Hut und die Flaſche geſtohlen. Kein Zorn, keine Erbitterung! Rückt mir nicht auf den Leib! Was ich behaupte, kann ich beweiſen. Kommt her, ſeht durch meine Brille, und die Sache wird ſehr bald abgethan ſein.“

Er hielt das magiſche Glas dem gutmüthigen Ganelon vor und weidete ſich an den Grimaſſen, die dieſer ſchnitt. „Nun, was erblickſt du?“ fragte er mit einem ſpitzigen Tone, „und du?“ ging er zu dem Dichter über. Als Beide verſtummten, rief er lachend: „Ach! ihr ſeht wohl, daß ich die Weiber kenne.“

Die Gemälde, die ſich den armen Knaben zeigten, waren für ſie auch nicht ſehr ergötzlicher Art. Auf dem einen lag die ſchöne Sultanin Fatime mit dem Oberſten der Verſchnittenen in der traulichſten Gemeinſchaft, auf dem andern ruhte die ſtolze Königin von Saba in den Armen des heiligen Kukupeters. In der That eine ſonderbare Zuſammenfügung. Eine Folge der Zerſtörung Jeruſalems. Der heilige

Georg und der Sultan Almanſor wütheten, als ſie dieſe Gruppen betrachteten. „Ich will die Treuloſe mit meiner goldenen Lanze durchbohren!“ rief der Eine; „ich erdroſſele ſie mit der grünen Schnur meines Turbans!“ ſchrie der Andere.

„Wozu das?“ fragte Tulipan kaltblütig. „Was nützt euch ihr Tod? Lernt ſolche kleine Widerwärtigkeiten mit philoſophiſcher Ruhe ertragen. Seid nicht böſe, ich will mich nicht klüger anſtellen als ich bin: auch mir hat Corella einen ähnlichen Streich ſpielen wollen. Als ich ermüdet von der göttlichſten Chaconne, die jemals getanzt worden, an ihrem Buſen entſchlief, ſchneidet die falſche Katze mir die Brille ab vom Bande am Halſe; aber ſie hatte den Sinn des Verſes nicht bedacht:

Che chi prende diletto di far frode,
Non si ha di lamentar, se altro l'inganna.

Die Brille war mit Abſicht untergeſchoben und nur von gewöhnlichem Glaſe; die ächte hab' ich behalten. So ſollten alle betrügeriſchen Weiber beſtraft werden.“

Ganelon rannte im Zimmer auf und nieder. Er riß ſeinen Turban vom Kopfe und trat ihn mit Füßen, zog den krummen Säbel und beſchrieb damit drohende Zeichen in der Luft. Roger hatte ſich am ſchnellſten wieder getröſtet. „Ich ſchnüre mein Bündel, ich verlaſſe dieſen Hof!“ rief er; „wer klug iſt, kommt mit mir. Es giebt überall Wein und hübſche Mädchen, und man kann überall gute Verſe machen. Der Teufel hole die bloßen poetiſchen Fräulein mit den langen ſpitzigen Naſen; von jetzt an will ich mich nur an die natürliche unverdorbene Koſt halten. O wie reizend iſt ein junges Mädchen, die Blume des Dorfes, bei den erſten Morgenſtrahlen in die Stadt wandernd mit dem Milchtopf auf dem Kopfe, mit der Milch, die

> Friſch und weiß iſt wie des Buſens Welle
> Vom bäuriſch grobem Mieder eng umſpannt.“ —

„Ich muß meine Flaſche wiederhaben!“ ſchrie Ganelon dazwiſchen, „nicht früher verlaſſe ich dieſen Ort.“ „Auch dazu kann Rath werden;“ nahm Tulipan wieder das Wort. „Meine Brille zeigt mir deine Flaſche in dem Käſtchen, das auf dem Tiſche von Coriſandens Kammermädchen ſteht; ſie war es, die in der Verkleidung des kleinen Pyramidendoctors den Raub für ihre Herrin beging. Zufrieden über den Ausgang ihrer Liſt, liegt ſie jetzt im tiefen Schlafe. Es wird leicht ſein den Dieb zu beſtehlen. Sorgfältiger hat die ſchlaue Thisbe den Hut verſteckt; ich erblicke ihn durch die Thüre im Schranke, der an ihrem Bette ſteht. Aber nur Muth gefaßt, das zärtliche Paar ſchlummert ſo ſüß, daß man ihm die Polſter unterm Leibe wegziehen könnte. Macht euch ans Werk. Unterdeſſen bereite ich Alles zur Abreiſe; in dieſer Stunde müſſen wir noch fort.“

Ganelon und Roger hörten dieſe letzten Worte nicht mehr. Schon durchſchlichen ſie die leergewordenen Gänge und Zimmer des Schloſſes. Ueberall ſtieß ihr eiliger Fuß auf die zum Boden niedergeſtreckten ſchlafenden Wachen; hier hatte eine Schlägerei den Boden mit Blut, dort ein Zechgelag ihn mit Wein übergoſſen. Die Sonne ſah in bleiche verſtörte Geſichter, auf zertrümmertes Geräthe, auf umgeworfene Tiſche. Eine entſetzliche Verwüſtung. Unter dem Raubgeſindel, das ſich dieſe zu Nutze machte, indem es an den Wänden herumtappte, und wie die Krähen unter dem Galgen ihre Nahrung ſuchte, befanden ſich auch unſere zwei Diebe. Sie gelangten unangefochten in die Zimmer ihrer verrätheriſchen Schönen. Beſchämt, mit niedergeſchlagenen Blicken, ſchlich der ſtolze Sultan Almanſor an dem Lager Fatimens vorüber; nicht ſo leichten Kaufes ſagte ſich Roger von ſeiner Dame los. Als er ſeinen magiſchen

Hut wieder auf dem Kopfe hatte, ergriff er die am Lager niedergelegte Geißelſchnur des Eremiten und zerfleiſchte mit unbarmherzigen Hieben den Rücken und den Hintern des heiligen Kukupeters, der mit ſeinem durchdringenden Geſchrei die Königin von Saba aus ihrem Schlummer weckte, die entſetzt in die Höhe fuhr. Beide verließen in eiliger Flucht das Lager und ſtürzten ſich in den Corridor. Die unſichtbare Geißel verfolgte ſie auch hierher und ließ nicht eher ab, bis der Eremit in eine Kellervertiefung ſtürzte und die ſchöne Thisbe ſich in den Rauchfang eines Kamins zurückzog, wo wir ſie jetzt verlaſſen wollen.

Nach dieſen edlen Thaten verließen die drei Pagen den Hof der Gräfin Kalypſo.

Fünftes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Der Zauberer Tomegiſton. — Die verliebte Spinne. — Die ſchöne Magelone. — Das Kabinet eines Gelehrten. — Die Fee Fanferlüſch. — Die Prinzeſſin der Maulwurfsinſeln.

Wir wenden uns zum ehrlichen Fortunat zurück, den wir an der Hand der Fee Kokombre verlaſſen haben, wie ſie ihn aus dem Kabinet der ſchönen Kalypſo entführt. Unſer Auge erblickt ihn mit Theilnahme und Verwunderung, weit ab vom glänzenden Schauplatze, auf dem er ſich bis jetzt getummelt, in einer wilden einſamen Gegend, niedergeworfen am Fuße eines romantiſchen Felſens, von deſſen Scheitel ſich

Waſſerbäche ſtürzen, die unſern guten Knaben mit ihrem kecken Schaum beſpritzen, als wollten ſie das Roth ſeiner Wangen abwaſchen. Wie ſorglos er daliegt! Die Tücken einer ſchönen Frau haben keine Spur auf dieſer glatten Stirn hinterlaſſen. Er ſchläft eben ſo ruhig, da er Nichts beſitzt als den Strauß von Waldblumen, den ſeine Hand umſchließt, wie er noch vor wenig Tagen ſchlief, da er Millionen zu verſchenken hatte. Ein ächter Sohn des Glückes! immer ſorglos, immer vertrauend dem mächtigen Weſen, das ſich ſeiner Leitung einmal angenommen. Aber dieſe unbequeme Lage darf nicht ewig dauern. Der Giesbach wird immer übermüthiger, der Wind ſpielt mit ſeinen naſſen Schleiern und wirft ſie immer unbeſonnener unſerm Schläfer ins Geſicht. Wie, hätten wir ihn den Verfolgungen eines verderbten Hofes entzogen, um ihn hier denen der Elemente preiszugeben; die Neckereien eines ſchönen Weibes mit denen eines plätſchernden Baches vertauſcht? — Fortunat muß erwachen um zu ſehen, wo er ſich befindet, welch neue Umgebung ihn aufgenommen hat.

Er öffnet die Augen, und ein lebhaftes Erſtaunen malt ſich in ſeinen Mienen. Das Erſte was er thut iſt, daß er eilig vom Boden aufſpringt und ſich dem Sturzbade entzieht, dann wendet er ſeine Blicke nach allen vier Weltgegenden und betrachtet die hohen einſamen Felsgruppen, die düſtern Schluchten des Gebirges, die romantiſchen Abhänge, die einzelnen Durchblicke in entfernte Thäler, die ſtürzenden Gewäſſer, die hundertjährigen Eichen, die ſich mit ihren grünen Armen umſchloſſen halten, als fürchteten ſie, von den jähen Abhängen hinabzuſtürzen, auf denen ſie ſich mühſam mit den knolligen Wurzeln angekrallt haben. Und über Alles herüber ſchwebt die Seele der Einöde, die ſchaurigſte Einſamkeit. Ihr kalter Hauch bläſt durch die engen Schluchten, ſchüttelt die Kronen der Rieſenbäume und wiegt als melancholiſches Lüſtchen das Haupt der jungen Blume, die einſam, wie ein hübſches Mädchen von ihrem Geliebten, am Waldesabhange träumt.

Fortunat weiß ſich nicht zurechtzufinden. Wo blieb das laute Getümmel des Feſtes? das Geraſſel der geharniſchten Ritter, das Klingen der Humpen, die halbverrückten kleinen Liedchen, die die trunkene Lippe ſtammelte, wenn ſie, müde vom Küſſen, die träge Hand auf der Zither begleitet. Wo blieb das bunte Gewimmel von Türken, Kreuzrittern, Eremiten, Tänzerinnen, Dämonen und Engeln, das ſich noch eben in der großen Halle bei verlöſchenden Kerzen im ſtampfenden Tanze bewegte, eingehüllt in eine Wolke von Staub und verfolgt von den hypochondriſchen Tönen einer alten Trommel und einer ſchreienden Querpfeife, der Ballmuſik jener Tage. Wo die erhitzten Nymphen mit entfeſſelten Buſen und einem räthſelhaften Feuer in den herumſpähenden Blicken, geneckt durch die plumpen Späße eines bezahlten Narren und immer wieder betrogen durch den Flatterſinn ihrer Verehrer? Noch glaubt unſer Freund, die dicke Geſtalt des Seneſchalls, ſeines Gönners, geſpannt in das enge flatternde Röckchen eines Bewohners der himmliſchen Räume, an ſich vorbeitanzen zu ſehen an der Hand eines kleinen nußfarbigen Fräuleins, das ein langer ſchleppender Kaftan verhüllt. Welch ein komiſcher Mißgriff, den materiellen Anbeter einer guten Tafel, einer Flaſche Wein, zum Engel zu ſtempeln! Welche Figur müßte dieſes Weſen machen, wenn man es am Worte nähme und wirklich in den Himmel verſetzte? das breite Geſicht mit dem ſtrotzenden Unterkinne, den blauen weitoffenen Augen, die geſpreitzten Beine, die armſeelige gezierte Haltung und die Tonnengeſtalt des Leibes? — Wie wenig erfüllen wir oft den Zweck, wenn das Schickſal uns nun wirklich zur Durchführung der Rolle aufruft, die wir uns im lächerlichen Dünkel zu ſpielen angemaßt haben.

Ganz zuletzt, ſo wenig lag dem guten Knaben an den lockenden Tönen der Schmeichelei, vermißt er den Kreis von Bewunderern und Schmeichlern, der ihn ſtets zu umgeben pflegte, der ſeinen Schritten folgte und jede ſeiner Bemerkungen und Mienen durch laute Zeichen eines verſchwenderiſchen Beifalls der Menge mittheilte. Für dieſe gefälligen Herren, dieſe galanten Nymphen, war die Wildniß, in der ſich unſer Freund jetzt befand, kein paſſender Aufenthalt. Die ſtrenge Natur, nur geſchaffen, großen Seelen das Gefühl der Harmonie einzuflößen, geißelt unerbittlich die verbildeten Schwächlinge der Mode aus ihrem heiligen Umkreiſe.

Durch eine natürliche Folge der Gedanken kam Fortunat auf die letzte Scene, die er im Kabinet der Prinzeſſin geſpielt hatte. Seine

Wangen überflog aufs Neue Scham und Erbitterung. Je deutlicher das Bild der Ungetreuen ihm vorſchwebte, deſto haſſenswerther fand er ſie, und deſto unerbittlicher kämpfte er die Stimme nieder, die ſich in ſeinem Buſen dennoch hören ließ und ihm die Reize der ſchönen Frau, ihre Beſtürzung, ihren Schreck, ihren Zorn beim Erſcheinen der Fee vormalte. Er beſann ſich, daß dieſe mächtige Beſchützerin in dem Augenblicke, als ſie ihn entführt hatte, ihm einige drohende Worte zurief, deren Sinn erſt jetzt in ſeiner Seele aufzudämmern begann. Er muſterte mit eiligen Blicken ſeine Kleidung, griff nach dem Bande, an dem der Zauberſäckel befeſtigt geweſen, und ſchrie laut auf, als er die beiden zerſchnittenen Enden hervorzog. Jetzt wurde ihm deutlich, auf welch eine nichtswürdige Weiſe man ihm Liebe geheuchelt hatte, um ihn zu beſtehlen. Er warf ſich im Uebermaaße ſeines Schmerzes zu Boden, preßte ſeine Stirn an ein Felſenſtück, und es floſſen die erſten herben Thränen aus ſeinen Augen, die der Conflict mit einer harten betrügeriſchen Welt einem jungen gläubigen Herzen auszupreſſen pflegt. Der dunkele Waldesboden nahm willig dieſe heiligen Opfer der Unſchuld auf, und ſchützend wehte der Flügel der Einſamkeit über ein erkranktes Herz. Es war nicht das Gold, deſſen Beſitz er kaum vermißte und deſſen Werth er nur gering achtete, es waren die uralten Uebel der Menſchenbruſt, die Falſchheit und der Verrath, die ihre kalten hohnlächelnden Mienen ihm zum erſten Male zeigten.

Eine geraume Zeit war vergangen, während er noch immer auf dem Boden lag, jetzt unbekümmert um die Gießbäche um ihn herum und um die ſinkenden Nachtſchatten, die die Gegend einhüllten, da rührte eine Hand an ſeine Schulter, und als er aufblickte, ſah er vor ſich die ehrwürdige Geſtalt eines Greiſes ſtehen, den ein ſchwarzes faltiges Gewand bekleidete und dem ein langer ſilberweißer Bart auf den Gürtel niederfloß. In den Geſichtszügen dieſes Mannes, ſo weit die Dämmerung ſie erkennen ließ, lag ſo viel Wohlwollen und milde Freundlichkeit, daß Fortunat Vertrauen faßte, ſich aufrichtete und mit einer ehrerbietigen Verneigung den Gruß des einſamen Wanderers erwiederte. Dieſer heftete, ohne zu ſprechen, noch lange ſeine Blicke auf den Jüngling und ſchien dieſem, aus einem Gefühle von Schonung, erſt Zeit laſſen zu wollen, ſeinen Schmerz und ſeine Befangenheit zu beſiegen, ehe er ihn anredete. Endlich nahm er das Wort und ſagte mit einer ſanften gehaltenen Stimme: „Faſſe Muth, mein Sohn, du biſt im Schutze Tomogiſtons, deſſelben, von dem dir die Fee Kokombre erzählt hat, als ſie von ihrem Plane ſprach, den flatterhaften Genius Tuberroſe mit der ſchönen Jonquille zu vermählen. Dieſe Einſamkeit, in die ich mich hier zurückgezogen, muß nichts Abſchreckendes für dich haben. Komm, folge mir; während wir gehen, will ich mich bemühen, dein Vertrauen zu gewinnen, indem ich dir Aufſchlüſſe gebe über die Art, wie du in dieſe Gegend und in meinen Schutz gerathen biſt.“

Fortunat hörte dieſe Rede mit ſtarkem Herzklopfen an. Er hatte allen ſeinen Muth nöthig, um nicht über den Gedanken zu erſchrecken, dem berüchtigten Zauberer Tomogiſton in die Hände gefallen zu ſein. Er hatte ſich von dieſem, er wußte ſelbſt nicht warum, die ſchlimmſte Vorſtellung gemacht, und ſo wenig die ehrwürdige Geſtalt des Greiſes zu dieſer paßte, ſo ſpielte ihm ſeine Phantaſie, unterſtützt von der Nacht und der Einſamkeit, doch tauſend böſe Streiche. Bald ſah er die dunkeln Schluchten, durch die ſie jetzt ſchritten, bevölkert mit einer Maſſe räthſelhafter Geſchöpfe, die die Geſtalt ſeines Begleiters umkreiſten, bald erblickte er dieſen ſelbſt, zu einem fürchterlichen Rieſen vergrößert, die Gipfel der himmelhohen Fichten überragend. Er folgte daher nur zögernd und wäre am liebſten wieder umgekehrt, wenn er ſich getraut hätte, ſelbſt einen Ausweg aus der Wildniß zu finden. Zum Glück für ihn zeigte ſich jetzt, als ſie eine Anhöhe erſtiegen hatten, am äußerſten Rande des Horizonts die dunkelrothe große Schelbe des aufgehenden Mondes. Das friedliche Licht, das durch die Schatten floß und ſie zertheilte, beleuchtete den Weg der einſamen Wanderer und ließ ihn weniger gefährlich und abenteuerlich erſcheinen. Die Gegend ſelbſt nahm, wenn auch nicht einen friedlichen, doch einen minder rauhen Charakter an. Der Zauberer, der bis jetzt vergebliche Verſuche gemacht hatte, die Aufmerkſamkeit ſeines Schützlings zu feſſeln, fand ihn jetzt in dem Zuſtande, wo ein zuſammenhängendes Geſpräch möglich wurde.

„Nächſt dem, was ich dir ſchon geſagt habe, mein Freund," hub er an, „kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß du die Schätze, zu deren Herrn die Fee Kokombre dich gemacht hat, ſehr ſchlecht angewendet haſt. Wer zum Teufel zwang dich, die Bäuche von einem zahlloſen Heere Schmarotzer zu füllen? was für ein Vergnügen konnte es dir gewähren, dein Geld in die Taſchen dieſer verächtlichſten Klaſſe von Taugenichtſen auszuleeren? dieſe Elenden, die mit Ungeduld auf den Moment warteten, wo deine Quellen verſiegt ſein würden und wo ſie dich dann mit dem Geifer ihres Spottes und Hohnes beſudeln konnten. Haſt du mit den Tauſenden, die dir jede Stunde zu Gebote ſtanden, auch nur eine von den Wohlthaten ausgeführt, die, weil ſie einem wahren Bedürfniſſe abhelfen, unſer Herz erwärmen und unſerm Geiſte einen erhöhten Schwung geben? Wen haſt du bereichert? einen albernen dicken Seneſchall, ein unnützes Meuble, einen Schwätzer, einen Gecken, dem die

Hungerkur und das Gefängniß, das ſeine Gläubiger ihm ſchon bereitet hielten, recht geſund geweſen wäre. Er wird nun noch Jahre lang von deinem Gelde zehren und ſeinem Schickſal entgehen, das doch zuletzt eine ſehr magere Suppe und ein Bund Stroh ſein wird. O mein Freund, wenn du deinen Säckel wiedererhältſt, ſo lerne ihn beſſer gebrauchen. Aber du antworteſt mir nicht auf meine Ermahnungen; deine Miene ſagt, daß dein Geiſt abweſend iſt. Wäre es möglich, daß du noch immer an jene Treuloſe dächteſt, aus deren buhleriſchen Armen wir dich geriſſen haben?"

Als Fortunat ſchwieg, fuhr er fort: „Das geht über meine Faſſungskraft. In der That, mein Sohn, deine Illuſionen ſind unzerſtörbar. Wenn man von der Untreue ſeiner Geliebten ſolche Beweiſe anführen kann, wie du ſie erhalten haſt; wenn man, wie du unter demſelben Sopha liegt, auf dem ſie" —

„Schweigt,“ rief Fortunat mit edlem Zorne. „Ihr ſolltet euch eure Gaſtfreundſchaft nicht mit der Erniedrigung eurer Gäſte bezahlen laſſen.“

„Das iſt auch durchaus nicht meine Abſicht,“ erwiederte der Greis mit Lächeln. „Ich möchte dich nur gänzlich von deiner Krankheit heilen, und dazu finde ich keinen ſchicklichern Weg, als dir die Wahrheit unumwunden mitzutheilen. Du weißt nicht wie viel Grund ich habe, an deinen Schickſalen Theil zu nehmen. So unangenehm es dir zu hören ſein mag, ſo muß ich dich doch mit den Abſichten bekannt machen, die die Prinzeſſin gleich Anfangs bei deinem Erſcheinen an ihrem Hofe mit dir hatte. Du glaubſt, daß ſie dich liebte, allein ein Weib ihrer Art iſt keiner Liebe fähig. Du flößteſt ihr nur einen leicht vorübergehenden Reiz ein, und ſie beſchloß, dich gleich wieder fallen zu laſſen, als eine Ahnung, die ſie von dem Daſein deines Geheimniſſes faßte, die

Raubgierige auf andere Gedanken brachte und ſie zwang, die Rolle gegen dich zu ſpielen, die mit ihrem Triumph und deiner Demüthigung endigen ſollte. Dabei ſpornte ſie kein niedriger Eigennutz an, ſondern eine Leidenſchaft, die zwar in ihren Motiven glänzender erſcheint, in Wahrheit aber eben ſo niedrig ſteht als der Eigennutz; es iſt die Ehrſucht. Die Prinzeſſin war im Beſitze großer irdiſcher Macht, aber es gelüſtete ſie auch, die Macht der Geiſter an ſich zu reißen. Zu dieſem Zwecke war ihr der Liebeshandel mit meinem liederlichen Sohne ſehr erwünſcht. Sie machte dieſem weis, daß ſie ebenfalls die Tochter einer mächtigen Fee ſei, und um ihre Angabe zu bekräftigen wollte ſie ihm nach und nach die Zaubergaben vorweiſen, die ſie dir und deinen Gefährten abzugewinnen und in ihren Beſitz zu bringen trachtete. Der Plan war nicht übel angelegt. War ſie einmal die rechtmäßige Gemahlin meines Sohnes, ſo ſtanden alle die Geiſter unter ihren Befehlen, über die er gebietet, und dieſer Zuwachs von Macht war allerdings größer als irgend ein Prinz oder König ihr ihn gewähren konnte. Mein Pinſel von Sohn ging in die Falle. Die abgefeimte Kokette erreichte ihren Zweck mit ihm eben ſo leicht, wie ſie ihn bei dir erreicht hatte. Der Genius unterzeichnete ein Eheverſprechen; allein eine Ehe blos auf dem Papiere vollzogen iſt im Geiſterreiche eben ſo wenig vollgültig, als ſie es bei euch iſt. Die ſchöne Dame wußte das, und an ihr ſowohl, als an meinem guten Knaben lag wahrlich nicht die Schuld, daß der Buchſtabe ſich nicht realiſirte. Wir, die Fee Kokombre und ich, wußten alle ihre Verſuche, die dahin abzweckten, zu vereiteln. Du kannſt dir denken, daß das kein leichtes Geſchäft iſt und daß ein ehrlicher Mann dabei alle Hände voll zu thun hat. Der Teufel hüte ein verſchmitztes Weib, das mit allen Segeln ſteuert, und einen dummen Jungen, dem der Speck ſo nahe vor das hungrige Maul geſchoben wird. Ich weiß gar wohl, daß ich oft in Verſuchung gerathen bin, die ſchöne Jonquille mit ihrer Liebespein zu verwünſchen und ſelbſt den Beſitz der Maulwurfsinſeln aufzugeben, um nur dieſer Qual des ewigen Hütens enthoben zu ſein."

Der Zauberer hielt bei dieſen Worten inne. Er hatte ſich dergeſtalt in Zorn und Erbitterung hineingeſprochen, daß er eine Pauſe machte, um Luft zu ſchöpfen. Er ſetzte ſich auf einen Stein am Wege und keuchte wie ein Sterbender. Fortunat vergaß dabei ſeine eigenen Sorgen, die die Erzählung in ihm aufgeregt hatte, und ſprang dem Greiſe zu Hülfe, der ſich willig von ſeiner jugendlichen Kraft unterſtützen ließ. „Ich bedaure euch," rief er, „euer Geſchäft muß unleidlich ſein."

„O über alle Grenzen;" entgegnete der Alte mit einem ſchweren Seufzer. „In meinen Jahren liebt man die Ruhe, und ich muß alle Augenblicke gewärtig ſein, die ſeltſamſten Reiſen zu unternehmen. Bald fahre ich in den Leib einer alabaſternen Vaſe, um mich in dem gefährlichen Augenblicke auf die Häupter der Liebenden herabzuſtürzen, bald in den Fuß eines zerbrechlichen Schenktiſches, der mit der ganzen Wucht ſeiner gefüllten Becher und Schüſſeln auf ſie niederdonnert, am häufigſten muß ich mich jedoch, wie du in jener Nacht geſehen haſt, in die Kanapees und Sophas einquartiren, um ſie im rechten Momente zerbrechen zu machen."

„Wie?" rief Fortunat aufs äußerſte erſtaunt, „ihr alſo ſtecktet in dem Polſter, das mit ſo beklemmender Schwere auf meine Naſenſpitze drückte, und dem ich mich mit aller Anſtrengung nicht erwehren konnte?" —

„Allerdings war ich es. Und hätteſt du damals gehörig reflectiren können, ſo müßten dir alle Umſtände geſagt haben, daß ein natürliches

Polſter und kein bezaubertes ſchon längſt dich erwürgt hätte. Meiner Vorſicht verdankſt du nicht allein die Erhaltung deiner Naſenſpitze, ſondern nächſt deinem Leben noch andere Schätze, deren Werth dir erſt mit der Zeit klar werden wird. Laß uns jetzt abbrechen: Mitternacht iſt nahe und dort zeigt ſich meine Wohnung, in der ich dir ſchon ein Nachtlager habe bereiten laſſen."

Fortunat erblickte auf einer Anhöhe ein, wie es ſchien, aus rohen Steinmaſſen unregelmäßig aufgeführtes Gebäude, das den Anſchein einer Höhle hatte. Die beiden Wanderer näherten ſich derſelben auf einem ziemlich beſchwerlichen Wege und traten durch eine niedrige Thüre ein, die durch ein vorgeſchobenes Felsſtück halb verdeckt wurde. Der Greis gab ſeinem jungen Begleiter die Anweiſung, weder rechts noch links vom Wege abzuirren. Fortunat hielt ſich an den Rockſchößen ſeines Führers, und ſo tappten Beide einen langen finſtern Gang hindurch, an deſſen Ende ein dämmernder grüner Lichtſchein durch die Oeffnungen einer eben ſo kunſtlos geformten Thüre drang, wie die erſte geweſen war. Sie traten in eine Art von Halle, die geräumig genug war und deren Kuppel und Wände ebenfalls eine graue halbverwitterte Steinmaſſe bildete, in deren einer Seite drei Niſchen eingehauen waren, von denen jede ein Sopha faßte, aus Felsſtücken grob ausgehauen und mit einer Ueberlage von weichem grünem Mooſe bedeckt. Dieſe einfache aber großartige Meublirung erhielt durch die Beleuchtung einen eigenen phantaſtiſchen Reiz. Es hing nämlich von der Mitte der Kuppel herab ein großer Büſchel gelber und blauer Blumen, die ihr Licht mit einander vermiſchend jenen grünen Schimmer hervorbrachten, der die ganze Grotte durchdrang. Dieſer leuchtende Blüthenbüſchel bildete den ſchönſten Lüſtre, den man ſehen konnte. —

Fortunat ſah ſich mit Erſtaunen in dieſem Gemache um, und der Zauberer ſagte zu ihm: „Hier lege dich zur Ruhe; doch hüte dich, das mittelſte Sopha einzunehmen, es möchte dir ſonſt einen übeln Streich ſpielen; dagegen ſtehen das zur Rechten und das zur Linken ganz zu deinen Dienſten. Mit dieſen Worten verließ ihn der Alte, nachdem er ihn noch einmal auf das zärtlichſte umarmt hatte.

Unſer Freund befand ſich jetzt allein in einer ziemlich ſonderbaren Umgebung. Zu jeder andern Zeit hätte er ſich ſo aufgeregt gefühlt, daß er an Ruhe nicht gedacht, jetzt aber erinnerte ihn ſeine Natur, auf die in ſo kurzer Zeit ſo mannigfaltige Eindrücke eingeſtürmt waren, daß der Schlaf hier das Nöthigſte ſei. Er warf ſich auf eines der ihm bezeichneten Sopha's, und behaglich ſich ausſtreckend fühlte er, wie das weiche elaſtiſche Moos, geſchickter als das beſte Polſter, jeder ſeiner Bewegungen nachgab. Der grüne Schimmer legte ſich beruhigend auf ſeine geſchloſſenen Augenlider, und ein immerwährendes melodiſches ſanftes Klingen, das dem Falle von Tropfen in ein metallenes Becken ähnlich war, tönte wie ein Schlummerlied in ſein Ohr, bis Schimmer und Klang endlich in der Bewußtloſigkeit eines tiefen Schlafes untergingen.

Es war ſchon hoher Mittag als er erwachte. Die Sonne warf ſenkrecht ihren Strahl durch die Oeffnung in der Kuppel, wo in der Nacht die leuchtenden Blumen gehangen hatten. Beſtürzt ſprang er auf, ordnete ſeine Kleidung und ging in der Halle auf und ab, in der Erwartung, daß nun bald der Greis erſcheinen werde; allein es verging eine Stunde, und es kam Niemand. Eine tiefe Stille herrſchte, weder in der Nähe noch in der Ferne ließ ſich der Laut eines belebten Weſens vernehmen. Vielleicht hatte der Alte wieder eine ſeiner Wanderungen antreten müſſen, über die er ſich geſtern ſo beſchwerte. Fortunat faßte den Entſchluß ihn über mancherlei, was ihm jetzt in den Stunden der Einſamkeit in den Sinn gekommen, zu befragen. Fürs Erſte wollte er wiſſen, auf welche Weiſe er wieder in Beſitz ſeines Zauberſäckels gelangen könne, dann ſollte ihm der Alte Auskunft über das Schickſal ſeiner drei Genoſſen ertheilen, und endlich plagte ihn die Neugier zu erfahren, was es für eine Bewandtniß mit den Maulwurfsinſeln habe. Der Gräfin Kalypſo nahm er ſich vor mit keiner Sylbe zu erwähnen, weil er ſich vor dem Spotte des Alten fürchtete. Alle dieſe Dinge beſchäftigten ihn ſo ſehr, daß er ganz vergaß, ein Frühſtück einzunehmen, das für ihn bereitet ſtand. Als er es endlich bemerkte und verzehrt hatte, dabei aber noch immer Niemand erſcheinen wollte, wurde ihm das Gefühl ſeiner Einſamkeit ſo drückend, daß er ſich entſchloß, den Weg ins Freie zu ſuchen.

Er fand den Ausgang mit größerer Leichtigkeit als er erwartet und ſchlug den erſten beſten Weg ein, der ins Thal lenkte. Die Richtung war ihm völlig gleichgültig. Er durchſtrich einen Theil des Waldes und gelangte wieder in die wilde Felſengegend, wo ihn der Alte geſtern gefunden hatte. Jetzt im hohen Mittagslichte erſchienen ihm das Geſtein und die Baumgruppen lange nicht ſo drohend und ſeltſam; er erkletterte eine ſchroffe Kante, die gleichſam eine Warte bildete, von der der Blick eine weite Ausſicht ins Thal erhielt, er benutzte dieſe, um zu erſpähen, ob er nicht irgendwo den heimkehrenden Zauberer erblickte, aber ſtatt ſeiner ward er unten an einem kleinen See ein Mädchen gewahr, das am Ufer hin- und hertrippelte und eine paſſende Stelle zum Bade auszuwählen ſchien. Dieſer Anblick feſſelte die Neugier unſeres Knaben. Er war noch unentſchloſſen, ob er herabklettern und ſich in die Nähe des See's ſchleichen, oder ob er, um völlig ſicher zu ſein, oben auf ſeiner Felsſpitze bleiben ſollte, als die Kleine die leichten und wenigen Gewänder, die ſie bedeckten, ſchon abgeworfen hatte und eben mit dem Fuße das Waſſer und den Grund prüfte. In dieſem Geſchäfte begriffen, ſtieß ſie plötzlich einen hellen Schrei aus, der ſo durchdringend war, daß er ſogar bis in die Höhe zu Fortunats Ohre drang, und in dem Augenblicke bemerkte dieſer von dem jenſeitigen Ufer des See's eine große ſchwarze Spinne heraneilen und ſich auf das Mädchen zuſtürzen, das vergeblich mit Händen und Füßen zappelte, um ſich frei zu machen. Die Spinne ereilte ſie und breitete ihre langen ſchwarzen haarigen Arme aus, um ſie zu umſchlingen.

Der Anblick dieſer Scene machte, daß in der Bruſt unſers gefühlvollen Helden alles Blut erſtarrte. Es blieb ihm nur ſo viel Beſinnung als nöthig war, um ſo ſchnell als möglich der bedrängten Schönen zu Hülfe zu eilen. Er ſchoß mit der Behendigkeit eines Pfeils von den Felſen ins Thal herab, überſprang Baumſtämme, voltigirte über Gräben, watete durch Sümpfe und ſtand nach Verlauf weniger Minuten athemlos am See. Ein Augenblick ſpäter wäre zu ſpät geweſen, denn die entſetzliche Spinne war eben im Begriff ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Sie hatte die Anzahl ihrer Beine ſo richtig vertheilt, daß ihrem Opfer jede Anſtrengung ſich zu befreien fehlſchlagen mußte; mit vier dieſer ekelhaften Spangen hielt ſie die weißen runden Schenkel der Kleinen umklammert, eine einzige war hinreichend, die ſchlanke Taille zu umſpannen, und mit den drei Beinen, die ihr nach dieſer Reihung übrig blieben, getraute ſich die Unholdin den Weg in ihre Höhle zurück zu machen. Weit entfernt übrigens ihrer Gefangenen ans Leben zu gehen, wandte ſie vielmehr Alles an, ſich ihr gefällig zu beweiſen. Wenn man von einer Spinne überhaupt ſagen kann, daß ſie zärtliche Augen habe, ſo paßte dieſe Bezeichnung durchaus auf dieſe hier. Sie ſchmiegte ſich mit all der Zartheit, der ein Geſchöpf nur fähig iſt, das die Natur beſtimmt zu haben ſcheint, um als Modell der widrigſten Häßlichkeit zu dienen, an den Buſen der ſchönen Nymphe, und ihre kleinen funkelnden Augen, mit denen ſie die halbgeſchloſſenen des Mädchens ſuchte, wetteiferten mit dem Feuer, das in den Blicken des zärtlichſten Liebhabers funkelt. Ein ſchönes nacktes Mädchen in den Armen einer verliebten Spinne iſt jedoch ein zu ſeltſames Bild, als daß unſer Freund nicht einen Augenblick mit der Betrachtung deſſelben verloren hätte. Wir müſſen's ihm verzeihen; vielleicht hätten wir es in ſeiner Stelle nicht viel anders gemacht. Man muß in der Mährchenwelt die Routine des Schach Baham haben *),

---

*) In Ah quel conte von Crebillon

den Nichts mehr in Erſtaunen ſetzte, oder man muß am Hofe zu Famaguſta zu den Gläubigen gehören, um bei Erſcheinungen dieſer Art gleichgültig zu bleiben. Fortunat, wie geſagt, eilte erſt nach Verlauf einiger Sekunden hinzu und verwundete durch einen glücklichen Wurf zwei Beine der Spinne. Da ſie nun auf dem einen noch übrigbleibenden nicht fortzuhüpfen im Stande war, mußte ſie nothgedrungen ihren Raub fahren laſſen, um ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen. Dieſes geſchah mit der größten Geſchwindigkeit; in einem Augenblicke war ſie über den See geglitten und in den gegenüberliegenden Gebüſchen verſchwunden. Unſer Ritter hatte weder Zeit noch Luſt ihr nachzuſetzen, ſeine ganze Aufmerkſamkeit war auf das ſchöne Mädchen gerichtet, das in dem hülfloſeſten Zuſtande von der Welt am Ufer lag. Er eilte hinzu und befreite fürs Erſte ihre Füße, die noch immer in den feinen Maſchen eines Netzes ſteckten, das aus den zarteſten Silberfäden beſtehend, über die ganze Fläche des Sees ausgeſpannt war. Als die Schöne aus der Betäubung erwachte und ſich befreit ſah, befiel ſie ein neuer Schrecken; ſie erblickte ſich in einem Zuſtande, der ihre Schaamhaftigkeit beleidigte, in den Armen eines Jünglings, der nicht übel Luſt zu haben ſchien, die Stelle der verliebten Spinne einzunehmen. Vielleicht war es die Spinne ſelbſt, die ſich verwandelt hatte, um in dieſer anlockendern Geſtalt ihre Bewerbungen fortzuſetzen. Alle Kräfte anſpannend, die ihr zu Gebote ſtanden, entriß ſie ſich daher in größter Eilfertigkeit den zärtlichen Einflüſterungen ihres Retters, ſprang wie ein flüchtiges Reh hinter das Gebüſch, wo ihre Kleider lagen, hüllte ſich in einem Nu in dieſe und war verſchwunden, ehe der zurückbleibende Fortunat noch recht wußte, wie ihm geſchah.

Die Wahrheit zu geſtehen, liebte er dieſe eilfertigen Rückzüge durchaus nicht. Wenn er auch gerade nicht ſo eigennützig war, um auf einen Dank für ſeine Dienſtleiſtung Anſpruch zu machen, ſo hätte er doch fordern können, daß man ihn nicht mit der Spinne in einen Rang ſtellte und danach behandelte. Dieſe Betrachtungen beſchäftigten ihn jedoch nur einen Moment, im nächſten befand er ſich ſchon auf der Flucht, die Entſchwundene einzuholen. Allein ſeine Bemühungen waren vergeblich. Er durchkreuzte das Wäldchen und die Ufer des Sees nach allen Richtungen, in keiner entdeckte er was er ſuchte. Die Gegend war ſo einſam und ſtille wie zuvor. Unmuthig ging er den Weg zurück, den er genommen hatte, um zum See zu gelangen, erkletterte von Neuem die Warte und drang mit ſeinen Blicken in die Vertiefung jedes Gebüſches, durchſpähte den Eingang jeder Grotte und muſterte, ſo weit es ihm möglich war, jeden Binſenhalm am See; umſonſt: von der hübſchen Blondine war keine Spur zu erblicken. Auch nicht einmal eine menſchliche Wohnung zeigte ſich in dem Umkreiſe, weder nahe noch ferne. Darüber war es Abend geworden und die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange. Fortunat, der nicht wollte, daß ihn die Nacht in dieſer Wildniß zum zweiten Male überraſchte, entſchloß ſich zur Heimkehr. Voll von den entzückenden Bildern, die ſein Herz einnahmen und ſeinen Kopf verwirrten, ging er wie ein Träumer dahin, ſtolperte über alle Wurzeln und ſchlug ſich die Stirn an den Baumſtämmen wund. Ein Umſtand, der nicht weniger wunderbar als die vorhergehenden iſt, daß er in dieſer Verfaſſung den Weg in die Felſenwohnung wiederfand.

Als er hier anlangte, war der Alte von ſeiner Reiſe noch nicht heimgekehrt. Die Geiſter, die hier die unſichtbaren Wirthe ſpielten, hatten jedoch Nichts verabſäumt, die Wohnung auf dieſelbe Weiſe wie geſtern in Stand zu ſetzen.

Wieder brannte der wunderbare Büſchel farbiger Blumen und beleuchtete ein reichliches Mahl, das auf einem zierlichen Tiſche vor einem der Sophas ausgeſtellt war. Aber man macht der beſten Tafel ſehr wenig Ehre, und man ſchläft noch ſchlechter, wenn man verliebt iſt, und Fortunat fühlte ſo Etwas, wenn er an ſeine kleine Blondine dachte; und er dachte an nichts Anderes als an ſie. Immer wieder ertappte er ſich auf der Einbildung, als halte er noch das ſüße reizende Geſchöpf in ſeinen Armen, als fühle er noch ihren Buſen an dem ſeinigen ſchlagen, und immer wieder erlaubte er ſeinen Händen die Rolle der Feigenblätter zu ſpielen. Mit dieſen Tändeleien verging die Nacht, die ſonſt unerträglich lang geworden wäre. Er ſprang von ſeinem Mooslager auf und hatte nichts Eiligeres zu thun, als in die Morgendämmerung hinauszuſtürmen, um das Thal und den wunderbaren See mit dem ſilbernen Spinngewebe aufzuſuchen.

Er gelangte dießmal ohne alle Umwege zum Ziele. Der erſte lichte Schein des ſteigenden Tages färbte mit Roſenglanz den Spiegel des Waſſers und die Gebüſche umher. Ein leichter Wind kräuſelte die kleinen Uferwellen: von dem Silbernetze war keine Spur mehr zu ſehen. Fortunat warf ſich auf den Sand nieder und küßte ihn mit verliebter Inbrunſt; in dem Augenblicke fühlte er ſeine Lippen von einer ſcharfen Kante verletzt, er unterſuchte näher und fand eine kleine goldene Kapſel an einem Kettchen von eben dem Metalle befeſtigt. Beides ſteckte tief im Sande. Wem konnte das Kleinod angehören? wer konnte es hier am Ufer verloren haben? Indem er noch dieſe Fragen überdachte, erregte ein leiſes Kniſtern auf dem Sande hinter ihm und bald darauf ein warmer Athemzug, der ſeine Wange ſtreifte, ſeine Aufmerkſamkeit. Raſch wandte er ſich um und erblickte die kleine Blondine von geſtern, die eben auf dem Sprunge ſtand, wieder zu entfliehen, und ihm nur noch einen bittenden Blick nachſandte. „Bleib!“ rief er mit zärtlicher Heftigkeit. Sie ſtand hinter einem Zaune, und ihr hellgelber Lockenkopf, das erröthende Geſichtchen, die großen dunkeln Augen ſahen hinter dem Stamme hervor. „Was du da gefunden haſt, gehört mein,“ rief ſie mit zitternder Stimme; „ich kam, um es zu ſuchen; ſei ſo gut und wirf es mir zu.“ „Warum willſt du es nicht aus meinen Händen empfangen?“ fragte Fortunat. „Nimmermehr,“ rief ſie. Er machte Miene aufzuſtehen, und ſogleich war ſie einige Bäume weiter entflohen, wie ſie ſah, daß er ſitzen blieb, kam ſie wieder näher. „Fürchteſt du dich vor mir?“ — Gewiß, denn du biſt die große Spinne. — „Ach,“ ſchrie Fortunat, indem er verzweiflungsvoll die Hände rang, „ſeh ich denn aus wie eine Spinne? Betrachte einmal etwas aufmerkſamer dieſe Beine, ſind es die Beine einer Spinne?“ — Gewiß nicht, es ſind die geradeſten und hübſcheſten Beine, die ich jemals geſehen. — „Nun alſo?“ — Und dennoch biſt du die große Spinne! — Der gute Junge weinte faſt vor Verdruß: „Ich verſichre dich,“ rief er, „daß ich keine Spinne bin, weder eine große noch eine kleine, ich ſchwöre es dir bei dem Barte meines Vaters, bei der Ehrlichkeit und Tugend meiner Mutter, bei Allem, was dir und mir heilig iſt.“ — Sie kam näher und ſetzte ſich in der Entfernung von fünf Schritten zu ihm ans Ufer. Er wollte ihr näherrücken, aber ſie rief ihm mit einer gebieteriſchen Stimme zu: bleib! du magſt nun ſein was du willſt, ſo iſt es immer gut, wenn du mir zehn Schritte vom Leibe bleibſt. — „Du biſt ſehr grauſam.“ — Erzähle mir nun, wie du hierher kamſt, aber halte dich ſtreng an die Wahrheit, denn wenn du nur eine einzige Lüge vorbringſt, ſo ſiehſt du mich nie wieder. Fortunat berichtete aufs umſtändlichſte, wie er in dieſe Gegend gelangt; er ſprach von dem Alten und beſchrieb zuletzt auch das Abenteuer mit der Spinne. Die Kleine hörte ihn aufmerkſam an, ihre Augen waren mit jener geſpannten Theilnahme auf ihn gerichtet, mit der Kinder einem Mährchen zuzuhorchen pflegen. Als er geendet hatte, erröthete ſie, und ein Seufzer entwand ſich ihrem Buſen. Ich verſtehe, ſagte ſie, derſelbe ehrwürdige Alte hat dich hier aufgenommen, der mir und der Mutter eine Hütte eingeräumt hat an der Grenze ſeines Gebiets. Wir ſind ihm großen Dank ſchuldig, denn ein tyranniſcher Vogt dort draußen in der Welt hat den Vater ums Leben gebracht, nachdem er ihm vorher ſein Hab und Gut geraubt. Uns trieb der Grauſame ins Elend, und wir wären darin umgekommen, wenn ſich nicht der Alte ins Mittel geſchlagen hätte. — „Wo liegt die Hütte deiner Mutter?“ — Weit, weit hinter den Bäumen. Ach wäre ich doch nie über die Grenze unſers Gärtchens hinausgeſchritten, der nichtswürdige Zauberer, der hier in Geſtalt einer großen Spinne ſeine Netze ſtellt, um Mädchen darin zu fangen, hätte mich nie zu Geſichte bekommen. Ich wäre alsdann meinem Schickſal entgangen. „Seinem Schickſal kann Niemand entgehen,“ rief Fortunat und ſprang mit einem Satze an die Seite der Kleinen, umſchlang ſie heftig und drückte ihr trotz ihres Sträubens eine ſolche Menge von Küſſen auf Mund, Wangen, Hals und Buſen, als ſein lang aufgeſparter Appetit nöthig hatte, um ſich zu ſättigen. Erſchöpft ruhte er aus und ſie verbarg ihr Antlitz hinter der Schürze. „Dein Schickſal,“ nahm er nach einer Pauſe das Wort, „iſt mich lieb zu haben und mir zu folgen, wenn ich aus dieſer Wildniß ſcheide. Ich werde dich gegen alle Zauberer und Spinnen in der Welt ſchützen. Wie heißt du?“ — Magelone. — „Gut, und ich heiße Fortunat. Die Sache iſt abgethan. Morgen ſehen wir uns wieder.“ — Er ſprang auf und ließ das erröthende Mädchen auf dem Sande ſitzend und mit ihrer goldenen Kette ſpielend allein zurück. Sie ſah ihm mit einem ſehnſüchtigen Blicke nach, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. —

Der Magier war noch nicht zurück. Fortunat machte ſich daran, die ganze Wohnung zu durchſuchen. Er gelangte durch mehre Gänge, die in den Felſen eingehauen waren und an deren kalten rauhen Wänden er tappend bis zu einer niedrigen Thüre ſich hindurcharbeiten mußte. Mit einem Fußſtoße öffnete er den Eingang und war nicht wenig verwundert über Das, was ſich ſeinen Blicken hier zeigte. Aehnlich den kleinen Kabinetten in unſern Parks, die unter dem unſcheinbaren Aeußern einer Strohhütte oder Grotte die niedlichſte und koſtbarſte Einrichtung bergen, fand Fortunat hier dieſen Eindruck noch auf das Zehnfache geſteigert. Ein kleines Gemach, das nicht weicher und wollüſtiger gedacht werden kann, hielt in ſeinem Innern Alles vereinigt, was der Luxus erſonnen hat, um Körper und Seele in einem angenehmen Traume von Ruhe und Beſchäftigung zu erhalten. Es war das Kabinet eines eigenſinnigen verwöhnten Gelehrten. Die Wände, von dunkelm Sammet überzogen, waren bedeckt mit Gemälden der beſten Meiſter, in einem muntern Style die gefälligſten und üppigſten Compoſitionen darſtellend. Zwiſchen den großen Rahmen hatten ſich kleine Miniaturen eingeſchoben, Portraits von reizenden Frauen zeigend. Unter den Gemälden lief ein breites Polſter an den Wänden hin, geräumig genug, um alle Lagen und Stellungen darauf anzunehmen, die Bequemlichkeit oder Laune einem einſamen Stubengelehrten nur vorſchreiben mögen. Teppiche deckten den Boden, und ſchwere Vorhänge von Seide ſchloſſen die Fenſter- und Thüröffnungen. In der Mitte dieſes ſchönen Muſenſitzes brannte in einer mächtigen alabaſternen Vaſe ein Strauß von denſelben leuchtenden gelben und blauen Blumen, die der Halle ihr Licht gaben, hier jedoch den lieblichſten Schimmer ausgoſſen zugleich mit dem feinſten Blütenbufte, der den Raum erfüllte. Die Einſamkeit und Stille, die dabei herrſchte, ſchien paſſend für die Studien eines Gelehrten. Der Schreibtiſch war mit Manuſcripten und Rollen bedeckt, Alles in einem Zuſtande, als hätte eben der Magier es verlaſſen.

Fortunat ſtand noch und betrachtete die Gemälde und Schätze, als ein leiſes Geräuſch dicht hinter ihm ſeine Aufmerkſamkeit dahin lenkte. Er erſchrak heftig, als er den Zauberer Tomogiſton vor ſich ſtehen ſah, doch ſtatt der Vorwürfe, die er fürchtete, fühlte er ſich von dem Greiſe auf das zärtlichſte umarmt. „Wundre dich nicht über dieſen heftigen Ausbruch meiner Freude,“ rief er. „Ich habe die günſtigſten Nachrichten eingezogen, und wenn nicht alle Zeichen lügen, ſo umarme ich dich als meinen Sohn!“

„Was hör' ich?“ rief Fortunat. „Welche Räthſel!“ —

„Sie ſollen dir nicht unenthüllt bleiben,“ entgegnete der Magier, „laß mir nur Zeit, mich von den Anſtrengungen meiner Reiſe zu erholen und einige Briefe zu erbrechen, die unterdeſſen an mich angelangt ſind. Geh, mein guter Knabe, und erwarte in deiner Halle den Ruf meiner Klingel.“

Mit dieſen Worten warf ſich der Magier erſchöpft auf einen Stuhl und winkte, ihn allein zu laſſen. Fortunat begab ſich eben ſo zerſtreut als verwirrt in ſeine Wohnung zurück. Sein Sohn? rief er bei ſich ſelbſt — ſonderbar! Sollte meine gute Mutter — ſie, die ſittſamſte Dame in ganz Cypern —? Nicht möglich! Lieber laſſe ich mich köpfen und viertheilen, ehe ich das zugebe. Und dennoch, habe ich nicht tauſend Beiſpiele der Art am Hofe zu Famaguſta vernommen? Wenn man einmal Feen und Zauberer annimmt und an Wunder glaubt, ſo braucht man ſich darüber nicht ſo gewaltig zu entſetzen, wenn ein Kind zwei Väter hat. Meine gute Mutter kann recht wohl ihrem Manne treu geweſen ſein und dennoch mit dieſem verwünſchten Zauberer — ſtill! wenn er nun mein Vater iſt! O Tollheit über Tollheit. Der Kopf zerbricht mir. Die Weiber taugen alle Nichts, außer einer, und das iſt Magelone.

Dieſe ärgerlichen Gedanken ſtiegen in dem Helden unſerer Geſchichte auf, indem man ihn zwang, an der Unbeſcholtenheit ſeines Vaters, an der Ehrlichkeit ſeiner Mutter zu zweifeln. In der That ſehr peinigende Betrachtungen. Er warf ſich auf ſein Sopha hin und verbrachte in der übelſten Stimmung von der Welt ein paar Stunden, nach deren Verlauf die Klingel ertönte, die ihn zu dem Alten rief. Er fand dieſen um Vieles ruhiger und gefaßter. Nach einigen einleitenden Worten begann er folgende Mittheilungen:

„Die Gunſt des Geſchicks, um die es ſich hier handelt und die keine geringere iſt, als dich vom Sproſſen eines kleinen Ritters von Cypern zu dem Sohne eines mächtigen Zauberers zu erheben, erfordert, um ſie zu erklären, daß ich dir allerlei Umſtände aus meinem Leben erzähle. Du wirſt daraus ſehen, mein Sohn, daß ein Zauberer kein Heiliger iſt und daß Unſereiner ſeine ſchwachen Stunden hat, wie die gemeinen Menſchenkinder. Ich will mich kurz faſſen, denn meine Ohren und Lunge ſind ſchon erſchöpft von dem vielen Weibergeträtſche, das ich anhören und beantworten mußte, um zu den Reſultaten zu gelangen, die ich dir jetzt mittheilen will. Ich bin mit der Fee Kokombre, die du kennſt, ziemlich nah verwandt, denn ich bin der Gemahl ihrer Schweſter, der Fee Fanſerlüſch. Du haſt gewiß von ihr gehört, denn alle Feengeſchichten ſind voll von ihr. Beide Schweſtern waren, als ſie in die Welt traten, gleich boshaft, gleich häßlich, gleich ränkevoll und gleich verliebter Natur. Dennoch fanden ſie Männer, denn ſie brachten eine hübſche Mitgift mit. Kokombre heirathete den Prinzen der Maulwurfsinſeln, und ich trat mit Fanſerlüſch in ein unglückſeeliges Bündniß, das ich verwünſchen werde, ſo lang ich athme. Wie iſt es möglich, einem ſolchen Weibe treu zu ſein? Ich will dir nur eine kleine Skizze von ihr entwerfen, und du wirſt finden, daß die Fee Kokombre eine Schönheit im Vergleich zu ihr war. Sie hat die Höhe von zwei Fuß, zwei ungeheure Höcker vorn und hinten geben ihr die Geſtalt einer koloſſalen welſchen Nuß, der ſie auch an brauner Farbe und knorpeligen Erhöhungen der Haut vollkommen ähnlich ſieht; dieſes Meuble wandelt auf zwei verbogenen Füßen kümmerlich daher. Die grauenerregendſte Partie an dieſem Geſchöpf iſt aber das Geſicht, oder ein Gemiſch von widerlichen Unformen, das die Stelle deſſelben einnimmt. Ihre kleinen grauen Augen ſchielen unter überhängenden weißen Brauen hervor, die Naſe iſt ſo klein, daß ſie füglich für Nichts gerechnet werden kann, und von ihr ausgehend wölbt ſich eine zu einem Rüſſel verlängerte Lippe, die trotz ihrer Ausdehnung dennoch nicht zwei koloſſale Zähne von dem ſchimmerndſten Elfenbein zu bergen vermag, die aus dem Munde hervortreten und das unglückliche Erbtheil aller Feen ſind, die von der boshaften und liederlichen Fee Urgelle abſtammen."

„Um Gotteswillen," ſchrie Fortunat, indem eine dunkle Röthe der Erbitterung und des Schreckens ſeine Züge bedeckte, „dieſe Unholdin iſt doch nicht meine Mutter?" —

Der Zauberer lächelte: „Sei ohne Furcht," entgegnete er gelaſſen. Deine Mutter war zu ihrer Zeit die niedlichſte Sterbliche, die man ſehen konnte. Höre weiter. Meine Gemahlin pflegte, da ihr das Gehen beſchwerlich fiel, nie anders als auf einem kleinen Karren, mit zwei Meerkatzen beſpannt, auszufahren; in dieſem Aufzuge erſchien ſie einſt in Geſellſchaft der Fee Karabaſſe bei Hofe, um ſich der Königin Mutter, der Prinzeſſin Printanniere, zur Amme anzutragen *). Ein alberner Einfall, denn ſie konnte wohl denken, daß man ſie nicht annehmen werde. Wer, zum Teufel, hat ſolche Ammen nöthig. Die abſchlägige Antwort, die man ihr gab, erregte ihren Zorn ſo, daß ſie und die abſcheuliche Karabaſſe alles nur mögliche Mißgeſchick auf das Haupt der armen Prinzeſſin herabbeſchworen. Dieſe beiden Racheſchweſtern forderten auch mich auf, meine ſchädlichen Zauberkräfte gegen die in Ungnade gefallene Familie

---

*) In dem Mährchen: La Princesse Printanniere.

anzuwenden, ſie ließen mir eher keine Ruhe, als bis ich mich entſchloß, an jenem Hofe zu erſcheinen. Ich kam, aber das Geſchick gebot, daß ich, anſtatt zu haſſen, lieben ſollte; ich verliebte mich in die Prinzeſſin Kaproſine, die jüngere Schweſter der Printanniere, und erhielt ihre Gegengunſt, ohne daß die gute Dame ahnete, wen ſie unter der Geſtalt eines jungen zärtlichen Baladenſängers in den Armen hielt. Kaum aber erfuhr die Fee Fanferlüſch von dieſem Liebeshandel, als ſie in die unanſtändigſte und lächerlichſte Wuth gerieth. Ich kam in keine geringere Gefahr, als von ihren Zähnen buchſtäblich zerfleiſcht zu werden. In der That, das Regiſter meiner kleinen Zerſtreuungen war ziemlich angelaufen, immerdar Beſſerung verſprechend, hatte ich doch niemals mein Verſprechen gehalten. Meine Entſchuldigungsgründe folgten hier dem Beiſpiel eines gewiſſen Königs, ich verſicherte nämlich meiner erzürnten Gemahlin, daß ich, um ihre ganze Liebenswürdigkeit zu erkennen, nothwendig andere Frauen geliebt haben müſſe; ſei es nun aber, daß ihr der Sinn für die zarteren Unterſcheidungen abging, oder daß ich meine Grundſätze nicht in einem ſo hübſchen Sonette vorzutragen verſtand, wie es mein Vorbild gethan, kurz ich erlangte keine Gnade. Die Abſcheuliche wollte uns zeigen, daß Frauen nie ſich auf lange Erörterungen einzulaſſen pflegen; ſie packte daher mich und die liebenswürdige Kaproſine, die ſich noch dazu in guter Hoffnung befand, in eine Weinflaſche, pfropfte dieſe recht feſt zu und warf uns ins Meer."

„Das verſtehe ich nicht!" ſchrie Fortunat dazwiſchen. „Wie in aller Welt können ein Mann von ſechs Fuß Länge und eine Frau, die noch dazu guter Hoffnung iſt, in einer Weinflaſche Platz finden?" —

„Und weshalb nicht?" entgegnete der Magier. „Bei den Geiſtern iſt es nichts Ungewöhnliches; ſie gerathen oft in noch weit unbequemere Räume. Haſt du nie von den Zwölftauſend gehört, die im Ringe des Königs Salomo eingeſperrt waren? Iſt dir nicht die Geſchichte von dem hinkenden Teufel bekannt, der im Laboratorio eines berühmten Zauberers ebenfalls in einem gläſernen Kerker ſchmachtete? Das iſt die Erklärung was meine Perſon betrifft; die Prinzeſſin anlangend, ſo war ihre Geſtalt von der Fee in die Kleinheit einer Puppe von einem halben Zoll verwandelt worden, und da begreifſt du, daß ſie hinlänglich Platz in der Flaſche hatte und allenfalls ihr Wochenbett in einer Wallnußſchaale halten konnte. Meine ganze Macht war nicht vermögend das Siegel unſeres Gefängniſſes zu ſprengen, ich mußte mich daher in mein Schickſal ergeben und wir trieben auf den Wellen des unermeßlichen Oceans herum. Die Zufälligkeiten, die unſere Flaſche auf ihrer Reiſe erlitt, dir zu beſchreiben würde zu weit führen, das Beſte war, daß ſie aus ziemlich ſtarkem Glaſe beſtand, alſo ſchon einen Puff vertragen konnte. Wir landeten nach einer Fahrt, wie es uns ſchien, von mehrern Monden, am Geſtade einer Inſel, die nach den Erkundigungen, die ich ſpäter einzog, keine andere war, als die Inſel Cypern. Der gute ehrliche Junge, der uns die Freiheit ſchenkte, noch ſehe ich ihn vor mir mit ſeinem breiten Maule, dem rothen Käppchen auf den ſtruppigen ſchwarzen Haaren und die Hände in den Hoſentaſchen, hieß Crispin. Er war ein Schiffer. Der plumpe Burſche hatte nicht die Abſicht gehabt uns zu retten, da er aber nach Allem was den Gaumen kitzelte, eine unwiderſtehliche Begierde fühlte, ſo meinte er an unſerer Flaſche einen guten Fund gethan zu haben. Als er ſie leer ſah, ſchleuderte er ſie mit ſolcher Gewalt gegen den Felſen, daß ſie in tauſend Stücke zerbrach.“

„Criſpin?“ rief Fortunat verwundert. „Ich kenne ihn. Das Schickſal dieſes Menſchen ſcheint von den Flaſchen abhängig zu ſein.“

„Unterbrich mich nicht immer;“ ſagte der Alte verdrüßlich. „Meine Geſchichte erhält jetzt den äußerſten Grad von Wichtigkeit für dich. Auf der Inſel Cypern genas die Prinzeſſin Kaproſine einer Tochter, die ich bald nach der Geburt ſammt der Mutter, um ſie vor den Verfolgungen meiner Gemahlin zu ſchützen, in die entfernteſten und unzugänglichſten Wüſten Aſiens verſetzte. Erſt lange nachher hab' ich das Mädchen wieder in meine Nähe gebracht, nachdem die Mutter ſchon geſtorben war. Am Hofe zu Cypern, wo ich mich einführen ließ, herrſchte damals ein ſehr ergötzliches Treiben.“

„O das hat auch jetzt noch nicht aufgehört!“ rief Fortunat freudig, ohne ſich um das Stillſchweigen, das ihm auferlegt worden war, zu kümmern. „Ach, mein gutes Vaterland, wann werde ich dich wiederſehen? Faſt kommt es mir vor, als wenn ich ſchon zu lange von dir entfernt wäre.“

„Gieb den Gedanken an dieſe thörichte Inſel auf;“ nahm Tomogiſton das Wort. „Ich habe ganz andere Pläne mit dir. Es müßte ſehr übel gehen, wenn ich dich nicht zum Beherrſcher der Maulwurfsinſeln machte. Doch dieſes bei Seite; ich will dir jetzt erzählen, wie ich die Bekanntſchaft deiner Mutter machte, denn daß ſie es iſt, unterliegt faſt keinem Zweifel mehr. Ein junger alberner König herrſchte über Famaguſta; ich ſah ihn umgeben von den ſchönſten Weibern, die würdig waren den Ruf der Inſel zu rechtfertigen, der ſie zum Aufenthalte der Göttin der Schönheit und Liebe gemacht hat. Man behandelte mich ziemlich kalt, wahrſcheinlich weil ich es verſchmähte, den Spaßmacher und den Betrüger zu ſpielen, eine dankbare Rolle, die ſich faſt Jedermann an dieſem Hofe zugeeignet hatte. Man ſchwatzte unermüdlich von Zauberern, und jetzt, da wirklich einer erſchienen war, behandelte man ihn mit Geringſchätzung. Ich ärgerte mich darüber, trotz deſſen, daß ich hätte bedenken ſollen, daß die Welt es mit Allem, was wirklich Werth hat, ſo zu machen pflegt. Die Verwirrung dieſes kleinen Ländchens bewies recht deutlich, wie der Menſch in einer glaube= und liebeleeren Zeit mit Haſt und Begier nach tauſenderlei Dingen greift und von Nichts befriedigt wird. Um mich zu rächen, beſchloß ich das Meinige beizutragen, die Verwirrung noch ärger zu machen. Ich verſchwand und erſchien bald darauf wieder als ein Magier aus der Wüſte Thebais. Dieſe Verkleidung wirkte. Trotz meiner Häßlichkeit flogen mir alle Herzen der ſchönen Damen zu, die darin einen Reiz fanden, durch mich mit den Troglodyten in Bekanntſchaft zu gerathen.

Ich führte die Närrinnen an, wie ſie es verdienten; Eine jedoch verſtand es, mein Herz auf eine ernſthafte Weiſe zu feſſeln, ſo ernſthaft, daß ſich der Urſprung deiner Tage aus dem Bündniß herleitet, das ich mit der ſchönen Kryſtaline knüpfte."

„Aber meine Mutter," rief Fortunat kleinlaut, „führt die guten chriſtlichen Namen Urſula Brigitte."

„Das thut Nichts zur Sache," entgegnete der Zauberer verdrüßlich. „War ſie nicht damals Hofdame? Hat ſie nicht ſpäter einen Ritter geheirathet, der einſam auf ſeinem Schloſſe lebt? Wurde ihr Sohn nicht Page und biſt du nicht gerade achtzehn Jahre alt?" —

„Das Alles wohl — aber" —

„Der Name kann Nichts entſcheiden," fuhr der Alte eifrig fort. „Damals gaben ſich alle junge Schönen die Namen von berühmten oder berüchtigten Feen. Ich weiß allerdings nicht, wie deine Mutter darauf verfiel, ſich gerade Kryſtaline zu nennen, denn Jedermann weiß, daß die Fee dieſes Namens in die unanſtändigſte Verwandlung gerieth, die man überhaupt einer Dame, geſchweige einer ſchönen jungen Fee anthun kann *). Doch dem ſei wie ihm wolle, das geht mich Nichts an. Mag ſie nun Urſula Brigitte oder Kryſtaline geheißen haben, kurz und gut ſie iſt deine Mutter. Um ihren wahren Namen hab' ich mich nie bekümmert. Ueberhaupt verließ ich bald nach der Kataſtrophe, um die es ſich hier handelt, die Inſel und habe mich in dieſe philoſophiſche Zurückgezogenheit begeben, weil ich mich zu meiner baldigen Abreiſe in die neunzehnte Welt vorbereiten will **).

---

*) In Don Sylvio von Roſalva von Wieland

**) Iſt, nach dem Berichte des Weſſirs Moslem in „Ah quel conte," eine Welt, wohin ſich die Genien und

Bei der kurzen Anweſenheit, die ich jetzt auf Cypern gemacht habe, konnte ich deine Mutter nicht ſprechen, da ſie ſich, wie man mir verſicherte, wiederum in geſeegneten Umſtänden und zwar nahe der Entbindung befand. Ich weiß, daß bei ſolchen Gelegenheiten mit den Frauen Nichts anzufangen iſt; meine Erſcheinung hätte ſie nur unnützer Weiſe erſchreckt, und vielleicht wäre ſie grauſam und verrätheriſch genug geweſen, um ſich vor ihren jetzigen Mann oder Geliebten nicht zu compromittiren, unſere Bekanntſchaft zu verläugnen. Durch eine vertraute Kammerfrau erfuhr ich jedoch, daß der Ritter, mit dem ſie ſich verheirathet, geſtorben und daß ſie jetzt wieder am Hofe lebe. Dieſelbe treue Iris beſtätigte auch, daß du mein Sohn ſeiſt und daß man dich auf Reiſen

---

Zauberer zurückziehen, wenn ſie hier auf unſerer Welt Langeweile fühlen.

geſchickt habe. Du ſiehſt, die Sache hat ihre volle Richtigkeit; aber was ſeh' ich, du weinſt? Du verhüllſt dein Antlitz? — Was ſoll ich davon denken? — Statt dich zu freuen über die Nachricht, daß du der Sohn eines mächtigen Zauberers biſt, ſehe ich dich darüber in kindiſche Trauer gerathen."

„Verzeiht," rief Fortunat, ſich die Thränen trocknend. „Man wechſelt die Väter nicht, wie man ein paar Handſchuhe wechſelt. Ich hatte mich an meinen Alten ſchon gewöhnt, er war mir gerade recht und ich verlangte keinen andern, jetzt muß ich hören, daß er als Hahnrei ins Grab geſtiegen. Was, zum Teufel, glaubt ihr, daß dieſe Nachricht mir großen Spaß macht? — Ach, und was meine Mutter betrifft, ſo verſichere ich euch, daß ſie die ehrlichſte Frau in ganz Cypern war, und iſt ſie jetzt wieder an den Hof gegangen, ſo hat ſie ſehr unrecht daran gethan, denn ſie paßt gar nicht dahin.

Gott im Himmel, was das für Nachrichten ſind; ſie können einem ehrlichen Knaben das Herz abpreſſen.“ —

Er wandte ſich vom Zauberer, der ihn begütigen wollte, weg, hüllte ſein Haupt in den Vorhang und ſchluchzte gewaltig. Der Magier ließ eine kleine Pauſe verſtreichen, dann ſagte er mit verdrießlichem Tone: „Wie ſchwer wird's, einen Thoren glücklich zu machen! Höre mich nur weiter. Das was ich geſagt habe, zeigt dir an, wer du biſt; jetzt vernimm, was du werden ſollſt. Wenn die gute Fee Kokombre ſo ſehr die Tugendhafte ſpielt, ſo geſchieht es, weiß der Himmel, mit welchem Rechte. Wenn es meine Weiſe wäre, Geſchichten zu machen, ſo könnte ich von ihr die allerluſtigſten von der Welt erzählen. Ich glaube recht gern, daß ſie jetzt darauf beſchränkt iſt, ſich auf die Weiſe zu amüſiren, wie ſie es mit euch gethan hat, aber das war nicht immer ſo. Es iſt eine alberne Einrichtung, daß man älter und zuletzt ſo alt wird, daß jede noch ſo kleine Freude auf dem mühſeligſten Wege geſucht werden muß. Wenn auch tauſend Jahre ein hübſcher Zeitraum iſt, ſo gelangt man doch endlich an das Ende deſſelben. Doch glaube nicht, daß ich die Fee Kokombre verläſtern will, ſie iſt das beſte Geſchöpf von der Welt und gegen dich beſonders, mein Sohn, hat ſie ſich ſehr gütig und großmüthig gezeigt. Was iſt an der kleinen Schwachheit gelegen, ſich von einem hübſchen Jungen das Corſet zuſchnüren zu laſſen, wenn man dafür ihn ſo anſtändig belohnt? Sie war es überdies, die dich hierherbrachte und meinem Schutze empfahl."

„So wird ſie mir auch gewiß wieder zu meinem Zauberſäckel verhelfen," rief Fortunat eifrig, indem er den Kopf hinter dem Vorhange wieder hervorzog.

„Das iſt ein Ding der Unmöglichkeit," entgegnete der Alte. „Der Säckel kann nur wieder in deinen Beſitz kommen, wenn du ſelbſt durch Liſt oder Gewalt ihn der verrätheriſchen Prinzeſſin abgewinnſt.“

„Wie ſoll ich aber das anfangen?“

„Davon iſt jetzt nicht die Rede. Höre nun meinen Plan, den ich mit dir habe. Wiſſe, daß die ſchöne Fee Jonquille nicht die Pflegetochter der Fee Kokombre, ſondern ihre leibliche Tochter iſt, die ſie den Bemühungen eines allerliebſten Prinzen verdankt, der ſchön wie Amor war. Der gute Prinz der Maulwurfsinſeln litt an einem unglaublich ſchwachen Geſichte, man konnte ihn eigentlich mit gutem Fug blind nennen, er ſah daher wenig von Dem, was um ihn her vorging, dazu hatte er ſeine Liebhabereien für ſich. Er war ein großer Freund der ſchönen Gartenkunſt, und da ihm Niemand eine Hülfleiſtung recht machte, ſo ſchaufelte und grub er ſelbſt unermüdlich in der Erde, und lebte mehr in derſelben als auf derſelben. Er hat ein Werk hinterlaſſen, in dem ein unermüdliches Gewäſche über alle mögliche Parkanlagen der Welt den Leſer zur Verzweiflung bringt. Es iſt nicht zu läugnen, daß er viel Geſchmack beſaß, auch hübſche Reiſen gemacht hatte, und man würde ihm gern auf dieſen gefolgt ſein, wenn er nicht die unglückliche Manie gehabt, überall Parks anzulegen. Ich ſpreche von dieſem Verſtorbenen ſo ausführlich, weil er der letzte Herrſcher der Maulwurfsinſeln war und dieſe jetzt in andere Hände übergehen ſollen. Die Fee Kokombre wünſcht ſie für ihre Tochter zu erbeuten und begünſtigt deshalb die Vermählung mit meinem Sohne; ich aber gönne dieſem Verſchwender das ſchöne Beſitzthum nicht, zudem iſt noch eine Prinzeſſin der Maulwurfsinſeln da, die doch nicht übergangen werden darf. Ich habe einen Weg gefunden, der das Intereſſe der jungen Dame mit dem meinigen verbindet: du ſollſt die Prinzeſſin heirathen und Beherrſcher der Maulwurfsinſeln werden. Nicht wahr, das iſt ein Glück, das haſt du dir nicht träumen laſſen? — Ja du führſt deinen Namen mit Recht; alle deine dummen Streiche müſſen dir zum Glück ausſchlagen. Hätteſt du dich nicht von der ſchönen Kalypſo übertölpeln laſſen und deinen Zauberſäckel verloren, ſo wäreſt du nicht zu mir gekommen, und ich hätte dich nicht für meinen Sohn erkennen und zum Beherrſcher der Maulwurfsinſeln machen können."

„Alles recht gut," warf Fortunat furchtſam ein. „Jedermann redet immer von meinen dummen Streichen, aber noch hab' ich nicht den begangen, die Katze im Sacke zu kaufen." —

„Was ſoll das heißen?" fragte der Zauberer.

„Nur das," entgegnete jener, „daß ich die Prinzeſſin ſehen muß, ehe ich ſie heirathe."

„Du biſt nicht klug;" rief der Alte, „was liegt an der Perſon, wenn man nur weiß, was ſie mitbringt. Uebrigens iſt die Prinzeſſin ein Modell der Sittſamkeit und Schönheit; du kannſt auch in dieſer Hinſicht keine beſſere Wahl treffen. Was das Land angeht, über das du herrſchen wirſt, ſo gewähren dieſe Inſeln noch einen bedeutenden Vortheil für dich. Jede Verzauberung nämlich, ſie mag heißen wie ſie wolle, ſo wie ſie das Geſtade derſelben betritt, iſt aufgelöſt. Keine Feſſel der Art kann die glücklichen Bewohner dieſer Eilande drücken. Die mächtigſte Fee, der gewaltigſte Magier verlieren ihre Macht, wenn ſie die Marken betreten. Das iſt eine uralte weiſe Einrichtung, die ſo lange beſteht, als Feen exiſtiren. Du ſiehſt, daß ich dann nicht mehr nöthig habe für dich zu zittern; weder die Fee Fanferlüſch noch irgend eine ihrer Muhmen kann dir dort Etwas anhaben, und biſt du erſt ſicher untergebracht, ſo führe ich meine andern unehelichen Kinder, deren ich leider eine große Anzahl habe, auch dorthin. Es iſt ſo natürlich, daß man für dieſe beſſer ſorgt als für die rechtmäßigen, weil es uns weit mehr Vergnügen machte, ſie in die Welt zu ſetzen. Uebrigens wird der Genius Tuberroſe, wenn er vernünftig ſein und die ſchöne Jonquille heirathen will, genug beſitzen, um nicht nöthig zu haben, dich um Das zu beneiden, was ich dir gebe. Jetzt, mein Sohn, weißt du Alles, was ich dir mittheilen wollte; komm und umarme mich nun als deinen Vater."

Mit dieſen Worten erhob ſich der Zauberer und ſchritt mit feierlichen Schritten und ausgeſpannten Armen auf unſern Jüngling zu, der verlegen wie ein Schuljunge, der ſeine Lection nicht gelernt hat, in der Ecke des Zimmers ſtand. Während der langen Rede ſeines neuen Vaters hatten tauſend Gedanken in ſeinem Kopfe ſich gekreuzt. Dieſer Reichthum war ſonſt an dieſem Orte nicht ſehr gewöhnlich, er wurde jedoch dieſsmal durch die beſondern Umſtände hervorgerufen. Nach der feierlichen Umarmung nahm der Magier wieder ſeinen Platz im Polſterſtuhl ein, ohne ſich weiter um das träumeriſche Anſehn ſeines Schützlings zu bekümmern. Er hielt wie alle große Herren, die ſich die Mühe gegeben haben, eine Stunde lang zu ſprechen, die Sache für abgemacht und dachte bereits an andere Dinge, als Fortunat noch immer an der fatalen Hahnreiſchaft ſeines Vaters kaute und nicht fertig damit werden konnte. Er ging eben mit derſelben Langſamkeit auf die andern Punkte der Rede über und war im Begriff, in eine endloſe Grübelei über verzauberte Flaſchen und Maulwurfsinſeln, über die Fee Fanferlüſch und ihre Muhme Karabaſſe, über Prinzeſſinnen und uneheliche Kinder zu verfallen, als tiefe gurgelnde Töne ihn plötzlich aus ſeinen Betrachtungen weckten. Er fuhr in die Höhe und bemerkte mit Schrecken, daß der Zauberer im tiefen

Schlafe lag, und die magiſchen Blumen nur noch einen bleichen düſtern Schimmer von ſich gaben. Er öffnete leiſe und ohne den Schläfer zu wecken die Tapetenthüre, die in den Gang führte, durch den er hergekommen, tappte an den Wänden zurück und erreichte glücklich ſeine Halle, wo er ſich, ohne auf irgend Etwas zu achten, auf eines der Sophas niederwarf. Da es nicht ſeine Sache war logiſch zu denken, ſo ging die Maſſe von Gedanken, die er ſo plötzlich bekommen hatte, bald in eine bunte Verwirrung über, die ihrerſeits wieder den Schlaf herbeiführte. Er ſchlief ein und das war das Beſte was er thun konnte; aber auf welche Weiſe ſollte er wieder erwachen? —

Sechstes Kapitel.

Sechſtes Kapitel.

Das Metamorphoſenſopha. — Ein Geſpräch über Bücher. — Das tête à tête. — Das Studium der weiblichen Charaktere. — Fortunat entflieht mit Magelonen. — Das verzauberte Kräuterbündel. — Die Gruppe unter dem Birnbaume. — Die mißgeſtaltete Birne.

Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß auch die beſſern Romandichter die Charaktere ihrer Helden nicht recht zu halten verſtehen. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Der Grund liegt in den großen Inconſequenzen, die die Natur ſich öfters ſelbſt erlaubt und die dann die Poeſie als geoffenbarte Natur nachzuahmen kein Bedenken trägt. Aber Alles hat ſeine Grenzen. Wir haben ſo viele Schriftſteller, die in dieſem Punkte eine große Schwäche an den Tag legen. Wem jedoch von allen iſt es paſſirt, daß er, wenn er auch auf die leichtfertigſte Weiſe wechſelte, nicht einmal das Geſchlecht ſeiner Hauptperſon feſtzuhalten verſtand? der, wenn er ſeinen Helden am Abend zu Bette brachte, ihn am Morgen als Heldin wieder aufſtehen ließ? — Wir müſſen zu unſerer nicht geringen Verlegenheit geſtehen, daß wir uns jetzt in dieſem Falle befinden. Das iſt ein wenig ſtark, wird man ausrufen, das kann nicht mehr auf die Inconſequenz der Natur geſchoben werden. Aber was in aller Welt haben wir mit der Natur zu thun? ſie geht ihren Weg und wir den unſrigen. Unſere Göttin iſt die Caprice und dieſe will, daß unſer Freund ſich in der Verwirrung ſeiner Sinne, in die ihn die Eröffnungen des alten Magiers verſetzt haben, gerade auf das Sopha niederlegt, vor welches ihn Jener gewarnt hatte. Nothwendig müſſen jetzt die Wirkungen erfolgen, die an dieſen verzauberten Sitz gebannt ſind. Hierin liegt auch Conſequenz und zwar eine recht ſtrenge. Ja wir könnten beweiſen, daß der Held eines Mährchens nicht beſſer ſeinen Charakter feſthalten könne, als indem er ihn immerfort wechſelt und ſogar vom Knaben zum Mädchen überſpringt; aber wozu das Alles? das Geheimniß des Felſenſophas iſt nun einmal verrathen. Wir wollen den Faden unſerer Erzählung ganz einfach weiter fortſpinnen und die Gefühle ſchildern, die Fortunat empfand, als er erwachte, und ſich in ein Mädchen verwandelt ſah. Das wird intereſſanter ſein als alle Unterſuchungen, ob und wie es möglich war, daß er verwandelt wurde.

Der letzte Gedanke vor dem Einſchlafen unſeres Jünglings, als er ſich noch als ein ſolcher fühlte, war Magelone geweſen, er pflegte auch der erſte wieder bei ſeinem Erwachen zu ſein, aber diesmal ſollte es anders ſein. Die Träume, die zuerſt die Einwirkungen des Zaubers fühlten, veränderten unſcheinbar und mit den zarteſten Uebergängen das Bild Magelonens in das eines ſchönen Jünglings. Was iſt einem Traume, der ſeine Kunſt verſteht, unmöglich? Wie noch im Leben ſchon die Ideale der beiden Geſchlechter oft zuſammenrücken, wie viel leichter kann dieſes in der phantaſtiſchen Bildungswelt der Träume geſchehen? Fortunat, ehe er ſich deſſen verſah, beſchäftigte ſich auf die zärtlichſte Weiſe mit einem ſeines Geſchlechts, der bald dem kleinen Tulipan glich, bald die vornehme Haltung Rogers annahm und dann wieder die kräftigen ſinnlichen Formen Ganelons zeigte. Ein ſonderbares Spiel. Er ſah ſich auf dem Roſſe und Tulipan hielt ihm den Bügel, indem er zugleich einen verſtohlenen Kuß auf ſeine Hand drückte, auf der Wieſe, tief in ein Bette von Blumen eingeſenkt, ſand er ſich mit Roger zuſammen, der die Zither ſpielte und ihn mit den verliebteſten Blicken dabei verfolgte; noch ſeltſamer ging es mit Ganelon; dieſen ſah er in ein verſtecktes Felſenbad ſteigen und die dunkle Waldnacht, das ſchwärzliche Waſſer hob die milchweiße Friſche der jugendlichen Glieder hervor. Iſt das Freundſchaft? ſo mußte er ſich ſelbſt fragen: ſind das die ehrlichen guten Geſellen, mit denen ich zuſammen aus Cypern fuhr? bin ich es ſelbſt noch, der mit ihnen ſo oft ſein Lager theilte, ohne zu bemerken, was ich jetzt bemerke? Ein geheimer Schauer ſchlich durch ſein Herz. Er fand ſich eingeſchloſſen und vermauert; räthſelhafte verſchleierte Empfindungen und Gefühle klopften leiſe an, ein Geflüſter und Tönen umwob ihn immer dichter, wie die langen ſilbernen Maſchen eines Netzes, ohne daß er ſich wehren konnte. Es war ihm zu Muthe wie der Raupe ſein muß, die in der Verpuppung unter Schmerzen die bunten Farben ihres Schmetterlinggewandes ſammelt und von einem ganz neuen Zuſtande träumt. Es zuckte durch ſeine Nerven, und ſeine Pulſe ſchlugen gedrängt von einem ſanften aber dennoch unbändigen Feuer, das er nie früher gekannt hatte; zugleich hob ſich ſeine Bruſt vom Flügelſchlag einer unermeßlichen Sehnſucht. Er glühte und lechzte nach Abkühlung. In dieſer fieberhaften Spannung ſah er in einem ſilberhellen Becken eine junge Nymphe baden. Es war Magelone, aber dieſe ſüßen Formen ließen ihn kalt, dieſer reizende Körper entlockte ihm keinen Seufzer mehr. Eine Schlange fuhr aus dem Gebüſch und verwundete das Mädchen. Er ſtürzte ihr zu Hülfe, er ſog das Gift aus der Wunde, in ſeinen Armen ruhte ſie, doch eine unerträgliche Kälte ſchnürte jetzt ſeine Bruſt zuſammen. Das Bild verſchwand und er fühlte ſich wieder allein; der Waldesabhang theilte ſich und ließ den Blick auf eine im Mondlicht ſchimmernde Landſchaft frei. Alle wollüſtigen

Reize einer einſamen paradieſiſchen Gegend lagen vor ihm ausgebreitet, leiſe Accorde einer himmliſchen Muſik zitterten durch die Lüfte und ſtiegen anſchwellend wie die Seufzer unendlicher Sehnſucht in die mondhelle Sternenhöhe. In dieſen Klängen, Düften und Lichtern ward das geheimnißvolle Werk der Verwandlung vollendet. Fortunat hatte alle die Stadien durchlaufen, die von der derben Ungenirtheit der Gefühle eines ehrlichen Knaben bis zu den zärtlichſten und feinſten Sympathieen einer jungfräulichen Seele führen. In der That eine Wanderung, um die ihn die Pſychologen unſerer Tage beneiden werden. Welche Gelegenheit, um die intereſſanteſten Schlüſſe zu machen und über die Grundſympathieen beider Geſchlechter eine unendlich tiefſinnige Betrachtung anzuſtellen. Aber hierzu fehlten unſerm Verwandelten ſowohl die Zeit als das Talent. Leider war in dem letzten Winkel ſeines Herzens noch ein ächt männliches Gefühl zurückgeblieben, der Egoismus, und dieſer machte, daß er heftig erſchrak, da er beim Erwachen die ſchönſten ſeidenweichen Locken durch die Finger zog, und eine Erhöhung unterm Hemde ihm den friſcheſten jungfräulichſten Buſen bemerkbar machte. Das neugeſchaffene Mädchen ſenkte ihre Augen und blieb in einer ſchamhaften Erſtarrung auf ihrem Lager ſitzen.

„Das ſind mir ſchöne Streiche!" rief eine grobe ſcheltende Stimme, die dem Zauberer angehörte, der ſich an das Lager ſeines neugefundenen Sohnes geſchlichen hatte, um ihn mit einer väterlichen Umarmung zu wecken, und nun vor der unwillkommenen Verwandlung zurückſchreckte. „Was muß ich ſehen? Dummer, einfältiger Junge, der du biſt, hab' ich dich nicht vor dem Sopha in der Mitte gewarnt? In dieſer Geſtalt taugſt du wahrlich vortrefflich um meine Pläne zu realiſiren und die Prinzeſſin der Maulwurfsinſeln zu heirathen. — O über die Dummheit!" —

Er rannte aus der Halle ohne die Antwort Fortunats abzuwarten; dieſer erhob ſich vom Lager und betrachtete mit nicht geringem Wohlgefallen die kleinen weißen Füße, die er bekommen hatte, und die dem verwöhnteſten Mädchen nicht zu ſchlecht geweſen wären, zugleich ging er daran, mit ungeſchickten Fingern ſein langes Haar in Flechten zu binden. Noch damit beſchäftigt, hörte er den Zauberer keuchend herannahen; er trug eine Schüſſel, gefüllt mit kleinen gelblichen Aepfeln von einer länglichen ſeltſamen Form. Dieſe ſetzte er vor Fortunat hin und rief: „Nimm und iß, damit du wieder zu deiner gewohnten Geſtalt gelangeſt!“

Jener ſah ihn betroffen an. „Laßt mich noch einige Zeit in dieſer Verwandlung,“ erwiederte er. „Mein Zuſtand iſt eben ſo neu als ſonderbar. Habt ihr keinen Spiegel hier?“

„Da ſieht man's!“ rief der Zauberer in Lachen ausbrechend, „die erſte Frage iſt nach einem

Spiegel. Als Junge iſt dir dergleichen nie eingefallen.“

„Einen Spiegel her!“ ſchrie Fortunat und ſtampfte mit dem Fuße. „Ich will euch lehren, graubärtiger Narr, meinen Befehlen Gehorſam zu leiſten.“ Er ſtürzte ſich auf ihn und zauſte ſeinen Bart. „Halt!“ rief der Alte, „das ſind ächt weibliche Züge. Es iſt mir, als ſtände die Fee Fanſerlüſch wieder vor mir.“

„Jetzt entfernt euch, denn ich will mich ankleiden.“

„Unvergleichlich!“ lachte Tomogiſton. „In einem Athemzuge Eitelkeit, Herrſchſucht und Koketterie; das Weib iſt fertig! — Doch,“ ſetzte er leiſe hinzu, „ich will der Narr ſein, für den ich gehalten werde, wenn ich nur noch eine Stunde länger den kleinen Wechſelbalg im Hauſe leide. Sieh doch, wahrlich die Poſſen kommen mir gelegen. Hab’ ich von Weibern nicht ſchon genug im Leben auszuſtehen gehabt, um nachgerade den Sinn für dieſe kleinen Zärtlichkeiten, wie dieſe wilde Katze ſie mir bietet, zu verlieren. Aber etwas Reizendes hat ſie, es iſt nicht zu läugnen, dieſe Mädchennatur, die ſo loſe um die Knabenſchulter geworfen worden und durch deren Schleier die kecken begehrlichen Augen hervorblitzen, wie die Glut der Sonne hinter einer leichten Abendwolke. Hätte ich nicht leider ſchon zu viel Bekanntſchaft mit dem Geſchlechte, ſo könnte mich dieſe neue Nüance verführen. Bei allem dem muß man Klugheit annehmen, er ſcheint ſich zu ſehr ſchon in ſeinem neuen Gewande zu gefallen, als daß man hoffen dürfte, die Aepfel ihm ohne Umſtände aufzuzwingen."

„Nun?" tönte es aus der Ecke, wo ſich die neugeſchaffene Schöne mit ihren Kleidern beſchäftigte: „habt ihr gehört, was ich euch befahl? Werdet ihr machen, daß ihr endlich fortkommt?" —

Der Magier legte in Mienen und Anſtand

ſo viel Artigkeit und Zuvorkommenheit, als er nach der langen Pauſe, während der er ſich aus der großen Welt ſchon zurückgezogen, noch im Stande war aufzubringen, ſo näherte er ſich ſeinem Sohne und begrüßte ihn mit einer höflichen Verbeugung, wie man eine Dame von Stande zu begrüßen pflegt. „Wer ihr auch früher geweſen ſein mögt,“ hub er an, „ich bekümmere mich darum ſehr wenig, jetzt ſagen mir meine Augen, daß ich das reizendſte Mädchen, das ich jemals ſah, zu meinem Gaſte habe, und die gewöhnlichſte Pflicht der Artigkeit fordert ſchon, daß ich euch mit dem Beſten bewirthe, was zu erlangen in meiner Macht ſteht. Seht dieſe Aepfel, ſchönſte Prinzeſſin, ſie ſind würdig, daß ihr von ihnen koſtet. Nehmt; ich entferne mich nicht eher, als bis ihr dadurch, daß ihr meine Gabe annehmt, beweiſet, daß ihr mich nicht kränken wollt.“

Fortunat hätte nur ſehr unvollkommen die magiſche Einwirkung des Sopha's ſpüren müſſen, wenn er unempfindlich gegen Schmeichelei geweſen wäre. „Wie Ihr zudringlich ſeid!“ rief er mit jenem leichten Anflug von Geziertheit, der einer hübſchen Frau nie übel zu kleiden pflegt, „ich nehme den Apfel, um Euch los zu werden.“

„Dem Himmel ſei Dank!“ ſagte der Magier mit einem ſehr aufrichtigen Seufzer, als er ſah, daß Fortunat den halben Apfel ſchon verſpeiſt hatte und bald darauf in ein träumeriſches Sinnen verfiel. „Jetzt kann ich doch wieder an den Verfolg meiner Pläne denken. Es iſt doch Nichts widriger, als mitten in ſeinen ſtolzeſten Entwürfen, gleichſam auf dem hohen Pferde trabend, durch einen albernen Zufall plötzlich aus dem Sattel geworfen zu werden. Man ſpielt dann gewöhnlich im Graſe ſich wälzend eine ſehr lächerliche Figur.“

Mit dieſen Worten ſchüttete er den Reſt der Aepfel weg und entfernte ſich langſam aus der

Halle. Als er ſein Kabinet betrat, war er nicht wenig verwundert, die Fee Kokombre darin zu finden, die die Bücher und Manuſcripte auf dem Tiſche betrachtete und ihn bei ſeinem Eintritt auf eine leichte vertrauliche Weiſe begrüßte. Sie war noch mit einem Theile ihrer Brillanten bedeckt, ohne die ſie nie auszugehen pflegte, und hielt die Schleppe ihrer Robe auf dem Arme, aus Furcht, ſie mit den Papierſchnitzeln zu behängen, die den Teppich bedeckten. Von den Büchern zu den Gemälden übergehend ließ ſie ſich in ihrer Betrachtung nicht ſtören, nur ſchien es ihr einen kleinen Verdruß zu erregen, daß unter den Miniaturen ihr Bildniß fehlte. Sie machte ihrem Herzen Luft, indem ſie mit einem boshaften Lächeln ſagte: „In der That eine allerliebſte Galerie für einen einſamen anſtändig lebenden Gelehrten! Was für Gruppen, was für Scenen, und wie iſt das Alles gemalt: die Farben brennen, die Glieder regen ſich, die Lippen athmen; ſollte man nicht glauben in das Zimmer eines ausgelaſſenen Wüſtlings gerathen zu ſein."

„Madame," rief der Magier, indem er ſich unwillig in einen Lehnſtuhl warf, „es gab Zeiten, wo Sie nicht ſo ſtrenge dachten. Soll ich Sie an vergangene Tage erinnern, an den Prinzen Kakamiello, den Sie aus Eiferſucht in einen häßlichen grünen Zwerg verwandelten mit einer ekelhaften Krötenhaut über dem ganzen Körper? und an einen Andern, der das Schickſal hatte, zum Zahnſtocher zu werden, mit der Klauſel, daß er nur durch eine Jungfrau von achtzig Jahren, die mit ihm ihre wirklichen, nicht falſchen Zähne ſtochert, erlöſet werden könne. Was das für Bedingungen ſind! Glauben Sie, daß dieſer arme Schelm jemals ſeine wahre Geſtalt wieder erhalten wird?"

Die Fee verzog ihren Mund zu einem anmuthigen Lächeln, bei dem ſie nicht bemüht war, ihre großen Zähne zu verbergen, und erwiederte: „das iſt mir völlig gleichgültig. Was gehen mich jetzt die Thoren an, die einſt auf dieſe oder jene Weiſe meinen Zorn reizten? Ueberhaupt bin ich nicht hergekommen um alte Erinnerungen aufzufriſchen. Was macht mein Schützling, ich will hoffen, daß Sie ſich ſeiner beſtens angenommen haben?“

Der Magier fand nicht für gut, ſeine gemachten Entdeckungen, rückſichtlich Fortunats, der Fee mitzutheilen, er beantwortete ihre Fragen daher mit allgemeinen ziemlich oberflächlichen Berichten. Auch von ſeinen Plänen ließ er nicht das Mindeſte merken; die Fee nahm ihm das ſehr übel und ihre Laune wurde immer ſchlimmer. Sie lief mit kurzen Schritten im Zimmer herum und ſang dabei ein kleines Lied mit ſo falſchen Tönen und ſchiefer Melodie, daß ſich der Magier auf ſeinem Lehnſtuhl beide Ohren zuhielt. Endlich blieb ſie ſtehen und rief: „ich vergeſſe, warum ich eigentlich hergekommen bin. Sie haben da eine hübſche Bücherſammlung."

„Allerdings," war die. Antwort. „Auch kann ich mich rühmen, daß man nicht ſo leicht eine ſolche finden wird. Sie enthält nicht allein die Bücher unſerer Zeit, ſondern auch ſolche; die man erſt in kommenden Jahrhunderten ſchreiben wird."

„Das ſieht Ihnen ähnlich," rief die Fee lächelnd. „Sie müſſen immer etwas Beſonderes haben. Sein Sie nun ſo gütig und wählen Sie mir unter dieſem unermeßlichen Bücherſchatz dasjenige Buch aus, das die meiſte Langeweile erregt."

Der Gelehrte fuhr vor Erſtaunen ein paar Schritte zurück. „Welch ein Einfall!" rief er. „Wie kommen Sie nur darauf, theure Kolombre?"

„Ich habe meine Gründe," erwiederte ſie. „Wollen wir es kurz abmachen. Ohne Zweifel giebt es ein ſolches Buch wie ich es wünſche."

„Ganze Bibliotheken,“ rief Tomogiſton, „ganze Bibliotheken, meine Theure. Zu allen Zeiten hat man Bücher in die Welt geſetzt, die dieſe geforderte Eigenſchaft beſitzen; doch iſt nicht zu läugnen, daß einige Jahrhunderte vorzugsweiſe ſich thätig bewieſen haben.“

„Geben Sie mir eine kleine Ueberſicht,“ ſagte die Fee, indem ſie auf den Divan hüpfte und ſich nachläſſig darauf ausſtreckte. „Nur nicht zu gründlich. Sprechen Sie über die Langeweile ohne ſelbſt welche zu erregen.“

Der Zauberer benutzte mit Freuden die Gelegenheit, die Fee von den Gedanken an Fortunat abzubringen und zugleich ſeine Gelehrſamkeit an den Tag zu legen. Er erſchöpfte ſich in Darlegung einer nach ſeiner Anſicht kurzgefaßten Literaturgeſchichte, die aber deſſenungeachtet ſehr lang ausfiel. Das Abſprechende in ſeinen Urtheilen und die boshaften Hiebe, die er austheilte, gaben ihm ganz das Anſehen eines Kritikers von

Profeſſion. Beſonders kamen die Streitigkeiten der Gelehrten übel weg; denn da er ſelbſt gar kein Syſtem hatte, ſo war ihm Alles, was ſich dazu bekannte, zuwider. Mit einem geringſchätzenden Ausdruck, der der Fee ein kleines Lächeln abzwang, nannte er alle Philoſophie und Metaphyſik ein Wettrennen nach einer Dunſtwolke. Er zeigte mit einer Verachtung, die faſt ins Lächerliche überging, der Fee die ſtarke Reihefolge von Bänden, die man mit dieſen unnützen Streitigkeiten angefüllt hatte und noch anfüllen werde, bis man zu einem gewiſſen Jahrhundert gelangte, wo die Welt, müde eines ſo hohlen Lebens, ſich zu dem kräftigſten Materialismus bekannte. Aus dieſer Periode erzählte er die amüſanteſten Anekdoten. Er ſchlug mehrere Memoirenbücher auf und zeigte, mit welcher Unverſchämtheit man einander anfallen werde, blos unter dem Vorwande, das allgemeine Glück zu befördern. „Dieſe Gattung von Schriften,“ ſagte er von den Memoiren, „iſt ganz dazu geeignet, einem verſchrobenen, eiteln und innerlich zerſtörten Geſellſchaftszuſtande zu genügen; denn indem durch die Leichtigkeit, mit der man über den Andern den Stab bricht, aller Ernſt vernichtet wird, giebt man zugleich dem grobeſten Egoismus Spielraum, ſich über alle Gebühr auszudehnen.“

„Allem Anſchein nach,“ fiel ihm die Fee hier in die Rede, „werde ich alſo von dieſen Büchern Nichts brauchen können?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete der Zauberer. „So ſchädlich und verſchroben ſie auch ſind, ſo beluſtigen und unterhalten ſie ihren Leſer doch vortrefflich. Ihr geheimer Zweck iſt, alle Schwächen und Lächerlichkeiten, hinter welche reſpectable Schanze ſie ſich auch verſteckt haben mögen, der allgemeinen Luſt frei zu geben. Man wird Nichts leſen was nicht eine geheime Beziehung hat, und dieſe Sucht zu zerſtören und zu untergraben wird Intereſſe für's allgemeine Wohl heißen. Sogar die ernſtern Wiſſenſchaften werden, um ſich irgend Geltung zu verſchaffen, dieſe Bahn einſchlagen müſſen. Die Poeten, die ſich in Alles miſchen und kein größeres Unglück kennen, als das nicht geleſen zu werden, treiben dieſe Unarten gleich ins Große. Ein Gedicht ohne Beziehung, ein Roman, in welchem nicht ein gewiſſer Zuſtand, eine gewiſſe Perſon, eine gewiſſe Meinung eingemiſcht wird, ein Drama, das ſich nicht über den Staat luſtig macht, bleibt im Staube des Bücherladens liegen; die beſten Köpfe alſo beſingen, beſprechen und vergöttern Das, was man mit wenigen Veränderungen täglich auf der Straße hören kann. Eine Zeit, die ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, ſollte man glauben, müßte ſehr glücklich ſein. Doch dem iſt nicht ſo. Das arme, kränkliche, elende, überreizte Jahrhundert, von dem ich ſpreche, iſt" —

Hier hielt der Zauberer plötzlich inne und nahm die Miene eines Menſchen an, der mit Anſtrengung auf Etwas lauſcht. Nachdem er ein paar Secunden ſo verweilt hatte, ſagte er zur Fee: „Ums Himmelswillen, mein alberner Sohn macht dumme Streiche."

„Schon wieder!" rief die Fee ängſtlich. „So machen Sie, daß Sie fortkommen, um ihn daran zu verhindern; das iſt für uns die wichtigſte Sache." —

„Ich will Ihnen ganz kurz," ſagte der Zauberer, „die Bände herabreichen, die ich für genugſam langweilig halte um, wenn es nöthig wäre, die hundert Augen des Argus ſelbſt in Schlaf zu wiegen. Sie mögen dann ſelbſt wählen. Entſchuldigen Sie, daß ich meinen Curſus über Literatur ſo eilig unterbreche. Mit dieſen Worten machte er in großer Geſchwindigkeit ſeine Reiſeanſtalten, brachte eine umfaſſende Reihefolge von Romanen herab, die er vor der Fee hinſtellte und war verſchwunden, ehe dieſe ihm ihren Abſchiedsgruß nachſenden konnte. Sie wandte ſich zu den zahlloſen kleinen Bänden, und einen um den andern aufſchlagend entdeckte ſie bald, daß ihre Verfaſſer ſich bemühten, das funfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert zu ſchildern und unermüdlich von deren Vortrefflichkeit zu ſprechen. Die meiſten dieſer amüſanten Schriften waren in kleine Kapitel getheilt, über welchen eine Anzahl ſinnloſer und abgeſchmackter Motto's prangte. Auf eine lähmende Weiſe waren lange Reden eingeſtreut, fremdklingende Namen gehäuft, rohe Kraftworte mit moderner Schwächlichkeit gepaart, barbariſche Sitten geprieſen und der Ernſt der Geſchichte auf eine eben ſo langweilige als widrige Weiſe entſtellt. Der Eindruck des Ganzen war allerdings geeignet, einen dumpfen Unmuth zu erzeugen, der ſich am liebſten in das Gebiet des Schlafes rettete. Dennoch waren die Verfaſſer die Lieblinge ihrer Zeit, die Fee vergaß leider nachzuſehen, welcher Zeit. Sie ſteckte einige der kleinen Bände zu ſich und war eben im Begriffe, die Wohnung ihres frühern Verehrers zu verlaſſen, als dieſer ſelbſt unvermuthet ſchnell zurückkehrte.

„Ich bringe gute Nachrichten,“ rief er der erſtaunten Dame zu. „Die Gefahr war diesmal ſehr unbedeutend. Die Prinzeſſin hatte einen letzten ſchwachen Verſuch gemacht, den Genius zu feſſeln und ſcheint jetzt ihre Pläne aufgeben zu wollen, da ſie ſieht, daß Tuberroſe Neigung fühlt, zu ſeiner Pflicht zurückzukehren.“

„Wie?“ rief die Fee auf das freudigſte erſtaunt; „er hat ſich alſo mit der ſchönen Jonquille vereinigt.“

„Das noch nicht; allein er iſt auf dem beſten Wege es zu thun. Leichtſinnig und veränderlich, wie er iſt, macht es ihm Vergnügen, einmal Das zu thun was er ſoll, nachdem er ſo oft gethan was er nicht ſollte. Zudem ſcheint es, iſt er der zerbrechenden Sopha's, der herabſtürzenden Vaſen, der umfallenden Schenktiſche und der tauſend andern Mittel, durch die wir ein gewiſſes Reſultat zu hintertreiben wiſſen, herzlich müde. Ich kann es ihm auch nicht verdenken; man kommt doch endlich darauf zurück, die gefahrloſen Liebſchaften denen vorzuziehen, bei welchen man gebrochene Arme und Beine nach Hauſe bringt. Noch vor kurzem hat er eine tüchtige Verwundung ans Bein erhalten, ich habe nicht herausbringen können durch wen. Er mag es ſelbſt nicht wiſſen, denn da er in die unſcheinbarſten Verwandlungen kriecht, bald als Spinne herumläuft, bald als Kater auf die Dächer klettert, ſo iſt er auch allen Zufälligkeiten ausgeſetzt, die Geſchöpfen dieſer Art auf ihrem Wege zuzuſtoßen pflegen."

„So wild haben wir es in unſerer Jugend doch nicht getrieben;" ſagte die Fee mit einem beſondern zärtlichen Blicke ihrer großen vorquellenden Augen. „Gewiß nicht," erwiederte der

Zauberer, indem er ſich zu ihr herabneigte, ſie in ſeine Arme ſchloß und einen ehrfurchtsvollen Kuß auf ihre Wange drückte. „Mein Gott," rief ſie mit einem gezierten Lächeln, „ſie verdrücken mir das Halsband; iſt es erlaubt auf eine ſo dringende Weiſe zu küſſen? Wenn uns nun Jemand überraſcht hätte."

Der Magier, den dieſer Anfall von Koketterie ziemlich aus der Faſſung brachte, erwiederte nach einer Pauſe nicht ohne Verlegenheit: „Madame, das Glück, das unſern Kindern bereitet iſt, hat dieſe freimüthigen Aeußerungen der Freude hervorgerufen. Wenn ſie Ihnen mißfielen, ſo laſſen Sie uns jetzt vom Schickſal der Fee Jonquille ſprechen. Sie erinnern ſich, daß der unglückliche Zuſtand dieſer jungen Schönen in einem fortgeſetzten traumähnlichen Hinbrüten beſteht; aus dieſem ſie zu erwecken, muß unſere angelegentlichſte Sorge ſein, ehe wir an die Verbindung mit dem Genius denken können."

„Sie ſagen mir da nichts Neues;“ entgegnete Kolombre in ihrer gewöhnlichen Weiſe. „Der Schmerz, ſich immer wieder betrogen zu ſehen, verbunden mit der thörichten Leidenſchaft, die ihr Herz einmal für allemal beherrſcht, hat meine unglückliche Pflegetochter in den Grad exaltirten Gefühls verſetzt, der nicht ermitteln läßt, ob ihr Geiſt noch in ihrem Körper weilt oder nicht. Das Uebel zu vergrößern, hat eine natürliche Anlage zur Empfindſamkeit und Schwärmerei das ihrige beigetragen. Wie oft ſuchte ich ſie zu überreden, ihre Wohnung zu ändern. Der melancholiſche Mondſcheinpalaſt, den ſie nie verläßt, die ewige Stille und Einſamkeit um ſie her, die nur manchmal durch eine weichliche Muſik unterbrochen wird, die ewig blühenden Lauben und ſtillen Seen umſchließen ihre Seele wie mit einem magiſchen Netze und machen jede Umkehr zur Heiterkeit und Natur unmöglich. Nach langem Nachſinnen über dieſen Zuſtand iſt mir endlich ein Mittel eingefallen, wodurch er vielleicht gehoben werden könnte."

„Und welches wäre das?" fragte Temogiſten geſpannt.

Die Fee zeigte auf die mitgenommenen Bücher und ſagte: „kein anderes als dieſes."

„Ich verſtehe Sie nicht;" rief der Zauberer. „Dieſe Schriften, ſo weit ich ſie kenne, würden nur dazu beitragen, ſie in einen noch tiefern Schlaf zu verſenken."

„Eben das iſt mein Zweck," entgegnete die Fee. „Sie ſoll ſchlafen, in einen geſunden Schlaf gerathen, dann verſpreche ich mir von ihrem Erwachen eine völlige Geneſung. Während ſie ſchlummert zerbrechen wir den Talisman, unter deſſen Einfluß ſie ſich ſelbſt geſetzt hat."

„Ich verſtehe," erwiederte der Magier. „Eine ſeltſame Krankheit fordert ſeltſame Mittel; es ſoll mir lieb ſein, wenn Ihr Plan gelingt. Doch laſſen wir jetzt dieſe Sorgen und wollen wir, da es an der Zeit iſt, ein Mahl einnehmen, ſo einfach und prunklos wie es die Küche eines einſamen Gelehrten aufzuweiſen im Stande iſt. Bei Tiſche können wir unſere Geſpräche fortſetzen. Er reichte mit dieſen Worten der Fee den Arm und führte ſie in ein kleines Kabinet, das dicht an das Schreibzimmer ſtieß und auf eine ebenſo ſorgfältige Weiſe aufgeputzt war. Hier erhob ſich in der Mitte der Stube ein zierlicher Tiſch, deſſen Fuß eine Gruppe der Grazien bildete, aus einem einzigen Amethyſt geſchnitten, zwei Gedecke lagen darauf und vor ihnen prangten große gepolſterte Lehnſeſſel. Die Fee nahm den ihrigen ein, und indem ſie ihn etwas näher zu dem ihres Wirthes ſchob, verſicherte ſie, daß der Lichtſchein ihr beſchwerlich falle, obgleich dieſer durch doppelte rothe Vorhänge fiel. Eine Collation der ausgeſuchteſten Leckerbiſſen wurde von unſichtbaren Händen auf-

und wieder abgetragen; Weine, ſo fein und köſtlich, wie ſie keine Burgundertraube und kein Johannisberg liefert, perlten in den Gläſern. Der Zauberer, der nicht übel Luſt hatte, wieder in das Kapitel der Literatur einzulenken, bemerkte zum Glück an den Blicken der Fee, daß dieſer Gegenſtand in dieſer Stunde von keinem oder nur ſehr geringem Intereſſe ſein würde. Er änderte daher ſeine Gedanken und wandte ſie auf näher liegende Dinge. „Wie gefällt Ihnen meine kleine Menage?“ rief er. „Was ſagen Sie dazu, daß ich keine Tafelmuſik habe? Ich finde es eine barbariſche Sitte, die edle Muſik, mit der ſich geiſtreiche Gedanken in wohlgeſetzten Worten verkündigen, durch die ſchreiende alberne Sprache der Trompeten und Hörner zu verdrängen. Ich finde den unhöflichen Lärm nur paſſend an Höfen angebracht, wo die Leute ſich Nichts oder nur Schmeicheleien zu ſagen haben und wo man mit einer einzigen Fanſare oft tauſend Dummheiten im Keime erſtickt. Ebenſo liebe ich den Schwarm von Dienern nicht, der einen unermüdlichen Kreislauf hinter unſern Stühlen macht und dabei jedes Wort aus unſerm Munde mit dem Teller zugleich aus dem Saale trägt. Wie läſtig ſind dieſe Menſchen. Ich habe die meinigen unſichtbar gemacht und ihnen zugleich das Gehör geraubt. Aber befehlen Sie nicht, daß ich Ihnen noch von dieſer Auſternpaſtete vorlege?“ —

Die Fee fuhr bei dieſer Frage aus dem Nachſinnen empor, in das ſie während der Bemerkungen des Gelehrten verſunken war. Er erlaubte ſich einige Neckereien über ihre Zerſtreutheit, und ſie warf ihm vor, daß er ihr unterm Tiſche auf den Fuß getreten habe. Der Zauberer verbreitete ſich ſehr ausführlich über die Ankleideſcene in der Waldhütte, und die Fee nahm die Miene an, als fände ſie dieſe Späße ſehr unzart. Man zankte ſich, um das Vergnügen zu haben, ſich wieder auszuſöhnen. Dabei rückten die beiden Polſterſtühle immer näher aneinander und zuletzt fand ſich eine Hand des Magiers auf dem Knie der Dame. „Mein Himmel,“ ſagte er dabei in einem ſüßlichen Tone, der ihm ſehr ſchlecht kleidete, „wie thöricht handelte doch jener Prinz des Pfauenlandes, ſo viel Reize einem albernen Milchmädchen zu Liebe von der Hand zu weiſen. Aber dafür iſt er auch jetzt ein Zahnſtocher und wird es auch bleiben, ſo lange es Milchmädchen und Feen giebt. Bei meinem Barte, die Verwandlung hat meinen Beifall. Ach ich kenne die Welt, glauben Sie mir, es hat gute Wege mit der achtzigjährigen Jungfrau, und wenn ſich auch durch ein Wunder dieſe fände, wie viel, zum Guckuck, wollen Sie, daß ſie noch Zähne haben ſoll? — Nein, ich grüße Sie, Herr Zahnſtocher! Auf Ihr Wohl, Herr Zahnſtocher! Doch ſagen Sie mir, ſchöne Fee, ich will hoffen, daß Sie die Grauſamkeit nicht ſo weit trieben, ihn in einen gewöhnlichen Federkiel von der ſchmuckloſeſten Sorte zu verwandeln, wie man ihn auf dem frugalen Tiſche jedes Krämers findet? gewiß nicht; Ihr Schönheitsſinn hat aus dem armen Teufel ſicherlich den zierlichſten Zahnſtocher geſchaffen, den man nur ſehen kann, etwa einen mit ſilberner Spitze und einem Griffe von Perlenmutter im ſammetnen Futteral und goldenen Häkchen? — Nicht wahr? O befriedigen Sie doch meine Neugier. Ich brenne vor Begierde, dieſen Gegenſtand zu erörtern. Aber was ſehe ich? ſchon wieder in Gedanken verſunken? In der That, das fange ich an übel zu nehmen."

Er brach das Gelächter, mit dem er ſeine Scherze ſehr freigebig begleitet hatte, plötzlich ab und wandte ſich zur Seite, anſcheinend um den Beleidigten zu ſpielen, in Wahrheit jedoch, um ein großes Glas Sekt auszuleeren, mit dem er immer ſeine Mahlzeit zu beendigen pflegte. Sie befanden ſich Beide in ſo großer Aufregung, daß ſie die Nothwendigkeit fühlten, einen kleinen Spaziergang zu machen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Doch bevor das edle Paar den Tiſch verläßt, wollen wir ſie noch auf einen Moment näher ins Auge faſſen. Der Zauberer hatte durch die Bemühungen der unſichtbaren Diener, die die Becher füllten, ſein Antlitz mit einer gleichförmigen kirſchbraunen Farbe überzogen, gegen die der weiße Bart wie ein ſonnenbeſchienenes Seegel gegen eine dunkle Gewitterwolke abſtach; dagegen hatte der große Kopf der Fee, der nur kaum über den Tiſch herüberragte, ſeine gewöhnliche gelbfahle Färbung beibehalten, und nur die großen Augen ſtarrten mit einem ungewöhnlichen Glanze, die breiten Lippen bildeten ein blaurothes Polſter, auf denen ſich der Sultan des Mundes, der große ſchneeweiße Zahn, mit der ganzen Behaglichkeit eines Deſpoten ſtreckte. Dieſes etwas zu dreiſte Hervortreten hätte mißfällig auffallen können, wenn es nicht durch einen Zug ſchmachtenden Lächelns und eine gewiſſe Miene von Schwärmerei um den Mundwinkel herum gemildert worden wäre. Der Haarputz hatte Vieles von ſeinem urſprünglichen Glanze verloren; die wenigen ſorgfältig gekräuſelten Locken, ungewiß nach welcher Richtung ſie ſich bei einer allgemein eintretenden Anarchie wenden ſollten, hatten ihren Sammelplatz hinten auf dem Höcker des Rückens gewählt, wo ſie mit einem kleinen Amor in Colliſion geriethen, der vormals als Agrafe gedient, ſeinen Poſten jedoch in ſchmählicher Flucht verlaſſen und in Verbindung mit einer ebenſo abtrünnigen Perlenſchnur nach dem Rücken zu geflohen war, wo unüberſteigliche Gebirgkämme ſeinem weitern Vordringen ein Ziel ſetzten. Eine kleine Krone von Diamanten, unzuverläſſig und wankend, wie alle Kronen, war von dem Scheitel, wo ihr angewieſener Platz war, langſam auf die Seite geglitten und ſchwebte buchſtäblich, wie das Schwert jenes Tyrannen, nur von einem Haare noch gehalten über dem Ohre. Eine Situation, die für den Verluſt dieſes Kleinods hätte fürchten machen können, wenn nicht zum Glücke gleich unten der Buſen ſeine flachen Wellen untergebreitet hätte, immerdar bereit in ſeinem weiten ſichern Schooße alle Rudera einer ſich auflöſenden Toilette zu ſammeln und aufzubewahren. In dieſes prächtige Reſervoir hatten ſich ſchon ebenfalls manche Stücke vom Zuckerwerk der Tafel verirrt, die der Zauberer, einen Anfall von Zerſtreutheit ſeiner Freundin benutzend, mit unverſchämten Fingern hineingleiten ließ. Eine Freiheit im Umgange, die einſam lebende Gelehrte manchesmal anzunehmen pflegen, wenn ſie auf den Gedanken gerathen, die Trockenheit ihrer Studien auf eine heitere Weiſe zu unterbrechen. Wer wollte ihnen das verargen? beſonders wenn es gegenüber einer Dame geſchieht, die, gleich der Fee, nicht die Prätenſion macht, wie eine Prüde behandelt zu werden.

Endlich erhob ſich das Paar und verließ mit ziemlich unſichern Schritten den Speiſeſaal. Man ſchlug den erſten beſten Weg ein, der ins Gehölze führte und vor den Strahlen der Sonne ſchützte, die unſern Spaziergängern in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befanden, doppelt beſchwerlich fielen. Der Zufall wollte, daß ſie ſich nach und nach dem See im Thale näherten und endlich auf einer kleinen vorſpringenden Erhöhung Platz nahmen, von wo ſie den Blick auf den Spiegel des Waſſers und die umliegenden Gebüſche frei hatten. In einem derſelben bemerkte das ſcharfe Auge der Fee, das weniger von den Geiſtern des Weines umdüſtert war, als das ihres Begleiters, einen ſich willkürlich bewegenden Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Da ſie nicht glauben wollte, daß hier in der Wildniß menſchliche Weſen ſich verirrt haben könnten, ſo blieb ſie lange dabei, die Erſcheinung für ein Product ihrer aufgeregten Sinne zu halten. Als aber die Gruppe immer deutlicher hervortrat, warf ſie auf den Magier den Verdacht, daß er von ſeinen Geiſtern dieſes Schauſpiel habe anordnen laſſen. Ueber dieſe neue Neckerei erzürnt wollte ſie ſich eben mit Vorwürfen gegen ihn wenden, als ſie bemerkte, daß er an ihrer Seite eingeſchlafen war. In der That, dieſe Nachläſſigkeit hatte etwas Beleidigendes, allein der Schlaf konnte auch nur ein verſtellter ſein, um ihr freies Spiel zu laſſen, ſo wenig oder ſo viel zu ſehen, als ſie gerade wollte. In dieſem Falle war der Schlummer ganz an ſeiner Stelle und ein Beweis, daß die feinſte Artigkeit oft darin beſteht, auf die handgreiflichſte Weiſe unartig zu werden. Während dieſe Gedanken ihr leicht durch den Kopf ſchwärmten, konnte ſie ſich nicht bezähmen, das Paar näher ins Auge zu faſſen und den Magier ſchlafen zu laſſen, gleichviel ob verſtellt oder unverſtellt. Wie groß war ihre Verwunderung, als ſie in dem Jünglinge, der neben einer hübſchen Bäuerin unterm Baume ſaß, Fortunat erkannte. Es war kein Zweifel, ſeine Züge hatten ſich ihr zu ſehr eingeprägt, als daß die weite Entfernung ſie hätte täuſchen ſollen. Dieſe Entdeckung machte alle andere Rückſichten vergeſſen, ſie ſchüttelte ziemlich unſanft den Arm ihres Begleiters, und als dieſer erwachend in die Höhe fuhr, rief ſie ihm zu: „Heißt Das ſeine Verſprechungen halten? Anſtatt meinen Schützling anzutreiben, daß er ſein verlorenes Eigenthum wieder erlange, geſtatten Sie, daß er ſich in unnütze Liebeleien einläßt.“

„Wo?“ rief der Magier mit verwirrter Miene.

„Dort unten. Sehen Sie denn Nichts?“

„Wahrhaftig!“ rief der Alte, ſich die Augen reibend; „der Wildfang liefert den deutlichſten

Beweis, daß er zu ſeinem wahren Geſchlechte wieder zurückgekehrt iſt. Aber wer iſt denn die Nymphe an ſeiner Seite? O, ich erkenne ſie! Bei meinem Barte, da muß ich mich ins Mittel ſchlagen. So gehts, wenn man auf einen Augenblick die Kinder ſich ſelbſt überläßt. Entſchuldigen Sie, Dame.“

„Thun Sie was Sie wollen,“ entgegnete die Fee mit einer kleinen Miene von Empfindlichkeit, „nur erlaſſen Sie mir, Zeuge zu ſein, wie Sie die unſchuldigen Streiche dieſer Kinder beſtraſen.“ Sie begleitete dieſe Worte mit einem höhniſchen Gelächter, brach dann einen Zweig vom nahen Gebüſch, warf ihn in die Luft, und ehe er den Boden wieder erreichte, hatte er ſich in einen Wolkenwagen mit zwei Schwänen beſpannt verwandelt, ſie nahm darin Platz und ſchwebte ſchon in einer anſehnlichen Höhe, als der Zauberer mühſam herabkletternd bei den Liebenden am See anlangte.

Magelone ergriff die Flucht, als ſie ihn erblickte, und Fortunat ſah ihm mit einer aus Verdruß und Erſtaunen gemiſchten Neugier ins Geſicht. „Nicht wahr,“ rief der Alte, „ich komme dir jetzt ungelegen, mein Sohn? Allein bedenke meine ſtolzen Pläne und wie wenig Zeit wir verlieren dürfen. Du mußt nothwendig noch heute dieſen Ort verlaſſen, um deiner Beſtimmung entgegenzugehen. Komm, folge mir, ich will dir das Portrait der Prinzeſſin der Maulwurfsinſeln einhändigen.“

„Ach was,“ rief Fortunat im Unmuthe. „Dieſe da, die eben von mir fortlief, iſt ſchöner als alle Prinzeſſinnen in der Welt.“

Die Züge des Magiers zeigten einen lebhaften Zorn. „Du ſprichſt wie ein Einfältiger,“ rief er dem Jünglinge zu. „Laß mich ſolche Worte nicht wieder hören. Wo giebt es etwas Thörichteres, als ſeiner Neigung folgen, während ſich uns ein großes und glänzendes Glück darbietet. Jenes Mädchen iſt nicht für dich; damit iſt die Sache abgethan. Ich liebe nicht, lange Reden zu halten und beſonders nicht an einem ſo feuchten Orte wie dieſer iſt, wo wir ſtehen. Folge mir!“

Fortunat fand, daß das Klügſte wäre, ſich in die Umſtände zu ſchicken und Gehorſam zu leiſten, wo er ihn nicht verweigern konnte. Er machte ſich daher auf den Weg, doch nicht früher, als bis er hinter dem Rücken des Alten Magelonen, die ſich im Gebüſche verſteckt hielt, einige Zeichen gegeben.

Oben angelangt ſtand der Magier in der Halle ſtill und brach beim Anblick des Felſenſophas in ein heiſeres Gelächter aus. „Gut, daß ich mich daran erinnere,“ rief er, „ich hätte beinahe vergeſſen dich zu fragen, wie dir zu Muthe iſt nach deinem Exil ins Weiberreich.“

„So wie Einem,“ entgegnete der Jüngling, „der ſich ſehr lebhaft in den Charakter ſeiner

Geliebten verſetzt hat, ſo lebhaft, daß er mit ihr zu einer Perſon wird.“

„Bravo!“ rief der Alte. „Die Antwort iſt nicht übel. So muß ich dir denn geſtehen, daß vor mir ein in alle Geheimniſſe Eingeweihter dieſe Wohnung inne hatte. Er ſchrieb zu ſeinem Zeitvertreibe Romane und gebrauchte dann dieſes Sopha, um ſich in die weiblichen Charaktere hinein zu denken. Die Beurtheiler ſagten von ihm, daß er die Weiber in ihren Schwächen ſo gut zu ſchildern verſtehe, daß man ihn ſelbſt für ein Weib halten müſſe. Du ſiehſt, man kann über die zweideutige Natur einer Dichterſeele viel philoſophiren; doch hier iſt die ganz einfache Löſung des Räthſels. Glaube mir, mein Geiſt ſieht in die Zukunft. Es wird einen berühmten Dichter geben, der ſo oft auf dieſem Sopha componirt, daß er zuletzt nicht mehr im Stande ſein wird, einen männlichen Charakter zu ſchaffen, ſondern alle Helden ſeiner Romane und Trauerſpiele als weichliche weibiſche Geſchöpfe ins Leben treten. Noch ſchlimmer wird es einem gewiſſen Sonettendichter ergehen. Gewiß aber iſt es, daß weder die Liebe noch die Poeſie beſtehen kann, ohne dieſe magiſche Verſchmelzung beider Geſchlechter."

Der Zauberer, der ſich auf dieſen Gedanken ſehr viel einzubilden ſchien, hielt einen Moment inne, um ihn noch weiter zu verfolgen, dann riß er ſich gewaltſam von ſeinen Betrachtungen los, und indem er dem zerſtreuten Jüngling einen Wink gab, ihm zu folgen, führte er ihn in ein Gemach, das verſteckter wie die andern in den Felſen eingehauen und mit einer Menge theils koſtbarer, theils räthſelhafter Werkzeuge und Geräthſchaften angefüllt war. Er öffnete hier eine Lade und nahm zwei ſorgfältig eingehüllte Gegenſtände heraus, mit denen er ſich wieder entfernte. Im Kabinet angekommen löſte er vorſichtig aus den Tüchern des einen

Päckchens ein Medaillon mit einer goldenen Kette, die er Fortunat um den Hals ſchlang, aus dem andern machte er eine hellglänzende ſilberne Kugel frei, von der Größe einer Kinderfauſt, die er ihm in die Hand gab. „Du ſiehſt hier," hub er mit feierlichem Tone an, „deine beiden Begleiter auf der Reiſe zu den Maulwurfsinſeln. Das Bild zeigt dir das Porträt der Prinzeſſin, die dich mit ihrer Hand beglücken wird, die ſilberne Kugel hat die Verpflichtung, dir den Weg zu weiſen. Laß ſie ungehindert vor dir herlaufen, über Land und Meer wird ſie dich auf das ſicherſte führen; nur erſchöpfe ihre Kraft nicht durch zu lange Aufenthalte, die du unterweges machſt."

Fortunat verſprach zu erfüllen, was man von ihm forderte.

„Was deinen Zauberſäckel betrifft," nahm der Magier das Wort „ſo" —

„Das überlaßt mir!" rief der Jüngling

eifrig. „Ich habe bereits ein vortreffliches Mittel mir ausgedacht, das zu gleicher Zeit die heuchleriſche Gräſin beſtrafen und mich zu meinem Eigenthum verhelfen ſoll.“

„Schon gut,“ entgegnete der Alte. „Mit den drei Zaubergaben ausgerüſtet, denn auch das Medaillon beſitzt eine magiſche Kraft, kann ich dich ſorglos ziehen laſſen. Zur rechten Zeit werde ich ſchon Nachricht von dir erhalten. Jetzt, lebe wohl, mein Sohn, und mache deine Sache gut. Vergiß nicht, daß ein verſtändiger Mann ſeinen Leidenſchaften nur dann die Zügel ſchieſſen läßt, wenn er für die Dauerhaftigkeit ſeines Glückes Nichts mehr zu beſorgen hat. Bedenke, welch ein Triumph deiner wartet, wenn du an den abergläubiſchen Hof von Famaguſta, wo man dich faſt als Bettler ausgetrieben, als König zurückkehrſt, gefolgt von einem prunkenden Zuge ſtolzer Vaſallen, und an der Seite einer Schönheit vom erſten Range.“

Der weiſe Tomogiſton hielt hier inne und erwartete eine ebenſo feierliche Entgegnung ſeines Abſchiedsgruſſes, allein das war zu viel von unſerm reiſeluſtigen Helden gefordert. Er, ein Feind aller Ceremonien, verabſchiedete ſich auf ſeine gewohnte kurze Weiſe, das heißt, er drückte ſeinen Hut in die Stirne, ſchob das Portrait der Prinzeſſin, ohne es eines Blickes zu würdigen, in den Wamms, klemmte die Kugel in den Gürtel und ſprang mit einem Satze aus der Halle heraus. Der Zauberer ſah ihm nach, wie er ins Thal hinablief und begriff nicht recht, was in dem Bündel enthalten ſein könne, das er an der Spitze ſeines Wanderſtocks befeſtigt auf der Schulter ſchwang.

Die Sonne neigte ſich eben zum Untergange, als er am See anlangte. Auf ſeinen Ruf ſprang ſchnell, wie ein zartes Reh, die ſchöne Magelone aus dem Gebüſche und ihrem Ritter an den Hals. „Laß uns eilen,“ rief dieſer zwiſchen ihren Küſſen, daß wir aus dem Bereiche des Alten herauskommen; ich habe keine ruhige Stunde, ſo lange ich ihn im Rücken weiß.“

Mit dieſen Worten brachte er die Kugel hervor, warf ſie vor ſich ins Gras, und Magelone ſchrie vor Freude laut auf, als ſie das glänzende kleine Ding mit immer gleicher Schnelligkeit zwiſchen den Blumen und Gräſern forthüpfen ſah. Sie lief ihm nach, um es zu haſchen und Fortunat lief wieder ihr nach. So rannten ſie durch die Wildniß unter Lachen und Scherzen, bis ſie in eine offene freie Gegend kamen, die durch ihren völlig verſchiedenen Charakter zeigte, daß ſie nicht mehr zu den Beſitzungen des einſamen Gelehrten gehörte.

Hier machten ſie Halt, indem ſie Beide erſchöpft und athemlos auf einer Bank am Wege Platz nahmen. Die getreue Kugel blieb zu ihren Füßen liegen. Obgleich die Nacht ſchon ihren Schleier auszubreiten begann, ſo konnte der Blick doch in der Nähe einen ſtolzen Fluß und weitverſtreute Städte und Ortſchaften erkennen. Das Erſte was die Liebenden thaten, als ſie wieder zu Athem kamen, war, ſich einen langen Kuß zu geben, der gar kein Ende nahm, dann löſte Magelone von ihrem Gürtel eine kleine runde Flaſche los, die mit Milch gefüllt war und die ſie ihm vor die Lippen hielt; er pflückte Früchte vom nächſten Baume und theilte ſie mit ſo viel Parteilichkeit, daß er die ſchönſten in ihre Schürze ſchüttete. Die Mahlzeit war bereitet. Was braucht es mehr. Ach, man iſt ſo glücklich, wenn man achtzehn Jahre, verliebt und an der Seite ſeines Mädchens iſt; rundumher Nacht und Einſamkeit. Sie horchten auf den Schall der Glocken, die aus weiten fernen Thälern hinaufſchallten, und zählten die einzelnen Lichter, die nach und nach auftauchten. Dann umſchloſſen ſie ſich wieder eng, und ihre Lippen ſuchten und fanden ſich. Erſt als es völlig finſtere Nacht geworden, dachten ſie daran, weiter zu gehen. Fortunat ſteckte die Kugel wieder zu ſich, indem er Magelonen auf ihre Fragen erwiederte: „du mußt wiſſen, daß ich an den Hof der Gräfin Kalypſo will; die Kugel hat nicht den Auftrag mich dorthin zu leiten, ſie hat das Ihrige gethan, indem ſie uns den Weg aus der Wildniß zeigte. Laß uns in das Städtchen dort unten gehen, ohne Zweifel werden die Leute wiſſen, welche Straße man einſchlagen muß, um in die Hauptſtadt zu gelangen."

„Aber was willſt du denn in der Hauptſtadt?" — Das iſt mein Geheimniß. — „Und was führſt du da im Bündel mit dir?" — Das iſt mein zweites Geheimniß. — „Kennſt du die Gräfin Kalypſo?" — Da haſt du mein drittes Geheimniß.

Sie ſchwieg und Beide gingen ruhig miteinander bis zu dem Städtchen, wo eine unſcheinbare Herberge ſie aufnahm. Sie erhielten eine kleine Stube mit einem Bette. Magelone ſetzte ſich darauf, ſtützte unmuthig ihr blondes Köpfchen auf die Hand und wies Fortunat den Rücken, der dieſe Stellung benutzte, um ihr Mieder loszuſchnüren. „Was iſt dir, Magelone?“ — O gar Nichts, ich befinde mich ganz wohl. — „Aber warum willſt du mich nicht anſehen?“ — Das iſt mein Geheimniß. —

Er warf ſein Bündel in die Ecke, ſchloß die Lade des kleinen Fenſters, zog ſein Wamms ab und breitete es auf den Strohſack, der beſtimmt war, die niedliche Geſtalt der kleinen Blondine aufzunehmen. Alle dieſe Anſtalten wurden gemacht, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Da das Bett ſehr hoch war, ſo kletterte ſie vergeblich, um hineinzukommen, er umſchlang ſie und hob ſie auf die ihr beſtimmte Stelle; bei der Gelegenheit fühlte er eine Thräne auf ſeine Hand fallen. „Du weinſt, Magelone?“

— Ja. — „Aber mein Gott weshalb?“ — Das iſt mein zweites Geheimniß. —

Sie legte ſich hin dicht an die Wand, er war genöthigt, ſich auf die entgegengeſetzte Kante zu betten, zwiſchen Beiden lag das Bündel. „Was ſoll nur das?“ fragte er. „Warum muß das Bündel zwiſchen uns liegen?“ — Ich will es ſo. — „Aber doch nicht für die ganze Nacht?“ — Für die ganze Nacht! — „Zu welchem Zwecke?“ — Still, das iſt mein drittes Geheimniß. — „Da fahre das Donnerwetter drein!“ rief Fortunat. „Wie viele Geheimniſſe haſt du denn?“

„Nicht mehr als drei, gerade ſo viel wie du!“ erwiederte ſie, indem ſie mit einem ſchalkhaften Blicke über die Schulter ſah. — „Aber, Magelone!“ — Schon gut, laß uns jetzt ſchlafen. — Sie wandte ſich ab und hörte und ſah Nichts mehr. Unmuthig ſchwieg er zuletzt und ſchloß die Augen. Es war ſtille im Zimmer, die

Lampe brannte. Nach einer Weile erhob ſich leiſe Magelonens Blondkopf. Sie ſtrich die Locken aus der Stirne; erhob ſich etwas auf den Arm geſtützt, lauſchte, erhob ſich noch höher, bis ſie über das Bündel herüber ſah und bemerkte, daß er ſchlief. Vorſichtig, daß kein Strohhalm kniſterte, bog ſie ſich immer mehr über das Hinderniß herüber, das ſie vom Geliebten trennte, und endlich faßte ſie den Muth, ſich darauf zu ſchwingen. Auf dem Bündel ſitzend betrachtete ſie den Schlafenden, und in ihren Mienen lag die innigſte Zärtlichkeit, die unſchuldigſte Freude. Sie ſtrich anfangs mit einem behutſamen Finger leiſe an ſeine dunkeln Locken hin, kühner gemacht, glitt ſie um den Contour der vollen Wange und grüßte endlich mit demſelben Finger die Härchen des Bartes auf der Lippe. Scheu fuhr ſie zurück, als ſeine Wimpern zuckten. Er öffnete die Augen und ſtieß einen Schrei aus, als er ſie oben ſitzen ſah. „Was haſt du gethan, Unglückliche!“ rief er und riß ſie mit Heftigkeit vom Bündel herab. Auf dieſe verfluchten Kräuter haſt du dich geſetzt!“ — „Und warum ſollte ich nicht?“ — „Ach nur zu gewiß iſt das Unglück geſchehen!“ rief er die Hände ringend und ohne auf ihre Frage zu antworten. Zugleich ſchleuderte er den Sack in die Ecke der Stube zurück.

„Das kommt,“ rief Magelone, „wenn man voreinander Geheimniſſe hat. Ich habe drei und du haſt drei, die machen zuſammen ſechs Geheimniſſe. Sechsmal zu viel für ein Paar, das ſich Liebe und Treue geſchworen hat fürs ganze Leben. O das iſt nicht hübſch, das kann einem ehrlichen Mädchen Thränen auspreſſen! Bin ich dir deshalb gefolgt, hab' ich darum meine Mutter verlaſſen und die Hütte, in der ich erzogen worden? Ach wäre ich doch lieber der Spinne zur Beute gefallen, ſie hatte doch wenigſtens keine Geheimniſſe.“

Während dieſer ſchmerzlichen Betrachtungen hatte ſie Mühe ſich von den umſtrickenden Armen frei zu machen und den zudringlichen Liebkoſungen ihres Beleidigers zu entgehen. Je mehr ſie ſich zurückzog, deſto verlangender wurde er, zuletzt blieb ihr nur auf dem äußerſten Ende des Bettes ein Plätzchen übrig, wo ſie ſich an die Wand drückte und ihr weinendes Geſicht in den Winkel kehrte. „Laß mich!“ rief ſie ſchluchzend, „laß mich!“ — „Nimmermehr!“ entgegnete er, und eine dunkle Röthe färbte ſeine Wangen. „Du weißt nicht was auf dem Spiele ſteht. Du kennſt dieſe abſcheulichen Kräuter nicht; ach du ahneſt überhaupt nicht, wie weit die Macht eines boshaften Zauberers geht, der da Luſt hat, ſich in die weiblichen Charaktere hineinzuſtudiren.“

„Fort, fort!“ rief ſie und drängte eine unbeſcheidene Hand zurück.

„Dem Himmel ſei Dank!“ ſeufzte er aus

voller Bruſt," indem er ſich beruhigt auf die Kiſſen zurückwarf. „Sie iſt noch was ſie war."

Magelone ſchlich ſich aus dem Bette und ſetzte ſich ans Fenſter, das ſie öffnete. Der dämmernde Morgen blickte herein. Ein voller Buſch blühender Roſen hing ſeine Zweige vor die Oeffnung. Das weinende Mädchen nahm einen der thaugefüllten Kelche und tauchte Mund und Wange in das kühlende Bad. Fortunat ſtahl ſich hinter ihren Stuhl, umfing ſie, und ſeine Küſſe erwärmten die eben von der Blume gekühlten Lippen. „Nicht wahr," rief er, „du biſt mir wieder gut? Ich will dir jetzt Alles erzählen, was ich nur zu erzählen habe. Komm, gieb mir einen Platz auf deinem Stuhle." Er ſetzte ſich und zog ſie auf ſeine Kniee, und indem er ein paar volle Knoſpen an ihrem Buſen befeſtigte, der durch ſeine glänzende Schönheit und Friſche auch noch die letzten quälenden Beſorgniſſe rückſichtlich der magiſchen Kräuter aus ſeiner Seele ſcheuchte, ſagte er: „Wirſt du wohl glauben, daß ich noch vor wenigen Stunden daſſelbe war, was du biſt?“

Sie ſah ihn mit großen Augen und ſchüttelte den Lockenkopf.

„Du denkſt, ich rede im Fieber,“ entgegnete er lächelnd; „aber nein; ich bin ein Mädchen geweſen und ich will hoffen, ein ziemlich hübſches. In meinem Herzen fühlte ich alle die kleinen thörichten Einfälle und Grillen, durch die du mich eben geneckt haſt. Sei unbeſorgt, die Erfahrung wird mir wenig nützen. Vergißt man doch wachend ſehr bald, daß man im Traume Kronen trug und über Königreiche zu gebieten hatte. So iſt auch mein hübſcher Traum dahin. Nur Eines wird mir immerdar in Erinnerung bleiben, und das iſt, daß ich keinem Weibe mehr traue, als nur dir. Der Grund iſt dieſer. In dem Augenblicke, wie ich mich Mädchen fühlte, ſpürte ich in meinem Herzen einen Hohn, eine Verachtung, einen Widerwillen gegen alle Männer. Nicht, daß ein hübſcher Knabe mir nicht Wohlgefallen erregt hätte, aber dieſes Wohlgefallen paarte ſich zugleich mit der brennendſten Luſt, ihn zu necken, zu betrügen, ſeiner heimlich zu ſpotten, wo ich nur konnte, während ich ihm ins Geſicht die größte Liebe und Zärtlichkeit zeigte. Das iſt der geheime Uebermuth, der in jedem Weiberherzen ſteckt und der immer wieder hervorbricht, wenn er auch Jahrelang unterdrückt worden. Ein Zufall hat mir ein unbekanntes Land aufgeſchloſſen, und du ſiehſt, ich bin nicht ohne Nutzen gereiſt. Die Fee hat recht, wenn ſie behauptet, daß ich ein Glückskind ſei. Eine Erfahrung, wie ich ſie gemacht, iſt ſchon einen Zauberſäckel werth."

„Du vergißt, daß ich von Allem dem gar Nichts verſtehe."

„Nun wohl, ſo höre. Jenes Bündel iſt mit einer Sorte magiſchen Mooſes gefüllt, das die Eigenſchaft beſitzt, Denjenigen, welcher ſich darauf niederlegt, über Nacht in ein Weib zu verwandeln; ebenſo ein Weib in einen Mann. Ich ſelbſt habe, wie ich dir erzählte, die Erfahrung gemacht, indem ich mich, trotz des Verbotes des alten Magiers, auf ein Lager hinlegte, welches mit dem Mooſe bedeckt war.“

„Hat man jemals dergleichen gehört?“ rief Magelone und ſchlug die Hände überm Kopfe zuſammen. „Alſo du wurde ein wirkliches wahrhaftiges Mädchen; das was man ſo recht eigentlich ein Mädchen nennt?“ —

„Ja, ja, nichts Anderes. Aber ſei ohne Sorge; betrachte mich ſo genau du willſt, du wirſt finden, daß die Bezauberung völlig verſchwunden iſt, ohne die mindeſte Spur zurückzulaſſen.“

„Schon gut, ich glaube dir, und was nun weiter?“ —

„Du kannſt dir denken, wie ich erſchrecken mußte, als ich dich auf dem Bündel ſitzen ſah; beſonders da ich vergeſſen hatte, ein paar der verzauberten Aepfel zu mir zu ſtecken, die wieder die Umwandlung bewirken. Zum Glück hat das boshafte Moos keine Zeit bekommen, dir zu ſchaden und dich um dieſe allerliebſten Reize zu bringen, die ſogar die Zärtlichkeit der Spinnen rege machen.“

„Trotz deſſen hätte ich doch gern ein Knabe ſein mögen,“ rief das Mädchen mit einem erröthenden Lächeln. „Wenn auch nur auf wenige Stunden.“

„Und warum?“ fragte er. „Wollteſt du auf ähnliche Entdeckungen ausgehen, wie ich ſie gemacht?“ —

„Das iſt nicht nöthig. Wir Frauen brauchen keine Belehrungen der Art. Wir kennen euch nur zu gut. Wo wäre das Mädchen, das eben den Kinderſchuhen entwachſen, nicht ſchon alle eure Schwächen an den Fingern herzuzählen wüßte?"

„Magelone!"

„Ja, ja, ſo iſt's. Der Grund aber, weshalb ich Knabe ſein möchte, iſt ein ganz anderer. Auf ein wildes Roß möchte ich mich einmal ſchwingen, durch Wälder und Felder brauſen, das Wild im Geklüfte verfolgen, den Gemsbock vom Felſen ſtürzen. Ach, welch ein Leben! Nebenbei würde ich Lanzen zerſplittern und ein paar Hälſe brechen."

„Den deinigen miteingerechnet," ſagte Fortunat unwillig. „Was das für Träume ſind! Wahrlich, ich bringe das verwünſchte Bündel vor deinen Fingern in Sicherheit. Es ſoll mir den Dienſt leiſten, von dem du mit ſo viel Feuer ſprichſt, aber wahrlich nicht an dir. Höre nun, was ich dir weiter mitzutheilen habe. Ich will dich etwas näher mit mir bekannt machen, denn bis jetzt wiſſen wir Nichts voneinander, als daß wir uns lieben. Freilich die Hauptſache. Du mußt erfahren, mein kleines ſüßes Mädchen, daß ich der Sohn eines ehrlichen Ritters aus Cypern bin. (Wir wollen es noch bei der alten Auslegung bewenden laſſen.) Unſer König, wie es denn ſehr ſonderbare Könige giebt, vertrieb mich mit dreien meiner Gefährten an einem ſchönen Morgen aus der Hauptſtadt. Wir wanderten aus und fanden im Walde eine alte Dame, die einer kleinen Gefälligkeit wegen, die wir ihr erwieſen" —

„Was war das für eine Gefälligkeit?"

„O, mein Schatz, eine ganz unbedeutende; ſtöre mich nur nicht in meinem Berichte. Die alſo Jedem von uns ein hübſches Geſchenk machte. Mir gab ſie einen Säckel, der die Eigenſchaft hat, bei jedem Griffe, den man hineinthut, ein Goldſtück zu ſpenden. Eine hübſche Gabe, du wirſt einſehen, daß ich Urſache hatte, mich bei der alten Dame zu bedanken. Darauf verließen wir die gute Inſel Cypern, die Gott ſegnen möge, und trieben uns in der weiten Welt herum. Ich hatte damals noch nicht auf dem Sopha des alten Magiers geſchlafen und kannte die Weiber noch nicht. Eine der ſchlaueſten lockte mich in ihr Netz und ſtahl mir den Zauberſäckel. Leichtſinnig und ohne Sorge, wie es meine Art iſt, hätte ich ſie wohl am Ende im Beſitz ihres Raubes gelaſſen, aber ich lernte dich kennen, mein Mäuschen, und jetzt haben die Schätze, die ich früher gering achtete, einen neuen Werth für mich, da ich ſie dir zu Füßen legen, dich reich, angeſehen und glücklich machen kann. — Ja, ich verwandle die tückiſche Prinzeſſin, mache, daß eine boshafte Kokette weniger auf der Welt iſt, nehme meinen Säckel, heirathe dich und ziehe mit dir in die ſchöne Stadt Famaguſta! O das ſind Pläne! Wir wollen dann wie die Engel im Paradieſe leben, und alle Zauberer, Feen und Prinzeſſinnen der Maulwurfsinſeln ſollen keine Minute meines Glückes mir rauben. Sieh, mein Mädchen, dann wird es heißen Fortunat und Magelone! — Magelone und Fortunat! Sie mögen hoch leben! Und der alte Vater wird die morſche Stiege hinuntergepoltert kommen, und die gute Mutter wird zum erſten Male vergeſſen, den Schlüſſelbund an ihrem Gürtel zu befeſtigen. Beide werden vor Freude weinen. Ich baue ihnen ihr altes Schloß wieder auf. Ja wahrhaftig, jedes Zugloch verſtopfe ich, daß kein Wind den alten Geſichtern mehr auf die Naſe blaſe. Der Vater ſoll wieder ſeine Jagd haben, die Mutter eine neue Küche, in der ſie nicht mehr vom Rauche beläſtigt wird. Und mitten in das alte ausgebeſſerte Neſt ſetzen wir uns hinein, wie ein paar zärtliche Waldtauben. Ja, das wollen wir. Nun friſch auf die Reiſe, in die Reſidenz, daß ich mein Eigenthum wiedererhalte und alle unſere guten Pläne ihren Gang gehen.“

Dieſe Rede begleiteten die lebhafteſten Exclamationen, die Jugend, Hoffnung und Liebe einer bewegten Bruſt nur entreißen können. Er umſchlang Magelonen und unterdrückte durch ſeine Küſſe die tauſend Fragen, die ihr auf den Lippen ſchwebten. Sie mußte ſich zufrieden geben, obgleich in ihrem Köpſchen auf die verwirrteſte Weiſe die alten Damen, Prinzeſſinnen, die Goldſtücke und zärtlichen Tauben durcheinander tanzten. So viel begriff ſie, daß der Weg in die, wie die dicke Wirthin der Herberge verſicherte, nahe gelegene Reſidenz der Grafſchaft Provence ginge und daß ſich dort alles

Dunkle in der Biographie ihres Erwählten erhellen werde. Dieſer tobte unterdeſſen im Zimmer umher, das wenige Gepäck zuſammenſuchend und in ein Ränzchen ſchiebend, das er auf den Rücken ſchnallte. In den glücklichen Zeiten der Feen waren gleichwohl ſolche kleine beſchwerliche Anſtalten nöthig. Magelone, die ihm helfen wollte, zerrte Alles wieder heraus, was ſchon eingepackt war: neue Mühe, neuer Zank, neue Verſöhnung. Endlich drückte ſie ihm einen vollen Kranz von Roſen, den ſie während der Erzählung geflochten, auf den Hut, hing ſich an ſeinen Arm, und Beide überhüpften, wie zwei junge Frühlingsgötter, die Schwelle der kleinen Herberge, die ihnen eine ſo unruhige und doch ſo ſchöne Nacht gewährt hatte.

Die Morgenſonne flimmerte in bunten Lichtern auf dem Schmelze der Blumen, brannte in goldgrünen Flammen durch die dichten Lauben am Wege und ſtreute Silberfunken auf den breiten Strom am Wege, der ebenſo glücklich, frei und leicht wie unſere Wanderer der Stadt zueilte.

Nachdem ſie einige hundert Schritte gegangen waren, nahm Magelone plötzlich eine nachdenkende Miene an, indem ſie in ihrem raſchen Gange inne hielt und den Finger an die Stirn brachte. „Was haſt du?“ fragte Fortunat.

„Vergieb,“ ſagte ſie, „aber mir liegt eine Frage auf der Lippe, die ich durchaus los werden muß.“

„Nun?“

„Was konnte die alte Dame von dir für Gefälligkeiten zu fordern haben? das begreife ich durchaus nicht.“

„Ich ſagte dir ſchon, ſehr unbedeutende. Sie fürchtete ſich, die Schuhe naß zu machen, und ich hob ſie über einen kleinen Waldbach herüber.“ —

Magelone ſchüttelte den Kopf. „Sonderbar!“ rief ſie. „Alte Damen gehen doch gewöhnlich nicht allein in den Wäldern ſpazieren.“

„Dieſe aber that es.“

„Schon gut; aber die Prinzeſſin, die dir den Zauberſäckel geraubt hat? — Für die haſt du auch Gefälligkeiten gehabt?“ —

„Schön, daß du mich an dieſe erinnerſt. Ich will dir deine Rolle einſchärfen, die du ſpielen mußt, wenn wir in der Stadt anlangen. Die nichtswürdige Prinzeſſin, die zu beſtrafen ich mir vorgenommen, muß bei Leibe Nichts von deinem Daſein wiſſen. Ich werde ihr weis machen, daß die Liebe zu ihr mich wieder an ihren Hof getrieben, und ſo lange mußt du dich verſteckt halten. Hab' ich mein Müthchen an der Schlange gekühlt und iſt ſie genugſam beſtraft, dann kommſt du wieder hervor und wir ziehen unſere Straße weiter.“

„Und wo ſoll ich in der fremden Stadt bleiben ohne dich?“ fragte das Mädchen ſchluchzend.

Er umfing ſie und preßte einen Kuß auf ihre Wange. „Das wird ſich ſchon finden!“ erwiederte er und drückte ſeinen Hut tiefer in die Stirn, um ihr zu verbergen, daß auch ihm die Thränen nahe waren, da das Wort Trennung, im Wörterbuche der Liebe das fürchterlichſte Wort, ausgeſprochen war.

Eine lange Pauſe erfolgte, während ſie ſchweigend nebeneinander hergingen. Die Sonne rückte nach und nach in den Mittag, die Schatten verminderten ſich, es wurde heiß. Die Ungewohntheit des Wanderns zwang Magelonen öfters Halt zu machen, jetzt fielen Ermüdung und Durſt ſie mit vereinten Kräften an und ſie vermochte nicht zu widerſtehen. Unter einem Baume ſank ſie hin, und Fortunat lief ängſtlich herum, eine Quelle zu entdecken. Er fand keine. Voll Verzweiflung knieete er zu ihr nieder, hob ihr Haupt auf ſein untergeſtütztes Knie und wehte ihr Kühlung mit ſeinem Hute zu. Ihre geſchloſſenen Augen, ihr nur ſchwach athmender Buſen, die ſchlaff niederhängenden Arme preßten ihm qualvolle Seufzer aus. Wie rührend ſind die erſten Schmerzen, die das Schickſal einer noch jungen Liebe auferlegt, aus dem heilſamen Grunde auferlegt, damit ſie erſtarke. Die erſte Thräne, die an der Wimper des geliebten Auges zittert, befeſtigt das Band der Seelen unauflösbar. So lange Magelone blühend und froh an Fortunats Halſe hing, konnte er für einen Moment an der Dauer ſeiner Liebe zweifeln, jetzt da ſie bleich, verſchmachtend, von aller Welt verlaſſen vor ihm lag, fühlte er, daß ſie ihm ewig angehören müſſe. Seine Aufmerkſamkeit, ſeine Qual verdoppelte ſich, je länger die Hülfe ausblieb;

endlich vernahm ſein geſchärftes Ohr das Glöckchen eines Maulthiertreibers, das ſich die Höhe hinaufbewegte. Das beladene Thier arbeitete ſich nur mühſam den engen Pfad vorwärts; ſeine Fracht beſtand in zwei gewichtigen Körben, gefüllt mit Weinflaſchen. Welch ein wichtiger Fund für unſern verzweifelnden Freund! Er macht ſich ohne Verzug an die beiden derben Führer des Thieres, bietet ihnen ein Goldſtück, das letzte, das ihm aus dem Säckel der Fee geblieben; umſonſt, ſie verweigern ihm den kleinſten Theil ihrer Schätze. Wüthend hierüber, fällt er ſie an, ſchlägt ſich mit ihnen herum, thut Wunder der Tapferkeit und erbeutet endlich zwei Flaſchen, nachdem er die übrigen zerſchlagen und die beiden Treiber zu Boden geworfen hat. Dort mögen ſie liegen bleiben, bis der ganze Zug nachkommt, der ſich noch in weiter Ferne im Thale bewegt. Magelone fühlt kaum den Wein ihre Lippen benetzen, als die

Lebensgeiſter in erneuter Stärke wieder zurückkehren. Sie richtet ſich auf, und der erſte Beweis, daß Empfindung ihr Herz neu erwärmt, iſt ein zärtlicher Kuß, mit dem ſie dem armen Knaben ſo viel ausgeſtandene Sorge und Qual reichlich vergütet.

Sie wollen eben ihren Weg fortſetzen, da macht Fortunat die Bemerkung, daß das Maulthier der Weinhändler, wenn man ihm die leeren Körbe abſtreift, einen bequemen Sitz für Magelonen abgeben müſſe. Dieſer gute Gedanke verdient ausgeführt zu werden; freilich muß man dann einen kleinen Umweg links ab machen, um dem Zuge nicht entgegenzukommen; aber was thut das? Unſer reiſeluſtiger Held würde ſich noch zu viel größern Opfern entſchließen, wenn er nur den doppelten Gewinn nicht verliert, ein gutes Thier zur Reiſe zu erhalten und zugleich die beiden nichtswürdigen Treiber aufs empfindlichſte zu beſtrafen.

Ohne ſich alſo um ihre ohnmächtigen Flüche zu kümmern, ordnet er ſo gut es geht den Sattel, knüpft ſein Halstuch ab und macht daraus eine ziemlich ſtattliche Decke, hebt dann ſeine Schöne aufs Thier, faßt die Zügel deſſelben und lenkt es durch die Gebüſche raſch einen kleinen Pfad ins Thal herab.

Sie langen wohlbehalten und ſicher unten an, und indem ſie die Vorſicht beobachten, ſich immer in einiger Entfernung von der großen Straße zu halten, nehmen ſie ihre Richtung auf ein Dorf zu, das ſeine freundlichen Giebeldächer aus einem Bosket von Obſtbäumen und Hollundergebüſchen hervorſtreckt. Dieſes willkommene Ziel zu erreichen ſpornt Magelone ihr Thier an, und Fortunat verdoppelt ſeine Schritte: da lenkt ein Geſchrei, das von der Landſtraße herübertönt, ihre Aufmerkſamkeit rückwärts. Sie wiſſen nicht recht, was ſie aus der Scene machen ſollen, die ſich ihren

Blicken darbietet. Ein Reiter, deſſen kurze dicke Geſtalt ſich ſehr ſonderbar ausnimmt, kommt, wie es ſcheint, in eiliger Flucht die Straße herabgejagt, verfolgt von drei bis vier verwegenen Burſchen, die ihm und ſeinem Thiere mit Steinwürfen zuſetzen. Endlich erreichen ſie ihn, reißen ihn aus dem Sattel herab, er vertheidigt ſich aus allen Kräften, Geſchrei, Flüche und Hülferuf durchtönt die Luft, und endlich hüllt eine dicke Staubwolke die Kämpfer und den Kampfplatz ein. Unſere Reiſenden haben ihre guten Gründe, warum ſie es vermeiden, ſich in dieſe Händel zu miſchen, ſie ſetzen ihren Weg fort und erreichen, als ſchon die Abendkühle weht, das Dorf. An der Mauer einer kleinen Meierei unter einer Laube von Jasmin machen ſie Halt, um ihre Mahlzeit einzunehmen. Fortunat holt die noch unaufgebrochene Flaſche hervor, indeß Magelone einen Beſuch bei der Bäuerin abſtattet, die ihr zu Gefallen ihren Hühnerhof plündert und einen Eierkuchen, ſo gut als in jenen romantiſchen Zeiten ein Eierkuchen zu gerathen pflegte, dem hungrigen Paare aufſchüſſelt. Wie gut mundet die ländliche Küche dem verwöhnten Gaumen des ſchönen Pagen, der nicht mehr an die leckere Tafel des Magiers zurückdenkt. Vergeſſen ſind alle Beſchwerden der Reiſe. Er liegt im Graſe hingeſtreckt, während ſie die Wirthin macht, die Becher neu füllt, das gekochte Huhn aus der Meierei zerlegt und den Kuchen in Stücke ſchneidet; immerdar gehindert in dieſen Verrichtungen durch die Anfälle ſeiner Zärtlichkeit. Wenn ſie ihm zu trinken bietet, verlangt er einen Kuß, und reicht ſie ihm die Wange, ſo greift er lachend nach dem Becher. Dieſe unſchuldige Neckerei würzt das Mahl, wenn es einer Würze bedurft hätte. Plötzlich bemerkt ſie, mit einem Ausrufe des Schreckens, daß Fortunat ſich ſorglos während des Eſſens auf das unglückliche Bündel geſtützt hat. Welch ein verwünſchter Zufall! In der That, über ſo viele Ereigniſſe waren die verzauberten Kräuter ganz vergeſſen worden. Magelone wird bleich und wieder roth, ſie verliert alle Eßluſt, ſie findet, daß hier nicht zu ſpaßen ſei, mit dem einen Arme ſtößt ſie den Geliebten vom ominöſen Polſter herab, mit dem andern ſchleudert ſie dieſes ſo weit weg, als ſie vermag. Es rollt unter einen prächtigen Birnbaum, der in einiger Entfernung von der Straße, halb verſteckt in einer Niederung ſeine majeſtätiſchen Zweige ausbreitet. Was iſt natürlicher, als daß unſer Held ſeinem Schatze nachläuft. Magelone, ſchon überzeugt, daß die unglückſeeligſte Verwandlung ihr mit einem Streiche einen hübſchen Jungen, einen Ritterſitz in Cypern und einen unerſchöpflichen Geldſack geraubt hat, wirft ſich laut weinend unter demſelben Baume nieder, wo er mit ſeinem Bündel beſchäftigt iſt.

Anfangs lacht er über ihre Beſorgniſſe, als ſie ihm jedoch auf alle Verſicherungen nur mit einem mißtrauiſchen; prüfenden Blicke antwortet, bleibt ihm nichts Anderes übrig, als ſie in ſeine Arme zu ſchließen und ihr den deutlichſten Beweis zu geben, daß er noch nicht aufgehört hat, ein Knabe zu ſein. Die Gruppe, halb verſteckt unter Blumen und überwölbt von den Zweigen des Birnbaums, iſt nicht ſo unbeobachtet, wie das zärtliche Pärchen es meint. Es raſchelt oben in den Zweigen, und plötzlich ruft eine Stimme: „Ich will mich hängen laſſen, wenn die Spitzbuben da unten nicht das Maulthier geſtohlen haben, um deſſentwillen ich meine Prügel bekommen!“

„Holla! Das iſt die Stimme des Narren!“ ſchreit Fortunat, in ſeiner Beweisführung inne haltend und in die Höhe ſchauend. „Fortunat! Beſter Freund, geliebter Junge!“ tönt es von oben herab. „Biſt du es?“ — „Ich bin's!“ —

„Unſere gute Frau zu Amiens ſei gelobt, wie kommt ihr hierher, und wer iſt das hübſche Kind, mit dem ihr euch eben ſtrittet?“ — „Das ſollſt du Alles erfahren; ſteige nur nieder, denn wahrlich, der Birnbaum ſchämt ſich, eine ſo mißgeſtaltete Birne zu tragen, wie du eine biſt.“ — „Nur ſtill, ich komme ſchon.“

Während der ehrlichſte Burſche von einem Hofnarren ſeine zerſchlagenen Glieder langſam hinabgleiten läßt, hat Magelone, nicht ohne Zeichen eines kleinen Unmuths, ihre Toilette wieder geordnet, ſich aus dem Graſe erhoben und ſieht mit erſtaunten Blicken, wie der kleine dickbäuchige Zwerg dem ſchlanken Pagen in die Arme fällt. In der That, eine rührende Erkennungsſcene. Wie viele Fragen, wie viele Verwünſchungen, welche poſſierliche Sprünge, und bei allem dem ſpricht Jeder zugleich und Keiner verſteht den Andern. Endlich wird ſo viel deutlich, daß jener fliehende Reiter auf der

Landſtraße Niemand Anders als der Narr geweſen, dem man ſein Thier genommen und der aus Furcht vor weitern Verfolgungen ſich auf den Birnbaum gerettet hatte. „Ihr ſeht,“ ſetzte er ſeinem Berichte hinzu, „daß ich diesmal für euch meine Haut zu Markte getragen habe, doch es ſoll gern geſchehen ſein, weil ihr wieder da ſeid. — Wo, zum Teufel, habt ihr aber denn ſo lange geſteckt? Ich bin vom Seneſchall zum Kaplan, von dieſem zum Küchenmeiſter, vom Küchenmeiſter zum Stallknecht gelaufen, Keiner wußte von euch. Der Zwerg auf dem Thurme hat ſich die Augen aus dem Kopfe geſchaut, ohne nur ſo viel von euch zu ſehen, als nöthig iſt, einem verliebten Mädchen frohe Träume zu machen. Schämt euch, ſchämt euch! Ihr ſeid zum Landläufer geworden, der unter jedem Birnbaum an der Straße Quartier macht.“

Fortunat gab ihm einen Schlag auf den

Mund. „Sprich, altes Abenteuer, wie geht's der Prinzeſſin?“

„O die giebt Feſte auf Feſte! Es iſt noch nie ſo glänzend bei uns geweſen. Der Kanzler zuckt die Achſeln und weiß lange ſchon nicht mehr, wo das Geld herkommt, das ihre hübſchen Finger wegſchleudern, als wenn es taube Haſelnüſſe wären. Aber die ſchöne Jungfer wendet ihr Köpfchen immer von mir ab? Wahrhaftig, ſie zürnt mir noch, daß ich ſie dort unten geſtört habe.“

Fortunat faßte ihre Hand und legte ſie in die des Narren. „Was ſoll das?“ fragten Beide. „Hier haſt du eine Tochter — und hier haſt du einen Vater!“ rief der Jüngling mit feierlicher Stimme. „Keine Fragen, keine Erklärungen weiter! Es bleibt dabei. So lange ich in der Reſidenz weile, biſt du, Magelone, die Tochter dieſes meines ehrlichen Freundes. Hörſt du? — Jetzt laßt uns ſchleunig aufbrechen, daß wir noch vor Einbruch der Nacht in der Stadt anfangen.“

Der Narr ſchüttelte bei dieſer Rede den Kopf, wie Einer, der verwirrte Dinge hört; Magelone erröthete, Fortunat ließ Beiden nicht Zeit, lange Betrachtungen anzuſtellen. Er miethete einen Eſel, auf den er den Narren und das verzauberte Bündel packte. Magelone wünſchte heimlich, daß die Kräuter ihre volle Bosheit an dem armen Spaßmacher ausüben möchten. So iſt auch das ſanfteſte Herz nicht frei von Tücke. Der kleine Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fortunat.

Zweiter Theil.

„Alsdann beſchließe der König, und laſſe durch ſein Heer die Beſchlüſſe ausführen! Wozu da noch eine Conſtitution?“ rief Hermes.

„Freilich, wozu da noch eine Conſtitution! Für's Erſte ſind wir auch ſo weit gekommen, dieſe Wahrheit einzuſehen. Zuerſt Ruhe, Ordnung, Geſetz — dann Weiteraufbau.“

„Aber vielleicht unterbleibt der Weiteraufbau auch ganz?“

„Unmöglich. Eine große und ſtets auf dem Wege des Fortſchritts begriffene Nation unterläßt den Weiterfortbau wahrlich nicht. Hat nicht Preußen unter Friedrich dem Großen fortgebaut, hat's nicht unter Friedrich Wilhelm III. durch Scharnhorſt's und Gneiſenau's Heerorganiſationen fortgebaut? Und das alles ohne Conſtitution. Ob wir das, was unſer jetziger Fortbau heißen wird, Conſtitution, oder Zweikammerſyſtem, oder Volksvertretung nennen, das kann uns gleich ſein, kurz fortbauen werden wir. Es iſt ſchon ein ungeheurer Fortbau der Neuzeit, daß ſich die Nation ſo einſtimmig für ihr Königshaus ausgeſprochen hat. Tauſend und aber tauſend Stimmen haben gerufen: Nur auf dieſem Wege geht's vorwärts. Ein Staat, der da weiß, was er will, iſt ſtark!“ —

„Ich höre dieſe offene und freie Sprache zum erſtenmale,“ ſagte der junge Mann mit Bewegung. „Man hat mir immer nur von der ſchwärzeſten Seite die beſtehenden Verhältniſſe gezeigt.“

„Ich will nicht Proſelyten machen,“ ſagte Herr von Rubern raſch, „bleiben Sie bei Ihrem Glauben. Sie ſind nicht ausübender Staatsmann, Ihnen iſt nicht das Wohl und Weh von Tauſenden vertraut, Sie können in roſenrothen Idealen ſchwärmen. Wir müſſen Brod ſchaffen. Geſicherten, ehrlichen Erwerb! Wir müſſen das Praktiſche und Wirkliche ſcharf im Auge behalten. Bleiben Sie bei Ihren Idealen.“ —

„Unfruchtbare Ideale ſind die Koſt des Narren,“ ſagte Hermes ſtolz.

„Beſſer als die Waffe des Schurken,“ entgegnete Ryborn.

„Ich habe nie wiſſentlich Unrecht geſprochen und geübt!“

„Um ſo weniger paſſen die Maaßregeln auf Sie, die man anderswo anwendet. Mit den Schurken und Böſewichtern werden wir ſchon fertig werden. Wir ſind die Stärkern. Aber die ehrlichen Schwärmer, die Fanatiker für einen Schatten, die bekämpfe, wer da kann. Man muß ſie eben gehen laſſen.“

„Ich gehe auch.“

„Das haben Sie nicht nöthig, denn ich werde Sie halten.“

„Sie, Herr v. Ruborn? Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Ganz einfach, junger Mann. Sie ſind mir als einer der gefährlichſten Arbeiter der Umſturzpartei bezeichnet, es iſt bereits die Beſchlagnahme Ihrer Perſon beantragt worden. Ich habe mich aber eben überzeugt, daß Sie ungefährlich ſind.“

„Ungefährlich?“

„Ja, denn ich hab' Sie als offenen, braven, ehrlichen Mann, aber als Schwärmer kennen gelernt, und ſolche fürchten wir nie, und verfolgen ſie nie. Sie haben Ihre Geſinnung oder was Sie Geſinnung nennen, ich die meinige; daß auf Ihre Frage der Staat keine Antwort giebt, iſt nicht Ihr Fehler; Sie fragen wenigſtens ehrlich. Und dann, offen geſtanden, hat's mich gefreut, in einer Zeit, wo ſehr Viele käuflich ſind, Jemand zu finden, der um eine Summe Geldes nicht von ſeiner Ueberzeugung weicht. Hier haben Sie meine Hand, wir ſcheiden als Freunde. Thun Sie nun, was Sie wollen.“

„Da Sie ſelbſt mich für ungefährlich erklärt haben, ſo bleibe ich.“

„Ja, bleiben Sie, und ſehen Sie ſich vor, daß

Sie nicht noch Einer von den Unſern werden. Nehmen Sie ſich in Acht; ich warne Sie. Wir meinen es treu und redlich — Sie meinen es treu und redlich; die redlichen Leute verſtändigen ſich unverſehens.“.

„Ich kann wenigſtens nicht anders, als mir Glück wünſchen, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, Herr v. Ruborn. Aber ich bleibe doch mit Herz und Sinn Republicaner.“

„Bleiben Sie's. Wenn wir uns um hundert Jahre wieder ſprechen könnten, wäre ich's vielleicht auch. Bleiben Sie immerhin Republicaner, allein hüten Sie ſich, wie bisher, Propaganda zu machen. Wir werden ſcharf und ſchlimm auftreten. Die zügelloſe Rotte, die wir durch unſere Nachſicht groß gezogen, muß gänzlich niedergeworfen werden. Wir geben kein Pardon, und da würde es mir leid thun, wenn beſſere Naturen leiden müßten.“

„Sei'n Sie ohne Furcht. Nach dem, was ich heute gehört habe, mache ich keine Propaganda mehr.“

„Ihr Wort darauf.“

„Hier, meine Hand. Ich ſehe ein, daß Sie Recht haben, und daß ich getäuſcht, fortgeriſſen worden bin. So hat man mir die Gegenpartei nicht geſchildert. Wie viel kommt auf eine einzige Minute der Verſtändigung an.“

„Freilich; aber wie ſehr vermeiden gerade heutzutage beide Parteien die Verſtändigung.“

Wenige Tage nach dieſer Unterredung erhielt Helene ein Schreiben von ihrem Bruder, welches die wenigen Worte enthielt: „Ich habe nichts gegen Deine Verbindung mit Herrn von Raborn. Auf das Geld verzichte ich.“ —

Die Vermählung wurde bis ſo weit hinausgeſchoben, bis Briefe aus Amerika eintrafen, die die freudige Zuſtimmung des Vaters, die kalte, unfreundliche der Mutter gaben. Der glückliche Verlobte führte ſeine Braut in das Haus ſeiner Eltern ein; hier war es vorzüglich die Schweſter, die der neuen Verwandten mit Herzlichkeit entgegen kam, und Clementine, die kleine Abſolutiſtin, ſchloß ſich dieſem freundlichen Gruße an. „Es iſt nur,“ ſagte ſie, „weil mir der Bruder gut gefallen hat.“

„Aber er iſt und bleibt ja Republicaner!“ rief die Freundin verwundert.

„Schadet nichts. Die Republicaner kann ich mir noch allenfalls gefallen laſſen, aber ganz und für immer verhaßt ſind mir die Conſtitutionellen. Hütet Euch, wenn Euch meine Freundſchaft lieb iſt, einen ſolchen je über Eure Schwelle zu laſſen.“

„Aber wir ſind ja Alle Conſtitutionelle!“ riefen Herr von Ruborn, und ſein Sohn und Emanuel lachend. Der Vater Clementinens ſprach daſſelbe aus.

„O lehrt mich nicht, was Ihr ſeid,“ rief ſie lebhaft. „Ich kenne Euch. Wir ſpielen Alle Maskenball, und die Einzige, die in ihrem gewöhnlichen Kleide unter Euch herumſchlüpft, bin ich. Darum fallt Ihr auch Alle über mich her, wenn ich nur den Mund aufthue. Aber, ſchöne Masken, ich werde doch ſprechen, und wer das letzte Wort behält, verſteht Ihr mich, der hat geſiegt.“

Helene, in ihren neuen Wirkungskreis eingetreten, verſuchte überall verſöhnende Worte nicht allein, ſondern Werke der Liebe einzuführen. „Ich habe ja ſo ſehr viel gelitten durch den politiſchen Zwiſt in der Familie,“ ſagte ſie, „wie ſollte ich nicht mit allen Kräften dahin arbeiten, überall anderswo dieſes ſchreckliche Uebel fern zu halten.“ Die beiden Geheimeräthinnen zu verſöhnen, gelang ihr indeß doch nicht. Bei der Aufhebung des Belagerungszuſtandes gab Frau Blimke ein Feſt, und Frau von Reinicke ſchloß ihre Fenſterläden, und zog für dieſen Tag auf's Land. Der Handſchuhfabrikant hatte die Erlaubniß, Helenen, und ihren Mann zu beſuchen, und ſetzte für das ganze Ruborn'ſche Haus Handſchuhe ab. Er kam eines Tages, um anzuzeigen, daß Herr Karcher nunmehr zum zweitenmale ausgezogen ſei, und jetzt nicht mehr wiederkommen wolle, und zwar weil die Magd zufällig ein Fäßchen mit Butter, wo denn Herr Karcher ſteif und feſt behauptete, daß es Pulver ſei, in die Kammer, neben ſeinem Bette geſtellt hatte. Helene empfing auch bald darauf aus einem entfernten Provinzſtädtchen die Nachricht, daß ihr alter furchtſamer Freund ſich dort niedergelaſſen habe, und ſeine Tage in ſtillſter Zurückgezogenheit beſchließen wolle.

Herr Kieſelack fehlte natürlich bei der Hochzeit nicht. Er wollte ſich als fernerer Hausfreund der Familie einführen, allein Clementine und der Kommerzienrath intriguirten ſo lebhaft gegen dieſen gemüthlichen Plan, daß er aufgegeben werden mußte. Herr Kieſelack rächte ſich dadurch, daß er verbreitete, Clementine ſtelle dem jungen Herrn Hermes nach, der ſie aber nicht haben wolle. Abwechſelnd wurde von den Behörden Herr Kieſelack für einen Republicaner, für einen Demokraten, für einen Conſtitutionellen, für einen Reactionären, und endlich auch für einen guten Royaliſten gehalten; das Berliner Kind lachte in's Fäuſtchen; es war zugleich alles und nichts. —

Bayerische
Staatsbibliothek

[illegible]

[illegible]

Wilhelm.

Von

A. von Sternberg.

Erſter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1849.

P.o.germ. 1720 1x/13

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An meine Schweſter

Auguſte von Foreſtier,

geborne Baroneſſe v. Ungern-Sternberg

als Gruß in die Ferne.

Vorwort an den Leſer.

Die Erzählung, die ich hier dem Publikum übergebe, ward vor den denkwürdigen Ereigniſſen des März des Jahres 1848 geſchrieben, trägt demnach den Stempel jener Ruhe und Beſchaulichkeit an ſich, die den Zeiten eigen zu ſein pflegt, welche kurz vor dem Ausbruch politiſcher Stürme liegen. Wir beſitzen eine ganze Literatur dieſer Art; ſie iſt intereſſant für den Literarhiſtoriker nicht minder, wie für den Beobachter der Sitten und Zuſtände. Beigehende Erzählung nimmt wenigſtens dieſes Intereſſe in Anſpruch, im Fall es ihr nicht gelingen ſollte, das höhere Intereſſe ihrer künſtleriſchen Erſcheinung dem Leſer abzunöthigen. Die Perſonen in der Novelle gehören der Geſellſchaft von 1830 an, jener Geſellſchaft, die einerſeits von Byron, anderſeits von Bulwer ihre geiſtige Nahrung zog. Als ich mich in Baden-Baden im Jahr 1833 und 34 aufhielt, bewegte ſich daſelbſt eine Gruppe ſocialer und poetiſcher Naturen, die faſt mit Porträtähnlichkeit, gerade in dieſer Zuſammenſtellung von mir aufgefaßt wurden. Lange trug ich das Bild dieſer liebenswürdigen Zuſtände in mir herum, bis endlich jetzt es die ihm dienliche Geſtaltung gewann. Ich konnte natürlich nicht ahnen, daß ſchnell, nachdem ich die letzte Zeile an dieſem Buche geſchrieben, die neue Zeit an die Thüre Aller, alſo auch an die meinige klopfen würde. Wie in einem heftig arbeitenden Strudel verſanken raſch die lieblichen, ruhigen Gebilde, gleich den Perlen der Fee, in die Tiefe, und ganz andre Geſtalten und Zuſtände erhoben ſich und verlangten gebieteriſch Geltung. Der poetiſche Darſteller, der nicht myſtiſcher Träumer ſein will, muß dem feurigen Gewölk folgen, das ein ganzes Volk, eine ganze lebende Generation immer vorwärts durch die Wüſte leitet, er kann und will nicht fragen: wohin führt die Straße? Er ſieht Alle ziehen und zieht mit. Er ſieht im rothen Meere das Heer Pharao's verſinken," das Heer derer, die ſich eigenſinnig dem verſchließen, was das Wachsthum der Zeit mit ſich bringt. In dem Lande angelangt, wo die Traube glüht, die Mirte grünt, die Taube niſtet, da iſt's der Poet, der zuerſt ruft: Laßt uns Hütten bauen. Er iſt der natürliche Bundesgenoſſe des Friedens, der Ruhe, des Genuſſes. Glaubt ihm nicht, wenn er behauptet, den Kampf zu lieben. Er vermeidet nur den Kampf nicht, ihn aufſuchen wird er nie und nimmer, und wenn er glücklich ſein ſoll, ſo muß er dann erſcheinen, wenn die Gegenſätze eben ſich ausgeglichen, wenn die Stürme ſich gelegt und eine himmliſche Erfriſchung über die Welt weht, ähnlich der, die nach einem Gewitterregen auf die brennende und ſchmachtende Natur ſich niederſenkt.

Dieſe wenigen Worte zum Verſtändniß einer Schöpfung, die noch das Motto der vergangenen Jahre an ihrer Stirn trägt.

Erſter Abſchnitt.

I.

Es war der heilige Abend des Weihnachtfeſtes. Ein heftiger Froſt war eingetreten, Schnee in großer Menge gefallen, die Bäume des Gartens der Pfarrwohnung ragten mit ihren weißgepuderten Zweigen in den ſchwarzen ſternfunkelnden Nachthimmel hinein. Das Licht aus der großen Stube, wo der Weihnachtbaum mit ſeinen Kerzen leuchtete, fiel auf die ſchimmernde Schneefläche, mit der die Blumenterraſſe dicht vor den Fenſtern verhüllt war. Drinnen im behaglichen Raume trieben die Kinder ihr Spiel um die nach und nach bereits verglimmenden Kerzen. Es war ſpät geworden. Die Familie hatte Gäſte erwartet, und dieſe waren jetzt angelangt; eine junge erſt kürzlich verheirathete Frau, eine Verwandte des Pfarrers, die ihren Bruder und eine Schweſter mitbrachte; die letztere ein blühendes hübſches Mädchen, mit der Friſche der Jugend auf den Wangen und dem Leuchten der Unſchuld in den hellen, großen, klaren Augen. Der Pfarrer und ſeine Frau hatten ſich mit ihren Gäſten vor dem Lärmen der Kinder in die Nebenſtube geflüchtet, und hier waren nun die nach einem fröhlichen Wiederſehen üblichen Fragen und Antworten abgethan worden. Die junge Frau, nachdem ſie in weitläufiger Rede das Ausbleiben ihres Mannes entſchuldigt, den Geſchäfte zurückgehalten, hatte ſich nach Wilhelm, dem Sohne des Pfarrers, erkundigt, und bei dieſer Frage einen flüchtigen Blick zu ihrer Schweſter herübergeworfen. Die Antwort lautete kurz und verſtimmt, man wiſſe nicht, wo er ſich herumtreibe, denn Tag und Nacht ſei ihm gleich, wenn ihn einmal die Wuth, einſame Ausflüchte zu machen, ergreife. Robert, der Bruder der jungen Frau, bemerkte, daß er dies erklärlich finde, denn in der Stadt eingeſchloſſen und unter den Akten begraben, erfaſſe Einen ordentlich eine Art Fieberwahnſinn nach allerlei Naturgelüſten und Genüſſen; wenn dann ein ſolcher Armer wirklich hinaus gelange, ſo wüßte er ſich nicht zu laſſen und ſtelle ſich ganz

Fortunat.

Ein Feenmährchen.

Von

A. von Sternberg.

> „Comment pouvez vous préférer (leur disait le sage Ouloug) des contes, qui sont sans raison, et qui ne signifient rien?“
> C'est précisément pour cela, que nous les aimons (repondaient les sultanes).
>
> *Voltaire*, Zadig.

Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

ungebehrdig an, den Landbewohnern zum Wunder und Entſetzen. Ja, ja, ſo iſt's auch; ſagte der Pfarrer lachend. Die Pfarrerin ſeufzte. Aber den Weihnachtabend zu fehlen, bemerkte die junge Frau, wieder mit einem Seitenblicke auf ihre Schweſter, während man weiß, daß zwei nicht ganz unliebenswürdige Couſinen und ein guter ehrlicher Herzensbruder und Jugendkamerad hier eintreffen, das iſt denn doch nicht Recht. — Nein, nein, das iſt's auch nicht! rief die Pfarrerin. Vergebt ihm nur, liebe Kinder; von ihm heißt's wirklich, er weiß nicht, was er thut. Liebes Liſettchen, was werden Sie beſonders von meinem unhöflichen Sohne denken? Dieſe Frage war an das junge Mädchen gerichtet, das jetzt hoch erröthete, die Hände im Schooß faltete und eine äußerſt befangene Miene zeigte. — O, ſagte die Schweſter, ich bin überzeugt, Eliſe denkt an nichts, als wie ſie ihre Naſenſpitze rettet, von der ſie glaubt daß ſie erfroren ſei. In der That, der Wind war ſcharf, und wir hatten ihn immer entgegen. Dieſer Scherz, über den die kleine Geſellſchaft lachte, hob die arme Kleine über die peinvollen Augenblicke hinweg. Die Pfarrerin fand nun gleich Gelegenheit über die wohlgewärmte

Stube zu ſprechen, die ſie für die Ankömmlinge bereit halte, und dieſe brachen jetzt nach dieſem Ruhepaltz auf. Robert zündete ſich ſeine Cigarre an, indem er vor ſich hinmurmelte: wir wollen dem jungen Herrn morgen in aller Frühe einen Beſuch abſtatten und ihm die Leviten leſen dafür, daß er ſich unterſteht bei unſerer Ankunft nicht gegenwärtig zu ſein.

Als die Pfarrerin von der Begleitung ihrer Gäſte heimgekehrt war und in das Zimmer geblickt hatte, wo ſie ſich überzeugte, daß ihr Mann nicht mehr darin ſei, gab ſie der alten Babet einige Aufträge in Betreff des herumliegenden Spielzeugs und der Wein- und Speiſereſte, denn die gute Hausfrau vergaß bei allem Leid und Kummer ihres Herzens des Hauſes Ordnung und Geſetz doch auf keine Minute, und dann nahm ſie ihr Licht, mit dem ſie gewöhnlich in ihre Schlafkammer ſich hinaufleuchtete; ſtatt aber dorthin zu gehen, betrat ſie den Gang, an deſſen Ende das Zimmer ihres Sohnes ſich befand. Sie wußte recht wohl, daß er zu Hauſe war. Sie klopfte an, und da keine Stimme herein rief, öffnete ſie leiſe und trat ein. Die Studirlampe war herabgeſchraubt, es herrſchte ein Dämmerlicht in dem kleinen Raume, der obenein durchkältet war. Ein junger Mann ſaß am Tiſche, ohne Rock in Hemdärmeln, er hatte wie ein Kind beide Arme untergebreitet, das Haupt darauf gelegt, und ruhte mit der Wange auf ein zuſammengefaltetes Kaſchimirtuch, deſſen roth und gelbe Franzen über den weißen Hemdärmel herüber hingen und die nackte Bruſt berührten. Das, wenn gleich leiſe Geräuſch, das die Hereintretende verurſachte, machte, daß der junge Mann aus ſeiner Stellung empor fuhr und unwillig in die Höhe ſah. Als er die, die ihn zu beſuchen kam, erkannte, ſtand er auf, warf eilig das Tuch unter die Papiere und Bücher, zog einen Rock an, und kam ſeiner Mutter entgegen, der er die Hand küßte, indem er mit einem Tone des Vorwurfs ſagte: Aber, liebe Mutter, was willſt du nur hier? Es iſt kalt, du wirſt dich erkälten: erlaube, daß ich dich herzlich bitte, wieder fortzugehen.

Statt der Antwort ſetzte ſich die ältliche, noch immer hübſche Frau, auf das Bette ihres Sohnes, und ſagte: Ich habe mit dir zu ſprechen, mein Sohn.

Wilhelm ging im Zimmer auf und ab. Er konnte ſeine Mutter nicht entfernen; ihre Gegenwart war ihm höchſt peinlich. Sie ſaß ruhig auf dem Bette und verwandte kein Auge von dem Umherwandelnden. In ſeiner Verlegenheit ergriff Wilhelm einige Scheite Holz und wollte ſie in den Ofen legen. Die Mutter verhinderte ihn. Laß das, mein Kind, ſagte ſie, du mußt hören, was ich dir ſage.

Wilhelm blieb am Ofen ſtehen. Die Mutter mußte zu dem hohen, ſchlankgewachſenen Jünglinge hinaufſehen, indem ſie fragte: Warum biſt du nicht zu uns hinab gekommen?

Es iſt wahr — ich wollte eben gehen; ſtotterte der Gefragte. Es iſt doch nicht zu ſpät?

O freilich. Dein Vater iſt ſchon zu Bette und unſre Gäſte ſind auch bereits zur Ruhe gegangen.

Ah — da hab ich mich ſchön verrechnet! Ich meinte, ich käme euch Allen noch zur rechten Zeit. Und meine kleinen Gaben, die ich dir, die ich dem Vater geben wollte, ich hab' ſie hier in dem Käſtchen, und das Käſtchen hatte ich ſchon unterm Arm — wahrhaftig, ich hatte es ſchon unterm Arm, um damit hinabzugehen.

Wilhelm! Wenn wir auf deine Geſchenke hätten warten ſollen!

Du haſt Recht, Mutter; das iſt böſe. Ich verdiene deine Vorwürfe. Aber ſo geht's, wenn man ſich in eine Arbeit vertieft. Du weißt, ich habe die Eingabe an den Miniſter...

Wie ich hereintrat, bemerkte die Mutter, glaubte ich Dich ſchlafend.

Ich — ſchlafen! O nein.

Und weshalb iſt es ſo kalt hier?

Kalt? Ja — erſt wie du kamſt, hab' ich's bemerkt. O, wenn man den Kopf voll hat, denkt man nicht daran.

Die Pfarrerin ſagte mit einer kummervollen Miene: Du vergißt alſo deine Eltern, deine Geſchwiſter, dich ſelbſt, und um was?

Ich ſage dir — wegen meiner Arbeit.

Er ging wieder auf und ab. Die Mutter ſchwieg und ſenkte ihren Blick zur Erde; es war als prüfte ſie mit der Fußſpitze einen ſchadhaften Fleck in dem Teppich, der vor das Bette ausgebreitet war, in ihrem Herzen kämpften jedoch die grauſamſten peinvollſten Gefühle. Sie fürchtete in dieſem Augenblick das Herz ihres Sohns verloren zu haben, und das Bewußtſein dieſes Verluſtes beugte ſie unendlich tief nieder. Dabei jedoch, als eine kluge Frau, bedachte ſie, daß es nicht wohl gethan ſei, ſogleich die Sache ſo ernſthaft zu nehmen, wie ſie ſie in ihrem bekümmerten Herzen empfand. Sie kannte ihren Sohn, denn er hatte ihren eigenen Charakter, leicht aufbrauſend, empfindlich erregt und dann wieder mit einem gewiſſen Eigenſinn ſich verſchließend. Wie ſie ſo ſaß und nachſann, ging plötzlich ein lächelnder Zug über ihr Geſicht, und ſie ſagte: Ich bin überzeugt, Baſe Caroline hat dir einen neuen Teppich mitgebracht; du haſt ihn nöthig.

Iſt ſie alſo hier? Und Eliſe auch? ſagte Wilhelm.

Ja, Eliſe auch. — Nach einer Pauſe: Du fandſt ſie immer ſo liebenswürdig und ſo gut. —

Das letztere iſt ſie auch ſicherlich — entgegnete der Sohn raſch.

Das erſtere nicht?

Für mich wenigſtens nicht. Was man liebenswerth findet, muß man auch die Fähigkeit in ſich fühlen zu lieben. Sie kann für Andre liebenswerth ſein, das will ich nicht beſtreiten.

Ich wünſchte, ſie wäre es auch für dich.

Nein, nein, Mutter, das kann nicht ſein. Ich kenne — ich habe unterdeſſen — Ach! wenn du wüßteſt, Mutter.

Nun was denn, lieber Sohn?

Sie war aufgeſtanden, und ſtand im Zimmer, die Arme verſchränkt und ihren Liebling mit einem innigen Blicke der Mutterliebe betrachtend.

Wilhelm machte ſich am Tiſche zu ſchaffen, indem er über den einen hervorragenden Zipfel des Tuches einige loſe Blätter ſchob. Auf die wiederholte Frage der Mutter erwiederte er: Nichts, nichts! Es gingen mir nur ſo eben die Bekanntſchaften durch den Kopf, die ich in der Stadt gemacht. Es waren darunter artige Frauen.

Die du in der Stadt gemacht? Haſt du nicht auch eine hier auf dem Lande gemacht?

Du meinſt da drüben die Baronin? —

Ja, die meine ich.

Eine lange Pauſe entſtand. Wilhelm ſtand am Tiſche, von der Mutter abgewendet, ſie kam und legte ihre Hand auf ſeine Schulter. Mein Sohn, ſagte ſie mit einer ſanften und feſten Stimme: ich will nicht die traurige Geſtalt abgeben, die dich von deinen Freuden hinwegſcheucht. Aber nur Eines bitte ich dich — bedenke, was du thuſt. Seit dem Sommer dauert dieſes Verhältniß. Du lebſt mit dem Herzen und Gedanken drüben. Was ſoll draus werden? Haſt du dich jemals dies gefragt? Niemand weiß, wer dieſe fremde, ſchöne Frau iſt; wir wollen glauben, daß ſie, wie ſie behauptet, den vornehmen und reichen Ständen angehörte. Was ſoll ſie aber zu uns? Welches Recht kann ſie über unſer Haus ſich anmaßen? Womit rechtfertigt ſie, daß ſie uns dich entzieht?

Wilhelm war im höchſten Grade aufgeregt, als er die Worte ſagte: Sie maßt ſich kein Recht an! Sie will Niemand den Seinigen entziehen! Es iſt nur meine Thorheit, mein Wahnſinn, der mich immer wieder hinüberzieht. O ſie trägt keine Schuld.

Die Mutter ſagte mit einer kleinen Miene gekränkter Empfindlichkeit: Wenn das iſt, mein Sohn, ſo muß ich mich an dein männliches Urtheil, an deine gereifte Kraft, an deine Selbſtſtändigkeit wenden. Dann biſt du Derjenige, von dem ich das Ende dieſes für uns peinvollen Verhältniſſes erwarte.

Wilhelm antwortete nicht. Er zerſtampfte eine Feder, mit der er kurz vorher, ehe die Mutter eingetreten, einige Zeilen auf das Papier zu werfen begonnen. Die Pfarrerin ſah, daß ſie einlenken müſſe. Sie nahm wieder den Ton der Heiterkeit an, und leicht hingeworfen ſagte ſie: Wir wollen darüber nächſtens ausführlicher ſprechen. Ich finde in der That, daß es bei dir unerträglich kalt iſt, und will eilen, in mein Schlafzimmer zu kommen.

Sie that einige Schritte zur Thüre und ergriff ihr Licht, das ſie auf den Tiſch beim Ofen niedergeſetzt hatte. Wilhelm eilte auf ſie zu, ſchloß ſie heftig in ſeine Arme, drückte einen langen, nicht endenden Kuß auf ihre warme, kleine Hand, und rief mit Thränen-erſtickter Stimme: Sicherlich, Mutter; ich werde Alles thun, um deinen Kummer zu beſeitigen; denn ich weiß, du leideſt. Du willſt es nicht geſtehen, aber ich weiß es. Verlaß dich auf deinen Sohn.

Das thu ich auch! ſagte ſie feſt, und ſah ihm liebend in die Augen, indem ſie das herabfallende Haar ihm aus der Stirne ſtrich. Leiſe, wie ſie gekommen, ging ſie wieder fort. Wilhelm hörte ihre Tritte noch lange im Gange, dann das Zufallen einer Thür; ſie war in ihrem Schlafzimmer angelangt. Das Haus war ſtill; Alles darin ſchlummerte.

Ehe die Pfarrerin die Vorhänge vor ihrem Fenſter, das die Ausſicht nach dem See hatte, der jetzt unter einer ſtarken Eisdecke begraben lag, niederzog, ſandte ſie noch einen forſchenden Blick in die Nacht hinaus. Drüben glimmte ein tiefrother Funken: es war das große Spiegelfenſter, mit rothſeidenem Vorhang verſchloſſen, das zum Zimmer der Baronin gehörte. Sie wachte alſo noch dieſe Circe, dieſe Verführerin, — dieſe ſchöne junge Weltdame, die den Jüngling herüberzog mit dieſem geheimnißvollen feurigen Auge, das durch die ſtumme Winternacht leuchtete, über ſo viel Eis und Schnee hinüber ſeinen unverſiegbaren Glutquell ſendend. Dort wachte ſie und entführte einem armen, beſorgten Mutterherzen die Liebe des einzigen Sohnes, den Troſt und die Freude des Alters, den Stolz einer armen, aber edlen Familie. Die Matrone, indem ſie den ſauber gewaſchenen Mouſſelin über das Glutauge von drüben hin zuzog, ſeufzte leiſe, und in dem Nachtgebet, das jetzt über ihre Lippen glitt, nannte ſie den Namen ihres Lieblings und empfahl ihn innig Gottes Schutze.

II.

Wie ſeine Mutter fort war, überlas Wilhelm nochmals, was er geſchrieben. Er hatte die Abſicht gehabt, es Lucien, ſo hieß die Baronin, zu ſchicken, dann aber war ihm wieder ein Bedenken in den Sinn gekommen, ob ſie die feurige Sprache, in der einzelne Stellen dieſer Erinnerungen geſchrieben, oder vielmehr gedichtet waren, nicht als Beleidigung aufnehmen könne; denn er war nie gewiß, wie er die Baronin zu behandeln habe. Sie war eine ſo vollendete Weltdame, Alles war an ihr ſcheinbar ſo natürlich und einfach — aber dennoch wieder, wer es verſtand, ſchärfer zu ſehen — ſo fein, ſo richtig empfunden und berechnet, ſo unerwartet glänzend und lieblich geordnet, daß die Annäherung, zu der man ſich aufgefordert ſah, immer mit einem Gefühl der Scheu und der Bewunderung zu kämpfen hatte, und nie eine Vertraulichkeit, ſo wie ſie wohl bei intimen Verhältniſſen anderswo leicht emporkeimt, hier ſich Platz verſchaffen konnte. Wilhelm fühlte ſich ihr ganz zu eigen gegeben, aber er wußte bis zu dieſer Stunde nicht, wie viel von dem Herzen und den Sinnen dieſer ſchönen, wunderſamen Frau er ſich als ſein unbeſtreitbares Eigenthum aneignen könne. Sie ließ ihn hierüber immerdar im Ungewiſſen; und doch ſchien es, als ſei ſie die ſüßeſte Offenheit, das lieblichſte und innigſte Vertrauen ſelbſt, und man könne mit ihr umgehen, völlig ſo bewußtlos und offen, wie man mit einem Kinde umgeht. Hierin lag ein großer Reiz, aber auch ein großer Kummer für Wilhelm in ihrem Umgang.

In den Zeilen, die er in der Einſamkeit der Nacht jetzt überlas, klagte er auch beſonders über dieſe Räthſel, die er anmuthig, aber zugleich grauſenerregend nannte, ſo wie ſchöne bleiche Schatten, die in Mondſcheinnächten liebkoſend ſich dem Lager des Schlummernden nahen, ihn mit Küſſen — aber mit kalten Küſſen — weckend.

Er hatte geſchrieben: Wiſſen Sie noch, wie wir uns zum erſten Mal ſahen, Lucie? Es war eine blüthenduftende, heiße Juliusnacht. Ich ſaß allein im Kahne, der mich über den dunkeln See hinübertrug. Endlich ſah ich die Säulen an dem Eingang ihres Landhauſes wie ſechs weiße, in die Flut niederſteigende Nymphen in dem ſchwarzen Spiegel widerſcheinen. Ich legte den Nachen an die Kette am Ufer. Es war ſtill, und im Rohr des Ufers wiegte ſich in ſeiner kleinen Hängematte aus Binſen geflochten der Froſch, und die Libelle, in ihre duftigen Schleierflügel gehüllt, ſchlummerte bei der aus den Gebüſchen herüberleuchtenden Glut eines Leuchtkäfers. Die Welle, durch den Kiel meines Kahns erſchüttert, bewegte und beunruhigte dieſe kleine ſchlummernde und träumende Welt in der dunkeln, feuchten Binſenwaldung. Da ging der Mond auf und tröpfelte Lichtfunken auf den ſtillen See, und goß in die Kelche der Waſſerlilien das flüſſige Silber ſeines reinen Lichtes. Die Lichtfunken wankten und ſchaukelten ſich auf den Wellen, bis ſie endlich in eine glimmernde funkelnde Straße zuſammenfloſſen, und auf dieſem ſternenbeſäeten Wege wandelten die kleinen Feen und Geiſter der Nacht, die ich als mein Gefolge mit mir brachte in den Tempel der Schönheit und der Liebe.

Damals wußte ich noch nicht, daß der Nachen mich zu meinem Kerker führte, daß **Du** die Göttin ſeieſt, der ich ewig zu dienen beſtimmt war! — Hier war das Wort **Du** ausgeſtrichen, denn es erſchreckte ihn, als er die Stelle wieder las, daß er gewagt hatte ſie mit Du anzureden. Er ſchalt ſich über dieſe kleinlichen Bedenklichkeiten. Die Sprache der Poeſie und der Liebe kennt kein „Sie" wollte er in einer Anmerkung an die Seite ſchreiben, allein er unterließ es, denn ihm kam das Sprichwort in Erinnerung: „Wer ſich entſchuldigt, klagt ſich an." Entſchuldigte er ſich wegen der Kühnheit, die er ſich genommen, ſo wurde gerade durch dieſe Entſchuldigung die Kühnheit bemerkbar, die ſonſt wohl der Wahrnehmung und Rüge völlig entſchlüpft wäre.

Er ſetzte alſo das „Du" wieder hin. Jetzt war es ihm aber völlig unmöglich, die Stelle vorzuleſen, oder wohl gar Lucien das Papier in die Hände zu geben. Er wußte, wenn er ihr etwas vorlas, daß ſie dann die Gewohnheit hatte, hie und da mit ins Papier hineinzuſehen: jedenfalls fürchtete er, wenn er an dieſe Stelle käme, ſeiner

Stimme nicht die gehörige Feſtigkeit geben zu können.

Unwillig hierüber ſchob er den Aufſatz unter die andern Manuſcripte, und ſah nach der Uhr. Es war nicht ſo ſehr ſpät. In der Pfarrwohnung ging man früh zur Ruhe, und heute war dies zeitiger als gewöhnlich geſchehen, weil Jedermann im Hauſe zu der morgenden Predigt frühzeitig in der Kirche ſich einfinden wollte. Der Pfarrer ſah dies gern, und ſeine Frau verſäumte nichts, was in dem Laufe einer ſonſt ſo ſtill und ſchmucklos hingehenden Ehe wie eine kleine Galanterie und artige Aufmerkſamkeit ausſah. Auch nahm die Pfarrerin Gelegenheit, ihrem Mann den neuen Muff und das mit Pelz beſetzte Ueberkleid vor das Auge zu bringen, die er ihr am Abend vorher als Weihnachtgabe verehrt. In allen dieſen kleinen ehelichen Zärtlichkeitsbeweiſen lag eine ganz beſondere Süßigkeit, und der Pfarrer, ſo ernſthaft und ſcheinbar untheilnehmend er auch ausſah, hätte ſie doch um keinen Preis der Welt miſſen mögen.

Wilhelm ſah alſo nach der Uhr und fand, daß es noch nicht zu ſpät ſei der „Dame vom See“ noch einen Beſuch abzuſtatten, denn früher als die Mutter und weit länger wie dieſe hatte er das glutrothe Fenſter entdeckt und beobachtet. Er kleidete ſich raſch an, zog ein paar weite Jagdſtiefel über Beinkleid und Fußbedeckung, knüpfte ſich den Kaſchimir über Kinn und Wange, löſchte ſein Licht aus, und begab ſich auf die Wanderſchaft. Es war ſo tiefer Schnee gefallen, daß er den Fußweg, den er gewöhnlich wählte, nicht betreten konnte, er entſchloß ſich demnach kurz, geradeswegs quer über den See zu ſchreiten. Der Wind, über die Fläche blaſend, hatte ihr den Schnee fortgeführt und ſicher und feſt konnte der eilige Fuß den Kriſtallboden betreten.

Er kam an und fand das Thor der Villa ſchon geſchloſſen; auf ſein Rufen wurde aufgemacht. Im Vorzimmer kam ihm Jerôme, der Kammerdiener, mit einem verdrüßlichen Geſicht entgegen. Wilhelm hatte nie das Weſen und Geſicht dieſes Menſchen leiden können; in dieſem Augenblick, wo er in deſſen Miene etwas Herriſches und Befehlendes entdeckte, wurde ſein Zorn rege und er wandte ihm zum erſtenmal, ohne ihm zu antworten und ihn aufzufordern, ihn zu melden, den Rücken und ſchritt in den bekannten Vorſaal ein. Er war dunkel, ein Kabinet neben bei war es ebenfalls; hier jedoch konnte er in dem Dämmerlicht, den der Spalt der angelehnten Thüre des erhellten Nebenzimmers verbreitete, das offene Piano erblicken. Demnach hatte Lucie eben noch geſpielt. Da ſein Schritt auf den weichen Teppichen nicht gehört wurde, ſo blieb Alles um ihn her ſtill, und er ſetzte ſich auf eines der Wandſophas und wartete, ob Niemand erſcheinen werde. Er richtete den Blick auf die bekannten Gegenſtände umher, er ſah die Goldſchnörkel an den Bildern leuchten und erkannte das Arbeitskörbchen mit den farbigen Wollenknäueln am Ofen. Gegen die dunkle Fenſterſcheibe zeichnete ſich der hellgraue Hals und Flügel des Papageis ab, der in ſeinem Ringe unbeweglich ſaß und einen Streifen Licht gerade auf ſein waches Auge empfing. Wilhelm fühlte eine unnennbare Wonne ſein Inneres durchſtrömen, als er ſich hier in dem lieben Raume, der tauſend angenehme Erinnerungen barg, einſam und im Dämmerlicht, ſo nahe der Geliebten, und doch nicht von ihr bemerkt, fühlte. Er ſchaute auf, ſah verwirrt und ſchattenhaft wie im Traume jene oben beſchriebenen Gegenſtände, dann ſchloß er das Auge, drückte beide Hände vors Geſicht und ließ es um ihn her vollkommen

Nacht werden. Aus dieſem Dunkel trat dann die Geſtalt der Geliebten hervor in der Fülle ihrer Schönheit und ihres Liebreizes. Sie gab ihm grüßend die Hand und winkte ihn zu ſich. Wenn er nun die Hände vom Geſicht nahm, ſo entdeckte er, daß Alles um ihn her unverändert war, daß die Thür zum Nebenzimmer nach wie vor angelehnt geblieben. Jetzt ſprang er ungeduldig auf, ihn verlangte wirklich zu ſehen, was er eben nur im wachen Traume geſchaut.

Wie er die Thür öffnete, ſah er in dem Schlafgemach, aus dem ein warmer quellender Luſthauch voll Wohlgerüche ihm entgegenwehte, Lucie am Kamin ſitzen und die kleine Conſtance zum Bade entkleiden. Das hübſche, goldgelockte, fünfjährige Mädchen ſtand eben, wie ein Amor, nackend, nur mit einem Florſchawl der Mutter um den Hals und beobachtete eifrig, die kleinen Arme über die Bruſt geſchlagen, wie die Mutter in ein Porcellanbecken voll duftenden und gewärmten Waſſers den Schwamm eintauchte, um das Werk zu beginnen. Lucie ſaß mit dem Rücken halb gegen die Thüre, der Schatten, den die ſchwache Flamme des Kamins warf, ging rieſig groß über die ganze Ecke des Gemachs hin, in der ſich die

Thüre befand. Wilhelm konnte daher, auf der Schwelle ſtehen bleibend, die paar tändelnden und beſchwichtigenden Worte belauſchen, die Mutter und Kind mit einander wechſelten. Lucie trug ein weites, ſchwarzſeidnes Gewand, das ſeines Gürtels beraubt, über die Bruſt ſich öffnete und ein weißes Unterkleid ſehen ließ. Ihr Haar war in einen nachläſſig geſchürzten Knoten im Nacken aufgebunden. Der feine Contour der Wange, von der Glut geröthet, das kleine, ganz frei ſtehende, zierlich gebildete Ohr, ohne Schmuck und Goldreifen, und der blüthenweiße Nacken, ſo weit die engumſchließende ſchwarze Seide ihn ſehen ließ, entgingen den Blicken Wilhelms nicht. Sie hielt mit der einen Hand die kleine, gerundete Schulter des Kindes, mit der andern den befeuchteten Schwamm. Die Kleine regte die Füße ungeduldig auf dem tiefen weichen Dunkelgrün des Wollenteppichs und rief: Mama, wird es nicht kalt ſein? Mach raſch, Mama! Wenn Sophie mich wäſcht, ſo bin ich immer Eins — Zwei — Drei fertig! Du biſt immer langſam! — O, ich kann Sophie ſehr gut leiden! Mama, wenn wird denn Herr Wilhelm wieder zu uns kommen? — ah —

ah — da ſteht er! Und ſie zeigte über die Schulter der Mutter herüber nach der Thüre zu.

Jetzt mußte der Lauſcher hervor. Lucie grüßte ihn mit einer angenehmen Röthe im Geſicht; ſie winkte ihm Platz zu nehmen, und er ſetzte ſich auf einen der Stühle am Kamin. In Luciens Weſen war nicht das Mindeſte, was an die Weiſe und das Betragen andrer Frauen erinnern konnte. Sie nahm nie etwas ſo auf, wie Wilhelm in ähnlichen Situationen die Frauen ſeiner Bekanntſchaft etwas aufnehmen ſah. So auch hier. Seine Couſine hatte er einmal überraſcht, wie ſie etwas an ihrer Toilette geordnet; ſie war aufgeſprungen, hatte ihn unter Scheltworten hinausgewieſen, und die Thüre hinter ihm zugeſchlagen. So glaubte ſie den beleidigten Burgfrieden eines weiblichen Schlafgemachs gerächt und zugleich dem jungen Mann eine eindringliche Lehre, eine nothwendige Beſſerung in ſeiner Erziehung gegeben zu haben. Von allem dem war bei Lucie nichts zu ſpüren. Sie meinte in der That, es ſei keine Möglichkeit vorhanden, ihrer Ehre zu nahe zu treten, und der Freund, dem ſie wohl wollte, durfte wegen eines kleinen unbedeutenden Vorrechts, das er ſich nahm, nicht geſcholten werden. Es war die Sicherheit

Siebentes Kapitel.

einer Exiſtenz, die nie bedroht war, die nicht von ferne fürchtete in den Fall zu kommen bedroht zu werden. Hier iſt, wenn irgend wo, das Zeichen einer vornehmen, durch Lebensſtellung und Reichthümer bevorzugten Natur.

Die Ruhe, die Lucie beobachtete, und die ſelbſt die kleine Conſtance mit ihr theilte, machte, daß Wilhelm die Entſchuldigung, die er vorbrachte, und mit der er ſeinen ſpäten Beſuch einleitete, gerade ſo einfach und natürlich herſagte, als er ſie im Herzen empfand.

Der wunderhübſche kleine nackte Amor wickelte ſich etwas feſter in ſeine Roſa-Gace, und die dunkeln Augen des Kindes ſahen mit einem zum Theil ernſthaft forſchenden, zum Theil ſchalkhaften Ausdruck unter dem aufgelöſten Kranz der goldnen Locken, die die Stirne füllten, auf den wohlbekannten Freund hin. Er zog ſie an ſich, und das nackende Körperchen in ſeiner vollen Friſche an die Bruſt drückend, raubte er Kuß auf Kuß den Wangen, den Schultern, dem Nacken. Aus ſeinen Armen lief die Kleine in die der Mutter, und hier war es ein reizendes Bild, wie die ſchöne Frau mit der ganzen Innigkeit der Mutterliebe dieſen kleinen Juwel an ihr Herz drückte, wie in der Enge der Umſchließung die vollen, lichtbraunen Haarflechten der Mutter ſich mit dem hellen flimmernden Gold der Locken des Kindes miſchten; wie an den lichten brennenden Roſenſchein der Kinderlippe die blaſſe geröthete Marmorwange der Mutter ſich drückte. Die ſchönen Hände Luciens einigten ſich auf den Lilienſammet des Nackens und der Hüſte der Kleinen und gruben ſich in dieſe zarte Fülle mit den Roſenſpitzen ihrer Finger ein. Die ſchweren Falten der ſchwarzen Seide ſchlugen ihre Wellen um das ſchimmernd weiße Körperchen, und ein Herz von Granaten, das Lucie an einer langen Kette um den Hals trug, fiel auf den Rücken des Kindes nieder, und die brennend rothen Steine glimmten und leuchteten auf dieſem zarten milchweißen Grunde. Nichts von dieſen Beſonderheiten des Bildes entging Wilhelm, obgleich er erſt in der Erinnerung dieſe Züge zuſammenzufaſſen im Stande war: in der Lebendigkeit des Moments nahm ſeine ſehnſüchtige Seele nur in ſich auf, wie der Durſtende genießend und gierig einen köſtlichen Trank einſchlürſt. —

Er verabſchiedete ſich, indem er ſich für den morgenden Tag die Erlaubniß erbat, früher kommen und länger bleiben zu dürfen. Als er wieder in ſeinem Stübchen angelangt war, warf er, noch ganz erfüllt von dem Anblick, den er genoſſen, folgende Strophen aufs Papier:

In dunkler Sturmnacht irrte ein Wanderer durch die Wüſte, da nahm ihn eine gaſtliche Hütte auf und am Herde ſaß die Schönheit und im Arm hielt ſie die Liebe.

Amor ſelbſt war aus ſeinem Himmel niedergeſtiegen, um zwei glückliche Herzen zu einigen.

Geh, kleiner Gott, bring die Küſſe, die du eben empfangen haſt, bring ſie meiner Auserwählten und ſag' ihr, daß mein Herz ewig ihr gehört.

Wie, du zögerſt? —

Du lächelſt und ſprichſt: ich will dieſe Glut erſt ein wenig ſich verkühlen laſſen, ehe ich der jungen Frau dieſe anvertrauten Küſſe überbringe, ſie würden die holde Sittſamkeit erſchrecken und der lieblichen Scham ein Erröthen abnöthigen, ein ſo wildes Feuer bergen ſie.

O, ſo bring ihr dieſe Umarmung, ſie iſt zärtlich aber beſcheiden zugleich.

Und Amor ſchließt ſeine Arme feſt um den Nacken der jungen Schönen und flüſtert ihr zu:

So möchte der an deinem Herzen ruhen, der ewig der Deine iſt.

Hab ich's nun recht gemacht? fragt der Gott.

Und draußen fährt der ſcharfe Oſt durch den Hain; über die erſtarrten Bäche zieht der eiſige Hauch, die entlaubten Kronen der Bäume ſchüttelt Froſt.

Wie lieblich brennt die Flamme der Liebe drinnen; wie ſüß iſt das Spiel der Herzen, die ſich einander ewig zu eigen gegeben haben! Was kann wonnevoller ſein, als der Liebestauſch dieſer vermählten Seelen! —

Und Amor ungeduldig gemacht, rückte hier den Stuhl und dort die Bank zuſammen. Wie geſchäftig iſt er! Und noch nicht genug, daß ſchon die Füße ſich berühren, daß der Kleider Falten in einander ſpielen, er erfaßt die Körper, er ſchlingt den einen Arm um dieſen, den andern um jenen Nacken, er beugt die Köpfe zu einander und läßt die Flammen der Wangen hier und dort ſich vermählen. Und zwiſchen durch ſieht man ſein goldgelocktes Haupt und ſein ſchelmiſches Auge durchblicken. Er ſchwingt ſich auf den Nacken Beider und läßt ſich von ſeinen Beſiegten tragen.

Jetzt bringt er Früchte herbei. Was will er thun? Er ſucht nach der feuchten Wange der Pſirſich, nach dem glatten Kinn des rothbäckigen Apfels, er zieht die ſchwere Traube hervor, und nimmt die braune, von dem köſtlichſten Mark geſättigte Feige aus dem Körbchen. Schalkhaft ſieht er empor und hält die Fülle der ſaftigen Früchte an die kleine quellende Bruſt gepreßt, und wenn Eines der Liebenden ſprechen will, ſteckt er hier eine Weinbeere, dort einen Pſirſichſchnitt ihm in den Mund. Denn er will nicht, daß die Liebe anders ſpreche, als durch Blicke und durch Küſſe.

Und jetzt bringt er Blumen. Was mit dieſen? Seine Händchen wühlen im Körbchen. Er wirft die feuerfarbene Nelke bei Seite, die gelbe Lilie, die farbenfunkelnde Anemone; er geht mit dem ſuchenden Blick vorüber an dem weißen Schleier der Tuberoſe, an dem enganſchließenden ſittſamen Mieder der Granate; der von Edelſteinen funkelnde Buſen der Tulpe reizt ihn nicht, und ſelbſt der kleine feurige Liebesſtern der Narziſſe übt keine Macht über ihn, er greift nach dem dunkeln Zweig der Orange, gefüllt mit ſilbernen Sternen, und in dieſen Zweig flicht er die junge Glut der Roſe, und beides, das ſilberne Licht und den erglühenden

Strahl webt er in die Nacht der Locken der Schönen. Nun iſt die Krönung der Liebe vollbracht! ruft er. Kommt, ihr Vaſallen, und huldigt!

Und der Erdkreis huldigt! Alles Geſchaffene beugt ſich vor der Schönheit.

Was thut der Gott jetzt? Er füllt einen prächtigen Becher bis zum Rande und in die purpurne Flut ſtreut er Roſenblätter. Jedes dieſer Blätter belaſtet er mit einem Geheimniß der Liebe, und dieſe Nachen, mit ihren koſtbaren Reichthümern gefüllt, ſchwanken über die Flut dahin. Jetzt trinkt! ruft er den Liebenden zu, aber gebt Acht, daß mir Keiner die kleinen Nachen umſtoße, ſonſt gleiten der Liebe Laſt und Noth, der Liebe Angſt und Pein in die Flut und ihr trinkt ſie unbewußt in euer Herz hinein. Wer einmal ein Geheimniß der Liebe gekoſtet, der iſt auf ewig ihr Sklave! Und beide Liebende rufen: Wir wünſchen nichts anders! Und ſie zertrümmern die kleinen Nachen, und abwechſelnd er und dann ſie ſchlürfen die mit ſo ſüßem Gifte vermiſchte Flut.

Ihr habt es gewollt! ruft Amor. Jetzt werdet ihr weinen und klagen, und Jedes, mit einem Geheimniß im Herzen, wird den Andern täglich und ſtündlich herbeirufen, daß er ihm ſeinen Kummer abnehme. Ihr habt es gewollt.

Wir haben es gewollt! riefen die Liebenden glücklich und triumphirend.

So durchträumte Wilhelm die kalte Winternacht, und der ſpäte Morgen fand ihn noch immer mit dem Bilde der geſtrigen Nachtſtunden beſchäftigt. Lucie war ihm nie reizender erſchienen; er fürchtete faſt ſie wiederzuſehen, denn die geſtohlenen Augenblicke, die ihm der geſtrige Abend gebracht, konnte ein farbloſer und matter Tag leicht wieder zu nichte machen. Er beſchloß an dem heutigen Tage nicht hinzugehen, ſtatt ſeiner die Blätter zu ſchicken, die er mit dem Andenken an ſie geſchmückt. Sie muß es ſchon längſt wiſſen, ſprach er zu ſich ſelbſt, daß ich nichts anders denke und empfinde als ſie — ſo mag ſie es denn nun auch leſen.

III.

Robert kam mit ſeiner eben angezündeten Cigarre und noch einer in Reſerve, denn Wilhelm hatte ſeiner Meinung nach immer nur die ſchlechteſte von allen Tabakſorten, weil er ſelbſt nicht rauchte, oben in das Stübchen und ſagte, indem er ſich vor die Flamme des jetzt feuernden Ofens ſtellte: Ich verſäume die Predigt deines Alten, um dir eine zu halten.

Wilhelm, der ſich Anfangs gefreut hatte, den treuen Jugendgefährten wieder zu ſehen, fühlte ſich ſogleich durch dieſen Eingang des Geſprächs unangenehm berührt, und er erwiderte eilig: Ich weiß ſchon — wieder die alte Geſchichte von —

Ja von — ſagte Robert mit einem boshaften Lächeln. Grade das Wörtchen „von“ iſt mein Stichwort. Schäme dich, altes Haus, daß du noch deine Freunde zwingſt, dir ein Gängelband anzulegen.

Nicht nöthig! rief Wilhelm froſtig. Es ſoll Niemand ſich um mich bemühen.

Robert ſah ihn verwundert und ſtutzig an. Nach einer Weile, als er Wilhelms ſtrenge und trotzige Miene ſah, die Röthe des Zorns die ihm die Stirne färbte, ging ſeine behagliche Laune ſchnell in gereizte Empfindlichkeit über, und ſchweigend an den Tiſch tretend, ſeine Cigarre wieder einſteckend, ſchritt er zur Thüre hin. Wilhelm rief ihm beſtürzt nach, wo er hin wolle.

Nun? fort. Da du mich und meine Predigt nicht haben willſt.

Wilhelm lief hin, verſchloß die Thür und ſagte: Hinaus kommſt du nicht, da du einmal drinnen biſt, und nun drauf los. Ich weiß, ich komme doch nicht frei von euch Allen, außer ich muß euch einmal bis auf den Grund aus und zu Ende hören. Alſo vom Wörtchen „von“ iſt die Rede. Es ärgert dich, daß die Frau dort von Adel iſt.

O ſie mag ſein, was ſie will; nur ſoll keine Adelige deine Geliebte ſein.

Lächerlich!

Bitte ſehr — das iſt nicht lächerlich. Du weißt wie ich über den Adel denke. Es iſt ein von Grund aus verdorbenes Inſtitut; ein Orden, dem nie und nimmer noch irgend eine Frucht entkeimen kann. Man muß dieſe Reſte zu Grunde gehn und ausſterben laſſen. Aus der neuen Miſchung der Geſellſchaft, wie die jetzige Generation ſie zu Stande bringt, geht vielleicht wieder ein neuer friſcher Adel hervor, der die Idee, die wir mit dieſem Stande verknüpfen, zu würdiger Anſchauung bringt, und der dann auch wieder Jahrhunderte anhält, bis auch er abgenutzt und ſchädlich wird. Ich ſage dir, mit dieſem neuen Adel kann man ſich nicht recht beſchäftigen, weil er noch eigentlich gar nicht ſichtbar iſt, wenigſtens noch ſo tief in der Knospe ſteckt, daß ein ſehr geübter Botaniker dazu gehört, die Blüthe hier anzugeben. Allein gleich viel, kommen wird er. Aber ums Himmelswillen gieb dich nicht mit dieſem alten überlebten Adel ab, mit dieſer durch und durch verdorrten Pflanze. Es iſt ein Jammer und Erbarmen, daß du dies nicht einſiehſt! daß du hingehſt und dir in dein friſches Herze alte Irrthümer und veraltete Meinungen eintrichtern läßt.

Kennſt du die Baronin? fragte Wilhelm in einem ſonderbaren geſpannten Tone.

Nein; allein ich kenne ſie ja Alle. Ich weiß, daß ſo wie zwei mal zwei vier iſt, daß ſie Alle nichts taugen. Selbſt die Guten unter ihnen ſind doppelt und dreifach ſchlimm, denn ſie wiſſen, daß draußen alle Welt einen friſchen Morgen hat und können nicht hinaus aus ihrer engen Kammer, und aus lauter Troſtloſigkeit ſind ſie dann um ſo geharniſchter und giftiger gegen unſer Einen. Sie ahnen, wir haben das, was Noth thut, ſie haben's nicht, ſie möchten's haben — ſie können es aber nie und nimmer erlangen, ſondern ſind beſtimmt auszuſterben, um uns Platz zu machen.

Laß deine Theorien; ich habe keine Luſt jetzt mit dir zu ſtreiten.

O ihr Götter! rief Robert und hielt ſeine glimmende Cigarre hoch gen Himmel. Wenn der Menſch nur einſähe, daß hier ja von keinen Theorien mehr die Rede iſt! Das neue Leben iſt ja ſchon auf allen Straßen; in jedem Buche ſteht's, in jedem Liede wird's gepfiffen, an jeder Straßenecke ſteht's angeſchlagen. Ja, wenn wir noch bei den Theorien wären!

Ich bitte dich nochmals, ſagte Wilhelm, laß das.

Und was glaubſt du, fuhr der Sprechende fort, was ſie aus dir zu machen gedenkt, dieſe Baronin Myſterioſa? Du biſt Herr Wilhelm Ortwell, dein Vater iſt Pfarrer, dein Oheim iſt Fabrikbeſitzer und handelt mit Farbehölzern, dein andrer Oheim hat eine herrſchaftliche Domäne gepachtet, ein dritter Verwandter iſt Advokat, dein Freund und Intimus, wie du ihn hier vor dir ſiehſt, iſt, ſo Gott will, bald ein praktiſcher Arzt — ſieh mal, zu allen Perſonen und Verhältniſſen paßt die Baronin nicht. Dabei haſt du ſelbſt deine Studien vollendet und biſt jetzt im Begriff dein Examen zu beſtehen. Der Miniſter, der ſelbſt bürgerlich iſt, begünſtigt dich, du haſt Ausſicht in ſeiner Kanzelei zu arbeiten — zu dieſen Dingen und Verhältniſſen paßt die Baronin wieder nicht. Willſt du ſie ſimpel weg lieb haben? Wie kannſt du lieb haben, was in keiner Weiſe zu dir und deinen Verhältniſſen paßt? Ihr tändelt alſo nur mit einander und ſo geht deine Zeit verloren. Oder glaubſt du, daß ſie ihren Mann aus dir machen will, und du aus ihr deine Frau? O dann geht alles zum Teufel! Sie iſt, wie man mir geſagt hat, faſt zehn Jahr älter wie du. Zwanzig Jahr biſt du jetzt geworden, ſie iſt nah an dreißig. Dabei kennt Niemand ihre Herkunft; man weiß nur, daß ſie ſeit etwa zwei Jahren in dieſer Gegend wohnt und das verfallene Landhaus, das ſie gemiethet, zu einer wundervollen kleinen Villa, die von Außen und Innen von Koſtbarkeiten ſchimmert, ausgebaut hat. Da ſitzt ſie nun drin, ſieht Niemanden außer dich und verbringt ihre Tage, indem ſie Balladen ſingt, Bücher lieſt und hier und da einen Brief ſchreibt. Ich frage dich, wohin führt nun dein Verhältniß mit ihr?

Wilhelm überkam bei dieſer Frage eine unbeſchreibliche Wehmuth und er rief, indem er die Hände vor's Geſicht preßte und dann ſie mit einem tiefen Seufzer wieder in den Schooß fallen ließ: Ach, wohin führen denn überhaupt alle Verhältniſſe, die wir hier knüpfen. Es ſind augenblickliche und ſchnell vorüberrauſchende Küſſe, die wir dem Glück aufdrücken, das nur im Vorüberfliegen ſeine Wange hinhält. Laß mich, da ich dieſen Kuß jetzt gebe und empfange — laß mich glücklich ſein.

Robert murmelte etwas, das man nicht verſtehen konnte, er klopfte verdrüßlich die Aſche vom Tabak.

Und glücklich bin ich — rief Wilhelm — glücklich, wie man es nur ſein kann.

Robert murmelte wieder, und diesmal konnte man verſtehen, wie widerwärtig es ſei mit ſogenannten poetiſchen Naturen zu verkehren, die nie verſtänden oder verſtehen wollten; er ſeinestheils ſei eine praktiſche Natur.

Wilhelm war ſo verſunken in ſeinen Gefühlen und Erinnerungen, daß er nichts ſprach und ſelig vor ſich hin ſchaute.

Robert drehte ſich im Kreiſe herum, es war ihm kein Fleck recht, um drauf ſtehen zu bleiben. Er hatte gehofft, ſein altes Streitroß, ſeine Angriffe auf den Adel wieder tüchtig vor Wilhelm zu tummeln, und nun ſetzte ihm der Freund nicht, wie er wohl früher pflegte, Gründe entgegen, ſondern er blickte ſtumm und verklärt vor ſich hin und brachte zuletzt noch ſogar das Kaſchimirtuch hervor und legte es vor ſich hin.

Was iſt das für ein Lappen? fragte Robert.

Wilhelm ſah mit zornglühendem Auge empor, beſchwichtigte jedoch ſogleich wieder ſeine Gefühle und ſagte: Es iſt nichts von Bedeutung. Ich wollte dich nur fragen, willſt du nicht morgen mit mir hinüber zur Baronin kommen?

Iſt ſie krank?

Gott behüte, nein.

Nun was ſoll ich denn da? Zierpuppen oder zornwüthige adelige Medeen hab' ich ſchon zur Genüge geſehen. Uebrigens, was würde Marie ſagen, wenn ſie erführe, daß ich Beſuche hinter ihrem Rücken machte.

Marie? Alſo dieſe herrſcht über dich?

Ja, ſie iſt Sultanin Favorite geworden. Die zwölftauſend Thaler, um die es ſich handelte, und die der alte Schloſſermeiſter — o der Mann verſteht vortrefflich ſchließende Geldkaſtenſchlöſſer zu machen — mir nicht in die Hände geben wollte, giebt er jetzt doch und ich bekomme Geld und ein hübſches Mädchen. Pfingſten wird die Hochzeit ſein.

Ach, ich wünſche Glück — dann werde ich gerade an meinem Examen laboriren.

Wir werden beide eins zu beſtehen haben, ſagte der junge Mediziner lachend.

Das Geſpräch wurde abgebrochen, denn die Kirchgänger kamen nach Hauſe und in den untern

Zimmern wurde es lebendig. Einen Grund hatte Robert nicht angegeben ſeines Widerwillens gegen die Verbindung Wilhelms mit der Baronin, nehmlich ſeinen Wunſch, der Freund möchte die Schweſter heirathen, die ihn ſchon längſt heimlich liebte. Aber ſo etwas ließ ſich nicht ſagen, und bei aller äußern Derbheit war der junge Arzt innerlich feinfühlend und edeldenkend, wie die noble Natur, die ihm eigen war, dies mit ſich brachte.

IV.

Aus den Geſprächen mit der Mutter und dem Freunde war Wilhelmen ein Stachel in der Seele zurückgeblieben, obgleich er ſich dies nicht geſtehen wollte. Er dachte zum erſtenmal ernſtlich darüber nach, daß in der That die Baronin eine myſteriöſe Atmoſphäre um ſich verbreitete, die ſie ſelbſt ſeinem Blicke undurchdringbar machte. Freilich hatte er auch nie geforſcht; es war ihm die liebe Gegenwart ſtets das Erſte und Einzige geweſen, nach welchem ihm verlangt. So wie es gerade war, ſo träumte er, könne es ewig bleiben, könne es ewig geweſen ſein; ſein Bewußtſein und ſein Empfindungsvermögen gingen beide in der gegenwärtigen Minute auf; erſt wenn er aus dem Zauberkreiſe ihrer Gegenwart hinaustrat, kamen ihm die Bedingungen, unter denen die Erſcheinungen auf uns zutreten und die Erlebniſſe auf uns wirken, wieder zum Bewußtſein. Es iſt vielleicht die eigentliche Natur des Glückes, daß wir es wie eine kräftigende Luft in uns ſchöpfen, ohne zu wiſſen, was wir thun und wie uns geſchieht.

Wilhelm rechnete ſich's ſehr zum Verdienſt an, daß er einen ganzen Tag unausgeſetzt bei den Seinigen blieb, und daß er ſich Mühe gab, nicht zerſtreut und mit ſeinen Gedanken abweſend zu ſein. Es gelang ihm nur halb, und er war froh, als er ſich des Zwanges entledigt ſah. Lucie hatte ihm ſagen laſſen, daß ſie um acht Uhr Abends ihn erwarte, er war um ſieben Uhr ſchon auf dem Wege nach der Villa, zögerte etwas und wie er meinte lange genug, langte aber dennoch eine halbe Stunde früher an, als er ſollte. Wie wäre es ihm möglich geweſen, noch länger das erhellte rothe Fenſter vor ſich zu ſehen, ohne ins Haus zu gelangen. Im Salon fand er Sophien, die an einem Tiſche ſaß, mit der Feder in der Hand und einen Papierſtreifen vor ſich, auf den ſie eine Liſte der Gegenſtände fertigte, die um ſie her lagen und in einer Anzahl Koſtbarkeiten beſtanden, in Armbändern, Ringen, einem Brillantſchmuck von großem Werthe und einer Menge Perlenſchnüren. Sie öffnete ein Etui nach dem andern, und nachdem ſie genau gewiſſe Zeichen an den Pretioſen ſich gemerkt, trug ſie dieſe in die Liſte über. Sie war unter all dem blitzenden Geſchmeide ſo beſchäftigt, daß ſie Wilhelms Eintreten nicht eher bemerkte, als bis er dicht vor ihr am Tiſche ſtand. Sophie hatte das mit ihrer Gebieterin gemein, daß ſie über nichts ſich erſchreckt oder erſtaunt zeigte, aber was bei der Herrin eine grazlöſe Ruhe, eine vornehme Unberührbarkeit war, zeigte ſich bei der Dienerin als Impertinenz, als unangenehme Starrheit. Sophie machte eine kleine Miene von Ungeduld, als ſie den Gaſt bemerkte, dann ſagte ſie mit ihrer gewohnten Kälte und Langſamkeit: Die gnädige Frau ſchreiben noch Briefe in ihrem Kabinet. Es iſt noch früh. Wilhelm ſah nach ſeiner Uhr, und jetzt bemerkte er erſt, daß, während er weit über eine Stunde ſich draußen glaubte herumgetrieben zu haben, er den Weg diesmal ſogar ſchneller als gewöhnlich zurückgelegt hatte. Unwillig warf er ſich in einen Stuhl und ſah Sophiens Treiben zu, die ſich nicht im mindeſten ſtören ließ.

Was haben Sie da für ſchöne Sachen! begann er endlich, um die unbehagliche Stille zu unterbrechen.

Ja, ſehr ſchöne; entgegnete ſie.

Alles der Baronin gehörig?

Alles.

Was ſoll denn damit geſchehen?

Das Kammermädchen ſah ihn an, als wollte ſie ſagen: Welch eine Unverſchämtheit ſo zu fragen! Was geht's dich an? Allein ſie ließ ſich herab und ſagte mit einem kleinen verſtimmten Lächeln: Wir ſchicken dieſe Sachen zu dem Banquier der Baronin nach Brüſſel; dort werden ſie aufbewahrt.

Wilhelm ſprang auf. Mein Himmel, will die Baronin abreiſen?

Sophie, mit deſto kälterer Ruhe, je erſchreckter ſie innerlich war: Nein, nein, wer ſagt das?

Alſo glaubt ſie nicht ſicher genug hier zu wohnen? Das wäre ſchrecklich. Man müßte alsdann Sorge dafür tragen, daß ſie jede Befürchtung von Gefahr ſchwinden ließe. Denn Sie ſehen ſelbſt, Mademoiſelle, wenn ſie fürchtet, hier nicht ſicher zu wohnen, ſo würde ſie eilen von hier wegzuziehen.

Siebentes Kapitel.

Das Schickſal der Gefährten Fortunats. — Vater Claude. — Roger und Fleur-de-lys, oder die Liebe des Troubadours. — Der weibliche Blaubart. — Magelone wandert aus.

Ehe wir die goldene Laufbahn unſeres Helden weiter verfolgen und ihn in Situationen ſchildern, wo die Feen und Zauberer ihn auf einen Moment verlaſſen und er auf ſeinen eignen Witz verwieſen iſt, wird es nöthig ſein, uns der Nebenperſonen zu erinnern, die wir um ihn her gruppirt haben, und deren wir uns, wir müſſen es geſtehen, auf keine ſehr zarte Weiſe entäußert haben. Ein geiſtreiches Fräulein, das Verſe macht, haben wir in den Rauchfang eines ruſ-

Sophie blickte ihn ruhig an, ſagte nichts und fuhr fort, ihre Liſte zu vervollſtändigen. Wilhelms Blicke hefteten ſich ſtarr auf eine grünemaillirte Schlange als Armband, deren Diamantenaugen zwiſchen den magern Fingern von Mademoiſelle Sophie hindurchblitzten wie hinter Gitterſtäben eines Käfigs. Er ſtand noch da und betrachtete einige Adreſſen auf den Käſtchen, auf denen allen immer derſelbe Name ſtand, als die Thüre ſich öffnete und Lucie mit einem unbeſchreiblich freundlichen Ausdruck grüßend auf der Schwelle ſtand.

Im Zimmer brannte die Lampe vor dem kleinen Eckſopha neben dem Kamin. Der dunkle Teppich, die Wände mit den Bildern, die Vorhänge, die Blumentiſche, der Papagei am Fenſter, und dabei die eine ſtille, ſchimmernde Lampe, es war ein ſo wohnlich behaglicher Raum, es wehte einem die ſüßeſte Einſamkeit in traulichem Geſpräch, in liebevollem Gekoſe entgegen. Die kleine Conſtance ſaß auf ihrem Bänkchen am Kamin und wiegte ihre Puppe in den Schlaf.

Wilhelm ſtand mit hochklopfender Bruſt am Eingang dieſes Heiligthums, als ſähe er es zum erſtenmal, als wäre ihm darin Alles überraſchend neu und ungewohnt. Er hörte mit Entzücken das leiſe Rauſchen der Falten des Kleides Luciens, die hin und her ging, er ſah ihr mit trunkenem Auge nach, wie ſie ſich bückte, um das Piano zu ſchließen.

O nicht das! rief er hinter ihr her gehend und leiſe ihren Arm berührend; öffnen Sie es wieder und ſingen Sie. —

Vielleicht ſpäter — entgegnete ſie.

Der Diener brachte das Silbergeſchirr zum Thee herein und ſtellte es auf den Tiſch an dem Sopha. Der Keſſel entſendete ſeine Dämpfe, das feine Arom des Thees theilte ſich dem dunkelhellen, behaglich gewärmten Raume mit. Luciens zierliche Hände beſchäftigten ſich, die kleinen Kriſtallflakons zu ordnen und die Taſſen zu ſtellen. Wilhelm ſah ihr Geſicht niedergebeugt und von dem hellen Widerſchein der Silberfläche wie von einem fremdartigen Lichte angeweht. Ein hellgrauſeidnes Gewand, vorn offen, um ein Battiſtuntergewand vorſchimmern zu laſſen, ward einfach von einem Gürtel von derſelben Farbe gehalten. Wo die Flügel des Obergewandes an der Taille zuſammentraſen, befand ſich eine Sammetſchleiſe von dunkel kirſchrother Farbe. Um die Handknöchel knüpften ſich eng zierliche Spitzenmanſchetten, die keine Linie der ſchönen Form verdecken und jede Bewegung frei ließen. Das Haar war wie immer wallend und in ſeiner glänzenden Schwere am Ohre hin nach hinten in einen Bund geſchlungen, und ein kleiner Kamm, ohne Goldreif oder Schmuck, hielt es feſt.

So ſaßen die Glücklichen beiſammen und eine tiefe Stille herrſchte.

Wilhelm war es nicht gegeben, wenn das Herz ihm voll war, zu ſprechen, und dann, ſo erfinderiſch iſt die Liebe, ſich Luſt und Genuß zu ſuchen, wollte er um's Himmels willen nicht ververhindern, daß der Laut der geliebten Stimme zuerſt durch dieſe wonnevolle Stille tönte, ſie unterbrechend. Er freute ſich auf den bloßen Klang — es war ihm die Muſik, die allein würdig war, zu dieſen ungeſprochenen Worten in ſeinem innerſten Herzen zu tönen. Lucie ſprach nun, und ſie ſagte etwas Lobendes über die überſandten Tagebuchblätter. Ich bin Ihnen dankbar, ſetzte ſie ihre Rede fort, für dieſe und manche andre poetiſche Gabe, die meine Einſamkeit verſüßt. Als ich noch in der Welt lebte, bot man mir viele Genüſſe, ich nahm ſie entgegen, weil ich glaubte, ich müßte nehmen, was man mir bot, und was ich hundert Andre neben mir nehmen ſah. Erſt ſpät kam ich zu der Selbſtſtändigkeit zu verweigern. Hier hab ich dieſe Kunſt nicht nöthig: was Sie mir bringen iſt gerade das, was ich ſuche. Wäre es doch immer ſo geweſen.

Wilhelm blickte auf ſie hin und ſah ihr in die himmliſch ſanften und ruhigen Augen, die ihren Strahl in ſein Inneres ſenkten.

Wäre es doch immer ſo geweſen — wiederholte er.

Gleichwohl mache ich mir Vorwürfe, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, daß ich Sie bewußt und willentlich in dieſes müſſige, träumeriſche Leben hineinziehe. Für Sie iſt etwas anderes bereitet.

Und was? rief Wilhelm.

Können Sie noch fragen? Hat der Mann nicht tauſend Zwecke zu verfolgen, zahlloſen Anforderungen zu genügen? Wir Frauen können uns auf unſerm Lebenswege einen Ruhepunkt auswählen und ſagen, hier wollen wir eine Weile ſitzen und träumen. Der Mann kann das nicht. Immerdar ſteht das Leben ihm zur Seite und treibt ihn vorwärts.

Wilhelm ſeufzte. Sie haben recht — entgegnete er dumpf — ich ſehe es kommen, daß wir uns trennen werden.

Wenigſtens wird dieſes Leben hier ein Ende nehmen.

Und es war ſo ſchön!

Er nahm ihre Hand, drückte ſie mit gewaltiger Empfindung an ſeine heiße Stirn, an ſeine Lippen. Sagen Sie mir, wie ich leben ſoll, rief er, wenn ich nicht mehr herkommen darf? Wahrlich, ich verſteh es nicht.

Wie haben Sie gelebt, Wilhelm, als wir uns noch nicht kannten?

O, ich habe nicht gelebt, ich habe vegetirt. Ich war in der Welt, aber ſie nicht in mir. Es war kein Zweck, keine Nothwendigkeit, daß ich weiter lebte — aber jetzt iſt dieſe Nothwendigkeit da. Ich lebe — weil Sie leben. Wenn Sie ſtürben, würde ich ſagen: ich habe nicht geglaubt, daß ich ſo früh ſterben ſollte.

Mein Freund, wir werden uns doch trennen müſſen, ohne daß Einer oder der Andere ſtirbt.

Nein, nein! Ich ſage Ihnen, das wird nie geſchehen!

Die Verhältniſſe —

O ſchweigen Sie —! Kommt es Ihnen wohl zu, daſſelbe zu wiederholen, was tauſend andre gewöhnliche Menſchen ſagen? Sie machen mich recht ernſtlich unglücklich.

Bis jezt hat uns die Welt der Poeſie getragen —

Sie ſoll uns ewig tragen — warf Wilhelm raſch dazwiſchen.

Als wenn ſie das könnte! — Vielleicht würden wir es auch nicht einmal wollen.

Nicht einmal wollen? wiederholte Wilhelm traurig. Nicht einmal wollen! O das iſt hart. Aber Sie können Recht haben, Lucie; ich empfinde das zwar nicht, allein ich weiß, daß der Geiſt ſich nach Thätigkeit ſehnen kann, während das Herz fortträumen will. Nun ſo ſprich, Lucie, was ſoll denn aus mir werden?

Er legte eine ſo glühende Innigkeit in den Ton ſeiner Frage, die Leidenſchaft, die ihn in dieſem Moment überwältigte und ihn zwang, ſeinen Arm feſt um den Leib der ſchönen Frau zu legen, zeugte von ſo viel männlicher Kraft, von ſo viel Sturm der Empfindung, daß ſelbſt ein minder nachgiebigeres und ſanfteres Weſen, als Lucie es war, davon hingeriſſen worden wäre.

Sie neigte ihre Wange mit Erröthen zum Kuß und drückte ſeine Hand, die ſie in der ihrigen ruhen ließ.

Eine Pauſe, die ein unnennbares Glück ausfüllte, herrſchte: keine dieſer ſo beſchäftigten Seelen vermochte ſich ſo weit aus dem Taumel loszuringen, um Worte zu finden und auszuſprechen. Der winterliche Nachtſturm wehte über die Fläche und den See draußen.

Sie ſchien ſeine Frage zu beantworten: mein Geliebter! und ewig nichts andres als das! Aber während ihr Auge, das ſich in das ſeine verſenkte, dies ſagte, ſprach ihr Mund etwas andres, er ſprach: Sie ſind jung, Wilhelm; Sie ſtehen am Anfange Ihrer Laufbahn. Denken Sie darüber nach, ob ich etwas für Sie thun kann. Ich bin nicht ganz die Machtloſe, Vergeſſene, die ich ſcheine. Aus der Welt, aus der ich komme, reichen noch Fäden in dieſe Einſamkeit, die ich ſelbſt gewählt, und die ich jeden Augenblick verlaſſen kann, wenn es gilt meinen Freunden zu nützen. —

Sie ſetzte leiſe hinzu: meinem Freunde — und wieder empfand und erwiederte Wilhelm den Druck ihrer Hand. Jetzt fiel ihm ein, was Robert und die Mutter geäußert hatten in Betreff der unerforſchten und unerforſchbaren frühern Stellung und Schickſale der Baronin, und durch dieſe weltlichen Gedanken, die durch das Heiligthum ſeiner erregten Seele wie fremde, kühle Geſtalten zogen, etwas verwirrt gemacht, erwiederte er ſtockend: O in der That, was würden Sie wünſchen daß ich werde?

Vorerſt muß ich wiſſen, was Sie ſind, entgegnete ſie.

Wilhelm theilte ihr jetzt mit, welche Studien er gemacht, welche Ausſichten er habe, welche Stellung und Wirkſamkeit der Vater und die Seinigen wünſchten daß er einſt einnehmen ſolle. Sie hörte ihm aufmerkſam zu. Als er zu Ende war, ſagte ſie: Wenn Sie auf den Rath einer Freundin achten wollen, wählen Sie die diplomatiſche Laufbahn: ich prophezeie Ihnen Glück; einen Theil meiner Prophezeiungen kann ich ſogar wahr machen, wenn Sie verſprechen, mir völlig zu vertrauen.

Wilhelm ſah ſie forſchend an.

Sie zweifeln? fragte ſie mit Lächeln. Ich kenne Ihren Charakter und errathe, was in dieſem Augenblick durch Ihre Seele geht. Ihr Stolz ſagt Ihnen, daß Sie Niemand als ſich ſelbſt Ihre

Zukunft verdanken dürfen. Sie haben Recht, ich mache auch nur Anſpruch, Ihre Wege mit Ihnen gehen zu dürfen, nicht Sie Ihnen vorzuzeichnen.

Lucie — Sie wollen einen Weg mit mir gehen?

Gern — allein dazu gehört, daß Einer dem Andern vollkommen vertraut. Können Sie dieſes unbedingte und ungetheilte Vertrauen mir ſchenken?

Können Sie fragen, Grauſame?

Es iſt eine ernſte Stunde, Wilhelm. Sie kann viel und Großes für unſer beiderſeitiges Schickſal entſcheiden, deshalb prüfen Sie ſich, ehe Sie entſcheiden. Ich verlange ein Vertrauen, wie nur der edle Mann dem Weibe gegenüber, das er für würdig hält die heiligſten Schätze mit ihm zu theilen, es empfinden und gewähren kann. Können Sie mir ein ſolches Vertrauen widmen?

Wilhelm wollte eine feurige Verſicherung geben, ſie legte nochmals die Hand abwehrend auf ſeinen Arm. Bedenken Sie wohl, ſagte ſie, Sie wiſſen nichts von mir, es iſt Ihnen keines meiner frühern Schickſale bekannt, Sie wiſſen nicht, welche

Rolle ich in der Welt geſpielt, ob ſie eine ehrenvolle oder eine tadelnswerthe war; ſelbſt von dem Namen, den ich führe, wiſſen Sie nicht, ob er mir mit Recht zukommt. Mit einem Worte, ich bin, was meine äußere Stellung betrifft, völlig in einen undurchdringlichen Schleier für Sie gehüllt, und ich bin auch jetzt nicht willens, dieſen Schleier zu lüften. Bedenken Sie dies Alles, und urtheilen Sie nun, ob wir für die Folgezeit noch verbunden bleiben ſollen.

Wilhelm fühlte ſeine Bruſt von einem unerträglichen Schmerze zuſammengeſchnürt. Nun gut, ſagte er mit gepreßter Stimme, wenn Sie mich lehren, an Ihnen zu zweifeln, ſo lehren Sie mich zugleich an die Rechtſchaffenheit eines Vaters, an die Tugend einer Mutter, an die Anhänglichkeit und Treue eines Freundes zu zweifeln. Bedenken Sie, daß Sie mir Alles rauben, was mir bis hierher eine Stütze war. Sie wollen, daß ich elend ſein ſoll. —

Er beugte ſich tief herab und ſuchte ſein Antlitz zu verbergen. Seine Thränen floſſen. Er wünſchte ſich in dieſem Augenblick weit weg von dieſer Stelle.

Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, ſagte ſie.

ſigen Kamins eingeſperrt, der heilige Kukupeter ward von uns in den Keller geſtürzt, eine ſchöne, aber etwas intriguante Frau unter den Trümmern ihres Sopha's begraben und eine andre in die Arme ihres Trabanten geführt. Dieſe Inconvenienzen müſſen wieder in den gleichförmigen und ruhigen Lauf der Dinge zurückgeführt werden. Vor allen Dingen iſt's unſre Pflicht, den drei Kameraden unſeres Ritters, die in der Irre herumſtreifen, nachzuſetzen. Das iſt eine Sache, die nicht ſo leicht auszuführen iſt. Einen klaſſiſchen Helden, der ſeinem Autor aus dem Geſichte kommt, wieder einzufangen, kann für eine leichte Aufgabe gelten, denn man kennt die Liebhaberei dieſer Herrn für Ordnung und Regelmäßigkeit, aber welche Phantaſie, ſie mag die ausgelaſſenſte von der Welt ſein, iſt im Stande, alle die Schlupfwinkel aufzuzählen, in die ein romantiſcher Held ſich verkriechen kann? — Das ſchwärmt, das verläuft ſich, das hört auf

Und Sie haben mir wehe gethan, erwiederte er.

Nach einer Pauſe ſchlang Sie ihren Arm um ihn, und nun erklang das himmliſche „Du“ von ihren Lippen. Wilhelm, rief ſie, du biſt mein Eines und Alles. Ich gebe dir meine und meines Kindes Zukunft anheim; vergieb, daß ich erſt forſchte und fragte.

Er lag in ihren Armen.

Eine ſelige Minute. Dann ſtand ſie leiſe auf, ging durch das Zimmer und führte die Kleine an der Hand. Wilhelm ſah ſie hin und her wandeln, geräuſchlos, wie eine holde zauberhafte Erſcheinung; ſie ſchwebte auf ihn zu aus dem Dunkel des Zimmers hervor, und außer ſich vor Entzücken ſtürzte er vom Sopha weg, ſank ihr zu Füßen und umſchlang ihre Kniee. Das Kind, das dieſe Heftigkeit und ihren Grund nicht begriff, ſtieß einen Schrei des Schreckens aus. Lucie beſchwichtigte es, und Wilhelm erhob ſich, indem er ihre Hand in der ſeinen behielt und mit ihr die wenigen Schritte zum Piano machte. Sie ſetzte ſich und nachdem ſie einige Notenblätter durchſucht, zog ſie Wilhelms Lieblingscompoſition, Schubart's Lob der Thränen, hervor und legte es aufs Pult.

Mit einem dankbaren Blicke dankte er. Sie winkte ihm, daß er ſich wieder aufs Sopha ſetzen ſolle; er ging und nahm das Kind mit.

Sie ſang.

All der Schmerz, all die Wehmuth, die unbezwingliche Sehnſucht, die in dieſem wundervollen Liede liegen, das Engelslippen zu entgleiten ſcheint, die über die Vergänglichkeit der irdiſchen Luſt, der irdiſchen Freude klagen, ging in Wilhelms Bruſt über. Die Stimme kam und klang voller und immer voller an ſeine Seele hinan, ſie goß immer mehr Süßigkeit und Leid in die bebende Bruſt und dann ging ſie wieder und erſtarb wie in weiter Ferne, wie eine rufende Kinderſtimme aus den glücklichen Tagen ferner, goldner Jugend. Es war etwas Unbeſchreibliches in dieſem Geſange. Er rührte an den heimlichſten, zarteſten Nerv der Empfindung, er rief unaufhaltſam die Thräne hervor, zu deren Lob er ſich erhob. Zugleich war ein Adel und eine Verklärung des Schmerzes darin, der über jede Armuth und Bekümmerniß des Lebens weit erhob.

Wilhelm drückte die Kleine an ſein Herz, und durch dieſe junge Bruſt ſelbſt gingen die Schauer der Empfindung.

Die letzten Töne waren verklungen. Lucie ſaß am Piano in ſich zuſammengeſunken, das Haupt auf die Hand geſtützt, Wilhelm war in ihrem Anſchauen verſunken und preßte ſeine Wange an die Stirn des Kindes.

Immer ferner zogen die Geiſter des Liedes dahin, immer ſanfter hallte es in der Tiefe der Seele wieder — die Wehmuth ging in Träumen über, die Träume ketteten ihre Bilder an die Wirklichkeit. Wieder eine ſchöne Stunde im Weihedienſt der Herzen war vorüber.

Lucie brachte die italieniſchen Bücher hervor, die ſie zuſammen mit Wilhelm las. Die Kleine entfernte ſich an der Hand Sophiens, und nun wurde ein Geſang aus Dante's göttlicher Komödie geleſen. Wilhelm hatte Hülfsbücher herbeigeſchafft und ſein Wiſſen und ſein Studium förderten und befeſtigten das poetiſche Verſtändniß, welches Lucie für die erhabne Dichtung mitbrachte. Sie las und ſprach das Italieniſche wie ihre Mutterſprache. Während der Monate ihres Zuſammenlebens hatte Wilhelm von ihr dieſe Sprache gelernt und die Schätze der Literatur wurden ihm zugänglich.

Es war Mitternacht, als Wilhelm ſeinen Weg nach Hauſe wieder antrat, ganz durchglüht von Poeſie und Liebe. Noch auf der Eisfläche des Sees ſah er ſich um, und das rothe Fenſter glühte herüber, das einzige von Leben zeugende in dem weiten kalten Grab der Erde.

V.

Der ſtrengſte Wintermonat war vorüber; es ging dem Frühling entgegen, die Liebenden waren noch immer in liebliche Träume, in den Wonnetauſch ihrer Herzen verſenkt. Wilhelm hatte es möglich gemacht, die Zeit ſeiner Vorarbeiten zu verlängern, und unter dem Vorwand, ſich auf die bevorſtehende Prüfung vorzubereiten, hielt er ſich ungeſtört beim Vater auf und theilte, weit entfernt ein Aktenſtück oder ein wiſſenſchaftliches Hülfswerk zur Hand zu nehmen, ſeine Zeit in Studien der italieniſchen und franzöſiſchen Sprache und in poetiſche Träumereien. Er wußte nicht, wo die Zeit blieb, es war ein wunderſamer langhintönender Accord voll Wohllaut, der durch ſeine Seele ging; das, was die Menſchen Tag und Stunde nennen, hatte für ihn keine Bedeutung, das innere Leben, ſtets in gleichem geſundem und vollem Pulsſchlag gehalten, ließ ihn nirgends eine Leere bemerken, ein Hemmniß, eine Pauſe, die ihn auf das Zeitmaaß hingewieſen hätten. Er wurde nur gewahr, daß das Eis des Sees ſchmolz, daß er über daſſelbe ſeinen Weg nicht nehmen konnte, er wählte den Sommerpfad, und da die Wege auf dem Lande um dieſe Zeit faſt nicht zu betreten ſind, nahm er das Reitpferd des Vaters zu Hülfe, das ihm dieſer gern abtrat. Zwiſchen Eltern und Sohn war nicht mehr von der Baronin die Rede, die Mutter hatte über dieſen Gegenſtand geſagt, was ſie zu ſagen hatte, des Vaters Grundſatz war es, den erwachſenen ſelbſtſtändigen Sohn völlig gewähren zu laſſen. Nebenbei hatte man gehört, daß die Baronin ſich zur Abreiſe rüſtete, und wenn dieſe wirklich ſtatt fand, ſo mußte ja das Band dieſer Bekanntſchaft ohnehin zerriſſen werden. Es war klug, von der Zeit dieſe Löſung zu erwarten. Wilhelm, der ſeine Mutter kannte, wußte, was in ihrem Herzen vorging; es machte ihm Kummer, ſie im Stillen leiden zu ſehen, allein die allgewaltige Macht der Geliebten verdrängte jedes andre, auch ſelbſt noch ſo theure Bild aus ſeinem

Sinne. Oft war er ſo zerſtreut, daß er verwundert und befremdet in das ſorgenvolle Antlitz ſah, das ihm die Mutter zeigte, wenn er vor ſeinem gewohnten Abendgange in die Villa noch in die Familienſtube hinabkam und die Mutter allein dort bei einer Arbeit ſitzen ſah. Erſt als er ihr die Hand küßte und den leiſen Druck ſpürte, durch den die Bekümmerte ein Zeichen für die Sprache ihres Herzens fand, erſt da fühlte er und ſagte es ſich ſelbſt, daß er und Niemand Anders die Schuld an dieſen abgehärmten Zügen trage, daß die Stunden, die er drüben in einem wonnevollen Rauſch zubringe, für die Einſame ſich zu unendlich langen peinvollen Betrachtungen und Sorgen ausdehnten. Es war aber nicht zu ändern, er fühlte das — weshalb einen Verſuch machen, der doch mißlingen mußte. Wenn er ſich auch einmal überwand und den Abend zu Hauſe blieb, die Mutter unbehaglich geſtimmt durch ſeine unwahre Haltung, durch ſeine gezwungene Laune, trieb ihn den andern Tag ſelbſt zu dem gewohnten Gange. Geh nur, ſagte ſie ihm; ich weiß doch, daß das rothe Fenſter dich hinüberlockt, ich mag noch ſo enge meine Vorhänge zuziehen und ſelbſt die Läden ſchließen; du ſiehſt es doch.

Zwiſchen den Liebenden war ſeitdem, außer dem Geſpräch, das wir mitgetheilt haben, nicht wieder von den Dingen und Verhältniſſen in der wirklichen Welt die Rede; es war das erſte und letzte Mal geweſen, daß die Baronin ſich nach den Verhältniſſen Wilhelms erkundigt hatte und ſeine Ausſichten für die Zukunft zu erforſchen verſucht. Wilhelm ſeinerſeits ſchob Alles weit von ſich, was ihn an die materielle Gegenwart der Geliebten erinnerte; es lag in ſeiner Natur nie zu forſchen, wo eine Erſcheinung ihn mit erfüllte; er genoß die Blume des gegenwärtigen Genügens. So wenig ging er auf Entdeckungen aus, daß er ſelbſt Zeichen, die jeden Andern ſtutzig gemacht, oder wenigſtens zum Nachdenken gereizt, unbeachtet bei Seite liegen ließ. So fiel ihm eines Tages, als er in einem Notenhefte blätterte, das er von drüben mitgenommen, ein Briefcouvert in die Hände, auf dem die Adreſſe ſtand: „à Madame la Duchesse d'Olonna.“ Wer war dieſe Herzogin? Offenbar war der Brief an Lucie und an Niemand Anderes gerichtet. Ein Lied, von einem der berühmten italieniſchen Componiſten in Muſik geſetzt, war ebenfalls mit dieſer Namensüberſchrift und dieſem Titel verſehen, und Turin neben dem Datum bemerkt. Wilhelm grübelte ein paar Minuten hierüber nach — keine Macht der Erde hätte ihn bewegen können, Lucie über dieſe Dinge zu fragen. Er hatte bereits Alles vergeſſen, als er ſie wiederſah.

Heute war der erſte warme Frühlingstag. Von drüben war ein Päckchen angelangt; es enthielt die Abſchriften der Ueberſetzung einiger Petrarca'ſchen Sonette, an die Wilhelm ſich gewagt. Er öffnete den Umſchlag haſtig, er hoffte von der Hand der Geliebten hier und da auf den zierlichen Blättern Bemerkungen und Correcturen zu finden, er entdeckte nichts. Sie hatte ſie ihm völlig ſo wieder zurückgeſchickt, als er ſie ihr hingegeben. Dies bekümmerte ihn. Hatte ſie keine Zeit gehabt, die Verſe durchzugeben, oder war ihr deren Inhalt nicht zuläſſig erſchienen? Freilich handelten ſie alle indirekt von ihr. Wilhelm hatte mit großer Luſt die italieniſchen Dichter benutzt, um der Geliebten tauſend zarte und ſchöne Dinge zu ſagen. Er hatte aus Arioſt die Strophe hereingezogen, in der von den Händen Alcina's die Rede iſt, und war bemüht geweſen, der Geſchmeidigkeit des italieniſchen Ausdrucks mit der deutſchen Wendung überallhin zu folgen. Wie er meinte, war es ihm geglückt.

La candida man spesso si vide
Lunghetta alquanto e di larghezza angusta
Dove nè nodo appar nè vena accede;

hatte er überſetzt: die weiße Hand iſt länglich und in der Breite ſchmal; dabei eben und glatt, und es erhebt ſich keine Ader über ihrer ſchönen Fläche. Er ſtrich das Wort „länglich“ aus und ſetzte dafür „lang und ſchmal“, allein dies ſchien ihm wenig geeignet, die umſchreibende Zartheit im italieniſchen Ausdruck wiederzugeben. Noch weniger konnte er in dem neunundſechzigſten Sonette Petrarca's, das er ebenfalls mit Beziehung auf ſie, die all ſein Denken und Träumen ausfüllte, übertragen hatte. Dieſe Verſe ſchilderten ſehr bezeichnend das Weſen, den Gang, die Miene Luciens, und Wilhelm hätte hin und her grübeln können, es wäre ihm kein glücklicheres Bild gelungen. Die Stelle lautete:

Non era l'andar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma, e le parole
Suonavan altro che par voce umana.

Und er überſetzte ſie: Ihr Gang war nicht der einer Sterblichen, ſondern eines himmliſchen Weſens und in ihrer Stimme lag eine Lieblichkeit, die keiner andern menſchlichen Stimme eigen keinen Wink, gibt keine Antwort, ſtürzt ſich in die größten Verwickelungen gerade wenn der Autor, der die Ruhe liebt, die Fäden ſeines Gedichtes zuſammenziehen und das mühſame Gewebe endlich abſchließen will. O das iſt eine Plage! Vergebens daß man dieſen wilden Geſchöpfen eine Regel vorhält; ſie haben ſich emancipirt. Ein romantiſcher Held, der ſeine Sache verſteht, ſpielt mit ſeinem Dichter wie die Katze mit der Maus. Das wiſſen ſie auch recht wohl, darauf ſind ſie ſtolz, dieſe Elenden! Darum ihre unverbeſſerliche Impertinenz, ihre Bosheit, ihre Unfügſamkeit, ihr Trotz, ihre Unverſchämtheit, ihre Rohheit und all die Laſter, mit denen ſie unſre Bühne und unſre Romane anfüllen. Wahrlich, wir wollen ſchnell dazu thun und zeigen, daß wir die unſrigen beſſer erzogen haben. Es ſoll uns wenig Mühe koſten ſie wiederzufinden. Dort in dem kleinen Gehölze von Orangen und Myrthen, nicht weit von der ſchönen Stadt Avigwar.“ — O, und nun die Verſe des acht und neunzigſten Sonetts:

Quel vago impallidir, che 'l dolce riso
D'un' amorosa nebbia ricoperse. —

In dieſen Zeilen lag der volle ſüße Schönheitszauber ausgedrückt, der Wilhelms Herz gefeſſelt hatte. Es war hierin ein treffendes Bild gegeben von der wundervollen Miene lieblichen Erſchreckens, wenn die Geliebte den Freund, der ihre Seele beſitzt, der ihr Herz ſein eigen nennt, mit Trauer und Bitterkeit ringen ſieht. Wilhelm hatte nur einmal dieſen Ausdruck bei Lucien bemerkt, und er war ihm unvergeßlich in der Erinnerung geblieben. Es war, als er eines Abends, tief gebeugt und mit einem unerträglichen Kummer belaſtet, vor ihr erſchien, mit dem Entſchluß, ihr anzukündigen, daß er ſich von ihr trennen wolle, um dem Zerwürfniß mit ſeinen Eltern ein Ende zu machen. Er beſaß nicht den Muth, das Trennungswort auszuſprechen, und während er ſo mit ſeiner Qual kämpfte und den Feind, der auf ſeine Bruſt den tödtlichen Stoß zu führen bereit war, nicht zu beſiegen im Stande war, blickte er auf und ſah plötzlich ihr Auge mit dieſem, nicht zu beſchreibenden Ausdrucke auf ſich ruhen. Sie war bleich geworden und ihre Augen ſchloſſen ſich halb, ihre Hand preßte ſie auf der Bruſt. Eine Stimme in ſeinem Buſen ſagte ihm, daß ſie in dieſem Augenblicke um ihn litt. Aber ſie verbarg ihm, daß ſie wußte, was in ſeiner Seele vorging und lächelte. Welch einen Zauber hatte dieſes Lächeln: es war eine Blume auf der dunkeln Tiefe des Kummers farbenvoll erglühend. Der Sänger Laura's hatte in ſeinem Liebesgange durch Leid und Luſt etwas Aehnliches empfunden, und ihm, dem der Gott ſelbſt die fein vibrirende Saite der Empfindung auf die goldne Lyra geſpannt hatte, ihm war es gelungen, für dieſen Blick und dieſe Miene den bezeichnenden Ausdruck zu finden. Wilhelm geſtand ſich ſelbſt ein, daß es ihm unmöglich geweſen, die Verſe im Original in der Uebertragung irgend erſchöpfend in Sinn und Ausdruck wiederzugeben, er hatte geſagt: „Dieſes reizende Erblaſſen, welches ihr ſüßes Lächeln mit einer verliebten Wolke bedeckt.“ Es war in dieſen Worten aber doch der Kern des himmliſchen Bildes enthalten und darum konnte er ſich nicht entſchließen, ſie ganz verdammungswerth zu finden. Lucie mußte ſie jedoch ſo gefunden haben, denn ſie hatte ſich nicht einmal die geringe Mühe gegeben, hier und da am Ausdruck etwas zu ändern, wie ſie es doch bisher bei jedem Blättchen, auf dem ein paar Verſe ſtanden, die er ihr überſchickte, gethan hatte. Dieſe Papierſtreifen bewahrte er ſorglich auf und nur dieſes letzte Blatt, das keine Spur ihrer ſorgenden Feder trug, nur dieſes wagte er nicht zu den übrigen zu legen, es erſchien ihm verſtoßen und verurtheilt. Und doch ſprach gerade dieſes Blatt in ſo beredten Zungen. Der arme Schwätzer! er hatte vielleicht zu viel ausgeplaudert: man hatte ihm den Mund geſchloſſen und ihn zum Schweigen verdammt.

Es war Abend geworden und Wilhelm hatte es nicht bemerkt. Als er zufällig ſeinen Blick aus dem Fenſter warf, ſah er drüben den wohlbekannten rothen Schein erglimmen. Jetzt wurde er zugleich inne, wie er in einem völlig dunkeln Zimmer ſaß und die Schatten ſich um ihn ſo tief gelagert hatten, daß er nicht einmal das Bild der Mutter, das an der Wand, dicht vor ihm, über dem Schreibtiſch hing, erkennen konnte. In eine ſo anhaltende Träumerei hatte ihn ſein Herz verſenkt. Er hörte die Uhr ſchlagen in dem untern

Zimmer; es war acht. Jetzt ſah er auch den Lichtſchein von dem großen Familiengemach unten auf die Bäume des Gartens fallen, Alles hatte in dieſem Augenblick einen fremden und wunderbaren Anſtrich für ihn. Es war nicht mehr das wohlbekannte Elternhaus, es war auf irgend einem fremden Welttheile eine Wohnung, die er mit Genoſſen theilte, die erſt ſeit einiger Zeit mit ihm in ein nicht zu beſtimmendes Verhältniß getreten waren. Nur das Eine war ihm deutlich, daß die Geliebte mit ihrem Kinde ſich in dieſem Hauſe mit ihm eingeſchloſſen befinde; er glaubte unten ihren leiſe wandelnden Gang zu hören und den Schatten zu ſehen, den ihre ſchlanke Geſtalt auf die nahen Baumſtämme warf. O Himmel! rief er; ſo hat ſie mir doch nachgegeben und iſt mit mir geflohen; ich habe ſie in fremde Länder entführt; weit weg von den Ihrigen und von den Meinigen. Es iſt geſchehen! Unſer Schickſal iſt von nun an auf immer mit einander verknüpft: ſie iſt mein; allein ſie iſt nicht glücklich und die ungewohnte Natur, die uns umgiebt, der fremde Welttheil, auf dem wir uns angeſiedelt, kann ihr nicht die liebgewordene Heimath erſetzen!

Er lächelte, und indem er ſeine Hände an die Wangen und die Stirn preßte, rief er: Ich weiß, daß Alles dies nicht iſt; allein wenn es nun wäre?

Er hielt inne. Eine Glut, die er nicht zu bändigen wußte, füllte mit immer heftiger anſtürmendem Pulswallen ſeine Bruſt.

Das Wort der Mutter fiel ihm wieder ein: Was ſoll's? Wohin führt's? — —

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür leiſe, und der kleine Bote trat ein, der öfters zwiſchen dem Pfarrhauſe und der Villa hin und wiederging. Wilhelm konnte ihn nicht erkennen, er ſah nur einen weißen ſchimmernden Stern durch die Nacht; es war das Briefchen, das die Geliebte ihm ſandte. Er griff danach — er wußte, daß es nichts anders ſein konnte. Er zündete raſch Licht an, und als er das Blatt entfaltete, fielen ihm die italieniſchen Verſe und die Aenderungen in die Hand, die Lucie an der Ueberſetzung gemacht. Zugleich eine Einladung hinüberzukommen.

Ich habe den Kahn losgebunden, ſagte der Bote. Man kann heute zum erſtenmal über den See fahren. Er ging und Wilhelm in ſeinen Mantel gehüllt mit Büchern, Manuſcriptrollen und Notenblättern unterm Arme, folgte ihm raſch, indem er die kleine Gartentreppe hinabſtieg zum Ufer des Sees hin. Unten das Fenſter im Saal ſtand offen und er ſah die hohe dunkle Geſtalt ſeines Vaters ſich weit hinauslehnen, um die warme, feuchte Luft des Frühlingsabends einzuathmen.

Wilhelm ſchickte den Boten weg und ſetzte ſich allein in den Kahn. Nun glitt er über die ſchwarze Fläche hin. Es rührte ſich kein Laut in der weiten Schöpfung, der Himmel war mit leichtem Gewölk bedeckt, das Plätſchern der Ruder und die niedergleitenden Tropfen waren das einzige Geräuſch in Nähe und Ferne. Immer weiter entfernte er ſich von dem Elternhauſe, immer näher kam er dem kleinen Feenpallaſt, in welchem ſeine ſchöne Zauberin weilte. Jetzt traten ſchon die Ufergebüſche vor und verdeckten das helle offene Fenſter und den hinausſchauenden Vater, jetzt trennte ſich der dunkle Vorhang, der den rothen Schein drüben einſchloß, und Wilhelm erkannte ſchon die Säulen des Eingangs und einen Theil der Treppe. Er hielt den Kahn an, und indem er die Hände im Schooß faltete, ſeligen und innigen Blickes hinüberſchauend, entſanken ihm ſeine vielen Schätze und die Papierrollen und Mappen blätterten ſich auf, und er ſaß da wie von großen weißen Blumenkelchen umrauſcht, gleichſam in Mitte eines phantaſtiſchen Bouquets. Dabei erhob ſich, wie er ſich dem Ufer näherte, ein Wind und pauſchte ſeinen Mantel in die Höhe und kräuſelte ſeine Locken, die kein Hut bedeckte. Der Mond, der aus den nächtlichen Schatten des Waldes jetzt emporſtieg, warf zugleich einen ſilberhellen Nebelſchimmer auf die ſchöne Stirn und in die begeiſterten Augen des nächtlichen Schiffers. So fuhr er gleichſam im Triumph in die Gebüſche des Ufers hinein und die hohen Rohrgeflechte und Stauden rauſchten ihm wie Palmenzweige entgegen. Triumph! rief er, die Liebe kommt! Schmücke dich bräutlich zu ihrem Empfang, nächtliche Flur. Siehe der Gott kommt Nachts in die Welt! Während Alles ſchweigt, gleitet er über die nächtlichen Gewäſſer, und betritt geheimnißvoll die Wohnungen der Sterblichen. O ihr Herzen, die ihr den langen Winterſchlaf träumtet, werdet ihr jetzt auch bereit ſein zu ſeinem Empfange? Ihr Trägen, werdet ihr nicht erſt lange fragen und forſchen, wer iſt da draußen, ehe ihr euch entſchließet, dem Gotte aufzumachen? O die Stunde iſt ſo köſtlich, aber zugleich ſo flüchtig, wenn ihr nicht eilig zum Empfange hinauskommt, ſo geht das ſüße Geheimniß, das in die nächtliche Welt eingegangen, an eurer Wohnung vorüber, und ihr habt es auf immer verloren. O ihr Herzen, bedenkt das!

Und gleichſam als ſollte dieſes hochmüthige Bild, das die glückliche Seele des Jünglings entwarf, vom Geſchick ſelbſt zur Wahrheit gemacht werden, ſo erſchien in dieſem Augenblick in einem langen weißen, wie flüſſiges Mondlicht um ihre Geſtalt ſchwimmenden Schleier die Geliebte auf den Stufen der Treppe und hob ihre Arme verlangend und grüßend dem Kahne entgegen. Die offenbleibende Thür des Saals zeigte die brennende Lampe, den Tiſch, das Piano, die Bilder an den Wänden. Das Kind ſtand auf der Schwelle und wagte ſich nicht in die Nacht hinaus.

O mein Engel! mein Engel! rief Wilhelm. So erwarten Sie mich! der Himmel lohne Ihnen dieſen ſüßen Empfang, mit dem Sie die Seele des Freundes wie mit Paradieſesblumen überſchütten! Welche Lieblichkeit — welche Schönheit! —

Und er ſprang aus dem Kahne und ſtand neben ihr, und die Frühlingsnacht brütete und quoll und trieb um ſie her. Der See glänzte im Mondlichte. Die Geiſter der kommenden Blumen irrten trunken in dieſer feuchten warmen Atmoſphäre, die wie ein ſich verengender Duft über das Bette des Sees hinbreitete.

Jetzt kam der Diener und brachte die Bücher ins Zimmer. Lucie ſchloß die Thüre; die Liebe war wieder in ihrem Heiligthume.

Vor allen Dingen lag es Wilhelm daran, der Geliebten das Unrecht abzubitten, das er ihr in ſeinen Gedanken in Betreff der Nichtbeachtung der überſendeten Blätter gethan. Sie lächelte und ſagte: Grade diesmal hab ich mich mehr und angelegentlicher als ich ſonſt gethan, mit Ihren Verſen beſchäftigt. Warum haben Sie gerade dieſe gewählt?

Und wie ſollte ich andre wählen? entgegnete er beinahe zürnend. Geben ſie doch ganz wieder, was ich empfand, als ich vor einigen Abenden von Ihnen Abſchied nahm und fürchten mußte, daß Tage vergehen könnten, wo ich Sie nicht wiederſehen würde.

Sie veränderte wieder wie damals die Farbe; ihre Lippe zitterte, ſie verſuchte zu ſprechen, ſie vermochte es nicht und wandte ſich ab.

Außer ſich vor Schmerz und Entzücken ergriff Wilhelm ihre Hände und rief: Um Gotteswillen! Wenn wir uns trennen müßten! Wenn —

Sie hatte ſich völlig wieder gefaßt und ſah ihn mit einem ruhigen, klaren Blicke an. Nach einer Pauſe entgegnete ſie: Wenn wir müßten? — Und warum ſollen wir müſſen —

Wilhelms Athem ſtockte —

Sie ſah ihn feſt an und ſagte: Ich will die Ihre ſein — wenn Sie treu und aufrichtig nach meinem Beſitze trachten. — Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: Allein bedenken Sie, was ich Ihnen einſt ſagte — hier auf dieſer Stelle, als ein ähnliches Geſpräch zwiſchen uns ſtattfand.

Lucie! rief Wilhelm und fiel an ihren Hals: Ich verſpreche Ihnen mein Leben! Nehmen Sie non, ſchlagen ſich ſechs Ritter im hartnäckigen Kampfe mit einander herum, und wenn unſer Auge nicht ſehr trügt, iſt's der kleine Tulipan, der eben vom Pferde ſinkt, der tapfre Ganelon, der ſelbſt verwundet ihn unterſtützt, und Roger, der ſich mit dem ganzen Heldenmuthe eines beleidigten Dichters, mit gleicher Geſchicklichkeit ſein Schwert wie ſeine Feder führend, gegen die Uebermacht der drei Kämpen vertheidigt. Welch ein unedler Kampf! —

Wer ſind die, die ihn führen? Wahrlich, ſie müſſen die noblen Geſetze der Chevalerie ſehr wenig inne haben, da ſie noch immer auf den blonden Poeten losſchlagen, obgleich ſie längſt hätten bemerken ſollen, daß ein Einzelner gegen drei ficht. Aber leidenſchaftliche Erbitterung führt ihren Arm und verblendet ihr Auge. Es iſt der ehrwürdige Kukupeter, der die empfangenen Schläge an der Seite der ſchönen Thisbe wiedererſtattet, es iſt der Anführer der Wache, der Vermich ganz hin: ich gebe Ihnen mein Denken, mein Wollen, mein Empfinden. O dieſe Stunde tödtet!

Die Engvereinigten ruhten lange ſprachlos in einer heißen Umarmung. Lucie erhob ſich endlich, indem ſie mit einer ernſten, faſt feierlichen Stimme ſagte: der Himmel ſieht auf dieſes Bündniß nieder: es kann in ſeinem reinen Lichte geſchloſſen werden, denn nichts iſt hier, was ein Herz, das das Edle und Reine ſucht, beleidigen könnte. Wenn ich Ihr Gelöbniß annehme, mein Geliebter, ſo geſchieht es in dem Bewußtſein, daß ich den redlichen Willen und auch die Macht in mir fühle, an Ihrem Glücke zu bauen. Laſſen Sie mich, die ich älter bin, über dieſe Stunde hinweg, den Blick in die Zukunft richten.

O nicht dieſe Worte, ſtammelte Wilhelm — Ich bin ja ſo ganz glücklich! Er umſchloß ſie von Neuem, allein er fand keine heiße, keine glühende Erwiederung. Lucie entzog ſich ſichtlich der Leidenſchaftlichkeit dieſes Moments; ſie verſuchte abzulenken und als Wilhelm, dem alle Stürme der Empfindung losgelaſſen durchs Herz brauſten, auf keinen Verſuch dieſer Art einging, erhob ſie ſich und ſtand kalt, faſt ſteinern vor ihm, eine ſchöne Marmorſtatue. Ihr Haar hatte ſich aufgelöſt und rollte auf die Schultern nieder, eine faſt erſchreckende Bläſſe lag auf ihren Zügen, das Auge war geſenkt und man mußte ſeinen Strahl fürchten, wenn es ſich erhübe. Alles an dieſer Geſtalt war Hoheit, gebietendes Weſen.

Wilhelm rang die Hände und ſah halb bittend, halb zornig zu ihr empor.

Nun! rief er, was ſoll's? —

Faſſung! entgegnete ſie. Wir ſtehen auf der Schwelle unſrer Zukunft, nicht allein der unſrigen, ſondern auch noch eines andern Weſens.

Wilhelm verſtand ſie ſogleich. Er ſchloß das Kind in die Arme, das ſeinen Lockenkopf an ſeinen Buſen verbarg. Auch dieſes goldne Geſchenk noch! rief er; auch dieſes mein!

Er fühlte die Hand der Mutter, die ſie leiſe auf ſeine Schulter legte: Wilhelm, ſagte ſie, wenn ich eine Bitte wagen darf — laſſen Sie uns jetzt ſcheiden. Das Wort iſt ausgeſprochen zwiſchen uns, das ewig bindet — ich will es, ich verlange es, daß es noch nicht ewig binden ſoll. Suchen Sie die Einſamkeit, ſo wie ich ſie ſuchen will — Morgen ſehen wir uns wieder — oder wir ſehen uns nicht mehr wieder!

Ich kann es nicht — ich bleibe hier — ich ſchreibe meinen Eltern was vorgefallen iſt.

Nicht doch — Freund. Sie gehen nun nach Hauſe. —

Ihr Blick, ihre Worte waren wie diamantne Feſſeln.

Wilhelm erhob ſich und ſchwankte durchs Zimmer. Er drückte ſeine Stirn an die Scheiben und ſtarrte in die Nacht, dann kehrte er raſch um und mit einem Schrei des Gefühls ſtürzte er zu ihren Füßen und klammerte ſich an ſie, ſo daß ſie ſich zu ihm niederbeugen mußte. Ein Antlitz, ganz in Thränen gebadet, ſah zu ihr auf. Er ſprach nicht — ſeine Blicke waren Flammen. Sie wandte ſich und er ſtand auf, indem er kaum hörbar — ſagte: Sie wollen es — ich gehe.

Und in der That verließ er das Zimmer. Den Nachen beſtieg er nicht wieder; er irrte in die Nacht hinaus und nahm den weiteſten Weg durchs Wäldchen. An einem der Baumſtämme lehnte er und raffte die naßkalten Zweige zuſammen, um ſie an ſeine fiebernde Stirne, an ſeine Lippen zu drücken. Es war die Kraft der Jugend, die zum erſtenmal ihre Blüthe erſchloß.

VI.

Am Tage darauf erhielt er ein Billet, das ihn zu noch einem Tag längern Wartens verdammte; er war troſtlos, eine Menge Briefe, die klagende und zürnende Erwiederungen auf dieſes Gebot enthielten, fing er an, vernichtete jedoch alle wieder. Endlich erſchien er vor Lucie und jetzt nahm ſie ſein auf immer bindendes Verſprechen an. Gegen die ſtarken Wallungen gehalten, die dieſem Moment vorangegangen, trug das, was jetzt folgte, faſt den Charakter der Kälte an ſich. Es wurde feſtgeſetzt, wenn die Trauung ſein und in welcher Weiſe ſie ſtattfinden ſollte. Lucie war feſt und ſicher in Allem, was ſie that. Jerôme empfing Aufträge und ſtattete ſeiner Gebieterin regelmäßig und auf das Gewiſſenhafteſte Bericht ab.

Ein in ziemlicher Entfernung wohnender Pfarrer wurde gewählt, die Papiere der beiderſeitigen Theilnehmer in Ordnung gebracht; es fehlte keine der nöthigen Formen. Alle dieſe Verrichtungen geſchahen mit leiſem Gange, mit ſtrenger, zuverſichtlicher Ordnung. Der Tag der Vermählung ward feſtgeſetzt. Wilhelm hatte ſeinen Eltern nichts entdeckt: er befand ſich in einem Zuſtand, der ſchwer zu beſchreiben iſt. Zum erſtenmale hatte er die Empfindung, als wenn der Boden unter ſeinen Füßen wiche. In dieſem Augenblicke dachte er daran, alle ſeine frühern Verhältniſſe zu löſen, um die Fremde aufzuſuchen — ein völlig anderes Leben zu beginnen, dann wieder träumte er von einer feſten, dauernden Ausſöhnung mit den Seinigen, die die holde Frau, die er ihnen zuführte, mit Freude und Dank empfangen würden.

Es traf ſich, daß an demſelben Tage, den Lucie gewählt hatte, Roberts und ſeiner Marie Trauung in dem Pfarrhauſe ſtatt fand. Es war dies ein ſeltſames Zuſammentreffen, das des armen Wilhelms beklemmte Bruſt noch mehr beſchwerte. Seine Seele war ſo voll Glück und Geheimniß, und er durfte von dieſer Seligkeit und dieſer Qual, die ihn erfüllte, auch nicht das kleinſte

Theilchen ſeiner Umgebung merken laſſen. O wie grauſam war dies! die Stunde, die den Freund zum Altare rief, war auch die, die über ſein Leben entſchied, und er durfte nicht dem Genoſſen ſeiner Jugendtage um den Hals fallen und rufen: Freund, den Weg, den du jetzt gehſt, geh auch ich! Wir werfen uns Beide dem Glück in die Arme. Bete für mich, wie ich für dich beten werde. —

Und die Mutter — ach Wilhelm konnte ihren Blick nicht ertragen, mit dem ſie ihn unter den geputzten Gäſten der Pfarrſtube ſuchte, und der ihm zuzurufen ſchien: Wie gern ſähe ich dich, meinen Liebling, auch an dieſer Stätte, wie gern dein Haupt gebeugt unter dem Segen, den ein frommer Vater für dich vom Himmel herabbittet. Und er hätte — da er dieſe Worte zu vernehmen glaubte — hinſtürzen wollen und rufen: Mutter, gerade ſo wie du es wünſchteſt, geſchieht es! Ich werde glücklich.

Als der kleine Zug zur Kirche aufbrach und durch die Blumen des Kirchhofs ſich hindurchwand, einen hellen Frühlings-Lichthimmel über ſich, ſtahl er ſich fort und verſchwand durchs Pförtchen, dem See und der Villa zu. Allein er blieb ſtehen, kehrte um und in die Kirche hineinlauſchend, hörte er noch die Segensworte, die der Vater über die vor ihm Knieenden ausſprach, erlauſchte noch einige Akkorde der Orgel und des Geſanges. Dann entfloh er, und wenige Minuten darauf ſaß er an Luciens Seite im Cabriolet, das dem nahen Städtchen zulenkte. Dieſe Stadt war die erſte Station, dann folgten noch zwei, ſo daß man erſt gegen Abend auf einem Landhauſe anlangte, deſſen Herr Lucien mit Ehrerbietung bewillkommnete, und in deſſen Beiſein die heilige Handlung vor ſich ging. Die Trauung wurde nach katholiſchem Ritus, obgleich Wilhelm Proteſtant war, vollzogen. Außer dem ältlichen Herrn war noch eine Dame als Zeuge erſchienen, die Wilhelm ebenfalls nicht kannte; auch Jerôme trat herein und blieb auf beſonderes Geheiß ſeiner Gebieterin gegenwärtig. Nachdem die Ceremonie beendet war, beſtand Lucie darauf, den Rückweg anzutreten, obgleich der ältliche Herr und die Dame ſie inſtändigſt baten, dazubleiben, da die Nacht mit Wettern drohte. Wilhelm wagte aus Zartgefühl nicht, ſein heftiges Verlangen, die Geliebte möchte mit ihm heimkehren, kund zu geben; allein Lucie, die den Blick mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit und Rührung auf ihn gerichtet hielt, las in ſeinen Zügen den Wunſch, den die Lippe nicht ausſprach. Sie beſtieg den Wagen und Jerôme nahm den Platz neben dem Kutſcher ein, um dieſem beim Lenken des Wagens auf den dunkeln Wegen behülflich zu ſein. So war denn Wilhelm völlig zu ſeinem Glücke gelangt; er ſchlang den Arm um die ſchöne Frau, die jetzt die ſeine war, und indeß Blitze die Dunkelheit durchleuchteten und der Donner rollte, waren Gedanken und Gefühle in ſeiner Bruſt ganz in Sonnenglut und Frühlingslicht getaucht. Lucie war auffallend ſtill, und wenn Wilhelm im Stande geweſen wäre zu beobachten oder auch nur flüchtig zu forſchen, ſo hätte er bemerken müſſen, daß eine beunruhigende Umwandlung in dem Weſen der Neuvermählten vor ſich gegangen war.

Als man der Villa ſich näherte, bat Lucie, Wilhelm möchte in das Haus ſeiner Eltern zurückkehren. Er gehorchte: Morgen, in aller Frühe ſollte er wiederkommen. Es lag eine peinvolle drückende Schwüle in der Natur — ſie lag auch auf den Seelen dieſer beiden Herzen, die jetzt einander für's Leben angehören ſollten. Mit einem langen, verzehrenden Kuß nahm er Abſchied und blieb noch am Eingang des Gitters ſtehen, bis das weiße Gewand Luciens in der Hausthür verſchwand. Er ſah noch den Lichtſchein erglimmen und ihren Schatten an den niedergelaſſenen Vorhängen hingleiten. Dann wandte er ſeine Schritte am See entlang dem elterlichen Hauſe zu. Dort war es um dieſe ſpäte Stunde noch lebhaft; ein kleiner Ball fand ſtatt, und die junge Welt tummelte ſich in Luſt und Freude. Wilhelm wollte nicht eintreten, es war ihm nicht möglich in dieſer Stimmung den tauſend Fragen, wo er bis jetzt geblieben, die ohne Zweifel an ihn gerichtet würden, Rede zu ſtehen. Er irrte im Garten umher, deſſen Bäume in voller Blüthe ſtanden. Der eben erſt vorübergegangene Regen hatte die welken Zweige erfriſcht und ein Meer von Düften entſtrömte den in der Dunkelheit ſchimmernden Blüthenbüſchen und wogte über den Garten hin dem nahen Kornfeld zu, von wo die Wachtel ihre eintönigen ſingenden Rufe erſchallen ließ. Er war ſo ſtill und ſüß. Unter dem großen Apfelbaum, wo er ſo oft als Knabe mit dem Buche geſeſſen, ſetzte er ſich auch jetzt und preßte ſein ungeſtümes Herz mit beiden Händen. Er fühlte, daß mit dieſer Stunde eine ſchöne Zeit ſchnittenen, der die Aufträge der Sultanin Fatime vollzieht, und zu ihnen hat ſich der Ritter der kleinen Corella geſellt, alle drei von ihren Damen geſendet, um die magiſchen Kleinode wieder in ihren Beſitz zu bringen. Es kann ihnen nicht fehlen. Schon ſind Ganelon's Flaſche, Tulipan's Brille in den Händen der räuberiſchen Paladine, man kämpft nur noch um den unſcheinbaren Filz, der wenige Schritte weiter im Graſe liegt, und vor dem Roger mit dem Schwerte in der Fauſt, wie der Engel vor dem Paradieſe, ſich aufgepflanzt hat. Umſonſt, ſeine gutgeführten Hiebe können das drohende Reſultat des Kampfes nur verzögern, nicht aber es vereiteln. Als unſer ehrlicher Degen den Entſcheidungsmoment herannahen ſieht, wirft ſein erſchöpfter Arm das Schwert weg, greift hinter ſich nach dem Hute, drückt ihn auf die von Blut und Erhitzung feuchten Locken, und im Nu iſt er den Hieben ſeiner Gegner entrückt. Erſchöpft lehnt der Jugend und Poeſie ſich von ihm wandte. Noch einmal gaben die beiden Schweſtern aus dem Paradieſe ihm den vollen Becher und er ſog die Seligkeiten ein, die die Bruſt des armen Pilgers dieſer Erde mit einem unnennbaren himmliſchen Rauſche füllen. So ſaß er ſtill unter den überhängenden Blüthen, und von fern ſchimmerte das Licht der Fenſter und von fern drangen die Töne des einfachen Tanzliedes hindurch, das ſeine Mutter auf dem Piano ſpielte. Er fühlte einen Augenblick, was dieſe Frau litt, da ſie ihn in dem frohen Kreiſe um ſie her nicht bemerkte, da er ſelbſt an dieſem Abend fehlte. Allein wie ein leichtes, fliehendes Gewölk gingen raſch dieſe etwas düſtre Gedanken an ihm vorüber, es war nun wieder Luciens Bild, das ſeinen alten Platz einnahm und jedes andre Empfinden und Denken wegdrängte.

Am Tage hierauf fanden die Knechte des Pfarrers, die zur Arbeit gingen, am Ufer des Sees einen Mann ohnmächtig liegen, ſie erkannten in ihm den Sohn ihres Herrn. Wilhelm wurde ins Haus getragen und am Abend brach ein heftiges Fieber aus. Der Kranke lag mehrere Tage ohne Bewußtſein. Die Mutter wachte unausgeſetzt an ſeinem Bette; in die Stadt wurde nach dem Arzt geſchickt. Robert verzögerte ſeine Abreiſe um einige Tage: Alles im Hauſe war erſchreckt und bekümmert, und Niemand wußte, welche Veranlaſſung dieſem Unfalle zum Grunde lag. Zufällig vernahm man, daß die Baronin plötzlich abgereiſet und die Villa leer und verſchloſſen ſtehe. Welch ein Kummer, welch ein Schmerz war über das ſonſt ſo glückliche ſtille Pfarrhaus gekommen.

Zweiter Abſchnitt.

I.

Acht Jahre waren nach den eben erzählten Begebenheiten vergangen. In einem Gaſthofe in Brüſſel ſaß noch ſpät ein junger Mann wach, und betrachtete aufmerkſam ein koſtbares Kupferwerk, das vor ihm aufgeſchlagen lag. Dieſes Werk war erſt kürzlich erſchienen und enthielt das Ergebniß der Studien und der Reiſen eines berühmten Gelehrten, deſſen Genie die Naturwiſſenſchaft und die ärztlichen Disciplinen bereicherte. Wir wollen dem Leſer nicht länger vorenthalten, daß der junge Mann, der ſich im Genuſſe dieſes gelehrten Schatzes vertiefte, Niemand anders war als Robert Solling, den wir in den erſten Blättern dieſer Erzählung als Freund Wilhelms haben auftreten ſehen. Er hatte unterdeſſen eine ehrenwerthe Stellung als praktiſcher Arzt in ſeiner Heimath erlangt, und befand ſich jetzt auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe, die ihm zugleich Kunſt- und Lebensgenuß mancherlei Art zuführen ſollte, denn Robert war ein Lebemann, eine tüchtige Natur, die alle Dinge, Arbeit wie Vergnügen, kräftig anfaßte und mit lebendigem Genußvermögen feſthielt. Seine Ehe war ihm das geworden, was er von ihr gehofft und gewünſcht hatte. Das wohlerzogene Bürgermädchen hatte gerad ſo viel Empfänglichkeit für die edlern und feineren Genüſſe unſrer civiliſirten Exiſtenz als ein Mann, wie Robert, es bei dem Weibe, das ſich entſchloſſen hatte einen Lebensweg mit ihm zu gehen, verlangte. Etwas mehr und er hätte ſie um keinen Preis der Welt gewählt, denn ſo ehrenhaft er über die Beſtimmung der Frauen dachte, ſo freigebig er war, dem Geſchlechte Genüſſe und Freuden aller Art zuzuſprechen, ſo karg war er, wenn Rechte beanſprucht wurden. Er war Despot; er wollte herrſchen — der Gedanke war ihm unerträglich, daß irgend einmal ein geſellſchaftlicher Vertrag zu Stande käme, in Folge deſſen die Männer gezwungen würden, das, was ſie bis jetzt freiwillig gegeben hatten und was die Beſſern von ihnen ſtets freiwillig zu geben entſchloſſen waren, von den Frauen gleichſam mit gewaffneter Hand ſollte erzwungen und in die Paragraphen eines Geſetzcodex gebracht werden. Alsdann, ſo behauptete er laut, würde ich nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als mich zum Rabuliſten und Rechtsverdreher auszubilden, um recht ſyſtematiſch und ohne daß man mir nach dem Buchſtaben des Geſetzes etwas anhaben könnte, ein ſchlechter Ehemann und ein nichtswürdiger gewiſſenloſer Vater zu ſein. Die Weiber ſind uns einmal übergeben auf Gnade und Ungnade, wollen ſie es anders haben und wollen ſie mit Geſetzen trotzen und prunken, dann wollen wir ihnen zeigen, daß wir es ſind, die die Geſetze machen. Eine Frau thut immer am beſten, ſich ſo lange es irgend geht, einem ſchlimmen Manne zu fügen, denn iſt ſie vernünftig, ſo muß ſie ſich die Sache ſo denken, daß ſie ſich nicht dieſem einzelnen Individuum, ſondern dem ganzen männlichen Geſchlechte fügt und darin liegt nichts Entehrendes und Demüthigendes; denn du lieber Himmel — man muß denn doch anerkennen, daß der Mann über dem Weibe ſteht! Es wäre die lächerlichſte Thorheit und zeigte von gänzlicher Unkenntniß aller menſchlichen Dinge, wenn man die Geſchlechter ſich völlig gleich ſtellte. Wir dafür haben die größere Verantwortung und wenn wir ein Weib unglücklich machen, ſo ſind wir doppelt und dreifach ſtrafbar, abgeſehen, daß wir zugleich doppelt und dreifach unglücklich ſind, denn wie jammervoll muß es dem elenden Manne zu Muthe ſein, der dem Vertrauen des Weibes nicht zu entſprechen vermag, der beſchämt eingeſtehen muß, daß die Frau, die ſich ihm zu eigen gegeben, keinen Halt und keine Stütze an ihm hat. Eine Kugel vor den Kopf, wenn ich dies Bewußtſein hätte — aber ich würde erſt recht niederträchtig werden und würde mein ganzes Leben lang auf Kniffe und Pfiffe ſinnen, wie ich miſerable Streiche ausführen könnte, wenn ich ein gerichtlich verklauſulirtes, ſogenanntes emanzipirtes Weib vor mir hätte.

Mit dieſer Denkungsart war Robert, der junge Arzt — manche unſrer Leſerinnen werden vielleicht ungläubig lächeln — ein ſehr guter Ehemann und wurde von ſeiner hübſchen, kleinen, immer heitern und immer lebhaften, rührigen Frau auf den Händen getragen. Sie hatte die häuslichen diplomatiſchen Verhandlungen ſo glücklich geleitet, daß der alte Schloſſermeiſter die Summe hergab, die Robert zu ſeinen Bildungsreiſen nöthig hatte, freilich wurde abgemacht und Robert ließ hier nicht nach, daß ein Theil des künftigen Einkommens des Arztes gerichtlich zur Deckung dieſer Schuld verſchrieben wurde. Und das junge Paar entſchloß ſich, ſehr ſparſam zu leben und viele Genüſſe, zu denen die Jugend auffordert, ſich zu verſagen.

Wir haben Robert bei ſeinem wiſſenſchaftlichen Buche verlaſſen, wir wollen wieder zu ihm zurückkehren. Er erhob ſich aus ſeiner gebückten Stellung mit gerötheten Wangen und leuchtenden Blicken, und indem er ſich im Stuhl zurücklehnte, ſagte er mit einem kleinlauten Tone: Wir werden noch manches Jahr zu arbeiten haben, ehe wir die Menſchheit mit einem Werke, wie dieſes iſt, werden beſchenken können. In der That, wir glauben kaum, daß wir irgend einmal zu dieſem Ziele gelangen werden, und die Menſchheit — er hielt hier inne und lauſchte auf die Treppe hin, zugleich ſah er nach der Uhr; als Alles ſtill blieb, ſetzte er ſeine lautwerdenden Gedanken fort, indem er ſich das rundliche Kinn ſtrich und über die großen farbigen Kupfertafeln hinwegſah, murmelte er in demſelben Tone: denn kommen erſt die zahlreichen Krankenbeſuche, hält mein Wagen mit den zwei Braunen — hm, werde ich denn jemals einen Wagen haben, und wenn ich einen ſolchen einmal beſitze, werde ich dann nicht beſſer thun, ein paar Füchſe — Marie liebt die Füchſe, was mich betrifft, ich liebe nur die Goldfüchſe im Beutel — werde ich nicht beſſer thun, ein paar Füchſe mir zu kaufen, und zwar von dem alten kranken Stallmeiſter des Prinzen, der mir dann zugleich die Praxis beim Prinzen verſchaffen kann. Natürlich taugen die Pferde nichts, und ich bezahle ſie baar und königlich. Hm — hm — ja, ja, ſo kann's, ſo ſoll es ſein. Allein die Polſter im Wagen? von welcher Farbe? Gelb? — Marie liebt das Dunkelviolet; ich habe von Kindheit auf immer gelb geliebt. Es iſt dieß ſonderbar; allein ich glaube, es kommt daher, weil in dem Zimmer, in dem ich das Licht der Welt erblickte — ſo hat mich wenigſtens meine Amme verſichert, die gute Frau ſtarb im Delirium tremens, weil ſie das Trinken nicht laſſen wollte — gelbe Vorhänge ſich befanden. Doch ich komme zu meinem erſten Gedanken zurück — wenn erſt die zahlreichen Krankenbeſuche kommen, dann findet ſich die Zeit nicht, wiſſenſchaftlich mit der Zeit fortzugehn und intereſſante Forſchungen zu machen.

er an dem nächſten Baumſtamme und ſieht ruhig auf die ohnmächtige Wuth der drei, die nach allen Richtungen hin die Luft durchſechten. Endlich halten ſie inne, und Einer ſieht den Andern an und Einer ſpricht zum Andern:

„In der That, wir ſind Narren, daß wir unſere Arme wie die Flügel einer Mühle durch die Luft ſchwingen. Ihr bringen wir keine Wunden bei, ſie wird immer Sieger bleiben, und keine Ehre iſt bei dieſem Kampf. Unſer Feind hat ſeine Vortheile benutzt, aber gebt Acht, er iſt in der Nähe. Laßt uns ſehen, ob er bei dem Schickſal ſeiner Kampfgenoſſen unempfindlich bleibt. Auf, ſetzt den Verwundeten das Schwert an die Kehle, ſtoßt ſie nieder, wenn man euch nicht den Hut ausliefert.“ —

„Elende!“ tönte die Stimme des Unſichtbaren: „iſt das die Weiſe, wie Ritter gegen Ritter ſich beträgt?“ —

„Aha!“ lachte der dicke Gaſton, der Verehrer

Wie glücklich ſind die vornehmen Müſſiggänger unter meinen Herren Collegen, die das können. Unſer Einer iſt an das Krankenbette geſchmiedet.

Während der junge Arzt auf dieſe Weiſe, nicht unähnlich dem Milchmädchen in der Fabel koſtbare Luftſchlöſſer auf dem Boden künftiger Reichthümer baute, vergaß er dabei nicht, immer von Zeit zu Zeit nach dem Vorſaal hin zu lauſchen. Eben ſchlug die Uhr eilf und jetzt ließ ſich ein langſam ſich nähernder Tritt hören. Robert ſchraubte die Lampe höher, rückte den Polſterſtuhl heran und ſagte: Wie er zögernd daherſchreitet und wie ſprang er früher! Sollte es wirklich mit ſeiner Lunge nicht ganz richtig ſein? Er behauptet es, allein ich glaub es nicht. Hm, jetzt erſt iſt er bei der Thüre angelangt, ſollte man nicht glauben, ich wohnte im ſechſten Stockwerk, da ich doch nur im fünften wohne, ganz anſtändig, wie Jedermann mir ſagen wird. Ich ſoll wohl ſeiner Lunge zu gefallen mich ruiniren und im erſten Stock ein prachtvolles, übertheures Zimmer nehmen.

Wilhelm trat ein. Er trug noch ſein glänzendes Hofkleid, darüber einen Mantel geworfen; ſein Diener erſchien, um ihm dieſen abzunehmen, doch der Herr litt es nicht und zu Robert gewendet ſagte er: Erlaube, daß ich ihn anbehalte, es iſt etwas froſtig bei dir.

Thu ganz, wie dir beliebt, war die Antwort, aber bei Seite murmelte der junge Arzt: es gab eine Zeit, wo er ganz gut im völlig ungeheizten Zimmer aushielt.

Was ſagſt du da? ſagte der ſpäte Gaſt.

Nichts. Schick nur deinen Diener weg. Ich habe Thee für dich warm geſtellt. Wir wollen unſre Cigarren anzünden und Eins plaudern.

Ich rauche nicht.

Wie? und ſeit wann nicht?

Seit — ſeit — ja ſeit ich meine letzte Flaſche trank und meinen letzten Louisd'or auf die Karte ſetzte.

Ah — ja! du hatteſt eine höchſt unmoraliſche Zeit, eine wahrhaft laſterhafte Periode! bemerkte der junge Arzt. Wir hatten Alle unſern Schreck davon.

Wilhelm nickte mit dem Kopfe. Robert ſah den Freund näher an und gab ſein Wohlgefallen an deſſen Aeußern zu erkennen. Du ſiehſt elegant und vornehm aus — hub er an; und ich muß deine Art dich zu kleiden loben. Ich habe viele

Menſchen gekannt, die ſtets in den Salons lebten und es doch nicht ſo weg hatten, wie du, ihr Aeußerliches in ſo gefälliges Licht zu bringen. Du haſt deine rothen Wangen verloren, es iſt wahr, aber zu deinem bleichen Geſichte — ich ſage nicht krankhaft bleich! o bewahre — das iſt eine ganz andre Farbe — paßt das goldbräunliche Haar mit ſeinem leichten Gelock viel beſſer; dann ſchlägſt du deine Augen nicht mehr recht lebhaft auf, der Himmel weiß, warum du es nicht thueſt, allein die niederſinkenden Lider füllen das Blau, das ſonſt etwas gar zu blitzend war, mit duftigen und durchſichtigen tiefen Schatten. Die Iris deines Auges, iſt wie das Götterkind, nach dem ſie heißt, auf ihren Vortheil bedacht und zeigt ihre Farben am ſchönſten im feuchten Dunkel. Und dann deine Haltung, die gefällt mir, weil ſie ſo ungezwungen iſt, auch iſt es mir ganz lieb, daß du von Zeit zu Zeit die eine Hand in die Weſte ſteckſt, ſo bringſt du Ruhe in deine Stellung. Ja, ja, lächle nur, ſo wie du da ſitzeſt, die eine Hälfte der Stirn und der Wange in tiefe Schatten geſenkt und nun mit der andern friſch an dem blühenden Lichte, wie dein Blick zugleich ſanft und tief auf mir ruht, etwas

Bayerische Staatsbibliothek

gebeugt, die Hand im Buſen, dann die blitzende Goldkante an dem Rocke, der aus der Sammetfülle des Mantels hervorglänzt, der ſchimmernde Battiſt der Halsbinde und der Krauſe — ſo — ſo gefällſt du mir! — Ich kann nicht anders — du gefällſt mir.

Es iſt mir ſchon ganz recht, ſagte Wilhelm; doch hab ich nicht gewußt, daß du ſolch einen Blick für das Aeußerliche beſitzeſt.

Für die Perſonen, die ich liebe, hab ich in allen Dingen ein ſcharfes Auge; erwiederte der Arzt. Und dann, wir Aerzte, müſſen das Aeußere, das wir ſehen, beobachten, um daraus auf das Innere, das wir nicht ſehen, zu ſchließen.

So ſiehſt du auch wohl, daß ich krank bin — hub Wilhelm wieder an, und daß es mit mir zu Ende geht.

Narrheit! Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich nichts dergleichen ſehe.

Grund dazu wäre hinreichend vorhanden, ſagte Wilhelm nachdenklich. Meine wild durchſchwärmten Nächte, das Spiel oft vierzehn Tage lang hintereinander, wo ich das Bett nie ſuchte — die Aufregung —

Sprich lieber die Aufreizung! rief der Arzt lebhaft, denn du warſt wie ein Wahnſinniger hinter deinem eignen Leib her. Allein, Gott lob, es iſt ohne Schaden vorübergegangen und jetzt lebſt du vernünftig — nicht wahr, ſehr vernünftig, dies beweiſt ſchon, daß du um eilf Uhr die Geſellſchaft verlaſſen und den Ball gar nicht abgewartet haſt, ein Ball, wo die ganze ſchöne und vornehme Welt dieſer luxuriöſen Stadt ſich verſammelt hat.

Wilhelm ſeufzte: Sage lieber, ich lebe gar nicht — ich vegetire.

Erlaube! rief der junge Arzt heftig — dergleichen Rede höre ich nur mit Widerwillen. Wenn du eine hektiſche Dame wäreſt, ſo müßte ich freilich geduldig daſitzen und mit heimlichem Grimm im Herzen laut in deine Klagen einſtimmen; aber ich erſuche dich daran zu denken, daß wir beide Männer ſind und dazu Freunde. Du vegetirſt nicht, ſondern du arbeiteſt tüchtig und füllſt deine Stellung, zu der dich die große und wohlbegründete Gönnerſchaft und Freundſchaft deines Miniſters berufen hat, ganz gut aus. Schäme dich — mit dreißig Jahren Geſandtſchaftsſekretair hier an dem Heerd der Geſchäfte — und das ſoll vegetiren heißen! Ich bitte dich, halte mich nicht zum

Narren. Ich kann Spaß verſtehen, dies geht mir aber über den Spaß.

Wilhelm blickte auf und ſah den Freund, wie er zornig hantierte und die Bücher bei Seite ſchob, das Schächtelchen mit Cigarren wüthend zuklappte und mit der großen Papierſcheere gegen die Sandbüchſe manövrirte.

Nein — nein! rief er. Damit ſoll man mir nicht kommen, ſo etwas liebe ich nicht! Vegetiren! vegetiren! man muß ein Arzt ſein, um zu wiſſen, was das heißt: vegetiren! Und nun glaubt der Menſch, er vegetirte! Damit du ſo weit kommſt, gehört, daß erſtlich deine Abdominal-Nerven völlig zerſtört und an ihren Functionen gehindert ſind, alsdann —

Wilhelm ſeufzte, ſah nach der Uhr und ſagte ſich erhebend: So will ich denn nach Hauſe.

Robert kam mit dem Thee herbei: Ich laß dich nicht fort. Aerztliche Diskurſe ſind, wie ich ſehe, nicht deine Sache. Gut, ich will ſchweigen; wir wollen von etwas Anderm ſprechen. Oder noch beſſer, wir gehen noch miteinander aus und beſuchen ein Lokal, wo man zu Abend ſpeiſt und Geſellſchaft findet. Allein zu Hauſe ſitzen und deinen Grillen nachhängen laſſe ich dich nicht. Wozu wäre ich denn in Brüſſel?

Gut, gut — ſo laß uns zuſammen bleiben.

Du ſagſt das mit einer ſehr elegiſchen Miene. Ganz anders klang's, wenn Einer von uns dieſe Worte ſprach in jenen Tagen unſrer fröhlichen Ausgelaſſenheit.

Sie ſind für uns beide vorüber.

Ja, weiß Gott! auch für mich. — Der junge Arzt goß den Thee ein und reichte die Taſſe dem Freunde; als dieſer den Trank an die Lippen führte, beobachtete ihn Jener ſcharf und dachte bei ſich: Es hilft nichts; er wird mir ſagen, es ſei unzart, ihn daran zu mahnen, oder er ſagt: du berührſt mich empfindlich — oder was ſonſt die Redensarten in dieſem Falle ſind; doch ein redlicher Arzt muß darauf nicht achten, der Kranke will doch, daß mit ihm von dem Gegenſtande geſprochen werde, der ihn einzig beſchäftigt, und jene Redensarten wollen eigentlich nur ſagen: nur weiter im Text! — Ausführlicher gefragt, wenn ich bitten darf — o ich habe noch mancherlei auf dem Herzen, von dem Sie nichts ahnen. Alſo friſchweg gefragt. Und Robert ſtemmte ſeine beiden Arme auf die Knie, bückte ſich weit über und fragte mit einem äußerſt freundlichen und ſorgſam ſpähendem Geſichte: Aber ſag mir, mein Lieber, wie war es denn eigentlich mit deiner Heirath?

Da faſſeſt du Dinge auf, die mich ſehr unſanft berühren, guter Robert.

Es thut mir unendlich leid; allein bedenke, daß ich eigentlich noch immer nichts weiß, als was die Baſen und Muhmen in unſern Familien geſchwatzt haben; das darf doch eigentlich nicht ſein bei dem Verhältniß, in dem wir zu einander ſtehen. Du weißt an jenem Tage, wo du uns ſo plötzlich krank wurdeſt —

O Gott!

Erhielt ich eine Aufforderung ſchnell in die Stadt zu kommen, wo man meiner Hülfe bedurfte. Ich reiſte ab und ließ meine junge Frau und dich im Stich. Später hörte ich, wie du recht ernſtlich krank geworden, und als ich an dein Bette kam, lagſt du im Fieber. Es wurde mir, als es mit dir ſpäter beſſer ging, förmlich verboten, von den vorgefallenen Dingen mit dir zu ſprechen. Die Zeit darauf trennte uns, und es ſchien mir nicht gerathen in Briefen, die ich überhaupt nicht gerne ſchreibe, mich mit dir über dieſe Dinge zu beſprechen. So iſt es denn gekommen, daß ich eigentlich nichts weiß. Jetzt glaub ich, iſt's an der Zeit, daß man dich, ohne dich zu ſehr zu alteriren, nach den Beſonderheiten dieſer cause célèbre fragen darf; denn endlich einmal wirſt du die Sache doch halb und halb vergeſſen.

Wilhelm ſchüttelte das Haupt. Vergeſſen? wiederholte er. Ich ſehe wohl, du willſt meinen unglückſeligen Zuſtand nicht ſo erfaſſen, wie er erfaßt werden muß. Laß uns davon alſo nicht ſprechen.

Du biſt vermählt, fragte der Arzt, ohne auf die abweichende Aeußerung zu achten.

Wilhelm neigte das Haupt.

Und läßt ſich dieſe Ehe nicht trennen?

Nein.

Seltſam.

Eine Pauſe verging, während welcher beide Freunde ſtumm bei einander ſaßen. Es war eine peinliche Stille, die der junge Arzt lebhafter fühlte, als ſein Freund ſie zu fühlen ſchien, der in Träumereien verſenkt, es wenig beachtete, daß kein Wort mehr gewechſelt wurde.

Ich ſage nochmals, ſeltſam! hub Robert wieder an. Eine Frau zu haben, die man nicht kennt, die man nicht wiederſieht, von der man nichts hört. Es iſt, als wenn ein geſunder, kräftiger Menſch mit einem Geſpenſte vermählt wäre.

Wilhelm zuckte zuſammen und Robert, auf jede ſeiner Mienen aufmerkſam, fühlte, daß er im Begriff ſtand, die Herzensangelegenheit ſeines Freundes in jenem cordialen Tone zu behandeln, wie in den Jahren der Ausgelaſſenheit der luſtige Bruder zu dem luſtigen Bruder ſprach. So geht es nicht, murmelte er für ſich — allerdings, ſo geht es nicht. Wir wollen ſehen, ob wir eine andere Manier auftreiben können. Mein alter Collega und Lehrer, bei dem ich die Vorleſung über die unheilbaren Krankheiten hörte, hat vollkommen recht, wenn er behauptet, die Menſchen werden immer reizbarer, immer ſchwieriger zu behandeln. Es iſt eine Kunſt mit einem ganz gewöhnlichen Schnupfen fertig zu werden, weil der Patient ſich ſogleich für gehirnkrank oder mit einem Nervenfieber behaftet hält. Er nahm nach dieſem Selbſtgeſpräch des Freundes Hand und ſagte mit einem faſt einſchmeichelnd ſanften Tone: Du ſollteſt mir doch erzählen, wie es bei deiner Trauung hergegangen und was kurz darauf erfolgte, in der That, ich weiß hierüber nichts. Siehſt du lieber

Thisbens, „läßt die Maus aus ihrem Loche ſich hören? Kommt hervor, edler Herr, liefert euern Hut aus, den ihr doch nur auf eine ſehr unrechtmäßige Weiſe beſitzt, und die Sache ſoll abgethan ſein."

„Wir dürfen ohne die drei Gaben vor unſern Schönen nicht wieder erſcheinen," ſchreit der Ritter Haribert, Coriſanden's Anbeter. „Darum macht es kurz, oder bei den goldenen Locken meiner Dame" —

„Dieſe Locken fallen ſtark ins Röthliche; ich kenne ſie genauer als ihr!" verbeſſert halb im Sterben liegend der ehrliche Ganelon den Prahler, und Tulipan, obgleich aus drei tiefen Seitenwunden ſein Blut vergießend, iſt doch noch luſtiger Page genug, um dem Einfalle ſeines Freundes Beifall zuzurufen. Dadurch aber verſchlimmern Beide ihre Lage; unerbittlich fallen die Verſpotteten jetzt über die Wehrloſen her und auf der Bruſt eines Jeden ſchwebt eine Degenſpitze.

einziger Freund, ich weiß nichts. Das iſt ein verwünſcht ungelegener Zuſtand für Einen meinesgleichen.

Wilhelm hatte ſich zurückgelehnt und die Hand vor die Augen gepreßt. Was willſt du denn wiſſen? fragte er.

Wer deine Frau iſt, was ſie iſt?

Weiß ich das ſelbſt? Ein himmliſches, gütiges Geſchöpf iſt ſie, das aus einer beſſern Welt herniederkam, um einem armen Jungen ſeine Jugend ſchön und blühend zu machen. O, ich war ſo glücklich!

Gut; allein als ein himmliſches Geſchöpf aus einer andern Welt hat ſie ſich doch hoffentlich nicht in das Kirchenbuch eintragen laſſen? Ich meine, unter welchem Namen wurde ſie die deine?

Lucie, Baroneſſe von Sarau.

So beſinne ich mich, hieß ſie auch in der Gegend. Und kein Papier hat ſie dir übergeben? nichts, was ihre Perſon, ihre Stellung legitimirte?

Ich habe wenig danach gefragt. Bedenke, daß ich zwei und zwanzig Jahr alt war und den Himmel in meiner Bruſt trug. Aufrichtig geſtanden, ich hatte nie den Gedanken gefaßt, daß ich ſie zur Heirath mit mir würde bewegen können: es wäre zu vermeſſen geweſen. Da ſie nun ſelbſt kam und mir ihre Hand reichte, erfaßte ich dieſe wie der Gläubige die ſichtbar gewordene Gottheit ergreift. Mein ganzes Weſen war Entzücken und Dankbarkeit. Wie, in aller Welt, konnte ich da prüfen und nach allerlei irdiſchen Dingen mich umſehen.

Gleichwohl ſiehſt du jetzt, daß es doch nöthig geweſen wäre, daß du dich nach dieſen Dingen umgeſehen. Doch fahre fort: ſie übergab dir keine Papiere?

Wilhelm ſprach mit leiſer, zitternder Stimme: Am Morgen jenes unglücklichen glücklichen Tages, der ſie mir gab und wieder nahm, rief ſie mich in ihr Kabinet und ich fand ſie dort mit einem verſiegelten Schreiben in der Hand. Anmuthig, wie ſie immer war, und mit erhöhter Freundlichkeit, weil ſie fürchtete durch das, was ſie mir zu ſagen hatte, mir wehe zu thun, wies ſie auf das Papier hin und ſagte: Hier, lieber Freund, iſt, was ich Ihnen mitbringe. Ich komme nicht arm, nicht hülflos zu Ihnen. Was ich beſitze, iſt von dieſer Stunde an auch Ihr Eigenthum. Dieſe Papiere bekräftigen dies; doch verſprechen Sie mir, ſie nicht früher zu öffnen, als bis ein dringendes Motiv Sie dazu treibt, nehmlich wo Ihre oder meine Sicherheit es erforderlich macht, daß Sie, um thätig zu handeln, von jedem uns betreffenden Umſtande unterrichtet ſind. In dieſen Papieren iſt Aufſchluß über meine frühern Schickſale gegeben und zugleich ſind die Gründe angegeben, warum ich es für nöthig achtete, einen geheimnißvollen Schleier über manches, mich Betreffende zu ziehen. Da Sie mein Gemahl ſind, theurer Freund, ſo hab ich kein Recht Ihnen alle dieſe Bekenntniſſe und Schriften vorzuenthalten, allein zu unſerer Beider Glück laſſen Sie uns den ſchönen Traum, den wir hier geträumt, ſo lange noch weiter träumen, als es die rauhe Wirklichkeit erlauben wird. Dies war wie aus meiner Seele geſprochen und ich rief, indem ich die ſchöne Frau mit Heftigkeit an mein Herz preßte: Nehmen Sie, Lucie, nehmen Sie Ihre Papiere zurück; es iſt mir, als wenn man einen Stein in den Kelch einer Blume würfe, die unwillkommene Laſt ſchlägt das zarte Blumenhaus nieder. So iſt's auch mit dieſen Geheimniſſen und Dokumenten! Was ſoll's? Sollen wir ſelbſt die Hand anlegen, um den ſchimmernden Kelch unſerer Liebesblume ſo tödtlich zu beſchweren? Nein, nein! Sie haben mir geſagt, daß Vertrauen das feſteſte und ſicherſte Band ſei, um unſre Herzen zu vereinen; wollen Sie jetzt, daß ich die Probe ſo ſchlimm beſtehe und ſogleich mit Mißtrauen anfange.

Es iſt kein Beweis Ihres Mißtrauens, mein Theurer, ſagte ſie ſanft, wenn Sie dieſe Schriften in Ihre Verwahrung nehmen; es iſt damit nur einem weltlichen Geſetze genügt. Was unſre Seelen und Herzen betrifft — dem Himmel ſei Dank — ſo brauchen wir keiner Erklärungen, Deutungen, Vermächtniſſe —

O ſie war ſo himmliſch ſchön, wie ſie das ſagte! —

Alſo du nahmſt das Papier nicht? fragte der Arzt.

Ich nahm es; weil ſie mit Bitten durchaus nicht nachließ.

Ah — ah! und wo iſt es? Wir wollen es öffnen — Gleich —

Höre weiter. In jener Nacht, wo ich mich von ihr trennte, fragte ſie mich noch, ob ich auch die übergebenen Schriften bei mir habe. Ich bejahte es. Ein Zug von froher Beruhigung ſchien über ihr Antlitz zu gleiten. Ach, ich habe dieſes

Antlitz, dieſes Auge voll Milde, Güte und Geiſt nie wieder geſehen. Als ich den Morgen darauf kam, fand ich ihr Zimmer leer. Sophie, ihr Kammermädchen erwartete mich. Mit einem Geſichte, in welchem ganz deutlich Hohn und Schadenfreude ausgeprägt war — ich habe dieſes mir widerwärtige Geſchöpf, das oft eine lächerliche Copie der großen und würdigen Eigenſchaft ihrer Gebieterin war — nie leiden mögen. Sie erhob ſich bei meinem Eintritt mit einer gewiſſen Prätenſion von Grazie und Anſtand und ſagte, mir ein Billetchen hinhaltend: die Frau Herzogin iſt abgereiſet.

Herzogin? fragte Robert.

Wilhelm fuhr fort: Mir fiel es damals nicht auf, weil die Nachricht ſelbſt mich wie ein Donnerſchlag rührte. Taumelnd und faſt ſchon ohne Beſinnung fragte ich: Abgereiſet? — Unmöglich! Wohin?

Statt der Antwort gab ſie mir das Billet. Ich öffnete und fand von ihrer Hand die wenigen Worte geſchrieben: Vertrauen — Wilhelm — Vertrauen! Bald hoffe ich, ſehen wir uns wieder.

Bald! ein ſchönes bald! Acht volle Jahre!

Wilhelm ſeufzte tief auf und ſein auf eine beängſtigende Weiſe erbleichendes Antlitz in die

Hand bergend, ſagte er leiſe: Das Uebrige wißt ihr. „Mir ſagte ein Dämon in meinem armen qualgepreßten Herzen: du wirſt ſie nie wiederſehen! Ich ertrug die Pein nicht, der Boden wich unter meinen Füßen, ich wollte raſch vorwärts eilen, die Gebüſche am Wege ſchienen mich aufhalten zu wollen, die Geiſter des Sees, die mich in glücklichen Nächten über ſeine Fläche hatten gleiten ſehen, erhoben jetzt ihre dräuenden Häupter. Schaam, Verzweiflung, Hoffnungsloſigkeit, Pein trieben und drängten in meinem Buſen, in den bebenden Nerven meines Gehirns. Ich weiß nur noch, daß ich einen Schritt gegen das Waſſer zu machte, da ſchwebte mir das Bild meiner Mutter vor, ich wich zurück und ſank in Ohnmacht.

Armer Freund! der junge Arzt beſchäftigte ſich, ein Zeichen, das aus dem Kupferbuche, in welchem er geleſen, gefallen war, wieder an ſeine Stelle zu bringen; er that dies, um ſeine Erſchütterung zu verbergen, er fing ſogar an ein kleines Lied zu ſummen — alles nur, um ſich nicht auf einem unmännlichen Gefühlsmerkmal — wie er fürchtete — ertappen zu laſſen. Allein Wilhelm, ganz in ſeine Bekümmerniſſe und in die Sorgen vergangener Jahre verſenkt, von dem einſt ſo geliebten Bilde erfüllt, war wenig geeignet, die Verlegenheit zu bemerken, in die ſein Freund ſich verwickelte, indem er etwas zu verbergen trachtete, was er doch nicht verbergen konnte, zur Ehre ſeines Herzens.

Aber die Papiere! rief Robert jetzt eifrig. Die Papiere?

Unmöglich war es mir, dieſe jetzt zu öffnen. Ich hätte mich ſelbſt haſſen, auf ewig verabſcheuen mögen, wenn ich es vermocht. Nein, dieſe unſeligen Papiere brannten in meiner Hand, und es ließ mir keine Ruhe, bis ich ſie gegen einen Empfangſchein in die Hände ihres Sekretairs und beauftragten Geſchäftsführers niedergelegt hatte, der es übernahm, ſie ihr wieder zuzuſtellen.

Robert ſprang auf und lief im Zimmer umher. Er ſagte nichts, allein er blieb vor einem Bücherſchrank ſtehen, machte gegen eine neue Ausgabe des Plutarch eine drohende Bewegung, ballte die Fäuſte und rang dann die Hände. Alles dies aber galt nicht dem Plutarch, wie man hätte glauben ſollen, ſondern dem weit hinter ihm ſitzenden Wilhelm. Nach dieſem kleinen Intermezzo kam der Doktor wieder auf ſeinen Platz zurück und fragte mit einer Stimme, ähnlich der mit der Gäſar ſeine Mörder anredete: Willſt du noch Thee? Wilhelm antwortete nicht, und der Doktor brach in ein krankhaft klingendes Gelächter aus.

Was iſt dir? fragte Wilhelm erſtaunt aufſehend.

Nichts — kicherte und kreiſchte der Arzt immer weiter — die Papiere, die Papiere! Es iſt zum Raſendwerden, daß wir die nicht mehr haben. Nun iſt ſie auf und davon, und das einzige Mittel, ſie zu finden — giebt der — der Menſch — ſelbſt aus der Hand. Oh — das — das iſt — groß!

Du verſtehſt mich nicht — bemerkte Wilhelm kalt. Ich hatte ihr geſagt, daß ich ihr vertraute. Das letzte Wort betonte er ſo ſcharf, daß es dem jungen Arzte faſt wie eine Herausforderung klang. Biſt du nicht thöricht, mich noch weiter zu fragen, warum ich ſo handelte?

Der Arzt nahm ſich zuſammen und ſagte mit einem feſten Ton: Ja, ich bin thöricht, dich noch zu fragen; denn was kann in dem verſiegelten Couvert enthalten geweſen ſein? Vielleicht Wäſcherechnungen oder ſonſtige Papierſchnitzel — vielleicht gar die Zeitung, die im Orte gehalten wurde, oder der Preiscourant-Zettel des nächſten Gaſthofes.

Wilhelm erhob ſich und ſchritt leichenblaß auf den Sprechenden zu; dieſer hielt ihm jedoch ruhig Stand. Es iſt genug mit meiner Zartheit! ſchrie er. Das Weib hat dich betrogen — betrogen — betrogen! Das iſt unſer Aller Meinung, daß du's nur weißt, und nun magſt du mich auf Piſtolen oder Säbel fordern. Du weißt, ich führe beide Waffen, und nicht ſchlecht, wie man behauptet.

Die Aufregung, die der ſonſt ſo ruhige Freund zeigte, brachte auf Wilhelm eine eigenthümliche und nicht vorhergeſehene Wirkung hervor; ſie ſtimmte ihn milde und nachgebend. Er nahm des Freundes Hand, die in der ſeinen zitterte, und ſagte mit einem ungewohnten ſanften Tone der Stimme: Laß uns von dieſem Gegenſtande abbrechen. Haſt du Nachrichten von deiner Frau, deinen Kindern?

Der junge Arzt wiederholte zerſtreut: Von meiner Frau, von meinen Kindern? Hm — ja ſo. O ich habe Nachrichten. Er zog die Uhr hervor und ſetzte hinzu: Sie hat mir geſchrieben, daß es ſchon zwölf Uhr vorüber ſei. Ei wie ſpät! —

Wilhelm lächelte und Robert ſagte verdrüßlich: Unſer Geſpräch hat mir den Kopf warm gemacht. Verzeih, was hab ich da geſagt?

Nichts; du haſt geſagt, daß es ſpät und Zeit für uns Beide ſei zu Bette zu gehn. Morgen hole ich dich ab, um die Darſtellung der Phädra mit anzuſehen. Du weißt, wir haben uns dazu verabredet; die berühmte Schauſpielerin aus Paris giebt die Titelrolle.

Ich werde dich erwarten.

Leb wohl!

Gute Nacht!

Als er fort war, warf ſich Robert in den Stuhl und rief: Dieſer Menſch geht verloren! — wir werden ihn nicht retten können! Das iſt zum Verzweifeln.

„Halt!“ ruft Roger aus dem Walde hervortretend. „Da habt ihr den Hut. Ein ehrlicher Mann, dem das Herz auf der rechten Stelle ſitzt, läßt lieber alle Schätze der Welt fahren, ehe er nur einen Tropfen des koſtbaren Blutes ſeines Freundes opfert.“

„Was thuſt du?“ ruft Ganelon. „Wahrhaftig, das iſt der erſte dumme Streich, den ich dich begehen ſehe.“

„Nehmt!“ ſchreit der Dichter den drei Genoſſen zu „und entfernt euch augenblicklich aus meinen Augen. Eilt zu euren Schönen. So edle Damen ſind ſo edler Ritter werth!“ — Jene achten auf dieſe erhobenen Worte wenig; ſie gehören zu den wohlverpackten Seelen, die eine dicke körperliche Rinde gegen die Blitze des Genies verwahrt. Sie greifen Alle zugleich nach dem Hut und ſtreiten ſich, wem er gehören ſoll. Endlich nimmt ihn Gaſton in Empfang, Ha-

II.

Das Theater war gedrängt voll, kaum gelang es den Freunden noch einen leidlich guten Platz zu gewinnen. Das Spiel hatte ſchon begonnen, als ſie hereinkamen; während der erſten Scenen war das Publikum zerſtreut und lärmend, es trat eine feierliche Stille ein, als man das Erſcheinen der großen tragiſchen Künſtlerin gewärtig war. Endlich trat ſie hervor, und ein Sturm des Beifalls begrüßte die hohe, faſt hagere Geſtalt, die in ihre antiken Drapperien gehüllt faſt wie eine in ihre naſſen Byſſusgewänder gewickelte lebendig gewordene Mumie anzuſehen war. Eben ſo ſtarr und ſo unbeweglich war das lange, ſchmale Antlitz mit der weitvortretenden Stirn, die ein einfacher Goldreif als Diadem umſpannte. Mit langſamen

Schritten, kaum merkbar vorſchreitend, glitt dieſe unheimliche Erſcheinung immer näher zu den Lampen heran, bis ſie endlich dicht davor ſtand, und zwei dunkle brennende Augen aus dem einem Todtenſchädel ähnlichen Kopfe auf die wildbewegte Verſammlung richtete. Es mochten wohl mehrere Sekunden vergehen, daß ſie immer noch ſo ſtand, dann plötzlich riß ein magrer Arm die aneinander klebenden Gewänder auseinander und eine eckige und wilde Pantomime gab von dem leidenſchaftlichen Leben Zeugniß, das im Innern dieſes erſtarrten Körpers wüthete. Man konnte nicht behaupten, daß dieſe Phädra ein ſchönes Weib war, ſie war nicht einmal ein Weib, ſie war eine dämoniſche Erſcheinung, ein von Höllenathem durchgeiſtigter Automat, ein von dunklem Feuer durchglühter Schatten, der über eine dunkle Wand hingleitet, Schrecken und Bewunderung erregend. Neben dieſer Phädra erſchien Theſeus wie ein gewöhnlicher irdiſcher Familienvater, von dem man nicht begriff, daß er je den Muth gehabt, ſich in die Nähe eines ſolchen Weſens zu wagen; die Art, wie ſie mit ihm ſprach, wie ſie auf ſeine Vorwürfe erwiederte, war auch völlig die Weiſe, die ein Geiſt des Himmels oder der Hölle annehmen würde, der es mit einem etwas albernen Sterblichen zu thun hätte. Man ſah es ihr an, mit einem Griff ihrer Hand konnte ſie ſeine Form zerbröckeln, ſie ſchaute ihn aber an, weil ſie Jemand haben mußte, dem ſie in unerhörtem Hohn die zwei Reihen glänzend weißer ſchimmernder Zähne zeigen, oder über den ſie eine jener teufliſch impertinenten Mienen machen konnte, die zuweilen wie grelle Blitze den tropiſchen ſchwarzen Gewitterhimmel ihrer Leidenſchaft durchbrachen. Auch Hippolyt hatte es ſchwer, neben dieſer Phädra noch irgend zu beſtehen, aber der junge Schauſpieler, der die Rolle gab, beſaß Ehrgefühl, und dieſes kam ſeinem nicht ungewöhnlichen Talente und ſeiner blühend jugendlichen Erſcheinung zu Hülfe und ließ ihn der furienhaften Liebe dieſer entſetzenvollen Stiefmutter mit einer unerhörten Energie des Stolzes und der Erbitterung entgegentreten. Es war ein Concert dämoniſcher Liebe, in welchem die Accorde wie Feuerflammen durch einander wallten, und ein mitternächtlicher Sturm, aus irgend einem klaffenden Spalt des Abgrunds emporbrauſend, die Kelche der Blutroſen und Feuerlilien, die hier wogten, gegen einander warf. Wie eine Hyäne warf ſie ſich über die ſchöne Jugend des widerſpenſtigen Knaben, und wahrhaft blutlechzend waren ihre Worte, als ſie ihn um den Kuß bittet; dann, als er verſagend ausweicht, ruft ſie mit einem Schrei: Gieb mir dein Schwert, da du den Arm nicht willſt! In dieſen Worten iſt furchtbar befehlende Majeſtät und Hippolyt hat, wenn er gut ſpielen will, nichts zu thun, als ſcheu zuſammenzuſchrecken, wie jeder Sterbliche, wenn Stimmen aus dem Himmel oder aus der Tiefe zu ihm reden. Gleich drauf bricht ſie zuſammen. Die Schwingungen des ungeheuren Sturmes in ihrem Innern tönen langſam und in vibrirenden Muskeln aus, immer kälter, immer ſtarrer wird die Oberfläche, nur hie und da läuft ein nervöſes Fröſteln darüber hin, dann verſchwindet auch dies, und die in ihre Maſtixſchleier gewickelte Mumie ſteht wieder da. Dieſe Wandlung von Feuer, Glut, Bewegung und Kampf in Marmor und Leichenſtarrheit iſt zum Entſetzen für den Zuſchauer, der das Alles anſehen muß, ohne einen Laut von ſich geben zu dürfen, denn die tiefſte Stille begleitet die myſtiſche Operation dort oben vor den Lampen. Man muß geſtehen, daß dies nicht ſpielen heißt, es iſt ein in Effecten Raſen, ein Heraufbeſchwören einer fremden unbekannten und ungeahneten Welt, mit deren Schrecken wir nur in Fieberträumen hier und da eine annähernde Bekanntſchaft gemacht. Aber nichts deſto weniger empfand das ganze gefüllte Haus doch eine Empfindung von Größe und Anbetung, wie ſie kein andres Spiel auf dieſen Brettern je hatte hervorbringen können. Die Stimme des Verſtands rief: Dies iſt Unnatur! Die Stimme der Poeſie flüſterte: Hier iſt ein Wunder! Kein Auge war naß geworden, die Thräne war auf ihrem Wege vom Herzen bis zum Auge von den Harpyien Schreck und Pein angefaßt und aufgehalten worden, jedes weichere Gefühl ward wie ein ſchwaches Kind zurückgeſcheucht und hinweggedrängt, und doch war in dem ganzen Spiele nur das Thema der Liebe behandelt worden, dieſes bekanntlich ſo thränenreiche und gefühlsüberfließende Thema. Wie konnte man von Liebe ſprechen hören und Geſpenſtergrauen empfinden? Wer erklärte das? Es war unerklärlich. Man mußte es ſehen, und dann war man mit im Zauber und mußte mit fort; oder man ſah es nicht, und dann lächelte man ungläubig.

Robert in ſeiner derben, einfachen, geſunden Natur wurde arg geſchüttelt von den Gewitterſchauern, die von oben niederſtürzten, er mußte ſtatt fand, und er hörte, daß man einem Ohnmächtigen zu Hülfte eilte und ihn hinausſchaffte. Hier erwachte ſein ärztliches Bewußtſein, er ſprang vom Sitz und machte ſich Platz, um ſeinerſeits dem Leidenden beizuſtehn; wie erſchrak er, als er in dem wie todt Hinausgetragenen Wilhelm erkannte, den er ganz ruhig neben ſich ſitzen gewähnt. Man hatte den Freund ſchon auf den Logengang hinausgebracht, und hier waren ein junger Mann und eine Dame bei ihm zurückgeblieben, da die Andern wieder in den Saal zurückeilten, indem ein neuer Akt begonnen hatte. Als Robert kam, rief ihm der junge Mann zu: Mein Herr, haben Sie die Güte und leiſten Sie meiner Schweſter bei dieſem Kranken Beiſtand, ich eile, einen Miethswagen zu ſuchen, um ihn in unſere Wohnung zu bringen, die zum Glück ganz in der Nähe iſt.

Robert trat heran und es gelang ihm den völlig Bewußtloſen auf einen der Sitze an der Wand hinzutragen; hier öffnete er ihm die Halsbinde und die Weſte. Die junge Dame bot ihr Fläſchchen mit flüchtigem Salze an, das der Arzt mit Dank annahm. Mittlerweile kam der Bruder zurück und rief: Jetzt, Franziska, mußt du die edle

Phädra ihrem Schickſale überlaſſen und für unſern Kranken daheim Thee bereiten! So löſt das Trauerſpiel des Lebens das der Bühne ab. Und zu Robert gewendet, ſagte er: Es iſt gut, mein Herr, gehen Sie zurück auf Ihren Platz; wir wollen mit unſerm Mann ſchon ſelbſt fertig werden. Mein Diener iſt da, und ich und er tragen ihn in den Wagen. Robert gab ſich nun als Freund und Begleiter des Erkrankten zu erkennen. Der junge Mann hörte ihn etwas ungläubig an. Warum haben Sie ihm denn nicht gleich Beiſtand geleiſtet, als ihn an Ihrer Seite das Uebel ergriff? Warum haben Sie das Fremden überlaſſen? Es lag in dieſer Frage ſo viel friſche, kecke Offenheit, ſo viel wahres, ungekünſteltes und lebendiges Mitgefühl mit den Leiden Anderer, daß Robert dem Fragenden über die brüske Manier des Vorwurfs nicht zürnen konnte, vielmehr etwas befangen erwiderte, daß er zu ſehr mit den Vorgängen auf der Bühne beſchäftigt geweſen, um zu bemerken, was ſelbſt in ſeiner nächſten Umgebung ſich ereignete. Nun wohl, ſagte der Fremde mit Freundlichkeit, ſo werden Sie doch wenigſtens ſehen wollen, was aus Ihrem Freunde nunmehr wird. Kommen Sie alſo zu uns. Robert beſtand darauf, daß der Kranke zu ihm in den Gaſthof gebracht werde, allein hier miſchte ſich die junge Dame lebhaft in den Streit, indem ſie den Mangel der geeigneten Pflege in einem ſolchen Hauſe hervorhob, und ſo wurde der Erkrankte nur wenige Häuſer weiter in eine recht hübſche Parterrewohnung gebracht und hier auf ein Sopha niedergelegt. Er erwachte und Roberts Auge und Hand waren die erſten, die ihn begrüßten. Der Arzt ſaß an dem Sopha und fühlte den Puls. Das Geſchwiſterpaar war hinausgegangen, um allerlei Anordnungen zu treffen.

Um Gotteswillen! wo bin ich? Was iſt das nur — Ein fremdes Gemach. Wir wollen raſch zurück ins Theater; denn ich beſinne mich, daß wir eben dort waren.

Robert erklärte ihm in kurzen Worten, daß ihn im Schauſpielhauſe Unwohlſein erfaßt, und daß dies wahrſcheinlich in Folge der daſelbſt herrſchenden Schwüle und des Gedränges ſtatt gefunden.

O nein! nein! rief Wilhelm. Es war etwas Anderes —

So denn das meiſterhafte Spiel —

Ich hab nicht auf die Bühne geblickt. Er erhob ſich, ſah ſich ſcheu im Zimmer um, das durch eine verdunkelte Lampe nur ſchwach beleuchtet wurde, faßte krampfhaft die Hand des Freundes und rief ihm ins Ohr: Ich habe ſie wieder geſehen.

Sie? Wen?

Gott — kannſt du ſo fragen? Still, wir werden unterbrochen. Wenn du mich lieb haſt, ſo laß dir nichts merken. Und er ſank wieder in die Polſter zurück, ſchloß die Augen und Robert ergriff wieder die Hand und taſtete an dem Pulſe hin.

Das Geſchwiſterpaar war ſo eilfertig und dienſtbefliſſen, daß Eins immer die Bemühungen des Andern wieder zu nichte machte. Die Schweſter hatte Thee gebraut, der Bruder goß ihn wieder aus, weil er ihn zu ſchwach fand und nicht die rechte Sorte, die Schweſter befahl dem kleinen Diener anderswo hin zu eilen, als wo der Bruder ihn eben hingeſendet hatte. Dabei wurde der Kranke recht ſchlecht bedient, und wenn Robert nicht geweſen wäre, der wieder klar und ruhig und verſtändig rieth und anordnete, ſo wäre Wilhelm bei aller anerkennungswerthen Theilnahme dieſer zwei lieben Leute doch ſchlimm daran geweſen, denn es zeigten ſich bald die Merkmale eines ribert bemächtigt ſich der Flaſche, und Corella's Ritter, der derbe Lanzelot, überbringt die Brille. So ordnet ſich die Geſandtſchaft und ſchickt ſich an den Kampfplatz zu verlaſſen, auf dem Jeder nach ſeiner Meinung unſterbliche Lorbeern und den Dank ſeiner Dame ſich errungen hat. Lächerlicher Dünkel! Die Ueberwundenen ſind auch hier, wie ſo oft, der beſſere Theil, und den durch einen nichtswürdigen Sieg erkauften Lorbeer ſchändet ewig der Blutstropfen, der aus der Todeswunde eines edlen Beſiegten quillt.

Kaum ſind ſie fort, ſo wirft ſich Roger an die Bruſt ſeiner ohnmächtigen Genoſſen nieder. Er umfaßt ſie mit ſeinen Armen, zieht ſie Beide an ſein Herz, ſtreicht ihre blutigen Locken aus den Stirnen und drückt zärtliche Küſſe auf die erbleichten Lippen. „O, meine Freunde!" ruft er, „welch ein Anblick euch ſo ſtumm, ſo regungslos vor mir liegen zu ſehen! Grauſamer Boden, du trinkſt mit dem Blute dieſer treuen Herzen auch ausbrechenden Fiebers, und Sorge und gehörige Behandlung waren in der That hier unumgänglich nöthig. Wilhelm wünſchte in ſeine eigne Wohnung zu gelangen, und Robert gab ihm hierin Recht. Einen Theil des Abends und der Nacht blieb er jedoch noch auf dem Sopha des Herrn Albert, ſo hieß der junge Mann, der in einem der erſten Comtoirs der großen Handelsſtadt angeſtellt war.

Paul, Paul! rief die junge Dame mit einer leeren Schüſſel hervorſtürzend.

Was willſt du, meine Liebe? fragte der Bruder, ich habe ſo eben Paul ausgeſendet, um den Herrn Doktor Philippſohn herzubitten, der ſo viel Güte für uns hat und der uns Rath geben kann.

Ah — mein theurer Alfred — ich weiß nicht, ob du daran recht gethan haſt; ich habe Paul ſo nöthig in dieſem Augenblick, um etwas aus der Garküche hier nebenbei für unſern Kranken bringen zu laſſen.

Nicht nöthig, mein Engel. Du hörſt, der Herr dort iſt ein Arzt und muß alſo doch wiſſen, daß für dieſen Augenblick dem Kranken nichts als

Ruhe nöthig iſt. Du kannſt demnach deine Schüſſel nur wieder forttragen, ſie iſt unnütz.

Ein Arzt iſt der Herr? rief Franziska. Alsdann war es unnöthig, daß du Paul zu dem Herrn Philippſohn geſchickt haſt. Wenn er nun kommt, was ſollen wir mit zwei Aerzten?

Was wir ſollen? Wir ſchicken den weg, der überflüſſig iſt. Uebrigens, Franziska, heute biſt du im Recht, und ich muß dir Abbitte thun. Wenn du nicht immer davon geſprochen hätteſt, es ſei nicht gut gethan, ſo nahe am Proſcenium zu ſitzen, weil alsdann alle Täuſchung verloren geht, ſo hätten wir heute nicht Gelegenheit gehabt eine ſo intereſſante Bekanntſchaft zu machen.

Siehſt du wohl, Alfred? Ein andersmal folge mir unbedingt.

Die Geſchwiſter reichten ſich die Hand, und ſahen ſich mit Blicken des zärtlichſten Einverſtändniſſes an. Der kleine Groom Paul kam herein und meldete, daß der Doktor eben in eine Abendgeſellſchaft gefahren ſei und Morgen um die eilfte Stunde verſprechen werde.

Wo todt ſein kann was jetzt noch lebt, murmelte Robert. Der Teufel hole dieſe vornehmen Aerzte!

Paul — Paul! hörſt du? Geh nun ſchnell in die Garküche —

Nein, Paul, du gehſt jetzt gleich zu Herrn Pellmare — rief der Bruder, und entſchuldigſt mich, daß ich heute nicht in die Punſchgeſellſchaft kommen kann. Verſtehſt du, ich hätte Geſchäfte.

Nein, Paul, du gehſt —

Aber, liebe Franziska —

Aber, lieber Alfred —

Paul blieb wie zwiſchen zwei ſich abſtoßenden Polen gebannt ſtehen, ſperrte Mund und Augen auf und taſtete an den unzähligen ſilbernen Knöpfchen ſeiner Livree. Er ſchien Betrachtungen über die ſchwierige Kunſt der Diener zweier Herren zu ſein anzuſtellen. Endlich vereinigten ſich die Geſchwiſter in der Anſicht, daß die Punſchgeſellſchaft warten könne und die Garküche zuerſt berückſichtigt werden müſſe, weil hier unmittelbar das Intereſſe ihres kranken Gaſtes ins Spiel käme. Wilhelm mußte, er mochte wollen oder nicht, die anlangenden Speiſen wenigſtens koſten, und Franziska nahm ihm das Verſprechen ab, daß er während der erſten acht Tage die empfohlene Suppe aus der Speiſeanſtalt holen laſſen ſolle.

Robert ſorgte dafür, daß ſein Freund ſicher und wohlbehalten in ſeiner Wohnung anlangte; hier traf er die geeigneten Maßregeln und ließ ihn dann auf einige Stunden allein; am andern Tage ſtellte er ſich zeitig ein und fand den Kranken ſchon auf dem Wege der Beſſerung. Wilhelm wollte ihm die Erlebniſſe des vorigen Abends mittheilen, allein der Arzt verhinderte dies.

Wenige Tage darauf konnte Wilhelm ſeinen Geſchäften wieder nachgehen. Sein erſter Gang war zu dem Geſchwiſterpaar, daß ſich ihm ſo hülfreich und wohlwollend gezeigt. Der Bruder war unterdeſſen ein paar Mal bei ihm geweſen, ohne daß er ihn hatte annehmen dürfen, weil Robert auf das Strengſte dem Diener unterſagt hatte, einen Beſuch, wer es auch ſei, zu ſeinem Herrn zu laſſen.

Franziska war allein zu Hauſe, als Wilhelm eintrat und im Vorzimmer den kleinen Paul nicht fand, weil dieſer unglücklicher Weiſe bereits wieder ausgeſchickt war, um im Auftrage der ewig bedürftigen zwei Geſchwiſter irgend eine Beſorgung zu machen. Die zarte Geſtalt des jungen Mädchens erhob ſich hinter dem mit Blumen geſchmückten Arbeitstiſchchen, und Wilhelm konnte bemerken, wie in einem äußerſt zierlichen und ſaubern Hauskleide ihre Friſche und Jugend doppelt anziehend und verführeriſch einwirkte. Mit einem Erröthen an dem die freudige Ueberraſchung ſichtlich den meiſten, eine flüchtige Befangenheit nur den geringern Antheil hatte, erwiederte ſie ſeinen Gruß und bat ihn nebenan Platz zu nehmen. Das Geſpräch lenkte, wie dies natürlich war, auf den Theaterabend und auf die Leiſtung der berühmten Künſtlerin, und bei dieſer Gelegenheit erfuhr Wilhelm, daß die junge Dame ſich ebenfalls der Schauſpielkunſt gewidmet und daß ſie daheim in ihrer Vaterſtadt bereits einige Mal die Bühne betreten habe. Sie und ihr Bruder hatten die Eltern ſchon früh verloren, und waren im Schutze eines würdigen Verwandten aufgewachſen. Durch den Tod dieſes war ihnen eine nicht unbedeutende Erbſchaft zugefallen; dies hatte jedoch nichts an dem Entſchluß des Mädchens geändert. Sie hing mit einer aufrichtigen Liebe an der Kunſt, die ſie gewählt, und wandte ihre vermehrten Einkünfte würdig dazu an, ihre Lehrjahre zu verlängern und Reiſen zu machen. Da ihre Mutter eine Franzöſin und zwar aus Brüſſel gebürtig geweſen, ſprach ſie das Franzöſiſche vortrefflich, und die franzöſiſche Bühne und Literatur waren ihr nicht unbekannt. Die vaterländiſche Kunſt und Sprache war ihr aber entſchieden theuer, und es beſchäftigte ſie der Gedanke, das was ſie Vorzügliches auf dem einen Gebiete ſah, auf das andere überzupflanzen. So war denn die Darſtellung der Phädra von der franzöſiſchen Künſtlerin für das denkende Mädchen ein Gegenſtand der Betrachtung und des forſchenden Nachdenkens geworden, und ſie zog auf eine eben ſo ungeſuchte als lebendige Weiſe Wilhelm zu Rath, was und wie viel von der franzöſiſchen Auffaſſung auf eine deutſch geſpielte Phädra übergehen dürfe. Dies gab Stoff zu einer anziehenden Unterhaltung, die ſich weit über den Zeitraum einer Stunde, die Wilhelm allenfalls an dieſen Beſuch zu verwenden die Abſicht gehabt, hinausdehnte. Es ſchlug die Mittagszeit für das Geſchwiſterpaar, und der Bruder, vom Comptoir zurückkehrend, trat in die Thüre, als Wilhelm und Franziska noch immer über das Theater und die dramatiſchen Charaktere ſtritten. Alfred eilte mit gleicher ungekünſtelter Freude, wie die Schweſter ſie gezeigt, auf den Geneſenen zu und ſchloß ihn in die Arme.

Ah — Sie haben uns rechten Schreck bereitet, rief der junge Mann; ich kann es jetzt wohl ſagen, da die Sache vorüber iſt. Sie lagen plötzlich zu unſern Füßen und wir hatten ſie eben noch aufrecht, mit dem Opernglaſe vor den Augen, vor uns ſitzen ſehen.

Ich bedaure — entgegnete Wilhelm; hätte ich nur irgendwie eine mahnende Kunde von dem Schickſalsſchlage erhalten, der mich treffen ſollte, es wäre mir möglich geweſen, die traurige Wirkung irgendwie zu mildern; allein es kam zu plötzlich, zu unerwartet.

Ja wohl, ſagte Alfred; wer hätte auch glauben können, daß die große Tragödin gerade mit dieſem Accent die Abſchiedsverſe ſprechen würde. Es kam uns Allen unerwartet.

Du irrſt, lieber Alfred, nahm die Schweſter das Wort, die Phädra war es nicht, die unſern geehrten Gaſt zu einem ſo traurigen Unfall leitete. Er hatte in der großen Loge rechts eine Dame bemerkt, eine längſt ihm entſchwundene Bekannte!

Ah — eine Dame!

Ja, er wünſcht von uns zu erfahren, wer jene Loge an jenem Abend inne hatte. Ich habe ihm bereits geſagt, daß für gewöhnlich die Herzogin von Saumont-Laſalle dieſen Platz gemiethet hat, daß für jenen Abend jedoch das Abonnement außer Wirkung getreten war, und daß demnach es nicht ganz gewiß war, ob die Herzogin oder die Damen ihrer Bekanntſchaft ſich daſelbſt befunden haben.

Du haſt recht; es iſt dies ſehr ungewiß. Die Herzogin iſt eine alte geizige Dame, die nicht gern zu außergewöhnlichen Ausgaben ihren Beutel öffnet. Ich kenne ſie, denn unſer Haus leiſtet Zahlungen für ſie. Nun laß einmal ſehen, wer hat denn an jenem Abende in der Loge geſeſſen? — hm —; ich ſah öfters nach der Seite hin, das weiß ich — denn gerade drüber lächelte mich die kleine Aimée Vollney an — und gab mir Zeichen —

Aber, theurer Alfred, wir ſprechen ſo eben nicht von deinen Liebſchaften, die mir, nebenbei geſagt, recht verhaßt ſind, weil ſie dich von deinen Geſchäften abziehen und dich verleiten, deine Abende anderswo als bei mir zuzubringen.

Still, laß mich nachdenken. Ja, ich hab's, die Herzogin war an jenem Abende nicht in ihrer Loge, ſondern —

Sondern? fragte Wilhelm aufs Lebhafteſte geſpannt —

Sondern — eine andre Dame!

O das glaub' ich wohl — wenn es die Herzogin nicht war, ſo muß es wohl eine andre Dame geweſen ſein.

Sei ruhig, Franziska. Du weißt nicht, was ich ſagen will. Ich will ſagen, daß die andere Dame eigentlich keine Dame iſt, vielmehr ein Frauenzimmer von einem ſchattenhaften Charakter.

Was ſoll das heißen? ſagte Wilhelm.

Nun? entgegnete der junge Kaufmann, ein ſchattenhafter Charakter iſt ein ſolcher, auf den viele Schatten fallen, der gleichſam immer zweifelhaft bleibt und deſſen Umriſſe und Formen, gerade weil ſo viele Schatten darauf fallen, nicht erkannt werden können. Ich weiß nicht, wie ich mich anders ausdrücken ſoll. Uebrigens iſt es aber noch eine ſehr ſchöne Frau.

Es kann aber nicht die Dame ſein, die unſer Gaſt meint, warf Franziska ein. Das leuchtet dir doch ein, Alfred.

Nun, es ſaßen noch andre Damen da. Die Loge war ganz gefüllt. Aber ich bemerke eben, meine Liebe, daß Paul nicht da iſt; haſt du ihn wiederholt ausgeſchickt? —

Er geht für mich auf einen Augenblick über die Straße.

Ich meine nur, unſer geehrter Gaſt wird einen Platz an unſerm frugalen Tiſch nicht verſchmähen; ſagte der Bruder.

Wilhelm dankte und gab kund, daß er ſogleich gehen müſſe, da er ſich ſchon weit über die beſtimmte Zeit aufgehalten. Alfred zog ihn bei Seite und ſagte: Wiſſen Sie, wie wir über unſre Angelegenheit Licht uns verſchaffen können? Wir gehen zum Logenſchließer und erkundigen uns ganz genau, welches Publikum an jenem Abende ſich der Loge der Herzogin bemächtigt hatte. Ich komme in einer Stunde zu Ihnen, und bin dann ganz zu Ihren Dienſten. Wilhelm machte ſich von einer Zuſage zu einem Mittag los, um mit Alfred die Wohnung des Logenſchließers aufzuſuchen. Sie hatten Mühe, ehe ſie ſie fanden, doch als ſie in das Stübchen traten, wurde Alfred von dem Manne als ein alter Bekannter begrüßt. Ah! rief er ihm entgegen, ich weiß ſchon, was Sie wollen, Herr Olmers, aber es geht diesmal durchaus nicht. Die Herzogin will ihre Loge für das die Quelle meines Lebensbornes hinweg. Erwache, Tulipan, erwache, Ganelon! Ihr dürft euren Roger nicht verlaſſen; er vermag es nicht, ohne euch in einer Welt auszuharren, die Verrath und Tücke zum Aufenthalt niedriger Verbrechen ſtempeln. Gott, ihr antwortet mir nicht, ihr würdigt mich keines Blickes! Verdiene ich, daß ihr mich ſo hart beſtraft? — Eben noch ſpielte der Scherz auf dieſer Lippe, ein Lächeln rundete noch vor wenig Minuten dieſe bleiche Wange, und jetzt zeigen mir alle Züge eine unempfindliche Starrheit, die mich zittern macht. O, gebt mir nur ein Zeichen, daß ihr nicht aufgehört habt für mich zu fühlen!" —

„Narrheit!" rief plötzlich eine grobe Stimme in dieſen zärtlichen Monolog hinein. „Narrheit„ dreifache Narrheit! Bei unſerer guten Frau zu Tarascon, ich habe noch nie gehört, daß die Todten ſprechen."

Roger blickte auf und ſah einen derben, wohlnächſte Mal, wo die Mademoiſelle aus Paris ſingt, ſelbſt einnehmen und ſomit wird Fräulein Bollney ſich anderswo Platz ſuchen müſſen!

Es iſt hier nicht von Fräulein Bollney die Rede, mein Freund, rief Alfred ungeduldig; ſondern Sie ſollen uns ſagen, wer an dem letzten Schauſpielabende die Loge inne hatte.

Ich war den Abend nicht in meinem Dienſte, meine Tochter nahm meine Stelle ein. Adolphine — ma petite komm heraus.

Eine verwachſene ältliche Perſon kam zum Vorſchein, und nach einer Verbeugung gegen die Herren näſelte ſie: Wer ſoll die Loge inne gehabt haben? Die Herzogin, wer anders?

Die Herzogin? fragte Alfred befremdet — Es war mir ſo, als hätte ich eine andre Dame an jenem Abende daſelbſt bemerkt.

Nein, mein Herr, es war die Herzogin; ich ſelbſt hab ihr die Logenthüre geöffnet und Madame waren noch ſo gütig, indem ſie an ihren Platz ſich hinbewegten, nach mir ſich umzuwenden und zu fragen, ob das Stück ſchon begonnen.

Aber die Herzogin iſt alt, und es ſaß eine Dame von höchſtens fünfunddreißig dort.

Ganz recht, dies iſt die Tochter der Herzogin — Madame — Madame — ja, den Namen hab ich vergeſſen, allein ſie hat kürzlich einen Mann von geringerer Herkunft als ſie ſelbſt iſt, geheirathet.

Alfred warf einen flüchtigen Blick auf ſeinen Begleiter, der die Farbe gewechſelt hatte und ſich gegen das Fenſter wandte, um die Zeichen ſeiner Aufregung zu verbergen.

Dann ſaßen noch —

O, es ſaßen noch mehrere Damen da, ohne Zweifel zur Begleitung der Herzogin und ihrer Tochter. Auch ein kleines Mädchen befand ſich in der Loge und dies war die Enkeltochter der Herzogin. Ich weiß dies ſehr genau, mein Herr, denn wozu wäre ich ſonſt Logenſchließerin.

Wilhelm hatte ſich raſch zu der Sprechenden hingewendet, drückte ihr ein Goldſtück in die Hand und rief: Sagen Sie mir, wo die Herzogin wohnt, Mademoiſelle.

Die verwachſene alte Jungfrau machte ſich ein Vergnügen daraus, dieſe Wohnung und den Weg dahin recht umſtändlich zu beſchreiben, wobei ſie hinzufügte, daß die Herzogin nur Abends nach dem Theater, zwiſchen eilf und zwölf, Beſuche annehme.

Als die beiden Herren fort waren, ſagte der Vater zu ſeiner Tochter: ma petite, dies waren Lügen, von dem erſten Worte bis zum letzten. Was haſt du dabei gehabt?

Mademoiſelle Adolphine erwiederte mit einer äußerſt ſchlauen Miene. Wenn ich anders geredet hätte, ſo wäre die Dame, die für jenen Abend die Loge der Herzogin gemiethet hatte, böſe auf mich, denn ſie will glauben machen, ſie ſei die Herzogin.

Und zu welchem Zwecke will ſie das? Wird man ihr glauben?

Du ſiehſt, daß es immer in Brüſſel Fremde giebt, die ſich bald nach dieſer, bald nach jener Dame erkundigen, und wenn die Täuſchung auch nur einen Tag dauert, ſo iſt's doch ſchon genug, um daß gewiſſe Frauen daraus ihren Vortheil ziehen.

Ach, du Spitzbübin; alſo haſt du die Herren auch wohl nicht zu der Herzogin geſendet?

Was ſollen ſie dort? Ich habe ſie in ein Haus gewieſen, wohin ich nun ſelbſt hingehen werde, um die Bewohnerin auf den Beſuch vorzubereiten, der ſich bei ihr einſtellen wird.

Das iſt luſtig. Du weißt unſre kleine Stelle einträglich zu machen. Nur nimm dich in Acht, Herr Olmers iſt dabei, und der kennt ſowohl die Herzogin als die gewiſſe Dame, auf die du zu deuten ſcheinſt.

Die Herzogin hat mehrere Häuſer, in denen ſie abwechſelnd wohnt, und überdies wird Herr Olmers ſich wohl hüten mitzugehen. Er wird ſeinen Freund bis an die Schwelle des Hauſes begleiten und dann von ihm ſich trennen.

Und hiemit trennte ſich Fräulein Adolphine von ihrem Vater, um in das Haus der Dame zu eilen, die ſie eben in den Rang einer Herzogin erhoben hatte. Die ſpäte Stunde, die ſie dem jungen Manne angegeben, ließ ihr vollkommen Zeit, die Vorbereitungen zu dem Beſuche zu treffen. Sie hielt Wilhelm für einen jener reichen, durchreiſenden Fremden, deren es in Brüſſel viele giebt, und eröffnete mit ihm dieſelben Pläne, die ihr ſchon mit manchem Andern geglückt waren. Was Alfred betraf, ſo hatte ſie richtig geurtheilt; er fand es nicht für geeignet, ſich ferner in dieſe Angelegenheit zu miſchen, und zog ſich aus Zartgefühl zurück, indem er zu ſeiner Schweſter ſagte: Ich habe mich doch geirrt; es iſt an jenem Abende die Herzogin geweſen, und die Dame, die unſer Freund jetzt aufſucht, iſt ihre Tochter, die erſt kürzlich hier in Brüſſel eingetroffen iſt und die ich daher nicht kennen konnte.

Nun ſiehſt du wohl, Alfred? Es war empörend, wie du einen ſehr ſeltſamen Verdacht ausſprachſt; ich wünſchte, du hätteſt dieſe Rede nicht über deine Lippen gebracht. Unſer armer junger Freund, wie heftig erſchrak er.

Nun, nun! Ich hätte darauf ſchwören mögen, daß es Madame Adelaide war — ich ſage dir, ich hätte darauf ſchwören mögen. Du haſt dieſe ſchöne Frau noch nie geſehen?

Alfred, ich bitte dich, das eine ſchöne Frau, von der man ſo ſpricht?

Nun, mein Himmel, ja. Ihr Weiber ſeid doch unverbeſſerlich! Schön bleibt ſie doch nun einmal. Ich kann wahrhaftig nicht dafür? Du ſcheinſt mich für die Schönheit der Frau verantwortlich zu machen.

Es wäre entſetzlich geweſen, wenn unſer Freund einer ſolchen Annäherung anheim fiele.

Weshalb entſetzlich? Ich verſichre dich, meine Liebe, du denkſt in dieſem Punkte zu ſtreng. Oder — ich will nicht hoffen — du biſt eiferſüchtig auf Madame Adelaide?

Franziska wandte ihrem Bruder ſchmollend den Rücken.

III.

Wilhelm ſtürzte in Roberts Stube und rief faſt ohne Athem und krampfhaft die Hände des Freundes ergreifend: Ich habe mein Weib, mein Kind geſehen!

Alſo ſie waren es? fragte der Arzt lebhaft und mit der Hand über die heiße Stirn des jungen Mannes hinfahrend, der neben ihm halb kniete, halb auf dem Teppich lag.

Sie ſind es.

Biſt du bei ihnen geweſen?

Ich ſoll heute hingehen; allein ich habe nicht den Muth. Mein ganzes Leben iſt ein zitternder Nerv. Ich habe in der Dämmerung auf der Treppenſtufe des Hauſes gelegen, in dem ſie wohnt; ich habe ſchlau und flüchtig die Säule umfaßt, an die ihr Kleid nothwendig ſtreifen mußte, wenn ſie ins Haus trat.

Und ſie iſt?

Die Tochter der Herzogin von Saumont-Laſalle. Ich weiß Alles.

Hm! —

Was ſagſt du?

Nichts, mein theurer Freund, nichts. Ich bin ganz glücklich, daß ihr euch einander nun wieder habt. Aber was vermochte ſie, ſich vor dir zu verſtecken? Dieſe Frage ſcheint mir doch äußerſt wichtig.

Es wird nun Alles ſeine Erklärung finden.

Der Arzt verſank in Nachdenken; nach einer Pauſe ſagte er: Du willſt alſo hingehen und ſie zur Rede ſtellen? Wäre es nicht beſſer, wir forſchten ſie in der Stille aus? Wir ſuchten ohne Aufſehen durch einen Dritten zu erfahren, was eigentlich dieſes Geheimniſſes Kern iſt.

Wilhelm antwortete mit einer heftigen Bewegung der Stimme und einer lebhaften Röthe auf den Wangen: Du kommſt meiner Zaghaftigkeit zu Hülfe. Ich fürchte, daß ſie nicht will daß ich ſie jetzt und hier finde, denn ſonſt hätte ſie mir ein Zeichen gegeben.

So will ich zu ihr gehen.

Du?

Ja, ich. Was kann darin Auffälliges liegen? Ich komme in Auftrag von dir, oder ich komme auch ohne Auftrag von dir. Es wird uns ſchon ein Vorwand einfallen, der mich berechtigt, der Frau Herzogin, oder ihrer Tochter mich zu nahen. Richtig! der Vorwand iſt gefunden.

Und welcher?

Ich frage, ob ſie ihr Landhaus nicht vermiethen will, dort in der Nähe deines Elternhauſes.

Das hat ſchon längſt einen andern Beſitzer.

Meinethalben. Brauche ich dies zu wiſſen? Ich frage und man wird mir antworten. Ich werde ſehen, wenn ich das Geſpräch auf dich lenke, wenn ich mich deinen Freund nenne, welchen Eindruck dies hervorbringt. Von Allem was ich erforſche und beobachte, bringe ich dir dann ausführlichen Bericht.

Wilhelm flog an den Hals des Freundes. So ſei es! rief er. O ich wußte, daß dein redliches Herz immerdar gute Rathſchläge für mich in Bereitſchaft hält. Aber eile, mein Freund; da du in einem Anliegen kommſt, werden dich die Damen annehmen, auch wenn es grade nicht ihre Geſellſchaftsſtunde iſt. Ich werde dich hier erwarten, und die Minuten zählen, die du fort bleibſt.

Der Arzt kleidete ſich an und ging. Wilhelm blieb auf ſeiner Stube zurück und nahm ein Buch zur Hand, deſſen Blätter er mechaniſch umwandte, ohne ein Wort von dem zu verſtehen, was ſie enthielten. Seine Seele heftete ſich an die Ferſen des davoneilenden Freundes.

Robert hatte dieſen Rath ertheilt aus einem noch ganz andern Beweggrunde als der war, den er ſeinem ungeduldigen Freunde angegeben. Er hatte Urſache zu glauben, daß die Entdeckung, die hier zu machen war, eine ſehr niederbeugende für den armen Hoffenden ſein werde. So aufmerkſam er bei der Kunſtleiſtung auf der Bühne geweſen, ſo war ihm doch nicht entgangen, daß zwei Zuſchauer neben ihm ein Geflüſter erhoben, und daß ihre leiſen ſpottenden Bemerkungen jenen Frauen galten, die in der bezeichneten Loge Platz genommen. Dieſe Beobachtung, flüchtig gemacht, und bei den Ereigniſſen bald darauf, nicht weiter beachtet, nahm jetzt in dem Nachdenken des jungen Mannes einen entſcheidenden Platz ein und bewog ihn die vorläufige Prüfung anzuſtellen, denn nicht mit Unrecht fürchtete er bei dem ſo reizbaren Webeleibten Bauer vor ſich ſtehen, der, indem er ſein feiſtes Doppelkinn behaglich ſtrich, die großen gutmüthigen blauen Augen auf die Gruppe richtete.

„Sie ſind nicht todt!“ entgegnete der Dichter lebhaft. „Komm, laß uns aus Baumzweigen eine Tragbahre flechten und die Verwundeten darauflegen. Du müßteſt kein Bauer aus Auvergne ſein, wenn du es über's Herz bringen könnteſt zweien Elenden, Kranken; deine Hütte zu verſchließen.“

„Bin ich auch nicht aus Auvergne,“ erwiederte der Alte mit treuherzigem Lächeln, „ſo öffne ich euch doch gern meine Thüre. Die ehrlichen Männer aus Gascogne wiſſen auch, was es heißt, ſeinen Nebenmenſchen nicht darben laſſen. Bei meinem Eide, als ich noch die Reiſe mit dem Grafen ins Land des Antichriſts machte, da fanden wir in einem Wäldchen — ja wie hieß es doch? nahe bei der Stadt — o deren Namen hab ich vergeſſen, einen hübſchen jungen Mann.

ſen Wilhelms, daß eine unglückliche Wendung dieſer Angelegenheit von den verderblichſten Folgen ſein könne. Feſt entſchloſſen war er, wenn er es nicht ſo fände, wie er es wünſchte, Wilhelm von jedem Beſuche abzuhalten.

Er langte an dem von Mademoiſelle Adolphine bezeichneten Hauſe an, ehe dieſe noch Zeit gefunden hatte, ihre Beſchützerin von dem zu benachrichtigen, was ihr bevorſtand. Die Räume kamen ihm bekannt vor; die Treppe, das Vorgemach, die zwei Büſten, die am Eingang aufgeſtellt waren, erſchienen ihm, als hätte er ſie ſchon irgend einmal geſehen, er wußte nur nicht, wann und wo. Auf ſeinen Zug an der Klingel erſchien ein kleiner Diener. Robert fragte ihn, ob hier die Herzogin von Saumont-Laſalle wohne.

Der Gefragte nahm eine verlegene dumme Miene an und war offenbar zweifelhaft, was er erwiedern ſollte, als eine Stimme hinter ihm rief: Die Baroneſſe Trumorville wohnt hier. Zugleich erſchien eine wohlbeleibte Kammerfrau und ſah mit einem impertinenten Ausdruck über die Schulter des Dieners dem Fremden ins Geſicht. Robert nannte ſeinen Namen und Stand und verlangte die Dame zu ſprechen. Als die corpulente Zofe ſich mit der Meldung fortbegeben, hörte Robert, wie zwei Stimmen hinter der Thüre flüſterten, von denen die eine dem Diener gehörte. Wirſt du denn nie den Namen deiner Herrſchaft behalten, Einfaltspinſel? — Es behält ſich auch leicht, wenn es der Herrſchaft beliebt, alle Tage mit ihrem Namen zu wechſeln! Geſtern waren wir eine ſimple Frau von — heute ſind wir eine Baroneſſe — morgen werden wir eine Herzogin ſein. Der Teufel kann die Parole immer behalten, wenn ſie jede Sekunde gewechſelt wird. — Man wird dich aus dem Dienſte jagen, Dummkopf! — Das Geſpräch wurde unterbrochen, indem die Duenna ſich wieder einſtellte und den Gaſt ihr zu folgen aufforderte. Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen der junge Arzt in die Gemächer, die ſich ihm jetzt öffneten, einſchritt. Mit jedem Tritt, den er that, lichtete ſich das Anfangs nebelvolle Bild einer nächtlichen Erinnerung immer mehr, er wußte jetzt, wo er ſich befand, und als die Thüre ſich öffnete und er die Dame ſah, die dieſe reich ausgeſtatteten und elegant verzierten Räume bewohnte, konnte er einen leiſen Ausruf des Unwillens und der Bekümmerniß nicht unterdrücken. Armer Freund, armer Freund! murmelte er vor ſich hin, indem er die graziöſe Kopfneigung der Dame mit einer reſpectvollen Verbeugung erwiederte, wie gut war es, daß ich vor dir hier bin. Dein Geſchick iſt grauſam! Das iſt in der That mehr, als ein ehrlicher Mann vertragen kann.

Die Baroneſſe Trumorville that ſo, als erkenne ſie den Mann nicht, der jetzt vor ihr ſtand, freilich unter andern Verhältniſſen und bei anderer Umgebung. Vielleicht kannte ſie ihn auch wirklich nicht. Robert nahm Alles, was er an weltmänniſcher Faſſung und Haltung in ſeinem Weſen auftreiben konnte, zuſammen, und brachte in der That einen glaubwürdigen Beweggrund ſeines Beſuches zu Tage, zugleich gelang es ihm ſich zu verſichern, daß die Dame, die hier vor ihm ſaß, dieſelbe war, die an jenem Abende ſich in der Loge der Herzogin befunden. Als er dieſe troſtloſe Gewißheit zu der, die er ſchon bereits hatte, hinzugefügt, nahm er Abſchied und ließ die ſchöne Aspaſia in Zweifel, ob ſie eine dankenswerthe Bekanntſchaft ſchon gemacht, oder noch machen werde.

Leichenblaß und zitternd — es war das erſte Mal in ſeinem Leben — langte er in ſeiner Wohnung an. Auf der Treppe blieb er ſtehen. In dieſer Stimmung und Faſſung konnte er dem Freund unmöglich Rede ſtehen, er mußte Ruhe und Ueberlegung finden, wie die eben gewonnene Nachricht dem Armen beizubringen ſei, ſo ſchonend, ſo wenig wie möglich erſchütternd. Schon die Hand an dem Thürſchloß kehrte er leiſe wieder um und ſchlich ſich wie ein Dieb über den Vorſaal die Treppe wieder hinab, die er ſo eben fliegenden Schrittes hinaufgeeilt war. Auf der Straße angelangt, trat er in einer Weinſtube ab, ließ ſich hier eine Flaſche geben — trank — ließ ſich dann noch eine zweite geben, und als er ſeine Nerven nicht mehr ſo wild vibriren fühlte, riß er ein Blättchen aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb ein paar Zeilen an Wilhelm, in welchem er ihm meldete, daß er die Damen nicht zu Hauſe gefunden, daß er aber ſpäter, und zwar an dieſem Tage noch, den Verſuch wiederholen werde. Die achte Abendſtunde bezeichnete er als die, wo man ſich treffen wolle.

Bis dahin werde ich Faſſung haben — will's

Gott — dem armen Mann die ganze Wahrheit ſeines boshaften Geſchicks mitzutheilen; denn verheimlichen und verdecken darf man hier nichts. Mit dieſem Entſchluſſe ging der Doctor daran, ſeine dritte Flaſche zu leeren.

IV.

Der Doctor hatte dreimal angeſetzt, um das Faktum, das er zu berichten hatte, zu umkleiden, wo möglich es bis zum Unkenntlichwerden zu verhüllen; er machte zuerſt Wilhelm bemerkbar, daß ſeine angetraute Gemahlin möglichenfalls keine Tochter der Herzogin von Saumont-Laſalle ſein könne, dann ließ er ihn ahnen, daß dieſe Ehe getrennt werden könne und müſſe, und als Wilhelm nicht länger hinzuhalten war, endete er damit, ihm zu eröffnen, daß die angebliche Tochter der Herzogin von Saumont-Laſalle eine in Brüſſel allgemein bekannte Buhlerin ſei.

Zwiſchen dieſer Eröffnung und dem allmählig ſich in das Unvermeidliche Finden lagen für Wilhelm mehrere Tage. Robert hatte das Seinige gethan: der Stein war von ſeiner Bruſt abgewälzt.

Am dritten Abende trat Wilhelm herein, ſchob ſeinen Stuhl nahe heran und ſagte: Erzähle! Woher weißt du, was du mir berichtet haſt? Zu Morgen früh ſind meine Pferde beſtellt; ich habe Urlaub, ich verlaſſe Brüſſel; vorher aber muß ich Gewißheit haben — verſtehſt du mich, Gewißheit.

Ich habe als Mann von Ehre und als dein Freund mich verbürgt für die Wahrheit deſſen, was ich dir geſagt, bemerkte Robert etwas pikirt.

Doch die nähern Umſtände —

Du wollteſt ſie ja nicht hören.

Jetzt will ich ſie hören. Ich habe in dieſen Tagen eine Hölle durchlebt. Immer wieder ſage ich mir: Es iſt nicht möglich. Das Paradies meiner Jugend kann nicht durch eine ſo plötzlich niederſtrömende Fluth zerſtört werden. Ich kann nicht in einer Stunde um alle Schätze meines innern Menſchen gebracht ſein. Es iſt nicht möglich.

So willſt du ſie ſelbſt ſehen und ſprechen?

Wilhelm verhüllte ſein Antlitz. Er ſeufzte tief: nach einer Pauſe ſagte er: Erzähle.

Nun wohl, ſo höre: du weißt, daß ich halb und halb in einer ärztlichen Miſſion reiſe. Der alte Obermedizinalrath in unſrer guten Vaterſtadt hat eine Schrift herausgegeben, die einige kühne Theſes über die Krankheitsformen des Geiſtes aufſtellt. Der alte Herr hat das ſo in ſeiner Art; es iſt Alles diktatoriſch bei ihm — er iſt unfehlbar, und die neuern Theorieen, die er entweder nicht kennt, oder nicht kennen will, ſtören ihn wenig in ſeiner Ruhe. So hat er denn vor allen Dingen ſeine „genialen“ Momente, das ſind Momente, in denen, wie er behauptet, der ächte, wahre Jünger Aeſkulaps von einer Inſpiration durchdrungen wird, die ihm plötzlich, wie durch einen Blitzſtrahl das Innere des menſchlichen Organismus beleuchtet zeigt. Ich will dem achtbaren Herrn dieſe kleine Privatfreude, die für uns Jüngere oft in einen Privatärger umſchlägt, von Herzen gönnen, nur darf er nicht zu übermüthig werden. Dagegen müſſen Dämme aufgerichtet werden, denn du ſiehſt ſelbſt ein, wohin ſoll das führen —

Robert nahm ſich eine friſche Cigarre, ſetzte ſie behaglich in Feuer, und während er die erſten Züge that und dabei vor ſich hinmurmelte: ein leidlich gutes Blatt! verzogen ſich ſeine Lippen zu jenem behaglichen Lächeln, das eine geheime und nachhaltige Freude in der Erinnerung bekundete. Dieſe Freude wurde verurſacht, indem ſich der junge Arzt die erſtaunte und verblüffte Miene des eigenſinnigen Altmeiſters dachte, mit welcher er die Entdeckungen, die Robert zu publiziren und ihm zu widmen gedachte, leſen würde.

Aber ich vergeſſe, daß ich dir berichten wollte —

Ja du vergiſſeſt, daß du mich ſyſtematiſch quäleſt — murrte Wilhelm.

Vergieb! — Nun weiter. Wie ich hier anlangte, ſetzte ich mich ſogleich mit dem Oberarzt in Verbindung, der die hieſige berühmte Irrenanſtalt leitet. —

Um Gotteswillen! die Tochter der Herzogin iſt doch keine Wahnſinnige? —

Nein. Unterbrich mich nicht. Mit dieſem Arzte ſetzte ich mich alſo in Verbindung und fand an ihm ein ganz joviales, friſches Haus. Wir wurden in wenig Stunden eng vertraut, und er theilte mir die Fälle mit, die eben jetzt vorlagen, und von denen ein paar trefflich zu meinem Kram taugten. Die Geſchichte iſt dieſe. Vor ſiebzehn oder achtzehn Jahren — es mögen auch wohl zwanzig ſein — zurück lebte hier ein junger Engländer, der, aus guter Familie ſtammend und im Beſitz nicht unbeträchtlicher Reichthümer, unſeliger Weiſe einer abſonderlichen Krankheit verfiel. Er litt an einer ſogenannten fixen Idee, und dieſe beſtand darin, daß er ſich feſt einbildete, ein Enkel jenes letzten unglücklichen Stuarts zu ſein, der, wie wir Alle wiſſen, in Rom ſein unberühmtes Daſein beſchloß. Mein armer Kranker träumte von nichts als von der ſchottiſchen Königskrone, und wenn man ihn in ſeinem Zimmer allein überraſchte, fand man ihn mit einem idealen Koſtüm angethan, etwa ſo wie auf dem Theater bei Darſtellung des Trauerſpiels Maria Stuart die Herzöge und Lords der damaligen Zeit gekleidet gehen. Die Sache hätte ſich zweifelsohne in einen unſchädlichen Tiefſinn oder Trübſinn verlaufen, wenn nicht ein gemeines, unternehmendes Weib ſich gefunden, die in ihrer Weiſe ganz ſchlau, von jenem Zuſtande Nutzen zog. Sie brachte es ſchnell zu einem Verhältniß mit dem bildſchönen verwirrten Jünglinge und plünderte ihn, indem ſie ſeine phantaſtiſchen Gebilde benutzte, bis auf den letzten Faden aus. Es ſoll zum Erſtaunen geweſen ſein, welche Schätze ſie auf dieſem Wege zuſam-

Er lag wie jene Beiden verwundet auf dem Graſe, mit ſeinem purpurrothen Blute die trocknen Gräſer färbend. Der edle Graf voll Mitleid lief hinzu, ſchnallte dem armen Verwundeten den Panzer vom Leibe, und was glaubt ihr wohl, was wir da fanden? — Ein Mädchen, bei meinem Bart, ein zartes Mädchen. Sie erzählte uns eine lange Geſchichte, viel zu lang, als daß ich ſie hätte ganz im Gedächtniſſe behalten können, und nannte uns ihren Namen. Sie hieß — wartet doch — Pin — Pinpin" —

„Laßt's gut ſein, Vater," rief Roger ungeduldig. „Nehmet hier die beiden vordern Stützen der Tragbahre auf eure Schulter; aber gebt wohl Acht, daß ihr an keinen Stein ſtoßet. Das könnte eine Erſchütterung geben, die unſern Kranken nicht heilſam wäre." Die Bahre war gemacht und die Verwundeten daraufgeladen worden, während der ehrliche Gascogner ſeine Erinnerungen aus dem Lande des Antichriſt's vormenſcharrte, ehe die Gerichte nur eine Ahnung von dem Unfug erhielten, und auch dann konnte man ihr nichts beweiſen, denn der Kranke wußte die eigentliche Geſtalt ſeiner Blutſaugerin nicht, er kannte ſie nur als das verkörperte Gebilde ſeiner Träume; er ſah ſie nur als ſchottiſche Königstochter in ſchwarze Schleier gehüllt, mit der Krone auf dem Kopfe. Der Prozeß wurde der Abenteurerin gemacht, allein ſie wußte jeder Schlinge keck und ſchlau zu entſchlüpfen, und nach einiger Zeit ſah man ſie gar nicht mehr, ſie war geflüchtet, trieb ſich hier und da unter falſchem Namen herum, bis dann endlich ihr böſes Geſchick ſie wieder hierher führte, und gerade zu dem Zeitpunkt, wo der Kranke, von ſeinen Verwandten begleitet, ebenfalls ſeine Wege hierher genommen hatte. Die Angelegenheit wurde thätig wieder aufgenommen und beſonders betheiligte ſich mein neuer Freund und Gönner, der Irrenarzt, daran. Es galt einen ſchlagenden Beweis für ein neues ärztliches Syſtem aufzufinden, und du kannſt dir denken, daß alle Polizeianſtalten der Welt noch lange nicht im Stande ſind, eine Wachſamkeit von ſo zäher und energiſcher Art zu entwickeln, als es ein Forſcher thun kann, der für ſeinen Ruhm und ſeine Wiſſenſchaft forſcht. Wir rückten alſo vereint der holdſeligen Maria Stuart, ſo will ich ſie nennen, auf den Leib. Es wurde ein Zuſammentreffen veranſtaltet; wir überredeten die Buhlerin, daß ſie auf einem Maskenballe das Koſtüm der unglücklichen Schottenkönigin anlegte. Es war leicht, ihr etwas vorzuſchwatzen von einem neuen enthuſiaſtiſchen Verehrer, der ſie gerade in dieſer Kleidung ſehen wollte. Es geſchah; ohne daß ſie und er etwas ahneten, brachten wir ſie beide zuſammen, und nun hätteſt du die Wirkung ſehen ſollen. Ich ſage dir, es war ein Feſt für Götter. Anſcheinend war der junge Mann völlig geheilt; es galt nun den alten, vergrabenen und verſchütteten Wahnſinn wieder zu Tage zu fördern um dabei gewiſſe Phänomene, die der Wiſſenſchaft unſchätzbar waren, zu beobachten.

Wilhelm machte eine unwillige Miene, die halb wie Drohung, halb wie Vorwurf anzuſchauen war.

Der Irrenarzt, fuhr Robert fort, ich und eine Gerichtsperſon hielten uns verſteckt und ſahen dem Schauſpiel zu. Du hätteſt das noch immer ſchöne Weib ſehen ſollen, wie ſie in der Mitte des Zimmers hoch aufgerichtet ſtand, der dunkle Schleier ſie umwallte, das bleiche Antlitz ſich nach der Thür wandte, durch die er eintrat, und wie ſie halb entſetzt, halb freudig bewegt die Rechte ihm, man wußte nicht, ob ihn fortwinkend oder zu ſich bittend, entgegenſtreckte, und wie dabei das Licht des Lüſters in die funkelnden Juwelen der Krone ſich verſtreute, die ihr im Flechten aufgewundenes nachtſchwarzes Haar zuſammenhielt. O es war ein bezaubernd verführeriſches Bild. Und nun er! Das war lediglich für uns Aerzte etwas; ein Laie hätte nichts davon zu genießen verſtanden; allein wir — wir koſteten jeden aufzitternden Nerv, jede erbebende Schwingung der Muskel, wir ſuchten und fanden die verſteckten Straßen und kleinen Feldwege, auf denen der Wahnſinn, Anfangs geduckt, wie ein Verbrecher durchs hohe Korn ſchleicht, hervorhuſchte, dann aber immer mehr hoch aufgerichtet, bis er endlich rieſengroß, allmächtig daherſchritt und uns laut die Thorheit und das Verbrechen längſt vergangener Jahre aufdeckte. Ja, dieſer kranke junge Mann, der apathiſch Alles, was man begehrte, mit ſich hatte machen laſſen, der ſchlaff und faſt ſchlafend die Stunden des für ihn langweiligen und bedeutungsloſen Feſtes bis zu dieſem Momente hingebracht, wie plötzlich war er jetzt umgewandelt — ganz in Seele und Gluth, in Bewegung getaucht. Er war wieder der Königsſohn, und die liſtige, verlockende Geliebte ſtand vor ihm, die ihm die Krone reicht. Als wir genug geſehen hatten, überließen wir das Uebrige dem Gerichtsmann, der nun auf ſeine Weiſe verfahren mochte. Wie ich höre, hat ſich der Handel doch zu Gunſten der ſchlauen Antiveſtalin herausgeſtellt. Sie lebt frei und der Engländer iſt fortgereiſt. Das iſt nun völlig gleich. Was ich ſehen wollte, hab ich geſehen, und es thut mir nur, weiß Gott, herzlich leid, daß ich auch für dich ſehen mußte, und zwar etwas ſehen, was dir keine Freude bringt.

Hier reichte Robert ſeine Hand dem Freunde hin und drückte deſſen Rechte herzlich. Auf mein Wort — Wilhelm — auf mein Wort; iſt ein Mann irgendwo elend, ſo bin ich es. Du, mein Herzensbruder, verſtehſt mich. Wenn es einmal dein Schickſal war, auf ſo ganz klägliche Weiſe hinters Licht geführt zu werden — warum, zum Guckuck! ſoll gerade ich es ſein, der die Binde von den Augen reißt.

Laß das! Du haſt keine Schuld!

Das iſt leicht geſagt! —

Nun weiter! Jetzt mußt du mir Alles berichten.

Was iſt da weiter zu berichten? Als ich nun kam, um deine ſogenannte Herzogin aufzuſpüren — ſo — wer, meinſt du, kommt mir in einem hübſchen Morgenneglige entgegen? — meine Schottenkönigin! wie ſie leibt und lebt! Meine Maria Stuart. Und nun beſinne ich mich, daß ſchon damals in der Loge mir dergleichen wirr und unklar im Gehirn aufdämmerte. Hm — hm — ich war nur ſo ſehr mit der Phädra beſchäftigt.

Wilhelm ſchwieg und hatte ſein Antlitz wieder in beide Hände gehüllt. Es dauerte eine Weile, ehe Robert ſich entſchloß mit einer gepreßten Stimme und gleichſam wie mit ſich ſelbſt grollend, auszurufen: Nun weißt du Alles. Iſts denn jetzt beſſer?

Wilhelm ſchwieg noch immer.

Als er ſeine Hände vom Geſichte nahm, waren die Augen mit überſtrömenden Thränen wie umfluthet. Er ſtand auf, reichte lautlos dem Freunde die Hand und machte ſich bereit das Zimmer zu verlaſſen. Robert ſprang auf, ſchlang beide Arme um die Schultern des von ihm Abgewendeten und rief mit brechender Stimme: Du ſollſt ſo nicht von mir gehen — ſo nicht! Du biſt geknickt, gebrochen! Das darf nicht ſein. Ich kann dich nicht ſo gehen laſſen.

Es iſt aus mit mir! ſtöhnte Wilhelm. Ich hatte nur dieſen einen entzückenden Traum, er iſt dahin, ich bin erwacht — ich bin gerichtet! Verdammt! Aufgegeben!

Der Menſch ſoll eben nicht träumen! drohte Robert, indem er dabei immer den Freund umklammert hielt. Hörſt du — er ſoll nicht träumen.

O meine Jugend! meine Jugend! Wilhelm ſtand, als er dieſe Worte ſagte, mit gehobenen Armen, und ſah mit einem Auge, in welchem alle Poeſie der Liebe, alle Innigkeit der Empfindung diamanthell leuchteten, zum Himmel empor. Und iſt es denn ſo böſe von den Himmliſchen, fuhr er leiſe fort, wenn ſie mir die köſtliche Gabe jetzt raſch entziehen — jetzt, da ich noch die ganze, volle Süßigkeit eines einſtigen Glückes zu ſchmecken vermag. Hätte ich immer geſucht und nie gefunden, ſo wäre mein Ende nicht ſo ſchön. Jetzt weiß ich — es iſt Alles — Alles vorbei! Auch in der Hoffnungsloſigkeit liegt ein Glück.

Denk, daß du irgend eine ſchöne Fee geliebt haſt, die jetzt wieder in ihrem roſenfarbigen Gewölk zum Himmel zurückgeſtiegen iſt. Der Doktor wußte ſich nicht wenig mit dieſem poetiſchen Vergleich.

Du haſt Recht, ſagte Wilhelm, und wandte ſich lächelnd zu ihm um. Ich will denken, daß ſie mir an jenem Morgen, als ich ihre Lippen zuletzt auf den meinigen glühen fühlte, geſtorben ſei. Es hätte ja ſo ſein können.

Ein Krampf — ein Schlagfluß — murmelte der Arzt — obgleich in ſo jungen Jahren dergleichen Fälle zu den ſeltnen gehören.

Aber ſehen — ſehen will ich ſie noch einmal! ſchrie Wilhelm, wie von einem plötzlichen Wahnſinn ergriffen. Er faßte Roberts beide Hände. Du ſagteſt es ja — ich ſollte ſie noch einmal ſehen.

Robert fuhr etwas befangen zurück: Ich ſagte das eigentlich nicht — aber wie du meinſt, wenn es dir ſo behagt, will ich es ſchon geſagt haben.

Freilich, freilich — haſt du es geſagt, und du haſt ganz Recht. Sehen will ich ſie, und dann auf ewig fort — fort von dieſen Erinnerungen, die mich umbringen!

Aber ich bitte dich, ſei nur ruhig. Wir wollen überlegen, wie wir das machen — hm!

Was ſagſt du?

Noch nichts. — Ja — hm! Sie muß nichts wiſſen von deiner Anweſenheit.

Sie muß nichts wiſſen von meiner Anweſenheit, wiederholte Wilhelm monoton und wie in Starrheit verſunken.

So hinter einem Vorhang — oder noch beſſer durch eine Thürſpalte — aus der Entfernung! Doch nein, nicht aus der Entfernung, denn du mußt dich klar und unumſtößlich überzeugen, daß ſie es iſt.

O Gott!

Da könnte — nein! Der Irrenarzt iſt Familienvater, er würde ſich nie und nimmer zu einem Streich der Art bequemen. Nun? was ſuche ich lange — Alfred — ein luſtiger Bruder, ein Leichtfuß! — gut! Alfred und ich, wir laden die Courtiſane zu einem vergnüglichen Souper ein. Und du — in irgend einer Verkleidung — vielleicht als mein Diener — kommſt und lauſcheſt. Ha, was ſagſt du dazu?

Wilhelm ſah ihn ſtarr an.

Du hörſt nicht, mein Freund, was ich dir eben geſagt habe.

Wilhelm warf ſich an ſeine Bruſt und weinte. Der junge Arzt ſchob ihn gelind von ſich und ſagte lächelnd, indem er nach dem Puls fühlte: Du biſt fürs Erſte nicht befähigt, einen vernünftigen Diskurs zu führen. Geh zu Bette. Vor allen Dingen die Pferde wieder abbeſtellt: ich will nicht dein Freund heißen, wenn ich dich in dieſem Zuſtand reiſen laſſe.

Damit drängte er den Erſchöpften aus dem Zimmer, nahm ſelbſt den Mantel um und geleitete ihn nach Hauſe, wo er die Nacht bei ihm wachte.

V.

Dem Doktor war es ganz recht, daß Wilhelm nicht mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Vorſchläge gehört hatte, er fand bei näherm Nachdenken dieſe unhaltbar und gab ſich Mühe, ein paſſenderes Mittel auszuſinnen, wie er dem Freunde jene ſo nöthige Gewißheit über die Perſon der früher Geliebten verſchaffen könne. Allein das Intriguiren war nicht ſeine Sache; eine Angelegenheit fein und vorſichtig leiten, ſo daß der Zweck auf Umwegen erreicht wurde, dünkte ihm bei der faſt rauhen Geradheit ſeines Charakters etwas, was ein Mann, der ſich ſeiner rechtlichen Abſichten im Leben bewußt war, nicht zu lernen nöthig habe. So wenig er demnach in ſeinen gewohnten Verhältniſſen ſich nach Hülfe umzuſehen brachte. Er ließ ſich darin auch nicht ſtören, indem der kleine Zug ſich in Gang ſetzte und eine Anhöhe hinauf einen unſcheinbaren Waldweg einſchlug. Roger erfuhr, daß Vater Claude, ſo hieß ſeine neue Bekanntſchaft, eine beſcheidene Köhlerhütte inne habe, daß er mit dem Grafen von Poitiers und Guienne, dem edlen Troubadour, dem erſten, den man den Sänger des Ruhms und der Liebe nannte, nach Jeruſalem gezogen, und daß dieſe erhabene Erinnerung noch jetzt die Würze ſeiner Einſamkeit ausmachte. Voll Begeiſterung rief der Jüngling: „Kann man wohl ein glücklicheres Loos treffen? der Gefährte, der Genoſſe eines berühmten Dichters ſein?“

„Nun,“ ſagte der Gascogner mit einem beſcheidenen Lächeln; „der theure Graf wird, wenn er in ſeinem himmliſchen Jeruſalem, das ohne Zweifel beſſer iſt als das irdiſche, noch meiner gedenkt, meine Dienſte zu rühmen wiſſen. Ich putzte pflegte, ſo ſchnell bereit war er hier, eine Mittelsperſon zu ſuchen, die ihn mit Rath und That unterſtützen könne. Wir haben geſehen, daß ſeine Wahl auf den jungen Alfred fiel, und ſchon am nächſten Morgen, als er unter dem Vorwand, ſeine ärztlichen Gänge antreten zu müſſen, den Leidenden verließ, kam er bei gelegener Stunde zu den Geſchwiſtern, die er beide zu Hauſe fand. Es war ihm dies nicht ganz lieb, er hatte gehofft, den Bruder vor ſeinem Gange ins Comptoir, auf ein halbes Stündchen allein zu ſprechen. Das Geſpräch der Beiden hatte eben Wilhelm zum Gegenſtande gehabt und ein flüchtiges Erröthen färbte die Wange der Schweſter, als ſie den Arzt und vertrauten Freund des Abweſenden eintreten ſah. Alfred rückte einen Stuhl heran und fragte nach dem Befinden Wilhelms. Nicht zum Beſten, erwiederte der Doktor mit Kopfſchütteln, nicht zum Beſten. Gemüthserregung.

So iſt vielleicht dabei die Dame im Spiel, die —

Gerade das iſt der Caſus, ergänzte Robert ſchnell die Rede des Fragenden. Er hat dieſe Dame gefunden, oder vielmehr, wir haben ſie beide zuſammen gefunden, oder noch eigentlicher, ich habe ſie allein gefunden. Es kommt nun darauf an — aber, lieber Herr, und Sie meine ſchöne Dame, pflegen Sie immer Kaffee ſo ſtark und ſo gänzlich ohne Zuthat zu genießen?

Wir ſind ihn nicht anders gewohnt, erwiederte Franziska, indem ſie ein wenig unwillig ihre Stellung änderte, denn ſie hatte eben, beide Arme auf den Tiſch gelehnt, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit dem beginnenden Bericht des Arztes zu lauſchen begonnen. Gerade dieſes Aufhorchen war dem Arzt ungelegen. Ich möchte wohl den eben friſch gemahlenen Kaffee ſehen und prüfen, fuhr er fort. Ein Arzt heutzutage kann nicht genug Aufmerkſamkeit gerade auf die ſcheinbar unwichtigen Dinge richten, welche im täglichen Gebrauche ſtehen. Es iſt dies eine meiner Maximen.

Franziska ſtand auf, um die Blechbüchſe herbeizuholen, und dies war es, was Robert gewünſcht hatte; leider ſputete ſie ſich dermaßen, daß ſie ſchon wieder im Zimmer erſchien, als der Doktor eben einen der Knöpfe des Bruders erfaßt hatte, um den Neugierigen näher an ſein Ohr heranzuziehen und ihm zuzuflüſtern, daß er ihn allein zu ſprechen wünſche. Franziska blieb, als ſie beide Männer ſo geheimnißvoll flüſtern ſah, wartend an der Thürſchwelle ſtehen. Alfred wandte ſich zu ihr um und rief: Bleib, mein Kind, wir haben etwas für uns zu beſprechen. Franziska ſtellte die Büchſe auf den Tiſch und entfernte ſich, indem ſie die Thür hinter ſich ſchloß. Als ſie fort war, ſagte der Doktor mit ſchwankender Stimme: Aber ich bedenke eben, daß gerade Ihre liebe Schweſter die Hauptperſon iſt bei unſrer Berathung, ja, daß wir kaum zu irgend einem Ziele gelangen werden, wenn wir ſie vom Conſeil ausſchließen.

Alfred ſah ſeinen Gaſt mit Befremden an. So will ich ſie rufen, ſagte er.

Robert machte eine ungewiſſe, halb bejahende Bewegung, erfaßte aber dabei des jungen Mannes Arm, als er ſich erheben wollte, und ſagte: Die Sache iſt nämlich die, wir müſſen Jemand in Ihr Haus laden, dazu wird die Erlaubniß Ihrer Schweſter nöthig ſein.

O, wenn es ein guter Freund von Herrn Ortwell oder von Ihnen iſt — ſo bin ich ihrer Einwilligung gewiß; begann Alfred ſehr freundlich.

Es iſt kein Mann, es iſt eine Frau — fuhr der Doktor zögernd fort, und mit einem Worte, es iſt Madame Adelaide, die Sie ja wohl kennen.

Alfred fuhr in die Höh und ſagte dann lachend: Wie, Sie wollen Madame Adelaide hier in das Haus bringen? und meine Schweſter ſoll ſie empfangen? Das iſt ja höchſt beluſtigend, aber ich glaube, es wird nicht gehen. Ich für meine Perſon hätte nichts gegen den Spaß —

Spaß? Es ſoll nicht zum Spaß ausgedacht ſein; ſondern um einen gefährlichen Kranken zu heilen.

Alfred behielt ſeine aufgeregte, lachende Miene. So — o ja, ich kenne das! Eine ſchöne Frau iſt mancheſmal auch unter den Mitteln, die ein erfahrener Mann einem hypochondriſchen Kranken vorſchreibt. Aber was hat das Alles mit unſerem Freunde zu thun?

Das will ich Ihnen ſagen —

Die Thür wurde hier leiſe geöffnet und Franziska fragte: Darf ich nun kommen? Alfred rief: So komm nur; du ſollſt deine Einwilligung geben, alſo biſt du ohnedies hier nothwendig. Franziska flog auf ihren Platz und nahm ſogleich wieder ihre aufhorchende Stellung an.

Alſo — hub Robert an und ſtockte dann ſogleich, indem er nach einer Pauſe hinzu ſetzte: Erklären Sie das Ihrer Schweſter, was ich eben geſagt habe. Alfred rief noch immer lachend: Du ſollſt Madame Adelaide zum Thee hierher einladen.

Nimmermehr! rief das junge Mädchen empört. Sie wandte ſich von ihrem Bruder ab und ſagte: Alſo das war das Geheimniß. Ich hätte nicht geglaubt, daß du deine Leichtfertigkeit ſo weit treiben würdeſt ein ordentliches Complott mit deinen Freunden anzuſtiften, um mir einen unbehaglichen Moment zu bereiten.

Complott! Sieh nur Einer! — Wer ſpricht hier von einem Complott? Der Doktor iſt es, der diesmal Adelaide hier zu ſehen wünſcht! rief Alfred empfindlich.

Franziska beharrte in ihrer Stellung, die Arme ſchmollend in einander verſchränkt und die Blicke unter den zuſammengezogenen Augenbrauen geſenkt. Sie ſagte, ohne aufzuſehen: Ich werde dein Haus verlaſſen, in dem Augenblick, wo dieſe Frau die Schwelle deſſelben überſchreitet.

Der Doktor fühlte ſich hier auf das Innigſte bewegt; er ſah durch ſeine Schuld einen ernſtlichen Zwiſt unter den Geſchwiſtern ausbrechen, wenn er nicht ſchnell das Seine that, um eine beſänftigende Erklärung herbeizuführen. Er zögerte auch nicht länger, ſondern gab in größter Ausführlichkeit den Plan an, den er ſich ausgeſonnen hatte, um Wilhelm mit jener Frau zuſammenzuführen. Sie ſehen, ſagte er zu der Schweſter gewendet, das hier von keiner Frivolität in dem beleidigenden Sinne, wie Sie ſie uns vorhin vorgeworfen, die Rede iſt. Ich kann hierbei im Irrthum ſein, mein Zweck iſt aber ein ſehr ernſter und wichtiger.

Franziſka machte ſich mit der Blechdoſe zu thun, deſſen Deckel ſie auf und wieder zuſchraubte. Es war Robert nicht entgangen, daß ſo wie Wilhelms Namen genannt wurde, ein lebhafter Farbenwechſel auf dem Antlitz des ſchönen Mädchens ihre innere Erregung kund that. Sie zögerte auch jetzt zu antworten, und blickte fragend den Bruder an, deſſen Auge war aber mit eben demſelben Ausdruck auf ſie geheftet. Endlich ſagte ſie: Wenn die Sache ſich ſo verhält — wenn es ſich in der That um die Ruhe und das Wohl Ihres Freundes handelt, wenn kein anderer Zuſammenkunftsort gewählt werden kann —

Der Doktor faßte ſchnell dieſen Zweifel auf, und erwiederte: Deshalb nicht; weil wir nirgends anderswo den armen Freund ſo ſicher in unſrer

Gewalt haben, und nirgend anderswo die ſo nöthige Vorſicht beobachtet werden kann. Mir fiel Anfangs ein, kurzweg zu der Dame ſelbſt zu gehen, ihr meine Geſellſchaft auf einen fröhlichen Abendſchmaus anzubieten und in ihren Gemächern die Erkennungsſcene vorzubereiten; allein da ſtieß ich ſogleich auf zwei große Schwierigkeiten. Erſtens in dem fremden Hauſe, und nun gar in dieſem Hauſe, ſind wir vor Ueberraſchungen nicht ſicher; es kann uns nicht gelingen, Wilhelm ſo geſchickt zu verbergen, daß er nur ſieht, was wir ihn ſehen laſſen wollen, und dann, wer bürgt uns davor, daß die verfängliche Schöne, wenn ſie ihren frühern Freund wieder erblickt, nicht alle Künſte, die ihr in ſo reichem Maaße zu Gebote ſtehen, anwendet, um ihn uns wieder zu entreißen. —

O, Herr Ortwell würde widerſtehen — rief Franziska. Es iſt unmöglich, daß er nach den Entdeckungen, die er gemacht, ihr folge.

Robert blickte auf; der zuverſichtliche Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, fiel ihm angenehm auf und er erwiederte: Ich glaub's auch nicht; allein wir thun doch beſſer ſo ſicher wie möglich in unſern Operationen zu verfahren.

Nun dachte ich daran, wenn es im Hauſe der Circe ſelbſt nicht thunlich iſt, ſo dann in irgend einem öffentlichen Zuſammenkunftsorte, in einem der vielen Speiſehäuſer —

Nein, nein! rief Franziska; das Alles iſt geradezu ungehörig und ſetzt ein zartes Geheimniß, bei dem ein edles, tiefverletztes Herz im Spiele iſt, einer widerwärtigen Oeffentlichkeit preis. Ganz andere Liebeshändel und Geſchichten werden dort ausgemacht, wo ſie eben den Schauplatz nannten. Mir wäre der Gedanke peinvoll, daß Herr Ortwell — lediglich, weil ich einer albernen Grille nachhänge — in ſeinem Lebensglück grauſam behindert werden ſoll. Nein; es bleibt dabei: hier in dieſer Stube muß die Zuſammenkunft ſtatt finden, und ich werde ſelbſt zu der Frau hingehen, um ſie einzuladen.

Alfred ſprang auf, um ſeine Schweſter zu umarmen. Recht ſo, mein Fränzchen! rief er. Denke daran, daß die erhabene Kaiſerin Marie Thereſe eigenhändig einen Brief an die Marquiſe von Pompadour ſchrieb, weil ſie kein wirkſameres Mittel wußte, um einen edlen Zweck ſicher zu erreichen. Er hielt plötzlich inne und ſetzte hinzu: Aber willſt du nicht lieber, daß ich zu ihr gehe.

Sie pflegt keine Einladungen durch Frauen zu empfangen.

Ihr ſollt ein für allemal nicht ſo böſe von unſerm Geſchlechte denken, rief Franziska mit einem komiſchen Unwillen. Madame Adelaide, wie ich mir habe ſagen laſſen, iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie verſchrien iſt; ſie liebt unter andern und beſchützt ſogar die Kunſt der Bühne. Sie hat ſelbſt früher mit Anerkennung und Beifall geſpielt; ich werde zu ihr gehen und ſie auffordern, mir ihr Urtheil über derlei Dinge zu ſagen.

Dieſes Vertrauen wird ihr neu ſein! rief der junge Kaufmann. Allein thue, was du willſt. Verabrede mit dem Herrn Doktor den Abend; ich ſage zu Allem ja. Jetzt aber muß ich aufs Comptoir. Er ging und Franziska bat Robert noch zu bleiben, der auch nach dem Hute griff.

Mein Himmel! ſagte ſie, als ſie ſich beide allein befanden. Was iſt das für eine entſetzliche Geſchichte. O, ich bitte, erzählen Sie mir etwas genauer: wo lernte Ihr Freund jene gefährliche Frau kennen. Wie war es nur möglich, nicht ſogleich ihre Art und ihren Charakter zu durchſchauen. Ich hab ihn für einen ſo durchdringenden Geiſt gehalten, den Herrn Ortwell.

Er iſt durch und durch eine Gefühlsnatur, erwiederte Robert kurz.

Wie liebenswürdig ſind ſolche Naturen, ſagte Franziska raſch, und dann innehaltend und erröthend ſetzte ſie hinzu: ich meine wie liebenswerth können ſolche Naturen ſein, wenn ſie gehörig geleitet werden.

Ein Mann, und geleitet! bemerkte Robert barſch.

Nun, ich meine, lieber Doktor — verſtehen Sie mich recht — vom Schickſal geleitet. Denn das geben Sie mir zu, wir werden Alle vom Geſchick geleitet. Es liegt hierin keine Schande, kein Vorwurf. Nehmen wir zum Beiſpiel an, ſtatt jener betrübenden täuſchenden Erſcheinung hätte ein edles Weib, das die Schätze in der Bruſt Ihres Freundes zu würdigen verſtand, ſich an ſeiner Seite befunden in jenen ſchönen Tagen ſeiner herrlichen, blüthentreibenden Jugend. Wie ganz anders wäre es dann geworden. Wir ſähen ihn dann nicht wie jetzt geknickt und geſtört; er wäre ſo glücklich — wie er es zu ſein verdient. Denn wahrlich hat ein Mann irgend Glück nöthig, ich meine dabei ein ſchmeichelndes, ſüßes, lindes Glück, ein Glück, wie es für den ſanftfühlenden und ihm ſein Pferd, wenn er eins hatte, flickte ihm ſeine Hoſen, wenn die Ungläubigen ihm welche gelaſſen, und bezog ſeine Zither mit neuen Därmen, die ich oft mit eignen Händen den geſtohlenen Schaafen aus dem Leibe zog. Ach, glaubet mir, alle irdiſche Größe hat ihre Schattenſeite. Der gute Graf ſang oft herzlich ſchlecht, je nachdem er bei Laune war oder gut geſpeiſt hatte. Die Verehrer des Propheten haben es aber an ſich, daß ſie keine feinen Unterſcheidungen zu machen verſtehen; ſie wollten nicht glauben, daß der edle Graf nur gekommen ſei, um dem Grabe unſers Herrn ein Ständchen zu bringen, ſie hielten ihn auch für einen jener Elenden, die mit großer Sicherheit die Frauen Anderer entführen, während ſie ihre eignen tauſend Meilen entfernt wiſſen. Da hat es oft Schläge gegeben, und dieſe aufzufangen war mein breiter Rücken immer gut genug. Das war eine Art von Saitenſpiel, bei dem es ganz gleichgültig war, großdenkenden Mann und für den Dichter ziemt, ſo iſt er es. Denn ich laſſe mirs nicht nehmen, er iſt vom Scheitel bis zum Zeh Dichter: es iſt ja dabei nicht nöthig, daß Einer Verſe niederſchreibt, die ſchönſten, die unerreichteſten Gaben ſind oft gerade die, welche nie vor das Auge der Oeffentlichkeit treten und auch nicht treten wollen.

Robert, der abbrechen wollte, ſagte: Und das ſagt ein ſelbſt ſo erfreuliches Talent, das ſich bereit macht, gerade am Licht der Oeffentlichkeit zu reifen?

Ah — von mir iſt hier nicht die Rede. Ich kann verderben und untergehen; wer fragt danach! Franziska war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Sie hielt ihr Tuch vor die Augen, und ihr Buſen arbeitete heftig. Der Arzt ſah ſie mit einem mitleidigen und forſchenden Auge an, dann ſenkte er den Blick und ging in Zerſtreuung und Grübelei über. Ich habe noch einige Gänge zu machen, ſagte er aufſtehend. Wenn ich Zeit finde, komme ich noch heute wieder, um das Fernere in Beziehung auf unſern lieben Kranken zu beſprechen.

Ich bleibe den ganzen Tag zu Hauſe, erwiederte Franziska raſch. Laſſen Sie ſich durch nichts abhalten. Die Sache iſt ja ſo wichtig. Eine Stunde müßigen oder leichtfertigen Verzugs iſt ja faſt ein Verbrechen! Bedenken Sie das.

Er ging und Franziska träumte ſich mit dem innigen Gefühl wehmüthigen Zaubers in alle jene Situationen hinein, die ihr die wenigen und kurzen Andeutungen der beiden Männer über Wilhelms Jugend und Liebe erſchloſſen hatten. Sie färbte mit glühenden Farben jedes dieſer Bilder bis ins kleinſte Detail hinein, und immer gelang es ihr, die Geſtalt des jungen Mannes, wie ihn der feindliche Zauber umſpann, edel und unglücklich hinzuſtellen. Sie überredete ſich, daß er nie die wahre, eigentliche Befriedigung in jenem Verhältniſſe gefunden, daß ein ſehr richtiges Gefühl in ſeinem Buſen ihn in dunkler Ahnung immer wieder das baldige finſtre Geſchick vorgebildet, und daß deshalb jetzt die Enttäuſchung und darauf folgende baldige Herſtellung nicht ſo bitter und zögernd ſein könne, wie es unter andern Umſtänden zu befürchten geweſen. Ihr Herz ſchöpfte dabei geheim eine ſüße Hoffnung. Er wird geneſen — rief ſie — er wird durch deine Mitwirkung geneſen! Und wenn er dann völlig wieder frei und geſund die Luft des kräftigen Lebens athmet, dann werde ich mich ſtill zurückziehen, und er ſoll nie erfahren, was ich um ihn gelitten.

Dieſe Gedanken und Bilder ſtimmten das junge Mädchen ſanft und träumeriſch; ſie wirkten wohlthuend und beſchwichtigend. Vor Allem dankte ſie dem Doktor, durch den ſie die intereſſante Jugendgeſchichte Wilhelms auf einem ſo ungeſuchten und ungezwungenen Wege erfahren. Unter dem Vorwand, ſich auf die paſſendſte Art bei der beſprochenen Zuſammenkunſt benehmen zu wollen, nahm ſie ſich vor, den Arzt noch recht oft auf dieſes Thema zu bringen und ihn über Wilhelm recht gründlich auszuforſchen. Sie hatte ja hiezu die beſten Gründe.

VI.

Der Plan der verbündeten Freunde wurde in ſo weit noch weiter ausgearbeitet und geändert, daß man ſich entſchloß, Wilhelm in dem Glauben zu laſſen, der Beſuch der Madame Adelaide im Hauſe der Geſchwiſter ſei ein zufälliger. Nimmermehr hätte der Leidende, um deſſen Geneſung es ſich hier handelte, zugegeben, daß Alfred oder ſeine Schweſter mit dem Geheimniß ſeiner unglücklichen Liebe bekannt gemacht würden. Der Doktor übernahm es in ſpäterer Zeit, wenn die Wunde verharſcht, die nöthigen Geſtändniſſe ihm zu machen. Fürs Erſte wurde ausgemacht, daß Robert, wenn die Dame angelangt ſein würde, zu Wilhelm hinübergehen und ihn zu einem freundſchaftlichen kleinen Familienkreiſe einladen ſollte.

Die ſchwierigſte Aufgabe für Franziska war gelöſt, ſie hatte ihre Einladung unter guter Form angebracht und man hatte verſprochen, zu kommen. Dieſe Frau, die wir hier unter dem Namen „Madame Adelaide" angeführt, war die Wittwe, oder wie Andre behaupteten, die geſchiedene Frau eines ehemaligen Offiziers, der unter Napoleon Spionsdienſte geleiſtet hatte und deshalb von ſeinen Kameraden im Regimente gezwungen worden, ſeinen Abſchied zu nehmen. Beim Sturze des Kaiſerreichs trieb ſich dieſer Mann brodlos herum, verfiel in niedrige Ausſchweifungen, und ſelbſt einſt den polizeilichen Aufſpürern angehörend, gab er ſelbſt jetzt den Gegenſtand dieſer Verfolgungen ab. Er hatte, als ſein Glück noch blühte, die uneheliche Tochter eines Advokaten geheirathet, und dieſe hübſche und junge Frau begleitete ihn auf ſeinen Reiſen, nicht wenig zu den günſtigen Erfolgen mancher ſchwierigen Unternehmung beitragend. Bei dieſen Verhältniſſen hatte Madame Latour, dies war ihr eigentlicher Name, ſich die Welt- und Menſchenkenntniß erworben, die ihr im Verfolg ihres Lebens, als ſie es für gut fand, ſich von ihrem immer tiefer ſinkenden Gatten zu trennen, trefflich zu ſtatten kam. Als Herr Latour in Paris verhaftet wurde, kam ſie nach Brüſſel und ſchlug hier, Anfangs unter nicht ſehr glänzenden Auſpizien, ihr Theater auf. Der Advokat, ihr Vater, war unterdeß geſtorben, und von der reichen Erbſchaft, die ſie gehofft, hatte nichts ſich realiſirt, es laſteten im Gegentheil noch Schulden und die Anklage eines betrüglichen Bankerotts auf dem Andenken dieſes Mannes, der ſchon im Leben gehaßt und gemieden worden. Lediglich auf ihre Klugheit und ihre Reize angewieſen, wußte Adelaide Latour ſich bald Geltung und Anſehen zu verſchaffen. Unter dem Anſchein ſtrenger Sittſamkeit und Zurückgezogenheit, in Trauer gehüllt als junge Wittwe, machte ſie die Eroberung eines reichen Kaufmanns, der ſchon bei Jahren und Familienvater, die Thorheit beging, ſeine frühern Bande zu löſen, um ſein Geſchick mit dem der leichtfertigen Schönen zu vereinen. Der Erfolg war vorauszuſehen. Die Verſchwenderin brachte in kurzer Zeit große Schätze durch, und der Mann, den Gewiſſensbiſſe und Kummer verfolgten, ſtarb in wenig Jahren, ſeine Verführerin verwünſchend. Madame Latour ging nun auf

Reiſen und nach Paris, wo ſie neue glänzende Verbindungen knüpfte. Nicht mehr darum bemüht, ihrem Ruf ein ſchützendes Mäntelchen umzuhängen, überließ ſie ſich frei dem ungebundenen Treiben ihrer ewig begehrlichen und Abenteuer ſuchenden Natur. Trotz deſſen war ſie jedoch ſehr empfänglich für gewiſſe Bezeigungen von Achtung und Aufmerkſamkeit, und man konnte ihren Charakter, der im Grunde nicht ſchlimm war, zu ſehr trefflichen Regungen bringen, wenn ſie Beweiſe erhielt, daß man ihr ehrenwerthe Empfindungen und noble Grundſätze beimaß. Auf dieſe Weiſe war ſie oft von Perſonen, denen es eben nicht darauf ankam, aus welcher Quelle ſie die Gaben ſchöpften, die der Armuth zufloſſen, angegangen worden, bei wohlthätigen Sammlungen ſich mit zu betheiligen, und ſie hatte ſtets reichlich gegeben, in der Vorausſicht, daß dann ihr Name auf der Liſte neben denen der vornehmen und guten Geſellſchaft ſtände. Es war demnach nicht ſo ganz ungewöhnlich, daß die ſo oft und mit Recht getadelte ſchöne Frau mit Beſuchen beehrt wurde, die ſich die Miene gaben, nichts von den Gerüchten zu wiſſen, die in der Stadt umliefen, und die in ihr nur die reiche Frau ſahen. Franziska wußte dies, und als ſie ihrem Bruder und dem Doktor verſprach, zu Madame Latour hinzugehen, nahm ſie eine jener fleißigen Sammlerinnen mit, die immer bereit ſind für irgend einen wohlthätigen Zweck, der gerade in Mode iſt, die Häuſer der Fremden zu beſtürmen. Madame Adelaide verſchwieg wohlweislich, daß ihr Franziska ſowohl, als ihr Bruder nicht unbekannt waren, ſie nahm die Einladung an, um einen Teppich anzuſehen, den Franziska vorgab, in Arbeit zu haben, und der in den nächſten Wochen zur Ausſpielung kommen ſollte. Somit war man ihres Erſcheinens gewiß.

Der Abend kam. Zum erſten Mal überließ ſie den kleinen Diener unangefochten ihrem Bruder, und von den zahlloſen widerſprechenden Beſtellungen und Aufträgen, die jedesmal dem ſo ſehr belaſteten Paul gegeben wurden, kam heute von Seiten Franziska's kein einziger zur Sprache. Sie zeigte ſich träumeriſch und zerſtreut. Je näher die Abendſtunden heranrückten, und vollends, als bereits die Lampen gebracht und auf die Tiſche vertheilt wurden, um deſto auffallender erſchien der Schweſter Betragen. Iſt dir nicht wohl?

fragte er, als die Einſame mitten im Zimmer ſtille ſtehend einen verwirrten Blick auf die noch leeren Sitze und auf die Bilder und Büſten an den Wänden richtete.

Ob mir wohl iſt? entgegnete ſie raſch. O, ganz wohl.

So gefällt es dir denn, mein Kind, heute ein wenig liebenswürdig zu ſein. Ich bitte um ein etwas freundlicheres Auge.

Es iſt freundlich genug für deine widerwärtige Aufruhrſtifterin — Und überdies, was mir an Liebenswürdigkeit abgeht, bin ich überzeugt, du erſetzeſt es reichlich.

Alfred warf ſich in einen Stuhl und ſagte mit bekümmerter Miene: Franziska, iſt das die Art, wie man ein gutes Werk ausübt? Biſt du ſo wenig bereit, deine einmal übernommenen Pflichten zu üben? Denkſt du in der That nur an dich, während du an Andre denken ſollteſt?

Der Vorwurf in dieſen Worten traf das Herz, dem er galt, ſchwer. Franziska eilte auf ihren Bruder zu, ſchloß ihn in die Arme, drückte einen Kuß auf ſeine Stirn und ſagte durch Thränen lächelnd: Du haſt Recht — Alter! Aber glaub mir — ihr Männer ſeid doch entſetzlich: wen und was liebt ihr nicht Alles! Es kann Einen ein Grauen ankommen.

Aha! iſt's ſo! lächelte Alfred, die Hand um die ſchlanke Taille des über ihn hingebeugten Mädchens legend. Doch geſteh ich ſelbſt, dieſe Frau iſt ſchön —

Franziska rief unwillig: Schön! — ſchön! — und immer nur ſchön! Ja — ſchön iſt ſie — aber — du mein Himmel! iſt denn bei euch das immer nur das Erſte und Einzige? Es iſt doch zum Verzweifeln! Iſt es nicht troſtlos für unſer armes Geſchlecht, euch ſo jammervoll auf ſchwachen Füßen zu wiſſen? O, man könnte weinen. Es iſt aber eben Geſetz und Verordnung: Leerheit, Fratze, Geplapper — kleiner und gemeiner Verrath, und dann ein abgenutztes Alter mit bequemer Tröſtung — da habt ihr Männer euren Lebenslauf von Anfang bis Ende. Ihr fordert ein hübſches Gefäß, erhaltet es mit lauwarmem Waſſer gefüllt und mit etwas Gift auf dem Boden, ob die Saiten ſtimmten oder nicht. Wahrhaftig, oft habe ich alle Canzonen, Tenzonen, Sonette, Paſtourellen und wie ſie alle heißen mögen, zum tiefſten Abgrunde der Hölle verwünſcht. Nachher als wir heimgekehrt waren, als wir berühmt wurden, ging es freilich dafür ganz anders. Da bekränzte man uns mit Blumen, auf jedem Schritte, den wir thaten, rief man uns ſchöne Dinge nach, kein Liebeshof konnte ohne des edlen Grafen Gegenwart gehalten werden, und während die ſchönſten Frauen ſich beeiferten ihn zu küſſen, geriethen auch wie durch einen Zufall einige Küſſe auf meinen Mund, und ich kann euch verſichern, es waren keine von den ſchlechteſten. Damals zog grade durch unſere ſchöne Provence ein ſonderbares Weibſtück; Keiner wußte recht, was er aus ihr machen ſollte. Sie zog von einem Liebeshofe zum andern und forderte einen Urtheilſpruch in ihrer Sache. Sie behauptete, als ein junges blühendes Mädchen ſich in einen ihr ſchlürft das Gift, es iſt zu wenig um euch zu tödten, zu viel um euch geſund leben zu laſſen; dann lebt ihr mit verdorbenem Magen kläglich weiter. — Alfred, Alfred — ich kann dir nicht ſagen, wie mich die Liebe anwidert! Es iſt ſo etwas von einem Apothekergeruch daran! Zum Uebelwerden!

Kind, wenn du nun ſelbſt lieben wirſt? —

Franziska faltete die Hände und ſchrie faſt mit greller Lebendigkeit: Nein, ſiehſt du, da ſchützt mich etwas gegen dieſes Elend — etwas, wofür ich dem Himmel auf den Knien danke — ich bin nicht hübſch. Mich — mich werdet ihr in Ruhe laſſen.

Alfred ſchob die Schweſter mit ſanfter Gewalt vor den Spiegel hin: Wage dieſe Läſterung jener Perſon ins Geſicht zu ſagen! drohte er in komiſcher Entrüſtung.

Franziska verhüllte ihr Antlitz. Ich weiß es, rief ſie: was ihr hübſch nennt, worauf ihr losſtürzt wie eine Koppel entfeſſelter Beſtien, roh, wild, ekelhaft, gierig, ſinnlos, lechzend, mordend, zerreißend — das, das bin ich nicht. Dem Himmel ſei Dank!. An mir wird die wilde Jagd vorbeibrauſen. Ich tauche tief unter in die hohen Gräſer und Blumen der Wildniß — ſie mögen über mich zuſammenſchlagen! Niemand — Niemand ſoll mich ſehen.

Ihr Arm zitterte heftig in der umſchließenden Hand des Bruders; als er ſie an ſich ziehen wollte, entriß ſie ſich ihm und floh eilig aus dem Zimmer.

Zur gegenüberliegenden Thür trat ſtrahlend von Lieblichkeit und gefälliger Anmuth Frau Latour ein. Sie erröthete, als ſie den jungen, ihr wohlbekannten Mann allein fand, doch begrüßten ſich beide mit Rückſicht auf den Ort, an dem ſie ſich fanden, ungezwungen und artig. Franziska kam bald darauf wieder herein, gefolgt von Paul, der ein ungeheures großes Theebrett mit Taſſen und blitzenden Kannen und Kännchen ſchwankend vor ſich hintrug. Der Doktor fand ſich ein, und brachte noch ein paar Gäſte mit, die Sammlerin, ein altes geſchwätziges Fräulein, erſchien ebenfalls. Der Teppich wurde gezeigt und bewundert.

Jetzt nahte der entſcheidende Moment. Paul, der einen Wachtpoſten vor der Thüre eingenommen, meldete heimlich, daß er Herrn Ortwell die Straße herauf kommen ſehe. Der Doktor und Franziska verſchwanden aus dem Kreiſe, der um ein ſehr luxuriöſes Souper ſich geſchloſſen hatte und nun begann heiter und ſelbſt ausgelaſſen zu werden. Alfred vergaß die Freunde und ſeine Schweſter, und ſah nur die ſchöne Frau vor ſich, die ihm neckende Vorwürfe machte und ſeine Scherze lachend erwiederte. Der Champagner kreiſte, und die Gläſer wurden ſtets neu gefüllt. Eine Trüffelpaſtete war ganz nach dem Geſchmack der feinen Kennerin und ſie ließ ſich eben nicht nöthigen. Unterdeſſen hatte ſich Franziska in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, das an den Vorſaal grenzte, in welchen Wilhelm jetzt trat und den Doktor bereit fand ihn zu empfangen. Wenn die Freunde nicht ſo ſehr mit einander beſchäftigt geweſen wären, ſo hätten ſie die halbgeöffnete Thüre bemerken können, hinter der mit unruhig klopfendem Herzen Franziska ſtand.

Iſt die Geſellſchaft ſchon beiſammen? fragte Wilhelm, indem er vorſchreiten wollte, in einem gleichgültigen Tone.

Ja, ſie iſt bereits beiſammen.

So muß ich mich entſchuldigen, daß ich etwas ſpät komme und früh wieder gehen werde.

Halt!

Nun was ſoll's?

Auf ein Wort noch, ehe du eintrittſt. Ich muß dir ſagen, wen du dort findeſt —

Wilhelm trat bei dieſer Anrede einen Schritt zurück; er veränderte die Farbe und ſah mit einem forſchenden und durchdringenden Blick den Freund an. Er wollte fragen, doch der Laut erſtarb auf ſeinen Lippen. Er ließ ſich willenlos von Robert zu einem Sopha führen, auf dem Beide Platz nahmen. Das Lachen und die lauten Scherze der Geſellſchaft tönten aus dem dritten Zimmer herüber. Franziska bemerkte nur, daß der Doktor ihm einige Worte zuflüſterte und daß Wilhelm dann ſchnell ſeinen Hut ergriff und wieder fortgehen wollte. Robert hielt ihn mit Gewalt zurück. Der Zuſtand muß enden! rief er — dieſe Pein, du armer Junge, darf nicht länger dauern. Du weißt, daß wir verabredet haben, daß du ſie ſehen willſt, ohne von ihr geſehen zu werden. Hier iſt nun die beſte Gelegenheit dazu.

Mein Himmel! aber du hätteſt mich vorbereiten ſollen —

Nicht wahr, damit du dann hätteſt wegbleiben können! Jetzt biſt du hier, und ich laſſe dich nicht fort. Wilhelm, Wilhelm! ſei ein Mann; wirf mit einem Schlage deinen Feind zu Boden. Oder willſt du, daß dieſes Geſpenſt ewig deinen Tritten folge, dir das Mark aus den Gebeinen ſauge, daß du zu jeder kräftigen That, zu jedem edlen Willen künftig unfähig ſeieſt?

Wilhelm rang die Hände.

Robert fuhr eifrig und heftig redend fort: Noch iſt ſie eine zu kurze Zeit wieder hier, um zu wiſſen, daß ſie dich hier in der Stadt finden kann. Bedenke, wenn ſie mit ihren Anſprüchen hervortritt, wenn ſie deinen Namen ſich beilegt, und das wird ſie, wenn ſie deine ſichre Stellung, deine Ausſichten für die Zukunft erfährt. Bis jetzt ſcheint ſie in einem andern Plane befangen; wir wollen nicht abwarten, daß ſie ſich aus dieſem herausſpinnt, um dann das neue Netz auszuwerfen. Du mußt ſie ſehen, dich überzeugen und dann — fort!

Wilhelm hatte während dieſer Worte unwillkürlich auf die Stimmen aus dem Geſellſchaftszimmer gelauſcht. Er ſchüttelte das Haupt, horchte und ſchüttelte dann wieder. Endlich ſprang er auf und rief: Nun wohl — ich will dir den Willen thun. Führe mich an die Thüre. Doch noch ein Wort, weiß Franziska —?

Niemand weiß, als du und ich, polterte Robert völlig wild und unbändig heraus.

Nun, ſei nicht böſe; ſagte Wilhelm beſchwichtigend; bedenke, daß ich zwiſchen Leben und Tod ſtehe. Während er einige Schritte vorwärts that, ſchloß ſich die Thüre gegenüber, und die flüchtige ſchattenhafte Geſtalt, die ſich im Dämmerſchein gezeigt, verſchwand.

Wilhelm ging noch einige Schritte vor und blieb dann ſtehen. Er ſchwankte merklich, als Robert ihn am Arm faßte, um ihn in das dunkle Kabinet zu ziehen, von wo aus er die Geſellſchaft durch einen Spiegel beobachten konnte, der in paſſender Weite und Stellung ſich befand. Vor dieſen Spiegel wollte Robert den Freund hinleiten, allein Wilhelm war nicht zu bewegen, auf das Gemälde zu ſehen, das dieſer Zukunft- und Zauberſpiegel ihn bot.

Sieh — ſieh! rief der junge Arzt; ſie hebt ſo eben das Glas, um mit Alfred anzuſtoßen. Das Profil, hell beleuchtet, zeigt ſich in ſeiner ganzen Schärfe. Ah — jetzt iſt's wieder verſchwunden.

Ich kann — ich kann nicht hinſehen! murmelte Wilhelm.

Du mußt! — rief Robert gebietend, er riß die Hand von den Augen des Zurückweichenden ab. Er ſtieß einen leiſen Schrei aus: Sie iſt's! O Gott — laß mich — laß mich! —

Er enteilte. Im Vorzimmer kam ihnen Franziska entgegen. Sie war bleich und konnte ihre Aufregung nicht verbergen. Sie ergriff Wilhelms Hand: Was iſt, rief ſie, was giebt's? Wir erwarten Sie ſchon lange, Herr Ortwell?

Ein plötzliches Unwohlſein, mein Fräulein, ſtammelte Wilhelm, indem er die Thür zu erreichen ſtrebte und Robert mit ſich zog. Der letztere gab Franziska einen Wink, daß ſie zurückbleiben möchte. So eilten die Freunde ins Dunkel der Nacht hinaus.

Dritter Abſchnitt.

Greis verliebt zu haben, der ſie zurückgewieſen. Dieſe merkwürdige Leidenſchaft erregte die Theilnahme des Liebeshofes im höchſten Grade, obgleich das junge blühende Mädchen mittlerweile zu einem beſcheidenen Alter gelangt war. Die Frauen erklärten dieſe unerklärbare Flamme, wie ſie alles Unerklärbare zu erklären pflegen, durch gewiſſe noch nicht gründlich ausgemittelte Sympathieen des Herzens, während die zu Gerichte ſitzenden Männer (dieſes Geſchlecht will immer deutlich ſehen) dieſe Leidenſchaft als eine poetiſche Verirrung bezeichneten. Die Anhänger der platoniſchen Gefühle, die die ganze Frauenbank füllten, erhoben dieſes Beiſpiel bis in die Wolken, ihre Gegner zogen es bis zur tiefſten Tiefe hinab. Das pro und contra erſchütterte die Verſammlung, man wurde nicht einig, ob man hier zu viel Glut oder zu viel Kälte, Bildung oder Verbildung, Natur oder Affectation, Erhabenheit oder Lächerlichkeit, die heiligſte Offenbarung

I.

Dieſen Abend war bei der Gräfin Lorraine eine Geſellſchaft. Die Gemächer waren bereits erleuchtet, doch noch hatte ſich keiner der Gäſte eingefunden; die Gräfin, im vollen Anzuge, ging durch die Säle, gefolgt von ihrer Tochter, und Beide hatten ein etwas gelangweiltes und verſtimmtes Anſehen. Die Gräfin war eine Frau von noch imponirender Schönheit, obgleich ſie bereits die Vierzig überſchritten hatte, ſie trug in gerader, ſtolzer Haltung einen üppig modellirten Nacken, ein ſchön gerundetes Schulternpaar zur Schau, und die Form ihres Kopfes, von einer einfachen aber äußerſt vortheilhaften Anordnung des Haars gehoben, gab dem Kenner weiblicher Schönheit nicht den mindeſten Stoff zum Tadel. Wenn man etwas hätte rügen wollen, ſo war es die Miene, die etwas zu viel Prätenſion, Kälte und Sicherheit zeigte, Eigenſchaften, die die Welt ſelbſt einer entſchiedenen Schönheit auf dem Culminationspunkte ihres Glanzes nicht verzeiht, um ſo weniger einer, die von ihrer Höhe bereits einige Stufen herabgeſtiegen war. Die Tochter dieſer ſchönen und ſtolzen Frau hätte, wenn ſie von ihrer Mutter hätte getrennt erblickt werden können, einen lebhaften und gewinnenden Eindruck hervorgebracht, denn dieſe jugendlichen, dazu durch Kunſt gepflegten und erhöhten Reize waren im Stande zu bezaubern und zu feſſeln; allein die ſich aufdrängende ſiegreiche Schönheit der Mutter war der Tochter nicht vortheilhaft, ſie ſtellte ſie in den Schatten. Dies wußte die Mutter, und unähnlich andern Frauen, die die aufblühende Fülle ihrer Töchter nicht gern neben ſich geſtellt ſehen, aus Furcht, alsdann für ſich die huldigende Beachtung einzubüßen, ſetzte gerade dieſe Mutter eine Art Stolz darein, daß ſie den Wettkampf mit der Jugend nicht zu ſcheuen habe. In der That waren alle Huldigungen der Mutter zugewendet, und die Tochter — ſchien dies entweder in jugendlicher Unbefangenheit nicht zu ſehen, oder ſie hatte ſo viel von dem Talent der weltmänniſchen Klugheit, oder Kunſt der Verſtellung von der Mutter geerbt, daß ſie bereits verſtand ihren Kummer und ihren Verdruß unter lächelnden Mienen zu verbergen.

Im Vorzimmer fand die Gräfin, als ſie dem Zuge der Diener entgegentrat, die ſich mit Räucherplatten in der Hand durch die Zimmer bewegten, eine ältliche Dame, die ſich, ohne daß man ihr half, aus ihren Tüchern und Einhüllungen loswickelte, und nun in Verlegenheit gerieth, als ſie die Frau des Hauſes plötzlich auf der Schwelle der Thüre ſtehen ſah. Das junge Mädchen eilte der Dame zu Hülfe, und dieſe nahm dieſe Dienſtleiſtungen mit großer Freundlichkeit und den dankbarſten Verſicherungen an. Ich bin etwas zeitig gekommen, rief ſie unter tiefen Verbeugungen, weil ich hoffte, hier bei einer oder der andern Anordnung behülflich ſein zu können.

Die Gräfin reichte ihr die Hand und führte ſie in den Salon. Hier ließen ſich beide Frauen nieder, während Iphigenie, ſo hieß die Tochter, vor einem Spiegel ſtehen blieb und an dem Bouquet weißer Roſen, die in die Lockenfülle ihres Haares ſich bargen, ordnend richtete und änderte.

Die Gräfin muſterte mit einem flüchtigen Blicke die ſchlanke Taille, die durch die emporgehobenen Arme noch mehr hervortrat, und dann rief ſie ihrer Tochter zu: Ma chère, erinnere dich, daß du die Arme nicht zu hoch heben darfſt, du könnteſt dir Schaden thun. Ich habe einmal, als ich mehr wie gewöhnlich in engem Corſet eingezwängt war, mir eine Art Krampf in der Gegend der Lunge zugezogen.

Ah, iſt's möglich! rief Frau von Berg, hatte meine theure Couſine je einen ſolchen Unfall?

Ich war damals ſehr jung und ſehr eitel, ſagte die Gräfin mit einem flüchtigen Lächeln.

Iphigenie ließ ihre Arme etwas niedriger herabgleiten, aber zugleich brachte ſie das Bouquet aus der Lage und trat heftig vor Verdruß mit dem Fuße auf.

Was iſt nur, mein Kind? rief die Mutter verdrüßlich. Laß doch die Roſen an ihrer Stelle. Ich weiß nicht, wie man an ſolch geringfügigen Dingen mit ſo großem Eigenſinn hängen kann. Stehen Sie auf, liebe Sophie, helfen Sie ihr.

O Mama, ich werde allein mit meinen Blumen fertig werden! Niemand kann mir helfen und

Frau Kapitänin nun gar nicht. Die hat längſt vergeſſen, wie Roſen angebracht werden ſollen.

Weil das Schickſal ſie ihr nie auf den Weg geſtreut hat, bemerkte die Angeredete mit einer kummervollen Miene.

Ah, mein Gott, fangen Sie nur nicht an, uns wieder etwas vorzuklagen! bat die Tochter, und die Mutter warf ihr durch den Spiegel eine mißbilligende Miene zu. Sie winkte die alte Verwandte zu ſich heran, zog ſie mit einer rückſichtvollen und freundlich nöthigenden Bewegung aufs Sopha und ſagte: Laſſen Sie uns etwas plaudern, liebe Couſine. Meine Gäſte kommen noch nicht, ſie ſind noch bei der Lady Lindhurſt, und ſelbſt Herr Dupré affektirt, dort eingeladen zu ſein, obgleich ich für gewiß weiß, daß die Lady ihn nicht wieder aufgefordert hat, ſeitdem er das letzte Mal eine ſo unverſchämte Note ihr zugeſendet. Was mich betrifft, bei mir ſind ſeine Forderungen immer mäßig; entweder hält er mich nicht für ſo reich und ſo großmüthig als Lady Lindhurſt, oder er meint, daß ich nicht eine ſolche Närrin ſein werde, ſeine ſchon ziemlich paſſirte Stimme ſo zu honoriren, wie ich die ſeines Nebenbuhlers honorire. Solche Geſchöpfe, werden mit dem Alter unleidlich. Der Geiſt, den der Künſtler hereingebannt, iſt verſchwunden, und das hölzerne Gehäuſe, die Meſſingkapſel, in der die zierlich klingenden Walzen einſt gingen, bleibt uns allein in der Hand. Wenn man ſie nur zu einer gewöhnlichen Tabatière brauchen könnte —; allein nein, es ſoll immer noch ein erhabenes Kunſtwerk ſein, und es iſt nichts als ein unnützes Möbel.

Sehr wahr, ſagte die Kapitänin, indem ſie ſich mühte, einen Fleck, den ſie eben jetzt auf ihrer einzigen, ſo ſorgfältig geſchonten ſeidnen Robe bemerkte, wegzutilgen.

Die Frage, die ich an Sie richten wollte, fuhr die Gräfin fort, betrifft zuförderſt einen unſerer Gäſte für den heutigen Abend, ich meine den —ſchen Geſandten.

Se. Excellenz, den Herrn von Ortwell? fragte die Dame, plötzlich aufſchauend und ſehr lebendig. O, ein vortrefflicher Mann!

Nicht ſo laut! flüſterte die Mutter, indem ſie mit dem Fächer leiſe auf die Tochter wies. Iphigenie hört uns, und ich bemerke, welch einen Eindruck die Nennung dieſes Namens auf mein geliebtes Kind macht.

Nicht den mindeſten, Mama! rief die junge Dame, ſich raſch vom Spiegel herumwendend: nicht den mindeſten.

Die Gräfin zuckte die Achſeln und lächelte geringſchätzend. Sie fuhr fort mit ihrer Nachbarin zu flüſtern. Wo haben Sie ihn kennen gelernt?

Madame, es ſind ungefähr zwanzig Jahre her — oder nein, weniger, viel weniger, ich war damals eben erſt und zwar ſehr jung verheirathet; da fügte es das Geſchick, daß Philibert —

Wer iſt Philibert? —

Dieſe kalte Frage brachte die Wittwe außer ſich; ſie fuhr, ohne auf das zierlich gefältelte Tuch zu achten, mit dieſem an die Augen und machte zwei heiße Thränen verſchwinden, die eben aus den gerötheten Augenlidern hervorquollen.

Ah —! rief die Gräfin mit großer Güte in Ton und Miene, Philibert — ſo hieß der Kapitän. Mein Himmel, wie konnte ich nur das vergeſſen.

Es war ſeine erſte Fahrt mit eigenem Fahrzeug. Es war eine Brigg: du lieber Gott, er pflegte zu ſagen: ich und ſeine Brigg, wir hätten uns verſchworen, ihn in dem nämlichen Jahre zum Halbgott zu machen. Er meinte, wenn er den Verſtand verlöre über ſein Glück, ſo würde er dereinſt im Himmel mich und ſeine Brigg anklagen. Du lieber Gott, er hat jetzt Zeit gehabt, dieſe Klage anzubringen.

Die Gräfin wartete geduldig, bis der Paroxysmus von Wittwentrauer bei ihrer Verwandten vorübergegangen, und dann ließ ſie ein leiſes aber ungeduldiges Nun vernehmen.

Die Kapitänin achtete deſſen nicht. Sie war willens noch lange bei den geliebten Gegenſtänden ihrer Erinnerung zu verharren. Ach, Madame, rief ſie, wiſſen Sie, was es heißt, einen Mann lieben, wie der meinige war, einen Flottenkapitän? —

Wie ſollt ich das wiſſen? fragte die Angeredete ungeduldig.

So wiſſen Sie überhaupt nicht, was Liebe iſt. Einem gewöhnlichen Manne gut ſein, der ſich auf der Erde herumtreibt, auf dem ſichern Boden, wo man ihn immer erreichen kann, wo er uns nicht zu entſchlüpfen vermag, das iſt keine Kunſt. Obgleich es auch da Fälle giebt, die zu den kitzeligen und beſondern gehören; zum Beiſpiel, wenn der Mann mit einer Schauſpielerin davongeht, oder wenn er ein falſcher Spieler iſt und ſich verſtecken muß, oder wenn er ein grillenhafter Gelehrter iſt und in irgend eine gefährliche Kluft im Gebirge hineinfällt — dennoch aber, behaupte ich, iſt das alles Kinderſpiel gegen das Verhältniß eines armen Weibes zu einem Manne, der die See befährt und auf den unermeßlichen Gewäſſern ſich umhertreibt. O meine theure Couſine, das iſt etwas Entſetzliches! Dieſe Angſt, dieſes Beben, dieſe grauenhafte und händeringende Ungewißheit — beſchreibt keine ſterbliche Lippe, und wer die Marter einmal in ſeinem Herzen empfunden, der trägt als äußere Zeichen graue Haare und frühe Runzeln hinweg.

Die Gräfin glitt mit einem lächelnden Blicke über die falſchen dunkelbraunen Stirnlocken der Sprechenden hin. Dieſe bemerkte es und rief mit dem wahren Tone der Leidenſchaft und des Kummers: Nein — nein! Dieſes Braun iſt Lüge! Darunter iſt es ſilberhell, und ſo wurde es in der einen Nacht, wo alle Stürme des Himmels losgelaſſen ſchienen, und wo ich meinen Philibert gerade auf dem gefahrvollſten Meere wußte. Er kehrte auch nicht zurück.

Die arme Frau jammerte laut auf, und die Gräfin ſah ſich verlegen und gelangweilt um. Im Vorzimmer fand eine Bewegung ſtatt, es mußte jeden Augenblick der Eintritt der Gäſte erwartet werden.

Da haben Sie's, Mama! da ſitzt ſie nun und weint! rief die Tochter, die im Hintergrunde des Gemachs den eleganten, modiſchen Flügel öffnete und leiſe mit der ſchönen Hand über die Taſten hinglitt.

Die Gräfin war im höchſten Grade beunruhigt, ihre weinende und troſtloſe Verwandte wieder in den gehörigen Stand zu bringen. Laſſen wir das! laſſen wir das! rief ſie einmal ums andere. Wir wollten ja vom Geſandten ſprechen.

Frau von Berg ſah mit einem ſcheuen Blick auf; ſie faßte ſich, ihr Blick ſenkte ſich wieder auf den Fleck auf dem Kleide, und dieſer Gegenſtand trat glücklicherweiſe in den Bund mit den Bemühungen der Gräfin. Die haushälteriſche und ſparſame Frau vergaß den Mann, indem ſie an das verdorbene Kleid dachte, und nun rief ſie: Ja, ja, der Herr Geſandte — wo blieb ich doch in meiner Erzählung?

Sie haben noch gar nichts erzählt —

oder die ſeltſamſte Verrücktheit bewundern oder verdammen ſollte. Unterdeſſen blieb die ſonderbar Liebende ruhig in unſrer Stadt und bewies nebenbei, wahrſcheinlich um ſich zu zerſtreuen, daß ſie auch zur Abwechſelung auf eine weniger räthſelhafte Weiſe lieben könnte. Der edle Graf, dem die Entſcheidung in dieſem Handel zuſtand, fand die langen Streitigkeiten etwas ermüdend und machte mir an einem ſchönen Morgen den Vorſchlag, die Dame zu heirathen, um ſie auf gute Weiſe bei Seite zu ſchaffen. Aber da theilte ich ihm offen meine ehrliche Meinung mit. Herr Graf, ſagte ich ihm, wie Ihr mich da ſeht, liebe ich durchaus nicht die merkwürdigen Weiber; ſie ſind mir in der Seele zuwider, und ich gehe ihnen in meiner Dummheit zehn Schritte aus dem Wege. Muthet mir alſo nicht zu, jetzt Eine zu heirathen, die Ihr im Liebeshofe habt durchfallen laſſen. Gebt ſie wem Ihr wollt, nur nicht mir. Ich habe mit Eurer Erlaubniß ein hüb-

Doch, Madame — doch! Ich ſagte bereits, daß dieſer würdige Mann, der damals bei der Geſandtſchaft in — angeſtellt war, meinem Manne die Päſſe beſorgte, die er auf keinem andern Wege bekommen konnte. Hab ich das etwa nicht ſchon geſagt? —

Es kommt hier darauf nicht an, bemerkte die Gräfin raſch. Sagen Sie nur, was wiſſen Sie von den nähern Verhältniſſen dieſes Herrn?

Mein Gott, ſehr wenig! Er iſt der Edelmuth, die Tugend, die Rechtlichkeit ſelbſt.

Das frage ich nicht — ſondern iſt er von alter Familie? beſitzt er Vermögen?

Was die erſtere betrifft, entgegnete die Dame etwas pikirt, ſo hab ich gehört, daß er für ſeine Perſon erſt geadelt worden, und Vermögen? Nein — er iſt nicht reich.

Sie haben gehört? — Von wem haben Sie gehört.

Ich beſitze eine Verwandte, die ſich dem Schauſpielfache gewidmet hat, entgegnete die Wittwe. Es iſt ein junges, liebenswürdiges Weſen.

Und die —

Ja, und die kennt den Miniſter —

Ah — ich verſtehe! Eine junge Schauſpielerin.

Nein, nein, Madame! Sie verſtehen nicht. Mein Gott, ich glaube der Herr Geſandte hat einen Charakter, der ſehr wenig zu Liebe und Zärtlichkeit ſich neigt.

Es iſt wahr, ſetzte die Gräfin hinzu, ich ſah ihn immer düſter und in Träumereien verſenkt, und ich ſehe ihn doch ziemlich oft.

Man ſagt, in Ihr Haus, theure Couſine, käme er faſt alle Tage, forſchte die Wittwe.

So iſt's, entgegnete die Gräfin kurz.

Hm! murmelte die Verwandte, und warf einen Blick zurück auf die ſchöne ſchlanke Geſtalt, die ſich noch am Flügel zu thun machte. Die Erklärung dürfte nicht lange geſucht werden.

Aber Sie ſagen eben, ſagte die Gräfin heimlich, daß ſein Weſen trüb und mißgeſtimmt ſei. Wie läßt es ſich denken, daß er hier etwas finde, was ihn erheitere.

Warum käme er denn ſonſt? ſagte die Kapitänin ſchlau. Entweder die Mutter oder die Tochter iſt es, die ihn anlockt. Ich möchte aber hier auf die erſtere rathen.

Die Gräfin hätte ihrer Verwandten dieſe Wendung nicht zugetraut, dennoch begnügte ſie ſich, mitleidig zu lächeln, wie über einen allzukühnnen aber doch gutmüthigen Scherz. Wiſſen Sie nicht, hub ſie ſchnell an, ob nicht irgend ein Verbrechen, eine Schuld den Mann drückt, um derentwillen er ſo finſter iſt?

Ein Verbrechen! rief Frau von Berg heftig. Er und ein Verbrechen! Eher könnte ich etwas begangen haben, worauf das Henkerbeil oder die Galeere ſtände. Nein, Madame, Männer, wie Herr von Ortwell, tragen das Siegel ihres inneren Werthes an der Stirne.

Oh, welcher Mann trüge je ſein wahres Weſen zur Schau? fragte melancholiſch die ſchöne Frau, indem ſie langſam und in finſterer Miene ihren Fächer entfaltete und wieder zuſchlug.

Es iſt wahr! rief die Kapitänin, die ihre Verwandte ſtaunend und erſchreckt über die dunkeln Wolken, die über die ſchöne Stirn hinglitten, anſchaute. Es iſt wahr, wir können betrogen werden — aber Herr von Ortwell iſt keiner von denen, von welchen eine arme Frau dergleichen zu befürchten hätte. Wenn ich eine Tochter hätte und ich wünſchte, daß ſie rein bliebe, ungerſtört von dieſer ſchrecklichen Welt, in der wir gelebt und gelitten, ſo würde ich ſuchen ſie dieſem Manne zu verbinden. Es giebt Augenblicke, meine theure

Couſine, wo eine auch noch ſo eitle und frivole Mutter doch eine edle Regung empfindet, und die giebt ſich darin kund, daß ſie einen Theil der bittern und ſchweren Laſten, unter denen ihre eigne Herzensreinheit und Charakterunſchuld verloren ging, ihrem Kinde zu erſparen wünſcht.

Die Gräfin erhob ſich und trat ans Fenſter. Die Wittwe blickte ihr bekümmert und gelaſſen nach. Eine Pauſe entſtand, während Niemand im Gemach ſprach und ſich rührte. Dann trat ſie wieder zu ihrer Verwandten heran und ſagte in einem einſchmeichelnden Tone: Nun wohl, meine Freundin, ſo wird es denn Ihrer jungen Schönen möglich ſein, etwas über den Grund der Düſterheit und Niedergeſchlagenheit des bewußten Mannes in Erfahrung zu bringen. Ich würde ihr dankbar ſein. Mir ahnet, wie geſagt, irgend ein nicht ſehr erfreuliches Geheimniß.

Meine junge Künſtlerin — ſtotterte die Dame — ich weiß in der That nicht, wo ſie ſich jetzt befindet.

Iſt ſie nicht hier in Paris?

Nein — o dann wäre es ein Leichtes.

Gleich viel, Sie correſpondiren doch mit ihr?

Ah, Madame; ich habe ſeit meines Mannes Tode keinen Brief mehr geſchrieben, außer die nöthigen Geſchäftsbriefe, die nicht hieher gehören; Mein Herz iſt für freundſchaftliche Mittheilungen erſtorben. Den letzten Brief ſchrieb ich an Philibert und — ach, ich erhielt keine Antwort.

Die Gräfin empfand eine lebhafte Furcht der Erneuerung der Reminiscenzen der zärtlichen Wittwe, ſie eilte alſo, das Geſpräch raſch über dieſes Hemmniß hinwegzuleiten. Iſt Ihre Börſe gefüllt, Couſine? fragte ſie raſch. Ich werde Sie bitten, die meinige zu nehmen. Sie werden ſtatt meiner heute Abend die Parthie mit dem alten Lord Sounderfield machen.

Aber, meine theure Couſine —

Keine Einwendung! Man ſagt immer, daß ich in meinem Salon Sie zurückſetze; das darf nicht gehört werden. Ich achte Sie hoch und ſtelle Sie an den beſten Platz. Der alte Lord ſieht und hört nichts — er wird Sie kaum erkennen, und ich — werde für die junge Prinzeß Semiani mich opfern müſſen.

Ah — dieſes Wunder von Schönheit! —

Ja, dieſes Wunder. Sie kommt mit ihrer Gouvernante, der Geſellſchafterin, ihrem Argus, mit der fatalen, puritaniſchen Miß Bathhurſt. Dieſes Geſchöpf, das aus lauter Phraſen aus den Kirchenvätern zuſammengeſetzt, und trocken und häutig wie eine vergilbte Familienpoſtille anzuſehen und anzufühlen iſt, hat die Ehre, meine bête noire zu ſein. Ich werde heute zu leiden haben. Darum müſſen Sie ſich nicht weigern, mir beizuſtehen.

Wenn ich nur heute nicht gerade den fatalen Fleck auf meiner Andrienne hätte —

Die Gräfin achtete keiner Widerrede. Der Diener öffnete die Thüre und ließ einen langen, dünnen Herrn ein, der leiſe über das Parkett hinglitt, und ſich der Dame des Hauſes mit einem vertrauungsvollen Lächeln näherte. Wo iſt Emil? fragte dieſe.

Ich habe ihm anempfohlen, noch etwas mit ſeinem Erſcheinen zu zögern, entgegnete der Gefragte. Sie wiſſen, er ſieht nicht zu ſeinem Vortheil aus, wenn er erhitzt iſt, und unglücklicher Weiſe haben gerade heute die jungen Leute ein Diner gehabt, bei welchem dem Weine ſtark zugeſprochen worden.

Ah — ſagte die Dame — aber er wird doch kommen.

Sicherlich. Der Herr warf einen prüfenden Blick durch den Saal, grüßte mit einem freundlichen Kopfneigen Iphigenien und machte eine gleichgültige kurze Verbeugung der Kapitänswittwe, dann nahm er der Gräfin Arm, und indem er ihr zuflüſterte: ein Paar Worte im Vertrauen! führte er ſie in den anſtoßenden Salon, wo man beide im eifrigen Wortwechſel auf und abgehen ſah. Unterdeſſen kamen einige Gäſte, die Iphigenie empfing. Unter dieſen war auch der Miniſter.

Wir ſehen unſern Freund und den Helden dieſer Geſchichte wieder in einer etwas veränderten Erſcheinung. Er iſt voller, kräftiger geworden: ſeine Haltung iſt die eines Mannes nahe den Vierzigen, und Miene und Wort zeigen ungeſucht die bedeutende Stellung, die er in der Geſellſchaft einzunehmen berechtigt iſt. Aber für uns, die wir ihn näher kennen, iſt der frühere Ortwell noch deutlich ſichtbar. Unter den etwas erſtarrten Linien dieſes edlen Geſichts blickte, wer die Kenntniß früherer Zeiten mitbringt, und wer mit dem Auge liebender und prüfender Beobachtung ſieht, noch der ſchwärmende heißblütige Jüngling, der leidende und entſagende junge Mann hervor. Dieſes Auge hat noch lange nicht ſein Glühen aufgegeben; es iſt die Quelle der Poeſie, dieſe urſprüngliche und nie zu tilgende Jugend in jedem Menſchenantlitz, noch nicht verſiegt, ſie ſprudelt wie früher, allein dichte Schatten überwölben ſie und ihr heimliches Blinken wird nur in unbewachten Augenblicken dem Auge des Fremden ſichtbar. Ortwell kann jetzt noch verführen, und er verführt auch — zwar ohne es zu wiſſen und zu wollen; aber er verführt doch nichts deſto weniger, und zwar Seelen und Gemüther, die eben nicht leicht zugänglich ſind dem Spiel der Eindrücke. Es waren harte weibliche Charaktere darunter, von der Welt in diamantne Spitzen und Kanten geſchliffen, von der Selbſtſucht im Feuer vergoldet, von der Eitelkeit unverwundbar gemacht, und gerade dieſe Gepanzerten, deren Stunde, wie man faſt glaubte, nie ſchlagen würde, gerade dieſe hatte der Mann von dem feſten Antlitz und der innern Bewegung ſo außer ſich ſelbſt zu ſetzen gewußt, daß ihre Niederlage offenkundig wurde. Einem Andern hätten dieſe Triumphe geſchmeichelt, Wilhelm ſtimmten ſie noch düſterer und niedergeſchlagener als er ohnedies war. Wenn er einen Vertrauten gehabt hätte, und er hatte in dieſem Augenblicke leider keinen, ſo würde er ohnfehlbar dieſem an die Bruſt geſunken ſein und ausgerufen haben: Ach, wozu dies Alles! Darf ich denn dem Leben noch irgend eine Gabe abfordern? Hab ich nicht ſchon Alles gehabt und empfangen, was es geben kann? Man ſuche, wenn man ſich am Spiel der Welt innerlich ergötzen will, andre Herzen auf, die noch empfänglich ſind, die noch Thorheiten begehen, die noch Schwächen äußern können; was das meinige betrifft, ſo hat es ſeine Blumen, ſeine Sonnen, ſeine Blitzſtrahlen gehabt.

Dieſer Mann trat jetzt ein, und wurde von zwei Augen ſogleich bemerkt, wenngleich dieſe zwei ſpähenden Augen eben in einem dichten Gewirre drängender Gruppen ſich befanden. Es waren dies die Blicke Iphigeniens. Sie machte ſich von ihrer Umgebung nicht los um dem Eintretenden entgegen zu eilen, dies hätte ſich nicht geſchickt, allein ſie winkte der entfernt ſtehenden Mutter, und dieſe folgte der Richtung der Augen der Tochter und traf auf die würdevolle und anmuthige Erſcheinung des neuen Gaſtes, dem ſie heute mit einer geſpanntern Erwartung, wie ſonſt wohl, entgegenſah, weil ſie dem Ziele einiger ihrer ehrgeizigen Pläne gerade an dieſem Abende beſonders nahe zu ſein hoffte. Sie benutzte die Nähe ihres Begleiters, der ihr noch immer dicht zur Seite geblieben war, um die Herren einander bekannt zu machen. Fürſt Semiani! — Herr von Ortwell! —

Der Fürſt knüpfte nun mit dem Diplomaten ein Geſpräch an, das von beiden Seiten mit Artigkeit geführt wurde, allein ſich nicht aus den Schranken der gewöhnlichſten Salonsconverſation entfernte. Wilhelm hatte dieſen hagern, ſtolzen Italiener bisher vermieden, wo er ihn getroffen, denn das Weſen dieſes eitlen Mannes, der, ein Sechziger, noch den jungen Mann ſpielte, und von dem der Ruf die gehäſſigſten Anekdoten einer Demoraliſation, wie ſie ſelbſt in den verderbteſten Kreiſen der höhern Geſellſchaft zu Anfang des Jahrhunderts faſt ohne Beiſpiel war, erzählte, war eben nicht geeignet die Theilnahme unſers Freundes für den Mann zu erwecken. Hier, wo das Zuſammentreffen nicht zu vermeiden war, benahm ſich Wilhelm, wie ſich jeder Weltmann in ähnlichen Verhältniſſen benimmt, er unterhielt ſich frei, heiter, höflich, und Niemand hätte die ſcharfe und bittre Animoſität ahnen können, die der Eine dieſer Vorgeſtellſches rundes Mädchen aus Tarascon mir ausgewählt. Eure Gnaden werden ſie nicht kennen, denn ſie iſt ein ſimples Milchmädchen und geht nicht vor die Liebeshöfe.

„Ach“, ſagte der Graf, nachdem er einen Moment nachgedacht, „das iſt die braune Suſette?“

„Richtig“, rief ich. „Es iſt die braune Suſette aus Tarascon. Aber wie, beim ſanct Sixt, kennt Ihr ſie?“

„Ein Troubadour“, erwiederte er mit Lächeln, „kennt alle hübſchen Mädchen funfzig Meilen in die Runde. Deine Suſette hat mir oft einen Becher mit Milch dargereicht, der mir beſſer ſchmeckte als der funkelnde Wein im Pocale einer Fürſtin. Nun wohl, heirathe und grüße ſie von mir. Ich ſehe, deine Natur neigt ſich zur platteſten Gewöhnlichkeit; Leute, wie du biſt, muß man ungehindert ihre Straße ziehen laſſen.“

Und ſo zog ich denn meine Straße; heiraten gegen den andern im Herzen ſpürte. Was den Fürſten betraf, ſo war ſein durch alle mögliche Lagen und Eindrücke ſchon ſo völlig abgenutztes Gemüth gar nicht fähig, eine Erſcheinung, ſie mochte ſein welche ſie wollte, auf ſich angenehm oder unangenehm einwirkend zu fühlen; er war im höchſten Grade apathiſch, und wenn ſein Geſicht die üblichen Grimaſſen von Freude, Wohlwollen, Ueberraſchung, und wo es ſein mußte, Unwillen, zu Stande brachte, ſo waren es nur die einſt eingeübten Muskelbewegungen, die die Geſichtslarve jetzt unwillkürlich und oft an der unrechten Stelle ausübte. Die ſchwarz gefärbten ſtark markirten Augenbrauen, ähnlich denen, die in dem weißgeſchminkten Geſicht der Maske des Pantalon eine ſo auffallende Wirkung machen, waren in einer fortwährenden zuckenden Bewegung, und oft fuhren dieſe zwei ſchwarzen, drohenden kompakten Wolken hoch in die Höhe, ohne daß das Geſpräch dieſer Mimik irgendwie eine Deutung gegeben hätte; allein dies waren eben die ſelbſtſtändig ſpielenden Muskeln. Wenn dieſer abgenutzte Mann, an dem Alles, was bei Andern menſchlich pulſirt, zu Kohle verbrannt war, nur irgend zu einer Betrachtung über die Gegenſtände um ihn her, ſich aufgelegt fühlte, ſo machte er von Wilhelms Perſönlichkeit den Schluß, daß derſelbe zu jener, ihm verhaßten jüngern Generation von Weltleuten und Diplomaten gehöre, welche nach einem läppiſchen neuen Regime, in welchem Ehrlichkeit und Charakter gefordert wurden, angeſtellt ſei. Er fühlte daher ein kleines Mißbehagen, als er zufällig einmal ſeinen ſtets irre gehenden Blick fixirte und nun auf zwei dunkle, ernſte, tiefblaue Augen traf, die eine ihn verwirrende unverſtändliche Macht auf ihn ausübten. Er hütete ſich darum zum zweiten Mal, Wilhelm anzuſehen, und Wilhelm ſeinerſeits betrachtete lieber die Halstuchſchleiſe des Mannes, als daß er ſich nochmals in das Labyrinth dieſer, von dicker weißer und rother Schminke halb überdeckten Runzeln vertiefte. Das Geſpräch nahm ſein Ende durch das Hereintreten einer jungen Dame, die von einer Geſellſchafterin begleitet war. Der Fürſt und die Gräfin bewegten ſich raſch auf dieſen neuen Ankömmling zu. Wilhelm kam den jungen Damen, die ſich in der Ecke des Saals um ein daſelbſt aufgeſtelltes Gemälde gruppirt hatten, nahe, und Iphigenie wandte ſich zu ihm hin, ihn um ſein Urtheil über das Bild fragend.

Von dieſem mittelmäßigen Kunſtprodukt, über das ſehr wenig zu ſagen war, da die Gräfin, die keine Kennerin war, es nur gekauft hatte, um einer einmal eingegangenen Verpflichtung gegen irgend eine der vielen bettelhaften Verlooſungen und Kunſtausſtellungen zu genügen, ging das Geſpräch auf die Perſonen über, mit denen der Saal ſich unterdeß gefüllt hatte. Wilhelm ſprach gerne mit der jungen Comteß, weil ſie ihm mit Offenheit und Vertraulichkeit entgegenkam, und er das Bedürfniß fühlte, etwas von ſeinem eigenthümlichſten Weſen, wo es ſich nur irgend thun ließ, der Unterhaltung beizumiſchen. Ein ſehr feiner moraliſcher Takt ſagte ihm ſogleich, wo er dies wagen könne, und wo er es entſchieden zu vermeiden habe. Mit der Gräfin Mutter, dies hatte er bei dem erſten Geſpräch mit ihr ſich gemerkt, war ihm dieſe Freiheit nicht vergönnt: von dieſer Seite her konnte er auf kein Einverſtändniß einer Art hoffen; aber bei Iphigenien war es anders. Obgleich auch ſie die wahre Tochter ihrer Mutter war, und in der Schule der großen Welt erzogen, ſich gehörig weit, wie es gefordert wird, von den urſprünglichen Regungen und Ausſprüchen eines kräftigen und wahren Temperaments, eines geſunden Urtheils und einer energiſchen Willensmeinung entfernt hielt, ſo ſchimmerte doch, ſelbſt bei der offenkundigſten Falſchheit und Koketterie der jungen Weltdame, ein Quell unverdorbener Jugend durch, der ſich in gelegentlichen keckenAusbrüchen der Laune und des Urtheils kund gab. Wilhelm liebte bei einer Frau nichts ſo ſehr als dieſe Urſprünglichkeit; vielleicht liebte er ſie gerade deshalb, weil er wußte, daß bei dem Geſchlecht alle Hebel der Erziehung angewendet zu werden pflegen, um es zu einer läſtigen, mechaniſchen Gleichförmigkeit herabzuzwingen. Ein Gemüth, das dieſen Zwang überdauert, ein Sinn, der dieſem ſtarren Exercitium nicht unterliegt, hat innerlich genugſam Elaſticität, um auch zu größern und edlern Anſtrengungen und Lebensregungen befähigt zu ſein. Wilhelm war glücklicherweiſe ſo weit bereits mit Iphigenien vertraut, daß er ihr offen ſagen konnte, was an ihr ihm gefiel und was ihm an ihr als Fehler oder als Ziererei erſchien. Sie folgte ihm, manchesmal mit Lachen, manchesmal mit einer kleinen Röthe des Unwillens, den ſie aber nie ausſprach. Wilhelm imponirte ihr; ſie lernte durch ihn dies Gefühl kennen, das ihr weder ihre Mutter, noch irgend eine ihrer vielen Bonnen und Lehrer hatten einflößen können.

Er ſetzte ſich auch jetzt etwas ermüdet in einen der entfernt ſtehenden Seſſel und Iphigenie, wie ſie oft that, ſtand — nicht ſaß — ihm zur Seite. Die alten Erziehungsregeln des Salons hätten mit Empörung eine ſolche Freiheit im Verkehr eines Herrn mit einer Dame betrachtet, und ſelbſt die moderne Sitte war nicht mit der Ungenirtheit, mit der laxen Form, die ſich hier zeigte, einverſtanden. Allein Wilhelm erlaubte ſich dieſe Form, und ſie wurde ihm verziehen. Es war bei ihm jedoch durchaus keine Spur von Zügelloſigkeit, oder jener cyniſchen Bequemlichkeitsliebe vorhanden, die die modernen jungen Ungethüme unſerer Salons ſo widrig in dieſen Licenzen der Sitte zur Schau tragen; wenn Wilhelm ſich dergleichen erlaubte, ſo nahm ſein Weſen den Charakter an der anmuthigen Rückkehr von einer ſteifen Umgangsſitte zu der feinen, artigen, aber nicht pedantiſchen Bequemlichkeit des vertrauten Umgangs. So wie er jetzt daſaß, konnte ein älterer Bruder ſeiner Schweſter gegenüber ſich befinden; es konnte ungewohnt dem Blicke ſein, einen Mann ſo ſitzen zu ſehen, allein ungebührlich oder gar unziemend und verletzend konnte es Niemand finden. Die ſanften, edlen Geſellſchaftsformen Wilhelms verſöhnten und deuteten jede Freiheit, die er ſich nahm.

Nun, meine theure Iphigenie, was haben Sie mir zu ſagen? ſagte der junge Miniſter mit einem aufmunternden und gutmüthigen Lächeln. Warum haben Sie mir ſo geheimnißvoll hierher gewinkt?

Iphigenie zerpflückte eine Blume in einem der prächtigen gefüllten Vaſen auf dem Spiegeltiſch und ſagte mit einem kurzen Seitenblick und einem ſchmollenden Zug um den hübſch geformten Mund: Was ich Ihnen zu ſagen habe? O, können Sie in der That noch darauf begierig ſein; nachdem Sie eine Woche haben hingehen laſſen, ohne ſich um mich und meine Geheimniſſe zu kümmern.

Das iſt mein Geheimniß, entgegnete Wilhelm mit verſtelltem Ernſt.

Sie haben alſo ein Geheimniß, das die meinigen zu erforſchen Ihnen nicht Zeit läßt?

So könnt' es beinahe ſein.

Nun, dann ſage ich auch nichts, und wir ſind quitt.

Aber meine Geheimniſſe, fuhr Wilhelm fort, mit einem glänzenden und freundlichen Blicke die ſchöne Geſtalt meſſend, ſind erbärmlicher Natur; ſie ſind kleinlich, trocken und ermüdend. Wenn ich ſie Ihnen nicht mittheile, Conteß, ſo thue ich es, weil ich Erbarmen und Mitleid fühle mit der Laune und Friſche Ihrer ſchönen Jugend. In meinem Gedenkbuch liegen nur getrocknete Blumen — Sie haben friſche —

Da ſehen Sie, wie meine friſchen Blumen ausſehen! rief das Mädchen und ließ die halb zerriſſene, halb ihrer Blätter beraubte Nelke in ſeinen Schooß gleiten. Ich könnte auch klagen und könnte auch melancholiſch und träumeriſch ausſehen, wenn ich wollte. Aber ich will nicht. Laſſen Sie uns von etwas Anderm ſprechen. Wohin ſieht Ihr Blick ſo geſpannt?

Hm — auf etwas Gleichgültiges.

Nein — nein. Sie können ſo nicht auf etwas Gleichgültiges ſehen. Verſtellen Sie ſich nicht, ich bitte. Wenn Sie immer an mir etwas zu tadeln haben, und mich nicht wahr und offen genug finden, ſo muß ich doch auch hier und da meine Meinung ſagen dürfen.

Die ſollen Sie ſagen.

Nun gut —, was beobachten Sie eben?

Wenn Sie es denn wiſſen wollen — das junge Mädchen dort. Ich ſah ſie ſchon vorhin eintreten und mit beſonderer Aufmerkſamkeit von Ihrer Mutter und dem Fürſten empfangen werden.

Die Prinzeß Semiani.

Eine Tochter des Fürſten?

Nein! O das wäre ein Entſetzen, wenn die Arme einen ſolchen cher papa hätte! Sie hat aber das Mißgeſchick, mit ihm verwandt zu ſein, und trachtet danach, dieſe Bande noch enger zu knüpfen.

In wiefern?

Sehen Sie hinter dem Stuhl der jungen Fürſtin den bleichen jungen Mann mit dem rothen Flecken im Geſicht?

Ich ſehe. Nun?

Das iſt der junge Fürſt Semiani, und der Vater will ihn mit dem Mädchen verbinden.

Das darf nicht ſein! Das wäre ein ſehr ungleiches Paar.

Finden Sie? —

Ja, ſehen Sie denn das nicht ſelbſt?

Nicht ſo eigentlich. Sie ſcheint mir etwas einfältig und albern und er — er hat dieſe beiden Eigenſchaften im erhöhten Maaße, wie es denn auch in der Ordnung iſt, daß der Mann immer die Frau übertrifft.

Was ſagt denn Ihre Mutter dazu?

Sie ſucht die Parthie zu Stande zu bringen.

Weshalb?

Erſtlich weil es der Fürſt wünſcht und ſie gerne dieſem Alles zu Gefallen thut, was nur irgend in ihre Macht gegeben, und dann, — weil ſie wahrſcheinlich wie ich denkt, dieſe zwei paßten für einander.

Das kann Sie unmöglich denken! Welch ein beklagenswerthes Opfer wäre alsdann dieſes Mädchen.

Iphigenie ſchüttelte den Kopf und verzog ſpottend den Mund, ohne ein Wort zu erwidern.

Nun, Iphigenie?

Was?

Ich frage, was der Fürſt für Gründe hat dieſe Heirath zu wünſchen?

Ah, Sie ſind noch immer bei dieſer Heirath. Was der Fürſt für Gründe hat? — Weiß ich das. Er will ſicherlich das große Vermögen der jungen Perſon in ſein Haus bringen. Dieſes Haus ſoll ſehr verſchuldet ſein.

Das iſt die Welt, in der wir leben! ſeufzte Wilhelm unwillkürlich, und als ſeine Zuhörerin ihn mit großen fragenden Augen anſah, rief er leidenſchaftlich: Ich kann mich nie — nie daran gewöhnen.

An was?

Mein Himmel, Iphigenie, Sie fragen wie ein Kind. Iſt es nicht grauſenerregend, einem ſolchen Handel zuzuſchauen, ohne Macht zu haben, dagegen einzuſchreiten?

Iphigenie lächelte kalt, und dieſes kalte Lächeln ſchnitt Wilhelm durch die Seele. Er wandte ſich unmuthig von dem Mädchen ab. Dieſe rief erſtaunt: Mein Gott, wie Sie nun wieder ſind! Das iſt ja etwas ganz Alltägliches. Man möchte oft glauben, wenn man dergleichen Aufwallungen bei Ihnen beobachtet, daß Sie ſehr wenig unter Menſchen gelebt haben.

Unter Menſchen! Ach, Iphigenie, Sie ſprechen wahr! ich lebte auch wenig unter Menſchen.

Im Salon, meine ich.

Wilhelm war im Innerſten verſtimmt. Er ſchwieg und Iphigenie verließ ihn. Sein Blick weilte noch eine Zeit auf dem neuern Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Beobachtung. Er fand, thete die braune Suſette und lebte wie ein Prinz, ſo lang die Geſchenke und das Geld, das die großen Herrn und Verehrer des Grafen auch mir zufließen zu laſſen die hohe Gnade hatten, vorhielt. Als der goldne Regen aufhörte, kaufte ich mit dem Reſte meiner Habe die Hütte, die ihr dort im Thale vor Augen habt, und bringe täglich mit meinem Korbe auf dem Rücken eine Anzahl Kohlen nach Avignon, ohne mich jetzt um alle Liebeshöfe und Troubadoure der Welt zu bekümmern. —

„Und daran thuſt du ganz recht, Alter!“ tönte Ganelon's Stimme von der Tragbahre herab. Er war während des langen Ganges aus ſeiner Ohnmacht erwacht und hatte einen Theil der Erzählung des ehrlichen Gaſcogners mitangehört. Die Bahre wurde jetzt am Eingange der Hütte niedergeſetzt. Roger, den die Schwatzhaftigkeit des Alten beluſtigt hatte, wandte jetzt wieder ſeine volle Aufmerkſamkeit den Freundaß die junge Schöne ziemlich allein blieb, da es ihr, oder vielmehr ihrer Begleiterin gelungen war, einige überläſtige Herren aus der Nähe zu vertreiben. Die Gräfin nahm ſpäter an ihrer Seite Platz und hielt die Hand des jungen Mädchens mit einer großen vertrauungsvollen Bewegung in die ihre geſchloſſen. —

Wilhelm blieb nicht lange. Er entfernte ſich und folgte einem Bekannten, den er auf der Straße fand, noch auf einige Augenblicke ins Schauſpiel, wo er den letzten Akt der Darſtellung ſah.

II.

Es ward „Phädra" gegeben. Es war eine Ueberraſchung ſchon ganz beſonderer Art, als Wilhelm beim Eintreten in das Haus ſich die bekannten Worte zugerufen fühlte, die ihm ſeit jenen unvergeßlichen Ereigniſſen unverwüſtlich ins Gedächtniß geprägt waren; allein ſein Erſtaunen ſollte noch ſteigen, als er die Schauſpielerin, die die Phädra gab, näher ins Auge faßte und ſich nun nicht länger wegläugnen konnte, daß er dieſe Stimme, dieſe Geſtalt, dieſen Blick bereits kenne. Franziskas Name kam ihm auf die Lippen, und er hatte Mühe, ihn nicht laut auszurufen. In der That, ſie war es ſelbſt, nur voller, größer, in Schönheit und gleichſam heroiſcher Würde entwickelt. Es mochte etwas die ſehr kleidſame Tracht hierzu beitragen, aber das Auge des Freundes ſah ſcharf, er durchſchaute, was der Prunk der äußern Ausſtattung, der Glanz der Situation herliehen, und blieb bei ſeinem Urtheil, es müſſe körperlich eine ſehr günſtige Aenderung mit dem lieben Mädchen vorgegangen ſein. Er war ſo lebhaft erfreut, ſie wiederzuſehen, daß er nun mit Ungeduld den Schluß der Tragödie erwartete; ja die furchtbaren Scenen des Endes, wo die Künſtlerin alle ihre Mittel aufbot, das Publikum in Leidenſchaft und Trauer für ſich hinzureißen, machten auf ihn einen peinvollen Eindruck, er fühlte den Contraſt mit ſeiner eignen Stimmung zu grell. Der ſchöne Mund, der ſich in Schmerz und Groll verzog — er hätte ihn gerne ſich zulächeln ſehen, das Auge, das im Wahnſinn rollte, in dieſem Augenblick wünſchte er es ſich mit der gewohnten lieblichen Sanftmuth einer heitern Begrüßung zugewendet. Doch war er bei allem dem nicht ſo zerſtreut, daß er nicht hätte bemerken ſollen, welch ein feines Verſtändniß auch in der Kunſtproduktion ausgedrückt war, und wie auch hier Freudiges und Unvermuthetes ihm geboten wurde. Endlich wurde die unglückliche Phädra abgeführt, nachdem ſie erklärt hatte, daß ſie ſich bereits ſelbſt den Tod gegeben, daß ſie Gift genommen. O wie ſchön! rief Wilhelm triumphirend, daß das Alles nur Lüge iſt, daß ich dich, theure Freundin, hinter dieſen gemalten Tempeln, dieſen papiernen Triumphbögen wohlbehalten begrüßen werde, und daß Medea und ihr aus Athen mitgebrachter Gifttrank nicht im mindeſten das frohe kleine Souper ſtören werden, das wir zuſammen mit einander verſpeiſen wollen.

Mit dieſen ſcherzhaften Vorſtellungen irrte Wilhelm im Corridor umher, und traf dort auf ein ebenſalls wohlbekanntes Geſicht, auf Paul, der mit einem ungeheuern Ballaſt von Mänteln, Tüchern, Boas und Ueberſchuhen befrachtet ſich mühſam durch das abziehende Gedränge Bahn brach. Als dieſer treubefliſſene „Diener zweier Herrn“ Wilhelm erblickte, erglühte ſein freundliches Antlitz in einem beſondern Freudenfeuer. Es fehlte nicht viel, daß er nicht ſämmtliche ihm anvertraute Schätze zu Boden geworfen hätte.

Paul! rief Wilhelm, deine Gebieterin iſt hier? —

Ja, gnädigſter Herr; wir ſind hier, ſchon ſeit einigen Tagen. Oh — was wird ſich Mademoiſelle freuen! Ich will nur ſogleich —

Iſt ſie allein?

Nein, unſer Bruder iſt mit. Aber der Herr iſt nach Rouen gefahren, und hat mir befohlen, daß ich ihm morgen nachreiſen ſoll. Ach, es iſt immer die alte Geſchichte — beide haben mich immer zu gleicher Zeit nöthig. Aber ich habe mich ausgeſprochen, gnädiger Herr, ich habe mir den Muth genommen und mich ausgeſprochen. Hier in Paris muß es anders werden: die Mademoiſelle muß einmal dazu gelangen, mich allein zu beſitzen. Aber es wird ſchwer gehen: wir lieben uns Drei einander ſo ſehr, und Keines will für ſich leben.

Wilhelm lachte. Du biſt unterdeß groß geworden, Paul, und ein ganz hübſcher Burſche.

O ich bitte! — aber unſre Schweſter iſt ſchön! Haben Sie ſie geſehen, Herr, heute Abend? Aber die Pariſer jungen Herren wiſſen das ſchon, und ich habe ſchon gewiſſe Billete mit Geſuchen erhalten.

So, nun ſo nimm noch dieſes zu den andern. Ich fürchte, Mademoiſelle iſt zu erſchöpft, um mich heute Abend ſehen zu wollen; hier ſteht meine Wohnung aufgeſchrieben, ich erwarte, daß ſie mich morgen wird zu ſich beſcheiden laſſen. Hörſt du?

Wie ſollte ich nicht. Aber die Mademoiſelle wird Sie ſicherlich noch heute Abend ſehen wollen. Wenn Sie einen Augenblick hier verziehen, ich bin gleich mit der Antwort da. Er nickte Wilhelm zu und ſchoß wie ein Pfeil die Garderobentreppe hinauf.

Es dauerte nicht lange, ſo kam er wieder, und dicht hinter ihm Franziska, noch geſchminkt und mit einem Theil ihres phantaſtiſchen Anzugs. Sie hatte ſich nur ſo viel Zeit genommen, eine Seidenmantille über zu werfen. Sie lächelte freudeſtrahlend, und in der dunkeln Ecke an einer der Proſceniumlogen, umdrängt von Maſſen wildfremder Menſchen, ſahen und begrüßten ſich die zwei guten, glücklichen Menſchen mit aller Innigkeit und Freude, die ihren Herzen ſo natürlich war. In Franziskas Wagen mußte Wilhelm Platz nehmen, eine ältere Freundin, in deren Geleitſchaft die junge Schauſpielerin gekommen war, war die dritte, Paul ſchwang ſich neben den Kutſcher, und ſo fuhr dieſe kleine, vertraute Geſellſchaft in eine entfernte Straße, wo ein hübſches Quartier von den Geſchwiſtern gemiethet worden war. Franziska eilte nur, um noch vollends ihre Toilette zu ändern, und erſchien dann in einem reizenden Hauskleide, ganz dem ähnlich, in welchem Wilhelm ſie in Brüſſel ſo oft geſehen, an dem Theetiſch, und ordnete mit anmuthig geſchäftigen Händen alles gerade ſo an, wie ſie wußte, daß der theuere Gaſt es liebte. Wilhelm fühlte ſich unbeſchreiblich wohl. Jetzt ſah er, daß ſeine Wahrnehmungen nicht Täuſchungen geweſen, Franziska war in der That ſchöner und blühender, geiſtig und körperlich gereifter, als die kühnſte Hoffnung es hätte erwarten dürfen, bei einer ſo zarten und nervöſen Natur, wie die ihrige. Franziska nahm die hierher bezüglichen Lobſprüche mit Lächeln hin. Nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie: Ich bin nicht ſo wohl und frei, wie ich jetzt erſcheine: die Freude hat mir einen trügeriſchen Schimmer geliehen.

Die Freude über den Beifall, den Sie geerndtet, meine Theuere, ſagte die ältliche Dame. Es war wahrlich für ein erſtes Debüt alles, was man fordern kann.

Gewiß, entgegnete Franziska raſch; aber ich weiß, daß ich beſſer ſpielen kann. Wenn gewiſſe Leute im Theater ſich eingefunden hätten, und ich hätte hiervon Kenntniß gehabt, ich hätte dann beſſer geſpielt und wäre des Beifalls würdiger geweſen.

Gewiſſe Leute? wiederholte die alte Dame lächelnd, und ſah Wilhelm an.

Franziska fügte nachdenklich hinzu: Aber vielleicht auch ſchlechter! Denn die Angſt, es gut zu machen, bringt oft das gänzlich Verfehlte hervor. In den Memoiren der Clairon ſteht aufgezeichnet, daß ſie, um gut zu ſpielen, nie wiſſen wollte, ob gerade dieſer oder jener ihrer Freunde im Schauſpiel gegenwärtig war. Ich begreife das. Man muß ans Große, Ganze denken.

Alsdann, ſchob Wilhelm ein, machen Sie ſich darauf gefaßt, jedesmal ſchlecht zu ſpielen, denn ich werde kein einzigesmal fehlen, wenn Sie auftreten.

Ich werde nicht oft auf dieſem großen, prachtvollen Theater, das ſeine eigne Geſchichte hat, die mit der Frankreichs ſich oft in der engſten Verbindung findet, ſpielen. Das läßt ſchon die Rivalität der hieſigen Primadonnen nicht zu. Und ich fühle mich zu ſchwach zu einem Couliſſenkrieg. Es iſt mir nur lieb, daß es mir einmal gelungen iſt; es hat Schwierigkeiten zu überwinden gegeben, und Ihnen, meine gute edle Freundin — ſie drückte hierbei der ältlichen Dame die Hand — muß ich dabei beſonders danken.

Die Dame wies jeden Dank zurück, und Wilhelm fragte, wo ſie denn ſpielen wolle, wenn ſie das théâtre français verſchmähe.

Ich verſchmähe es nicht, ich bin nur für daſſelbe kein beachtenswerther Gegenſtand; ich habe ſchon entſchieden erklärt, daß ich mich weder um ein Journal, noch um eine Claque bewerben werde. Was wäre da für mich zu hoffen. Tändelnde Intriguen lieb ich auch nicht: große und kleine Herren haben bei mir ihre Rechnung nicht zu finden. Mein Plan geht dahin, eine deutſche Künſtlerin zu ſein.

Hier in Paris? ſagte Wilhelm verwundert.

Warum nicht. Man kann von den Franzoſen ſehr viel lernen. Sie üben eine immenſe Kunſt der Darſtellung und beſitzen unerſchöpfliche Mittel, die Gedanken der Geiſter, die die Nation zu lenken berufen ſind, auf den Bretern lebendig werden zu laſſen. In Deutſchland iſt bis jetzt die Kunſt zu ſehr auf ſich und lediglich für die Zwecke einzelner Aeſthetiker beſchränkt geweſen. Alsdann hab ich hier einen Verwandten, der eine eigne kleine deutſche Bühne erhält, ein ſogenanntes Liebhabertheater, aber in größerem Styl und in vollkommener Geſtaltung. Er iſt reich und kann deshalb viel auf eine koſtſpielige Liebhaberei wenden. Es war ſchon lange ſein Wunſch, mich hier in ſeiner Nähe zu haben.

Führen Sie mich doch bei dieſem Verwandten ein, bat Wilhelm.

Es ſoll gern geſchehen, entgegnete Franziska.

Man trennte ſich für dieſen Abend, und als Wilhelm am andern Tage ſeine Freundin wieder ſah, fand er beſtätigt, was ſie ihm ſelbſt geſtanden. Die flüchtige Färbung und die täuſchende Geſundheitsfülle, die der Abend ihr verliehen, waren dem Tage und den wiederum beruhigten Nerven gewichen, aber jene wohlthuende gemüthliche Innigkeit, die ein Grundzug des Charakters und Weſens der jungen Künſtlerin ausmachte, hatte nicht vertrieben werden können, ſondern war vielmehr jetzt, wo vieles nur für den Moment zur Erſcheinung Gekommene verſchwunden, nur um ſo deutlicher zu Tage gekommen. Sie ergriff Wilhelms beide Hände, zog ihn zu ſich nieder auf den Sitz, und indem ſie ihm lang und forſchend in die Augen ſah, füllten ſich die ihrigen mit raſch hervorquellenden Thränen und ſie rief: Wollen wir einden zu. Ganelon wurde von ihm in die kleine Wohnſtube geleitet und er wollte eben zurückkehren, um den noch immer ohnmächtigen Tulipan mit Hülfe des Bauers von der Sänfte zu heben, als er mit Erſtaunen ſeinen Platz durch ein hübſches Mädchen ſchon beſetzt fand, die mit ihren runden Armen die Bruſt und die Schultern des Verwundeten unterſtützte.

„Räume dem armen Knaben dein Bette ein, Fleur-de-lys!“ rief der Alte.

Sie nickte freundlich, und Roger ſah in die ſchönſten blauen Augen, die jemals zu Verkündern einer reinen weiblichen Seele gewählt wurden. Ein Abenteuer, wo ſolche Augen mit im Spiele ſind, gewinnt gleich an Intereſſe. Die Beſitznahme der Hütte durch die drei jungen Irrfahrer ging ohne Verzug vor ſich. Das erſte Gemach, eine Art von Halle mit dem Heerde, bezeichnete Vater Claude als allgemeinen Verſammlungsort, nebenbei lagen in einer Kamander bleiben, was wir ſind. Nicht wahr, Sie verſprechen mir, daß ich in Ihrem Herzen ein Plätzchen habe — ſei es noch ſo klein: aber ich muß drin ſein. O, ſchlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab.

Wie ſollt ich? entgegnete Wilhelm, ebenfalls erſchüttert. Sie ſind mir unendlich theuer, Franziska, und ich werde Ihnen einen lebhaften und untrüglichen Beweis hiervon geben, indem ich unſer unvermuthetes Zuſammenſein und unſre hübſche Einſamkeit hier im Getriebe der unruhigen Weltſtadt dazu benutzen werde, Ihnen manche mich betreffende Geheimniſſe mitzutheilen. Nur heute noch nicht, ſetzte er hinzu, als ſie ihn freudig überraſcht und neugierig anblickte, ich habe ſo meine Tage, die ich, mit einem alten, aber nicht los zu werdenden Aberglauben für meine glücklichen halte. heute iſt ein Montag, und der iſt mir nie glücklich geweſen. Wollen Sie, daß ich die Saat meines heiligſten Vertrauens ausſtreue, wo ein Blick auf den Himmel mich überzeugt, daß Sturm und Regen drohen?

Gut, gut; entgegnete Franziska, ich will nicht drängen. Wenn ich nur das Verſprochene erfahre, es mag meinethalben dann an einem Dienſtag oder Mittwoch ſein.

An einem Montage verließ ſie mich! ſeufzte Wilhelm vor ſich hin, und jener Abend in Brüſſel — es war ein Montag Abend.

Franziska brachte das Geſpräch auf andere Gegenſtände. Sie fragte den Freund, wie ſie ſich einzurichten habe, denn ihr Aufenthalt ſollte doch einige Monate dauern, wo möglich ein Jahr. Alfred konnte ſeiner Geſchäfte halber, die ihn in Brüſſel feſtbannten, nicht länger als nur wenige Tage noch, bei der Schweſter bleiben, und dieſe ſollte dann eine abgeſonderte Wohnung in dem Hauſe ihres Verwandten beziehen. Der Vormittag, ſelbſt der Mittag war ihr völlig zu eigen gegeben, nur den Abend, wo die Familie ſich auf deutſche Weiſe verſammelte, hatte der Oheim in Anſpruch genommen und Franziska zur Pflicht gemacht, daß ſie ohne erheblichen Grund dann nicht fehlen dürfe. Dieſe kleine Tyrannei, da es die einzige iſt, die er ſich erlaubt, ſetzte die Sprechende hinzu, hab ich nicht wohl abwenden können, obgleich gerade auf meine Weiſe zu leben der Abend die Zeit iſt, in der ich gern ungeſtört für mich bin, oder in der Geſellſchaft eines oder zweier ſehr bekannten Genoſſen. Schon in meinem elterlichen Hauſe pflegte ich mich zurückzuziehen in irgend einen halbdunkeln Saal, wenn die Lampe hereingebracht wurde, und die kleine lärmende Welt meiner Geſchwiſter wie die Motten um das Licht, ſo um den willkommenen Schimmer ſich ſammelten. Dann pflegte ich wohl, wenn ich ſo im Halbdunkel ſaß, von ferne dem Klang der Stimmen mit einer gewiſſen Andacht zu lauſchen: es waren mir andere Laute, wie ich ſie gewöhnlich vernahm, und einige Klänge erſchienen meinem in der Einſamkeit träumenden Ohre wie aus einer fernen völlig fremden Welt herübertönend. Mein Auge war dabei nicht müſſig, es verfolgte den gaukelnden Schein, den irgend ein Reflex im Spiegel an die mir zunächſt befindliche Wand malte, und ich ſah in dieſen flüchtigen Lichtgebilden einen Tanz kleiner Lichtgeiſter, die in unermüdlichem Streben ſich abmühten, mir irgend eine Schrift oder ein deutbares Bild vorzumalen. Kam ich dann aus dem Dunkel hervor, ſo hatte die kleine wankende Geſtalt des bleichen, kränklichen Mädchens, das aus der Nacht wie aus dem ihm angewieſenen Element hervortrat, etwas Befremdendes für die Andern, und ich mußte nicht ſelten erleben, daß meine muntern Brüder laut aufſchrien, wenn ich an den Tiſch getreten, mich lautlos über ſie beugte und ihnen einen Kuß rauben wollte. Fort! fort! du häßliche blaſſe Jungfer! hieß es dann; geh zurück dahin, von wo du gekommen biſt, Fräulein Spinnweb'! du kannſt ja die Augen kaum öffnen. Und es war die Wahrheit: das Licht brachte mir ſo empfindliche Schmerzen bei, daß ich oft wider Willen zurück in mein dunkles Zimmer flüchten mußte.

Wilhelm hörte dieſe Erinnerungen mit derſelben freundlichen Aufmerkſamkeit an, wie er Alles aufnahm, was das ihm ſo liebe Mädchen betraf. Sie ſehen, erwiederte er, daß der Geiſt, der da in unſerm Innern ſeine Werkſtatt errichtet, um die Welt ſpäter mit ſtaunenswerthen Schöpfungen zu erfüllen, auch ſchon frühe in Ihnen thätig war, meine theure Franziska. In jenen Stunden, wo Sie nichts zu thun meinten, als einem wunderlichen und thörichten Müſſiggange fröhnen, war recht eigentlich die kleine Bühne in Ihrem Geiſte ſchon aufgerichtet, über die die künftige Lady Macbeth und die künftige Phädra und Iphigenia ſchritten. Wenn uns ein guter Himmel die Gabe gegeben, daß wir, wir die wir Creaturen ſind, ſelbſt creiren dürfen, — in der That eine hohe und wundervolle, ſelbſt die tiefſte Demuth zum Stolz reizende Gabe, — ſo iſt nichts gleichgültig, nichts geringfügig, was unſern innern Menſchen, dieſen Schöpfer, betrifft. Man ſoll nur nicht glauben, daß ein Dichter auch nur eine Minute ſeines Daſeins völlig leer hinbringe. Wie der Raum nie von der Luft gänzlich ausgeſchieden werden kann, ſo nie die Seele des ächten Dichters von dem Odem des Genies. Wenn es ein Auge gäbe, ſcharf und geiſtig genug, um in das ätheriſche Gehäuſe einer arbeitenden und träumenden Kinderſeele hineinzuſchauen, ſo würde es die Fäden entdecken, die einſt in die Ordnung des künftigen Gewebes leuchtend und beſtimmend eingreifen ſollen. Woher käme dem Dichter, dem Künſtler denn Manches, was er als ſchon fertig zugerichtete Gabe empfängt? Wer hat an dieſem Beſitzthum geſchafft, und wer es zubereitet? Eine dunkle Stunde that es, eine ſogenannte verträumte Stunde, die wie eine beſcheidene Magd in ihres Herrn Hauſe, im dunklen unſcheinbaren Gewande das Werk verrichtete, das dann die hellen, prahlenden Stunden, die fröhlichen und geräuſchvollen Diener des geputzten und feſtlich erleuchteten Hauſes der Welt zutragen. O glauben Sie mir, meine theuere Franziska, wenn wir in Wahrheit an unſerer Veredlung arbeiten wollen, an unſerer Beruhigung, an unſerem Frieden, ſo gewinnt unſer Auge immer mehr Kraft im Halbdunkel zu ſehen, und wir erkennen alte — alte Freunde aus unſern Kindertagen, wir ſehen uns ſelbſt im falben Mondlicht mit unſrer hochſchlagenden Kinderbruſt, mit den kleinen über dem Herzen gefalteten Händchen und arbeitend die mächtigen Geiſter zu erkennen, die ihre warnenden und aufmunternden Stimmen ſchon damals zu uns ertönen ließen. Ich, zum Beiſpiel, meine Theure, lebe ſeit einiger Zeit nur von den Schätzen, die ich einſt als Kind zuſammenſparte. Es klingt ſeltſam: ich bin ein Mann und lebe im Kreiſe ernſter Pflichten und kalter, ſtrenger Verhältniſſe, die durchaus nichts mit einer geträumten und phantaſtiſchen Welt gemein haben, und doch hole ich mir aus dieſer nicht allein Muth, ſondern auch Weisheit, Kraft und Stärke. Ich würde heute mir den Tod geben, wenn ich aufhörte an die Offenbarungen meiner Kindheit zu glauben, zu glauben, daß mir vom Geſchick ſicher und feſt das gehalten würde, was ich als Knabe, als Jüngling als das mir Zukommende erkannt habe.

Franziſka blickte fragend empor.

Verſtehen Sie mich recht — ſetzte der Freund raſch hinzu. Es liegt hierin keine vermeſſene Anklage gegen den Gebieter unſres Schickſals; es iſt nur die Ueberzeugung darin ausgeſprochen, daß wir fortleben werden, ſo wie wir einſt ſchon gelebt haben — immer und immer nach der Koſt verlangend und ſie auch erhaltend, die einzig allein fähig, uns zu erhalten und zu fördern. Wie wäre denn ein Weſen denkbar, dem gleich vom Anfang an jede Nahrung verſagt wäre? Wir wollen dies auf uns Beide anwenden. Sie, mein liebes Mädchen, haben zu Ihrer Nahrung jene heiße und doch ſo erquickende Frucht der Sinne erhalten, die in Bilder und Farben und Geſtalten nach Außen drängt, ich dagegen ein Talent des Ausharrens und Wartens, das Talent des ſeidenſpinnenden Wurmes, der mit der Ahnung eines künftigen, nicht ausbleibenden Frühlings im Herzen, in dem kleinen Gehäuſe fort und fort arbeitet. Schüttelte eine Hand Ihnen die innerlich glühende Goldfrucht von den Zweigen, und legte ſich dieſelbe Hand als ein kalter, ewiger Winter um mein kleines Gehäuſe — ja, wozu lebten wir dann? Welch ein vernünftiger Plan hätte dann bei unſrer Schöpfung vorgewaltet? Alſo, Theuere, es bleibt dabei — die Ihre, Poeſie — ich, meinen Frühling! im übrigen wollen wir arbeiten und uns um nichts kümmern.

Wilhelm verließ das ſinnende Mädchen, das ihm mit freudeſtrahlenden Augen nachſah.

III.

Als er das nächſtemal kam, theilte er ihr die verſprochenen Geheimniſſe mit. Franziska mußte dabei ſchon auf ihrer Hut ſein, dem Erzähler nicht merken zu laſſen, daß ſie bereits alles wußte, denn es war die Geſchichte der Vorgänge in Brüſſel, und beſonders die des letzten, verhängnißvollen Abends. Wilhelm regte ſich bei dem Sprechen wieder ſo heftig auf, daß er leichenblaß wurde und ein nervöſes Zucken bekam. Er ſchloß mit den Worten: Nun wiſſen Sie alles — alles! Sie wiſſen, daß ich durch die heiligſten Bande an ein verworfenes Geſchöpf, das, der Himmel weiß zu welchem Zwecke, meine Unerfahrenheit und meinen guten Glauben mißbrauchte, gefeſſelt bin. O, ich bin der Beklagenswertheſte unter den Sterblichen. Mein Leben iſt zu Ende ehe es noch recht eigentlich begonnen. Die Grauſame! warum that ſie mir das?

Franziska wollte tröſten, aber er faßte ihre Hände und bat ſie dringend, zu ſchweigen.

Ich hätte ſie ja verehren wollen! rief er — ich hätte ja zu ihren Füßen liegen, ſie als meine Gottheit anbeten wollen, wenn ſie mir die Trennung angekündigt, wenn ſie mir geſagt, daß das Band hinfort, das uns ſo beſeligend vereint, gelöſt werden ſolle. Aber nur nicht dieſes Ende! Nur nicht mit einem gemeinen Betruge ſchließen, wenn man wie ein Gott begonnen. Ich hätte es ertragen, ſie wie eine Todte, wie eine heilige Todte zu verlieren, aber wie eine Betrügerin landflüchtig ſie von mir enteilen zu ſehen, meiner Schwachheit lachend, und meinem armen Herzen durch unſäglichen Spott vergeltend — das — das iſt, woran ich oft zu ſterben meine. O warum mir gerade dieſes gräßliche Spiel? mir? Vielleicht gerade mir, weil ich einen Wahnſinn im Buſen trage, eine Flamme der Sehnſucht und des Hoffens, wie ſie ſelten einem Jünglinge in die Bruſt gelegt ward.

Er ſtürzte zu Franziska nieder, und ſeine mer, die durch das baufällige Dach ihr Licht empfing, die Vorräthe von Kohlen zugleich mit den Reſten ehemaligen Wohlſtandes, beſtehend in einem alten Jagdapparate, einer Armbruſt, einem ausgebälgten Falken und einigen verſtimmten Hörnern. Gegen den Hof zu ſtanden in einem beſcheidenen Stalle eine Ziege und ein Eſel. Letzterer hatte oft das Glück die ſchöne Fleur-de-lys in das nahe Dorf zu tragen, wenn ſie die Bedürfniſſe der ſparſamen Haushaltung dort einzukaufen beauftragt wurde. In der That, dieſe Sparſamkeit war ein lobenswerther Zug in der Denkungsart des alten Vater Claude, aber zu dieſer Tugend, wie zu den meiſten andern, die er beſaß, hatte ihn die Tochter gebracht. Sie war der Schutzgeiſt dieſer ſtillen Hütte. Wir müſſen nothwendig auch das Zimmer dieſes Schutzgeiſtes beſchreiben. Tulipan, der glückliche Tulipan hat darin ſeine Reſidenz aufgeſchlagen. Er liegt auf dem jungfräulichen Bette, ſein

Stirn an ihre Hand preſſend, rief er: Erfahren Sie, — du lieber Gott, ich bin ja ſelig, daß ich ein Herz habe, das mich verſteht — erfahren Sie, Engel, wie glücklich ich war. O meine Jugend war ein Paradies. Sehen Sie da den ſtillen Landſee vor ſich — er glänzt im Morgenſchimmer! Dort die Hütte! es iſt die beſcheidene Wohnung meiner Eltern. Unter Blüthenbäumen hebt ſich des Hauſes Giebel empor, — oh — oh! ich träumte dort. Ich ſog und ſchlürfte Seligkeit. Jetzt müſſen Sie Ihren Blick auf den theueren Wandrer dort richten, der aus dem Dunkel der Gebüſche hervorbricht und den ſelten betretenen Pfad am See hin einſchlägt. Bemerken Sie, wie er öfters umblickt, ob ihm nicht die ſpürenden Blicke der zärtlichen Mutter folgen, die dieſe Wege ihm verboten hat; er fühlt ſich unbelauſcht, und nun — wie fliegt er! der Wiederſchein im See flattert mit ihm hin, und die gaukelnden Lichter der Frühſonne ſind wie Häſcher auf ſeinen Ferſen. So bricht diebiſch die junge, verbrecheriſche Liebe ein, ſo geht ein feuriges verbrecheriſches Herz nach Beute aus. Endlich iſt das Ziel erreicht. Dort jener ſchöne Tempelbau iſt es, das Dach in heiterem griechiſchen Style mit den Säulen in hellem blauen Himmel thronend — dort weilt die ſchöne Frau, die über ſo viel Leid und Freud gebietet, dort blüht die ſchöne Roſe, die ſo böſe Dornen umſtehen, dort weilt die ſüße Morgenröthe, an deren Wimpern ſo viel Thränen hängen, dort der Tag, der neidiſch ſich in Nebelſchleier hüllt, dort das Leben mit der Waffe des Todes gerüſtet! Halten Sie den Knaben auf, daß er die Marmorſtiege nicht erklimmt, daß er durch dieſe offne Pforte nicht hindurchwandelt! Allein umſonſt! wo wäre eine Macht ſtark genug, den Verlangenden zurückzuhalten. Ach, und als er nun drinnen im Gemach iſt, da beginnen die Zauberſchweſtern ihr Werk — immer längere, immer glänzendere Fäden werden um ſeine Stirn, um ſeine Bruſt gewoben, immer wirrer ſchleift ſich das Geſpinnſt, immer unmöglicher iſt es dem Ringenden, ſich zu befreien. Und wenn nun ſeine Kräfte nachlaſſen, wenn er träumend ſtille hält, dann ſchauen zwei dunkle Augen in das Geſpinnſt; immer näher, immer tiefer beugen ſich die Augen vor, immer inniger wird ihr magiſcher Blick, der die Seele auskoſtend aus dem Buſen zieht und unendliches Weh bereitet!

Und wenn der Knabe Abends ſpät nach Hauſe kam — Franziska! Wenn er das Licht in dem Saale leuchten ſah, wo die Seinen, um den runden Tiſch ſitzend, den ſpäten Nachtwanderer kaum mehr erwarteten, wenn er dann unter ſie trat mit den irreleuchtenden Augen, mit den dunkelglühenden Lippen, der bleichen Wange; wie ſcheu ward er begrüßt. Wie mußte ſich die zarte, kühle Geſchwiſter- und Elternliebe erſt an den Anblick ihres Kindes und Bruders gewöhnen, der an den Myſterien einer ganz andern Liebe herumgetaſtet und bis zur Ohnmacht ſich erſchöpft hatte. Wie war da kein Wort, keine geſammelte Entſchuldigung geeignet, zu erklären, was ſich nicht erklären ließ. Man ſchickte dieſen verwilderten Knaben, der die abgeſtreiften Blüthen noch im wilden Lockenhaar mitbrachte von den Sträuchern und Bäumen, unter die er hinweggehuſcht, zu Bette, und droben in der Einſamkeit ſeiner kleinen Kammer ging das Toben wieder an, fuhren und glitten die glänzenden Feuergeiſter, die gekrönten Könige mit ihren hochrothen Blumenfeuerkronen durch Sinn und Gedächtniß des kleinen Träumers, dort legte ſich wieder warm, glänzend, lieblich und lächelnd die ſchöne Zauberin in ſeinen Arm, und die entzückenden, ſinnverwirrenden Worte tönten wieder. Und ſo ging es Tag um Tag, Nacht um Nacht! Und dieſes Leben und Stürmen in wunderbarer Liebeswelt — es endete ein kalter — bitterkalter Tag. Plötzlich fielen ehern die mächtigen Pforten hinter dem Hinausgeſtoßenen zu, und der Einſame ſah ſich in einer Wüſte allein, die ſich endlich mit grauer Fläche und aufſteigendem Rauch am Horizonte hinzog. Es war aus — es war vorbei!

Wilhelm ſank zuſammen und weinte über die gefalteten Hände ſeiner Freundin hin.

Eine lange Pauſe entſtand.

Wenn ich ein Wort des Troſtes ſagen dürfte — hub Franziska ſchüchtern an, ſo werde ich Ihnen zurufen, daß Sie ja noch leben, daß Sie Mann ſind, und daß eine große Zukunft zu Ihnen ſpricht.

Wilhelm erhob ſich mühſam und wendete ein forſchendes, von Schmerzen gleichſam ermüdendes Auge zu ihr hin. Eine Zukunft? ſagte er, und welche?

Dieſelbe, die Sie früher ſelbſt angedeutet haben. Es wird Ihnen die Koſt gereicht werden, auf die eine Seele wie die Ihrige zu ihrem Fortbeſtehen angewieſen iſt. Fragen Sie mich nicht, wie, und wo das ſein wird; aber es wird Ihnen werden, weſſen Sie bedürfen.

Hier war es nun Franziska, die ſich jetzt ſchnell entfernte, denn ſie wollte den Freunden nicht merken laſſen, was ſie für ihn empfand, und daß ſie die ſtolze, ſiegreiche Hoffnung in dieſer qualvollen und dunkeln Stunde hegte, daß ihre gewaltige, unbeſiegbare Liebe es einſt ſein könne, die des Freundes Seelenkoſt ausmachte, von der er ſich nährte, und von der er wieder erſtarkte. Sie fühlte ſich in dieſem Moment ſo groß, ſo ſtolz, ſo heilig, daß ſie mit einer Art Andachtsſchauer die Hand auf den eignen Buſen legte und ihr Herz darin ungeſtüm klopfen fühlte.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in **Berlin** ſind erſchienen:

A. Baron von Sternberg, Die gelbe Gräfin.

2 Bde. eleg. geh. 4 Thlr.

Dieſer Roman, zu welchem das Schickſal der Tochter der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland Veranlaſſung gegeben, wird das Intereſſe, das er durch phantaſiereiche Dichtung erregt, noch dadurch ſteigern, daß der Verf. hiſtoriſche Zuſtände und Perſonen zur Zeit der Thronbeſteigung Katharinas II. zur Anſchauung bringt und den Charakter dieſer Fürſtin ſelbſt mit tiefer pſychologiſcher Kenntniß entwickelt.

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Levin.

2 Bde. eleg. geh. 4½ Thlr.

Selbſt von gegneriſcher Seite wird dieſer Roman als einer der ausgezeichnetſten der genialen Verfaſſerin bezeichnet.

Die Rückkehr.

Vom Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen.

Erſter Band: Aegypten. Eleg. geh. 2¼ Thlr.
Zweiter Band: Syrien. Eleg. geh. 2¼ Thlr.
Dritter Band: Syrien u. Kleinaſien. Eleg. geh. 3 Thlr.

Urtheilsfähige Stimmen ſetzen dies Werk, namentlich den 2ten und 3ten Theil, jenen berühmten Briefen in Reichthum des Stoffes, lebendiger und genialer Auffaſſung und Darſtellung unbedingt an die Seite.

Fanny Lewald, Italieniſches Bilderbuch.

2 Thle. eleg. geh. 3⅔ Thlr.

Dieſes Werk hat wegen der Friſche und Lebendigkeit der Darſtellung, wie durch den dargebotenen reichen Inhalt ſich überall das Lob der Kritik und den Beifall der Leſer erworben.

Hieronymus Lorm, Gräfenberger Aquarelle.

8. eleg. geh. 1⅓ Thlr.

Dies humoriſtiſch-poetiſche Büchlein hat ſich raſch eine große Anzahl von Freunden errungen und zwar nicht nur unter den Waſſertrinkern, ſondern noch mehr unter Wein- und Theetrinkern.

Wilhelm.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1849.

IV.

Nach den Augenblicken der Aufregung war es den beiden innig Befreundeten ein Bedürfniß, von Gegenſtänden ernſter, großer aber doch dabei als kühlender Natur zu ſprechen, und ſo kam Franziſka's Bühnenkunſt zur gelegentlichen Verhandlung.

Wilhelm erwartete von dem Theater gerade in unſern Tagen nichts. Er ſagte dies der Freundin offen. Aber, ſetzte er hinzu, bereiten Sie ſich vor, daß eine große, ſchöne Zeit Sie bald aus den Couliſſen hervorruft, und dann kommen Sie und bringen Sie Ihr fertig herausgearbeitetes Kunſtwerk mit. An eine Zeit, die ſo ſchlaff an der Kunſt vorübergeht, ſoll ſich die Geweihte nicht verſchwenden. Es gehört ein Stolz dazu, wenn man nicht gehört wird, auch nicht ſprechen zu wollen, und dieſen Stolz muß Thalia jetzt zeigen. Es gehört eine Welt der Bewegung und der Thaten dazu, damit die Kunſt ihre volle Würde und Bedeutſamkeit erhalte; in langen Friedensjahren erlahmt das Spiel der Bühne und wird läppiſch und kindiſch. Man achtet ſein nicht mehr. In dieſes Stadium ſind wir jetzt eingetreten. Alle Augen wenden ſich auf die Bühne der Welt und erwarten dort die großen Scenen, die erſchütternden Situationen. Haben wir ſie dort geſehen und gleichſam wieder an der Quelle geſchöpft, dann wenden wir uns mit erhöhetem Intereſſe dem Abbild zu, und laſſen uns erheitern, nachdem der Ernſt uns ganz erfüllt. Sehen wir die Periode der Geſchichte durch, immerdar werden wir dieſe Beobachtung beſtätigt finden. Die Zeiten der Reformation, der Religionskämpfe, wahrlich Zeiten voll des erſchütterndſten Ernſtes, hatten im Gefolge unmittelbar die ganze friſche Fülle und Keckheit der dramatiſchen Kunſt und der bunten Bildergeſtaltung in Leben und Spiel. Wir wollen nur an Hans Sachs denken. Dann die Stürme des ſiebenjährigen Krieges ſchütteten uns als urſprünglich von dem

Haupt ſtützt ſich auf den Altar dieſes Heiligthums, auf den Kopfpfühl, der in ſo mancher Sommernacht den unſchuldigen Träumen eines ſechzehnjährigen Mädchens zur Wiege diente. Neben ihm zur einen Seite der Wand erhebt ſich ein einfaches kleines Betpult, zur andern fällt das Licht des Fenſters durch Blätter und Blüthen eines ſorgſam gepflegten Blumenflors. Eine Zither hängt über dem Bette. Wahrlich, wenn ein Schutzengel ein irdiſches Gemach bewohnt, ſo kann er nur ein ſolches haben.

Der alte Gascogner läßt ſich's nicht nehmen, die Wunde Ganelon's und Tulipan's zu beſichtigen und zu verbinden. Er erzählt dabei endloſe Geſchichten, ſondirt herzlich ſchlecht und verbindet noch ſchlechter, allein die gute Natur der Kranken bricht ſich ſchon ſelbſt Bahn; Ganelon iſt in zwei Tagen hergeſtellt, nur den zierlichen kleinen Tänzer plagt noch ein hartnäckiges Fieber. Abwechſelnd wachen an ſeinem Bette Ro-

Stamme dieſes vom Orkan gelöſten Lebensbaumes die köſtlichſten Früchte der Kunſt in den Schooß, und die Befreiungskriege führten die Genieen Schiller und Goethe an ihrer Hand. Ein Inſtitut, wie die Bühne, will, da es etwas Nothwendiges iſt, ſeine Nahrung aus der Zeit haben, es kann nicht von dürren Traditionen leben. Ein langer Friede bringt aber nur kritiſche Talente zu Tage, keine produktiven, und ſo haben wir es denn erlebt, daß man unſrer armen Bühne arg mitſpielte, indem man ihr das dürre Gras alter Theorieen und die verblichenen, verbrauchten Muſter anderer Zeiten aufnöthigte. Es iſt nicht zu ſagen, wie dies Aufdrängen engliſcher und altſpaniſcher Gebilde, ſowie die Erweckung der griechiſchen und altkläſſiſchen römiſchen Komödie der Bühne unſerer Tage geſchadet hat. Sie empfing hiermit gleichſam den Gnadenſtoß und man kann keck behaupten, daß ſie an Shakespeare zu Grunde gegangen. Unſere Nachbarn, die Franzoſen, haben ſich doch noch etwas Eigenthümliches und Friſches zu bewahren geſucht, indem ſie, ebenfalls in die Nachahmung und Verzerrung unter der Herrſchaft Victor Hugo's verſunken, doch ſchnell wieder in die Intriguenkomödie einlenkten, wo ihr Nationalcharakter thätig mitwirkte, und deshalb etwas Eigenes zu Tage gefördert wurde. Die Engländer haben außer ihrem Punch-Theater, oder der Volksbühne auch nichts Friſches, Eigenes gegeben, von den Italienern kann gar nicht die Rede ſein, und ſo haben wir in dieſen Friedensjahren in der That erlebt, daß ein ſo großes, kräftiges Inſtitut, wie die Bühne zu einem faſt widerwärtigen, läppiſchen — und dabei doch äußerſt koſtſpieligen Zeittödtungsmittel herabſank. Warum alſo dieſes Leben friſten wollen, warum nicht lieber die Thüre dieſes Tempels auf einige Zeit ſchließen, während die Thüren des Janustempels ſich öffnen.

Franziska fragte, wie ſie die Rolle der Phädra zu nehmen habe. Es iſt dies das Stück, ſetzte ſie hinzu, das uns zuerſt zuſammenführte, und ich habe mir in den Kopf geſetzt, daß ich gerade dieſe Rolle zu ſtudiren habe, und daß mir vorbehalten iſt, gerade auf dieſem Felde meine Lorbeern zu ärndten.

Nehmen Sie ſich in Acht, entgegnete Wilhelm, daß Sie ſich da nicht bitter täuſchen: die Phädra iſt ein zu koloſſales Bild antiker Leidenſchaft, als daß irgend eine, auch die begabteſte

Künſtlerin unſerer modernen Welt ſie völlig zur Erſcheinung zu bringen hoffen dürfte.

Ah — ich habe wohl ſchon etwas von dieſen Skrupeln geahnet, erwiederte Franziska.

Das will ich gerne glauben; denn der Unterſchied zwiſchen jener und unſrer Welt iſt zu grell in die Augen ſpringend, ſagte Wilhelm.

Dennoch! kann die Situation nicht auch bei uns vorkommen?

Sie kann's, allein wer von unſern Dichtern würde wagen ſie ſo zu ſchildern, als wir von den Alten wiſſen, daß ſie den Charakter der Phädra aufgefaßt. Leider ſind uns die Tragödien, die Sophokles und Euripides aus dieſem grandioſen Stoffe geſchaffen, verloren gegangen, allein, wir wiſſen aus den Schriften der Philoſophen und aus den Dogmen der Götterlehre, wie ſich die Poeten Schöpfungen dieſer Art bildeten. Es überſchritt die kühne Dichtung alles Maaß, die Leidenſchaft wurde geradezu Wahnſinn, und das konnte ein Publikum in Athen anſehen, daran ſich erfreuen, davon begeiſtert werden — wir würden uns ſchaudernd abwenden.

Aber Racine's Schöpfung — hub Franziska an.

Sprechen Sie mir nicht von Racine, rief Wilhelm, während ich von den Alten ſpreche. Ich wollte Ihnen nur damit ſagen, daß eine Phädra wie ſie die Bühne im Zeitalter des Pericles ſah, für uns nicht denkbar, geſchweige denn darſtellbar iſt. Es fehlt uns nicht an Einzelnem — nein, es fehlt uns geradezu an Allem. Wir haben weder den Boden, auf dem ein ſolches Gebäude aufgeführt werden mag, noch die Materialien, um es zuſammenzuſetzen. Es iſt eine grauſenvolle Gewitternacht, wo es um die Giebel uralter Göttertempel brauſet, und durch die Haine geweihter Prieſterſtätten mit grellen Blitzſcheinen leuchtet. Wir hören mitten im Sturmgeheul das Geſchrei der Stimmen, den wilden, zerriſſenen Choral der fliehenden Prieſter, und die helle Lohe, aus einer der Tempelhallen ſchlagend, beleuchtet die umſtürzenden Statuen der Götter. So iſt die Phädra. Wenn wir das Liebe, das Leidenſchaft nennen — gut, ich habe nichts dagegen, allein man ſoll nur nicht ſagen, daß wir es grade ſo täglich und ſtündlich in unſern kleinen Häuſern von Fachwerk, auf unſern Straßen mit Eiſenbahnen ſehen. Nein! Dem iſt nicht ſo. Ein Dichter unſrer Tage kann wohl in einer Stunde der Raſerei dieſe Glut nachempfinden, allein ſie ſchildern, oder gar unſern Verhältniſſen anpaſſen, das ſoll er wohl bleiben laſſen.

Franziska ſagte traurig. Was iſt dann zu thun? Da werde ich wohl davon bleiben müſſen.

Geben Sie immerhin das, was uns der feine und poetiſch warme Racine gegeben hat, entgegnete Wilhelm. Es iſt eine ſchwache Skizze, aber immer mit feſter Hand, mit einiger Keckheit und vielem Kunſtgeſchmack gegeben. Wenn wir ſchon dieſes Gebilde rein und ſchön erhalten, ſo iſt damit viel gethan. Racine hat, wie ein Dichter nicht anders kann, für ſeine Zeit gedichtet und Phädra iſt eine Franzöſin, aber eine große und kühne. Die junge Schauſpielerin, die der Abgott der Franzoſen iſt, und die wir damals in Brüſſel zu bewundern Gelegenheit hatten, giebt, bin ich überzeugt, grade das Vorbild wieder, das Racine vorgeſchwebt haben muß. In den Briefen, die Leclerc le jeune über Racine und ſeine Werke uns aufbehalten hat, iſt der Beweis zu finden, daß dem Dichter die ſceniſchen Auffaſſungen, wie er ſie ſelbſt ſah, lange nicht genügten, und daß er den zierlichen Frauen auf der Bühne einmal laut zugerufen haben ſoll: **Elle est folle!** Er wollte alſo haben, daß eine Wahnſinnige, eine Wüthende auf den Brettern erſcheine.

Aber ſo weit werde ich nie gehen — rief Franziska, und ich bin überzeugt, meine deutſchen Landsleute verlangen das auch gar nicht.

Und ſie haben recht; allein nur nicht das Gegentheil genommen, und aus der Phädra eine Art Iphigenie, eine kühne, beſonnene, räſonnirende Frau gemacht, die ſich in ihre Schleier wickelt und ſelbſt mit Anſtand und Würde zu ſterben weiß. Wir Deutſchen müſſen Muth zeigen, wenn wir mit ſolchen Gebilden heraustreten wollen; aus den Tiefen unſrer Bruſt müſſen wir die ſchöpferiſche Kraft herausbeſchwören, und die Flamme dann, ohne Rückſichten zu nehmen, auf das was jetzt gilt oder ehemals galt, leuchten laſſen. Aber dazu gehört wieder, wie ich ſchon vorhin ſagte, daß wir etwas Großes auf der Bühne der Welt erleben. Früher wird's nichts. Laſſen ſie nur einmal das Auge des Beobachters eine große, prächtige Geſtalt, eine Mutter, eine Geliebte, eine Tochter auf dem Schlachtfelde zuſammenbrechen ſehen an der aufgefundenen Leiche des vergötterten Mannes, und dieſes große, ſtiere Auge, dieſe urſprüngliche Bewegung wahnſinnigen Schmerzes belehrt und befruchtet unſre Phantaſie mehr, als dreißig Jahre anhaltenden Studiums an vergilbten Pergamenten alter Muſterbilder. Immer nur erzeugt Leben wieder Leben, das iſt ſo wahr, daß wer es läugnen wollte, die Kunſt vernichtete.

Franziska fragte ſchüchtern: Alſo war Ihnen meine Auffaſſung nicht recht?

Aufrichtig geſtanden, mein liebes Mädchen, entgegnete Wilhelm mit großer Sanftmuth, ich habe nichts geſpürt von dem was auf der Bühne ſich zutrug. Ich ſah nur Sie, das heißt, nicht Sie die Künſtlerin, ſondern Sie, die liebe, ſchöne Geſtalt, die ich mit Augen der Liebe in mein Herz zog, und mit Freudentaumel begrüßte. Aber ich verſpreche Ihnen, daß ich nächſtens, wo wieder dieſe berühmte und berüchtigte Tochter des Minos und der Paſiphaë über die Bretter geht, mit großer Aufmerkſamkeit ihrem Gange folgen werde. Iſt Ihnen dies Wort genügend?

Es muß wohl, rief Franziska lächelnd. Einſtweilen hat es damit noch Zeit, und Sie werden mich auf der kleinen deutſchen Bühne die mein Verwandter aufgerichtet hat, zu bekritteln Gelegenheit finden. Ich werde dort die Iphigenie darſtellen.

Iphigenie! rief Wilhelm plötzlich zerſtreut werdend. Es iſt ſchade, daß dieſes arme Mädchen ſo ſehr abhängig von ihrer Mutter iſt.

Von Clytemneſtra? ſagte Franziska.

Hm — Clytemneſtra? Ach, was ſagte ich da. Sie ſprachen von der Iphigenie Goethe's?

Und Sie von einer andern?

In der That — in dieſem Augenblicke — ja. Mir kam bei dem Namen eine junge Dame ins Gedächtniß, von der ich wohl wünſchte, daß Sie ſie ſähen. Aber davon ein andermal. Auf Goethe's Iphigenie zu kommen, will ich Ihnen nur bemerken, daß Sie für dieſe Rolle noch zu jung ſind. Die Prinzeſſin, die an die Küſte der Barbaren verſchleudert worden, und die daſelbſt mit einem ſo vornehmen Depit weilt, iſt kein ganz junges Mädchen mehr. Sie iſt mit ihren Erfahrungen, mit ihrem Kummer, ihren Erinnerungen weit in die Jahre hinein ſchon, das verhindert jedoch nicht, daß ſie noch ein ſehr liebenswürdiges und anziehendes Geſchöpf ſein kann.

Aber man wollte ſie eben den Achill als Braut zuführen.

Wohl — aber Achill nahm ſie — weil — weil er mußte, und ſie nahm ihn, weil ihre Eltern es ſo wollten. Da ſind keine Beweiſe für ihre Jugend und Liebenswürdigkeit darin enthalten. Und Diana entführte ſie, und ſie diente lange im Tempel der Göttin, und ſie diente in der Fremde und mit Kummer, und in der Einſamkeit — alles das erhält nicht eben jung und friſch. Goethe weiß das und er hat mit klugem Verſtändniß alles das in dies weibliche Herz hineingedichtet, was die reifenden Jahre Köſtliches bringen können einem edlen Weibe. Eine junge, hübſche Iphigenie wird leicht — wenn ſie mir dies unedle Wort erlauben — eine ſchnippiſche Iphigenie, ſie giebt mit Koketterie eines Mädchens in der Penſion dem alternden Arcas ihre abweiſende Antwort, und ſomit iſt die göttliche edle Prieſterin auf immer vor unſern Blicken entweiht. Iphigenie iſt das Weib, das nicht Liebe für einen Einzelnen, aber wohl Liebe für die ganze Menſchheit fühlt, eine heilige Natur voll Gottes- und Menſchenliebe. Das iſt etwas Anderes als ein kleines verliebtes Prinzeßchen, dem vor dem Geruch des Pelzwerkes der Barbarenkleider ekelt, und dem der König Arcas zu derbe und braune Fäuſte hat.

Franziska lächelte. Es iſt wahr, ſagte ſie; Iphigenie darf nicht jung gegeben werden.

Die innerliche Jugend hat ſie; rief Wilhelm. Wie denn eine ſchöne Seele nie alt wird. Wenn wir ſie aber mit äußerlichem Reize verſchwendriſch ausſtatten, ſo geben wir ihr was ihr nicht zukommt, und was ſie leicht entbehrt. Ich würde bei Darſtellung dieſer Rolle, die Goethe ſo recht für uns ins Deutſche übertragen, das heißt poetiſch nationaliſirt hat, eher rathen zu dem andern Extrem hinzuneigen, und ſie faſt matronenhaft zu geben, und ihr erſt als ſie von ihrer Jugend und Heimath mit den beiden Fremden ſpricht, als ſie von ihren Eltern und den Genoſſen froher Tage ſpricht, ein Erwachen gleichſam zu Jugend und Schönheit zu geben, und damit plötzlich die Zuſchauer zu überraſchen. Anfangs kann ſie, ſogar etwas gebeugt, in ihren Schleier gewickelt aufs Theater kommen, aber als ſie mit Oreſt ſpricht, ſchlägt ſie, wie ein befreiter Sommerfalter ihre Schleier zurück, und zeigt die noch junge, ſchöne Prieſterin. Alles an dieſem herrlichen Weſen, muß Inneres ſein: ſo wie ihr Herz glüht, iſt ſie jung, ſo wie der Kummer ſie beſchattet, ſinkt ſie in die Matronenſtellung zurück, und das Gebet am Altar ſpricht ſie leiſe und bebend, wie eine Wittwe, die Mann und Kinder ſchon begraben, und über das Grab ger und die ſchöne Fleur-de-lys, öfters wachen ſie auch Beide zuſammen, und es iſt vielleicht Discretion von Tulipan, daß er die Augen ſchließt und nicht bemerkt, wie ihre Hände ſich begegnen, wenn ſie Beide zugleich nach der Medicamentflaſche greifen, und wie Roger ihr Vorwürfe macht, daß ſie die rechte Zeit verſäumt, während ſie ſich erröthend entſchuldigt und über dieſe Entſchuldigung nun wirklich den Kranken ſchmachten läßt. Eines Morgens faßt er den Muth und begleitet ſie ins nahe Dorf. Er führt ihren Eſel am Zügel, auf dem ſie mit ihren Körben und Töpfen beladen thront; ſo ziehen ſie durch das Thal von Vaucluſe.

Das Thal von Vaucluſe! Berühmtes Thal, gefeiert durch die Seufzer einer eben ſo edlen als heftigen Liebe, denkwürdig durch die Grauſamkeit einer unerbittlichen Schönen. Heiliges Aſyl, wo die verlaſſene Liebe ſich hinflüchtet, wenn in ihrem Herzen der Glaube an eine unhinaus die ſtarren Blicke ſendet. Es iſt ihr Alles und Jedes gegenwärtig, ſie ſieht in die weiteſte Ferne, und das Geſchick der Sterblichen, die alte Grauſamkeit und Härte der Götter, das Unvermeidliche des Untergangs ganzer blühender Geſchlechter, geht an ihrem Blicke vorüber. Sie iſt nicht demüthig; ſie ſagt ſich nur kühn und beſonnen: ſo iſts! Darum hoffe nichts vom Himmel, ſondern erwarte alles von dir ſelbſt. Sie ſehen, liebe Franzis, ein ganz junges Mädchen kann nicht das und nicht in dieſer Weiſe uns geben. Wo ſoll ſie's auch herhaben, das will erfahren ſein! und Goethe ſagt anderswo ſelbſt: „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte, auf ſeinem Lager weinend ſaß — der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“

Oh! rief Franziska und hielt ſich beide Hände vor die Augen gepreßt, ſo wird uns denn überall und überall zugerufen, daß wir ſelbſt weinen, ſelbſt troſtlos und verlaſſen ſein ſollen um die Glücklichen zu rühren. Dieſe Glücklichen, die ewig triumphiren, die ſich an dem blutgenährten Bilde unſrer Kunſt erfreuen, und dann ſeitwärts blicken, lächeln, und uns vergeſſen. Unterdeſſen liegen wir in Krämpfen, und winden uns unter dem

Drange unſrer Schmerzen, die wir heraufbeſchworen, um eine frivole Welt auf wenige Sekunden zu beluſtigen.

Franziska! —

Ja, ja — ſo iſts. Warum ſich's verhehlen? Sie hielt ihre Thränen nicht weiter zurück und Wilhelm ſah ſtaunend und bekümmert welche Wendung dieſes anfangs ſo ſtille und heitre Geſprächsthema genommen. Er ſagte nach einer Pauſe: Die Kunſt tröſtet, ſie richtet auf. —

Nein, nein! rief Franziska ſchneidend: ſie mordet, ſie drückt nieder, ſie iſt der ſchöngeſchliffene Dolch, den wir uns in die Bruſt ſtoßen. Aber meinethalben, wenn ich nun ſo, und nicht anders ſterben will, wer kann etwas dagegen haben? Ich gebe ſo oft und ſo treu den Wahnſinn auf der Bühne, bis ich den wahren, ächten, unverfälſchten herbeigelockt habe, und der mich dann umfängt; ich winde mich ſo oft und ſo lange in täuſchendem Liebesgram auf der Bühne herum, bis der wirkliche Tod kommt und mein Herz bricht, und ſo zur Ruhe bringt. Ich kann es nie denken, wie ich als Julia aus dem Fläſchchen ſo lange nur ſchuldloſe Limonde ſchlürfe, bis endlich — Gott weiß es durch welche Hand hineingetröpfelt, wirkliches Gift darin entdecke.

Das iſt Frevel und Tollheit! rief Wilhelm entrüſtet, und hierüber weiter zu ſprechen ziemt mir nicht. Er ſtand auf, und entfernte ſich verſtimmt. Franziska wollte ihn zurückrufen, allein die Stimme erſtarb auf ihren Lippen.

V.

Wir könnten noch Manches über die Bühnenkunſt, und über einzelne dahin ſchlagende Gegenſtände ſagen, allein wir ſcheuen uns eine Erzählung, die gemacht iſt um das Gefühl zu beſchäftigen und der Einbildungskraft Nahrung zu geben, mit dem Ballaſt kritiſcher Betrachtungen und äſthetiſcher Urtheile zu beſchweren. Es ſei darum mit dem Gegebenen genug und nur ſpäter noch einmal wo uns die Perſönlichkeit der jungen Schauſpielerin gradezu auf dieſen Gegenſtand leitet, werden wir noch etwas über das Theater und einzelne Rollenauffaſſungen vorbringen. Wilhelm ſah jetzt ſeine zärtliche, ſchwärmeriſche Freundin ſehr oft auf der kleinen Privatſchaubühne auftreten, die in dem Hauſe des deutſchen Banquiers einen der Hauptbeſtandtheile der geſelligen, von dem Kreiſe ſeiner Bekannten und Freunde ſehr geſuchten Unterhaltung bildete.

An einem Abende, wo von Emilie Galotti die Rede geweſen war und dann von Louiſe Miller in Schillers „Cabale und Liebe“, brachte Franziska, nachdem ſie lange in den Schubfächern ihres kleinen Wandſchränkchens geſucht, ein ſauber zuſammengeknüpftes Bündelchen Briefe hervor, die ſie Wilhelm übergab. Leſen Sie ſie, und denken Sie dabei an allerlei in Natur- und Menſchenleben, ſagte ſie. Von wem ſind dieſe Briefe? fragte Wilhelm. Das ſag ich nicht, entgegnete ſie; es iſt auch gar nicht nöthig es zu wiſſen; es ſind nun eben Liebesbriefe; ſie führen die uralte Ueberſchrift: „Sie an Ihn“. Dagegen kann Niemand etwas haben, und die aller unverſchämteſte Neugier muß zugeben, daß damit alles geſagt iſt, was zu ſagen war. Sie brauchen nicht in mich zu dringen, Sie erfahren nichts; ich ſage Ihnen nicht einmal ob die Briefe nicht ſchon irgendwie und irgendwo ihre Miſſion erfüllt, ob das Paar, das hier ſeine Glut und Wonne niederlegte, nicht ſchon längſt unterm Hügel ruht; es könnte aber auch ſein, daß die Hand, die ſie ſchrieb, noch gegenwärtig von lebendigem Pulſe durchklopft wird. Es kann alles ſein und es kann nichts ſein; das heißt es kann nur ein Spiel der blüthen- und blätterreichen Einbildungskraft ſein, die ſich Lauben wölbt, um darin zu träumen. Aber leſen müſſen Sie. Wilhelm verſprach es, und als er zu Hauſe war, ſchlug er die feinen Blätter auseinander und las:

Sie an Ihn.

O Du lieber Mann, was haſt Du für eine gute Art zu ſchelten! Es iſt ſo etwas Herzliches darin, daß ich es abſichtlich auf ein Scheltwort von Dir anlegen werde. Du biſt ein ganzer Mann, ein Gott und ſein Weib liebender Mann; mein All, All — Alles biſt Du. Ich leſe Deinen Brief und ſchreib an Dich beinahe alles zuſammen — was kann aber die Liebe nicht. Du ſchilſt daß ich durch Nähen und Stricken mir den Finger wund gemacht. Soll ich denn die Hand in den Schooß legen? Da würd eine Närrin aus mir werden, obgleich ich jetzt Dein Weib bin. Was Klügeres kann kein Mädchen in der ganzen weit und breiten Welt ſein, als Dein Weib. Der Finger iſt auch wohl behalten und heil, und ſieht aus wie — neu, hätte ich bald geſchrieben —

wie zuvor. Er hat keinen ſchwarzen Verband mehr, die Trauer iſt ſchon geſtern abgelegt. Was willſt Du mehr? Faſt wünſcht' ich Du möchteſt noch mehr wollen, damit Du ſchelten könnteſt. Die Muſik war bei der Fingertrauer nicht verboten, und ich kann Abends, wenn Du kommſt, Dir noch Deine Lieblingslieder ſingen. Mein Bruder wundert ſich über meine raſchen Fortſchritte in der Muſik; der gute Mann weiß nicht, daß ich in die Schule der Liebe gehe. Gott im Himmel, und Dich in der Welt! Wie kann ich Gott lieben, den ich nicht ſehe, wenn ich Dich nicht lieben ſollte, den ich ſehe. Ich liebe Gott in Dir. Es iſt unausſprechlich, wie ich Dich liebe. Du biſt Gottes Bote an mich. Gott gab mir Dich. Meine Seele iſt Dein, und unſer Beider Seelen ſind Gottes. Iſt's denn Sünde, ſo zu lieben, wie wir lieben? und liebt nicht Gott unſre Liebe. Je frömmer ich bin, um ſo inbrünſtiger denke ich an Dich. In der Kirche hör' ich Deine Stimme unter Hundert, und ich ſinge ſchnell mit, damit unſre Stimmen beide zuſammen zu Gott kommen. Aus der ganzen Fülle meines Herzens bin ich Dir gut. Bin ich nicht Dein Weib, Dein treues Weib, Du Einziger? Sag' es mir tauſendmal, und wieder tauſendmal, daß Du mein Mann, und ich Dein Weib ſei. Das lernt man immer ſchöner ausſprechen, je öfterer man es ausſpricht. Wenn Du es ſagſt, iſt mir himmliſche Muſik — nur leider haſt Du es noch nie geſagt. Ich liebe Deine Seele, und Du die meinige. Du biſt der Mann meiner Seele, und ich das Weib Deiner Seele: ſonſt könnten auch die Engel mit uns nichts mehr zu ſchaffen haben. Leb' wohl —

Nachſchrift: Warum haſt Du Deinen letzten Brief ſo weitläufig geſchrieben? Wenn Du mir ſo gut nicht wärſt, als ich weiß, daß Du es biſt, würde ich mir Gedanken machen. Weiß ich es nicht: „Je kälter, deſto weitläufiger, wenn man Briefe ſchreibt.“ Wer liebt, ſpringt immer über die Schnur. Er kennt nicht Maaß und Schranke. Aber ſo biſt Du! auch Deine Finger ſiehſt Du nicht, allein die meinigen ſollen nicht trauern. Könnt' ich denn nicht Dich und mich lieben, wenn auch unſre zwanzig Finger zuſammengenommen in tiefer Trauer wären. Ich komme immer auf das Vorige. Wer war es denn, der da ſagte, die Natur liebt eben die Finger nicht übertrieben und krankhaft weiß: rothe Wangen, ſtarke Hände, in denen geſundes Blut durchſcheint, iſt Naturuniform;

wer war es? Das nenn' ich — ich nenn' es — ſchelten! Grüße alle Deine Finger von mir — ſie ſind meine Finger. Du biſt ganz mein — ich ganz Dein! Wir ſind eins.

Sie an Ihn.

Ich ſpielte geſtern die Prinzeſſin. Ich weiß doch auch, wie es einer Prinzeſſin zu Muthe iſt; allein ich tauſch nicht mit der Königin Eliſabeth, da ich Dich habe, und Du nicht mit Alexander dem Großen, da Du mich haſt. Außer der Liebe, das fühl' ich, iſt Alles Poſſe und Thorheit in der Welt. Du haſt ganz Recht, die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz, allein gegen die Menſchlichkeit nicht. Sie ſchränkt das Herz ein, allein ſie erweitert es auch. Eines liebt nur Eins wie Mann und Weib, alle Menſchen aber wie Schweſter und Bruder. Einen Liebenden kann, glaub' ich, Jedermann betrügen, er hält Alles für ehrlich, was ihm begegnet; die Liebe iſt ſtark Getränk für die Seele, ſie berauſcht ſich in ihr. Du haſt mir geſtern geſchrieben, daß ich Deine Buchſtaben nachmache, und daß ſie mit der Zeit grade ſo wie die Deinen ſein würden. Lieber Mann, ich leg' es nicht darauf an, ich mache ſie nicht nach, es kommt von ſelbſt, ungeſucht: ich leſe Deine

Briefe mir ins Herz und in die Hand. Wenn Du morgen zu mir kommen willſt, komm' um vier, von vier bis ſieben ſind nur drei Stunden, um ſieben geh' ich ins Theater. Ich habe Dir viel von der Liebe zu ſagen, auf die mich Dein Brief gebracht hat. So etwas muß man ſich raſch hintereinanderweg ſagen: ſchreibt man, ſo iſt's, als ſendete man getrocknete Blumen, da doch rings der Frühling blüht. Ich denke, die Liebe iſt noch das Einzige, was in der Welt von dem Stande der Unſchuld und von der Zeit, da ſie aus des lieben Gottes Hand kam, übrig iſt! Und, du lieber Gott, bei alledem glaub' ich, daß in dieſer volkreichen Stadt nicht drei Paare ſind, die ſich lieben wie wir — was ſag' ich, vielleicht nicht in der ganzen Welt. Du wirſt über Vieles lachen, was ich mir in den Kopf geſetzt, für Vieles wirſt Du mich aber küſſen. Ich hab' ſchon immer gedacht, ihr Männer könnt nimmer ſo zärtlich ſein, wie wir: hörſt Du? wie wir! Wo ich Alles hernehme, was ich ſchreibe, mußt Du beſſer wiſſen als ich, denn wahrlich, wenn ich mich an's Papier ſetze, weiß ich kein Wort. Morgen von vier bis ſieben. Ich würd' nicht eine Silbe an Dich ſchreiben, wenn Du es nicht ſo wollteſt, aber Du müßteſt wandelbare Treue wankend wird. Welch ein Moment war das, als ſich die Thore der Kathedrale der heiligen Clara öffneten und Donna Laura hervortrat, zum erſten Male mit dem zündenden Strahle ihrer himmliſchen Augen an das Herz Franz Petrarca's rührend. Wie dankbar muß die Welt für dieſen Moment der Begegnung ſein, welche Fülle zärtlichen Schmerzes, ewiger Sehnſucht, berauſchender Liebesglut goß dieſer einzige Strahl über alle Zeiten aus! Franz Petrarca, verbannt durch die Strenge der ſchönen Laura, barg ſich in dem Thale von Vaucluſe.

Durch dieſes Thal bewegt ſich nun der beſcheidene Zug unſeres Liebespaares. Sie ſchweigend mit niedergeſenkten Augen, er mit feurigen und zärtlichen Blicken jeden ihrer Reize, jede ihrer Bewegungen, ihrer Mienen beobachtend. Eine Blume am Wege, ein ferner Berg, ein bunter Vogel, der vorbeiflattert, ſind die Gegenſtände ihrer Betrachtungen. Die Liebe bedarf deren ohne Ende und Ziel an mich ſchreiben, ſonſt wüßt' ich nicht, was ich anfinge. Ich find' in keinem Buche das, was ich in Deinen Briefen finde; was Du aber in den meinen findeſt, kann nicht viel ſein.

Nachſchrift. Komm' ja um vier. Mich ärgert, daß ich Alles ſo voll geſchrieben habe; ich möcht' Dich gerne noch einmal, und noch einmal bitten, um vier.

Sie an Ihn.

Sie an Ihn! Dieſe Erfindung macht mir Ehre. Du und ich — ich und Du. Mehr iſt für uns nichts in der Welt. Mir kommt's wenigſtens ſo vor. Es geht Dir mit meinen Sachen, wie mir mit den Deinen, ich könnt' nicht leben, wenn ich nicht 'was von Dir bei mir trüge. Ich ſehe das als ein Pfand an, daß Du mit einem Kuſſe auslöſen ſollſt. Den letzten Brief trage ich immer im Buſen, bis ihn der folgende ablöſet; Dein Tuch kann ich in der Hand halten und küſſen, und mich damit vor aller Welt Augen freuen, das kann ich mit Deinen Briefen nicht, darum iſt mir das Tuch lieber. Mein Tuch und meine Feder, mein Gedenkbuch und mein Spitzenkragen, die Du nicht berührt haſt, ſind mir alle wie ungetaufte

Heiden; was Du angefaßt haſt, iſt mir eingeſegnet und eingeweiht. Es giebt Liebesleute, die ſich einander Blumen ſchenken, allein wer da weiß, wie eine Blume nur ſchön iſt, wenn man ſie an der Wurzel ſieht, pflückt keine ab, denn ſie machen ihm nur Trauer; am allerwenigſten ſchickt er dergleichen ſeiner Liebe. Oder iſt ein ſolches Blumengeſchenk ein Bild jener Liebe, die auch bald dahin ſtirbt? Daß Du mir ja keine neue Feder mehr ſchickeſt! Hörſt Du! ich will keine, mit der Du nicht ſchon geſchrieben und die Du gleichſam in Gang gebracht.

Sie an Ihn.

Geſtern, lieber Mann meiner Seele, Einziger! hab' ich den Geburtstag unſrer Liebe gefeiert. Im Buche der Lebendigen, das vor Gottes Thron liegt, ſind wir gewiß von Anbeginn in einer Reihe zuſammengeſchrieben. Ich zittre und freue mich. Es ſchaudert mich, und ich bin entzückt, da ich an das zurückdenke, was geſtern neu geboren ward. Der erſte Kuß, und mit ihm der Schwur: Ewig mein! Ich hab' meinen Schutzengel inſtändigſt gebeten, es Dir dringend einzuflößen, was ich geſtern empfunden habe. Es iſt unbeſchreiblich! Denkſt Du noch an frühere Tage zurück? Unſre

Augen waren die erſten bekannten, ſie waren immer zuſammen, wenn ſie ſich nur irgendwie erreichen konnten. Ehe man ſich liebt, iſt das Auge eine Sonne, aber eine mit Wolken bedeckte. Die Liebe ſteckt das Auge an, zuvor iſt's eine unangezündete Kerze. Kaum brennt's, ſo iſt auch ſogleich der ganze Menſch helle. Alles ſtufenweiſe in der Liebe! Nach dem Blick eine Berührung. Ich denke noch oft daran, wenn ſich unſre Finger berührten, da Du mir etwas reichteſt, oder ich Dir — die Funken ſprühten bis in die Seele, ſo oft wir auf dieſe Weiſe Feuer anſchlugen. Und da ich Dein Glas nahm, wie aus Verſehen, und Du das meinige, und da ich mit gutem Bedacht eben an die Stelle anſetzte, wo Du getrunken, Himmel! was trank ich! ich trank Dich! ich war von Dir trunken, und mein ganzes Blut war davon entzündet. Endlich das hohe Feſt, deſſen Jahrestag geſtern war. Sprachen wir an jenem Abende, oder ſprachen wir nicht? Ich glaube: nein! Sprache und Liebe ſtehen nicht ſonderlich mit einander, das hab' ich ſchon erfahren: die Sprache iſt ein ungetreuer, unzuverläſſiger Diener. Gott, wie Du mich küßteſt! und drei Blüthen fielen von dem Baume, unter dem wir ſaßen, die Blüthen, um dieſen Ort zu heiligen, und die Nachtigall ſchlug, und Alles dies ſahen wir und hörten wir nur halb, bis wir uns von dem Kuß erholt hatten. O Mann, lieber Mann, welch ein Feſt! Wie hab' ich zu Gott gebetet, daß er mit unſrer Liebe ſei! er, der die Liebe iſt, mit der unſrigen! Ich weiß und höre das „Ja“, das wir ſtammelnd vor ſeinem Angeſicht ablegten, die Sonne beſchien es, der Altar war mit Blumen bekränzt, die untereinander ſo ſchön zuſammenſtanden, als wären auch ſie, wie wir, Vermählte. Man muß Gott mehr lieben wie die Menſchen — ich hab' ſehr, ſehr für Dich gebetet. Ich bin Deinetwegen beim lieben Gott Sturm gelaufen; laut, laut ſchrie ich: Gott, ſei mit ihm, mit ihm! Wie ich froh bin, Mann meiner Seele, das wird Dir mein Schutzgeiſt ſagen, er hat Dich gewiß ſchon heute mehr als einmal beſucht und es Dir erzählt. Mir iſt es ſehr, ſehr angenehm, an den Tod zu denken. Und Dir? Gott ſegne und behüte Dich in all' — all' Ewigkeit — Amen!

An der einen Seite:

Heut gewiß ein Brief von Dir. Es iſt Geburtstag. Die Briefe werden ſich begegnen; iſt der Deine noch nicht abgeſchickt, laß ihn den meinigen küſſen, ich ſpür's in der Ferne, denn eh' die Brieſchen einmal, wenn wir zuſammenkommen, auch zuſammenkommen und ſich paaren, wird's noch eine Zeit dauern. An dem Gedächtnißtage unſrer Liebe, und ſpäter an unſrer ſilbernen Hochzeit, wollen wir ſie zuſammenlegen. Eben denk' ich daran, wie furchtſam unſer erſter Kuß war, und dann wie viel beherzter der zweite: es war, als hätteſt Du mir das Auge austrinken wollen, als Du es küßteſt. Das iſt aber wohl eigentlich nicht paſſend zu ſchreiben? Da es aber einmal daſteht — ausſtreichen thu' ich's nicht; ſchon der Landpfleger Pilatus ſagte: Was ich geſchrieben hab', hab' ich geſchrieben. Der wollte auch nicht ausſtreichen.

Sie an Ihn.

Ich habe zum erſten Male einen Menſchen ſterben geſehen — meine Mutter. Nun würde folgen ſelbſt zu ſterben, und das Entſetzlichſte, von Deinem Tode zu hören. Denn Dich ſterben ſehen, wäre unmöglich. Lieber Mann, Alles auf einmal! Du willſt auf einige Zeit verreiſen, meine Mutter iſt ſchon verreiſet — Du kommſt wieder, allein meine Mutter nicht mehr. Du weißt, wie ich ſie geliebt habe, und wie ſehr ich Grund dazu gehabt. Wenn wir zu unſerem Briefwechſel einen Vertrauten nöthig gehabt, wäre ſie es geweſen. Ein Mädchen kann zur Vertrauten in der Liebe Niemand anders als eine Mutter nehmen — allenfalls einen Bruder. Wie wird's jetzt werden, da Du unſre Liebe meinem Bruder nicht entdecken willſt? Du ſchreibſt, er iſt ein guter Junge, nur iſt er das in die Fluchtſchlagen gewohnt. Wer Geheimniſſe bewahren will, muß das Siegen gewohnt ſein. Wir armen Leutchen, jetzt ſchreiben wir einander und tragen die Briefe ſelbſt an Ort und Stelle. Wenn Du aber drüben im Garten wohnen wirſt, wie werde ich Dir da meine Briefe im Buche über die Mauer reichen, oder auf dieſe, oder jene Stätte legen, welche der liebe Gott lediglich unſrer Briefe wegen ſo dick mit Gras bewachſen ließ, um unſer Geheimniß zu decken. O Gott, wenn ich an Deine Abreiſe denke, iſt's mir ſo, als wenn ich meine Mutter ſterben ſähe, und doch weiß ich ja, daß Du wieder kommen wirſt. Du mußt auf die Univerſität, das haſt Du mir bewieſen, alſo geh' hin. Ich werde Dir noch viel, viel mitgeben, damit Du Dich meiner erinnern kannſt. — Dein Oheim hat Deine Hände, als wenn ich ſie ſähe. Wie werd' ich auf ſie blicken, ſelbſt wenn er mir die Hand im Beichtſtuhl auflegen wird, ſelbſt da werde ich an Deine Hand denken. Das iſt keine neue Sünde — es iſt die alte. Und all' die Stellen, wo Du gingſt, wo Du kamſt — ich werde ſie behalten und beſuchen; ich werde genau wiſſen, wo ich Deine Gefangene ward, und wo unſre Augen einen Bund machten. Bedenke, daß ich den Ort vor allen Dingen nicht vergeſſen darf, wo wir unter dem großen Fliederbuſch Concert machten, Du die Flöte, ich ſingend, wo Du mich zuſammennahmſt, und mich küßteſt, und wo ich Dir mit einem beſcheidenen Kuß für einen heftigen dankte — wo wir uns freuten, daß es Frühling geworden, und das erſte Veilchen, die erſte gelbe Blume, den erſten Schmetterling bewillkommneten. Was weine ich, Thörin, Du gehſt hin, um beſtändig bei mir zu ſein, um Stroh zum Neſtlein für uns zu holen. Flieg' denn aus, find' bald Dein Stroh, und denk', daß Deine Sie auf Dich wie eine von den klugen Jungfrauen wartet. Schick' mir dann und wann eine Taube mit einem Oelzweig. Wir müſſen's noch verabreden, wie wir es mit den Briefen halten wollen. Ich kann Dir nicht ſagen, wie mir iſt! So bang' — ſo bang'! So ſind wir Menſchen! Wer ſtirbt gern, wenn er gleich weiß, daß er dadurch zum ewigen Leben kommen ſoll; — das letzte iſt gewiß. Leute, die recht ſehr fromm ſind, müſſen hier ſchon wie dort ſein. Sie ſtudieren gleichſam die himmliſche Geographie, und ſind im Himmel ſo zu Hauſe, wie ich in Gedanken es auf all' den Univerſitäten ſein werde, auf denen Du grade ſtudierſt. Wer ſtirbt aber gerne? Wieder auf meine Mutter zu kommen, ſo wiſſe denn, lieber Freund, daß ich ihr, kurz bevor ſie ſtarb, unſer Liebesgeheimniß entdeckt habe. Ich zitterte vor der Minute, da es heißen ſollte: es iſt vollbracht. Nachdem ich ihr aber das Geheimniß geſagt, war mir bang' für ihre Beſſerung. Iſt's nicht gut, daß ich ihr's geſagt habe? Sie hätt's doch im Himmel erfahren, und dann hätte ſie Urſach' gehabt, es mir zu verdenken, wenn dies Wort im Himmel nicht verboten iſt. Was weiß ich — ich dachte eben, es wäre Unrecht, ſie ohne dies Geheimniß ſterben zu laſſen. O mein Geliebter, welch einen Segen hat ſie über uns ausgeſprochen! Sie war ſchon lange wie todt, hatte lange ſprachlos gelegen, da ich ihr aber unſre Liebe erzählte, bekam ſie ihre Sprache wieder. Sie nannte Dich „Sohn"; das hätte ſie meines Vaters, meines Bruders, meiner Schweſter wegen in dieſer Welt nicht das Herz gehabt; ſie fühlt' aber, wer ſie war, ſie fühlte ihre Beförderung zum Engel. Sohn! Sohn! Sohn! ſprach ſie, als ob ſie ſich dabei etwas zu gut thäte, und blieb im Segnen. Gewiß hat ſie's mit himmliſchen Worten fortgeſetzt, was ſie mit irdiſchen angefangen, und was ſie mit Schwachheit begann, hat ſie geendigt mit Kraft. Gott ſchenke ihr die Ruhe der Auserwählten. Auf ihrem Grabe will ich oft Rath holen, wenn ich in Deiner Abweſenheit deſſen bedarf. Du mußt mit mir dahin wallfahren und dies Grab ſehen — ſo ſchwarz, ſo unbegraſet, ſo unbeblümt es iſt. O Lieber! mir iſt ſo — ſo — rings um's Herz, als wenn ich der Mutter bald folgen ſollte — und hätte ich Dich nicht — wie gern, wie gern käme ich zu ihr hinüber.

Du ſchreibſt mir, „ſchone Dich! ich weiß, Du biſt in Dein Leben nicht verliebt — ſchone Dich meinetwegen!“ Wohlan denn, Geliebter! Deinetwegen! Deinetwegen will ich leben, leiden und ſterben.

Geſtern, als ich Dich zum letzten Male — o wie iſt nur dies Wort „zum letzten Male“ mir in die Feder gefloſſen! — ſah, ſtandeſt Du in der

Sonne. Sie beſchien Dein edles Angeſicht. Sanft und zurückhaltend war ihr Strahl, ſo als wenn Gott mit Menſchen ſpricht. Da dacht' ich Sonn' und Mond ſind Mann und Weib. Da ſah ich uns Beid' im Himmel, Dich in Sonn', mich in Mond gekleidet. Ich weiß nicht, wie mir war! mir kam es ſo vor, als ſtürbe ich bald, und meine Mutter hielt ein Mondgewand in der Hand, zog mir das Sterbehemde aus und kleidete mich himmliſch ein. Ich war außer mir! Das allein hab' ich behalten, daß es ſelig wäre, ſelig, ſelig -- zu ſterben — aber nur wenn Du mit ſtürbeſt! — Ich finde auf dem ganzen Briefe kein Plätzchen mehr; es iſt Alles zum Brechen und Biegen vollgeſchrieben. Ha! da iſt noch ein Zipfelchen: es ſoll roth darauf ſtehen, daß ich Dich lieb' —

Hiermit endeten die Briefe, die Wilhelm las und nochmals las. Er wußte nicht, wie er mit der Schreiberin dieſer zugleich kindlichen und feurigen Zeilen daran war, wie er ſie benennen und wo er ſie ſuchen ſollte. Anfangs hatte er die Ueberzeugung gefaßt, Franziska hätte ſie ſelbſt geſchrieben, und es wurde ihm plötzlich ganz eng nicht große und gewaltige, die einfachſten und geringſten Dinge erhalten unſchätzbaren Werth in ihrem Munde. Aber nicht immer geht Roger ſchweigend neben der ſchönen Fleur-de-lys, und wenn er ſpricht, dreht ſich die Unterhaltung nicht immer um Berge, Vögel und Blumen; er erzählt ihr von ſeinen Wanderungen, von ſeinem Vaterlande, von der ſchönen Inſel Cypern und vom Hofe zu Famaguſta. Seine kleine Zuhörerin vergißt bei dieſen ſchönen Geſchichten ihren Eſel anzutreiben, der dieſe Zerſtreuungen auf ſeine Weiſe benutzt, um ſeinen unerſchöpflichen Appetit zu ſtillen. Wahrlich, ein verliebter Dichter, ein ſiebzehnjähriges Mädchen und ein hungriger Eſel ſind alle drei ſchlechte Reiſende, ſie kommen alle drei nicht von der Stelle, weil alle drei andere Dinge im Kopfe haben als ſie haben ſollen.

Roger hätte nicht die Gewandtheit und den Scharfſinn beſitzen müſſen, den ihm ſeine Freunum's Herz, wenn er ſich dachte, daß das Mädchen in ihrem phantaſtiſchen Uebermuth, in ihrer oft launenhaften Leidenſchaftlichkeit ihm ſich auf dieſe Weiſe entdecken wolle, indem ſie Briefe, die ſie an ihn geſchrieben, aber nicht abzuſenden den Muth gehabt, jetzt, gleichſam in Verzweiflung, weil er doch einmal erfahren müſſe, was ihm nicht zu verbergen ſei, in vollſtändiger Sammlung, als angehäufte Dokumente ihrer thörichten und kummervollen Stunden in den Schooß geſchüttet. Aber die ſcharf ausgeprägten Beziehungen in den Briefen ließen ihn bald eines andern Glaubens werden. Die Schreiberin mußte ihre eignen Geſchicke gezeichnet haben. Jetzt beſann er ſich, von Alfred gehört zu haben, daß eine ältere Schweſter Franziska's an einer unglücklich ſich endenden Liebe frühzeitig geſtorben ſei. Jetzt war das Räthſel gelöst. Franziska hatte ſich mit dieſen Briefen getragen, ſie hatte ſich in dieſen verklungenen Schmerz hineingeleſen und gelebt, und die Schmerzen und Freuden der Schweſter waren in dem bewegten Seelenzuſtand, in welchem ſie ſich befand, ihre eignen geworden. Als Wilhelm bei ſeinem nächſten Beſuche, wo er die Briefe wieder zurückgab, dieſe Vermuthungen ausſprach, rief ſie lebhaft:

Sie mögen immerhin das Rechte getroffen haben; allein was thut das zur Sache? Ich habe Ihnen dieſe Vermächtniſſe nur aus dem Grunde anvertraut, um mit Ihnen über den Charakter der Auffaſſungen von Liebeszuſtänden zu ſprechen. Die Briefe ſelbſt gehen Sie und mich nichts an; ich habe ſie irgendwo abgeſchrieben. Wenn es Ihnen indeß bequem iſt, zu glauben, meine Schweſter habe ſie einſt geſchrieben, ſo will ich nicht dagegen ſein. Die Arme hatte allerdings ein ähnliches Schickſal. Sie wurde, nachdem ſie von ihrem Freunde treulos verlaſſen worden, Nonne, und ſtarb im Kloſter an der Auszehrung. Sie war ein einfaches, liebes Mädchen.

Franziska ging jetzt von den Briefen auf die Darſtellung von einigen Rollen über, die ſie in dieſen Tagen einſtudirte, ſo unter andern die Rolle des „Gretchens“ in Goethe's Fauſt. Wilhelm's Gemüth und Seele war jedoch durch die Briefe in eine ſo weiche, zärtliche, von Schmerzen wie von Blumengerüchen durchzogene Atmoſphäre verſetzt worden, daß er ſtundenlang hinträumte und ſich das arme Mädchen dachte, wie ſie an ihrem Geſchicke unterging. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß Roſamunde, ſo hieß Franziska's Schweſter, wenn ſie mit dieſem weichen, verführeriſchen, reinen und ſchuldloſen Herzen noch lebte, auf ihn eine unbeſiegbare Anziehungskraft ausgeübt hätte. Denn gerade dieſe Weichheit und Demuth fehlte Franziska, die in ihren Charakteranlagen ſtürmiſch und gebieteriſch war, die die Liebe nicht wie eine goldne, unverdiente Gabe mit Beſcheidenheit hinnahm, ſondern wie eine Berechtigung herriſch und leidenſchaftlich einforderte.

Von Neuem waren die Blumen und Früchte ſeiner eignen Liebesfrühlingszeit in ſeiner Seele betäubend wach geworden, und funkelnde Lichtſtrahlen fielen aufs Neue in die ſüße Dämmerung, die nach und nach ſich Platz gemacht. Er war wieder ganz Flamme und Leben. Es mußte ſich treffen, daß er gerade an dieſem Abend, wo der Geiſt der Briefe jede Fiber und jeden Nerv in ihm vibriren machte, in dem Salon der Gräfin, der Prinzeſſin Semiani begegnete.

VI.

Sie machte diesmal einen tiefen Eindruck auf ihn. War es nun, daß er ſie mit der Stimmung, die jetzt ſo allgewaltig in ihm lebte, ganz in anderer Weiſe anſah, oder daß die erneuerten Gerüchte, die ihm zugekommen waren, von ihrer baldigen Vermählung mit ihrem Vetter ſeine Aufmerkſamkeit auf ihre Erſcheinung geſpannt hatte, das Reſultat jedoch war entſchieden, daß er kaum den Blick von ihr wegzuwenden vermochte und daß ſein Ohr begierig jedes ihrer Aeußerungen in dem kleinen vertrauten, häuslichen Kreiſe auffing. Sie ſprach lebhaft und mit der naiven Raſchheit eines Kindes; was ſie ſagte, war jedoch nicht unreif, nicht leichthin, es drückte ſich ein ſeltnes Beobachtungstalent, eine Gabe heiterer, harmloſer Satyre in ihren kleinen Skizzen und Schilderungen aus. Ihre Begleiterin betrachtete ſie, wenn ſie ſprach, mit einem unverkennbaren Zug von froher Güte, von liebendem Stolze. Man konnte das dürre, ernſte, magre, faſt ſtörend häßliche Weſen nur in ſolchen Augenblicken leidlich finden, für gewöhnlich war Miß Harker eine unerträgliche Perſon, ein dragon de vertu, wie ſie mit Recht genannt zu werden verdiente. Sie ſaß, in ihre ſchwarzen, eng anſchließenden Gewänder gehüllt, immer ſteif und ſtarr mit einer nicht endenden Tapiſſerie-Arbeit beſchäftigt, unbeweglich auf ihrem Stuhle, und hatte, ſo ſchien es, nur Augen und Ohren, wenn ihr ſchöner Pflegling ſprach. Alles Uebrige, was um ſie her ſich ereignete, machte auf Miß Harker auch nicht den mindeſten Eindruck. Sie war die Verzweiflung Iphigeniens, die oft gegen Wilhelm äußerte: Wenn Miß Harker nicht wäre, ſo könne ihr der Frühling wirklich ſchön und die Welt in der That wohlgeordnet und lichtvoll erſcheinen; aber ſo wäre Alles vergeblich und umſonſt, und noch tauſendmal mehr Anſtrengungen wären vergeblich und umſonſt. Miß Harker ſchien mit Triumph dieſe Wirkung, die ſie auf ihre Umgebung äußerte wahrzunehmen: es war eine Art ſiegreicher Unerträglichkeit, ein bewußtes, ſtolzes Aushauchen unangenehmer Empfindungen und ſtörender Antipathieen. Zum erſten Male konnte man hier Jemanden ſehen, der glücklich war in dem Bewußtſein, daß er Niemand gefiel. Man wagte auch gar nicht, Miß Harker mit den gewöhnlichen kleinen Schmeicheleien des Salons zu kommen, man hatte das Gefühl, daß Alles doch umſonſt ſei, daß dieſe Miene, die da deutlich zeigte, wie gleichgültig ihr jedes geſprochene Wort um ſie her ſei, es mochte nun Dinge und Perſonen, welche es immer ſein mochte, betreffen, jede gefällige Aeußerung von ſich weiſen würde. Man war viel eher verſucht, Miß Harker irgend eine recht biſſige und pikante Impertinenz zu ſagen, in der Hoffnung, daß dadurch ihre beleidigende Starrheit gebrochen würde, allein die muthvollſten Angreiferinnen des Salons, die ſtärkſten Geiſter und die händelſüchtigſten Zuträgerinnen hatten dennoch nicht den Muth Miß Harker anzugreifen. Sie war unantaſtbar. Ohne Zweifel wußte ſie das. Auf Wilhelm übte dieſe Meduſe nicht völlig ihre verſteinernde Macht aus, er las aus den Zügen dieſes ſtrengen Antlitzes etwas heraus, was für ihn einen gewiſſen Reiz hatte, es war dies das Merkmal der Ehrlichkeit, und dieſes kleine Wahrzeichen verſöhnte ihn mit den ſtörenden und lähmenden Eigenſchaften der Dame, die auf ihn ebenſo wie auf die Andern ihre Macht ausübten. Vielleicht zeigte auch Miß Harker „eine kleine Neigung zum Wohlwollen“ gegen Wilhelm; wir ſagen, vielleicht, denn wer möchte in einer ſo ſchwierigen und zarten Angelegenheit Richter ſein. Gewiß war es, daß während des Winters, und während man ſich die Woche einmal, öfters ſogar mehrmals ſah, Miß Harker zweimal das Wort unaufgefordert an Wilhelm gerichtet hatte; dies war ein in den Annalen der Geſchichte von Miß Harker’s „Umgang mit Männern“ noch unerhörter Fall. Zwar hatte ſie ihn das erſte Mal nur gefragt, ob er ſchon London geſehen, und das zweite Mal hatte ſie ihn aufgefordert, zu ſehen, ob ihr Wagen nicht ſchon angelangt ſei, allein es waren eben doch ſelbſtſtändige Anreden und ſie hatte beſtimmte Antworten darauf gerade von dieſem und keinem andern Herrn in der Geſellſchaft erwartet. Die Spaßvögel der Coterie waren auf Veranlaſſung dieſer zwei Fragen ſchon ſo weit gegangen, zu behaupten, Miß Harkers Herz werde zum erſten Mal von einer dunkeln, unbeſiegbaren und gefährlichen Leidenſchaft beherrſcht, die trotz aller angewandten Mittel der Selbſtüberwindung nicht mehr zu zähmen ſei und nun ſich in dieſen zwei Fragen Luft gemacht habe. Da ſeit dieſem Ausbruch der Vulkan unterdeſſen geſchwiegen, ſo ließ ſich Alles fürchten, daß er maſſenhafte Stoffe in ſeinem Innern anſammeln werde, und man machte ſich bereit, daß die nächſte Frage Miß Harker's an Wilhelm ſei, ob er ſie entführen wolle, und wenn die Hochzeit ſein ſolle.

Die Geſellſchaften bei der Gräfin gingen ihren Gang fort. Wilhelm war die letzte Zeit ſelten im Salon erſchienen, weil ihn Franziska mit ihren Darſtellungen und ſpäter zu kleinen vertraulichen Zuſammenkünften in Anſpruch nahm. Immer neue Gegenſtände des Intereſſes wußte die junge Schauſpielerin aufzubieten, um den Freund, den ſie nicht miſſen konnte, bei ſich feſtzuhalten. Man las zuſammen, man zergliederte einzelne Rollen, man beſuchte zuſammen in Geſellſchaft des Oheims und von deſſen Familie, wo eine Menge junger, lebhafter Töchter und Nichten ſich fanden, die Theater. Als Wilhelm eines Morgens bei der Gräfin erſchien, um die Damen zu einem ſchon lange beſprochenen Beſuch in die Säle der eben erſt eröffneten Kunſtausſtellung zu geleiten, fand er in dem kleinen, hellen und mit Luxus ausgeſtatteten Boudoir der Gräfin die Hausgenoſſenſchaft verſammelt, und wie es ſchien, eine Akademie errichtet. Es wurde gemalt, geleſen, muſicirt; und dabei ſchien die heitre Frühlingsſonne durch die hellfarbigen Seidenvorhänge und ſtreute bunte Lichter auf Tiſche und Möbel. Eines der Fenſter war halb verhüllt und hier hatte ſich ein junger Künſtler niedergelaſſen, ein Portraitmaler von Ruf, und die Prinzeſſin Semiani ſaß ihm in einer anmuthigen und bequemen Stellung. Die ſchöne, ſchlanke Geſtalt war in duftige weiße Gewänder gehüllt, und ein Bouquet glänzend friſcher Roſen und Penſées war in die Florwolke am Buſen eingedrückt. Hals und Schultern waren frei, nur ein kleiner Gaceſchleier von blaßgelber Farbe umſpielte die Rundung des Nackens. Das Köpfchen blickte ſo friſch, frei und anmuthig lächelnd vor ſich hin, daß das Auge entzückt und gefeſſelt von dieſem reizenden, ſo zauberiſch beleuchteten Bilde nicht wegzuwenden ſich vermochte. Zu ihrer Seite geſchmiegt, halb geſtützt auf die rothe Sammetlehne des Seſſels lehnte Iphigenie mit dem Buche, aus dem ſie las. Als Wilhelm eintrat, hatte das Leſen eben dem Singen weichen müſſen. Eine von Iphigeniens vielen Freundinnen trug eine ſentimentale Romanze vor, allein mit affektirtem und komiſchem Ausdruck, ſo daß ein lautes Lachen erſcholl, als Wilhelm eben die Thüre öffnete. Es wurden in einem ſchleppenden Tone eben die Worte geſungen: „Und er kommt, Thränen im Blick, mit Wangen bleich wie der Tod, um dem Gegenſtand ſeiner Liebe zu ſagen, daß er nach Paläſtina gehe, um dort die Heiden zu beſiegen und den Tod zu finden!“

Ach! rief Iphigenie, und warf lachend ihr Buch hin — da kommt er! Alſo nach Paläſtina, Herr von Ortberg? Nach Paläſtina? Das iſt zu arg; und von dieſer Miſſion haben Sie uns und Ihrer Dame bis jetzt kein Wort geſagt.

Die Muſik ſchwieg — Alles lachte.

Herr von Ortberg hat lange genug Zeit gebraucht, ſich auf ſeine Reiſe vorzubereiten, hub die Gräfin an, die auf dem Sopha im Halbdunkel der herabgelaſſenen Vorhänge ſaß, und neben ſich Frau von Berg hatte, er hat ſeine Freunde ſeit undenklichen Zeiten gemieden.

de zugeſtanden, wenn er nicht bald zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß der ehrliche Gascogner ſehr wenig Antheil an der Ehre hatte, die kleine Fleur-de-lys ins Daſein gerufen zu haben. Die ſchöne Suſette bewilligte dem gräflichen Troubadour vielleicht etwas mehr als einen Becher mit Milch. Iſt das ſo etwas Böſes? Muß man einen ganzen Liebeshof zuſammenrufen, um über dieſe Frage zu entſcheiden? Roger kalkulirte ganz richtig. Der Graf, ſagte er bei ſich, kannte die ſchöne Suſette, er trank bei ihr in heißen Sommerſtunden einen Becher Milch, der Graf war ein Dichter, alſo folglich verführeriſch für jedes Mädchen, das noch jung iſt, noch unbekannt mit der Welt und folglich ihr Herz eben ſo leicht wie einen Becher Milch verſchenkt, wenn man, ſie darum bittet. Liebenswürdige Charaktere! Leider werden ſie immer ſeltener, weil die Zahl Derer immer mehr anwächſt, die es lieben, an heißen Sommertagen einen Becher Milch zu

Und jetzt, da ich komme, ſagte der Miniſter ſcherzend, ſcheine ich zur unrechten Zeit zu erſcheinen. Man hat mich nicht erwartet.

Wir können nicht die Akademie beſuchen, hub Iphigenie an, weil wir ſelbſt eine haben.

Wilhelm warf einen Blick über die Schulter des Malers hinüber auf die eben begonnene und ſchon raſch vorrückende Zeichnung. Er zog ſich einen Stuhl heran und ſetzte ſich ſo, daß er die Graziengeſtalt des Originals und zugleich die Copie überſehen konnte. Die Gruppe vor dem Malertiſche des Künſtlers war reizend. Iphigeniens mehr gerundete Geſtalt, ihre ausgeprägteren Formen, das Dunkle ihres Haars und die mehr bräunliche Schattenfärbung des Colorits bildeten zuſammen mit den ſchwarzen, geiſtblitzenden Augen einen lebhaften Contraſt mit dem blonden Gelock und dem ſaftigen, farbenblühenden, blumenfriſchen Inkarnat des ſiebzehnjährigen, eben zur holdeſten Jungfräulichkeit gereiften Kindes. Die Eine dieſer Geſtalten konnte die üppige Poeſie des Südens, wie ſie ſich in Petrarka's Sonetten und in den ſchwungvollen und von einem raſchen Feuer glühenden Verſen Arioſt's kund giebt, verſinnlichen, die andre eine zarte Magie der Seelen verkörpern, wie ſie nur die Himmelsakkorde der Muſik, ſeltener die Poeſie, am ſeltenſten die Malerei wiederzugeben vermag. Dieſes himmliſche Auge voll Gottesreinheit und Seelenunſchuld war ein myſtiſches Symbol des Unausdeutbaren, Unerklärlichen, Göttlichen; man konnte in ihn ſtaunend blicken, entzückt und durchgeiſtigt ſtille ſtehen, allein man konnte nicht ſagen, warum es ſchön ſei, weshalb man es anbete. Wilhelm war wie in einen Taumel verſenkt, als er dieſes Auge ſah, es länger und immer länger anſah, und die Geiſter in ſeine Seele flattern ſpürte, die dieſem flüſſigen Kryſtall, in welchem eine Gottheit ihr Bild abgedrückt, entſchlüpften.

Er ſollte jetzt Rede ſtehen, wo er herkomme, welche politiſche Neuigkeiten es gebe, und er brachte zerſtreut und in Mißbehagen unzuſammenhängende Antworten zu Tage. Er veranlaßte, um von einer ihm jetzt läſtigen Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon loszukommen, daß der Geſang wieder fortgeſetzt wurde, und während die verunſtaltete Romanze zu Ende geſungen wurde, hatte er Zeit, ſich mit etwas mehr Ruhe im Zimmer umherzuſehen. Er bemerkte jetzt im Winkel zwiſchen Fenſter und Sophatiſch eine ihm unangenehme Figur, nämlich den jungen Fürſten Semiani, der ſtill, und die vortretenden gläſernen Augen ſtarren Blickes unbeweglich haltend, vor ſich hinſah und den Eindruck eines aus weißgelbem Speckſtein geſchnittenen indiſchen Götzen machte. Die ſpitzigen Kniee waren vorgeſchoben, und die nicht eben hübſch geformten Hände darauf gelegt; der ganze Oberkörper etwas vorgebeugt. Dieſem Bilde früh verwelkter Jugend war ein recht blühendes Abbild noch beſtehender Jugend zur Seite. Ein junger vornehmer Ruſſe, den Wilhelm ſchon hier und da im Salon geſehen, aber wenig beachtet hatte, ſaß, mit Mappe und farbigen Stiften verſehen, und mühte ſich ebenfalls der Prinzeſſin Bild zu machen, die, wie er ſagte, doch nun einmal die Qual einer Sitzung erleiden mußte, und der es daher gleichgültig ſein konnte, ob ein oder hundert Maler mit Anfertigung ihres Abbildes beſchäftigt ſeien. So viel Wilhelm mit flüchtigem Blicke ſehen konnte, verſtand der junge Ruſſe von der Kunſt ſo wenig, wie ein Lahmer es verſtanden hätte, in einem Ballet mit aufzutreten, dies war jedoch kein Hinderniß, es kam hier dem lebhaften, ſchwatzhaften jungen Manne mehr darauf an, die Erlaubniß zu haben, ohne läſtig zu fallen oder unbeſcheiden zu ſein, die ſchönen Mädchen nach vollem Genügen ſich anſehen zu dürfen. Wie die Kunſt dabei fortkam, war eine Sache für ſich, um die ſich Niemand, der ſogenannte Künſtler ſelbſt am wenigſten, kümmerte. Am dritten Fenſter, weit ab, aber ſo daß ſie ihren Liebling ſehen, und mit ihm Winke wechſeln konnte, ſaß Miß Harker, wie immer mit ihrer eingewickelten Tapiſſerierolle, wie ein Miniſter mit ſeinem Portefeuille. Als die Muſik geendet war, nahm das Geplauder ſeinen Anfang. Iphigenie neckte ſich mit dem jungen Ruſſen und feuerte gelegentlich kleine Spottſalven auf die ſtarre Miß Harker am dritten Fenſter und auf den unbeweglichen Prinzen in der Sophaecke ab. Die Sängerin tändelte im Zimmer umher und blieb endlich hinter dem Künſtler ſtehen und machte hinter deſſen Rücken die beiden Mädchen zu lachen, indem ſie Stellungen annahm und noch einige, beſonders zärtliche Strophen der Romanze deklamirte. Wilhelm blätterte in einem Album und ließ ſeine Blicke über die aufgeſchlagenen Skizzen zu den Gegenſtänden ſeiner Wahl gleiten, dies waren Iphigenie und ihre Freundin. Von der erſtern ſtreifte ihn manchesmal ein unwilliger und ungeduldiger Blick. Die Gräfin und die Kapitänswittwe ſprachen mit leiſer Stimme mit einander und man konnte nicht bemerken, daß Wilhelm der Gegenſtand dieſes Geſprächs war; doch gewahrte Iphigenie dies, denn ſie kannte ihre Mutter und wußte, was eben jetzt ſie lebhaft beſchäftigte. Die überallhinwirkende Iphigenie hatte alſo auch Frau von Berg geheime Winke zu geben, damit dieſe in ihren Mittheilungen nicht zu weit gehe.

Der Maler forderte Wilhelm auf, ſein Urtheil zu ſagen. Excellenz haben ein ſo geübtes Auge für Kunſtgegenſtände und beſitzen ſelbſt eine ſo ausgezeichnete Sammlung Portraits gerade von den Meiſtern, die ich mir zu Vorbildern genommen, ſagte der beſcheidene Mann mit dem Tone herzlicher Verehrung, daß ich gerade auf Ihre Entſcheidung begierig bin.

Nun, entgegnete der Aufgerufene, dieſe fällt günſtig aus. Was wiedergegeben werden konnte, iſt, wenn auch nicht wiedergegeben, doch angedeutet. Der Künſtler kann in manchen Fällen eben nur errathen laſſen, wie vollendet ſein Urbild geweſen, es wäre Thorheit, wenn er die Natur ſelbſt zu geben trachtete.

So? rief Iphigenie; eine ſchöne Entſchuldigung für ein verfehltes Bild. Wenn wir nun aber gerade die Natur haben wollen!

Die Gräfin ſtand auf und die Damen verſammelten ſich um das Bild. Es war dies dem Künſtler ſehr läſtig und er ergriff den Ausweg ſelbſt aufzuſpringen und das Produkt der mühevollen Anſtrengungen des jungen Ruſſen zu betrachten. O! rief er — das iſt ja nicht die Prinzeſſin, das iſt die Comteß.

Alle ſtürmten jetzt von dem Tiſche des Malers zu dem Stuhle des Ruſſen: der Künſtler hatte ſeinen Zweck erreicht, er hatte jetzt ſeinen Platz frei und ſetzte ſich wieder zum Malen.

Ja, in der That! rief die Gräfin, Herr Obriſt Oulibontſcheff, Sie haben meine Tochter gemalt; es iſt ein Schimmer von Aehnlichkeit, oder ſoll es vielleicht doch Lucie ſein.

Lucie! rief Wilheim leiſe und zuckte zuſammen. Zum erſten Male hörte er den Namen des bewunderten Weſens. Lucie! — Lucie! —

Nein, Mama, flüſterte Iphigenie muthwillig, Herr Oulibontſcheff hat Miß Harker zeichnen wollen. Aber vorſichtig, wie er iſt, will er, daß dies ein Geheimniß bleibe.

Mit einem ſolchen Talent, bemerkte die Gräfin lächelnd, kann es Einem freilich gelingen, ſeine Neigungen und Abſichten zu verhüllen. Wer hätte auf dieſes Urbild fallen ſollen. Wahrhaftig, das Bild könnte Jede von uns vorſtellen und zugleich Keine ſein.

Das iſt gerade der wahre Triumph der Kunſt, lachte die Sängerin. Der ächte Künſtler will errathen ſein. Der Dichter einer Romanze hat, als er ſie ſchuf, auch nicht gemeint, daß ſo mancherlei darin verborgen ſei; es bedurfte einer Kunſt, wie der meinen, um ſolche Wirkung hervorzubringen.

Herr Ouliboutſcheff und du, ihr gehört zuſammen! rief Iphigenie.

O, ich hab auch nichts dagegen, daß wir miteinander die Welt durchwandern, wenn nur nicht der unausſprechbare Name wäre. Wenn ich meinen Begleiter verlöre, und ich müßte ihn rufen, ich glaube, ich ließe ihn eher auf immer gehen, als daß ich meine arme Zunge zu dem barbariſchen Experiment zwänge, dieſen Namen auszuſprechen.

Ouliboutſcheff! Ouliboutſcheff! rief der junge Ruſſe und zeigte im kindiſchen Lachen das Email ſeiner ſchönen Zähne, die brennendrothen, vom ſchwarzen Bärtchen überwölbten friſchen Lippen. Kann es einen Namen geben, lieblicher der Liebe auszuſprechen, leichter dem Ruhme? Oder wollen Sie mich, meine Damen, Alexei Alexeijewitſch nennen? Auch das; wenn Ihnen das leichter wird.

Alexei allein, meinethalben, ſo ſei's, rief Iphigenie.

Nein! rief die Gräfin. Ich bin ſtolz darauf, daß ich den Namen Dulibouriſcheff behalten habe, und ich will, daß unſer Gaſt jetzt von Allen ſo genannt wird. Man muß doch einen kleinen Triumph für ſeine Mühe haben.

Der junge Ruſſe ſprang auf und küßte der noch immer ſchönen Frau die Hand, die es anmuthig lächelnd geſchehen ließ.

Mittlerweile war der junge Semiani an den Malertiſch getreten und ſagte, indem er die Arme

Es iſt noch nicht vollendet, das Bild, entgegnete der Künſtler, ebenfalls ſtreng.

Es braucht gar nicht vollendet zu werden; ich nehme es doch nicht! rief der junge Fürſt und wanderte langſam in ſeinen Winkel zurück.

Allerdings eine entſcheidende Stimme, bemerkte die Gräfin begütigend; denn für ihn iſt ja das Bild. Sie ſtützte ihre Hand leiſe auf den Arm des Künſtlers und verhinderte ihn die Geräthe zuſammenzupacken. Wir wollen hoffen, daß Alles ſich zum Beſten geſtalten werde. Ich finde das Portrait ähnlich.

So ſoll alſo Lucie nochmals zum Bilde ſitzen? ſagte Iphigenie. Das kann man ihr nicht zumuthen.

Weshalb nicht? rief das liebliche, reizende Geſchöpf mit entzückender Artigkeit, wenn ich irgend Jemand damit einen Gefallen thun kann?

guten Herzens dieſe Worte ſprechen hören. Wilhelm hörte und ſtaunte. Der Maler war beſänftigt. Das Geſpräch, oder vielmehr das Geplauder wandte ſich wieder dem jungen Ruſſen zu. Wo werden Sie Ihren Sommer zubringen, Herr Obriſt? fragte ihn die Gräfin.

Wahrſcheinlich in Teplitz oder in Kiſſingen, gnädige Frau. Mein Oheim iſt noch nicht entſchloſſen, wohin er ſich von ſeinem Arzte will ſchicken laſſen.

Wir werden Baden-Baden beſuchen, ſetzte die Gräfin hinzu.

Baden-Baden! rief der junge Mann. Welch ein herrlicher Einfall, ich werde meinen Oheim überreden, dieſes Bad jedem andern vorzuziehen. Mein Himmel, man kann nicht glücklicher wählen.

Wird Ihr Oheim Ihnen folgen? fragte Iphigenie.

rinken. Wo hätte denn ſonſt die kleine Fleur-de-lys ihren hübſchen Namen, ihre dunkeln Augen, ihre ſchlanke Taille, ihre kleinen, mit den niedlichſten Grübchen verſehenen Hände, ihre zarten Füße, ihre weiche melodiſche Stimme her? dieſe Stimme, die ſie ſo ſehr geſchickt machte, die kleinen Romanzen abzuſingen, die Roger jetzt zu allen Stunden machte, und die ihm ſo gut geriethen, daß ihm der alte Claude auf die Schulter klopfte und verſicherte, daß der edle Graf ſelbſt nicht beſſere geſungen habe. Nein, es war nur zu gewiß, Fleur-de-lys war das ſchönſte Gedicht des berühmten Troubadours, ein Gedicht, wo der volle Glanz, die Friſche, die Jugend und die ſchöne Begeiſterung der reizenden Poeſie herrſchte. Und wer dieſes gelungene Gedicht immer wieder mit Begeiſterung durchlas, war Roger. —

Tulipan und Ganelon, die Beide nicht verliebt waren, langweilten ſich nicht wenig bei den

O da würde ich müſſen mit meiner eignen auszukommen ſuchen. Es war übrigens einmal nahe am Enterben. Mein Bruder und ich, damals beide eben erſt Offiziere bei der Garde geworden, fanden es für nöthig, dem alten thörichten Manne eine Lection zu geben. Dabei hätten wir ſelbſt beinahe eine bekommen. Mein Oheim gehörte zu den Schwärmern, die damals mit der Frau von Krüdener, als ſie in unſerm Lande und zwar gerade in unſrer Gegend das Theater ihrer Wirkſamkeit aufſchlug, die extravaganten Streiche ausführten. Er war völlig Fanatiker geworden, und wir Knaben wurden angehalten, zu gewiſſen Stunden mit ihm ſeine Betäubungen abzuhalten. So weiß ich, war der Sonntag dazu beſtimmt, für die Bekehrung der Heiden zu beten. Nach der Parade mußten wir in voller Uniform kommen und Einer zur Rechten, der Andere zur Linken dem Onkel niederknieen und für die Unbekehhatte eine gewiſſe Schwachheit gerade für Surinam, weil ihm Frau von Krüdener durch die Herrnhuterkolonie in unſerm Lande gerade von dort her genauere Nachrichten gegeben; dieſe Schwachheit meines Oheims ging ſogar ſo weit, daß er ſelbſt, wohl oder übel, ein paar Erbauungsſchriften verfaßt hatte, die in Moskau, äußerſt ſplendid gedruckt auf dem köſtlichſten Velinpapier und in Sammeteinband nach dem Orte ihrer Beſtimmung abgingen. Auf dieſe zartſinnigen Dokumente von dem Miſſionseifer meines Oheims bauten wir unſern Plan. Eines ſchönen Tages kommt auf unſerm Landgut eine Familie aus Surinam an, Vater, Mutter, zwölf Söhne, zwölf Töchter, zwölf männliche, zwölf weibliche Bedienten. Dieſe Zahl zwölf, die ſich ſo ſymmetriſch wiederholt, frappirt ſchon meinen Oheim, allein es iſt die Zahl der Apoſtel und er ſieht in dieſem Umſtand etwas Myſtiſches. Mit Staunen und Freude ihre zahlreiche Nachkommenſchaft allein durch die Schriften meines Oheims, die der Feder des Kirchenvaters Auguſtin würdig wären, zu dem wahren Glauben übergegangen ſeien. Mein Oheim iſt von Wonne übergoſſen; eine ſolche Wirkung hat er ſeinem Worte nicht zugetraut. Er erfährt nun, daß der Bekehrte ein mächtiger Fürſt iſt und daß ganze Schiffsladungen von Perlen und Edelſteinen unterwegs ſind. Sie ſollen als eine unbedeutende Gabe dankerfüllter Herzen dem Retter und Freunde zu Füßen gelegt werden. Indeſſen tritt ein übler Umſtand ein, der Patriarch hat ein Paar ſilberne Löffel eingeſteckt, die Patriarchin wird ertappt, wie ſie ein Stoffkleid meiner ſeligen Tante in einen Koffer packt — mit einem Worte, unſre Poſſe kommt ans Licht. Wir hatten die Leibeigenen meines Oheims abgerichtet, die Rolle zu ſpielen, und hatten nicht bedacht, daß gewiſſe kleine Untugenden ihnen anhafteten, die ſie nicht ſen waren, lachten uns tüchtig aus, allein uns verging das Lachen als ein Poſtſchlitten uns über Nacht nach Petersburg zurückbrachte und wir zwei Jahre lang, völlig in Ungnade geſunken, in unſern Garniſonen leben mußten, ohne auch nur einen Silberling aus der Taſche unſres guten Alten zu erſchauen. Er hatte einen weitläufigen Verwandten zu ſich genommen und gedachte in treuloſer Weiſe, dieſem ſeine Schätze zuzuwenden. Zum Glück ſcheiterte dieſer Plan. Wir hießen aber noch lange im Regiment die Vettern von Surinam.

Man lachte über dieſe Geſchichte, die mit naiver Ungeſchicklichkeit im Erzählen vorgebracht wurde, und die üble Stimmung, die durch die ſchroffe Unhöflichkeit des Fürſten und die Empfindlichkeit des Malers hervorgerufen war, verlor ſich gänzlich.

VII.

Wilhelm brachte, als man am Abend wieder ſich verſammelt hatte, in ſeinem Wagen die Wittwe nach Hauſe. Sie wohnte bei dem deutſchen Banquier. Dort hatte Wilhelm ſie öfters geſehen, und ein Band gegenſeitigen Wohlwollens brachte bald beide einander näher. Man fand die Familie des Banquiers nicht zu Hauſe; Franziska hatte ſie aufgefordert, ein entferntes Vorſtadtſpät erſt zur Ruhe zu gehen, noch zwei Stunden vor ſich, die beide nicht paſſend hinzubringen wußten. Gewähren Sie, liebſte Frau, ſagte Wilhelm, endlich einmal meine Bitte ein kleines Souper bei einem der Reſtaurants mit mir einzunehmen. In Paris iſt dergleichen etwas ganz Herkömmliches: Wir ſind ungeſtört und können noch etwas über die Eindrücke dieſes Tages plaudern.

Das Wort plaudern hatte für die Wittwe etwas unbeſchreiblich Verlockendes. Ihre Augen wurden klein, es zog ſich ihr Mund zuſammen, gleichſam, als ſchlürfte er mit Wolluſt die Süßigkeit einer amüſanten und pikanten Klatſcherei. Nun gut, entgegnete ſie mit Lächeln auf die wiederholte Aufforderung, wenn Sie denn meinen, daß es weder Ihrem Ruf noch dem meinen ſchadet. —

Wilhelm überhörte dieſen Scherz; er führte die Dame wieder zum Wagen. Man verließ das leere Haus und bald darauf trat das Paar in

Glaſe gedachte ſie ihres Mannes, und eine Gefahr drohende Rührung und eine lange Erzählung von Sturmnächten und Schiffen auf offener See, von daheimſitzenden trauernden Frauen wurde geſchickt von Wilhelm im Keime erſtickt, beim zweiten und dritten Glaſe waren dieſe Nebelgeiſter völlig gebannt und die Wittwe befand ſich da, wo unſer Diplomat ſie haben wollte, in dem Salon der Gräfin. Wilhelm fragte hin und her und erfuhr endlich Manches, was ihm neu war.

Die Gräfin erwartet, ſagte die Wittwe, daß Sie jetzt bald Ernſt machen werden, lieber Herr Miniſter.

Ernſt, meine theure Frau von Berg, womit Ernſt?

Hm — ſollte das nöthig ſein zu ſagen?

Gewiß. Aber ich verſäume, Ihnen dieſes Stück Paſtete aufzunöthigen — oder dieſen Kapaunſchenkel — vielleicht etwas von dem Apriko-

Ah — und ich habe ſo wenig gethan, ihr Rechte zu geben, dergleichen Pläne zu ſchmieden.

Die Wittwe ſah den Sprechenden zweifelhaft an. Wenn ſie mit Ihnen nicht ihrer Sache ganz ſicher zu ſein glaubte, meinen Sie, daß ſie da wohl den jungen ruſſiſchen Obriſt fern halten würde?

Wilhelm erſchrack heftig.

Die Wittwe lächelte und fiel über den Kapaunſchenkel her. Ich glaub's, ſagte ſie, ich glaub's.

O, Sie haben Recht. Sein Betragen heute. Wie er Iphigenien malte und vorgab, Lucien zu portraitiren.

Hm — hm! nickte die Wittwe.

Um Gotteswillen, was iſt dabei zu thun, polterte Wilhelm ſo gerade heraus. Ich denke nicht daran, Iphigenien zu heirathen. Ich bin

Wilhelm zürnte auf ſich ſelbſt, daß er ohne Urſach ſein widriges Geheimniß enthüllt. Es konnte jetzt ſchwer halten, die klatſchhafte Dame wieder in die ihr gebührenden Schranken zu weiſen. Ja, ja — rief er verdrießlich — ich bin vermählt, aber das thut hier nichts zur Sache.

Wie? Sie ſagen, es thut nichts zur Sache! Wenn Sie bereits vermählt ſind, können Sie die Comteß nicht wählen, das leuchtet ein. Aber wo iſt denn Ihre Frau? warum hat man nie etwas von ihr gehört? Iſt ſie eine Deutſche, iſt ſie eine Franzöſin? Lebt ſie auf dem Lande und kann die Stadtluſt nicht vertragen, oder verabſcheut ſie die große Welt und die lärmenden Geſellſchaften.

Wilhelm wollte auf keine dieſer Fragen antworten. Laſſen wir meine Frau da, wo ſie iſt, ſagte er halb ernſt, halb ſcherzhaft. Genug, Sie lich ins Haus der Gräfin laufen, den Fragen dieſer Dame ausgeſetzt ſein, und weiß, daß eine ſo wichtige und entſcheidende Nachricht mir noch fehlt? Sie wandte ſich zu Wilhelm und ſagte: Werden Sie mir denn nun erlauben, der Gräfin dieſe Mittheilung zu machen?

Meine gütige Freundin, erwiderte Wilhelm mit Artigkeit, ich werde es Ihnen nicht allein erlauben, ich werde Sie darum bitten. Ich ſehe nun, wie faſt unverantwortlich ich gehandelt habe, als ich nicht bereits längſt vorbeugte. Allein wer hätte ſich träumen laſſen können, daß ein Mann in meinen Jahren —

Die Wittwe kreiſchte laut auf: In Ihren Jahren! rief ſie — in Ihren Jahren! O mein Herr Miniſter, Sie belieben zu ſcherzen.

Ich bin kein Jüngling mehr, ſagte Wilhelm langen Erzählungen des Gascogners. Sie wußten bald alle Abenteuer auswendig, ſogar die, die er nie erlebt hatte und die nur in ſeiner Phantaſie ſpukten. Ihr Gedächtniß hatte ſich zum Uebermaaße gefüllt mit dem Regiſter der Prinzeſſinnen, Mohrenprinzen, Sultanen, Derwiſchen, heiligen Städten und heidniſchen Tempeln, von denen allen der Erzähler keinen einzigen Namen anzugeben wußte, ſo übel ſpielte ihm ſein Gedächtniß mit. Dieſen namenloſen Merkwürdigkeiten zu entgehen, faßte Ganelon zuerſt den Entſchluß die Hütte zu verlaſſen, weil ſeine Hülfe beim geneſenden Tulipan entbehrlich wurde. Er theilte den Freunden ſeinen Entſchluß mit, an den Hof der Gräfin Kalypſo zurückzukehren, um nach dem verlorengegangenen Fortunat zu forſchen. „Iſt's wohl recht," rief er mit nachdrücklicher Stimme, „daß wir den treuen Kameraden vergeſſen? War nicht die Abmachung, daß wir treulich zuſammenhalten ſollten? Und

Erfolgen. Mein ſeliger Kapitän war es auch. Einem ſchönen und bedeutenden Mann fällt es ſo leicht zu ſiegen, die Siege erhalten bei ihm etwas Alltägliches und das iſt das Uebelſte für die Folge — es dämpft den Lebensmuth. Wilhelm antwortete auf dieſe gemüthvolle Rede nur durch eine zweite Flaſche des mouſſirenden Weins, die er entpfropfen ließ.

Ich habe eine Bitte an Sie, meine theure Freundin, hub er nach einer Weile an und bewirkte dadurch, daß die Wittwe ihre Serviette wegwarf und ſich mit ihrem Glaſe näher zu ihm heranſetzte. Was iſt's? fragte ſie. Was wünſchen Sie, theurer Mann.

Ich habe Gründe, das Haus der Gräfin mir nicht verſchließen laſſen zu wollen. Sie will dieſen Sommer nach Baden gehen — ich will auch dorthin. Bewirken Sie nun, meine Theure, daß

Ich verſtehe. Nichts leichter als das — der junge Ruſſe wird alsdann Aufmunterung erhalten.

So meine ich auch.

Aber, hub die Wittwe wieder an und drohte mit ihrem Weinglaſe — was beginnen wir mit Iphigenien?

Mit Iphigenien?

Ja. Sie liebt den Ruſſen nicht — ſie liebt — die Wittwe winkte und lächelte.

Wilhelm wandte ſich unwillig ab. Das glauben Sie, Verehrte — allein Sie irren ſich. Mein Rang, meine Stellung ſind es, die der Mutter genehm ſind; die Tochter empfindet dabei nichts, als den Wink, gehorſam ſein zu müſſen.

Ich will nicht widerſprechen — allein ich weiß es beſſer.

Und ſei es denn auch — hub Wilhelm wiedie erſte Zeit wenigſtens, bis es uns gelingt, Iphigenien dem Obriſt näher zu führen. Ich zweifle nicht, daß dieſe Beiden ein vortreffliches Paar abgeben werden.

Sicherlich, ein vortreffliches Paar! wiederholte Wilhelm erfreut. Iphigenie liebt den Glanz und die große Welt. Der Obriſt bietet ihr beides, und iſt dabei noch ein blutjunger, ſchöner Mann.

Aber gar nichts Schwärmeriſches in ſeinem Weſen, bemerkte Frau v. Berg achſelzuckend. Er hat nichts von dem, was wir Frauen intereſſant nennen. Als ich noch ein junges Mädchen war, fühlt ich mich nicht zu den Männern meines Alters, ſondern zu den viel ältern hingezogen, die ich intereſſant nannte; beſonders war da ein alter Major, mit einem rothen Schnurrbart und einer Narbe über dem linken Auge —

Ich will mein Möglichſtes thun. Allein erlauben Sie mir die Frage. Wenn die Mutter ſowohl, wie die Tochter für Sie nicht mehr Gegenſtände der Beachtung ſind, was feſſelt Sie denn noch an dieſes Haus?

Wilhelm fühlte ſich bei dieſer Frage erröthen. Die Jugend, die er früher ſo hartnäckig von ſich abgewieſen, machte ſich in dieſem Augenblick mit ihrem lieblichſten Schimmer, mit ihrer friſcheſten Farbe noch auf dem edlen Antlitze geltend, das die Flamme der Keuſchheit bewacht hatte, und in das keine niedre Leidenſchaften ihre frühzeitigen Furchen gegraben. Dieſer Mann, der weit über die Jünglingsjahre hinaus war, zeigte ſich in dieſem Moment der ſüßeſten Herzenserregtheit als ein noch blühender Jüngling.

Und Sie wollen alt ſein und erröthen noch wie ein Knabe? rief die Wittwe mit Lächeln, indem ſie ihren Nachbar erſtaunt und faſt zärtlich chen könne. War er doch ſelbſt noch zu wenig ſeines neuen Reichthums Herr.

Wenige Tage nach dieſem Geſpräch war Wilhelms Reiſe nach Baden feſtgeſetzt. Er ſchrieb am Abend vor ſeiner Abreiſe folgende flüchtige Zeilen an ſeine Freundin.

Liebe Franzis — wenn Sie dieſes Billet erhalten, ſitze ich bereits im Reiſewagen. Es iſt dies nicht eine Flucht durch Nacht und Nebel, wie ſie es damals war, als ich Brüſſel und Ihr gaſtliches Haus verließ, nein, es iſt eine kleine Vergnügungsfahrt des ermüdeten Geſchäftsmannes. Wie gern hätte ich Sie aufgefordert, mir zu folgen, wenn ich nicht hätte fürchten müſſen, gegen die Verbindlichkeiten, die Sie in Paris feſthalten, einen vergeblichen Kampf zu führen; mit Ihren eignen Skrupeln getraute ich mich ſchon fertig zu werden. Sie ſehen, ich beſitze mein gehörig Theil ſchritten. Ich habe mit meiner Jugend abgeſchloſſen und mein Leben hinfort ſo eingerichtet, daß ich es mit Ehre, wenn auch nicht mit Freude weiter fortführen kann. Dies iſt ſchon etwas. Sie haben mich in Zeiten geſehen, wo ich gänzlich verzweifelte, es iſt ſchon gewonnen Spiel, daß ich jetzt wieder Muth habe, obgleich ich gern geſtehe, daß dieſer Muth nicht weit her iſt, und vom Kopfe, nicht vom Herzen mir eingeflößt worden. Eine nicht geringe Freudigkeit giebt mir das Bewußtſein, daß ich gewiſſe Anſprüche, die auf mir laſteten und die ich ſelbſt unbewußt hervorgerufen, von mir abgeſchüttelt. Ich habe mich mit Iphigenien und ihrer Mutter ausgeſprochen. Es war dies höchſt nöthig, nach den Mittheilungen, die ich von einer gutmeinenden Perſon, die zugleich wohlunterrichtet ſein konnte, erhielt. Ich will Ihnen, theure Franzis offen bekennen, daß ich eine lächerliche und faſt ſchimpfliche Scheu hatte, dieſer Art begreifen und wie es in den Kreiſen, in denen ich lebe, allenfalls verſtändlich ſein kann. Man beklagte mich, und Iphigenie zeigte ein wahres, nicht erkünſteltes Mitleid. Zum erſten Mal ſah ich Thränen in dieſen Augen, die ich bereits angeklagt hatte, dieſen koſtbaren Thau nicht zu kennen — ja, ſie hat Seele, dieſe ſchöne, vornehme Geſtalt, ſie hat Empfindung, dieſe prunkende Salon-Schöne. Sie drückte mir die Hand ſelbſt in Gegenwart ihrer Mutter, dieſe Kühnheit hatte ſie und ſagte: Laſſen Sie uns Freunde bleiben, auch ich — bin nicht glücklich! Die Gräfin ſah ſie an und hatte in dieſem Augenblick einen Zug von Bitterkeit und Spott um den Mund; allein die Tochter behielt ihr ſtrenges, ernſtes Juno-Antlitz. Es war, als ſähe ich eine antike Muſe vor mir, die das Haupt ſenkt, um irgend einem ſtillen, vor den Augen profaner Sterblicher verborgenen tragiſchen Geſchick nachzudenken. Sie pern, die wie durch ihre ſeidne Schwere das Augenlid niederzogen, die zartgebildete, griechiſch geformte Naſe, der Mund mit den feingeſchnittenen etwas aufgeworfenen Lippen, deren Winkel jetzt ein Zug, faſt wie Weinen leis niederzog und nun die edle Rundung der Wangen, des Kinns — und dieſer ſiegreiche Kopf auf ſo ſchönen Schultern thronend, die Stellung faſt ſtreng und doch nicht der Anmuth in Biegung und Haltung ermangelnd — ich weiß nicht, Franzis, was Sie, mit Ihrem ewig krittelnden Schönheitsſinne auch hier zu tadeln gefunden hätten; ich meinestheils war im Anſchauen dermaßen verſunken, daß wenig fehlte, ich hätte mich wie ein Schulknabe albern benommen, als jetzt der alte Fürſt Semiani eintrat und das Geſpräch auf Dinge kam, die unendlich weit von dem entfernt lagen, was wir drei Menſchen, die wir eben in wechſelvoller Stimmung beiſammen ſaßen, eben jetzt bedacht und zu haben, ihm nach Bau zu folgen. Der Salm geht — faſt als deklarirter Bräutigam der jungen Semiani mit uns nach Baden. Das iſt nun freilich ein böſer Nebel auf meine Blumen; allein ich habe mich entſchloſſen, das Haus der Gräfin ſelten zu betreten, und damit hoffe ich auch dieſem mir ſo widerwärtigen Menſchen aus dem Wege gehen zu können.

Aber nun ein Wort des Vorwurfs an Sie — liebſte Franzis! Warum haben Sie mit mir nie über meine Stellung im Hauſe der Gräfin geſprochen? Warum mich nie auf gewiſſe falſche Schlüſſe und Berechnungen aufmerkſam gemacht, die man dort in Betreff meiner gefaßt? Sie wußten dies Alles doch eben ſo gut wie Ihre Verwandten es wußten; oder vielmehr Sie wußten es eben durch dieſe Verwandten? Ich könnte hierüber mit Ihnen zürnen, denn Sie wiſſen recht wohl, daß ich Vorwürfe, Tadel, Warnung, als auch die Theilnahmloſe, Unbeſorgte ſpielen, wie jetzt? Aber das würde der Himmel Ihnen ſchwer anrechnen, und bei mir kämen Sie mit einem leichten Vorwurf, wie jetzt, nicht fort, ich würde im Namen unſrer Freundſchaft Ihnen einen Fehdebrief auf Tod und Leben ſenden. Alſo, liebes Mädchen — die Augen aufgethan! Gewarnt, getadelt, hier und da auch vielleicht gelobt — wie Sie nun können. Ich fühle mich ſo wohl im Schutz einer lieben Seele. Und Ihr Auge, Franzis — Ihr Auge hat ſo viel Macht über mich. Fühle ich, daß es ſich in Kummer um mich trübt, ſo ſchlägt mein Herz heftiger, und ich möchte dann Alles anwenden, es zwiſchen uns wieder ins Gleiche zu bringen. Sie haben — gutes edles Weſen — dieſen Gehorſam an mir verdient. Jung und blühend, wie Sie ſind, haben Sie den beſſern Theil Ihrer Träume und goldnen Mädchenphantaſieen einem verſchwindenwie lange ſchon haben wir nichts von ihm gehört. Zudem gelingt es mir vielleicht, von den nichtswürdigen Räubern meine Zauberflaſche wiederzuerhalten.“ Mit dieſen Worten verſchwand er eines Morgens und ward nicht mehr geſehen. Wir wollen, da wir eben ſo ungern langweilige Erzählungen anhören, ihm folgen und die beſcheidene Köhlerhütte im Walde mit einem glänzenden Hofe vertauſchen, an dem ſich unterdeſſen ſehr ſeltſame Dinge ereignet haben. Vielleicht verlaſſen wir zu früh für gefühlvolle Leſer das ſchöne Thal von Vaucluſe und die Poeſie des Troubadours, die ſich ſo hübſch um das Bett eines armen kranken Knaben gruppirt? Vielleicht ſähe manches ſchöne Auge noch gern verſtohlen in das Gemach, wo die kleine Fleur-de-lys ihre Romanzen abſingt, Roger zu ihren Füßen ſein träumendes Haupt und ſeine glühende Wange in ihren Schooß birgt, indeß Tulipan, ſich in den Polſtern erhebend, einen Kranz von Lorbeeren und die rechthaberiſche und eigennützige Freundſchaft eines viel ältern Mannes Sie um die heiterſten und ungebundenſten Tage Ihres friſchen, beginnenden Lebens bringen würde und ſo iſt's denn auch gekommen. Liebe Franzis, ich möchte Sie gerne freilaſſen, aber ich kann es nicht; für's Erſte wenigſtens noch nicht. Sie müſſen nun noch bei mir Geduld lernen; ich habe vor, Sie einige Jahre noch zu quälen, liebe Seele. Wie es dann kommen wird, wenn ich ohne Sie weiter leben ſoll und will — weiß ich nicht. Vielleicht hat ſich die Starrheit der Jahre dann ſo mächtig um dies Herz gelegt, daß ſeine Schläge unter dem Panzer kaum mehr gefühlt werden. Wenn ich gar nicht mehr zu lieben im Stande bin, dann entlaſſ' ich Sie, dann ſchlägt Ihre Freiheitsſtunde: ich werde Ihnen das mit großen Lettern in einem feierlichen Abſchiedsſchreiben verkünden. Bis dahin halten Sie tapfer aus.

Sie es in Paris treiben, und was im Hauſe Ihres Verwandten, den ich zu grüßen bitte, ſich ereignet. Bald vielleicht bin ich wieder bei Ihnen. An Ihren Bruder ein paar freundliche Worte von meiner Seite her zu richten, vergeſſen Sie ja nicht; auch ſogar Paul verſichern Sie meiner Gewogenheit.

Vierter Abſchnitt.

I.

Schon waren drei Wochen vergangen, ſeitdem unſer Freund in den paradieſiſch ſchönen Thälern von Baden-Baden ſich aufhielt, bereits lagen von Franziska zwei Briefe unbeantwortet vor ihm, und immer noch konnte er nicht auf ſein früheres Geſchick, auf die einſt geſchloſſenen Verbindlichkeiten ſich beſinnen. Er lebte in einer neuen Welt, er fühlte wieder ſo jugendlich und friſch, als er jemals gefühlt, und Träume, ſo golden, ſo liebeum ihn her gab ihrerſeits ihre Zauber nicht unbeachtet und ungefühlt dem Sehnenden. Er lag an ihrer Bruſt, er ſchwelgte an ihrem Herzen. Noch ſpät in der Nacht flog er den kleinen Hügel hinan, der von der Südſeite ſeiner ländlichen Wohnung angrenzte, und hier auf einem Polſterſitz hingegoſſen, legte er ſeine Stirne den Traubenbüſcheln der Blüthen hin, die ihre nächtliche Kühlung balſamiſch über dies treibende, wirbelnde kleine Phantaſiegebiet hinſtreuten. Die Träume dieſer Stirn und die Blumen der Nacht — wie verſtanden ſich beide gut. In ſolchen nächtlichen Stunden richtete er auch wohl den Blick hoch hinauf in die ſternwimmelnde Tiefe des Himmels und immer und immer war es ein Bild, das bald hold grüßend, bald ernſt und in Engelglorie in die klardunkle Sternenkuppel hineinzog. Immer und immer war es ein Bild. Ah, die Geſchichte der Liebe iſt auf wenige Blätter geſchrie-

Was Wilhelm ſo außer ſich ſelbſt ſetzte — fragt ihr nach? Er liebte. Und wieder trug ſeine Liebe den Namen „Lucie“ und wieder war ein himmliſches Geſchöpf voll des ſüßeſten Liebreizes in dieſen Zaubernamen gebannt. Wilhelm that alles Mögliche ſich zu überreden, daß jene Treuloſe, die ihn verließ und verrieth, nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit dem jungfräulichen Engel habe, der jetzt ſeine Tage beherrſchte, es gelang ihm nicht: die Flamme hatte zu viel Aehnlichkeit an Wärmeſtoff wie an üppigem Glanz mit jener, längſt in Staub verſchütteten, in Nacht verlöſchten. Lucie! rief er oft — Lucie! ſoll in dieſem Namen denn meine Hölle und mein Himmel auf immer vereinigt ſein? ſoll ich den Engel und den Teufel zugleich darin lieben und ſchmähen lernen? O Name voll der unausſprechlichſten Seligkeit! einſt lallte dich die ſtammelnde Zunge des bangen Knaben — jetzt ſpricht dich der ſtarke Mann aus, würde es nicht durchführen können. Die Gräfin war gütig, Iphigenie tiefſinnig und zerſtreut, Lucie, das heitre glückliche Kind, das nichts ahnete, nichts ergrübelte. Sie ſah ihren Vetter Emil als ihren Verlobten an, ſie wußte, daß Miß Harker ihn ſo angeſehen wiſſen wollte, daß die Gräfin liebevoll mahnend ebenfalls es ſo angeſehen wiſſen wollte — das glückliche Kind hatte nichts dagegen. So ſah man denn die kleine Geſellſchaft zu Fuß und zu Wagen die ſchönen Wald- und Gartenpartieen in und um Baden herum aufſuchen. Ein Theil der vornehmen Welt hing ſich ihnen an, die Gräfin nahm Wilhelm zu Hülfe, um mit dieſen Leuten fertig zu werden, die ihre Anſprüche auch hier geltend machten und ihre Coteriegeſpräche in den großen, prächtigen Tempelbau der Natur hineintrugen, ganz als wenn ſie im Salen wären. Der Gräfin war dies ganz lieb, ſie fand hier und da einen feinen, graziöſen Veraus an der Seite der ſchönen Gräfin. Der junge Fürſt war wenig zu brauchen: wenn er im Wagen dieſen oder jenen Platz einnehmen ſollte, auf dem Spaziergange hier oder dort ſeinen vornehmen Namen und ſein uncorrektes mit italieniſchen Floskeln elegant gemengtes Franzöſiſch anbringen ſollte, ſo fand er es für bequemer, der letzte im Zuge hintennach zu ſchlendern, allein, oder am Arm eines alten italieniſchen Sprach- und Muſikmeiſters, der den Luſtigmacher ſpielte und ſich damit beſchäftigte, die jungen Männer, deren Beutel er leerte, in die Schlupfwinkel der Thorheit und des Laſters zu führen, die in einem dergeſtalt in Mode gekommenen Badeorte natürlich nicht fehlten. Auf den Obriſt, der ſich bald nach der Ankunft unſerer Geſellſchaft eingefunden hatte, war ebenfalls nicht zu zählen; auch er ſekundirte der Gräfin gar nicht, oder doch nur ungeſchickt, aber man verzieh ihm, da er für den Liebhaber Iphidenen Weſen erwarb ſich ſogar, trotz ſeines Sichgehenlaſſen, einen großen Anhang unter den ältern Damen, die ſich von ſeinem Arm unterſtützen ließen, um den Platz auf dem Sattel ihres Eſels einzunehmen, oder den Tritt ihres Wagens zu erklimmen.

Miß Harker hatte zuerſt Widerwillen an den Tag gelegt gegen die Spaziergänge und Fahrten in großer Geſellſchaft und in ermüdendem Zuge, ſie hatte in ihrer gewohnten, trocknen und beſtimmten Weiſe geäußert, daß ſie dabei keinen Genuß fände und daß ſie ſich die frühen Morgenſtunden, wo dieſe eleganten Damen noch im Bette zu weilen pflegten, zu ihren Gängen oder Fahrten auserſehen habe. Sie führte ihren Entſchluß aus. Die Gräfin ließ ſich ein paar Mal bewegen, mit auszufahren, allein ſchon das dritte Mal ſaß Miß Harker mit ihrer Pflegebefohlenen allein im Wagen, der die ſteile Höhe nach dem „alten Schloſſe“

Myrthen auf die Locken der ſchönen Provinzale drückt? Doch das unerbittliche Schickſal, das einem Mährchendichter unwandelbare Treue für ſeinen Helden vorſchreibt, weiſt uns mit ſeinem Stabe, mächtiger als der der Fee Kokombre, an den Hof Kalypſo's. —

Weiden wir uns an der Rache, die über dieſe ſtolze Schöne verhängt iſt. Welch ein prächtiges Bild ſchließt ſich unſern Blicken auf. Eine weite Wieſe, begrenzt vom Meere, erblüht unter dem Gewühle bunter Geſtalten; Gruppen zu Roß und zu Fuß, Tanz, Spiel, Gelächter, Flotten, die unter dem Schalle jubelnder Inſtrumente den glänzenden Waſſerſpiegel furchen. Aber dieſes Gemälde, ſo ſchimmernd es auch iſt, darf unſere Aufmerkſamkeit nicht feſſeln, all die tanzenden Mädchengeſtalten, mit und ohne Grazie ſich bewegend, die ſtolzen Frauen mit einem Walde von Federn auf dem Kopfe, die Pagen, in den Farben des Regenbogens gekleidet, und die edlen denn ſo konnten dieſe entzückend ſchönen Stunden genannt werden, die drei unter ſich einige Menſchen in harmloſer, reiner Naturfreude und im Genuß des Austauſches lebendiger befruchtender Gedanken und Gefühle hinbrachten. Miß Harker war hier nicht ſtumm; ſie gab die Erlebniſſe einer ſehr bewegten Exiſtenz, die das kaum gereifte Mädchen in Indien, und ſpäter im ſüdlichen Frankreich zugebracht, unter Verhältniſſen, die eben nicht glückliche zu nennen geweſen, ihren Zuhörern zum Beſten. Sie ſprach kurz, beſtimmt, klar; es drückte ſich ein gewiſſer Peſſimismus in ihrer Weltanſicht aus, allein nur für Wilhelm verſtändlich; das junge, aufblühende Mädchen verſtand nicht, was zwiſchen die Worte, die unbefangen klangen, hineingeſtreut wurde als eine geheimnißvolle Doktrin, die viel Schmerzliches für den Wiſſenden brachte. Wilhelm, um dieſe Geſpräche zu enden, die ihm, deſſen Seele ganz Offenheit

Mährchens gefiel dem glücklichen Kinde, das noch nicht gelernt hatte, ſich in die modiſchen düſtern Phantaſieen eines Byron oder die forcirten Gräuelſcenen eines Sue und Dumas hineinzuleben. Wilhelm ſah dieſe Freude an dem Phantaſtiſch-Heiteren gerne und er lächelte freudig, wenn er ſeine junge Zuhörerin ſo weit enthuſiasmirt hatte, daß der Wald um ſie her, mit ſeinem Gipfelrauſchen und grünem Blättergefunkel zum Theater wurde, auf dem die Zaubergeſtalten der Dichtung ſich lebendig vor dem begeiſterten Auge herumbewegten. Mit Geſchick wußte Wilhelm, der das Gedicht ſelbſt liebte und oft mit ordnendem Geiſte durchforſcht hatte, die einzelnen, von dem Dichter oft mit unverantwortlicher Launenhaftigkeit auseinander geriſſenen Theile zu einem ganzen, leichtverſtändlichen Gemälde zu ordnen, wo dann die entbehrlichen, beim Arioſt ſo ſtörend mithineinlaufenden Epiſoden, gänzlich ausgeſchieden wurden.

an dieſer Lektüre, die ſie einen hübſchen Unſinn nannte, allein ſie ließ Wilhelm gewähren, weil ſie überhaupt nie etwas ſeinem Thun und Treiben entgegenſetzte. Sie ſagte einmal in Bezug auf das Mährchengedicht, und Wilhelm fiel dieſe Aeußerung ſchon damals auf: Ich kann mir wohl denken, daß man poetiſchen Lug und Trug, oder um es feiner auszudrücken, ein Spiel unſchuldiger Täuſchung zu Hülfe zieht, um einen Zweck zu erreichen, der ſich auf geradem, verſtändigen, praktiſchen Wege nicht erfaſſen läßt, allein, daß ich mich hinſetzen ſoll, um mir ſelbſt etwas vorzuträumen, oder von Andern vorträumen zu laſſen, was nie geweſen iſt, nie ſein wird, und was weder mich noch Andre in ihren vernünftigen Plänen fördert, das ſoll man mir nicht zumuthen. Wilhelm machte ſie darauf aufmerkſam, daß ſie einſt ſelbſt gegen ihn Milton's Dichtung „Das verlorene Paradies“ gerühmt. Das iſt etwas Ande-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12158/019

wieder für Wilhelm unverſtändlich, der nie hatte vermocht werden können, in die dunkeln Labyrinthe und Katakombengänge dieſer finſtern Dogmatik, an der eine große Anzahl Engländer, Männer wie Frauen, ſo ſeltſam phantaſtiſch ſich feſtzuklammern pflegt, einzuſteigen. Dem lichten Seraph Lucie hatte die ſtrenge Ascetin einiges von dieſem diaboliſchen Schattenſpiel vorzumalen verſucht, allein ſie hatte kein aufmerkſames Ohr, kein gläubiges Auge gefunden. In dem reinen Kindesherzen war Alles Liebe, Hoffnung, Freude. Wie ſollte Gott auch auf eine ſo ſchöne Blume einen ewigen Wolkenſchatten lagern wollen; ſie ſtand im lichteſten Frühlingsmorgenſonnenſchein. Um Wilhelms Verhältniß zu Miß Harker oder Miß Rebecca, wie er ſie nannte, zu ſchildern, möge nur eines der vielen Geſpräche hier ſtehen, die ſie oft mit einander hielten. An einem Morgen fand Wilhelm die Engländerin allein auf der Bank ſitzend, Lucie hatte mit Emil einen kleinen Gang hinein angetreten.

Ah, Miß Rebecca, wieder allein? hub Wilhelm an, indem er die mitgebrachten Bücher, ein Bouquet Blumen und ſeinen Strohhut auf die Bank niederlegte.

Wie Sie ſehen.

Und immer mißgeſtimmt, bei dem heiterſten Morgen!

Ich bin nicht mißgeſtimmt, Sir. Sie müßten ſich doch ſchon einmal an mein Geſicht gewöhnt haben, es trägt immer dieſelbe Miene zur Schau.

Und verräth nie, was im Innern vorgeht, ſetzte Wilhelm hinzu.

Das ſoll auch das Antlitz eines verſtändigen Menſchen nie. Der Thor trägt ſein Herz auf der Zunge, der Weiſe trägt ſeine Zunge im Herzen, ſagt Salomo.

Dieſer nüchternſte aller Sittenprediger, ſeufzte Wilhelm. Er ſah ſich um und fragte, wo iſt Ihre Tochter, Miß?

Der junge Semiani kam und ſie iſt mit ihm den Hügel dort hinabgegangen.

Wilhelms Stirn runzelte ſich. Begünſtigen Sie denn wirklich dieſe Neigung, Miß?

Zwiſchen jenen Beiden? Sie ſcherzen, Sir, ich ſehe da keine Neigung.

Allein doch ſoll ein Paar aus ihnen werden.

So lang dieſe Augen noch offen ſtehen, nie! entgegnete Rebecca mit einer eiſernen Strenge im Tone.

Wie? rief Wilhelm, von einem freudigen Schauer erfaßt. Man ſagte mir, daß Sie, ja lächeln Sie nicht — gerade Sie dieſe Heirath veranſtalteten.

Ich veranſtalte nie eine Heirath.

Und dann will die Gräfin dieſe Parthie zu Stande bringen.

Die Gräfin? Das iſt möglich.

Lucie, ſagt man, wird gehorſam ſein.

Wem?

Wilhelm hatte nicht den Muth zu ſagen: der Gräfin. In dem Accente, womit dies „Wem?“ ausgeſprochen wurde, lag's deutlich: Wem, als mir? Er ſetzte daher nach einer Pauſe hinzu: Lucie wird ihrer Mutter gehorſamen, und dieſe Mutter, obgleich ſie entfernt von ihrem Kinde lebt, wird doch nicht ohne Abſicht ſie gerade an dieſem Platze, in der Nähe dieſer Perſonen laſſen. Sie ſehen ſelbſt, es iſt dies nicht denkbar, wenn dieſe Mutter nicht die Plane der Gräfin in Hinſicht auf Lucien theilte.

Sie urtheilen vorſchnell, Sir. Dieſe Mutter kann ihr Kind in meiner Obhut ſo geſichert wähnen, daß ſie ſie überall für geſchützt hält, wo ich ſie hinzuführen für gut erachte. Und was die Annäherung des Fürſten Semiani betrifft, ſo hab' ich ſelbſt dieſe geſtattet.

Sie ſelbſt? und doch wünſchen Sie die Heirath nicht? —

Im Gegentheile — wie ich Ihnen ſchon ſagte — ich werde ſie nie geſtatten.

Wie verſtehe ich das?

Es iſt nicht ſchwer zu verſtehen. Ein Mädchen wie meine Lucie wird, wo ſie ſich auch aufhielte, den Bewerbungen ausgeſetzt ſein. Ich liebe dies nicht; es würde mich ermüden, bald dieſen, bald jenen von dem Kinde fern zu halten, es würde mir nicht einmal immer glücken, denn es giebt Liſtige, und dann giebt es unverſchämt Zudringliche unter den Heirathsjägern, wo ſollte ich alſo Zeit und Luſt haben, jeder Liſt zu begegnen, jedem brüsken Plane vorzubeugen? ich habe deshalb dieſen Vetter ſeine Rolle übernehmen laſſen: er dient als Vogelſcheuche. Sollte er oder ſeine Familie deutlicher mit der Abſicht hervortreten, ſo werde ich der Sache ein raſches Ende machen.

Ich habe Muth und Niemand in der Welt imponirt mir.

Wilhelm fühlte ſich zu gleicher Zeit von dem Egoismus und der eiſernen Logik, die in dieſer Aeußerung lag, unangenehm berührt. Aber dennoch mußte er der Dame Recht geben. Sie wollte ſich nicht ewig beunruhigt ſehen und hatte frühzeitig daran gedacht, ſich Ruhe zu ſchaffen, indem ſie geſchickt die Abſichten Anderer zu ihren Zwecken nützte. Es lag darin ein ächt engliſch-praktiſcher Sinn, ein Calcül, wie er einem Mitglied des Unterhauſes bei den Wahlen eigen zu ſein pflegt.

Wilhelm erſtarb das Wort auf der Lippe; es wurde ihm unbehaglich, hier mitten in dem Geſumme der Bienen, in dem Blüthenmeere zu ſeinen Füßen im Thale, in dem Weben und Schweben der Düfte und im vollen warmen Liebesarm der Natur, neben dem langen, dürren asketiſchen Weibe zu ſitzen. Sie hatte den Hut abgelegt, und der Wind ſpielte mit der kleinen, ſtark mit Grau gemiſchten ehemals ſchwarzen Locke, die an dem Ohr herabhing. Dieſes Ohr war fein, wie aus Papier geſchnitten und lag platt am Kopf, ſich an eine farbloſe, knöcherne Wangenfläche ſchließend, die, man ſah dies deutlich, nie einem Kuſſe entgegengeblüht hatte. Aber doch! und welch ein Kuß war dieſer Wange beſtimmt! Lucie, von ihrem Spaziergang heimfliehend — Emil jagte ihr keuchend nach — kam auf die Gruppe auf der Bank zugeſtürzt, umarmte Miß Rebecca und drückte die Purpurlippen auf die eben beſchriebene [illegible] Wangenwüſte. Ach, was kann die Liebe nicht Alles! Drückte doch dereinſt der bildſchöne Engel der Erbarmung ſeinen Segenskuß in die zu morſchem Staub verſinkende Bruſt des im Grabe ſchlummernden Gerechten?

Wilhelm ſah dieſe Umarmung zwiſchen Frühling und Winter und ein Lächeln flog über ſeine Züge. Lucie wandte ſich zu ihm und fragte: Haben Sie mich dort durch die Baumſchatten irren ſehen? Ich ſpielte Armide. O, wenn ich ewig in einem bezauberten Walde leben könnte, fern, fern von den Wohnungen der Menſchen, in ſüßer Einſamkeit mit meinen lieben Feen, Rittern und Sängern. Aber was haben Sie heute mitgebracht?

Diesmal Taſſo.

Ach, da werden wir Jeruſalem erobern müſſen. Das iſt ſchon lange nicht ſo amüſant. Da giebt es ſo viel ernſthafte Perſonen.

Ritter mit der Röthe des Burgunders auf der Naſe, ſchielend nach den offenen Buſen ihrer Nachbarinnen, wollen wir vorbeigleiten laſſen, wie man eine bunte Tapete abrollt und eilt zu einem kleinen Bilde ſich zu ſetzen, das in der Ecke des Saales, vergeſſen von dem großen Haufen zerſtreuter Beſchauer, die ſtille liebevolle Aufmerkſamkeit des Kenners auf ſich zieht. Hier auf dieſer kleinen unſcheinbaren Tafel iſt mit dem ganzen Feuer eines alten frivolen Künſtlers aus der beſten Schule die Gruppe von Venus und Adonis dargeſtellt. Es iſt nicht möglich, reizendere Phantaſieen auf die Leinwand zu hauchen. Wider das Verbot der Göttin hat der kühne Jäger ſich den Gefahren der Wildniß überlaſſen; er kehrt heim, unverſehrt, aber er findet die ſchöne Göttin ſchmollend. Unwillig wendet ſie ihm den Rücken, ſein Trotz erwacht, er zürnt auch ihr. Aber im Zürnen ſtiehlt ſich ein unbewachter Blick, langſam vom Boden aufſteigend, Die Hexen freilich ſind beluſtigender, warf Miß Harker hin.

Apropos Hexen! nahm der junge Fürſt das Wort. Wiſſen Sie ſchon, daß im Kloſter Lichtenthal eine famoſe Hexe unter den Nonnen ſein ſoll; eine Kartenprophetin? Herr Duliboutſcheff will morgen zu ihr gehen, um ſich von ihr ſagen zu laſſen, wie er es anzufangen habe, die Bank zu ſprengen.

Lucie erwiderte: Der Obriſt ſcheint ein wenig mauvais sujet zu ſein, er ſpielt leidenſchaftlich.

So thut er, was alle ſeine Landsleute nicht unterlaſſen können, entgegnete Emil. Ich habe noch nie einen Ruſſen gekannt, der mit der Pikdame nicht ſchon ein Rendezvous gehabt.

Das iſt abſcheulich! rief Lucie — Herr Duliboutſcheff ſollte ſich ſchämen. Darum ſieht er auch ſeit einiger Zeit ſo bleich aus. Machen Sie doch, Vetter, daß er wegreist. Er und ſein Onkel ſind beide gleich unnütze Geſchöpfe hier.

Wie kann ich das machen, theuerſte Couſine? Dieſe Leute ſind Herrn ihrer Zeit und ihres Geldes? Und dann — was würde Comteß Iphigenie ſagen?

Ich bin überzeugt, daß es ihr ganz recht wäre.

Davon bin ich gar nicht überzeugt. Doch wieder auf meine Hexe zu kommen: ſollen wir nicht Alle morgen ihr einen Beſuch machen? Der Fürſt ſah Miß Harker an, dieſe ſchüttelte das Haupt — dies war genug, daß weiter nicht mehr die Rede von dieſem Vorſchlag war.

II.

Die Mittheilungen, die ihn Miß Rebecca in Hinſicht Lucien gemacht, beſchäftigten Wilhelm ernſtlich. Er grübelte hin und her, welcher Zukunft das blühende liebe Kind nunmehr entgegengelenkt werden ſollte. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt wurde er inne, wie feſt bereits ihr Bild in ſeinem Herzen ſich die Stätte gewählt, wie ſein Sinnen und Träumen bereits gänzlich ein Eigenthum dieſer ſüßen herzbeſeligenden Erſcheinung geworden war. Sie iſt alſo nicht zum Opfer beſtimmt? rief er frohlockend, ſie hat ihren Schutzengel, und dieſer wacht über ſie. Ich kann ruhig ſein. Aber wem iſt ſie beſtimmt? Wer ſind dieſe geheimnißvollen Eltern, die die Geſchicke des Kindes aus der Ferne lenken? Sollte er hierüber die Gräfin fragen? ſie würde ihm nicht die volle Wahrheit ſagen, da ſie bereits ſah, daß er ihren Plänen, in Betreff der Heirath, nicht günſtig war, ſollte er Rebecca fragen? es könnte ſein, daß dieſe ihm — zwar nur dieſe ſtrenge Wahrheit — aber nur gerade ſo viel ſagte, als ſie ſagen wollte, und ſie wollte gewiß, wie immer, nichts ſagen. Er ſah ſie ſchon vor ſich ſitzen, den ſtreng geſchloſſenen Mund in Falten gezogen und auf alle ſeine Fragen ſtumm wie eine Bildſäule. Dieſer Demüthigung wollte er ſich nur im äußerſten Nothfalle ausſetzen. Dann rief er wieder in ſeine liebſelige Träumerei behaglich verſinkend: Wozu alles Fragen? Iſt ſie nicht in glücklichſter Stille mein? Wird ſie nicht bewacht, damit ich ſie ungeſtört habe? O, welch ein Himmel! Ein einzelner Hauch kann ihn trüben, warum dieſen Hauch heraufbeſchwören, damit er Wolken und Nebel bringe? Genieße! die Fülle des Lebens, ſie berührt wieder, wie der Kuß der reifen Traube, deine Lippen. Genieße!

Er legte ſich auf die Bank zurück, auf der er jetzt einſam ſaß, denn die Mittagſtunde war nahe und die Damen waren fortgeeilt, und blickte hinauf in die bewegten Gipfel der Bäume.

Es war ein ſtiller Friede in der Natur. Es bereitete ſich rings der glühende Mittag vor, die Vögel flüchteten unter den Schatten, die Gluthwellen, von den Höhen herab, ſenkten ſich immer tiefer und füllten das Thal, wie ein heißer, goldner Trank die weite Wölbung des Bechers füllt. Im Wäldchen blieb es kühl. Wilhelm nahm ein Blatt ſeines Gedenkbuchs hervor und ſchrieb darauf: Wenn der Mann wirklich beſtimmt wäre, noch einmal ſo heiß, ſo glücklich zu lieben, wie der Jüngling einſt liebte? Und warum zweifle ich daran, daß dem ſo iſt? O, armes Herz, biſt du ſo ſcheu, ſo furchtſam, daß du an keinen zweiten Feſttag deines Liebelebens glaubſt? Verzage nicht. Die Kraft, die dieſe Gluthen neu in dieſe Bruſt ſendete, wird auch Macht haben, ſie darinnen zu erhalten.

Er hielt inne, und den Stift in der rechten Hand haltend, den Arm aufs Knie geſtützt, ſaß er vorgebeugt da, das bleiche, ſchöne Antlitz, in denen die dunkeln Augen glühten, vor ſich hin in die Waldnacht gerichtet. Der Blätterſchatten ſpielte auf der gewölbten Stirn, von der das lichtbraune Haar in weichen Wellenlocken zum Ohr hinabglitt. Sein Hut lag neben ihm. So wie er da ſaß, waren es die Geſtalt und die Züge eines zwanzigjährigen Jünglings; Wilhelm war in dieſem Augenblick ſchön, wie er es noch nie in dieſem Grade geweſen. War es nun die ſüße Melancholie, gemiſcht mit dem Feuer der Empfindung, die das Bewußtſein zu lieben in ihm gerade in dieſer glücklichen Stunde zur Reife brachte, war es die poetiſche Umgebung, das zauberiſche Bild quellender Naturſchöne um ihn her — genug dieſer junge Mann, unter dem Schatten des Baums ſitzend, den Griffel und die Schreibtafel ſinnend in der Hand, den Blick in die Tiefe der Schatten werfend, und das Haupt in Begeiſterung gehoben, war eine Erſcheinung, die das Herz ſelbſt des kälteſten Beſchauers feſſeln mußte.

Und Wilhelm wurde in dieſem Augenblick beobachtet. Aus der Tiefe des Thales hervor hob ſich den Pfad hinauf eine hohe jungfräuliche Geſtalt, die hinter den fernen Bäumen ſtehen blieb, eine Weile unbemerkt auf den Träumer hinſchaute, und dann wieder verſchwand. Es war Iphigenie, die ſtill und ohne ihre Gegenwart ahnen zu laſſen, den Rückweg antrat. Dieſes Bild im Innern nahm ſie mit.

Wilhelm ſetzte von Neuem den Stift an und ſchrieb die begonnenen Zeilen weiter. Was ich hoffe? — Mein Himmel, ich hege keine andre Hoffnung als die, die jeder Lebende hegt, nämlich des goldnen Lichtes Fülle weiter zu trinken, länger und immer länger den Faden des einmal liebgewordenen Daſeins zu ſpinnen. Kann dies eine Thorheit, oder gar ein Verbrechen ſein? Herz, du täuſcheſt dich! Du wünſcheſt zu beſitzen, du begehrſt und verlangeſt, du willſt dich am flüchtig vorübereilenden Glück nicht freuen, du willſt es an deine Ferſen bannen. Und da vergiß nicht, daß du ein vermeſſenes Spiel ſpielſt. Was haſt du einzuſetzen, wenn es um ſolche Gewinne ſich handelt? Darfſt du Jugend, Schönheit, Unſchuld, Größe, — darfſt du die beneidenswertheſten Gaben des Lebens für dieſes Herz beanſpruchen, über das ſchon die Stürme hinbrausten, über das ſich ſchon die Schatten hinlagerten? Nein — nein, du darfſt es nicht. Halt ein auf dieſem verderblichen Wege, halt ein, ehe es zu ſpät iſt. Noch iſt es möglich, daß du deinem Elend entfliehſt, noch fühlſt du die Stärke dazu, noch eine Stunde, ein Tag und du gehörſt ihm auf ewig.

Wilhelms Bruſt entrang ſich ein banger Athemzug, als er dieſe Worte zitternd niederſchrieb; er ließ das Blatt zu Boden fallen und ſtützte das Haupt auf den Arm. In dieſem Augenblicke ſtörte ihn ein leiſes Geräuſch am Baume hinter der Bank; er wandte ſich um und fuhr entſetzt zurück, als er eine hohe, in graue Gewänder gehüllte Geſtalt ſich über ihn hinbeugen ſah. Die Erſcheinung wich zurück und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Wilhelm ſtarrte auf ſie hin. Ein ſteinfarbiges Untergewand, faltig auf den Boden hinſchleppend und darüber ein Schleier von derſelben Farbe, aber von leichterm Stoffe, der Kopf und Geſicht völlig bedeckte, machten den Anzug dieſes ſeltſamen Gaſtes aus, der langſam ſeinen Heimgang in die Ruine, von wo er gekommen ſchien, wieder antrat. Dieſes Weſen ſchien, als es ſich unter den Trümmerhaufen und dem morſchen Mauerwerk herumbewegte, ſelber ein Theil des Gemäuers zu ſein, jedenfalls konnte es für den in dieſem Bereich waltenden Elementargeiſt gelten. Nachdem es ſich in ſchwankendem Gange dem niedern Eingang in ein verſchüttetes Gewölbe genähert hatte, verſchwand es daſelbſt, jedoch nicht ohne mit gehobenem Arm ein blinkendes weißes Papier gezeigt zu haben, das auf die Steine der Mauer am Eingang niederglitt. Wilhelm eilte, dieſes Schreiben aus der Unterwelt in Empfang zu nehmen. Es hatte in ſeiner zierlichen Form nichts Abſchreckendes, und die Schrift, die es enthielt, war auch nicht etwa eine vergilbte Mönchsſchrift aus einem fernen Jahrhunderte, ſondern eine feine Damenhandſchrift, ein zierliches aber in feſten Umriſſen hingezeichnetes Gewirre kleiner Buchſtaben, die ihren Urſprung als aus der nächſten Vergangenheit ſtammend bekundeten.

Der Brief lautete.

Es beſchäftigt ſich Jemand mit Ihrem Glück; es giebt ein Auge, das für Sie in die Ferne ſieht, es giebt eine Hand, die bemüht iſt, für Sie den Weg zu ebnen — endlich giebt es auch ein Herz, das glücklich ſein würde, wenn Sie es wären. Dieſes Herz gehört Ihnen ſehr nahe an. Sie ſind in einem Irrthum befangen; Sie geben ſich und Ihr Geſchick verloren — ich ſage Ihnen, daß noch nichts verloren iſt. Warum zweifeln Sie, daß die Liebe Ihnen noch einen großen Gewinn aufgeſpart hat? Geben Sie nicht frei, was Sie beſitzen, löſen Sie keine Bande, denn ſie müſſen doch einmal geknüpft werden, wenn Sie glücklich ſein ſollen, und Sie ſollen es ſein. Ihre unbekannten Freunde haben ſich das Wort gegeben, daß Sie es ſein ſollen. Alſo faſſen Sie Muth — das Mädchen, das Sie lieben — liebt Sie wieder: dieſer Bund ſoll nicht zerſtört werden. Sie halten Sich für gefeſſelt — Sie ſind es nicht; wenigſtens iſt man bereit, Ihre Feſſel zu löſen, wenn Sie es nur wollen. Die, die einſt aus Ihrer Hand ein glückliches Loos entgegennahm, iſt entſchloſſen und berechtigt, Ihnen dieſes Geſchenk zurückzugeben, wenn das Schickſal es gebietet. Und es ſcheint — hier da es ſich um die Ruhe und das Glück Ihrer Zukunft handelt — gebietet das Schickſal jedes Opfer zu bringen. Wie ſollte ein edles Herz zögern, da ſchon ein unedles nicht zögern dürfte? Drum Muth! Sie lieben, Sie werden geliebt! Sie haben treue Freunde — wo iſt da Grund zu verzweifeln? — — Wenn Sie auf dieſe Zeilen antworten wollen, ſo legen Sie Ihren Brief in die Mauerblende, rechts vom Gewölbe, in das Sie mich haben verſchwinden ſehen; Sie werden auch dort die Antwort, wenn eine nöthig ſein ſollte, finden.

über eine Schulter von Alabaſter hinweg und leuchtet in das Auge, das ſich ſchließen will und dem die langen dunkeln Wimpern den Dienſt verſagen. Zorn und Scham färben die Wange der Göttin, ſie will ſich dem Arme, der ſich ſanft und zagend um ihre Hüfte ſchmiegt, entwinden und begegnet dabei einem Auge, in dem eine Thräne zittert und das zu fragen ſcheint: Willſt du mir ewig zürnen? — Amor, unbemerkt ſeiner Mutter nahend, biegt mit einer ſchmeichelnden Liebkoſung ihr Haupt zu dem Jünglinge. Sie verzeiht, ihr Buſen ſchwellt ſchon in zärtliches Schmachten, während noch ein leichter Unmuth ihre ſchöne Stirne umwölkt. Ich vergebe dir, ſcheint ſie zu ſagen; aber wirſt du nie aufhören mein Herz zu verwunden? —

Das iſt die Verſöhnung von Venus und Adonis; das iſt das kleine Gemälde, an dem der einſame Beſchauer ſich erfreut, während der bunte Markt von Figuren, das Gewühl von

Dieſe Zeilen erſchütterten Wilhelm lebhaft. Ein Geheimniß begann, ſich um ihn her zu ſpinnen! Welch ein Weſen drängte ſich in ſein Geſchick und ſuchte deſſen Freuden und Leiden mit ihm zu theilen? Und wie wunderſam klangen dieſe Worte: Faſſen Sie Muth! Sie lieben, Sie werden wieder geliebt! Die, die einſt Sie feſſelte, iſt bereit, Sie frei zu geben! — Wilhelm bebte — alſo von jener Seite her, von der gefürchteten Seite, wo, wenn er des Vergangenen gedachte, Verachtung und Zorn, Widerwille und Scham in ſeiner Seele auftauchten, kamen dieſe Worte! Alsdann waren es keine Segensſprüche. Der Eigennutz, die Habgier, die Gemeinheit ſtießen Sie aus. Sie will meine Bande löſen — rief er in dumpfem Grimm — ich ſoll mich mit einer Summe loskaufen! Zu dieſem Entſchluß iſt das verächtliche Weib gelangt. Wohl! Auch das iſt ein Hoffnungsſtrahl, obgleich er aus einer giftſchwangern Wolke kommt. Allein wo weiß dieſe Unglückliche, daß ich dieſem Engel hier mit meinen vermeſſenen Wünſchen mich nähere? Wer hat ihr die Geſchichte dieſes Herzens verrathen? Welch ein Räthſel dies! Doch gleichviel; ich will den Boten, den ſie gewählt, nicht ohne Antwort entlaſſen.

Er ging nach Hauſe, verſtimmt und niedergeſchlagen. Auf der Straße nach Lichtenthal fuhr der Wagen der Gräfin an ihm vorüber. Iphigenie und die Mutter ſaßen im Rückſitz; der Obriſt und Emil vorn. Die Damen warfen lächelnd ihm Grüße zu.

III.

Auf ſeinen Brief erhielt Wilhelm im Verlauf weniger Tage folgende Antwort: Entweder wir kennen uns gar nicht, oder Sie mißverſtehen mich abſichtlich. Was ſoll ich mit dieſen Zeilen, die froſtig und faſt beleidigend meine Theilnahme zurückweiſen, indem ſie einen ſtarren, gebieteriſchen Spruch in Stelle der Willensmeinung eines bewegten Herzens ſetzen. Was iſt's mit der Miſſion, die Sie mir zutheilen? ſie ſcheint faſt unehrenvoll, und dann wie ſoll ichs verſtehen, daß Sie verlangen, ich möchte das Geldopfer nennen, was verlangt werde. Welch ein widriges Mißverſtändniß. Kenne ich denn Ihre Vergangenheit? Kann nicht darin manches enthalten ſein, was zu wiſſen ein Gemüth, wie das meinige, tief verletzte? Wie unvorſichtig war ich, Sie unter allen Männern für den einzig Schuldloſen zu halten, den keine läſtige Erinnerung drückt. Ich ſehe, daß ich mich geirrt, und ohne es zu wollen und zu ahnen, erfahre ich, welche beſchimpfende Bande Sie früher ſchon geknüpft. Aber ich ſchweige — ſorgen Sie nicht — mein Bereich iſt das Grab; ich theile mit ihm das Schweigen und die Einſamkeit. Für mich iſt eine Lebenshoffnung weniger in der Welt, wenn Sie in der That nicht ſo vorwurfsfrei und rein ſind, wie ich feſt geglaubt, daß Sie ſeien. Dieſe Augen, dieſe Stirn — lügen alſo auch! Was ſoll ich nun denen ſagen, die mich ſenden? Was dem bangen Herzen, das an dir mit allen ſeinen Lebensfaſern hängt — was ſoll ich dem ſagen? Wenn ich gegen eine Welt ſchweigen wollte, gegen dieſes Herz darf ich nicht ſchweigen. Ich will ihm nichts weiter ſagen, als: hoffe nicht mehr auf ihn! Aber dieſes muß ich ſagen. Vorher will ich aber noch einen Brief von Ihnen abwarten.

Wilhelm befremdete dieſe Antwort nicht wenig. Er hatte, da er ſeiner Sache völlig gewiß zu ſein glaubte, dieſen Ton von einer Unterhändlerin, die ihr verächtliches Gewerbe unter der Hülle zu treiben meinte, nicht erwartet. Einen Augenblick wurde er an ſeinem eignen Urtheil irre. Er nahm nochmals den Brief der Unbekannten zur Hand, und jetzt glaubte er in der Schrift und in den Wendungen etwas Feines, Graziöſes, Sinnvolles zu bemerken, daß ihn wieder weit weg brachte von der Vermuthung, dieſe Zeilen ſeien auf Betrieb ſeines Weibes geſchrieben. Wozu hätte dieſe nöthig gehabt, ſich des Geheimniſſes zu bedienen; konnte ſie ihm nicht offen einen Antrag dieſer Art machen? Und dann kommt auf's neue dieſes Hinweiſen auf einen beſeeligenden Herzenszuſtand ihm vor, und wie ein Ertrinkender nach dem ſchwächſten Rettungsmittel greift, ſo klammerte er den gepeinigten Geiſt an dieſes Argument, und ſchöpfte hieraus den Muth, den Brief von einer andern, als von der gefürchteten Seite kommend, ſich zu denken. Aber wer konnte dann die Schreiberin ſein? Ein leidenſchaftliches Feuer bemächtigte ſich ſeiner, ſeitdem er der verhaßten Vorſtellung den Rücken gewendet, und nur lieblichen Träumen ſich hingab. Er ergriff raſch die Feder und ſchrieb:

Wenn Sie um mein Geheimniß wiſſen, ſo wiſſen Sie auch, daß hierin nichts liegt, was mich in Ihren Augen und in den Augen jedes Sterblichen erniedrigen könnte. Sie ſelbſt ſpielen auf die

Feſſeln an, die mich drücken, und die, wie Sie ſagen, gelöst werden können — nun denn; dieſe Feſſeln beſtehen allerdings; ſie machen mein Unglück, aber nicht meine Schande aus. Man hat mit mir ein unwürdiges Spiel getrieben; ich wurde ein Opfer der Schlechtigkeit, allein ich ſelber beging keine. Dieſe Worte der Rechtfertigung für Sie, die Sie mich und mein Geſchick kennen, und dennoch ſich die Miene geben, als wüßten Sie nicht, um was es ſich hier handelt. Wohlan, ich will Ihre Hand ergreifen, obgleich ſie unter Schleiern mir gereicht wird, und ich nicht weiß, ob ſie nicht heimlich einen Dolch führt. Es gelang Ihnen, einen mächtigen Talisman ſich anzueignen, der mich nun unwiderſtehlich in Ihre Nähe reißt. Sie nannten — oder wenigſtens bezeichneten Sie ſehr deutlich das Bild, das in dieſem Herzen lebt, ewig darin leben wird. Um dieſes Bildes wegen ſei Ihnen vergeben, wenn Sie es gewagt, unbefugt in das Gewebe meiner Träume, Hoffnungen und Freuden einzugreifen.

Er erhielt die kurze Antwort:

Mich beleidigen die Schmähungen, die Sie auf die häufen, welche einſt Ihr Glück ſchuf, indem ſie ſelbſt dadurch glücklich wurde. Es iſt eine edle Seele — vielleicht zu edel, zu großdenkend und warm fühlend für eine Welt wie dieſe. Kein Wort mehr — unſer Briefwechſel ſei beendet.

Unwillig legte Wilhelm dieſes Papier zu den übrigen, und nahm ſich ernſtlich vor, dieſes mehr ſtörende als wohlthätige Ereigniß gänzlich aus ſeinem Gedächtniß zu verbannen. Es wäre ihm das ſicherlich bald gelungen, wenn nicht Luciens Gegenwart immer von neuem ſeine Gedanken dem geheimnißvollen, verhüllten Weſen, das ſo genau unterrichtet zu ſein ſchien von dem Gang und der Geſchichte ſeiner Liebe, und das ſich herausnahm, ihm Muth zuzuſprechen in Betreff ſeiner Bewerbungen um Luciens Gunſt, zugewendet hätte.

Eines Morgens fand er Lucien allein auf der Bank. Auf ſeine Frage wo Miß Rebecca ſei, erfuhr er, daß ſie mit Iphigenien den Pfad zur Ruine hinauf gewandelt ſei. Es iſt ſchön, daß ich Sie einmal unter vier Augen für mich allein habe, rief das liebenswürdige Geſchöpf, indem es Wilhelms Arm ergriff, ich kann Sie jetzt ernſtlich ausfragen über einen Gegenſtand, der mich ſeit lange ſchon beſchäftigt.

Und der iſt? fragte der Freund angenehm überraſcht.

O das läßt ſich nicht ſo geſchwind ſagen, und Sie müſſen mir auch dabei nicht ſo forſchend in's Auge ſehen; alsdann bring ich keine Sylbe über die Lippen.

Wilhelm ſenkte den Blick, und ging ſtillſchweigend neben ihr her.

Wir wollen den Weg hier einſchlagen, der uns den Andern nachführt; mich dünkt, ich ſehe ſie oben ſchon ſtehen auf einem der alten Trümmerhaufen, die Rebecca ſo ſehr liebt, und von denen ſie immer ſo viel zu erzählen weiß. Einmal hat ſie mir bei einer Abbildung einer Ruine, ähnlich dieſer, die ganze Geſchichte von Schottland erzählt mit allen bürgerlichen Kriegen und Invaſionen fremder Völker. Seitdem hab' ich einen Reſpekt vor den Ruinen.

Aber was Sie mir ſagen wollten —

Ja, ich wollte Sie fragen — warum — hm, werden Sie mir es nicht übel nehmen, die Frage iſt eigentlich unüberlegt, man könnte ſie ſogar ungezogen nennen — ich wollte Sie fragen, warum ſehen Sie niemals recht heiter aus. Haben Sie Kummer?

Das holde Weſen war unendlich liebenswürdig, als es dieſe Frage that. In dieſem ſüßen, heiligen Seraphantlitz lag in dieſem Augenblick die ganze Seele enthüllt, und dieſe Seele war von einer wunderbaren Schönheit. Wilhelm war wie an den Boden gebannt.

Iſt dies ein Gegenſtand Ihrer Sorge? fragte er zögernd.

Gewiß! und warum ſollte es dies nicht ſein? Ich habe Sie gern — ich liebe Sie. Dieſe Worte wurden mit einer Kindlichkeit ausgeſprochen, ſo daß ihnen auch nicht der Hauch eines Geſtändniſſes beiwohnte. Wilhelm konnte drum auch gänzlich ohne Verlegenheit wiederholen: Sie haben mich gern — Sie haben mich lieb! —

So iſt's, ſagte Sie, ſich feſter an ſeinen Arm hängend. Und wenn ich Jemand gern habe, ſo beunruhigt mich jedes Wölkchen auf ſeinem Angeſicht. Ich ſehe die Andern heiter und höre ſie lachen und Scherze vorbringen, aber nie, ſo lange wir hier ſind, hab' ich Sie in dieſer glücklichen Laune geſehen. Wiſſen Sie aber, daß das Einfluß auf meine Laune hat, ich lache auch nicht. Und wenn ich auch manchesmal lachen will, denke ich raſch, was wird Herr Ortberg dazu ſagen, daß Du fröhlich biſt und er kann es nicht ſein.

Ach, meine theure Lucie!

Ja, bin ich Ihre theure Lucie? Sehen Sie, wenn ich es wüßte, es könnte mich froh wie ein Kind machen. Schon lange, ſchon lange hege ich den Plan, mich Ihnen werth, gleichſam unentbehrlich zu machen. Das Vertrauen, das ich gerade zu Ihnen und zu Niemand ſonſt hege, iſt grenzenlos.

Wie verdiene ich das?

Das weiß ich nicht; verdient man denn überhaupt die Liebe! Ich denke die Liebe, die verdient wird, tritt auch ſchon mit dem Anſpruch auf und iſt deshalb ſchon nicht die rechte. Die rechte Liebe wird unverdient gegeben und wie eine Ueberraſchung verwundert empfangen. So hab' ich mir ſtets gedacht, daß Gott uns liebt: wir verdienen es nicht, und da wir merken, daß er uns doch liebt, ſind wir ſo wunderſam überraſcht von einer ſolchen göttlichen, unverdienten Liebe, daß wir uns geſchwind entſchließen, Gott über Alles zu lieben, und ihn durch nichts, auch nicht durch die kleinſte Kleinigkeit zu betrüben.

Wilhelm drückte dem begeiſterten Kinde die

Federn, Atlasſchleppen, blitzenden Waffen und fliegenden Schleiern die Menge anzieht. Dieſe zärtliche Gruppe überraſcht uns, wenn wir hier im prächtigen Zelte den blaßrothen Vorhang leiſe hinwegziehen. Auf einer mit Silber durchwirkten Ottomane ruht die Prinzeſſin Kalypſo, ganz die himmliſche Geſtalt voll Liebreiz, unverändert mit dem ſiegreichen Lächeln des Stolzes auf der Stirne und dem Zuge von Muthwillen um die friſche Lippe. Vor ihr knieet Fortunat. Wir wollen ihr Geſpräch belauſchen. Es iſt keine gewöhnliche Verſöhnungsſcene, und es iſt auf keinen ſehr rührenden Schluß abgeſehen.

Aber wie in aller Welt entſchuldigt man, daß man den einen Liebhaber unter daſſelbe Sopha exilirt, auf dem man den andern empfängt? Doch die Prinzeſſin kennt ihre Leute; ſie weiß, wie viel man einem ſchwachköpfigen verliebten Thoren bieten kann, und für einen ſolchen hält ſie unſern Helden. Sie findet für gut, Hand. Sie lenkten unvermerkt einen Feldweg ein, der ſie von der Ruine abwärts führte. Und wenn ich Ihnen nun meinen Kummer beichtete, ſagte er, was würde Ihnen das nützen?

Sehr viel: ich würde dann drum wiſſen.

Dieſes Wiſſen iſt läſtig.

Für mich nicht. Wenn ich nur jeden Kummer, jedes Leid genau wüßte, dann wäre ich ſchon um vieles ruhiger. Ich würde mir dann ſagen, der Menſch hat dieſes, der Menſch hat jenes, was ihn drückt, das iſt nicht alle Welt, und kein ſolcher Schmerz, der nicht verginge — aber nun ſehe ich die vielen verſchleierten Geſichter, und ich kann den Schleier nicht heben, und quäle mich ab, zu grübeln, was für ein Kummer hinter dem Schleier könne verborgen liegen. Das iſt peinlich.

Nun gut, Sie ſollen meinen Kummer wiſſen. Ich gräme mich, daß ich ſo allein ſtehe in der Welt.

Sind Ihre Eltern todt?

Wilhelm ſah ſie forſchend und lächelnd an, ſie ſetzte leicht erröthend hinzu: Freilich, Ihre Eltern mögen wohl nicht mehr leben. Mir kommt eben nur gleich dieſe Frage, wenn ich höre, daß ſich Jemand beklagt, daß er Niemand in ſeiner Nähe habe.

Ihre Eltern leben noch?

Meine Mutter — o, und das iſt die edelſte, beſte Frau in der Welt; ſie liebt mich, wie man nur auf Erden etwas lieben kann.

Und iſt doch immer fern von Ihnen?

Immer? nein. Nicht immer. Wir werden bald wieder beiſammen ſein. In den Augen des lieben Kindes perlten Thränen, als ſie dieſe Worte ſprach. Sie wandte ſich etwas ab und pflückte ein Blatt vom Strauche am Wege. Wilhelm fühlte ihren Arm leicht beben in dem ſeinigen. Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: An ihrer Stelle iſt jetzt Rebecca bei mir, die ich gleichfalls liebe und die mich liebt. Aber wieder auf Ihren Kummer zu kommen.

Ich hab' ihn ſchon genannt.

Das haben Sie, allein nicht dabei geſagt, wie ihm abzuhelfen ſei.

Laſſen Sie uns darüber nachdenken. Freunde werden Sie haben, aber die ſind Ihnen nicht genug, wie wär's mit Freundinnen?

Ah — mit Freundinnen!

Ja! Sehen Sie, das fällt mir ſo ein. Aber Sie müßten da nicht gleich die Erſten Beſte wählen; da könnten Sie an die Unrechte kommen.

Sie müßten erſt lange prüfen, und ſich bald dieſe bald jene aus der Ferne betrachten, ob ſie wohl die Eigenſchaften habe, Ihre Freundin zu ſein.

Und welche Eigenſchaften wären das? fragte Wilhelm die ſchöne Plaudernde.

Nun vor allen Dingen müßte ſie Sie recht von Grund der Seele lieb haben.

Dann wäre es meine Geliebte.

Nein! entgegnete Lucie unwillig, und ein kleines Wölkchen von Verdruß und Mißbehagen lagerte ſich auf einen Moment auf ihre reine Elfenbeinſtirn — nein, nein! nicht Geliebte! Da miſcht ſich ſo mancherlei bei, was ich nicht mag. Und wie könnte ich Ihnen nun gar vorſchlagen, eine Geliebte ſich zu wählen! Aus einer Geliebten wird eine Frau, und die Wahl einer Frau, das iſt etwas, was in der Welt auf dem gewöhnlichen Wege zu Stande kommt, wo lauter verſtändige Urtheile zuſammenkommen, und wo ein Mädchen, wie ich, ſich gewiß keine Stimme anmaaßen würde.

Aber eine Freundin würden Sie ſich getrauen, mir vorzuſchlagen?

Ja, und mit großer Sicherheit; denn eine Freundin übernimmt keine andern Pflichten als die der Zartheit und Schonung. Sie iſt ganz Demuth und Hingebung, aber doch dabei ſcheu und flüchtig, und wenn man zu ihr ſagt, wie man zu der Geliebten oder ſpätern Frau ſagt: Du mußt bei mir bleiben, dann flattert ſie fort, und kehrt niemals zurück. Auf dieſe Weiſe iſt eine Freundin ein ſehr zartes Weſen; weil ſie keinen Lohn fordert und keinen giebt, lebt ſie wie eine Blume nur von dem Sonnenſchein, der aus den Blicken des Freundes quillt.

Aber wo findet man ein ſo liebliches, ätheriſches Geſchöpf?

Gar nicht ätheriſch! rief Lucie — es iſt eine recht irdiſche Geſtalt, wo es drauf ankommt, Sorgen und Mühen von dem Pfad des Freundes hinwegzutragen. —

Sie blieb ſtehen, und ſetzte dann mit einem unendlich zauberiſchen Lächeln und Erröthen hinzu, indem ſie ihre Augen ſenkte und wie eine Lilie, über die ein rother Abendſchein gleitet, vor Wilhelm ſtand. Wenn es nicht zu anmaaßend klänge, ſo würde ich mich zu Ihrer Freundin vorſchlagen. Sie hob den Blick, und das tiefe Blau dieſer ſchönen Augen leuchtete wie ein Himmelslicht warm in ſeine Seele.

Lucie! Lucie! rief er — was bieten Sie mir an!

Sie war erſchreckt über die Leidenſchaftlichkeit, mit der dieſe Worte nicht ausgeſprochen, ſondern ausgeſtoßen wurden.

Was iſt Ihnen? ſtammelte ſie.

Er faßte nach ihrem Arm, und zog die Hand an die Lippen, er blickte ſie an — ſenkte die Augen, kämpfte mit dem Aufruhr in ſeinem Innern, blickte ſie wieder an, und mit einem Tone, der das Herz des Mädchens traf, rief er: Ich kann Ihr Freund nicht ſein —

Nicht! rief ſie, und wich wieder einen Schritt zurück, und warum nicht?

Er unterdrückte das Wort, das auf ſeinen Lippen ſchwebte, und ſagte endlich: weil ich viel älter bin wie Sie.

Ihre Munterkeit und Unbefangenheit kam wieder. Iſt's das? rief ſie; dann kann ich Sie tröſten: in meinen Augen iſt das durchaus kein Hinderniß.

Aber in den meinigen.

Alſo bin ich Ihnen zu jung, zu kindiſch? Es iſt wahr; um Ihre Freundin zu ſein, muß man lernen mit ernſten, großen, ſtillen Geiſtern in ſeinem Innern zu verkehren. Geduld, es wird ſchon kommen. Ich bin ſchon anders geworden, als ich war, ſeitdem ich mich mühe um Ihren Beifall.

Es iſt nicht genug, daß Sie mir entgegenkommen, ich muß Ihnen ebenfalls entgegengehen.

Und thun Sie das nicht? fragte ſie traurig.

Ich vermag es nicht.

Das heißt, Sie können mich nicht lieben?

Wilhelm bebte bei dieſer unſchuldvollen Frage, als hätte ſich ein Abgrund vor ihm aufgethan. Er erwiederte: Wenn Sie zu meinem Weſen ſtimmen wollen, ſo muß Ihnen das gelingen, aber mir kann es nicht gelingen, mich zu dem Ihrigen zu ſtimmen. Ihr Weſen iſt die Jugend, und Niemand kann ſich wieder jung machen.

Sprechen Sie nicht ſo. Wenn das das Einzige iſt, was unſern Freundſchaftsbund verhindert?

Es iſt das einzige.

Das wäre betrübt — ſehr betrübt. Ich dachte, gerade weil ich jung bin, und Sie der Erſte ſind, den dieſes junge Herz ſo recht lieb gewonnen hat —

Wäre es möglich — Lucie!

Und nun wollen Sie es nicht einmal mit mir verſuchen. Das iſt ſehr niederſchlagend. Ich hatte mir ſchon gedacht, wie ich mein neues Amt antreten wollte. Sind es Briefe aus Paris, dachte ich, die ihm den Kopf wild machen, ſo will ich ihm ſagen: Schicken Sie alles Ihrem Sekretair, und laſſen Sie den machen, was er will. Hier in Baden iſt man nicht Miniſter; — hier ſind Sie hergekommen, um die ſchöne Ungebundenheit zu genießen, und mit Ihren Freunden luſtig zu ſein.

Allerdings ein ſehr guter Rath —

Und ſo hab' ich noch mehre. Ich bin in guten Rathſchlägen unerſchöpflich.

Jeder Unglückliche hat auf dieſe Rathſchläge Anſpruch?

Jeder.

So ertheilen Sie ſie auch dem jungen Fürſten Semiani; mich dünkt, der will auch von Ihnen getröſtet ſein.

O, der iſt nicht unglücklich; der liebt ſich ſelbſt und hat damit genug zu thun, und iſt dabei ganz glücklich. Sehen Sie, das iſt ein Menſch, der keine Freundin nöthig hat, weil es ihm nirgends weh thut. Er hat höchſtens eine Geliebte, eine Frau nöthig.

Arme Unglückliche!

Was ſagen Sie?

Und dieſe Frau werden Sie ſein!

Warum nicht? Zu ſeiner Frau kann man mich machen — zu ſeiner Freundin nicht. Ich werde nie aufhören, die Ihrige zu ſein; Sie müßten denn mich gerade von ſich weiſen. Wenn ich bei Ihnen bin, in Ihre gedankenvollen Augen ſehe, über die manchmal ein ſo tiefes Weh hingleitet, von dem ich nicht weiß, wo es herkommt und wohin es wieder ſchwindet, fühl' ich mich gehoben, fühle ich größer und beſſer. Oft denke ich — ach, wenn nur dieſer Mann Dein Vater wäre! —

Lucie! bin ich denn wirklich ſo alt!

Nicht deshalb! Sie könnten mein Mann ſein. Iſt nicht der General, den wir täglich an ſeiner Krücke am Kurhaus vorüberwackeln ſehn, älter wie Sie, und hat eine Frau, die, glaub' ich, jünger iſt wie ich.

Sie haben Recht! und ſie lieben ſich! — Ja, ja, ſie lieben ſich; ich weiß es.

Lucie ſagte ungeduldig: Unterbrechen Sie mich nicht. Ich wollte Ihnen eine Erklärung geben über meine eben ausgeſprochene Behauptung. Man hat mir geſagt, ein würdiger, ſtarker, edler Mann, wenn ein Mädchen ſo glücklich ſei, einen ſolchen zum Vater zu haben — ich will ſagen zum Freunde, oder zum Freunde und Vater — wäre der geeignetſte Führer im Leben. Es fehlt mir nun zwar nicht an Führern, allein ich möchte einen haben, den ich nicht allein liebe, ſondern zu dem ich mit Bewunderung hinanſähe, den ich gleichſam mit Schrecken lieben könnte — nämlich mit Schrecken, die mich zu Boden ſchlügen, wenn es einmal käme, daß ich dieſe Liebe einbüßte. Und ich würde ſie einbüßen, wenn ich nur auf einen Augenblick in dem Streben nachließe, immer größer und edler zu empfinden, immer wärmer und demüthiger zu fühlen. Sehen Sie, einen ſolchen milden und doch ſtrengen Herrſcher, einen ſo gewaltigen Gebieter und Freund, einen ſolchen Vater, der all den Vorrath eines Herzens an Liebe, Ehrfurcht und Demuth an ſich reißt, einen ſolchen möchte ich haben.

Wilhelm war überraſcht von der Fülle und Lauterkeit in dieſer jungfräulichen Bruſt. Er mußte ſich Zwang anthun, daß er die liebliche Erſcheinung nicht ſtürmiſch an ſich zog und ihr Haupt an ſeinem Buſen barg — er begnügte ſich, ſeinen Arm ſanft um ihre Taille zu ſchlingen und mit ſtockender Stimme zu fragen: Und einen ſolchen finden Sie an mir?

Sie machte ſich ein wenig ängſtlich von ihm los und ſagte lächelnd: Sie ſind mir noch zu jung. Wenn ich Sie ernſt und traurig ſehe, gefallen Sie mir — wenn Sie mich aber ſo leidenſchaftlich anblicken — gefallen Sie mir nicht, und ich rufe bei mir aus: Es iſt doch nichts mit dem Vater.

Wilhelm lächelte. Verſuchen Sie's mit unſerer Freundſchaft! ſagte er nach einer Weile. Wir wollen beide ſehen, wie weit wir kommen.

Aber ich ſehe, daß wir ſchon zu weit gekommen ſind, lachte Lucie, indem ſie rückwärts wies. Dort iſt die Ruine, und wir ſind faſt ſchon im Thale.

So wollen wir umkehren; entgegnete Wilhelm. Aber verſprechen Sie mir, daß Sie mich noch öfters zu einem ſolchen einſamen Spaziergange abholen wollen. Lucie neigte fröhlich bejahend ihr Haupt. Wie die beiden Wanderer den Pfad rechts einbiegen wollten, erblickten ſie eine alte Frau am Wege, die bei einem Korbe ſaß, in welchem dürre Zweige geſammelt waren. Sie erhob ſich, als ſie die Ankommenden gewahrte, und aus der ganzen Scene, in der ſie damals eine Hauptperſon ſpielte, einen amůſanten Spaß zu machen, und unſer Ritter hat ſeine guten Gründe, die Dame in der Anſicht zu beſtärken, daß ſie einen blöden Knaben vor ſich habe, dem man Geſchichten erzählen könne. Seine Miene drückt ſo viel Treuherzigkeit aus, ſein Auge iſt ſo ganz ohne Falſch. Er ſcheint ſo ganz geſchaffen angeführt zu werden, daß ein nur ein wenig muthwilliges Herz ſich nicht die Freude verſagen kann, ihm noch ferner Streiche zu ſpielen. Ein willkommener Zeitvertreib für eine Kokette. „So ſind ſie alle!“ denkt die Prinzeſſin bei ſich, „verdienen ſie nun nicht, daß man ſie in den Staub tritt?“

Der Zug von Hohn, der bei dieſen Gedanken auf einen Moment um ihre Lippen ſchwebte, glitt ſchnell in eine ſchmeichelnde Miene voll Lächeln und Zärtlichkeit über. Sie reichte ihm ihre Hand und ſagte mit einem Tone, gegen deſbreitete ihre gebräunten magern Hände Lucien mit dem Ausdruck des Dankes und der Freude entgegen. Seh ich Sie wieder! rief die Alte in dem Volksdialekt der Gegend — und mein Mann und mein älteſter Sohn haben immer unten am Kurhauſe Sie ſuchen müſſen! Dank, Dank! liebe vornehme, ſchöne Dame! Dank für ſo viel Gutes, das Sie uns Armen gethan. Mein Mann iſt geneſen und kann nun wieder ſeinem Geſchäfte nachgehn — nur das jüngſte Kind —

Was iſt's mit dem? fragte Lucie raſch, die ſich von Wilhelms Arm los gemacht hatte.

Es iſt noch immer bettlägerig.

Ich will es ſehen. Kommen Sie, mein Herr, haben Sie die Güte, mich in die Hütte dieſer guten Frau zu geleiten. Sie iſt ganz in der Nähe.

Wilhelm war mit Freuden bereit. Die Alte zeigte den Weg. Die Wanderung ging ſchneller von Statten. Man wollte bald wieder zurück ſein, um Miß Harker nicht in Unruhe zu verſetzen. Wilhelm war in der Hütte Zeuge, wie das reiche, verwöhnte, vornehme Mädchen ſich um jede kleine Dienſtleiſtung ſelbſt mühte und mit allem Ernſte den Zuſtand des kranken Kindes zu erforſchen ſtrebte. Beim Heraustreten aus der Hütte verſtauchte ſich Lucie den Fuß; der Schmerz war nur augenblicklich, er kehrte jedoch nach Verlauf einer Viertelſtunde wieder und ſie mußte ſich auf Wilhelms Arm ſtützen, als ſie den Hügelpfad bis an den Platz, wo der Wagen wartete, hinabſchritten.

IV.

Das geheimnißvolle Weſen, das Wilhelm im Bereich der Ruine einen Beſuch abgeſtattet, verließ ihn nicht, ſondern ſuchte ihn bald in eine andere Geſtalt vermummt auf. Emil und der Obriſt drangen ſo lange mit Bitten in ihn, bis er ſich entſchloß, die wahrſagende Nonne im Kloſter zu Lichtenthal aufzuſuchen. Es war ein feſtgeſetzter Tag und ſogar eine genau beſtimmte Stunde, wo dieſer Beſuch von Herrn angenommen wurde. Der Eingang in das Heiligthum dieſer verſchleierten Pythia war nicht durch das Kloſter, ſondern durch eine kleine Pforte im Hof, wo man dann den hohen Felſen entlang, die das Kloſter von der Nordſeite einſchloſſen, zu einem kellerartigen Gewölbe oder vielmehr zu einem Katakomben-Gange im Felſen ſelbſt gelangte. Hier war eine kleine enge Zelle in den Stein gehauen, die in frühen Zeiten, als das Mönchsweſen noch in der Blüthe ſtand, einem frommen Klausner, oder einem Büßenden zur Wohnung gedient, man konnte an den Wänden noch die Plätze erkennen, auf dem ein Kruzifix und die verſchiedenartigen Geißelinſtrumente ſich befunden hatten. Die ſtete Nacht, die in dieſer engen Felſenkammer herrſchte, wurde durch das Licht einer Lampe zerſtreut, die von der Decke herabhing und in dem Zuſtand, in welchem dieſes myſteriöſe Kabinet ſich gegenwärtig befand, einen ziemlich wohnlichen Raum beleuchtete, Teppiche auf dem Boden und dem Tiſche, Armſtühle mit hohen ledergepolſterten Lehnen und ein elegantes Schreibzeug mit Gold und Perlmuttereinfaſſungen, nebſt Papierbogen an der einen, der Wand zugewendeten Seite des Tiſches. Hinter dieſem, in die Schatten der Vertiefung zurückgelehnt, die die Wand der Zelle hier bildete, ſaß die prophetiſche Nonne, von der der Beſucher nichts weiter zu ſehen bekam, als hier und da eine weiße, ſchmale, magre Hand, die die beſchriebenen Zettel in Empfang nahm, und ſie mit der Antwort verſehen, wieder hinreichte. Denn ein tiefes, ununterbrochenes Schweigen war eines der Geſetze dieſes Tempels, deren Befolgung dem Ankömmling auf das Strengſte anempfohlen wurden. Neugierige und Muthwillige, die über dieſe Bedingung ihres Einlaſſes ſich keck hinweggeſetzt, wollten es erlebt haben, daß die Sybille ſich plötzlich in Nacht und Dunkel gehüllt hatte, und daß dann unbekannte Schrecken auf die Vermeſſenen aus jedem Winkel der Höhle hervorgedrungen waren. Man glaubte ihren Erzählungen nicht, allein man muthete doch der Sybille zu, daß ſie vollkommen im Stande ſei, ſich gegen Ungebühr und Frivolität zu ſchützen. Die Geldſpenden, die ſie einnahm, floſſen dem Krankenhauſe des Kloſters zu und kamen, wie man ſpäter erfuhr, manchem wahrhaft Bedürftigen zu Gute. Dieſer gute Zweck ſöhnte denn manche der rigoriſtiſchen Tadlerinnen unter den freigeiſtigen oder unter den frommen Damen, denen beiden, wenn auch aus gänzlich verſchiedenem Grunde, dieſe Prophetenſpielerei anſtößig war, mit der Nonne wieder aus. Auch Miß Harker hatte ihren zuerſt geäußerten, ſcharfen Tadel wieder zurückgenommen.

Als Wilhelm mit ſeinen zwei Gefährten in die Zelle trat, wurde ihm das übliche Stück weißes Papier hingeſchoben, daß er darauf anmerke, was er zu wiſſen wünſche. Er ſchrieb, gleichſam um das Orakel zu prüfen, eine Frage auf, die einen geringfügigen Umſtand betraf, der auf ſein Verhältniß zu Franziska Bezug hatte, und derer Schauſpieltalent in Frage ſtellte. Beſinne dich — lautete die Antwort — daß du ſie einſt die Rolle der Phädra ſpielen ſahſt und nach der zweiten Wiederholung befriedigt warſt. Wilhelm ſtaunte; wie wußte dieſes fremde Weſen dieſes Faktum ſo genau; er zögerte nun faſt die zweite, wichtige Frage, um derentwillen er eigentlich gekommen, hinzuſchreiben Dennoch that er es: er ſchrieb: Iſt die junge Dame, deren Vorname mit L anfängt, iſt ſie beſtimmt, mir einſt anzugehören? Die Antwort: L? dieſe wird an dir ihre Stütze finden. Er fragte wieder: Ihre Stütze wird ſie an mir finden; das heißt doch, daß ſie mir gehören wird? Antwort: Sie wird dir gehören, damit du ſie wegſchenkeſt. — Unbefriedigt durch dieſe dunkle Antwort, that er eine neue Frage, doch der Zettel wurde ihm zurückgeſchoben. Das Orakel ließ ſich auf keine weitre Beantwortung ein. Allein, was er ſchon hier erfahren, gab ihm genug zu denken. Wie ſollte er dieſen myſtiſchen

Spruch deuten: Lucie ſollte an ihm ihre Stütze finden — dies konnte allerdings gedeutet werden, als gelangte er zu ihrem Beſitz; aber nun — er ſollte ſie nur beſitzen, um ſie wieder wegzuſchenken! Welch ein Ausſpruch! Lucie weggeben — Lucie irgend Jemand, ſelbſt dem beſten, edelſten Manne, gönnen, ſie ihm freiwillig übergeben, wenn er ſie ſein eigen nennen konnte! Hier war keine nur irgend zuſtändige Deutung möglich. Aber dieſe myſtiſche Nonne fing an ihm Intereſſe einzuflößen, er beſchloß ihr gelegentlich noch einen Beſuch zu machen. Die Fragen ſeiner zwei Gefährten wurden heute nicht beantwortet, die Orakelſpenderin ſchien ſich nur ausſchließlich mit ihm haben beſchäftigen wollen. Der Obriſt ſagte unwillig zu Emil: Es ſcheint mir, als wenn die heiligen Damen im Kloſter ſich regelmäßig abwechſelten, damit Jede das Glück habe, unter dem Deckmantel geheimer Künſte ein beluſtigendes Abenteuer zu erleben. Ich will ſchwören darauf, daß in voriger Woche eine Andre dort im Winkel ſaß, wenigſtens hab ich mir gemerkt, daß die Hand, die damals mit den Zetteln zum Vorſchein kam, eine kleine, weiße, ziemlich elegante war, gänzlich verſchieden von der, die wir heute zu ſehen bekamen, und die uns ſo unhöflich unſre Zettel unbeſchrieben zurückſchob. Es iſt möglich, entgegnete der Fürſt gelangweilt, allein die kleine hübſche Hand gab uns unglückliche Prophezeihungen, dieſe wird uns vielleicht glückliche geben. Erinnern Sie Sich, daß Ihnen geſagt wurde, lieber Obriſt, Sie ſollten nicht auf die Coeur Neune ſetzen, Sie thaten es und verloren zweihundert Friedrichsd'or.

Aber ich werde doch wieder auf die Neune ſetzen; dieſem kleinen Kobold im Nonnenſchleier zum Trotze! rief der junge Mann lärmend, indem er aus der Zelle hervorſtürmte und die Thüre heftig hinter ſich zuwarf. Die drei Wanderer traten auf die Platte heraus, die dicht an der Felſenwand hinlenkt, und hier ſtehen bleibend, beim Rauſchen des Waſſerfalls überlegten ſie, ob ſie in der friſchen ſonnigen Nachmittagsſtunde nicht einen Gang hinauf ins Gebirge unternehmen ſollten. Wilhelm war für den Spaziergang, Emil und Alexei wandten ſich jedoch zum Kurhauſe zurück, indem ſie bemerkten, daß der grüne Tiſch in dieſer Stunde wenig beſetzt ſei und daß man deshalb ungeſtört von den läſtigen Zuſchauern, jetzt am bequemſten dort operiren könne. Wilhelm ſchritt die Höhe heran und nahm, oben angelangt, auf einem Raſenabſatz Platz. Das ganze, volle, freundliche Thal lag vor ihm hingebreitet, und die jenſeitigen Hügel und die ferne Bergkette ergänzten und umſchloſſen das hübſche Bild auf das Anmuthigſte.

Als er kaum eine halbe Stunde hier verweilt, hörte er das Geräuſch eines herankommenden Zuges, den Ruf der Eſeltreiber, das Lachen der Damen. Er erhob ſich und wollte Thalabwärts lenken, als er die Stimme der Gräfin vernahm, die ihm zurief und ihn begrüßte. Der kleine Zug theilte ſich jetzt, eine Anzahl Damen und Herrn ſetzten ihre Wanderſchaft bis zum untenliegenden Gaſthofe fort, Iphigenie, ihre Mutter und noch ein paar Damen der nähern Bekanntſchaft ſtiegen von den Eſeln herab und entſchloſſen ſich, von Wilhelm begleitet, zu Fuß den Reſt des Weges zurückzulegen. Wilhelm beichtete, daß er den beabſichtigten Beſuch im Kloſter abgeſtattet, er verſchwieg jedoch ſeine Frage und die darauf erfolgte Antwort, ſo neugierig die Damen auch waren, Beides zu wiſſen; er theilte ihnen nur mit, daß die Sybille und ihre Sprüche auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht.

Iphigenie hatte ihr Skizzenbuch mit und blieb nun ſtehen, um ein Heiligenbild in einer Niſche unter einem Baume mit wenigen leichten Strichen einzutragen. Die Gräfin, um die Beſchäftigung der Tochter nicht zu ſtören, veranlaßte die ältere Dame Platz auf einer Bank zu nehmen, die wenige Schritte entfernt von dem Steinbilde angebracht war. Die Frauen ſaßen hier unter ihren Sonnenſchirmen plaudernd, während Wilhelm Iphigeniens Schirm über ſie und das weiße Blatt, auf dem ſie ihre Skizze entwarf, ausgeſpannt hielt. Plötzlich ließ Iphigenie den Stift fallen und rief: Was iſt das? Flimmert es mir nur beim unausgeſetzten Hinblicken auf die weiße Fläche hier vor den Augen, oder iſt's wirklich, was ich ſehe? Da ſitzt ja eine graue Geſtalt, unbeweglich, wie aus Stein gehauen, und als wenn ſie zu meinem Heiligenbilde gehörte. Wilhelm hatte ſchon längſt die Sitzende bemerkt; ſie war in ein dunkles Gewand gehüllt und hielt das Haupt, das ein Schleier hüllte, zu Boden geſenkt. Die laute Frage Iphigeniens mochte die Träumende geweckt haben, ſie wandte jetzt langſam das Haupt und richtete ernſte, faſt ſteinerne Züge den Beſchauenden entgegen. Ah, Miß Harker! rief Iphigenie und ſetzte leiſe ſen verführeriſche Lockung Fortunat ſich mit all ſeinem verſchloſſenen Ingrimm kaum zu wappnen wußte: „Ich vergebe euch, Ritter. Vergeſſen will ich, daß euer Herz es über ſich gewinnen konnte, ſo lange meinen Hof zu fliehen und meinen Anblick zu meiden. Beruhigt mich nur darüber, daß unterdeſſen nicht eine Andere eure Neigung gewonnen.“

„Schöne Prinzeſſin,“ erwiederte Fortunat, „ihr kennt den wandelbaren Sinn, der einen abenteuernden Ritter in die Irre treibt; legt aber nicht meinem Herzen zur Schuld, was nur meinem Stande anklebt. Offen geſtanden, ich mied euern Hof, weil ich nicht mehr mit dem Glanze vor euren Blicken erſcheinen konnte, mit dem ich früher mich umgeben hatte. Ein koſtbarer Schatz wurde mir geraubt.“

„Ein Schatz?“ rief die Dame. „Sprecht, wie hoch an Werth? Mein Schatzmeiſter ſoll ihn euch erſetzen.“

hinzu: Wie kommt ſie hierher, und was ſitzt ſie hier ſo einſam im Graſe? Sie kann machen, daß man ſich zu Tode erſchreckt. Wilhelm mußte bei dieſen in heftigem Unmuth ausgeſtoßenen Worten lächeln. Vor wenig Augenblicken hätten Sie mich ebenſo hier ſitzen ſehen, entgegnete er. Ganz Baden hat gewiß mehrere Stunden in der Runde eine Menge ſolcher einſamer Feld- und Wieſen-Anachoreten aufzuweiſen; es ſind ſtille Naturanbeter, Derwiſche des Gedankens, die im lauten Gedränge des Thals mit ſich und dem Reichthum ihrer innern Anſchauungen nicht fertig zu werden wiſſen, und nun ſich ins Gras oder unter die verwitterten Steinkreuze am Wege flüchten.

Die unangenehme Perſon hat mein Bild mir zuwider gemacht, ſagte Iphigenie ſchmollend. Muß ſie aber nun auch überall ſein, wo ich mich hinflüchte. Und dabei iſt ſie ſeit einiger Zeit ſo freundlich gegen mich. Ich weiß mir das nicht zu erklären, denn ich thue wahrlich mein Möglichſtes, um ihr zu mißfallen, und es iſt mir dies auch früher immer gelungen.

Miß Rebecca ſchritt grüßend an dem Paare vorüber und geſellte ſich zu den Frauen auf der Bank.

Sie ſind ungerecht gegen ſie, Iphigenie, hub Wilhelm wieder an. Es iſt ein gutmüthiges Geſchöpf.

Gutmüthig? wiederholte die junge Gräfin mit einem kleinen boshaften Gelächter. Sie iſt vielmehr der Inbegriff alles Deſſen, was man Tücke, hämiſchen Rückhalt, ſelbſtiſche und eigennützige Berechnung nennen kann. Ich wünſchte nichts ſo ſehr, als daß es uns gelänge, aus ihren Händen meine arme junge Verwandte zu befreien.

Haben Sie dieſen Plan gefaßt?

Schon ſeit lange. Sie übt den gehäſſigſten Einfluß auf das offne, unbewahrte Gemüth Luciens aus, und Alles, was meine Mutter und ich mit dem Kinde Gutes im Sinne haben, ſehen wir ſtets durch dieſe widerwärtige Perſon, die ſich in Alles miſcht, vereitelt.

Wilhelm fühlte die Nothwendigkeit, hier ſehr behutſam zu Werke zu gehen, wenn er beabſichtigte, etwas Genaueres über die Pläne der Gräfin und ihrer Verwandten in Hinſicht Luciens, und dann über die nähern Verhältniſſe der Angehörigen des geliebten Kindes zu erfahren. Er ließ daher eine Pauſe verſtreichen, während welcher Iphigenie ruhig fortzeichnete, und dann ſagte er, gleichſam wie hingeworfen, um das Geſpräch im Gange zu erhalten: Es wäre nöthig, ſich an Luciens Mutter ſelbſt zu wenden.

Die iſt gar nicht zugänglich, entgegnete Iphigenie raſch, weder für uns, noch für Andre. Sie iſt eine wunderliche Perſon, die, der Himmel weiß weshalb, von der Welt ſich ſtreng geſchieden hat und in irgend einem alten Schloſſe oder Kloſter im ſüdlichen Frankreich lebt. Alles was wir über ſie vermocht haben, iſt, daß ſie einwilligte, das reizende Kind aus den düſtern Mauern, in denen ſie Anfangs es ebenfalls einzuſperren beabſichtigte, zu entlaſſen, um es dann nicht uns, wie wir hofften, ſondern dieſer Vogelſcheuche anzuvertrauen, der ſie unbegrenzte Vollmacht, über das Geſchick ihres Kindes zu walten, übergeben hat. Wollten wir nicht alle verwandtſchaftlichen Bande gewaltſam und für immer zerreißen, ſo mußten wir den läſtigen Mentor ſammt ſeinem Zöglinge um uns dulden.

Iphigenie ſchloß ihr Buch und hing ſich an den Arm ihres Begleiters. Sie ſagte, indem ſie einen Blick auf die ebenverlaſſene Stelle zurückwarf: Ich bin überzeugt, ſie hat uns belauſcht, obgleich ich nicht begreife, was ſie eigentlich zu hören gehofft hat. Seit einiger Zeit aber ertheilt ſie mir gute Rathſchläge. Sie verdächtigt Perſonen meiner Umgebung und preiſt mir wieder Andere mit großen Lobeserhebungen. So hat ſie den Herrn von Duliboutſcheff auf das ſchwarze Regiſter gebracht und will mir einbilden, daß er ein ſehr verworfenes Subjekt ſei, von dem ich keine Annäherung dulden ſolle. Grade deshalb wird mir Herr Duliboutſcheff jetzt lieb, und ich könnte Sie, Herr von Ortwell, haſſen; lediglich weil mir Miß Harker ſeit einiger Zeit Sie überſchwänglich preiſt.

Ah, ſagte Wilhelm lächelnd, ſie wird ſich ſicherlich in Beiden irren.

Bei allem Dem, entgegnete die ſchöne Geſtalt, weiß ich, was ich von meinen Bekannten zu halten habe.

Nun wohl, ſo werden Sie Herrn von Duliboutſcheff nicht für ſo böſe und mich nicht für ſo gut halten.

So iſt's auch in der That, lachte Iphigenie. Aber die Güte und Ehrlichkeit in Geſinnung und Wort, die ich Ihnen zutraue, ſind doch immer noch bedeutend genug, um Sie mit einer Bitte zu behelligen. Lucie wendet ſeit einiger Zeit Ihnen vorzugsweiſe Ihr Vertrauen zu, wirken Sie auf das Kind und bringen Sie ſie von Miß Harker ab, etwas mehr auf unſre Seite. Meine Mutter und ich ſind ihre wahren Freundinnen, faſt ihre einzige Stütze; die arme Mißgeleitete ſcheint dies nicht recht einzuſehen. Das Vertrauen kann man freilich nicht erzwingen, allein wir möchten nun einmal wiſſen, warum wir das ihrige nicht beſitzen, welche Verleumdungen man ihr von uns beigebracht hat.

O ſicherlich keine! rief Wilhelm. Sie iſt nur ſcheu und zurückhaltend, wie alle Mädchen ihres Alters.

Sie iſt durchaus nicht ſcheu und zurückhaltend, entgegnete Iphigenie mit einem etwas heftigen Tone. Sie iſt verwöhnt und hat immerdar ihre Umgebung beherrſcht. Zum Glück hat ihr die Natur ein offenes, gutes Herz gegeben, ſo daß ihre Anmaßung nie mißfällig wird; allein von Scheu oder gar Demuth iſt keine Spur. Daher geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mit ihr ſprechen wollen. Die Gelegenheit bietet ſich jetzt ungeſucht, denn ſie kann keine unſrer Parthien mitwachen, weil ſie ſich den Fuß verſtaucht hat und auf dem Sopha liegen muß.

Wilhelm wußte um dieſen Umſtand; er hatte nur bis jetzt gezögert mit ſeinem Beſuche, weil er fürchtete, den Schein der Zudringlichkeit auf ſich zu laden; allein jetzt, von Iphigenie und ihrer Mutter ſelbſt zu der Erkrankten geführt, benutzte er freudig die gebotene Gelegenheit Lucien ein paar ihrer einſamen Stunden durch Geſpräch und Leſen zu verſcheuchen. Miß Harker wurde von Iphigenien fern gehalten, ſo lange ſich dies nur irgend thun ließ. Lucie nahm die Gegenwart des ihr ſo theuren Mannes mit unverkennbarer Freude auf. Sie ſann darauf mit kindlich zärtlichem Sinne, wie ſie ihn, als er neben ihrem Sopha ſaß, auf dem ſie wie eine zarte Sylphe in weißen Florgewändern lag, jede nur mögliche Bequemlichkeit bereiten ſollte. Sie wußte, daß er weiße Vorhänge an den Fenſtern nicht leiden mochte, ſie hatte daher grüne Seidenvorhänge beſorgt, die die zwei Fenſter des kleinen Salons deckten. Dann ſtanden auf einem Tiſchchen immer Wilhelms Lieblingsblumen, friſch gepflückt, und ein Teller mit Walderdbeeren, eine Lieblingsſpeiſe, ſtand neben dem Silberkorb, der die ſchönſten Früchte der

Kunſtgärten enthielt. Hier in der Stille dieſes grünen dämmernden ſchönen Gemachs, zur Seite eines Engels, deſſen ſeelenvolle Blicke auf ihm mit dem reinen Ausdruck der Ehrfurcht und Liebe hafteten, verlebte Wilhelm nun ſehr glückliche, beneidenswerthe Stunden. Es war die Einſamkeit des Paradieſes, die nur der Gegenſtand unſrer Liebe mit uns theilt.

Hier in dieſen glücklichen Zuſammenkünften wich auch jeder Schatten von Fremdheit oder Mißtrauen aus Beider Herzen. Eines Tages fand Wilhelm das junge Mädchen mit einem Briefe in der Hand und in Thränen aufgelöst. Er hatte nicht nöthig nach dem Grund dieſer betrübenden Erſcheinung zu fragen, ſie kam ihm mit ihrem Vertrauen zuvor. Mein innig geliebter Freund, rief ſie, welch ein Kummer iſt plötzlich über mein Herz gekommen! Wie iſt der Schmerz thätig, um an jeder Fiber zu reißen. Ich weine und weine unaufhörlich, und doch will es mir nicht gelingen, auch nur einen kleinen Theil der Laſt, die mich bedrückt, hinwegzuwälzen. Leſen Sie — oder nein; ich darf Ihnen den Brief nicht in die Hand geben, denn es handelt ſich nicht blos um meine Geheimniſſe; es iſt der Name von Perſonen genannt, die vielleicht ſehr hoch in Ihrer Achtung ſtehen, und wo es mir wenig ziemte, den erſten Angriff auf dieſe Geachteten zu ſchleudern. Ich will Ihnen den Inhalt des Brieſes im Weſentlichen mittheilen.

Wilhelm erfuhr jetzt, daß die Mutter Luciens ihr rieth, gegen Miß Harker auf der Hut zu ſein, und daß ſie ihr mit großem Nachdruck anempfahl, ſich den Wünſchen und den guten Rathſchlägen der Gräfin zu fügen. Angehängt dem Hauptinhalt des Briefes war noch ein Lob des jungen Fürſten und Winke waren gegeben, daß Lucie deſſen Annäherung nicht zurückweiſen möge, doch wolle die Mutter ihrem Herzen keinen Zwang anthun.

Was ſoll ich nun beginnen! klagte die Tochter — zum erſten Male enthält der Brief ein ganz feſtes Verbot, von ſeinem Inhalt Rebecca irgend etwas wiſſen zu laſſen. Mein Gott, wo kommt denn dieſer grauſame Befehl ſo plötzlich her? Wie unnatürlich erſcheint er einem ſo warmen und billig fühlenden Herzen wie das meiner geliebten Mutter. Ich ſoll vor Rebecca Geheimniſſe haben! Was ich während funfzehn Jahren nicht zu Stande habe bringen können, ich ſoll es jetzt leiſten. Ich ſoll gegen ſie, die ich nächſt meiner Mutter am innigſten liebe, verſchloſſen und ſtumm ſein. Wie werde ich das möglich machen. Ich fürchte, es wird mir nie und nimmer gelingen. Schon den Empfang dieſes Briefes ſoll ich ihr verſchweigen — gleich heute fängt dieſe läſtige und meine vertrauensvolle Seele empörende Sklaverei an. Es iſt ein Glück, daß ſie in dieſem Augenblick nicht ins Zimmer tritt, ſie würde an meinen Thränen, an meinen kummervollen Mienen Alles errathen, es wären Worte gar nicht einmal nöthig. Welch ein Befehl! O Herr von Ortwell, haben Sie jemals eine ſo traurige Lage ſchon beobachtet, wie die iſt, in der ich mich hier befinde.

Wilhelm tröſtete, allein ſie hörte auf ſeine Worte wenig. Immer den unglücklichen Brief vor Augen, ſchien ſie all ihr Denken und Sinnen nur auf den einen Punkt gerichtet zu haben, wie ſie dem Befehl, der ihr Herz zerſchnitt, nachkommen wolle. Ich muß gehorchen, rief ſie — ich muß. Rebecca darf nichts von dieſen Zeilen erfahren; es würde ſie ohnedies unbeſchreiblich unglücklich machen. Bis jetzt wußte ſie, daß ſie die einzige war, die zwiſchen mir und meiner Mutter vermittelte — jetzt ſoll ſie es nicht mehr ſein, ſondern eine fremde.

Iſt die Gräfin Ihnen denn ſo fremd? fragte Wilhelm mit zartem Vorwurf.

Lucie ſenkte das Haupt und ſagte mit Erröthen: Ich thue ihr vielleicht Unrecht, ſie meint es gut, recht gut mit mir — vielleicht! Aber läßt ſich Liebe, läßt ſich Vertrauen erzwingen? Sie iſt mir fremd, und — wird es ewig bleiben. Es giebt keine Brücke, die von meinem Herzen zu dem ihrigen hinüberleitete.

Und Iphigenie?

Lucie antwortete nicht: ſie verſank wieder über den Brief in ein ſchmerzliches Nachſinnen. Wenn ich nur wüßte, womit Rebecca es bei meiner Mutter verdorben hat, rief ſie und legte die kleine weiße Hand an die Stirn, als würde die Pein des fruchtloſen Nachſinnens ihr bereits unerträglich. Ich kann nichts finden — ſie waren immer wie zwei Schweſtern, und als ſie ſich trennten, hörte ich meine Mutter die Worte ſprechen: Du gehſt Rebecca und nimmſt mein Liebſtes auf dieſer Welt mit, aber ich bin vollkommen ruhig. Wie du für ſie handelſt, iſt's ſo gut, als wenn ich ſelbſt es gethan hätte. Es giebt keinen Fall,

„Und wenn ihr die Schätze der Erde beſäßet, ihr könntet mir den meinigen doch nicht erſtatten. Erinnert euch, holde Frau, daß ich euch von dem Geſchenke einer Fee erzählte, das in einem Zauberſäckel beſtand, gefüllt mit einer nie verſiegenden Goldquelle. Ich beſaß ihn und beſitze ihn jetzt nicht mehr. Wahrſcheinlich hat die Fee, erzürnt über das ausgeplauderte Geheimniß ihrer Gunſt, mir die magiſche Gabe ſelbſt wieder geraubt. Mag ſie doch; ich vermiſſe das Gold nicht, es erhält nur Werth, wenn ich bedenke, daß es vielleicht dazu dienen kann, mit einem flüchtigen Reize Denjenigen zu ſchmücken, der vor euren Augen Gnade gefunden.“

Dieſe rührende Sprache bewegte auf einen Moment das kalte Herz, an das ſie gerichtet war. Der Schüler machte ſeinem Lehrer Ehre. Je weniger die ſchlaue Dame eine Möglichkeit der Ueberliſtung annahm, deſto bereitwilliger ging ſie in die Falle. Der Ton der Stimme und die wo ich mit irgend einer deiner Anordnungen unzufrieden ſein könnte. Und nun! Nicht allein, daß ſie, wie es ſcheint, ſchon lange mit Rebecca's Betragen in Rückſicht meiner unzufrieden geweſen zu ſein ſcheint, ſie bricht vollkommen mit ihr, indem ſie mir befiehlt, mein Vertrauen ganz wo anders hinzubringen, als zu dem Herzen dieſer gütigen, lieben, mütterlichen Freundin.

Alſo Sie hängen ſo ſehr an Miß Harker? fragte Wilhelm.

Wie ſollt' ich nicht, rief Lucie, und ihre Thränen floſſen, ſie iſt ein Engel. Ich kenne nur meine Mutter, Miß Rebecca und — Sie, nur dieſe drei Perſonen, zu denen ich ein Gefühl empfinde, das an Anbetung grenzt. Mein ganzes Weſen iſt Liebe, Demuth und Ehrfurcht, wenn ich dieſe drei Namen nenne.

Lucie! Lucie! rief Wilhelm, wie glücklich machen Sie mich! Sein Gefühl übermannte ihn; er konnte kein Wort weiter hervorbringen. Sein Haupt an die Sophalehne geſtützt, dicht an dem edlen, jungfräulichen Herzen, das hörbar ſeine raſchen Pulſe ſchlug, fühlte er eine unnennbare Seligkeit ſein ganzes Weſen durchſtrömen. Der Gedanke: dein Himmel iſt noch nicht verſcherzt, er wölbt ſich neu über dir! machte, daß er — innig und unaufhaltſam — wie ein Kind weinte. Lucie ſchlang ihren Arm um ſein Haupt, und zog es mit unendlich innigem Gefühlsausdruck leiſe an ſich. O! rief ſie, und ihre Stimme bebte — wollen wir drei guten Menſchen zuſammenhalten! Wollen wir eng verbunden der Welt trotzen und den Schickſalsſtreich keck herausfordern, der es verſuchen wollte, eine ſolche Verſchwiſterung zu löſen. Wilhelm vermochte nur durch einen ſtummen Händedruck zu antworten.

Eine heilige Stille waltete im Zimmer. Die Blumen dufteten, die Sonnenſtrahlen ſpielten am dem Grün der Fenſtervorhänge hin.

Wenn irgend Seligkeit iſt, ſo iſt ſie hier! dachte Wilhelm und preßte ſeine Hand auf ſein Herz. Er erhob ſich langſam und ſein erſter Blick traf auf den Strahl aus dem tiefdunkeln innig klarem Auge des himmliſchen Mädchens. Er fühlte die Nothwendigkeit, ihr einige ernſte Worte über den frühern Gegenſtand ihres Geſprächs zu ſagen. Er rieth ihr für's Erſte zwar der Freundin von dem Empfang des Briefes nichts zu ſagen, dann aber nach und nach ihr die veränderte Stimmung der Mutter ahnen zu laſſen. Rebecca würde dann ſelbſt Alles in ihren Kräften Stehende thun, um der Mutter Erklärungen, und wo es nöthig wäre, Entſchuldigungen entgegen zu tragen.

So ſei es, ſagte Lucie entſchloſſen. Ich werde warten, mich gedulden — werde ſchweigen. Man ſah ihr an, wie ſchwer es ihr wurde, dieſen Vorſatz kund zu geben.

V.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Wilhelm gleich von Anfang ſeines Aufenthalts in Baden ziemlich zahlreich Briefe von Franziska aus Paris erhalten, er empfing noch ein paar, als er aber immer noch mit der Antwort zögerte, hörten die Mittheilungen gänzlich auf, jedoch ohne daß auch nur das mindeſte Zeichen von Empfindlichkeit oder gar Verdruß von Seiten der jungen Schauſpielerin ſichtbar geworden wäre. Gleichwohl machte ſich Wilhelm doch lebhafte Vorwürfe. Was ſollte er jedoch Franziska ſchreiben? Etwas Gleichgültiges vermochte er ihr nicht zu ſchreiben, und ihr gerade das mittheilen, was jetzt ſeine ganze Seele, wie mit Sonnenfeuer erfüllte, ihm ein unendlich erhöhtes Leben gab, wie mochte er es über ſein

Herz bringen die Freundin, die für ihn fühlte und ſich mit ſeinem Bilde auf eine faſt leidenſchaftliche Weiſe beſchäftigte, mit ſolchen Geſtändniſſen zu peinigen. Denn ſo großmüthig Franziska fühlte, ſo innig ſie des Freundes Glück ihrem eignen vorangeſtellt zu ſehen wünſchte, gewiſſe Grenzen ſind auch dem zarteſten, uneigennützigſten Sinn gezogen, und Wilhelm fühlte, daß über Lucie zu ſchreiben, ſo wie er müßte, dieſe Grenzen überſchreiten hieße. So ſchrieb er denn nicht, und ließ lieber die Entfernte über ſein Wohl oder Wehe in Zweifel, als daß er ihr eine ſchmerzliche Gewißheit gab. Jetzt ging jedoch der Badeaufenthalt zu Ende; die Gräfin gedachte bald nach Paris heimzukehren, Wilhelm folgte ihr, und welches Zuſammentreffen ſtand ihm dann mit der Beleidigten bevor. Er war daher eben mit der Abfaſſung eines Briefes, der ihm nicht leicht wurde, beſchäftigt, als er ganz unvermuthet Paul in ſein Zimmer treten ſah. Die Begrüßung war von beiden Seiten lebhaft, bei Paul ſogar herzlich. Er händigte Wilhelm ein kleines Päckchen ein und einen Brief. Franziska ſchrieb, daß ſie Paris verlaſſen wolle, daß ſie nicht wiſſe, wenn und wo ſie Wilhelm wiederſehen werde, und daß ſie darum ihm einige Schriften und ein Paar Sachen von Werth, die ſie noch von ihm in Verwahrung gehabt, zuſende, mit der Bitte, ſie wieder an ſich zu nehmen. Das Schreiben enthielt nur wenige Zeilen, angeſchloſſen war die Bitte, die Briefſtellerin auch in der Fremde und unter veränderten Verhältniſſen nicht zu vergeſſen. Wilhelm war beſtürzt; er wußte ſich bei den kummervollen Gefühlen, die ihn plötzlich beſtürmten, nirgends hinzuretten, am wenigſten zu ſeinem Bewußtſein, denn dieſes ſagte ihm, daß er gegen das liebe Mädchen unrecht, ja ſogar frevelhaft gehandelt. Denn ein Frevel gegen die Freundſchaft war ſein langes und hartnäckiges Schweigen. Er fragte Paul über ſeine Gebieterin aus, und dieſer offene, treuherzige und ehrliche Junge verrieth zwar in Worten wenig, aber wohl durch ſeine ſehr beredten Mienen, daß ſeine junge Herrin in einem beunruhigenden Zuſtande ſich befinde, daß ſie im Laufe des Sommers öfters recht bedenklich krank geweſen, und auch jetzt — eben erſt von dem Arzte entlaſſen — ſchwach und leidend zur Abreiſe ſich rüſte. Wir wollen wieder zurück nach Brüſſel, ſetzte Paul hinzu; dort lebten wir ſo ſtill und ruhig. Meine beiden guten Herrſchaften waren in dem beſten Vernehmen mit einander, und ſo ſoll es wieder werden. Ich hab es immer geſagt, es iſt nicht gut, wenn Schweſter und Bruder, die ſo ſehr zu einander gehören, wie vielleicht auf der weiten Welt kein anderer Bruder zu ſeiner Schweſter gehört, wenn die ſich trennen. Was mich betrifft, ich will ja gerne wieder Beiden zuſammen dienen, obgleich es nicht das ruhigſte Brod iſt, was ich auf dieſe Weiſe eſſe, das weiß der Himmel; aber nicht murren will ich, wenn ich nur Fräulein Franziska wieder in ihrer brillanten Laune ſehe und Herrn Alfred wieder mit mir poltern höre.

Du haſt Recht, Paul! du haſt vollkommen Recht ſo zu denken — entgegnete Wilhelm. Aber ich muß deine Gebieterin durchaus noch in Paris finden. Geh nun zurück, und ſage ihr das. In Zeit von vierzehn Tagen bin ich ſicherlich da, und mein erſter Gang ſoll dann zu ihr ſein.

Ich will dieſen Auftrag ausrichten, ſagte Paul trübſelig, allein verſprechen kann ich nicht, daß ſie bleibt.

Als er fort war, kam eine Botſchaft von der Gräfin, die Wilhelm ſofort zu ihr beſchied. Als er erſchien, fand er die ſtolze, lebhafte Frau in nicht geringer Aufregung. Sie bat ihn Platz zu nehmen, gab den Befehl im Vorzimmer, Niemand vorzulaſſen, und hub dann, als Wilhelm ſie ruhig aber forſchend anſah, mit einem etwas ſchwankenden Tone an, der von einer kurz vorhergegangenen leidenſchaftlichen Scene noch zu vibriren ſchien: Ich bin hier von lauter Kindern und Unmündigen umgeben! ich muß mir Rath bei den Verſtändigen und Unaufgeregten holen. Geben Sie mir einen Rath, was ſoll ich thun. So eben iſt dieſe Miß Harker, die Gouvernante der jungen Prinzeß von mir gegangen, und ich habe ihre Vorwürfe und Klagen anhören müſſen. Sie tritt plötzlich feindſelig mir gegenüber, während ich bis jetzt gläubig überzeugt war, daß ſie mit mir in vollem Einverſtändniß handelte. Ich weiß nicht, welcherlei Art Mittheilungen ihr Lucie gemacht hat, genug die Harker glaubt ſich und die Anverwandte in meinem Hauſe verrathen, ſie wähnt, daß man hier beabſichtigte, ſie von ihrem Pflegling zu trennen, indem man das Band des Vertrauens, das zwiſchen ſie und dem Kinde beſtehe, lockere. Sie will nun fort und mir Lucien entführen, gerade in dem Momente, wo endlich der junge Fürſt die Einſtimmung ſeines Vaters erhalten und ſeine ſchon lang beabſichtigte Erklärung gethan hat. Der Eigenſinn dieſer böswilligen Dame trennt nun rückſichtslos die Liebenden und bringt unendliches Weh über die jungen Herzen, und zugleich eine Verlegenheit und Beſchämung für mich, denn vor der Welt galt ich doch als Beſchützerin dieſes Bündniſſes, denn wie hätte es denn ſonſt entſtehen können. Rathen Sie mir, was hier zu thun. Bereits habe ich erklärt, daß ich ohne ausdrücklichen Befehl der Mutter Lucie nicht würde abreiſen laſſen.

Wann kann dieſer Ausſpruch kommen? fragte Wilhelm, der die Lage der Dinge, wie ſie ſich jetzt geſtalteten, einzuſehen begann.

In Zeit von einer Woche ungefähr, entgegnete die Gräfin. Miß Harker iſt jedoch im Stande, ſie mir in Nacht und Nebel zu entführen; das wäre ein Stückchen ganz ihrer würdig. Ich muß mein Haus bewachen laſſen. Doch dies iſt noch nicht genug.

Und was droht noch! fragte Wilhelm beſtürzt.

Der junge Obriſt iſt von einer unbeſchreiblichen Leichtfertigkeit — ſagte die Gräfin ſeufzend: er iſt der Spielwuth ergeben, wie ich noch nie ein Opfer von dieſer gefährlichen Leidenſchaft erfaßt ſah. Schon ein paar Mal hab ich, da ſein Oheim ſich von ihm losgeſagt hat, und weggereiſt iſt, für ihn durch die Fürbitte Iphigeniens eine nicht unbeträchtliche Summe hingegeben. Er hat das Seinige bereits verthan und arbeitet nun auf den Ruin der Leichtgläubigen hin, die ihm ihr Mitgefühl und ihre Theilnahme ſchenken. Um meine arme Tochter nicht unglücklich zu machen, mußte ich ſchon dem widrigen Geſchick mich fügen. Jetzt aber ſteht eine Schuld zu bezahlen, die, wenn ich ſie auch tilgen könnte, ich doch nicht übernehmen will und werde, lediglich, um mich dem jungen Wüſtling gegenüber einmal feſt zu zeigen und ihn zum Nachdenken über ſeine Zukunft und die meines Kindes zu bringen. Ich empfange eben ein Billet von ihm an Iphigenien, in welchem er ihr droht, ſich das Leben zu nehmen, wenn ſie ihm nicht beiſpringe.

Ach! rief Wilhelm — welche Thorheit! Welche Verwirrung!

Unerträglich! ſetzte die Gräfin hinzu, mit nervöſem Zucken heftig auftretend — unerträglich! Und da bin ich nun allein, verlaſſen, ohne Hülfe, dem Spiel dieſer Thoren hingegeben. Aber ich bin entſchloſſen, keines Haares Breite von meinem

Miene, mit der ſie jetzt antwortete, hatte vielleicht zum erſten Male in dieſem Munde den wahren ungekünſtelten Ausdruck des Gefühls. „Schweigt,“ rief ſie, „macht mich nicht erröthen, Geliebter. Erſcheine ich euch denn als die Verächtliche, die nur durch Flitter und Tand gewonnen wird, die ihre Zärtlichkeit dem Meiſtbietenden verkauft? O Fortunat, mein Süßer, das hätte ich dir nicht zugetraut. Stille — kein Wort weiter. Hier ſind wir in ruhiger Sicherheit. Draußen wacht Clemence, meine Vertraute; die Feſte langweilen mich. Man weiß, daß ich mich oft auf einige Stunden zurückzuziehen pflege. — Fortunat, mein Fortunat! Wie ſchwer haſt du dieſes Herz gekränkt, das du noch lange nicht genug kennſt, um es ſo ſchnöde zurückzuweiſen ein Recht zu haben. Sei reich, der größte Fürſt der Erde, und Kalypſo wird dich unter dem Pöbel ihres Vorzimmers warten laſſen; ſei arm, ein Bettler, aber mit dieſem Blicke im

Entſchluß zu weichen. Ich will nicht — und werde nicht nachgeben, weder auf der einen Seite noch auf der andern.

Alsdann wird mein Rath unnütz — ſagte Wilhelm.

Nicht doch, entgegnete ſie lebhaft, wenn dieſer Rath mit dem meinigen zuſammenfällt, ſo werden Sie mir Ihre Unterſtützung bei meinen Plänen nicht verſagen. Fürs Erſte ſprechen Sie mit dieſem Kinde, mit Lucien, und dann ſprechen Sie mit dem Obriſten. O, ich weiß, daß ich ſehr wenig discret handle, indem ich Ihnen mit ſo vielen und umſtändlichen Bitten, die faſt wie Aufträge lauten, beſchwerlich falle; allein das darf mich jetzt nicht kümmern. Sie ſind der einzige Mann in meiner Umgebung, die andern ſind Kinder, und ein Mann wird nie anſtehen, einer Frau, die ſich in Verlegenheit befindet, behülflich zu ſein.

Wilhelm verbeugte ſich ſtillſchweigend. Auf dieſe entſchiedene Rede der herrſchſüchtigen Frau war auch in der That wenig, oder nichts zu erwidern. Zudem beklemmte Luciens Schickſal und ihre nächſte Zukunft peinlich ſeine Bruſt. Als er von der Gräfin kam, wartete bereits ein Bote in ſeinem Hauſe, der ihm ein Billet Luciens brachte. Er öffnete es raſch und fand darin dieſe Zeilen: Mein theurer — ewigtheurer Freund! ſo haben Sie mir erlaubt, Sie zu nennen: ein Sturm bricht über uns Alle los — ja, über uns Alle, auch über Sie. Ich habe nicht vermocht, mein frevelhaftes Schweigen zu halten, ich habe Alles — Alles bekannt, und einen Verſuch gemacht, Rebecca, die ſicherlich unſchuldig angeklagt iſt, mit der beſten der Mütter wieder zu verſöhnen. Bevor ich jedoch dieſen Verſuch anſtellte, mußte ich ja wohl die arme Rebecca vollſtändig in Kenntniß ſetzen, von dem Empfang des Briefes und dann auch von der Unterredung, die ich hierüber mit Ihnen gepflogen. Seitdem dies geſchehen, bin ich ruhig; meine Bruſt athmet wieder leicht, ich darf mich vor ihr nicht ſcheu verbergen, die mein ganzes Herz beſitzt. Geſtern früh war die Stunde, wo ich meine Bekenntniſſe ablegte und heute, wie ich höre, bietet ſchon die Gräfin Alles, was in ihren Kräften ſteht, auf, den Entſchluß Rebecca's mit mir abzureiſen, zu hintertreiben. Wenn Sie uns — das heißt Rebecca und mir — Ihre Theilnahme in dieſer wirren und ſtürmiſchen Zeit nicht verſagen wollen, ſo treffen Sie uns

Morgen früh — eine Stunde früher — wie gewöhnlich oben auf der Bank bei der Ruine.

Ihre Lucie.

Die ſich drängenden Begebenheiten dieſes Tages hatten Wilhelm erſchöpft, und er befand ſich am Abend in einer fieberhaften Aufregung. Die Nacht verging ſchlaflos. Er ſah ſich in einen Strudel wilder, widerſprechender Gefühle und Entſchlüſſe hineingeriſſen. Die drohenden Verwicklungen, in die die Fäden des Geſchicks faſt ſämmtlich ſeiner Befreundeten auszugehen den Anſchein nahmen, die Einwirkung und die rathende Theilnahme, zu der er auf beiden Seiten hin dringend aufgefordert wurde, trübten ſeinen ſonſt ſo klaren Geiſt und füllten ſein Herz mit einer peinlichen Unruhe. Es mußte hierzu noch Franziska's Bild hinzutreten, das arme leidende, durch ihn verwundete und gekränkte Mädchen, das ſich nicht beklagte, aber deſſen ſtilles Leid eben gerade, weil es ſich ſcheu und zagend verbarg, um ſo ſchmerzlicher die ſchuldige Bruſt traf, in der früher das liebe Bild mit allem Reiz innigen Zuſammenhaltens, freundſchaftlicher Gewährung, gewohnt. Aber Wilhelms Geiſt, in dieſer Verwirrung ſich gewaltſam Bahn brechend, erkannte, daß nur ein Gegenſtand hier der gebietende, der alles Andre zurückdrängende ſei, und dieſer Gegenſtand war Luciens Wohl und Zukunft. Wilhelm empfand, daß er ihr — und nur ihr allein — ganz angehöre, daß der geringſte Zweifel, wohin er ſich in dieſem Moment entſchieden hinwenden müſſe, ein Verrath an ſeiner eignen Zukunft ſei. Ohne Lucien war es ihm nicht möglich ſich ſeine Tage noch verlängert zu denken; aus ſeinem Daſein dieſe ſchöne glänzende Erſcheinung hinweggenommen, und es verſank in Nacht und Nebel.

Der Morgen dämmerte eben erſt, als er ſich ſchon im Freien befand, und die waldige Höhe unter dem friſch angehauchten, mattgerötheten Zweigen der herrlichen Buchen, hinaneilte. Der Friede und die Stille in der Natur waren entzückend. Der Wald bewahrte noch ſein nächtliches Schweigen, doch in der Tiefe dieſer düſtern Laubhallen, in dem Dunkel dieſer Gänge, die ſich dem Blicke nur ſchwach erkennbar in die Wildniß hineinzogen, begann bereits ein ſchwaches Zeichen nach dem andern des erwachenden Lebens. Die Stämme der Bäume umſpann ein leichter Nebel, der immer klarer und dünner wurde, und zuletzt hinabglitt und einer gelbrothen Färbung Platz machte, welche den finſtern Stamm erblühen machte und ihn aus dem Gefolge ſeiner noch dunkeln Brüder auszeichnete. Allein der rothe Schein kroch am Boden hin weiter und weiter; wie eine ſchöne, farbige Schlange umwand er zuletzt jeden Stamm, jedes Bäumchen am Boden, und zugleich flog ein grünes Feuer über die Gebüſche hin und machte jedes Blättchen auf das Lieblichſte durchſcheinend. Der Thau funkelte im Graſe, und einzelne blitzende Tropfen hingen ſchwer an den langen, biegſamen Federn des Farrenkrauts und bargen ſich in den blauen Wölbungen der Glockenblume, aus der ſie, bei höherſteigender Sonne, wie Perlen hervorrollten.

Wilhelm ſog und athmete dieſe reiche Fülle ein. Er breitete die Arme aus und es war ihm, während er die Höhe hinanflog, als käme er immer näher dem Strome alles Lebens, aus dem jede Creatur den Reichthum ihres Daſeins zieht. Wieder waren ihm die erſten Tage ſeiner in Liebe und Sehnſucht blühenden Jugend gegenwärtig. So hatte es auch in ſeinem Buſen geſtürmt, ſo war er trunken und ſelig durch die Fluren geeilt, die den See umgeben, an deſſen einem Ufer die Hütte ſeiner Eltern, am andern das Haus der

Geliebten ſich erhob. Es durchſchauerte ihn ein Entzücken, als er gewahr wurde, wie ſo wenig die Jahre ihm zu rauben vermocht, wie ſie ihm ſein Köſtlichſtes, den Schatz der Liebe in ſeiner Bruſt, hatten laſſen müſſen. Aber an dieſem Zauber war einzig das liebe Kind Schuld, deſſen Anblick ihm eben in dieſer Stunde winkte. Wäre ſie nicht, wie hätte er dem Geſchick entgehen mögen, das ihn, vor allen Andern dazu beſtimmte, früh alt zu werden. Aber ſie war ſeine Jugend, ſein Glück — ſein Leben.

Er hielt ſeinen geflügelten Schritt etwas ein, um ſich den köſtlichen Anblick zu verſchaffen, das weiße Gewand Luciens durch die Baumſtämme ſchimmern zu ſehen — Anfangs nur ganz undeutlich, faſt wie eine Waldblume in zitternden, ungewiſſen Umriſſen, immer wieder von den zuſammentretenden Baumſtämmen zugedeckt, dann aber immer deutlicher, und endlich — wenn er hinter dieſer Geſträuchgruppe hervortrat, mußte auch ihr Haupt ſichtbar werden, ihr in liebliche Träumerei geſenktes Haupt, wie es leiſe auf die Hand geſtützt dem Boden ſich zuneigte. Aber dieſes Bild, das er ſo oft geſehen — er erblickte es heute nicht. Mit klopfendem Herzen kam er immer näher und näher und fand endlich die Bank — leer. Er war ſtarr vor Erſchrecken, bis ein Blick auf die Uhr ihn überzeugte, daß er viel zu früh gekommen. Unmuthig ſetzte er ſich auf die Bank nieder. Der Anblick der Ruine brachte ihn auf jenen geheimnißvollen Verkehr, den er hier mit der Unbekannten gepflogen. Von Neuem erſchöpfte er ſich in Vermuthungen, wer dieſes pilgernde Räthſel geweſen; denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß die Nonne in Lichtenthal mit dieſem grauen Ruinengeſpenſt ihm eine und dieſelbe Perſon zu ſein ſcheine. Beide hatten ſo ziemlich dieſelben Andeutungen und Sprüche laut werden laſſen; Beide hatten auf ſein Verhältniß zu Lucien und Iphigenien angeſpielt auf eine Weiſe, daß er glauben mußte, die Quelle dieſer Offenbarungen ſei bei der Einen dieſelbe wie bei der Andern. Nur war ihm noch völlig dunkel, wo hinaus mit ihm die Unbekannte wolle, und ob ſie ihn nicht abſichtlich myſtificire.

Er wartete eine halbe Stunde, es blieb Alles einſam um ihn her; ſchon begann er unruhig zu werden, und als nach Verlauf noch einer halben Stunde der angegebene Zeitpunkt bereits verſtrichen war, den Lucie als Beginn der Zuſammenkunft angegeben, konnte er das peinliche Warten nicht länger ertragen, und erhob ſich mit einem Sturm und einem leidenſchaftlichen Drängen in der Bruſt. Sie kam nicht. Er ſpähte hundertmal den Waldweg hinab, von wo ſie erſcheinen mußte — ſie kam nicht. Es blieb einſam, nur der Wind, der ſich nach und nach erhoben hatte und immer ſtärker anwuchs, rauſchte in den Blätterkronen der Gipfel. Das Spiel der Baumſchatten auf dem Boden, dicht vor Wilhelms Füßen, wurde immer lebendiger, und die wandelnden Punkte flogen wie die Zeichen einer eiligen Schrift wirr hintereinander her, überſtürzten ſich, und wimmelten in und durch einander. Wilhelm hielt den Blick ſtarr dahin gerichtet, plötzlich bückte er ſich nieder und nahm eine kleine blaßrothe Schleife auf, die Lucie hier verloren haben mußte, denn er hatte ſie noch geſtern in einem Anzuge geſehen, zu welchem dieſes Band paßte. Er drückte die kleine Schleife an die Lippen; ſie war ihm in dieſem Augenblick des Zagens und Verzagens lieber als die ſchönſte, ſeltenſte Blume, als die lieblichſte Frucht. Es ſchien ihm jetzt, daß er nicht ſo ganz verlaſſen ſei; als müſſe das Band ſeine Beſitzerin nothwendig herbeiziehen, als lauſche ſie bereits, das Engelsköpfchen lächelnd zu ihm hingewendet, hinter dem nächſten Baumſtamme. Er ſchaute auf — ſie war nicht da. Immer dieſelbe Einſamkeit um ihn her — immer daſſelbe Waldesrauſchen und entfernte Singen der Vögel! Die liebliche Stille — noch vor wenig Stunden ſein Labſal — wurde jetzt ſein Schrecken; er vermochte ſie nicht länger zu ertragen und eilte, faſt händeringend, den Pfad hinab, den er gekommen war. Bei jedem hellen Sonnenfleck auf einem weißlichen Stamm glaubte er die Geſtalt der Geliebten zu erkennen, die ihm entgegenſchritt, er wähnte ſogar ihren Ruf zu hören, die ſüß klingende Stimme, die jugendlich lieblich, halb Lachen, halb Singen, ein Gemenge von tauſend entzückenden Erinnerungen an ſein Ohr trug — er glaubte, er wähnte — aber er betrog ſich immer. Sie kam nicht. Erſt als es ſich bereits dem Mittag näherte, verließ der arme Getäuſchte die Bank und die Anhöhe und fand ſich wieder in der Stadt ein. Sein erſter Gang, als er bei ſich zu Hauſe keine Botſchaft vorgefunden, war zu der Gräfin. Dieſe kam ihm entgegen und ſagte mit einer Miene von Kälte und Stolz: Was ich vorausgeſagt, iſt geſchehen: man hat meiner Freundſchaft, mein Vertrauen auf das Unwürdigſte vergolten; ich bin verrathen, verlaſſen, wie man von einer Abenteurerin verlaſſen wird, der man Gutes erwies und deren geheuchelter Dank uns täuſchte.

Um Gotteswillen, rief Wilhelm, was iſt geſchehen?

Miß Harker iſt fort mit Lucien. In der Nacht, heimlich, ohne Abſchied, nur mit Hinterlaſſung dieſes Billets, das mir lakoniſch meldet, daß wir uns in dieſem Leben wohl ſchwerlich wiederſehen dürften. O in jenem auch nicht, wenn es auf mich ankommt, ſetzte die Gräfin hinzu mit einem kleinen froſtigen, helltönenden Gelächter.

Wir müſſen den Flüchtigen nach — rief Wilhelm, der in dieſem Augenblick nicht wußte, wozu er rathen ſollte, wir müſſen ihnen nach und ſie hierher zurückführen.

Der Fürſt hat bereits dieſen Auftrag von mir erhalten, entgegnete die Gräfin.

Möchte es ihm gelingen —

Ich bin feſt entſchloſſen, fuhr die Gräfin fort, nicht zu wanken und nicht zu weichen. Emil ſoll und muß Luciens Gemahl werden. Und

Auge, der meine Seele an dich kettet, und Kalypſo wird, wie das Mädchen des Dorfes, deinen Schritten folgen, ſei es auch, um in die ärmlichſte Hütte mit dir einzukehren. Biſt du mit dieſem Geſtändniſſe beruhigt?“

Sie ſpielte, während ſie dieſes ſagte, mit ſeinen Locken, ſie hob ſein Antlitz empor, um in dem Blicke dieſer Augen, denen ſie ſo eben eine ſo ſchmeichelhafte Anrede gehalten, ſich zu berauſchen. Sie wandte alle kleinen Mittel an, die die Zärtlichkeit eines ſchönen Weibes erſinnt, um einen Sieg, der ſchon nicht mehr ſchwankt, durch einen ſchnellen ſichern Triumph unverzüglich an ſich zu reißen. Sie zog Fortunat zu ſich auf das Ruhebett, und er, dem jetzt der Augenblick der Rache erſchien, zeigte die Gewandtheit eines erfahrenen Ränkeſchmidtes, der keinen Augenblick ſeine berechneten Pläne aufgiebt, während er die Rolle eines Halbbewußtloſen, Berauſchten ſpielt, der willenlos den gebietenden wenn ich hierauf beſtehe, geſchieht es neben den Gründen, die ich ſonſt noch habe, auch aus dem Grunde, dieſer empörenden Perfidie, welche man gegen mich und meine Pläne anzuwenden beliebt hat, nicht den Sieg zu laſſen.

Sie trat an ihren Schreibtiſch, Wilhelm blieb am Fenſter ſtehen, in dieſem Augenblick hörte man verwirrte Stimmen im Vorſaal. Der Diener der Gräfin und die Kammerfrau ſchienen heftig mit Jemanden im Wortkampf, der ſich den Eingang erzwingen wollte. Aufgeregt und mit fragendem Blick verließ die Gräfin den Tiſch, und eilte ein paar Schritte der Thüre entgegen; dann blieb ſie jedoch in der Mitte des Zimmers ſtehen, und ſah Wilhelm zweifelhaft und forſchend an. Das Stimmengewirre wurde unterdeß immer lauter, man konnte Leute bemerken, die ſich vor dem Hauſe ſammelten.

Was giebt's? ſtieß die Gräfin endlich zornig hervor. Was ſoll das?

Die Thüre wurde geöffnet und raſch wieder zugeſtoßen, und die Stimme des Kammerdieners wurde laut, die die Worte rief: der gnädigen Frau dürfen wir dergleichen nicht ſehen laſſen, ſie könnte ſich zu Tode ſchrecken! Aber er muß herein! rief die Stimme des Fremden. Wir können ihn nicht weiter tragen und er ſtirbt uns unter den Händen.

Um Gottes Barmherzigkeit willen! Was iſt das! rief die Gräfin jetzt leiſe und zitternd.

Indem erſcholl Iphigeniens Stimme mit einem lauten Angſtruf. Die Thüre ward aufgeſtoßen, und im fliegenden, blutbefleckten Gewande ſtürzte die Tochter herein und zu den Füßen der Mutter hin. Jetzt brachten die Männer einen verhüllten menſchlichen Körper getragen und legten ihn auf den Teppich des Bodens. Entſetzt wich die Gräfin einige Schritte zurück.

Erſchrecken Sie nicht zu ſehr, Mutter! rief Iphigenie leiſe. Er lebt — er iſt nicht todt. Ein Verſuch des Selbſtmords! Schicken Sie die Leute fort, machen Sie, daß das Zimmer leer wird. Ich habe bereits nach dem Arzte geſchickt.

Sie erhob ſich, küßte der Mutter die Hand, warf ihr in das ſtarre Auge einen dringenden hülfeflehenden Blick und beſchäftigte ſich dann mit dem Verwundeten, den ſie auf eines der Sopha's hinauf heben ließ. Wilhelm und die Gräfin traten heran und erblickten das bleiche, ſchöne Geſicht Alexei's durch eine blutende Streifwunde, die ihre Purpurtropfen unter den glänzenden nachtſchwarzen Stirnlocken vorquellen ließ, entſtellt. Iphigenie ſchlang ihre Arme um den Leib des Ohnmächtigen, und ihre blaſſen zitternden Lippen der Stirn des Jünglings nähernd, hauchte ſie einen Kuß auf die kalte Wölbung und rief: Ja, ich liebe dich — jetzt — jetzt fühle ich's. Ich liebe dich, ich werde dich ewig lieben! —

Thörin! rief die Gräfin ſchaudernd und die Tochter hinwegziehend — iſt dies der Moment zu einem Geſtändniß.

Ja Mutter! rief ſie, wild umblickend, dies iſt der Moment. Lange hab ich mein Herz verſchleiert und ſeine Sprache zurückgedrängt, lange hab ich ein unwürdig Spiel mit meinem beſten und innerſten Leben getrieben — Ihrem Stolz, Ihrer Weltluſt zu Liebe, Mutter! jetzt aber weiß ich's und ſage es frei — dieſem Manne gehöre ich an.

Einem Bettler! ſagte die Gräfin leiſe — einem Wildfang, einem Verſchwender — einem Sinnloſen, der Hand an ſich ſelbſt gelegt! —

Ja — ja! und nenne noch zehn ſo ſchreckliche, fluchwerthe Namen — ich gehöre doch ihm! nur ihm! In Leichtſinn und Selbſtſucht erzogen, hab ich noch nie gewußt, was es heißt, um einen Andern zu leiden. Dieſer Mann hat es mich gelehrt; ich habe um ihn mich gequält, um ihn geſorgt. Durch Nacht, Dunkel und Qual geht die Liebe ihren Weg; auch die meinige iſt ihn gezogen. Mein eitles Herz iſt beſiegt: ich liebe. Ihm anzugehören — ihm, dem Verlorenen, von aller Welt Aufgegebenen — ſoll hinfort mein Beruf ſein. Ich werde glücklich ſein, denn ich werde ein Herz haben, um das ich leide, für das ich lebe!

Still! rief die Gräfin — der Arzt! —

Der Angemeldete trat ein, und ſogleich an das Lager des Verwundeten. Die Damen zogen ſich zurück, Wilhelm blieb. Es war eine bange Viertelſtunde, nach deren Verlauf des Arztes Ausſpruch erſt erfolgte, daß die Gefahr abzuwenden ſei. Wilhelm eilte ins Nebengemach und brachte den Frauen die Nachricht. Iphigenie ſah ihn verklärt an. Sie drückte ihm die Hand und bebend fügte ſie die eiligen Worte hinzu: Von allen dieſen Menſchen, die uns umgeben, verſtehen Sie mich nur allein, müſſen Sie mich verſtehen; oder ich habe mich arg in Ihnen getäuſcht.

Gebe der Himmel Ihnen Klarheit und Ruhe; entgegnete der ſelbſt ſo ſehr Erſchütterte, indem er den leidenſchaftlichen Händedruck erwiederte.

VI.

Wie vorauszuſehen war, brachte Emil die Flüchtigen nicht mit ſich zurück. Die Gräfin empfing ihn mit beleidigenden Vorwürfen, die er trotzig und in ſeiner Weiſe ergrimmt, ohne ein Wort zu erwidern hinnahm. Das Schlimmſte war, daß man jetzt auch jede Spur der Verſchwundenen verloren hatte. Wilhelm war der gewiſſen Hoffnung, daß Lucie ſowohl, wie ihre Führerin ihn nicht lange über ihren derzeitigen Aufenthalt in Zweifel laſſen würden. Er ſchickte ſich demnach an, Baden zu verlaſſen; auch die Gräfin machte Anſtalten zu ihrer Abreiſe, doch wollte ſie ſich fürs Erſte noch nicht nach Paris begeben, ſondern im Elſaß das Landgut einer Freundin aufſuchen, wo ſie mit dem Fürſten, Emils Vater, zuſammenzutreffen verabredet hatte. Am Tage vor der Trennung empfing Wilhelm eine Einladung von Iphigenien, die ihn zu ſprechen wünſchte. Die bezeichnete Stelle war jenes Steinbild am Wege, auf der Höhe. Iphigenie hatte ihre Kammerfrau mitgenommen, dieſe blieb zurück auf der Bank, während ſie und Wilhelm den Landweg hinauf wandelten.

Wir werden uns jetzt trennen, hub ſie an; vielleicht auf immer, denn ich bin entſchloſſen, wenn Alexei's Geneſung begründet iſt, ihm nach Rußland zu folgen. Ich bin die Seine und werde die Seine bleiben. Meine Mutter findet dieſe Heirath vor der Welt nicht glänzend genug, ich finde ſie aber für mein Herz zureichend. Jene Worte, die ich ihr den Muth hatte, zuzurufen, als das Entſetzliche vor unſern Augen lag, und die wilde Situation meine Aufregung ins Unermeßliche ſteigerte, jene Worte hab ich ihr mit kaltem Blute wiederholt. Sie weiß es, ich bin zu ſehr ihre Tochter, als daß ich nicht auch ihren Eigenſinn — oder wollen wir es Charakterſtärke nennen — geerbt hätte. Sie hat endlich nachgegeben, und hier in Baden ſelbſt ſoll noch die Verlobung ſtattfinden. Alexei reiſet dann nach

Paris, um dort ſeine völlige Heilung abzuwarten, ehe wir die Reiſe in ſeine Heimath antreten.

Sie hielt inne, und ſetzte dann hinzu: Jetzt zwei Bitten, mein Herr.

Iphigenie! rief Wilhelm, warum dieſe kalte Benennung? Hab ich keinen wärmern Titel von Ihnen verdient.

Sie erröthete leiſe und ſagte, den Blick zu Boden geſenkt: Zur Sache. Die erſte Bitte iſt, daß Sie bei meiner Verlobung zugegen ſein möchten. Sie findet hier in einer Kapelle des Kloſters ſtatt, und außer Ihnen werden nur noch ein Verwandter meiner Mutter und ein paar Freunde Alexei's ſich einfinden. Die Zeit iſt Morgen in der Frühſtunde von neun bis zehn. Ich habe dieſe Zeit gewählt, um auch jedes verhaßte Aufſehen zu meiden. Baden iſt um dieſe Stunde völlig wie ausgeſtorben. Die zweite Bitte wird in ihrer Gewährung Ihnen ſchon ein größeres Opfer koſten. Pflegen Sie meinen Freund in Paris! Verlaſſen Sie ihn nicht, ſeien Sie ihm Stütze und Rath; er bedarf eines Mannes, wie Sie ſind an ſeiner Seite, ſo wie er eine Frau bedarf, wie ich es bin, um daß er nicht zu Grunde gehe.

Wilhelm befremdete dieſe letzte Behauptung, er konnte ſich nicht enthalten, halb verwundert, halb ſtaunend auszurufen: Alſo Sie wählen ihn nicht aus Liebe?

Sie ſah ihn von der Seite mißtrauiſch und unwillig an, und ſagte dann in einem Tone, der wie ein höhnender Vorwurf klang: Haben Sie das Recht, danach zu fragen? Wiſſen Sie, was ich Liebe nenne?

O, das weiß ich, rief Wilhelm lebhaft, Iphigenie kann nicht Liebe mit einer Art Bevormundung verwechſeln! Sie wollen dem Obriſt zur Seite ſtehen, um ihn von gefährlichen Thorheiten abzuhalten, um ihn zu retten, wenn er doch in ſolche verfallen iſt, mit einem Worte, Sie wollen dieſen jungen Mann ſo glatt und ſo gefahrlos, wie möglich durchs Leben leiten. Sie ſehen ein, daß Sie das können, und Sie wollen es.

Nun denn, wenn es ſo iſt, iſt dies nicht Liebe.

Nimmermehr! Es iſt allenfalls die chriſtliche Nächſtenliebe. Mit einer ſolchen Liebe ſollen wir eigentlich allen Menſchen zugethan ſein.

Das iſt unmöglich! rief Iphigenie feſt. Allen Menſchen! Ich bringe es höchſtens mit dieſem einen zu Stande.

So ſagen Sie nicht, daß Sie ihn lieben.

Ich werde dies bis zum Ende meines Lebens behaupten, entgegnete ſie ſcharf. Ich kann nicht anders. Ich bin ihm Dankbarkeit ſchuldig, und ich vergelte es ihm, indem ich ihn beſchütze und bewahre.

Dankbarkeit?

Ja, Sie hörten es ja, er hat den Panzer um mein Herz gebrochen. Die Selbſtſucht, das Erbtheil meiner Familie, iſt durch ihn von meinem Weſen entfernt worden; ich ſtehe geläuterter, gebeſſert da. Soll ich ihm hierfür nicht Dank zollen? Und er — er liebt mich. Das weiß ich.

So wie ein wildes, verwahrloſetes Gemüth lieben kann, bemerkte Wilhelm.

Sie beurtheilen ihn zu ſcharf, ſagte ſie ſanft. Und dann: verwildert — verwahrloſt — das ſind Eigenſchaften, die keine Frau abſchrecken; wenigſtens mich nicht. Nur das Glatte, Abgeſtandene, von vorn herein Richtige und Fade, nur das iſt's, was uns Frauen widerſtandslos niederſchlägt. Gegen das Unbedeutende kämpft man vergebens; es bändigt uns durch unerhörte Langeweile, die der Tod jedes Lebens iſt. Und kurz — ich bin für ihn da, er für mich. Er hat an mir viel-

Eindrücken ſich überläßt. So gute Lehren hatte ihm das Felſenbette gegeben. Wir wollen, den Effect unſerer Scene nicht zu ſtören, einen Theil derſelben hinter die Couliſſen verlegen. Der breite ſeidene Vorhang, der das Zelt unſerer Heldin in zwei Theile ſchneidet, ſei auch für uns undurchdringlich, und ſtatt der Gruppe von Venus und Adonis wollen wir die einſame Geſtalt der wartenden Iris ins Auge faſſen, die in der vordern Abtheilung des Zeltes in ihrem Wächteramte auf einem Seſſel ſitzt und zu ſchlafen ſcheint.

Das blonde Haupt der kleinen Clemence hat jene nachdenkliche zur rechten Seite gekehrte Neigung, die nach den Bemerkungen ſcharfſinniger Beobachter, gewöhnlich junge Mädchen annehmen, die verliebt, neugierig, oder übler Laune ſind. Bei Clemence war alles Drei der Fall. Sie war verliebt in den ſchönen Bajazeth, einen mauriſchen Sklaven, deſſen ſchlanke Taille und leicht mehr gebeſſert, als ich werde an ihm beſſern können. Hätte ich einen Mann wählen dürfen, an dem ich, wie zu einem höhern Weſen hinauf ſah — es kann ſein, daß ich dieſen Mann abgöttiſch geliebt, kindlich verehrt hätte, allein dieſe Liebe hätte mich getödtet, dieſe wird mich beſſern und mich dabei leben laſſen.

Wilhelm rief mit Begeiſterung: Iphigenie! Sie ſind eine ſtarke, gewaltige Natur! Warum iſt Ihnen nicht jene erſte Liebe geworden, die Sie ſo richtig eben bezeichnet haben?

Sie ſah ihn an mit großen, offenen Augen, als wollte ſie ſagen: und das frägſt Du? — Mit einer Röthe nicht der Befangenheit, ſondern des Zorns, ſagte ſie dann: Warum? Dürfen wir denn das Schickſal fragen, warum es dieſen, und warum es nicht jenen Weg mit uns geht? Sie ſchwieg und Beide gingen eine Weile ſtumm neben einander. Endlich hub Sie wieder an und fragte: Welche Antwort erhalte ich auf meine zweite Bitte?

Was in meinen Kräften ſteht, werde ich thun, antwortete Wilhelm. Nur fürchte ich, der Obriſt wird wenig auf mein Wort achten.

Er wird auf Ihr Wort achten; ich werde es ihm gebieten, oder vielmehr, ich werde ihn darum bitten. Und nun leben Sie wohl, vergeſſen Sie nicht — Morgen in der Kloſterkapelle.

Sie ging zu ihrer Begleiterin zurück, und Beide verſchwanden bald, indem ſie raſch den Weg ins Thal hinab eilten. Die kirchliche Ceremonie war in der That ſo einfach und prunklos wie Iphigenie ſie verkündet hatte. Der Obriſt wurde, da er noch ſchwach war, von ſeinen Begleitern hereingeführt. Er ſah in der That ſchön und intereſſant aus. Die bleichen Züge hatten einen durchgeiſtigten Ausdruck angenommen. Iphigenie, in ein weithinfließendes Atlasgewand gehüllt, mit einem langen Spitzenſchleier, und einer Blumenkrone im Haar, ſah wie ihre Namensſchweſter, die ſtolze griechiſche Prinzeſſin und Prieſterin Dianens aus. Sie ſtellte ſich mit einem königlichen Anſtande, dieſem blaſſen, bildſchönen Jünglinge gegenüber und empfing den Segen des Prieſters. Die Thüre der Kapelle ſtand offen, draußen rauſchten die Bäume und goſſen eine grünliche Nacht in das Innere des mit Kerzenlicht und Weihrauchdämpfen gefüllten Gemachs. Die Gräfin ſtand mißvergnügt und ſtumm da, und entfernte ſich raſch, nachdem die Trauhandlung vollendet. Nach dem griechiſchen Ritus ſollte noch eine zweite Trauung folgen, wenn das Paar auf ſeiner ſpätern Reiſe einen Ort erreichte, in welchem ein Prieſter dieſer Kirche würde anzutreffen ſein.

Wilhelm ſah Iphigenien und ihre Mutter nicht wieder, ſie reiſten noch an dieſem ſelben Tage ab. Auch ſein Reiſewagen ſtand ſchon bepackt, als er, um noch einen Geſchäftsgang abzuthun, den großen Baumgang hinabeilte, der von der Nordſeite das Kurhaus umgiebt. Beim Beginn dieſes Ganges ſieht er am Ausgang desſelben einen Mann auf ſich zukommen, der ſchon aus der Ferne leidenſchaftliche Bewegungen macht und bald darauf die Arme weit ausbreitet und flüchtigen Schrittes auf ihn zueilt. Wilhelm will ſeinem Auge nicht trauen, er bleibt ſtehen, unterdeſſen iſt der Ankömmling ganz nahe, jede Ungewißheit ſchwindet und — Robert! Wilhelm! tönt es, und beide Freunde liegen ſich einander in den Armen.

Der Arzt, jetzt nicht mehr der junge Arzt — ſondern ein Mann, corpulent und etwas ſchwerfällig, mit einer Stirn, von der das Haar ſchon zu weichen beginnt, nahe den Funfzigern, giebt ſeine Freude auf die lebhafteſte Weiſe zu erkennen. Ich habe Glück, ruft er, eben komme ich von deiner Wohnung, und vernehme, daß du eine Stunde ſpäter ſchon fort geweſen wäreſt — und ich, ich hatte die Abſicht, erſt Morgen hier einzutreffen.

O du mein theurer, alter Genoſſe und Freund!

Das bin ich — weiß Gott, alt! auch ſo ziemlich, aber das Herz iſt friſch — rief der Doktor. Aber du ſiehſt mehr wie je vornehm und fein aus. So etwas von lieblicher Kindlichkeit, bei allem Ernſt des Mannes! Ach, du wirſt nie alt; das iſt eine ausgemachte Sache. Der Himmel weiß, wie du das anfängſt, aber du bringſt es zu Stande.

Schmeichler! Und wie geht es daheim?

Gott ſei Dank, das neunte Kind, ein Bube, hat die Welt mit geſunder Stimme angeſchrieen, ehe ich in den Reiſewagen ſtieg. Aber mein guter, alter Papa Schloſſermeiſter iſt todt.

Todt?

Man hat ihn in die Truhe gelegt, die kein Schloß nöthig hat. Der Kummer, der den wunderlichen Alten eigentlich in die Grube brachte, war, daß ein Schloß von ſeiner Erfindung, auf das er ein Patent erhalten, und von dem er behauptete, Niemand könne das Geheimniß löſen, von einem gemeinen Diebe, bei einem Einbruch, auf ganz gewöhnlichem Wege geöffnet worden war. Dieſe Ehrenkränkung überlebte er nicht. Lache nicht, dieſer Handwerkerſtolz hat ſein Ehrenwerthes. Wir ſind Alle auf unſre Erzeugniſſe ſtolz, du auf die Abfaſſung einer diplomatiſchen Note, ich auf die Zuſammenſetzung einer Mixtur, und wer weiß, ob beide mit ſo großem Rechte, als mein Papa Schloſſermeiſter auf ſein unaufſchließbares Schloß.

Das klingt glaublich genug. Nun und der Grund deines Herkommens?

Iſt dich zu ſehen! rief Robert verwundert und beleidigt. Scheint dir das etwa kein triftiger Grund? Ich wußte aus der Zeitung, denn geſchrieben haſt du mir lange nicht mehr, daß du hier ſeieſt, und ich eilte her, um dir eine Nachricht von der allergrößten Wichtigkeit zu überbringen.

Worin beſteht ſie?

Es läßt ſich nicht ſogleich und nicht hier unter freiem Himmel ſagen. Ich will dir nur eines prophezeihen, du wirſt mir vor Freude um den Hals fallen, wenn ich dir werde meine Poſt eröffnet haben.

Ach, ich fürchte, du irreſt; entgegnete Wilhelm bekümmert. Die Zeit der freudigen Poſten iſt für mich vorüber.

Ich ſage dir, ſie iſt noch nicht vorüber. Nun laß uns nach Hauſe gehen. Drüben auf deiner Stube will ich's dir ſagen. Da hab ich denn auch meine Reiſeapotheke ausgepackt und bei mir. Du biſt ein ſchwaches, gebrechliches Geſchöpf — ich kenne das. Aber darum gerade biſt du wie geſchaffen, um der Freund eines Arztes zu ſein.

Auf dieſe Weiſe plaudernd führte Robert den Genoſſen in deſſen Wohnung zurück. Hier, auf dem Zimmer angelangt, ſtellte ſich der ſtark unterſetzte Mann in Poſitur, und das freundliche Geſicht mit den blitzenden braunen Augen feſt auf Wilhelm gerichtet, rief er: Nun paß auf: meine Neuigkeit. Du biſt frei!

Wilhelms Athem ſtockte; er brachte mühſam heraus: Was willſt du damit ſagen?

Dein Weib — oder ich will lieber etwas artiger ſprechen — deine Frau Gemahlin iſt todt!

Ah —

Ja, das wußte ich, daß es dir ein freudiges und erſchrecktes „Ah!“ entlocken würde. Auf dieſes „Ah!“ hab ich mich den ganzen Weg hierher über gefreut.

Iſt's gewiß?

Unumſtößlich. Ich bringe dir den Todtenſchein mit. Wir Aerzte ſind immer gewiſſenhaft: Der Tod, unſer guter Kunde, muß uns für gelieferte Waare immer einen gültigen Schein ausſtellen. Madame Adelaide — wie ſie hieß — iſt vor ungefähr zwei Monaten in Brüſſel geſtorben. Du biſt frei — frei wie der Vogel in der Luft! Du Armer, möchte es nur nicht zu ſpät kommen.

Wilhelm hatte in dieſem Moment nur den einen allmächtigen Gedanken: Lucie!

Robert ſah ihn und ſchüttelte das Haupt. Er erträgt es beſſer, als ich dachte, murmelte er bei ſich ſelbſt. Es iſt mir ordentlich unlieb, daß ſeine Nerven ſich geſtärkt haben, und das ganz ohne mein Zuthun.

Wilhelm warf ſich in die Arme des Freundes!

Man ſehe! rief Robert, über die Schulter hin lachend, einen betrübten Wittwer bei dem Empfang der Trauerpoſt!

Wilhelm entwand ſich der Umarmung, indem er leiſe ſagte: O und ich klage doch um ſie, denn ſie ſchenkte mir das Glück.

Nichts hat ſie dir geſchenkt als Kummer und Elend! rief der Arzt. Sei nicht unzeitig weichherzig. Das Seltſamſte iſt, daß man bei ihrem Tode, wie mir eine ſehr glaubwürdige Gerichtsperſon verſicherte, durchaus kein Dokument gefunden, das auf ihre Ehe mit dir hinwies. Sie ſcheint ſich dieſen Spaß mit dir gemacht zu haben, ohne ſpäter auch nur den mindeſten Nutzen davon zu ziehen. Hat ſie's nun in ihrer Leichtfertigkeit vergeſſen, daß ſie Frau von Ortwell war, oder wurdeſt du ihr zu bedeutend und einflußreich, ſo daß ſie den Muth verlor, dir mit ihren Plänen und erſchlichenen Anſprüchen nahe zu kommen.

Und ihre Tochter? fragte Wilhelm.

Sie hat zwei Töchter und einen Sohn hinterlaſſen. Die drei Kinder ſind bei den Vätern, nur die eine Tochter war bei der Beerdigung in Brüſſel gegenwärtig, und ich ſah ſie.

Nicht wahr, eine große Schönheit?

Kann nicht gerade ſagen, entgegnete der Arzt; es war eine kleine gnomenhafte, buckelige Figur, behängt mit Diamanten, die ſie ſelbſt unter dem Trauerſchleier trug.

Wilhelm verfiel in Nachdenken. Der Schlag, der ſeinen Kerker ſprengte, war ſo plötzlich gekommen, daß er Mühe hatte, ſich die großen Erfolge, die nothwendig mit ihm verknüpft waren, in ihrer ganzen Ausführlichkeit und Wichtigkeit zu denken. Laß mich — laß mich! rief er wiederholt dem Freunde, der ihn zu erhöhter Thätigkeit aufrief: ich werde mein Leben neu geſtalten müſſen. Ich werde der Hoffnung wieder eine Thüre öffnen, wo ich wähnte, daß mir jede ſchon auf immer geſperrt ſei.

Ich wünſche dir von Herzen Glück!

Danke!

Die Freunde blieben noch bis tief in die Nacht hinein beiſammen. Wilhelm verſchob ſeine Abreiſe um einen Tag. So vieles wurde aus der Heimath und von den dort lebenden Angehörigen beſprochen. Wilhelm gab ſich alle Mühe bei den Berichten ſich aufmerkend zu betheiligen, allein immer wieder entfloh ſeine Seele zu dem Gegenſtande, der allein Wichtigkeit für ihn hatte. Robert merkte dies, aber er hütete ſich wohl dem Freunde einen Vorwurf zu machen. Wilhelm unterbrach einmal das Geſpräch, indem er plötzlich und überlaut rief: Ich bin frei! —

Fünfter Abſchnitt.

zärtliches Zitherſpiel der kleinen normänniſchen Blondine das Herz geſtohlen. Sie war übler Laune, daß ein Rendezvous, welches ſie mit Bajazeth zu dieſer Stunde verabredet, nicht ſtattfinden konnte, und endlich plagte ſie zu den übrigen Plagen, noch die Neugier, zu erfahren, was ihre Gebieterin mit dem jungen Ritter innen im Zelte zu verhandeln habe. Der letzte Umſtand wurde immer mehr Gegenſtand ihrer Zweifel und Beſorgniſſe, je mehr ſie ſich das Betragen dieſes jungen Ritters ins Gedächtniß rief. Sie zog unwillkürlich, als ihre Gedanken dieſe Richtung nahmen, eine koſtbare goldne Nadel aus ihrer Buſenſchleiſe und ließ die Brillanten, die an der Spitze eine künſtliche Roſe bildeten, in dem Strahle der untergehenden Sonne ſpielen, welcher ſich durch die Zeltritze des äußern Vorhanges zu ihr hindurchſtahl. Ach! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, meine gute Mutter, der Himmel gebe ihr den Frieden, den ihre Tugenden verdienten, pflegte

I.

Das gewohnte Geſchäftsleben in Paris hatte für Wilhelm bereits wieder ſeinen Gang begonnen. Es häuften ſich diesmal mehr wie ſonſt die Arbeiten, und ſo kam es, daß er nur die Abende frei hatte, wo es ihm denn möglich wurde, Franziska entweder allein oder im Kreiſe der Ihrigen zu ſehen. Er hatte ſein früheres, wie es ſchien, völlig rückſichtsloſes Betragen gut zu machen, und er that ſein Möglichſtes, damit die junge Freundin ihm die bittern Stunden, die ſie durchlebt, verzieh. Sie that es willig, ja ſie geſtand nicht einmal, daß er irgend Unrecht an ihr begangen. So liebenswerth und ſo verſöhnlich war der Charakter dieſes edlen Mädchens, das eine unendliche Liebesfülle und eine Treue ohne Wanken in ihrem

Buſen barg. Allein außer dieſer Pflicht, deren Erfüllung ihm ſein Herz vorſchrieb, hatte er noch eine andre übernommen, deren er ſich halb und halb mit Widerſtreben entledigte. Es war dies das Krankenwärteramt beim geneſenden Obriſten. Wilhelm hatte hierbei nicht die phyſiſche, ſondern die pſychiſche Krankheit zu berückſichtigen, denn der arme Verlaſſene hatte Niemand anders, wie ſeinen geduldigen und treuaushaltenden Genoſſen, dem er alle ſeine Fieberphantaſien, ſeine überſpannten und oft kindiſchen Träumereien von Liebe und dereinſtigem Glücke mittheilte. Es kamen dabei die wunderlichſten Pläne für die Zukunft, wahrhaft hirnloſe Ueberſpanntheiten und die eitle Hoffnung auf ganz unmögliche Zugeſtändniſſe des Glückes zu Tage. Unnöthig war es, hier Vernunft zu predigen; Wilhelm gab dies auch nach den zwei erſten ſchwachen Verſuchen ſogleich auf. Er tröſtete ſich damit, daß Iphigenie, die dies Märtyreramt einmal übernommen, auch damit werde zu einem ſiegreichen Ziele gelangen; denn war überhaupt irgend etwas aus dieſem ſchwankenden, lärmenden, unreifen und zügelloſen Weſen zu machen, ſo konnte es allein der Hand der Liebe gelingen. Mochte ſie alſo auch allein mit dieſem unerfreulichen Werke ſich beſchäftigen. Als der Geneſende ſo weit hergeſtellt war, daß er Geſellſchaften beſuchen konnte, brachte ihn Wilhelm zu dem deutſchen Banquier, und dort gab er einen leidenſchaftlichen und unermüdlich plaudernden Zuſchauer ab bei einigen theatraliſchen Abendunterhaltungen. Seine Schönheit fiel den Frauen auf, aber ſeine kecke Ungezwungenheit, die im Salon Glück machte, hier aber für eine Art Rohheit galt, ſcheuchte ſie wieder zurück. Am beſten vertrug er ſich mit Franziska, die ſeinen launenhaften Uebertreibungen eine immer gleiche Heiterkeit, die hier und da nicht ohne neckende Satyre war, entgegenſetzte. Von ihr angetrieben, ließ er ſich ſogar verführen, die Breter zu betreten, wo er denn Alles durcheinander wirrte und die Darſtellung völlig verdarb. Franziska beluſtigte dies, Wilhelm tadelte, daß man den Argloſen zum Beſten habe.

An einem Abende, wo wieder ſolch ein poſſenhaftes, verunglücktes Schauſpiel ſtatt gefunden, brachte der Obriſt Franziska nach Hauſe, und indem er ihr die Hand küßte, ſagte er lachend: heute haben Sie mich zum letzten Male an Ihren Thespiskarren geſpannt, mein Fräulein. Der Himmel vergebe Ihnen Ihre Sünden, deren Zahl Sie ſtark vermehrt haben, indem Sie mich mit der Muſe Thalia in ein ärgerliches Verhältniß gebracht.

Was ſoll das heißen? fragte die Schauſpielerin. Wollen Sie Paris verlaſſen?

Ich muß. Da ich geſund bin, wird meine Frau nicht länger auf mich warten wollen, oder vielmehr, ich kann es nicht vertragen, ſie länger warten zu laſſen, da ich mich wieder ſtark genug fühle, ihre Gegenwart zu ertragen.

Welch ein Ausdruck! rief Franziska lachend. Die Gegenwart der Frau ertragen!

Der Obriſt lächelte, ſtrich ſich den hübſchen ſchwarzen Bart und ſagte: ich kann es nicht anders ausdrücken. Eine Frau, die wir lieben, iſt viel mehr der Feind unſers körperlichen Wohles als ſelbſt die ſchlimmſte Krankheit oder die augenſcheinlichſte Gefahr. Wir merken es nur nicht ſo ſehr, weil wir geſchwächt und heruntergebracht werden, mit aller Grazie, mit aller Anmuth und ganz in der Stille. Ich kann Sie auf Ehre verſichern, ich will lieber der Kugel eines Feindes ſtehen, als zu gewiſſen Zeiten dem Blick einer Frau. Und ich bin noch ſo ſchwach, und meine Nerven vibriren noch immer arg genug; in dieſem Augenblick zum Beiſpiel, wo ich von Ihnen Abſchied nehme, die Sie mir doch ganz gleichgültig ſind, fang ich an zu zittern.

Franziska ward etwas böſe über die Ungenirtheit, mit der der junge Mann ſagte, wie er es fühlte, aber ihr gutes Herz überhörte das erſte Wort und hielt ſich an das zweite. In der That, der große, ſchlanke, breitſchultrige Mann zeigte in Miene und Geberde etwas, das an das Zuſammenſchaudern eines Kindes erinnerte, dem man eine Geſpenſtergeſchichte erzählt.

Sie ſind demnach noch nicht weit genug in Ihrer Geneſung gediehen und müſſen noch bleiben, hub ſie wieder an, indem ſie einen mitleidvollen Blick auf ihn richtete.

Ich komme nie weiter, als ich jetzt bin, antwortete er ihr trocken. Ich habe ſtets ein ſolch aufgeregtes Weſen in meinem Charakter gehabt; ſchon als Kind. Und das Spiel hat viel dazu beigetragen es zu vermehren und zu befeſtigen.

Franziska hatte nicht recht Luſt, das Geſpräch weiter fortzuſetzen und ſchwieg. Wilhelm war unterdeſſen ins Zimmer getreten, und ihm kündigte der Obriſt ebenfalls ſeinen Entſchluß abzureiſen an, indem er hinzuſetzte: Sie müſſen mir an die

Prinzeſſin Semiani einen Brief mitgeben, denn wie mir meine Frau geſchrieben, will ſie die Verlobung Luciens mit Emil noch abwarten, ehe ſie ſich entſchließt, mit mir in die Eisfelder zu ziehen.

Wilhelm wechſelte die Farbe. Dieſe Bemerkung kam zu plötzlich. Er hatte ganz in der Stille fortwährend Erkundigungen über den jetzigen Aufenthalt von Miß Harker und ihrer Pflegebefohlenen eingezogen, und immer noch keine befriedigende Auskunft vernommen, nun mußte er plötzlich ein Wort hören, das ihn bis in die Tiefen ſeiner Seele erſchütterte. Er vermochte nichts weiter, als die mit hörbarer Erregung geſammelte Frage hervorzubringen: Wo wiſſen Sie das?

Geſtern, entgegnete der junge Mann in gleichgültigem Tone, empfing ich einen Brief von Iphigenie. Er ſprach dieſen Namen immer franzöſiſch aus, ſo wie er im Hauſe der Gräfin ausgeſprochen wurde; Wilhelm bezeichnete ihn deutſch.

Sie wird nichts Gewiſſes geſagt haben; es wird nur eine Vermuthung ſein.

Sehr möglich! antwortete der Obriſt, die Sache geht mich weiter nichts an. Ich halte dieſe kleine Prinzeß für ein Gänschen.

Ich will das nicht gehört haben, sagte Wilhelm raſch; nehmen Sie ſich in Acht, Obriſt, über Charaktere abzuurtheilen, die Sie nicht zu faſſen vermögen.

Der junge Mann ſah ihn forſchend an; eine lebhafte Röthe bedeckte ſein Antlitz und er ſagte langſam: Ich vermag dergleichen nicht zu faſſen? Es iſt möglich; ich will die Zurechtweiſung hinnehmen. Uebrigens, da Sie ſie loben, muß die Kleine doch etwas werth ſein. Mir erſchien ſie wie —

Laſſen wir das, unterbrach ihn Wilhelm; alſo Sie wollen in der That abreiſen?

Hab ich's denn nicht ſchon geſagt.

Es wird uns Allen leid thun, Sie zu verlieren, bemerkte Franziska.

Er lachte und rief in einem unbeſchreiblich treuherzigen, aber auch ſehr unhöflichen Tone: Ach, das iſt nicht wahr! Sie ſind froh, mich los zu ſein. Ich kenne das. Noch Niemand hat es lange mit mir ausgehalten. Ich bekomme die Leute leicht ſatt und die Leute bekommen mich ſatt.

Darauf iſt nichts zu erwiedern, ſagte Franziska in einer gereizten Laune. Sie hatte andere Dinge jetzt im Kopfe und der Fremde beläſtigte ſie. Wilhelms Benehmen fiel ihr ſogleich auf und machte ſie bekümmert. Er ſaß da wie eine Bildſäule ſtumm und regungslos. Als der Obriſt zu ihm kam und ihm die Hand reichte, brachte er nur mühſam die wenigen Worte: „Leben Sie wohl, ich werde Ihnen Morgen einen Brief mitgeben“ über die Lippen.

Als der Obriſt fort war, kam Franziska mit ihrem Arbeitskörbchen, ſetzte ſich neben Wilhelm auf das Sopha, lüftete ein wenig den Ueberhang der Lampe, um einen Strahl auf das liebe, jetzt wieder ſo bleiche Antlitz des Mannes fallen zu laſſen, und fragte dann: Und Sie wußten in Wahrheit nichts von der nahen Vermählung Luciens?

Ich wußte nichts, ſagte er, und will es auch jetzt nicht glauben.

Armer Freund, wie Sie leidend ausſehen. Könnte ich nur etwas für Ihre Beruhigung thun.

Er nahm ihre Hand, führte ſie an Wange und Lippen und erwiederte: Sie thun genug, Franzis, indem Sie Ihre liebe, trauliche Nähe mir gönnen.

Sie müſſen aus dem Obriſt mehr hervorzulocken ſuchen, hub ſie wieder an.

Er weiß nichts mehr, entgegnete Wilhelm. Man wird ihm dieſe kurze Notiz vertraut haben, und das auch nur ganz im Vorbeigehn. Es wäre unnütz, ihn weiter auszuforſchen. Ich muß andre Wege einſchlagen. Soll ich zur Gräfin reiſen? Es iſt nicht rathſam: es könnte ſich ausweiſen, daß der ganze Plan auf kein beſonderes Ergebniß gebaut wäre, und daß ich weder Lucie noch ihre Begleiterin dort fände. Was würde ich dann der Gräfin gegenüber für eine Rolle ſpielen.

Mein Himmel! die eines Bewerbers um Luciens Hand! fiel Franziska raſch ein.

Wilhelm fuhr zuſammen, als hätte ihn ein elektriſcher Funken berührt. Die Leidenſchaftlichkeit in Ton und Miene Franziska's waren es, die ihn gleichſam verwirrt machten.

Und Sie, Franzis — Sie rathen mir ernſtlich zu dieſem Schritte, ſagte er mit großer Milde und Schüchternheit.

Da Sie frei ſind und da Sie — ſie wollte hinzuſetzen, Lucien für alle Ewigkeit lieben werden; allein ſie brachte es nicht über ihre Lippen. Er verſtand ſie, ohne daß ſie ſprach.

Sie haben Recht! rief er. Ich brauche eine Stimme, die mich zur Thätigkeit aufruft, ich bin zu ſagen, nimm nie einen Liebhaber an, der unächtes Metall im Munde führt. Geſtatte nur ſolchen einige Freiheiten, deren Worte ſich zum Goldſchmid tragen laſſen und die auf der Waage, nicht der Herzen (eine alberne Redensart!), ſondern auf der Waage des Gewürzkrämers ſich als vollwichtig ausweiſen. Das waren ihre eignen Worte; aber laſſen ſich die wohl auf meinen Fall anwenden? Iſt ein Bündel Kräuter, mit denen ich unvermerkt das Ruhebette der Prinzeſſin polſtern muß, eine Gunſtbezeigung von meiner Seite zu nennen? Welchen meiner Reize hab ich dadurch aufs Spiel geſetzt? Seltſam, und dennoch fallen die Schmeichelworte dieſes jungen Ritters ſo ſchwer ins Gewicht, daß ich keine Waage eines Gewürzkrämers nöthig habe, um zu bemerken, daß ich, wenn ich mich zur Ruhe ſezzen und meinem Bajazeth eine Ueberraſchung bereiten wollte, ein ganz artiges Landgütchen für dieſe Nadel kaufen könnte. —

entfernt von der Geliebten ſo kleinmüthig. O wie haben Sie das Wahre getroffen: Luciens Beſitz ſteht auf dem Spiele; ich darf mein goldnes Kleinod nicht den Ränken meiner Feinde übergeben. Doch meinen Sie nicht, daß ich erſt einen Brief von Miß Harker abwarte?

Wenn man ſie nun verhindert hätte zu ſchreiben; oder wäre gar ihre Geſinnung für Sie umgewandelt? bemerkte Franziska.

Das iſt unmöglich. Miß Harker iſt nicht wandelbar in ihrer Gunſt. Und dann Lucie ſelbſt; wird ſie wohl im Stande ſein, mich ohne das leiſeſte Zeichen dieſer drohenden Geſchicke zu laſſen. Sie weiß, wie ſehr ich gegen ihre Verbindung mit dieſem Manne bin.

Geben Sie mir Vollmacht, ich werde zur Gräfin reiſen.

Theuerſte Franzis! Sie wollten. Unter welchem Vorwand.

Das würde ſich ſchon finden.

Unmöglich. Wenn Sie auch dieſes Opfer zu bringen groß und muthvoll Sich fühlen, ich hätte nie den Muth, es anzunehmen. Er ſagte dies mit feſter Stimme und einem Achtung gebietenden Ausdruck. Franziska fühlte ihre Bruſt erleichtert.

Gleich darauf, wie ſie das Wort ausgeſprochen, hatte ſie auch deſſen niederſchmetternde Bedeutung erkannt. Sie, beſchäftigt für eine Liebe und deren Gedeihen zu ſorgen, die ihr den Tod gab! Welch eine Miſſion! Sie hätte dabei das Ende ihrer Leiden mit dem ihres Lebens gefunden. Mit Lucien wiederkehrend, ihre Hand in die des Freundes legend, wäre dieſer Augenblick des Glückes für Jene, der Moment des Todes für ſie geweſen. Lächelnd und ihre Bewegung niederkämpfend, ſagte ſie daher beruhigt. Nun, wie Sie meinen. Es war nur ein Vorſchlag; ich ſehe ſonſt keinen Pfad, um aus dieſem Labyrinth zu kommen.

Wilhelm, getäuſcht von dieſer ſcheinbaren Ruhe des liebenden Mädchens, ließ den Ergüſſen ſeines Herzens freien Lauf, und ohne zu unterſuchen und zu bedenken — was er that, ſchilderte er in vertraulicher Nachtſtunde — denn es wurde ſehr ſpät — ſeiner Zuhörerin alle die kleinen Umſtände ſeines Liebelebens in Baden. Was er im Briefe nicht gewagt, und von dem er in billiger Rückſichtnahme ſtets zurückgewichen, jetzt im Fluſſe des Vertrauens gab er alles und jedes Geheimniß ſeines Buſens hin. Franziſka konnte, wenn ſie wollte, dieſe für ſie ſo demüthigende Liebe bis ins kleinſte Detail verfolgen; ſie konnte jedes momentane Stilleſtehen, und dann wieder deſto raſcher vordringende Wachſen der Leidenſchaft beobachten, und ſie mußte in Pauſen, wo Wilhelm auf eine Antwort wartete, ſich zwingen, mühſam ein Zeichen ihrer freudigen Theilnahme zu heucheln. Wie wenig freudiger Natur war dieſes Mitgefühl. Es bohrten ſich unſägliche Schmerzen in ihre Bruſt, und als Wilhelm endlich nach Verlauf von drei peinlichen, langen Stunden, mitten in der Nacht, fortging, warf ſich die Arme in Krämpfen auf ihr Lager und brachte, von Fieberphantaſien verfolgt, eine der jammervollſten Nächte ihres Lebens zu. Sie hatte Niemand, dem ſie ihr Leid klagen konnte, denn der, der bis jetzt für jede Wunde ihres Herzens Balſam gehabt, war gerade derjenige, von dem jetzt einzig und allein die Verwundungen dieſes Herzens ausgingen. Sie wartete die Morgenſtunden nicht ab, noch in nächtlicher Weile erhob ſie ſich, zündete die Lampe wieder an und ſetzte einen verworrenen Brief an ihren Bruder auf. Da ſie merkte, daß der Papierbogen unter ihrer heißen Hand welkte, daß ganze Zeilen völlig ohne Sinn faſt willenlos von der bebenden Feder hingeſchrieben wurden, faßte ſie mit beiden Händen das fiebernde Haupt und ſtieß einen langen, wimmernden Schrei aus, der grauſenerregend durch die Stille der Nacht klang. Sie zerriß den Brief, löſchte das Licht aus und gab ſich wieder den aufgewühlten Kiſſen ihres Lagers hin. Am Morgen mußte der Arzt an ihrem Bette erſcheinen. Wilhelm kam mehrere Tage nicht, ſo wenig Ahnung hatte er von dem Zuſtande, den er ſelbſt herbeigerufen. Er hatte Briefe von Miß Harker und Lucien erhalten, und dieſe ſo ſehnlich erwarteten Schreiben waren köſtliche Gaben ſeines guten Geſchicks, denn er erfuhr durch ſie, daß für's Erſte noch nichts zu befürchten ſei, und daß Rebecca ſich ruhig mit ihrem Zögling in Montpellier niedergelaſſen hatte, wohin ſie Wilhelm zu kommen einlud. Lucie unterſtützte dieſe Bitte, indem ſie den wunderſchönen Herbſt in dieſer herrlichen Gegend pries und hinzufügte, daß die Nachkur von Baden ſich nirgends wirkſamer, als in Montpellier ausführen laſſe. Wie dankbar und entzückt küßte Wilhelm dieſe lieben Zeilen. Wie ſchalt er ſeinen Kleinmuth, daß er nur irgend gezweifelt, man werde ihm Nachricht geben. Offenbar hatte Miß Harker in ihrer ruhigen, feſten

Weiſe gar nicht daran gedacht, er könne ihretwegen in Sorge ſein. Jetzt, da er den Ort wußte, wo die Geliebte aufzufinden war, konnte kein hindernder Umſtand, nicht der Drang der Geſchäfte, nicht die vorgerückte Jahreszeit ihn abhalten, zu ihr zu eilen. Er hatte den Tag genannt, an dem er abreiſen wollte, und den Abend vorher war er vom Verwandten Franziska's eingeladen worden, einer Darſtellung von Hamlet beizuwohnen, die endlich nach vielen Proben zu Stande kommen ſollte. Franziska hatte die Rolle der Ophelia übernommen.

Wilhelm kam etwas zerſtreut und dazu ziemlich ſpät in die Geſellſchaft. Wie man ihn in den Saal führte, wo geſpielt wurde, kam ihm die Frau vom Hauſe entgegen und rief ihm in einem Tone der Klage und des Bedauerns zu: Unſre Ophelia iſt krank geworden, ſie ſpielt heute nicht und wir haben in der Eile ein anderes Stück wählen müſſen. Wilhelm ließ ſich dies ganz gern gefallen; er hatte ohnedies nichts von einer Darſtellung des tiefſinnigen Drama's mit den hier vorhandenen Mitteln erwartet, und wenn Franziska ihn, wie ſie ſonſt gepflegt, um Rath gefragt, er hätte ihr von dieſem Wagniß entſchieden abgerathen. Aber ſie hatte ihm nichts mitgetheilt, wie ſie denn überhaupt in der letzten Zeit, und beſonders nach dem Geſpräch am ſpäten Abend, ſich ſcheute mit ihm allein zu ſein, und jede, etwas ernſtere Motive berührende Unterhaltung ſorglich vermied. Wilhelm hatte es wohl bemerkt, aber es, in dem Taumel der Empfindungen, in welchem er ſich gegenwärtig befand, weiter nicht ſehr beachtet. Auch das veränderte Anſehen der Freundin war ihm zwar aufgefallen, er hatte es jedoch einer vorübergehenden Kränklichkeit zugeſchrieben und kein Gewicht darauf gelegt. Heute Abend zum erſten Male kam ihm bei Franziska's Ausbleiben, in der Veränderung des Stückes eine Unruhe, die während des Verlaufs des Schauſpiels immer ſtärker anwuchs, und es war ihm darum lieb, als er, nach der Uhr ſehend, die Stunde nahen fühlte, wo man ihn, wenn er beſchäftigt war, weggehen zu ſehen gewohnt war. Er erhob ſich auch jetzt und wollte unbemerkt den Saal verlaſſen, als er am Eingang deſſelben die Kapitainswittwe ſah, die ihm zuflüſterte: Sie ſpielt doch noch: Eine Scene aus dem Ammerſpiel iſt eingeſchaltet und kommt jetzt. Bleiben Sie noch, gnädigſter Herr — wenigſtens dieſe paar

Minuten nach. Wilhelm ging auf ſeinen Platz zurück. Der Vorhang war gefallen und hob ſich jetzt wieder. Man ſah die Geſellſchaft bei der Königin beiſammenſitzen: die Thüre öffnete ſich und die wahnſinnige Ophelia trat ein. So unvorbereitet wie dieſe Scene auch war, ſie traf bei dem Publikum, das das Meiſterwerk vollkommen kannte, doch auf völlig genügendes Verſtändniß, und wirkte großartig. Wilhelm hatte früher, wie er noch oft über's Theater und über die darſtellbaren Seelenzuſtände geſprochen, den Wahnſinn von den letztern immer auszuſchließen gerathen. Es wird nie, hatte er damals bemerkt, auch nicht dem größten Talente genügen, dieſe grauſenvolle Erſcheinung zu einer künſtleriſchen Anſchauung zu bringen; es iſt damit wie mit gewiſſen Effekten in der Landſchaftsmalerei, wo auch nie die Darſtellung eines Waſſerſturzes gelingen kann, weil hier gerade das Charakteriſtiſche, die wilde nie ruhende Bewegung und das tobende Geräuſch fehlen. So muß nothwendig bei Darſtellung des Wahnſinns gerade das fehlen, was ihn zum Wahnſinn macht, nämlich das über alle Regel und Norm Hinausgehende, das allen Geſetzen des ordnenden Bewußtſeins Spottende. Daher die Monſtroſitäten bei allen Wahnſinnsſcenen auf der Bühne. Der Zuſchauer fühlt, daß etwas völlig Abſichtsloſes der Abſicht dienen muß, und die Unwahrheit und das Unmögliche wird ihm raſch deutlich. Bei Opheliens Charakterbild wird dieſer Uebelſtand weniger fühlbar. Freilich iſt's ein eminentes Talent der Seelenmalerei, das ſich hier in dieſem einzelnen Falle an die Schilderung dieſes Zuſtandes begeben, und dann iſt der Wahnſinn der Armen keine eigentliche Verrücktheit, ſondern mehr ein liebeſiecher, grübelnder Tiefſinn, der mit den äußern Erſcheinungen in der Welt zerfallen iſt, und nun irrthümlich die Spiegelbilder des Innern für äußerliche Thatſachen hält. Opheliens Wahnſinn iſt allenfalls darſtellbar. Aber Wilhelm hätte ſich nicht von fern träumen laſſen, daß er in dieſem Grade würde zur Anſchauung zu bringen ſein, als es hier geſchah. Schon das Eintreten dieſer ſchlanken, bleichen, in flatternde weiße Gewänder gehüllten Geſtalt, ihr Hinhuſchen — gleichſam wie man ſich Schatten Verſtorbener an dunkelm Gemäuer hinhuſchend denkt — an den ſtill daſtehenden Geſtalten hin, ihr momentanes Verweilen bald bei dieſem, bald bei jenem Anweſenden, ihre raſche und flüchtige Be-

beugung und dann ihr Weiterfortgleiten, das leiſe Singen zwiſchen den Worten hin, die jetzt eilig hingeſprochen wurden und jetzt wieder wie ſtockend und zerſtückelt über die Lippen glitten, und dann das krankhafte Nicken mit dem strohumflochtenen Kopfe — Alles, Alles zuſammen machte einen die Seele betäubenden Eindruck. Man mußte unwillkürlich fürchten, dieſes Bild trete aus ſeinem Rahmen heraus, dieſe irregehende Träumerin würde die ſchmale Lampenreihe überſchreiten und ſich plötzlich mitten unter den ängſtlich zuſammen geſchüchterten Zuſchauern befinden. Aber ſie blieb oben, im Kreiſe der königlichen Gäſte, ſie verließ nicht den Boden der Fiktion; dieſes grauſenhafte wahre Bild begnügte ſich, ein Bild zu bleiben. Alles war ſtarres Entſetzen, als der Vorhang fiel und die kurze Scene, wie ein Grabeshauch aus geöffneten Grüften emporwehend, raſch vorübergeglitten war. Man wollte nichts weiter ſehen, die Frauen, ſelbſt die ältern unter ihnen, waren aufgeregt und ſeltſam aus allen gewohnten Manieren und Worten herausgebracht. Die Maske hatte in der That, wie der Kopf der Meduſa, verſteinernd und durch entſetzenvolle Schrecken lähmend, auf den auserleſenen kleinen

Zuſchauerkreis gewirkt. Wilhelm eilte hinaus; er wollte Franziſka ſprechen: ihr Mädchen kam heraus und ſagte, ihre Gebieterin läge in Krämpfen, und es ſei nach dem Arzt geſchickt worden. Die Hausfrau und Frau von Berg gingen eben in das Kabinet, das an den Saal grenzte, und als Ankleidezimmer benutzt wurde. Als die letztere zurückkam, und Wilhelm noch wartend auf der Schwelle ſtehen ſah, rief ſie: Sie iſt ſehr, ſehr krank. Was haben Sie da in der Hand? fragte Wilhelm. Es iſt der Strohkranz, antwortete die Wittwe, ſie wollte ihn nicht vom Kopfe weggeben, da aber kalte Umſchläge angelegt werden müſſen, haben wir, faſt mit Gewalt die phantaſtiſche Krone entfernt. —

Geben Sie ſie mir, bat Wilhelm.

Was wollen Sie damit? fragte die Wittwe verwundert.

Sie zum Andenken an dieſen Abend aufbewahren, entgegnete er.

So nehmen Sie ihn. Ich fürchte, unſre arme Freundin hat zum letzten Mal die Bühne betreten. Sie ſpielt zu leidenſchaftlich — ihre Geſundheit muß darunter leiden. Der Arzt wird

Sie hielt dieſen Monolog mit der vollen Selbſtzufriedenheit einer kleinen Theaterheldin, indem ſie zugleich ihren Sitz verließ, auf und nieder ſchritt und die verhängnißvolle Nadel in den Fingern wog. Endlich blieb ſie ſtehen und rief mit einer feierlichen Miene, die Hand auf dem Herzen: „Aber Clemence, iſt dieſe verwünſchte Nadel nicht am Ende ein Dolch, der deine Liebe mordet? Darfſt du wohl von einem Andern Geſchenke annehmen als von deinem mauriſchen Ritter? — Aber ach! Bajazeth iſt arm; ſeine Worte fallen ſchwer ins Gewicht, aber auf der Waage der Herzen; auf dieſer Waage, die die Mutter für eine ſo alberne Erfindung erklärt. Was ſoll ich thun? — Ich will großmüthig ſein; ich will ihn zum Vertrauten machen. Er ſoll erfahren, von wem ich dieſe Nadel habe und durch welche Gefälligkeit ich mir ſie erworben. Aber wird er mir glauben? Gewiß; und wenn er mir ſein Zutrauen verweigert, ſo iſt Alles aus zwigut thun, ihr für immer das Spiel zu verbieten. Finden Sie das nicht auch?

Wilhelm erwiederte zuſtimmend. Er legte den Kranz in ſeinen Hut und ging raſch fort, nachdem er der Wittwe noch Abſchiedsgrüſſe an die Erkrankte aufgetragen.

II.

Es war Mitternacht vorbei, Wilhelm ſaß noch an ſeinem Schreibtiſch, als plötzlich ein ſeltſames Geräuſch hinter ihm, ein heiſeres Lachen, ein leiſes wisperndes Sprechen, dabei ein Kniſtern von heranſchleichenden Tritten auf dem Teppich ihn aus ſeinen eifrigen Beſchäftigungen aufſtörten. Er ſah ſich um, und über ſeine Schulter herüber, weit vorgebeugt, blickte das bleiche, lebloſe Antlitz Franziska's mit ſtarren Augen zu ihm hin.

Was ſchreiben Sie da? rief ſie heiſer und mißtönend. Schreiben Sie an mich?

Wilhelm ſchauderte zuſammen. Eine Eisfluth übergoß ſeinen Nacken, auf den die kleine, gekrümmte Hand der nächtlichen Wanderin ſich ſtützte. Hier war nicht der fingirte Wahnſinn der Bühne, hier war der wirkliche des Lebens. Er fühlte durch dieſe, wie einen Blitzſtrahl hintreffende gräßliche Ueberzeugung ſich ſo niedergeſchmettert und innerlich zuſammenbrechend, daß er, unfähig das ſtarre Antlitz in unheimlicher Nähe zu betrachten, ſeine Hände vor's Geſicht ſchlug, und einen wimmernden Schreckens- und Schmerzenslaut ausſtieß.

Was ſchreiben Sie? Hören Sie denn nicht — ich frage Sie! kreiſchte die Erſcheinung weiter.

Eine Arbeit, die ich noch zu vollenden habe, erwiederte er.

Sie ließ ihn los, wankte auf einen Stuhl, und ſetzte ſich — immer die ſtarren Augen auf ihn gerichtet. Nach einer Pauſe ſagte ſie: Ich komme, um Abſchied zu nehmen.

Franziska! rief Wilhelm. Wie haben Sie Sich hierher gefunden?

Sie ſchien nachzudenken. Wie? fragte ſie. In Ihrem Vorzimmer ſchläft der Diener, und iſt es nicht ganz natürlich und erklärlich, daß ich zu Ihnen komme?

Nicht ſo ganz, Franziska. Ich hab Sie nicht erwartet.

Nicht? Nun ſo erſcheine ich unerwartet. O mein Herz iſt ſo ſchwer, daß es bricht. Sie ſagte dieſe letztern Worte mit einem Zug von Weinen im Geſichte, wie er auf dem Antlitz eines Kindes ſichtbar wird. Dann ging dieſer Zug in ein ſchneidendes, widerliches Lächeln über und ſie rief: Sie haben mir meinen Strohkranz geſtohlen.

Wilhelm ſah nach dem Hute. Der Kranz war herausgefallen und lag auf dem Boden. Franziska zeigte dort hin. Sie haben meiſterhaft geſpielt — hub der arme Gequälte an, dem fieberhaft zu Muthe war, gegenüber dieſem nächtlichen Beſuche.

Geſpielt? ſagte ſie tändelnd und ſcheinbar nachdenkend, geſpielt! Ah ja — Sie haben Recht — ich habe Komödie geſpielt. Drauf bin ich krank geworden. Mein armer Kopf! O wie das ſchmerzt! Man hat mich zu Bette gehen heißen, ich bin aber aufgeſtanden, um Ihnen gute Nacht zu ſagen. Wir werden uns auf lange Zeit trennen.

Ich reiſe ab, allein ich komme wieder, Franziska.

Aber ich komme nicht wieder.

Sie hub hier an das Liedchen der Ophelia zu ſingen. In der Stille der Nacht klangen dieſe langhingezogenen, erſterbenden Töne ſo entſetzlich, daß Wilhelm, ſelbſt wahnſinnig zu werden fürchtend, aufſprang und raſch im Zimmer auf und nieder ſchritt. Der Diener im Vorzimmer war aufgewacht und blickte durch die halb offen gebliebene Thür hinein. Beſtelle einen Wagen für dieſe Dame, herrſchte er dem Menſchen zu, begleite ſie und ſieh zu, daß ſie wohl zu den Ihrigen komme. Er gab die Wohnung des Banquiers an. Franziska hörte dieſen Befehl gleichgültig an. Dieſes ſtumme Sichfügen in einen für dieſe Umſtände faſt grauſamen Befehl — aber wahrlich, der arme Wilhelm, konnte nicht anders, war ſo rührend, ſo peinvoll, ſo alle Seelenfaſſung niederwerfend, daß Wilhelm ſich vor dem kranken Mädchen niederwarf, ihre Kniee umfaßte und mit einer lautklagenden Stimme ausrief: O Franzis, Franzis! Mädchen! warum haſt du mir das gethan.

Sie weinte wie ein Kind.

Es war ſtill im Zimmer. Das Geſchick eines Herzens entſchied ſich. Noch einmal erwachte das volle Bewußtſein des unglücklichen Opfers einer grenzenlos feurigen Liebe und mit einem Schreckensſchrei rief ſie: Mein Himmel, wo bin ich? Was hab ich gethan? Ich bin bei Ihnen, Wilhelm —

Wie komme ich hierher? — Sie bebte ſo heftig, daß Wilhelm die ſchlanke Taille umfaſſen mußte, damit die erſchütterte Geſtalt nicht vom Sitze hinabglitt.

Ja Sie ſind bei mir, theure Freundin! rief er. Ein Moment der Fieberphantaſie hat ſie in ein Reich der Träume geriſſen. Sie dachten an mich, Sie wollten von mir Abſchied nehmen, und, wie es bei dieſer Krankheit gewöhnlich iſt, Sie führten raſch aus in Wirklichkeit, was Ihnen der Traum als möglich vorſpiegelte.

Sie haben meinen wahren Zuſtand geſchildert — rief Sie ſanft fortweinend. Unbewußt bin ich hergekommen. O vergeben Sie und machen Sie, daß ich ohne alles Aufſehen wieder fortkomme. Welch ein Augenblick iſt dies! Ich ſterbe vor Scham.

Wie, iſt's denn ſo unerhört einen Freund zu beſuchen?

Schweigen Sie, liſpelte ſie. Es zuckt und reißt wieder an meinem Herzen. Um Gottes Willen führen Sie mich ſchnell fort, ehe die wahnſinnigen Schauer wieder über mich kommen. Haben Sie Erbarmen mit mir, laſſen Sie mich gehen.

Sie ergriff ſeine Hände und faltete ſie, wie zum Gebet in die ihrigen.

Wilhelm ſah ihr in die Augen — dieſe leuchteten wieder in dem gewohnten ſanften Lichte.

Die Thür ging — der Diener kam zurück. Franziſka ſchreckte zuſammen.

Er kommt! rief ſie. Mein Bruder kommt. Ich habe ihm geſchrieben, er ſoll mich von hier abholen. Ich will nicht in der kalten, fremden Erde mein Grab haben. Ich will nicht.

Franziſka, Sie werden nicht ſterben.

O doch! und ich ſterbe gerne. In die Nacht hinausgetragen zu werden — unter flüſternden Baumſchatten zu liegen, in Nacht zu ſchlummern, wenn man ſo farbenbunt gelebt — o das hat nichts Schreckliches für mich.

Aber für mich wäre es der Tod Sie zu verlieren.

Der Tod? O nicht doch! Nicht doch! —

Sie fuhr ihm leiſe mit der kalten Hand die Wange hinab. Sie werden leben, Wilhelm, ſagte ſie ſchmeichelnd, und meiner gedenken in Liebe und Treue. Leſen Sie manchmal die Briefe, die ich Ihnen einſt gab. Als ich Sie ſammelte, dachte ich nicht daran, daß ich jede Zeile, die in ihnen enthalten, ſelbſt durchleben würde. Leſen Sie meine Briefe, und denken Sie an mich.

Wilhelm gab ihr die Verſicherung und ſtand vom Teppich zu ihren Füßen auf, ehe der Diener eintrat. Sie ſah ihn wieder mit den erſtarrenden Augen an; der Wahnſinn kehrte zurück. Sie flog auf und wollte ihm lachend in die Arme ſtürzen, Wilhelm wich zurück und ſie wankte dem Diener zu. Als ſie die Treppe hinab war, konnte Wilhelm nicht anders, er mußte ihr folgen, um ſich zu verſichern, daß die Unglückliche auch mit der gehörigen Vorſicht und Schonung heimgeleitet werde. Er folgte daher dem Wagen, der langſam durch die mondbeglänzten, nächtlichen Straßen fuhr, und blieb am Hauſe des Verwandten ſtehen, wo der Diener die Klingel zog. Eine Magd erſchien, Wilhelm ließ die Wittwe bitten, herabzukommen. Man ſchlief im Hauſe noch nicht. Frau von Berg kam und nahm den Flüchtling in Empfang. Niemand hatte noch das Entweichen bemerkt, und der Freund bat dringend die erfahrene, gütige Frau, die Sache wo möglich in tiefes Geheimniß zu hüllen. Noch einen Blick warf er auf die weiße Geſtalt, wie ſie, auf die Matrone geſtützt, in die dunkle Thürhalle verſchwand — es war der letzte, der Abſchiedsblick für das Leben. Er ſah ſie nie wieder.

III.

Durch die letzten Ereigniſſe niedergedrückt, wie es nicht anders ſein konnte, verließ Wilhelm die große Stadt, und eilte der friſchen, freien Luft der Provinzen zu. Sein Herz wurde immer leichter, ſein Geiſt beflügelter, ſeine Stimmung immer freier, je weiter er ſich von dieſem Häuſermeer entfernte, aus dem ein unheimlicher Nebel aufſtieg, der ſich über dieſe unabſehbaren Dächer und Tempelkuppeln hinlagerte.

Er fuhr der Hoffnung, er fuhr der Liebe entgegen.

Immer tiefer in den Hintergrund ſchwand die bebende Geſtalt Franziska's und immer heller, immer farbenblühender trat die liebliche Lucie hervor.

ſchen uns. Ohne Vertrauen keine Liebe! Wie heißt es im ſchönen Liede?

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amoretes. — —

Sie hielt inne und lauſchte was ſich hinter dem Vorhange begebe. Als Alles ſtille blieb, rief ſie: „Bei Gott, ich bin eine Thörin, daß ich hier mit meinem Geſange die Leute aufwecke, die zu meinem Glücke ſich ſchlafen gelegt haben. Schnell die koſtbaren Minuten benutzt! — Bajazeth ſchleicht ſicherlich um das Zelt, einen Moment erſpähend, wo er mich über meine Säumniß beim Rendezvous zu erſcheinen, zur Rede ſtellen kann. Ich treffe ihn unter den Bäumen und wehe ihm, wenn ein Augenblick, ein Druck der Hand, ein paar leiſe geflüſterte Worte nicht genügen, um ihn von meinem Edelmuthe, meiner Zärt-

Wenige Tage nur, und er ſah in dies Auge wieder, aus dem für ihn der Born des Lebens quoll. Miß Harker empfing ihn, als er anlangte, Lucie kam bald darauf in Begleitung von einigen jugendlichen Freundinnen. Sie blieb auf der Schwelle des Gartenſaales ſtehen, in deſſen Tiefe ſie Wilhelm mit Rebecca am Fenſter wartend erblickte. Eine Gruppe hochſtaudiger Gewächſe war gerade am Eingang des Saales ſo aufgeſtellt, daß Wilhelms Blick die volle Geſtalt der Eintretenden nicht ſah, ſondern nur den Oberleib; es dünkte ihn in dem Augenblick, als entſtiege dieſe ſüße Fee der Jugend und Schönheit dem Silberkelch einer großen Calla, die ihren Blumenbecher gerade dort hinhielt, wo ſich die weißen, vollen Arme hoben, um Wilhelm einen Gruß zuzuwinken. Jetzt kam ſie herbei, gefolgt von den Geſpielinnen, eine Schaar junger flatternder Nymphen in Gaceſchleier gehüllt, mit Blumenkronen im Haar.

Hab ich Ihnen zu viel verſprochen? rief ſie: Haben wir nicht noch immer Blumen, Wärme und ſommerliche Freude, während es in dem düſtern Paris ſchon längſt Winter ſein mag. Nun, ich lobe Sie, daß Sie auf meinen Befehl gekommen ſind.

Die jungen Mädchen ſetzten ſich im Kreiſe hin, und Wilhelm mußte erzählen, was er Neues aus der Hauptſtadt wußte. Der Abend kam auf dieſe Weiſe heran. Der Mond ſchien durch die offen gebliebenen Thorflügel und warf lange ſchmale Lichtſtreifen über die Häupter der Blumen weg auf die blaßrothen Bezüge der Möbel, und an die Goldrahmen der hohen Wandſpiegel hin.

Sollen wir unſern Gaſt nicht gleich zum Willkommen an einen der ſchönſten Theile der Umgebung dieſer ſchönen Stadt führen? rief Lucie bittend. Der Abend iſt ſo ſchön.

Sie vergeſſen, liebe Tochter, entgegnete Miß Rebecca, daß ein Reiſender müde ſein muß und der Ruhe bedarf.

Wilhelm verſicherte, daß dies bei ihm nicht der Fall ſei; er habe ſich auf der vorletzten Station wohl ausgeruht, gerade um nicht erſchöpft und ermüdet anzulangen. Man unternahm demnach den Spaziergang. Wilhelm führte Miß Rebecca, Lucie ging an ſeiner Seite, die andern Mädchen hatten ſich je Zwei und Zwei umſchloſſen und wandelten wie ätheriſche Sylphengeſtalten über die ſchon dunkelnde Terraſſe. Der kleine Zug bewegte ſich eine Anhöhe, dicht an der Stadt heran, und hier angelangt fand man die reizenden Höhen noch in die volle Abendgluth getaucht, während in den Thälern ſchon die Nebel mit dem einfallenden Silberglanz des Monds kämpften. Das Auge erblickte von dieſem Standpunkt einen Theil des Meeres, die ferne Kette der Cevennen, und nach Norden zu die dämmernden Hochgebirge der Alpen. Es war eine entzückende Ausſicht, allein ſie hielt nur auf wenige Minuten noch dem Auge Stand, dann machte ſich die Dämmerung entſchieden Platz, und ein Zwiſchenzuſtand der Schatten und des neuen Lichts, das noch nicht kräftig genug zum Siege war, entſtand, welcher es unmöglich machte, die ebengeſchauten Reize noch länger zu verfolgen.

Rebecca ſetzte ſich mit Wilhelm nieder, die jungen Mädchen ſcherzten am Abhang hin. Die letzten Ereigniſſe in Baden wurden, ſehr erklärlich, zuerſt berührt und Wilhelm fand hier wieder beſtätigt, was ihm ſchon der ſpäte Brief anzudeuten geſchienen, nämlich daß Rebecca in der völligen Ueberzeugung, Wilhelm werde ihr immer das

Richtige und Gemäße zutrauen, gar nicht einmal für nöthig befunden hatte, ihm die übereilte Abreiſe wiſſen zu laſſen, noch ihn mit einer gewiſſen Eile, die von Unruhe gezeigt hätte, von dem jetzigen Aufenthalte in Kenntniß zu ſetzen. Doch nur bis hierher gingen die eigenen Vorſichtsmaßregeln, jetzt hatte ſie ſich entſchloſſen, Wilhelms Thätigkeit und Rath in den Angelegenheiten ihrer Pflegebefohlenen in Anſpruch zu nehmen.

Kann ich darauf rechnen, hub ſie an, daß Sie für meine Lucie wahres und inniges Intereſſe haben?

Wilhelm war aufs Aeußerſte erſtaunt, dieſe Frage, gleichſam als wäre hier die Antwort noch zweifelhaft, in einem viel weniger aufgeregten Tone, als ihn der Gegenſtand, nach ſeiner Meinung erforderte, ausſprechen zu hören. Wie, Sie zweifeln? rief er leidenſchaftlich und ſo heftig, daß Rebecca mit einer faſt unwilligen Miene ſich abwendete.

Ein Mann wie Sie, bemerkte ſie nach einer Pauſe, hat Vieles zu bedenken und anzuordnen, als daß wir Frauen hoffen dürften, wir könnten ihn mit unſern kleinen Angelegenheiten in ſeinen

Bahnen aufhalten. Ich möchte Ihnen etwas im Vertrauen mittheilen.

O! rief Wilhelm, ſich vergeſſend, was Sie mir auch mitzutheilen haben können, es wird nicht ein ſo enges und heiliges Vertrauen in Anſpruch nehmen, als die Geſtändniſſe, die ich Ihnen zu machen habe.

Sie *mir*! Geſtändniſſe! wiederholte Sie mit einer ſchwankenden und nicht ganz gütig lautenden Stimme. Ich bin begierig, dieſe zu hören.

Sie betreffen Lucien! ſagte er.

Rebecca lächelte: Alsdann begegnen ſich unſre Mittheilungen bei einem und demſelben Gegenſtande. Das iſt ein willkommenes Zuſammentreffen und wird uns unſre gegenſeitigen Bemühungen erleichtern.

Vielleicht iſt der Zeitpunkt noch nicht da, hub Wilhelm plötzlich beklemmt und unruhig an, wo ich völlig offen ſprechen darf.

Dieſer Zeitpunkt iſt immer da, wo zwei redliche Willen ſich begegnen, entgegnete ſie feſt und Wilhelm mit einem ſcharfen Blick anſehend. Ich will voran gehen. Mein Wunſch iſt, daß Sie Sich für meine Lucie intereſſiren, ſo intereſſiren, als wenn ſie Ihnen gehörte —

Mein Gott — theure Miß!

Ich will mich noch näher und bezeichnender ausdrücken. Denken Sie Sich die Möglichkeit, daß Sie den Wunſch empfänden, ein Band, und zwar ein recht enges Band, das engſte, das es unter Menſchen giebt, zwiſchen ſich und Lucie geknüpft zu ſehen.

Dieſe Möglichkeit — mein Himmel! Sie iſt eine Wirklichkeit, Miß Harker.

In der That! ſagte ſie mit freudig überraſchten Mienen. So hätte alſo ein gütiges Geſchick mir bereits vorgearbeitet und meinen armen Kleinen die Demüthigung erſpart, ſich Ihnen auf gut Glück, ob Sie ſie annehmen würden, oder nicht, anzutragen.

Wilhelm wußte nicht, ob er recht gehört. Er ſaß da und fühlte alle ſeine Seelenkräfte wie betäubt durcheinander irren. War er es, der hier warb, oder warb die Geliebte um ihn, und zwar durch eine ſo ſtrenge, pedantiſch zurückhaltende Duenna, wie es Miß Harker war. Welch ein Wunder ging hier vor. Was er als höchſte Seligkeit erſtrebte, was er zu erringen kaum in ſeinen ſieghafteſten Träumen zu erringen hoffte, es wurde ihm hier leichthin angetragen, mit der

Bitte, daß er es annehmen möchte. Das Staunen und die Verwirrung mußten ſich in ſeinen Zügen malen, denn Rebecca fragte ihn gleich darauf in einem ſpitzigen, gereizten Tone: Thun Ihnen Ihre Geſtändniſſe etwa wieder leid?

Wilhelm ſchüttelte das Haupt. Den Augen der Miß Harker war nicht möglich auszubeugen; ſie ſandten ſcharfe, die Seele, auch wenn ſie ſich abſichtlich verhüllen oder zurückziehen wollte, in ihrem Verſteck aufreizende Strahlen. Nun? rief ſie; antworten Sie.

Ich werde mich ewig für das liebe, himmliſche Kind intereſſiren — ſtammelte er.

Intereſſiren? Das iſt nicht der rechte Ausdruck. —

Nun denn — ich werde ſie ewig lieben! rief Wilhelm mit aufloderndem Muthe.

Das iſt ſchon mehr — allein noch nicht genug.

Sind Sie ein Dämon der Hölle! rief Wilhelm außer ſich — was wollen Sie mehr, Sie haben mein ganzes Bekenntniß.

Miß Harker hüpfte gleichſam vor Schreck, als Sie Sich als Dämon der Hölle bezeichnen hörte, etwas auf der Bank in die Höhe, dann ſagte ſie gleich darauf: Dergleichen will ich nicht hören. Laſſen Sie unſer Geſpräch abbrechen und nach Hauſe gehn.

Nein — nein! rief Wilhelm. Verzeihung, edle Freundin; allein wenn Sie wüßten, wie Sie mich martern. Was wollen Sie nun mehr, wenn ich nun bekenne," in Schaam erglühend und mit allem Sturm der Empfindung der einſt ſo feurigen Jugend: Ich liebe Lucien! Ich möchte ſie die Meine nennen.

Da kommen Sie endlich, wohin ich Sie haben will, rief Rebecca triumphirend.

Werde ich ſie aber erhalten? fragte Wilhelm. Werden Sie ſie mir geben?

Ich? — o mit dem größten Vergnügen! Uebrigens, mein geehrter Herr, man kann Einem nicht geben, was er ſchon hat.

Was ſoll das heißen?

Lucie iſt bereits die Ihre.

Gott!

Sie gehört Ihnen ganz und ewig zu eigen.

Und Sie — und Luciens Mutter machen mir den Beſitz nicht ſtreitig?

Im Gegentheil, wir werden Alles aufbieten, Sie in Ihrem Eigenthum zu ſchützen. Wir wünſchen nichts, als die Sorge, die wir für dieſes reizende Weſen bis jetzt getragen, Ihren Schultern fortan aufzubürden.

Wilhelm ſprang auf; es hätte wenig gefehlt, ſo hätte er Miß Harker umarmt. So bin ich der Glücklichſte der Sterblichen! rief er. Lucie mein! Lucie mein Weib!

Ein kleiner Schrei, als hätte eine Schlange ſie im Fuß geſtochen, wurde von Rebecca ausgeſtoßen, als ſie Wilhelms letzte Worte vernahm. Sie hielt ſich an die Armlehne der Bank, ſie war bleich wie der Tod, und der Mond warf einen falben Glanz auf dieſe ſtarre, unheimliche Geſtalt.

Um Gotteswillen, was iſt Ihnen.

Ein Irrthum! ein abſcheulicher Irrthum! ſtammelte ſie. Lucie kann ja nie Ihre Frau werden. Wer ſpricht denn davon?

Sie! Sie! ſchrie Wilhelm und faßte krampfhaft ihre beiden Hände. Eben haben Sie's geſagt. —

Unglücklicher Mann! wie konnte ich auch nur denken, daß Sie mich ſo verſtehen würden. Ein Wahnſinn iſt dieſes Fehlgreifen. Wie werde ich denn — ich! — ein junges Mädchen, das meiner Obhut anvertraut, einem verheiratheten Manne anbieten! Wo ſind Ihre Sinne und Ihr Verſtand, mich einer ſolchen grenzenloſen Niedrigkeit für fähig zu halten?

Sie ſtand auf und wollte gehen; Wilhelm hielt ſie zurück. Nur ein Wort noch, Miß! bat er. Wie dieſe unglückſelige Stunde auch in ihren Folgen ſich geſtalten möge, einen ſolchen verdammenswerthen Verdacht müſſen und ſollen Sie nicht auf mich werfen. Ich war feſt überzeugt, daß Sie wüßten, daß ich frei ſei.

Frei? rief Rebecca höhnend und aufgebracht. Sind Sie denn frei?

Meine Frau ſtarb — vor wenig Wochen: ich empfing die Nachricht, antwortete Wilhelm.

Rebecca's Züge nahmen den Ausdruck des höchſten Zornes und der wildeſten Verachtung an. Ihre Lippen bebten ſo heftig, daß für den Moment die Worte, die ſie ausſtoßen wollte, nicht hinüberzugleiten vermochten. Endlich nach einer Pauſe, während welcher ſie ſich geſammelt und eine leidliche Faſſung errungen, ſagte ſie: Und dieſe Lüge mir, mein Herr? Ihre Frau ſoll vor Wochen ſchon todt ſein, und dieſen Brief — empfing ich geſtern von ihr.

lichkeit und Treue auf das Unumſtößlichſte zu verſichern. — Eilig, eilig, dieſen Schleier umgeſchlagen! Nicht viel Rückſicht auf Locken und Anzug genommen; eine Geliebte, die ſich zu entſchuldigen kommt, darf ihren Ritter nicht einbilden, daß ſie ihn durch andre Reize als die ihr eigenthümlichen zu beſtechen trachtet. Man kennt das Geſchlecht, eben ſo lächerlich eitel als albern hochmüthig. Clemence! pflegte meine Mutter zu ſagen, der Himmel ſegne ſie für ihre Grundſätze, laß die Männer immer zehn Schritte thun, ehe du ihnen einen halben entgegen thuſt. Nimm ſtets die Miene an, als ließeſt du dich von deinen Liebhabern beherrſchen, während du nicht abläſſeſt, ihnen den Daumen aufs Auge zu drücken. Einen noch nicht ganz ſicher gewonnenen Freund muß man mit der ſchmeichelnden Spitze des Pantoffels kitzeln, während man dem ſchon ſicher gewonnenen herzhaft und ohne Umſtände mit dem Abſatze auf den Kopf ſchlagen kann.“ —

Sie wandte ſich ohne ſeine Antwort abzuwarten, und verließ eilig den Platz, indem ſie gebieteriſch Lucien zu ſich rief, die eben im Begriff war, zu Wilhelm hinaufzueilen.

Der Unglückliche blieb zurück, nicht wiſſend, ob er träume oder wache. Erſt ſpät in der Nacht in ſeinem Gaſthofe angelangt, gelang es ihm wieder, ſeine Gedanken zu ſammeln und ſich auf die gegenwärtigen Verhältniſſe zu beſinnen. Seine erſte Befürchtung war, daß Miß Harker, da er ihre raſchen Entſchlüſſe kannte, wiederum verſchwinden, und ihn in troſtloſeſtem Zuſtande zurücklaſſen werde. Zum Glück war dies aber nicht der Fall. Er ſendete hin, ſie ließ ihm erwidern, daß ſie ihn nicht annehmen könne, aber ſeinen Brief nahm ſie entgegen. In dieſem Schreiben hatte Wilhelm ſich kurz gefaßt und mit der Sprache des edlen, beleidigten Mannes jene Umſtände näher auseinandergeſetzt, auf denen das Mißverſtändniß beruhen mußte. Es war ihm im höchſten Grade zuwider, ſeine traurigen, jetzt gelöſeten ehelichen Verhältniſſe vor einem ſo ſtreng und oft ſogar ſchonungslos richtenden Urtheile offen darzulegen; doch fand er es, ſo wie die Dinge jetzt ſich geſtaltet hatten, ſeiner Ehre gemäß auch nicht den kleinſten

Umſtand zu verſchleiern oder wegzulaſſen. Der Brief ſchloß mit der von Robert mitgetheilten Nachricht, und ſelbſt den Todtenſchein legte er bei. Ein paar Tage vergingen, ehe er eine Antwort erhielt, dann ließ Miß Harker ihn zu ſich bitten. Er fand ſie allein und in einer gewiſſen feierlichen Stimmung, die ihr nicht wohl zu Geſichte ſtand. Sie nahm dann einen hohlen, langſamen Predigerton an und Wilhelm hatte Mühe, ſeinen Unwillen und ſeine Gereiztheit bei einem ſolchen Empfang, wo er gehofft hatte, man würde ihn mit Güte und Zuvorkommenheit um Verzeihung der angethanen Unbill bitten, zu verbergen. Allein Miß Harker war nicht die Perſon, die jemals um Verzeihung bat, auch bei dem entſchiedenſten Unrecht von ihrer Seite her hätte ſie es nicht gethan, weil ſie überhaupt bei ihrer exemplariſchen und vorſichtigen Handlungsweiſe jemals ein entſchiedenes Unrecht zu thun nicht fähig hätte ſein können.

Sie ſagte: Wir ſind beſtimmt vereint zu handeln; es wäre Thorheit, wenn wir uns entzweiten. Ich wußte, daß Sie im Irrthume waren, und vergab Ihnen ſchon damals, als ich mich, anſcheinend und unverſöhnlich von Ihnen trennte. Sie ſind ein edler Mann, daß Sie, ſcheinbar im Recht, doch die Verſöhnungshand zuerſt geboten. Das hatte ich jedoch erwartet. Mich überraſcht nichts.

Und mich ſehr Vieles, entgegnete Wilhelm treuherzig und offen. Ich weiß mich nicht in dieſe Welt zu finden, die mir manchmal aus ihren Fugen geriſſen ſcheint.

Sie ſind ein naiver, kindlicher, poetiſcher Charakter, ſagte Rebecca mit einem altklugen Lächeln. Nach den Beſchreibungen, die man mir von Ihnen gemacht, ſind Sie das immer geweſen.

Doch zur Sache, Miß.

Die Sache iſt die, entgegnete ſie beſtimmt, daß wir verbündet bleiben, ſo wie wir es Anfangs beabſichtigten, und daß Sie Lucien in Ihren Schutz nehmen.

Sie umgehen, um was es ſich hier handelt.

Ich umgehe es nicht; ich laſſe es nur unerörtert. Es gilt hier die Entſchleierung eines Geheimniſſes, das nicht mir gehört. Nur ſo viel ſei Ihnen geſagt, und wenn Sie wollen, will ich's Ihnen auf's Evangelium beſchwören, daß Ihre

Frau nicht todt iſt, und daß Sie ſomit nicht frei ſind. Das iſt, dünkt mich, fürs Erſte genügend.

Fürs Erſte! murmelte Wilhelm; denn ich werde mich frei machen, es koſte, was es wolle. Er hatte eben eine Frage auf den Lippen, als Lucie hereintrat und mit lächelnder Miene freudig auf ihn zueilte. Sie begrüßte ihn und fragte halb zürnend, halb ſpottend, wie er es möglich habe machen können, ſo lange von ihr entfernt zu bleiben. Der Anblick der Geliebten beſchwichtigte den Sturm in ſeinem Innern. In dieſem Augenblick erſchien ihm die ganze Unterredung mit Rebecca wie ein verworrener Traum, dem nachzuſinnen nicht weiter der Mühe lohne. Mit vollen, glücklichen Zügen ſchlürfte er die bezaubernde Gewißheit und ſchloß ſich mit einer gewiſſen ängſtlichen Haſt an jedes der lieben Zeichen einer für ihn unendlich theuern Gegenwart. Er ließ ſich von Lucien in den Garten führen, und hier auf der Terraſſe auf und ab wandelnd, hielt er den Arm des Mädchens in dem ſeinigen und hörte den lieblichen Klang ihrer Stimme dicht an ſeinem Ohre. Der Himmel war ihm nie ſo heiter erſchienen, das Blau nie ſo tief und ſchimmernd, die Luft hatte nie balſamiſcher zu ſeinen Sinnen geſprochen, als jetzt in dieſem Augenblick, wo er, wieder in dem Beſitze ſeines Schatzes, den ein böſer Dämon ihm hatte rauben wollen, in friſcher, freier Welt ſich Glück und Liebe athmend erging. Sein Schritt war elaſtiſch und leicht; wer dieſes Paar ſo hinſchreiten ſah zwiſchen den Blumenſtauden und Gebüſchen, hier auftauchend, dort verſchwindend, dem konnte es als ein eben zum ſegenvollſten Bunde vereintes Liebesgeſchick erſcheinen. Rebecca warf einen flüchtigen Blick durch das Fenſter auf die Wandelnden, dann begab ſie ſich in ihr Kabinet, um mit einem Geſchäftsmanne zu ſprechen, der dort mit Dokumenten und Briefen ihrer wartete.

Nun! rief Lucie neckend, jetzt beichten Sie. Warum ſind Sie einige Tage weggeblieben; nachdem wir gleich am erſten Abend ſo traulich beiſammen geweſen? Iſt das Recht, nach einem ſo guten Anfange ſich dann ſo träge und läſſig zu zeigen?

Wilhelm blickte herzlich in die ſchönen Augen, und ſagte dann. Es war in Folge eines Geſprächs mit Miß Harker, liebe Lucie, daß ich wegblieb.

So? In Folge eines Geſprächs mit Rebecca? Was kann der Gegenſtand dieſes Geſprächs geweſen ſein. Darf man ihn nicht erfahren?

Wozu? Das Mißverſtändniß iſt jetzt ausgeglichen.

Ein Mißverſtändniß alſo! bemerkte ſie nachſinnend. Rebecca will Ihnen wohl, hüten Sie Sich, lieber Herr von Ortwell, ſie zu beleidigen. Sie hat mir oft geſagt: an das Geſchick dieſes Mannes — nämlich ſie meinte damit Sie — wünſche ich das deine auf immer bald geknüpft zu ſehen.

So ſprach Sie auch an jenem Abende.

Es iſt ihre aufrichtige Meinung. Sie ſehen alſo, wie werth ſie Sie hält.

Oder vielmehr, ich ſehe daraus, ſagte Wilhelm ſehr ernſt, wie wenig ſie bei ihren Entſcheidungen die Herzen und den Willen Anderer in Betracht zieht.

Wie verſteh ich das?

Hat ſie nicht über Ihren Willen entſchieden, theuerſte Lucie, ohne ihn zu befragen. Oder hat ſie gefragt und haben Sie eingewilligt?

In was? —

Wilhelm ſtockte etwas, aber er nahm ſeinen Muth zuſammen und ſagte: Nun, hat ſie gefragt, ob Sie, Lucie, Ihr Geſchick mit dem meinigen verbunden wiſſen wollen?

Eine helle Röthe überflog das liebliche Antlitz. Wilhelm rief heftig: Sehen Sie wohl, Sie antworten nicht. Der Unwille malt ſich auf Ihrem Geſicht! —

O nicht der Unwille! Sie müſſen Sich auf eine etwas geſchicktere Deutung legen.

Alſo fragte ſie — und Sie willigten ein?

Sie brauchte nicht zu fragen, denn ſie wußte, daß ich einwilligen würde, entgegnete Lucie leiſe und ſetzte hinzu: Rebecca hat ein Auge, um damit in die Tiefen der Seele zu ſchauen. Sie weiß, wie ich denke und empfinde, eine Frage iſt bei ihr gänzlich überflüſſig.

Wilhelm ſchloß, außer ſich vor Entzücken, das Mädchen in die Arme. Lucie lehnte ſich an ihn, das Haupt an ſeiner Bruſt, ſo blieben ſie ſtehen und ſchauten, ſelig vereint, in die Ferne hin. Meine Lucie, hub Wilhelm an, und ſeine Stimme bebte, zum erſten Male iſt's, daß ich dich ſo zu nennen wage; aber ich fühle es, mein und dein Geſchick haben ſich entſchieden. Wir gehören einander; dein ſüßes Geſtändniß hat eben dem Bunde das Siegel aufgedrückt. Was auch der Aberwitz der Menſchen erfinden möge, wie auch Thorheit und Mißverſtehen, Eigenſinn und Willkühr ſich verbinden mögen, um uns von dem ſchon ganz nahen Ziel wieder hinwegzuſcheuchen, es ſoll ihnen nicht gelingen. Feſten Schrittes gehen wir, eng umſchloſſen, dem Siegespreiſe zu. Meine Hand nimmt den Kranz, um ihn auf dein Haupt zu ſetzen.

Er hielt inne und berauſchte ſich von Neuem durch einen Blick auf die Fülle des Reichthums, der in ſeinen Armen ruhte. Ich Thor, ſagte er, zaghaft meinte ich, das Glück halte ſich von mir abgewendet, es hat nie aufgehört, mir zu lächeln. Denn als ich mich am elendeſten wähnte, gerade da bereitete ſich die Liebe zu ihren ſchönſten Feſtgeſchenken für dieſes Herz. Erinnere dich, Lucie, erinnere dich, wie ich dich zum erſten Male ſah.

Es war an einem Abende — Sie — du — Sie ſtammelte und ſchwieg erröthend.

Du! du! rief Wilhelm und zog die Liebliche ſtürmiſch an ſich —

Du trateſt aus dem Eingang hinter einigen

Gruppen Sprechender hervor, eilig kamſt du heran, du ſuchteſt die Frau vom Hauſe —

O nein, nein! rief Wilhelm: ich ſuchte dich. Damals war nicht unſer erſtes Zuſammentreffen. Siehſt du, Kind, ich habe ein beſſeres Gedächtniß wie du. Ich hatte dich den Tag vorher ſchon geſehen und Iphigenie nach deinem Namen gefragt. An jenem Tage haſt du mich aber nicht bemerkt, wie es ſcheint. Das könnte ich übel nehmen.

In der That, ich habe Sie nicht bemerkt, lächelte ſie in Nachdenken verſunken. Laſſen Sie mir fürs Erſte das „Sie,“ ſetzte ſie erröthend hinzu; es kommt mir mehr aus dem Herzen, als das ungewohnte „du.“ Ich rede meine Mutter auch mit „Sie“ an.

Wie du willſt, ſagte er leiſe und etwas verſtimmt. Nenne mich ſo wie dein Herz es dir eingibt.

O, das ſagt mir, daß ich Sie — Sie — und nur Sie liebe.

So wünſche ich nichts mehr. Und haſt du nicht gefragt, mein Engel, wer ich ſei, — ich meine damals, als du mich zum erſten Male bemerkteſt?

Nein.

So war ich dir alſo damals noch völlig gleichgültig?

Durchaus nicht. Gerade weil Sie mir nicht gleichgültig waren, mochte ich nicht fragen. Wenn man fragt, erfährt man ſogleich ſo viel Schlimmes, und ich wollte mir Ihre edle Erſcheinung nicht verunglimpfen laſſen. Iſt der Mann böſe und ſchlecht, ſo erfahre ich's noch immer zeitig genug, für jetzt will ich mir einbilden, er ſei wirklich ſo lieb und edel, wie er ausſieht. So mache ich's immer mit Geſichtern, die mir gefallen. Später hörte ich zu meiner Verwunderung, daß die Leute wirklich nichts Uebles von Ihnen zu ſagen hatten. Nun war ich ganz froh und ich ſagte zu Rebecca: Hab ich nun einmal Recht gehabt? Da iſt nun ein Mann, der gut ausſieht und wirklich auch gut iſt. Rebecca entgegnete mir: ſie müßte geſtehen, daß ich diesmal mich nicht getäuſcht hätte. Nun ging es ſo weiter fort; ich lernte Sie kennen — es war, als wenn Wärme und Licht in meine Seele gekommen. Wenn ich früher etwas erlebte oder mir ausdachte, von dem ich hoffte, es ſei entweder verdienſtlich oder es könne Anderen Beifall abgewinnen, ſo ſchwebte mir immer meiner Mutter und Rebecca's

Mit dieſen goldnen Sprüchen aus der Eroberungstheorie ihrer Mutter entſchlüpfte die kleine Clemence von ihrem Wachpoſten und verſchwand hinter den äußern Vorhängen. Kaum war ſie fort, ſo kam auf den Zehen ſchleichend eine andre, aber nicht minder reizende Geſtalt, durch die ſich immer mehr ſchon verbreitenden Schatten daher. Es war Magelone, die ihre Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, von dem räthſelhaften Beginnen ihres Geliebten Kunde einzuziehen. Sie hatte ſich der Vormundſchaft des Narren gerade in dem Augenblicke entzogen, als dieſer würdige Verehrer der Flaſche in die Netze einer luſtigen Kameradſchaft gefallen war, die ſich vorgeſetzt hatte, ihn um ſein Geld und ſeine Sinne zu bringen. Das verliebte Mädchen irrte durch den Schwarm der Gäſte von einer Gruppe zur andern immer nach ihrem verlorenen Ritter fragend und immer unbefriedigende oder ſpottende Antworten erhaltend. Schon drohte ihre Ge-

Bild vor, und ich nahm mir vor, dieſen Beiden ſogleich Mittheilung zu machen; — nun aber, ſeitdem ich Sie kennen gelernt, ſchwebte mir zuerſt Ihr Bild vor. Billigt er dies, hat er daran Freude — ſo lautete die Sprache meines Herzens — dann iſt es gewiß gut und verdienſtlich.

Wie wird es erſt ſein, wenn du ganz — ganz — mir gehörſt, Lucie? fragte Wilhelm.

Sie erröthete und ſchwieg.

Hat dir Rebecca nie etwas davon geſagt, daß du einſt mein Weib, mein geliebtes Weib werden könnteſt?

Nie.

So bitte ſie heute noch um ihre Einwilligung — bitte auch deine Mutter. Ich meinerſeits werde meine Schritte thun. Unſer Glück darf nicht länger in der Ungewißheit ſchweben. Die Welt iſt zu leichtfertig und zu verworren, als daß ein ſo feines Gebilde, wie das Ineinander-Geranke und Durcheinander-Blühen unſrer Liebesträume dem Spiel dieſer Welt darf ſchutzlos hingegeben werden.

Könnte es denn jemals geſchehen, fragte ſie bekümmert, daß wir von einander getrennt würden?

Ob es geſchehen kann — ich fürchte es nicht. Allein den Verſuch wird man machen. Und einen ſolchen zu vereiteln, ſchon das kann ein großer Gewinn ſein.

Sie denken an Emil? Doch der iſt auf immer aus unſrer Nähe verbannt. Seitdem ich weiß, daß man meine Mutter, daß man Miß Rebecca zwingen will, in die Heirath zu willigen, ſeitdem iſt er mir verhaßt und ich werde ihn nie zum Manne nehmen.

Schon gut. Alſo du willſt mit Rebecca ſprechen?

Da Sie es wünſchen, will ich es thun, obgleich nicht gerne. Denn was ſie für mich gut und dienlich hält, das führt ſie herbei, ohne daß ich ſie darum bitte. Sie lebt und athmet nur für mich, und ihr Sinnen und Träumen Tag und Nacht iſt ewig nur mir zugewendet. Deshalb bitte ich ſie auch nie um etwas; denn ich weiß, ſie kennt meine Wünſche, und ehe ich ſie ausſpreche, erfüllt ſie ſie. Erfüllt ſie ſie nicht, ſo iſt dies ein Zeichen, daß ſie zwar um den Wunſch weiß, allein ſeine Gewährung für mich nicht als ein Glück betrachtet. Die arme Rebecca, ich glaube, es würde ihr Tod ſein, wenn ſie mir einmal etwas abſchlagen müßte, und ich glaube, ich ſtürbe auch dabei.

So fragen Sie ſie nicht! rief Wilhelm beſtimmt. Ich wußte nicht, daß Sie die Sache ſo anſehen. Die Welt hat mich ſo leichtfertig gemacht, daß ich das Daſein einer ſo tiefen, keuſchen und zarten Seelengemeinſchaft nicht geahnet habe. Nein, nein Lucie, fragen Sie ſie nicht. Es könnte ein entſetzlicher Blitzſtrahl in das Haus unſres Glückes fahren.

Aber ſie wird nicht entgegen ſein.

Nein — nein! rief Wilhelm noch beſtimmter. Keine Frage, keine Bitte. Wir wollen uns harmlos des Glückes freuen, ſo lange wir es ohne den Andrang der Stürme vermögen. O meine Lucie, meine theure Lucie; ich halte dich in meinen Armen. Was will ich mehr.

Mit einem Lächeln, das ihre volle, reine, ſüße Jungfräulichkeit offen darlegte, ſah ſie ihm in die, in der Gluth des Innern ſchwimmenden Augen. Sie umſchloſſen ſich, und er drückte ſie mit einem halb von Schmerz, halb von Wonne ausgepreßten Seufzer an ſeine Bruſt.

IV.

Wilhelm hatte Miß Rebecca verſprochen, ſein Anſehen und ſeine Geſchäftskenntniß mit den Beſtrebungen des jungen Advokaten zu vereinen, der die Angelegenheiten der Fürſtin Semiant gegenüber den Anſprüchen, die ihr Verwandter erhob, zu führen übernommen hatte. Es war hierzu eine Reiſe nöthig, zu der Wilhelm ſich entſchloß, obgleich er ſich ausbedang, daß es ihm nicht auferlegt werde mit der Gräfin, oder dem alten Fürſten in perſönlichen Verkehr zu treten. Jene ſollten nicht einmal ſeine Einmiſchung in dieſer Streitſache, die einen ſcharfen und erbitterten Charakter angenommen, ahnen.

Als er die Papiere von Rebecca in Empfang genommen hatte, übergab ſie ihm noch ein verſiegeltes Schreiben mit den Worten. Wenn ich Sie nicht für den edelſten, rechtlichſten Mann hielte, den ich kenne, würde ich Ihnen dieſes Siegel nicht anvertrauen. Unter dieſem ruht ein Geheimniß, das, wie ich Ihnen bereits vor einigen Tagen bemerkte, nicht das meine iſt. Dennoch muß ich in dieſem entſcheidenden Momente darüber verfügen, als wenn es mein Eigenthum wäre. So bald Ihnen unſer Geſchäftsführer ſagt: mir fehlt ein ſehr wichtiges Dokument, das ich nirgends herbeizuſchaffen weiß — ſo bald er Ihnen dieſe Worte ſagt, ſo iſt dies ein Zeichen, daß Sie das Schreiben leſen dürfen. Es iſt dann das letzte Mittel, um zum Ziele zu gelangen, und zum Ziele müſſen wir gelangen, wenn nicht Lucie, ihre Mutter und ich — auf gleiche Weiſe elend ſein ſollen. Jetzt wiſſen Sie meinen Willen, Sie werden pünktlich danach thun, dafür kenne ich Sie ſchon lange und gut genug.

Wilhelm' gab ſein Wort und entfernte ſich. Er ging zu Lucien herüber, um von ihr Abſchied zu nehmen. Er fand ſie nicht allein. Ein junger Mann und eine ſchon bejahrte Dame ſaßen in der Epheulaube, die um das Fenſter her gebildet war, und Lucie ſtand vor ihnen und erklärte ihnen die Blumen und Arabesken in einer Stickerei. Als Wilhelm eintrat, eilte ſie, wie immer, freudig lächelnd auf ihn zu, ſeine verdüſterte Miene gewahrend ſagte ſie raſch: Ah — Sie kommen, um Abſchied zu nehmen? Aber Sie kommen ja bald wieder.

Ich hoffe es, entgegnete er.

Hier iſt die Marquiſe Villette und ihr Sohn — nahm Lucie das Wort, ihre Gäſte vorſtellend. Wir ſind der Frau Marquiſe großen Dank ſchuldig, denn auf unſrer eiligen Flucht aus Baden und während Miß Harker einige Tage krank lag, nahm ſie ſich mit großer Güte unſerer an.

Sie ſtellen es unrecht dar, liebe Prinzeß, hub die Dame an, gerade wir waren es, die Ihnen Dank ſchuldig wurden. Ich und meine arme Schweſter, wir waren ſo bekümmert um das Schickſal meines Sohnes, der damals gerade in Algier in einem blutigen Treffen ſich befand und wir bereits Monate lang ohne Nachricht von ihm uns befanden. Sie waren der Engel, der uns tröſtete.

Und hatte ich nicht Recht? fragte die Gelobte lächelnd. Steht er nicht jetzt geſund und blühend neben uns?

Der Jüngling, auf den dieſe Worte ſich bezogen, verbeugte ſich mit einem etwas befangenen aber dabei ſehr anmuthigen Weſen. Wilhelm richtete einen beobachtenden Blick auf dieſe ihm noch neue Erſcheinung, und der junge Mann erſchien ihm der Auszeichnung werth, die ihm wurde. Nie konnte man eine jugendlich ſchönere Figur, eine blühendere und mit unverkennbarem Stempel unentweihter Kraft bezeichnetere Phyſiognomie ſehen. Der Blick der dunkeln Augen, wie er bei Luciens Worten ſie flüchtig hob und über ſeine reizende Beſchützerin hingleiten ließ, hatte für einen ſcharfen Beobachter, wie Wilhelm es war, ein eigenthümliches Leben und eine innige Bedeutſamkeit. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Marquis — rief er in ſeiner gewohnten herzlichen Weiſe, indem er die Hand des Jünglings erfaßte und drückte. Jener verbeugte ſich nochmals und ſah die Mutter an, als wollte er ſagen: das iſt wieder ein unerwartetes Glück mehr, das wir unſerm Engel verdanken. Lucie ſtand zwiſchen Mutter und Sohn — immer noch mit traurigen Blicken Wilhelm betrachtend. Dieſer um den Gegenſtand ſeines Kommens dem fremden Beſuch weniger auffällig zu machen, lenkte das Geſpräch wieder auf die Stickerei, von der Anfangs bei ſeinem Eintritt die Rede geweſen.

Es iſt ein Tiſchteppich, für meine Mutter beſtimmt. In dieſem Gewinde von weißen und rothen Roſen habe ich ihren und meinen Namen, ſo gut ich's verſtand, in einander geſchlungen. Es war nicht leicht und iſt auch noch nicht vollendet. Jetzt iſt Severin da und der wird mir helfen. Beſinnen Sie Sich, Herr Marquis, daß wir ſchon vor einem Monat, gleich nach Ihrer Ankunft hier über dieſe Arbeit ſprachen. Darauf verreiſeten Sie und ließen mich im Stich. Es iſt ganz in der Ordnung, daß Sie jetzt wieder kommen und mir helfen.

Wilhelm las die Namen. Lucie! rief er — dieſen Namen verſtehe ich — allein hier — Conſtanze —

Ganz Recht — Conſtanze.

So heißt Ihre Mutter?

Nein, ſo heiß ich.

Auf Wilhelms fragenden Blick erwiderte ſie: Ihre Verwunderung iſt erklärlich, weil Sie mich nie haben ſo nennen hören; allein wie ich mit meiner guten Mutter noch zuſammenlebte, zog ſie es vor, mich Conſtanze zu nennen, ſchon um nicht ihren eignen Namen, den ſie nicht mochte, ewig im Ohre tönen zu haben. Als ich mich von ihr trennen mußte, nannte mich Rebecca mit Abſicht Lucie, weil ſie hierin eine von den vielen täglichen Erinnerungen an ihre geliebte Freundin, meine Mutter, ſich verſchaffte. Auf dieſe Weiſe iſt der Name „Conſtanze“ gleichſam untergegangen.

Wilhelm ſprach noch Einiges über die halb fertige Arbeit, dann wandte er noch ein paar Worte an den jungen Villette und empfahl ſich dann, von Lucie bis zum Ausgang begleitet, und mit einem innigen Händedruck von ihr entlaſſen.

Auf dem Landgute der Gräfin im Elſaß angelangt ſchickte ſich Herr Bernhard, ſo hieß der rüſtige und noch junge Geſchäftsführer, dem es gelungen war, ſich ſchon einen bedeutenden Ruf als Rechtspraktikant zu erwerben, an, der Dame ſeine Aufwartung zu machen. Wilhelm blieb in dem nahe gelegenen Städtchen zurück, wohin ſein Begleiter für den Abend und die Nacht zurückzukehren verſprach. Man machte ihm jedoch auf dem Schloſſe Anerbietung, dort für die Zeit der Unterhandlung ſeine bleibende Wohnung zu nehmen, und der Advokat, dem dies allerdings bequemer war, willigte ein. So hatte denn Wilhelm nur Hoffnung ihn auf den Sonnabend und Sonntag wiederzuſehen, auf welche Tage er eine kleine Landpartie in die Umgegend mit ihm verabredet hatte.

Herr Bernhard hatte es in ſeiner Weiſe, wenig ſich mitzutheilen; ſeine Urtheile und Aeußerungen, dies merkte man ſogleich, waren reiflich erwogen, und er hatte ſich frühzeitig gewöhnt, ſie nur in ihrem vollen Werthe auszugeben, das heißt bei rechter Zeit und bei der rechten Umgebung. Wilhelm gefiel dies ungemein. Er hatte lange getrachtet, ſich eine ähnliche Weiſe in Geſchäften anzugewöhnen, allein ſeinem lebhaften Geiſte, der immer raſch von einem Eindrucke zum andern hingeriſſen wurde, dem die Eindrücke flüchtig vorübereilten, war es nicht möglich, ſich ſo geſammelt und gleichſam in allen ſeinen Aeußerungen geſichert gegen die Außenwelt hinzuſtellen.

Wie er ſich im Wagen mit Herrn Bernhard befand, und Ruhe und Nachdenken ſeine Seele in angenehme Stimmung wiegten, brachte er das Geſpräch auf die Verhandlungen im Schloß und ließ ſich von ſeinem jungen Gefährten die wohlbekannten Perſönlichkeiten ſchildern, lediglich in der Abſicht, um zu beobachten, wie ſich in dem duld zu ſchwinden; der Schmerz preßte ihren Augen Thränen aus, und herzzerreißende Klagen entſchwebten ihren Lippen, von Niemandem beachtet und ſeltſam contraſtirend gegen die wilden jauchzenden Leute der Bacchanalien um ſie her. Endlich erbarmte ſich ihrer ein mitleidiger Page, der ihre Hand ergriff, ſie durch kleine Nebenwege in die Nähe des Zeltes brachte, in welchem ſie ſich jetzt befindet, und ihr dabei mit vorgehaltener Hand ins Ohr flüſtert. Dieſes Zelt, kann ſie ſchweigen, Mademoiſelle? dieſes Zelt gehört einer Kammerfrau vom Hofe, aber verſteht ſie? wer jetzt darin befindlich, iſt keine Kammerfrau, iſt etwas Beſſeres als eine Kammerfrau. O Mademoiſelle macht eine ſo dumme Miene, ſie verſteht mich nur ſchlecht, wie ich ſehe. Gleichviel, geh ſie hinein, nur ganz dreiſt, der Mann dort mit der Hellebarde wird ihr nichts thun, er iſt genug beſchäftigt mit Hülfe ſeiner drei Beine ſich aufrecht zu erhalten. Geh ſie hinein, dort

Geiſte dieſes unbefangenen und nicht in die intimen Verhältniſſe eingeweihten Mannes die Geſtalten abſpiegelten. Die Gräfin gefiel dem Advokaten, und Wilhelm, ſo ſeltſam ihm dies anfänglich erſchien, fand doch bei näherm Nachdenken dieſes Wohlgefallen erklärlich. Bernhard liebte die Frauen von entſchiedenem Charakter und energiſchem Weſen, in denen er eine Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt und ſeiner Auffaſſungsweiſe der Welt und der Verhältniſſe fand. Minder ſagte ihm der alte Fürſt zu, über den er faſt verachtend die Achſel zuckte, der Sohn erſchien ihm völlig unzurechnungsfähig und unbedeutend.

Bernhard ſagte: Ich ſoll vermitteln und weiß doch in der That nicht, wie ich es anfangen ſoll. Der Fall iſt dieſer: Von den beiden Brüdern Fürſten Semiani, von denen der jüngere, der Vater Luciens, bereits ſeit längerer Zeit geſtorben, und der ältere, der jetzt lebende Fürſt iſt, hat der Verſtorbene ein ſehr großes Erbe hinterlaſſen. Das Teſtament ſpricht von einer beabſichtigten Verbindung, die der Verſtorbene zwiſchen ſeiner Tochter und dem Sohne des Bruders in Ausſicht ſtellte. Im Fall dieſe Vermählung nicht zu Stande käme, ſollte die Hälfte des Erbes dem ältern Fürſten zufallen. Dieſes Bündniß wird nun allem Anſchein nach nicht zu Stande kommen.

Gewiß nicht — warf Wilhelm dazwiſchen.

Sonach, fuhr der Advokat ruhig in ſeinem Berichte fort, hätte der Fürſt auf die Hälfte des Erbe's Anſpruch, denn Lucie hat ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt und der bezeichnete Termin, den die Teſtamentsklauſel angibt, wäre demnach abgelaufen. Der Fürſt jedoch macht Anſpruch auf das ganze Vermögen. Und allerdings eine zweite Klauſel ſpricht ſehr deutlich aus, daß, wenn Lucie nicht den Fürſten heirathet, und jener Termin verfloſſen iſt, überdies die verwittwete Fürſtin unterdeß nicht wieder zu zweiter Ehe geſchritten iſt, ſo ſoll, um das Vermögen dem Hauptſtamme zu erhalten, das Erbe faſt ungeſchmälert; denn ein kleines Witthum für die Fürſtin und ein Pflichtantheil für die Tochter machen in ihrem Beſtande wenig aus, an den Fürſten fallen. Dieſen Anſprüchen nun zu begegnen im Intereſſe der Partei, der ich angehöre, iſt, wie ich mich immer mehr und mehr überzeuge, faſt unmöglich, und von dem Fürſten, der der Egoismus und die Geldgier ſelbſt iſt, ein irgend leidliches Uebereinkommen zu erlangen, ein Nachlaſſen von ſeinen Forderungen zu Gunſten meiner liebenswürdigen Clientin, ſcheint unmöglich. Denn erſtlich iſt er, wie ich eben bemerkte, auf die Erbſchaft unbeſchreiblich begierig, dann ſind ſeine zerrütteten finanziellen Verhältniſſe noch dazu von der Art, daß ſchon dieſe ihm ein hartnäckiges Beharren bei ſeinen ſelbſtiſchen Zwecken vorſchreiben und endlich — was mir der Hauptgrund ſeines für alle Zeit unbeſiegbaren Widerſtandes erſcheint, der Haß der Gräfin, die ihn unumſchränkt zu regieren ſcheint, iſt dergeſtalt gegen die junge Prinzeſſin Semiani entflammt, daß er ſchon deshalb auf keines meiner Vorſchläge das Erbe in Theilung zu bringen eingehen wird.

Meine arme Lucie! ſeufzte Wilhelm hier unwillführlich.

Sie iſt in der That zu bedauern, erwiderte im Tone wahren Mitgefühls der junge Mann; allein ich fürchte, ſie wäre noch mehr zu beklagen, wenn ſie mit dem Erbe dem jungen Fürſten ſich vermählte. Doch will ich mich gerne beſcheiden, daß ich hierin kein Urtheil habe.

Sie haben das beſte und geeignetſte, lieber Herr, rief Wilhelm lebhaft. So wie die Sachen ſtehen, muß es ſelbſt einem Fremden auffällig ſein, wie wenig dieſe zwei für einander Beſtimmten auch in der That für einander paſſen.

So ſcheint es! bemerkte der Advokat.

Alſo was iſt nun zu hoffen? rief Wilhelm. Die junge Fürſtin iſt enterbt.

Ich habe in dieſen Tagen, hub der Geſchäftsführer wieder an, in meinen Papieren eine Notiz gefunden, die ich unerklärlicher Weiſe bis jetzt überſehen hatte, und die mir von einer Frauenhand auf den Rand eines Memorandums verzeichnet vorliegt. Sie enthält die Angabe, daß die Fürſtin, Luciens Mutter, ſich wieder vermählt habe. Doch wird dieſe wichtige Mittheilung nur obenhin gemacht, und gleichſam durch eine angehängte Note wieder zunichte gemacht; ſo daß es erſcheint, als habe der Schreiber der wichtigen Kundmachung ſeine Mittheilung ſelbſt nicht für begründet genug erachtet, um ſie als ein eigenes Aktenſtück auftreten zu laſſen. Was ſoll ich nun hieraus machen? Will es ſich wohl irgendwie ſchicken, davon Gebrauch zu machen? Und wenn ich es wollte, unter welcher Form kann ich dem Fürſten dieſen ſo ſchwach begründeten Vorwand gegen ſeine rechtlichen Forderungen beibringen? Wird er mir nicht entgegnen: Was ſoll dieſe magere Notiz? Kann ſie nicht von der Feder eines Unbefugten herrühren, der ſich ein gewiſſenloſes Spiel erlaubt hat? Sie ſehen ſelbſt, Excellenz, daß ich feſteren Boden haben muß, ehe ich weiter ſchreite. Ich wollte deshalb Sie fragen, wiſſen Sie nichts von einer zweiten Vermählung von Luciens Mutter?

Nicht ein Wort, entgegnete Wilhelm. Man hat mich immer geheimnißvoll mit dunkeln Andeutungen hingehalten, wenn ich auf Luciens Mutter und deren Verhältniſſe anſpielte.

Ah — gerade ſo hat man es auch mit mir gemacht, und zwar fürchte ich, es iſt eine und dieſelbe Perſon, die dieſe Verwirrung und Unklarheit, wenn auch aus einem guten Grunde, wie ich nicht zweifeln mag, herbeigeführt.

Miß Harker? fragte Wilhelm.

Ja, Miß Harker, entgegnete ſein Gefährte.

Vielleicht weiß ſie ſelbſt nichts Genaueres?

Wie ſollte das möglich ſein? Sie, die beſte, die einzige Freundin der verwittweten Fürſtin, rief der Advokat. Ich glaube vielmehr, Grund zu haben, annehmen zu dürfen, daß Miß Harker ſich wenig aus dem Erbe macht, das für ihren Zögling in Frage geſtellt wird. Sie hat auch gegen mich ausgeſprochen, daß der ganze Handel ihr ſowohl als ihrer Freundin unendlich widrig und läſtig ſei.

Ich glaub es wohl, bemerkte Wilhelm.

Aber den Frauen dürfen wir hierin kein entſcheidendes Endurtheil geſtatten, nahm nach einer kleinen Pauſe der junge Mann wieder das Wort. Wir müſſen, wenn Dinge von ſo entſchieden weltlicher und poſitiver Natur verhandelt werden, für ſie eintreten; beſonders, wenn die ſchönen Frauen zugleich ſentimentaler und poetiſcher Natur ſind.

Ah, das iſt hier nicht der Fall! rief Wilhelm lebhaft. Wenn Sie Miß Harker's Charakter kennten — ſie iſt in ihrer ganzen Richtung praktiſch!

Möglich! ſo geht dann der Widerſtand nicht direkt von ihr aus, und der weiche, weibliche Sinn Luciens hat an den Entſchlüſſen ihrer mütterlichen Freundin direkten Antheil. Und Sie werden mir nicht ableugnen wollen, daß unſere junge liebenswürdige Erbin in der That eine poetiſche Natur iſt.

Wer möchte das leugnen! entgegnete Wilhelm mit einem Tone der Stimme, als wollte er hinzufügen: würde ſie denn ſonſt zu mir ſtimmen? Könnte ich ſie denn ſonſt lieben.

O die Frauen, ſagte der Advokat mit einem flüchtigen beobachtenden Blick auf ſeinen Gefährten, deſſen Herzensgeheimniß, da es ſo offen ſich in dem klaren Blick der Augen ausſprach, nicht minder wie in dem Beben der Stimme, gleichſam entſchleiert dem Fremden dargelegt war — die Frauen beſitzen eine eigne Gabe, uns mit einem Geſpinnſt unpraktiſcher Grübelei zu umgarnen, uns gleichſam gegen alle Außendinge blind und taub zu machen; und doch ſind es gerade dieſe Außendinge, mit denen wir es ewig zu thun haben und mit denen wir uns geordnet und befriedigt ſtellen müſſen, wenn wir unſern Lieben ein geſichertes Plätzchen im Leben bereiten wollen. Dieſe lieben ſchönen Seelen muthen uns zu, in einem Feenreich voll Duft und Morgenröthe zu leben, und dennoch ahnen ſie wohl, daß unſre gröbern Lungen dieſe angewieſene Atmoſphäre nicht einathmen können. Sie freilich — ſie können es. Oft erſcheint es mir, als läge ein leiſer Spott dahinter: ſie wollen ſich über uns luſtig machen, daß wir dort nicht auf eine Sekunde exiſtiren können, wo ſie mit Leichtigkeit Jahre lang ſich umher bewegen.

Wilhelm hörte lächelnd dieſe Bemerkungen. Sie erſchienen ihm um ſo anziehender, da ein für gewöhnlich ſo ernſter und verſchloſſener Charakter ſie äußerte.

Ach die Frauen! die Frauen! ſeufzte Wilhelm — ſie ſind unſer Elend und unſer Glück!

Viel öfter das letztere, bemerkte der klarſichre Mann begütigend.

Faſt immer das letztere, entgegnete Wilhelm. Aber gerade wenn ſie recht unſer Glück ſind, ſind ſie auch recht unſer Elend. Doch dieſe Bemerkungen führen uns von dem eigentlichen Boden unſrer Thätigkeit hinweg. Was hoffen Sie nun in dieſer häkeligen Angelegenheit. Iſt die Fürſtin nochmals vermählt, ſo —

So hat ihr Gemahl über dieſe oben bemerkte zweite Hälfte des Erbe's unbeſchränkt zu verfügen, ergänzte der Advokat. Es läßt ſich erwarten, daß er ſie nicht dem Verwandten zuwenden werde.

Sollte die Fürſtin, hub Wilhelm an, vielleicht ſo gewählt haben, daß ſie nicht gerne mit dem Gegenſtande ihrer Wahl vor die Welt tritt?

Möglich. Allein ſie muß ſich dann ſelbſt ſagen, daß ihre Sache nicht durchzuführen iſt. Ich kann nicht das Geringſte für meine Clientin thun, ehe dieſer Umſtand mit der zweiten Vermählung feſtgeſetzt iſt, und ich ſehe durchaus keinen Ausweg, durch welchen ich eine Gewißheit erlangen kann, wenn die Fürſtin und ihre Freundin auf ein hartnäckiges Schweigen beharren, ſo wie es den Anſchein hat.

Alſo in der That — Sie vermögen nichts ohne eine beſtimmte Erklärung?

Durchaus nichts.

Wilhelm verſank in Nachdenken. Dieſe eben vernommenen Worte lauteten faſt wörtlich, wie Rebecca ſie ihm als den denkbaren Fall, daß er das verſiegelte Schreiben öffnen müſſe, bezeichnet. Er wandte ſich wieder zu ſeinem Nachbar und fragte: Wann gehen Sie wieder aufs Schloß?

Morgen; lautete die Antwort. Es ſoll mein letzter Gang ſein. Bei der Entſchiedenheit des Fürſten und der Gräfin wäre ein längeres Parlamentiren völlig zwecklos. Ich werde nur wiederkommen, wenn ich Dokumente mitbringe.

Vielleicht kann ich Ihnen ein ſolches geben ſagte Wilhelm.

Sie? Und warum ſagen Sie dies erſt jetzt, Excellenz?

Weil ich nicht früher, als bis Sie Ihre Entſcheidung abgegeben hatten, dazu berechtigt war.

Nun, ich bin ſehr begierig.

Wilhelm konnte nicht hinzufügen: ich nicht minder! Doch dieſe Worte ſchwebten ihm auf der Lippe.

Beide Männer trennten ſich. Wilhelm hatte den Advokaten gebeten, in der Frühe am morgengenden Tage ſich gefälligſt zu ihm zu bemühen.

wird ſie ihren Schönſten finden. Jetzt aber gebe ſie mir meinen Botenlohn, einen ehrlich gemeinten Kuß.

Die arme Magelone ließ ſich rauben was ſie nicht behüten konnte. Kaum hatte ſie ſich von ihrem Führer losgekauft, als ſie beim erſten Schritte gegen das Zelt ihr Herz ſo heftig klopfen fühlte, daß ihr faſt die Kräfte fehlten, den Vorhang zurückzuſchieben. Das leiſe kniſternde Geräuſch, das dieſe Bewegung verurſachte, zuckte durch ihr Inneres und machte ihr Blut erſtarren. Was hat er im Zelte der Kammerfrau zu thun? rief ſie tauſendmal bei ſich ſelbſt. Und iſt es etwas Beſſeres als eine Kammerfrau, deſto ſchlimmer für mich. Ich fürchte, es ſind wieder die fatalen Geheimniſſe im Anzuge.

Sie machte einige Schritte vorwärts und blieb lauſchend ſtehen. Der Muth fehlte ihr gänzlich, auch den innern Vorhang wegzuſchieben. Wie eine arme Verurtheilte ſtand ſie noch zitternd

V.

Eingeſchloſſen in der Stille ſeines Zimmers, beim Schein der einſamen Lampe, umgeben von einer tiefen, nicht durch das leiſeſte Geräuſch getrübten Stille, ſaß Wilhelm und hielt das verſiegelte Schreiben, das ihm Rebecca mitgegeben, in der Hand. Es bewegte ſich eine Welt von Ahnungen, kämpfenden Gefühlen und ſchmerzlichen Empfindungen durch ſeine Bruſt. Er wußte es — eine innere Stimme ſagte es ihm deutlich — er ſtand an einer Entſcheidung, die für die kommenden Tage ſeines Daſeins maßgebend war. Jenſeits dieſes Siegels gab es für ihn kein Glück mehr. So wie der Finger, leiſe taſtend, an dieſes Thor der Zukunft arbeitete, ſo fühlte die Seele mehr und mehr das Andringen dunkler Geiſter, die nur auf den Moment ihrer endlichen Befreiung aus läſtiger Haft warteten. Wie bebte der Arme vor der Entſcheidung, und doch wie gewaltig riß es ihn hin, Gewißheit in dieſem Wirrſal, Licht in dieſem Dunkel zu haben. Alles, was er in dem Lauf ſeiner Herzensangelegenheit über ſein Verhältniß zu dem angebeteten Mädchen gedacht, empfunden — es trat neu in dieſem Augenblicke vor ſeine Seele. Er fühlte den heftigen Wunſch, ſie zu beſitzen, aber eine Hand, aus Wolken herablangend, zog die Erſehnte immer wieder fort, wenn ſchon ſein Arm ſie zu umfangen hoffte. Trüb und beängſtigt wie er ohnedies in dieſer qualvollen Stunde geſtimmt war, mußten ihm die Andeutungen, die er auf ſo geheimnißvollem Wege in Baden erhalten, jetzt als doppelt bedeutſam auffallen. Er zweifelte nicht, daß ſie von Rebecca ausgegangen waren, denn das, was er ohne Umwege von ihr ſelbſt vor wenig Wochen erfahren, ſtimmte überraſchend mit jenen Orakelſprüchen. Lucie ſollte ihm gehören und doch nicht die Seine werden. Er würde das Recht gewinnen, über ihr Schickſal zu entſcheiden, und er würde ihre Hand vergeben. So lauteten die Sprüche der Nonne und des Geiſtes der Ruine. Und „ſie kann nie

Ihre Frau werden!“ ſo hatte die harte, grauſame Entſcheidung an jenem Abende ſich ausgeſprochen.

Und dann: Luciens früherer Name war Conſtanze.

So wie er dieſen unglückbringenden Laut in der Tiefe der Nacht ausſtieß, war’s plötzlich, als flöge ein falber Lichtſchimmer an ſeinem düſtern, in die Tiefe des Zimmers ſtarrenden Blicke vorüber. In dieſem Scheine glaubte er frühere geliebte Bilder in zitternden Umriſſen und ungewiß in Farbe und Geſtalt auftauchen zu ſehen. Er erkannte jenes halbdunkle Gemach wieder, mit Blumen und Gemälden geſchmückt, in deſſen behaglichem Raume eine wunderliebliche Grazie wandelte und wirkte. Er ſah ſich ſelbſt, ein träumender, kaum dem Knabenalter entwachſener Jüngling, wie er, das Haupt auf die Arme geſtützt, Thränen der Wonne im Blick, den Bewegungen dieſes Zauberweſens, in deſſen Banne ſein junges Herz ſchlug, ängſtlich folgte. Er hörte wieder den Klang der Stimme, der für ihn alles Süße und Wonnevolle der Erde vereinte, an ſeinem Ohre, und hörte ſelbſt das leiſe Kniſtern und Rauſchen des ſeidnen Gewandes, das die edlen Glieder in flatterndem Faltenwurf umwallte.

Und ein neues Bild verdrängte dieſes. Er erblickte ſich auf dem nächtlichen See, den prächtigen Reihen der weißen Waſſerlilien vorbei ſchiffend, und an den Stufen jener Villa landend, von deren Marmorſäulen das Mondlicht wie in ſchimmernden Silberbächen niederglitt. O welch eine Zeit der ſeligſten Träume!

Jetzt war der Tumult in ſeinem Innern ſo hoch geſtiegen, daß er nicht länger zu zögern vermochte, er öffnete das Siegel.

Der Brief enthielt dieſe Worte von Rebecca's Hand:

Die Fürſtin Semiani vermählte ſich zum zweiten Male und ihr Gemahl iſt — Wilhelm von Ortwell. Luciens Liebe begünſtigte ich, weil ich die Tochter dem Vater zuzuführen gedachte. Die Beweiſe für die zweite Vermählung können in gewünſchter Form und Ausführlichkeit geliefert werden, wenn dies erforderlich ſein ſollte. Beſſer wäre es, wenn Frau von Ortwell's Geheimniß, das ſie als ein ſolches hinzuſtellen Gründe hatte, wenn auch jetzt ſie ſolche nicht mehr in dieſem Grade hat, bewahrt bliebe.

Rebecca Harker.

So war es entſchieden. Wilhelm entſank das Blatt. Lucie ihm gegeben und zugleich ihm genommen!

Er war der Geliebte der Tochter, wie er der der Mutter geweſen war.

Aber eine Seligkeit überfluthete ſein Herz. Das Andenken ſeiner Jugend war nicht befleckt. Keine trügeriſche und niedrige Erſcheinung drängte ſich zwiſchen ihn und ſein Paradies. Das Auftauchen jener Adelaide — war ein Trugbild geweſen. Unbekannt war ſie ihm geweſen, unbekannt ſollte ſie ihm ewig bleiben. Das Glück, das er einſt gefühlt, er durfte es ohne Erröthen noch jetzt geſtehen.

Lucie! rief er, und er freute ſich des Doppelſinns dieſes Namens in dieſem Momente, du biſt mein! Ich werde dich wiederfinden und glücklich ſein. Warum haſt du dich von mir verbannt? Ich könnte dir zürnen, wenn du mir nicht dieſen Engel geſendet hätteſt, um mich über dein Verſchwinden zu tröſten.

So hab ich denn über mein Leben abgeſchloſſen! ſeufzte er und verſank in eine tiefe, nachhaltige Melancholie, die jedoch für ſeine träumende Seele keine Bitterkeit weiter hatte. Der entſcheidende Schlag war gefallen. Er war von ſeinen Hoffnungen abgelöst, aber auch von ſeinem Kummer befreit. Ein Gefühl des Glückes, mitten im Schmerze, tauchte in dieſem vielgeprüften Herzen auf. Er fand Thränen, und dieſe floſſen erleichternd, er fand Seufzer, die die Beklemmung ſeines Buſens lösten.

Die Nacht verging ſchlaflos. Am Morgen theilte er Bernhard die wichtigen Mittheilungen und Entſchlüſſe mit. Jetzt hatte der Prozeß ein feſtes Anſehen, und der Advokat übernahm freudig die ſchon mit einem gewiſſen Unwillen halb und halb niedergelegte Sache. Er blieb, und Wilhelm reiste zurück, um die nöthigen Papiere herbeizuſchaffen. Er machte abſichtlich einen Umweg, um Lucien in der Stimmung, in welcher er ſich jetzt befand, nicht ſo raſch wieder vor die Augen zu treten. Er mußte erſt die Wunde verharrſchen laſſen; er mußte ſich gleichſam erſt daran gewöhnen, daß ſie ſeine Tochter ſei.

Wilhelm vermählte ſeine Tochter dem jungen Marquis von Villette; er ſelbſt ſuchte die Geliebte ſeiner Jugend auf, und mit ihr und in Gemeinſchaft mit der glücklich vermählten Lucie, verlebte er die Tage ſeines herannahenden Alters. Miß Rebecca trennte ſich nicht von den Vereinigten.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erfurt.

Politiſche

Gedenkblätter für preußiſche Deputirte.

Zweiter Abdruck.

Berlin, 1850.
In der Beſſer'ſchen Buchhandlung (W. Hertz).

vor demſelben, als ſie plötzlich Schritte hinter ſich hörte, und ehe ſie aus ihren Träumereien noch vollſtändig erwacht war, umſchloſſen ihre ſchlanke Taille zwei kräftige Arme und ein herzhafter Kuß brannte auf der abgewendeten Wange. Ein zweiter verhielt ihr den Mund, als ſie ihn eben zu einem Schreie um Hülfe öffnen wollte. So viel ihre verſtörten Sinne und die Dunkelheit im Zelte es verſtattete, erkannte ſie eine breitſchulterige Geſtalt mit geſchwärzter Hautfarbe und mauriſche Laute ſchlugen an ihr Ohr. Es war Bajazeth, der ſeine Clemence im Arme zu halten meinte und nicht begriff, aus welchem Grunde man ihm mit Händen und Füßen Widerſtand leiſtete. Er verdoppelte ſeinen Angriff, je mehr er ſich zurückgedrängt fühlte; im lebhaften Vordringen endlich ſtürzte er über die Schnur des Vorhangs, zog ſeine Widerſpenſtige mit auf den Boden und Beide wälzten ſich in einer maleriſchen Unordnung der Gewänder auf

BIBLIOTHECA
[illegible]

Die Tage von Erfurt nahen heran. Der Zug nach dieſem neuen politiſchen Wallfahrtsort beginnt! — Ihr Preußen, die ihr zu den Wanderſtäben greift, nehmet dieſe Blätter mit, ſie enthalten manches Wort, das würdig iſt, von Euch beachtet zu werden.

Wenn es darauf ankommt, die Saat der Zukunft zu ſtreuen, mit welchem Namen würdet Ihr den Säemann bezeichnen, der ſorglos, nicht Wetter und Zeit beachtend, koſtbaren Saamen in eine unfruchtbare Fläche ſtreut? Ihr aber geht hin und wollt Saamen ſtreuen, koſtbaren Saamen, dem das Glück der Völker, die ſchöne Frucht deutſcher Einheit entſprießen ſoll. Habt Acht auf Wetter und Stunde! —

Fürs Erſte ſei es mir erlaubt, Euch zu erinnern an das Erfurt des Jahres 1808, an das Erfurt des Congreſſes, und an dieſes Bild anknüpfend möge mit wenigen Worten angedeutet werden — denn Wem von Euch ſtände nicht noch lebendig jene Zeit vor Augen? — welche Fäden von jenem Erfurt des Jahres 1808 zu dieſem Erfurt des Jahres 1850 hin überreichen. —

Es iſt nöthig, ſeine wahren Freunde kennen zu lernen. Wir wollen ſehen, ob die Geſchichte uns nicht beachtenswerthe Fingerzeige giebt, um zu dieſer Kenntniß zu gelangen.

Alſo wendet Euch zurück zu vergangenen Zeiten. —

Preußen, ſtolz auf die Stellung, die es durch zahlloſe ſiegreiche Kämpfe und durch den imponirenden Geiſt des großen Friedrich in Europa erlangt, ſtolz auf die Armee, die jene Schlachten geſchlagen, Preußen, trunken von den Erfolgen, die das achtzehnte Jahrhundert ihm bereitet, vergaß, als es ſich im Jahre 1806 vereinzelt mit Frankreich einließ, daß ein faſt vierteljahrhundertjähriger Schlummer zwiſchen jenen Erfolgen und ſeinem jetzigen Auftreten lag. Ein erſchlaffender Friede — nur vorübergehend durch das Intermezzo des kriegeriſchen Zuges in der Champagne unterbrochen, hatte dazu beigetragen, die militäriſchen Inſtitutionen des Militärſtaates in Unthätigkeit zu halten. Mit einer Armee alſo, die von alten Erinnerungen zehrend, dieſen einen jungen ungemeſſenen Stolz hinzufügte, trat Preußen dem jungen ſiegreichen Frankreich entgegen und — unterlag. In rapiden Sturmſchritten ging die Monarchie Friedrichs des Großen ihrem Untergange entgegen. Es mag daran erinnert werden, unter welchen Bedingungen der Friede zu Tilſit zu Stande kam, und daß es des Kaiſers Alexander's Freundſchaft zu Napoleon war, dem Preußen damals ſeine politiſche Erhaltung dankte, ſo wie wiederum Alexanders Fürſprache bei dem allmächtigen Sieger für Preußen in Erfurt die faſt unerſchwinglichen Contributionen bedeutend verminderte, die Napoleon über daſſelbe verhängt hatte. Das Eine hätte unfehlbar den politiſchen Ruin, wie das Andere den finanziellen zur Folge gehabt.

Sollten nicht einige ähnliche Züge herrſchen zwiſchen jenen und den jetzigen Zeiten? Damals, wie jetzt, hatte Preußen ſich in Norddeutſchland vergrößern wollen, um kleinere Staaten in den ſeinigen einzuverleiben. Frankreich ſchien anfangs dies gefährliche politiſche Spiel begünſtigen zu wollen, und es gelang ihm dadurch, Preußen mit allen ſeinen natürlich Alliirten in eine falſche Stellung zu bringen, und nachdem dieſes geſchehen, brach der Krieg los. Sollten ähnliche Fehlgriffe und Gefahren jetzt aus dem Bereiche der Möglichkeiten liegen?

Auch jetzt hat Preußen an den Nachwirkungen eines dreißigjährigen Friedens zu tragen, auch jetzt tritt der Stolz alter Erinnerungen, gepaart mit dem jungen Thatendurſte, in der Armee auf.

Der Soldatenſtaat Friedrichs wird nie aufhören, ſeinen Soldaten eine entſcheidende Stimme in Anordnungen ſeiner Geſchicke zu übertragen. Der mächtige und ſiegreiche Aar Preußens iſt gewohnt, ſeine ſtolzen Fittiche über das ganze Land auszudehnen und wo er am liebſten weilt, iſt auf der Spitze der Fahnen. Doch weil dieſes Heer Euer Stolz und Eure Liebe iſt, ſo prüfet genau, ob nicht jene Uebelſtände daran haften, die da machen, daß das Ziel nicht mit der Sicherheit erreicht werde, wie Ihr es mit Zuverſicht zu erwarten ſcheint. — Das Heer hat ſich tapfer geſchlagen, allein es galt bis jetzt keinen Kampf mit einer geregelten Macht, es galt mehr oder minder gefährliche Vorpoſtengefechte, mit mehr oder minder disciplinirten Inſurgentenhaufen, und gerade da, wo eine geregelte Macht gegenüberſtand, machte es wiederum die Ungunſt des Terrains der Armee unmöglich, die Erfolge zu erndten, welche ihrem Muthe und ihren Operationen gebührten. —

Fern ſei es von uns, Makel zu erſinnen und Verdächtigungen aus der Luft zu greifen, wir ſprechen nur das ernſte Wort aus: Seid wachſam! die Dinge drängen zur Entſcheidung. —

Wir können und dürfen uns nicht länger vorenthalten, daß dieſe

Entſcheidung nahe vor der Thür iſt, und daß ſie durch die Gewalt der Waffen herbeigeführt werden wird.

Das damalige Erfurt, das Erfurt von 1808, zeigt uns in allen ſeinen geheimen, ſpäter veröffentlichten Unterhandlungen, wie eng ſich Rußland an Preußens Intereſſe betheiligte, wie es thatkräftig an Preußens Wiederaufbau Hand anlegte, wie es ihm eine beſſere Zukunft anbahnte. Später hat es ſich offen als Preußens Bundesgenoſſen bekannt und ein enges Bündniß mit deſſen neuerſtarkter Macht geſchloſſen. Ein Band, faſt von der Dauer eines halben Jahrhunderts, hat beide Reiche mit einander verknüpft. Sollte es jetzt plötzlich anders geworden ſein? Sollte nicht auch jetzt Rußland dieſelbe Stellung einzunehmen willig und geeignet ſein? Das Rußland, das zu Tilſit und Erfurt redlich für Preußens Intereſſen ins Feld trat, es iſt daſſelbe geblieben, unwandelbar in ſeiner Politik, wie in der unverbrüchlichen Treue ſeiner Bündniſſe und Verträge.

Laßt uns unſere wahren Freunde kennen lernen. Ihr wollt, daß die deutſchen Staaten ſich fürder nicht auf ihre auswärtigen Allianzen ſtützen ſollen, aber wollt ihr auch zugleich jede Lehre, die die Geſchichte Euch giebt, hinter Euch werfen? Wollt Ihr alle künftigen Bündniſſe unmöglich machen, indem Ihr zeigt, daß Euch die Pietät für die frühern fehlt? — — **Eine ſolche, auf ein halbes Jahrhundert ſich ausdehnende Allianz, wie ſie zwiſchen Preußen und Rußland beſtanden und beſteht, ruht wahrlich nicht auf perſönlicher Ab- oder Zuneigung der herrſchenden Individualitäten, ſie muß vielmehr in der Sachlage der Verhältniſſe, in den naturgemäßen Intereſſen beider Staaten ihre tiefe und unwandelbare Begründung haben.**

Die Bewegungen des Jahres 1848 haben Preußen eine Miſſion ertheilt, die es jetzt bis in ihre äußerſten Conſequenzen durchzuführen ſucht, Preußen brauchte dieſe Miſſion nicht anzunehmen, es hat ſie aber angenommen, und ſetzt ſeine Ehre darin, ſolche nicht andern Händen zu überantworten, oder ſie gänzlich fallen zu laſſen, bevor es das Aeußerſte verſucht hat, ſie zum Ziele zu führen. Wie, wenn es keinem Zweifel unterläge, daß zu dieſem Ziel ein europäiſcher Krieg allein zu führen im Stande wäre? Wird Preußen auch da bei ſeinem „va banque!“ bleiben? Wir wollen kurz angeben, mit welchen Hülfstruppen Preußen dieſen Kampf beginnen würde. Es würde erſtens zur Seite haben ſeine Armee, dieſe Armee mit dem Stolz alter Erinnerungen und dem jungen Thatendurſt, es würde zur Seite haben ſeine ehrgeizigen Kammerreden, und endlich würde es zur Seite haben jene Staats-Sophiſten, die, nachdem ſie überall anderswo geſcheitert ſind, ſich jetzt an die Planken des Preußiſchen

Staatsſchiffes klammern, um durch die Brandung, die ſie zu verſchlingen droht, zu gelangen. —

Wir wollen annehmen, Preußen ſiegt — parlamentariſch, ohne Kampf — es bringt in Erfurt den Bundesſtaat, den der Entwurf vom 26. Mai anſtrebt, zu Stande, welche Vortheile hat es alsdann erreicht? Welche Stellung nimmt es ein? — Durch die Debatten in der erſten wie in der zweiten Kammer, die beide ſeit Monaten über dieſen Gegenſtand ſich hingezogen haben, geht hervor, daß man im Innern Preußens ſelbſt noch ſehr uneinig iſt, ob der eingeſchlagene Weg der wahrhaft heilſame und richtige ſei. Lange Zeit hat man geſchwankt, und erſt in neueſter Zeit ſchwankt man nicht mehr, ſondern beabſichtigt, wie es ſcheint, mit verbundenen Augen, nur vorwärts, immer vorwärts zu ſtürzen. Man will ein Ziel ſehen; wahrlich, man wird ein ſolches bald zu Geſicht bekommen.

Laßt uns betrachten, welch einen Gang dieſes Einheitswerk Preußens genommen.

Die Vorgänge des Revolutionsjahres ſind bekannt. Aus der ganzen Liſte der Verſprechungen des Miniſterium Arnim verſchwand ein Paragraph nach dem andern, was übrig blieb, war immer noch revolutionswüchſig genug, um dem Frankfurter Vorparlament zugeſchoben zu werden, und alsdann in das Verfaſſungswerk über zu gehn. Auf dieſe Weiſe erhielten die Grundrechte, die Kopfzahlwahlen, das allgemeine Verſammlungsrecht, die völlig ungezügelte Preſſe, und manches andre in Preußens Verfaſſung ihren Platz, und dieſe Akte erhielt Preußen gemeinſchaftlich mit den andern deutſchen Staaten aus der Hand der ſouveränen Nationalverſammlung zu Frankfurt. Dieſe Keime und Stützpunkte der Revolution ſind immer noch geblieben. Die Verfaſſung vom 5. December hat nichts gethan, als nur die äußerſten Spitzen dieſer Principien abbrechen, die widerſtrebendſten Rauhheiten etwas glätten. In der Verfaſſung vom 5. December befinden ſich noch hinlänglich viele Elemente der charte Waldeck, und die Reviſion konnte dieſe gefährlichen Keime nicht gänzlich entfernen. Die Verfaſſung vom 26. Mai verhält ſich zu der Frankfurter Verfaſſung gerade wie die revidirte preußiſche Verfaſſung zu jener vom 5. December. In dem revolutionären Keime beider Verfaſſungen ſieht die Partei des Umſturzes die Gewißheit des Mißlingens aller conſervativen Beſtrebungen beider Regierungen, ſowohl in Preußen wie in Deutſchland. Dennoch hat man nicht den Muth, mit der Revolution völlig zu brechen; man hat modificirt, Paragraphen ausgehoben und eingeſchoben, dennoch hat man den Grundgedanken dieſer charte nicht verändern können, ſie iſt und bleibt das Dekret der

Frankfurter Nationalverſammlung, das man in ſeinem Prinzip annimmt, das man aber in ſeinen Conſequenzen verleugnet. Mit dieſer revidirten charte Waldeck in der einen und der revidirten Frankfurter Verfaſſung in der andern Hand geht Preußen nun nach Erfurt, um dem ganzen Deutſchland den Bundesſtaat anzubieten. Dabei führt es die Sprache der aufrichtigſten Freundſchaft, der hingebendſten Aufopferungsfähigkeit. Es ſagt: „Bedenkt, daß wir frei, groß und mächtig ſind, daß wir als Einzelſtaat uns abſondern könnten, und daß Ihr denn doch gezwungen ſein würdet, unſern Winken Euch zu fügen, daß wir aber alle dieſe Vorzüge mit Wiſſen und Willen freudig aufgeben, um Deutſchland Einheit und mächtige nationale Repräſentation zu geben.“

Dieſe Sprache wird vom übrigen Deutſchland — nach den neueſten Ereigniſſen — nicht mehr für eitle Ruhmredigkeit und nationale Prahlerei gehalten, ſondern man erkennt in ihr die Sprache der Ehrlichkeit. Man glaubt Preußen, aber weil man ihm glaubt, ſieht man auf die Dokumente der Verträge, die es bietet, und erkennt mit Staunen, welcher Art dieſe ſind: es ſind die Prinzipien und Beſchlüſſe der Frankfurter National-Verſammlung, einer Verſammlung, deren Dekrete Preußen ſelbſt desavouirt hat; es ſind weſentlich dieſelben Prinzipien und Vorlagen, die Preußen einen parlamentariſchen Krieg von faſt zwei Jahren in ſeinem Innern zugezogen haben, und die es erſt durch energiſche Maaßregeln und durch die Schöpfung von Minoritäts-Kammern hat aus dem geſunden Blute ſeines Staatskörpers entfernen können.

Der Königliche Kommiſſarius in ſeinen Erläuterungen zu den Vorlagen der Regierung in Betreff der deutſchen Verfaſſungs-Angelegenheit ſagt: „Die Regierung des Königs wird ihre Miſſion erfüllen bis zur äußerſten Grenze des Möglichen hin. Wir werden mit allen Kräften nach dem deutſchen Bundesſtaat ringen, ſei es im Vereine mit allen deutſchen Staaten, oder mit vielen oder mit wenigen!“

Hier, in dieſen Worten des Herrn von Radowitz möchte man mit Fug und Recht ein blindlings, mit verbundenen Augen vorwärts ſtürzen ſehen. Was ſoll es heißen: Wir werden mit allen Kräften danach ringen, den deutſchen Bundesſtaat mit wenigen zu Stande zu bringen? Heißt's nicht, wir wollen Krieg beginnen mit Allen?

Wie verhielten ſich bisher die deutſchen Staaten bei dieſem Vorſchreiten Preußens? Sachſen und Hannover traten dem Bündniß bei, doch nur unter dem doppelten Vorbehalt, daß Oeſtreich nicht aus Deutſchland ausgeſchloſſen bliebe, und daß alle deutſchen Staaten dem Bündniſſe ſich anſchließen würden. Man hatte in den Vorunterhandlungen dieſe beſtimmte Ausſicht auf dieſe beiden Vorausſetzungen eröffnet, beide aber bewahrheiteten ſich nicht. Oeſtreich wies die ihm angebotene Union von ſich, indem es fand, daß keine der Vortheile, die ihm der Entwurf zu ſichern verſprach, in der That ihm zu Theil werden würden.

Nachdem Oeſtreich ſeine Weigerung kund gegeben, fielen Bayern und Würtemberg ſelbſtredend ab und auch Sachſen und Hannover nahmen ihre bedingungsweiſe ertheilten Zuſagen zurück. Es erhob ſich demnach die allgemein verbreitete Anſicht, daß die angeſtrebte Einheit auf dieſe Weiſe nicht erlangt werden könne, daß vielmehr einem entſchiedenen Zerwürfniß, das bis in die innerſten Organiſationen der Staaten durchdringe, die Bahn gebrochen werde.

Doch aber hielt Preußen an den Worten feſt: Wenn nicht mit Allen, ſo mit vielen, wenn nicht mit vielen, ſo mit wenigen! —

Die kleinen deutſchen Staaten fielen Preußen zu. Es konnte in ſeiner Liſte eine große Anzahl von Souveränitäten aufweiſen; allein es waren eben dieſelben kleinen Staatskörper, die, ohne viel zu fragen, auch der Frankfurter National-Verſammlung zugefallen waren, die, je nachdem ſich die Dinge ſo oder anders geſtalten, jeder beliebigen Macht anheimfallen werden, die ſtark oder gutwillig genug iſt, ihnen ihr Einzelndaſein zu garantiren, und ſie gegen die revolutionären Elemente in ihren Kammern zu ſchützen. Preußen alſo, wenn es nichts als dieſes gewinnt, hat wenig gewonnen, und die Reden in den Kammern ſprechen es auch unumwunden aus.

Bei allem unſern guten Glauben an Preußens Großherzigkeit und Ehrlichkeit in ſeiner Politik, können wir doch unmöglich annehmen, daß es ſeine eigne Würde und Macht bei Verfolgung ſeiner deutſchen Pläne weſentlich aus den Augen ſchwinden laſſen werde. Es will alſo mehr und beſſeres; mit einem Worte, es zählt, wenn auch in entfernter Zukunft, auf den Anſchluß Oeſtreich's. Es rechnet dabei auf Oeſtreich's Zuſtand der Reconvalescenz, wo es nach beſtandenen heftigen Kämpfen Ruhe beanſprucht, und dieſer Politik der Reconvalescenz zufolge glaubt Preußen, Oeſtreich werde mehr wie je einer Conſolidirung mit den deutſchen Intereſſen ſich geneigt zeigen.

Allein der Kaiſerſtaat geht ſeinen feſten Weg. Wenn Preußen ſich bewogen fühlte, ſeine Märzverſprechungen in die Verfaſſung vom 5. Dezember aufzunehmen, ſo hat Oeſtreich dagegen bis jetzt die Erfüllung ſeiner Verſprechungen aufgeſchoben, wohl wiſſend, daß die Zeit den Glanz und den Werth der März-Errungenſchaften in der Meinung der Völker herabſetzen werde. Dürfen wir deshalb die

Schritte, die Oeſtreich gethan, tadeln? müſſen wir nicht vielmehr geſtehn, daß wenn auch in Preußen ein ganzes Jahr zwiſchen dem Ausbruch der Demokratie und der Oktroyirung der Verfaſſung gelegen, die Verfaſſung vom 5. Dezember ſich unſtreitig viel weiter von der Charte Waldeck würde entfernt gehalten haben, wodurch dann die nöthigen Garantieen für die Dauer und Anwendbarkeit dieſer Verfaſſung würden gegeben werden ſein. Damit iſt nicht gemeint, daß Oeſtreich den Weg einer reaktionären Politik in ſeinem Innern gehe. Vielfache und wichtige Geſetze beweiſen das Gegentheil. Oeſtreich iſt aus der Revolution hervorgegangen nicht ſo geſchwächt wie man es auswärts glauben möchte. — Die Zähigkeit Oeſtreich's hat ſich neu bewährt, dieſelbe Zähigkeit, die es im Kampfe mit dem ſiegreichen Feldherrn nicht unterliegen ließ, dieſelbe Zähigkeit, die es eine Anzahl verlorner Schlachten und mehre Staatsbanquerotte erdulden ließ ohne unterzugehn. Oeſtreich hat in ſeiner alten ungeſchwächten Ariſtokratie, in der Maſſe ſeiner verſchiedenen Nationalitäten Kräfte gefunden, die daſſelbe, wie damals, ſo auch jetzt neu geſtärkt haben erſtehen laſſen. Oeſtreich verfolgt eine conſequente Politik und hat das Glück ein feſtes, unerſchütterliches Miniſterium zu beſitzen. Oeſtreich wird ſich, ebenſowenig wie Preußen es in ſeiner Stelle thäte, aus Deutſchland ausweiſen laſſen, weder durch diplomatiſche Noten, noch durch kriegeriſche Demonſtrationen. Es wird auf beide Antworten finden. Wer auch nur oberflächlich durch die Tagespreſſe die gereizte Stimmung in Oeſtreich gegen Preußen kennt, der wird nicht auf übermäßige Nachgiebigkeit auf die Pläne Preußens in Betreff der einſeitigen Reorganiſation Deutſchlands bei Oeſtreich zu hoffen haben. Es möchte ſich leicht zeigen, daß der Kaiſerſtaat die nöthige Macht beſitzt, um offen gegen eine Politik, die es als eine Verletzung ſeiner Rechte anſieht, aufzutreten. Es iſt Oeſtreich gelungen eine einheitliche Monarchie von ſeltner Feſtigkeit der Bande in ſeinem Innern zu ſtande zu bringen — wie ſollte es uns daher befremden dieſes Oeſtreich, das man fälſchlich für ſo geſchwächt, und nach jedem Strohhalm in der Brandung greifend, ausgiebt, dem Bundesſtaate vom 26. Mai ſich entziehen zu ſehn? Es hat erklärt, daß es vom deutſchen Einheitswerke ſich nicht ausſchließen will, daß es aber dieſes Einheitswerk auf das Bundesrecht des Jahres 1815 gegründet ſehen will, und daß es für nöthig achtet, ſo wohl für ſich, wie für das Wohl der andern deutſchen Staaten, daß die Garantieen und Beſchlüſſe, die mit jenem Bundesrecht in Verbindung ſtehen, noch ferner für fortbeſtehend und maaßgebend erachtet werden. Endlich fordert Oeſtreich ſein gutes Recht von dem deutſchen Staatenbunde nicht ausgeſchloſſen zu werden.

Darf man ſich demnach wundern, daß die vier Königreiche ſich der Politik Oeſtreich's zuwenden? Wenn man die Sprache Oeſtreichs und die Preußens zuſammenſtellt, welches letztere ſagt: Wir wollen den deutſchen Bundesſtaat erſtreben, wenn nicht mit Allen, ſo mit Vielen, wenn nicht mit Vielen ſo mit Wenigen, muß es da nicht in die Augen ſpringen, daß eine Begriffsverwechſelung zwiſchen Bundesſtaat und deutſcher Einheit ſtattfindet, welcher der Selbſtſtändigkeit aller Regierungen höchſt gefährlich ſcheinen muß und das an jenes, von Frankfurt ausgegangene Streben erinnert Deutſchland ſtark und einig durch Schwächung aller Regierungen zu machen. —

Welchen Nutzen bezieht Preußen jedoch aus einem Bündniß lediglich mit den kleinen Staaten?

Die Entſcheidung ſteht vor der Thür.

Wir wollen einerſeits den glücklichſten, andrerſeits den unglücklichſten Fall betrachten.

Der glücklichſte Fall iſt: der Bundesſtaat kommt zu ſtande, ohne daß Oeſtreich gewaltſam entgegentritt; im Gegentheil es fügt ſich; die übrigen Staaten folgen ſeinem Beiſpiel. Was hat dann Preußen gewonnen?

Der Abgeordnete v. Camphauſen hat in der erſten Kammer einen beachtenswerthen Vortrag gehalten, in welchem er hinweiſt auf das, was Preußen verliert, wenn es alſo gewinnt. Wir heben hier die eignen Worte der Rede aus: „Der Entwurf beſchränkt in einem ungemeinen Grade die bisherigen Rechte, erſtens des preußiſchen Monarchen, zweitens des preußiſchen Miniſteriums, und drittens der preußiſchen Kammern. Der König verliert in Preußen die Initiative für alle Zweige der Geſetzgebung, welche auf die Reichsgewalt übergehn, und ſie wird ihm für das Reich, alſo für Preußen, als Beſtandtheil des Reichs, nur unvollſtändig, nämlich nur inſofern übertragen, als ihm die erforderliche Stimmzahl im Fürſten-Kollegium zutritt. Er verliert das Veto, ſowohl das abſolute, wie das ſuspenſive, weil er, wie bei der Geſetzgebungs-Initiative, durch Stimmenmehrheit genöthigt werden kann, einem Geſetze die Sanktion zu verweigern, das er als unabhängiger Monarch, der für Preußen ſanktionirt haben würde, oder gegen ein Geſetz ſein Veto einzulegen, welchem er als unabhängiger Monarch, der für Preußen die Sanktion ertheilt haben würde. Der Wortlaut des §. 99 des Entwurfs ſchien zwar dem Reichsvorſtande ein ſelbſtſtändiges Veto beizulegen, die ſpäter erſchienene Denkſchrift hat jedoch erläutert, daß nur ein kollektives Veto durch das Collegium der Fürſten gemeint war, in welchem die Gruppirung der deutſchen Staaten in einer, für Preußen bedenklichen Art beliebt worden iſt. Der König verliert die Repräſentation des preußiſchen Staates nach außen, er darf ſie als Reichsvorſtand nur für das Reich ausüben, und wird bei den auswärtigen Mächten dasjenige Anſehn genießen, welches ſeinen verfaſſungsmäßigen Befugniſſen entſpricht, wozu gehört, daß der Reichsvorſtand zwar Herr über Krieg und Frieden bleibt, daß aber im Reiche die Mittel zum Kriege nicht durch Steuern, ſondern nur durch Matrikular-Umlagen oder durch Anleihen, wofür ein verpfändbares Einkommen nicht beſteht, beſchafft werden können, während andrerſeits keine Mittel vorhanden zu ſein ſcheinen, Anträge auf Geldbewilligungen an den Reichstag gelangen zu laſſen, wenn nicht vorher das Fürſtenkollegium ſich damit einverſtanden erklärt hat. Der König übernimmt endlich ein Reich, deſſen Regierungsmaſchine von 3 zu 3 Jahren vermöge Verweigerung des Budgets durch ein Staatenhaus in Stocken gebracht werden kann, in welchem Preußen — nur ein Viertheil der Stimmen führt, während die Beſeitigung wahrſcheinlicher Schwierigkeiten durch die Abänderung mangelhafter Beſtimmungen der Verfaſſung an kaum beſiegbare Formen geknüpft iſt. Das preußiſche Miniſterium verliert ſeine ſchönſten und höchſten politiſchen Aufgaben und Attributionen, namentlich diejenigen, welche ſich mittelbar oder unmittelbar über Preußen hinaus auf Deutſchland, und auf andere Staaten erſtrecken. Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten wird ſich lediglich aufzulöſen haben. Die preußiſchen Miniſterien des Handels und der Finanzen werden ihrer ſorgen- und ehrenvollen Pflichten in Angelegenheiten des deutſchen Zollvereins zum größten Theile enthoben.“

„In wie vielen andern Punkten die preußiſchen Miniſterien die verfügenden Weiſungen vom Reiche zu empfangen haben werden, ergiebt ein flüchtiger Blick auf die Verfaſſung. Jedoch verdient bemerkt zu werden, daß die geänderte und geminderte Stellung der preußiſchen Miniſter auch auf den geſammten preußiſchen Beamtenſtand zurückwirkt, inſofern er ſich bewußt wird, daß die ihm vorgeſetzte höchſte Behörde in vielen Fällen aufgehört hat, überhaupt die höchſte Behörde zu ſein, und daß er, bisher einem unabhängigen Staate angehörend, fortan dem Theile einer Staaten-Verbindung angehört.“ —

„Am tiefſten greift der Entwurf in die Rechte, in die Exiſtenz der preußiſchen Kammern ein. Ihnen wird die entſcheidende Stimme, ſelbſt das Recht der Berathung über Gegenſtände entzogen, die das eigentliche Leben, und die eigentliche Bedeutung repräſentativer Körper bilden. Die preußiſchen Kammern ſollen keine, oder nur eine einflußloſe Theilnahme ausüben auf die Geſetzgebung über Verfaſſung und dem weichen Grunde der perſiſchen Teppiche. Mitten im Kampfe, der eben ſo heftig fortgeſetzt wurde, als er begonnen worden, hob ſich der Vorhang und Fortunat trat mit einer kleinen Lampe aus der Vertiefung hervor. Seine Züge waren bleich, ſein Auge ſtarr, der Mantel wie zur eiligen Flucht umgeſchlagen. So wollte er an der kämpfenden Gruppe vorbeieilen, als ein Lichtſtrahl auf Magelonens Züge fiel. Das unglückliche Mädchen verſuchte eben mit der letzten Anſtrengung ihrer Kräfte ſich den Armen des Mauren zu entreißen, als der unglücklichſte Zufall ſie in einer ſo zweideutigen Situation den Blicken des Geliebten freiſtellte. Man kann in ſolchen Fällen nicht ſehr auf Mäßigung rechnen, und Fortunat war wenig aufgelegt ſie zu üben. Nachdem er eine Weile noch halb verdeckt vom unglückſeligen Vorhange, der eben ſo viel Verhaßtes entſchleierte wie verhüllte, wie eine Bildſäule des Entſetzens geſtanden, ſtürzte er auf den armen unſchuldigen

Stärke von Land- und Seemacht, über die Schiffahrt auf gemeinſchaftlichen Flüſſen und zur See, über Gewerbe, Eiſenbahnen, Landſtraßen, Poſt, Münze, Maaß und Gewicht, über Banken und Papiergeld, über Preſſe, Aſſoziation und geiſtiges Eigenthum, über Civil-, Handels- und Strafrecht, und über das Strafverfahren. Sie ſollen keine Stimme haben über das Handels-, Zoll- und Schiffahrts-Syſtem des Staats, über die Eingangszölle, über wichtige Produktionsſteuern, wozu wahrſcheinlich die Steuer auf Salz, Bier, Wein, Brantwein und Taback gehören werden, vor allen Dingen nicht über die auswärtige Politik des Staats. Selbſt das preußiſche Staatsbudget wird in den wichtigſten und bedeutendſten Poſitionen der Ausgabe und Einnahme durch Beſchlüſſe der Reichsgewalt feſtgeſtellt, welche der Kritik der Abänderung durch die preußiſchen Kammern entrückt ſind. In denjenigen repräſentativen Körpern aber, welche künftig für Preußen die, jetzt den Kammern zuſtehenden Rechte ausüben ſollen, wird Preußen nur in dem Volkshauſe nach dem Verhältniß ſeiner Bevölkerung, in dem Staatenhauſe nach einem viel ſchwächern Verhältniß vertreten ſein. Aehnlichen Beſchränkungen müſſen ſich allerdings die Volksvertretungen in den andern deutſchen Staaten ebenfalls unterwerfen, allein die Wirkung iſt in manchen Beziehungen eine durchaus verſchiedne, ſelbſt entgegengeſetzte. Der Schwerpunkt der Volksvertretung geht in den kleinern und mittlern Staaten, wie in Preußen, aus den einzelnen repräſentativen Körpern in das Reichsparlament über, aber die erſtern gewinnen hierdurch erſt den Zuſammenhang mit einem größern Staatsleben, und die Wirkſamkeit in demſelben, deren die preußiſchen Volksvertreter ſich bereits als eines Beſitzthums erfreuen. Wenn auch ein deutſcher Bundesſtaat nicht zu ſtande käme, ſo würden die preußiſchen Kammern dennoch den entſcheidendſten Einfluß auf den politiſchen Geiſt und die politiſche Richtung des deutſchen Volks ausüben, und beſonders auf dem Felde der auswärtigen Politik eine Thätigkeit entwickeln dürfen, die den mittlern und kleinern deutſchen Staaten verſagt bliebe. Um noch Einiges im Allgemeinen über die Bedingungen und Laſten des Entwurfs zu bemerken, ſo tritt die ſo eben hinſichtlich der Volksvertretung bezeichnete Verſchiedenheit durchgängig ein, eine natürliche Folge des Umſtands, daß von den zuſammengetretenen Staaten Preußen allein zu den europäiſchen Mächten gehört. — — In dieſer Beziehung haben die Bundesgenoſſen uns keine Gegenſeitigkeit anzubieten, ſie verlangen vielmehr, daß wir, die wir ein Ganzes ſind, durch ihren Zutritt der Theil eines Ganzen werden ſollen. Der Schutz, den ſich die deutſchen Staaten zu leiſten haben, ſoll ein gegenſeitiger ſein, allein wie es ſich im konkreten Falle mit dieſer Gegenſeitigkeit verhält, davon gaben die letzten Monate ein Beiſpiel. Preußen hatte Bewegungen im Innern zu dämpfen und ſich gegen ſie zu rüſten; wenn ſeine Kräfte jedoch nicht weiter reichten, wenn es nicht, außer ſich ſelbſt, auch die Andern ſchützen konnte, ſo möchte das Loos der zitternden Königskronen ein herbes geweſen ſein, und wenn jemals in Preußen möglich wäre, was in Baden geſchah, der Abfall der Armee, ſo würden die militäriſchen Kräfte des übrigen Deutſchland keine Abhülfe ſchaffen können. Dieſe unvollſtändige Gegenſeitigkeit droht in mehrfacher Beziehung, auch in finanzieller. Die Reichsgewalt darf auf gemeinſchaftliche Koſten Reichsfeſtungen anlegen und unterhalten. Schwerlich beſteht dafür in Preußen noch ein erhebliches Bedürfniß, und wenn neue Auflagen erfolgen, ſo werden wir nochmals für Andre bezahlen müſſen, was wir für uns bereits bezahlt haben. Die Befugniß des Reichs zur Schiffbarmachung von Waſſerſtraßen, zur Anlage von Eiſenbahnen, Landſtraßen, Kanälen, und Telegraphen-Linien erregt ein ähnliches Bedenken, weil in Preußen für die meiſten dieſer Zwecke mehr geſchehen ſein wird, als in den meiſten andern deutſchen Ländern. Die Aufhebung der Schiffahrtszölle, und die Gemeinſchaftlichkeit an Verbrauchsſteuern bietet uns keine finanziellen Vortheile dar, und daß von der ſonſt ſo weit reichenden Reichsgeſetzgebungs-Gewalt Beſtimmungen über die Erwerbung des Gemeinde-Bürgerrechts und über die Theilbarkeit des Grundeigenthums, zwei wirkſame Mittel dem Nachbar die Beſitzloſen zuzuwenden, ausgeſchloſſen ſind, kann nur auffallen.“ —

Nicht klarer und umſtändlicher kann man alle die Einbußen und Verluſte aufzählen, die Preußen bevorſtehe, wenn es das beanſpruchte Ziel erreicht. Und dieſe inhaltſchweren Worte rühren nicht etwa von einem fanatiſch Exaltirten her, nicht von einem ſpecifiſch Preußiſchen, nicht von einem jener Staats-Phantaſten, die alles nach ihren Ideen modeln, nein, es ſpricht ſie ein beſonnener Mann aus, der ehrlich und offen ſich als Patriot bekundet, deſſen Ehrlichkeit und Offenheit ihn aber dazu treibt, die Nachtheile nicht zu verſchweigen, die trotz deſſen, daß er für die deutſche Einheit ſpricht und Preußen zu dieſem Werke auffordert, dem Vaterlande bei einem politiſchen Tauſchhandel bevorſtehen. Es iſt der ehrliche großartige Handelsmann, deſſen Baſis bei allen ſeinen Operationen die lauterſte Ehrlichkeit bildet, und der hierdurch ſeinen Credit feſt begründet. Eines ſolchen Mannes Worte fallen doppelt ins Gewicht. —

Jetzt laßt uns den zweiten Fall berückſichtigen, nämlich den, daß Preußen mit ſeinen Plänen ſcheitert, und daß es zum Kampfe kommt, zunächſt mit Oeſtreich. Oeſtreich würde nicht allein an den ſüddeutſchen Königreichen, es würde auch an Rußland einen Bundesgenoſſen haben; Rußland, das ſchon lange hat dulden müſſen, daß die Feindſeligkeiten mit Dänemark, dem es den Beſitz von Schleswig garantirt hat, immer wieder von Preußen aufgenommen worden ſind; Rußland, welches ſeine Politik auf dem Boden der Traktate von 1815 begründet, würde in einem ſolchen Conflict unzweifelhaft das Recht auf der Seite Oeſtreich's ſehn, demſelben durch ſein moraliſches Gewicht zu Hülfe kommen, allenfalls auch wohl durch ſeine Heere Oeſtreich im Rücken ſeine Grenzen ſchützen. Und wie würde Frankreich dieſe Geſtaltung der Dinge nützen? Die immer mehr unhaltbar werdende Stellung des jetzigen Machthabers würde ihn alsdann bald zu der Maßregel entſcheiden, die Republik zu ſtürzen, ein Kaiſerreich zu gründen, und Frankreich erobernd über den Rhein zu führen. Die letzten Tage haben uns Thatſachen in Menge gebracht, welche dieſe Anſicht beſtätigen. Kaum hat ſich ein leiſes Wölkchen am politiſchen Horizonte durch eine ſchwache Androhung von Zwangsmaßregeln ſeitens Preußens gegen die Schweiz gezeigt, ſo rücken auch ſchon franzöſiſche Truppen an den Rhein und die Sprache der Preſſe der perſönlichen Organe des Präſidenten wird im höchſten Grade eine kriegeriſche. Daraus iſt zu ſehen, daß man dort nur eines Vorwands harrt, um dem Auslande gegenüber eine ſtolze Haltung anzunehmen und die franzöſiſche Nation durch den Ruhm zu entſchädigen für die Freiheit, die man ihr nimmt. Wenn alſo Preußen ſich gegen ſein eignes Intereſſe in Verfolgung ſeiner einheitlichen Pläne mit Oeſtreich entzweit, ſo iſt das erſte Reſultat dieſes Zerwürfniſſes das Erſcheinen eines franzöſiſchen Heeres am Rhein, und der Verluſt des linken Rheinufers würde die erſte herbe Frucht ſein, dieſer ſogenannten deutſchen Politik. Alsdann wird Preußen ſich mit dem Süden Europas in Krieg verwickelt ſehn, ohne auf eine ruſſiſche Allianz zählen zu dürfen. —

Man führe nicht an, daß Preußen ſich ſchon einmal in ähnlicher Stellung dieſen drei Mächten gegenüber befunden, nämlich beim Beginn der Kämpfe des ſiebenjährigen Krieges. Die Zeiten ſind andere. Man braucht nicht daran zu erinnern, daß Individuen ſich nicht wiederholen, auch Situationen wiederholen ſich nicht. Die Wunderthaten des ſiebenjährigen Krieges ſollten uns eher warnen als aufmuntern, die Heldengeſtalt Friedrichs des Großen — wo wäre ſie zu finden? Alsdann hatte Preußen damals nicht die Hyder der Demokratie zu überwinden, welche jetzt mit dämoniſchen Kräften über alle Staaten Europas ihre Herrſchaft auszubreiten ſucht. Das heutige Preußen hat doppelte Bewaffnung nöthig, erſtlich gegen den äußern Feind an ſeinen Grenzen, dann gegen den innern Feind in den Marken des

Landes. Verläßt es auf einen Augenblick den einen Poſten, ſo ſtürzt ſich die Maſſe des Verderbens ſogleich dorthin, iſt es zugleich auf beiden Poſten thätig, ſo ſchwächt es nothwendig ſeine Macht. Man glaube nicht, daß ein Krieg nach Außen die Demokratie im Innern unſchädlich mache; das Frankreich vom Jahr 1791 belehrt uns hierüber, das 14 Armeen auf ſeinen Grenzen zählte und doch dabei ſehen mußte, wie die blutige Herrſchaft der Jacobiner hinlängliche Stütze an den demokratiſchen Maſſen fand, um die Guillotine permanent durch ganz Frankreich zu erhalten, und doch iſt das franzöſiſche Proletariat den Ideen kriegeriſchen Ruhms und nationaler Ehre viel zugänglicher als das deutſche. Die St. Juſt und Danton wußten ruhmvoll zu ſterben, indeß die Hecker und Struve durch ſchmähliche Flucht ſich und ihr geraubtes Gut in Sicherheit zu bringen wiſſen.

Bei allem Enthuſiasmus für Preußens große Armee, erinnern wir doch an die Worte am Eingang dieſer Betrachtungen. Nichts gefährlicher ſei einem Militairſtaat als ein langer Friede.

Wir fragen nach allem dieſem: Iſt denn nicht noch eine ehrenvolle Verſtändigung möglich?

Die ehrgeizige Partei, die Preußen in die Alternative treibt entweder eine Beute ſeiner Nachbarn zu werden, oder im glücklichſten Falle den Präſidentenſtuhl über Deutſchland einzunehmen, iſt ſo klug der Menge ſelbſt zu ſagen, daß ſie ein Aeußerſtes nicht wolle. Man faſſe ſie am Wort. Dieſes Aeußerſte iſt nunmehr vor der Thür.

Am Schluß der ſchon angezogenen Rede des Abgeordneten von Camphauſen in der erſten Kammer heißt es: „Hier ſind wir. Wollt ihr ſo ſchlagt ein, wir ſind die euren, ohne Rückhalt, ohne Rückſicht! Und wenn auch dann unſer Anerbieten abgelehnt wird, nun dann ſei es unſer Letztes, dann mögen wir die Rechnung mit Deutſchland für abgeſchloſſen, dann mögen wir unſre Pflicht der Mitwirkung zu einem parlamentariſchen Bundesſtaat für erloſchen halten, und unſre vorzüglichſte Sorge dem inneren Staatswohl zuwenden.“

Nun wohl, wir fügen hinzu: dieſer Augenblick iſt da. Ihr habt das Eurige gethan und könnt ohne Vorwurf zurücktreten, die Sorge eurem eignen Wohle zuwendend. Seitdem jene Worte geſprochen (am 17. Auguſt 1849) ſind euch eine Menge Zeichen geworden, die euch rathen ein Aeußerſtes nicht nutzlos zu wagen. Seitdem jene Worte geſprochen worden, hat Oeſtreich durch Beendigung des ungariſchen Kampfes ſich wieder in die Reihe der kriegfertigen Mächte geſtellt, ſeitdem jene Worte geſprochen iſt auch in Frankreich die Entſcheidung, ſeitdem iſt ſo manches — mene tekel — an die Wand Preußens geſchrieben worden. —

Aber die Partei, der man grenzenloſen Einfluß geſtattet, einen Einfluß gegen deſſen Conſequenzen man willentlich das Auge zu verſchließen ſcheint, dieſer Partei ſcheint es wenig Ernſt zu ſein ein Aeußerſtes zu vermeiden. Hierfür ſprechen die unerhörten Kriegsrüſtungen, hierfür ſprechen die 18 Millionen, die zur Inſtandſetzung und Vervollſtändigung des Heeres von den Kammern bewilligt werden.

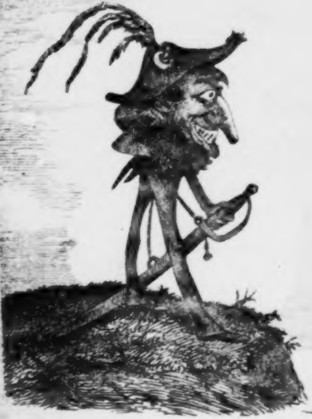
Alſo gefolgt von einem Wald von Bajonetten gehn Preußens Abgeordnete nach Erfurt.

Dies ſind die Früchte jener ſchrankenloſer Politik weniger Ehrgeiziger, denen es gelungen iſt, die Stimme der wahren Patrioten zu übertönen, die nichts anders wollen und begehren als ein *einiges, ſtarkes* Preußen, die Bruderhand Oeſtreich hinreichend, und die mächtige Freundſchaft eines treuen Bundesgenoſſen nicht leichtfertig in die Schanze ſchlagend.

Oder haben wir Preußen zu viel Gutmüthigkeit und Harmloſigloſigkeit zugetraut? Steht hinter dieſer Partei *kopfloſer* Ehrgeiziger, eine andere Partei *wahnſinnig* Ehrgeiziger, die durch einen Weltkampf Preußen die Kaiſerkrone erſtreben wollen? und lacht man ſelbſt heimlich über das Kinderſpiel in Erfurt und hofft dabei auf einen dreißigjährigen Krieg an deſſen Zielpunkt ein despotiſches, allmächtiges Kaiſerreich ſich wie ein ſtrahlender Feenthron aus Wolken von Blutdünſten und Pulverdampf erheben ſoll? — —

Aber es iſt noch Zeit zur Umkehr. — Wir vertrauen feſt auf die mannhafte Ehrlichkeit des Miniſteriums Brandenburg-Manteuffel. Es will nichts, und kann nichts anders wollen als von Preußen und ſeinen Verbündeten die Gefahren der Revolution fern zu halten; dieſe Verbündeten ſelbſt erwarten von Erfurt aus Hülfe gegen dieſe Gefahren auf dem Wege conſervativer Geſetzgebung unter dem Schutz und Vortritt Preußens. Man gewähre ihnen dieſen Schutz, doch dazu iſt unverbrüchlig nöthig, daß Preußen die Initiative in allen organiſchen Maaßregeln dieſes Bundes behalte, unverrückten Auges auf ſeine eignen conſervativen Intereſſen blickend, und nicht ſich ſelber ſchwächend in der Abſicht Andre zu ſtärken.

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.



Braune Märchen.

Von

A. von Sternberg.

Mit einem Titelbilde.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1850.

[illegible]

Zitherſchläger, ſchleuderte ihn mit einem von Wuth gekräftigten Arme bei Seite und hob mit dem andern die ohnmächtige Magelone vom Boden, ſie in den Seſſel der flüchtig gewordenen Clemence drückend. Es war gut, daß die Arme nicht hörte was er ihr zurief, denn es war allerdings nichts ſehr Zärtliches. „Abſcheuliches Geſchöpf!“ donnerte ſein Zorn. „Alſo auch du treulos, alſo auch du zur Betrügerin geboren! Ich Elender! Wozu hab ich nun den Zauberſäckel wieder im Beſitze, wozu hab ich dem ſchönſten Weibe den abſchreckenden, ewig ſchändenden Stempel meiner Rache aufgedrückt? Wozu — wenn es nicht um deinen Beſitz geſchah? um deinen Beſitz mir zu verdienen. Geh, Metze, du biſt nicht mehr werth als jene, die da drinnen ſo gräßlich entſtellt auf ihrem ſeidenen Bette ruht. O Magelone, Magelone! Hab ich das um dich verdient?“

Thränen erſtickten ſeine Sprache; er ſank an dem Stuhle nieder, er ſchluchzte laut und drückte

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dieſe kleine Sammlung Märchen hat die Nachſicht des geneigten Leſers und Beurtheilers hauptſächlich aus zwei Gründen zu beanſpruchen. Erſtlich daß dieſe Spiele eines feſſelfreien Scherzes in einer Zeit erſcheinen, die für ihr Theil ernſte und große Gegenſtände zu bearbeiten hat, zweitens daß ſie einem, für manche Leſer, wohl zu feſſelloſen Scherze ſich hingeben. Was den erſten Grund betrifft, ſo kann vielleicht gerade der Gegenſatz dieſem Büchlein behülflich ſein, und die „Gedankenmüden“ der Zeit geben ſich, eben weil ihr Tagewerk der Ernſt iſt, dem Scherze für ein Mußeſtündchen des Abends hin. Was aber den zweiten Grund betrifft, ſo ſei es erlaubt, hierüber einige Worte zu ſagen.

Wenn wir der Entwickelungsgeſchichte dieſer Gattung der Poeſie, nämlich des Märchens, folgen, ſo gewahren wir, daß gerade die Zeiten der Produktion die günſtigſten waren, die ihr die meiſten Freiheiten gewährten. Das Märchen iſt eine ungemein geſchmeidige Dichtungsform; ſie kann dienen den einfachen Sinn des Kindes zu erquicken, ſie kann aber auch dienen den feinſten Schmelz über die Produkte der Civiliſation zu bringen. Wir ſehen ſie überall angewendet, wo keine andere Dichtungsart mehr hinreicht. Mit Bewunderung ſehen wir ſie in der Hand des Politikers zu einer ſo haarſcharfen und vergifteten Waffe werden, daß ganze Reiche und Staatsſyſteme den Stich empfinden; wir ſehen aber auch mit nicht geringerer Bewunderung dieſe ſelbe — anſcheinend ſo harmloſe — Dichtungsart der Schönheit und dem Reiz noch einen und zwar den vollendeten krönenden Schmuck hinzufügen. —

Wir Deutſchen haben von jeher das Märchen lieb gehabt, allein wir haben vorzüglich nur immer eine Richtung deſſelben gepflegt, es iſt dies das einfache Naturmärchen, wie es in den Sammlungen der Gebrüder Grimm zu finden iſt. Es iſt nicht zu leugnen, daß ein tiefer und gleichſam unerforſchlicher Bronnen in dieſen Naturmärchen enthalten, und es daher allen Völkern und allen Zeiten werth bleiben wird. Allein man würde dieſer lieblichen Tochter der Mutter Poeſie ſehr unrecht thun, wenn man ihr zumuthen wollte immer nur in dieſem Gewande zu erſcheinen. Sie hat deren eine Menge. An dieſes Naturmärchen anbauend haben Tieck und Brentano ſchon verfeinerte, cultivirtere Märchen gegeben, der Erſtere miſchte in den Volkston, den er beizubehalten ſtrebte, die mittelalterlichen Klänge der Andacht, des Geheimnißvollen, der Sage; der Zweite that das rein Skurile und Phantaſtiſche hinzu. Tieck's Märchen ſind von einer großen Schönheit; einige derſelben werden in einer unvergänglichen Jugend leben; ſo z. B. der blonde Eckbert u. A. Von dem Naturmärchen ſich völlich losſagend gab Hoffmann ſeine Phantaſiegebilde, indem er in das Gebiet des Märchens das Geſpenſtiſche und Nächtliche hineinmiſchte. Neuerdings haben wir von dem Deutſch-Dänen Anderſen Märchen erhalten, die ſich einen Ruf erworben und gleichſam als Muſtermärchen angeprieſen worden ſind. Sie haben als Grundton das „Kindlich-Tändelnde“ und gefallen ſich in einer etwas faden und läppiſchen Unſchuldswelt. Ihre edlen Züge haben ſie in einem ſchalkhaften Humor und in der leichten Skizzirung und Zierlichkeit der Bilder. Allein dem geſunden Sinne des Kindes behagen ſie nicht und das wahrhaft Kindliche geht ihnen ab. Wenn wir nun dieſe Folge der Verwandlung des Märchens betrachten, ſo bemerken wir, daß zwei weſentliche Formen fehlen und beharrlich wegbleiben, es ſind dies „das politiſch-ſatyriſche“ und das „frivol-witzige“ Märchen. Beide Gattungen kultivirte das achtzehnte Jahrhundert, und mit großem Glück. In der erſteren war bekanntlich Swift hervorragend, in der zweiten Voltaire, Diderot, Hamilton, Crebillon und noch manche Andere. Es iſt die Frage, ob wir Deutſchen, bei unſerem jetzigen politiſchen Aufleben, nicht einen Zwiſt erhalten werden; eben ſo könnte es ſein, daß, wenn die Prüderie, die auf unſerer ſchöngeiſtigen Literatur wie ein Alp bis jetzt gelegen, zu weichen beginnt, wir auch das frivolwitzige Märchen bekommen. Zu wünſchen wäre es. Allein wie geſagt, der Alp muß erſt vollkommen weichen. Man wird ſich darüber verſtändigen müſſen, was wahre Sittlichkeit, und was nur deren Scheinbild iſt. Wir haben in neuerer Zeit Romane erſcheinen ſehen, die das Wort vermeiden, aber die Sache geben, und die Sache um ſo ſtärker geben, je ſorgfältiger ſie das anſtößige Wort zu vermeiden verſtanden. Iſt damit der echten, wahren Sittlichkeit gedient, oder iſt nur der Heuchelei, der Prüderie Vorſchub gethan? Und bis zum Vermeiden des Worts kann es eben auch nur eine Cenſur bringen. Die Poeſie iſt allmächtig, ſie fordert gebieteriſch die Freiheit, die ihr zukommt. So fordert ſie denn auch die Freiheit, den ſinnlichen Verkehr zwiſchen den beiden Geſchlechtern ſo zu ſchildern, wie die Natur ihn ihr vorbildet. Beſteht aber die Poeſie auf ihr gutes Recht, wenn ſie ernſthaft ſpricht, ſo wird ſie ebenfalls, und nicht minder darauf beſtehn, wenn ſie ſcherzt. — Sie wird immer das ſagen wollen, was einen wahrhaften Scherz, nicht einen künſtlichen in ſich birgt, und gerade wieder dieſes ſinnliche Verhältniß unter den Geſchlechtern giebt wie dort zum Ernſt, hier zum Scherz die willkommenſte und ungeſuchteſte Gelegenheit. Man muß auf den „Nerv“ des Lebens zu taſten verſtehen: aus dieſer Quelle und immer nur aus dieſer ſprudelt die ewige Jugend dem Leben, alſo auch dem Abbild des Lebens, der Poeſie.

Wenn wir auf dieſe Sätze — als auf dem Fundament unſerer Aeſthetik — beharren, ſo kommt es uns nur zu, mit Denen uns zu verſtändigen, die die conventionellen Anſtandsformen nicht beleidigt wiſſen wollen. Dieſen rufen wir nun eben zu: „Gerade dieſe conventionellen Anſtandsformen müſſen erweitert werden!“ So wie ſie bis jetzt ſind, ſchnüren ſie der Poeſie den Hals zu. Wenn die echte, wahre Sitte nur nicht beleidigt wird, was kümmert es uns ob die falſche Sitte, die prüde conventionelle Form verletzt wird. Im Intereſſe der Poeſie, des wahren, freien Scherzes treten wir in die Schranken. Hätte ein Goethe die römiſchen Elegieen, hätte ein Arioſt ſeine Märchen, ein Boccaz ſeine Novellen dichten dürfen, wenn jene conventionellen Anſtandsformen nicht zum Segen der Poeſie und der Menſchheit immer und immer wieder über den Haufen geworfen würden, wenn ſie ſich zu unverſchämt geltend machten? Und hat die wahre Sittlichkeit bei dieſem Triumph der Poeſie irgendwie gelitten? Gewiß nicht! — Seit einiger Zeit hört man mit bedenklicher Miene, wenn von einem neuen Buche die Rede iſt: „Aber wird auch eine Mutter es ihrer Tochter in die Hand geben dürfen?“ Es klingt faſt, als wenn nur Mütter und Töchter in der Welt exiſtirten. Giebt es nicht auch Männer, ihr Poeten? Und werdet ihr nicht endlich die Männer völlig von der Literatur wegſcheuchen, wenn ihr bei dieſen kläglichen, prüden und unwahren Darſtellungen beharrt? Wehe der feigen Poeſie, die ſich des Antheils am Beifall der Männer begiebt! Und dann ſind ja auch Frauen da, edle Frauen, die das Leben kennend, mit keuſchem Sinn einem freien Scherze gern ſich hingeben. Sind jene Männer, ſind dieſe Frauen für euch außerhalb der Literatur? Dann ſeid ihr zu beklagen, und eure Bücher ſind's noch mehr. Ihr werdet beide ſchnell vergeſſen ſein. —

Was dieſe vorliegenden Märchen nun betrifft, ſo machen ſie keine Anſprüche. Will man ſie für frei ſpielende Geiſter der Muſe gelten laſſen, ſo wird man ihnen ein Stündchen der Muße gern vergönnen. Sie dienen, ohne alle weitere Abſicht, nur freier Heiterkeit. Bekannte Märchenkörper ſind hier und da genommen, aber ihnen beſondere Kleidchen umgehängt; die meiſten Produktionen ſind jedoch als eigne Erfindungen zu betrachten. —

Inhalt.

Seite

Vorwort

Der gläſerne Löffel 1

Die roſenrothe Fliege 29

Königin Ratte 56

Abenteuer des Pagen Pip 63

Liebesgeſchichte eines alten Meſſingleuchters . . 120

Der fliegende Sopha 137

Die ſechs Waldkirſchen 158

Rothkäppchen 181

Blaubart 195

Die verhüllte Fee 214

Der plaudernde Topf auf dem Heerde . . . 226

General Glitſchinsky 235

Die Fee Langeweile 248

Der ſchlaue Alte und die vier entlaufenen Mädchen . . 260

Kinkerlinchen und Kackerlitzchen 272

Die ſingenden Möbel 296

Die drei Soldaten 311

Der Huſar aus Seife 331

Der Sohn des Mondes 342

ſeine Stirne an die Kniee des noch immer ohnmächtigen Mädchens. Er faßte ihre herabhängende Hand, preßte ſie an ſeine Lippen und warf ſie dann unwillig wieder von ſich. Der Taumel ſeiner Gefühle erreichte einen ſo hohen Grad, daß er ſich auf dem Boden krümmte und wie ein zum Tode Verwundeter Schmerzenslaute ausſtieß. Ein Geräuſch hinter dem Vorhange erregte plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit. Er lauſchte einige Sekunden nach der Richtung hin, dann ſprang er auf, warf noch einen ſchmerzlichen Blick auf den Gegenſtand ſeiner erſchütternden Klagen und war entflohen. Der Maure hatte ſich ſchon längſt aus dem Staube gemacht, die Lampe lag erlöſchend auf dem Boden neben dem Stuhl, in welchem Magelone ſchlummerte. Sie erwachte aus ihrer Betäubung und erblickte die beſtürzte Clemence um ſich beſchäftigt. Die Neugierde dieſer edlen Kammerzofe wurde nicht wenig durch die Erſcheinung des unbekannten ohnmächtigen Mädchens

1

Der gläſerne Löffel

Es war einmal ein Bäcker, der hatte eine wunderſchöne Tochter, die war ſechs Jahr alt und hieß Fräulein Adeline Honigkuchen. Man konnte nichts Schöneres ſehen, als dieſes allerliebſte Kind. Sie war ſo fein und zierlich gebaut als hätte ein Künſtler ihr kleine Glieder aus Elfenbein gedrechſelt, und der Ausdruck ihres Geſichtes war die Unſchuld und Fröhlichkeit ſelbſt. Wenn der Bäcker buk, ſtand ſie gewöhnlich am Troge, und wenn es grade recht feines Backwerk gab, ſo theilte der Vater der Tochter etwas von dem Teige mit, und ſie fertigte ihrerſeits was ſie wollte, Bretzeln, Sterne, Blumen, Körbchen, Vögel. Einſtmals ſagte ſie: Nun will ich aber mein Meiſterſtück machen, damit die ehrliche Bäckerzunft ſieht, daß ich alle Tage, wenn es mir gefällt, in ihre Reihen treten kann. Nun was wird's denn werden? fragte der Vater begierig. Ich will mir einen Mann backen; entgegnete das kleine Mädchen. Und ſogleich fing ſie an, zog den Teigklumpen in die Länge, machte dann bis in die Hälfte, der Länge nach einen Einſchnitt, ſo daß es zwei ſtattliche Beine gab, und die Bruſt machte ſie hoch und breit, ſo wie ſie es an ihrem Vater ſah, und das Geſicht rund und voll. Als der Mann im Groben fertig da lag, ging ſie mit beſonderer Mühe an die Einzelheiten. Sie gab ihm Haare von dem feinſten Mandelkern in unbeſchreiblich feine Streifchen geſchnitten, in einen zierlichen Scheitel getheilt, ſo daß rechts etwas Locken und links ein ganzer Büſchel ſich zuſammen fanden. Kleine getrocknete Weinbeeren machten die ſchwarzen Augen, ein Mandelſchnitt die Naſe, und eine rothe Hagebuttenhälfte den Mund. Kleine Schnittchen Mandelkern bildeten auf der Oberlippe einen blonden Bart. Die Ohren ſetzte ſie etwas leichtfertig an die Seiten des Kopfes an, denn für die Ohren intereſſirte ſie ſich nicht ſehr, eben ſo wenig Sorge machte ihr der ganze übrige Körper. Er muß ja doch Kleider anziehen, ſagte ſie, alſo wär's unnütz, wenn ich viel an dem Mühe verſchwendete, was man doch nicht ſieht. Eins, Zwei, Drei! und mein Mann iſt fertig. Sie ging nun zum Vater, und bat ihn, daß er ihren Mann in den Ofen ſchieben möchte, denn ſie werde noch heute Abend mit ihm irgendwo in Geſellſchaft gehen, und da müßte er nothwendig ſchon gar ſein, und fix und fertig, und nicht mehr heiß, damit man ſich nicht die Finger an ihm verbrenne. Der Vater nahm den Mann, betrachtete ihn mit Lächeln und ſagte: Du haſt Dir ja einen recht hübſchen Jungen gemacht! — O, er iſt nicht übel! entgegnete das Kind — und wie wird er erſt ſchmecken! Ich werde Nachbars Linchen auch ein Stück von ihm geben. — Ei, das würdeſt Du nicht thun, wenn er lebte! ſagte der Bäcker. Kein Weib theilt ihren Mann einem andern Weibe. Und als der Bäcker dies ſagte, ſtreute er ſchönen, weißen Zucker auf den Mann und ſchob ihn in den Ofen. Kleine ſetzte ſich an den Ofen und wartete ruhig, bis er fertig ſein würde. Nebenbei dachte ſie an die Worte ihres Vaters und rief ſchmerzlich: Ja, — wenn er lebte! Aber er lebt nicht! Wenn er lebte, würde ich ihn auf's innigſte lieben, und gewiß nicht das kleinſte Stück von ihm weggeben.

Fräulein Adeline Honigkuchen! rief hier plötzlich eine feine Stimme.

Was iſt's? fragte ſie erſtaunt.

Machen Sie gefälligſt ein wenig die Ofenthür auf. Es iſt hier innen gar zu heiß, ich möchte etwas Luft ſchöpfen.

Adeline ſprang hinzu und riß die Thür auf, und heraus trat, etwas gebückt, damit er ſich eben an der berußten Wand nicht den Kopf einſtieße, ein junger ſchmucker Herr von etwa ſiebzehn Jahren. Er ergriff des Bäckers abgelegte Schürze, band ſie ſich vor und machte dann gegen das junge Mädchen eine ſehr zierliche Verbeugung.

Ei wer ſind Sie? fragte dieſe.

Das iſt grauſam entgegnete er, ſtockend und erröthend. Sie haben mich geſchaffen und kennen mich jetzt nicht mehr.

Als er dies ſagte, wiſchte er ſich mit der Schürze des Bäckers eine Thräne aus den hübſchen dunkeln Augen und der purpurrothe Mund verzog ſich unter dem zierlich gekräuſelten blonden Schnurrbart zum Weinen.

Adeline weinte ſogleich mit. Sie konnte Niemand weinen ſehen, ohne ſogleich mitzuweinen.

Aber was iſt denn das alles? fragte ſie endlich. Ich habe einen Mann aus Zuckerprezelteig in den Ofen geſchoben.

Nun ja doch! rief der junge Mann immer noch weinend. Das bin ich ja! der alte häßliche Ofen hier ſteht auf einem Platze, wo vor grauen Jahren einſt der Pallaſt einer ſehr mächtigen Fee geſtanden hat. Dieſe hat den Ausſpruch gethan: was an dieſer Stelle gewünſcht wird, ſoll in Erfüllung gehen; und Sie, mein wunderſchönes Fräulein Honigkuchen, haben gewünſcht, daß ich leben ſoll und — ich lebe und bete Sie an.

Hiermit ſank er auf ein Knie und berührte mit ſeinen Lippen die Spitze des rothen Pantöffelchens das die kleine Bäckertochter an ihren kleinen Füßchen trug.

O Herr! — rief dieſe ganz beſchämt — aber wie — wie heißen Sie?

Das haben Sie zu beſtimmen, mein Fräulein; entgegnete er voll Ehrerbietung und immer noch auf dem einen Knie liegend.

Ach ſeien Sie ſtill — wie ſoll ich das beſtimmen? Mein Herr, Sie ſind gar zu ſpaßhaft! Je! und da haben Sie ja die Schürze meines Vaters um den Leib! Hören Sie, Männchen, laſſen Sie das bleiben.

Der Papa iſt ſehr eigen mit ſeinen Sachen und liebt nicht, daß etwas von dem Orte, wo er es hingelegt, weggenommen wird. Ich will Ihnen hier mein ſeidnes Schürzchen geben. Da!

Er legte mit Vergnügen das ſeidene Schürzchen um.

Da iſt noch etwas Zuckerſtaub auf Ihrer Naſe! rief ſie. Kommen Sie her, ich puſte es weg.

Und er legte ſeinen Kopf in ihren Schooß, und ſie blies ihm die Zuckerreſtchen weg, die hier und da auf der Naſe, den rothen Wangen, und den Hagebutt-Lippen zurückgeblieben waren.

Können Sie mit dieſen Lippen, die ich Ihnen gemacht, auch küſſen? fragte ſie treuherzig.

Warum nicht? antwortete er lächelnd. Probiren Sie's mal.

Und ſie gab ihm einen herzhaften Kuß, bei welcher Gelegenheit ſie bemerkte, daß der hübſche, blonde Bart ſo weich wie Seide war, und gar nicht ſo ſtach, wie des Vaters Bart, wenn der ſie manchesmal küßte.

Jetzt gehen Sie, kaufen Sie ſich Kleider, hob ſie an; hier iſt das Geld aus meiner Sparbüchſe. Der Nachbar neben an verkauft Kleider. Sie können ſagen, Sie hätten im Fluſſe bei der Mühle gebadet.

und man hätte Ihnen die Kleider geſtohlen. Nun, haben Sie mich verſtanden, Sie, Baron Mandelkern?

Erlauben Sie mir, mein engelſchönes Fräulein, fragte der junge Menſch verlegen, daß ich dieſen Namen behalte?

Welchen Namen?

Mandelkern.

Ei, meinethalben! ſagte das kleine Mädchen lachend. Ich hab ihn zwar ſo hingeſprochen, ohne allen Grund, allein gefällt er Ihnen, ſo behalten Sie ihn. Nun werde ich Sie, wie unſern hübſchen erſten Geſellen nennen, nämlich Fritz. Alſo Fritz Mandelkern — auf Wiederſehn!

Und damit klatſchte ſie luſtig in die Hände und hüpfte fort, indem ſie vor ſich hin rief: Jetzt hab ich einen hübſchen Mann, der heißt Fritz Mandelkern, und ich hab' ihn mir ſelbſt gemacht! Das können nicht alle Frauen von ihren Männern ſagen. Wenn er mir einmal böſe Streiche macht, werde ich ihm zurufen: Hör mal Du! Du haſt mir an Zuckerteig, Mandeln und Roſinen ſo und ſo viel gekoſtet — ſei artig; oder ich ſage es dem Vater, was für ein Patron Du biſt, und er wirft Dich wieder in den Backtrog und backt dich um, ſo wie wir es mit den altgewordnen Bretzeln thun, die Niemand mehr haben mag.

Aber Mandelkern machte keine böſen Streiche, er war der artigſte, gefälligſte junge Mann wohl zwanzig Meilen in der Runde. Auf den Wink gehorſam, und der kleinen Adeline wie ihr Schatten auf Tritt und Schritt nachfolgend. Das war aber der kleinen Bäckertochter nicht recht und ſie ſagte eines Tages: Geh in die Fremde. Ich werde Dir ein Stück Geld mitgeben, und Du kannſt Dein Glück verſuchen. Hier will es nicht recht paſſen, daß Du mir immer ſo zur Hand biſt. Die Leute fragen, wer Du eigentlich ſeieſt, und wo Du hergekommen. Dieſe Fragen bin ich überdrüſſig. Wenn ich ihnen auch hundertmal ſage, es iſt ein Vetter vom Lande, ſo kommen ſie gleich mit der Frage: ja, von welchem Lande? Und warum hat er ſo ſchwarze Augen und dabei einen ſo blonden Bart? Und warum kann er keinen Backofen anſehen ohne daß ihm ſchaudert, und warum iſt dies, und warum iſt das? — Kurz, es iſt beſſer, Du gehſt. In der Fremde kannſt Du wie ein Prinz auftreten, denn ich gebe Dir alles Geld, was ich erſpart ſeit vielen Jahren. Vielleicht kannſt Du eine reiche Partie machen, was gar nicht ſo übel für Dich wäre.

Und ſo zog der junge Menſch in die Fremde.

Nach einer Weile kam er wieder und rief traurig: Es geht nicht. Ich werde ewig nicht mein Glück machen!

Und weshalb nicht? fragte ſie.

Da ſtand er auf und rief zornig:

Kleine Honigkuchen,
Soll ich ewig etwas ſuchen?
Kleine Honigkuchen!
Soll erzählen ich mit Fluchen
Kleine Honigkuchen,
Hat gemacht mich zum Eunuchen!

Was iſt das, ein Eunuch? fragte die kleine Bäckertochter ganz erſtaunt.

Ach, ich kann Ihnen das nicht erklären, mein liebſtes Fräulein, entgegnete er wehmüthig. Kurz geſagt, wie Sie mich ſchufen, haben Sie aus unbegreiflicher Nachläſſigkeit etwas an mir vergeſſen.

Ei, was denn? Ich habe doch an Alles gedacht.

Nicht an Alles.

Und an was hätte ich nicht gedacht? fragte ſie.

Gräßliches Schickſal! rief er, die Hände ringend und außer ſich fortſtürzend. Sie verſteht mich nicht, und mir verbietet das Zartgefühl, mich deutlicher auszudrücken. Und wenn ich es ihr ſagte, wer weiß, und durch das Seltſame ihrer Umgebung gereizt. Ihre Fragen, ebenſo unpaſſend als zudringlich, überſchütteten die arme Magelone, die auf alle nichts zu antworten wußte, als daß ſie, gleich einem vorübergleitenden Traumbilde ihren Geliebten geſehen, in dem Augenblicke, wo ſie geſtrebt ſich aus den Armen eines frechen Räubers loszumachen. Clemence hörte kaum von einem Geliebten ſprechen, als ihr der ihrige einfiel. Dies war das Mittel ihre Aufmerkſamkeit von der fremden Angelegenheit abzuziehen und ſie ihrem eignen Mißgeſchicke zuzuwenden. Sie verſank ſogleich in Träumereien, die ſich zum Theil um die Erörterung der quälenden Frage drehten, warum Bajazeth verſäumt habe, ſich in der Nähe des Zeltes finden zu laſſen. Sie war ſich bewußt nach allen Richtungen hin die angezeigte Gegend durchſtrichen zu haben, ihr Auge und Ohr, berühmt wegen ihrer Wachſamkeit und durch ſo viele Gelegenheiten ſchon erprobt, hatten auch diesmal ob ſie dann ſelbſt mich verſtände; ſie iſt ſo verzweifelt unſchuldig.

Und drei Nächte kam er und ſang vor Adelinens Fenſter, halb zornig, halb wehmüthig:

Adeline Honigkuchen
Soll ich ewig etwas ſuchen?

Ich weiß nicht, was Du ſuchſt, rief ſie ganz aufgebracht, und warf das Fenſter zu. Alberne Zuckerteigpuppe, geh mir aus den Augen und komm mir nie wieder in mein Haus.

Alberne Backtrog-Prinzeß! ſchrie er dagegen. Du ſelbſt biſt an Deinem und meinem Unglück ſchuld. Einfältiges Naſeweis! nimmt ſich vor, Männer zu ſchaffen und vergißt an ihnen das Wichtigſte. Hab ich jemals eine ſo dumme Gans geſehn! Pfui, zum Kuckuck! Ich hatte die Mädchen auf dem Lande verſtändiger mir gedacht.

Damit gingen die Beiden bitterböſe von einander und ſahen ſich nie wieder.

Zwei Jahre drauf lebte in der benachbarten Reſidenz ein ſehr reicher, ſchöner Mann, der Herr Graf Mantel von Mantelkern, der freite um die jüngſte Tochter des Königs, und erhielt ſie auch. Alle Welt ſagte: Was für ein ſchönes Paar!

Die Hochzeitnacht kam, da blieb der Herr Graf weg. Die Prinzeſſin Braut ſchickte nach ihm, und der Page brachte die Antwort: der Herr Graf haben unleidliches Zahnweh und laſſen ſich entſchuldigen.

Die Nacht darauf brachte der Page die Antwort: der Herr Graf haben ganz fürchterliches Naſenbluten und laſſen ſich entſchuldigen.

Die Prinzeſſin dachte: ſo ſoll es die dritte Nacht ſein, wo ich endlich unter die Haube komme; aber auch in der dritten Nacht ließ der Graf ſich entſchuldigen, und der Page brachte die Antwort, daß er heftiges Leibſchneiden bekommen, weil er unvorſichtiger Weiſe am Mittag einen Melonenkern verſchluckt.

Da wurde die Prinzeſſin böſe und der König wurde böſe und der ganze Hof wurde böſe. Der Graf erfuhr unter der Hand, daß man beabſichtige, ihn mit Schimpf und Schande aus dem Lande zu jagen, wenn er fortführe, an Zahnweh, Naſenbluten und Leibſchneiden zu leiden.

Der Graf Mantel von Mantelſtern war in einer ſehr üblen Lage. Du dumme Bauerndirne! Du Kröte! Du Seifenſchaumgeſicht! rief er und ballte die Fauſt nach dem Orte zu, wo der Bäcker wohnte. Aber ſein Schimpfen half ihm zu nichts und machte nur, daß ſeine zarte Hautfarbe eine fleckige, unangenehme Röthe annahm. Er ſetzte ſich darum hin, beruhigte ſich wieder und beſchäftigte ſich, ſeinen blonden Bart zu kräuſeln, und ſeine goldgelben Locken in gehörige Ordnung zu legen. Da trat ſein Kammerdiener herein und meldete, es ſei draußen eine alte Bettlerin, die eine kleine Gabe forderte.

Ei, rief der Graf unwillig, ſag ihr, ich gebe ihr, was ich nicht habe.

Der Diener ging hinaus und kam mit der Antwort wieder, die Alte bedanke ſich, ſie hätte es nicht nöthig, allein ſie wolle dem Herrn Grafen ſchenken, was ſie nicht habe.

Mandelkern ſprang auf und rief: Haltet ſie feſt. Bringt ſie herein! Das iſt eine koſtbare Perſon! Ich werde ſie bei ihrem Wort halten. Sie ſoll mir aus der Patſche helfen.

Aber die Alte war fort. Niemand wußte ſie zu finden. Der Graf Mandel von Mandelkern war außer ſich, er ließ in die Zeitungen ſetzen: wer ihm diejenige Perſon brachte, die ihm ſchenken wolle, was ſie ſelbſt nicht habe, ſolle eine Tonne Goldes erhalten.

Jedermann war über dieſen ſeltſamen Aufruf befremdet. Wie kann man ſchenken, was man nicht hat? fragten ſich die Leute. Der Herr Graf muß verrückt ſein. Wir begreifen es nicht.

Und die Prinzeſſin begriff es nicht, und der ganze Hof begriff es nicht.

Der Graf, da die Bettlerin nicht zu finden war, wurde ſchwermüthig, und trieb ſich ganze Tage und Nächte lang in den Wäldern und in der Einöde herum. Eines Abends betrat er einen finſtern Wald, von dem die Sage ging, daß es darin nicht geheuer ſei, und daß Zauberer und Hexen daſelbſt hauſten. Dem Grafen war es ganz gleichgültig. Das Leben war ihm zur Laſt, wenn er die Bettlerin nicht fände, wollte er ſterben.

Mitten im Walde ſtand eine Hütte, daraus ſchimmerte ein Licht, und ein Geſang tönte hervor. Dieſer Geſang lautete:

Ich bin die Frau von Tauſendreich
Und lebe hier ganz königlich.
Die Flöhe ſind mir Hofmamſellen,
Die Mäuſ' hab'n Kammerherrnſtellen.
Mein Kater
Iſt Intendant vom Hoftheater.
Um acht Uhr Abends tanzen nett
Die Mücken mir ein Hofballet.

Dann giebts ein Feuerwerk, ein Kranz,
Jrrlichter rings im Feuertanz,
Mein maitre de plaisir,
Der grüne Froſch, bereitet's mir,
Dann geh beim Quinkeliren
Der Unken ich am Teich ſpazieren.
Zu Nacht giebt es Souper und Schmaus
So ruh ich von dem Tagwerk aus.

Als die Bewohnerin der Hütte dies geſungen hatte, trat ſie heraus, um die Nachtkühle zu genießen, und da erkannte der Graf mit großer Freude, daß er die Bettlerin vor ſich habe, denn der Diener hatte ſie ihm ſo genau beſchrieben, daß er unmöglich auch nur einen Augenblick zweifelhaft ſein konnte. Die Frau von Lumpenſtich ihrerſeits erkannte ihren Gaſt ebenfalls, gab ſich aber das Anſehen, als wäre er ihr wildfremd. Beide machten einander eine ſehr anſtändige Verbeugung und Frau von Lumpenſtich nöthigte den jungen Mann, in die Hütte zu treten.

Mit wem hab ich die Ehre? — fragte der Graf.

Frau von Lumpenſtich iſt mein Name.

Ach — Madame; Sie gehn manchmal betteln?

Ja, mein Herr Graf, zu meinem Vergnügen. Ich habe nun einmal dieſe Paſſion.

Geniren Sie ſich nicht, meine Gnädigſte; auf gnete der Graf. Jeder von uns hat ſeine Liebhabereien. Waren Sie nicht auch ſchon bei mir?

Es iſt möglich! bemerkte die Dame. Wenn ich einmal auf meiner Wanderung bin, kehre ich bald in dieſes, bald in jenes Haus ein.

Und boten mir etwas an, was Sie ſelbſt nicht beſaßen?

Ganz recht; ich bot Ihnen Reichthum, und den beſitze ich ſelbſt nicht; und Sie boten mir an, was Sie ſelbſt nicht beſitzen nämlich Armuth, und da bemerkte ich, daß ich die nicht brauchen könne.

So iſt's nicht gemeint, alte Hexe! rief der Graf Mandelkern, jetzt in hellen, lichten Zorn ausbrechend. Entweder Du giebſt mir, was ich, wie Du weißt, nicht habe, oder Du haſt Deine letzte Stunde gelebt!

Damit ſtürzte er ſich auf ſie, faßte ſie an der Kehle und ſchüttelte ſie ſo gewaltig, daß ſie auf der Stelle des Todes zu ſein vermeinte. Laß los! laß los, Ungeheuer! ſchrie ſie. Ich will ſehen, was ſich in meiner Rumpelkammer für Dich findet.

Ah — nun ſprechen Sie vernünftig, Frau von Dummrenmich, ſagte Mandelkern, die Kehle der Alten frei laſſend.

Sie nahm ihren Bund Schlüſſel, und ſchloß eine kleine Kammer auf, durch deren Thür ſie und Mandelkern gebückt eintraten. In dieſer Kammer lag eine Menge des ſeltſamſten Kram's durcheinander. Alte Schränke, die auf drei Beinen ſtanden, und deren Thüren loſe in den Angeln hingen, zeigten im Strahl der Lampe, die die Alte in der Hand hielt, ihre ſchwarze, von Würmern zerfreſſene Kruſte. Morſche Koffer und halbzerfallene Kiſten ließen einen wirren Wuſt von Lumpen aller Art blicken, die, wenn man ſie anrührte, einen modrigen Dunſt aushauchten. Auf dem Boden ſtanden Spinnräder, die längſt nicht mehr in Gang zu bringen waren, und neben dieſen Geräthe und Maſchienen, deren Zweck Niemand errieth. Sie ſahen alt und grau aus, wie Alles was in dieſer Kammer ſtand, aber doch leuchtete noch hier und da ein Meſſingbeſchlag oder ein kleines Stück eingelegten Glaſes. Auch Teller und Schüſſeln ſtanden da, von einer Form, wie man ſie nirgends ſah.

Ei! rief Mandelkern; hier werd' ich doch nicht finden, was ich brauche.

Geduld, mein Sohn — Geduld! entgegnete die Alte. Man ſieht oft einem Dinge nicht an, wozu es gut iſt. Wie gefällt Euch, zum Exempel dieſer Löffel? Aber nehmt ihn in Acht, laßt ihn nicht fallen. Ihr ſeht, er iſt von Glas.

Ich ſeh es; und dabei iſt er ziemlich plump gearbeitet, mit einem dicken Stiele, antwortete Mantelkern.

Hatſch — hatſch! rief die Alte indem ſie einen Sprung that. Seht, da habt Ihr ihn fallen laſſen.

Mantelkern fing den Löffel im Schooße auf, und als er ihn fortnehmen wollte, war er dort angewachſen.

Die Alte ſchlug ein lautes Gelächter auf, nahm den Grafen am Arm, tanzte mit ihm in der Stube und ſang dazu:

Herr Ritter kam aus Indoſtan,
Das nenn' ich einen luſt'gen Streich!
Nun endlich mal hab' Ihr gemerkt,
Brauchet nicht zu ſchrei'n ein Jammerwort.
Die Suppe war wohl da, Du Wicht,
Doch hatteſt Du keinen Löffel nicht.
Jetzt haſt Du [illegible] [illegible] zu Dich
Dies wünſchet Dir Frau [illegible]!

Mantelkern ſang dagegen:

Es kauft die Frau von [illegible]
[illegible] Mantelkern gar unmöglich
Bei jeder Suppe, die er ſpeiſ't,
Es künftig ihr den Dank erweiſ't.

Nun, mehr verlang' ich nicht, ſagte die Alte. Nur eine Lehre muß ich hinzufügen. Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Graf, wenn Sie in das Land des Glas-Königs kommen. Dort wird man den Betrug entdecken und, es könnte Ihnen das Leben koſten; denn die Glas-Prinzeſſin ſcherzt nicht. Alſo vergeſſen! und nun gute Nacht.

Mandelkern ließ jetzt ſeiner Prinzeſſin Braut ſagen, daß er nicht mehr an Zahnweh, Naſenbluten und Leibſchneiden litte und nun war Alles in rechtem Gleiſe. Die beiden Eheleute lebten mit einander wie im Paradieſe.

Nach und nach fing jedoch Mandelkern der Ehrgeiz an zu ſtacheln. Dieſer rief ihm zu: Du mußt Dir ein Königreich erwerben, damit Deine Frau nichts vor Dir voraus hat. Geſagt, gethan; er zog aus, um ſich ein Königreich zu erwerben.

Als er auf der Reiſe über einen Fluß ſetzte, ſah er auf einem Strohhalm auf dem Waſſer ſchwimmen eine Cikade, eine Schnecke und eine Mücke, der die Flügel verſengt waren. Alle Drei ſuchten ſich an's Ufer zu retten, aber es wäre ihnen nicht gelungen, denn die Fluth trieb zu heftig. Mandelkern zog den Strohhalm zu ſich ins Boot, und ſo kamen die Bedrängten glücklich ans Land.

Sie vereinigten ſich alle drei vor Mandelkern und ſangen:

Wir wollen uns bedanken,
Wir bleiben den Dank nicht ſchuldig.
Sei nicht ungeduldig!
Unſre Zeit iſt ohne Wanken,
Unſer Wort iſt heilig.
Jetzt ſind wir eilig.
Wir müſſen fort.
Wir ſehn uns wieder — auf unſer Wort!

Damit verſchwanden die drei Wanderer. Die Schnecke war noch am längſten zu ſehen, denn ſie kam nicht ſo raſch vorwärts wie ihre Gefährten.

Mandelkern wünſchte ihnen glückliche Reiſe, indem er ihnen lächelnd nachrief: Ihr braucht mir nicht zu danken, es iſt gern geſchehen. Allein ſie hörten ihn nicht mehr.

Nun kam der Wanderer in das Reich des Glaskönigs. Hier waren der König und ſämmtliche Unterthanen aus Glas gebildet; ſie waren darum auch ſehr zerbrechlich und gingen mit einander ſo höflich und vorſichtiglich um, daß ſie die geringſte Berührung vermieden. Tritte, Stöße oder gar Schlägereien fanden gar nicht ſtatt, ſelbſt die Küſſe und Umarmungen der Liebenden wurden mit einer Zartheit und Vorſicht ausgeübt, die nichts zu wünihrem Poſten Ehre gemacht, und dennoch war kein Bajazeth zu finden geweſen. In der That, dergleichen Erfahrungen können eine gewiſſe Bitterkeit im Herzen zurücklaſſen, und einem Mißtrauen Raum geben, das ſelbſt die gefühlvolle Seele einer Kammerzofe nach und nach gegen die Eindrücke der Liebe verhärtet. Wenn der ſchöne Maure ſchuldig war, ſo konnte jeder auch noch ſo leiſe Verſuch ihn zu rechtfertigen als unverzeihliche Schwachheit gelten, war er unſchuldig, ſo mußte man ihm wenigſtens zeigen, daß eine Schöne ein verſäumtes Rendezvous, ſei dieſe Säumniß auch aus welchen Gründen ſie wolle entſtanden, nie vergiebt. In beiden Fällen alſo war ein Bruch des Verhältniſſes unvermeidlich und die ſtrenge Dame dachte eben darüber nach, wie weit hinaus ſie die Verſöhnung verſchieben ſolle, als ein heftiger, durchdringender Schrei aus dem Innern des Zeltes ſie emporſchreckte. Sie blickte ſich um und ſah, daß ſchen übrig ließ. Freilich gab es auch Leute, die von ſehr grobem Glaſe, ſogenannten Bouteillenglaſe geformt waren, und die konnten ſchon einen Puff vertragen. Wenn es einen Krieg gab, ſo ſtellten ſich die Parteien einander in langen Reihen gegenüber, nahmen einen Anlauf, und rannten mit den Köpfen gegeneinander, von denen Unzählige zerbrachen, und wodurch das Schlachtfeld fußhoch mit Glasſcherben bedeckt wurde. Zum Glück waren aber ſolche mörderiſche Kriege ſelten. Der Glas-König liebte den Frieden.

Der Glas-König hatte eine wunderſchöne Tochter, die noch Kind war. Aus dem feinſten, roſenrothen Glaſe gebildet, und bekleidet mit einem aus goldgelben Glasfaden geſponnenen Gewande, erſchien ſie als das vollkommenſte, was man ſehen konnte. Sie war ſo zierlich, daß der Vater, der ſich ganz in ſie verliebt hatte, ſie immer auf dem Kaminſims in ſeiner Schreibſtube ſtehen hatte, um ſie in jeder Minute des Tages vor Augen zu haben. Um ſie vor jedem Staubfäſerchen zu ſchützen, und den Angriff einer unverſchämten Fliege abzuhalten, hielt er ſie unter einer Glasglocke, und jedesmal, wenn die Prinzeſſin ihrem Vater ein Wort ſagen wollte, ſchlug ſie mit einem kleinen gläſernen Hammer an die Wand der Glocke, und das gab einen ſo himmliſch ſüßen Harmonielauten, daß alle Welt davon entzückt war. Mantellern, der die Prinzeſſin ſah, war ebenfalls bezaubert von ihrer Schönheit.

Es war ein Geſetz im Lande, daß jeder Fremde, der die Grenzen des Glaskönigreichs überſchritten hatte nichts bei ſich führen durfte, was von Glas war. Nicht einmal einen Glasknopf durfte er am Kleide haben. Wenn es dennoch geſchah, ſo war dies ein Kapitalverbrechen und wurde mit dem Tode beſtraft. Das Glas war heilig und nur im Lande ſelbſt ſah man es überall; ein Fremder durfte ſich nicht anmaßen das Landesprodukt irgendwie an ſeiner Perſon oder ſeiner Umgebung zu entheiligen. Man kann ſich denken wie Mantellern einen gewiſſen Theil ſeines Körpers verſteckte.

Es gelang ihm die Gunſt des Glaskönigs ſich in ſo hohem Grade zu erwerben, daß dieſer gar nicht mehr ohne ihn leben konnte. Zu jeder Stunde des Tages mußte Mantellern um ihn ſein, und in der Nacht, während Alles im Pallaſte ſchlief, mußte er ihm Geſchichten erzählen. Dies erweckte den Neid des ganzen Hofes. Aber ſeine Feinde wußten nicht, wie ſie Mantellern ankommen ſollten, da er nichts that, was irgend einen Vorwurf ihm hätte zuziehen können. Allein der Zufall war ihnen behülflich.

Eines Tages badete Mandelkern im Meere, da hörte er am Ufer einen Vogel ſingen:

Er hat doch etwas von Glas!
Ich ſeh' es klar,
Er ſprach nicht wahr.
Er hat doch etwas von Glas!

Mandelkern ſprang ans Ufer, fing den Vogel, und tödtete ihn. Allein den Geſang hatte noch Jemand gehört, nehmlich der Hofnarr des Königs, der in einiger Entfernung am Ufer ſpazieren gegangen. Dieſer war Mandelkerns erbitterter Feind, weil, ſeitdem Jener am Hofe war, der König ſeine Märchen und Geſchichten nicht mehr hören wollte. Der Hofnarr hatte eine ſchöne Frau, die war ſo klug und verſchmitzt, als ihr Mann einfältig und albern. Zu der ſagte der Narr: Hör mal, der unverſchämte Fremdling hat das Landesgebot überſchritten, und führt etwas von Glas bei ſich. Was es iſt, weiß ich nicht: allein ein Zaubervogel hat's mir verkündet. Such herauszukriegen was es iſt, damit wir ihn dem Geſetz übergeben können und er zu unſer Aller Freude ſein Leben verliere

Gut, ſagte das ſchlaue Weibchen; ich werde es ſchon herausbringen. Laß mich nur machen.

Und nun ſchmeichelte ſie Mandelkern, erzeigte ihm allerlei Gutes, und nannte ihn öffentlich den ſchönſten Mann, den ſie jemals geſehn. Sie ging noch weiter, ſie lud ihn ein in verſchwiegener Stille eine Nachtſtunde bei ihr zuzubringen. Mandelkern ging in die Falle. Als ſie ſein Geheimniß errathen hatte, überantwortete ſie ihn ihrem Manne, dieſer führte ihn vor den König, und der König, ſo leid es ihm that, mußte ſeinen früheren Liebling zum Tode verurtheilen. Für's Erſte wurde der Arme in ein tiefes Gefängniß geworfen.

Während er ſo elend dem Tode entgegen ſchmachtete, geſchah es, daß ein Rieſe, der ſich an der Grenze des Glaskönigreichs gelagert hatte, dem Könige ſein höchſtes Gut, ſeinen koſtbarſten Schatz, ſeine kleine wunderſchöne Tochter ſtahl. Es war dem Böſewicht gelungen, heimlich ſeine Boten in den Pallaſt dringen zu laſſen, und die Prinzeſſin vom Kaminſims zu rauben, ohne daß der Vater, der im Nebenzimmer ſchlief, auch nur das leiſeſte Geräuſch vernahm.

Das ganze Königreich war in Verzweiflung. Es wurde verkündet, wer die Prinzeſſin wieder brachte, ſollte die Hälfte des Königreichs und dazu noch große Schätze erhalten; allein es fand ſich Niemand. Um in die Burg des Rieſen zu gelangen, galt es faſt unüberſteigliche Hinderniſſe und Gefahren zu beſiegen.

Als Mandelkern das Schickſal der Prinzeſſin erfuhr, erbot er ſich mit kühnem Muthe, ſie zu befreien. Alle Welt war über dieſe Vermeſſenheit erſtaunt, und Niemand glaubte, daß das Unternehmen gelingen werde. Es war auch über alle Maaßen ſchwierig. Denn erſtlich mußte Mandelkern, um in die Burg des Rieſen zu gelangen, einen Weg von anderthalb Stunden mit bloßen Füßen über eine Fläche machen, die ganz mit Glasſcherben bedeckt war, zweitens hatte der Rieſe nur ein Auge, und war ganz von Eiſen, und man konnte ihm nichts anhaben, und drittens war es gar nicht möglich in die Rieſenburg zu gelangen, denn ſie war ringsum von Wachen umſtellt.

Alle dieſe Schwierigkeiten überdachte Mandelkern, und war faſt in Verzweiflung im Gedanken, daß er ſein Unternehmen nicht werde ausführen können, als man ihm meldete, es ſeien im Gaſthofe der Reſidenz drei vornehme Fremde angekommen, die ihn zu ſprechen wünſchten. Als er nach den Namen der Ankömmlinge fragte, ſagte man ihm, es ſei eine Dame, die ſich Frau Schneck von Schneckendorf nenne, und eine große Anzahl grau gekleideter Diener und Kammerfrauen bei ſich habe; der Herr heiße Herr von Mückenſtein und die andere Dame werde von ihrer Umgebung eine berühmte Sängerin genannt, mit Namen Pimpernelle Cicada. Mandelkern wußte nicht was er aus dieſen drei Fremden machen ſollte; als er ſie aber ſah und ſprach, erkannte er gar wohl die drei Reiſenden auf dem Strohhalm, die er einſt vom Untergange gerettet, und die nun kamen ihm ihren Dank abzuſtatten.

Frau Schneck trat auf ihn zu, machte ihm eine Verbeugung und ſagte:

Ich bin Frau von Schneck,
Beſchreite nur keck
Die gläſernen Scheiben
Ich bin dabei
Du ſollſt mich nicht vertreiben.

Er erwiederte die Verbeugung und ſagte:

Wohl komm' es ſei!

Dann trat der Herr von Mückenſtein auf ihn zu, und ſprach mit feiner Stimme:

Mein Liebſter mein,
Ich heiß Mückenſtein,
Steh ganz zu Ihrer Verfügung
Sie ſollen ſehn,
Mit des Rieſen Beſiegung
Soll es trefflich gehn.

Er gab den Gruß zurück, und ſagte ſehr arti

Ich danke gar ſchön!

Und nun kam die Sängerin, machte eine tie Verbeugung und ſang:

Hofft auf die Gnade
Der göttlichen Hekate
Die nie noch ſang,
Ohn daß ſie unſterbliche
Lorbeern errang!
Dieſes verderbliche
Spiel wird ſie wenden
Von deinem Haupte ab.

Worauf Mandelkern der Sängerin mit eine gefahrvollen Ausdruck in Stimme und Geberde erwiederte:

Ich werd' ihr ſpenden,
Dank bis ans Grab.

Und nun unternahm er das Wagſtück und e gelang. Die tauſend und abertauſend Diener de Frau Schneck überzogen die Glasſcherbenſtraße mi einem zähen Schleim, der an der Sonne trocknete, und auf dieſe Weiſe eine ebne Kunſtſtraße bildete, auf die Mandelkern gemächlich dahinſchritt. Als er zur Burg des Rieſen kam, fand er ſämmtliche Dienerſchaft in Schlaf geſunken, denn eine große Anzahl Cikaden hatten ſo ſüß und verführeriſch geſungen, daß auch kein Auge wach geblieben, ausgenommen das eine Auge des Rieſen, der in ſeiner Burg auf der Lauer lag, denn er hatte Mandelkern ſchon kommen ſehen. Wüthend raffte er ſich auf, um den Eindringling mit einem Todesſtreich zu empfangen, und wirklich wäre es um den armen Mandelkern geſchehen geweſen, wenn nicht in dieſem Augenblick eine Mücke dem Rieſen ins Auge geflogen wäre, und ihn daher blind machte. So konnte denn Mandelkern ihn tödten und die Prinzeſſin befreien.

Der König der Glas-Monarchie war ſo entzückt über dieſes wunderſame Ereigniß und über die Beſiegung ſeines hartnäckigen Feindes, daß er Mandelkern ſogleich ſein Königreich und die Hand ſeiner Tochter anbot, die zwar noch ſehr jung war, dennoch aber ſich gern in den Willen ihres Vaters zu fügen verſprach. Mandelkern lehnte dies großmüthige Anerbieten ab, indem er dem König mit theilte, daß er bereits vermählt ſei. Allein die Hälfte des Königreichs nahm er an, machte daraus ein eigenes Reich und wählte ſich ſelbſt zu deſſen König. So hatte er erreicht was er wünſchte, und kam unter Freude und Jubel heim. Die boshafte Frau des Hofnarren ſtrafte er jedoch vorher noch, indem er ſie in hunderttauſend kleine Glasſtücke zerſchlug und dieſe ins Meer ſtreute.

Bis in ſein hundertachtzigſtes Jahr regierte König Mandelkern mit dem gläſernen Löffel, da geſchah es, daß er einſt einem Backofen zu nahe kam, in welchem grade Zuckerteig gor. Er konnte dem Zug nicht widerſtehen und ſchlüpfte in den Ofen. Es blieb nichts von ihm übrig, als der gläſerne Löffel, der in die königliche Kunſtkammer gebracht wurde. Der Hof legte auf drei Jahr und drei Monate Trauer an.

Dies iſt die Geſchichte von dem gläſernen Löffel.

2

Die roſenrothe Fliege.

Es waren einmal drei hübſche junge Feen, die ſaßen beiſammen, lachten und plauderten und die Eine rief: Ich habe doch den ſchönſten kleinen Fuß, den es auf der Welt giebt; und ich, ſagte die Andere, habe den wohlgeformteſten Buſen, und die Dritte ſetzte hinzu: und ich den allerreizendſten Hintern. Wie ſie das geſagt hatten, ging ein junger Bauer vorbei, der reife Kürbiſſe zu Markte trug, der lachte die drei übermüthigen jungen Feen aus, indem er rief: Mein Mädchen Stine hat einen viel kleinern Fuß, einen weit wohlgeformteren Buſen und einen tauſendmal ſchönern Hintern. Das muß ich wiſſen, denn ich bin Mirifar, ihr Geliebter.

ſie ſich allein befand; Magelone war verſchwunden. Zitternd ergriff ſie die kleine Lampe, näherte ſich dem Vorhange und wollte ihn eben leiſe hinwegſchieben, als ein wiederholter Schrei, noch um Vieles gräßlicher und wilder, ihre Schritte hemmte und ihr Blut erſtarren machte.

Wir müſſen hier nothwendig inne halten, ehe wir daran gehen, den Anblick zu beſchreiben, der der unglücklichen Clemence wurde, als ſie nun das Innere des Zeltes betrat. Iſt das unheilvolle dunkle Geſpinnſt einer Tragödie unter den Händen des unermüdlich arbeitenden Dichters endlich ſo weit gediehen, daß eine Dolchſpitze oder eine Piſtolenkugel es vom Webſtuhle ablöſen muß; dann zittert die kunſtgeübte Hand, dann zögert ſie unwillkürlich das Unvermeidliche auszuüben. Wie die Scheere der Parze zögert, ein fertiges, in allen ſeinen Beziehungen abgeſchloſſenes Leben von den vielen durcheinander laufenden Fäden einer bewegten Zeit zu trennen, um

Die Feen wurden über die Dreiſtigkeit des jungen Bauern wüthend. Sie wollten ihn ſogleich auf der Stelle umbringen oder verwandeln; allein die älteſte und mithin klügſte und beſonnenſte bemerkte: Wir wollen ihn nicht tödten, auch ihm kein Leids zufügen, ſonſt ſähe es aus, als achteten wir uns überwunden, wir wollen ihn jedoch dazu zwingen, zu beweiſen, was er geſagt. Er ſoll uns ſagen welch einen Fehler Dein Fuß beſitzt, und was Deinem Buſen und meinem Hintern abgeht um vollkommen ſchön zu ſein; kann er das nicht — und beim Lilienſtab unſerer großen Königin! — er wird es nicht können, ſo wird er beim nächſten Mondwechſel hier am Baume aufgehangt, an jedem Beine ein großer Kürbis, der ihn niederzieht.

So ſei es! riefen die beiden andern Feen. Wir wollen ihn läſtern lehren! Und ſeine Braut Fiſine verwandeln wir in eine häßliche, ſtinkende Kröte.

Und wenn ich nun meine Sach' gewinne? fragte der junge Bauer, der den Muth nicht ſinken ließ.

So bau ich Dir einen Pallaſt, rief die Aelteſte, in welchem alle Möbel aus Seide, Gold und Sammet beſtehen ſollen.

Und ich, fügte die zweite hinzu, erbaue Dir ein Bette, deſſen Decke ganz von Perlen geſtickt ſein ſoll

Und ich, nahm die Dritte das Wort, gebe Dir ein Nachtgeſchirr, auf deſſen Boden ein ungeheurer Diamant eingefügt ſein ſoll, von dem Werthe eines Königreichs.

Ich bin's zufrieden! ſagte der Bauer. Wenn ich gewinne, werde ich alſo mit meiner Geliebten ſehr hübſch wohnen, werde mit ihr unter einer Decke ſchlafen, wie ſie kein Prinz und keine Prinzeſſin haben und dann werde ich ein Nachtgeſchirr beſitzen, auf deſſen Boden ein Königreich liegt. Und das alles ſoll kommen in der Zeit von einer vollen Mondſcheibe zur andern. Nun ich danke Euch Ihr hübſchen Hexen!

Denke vielmehr daran, Du Unverſchämter, wie Du Dich ausnehmen wirſt, am Baume hangend, mit einem Kürbis an jedem Beine, und wie übel Deiner Füße der ekelhafte Krötenranzen paſſen wird.

Aber, hub der Bauer wieder an: die Gerechtigkeit fordert, daß ich vorher die Schönheiten ſehe und genau betrachte, um deren Werth es ſich hier handelt. Ihr werdet mir doch nicht zumuthen, die Katze im Sack zu kaufen.

Die Feen mußten ſich, wohl oder übel, dazu verſtehen, dem jungen Bauer die Füße, den Buſen und den Hintern entblößt zu zeigen, und er fand dieſe Körpertheile von einer ſo wunderbaren Schönheit, von einer ſolchen Zierlichkeit und einer ſo überirdiſchen Vollendung, daß ihm bange wurde um ſein Verſprechen. Er konnte ſich an dieſen Reizen nicht ſatt ſehen, und vergaß ganz den Markt und ſeine Kürbiſſe. Endlich erinnerten die Feen daran, daß es Zeit ſei, ſich auf den Weg zu machen. Sie ihrerſeits ſchwangen ſich auf Roſenblättern, die ſie in drei Wolkenwagen verwandelten, in die Luft, nachdem ſie vorher mit dem Bauer feſtgeſetzt hatten, daß ſie ſich an dieſem Orte nach Monatsfriſt wieder treffen wollten.

Miſiſar hatte nicht ein ſo kluger Burſche ſein müſſen, wie er war, wenn ihn nicht ſein unvorſichtiges Verſprechen im Kopfe hätte wurmen ſollen. Er dachte hin und her wie er ſich aus dem Handel ziehen ſollte, allein ihm wollte kein Rettungsmittel einfallen. Sie haben wirklich keinen Makel! rief er unzählige Male vor ſich hin, und meinte damit den Fuß, den Buſen und den Hintern; wie ſoll ich es machen, daß ſie einen Makel bekommen, den ſie nicht haben? Es iſt, beim Himmel, nichts natürlicher, als daß ich mein Spiel verliere, und beim nächſten Mondwechſel mit meinen eignen Kürbiſſen an den Beinen am Baume hange! O Fiſine!

Fiſine! in welche Thorheit hat mich die närriſche Liebe zu dir gebracht! Mit vornehmen Damen iſt nicht gut Kirſchen eſſen, und mit Feen nun ganz beſonders nicht!

Dieſe Worte ſprach er laut vor ſich hin, als er ſchon auf dem Markte ſtand, und eine Anzahl Leute um ihn her, die ſeine Kürbiſſe muſterten. Unter der Menge befand ſich auch ein Herr, der gleichſam aus nichts als aus einer ungeheuren Naſe beſtand. Das Uebrige an dieſem Herrn war nicht der Rede werth. Seine Beine waren ſo fein und dünn, daß ein Spinnenfuß dagegen mehr an Schenkel und Wade verwenden konnte, und ſeine Aermchen waren ſo kurz gerathen, daß ſie mit den magern Händchen nicht bis zum Knie, geſchweige denn bis zur Naſe hinanreichten. Neben der Naſe hatte er zwei kleine funkelnde Augen, die wie Mauſeaugen glitzten und flimmerten. Sein Scheitel war ganz kahl, und nur ganz am Hinterhaupte hing ein Schopf dünner, grauer Haare hinab. Er war von Kopf bis zu Fuß in rothen Sammet gekleidet mit Goldborten, und ein Heer von Dienern folgte ihm nach wie er über den Marktplatz ſchritt. Dieſe Männer waren alle mit großen Fliegenwedeln bewaffnet und unabläſſig bemüht, von der Naſe ihres Gebieters die läſtigen Inſekten fern zu halten, welche eine boshafte Freude daran zu haben ſchienen, ſich gerade an dieſem verbotnen Platze zu verſammeln. Miniſar bedauerte den armen kleinen Herrn von Herzen. Es lohnt ſich auch, rief er, eine ſo prächtige große Naſe zu haben, wenn man dadurch das Geſchmeiß veranlaßt, ſie ſich zum Tummelplatz ſeiner Lüſte zu nehmen.

Der kleine Herr hörte das, und kam an Miniſar heran. Seine Naſe warf einen ſolchen Schatten, daß alle Kürbiſſe davon bedeckt wurden.

Mein Sohn, hub der Herr an: Du ſcheinſt einen magern Handel zu haben. Das Geſchäft wirft ſicherlich nicht viel ab.

Nicht gar zu viel, ehrwürdiger Herr! entgegnete der junge Bauer, indem er ſeinen Strohhut lüftete und ſich tief dabei verbeugte.

Warum nennſt Du mich ehrwürdig? fragte der Herr.

Ei, wer im Beſitz einer ſolchen Naſe, antwortete Miniſar ehrerbietig, verdient wenigſtens Baron zu ſein.

Der Kleine lächelte, allein man konnte davon wenig ſehen, weil die Naſe den Mund überſchattete, wie ein Frachtwagen einen Strohhalm überragt, der am Wege liegt.

Wäreſt Du wohl geneigt in meine Dienſte zu treten? fragte der Kleine weiter.

Ei, warum nicht.

Du ſollſt guten Lohn haben.

Ich zweiſle nicht.

Du gefällſt mir.

O und Sie, mein Herr, gefallen mir ebenfalls.

Man ſagt, daß ich nicht häßlich ſei, ſagte der Kleine mit einer ſo eitlen und zuverſichtlichen Miene, daß Mimiar, der ſich ſo viel Eitelkeit bei ſo viel Mißgeſtalt nicht zuſammenreimen konnte, nahe daran war, in ein Gelächter auszuplatzen. Es gelang ihm jedoch, ſich zu bezwingen, denn hätte er ohne Zweifel ſein Glück verſcherzt.

Er folgte nun dem Kleinen mit den andern Dienern, nachdem er ſeine Kürbiſſe einem vertrauten Freunde einſtweilen zur Aufbewahrung gegeben hatte. Der Weg, den die kleine Geſellſchaft nahm, war ziemlich beſchwerlich; er führte entweder über langgedehnte Ebenen, über die die Sonne ihre brennenden Strahlen Wache halten ließ, oder durch undurchdringliche Wälder, wo oft umgeworfene Baumſtämme den Pfad verſperrten. Endlich kam man in einer Felsſchlucht an, in deren Tieſe ein kleiner Pallaſt gebaut war, auf das Köſtlichſte eingerichtet, doch rund umher mit einem dichten Netz umſponnen, ſo daß es den Anſchein hatte, als hätte eine Rieſenſpinne den Pallaſt wie eine Fliege eingefangen und eingeſponnen. Die Säulen und Wände des Pallaſtes waren mit einem goldglänzenden, klebrigen Safte beſtrichen, ſo daß ein Inſekt, das dennoch Mittel und Wege gefunden, durch das Netz zu dringen, ſicherlich an den klebrigen Säulen und Wänden hangen blieb. Mit großer Vorſicht ging der Zug über eine Art Zugbrücke, über die ſchöne Marmortreppe in den Pallaſt. Muſifar wurde von den andern Dienern ausgelacht, weil er, noch nicht an die Vorſicht gewöhnt, hier und da mit ſeinen Kleidern hangen blieb.

Der Kleine machte ſich's bequem, ſetzte ſich auf ein purpurrothes Seidenſopha und ſchien willens zu ſein ein Schläfchen zu halten. Allein dazu ließ ihn ſein Mißgeſchick nicht kommen. Er hatte kaum ſein Haupt auf das Kiſſen gelegt, als ſich ein feines Summen und Brummen in einem entfernten Winkel des Gemachs hören ließ. Das Summen und Brummen kam näher, und endlich ließ ſich ein kleiner geflügelter Gaſt auf die Naſe nieder, die wie ein großes weißes Gebirge auf dem rothen Polſtergrunde lag. Der Kleine fuhr auf, ſchrie, zappelte mit den Beinchen und Aermchen und rief: Da iſt wieder ein vermaledeiter Satan! Ihr Hunde! wartet, ich werde Euch prügeln laſſen, daß Eure Knochen zu Staub werden: warum gebt Ihr nicht beſſer acht!

Und damit ließ er die ſechs Knechte, die grade mit den Fliegenwedeln am Bette den Dienſt hatten, auf das Kläglichſte peinigen und ſchlagen. Miſiſar dachte bei ſich: Ei, der Dienſt iſt doch nicht ſo ganz leicht! —

Sechs andere Diener mußten nun eintreten, und die, bevor ſie ihr Amt antraten, durchſpähten jeden Winkel des Gemachs, durchſtöberten jede Falte und klopften jedes Polſter auf, um nach Fliegen zu ſpüren. Als ſie keine fanden, ſetzten ſie ſich am Sopha nieder und begannen zu wedeln. Aber es nutzte ihre Vorſicht wenig: es fand ſich auch hier wieder eine Fliege, und die ſelbe Strafe kam auch über dieſe Sechs.

Der Kleine warf ſich hin und her und heulte vor Schmerz und Verdruß. Miſiſar! rief er; ſei Du der erſte treue Diener, den ich habe, und ich will Dich mit Gold überſchütten. Halte mir die Fliegen ſein, und Du ſollſt mein Sohn und Erbe ſein! Miſtifar! Miſtifar! rette mich! O ich könnte ſo glücklich ſein! ich beſitze Schönheit, Reichthum, Macht! Nur die Fliegen, die verdammten Fliegen! Wenn die nicht wären! Ich komme um, ich gehe unter — ich thue mir ein Leids an — nur wegen der Fliegen!

So jammerte der kleine Herr, und es fehlte wenig, daß er ſich nicht die ſpärlichen grauen Haare ausriß, die er noch beſaß.

Miſtifar hatte ſo ſeine Gedanken über die ganze Sache. Erſtlich kam es ihm ſchon ganz unerklärlich vor, wo die Fliegen immer wieder herkamen, da doch alle nur erdenklichen Mittel angewendet wurden, ſie zu vertreiben, und dann zweitens erſchienen ihm die Fliegen gar nicht wie gewöhnliche alltägliche Fliegen, ſondern er dachte von ihnen, daß ſie zu Zeiten etwas ganz anderes ſein könnten wie Fliegen. Allein er behielt hübſch vorſichtig und klug ſeine Betrachtungen für ſich und wartete nur auf die Zeit, wo er ſein Amt antreten würde. Die Stunde kam und in der Nacht vorher verkroch er ſich im Zimmer in einem Winkel, um zu ſehen, was aus der Geſellſchaft würde, die alle Abend kam, um dem kleinen Herrn die Zeit zu vertreiben.

Dieſe Geſellſchaft beſtand aus einer Anzahl ſehr hübſcher junger Mädchen, die im Saal tanzten, ſangen, ſpielten und eine große Portion Zuckerwerk vernaſchten und dazu ſüßen Wein tranken. Eine zur Zeit von dieſen hübſchen leichtfertigen Dingern ſetzte ſich dem kleinen Herrn auf den Schooß, ſtreichelte ihm Kinn und Wangen und ließ die ungeheure Naſe auf ihrem Buſen ruhen. Dies gewährte dem kleinen Herrn ein unbeſchreibliches Vergnügen. Dabei hatten die Mädchen ganz dünne Kleidchen an, von Flor und Schleiertüchelchen, wie von Spinnweb gemacht, und wenn ſie durch den Saal tanzten und flatterten, gab es ein feines Geſluſter und Gewirre, als ſummten Fliegen um eine Zuckerdoſe. Die Geſellſchaft blieb gewöhnlich bis Mitternacht, bis der kleine Herr, ganz betrunken, in ſein Kabinet gebracht wurde, dann dauerte es noch eine kleine Weile, wo die Mädchen in dem verſchloſſenen Saale allein blieben, und dann waren ſie plötzlich alle fort, und Niemand wußte, wohin.

Kaum befand ſich alte Nikolas mit den Mädchen im Saal eingeſchloſſen, als er gewahrte, daß ſie in einen Kreis zuſammen traten, ſich an den es als ein vollendetes Kunſtwerk der Bewunderung der Nachwelt frei hinzuſtellen. Es iſt keine Feigheit, wenn der in ſolchen Fällen in die Enge getriebene Poet Winkelzüge ſucht und die gerade Straße verlaſſend ſich auf Schleichwegen hinwegſtiehlt. Es iſt nicht ſehr angenehm, den Schergen der Nemeſis zu ſpielen, und muß die zaghafte Muſe ſich dennoch mit dem Richtſchwert bewaffnen; ſo mordet ſie hinter den Couliſſen und erſpart dem Zuſchauer Zeuge zu ſein, wie ungeſchickt ſie ihre Streiche führt, und wie oft ihr dennoch das Opfer entwiſcht. Dem Himmel ſei Dank, mit einem Morde haben wir es hier nicht zu thun; unſre Muſe, leichtſinniger und vielleicht ungeſchickter als alle ihre vornehmen Schweſtern, hat ſich von Anfang an die rein tragiſchen Entwickelungen verbeten; ſie denkt ihr Gedicht durchzuführen, ohne auch nur einen einzigen Mord zu begehen. Eine ſeltſame Caprice für eine Muſe, die ihren Helden aus dem romantiſchen

Händen faßten, rundum tanzten und dazu Folgendes ſangen:

Wir ſind Fliegen
Wir lieben zu naſchen
Wir lieben zu haſchen
An ſüßes Geſchleck
Zu rühren keck.
An verſchloſſene Torte
Zu necken die Worte.
Wir ſind Fliegen
Wir tanzen gern
Mit luſtigem Leibe
Auf der Fenſterſcheibe.
In kryſtallner Schaale
Sitzen in Menge
Wie im Gedränge
Wie in feſtlichem Saale.
Wir ſind Fliegen
Wir lieben uns zu putzen
Uns zuzuſtutzen,
Bei der Toilette die Zeit zu verlieren
Zu muſiciren
Zu parliren.
Wir ſind Fliegen
Wir lieben zu necken
Sind luſtig gemuthet
Mit teufliſchen Necken
Angriffen zu ſchrecken.
Und wenn die Hand
Zornig nach uns ſchnappt
Sind wir fort in alle Weite

Werden niemals erſtarrt.
So machten's wir geſtern,
So machen's wir heute,
Zum Werk denn! ihr Schweſtern!

Und nun hielten ſie inne, ſahen ſich lachend an und tanzten dann noch ein paarmal in der Runde.

Ja, rief die Eine, die Männer für die hübſcheſte erklärte, wir führen ein Leben, wie ſich's luſtige Fliegen nur wünſchen können. Wir beſchmauſen einen alten reichen Narren und trillen und ſchrauben und necken ihn noch dazu recht tüchtig für all das Gute, das er uns erzeigt.

Es geſchieht ihm recht, der häßlichen Großnaſe! ſagte die Zweite, die noch in einem Glaſe ein Reſtchen Liquer fand, das ſie ausnippte. Ich habe in meinem Leben viele alte häßliche verliebte Herren kennen gelernt, aber keinen von einer ſo grauenvollen Widerlichkeit. Hat er mir doch heute, wie er mit ſeiner Naſe auf meinem Buſen herumſchnüffelte, ordentlich Krämpfe verurſacht.

Ei, deſto ärger mußt Du jetzt als Fliege dieſe Naſe kitzeln! rief eine Dritte.

Ja, das werde ich! entgegnete die Klagende. Ihr braucht nicht zu ſorgen; ſchonen werde ich ihn wahrlich nicht. O ich will mit wahrer Mordluſt auf ſeiner Naſe herumkrabbeln. Er ſoll nicht wiſſen ob es eine Fliege oder ein Drache iſt, der ihm plötzlich ins Geſicht gekommen.

Gut, gut! riefen die Andern. Du bleibſt alſo dies mal hier.

Ich bleibe. Macht nur, daß Ihr fortkommt. Der Tag bricht an. Damit öffnete ſie ein Fenſter, und in Fliegen verwandelt nahmen ſämmtliche Mädchen, bis auf die Eine, die zurückblieb, ihren Weg durchs Fenſter. Die hübſche Kleine ſah den Schweſtern lange nach, dann ſchloß ſie den Fenſterflügel und trat in den Saal zurück.

Nun will ich auch meine Toilette machen, rief ſie.

Dabei ſetzte ſie eine Schaale mit Waſſer hin, goß aus einer Kryſtallphiole etwas Jasmineſſenz hinein, ſetzte einen großen, in Silber gefaßten Toiletteſpiegel zurecht, zwei Kerzen an jede Seite, und nun ſtreifte ſie alle ihre feinen Florgewänder ab, und ſtand da, völlig ſo nackt, wie man nur nackt ſein kann.

Da konnte Miſtifax ſich nicht halten, und rief: Sapperment! das iſt die hübſcheſte Fliege, die ich je geſehen!

Den Schreck der armen Fliege, als ſie dieſe

Worte hörte, kann Niemand beſchreiben. Sie lief, was ſie laufen konnte, zu ihrem Schleier, wickelte ſich hinein, drehte ſich im Kreiſe, ſchnell und immer ſchneller, wobei ein ſonderbarer, ſummender Ton gehört wurde, und dann war ſie plötzlich fort und verſchwunden, ohne daß Minifar, der aus ſeinem Verſtecke hervorſprang, entdecken konnte, wo ſie geblieben. Nur der Spiegel, das Waſchbecken und die Lichter gaben ihm Zeugniß, daß er nicht geträumt, denn er mußte ſich ſchon bequemen, ſelbſt die Sachen fortzuräumen, und den Saal in Ordnung zu bringen. Er that es, denn er ſagte bei ſich ſelbſt: Ich will das Geheimniß der Fliegen nicht verrathen, vielleicht kann ich's zu meinem Vortheil nutzen. Ein kluger Mann verwirft den Beiſtand ſelbſt des geringſten Geſchöpfes nicht, ſo ich auch nicht den einer Fliege.

Der Tag, der auf dieſe Nacht folgte, verging ruhig. Zum erſten Male konnte der kleine Herr ſein Nachmittagsſchläfchen vollkommen ungeſtört hinbringen. Er ſchob dieſes erfreuliche Ereigniß auf die Wachſamkeit ſeines neuen Dieners, und überhäufte dieſen mit Liebkoſungen und Dankſagungen. Minifar verbeugte ſich und ſagte, daß er nur ſeine Pflicht gethan habe.

Als der Abend kam, erwartete der kleine Herr ſeine „Damen", aber dieſe blieben aus. Es rührte ſich kein Fußtritt im Saal, obgleich alle Kerzen angezündet, und die Tiſche mit Wein und Zuckerwerk zum Brechen belaſtet waren. Der Hausherr ging unruhig auf und ab und rief immer: Wo bleiben meine Damen! Wo bleiben meine Damen? Aber es kam Niemand.

Miſiſar allein wußte um das Geheimniß dieſes Ausbleibens. Zur gewohnten Stunde waren die neunzehn Fliegen angelangt und hatten zu ihrer Verwunderung das Fenſter verſchloſſen gefunden welches ſonſt immer die zurückgebliebene zu öffnen pflegte. Aber die Arme hatte ſich nicht hinausgetraut: ſie ſaß in einem tief verſteckten Winkel, hoch oben an der Decke, und kam den ganzen Tag von dort nicht herab. Die Fliegen, als Niemand öffnete, ſchöpften ihrerſeits Verdacht und machten, daß ſie fortkamen. So ging denn die Nacht höchſt trübſelig für den kleinen Herrn dahin, der nicht wußte, was er in der Einſamkeit und Stille machen ſollte. Um ihn zu unterhalten, erzählte ihm Miſiſar die Geſchichte mit den drei Feen.

Der kleine Herr beluſtigte ſich daran und ſagte dann: Wie thöricht dieſe Weiber ſind. Hat wohl

Eine von der Schönheit ihrer Naſe geſprochen? Keine. Und doch iſt und bleibt eine Naſe der wichtigſte und bedeutendſte Theil am menſchlichen Leibe. Iſt die Naſe ſchön — iſt Alles ſchön. Was ſoll das heißen — den ſchönſten Fuß haben! Kinderei! Was iſt ein Fuß? und nun ein Buſen? und gar einen Hintern! Wie kann ein irgend anſtändiges Frauenzimmer auf ihren Hintern ſich etwas zu Gute thun. Aber dieſe Feen ſind preisgegebene Geſchöpfe, die in den Tag hineinleben ohne Sitte und Ordnung. Es lohnt ſich nicht, daß ein Mann von guter Lebensart ſich mit ihnen abgiebt, und ich verarge es Dir, Mimiſar, daß Du Dich in einen ſo leichtfertigen und abgeſchmackten Handel eingelaſſen haſt.

Gleichwohl, gnädiger Herr, ſtecke ich doch nun einmal in der Verlegenheit, erwiederte der junge Bauer beſcheiden.

Sieh zu, wie Du Dich herauswickelſt, ſagte der Hausherr. Mich geht übrigens, wie Du wohl ſiehſt, die ganze Sache nichts an. Hiermit war die Unterhaltung zu Ende. Die Fliege aber in ihrem Winkel oben hatte alles mit angehört.

Als der kleine Herr zu Bette gegangen und Mimiſar ſich allein im Saale befand, und, das

Haupt auf beide Arme geſtützt, ſich eben ſeinen traurigen Gedanken hingab, die darin beſtanden, zu unterſuchen, wie es ihm wohl möglich ſein werde, die Bedingungen der drei Feen zu löſen und ſich und Fiſine dabei reich und vornehm zu machen, und er dabei immer wieder fand, daß ihm dies unmöglich ſein werde, beſonders, da ſchon dreiviertel der Zeit vergangen war, die die Feen zur Entſcheidung der Angelegenheit feſtgeſetzt — da fühlte er plötzlich eine weiche, kleine Hand auf ſeiner Schulter. Er blickte auf, und die verwandelte Fliege ſtand vor ihm. Guten Abend, mein liebes Fräulein, ſagte er.

Guten Abend, Mimiſar, entgegnete ſie.

Ei, mein ſchönſtes Fräulein, wie wiſſen Sie meinen Namen.

O, ich weiß noch mehr von Dir, ſagte ſie lachend. Ich weiß, daß Du eben jetzt nachdenkſt, wie Dir in einer mißlichen Lage geholfen werden ſoll.

Wahrhaftig ſo iſt es.

Nun, Mimiſar, laß uns offen reden. Ich weiß, daß Du es wareſt, der mich und meine Schweſtern geſtern belauſcht hat. Unſer Schickſal iſt in deiner Hand. Verräthſt Du uns dem garſtigen, alten Gebieter dieſes Pallaſtes, ſo läßt er uns alle zur Strafe, daß wir ihn betrogen, und weil er die Fliegen wie den Tod haßt, der großen Spinne ausliefern, die hier in der Nähe wohnt und eine weitläufige Verwandte von ihm iſt. Dieſes Schickſal wäre ſchrecklich.

Aber wie könnt ihr nur glauben, daß ich ſo etwas thun werde? rief Mimitar.

O, Ihr Menſchen ſeid zu allem fähig, rief die Fliege. Ihr beſtreicht Weidenruthen mit Leim, damit wir daran kleben bleiben und elend verſchmachten mögen; Ihr ſtellt unter allerlei lockenden Außenſeiten Gift aus, damit unſer argloſes Geſchlecht, das in eure Wohnungen als Gaſt kommt, auf das Grauſamſte umkommt. Am ehrlichſten ſeid Ihr noch wenn Ihr geradezu als Mörder auftretet, und mit der Fliegenklappe nach uns ſchlagt.

Es liegt etwas Wahres in dieſer Anklage, ſagte der junge Bauer nachdenklich. Aber, mein Fräulein, ſeid Ihr hier in der Nacht zu mir gekommen, um mit mir über Leimruthen und Fliegenklatſchen zu ſprechen?

Nicht doch; ich habe Euch einen Vorſchlag zu machen.

Und der iſt?

Wenn Du, hub die Fliege an, und ſtockte etwas vor innerer Angſt und Beklommenheit, die Kenntniß unſeres Geheimniſſes nicht zu unſerm Untergang benutzen, ſondern im Gegentheil uns hier unſer Weſen nach wie vor treiben laſſen willſt, ſo ſollſt Du eine Gabe von uns empfangen, die Dir von großem Nutzen ſein ſoll. Wir Fliegen halten Wort.

Einen Kuß drauf, liebes Fräulein! rief Mintſar, und als er den Kuß erhalten, machte er die Bemerkung, daß er nimmer geglaubt, daß die Fliegen ſo gut küſſen könnten.

Aber der arme kleine Herr! rief jetzt der Bauer. Seine Qual wird ewig dauern.

Glaub das nicht, entgegnete die Fliege, wenn wir ihn vollkommen arm geſpeiſt haben, ſo laſſen wir ihn in Ruh und ziehen anderswohin. So lange er aber noch eine Flaſche ſüßen Sekt im Keller und ein Broſamen Zuckerpretzel im Schranke hat, kommen wir, und ſchmauſen. Für ſoviel Luſtigkeit in der Nacht iſt das Bischen Gekrabbel am Tage eben auch keine ſo entſetzliche Sache. Mancher alte Lüſtling hat ganz andere Pein und Nachweh ſeiner luſtigen Stunden zu erdulden.

Im Grunde haben Sie ganz recht, mein Fräulein.

Nun denn, Du ſchweigſt?

Ich ſchweige, ſtumm wie das Grab.

Die Fliege war damit zufrieden, und Miſtifax und das hübſche Mädchen beluſtigten ſich mit einander ganz wohl die Nacht hindurch. Der Bauer dachte: meine theure Fifine iſt fern von mir; ſie erfährt nichts — und überdies, mit einer Fliege kann man ja unmöglich ſündigen.

Nun kamen in der nächſten Nacht die neunzehn Fliegen, und wurden eingelaſſen. Die Zwanzigſte wußte ſie zu beruhigen, ohne daß ſie ihnen die Wahrheit mittheilte. Der kleine Herr war ſehr erfreut, als er ſeine „Damen" wieder hatte. Er trank aus lauter Freude ſo unmäßig, daß er früher wie gewöhnlich zu Bette gebracht werden mußte.

Als er fort war, tanzten nun die hübſchen Mädchen wie gewöhnlich, und ſangen:

Wir ſind Fliegen
Wir lieben zu naſchen
Wir lieben zu haſchen u. ſ. w.

Ach! rief Miſtifax bei ſich, wenn ich mich nur in eine Leimruthe verwandeln könnte, daß alle dieſe lieben Geſchöpfchen an mir kleben blieben! Mein

Zeitalter nimmt. Dieſe Eigenheit unſrer Göttin beengt uns ein wenig, wir verlieren den Muth, das auch nur von Ferne ans Tragiſche Streifende zu beſchreiben, und jetzt da wir eben die Feder anſetzen wollen, um zu ſchildern, was ſich im innern Gemache mit der Prinzeſſin begeben, befällt uns eine Schwachheit, ein Kleinmuth, eine Befangenheit, ein lächerliches Zagen, ſo daß mit aller Anſtrengung unſere Hand nicht im Stande iſt, die drei und vier doppelten Schleier zu lüften, unter denen die unglückliche Kalypſo ihr Antlitz verſteckt hat, nachdem ſie es mit jenem Schreie des Entſetzens, der die ſchöne Clemence aus ihren Träumen ſchreckte, im Spiegel betrachtet. Noch nie hat die Zauberei ſtärkere Effecte hervorgebracht. Der Prinz Tanzaï, als er an einem ſchönen Morgen in der fatalen Verwandlung neben ſeiner reizenden Neabarne erwachte*), konnte nicht herzzerreißendere Klagen

---

*) Crebillon.

Wort gebe ich, daß ich Keine verſchmachten laſſen wollte.

Aber ſie verſchwanden alle bis auf Eine; und diesmal war es eine kleine Brünette mit großen ſchwarzen Augen; die ſummte noch ein paarmal im Saale herum und dann, hutſch, war ſie oben an der Decke.

Die ſcheint zu ſchläfrig zu ſein, um noch Toilette zu machen, murmelte Mitifar. Schade darum, denn gerade die würde ſich, ohne Schleier, ganz allerliebſt ausgenommen haben.

Er hütete ſich wohl, ſeine Gegenwart zu verrathen.

So ging es denn noch ein paar Wochen — es waren gerade die letzten, die der Bauer noch übrig hatte, da trat der Haushofmeiſter zu dem kleinen Herrn und ſagte mit betrübter Miene: Gnädiger Herr, wir haben hier ausgewirthſchaftet. Küch' und Keller ſind leer. Die Juden, denen Sie den Pallaſt verpfändet haben, wollen nicht länger warten, und werden uns morgen früh hinauswerfen. Wir haben nicht, wohin wir unſer Haupt hinlegen ſollen.

Lege Er das ſeine meinethalben des Teufels Großmutter in den Schooß! polterte der kleine Herr zu dem Haushofmeiſter. Was mich betrifft, ſo bin ich ein ſchöner junger Kavalier und werde überall mein Glück machen, wo ich mich nur zeige. Darum iſt mir nicht bange. Man packe mir meine Sachen; ich werde morgen früh mich auf die Reiſe begeben.

Die Fliegen, wie ſie es vorhergeſagt, blieben weg, als ſich zeigte, daß Küch' und Keller leer ſeien; die Eine jedoch vergaß nicht ihr Verſprechen zu erfüllen. Als alle fort waren kehrte ſie allein zurück und händigte Miſiſar eine kleine Schachtel von Elfenbein und Gold ein. Sie ſagte dabei: Ein dienſtbarer Geiſt iſt in dieſem Gehäuſe verſchloſſen, dem Du die gefahrvollſten Aufträge geben kannſt, er wird ſie pünktlich erfüllen. Lebe wohl, gedenke zuweilen Deiner dankbaren Freundinnen, der Fliegen.

Miſiſar nahm die Schachtel, legte ſie zu ſeinem übrigen ärmlichen Reiſegeräth und wanderte aus. Er brauchte drei Tage und drei Nächte ehe er wieder in ſeine Heimath kam. Als er ſeine Hütte erblickte ſtand grade der Mond darüber, und dieſes helle Himmelsgeſicht mahnte ihn an ſeine Schuld. Morgen, ſagte er bei ſich ſelbſt, morgen erwarten mich die Feen, und ich weiß noch kein Sterbenswörtchen von dem, was ich ihnen ſagen ſoll. O Fiſine, der Tod iſt mir und Dir gewiß!

Bei dieſem Seufzer kam die Bäuerin hervor, herzte und liebkoſete ihren wiedergefundenen Schatz, tröſtete ihn und brachte aus ſeinem Reiſeſacke all die Dinge hervor, die er bei ſich trug. So kam ſie auch an das Käſtchen.

Ei, was iſt das? fragte ſie.

Was wird es ſein! rief er verdrießlich. Eine Fliege hat's mir gegeben. Es ſoll einen dienſtbaren Geiſt enthalten, der alle meine Befehle vollziehen wird. Allein ich bin kein Narr, daß ich's glaube. Was kann ein armes Inſekt, daß ſelbſt nichts hat, Großes verſchenken!

Wollen wir's dennoch öffnen, ſagte die Bäuerin.

Thu's! entgegnete er.

Und ſie ſchob den Deckel von der Schachtel, da kroch eine kleine roſenrothe Fliege heraus, ſetzte ſich auf den Deckel und fing an ſich Beinchen und Flügel zu putzen.

Ach, wie niedlich! wie wunderhübſch! rief das junge Weib und ſchlug in die Hände. Wer hat wohl je eine ſo köſtliche Fliege geſehn!

Ich wollte, rief der Bauer, ſie machte ſich ſogleich auf den Weg und flöge zu den drei Feen und unterſuchte, ob ſich wirklich kein Fehler fände auf den drei angegebenen Körpertheilen.

Die Fliege, als dieſe Worte geſprochen wurden, ſetzte ſich auf die Hinterbeine, gerade ſo als wollte ſie beſſer hören, und als Miſitar geendet, war die Fliege auf und davon.

Sie blieb die ganze Nacht weg und kehrte erſt am andern Tage wieder. Als Miſitar aufwachte, ſaß ſie auf ſeinem Kopfpfühl und eine feine Stimme ſprach:

Die Erſte iſt ein hübſches Schneckchen,
Doch auf dem Buſen iſt ein Fleckchen.

Die Zweite hat — o weh!
Ein Wärzchen an dem kleinen Zeh.

Die Dritte hat zur Sünde,
Ein Härchen auf dem linken Kinn.

Potz Tauſend! rief der junge Bauer und ſprang auf, das iſt mir ſehr lieb zu erfahren. Aber, wie zum Teufel haſt Du das herausgebracht? Ich, meiner Treu, hab davon nichts bemerkt.

Weil Du nicht hundert Augen haſt, wie ich — ſagte die Fliege.

Es iſt wahr, ich habe nur zwei Augen, rief Miſitar, und dazu, wenn ich gewiſſe Dinge ſo recht in der Nähe ſehe, ſo flimmert es mir vor dieſen zwei Augen, ſo bekommen dieſe zwei Augen eine gewiſſe Schwäche, eine gewiſſe Undeutlichkeit — in der That ich kann es nicht erklären.

Gieb Dir auch keine Mühe, ſagte die Fliege, ſondern nutze die Mittheilungen, die ich Dir eben gemacht. Schon verſammeln ſich die Feen, um Dir das Todesurtheil zu ſprechen.

Gemach, gemach! rief der Bauer, ſo weit iſt es noch nicht. Alſo wie war es? Ich bitte noch einmal, damit ich's nicht verwechſ'le, und der Einen, die die Warze hat, das Haar gebe, und umgekehrt.

Die Fliege wiederholte ihren Spruch:

Die erſte iſt ein hübſches Schneckchen,
Doch auf dem Buſen iſt ein Fleckchen;

Die Zweite hat — o weh —
Ein Wärzchen an dem kleinen Zeh!

Die dritte hat zur Stund,
Ein Härchen an dem linken Rund.

Gut! ſagte der Bauer: nun weiß ich's. Du mußt übrigens viel herumſpaziert ſein auf den beſagten Theilen, daß Du ſo genau Beſcheid weißt.

Und nun ging er, und ſagte den drei hochmüthigen jungen Feen die Wahrheit, die ſie nicht ableugnen konnten, obgleich ſie durchaus nicht begriffen, wie der Bauer das alles habe erfahren können. Sie hielten nun ihrerſeits ihr Verſprechen und gaben Miſiſar die drei werthvollen Geſchenke.

Er richtete ſich im Palaſt herrlich ein, ſchlief ganz vortrefflich in dem prächtigen Bette mit ſeiner Fiſine, und den Diamant auf dem Boden des Nachtgeſchirrs verkaufte er, erhandelte ſich dafür ein Königreich, in welchem er ſehr weiſe herrſchte und regierte. Die Fliege blieb bei ihm und beſorgte für ihn allerlei kleine Geſchäfte.

Eines Tages ſchickte er ſie aus, um nach einem Manne zu ſuchen, der an einer ungeheuren Naſe kenntlich ſei. Sie ſollte ſich erkundigen, wie es ihm ginge, und ihn wo möglich gleich mitbringen, damit er im Königreiche wohne und ein ſorgenfreies Alter habe. Die Fliege fand den kleinen Herrn in einem ungeheuren Walde, in einer Höhle verſteckt, wo er Wurzeln aß und reines klares Waſſer dazu trank. So herunter war der kleine Herr gekommen. Er kam nun an den Hof des Miſiſar, und dieſer machte ihn zu ſeinem erſten Miniſter, gab ihm einen Pallaſt, der wieder mit einem Netz umſponnen wurde und einige ,,Damen'' zur Geſellſchaft, die diesmal keine Fliegen waren, und wo der kleine Herr keine unangenehmen Nachempfindungen ſeiner Freuden ſpürte.

3

Königin Ratte.

Eine Königin hatte zur Freundin eine Ratte, mit der ſie in vertraulichem Umgang lebte. Gewiß war auch dieſe Ratte die edelſte ihres Geſchlechts. Sie war zierlich gebaut, ihr Fell war glatt und da ſie ſprechen und denken konnte, ſo dachte ſie immer edel und ſprach immer gut. Fünf Jahr hatte dieſe Freundſchaftsverbindung zwiſchen der Königin und der Ratte gedauert, als plötzlich ein widriger Umſtand die Einheit der Gemüther in einen heftigen und ärgerlichen Zwieſpalt wandelte. Die Ratte kam eines Abends von einem ſehr langen, einſamen Spaziergang nach Hauſe, äußerſt erhitzt, und mit Merkmalen überſtandener großer Aufregung. Der Königin entging dieſes nicht und ſie fragte ihre Freundin auf das Zärtlichſte über den Grund der Veränderung in ihrem Weſen. Die Ratte ſchwieg. Nach einiger Zeit offenbarten ſich gewiſſe Anzeichen, die die Königin über den Zuſtand ihrer Freundin vollkommen ins Klare ſetzten. Eines Morgens, als die Ratte, wie gewöhnlich kam, der Königin die Hand zu küſſen, ſagte dieſe: Ratte, auf ein Wort! Können Sie leugnen, daß Sie ſich in andern Umſtänden befinden?

Ich leugne es nicht, gnädige Frau, antwortete die Ratte mit niedergeſchlagenen Augen und mit einem höchſt ſittſamen Ausdrucke im Geſichte.

Wie, rief die Königin, Ratte, hab ich recht gehört? Ratte, Sie? Vergaßen Sie alle unſre Geſpräche, die wir oft über Tugend und eine ideale Lebensauffaſſung führten?

Ich habe ſie nicht vergeſſen, erwiederte die Ratte.

Aus meinen Augen, Unverſchämte! rief die Königin zornig. Ich kann mit einem Weſen, das ſich ſo tief erniedrigt hat, nicht länger unter einem Dache leben!

Mit dieſen Worten warf ſie einen ſchweren ſilbernen Löffel nach ihrer ehemaligen Freundin und verwundete dieſe faſt tödtlich. Die Ratte nahm alle ihre Kräfte zuſammen und ſagte mit funkelnden Augen und einem edlen Stolze zur Königin: Du ſelbſt biſt die Unverſchämte, denn ohne Schaam ergiebſt Du Dich einem niedern Zorn. Wer hat Dich zu meiner Richterin beſtellt? Wenn ich fehlte, ſo fehlte ich aus Liebe, und nur die Liebe darf mich richten! — Dieſe letzten Worte ſagte die Ratte mit einem ſo unnachahmlich ſchönen Ausdrucke von gekränkter Weiblichkeit, daß die Königin auf einen Augenblick an dem leichtfertigen Charakter ihrer ehemaligen Freundin irre wurde, allein ihr Abſcheu kehrte ſogleich wieder zurück, und ſie hob einen zweiten ſilbernen Löffel auf.

Halt ein! ſchrie die Ratte; unſer Bund iſt zerriſſen. Ich verlaſſe Dich auf immer, Du Weib ohne Schonung, doch ſollſt Du ohne Strafe nicht bleiben. Werde von dieſer Stunde an das was ich bin und beharre bei dieſer Geſtalt, bis ein Mann ſich findet, der Deine Tochter in denſelben Zuſtand verſetzt, den Du eben an mir ſo arg geläſtert haſt.

Die Königin wurde jetzt zu ihrem großen Schrecken inne, daß die Ratte eine mächtige Fee war, und daß bei ihrem Zorn kein Entrinnen möglich. Sie fühlte wie ſie zuſehends zuſammenſchrumpfte, und ehe die Chokolade in ihrer Morgen taſſe kalt geworden, hatte ſie ihre ſchmachvolle Verwandlung beendet und ſprang als langgeſchwänzte Ratte vom Sopha.

Die Bedingung, die die Ratte geſtellt hatte, war deshalb ſo ſchwer zu erfüllen, weil die Tochter der Königin eine Perſon von einer abſchreckenden Häßlichkeit war. Man konnte nicht leicht ein widerwärtigeres Geſchöpf finden, wenn man auch darnach in Hütten und Pallaſten geſucht. Sie hatte nur ein Auge, das andere war mit einem großen ſchwarzen Pflaſter verklebt; dann hatte ſie rothes ſtruppiges Haar, und von derſelben Farbe auch einen kleinen Bart am Kinn und an der Oberlippe. Dazu war ſie klein, ſchief und hatte ein lahmes Bein. Bei alle dem hatte ſie doch noch einen Freier gefunden, denn eine Prinzeſſin, mit einer großen Mitgift würde ſchon einem armen Burſchen, der nichts als ſeine geſunden Glieder hatte, als ein ſehr annehmbarer Preis in die Augen geleuchtet haben, allein die Königin, die über alles Maaß ſtolz war, wollte nur einen Prinzen zum Gatten, und ſelbſt unter den Prinzen wollte ſie noch wählen, da war es denn natürlich, daß ſich keiner fand. Die Prinzeſſin hatte ſich auch bereit erklärt, unvermählt zu bleiben. Die Umſtände hatten ſich jedoch jetzt geändert. Die Köausſtoßen als die unglückliche Prinzeſſin ſie ausſtieß, in ihre Schleier gehüllt und auf die Polſter des verwünſchten Ruhebettes hingeworfen. Bedauernswerther Anblick! Welch ein gräßliches Geſchick hat ſich hier erfüllt! Eine Sonne der Schönheit iſt untergegangen, und nie leuchten ihre Strahlen wieder.

Clemence, am Bette niedergeworfen, bedeckt die Hand ihrer Gebieterin mit eben ſo aufrichtigen als reichlichen Thränen. Der Verluſt der Reize iſt ein Unglück, das ſympathetiſch in jedem weiblichen Herzen wiederklingt, darüber braucht man keine Commentare. Aber das arme Geſchöpf liegt wieder auf der Folter der Neugierde, und diesmal ſind alle Qualen verdoppelt. Wie hat das Ungeheure geſchehen können? Wer wagte ſich an die geheiligte Perſon der Fürſtin? Iſt's ein himmliſches Strafgericht, für welches Verbrechen wurde es an der Armen vollzogen? Giebt es nicht Mittel, die ſchnell Alles wieder gut machen? —

nigin, wenn ſie nicht als Ratte ſterben wollte, mußte daran denken, um jeden Preis ihre häßliche Tochter an den Mann zu bringen. Sie ließ darum alle Prinzen der Nachbarſchaft zu ſich einladen, und gab große Feſte, an denen die Oberhofmeiſterin präſidirte, da ſie ſelbſt unmöglich als Ratte bei Tafel ſitzen konnte. Es hieß, die Königin ſei unwohl und liege in ihrer Kammer. Die Prinzeſſin trug einen Schleier, weil ſie, wie behauptet wurde, das Licht nicht vertragen könne.

So ging alles ganz gut. Die jungen Prinzen aßen und zechten und ließen ſich's im Schloſſe wohl ſein, allein — ans Heirathen dachte Keiner. Ei, wo werde ich ein ſolches Erbſenſchneckchen in mein Haus führen! ſagte Einer immer zum Andern. Ich bekäme Bauchgrimmen, wenn ich ihr einen Kuß anböte, ſagte der Andere. Es giebt der ſchönen Prinzeſſinnen noch genug, bemerkte der Dritte, und der Vierte und Fünfte ſagte etwas Aehnliches. Die Königin, die unter'm Tiſch ſaß, hörte dieſe Aeußerungen, und wollte vor Wuth erſticken.

Endlich aber fand ſich doch ein Prinz, der Luſt hatte, die Prinzeſſin heimzuführen. Er war aus weiter Fremde und wußte von der ſchreckbaren Häßlichkeit der Dame nichts. Die Königin veranſtaltete ſchnell ein Hochzeitfeſt, und als dies beendet war und der Prinz mit ſeiner jungen Gemalin ſich allein in der Brautkammer befand war die Königin unter dem Bette gegenwärtig, um ſogleich, wenn die Verwandlung vor ſich geben würde, in ihrer wahren Geſtalt hervorzutreten.

Der Prinz, bevor er ſeine Braut in die Arme ſchloß, bat ſie den Schleier abzunehmen. Die Königin hörte dieſen Wunſch und dachte ſogleich bei ſich: Wenn er ſie in ihrer ganzen Häßlichkeit ſieht, ſo wird am Ende aus der ganzen Sache nichts; ich will eilen, die Lampe auszulöſchen. Im Dunkeln ſind alle Katzen grau.

Sie lief damit auf die Lampe zu, die auf dem Tiſche vor dem Bette ſtand, da ſie jedoch nicht vermochte die Flamme ſelbſt zu berühren, ſo begnügte ſie ſich damit, das Oel auszutrinken, wo die Lampe von ſelbſt verlöſchen mußte. Sie trank aus Leibeskräften. Es wurde immer dunkler im Zimmer, und der Prinz ging in ſeinem Angriff immer weiter. Da plötzlich wurde der armen Ratte von dem vielen Oel übel, und ſie mußte ſich auf das kläglichſte erbrechen. Kaum ſah der Prinz die Ratte, die gekrümmt auf dem Tiſche ſaß und ſich erbrach, als er in ein ſo unauslöſchliches Gelächter verfiel, daß er darüber die Prinzeſſin, und alle Dinge um ſich her, vergaß. Die Prinzeſſin, die da glaubte, er lache darüber, daß es immer dunkler wurde, und daß man ſo ſchlechte Lampen in einer königlichen Haushaltung habe, ſtand geſchwind auf, zündete mehr Lichter an, und ſagte: Nun, mein Prinz, jetzt iſt es hell genug —

Damit ich Ihre Häßlichkeit ſehe, meine Theure! rief der Prinz verwundert; ja dazu iſt's allerdings jetzt hell genug. Und damit wandte er ihr den Rücken und ging fort.

Die Königin blieb aber Ratte, ihr Lebelang.

4.

Abenteuer des Pagen Bip.

An eines Königs Hofe lebte ein ſehr luſtiger Page, der, ſo jung er noch war doch ſchon ſehr weit in der Welt ſich herumbewegt hatte. Der König und die Königin, wenn ſie Langeweile hatten, ließen ihn kommen, und er erzählte ihnen ſeine Abenteuer.

Biſt Du nicht auch bereits einmal im Lande der Rieſen geweſen? fragte der König eines Abends, als ſich der Hof in einem vertraulichen Kreiſe verſammelt hatte, und der Page, wie gewöhnlich, in der Mitte des Gemachs ſtand und ſeine Geſchichten vortrug.

Eurer Majeſtät zu Befehl, erwiederte der junge Mann mit einer reſpektvollen Verbeugung. Ich war im Lande der unermeßlich Großen und der unbeſchreiblich Kleinen.

So erzähle uns denn zuerſt von den Rieſen, und auf welche Weiſe Du in ihr Land gelangteſt, befahl der König. Es war grade am Geburtstage Eurer Majeſtät, hub der Page an, als wir Pagen eine Bowle Punſch uns gebraut hatten, und eine große Anzahl von uns ſich in ſpäter Nachtſtunde außer Stande befand ihre Betten aufzufinden.

Oh — rief die Königin — trinken alſo meine Pagen auch! das hab ich mir nicht denken können.

Madame, ſagte der König man muß bei der Jugend einige kleine Fehler und Gebrechen entſchuldigen. Wir waren alle, als wir jung waren, nicht ſo weiſe wie wir jetzt ſind. Nun fahre fort, mein Lieber. Alſo Du hatteſt auf meine Geſundheit getrunken?

Zu Befehl, Eure Majeſtät! und das reichlich, erwiederte der Page. Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß ich die Nacht auf den Marmorſtufen des Pallaſtes zubrachte, wohin mich meine Kameraden gebracht und dort liegen gelaſſen hatten. Ich erwachte von einem ſeltſamen Glanze, der mir in die Augen fiel, und gleichſam wider meinen Willen die ſchweren Decken derſelben in die Höhe ſchob.

Mein Schrecken war groß, denn ich dachte, es ſei die Morgenſonne, und ich hatte grade den Dienſt für Ihre Majeſtät, die Königin, die Chokolade zu ſerviren. Als ich in die Höh taumelte und mein ſeltſames Lager betrachtete und das noch viel ſeltſamere Weſen, das ich für die Morgenſonne gehalten hatte, wußte ich in der That nicht, was ich aus all den Dingen um mich her machen ſollte. In dem Augenblick that das Ding, das ich für die Sonne gehalten hatte, einen Sprung und ſetzte plötzlich von Oſten nach dem äußerſten Weſten über. Aha! dachte ich, hab' ich zu viel getrunken, ſo hat dieſe Sonne offenbar noch tiefer ins Glas gekuckt. Es iſt wahrlich gar nicht ſo übel, das ganze Tagewerk in einer Sekunde abzumachen. Jedenfalls iſt dieſe Sonne ein ſehr eilfertiges, raſchblütiges Geſchöpf. Es war aber keine Sonne, ſondern — Eure Majeſtät werden erſtaunen — eine Schuhſchnalle. Eure Majeſtät werden ſich nun vorſtellen, wie groß das Bein war, an deſſen Fuß dieſe Schnalle befeſtigt war. In Wahrheit, dieſes Bein reichte, wie eine große Nebelſäule, in den Himmel hinein. Ihr Götter! rief ich, wenn dieſes Bein nicht allein für ſich herumſpaziert, ſondern einen Körper trägt, wie groß muß dieſer ſein. Ich faßte den Entſchluß, mich aus dem Bereiche der Thätigkeit dieſes Beines zu entfernen; allein das war nicht ſo leicht gethan. Ehe ich's mir verſah, wiſchte der ungeheure Fuß über mich hin, und ich blieb an der Sohle haften. Ich wurde in die Luft gezogen, machte eine unbeſchreiblich ſchnelle Reiſe, und befand mich im Lande der Rieſen.

Auf welchem Planeten warſt du denn da angelangt? fragte der König.

Ich will hoffen, nicht auf der Venus! ſetzte die Königin hinzu.

Vergeblich ſtrengte ich meinen Scharfſinn an, erwiederte der Page, den Namen meines neuen Wohnorts zu erforſchen. Die Bewohner, wenn ſie unter ſich ſprachen, nannten nie den Planeten, auf dem ſie ſich befanden, mit Namen; ſie ſagten immer nur „hier“ oder „bei uns“ oder „in dieſer Welt“ alles ſehr unbeſtimmte Aeußerungen für einen Fremden, der ſeine Kenntniſſe bereichern will. Mein Rieſe, der mich hinauf gebracht, war, wie ich bald erfuhr, ein Tafeldecker oder eigentlich ein Paſtetenbäckerjunge, den man über die Straße geſchickt hatte, um aus der Hofküche, die ſich nebenbei auf dem Ringe des Planeten befand, friſche Paſteten für die Tafel zu bringen. Der ungeſchickte

Burſche, indem er über die Wolkenbrücke lief, hatte einen Schritt in einen Spalt gethan und war ſo mit einem Bein auf unſere Welt hinabgerathen. Ehe er in den Saal des Königs trat, ſauberte er an dem koſtbaren Teppich ſeine Schuhe, und ſo geſchah es, daß ich in einem Wald von haushohen grünen, rothen und gelben Wolkenfäden hangen blieb, in welchem Verſteck ich nur von Ferne die Rieſen an der Tafel ſitzen ſah, und das ohrbetäubende Geräuſch der zuſammengeſtoßenen Gläſer und der Trinkſprüche vernahm, die man daſelbſt ausbrachte. Denn es wurde die Vermählung der jüngſten Prinzeſſin des Hauſes mit einem bereits alternden Könige aus der Nachbarſchaft der königlichen Staaten gefeiert.

Ach — rief die Königin, wie ſah dieſe junge Prinzeſſin aus? Gewiß ein Wunder von Schönheit.

Ihre Majeſtät, ſagte der Page in einem ganz beſonders unterwürfigen und beſcheidenen Tone, wollen mir geſtatten, zu bemerken, daß unſre Begriffe von Schönheit nach den Umſtänden eine große Umgeſtaltung zu erleiden haben. Kann man eine Naſe noch ſchön nennen, wenn ſie zweimal ſo groß als unſre Thurmſpitze? Und ein Mund, darf man ihn noch lieblich nennen, wenn auf ſeiner

Unterlippe Ihre Majeſtät, und der ſämmtliche Hofſtaat ſich lagern können. Ich wage in der That, dieſe Fragen nicht geradezu zu bejahen. Dennoch war die Prinzeſſin ſchön, wenigſtens für ein Rieſenauge, denn ſie hatte einen blendend friſchen Teint, und ihre großen blauen Augen, von unermeßlich langen blonden Wimpern beſchattet, waren in ihrem Ausdrucke zugleich ſanft und verſchmitzt: zwei Charaktereigenſchaften, die, wie die Folge meiner Geſchichte lehren wird, ſich ſehr eng verbunden in dieſem liebenswürdigen Rieſenkinde fanden. Man blieb ziemlich lange an der Tafel, denn der alte König ſpeiſte gerne gut und anhaltend, er ſtand nie auf, ohne eine Indigeſtion ſich auf den Hals geladen zu haben. Endlich erhob man ſich aber doch, und die Prinzeſſin und ihr Verlobter nahmen von dem Könige Abſchied, um in die Brautkammer zu gehen. Auf der Schwelle derſelben machte jedoch der alte Bräutigam Rechtsumkehrt, und trollte ſich von dannen, indem er wohl ſehr richtig urtheilen mochte, daß es ein gefährliches Ding ſei, die Schwelle dieſes Gemaches zu überſchreiten. Die Prinzeſſin ging allein hinein. Ich hatte Mittel gefunden, mich an die Schleppe ihres Kleides zu hangen und ſo gelangte ich in das jung trauliche Heiligthum, das zierlich aufgeputzt war, und von einer großen an der Decke herabhängenden Mondlampe matt erleuchtet wurde. Die junge Rieſin ſetzte ſich an ihre Toilette und fing an, ein Stück nach dem andern von ihrem koſtbaren Putze abzulegen. Ich ſtieß einen Schrei der Bewunderung aus, als ich dieſe Reize, die ſo ungeheuer an Umfang waren, einen nach dem andern hervorkommen ſah. Allein dieſer Schrei war ſehr unvorſichtig. Die Prinzeſſin ſah ſich erſchreckt um, und indem ſie ihrer Kammerfrau klingelte, befahl ſie dieſer, das Zimmer zu durchſuchen, weil ſie fürchte, daß ſich Mäuſe hier eingefunden hatten.

O Mäuſe! Mäuſe! rief ich zornig. Iſt denn in Deinem Ohr, Du Ungeheuer! ein Ausruf männlichen Enthuſiasmus und ein Mäuſepfiff ein und daſſelbe?

Man ſuchte nach, fand mich aber nicht, da ich ſchnell in den abgelegten Seidenſchuh meiner Dame geſchlüpft war. Als alles wieder ruhig war, kam ich hervor, und ſah nun, daß meine Schöne ſchon im Bette lag. Himmel, welche ein Gebirge ſtreckte ſich dort aus! Eine Hügelkette von Reizen! Ein unermeßliches Durcheinander von wogenden und pulſirenden Vorgebirgen, Gebirgen, Buchten, Dieſe letzte Frage ſetzte ſich an dem unruhig arbeitenden Gehirne der kleinen Zofe feſt, wie eine Biene ſich an einen Blüthenkelch hängt, um Honig zu ſaugen. Ein raſcher kühner Entſchluß war hier der wohlthätige Honig. Sie ſprang auf, ergriff die Dame und zerrte ſie vom Bette herab. „Fort, fort!“ ſchrie ſie dabei leidenſchaftlich, und ihre Augen glühten; „fort! von dieſem abſcheulichen Lager; beim Himmel, es iſt Schuld an allem Unglücke!“ —

Die Prinzeſſin erhob ſich und ſchien in ſprachloſem Entſetzen eine Erklärung dieſes Ausrufs zu erwarten; ihre Zofe zögerte nicht, ihr dieſe zu geben. Sie riß die leichte Ueberhülle weg und auf die eingeſtreuten Kräuter zeigend rief ſie: „Ihr ſeid verzaubert, edle Frau! Seht hier dieſes dunkle Moos, das ich auf Befehl des jungen Mannes, der euch nicht lange erſt verließ, unterbreiten mußte. Bei der Stunde meines Todes ſchwöre ich euch, mir ahnete nichts Schlimmes. Aber, Schluchten, Engen, Vorſprüngen, Felſenplatten, Erker, Belvederes, Panorama-Thurmplatten — und alles das nur mit einer dünnen Decke umhüllt, wegen der Wärme der Julinacht. Und ich — beim Gefühl meiner Kleinheit — ein Bewußtſein zum Raſendwerden! — ich erkletterte die Bettpfoſten, und ſah von der äußerſten Spitze des Kopfpfühles hin auf das geſegnete Land zu meinen Füßen, und meine Kniee ſchwankten, meine Sinne taumelten. Das Alles mein! rief ich, und ſtreckte meine Arme weit über dieſe hunderttauſend Morgen Landes Mädchenreize aus — und doch wieder nicht mein, denn es fehlt mir die Kraft, auch nur ein Tauſendtheilchen im Genuß zu umklammern! Teufel, welch eine Marter iſt das!

Indem ich dies ſagte, ſtützte ich mich melancholiſch auf meinem Degen und ſah den Brandungen dieſes Rieſenbuſens zu, der unter mir ſeine Wellen ſchlug.

So verging die Nacht.

Gegen Morgen ſchlief ich etwas in dem Pantoffel meiner Angebeteten, allein es war kein erquickender Schlaf, er ermüdete mich mehr, als daß er mich ſtärkte. In den erſten Morgenſtunden ließ ſich die Oberhofmeiſterin melden und fragte wie die

Prinzeſſin ſich befinde. Dieſe antwortete der ehrwürdigen Dame, daß ſie nie beſſer geſchlafen. Die Duenna hörte dies mit einem kleinen boshaften Lächeln, das ſie hinter ihrem Fächer zu verbergen wußte. Man ging jetzt zum Könige. Seine Majeſtät ſaßen da und hatten ſich erbärmlich den Magen verdorben. Der Leibarzt befand ſich bereits im Vorgemach und wartete ab, bis das angewendete Medikament ſeine Schuldigkeit werde gethan haben. Seine Majeſtät nahmen ihr Töchterchen auf den Schoos, ſchaukelten es auf den etwas gebrechlichen Knieen, und erlaubten ſich einige Zärtlichkeiten, die nicht ganz nach dem Maaßſtabe väterlicher Liebe zugemeſſen ſchienen. Dieſe Tändelei dauerte ziemlich lange, ich hatte unterdeſſen Zeit gehabt, von dem roſenrothen Mouſſelin des Kleides der Tochter auf die alte ſchwarze Sammet Morgenhoſe des geſtrengen Papa's niederzurutſchen. Ich gedachte auf dieſem Wege nach und nach wieder zu ebner Erde zu gelangen; allein meine Reiſe fand Schwierigkeiten. Als ich im Schooß des alten Herrn angelangt war, wurde ich von einem braunen Regen überſchüttet, deſſen feinſter Staub mir in die Naſe drang und mich zu einem anhaltenden konvulſiviſchen Nieſen nöthigte. Es war der Tabak, den der alte Herr in ſeiner Weſtentaſche aufbewahrte und von dem er eben eine reichliche Proviſion in die königliche Naſe geſchoben hatte. Um nicht Lärm und Aufſehen zu erregen, hielt ich mich, ſo viel wie möglich ruhig und nieſte unaufhaltſam in die Hoſenfalten hinein. Zuletzt lag ich, faſt ohnmächtig, in einer dieſer Falten, als ich den Patienten aufſtehen und mit mir wegwandern fühlte. Wer beſchreibt meinen Schreck! Ich war zu ſchwach, um irgend etwas zu meiner Rettung zu unternehmen: geduldig mußte ich das Schickſal über mich verfügen laſſen, was es zu verfügen Luſt hatte. Es war grade in ſeiner grauſamſten Laune.

Hm! bemerkte hier die Königin, ich will nicht hoffen, mein Lieber, daß Du etwas erlebſt, was in der Erzählung zu unſerm Ohr gebracht, nicht ganz ſchicklich zu hören wäre.

Alsdann, ſagte der Page, muß ich hier meinen Bericht abbrechen und ſchweigen.

Nicht doch! rief der König unwillig. Was wird es denn ſein? Ich liebe die bunten Abenteuer und will daß er fortfahre.

Eurer Majeſtät, zu Befehl! entgegnete der gehorſame Erzähler. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, befand ich mich in einem runden Pavillon.

deſſen Wände von Porzellan waren, mit einem goldnen Rande oben geziert. Ich ſaß auf dieſem Rande. Ein unerträglicher Duft ſtieg aus der Tiefe des Pavillons auf. Dieſer Duft belehrte mich, daß mein Gefängniß ein ſehr unſaubres Gefäß war. Bald nachdem ich dieſe Entdeckung gemacht, kam der Leibmedikus und brachte den Pavillon ſammt ſeinem Inhalt in ſein Laboratorium, wo er eine chemiſche Analyſe der geſetzten Stoffe anſtellte. Ich übergehe was ſich auf dem Laboratoriumtiſch ereignete, nur will ich den erſchreckten Ausruf des gelehrten Mannes beifügen, der, als er durch die Lupe meine Wenigkeit anſichtig geworden, ſeinen Discipeln zurief: Teufel! Die Majeſtät geruhen kleine bewaffnete Huſaren im Leibe zu haben. Iſt es da möglich geſund zu bleiben? Und welche Tücke, Ihrem pflichtgetreueſten Arzte und Diener nichts davon zu ſagen, daß er eine ſolche Patrouille in ſeinen Eingeweiden angeſtellt hat! Der Kuckuck kurire die Vornehmen! Sie haben immer etwas Beſonderes an ihrem Leibe!

Die Schüler kamen nun herbei, um mich in Augenſchein zu nehmen. Ich wanderte von dem Finger des Einen zum Finger des Andern, und Alle riefen laut bei meinem Anblick: Das iſt die niedlichſte Krankheit, die es je gegeben! Der gelehrte Meiſter ſchlug in ſeinen Büchern nach, um einen Namen für dieſes neue intereſſante Uebel zu finden, allein er entdeckte keinen der beſchriebenen Krankheitsfälle, die ein ſolches Kennzeichen an ſich getragen. Ich wurde in eine Glastafel gethan, über die eine große helle Kriſtallglocke geſtülpt wurde. Das war nun ein Pallaſt gar prachtvoller Art und ich befand mich in demſelben ganz wohl; leider ſollte ich nicht lange darin bleiben.

Kaum hatten der Meiſter und die Schüler das Laboratorium verlaſſen, als die alte Haushälterin des Doktors ſich hereinſchlich, um ſich unter den vielen kosmetiſchen Salben und Tinkturen ein Mittelchen zu holen, um damit ihre runzliche Haut zu ſalben, die einzutrocknen begann. Da ſie Tritte auf der Treppe vernahm, warf ſie in Eile ein paar Büchſen durcheinander, lüftete unnützer Weiſe die Glasglocke, und entfloh endlich mit einem unrechten Büchschen, in welchen eine äußerſt ſtarke und wirkſame Stimulanz enthalten war, geſchaffen, um die erſchöpften Kräfte künſtlich zu neuem Feuer zu erregen. Ich hatte mich, als ſie mein Gefängniß öffnete, an die Manſchette der guten Alten gehängt, oder vielmehr mein Degen hatte ſich hierein verwickelt; kurz, ich gelangte aus dem Laboratorium in die Kammer der Haushälterin. Auf dem Buſentuch der Alten ſaß ich, und ſah zu, wie ſie thörichter Weiſe ein Mittel in Anwendung brachte, deſſen gefährliche Eigenſchaft ſie ſich auch nicht entfernt träumen ließ. Während die Stimulanz wirkte, hatte ich in den Florfalten des Buſentuchs einen Kampf mit einem eigenthümlichen Feinde zu beſtehen. Es war ein ſcheußlich geſtaltetes, mit einem glänzenden braunen Panzer bedecktes Ungeheuer, das, als ich eben um die Ecke biegen wollte, plötzlich aus einer dunkeln Falte mir entgegenſtarrte. Ich zog meinen Degen und der Feind rückte an. Wie ſchmachvoll für mich war es, als ich erkannte, daß es ein ungeheurer Floh war. Ich hätte vor Entrüſtung und Verdruß in die Erde ſinken mögen. Sollte ich mein jungfräuliches ritterliches Schwert gegen einen ſolchen Feind, in einem Kampfe, wo ſo wenig Ruhm einzuernten war, einweihen? O, nimmermehr. Ich bog alſo ſchnell um die Ecke und wollte verſchwinden; der Floh ſetzte mir aber nach, und grade im Mittelpunkt des welken Buſens meiner Dame kam es zu einem mörderlichen Gefecht, in welchem ich Sieger blieb, und meinen frechen Angreifer in die Flucht trieb.

Mittlerweile hatte das Mittel bei der alten Närrin gewirkt. Sie bekam Wallungen, und das ſchläfrige Blut betrat wieder Wege, die es bereits ſeit einem viertel Jahrhundert nicht mehr gegangen. Meine Alte ſtürzte in das Kabinet ihres Herrn, und dieſem an den Hals. Welch ein Entſetzen für dieſen, der eben mit der großen, grünen Brille auf der Naſe, ſich einer gelehrten Forſchung hingab. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, grade ſo, wie ich ihn eben mit dem Floh gekämpft. Der alte Herr vertheidigte ſeine Unſchuld mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, und zuletzt ſah ich ihn in Verzweiflung ſogar nach der Klyſtirſpritze greifen. Dieſen Hohn und dieſen Trotz ſchien die Dame nicht erwartet zu haben, ſie blieb einen Moment ſtehen, und ſah das Opfer ihrer Lüſte mit einem drohenden und durchbohrenden Blick an. Dieſen Augenblick des Waffenſtillſtandes benutzte der Doktor, um durch eine Tapetenthüre zu entfliehen, die er fluchend hinter ſich zuſchloß. Der Lärm hatte die Schüler herbeigelockt, und die raſende Medea ſah kaum ſo viele junge Männer eintreten, als ſie ſich auch ſogleich auf dieſe ſtürzte. Hier aber wurde ſie bald überwältigt, gefeſſelt, und in einen ſtark vergitterten Käfig geſetzt, der in der Mitte des kleinen Hofraums ſtand, der zur Wohnung des Leibmedikus gehörte.

Dieſe grauſenvolle Begebenheit, von der ich vom Anfang bis zu Ende Zeuge geweſen war, hatte mich lebhaft erſchüttert. Ich kann wohl ſagen, daß ich von Herzen das arme Geſchöpf bemitleidete, das gänzlich ohne Schuld in dieſe unſelige Lage gerathen war. Unmöglich war es geweſen auf dem Körper dieſer Raſenden auszuharren, ich hatte daher klug und raſch entſchloſſen eine Gelegenheit benutzt, wo ſie eben am Halſe des gemalten Doktors lag, und war vom Buſentuche der Dienerin auf die große, knöcherne Naſe des Herrn herüber voltigirt. Das Manöver war nicht ganz leicht auszuführen, doch gelang es vollkommen. Ich ſaß auf der Naſe, wie auf der Spitze eines erhabenen Vorgebirges ziemlich ſicher, und als der Kampf mit den jungen Schülern begann, ſteckte der Meiſter die Naſe durch die vorſichtig nur wenig geöffnete Tapetenthür, und lachte herzlich über die Scenen, die ſich ſeinem Auge hier boten. Er konnte gut lachen, da er in Sicherheit war. Es war kein ganz hübſcher Zug in ſeinem Charakter. Er hatte ſeinen Schülern zu Hülfe eilen ſollen.

Wie alles gethan war kam er wieder hervor.

noch immer lachend, ſchnaubend und keuchend, und ſetzte ſich zu ſeinem Buche nieder. Ein Blick auf den Tiſch und auf die in Unordnung gebrachten Büchſen überzeugte ihn, welches der Grund dieſer ſonſt unerklärlichen Erſcheinung war, und hatte er ſchon früher gelacht, ſo lachte er jetzt ſo unbändig und ohne aufzuhören, daß ich mich mit Händen und Füßen an der harten Knorpelbeugung der Naſe anhalten mußte, um bei dem donnerähnlichen Getöſe und den heftigen Eruptionen des unter mir befindlichen Kraters nicht herabzufallen. Endlich ging die Kriſis vorüber, und der gelehrte Herr zog ſeine Uhr hervor, um zu ſehen, ob ein gewiſſer Krankenbeſuch, den er durchaus nicht verſäumen wollte, nicht ſchon durch die Zeit geboten werde. Es fehlten nur wenige Minuten, und dieſe verwendete der Doktor, um ſeine gelehrte Toilette ein wenig neumodiſcher und gefälliger umzugeſtalten. Er nahm die grüne Brille ab und ſetzte eine weiße mit Silbereinfaſſung auf, und dann nahm er aus einem Schränkchen ein rothes zierliches Lederkäſtchen, in welchem, der Himmel weiß, welch ein ärztliches Inſtrument eingeſchloſſen lag. Dieſes unter den Arm nehmend, ging er ab.

Eure Majeſtät kann ſich denken, mit welcher

Neugier ich ihn begleitete. Offenbar galt der Beſuch einer Dame, und daß dieſe Dame jung und hübſch ſei, ließ ſich ebenfalls aus den Anſtalten ſchließen, die dieſer Gang nöthig gemacht hatte. Ich irrte mich nicht. Nachdem mein erhabener Träger, wahrſcheinlich der Vorſicht halber, um von ſeinen Schülern oder ſonſtigen Bekannten nicht auf dieſem Gange getroffen zu werden, die einſamſten und verſteckteſten Gäßchen eingeſchlagen hatte, trat er in ein Haus, deſſen Hintertreppe er hinaufſchlüpfte, und in welchem eine hübſche Operntänzerin wohnte, die von der ganzen männlichen Jugend des unbekannten Planeten vergöttert wurde. Eine Zofe brachte uns in ein halberleuchtetes kleines Kabinet, mit roſenrother Seide tapezirt, wo auf einem Diwan von derſelben Farbe die hübſche Ballkönigin in einem leichten verführeriſchen Hauskleide ruhte und den alten Diener des Aeſkulap mit einem Lächeln bewillkommte. Er ließ ſich zu ihr nieder auf das Ruhebett und flüſterte ihr, von einem kleinen trocknen Huſten unterbrochen, einige Artigkeiten zu. Noch immer wußte ich nicht, um was es ſich hier handelte als der Leibarzt endlich das rothlederne Etui öffnete und eine von Silber zierlich gearbeitete Spritze hervorbrachte. Sogleich fiel o Gott, es iſt geſchehen. Habt ihr jenen Nichtswürdigen vielleicht beleidigt; habt ihr ihm Urſache gegeben ſich an euch zu rächen? Geſteht mir Alles. Brecht einmal dieſes fürchterliche Stillſchweigen, das ich nicht länger ertrage! Sprecht, damit ich weiß, ob der Schändliche mit eurem Körper auch eure Seele verwandelt hat.“

Bei dem Anblicke der Mondsdecke war die Prinzeſſin ſchaudernd hinweggewichen; ſie ſtand in ihre langen Schleier gehüllt mitten im Zimmer und drängte unwillig die knieende Clemence zurück, deren Geſchrei die Aufmerkſamkeit der Leute außerhalb des Zeltes hätte rege machen können. „Was auch geſchehen iſt,“ tönte die Stimme unter den Schleiern hervor, „ſo gebiete ich dir das unverbrüchlichſte Schweigen. Dein Kopf haftet mir für das kleinſte Geſtändniß!“ —

„Hier iſt er!“ ſchrie die Kleine indem ſie mit ihrer Stirne die Fußſpitze ihrer Gebieterin berührte und ihn in ihre aufgelöſten blonden die Schöne um, aber nicht aus Schrecken, und nicht in Ohnmacht, ſondern ſie nahm eine graziöſe Poſitur an, welche dienlich war, die Operation, die jetzt vor ſich gehen ſollte, ins Werk zu richten. Zu gleicher Zeit ließ ſich mein gelehrter Oberprieſter auf ein Kiſſen auf dem Teppich in knieender Stellung nieder, und tauchte die Spitze ſeines myſtiſchen Inſtrumentes in ein Dekokt, das in einem ſilbernen Schälchen neben ihm auf dem Tiſche ſtand. Eine feierliche Stille herrſchte im Gemach, während der ſeidene Flor aufrauſchte, und zwei wundervoll gebildete Hüften ſehen ließ. In der That, dieſe koloſſalen Alabaſterhügel auf dem roſenrothen Atlasgrunde übten einen magiſchen Eindruck auf meine armen Sinne, die bereits im Laufe dieſes ereignißvollen Tages übermäßig abwechſelnd von entzückenden und peinvollen Eindrücken heimgeſucht werden. Der glückliche Aeskulapjünger ſchien das Entzücken mit mir zu theilen, wenigſtens dauerte es einige Zeit, bis er zu ſeinem ärztlichen Bewußtſein zurückkehrte, bis jetzt hatte er ſeinen Augen und ſelbſt ſeiner Hand eine Ergötzlichkeit und Freiheit geſtattet, die nichts mit ſeinem Beruf als Heilkünſtler gemein hatten. Ihr Götter, das war wohl ſehr verzeihlich; was hätte ich gethan, wenn ich an dem Platze des alten Greiſen geweſen wäre! wahrlich, ich beneidete ihn.

Das iſt ein ſehr unmoraliſcher Wunſch, mein Lieber, bemerkte der König. Man muß nie ſeinen Nebenmenſchen um das Glück, das er genießt, beneiden, denn wir können nicht wiſſen, ob er nicht durch tugendhafte Handlungen dieſes Glück vollkommen verdient hat.

Der Page machte auf dieſe Rede des Königs eine tiefe Verbeugung und fuhr dann in ſeiner Erzählung fort. Ich hatte die Unvorſichtigkeit begangen, um beſſer ſehen zu können, eine Warze auf der Naſe zu erklimmen, um von dieſem Rubinhügel hinabzuſchauen. Ich hatte dadurch ein kleines unbehagliches Kitzeln veranlaßt und der Alte fuhr mit der Hand an die Naſe, um ſich zu reiben. Im Nu haftete ich am Finger und wurde von dieſem an das Inſtrument gebracht und nun ſaß ich an der verhängnißvollen Elfenbeintaſte, die eben bereit war, den ihr vorgeſchriebenen Weg zu machen. Ha, Ew. Majeſtät können ſich meine Lage denken! ſie war zugleich mit Entſetzen und mit Wonneſchauern verbunden. Wohin ſollte ich mich retten? Auf dem glatten Elfenbein hielt ich mich nur mit Mühe, noch weniger wäre es mir geglückt, auf dem

Silberboden fortzukommen, und hatte das Schickſal mir einmal die wunderſamſte aller Todesarten beſtimmt, wie wollte ich die kühne Hoffnung faſſen, ihr zu entgehen? Ich ergab mich daher meinem Geſchick, und auf der Elfenbeinſpitze niederknieend gelobte ich, wie es einem untadelhaften Ritter ziemlich iſt, mein Andenken der Fürſorge meiner Dame und machte mich auf mein letztes Stündlein bereit, indem ich in Gedanken alle Diejenigen um Verzeihung bat, die ich vielleicht im Laufe meines kurzen Lebens konnte wider Verſchulden beleidigt haben.

Das iſt rührend, rief die Königin. Ich hoffe, daß Du auch dabei unſer gedacht haſt, und der vielen Güte, die wir Dir zu beweiſen geruht haben.

Mit dem innigſten Dankgefühle that ich dies, Ihre Majeſtät können es Ihrem unwürdigen Diener glauben, entgegnete der Page in tiefſter Ehrfurcht.

Man unterbreche ihn nicht weiter! rief der König ungeduldig. Ich will wiſſen, welch einen Ausgang dieſes Abenteuer nahm, das ſich ſo drohend geſtaltet.

Eurer Majeſtät zu Befehl! entgegnete der Page. Ich wurde gerettet. Grade als ſich die Spitze dem

Zielpunkte ihrer Wanderſchaft näherte, wurde ſehr vernehmlich an die Thür geklopft, und die ſchöne Tänzerin fuhr in die Höh. Fort! fort! rief ſie dem Aeskulap zu: da iſt Jemand, den ich nicht abweiſen kann. Schlüpfen Sie in jenes Cabinet; er wird nicht lange bleiben.

Der Doktor gehorchte der Weiſung. Der Deckel und die Spritze wurden bei Seite gebracht, und ein junger Herr trat ein, gefolgt von einem Pagen, der reſpektvoll an der Thüre ſtehen blieb. Ich ſah aus allem, daß es ein ſehr vornehmer Beſuch war. Die Tänzerin verſchwand mit ihm in ein Nebenzimmer und dieſen Moment, wo das Gemach leer blieb, benutzte der Page, der ſeine Blicke in ſtürmiſcher Eile über alle Gegenſtände in dieſen geheiligten Räumen hingleiten ließ, um die Spritze aus ihrem Verſteck hervorzuholen. Anfangs hielt ich entrüſtet meinen Kameraden einer ſo unedlen Handlung, wie die des Diebſtahls, fähig, bald aber bemerkte ich, daß ich ihm Unrecht gethan, daß er allerdings etwas ſtahl allein etwas ziemlich werthloſes, nehmlich die Elfenbeinſpitze, die er mit großer Geſchicklichkeit abſchraubte, und in ſeine Taſche gleiten ließ. Die Spritze ſelbſt ſtellte er wieder an die Thür mit einer ſo unſchuldigen Miene, als hätte er kein Waſſer getrübt. Ueberhaupt war unter den Pagen, die den unbekannten Planeten bewohnten, dieſer gewiß der allerverſchmitzteſte und keckſte Burſche, das ſah ich ſeinen feurigen Augen an, und ſeinem ſchelmiſchen Munde, der, wenn er lachelte, ein Paar Reihen der ſchönſten Zähne zeigte. So befand ich mich nun in der Taſche dieſes jungen Vagabunden, der ein ſchwärmeriſcher aber wenig beachteter Verehrer der Tänzerin war. Ich fand in der Taſche einen Spiegel, einen Kamm und ein Stückchen Wachspomade, um den Bart zu ſchwarzen und zu ſteifen. Alle dieſe Dinge war ich ſchon hier unten gewohnt in der Taſche eines Pagen zu ſinden, und es befremdete mich daher nicht im mindeſten ſie, freilich in einem ungeheuer vergrößerten Maaßſtabe, auch hier oben wieder zu entdecken.

Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen ſein als ich mit meinem neuen Träger den Weg zu dem königlichen Pallaſte antrat. Das Haus der Tänzerin hab ich nie wiedergeſehen, auch weiß ich nicht wie der Leibarzt den Verluſt ſeiner Elfenbeinſpitze verſchmerzte, noch weniger iſt mir bekannt geworden, ob die arme Haushälterin aus ihrem Kafig befreit wurde, oder ob ſie ſchmählig darin ihren Untergang fand. Es war mittlerweile Abend geworden und ich ſehnte mich nach Ruhe. Aber wo dieſe finden? Die Verfolgungen, mit denen das Schickſal mich bedrohte, hatten noch lange nicht aufgehört, im Gegentheil, ſie nahmen jetzt erſt eine recht grauſame und tückiſche Natur an. Die Gefahren, die ich beſtanden, ſollten ein Kinderſpiel gegen die ſein, die ich noch zu beſtehen hatte: ſo war es im Rathe der mir mißgünſtigen Götter beſchloſſen.

Die Pagen auf dem unbekannten Planeten ſchienen in eben dem Grade Liebhaber von Punſchbowlen und von nächtlichen Gelagen zu ſein, als ſie es leider hier hinieden ſind. Davon ſollte ich Zeuge ſein. Kaum hatte im königlichen Schloſſe ſich Alles dem Schlummer in die Arme geworfen als ein Dutzend von dieſen jungen Nichtsnutzen und Schlemmern ſich in einer der untern Hallen zuſammenfand und ihre Orgie feierte. Mein zeitweiliger Herr und Gebieter war natürlich auch dabei. Ich wartete noch immer, um zu erforſchen, zu welchem Zwecke er die Elfenbeinſeife, und mit dieſer mich geraubt haben könne. Bald ſollte ich hierüber Licht erhalten. O wie verderbt war dieſe nichtswürdige Race! Welche Sitten! Wo blieb da die gerade unſerem Stande ſo nöthige Moralität und Sittlichkeit? — Welch ein Ungeheuer von verdorbener Phantaſie war dieſer Knabe! Ach, Eure Majeſtät geſtatten, daß ich erröthe, indem ich mich anſchicke zu berichten, zu welchem Gebrauch der Unverſchämte die geſtohlene Spitze beſtimmte.

Gut, erröthe, mein Sohn, wenn Du es durchaus nicht laſſen kannſt, allein dann wünſche ich, daß Du auch ſchleunigſt in Deiner Erzählung fortfahreſt, ſagte der König.

Als die erſten Gläſer Punſch geleert waren, wurde eine Schachtel mit Cigarren herumgereicht, denn dieſe koloſſalen jungen Spitzbuben rauchten wie die Teufel — ſetzte der Page ſeinen Bericht fort. Um die Cigarren zu halten, brachten Einige dieſer Schlemmer elegante Pfeifchen hervor, mein Gebieter zog — die Elfenbeinſpitze aus der Taſche. An dieſe befeſtigte er ſeine Cigarre, nachdem er ſämmtlichen Kammeraden erzählt hatte, welchen Urſprungs ſein Cigarrenhalter war, und wie und wo er ihn erbeutet. Dieſer Bericht brachte ein ſchallendes Gelächter hervor und ein endloſes Bravorufen. Der glückliche Beſitzer dieſer myſteriöſen Spitze wurde von den Rittern, die an dieſer Artustafel ſaßen, beneidet, er wurde erſucht ſie hier und da auszuleihen, allein mit einem grenzenloſen

Spitze ſchob er das Elfenbeinmundſtückchen zwiſchen ſeine blühenden Lippen, und ſog mit einem nichts weniger als platoniſchen Behagen den Rauch ſeines guten Blattes hierdurch ein. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als in den kleinen, krauſen, ſchwarzen Bart, der Geltung eines Bartes, hineinzuflüchten, grade als die Spitze dieſen Bart berührte. Hier in dieſem Buſchwerk war ich fürs Erſte ſicher, aber Vorſicht war noch immer vonnöthen: denn der ungeheure dampfende Krater der Punſchbowle dampfte mir beſtändig vor der Naſe und hüllte mich oft vom Haupte bis zum Scheitel in naſſe, heiße, betäubende Wolken ein.

War jedoch irgend etwas im Stande, mich aus dem Unbehagen, in dem ich mich befand, herauszureißen, die Gefahr der ich ausgeſetzt war, vergeſſen zu machen, ſo war es der Name meiner angebeteten Prinzeſſin, der jetzt von einem dieſer leichtfertigen Vögel genannt wurde. Sogleich war ich ganz Ohr. Man ſprach von der Tugend der Prinzeſſin, und Einige behaupteten ziemlich frech, daß es mit dieſer nicht weit her ſei. Ich war im höchſten Grade entrüſtet. Schon wollte ich zu Gunſten der Angegriffenen ebenfalls meine Stimme erheben als ich die kleinmüthige Betrachtung an ſtellte, daß ich ſchwerlich würde gehört werden, und wenn ich gehört würde, ich nicht der Prinzeſſin nützen, mir aber dafür weſentlich ſchaden konnte, indem ich die Aufmerkſamkeit auf mich zog. Ich ſchwieg und ließ die Verläumdungen meinem Ohre vorübergehen. Neben mir ſaß ein junger Burſche, der daſſelbe that. Er ſah ſo unſchuldig aus, daß ich überzeugt war, er ſchweige ſtill, weil er nicht nur nicht über die Prinzeſſin, ſondern überhaupt über keine Frau der Welt etwas hierher Bezügliches zu ſagen hatte. Wie ſehr täuſchte ich mich. Die Folgezeit belehrte mich, daß grade dieſes keuſche Zeiſiggeſicht den ärgſten Schalk barg, der je ſich in einem Pagenherzen eingeniſtet. Das Gelage erreichte ſein Ende. Man erhob ſich taumelnd und mein Herr Kamerad, der das Seinige tüchtig geleiſtet hatte, raubte beim Heraustreten auf den Corridor der Kammerfrau der Prinzeſſin, die zufällig oder mit Abſicht hier vorbeiſchlüpfte, einen Kuß. Dieſer Kuß wurde ſo derb gegeben, daß ich dabei von dem Bart des jungen Mannes auf das Buſentuch der Zofe niederfiel. Ich konnte mir zu dieſer neuen Wendung meines Schickſals nur Glück wünſchen, denn dadurch gelangte ich von neuem zu dem Ort, wohin mich meine ſtete Sehnſucht trieb und von wo ich meine abenteuerliche Wanderung angetreten, nämlich in das Schlafkabinet meiner angebeteten Prinzeß.

Ah, rief der König, Du machteſt alſo einen Kreislauf, oder vielmehr das Schickſal ließ Dich einen machen, denn Deinem eignen Willen war wohl hierin ſehr wenig überlaſſen. Es ſoll mich nun verlangen zu erfahren, wie ſich dieſer merkwürdige Tag, den Du auf dem unbekannten Planeten, in der Welt der Rieſen zubrachteſt, endete.

Eure Majeſtät werden erfahren, hub der Page an, daß meine Abenteuer ſich hier mit dem wunderbarſten und gefährlichſten ſchloſſen und noch, wenn ich daran denke, welchen böſen Zufälligkeiten ich unterlag, muß ich ſtaunen, wie es mir möglich war, mit geſunden Gliedern zu entrinnen. So viel iſt gewiß, daß ich kein Verlangen trage, meine ſchöne Prinzeſſin, die für mich eine Art Wallfiſch wurde, wiederzuſehen oder überhaupt die Welt der Rieſen wieder zu betreten. Ich habe an dem, was ich dort erlebt habe, völlig genug.

Meine koloſſale Schöne lag, als ich in ihr Zimmer gelangte, bereits ſchon im Bette; allein ſie ſchlummerte nicht. Ich bemerkte dies deutlich, denn ihre Augenwimper zuckten, und von Zeit zu

Locken begrub. „Mein Haupt iſt ſchon jetzt eurer Rache verfallen für den Gehorſam, mit dem ich dem Befehle eures Feindes Folge leiſtete. Tödtet mich, werft meinen Leib auf die offene Straße, damit Jeder ſich ein Beiſpiel nehme, der auf Vernachläſſigung ſeiner Pflicht ſinnt.“

„Ich will deinen Tod nicht,“ rief die Prinzeſſin. „Schweigen iſt Alles, was ich von dir verlange.“

„Dem Himmel ſei Dank, es iſt noch eure Stimme!“ jauchzte Clemence. „Die ſanfte ſchöne Stimme, die ſtets mir bis ins innerſte Herz drang. Ihr ſeid noch ganz, die ihr waret, bis auf den entſetzlichen“ —

„Unglückliche!“ ſchrie Kalypſo. „Ein Wort noch, und mein Dolch lehrt dich ſchweigen!“ —

„Ich bin ſtumm wie das Grab!“ flüſterte die Erſchreckte und drückte ſich an den Boden.

So endigte ſich eine Scene, in der die beleidigte Nemeſis ihr Amt geübt hatte. Wir über-

Zeit warf ſie einen blinzelnden, verſtohlenen Blick auf die Thür. Es war Mitternacht als dieſe ſich leiſe öffnete und — o Eure Majeſtät geruhen zu errathen, wer ſich hereinſchlich —

Wer? rief der König. Ich will hoffen, daß es Niemand anders als der Bräutigam der Prinzeſſin war.

Leider nicht — entgegnete der Erzähler — es war jener ſanfte, ſtille und ſchweigſame Page, den ich eine Stunde vorher bei dem Gelage zu beobachten Gelegenheit hatte. Wie erſtaunte ich beim Anblick dieſes Heuchlers! Ich wähnte anfangs, er ſei irre gegangen und werde ſich erſchreckt zurückziehen, wenn er bemerke wo er ſei, allein ich mußte gewahren, daß er that als ſei er hier zu Hauſe. Meine Entrüſtung überſtieg vollends alles Maaß, als ich die Prinzeſſin ſich halb von ihrem Lager erheben und dem Eintretenden die Arme entgegenbreiten ſah. O Du Schändliche! rief ich. Macht man hier ſolche Streiche? Haſt Du dazu einen ſolchen Rieſenkörper erhalten, damit Du auch nicht ein Plätzchen frei behälſt, wo Du ein bischen Tugend und Ehrbarkeit aufbewahrſt? Abſcheulich! Was ſoll aus uns Kleinen werden, wenn nicht einmal ſo koloſſale Kräfte dem Laſter widerſtehen? Aber warte! ich eile zu dem König, zu Deinem Verlobten hin und theile ihm mit was hier geſchieht! Ich fordere ihn auf, unverzüglich herzukommen und ſeine Ehre zu retten.

In meinem tugendhaften Eifer hatte ich nicht bemerkt, daß einer der ſeidnen Strümpfe meiner Schönen gerade mir im Wege lag, und kam ſo tief in die Irrgänge des Labyrinths, daß ich mehrere Minuten brauchte, ehe ich wieder zum Vorſchein kam. Indeſſen hatte mein Herr Kamerad ſeinen Platz im Bette eingenommen. Es war zu ſpät, dem Könige jetzt eine ſo gehäſſige Meldung zu thun, und ich beſchränkte meinen Eifer auf bloße Beobachtung der Dinge, die geſchehen ſollten, um nöthigenfalls als Zeuge vor Gericht aufzutreten, wenn gewiſſe Dinge zur Sprache kämen. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit erkletterte ich den Bettpfoſten und nahm meine alte Stelle auf dem Kopfpfühle ein. Dieſe war aber unter den jetzt obwaltenden Umſtänden gar nicht ſo ſicher wie damals. Mir wurde ſogleich die Nothwendigkeit klar, mir einen feſten Standpunkt zum Beobachten auszufinden, und ich kam auf den Einfall, auf das Tiſchchen mich zu ſtellen, das dicht neben dem Bette ſtand und dazu diente eine kleine Kryſtallvaſe zu tragen, in welcher die

Nachtlampe hinter einem Schirm von roſenrother Seide brannte. Beim Schimmer dieſes röthlichen Lichtes konnte ich alles ſehen, was zwanzig Schritt im Umkreiſe geſchah; zugleich hatte ich den Vortheil, mich hinter die Kryſtallvaſe retten zu können, im Falle mir Gefahr drohte. Auch lag eine abgeſtreifte Papierpapillote auf dem Tiſchchen; dieſe ſtellte ich wie ein Zelt zurecht und machte auch hieraus eine Zufluchtſtätte. Ich Kurzſichtiger, ich ahnte nicht, daß das böſe Ungefähr mit einem Striche alle meine Vorſichtsmaßregeln zu nichte machen könne. Ein unvorſichtiger Stoß vom Arm des Pagen warf die Lampe um, und nun war tiefe Finſterniß im Zimmer, und was für mich das peinlichſte war, ich ſchwamm in einem Meere von Oel. Die Prinzeſſin verhielt ſich ganz ruhig; ſie hatte einen guten Grund, die Kammerfrau nicht herbei zu citiren. Aber, o Himmel! was ſollte aus mir werden? Der Oelſee verlief ſich zwar mit großer Schnelligkeit, allein immer noch war er ſo tief, daß ich bis zum halben Schenkel darin ſtand, und ein peſtilenzialiſcher Duft von dem ausgehenden Dochte brachte mir unleidliches Kopfweh. Dabei die Finſterniß! dabei drohende Gefahren aller Art, deren Natur ich nicht kannte, und denen ich daher nicht vorbeugen konnte! Es war eine Situation, die den Muthvollſten erſchüttern konnte! Aber es ſollte noch viel ärger kommen. Ich fühlte zwei Finger auf dem Tiſche herumtappen, die Kryſtallſchaale wurde aufgerichtet, und an den Fingern, die ſich jetzt wieder zurück und zwar unter die Decke zogen, blieb ich, triefend vom Oel wie ich war, haften. O ihr Götter, wo gelangte ich jetzt hin! Vergebens trachte ich, auch nur eine ungefähre Beſchreibung des Orts, an dem ich mich jetzt befand, zu geben. Ich ſah nichts, ich fühlte nichts, als rund um mich weiche, elaſtiſche, heiße Wände. Dieſe Wände erweiterten ſich und rückten an einander in ſteter Bewegung, nirgends ein Punkt, wo ich mich feſtſetzen und mich auf ungefähre Beobachtungen einlaſſen konnte. Alles in dieſem gefährlichen Verbleib ſchien ungewiß und trügeriſch zu ſein, jede neue Secunde konnte unbekannte Gefahren heraufbeſchwören, und ſie that es auch. Ich hätte die größten Schätze hergeben mögen für einen einzigen Strahl Lichts. Aber es blieb finſter, es blieb heiß und beengend, mir fehlte die Luft, ich fiel zu Boden und meine Sinne verließen mich. Nur ganz dunkel wie der Begebenheiten in einem Fiebertraume weiß ich mich deſſen zu beſinnen, was weiter mit mir geſchah.

Es war mir, als wenn ich bei einem Schiffbruch auf die Spitze eines ungeheuren Balkens mich gerettet hätte, und als wenn dieſer Balken mit mir in eine unermeßne grauſenvolle Tiefe gefahren wäre. Finſterniß, Heulen, Gedränge — alle Schrecken zugleich wütheten und tobten um mich her; eine Glut wie in einen Höllenrachen umfing mich. In den kurzen Momenten, wo mein Bewußtſein zurückkehrte, fühlte ich mich zuſammengedrängt, erdrückt, zerquetſcht, an allen Gliedern geklemmt, zugleich durchnäßt und halb verſengt, und umgewendet, hin und hergeſchleudert, in hunderttauſend Atome aufgelöſt. Das war eine Nacht! ich werde ewig an ſie denken! wie ich gerettet wurde, ich weiß es nicht; als ich erwachte, war es heller, lichter Tag und ich lag in der Kaminecke neben dem Bette, mit zerquetſchten Gliedern, keiner Empfindung fähig, mehr todt als lebendig.

Meine Prinzeſſin ſaß an ihrem Putztiſche.

Von dem Pagen war keine Spur zu ſehen.

Ich kroch an einen Tropfen Waſſer hervor, der für mich ſchon ein ganz geräumiges Waſchbecken bildete, hier ſäuberte ich mich ſo gut ich konnte und ſetzte meine Kleidung, die gewaltig gelitten hatte, in Stand. Nach und nach kamen auch meine Kräfte wieder: das friſche Waſſer hatte ſie belebt. Meine Jugend und meine gute Natur thaten das Uebrige.

Hm — bemerkte der König: bei alledem weiß ich doch eigentlich nicht recht was geſchehen war.

Ew. Majeſtät ſetzen mich in die unbeſchreiblichſte Verlegenheit, ſtotterte der Page, denn ich weiß es auch nicht. Jedenfalls war es ein entſetzliches Abenteuer.

Ja, das war es; ſetzte die Königin hinzu.

Als ich dieſe Gefahr beſtanden hatte, fuhr der Erzähler fort, ſchien das Schickſal mit ſeinen Angriffen auf mich ſich erſchöpft zu haben. Ich gelangte wieder auf die Erde zurück und zwar, indem ich mich an einen Spielball anklammerte, den ein Knabe im Hofe warf. Dieſer Ball gerieth in eine Lücke des Wolkenpflaſters, und ſtürzte mit mir zur Erde hinab. Ich fiel gerade drei Monate, drei Tage, drei Stunden. Als ich hier anlangte bemerkte ich mit Freuden, daß ich nur ich nur eine kurze Wegſtrecke von Ew. Majeſtät Pallaſte entfernt zur Erde gekommen war.

Der König, die Königin und die Damen und Herren des Hofes bezeigten ſich ſehr zufrieden mit dieſer Erzählung und der König ließ ſogleich einige Leckerbiſſen und Wein bringen, damit der Page ſich erfriſche und neue Kraft ſammle, um nun auch den zweiten Theil ſeiner Reiſeabenteuer vorzutragen. Dies war die Reiſe zu den unbeſchreiblich Kleinen.

Der Page dankte für die Güte der beiden Majeſtäten auf die graziöſeſte Weiſe und ſchickte ſich dann an weiter zu erzählen. Der König gab das Zeichen, daß man aufmerkſam ſein ſolle. Alle waren ſtill, und der Erzähler nahm wieder ſeinen Platz in der Mitte der Stube ein.

Die unbeſchreiblich Kleinen — hub der Page an.

Ach — unterbrach ihn der König, ich will hoffen, daß Du ſie doch wirſt beſchreiben können.

Ew. Majeſtät zu Befehl! entgegnete der junge Mann ehrerbietig. Ich werde verſuchen eine Anſchauung von dieſen wunderſamen Geſchöpfen zu geben. Ew. Majeſtät wird ein Inſekt bekannt ſein, das man eine Mücke nennt?

Ein ſolches Inſekt iſt mir bekannt, antwortete der König lächelnd.

Nun, ſagte der Page, ſo werden Ew. Majeſtät ſich vorzuſtellen geruhen, von welchen Dimenſionen ein Geſchöpf ſein muß, von denen fünfzig an der Zahl unter dem Flügel einer Mücke Platz haben.

Der König und die Königin ſahen ſich lächelnd an. Wunderbar! riefen beide. Von ſolcher Kleinheit iſt uns noch kein Weſen in der Schöpfung vorgekommen.

Und doch, ſetzte der Page hinzu, waren es die niedlichſten kleinen Männer und Frauen, die man ſehen konnte, vollkommen ebenmäßig gewachſen, und mit allem ausgeſtattet, was uns ziert. Selbſt die Kleidung war völlig wie die unſrige, von den Schuhſchnallen der Herren an bis zum Ohrſchmuck der Damen. Das kleine Krönchen, das die Prinzeſſin trug, von der ich eben zu ſprechen die Ehre haben werde, war von einer ſolchen Kleinheit und doch dabei von einer ſolchen Zierlichkeit, daß die Phantaſie, die ſich mit derlei Gegenſtänden beſchäftigt, ſich nichts Köſtlicheres ausdenken kann. Das allerfeinſte Frauenhaar war viel zu dick, um durch dies Krönchen gezogen zu werden, und doch umſpannte es das Haupt der kleinen Prinzeſſin vollkommen angepaßt. Von den Pantöffelchen der Prinzeſſin konnte man zwei durch ein Nadelöhr ſchieben, und ihre Ringe, die waren in der That von einer Kleinheit, die ſich nicht beſchreiben läßt.

Das iſt alles recht ſchön, ſagte der König etwas ungeduldig, allein Du haſt uns noch nicht erzählt, Ich hatte das wiſſen ſollen. Gram, Kummer und Leid waren die Früchte, die der bittre Zweig dieſes Liebesbaumes mir bot. Eure Majeſtäten mögen die Gnade haben nicht weiter mit Fragen in mich zu dringen.

Das iſt ſehr ſonderbar! ſagte der König zur Königin gewendet, indeß da man nicht wiſſen kann, welche von unſern bekannten Damen mit in dies Geheimniß verflochten iſt, die uns der Härte und Grauſamkeit zeihen könnte, wenn wir ihren Namen vor aller Welt aufdeckten, ſo wollen wir ihm ſchon ſeinen Willen thun. Die Königin, die unterdeſſen ihre Hofdamen betrachtet und Eine darunter entdeckt hatte, die lebhaft erröthete, neigte ſich zu ihrem Gemahl und flüſterte ihm etwas ins Ohr, worauf beide thaten, als hätten ſie nichts bemerkt und dem Pagen befahlen in ſeiner Erzählung weiter fortzufahren.

Um mich von meinem Liebeskummer zu erholen — ſetzte dieſer ſeine Rede fort — entſchloß ich mich auf eine ſehr ernſthafte Weiſe mit den Wiſſenſchaften abzugeben. Zu dieſem Zwecke ſchloß ich mich unſerm alten Hofgelehrten an und machte mit ihm weitläufige Spaziergänge. Eines Tages gingen wir durch eine enge kleine Gaſſe, und der Gelehrte gehen den geringern Schrecken, den die Prinzeſſin empfand, als ſie bemerkte, daß ihr auch der magiſche Säckel fehlte. —

Ein nur ſehr dunkles Gerücht, Dank ſei es dem Schwerte, das über dem Haupte der Kammerzoſe aufgehängt war, verbreitete ſich von den Vorfällen im Zelte in der Menge, als ſie den Befehl erhielt, wieder nach der Stadt aufzubrechen. Die geputzten Schaaren taumelten durcheinander, jedes Zelt gab ſeinen unordentlichen Inhalt heraus, wie der Knabe aus der Düte des Zuckerbäckers die aneinander klebenden Puppen ausſchüttet. Die Damen waren zu ſehr mit ihren, der Himmel weiß, durch welche Zufälle in Unordnung gerathenen Röcken und Federbüſchen beſchäftigt, die Ritter um aus dem Gewirre der Pferde und Stallbuben die ihrigen herauszufinden, als daß beide Theile viel Zeit gefunden hätten, über die Prinzeſſin nachzudenken. Man wunderte ſich zwar, als ſie nach langem Zögern endlich erſchien, der ſeine Augen überall hatte, entdeckte in einer ſtinkenden Goſſe neben uns ein Ding, das wie ein Garnknäuel ausſah, aber in der That kein Garnknäuel war. Er hob es auf, ſäuberte es ein wenig von dem daran haftenden Unrath und ſteckte es in die Taſche, nachdem er es vorher mit einiger Vorſicht in ein Stück altes Zeitungspapier eingewickelt hatte. Ich lachte ihn darüber aus, daß er ein ſo werthloſes Ding ſo ſorgfältig aufhebe, er aber kümmerte ſich über meinen Spott wenig und wir gingen unſres Weges fürbaß.

Zu Hauſe angelangt, nahm er den Knäuel und ſetzte ihn unter ein Glas, das, ich weiß nicht wie viel tauſend Mal, vergrößerte. Er rief mich herbei und ließ mich durchſchauen, indem er ſich lächelnd zurückbog. Himmel, was entdeckte ich! — In eine volkreiche Stadt fiel mein Blick, in deren Straßen es von buntgekleideten Spaziergängern wimmelte, wo es Kirchen und Palläſte und weitläufige Plätze, verziert mit Springbrunnen und Statuen gab. Nichts konnte luſtiger ſein, als dieſes Treiben anzuſehen. Ich ſah kleine Männer, die mit allem Anſtand, den ſie nur immer auftreiben konnten, ihre Frauen in die Kirche begleiteten, und anderswo ſah ich wieder luſtige Vögel, die haufenweiſe in ein winzig kleines Wirthshaus ſtürmten, aus dem wie Mückengeſumme ſo fein — Fidelklang und Trompetenſchall hervortönte. In dem Schloßgarten ſah ich aber ein allerliebſtes kleines Mädchen ſitzen, ganz in Goldbrokat gekleidet und mit Diamanten und Perlen überdeckt. Sie ſteckte wie ein kleines Leuchtkäferchen im grünen Laube. Es war eine ſo zarte, liebliche Schönheit, daß ich unwillkührlich meine Hände vor Erſtaunen und Entzücken zuſammenſchlug, und dadurch machte, daß das Glas aus ſeiner Richtung kam und damit zugleich die ganze kleine Welt vor meinen Augen verſchwand. Ich ſah ſtumm und ſtarr den grauen Garnknäuel an, dann wandte ich mich mit tauſend Fragen an den Gelehrten, der mir erklären ſollte, was ich geſehen.

Das weiß ich ſelbſt noch nicht, entgegnete er etwas unwillig über meinen Ungeſtüm, in dieſer Nacht werde ich mich mit den kleinen Geſchöpfen in Correſpondenz ſetzen, um Dir dann morgen mittheilen, was ich erforſcht habe.

Er hielt Wort. Ich habe den Hofgelehrten auf dieſer Kleinſten aller Welten geſprochen, hub er an, und in ihm einen ſehr humanen Mann gefunten, der nur leider ein gar zu eingefleiſchter Neptuniſt iſt.

Was iſt das? fragte ich.

Ich will es Dir ſogleich erklären, ſagte der freundliche Alte. Es giebt unter uns Gelehrten, die ſich mit dem Bau unſerer Erde beſchäftigen und ihre Stoffe zu erklären ſuchen, eine Abtheilung, die ſich Vulkaniſten, eine andre Abtheilung, die ſich Neptuniſten nennen. Die Erſtern glauben, daß unſre Welt einſt durch Feuer, die Andern, daß ſie durch Waſſer untergehen werde. Jener achtungswerthe Gelehrte iſt der Meinung, daß ſeine Welt durch Waſſer untergehen werde, und er führt mir dafür an, daß bereits geſtern die Hälfte ſeiner Erdkugel durch unermeßliche Fluten bereit geweſen ſei, unterzugehen. Ich machte ihm begreiflich, daß dieſe Fluthen nichts andres geweſen, als die unſaubern Feuchtigkeiten, die ſich in der Goſſe, wo ich den Knäuel gefunden, angeſammelt. Wie? rief er mit ſehr erklärlichem Stolze — meine Welt ſollte in einem kleinen ſchmutzigen Winkel der Ihrigen gelegen und ich ſollte dieſe Miſere für ein Diluvium gehalten haben? Unmöglich. Ich bewies ihm, daß dem gleichwohl ſo geweſen. Es dauerte einige Zeit, bis er mir glaubte. Nachher beſah ich mit ihm zu ſammen die intereſſanten wiſſenſchaftlichen Sammlungen, die auf dieſem Miniatur-Planeten angehäuft waren, unter andern auch die Bibliothek, die manche ſehr ſchätzbare und höchſt ſeltne Werke enthielt. Eine kleine Sternwarte war leider durch das Fragment eines Aſteroides, das daran hängen geblieben, ſo ſchadhaft geworden, daß die innere ſowohl als äußere Conſtruction nicht mehr herauszuerkennen war.

Ach! rief ich — was geht mich der Gelehrte an; ſagen Sie mir lieber, ob Sie die kleine wunderſchöne Prinzeſſin geſprochen haben?

Ich habe mich nicht bei Hofe einführen laſſen, bemerkte mein ehrlicher Alter etwas verſtimmt. Dazu wäre die Zeit unpaſſend gewählt geweſen. Aber wenn Du willſt, ſo kann ich Dich mit der Prinzeſſin bekannt machen.

Was konnte mir willkommener geſchehen, als dies?

Was ich wünſchte, geſchah.

Vermittelſt der optiſchen und akuſtiſchen Inſtrumente meines väterlichen Freundes kam eine Annäherung zwiſchen der Prinzeſſin, ihrem Hofſtaat und mir in der Art zu Stande, daß wir uns gegenſeitig verſtehen und mit Muße betrachten konnten.

Die Prinzeſſin ſetzte, wenn ſie mit mir in Verkehr trat, ein Verkleinerungsglas ans Auge, demzufolge meine Rieſengröße in die ihr ſo ziemlich zuſagenden Dimenſionen zuſammenſchmolz, während ich mich eines Vergrößerungsglaſes bediente. Mit unſern Augengläſern bewaffnet, genoſſen wir das Vergnügen, uns öfters unter vier Augen zu ſprechen. Die Prinzeſſin hatte mir das Verſprechen abgenommen, daß ich ſie nie in indiſcreter Weiſe auf ihren Spaziergängen im Garten oder auf dem Felde aufſuchen wolle. Da ſie mir mit dem größten Vertrauen entgegenkam, ſo erfuhr ich ſehr Vieles, was den Hof meiner kleinen Schönen und ihre eignen Verhältniſſe betraf. So wußte ich denn auch, daß ſie einen jungen Ritter liebte, den ihr Vater vom Hofe verbannt hatte. Eines Tages gab ſie mir mit einem Silberglöckchen das Zeichen, daß ſie für mich zu ſprechen ſei. Ich richtete ſogleich mein Glas auf die Umgegend des Pallaſtes und entdeckte meine niedliche Gönnerin in dem entfernteſten Winkel des Gartens, trauernd auf einer einſamen Bank ſitzen. Ich wußte ſchon was dieſe Stellung bedeutete, es war die Attitüde, die der Liebeskummer annimmt. Ach! mein Herr, hub ſie an, indem ſie langſam ihr Glas ans Auge ſetzte, mit einem theilnehmenden

Blicke aus meinem Auge begegnete, ich ſetze meine ganze Hoffnung auf Sie. Wenn irgend Jemand mich retten kann, ſo ſind Sie es. Erfahren Sie, daß mein Vater, aufs Aeußerſte erbittert über meinen Widerſpruch bei der Wahl eines Prinzen, den er mir zum Gemahl beſtimmt hat, entſchloſſen iſt, mich in ein Gefängniß zu werfen, wo ich elend verſchmachten ſoll. Was ſoll ich Unglückliche thun?

Fliehen, mein Engel, fliehen! rief ich ihr zu.

Und wohin? entgegnete ſie ſchwermüthig. Unſer Planet iſt nicht ſehr groß, und mein Vater beſitzt die Hälfte deſſelben als ſein Eigenthum, in die andere Hälfte theilen ſich drei befreundete Könige, von denen einer ſogar der Vater des mir aufgedrungenen Prinzen iſt. Dieſe Tyrannen werden wahrhaftig nichts zu meiner Rettung thun, viel eher werden ſie dieſe auf jede Weiſe vereiteln.

Das iſt möglich, ſagte ich.

Es iſt kein anderes Rettungsmittel denkbar, fuhr ſie fort, als daß Sie mich entführen, mein Herr.

Ich Sie entführen? meine Angebetete? rief ich erſtaunt. Wie ſoll ich das anfangen? Wenn ich einen Fuß auf Ihren Planeten ſetzte, würde ich ihn mit allem was darauf iſt, zermalmen.

Sie ſollen auch nicht hierher kommen, antwortete meine Schöne mit einem ſehr anmuthigen Erröthen. Ich werde zu Ihnen kommen, wenn Sie erlauben. Mit einem Worte, Sie nehmen mich von hier fort und bringen mich auf eine Zeitlang in Sicherheit.

Wohin? fragte ich.

Wohin Sie wollen, entgegnete ſie entſchloſſen. Wenn ich nur meinem Vater nicht in die Hände falle.

Wir verabredeten das Uebrige. In der Nacht als Alles auf dem kleinen Planeten ſchlief, ſetzte ich vorſichtig eine halbe Nußſchaale, die ich vorher ſehr ſauber gereinigt hatte, an den Eingang des Parks, und die Prinzeſſin und fünf von ihren Hofdamen ſtiegen vorſichtig ein. Auch das Lieblingshündchen, dem man die Schnauze mit einem ſeidnen Fädelchen verbunden hatte, damit es nicht belle, kam mit. Als Alle in der Schaale waren, ſetzte ich die andre Hälfte darauf und hatte ſo eine ganz niedliche kleine Societät beiſammen. Ich umſchloß die Nuß mit einem rothen Seidenbändchen und hob ſie ſorgfältig auf in einem Schränkchen, deſſen Schlüſſel ich bei mir in der Taſche führte. Alle Morgen und Abend ließ ich die Damen heraus, die auf der grünen Tiſchdecke ein Stündchen ſpazieren gingen und friſche Luft ſchöpften. Alle Sonnabend nahm die Prinzeſſin mit ihren Damen ein Bad, das ich ihr zubereitete, indem ich einige Tropfen gewärmten und wohlriechenden Waſſers in einen Fingerhut goß, den ich mir geborgt hatte. Für die Tafel und ſonſtige Bedürfniſſe ſorgte ich ebenfalls, auch ſtattete ich ihr täglich Rapport ab von dem was ich auf ihrem heimathlichen Planeten entdeckte.

Allein ich mußte bald bemerken, daß meine Kameraden nicht ganz ohne Kenntniß von meinem Geheimniß geblieben waren, und daß ſie anfingen, die gefangenen Damen durch ihre Beſuche zu beläſtigen, nachdem ſie ſich einen Nachſchlüſſel verſchafft, mit dem ſie das Schränkchen in meiner Abweſenheit öffneten. Ich nahm daher die geheimnißvolle Nuß jedesmal zu mir, wenn ich ausging, und zwar wies ich ihr einen Ehrenplatz an dicht an meinem Herzen, in meiner linken Weſtentaſche. Eines Tages mußte ich jedoch lebhafte Vorwürfe von der Prinzeſſin hören. Sie und ihre Damen waren durch ein ſo furchtbares Toben und Klopfen, dicht an den Wänden der Nuß erſchreckt worden, daß ſie gefürchtet hatten, die Welt ginge unter.

Ach, es war mein Herz geweſen, das durch ſein unbeſcheidnes Pulſiren die Nähe meiner Dame verrieth, an deren Fenſtern ich eben vorbeiritt. Ich erklärte dieſen Umſtand der Prinzeſſin, und ſie beruhigte ſich, indem ſie mit einem ſanften Lächeln hinzufügte: daß ſie ſelbſt verliebt ſei und ſich daher nicht beklagen dürfe, wenn andre Weſen in ihrer Nähe unter dem tyranniſchen Scepter der Liebe ſchmachteten. Doch — ſetzte ſie hinzu — wünſchte ich, daß Sie mich in eine andre Taſche überſiedelten. Ich ſchob die Nuß, da mir bei meiner Pagenjacke keine andere Taſche übrig blieb, in die Beinkleidertaſche.

An einem ſchwülen Sommernachmittage badete ich mich gerade in einem kühlen, verſteckten Waldſee, als ich plötzlich das kleine Silberglöckchen der Prinzeſſin vom Ufer aus vernahm. Ohne zu überlegen, in welchem Zuſtande ich mich befand, eilte ich hin, und bemerkte jetzt, daß die Nuß aus der Taſche herausgerollt war, ſich geöffnet hatte, und daß eben ein großer Waldkäfer im Begriff ſtand, den Damen einen Beſuch abzuſtatten. Ich überwältigte den Feind, trieb ihn in die Flucht, und kehrte zu meiner geängſtigten Schönen zurück. Aber wie erſchrack ich, als ſie bei meinem Anblick Alle einen Schrei ausſtießen und in Ohnmacht fielen. Die Oberhofmeiſterin erwachte zuerſt, und, den Fächer vorhaltend, rief ſie mir zu: Ungeheuer! iſt dies eine Manier, ſich Damen vorzuſtellen? Fort, aus unſern Augen! Erſt jetzt bedachte ich, was ich längſt hätte bedenken ſollen, daß ich nämlich ſo, wie mich Gott geſchaffen, vor ihnen ſtand. Stammelnd brachte ich eine Entſchuldigung vor und entſchlüpfte.

Um mein Verſehen wieder gut zu machen, verdoppelte ich meine Aufmerkſamkeit und meinen Dienſteifer für die Prinzeſſin. Unermüdlich war ich, ihr immer neue Nachrichten von ihrer Geburtsſtätte zu bringen, und es gelang mir ſogar, den Zufluchtsort des edlen Ritters, ihres Geliebten, auszukundſchaften. Ihr jungfräuliches Schamgefühl wollte es nicht eingeſtehn, allein ich merkte nur zu gut, wie ſie nichts ſehnlicher wünſchte, als mit dem angebeteten Gegenſtande ihrer Neigung vereint zu ſein. Was ſollte ich thun? mich gegen die zarten Wünſche unempfindlich zeigen? Die ſchmachtenden Blicke und verſteckten Seufzer überſehen und überhören? Dazu hätte eine unempfindlichere Natur gehört, als ich ſie beſaß. Schöne Prinzeſſin, ſagte ich ihr eines Tages, ich beſitze noch eine Nuß, die ich gerade ſo eingerichtet, gezimmert und tapezirt, auch dicht verſchleiert wie eine Karmeliternonne, aber man beruhigte ſich eben ſo leicht wieder, als man erfuhr, daß dieſe Umhüllung gegen die kühle Nachtluft ſchützen ſolle. Worüber beruhigt ſich nicht ein ermüdeter Schwarm am Abende eines Feſtes? Laßt dieſelben Leute am Morgen die Augen, die Erſchlaffung und Ueberdruß zudrückte, wieder öffnen, und ihr werdet ſehen, wie geſchäftig Alles an der Chronik ſcandaleuſe des vergangenen Tages arbeitet. Die dreifachen Schleier der Prinzeſſin und die Dolchſpitze, die aufs Herz der kleinen Clemence gezückt iſt, werden beide nicht verhindern, daß auch nur ein Blatt dieſer Chronik unausgefüllt bleibt.

Vielleicht wollen unſere Leſer gerade auch dieſes Blatt der Chronik leſen? Wozu dieſe Heimlichkeiten! rufen ſie unwillig aus. Verdient eine beſtrafte Kokette eine ſo ängſtliche Schonung? Nun wohl, wir wollen abſchreiben, was auf dem verſteckten Chronikblatte ſteht, es iſt ein kleines mit den nöthigſten Möbeln verſehen habe, wie die Ihrige, ſoll ich dem Ritter den Vorſchlag machen, ſich hineinzubegeben, und ſo in meinem Schutz ſich mit Ihnen, Holdſeligſte Ihres Geſchlechts, zu vereinigen? Die Prinzeſſin wollte weder ja noch nein ſagen, allein aus ihrem Betragen konnte ich genügend erfahren, was ſie wollte. Ich fing alſo den Ritter, der ſich in der Irre herumtrieb, mit einigen ſeiner Gefährten in meine Nuß ein, und wies dieſer den Platz in meiner zweiten Hoſentaſche an. So ging ich mit einem Roman in Miniatur in beiden Taſchen herum. Kam ich nach Hauſe, ſo wurden beide Nüſſe geöffnet und die Herrſchaften ſpazirten auf der Platte des Tiſches herum, ſich die artigſten Complimente machend, und ſich die ſchönſten Dinge ſagend.

Es blieb nicht lange ſo. Der Ritter hatte den ſehr natürlichen Wunſch, mit ſeiner Dame vereinigt zu ſein. Ich war ihm behülflich. Und wahrlich, nie ward einem Gelegenheitsmacher ſeine Arbeit ſo leicht gemacht; ich brauchte nur in die Taſche zu greifen und flugs war eine Partei zu der andern gebracht. Die Prinzeſſin, die darauf anfing, ihrem Ritter Vergnügungen zu bereiten, veranſtaltete ein kleines Souper, wobei geſungen, declamirt und kleine Spiele vorgebracht werden ſollten. Alles dies in meiner linken Hoſentaſche. Ich wußte davon nichts, und als dieſe Feſtlichkeiten begannen, befand ich mich grade unter dem Fenſter meiner Dame, wohin ich mich bei eintretender Dunkelheit geſchlichen hatte, um einen Blick, vielleicht gar einen Gruß zu erhaſchen. Die Vorhänge waren geſchloſſen, allein doch nicht ſo ganz feſt, daß mein Auge nicht einen Theil des Gemachs hätte erſchauen können. Was ſah ich! Götter, ich konnte zu keiner gelegenern Zeit hier eintreffen! Meine Dame machte gerade ihre Abendtoilette. Sie ſtand vor ihrem Pfeilerſpiegel und die Zofe legte ihr ein blauſeidnes Gewand an, das mit Perlen geſtickt war. Mein lauſchendes Auge kam zur rechten Zeit, um noch einen Theil des ſchönſten Buſens, den jemals der Strahl der Lichter im Königsſaale beſchienen, frei in ſeiner göttlichen Vollendung zu erhaſchen.

Als der Page dieſe Worte ſprach, unterließ die Königin nicht, nochmals ihren Blick auf die Hofdamen zu richten und ſie entdeckte daſſelbe und ein noch viel heftigeres Erröthen, wie das erſtemal. Sie machte den König darauf aufmerkſam, der dem Pagen lächelnd drohte, welches gnädige Zeichen den jungen Mann ſo verwirrt machte, daß er kaum im Stande war, ſeine Erzählung fortzuſetzen.

Ich ſtand, ſetzte er zögernd hinzu, wohl eine Stunde, ganz in dem Anſchauen dieſer himmliſchen Reize vertieft, und konnte mich nicht ſatt an ihnen ſehen. Ich befand mich in einem Zuſtand der Aufregung, der unbeſchreiblich war. Das Bett der Geliebten ſtand dicht am Fenſter, und ich bildete mir ein, es wäre geſchaffen, um auch einſt einen Platz für mich herzugeben. Schon wähnte ich mich dieſes Platzes theilhaftig, und indem ich auf dem weichen Pfühl die Arme ausſtreckte, fühlte ich den reizenden Körper an meinem Buſen, und unſere Lippen vereinigten ſich in einem langen, heißen Kuſſe. Taumelnd vor Begier hielt ich mich an den Mauerpfeiler und drückte meine fieberheiße Wange und Stirn an die äußere kalte Steinwand des Fenſters.

In dieſem Augenblick fühlte ich einen ſtechenden Schmerz an einem Theile meines Körpers. Ich achtete nicht ſehr darauf, allein dieſer Schmerz wiederholte ſich in kleinen Zwiſchenräumen. Endlich blieb er aus. Es wäre mir unmöglich geweſen den Grund dieſer Erſcheinung zu errathen, wenn ich ihn nicht noch denſelben Abend, als ich nach

Hauſe kam, auf eine ſeltſame Weiſe erfahren hatte. Meine Prinzeſſin ließ mich kommen und machte mir die lebhafteſten Vorwürfe. Wie, rief ſie, heißt das das Amt eines Beſchützers ausüben? Werden ſo argloſe Gäſte betrogen, die ſich mit Vertrauen ergeben haben?

Aber meine Gnädigſte, rief ich beſtürzt; was iſt denn geſchehen?

Was geſchehen iſt? wiederholte ſie mit Hohn und Zorn in der Stimme. Und Sie wüßten es nicht, da es an Ihrem Leibe ſelbſt vorging? das iſt unmöglich.

Was iſt unmöglich? rief ich immer noch ganz beſtürzt. Ich weiß von nichts; dies ſchwör ich bei meiner Ehre.

Schweigen Sie, ſagte die Prinzeſſin unwillig. Die Sache iſt die: Kaum hatten wir unſer Souper beendet und ſaßen noch am Tiſche, als dieſer Tiſch mit allem was drauf ſtand umgeworfen wurde. Eine furchtbare Erſchütterung des Bodens fand ſtatt; es bildete ſich gleichſam unter unſern Füßen ein Berg, der immer höher anwuchs, und die ganze Nußſchaale, in der wir uns befanden, zu zertrümmern drohte. Wir befanden uns in einer unbeſchreiblichen Gefahr. Ein Theil meiner Hofdamen lag ſammt dem Gläſer- und Tellerhaufen unterm Tiſch, und die Ritter taumelten als wenn ſie bezecht wären. Mein Geliebter, tapfer und unerſchrocken, wie er immer iſt, ergriff ſeinen Degen und indem er die Urſache der Erſchütterung des Bodens zu ergründen ſuchte, ſtieß er mehrmals mit ſeinem tapfern Schwertte hinein. Nun frage ich was war das? Sie müſſen's wiſſen, denn man hat nicht Taſchen, ohne daß man weiß was ſich in ihnen oder unter ihnen zuträgt. Wenn Ihre Taſche für irgend einen fremden Gegenſtand zugänglich iſt, ſo hätten Sie ſie uns gar nicht als ſichern Wohnort zuweiſen ſollen: vor allen Dingen war es unpaſſend mich zu veranlaſſen mein Souper auf einem ſo trügeriſchen Boden zu veranſtalten. Was ſoll der Ritter davon denken, daß ich ihn einlade damit er in eine Lebensgefahr gerathe? Thun Sie nun Ihr Möglichſtes die Sache wieder gut zu machen; in keinem Fall kehre ich in die Taſche zurück.

Ich war während dieſer ganzen Rede der Prinzeſſin wie mit Blut übergoſſen. Es wäre eine Unwahrheit, wenn ich behaupten wollte, ich hätte nicht gewußt, welcher Grund der Beſchwerde meiner erzürnten Schönen Veranlaſſung gab. Ich errieth, gleich beim Beginn ihrer Erzählung, dieſen Grund gar zu wohl; allein durfte ich wohl ein Wort davon äußern? Und welche andere glaubwürdige Erklärung konnte ich dem Ereigniß unterſchieben? Meine Phantaſie zermarterte ſich zwar eine ſolche Erklärung zu finden, allein es gelang ihr nicht. Zum Glück für mich ließ ſich die Prinzeſſin mit allgemein gehaltenen Tröſtungen beruhigen. Ich traf Anſtalten ſie anderswo unterzubringen, und erfand zu dem Ende ein eigenes Täſchchen, das ſich verſchließen ließ, und das ich um den Hals hängen wollte, wenn ich ausging. Das Schickſal aber wollte, daß die Prinzeſſin meines weiteren Schutzes nicht mehr bedurfte. Ich brachte ihr eines Tages die Nachricht, daß ihr Vater, der König, geſtorben ſei, und ſo betrübt ſie, als gute Tochter, über dieſen Schmerzensfall war, ſo erfreute ſie dabei doch die Hoffnung nun in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen. Ich brachte ſie ſelbſt mit allen ihren Damen ſicher in den Pallaſt zurück. Sie dankte mir in den zierlichſten Worten und alle böſe Laune gegen mich war verſchwunden.

Wie ſie ihren Hofſtaat überzählte, merkte ſie, daß der Hofaſtronom fehlte. Da ſie dieſen berühmten Gelehrten ſchätzte, war ſie über ſein Verſchwinden untröſtlich. Niemand wußte wo er hingekommen war, und ich durchſpähte den ganzen Planeten auf das ſorgſamſte, jedoch vergeblich. Meinem väterlichen Freunde theilte ich dieſes Ereigniß mit, und er geſtand mir, daß er ebenfalls nicht wiſſe, wo ſein College ſich hinverloren; zuletzt habe er noch auf der äußerſten Spitze des Thurms der Sternwarte mit ihm geſprochen, und ſehr intereſſante Belehrungen empfangen. Werden Ew. Majeſtät rathen können, wo dieſer berühmte Gelehrte ſich derzeit befand?

Wahrſcheinlich in ſeiner Studierſtube, oder im Monde, oder, der Himmel weiß, wo — entgegnete der König.

Er befand ſich in dem hohlen Zahne unſres Hofgelehrten, erwiederte der Page.

Das iſt beluſtigend, rief der König, ein Gelehrter in dem andern. Und wie kam er in den hohlen Zahn meines Hofgelehrten?

Auf die natürlichſte Weiſe, nahm der Page das Wort. Während des Geſpräches, das ziemlich eifrig geführt wurde, holte der Gelehrte etwas haſtig Athem, und durch dieſen Strom der Luft wurde Jener von der Zinne des Thurmes, auf der er ſich befand, emporgeriſſen, und gelangte in den offnen Mund, und dort in einen der hohlen Backenzähne ſeines Collegen. Er konnte von Glück ſagen, daß er nicht in den Schlund hinabglitt, wo dann ſchwerlich für ihn Rettung geweſen wäre. Unſer Gelehrte wußte aber nichts davon, daß er ſeinen Freund, der plötzlich vor ſeinen Augen verſchwand, bei ſich beherbergte. Erſt den andern Morgen nach einer durch lebhafte Schmerzen im hohlen Zahn ſchlafloſen Nacht brachte er vermittelſt eines goldenen Zahnſtochers den Verſchwundenen wieder ans Tageslicht. Der Gerettete war eben ſo erſtaunt, wie der Retter. Der erſtere hatte geglaubt, einer jener heftigen Aequinoctialſtürme, mit deren Beobachtung er ſich ebenfalls beſchäftigte, habe ihn erfaßt und in irgend eine Untiefe geſchleudert. Im Zahne angelangt, hielt er dieſen Zahn für eine Felſengrotte und richtete ſich darin ſo gut wie möglich ein. Als ein Philoſoph und als ein Gelehrter von ſehr frugaler Lebensart und einfachen Sitten bekümmerte ihn die Wildheit und Einſamkeit ſeines neuen Aufenthalts wenig. Da er nicht wußte, wie lange ſein Schickſal ihn hier laſſen würde, beſchloß er, jedenfalls ſeine koſtbare Zeit nicht zu verlieren. Er zündete eine kleine Wachskerze an, die er immer bei ſich führte, ſetzte ſich auf einen Felſenriß der Grotte und zog einen Folianten hervor, der über allgepraktiſche Berechnungen handelte und trigonometriſche Tafeln enthielt. So ſaß er die ganze Nacht und ſtudirte, während das heiße Wachs in die Höhlung des Zahn's tröpfelte und ſehr erklärlich jene Schmerzen verurſachte, von denen unſer Gelehrter gepeinigt wurde, und die ihn die Nacht nicht ſchlafen ließen.

Beide Freunde verſtändigten ſich leicht über den Unglücksfall, und ſchieden, indem ſie ſich einander die herzlichſte Theilnahme verſicherten.

Die Prinzeſſin, als ſie ihren Hofgelehrten wieder bekam, war ſehr erfreut. Bald darauf feierte ſie auch ihre Vermählung mit dem ſchönen Ritter. Ich war froh, daß dieſes Feſt nicht in meiner Hoſentaſche gefeiert wurde, denn ich ſah damals alle Abende meine Dame. Sie ließ für mich das Fenſter offen und plauderte mit mir, indem ſie ſich hinauslehnte, und ſomit ihren ſchönen Buſen meinen Augen und Lippen ſo nahe brachte, daß mehr wie ein Kuß in der verſchwiegenen Stille der Nacht geraubt wurde.

Hier ſchwieg der Page und machte eine tiefe Verbeugung.

Iſt Deine Erzählung nun zu Ende? fragte der König.

Sie iſt's — Ew. Majeſtät zu Befehl! entgegnete der Gefragte.

Nun wohl, ſagte der König ſehr gnädig. Zur Belohnung für das Vergnügen, das Du uns bereitet, ſchenke ich Dir die Hand Deiner Dame, und zugleich ein Haus, einen Garten und fünfzig Beutel Geldes. Iſt Dir das recht?

Ew. Majeſtät, antwortete der dankbare Page, belieben Ihre Großmuth für mich nach dem Maaßſtabe abzumeſſen, der im Lande der Rieſen herrſcht, während leider mein Verdienſt kaum hinreicht, um es mit der Elle zu meſſen, die im Reiche der unbeſchreiblich Kleinen im Gebrauch iſt.

Ich werde Zeit meines Lebens, ſagte die Königin mit heiterer Miene, an den kleinen Gelehrten denken, der beim Lichte der Wachskerzen im hohlen Zahne übt und ſtudirt.

Und ich, rief eine der Hofdamen, wenn Ihre Majeſtät erlauben, werde ſtets mit Vergnügen an die luſtige Scene denken, wie das Erdbeben die Nußſchaale um und um ſchleudert und Tiſch und Bänke übereinander fallen.

Und Jeder und Jede im Kreiſe hatte ein Abenteuer, das ihm beſonders gefiel. Der Page hatte es Allen zu Danke gemacht.

kurzes unbedeutendes Geſpräch, das im Vorzimmer des Palaſtes zwei Perſonen, zwiſchen Thür und Angel ſtehend, mit einander führen, ſo ſeltſam, ſo abgebrochen, ſo dunkel und doch ſo viel Aufſchluß gebend als gewöhnlich Geſpräche der Art zu ſein pflegen.

„Pſt! Juſtin! auf ein Wort."

„Was willſt du, Sibille? Ich habe keine Zeit dir Rede zu ſtehen." —

„Du kommſt aus den Zimmern der Prinzeſſin?"

„Darnach haſt du nichts zu fragen."

„Haſt du deine Scheermeſſer nicht vergeſſen?"

„Närrin, und wozu denn die? —

„Stell dich doch nicht ſo, ich weiß Alles. Alle Minuten ſchießt er neu hervor und er iſt vom ſchönſten Schwarz etwas ins Blaue fallend."

„Wer denn? Biſt du verrückt? Laß mich gehen."

„Nicht von der Stelle. Schäme dich, iſt das der Dank, daß ich dir durch meine Connec-

5

Liebesgeſchichte eines alten Meſſingleuchters.

In einer Rumpelkammer ſtand neben einem Waſchbecken von Kupferblech ein alter Meſſingleuchter, den die Jahre krumm gebogen und ihn mit Beulen und Flecken überdeckt hatten. Der alte Leuchter erzählte dem Waſchbecken ſeine Geſchichte.

Vor langen, langen Jahren ging ich eines ſchönen Tages, glänzend wie Gold und ſtramm und ſtraff von Geſtalt, mit allem verſehen, was eines Leuchters Glück in dieſer Welt machen kann, aus der Werkſtätte meines Meiſters hervor. Die Köchin in einem vornehmen Hauſe kaufte mich, und rief als ſie mich in der Hand hielt:

Welch herrlicher Leuchter!
Welch prächtiges Stück!

Endlich bringt er
In unſer Haus Glück.
Nun will ich nur gehn
Und ein Licht mir erſtehn
Ein Lichtlein ſo ſauber und fein
Das paßt für meines Töchters geliebten Schein.

Und ſo trat ſie denn in den Laden, wo man Kerzen ſiedet, Kerzen von aller möglichen Größe und von dem verſchiedenſten Gehalt. Ich fühlte mich auf das heftigſte bewegt. Der große Moment war gekommen: ich ſollte mich vermählen, ich ſollte ein zartes Weſen finden, das für mich paßte, das ich heißliebend mit meinen Armen umſchließen ſollte, das ſeine Thränen an meinem Buſen weinen, das bis an den letzten Hauch ſeines Lebens ganz und völlig mein ſein ſollte. Welche von Euch allen — rief ich den hunderten von ſchlanken weißen Kerzen zu, die ich oberhalb dem Ladentiſche in Reih und Glied hangen ſah — welche von Euch allen wird die Meine werden? Es war mir als ginge ein Geflüſter unter den Lichtern als ſie mich eintreten ſahen. In der That, ich war ein Mann, wie ſich manches dieſer hübſchen Kinder einen wünſchen mochte. Eine dicke Unſchlittkerze ſtieß ihre Nachbarin an, und ſagte:

Siehſt Du wer da eintritt?
Wie männlich ſein Schritt,
Wie ſtolz ſeine Haltung!
An der Hüfte welch ein Schwung!
Im Blick welche Strenge!
Doch fürcht' ich iſt er zu enge.

Die Nachbarin erwiederte:

Für uns iſt das kein Mann!
Ich brauche Platz.
Dort ſteht mein Schatz
Die Stalllaterne.
Wir liebäugeln ſchon lange
Ganz aus der Ferne.
Bei dem iſt mir nicht bange,
Daß ich mich verderbe,
Oder — daß ich ſterbe
An allzuenger Umarmung.

Eine andere Kerze ſagte zu ihren ſechs Töchtern:

Sehr ſtramm Euch gehalten!
Nicht fein gethan!
Es müßte mit dem Teufel zugehn
Verſchafft' ich Euch heute keinen Mann!
Ihr fangt ſchon an einzugehn.
Ihr werdet winzig,
Ihr werdet bitter,
Ihr werdet maulig,
Ihr werdet faulig.
Es hatte zwanzig
Freier meine Nachbarin.

Nur alle tanzen ſich Kreuz;
So muß es gehn.
Will eine Mutter werden?
Die aber bleibt nur ſitzen,
Das kann nichts nutzen.

Eine einſam für ſich hangende Kerze ſeufzte leiſe:

Soll ich mich entſchließen
In Liebesthränen zu zerfließen?
Soll ich einem Mann gehören?
Ich, die da ſchwur
Ewig nur
Als reines, jungfräuliches Talg
Mich in Andacht zu verzehren?

Eine alte Kerze ſagte zu ihrer einzigen ſchiefen und gelben Tochter:

Du Talg!
Nur einmal? Wer iſt Dich los?
Mein Jammer iſt groß!

Und alle dieſe Damen richteten ihre Blicke mit Hoffnungen auf mich. Allein ich hatte mein Herzchen verſchenkt. Ein Blick und mein Geſchick war entſchieden. Dieſe oder keine! Jene holde, edle Wachskerze mußte es ſein, die ich dort hinter der Glasſcheibe des Schränkchens leuchten ſah. Ich wußte wohl, dieſes edle Weſen war über meinem Stande; es war für einen ſilbernen Leuchter geboren — allein, mein Fehler war nicht übertriebne Demuth, ich war ſtolz; ich war ſo ſehr Ariſtokrat, wie es ein ſilberner Leuchter nur ſein konnte. Zum Glück für mich — an welchem Haar hing hier mein Schickſal! — hatte meine Köchin ſo viel Geld bei ſich, daß ſie die Wachskerze kaufen konnte, und ſo kam denn eine der glücklichſten Ehen zu Stande, die je hier unterm Monde geſchloſſen worden ſind.

Sie war ſo weiß, ſie war ſo zart,
Und meine Bruſt war eiſenhart.
So geſchah denn das ſich paarte
Das Starke und das Zarte.

Mein Weib war ganz Unſchuld und ſüße Unbefangenheit; ſie ſagte mir einmal:

Wir Kerzen haben ein kurz Gedächtniß
Wir brennen ab, wir ſchlummern ſtill
Der Gott, der uns durchleuchten will,
Giebt nur ein ſpärliches Vermächtniß;
Der Funke ſprüht,
Der Docht verglüht
Und was wir ſchauten, ſchnell ſtirbt es fort
Wir faſſen wenig nur von Zeit, von Bild, von Wort.

Und ſo lebte das holde Weſen in meinen Armen faſt bewußtlos fort. Sie leuchtete, ſie wärmte mehr wollte ſie nicht: das ächte, edle Weib, das für die Außenwelt todt iſt und nur für ihren Gatten lebt.

Wir zogen in das Haus eines alten Mannes ein, der ein hübſches junges Weib geheirathet hatte. Die Köchin ließ mir merken daß ich in dieſem Hauſe ein langes bequemes Daſein haben würde, denn jedes Möbel wurde dergeſtalt geſchont daß es das Greiſenalter erreichte. Es war ein Haus der Ordnung. In der That, ſo lange der alte Hausherr in dieſen Räumen waltete hatte ich über keine Unbill zu klagen; aber als er todt war, da hatte auch mein Glück, meine Ruhe, meine Sicherheit ein Ende und ich gerieth bald in den Zuſtand in welchem du mich jetzt ſiehſt. Aber ich will dir den erſten Abend beſchreiben, wo ich in das Haus eingeführt wurde. Es war Schlafenszeit — in einem kleinen Zimmer, in welchem ein Bett ſtand und der Kamin eine treffliche Glut ſpendete ſaß der Alte und das junge Weib. Sie waren ſchon fünf Wochen vermählt und jetzt endlich kamen gewiſſe Dinge zur Sprache, die ſonſt wohl zwiſchen jungen feurigen Liebesleuten noch vor der Hochzeit abgehandelt werden. Die Sache war die, daß der Alte ſich etwas zugetraut hatte, was er, wie er nunmehr merkte, nicht durchzuführen im Stande war. Ich und mein junges Weib hatten unſere Freude daran an dem Geſpräch, das jetzt ſtatt fand. Sie ſaß auf ihrem Polſterſtühlchen in lieblicher ſchwellender Stellung zuſammengekauert und ſpielte mit ihrem Silber und Gold geſtickten Pantoffelchen, das ſie vom nackten Fuß bald abzog, bald wieder anlegte. Die rothe Flamme ſpielte auf ihren runden Schultern und warf feurige Glut auf die quellenden weißen Brüſte, die über dem grünen Sammet des abgeſtreiften Kleides hin wogten, ihr blondes Haar hing in langen Ringen über die helle weiße Stirn und an den gerötheten Wangen hinab. Er ſaß auf einem Lehnſtuhl und ließ die Daumen übereinander rollen, indem er den Blick vor ſich hin in die Glut des Kamins heftete:

O wie thöricht wenn ein alter
Nachtfalter
Sich mit einer hüpfenden Libelle,
Die ſchön wie der Morgen
Und flüchtig wie die Welle
Zuſammenjocht zum Ehebunde,
Das giebt Angſt und Sorgen
In jeder Stunde.

Nun, mein Kind, wie gefällt dir der ſchöne, große

Spiegel mit dem ſilbernen Rahmen, den ich dir geſchenkt? fragte der Alte.

Ganz wohl, entgegnete ſie. Er zeigt mir nur, was ich ſchon weiß, ein trauernd Angeſicht.

Aber der neue Gürtel, in Form einer goldenen Schlange, fragte er weiter. Keine Prinzeſſin hat ihn ſchöner.

Der Gürtel ſagt mir nur, entgegnete ſie, daß mein Leib verfällt, und daß ich mager werde.

Ei Kind, und wovon wirſt du denn mager und worüber machſt du ein trüb' Geſicht? Biſt du nicht mein Weibchen? Leben wir nicht wie die Turteltäubchen zuſammen? Kann es eine beſſere und vergnügtere Ehe auf Erden geben?

„O du böſer Bube,
Wie magſt du ſo freveln
So nahe dem Grabe
Wagſt du eine Rede zu ſprechen?
Und kannſt ihr doch nicht geben, Thau, Wärme
und Licht?
Geh, alter Thor,
Verbirg dein runzlich Angeſicht,
Zieh die Schlafmütze über's Ohr!

Ob es eine beſſere Ehe giebt, als die unſre,“ hub das junge Weibchen an, weiß ich nicht, aber eine vergnügtere giebts ſicherlich. Schon unſer Nachbar, der junge Seidenfabrikant, wie tändelt er mit ſeiner Frau, ſo Tag wie Nacht, und wie blühend ſieht ſie aus und wie guter Dinge! Und ich habe gemerkt:

Sie ſchläft nicht allein —
Bei des Nachtlichts Schein
Schleicht ſich was in's Zimmer hinein.
Es iſt der Mann.
Er kommt ſo ſacht,
Er kommt ſo leis.
Und ſie — ſie erwacht?
Sie ſtellt ſich an
Als ſchliefe ſie, doch ich weiß
Sie wacht — ſie wacht.
Sie hat ihn erwartet
Es war abgekartet
Zwiſchen den Beiden
Ich weiß es beſtimmt,
Und daß das Spiel der Freuden
Jetzt ſeinen Anfang nimmt.
Ich ſitz hier im Dunkeln.
Die Sterne funkeln
In meiner Kammer iſt's hell,
Niemand, der mich erfreuen will.

O was das betrifft, hub der Alte an, ſo gieb nur Acht, auch Deine Kammerthür wird ſich einmal öffnen, und wie dort der Seidenfabrikant, ſo komm ich hier hereingeſchlichen. Da ich aber ein frommer Mann bin, ſo müſſen wir abwarten, bis von den

Dreihundert und fünfundsechzig Heiligen, die jedem Tage im Jahre vorſtehen, zufällig einer verreiſet iſt. Denn Du ſiehſt wohl ein, daß während der Heilige da iſt, ſolch ein eitles und irdiſches Werk nicht wohl vor ſich gehen kann. Es würde ihn beleidigen.

Gut, ich werde warten, bis ein Heiliger verreiſet, ſagte ſie.

Er rief:

Der Erſte iſt der heilige Jurian.
Dem hab ich ſchon die Luſt zu reiſen an.
Auch Gordula, die heil'ge Frau,
Hat ihr Pilgerhütchen grau,
Den Pilgerſtab und das Muſchelkleid
Zur Wanderung gelegt bereit.
In nächſter Woche, traun! Du beſſen
Sieh'n zwei Heiligentag' Du eſſen.

Sie ſtand auf, machte ein helles, freundliches Geſicht, zugleich eine ſchalkhafte tiefe Verbeugung und ſagte lachend:

Ich wünſche gutes Reiſewetter,
Der frommen Frau und ihrem Vetter!

Aber der Alte konnte nicht Wort halten. Es ging nicht — es ging durchaus nicht! Und als die Tage Jurianus und Gordula kamen, ging er niedergeſchlagen und betrübt zu ſeinem Weibchen und ſagte:

tionen am Hoſe die Stelle eines Hühneraugen-Operateurs verſchafft habe?“

„Nun ja. Die Prinzeſſin trägt enge Schuhe; ich habe die Ehre, die ich allerdings dir verdanke, ihren kleinen Fuß von jenen kleinen Extravaganzen der Eitelkeit zu befreien.“

„Ich ſpreche nicht von Hühneraugen.“

„Und wovon denn?“

„Juſtin, ſieh mir ins Geſicht. Antworte mir auf eine Frage oder, ſo wahr ich Sibille heiße, du betrittſt nie mehr die Schwelle meiner Kammer.“

„So frage denn.“

„Hat die Prinzeſſin wirklich einen — du verſtehſt mich ſchon; ums Kinn? Das was dir noch fehlt?“ —

„Und du willſt wirklich, daß ich ſo etwas bekomme?“

„Und was denn?“

„Einen langen ſchwarzblauen Bart, der das

Denk Dir nur, mein Kind! Gertula hat ihren Entſchluß geändert, ſie bleibt für's Erſte noch zu Hauſe.

Und Zyprianus? ſagte die Frau.

Er erwiderte:

Ein Heil'ger hat oft tolle Grillen,
Der will ein neues Reiſekleid,
Ich muß ein alt' Gelübde' erfüllen,
Das ich ihm that vor langer Zeit;
Goldſtoffe und Perlen einzukaufen
Muß ich jetzt in Eile laufen.

Aber die heilige Anna wird verreiſen, und ſie nimmt, wie ich ganz gewiß weiß, ihre Muhmen, die heilige Portiuncula und die heilige Petronella mit. Da haſt Du drei Freudentage am Anfang des nächſten Monats zu erwarten, ſagte der Alte.

So erhob ſie ſich wieder, trocknete ſchnell die paar Thränchen, die ihr aus Aerger und Verdruß über die rothe Wange hinabgelaufen waren und ſagte, indem ſie ſich lächelnd verbeugte:

Wenn die drei Damen reiſen wollen,
Soll'n ſie ſich in Gottes Namen trollen!
Das Wetter iſt ſchön, die Wege eben,
Ich wünſche ihnen wohl zu leben!

Als aber der Anian, der Pertunnenla und der Petronellen Tag kam, hieß es: o weh! die drei Heiligen reiten doch nicht! Es iſt wieder abbeſtellt.

Petronellen iſt das Gäulchen naß,
Pertunnula hat dies und das,
Was ſie ab dem Reiten hält,
Der Anian hat ſich Migräne eingeſtellt.

Hol' der Gukuk die Damen! rief das junge Weibchen; ich weiß es aus Erfahrung in meiner Muhme Hauſe, wo ich aufgezogen wurde, wenn die einmal reiſen wollte, kam es auch nie dazu. Immer war noch etwas zu beſorgen, und wenn der Tag ankam, war Keine fertig. Nein, die Männer ſind mobiler. Weißt Du denn Niemand, der den Fehler des heiligen Frauenvolks wieder gut macht?

Ich weiß von Allen nur den heiligen Medardus, entgegnete der Alte. Der reitet aber auch ganz beſtimmt und zwar ſchon übermorgen. Das iſt ein reſoluter Heiliger, der ſich in ſeinen Entſchlüſſen nicht ſo leicht abhalten läßt.

Die junge Frau machte wieder ihre Verbeugung und ſagte lächelnd:

Wie Herr Chriſtoph reiſ't über Berg und Thal,
Ich wünſch' ihm Glück viel Tauſend Millionen Mal!

Als aber der Chriſtophorus Tag kam und das kleine Weibchen ſich ſchon auf die Nacht freute und dachte: Halt, Seidenfabrikant, heute wird auch hier Seide geſponnen! kam ihr Alter athemlos und rief: Denk Dir das Unglück! Der heilige Chriſtoph war ſchon fort, da hat er ſeinen Regenſchirm vergeſſen und kehrte wieder um. Nun iſt er da und — es wird nichts daraus! Das nenne ich Mißgeſchick haben!

Das Weibchen antwortete nichts darauf; in ſeinem Sinne nahm es ſich vor, nunmehr auf die Abreiſe keines einzigen Heiligen mehr zu hoffen. Sie gab ſich ihrer Trauer hin und gedachte ihr Lebenlang Trübſal und Langeweile zu empfinden, da kam eines Tages die Straße herab —

Ein Huſarenoffizier,
Ein hübſches Bürſchchen,
Schlank wie die Tanne,
Der ſah hinauf
Zur kleinen Suſanne
Und hemmte ſeinen Lauf,
Er blieb am Laden
Gegenüber ſtehn.

Sie ſaß am Fenſter
Ihr riß der Faden,
Die Nadel zerbrach
Welch Oh! und Ach!
Der böſe Junge
Das hat er gethan!
Mit einem Sprunge
Iſt er wieder fort.
Doch morgen um dieſelbe Stunde
Iſt er wieder am Ort.
Und ſo gehts die ganze Woche fort.

Ich und mein Weibchen merkten recht wohl, wie viel die Stunde geſchlagen. Um eilf Uhr Nachts, wenn der Alte ſchlief, wurde meine Kerze angezündet und ich mit ihr in eine gewiſſe Stellung zwiſchen Schrank und Fenſter geſetzt, was denn ein verabredetes Zeichen bedeutete, daß der junge Huſar ſicher ins Haus ſchlüpfen konnte. So weit war raſch das Einverſtändniß gediehen, nachdem die gehörige Anzahl Liebesbriefchen vorher waren gewechſelt worden.

Das junge Weibchen lebte ganz wieder auf; ſie ſang frohlockend:

Dies Leben muß ich preiſen!
Bei dem ſind die Heiligen
Ewig auf Reiſen.

Zu ihrem Alten ſagte ſie, als er ihr einmal mittheilte, daß er glaube, die heilige Catharina werde wohl bald einen kleinen Ausflug in die Ferne machen. Er, rath ihr, daß ſie zu Hauſe bleibe, wir haben jetzt Winters Anfang und böſes Wetter, da taugt es nicht, daß alte Perſonen ſich auf der Landſtraße umtreiben.

Wie ſprichſt Du jetzt ſo wunderlich, mein Kind! rief der Alte. Es gab eine Zeit, wo Du über eine ſolche Nachricht ſehr erfreut geweſen wäreſt.

Ich habe meinen Sinn geändert, ſagte ſie kurz.

Dem Alten tönte dieſe Rede ſeltſam in den Ohren. Er ſchöpfte Verdacht, daß nicht Alles ſo ſei, wie es ſein ſollte. Dazu war ſein hübſches Weib jetzt immer ſo guter Laune, und dies verdarb ſeine Laune, denn er dachte ſehr richtig: wahrlich, durch mich iſt ſie doch nicht guter Laune gemacht worden, alſo wahrſcheinlich durch einen Andern.

In einer Nacht ſtand er leiſe auf, nahm mich in die Hand, nachdem er vorerſt meine Kerze vorſichtig angezündet und ihr Licht durch einen grünen Schirm gedämpft hatte und ſchlich ſich in die Kammer der Frau. Dort beugte er ſich übers Bette

Da ſah er die Beſcherung
Da gab's eine Erſchütterung.

Da ward der Junge den Alten
Zum Tempel hinaus
Er mußte entfliehen
Aus dem eignen Haus
Und in die Weite ziehn.
In der Nacht, der kalten
Holt' er ſich den Schnupfen
Holt er ſich den Huſten,
Und unter Keuchen und Pruſten
Gab er den Geiſt auf.
Es heirathete drauf
Das Weibchen einen Schuft.
Im Hauſe war nicht Platz
Genug für die Menge
Der Gäſte und das Gedränge
Das jetzt hier herrſchte.
Die Gaſtwirth, die hier hauſte
Richtete zu Grunde
Das Haus, der Wucher kam
Und Beſitz von der Habe nahm.
Das Pärchen zog vom Ort
In die weite Welt fort.

Was mein Schickſal betrifft, ſo wurde ich unter anderm alten Gerüll in die Polterkammer geworfen. Ein alter Theekeſſel fiel auf mich und ſchlug mich ſchief. Staub und Schimmel überzog mich. Mein liebes Weib war längſt dahin. So hatte ich im Leben nur einen kurzen aber ſchönen Liebestraum geträumt. Wenn ich das Geſchick des armen Alten betrachte, den ſein Weib betrog, und deſſen Leben verkürzt wurde durch Kummer und Gefahr, ſo konnte ich mich glücklich preiſen.

Dies iſt nun meine Geſchichte.

Das Waſchbecken verſicherte, daß es nie eine intereſſantere gehört.

6.

Der fliegende Sopha.

Es waren einmal drei junge hübſche Mädchen, die erbten von ihrer alten Großmutter einen Sopha; dieſer Sopha war:

Von grünem Pluſch,
Und ſtand in einer Niſch'
Am Fenſter beim Ofen,
An traulichem Plätzchen.
Manch altes Schätzchen
Hatte darauf gehauſet,
Zwieback gekauet,
Muſtörchen geſchmauſet,
Den Nächſten zerzauſet
Und Kaffe in Maſſen,
Gefüllt in die Taſſen.
Dann hatten die Alten
Manch luſtiges Schläfchen
In den Polſtern gehalten.

Mit knöchernen Naſen
Um die Wette geblaſen.
Und dann wieder ſaßen
Sie aufrecht, und ſtrickten
An langen Strümpfen.
Oder ſtickten
Die alten mit Schnurren.
So ging es Tag aus Tag ein
Bei Sonnen und bei Lampenſchein.

Der Sopha wurde alt,
Und runzlich und kalt.
Es bildeten ſich Gruben
Und für Inſekten Stuben.
Es löſte ſich manch Band.
Manche Farbe ſchwand.
Von Chokolade, von Kaffee, von Thee
Bildete ſich ein See.
Die Alten nahmen's nicht peinlich
Sie waren nicht reinlich.
Die zitternden Hände,
Die ſchwabbelnden Lippen,
Ließen manches überſchippen.
Jetzt da bedenke
Man den Sopha vom Ort ſtieß
Sich der ganze Schaden wies.
Was ſoll geſchehn?
Soll'n wir das alte Möbel
Auf den Trödelmarkt ſchaffen?
Sprachen die drei Mädchen ſchon.
Das würde ſich nicht ſchicken

Sprach die jüngſte Adelgunde:
Die Großmutter hat ihn
Gebraucht bis zur Stunde;
Wir laſſen ihn neu überziehn
Und ſetzen ihn, wer weiß wie ſchön,
In unſer Schlafgemach, da kann er ſtehn.

Und wie die weiſe und liebevolle Adelgunde es angeordnet, ſo geſchah es. Der Sopha erhielt einen neuen Ueberzug, auch wieder grünen Plüſch, aber ſo funkelnd neu, daß es wie eine im Abendroth ſchimmernde Wieſe ausſah. Und nun ſtand er im Winkel neben dem Bette Adelgunden's.

Eines Abends, als dieſe eben allein im Zimmer war und ſich das Haar aufwickelte, denn ſie wollte eben ins Bette ſteigen, hörte ſie eine Stimme, die ſprach:

Ich will Dir, edles Mädchen, zum Dank dafür daß Du mich nicht haſt auf den Trödelmarkt ſchicken wollen, wie es Deine grauſamen Schweſtern beabſichtigten, mein Geheimniß mittheilen: Ich kann fliegen.

Adelgunde hüpfte anfangs im Schrecken weit weg von dem ſprechenden Möbel, dann aber blieb ſie ſtehn, legte den Finger an die Naſe und ſprach in Gedanken vertieft:

ganze Kinn und die Oberlippe einſchließt. Nein, wenn ich mir einen Schnurrbart wünſche, ſo iſt es ein ganz kleiner, der mich nicht verhindert, wenn ich dich küſſe, zu fühlen, daß deine Lippen eben ſo zart als ſüß ſind.“

„Narr, alſo die Prinzeſſin hat einen langen ſchwarzblauen Bart, der, wenn du ihn auch abſcheerſt, in jeder Minute wieder neu emporſchießt. Jetzt weiß ich Alles.“

„Einfältiges Ding, ich ſprach von meinem Barte.“

„Schon gut.“

„Du wirſt mich um mein Amt bringen, wenn du ſolche alberne Mährchen verbreiteſt. Eine Prinzeſſin Blaubart! Hat man dergleichen gehört?“

„Ich will dir noch mehr ſagen, wenn du ſchweigen kannſt. Es war darauf angeſetzt, unſere Gräfin zu einem Manne zu machen, aber die Verwandlung iſt, der Himmel weiß durch wel-

Ein Sopha fliegen!
Dann könnt' ich auf ihm liegen,
Und auch mit fliegen?

Gewiß kannſt Du das. Du brauchſt nur an die Feder zu drücken, die hier links unter meinem Seitenpolſter verborgen iſt, ſo fliege ich mit Dir ſogleich fort, und bringe Dich ſo hoch Du willſt. Nur eine Bedingung muß ich machen, Du mußt den Anſtand und die guten Sitten, während ich Dich trage, weder mit Worten noch Werken verletzen.

Ich muß
Recht ſehr bitten
Keinen Kuß
Oder ſonſt etwas,
Was man verſchweigen muß.

Adelgunde verſprach dem Sopha ſeine Forderungen zu gewähren, da ſie ſie ſehr billig und angemeſſen fand. Alsdann rief ſie: Wie wär es, wenn ich noch zu dieſer Stunde einen Verſuch machte? Meine Schweſtern ſind auf dem Ball, und kommen vor Sonnenaufgang nicht wieder, unterdeſſen kann ich eine kleine Luftfahrt machen. Geſagt, gethan: ſie ſetzte ſich auf's Sopha, öffnete die beiden Fenſterflügel, drückte an der Feder, und

Ruck — ruck!
Ruck — ruck — ruck!
Knarrend, ſchnarrend, ſcharrend
Rumort es im Leder;
Es flirrt eine Feder,
Es ſpielt eine Haſpel,
Es tönt eine Raſpel,
Und ruck — ruck!
Der Sopha bewegt ſich
Ruck, ruck, ruck!
Aus der Ecke heraus.
O Wonne! O Graus!
Nun gar ein Beben
In allen Kiſſen,
Ein Schwellen, ein Heben,
Fort, fort, hinaus!
Ins Freie, in die Nacht
Aus dem Fenſter gezwängt
Rechtsum geſchwenkt,
Fort, fort, um die Ecke,
Und nun wirbelnd empor,
Immer höher, immer höher
Zum Wolkenflor!
Ach — der Athem entweicht.
Die Nachtluft ſtreicht
Um Knie und Wade
Der Rock aufgeblaſen
Schlägt zuſammen über'm Haupt
Ha! welch ein Raſen
Hoch in den Lüften!
Wer hätt' das geglaubt!

Das arme Kind
Vor Schrecken blind
Und taub, fährt mit Wimmern
In die Nacht dahin.
Nur flüchtig, wie im Traume
Sieht ſie im Himmelsraume
Den Mond und die Sterne ſchimmern,
Dort unten tief draußen
Die waldigen Hügel
Und dann wieder ſauſen
Ungeheure Flügel
An ihr vorüber, und mit Gier
Schaut auf ſie nieder ein Raubgethier.

Endlich hat der Zauber
Sein Werk gethan
Und ſie langt wieder an
In ſichrer Kammer
Zerzauſt — o Jammer!
Ihr Nachthäubchen mit Bammel
Verloren iſt das Chemiſettchen
Verloren das goldne Kettchen
Mit dem Kreuzchen und Ringe.
Wo liegen die Dinge?
Wer kann es ſagen.
Vielleicht in Kamtſchatka,
Vielleicht bei den Hottentotten,
Denn ſo entſetzlich ſchnelle
Ging noch nie ein Reiſe.
Wie wohl thut die Helle
Im Kämmerlein, wo ſie leiſe
Die Uhr ruft — nach ſolch einer Reiſe!

Und ruck, ruck, ruck!
Der Sopha bewegt ſich
Und ſchiebt ſich
Wieder in die Ecke wie ſich gebührt,
Und ſich nicht weiter rührt.
Niemand ſieht ihm an
Was er gethan.

Als die Schweſtern nach Hauſe kamen lag Adelgunde bereits im tiefen Schlafe.

Wie ſie ſich entkleideten, und Petronella, die älteſte ihren Arm auf die Sophalehne legte, zog ſie ihn ſchnell zurück, und rief: Was iſt das? Ein Vogel hat hier auf das Kiſſen beſirt! Wie kommt ein Vogel in das Zimmer? Und als Lieschen, die zweite Schweſter, ihre rothſeidenen Ballſchuhe unter das Sopha ſchieben wollte, rief ſie: Was glitzert da an dem einen Fuße? Wahrhaftig, das iſt ein Stück von der Wetterfahne auf dem Thurme. Wie kommt dieſes Stück zu unſerm Sopha? Und beide Schweſtern wunderten ſich nicht wenig, als ſie dieſe ſeltſamen zwei Zeichen fanden. Als ſie vollends die zerriſſenen Kleider ihrer Schweſter ſahen, das Häubchen voll Spinnweb und welker Blätter, und dürre Zweiglein daran, riefen ſie: Hier muß etwas beſonderes vorgefallen ſein!

Adelgunde, Adelgunde, erklär' uns das!
Adelgunde warum iſt der Sorba naß?
Adelgunde, Adelgunde, erklär' uns das!

Adelgunde, die nicht willens war ihr Geheimniß zu verrathen, erwiederte ſchlaftrunken: Was weiß ich wie dies zuſammenhängt. Vielleicht hat Eine von Euch den Thürmer zum Liebhaber, und der hat zur Sicherheit, während er vom Thurme ging, in die Weſtentaſche den Wetterhahn eingeſteckt, damit man ihn nicht ſtehle, und nun hat er ihn hier vergeſſen. Was den Schmutzfleck betrifft, ſo hat ihn wohl die Katze gemacht.

Oho! das nenn' ich angeführt!
Eine Katze, die wie ein Vogel hoſirt!

Die Schweſtern ließen ſich mit dieſen Erklärungen nicht abfinden, allein da ſie nichts weiter erfuhren, mußten ſie ſich endlich wohl zufrieden geben, und legten ſich in ihre Betten. Im Traume rief Adelgunde:

Nur aufgepaßt
Und links gefaßt!
Da ſchnarrt es ein.
Ha, druck nur fein
Am ſilbernen Knöpfelein,
Dann hebt ſich der Sorba und fliegt in die Luft

Aha! riefen die Schweſtern, die noch wachten, da haben wir's! Und ſie winkten einander leiſe zu, zeigten auf den Zerba, und Jede legte ſich wieder zum Scheine ſchlafen, allein Keine konnte ein Auge ſchließen, denn das Geheimniß mit dem Zerba beſchäftigte ſie auf das angelegentlichſte. Die Eine dachte: wenn der Zerba fliegt, und ich auf ihm, ſo will ich dies, und die Andere dachte: ſo will ich Jenes mir recht genau betrachten. Die Eine dachte: Ich will ſehen, ob der Zeiger an der großen Thurmuhr wirklich von Gold iſt, wie man mir geſagt hat, und die Andere dachte: Ich will an dem Giebel unſeres Hauſes nachſehen wie er dort ausſieht. Und Beide riefen, als Adelgunde erwachte: Wir wiſſen's!

Was wißt Ihr?

Der Zerba kann fliegen.

Ei, wer hat Euch das geſagt?

Mein kleiner Finger
Mein großer Zeh
Mein linkes Ohrläppchen —
— Meine rechte Augenwimper
Mein Grübchen am Kinn,
Mein Härchen hinterm Ohr,
Mein Wärzchen am Finger.

O! rief Adelgunde, wenn Ihr ſo viel Plaudertaſchen unter Euren nächſten Angehörigen habt, ſo kann man Euch freilich nichts verbergen. Ja, es iſt wahr: der Zerba kann fliegen, aber ſoll ich Euch rathen, ſo laßt uns dies Geheimniß vor allen Leuten bewahren, um es ganz ungeſtört für uns zu nutzen. Ja, das wollen wir, riefen die Schweſtern: Niemand ſoll etwas erfahren. Wir wollen nur immer Nachts ausfliegen, und zwar wollen wir unſern Weg in recht einſame Gegenden nehmen, wo wir gewiß ſein können nicht erblickt zu werden.

Sie konnten die nächſte Nacht nicht erwarten. Endlich kam die paſſende Stunde. Als Alles im Hauſe und in der ganzen Stadt ſchlief, ſetzten ſich die drei Schweſtern recht eng zuſammen auf den Zerba, denn eigentlich hatte er nur für zwei Platz, ſchraubten leiſe die Fenſterflügel auf, Adelgunde drückte es am Knöpfelein, und nun ging die Reiſe an, hinaus aus dem Fenſter, und nun immer höher, ſo hoch, daß die Stadt und die vielen Häuſer ganz klein erſchienen, wie Kinderſpielzeug, und der Wald wie etwas krauſe, ſchwarze Wolle. Wie ſie ſo hinſchwebten ging der Mond auf, und ſtieg wie eine prachtvolle große goldgelbe Kugel an dem tiefdunkeln klaren Himmel hinan. Die Schweſtern auf ihrem Sopha glitten an dem Monde dahin, und Adelgunde ſang:

Sieh hier, o Mond,
Drei Mädchen dir nahen,
Drei Schweſtern ſollſt du wiſſen
Lieschen, Petronella, Adelgunde
Wir grüßen dich fein!

Und dabei nickten die drei muthwilligen, frohen Mädchen dem Monde zu und verneigten ſich vor ihm grüßend, und dann umarmten ſie ſich einander, und lachten und jubelten, und wußten nicht was ſie doch eben in der lauwarmen Sommernacht alles für Tollheit und Schäkerei begehen ſollten. Endlich fielen ſie darauf, dem Monde ihre Lieblingswünſche vorzutragen. Petronella ſang:

Ich wünſche mir einen Mann
Doch mußt du wiſſen
Einen Mann zum Küſſen
Nicht zum Schwärmen
Zum Härmen.
Ich will etwas Feſtes
Etwas Derbes,
Vom Beſten das Beſte
Etwas Rohes, Herbes,
Daß wie es kracht
Man ſich fühlt blau gemacht.

Und Liebchen ſang:

Nun höre, Mond,
Auch Liebchens Lied!
Ich will einen Mann,
Einen blonden, feinen,
Nicht allzukleinen,
Nicht allzulangen,
Bleich von Wangen,
Als hätt' er eben geweint,
Ein Auge, das ſcheint
Durchſichtig wie Mondlicht,
Ein Bärtchen im Geſicht
Nicht allzukraus,
Wär' ſo etwas für's Haus,
Um täglich davon zu ſinnen.
Die Lippen müſſen
Nur halb verſteckt ſein,
Wie hinter Blättern der Wein.
Dann muß er haben eine warme Hand
Und ſonſt noch allerhand.

Adelgunde, als ſie ihre Schweſtern ſo ſingen hörte, erhob auch ihre Stimme und ſang:

Ich bitte um nichts
Als um Tugend und Verſtand!

Die beiden Schweſtern riefen: O, wie einfältig! So etwas verſteht ſich ja von ſelbſt; dergleichen wünſcht man nicht.

Nach dieſer erſten Ausſicht ging es nun faſt alle Nächte in die Luft. Lieschen und Petronella befriedigten ihre Neugier in Hinſicht des Hausgiebels und des Uhrzeigers, und als dies geſchehen war, wußten ſie nicht was ſie noch weiter in Augenſchein nehmen ſollten. Adelgunde ſchlug vor, die Sterne zu beobachten, allein die Schweſtern riefen: Das iſt langweilig. Wir wollen den Blick auf die Erde richten, da giebt es immer etwas zu ſehen. Nur gehört es dazu, daß wir etwas früher ausrücken, in der Dämmerſtunde etwa, wo man die Geſtalten und Dinge noch erkennen kann.

Mir recht, entgegnete Adelgunde, nur ſeid vorſichtig. Unſer Sopha iſt nicht unſichtbar, wenn man uns gewahr würde, könnte es uns ſchlimm gehn.

Was kann uns geſchehn? rief die Eine der Schweſtern. Erblickt man uns und ſtellt man uns nach, ſo fliegen wir raſch noch höher und immer höher, wer will da nachkommen?

Ja wohl, wer will da nachkommen? ſagte die andere Schweſter. Adelgunde mußte wohl ſchweigen, doch hatte ſie ihre Pflicht gethan die Schweſtern zu warnen.

chen Umſtand gehindert, nur halb gelungen. Sie iſt mit dem blauen Barte davongekommen.“

„Still, man kommt.“ —

„Leb wohl, Juſtin! gute Geſchäfte!“ —

„Verdammte Hexe!“ —

„Noch Eins. Vertraue Niemandem, außer mir, daß du auch das Barbierhandwerk gelernt haſt. Hörſt du?“

„Komm, ich werde dich von deinem Bärtchen befreien, das du auf der Oberlippe haſt.“

Einige Wochen waren vergangen, nachdem obiges diplomatiſches Geſpräch gehalten worden, als ein junger Reiter auf ſeinem ermüdeten Pferde ſich langſam den Thoren der Reſidenz näherte. Er hielt an, ſtieg ab und lagerte ſich ein wenig ſeitwärts unter dem Schatten eines Baumes, wie es ſchien, um einer wohlthätigen Ruhe zu genießen, während die verſengenden Strahlen der Nachmittagsſonne die weitere Reiſe beſchwerlich machten. Der ſorgloſe Abenteurer

Eines Abends flogen ſie aus und ſchwebten über einem ſchönen, klaren Waldſee, auf deſſen Spiegel die letzten Sonnenſtrahlen tanzten. Aus dem Walde kamen drei junge Jäger, die warfen ihre Kleider ab und badeten ſich im See. Der Eine war gerade ſo wie Petronella ſich einen Mann wünſchte, der Andre grade ſo wie Friedrica ſich einen gewünſcht hatte, der Dritte war vielleicht grade ſo wie Adelgunde, wenn ſie überhaupt einen Wunſch ausgeſprochen, einen Mann ſich gewünſcht hätte. Dieſe drei jungen Männer ſprangen in die Fluth und bewegten ſich im Waſſer nach Herzensluſt. Die zwei Schweſtern betrachteten alles ſehr genau, was ihr Blick erreichen konnte. Adelgunde jedoch mahnte zur Rückkehr. Sie hatte ſehr recht, denn ehe die Mädchen es ſich verſahen, war einer der jungen Männer ans Ufer geſprungen, hatte ſeine Flinte ergriffen und richtete ſie mit dem Ausruf in die Luft: Seht, was da fliegt! ein Adler oder was ſonſt? Und der Schuß ging los, und

O weh, o weh!
Mein Knie, meine Wade!
Ich fleh'
Um Gnade!
Ihr tollen Knaben, was habt ihr gethan?
Was fällt euch ein?

Das Wasser ist mein Thron!
Das Wasser ist mein Haus!
[illegible]

So klagten und jammerten Lieschen und Petronella; Adelgunde hatte nur einige Schrotkörner in ihren Schuh erhalten, die sie ausschüttete, aber die Schwestern hinkten heftig und verlangten schnell nach Hause. „Was hab ich euch gesagt?“ rief Adelgunde; „wir haben die gebotene Vorsicht außer Acht gelassen.“

„Wie werde ich mich auf diese verwünschte [illegible]“ rief Lieschen.

„Und ich thu's auch nicht mehr!“ rief Petronella.

„Welch eine Frechheit von diesen Menschen!“ klagte Lieschen.

„Welch eine Abscheulichkeit von diesen Strandleuten!“ heulte Petronella laut, indem sie ihre blutende Wade mit weihkräftigem Wasser wusch. Beide weinten heftig.

Die drei Schwestern ließen jetzt einige Zeit vergehen, ehe sie wieder einen Ausflug machten; dann aber fiel es Lieschen und Petronella ein, ihren Uebermuth fortzusetzen. Da sie aber wußten, daß Adelgunde ihnen die Fahrt widerrathen würde, so benutzten sie die Zeit, wo sie Beide allein ohne ihre

Schweſter entſchlüpfen konnten. Der Zephyr brachte ſie wieder zum See und ſie trafen's ſo glücklich, daß ſie am Ufer einen jungen Mann ſchlafend fanden, den Lieschen ſogleich für ihren [illegible] erkannte, wie ſie ihn nannte. Er ſchlummerte ſo feſt, daß der Zephyr ohne Gefahr ſich ganz tief niederlaſſen konnte, und die beiden thörichten Mädchen hatten Muße den jungen Jäger ſo genau zu betrachten, als ſie nur immer wollten. Endlich, nachdem ſie den Zephyr im Walde in Sicherheit gebracht, erſchienen ſie ſorglos am See und gaben ſich die Miene als gingen ſie dort ſpazieren. Lieschen fing abſichtlich ſo laut zu ſingen an, daß der Jäger erwachte, und nicht wenig erſtaunt war, zwei junge Mädchen von großer Schönheit ſo dicht in ſeiner Nähe zu ſehen. Er war nicht blöde, und machte nach Weiſe kecker junger Burſchen ſogleich Bekanntſchaft.

Wo iſt Dein Freund? fragte Petronella.

Ganz in der Nähe, entgegnete der junge Mann.

Schläft er etwa auch?

O nein. Er ſteht im Walde verſteckt auf der Lauer. Wir haben hier vor einigen Tagen einen ſonderbaren Vogel in der Luft bemerkt, ein Unmir von einer höchſt ſeltſamen Geſtalt. Ich ſchoß danach und fehlte; nun will mein Freund verſuchen ob er glücklicher iſt.

Die zwei Schweſtern riefen:

Dieſes [illegible] warten wir!
Dieſer Umkehr [illegible]!

Nicht möglich! rief der junge Jäger und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. So allerliebſte, zuckerſüße Mädchen — ihr ſollt ein Unthier ſein!

Die Schweſtern lachten:

Und doch iſt es ſo
Ihr glaubt ich ſei ein Thier
Seht [illegible]
Einem Andern ihr Ohr!

Die Mädchen zeigten nun ihre Male, und ihr Knie, und der andre Jäger, der nun auch hinzukam, nahm mit ſeinem Gefährten zuſammen den Schaden, den ſie angerichtet ſehr genau in Augenſchein. Zuletzt bekannten ſie ſich ſchuldig und baten um Gnade.

Die leichtſinnigen Mädchen waren froh zwei ſo hübſche Liebhaber gefunden zu haben, und theilten den jungen Männern alsbald das Geheimniß mit dem Zerba mit. Sie verabredeten nun, daß ſollte Petronella mit ihrem Liebſten, bald droben mit dem übrigen in die Luft hinaufſteigen, um hoch oben, von Niemand belauſcht, ungeſtört mit einander koſen zu können.

Allein der Zerba war nicht dieſer Anſicht; ſo wie Petronella mit dem [illegible] in den Lüften ſich befand, und er den Arm um ihren Nacken gelegt, ausrief:

Nun Kuß auf Kuß
Welch ein Genuß!
Es waltet in Stille
In lieblicher Fülle
Um uns die Nacht,
Kein Ohr, kein Aug'
Hier oben wacht.

ſo erhob ſich plötzlich die Stimme im Zerba und hielt ihren bekannten Spruch:

Ich muß
Nicht ſehr trauen
Keinem Kuß;
Oder ſonſt etwas
Was man verſchweigen muß.

Die Liebenden fuhren entſetzt empor; ſie hatten dieſe unangenehme Dazwiſchenkunft eines Dritten nicht von fern erwartet. Der Zerba machte aber ließ keine Warnung noch dadurch eindringlich, daß er an zu ſchwanken begann und allerlei ſeltſame Bewegungen in der Luft machte, die Mädchen einen Angſtſchrei entlockten. Alle Lächeln verlor ſich aus ihrem Herzen, und ſie war froh, daß ſie wieder auf ſicherer Erde ſich befand. Ganz ähnlich ging es Petronellen, und beide Schweſtern klagten ihre Noth Melgunden, die ihnen eine weiſe Strafpredigt hielt und das Verſprechen abnöthigte, nie wieder ohne ſie, das heißt, nie wieder ohne Melgunden, eine Fahrt zu beginnen.

Anfangs hielten die Schweſtern das Verſprechen und ließen ihre Luftboote nur in Gegenwart ihrer verſtändigen und klugen Schweſter, allein bald wurde ihnen dieſe Bevormundung widerwärtig, und eines Tages, als Melgunde ſich ſelbſt am Nachmittage verließ, waren ſie mit dem Schiffe entflohen, und blieben viele, viele Tage fort. Niemand wußte von ihnen die geringſte Nachricht zu geben; ſie waren verſchwunden.

Als lange Zeit nachher Melgunde eines Abends mit ihrem Gemahl — denn ſie hatte den dritten jungen Ritter geheirathet und war ſehr glücklich mit ihm — ſpazieren ging, gewahrte ſie im Schilf am Ufer des weitbekannten Waldſees einen Gegenſtand, der wie eine kleine goldene Kugel ausſah. Näher tretend erkannte ſie, daß das kleine leuchtende Ding der Knopf an der Sophalehne war, und jetzt bald im Schlamme begraben, entdeckte ſie auch das verloren gegangene Möbel, wie es hier in einem traurigen Zuſtande tief im Schilfe ſteckte, und Unken und Fröſche auf ſeinen Polſtern Platz genommen. Jetzt errieth Adelgunde den ganzen Zuſammenhang der traurigen Vorfälle. Der Sopha hatte ſich mit den ungehorſamen Liebenden in die Tiefe des Sees geſtürzt und jene waren elend darin umgekommen zur Strafe für ihre Lüſternheit. Man fand auch die Leichen der beiden Mädchen und der jungen Männer. Adelgunde ließ ſie anſtändig begraben mit einem Denkmal, auf dem der Sopha abgebildet war, und ein weiſer Spruch darunter, der vor den Gefahren des Ungehorſams und des Leichtſinns warnte.

Adelgunde ließ den magiſchen Sopha wieder in Stand ſetzen, und ohne ſein Geheimniß irgend Jemand zu verrathen, zog ſie allein ſelbſt Nutzen daraus, indem ſie einen mäßigen und weiſen Gebrauch von ſeinen Kräften machte. In ſternenhellen Nächten ließ ſie ſich von ihm empor tragen, und indem ſie Mond und Sterne betrachtete, ſang ſie Lob ider auf die Größe und Schönheit der Schöpfung. Öfter benutzte ſie auch dieſes Mittel, um hinter die Geheimniſſe der Armuth und des Elends zu kommen, und dann da Hülfe zu bringen, wo man ſolche am wenigſten erwartete.

O das war ächt!
[illegible]
Gegen Nöthen und Sorgen der Armuth kein!
[illegible] die beide Pein!
Wer möchte da nicht im Staub
Des magiſchen Zephyrs ſein?

Die ſechs Waldkirſchen.

Sechs Schweſtern wohnten in einem Walde beiſammen, und wurden von Zeit zu Zeit von einer mächtigen Fee, die ihre Pathe war, beſucht. Sonſt kam Jahr aus Jahr ein Niemand zu den ſechs Mädchen, und ſie waren Winter und Sommer immer allein. Dieſe Einſamkeit wurde durch die Güte und Macht der Fee verſüßt; wenn ſie zum Beſuche kam, brachte ſie ſtets in ihrem Körbchen, neben andern Gaben, ſechs reife Waldkirſchen mit, von denen ſie jeder Schweſter eine gab und zugleich ſagte, die Beſitzerin möchte ſich irgend ein lebendes Geſchöpf wünſchen, und alsbald, wenn die Fee ein gewiſſes Wort geſprochen, verwandelte ſich die Kirſche in das verlangte Geſchöpf. Das war nun ſehr anmuthig und zugleich ſehr ſchmiegend. Die eine Schweſter wünſchte ſich ein Eichhörnchen, die Andere ein Täubchen, die Dritte ein Häschen, die Vierte einen Faſan, die Fünfte eine weiße Maus, die Sechste ein Hündchen, das ſie an einem roſenrothen Bande im Walde herumführte. Am zwölften Tage kam regelmäßig die gute Pathe wieder und nahm ihre Geſchenke mit, die ſie in Kirſchen zurückverwandelte und brachte ſechs neue Kirſchen mit, aus denen die Mädchen ſich wieder neues hübſches Spielwerk erſchufen; ſo fehlte es in ihrer Einſamkeit nie an Geſellſchaft und Unterhaltung und das Haus im Walde war ſo belebt und heiter, als wenn es mitten in der volkreichſten Stadt geſtanden hätte.

Einſt ſaßen die Mädchen auf einem grünen Platz im Walde und jedes hatte ſeinen Liebling bei ſich. Da hub Zelime, die Älteſte an, indem ſie den goldnen Kopf ihres dreifarbigen Windſpiels, das ſie ſich diesmal von der Fee erbeten, auf ihrem Kniee ruhen ließ: Ich möchte mal unſre Pathe fragen, ob ſie uns nicht auch Menſchen machen kann. Die Thiere ſind ganz hübſch — aber ſehr hübſche, kluge und luſtige Mädchen, die mit uns hier im Walde ſpielten und ſängen, wie die Elfen ſingen und Abends den Reihen ſchafft die Straße zu ſeiner Wohnung um, eine Moosbank zu ſeinem Bette, den Himmel zu ſeinem Zelte. Zu dieſer Gattung „freier Leute“ ſchien auch unſer Reiſender zu gehören. Er ſcheute ſich die dunkeln engen Gaſſen der Stadt früher zu betreten, als bis das unabwendbare Bedürfniß ihn dazu zwang. Die Thürme und Mauern hatten etwas Abſchreckendes für ihn; ihr dunkles Colorit, gegen die tiefe und klare Bläue des unbewölkten Himmels gehalten, ſchuf in ſeiner Seele, die ſich gern den einfachen Betrachtungen hingab, den Contraſt der Freiheit mit dem Zwange, des ſtarren Menſchenwerkes mit der ewig beweglichen ſchrankenloſen Schöpferkraft der Natur.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die Landſtraße ſeine Blicke auf ſich zog, wenn ſich gerade auf ihr ein Gegenſtand bewegte, der es verdiente, die Aufmerkſamkeit eines angehenden Beobachters, wofür unſer Reiſender gern gehalten um die große Eiche herum tanzten, waren mir doch lieber.

Ja — ja! riefen die Zweite, Dritte, Vierte und Fünfte, allein die Sechſte ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich weiß nicht, lieben Schweſtern, ob das uns gut thun würde. Wir lieben uns Alle ſo herzlich, die ſechs fremden Mädchen, die doch nicht bei uns bleiben könnten, ſondern um zwölf Tage wieder Abſchied nähmen, würden das gute Einvernehmen zwiſchen uns ſtören. Meint Ihr nicht, daß unſre gute Pathe, wenn ſie der Anſicht geweſen, daß menſchliche Gefährtinnen uns wohl thäten, nicht ſolche uns ſchon längſt gegeben hätte? Ich meines Theils glaube ſicherlich, daß ſie ihren guten Grund hat ſo zu thun, wie ſie bis jetzt gethan. Wir wollen ihr keine Wünſche vortragen, die ſie zu befriedigen nicht die Abſicht hat.

Aber die Schweſtern hörten auf dieſen Rath nicht. Als die Fee wieder erſchien, riefen die Fünfe einſtimmig: Diesmal mach aus den Kirſchen keine Thiere, ſondern junge, luſtige Mädchen, ſo wie wir ſind. Die Sechſte mußte wohl oder übel, auch in dieſen Wunſch einſtimmen.

Die Fee berührte mit ihrem Zauberſtäbchen die in dem grünen Laube ſo zierlich ruhenden ſechs ſchwarzen glänzenden Kirſchen, und ſiehe da, plötzlich ſtanden in dem Zimmer zwölf ſchlanke junge Mädchen, eine immer hübſcher wie die andere und Alle mit den ſchönſten kohlſchwarzen, glänzenden Augen und dem herrlichſten ſchwarzen Haar.

Ach! — ach! ach! riefen die Schweſtern; da ſind ja unſre Freundinnen, unſre Geſpielinnen! Wie wollen wir nun froh und luſtig ſein! Und Jede nahm ſich Eine der neuen Ankömmlinge und führte ſie in ihr Zimmer und zeigte ihr alle ihre Schränke, gefüllt mit Putzſachen und ihre Tiſche, auf denen eine Menge niedlicher Figuren und feinem Geräthe ſtand. Die Mädchen thaten nicht im mindeſten fremd, und es ſchien als wären die ſchöne Gäſte ſeit Jahren die innigſten Vertrauten und Bekannten. Als es Abend wurde und Kerzen hereingebracht wurden, ſaßen alle zwölf Mädchen um den großen runden Tiſch, mitten in der Stube und ſpielten Lotterie oder ſpielten Karten. Nachts, wenn die Bäume im Walde rauſchten, lagen ſie im ſichern, warmen Bette, immer zwei Mädchen in einem Bette, und es wußte Eine der Andern allerlei Geſchichtchen und Märchen zu erzählen, ſo daß ſie erſt ſpät und unter angenehmen Schauern einſchliefen. Am Morgen gingen ſie in den Wald und pflückten Blumen; am Mittag verzehrten ſie ihr Mahl im Freien und ſangen und lachten dabei mit hellen, anmuthigen Stimmen, daß es weit durch den Wald ſchallte und die Vögel ringsum neugierig aus den Zweigen blickten.

Das war ein Leben.

Am zwölften Tage, als die Fee kam, ihre Gaben wieder zurückzufordern, war großes Wehklagen im Waldhauſe. Die ſechs fremden Mädchen wollten nicht fort, und die ſechs Einheimiſchen wollten ſie nicht laſſen. Die Fee nahm endlich mit großem Ernſte das Wort und ſagte: Kinder, Ihr wißt nicht was Ihr begehrt. So weit auch meine Macht geht, ſo kann ich die Naturgeſetze doch nicht ändern. Zwölf Tage erhält ſich eine Waldkirſche friſch, geht's über die Zeit hinaus, ſo wird ſie welk, wie jede Frucht, und was ich aus der Kirſche gemacht, wird ebenfalls welk. Wollt Ihr nun ſehen, wie Euer liebes Spielwerk unter euren Händen zuſammenſchrumpft? Das wäre ein häßlicher Anblick. Darum folgt meinem Rath und gebt gutwillig die Mädchen her, daß ich ſie wieder verwandle. Ich habe in meinem Korbe ſechs friſche Kirſchen mitgebracht, daraus will ich Euch neue Geſpielinnen ſchaffen.

Es war nicht räthlich, der Fee zu widerſprechen. So nahmen die Freundinnen denn rührend und unter Vergießung zahlreicher Thränen von einander Abſchied und die ſechs fremden Mädchen wurden wieder Kirſchen, und die ſechs neuen Kirſchen wurden eben ſo luſtige und hübſche Mädchen, als die Verſchwundenen geweſen waren.

Nun ging die Freude von neuem an.

Die eben angelangten Freundinnen hatten die Putzſachen und Koſtbarkeiten in Schränken und auf Tiſchen noch nicht geſehen, es war alſo wieder ganz neues Vergnügen, ſie ihnen zu zeigen. Zugleich richtete man ſich im Voraus darauf ein, daß die Freundſchaft nur zwei Tage dauerte und daß am Mittag des zweiten Tages man ſich trennen mußte. Es fand ſich aber jetzt ſchon, daß die Freundſchaft manchmal ſchon früher zu Ende ging. Die fremden Mädchen brachten Kleider mit, die oft ſo ſchön und ſogar ſchöner waren, als die [illegible] aufzuweiſen hatten. Dies gab Streit. Dann gab es beim Spielen ſo viel Launenhaftigkeit, und beim Geſang ſo argen Zank um dieſe oder jene Note und zuletzt wollten die [illegible] ſogar bemerkt haben, daß die Fremden beim Spiel betrogen. Kurz, zuletzt konnten die ſechs Mädchen den zweiten Tag kaum erwarten, wo ſie ihre Gäſte wieder los wurden. Hab' ich's Euch nicht geſagt? rief die Jüngſte. Es iſt ſo gekommen, wie ich prophezeiht habe. Wir wollen nun zu unſern Hündchen und Lämmern zurückkehren.

Ach nein! rief die Aelteſte, das iſt fade und langweilig. Ich wüßte wohl, was wir jetzt wünſchen könnten.

Nun was denn? fragten die Andern neugierig.

Die Aelteſte ließ mit ſchalkhafter Miene einige Zeit vergehen, ehe ſie antwortete. Nun, ſagte ſie endlich, könnt Ihr noch fragen, was ich meine? Es ſoll nur Jede daran denken, was ſie ſich heimlich oft gewünſcht hat.

Was wir uns heimlich gewünſcht haben? Und was wäre das? Ei — ei! hm! hm! riefen ſie durch einander, und legten die Zeigefinger an die Naſenſpitzen.

Nun, rief die Aelteſte, fällt Euch nichts bei?

Ich habe mir einmal ein roſenfarbenes Hündchen gewünſcht, ſagte die Dritte. Aber ſo etwas giebt es nicht, und darum iſt's ganz unnütz, es ſich zu wünſchen.

Es iſt auch ein alberner Wunſch! bemerkte die Aelteſte ſpöttiſch. Was ſoll denn ein roſenfarbenes Hündchen? Einfältig. Nein, ich hab etwas ganz andres im Sinne.

Doch etwas Lebendiges?

Ja, etwas ſehr Lebendiges, das uns die Zeit vortrefflich vertreiben ſoll, und in deſſen Geſellſchaft wir wie im Himmel leben werden.

O was kann das ſein? riefen Alle.

So will ich es Euch ſagen, entgegnete die Sprecherin. Wir wollen uns Liebhaber wünſchen! Sechs junge hübſche Männer!

Daran haben wir nicht gedacht! riefen die Schweſtern, und Jede hatte daran gedacht nur keine wollte es ausſprechen, ſondern Eine erwartete immer von der Andern, daß ſie's ſagen ſollte.

Wird die Fee aber auch uns den Willen thun? fragte die zweite Schweſter. Ich zweifle ſehr. Sie wird ſagen, ein ſolcher Wunſch iſt für junge Mädchen nicht paſſend.

So wollen wir ſie gar nicht fragen, entgegnete die Aelteſte, es kommt jetzt der Frühlingsanfang, das iſt die Zeit, wo ſie immer auf drei Monden zu verreiſen pflegt. Sie vertraut dann ihren Zauberſtab einem alten, klugen Raben, dem ſie den Auf trag giebt, uns ihn zu überbringen und ihn wieder mitzunehmen. Dieſe Zeit wollen wir benutzen und aus den ſechs Zauberſtäbchen erſchaffen, was wir wollen. Die Fee wird's nicht erfahren. Und wenn ſie's auch erfährt, ſie iſt ſo gut, daß ſie uns deshalb doch nicht zürnen wird.

Wenn es nur nicht ſchlimm abläuft, ſagte die Jüngſte. Ich habe Euch ſchon einmal richtig prophezeiht, erlaubt, daß ich auch diesmal wieder meine warnende Stimme erhebe.

Nein, nein, nein! riefen Alle zugleich. Der Plan iſt gut, er ſoll ausgeführt werden. O, was werden wir uns für hübſche Männer geben. Unſre Schweſter hat Recht, wir werden wie im Paradieſe leben. Das allein hat uns nur noch gefehlt!

Die Jüngſte ſchwieg, da ſie überſtimmt war.

So kam wie die Mädchen geſagt hatten. Die Fee reiſte fort und übergab dem Raben den Zauberſtab mit dem Befehl, er ſolle ihn, ſammt den Kirſchen, allemal den zwölften Tag in das Haus im Walde bringen. Zugleich ſagte ſie den Schweſtern: vergeßt nicht, daß wenn Ihr die Kirſchen berührt, Ihr das Wort: „Niemiſtan" ausſprechen müßt, und wenn es wieder Kirſchen werden ſollen, Ihr das Zauberwort „Zemurges" dazu ausrufen nunt. Schreibt Euch das in Euer Gedenktäfelchen, damit Ihr's ja nicht vergeßt. — Von den ſechs Schweſtern ſchrieb nur allein die Jüngſte die Worte auf, die Andern lachten: ei, wozu aufſchreiben; wir werden es ſchon behalten.

Als die Mädchen nun allein waren und der Rabe das Zauberſtäbchen und die Kirſchen gebracht hatte, ſchloſſen ſie ſich vorſichtig ein, und ſetzten ſich im Kreiſe und Jede nahm die ihr zugetheilte Kirſche, berührte ſie mit dem Stäbchen und die Erſte ſagte: Ich wünſche mir einen Miniſter mit einem Ordensſtern, mit Degen und Federhut, der ſo recht ſtolz und vornehm thut. Und wie ſie das geſagt und dazu das Wort „Kurumban" ausgeſprochen, ſtand ein junger Mann vor ihr in einem rothatlas Frack mit Goldſtickerei auf allen Nähten, mit einem prächtigen Ordensſtern an der Bruſt, mit einem funkelnden Kragen und mit einem Federhut unterm Arm, verbeugte ſich tief und ſagte: Mein theures Fräulein, wie ſehr freue ich mich, Sie endlich perſönlich kennen zu lernen. In meinen Träumen lebten Sie ſchon lange. Die Aelteſte war entzückt und erwiederte hoch erröthend: Sehr erfreut, mein Herr. Die Zweite ſagte: Ich wünſche mir einen Jägersmann mit einem Hut, ſtolz auf dem Ohr, einer Reiherfeder daran und den Hirſchfänger an der Hüfte. Das iſt ſo mein Geſchmack. Und alsbald ſtand ein wunderhübſcher blonder Jägerburſche vor ihr, der neigte die rothen Lippen auf ihre Hand, blinzelte ſchalkhaft mit den Augen und rief: Schön Mädchen, hier bin ich! Seien Sie mir willkommen, lieber Jäger, antwortete ſie, und wußte ſich vor Freude nicht zu laſſen über den hübſchen Jungen, den ſie ſich herbeigewünſcht. Die Dritte rief: Was mich betrifft, ſo wünſche ich mir einen rechten Springinsfeld, der Tag aus Tag ein ſingt und jodelt, und ſtets auf einem Beine hüpft. Mit einem ſolchen muß ſich's gut leben laſſen. All das ernſthafte Weſen kann ich nicht leiden; mein Schatz muß ein Tauſendſaſa ſein, ein Obenaus und Nirgend zu Haus! Ein rechter Teufelsbraten. Und vor ihr ſtand ein kleiner Junge, dem blitzte es aus den Augen; er wirbelte ſich ein paarmal auf dem Abſatz herum ehe er zum Sprechen kam, und dann ſelbſt machte er einen hohen Satz und ſprudelte unter lautem Lachen hervor: Guten Tag, guten Tag, mein Herzensſchätzchen! komm, laß uns in den Wald laufen, wir wollen ſehn, wer ſchneller iſt. Gut, gut! rief die Dritte, mir ganz recht! Und ſo liefen ſie ſogleich in den Wald hinein, und man hörte weithin ihr luſtiges Lachen. Die Vierte ſprach: Nein, ſo will ich's nicht. Mein Liebſter muß ein großer, ſchlanker Jüngling ſein, mit träumeriſchen dunklen Augen, immer ſchwarz gekleidet, am liebſten ein junger Profeſſor, oder ſonſt etwas Gelehrtes und Studiertes. Und wie ſie's geſagt, ſtand der junge Studioſus vor ihr, ganz ſo, wie ſie ihn beſchrieben, und ſagte mit einer langſamen und melancholiſchen Stimme: Wie freue ich mich, Schönſte der Schönen, endlich einmal Ihnen Auge in Auge ſagen zu können, daß Sie die Dame meines Herzens ſind. Ich will nur gleich hingehen und ein Gedicht auf Ihre Reize machen. — Gar zu gütig, entgegnete das geſchmeichelte Mädchen, aber wenn ich bitten darf, wenn Sie das Gedicht fertig haben, ſo leſen ſie es meinen Schweſtern vor, damit alle hören, welch einen gebildeten Liebhaber ich habe. Die Fünfte endlich rief: Ei, das ſollte mir fehlen ſolch einen Verſemacher mir zuzulegen, der, wenn er mich zum erſtenmal ſieht gleich fortläuft, um ſich an den Schreibtiſch zu ſetzen und Verſe zu ſchmieren. Nein, ich will einen jungen Soldaten, das iſt die rechte Sorte. Immer gleich bei der Hand wenn es Küſſen und Umarmen gilt.

werden wollte, rege zu machen. Eine ſolche Gelegenheit bot ſich jetzt dar. Aus dem dunkeln Thorwege hervor, noch halb bedeckt von den bläulichen Schatten, den ein großer Ahornbaum, aus der Vertiefung des Grabens emporwachſend, verbreitete, zeigte ſich, auf einem ſtattlichen Pferde reitend, eine kleine poſſierliche dicke Geſtalt, übermäßig und auf eine phantaſtiſche Weiſe aufgeputzt, und mit einer huldreichen Miene gütiger Protection auf ein junges Mädchen blickend, das ihm zur Seite ſchritt. Dieſe Zuſammenſtellung von Häßlichkeit und Schönheit, Jugend und Alter, Schwerfälligkeit und Behendigkeit, Plumpheit und Grazie mußte Jedem auffallen, der dieſes Paar die Straße heraufkommen ſah, nicht allein einem müßigen, zur Ruhe ausgeſtreckten Beobachter, wie unſer Abenteurer unter dem Baume einen abgab. Die reizende Geſtalt des jungen Mädchens nahm alsbald ſeine Seele vorzugsweiſe ein. Er glaubte in ihren Zügen eine leidaher muthig und der geringſte von ihnen hat den Teufel im Leib. Sie nahm ihre Kirſche, berührte ſie mit dem Stabe, und vor ihr ſtand in militäriſcher Haltung, die Hand an der Mütze, ein junger kecker Burſche, eingeſchnürt in eine enge Uniform und ſagte: Hier bin ich, mein Schatz. Haſt Du nicht ein Gläschen Liqueur bei der Hand und einen guten Tabak? Beides ſollſt Du haben, rief das Mädchen. Und der Soldat umfaßte ſie und raubte ihr einen Kuß. Die Schweſtern riefen: Aber das iſt dreiſt! — Seid nur ruhig, antwortete die Fünfte, ſo lieb' ich's.

Nun und Du? fragten alle die Jüngſte.

Die Jüngſte hatte lange Zeit vor ſich hingeſonnen, dann ſagte ſie: Ich hab's mir überlegt, ich ſchaffe mir keinen Mann. Der Mann ſoll dem Weibe kein Spielzeug ſein. Geſetzt den Fall ich verliebte mich wirklich in den, den ich mir hergezaubert, ſo könnte ich's wahrlich nicht überleben ihn wieder zu verlieren. Ich ſtürbe mit ihm. Alſo für mich keinen Mann. Ich werde die Güte unſrer edeln Pathe benutzen, und mir eine hübſche Hirſchkuh wünſchen. Eine ſolche hab' ich mir ſchon längſt erbitten wollen.

Die Schweſtern lachten und riefen: Eine Hirſchkuh? Wie einfältig! Aber die Jüngſte that wie ſie geſagt.

Nun bekamen Alle was ſie begehrten.

Die Schweſtern waren ſo verliebt in ihre Männer, wie es nur Frauen immer ſein können, und die jungen Männer thaten inzwiſchen alles Mögliche um ihren Liebchen zu gefallen. Der junge Miniſter ſtolzirte in der Sonne umher, ſo daß ſein Stern weithin blitzte und funkelte. Der Jäger blies ins Horn und ſang die hübſcheſten Jägerlieder, der Tanzkünſtler tanzte, der melancholiſche Studioſus machte Verſe und der junge Soldat focht und trank.

Alle riefen eines Tages: Wann wird die Hochzeit ſein?

Die Mädchen beſtimmten einen Tag; es war gerade der zwölfte. Aber das hatten ſie rein vergeſſen. Als nun der Rabe kam mit dem Zaubernuß und den ſieben ſchöne Körbchen, ſchickten ſie ihn fort. Nur die Jüngſte zauberte ſich eine neue Hirſchkuh.

Die fünf Mädchen machten nun mit ihren Liebſten Hochzeit. Um zwölf Uhr Nachts führte Jede ihren Schatz in ihr Kämmerlein. Am Morgen ertönte ein Schreckensruf in der Kammer der Aelteſten: Wo iſt mein lieber Mann geblieben? Pfui! was für ein welkes, altes Männchen liegt in meinem Bette? hinaus mit ihm! — Und aus der zweiten und dritten Brautkammer erſcholl der nämliche Ruf: Hinaus! mit dem kleinen Hutzelmännchen, das neben mir im Bette liegt! Wo iſt mein hübſcher, junger Mann geblieben? — Und ſo klang es überall! Und nun kamen die armen Mädchen heraus und jede führte an der Hand einen kleinen, krummen und ſchiefen alten Knirps: es war zum Erbarmen. Und Eine als ſie die Andre ſah in demſelben Unglück, jammerte immer ſtärker und wilder als ihre Schweſter, und endlich verwünſchten Alle die grauſame Fee.

Die fünf alten Männchen ſahen ſich einander an, und machten ihrerſeits klägliche Mienen.

Wo iſt der Rabe? riefen nun die Mädchen. Geſchwind fort, mit dieſem Plunder. Keinen Augenblick länger wollen wir dieſe Spitalgeſellſchaft um uns dulden.

Ihr vergeßt, ſagte die Jüngſte, daß ihr den Raben, als er ſich hier einfand, fortgeſchickt habt. Ihr müßt nun warten bis wieder zwölf Tage vorüber ſind.

Die Schweſtern fingen erſt recht zu jammern an, als ſie hörten, daß ſie ſich mit dieſen häßlichen Schätzchen, die in jeder Stunde mehr zuſammen ſchrumpften, noch ganzer zwölf Tage plagen ſollten. Indeſſen fanden ſie ſich ins Unvermeidliche, und Jede nahm ihr Alräunchen auf den Schooß, und ſchob in den zahnloſen Mund ein bischen Zwieback, und gaben Jedem ein Schlückchen Wein, damit die alten Magen ſich ſtärken ſollten.

Himmelſakrament! rief der Soldat. Wir hätten noch länger können friſch bleiben, wenn dieſe Satansnacht nicht geweſen wäre. Allein dergleichen Arbeit hält ein Anderer aus, und behalte noch ſeine Lebensgeiſter beiſammen! Daſſelbe verſicherten auch die vier Andern.

Der Springinsfeld verſuchte noch immer darauf, auf einem Bein zu hüpfen, allein es gelang miſerabel, er fiel und verſtauchte ſich Arm und Beine, und zerbeulte ſich den Kopf.

Der Jäger hatte ſchon ſeit lange nicht mehr ſo viel Athem um ſein Horn zu blaſen. Der Einzige, der noch Etwas leiſtete war der Miniſter, der an einem Stabe gelehnt in der Sonne herumkroch, und ſeinen Stern funkeln ließ.

Endlich kam der Rabe; aber ein neues Unglück: die Mädchen hatten das Wort vergeſſen, das die armſeligen Figuren wieder zu Kirſchen machte. Die Jüngſte war auf ihrer Hirſchkuh reitend ſeit einigen Tagen in den Wald gezogen, und war noch nicht wieder zurück. Ach! kein Rath und keine Hülfe! Sie baten den Raben, er möchte ihnen die ſechs neuen Kirſchen laſſen, aber er krächzte verdrießlich: Darf nicht — meine Ordre lautet, nur gegen die alten, ſoll ich die neuen geben. Und damit flog er fort, und nahm mit was er überbracht hatte. Welch ein entſetzliches Mißgeſchick: nun noch zwölf Tage mit dieſen kleinen Ungethümen zu verleben! Ach, es war kaum möglich! Und es mußte doch möglich ſein.

Wie oft riefen jetzt die fünf Unbedachtigen: Ach, hätten wir doch auf den Rath unſerer Schweſter gehört und uns auf Dinge nicht eingelaſſen, von denen die Fee, unſere Pathe, keine Kenntniß hat.

Was das Schlimmſte iſt, rief die Zweite, wenn unſre Schweſter nicht heimkehrt, ſo können wir, bis die Fee wieder da iſt, noch über zwei Monden uns mit den Kobolden herumſchleppen.

Das halten wir nicht aus, riefen die Mädchen alle zuſammen.

Ihr müßt es aushalten, nahmen jetzt die fünf boshaften kleinen Greiſe das Wort. Wehe Euch, wenn Ihr uns irgendwie in Pflege und Nahrung vernachläſſigt, oder uns nicht mit der Achtung behandelt, die wir fordern dürfen. Eure Strafe wird ſchrecklich ſein, denn wir ſind ſehr mächtig.

Die Schweſtern, die furchtſamer Natur waren, hörten dieſe Drohungen mit Händeringen und Thränen, und jede verſprach, auf das gehorſamſte den Befehlen nachzukommen.

Nun, ſo nehmt uns jetzt auf Euren Rücken, riefen die kleinen Greiſe übermüthig, wir wollen Euch wie unſre Roſſe benutzen, und Ihr ſollt in den Wald hinaustraben, damit wir friſche Luft ſchöpfen.

Jede nahm nun Huckepack ihren Kobold und es ging in den Wald. Die Kleinen hatten ſich ſeidne Schnüre beſorgt, die hatten ſie den Mädchen durch den Mund gezogen und zerrten nun daran als wären es Zügel und Gebiß. Dabei ſtachen ſie mit kleinen winzigen, ſilbernen Sporen den armen Mädchen in die Seiten.

Ich habe eine verdammt widerſpenſtige Stute! rief der Eine, ſie will nie ſo, wie ich will.

Ei, ſo laß ſie die Stachel Deiner Sporen fühlen! ſchrie der Andre. Die meine hab ich ſchon ſo gut dreſſirt, daß ſie auf den leiſeſten Wink parirt.

So lachten und trabten die häßlichen Gnomen auf den Rücken der fünf Mädchen, die ihr Schickſal verwünſchten; denn nach Ablauf von noch zwölf Tagen und abermals zwölf Tagen kam die Jüngſte noch immer nicht wieder heim. Endlich entſchloſſen ſich die Schweſtern, ſie aufzuſuchen. Sie zogen, mit ihren Männern auf dem Rücken, ins nahe Gebirge, wo ſie hofften, daß die Vermißte ſein werde.

Die Jüngſte hatte unterdeſſen im Gebirge die Bekanntſchaft eines jungen Hirten gemacht, der ſehr ſchön, ſehr edel und ſehr verliebter Natur war. Er war des hübſchen Mädchens auf der milchweißen Hirſchkuh kaum anſichtig geworden, als er ihr ſchon erklärte, daß er ohne ſie nicht leben könne. Dieſe zärtlichen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung. Die ſtolze Reiterin ſtieg herab und es dauerte nicht lange ſo erhörte ſie die Wünſche ihres Anbeters. Beide lebten nun im Gebirge als ein ſehr glückliches und zufriedenes

Paar. Sie hatte ihre thörichten Schweſtern faſt vergeſſen und dachte nicht mehr heimzukehren. Da hörte ſie eines Tages etwas den Weg hinauf keuchen, der zu ihrer Hütte führte. Sie ſagte zu ihrem Manne: kommen vielleicht Reiter zu uns zum Beſuche, allein ich höre kein Pferdegetrappel. Und ſie ſchaute aus dem Fenſter. Da ſah ſie den Thalpfad hinauf ihre unglücklichen fünf Schweſtern, wie ſie unter Halloh! und Hurrah! ihrer Reiter hinaufkeuchten. Gott im Himmel! rief ſie; dieſe Pferde ſollte ich kennen! Ach, die armen Creaturen, in welche Knechtſchaft ſind ſie gerathen! Ich will nur gleich hinaus und ſie zu mir ins Haus führen, daß den Armen Schutz und Erholung werde.

Die fünf Mädchen kamen todtmüde in der Hütte ihrer wiedergefundenen Schweſter an. Dieſe war muthvoll und ließ ſich nicht durch Drohungen einſchüchtern, ſie nahm die fünf boshaften Zwerge und packte ſie alleſammt in einen großen Hühnerkorb, da ließ ſie ſie durcheinander kribbeln und krabbeln, und ſchreien und keifen, und wartete geduldig bis der nächſte zwölfte Tag kam, wo der Rabe ſie im Gebirge aufzuſuchen pflegte. Da ſagte ſie zu ihren Schweſtern: aber wollt Ihr nun auch klug und gehorſam ſein und fürder nichts unternehmen hinter dem Rücken unſerer Wohlthäterin, der gütigen Fee? und wollt Ihr künftig auf meinen Rath hören, denn ihr habt geſehen, daß ich's gut mit Euch meine?

Ja, ja, wir wollen es! riefen die Armen. Befreie uns nur von dem Unglück.

Da nahm die Jüngſte den Zauberſtab, trat an den Hühnerkorb und ſprach das Wort „Simurgos“ und alsbald lagen auf dem Boden des Korbes fünf ganz vertrocknete, ſteinharte Kirſchen. Dieſe nahm ſie, und gab ſie dem Raben, der ihr dafür die fünf friſchen überreichte.

Und was damit? ſagte die Jüngſte.

Sie verlangten alle fünf weiße Hirſchkühe, damit ſie auf deren Rücken in ihre Heimath zurückkehren konnten, wo ſie dann die Fee erwarten wollten.

Dies geſchah. Die gütige Fee verzieh den Ungehorſam und nahm die Bereuenden wieder zu Gnaden auf. Allein ſie gab ihnen keine Kirſchen mehr. Der klugen und folgſamen jüngſten Schweſter verlieh ſie Reichthum und langes Leben, ſo daß ſie mit ihrem Hirten ſo glücklich lebte, wie ſie es verdiente. Die fünf Schweſtern ſtarben unvermählt, denn ſie hatten eine ſolche Furcht, daß, wenn ſie einen jungen hübſchen Mann heiratheten, er plötzlich über Nacht ſich in einen kleinen ſcheußlichen Kobold verwandeln möchte, daß ſie lieber Zeitlebens ledig blieben.

bende Schwermuth, einen Kummer zu bemerken, der die Schönheit noch um Vieles ſchöner macht und jeden Widerſtand entwaffnet. Die Miene, der Anzug, der Gang, die Haltung des Kopfes der jungen Wandlerin, Alles trug dieſe eigenthümliche und ſchwer zu beſchreibende Gattung von Reizen an ſich, die unmittelbar zur Seele ſprechen. Es war, um mit Einem Worte es auszudrücken, die Toilette, die die verlaſſene gekränkte Liebe zu machen pflegt, die einzige Toilette, die nie ihres Eindrucks verfehlt, obgleich die Kunſt am wenigſten Antheil an ihr hat. Ein ſchwarzes Sammethäubchen, ſchon durch den elegiſchen Schnitt rührend, mit dem es die ſchlichten blonden Haare einfaßt, ruft unmittelbar das Gefühl wach und bezaubert auch ohne den durchſichtigen faltenreichen Schleier, der darübergeworfen iſt und, die Ründung des Nackens einſchließend, vorn mit dem Buſentuche zuſammentrifft. Ein Mieder, ebenfalls von ſchwarzem

Rothkäppchen.

In einem Dorfe lebte ein ſehr hübſches junges Landmädchen, das ſeinen Eltern im Haushalt behülflich war. Eines Tages ſagte die Mutter zu dem Mädchen: Liebes Kind, geh hinaus in den Wald und bring der Großmutter einen Pflaumenkuchen. Die alte Frau ißt ſo gern dergleichen. Aber halt Dich nicht auf und ſei bald wieder da. Du weißt, wir haben des Vaters feine Wäſche zu plätten, er will heut zum Pfarrer gehn, um über Deine noch bevorſtehende Verlobung mit dem jungen Förſtergehülfen zu ſprechen. Das junge Mädchen wurde roth als es dieſe Worte hörte, allein, gehorſam ihrer Mutter, ſagte ſie nichts, ſondern glättete ihr Haar, flocht ſich zierliche Zöpfe und ſetzte dann ein kleines ſcharlachrothes Mützchen auf, das ſie zu ihrem letztvergangenen fünfzehnten Geburtstag erhalten hatte, und das ihr allerliebſt kleidete. So ging ſie denn in den Wald, am Arme ein Körbchen, in welchem der Pflaumenkuchen, ſauber in eine Serviette gehüllt, ruhte. Man konnte nichts anmuthigeres ſehen, als dieſes hübſche, junge Kind wie ſie in der Morgenfriſche dahergiug und mit den Vögeln um die Wette ihr Liedchen ſang.

Je näher ſie dem Walde kam, deſto ſchweigſamer wurde ſie. Die hohen Fichtenbäume und die weitzweigigen Eichen und Ahorn verbreiteten einen dunkeln Schatten und ließen ein geheimnißvolles Rauſchen vernehmen. Am Eingang des Waldes ſetzte ſie ſich auf einen Stein und ruhte aus.

Nun wohnte in dieſem Walde ein mächtiger Zauberer, der den jungen Mädchen nachſtellte, ſich manchmal in einen Wolf oder gar in einen Bären verwandelte, um den armen Kindern Schrecken einzuflößen. Aber dies geſchah nur den häßlichen Mädchen, den hübſchen erſchien er in ſehr freundlichen Geſtalten, beſchenkte ſie und gab ihnen ſonſt noch Zeichen ſeiner beſondern Gunſt. Als Rothkäppchen in den Wald kam, erfuhr es der Zauberer ſehr bald, und nun kam er ihr entgegen als ein junger liebenswürdiger Kavalier, der wunderſchöne ſchwarze funkelnde Augen hatte, und einen Schnurrbart, den man ſich nicht zierlicher denken kann; dabei kleine feine weiße Hände und hübſche Füße.

Ah, guten Morgen, mein ſchönes Kind! rief er dem Mädchen entgegen, das von ihrem Sitze aufſprang und ihm eine tiefe Verbeugung machte, wobei es blutroth im Geſicht wurde.

Bleib ſitzen, mein Engel! rief er. Vielleicht hat der Stein ſogar Platz für zwei.

Ich glaube nicht, gnädiger Herr, er hat kaum Platz für mich.

Laß uns den Verſuch machen.

Es geht wahrlich nicht. Ich werde fallen.

Ei, mein Kind, ſagte der Kavalier lächelnd, wobei er die ſchönſten Zähne zeigte, die man ſehen kann, und ich ſollte den Vorwurf auf mich laden, Dich zu Fall gebracht zu haben! Das ſei ferne. So werde ich vor Dir ſtehen bleiben.

Das würde ſich nicht ſchicken, gnädiger Herr. Ich ſitzend während Sie ſtehen! Wir wollen lieber zuſammen weiter gehn.

Gut. Und wo gehſt Du hin, Kleine?

Mein Herr, zu meiner Großmama.

Grüße ſie von mir.

Von Ihnen?

Ja, von mir. Iſt Dir das ſo auffallend? Ich kenne die ehrwürdige alte Dame ſehr gut. Ich habe ihr mein Geſangbuch geliehen, wie ſie das letzte Mal in die Kirche ging.

Ach, mein Herr, das iſt unmöglich. Die Großmutter geht nie aus. Sie iſt ſchon ſeit drei Jahren gelähmt.

Nun, liebes Kind, ſagte ich dann, ſie ging? Ich hätte ſagen ſollen, ſie fuhr; und zwar in meiner Equipage.

Ach, iſt es möglich! Davon hat ſie mir doch nichts erzählt. Aber wollen Sie nicht meinen Arm loslaſſen, gnädiger Herr, ich kann ſonſt nicht den Korb und unter dem andern Arm die Weinflaſche tragen. Eines von beiden müßte fallen.

Ich werde Dir die Weinflaſche abnehmen.

Aber trinken Sie's nicht aus.

Nicht doch — ich habe ſelbſt Wein im Keller.

Ich glaub's wohl. Wie konnte ich mir auch einbilden, daß Sie der alten Großmama den Wein austrinken würden. Das war eine einfältige Rede; Sie müſſen mir verzeihn.

Recht gern, aber unter einer Bedingung.

Und die iſt?

Daß Du mir einen Kuß giebſt.

Ach, das würde ſich ſchlecht ſchicken. Zudem bin ich verlobt, mein Herr, und darf außer meinem Vater, keinen andern Mann küſſen, als meinen Bräutigam.

Aber den wirſt Du küſſen?

Gewiß, wenn er es verlangt. Aber, mein Herr, es iſt unnöthig, daß Sie mich um den Leib faſſen; ich kann ſchon gehn, ohne geſtützt zu werden.

Du biſt eine allerliebſte kleine Unſchuld.

Still! was machen Sie da? Das lieb ich nicht.

Es hatte ſich eine Fliege auf Deinen Hals geſetzt.

Und Sie wollten ſie mit dem Mund wegfangen? Iſt das die Manier wie man Fliegen fängt?

Es iſt meine Manier. Wie Du hübſch roth geworden biſt! Ich dachte Landmädchen erröthen nie. Ich will Dir das Tuch etwas freier knüpfen.

Sie! laſſen Sie die Flaſche Wein nicht fallen!

Nein! ich will ſie auf den Boden ſetzen, während ich Dein Tuch losknüpfe. Siehſt Du nun? merkſt Du wie Du jetzt freier athmeſt?

Die Großmutter wird ſagen, daß ich mich heut liederlich gekleidet habe.

Laß ſie es ſagen. Du biſt nie ſchöner geweſen als grade ſo. Oh, da iſt wieder eine Fliege.

Halt! Sie haben mich in die Schulter gebiſſen! Pfui, gnädiger Herr, das iſt ein häßliches Betragen. Und überhaupt, ich bin Ihre gehorſame Dienerin; ich will jetzt meinen Weg wieder allein fortſetzen.

Wenn ich Dir weh gethan hab', ſo thut's mir in der Seele leid. (Er weint.)

Rothkäppchen (den Korb hinſetzend, und den armen Herrn umarmend): O mein Himmelchen nein, weinen ſollen Sie nicht! Wenn ich grob und böſe geweſen bin — nehmen Sie's nicht übel.

Nein, nein, ich ſchäme mich! Laß mich an Deinem Buſen mein Geſicht verbergen. (Er ſinkt ins Gras nieder, und zieht ſie nach.)

So, nun das iſt was Schönes! Da ſitzen wir im Graſe.

Iſt es nicht lieblich hier? Die Baumgipfel ſäuſeln über uns! Es iſt im Walde ſo ſtill, ſo heimlich.

So grauſerlich! Kommen Sie, wir wollen wieder weiter gehn. Auf, auf! Soll ich Ihnen helfen aufſtehn?

Ich kann vor Rührung noch immer nicht in die Höh ſehn.

Ach, Sie liegen mir die ganze Bruſt platt.

Eine ſo runde Bruſt!

Es iſt genug. Die Großmutter wartet auf ihren Kuchen. Wie, mein Herr! auf meinem Knie iſt keine Fliege. Sie ſollten ſich ſchämen das Knie einer Bauerin zu küſſen.

Es iſt das Knie einer Prinzeſſin.

Wir wollen aufſtehn, mein Herr. Ich glaub, es giebt an dieſer Stelle Ameiſen.

Wie kämen die hieher?

O ſehr natürlich. Der böſe Zauberer, der dieſen Wald bewohnt, ſendet ſie aus.

Haſt Du dieſen Zauberer ſchon einmal geſehn?

Nein, gnädigſter Herr; und ich hab auch kein Verlangen ihn zu ſehn. Es ſoll ein großer zottiger Rieſe ſein, mit den Zähnen eines Ebers, und den Klauen eines Bären.

Reizende Unſchuld!

Was ſagten Sie?

Nichts! Ich möchte an Deiner Bruſt in Wonne vergehn, O welch ein Augenblick! Küſſe mich küſſe mich! Meine Lippen lechzen ſich mit den

Dingen zu vereinen. Mich ergreift eine wahre Wuth.

Ach, eine Ameiſe! eine Ameiſe! (Sie ſpringt auf und läuft fort.)

Der Zauberer (ihr nachſehend): Da eilt ſie hin! wie ein junges Reh, ſo leichtfüßig. Ein entzückendes Geſchöpf! Friſch wie die Knospe im Thau. Die darf ich mir nicht entgehen laſſen. In der Hütte der alten Großmama wollen wir uns wiedertreffen, Kleine. Mir entläufſt Du nicht. In der unſcheinbaren, tief im Walde verſteckten Hütte! Wie anmuthig dort! Aber was mit der Alten beginnen? Wie entferne ich die? Ei — wozu viel grübeln! Ich freß die Alte auf. Als Wolf verwandelt, kann ich mit dem Biſſen ſchon fertig werden.

Und dieſen Plan eilte er ſogleich auszuführen, ehe noch Rothkäppchen ihm den Vorſprung abgewinnen konnte.

In die Hütte der Alten trat er ein, und ſagte: Bon jour, Madame!

Guten Abend, mein Herr! Was ſteht zu ihren Dienſten?

Ich bitte, nehmen ſie die Brille ab; ſo etwas liegt ſchwer im Magen. Auch den Schlüſſelbund bitte ich bei Seite zu legen.

Weshalb?

Ich hab Ihnen ſchon bemerkt, daß Brille und Schlüſſelbund Dinge ſind, die ſchwer zu verdauen ſind. Auch alles, was Sie an Nadeln am Körper haben, müſſen Sie ablegen; dergleichen fährt auf gefährliche Weiſe in die Zähne. Das alte Leibchen von Flanell, die Pantoffeln von weichem Leder und das Florhäubchen — alles das kann mit auf den Kauf gehn.

Ich weiß nicht, mein Herr, wie ich Ihre Worte deuten ſoll. Ich bin eine alte Dame, die von ihren Renten lebt, und ſich in der Einſamkeit nicht beläſtigt zu ſehn wünſcht.

O ich will Sie nicht weiter beläſtigen, Madame, — ich will Sie nur auffreſſen!

Ha! monstre! Ich werde meine Leute rufen.

Es iſt Niemand da; und Rothkäppchen iſt noch fünfzig Schritte vom Hauſe entfernt.

Ungeheuer! zittre vor meinem Fluch!

Madame! Brille und Schlüſſelbund herunter! Ihr letzter Augenblick iſt gekommen!

Ich will Ihnen etwas ſagen. Ich bin eine geborne Freiin von Mixpickel; zufällig hier an einen

Zeiſig verheirathet, der ſchon lange todt. Meine Verwandten ſind ſehr mächtig; es könnte Ihnen ſchlimm gehen, wenn Sie mir ein Leids anthäten.

Das ſind bemerkenswerthe Lügen.

Und dann will ich Ihnen noch etwas ſagen. Ich hab' in Papieren ſpeculirt und mir ein ganz artiges Vermögen erworben, das ſollen Sie haben. Es liegt dort in der Kommode mit den Meſſingbeſchlagen. (Bei Seite) Könnte ich nur aus der Hütte entrinnen, oder käme wenigſtens das verwünſchte Mädchen mir zu Hilfe.

In dieſem Augenblick hörte man Rothkäppchens Stimme draußen rufen: Großmama! Großmama!

Da iſt ſie! rief die Alte erfreut. Der Zauberer ſprang aber hin, und ſchob den Riegel vor die Thür. Alsdann verwandelte er ſich in einen Wolf, ſtürzte auf die Alte hin, und verſchlang ſie.

Ha, welch ein Mord
In dem ſtillen Haus!
Von dem Schmauſe
Leckt blutig die Zunge,
Da ſchnell im Sprunge
Nahm alles er fort
Was an den Greul kann mahnen,
Niemand ſoll ahnen
Was hier geſchehn.

Sammet mit einer feuerrothen Einfaſſung, zeichnet die friſchen zärtlichen Contouren der Jugend, dieſe Contouren, die die gebeugte Stellung der Leidtragenden nur noch um Vieles reizender ſchwingt. Eine Hand ans Herz gepreßt, ein niedergeſchlagenes Auge, ein kleiner Fuß, der ſich nur zagend hebt und ungewiß dahertrippelt, macht das rührende Bild vollſtändig. Wer kann einer ſolchen Erſcheinung widerſtehen, wenn ſie uns aus dem Schatten eines einſamen Waldes entgegentritt, oder der idylliſchen Umgebung eines kleinen Meierhofes, eines in den Schatten ſeiner dunkeln Buchen verſteckten Dorfes die Krone aufſetzt. Wird man nicht glauben, es ſei Aline, Aline, die zum erſten Male vom Pfeile des Gottes getroffen, ahnend die Untreue ihres Geliebten, das Leid ihres jungen Herzens der Einſamkeit der ſtillen Waldbäche zu klagen geht. Dort am Fuß eines Baumes hingeworfen, läßt ſie frei ihre Thränen rinnen und entfeſſelt die lange

Der dumpfen Gerüche er ſatt,
Damit Wohlgerüche wehn,
Dann ſpreizet er im Tanz
Zu Kiſſen und Laken.
Die arme Schachtel
Wirft die [illegible] Lumpen
In einen Klumpen
Zuſammengeſchlagen
Zu Nachthäubchen und Kragen.
Es iſt zum Entſetzen!
Dann eilt er zu netzen
Mit eau de mille fleurs
Das Bette, die Stühle
Den Teppich umher.
Von dumpfiger Schwüle
Merkt Niemand was mehr
Gemüthlich und rein
Iſt wieder das Zimmerlein klein.

Er legt ſich ſelbſt, wieder zum jungen Mann verwandelt, mit einem Hemde und Nachtjäckchen der Alten bekleidet, mit einem Häubchen auf dem Kopfe ins Bette, nachdem er vorher die Thür geöffnet hat. Als er Rothkäppchen kommen hört ſummte er das Lied vor ſich hin:

Alte Damen
Schmecken nicht übel,
Mit einer Sauce
Von Lattig und Zwiebel,
Doch muß Schlüſſel und Brillen

Was ſchön geweſen
Denn macht es am Magen
Ein häßliches Grimmen.
Doch weiß ich was ſagen
Ich war zu raſch:
Es hängt' in ihrer Taſch'
Noch einen Kringelchen.
Den hab' ich verſchluckt nun
Und das thut nicht gut:
Es läßt mich nicht ruhn
Ich muß mich wenden
Von einer Seite zur andern
Und möchte nach dem Doktor ſenden.

Indem trat Rothkäppchen ein.

Schönen guten Tag, Großmama!

Bon jour, ma petite! Küß mir die Hand.

Was ſangſt Du denn für ein Lied, Großmama, als ich hereintrat?

Hm, es wird wohl ein Lied aus dem Geſangbuch geweſen ſein.

Es klang indeß ziemlich fremdartig. Und warum wälzt Du Dich im Bette herum, Großmama?

Warum? warum? alberne Frage; weil ich noch verdammt hitziges Geblüt habe.

Hier iſt der Kuchen, den ich Dir mitgebracht.

Leg ihn vor die Thür. Ich mag keinen ſo er einzigen Kuchen. Wenn's nicht Paſtete iſt, eß' ich nicht.

Ei, Großmutter — es war doch ſonſt Dein Leibgericht.

Den Wein gieb her; den will ich austrinken.

Was, Großmama! in einem Zuge haſt Du die ganze Flaſche geleert! Das iſt noch nie dageweſen.

Das glaub' ich; eine alte Frau, wie ich bin, iſt auch noch nie dageweſen. Komm, Kleine, ſetz Dich hier auf den Bettrand, und nun gieb mir einen Kuß.

Rothkäppchen (aufſchreiend) Großmama! Du haſt einen Bart!

Kind, Kind! ſei nicht ſo einfältig. Das iſt der Schatten, den meine Naſe wirft. Aber was haſt Du da an der Schulter? einen rothen Fleck! Ha! was iſt das? Du haſt doch nicht leichtfertige Bekanntſchaften gemacht?

Gewiß nicht; wie käme ich dazu?

Ach thu nur nicht ſo. Wie pflegt denn ein junges Mädchen zu dergleichen zu kommen? Man geht durch den Wald, der Weg iſt einſam, da kommt ein junger Herr, nimmt uns beim Kopf, küßt uns, wirft uns nieder — kennſt Du ſo?

Und damit nahm der böſe Zauberer das arme Kind, warf es zu ſich ins Bette, und — draußen rauſchten die Waldbäume und die Vögel ſangen.

Die Vögel ſangen und die Waldbäume rauſchten.

Nach der zweiten böſen That, die der Zauberer jetzt verübt hatte, nahm er wieder ſeine Wolfsgeſtalt an, und — es iſt entſetzlich zu ſagen — verſchlang auch das arme Rothkäppchen.

Auf dieſe Weiſe, ſagte er ſehr ſelbſtzufrieden zu ſich, entgehe ich jeder läſtigen Unterſuchung, und mein kleines Abenteuer hinterläßt keine Spur.

Vornehme Herrn
Amüſiren ſich gern
Doch wollen ſie nicht
Daß die Leute davon ſprechen
Sie ſcheuen nicht aus Ruhe
Ihre kleinen Schwächen
Als beſtes Mittel
Das Geheimniß zu wahren
Auf mein Wort
Thut ſich erweiſen
Die Geſchichte jeder
Aufzuweiſen.

Der Zauberer ſchlich ſich jetzt als Wolf aus der Hütte. Er gedachte ſeinen Pallaſt raſch zu erreichen, allein die Strafe für ſeine Unthaten war noch raſcher. Sie kam ihm dicht auf dem Fuße nach. Der junge Förſter, Rothkäppchens Bräutigam, ſah den Wolf ſchleichen, legte auf ihn an, tödtete ihn, und ſah noch einen Zipfel von Rothkäppchens Halstuch aus ſeinem Maule hangen. Sogleich ward ein geſchickter Arzt geholt, der auch etwas von der Zauberei verſtand, der öffnete dem Wolf den Magen und brachte glücklich die Großmutter und Rothkäppchen lebend aus demſelben hervor. Wer war glücklicher als der Förſter und die beiden Geretteten. Der Wolf aber blieb todt und der Wald und die Umgegend waren ſomit von dem boshaften Zauberer befreit. Man ſagt aber, daß die jungen Mädchen damit nicht zufrieden waren; ſie hätten es lieber geſehen, wenn der Zauberer lebend geblieben wäre. Es gab ſogar ein Lied unter ihnen, das ſo lautete:

Junge Mädchen
Sind dazu geſchaffen
Verſpeiſt zu werden,
Ein recht hungriger Wolf
Iſt ihnen das Liebſte auf Erden.

9.

Blaubart.

Ein armer Landedelmann hatte acht Töchter, die er gerne an den Mann bringen wollte. Es waren alle Acht hübſche Mädchen. Der Vater, wenn er ſie einem Fremden vorführte, pflegte zu ſagen: Hier iſt meine älteſte Tochter:

Suſe,
etwas konfuſe.

Dann:

Jette,
liegt zu lang im Bette,
Anne Sophie,
hat ein Fleckchen am Knie,
Lottchen,
iſt ein kleines Teufelskröttchen,
Katherlieschen

hat ein kleines Füßchen,
Irmengard,
die die Seele weckt;
Adelgunde,
mit der Muſik ſie neckt;

und endlich:

Annett,
mit dem Hintern fett.

Nun wohnte ein ganz vollkommener Kavalier in der Gegend, der liebte ſchöne Frauen über die Maßen, der hörte von den acht hübſchen Mädchen und erſchien deshalb bei dem Edelmann. Er kam mit einer Kutſche und vier Pferden angefahren. Zwei Lakaien öffneten den Schlag des Wagens und ein Strom von Roſen und Veilchenduft verbreitete ſich, als der vollkommene Kavalier ausſtieg und dem Edelmanne ſeine Verbeugung machte, indem er ſagte:

Ich bin der vollkommenſte Kavalier,
Und erſcheine hier an Deiner Thür;
Du haſt der Töchter zweimal vier,
Von denen ſchenke Eine mir.

Der alte Baron antwortete:

Ihr ſeid der vollkommenſte Kavalier,
Der ganzen Nachbarſchaft Lob und Zier;
Die Ehre iſt über die Gebühr,
Nehmt Ihr eine von meinen zweimal vier.

Aber welche nehme ich? ſagte der Freiersmann zu ſich ſelbſt, als er die acht Mädchen betrachtete: Nehme ich:

Suſe,
etwas launiſch?

Nehme ich

Jette,
die zu lang liegt im Bette?

Oder:

Anne Sophie
mit dem Fleckchen am Knie?

Soll ich nicht lieber nehmen:

Lottchen,
Das kleine Teufelsbrödchen?

Oder:

Katherlieschen
mit dem kleinen Füßchen?

Gar ſo hübſch iſt:

Irmengart,
die die Leute narrt,

nicht minder hübſch:

Roſamunde
mit der Bruſt ſo runde.

Doch will ich mit der Jüngſten anfangen und nehme mir

Annett,
mit dem Hütchen ſo nett.

Die ſoll meine Gemahlin werden; wir wollen ja ſehen, vielleicht bekomme ich die Andern auch noch. Es pflegt oft curios zu gehen mit den jungen Weibern, ſie leben nicht allzulange, und man iſt ſie bald wieder los. Beſonders dieſe, die iſt ſchon jetzt ſo fett, daß ſie gar nicht mehr gut Athem holen kann.

So dachte der Freiersmann und nahm Annett, die mit ihm nun von dannen fuhr in das Schloß ihres Gemahls. Der alte Edelmann weinte einige Thränen beim Abſchied. Es dauerte nicht lange, ſo kam eine Kutſche mit vier Pferden und den zwei Lakaien wieder vorgefahren, und der vollkommenſte Cavalier ſtieg aus, machte eine tiefe Verbeugung, zeigte auf den Trauerflor an ſeinem Arme und ſagte:

Ich bin der vollkommenſte Cavalier
Und erſcheine hier vor Deiner Thür.
Der Tod hat geraubt Deine Tochter mir,
Gieb eine andere mir dafür.

Der alte Baron erſchrak zwar über die Nachricht; er faßte ſich aber bald wieder und erwiederte ebenfalls mit einem tiefen Bückling:

Ihr ſeid der vollkommenſte Cavalier
Der ganzen Gegend Lob und Zier;
Und ſtarb die Eine von den zweimal Vier,
So gebe ich eine Andre dafür!

Diesmal nahm der Freiersmann Adelgunde, mit der Bruſt ſo runde, und führte ſie als ſeine Gemahlin auf ſein Schloß. Der Edelmann weinte wiederum einige Thränen.

Bald kam jedoch der Freiersmann nochmals, und dann nochmals und endlich war er ſiebenmal dageweſen und kam zum achten Male, und da es nach der Reihe ging, von unten aufwärts, ſo freite er noch zu guterletzt um Suſe.

Der Edelmann rief: Aber, wie iſt mir, mein Lieber, Sie ſcheinen Talent für das Wittwerfach zu haben. Sieben Frauen todt, und nun gehts gar an die Achte. Nehmen Sie's mir nicht übel, aber die Sache kommt mir etwas ſonderbar vor.

Die zarte Natur, mein theurer Schwiegervater, die zarte Natur der lieben Kinder; entgegnete der ſchöne Cavalier.

Nun denn! entgegnete der Baron, ich geb Ihnen meine Achte. Doch mit dieſer gehen Sie hübſch ſäuberlich um, hören Sie! Ich bin ſchon etwas bei Jahren, und kann, wenn ich mir auch noch ſo ſehr Mühe gebe, keine neue Tochter in die Welt ſetzen.

Suſe ſtand hinter ihrem Vater, als er ſo ſprach, und ſagte bei ſich ſelbſt: Nun, verlaß Dich nur zurückgehaltenen Klagen ihres Buſens, beruhigt, daß nur die Stimme des Echo's ihr Antwort giebt. Armes Mädchen, dein Vertrauen, deine argloſe Jugend und deine Schönheit ſind deine Verderber; die Welt, unerbittlich in ihrem Angriffe gegen Schätze, wie du ſie in deinem reinen Herzen nährſt, läßt nicht ſechzehn Frühlinge vergehen, ohne ihre Macht an dir zu erproben, und bleibſt du auch Siegerin, ſo werden dich doch ewig die Spuren des Kampfes ſchänden. Nur wenigen Glücklichen iſt es vergönnt, die Hartnäckigkeit dieſes Kampfes durch kluges Nachgeben zu brechen, noch ſeltener ſind Die, welche die Illuſionen ihrer Jugend aufzugeben im Stande ſind, wie man ſchöne Träume aufgiebt, wenn der Ernſt des Tages in ſeine Rechte tritt. —

Dieſe Betrachtungen, und noch viel düſterere konnte der Anblick des anſpruchloſen jungen Mädchens rege machen, die in ihrem Schleier und auf mich, Vater, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, obgleich ihr mich immer nur die Suſe etwas konfuſe — nennt. Ich will der Sache mit der ewigen Wittwerſchaft ſchon auf die Spur kommen.

Und als ſie in die Kutſche ſteigen wollte, um mit ihrem Gemahl auf deſſen Schloß zu reiſen, zog ſie ihren Vater bei Seite und ſagte zu ihm: Hier iſt ein Glöckchen von Silber, liebſter Vater; das hat mir meine Pathe, die eine mächtige Fee iſt, geſchenkt. Stelle das Glöckchen auf Deinen Schreibtiſch. So bald Du es von ſelbſt klingen hörſt, ſo mach Dich geſchwind auf und eile mir zu Hülfe, denn ich werde mich dann in gar böſer Gefahr befinden.

Der alte Baron verſprach dies, und nahm das Glöckchen. Dann umarmte er ſeine einzige Tochter zärtlichſt und vergoß dabei ſo viel Thränen, wie bei allen andern ſieben zuſammengenommen.

Die junge Frau, als ſie auf dem Wege nach dem Schloß ihres Eheherrn ſich befand, ſang ſtill vor ſich hin:

Liebſte Suſe,
Nur diesmal nicht konfuſe
Blick ſcharf um dich, ſieh alles an
Der [illegible] Mann!

Nun nahm ſie den vollkommenen Cavalier recht genau in Augenſchein; allein, ſo ſehr ſie ſich Mühe gab, ſie konnte nichts an ihm entdecken, was nicht vollkommen geweſen wäre. Die Augen, die Zähne, die Haare, der Wuchs, die wunderſchöne Farbe, nur der Bart war etwas zu blauſchwarz; allein auch das konnte für eine vollkommene Schönheit gelten. Wenigſtens hatten ſo viele Frauen dafür. Auch war er in Sitten und Manieren der beſterzogenſte junge Mann, den man finden konnte, ſo daß die arme Suſe, mit aller Müh und aller Liſt, nichts Tadelnswerthes an ihrem Gemahl entdecken konnte.

Nun fuhren ſie ins Schloß. Dies war ein herrliches Gebäude und überall auf alle Wände geſchrieben ſtand mit großen goldenen Lettern geſchrieben: Hier wohnt der vollkommene Cavalier.

In den Gemächern ſtand auf jeder Thür
Hier wohnt der vollkommene Cavalier.

Auf Teppich und Stühlen gemalt ſtand: Hier
Wohnt der vollkommene Cavalier.

Im Garten war zu leſen in Blumenzier
Hier wohnt der vollkommene Cavalier.

Am Stall ſelbſt ſtand geſchrieben mit Wagenſchmier
Hier wohnt der vollkommenſte Cavalier.

Nun! rief Suſe, wenn die Leute es jetzt nicht wiſſen, daß ich ſo glücklich bin den vollkommenſten Mann zu haben, ſo weiß ich nicht, wie man es ihnen ſonſt beibringen ſoll.

Sie ſchickte ſich nun an mit ihrem Manne ein ſehr vergnügtes Leben zu führen. Einige Wochen hintereinander brachte ſie auch in lauter Luſtbarkeiten zu; es wurden herrliche Feſte gegeben und die Nachbarſchaft eingeladen. Dann kam eines Morgens der Blaubart zu ihr und ſagte: Mein Kind, ich muß auf einige Tage verreiſen, hier nimm die Schlüſſel zu dem ganzen Hauſe. Ueberall hin kannſt Du gehn, nur in ein Kabinet muß ich Dich bitten nicht einzutreten, ich hab darin meine Bücher und Papiere, zu denen ich nicht gern Weiberhände zulaſſe.

Wohlan denn, mein Lieber, antwortete Suſe, ich werde nicht hineingehn.

Und nun nahm er Abſchied und entfernte ſich.

Als Suſe allein ſaß in dem großen Schloſſe, empfand ſie alsbald Langeweile. Aus einem Lochlein hinter der Tapete kam eine Maus herausge ſchlüpft. Sie ſtellte ſich aufrecht auf die Hinterfüßchen und ſprach:

Suſe, Suſe,
Auf ein Wort!
Ich bin die Maus Mabuſe
Und wohn' hier am Ort.
Was ſoll' wohl ſein im Kabinet?
Ich weiß
Etwas Beſonderes. Willſt Du nicht hineingehn?

Nein, ſagte Suſe, ich hab' es meinem Manne verſprochen nicht hineinzugehn. Es liegen ſeine Papiere und Bücher drin. Die Maus lachte und rief:

Papiere und Bücher! Er lieſt ja nie,
Und ſchreiben kann er auch nicht.
Der armſelige Wicht,
Hat ja nichts gelernt, ma chère amie.

Damit ging Frau Mabuſe höhnend fort. Nicht lange währte es, ſo ließ ſich ein Vogel am offenen Fenſter nieder und ſang:

Suſe, Suſe,
Auf ein Wort!
Ich bin der Vogel Alraun
Und wohn' hier am Ort.
Sag geſchwind
Liebes Kind
Was ſollte wohl ſein im Kabinet?

Ich weiß es nicht, entgegnete Suſe, ſchon etwas verdrießlich; ich ſollte meinen es ſind Bücher und Schriften, die meinem Manne zugehören. Der Vogel ſtieß ein lautes Gelächter aus, und rief:

Ei wie einfältig
Dieſe junge Frau iſt!
Sie glaubt nicht an die Liſt
Von uns jungen Herrn?
Und wir betrügen ſie gern.

Unverſchämter Herr! rief Suſe, gehen Sie ihrer Wege, und kümmern Sie ſich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen! Gelbſchnabel Sie! Damit ſchlug ſie das Fenſter zu, und der Vogel flog weg. Da ließ ſich eine Spinne von der Decke herab.

Suſe, Suſe,
Auf ein Wort!
Ich bin die Spinne Marquiſe,
Und wohn' hier am Ort.
Ich ſag Ihnen, mein Kind,
Ich bin eine alte Dame,
Ihr Mann iſt infame
Wie ſelten Männer ſind.
Er betrügt Sie recht malhonett
Gehn, Sie nur ins Kabinet.

Die Spinne haspelte ſich wieder hinauf, ohne eine Antwort zu erwarten. Suſe jedoch rief ihr nach: Madame, ich finde es ſehr ſonderbar, daß Sie ſich unterfangen, hier Schlechtes von meinem Manne zu ſprechen. Ich verbitte mir das für's Künftige.

Aber alle dieſe Reden hatten einen Stachel in dem Herzen Suſens zurückgelaſſen. Es kam ihr dazu wieder in den Sinn, daß ſie ihrem Vater verſprochen hatte, über das Schickſal ihrer verſchwundenen Schweſtern Nachforſchungen anzuſtellen. Plötzlich fiel es ihr nun ein: Wie! wenn Deine armen Schweſtern nun in jenem Kabinet wären? Die Frau Mabuſe hat ganz Recht, mein Mann lieſt nie und ſchreiben habe ich ihn auch nicht geſehn. Er verläßt ſich ganz auf ſeine äußere Schönheit und hat zur Ausbildung ſeines Innern nichts gethan. Er gehört zu der Sorte von Männern, denen man Alles nimmt, wenn man ihnen ihre Schönheit nimmt, das iſt wahr. Alſo Bücher und Papiere können ſchwerlich im Kabinet liegen. Dann ſprach der alberne Herr Flatuſe etwas von Männerliſt, und die alte Dame Marquiſe ſagte ganz offen, daß mein Mann mich betröge. Das ſind alles Dinge, die wunderbar zuſammenſtimmen. Ich muß demnach doch einen Blick in das Kabinet thun. Wir wollen doch ſehen, was an der Sache iſt. Den Hals wird es nicht gleich koſten.

So ſprach Suſe, und vom Sprechen zum

Handeln war nur ein Schritt. Sie nahm den verbotenen Schlüſſel und öffnete damit das Kabinet. Was entdeckte ſie hier? Lauter Gegenſtände, die ſie auf den erſten Blick nicht erkannte, und von deren eigentlicher Beſchaffenheit ſie ſich keine Vorſtellung machte. Aber ſie wurde von den Dingen ſelbſt belehrt. Als ſie zu einem dieſer Gegenſtände herantrat, ſprach eine Stimme:

Ihro Gnaden,
Wir ſind ein paar falſche Waden
Ihnen zu dienen.
Wir paſſen an's Bein,
Wie Beinſchienen,
Und laſſen ganz fein
Ihrem Herrn Gemahl
Deſſen Waden ſind etwas ſchmal.

Was muß ich hören! rief Suſe. Alſo ſeine ſchönen Waden ſind nicht ſeine eignen. Als ſie ſich einem andern Tiſche näherte, tönten Stimmen, die riefen:

Wir ſind Perucken
Zum Entzücken,
Dem wirklichen Haar
Täuſchend ähnlich. Wie wunderbar!
Ihr Herr Gemahl
Thut ſich mit uns ſchmücken,
Denn in Wahrheit iſt er rattenkahl.

So! rief Suſe; die Botſchaft iſt nicht übel und paßt zu der erſten wie ein Ei zum andern. Allerliebſte Geheimniſſe, die ich da erfahre! Ja nun begreife ich, daß er mich nicht hier hat wollen eintreten laſſen. Der Gauner, der Schelm! Nun wollen wir hören, was wir noch erfahren werden. Sie trat an ein Schächtelchen, daraus tönte hervor:

Wir ſind ein Gebiß
Schneeweißer Zähne
Die ſchönſten gewiß
Die eine verliebte Schöne
Bei ihrem Schatze zeigen.
Ihrem Gemahle ſtehn
Wir ganz gut im Munde,
Die eignen ſind faule.

Miſerabel! ſeufzte die arme Frau; alſo auch falſche Zähne, die ich nie habe leiden können! Der abſcheuliche Mann! Sie ging weiter und ſtand vor einem Porzellandöschen ſtill, aus dem es hervorrief:

Ich bin das ſchönſte Wangenroth,
Das prächtigſte Lippencarmin.
Auf Wangen, die fahl wie der Tod,
Laß ich die ſchönſten Roſen blühn.
Dein Gemahl, liebes Herze,
Kann ohne mich nicht beſtehn.

Auch mein Nachbar, der [illegible]
Braucht er gar ſchon,
Damit er ſich pechſchwarzen Bart färbe.

Nun ja, das fehlt noch! Alſo nicht einmal ſein Bart iſt ächt! Ich armes Weib, ſo grauſam iſt noch keine von ihrem Manne getäuſcht worden. Ich wage gar nicht, noch weiter zu gehen; wer weiß, auf was für falſche Dinge ich noch treffe. Doch will ich den Inhalt dieſes Schächtelchens noch unterſuchen. Eine **Stimme** rief:

Ich bin ein Auge,
Aus Glas gemacht.
Wenn ich gleich zum Sehen nicht tauge,
So blendet meine Pracht,
Und Niemand ſchöpft Verdacht,
Daß ich nur ein Stück Glas.
Wie beluſtigt mich das!

Aber mich gar nicht! rief Suſe und ſtampfte weinend und ganz zornig den Boden. Iſt's erhört! alſo einäugig, rattenkahl, ſpindeldürr und Bart und Geſicht gefärbt — das iſt der vollkommenſte Cavalier! Nun wart! Die Welt und ſeine arme Frau ſo zu betrügen! Es iſt zu toll! Was iſt denn in dem Topfe da? — Eine Stimme erwiederte:

Ich bin eine Salbe,
Aus neunerlei Kräutern gebraut.

Ich schmücke die Wand,
Und mach' die [illegible]
[illegible]
[illegible]
Dem Manne auch besonders nöthig hat.

Nun halt' ich's nicht länger aus! schrie Suse. Ich muß meinem Herzen Luft schaffen. So will ich denn sogleich zeigen, was ich von ihm halte! Und sie lief aus dem Kabinet, ergriff einen Topf mit schwarzer Farbe und einen Pinsel, und strich überall an allen Aufschriften und Ueberschriften die Worte „vollkommenste Cavalier" aus. Als dies geschehen war, rief sie zu sich selbst, indem sie beschämt stille stand:

Aber Suse
Jetzt warst Du kühne!
Wenn er nun kommt, so wird er sehr
Was schelten!

Gleichviel! rief sie; es ist nun einmal gethan. Komme nun, was da wolle! Aber ich habe nun noch nicht einmal herausgebracht, wo meine armen Schwestern sind. Sicherlich haben sie eben so wie ich gehandelt, und sind nun von dem Wüthrich irgendwo eingesperrt. Sie ging nochmals ins Kabinet und da hörte sie in der Gegend eines großen Wandschrankes etwas quicken und zwitschern, als ſchwarzen Hündchen auf der Landſtraße an der Seite des unförmlichen kleinen Reiters daherging. Das Paar näherte ſich immer mehr unſerem Wanderer, der ſich aufrichtete und es mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ins Auge faßte. Es konnte ihm nichts willkommener ſein, als der Halt, den der Reiter jetzt machte, und mit dem er, wie es ſchien, ſich zum Abſchiede von ſeiner Reiſegefährtin anſchickte. Die Nähe der handelnden Perſonen machte, daß ihre Worte deutlich gehört werden konnten.

„Bis hierher,“ begann der kleine Cavalier, „darf ich dich geleiten, liebes Kind. Jetzt ſetze deinen Weg allein fort. Alles, was ich thun kann, iſt, dir eine glückliche Reiſe wünſchen.“

Das Mädchen ſah ihn mit ihren großen blauen Augen an, dann fuhr ſie mit der Hand über dieſelben, als zerdrückte ſie Thränen. Eine lange Pauſe entſtand, während Beide ſich gegenüberſtanden und ſchluchzten. Endlich reichte ſie wenn Vögel und Mäuſe zugleich daſelbſt wimmerten. Sie öffnete den Schrank, und — o Grauſen! da hingen ihre ſieben Schweſtern, an den Beinen aufgehängt und ſtießen die erbärmlichſten Klagelaute aus. Suſe rief, ganz außer ſich vor Entzücken: Ach, meine liebe Annett', biſt Du da! Und meine theure Adelgund, meine gute Armengard, mein edles Katherlieschen, mein ſüßes Lottchen, und nun gar Du, engelgleiche Anne Sophie, und Jette lebt Ihr wirklich noch! Und ich, Eure Schweſter Suſe, komme Euch zu retten!

Und jetzt nahm ſie Eine nach der Andern vorſichtig aus dem Schranke heraus, ſtellte ſie wieder auf die Beine und dann gab ſie ihnen etwas zu eſſen und zu trinken.

Aber gleich darauf rief ſie: Aber Ihr müßt alle wieder geſchwind in den Schrank, denn ich höre den abſcheulichen Mann heimkommen! Die Schweſtern krochen wieder in den Schrank hinein, und nur Lottchen, das Teufelsbettchen, öffnete nochmals die Thür ein wenig und rief: Haſt Du mich nöthig, ſo ſag es mir: ich habe Courage, es nochmals mit ihm aufzunehmen.

Liebes Lottchen, erwiederte Suſe: es hilft Alles nichts. Wenn ich's nicht zu Stande bringe.

kannſt Du's auch nicht. Wir müſſen nun entweder Alle untergehn oder Alle gerettet ſein.

Als der Blaubart ſein Haus betrat, rief er ſogleich: Wer hat ſich unterſtanden, die Worte „Der vollkommenſte Cavalier" auszuſtreichen?

Ich! entgegnete Suſe, weil es eine Lüge iſt.

Oho! rief der Mann, und ſein eines Auge funkelte.

Du biſt nicht der vollkommenſte Cavalier, fuhr Suſe fort, ſondern der allermiſerabelſte und unvollkommenſte, den man finden mag.

Geh, Ungeheuer!
Falſch von der Zeh bis zum Scheitelhaar,
Nur Dein Herz iſt Dein eigen,
Das falſcher freilich nicht zu finden war.

So, ſo! rief der Blaubart; ſtehn die Sachen dergeſtalt! Biſt auch Du ungehorſam und neugierig. So wirſt Du es mir denn auch nicht verdenken, wenn ich an Dir dieſelbe Strafe vollziehe, die Deine Schweſtern, die ſich deſſelben Vergehens ſchuldig gemacht, erlitten haben. Ich werde Dich zeitlebens einſperren, und jeden Tag eine Stunde an den Beinen aufhängen zur Erholung. In dieſer Stellung finde ich hübſche Frauen am ſchönſten, und man kann ſie mit gehöriger Muſe betrachten.

Deinem Vater ſoll jedoch Dein Tod gemeldet werden. Auf dieſe Weiſe iſt er alle ſeine acht leichtfertigen Mädchen los und hat das hübſche Geld, das ich ihm gezahlt habe. Was mich betrifft, ſo erfährt die Nachbarſchaft nichts von meinen Geheimniſſen, und ich bleibe nach wie vor der vollkommenſte Cavalier, das iſt die Hauptſache.

Und als er dieſe Rede vollendet hatte, ergriff er die arme Suſe bei den Haaren und wollte ſie in's Kabinet ſchleppen, um ſie an den letzten noch leeren achten Nagel im Schranke aufzuhängen; allein es kam anders. Der alte Baron hatte zur rechten Zeit die magiſche Glocke anſchlagen gehört, und kam nun mit allen ſeinen Vettern und Verwandten, ein großes, zahlreiches Heer, überfiel das Schloß des Blaubarts, ſchlug den vollkommenſten Cavalier todt und nahm ſeine ganze Habe in Beſitz. Dann holte er aus dem Schranke ſeine ſieben Töchter heraus. Das iſt eine ſchöne Geſchichte! rief er, nun hab ich acht Wittwen im Hauſe! Lauter Madamen Blaubarts! Ich will Euch etwas ſagen, lieben Kinder, um Aufſehen zu vermeiden, will ich hier das Beſitzthum verkaufen, und mit Euch in die Fremde ziehen. Da können wir die ganze Hiſtorie verſchweigen.

Verſchweigen! riefen alle Achte mit einer Stimme; unmöglich, Papa! Das iſt ja eben unſre Genugthuung, daß wir Alles, was uns geſchehen und was uns nicht geſchehen, in der Nachbarſchaft haarklein erzählen können.

O welch ein Vergnügen,
So recht ausführlich zu lügen!
Acht Jungen, die ohne Lauern
Immerweg plaudern!
Welch ein Sauſen!
Welch ein Klatſchen!
Welch ein Brauſen!
Welch ein Platſchen!
In ſichern
Gemächern welch ein Kichern!
Im Dunkeln
Ein ewiges Munkeln,
Im Hellen
Ein ewiges Gellen!
Vor dem Hauſe,
Hinter dem Hauſe
Ein ewiges Schmauſen
Ohne Pauſe, ,
Bis endlich die ganze Nachbarſchaft
Wie eine große Familie
Zuſammenklafft!
So bringt man's unter die Leute!"

10

Die verhüllte Fee.

Es war einmal ein König, und dieſer König hatte eine Tochter, und dieſe Tochter wollte heirathen. Sie ſagte: ich will einen recht vollkommenen Mann. Was nützt es, wenn ich einen Herzog oder Prinzen, oder Grafen heirathe, und er iſt kein vollkommener Mann. Ich will aber einen vollkommenen Mann, es iſt gleichviel ob er ein Bauer oder ein König iſt.

Dieſe Rede hörten zwei Wittwen, die in der Nähe des Königpallaſtes wohnten, und von denen jede einen Sohn hatte. Leider waren dieſe Söhne nicht ſchön, ſondern eher mißgeſtaltet zu nennen; es war darum keine Hoffnung vorhanden, daß die Prinzeſſin ihre Wahl gerade auf einen von dieſen armen Knaben lenken würde. Allein die Mütter hatten eine gute Bekanntſchaft unter den Feen, und mit Hülfe dieſer wollten ſie nun zum Ziele gelangen. Sie fingen es auf folgende Weiſe an. Sie luden die Feen zu ſich ein, beſchenkten ſie und verſicherten ſie ihrer unwandelbaren Freundſchaft. Die Feen, die wie bekanntlich, ſehr eitle Geſchöpfe ſind, gingen ihrerſeits wieder ſo weit, die beiden Wittwen ihrer Freundſchaft zu verſichern. Die beiden ſchlauen Frauen nahmen die Geſchmeichelten beim Wort und baten ſich ſchnell ein Gegengeſchenk aus. Die Feen fragten, worin denn dieſes beſtehen ſolle. Nun baten die beiden Mütter die Feen, ſie möchten ihre Söhne zu vollkommenen Männern machen, ſo daß ſie der Prinzenin gefielen, und ſie einen von ihnen zu ihrem Gemahl nähme. Der, der nicht gewählt würde, wollte darum doch den Andern nicht beneiden, und ſie wollten, nach wie vor, in guter Freundſchaft leben. Die Feen ſagten zu; und der nächſte Freitag, wo die Mondſcheibe gerade in ihr volles Licht trat, wurde zu dem Tage beſtimmt, wo die Verwandlung mit den beiden Jünglingen vor ſich gehn ſollte. Allein die eine Wittwe bedachte ſich, und ſagte zu ihrer Nachbarin: Mach mit deinem den Anfang; ich will dann vier zehn Tage ſpäter mit meinem folgen. Sie war ſchlau und dachte: gehts übel ab, ſo hab ich meinen Sohn bewahrt, gehts gut, nun ſo iſt die Verwandlung ja nicht nöthig, und ich behalte das Kind ſo wie es da iſt, und ſo wie ich mich einmal an ihn gewöhnt habe.

Als der Freitag kam, bereitete die Mutter ein Bad, legte allerlei wohlriechende Kräuter hinein und hieß den Sohn einſteigen. Kaum war er darin, als es im Mondſchein an der Hüttenthüre klopfte. Die Mutter öffnete, und draußen ſtand eine Fee.

Wer iſt da? fragte die Wittwe.

Ich bin die Fee Schönhaar.

Willkommen, mein ſchönes Kind; treten Sie ein. Und die Fee ging an die Badewanne, berührte das Haar des Jünglings, das ſtruppig und von rother Farbe war, und ſang dabei:

Ein ſchönes, weiches Seidenhaar
Legt ſich um Wang' und Schläfe wunderbar.
Der Finger der Liebe, geſchickt und gewandt,
Schlingt dahinein manch farbig Band.

Und der Jüngling hatte die ſchönſten, dunkelbraunen Locken. Es klopfte wieder, und die Mutter fragte:

Wer iſt da?

Ich bin die Fee Stirnzauber, war die Antwort.

Sehr erfreut, mein ſchönes Kind, entgegnete die Wittwe mit einer Verbeugung, belieben Sie einzutreten.

Und die Fee ging an die Wanne, berührte die enge, mißgeſtaltete Stirn des Jünglings und ſang dabei:

Die Stirne iſt der ſchöne Schrein
Worinnen die Seele, die einſt liebt,
Ihre geiſtigen Gedanken ſchließet ein,
Den Schlüſſel dazu das Herze giebt.

Gar nicht übel! rief die Wittwe, die ſich etwas auf die Verskunſt verſtand. Das Beſte aber iſt, daß mein Sohn in der That jetzt die Stirn eines Dichters bekommen hat. Ich bin Ihnen wirklich ſehr verbunden, mein Fräulein.

Keine Urſach', entgegnete die junge Fee beſcheiden, und entfernte ſich. Da klopfte es abermals, und als die Thür ſich öffnete, erſchien auf der Schwelle die Fee Augenreiz.

Sie ging auf den Jüngling zu, der ſie aus kleinen, trüben Augen anſah, legte den Finger auf dieſe Augen und rief:

Nein, nein! ich lieb' nicht ſolche Augen
Die weder geſchickt ſind
Liebe zu geben noch einzufangen
Geſchwind ein paar andre, mein Kind!

Und dann ſang ſie:

Wie himmliſch iſt ein Aug' zu ſchauen,
Gehör's zu braunen oder blauen,
Was da voll ſüßer Seele blickt,
Und goldne Liebespfeile ſchickt.

Nun nacheinander kamen:
Die Fee Naslieb. Sie ſang:

Die Naſe, die in Flortüchern wühlt,
Die ſich an marmornen Buſen kühlt,
Iſt auch ein Geſchöpf das fühlt.

Dann die Fee Kußlippe. Sie ſang:

Wollt ihr wiſſen, wann ſüß ein Kuß?
Wenn man die Lippen ſuchen muß,
Ihr rother Schein, hinter der Nacht
Des krauſen Bartes lieblich lacht.

Dann hintereinander die Feen: Wangenfreut, Schimmerzahn, Grübchenkinn.
Die Erſte ſang:

An feuchten Wangen, die roth erglühn,
Thut die Lieb' ihr Immergrün ziehn,
Wie am Spalier an heißer Wand
Der Gärtner ſeinen Fruchtbaum band.

Die Zweite:

Die Keuſchheit, hinſchwimmend im tiefen Meer
Hat zu beſtehen gar böſe Klippen.
Die ſchlimmſten ſind hinter rothen Lippen
Das weiße Zähneheer.

Und die kleine Fee Grübchenkinn ſang:

Wenn alles glatt und eben iſt,
Die Liebe gar zu ſchläfrig fließt.
Kommt ſie aber auf ihrem Weg in Gefahr,
Zu fallen in ein Löchlein gar,
So klammert ſie ſich an, und hält recht feſt.
Das iſt dann beim Küſſen das Allerbeſt'.

Wie ſie das geſagt hatte, grub ſie in das Kinn des Jünglings mit ihrem kleinen Finger ein allerliebſtes Grübchen.

Nun kamen die Feen, die ſich mit dem übrigen Körper beſchäftigten. Da war die Fee Schönhals, die Fee Vollbruſt, die Fee Rundhüfte, die Fee Schönſchenkel, die Fee Kniesglatt, die Fee Prallwade, die Fee Kleinfuß. Sie alle rieben, bügelten, und ſchniegelten, drückten und zwickten, ſtreichelten und hauchten, blieſen und ſtießen an dem Jüngling herum, bis er endlich ſchön wie Adonis aus den dunklen Wellen des Bades ſtieg.

Ganz zuletzt, als die andern ſchon alle wieder fort waren, kam noch eine Fee, die blieb auf der ihm die Hand und ſagte: „Ich danke euch für Alles, was ihr an mir gethan habt und noch zu thun die Abſicht habt, wenn ich bleiben wollte; allein ihr ſeht ſelbſt wohl ein, daß ich nicht anders kann, als ihm folgen.“

„Wenn du ihn nur findeſt!“ rief der Ritter.

„Habt ihr nicht nachgeforſcht, wohin er ſich gewendet? Ich bat euch ja noch geſtern Abend darum.“

„Liebe Magelone,“ entgegnete der Gefragte, „die Liebhaber haben das in ihrer Art, daß, wenn ſie einmal Luſt bekommen ſich unſichtbar zu machen, ſo findet ſie das ſchärfſte Auge nicht wieder. Seit dem Feſte, ſage ich dir, hat ihn Niemand erblickt. Er iſt wie von dem Erdboden verſchwunden.“

„Seid ihr mir wirklich gut?“ rief das Mädchen ſchnell und leidenſchaftlich.

„Kannſt du fragen, Närrchen,“ tönte die Antwort, begleitet von einem ſchmunzelnden Ge-

Schwelle der Hütte ſtehn, und wollte ihren Namen nicht ſagen, auch nicht welche Gabe ſie bringe. Dabei war ſie verſchleiert und man wußte nicht was man mit ihr anfangen ſollte. Zuletzt wurde ſie weggewieſen.

Wer mag denn wiſſen, ſagte die Wittwe, ob es auch eine wirkliche Fee iſt. Es giebt ſo viel herumſtreichendes Geſindel, das ſich allerlei Namen giebt. Warum hat ſie denn nicht den Zweck ihres Kommens genannt? Uebrigens Du biſt jetzt vollkommen ſchön und wir haben auch weiter keine Fee nöthig. Jetzt kleide Dich in die neuen Kleider, die ich ſchon beſorgt habe, und melde Dich bei der Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin. Es iſt gerade heute Annehmetag.

Als die Prinzeſſin ihn ſah, rief ſie: Ach, was für ein ſchöner Mann! Was für ein ſchöner Mann! Die Oberhofmeiſterin winkte ihr aber ſtill zu ſein, ſetzte ihre große Brille auf und betrachtete ihrerſeits den Ankömmling. Es iſt wahr, ſagte ſie, es iſt ein hübſcher Junge; allein Ihre Hoheit werden ſich beſinnen, daß Sie mir verſprochen haben keinen Mann für vollkommen ſchön zu erklären, den ich nicht auch dafür erkläre.

Und dies hatte die Prinzeſſin allerdings ſo ausgeſprochen. Da, ſeitdem im Lande das Aufgebot bekannt geworden, eine ſo große Anzahl ſchöner Männer eintraf, die alle von der Prinzeſſin gewählt ſein wollten, ſo hatte ſie kaum Zeit ſich ihre Namen nennen zu laſſen, viel weniger zu unterſuchen ob ſie auch wirklich vollkommen ſchön waren. Die Oberhofmeiſterin beſaß den Ruf einer großen Kennerin in dieſem Fache und ihr hatte deshalb die Prinzeſſin das Amt aufgetragen, mit dem ſie nicht wenig groß that. Die ſchönen Männer fürchteten die große Brille der Oberhofmeiſterin ärger wie ſie den Tod und den Teufel gefürchtet hatten, denn vor dieſer unerbittlichen Brille beſtand Keiner.

Als die Oberhofmeiſterin den jungen Mann ihrer nähern Prüfung unterwarf, ſchrie ſie wie beſeſſen:

Ei Du infamer Bärenhäuter,
Troll dich, Prahlhans nur ſo weiter!
Wie nur wagſt Du es, Du Geck!
Zu treten in dieſen Pallaſt keck!
Meinſt Du, daß man hier kann ſchmauſen ohne Speck?
Daß man zugreifen mit einem leer Beſteck,
Wenn Meſſer und Gabel herausgeriſſen?
Sieh her, ich trete Dich mit Füßen.

Und werfe Dich hinaus auf den Sand
Du aller Weiber Schreck und Schand'!

Man ſieht, die Oberhofmeiſterin war noch von der alten Sorte, die ſich drauf verſtand, trotz einer Höckerin, ihre Zunge zu brauchen. Der arme Vertriebene machte daß er wieder in ſein Dorf heimkehrte, indem er alle Feen und ſeine Mutter zugleich verwünſchte.

Die Nachbarin, die andre Wittwe, hörte das und hatte ſogleich ihre Gedanken darüber. Sie hatte ſich umſtändlich den ganzen Hergang mit den Feen beſchreiben laſſen und auch nicht den kleinſten Umſtand vergeſſen. Als daher ihr Sohn jetzt im Bade ſaß, wies ſie alle Feen ab, und nahm nur die eine, die verhüllte Fee an. Denn, ſagte ſie bei ſich ſelbſt, was nutzen mir die andern, und ihre Gaben, wenn mir die Prinzeſſin doch dabei verloren geht? Vielleicht bringt's die Verhüllte zuwege, daß mein Sohn angenommen wird.

Als er an den Hof kam, rief die Prinzeſſin, die grade am Fenſter ſtand: Wo will der hin? Kommt der hierher? Das ſoll ein ſchöner Mann ſein? Nimmermehr.

Die Oberhofmeiſterin hatte ſogleich ihre Brille auf der Naſe und ſagte: Allerdings, Hoheit; es iſt ein garſtiger Bub; allein ſeine Häßlichkeit hat etwas Pikantes.

Ja, ſie hat etwas Pikantes! riefen alle Hofdamen, die der Oberhofmeiſterin zu Gefallen ſein wollten.

Aber ſehen Sie denn nicht, rief die Prinzeſſin ganz entrüſtet, daß er ſchielt, und ferner, daß er eine häßliche Stumpfnaſe und ſchwülſtige Negerlippen hat? Niemals hab ich gehört, daß das ſchön ſein ſoll.

Ja, und welch ein dickes, plumpes Bein! rief die Dame, die neben der Prinzeſſin ſtand, und wie er einwärts geht! Ich glaub', er hat nie einen Tanzmeiſter geſehen!

Das iſt möglich! entgegnete die alte Oberhofmeiſterin trocken. Vielleicht aber verſteht er, trotz deſſen, doch zu tanzen.

Und wie groß und roth ſind ſeine Hände! rief die Prinzeſſin. Soll das etwa auch ſchön ſein?

Nein, nein, nein! riefen alle Damen; er iſt häßlich, dabei bleibts; aber er hat etwas Pikantes, das geben wir zu.

Die Oberhofmeiſterin ging jedoch bei Seite, führte den jungen Mann mit ſich, und ſetzte nochmals ihre Brille auf. Sie ſchlug die Hände zuſammen und rief im Entzücken:

Allmächtige Götter!
Herr Satanas und ſein Vetter!
Herr Belzebub und ſeine Muhme!
Ich ſterb
Beim Anblick dieſer Blume
Der Schönheit und der Vollkommenheit!
Ich grüß Euch als Prinz, der Ihr jetzt ſeid!

Und hiermit ſtand ſie auf, und machte dem jungen Burſchen, der nicht wußte wie ihm geſchah, eine tiefe Verbeugung. Er hatte nicht anders erwartet als noch weit ſchimpflicher, wie ſein Vorgänger aus dem Pallaſte gewieſen zu werden, und ſtatt deſſen brachte ihn die Oberhofmeiſterin im Triumph zur Prinzeſſin und ſagte zu ihr: Hoheit, dieſer iſt Ihr Gemahl, und kein andrer. Hab' ich unrecht geſprochen, ſo ſoll mein Haupt vom Rumpfe getrennt werden.

Und der junge häßliche Bauer wurde der Gemahl der Prinzeſſin, und ſpäter König. Die abgewieſenen Feen ſangen aber im Chor:

Welch ſchlechter Geſchmack
Wie wenig Treue
Mit dieſer Prinzeſſin
Möchten wir nie
Zuſammentreffen im Leben
Vielleicht meint eben
Daſſelbe der Leſer.

II.

Der plaudernde Topf auf dem Heerde.

Ein Wanderer kam zur ſpäten Abendzeit in einen tiefen, finſtern Wald; er fand eine Hütte und trat hinein. Die Hütte war leer, aber auf dem Heerde brannte ein Feuer und ein ſiedender Topf ſtand darauf. Ermüdet ſetzte ſich der Wanderer an den Heerd, und als er auf das Brodeln und Ziſchen im Topfe lauſchte, vernahm er eine deutliche Stimme, die da ſprach:

Summ, ſumm,
Brumm, brumm,
Giſcht, giſcht,
Ziſcht, ziſcht,
Ich kann was erzählen,
Im Walde geht's um,
Im dunkeln Walde.

Unter ſchönem Gezweig,
Liegt eine Leich'!
Im dunkeln Walde
Auf Wegen und Stegen
Kommen ſich entgegen
Der junge Jäger, des Förſters Weib
Ihr treuloſer Leib
Wird von ihm umfangen,
Auf Bruſt und Wangen
Die weißen Zähne
Graben ſich ein.
Beim grünen Scheine
Im Blätterſchimmel
Liegt nach ſeiner Luſt
Liegt nach ſeiner Ruhe,
Das Auge verdunkelt,
Die brennende Wange
Die beiden Hände
Umkrallen die Erde.
Beim Vogelgeſange
Der ſchallt durch die Hallen
Durch die rauſchenden Hallen
Wie lieblich iſt's Tändeln
Wie lieblich das Küſſen,
Er will ihnen glauben
In immer ſüßern Geſtalten
Sich umſchlingen in Luſt
In Kränzen und Blüten
Sich umſchlingen
Er läßt ſie nicht los,
Sie läßt ihn nicht los

Er ſtößt in ihren Schooß
Des Jägers Gewehr,
Des Jägers Fänger;
Sie ſchilt ſo leiſe
Den harten Dränger.
Ihn kümmert es nicht,
Ihm gefällt die Weiſe;
Er ſieht es ſo gerne
Das gebrochene Licht
Der Augenſterne —
Den hauchenden Mund,
In deſſen Grund
Er Küſſe taucht,
Sein Recht er brauchet,
Und endet nicht eher, als bis im Ermatten
Im Liebesgeſchäfte
Die geſunkenen Kräfte
Nichts mehr geſtatten.
Da rauſcht's im Gehege,
Der Förſter iſt es, nicht feig
Legt er das Geſchoß an
Auf den glücklichen Mann.
Doch eh er zum Schuß kommt, brennt Jener gut
Ihm einen Schuß bei,
Und der Förſter liegt im Blut.
Und mit Geſchrei
Entflieht das arme Weib.
Gucht — gucht!
Summ — ſumm!
Das hab ich Dir erzählt zum Zeitvertreib.

Der Sepp holte hier etwas Athem, und

fuhr dann in ſeiner Erzählung weiter fort, indem er die Begebenheiten alle ſo darſtellte, als wenn ſie eben erſt ſich ereignet hätten.

Doch laß Dir nicht beikommen
Den Förſter zu rächen;
Sein Tod macht ſtummen
Die Thaten, die ſonſt ſprechen.
Hier im Gemach
Steht eine Bettlade,
Sie quillt aus dem Schranke,
Dem großen, mächtigen,
Von Eichenholz prächtigen,
An der Wand die Kante
Von Oben zieht ſich herum.
Dran hängt ein todter Mann,
Den der Förſter erſchlagen,
Den der Förſter beraubt
Noch vor wenig Tagen.
Noch nicht beſtaubt
Iſt des Mannes Bibel,
Die in der Taſche er trug.
Dort liegt das heilige Buch.
Er war auf der Reiſe
Nach fremden Meeren
Und wollte, wieder
In ſeines Haus einkehren.
Nun kehrt er nimmer.
Bei des Mondes Schimmer
Sieht man durch den Spalt
Der Schrankthür die Geſtalt.

cheln, das die breite übelgeſtaltete Phyſiognomie in zwei Hälften ſpaltete. Die Hand ſuchte bei der Gelegenheit vom Pferde herab das weiche Kinn des ſchönen Kindes zu umſpielen.

„So begleitet mich und helft mir ihn aufſuchen.“

„Tollheit! Aberwitz! Meinſt du, daß ich nichts Anderes zu thun habe, als dir deinen fortgelaufenen Burſchen wieder zur Stelle zu ſchaffen? Haſt du vergeſſen, daß ich bei Hofe den wichtigſten Poſten bekleide? Und gerade jetzt ſollt ich entſchlüpfen, wo Alle die Köpfe hängen laſſen, wo Niemand begreift, was in unſre gnädigſte Prinzeſſin gefahren iſt, daß ſie ſich nun ſchon vier Wochen in ihren Gemächern einſchließt und von keinem Auge ſich erblicken läßt. Jetzt iſt ein Mann wie ich an ſeiner Stelle, um die erſchreckten und verdüſterten Gemüther wieder von Zeit zu Zeit etwas zu beleben. Du wirſt mir glauben, kleiner Blondkopf, wenn ich dir ei

Wie ſie bleich, und voll Blut
In der Tiefe ruht
Zwiſchen altem Gerölle,
Und Staub und Moder die Hülle;
Man höret nicht den Sang
Der Vögel im Walde,
Ewig ſtumm iſt's im Schrank
Ewig ſchweigt die Geſtalt.

Sie haben bei Nacht
Durch Gezweig und Hecken
Den Förſter in den Schrank gebracht;
Da ſehn ſie mit Schrecken
Den andern Geſellen
Bereits tod drin ſtrecken.
Raſch in dem hellen
Mondlicht tragen Weib und Mann
Die Todten zur Waldſchlucht heran,
Werfen ſie in die Tiefe mit Graus;
Unbeerdigt liegen ſie dort,
Den Raben zum Schmaus,
Ein grauſiger Ort!
Der junge Jäger wird Förſter nun,
Doch kann er nicht ruhn.
Es treibt ihn in den Wald,
Wo ſeine Büchſe knallt;
Wo das Thier, gehetzt,
Mit heißem Blut
Seine Spur benetzt:
Das thut ihm gut,
Da athmet er frei.

Da athmet er leicht
Wann Todesſchrei
Sein Ohr erreicht.
Daheim ſitzt beim Scheine
Der Lampe die Kleine
Beim Rocken.
Ihre Pulſe ſtocken
Es will ſie bedunken
Als ſah ſie aus dem Schranke
Einen Arm herauswinken.
Als hörte ſie zwei Stimmen
Die gegen einander ergrimmen.
Die Eine ſpricht: Weshalb mich aufhalten
Auf meiner Reiſe?
Ich bringe den Jungen, den Alten
Himmliſche Speiſe
Geiſtlichen Worts.
Weshalb mich aufhalten?
Im Hauſe des Mords?
So tönte aus der andern
Ecke, gilt nimmermehr Wandern
So wie ich Dich
So hat man mich
Zum kalten Manne gemacht
Doch die Rache wacht
Und das Weib hört die Stimmen
Die gegeneinander ergrimmen
Und ſie flieht aus dem Hauſe
In die Waldnacht hinaus
Der Mann holt ſie ein
Bei der Lampe Schein

Bringt er ſie in die Kammer
Er achtet nicht ihrer Bitten
Er achtet nicht auf den Jammer,
Seine frechen Sitten
Bringen ſie auf,
Er richtet auf ihren ſchönen Buſen
Des Rohres Lauf.
Er ſchießt ſie nieder
Und bedeckt dann die Glieder
Mit Thränen ſonder Zahl,
Drauf ſtürmt er fort ohne Wahl,
Und nie ſah man ihn wieder!

Der Topf holte wieder tief Athem, brodelte etwas und warf ein wenig Schaum aus, gleichſam wie ein alter Herr, der durch vieles Sprechen einen leichten Anfall von Stickhuſten bekommt, dann fuhr er fort:

Geſchehn iſt nun Alles
Verſchwunden das Gedächtniß
Und das Vermächtniß
Des Sündenfalles.
Ein junges Weib waltet
Im Kreiſe der Kleinen
Und ſchaltet
Im Hauſe,
Bei der Arbeit wie beim Schmauſe,
Beim Kämmen
Der kleinen Zöpfen
Bei Lachen und Weinen

Bei den böſen Schwänken
Der luſtigen Buben
Die mit Halloh! und Hurrah!
Durchziehen die Stuben,
Die ſchlimmſten der Rangen,
Denen vor keiner Strafe thut bangen,
Sperret man in den Schrank,
Der noch ſteht im Gemach.
Dann hört man keinen Laut,
Im Gerümpel ein Gekrach,
Und Stimmen,
Die gegeneinander ergrimmen
Und ein Arm thut heraus winken.
Aber die Mutter, die lacht nur,
Lacht des Gewimmel
Emſig auf bei der Spindel.
Es kommt der Mann nach Haus erhitzt,
Dem reichet ſie die Wangen.
Mit ſchmeichelnden Küſſen
Sieht er ſich umfangen,
Auf Armen und Knien
Umklettern ihn die Rangen.
Dann geht es zum Schmauſe:
Mit Löffel und Meſſer
Holen ſie tüchtig aus
Die gewaltigen Freſſer.
Es ſchwinden die Brocken
Aus Teller und Schüſſel,
Und Alles wird trocken
Selbſt bis einen [illegible]
So [illegible] die Mauer.

Dem Vater bringt's keine Schande,
Denn ehrlich erworben iſt alles Gut.

So bringt Liebe zu recht
Was Haß einſt bei Nacht
Hier ſchlimm gemacht.
Alſo treibt es das Menſchengeſchlecht!

Der Wanderer, als er dieſe Erzählung gehört hatte, bedankte ſich bei dem ſiedenden Topfe und wanderte weiter. Die Hütte blieb wieder einſam, der Topf brodelte auf dem Heerde: Wann wird wieder Jemand kommen? rief er bei ſich. Ich weiß noch manche Geſchichte, und ich erzähle ſie gerne. Aber es kam Niemand. Draußen im Forſte rauſchte der Wind, das Spätroth glitzerte durch die Bäume, der Topf ſtand am Heerde und brodelte.

12

General Glitſchinsky

Es waren einmal drei Schweſtern, die waren durch ein Geſetz gezwungen, daß ein ſehr häßlicher kleiner buckliger Mann zwiſchen ihnen die Wahl haben ſollte. Es war dies eine bittre Nothwendigkeit, und die drei Schweſtern hätten ſich gern davon losgemacht, wenn ſie nur irgend gewußt hätten auf welche Weiſe. Endlich ſagte der bucklige Kleine, da er merkte, daß von den Dreien keine ihn mochte: Ich will euch etwas ſagen: Wenn ihr mich los ſein wollt, ſo ſuchet heraus zu bringen, wie ich heiße. Diejenige, die mir meinen Namen nennt, ſoll mich nicht heirathen dürfen. Drei Wochen geb ich euch Friſt; ſind die herum, und ihr kennt mir nicht ſagen wie ich heiße, ſo muß Eine von euch, ohne Gnad und Barmherzigkeit mir in die Brautkammer folgen.

Die Schweſtern gingen dieſen Vertrag ein. Die erſte Woche über waren ſie ganz ruhig. Wir werden es ſchon herausbringen wie er heißt, dachten ſie bei ſich und gaben ſich keine Mühe; die zweite Woche verging ebenfalls in Sorgloſigkeit, beim Beginn der dritten Woche ſagte die Aeltere, die ſich für die Klügſte hielt, zu ihrer Schweſter, die nicht minder ſtolz und eingebildet war wie ſie ſelbſt: Was meinſt du? Wir wollen in die Stadt ſchreiben, wo er her iſt, da wird man uns ja wohl ſeinen Namen ſagen.

Ei freilich — entgegnete die Andere. Nichts leichter als das.

Und ſie ſetzten ſich hin, legten das Papier zurecht, ſpitzten die Feder, rührten die Tinte um, aber als ſie nun die erſte Zeile ſchreiben wollten, fiel ihnen ein, daß ſie die Stadt ebenfalls nicht wußten von der er her war.

Und ſie gingen zum Buckligen und ſagten: Wir wünſchten den Namen der Stadt oder des Dorfes zu wiſſen, von wo ihr her ſeid.

Wie werd ich euch das ſagen! entgegnete er.

Da könnet ihr ja hinſchreiben und erfahren wie ich heiße.

Die Schweſtern gingen, ohne auch nur um ein Wort klüger geworden zu ſein, unwillig fort.

Dabei war der dritte Tag von der Woche vergangen.

Wir werden es ſchon erfahren! riefen die beiden Thörichten, und ließen auch den vierten und fünften Tag vergehen. Endlich kam der letzte heran, und ſie wußten noch immer nicht den Namen. Sie gingen zu der dritten Schweſter und ſagten zu dieſer: Wenn Du uns den Namen dieſes widrigen Zudringlichen herausbringen hilfſt, ſo will ich Dir mein gelbſeidenes Kleid mit den kleinen Silberblumen ſchenken, und ich Dir meinen Fächer von Sandelholz mit den koſtbaren eingelegten Figuren in Gold.

Ich werde ſehen was ich thun kann, entgegnete die Jüngſte, die ſehr beſcheiden und demüthig war.

Sie hatte ſchon längſt ſich um das Geheimniß Mühe gegeben und war zur Enthüllung deſſelben bereits auf eine Spur gerathen, welche ſie ihren beiden hochmüthigen Schweſtern jedoch ſorglich verbarg. Dieſe Spur beſtand in der Entdeckung die ſie gemacht, daß der Bucklige manchmal einſame Spaziergänge unternahm, und daß er bei dieſer Gelegenheit oft mit ſich ſelber ſprach ſo als wäre ein guter Freund zugegen. Sie konnte nur niemals recht deutlich hören was er ſagte. In der letzten Nacht die noch übrig war von der Friſt, ſchlich ſie ihm wieder nach, und bemerkte, wie er auf einem Hügel im hellen Mondſchein ſtehen blieb, ſein rechtes Bein in die linke Hand nahm, und auf dem linken Beine hüpfend die Worte ſang:

> O wie gut, daß Niemand weiß,
> Daß ich General Glitſchinsky heiß!

Dies ſang er noch zwei oder dreimal, und ging dann vom Hügel herab.

Die Jüngſte lief jetzt zu ihren Schweſtern, und ſagte ihnen den Namen. Am andern Morgen kam der Bucklige und wartete im Vorzimmer, daß Eine nach der Andern hervorkommen ſollte, und daß Keine den Namen würde ſagen können. In dem Fall hatte er ſeine Wahl ſchon getroffen, und alle Anſtalten zur Vermählung ſchon geſtellt.

Da öffnete ſich die Thüre des erſten Kabinets und die Aelteſte trat hervor, machte eine tiefe Verbeugung und rief: Guten Morgen, General Glitſchinsky!

Der Bucklige fuhr ganz erſtaunt zurück. In dem Augenblick öffnete ſich auch die Thüre des zweiten Kabinets und heraus trat die mittlere Schweſter, machte eine tiefe Verbeugung und rief: Guten Morgen, General Gliſtſchinsky!

Nun kam die Jüngſte. Da freute ſich der Bucklige und dachte bei ſich: Die weiß den Namen nicht. Aber die Jüngſte rief ebenfalls, indem ſie eine noch tiefere Verbeugung als ihre Schweſtern machte: Guten Morgen, General Gliſtſchinsky!

Da ging der Bucklige von dannen, und kam nicht wieder. — Die Jüngſte aber kam zu ihren Schweſtern und bat ſich das Kleid und den Faden aus.

Wir werden nicht ſo einfältig ſein, Dir Wort zu halten, dumme Trine! riefen Beide einſtimmig. Geh uns aus den Augen! So klug wie Du, hätten wir auch ſein können, wenn wir uns nur irgend Mühe gegeben. Wie das alberne Mädchen nun groß thut! O ja, mein geſponnenes Kleid, das ſollte Dir ſchon hübſch ſitzen! und der Faden von Sandelholz dazu! hahaha! Geh uns aus den Augen, hochmüthiges Geſchöpf!

Ihr Undankbaren! rief die Jüngſte und weinte bitterlich. Die Schweſtern ruhten nicht eher als meinem Barte zuſchwöre, daß ich noch nie eine traurigere Zeit erlebt habe als die, die uns jetzt beſcheert iſt. Sieh nur die Straße hier an, ſo weit dein Auge trägt, kaum zwei bis drei Reiter und ein elender Karren, und ich verſichre dich, Mädchen, ein Apfel hatte Mühe den Boden hier zu erreichen, wenn er von jenem Baume fiel, ſo drängten ſich, noch iſts kein Mondeswechſel her, die Wagen, Reiter und Sänften auf dem Platze, wo wir jetzt ſo ruhig ſtehen wie im Zimmer. Das macht das große Unglück, von dem Jedermann ſo geheimnißvoll ſpricht und worüber bei Todesſtrafe nichts laut geäußert werden darf. Mir gleich, ich habe Sprachfreiheit, meine Zunge leidet kein Interdict, meine Gedanken fliegen frei umher wie die Vögel. Ich ſage immer, unſre gnädigſte Frau hat eine ſonderbare Krankheit, den Weichſelzopf etwa, die Hühnerblindheit, die Tobſucht — es giebt ja ſo wunderliche Fälle; denn wenn es nicht etwas der Art wäre, warum hätte man bis die Arme das Haus verließ, und in die Fremde zog. Aber da die Schweſtern nichts von guter Ordnung und Wirthſchaft verſtanden, ging Alles bald drunter und drüber in ihrem Hauſe, ſo, daß ſie ſelbſt die Jüngſte wieder herbeirufen mußten, damit nicht ihr Eigenthum vollends zu Grunde gehe. Sie kam gutwillig, und trug den thörichten Schweſtern ihre Uebelthat nicht nach.

Fünf Jahre waren vergangen, da kam ein wunderſchöner Prinz ins Land, der da erklärte daß er eine Frau ſuche, die mit ihm ſeinen Thron theilen, und gemeinſchaftlich mit ihm über ſein Land herrſchen ſollte. Man kann ſich denken, daß ſehr Viele ſich fanden, die den Prinzen zu heirathen ſich raſch entſchloſſen, allein es war eine Bedingung an die Wahl geknüpft, die nicht ſo leicht zu löſen war. Der ſchöne Königsſohn gab nehmlich vier Räthſelfragen auf, und welche ihm dieſe beantworten konnte, ſollte die Erwählte ſein. Die erſte dieſer Fragen war: Wie groß war ich vor fünf Jahren? Dann: Welch einen Panzer trug ich ſchon als Kind, und legte ihn nie ab weder Tag noch Nacht? Mit wem ſprach ich als ich einſt Nachts auf einem Hügel ſtand und was hatte ich damals in meiner linken Hand? und endlich: Wer wird dadurch bekleidet indem man ihm die Kleider auszieht?

Dieſe Fragen konnte keine der jungen Damen, die ſich täglich zu ganzen Schaaren im Pallaſt einfanden, beantworten. Die zwei Schweſtern ließen erſt den gar zu ſtürmiſchen Andrang etwas ſich verlaufen, ehe ſie ſich aufmachten, um in dem Pallaſt zu erſcheinen, denn ſie waren ihrer Sache gewiß, daß ſie ſiegen würden. Sie hatten ſich die Beantwortung gemeinſchaftlich ausgedacht und waren dabei übereingekommen, daß die Aelteſte den Prinzen heirathen, und die Zweite als erſte Hofdame ihr zur Seite bleiben ſollte. Als ſie vorgelaſſen worden waren, hub die Aelteſte an: Mein Prinz wie groß Sie waren vor fünf Jahren iſt leicht zu beantworten. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter und ich weiß ſehr genau, daß ich vor fünf Jahren bereits eben ſo groß und ſchön war, wie ich jetzt bin. — Welchen Panzer Sie als Kind ſchon getragen haben? Nun, was kann das anders für ein Panzer geweſen ſein, als ein Ihrem hohen Range angemeſſener, nehmlich von Silber, reich vergoldet, und mit purpurrother Seide gefüttert. Dann: Mit wem Sie geſtern Nachts auf dem Saal? Das will ich Ihnen ſagen, theurer Prinz, Sie nahmen von ihrer Frau Mutter, der regierenden Königin Abſchied um in die Fremde und an die Brautſchau zu ziehen, und in Ihrer Linken hielten Sie die Hand ihrer Majeſtät, und beſagte Hand bedeckten Sie mit ehrerbietigen Abſchiedsküſſen. Was die vierte Frage betrifft, ſo erlauben Eure königliche Hoheit, daß ich darüber erröthend ſchweige. Noch Niemand iſt dadurch, daß man ihm die Kleider nahm bekleidet worden. Ich habe zu viel Verſtand um nicht einzuſehen, daß dieſe letzte Frage nur aufgeworfen worden iſt, um zum Scherz zu dienen und uns arme Damen in Verlegenheit zu ſetzen.

Hiermit machte ſie eine tiefe und anmuthige Verneigung und erwartete nun, daß der Prinz ihr um den Hals fallen, und ſie als ſeine Braut begrüßen werde. Allein dies geſchah nicht, ſondern er ſagte, indem er die Verneigung mit einem eben ſo ehrfurchtsvollen Gruße erwiederte: Es thut mir leid, meine Schöne, daß ich Ihnen ſagen muß, keine der Beantwortungen iſt die richtige. In Betracht Ihrer Jugend und Schönheit und Ihres ungewöhnlichen Verſtandes will ich Ihnen jedoch gegen das Geſetz, das ich ſelbſt gegeben, noch drei Tage zugeſtehen, während welcher Sie ſich auf eine andre Löſung meiner Fragen beſinnen mögen.

Die zwei Schweſtern gingen wüthend von dannen. Was bildet ſich der Menſch ein? rief die Zweite, wenn wir uns herablaſſen, über ſeine albernen Räthſel nachzudenken und ſie ihm richtig beantworten, macht er Schwierigkeiten, uns den Preis, den wir gewannen, auszuliefern. Welche Sorte von Prinzen iſt das? Hat man je einen Cavalier und Königsſohn ſo handeln ſehn gegen ſchöne und kluge Damen. Wir wollen ihn aufgeben und ihn vergeſſen, Schweſter!

Allein dies war nicht ſo leicht gethan. Der ſchöne Prinz und noch mehr der Thron, den er anbot, kam ihnen Tag und Nacht nicht aus den Gedanken. Sie fingen jetzt die Jüngſte zu plagen an, ſie ſolle, wie damals, die Sache ins Klare zu bringen ſuchen.

Daß ich eine Närrin wäre! antwortete dieſe. Ihr würdet mich dann wieder, nachdem Ihr erreicht, was Ihr gewollt, zum Hauſe hinausjagen.

O meine Liebe, im Gegentheil! riefen Beide. Wir würden Dich mit Gold belohnen. Dir Kleider und Schmuck geben ſoviel Du deſſen wollteſt und

Du ſollteſt bei uns wohnen alle Tage Deines Lebens hindurch.

Wenn ich deſſen ganz gewiß wäre?

Du kannſt deſſen ſo gewiß ſein, als mein rabenſchwarzes Haar nicht roth iſt, und — ſetzte die Zweite hinzu — mein klares Augenpaar keine häßlichen Triefaugen ſind.

Nun gut, ich will noch einmal auf Euer Wort bauen, ſagte die Jüngſte, und nun gab ſie den Schweſtern die einzig richtige Beantwortung der Fragen. Am andern Morgen ließen die Zwei ſich anmelden und die älteſte hub mit einer ſtolzen und zuverſichtlichen Miene an: Mein Prinz, wenn wir Ihnen neulich nicht die volle Wahrheit ſagten, ſo geſchah es, weil der ganze Hofſtaat zuhörte und ich, wie billig, Anſtand nahm, die Dinge, die ich recht gut wußte, Ihnen ſo laut ins Geſicht zu ſagen. Da Sie aber darauf beſtehen, ſo thue ich's jetzt. Wohlan denn! vor fünf Jahren waren Sie, verehrter Herr, nur halb ſo groß wie jetzt, denn Sie waren ein Zwerg! Als Kind trugen Sie ſchon den häßlichen Buckel, den Sie vor fünf Jahren auch noch hatten, und es iſt natürlich, daß man einen ſolchen Panzer weder Tag noch Nacht ablegt. Auf dem Hügel, Nachts, ſprachen Sie mit ſich ſelber.

und in der linken Hand hatten Sie Ihren rechten Fuß; und endlich, indem Sie die bucklige Zwerggeſtalt ablegten, wurden Sie erſt anſtändig und Ihnen angemeſſen bekleidet, nämlich mit Jugend und Schönheit und dem Adel und der Würde, die Sie jetzt zieren. Dies, Eure königliche Hoheit, wird wohl ein befriedigender Beſcheid auf Ihre Fragen ſein.

Der Prinz war im höchſten Grade erſtaunt und rief: In der That, ſchöne Dame, meine Räthſel ſind alle gelöſt; allein darf ich fragen, ob Sie dieſe Kenntniß ganz allein aus ſich ſelbſt geſchöpft haben?

Dieſe Frage, entgegnete die Aelteſte entrüſtet iſt, gelind beurtheilt, zum mindeſten unbeſcheiden. Mein Prinz, wer ſoll mir geholfen haben? Hier ſteht meine Schweſter, und die wird mir bezeugen, daß mein Scharfſinn ohne die mindeſte Beihülfe Anderer die Löſung gefunden hat.

Ich kann dies bezeugen! ſetzte die Zweite hinzu.

Und haben Sie keine zweite Schweſter? fragte der Prinz.

Ich hatte eine, allein ſie war mißgerathen, und der Himmel hat uns ſchon früh von dieſer Laſt befreit.

In dieſem Augenblicke trat die dritte Schweſter in den Saal und warf ſich händeringend den beiden, die ſie eben verleugnet hatten, zu Füßen. Wo ſind nun die Gaben, die Ihr mir verſprochen, und die Ehren, die Ihr mir habt erweiſen wollen? rief ſie, und hob beide Hände flehend empor. Ihr werdet doch nicht wieder undankbar ſein?

Die Schweſtern verkrochen ſich hinter den jungen Königsſohn, indem ſie riefen: bringt dieſe arme Wahnſinnige fort! Wir kennen ſie nicht. Laßt ſie in das tiefſte Gewölbe des Schloſſes werfen, damit ſie nie wieder an das Licht des Tages komme und die Menſchen ängſtige!

Pfui! pfui! meine Damen! rief der Prinz, wie häßlich macht Sie der Zorn. Sie, meine Gnädige, haben plötzlich brandrothes, ſtruppiges Haar bekommen, und Sie die ſcheußlichſten Hexenaugen, die ich je geſehen!

Die Beiden rannten vor die Spiegel und ſtießen einen lauten Schrey aus. Der ganze Hof lachte. Der Prinz aber ſagte ſehr ernſt und ſtrenge: Ihr Rath war gut, meine Damen: damit die Böſen nie wieder die Guten ängſtigen, ſoll man ſie, wo man ihrer habhaft werden kann, in die tiefſten Keller und Gewölbe bringen. Damit werde ich ſo frei ten, mit Ihnen Beiden, die Sie Ihre arme, unbeſcheidene und ſchöne Schweſter verrathen und betrogen haben, den Anfang zu machen. Ich wußte es wohl, daß nur die, die ich damals, als ich noch im Zuſtande der Bezauberung war, mir zur Gattin gewählt hatte, meine Fragen beantworten konnte, deshalb waren ſie auch nur an ſie gerichtet. Die Tugend und die Demuth, die Beſcheidenheit und die Klugheit empfangt jetzt die Krone, die ihr gebührt.

Die Jüngſte, als ſie Königin geworden, war doch ſo mildthätig, ihre Schweſtern freizugeben, und Dame Frieslange und Dame Rothhaar lebten am Hofe noch lange als zwei alte Mädchen, die Teufel und Hölle in einander rührten, und denen Jedermann aus dem Wege ging.

13

Die Fee Langeweile.

Ein König und eine Königin hatten eine wunderſchöne Tochter, an deren Wiege traten böſe Feen und wünſchten dem Kinde allerlei Uebles. Als ſie fort waren, kam eine Fee, die ſah lieblich aus, trug auch ein weißes Gewand, war alſo keine böſe Fee, die ſagte den troſtloſen Eltern: Ich kann die Machtſprüche Jener nicht völlig wirkungslos machen, allein ich will die böſen Folgen möglichſt dämpfen. Eure Tochter ſoll bei allem dem doch ganz ungefährdet durchs Leben kommen. Mit dieſen Worten berührte ſie das Kind mit ihrem Stabe und verſchwand.

Der König begleitete ſie die Treppe hinab, und als er wieder herauf kam, ſagte ihm die Königin:

Lieber, wir haben ſie nicht gefragt, wer ſie war und wie ſie hieß.

Ich hatte die Frage auf der Zunge, entgegnete der König, allein ſo wie ich den Mund aufmachte, mußte ich gähnen und konnte nicht ſprechen.

Seltſam! rief die Königin, eben ſo ging es mir.

Und dem ganzen Hofgeſinde war es ſo gegangen in der kurzen Viertelſtunde, während die Fee in dem Pallaſte geweilt. Der Koch hatte eine Brühe verſchüttet, weil er nicht die Unziemlichkeit begehen wollte, dem Oberküchenmeiſter, der gerade zuſchaute, ins Geſicht zu gähnen, und während er ſich abwendete und die Hand vorhielt, verſchüttete er die Brühe. Dem Muſiklehrer, der gerade den Hofdamen Stunde gab, blieb das hohe G in der Kehle ſtecken, und ſtatt ſeiner wand ſich ein widriger gähnender Ton langſam heraus. Der Kaplan, der die Frühmette leſen ſollte und eingeſchlafen war, gähnte im Schlafe, die Hunde gähnten im Hofe, und ſelbſt die Katze auf dem Boden unterm Dache ließ die eben gefangene Maus wieder frei, um zu gähnen. Es war ſeltſam, Niemand konnte ſich's erklären.

Als die Prinzeſſin herangewachſen war, kamen dem den Ausruf ergehen laſſen in alle Lande, die berühmteſten Aerzte herzuſchicken. Noch heute wurden zwei Schwarzmäntel in den Palaſt geführt, und ein ganzes Collegium hat ſeinen immerwährenden Sitz im Schloſſe aufgeſchlagen. Wozu das Alles, frage ich, wenn die Prinzeſſin geſund und wohlgewachſen wie ich und du wäre?

Das junge Mädchen war zu ſehr mit ſich und ihrem Schmerze beſchäftigt, um auf dieſe ganze Rede und beſonders auf ihre unpaſſende Schlußbetrachtung zu achten. Sie ſeufzte tief, ſtützte ſich mit dem Arme auf den Sattel und hielt die Hand vor die Augen. „Was ſoll mir das Alles?“ begann ſie nach einer Weile. „Wenn ihr nicht mitkommen wollt, ſo laßt mich denn ziehen. Lebt wohl!“ —

Der kleine Ritter haſpelte ſich vom Pferde herunter, ſchlang ſeine dürren Arme um den Nacken des Mädchens und drückte ſeine lederne Wange ein paar Mal heftig an die ihrige. „Beim heil-

Feinde ins Land, eroberten es, und der König verlor ſein Königreich. Ueberall wurde geplündert und gemordet. Auch in den Pallaſt drang eine Schaar, und die ſieben Krieger fanden die zarte Jungfrau, wie ſie eben willens war mit ihren Hofdamen zu fliehen. Die Unholde ſtürzten über die Jungfrauen her und überwältigten ſie ſchmählich, auch an die Prinzeſſin machten ſich zwei Kannibalen und ſchon war es ihnen gelungen ihr die ſammetnen Gewänder vom Leibe zu reißen und ſie auf den Boden zu werfen, als ſie plötzlich inne hielten, und in ſo anhaltendes Gähnen ausbrachen, daß ſie die Kinnbacken gar nicht mehr zuſammen bekamen.

Teufel! was giebts hier zu gähnen? riefen die Kameraden dieſer Wüthriche. Iſt euch denn die Sache ſo langweilig; alle Wetter! uns kommt ſie ſehr beluſtigend vor.

Uns auch — riefen Jene — aber — — und nun fingen ſie wieder an zu gähnen.

Schlafmützen! ſchrieen die Wüthenden; ſelbſt hierbei können ſie die Augen nicht offen halten. So laßt uns heran.

Und wie ſie kamen, und kaum mit ihren rohen blutgetränkten Händen den Leib der ſchönen

Prinzeſſin berührt hatten, gähnten ſie ebenfalls wie toll. Da brach der ganze Trupp in Lachen aus, und rannte von dannen. Die Prinzeſſin war aus einer großen Gefahr gerettet. Die Hofdamen, die nicht gerettet waren, ſuchten ſich damit zu tröſten, daß es im Kriege nun einmal nicht anders herzugehen pflegt.

Die Prinzeſſin flüchtete in ein benachbartes Königreich, wo ein ſehr ſchöner Prinz eben den Thron beſtieg. Der nahm die ſchöne Unglückliche bei ſich auf und heirathete ſie.

Aber das Mißgeſchick, das die böſen Feen heraufbeſchworen hatten, ſetzte ſeine Verfolgungen fort. Der junge König, der ſehr mißtrauiſch und eiferſüchtig war, faßte einen Verdacht gegen ſeine Gemahlin, als ſei ſie ihm untreu, und ließ ſie zum Tode verurtheilen. Die Knechte, die ſie morden ſollten, hatten nicht den Muth dazu, und ſetzten die ſchöne Frau im Walde aus. Hier lebte ſie in größtem Elend, von Wurzeln ſich nährend, in einer Höhle.

Da kam eines Abends ein Mann in einem ſchwarzen Mantel mit einem rothen Unterfutter zu ihr und ſetzte ſich auf die Bank vor die Höhle.

Wer ſind Sie? fragte die Prinzeſſin.

Ich bin der Teufel und komme, Sie zu verführen.

Mich verführt man nicht ſo leicht, entgegnete die Prinzeſſin lächelnd.

Ei, mein Schatz, lehren Sie mich nicht die Weiber kennen! ſagte der Teufel mit einer groben Miene. Ein junges Mädchen, das ſo allein im Walde wohnt und noch dazu ſo leicht bekleidet geht —

Ich bin von meinem Mann unſchuldig verfolgt und verjagt, ſagte die Prinzeſſin.

Unſchuldig! rief der Teufel und lachte höhniſch. Man kennt das. Bei mir, mein Engel, kommen Sie mit dergleichen nicht durch. Wie geſagt, ich will ſie in die Hölle bringen.

Aber ich will nicht hinein! ſchrie die Prinzeſſin wüthend.

Man fragt die Leute nicht, ſagte der Arge. Ich führe ſie ab. Vorher aber möchte ich eine Taſſe Thee trinken. Hier unterm großen Eichbaum vor der Höhle muß ſich's ganz hübſch ſitzen laſſen. Haben Sie Theegeſchirr bei ſich?

In einer Höhle hat man kein Theegeſchirr, entgegnete die Prinzeſſin, die da hoffte, der böſe Gaſt würde ſich jetzt davon machen; allein er blieb, ließ durch ſeine Geiſter einen Theetiſch unter der Eiche hinzaubern, ſetzte ſich hin, braute ſich Thee, goß der Prinzeſſin auch eine Taſſe ein und fragte: befehlen Sie mit Arak, oder mit Sahne?

Ich werde mir etwas Sahne ausbitten, entgegnete die Prinzeſſin.

Gut, hier iſt welche. Ha, Sie tanzen gewiß, und ſingen auch ſehr ſchön? Nicht wahr? Meine Geiſter haben da eine Laute mitgebracht. Wohlan, meine Schöne, ſingen Sie mir etwas vor, und tanzen Sie zugleich. Ich bin ein Freund der ſchönen Künſte.

Die Prinzeſſin ergriff die Laute und ſang eine Romanze, die hundert und ſiebenzig Verſe hatte. Der Teufel goß ungeheuer viel Arak in den Thee, demnach konnte er bei dem Geſange nicht munter bleiben. Er gähnte fürchterlich und entſchlief, ehe die Prinzeſſin noch den Tanz begonnen hatte.

Die Prinzeſſin ſteckte alles Silberzeug vom Theetiſch ein, und entfloh ſo raſch als ſie konnte. Gott ſei Dank! rief ſie, ich bin der Hölle und dem Teufel entgangen. Wieder eine große Gefahr überſtanden!

In der nächſten Stadt verkaufte ſie das Silberzeug — den Teufel zu beſtehlen kann unmöglich eine Sünde ſein — kaufte ſich dafür neue Kleider, und ſetzte ihre Reiſe fort. Sie wollte eigentlich in das ehemalige Königreich ihrer Eltern zurück, allein ſie wußte den Weg nicht.

Als ſie eines Abends rathlos vor einem Wegweiſer ſtand, denen beide Arme abgebrochen waren und der deshalb nur ſeinen guten Willen kund gab den Weg zu zeigen, aber ihn in Wahrheit nicht zeigte, ſah ſie eine alte Frau, die über und über in Tücher und lange ſchleppende Gewänder gehüllt war, auf ſich zu humpeln.

Gute Alte, gehen wir vielleicht einerlei Weg? fragte ſie.

Es iſt möglich, war die Antwort, die dumpf unter den Tüchern hervorſcholl, jeder Weg, den ich einſchlage, iſt für mich der rechte.

Ei habt Ihr ſo viel Gänge zu thun?

Entſetzlich viele.

Man erwartet Euch wohl überall?

Man erwartet mich nirgends.

So überraſcht ihr neue Freunde?

Ich habe keine Freunde. Wer mich kommen ſieht, wünſcht ſich zehntauſend Meilen weit von mir.

Wer ſeid Ihr denn?

Ja rathet mal.

Wie ſoll ich's rathen? ſagte die Prinzeſſin unwillig. Ich kann ja nicht einmal Eure Naſenſpitze ſehen.

Naſenſpitze? wiederholte die Alte; die hab' ich nie gehabt. Das iſt das Charakteriſtiſche in meinem Geſichte.

So laßt mich in Eure Augen blicken.

Zufällig hab' ich keine.

So laßt mich Euren Mann ſehn.

Er iſt etwas groß, ich ſchäme mich ſeiner.

Ei ſeid Ihr ſo eitel, gute Alte?

Nennt mich nicht „Alte“. Wißt Ihr denn ob ich ein Weib bin.

So ſeid Ihr ein Mann.

Ja, und noch dazu der Einzige! rief der Tod, und warf alle Hüllen weg und ſtand als Knochengerippe vor der erſchreckten Wanderin. Kommt, kommt! Ihr habt mich nicht umſonſt nach dem Weg gefragt, ich will Euch nach Hauſe leiten.

Ich danke, rief die Prinzeſſin. Ich beſinne mich eben, daß die Gegend mir doch nicht ſo ganz unbekannt iſt; ich werde mich allein nach Hauſe finden.

Nichts da. Ihr kommt mit mir, mein Schatz.

Dem Tode entwiſcht man nicht. Nur bis zum nächſten Meilenzeiger will ich Euch leben laſſen. Erzählt mir unterdeſſen etwas, wir plaudern zuſammen, während wir weiter gehn.

Die Prinzeſſin hub an zu erzählen. Der Tod ſetzte ſich auf eine Bank am Wege und gähnte. Etwas raſcher! rief er, ich lieb nicht die langen Erzählungen. Wollen wir gleich zur Entwicklung kommen.

Wir ſind ſchon ganz nahe dabei, entgegnete die Prinzeſſin, die ſich neben den Tod auf die Bank geſetzt hatte.

Der Tod zog ſeine Uhr hervor und rief erſchreckt: Paff! ſchon ein viertel auf zwölf. Um zwölf Uhr muß ich in der Stadt ſein. Bis dahin hält der Hokuspokus des Arztes noch das Leben des Königs auf.

Welches Königs? fragte die Prinzeſſin. Aus der Antwort des Todes erfuhr ſie, daß es ihr grauſamer Gemahl ſei, der auf dem Sterbebette lag. Ach! rief ſie, wenn er todt ſein wird, ziehe ich in die Stadt ein und bin Königin. Vorher muß ich mich aber von dem Tod freimachen. Und ſie erzählte weiter.

Der Tod gähnte als wollte er eine ganze Welt verſchlingen. Die Prinzeſſin erzählte immer weiter; endlich fiel der Tod von der Bank und lag im Graſe und ſchlief wie ein Murmelthier. Dieſen Zeitpunkt benutzte die Prinzeſſin um zu entſchlüpfen. So war ſie auch aus der dritten, ihr prophezeiten großen Gefahr befreit.

Jetzt ging ſie in ihr Königreich und regierte dort viele viele Jahre. Es war ununterbrochener Friede unter ihrem Zepter. Kein Krieg, kein Aufſtand, nicht einmal ein Auflauf auf den Straßen kam zu Stande. Wozu das? fragten ſich die Unterthanen, es macht uns doch nur Langeweile. Sehr Viele ſtarben aus Langeweile, aber es war ein ſeliger Tod, und man beneidete ſie. Endlich ſtarb die Königin auch. Da der Teufel ſie nicht in der Hölle aufnehmen wollte, denn er wußte es aus Erfahrung, wie böſe mit ihr zu verkehren war, brachte man ſie auf den Mond. Von dem Augenblick an kam der Mond nie aus dem erſten Viertel heraus. Die Aſtronomen, die am Himmel herumſtöbern und jede Heimlichkeit daſelbſt herausbringen, bemerkten daß der Mond ſich eine Schlafmütze über die Ohren gezogen hatte und daß er feſt ſchlief. Man mußte die Königin wieder fortnehmen und brachte ſie auf die Sonne. Alsbald bemerkten wieder die Aſtronomen daß an der Sonnenſcheibe ein ungeheurer ſchwarzer Fleck ſich kund gab. Als ſie näher hinſchauten war es ein fürchterliches Maul, das die Sonne gähnend aufſperrte, und das ſie gar nicht wieder ſchloß, ſo daß es bereits begann auf der Erde ſo dunkel zu werden, daß die Schneider in der Mittagsſtunde nicht mehr das Oehr ihrer Nadeln finden konnten um den Faden einzufädeln. Es war demnach hohe Zeit, daß man die unglückliche Königin wieder ſchleunigſt von der Sonne wegnahm. Man brachte ſie auf einen Stern, aber flugs wichen die andern Sterne, ſiebenzig Millionen Meilen in der Runde, aus ihren Bahnen, und wenn man nicht wollte, daß das ganze Weltſyſtem auseinander fiele, ſo mußte man auch hier die Königin ſchnell fort bringen. So brachte man ſie denn in den Himmel, wo ſie eigentlich nicht hinkommen ſollte, weil ſie deſſen noch nicht würdig war. Die Heiligen, die alles überwinden und ertragen, überwinden und ertragen auch die Langeweile.

So iſt's denn wahr geworden, rief die Königin, das Mißgeſchick das mir zugedacht war, hat ſich in Glück verwandelt. Dank ſei der gütigen Fee, die an meiner Wiege erſchien.

Wer die Kunst zu ennuyiren
Sie recht aus dem Grunde versteht,
Den kann kein Unglück mehr berühren
Er herrscht in eigner Majestät
Er tödtet seine Feinde
Mit unsichtbarem Pfeile.
Nicht Tod, nicht Sünde, nicht Teufel
Hält Stand der Langeweile.
Sie verzehrt Alle,
Das Weltall selbst.
Die Sterne, die leuchtenden Sonnen
Die ewigen Planeten
Sie alle gähnen,
Und nicken in Nichts
Vor dem Scheine des Angesichts
Vor dem unsichtbaren Pfeile,
Der mächtigen Fee,
Der Fee Langeweile.

gen Cyriacus!“ rief er, „der Abſchied von dir geht mir ans Herz. Ich kann dich nicht ziehen laſſen, ohne dir, Schatzkind, ein Geheimniß anzuvertrauen, das zu wiſſen bei deinen Nachforſchungen dir von Nutzen ſein kann. Laß uns bei Seite treten, die Sonne brennt mir auf die Stelle meines Rückens, den boshafte Leute einen Buckel zu nennen belieben. Setze dich zu mir auf die Steinbank hier. Nicht wahr, du hätteſt nicht geglaubt, daß ich noch im Winkel meines Herzens ein Geheimniß für dich bewahrte, Blauauge, Trotzkopf, Goldhaar, Schelmenmäulchen du?“ —

Das Mädchen nahm auf der Bank Platz, und zeigte, die Hände im Schooße, durch ihre gleichgültige Miene und Stellung, daß ſie nur wenig Werth auf das angekündigte Geheimniß legte.

„Du weißt,“ ergriff der ehrliche Sprecher wieder das Wort, „daß ich mit dem lieben Jungen, dem Fortunat, der dich jetzt hat ſitzen laſſen,

14.

Der ſchlaue Alte und die vier entlaufenen Mädchen.

Es geſchah einmal, daß vier junge Mädchen ihren Eltern entliefen, und ſich in der Irre im Lande herumtrieben, ohne daß man ihrer wieder habhaft werden konnte, denn ſie hielten redlich zuſammen und zufällig ſahen ſie ſich auch untereinander ſehr ähnlich. Unter dieſen Vieren war Eine eine Bäuerin, die Andere ein ſimples Fräulein, die Dritte eine Gräfin und die Vierte eine Prinzeſſin. Aber wie geſagt, ſie hielten treu beiſammen, und hatten ſich das Wort gegeben, Keine wolle die Andre verrathen, und Jede ſollte in Gefahr und Noth der Gefährtin beiſtehn.

Da war nun guter Rath theuer.

Wie ſollten nun die Angehörigen wieder in Beſitz dieſer Mädchen kommen?

Es wohnte ein alter weiſer Mann in der Nähe, und an den wandten ſich der König, der Graf, der Vater des Fräuleins, und endlich auch der Bauer.

Meine Herren, entgegnete der weiſe Mann, ich bin kein Zauberer, noch habe ich mit Hexen oder Feen irgendwie Gemeinſchaft, allein was natürlicher Mutterwitz leiſten kann, das hoffe ich auch zu Stande zu bringen. Wir wollen mal ſehen.

Damit entließ der weiſe Mann den Geſandten des Königs und des Grafen; der Vater des Fräuleins und der Bauer waren in Perſon erſchienen.

Mittlerweile ſtreiften nun die vier Mädchen im Lande herum, feſt überzeugt, daß Niemand ſie erkennen werde, denn ſie hatten die Liſt gebraucht, alle vier ſich ganz gleich zu kleiden, und ganz dieſelbe Sprache und Manier anzunehmen, wenn ſie irgendwo in menſchliche Geſellſchaft kamen.

So kamen ſie denn auch zum weiſen Manne und verdangen ſich bei ihm als Mägde.

Wie heißt Ihr, fragte der weiſe Mann, der ſchon merkte wen er vor ſich hatte.

Ich heiß Urſel, ſagte die Prinzeſſin.

Und ich Grete, rief die Gräfin.

Und ich Anne Marie ſagte das Fräulein, und die Bäuerin ſetzte hinzu: und ich Superba.

Ach! dachte der Bauer bei ſich: Superba iſt kein Bauername; es iſt möglich, daß dieſe die Prinzeſſin iſt. Nun wir wollen mal ſehen!

Liebe Kinder, ſagte er, ich will Euch für's Erſte ein Abendeſſen vorſetzen, denn Ihr werdet hungrig ſein. Welche von Euch iſt gewöhnt mit ſilbernen Löffeln zu eſſen? Sagt es frei heraus, denn ich beſitze in meinem ganzen Vermögen nur zwei ſilberne Löffel, die andern ſind von Zinn.

Die Prinzeſſin und die Gräfin hätten für ihr Leben gern geſagt: wir wollen die ſilbernen Löffel, allein ſie hielten an ſich, ſahen das Fräulein und die Bäuerin an und da dieſe mit dem Kopfe nickten und ein Zeichen gaben, riefen ſie: Ei ſeht doch! wir ſind ja alle vier Bäuerinnen, wie kommt Ihr nur auf dieſe Frage? Keine von uns iſt an ſilberne Löffel gewöhnt, und wir bitten Euch, gebt uns zinnene, wie es Euren Mägden geziemt.

Wie Ihr wollt, ſagte der weiſe Mann, der da merkte, daß auf dieſe Weiſe das Räthſel ſich nicht wolle löſen laſſen. Nun, wir wollen mal ſehen, ſagte er, und legte den Finger an die Naſenſpitze, indem er die vier Damen ſich genau betrachtete.

Allein es half ihm nichts, denn ſie ſahen alle vier ganz gleich aus. Dieſelben rothen Mieder, dieſelben blauen Röcke, dieſelben grauen Strümpfe, dieſelben Haarzöpfe!

Der weiſe Mann fühlte ſich nicht um ein Haar breit weiter, wie jeder Dummkopf, und er legte nochmals den Finger an die Naſenſpitze. Da fiel ihm nochmals etwas ein. Er ſetzte vor jedes der Mädchen ein Glas Warmbier und dachte dabei: die Prinzeſſin wird nur nippen, denn ohne Zweifel iſt Warmbier nicht das Getränk, an das ſie gewöhnt iſt, die Gräfin gleichfalls, auch das Fräulein, die Bäuerin aber wird in vollen Zügen trinken.

Allein er irrte ſich auch hier. Wie vorhin das Fräulein und die Bäuerin der Prinzeſſin und der Gräfin Zeichen gegeben hatten, ſo jetzt umgekehrt gaben Dieſe Jenen ein geheimes Merkmal und die Prinzeſſin und die Gräfin tranken ihr Warmbier in ebenſo vollen Zügen, wie es die Bäuerin und das Fräulein thaten.

Abermal wußte der weiſe Mann nicht, was er hatte wiſſen wollen. Wir wollen mal ſehen! ſagte er nochmals: Es iſt nicht aller Tage Abend. Wer ſich am Tage verſtellt, Nachts verſtellt er ſich nicht, und wenn man verbündet wird, ſich Zeichen zu geben, ſo handelt man ohne Zeichen unverſtellt. Wir wollen die Nacht abwarten.

Die Nacht kam, und jedes der Mädchen erhielt ſeine eigene Schlafkammer.

Vorher hatte der ſchlaue Alte heimlich unter dem Pfühle einer Jeden einen kleinen Kieſelſtein verborgen, ungefähr von der Größe eines Kibitzeies. Nun wartete er ab, und wie ſie am Morgen wieder zum Vorſchein kamen, fragte er, wie ſie geſchlafen hätten. Gut, entgegneten alle Viere. Aber der Alte merkte alsbald, daß drei der Mädchen trübe Augen hatten, wie Jemand, der die ganze Nacht hindurch gewacht, und nur die vierte hatte klare Augen. Als daher die Nacht wiederum kam, ſtellte er ſich lauſchend bald hinter dieſe, bald hinter jene Thür, guckte durch ein Aſtloch und gewahrte nun, wie drei der Mädchen auf ihren Betten aufrecht wie ein Licht ſaßen und kein Auge zuthaten, die vierte aber ſchlummerte auf ihrem Lager ganz vortrefflich. Nun hörte er auch, wie die eine der wachenden zu der andern ſagte: Ich weiß nicht, ich kann auf meinem Bette nicht ſchlafen, es liegt irgendwo verborgen ein Stück Felſen, das reibt und ſtößt mir die Hüfte durch, wenn ich darauf liege. Gerade ſo geht es mir, rief die andere und mir nicht um ein Haar beſſer, bemerkte die dritte. Der Alte hat ganz erbärmliche Betten.

Aha! rief der ſchlaue Alte, nun hab ich's. Die vierte, die da ruhig ſchläft und nichts merkt, iſt die Bäuerin; die iſt an ein hartes Lager gewöhnt; die merkt nichts von dem Felſenſtück.

Am Morgen fragte er wieder die vier Mädchen, wie ſie geſchlafen, und ſie antworteten wieder „gut“. Aber die drei, die kein Auge zugethan, hatten diesmal noch trübere Blicke, die vierte ſah aber luſtig aus, wie gewöhnlich.

Der ſchlaue Alte ließ ſich nichts von ſeiner Entdeckung merken. In der nächſten Nacht legte er in die Betten der drei erſten einen Pflaumenkern. Denn, ſagte er bei ſich, nun muß ich herausbringen, wer das Fräulein iſt.

Nun ſaßen nur zwei wie ein Licht aufrecht im Bette, die dritte ſchlief ganz gut.

Am Morgen ſagten wieder alle vier, ſie hätten gut geſchlafen, aber von den drei Paar trüben Augen waren nur ein Paar helle geworden.

Ich weiß was ich weiß! ſagte der ſchlaue Alte und legte den Finger an die Naſenſpitze. Jetzt wird es ſchwer ſein ans Ziel zu kommen, denn die

Gräfin und die Prinzeſſin haben ſo ziemlich einerlei Art. Allein wir wollen ſehen.

Jetzt legte er eine Erbſe in beide Betten; allein weder die eine noch die andere konnte ſchlafen. Was iſt Dir? fragte die eine die andere. Ich weiß nicht, entgegnete dieſe, es liegt in meinem Bette ein Stein wie ein Kinderkopf groß, ich kann nicht ſchlafen.

Grade ſo geht's auch mir, entgegnete die Andere. Wenn der Alte nicht beſſere Betten anſchafft ſo geb ich den Dienſt bei ihm auf.

Ei, ei, ihr Vögel! lachte der Alte, iſt euch eine Erbſe und ein Kinderkopf von derſelben Größe? Das iſt ſpaßhaft. Allein wir wollen ſehen.

Und er legte eine Linſe zwiſchen das Betttuch und den Pfühl.

Da hörte er die Klage: Wieder nichts mit dem Schlaf! Es liegt etwas wie ein Hühnerei groß in meinem Bette.

Grad ſo etwas liegt auch in meinem Bette! rief's an der andern Thür.

Hol euch beide der Guckuck! murrte der Alte. Ihr verwünſchten, verzogenen Katzen! Wie ſoll ich mit euch fertig werden? Da reicht ja die Schlauheit des Schlaueſten nicht mehr hin. Aber ich muß die Prinzeſſin herausfinden. Wollen wir einmal ſehen!

Und er legte ein zuſammengerolltes Roſenblatt in jedes Bette.

Jetzt hatte er's getroffen.

Die Eine ſchlief vortrefflich, die Andere konnte auch diesmal kein Auge zuthun, und dieſe Andere war die Prinzeſſin, die ſo zart gewöhnt war, daß ſelbſt ein zuſammengerolltes Roſenblatt auf ihrem Lager ſie beläſtigte. Der Alte ließ jetzt verkünden, er hatte die vier entlaufenen Mädchen richtig gefunden, und man ſollte kommen ſie abzuholen. Da kamen die Geſandten des Königs und des Grafen, und mit ihnen ſtellte ſich der Vater des Fräuleins und der Bauer ein.

Aber haſt Du auch wirklich die Rechten? fragten alle Vier. Es ſind uns ſo viel Unrechte zugeführt worden.

Es ſind die Rechten, entgegnete der ſchlaue Alte, wenn ſie's nicht ſind, ſo ſchlagt mir den Kopf ab.

So ſei es! ſagte der Geſandte des Königs

Wir laſſen uns nicht weiter betrügen. Die Mädchen ſind gar zu ſchlau.

Ja, das ſind ſie. Aber ſagt mir, ihr Herren, was bekomme ich für meine Mühe?

Nun dachten die Geſandten und die zwei Väter hin und her, was ſie dem Manne geben ſollten. Der Bauer kratzte ſich hinterm Ohr und murmelte vor ſich hin: Ich armer Mann, was ſoll ich geben? ich hab ja nichts. Ich hab nur einen einzigen Dukaten, und der iſt noch beſchnitten.

Ich will Euch einen Vorſchlag machen, hub der ſchlaue Mann an, gebt mir in Gewicht ſo viel an Geld, als die vier Gegenſtände betragen, die ich in den vier Betten der Mädchen gefunden.

Potz Tauſend! riefen die beiden Geſandten heimlich zu einander: er hat am Ende einen Liebhaber in dieſem wie in jenem Bette gefunden, und wir müſſen in Geld bezahlen was ein ſo handfeſter Bauerbengel wiegt, denn hier auf dem Dorfe werden doch keine andren Liebſchaften zu finden ſein. Nein, das geht nicht! Das geht nicht! Wenn wir auch reich ſind, ſo reich ſind wir doch nicht.

Der Vater des Fräuleins ſagte: Was kann er im Bette meiner Tochter gefunden haben? Vielleicht ihr Schoßhündchen? Das wäre eine ſaubere Geſchichte, wenn ich an Geld zahlen ſollte, was der Köter wiegt! Nein, nein! Ich liebe zwar meine Tochter ſehr, allein ſoviel kann ich nicht geben, um ſie wieder zu bekommen. Ich würde für meine ganze Lebenszeit ein bettelarmer Mann.

Der Bauer dachte bei ſich: Was kann meine Stanzel bei ſich im Bette liegen gehabt haben? Sie iſt ein ordentliches Mädchen, und dann hat ſie auch nichts. Aber gleichviel, was es auch ſei, ich geb's in Gelde, und wenn ich auch meinen einzigen Dukaten und dazu mein Häuschen und Höfchen und mich ſelbſt dazu dafür hingeben ſollte.

Nun, meine Herrn? fragte der ſchlaue Alte, wie lautet Eure Antwort.

Wir werden uns noch bedenken, erwiederten die zwei Geſandten und der Vater des Fräuleins. Der Bauer aber rief: nur her damit! was es auch ſei, ich zahle!

Der ſchlaue Alte ärgerte ſich über die drei erſten Antworten, und freute ſich nicht wenig über die letztere. Er erwiederte demnach: Nein, meine Herrn, was ich in Vorſchlag brachte, war nur zum Scherz geſagt, und um zu prüfen, wieviel Werth Ihr auf Eure Angehörigen legtet. Was mich betrifft, ſo hab ich grade ſo viel, als ich brauche, und vor nicht gar langer Zeit eine Reiſe machte. Ich kenne den niedlichen Schelm, wie ich mich ſelbſt kenne. Er iſt lange nicht ſo unbefangen wie er ausſieht; ſollteſt du glauben, daß er mit Zauberern und Feen verkehrt? Nun denke dir einmal, wohin das führen kann. Mit ihm zogen drei andre Spaßvögel herum und jeder von dieſen beſaß, wie unſer Fortunat, eine magiſche Gabe. Der Eine ein Fläſchchen mit Waſſer, durch das alte Leute wieder jung wurden, der Zweite einen Hut, dem die Eigenſchaft anklebte, ſeinen Träger unſichtbar zu machen, der Dritte — und nun gieb recht Acht, war mit einer Brille beſchenkt worden; dieſe Brille war die koſtbarſte, die ich jemals geſehen. Dies ſage ich nicht wegen der Einfaſſung, denn die beſtand aus ſchlechtem Meſſing, auf elende Weiſe verſilbert, aber was that das zur Sache? konnte man doch durch dieſe Brille Alles ſehen, was man nur wollte, Dinge, die hundert und noch mehr Meilen von einem entfernt geſchahen, kann eher etwas verschenken, als daß ich nöthig hätte, Geschenke anzunehmen. So will ich denn aus meiner Kaſſe Jedem von Euch das in Geld geben, was der Gegenſtand wiegt, den ich in den Betten der Mädchen gefunden.

Ach, das läßt ſich hören, ſagte der Geſandte des Königs mit einem tiefen Bückling, und dachte nun nicht anders als er würde ſammt der Prinzeſſin auch das Gewicht ihres vermeintlichen Liebhabers in Gelde heimbringen, und dafür gut bezahlt werden. Ebenſo dachten der Geſandte des Grafen und der Vater des Fräuleins, der ſchon berechnete, daß der Schooßhund lange nicht geſchoren ſei und daher viel Wolle angeſetzt haben müſſe. Der Bauer dachte: nun, es wird das kupferne Ringlein ſein, das mein Kind noch von der Mutter geerbt. Ei, den Ring in Geld zu bekommen, iſt auch nicht übel.

Aber alle Vier täuſchten ſich in ihren Erwartungen, als nun der ſchlaue Alte die Gegenſtände hervorholte, und dem Geſandten des Königs ein dünnes Goldblättchen, gleich dem zuſammengerollten Roſenblatte, dem Geſandten des Grafen ein Goldkörnchen, einer Linſe groß, dem Vater des Fräulein eine goldene [illegible], dem Bauer aber einen tüchtigen Goldklumpen, wie ein Kibitzei groß, übergab.

So hatte der ſchlaue Alte ſein Wort gelöſt, und gab dem ehrlichen Bauer nebſt der Tochter auch Reichthum ins Haus, den er verdiente; die drei Andern hatten zwar die entlaufenen Mädchen, aber dafür Neid, Bosheit und Verdruß in ihrem getäuſchten Herzen.

15.

Kinkerlinchen und Kackerlitzchen.

Ein König und eine Königin hatten eine Tochter, die war wunderſchön, nur Eins war, was ſie arg verunzierte, nehmlich eine Warze, die ſie gerade auf der Oberlippe hatte; und zwar war dies keine gewöhnliche Warze, ſondern vielmehr ein kleines Horn, das in alle Farben ſpielte und ein höchſt widriges Anſehen hatte. Ein berühmter Magier, der den Hof des Königs beſuchte, gab ein Mittel an, das häßliche Gewächs zu beſeitigen, und das Mittel war der Kuß eines jungen Mannes, der noch nie geküßt. Es war aber in der Gegend des Hofes ſehr ſchwer einen ſolchen jungen Mann zu finden, und auf dem Lande entdeckte man ihn auch nicht. Die arme Prinzeſſin ſtieg alle Tage auf den Wällen ihres väterlichen Schloſſes und rief:

Welcher Mann kommt, und küßt mir meine

und weil ſie ſich ſchämte ſo laut von ihrem Uebel zu ſprechen, ſetzte ſie ganz leiſe hinzu Warze.

Es kam lange Zeit Niemand, weil man nicht wußte, was die Prinzeſſin eigentlich geküßt haben wollte.

Nun traf es ſich, daß in der Nähe des Königreiches ein fremder Prinz lebte, der hierhergereiſt gekommen war, weil man ihm geſagt, er würde hierſelbſt von einem häßlichen Uebel, das ihm anhaftete, geheilt werden. Dies Uebel war ein Höcker von ganz beſonders häßlicher Form und ſtarker Ausdehnung. Derſelbe Magier, der der Prinzeſſin ſeinen Rath ertheilt, hatte auch dem Prinzen ein Heilmittel vorgeſchlagen: er ſolle ſich nämlich den Höcker von einem Mädchen küſſen laſſen, das noch nie von einem Manne geküßt worden. Der Prinz erſchien deshalb alle Morgen bei Sonnenaufgang auf der Warte des Thurmes, den er bewohnte, und rief mit lauter Stimme ins Land hinein:

Welches Mädchen kommt und küßt mir meinen und weil er ſich ebenfalls ſchämte ſeine Mißgeſtalt ſo laut zu bekennen, ſetzte er ganz leiſe hinzu Höcker.

Die Frauen und Mädchen hörten wohl dieſe Aufforderung, da ſie aber den Prinzen für einen argen Schalk hielten und nicht wußten, was er geküßt haben wollte, etwa die Naſenſpitze oder das linke Ohrläppchen, ſo wandten ſie ſich unwillig weg, und gingen von dannen.

Der Prinz und die Prinzeſſin behielten, jener ſeinen Höcker, dieſe ihre Warze.

Endlich fand ſich ein Mädchen, das hatte noch keinen Mann geküßt, obgleich es ſchon ſiebzehn Jahre zählte. Das Mädchen war eine Bauerin und hieß Kinderlindchen. Und endlich fand ſich auch ein junger Schneidergeſelle, ein blaſſes, feines Männlein, von noch nicht achtzehn Jahren, das hatte bis jetzt immer emſig in ſeinem Dachkämmerlein geſchneidert und war keinem Manne, noch weniger einem Weibe jemals nahe gekommen. Dieſer junge Mann hieß Mackerlitzchen, und befand ſich gerade auf der Wanderſchaft, als in dem genannten Königreich die Bekanntmachung wegen der Prinzeſſin verleſen wurde. Ei, ſagte der Schneider: wenn es weiter nichts iſt: ein Weib hab ich noch nicht geküßt, und des Königs Eidam zu werden, das gelüſtet mich allerdings. Der König hatte nämlich in der Bekanntmachung dem, der ſeine Tochter heilen würde, die Hand derſelben und die Thronfolge im Reiche verſprochen. Er fragte den Wirth des Gaſthofes, in welchem er abgeſtiegen war: Sagt mir, lieber Mann, was ſoll denn die Prinzeſſin gethan haben?

Ja, das weiß Niemand, war die Antwort.

Iſt ſie ſchön?

Ja, das weiß auch Niemand. Man ſieht ſie nur ganz in der Entfernung auf dem Balken erſcheinen, ihren Spruch herſagen und wieder verſchwinden.

Gleichwohl, rief Kaderlitſchen, und wenn ſie ein Rhinozeros wäre, und ich das Horn des Unthieres finden ſollte, ich thue es doch, denn was thut man nicht um ein Königreich zu erwerben.

Um dieſelbe Zeit, als der junge Mann dieſes Selbſtgeſpräch führte, kam des Weges hergewandert Kinkerlinchen die von dem Prinzen gehört hatte, der ebenfalls geküßt ſein wollte, und der dafür ebenfalls ſeine Hand und ſein Königreich zugeſagt hatte. Dieſes Beides wollte die junge Bäuerin erwerben. Kaderlitſchen und Kinkerlinchen machten mit einander Bekanntſchaft, und theilten ſich gegenſeitig ihre Pläne mit. Aus Freude hierüber rief Mackerlißchen: Gieb mir geſchwinde einen Kuß, hübſches Mädchen.

Ei, wo werde ich, entgegnete ſie. Bedenke doch, daß ich noch nie geküßt habe, und daß ich, wenn ich nun küſſe, die Gabe verliere, den Prinzen zu heilen.

Es iſt wahr, ſagte Mackerlißchen; daran dachte ich in dieſem Augenblicke nicht.

Siehſt Du wohl, rief Kinkerlinchen; wir Weiber ſind immer geſcheuter wie ihr. Aber ich will Dir einen Vorſchlag machen, wenn ich den Prinzen geheilt und das Königreich in Empfang genommen haben werde, ſo ſage ich: Ihr. Durchlaucht, ich mag Sie nicht, und nehme mein Königreich und heirathe Dich.

Vortrefflich! und ich werde es eben ſo mit der Prinzeſſin machen, rief der verliebte Schneidergeſelle.

So haben wir beide zuſammen ein ganz großes Königreich, und dazu haſt du mich und ich Dich!

Ganz gut! ganz gut! rief er, ſo ſoll es ſein.

Aber es wurde nicht ſo. Die Treuloſigkeit der Männer ſchafft ſo manches Herzeleid. Als Mackerlißchen die Prinzeſſin geküßt hatte, fand er ſie ſo wunderſchön, daß er mit Freuden ihre Hand annahm und das Königreich und dabei das arme Kinkerlinchen ganz vergaß. Als dieſe den Prinzen glücklich von ſeinem Höcker befreit hatte, ſagte ſie: Herr Prinz, ich hab ſchon einen Schatz; es thut mir leid, ich kann die Ihrige nicht werden. Und ſomit ließ ſie den Prinzen und das Königreich im Stich und zog Mackerlißchen nach, und war bis in den Tod betrübt, als ſie vernahm, daß dieſer ſein Wort gebrochen und treulos an ihr gehandelt. Eines Tages ſtand ſie mitten im Regen im Schloßhof, gerade als die junge Königin und ihr Gemahl ans Fenſter herantraten. Wer iſt die Bauerndirne dort unten? fragte die Königin. Wie kann ich das wiſſen, entgegnete Mackerlißchen, ſoll ich etwa jede gemeine hergelaufene Dirne kennen?

Da erhob Kinkerlinchen ihre Stimme und rief unter Thränen: O Du Erzböſer, bin ich eine hergelaufene Dirne? Ich hätte eine Königin ſein können, ſo gut wie Du ein König, allein ich habe nicht gewollt, ſondern aus Liebe zu Dir und um mein Verſprechen nicht zu brechen bin ich ledig geblieben. Dies iſt mein Dank!

Nach drei Tagen ließ Mackerlißchen das arme

Mädchen zu ſich kommen, und ſprach zu ihr im Geheim: Wiſſe, Kinderlinchen, daß ich mit meiner Gemahlin, der Königin, ſehr unglücklich bin, und daß ich gar gern wünſche, ſie wieder los zu ſein. Hilf mir, daß ich von ihr befreit werde und ich will Dich heirathen.

Wie ſoll ich das machen? fragte Kinderlinchen.

Ich will es Dir ſagen. Drüben im Gebirge wohnt ein Rieſe, der nährt ſich von nichts als von Menſchenfleiſch, und beſonders verſpeiſt er gern junge Frauen, auch Mädchen, wenn er ſie haben kann. Meine Gemahlin, die Königin, wäre ſo ein Biſſen nach ſeinem Geſchmack. Aber ſie wird ſich wohl hüten, mir ins Gebirge zu folgen. Du mußt nun zum Rieſen hingehen und ihn ſchönſtens bitten, mir einen Beſuch incognito abzuſtatten. Das heißt, es muß Niemand, wie ich, wiſſen, daß er kommt, auch muß er eine recht dunkle Nacht zu ſeinem Beſuche wählen; ich werde dann die Königin auf den Balkon führen und von da kann er ſie ſich herablangen. Ich ſpreche dann zum Volke, Räuber hätten ſie entführt.

Dieſen Rath gab der böſe Kinderlinchen nur, um daß er Kinderlinchen los werde; denn, dachte er, wenn der Rieſe Die ſieht, ſo frägt er nach keiner andern Seite und nimmt zuerst sie. Das gute Kind hatte aber kein Arg und ging gleich am nächsten Tage ins Gebirge hinaus. Sie ging und ging, bald in diesen Hohlweg, bald in jene Kluft, bald in diese Höhle, bald in jene Vertiefung, und immer fand sie den nicht, den sie suchte. Endlich an einem Abende, als sie schon wieder heimkehren wollte, hörte sie etwas rascheln und sah aus einem Felsenspalt einen gräulichen Kopf hervorgucken. Das Ungethüm bemerkte sie nicht und sang vor sich hin:

O wie weit,
Mein Prinzeßchen wird recht lange mir seyn!
Wo will er sich schicken,
Daß ich zuerst anbeiß'
An dem Busen oder am Bauch?
Beides zeigt sich meinen Blicken
Gleich appetitlich,
Gleich mächtig.
Nur welche Zunge, o weh ich
Das nicht zu schwer ist, und nicht zu klein?

Ha! rief Kunigundchen, das ist der Drache, den ich suche, und wie ich merke, hat der Nichtswürdige gerade ein Opfer bereit, das er verschlingen will. Ich muß dies arme Geschöpf, das noch obendrein eine Prinzessin und von wunderbarer Schönheit ist, befreien. Nur Muth haben! Sie trat also und durch die dickſten Mauern hindurch. Du brauchſt, wenn du dieſe Brille haſt, nur zu ſagen: ich will den loſen Vogel, den Fortunat, ſehen, wo er ſich verſteckt hat, ſo erblickeſt du ihn vor dir, wie er leibt und lebt.“

„Ihr ſcherzt,“ rief Magelone unwillig.

„Bei den Schellen meiner Kappe, ich ſcherze nicht.“

„So ſagt mir ſchnell, wo finde ich dieſe Brille?“

„Nichts leichter als das, liebes Kind. Es haben vor wenig Tagen drei Ritter mit ihren Damen das Schloß verlaſſen; ſie zogen dieſe Straße hinunter und können noch nicht ſehr weit ſein. Behalte dir nur die Namen der drei Schönen, denn die ſind jetzt im Beſitze der Wundergaben. Die Eine hat die ſchönſten grauen Augen, die ich jemals ſah, und eine lange, ſpitze, etwas geröthete Naſe, du wirſt ſie ſchon von fern mit ſehr melodiſcher Stimme Verſe recitiin die Höhle und ſagte: Herr Oger, ich würde Ihnen vorſchlagen, eine Lattigſauce zu nehmen mit zerriebenen Eiern und etwa ein Quart Provenceröl; das wird nicht zu ſcharf ſein, und nicht zu ölig, ſondern grade recht.

Der Oger ſagte: Kannſt Du's machen?

Sie erwiederte: Weshalb nicht? Ich bin eine gelernte Köchin.

Gut, rief der Oger. So bereite die Sauce; ich will unterdeſſen etwas ſchlummern. Aber wenn Du mir davonläufſt und vielleicht gar den Küchenſchrankſchlüſſel mitnimmſt, ſo gieb Acht welch ein Unglück Dir geſchieht. Ich habe lange Beine und hole Dich raſch wieder ein.

Ei, es fällt mir nicht ein, wegzulaufen; Ihr ſeid ein hübſcher Mann, ich bleibe gerne bei Euch, entgegnete Kinkerlinchen ganz dreiſt. Dies gefiel dem Oger, und er legte ſich ſchlafen. Kinkerlinchen bereitete die Sauce, und als ſie fertig war goß ſie dieſelbe dem ſchlafenden Rieſen ins Ohr, in die Augen und in die Naſenlöcher, ſo daß die ſcharfe Lauge ihn blind und taub machte, und er wie unſinnig in der Höhle herumfuhr ohne zu ſehen und zu hören was um ihn vorging. Wo iſt die Köchin?

rief er, wo ist diese vermaledeite kleine Mädchen, die mir diesen Streich geſpielt hat, ich will ſie

Kinderlinchen hörte nicht was er ſprach, ſie war in die Kammer nebenbei geſchlüpft und befreite hier die Prinzeſſin aus einem Käfig, in welchem dieſe arme Unglückliche, die ſtündlich ihren Tod erwartete, ſteckte. Beide liefen nun in den Wald hinein.

Ich weiß eine vortreffliche Partie für Euch, gnädigſte Prinzeß, hub Kinderlinchen an, als ſie die junge Dame ſo niedergeſchlagen ſah, hier in der Nähe wohnt ein Königsſohn, der ausnehmend ſchön und tugendhaft iſt. Ich ſollte ihn heirathen, allein es wurde nichts daraus, vielleicht nehmt Ihr ihn, wenn Ihr ihn geſehen haben werdet, und ich ihm Euer trauriges Schickſal erzählt habe.

Aber wird er mich auch wollen? fragte die Prinzeß.

Ich zweifle durchaus nicht daran, daß er Euch will, entgegnete das Bauermädchen. Man muß nur in der Welt nicht den Muth verlieren.

Und ſie gingen an den Königshof und der Prinz, als er die ſchöne Prinzeſſin kommen ſah wurde ſo verliebt als er noch nie geweſen und rief: Wenn es Eine giebt, die mich über den Verluſt meines theuren Kinderlinchen's tröſten kann, ſe iſt's dieſe. Die Prinzeſſin weinte als ſie dieſe Worte hörte und ſagte: So ſoll ich denn doch noch glücklich werden! Wie werden ſich meine Eltern freuen, die weit über Meer und Land hinaus wohnen, und mich ſchon längſt als todt beweinen.

Kinkerlinchen war bei der Hochzeit zugegen und blieb noch, auf inſtändige Bitten des jungen Paar's, drei Wochen am Hofe. Dann ſagte ſie: Ich muß fort, denn mich treibt die Liebe. Ich muß mein Mackerlitzchen wiederſehn. Obgleich es ſo ſchändlich an mir gehandelt, ich lieb es dennoch.

Mackerlitzchen war höchlich erſtaunt als er Kinkerlinchen geſund und friſch herankommen ſah; er dachte geſchwind eine neue Bosheit aus. Als er ihren Bericht angehört hatte, ſprach er anſcheinend ſehr zufrieden: Es iſt gut, daß es ſo gekommen iſt. Der Rieſe iſt nun todt und die Gegend von ihm befreit. Ich will ſehen wie ich auf eine andere Weiſe meine Frau, die von Tage zu Tage mir mehr zuwider wird, los werde. Du mußt mir aber dabei helfen.

Gerne, was ſoll ich thun?

Siehſt Du jenen blauen Wald, ganz in der Ferne? Dort wohnt die Nichte des Ogers, eine höchſt boshafte Fee, die Frau Kribbe heißt, und die Gewohnheit hat, ihre Kammermädchen am Spieße und bei langſamem Feuer zu braten. Sie hat ſchon auf dieſe Weiſe ſiebentauſend und ſechzig Kammermädchen umgebracht. Es will Niemand mehr zu ihr in den Dienſt. Sag ihr, ich wüßte ein allerliebſtes und ſehr geſchicktes Kammermädchen für ſie, ſie ſollte nur kommen und es ſich holen. Wenn ſie dann kommt, liefere ich ihr meine Frau aus, und dann, wenn meine Frau am Spieße ſteckt, mach' ich Hochzeit mit Dir. Biſt Du das zufrieden?

Ich bin's, erwiederte Kinkelinchen ganz erfreut ihren trauten Schatz ſo ſprechen zu hören. Sie ſuchte nun ſogleich den fernen Wald auf und langte darin an, als eben die Abendröthe hübſch golden und roth die Baumſtämme bemalte. Eine ſchöne Dame, in einem Kleide von Purpurtaffent mit goldenen Schnüren und Troddeln beſetzt, ſaß auf einer Raſenbank und hielt eine Laute von Elfenbein und Gold im Arme, auf der ſie holdſelige Melodien ſpielte, ſo entzückend ſchön, daß alle Vögel im Wald herbeigeflattert kamen und zuhorchten. Die Dame ſpielte und ſang immerfort und kümmerte ſich um nichts. Sie ſang:

Ich bin Frau Kiribi,
Und hab ein ſchön Gefieder,
Sing' ich gleich geſtohlne Lieder,
Verrathen werd' ich nie.
Denn ob mein Kammermädchen
Ausplaudert meine Kunſt,
Hab ich ſie ſchon am Fädchen,
Sie büßt in Feuers Brunſt.

Kinkerlinchen trat hervor und ſagte: Ach, gnädige Frau, ich wüßte Euch ein ſehr vortreffliches Kammermädchen zu empfehlen, die Eure Gnaden gewiß gut bedienen würde, wollt Ihr mir folgen, dort in der Stadt wohnt ſie.

Wozu brauche ich in die Stadt zu gehen, ich nehme Dich! Du biſt mir ganz recht, rief Frau Kiribi. Uebrigens haſt Du mich ſingen gehört, und wer mich einmal ſingen gehört hat, der muß bei mir bleiben.

O gnädige Frau, ich habe wahrlich nicht verſtanden was Sie ſangen.

Gleichviel; Du bleibſt. Dies ſagte Frau Kiribi mit einem ſolchen Tone und mit einem ſo ſcharfen, befehlenden Blicke, daß das arme Kinkerlinchen nicht zu widerſprechen wagte. Sie blieb alſo bei der Nichte des Ogers. Frau Kiribi bewohnte einen herrlichen Pallaſt, wo die ſchönen Herrn und

Ritter aus der Umgegend zuſammenkamen, um ſich einen guten Tag zu machen und bei der ſchönen Frau der Liebe zu pflegen. Gleich den erſten Abend mußte Kinkerlinchen ihrer neuen Gebieterin in die Schlafkammer folgen, um ſie zu entkleiden. An dieſer Schlafkammer war ein verborgenes Kabinet angebaut, dazu hatte nur Frau Kirbi den Schlüſſel. Als das Kammermädchen die Dame entkleidet hatte, und dieſe nun ſplitterfaſernackt vor ihr ſtand, rief ſie immer noch zornig: Nun wird's bald! Kleide mich vollends aus! und als das ängſtliche Kinkerlinchen nicht wußte, was ſie noch ferner abziehen ſollte, rief Frau Kirbi: Dumme Kröte, man ſieht daß ſie ein Landmenſch iſt — hier die Nadeln! zieh ſie heraus! nun — raſch! Wird's bald? — Und Frau Kirbi zeigte auf kleine rothe Nadelköpfe die hier und da, an der Schulter, an den Hüften, am Halſe und an den Beinen hervorragten. Kinkerlinchen zog herzhaft an dieſen Nadelköpfen und zog lange blutrothe Nadeln hervor. So wie dieſe ausgezogen waren fielen der Buſen, die Hüften, die Wangen, die Schenkel, die Waden, der Bauch, die Schultern herab und lagen auf dem Boden, und Frau Kirbi ſtand als ein ſcheußliches Knochengerippe vor dem erſchreckten Mädchen. Sie wendete ſich zu ihr um und rief: Nun, faule Dirne, was zögerſt Du? Pack die Putzſtücke hübſch zuſammen und trage ſie dort in mein Toilettenzimmer. Morgen lege ich ſie wieder an. Kinderlindchen nahm vom Boden die zerſtreuten Glieder ſchaudernd zuſammen und trug ſie ins Kabinet und legte ſie dort an das offene Fenſter, an die friſche Nachtkühle. Uebrigens herrſchte ein ſehr übler Duft nach Blut und Moder in dem Toilettenzimmer, und Kinderlindchen, die ſich im Dunkeln nicht umzuſehen wagte, machte daß ſie baldigſt wieder hinaus kam. Sie ſchloß zu und gab den Schlüſſel ihrer Gebieterin. Dieſe ſagte: Nun mußt Du Dich zu mir ins Bette legen; ich ſchlafe nicht gerne allein, weil mich immer friert. Und das arme Kinderlindchen lag neben dem ſcheußlichen Skelett, das ſeine dürren Knochen, an denen keine Faſer Fleiſch mehr war, eng um den friſchen warmen Leib ſchmiegte. Es war gerade keine angenehme Nacht. Am Morgen ſagte Frau Kiribi: Mein Buſen taugt nicht mehr. Du mußt zu meiner Hofputzmacherin und Kleiderverfertigerin gehen, und mir geſchwind einen neuen Buſen beſtellen. Mit den Hüften und den Schenkeln glaube ich noch auszulangen, ſie ſind nicht ſo ſichtbar, allein der Buſen muß friſch und hübſch ſein, denn der junge Graf reitet heute vorbei, und ich will am Fenſter liegen, und ihn heraufwinken.

Kinderlindchen ging zu der Putzmacherin. Dieſe war aber nichts geringeres als eine Hexe, wie ihre Gebieterin, und zwar gab ſie ſich nur damit ab, junge hübſche Mädchen in ihre Höhle zu locken, ſie zu tödten, und ihnen vorſichtig die ſchönen Glieder abzulöſen, die ſie dann für ſchweres Geld der Frau Kiribi verkaufte. Kinderlindchen brachte einen ſehr ſchönen Buſen mit, und Frau Kiribi legte ſich ihn kaltblütig an, ohne auch nur mit einem Worte zu fragen, was aus der ehemaligen Trägerin deſſelben geworden war. Als Frau Kiribi vollkommen geſchmückt war, ſah ſie wieder wunderlieblich aus, ſo blühend und jugendfriſch. Die häßlichen blutrothen Mäkeln wurden durch eine große Anzahl Perlenſchnüre verdeckt, die darüber ſchimmerten.

Sie ſetzte ſich nun wieder vor ihre Wohnung, nahm ihre Laute und ſang wie früher:

Ich bin Frau Kiribi
Und hab ein ſchön Geſicht
[illegible] gleich geſchlanke Glieder
Verrathen wer ich bin
Und ich mein Kammerweibchen

Ausplaudert meine Kunſt
Hab ich ſie ſchon am Kärchen
Sie büßt in Feuers Brunſt.

Aber ich werde Dich doch verrathen, ſchändliche Hexe! rief Kinkerlindchen in vollem Zorn. Iſt's wohl erlaubt, auf ſolche Weiſe das junge Volk, die hübſchen jungen Herren zu Dutzenden zu bethören? Sie denken, ſie küſſen ein Wunder von Schönheit und ſie preſſen einen alten Moderbeutel ans Herz. O pfui doch!

Und ſie ſagte es dem Grafen und dieſer ſagte es ſeinen Genoſſen und ſie kamen alle und nahmen Frau Kiribi und ihre Helfershelferin ſo ſchnell gefangen, daß dieſe den Verrath Kinkerlindchen's nicht Zeit hatte zu ſtrafen. Jedoch war der Holzſtoß ſchon aufgerichtet, auf dem ſie brennen ſollte.

Als Kackerlitzchen Kinkerlindchen auch hier wieder friſch und geſund heim kommen ſah, er hatte gewiß gehofft ſie käme nie wieder, kam ihm nochmals ein niederträchtiger Einfall, und er ſprach zu dem armen, gehorſamen und betrogenen Mädchen: Wenns mit dem Rieſen und Frau Kiribi nichts iſt, ſo giebts doch noch ein drittes Mittel, wie ich von meiner Frau loskomme, um dann Dich zu heirathen.

Am Meeresſtrande, in einer Höhle, wohnt ein Drache, der liebt nichts ſo ſehr, als von Jungfrauen ſich zu nähren. Meine Frau iſt zwar keine, allein da der Drache ſchon alt iſt, dazu nicht gut mehr ſieht, wird es mir, hoffe ich, doch gelingen, ihn dahin zu bewegen, daß er mir meine Laſt abnimmt. Er muß nur hierherkommen, denn die Königin, meine Frau, geht nicht an den Meeresſtrand, weil ſie ſchon weiß, daß es dort nicht ganz geheuer iſt. Willſt Du alſo zu ihm gehen, und ihn recht ſchön bitten, herzukommen?

Ich will's thun, antwortete Kunkelindchen, aber höre — wenn Du mich dann wieder nicht nimmſt?

Wie kannſt Du nur an der Redlichkeit Deines Kackerlingchen zweifeln? fragte der ehemalige Schneider empfindlich. Du kannſt Dir ſelbſt nicht treuer ſein, als ich es Dir bin.

Nun gut, ſagte ſie, ich glaube Dir nochmals; aber wenn Du mich zum dritten mal in die Gefahr ſchickſt, ohne daß ich merke, daß ich zum Ziele gelange, dann nimm Dich in Acht, dann iſt's zwiſchen uns aus. Kunkelindchen, mußt Du wiſſen, iſt ein gefälliges Mädchen, aber gar zu viel verträgt ſie auch nicht.

Mit dieſen Worten ging ſie fort, und wanderte ren hören, dieſe heißt Thisbe und iſt im Beſitz des unſichtbarmachenden Hutes. Die Zweite, eine wegen zu großer Reiſe ſchon etwas ſauer gewordene Schönheit iſt das Hoffräulein Coriſande. Sie wird dir ſehr huldvoll zunicken und dich nach deinem Alter fragen, dann ſage nur geſchwind ein halbes Dutzend Jahre mehr, denn ſie kann die ganz jungen Mädchen nicht leiden. In ihrem Beſitz iſt die Flaſche. Die Dritte, ein kleines naſeweiſes Ding, die ſich ſehr viel auf ihre niedlichen Füße einbildet, und vor der du die deinigen nicht zeigen mußt, weil ſie ſonſt neidiſch werden würde, heißt Corella. Bei ihr findeſt du die Brille. Wenn du deine Sachen klug machſt und die drei Damen ſammt ihren Rittern überliſteſt, was keine große Hexerei ſein wird, ſo kann dir mit Hülfe der drei Gaben dein Fortunat nicht entgehen."

Der gutmüthige Rathgeber hatte ſich warm geſprochen. Er wiſchte ſich den Schweiß von mehrere Tage, bis ſie an den Meeresſtrand kam und dann mußte ſie noch viel fragen, ehe man ihr die Wohnung des Drachen angab. Der Drache lebte als alter Junggeſelle ganz angenehm in ſeiner Höhle und hatte eben einen Beſuch von einem andern Drachen, einem Jugendkameraden, und beide ſaßen vor der Höhle und ſpielten Tricktrack. Die beiden alten Knaben amüſirten ſich vortrefflich. Sie ſangen:

In dieſer Zeit ein Drache ſein
Hat gar viel Angenehmes,
Man fuhrt ſo in den Tag hinein
Ein Leben, ein bequemes.

Wie Andre Auſtern und Caviar
Verſpeiſt ein braver Drache
Sein Jungfräulein in jedem Jahr;
Das iſt ſo unſre Sache.

Guten Abend, meine Herren, ſagte Kunkelchen mit einem Knix; kann ich nicht die Ehre haben, den Drachen Barlebu zu ſprechen. Er ſoll hier in dieſer Gegend wohnen.

Ich bin es ſelbſt, mein ſchönes Kind, entgegnete der alte Drache, indem er ſchmunzelnd ein Maul machte, das von einem Ohr bis zum andern ging.

Ich ſoll Euch eine Empfehlung machen

Was Empfehlung, schnaubte der Drache hinein. Du selbst bist Deine beste Empfehlung — komm her.

Laßt mich doch nur erst anreden, gnädigster Herr.

Hast Du nicht gehört, hub das Ungethüm an, daß ich für mein Leben gern Jungfrauen verspeise; weil ich habe in diesem Jahre meinen Tribut noch nicht empfangen. Ich weiß nicht, was die frommen Fischer hier in der Gegend denken, sie haben mir noch nichts gebracht.

Herr Kaderlinchen schickt mich — hub das arme Mädchen wieder an.

Ah, Herr Kaderlinchen! schrie der Drache heftig. So bist Du es, dessen Empfang er mir vor wenig Stunden durch einen geflügelten Boten hat melden lassen.

Ha, der Schändliche! rief Kaderlinchen in eine Fluth von Thränen ausbrechend. So hat er mich also doch wieder verrathen. O wie abscheulich! So will ich denn nicht länger leben.

Und ohne sich zu besinnen, warf sie sich dem Drachen in die Arme; allein kaum hatte die häßliche Schnauze des Unthiers ihre zarten Lippen berührt, so erblickte sie eine seltsame und unerhörte

Verwandlung. Der widrige Wurm in ihren Armen ward in einen wunderſchönen jungen Mann verkehrt, der zu ihren Füßen ſank und ausrief: Alſo Du biſt endlich einmal eine veritable Jungfrau! Die, die ich bis jetzt berührte, waren eitle Betrügerinnen. Der Zauber, ſo lautet der Spruch meines Geſchicks, ſollte ſo lange auf mir laſten, bis ich eine veritable Jungfrau in meine Arme ſchlöſſe. Nun iſt's geſchehen.

Zu gleicher Zeit war auch die Höhle verſchwunden, und ein ſchöner Pallaſt ſtand am Meeresſtrande. Dahinein führte der Prinz ſeine Braut. Kinkerlinchen's bloße Nähe wirkte ſo ſegenbringend, daß der andere Drache ebenfalls entzaubert wurde, und als ein vornehmer Herr, ein Freund des Prinzen, ſich darſtellte.

Die Hochzeit wurde gefeiert, und Kinkerlinchen wurde nun Königin.

Eines Tages kam ein Bettler vor ihre Thür, und bat kläglich um ein Almoſen. Als ſie ihn näher betrachtete, erkannte ſie Kaderlipchen, der ſein Königreich verloren hatte, der von ſeinem Volke und ſeiner Frau verjagt worden war, und der jetzt auf der Landſtraße betteln ging.

Kennſt Du mich wohl? fragte Kinkerlinchen.

Ach! Mein Gott! schrie Kaderlischen. — Du bist Kinderlinchen, an der ich so großes Unrecht verübt.

Ja, zum Dank für meine Treue, rief sie.

Es soll nicht wieder geschehen.

Ich glaub es wohl. Du sollst mich nehmlich nicht wieder in die Falle bekommen.

Kinderlinchen! Kinderlinchen! Willst Du mich umbringen lassen? Verdient hab ich's.

Nein, ich will Deinen Tod nicht, antwortete sie. Hier hast Du ein Brod, einen Hering und eine kleine Weinflasche. Dieses Brod wird nie zu Ende gehen, so lange Du keine Lüge über Deine Lippen bringst, der Hering wird so lange ausreichen bis Du einmal dem, der Dir Gutes that, Böses entgolten hast, der Wein wird nicht alle werden in dem Fläschchen, wenn Du nicht vergißt alle Abende laut herzusagen: Dem Kinderlinchen, das ich schändlich betrog und verrieth, dank ich dies alles. Es hat mich nicht getödtet, obgleich es gar wohl es konnte. Ich werde ihm Zeit meines Lebens dankbar sein.

Kaderlischen nahm die Gaben und ging. Nach kleinen Tagen war er wieder da, und bettelte von neuem. Wo ist Dein Brod? fragte Kinderlinchen.

Ach, entgegnete der Gefragte, als ich aus Der nem Pallaſte herausging, fragte mich eine alte Frau, die an einer Krücke hinkte, ob hier nicht die ſchöne wohlthätige Königin Kinderlindchen wohne? Ich mißgönnte der Alten die Unterhaltung und rief: Bewahre, die wohnt nicht hier. Da müßt Ihr noch zwölf Tage und zwölf Nächte gehen, bis ins Gebirge kommen, da findet Ihr ſie. So weit kann ich nicht mehr fort, ſagte die Alte, und fiel zuſammen am Wege und ſtarb.

Und der Hering? fragte Kinderlindchen.

Den verlor ich am zweiten Tage. Da begegnete mir ein armer Handwerksburſche, der gab mir, weil es gerade heftig regnete, ſeinen Mantel, und ging ſelbſt unbekleidet, weil ich ihm glauben gemacht, daß ich krank ſei. In der Nachtherberge, da er ſchlief, nahm ich ihm ſein Kleidungsſtück und lief damit davon.

Und der Wein? fragte Kinderlindchen, ſchon ganz erbittert und zornig.

Der Wein — entgegnete der unverbeſſerliche Wüſtling — der Wein iſt heute alle geworden. Es iſt natürlich kein Tropfen mehr in der Flaſche.

Und warum iſt ſie leer? fragte ſie.

Weil ich Deinen Trunk vergeſſen habe. Es macht wohl, wenn man hungrig und verſchmachtet zu Bette geht. Was man da noch Zeit haben soll, Gottes Danksagungen herzubrummeln? Ich habe das Beten und Danken nie leiden können, selbst als ich noch Schweinetreiber war, und ich sollt' jetzt damit anfangen, da ich geschmeckt habe was es ist, ein König zu sein?"

Da antwortete Kinderlinchen nicht weiter, sondern warf die Thüre zu, und ihre Diener kamen, und trieben den unverschämten Bettler aus dem Hofe heraus.

Am andern Morgen lag [illegible] verhungert im Straßengraben. Kinderlinchen jedoch war mit ihrem Mann glücklich bis an ihr Lebensende.

16.

Die ſingenden Möbel.

In einem alten verlaſſenen Schloß fingen um Mitternacht die Möbel an zu ſingen. Die Seſſel ſangen:

[illegible]
Ein liebes Geſicht,
[illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]
Der Mitternacht [illegible]
Und [illegible]
Wir haben mit Leben
Unſer [illegible]
Unſer [illegible]
Unſer [illegible]
Unſer [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible] Drossel
[illegible] machen.

Nachdem die Drossel gesungen, blieb es eine Weile still, dann erhob sich eine [illegible] [illegible] Stimme und der Sopha sang:

Auf meinen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Auf meinen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] allein.
[illegible] wieder [illegible]?

Die Kommode klappte mit ihren Messinggriffen und sang dann:

[illegible]
In meinen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Kein silbern Mädchen
Kein Narrenmädchen
Kein süßen Trommeln
Aus goldner [illegible]!
Wann hallen sich wieder
Mit Pracht und Gesinde
Mit Hochzeitgeläute
Die Morgengesänge
An meiner Seite
Wann werden vom nächtlichen Thurme
Zu wieder umfangen?
Wann zieht den Kuß und [illegible]
Ich lieblicher Tauben
An meinem [illegible]?
Wann, o wann
Kommt die alte [illegible]
Wieder zu Mir?

Die Wanduhr that einen schnellen Ruck, als wollte sie schlagen, aber statt des Schlagens sang sie:

Immer bald neu
Ob Morgen, ob Abend, ob Mittag, ob Nacht
Immer bald neu?
In mir arbeitet Gewalt,
Es lebt sich an meiner Wand
Des Kummers Rad.
Ich bekenne mit Zittern:
Vergeblich ist jede Hütte,
Vergänglich jede Wohnung,
[illegible] meine [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

der Stirne, lüſtete ſeinen kleinen ſpitzigen Hut, ſtand eilig auf und umarmte dann noch einmal ſeine Zuhörerin. „Nimm mir's nicht übel," rief er dabei, „jetzt muß geſchieden ſein. Der Seneſchall wird ſchon nach mir gefragt haben, der Lieblingsaffe der Prinzeſſin ſchaute gewiß ein paar mal ſchon nach mir um, und die zwei Unterhofnarren, die unter meinem Befehle ſtehen, erwarten, daß ich ihnen die Witze vorſchreibe, mit denen ſie heute die Abendtafel amüſiren ſollen. Leb wohl, leb wohl, und triffſt du deinen Schatz, ſo grüße ihn von mir."

Mit dieſen Worten lief das Männchen eilig zu ſeinem Pferde, gelangte mit Mühe hinauf, lenkte es wieder der Stadt zu und verſchwand bald im leichten Trott im dunkeln Thorwege. Das Mädchen, als ſie ſich jetzt allein auf der Straße ſah, hüllte ihr Antlitz in beide Hände und ſtand regungslos eine Weile da, dann griff ſie nach einem kleinen Bündel, das der Narr

Ein Fenster gemacht,
Daß er wackelt sich selbst.
Wie hab' ich gehärmt,
Daß sie wurden mich lebendig in meinem Ver-
gnügen!
Kritsch, kritsch!
Kratsch, kratsch!
Ach, wenn ich wüßt' es nicht!
Wie thät ich dann und [illegible]!
Vergebens! Es bleibt alles dumm
O wie dumm!
Hat man darum eine Uhr,
Damit sie schweigt! Das ist wider die Natur.

Das Himmelbette mit seinen Damastvorhängen fing nun auch an:

Was wollt ihr nun klagen
Hab ich wohl zu klagen
Was einstmals war
Bekannt in einer [illegible] Zeit,
Wenns dunkel war,
Und der Sonnenglanz [illegible]
Ueber Wände, Decke und Gebälk hin;
Wenn zur Ruhe gemächlich
Alles sich zurückzieht, in Ruhe versinkt
Das ganze Haus,
Mit Kind und Kegel, mit Mann und Maus;
Wenn die Klage nicht mehr [illegible]
Der Kater nicht mehr kommt
Um seinen Kaffeetrank
Die kleine Maus liegt im Traum.

[illegible] oben auf dem [illegible]
Und [illegible]
Die [illegible]
Die zog mit [illegible]
Vom Himmel [illegible]
Und [illegible]
Ein [illegible]
[illegible]
Es war ein [illegible] Gestalt
[illegible]
Doch [illegible]
Meine Augen [illegible]
[illegible]
Und sie [illegible]
[illegible]
Ist's die [illegible] ist's [illegible]?
[illegible]
Ist's mein [illegible]?
Ist's [illegible]?
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Am weiten Gestade
[illegible] [illegible] [illegible].
Die Nacht [illegible]
Die Nacht [illegible] [illegible]
Ich aber wache
Mein [illegible] [illegible].
Wie die Morgenröthe [illegible] [illegible]
Wieder auf den Schläfer ruht,
Dann neigt sie sich mit einem
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Thau.
Ich bleibe zurück, [illegible] [illegible] [illegible]
Und bitte mir aus, [illegible] [illegible] lange, lange
Die [illegible]
Zu meiner Ruhe.

Ganz zuletzt hub noch mit feiner kläglicher Stimme ein kleines Vergißmeinnicht an, das unter dem Bette stand. Es sang:

Ach, ich schmachte,
Den Kummer, den ich trage
[illegible] [illegible] [illegible].
Wegen dem Schmerz;
Die kalten Welt [illegible] [illegible]
Im Traume, was weiß ich
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Nur ein Wort [illegible] [illegible] [illegible]
Den Namen, den ich [illegible]
Das Vergißmeinnicht, [illegible]
Den Menschenkindern [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] nicht [illegible] Traume.

Der [illegible] der ihn umſchlich,
Der Traum, der ihn umwob,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die übrigen Möbel gaben dem kleinen Vergißmeinnicht völlig recht, und erklärten es unter all dem Geräthe, das hier in der Einſamkeit dachte und ſich [illegible], für das Vollkommenſte.

Könnt Ihr Euch noch beſinnen, hub die Kommode an, auf die ſchöne Frau, die hier pflegte in dieſen Räumen ſich zu bewegen?

O wie ſollten wir nicht, rief der Spiegel. Ich nahm ihre ſchöne Geſtalt noch in mir auf, bevor ſie vom Blut triefte und von den [illegible] flammenden Wunden entſtellt war.

Ja! rief das Bett — von Blute alle? Ich hab davon nichts geſehen, denn meine Vorhänge waren zugezogen.

Auch ich hab nichts davon bemerken können, ſagte der Sopha, denn ich lag voll [illegible] Kiſſen, Unterröcke, Kleidern und ein Hemde — da kann man das Schauſpiel nicht beobachten.

Wer kann uns nun den Vorfall erzählen? fragte die Kommode. Ich kenne den Prinzen, der es erfahren von Einem der von Anfang bis Ende dabei war.

Die Badewanne könnte das, rief die Uhr, aber die ſpricht nicht. Sie iſt zu träge und kümmert ſich um nichts.

Sie gehört auch nicht zu den Möbeln, ſagte das Sopha ſtolz. Ich möchte mich nicht mit ihr einlaſſen.

Eigentlich zur „guten Geſellſchaft" gehört ſie auch nicht, bemerkte der Spiegel. Man könnte dann auch das Waſchbecken dazu zählen.

Ah — eh! Die Geſchichte! rief die Uhr. Iſt denn Niemand da, der ſie uns erzählen kann?

Im Winkel am Kamin rührte ſich etwas, es war ein beſtaubter und angelaufener ſilberner Leuchter mit einem Stümpfchen Wachskerze darin. Ich kann es Euch erzählen, hub der Leuchter an, denn ich hab Alles mit angeſchaut und ſogar dabei geleuchtet.

Erzähle, erzähle! riefen alle Möbel.

Es trat für einen Augenblick eine tiefe Stille ein, während man ein leiſes Wackeln und Rutſchen in der Kaminecke vernahm. Der Leuchter, der ſehr eitel war, ſchob ſich etwas vor, um ſich als Erzähler

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] allen [illegible] [illegible]
der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Dann begann er:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der Sommer [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

An der Thür die Königskrone
An einer Leiste, und ſieh — [illegible]
Die Frau wenn ſie [illegible] der Blume.

Es war acht Uhr, da trat ſie ein
Und bei dem andern Schein
Man hatte mich geſtellt zur Wand
Hinter die rothe Seidenwand —
Macht ſie ſich zum Bade bereit.
O ſüße Zeit!
Eine Weile ging ſie auf und nieder
Und legte hier ein Bändchen,
Dort ein Schleifchen,
Ein Schimmerchen, ein Flatterendchen,
Ein Röckchen, und ein Tüchchen,
Ein Geplättetes, und ein Gewundenes,
Ein Gefaltetes und ein Gebauſchtes
Und endlich legt ſie zuletzt auch das Hemdchen ab
Und ging nun auf und nieder
Ganz nackt, und vom rothen Scheine
Umfloſſen die weißen Glieder.
In die Nacht
Und dann wieder hervor mit Pracht
Und wieder in die Nacht,
Und wieder hervor mit Pracht!
So wandelte in ihrem Heiligthume
Die ſchöne Frau wie eine prächtige Blume
Dann ſteht ſie vor dem Spiegel und
Der nimmt ſie auf in ſeine ſchwarze Fluth
Und küßt und trinkt in ſich hinein
Der Glieder wundervollen Schein

Wie ein Weib trinkt des Sommers Wind
So trinkt er in sich des Weines Gluth
Der [illegible] Wellung, der [illegible] fein
Der sich eingewendet.
Besonders den Wuchs der Schenkel [illegible]
Er möchte gern ewig sie bei sich haben.
Doch auch die andern Weiber wollen sich laben
Der Zigeuner eben beständig die Arme ringt,
Der Schmiede dem Stahl die Feuer [illegible]
Die schöne Frau springt herein
Und steigt in die Wanne ein
Das Wasser bedeckt sie mit breitem Schwall
Und raucht sich an, all überall —
Doch ob sie unterstützt,
Ein paar Stücklein Holz sie empfahn
Dem Kamin giebt hier keine Gluth.
Ich seh sie noch, wie aus der Wanne
Emporgehoben mit weichem Schwall
Sie hinwirft den Gemahl der Dame
Und vom Unterdamm zum Stahl
Und während er kommt,
Auf dem Nacke mauert,
Sinkt sie lieber [illegible] in den Wogen
Und bleibt in der Wanne noch eine Stunde.

Jenseits schmiegt sich heran der Mann,
Er flüstert ein Wort
Draußen aus dem Gange:
Es wird ihr bange,
Sie will dem Bad entsteigen,
Da hält sie ein Arm

Ein Mann [illegible] Schweigen
Einer [illegible] Sorge
Mit rothem Blicke
Sieht auf der Burgen Glanz;
Sie singt, sie windet sich ein Kranz
Von nassen Haaren
[illegible] dem Messer und [illegible] aus Stein
Sie gießt ihm in die Sinne hinein
Das nasse Weib.
Sie schlingt um seinen Leib
Den schwarzen Arm; er wankt
Sie hat mit dem nassen Schenkel
Sein Bein umrankt.
Will er siegen und niederringen,
Es kann nicht glücken.
Sie ist der Stärker
Die geschmeidige Hand
Um ihren Nacken legt
Das Messer zieht der Held.
Groß ist der Schmerz;
Gräßlich der Anblick
Fürchterlich der Sturz;
Der Kampf ist nicht kurz;
Endlich ist er vorbei.
Im Grase liegt ein Weibsbild
Mit schwarzem Arm
Zu seiner Seite
Der [illegible]
Den bösen Mann,
Als er die That gethan
Schweiget der Ort.

Er muß fort.
Er tauchte den Schlüssel
Dem Strome [illegible]
Er selbst schlich aus dem Thor
Und schlummert den Schlummer
In des Sees Tiefe
Die unten sich dehnet.
[illegible]
Das Glück [illegible]
Die Uhr hat geschlagen.

O gramvolles Geschick! riefen die Möbel einstimmig, als der Leuchter seine Erzählung beendet hatte. Wann wird uns wieder Jemand hier einziehen, der Frieden und Ruhe bringt?

Ja wann? rief das kleine porzellanene Gefäß. Ein Narr kann viel fragen. Ich glaube, daß Niemand kommen wird, um hier zu wohnen und wir werden Alle in Moder und Staub zerfallen.

Wie, wir Alle? rief das Bette. Auch ich? Es soll Niemand mehr in mir schlafen?

Und auf mir Niemand ruhen? rief der Sopha.

Und in mich Niemand hineinblicken? klagte der Spiegel.

Und ich, rief die Uhr, ich soll immer halb neun zeigen? Unmöglich.

Nun, Ihr werdet sehn! entgegnete das Porzellanene. Der Schlüssel liegt im See. Wer soll auf der Steinbank zurückgelaſſen hatte, und dieſes unterm Arm nehmend ſchritt ſie rüſtig vorwärts, die entgegengeſetzte Richtung einſchlagend, die der Reiter genommen.

Ganelon, denn wir dürfen dem Leſer nicht länger verheimlichen, daß er der Beobachter unter dem Baume war, hatte durch das Geſpräch, bei dem der Zufall ihn zum Zeugen genommen, Alles erfahren, was er über ſeinen verlorenen Freund wiſſen wollte. Das Geſtändniß der kleinen Magelone war eine angenehme Zugabe, auf die er nicht gerechnet hatte. Anfangs gedachte er ihr zu folgen, änderte jedoch ſogleich ſeinen Entſchluß, indem ihm in den Sinn kam, daß Fortunat vielleicht doch noch in der Stadt ſich verſteckt halten könne. Hatte er hierüber genügende Nachrichten eingezogen, ſo wollte er die Spur der drei Ritter verfolgen, die ihm der Hofnarr angegeben, denn ſo gut er auch der kleinen Pilgerin war, die ſich aufmachte, ſeine kommen? Jedenfalls bin ich am meiſten zu beklagen, wie ich ſchon vorhin die Ehre hatte, zu ſagen.

O verwünſchtes Haus! riefen alle Möbel mit einer Stimme.

O glückſeliges Haus! tönten Stimmen vom Geſims und aus den Ecken und der Chor der Spinnen ſang:

O Haus voller Wonnen!
Glückſelige Wände!
Ohne Raſt, ohne Ende
Spinnen wir hier,
Im eignen Revier,
Und bekleiden die Wände,
Nie kommen Hände
Und rauben uns, was wir geſponnen.
O Haus voll Wonnen,
Glückſelige Wände!

47

Die drei Soldaten

Ein großer Krieg war beendet worden, und eine Menge Soldaten wurden verabſchiedet, weil man ſie nicht mehr nöthig hatte. Unter dieſen waren Einige, die daheim Nichts zu beißen und zu brechen hatten, und darum nicht wußten was ſie jetzt in aller Welt beginnen ſollten. Drei gute Kameraden, alle drei luſtige Vögel und blutjunge Burſche, hielten zuſammen, und begaben ſich auf die Wanderſchaft, indem ſie ſich einander gelobten, wenn ihnen irgendwo Glück und Freude erblühte, daß ſie redlich mit einander theilen wollten. Allein auch die Prügel und Püffe, die das Schickſal ihnen etwa aufzutiſchen für gut finden würde, wollten ſie redlich theilen; es ſollte auch da Niemand mehr und eher bekommen als der Andere.

Sie waren bereits mehre Tage und Nächte gewandert, als ſie in einen großen, unermeßlichen Wald kamen, der von keinem menſchlichen Fuß noch betreten zu ſeyn ſchien. Weg gab es nicht und die drei Geſellen mußten ſich über Baumwurzeln, und durch Geſtrüpp Bahn brechen. Als die dritte Nacht herankam, und ſie noch immer nicht wußten wo ſie waren, kletterte einer der Geſellen auf einen Baum, arbeitete ſich bis zu deſſen Wipfel empor und richtete ſeine Blicke ſpähend in die Ferne. Da entdeckte er fern, ganz weit, einen Lichtſchein, der hinter den ſchwarzen Baumſtämmen hervorſchimmerte. Dorthin richteten ſie jetzt ihren Weg. Sie fanden einen freien Plan und eine Hütte. Vor der Thür der Hütte ſaß eine alte Frau an einem Tiſchchen, auf dem zwei Lichter brannten. Da es eine ſtille Nacht war, und ſelbſt die Baumgipfel nicht rauſchten, brannten auch die Lichter ohne nur zu flackern. Die Alte ſaß gebückt da und arbeitete an Kinderſpielzeug, dazu ſang ſie ein Liedlein, das für die Kinderſtube paßte.

Die drei Geſellen kamen an den Tiſch heran, grüßten und fragten höflich, ob ſie wohl hier eine Nachtherberge bekommen könnten. Sie ſeien ſchon drei Tage und zwei Nächte gewandert und hatten noch keinen warmen Biſſen über die Lippen gebracht, und waren noch in kein Bette gekommen.

Die Alte blickte auf, ſchob ihre Brille auf die Stirne und die drei jungen Burſche erſtaunten nun über die Häßlichkeit ihrer Wirthin.

Ja, weshalb nicht, meckerte ſie mit einer zitternden Stimme, ihr könnt ja hier bleiben, Kindchen. Mein Küchenherd wird auch noch für euch einen Biſſen übrig haben, und was das Bette betrifft, ſo will ich euch auf eine Nacht das meine einräumen.

Die Soldaten bedankten ſich höflich, und der Aelteſte der drei Kameraden, der zugleich der keckſte war, fragte: Mutter, wohnt Ihr ganz allein?

Ganz allein, mein Schatz, ganz allein. Eine tugendgelebte Jungfrau.

Eine Jungfrau? he! riefen alle drei. Und für wen arbeitet Ihr hier an dem Strickzeug?

Für die Kinder, die ich noch zu bekommen hoffe.

Die drei jungen Burſche brachen hier in ein helles Gelächter aus, ſo daß es weit in den Wäldern, einſamen Wald wiederhallte. Kaum hatten ſie zu lachen aufgehört, als Einer den Andern wieder anblickte und nun ging das Gelächter von Neuem los.

Hahaha! lachte der Eine, hehehe! der Andere, huhuhu! der Dritte und ſie zeigten mit Fingern auf die Alte und tanzten dabei, und hüpften auf einem Bein und riefen: Die will noch Kinder bekommen! Ei, Du niedliches Mädchen, Du hundertjähriges Bräutchen! Du Tauſendſaſachen von einem ſpitzbübiſchen kleinen Dinge! Du Allerweltstollkopf! Du Blitzmädel! —

Die Alte arbeitete an ihrem kleinen Krame fort, ohne auf dieſe Reden zu achten.

Endlich wurden die Drei des Spottes ſatt und fragten nun, ob ihre Wirthin nicht bald auftiſchen werde.

Gleich, gleich! erwiederte ſie. Sie ging, holte ein Tiſchtuch, deckte auf, und darauf brachte ſie eine gar ſchmackhafte Schüſſel Geſottenes, und dann eine Schüſſel Gebratenes und dann eine Schüſſel Backwerk, und zu jeder Schüſſel immer drei Fläſchchen Wein. Die drei Soldaten ſchmauſten wie die Götter. Einer nach dem Andern mußte ſeinen Gürtel löſen und den Rock weiter ſperren. Sie ſchmunzelten einander an, erhoben ihre Gläſer und ließen ihre Jungfer Wirthin leben. Dann erhoben ſie nochmals ihre Gläſer und ließen den Krieg leben, und zuletzt, wie ſie gar nicht mehr wußten, wen ſie wollten leben laſſen, tranken ſie die Geſundheit eines jeden Baumes im Wald.

Als die Luſtigkeit noch höher ſtieg, faßten ſie ſich alle einander an, und tanzten im Kreiſe, und jauchzten und lachten und jubelten, ganz wie wilde, ausgelaſſene Burſche zu thun pflegen, denen einmal ein recht vergnügter Abend gegeben wird.

Die Alte ſagte endlich: Na, nun wird's Zeit ſein zu Bette zu gehn.

Wahr geſprochen, Jungfrau Genoveva! rief Martin, der Aelteſte.

Und wo ſteht das Lager, fragte Franzel, der Zweite.

Wir brauchen kein Licht, ſagte Chriſtoffel, der Dritte, wir wollen uns ſchon alle drei im Dunkeln in dein Bette zurechtfinden.

Die Alte aber ſagte: Fein ſittſam! Nicht unnütz geredet und gelärmt! Ich liebe das nicht. In meiner Wirthſchaft geht Alles am Schnürchen. Auch hat mein Bette zur Zeit nur Platz für noch Einen. Es geht der Reihe nach. Morgen und Uebermorgen ſollen die beiden Andern mein Bette haben.

Chriſtoffel ſagte: Alte, dein Bette hat nur

Raum für noch Einen? Willſt du denn mit ihm liegen?

Ei freilich.

Die drei Kameraden ſahen ſich wieder einander an, aber diesmal verging ihnen die Luſt zum Lachen. Ihre Geſichter wurden eines immer länger als das andere. Es kam ihnen die Alte und der Wald und die Hütte plötzlich ganz unheimlich vor und ſie wünſchten ſich tauſend Meilen von dieſem Orte fern.

Indeſſen ſtand die Alte da, mit dem Licht in der Hand, und wartete daß einer der Geſellen ihr in die Kammer folgen werde. Allein Alle griffen zu ihren Mützen und machten Miene ſich ſehr raſch empfehlen zu wollen.

So iſt's nicht gemeint! rief die Hexe. Einer nach dem Andern ſoll mein Schlafgeſelle ſein, zum Dank für die freigebige Bewirthung, die ich Euch gegeben. Nehmt Euch in Acht mich zu erzürnen, denn dann könnte es Euch ſchlimm gehen ihr Wichte.

Die Mienen der Alten zeigten zur Genüge an, daß ſie keinen Spaß verſtand. Die Drei traten zuſammen und berathſchlagten mit einander. Martin rief: Meinetwegen! den Hals wird's nicht koſten

Was iſt denn weiter? Haben wir nicht manches mal auf dem Schlachtfelde noch viel ärger uns gewettet? Ein Soldat muß Alles ertragen können. Wollt ihr nicht, ſo will ich. Ich will der Gatte ſein. Ich will wie ein Sack ſchlafen und der Alten was vorſchnarchen, daß ſie glauben ſoll, die Trompete des jüngſten Tages blaſe.

Gut, riefen die Andern; ſieh wie Du durchkommſt. Wir wollen abwarten was geſchieht. Und ſie blieben draußen vor der Hütte, während Martin mit der Alten hineinging. Sie ſchloß ihm ihre Kammer auf, in der ein großes Bett ſtand und an der Wand, zur Seite des Bettes, eine Tafel mit einem daran hangenden Schieferſtift.

So, nun kleide Dich aus, Burſche! ſagte die Alte.

Als dies geſchehen war, rief ſie: nun hilf auch mir mein Jäckchen aufſchnüren. Sie gab ihm dabei einen Schlag auf die Finger und ſchalt: Ei, wie Du träge biſt! Geht's nicht raſcher?

Als ſie ins Bett ſtiegen, ſang die Alte:

[illegible]
[illegible] was ſoll Dein hohes Schnarchen!
Iſt Dir das Kopfkiſſenchen zu hart?

„Das Kopfkiſſenchen iſt mir nicht zu hart,
„Allein meine Braut iſt mir zu apart.“

Iſt Dir das Deckchen nicht lang genug?

„Das Deckchen iſt mir eben lang genug,
„Ich wollt', es läg über das Ganze ein Tuch.“

Sticht Dich ein Federlein, oder ein Haar?

„Es ſticht mich kein Federlein und kein Haar,
„Ich hab' nur an der ganzen Sach' ein Haar.“

Hat Dir das Nachtlicht zu hellen Schein?

„Das Nachtlicht hat einen guten Schein,
„Nur zeigt es mir gar ſo viel dürre Gebein.“

Stört Dich die ſummende Flieg' an der Wand?

„Mich ſtört nicht die ſummende Flieg' an der Wand,
„Wohl aber ſtört mich eine Knochenhand.“

So widert das Mäuschen Dich an, das da knurrt?

„Das Mäuschen nicht widert mich an, das da knurrt,
„Wohl aber die Alte, die um mich noch wühlt.“

Geräumig und hübſch iſt das Kämmerlein.

„Geräumig und hübſch iſt das Kämmerlein,
„Doch möcht' ich hundert Meilen weit von hier ſein.“

Nun denn! Beginn Deine Schelmerei,
Ich wünſche nicht mehr, als drei mal drei.

„Wie, acht zum Guckuck! das iſt zu viel!
„Das iſt mir doch außer allem Spiel.“

Nichts da, Du Spitzbub', es bleibt dabei:
Mach Dich gefaßt auf drei mal drei!
Mit dieſem Griffel in meiner Hand
Schreib' ich Deine Thaten an die Wand.
Sind es neun Strichlein, zierlich fein,
Sollſt Du mit Dank entlaſſen ſein.

Was ſollte der arme Wicht machen? Mit der Hexe war nicht zu ſpaßen; allein ſo ſehr er ſich auch Mühe gab, er brachte die richtige Zahl nicht heraus. Es fehlten immer noch ein paar Strichlein. Alte! rief er endlich, ich will nicht meines Vaters Sohn heißen, wenn deine Rechnung richtig iſt. Es geht nicht mit rechten Dingen zu; ich habe wenigſtens ſchon fünfzehn gezählt.

Ei, Söhnchen, ſieh auf die Tafel! Mein Stift irrt ſich nie.

Aber der meinige auch nicht. Und kurz, der Teufel mag dich bedienen, alte Hexe! ich nicht. Und damit ſprang er aus dem Bette. Die Alte fuhr mit einem brennenden Spahn, den ſie geſchwind aus dem Ofen riß, ihm nach und, indem ſie rief: Warte, warte nur, Söhnchen; ich will dir den Dank zahlen für dein ſauberes Betragen, berührte ſie ihn mit dem Spahn, und ſogleich war der arme Burſche in einen zottigen ſchwarzen Kater verwandelt.

Flaſche zu erbeuten, doch behält er ſich vor, wenn es zum Streite käme, ſein gutes Eigenthumsrecht zu behaupten, es koſte was es wolle.

Während auch er alſo ſeine Schritte von unſerer wandernden Schönen abwendet, wollen wir ſie wenigſtens nicht verlaſſen. Da geht ſie die einſame Straße hinauf; noch holen wir ſie ein; jetzt biegt ſie um die Ecke; das arme Kind; der Abſchied vom Hofnarren ſcheint ihr Herz noch zu drücken und ihrem Gange noch nicht den leichten elaſtiſchen Schwung zu erlauben, der der Jugend eigen iſt und in den ſich ſo viel Anmuth und Zierlichkeit miſchen kann. Jetzt ſteigt ſie ins Thal herab. Ein niedlicher kleiner Fußpfad am Fluſſe hin ſchneidet einen Theil der beſchwerlichen Landſtraße ab; es iſt natürlich, daß ſie den Fußpfad wählt. Sie bleibt ſtehen, ſie ſieht ſich rings herum — der Ort iſt einſam; über die morſchen Weidenſtämme am Ufer blickt aus der Ferne der Kirchthurm des Dorfes. Ein alter

Mit dem zweiten Kameraden ging es nicht beſſer, und er wurde in einen Mehlſack verwandelt.

Nun kam der Dritte an die Reihe. Der hatte an der Thüre gelauſcht und hatte ſich genau gemerkt, ſowohl was die beiden Gefährten als auch was die Alte gethan. Kaum war er mit ihr im Bette, ſo hub ſie ihren Spruch an:

Iſt Dir das Kopfkiſſenchen zu hart?

Da antwortete er geſchwind, und mit lachender freundlicher Miene:

Das Kopfkiſſenchen iſt mir nicht zu hart,
Und Alles iſt in der rechten Art.
Die Decke iſt lang, ſie deckt [illegible]
[illegible]
Es ſtören nicht Mäuschen, nicht Katz den Mann
Der ſich ſo [illegible] legen kann.

Nun das iſt mal ein artiger Freier, rief die Alte. Jetzt keine Zeit verloren!

Mit dieſem Griffel in meiner Hand
Schreib ich Deine Thaten an die Wand
[illegible]
Selbſt Du mit Dank [illegible].

Gut, rief der junge Mann, ich bin dabei; Ihr dürft aber nicht heimlich, wie Ihr's bei meinen

Kameraden gethan, die Stücke wieder ausbreiten, die schon auf der Tafel standen.

Die Alte ward ganz feuerroth vor Schaam, als sie sich so ertappt sah.

Der junge Bursche sah es, und rief lachend: Nun wollen wir anfangen?

Nein, entgegnete sie, mir ist alle Lust vergangen. Wer hat Dir mein Kunststückchen verrathen?

Ich hab's hinter der Thür erlauscht.

Nun denn, so geh Deiner Wege, und sag es Niemand wieder.

Damit wollte sie ausweichen, allein der Soldat, der sie so zitternd und bange sah, packte sie an der Gurgel, schüttelte sie herzhaft und rief: So ist's nicht gemeint! Nicht vom Platze! Jetzt bin ich Dein Herr. Schaff mir meine Kameraden wieder gesund zur Stelle und gieb uns ein gutes Zaubergeschenk auf den Weg, dann soll Dir Deine Bosheit verziehen sein. Willst Du das nicht, so machen meine fünf Finger mit Deiner Kehle kurzen Prozeß.

Die Hexe, die sich in seiner Gewalt sah, versprach alles was er von ihr forderte.

So kamen die beiden Verzauberten wieder zu ihrer menſchlichen Geſtalt.

Beim Abſchied gab die Hexe dem älteſten einen Säckel, in welchem ſich ein Heckthaler befand, dem zweiten gab ſie ein „Tiſchchen deck dich“, und dem dritten verlieh ſie einen Zauberhut, der ihn unſichtbar machte. Jetzt brauchſt Du nicht an den Thüren zu lauſchen, ſagte ſie, wenn Du den Leuten einen Streich ſpielen willſt, ſondern kannſt mitten unter ihnen ſein.

Die drei Geſellen bedankten ſich ſchönſtens und giengen dann ihre Wege.

Nach einigen Irrfahrten kamen ſie in ein großes, ſchönes Königreich, deſſen Herrſcher hatte eine wunderſchöne Tochter, um deren Beſitz ſich ſehr viele Freier bewarben, ſie aber wählte keinen, ſondern wartete immer noch auf einen beſſern.

Die drei Soldaten machten ſogleich einen Plan an dem Hofe dieſes Königs ihr Glück zu machen, und zwar ſollte Einer von ihnen der Mann der Prinzeſſin und König, und die zwei andern ſeine vornehmſten Räthe werden.

Nun iſt die Frage, hub Martin an, wer von uns ſoll nun die Prinzeſſin haben und König ſein? Eigentlich kann hier nur von mir und Frangel die

Rede ſein, denn Du wirſt ſelbſt bekennen, Obriſteffel, daß Du von uns Dreien der häßlichſte und unanſehnlichſte biſt und am wenigſten geeignet, König und der Gemahl einer ſo ſchönen Dame zu ſein.

So iſt's auch, ſagte Franzel.

Ihr ſeid ſehr undankbar, entgegnete Obriſteffel, wenn ich nicht geweſen, ſo wäreſt Du, Martin, ein Maler Dein Lebelang geblieben, und Du, Franzel, ein bairiſcher Jäger. Das ſolltet Ihr bedenken. Uebrigens iſt das ein unnützer Streit, in den wir uns ſtürzen. Glaubt Ihr, daß die Prinzeſſin ſich wird vorſchreiben laſſen wen ſie wählen ſoll? Sie wird, glaubt mir, ganz nach ihrem eigenen Kopfe handeln und auf wen ihre Wahl fällt, das kann Keiner von uns wiſſen.

Das iſt, im Grunde genommen, ziemlich verſtändig geantwortet, bemerkte der Aelteſte, und der zweite ſtimmte ihm bei, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte. Die Kameraden verſöhnten ſich wieder nach dieſem kurzen Streit und jetzt begab ſich Martin ans Werk eine ungeheure Menge Geld zu fabriziren, denn die drei jungen Wichte wollten als wahre Kröſuſſe auftreten und jeden andern Bewerber durch den Glanz, den ſie um ſich verbreiteten und den Aufwand, den ſie machten, aus den Schranken treiben. Dies geſchah auch. Jedermann wunderte ſich über die reichen, jungen Ritter, die weit prächtiger wie Königsſöhne auftraten. Alle Tage gaben ſie Feſte, oder waren bei Feſten gegenwärtig, ausgenommen einen Tag im Monat, und zwar beim erſten Mondviertel; dieſen Tag wandte Martin an, um unausgeſetzt, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend Geld zu prägen, und da ſeine Hände bald müde wurden, ſo mußten die Kameraden ihm dabei helfen. Dagegen war zu einer gewiſſen Nachtſtunde Franzel nie zu ſprechen; er benutzte dieſe Zeit um köſtliche Speiſen und Leckerbiſſen in großer Anzahl durch ſein Zaubertiſchchen herbeizaubern zu laſſen, mit denen er die Tafel des Königs und ſeine eigne verſorgte. Kein Koch im Lande konnte dieſe Speiſen nachmachen, ſo köſtlich waren ſie und von einem ſo feinen Geſchmack. Dieſe Beſonderheiten wurden von Niemand näher unterſucht, ausgenommen von der Prinzeſſin die ſehr ſchlau war, und die ſogleich den Argwohn ſchöpfte, es könne hier nicht mit rechten Dingen zugehn. Allein wie ſollte ſie hinter das Geheimniß kommen? Das war allerdings nicht leicht; denn die drei Kameraden hatten

o das Wort gegeben im äußerſten Grade ver-
wiegen zu ſein.

Die Prinzeſſin aber war, wie geſagt, ſchlau,
t einem ſchlauen Weibe gelingt viel.

Fürs Erſte ſtellte ſie ſich in den Aelteſten ver-
bt, lockte ihm, mit dem Verſprechen ihn zu ihrem
emahl zu machen, ſein Geheimniß ab, und als
den Zaubernadel hatte, ließ ſie den armen Be-
ogenen in einen Thurm werfen, wo ihn weder
onne noch Mond beſchien. Seinen Gefährten
ß ſie ſagen, er habe auf der Jagd ſein Leben ein-
büßt. Der ganze Hof glaubte es und betrauerte
frichtig den ſchönen, prächtigen Ritter.

Mit dem Zweiten machte ſie es ebenſo, nur
t dem Unterſchied, daß ſie ihn in einen tiefen
eller einmauern ließ mit Nahrungsmitteln für
nen Monat.

Was ſie mit dem Dritten beginnen ſollte,
ußte ſie noch nicht recht, denn ſeine Zaubergabe
ar ihr nicht bekannt geworden, und da ſie nicht
ußte was ſie ihm rauben ſollte, ſo ließ ſie ihn
n's Erſte unberaubt. Sie ließ ihn jedoch nicht
s den Augen und machte ihm dieſelben Hoff-
nungen wie den beiden andern. Aber da war die
chlaue an einen Schlauen gekommen und Glei-

teſſel, der ſich von der alten häßlichen Hexe nicht hatte betrügen laſſen wollen war auch Willens, von einem hübſchen Prinzeßchen dies nicht zu dulden. Er war feſt überzeugt, daß ſeine Kameraden nicht todt wären, ſo wie erzählt wurde, und ferner war er überzeugt, daß die Prinzeſſin um ihr Schickſal wiſſe. Das Erſte was er that war, daß er der Prinzeſſin die Gaben wieder wegnahm, ohne daß ſie ahnete wer der Dieb war. Unſichtbar war er ihr in das Gemach gefolgt wo ſie ihre Schätze aufbewahrte und mit unſichtbarer Hand hatte er in die Truhe gelangt wo das kleine Tafelbrett und der Säckel lagen. Fort waren ſie und die Prinzeſſin hatte das Nachſehen, und das Uebelſte dabei war, daß ſie nicht einmal ſich zu beklagen wagte, weil ſie ſonſt fürchten mußte über die Eigenſchaft der Zaubergaben befragt zu werden und die Mittel hätte verrathen müſſen, wie ſie in deren Beſitz gelangt. Aber ihr Argwohn auf den Dritten war jetzt rege gemacht und ſie glaubte auf der rechten Spur zu ſein. Entweder, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, hat er die Macht durch verſchloſſene Thüren zu gehn, oder er beſitzt die Gabe ſich unſichtbar zu machen: eines von beiden. Was es iſt werde ich ſchon herauszubringen wiſſen. Eines Abends geie allein mit ihrer Vertrauten im Gemache ſaß, das den Ausgang nach dem Garten hatte, ſeufzte ſie und ſagte: Du beneideſt mich, Kathine, um die vielen Liebhaber, die ſich um mich drängen, allein wüßteſt Du wie mir dieſer Schwarm Langeweile macht, Du würdeſt mich eher beklagen als beneiden. Glaube, mein Kind, daß ich keinen irdiſchen Geliebten mag, ſeitdem ich das Glück habe einen überirdiſchen gewonnen zu haben. Der Genius der drei ſilbernen Lilien iſt mein Anbeter, und ich bin nicht wenig ſtolz, daß ich ſeine Wahl auf mich gezogen habe. Unſichtbar umſchwebt er mich, und verließ ſein himmliſches Reich nur um mir, einer Erdengeborenen, zu huldigen. Willſt Du die Wahrheit meiner Worte erproben, ſo geh und ſchau in den Kelch jener Lilie, die dort im Blumenbeete ſich ſtolz erhebt, dort wirſt Du ein Zeichen ſeiner Gegenwart, und daß er dieſe Worte vernommen, erblicken.

Die Prinzeſſin, als ſie das ſagte, hatte ſchlau bedacht, daß wenn ihr Verehrer die Gabe beſäße ſich unſichtbar zu machen, er ohne Zweifel ſie belauſchen werde, und ſomit auch höre was ſie eben geſprochen. So war es auch. Ghemenel ging in die Falle. Er ließ einen Ring in den Kelch der

Zehe fallen, und dieſen goldenen Reif brachte die erſtaunte Fatime ihrer Gebieterin.

Nun holte die Prinzeſſin die Zaubergabe heraus, aber ſie wußte noch immer nicht worin ſie beſtand.

Sie ſtellte ſich nun verliebt in Glückſeckel, wie ſie es mit ſeinen Kameraden auch gemacht und nun verſuchte ſie ihm bald dieſes, bald jenes Kleinodſtück zu nehmen, weil ſie dachte in dieſem oder jenem lage die Kraft. Glückſeckel merkte wo ſie hinaus wollte, und gab ihr einen Handſchuh von der rechten Hand. Wie ſie dieſen angezogen, ſtellte er ſich als ſei ſie ihm plötzlich verſchwunden.

Aha! rief die Prinzeſſin, jetzt hab ich's.

Und als Glückſeckel einmal allein in ſeinem Zimmer war, ſah er die Prinzeſſin eintreten, die völlig überzeugt war, daß ſie von Niemanden geſehen würde. Sie trat an Kiſten und Kaſten, und ſuchte nach den Gaben. Endlich fand ſie ſie; allein kaum hatte ſie ſie berührt, rief ihr Glückſeckel, der ſich unterdeß unſichtbar gemacht hatte, mit wüthender Stimme zu: Was willſt du? Ich bin der Fürſt des Himmels und der Erden, und der, den du berauben willſt, iſt in meinem Schutz.

Die vornehme Diebin erſchrak heftig und fiel auf ihre Kniee, und geſtand all ihre Bosheit, indem ſie nur bat der Gemeindeverrichter möchte ſie nun wieder frei laſſen.

Nicht eher, ſagte er, als bis Du geſtehſt wo Du die zwei Soldaten, meine Freunde, hinverſteckt haſt.

Die Prinzeſſin zeigte den Ort an.

Ghrimeſſel ging und befreite ſeine Kameraden, die ihm herzlich dankten. Seht Ihr wohl, ſagte er, ich bin der häßlichſte und unbedeutendſte unter Euch, aber gleichwohl hab ich Euch nun zweimal aus der Gefahr befreit.

Wir werden es Dir ewig danken! riefen die Bekannten. Nimm Du nun die Prinzeſſin und das Königreich. Wir wollen künftig Niemand anders als Dir gehorſam ſein.

Jetzt kehrte Ghrimeſſel zu der eingeſperrten Prinzeſſin zurück, und machte ihr — immer noch unſichtbar — den Vorſchlag ob ſie Zeitlebens wollte in jenem Thurme eingeſchloſſen ſein wo ſie den armen Martin hinverwieſen, oder ob ſie den dritten Soldaten heirathen, und ihn zum König machen wollte.

Nachen liegt im Schilfe halb verborgen. Sie ſetzt ſich auf die Breter und holt ihr Bündel hervor, das ſie aufknüpft. Was fällt aus den Hüllen? Ein Paar Stiefeln, ein Wamms, ein kleiner allerliebſter Degen mit einem Bandelier, ein Hut, den eine ſtolze rothe Feder ſchmückt. Ach, wir errathen; unſre Heldin will Toilette machen, ziehen wir uns etwas hinters Gebüſch zurück. Sie findet es gefährlich, als Mädchen auf Abenteuer auszuziehen, ſie will ſich in einen kleinen Ritter verwandeln und gewiß in den niedlichſten, der je ein Paar Hoſen trug; aber, o welch ein Mißgeſchick, gerade dieſes Paar Hoſen fehlt. Die ganze Toilette iſt vollſtändig bis auf das unentbehrliche Stück, ohne das kein Paladin, kein Ritter der runden Tafel, kein Troubadour und kein romantiſcher Held, er mag einen Namen führen welchen er wolle, denkbar iſt. Das iſt verdrüßlich. Solche Poſſen ſpielt der hämiſche Zufall einem armen unſchuldigen

Natürlich [illegible] sich die [illegible] mit den [illegible]. Da [illegible] seinen Hut und damit [illegible]. Die [illegible], die alle ihre Macht [illegible] hat und da die [illegible] Zeit [illegible] er nicht.

18

Der Käfer aus Seide.

Ein junges Mädchen erhielt von ihrer Mutter ein schönes, roth und weiß marmorirtes Seidenknäuel geschenkt, [illegible]. Das Mädchen [illegible] an der Seidenknäuel [illegible] das Mädchen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], Mademoiselle?

Ei, mein Liebes! [illegible], wo kommen Sie her?

Aus dem Seidenknäuel, Mademoiselle.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die [illegible] Taube, die Elise,
[illegible] nur wenig [illegible]
Doch dem Herzen [illegible]
[illegible]

Die kleine Welt nur [illegible]
Was ich in hoher [illegible]
Da [illegible]
[illegible] in [illegible] Armen [illegible]

Und kleinen sehe ich, [illegible]
Vom [illegible], [illegible]
Das [illegible]
Nach einem [illegible]

Das kleine Mädchen trennte sich nun nimmer [illegible] lieben Gustav überall mit, auf den Spaziergang, zu Tische, auf die Wiese, und Nachts sogar ins Bett. Der Gustav blieb stumm und litt auf seine [illegible] Leben, und seine weißen Zähne, die Grübchen in seinen Wangen, und die großen weißen Schenkel [illegible] an ihrer Küsse und Pflege.

Einst sagte der Gustav: Das Leben im Zimmer taugt auf die Dauer nicht. Ich muß mir ausarbeiten um ein Königreich zu erobern. Lebt wohl [illegible] die Elise, und mein [illegible], Lebwohl, [illegible] daß ich ein [illegible] Kerl bin. Deine kleine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ihn nicht halten.

Der [illegible]?

Noch nicht, mein Lieber, entgegnete dieser, nimm nun auch meine zweite Tochter, und reinige sie auch. Die iſt noch viel ſchlimmer, ſie hat noch zwölf Jahre nicht gewaſchen, und ich und meine Frau wiſſen nun gar nicht mehr zu erkennen wie ſie eigentlich ausſieht.

Der Apotheker fand dies nicht recht [illegible], allein was ſollte er thun, er entſchloß ſich auch mit der zweiten Prinzeſſin ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Aber ehe er es zu Stande brachte dieſe [illegible] ſauber zu bekommen, hatte er ſich ſo abgearbeitet, daß ſeine rothen Wangen ganz blaß geworden waren, und ſeine ſchönen weißen Zähne [illegible] ganz braun. „Jetzt“ ſagte er, „ich habe nie gedacht, daß es ſo ſchwer ſei ſich ein Königreich zu erobern. Aber an dieſe drei Prinzeſſinnen werde ich denken.“ Er ging nun zum König und verlangte ſeinen Lohn. Der König entgegnete recht trübſelig: „Noch nicht, mein Lieber. Da iſt mein Herzblatt, mein Liebling, meine älteſte Tochter, die mußt du mir ſauber herſtellen.“ Da verſuchte er es zuletzt. „Ich bin zwar gegen alle Liebesverhältniſſe, weil ich ſie für unmoraliſch halte, allein gegen eine ſolche Liebe, die ſo läutert und reinigt, kann auch der tugendhafteſte Vater nichts haben. Die Wuth, mein Lieber! Du wirst das etwas [illegible] zu Werke gehen, denn mein [illegible] Kind hat sich [illegible] nicht gewendet. Das Kind hat ihre Gestalt nicht, und ich [illegible] meinen Gemahlin [illegible] ob sie etwa einen Fehler hat oder blind ist, ob sie eine große oder gebogene Nase hat, und von welcher Farbe ihr Haar sein mag. Das alles kann man nicht sehen, weil sie gleichsam wie eine Nuß in der Schaale in ihrer Kiste steckt.

Der König war über die [illegible] des Königs so böse wie nur ein Vater böse sein kann. Er [illegible] mit seinem Säbel und über seinem Säbel ging weit von einem Ohr auf das andere. Er mußte sich aber doch fügen, und ging aus Wort auch die kleine Prinzessin [illegible]. Als aber der König auch gar nicht Wort hielt, und gegen den armen [illegible], [illegible] so schön [illegible] einen [illegible] gewesen war, aus der Stadt bringen ließ, stellte sich dieser am Wege hin, und weinte bitterlich, so schwach war er geworden, daß er nicht mehr [illegible] konnte und mit dem Säbel klapperte, sondern nur noch weinen. Da kam ihm das kleine Mädchen. Das [illegible] ein grünes

Mädchen geworden war, am Wege weinte: ein Männlein — ganz klein. O, zum Erbarmen.

Himmel! rief ſie und ſchlug die Hände zuſammen. Iſt das mein ſchöner Hutzel aus dem Zwergenlande? Was iſt dir denn geſchehen?

Ich habe drei Prinzeſſinnen rein machen wollen.

Und was?

Aus Liebe, ſchluchzte der Hutzel, und weinte wieder bitterlich. Von dieſen drei Prinzeſſinnen hatte ſich die Eine drei Jahre, die Zweite zwölf und die Dritte gar neunundzwanzig Jahre nicht gewaſchen.

Und wie haſt du es denn gemacht, daß du ſie rein bekamſt? fragte das Mädchen neugierig.

Wie man ſo etwas macht, erwiderte der Hutzel weinerlich; ich rieb mich fleißig an ihnen. Da ich von Seife bin, mußten ſie wohl rein werden; aber es hat mich dieſe Arbeit abgenutzt bis auf den letzten Faden. O weh, o weh! wenn ich ſo kleiner Jammerknirps meine Tante, die Elfe, und den Oheim Oberon Hochzeit ſoll feiern, ſie werden ſchön mich auslachen, und der Fee ſoll es ſchwer werden aus mir wieder eine Kugel zu machen.

Ach, und Du hatteſt ſo ſchöne, runde, feiſte

Himmel! fragte das unschuldige Mädchen mit kläglicher Stimme.

Du weißt Dich also schon recht zu benehmen? fragte die arme Mutter, der wieder einfiel, daß es sich, daß man ihm [illegible] [illegible]. Wenn Du [illegible], [illegible] [illegible] noch zu [illegible].

Wegen was, mein liebe Mutter?

Wegen deiner Zukunft vom König, der mich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

O, das ist abscheulich. Da ist wohl Dich [illegible] helfen.

Die Mädchen [illegible] einen Blick, und die Mutter und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in die Stadt [illegible] genommen. Sie [illegible] an einem Tage vor sich gehen, und gerade diesen Tag wählten der Junker und seine [illegible] zu dem Zeitpunkt, wo ihre [illegible] das Leben [illegible]. Das Mädchen verkleidete sich als eine [illegible] und der Junker als ein Kammerdiener, und beide wurden [illegible] aufgenommen. Als nun das [illegible] Paar [illegible] kam, schlich sich der [illegible], nahm die herrlichen [illegible] und Diamanten aus den silbernen Schränken heraus, und legte dafür eine gleiche Anzahl [illegible] von den schönsten Farben hinein. In die Kiste und Schränke und Mantel-[illegible] legte sie [illegible] grüne Seide. Der Junker [illegible] den Weg vom Schlosse bis zur Kirche mit Seide und machte [illegible] die [illegible] und [illegible] an den Seiten des Brautpaars [illegible] Seide [illegible] und anderm [illegible]; auch setzte er die [illegible] des königlichen Marstalls ein, und [illegible] der [illegible] sämmtlicher [illegible], von dem [illegible] der Königin und der Kronprinzessin bis zu denen der Hoffräulein. Als nun der [illegible] Zug in die Kirche wallte, schien die [illegible] der König an der Spitze, [illegible] wie die [illegible] und [illegible] nicht in die Kirche [illegible] kommen, ſo daß man ſich endlich entſchließen mußte die drei [illegible] im Schloß zu verwahren. Der Marſchall bat ſich ein Glas Waſſer aus, weil er ſehr erſchöpft war durch die Bemühungen von der Straße ins Schloß zu kommen. Die Kammerfrau lief ſchnell und brachte ihm ein Glas Oel. Als er das ausgetrunken wurde ihm ſo übel, daß er ſeine Rede unvollendet laſſen mußte, und ſich [illegible] [illegible] Staat und das [illegible] vor ſich, be[illegible]. Als er nun zur Tafel ging, hatten die Hofdamen [illegible] [illegible] in die Zuckerdoſen, und die Oberhofmeiſterin ſchmierte ſich das ganze Maul voll grüner Seife, ſo daß ſie erſtickte und todt hinweggetragen wurde. Die Hofdamen bekamen Krämpfe, und die Königin und die Prinzeſſinnen, die ihre allerliebſten Hündchen während der Mahlzeit auf den Schooß genommen hatten, bemerkten zu ihrem Schrecken, daß die [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] alle todt [illegible] auf den [illegible] [illegible] waren. Sie waren [illegible] [illegible] außer ſich und warfen die Hündchen aus den Fenſtern hinaus, die auf dem Steinpflaſter ihr [illegible] Leben elend endigten. Der König wollte nun die Geſellſchaft erheitern durch das große, [illegible] [illegible], als aber die Pr-

Kinde, das noch ſo unbekannt iſt mit der männlichen Toilette, um gerade dieſes Stück derſelben beim Einpacken zu vergeſſen. Was nützt nun alles Uebrige? Der Degen, der Hut, die rothe Feder, ſogar die Sporen? — Es iſt doch nicht gut, gar zu unſchuldig und unbefangen zu ſein. Was ſoll nun geſchehen? — In die Stadt zurückkehren? — Nimmermehr! Im nächſten Dorfe wird doch ein Kleiderladen zu finden ſein, dort wird man ſich mit dem einfältigen Stücke verſehen können, das man nicht nennen mag, mit dem ſich die Phantaſie nicht beſchäftigt, und das man doch nicht entbehren kann.

Magelone ſchnürt ihr Bündel wieder zuſammen, nimmt es verdrüßlich unter den Arm und wandert weiter, gezwungen ſo lange noch in ihrem Mädchenſtande zu verharren, bis die erſten Häuſer des Dorfes erreicht ſind. Sie langt an und der Zufall will, daß der erſte Gegenſtand, auf den ihre Blicke fallen, der beſcheidene Laden kanten zu ihren Geigen greifen und die gehörigen Stellungen der Arme annahmen, sperrten sie die Mäuler und Augen auf, denn keiner von ihnen konnte auch nur einen Ton hervorbringen. Als der Tanz beginnen sollte mußte man eine Drehorgel vom Weihnachtsmarkte und eine Clarinette kommen laſſen, um danach tanzen zu laſſen. Aber der Fußboden des Tanzſaals war ebenfalls von dem Satanas mit Seife beſtrichen worden, ſo daß die jungen Damen und Kavaliere ſich fürchterlich die Glieder verrenkten, indem ſie niederſtürzten, und ſich doch zugleich bemühten ihre Damen noch zu halten. Zuletzt war der ganze Tanzſaal nur ein Schlachtfeld; es war zum Erbarmen. Die drei Brautpaare entfernten ſich und gingen zu Bette, aber hier ging das Unglück erſt recht an. Sie hatten ihre Bräute entkleidet und ins Bette gelegt, und wollten nun ſelbſt nachſteigen, glitten aus und ſtürzten jämmerlich auf ihre Bräute nieder und erſchlugen ſie. Aus bitterm Kummer über dieſes verteufelte Mißgeſchick ergriffen ſie ſämmtlich ihre Degen und ſtürzten ſich in dieſe. In jeder Brautkammer gab's ein Blutbad. Der König, als er den Tod ſeiner Töchter erfuhr, wollte ebenfalls nicht eine Stunde länger leben; doch bevor er ſich das

Leben nahm, hörte er eine Stimme, die da ſprach:

Das iſt der Bauer vom [illegible],
Der iſt ein [illegible],
[illegible]
Und nicht zum Tode [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Als der König erwachte und ſein ganzer Stamme erwachen, wählten die Stände, die unterdeſſen den ganzen Hergang dieſer wunderbaren Begebenheit erfahren hatten, den jungen Bauern zum König, und dieſer heirathete nun ſeine Prinzeſſin, und beſtieg mit ihr den Thron. Seiner Tante, der Eliſe und ſeinem Oheim Gottlieb ließ er melden, daß er richtig ein Königreich erobert habe, ſo wie er ſich's vorgenommen.

19

Der Sohn des Mondes.

Es lebte einmal eine kleine, ſehr hübſche, aber zugleich unbeſchreiblich einfältige Bäuerin auf einem Dorfe. Man konnte ihr aufbinden, was man wollte; ſie glaubte Alles. Die jungen Mädchen und die Burſchen des Dorfes hatten ihren Spaß mit ihr. Einſt fragte ſie ihre Nachbarin: Grete, ſag mal, wo haſt Du Dein Kind her? — Ei, von wem ſoll ich's haben, entgegnete Jene, als von meinem Schatz. — Wer iſt Dein Schatz? — Urſel, wenn ich's Dir ſage, wer er iſt, wirſt Du's nicht glauben. — Ich glaub's ſchon. Wer iſt's? Nun nahm ſich die junge Bäuerin gleich eine [illegible] vor und erwartete:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Schatz [illegible] haben! [illegible] Schatz, wo wohnt er? [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Schatz [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Schatz hätte!

[illegible] Schatz [illegible]

bekommen, erwiederte Grete. — Das glaube ich, lieber Hiesel, solche vornehme Herrn sind sehr wählerisch und ich bin ihm gewiß viel zu schlecht. — Das nicht, Hiesel; es könnte sein, daß Du ihm grade recht wärest. Es kommt nur auf einen Versuch an.

— O, Du liebes gutes Gretchen! rief Hiesel und klammerte sich fest an ihre Nachbarin, wenn Du nur weißt, wie ich zu der Bekanntschaft mit dem Herrn gelangen kann, so sag's mir halt nicht hinter'm Berge. Ich will Dir auch geloben, mit künftigen Weihnacht sollst Du das schönste Paar grauer Wollenstrümpfe mit rothen Zwickeln von Deiner Dich innig liebenden Hiesel erhalten. Hörst Du?

Ich höre, erwiederte die schlaue Grete, aber höre Du nun auch, was ich Dir sagen werde. Gieb wohl Acht, denn versäumst Du etwas, oder machst es anders, wie ich's gesagt, so haben wir beide böse Spiel. Ich, weil ich Dir ausgeplaudert, wer mein Schatz gewesen, und wie er beschaffen. Du, weil der vornehme Herr nichts weniger verträgt, als daß er's mit dummen Gänsen, die nicht Rechts von Links zu unterscheiden wissen, zu thun bekommt.

— O was das betrifft, rief Hiesel, — darum sorg' ich nicht. Nur sag was mir kommt, als was ich Dir sage.

[illegible] [illegible] weiter! Der Brunnen liegt dicht [illegible] Walde; er heißt der Drei Männer-Mondnacht, weil der Mond darin ſo klar wie drei Männer wirft. Da gehſt Du an den Zauberbrunnen da drunten vor dem Dorfe, und wenn Du an dem bewußten Plätzchen gerad' um Mitternacht angelangt biſt, ſo legſt Du Deine Kleider ab und ſtellſt Dich, ſo wie Du aus dem Mutterleibe gekommen, vor das Becken des Brunnens und bückſt Dich über, ſo daß Dein Bild im Brunnenbade [illegible] und zwar grad an der Stelle, wo das helle Goldſtreifen des Mondes darauf ſtrahlt. Dieſes Mond-Goldwaſſer trinkſt Du dann in Dich hinein; mußt Dich aber dabei nicht umſchauen, mag auch geſchehen hinter Dir, was da will. Haſt Du verſtanden?

O wohl! rief Liesel.

Nun, und wenn Du genug getrunken, ſo legſt Du Deine Kleider wieder an und gehſt ſtill und laß Dich [illegible]. Nach der [illegible] Zeit wird Dir dann von dem Monde ein Mann beſchieden. Das iſt die Manier, wie es ſich mit dem Weiſſen [illegible] abgiebt; anders vergiebt er's nicht.

Nun, es iſt auch eine ganz arge Manier, ſagte Liesel.

Die beiden Weiber trennten ſich nun, die Eine, die es gar zu schlau und die Antje, die es gar zu einfältig war. Beide gingen ihrer Wege. Grete ging zu ihren Vettern und Basen und sagte ihnen, was sie eben mit Ursel abgemacht und den jungen Burschen kam dieser Spaß gerade recht. Als die kleine dumme Ursel kam und sich an den Brunnen stellte, war nicht Einer, nein, wohl sechs, die die Stelle des Mondes einnahmen und sich vortrefflich vergnügten. Ursel trank unterdessen das Quellwasser und dachte sich weiß, wie glücklich. Als Alles vorüber war, ging sie zu Bette und schlief sehr gut.

Es vergingen neun Monate, da gebar sie einen hübschen gesunden Jungen mit rothen Pausbacken und großen, hellbraunen Augen. „Das Knäbchen sieht seinem Vater ähnlich," sagte sie. Als der Mond eben recht helle schien, ging sie mit dem Kinde auf die Wiese, tanzte in der einsamen Nacht lustig umher, hob das Kleine zum Licht empor, und rief: Na, Papa, gieb doch ein Patschhändchen von oben her! aber der Mond rührte sich nicht.

Als der Knabe größer wurde, bekam er den Namen Peter Mondschein. Als er achtzehn Jahr war, ging er auf die Wanderschaft, und seine Mutter, die ihm nichts mitgeben konnte, sagte ihm:

Dein Vater hat Silber genug in der Taſche. Geh zu ihm, er wird Dir weiter helfen.

Nun geſchah es, daß der Mond einmal am Meeresſtrande ſpazieren ging. Da trat Peter Mond ſcheu an ihn heran und ſagte: „Guten Abend, Papa!“

Der Mond ſah ſich um, betrachtete den Burſchen von oben bis unten, und antwortete:

„Du haſt zwar ein volles rundes Geſicht,
Doch meine Liebe haſt Du nicht!“

Das verdroß Peter gewaltig, daß der Mond ihn nicht als ſein Kind anerkennen wollte. Er wurde dem alten Herrn aber doch [illegible] lange ernſtlich gram. Doch dachte er bei ſich und ſagte zu ſich ſelber: ich will mich ihm recht gefällig und dienſtwillig betragen, vielleicht läßt er ſich dann erweichen und erkennt mich an.

Und von dieſer Zeit an war er des Mondes ewiger Begleiter und treuer Knecht.

Einmal badete der Mond im Meere, und die Kleider zum Abtrocknen lagen nicht bereit. Da kam Peter mit warmen Tüchern gelaufen und das that dem Monde gut, die angewärmte warme Hülle. Und Peter trocknete recht geſchickt den alten, krummen Buckel und dann den zitternden alten

Hängebauch, und zuletzt trocknete er dem Menk noch die Brille ab, und ſetzte ſie ihm wieder hübſch auf die Naſe. Der Menk griff in die Taſche und wollte ihm für dieſe Dienſtleiſtungen einen harten Thaler ſchenken, allein Peter nahm nichts und ſagte bloß: Für meinen lieben Papa thue ich Alles unentgeltlich. Verſteht ſich.

Ich bin nicht Dein Papa! ſagte der Menk giftig, drehte ihm den Rücken und watſchelte fort und bog raſch um die Ecke, damit Peter ihm nicht folge.

Ein andresmal ſaß der Menk auf einer Holzſtufe und litt gewaltig am Zahnweh. Peter lief raſch in die Apotheke und brachte Baldrianwurzel. Als der Schmerz geſtillt war, langte der Menk wieder in die Weſtentaſche und brachte abermals einen harten Thaler hervor, den Peter aber wieder nicht nahm, ſondern ſagte: ei wie, ſollte ich mich von meinem lieben Papa bezahlen laſſen? Fällt mir gar nicht ein.

Da wurde der Menk ganz wild, ſpie ihm ins Geſicht und rief: der Teufel iſt Dein Papa, Du Kobold, Du Grashüpfer, Du kleines lauſiges Ungeziefer! Und damit ſetzte er ſich raſch auf eine alte, gediente Wolke und ließ ſich von ihr in ziemlicher Geſchwindigkeit in den Himmel tragen.

Nun werde ich den Schandbuben los ſein! dachte der Mond. Allein wie er wieder zur Erde kam, hielt Jemand bei dem Wolkenſchimmel und half ihm abſteigen und das war Peter.

Höllendonnerwetter! fluchte der Mond.

Ja, ſo geht's! ſagte Peter, wenn alte Herren luſtig leben und ihre Kinder dann nicht anerkennen wollen. —

Der Mond hatte ſich ſchön geputzt. Er hatte kleine, ſehr enge Glanzſtiefelchen an, die knarrten, wenn er auftrat, dann eine ſchöne gelbe Weſte mit einer Unzahl kleiner, ſilberner Knöpfchen, und dazu einen blauen Frack mit einem parfümirten Schnupftuch darin. In der Hand trug er eine Reitgerte und that ſehr jugendlich.

Wohin geht's nun? dachte Peter bei ſich.

Es war die Nacht grade ſehr ſtill. Der Mond ging eilig voran und dachte ſo Petern aus den Augen zu kommen; allein Peter folgte ihm in gehöriger Weite und zwar auf dem Schimmel fliegend, denn ſonſt hätte er ſich ſchwerlich in der Luft erhalten können, durch die die Reiſe ging. So ſah er denn, daß der Mond einen kleinen Stern weiblichen Geſchlechts beſuchte. Aber durch die knarrenden Stiefeln wurde der Mond verrathen, und der eines Trödlers iſt, der mit ſeltenem Kunſtſinne ganze Guirlanden von jenem unnennbaren und unentbehrlichen Kleidungsſtücke, an dem Vordache ſeiner Bude aufgehängt hat, zum Staunen und zum heimlichen Verlangen der männlichen Dorfjugend, die im Vorbeigehen ihre ſehnſüchtigen Blicke auf dieſen unſchätzbaren Reichthum wendet. Die ganze Tonleiter eines ländlichen Geſchmackes war hier, ſowohl was Schnitt als was Farbe betraf, erſchöpft; von der eleganten Lederhoſe mit rothen und blauen Schnüren beſetzt, die ſich ohne Scheu in den Straßen der Reſidenz ſehen laſſen konnte und im nächſten Gliede aufwärts mit der Sammethoſe des Städters verwandt war, bis zu dem formloſen plump zugeſchnittenen Stücke Zwillich, auf der unterſten Stufe der Cultur ſtehend, zu ſeinen nächſten Angehörigen die von Baumbaſt gemachte Schürze des Wilden zählend, und faſt an die antediluvianiſche Hoſe, an das anſpruchloſe Feigenblatt, Stimm männlichen Geschlechts, der Obermann kam rasch nach Hause und er und seine Helfershelfer spielten dem alten Herrn arg mit. Sie hätten ihn ohne Zweifel todt geschlagen, wenn nicht Peter noch zur rechten Zeit sich ins Mittel geschlagen und den Menk rasch auf den Schimmel gerafft hätte und so mit ihm davongaloppirt wäre.

Als sie beide gerettet und in Sicherheit waren, und der Menk sich erholt hatte, rief er zu Petern im vollen Zorn: „Wer hat Dir erlaubt, Dich auf mein Pferd zu setzen, Du Schlingel?“

Papa, entgegnete Peter, dadurch allein wurde es mir möglich, Euch den guten Dienst zu leisten. Aber ich bitte Euch, wenn Ihr nächstens wieder zu Gutes Mädchen Weib Gelüsten tragt, zieht keine knarrenden Stiefel an. Ihr habt gesehen, es taugt nicht. Ich würde bei dieser Gelegenheit barfuß oder auf Socken gehn.

Auf glühenden Kohlen würde ich Dich gehen lassen! schrie der Menk, ganz außer sich vor Wuth. Werde ich denn nie von Dir befreit werden, Du Molch? — Und damit holte er aus mit der Reitpeitsche und gab Petern einen derben Schlag, so daß ihm zwei Zähne aussprangen und er ein Auge verlor.

Peter duckte sich, nahm sein Auge auf, steckte es wieder ein, ſo gut es gehen wollte, und ſagte kein Wort, denn er dachte: einem Vater muß man nicht widerwärtig kommen.

Aber Peters Liebe zu ſeinem Papa war eben gewaltig gewachſen!

Nun geſchah es, daß eine ſogenannte Mundſperrung eintrat, und der Mund in die gräßliche Gefahr kam von der Zunge zwiſchen die Zähne genommen und verſchluckt zu werden. Schon war nur noch ein Zipfelchen von ſeinem gelben Schlafrock übrig, er ſelbſt ſteckte ſchon mit Hand und Füßen im Magen ſeiner Feindin. Da kam Peter und riß ihn an dieſem Schlafrockzipfelchen wieder heraus. Das war eine große und herrliche That. Niemand konnte das leugnen und der Mund ſelbſt am allerwenigſten. Als er mit Peter allein war, holte er nicht einen Thaler, nein, einen ganzen ſchweren Geldſack voll ſchöner harter ſilberner Stücke aus ſeinem Kaſten und ſagte Petern: „Nimm hier, und wenn Du es denn durchaus willſt, ſo ſollſt Du auch mein Sohn ſein.“

Da nahm Peter ſeinen ganzen Muth zuſammen, trat feſt vor den alten Herrn hin und ſagte: „Das Geld nehme ich, weil ich und meine Mutter auf unſre alten Tage was zu leben haben wollen; allein mit der Vaterſchaft iſt's aus.

Ei, wie ſo? fragte der Mond, und klopfte Petern auf die volle Wange.

Ihr ſeid ein gar zu undankbarer Vater, entgegnete Peter wild. Ich möchte um keinen Preis der Welt Euch zum Vater haben. Da müßte ich mich ja ſchämen.

Ei Du Teufelsjunge! ſchrie der Mond. Denkſt Du, daß man ſolche Väter, wie ich einer bin, von den Bäumen ſchüttelt? Ich kenne Grafen und Herrn die ſich die Finger danach ablecken würden, mich zum Vater zu haben.

Aber ich nicht! ſagte Peter keck. Meine Mutter muß ſich geirrt haben; Ihr könnt unmöglich mein Vater ſein. Ihr ſeid ein fauler Apfel, wurmzerfreſſen durch und durch. Sechstauſend Jahr habt Ihr Eure Spitzbübereien ſchon vollführt, und könnt ſie noch nicht laſſen. Wäre ich klug geweſen, ſo hätte ich Euch immerhin von der Sonne wegwaſchen laſſen. Ja, ja! guckt mich nur mit Euren großen Glotzaugen an. So wie Ihr mich da ſeht will ich lieber gar nicht gezeugt ſein als von Euch!

Der Mond wollte wild auffahren, er beſann ſich aber weil er bedachte, daß Peter allerlei von ihm wußte, was er auf Erden wiedererzählen konnte, und da der alte Herr die Klatſchereien nicht liebte, trachtete er danach Peter zu beſänftigen. Kind, ſagte er, wenn Du vernünftig ſein willſt, ſo werde ich Dir aus meinem Kleiderſchranke ein paar abgelegte Beinkleider geben.

Behaltet ſie, ſagte Peter.

Oder ich gebe Dir, wenn du einmal heiratheſt, ein paar ſchöne ſilberne Hörner.

Für die wird meine Frau ſchon ſorgen, ſagte Peter.

Der Mond lachte, daß ihm der Bauch ſchüttelte, und ſagte: Auf Ehre! ich würde Schätze Geldes geben, wenn Du mich zu Deinem Vater annähmeſt, Burſche.

Aber ich nehme Euch nicht an, ſagte Peter. Das Spiel hat ſich gewendet; jetzt bittet Ihr und ich ſchlag'e Euch ab. Lebt wohl. Wir ſehn uns nicht mehr wieder.

Und Peter hielt Wort. Alle Nacht wenn der Mond am Himmel ſtand ſchloß er ſich in ſeine Kammer ein, ließ die Fenſter ſorgfältig verhängen, und kam erſt wieder hervor wenn das Tageslicht hell am Himmel ſtand. Von dieſem Zerwürfniß Peters mit dem Monde wußte jedoch

Niemand. Zur Mutter aber ſprach Peter: Hör mal; weißt Du denn auch ganz gewiß, daß der Mond mein Vater iſt? Die Sache kommt mir nicht recht glaublich vor, denn ſeine väterlichen Gefühle ſo verleugnen, wie der Mond es gethan, kann Niemand. Und für einen total ſchlechten Kerl halt ich ihn doch auch nicht.

Die Mutter erzählte nun ganz genau das Abenteuer am Brunnen.

Peter, während die Mutter ſprach legte den Finger auf die Naſe und ſah ſehr ſchlau aus —

Ich wills ſchon herausbringen wer mein Vater iſt, ſagte er. —

Die ſtets luſtigen Burſchen lebten aber noch im Dorfe.

An demſelben Abend ging Peter in die Schenke, die ganz voll von Gäſten ſteckte, und wo er vermuthen konnte, daß der dabei war, den er ſuchte. Es war ein großes Geſchrei, und alles ſprach aufeinander als Peter eintrat. Einige Geſellen riefen ihm zu:

Du Sohn des Mondes, na!
Was ſagte der Herr Papa
Als er dein Söhnchen ſah?

Peter erwiederte:

Ei, was ſollte er ſagen
Er hat mir aufgetragen,
Denjenigen ſchön zu grüßen,
Der ihm die Arbeit that verſüßen,
Er ſelbſt iſt ſchwächlich und ſehr alt,
Sein Kuß iſt drum ein bischen kalt.
Drum wie geſagt, er's gerne ſieht,
Daß man ſich etwas für ihn bemüht.
Er hat mit einem ganzen Säckel Geld
Mitgegeben, den der erhält,
Der, wie der geheime Tractat
Lautet, an ſeine Stelle trat,
An dem bewußten Ort. Es melde ſich
Wem zu zahlen verpflichtet ich,
In dieſer wie in der folgenden Nacht,
Halt ich dort mit meinem Säckel Wacht.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Die, die nicht um den eigentlichen Beſtand der Geſchichte wußten, lachten wie über einen guten Spaß, die ſechs Geſellen aber nahmen ſich jedes der Worte wohl zu Herzen.

Peter ſtellte ſich aber mit einem derben Knüppel am Brunnen auf. Gleich in der erſten Nacht kam der erſte luſtige Burſche. Peter ſprang aus dem Gebüſch und indem er rief:

Ei, lieber Papa, da bin ich hie
Da haſt Du etwas für Deine Müh'

ließ er einen tüchtigen Prügelregen auf Haupt und Schultern des Geſellen niederregnen. Kaum war der Erſte abgethan, ſo kam der Zweite, und ſo nach einander der Dritte, Vierte, Fünfte und Sechſte. Peter gab Allen reichlich was er ihnen zugedacht. Dann ſetzte er ſich ermüdet auf einen Stein und rief:

Nun hab ich meinen ſechs Vätern eine kleine Freude gemacht! —

In der nächſten Nacht wartete er wieder, aber da kam Niemand. Es iſt gut, ſagte er, nun weiß ich wieviel ihrer waren, und daß der Mond unſchuldig iſt. Von dieſer Zeit an will ich ihn auch wieder ſehen; aber ein undankbarer Balg bleibt er doch, denn wenn ich auch hundertmal nicht ſein Sohn war, ſo mußte er mich doch als ſeinen treuen Gefährten gut behandeln.

Peter war der klügſte Burſche im Dorfe; und Grete ſagte: ſo dumm die Mutter iſt, ſo geſcheut iſt der Sohn. Beide, Mutter und Sohn lebten aber von dem Gelde des Monds im Reichthum und Freuden ihr Lebelang.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Der

Deutſche Gilblas.

Erſter Band.

erinnernd. Welch ein Reichthum und bei aller Einfachheit welch eine Mannichfaltigkeit von Formen! Magelonens Auge glitt mit ſcheuem Erröthen an dieſer Säulenordnung von Leder und Leinwand hin; ſie war in der peinlichſten Verlegenheit, wie ſie dem Eigenthümer dieſer ausſchweifenden Garderobe ihre Wünſche kund machen ſollte. Als ſie ihm jedoch näher ins Geſicht ſah, bemerkte ſie in den Zügen deſſelben Etwas, das Vertrauen einflößte. Die großen ſchwarzen Augen, um die ein gutmüthiges Lächeln ſchwebte, der lange ſpitzige Bart und die gebogene Naſe bezeichneten ihn als ein Kind Iſraels. Dieſes alte Kind bemerkte kaum unſer junges, als es ihm eine einladende Bewegung machte näher zu treten. Seinem Winke folgte Magelone ſchüchtern.

Ein paar junge Burſche, die eben beſchäftigt waren ihren Sonntagsſtaat durch einen ſplendiden Einkauf zu vervollkommnen, machten der

Druck von George Westermann in Braunſchweig.

Der

Deutſche Gilblas.

Ein komiſcher Roman

von

A. v. Sternberg.

Erſter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Vorwort.

Vorliegender Verſuch beſchäftigt ſich damit, ein altes, gutes Genre, nämlich den „komiſchen Roman," wieder in Geltung zu bringen. Im vorigen Jahrhundert haben wir treffliche Muſter dieſer Art erſcheinen ſehen, bis es der romantiſchen Schule in den Sinn kam, die ganze Gattung für eine verfehlte und veraltete zu erklären; ſie ſelbſt behielt ſich jedoch vor, Romane zu liefern, die komiſche waren wider Willen ihrer Verfaſſer. — Je mehr der Geſchmack ſich läutert und, von den mittelalterlichen Carricaturen ſich abwendend, dem geſunden

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12159/020

tionen um ſich verſammelten in gemeinſam erſtrebter Lebensfriſche durch das kalte, geſunde Bad wahren Humors. In dieſem Sinne wirkten Scarron, Le Sage, Voltaire, Fielding, Smollet, Sterne; in dieſem Sinne wirkte unſer Thümmel, der uns in ſeiner „Wilhelmine“ ein köſtliches Muſterbild eines „komiſchen Romans“ gegeben hat. Wie unrecht thaten wir daran, dieſer Gattung den Rücken zu wenden, vielleicht nur aus dem Grunde, weil eine engbrüſtige Prüderie ſich und ihre ephemeren Dogmen auch auf dieſem Felde geltend gemacht hat. Man wagt es, Romane zu empfehlen, die von Grimaſſen der Tugend ſtrotzen und Figuren aus Zuckerkandel für wirkliche Menſchen geben, und geht naſerümpfend an einem Peregrine Pickle und Triſtram Shandy vorüber. Das iſt der Fluch einer Literatur, die mit falſchem Ernſte prunkt und heuchleriſch jede kecke und wahre Regung verbannt. Im Felde der Politik — wenn man dieſes veraltete Wort noch auf unſere neuen Zuſtände anwenden darf —

hören wir mit Staunen eine ganz neue, kühne Sprache; warum ſollen wir nicht eine ähnliche in den Hallen der Poeſie, die ja nichts Anderes als Politik im hohen und höchſten Sinne iſt, vernehmen? Der vorliegende Roman iſt, wie geſagt, nur ein Verſuch; wenn das Glück ihn begünſtigt, ſo werden ſicherlich beſſere und reicher begabtere Kräfte folgen, die den Weg, der hier eingeſchlagen worden iſt, zu dem ihrigen machen. Wir hätten dann Großes gewonnen. Mit einer glücklichen Wendung hätten wir den dumpfig gewordenen, übelſchmeckenden, durch abgeſtandene Süßigkeit anwidernden ſocialen Roman, der ſich die kleinen Quälereien innerhalb einer ſtockenden und verdrießlichen Geſellſchaft, die mesquinen Capricen irgend eines faſhionablen Salonmenſchenpaares zum Ziele ſetzte, über Bord geworfen, und eben ſo wären wir den Roman los, der ſich mit der politiſchen Tagesgeſchichte beſchäftigt, ungefähr auf eine eben ſo läſtige und nicht endende Art, wie ſich der Bandwurm mit den Eingeweiden eines

Magens beſchäftigt. Die Politik hat jetzt offen zu ſprechen die Erlaubniß nicht allein, ſondern ſogar die Befugniß; ſie braucht alſo nicht mehr verſteckt, hämiſch und bitter-ſäuerlich in den Roman ſich zu miſchen, ſie kann offen und unter komiſcher Geſtaltung auftreten. Welche Reihe trefflicher und wahrhaft volksthümlicher Romane könnten dann dem Deutſchen in Ausſicht ſtehen!

Der Gilblas iſt wie der Fauſt, Don Quixote, der ewige Jude, Don Juan, ein Stoff, der nie veraltet, der immerdar in der fortlaufenden Geſchichte der Menſchen ſeine Copieen findet und ſich daher als Original-Charakter aller Zeiten bekundet. Wie es immer in der großen Geſellſchaft der Sterblichen Einen geben wird, der an philoſophiſchen Grübeleien und tiefſinnigen Correſpondenzen mit dem Unerfaßbaren zu Grunde geht, wie es immer einen gutmüthigen Utopier, wie den Ritter von La Mancha, wie es immer einen ewig Wandernden, der das Heil ſucht und den Fluch findet, und endlich einen tragiſchen Lüſtling à la Don Juan geben wird, ſo wird es auch ewig einen jungen Burſchen geben, der friſch und frei die Welt durchzieht und, ein redlich Herz und einen friſchen Muth mitbringend, an tauſend Sandbänken und Klippen nicht ſcheitert, wo Sokrateſſe und Catone ſcheiterten, lediglich weil er eben ein junges, keckes Blut iſt. Es eignet ſich darum kein Charakter mehr zu einem komiſchen Roman, als gerade ein Gilblas; nur muß der Dichter ſein gutes Recht nicht aufgeben, ſeinen Helden durch alle mögliche Situationen hindurchzuführen, durch die das Leben ſelbſt ſeine Gilblas hindurchführt. Ein einziger Schlagbaum, und der Weg iſt gehemmt, die Straße iſt nicht mehr die rechte, zum Ziele führende; doch freilich muß der Autor, der ſeinen jungen Helden führt, auch jene Pfade ſorgfältig vermeiden, wo jene traurige und niederdrückende Sinnlichkeit weilt, die mit der Gemeinheit buhlt, und, weit entfernt, einen heitern, friſch aufjauchzenden Anflug zu befördern, nur die Flügel der Pſyche lähmt, indem ſie ſie mit dem Schmutz der Landſtraße bewirft. Die wahre Sinnlichkeit iſt mit der wahren Jugend ein Geſchwiſterpaar; ewige Roſen blühen in Beider Locken, und Licht und Morgenröthe umſpielen den Tanz ihrer friſchen und göttlichen Glieder. Wehe dem, der die ſüße Poeſie der Jugend, der ewigen Friſche, mit dem verwechſelt, was ewig und durch alle Zeiten hin gemein war und gemein bleiben wird, das ſchmutzige Spielzeug ſchmutziger Geiſter.

Wir möchten noch über den komiſchen Roman überhaupt einige Worte ſagen, doch fürchten wir, einestheils das leichte Fahrzeug einer Vorrede zu ſehr zu belaſten, anderntheils glauben wir, durch beigehenden Roman ſelbſt angezeigt zu haben, wie wir unſere Vorbilder verſtanden haben. Demnach ſei hiermit unſere Anrede an den geneigten Leſer geſchloſſen.

Berlin, 1850.

hübſchen Dirne ehrerbietig, mit der ganzen Galanterie des Dorfes, Platz. Jetzt ſtand die Arme am Ladentiſche und wußte kein Wort über die zitternden Lippen zu bringen. Umgeben von den Gegenſtänden ihres heißeſten Verlangens hatte ſie doch nicht den Muth danach zu fragen. Die zwei Augen des Juden und die vier der jungen Geſellen hafteten auf ihrem erröthenden Geſichtchen. Endlich ſtieg in der Seele des Erſtern Etwas auf, das allenfalls für Zartgefühl gelten konnte in Ermangelung feinerer Affecte. Er gab durch ein beſonderes Lächeln und durch einen ſchmunzelnden Wink ſeiner Augen zu erkennen, daß er ein Geheimniß wittere und, den Ladentiſch öffnend, zog er die zaghafte Käuferin mit einigen undeutlich gemurmelten Schmeicheleien in das Innere der kleinen Stube. Hier in einem verſchwiegenen Winkel, in unbelauſchter Audienz, kam Magelone mit ihrem Anliegen hervor.

Geſchichte meines Großvaters.

„Suſanne, gieb das Kirchenbuch her“ —

Sie ging, um das große, in Kalbleder gebundene Buch zu holen. Es war ein bitterkalter Wintermorgen. Der Küſter ſtand lang und dürr da, und noch länger und dürrer fiel ſein Schatten an die Wand, durch den Schein eines Lichtſtümpfchens geworfen, das in dem ärmlichen Meſſingleuchter brannte. Die Fenſterſcheiben waren dicht eingefroren, nur ein kleines Fleckchen hatte Suſannen's Hand aufgethaut, um nach der Kirche hinüberzulugen. Sie kam jetzt mit dem Buche, und der Küſter ſchrieb, gebückt am Tiſch, einige Notizen auf eines der Blätter.

„Suſanne, iſt das Warmbier fertig?“

„Ja, Alter. Ich hab's hier in die Kammer gebracht, weil Du's hier haußen doch zu kalt finden wirſt. Schau, da gehen die armen Leute, um ihr Werk zu beginnen."

„Ein Grab an der Kirchhofmauer," bemerkte der Mann, „giebt immer böſere Arbeit, als in der Mitte, wo ſchon der Grund durch viele Einlieger mürbe gemacht."

„Der Komödiant kommt dorthin?"

„Der Komödiant; Vater des Kindes, das ich eben in das Buch des Lebens eingetragen. Siehe es war ein Buch des Lebens, dahinein wurden alle die Namen eingezeichnet Derjenigen, die in das Thor der Hoffnung eingingen. Am Eingang dieſes Thores ſteht unſer Herr, gar liebreich; er iſt mit einem weißen Gewande bekleidet, und in der Hand hält er einen Palmzweig" —

„Weißt Du, wer mir dabei einfällt, Alter? Unſer ſeliger Pfarrer. Der ſtand, wenn er ſeine Gäſte empfing in einem weißen, flatternden Pudermantel an der Schwelle der Probſtei. — So hab' ich ihn noch geſehen."

Der Küſter erhob ſich. Vom Bücken that ihm das Kreuz weh. „Suſanne, Suſanne! das Holz iſt in dieſem Winter theuer. Gieb Acht, wir werden wieder einmal mit unſern Gebühren nicht auskommen."

„Nicht daran zu denken. Aber Gott wird helfen. Der Küſter in St. Aegidien iſt alt, und hat vorige Woche einen erneuten Hexenſchuß in die Hüfte bekommen.“ —

„Gott, der Herr, ſchießt in die Heerhaufen unſerer Feinde, und die Kraft ihrer Beine macht er zu Spreu, das im Winde zerflattert! Willſt Du nicht den Namen des Kindes Dir anſehen, Alte?“

„Des Baſtards? Nun, wie heißt der Wurm denn? Nathanael Franz Stephan Violet. Ach, was ſoll das Violet heißen, der Vater hieß ja Blau?“

Der lange, dürre Mann war ganz Freundlichkeit und Schmunzeln, als er antwortete: „Ich habe das gnädigſte Fräulein auf dieſen Scherz gebracht. Wie nennen wir den Knaben? fragte ſie mich, und lag dabei auf dem Sopha und hatte einen franzöſiſchen Roman in der Hand. Wie nennen wir ihn, lieber Lorenz? Meine Gnädigſte, entgegnete ich, Eure hochfreiherrliche Würdigkeit heißen ja Roth, der Vater hieß Blau — ei, wie kann da wohl das Kind anders heißen als Violet? Du hätteſt ſie lachen hören ſollen. Das Buch entfiel ihr, die Chocolatenkanne auf dem Tiſche wankte, der Mops kläffte, die Kammerfrau trippelte herbei und blickte neugierig durch das kleine Schiebfenſter der Thür. Sie lachte immer drauf los, und lacht vielleicht noch jetzt."

„O dieſe Vornehmen, wie ſie gottlos ſind! War das wohl ein Gegenſtand zum Lachen? Ein Kind in die Welt geſetzt zu haben, das keinen Vater und keine Mutter hat."

„Suſanne, der Zwickel an dem rechten Strumpfe geht auf. Alte, Du machſt die Hacke immer nicht dauerhaft genug. Ich ſage Dir, ich bin ein handfeſter Mann, und trete ſtark mit der Ferſe auf. 'Siehe, mein Sohn geht ſeinen rechten Weg, und meines Weibes Kind läßt ſich nicht irre machen'! ſagt der Prediger."

„Ei, ich nahm doch die Wolle diesmal von dem Juden Hirſchel Ephraim, der drüben im Kloſter ſeine Waare abſetzt; aber Deine Schuhe haben zu ſtarke Nägel, daran liegt's. Nun, komm, und trink Dein Bier."

Sie gingen in das Kämmerlein nebenan, das warm durchheizt war. Auf einem alten ſchadhaften Sopha nahmen ſie dicht nebeneinander Platz, und ſchlürften ihr Warmbier und ſchmauſ'ten dazu die in der Ofenröhre geröſtete Semmel. Nach und nach verbreitete ſich ein falber Schimmer, es war der anbrechende Tag. Suſanne putzte das Licht aus. Die Kirchenglocke tönte.

„Man läutet für den Komödianten.“

„Nicht für ihn. Es wird heut das Knäblein des reichen Lieferanten, des Herrn Commerzienraths beerdigt. Gieb mir meinen Rock, meine Perrücke — ich muß hin.“

„Trinke erſt aus, Alter. Ehe der Schlitten, der die Geſellſchaft bringt, ſich durch den Schnee, der heut Nacht gefallen, durcharbeitet, haſt Du noch vollauf Zeit. Was ſagte das Fräulein ſonſt noch?“

„Nichts. Sie las in ihrem Roman weiter. Doch ja, ſie ſagte noch etwas. Sie ſagte in Bezug auf den Namen Violet, zur Zeit der Veilchen hab' ich ihn kennen gelernt.“

„Sprach ſie nicht darüber, wem das Kind untergeſchoben werden ſollte?“

„Der Frau Müller.“

„Die hat ſchon ſo viele.“

„Das ſagte ich auch. Binde mir doch hinten das Vorhemdchen feſt. Meine Allergnädigſte, ſagte ich, die Müller iſt eine reſpectable Perſon, iſt verſchwiegen wie das Grab, thut für gute Worte und gutes Geld viel, aber nachgerade fängt es doch an aufzufallen, und die Leute fragen, wo ſie die grauſam vielen kleinen Rangen herbekommt. Es heißt immer Zöglinge. Ja, du lieber Herrgott, Zöglinge wollen doch auch irgendwo ihren Urſprung nehmen, und da will denn die Welt wiſſen, wo dieſe herkommen. Die Frau iſt in Schwulitäten.“

„Was muß ſie ſich aber für gutes Capital zuſammenſchlagen! Schon allein die Domherren! und nicht allein die Würzburger. Sie fing damit an, wie ſie an den Ort kam, mit Nürnberger Puppenkram zu handeln.“ —

„Es iſt ja auch noch jetzt ihr Handel. Puppenkram, nichts wie Puppenkram! Ach du liebe Zeit. 'Des Herrn Athem bläſ't über die Creatur dahin, und ſiehe da, morgen iſt ihre Stätte nicht mehr zu finden'.“

„Eine ſchöne Welt, in der wir leben, Vater.“

„Alte, es iſt doch dieſelbe Welt, die unſer grundgütiger Erlöſer mit ſeinen feurigen Liebesarmen umſchließt. Das iſt mein Troſt. Ja, wenn wir aus ſeinen Armen hinausfielen! Wenn er uns nicht mehr hielte! Aber er hält uns. Da lache ich und bin guter Dinge.“

„Die Müller, die Müller!“ rief Suſanne. „Und zu ihr geht nun der kleine Violet?“

„Iſt ſchon bereits bei ihr. Geſtern iſt das Kind getauft worden, heute begraben wir den Papa, und morgen tanzt die Frau Mama bei ſeiner kurfürſtlichen Gnaden eine Menuet à la reine. Heida! Ich muß aber auf den Kirchhof, ſonſt tanzt der Herr Pfarrer mit mir. Halt mich nicht auf Weib."

„Ich halt Dich nicht auf. Was fällt Dir ein. Da, nimm die Handſchuh. Nur laß nicht wieder den Trauring in die Handſchuh fallen, Deine Finger werden ſo dürr."

„Denk an den Auferſtehungstag, Alte. Da werd' ich Dir entgegenkommen, mit Händen ſo voll und ſtark, wie damals, als der junge Knabe Lorenz nach der Jungfer Rieke freiete. Weißt Du noch, wie die Fiedler den Brautreigen aufſpielten? Wie Du in der Jungfrauen Mitte daherkamſt, eine Roſe Saron's. Es konnte nichts Vollendeteres geben. Und ich, in der Junggeſellen Mitte, kam dem lieblichen Schein meiner Morgenſonne immer näher, immer näher, bis ich endlich Deine Hand erfaßte, an meine Lippen zog. Die alten Männer lächelten, und mein Vater ſagte: Sieh, wie der Knabe roth wird!" —

„So war's, ſo war's, Alter! Ach, die Tage unſerer Jugend, wo ſind ſie hin!"

Er ſetzte die Perrücke vorſichtig auf, ſchlug das kleine ſchwarze Mäntelchen eng um die Schulter, ſchlüpfte in die Pelzſtiefel, nahm die Laterne zur Hand, denn in der Kirche war es noch dunkel, und trat gebückt zur niedrigen Hausthür hinaus. Scheltend auf den kalten Luftſtrom, der ſcharf eindrang, ſchloß Suſanne die Thür eilig, und ſah dann durch die kleine Oeffnung im Fenſtereiſe ihrem Manne nach, wie er, eine ſchwarze Linie gegen den hellen weißen Grund, den verſchneiten Kirchenpfad ſich hindurcharbeitete.

Sie trat in die Stube zurück und ſeufzte: „Ach die Tage unſerer Jugend, wo ſind ſie hin!“

In der Kirche war noch Niemand gegenwärtig. Es war darin öde und todtenſtill. Die Kanzel ragte, kaum erkennbar, in der Finſterniß empor, und es war dem Küſter, als er aufſchaute, als ſäße oben ein Geſpenſt, ein Teufelsbildniß, das einem Pfarrer nachäffte, und mit langen, haarigen Armen hinauspredigte zu einer unſichtbaren Gemeinde hin, die die Kirchſtühle füllte. Um die alten Bilder lag Reif und eine ſchwarze, froſtige Nacht ſaß auf den Grabſteinen. Es gingen Schatten in den Gängen, und verloren ſich hinter dem hohen Kirchenſtuhl des Probſtes, der zur Rechten des Altars ſtand. Hinter den Säulen, wo der alte verſinkende Grabſtein ſich befand, unter dem Einer ſchlummerte, den Niemand zu nennen wußte, der vor undenklichen Jahren hier einmal eingeſenkt werden war, als, Gott weiß, welch ein ungeheurer Krieg gerade in der Welt wüthete, aus dieſem unheimlichen Grabe war es dem Küſter, als ginge ein Weib mit einem Kinde hervor, und Mutter und Kind zitterten, zwei unglückliche, jammernde Schatten, und wollten vorwärts, und konnten nicht dem kleinen Chriſtbildchen vorüber, das an der Säule befeſtigt war.

„Die Erde iſt voll der Miſſethat ihrer Kinder! und Adam's Geſchlecht iſt von dem Herrn verworfen worden!“

Der Küſter ſaß noch am Eingang der Kirchthür, als er das kniſternde Geräuſch der Tritte im Schnee hörte, und das Geklingel der herankommenden Schlitten. Die Thür ward von dem Kirchendiener aufgeſtoßen, und herein in die dunkle Kirche rauſchte die Frau Commerzienräthin in einem feuerfarbenen Pelze. Ihre Geſellſchaftsdame brachte ein grünes Kränzlein mit, das dem Kinde auf das Grab gelegt werden ſollte. Die Frauen gingen hinaus, da es aber kalt über die Gräber pfiff, blieben ſie nicht lange; nachdem die erſten Schollen Erde geworfen waren, eilten ſie wieder in die Pelze des Schlittens zu kommen.

Das ganze Kirchenperſonal geleitete den vornehmen Beſuch; es regnete Trinkgelder.

Alle eilten fort, nur Lorenz mochte ſich's nicht verſagen an das Grab an der Mauer zu treten. Man hatte hier den Komödianten eingeſenkt ohne Klang und Sang. Das Kind des Reichen hatte alles empfangen, was die Kirche Tröſtliches und Verheißendes geben kann, der arme Mann hatte nichts empfangen.

Lorenz ſtand am Grabe und blickte zu den noch friſchen Schollen nieder. „O du Schalk!“ rief er vor ſich hin, „wie roth ſahſt du aus, wie glänzte die purpurne Lippe, wie ſchimmerten die weißen Zähne, wie friſch war dein Lachen, als ich dich in Würzburg ſah, vor drei Jahren, auf dem kleinen Theater in der Kneipe zum grünen Engel, dicht an dem alten Jeſuitercollegium. Du ſpielteſt einen König — einen verliebten König! Wie prächtig trugſt du deinen Purpurmantel, armer Schelm. Jetzt haben ſie dich in ein Stück Packleinen geſchlagen, und mit einem Strick haben ſie den Fetzen um deine Glieder befeſtigt.“

„Aber es iſt kalt! Ich gehe. Schlafe wohl, Armer!“ —

Und der Küſter ging in ſeine Wohnung zurück.

Der Kauf wurde in aller Geſchwindigkeit abgemacht. Im äußerſten Winkel des Ladens hing ein Prachtſtück, das Niemand hier ſuchte, das aber den ſcharfen Augen des Mädchens nicht entging. Es beſtand aus genueſiſchem Wollenſammet mit eingedruckten Blumen und einer grünen Blätterguirlande, die längs der Schenkel bis zur Hüfte hinauflief. Wahrlich, ſo lebhaft und ſchön, als hätten die Fabriken von Lyon dieſen Frühling hervorgezaubert. Der Jude zögerte nicht, das verſteckte Kleinod von ſeiner Schnur herabzureichen und es mit einem ſchelmiſchen Lächeln der kleinen Blondine zu übergeben. Er empfing den ausgemachten Preis. „Zu wenig!“ rief er, „viel zu wenig für das ſaubere Kleidchen, allein weil ihr es ſeid, Jungfer, ſo nehmt es hin. Ihr ſeht wohl, es gehört nicht in den Pöbel der übrigen Stücke, durch Hendel und Wandel iſt das bunte Dingelchen in meine Hände gekommen und mag einſt einem Pagen am Hofe ge-

Herr Lorenz war früher Kammerdiener bei der Reichsbaroneſſe Roth von Rodenſtein geweſen, ihr Almoſenvertheiler und ihr ſteter Begleiter auf den Reiſen, die die Dame als Kanoniſſin des reichsfreiweltlichen Frauenſtifts zu Gandersheim unternehmen mußte. Dazu gehörte ein reſpectables Anſehen, und Herr Lorenz beſaß ein ſolches. Er hatte bereits im Hauſe der Eltern der Stiftsdame gedient, deshalb die Vertraulichkeit zwiſchen der Herrin und dem treuergebenen, verſchwiegenen Diener. Auf ſeine alten Tage hatte er die Küſterſtelle erhalten, und durch den Einfluß ſeiner Gönnerin ſollte ihm bald ein noch behaglicheres Plätzchen gegeben werden.

Nathanael Franz Stephan Violet wuchs als Zögling der Frau Müller auf, die ein Häuschen und einen Garten, nahe bei dem Julius-Spital in Würzburg beſaß. Das Haus der Wittwe ſtand in dem Rufe, eine wohlthätige Verſorgungsanſtalt armer Waiſen zu ſein. Die Frau hatte ſich bei dem Domcapitel einzuſchmeicheln gewußt, und dieſes ſowohl als die Herren Paters des Jeſuitercollegiums und die Kloſterfrauen zum allerheiligſten Blute Chriſti waren ihre Beſchützer und Beſchützerinnen. Bei ſolcher Fürſprache konnte der Leumund nicht heran, der wohl hier und da auftauchte, und mit Fingern bald auf dieſen, bald auf jenen Eleven wies, und von einer Aehnlichkeit mit den ehrwürdigen Herren, den Capitularen und Stiftsmitgliedern, oder mit den frommen Damen, den Kanoniſſinnen und Kloſterfrauen munkelte. Der Angabe der Wittwe nach waren ihre Schützlinge Kinder armer, vertriebener Katholiken aus den Cantonen der Schweiz, und Frau Müller, indem ſie dieſe gefährdeten Seelen und Leiber in Obhut nahm, erwarb ſich eine Palme im Himmel, die beſtimmt war, ihr dereinſt Kühlung zuzufächeln, wenn ſie, eine würdige Streiterin Chriſti, unter den Mauern des himmliſchen Jeruſalems Platz nahm. Die Wittwe ging anſtändig einher; ein kleines Schleiertuch deckte ſtets die Stirn bis tief zu den Augen hinab, Kinn und Wangen waren ebenfalls verhüllt, ein faltiger Rock von grauem Tuch, ein Leibchen von ſchwarzer Serge bildete die Kleidung. Ihre Kleinen folgten ihr, wenn ſie in die Meſſe ging, paarweiſe, ſchwarz und grau, wie ihre Führerin gekleidet, gleich Mönchen und Nonnen in verkleinertem Maßſtabe, ernſthaft, feierlich, mit niedergeſchlagenen Blicken. Unmöglich war es, wenn das Auge auf dieſe kleine Schaar fiel, zu ahnen, daß hier die Sprößlinge leichtfertiger und allzuvergnügter Stunden einherwandelten. Die Eltern ſelbſt, wenn ſie einmal verſtohlen dieſem Zuge nachſahen, mußten lächeln, und das Herzklopfen der Erinnerung miſchte ſich mit einem Lächeln des Spottes auf den Lippen über das wunderliche Maskenſpiel auf dieſer Erde.

Die Väter des Collegiums gaben, wo dieſe Mühe die Zukunft zu vergelten verſprach, dieſem oder jenem Knaben einen Platz in ihren gelehrten Schulen. Auch bei den Prozeſſionen wurden ſie gebraucht, bei den Myſtères, und den halb weltlichen theatraliſchen Vorſtellungen, die die Väter veranſtalteten. Bei einer Gelegenheit dieſer Art wurde Violet, der ſein zwölftes Jahr eben zurückgelegt, die Rolle der heiligen Jungfrau übertragen. Er war ſo fein gebaut, ſo zierlich, ſein Geſichtchen war ſo bleich und lieblich, daß die Wahl dieſes Knaben gerechtfertigt erſchien; zudem, da die Jungfrau einige Strophen zu ſingen hatte, und in ganz Würzburg, ſelbſt die Hofkapelle des Fürſtbiſchofs nicht ausgenommen, kein wohllautenderer Sopran zu finden war, als er in die Kehle dieſes kleinen Sängers gelegt worden, ſo konnte auch in Betreff dieſes Umſtandes kein Geeigneterer gewählt werden. In einem weiten Gewande von rothem Atlas, mit einem Ueberwurf von dunkelviolettem Sammet, mit einer Krone auf dem Haupte, das lange blonde Haar feſſellos und die kleinen, zierlichen Hände gefalten, ſo lag der Knabe auf einem Kiſſen von weißer Seide, und empfing knieend die Begrüßung des Engels. Das Bild war gelungen und gefiel; alle Welt ſpendete Beifall. Von der Zeit an war die kleine Jungfrau Marie in Mode. Sie wurde bald in dieſen, bald in jenen Palaſt geführt, um die Geſellſchaft durch Geſang und Mimik zu unterhalten. Man vergaß zuletzt ganz, daß es ein Knabe war, der dieſe Rollen gab. Dies brachte die intelligente Frau Müller auf den Einfall, nach und nach das wahre Geſchlecht ihres Zöglings verſchwinden zu laſſen; ſie hatte dabei, der Himmel weiß, was für fernliegende dunkle Pläne für die Zukunft.

Um dieſe Zeit war die Kanoniſſin bemüht, Nachrichten über ihren Sprößling einzuziehen; der Grund hiervon war die plötzlich abnehmende Geſundheit der Dame, und die erwachenden Gewiſſensſcrupel, als es nun mit ihr zu Ende ging. Frau Müller kannte das. Dieſe Augenblicke, wo die Abfaſſung oder Aenderung eines Teſtamentes in Ausſicht ſtand, mußten benutzt werden. Kaum hatte alſo die Stiftsdame Neigung gezeigt, den Knaben zu ſehen, ſo war auch ſchon die Wittwe auf dem Wege zu ihr. Sie kam zu ſpät. Die Baroneſſe war bereits todt, als das Kind anlangte. Die Wittwe mußte raſch heimkehren, um jedes verläumderiſche Gerede zu vermeiden, der kleine Violet blieb bei Vater Lorenz zurück. Am Tage der Beerdigung der Mutter nahm der Küſter den Knaben, und ging mit ihm in einiger Entfernung dem Leichenzuge nach. Vorher führte er ihn in die Kapelle des Stifts, wo der Sarg aufgeſtellt ſtand, von hohen Kandelabern umgeben, und auf ihm der jungfräuliche Mirthenkranz liegend. Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, trugen ſechs Reichsgräfinnen das Bahrtuch, die Aebtiſſin ſelbſt, von zwei Kanoniſſinnen geführt, und eine geweihte Kerze in der Hand, ging voran. Es erforderte das Ritual, daß ſie die ihrem Schutze Befohlene bis in das Aſyl führte, wohin keine Verſuchung der Erde mehr hinzudringen vermochte. Als die Frauen vor dem Grabgewölbe anlangten, fragte eine Stimme von innen: „Wen bringt ihr?“ „Wir bringen Annen Eliſabeth Dorotheen, Reichsfreiin Roth von Rodenſtein,“ erwiederte die Aebtiſſin. „Oeffnet, denn ſie will zur Ruhe eingehen!“ — Jetzt wichen unter dumpfem Geräuſch die roſtigen Thorflügel und drinnen ſah man die erleuchtete Gruft, und ein Geſang des Chors begann den Todtenpſalm. Während der Sarg in die Tiefe verſank, wurden die Wappenſchilde der

Verblichenen an die Wand der Kapelle geheftet. Der Ordensgeiſtliche des nächſten Kloſters, ein Greis, ſchon lange unbekannt mit der Welt und ihrem Lauf, ſprach das Gebet und fügte die Worte bei: 'Siehe, wie lieblich iſt's, wenn ein reines Jungfräulein eingeht zu ihres Herrn Freude! Ihre Ruhe iſt köſtlich, ihr Schlummer iſt ſüße Erquickung. Sei mir gegrüßt, Geſegnete in deinem himmliſchen Brautſtaat, mit deinem keuſchen Mirthenkränzlein! Wenn du anklopfeſt an die Pforte der Gottesſtadt, ſo werden dir entgegenkommen die Jungfrauen Zions, und ſie werden dich begrüßen mit dem Kuß der Schweſterliebe'! — Die Nonnen waren ſämmtlich verſchleiert, man konnte alſo nicht bemerken, welchen Eindruck dieſe Rede auf ſie machte.

Als alles vorüber war, ſtand Lorenz mit dem Knaben an jenem Grab an der Kirchhofmauer, das wir kennen. „Bete hier ein Vaterunſer!“ ſagte er zum Sohne. — „Und wer ruht denn hier?“ — „Werd' es Dir ſchon einſt ſagen!“ — Und der Knabe betete gehorſam das Vaterunſer; in den hohen Blumen und Stauden des Grabes lag er feſt verſunken, nur die Hände und das Antlitz hielt er hoch erhoben.

Wir betrachten das alte reichsfreiweltliche Stift

Gandersheim etwas genauer. Schon längſt waren die rein klöſterlichen Einrichtungen gewichen. Die Stiftsdamen lebten frei, faſt wie Frauen in der großen Welt. Nur einzelne Tage waren feſtgeſetzt, wo die alte feudaliſtiſche Kloſterwelt, gleichſam auf ein paar Stunden, wieder erwachte und den jungen Damen einestheils Grauſen, anderntheils Spott einflößte. Da ſah man dann wieder Schleier und Kapuzen, da hörte man wieder Hora's und Vigilien, da verſchwand plötzlich das Heer junger Herren aus den Corridoren und Kreuzgängen, und wieder einmal ſchlichen und rauſchten die ſchleppenden Gewänder verhüllter Nonnen in den bleichen Streiflichtern des Mondes daher. Dieſe Tage dienten dazu, das frivole Leben, das das ganze übrige Jahr herrſchte, mit einem beſondern Schimmer zu umgeben; auch war die jetzt herrſchende Aebtiſſin dieſen einzelnen, dunkeln Tagen ganz beſonders hold. Es konnte nicht leicht ein ſeltſameres und dabei verführeriſches weibliches Weſen gefunden werden als dieſe Aebtiſſin. Noch jung und aus dem fürſtlichen Geſchlechte entſproſſen, welches das Scepter des Landes führte, hatte ſie es vorgezogen, ſtatt am Hofe zu glänzen, wo Alles ihr huldigte, in dem abgelegenen Gandersheim eine launenvolle Exiſtenz zu führen. Sie hielt hier einen Hof für ſich. In ihren Gemächern, in denen faſt die ganze Nacht hindurch der Glanz der Kerzen nie erſtarb, fanden die Künſte, die Galanterie und der feine Lebensgenuß ihre Repräſentanten. Das alte Münſter, das lebensfrohe Aachen, die Bäder von Spaa, das ſtolze Brüſſel — ſendeten den Schwarm der vornehmen Zugvögel in die dunkeln Mauern Gandersheims. Kokette Frauen, berüchtigte Liebesritter, Philoſophen der großen Welt, Heroen der Diplomatie — ſie kamen und gingen. Dann gab es aber wieder Wochen, ja Monate, wo die Fürſtin-Aebtiſſin Niemand ſah als die Nonne Clara, die aus dem nahen Kloſter der grauen Schweſtern herüberkam. Mit dieſem jungen Mädchen, das faſt noch ein Kind war, aber eine blendende Schönheit, ſchwärmte die Weltfrau und ſpielte mit ihr wie ein leidenſchaftlich Liebender mit ſeiner Geliebten. Die chronique scandaleuse des Kloſters ſetzte dieſe Neigung der Prinzeſſin, mit ihrer Kälte und ihrem Widerſtreben die Gefühle irgend eines ihrer vielen Anbeter zu erwidern, zu einem gehäſſigen Anklagepunkt zuſammen. Aber brauchte man dieſer Auslegung Glauben zu ſchenken? Konnte es nicht das Gefallen an dem kindlichen Sinne, dem reinen Ausdruck der Freude des Naturkindes ſein, das die

Aebtiſſin empfand, wenn ſie mit ihrer kleinen Nonne am Arme die Säle des Refectoriums durchwandelte, und ihr die Gemälde von Rubens erklärte, die hier die Wände ſchmückten, oder ihr die Götter und Göttinnen von Gyps deutete, die am Plafond des kleinen Muſikſaals angebracht waren und dort dem Geſange der heiligen Cäcilie lauſchten, durch welche Allegorie die Beſingung der heidniſchen Griechenwelt von dem chriſtlichen Mittelalter angedeutet wurde. Oder war es etwa nicht das Bedürfniß, ein rein empfindendes Gemüth endlich einmal unter den Larven der großen Welt zu finden, was die ſchöne Frau trieb, Abends bei der traulichen einſamen Lampe, ihr Haupt in den Schooß der jungen Nonne zu legen, und mit ihren weichen, kleinen Händen zu ſpielen. Auch der Stimme des Mädchens, dieſer wenig entwickelten, aber die ganze heiße Fülle der Jugend auf ihren Fittichen tragenden Stimme, lauſchte die viel ältere Freundin, und wenn dann der Strom der Empfindung den jungen Buſen ſchwellte, dann ſtürzte die Weltdame, die alle Reizungen der Künſte und der Geſellſchaft kalt ließen, an den Hals des Kindes und raubte dem Munde der Kleinen Küſſe auf Küſſe.

Die Nonnen ſagten dann: Man darf die Aebtiſſin nicht ſtören, ſie hat wieder ihr Liebchen bei ſich. Wenn ſie genug in der Einſamkeit mit ihrem kleinen Liebchen geſchwärmt hatte, und die ſchöne Nonne Clara wieder in ihr Kloſter zurückkehren mußte, öffnete die Prinzeſſin wieder die Thüren ihres Salons, und ließ alle draußen wartenden Muſiker, ſchönen Geiſter, eleganten Herren und gefallſüchtigen Frauen ein. Dann legte ſie Brillanten an, warf Hermelin über ihre Schulter, trug Federn und Blumen, dann ſang ſie und ſpielte, und nur ſpät am Morgen, wenn alle Gäſte fort waren, öffnete ſie ein Schränkchen und nahm ein kleines, graues Tüchelchen hervor, wie es die Nonnen tragen, und das ihre geliebte Kleine zuletzt um den Hals geſchlungen hatte, und dieſes Tüchelchen bedeckte ſie mit Küſſen.

Dieſe ſonderbare Frau nahm ſich auch flüchtig des kleinen Violet's an. Er war ihr anfangs in Weiberkleidern zugeführt worden, und ſie hatte gerufen: „O dieſer Engel iſt allerliebſt! Ich werde für ihn ſorgen! Das hübſche Kind ſoll nicht von meiner Seite weichen.“ Lorenz, den günſtigen Erfolg des Betrugs bemerkend, hatte nicht gewagt das wahre Geſchlecht des Kindes anzugeben. So wuchs denn, unter lauter Frauen ſelbſt für ein Mädchen geltend, der Knabe auf. Er war nahe ſeinem vierzehnten hört haben, der, weil er Geld bedurfte, den Schatz verſchleudert hat. So thut's das junge Blut."

Magelone packte ihren Kauf ein und bemerkte nicht, daß das alte freigebige Kind Iſraels noch ein geringeres Stück derſelben Art dazufügte. „Möchten die Fäden ſo lange halten," murmelte er dabei für ſich, „als mein Segen halten wird, den ich dem lieben Kinde auf den Weg gebe. Beim Gotte Abrahams und Iſaaks, noch nie ſah ich ſo hübſche Augen!" —

In ihr Stübchen eingeſchloſſen ging jetzt Magelone daran, zum zweiten Male, und diesmal, wie ſie hoffte, mit beſſerm Erfolge ihre Toilette zu machen. Sie hatte die Thüre ſorgſam verriegelt und ſaß auf dem Rande ihres Bettes, das eingekaufte Prachtſtück in der Hand. Es gegen das Licht wendend, erfreute ſie ſich, ehe ſie es anzog, das Muſter der Blumen, die dem Stoffe eingepreßt waren, zu bewundern. Abwech-

Jahre, als die Veränderung, die mit ſeiner Stimme vorging, ihm bemerkbar machte, daß ein längeres Spiel der Art gefährlich für ſeine Perſon und Sicherheit werden könne. Er befand ſich in ununterbrochener Correſpondenz mit der Wittwe Müller, und dieſe und ihre Freunde ſuchten jetzt raſch ſeine nächſte Zukunft zu ordnen. Der alte Lorenz war unterdeſſen geſtorben.

Violet ſollte einen Beförderer und Beſchützer finden, wo er einen ſolchen wahrlich nicht geſucht. Als einer der eifrigſten Verehrer der Aebtiſſin erſchien ein Graf von Mons öfters im Stift. Um die vornehme, junge Männerwelt der damaligen Zeit zu charakteriſiren, müſſen wir über dieſen Grafen einige Worte verlieren. Ein großes Vermögen, eine unabhängige Stellung, und ein Hang zu Abenteuern hatten aus dieſem Sprößling eines alten Hauſes frühzeitig einen Spieler, romantiſchen Umherzieher und eitlen Frauenverführer gemacht. Die gewöhnlichen Triumphe hatte er bald ſatt. In Paris hatte er ſeine Schule gemacht, in Brüſſel und Spaa ſie vollendet. Ein Schwarm der verderbteſten Wollüſtlinge ſchaarte ſich um ihn, und auf ſeiner alten Familienveſte zu Mons feierte er phantaſtiſche Orgien, die in der ganzen Gegend berüchtigt waren. Es waren Feſte mit irgend einem myſtiſchen Mittelpunkt. So war denn auch von hier aus die Gründung eines Ordens ausgegangen, deſſen geheime Statuten der Schrecken aller Ehemänner, Oheime und Väter von Liſſabon bis Petersburg waren. Die Mitglieder des Ordens nannten ſich „Ritter von der entblätterten Roſe,“ und das Ordenszeichen war eine weiße Roſe von Email, die nur wenige und dieſe auch loſe, Blätter zählte. Die Aufgabe und das Lebensziel dieſer Ritter war, den Frauen auf alle nur erdenkliche Weiſe nachzuſtellen, und zwar, um in den Orden aufgenommen zu werden, mußte der Neophit die Entblätterung einer noch unberührten Roſe nachweiſen können. Alte Frauenverehrer ließen ſich in den Orden aufnehmen, und trugen die kleine entblätterte Emailroſe mit dem größten Stolz, und ſetzten ſie über die blitzenden Ordensſterne und ſchimmernden Kreuze, mit denen ihre Bruſt bedeckt war. Wo ein unglücklicher Vater oder ein armer Oheim dieſes ominöſe Zeichen ſah, bebte er davor zurück wie vor dem Anblick einer Natter. Alle Roſen des Frühlings konnten mit ihrem Zauber das Gift dieſer einzigen kleinen Roſe nicht niederſchlagen. Die Ritter ſelbſt ſchloſſen nie eine Ehe, aber ſie trennten Ehen. Es waren Corſaren, die offen ihre Freibeuter-Fahne aufgeſteckt trugen.

Erzürnt über den hartnäckigen Widerſtand, den die Prinzeſſin ihn fühlen ließ, wandte der Graf von Mons ſeine Blicke auf die Umgebung der ſchönen Frau, um hier den Grund dieſer Zurückſetzung zu erkunden. Er fand keinen begünſtigten Nebenbuhler, ſo eifrig er auch forſchte, die Aebtiſſin hielt ſich zu allen Männern in ganz gleicher kühler Abgeſchloſſenheit, da kam ihm das Gerücht zu Ohren von dem Verhältniß zu der Nonne, und ſogleich beſchloß er, ſich an ſeiner ſtolzen Schönen zu rächen. Er ſtellte jetzt der Nonne nach, und zwar wußte er dies ſo geſchickt zu betreiben, daß die Aebtiſſin lange Zeit nichts davon merkte. Als ſie es aber erfuhr, kannte ihre Leidenſchaftlichkeit keine Grenzen, und der Haß, mit dem ſie den Grafen verfolgte, zeigte völlig die Stärke und Natur der heftigſten Eiferſucht. Der Graf triumphirte und ſetzte ſeine Verfolgungen fort. Da die junge Nonne jetzt auf das eifrigſte bewacht wurde, ſo koſtete es Mühe, ſich mit ihr in Verkehr zu erhalten, allein die Ehre eines Ritters der entblätterten Roſe hing daran, daß dieſer Sieg nicht zweifelhaft blieb. Die Aebtiſſin und der Graf überboten ſich in der Hartnäckigkeit des Kampfes, die

Aebtiſſin hielt die Beute feſt, der Graf ſuchte ſie ihr zu entreißen. Die junge Nonne war noch ſo unſchuldig, daß ſie gar nicht recht wußte, was um ſie her geſchah, ſie empfing die Vorwürfe und Warnungen ihrer Freundin mit eben dem unbewußten und ſchwachen Antheil, wie ſie die Liebeserklärungen des Grafen annahm. Ohne Zweifel hätte ſie ſich jedoch zu dem Letztern geneigt, wenn der Kampf noch länger gedauert hätte, allein er fand bald durch einen verunglückten Gewaltſtreich, den der Graf aus Ungeduld, da die Sache ihm zu lange dauerte, unternahm, ein Ende.

Es war alles zur Entführung wohl angelegt, aber die Wachſamkeit der Aebtiſſin vereitelte die Ausführung. Der Graf hatte die Nonne ſchon im Arm und befand ſich mit ihr ſchon auf der Flucht als man ihm den Rückzug abſchnitt. Hier war es, wo Violet, und zwar noch in ſeinen Frauenkleidern, in dieſer Intrigue eine Rolle übernahm, und ſich dem Grafen bemerkbar machte. Violet brachte eine Leiter herbei, und mit Hülfe dieſer entrann der Entführer, doch mußte er das ohnmächtige Mädchen zurücklaſſen. Statt ihrer erblickte er nun Violet an ſeiner Seite. Er dankte ihm und wollte eine Hand voll Gold ihm hinwerfen, als er die Schönheit des jungen Weſens bemerkte und theilnehmend näher trat. Es entſpann ſich auf der Landſtraße, wo der Graf auf ſeinen Wagen und Diener wartete, ein Geſpräch: „Wer biſt Du Kleine?“

„Gnädiger Herr, was thut mein Name zur Sache? Es iſt mir gelungen, Ihnen einen Dienſt zu erweiſen, das iſt für mich und für Sie genug.“

„Für mich nicht; ich will wiſſen, wer Du biſt.“

„Ich gehöre zum Perſonal der Dienerſchaft des Stifts; doch ich getraue mich nicht dahin zurückzukehren, da ohne Zweifel Ihre Hoheit, die Prinzeſſin-Aebtiſſin von dem Antheil in Kenntniß geſetzt iſt, den ich bei Bewerkſtelligung Ihrer Flucht, mein Herr, genommen habe.“

„Deshalb ſollſt Du zu mir kommen, mein Kind. Wie heißt Du?“

„Franz Stephan Violet.“

„Wie, iſt das ein Mädchenname?“

„Ich bin kein Mädchen. Verhältniſſe und Zufall haben mich hier bis jetzt in dieſer Geſtalt erſcheinen laſſen. Allein ſchon längſt ſehnte ich mich, mit guter Art meine Maske abzuſtreifen.“

„Das klingt ſehr ſonderbar. Nimm Dich in Acht, daß Du kein Spiel mit mir treibſt. Jetzt folge mir auf mein Schloß.“ Violet wurde jetzt von den Fackeln der herbeigekommenen Diener beleuchtet und der Graf betrachtete ihn kopfſchüttelnd. Die feine, mädchenhafte Geſtalt wollte ihm zu den eben gehörten Bekenntniſſen nicht paſſen. „Jacques!“ rief er einem alten Diener zu, „nimm dies Mädchen zu Dir auf den Sattel und ſieh zu, daß ihr kein Leid geſchieht.“

Der Zug brach jetzt auf und entfernte ſich ziemlich raſch, denn man konnte annehmen, daß ein bewaffneter Haufe folgte. In einem Grenzdorfe angelangt, geſtatteten ſich Herr und Diener einige Ruhe, dann ging es weiter bis zu einem Meierhofe, von wo der Graf ſich zu Fuß in ſein Schloß begab. Er war über die vereitelte Unternehmung verdrüßlich, nicht weil er die Nonne geliebt, ſie war ihm im Gegentheil ſehr gleichgültig, ſondern weil es ihm nicht gelungen war der Aebtiſſin einen Streich zu ſpielen. Um ſich zu zerſtreuen, mußte jetzt Violet und ſeine Geſchichte dienen. Der junge Menſch war ſo aufrichtig und theilte ſich ſo offen und unbefangen mit, daß der Graf das lebhafteſte Intereſſe für ſeinen Findling faßte. Er ſah in ihm überdies ſeinen Retter aus einer nicht geringen Gefahr, es war alſo Pflicht der Dankbarkeit zugleich, das ſich hier mit dem erwachenden Intereſſe zu Gunſten des Jünglings verband. Vor allen Dingen mußte er ſeine Frauenkleider ablegen, „denn,“ ſagte der Graf, „wir ſind hier nicht im Kloſter, wo Dir dergleichen von Nutzen ſein kann.“

Violet gehorchte, allein es dauerte nicht drei Wochen, und er befand ſich wieder im Mieder und in dem faltigen Rocke. Der Grund hiervon war folgender. Es nahte die Zeit eines der Feſttage der Ordensverbrüderung und zu dieſem Behuf fanden ſich viele Gäſte im Schloſſe ein. Es waren Lebemänner, tolle Wüſtlinge, geiſtreiche und kecke Abenteurer von Nah und Fern. Das Capitel war bald beiſammen und man ging an die Aufnahme neuer Ritter. Welche Thorheiten beging man! Violet ſtaunte, er hatte das Leben bis jetzt wenig gekannt, er ſah es gegenwärtig von der wildeſten Seite. Aber da die Knabennatur in ihm erwacht war, da er ſich ſelbſt jung und wild fühlte, ſo behagte ihm das ganz wohl, und er half treulich mit, wo man ihm eine Rolle übertrug. Unter den Ankömmlingen, die in dem Orden aufgenommen ſein wollten, befand ſich auch ein alter reicher Kanonikus, den die Anderen zum Beſten hatten. Man glaubte ſeinen Verſicherungen nicht, daß er die Bedingung erfüllt habe, die zur Aufnahme in den Orden unerläßlich war, und in der That, betrachtete man die eingeſchrumpfte Geſtalt, die längſt entflohene Kraft und Jugend dieſes Thoren, ſo erſchienen Einem ſeine Schwüre und Verſicherungen ſehr eitel. Es wurde beſchloſſen, er ſollte die Probe hier im Schloſſe ſelbſt beſtehen und Violet wurde beauftragt, die Angriffe dieſes alten Faun bis zu einem gewiſſen Punkt auszuhalten, wo die Entdeckung den Verſammelten, die ſich dann zur rechten Zeit einfinden wollten, großen Scherz bereiten ſollte. Violet ſpielte ſeine Aufgabe vortrefflich. Er gab das abwechſelnd zurückweichende, und dann wieder anlockende, jetzt ſchalkhaft kokette, dann ſchüchterne Mädchen ſo meiſterhaft, daß auch ein nicht ſo kurzſichtiger und lächerliche Verehrer in die Falle gegangen wäre. Man kann ſich denken, mit welchem Hohn und mit welchem rauſchenden Beifall der Alte ſeine Candidatur verlor in dem Moment, wo er mit großer Sicherheit wähnte, ſie mit dem Siege zu krönen.

Dies ſind Scenen aus Violet's Jugend; ſeine männlichen Jahre waren zwar auch mit Abenteuern gefüllt, allein ſie glichen mehr oder weniger den Wechſelfällen, wie das Glück ſie die herumtreibenden Genie's erleben läßt. Der Graf brachte ihn nach Wien, und dieſe Stadt, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Scepter einer Königin, die die Tugend beſchützte, und die Frivolität verfolgte, hätte eben keinen günſtigen Boden für ein Talent dieſer Art abgeben können, wenn nicht Violet's Geſchicklichkeit und Fügſamkeit das Gewicht in die Wagſchaale zu ſeinen Gunſten gelegt. Er fand Gönner und Gönnerinnen in großer Anzahl. In den Frauenrock kehrte er nicht wieder zurück, allein er ſchlüpfte abwechſelnd in den Chorrock eines Prieſters, in die Robe eines Advocaten, in den Rock eines Jeſuiten, in die bunte Jacke eines Schauſpielers. Er war alles in allem, und immer das, was ihm gerade Nutzen und Genuß brachte. Selten wurde er auf ſeinen Wegen ertappt, und geſchah es, ſo waren ſeine Freunde bei der Hand, um ihn aus der Schlinge zu ziehen. Ein eigentlicher Betrüger war er nie, auch verübte er nie eine ſchändliche Thorheit, oder ein offenkundiges Laſter, aber er liebäugelte mit allen dieſen Menſchlichkeiten, aber immer nur bis zu der Grenze hin, wo die ernſthafte Gerechtigkeit, die nie und nimmer mit ſich ſcherzen läßt, ihre Opfer zu erfaſſen pflegt. Man ſieht, ein achtbarer Charakter war der arme Violet nicht, aber er war auch kein Gauner, kein Spitzbube. Er ging mit jener ungeheuren Anzahl mit im Zuge, die kein Gewiſſen und keinen Gott haben, die ſich an die reichbeſetzte Tafel der Freuden dieſer Erde ſetzen und willig und ohne Murren ſich davonſchleichen, wenn die Peitſche des Wächters ſie forttreibt.

Im ſechzigſten Jahre heirathete Franz Stephan Violet, und zwar ein ganz junges unſchuldiges Mädchen, eine ächte Perle ihres Geſchlechts. So wollte es das Geſchick, damit wenigſtens die Großmutter unſeres Helden Reinheit und Tugend in ſein Geſchlecht bringe.

ſelnd waren es Roſen und Vergißmeinnicht; wahrlich, ein ſo zartes und ſentimentales Beinkleid, wie nur irgend eines aus der Werkſtatt eines Schneiders hervorgegangen war. Dabei ſchien es noch völlig neu und ohne die mindeſte Spur des Gebrauches. Magelone hob eben ihr rechtes Bein, um es hineinzuverſenken, als plötzlich — ſie war halbtodt vor Schrecken — eine feine vernehmliche Stimme aus der Hoſe heraus ſeufzte: „Grauſamer Merlin, alſo bis zu dieſem Punkte treibſt du deine ſchändliche Rache? Ruchloſeſter aller Magier, war es dir nicht genug, mich ſo tief zu demüthigen, mußteſt du damit enden, meiner Ehre den Todesſtreich zu verſetzen!“

Magelone war mit einem Sprung heraus, indem ſie die Urſache ihres Schreckens weithin in eine Ecke des Zimmers ſchleuderte. Ihr Herz hämmerte in der Bruſt, der Athem drohte ihr zu vergehen. Zuſammengekrümmt auf dem Bette ſah ſie mit ſcheuen Blicken in die Ecke, immer

Geſchichte meines Vaters.

Franz Xaver Violet war weder an Schönheit, noch an Geſchicklichkeit und Gaben ſeinem Vater gleich. In der Caſerne des Kaiſerregiments erzogen, lernte er ſehr gut reiten, und ſeine Kühnheit und ernſte Entſchloſſenheit wurden gerühmt. Er war ſchweigſam und finſter, aber ſeine Cameraden hatten an ihm einen treuen Genoſſen, der die Partei, zu der er ſich einmal geſellt hatte, nicht zu verlaſſen pflegte. Er war ſehr früh entwickelt; kaum neunzehn Jahr alt, zeigte er ſchon eine feſte, kräftige Geſtalt, der es nicht ganz an Anmuth fehlte. Um jeden Preis der Welt hätte man ihn nicht dazu bringen können, in Frauenkleider ſich zu ſtecken; er verachtete jede Vermummung, und ſein Stolz war, daß er ſein Antlitz überall offen zeigen konnte. Dieſes Antlitz war nicht ſchön. Von dem mädchenhaften Liebreiz, den der Vater in ſeiner Jugend gezeigt, war bei ihm keine

Spur. Früh mit Bart bewachſen, war ſein braunes Geſicht, von Pockennarben verletzt, kein paſſender Schauplatz für ein bewegliches Mienenſpiel, aber wer dieſe Gattung Geſichter liebte, der fand auch hier, was ihm wohlbehagte, das glänzend ſchwarze, obwohl ſchlichte Haar, die nicht großen, aber in ihrem entſchieden männlichen Ausdruck bedeutſamen Augen, den Mund, der nie lachte, aber der, wenn er ſprach, die ſchönſten und vollendetſten Zähne zeigte.

Da Violet die Bekanntſchaft mit den Frauen der Caſerne verſchmähte, und die Annäherung an Frauen beſſerer Art ihm unmöglich dünkte, ſo lange er die ſchlichte Huſarenjacke trug, ſo erreichte er in der That ſein neunzehntes Jahr ohne die Erfahrungen gemacht zu haben, die ſein Vater ſchon in ſeinem ſiebenten machte. Sein Pferd war ihm das Liebſte auf der Welt; es war ein hübſcher Rappe, er hatte ihn von ſeinen Erſparniſſen gekauft, und die Zeit, wo er nicht im Dienſte beſchäftigt war, brachte er im Stalle bei ſeinem Liebling zu, deſſen Launen und Eigenheiten er ſtudirte, den er verzog und verhätſchelte, wie man einen Liebling nur verhätſcheln kann. Der junge Huſar und ſein Pferd waren ein und daſſelbe Geſchöpf — ſie waren unzertrennlich.

Die Dienſtjahre waren abgethan und Franz Xaver wurde frei. Wohin ſollte er ſich wenden? Sein väterliches Haus behagte ihm nicht. Die noch junge Mutter hatte nach dem Tode des greiſenhaften Mannes wieder geheirathet, und die einſt liebe Stätte war jetzt dem Sohne fremd und unbehaglich. Auch hatte die Mutter ſich von Wien weggewandt, und in dem kleinen Orte, wo ſie jetzt lebte, konnte für den jungen Mann keine Erwerbsquelle ſich öffnen. Er blieb in Wien und nahm Dienſte bei einem Stallmeiſter, deſſen Gehülfe er wurde. Hier nahmen die jungen Herren von Stande Unterricht, beſonders wurde die Reitſchule von den jungen Militairs der ungariſchen Leibgarde beſucht. Franz that ſeine Pflicht, allein der Stallmeiſter that die ſeinige nicht. Allzu leidenſchaftlicher Liebhaber der Flaſche kam er trunken in die Manege, und mißhandelte die Pferde, ein Verbrechen in Franzens Augen. Man konnte gegen Menſchen ungerecht und roh ſein, gegen das edelſte Thier der Schöpfung mußte man höflich, wohlwollend und ſtets nachſichtig ſein. Bei einer Gelegenheit dieſer Art kam es zwiſchen dem Herrn und dem Gehülfen zum Streit. Es war auch noch ein anderer Grund zum Zerwürfniß da, Franz ritt vortrefflich, und bei einigen Aufzügen und Paraden hatte er die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich gezogen, wodurch der neidiſche Stallmeiſter nicht wenig gereizt und mißgeſtimmt wurde. Einſt wurde in der Reitſchule ein Manöver ausgeführt, bei dem die Prinzen des kaiſerlichen Hauſes gegenwärtig waren und zugleich ein junger Ungar, der tollkühnſte und geſchickteſte Reiter, den Wien kannte. Der Stallmeiſter, in ſeiner Eitelkeit, übernahm eine ſchwierige Partie, ſeine Evolutionen mißglückten, ſeine Künſte ſchlugen in ein lächerliches Poſſenſpiel über, er machte ſich zum Gelächter der Manege. Die Reputation der Anſtalt war verloren, wenn Franz nicht dageweſen wäre, der ſie wieder rettete. Auf ſeinem Lieblingsthiere, feſt im Sattel ſitzend wie eine Statue von Erz, löſ'te er ſeine Aufgabe, und ein donnernder Beifall lohnte den jungen Centaur. Gleich nach ihm ritt der ungariſche Magnat in die Schranken, er übertraf ſeinen Vorgänger an Grazie, an dem kecken, vornehmen Sichgehenlaſſen, aber nicht an Kühnheit und nicht an ſchulgerechtem Reiten. Als das Feſtſpiel beendet war, kam der Graf auf Violet zu und ſagte in ſeinem gebrochenen Deutſch: „Haſt gut geritten, Camerad! Willſt Du bei mir eine Stell' als Stallmeiſter annehmen?"

Franz nahm dieſe Stelle an. Der Graf war reich; er hatte einen Stall voll prächtiger Racepferde, zu welchen faſt jedes in der Pferdecultur berühmte Land beigeſteuert. Die Nachbarſchaft beſtand faſt ſämmtlich aus guten Reitern, wer hier an ſeinem Platze ſein wollte, mußte tüchtig in ſeiner Kunſt ſein, und Franz Xaver war tüchtig. Ein Leben wie er ſich's nur gewünſcht hatte, ging jetzt für ihn an. Er fand hier das flache Land, er fand hier die weithin ſich ſtreckende Haide, auf der ein wilder Ritt zu machen war, bei dem des Pferdes und des Reiters Kraft ſich gegenſeitig unterſtützten und anfeuerten. Dabei übte die Natur dieſer einſamen Gegenden auf den Charakter und die Stimmung des jungen Mannes einen eigenthümlichen Einfluß. Man kann nicht ſagen, daß er ſein ihm angeborenes Schweigen brach, er wurde nicht geſprächiger und mittheilſamer, aber ſein Auge glühte tiefer, ſeine kräftige und wilde Haltung nahm die Poeſie der Haide an, und erhielt etwas von der träumeriſchen und trotzigen Grazie des Zigeuners. Er ließ ſein Haar in Locken wehen, er öffnete ſeine breite, eiſerne und behaarte Bruſt dem nächtlichen Windſturme, der über die Gräſer und Halme dahinſtrich, wenn der Mond, an der unbeſchränkten Himmelskuppel leuchtend, die weite Fläche umher mit einem Nebelgefunkel von Silber und

Milchweiß überdeckte. Der einſame Halt des Reiters war ebenfalls voll Reize. Er ſtieg ab, überdeckte mit ſeinem Mantel das treue Thier und legte ſich zu deſſen Füßen nieder in das hohe Farrenkraut, und ſein Ohr lauſchte den Klängen und Schallen der Naturlaute, und dieſes Geſpräch der Nacht mit der Haide hatte für den unverdorbenen Sohn der Natur die geheimnißvolle Bedeutſamkeit, die der Wilde in dem Rauſchen ſeiner Urwälder, in dem Wellenſchlag ſeiner Rieſenſtröme findet. Nur ſelten ließ er ſich überreden, in eine der einſam verſtreuten Haideſchenken zu treten, um der Fiedel des Zigeuners zu lauſchen, der zum Tanz der jungen Burſchen und Dirnen aufſpielte. Man ſah den jungen, herrſchaftlichen Stallmeiſter ſelten bei dieſen Gelagen.

Zwei Jahre waren im Dienſt des Grafen vergangen, als Franz bewogen wurde, eine andere Stellung anzunehmen, und zwar wurde hier auf dem neuen Platze, auf den er ſich verſetzt ſah, ſein Lebensgeſchick entſchieden. Der Magnat hatte eine Schweſter, die an einen reichen polniſchen Fürſten vermählt war. An das Hoflager dieſes Herrn, denn er hielt ein eigenes kleines Hoflager, erhielt Franz die Aufforderung als Stallmeiſter zu kommen. Dies war unſtreitig eine Verbeſſerung, was ſeine äußeren Verhältniſſe betraf, und der Graf ſelbſt überredete den jungen Mann, der ſich ſchwer von der liebgewordenen Umgebung trennte, die Stelle anzunehmen. Als er kam, nahm man ihn freundlich auf.

Der Dienſt hatte aber ſeine Schwierigkeiten. Der neue Stallmeiſter fand ein völlig verwildertes Perſonal vor, und das Inſtitut ſelbſt, dem er vorſtehen ſollte, war halb zu Grunde gerichtet. Die beſſeren Pferde waren betrügeriſch verſchleudert worden, die ſchlechten waren geblieben, und zehrten das Doppelte der Koſten auf, die die Erhaltung eines vollkommen guten Stalles gefordert hätte. Der Fürſt ſelbſt ritt ſelten, er war frühzeitig zu einer maſſenhaften Körperbildung gelangt, die ihm das Beſteigen eines Pferdes zu einer peinvollen Anſtrengung machte, die Nachbarſchaft der jungen Gutsbeſitzer zog es vor, ihre Vergnügungen in der nahen Hauptſtadt zu ſuchen, wo Karten, Frauen und Schauſpiele zu finden waren. Es war hier nicht, wie in jenen poetiſchen einſamen Gegenden, die Franz eben verlaſſen hatte, wo das edle Thier der Genoſſe und Begleiter des Menſchen wird, mit ihm leidet, und mit ihm Ruhe und Genuß theilt. Der Pole iſt ein eleganter Reiter, er beachtet auch wohl ſein Pferd, allein nur ſo weit, als es die Zwecke der Eitelkeit und des Nutzens des Reiters erfüllt, der Ungar giebt ſeinem Thiere oft freiwillig vor ſich ſelbſt den Vorrang, er entbehrt und entſagt, um ſeinem Thiere einen Genuß oder eine Erholung zu verſchaffen. Dafür glaubt er ſich aber auch berechtigt in den Zeiten der Gefahr oder in Momenten, wo große Kraftäußerung und Geſchicklichkeit ſich zeigen ſoll, das Doppelte und Dreifache von ſeinem Schützlinge und Lieblinge zu verlangen, und das dankbare Pferd, nicht vergeſſend wie es behandelt worden, leiſtet auch in der That das Ungewöhnliche und Ueberraſchende.

Franz reorganiſirte ſein Territorium. Er that es faſt nur zu ſeinem eigenen Vergnügen, doch fand auch ſein Stolz dabei Befriedigung, indem er immer noch hoffte, daß ſich ein Kenner einfinden werde, der dann Lob und Beifall ſpenden würde. Allein der Kenner blieb lange aus, und zuletzt wie er kam war es kein Kenner, ſondern eine Kennerin. Die Schweſter des Fürſten erſchien, um einige Sommermonate auf den Gütern des Bruders zuzubringen. Sie war jung, und zu ihren Liebhabereien gehörte das Reiten. Schon vor ihrer Ankunft wurde Franz benachrichtigt, daß er jetzt mit erhöhter Thätigkeit auf ſeinem Poſten ſein müſſe, und der Fürſt, was ſeit Jahren nicht mehr geſchehen war, erſchien ſelbſt in der Manege und im Stall, um ſich die vorhandenen Racepferde, deren im ganzen wenige waren, denn Franz wollte ſeinerſeits ſparen, da er ſah, daß doch Niemand als er ſelbſt Vergnügen und Nutzen von dem Angeſchafften zog, vorführen zu laſſen. Es war ein ſchönes Thier darunter, ein Pferd engliſcher Zucht, und dieſes beſtimmte er ſeiner Schweſter. Aber dieſe, als ſie kam, brachte ein Heer Pferde mit von außerordentlicher Schönheit, die Franz, als er ſie zum erſten Mal in die Reitbahn führen ſah, einen Ruf der Bewunderung entlockten. Der Reitknecht, oder vielmehr der Reitpage ſagte mit einem komiſchen Stolze zu Franz: „Ja, mein Herr Stallmeiſter, meine Herrin und ihr Pferd ſind beide die vollkommenſten Geſchöpfe, die Gott geſchaffen, darauf laß ich mich todtſchlagen.“

Die Prinzeſſin brachte aber auch ihren eigenen Stallmeiſter mit, und Franz zog ſich in dem Augenblicke, wo der Uſurpator erſchien, von der Reitbahn zurück. Es gab Streit, der Fürſt mußte ſich ins Mittel legen, und Franz wurde wieder in ſeine Rechte eingeſetzt. Allein die junge Fürſtin warf jetzt einen unzähmbaren Haß auf Franz. Sie behandelte ihn mit empörender Geringſchätzung. Er durfte nie ihren Fuß berühren, wenn ſie in den Sattel ſich ſchwang, während ihr eigener dicker, häßlicher Stallmeiſter ſich dieſer Gerechtſame ſeines Amtes mit großem Stolze bediente. Franz war ſeinerſeits kalt und zurückhaltend, und hob keine Hand wenn die tollkühne Reiterin auch noch ſo gefährlich auf ihrem Sattel ſchwankte, ſie hatte einmal, als er ihr zu Hülfe eilen wollte, ihm einen Schlag mit der Reitpeitſche gegeben, und ihm dabei zugerufen: „Wenn er mich noch einmal berührt, ſo iſt er des Todes. Ich führe ein Piſtol bei mir!“ — In der That erſchien ſie nie ohne ein ſolches zierlich gearbeitetes Gewehr im Gürtel.

Franz mußte ſich geſtehen, daß ſie ſchön ſei. Sie war hoch gewachſen, ſchlank, von einer Biegſamkeit und Fülle der Formen, wie ſie die fortgeſetzte Bewegung im Freien und die amazonenhafte Exiſtenz, die ſie führte, nur gewähren konnte. Die geſellſchaftlichen Vergnügungen des Salons behagten ihr wenig. Sie war achtzehn Jahre alt geworden, und hatte nie getanzt, nie eine Karte, nie ein muſikaliſches Inſtrument berührt. Ihr Leben war nur der Freiheit und der wilden, feſſelloſen Einſamkeit der Natur geweiht. Sie liebte die Jagd, aber nicht das Verfolgen und der Tod der Thiere zog ſie an, ſondern das Eindringen in die rauſchende Waldnacht, das Lagern unter dem Schatten hundertjähriger Eichen, erwartend, daß das unglückliche Kleidungsſtück von Neuem zu peroriren anfangen werde; allein es blieb ſtill. Noch einige Minuten vergingen, und kein Laut ließ ſich hören. Auf den Zehen ſchleichend näherte ſie ſich endlich dem Winkel, faßte das Verbannte vorſichtig mit zwei Fingern und brachte es wieder an das Bett, um einen neuen Verſuch anzuſtellen, denn ſie ſchalt ſich ſelbſt, daß ſie hatte glauben können, die klagende Stimme käme von ihm her. Kaum hatte ſie jedoch, diesmal das linke Bein, in die dazu beſtimmte Oeffnung gebracht, als ein tiefer ſchmerzlicher Seufzer daraus hervortönte.

Das war zu viel für die arme Magelone; ſie ließ das verwünſchte Kleid ſinken und fiel ſelbſt ſchwach und ohne Beſinnung in die Polſter zurück. Als ſie wieder zu ſich kam, hörte ſie wieder die Stimme, doch mit einem beſonders ſanften und bittenden Tone. Sie ſprach die Worte: „Liebes Kind, wer Sie auch ſein mögen, Ihre Prodie Gefahren, die ein kühner Ritt über unwegſame Waldſtellen brachte. Aber die Kunſt hatte auch für ſie Reize, ſie ſuchte ſie nur da, wo ſie mit Gefahr eng verſchwiſtert auftrat, ſo die Reitkunſt. Alle zierlichen und gefahrbringenden Manöver, die man die Virtuoſen der Pferdebereiterkunſt für Geld ausführen ſah, machte ſie, im Raum ihrer Manege eingeſchloſſen, nach, und einzig damit den Kreis ihrer Geſpielinnen, die gleiche Leidenſchaft mit ihr theilten, erfreuend. Nie durfte ein Publikum gebeten werden, nie die poetiſche einſame Luſt ſich in ein eitles öffentliches Schauſpiel verwandeln. Dazu war ſie viel zu ſtolz. Auch war ihr an dem Lobe und an der Bewunderung der jungen Männerwelt nichts gelegen. Sie ſtieß alle Verehrer zurück, ſie behandelte Alle abweiſend, und jeder Mann, der ſich ihr näherte, mußte fühlen, wie beleidigend ein ſtolzes und verwildertes Weib ſein könne. Franz tröſtete ſich demnach, daß es ihm nicht allein ſo übel erging, er hatte Gefährten im Mißgeſchick.

Wer hätte bei dieſer Zuſammenſtellung der Umſtände das vorausſehen können, was ſich ereignete.

Es war ein ſchwüler Sommer. Ein Theil der Reitbahn war erweitert worden, und eine Partie des Parkes dazu gezogen. Dieſes Gehölz hatte romantiſche Anſichten, es war ihm der Charakter einer natürlich wilden Waldgegend erhalten worden; dunkele Seen, Grotten, einſame Plätze ließen nirgends die Hand der Kunſt wahrnehmen, und doch hatte dieſe, aber freilich ſehr geſchickt, gewaltet. Für gewöhnlich war es Niemand geſtattet die Einſchließung dieſes Gebietes zu überſchreiten, nur in einzelnen Fällen, wenn gerade große Geſellſchaft im Schloſſe war, kamen auch hierher die Reiter und Reiterinnen. Dies war dann aber die Zeit, wo die junge Fürſtin ſich von dieſem, ihrem Lieblingsaufenthalte zurückzog; waren die Gäſte fort, ſo zog ſie im Gefolge ihrer zwölf bis dreizehn Genoſſinnen hier wieder ein. Franz wußte dies, er wußte auch, daß ihm ſowohl, wie jedem ſeiner Unterbeamten auf das Strengſte verboten war, wenn die Fürſtin allein dort jagte, ſich im Bezirke der Mauern einzufinden. Gehorſam dieſem Befehl und nichts mehr haſſend, als den Schein neugieriger und unmännlicher Frivolität auf ſich zu laden, hätte ihn kein noch ſo ſtarker Beweggrund vermocht, die verbotene Grenze zu überſchreiten. Finſter und ſtolz wie er war, hätte er es tief unter ſeiner Würde gehalten, eine Frau zu überliſten, oder ſich da heimlich einzufinden, wo er nicht frei und offen erſcheinen durfte. Er beobachtete dieſe Strenge nicht allein für ſich, ſondern er wachte auch, daß Keiner der jungen Cavaliere, die am Triumphwagen dieſer ſchönen und übermüthigen Amazone zogen, ſich einen Zugang erſchlich. Und überdies dünkte es ihm, als wäre der Befehl, die junge Schaar kecker Reiterinnen allein zu laſſen, nur gegeben, um das Treiben und Thun zwangloſer zu machen, er dachte ſich nicht, daß etwas ſich ereignen könne, was in der That kein männliches Auge ſehen durfte.

Dies geſchah in einer heißen Auguſtnacht. Der Mond ſtand am Himmel, der Wald regte ſich nicht, der Spiegel der Seen zeigte eine ungetrübte Fläche. Franz hatte von der Kammerfrau zufällig vernommen, daß die Fürſtin unwohl ſei; er hatte etwas Nöthiges für den künftigen Tag in der Manege zu thun, und er erlaubte ſich unter dieſen Umſtänden eine nur ihm bekannte kleine Nebenthür zu öffnen und durch einen Corridor zu ſchreiten, der auf eine der Gallerien des weitläufigen Gebäudes führte. Kaum war er oben, als er unten die große Eingangsthür öffnen hörte. Er erſchrak, er wollte anfangs raſch den Weg zurück, den er gekommen, doch er hielt ein, wohl bedenkend, daß er damit den eintretenden Perſonen gerade in den Weg laufen würde. Er verbarg ſich alſo hinter einer der coloſſalen Säulen, die das Gebälke des Daches trugen, und war der Hoffnung, daß die Ankömmlinge bald ſich wieder entfernen würden. Wie erſtaunte er jedoch, als er die Fürſtin an der Spitze ihres ganzen weiblichen Gefolges in die nur vom Mondſchein erhellte Rotunde eintreten ſah. Die Thüren wurden geſchloſſen, und der Zug der Frauen begann die gewöhnlichen Manöver innerhalb der Schranken des Reitſaals auszuführen. Allein dieſe Uebungen wurden mit einer ſolchen Kühnheit vollbracht, es geſellten ſich zu den bekannten noch ſo manche neue, den Lauſcher überraſchende Künſte, daß der geübte Meiſter in ſeiner Kunſt über dieſe jungfräulichen Virtuoſen erſtaunen und ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß er manches ihnen nicht nachzumachen im Stande war. Bis jetzt hatte ſich der Schwarm Amazonen innerhalb der geſchloſſenen Räume bewegt, jetzt befahl die Fürſtin, die auf ihrem nachtſchwarzen Rappen am Eingang und zwar dicht unter der Säule, hinter der ſich Franz verbarg, Halt machte, die Thore nach dem Park hin zu öffnen. Es geſchah, und der volle Strom des milchweißen Mondlichts drang hinein. Es war ein ſchöner Anblick, den Zug in geflügelter Eile hinaus in die Schatten der Waldnacht ſetzen zu ſehen. Der Stallmeiſter folgte, doch, wie man ſich denken kann, mit großer Vorſicht. Hinter einer Baumgruppe verſteckt, ſah er die dreizehn herrlichen Geſtalten an ſich vorübereilen, die Eine immer ſchöner als die Andere, die Schönſte jedoch von allen, die junge Fürſtin ſelbſt, die wie Diana in göttergleicher Hoheit und Anmuth ſtrahlte. Nie hatte Franz ein Weib geſehen, das ſo ſeine Sinne wirbeln machte. Hier plötzlich, in der Einſamkeit der Nacht, und unter dem Einfluß einer ſo ſeltſamen Situation, erfaßte ſein bis jetzt unberührtes Herz die ganze volle Flamme der Liebe. Die ungeſchwächte Natur dieſes jungen Athleten forderte ihr Recht und ſeine Kräfte geriethen in Aufruhr. Nur ſo weit konnte er ſich zähmen, daß er nicht vergaß, auf welchem gefährlichen Boden er ſtand, daß eine einzige kecke Unvorſichtigkeit ihn unrettbar dem Verderben überantworten mußte.

Der Zug war an ihm vorüber und Franz preßte ſeine heiße Stirn an den Stamm der Eiche, unter der er ſtand. Er wußte nicht, ſollte er den Mädchen folgen, ſollte er nicht; endlich ſchlich er zaghaft und mit heftig klopfendem Herzen dem weißen Lichtſtreifen nach, den die hinter den Bäumen verſchwindenden weißen Schleier und Gewänder in ſein ſpähendes Auge ſendeten. Er ſah den Zug auf einem

Raſenplatze ſtille ſtehen, und dann langſam, die Reiterinnen und die Thiere abkühlend, am Rande des Waſſerbeckens, den hier dichte Gebüſche umgeben, hinlenkend. Der Mond warf ſein Silber auf die herrlichen Geſtalten: ſie tauchten im Dunkel auf und verſchwanden darin wieder. Lieblich im ſchwarzen Spiegel des Waſſers wechſelte der Wiederſchein der langſam hinziehenden Geſtalten. Die Nacht war ſo ſchwül geworden, daß ſie einem heißen Athem glich, zwiſchen wollüſtig warmen Lippen hervorgeblaſen. Das Laub der Bäume ſtand regungslos, die Waldblumen dufteten, die Halme und Binſen am See ließen das leiſe Zirpen und Geräuſch vernehmen, das die in ihren kleinen Baſtmatten ſich ſchaukelnden Inſekten erregten. Die Mädchen ſprangen von ihren Pferden, und warfen ihre Gewänder ab, um ſich im See zu baden. Der dunkle Raſen wurde von weißen, duftigen Tüchern bedeckt, und hervor aus dem lieblichen Gedränge traten, völlig entkleidet, ſechs jungfräuliche Geſtalten, in weichen Biegungen, und wie Marmor im Monde ſchimmernd dem Spiegel des Waſſers zuſchreitend. Sie glitten hinein, und erhoben dann atlasglänzende Schultern und Buſen aus der Tiefe. Sieben blieben am Ufer zurück, doch auch dieſe folgten. Der kleine See faßte kaum die Fülle der ſüßeſten Schönheit, des lieblichſten Reizes. Es war alles wie im Dämmerlicht, von Mondesſchleiern eingehüllt, ganz klar, ganz deutlich konnte das Auge des Spähers nicht ſehen. Er hatte ſich auf die Kniee niedergeworfen, und langſam hinrutſchend, ſuchte er das niedrige Gebüſch zu erreichen, das ſich bis an das Becken des See's hinzog. Er ſah nicht — er ſchlürfte den Anblick ein. Immer reicher, immer lieblicher entwickelte ſich die Gruppe, immer blendender ward das Spiel der Alabaſterhüften, der ſchönen, vom Monde geküßten Buſen. Unter dieſen Geſtalten konnte Franz die junge Fürſtin nicht herauserkennen, plötzlich glaubte er ſie in einer Nymphe zu erkennen, die einen überhängenden Baumaſt ergriffen hatte, und ſich keck daran ſchaukelte. Die ſchwarzen Blätter lagen dem weißen Rücken an, und miſchten ſich dort mit den Wellen des blonden Haars. Alles war Reiz und Anmuth an dieſem Bilde. Des jungen Mannes Seele brannte; aber noch ein üppigerer Anblick ſollte ihm werden.

Die Amazonen verließen das Waſſer, und ſchwangen ſich jetzt, unbekleidet wie ſie waren, auf die Pferde. Welche Poeſie! Ein Arioſt hätte hier ſchwelgen können. Durch die Nacht des Waldes, auf den wilden Roſſen dreizehn nackte Mädchen, im Sturm dahinbrauſend! — Der kleine Zug vertheilte ſich — je Zwei und Zwei eilten in dieſe oder jene Richtung hin, dann vereinigten ſie ſich wieder, um ſich nochmals zu trennen. Der Mond leuchtete jetzt ſo klar, daß man das Geringel der ſchwarzen Locken auf den Hüften, das Blitzen der weißen Zähne im Lachen ſehen konnte. Franzens Auge ſuchte immer nur eine Geſtalt. Der Zufall führte ſie ihm ſehr nahe, und er hatte die Kühnheit ſeinen Platz zu behaupten. Unbeweglich ſtand er im Schatten des Gebüſches, wäre er auch nur auf einen Schritt aus dem Kreiſe, in den er ſich gebannt hatte, herausgetreten, ſogleich hätte man ihn bemerken müſſen, denn dicht neben dem Gebüſch war ein lichter Grasplatz. Die Fürſtin trieb gerade hier ihr Pferd an, und wollte es zwingen über eine geringe Niederung des Bodens zu ſetzen. Das Thier, die menſchliche Geſtalt in ſeiner Nähe bemerkend, ſcheute und machte endlich, als es zum Anſatz kam, eine ſo heftige Wendung, daß ſeine Reiterin den ſchwanken Sitz verlor, und an dem Sattel niederſtreifend, eine gefährliche Stellung, halb ſchwebend, halb den Boden ſchon berührend, annahm. Jetzt bäumte ſich das Pferd nochmals, und die Fürſtin glitt herab. In dieſem Moment ſtand ihr

Stallmeiſter vor ihr, das Pferd mit ſtarker Fauſt am Zügel faſſend.

Sie blickte ihn entſetzt an. Der Zorn flammte in ihrem Antlitz, ſie ſtieß einen leiſen Schrei aus, der halb Drohung, halb Schreckensruf war — doch dauerte dies alles nur einen flüchtigen Augenblick, raſch war ſie im Gebüſch verſchwunden, das hinter ihr zuſammenſchlug. Franz, der die Gefährtinnen kommen hörte, band das Pferd an einen Baumaſt, und entfernte ſich eben ſo raſch wie unbemerkt. Er nahm ſeinen Weg in die Manege zurück, nicht einmal ſich umſchauend, ſo erſchreckt war er ſelbſt von dem Vorfall. Es war ihm unmöglich, und er glaubte feſt für die ganze Zeit ſeines Lebens würde es ihm unmöglich ſein den Ausdruck zu vergeſſen, mit dem die Fürſtin ihn angeſchaut. Er hielt ſich in dieſem Augenblick für den elendeſten der Menſchen, denn er fühlte, daß der Verdacht auf ihn laſte, gegen das Verbot, und wohl wiſſend was hier geſchehe, ſich eingeſchlichen zu haben. Sein Stolz und ſein keuſches, männliches Bewußtſein empörten ſich auf gleiche Weiſe gegen eine für ihn ſo entehrende Anklage. Und er hatte ſich nicht geirrt, er hatte dieſe Anklage deutlich in dem großen dunkeln Auge geleſen, das zornig und zugleich mit Verachtung auf ihn geruht. Er war in ſeiner Verzweiflung nahe daran ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. „Kann ich denn noch länger leben?“ rief er, „mit der Verachtung eines ſo herrlichen Weibes beladen? Wie ſoll ich mich vor ihr rechtfertigen und wodurch kann ich es?“

Es vergingen drei Tage, während er nichts von der Fürſtin erfuhr, und während er ſelbſt ſich nicht in der Reitbahn blicken ließ. Er vernahm, daß die Gebieterin krank ſei, und ſich in ihren Gemächern eingeſchloſſen hatte. Wie grauſam beſchwerte dieſe Nachricht ſein Herz. Er hätte ſein Leben hingeben wollen, um damit eine glückliche und wieder beruhigte Stunde des ihrigen zu erkaufen. Er machte Pläne, wie er ſie ſeiner Treue und Ergebenheit verſichern wolle, und wie keine Macht der Erde je ihn bewegen werde, auch nur das Mindeſte von dem nächtlichen Geheimniß zu verrathen; wie ſie in dieſer Beziehung ſich auf ihn, wie auf ihren eignen Bruder oder Vater verlaſſen könne. Ja, er gedachte einen Schwur abzulegen, daß er ſelbſt nicht mehr an dieſes wundervolle Ereigniß denken wolle, allein da fiel ihm ein, daß dies ein Meineid ſein werde, weil es völlig unmöglich ſei, die ſüßen Schauer dieſes reizendſten aller Abenteuer je aus dem glücklichen ſiognomie ſagt mir, daß Sie nicht aller Zartheit und alles Gefühls ermangeln. Haben Sie die Güte, heben Sie mich vom Boden auf, wo mein elegantes Muſter mit dem elenden Staube dieſer ſeit Monden nicht gereinigten Stube zuſammentrifft, machen Sie keinen Verſuch mich anzuziehen, ſondern legen Sie mich auf den Stuhl dort und ich will Ihnen dann meine Geſchichte mittheilen, die in der That ſehr merkwürdig iſt.“

Magelone that was man von ihr verlangte, und die Roſen und Vergißmeinnicht, als ſie ſich auf dem Stuhle ſahen, begannen ohne Verzug folgende Erzählung.

Herzen zu bannen, daß er, wenn auch ſchon längſt der Schnee des Alters ſeinen Scheitel deckte, doch mit berauſchender Luſt des herrlichen Leibes denken werde, der von den Strahlen des Mondes umfloſſen, gegen die Nacht der Waldung abſtechend, in der Verklärung der Liebesgöttin ſelbſt, dicht vor ihm geſtanden, ſo daß ſein heißer Athem die Marmorwölbung der Bruſt geſtreiſt. Alles das, und ob ſo vieles, was hiermit in engſter Verbindung, zu vergeſſen, wie war das möglich. Die fiebernden Nerven konnten ſich beruhigen, die Schwingungen der Seele, durch den Sturm, den die Wolluſt und die Schönheit auf ſie einmal in ſolcher Macht ausgeführt, mußten bis in die ſpäteſte Lebensſtunde anhalten. Einmal das Schöne in ſeiner Vollendung geſchaut, und es bleibt der Pol, um den ſich unſer ganzes Weſen dreht. So empfand der ungeſchwächte junge Mann; ein Lüſtling würde anders, oder vielmehr gar nichts empfunden haben.

Am Mittag des vierten Tages ließ die Fürſtin ihn vor ſich rufen.

Er ging, in der feſten Ueberzeugung den Fürſten dort zu finden, der ihm ſeine Strafe dictiren würde.

Es war nicht ſo; er fand ſie allein. Sie ſaß auf einem Seſſel am Fenſter. Er konnte deutlich ihre Geſichtszüge beobachten; ſie ſah ihn anfangs nicht an, ſondern zur Seite, und er mußte bemerken, welch' eine Veränderung in dieſen ſchönen Mienen vorgegangen. Die Kälte und der Stolz, der Eigenſinn und die Mißachtung waren aus ihnen verſchwunden, ſtatt ihrer kämpften -- was man noch nie in dieſem Antlitze geſehen — eine gewiſſe Befangenheit mit einem Ausdruck von Trotz und Widerſtreben mit einander. Als Franz vor ihr ſtand, warf ſie ein kleines Bouquet rother Nelken, mit denen ſie eben geſpielt, hin; zwang ſich aufzuſtehen, und ſtand nun plötzlich wieder mit ihrem ganzen Stolz und ihrer Härte bekleidet, wie eine zürnende Königin vor ihm. Der rechte Arm, mit Perlenſchnüren umwunden, ſtützte ſich auf ein Marmortiſchchen, den linken hatte ſie auf ihre Hüfte gelehnt. Ein blauſammetner kleiner Mantel, mit Hermelin beſetzt, ſank von dem Nacken nieder; ein goldner Reif hielt den griechiſchen Haarknoten feſt. Sie hatte das Auge niedergeſchlagen, und hob es langſam auf, und gleichſam nach und nach alle Kraft ihrer Seele, und die Größe und das Ueberraſchende ihrer Entſchlüſſe hineinlegend. Franz mußte ſeinen vollen männlichen Muth zuſammennehmen, um den Blick dieſes Weibes auszuhalten. Endlich ſprach ſie, langſam, feſt — jedes Wort wie in gehärtetem Golde gebildet.

„Ihr wißt, was geſchehen iſt. Mögt Ihr nun große oder geringe Schuld dabei haben — gleichviel. So mich geſehen zu haben, darf ſich nur mein Mann rühmen.“

Sie hielt inne, und ſagte dann mit halbgeſunkener Stimme, und mit einem unnachahmlichen Ausdruck: „Wohlan, ich nehme Euch zu meinem Gemahl; wenn Ihr anders darein willigt.“

Sie wandte ſich ab und ſchien etwas auf dem Sitze zu ſuchen; offenbar aber war ihr die Schwere des Moments ſo drückend, daß ſie nach Faſſung rang. Dann wandte ſie ſich langſam um, wie furchtſam lauſchend, welchem Ausdruck ſie auf dem Geſichte Deſſen begegnen werde, dem ſie eben ſich und ihr Schickſal gegeben hatte, wie eine Königin ihre Krone verſchenkt.

Franz ſtand bewegungslos da.

Es zuckte durch ſeine Seele; ſollte dies Hohn ſein? Allein ein Blick auf die Fürſtin, die jetzt nur ein ſchönes, demüthiges Weib, vor ihm ſtand, entwaffnete ihn, und drängte den Zorn, der ſchon zwiſchen ſeinen dichten Augenbrauen Platz zu nehmen begann, raſch hinweg, und ein allmächtiges Gefühl von namenloſem Glück weitete ſein Herz aus. Dennoch blieb er ſtumm. Die Fürſtin mußte ihre Worte wiederholen, und noch einige kleine Erklärungen hinzufügen, die ihr, wie es ſchien, ſehr ſchwer zu geben wurden. Allein ſie hatte ſich vorgeſetzt den bittern Becher, den ſie leeren wollte, nicht früher von den Lippen zu bringen, bis ſein Inhalt völlig erſchöpft war. Deshalb wiederholte ſie auf das allerdeutlichſte, daß ſie es ſei, die hiermit um die Hand ihres Stallmeiſters werbe.

Franz ſank ihr zu Füßen und zog ihre Hand an ſich. „Fürſtin,“ rief er, und fand den Muth, dieſe Worte zu ſprechen — „bedenken Sie, daß Niemand anders als Sie und ich um dieſes Geheimniß weiß, daß ich ſchweigen werde“ —

„Das iſt mir gleich,“ entgegnete ſie kalt und ſtolz. „Ich würde, wenn ich anders handelte, immer denken müſſen, daß es einen Mann giebt, der mir ſo gegenüberſtand, und der nicht der meine iſt.“

Auf dieſe feſte, entſcheidende Aeußerung war nichts mehr zu erwiedern. Franz ſchloß die Schönſte der Schönſten ihres Geſchlechts als ſeine Frau in ſeine Arme. Mitten in der Berauſchung dieſes Moments empfand er den Stachel der Pein. Er wurde nicht gewählt, weil er geliebt wurde; der Stolz nahm ihn.

Er war ihr gleichgültig, ſie wußte nur obenhin von ſeiner Exiſtenz, er war ihr Diener, tief unter ihr ſtehend, nicht einmal gewürdigt, daß die Spitze ihres kleinen Fußes von ſeiner Hand berührt wurde, und jetzt gab ſie ſich ihm hin — nur auf Einflüſterungen deſſelben Gefühls, das wenige Stunden vorher ſie angetrieben hatte, ihn als ihren Diener zu demüthigen. Alles dies verbarg ſich der Stallmeiſter nicht, allein wer mag ihn ſchelten, daß über *ſeinen* Stolz die Liebe ſiegte.

Uebrigens der Stolz ahndet, wo der verwandte Stolz ihm zur Seite ſteht. Die Fürſtin mit dem feinen Gefühl der Frauen blickte in die Seele des Mannes, den ſie demüthigte, indem ſie ihn erhob, und ſie ſah den Kampf der Liebe und des Stolzes in dieſer Seele. Das machte ihr den Mann, den ſie bis jetzt nicht beachtet, beachtenswerth. Sie forſchte weiter, und die edle Männlichkeit, die unberührte unerreichte Kraft, die ſchüchterne Keuſchheit, die Würde, und die weiche Hingebung faßten ihre Seele mächtig. Auch in ihr ging eine Wandlung vor. Immer war es noch Stolz, allein dieſer Stolz gebot ihr, einen Mann nicht zu demüthigen, der ihr an edlem Gefühl ebenbürtig war. Sie war jetzt ganz Hingebung und — ſo raſch gehen in einem Charakter der Art die Empfindungen in ihr Gegentheil über – Demuth. Vor aller Welt erklärte ſie ihre Wahl, und ſie that es ſo feſt, ſo ſicher, ſo ſiegestrunken, als wenn ſie die von Liebe Ueberwundene wäre. Sie hörte gleichgültig die Schmähungen, die man ſich über ſie erlaubte, denn ſie geſtand Niemand das Vermögen und das Recht zu, ſie zu verſtehen und zu richten.

So wurde Franz Xaver Violet der Gemahl der Fürſtin Sophie Zartoriska.

Die Fürſtin wurde von ihren Verwandten nicht verbannt, ſondern ſie verbannte ſich ſelbſt. Vielleicht kam ſie, klug und ſtolz, dieſem Act der Verbannung zuvor, der doch wohl erfolgt wäre. Als Frau Stallmeiſterin Violet lebte ſie in einer kleinen Grenzſtadt ein Jahr. Bei der Geburt eines Knaben ſtarb ſie. Franz Xaver heirathete nicht wieder, obgleich er noch ein junger Mann war. Auf das Vermögen ſeiner Gemahlin, von dem ein Theil ihm rechtskräftig zufiel, verzichtete er. Es war ſein Stolz von dieſem ſeltſamen Glücksfall nicht irdiſchen Nutzen ziehen zu wollen. Er hatte ſeine ſchöne, junge Gemahlin wahrhaft angebetet, ſie war ihm genommen worden, die Poeſie und die Schönheit waren mit ihr aus ſeinem Leben verſchwunden, allein er konnte ſich doch ſagen, daß er ſie beide einmal beſeſſen. Daß er dies zu fühlen im Stande war, daß er um die Entſchwundene trauerte, wie ſie betrauert zu werden verdiente, zeigte, daß Franz Xaver kein gewöhnlicher Mann war.

Er verließ Polen und zog nach ſeinem geliebten Ungarn zurück. Mit offenen Armen nahm ihn ſein früherer Gönner auf, und bei dieſem blieb er, bis er kaum das Alter von vierzig Jahren erreichend, ſtarb. Sein Sohn wurde auf den Gütern des Grafen erzogen. Sein Wille war, daß dieſer völlig dem Stande des Vaters gemäß aufwuchs. Dies geſchah auch.

Ich.

Wenn der Leſer mich fragte, wie ich ausſah damals, würde ich ihm ganz ehrlich antworten: Denke Dir einen kleinen luſtigen Jungen, breitſchulterig, aber doch nicht ganz ohne Taille, mit kleinen Füßen — darauf ſetze ich großen Werth, ſie ſind ein Erbtheil meiner Mutter — mit einem ſchwarzen Lockenkopf, brennend rothen Wangen, ſchwarzen, blitzenden Augen, zwei Grübchen zur Seite des Mundes, der ſehr gerne und oft lacht — gerade indem ich dies ſchreibe, lache ich Dich an, lieber Leſer — und eine Naſe, die nicht griechiſch und nicht römiſch iſt und gleichſam ihr eigenes Original iſt.

Du weißt jetzt, Leſer, wer mein Großvater und wer mein Vater war; aber wer ich bin, das wirſt du erſt erfahren, wenn Du auf der letzten Seite dieſes Buches angelangt biſt. Aber glaube mir, Du wirſt nicht viel erfahren. Erſtlich bin ich ſelbſt noch lange nicht vom lieben Gott zu Ende geſchrieben, das heißt, ich habe noch lange, lange nicht mein achtzigſtes Jahr erreicht, welches das Schlußkapitel eines Werkes aus Gottes Händen zu ſein pflegt, und zweitens bin ich ein Weſen ſo unbedeutender Art, daß man mich hin und her wenden, von allen Seiten und in jedem beliebigen Lichte beſehen kann, und man findet nicht heraus, worin bei mir das Beſondere ſteckt. Darum Nachſicht, Leſer! Mein Großvater und mein Vater haben mir die Abenteuer vorweggeſchnappt, für mich ſind nur Reſte noch geblieben; allein, wenn ich's bedenke, ich wäre auch nicht der Mann darnach geweſen, die Abenteuer meiner lieben Vordern zu beſtehen. Für's Erſte habe ich durchaus nichts von den Intriguen und dem Schauſpielgeiſte meines Großvaters, ich bin viel zu ehrlich — vielleicht macht es meine ehrliche Geburt — und dann von dem ſtupenden Glück meines Vaters hab' ich auch nichts.

Doch freilich etwas Glück, etwas Schlauheit, etwas Schönheit – hab' ich auch. Und auf etwas Abenteuer kannſt Du Dich auch gefaßt machen, Leſer. Alſo —

Doch halt, meinen Namen habe ich vergeſſen: Ich heiße Stephan Philipp Xaver — und wie Du mich jetzt, wo meine Erzählung beginnt, vor Dir ſiehſt, bin ich eben zwölf Jahr geworden. Ich trage eine kleine ungriſche Jacke, enge blaue Beinkleider mit einem rothen

Streifen an der Seite und über die Hüften herüber mit einer ebenfalls rothen Stickerei, gelbe Stiefelchen, die bis an die Wade reichen — eine ſeidene Weſte und drüberhin der loſe Hemdkragen, mit einem kleinen buntgewirkten Tüchelchen umſchloſſen. Meinen Hals und einen Theil meiner Bruſt muß ich frei haben, beſonders wenn ich auf dem Pferde ſitze und gegen den Wind auf der Haide reite. Auf dem Kopfe trage ich gewöhnlich nichts, weil mein Haar ſehr ſtark iſt; gehe ich aber mit meiner Geſellſchaft in die nächſte Stadt, ſo ſetze ich ein Reiterkäppchen auf, und dazu iſt denn unerläßlich eine Gerte, von denen ich drei beſitze, eine immer ſchöner als die andere, die ſchönſte jedoch iſt noch ein Vermächtniß meiner ſchönen Mutter. Es iſt darin im Knopf ein Juwel eingeſchloſſen. Mit dieſer Gerte hatte mein Vater einſt die Ehre, von meiner Mama, die damals noch nicht daran dachte, meine Mama zu werden, einen Schlag über die linke Wange zu erhalten. Ich wünſche mir nichts ſo ſehr, als auch einmal ſo geſchlagen zu werden, und dann meine Schlägerin zu heirathen, notabene, ſie muß eben ſo ſchön ſein wie meine Mutter es war, von der ich ein Portrait über meinem Bette, zwiſchen dem heiligen Stephan und der heiligen Veronica, der Couſine des heiligen

Stephan, und ſomit zugleich meine Schutzpatronin, hängen habe. Denn die Couſinen unſerer Schutzpatrone ſind nothwendigerweiſe nicht unſere Couſinen — das wäre zu viel verlangt — ſondern unſere Schutzpatroneſſen. Wenigſtens rechne ich mir dies ſo an, denn ich habe im Verlauf meines Lebens eine wunderhübſche kleine Veronica kennen gelernt, und wem hätte ich das anders zu verdanken als, wie geſagt, der Couſine meines Heiligen? Er ſelbſt hat ſpottwenig für mich gethan! Gott hab ihn ſelig! —

Jetzt will ich Dir noch ſagen, Leſer, daß ich ziemlich gut ſinge, ganz gut reite, aber wie ein Bär tanze, weshalb ich's auch vermeide, und daß ich — immer guter Laune bin*). Daß ich ein guter Reiter geworden, iſt kein groß Wunder. Mein Vater nahm mich zu ſich auf den Sattel, als ich etwas über zwei Jahr alt war. Aber wer hätte mich das Tanzen lehren ſollen**)? Dieſelbe etwa, die mich das Küſſen lehrte? Aber die verſtand ſelbſt nicht zu tanzen***).

---

*) Zuſätze von weiblicher Hand: Was das Tanzen betrifft, ſo hat's damit ſeine Richtigkeit.

**) Mein Gott: ich!

***) Verläumdung.

Frühe Erinnerungen.

Nun komm hervor aus dem Nebel der Jahre, komm hervor alter Mann! Nimm Dein Käppchen nicht ab, der Leſer und ich verzeihen es Dir, wenn Du nicht höflich biſt; denn Du möchteſt Dich ſonſt erkälten, Dein Silberhaar möchte im kalten Abendwinde wehen und die Gicht könnte unter das Dach Deines morſchen Schädels einziehen. Knöpfe Deine alte Huſarenjacke feſter, und keinen meiner Bibelſprüche vergiß aus Zerſtreuung oder aus Befangenheit, wenn Du mich, den Du auf Deinen Knieen ſchaukelteſt, jetzt als einen großgewachſenen Burſchen vor Dir ſtehen ſiehſt. Weißt Du noch, wie Du Abſchied nahmſt und ich eine Thräne in Deinem grauen Barte bemerkte? Laß ſie fließen, Knabe, ſagteſt Du, es iſt die lange, heiße, blutige Abſchiedsthräne, ſchrecklich wie die

Thräne Zoar's am Halſe Seba's! Knabe, Du wirſt mir verloren gehen in der Welt! — Aber ich bin Dir nicht verloren gegangen, Alter! bis jetzt noch nicht, obgleich ich viel Thorheit angeſchaut, obgleich ich nicht habe vermeiden können „zu ſitzen, wo die Spötter ſitzen.“ Aber „im Rath der Böſen“ bin ich nicht geweſen. Freilich, rühmen will ich mich nicht, mein Leben hat noch lange nicht die Abendkühle erreicht, und Niemand, den die allmächtige Hand noch nicht zur Ruhe gewieſen, rühme ſich ſeiner Unbeſcholtenheit: aber wahrlich, Alter, wenn Gemeinheit und Laſter mir nahe traten, und zwar näher wie ſie mir hätten treten ſollen, ſo iſt Deine von den Jahren gebeugte Geſtalt zwiſchen mich und die lockende Sünde getreten, und Dein alter, weißer Huſarenbart, Deine zuſammengezogenen Augenbrauen, Dein nackter, ehrwürdiger Schädel hat die bunten, lockenden Farben niedergeſchlagen und ich habe meinen Blick weggewendet und bin „feſt“ geblieben.

Der Banus hatte unter ſeinen alten treuen Dienern dieſen oben beſagten Peter Liborius, einſtmals Huſar unter den glorreichen Fahnen des alten Kaiſers, des Vaters Marien Thereſien's. Es war dies lange her und Liborius war alt. Banus Der hatte für ihn ein eigenes Häuschen bauen laſſen am

Ausgang des großen gegen Mitternacht belegenen Forſtes, und dort wohnte ich, wenn der Vater auf Reiſen war, was ſehr oft der Fall wa , denn er kaufte und verkaufte Pferde, und wurde von den reichen Gutsherren nah und fern als Orakel beanſprucht, wenn es das Fach galt, in welchem er Meiſter war. Wenn ich zu meinem alten Huſaren kam, ſo fand ich ihn in ſeinem Kämmerlein hinter dem Epheugitter und zur Seite ſeines treuen Kanarienvogels in der Bibel leſend. Denn er war Lutheraner, ſeine Familie aus dem Elſaß eingewandert, und es kümmerte ihn tief, daß er, wohl zehn Meilen in der Runde im Lande, Niemand ſeines Glaubens hatte, daß es eine weite Wegreiſe galt, um zu dem Kirchlein zu gelangen, wo ein Prediger ſeiner Lehre predigte. Er tröſtete ſich mit ſeiner Bibel, deren ſchönſte Sprüche er in's Gedächtniß geprägt. Wenn es dunkel wurde und er die Brille ablegte, ſo ſprach er, wie in einem prophetiſchen Traume, lange Sätze und Sprüche her, die in der Dämmerung hinſchallten und mein Herz, der ich auf ſeinen Knieen ſaß, voll unbeſchreiblicher Wonne ſchaudern machten. Ich ſah dann die Propheten der alten Zeit in langem Zuge, wie ſie an den Fenſtern der Hütte vorbeigingen und in den Nebeln der Haide verſchwanden. Und im Walde gingen die heiligen Einſiedler mit ihren kleinen Laternen, und der Geſang dieſer Frommen vermiſchte ſich mit den immer undeutlicher werdenden Sprüchen und Reden des Alten. Wenn es denn gar ſo ſtill und heimlich in der Dunkelheit geworden, ſo daß wir das Ticken der Uhr im Nebenzimmer hörten, dann drang plötzlich ein luſtig Reiterlied, ein uraltes Huſarenverslein in die Stille hinein und die Kniee des Alten ließen mich luſtig traben und trotten. An ſeine Bruſt gelehnt, von ſeinen großen magern Händen mein Haupt umſchloſſen, ſchlummerte ich manchmal ein, und er, der nie Weib und Kind gehabt, hütete mich, als wenn ich ſein Sohn geweſen.

Dann beſchrieb er mir auch wohl die Krönung der Kaiſerin Königin, und wenn er die junge Fürſtin darſtellte, dachte ich an meine ſchöne Mutter und ſah ſie in dem hellblauen Sammetpelz, wie ſie auf dem Bilde prangt, das ich aufbewahre, an mir vorüberſchreiten. Dazu hörte ich die herrlichen ungariſchen Reiterlieder, und eine Welt voll Friſche und Schönheit ging in meinem jungen Knabenherzen auf.

Es nahete die Zeit, wo ich von ihm fort ſollte.

Mein Vater hatte für mich ein Unterkommen, wie er ſich ausdrückte, gefunden. Natürlich wurde ich nicht gefragt, ob ich wollte. Ich ſchnürte mein Bündel; mein Vater ſteckte mir ein paar Goldſtücke in die Hand. Ich durfte die Reitgerte meiner Mutter mitnehmen; nach Ablauf eines Jahres, wenn ich mich würde gut geführt haben, verſprach mir mein Vater einen kleinen leichten Braunen, ein Pferd guter Zucht und das ſich bereits an mich gewöhnt hatte, zum Geſchenk. Die letzte Nacht brachte ich ganz bei Liborius zu. Es war ein friſcher Morgen, der Mond ſtand am Himmel, als ich meine Schritte ins Freie ſetzte und zum erſtenmale die Fremde ſuchte.

Mein Debüt in der großen Welt.

Ich zeige den Revers der Medaille.

Es zeigte ſich gar bald, was mein Vater meine Verſorgung nannte. Ein ungariſcher Edelmann, der nach Preußen handelte, und gelegentlich Pferde und Mädchen dahin ſchaffte, die er beide auf ſeinen Gütern erzog, beſchäftigte ſich ausnahmsweiſe auch mit der Expedition meiner geringen Perſon, und ſo gelangte ich in die Staaten des großen Königs. Es wurde den Connexionen meines Vaters möglich, mich als Pagen an den Hof des Prinzen Heinrich in Rheinsberg zu bringen. Dies war allerdings ſchon eine ziemliche Gunſt des Glückes, aber es öffnete ſpäter noch weiter die Thür.

Ich langte an einem Morgen ſehr früh in dem Städtchen an, in welchem noch alle Welt ſchlief. Man ließ mich, meinen kleinen Koffer und ein Bologneſerhündchen, das zugleich mit mir in die Dienſte des Prinzen trat, in dem Wirthshauſe zurück; nach einer halben Stunde kam ein Bote vom Schloß, erkundigte ſich nach dem Poſtfelleiſen mit Zeitungen und Briefen, legte, als er es erhalten, den Bologneſer in eine mitgebrachte Pappſchachtel, warf meinen Koffer einem Träger zu, nahm mich bei der Hand, und ſo gingen wir dem Schloſſe zu. Ich erinnere mich, daß mir dieſes wie ein Feenpalaſt vorkam. Die Morgenſonne vergoldete gerade die Kuppeln, und ein heller Schein lag auf den Gallerieen und Fenſterſimſen; dabei ſchauten die beiden Eckthürme ſehr ehrwürdig drein, wie zwei alte Herren, die zur Begrüßung des Fremden ſich eingefunden haben.

Ich erhielt ein kleines Stübchen unterm Dach zum einſtweiligen Verbleib, ehe ich in das Diener-Perſonal aufgenommen wurde. Nach und nach kamen von meinen künftigen Collegen Einer nach dem Andern, um mich anzuſehen. Der Koch war der Erſte; er fand mich ziemlich nach ſeinem Geſchmack und gab mir die Verſicherung, daß ich verdiente die Ehre zu genießen, einen Braten zu wenden und eine Paſtete zu ſpicken. Ich dankte ihm mit vielen Worten für ſein ſchmeichelhaftes Lob. Nach ihm kam der erſte Kammerdiener, prüfte ſo gut es ging meinen Wuchs, meinen Gang, meine Stellung und entfernte ſich mit der gnädigen Verſicherung, daß er Seiner königlichen Hoheit von mir berichten werde. Ganz zuletzt guckte ein allerliebſtes Kammermädchen herein, das mich lachend anblickte, kein Wort ſprach, und die Thür wieder ſchloß, als ſie Jemand kommen hörte. Aber mein Examen rigorosum ſollte erſt beginnen; in der Frühe des nächſten Tages ließ ſich der Pagenhofmeiſter bei mir ſehen. Dies war eine Perſon, von der mein Glück und mein Fortkommen in meiner Laufbahn abhing. Er kam zu mir herauf, obgleich die Treppen ſeiner Bruſt einen kleinen hektiſchen Huſten abnöthigten, um ſich, wie er ſagte, erſt incognito von meinen Eigenſchaften zu überzeugen, ehe er mich im Beiſein der verſammelten Dienerſchaft ſich vorſtellen ließ. Ich hatte auch das Glück, dieſem Herrn, der ein ſehr ernſtes und gebieteriſches Anſehen hatte, zu gefallen. Somit war Alles für den Anfang gut.

Meine kleine Perſon wurde in einen kaffeebraunen Anzug gekleidet, den ſehr zierlich kleine Goldborten einſchloſſen, mein kaſtanienbraunes Haar verfiel dem Kamm und Puder und erhielt ſtatt ſeiner natürlich hinflatternden Locken, die im Sturm der Steppe, wenn ich auf meinem kleinen Klepper dahinſauste, mir um Wange und Schulter eine Art Mantel gebildet hatten, einen reſpektablen Zopf, und Strümpfe und Schnallenſchuhe zierten die Beine, die der geſchmeidige ungariſche Stiefel bis jetzt umſchloſſen hatte. So angeputzt wartete ich nun, daß ich meinem gnädigſten Herrn ſollte vorgeführt werden. Allein der Prinz, der gerade mit literariſchen Dingen beſchäftigt war, wollte nicht geſtört ſein und nahm von meiner Ankunft gar keine Notiz. Er befahl nur, daß ich unter den Leib-Pagen aufgenommen werden ſollte, und dies bewirkte, daß man ſchon gleich mich als einen „Günſtling“ betrachtete, denn eigentlich — offen geſtanden — hätte ich wohl nichts Anderes erwarten dürfen, als die Lakaien-Weſte. Denn was war ich denn Beſonderes? Und auf was konnte ich mir Rechnung machen? Ich ſuchte ſo beſcheiden und höflich, als mir nur immer möglich war, gegen Alle zu ſein, die, wie es jetzt den Anſchein hatte, unter mir ſtanden, da ſie doch erwartet hatten, neben, wenn nicht über mir zu ſtehen. Dadurch erreichte ich, daß ſie mich ihren Neid nicht empfinden ließen, und wir anſcheinend gute Freunde blieben. Was mich betraf, ich war ehrlich und von ganzem Herzen ihr Freund. Wo ich irgend Jemand dienen konnte, war ich raſch bei der Hand.

Endlich kam der Tag, wo ich dem Prinzen, meinem Herrn, bekannt wurde; allein wie wurde ich

Achtes Kapitel.

ihm bekannt? Auf die allerſeltſamſte Weiſe. Vielleicht diente dies aber dazu, dieſem witzigen und bizarren Fürſten meine kleine Perſon intereſſanter zu machen, als es ſonſt geſchehen wäre, wenn die erſte Zuſammenkunft auf dem allgemein üblichen Wege ſtattgefunden. Unſer Pagenpräceptor hatte eine althergebrachte, etwas pedantiſche Anſicht von den Mitteln und Wegen, die die Heilkunſt anwenden müſſe, um der Gebrechlichkeit unſerer irdiſchen Natur unter die Arme zu greifen. So hatte er unter Anderm das Geſetz erlaſſen, daß alle Sonnabend gewiſſe mediziniſche Experimente in Anwendung gebracht wurden. Ein Theil der Pagen purgirte, ein anderer Theil erhielt ein Lavement an jedem Sonnabend. Es wechſelte dies regelmäßig mit den Abtheilungen. Das Purgiren war unangenehmer, wenn man hier von angenehm überhaupt ſprechen kann, das Lavement war angenehmer. Ich hatte manchesmal aus Gefälligkeit das Erſtere für einen Kameraden übernommen, an jenem Sonnabend jedoch, an welchem ich das hohe Glück, mit meinem Herrn zum erſtenmale zuſammenzutreffen, erleben ſollte, nahm ich ſelbſt mein Lavement.

Der Apotheker-Gehülfe ließ immer etwas auf ſich warten. Wer zum Opfer beſtimmt war, lag oft lange bereit auf dem Altar, ohne daß der Prieſter mit dem Opferinſtrument erſchien. So ging es auch mir an jenem denkwürdigen Tage. Den Theil des Körpers entblößend, der hier die Hauptrolle ſpielen ſollte, lag ich auf meinem Lager, mit gegen die Wand gekehrtem Antlitz und ſchon nahe daran, in tiefen Schlaf zu ſinken, weil es ſo lange dauerte. Ich hoffte, daß jene leiſe, kitzelnde Berührung des Inſtruments mich ſchon erwecken werde, ſtatt deſſen erweckte mich etwas Anderes. Unartig entblößt, wie ich da lag, erwartete ich wahrlich keinen andern Beſuch, als den unſeres Aeskulaps. Allein der allerhöchſte und der allerehrenvollſte ſollte mir zu Theil werden. Ich hörte, halb im Schlaf, die Thür des Kabinets aufgehen, und Tritte ſich meinem Lager nähern. Was kümmerte mich das? Mechaniſch ſtreckte ich den Vorbau der Feſtung, die angegriffen werden ſollte, etwas weiter hinaus. Allein die Mündung jenes zierlichen Geſchützes, das mit der warmen Lauge gefüllt war, machte ſich nicht fühlbar, ſtatt deſſen fühlte ich den Windzug eines vorbeirauſchenden Gewandes und ich hörte plötzlich durch die Stille des Zimmers eine näſelnde Stimme, die die Worte rief: Ah quel drôle de visage que celui là! Jetzt warf ich mich herum und ſah vor mir einen Mann ſtehen, in einem hellen gelben Schlafrock und mit einem Geſicht, deſſen

Augen einen ſpaßhaften aber doch zugleich drohenden Ausdruck hatten. Niemand ſagte mir's, allein ich wußte, daß dies der Prinz ſei. Mein Schreck war grenzenlos. Aufſpringen, meine Beinkleider in die Höhe ziehen, und eine tiefe Verbeugung machen, war das Werk eines Augenblicks. „Du brauchſt nicht beſorgt zu ſein, mein Kleiner," ſagte der Prinz, indem er mir auf die brennenden Wangen klopfte, „wir ſelbſt ſind oft in der Lage geweſen, daß wir der Welt kein anderes Geſicht zeigen konnten oder wollten, als das, welches Du eben mir gezeigt haſt. Sei nicht beſorgt, mein Kleiner; ich werde Dir dies nicht übel nehmen. Sicherlich nicht — verlaß Dich darauf!" — Er zog mit der rechten Hand meine Lippe von den Zähnen weg und ſagte dann: „Gut — hübſches Gebiß! Ich kann Leute nicht um mich ſehen, die ſchlechte Zähne haben." —

Dann entfernte er ſich wieder und begegnete unter der Thür dem Gehülfen mit ſeinem Inſtrument, der ihm erſchreckt und demüthig auswich. „Warum läßt er meine Jungens ſo lange warten!" rief der Herr drohend. „Will er es mir verantworten, wenn ſie ſich erkälten?"

Dies war mein erſtes Zuſammentreffen mit dem berühmten Bruder Friedrichs des Einzigen.

Ich trete als Statiſtiker und Biograph auf.

Es ſcheint mir, daß mir die Verpflichtung obliegt, bevor ich mein Leben auf Schloß Rheinsberg beginne, Einiges über dieſes und über deſſen Beſitzer zu ſagen. Den Prinzen beurtheile ich, ſo weit ich es verſtehe. Das Schloß war, wie geſagt, prachtvoll, im Innern noch ſchöner als äußerlich, wo es an manchen Stellen doch gar zu „gothiſch“ war, das heißt Treppen hatte, die man nicht beſchreiten konnte, ohne den Hals zu brechen, und Zimmer, in denen es durchregnete. Ich weiß nicht, welch ein alter Markgraf das Schloß gebaut hatte, auch weiß ich nicht, in welchem Jahre dies geſchah, unzweifelhaft war es damals, als die Mark noch von Bären und Wölfen wimmelte und man an jedem Kirchweihtage eine Hexe verbrannte. In dieſen finſtern Jahrhunderten bauten die großen Herren Schlöſſer mit einer Unzahl von

Thürmen verſehen, die ſie mit Bewaffneten ſpickten. Auf dieſe Weiſe allein gelang es ihnen, im Innern ihrer Gemächer ruhig ihren Humpen zu leeren, ganze gebratene Ochſen an einem Mittagsmahl zu verzehren und ihre Frauen zu küſſen. Während in den Wäldern ewig der Bär brummte und der Wolf heulte, ſaß man in den wohlgewärmten Hallen und erzählte ſich von dem Papſt zu Rom, und dem Turnier zu Speier. Zwiſchendurch machte man auch Muſik, immer aber war man gewärtig, ſich auf Leben und Tod zu ſchlagen und ſeine Haut zu Markte zu bringen. Anders ſind die Zeiten, in denen wir zu leben die Ehre haben. Es ſind keine Thürme und keine Bewaffneten nöthig, und man ſpeiſ't und küßt, wenn es ſein muß, auf offener Landſtraße. Das Schloß Rheinsberg nahm ſogleich eine andere Phyſiognomie an, je nach dem die Zeit ſich geändert. Wie eine Schöne, die nicht mehr fürchtet angegriffen zu werden, legte es den ſchweren Panzer ſeiner Laufgräben und Zugbrücken ab, und zeigte ſich in einem anmuthigen Negligee, das heißt, es umgab ſich mit blühenden Gärten und reizenden Anlagen. Als der Prinz hier einzog, erhielt unſer Schloß eine prachtvolle Reihe eleganter Gemächer mit Goldſtickereien, Alabaſtervaſen, Marmor- und Gipsgruppen, Teppichen, rothſammetnen Seſſeln, hellen großen Fenſtern und koſtbaren Gemälden; um das Gebäude herum wurde ein wundervoller Park angelegt, der ſich eine halbe Meile weit hinausſtreckte und verſteckte Grotten, helle Baſſins, Statuen, Büſten und ſtundenlange Laubgänge hatte. **Alles das war wundervoll und machte den Beſchauer trunken. Vor Allem** beſinne ich mich auf den Saal, in welchem an Feſttagen Concerte und Audienzen gegeben wurden. Die berühmteſten Künſtler hatten an ſeiner Vollendung gearbeitet und der Prinz ſelbſt die Modelle ausgeſucht. Das Deckengemälde zeigte den triumphirenden jungen Tag, wie er die Nacht verſcheucht, die mit ihren finſtern ſchnaubenden Roſſen abwärts in die Tiefe flieht, während eine Unzahl von ſchönen, jungen Nymphen, alle ſehr leicht bekleidet, den Siegeswagen umſchweben. Wenn ich nur irgend konnte, ſchlüpfte ich in dieſen Saal und ſah mir den Nacken ſteif an den Koſtbarkeiten oben. Auch die Nymphen von Gips wurden von mir bewundert, die hoch oben auf der ſchmalen Kante des Simſes ſaßen und ihre ſchönen nackten Beine ſehr ungezwungen in die Tiefe ſtreckten. „Ach!“ rief ich bei mir ſelbſt, „wenn dieſe unvorſichtigen Mädchen lebten, wie würde ich mir da den Spaß machen, die Eine oder die Andere einmal unvermerkt am Beine herabzuziehen. Ich wollte ſchon leiſe genug, wie eine Katze hinaufklettern, ſie ſollten mich nicht hören."

Unter den Gemächern des ſogenannten alten Theiles des Schloſſes gab es welche, die ich nicht ohne einen kleinen Schauer, ein kaltes Rieſeln den Rücken hinab, zu betreten vermochte. Es herrſchte in ihnen ein ewiges Halbdunkel, das nicht geſtattete, die Geheimniſſe, die ſich hier häuſten, zu enträthſeln. Es ſtanden hier Stühle, auf denen ſeit undenklichen Zeiten Niemand mehr ſaß, und zu dieſen Stühlen gehörten Tiſche, auf deren gerunzelte und zerſprungene Platte kein gaſtliches Tiſchtuch mehr hingebreitet wurde. Tiſche und Stühle ſtanden an einem Kamine herangeſchoben, der einer großen, finſtern Höhle glich, ewig gefüllt mit einem ſchwermüthigen Getöne und Geſeufze, das der Wind hervorbrachte. Dabei beſaßen einige dieſer Gemächer Ledertapeten, auf deren geſchwärztem Grunde kleine Goldblumen von räthſelhaftem und nicht entwirrbarem Gewinde ſichtbar waren. Bei dem Abreißen einer dieſer Tapeten hatte man eine verborgene Thür entdeckt, und dieſe hatte in eine Reihe von Gemächern geführt, von deren Daſein man bisher keine Ahnung gehabt, und die man jetzt leidlich wohnlich eingerichtet hatte, obgleich Niemand dort wohnen wollte, weil nicht Einer, ſondern Mehre von der Schloßbewohnerſchaft die Bemerkung gemacht, daß in einem dieſer Zimmer ſtets um die Stunde der Mitternacht ein blutrother Tropfen von der Decke niederfiele, den man auf keine Weiſe vertreiben könne. Der Prinz lachte über dieſe Dinge und hatte verboten von derlei zu ſprechen. Aber gleichwohl, wenn wir unter uns waren, ſo ſprachen wir von nichts Anderem.

Von dem Prinzen will ich nur ſagen, daß er hier in Rheinsberg ſich aufhielt, und ſeine Freunde hierher kommen ließ, weil er in Berlin nicht leben wollte, wo er einen ſehr ſchönen Palaſt hatte. Der Grund war, wie alle Welt behauptete, weil er ſich mit ſeinem Bruder, dem Könige, nicht gut ſtand. Ungenirt zu leben iſt für große Herren die Hauptſache. In der That war das Leben auf Schloß Rheinsberg ſo ungezwungen und ſo luſtig, wie es ſchwerlich hätte in Berlin ſein können. Dabei war aber nichts vergeſſen, was die Leute daran erinnern konnte, daß ſie bei einem königlichen Prinzen ſich befanden, der zugleich ein berühmter Mann ſeiner Zeit war. Die Wände zeigten, faſt wohin man den Blick nur wandte, die Gemälde der Schlachten, die durch den Prinzen oder wenigſtens unter deſſen Mitwirkung gewonnen worden; dann begegneten dem Auge des Gaſtes die erlauchten Ahnen des königlichen Hauſes in Purpur und Krone, und wenn der Unachtſame dieſe ſehr deutlich ſprechenden Zeugen hätte mißachten wollen, ſo trat nöthigenfalls der Prinz ſelbſt auf als Wahrer und Schutzherr ſeiner Würde; denn Niemand konnte beleidigender und hochmüthiger ſein, als gerade er, wenn er es für nöthig achtete, obgleich er für gewöhnlich freundlich und herablaſſend war. Er war nicht groß von Wuchs; in früheren Jahren ſoll dies weniger bemerkbar geweſen ſein als jetzt — das Alter macht klein. Wenn mein gnädigſter Herr geputzt und in Gala war, ſo machte er eine impoſante Figur, wenn er aber im Morgenrock herumging, die Haare in Papilloten gewickelt, ſo — ich will es offen geſtehen — ſah wahrlich Niemand in ihm den Helden von Friedberg. Er ſah einem kleinen, verſchrumpften alten Weibe ähnlich. Aber, wie geſagt, in großem Putze war er völlig wieder Prinz und berühmter Feldherr. Was ſeine Lebensweiſe betrifft, ſo lag er Morgens lange im Bette, empfing Beſuche im Bette, kleidete ſich dann zum Frühſtück an, machte einen Gang in das Städtchen, wo er bald dieſe, bald jene Bürgerfamilie mit ſeinem Beſuche beehrte, kam dann ins Schloß zurück, hielt um zwei Uhr Mittagstafel, und gegen Abend um ſechs Uhr wurde der Concertſaal erleuchtet und die Soiree abgehalten. Dieſe Abendzuſammenkünfte waren unbeſchreiblich beluſtigender Natur. Die Muſik war nur Nebenſache. Der Adel der Nachbarſchaft kam zuſammen, aus Berlin Gäſte, immer einige Fremde von Bedeutung, ſchöne Frauen, junge Männer, Dichter, Diplomaten, Schöngeiſter, Offiziere, komiſche alte Gecken — das Alles trieb ſich ungenirt in den erleuchteten Gemächern umher, und verſchwand wieder in die Nacht hinein, wie die Bilder der Zauberlaterne, von denen Niemand weiß, von wo ſie kommen und wo ſie hingehen. Man kann ſich denken, wie das für uns junge Burſchen beluſtigend war. Einige dieſer Nachtſchmetterlinge blieben im Schloß, und wir erhielten den Auftrag, für ihr gutes Unterkommen zu ſorgen. Wenn ein hübſches Geſicht darunter war, o wie ſehr waren wir da um das Unterkommen beſorgt.

So war der Prinz, ſo war das Leben in Rheinsberg. —

Die Königs-Pagen und die Prinzen-Pagen.

Ich war untröſtlich darüber, daß ich mich dem Prinzen von der „verkehrten“ Seite vorgeſtellt hatte, allein der dicke Intendant, der ſchon bereits zwanzig Jahre im Dienſte ſeiner königlichen Hoheit war und ſeinen Herrn beſſer kannte, als irgend Einer, verſicherte mich mit Lächeln, daß ich dabei nichts verloren, eher gewonnen hätte. Die Gunſt des Prinzen, in der ich täglich ſtieg, beſtätigte dies. Der Intendant — dies war ſein Titel, ſein Geſchäft war überall zu ſein, wo man ihn nicht vermuthete — wurde nebenbei mein großmüthiger Protector. Er war ein Mann weit über die Fünfzig, von einer Tonnenfigur, mit einem jovialen Geſicht, das in zwei breite Hälften gleichſam auseinanderfiel und ſich auf ſein Halstuch lagerte. Wie oft hab ich ſeine Bärenpfoten auf meinen Wangen gefühlt, denn er ſtreichelte und liebkoſete ſeine Schützlinge gern. Er führte den poetiſchen Namen Herr Roſenmund, und wurde demnach von uns Pagen „die dicke Roſamunde" genannt.

Ich habe geſagt, daß die Verhältniſſe ſich für mich ganz gut geſtaltet hatten, ich war aber damals noch nicht mit meinen eigentlichen Feinden zuſammengetroffen, dies waren die ſogenannten Königs-Pagen. Sechs Flegel von dem unverſchämteſten Hochmuth, aus den beſten Familien des Landes entſproſſen, bildeten das Königs-Pagen-Corps. Sie waren vom Könige gewählt und dem Prinzen zugegeben. Ein Jeder von ihnen trug bereits das Lieutenants-Patent in der Taſche. Wir ſechs übrigen Pagen waren vom Prinzen gewählt und wurden nur vom Hofe zu Berlin aus geduldet, erhielten aber nie den Befehl bei den Feſten und Feierlichkeiten daſelbſt zu erſcheinen, indem man gleichſam unſere Exiſtenz ignorirte. Dagegen waren wir als Geſchöpfe der eigenen Wahl dem Prinzen ungleich lieber als jene ſechs offiziellen Pagen, die ihm beigegeben waren, ohne ihn zu fragen. Die Königs-Pagen fühlten die ganze Bedeutung ihrer Würde und ließen bei jeder Gelegenheit uns Prinzen-Pagen dies fühlen; nur gar zu arg durften ſie's nicht machen, weil der Prinz ſonſt ſich ins Mittel legte und dann ſeine Lieblinge ſehr energiſch zu ſchützen wußte, ſo daß bei jedem ernſthaften Hanbei die Königs-Pagen doch immer den Kürzern ziehen mußten. Wir waren dafür aber auch ein Corps, das eng zuſammenhielt; eine Beleidigung, Einem von uns Sechs zugefügt, wurde von Allen gerächt. Ich ſelbſt war hiervon ein redendes Beiſpiel. In der Zeit der Ferien eingetreten, hatte ich noch nicht die Gelegenheit gehabt, jene Uebermüthigen kennen zu lernen; als ſie ſich aber jetzt nach und nach einfanden, machte ich mit ihnen Bekanntſchaft. Sie ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, über mich herzufallen. Der Eine kam mit der Reitpeitſche, der Andere mit einer koloſſalen Ruthe, aus Birkenzweigen zuſammengebunden, der Dritte mit einem Eimer Spülichtwaſſer, der Vierte mit einem Pechkübel, in den er einen Schwamm tauchte, der Fünfte und Sechſte hatten Pferdebürſten und Scheeren, wie man ſie bei der Schaafſchur anwendet. Die Rotte ſtürzte mit einem Schlag in mein Zimmer, knebelte mich, warf mich aufs Bette, riß mir die Kleider vom Leibe und ging nun daran mich mit Theer einzuſudeln, mich mit der Reitpeitſche und der Ruthe zu bearbeiten und zugleich mein Haar mit Scheere und Pferdekamm aufzuſtutzen. Ich war in einer verzweifelten Lage; ich krümmte mich auf meinem Lager und konnte doch den Fäuſten der Giganten nicht entſchlüpfen. Ich ſtieß alle meine ungariſchen Flüche aus, die ich nur wußte, ich ſchäumte vor Wuth, ich ſuchte zu kratzen und zu beißen, allein alles dieſes vermehrte nur die ausgelaſſene Luſt meiner Peiniger. Schon fühlte ich die ekelhafte Lauge meinen Körper benetzen, ſchon nahte ſich mir der Schwamm, getränkt mit der Schmiere, die ich hätte Tage lang mit mir herumtragen müſſen, weil ſie allen Reinigungsverſuchen ſpottet, ſchon fühlte ich die ſauber gelegten Locken auseinandergewirrt und den abſcheulichen Eiſenkamm Furchen ziehend, da — mein Elend erreichte eben die höchſte Staffel — hörte ich Hülfe herannahen. Meine Cameraden, die die ſechs Flegel hatten hinaufſchleichen ſehen und ahnten, was ſie im Schilde führten, kamen, durch ein Hülfscorps, zu welchem die Söhne des Portiers und die Küchenjungen ſich geſellt hatten, verſtärkt, noch zur rechten Zeit an. Ihre vereinte Kraft ſprengte die Thür, und — mich gebunden und halb nackt auf dem Bette liegen ſehend — brachen ſie in ein wildes Kriegsgeſchrei aus, und ſtellten ſich zur Schlacht fertig an der Thür auf. Die Königs-Pagen überſahen die Anzahl ihrer Feinde und fanden für gut, einige parlamentariſche Unterhandlungen anzuknüpfen, ehe ſie ſich auf Thätlichkeiten einließen. „Was wollt Ihr, Buſchklepper!“ riefen Jene; „wir haben hier eine kleine Beſtie aus Eurem Corps in der Wache, um ihr das übliche Bad angedeihen zu laſſen. Wir denken, das ſolltet Ihr doch ganz in der Ordnung finden?" „Nein, Bandjuden!" entgegnete der Sprecher unter meinen Freunden, „das finden wir nicht in der Ordnung und wir rathen Euch ſogleich, von dem Unternehmen abzuſtehen, oder wir ſalben Euch mit Eurem eigenen Fett und ſtechen Euch mit Euren eigenen Borſten!" — Ich muß hier hinzufügen, daß der Spitzname „Bandjude," der den Edelpagen wurde, ſich auf die Goldtreſſen bezog, die ſie am Kragen ihrer Uniform zu tragen berechtigt waren, als ſchon jetzt den Garden des Königs zugerechnet. Nach dieſem ſcharfen Zwiegeſpräche ſtellten ſich beide Heerabtheilungen in Ordnung. Ins Hintertreffen wurden die Küchenjungen und die Nachkommenſchaft des Portiers geſtellt; es waren kleine, aber äußerſt feurige Burſche darunter, die ihre Lineale und Küchenlöffel meiſterhaft ſchwangen. Die Truppe bildete eine Phalanx. Die Gegner waren unbewaffnet, zum Theil in ihren Morgenjacken, ſie führten zur Vertheidigung nichts bei ſich, als jenes nichtswürdige Material, das ein paar Minuten ſpäter ſich auf meinen armen Körper aufgelagert hätte.

Ich richtete vom Bett aus Worte der Verſtändigung an die Streitenden. „Freunde!“ rief ich, „was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Ihr habt das Schlimmſte verhütet. Bindet mich jetzt los und laßt mich gehen, und geht Ihr auch. Wahrhaftig, ich bin nicht wichtig genug, als daß der Geringſte von Euch ſich meinetwegen ein Leids zuziehe.“

Vergebens! Der Kampf entbrannte und wüthete um mein Bett herum. Ich ſah in Bogen den Inhalt des Küchenеimers ſich auf manches theure Haupt entleeren; ich mußte ſehen, wie geſchwärzt und geſchändet durch den Schwamm und ſeinen Inhalt die koſtbare Jacke des jüngſten Sprößlings unſers Thürhüters ſich aus dem Gemenge des Kampfes zurückzog. Der furchtbare Eiſenkamm durchbrach die Phalanx und machte ſich wie ein Sichelwagen Platz; allein dagegen erhielt auch mancher Rieſe einen wohlgezielten Wurf mit dem Tintenfaſſe, das aus der Hand eines kleinen giftſprühenden Davids flog, und manches Lineal zeichnete ſeine Linien auf breite Rücken und ſtolze Schultern. Ein Theil der Kämpfenden wälzte ſich über mein Bett herüber, und ich ſah Freunde meiner Partei, auf meinem Körper ſelbſt eine unwürdige Züchtigung und Demüthigung erleiden, ohne daß ich ihnen anders beiſtehen konnte als durch ein leiſes aber fortgeſetztes Beißen in die Finger des Feindes, der zufällig meinem Wirkungsbereich nahe kam.

Ich weiß nicht, wie lange der Tumult noch gegedauert hätte, wenn nicht plötzlich in der Thür die lange, ſchwarze, dürre Geſtalt unſers Hofmeiſters erſchienen wäre, ein Anblick, der uns Allen einen paniſchen Schrecken einflößte. Die Königs-Pagen ſuchten zuerſt zu entſchlüpfen; ein Paar bargen ſich in einem großen Kleiderſchrank, ein Dritter warf ſich der Länge nach unter mein Bett, ein Vierter flüchtete hinter die zurückgelehnte geöffnete Thür und Zwei entliefen dicht am Präceptor vorbei, indem ſie ihn beinahe umgerannt hätten. Meine Freunde, zu edel zur Flucht, zu eingenommen von der Gerechtigkeit ihrer Sache, hielten Stand und ſahen muthig den Dingen, die da kommen ſollten, entgegen. Sie wurden einzeln abgeführt und in die Zellen des Carcers vertheilt. Der Portier und der Küchenmeiſter erhielten die ihnen zugehörige Mannſchaft übergeben, die unter lautem, durchdringendem Geheul abmarſchirte. Ich, von meinen Banden befreit und meinen Kleidern zurückgegeben, mußte dem Hofmeiſter folgen, um unten, in deſſen Gemächern, verhört zu werden. Das Zimmer, ſammt den noch umherliegenden Zeugen des Kampfes, wurde zugeſchloſſen, um ſpäter zu der Feſtſetzung eines Thatbeſtandes zu dienen. Die teufliſchen Buben, die ſich jetzt darin eingeſchloſſen befanden, entdeckten Mittel, bei eintretender Dunkelheit aus dem Fenſter zu entſchlüpfen.

Dennoch gelang es bei dem Verhör nicht jedem der Königs-Pagen ſich loszulügen. Einer, der am ſchlimmſten gravirt war, konnte nur durch mein Zeugniß von einer ſehr empfindlichen Züchtigung, die ihm der Prinz durchaus nicht geſchenkt hätte, gerettet werden, und ich — gutmüthig, wie ich ſtets geweſen bin, nie mit Gedächtniß begabt für Beleidigungen, die ich empfing — machte durch eine Lüge meinerſeits den großen Bengel frei. Ich muß bekennen, daß er mir dies ſpäter immer gedankt hat. Er hieß Hippolyte, Marquis de la Chevalerie. Seine Familie gehörte zu den Flüchtlingen, die das aufgehobene Edikt von Nantes nach Preußen gebracht hatte. Er war ein großer, ſchlanker, aber nicht ſchöner Burſche von achtzehn Jahren. Sein Geſicht war von Pockennarben durchfurcht, aber ſeine dunkeln, gleichſam glühenden Augen bargen eine ſüdliche Lebendigkeit. Er wurde ſpäter der beſte Fechter und Reiter, und dabei der ausgelaſſenſte Frauenjäger, den die Hauptſtadt aufzuweiſen hatte.

Dies war aber meine erſte betrübende Erfahrung auf meiner Hof-Laufbahn.

Ich lerne zum erſtenmal die Süßigkeiten der Freundſchaft kennen.

Wir befanden uns in der ſchönſten Jahreszeit. Der Park, der Garten, das Feld, die Wieſe, der Wald — alles grünte, duftete, blühte, ſtand im goldigen Mittagslichte wie in farbigen Flammen glühend da, und im ſilbernen Mondenlicht ähnlich wie in einem Zaubergarten die Bäume und Blüthenſtauden der Feen. Ich war von einer unbeſchreiblichen Lebensluſt erfüllt. Unermüdlich, wenn es mir nur erlaubt war, entſchlüpfte ich den Gemächern, wohin mein Dienſt mich bannte, und trieb mich in der Umgebung des Schloſſes umher. Oft lief ich ſtundenweit in die nächſten Dörfer, verlor mich in das hochſtehende Korn, wälzte mich auf dem friſchen Moosteppich im Waldesgrunde, lag einſam am Ufer der kleinen Bäche und kletterte in die Gipfel der Bäume, um mich dort auf einem ſchwanken Aſte zu wiegen. Meine Kleider waren nicht im beſten Zuſtande, wenn ich heimkam, und die „dicke Roſamunde“ nahm mich dann immer mitleidig bei Seite, um mich auszuklopfen, rein zu bürſten und durchzuſtäuben. Der gute dicke Mann ſchwitzte bei dieſer Arbeit und nannte mich einmal über's andere den Nagel zu ſeinem Sarge. Ich erwies ihm dafür aber auch manche Gefälligkeit, denn ich habe mich immer gern den Thorheiten der Menſchen gefügt, wo es nur irgend geſchehen konnte, und ich habe immer gefunden, daß ſie dafür dankbarer ſind, als wenn man ihnen mit alberner Strenge gepaart erhabene Tugendlehren giebt. Eines Tages, als ich wieder auf ſeinem Schooße ſaß und ſeine dicke Wange an der meinigen fühlte, befeuchtete zugleich eine Thräne meine Hand. „Kind,“ ſagte er, indem er mich wehmüthig und mit großer Herzlichkeit an ſich drückte, „ich habe Niemand auf dieſer Welt, der ſich um mich näher bekümmert. Wenn ſie mich einſt davontragen, da wird es heißen: fort mit dem alten feiſten Schlemmer, der nie ein Weib ſein eigen nannte, nie Kinder auf ſeinem Schooße ſchaukelte, ſein Hab und Gut falle lachenden Erben anheim. So ſoll es aber nicht ſein. Ich will Dich, meinen Sohn, zu meinem Erben einſetzen — hörſt Du?“ Ich ſprang von ſeinen Knieen herab, bekam ihn am Kopf zu faſſen, zauste ihn tüchtig, gab ihm

Achtes Kapitel.

Geſchichte der Prinzeſſin, die in ein Paar Inexpressibles verwandelt wurde.

Die Nichtswürdigkeit der Zauberer geht weit! nahmen die Roſen und Vergißmeinnicht das Wort. Sollten Sie wohl glauben, liebe Kleine, daß Sie in dieſem Paar zuſammengenähter Lumpen, die die Ehre haben, neben Ihnen auf dem Stuhle zu liegen, eine Prinzeſſin von Geblüt vor ſich ſehen? Eine Prinzeſſin, die, ich darf es ohne Erröthen eingeſtehen, denn Niemand wird mir wohl in meiner jetzigen Geſtalt Eitelkeit vorwerſen, die ſittſamſte und ſchönſte Königstochter war, die je in einem Mährchen oder

Backenſchläge und rief: „Willſt Du mir wohl nicht von Deinem Tode ſprechen, Väterchen! Du ſollſt leben, ſo lange ich lebe! Hörſt Du, und nun ſtill geſchwiegen!“ Er lachte, küßte mich und ſagte dabei: „Es bleibt aber doch dabei.“ Auf eine ähnliche Weiſe gelang es mir, mich mit unſerm Hofmeiſter gut zu ſtellen. Dieſer hatte wieder ganz andere Thorheiten. Er glaubte ein Dichter zu ſein und ſaß oft Abends bis tief in die Nacht in einer der verſteckteſten Lauben und ſchrieb beim hellen Mondenlicht Verſe nieder, die aber Niemand zu ſehen bekam. Ich allein erlangte das Vorrecht, ihm Nachtmütze und Schlafrock, wenn die kühleren Nachtſtunden nahten, zu ſeinem entlegenen Parnaß, und zwar ſo, daß ſeine ſtrenge und keifende Ehehälfte nichts davon merkte, hinzutragen. Stillſchweigend wurde mir dafür manche in Wald und Flur verſäumte Schulſtunde nicht angerechnet.

Vor Allem aber erwarb ich die Freundſchaft eines Cameraden, auch eines Prinzen-Pagen, der der Sohn eines reichen Oberförſters in der Umgegend war. Die Freundſchaft fing damit an, daß er auf meinen Geldbeutel Anſprüche gründete, die ich zwar ungerecht fand, aber doch befriedigte. Dann borgte mir mein angehender Freund meine Kleider ab; er gab ſie mir zerriſſen und beſchmutzt wieder. Da ich aber ſelbſt in dieſem Fache etwas leiſtete und fürchtete, ich möchte am Ende dahin gebracht werden, im Coſtüme Adams bei Hofe zu erſcheinen, ſprach ich endlich ein ſehr vernehmliches Veto, als er eines Tages wieder kam, um mich um meine einzige noch darſtellbare Weſte zu erſuchen. „Gut,“ ſagte er beleidigt, „ich dachte, wir würden Freunde ſein, allein ich ſehe, Du haſt ein boshaftes und kaltes Herz; Du kannſt mich darben ſehen, ohne mir beizuſtehen! Unſere Sache iſt abgemacht!“ Ich lief raſch, um meine Weſte zu holen. Er nahm ſie, ſagte kein Wort, aber als am Erſten des nächſten Monats der Schneider ihm einen vollſtändig neuen Anzug brachte, kam er mit dem Päckchen und legte es ſtillſchweigend auf mein Bette. „Es iſt Dein Eigenthum,“ ſagte er, als ich ihn fragend anſah, „und wir ſind nun Freunde auf Lebenszeit.“ Wie war ich glücklich, in dem ganz neuen Anzug im Vorzimmer zu erſcheinen. Mein Freund trug nun aber meine zerlumpten Kleider. O, es liegt etwas Rührendes in dieſen erſten Beweiſen fühlender junger Herzen. Welch ein Philoſoph der Welt wäre kalt und überbildet genug, um hierüber zu ſpotten? —

Aber mein guter Camerad gab mir noch andere

Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit. Er hieß Emil von Bergen, ging ebenſo wie ich ins vierzehnte Jahr, war von meiner Größe, allein blond und nicht ſo kräftig und ſtark wie ich. Aber ein Wildfang war er, wie ich noch keinen geſehen.

Eines Tages zog er mich bei Seite und flüſterte mir zu: „Stephan, es nähert ſich ein Feſtgelage bei Hofe; ich weiß für beſtimmt, daß eine gewiſſe Bürgerfamilie in der Stadt mit eingeladen wird, denn es fehlt bei ſolcher Gelegenheit immer an Canaille, die, wie der gnädige Herr zu ſagen pflegt, den Saal füllt. An meiner Reihe iſt's, die Einladung zu überbringen; willſt Du für mich hingehen?“

„Weshalb nicht? Zeige mir nur die Straße und das Haus an.“

Er nannte beides.

„Gut, ich werde es beſorgen.“

Er drückte mir die Hand und bezeichnete nochmals ganz genau das Haus und die Stunde, wo ich hingehen ſollte. — Der Feſttag rückte heran, einen Tag vorher begab ich mich auf den verabredeten Gang. Ich fand ein ſehr anſtändiges Bürgerhaus, mit einem Gärtchen vor demſelben. Als man mich kommen ſah, bemerkte ich eine alte Frau, die eilig vor mir her ins Haus ging und die Thür hinter ſich offen ließ. Ich trat ein und hörte in dem Gange flüſtern. Ich fragte nach dem Hausherrn und daſſelbe alte Weib zeigte auf eine Thür im Gange links. Ich öffnete und ſah eine dunkle Kammer. „Nur herein, Bürſchchen!“ rief die Alte grinſend. Kaum hatte ich einen Schritt in die finſtere Stube hinein gemacht, als ich mich von zwei derben Fäuſten ergriffen fühlte und weiter gezerrt oder vielmehr geſtoßen wurde. Die Thür wurde hinter mir zugeſchlagen. Ich wollte fliehen, allein wohin ſollte ich in dieſer rabenſchwarzen Nacht mich wenden; ich wollte ſchreien, aber eine große, derbe Hand, ähnlich einer Bärentatze, lagerte auf meinem Munde und brachte mich faſt zum Erſticken. Zugleich ging ein arges Spiel mit ein paar Weidenruthen auf meinem Rücken los. Der unbekannte Wohlthäter ſparte keine Mühe. Ich wurde in aller Form und bis zu einem faſt unerträglichen Grade durchgebläut. Dabei rief eine mir völlig unbekannte Stimme: „Warte, Du L—sjunge! ich will Dir lehren, den Mädchen nachzuſtellen. Kaum biſt Du der Ruthe entlaufen, und Du willſt ſchon ſolche Streiche machen! He? Das Doppelte ſteht zu Dienſt, wenn Du Dich nochmals in dieſem Hauſe erblicken läßt! Und jetzt Marſch! und geh Deiner Wege. Wenn Du Deine eigene Schande offenbaren willſt, ſo klage, Bürſchchen!“ — Und damit erhielt ich noch einen Tritt auf eine gewiſſe Stelle und flog zur dunkeln Kammer hinaus, die ſich hinter mir noch mit einem dumpfen Gepolter von Flüchen ſchloß. Niemand ließ ſich ſehen in Haus und Flur und Garten, auch hatte ich wenig Luſt, nach dieſem Empfange meine Beſtellung auszurichten und ſchlich demnach nach Hauſe wie eine geprügelte Katze vom Hühnerhof.

Als ich auf meiner Stube angelangt war und auf meinem Bette lag, erſchien der Treuloſe, für den ich die Botſchaft ausgerichtet. Ich erzählte ihm empört, wie es mir gegangen.

„Dieſe Schläge waren für mich beſtimmt,“ ſagte er.

„Wenn Du es wußteſt,“ rief ich zornig, „warum ſchickteſt Du denn mich hin?“

Er konnte nur mit Mühe ein Lachen unterdrükken. „Sei ruhig,“ ſagte er, „Du haſt gehandelt, wie jeder wahre Freund handeln muß; Du haſt frühzeitig ſchon die Trübſal und die Noth des Lebens über Dich genommen, um ſie mir zu erſparen. Es wird eine Zeit kommen, wo ich wieder für Dich die Schläge des Schickſals werde ertragen müſſen. Aber ſag' mal, ſchlug man Dich mit einem Bambusrohr oder mit einer Haſelnußſtaude?“

„Ich glaube, das kommt ſo ziemlich auf Eins heraus.“

„O nicht doch. Die Haſelnuß iſt um vieles ſchimpflicher. Ich kenne Leute, die ein ſo feines Ehrgefühl haben, daß ſie es nicht überleben würden, mit der Haſelnuß in Berührung gekommen zu ſein, während ſie die nähere Bekanntſchaft des Bambus zwar nicht gerade gern ſehen, allein auch eben nicht für ein Unglück halten.“

„Nun, wenn Dich das beruhigt,“ rief ich, mir den Rücken reibend, „ſo kann ich Dich verſichern, daß es eine Weidengerte war. Aber, was zum Teufel haſt Du denn in dem Hauſe getrieben, und was hat es denn für eine Bewandtniß mit dem Mädchen, von dem man ſprach?“

„Du ſollſt Alles erfahren. Ich unterhalte bereits ſeit einiger Zeit einen Liebeshandel mit dem reizenden Jettchen. Dies Mädchen iſt eine ſo niedliche kleine Brünette, wie man ſie nur irgendwo finden kann. Wir haben uns auf dem letzten Wurſtpickenick kennen gelernt. Du mußt nämlich wiſſen, daß der Vater Schlächtermeiſter iſt, zugleich aber auch Stadtälteſter, ein reicher, übermüthiger und entſetzlich grober Mann.“

„Von der letztern Eigenſchaft hab’ ich Proben,“ bemerkte ich kleinlaut.

„Er iſt im Stande,“ fuhr mein Freund fort, „den Liebhaber ſeiner Tochter, wenn er ihm nicht gefällt, wie einen Ochſen zu behandeln, den er berechtigt iſt, mit einem Schlage niederzuſtrecken. So hat er mir ſeine Unzufriedenheit mit meiner Wahl bereits auch ſchon öfters ſehr deutlich ausgedrückt allein ich habe nicht ſonderlich darauf geachtet. Unſer Liebeshandel ging immer vorwärts. Neuerdings drohte er mir aber, daß etwas paſſiren würde, wenn ich wieder wagen ſollte, ſeine ungaſtliche Schwelle zu betreten.“

„Und da zogſt Du es vor, dieſe Schwelle von mir betreten zu laſſen?“

„Sei nicht böſe. Wie konnte ich wiſſen, daß man ſo gar nicht genauer hinſehen würde. Aber freilich wir ſind von ähnlichem Wuchſe und ganz gleichem Anzug. Dann ging ja auch, wie Du bemerkt haſt, die ganze Kataſtrophe im finſtern Zimmer vor. Der Alte hat ſich gewahrt, im Fall Du klagen würdeſt; er iſt auch ſchlau. Am beſten iſt, wir ſchweigen von der ganzen Sache.“

Ich fand auch, daß dies das Beſte ſei. Die Einladung wurde auf anderm Wege an den Mann gebracht, der aber nicht kam, ſondern nur ſeine

Tochter in Begleitung einer Duenna ſchickte, derſelben alten Hexe, die ich damals am Eingange des Gartens bemerkt.

So genoß ich denn die erſten Früchte vom Baume der Freundſchaft. Sie ſchmeckten etwas bitter.

Die arkadiſchen Schäferinnen in Verlegenheit.

Ich gehe nun an die Beſchreibung des erſten Hoffeſtes, das ich mitzumachen die Ehre hatte. Der Prinz benutzte jede Gelegenheit, um ein Feſt daraus zu machen; er war ſchon auf die barocke Idee verfallen, die Geburtstage ſeiner Lieblingshunde zu feiern. Diesmal galt es jedoch, einen wirklichen Feſttag zu begehen, nämlich es ſollte das Geburtsfeſt einer Prinzeſſin von Mecklenburg celebrirt werden, die ſich einſtweilen mit einer ſehr hübſchen Nichte, einer jungen Gräfin Solms in Rheinsberg aufhielt. Die alte Prinzeſſin war ein wahres Kabinetsſtück von höfiſcher Pedanterie, Ziererei und dabei Frivolität. Sie ſchminkte ſich, ging am Anfange des Jahrhunderts, wo ſchon ganz andere Trachten ſich Bahn gebrochen hatten, noch immer in einem ſteifen, umfangreichen Reifrocke daher, hoch friſirt und gepudert, und trug ein Hündchen im Arme. Der kleine Bologneſer, der mit mir zuſammen gekommen war, ſollte ſeine Beſtimmung an dieſem Feſttage erfüllen und in den Beſitz, das heißt auf die magern Arme der Prinzeſſin übergehen.

Zur gehörigen Stunde ſetzte ſich Prinz Heinrich in einen Galawagen, nahm das Hündchen, dem roſenrothe und ſilberne Bänder um den Hals flatterten, und fuhr zur Cour zur Prinzeſſin. Ich war bei dieſer etwas alterthümlichen Fahrt gegenwärtig. Es ging noch nach den Regeln der ſteifſten Etikette. Der vergoldete Wagen prunkte noch mit jenen kleinen Spiegelfenſtern, wie ſie zur Zeit Ludwig XV. Mode waren. Auf den beiden Tritten des Wagens ſtanden zwei Pagen, und da wir die kleinſten waren, hatte man uns dazu auserſehen. Hintenauf ſtanden vier Lakeien, und ein Läufer lief voran. Indem wir beide auf dem Wagentritt ſchwebten, mußten wir uns ſo reſpectvoll wenden, daß wir wo möglich mit einem Auge in den Wagen ſahen, im Fall der Prinz, der drinnen in einem unbeſchreiblichen Glanz von Sammet und Seide und ſchneeweiß gepudert ſaß, etwas zu befehlen haben würde, zugleich durften wir aber auch nicht den Anſchein haben, als guckten wir unverſchämt in den Wagen hinein. Als unſer prachtvolles Gehäuſe aus dem Schloßhofe raſſelte, ſtand

Romane als Muſter aufgeſtellt wurde. Aber, wie geſagt, die Nichtswürdigkeit der Zauberer geht weit! Dieſes Geſchlecht iſt unerſättlich in ſeiner Rache; rettungslos verloren iſt wer einmal ihren Zorn gereizt. Aber ich will mich nicht in nutzloſe Exclamationen ergießen. Zufrieden, ein theilnehmendes Herz gefunden zu haben, will ich gleich zur Hauptſache übergehen und die Urſache angeben, wodurch ich mir die Verfolgungen zuzog, unter denen ich jetzt erliege.

Man nannte mich am Hofe meines Vaters nur die ſchöne Prüde. Aus dieſem Umſtande und auch daraus, daß ich mich eben ſelbſt die ſittſamſte aller Prinzeſſinnen genannt, kannſt du ſchließen, liebes Kind, daß ich eine Prinzeſſin aus England ſein muß. Denn welches andre Land kann ſich ſchmeicheln, ſo viele „Prüde“ zu erzeugen, als gerade dieſes? Wo wird das Ideal jungfräulicher Sittſamkeit zu einem ſo ſtarren, unbeugſamen, unerſchütterlichen, unbeſiegbaren, un=

die ganze Anfahrt von dichten Menſchenmaſſen voll, die da ehrerbietig grüßten und vom Prinzen wieder gegrüßt wurden. Die acht Pferde zogen rüſtig an, und trotz der vielen Umwege, die wir nahmen, um das Ziel weiter hinauszuſchieben, erreichten wir dasſelbe dennoch bald. Unten an den Treppenſtufen ſtand der Kammerherr der Prinzeſſin, oben an der Thür zu ihren Gemächern ſtand ſie ſelbſt, umgeben von ihren zwei alten Hofdamen. Der Prinz ging ihr mit tänzelndem Schritt entgegen, indem er eine Atmoſphäre von Wohlgerüchen um ſich her verbreitete. Einige Schritte vor ihr blieb er ſtehen, das rechte Bein ausgeſtreckt, den Körper zurück gebogen, gleichſam wie bezaubert durch die Schönheit ſeiner Dame. Dieſe Mimik ihres alten Verehrers erwiederte die Prinzeſſin durch ein ähnliches theatraliſches Geberdenſpiel. Sie lehnte ſich an die Säule des Eingangs, als vermöge ſie nicht die Macht des Eindrucks dieſes wichtigen Augenblicks zu ertragen. Dann erholte ſie ſich und machte eine tiefe Verbeugung. Jetzt glitt der Prinz raſch an ihre Seite, und Beide hielten jetzt, Einer die Andre an die Hand faſſend, den Eingang in die Gemächer. Das Hündchen wurde abgegeben, und wie zufällig entfiel dabei dem Prinzen ein Papier aus der Taſche. Es wurde aufgehoben und ein Gedicht entdeckt, das „Medor“ an ſeine Gebieterin richtete. Der Prinz wollte nichts von dieſen Verſen wiſſen, allein er nahm das allgemeine Beifallklatſchen, das der kleine Kreis alter Damen laut werden ließ, als die Prinzeſſin die Verſe recitirte, huldvoll auf. Der Diener brachte in feingeſchliffenen Gläſern Alicante und Bisquit. Der Prinz nahm Abſchied, nachdem er ſich des Verſprechens verſichert hatte, daß die Prinzeſſin am Abend ſeine „petite Chaumière“, wie er ſeinen Palaſt nannte, mit ihrer Gegenwart beehren werde. — Nachdem der Prinz den Wagen verlaſſen, fuhr dieſer leer noch bei einigen Notabilitäten der Stadt vor und blieb vor jeder Hausthür ungefähr zehn Minuten halten, während der Beſuchte vor der Thür ſeines Hauſes erſcheinen mußte, um ſo zu thun, als ſäße der Prinz im Wagen. Eigentlich galten die Verbeugungen nur dem leeren, vergoldeten Wagen. Jedermann wußte dies; dennoch hieß es aber immer, der Prinz hat hier und dort einen Beſuch abgeſtattet, und die Ehre wurde ſehr hoch in Anſchlag gebracht.

Am Abend herrſchte nun der hellſte Glanz in den Empfanggemächern und in dem Aurora-Saale, den ich bereits ſchon beſchrieben habe. Aber ich will die Vorbereitungen zu dieſem intereſſanten Abende etwas näher ins Auge faſſen. Der Prinz hatte barocke Einfälle; wir, ſeine Diener, mußten uns willig finden laſſen, ſie auszuführen, und was die Jugend ſeines Hofes betraf, ſo that ſie's gern; denn was kann toll und ſeltſam genug ſein, das nicht die Sympathien eines ſiebzehnjährigen Kopfes für ſich hätte. Schwitzend und keuchend kam die dicke Roſamunde zu uns und verkündete uns, mit einem Kleiderbündel auf dem Arme, daß wir ſechs Prinzen-Pagen uns in arkadiſche Schäferinnen verwandeln ſollten, während ſechs hübſche Mädchen unſre Schäfer ſein ſollten. Wir proteſtirten anfangs heftig gegen die Perfidie dieſes Scherzes, in welchem uns unſere urſprünglichen, von der Natur und dem heiligſten Geſetze auferlegten Rechte ſo ſpitzbübiſch ſollten entriſſen werden; allein da dieſes „Beugen unter's Joch der Weiber“ nur auf die kurzen Stunden eines Abends in Geltung treten ſollte, ſo ließen wir's uns endlich gefallen und zogen gutwillig unſere Mieder und Röcke an. Ein Tanz und eine kleine mimiſche Scene wurden einſtudirt und einprobirt. Man ſagte mir wiederholt, daß ich eine ſo wilde Hummel ſei, daß nichts mit mir anzufangen wäre; in der That machte ich auch an der Seite meines kleinen blonden, verſchämten und ſchüchternen Schäfers die tollſten Sätze, aber immer in der Abſicht, es ſo gut und paſſend wie möglich zu machen; denn ich ſagte immer bei mir ſelbſt, ein junges Mädchen muß feurig ſein. Unſer Tanzmeiſter hatte ſeine Noth mit mir; endlich brachte er uns ſo weit, daß ich, ohne aufzufallen, mit den Andern ging. An dem Abend des Feſtes ſelbſt erſchien der Prinz in unſerer Ankleidestube und half bald hier, bald dort beim Anlegen der Mieder und Röcke. Dabei regnete es Ohrfeigen und Püffe, aber immer in gnädiger ſcherzhafter Laune. Mir brachte der Prinz eine ſo ungeheure Wölbung der Bruſt bei, daß ich dadurch ſchon zum Gelächter aller meiner Cameraden wurde. Ich bat um ein Umſchlagetuch, allein es wurde mir nicht bewilligt. Darüber wurde ich faſt übler Laune; denn ich wollte nicht ausgelacht ſein. Auch mein Rock war zu kurz, ich bat um einen längern, allein man gab mir keinen. Für den kleinen Bären iſt Alles gut genug, hatten Seine Hoheit geſagt, und ſo ließ man mich gehen, wie ich eben war, und mein Schäfer hatte die größte Luſt, mich ſitzen zu laſſen, wenn er nur eine andere Schäferin hätte erhalten können. Ich tröſtete ihn ſo gut es gehen wollte, und verſprach ihm, ſo reizend ſein zu wollen, als er es nur irgend verlangen könne. Allein die kleine ungläubige Hexe drehte mir verachtend den Rücken zu. Wer mit dem Violet tanzt, hörte ich überall, der kann ſicher ſein, bei der Quadrille durchzufallen! — Man denke, wie mich das ärgern mußte. Endlich begann das kleine Drama und nach dem Drama der Tanz. Während wir auf der Bühne ſtanden, ſah ich die Prinzeſſin in den Saal rauſchen. Sie hatte ſich wahrſcheinlich bei der Toilette verſpätet; ihre Augenbrauen waren Stücke aufgeklebten ſchwarzen Sammet, ihre Wangen und Lippen mit dem ſchönſten Karmin belegt; obgleich die Mouſchen bereits aus der Mode waren und man ſie nirgends mehr ſah, ſo trug ſie dennoch welche. Ein ganzer Wald von Federn wogte auf ihrem Kopfe, und das Hündchen ruhte ihr im Arme, das ſie zum Geſchenk erhalten. Natürlich mußte das Schauſpiel ſogleich inne halten, der ganze Saal gerieth in Aufruhr, der Prinz ging ſeiner Schönen entgegen, und es dauerte eine Weile, ehe wir wieder weiter ſpielten, und zwar wieder von Anfang an. Als wir geendet hatten, trat der Prinz ſelbſt auf und deklamirte mit dem Buche in der Hand einige Scenen aus Voltaire's Zaire, wodurch er veranlaßte, daß die Prinzeſſin in Rührung gerieth und ſich ſehr vorſichtig mit dem Taſchentuche am Auge ſpielte. Wir Pagen raunten uns einander dieſe Bemerkungen zu, während uns die dicke Roſamunde mit Punſch verſorgte. Der Punſch war gut, und daher geſchah es denn, daß, als wir endlich zum Tanzen kamen, der Tanz unbeſchreiblich lebhaft ausfiel. Wir warfen unſere kleinen Schäfer hin und her, daß dieſe ſich kaum zu retten wußten; dabei erndteten wir aber auch fortwährend den Beifall unſeres hohen Publikums ein. Die Prinzeſſin wollte nicht glauben, daß wir verkleidete junge Burſche wären und hielt uns für wirkliche Mädchen. Der Prinz ſagte ihr die Wahrheit, allein ſie glaubte es nicht, oder wollte es nicht glauben. Dies hatte zur Folge, daß wir herbeigerufen und in der Nähe beſichtigt wurden. Auch jetzt noch, unſere glatten Kinne ſehend, blieb die Prinzeſſin bei ihrer Behauptung. Es gab dabei viel heimliches und offenes Kichern. Für die alten Damen und nicht minder für die alten Herren war dieſer Streit über unſere Amazonenhaftigkeit ein ganz angenehmes Intermezzo. Endlich endigte die ganze Scene mit einer Art Burleske, die auf die Damen eine ſolche Wirkung äußerte, daß ſie faſt unter Lachkrämpfen erſtickten. Der Prinz ließ nämlich ein Seil quer über den Saal ausſpannen, und nun mußten wir armen Schäferinnen über dieſes Seil hinüber voltigiren, und es verſteht ſich, daß, da unſere Röcke uns beim Springen lebensgefährliche Hinderniſſe in den Weg legten, wir dieſe — ſo gut es ging, und es ging leider nicht gut — aufſchürzten, bei welcher Gelegenheit wir wider Willen Formen zeigten, die auch den ungläubigſten weiblichen Thomas auf die Spur der Wahrheit führen mußten. Ich habe nie wieder ſpäter im Leben ein Chor alter Weiber ſo lachen ſehen. Es war ein Feſt ganz eigenthümlicher Art, das der Erfindungsgabe des Prinzen Ehre machte, und alle Komödien der Welt an komiſchem Lachſtoff übertraf. Ich, als die letzte der Schäferinnen, flog ſo unglücklich über das unterdeſſen noch höher geſpannte Seil, daß ich jenſeits auf dem Parquetboden niederſchlug und eine unverantwortliche Attitude annahm. Man beklagte mich unter ſchallendem Gelächter, und die Prinzeſſin, die offenbar jetzt wiſſen mußte, was ſie wiſſen wollte, machte ihrem gütigen Wirth zarte Vorwürfe, die dieſer mit der Miene demüthiger Unterwürfigkeit annahm. Damit war unſere Damenrolle abgeſpielt, und wir zogen wieder unſer uns zukommendes Kleid an. Von dieſer Zeit an war ich der entſchiedene Liebling meines gnädigen Herrn; das ſollte ich bald darauf merken, als ich, in böſe Händel mich einlaſſend, die verdiente Strafe nicht erhielt, ſondern ſtatt deren eine viel gelindere.—

Ich ſtehe zwei Liebenden bei, ſich trefflich mit einander zu beluſtigen und ſich zugleich an ihren Widerſachern zu rächen.

Auf dieſem ſelben Feſte, das ich ſoeben dem Leſer vorzuführen die Ehre gehabt habe, befanden ſich zwei unglückliche Liebende. Der Eine war mein Freund, der mir die ſchöne Tracht Schläge verſchafft hatte, der Andre der junge Königs-Page, von dem ich bereits erzählt habe. Mein Freund hatte die ſehr richtige Anſicht, daß all ſein Mißgeſchick und die Ungunſt beim Vater ſeines Mädchens von der alten giftigen Tarantel ausging, die ſich jetzt als Ehrenwächterin bei dem ſchönen Kinde eingefunden hatte. Es galt alſo, dieſer Horcherin ein kleines Amüſement zu verſchaffen, durch welches ſie verhindert würde, ihrem Amte vorzuſtehen. Ich war mit Emil ganz darüber einverſtanden, daß wir die Alte recht tüchtig beſtrafen ſollten, nur das *wie* war uns noch nicht ganz klar; wir überließen hierbei, als geniale Componiſten, ſehr Vieles, wo nicht das Meiſte dem Zufall. Und er war uns günſtig. Ich muß nachholen, daß ſich an unſerem Hofe ein alter Oberjägermeiſter befand, ein höchſt gebrechlicher Mann, den man aus Berlin weggeſchickt hatte, weil die Markgräfin von Baireuth einmal geſagt hatte, ſie könne den Geruch der Lederhoſen dieſes Mannes nicht vertragen. Prinz Heinrich, der Alles begünſtigte, was in Berlin in Ungnade gefallen, ließ ſogleich den alten Waidmann zu ſich kommen und machte ihn zu einem Kabinetſtück an ſeinem Hofe. Ueberall ſollte der alte Hinkel im Spiele ſein. War irgend ein Unglück geſchehen, Hinkel hatte es gethan; war einer Dame das Kleid begoſſen oder die Friſur verdorben worden, Hinkel mußte der Uebelthäter geweſen ſein, wenn er auch zufällig gar nicht im Schloſſe geweſen war, als das Mißgeſchick ſich ereignet. Fortwährend ſollte Hinkel Verhältniſſe mit jungen Mädchen und Frauen unterhalten, obgleich der alte invalide Nimrod nicht mehr daran dachte, mit ſeinen miſerabeln Schußwaffen in Amors Gebiet hinüberzujagen. Hatte ſich irgendwo mit einem Mädchen oder einer Frau ein ärgerlicher Skandal zugetragen, ſo war Hinkel es geweſen, der eine bis jetzt ſtandhafte Tugend zu Fall gebracht. Er wurde geſcholten und als ein Ungeheuer ausgeſchrieen. Dabei litt der arme Mann an einer beſondern Körperſchwachheit, die ihn zwang, oft wenn das Feſt am lauteſten und fröhlichſten war, ſeine Zeit in einem gewiſſen Kabinet zuzubringen, wo er oft zu ganzen und halben Stunden verweilte. Dies wußten wir. Hinkel hatte ſich eben entfernt, als die Duenna des Schlächtermeiſters und Stadtälteſten eintrat. Es war ein beſonderes Gemach eingerichtet worden, in welchem die Damen, die aus der Stadt kamen, ihre Toilette ein wenig ordnen und beſſer in Stand ſetzen konnten, ehe ſie in dem Saale und in den Empfangzimmern erſchienen. Einer von uns war aufgeſtellt, um den ankommenden Gäſten dieſes Garderobe-Zimmer zu weiſen. Die Dame Ehrenwächterin erſchien um wenige Schritte früher als ihr Schützling und wurde von dem Cameraden nicht in das beſtimmte Garderoben-Zimmer, ſondern einen Corridor entlang in ein Kabinet geleitet, deſſen Thür ſich hinter ihr ſchloß. Den kleinen Hofſchlächter-Engel brachten wir in die Garderobe, wo er ſich noch allerliebſt in vollen Glanz ſetzte und dann mit den andern Damen in den Saal ging, in der feſten Ueberzeugung, ſein Drache folge ihm auf dem Fuße nach. Aber wer nicht folgte, war der bewußte Drache, der in einem ſichern Käfig eingeſchloſſen war. Ich brauche nicht zu ſagen, daß Emil ſeine Zeit gut benutzte, und daß antaſtbaren Vorbilde geformt, als in der glücklichen Inſel, die ich mein Vaterland zu nennen die Ehre habe. Ueberall anderswo glaubt man dieſem Vorbilde etwas Weichlichkeit, etwas Grazie, etwas liebenswürdige Schwäche beimiſchen zu müſſen, in England allein beſteht es in ſeiner ganzen Herbigkeit, Trockenheit und erhabenen Verknöcherung. Bedenke, daß aus unſeren Häfen einſt eilftauſend Jungfrauen ausfuhren, und daß es dem laſterhaften Deutſchlande vorbehalten war, dieſen heiligen Prüden Vorſchläge zu machen, die alleſammt mit dem entſchiedenſten Widerwillen verworfen wurden. Sie ſtarben den Märtyrertod. Ich finde das ſehr begreiflich, denn die einzige Berührung eines Mannes, die eine Veſtalin ohne Vorwurf leiden darf, iſt die des Scharfrichters, der da kommt, ihr den Kopf abzuſchlagen. Glückliche Inſel! wenn längſt ſchon aus der verderbten Welt die himmliſche Erſcheinung, die ſich „Prüde" nennt, verſchwunden uns dieſer Streich gut gelang, nicht ſo gut der andre. Der Königs-Page hatte mich ins Vertrauen gezogen, und ich, wie immer durch jedes Zeichen des Wohlwollens, das mir zu Theil ward, geſchmeichelt und gewonnen, hatte meine Mitwirkung zugeſagt. Es galt hier nichts Geringeres, als einen Prinzen von S-A. (ich werde noch ſpäter von ihm zu erzählen haben bei minder ſcherzhafter Situation) zu entfernen, um die Perſon der jungen Comteſſe frei und den Angriffen des Pagen zugänglich zu machen. Ich wußte, daß unſer Hofmeiſter wiederum in ſeiner Laube ſaß, träumte und Verſe ſchmiedete; ein Billetchen wurde alſo geſchrieben, dem zu Folge der Prinz ſich mir anvertraute und ſich in jene Laube führen ließ, wo angeblich eine Freundin der Comteſſe auf ihn wartete. Kaum ſah der junge Herr, der etwas blind war, im Dämmerlicht des Mondes die im weißen Schlafrocke und mit der Zipfelmütze ſitzende Geſtalt in der Tiefe der Laube, als er auf ſie losſtürzte, um an ihrer Seite Platz zu nehmen. Dies war der geeignete Zeitpunkt für mich, zu entſchlüpfen, ſo eilig und ſo ſpurlos, als es mir nur immer möglich war. Wie ich in den Saal zurückkehrte, fand ich in einem halbdunkeln Nebenzimmer meinen Königs-Pagen mit ſeiner Schönen in einer

Stellung, die einen Blinden ſelbſt nicht zweifelhaft gelaſſen, daß ſie ſich küßten. Etwas Aehnliches experimentirte der kleine Schlächter-Engel mit dem Gegenſtande ſeiner Wahl. Unterdeſſen hörten Leute, die zufällig den entlegenen Corridor betraten, ein zerriſſen dumpfes Geheul, einige tiefe Baßlaute, und man vernahm Schläge an eine Thür. Alles dies waren ſehr merkwürdige Zeichen; da man jedoch, wie ich ſchon erzählt habe, in dieſem Theile des Schloſſes an das Daſein von übernatürlichen Weſen glaubte, ſo eilten die Wenigen, die jene merkwürdigen Laute hörten, die ſo klangen, als kämen ſie von dem Thiere aus der Offenbarung Johannis, raſch vorüber, ohne ſich weiter um den Lärm zu kümmern; nur der Wache haltende Page an der Garderobenthür und ein Paar ſeiner Freunde, die ſich zu ihm gefunden hatten, hielten ſich die Seiten vor Lachen und ſchwammen in Thränen. Um unſern Spaß vollkommen zu machen, mußte es ſich fügen, daß der Prinz ſich plötzlich nach Hinkel erkundigen ließ. Ueberall, durch den ganzen Saal, erſcholl der Ruf: Hinkel! Hinkel! Jetzt war der Moment gekommen, wo wir endlich das Netz lösten, das unſern Mars mit ſeiner Venus gefangen hielt. Man kann ſich das Gelächter und den Lärm denken, den es verurſachte, als der Prinz erfuhr, mit wem und wo ſein Oberjägermeiſter bis jetzt die Zeit hingebracht hatte. Beide Unglückliche mochten ſagen, was ſie wollten, man gab ſich die Miene, ihnen nicht zu glauben; immer von Neuem brach ein nicht endendes Spottgelächter aus. Der Prinz ließ ſich von ſeinem Toiletttiſche eirige Flacons mit Wohlgerüchen bringen und beiſprengte eigenhändig den alten Wütherich, der wie ein Sinnloſer tobte und laut ſchwur, daß er den ſchon finden wolle, der ihm dieſen Poſſen geſpielt. Die Duenna fiel von einer Ohnmacht in die andere, bis es Einem von uns gelang, unter ihren Stuhl zu kriechen und ihr herzhaft mit einer Nadel in die ſpindeldürren Waden zu ſtechen, eine Radikalkur, die Wunder bewirkte; ſogleich ſprang ſie in die Höhe und war völlig munter, drang aber darauf, mit ihrem Schützlinge das Schloß alſobald zu verlaſſen. Niemand hinderte ſie an der Ausführung dieſes Entſchluſſes. Als ſie in den Wagen ſtieg, fand ſie mich am Tritt deſſelben, und ich überreichte ihr mit einer ceremoniöſen Verbeugung eines ihrer Strumpfbänder, das ſie im bewußten Kabinet verloren hatte. Sie verfehlte nicht, mich wieder zu erkennen, und ich verfehlte nicht, ihr bemerkbar zu machen, wie große Freude mir dieſes Wiedererkennen gewährte. So ſchieden wir, und zwar für dieſes Leben auf immer, denn dieſe „Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts“ ſtarb bald darauf an den Folgen des Aergers und der Schmach, wie wir anzunehmen Grund hatten. Das Pärchen in der Laube hatte ich natürlich bald getrennt; denn die Erkennungsſcene konnte hier nicht lange ausbleiben, und die Laube war kein ſo haltbares Gefängniß als das Kabinet. Wenn der Prinz auch noch ſo kurzſichtig war, er mußte doch unfehlbar ſogleich eine Vertraute ſeiner Schönen von einem alten, dürren, in weißen Flanell gewickelten Pedanten zu unterſcheiden im Stande ſein. Dem edlen Odendichter war dieſe Unterbrechung in ſeinem ſtillen Umgange mit der Muſe gewiß eben ſo unangenehm überraſchend, als dem Prinzen dieſes qui pro quo war. Keiner von Beiden konnte ſich den wahren Hergang der Sache erklären, obgleich dem Prinzen, als er vergeblich nach dem ihn begleitenden Pagen rief und nur das Flüſtern der dunkeln Stauden und Gebüſche zur Antwort erhielt, eine leiſe Ahnung aufzudämmern begann, die aber nicht heller wurde als das ſchwache Mondlicht außerhalb der Laube. Er entzog ſich alſo dem lieblichen Muſentanz, ſagte dem alten Anakreon einige flüchtige Entſchuldigungen und entſchwand wieder, mühſam den Weg zum Schloſſe aufſuchend. Als er daſelbſt anlangte, mit etwas verwilderter Friſur, mit Spinnweben an den Atlashoſen und Blätterfragmenten am Degen, war er ſo klug, Niemand etwas von dem Vorgefallenen merken zu laſſen; aber er faßte genau das Geſicht des Pagen ins Auge, der ihn hingeleitet, und dieſer Unglückliche war ich. Große Herren haben ein vortreffliches Gedächtniß: davon ſollte ich hinfort auch ein Beiſpiel zu erzählen haben.

So endigte das Feſt der Prinzeſſin, und wie mich dünkt, hatten alle Theilnehmer, mit wenigen Ausnahmen, vollen Grund, ſehr zufrieden mit ihrem Abend und ihrer Nacht zu ſein.

Ich lerne ein altes Schloß und in dieſem einen ſehr ſeltſam conſtruirten Kamin kennen.

Der Prinz S-A. verließ Rheinsberg, und die Comteſſe, obgleich noch immer ziemlich ſcharf von ihrer Tante, der Prinzeſſin, gehütet, befand ſich doch etwas freier; wenigſtens hatte ſie nicht mehr auf Schritt und Tritt einen läſtigen Liebhaber hinter ſich, der ſie mit ſeiner Zudringlichkeit quälte, und dem ſie entſchloſſen war, nichts zuzugeſtehen, da ſie wahrhaft liebte, und zwar den glücklichen Königs-Pagen. Man muß aber auch geſtehen, daß, wenn Muth und Tollkühnheit Eigenſchaften ſind, die im Herzen einer ſchönen Frau für einen Mann das Wort reden, Niemand beſſer ſich ſelbſt zu empfehlen vermochte, als gerade mein Protector, denn dieſe Miene gab er ſich. Ich duldete es willig, obgleich mir Emil fortwährend zuredete, ich ſollte den gehörigen Stolz eines Prinzen-Pagen nicht aus den Augen ſetzen. Bald ſollte ich den ganzen Umfang der tollen Unternehmungen des Königs-Pagen kennen lernen.

Ich ſollte erfahren, wie genau der Tollkopf ſchon mit ſeiner Schönen vertraut geworden.

Die Prinzeſſin bewohnte das ſogenannte alte Comthur-Gebäude auf dem Markte, ein winkliges, unheimliches Bauwerk, das noch aus der Ordensritter-Zeit herſtammte und nachmals für das Kloſter Oliva ein ſtädtiſches Domicil bildete. Dicht an dieſes Haus lehnte die Wohnung eines Apothekers, der ein Dachſtübchen vermiethete, und der Inhaber dieſes Stübchens war, wie ich jetzt erfuhr, denn ich beſuchte ihn öfters dort, der Königs-Page; doch mußte dies natürlich nicht bekannt werden, denn die Pagen hatten ihre eigenen Wohnungen im Schloß und durften keine in der Stadt haben.

Eines Abends, als wir uns Geſpenſtergeſchichten erzählten und eben noch um Mitternacht beim Weine wach ſaßen, klopfte es hinter einem Bilde an der Wand. Ich erſchrak ein wenig, mein Camerad ſagte mir aber lachend: dies ſei kein Geſpenſt. Er ſchob nun das Bild von der Stelle und flüſterte in die Wand hinein ein paar Worte, worauf das Bild wieder in ſeine gewohnte Lage kam. Man kann ſich denken, wie neugierig ich wurde. „Mein lieber Violet,“ hub der Königs-Page mit einer kleinen Miene von Ziererei und Stolz an, „wenn man Ihnen vollkommen vertrauen dürfte, ſo wüßte ich wohl, was ich Ihnen grade jetzt mittheilte.“

Ich gab ihm das Verſprechen, daß ich anvertraute Geheimniſſe unverbrüchlich zu bewahren verſtände und bat dringend um nähere Erläuterung.

Statt der Antwort nahm er das Licht und forderte mich auf, ihm zu folgen.

Natürlich war ich ſogleich bereit.

Das Bild verließ nochmals ſeinen Platz und zeigte eine Thüre, die ziemlich ungeſchickt gearbeitet war und ſich nur mühſam ſo weit öffnete, um einen klein gewachſenen Mann in gebückter Stellung durchzulaſſen.

„Gehen Sie voraus!“ ſagte der Königs-Page. „Stoßen Sie ſich aber nicht.“

Er leuchtete hinter mir drein und folgte mir endlich auf ſehr behutſame Weiſe. Endlich befanden wir uns Beide in einem kleinen Winkel der Dachkammer, wie es mir ſchien, des benachbarten Hauſes. Dicht über mir hörte ich im Nachtwinde die Wetterhähne klirren.

„Nur weiter, nur weiter!“ gebot mein Führer.

Es zeigte ſich jetzt eine noch engere Oeffnung, und dieſe war völlig roh in die Mauer der Eſſe hineingearbeitet. Dorthinein kroch ich jetzt. Aber zugleich wendete ich mich mit der Frage: „Wohin geht's?" nach meinem Führer um.

„In den Kamin-Rauchfang", antwortete dieſer lakoniſch.

„Aber was haben wir denn da zu ſuchen?" fragte ich kleinlaut.

Mein Camerad lachte laut.

Die Hähne auf dem Dache ſchwirrten und kreiſchten, als wären es eben ſo viele warnende und höhnende Stimmen.

„Nur vorwärts!" rief der Königs-Page, der ſich anſchickte, mir nachzukommen.

Ich mußte alſo, wohl oder übel, vorwärts kriechen. Es fand ſich eine Art roh zugehauener Treppe, die nicht ſo bequem war wie die Himmelsleiter, auf welcher die Frommen ins Paradies zu ſteigen pflegen. Aber es half nichts; vorwärts lautete die Parole. Endlich ein Sprung, und nun befand ich mich zu ebener Erde, nämlich auf dem mit großen holländiſchen Flieſen gepflaſterten Boden eines koloſſalen Kamins, in welchem jedoch ſeit undenklichen Zeiten kein Feuer mehr zu brennen pflegte. Das Kamin umgab ein altmodig gearbeitetes Gitter, noch mit Spuren von Vergoldung verſehen. Ueber dieſes halbmannshohe

Gitter mußte ich klettern, und dann befand ich mich in einem Kabinet von mittlerer Größe, deſſen mir gegenüberliegende Hauptwand ein großes Himmelbett einnahm, ihm zur Seite ein Toiletttiſch und dieſem gegenüber an der Seitenwand in einer Niſche ein kleiner Hausaltar, auch, wie es ſchien, aus frühern Zeiten noch herſtammend. Ein in einem Meſſingleuchter niedergebrannter Lichtſtumpfen erhellte dürftig dieſe Räume, die für mich etwas Fremdartiges, die Phantaſie eigenthümlich Feſſelndes hatten. Wie ich eben meinen Scharfſinn anſtrengte, um zu errathen, wer wohl der Bewohner dieſes frommen und zugleich wollüſtigen Schlafkabinets ſei, hörte ich Tritte aus dem Nebengemache und ſah eine Zofe eintreten, die Leinenzeug auf dem Arme und noch einen Leuchter in der Hand hielt. Als ſie mich bemerkte, einen ihr wildfremden Menſchen in dieſem Heiligthume, ſtieß ſie einen kleinen Schrei des Schreckens aus, ließ ſich jedoch bald beruhigen, als der mir auf dem Fuße folgende Königs-Page ihr erklärte, ich ſei auf ſeine Veranlaſſung hier, und er habe die Zeit benutzt, wo er gewußt, daß beide Damen nicht zu Hauſe ſeien, um mir die Geheimniſſe des Ganges zu zeigen.

„Aber wird er nicht plaudern?“ fragte die Zofe ſein wird, gewiß in einem deiner Winkel wird ſich noch ein koſtbares Exemplar finden laſſen, ein Mädchen über die Vierzig hinaus, mit einer ſchweigenden verſtimmten Falte um den Mund, die Blicke niedergeſchlagen und die langen bläulichen Finger in dem Schooße gekreuzt; ein heiliger Umkreis von Schweigen um ſie her; ehrfurchtsvoll weicht auf hundert Schritte alles Lebendige aus ihrer Nähe, und nur eine Glorie von Engeln umſchwebt ihr geweihtes Haupt in den Lüften. —

Nach dieſen Betrachtungen kannſt du urtheilen, wie boshaft und impertinent die Verwandlung iſt, in die man mich hat gerathen laſſen. —

Mein Name iſt Zephiſe, und der meines königlichen Vaters Arthus. Ich weiß in der That nicht, der wievielſte, es giebt eine ſo große Menge von Königen dieſes Namens. Gewiß aber iſt es, daß er ſeine Ritter an einer runden mit einem beſorgten und zugleich ſchelmiſchen Blicke auf mich.

Ich eilte auf ſie zu, ſchloß ſie in meine Arme und ſagte lachend: „Wie kannſt Du glauben, ſchönſte Kleine! Du thuſt mir bitter Unrecht.“

„Ach, er iſt betrunken!“ rief das Kammermädchen. „Macht nur Beide, daß Ihr wieder fortkommt. Meine Herrſchaften können nicht mehr lange ausbleiben.“

„Und was wollten Sie mir ſagen, Mademoiſelle?“ ſagte der Königs-Page. „Ich hab's nicht verſtanden.“

Die Zofe legte den Finger auf den Mund und flüſterte: daß am Sonntag — ſie ſchwieg und machte mit der Hand ein Zeichen. —

„Es iſt gut!“ rief mein Kamerad. Wir traten den Rückweg an, den uns das Mädchen, ſo gut es ging, erleichterte.

„Iſt's möglich!“ rief ich, oben angekommen. „Alſo darum wohnen Sie hier in dieſem Dachſtübchen, Marquis? Alſo darum ſind Sie ſo oft, Gott weiß wohin entſchwunden, wenn man Sie ſucht, und das ſind die Einrichtungen, die man in den alten Schlöſſern anbringt, um ſie zu modernen Zwecken zu nutzen?“

„Ja, ja — mein lieber Freund!“ entgegnete der Jüngling lachend. „Aber willſt Du mir glauben, kleiner Burſche, daß mir dies alles verteufelte Mühe gekoſtet hat? Ich hatte eine Wand zu durchbrechen, die ihre drei Fuß Dicke an ihrer dünnſten Stelle hat. Aber was thut man nicht, wenn man weiß, daß ein ſo himmliſches Weſen hinter der Mauer lauſcht, daß mit jedem Stein, der bröckelnd niederfällt, eine Schranke weniger vorhanden, die uns von dem göttlichſten Leibe trennt, der je geſchaffen worden!“ — Er machte mir jetzt eine Beſchreibung, aus der das Feuer des Weines nicht minder, wie das der aufgeregten Jugend ſprach, und dieſe wilde Erzählung machte auch mich taumeln. Wir blieben bis an den Morgen zuſammen, und immer wieder mußte er mir jeden kleinen Umſtand bei ſeinen Beſuchen wiederholen, und immer von Neuem ergoß er ſich in der Schilderung der Reize ſeiner angebeteten Comteſſe.

Einige Tage darauf war der beſprochene Sonntag. Schon in der Frühe wollte es das Mißgeſchick, daß der Königs-Page im Auftrage des Prinzen unverzüglich nach Berlin abgehen mußte. Er hatte nur noch ſo viel Zeit, mich bei Seite zu ziehen und mir, indem er mir ein ſauber gefälteltes

Briefchen einhändigte, zuzuflüſtern: „Liebſter Herr Violet, ſehen Sie jetzt, wie gut es iſt, daß ich Sie in mein Vertrauen gezogen; Sie können mir jetzt einen wichtigen Dienſt leiſten. Eine Stunde vorher, ehe zur Parade geblaſen wird, machen Sie ſich auf, gehen in mein Zimmer im Apothekerhauſe, öffnen den heimlichen Gang und ſteigen in den Kamin hinab. Man wird Sie dort erwarten. und Sie geben zu ſichern Händen, das heißt entweder der Comteſſe ſelbſt oder der Zofe, die ſie kennen, das Briefchen ab. Ich werde Sie umarmen und mit tauſend Segnungen Freund nennen, wenn Sie Ihren Auftrag gut ausrichten. Wenn Sie's dumm machen, ſo wird meine Reitpeitſche auf Ihrem Rücken ein Menuet tanzen.“ Mit dieſen letzten Worten gab er ſeinem Pferde die Sporen und jagte von dannen. Ich ſtand und drehte den parfümirten Brief zwiſchen meinen Fingern. Der Auftrag war kitzlicher Natur: aber ich entſchloß mich doch, ihn auszuführen. Als alle andern Pagen zum Appell in den Saal gerufen wurden, hatte ich mir durch Verwendung der dicken Roſamunde Urlaub erwirkt und befand mich bereits in der Apothekerwohnung. Zum erſtenmal war dieſer kleine Liebestempel mir allein eingeräumt. Hier lagen noch in Schubfächern und auf Stühlen verſtreut tauſend verbotene und verheimlichte Gegenſtände, die ſich im Schloſſe, vor den Augen des Pagenhofmeiſters nicht hätten blicken laſſen dürfen: ſo unter andern ein vollſtändiger Maskenanzug, mehre Gegenſtände, die nur eine Civilperſon tragen konnte, Perrücken, die alt und unkenntlich machten, dann Waffen, eine Laute und noch andere Dinge, deren Beſtimmung und Gebrauch mir zur Zeit noch unbekannt waren. Alle dieſe Gegenſtände waren aber für mich mit dem Nimbus umgeben, den romantiſche, unerlaubte Liebesgenüſſe ihnen für die unerfahrene Jugend verleihen. Welche verliebte Träume, wie viel Gefahr und Herzklopfen war im Gefolge dieſes bunten Tands ſtets dabeigeweſen! Wie ſehr wünſchte ich mir ein gleiches Leben, gleiche Genüſſe, gleiche Gefahren! — Bei alledem vergaß ich meinen Auftrag nicht. Das Bild wich unter dem Druck meiner nicht ganz feſten Hände; denn ich zitterte ein wenig, als ich den Gang antrat. Glücklich langte ich auf dem Steinboden des Kamins an, fand die Oeffnung mit einem grünwollenen Vorhange verſchloſſen und tiefe Stille im Kabinet herrſchend. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte; war es gerathen, den Vorhang zu lüften, um zu ſehen, ob man mich im Kabinet erwartete, oder ſollte ich ausharren, bis man kommen würde, mich zu empfangen. Ich zog das Letztere vor und wartete geduldig mehre Minuten in meinem finſtern Käfig. Endlich ließ ich — da mir die Zeit zu lang wurde, ein leiſes Huſten erſchallen, und eine ſanfte Frauenſtimme rief: „Hippolyt, ſind Sie da?“ — Ich konnte unmöglich antworten, daß ich nicht Hippolyt, daß ich nur ſein Abgeſandter ſei, begnügte mich daher, nur ein eben ſo ſanftes: ja! hervorzubringen. — „Kommen Sie hervor,“ ſagte die Stimme: „ich bin unwohl und liege im Bett!“ — Um Gotteswillen, was ſollte ich jetzt thun? Das Krankſein und zu Bette liegen ſtand nicht in meiner Inſtruction; gleichwohl ſchlich ich gebückt hervor und nahte mich dem Himmelbett, deſſen Vorhänge von einem blendend weißen Arme zurückgehalten wurden. Aber ſo wie ſie meiner anſichtig worden, ließ die Dame die Vorhänge ſchnell fallen und rief nur in ängſtlichen Pauſen: „Was iſt das? — Wer ſind Sie? — Wie kommen Sie hierher? — Entfernen Sie ſich ſchnell!“ — „Nicht eher,“ ſagte ich jetzt, muthſchöpfend und dicht an das Bett herantretend, „als bis ich meinen Auftrag ausgerichtet.“ Sie nahm den Brief, und die ſchöne, weiße Hand erſchien wieder, und ich durfte einen Kuß darauf drücken und hörte die Worte: „Ich danke Ihnen; aber ich muß Sie doch bitten, gleich wieder fort zu gehen!" — „Ich gehe ſchon," ſagte ich und blieb doch zögernd ſtehen. Das Bett hatte mich in einen wunderſamen Zauberkreis gebannt. Der Teppich davor, die kleinen rothen Pantoffeln auf dieſem Teppich, auf dem Lehnſeſſel die Strümpfe, die in ihrem feinen Gewebe noch die Rundung der Waden, den Eindruck der Zehen bemerken ließen, ein Schnürleib und ein kleines ſeidenes Halstüchelchen – wie viele wunderbare Dinge für mich, von denen jedes einzelne mich feſthielt und mich nicht gehen ließ. Die Erzählungen meines glücklichen Cameraden tauchten wieder in meiner Phantaſie auf und brachten mein armes Herz zu einem ganz unbändigen Klopfen und Hämmern. Ohne daß ich wußte, wie es geſchah, befand ich mich auf dem Teppich, auf den Knieen liegend und wie verwirrt mein Haupt auf die Strümpfe und das Schnürleib bettend. Die junge Schöne öffnete wieder den Vorhang und ſah zu ihrem Schrecken, daß ich feſten Fuß in ihrer Nähe zu faſſen willens ſchien. Sie lehnte ſich etwas heraus und verſuchte mit ihrem rechten Arme, mit dem linken ſtützte ſie ſich auf den Bettrand, mich fortzuſchieben, indem ſie zugleich einige franzöſiſche Brocken mir hinwarf, die mich einen Unverſchämten und Zudringlichen nannten. Ich hatte die unbeſchreibliche Keckheit, den Arm zu ergreifen und einen mehr als wahnſinnigen Kuß auf deſſen Rundung zu drücken. Zugleich flog mein dreiſtes Auge aufwärts und erblickte jene weiche, weiße, in bläuliche und gelbliche Schatten wonnevoll getauchte Rundung, die mir das Schönſte und das Vollkommenſte zu ſein ſchien, was die Erde je hervorgebracht. Ich weiß nicht, zu welcher raſenden Unverſchämtheit ich noch übergegangen wäre, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Zofe hereingeſtürzt wäre, um ihrer Gebieterin eine Meldung zu thun. Sie kündigte nämlich an, daß die Tante ihr auf dem Fuße folge. In ihrem Zimmer nämlich gäbe es Rauch, und ſie komme alſo, um in dem Zimmer der Nichte ihre Toilette zu machen. Wir hörten auch ſchon die Doſen und Gläſer klappern, die eben über den Saal getragen wurden.

Ich flog in die Ecke am Kamine; den Kamin ſelbſt zu erreichen war unmöglich; denn ſchon ſtand die Thür offen und die ganze Fronte des Kamins war den Blicken der Eintretenden offen.

Die Prinzeſſin erſchien in einem weiten, faltigen Seidenmantel. Ich erſchrak, denn ſie ſah vollkommen wie ein Gerippe aus, das ſo eben aus der Gruft erſtanden war und nun ging, um auf den

Ruf der Poſaunen vor Gericht Rechenſchaft von ſeinen irdiſchen Thaten abzulegen. Ein langer Schopf grauſchwarzer, dünner Haare flatterte ihr im Nacken. Zwei Kammerfrauen folgten mit dem ganzen Apparat der Toilette belaſtet.

Ich konnte mich in meiner Ecke nicht ſo unſcheinbar machen, daß die kleinen grauen Augen der Dame, die von Zeit zu Zeit über den Spiegel hinüberſchweiſten, mich nicht hätten bemerken ſollen. Plötzlich ſah ich mit gewaltigem Entſetzen dieſe Augen unbeweglich auf mich fixirt. Jetzt hatte meine Todesſtunde geſchlagen. Die Prinzeſſin, ohne ein Wort zu ſagen, winkte ihren beiden Frauen hinauszugehen, und als dieſe ſich entfernt hatten, fuhr ſie wie eine Furie auf das Bett ihrer Nichte zu und rief dieſer etwas auf Franzöſiſch zu, was ich weder deutlich hören, noch verſtehen konnte. Ich vermuthe jedoch, daß es die Frage war, ob ſie von meiner Anweſenheit Kenntniß habe. Die Antwort mußte halb und halb befriedigend ausgefallen ſein, denn die alte Fee verließ das Zimmer, und gleich darauf erſchien ein alter Graukopf in der Kleidung eines Haushofmeiſters, der mich, ebenfalls ohne ein Wort zu ſprechen, am Arme nahm und aus dem Zimmer führte. Ehe zehn Minuten vergingen, war ich auf der Straße, durch dunkle Gänge und über Hintertreppen geführt. Ich hätte es unbeſchreiblich gern geſehen, wenn mein Begleiter jetzt die Güte gehabt hätte, mich meine Wege allein weiter gehen zu laſſen; ich gab ihm dies auch ſehr deutlich zu verſtehen, allein der alte Trotzkopf wollte keinen Wink beachten. Wie ein Stummer im Serail führte er mich, immer feſt am Arme haltend, bis zu einem Miethswagen, ſetzte ſich mit mir ein und kam mit mir wohlbehalten im Schloſſe an, wo er wiederum nicht eher von der Stelle wich, als bis er mich beim Hofmeiſter, der zum Glücke nicht zu Hauſe war, abgeliefert hatte. Die dicke Roſamunde empfing mich, und dieſe gute, ehrliche Haut war nicht wenig bekümmert, als er erfuhr, was mir begegnet. Natürlich nannte ich den Königs-Pagen nicht; denn als ein unverletzliches Geſetz und als eine Richtſchnur für mein ganzes Leben habe ich mir einmal für allemal eingeprägt, nie den Angeber und Verräther zu ſpielen, und käme es auch darauf an, meinen erbittertſten Feind dadurch ins Verderben zu ſtürzen. Ich erfand, ſo gut es ging, irgend eine Fabel, und man traute mir ſchon die Neugierde zu, mich einmal in ein Schlafgemach ſchleichen zu wollen. Für dieſes Verbrechen, denn der Prinz erfuhr Alles, mußte ich drei Tage bei Waſſer und Brot in den ſogenannten Geſpenſterzimmern, von denen ich dem geneigten Leſer bereits erzählt habe, zubringen. Dieſe Strafe hätte der für mich ſo gütige Prinz auch nicht über mich verhängt, wenn nicht die Prinzeſſin darauf gedrungen hätte, daß mir eine Züchtigung zu Theil werde, da ſie wüthend war, mich im Beſitze ihrer Toilettengeheimniſſe zu wiſſen. Aber, du lieber Gott, ich hatte wahrlich wenig geſehen. Die Scene vorher ſtand mir noch zu heiß vor der Phantaſie, als daß ich für die falſchen Zähne der edlen Dame ſo gar viel Intereſſe hätte haben ſollen. Doch ärgerte mich Eines, nämlich daß man ſo gradeswegs als ausgemacht anzunehmen ſchien, ich könne unmöglich als „Liebhaber" ins Kabinet gekommen ſein. Alſo man nahm mich noch nicht für voll an; dies kränkte meine Eitelkeit gewaltig. Und ich hatte mir ſchon gedacht, man würde grauſame Marter für mich erſinnen, weil ich es in raſender Tollkühnheit gewagt, den Ruf einer vornehmen jungen Dame zu Grunde zu richten.

Das Geheimniß ſelbſt konnte aber fortan nicht mehr ſo gut bewahrt werden. Ich weiß in der That nicht, auf welchem Wege bald Dies, bald Jenes herauskam, was denn, da durch mein Abenteuer der Argwohn rege geworden war, auf die richtige Fährte

Tafel ſitzen und daher mit vollkommenem Rechte ſich König Arthus von der Tafelrunde nennen ließ. Dieſer Umſtand iſt geringfügig und hat weiter keinen Einfluß in meiner Geſchichte. Meine Mutter hieß Genevea und war ein Frauenbild von ſo ſeltener Strenge, daß ſie erſt dreißig Jahre nach ihrer Verheirathung ihre Einwilligung dazugab, daß ich geboren werden konnte. Bis dahin hatte ſie, trotz meines Vaters und ſeiner Tafelrunde, den Titel: „jungfräuliche Königin" geführt. Welch ein himmliſcher Titel! Ich nahm mir vor, ihn in ſeiner ganzen Strenge und in ſeiner ausgedehnteſten Bedeutung mir anzueignen.

Als ich fähig war die Eindrücke einer beſtimmten Erziehungsmethode in mir aufzunehmen, ging meine Mutter daran, ihre erhabenen Pläne zu realiſiren. Da ſie nicht annehmen konnte, daß es einen zweiten Ehemann von ſo gefälliger Weiſe, wie der ihrige, geben werde, leitete. Genug, der Herr Königs-Page mußte fort und verließ Rheinsberg, um in Berlin als Offizier in die Garde zu treten.

Ich werde ſpäter erzählen, wo und bei welcher Gelegenheit ich ihn wiederſah. Die Gräfin vermählte ſich bald darauf mit dem Prinzen S-A. Ihre Tante beſtand auf dieſe Heirath und ruhte nicht eher, als bis ſie dieſelbe zu Stande gebracht.

Das Geſpenſterzimmer udn deſſen Freuden und Genüſſe.

Jetzt komme ich an den Abſchnitt meines Lebens, in welchem ich dem Leſer — Veronika vorführe. Komm hervor, du kleines, blödes Mädchen mit den großen, furchtſamen, dunkeln Augen, die ſich hinter den langen Wimpern verſtecken, komm hervor aus dem finſtern Verſteck, in welches du geſchlüpft biſt, als du hörteſt, die vielen Blicke der Menſchen ſollten ſich nun auf dich richten. Komm hervor, ich nehme Dich unter meinen Arm und Schutz. Einmal mußt du doch an das Licht der Lampen der Oeffentlichkeit; denn du biſt mein Mädchen, und ich bin der Hauptakteur auf der Bühne. Alſo nur Muth! Sorge nicht, daß ich dem Publikum deine kleine Geſtalt beſchreiben werde und all die Reize aufzählen, die mir allzeit Kummer und Sehnſucht, aber auch unendliches Vergnügen bereitet; ich werde mich wohl hüten. Weſſen Phantaſie unter meinen Leſern warm genug iſt, ſich das Liebliche zu denken, der ſieht dich doch ſchon vor ſich; wer aber der Worte bedarf, für den trittſt du doch nie ins Leben, und wenn ich ganze Kapitel auf deine Beſchreibung verwendete. Denn genau genommen, es läßt ſich nichts an dir beſchreiben, was man ſo beſchreiben nennt. Ich würde immer damit endigen müſſen: Leute, ihr müßt ſie ſelbſt ſehen! — Alſo, Veronika, nun trittſt du auf.

Ich habe ſchon das Zimmer mit den alten geſpenſtiſchen Stühlen um den Kamin herum, dem Leſer vorgeführt, das wir im Schloſſe das Geſpenſterzimmer nannten. Eines ſchönen Morgens ſah ich mich auf einem dieſer Stühle ſitzen und vor mir ſtand eine Kanne recht ſchönen, hellen, klaren Brunnenwaſſers und eines jener myſtiſchen, kleinen, ſchwarzen Bröte, die man Commißbröte nennt; ein kleines Häuflein Salz, in Papier gewickelt, lag daneben. Alſo buchſtäblich bei Waſſer und Brot und hinter einer wohl verſchloſſenen Thüre. Weit ab von mir bewegte ſich das Getreibe der Menſchen; in mein Ohr drang auch nicht der kleinſte Laut. Und ſo ſollte es Mittag werden und Abend und endlich gar Nacht, und ich ſollte immer nichts weiter vor mir ſehen, als die übrigen fünf leeren Stühle um mich her und die geſchwärzte Tapete drüber, und als Freude und Unterhaltung für die Nacht ſollte ich das Fallen des geſpenſtiſchen Blutstropfens hören, wenn ich nicht vorzog, mir gegen Mitternacht die Ohren mit Baumwolle, die ich noch in der Weſtentaſche zufällig von jenem Maskenabende aufbewahrte, doppelt und dreifach zu verſtopfen.

Aber es kam anders. Als die Stunden kamen, die ähnlich den Jahren ſind, von denen es heißt, ſie gefallen mir nicht, das heißt, als es dunkelte und meine düſtre Kammer noch düſterer wurde, als ich ſchon meinen Augen nicht trauen wollte, die mir deutlich die ſämmtlichen fünf ehemals leeren Stühle beſetzt zeigten und zwar von Geſtalten, die große, unförmliche Hauben und Hüte auf dem Kopfe hatten, und damit nickten und wackelten; da hörte mein Ohr den willkommenen Laut eines Schlüſſels, der ſich am Ende des Ganges, der zu meinem Aſyl führte, unwillig und knarrend in ſeinem Schloſſe bewegte. Es konnte nicht anders ſein; man kam zu mir. Ich ſtand auf und that in der Dunkelheit einige Schritte der Thür entgegen. Dieſe wurde geöffnet und ein Kopf ſteckte ſich herein und eine Stimme ſagte: „Lebſt Du noch, mein Blondel?“ Es war die dicke Roſamunde. „Ja, mein König!“

ſagte ich — „ich lebe noch.“ „So iſt's gut,“ entgegnete er, „ich komme, um Dir Geſellſchaft zu leiſten, armer, kleiner, bunter Vogel, in Deinem dunkeln Käfig.

Er kam nun herein, hatte ein Körbchen am Arme, in welchem die Reſte einer Paſtete und eine Weinflaſche ſich befanden.

„Aber ich komme nicht allein,“ ſetzte er hinzu. Und nochmals öffnete er die Thür, und durch den Spalt ſchlüpfte etwas Dunkles, Kleines herein.

„Wer iſt denn das!“ fragte ich.

„Du ſollſt's ſehen,“ entgegnete er. „Du, mach mal Licht an!“ rief er der kleinen, dunkeln Figur zu, und die kleine, dunkle Figur machte Licht an und beleuchtete damit zuerſt ſich, nämlich die Naſenſpitze, die aus dem großen, grauen Umſchlagetuche hervorguckte, und dann uns.

„Das iſt meine Nichte Veronika!“ ſagte die dicke Roſamunde, das Licht der Kleinen aus der Hand nehmend, und es in einen der alten Alabaſterleuchter preſſend, die auf dem Kaminſims ſtanden.

Ich ſagte dem Mädchen, das das Tuch jetzt ablegte, daß ich ihr dankte, daß ſie gekommen ſei, um mir in meiner Einſamkeit Geſellſchaft zu leiſten.

Der Oheim wollte es ſo und ſah mich offen und freundlich an und gab mir die Hand.

„Kinder!“ rief der Alte, „wir wollen nun dieſen Tiſch näher heranrücken, im Kamin Feuer machen und uns dann rund herum ſetzen.“

O wie freudig legte ich die Hand ans Werk und gab dem Tiſche die gehörige Stellung und ordnete die alten Stühle, die ſich gleichſam ganz verwundert einander anſahen, daß es Jemand wagte, ſie von ihrem lange Jahre behaupteten Platze zu rücken. Veronika breitete ein Tuch auf den Tiſch und legte dann die Dinge, die im Korbe enthalten waren, auf. Ich ſah ihre angenehme Geſchäftigkeit aber anfangs ganz gleichgültig, denn ſie gefiel mir nicht und mißfiel mir nicht. Ich dachte nun eben weiter nichts, als — es iſt ein Mädchen. Faſt wäre es mir lieber geweſen, der Alte wäre allein gekommen: wir hätten ungenirter geplaudert. Nun ſaßen wir um den Tiſch. Herr Roſenmund ſchenkte ſich ein großes Glas voll und der Nichte ein kleines; ich ſollte mit ihm, wie das immer zwiſchen uns abgemacht war, aus einem Glaſe trinken.

Nun ſaßen wir, und Keiner wußte anfangs ein Wort zu ſagen. Endlich gab die Kleine die Bemerkung zum Beſten: „Bei meinem Vater am Rhein iſt auch ſo ein altes Schloß, und in dem Schloſſe iſt auch ſo ein alter Tiſch und ſolch ein alter Ofen.“

Nun erforderte es die Artigkeit, zu fragen, in welchem Orte am Rheine ihr Vater zu Hauſe ſei. Ich erfuhr nun, daß der Vater in Cöln einen kleinen Gaſthof beſitze, und daß er ſie hierher geſchickt habe wegen einer Erbſchaftsangelegenheit, ſie und ihre ältere Schweſter. Die Schweſter ſei ſchon voraus nach Berlin, und geſtern früh ſeien ſie Beide wohlbehalten in Rheinsberg angelangt und gleich zu dem Onkel gezogen, der ihnen eine kleine Kammer im Hofe eingeräumt, wo es ſich ganz göttlich wohnen ließe, das eine Fenſter ſei ganz grün mit Epheu bezogen, und ein Bild hänge an der Wand, einen fürſtlichen Abt von Oliva darſtellend, Alles wundervoll, prächtig.

Wir ließen unſre Gläſer erklingen auf das Wohlſein der Zurückgebliebenen in Cöln. Das Mädchen dankte wieder ſo offen und freundlich und reichte mir wieder die Hand über den Tiſch herüber. Diesmal küßte ich die Hand reſpektvoll.

„O, gnädiger Herr!“ ſagte ſie.

„Er iſt kein gnädiger Herr,“ rief der Oheim. „Setze ihm nichts in den Kopf. Sein Vater war das, was ich bin, und ſeine Mutter war eine heruntergekommene polniſche Prinzeß."

„Herr Roſenmund!" ſagte ich, „ich bitte mit mehr Achtung von meinen Eltern zu ſprechen!" —

„Seht doch, wie er mich anſieht!" rief der Alte; „ich glaube, der Junge kann auch böſe werden. Jetzt, da meine Nichte die ihrige erzählt hat, mußt Du auch Deine Geſchichte erzählen, Blondel." —

Ich that es ſo kurz wie möglich und in den ehrerbietigſten Ausdrücken, was meine Eltern betraf. „Das iſt recht," ſagte Veronika. „Wer ſeine Eltern liebt und ehrt, der kann kein ſchlimmes Herz haben. Es iſt dies ganz unmöglich, behaupte ich. Biſt Du nicht auch meiner Anſicht, Oheim?"

„Nicht ganz," ſagte dieſer. „Ich habe meine Eltern weder geehrt, noch geliebt, und habe ihnen dies auch offen genug geſagt. Es waltete in dieſem Punkte kein Geheimniß zwiſchen uns. Mein Vater war Dragonerwachtmeiſter noch unter meinem Herrn Großpapa und betrank ſich — wie er zu ſagen pflegte nach ruſſiſcher Mode — das heißt ſo fortwährend und ſo hartnäckig, daß er gleichſam wie ein Kind wurde, und meine Mutter Gelegenheit erhielt, auf eine ärgerliche Weiſe aus dem Gleiſe der Tugend zu weichen. Es wurden Kuckukseier ins Neſt gelegt, und mein kleines Erbe ging flöten. Daß ich ſpäter ein ganzer Kerl geworden, hab ich mir ſelbſt zu danken. Aber gegen Weiber und Ehe hab ich von der Zeit einen Widerwillen. Man kann mir das auch nicht übel nehmen.“ —

„Lieber Onkel, ich werde Dir nie etwas übel nehmen,“ ſagte Veronika; „Du biſt mir, ſo wie Du biſt, ganz recht, und die Mutter pflegte immer zu ſagen, mein Bruder Wilm in Rheinsberg der iſt ein Mann von dem außerordentlichſten Verſtande und dem beſten Herzen; er könnte die größten Ehrenſtellen in der Monarchie bekleiden, wenn er wollte.“

Die dicke Roſamunde warf ſich im Stuhle zurück und lächelte wohlgefällig, dann kniff er mir in die Wange und fragte: „Nun, Blondel, grauſelt's Dich ſchon?“

„Wie ſollte mir grauſeln?“ rief ich. „Mir iſt ſo wohl, und ich bin ſo froh und luſtig, wie ich noch nie geweſen.“ Und wahrlich, ſo war mir auch zu Sinne.

„Veronchen,“ hob der Alte an, indem er mich am Ohrläppchen faßte und mein Antlitz dem Mädchen zuwandte, „ſieh ihn Dir mal recht genau an; ſollteſt Du wohl glauben, daß dies der ausbündigſte Schelm iſt, den es auf Gottes ſchöner Erde giebt.

Er wird ſein Glück machen in der Welt; aber ich ſage: Wehe dem Weibe, das ihm vertraut, das einſt mit ihm zu thun bekommt.“

Veronika ſagte nichts und ſah vor ſich hin. Das war das erſte Mal, wo ſie mir hübſch vorkam. Sie hatte etwas ſo Liebliches, Verſchämtes.

„Ich ſage Dir, Mädchen,“ fuhr der Alte fort, mich immer am Ohre haltend, „ſieh ihn Dir recht genau an. Dieſer Sorte Augen und dieſer Sorte Wangen und Lippen ſollſt Du aus dem Wege gehen. Es ſind ſaftige, farbige Früchte, nach denen die Hand nicht langen ſoll.“

„Aber, Oheim,“ ſagte ſie, „ich will auch gar nicht danach langen.“

„Aber wenn ich Dir nun befehle, Du ſollſt ihm einen Kuß geben.“

„Da würde ich es auch beſtimmt thun,“ ſagte ſie mit ſehr feſter und ſanfter Stimme.

„Nun ſo greif zu, Blondel,“ rief er zu mir gewandt.

Und ich küßte ſie; aber der Kuß machte mir gar keine Freude, und ich habe ſpäter oft darüber nachgedacht und gelächelt, wie der erſte Kuß ſo gar wenig Epoche in meinem Leben gemacht, ſo ganz anders, wie man es in den Romanen ſchildert. Veſo beſchloß ſie, mich wo möglich nie einer Probe der Art auszuſetzen. Eine Proclamation berief alle alte Jungfrauen von rigurößen Grundſätzen im Reiche zuſammen, und du kannſt dir vorſtellen, mit welcher Strenge man in der Auswahl verfuhr, da unter den zahllos verſammelten Prüden nur ſechzig aufgenommen wurden. Ich kann mich nur dunkel beſinnen, daß ſie alle lange an der Spitze geröthete Naſen, ſehr trockne dürre Leiber, und langgeſpaltene blaue Finger hatten. Ich habe nie herausbringen können, ob dieſes beſondere Abzeichen der Heiligkeit und Unſträflichkeit der Geſinnung ſeien, vermuthe es aber, da ich nie eine Prüde vom ächten Orden ohne dieſe Inſignien geſehen habe. Für dieſe Leibwache und um ſie in Function zu ſetzen, wurde nun ein eigenes Schloß gebaut. Man umzog eine Gegend von zehn Meilen im Umfange mit einer Mauer, die trotz der chineſiſchen alle Verſuche ſie zu überſteigen, durch ihre Höhe ſowohl als durch die Weiſe, wie ronika mochte das Nämliche empfinden; denn ſie ſah aus wie eine gehorſame Tochter, die da gethan hatte, was ihr befohlen worden war.

Der Alte holte ein Spiel Karten hervor und wir ſpielten „Schaafskopf!“

Da wurde ich wieder ganz luſtig, denn ich betrog im Spiele und brachte meine beiden Mitſpieler in Zorn und Verzweiflung.

Dabei kam die Nacht herbei. Meine beiden Gäſte hatten verſprochen, mich nicht zu verlaſſen. So ſchlummerten wir denn alle drei auf den alten Stühlen, der Oheim in der Mitte, rechts Veronika, links ich. Das Licht brannte, in eine Schaale mit Waſſer geſetzt.

Ich weiß mich noch zu beſinnen, wie in jener Nacht und ihrem merkwürdigen Morgen die Dinge traumhaft in meinem Kopfe herumzogen. Das abenteuerliche Zimmer ſpielte dabei eine wichtige Rolle; es gab ſich willig zum Schauplatze hin, auf welchem die nebelhaften Geſtalten der Vergangenheit und Zukunft agirten. So weilte mein Auge denn auch, ehe es ſich ſchloß, auf den Figuren und den Blumengewinden der Tapete, und dieſe verblaßten Gebilde wurden lebendig. Es traten aus dem Gewirre der Goldranken, wie aus einem im Abendgolde glänzenden Epheugitter, die altfränkiſchen Frauen und Männer hervor und reichten mir mit jenem gezierten Lächeln, das ihren durchlöcherten und geſchwärzten Geſichtern ſo ſeltſam ſtand, die großkelchigen Tulpen dar, die ſie in der Hand hielten. Ein Jagdzug hielt inne, und die Prinzeſſin haspelte ſich vom Pferde herab und hielt mir mit widriger Freundlichkeit ihren Falken unter die Naſe. Das alte Thier duftete abſcheulich. Alles war Moder und Verweſung. Dabei ging eine ſeltſame Melodie durch das Zimmer; es wurde ein uraltes Wiegenlied geſungen, der Himmel weiß von welchen Zungen. Mit einem Male wurde die alte Tapete ganz durchſcheinend und ich ſah hinter ihrem Schleier den Triumphzug des Todes durchziehen, wie alle Geſchlechter der Erde, und Alles, was da lebt, in dieſem ſchauerlichen Zuge figuriren. Auch mich ſelbſt ſah ich, wie ich einem großen Manne zu Roß, den ich nicht kannte, folgte. Alles ging trübſelig dem großen Triumphator nach, der ſeine Fahne ſchwenkte. Dann war ich wieder plötzlich — wie es ſo im Traume geſchieht, — in die Waldhütte eines alten Huſaren verſetzt und ſaß auf ſeinen Knieen in dem Dämmerlichte der kleinen Kammer. Er zeigte in den Wald hinaus, und da erblickte ich meine ſchöne Mutter, wie ſie einſam dahinwandelte. Ich beſtrebte mich, ihr zu folgen; aber wie ich ſchon aus der Thür der Hütte getreten war, kam ein ſauſender Sturmwind und warf den ganzen Wald zuſammen und verwandelte ihn in einen Haufen grüner Flammen. Dann befand ich mich wieder in dem Schlafzimmer der Comteß, und der bezaubernde weiße Arm kam hinter den Vorhängen hervor; aber die Hand hielt etwas, was ich nicht gleich wiedererkennen konnte, mir entgegen. Wie ich mich bemühe, dieſen Gegenſtand zu errathen, legt ſich mir etwas Schweres dazwiſchen. Ich erwache darüber und ſiehe da — Veronika's Köpfchen liegt mir auf der Schulter.

Der Oheim war aufgeſtanden, das Licht zu putzen, und ſie — war ſchlummernd zu mir herüber geſunken. Ich legte ſanft den Arm um ihren Leib.

So ruhten wir nebeneinander.

„Du!“ ſagte der Oheim zu mir, „hörſt Du nicht, wie es ſeltſam oben im Schloß rumort? Was ſollte vorgefallen ſein!“

In der That vernahm man deutlich ein Laufen in den Gängen, ein Rufen, ein fernes und immer ferneres Antworten. Im Stalle wurde es lebendig, und Pferde wurden herausgebracht.

„Um Gotteswillen!“ rief der Oheim und ſtand leichenblaß und zitterte, „unſer allergnädigſter Herr wird doch nicht plötzlich —“

Jetzt wurde der Lärm ſo ſtark, daß er ſogar den Corridor berührte, der zu unſern Stuben führte. Veronika war aufgewacht und ordnete raſch und von einer lieblichen Röthe übergoſſen, ihr Haar. Der Oheim ſuchte nach Schlüſſeln in ſeiner Taſche. Er und die Nichte wollten fort. Als er noch ſo ſtand und zerſtreut und unruhig vor ſich hin ſah, hörten wir eine Stimme rufen: „Der König iſt todt!“ —

„Ach!“ ſchrieen wir alle drei.

Der Oheim wiederholte langſam: „Der König iſt todt.“ —

„Kommt! kommt!“ rief er zu uns. „Laßt uns gehen. In dieſer Verwirrung wird Niemand danach fragen, ob Du noch in Deinem Gefängniſſe ſitzeſt oder nicht. Und ſo war es auch. Wir gingen ruhig durch die wild aufgeregte Dienerſchaft, die durcheinander lief, ohne daß Einer den Andern beachtete.

Der Prinz hatte beſchloſſen, ſogleich nach Berlin zu reiſen. Man ordnete in größter Eile die Anſtalten zur Reiſe.

Mir war es, als träumte ich noch fort und ſähe immer noch den Triumphzug des Todes an mir vorbeiziehen. Ich kann's nicht beſchreiben, welch einen gewaltigen Eindruck dieſe Nachricht auf mich machte. Die Welt ſchien mir aus den Angeln gehoben! Alles dem Untergange, der Vernichtung dahingegeben. Dieſer große, dieſer erhabene König todt! Und ein ganzes Reich in Trauer und Verwirrung. Stumm und in lautloſem Entſetzen ſtand ich in irgend einen dunkeln Winkel gepreßt und ſah meine Cameraden an mir vorbeilaufen, ohne daß Einer mich bemerkte. Dieſen frühen Morgen werde ich nie vergeſſen. Der Ernſt des Lebens und der Weltgeſchicke zog zum erſten Male in mein junges Knabenherz ein. Ich fühlte etwas von dem Sturme der Weltgeſchichte an mein geiſtiges Ohr dahinſauſen, und Schrecken ganz beſonderer Art machten mich gleichſam taumeln. Wie bei Einem, den der Schwindel packt, wankte die Welt vor meinen Blicken.

Nun ſah ich den langen, weiten Saal hinab den Prinzen kommen; ein violetſammetner Rock, mit Pelz verbrämt, denn der Morgen war kühl, es war der 17te Auguſt, bekleidete ihn, und das Haar war noch nicht friſirt, ſondern hing am linken Ohre in einer großen Locke herab. Zwei Pagen flatterten vor ihm her, und drei Kammerherren folgten, von denen der Eine eine ſchwere Chatoulle trug. So ging der Zug ſchnell vorüber, und die Thür des Saals fiel donnernd hinter ihnen ins Schloß, ſo daß es ein weit ſchallendes Echo in den Hohlkehlen oben in dem Geſims gab.

Und immer wieder klang es: Der König iſt todt! Ueberall, überall riefen ſich's Stimmen zu, ohne daß man die Rufenden ſehen konnte. Im Hofe — in den Gängen — in den Vorſälen, aus dem Garten herauf und aus dem Manſardenzimmer hinunter. Der König iſt todt! —

Mir ahnte, daß auch in meinem Leben eine neue Epoche angehen würde, und ſo war es auch. Mit Veronika's Bekanntſchaft, mit dem Tode des Königs war meine Knabenzeit beſchloſſen; ich trat in meine Jünglingsjahre. Der geneigte Leſer wird gebeten, mir auch dorthin zu folgen.

Der Tod eines großen Mannes kommt einem kleinen Manne zu gut. Ich werde Königs-Page.

Unſer Herr blieb nicht lange in Berlin; er war bald wieder zurück. Er hatte ſich mit eigenen Augen davon überzeugt, daß ſein Bruder wirklich ein ſo maaßlos angeſchwollenes Bein bekommen, daß man ihm Stiefel und Hoſe hatte eigens für die Bekleidung im Sarge zuſchneiden müſſen. Er brachte uns das Maaß mit und legte es ſeinem Pagen um die Taille, wo es ſich denn fand, daß das königliche Bein zweimal ſo dick geweſen, als meine Wenigkeit um den Leib war. Es waren dies allerdings ſeltſame Studien nach dem Tode eines großen Helden und Bruders. Allein der Prinz hatte in der letzten Zeit gar nicht einmal den Namen ſeines Bruders nennen hören wollen, ſo ſehr waren ſie entzweit.

Der neue König war mit einer großen Freundlichkeit ſeinem Oheim entgegengekommen und hatte auf alle deſſen Wünſche wie auf Befehle gelauſcht. Alle Welt verſprach ſich goldene Berge von dieſem ſchönen, jungen, blühenden Fürſten. Auch wir Pagen in Rheinsberg ſonnten uns in dem Glanze der neuen Majeſtät. Für mich langte ein Patent an, das mich in die Reihen des Adels erhob, nämlich mich zum Königs-Pagen machte, welche Stelle bis jetzt immer nur junge Edelleute bekleidet hatten. Der Prinz kniff mich in die Backen, als er mir das Papier und zugleich eine Rolle mit Dukaten in die Taſche ſteckte und ſagte: „Moustache noire, hab' ich's Ihm nun recht gemacht?“ Ich hatte nämlich damals die erſten ſichtbaren ſchwarzen Härchen auf der Oberlippe erhalten, für mich ſichtbar waren die Haare ſchon längſt geweſen, allein leider für kein anderes Auge. Ich küßte ihm die Hand, und er gab mir eine Ohrfeige. Ein Zeichen außerordentlicher Gunſt. Dann ſetzte er hinzu: „Führe Er ſich gut auf, und ich will ſehen, was ich noch weiter für Ihn thun kann, Monſieur Violet!“ — Diejenigen, die es ſchon für etwas Unerhörtes erachtet hatten, daß ich Prinzen-Page geworden, ſchlugen nun vollends die Hände über dem Kopfe zuſammen, als ſie mich auf meiner jetzigen Rangſtufe erblickten. Ich achtete deſſen wenig. Nach wie vor fuhr ich fort, mich Jedermann freundlich und gefällig zu bezeigen, wo ich's nur irgend konnte, und ſetzte Lachen und luſtige Poſſen dem Neide und dem griesgrämlichen Hochmuthe entgegen. Der Oheim Veronika's, ſie ſelbſt war wieder abgereiſ't, freute ſich wie ein Kind über meine Rangerhöhung. Er nahm mich auf den Schooß, obgleich ich ſchon ein etwas ſtämmiger Burſche war und ihm die Kniee wund drückte, klopfte mich auf die Schulter, küßte mich und rief einmal über's anderemal: „Ich ſehe Dich in Berlin herumſtolziren, mein Junge, mit den Epaulets auf den Schultern und ſo viel Liebſchaften habend und ſo viel Schulden machend, als irgend ein preußiſcher Lieutenant vor Dir gehabt und nach Dir haben wird." Ich verſicherte ihm ſehr ernſtlich, daß, wenn auch das Erſtere einträfe, die beiden Letzteren nie ſich verwirklichen würden; denn weder zu den Weibern, noch zu den Schulden fühlte ich beſondere Paſſion. „Du guter, unſchuldiger Junge!" rief er; „weißt Du denn nicht, daß das mit den Jahren kommt?" — „Bei mir nicht," ſagte ich. — „Ach," rief der gute Alte und legte ſein Haupt an meine Bruſt, „wenn Du verſprächeſt, mein Junge, daß Du mich — und Niemand anders — ewig lieben wollteſt, wie glücklich würde ich ſein. Ach — ach, wie glücklich!"

Meine Erhöhung zum Königs-Pagen hatte keinen weitern Einfluß auf meine Freundſchaft zu Emil. Wir blieben gute Genoſſen, obgleich er nicht befördert wurde und Prinzen-Page blieb. Leider trat jedoch bald ein anderer Umſtand ein, der uns trennte. Sein Vater nahm ihn fort vom Hofe und gab ihn in die Forſt-Akademie zu Neuſtadt-Eberswalde. Wir verſprachen uns einander, einen fleißigen Briefwechſel zu unterhalten; allein ich bin nie ein leidenſchaftlicher Briefſchreiber geweſen, Emil war es eben ſo wenig, und ſo ließen wir es bei zwei, drei Briefen des Jahres bewenden. In dieſen lakoniſchen Epiſteln machten wir uns ſelbſt große und umfangreiche Complimente, indem wir uns durch alle Tonarten hindurch lobten. Dies machte uns großes Vergnügen. Wir ſchilderten uns Einer dem Andern als unwiderſtehlich und unübertrefflich. Alle Mädchen waren von uns entzückt, und allen Wittwen wurden wir gefährlich. Dabei glaubte Keiner dem Andern. Dieſe ſeltene Anhäufung vortrefflicher Eigenſchaften war auch ſchwer zu glauben. Was mich betraf, ſo geſtand ich doch noch hier und da zu, daß ich noch Einiges zu lernen habe; Emil jedoch fand ſich als vollkommen.

ſie von außen bewacht wurde, vereitelte. In der Mitte dieſes Bezirkes, umgeben von einem tiefen See, erhob ſich das Caſtell, in welchem ich wohnen ſollte. Es beſtand aus dicken Mauern, Brücken, die aufgezogen werden konnten, Fallgattern, Thürmen, kleinen Verließen, Proviantkammern, Rüſtſälen, Kapellen, Warten, inneren und äußeren Höfen, kurz aus allem Zubehör, den die Phantaſie unter der Benennung eines „feſten Schloſſes" zuſammenzufaſſen gewohnt iſt. Nur die unterirdiſchen Gänge hatte man ausgelaſſen, weil meine Mutter, die eine ungewöhnliche Beleſenheit beſaß, in allen Romanen, die ſie durchblättert, gefunden hatte, daß die unterirdiſchen Gänge immerdar eine ſehr zweideutige Rolle ſpielten, und daß keine Geſchichte ein glückliches Ende nahm, in der ein ſolcher vorkam. Ach, hätte ſie ahnen können, auf welchem Wege mich das Verderben erreichte, ſie wäre nicht ſo ängſtlich geweſen, alle Zugänge zu verſchließen, Man konnte nur den Staat bedauern, daß er nicht ſogleich zugriff, um zwei ſo vortreffliche junge Männer je eher, je lieber für ſich zu gewinnen.

Meine Rheinsberger Lebensperiode neigte ſich ihrem Ende zu. Ich will das Jahr, das ich nach den obigen Ereigniſſen noch beim Prinzen zubrachte, übergehen, denn es bietet nichts der Erzählung werthes dar. Ich muß eilen, zu den bewegtern Ereigniſſen meiner Jugendjahre zu kommen.

Eines ſchönen Morgens überraſchte mich der Prinz, indem er mir ankündigte, daß ich aus ſeinem Dienſte ausſcheiden werde, daß er mir eine Stelle bei einem Regimente ausgeſucht, und daß in den nächſten Tagen ſchon die Beſtätigung vom Könige eintreffen werde. Wer war glücklicher als ich. Schon lange hatte ich mir gewünſcht, Soldat zu ſein. Nur fürchtete ich, weil ich nicht von Adel war, daß ich würde niedrig anfangen und auf den unterſten Stufen ſtehen bleiben müſſen. Es kam aber anders. Des Prinzen Fürſprache wirkte mächtig. Ich hatte zu wählen, ob ich zu einem Infanterieregimente nach Stargard oder zu der Cavallerie eintreten wollte. Ich wählte das Letztere, ſchon deshalb, weil ich mir einbildete, ein nicht ganz ſchlechter Reiter zu ſein. So kam ich denn zu den Dragonern nach Inſterburg, einem Städtchen in Lithauen, von deſſen Exiſtenz ich früher keine Ahnung gehabt. Mein Patent als jüngſter Fähnrich in der Taſche, trat ich die Reiſe in Geſellſchaft der dicken Roſamunde an, die ſich dies als eine beſondere Gunſt von unſerm Herrn erbeten hatte. Der gute Alte ſorgte für mich, als wenn ich das zarteſte und hübſcheſte Mädchen geweſen wäre. Da es im Winter war und die Kälte ziemlich heftig, zog er ſich ſeine großen Pelzſtiefel aus und ruhte nicht eher, als bis er damit meine Beine umſchloſſen hatte; ein Gleiches ſollte mit der Pelzmütze geſchehen, allein dies litt ich durchaus nicht. Als wir an dem Orte meiner neuen Beſtimmung anlangten, hielt er ſich, nachdem er ſchon von mir Abſchied genommen, noch heimlich drei Tage in dem Städtchen auf, in welchem er ſonſt nichts zu ſuchen hatte, lediglich nur, um mich noch ein paarmal, ohne daß ich's wiſſen ſollte, zu ſehen. Allein ich hatte ihn erkannt. Auf einem Spaziergange, den ich mit einem meiner neuen Cameraden machte, ſah ich, wie Jemand bei meinem Herannahen ſchnell in die Gebüſche am Wege verſchwand: ich wurde neugierig, ging dem Manne nach, der immer eiliger ſich in das Dickicht zurückzog, und ſiehe da, ich erkannte ihn.

Thränen der Rührung ſtanden in meinen Augen; aber ich that, als wüßte ich nicht, was ich wiſſen ſollte. Aus Inſterburg ſchrieb ich ihm, erhielt aber keine Antwort. Er war der Feder ſehr wenig mächtig.

Ein königlich preußiſcher Dragoner präſentirt ſich dem Leſer.

So befand ich mich denn, meinem Patente zufolge, als jüngſter Fähnrich in dem Dragoner-Regimente von Platen in Inſterburg. Ich will etwas die Phyſiognomie unſres löblichen Regiments geben. Es war ein ſchmuckes Regiment und die Wittwen und Fräulein von Inſterburg werden mir das Zeugniß geben, daß ich nicht lüge. Nirgends ſah man ſo viele kecke und geſunde Burſche beiſammen, und nirgends in der Monarchie wurden mit mehr Geſchick die wildeſten Beſtien von Pferden geſchult. Aber der herrſchende Geiſt im Corps war ein ſehr aufgeregter. Es herrſchte eine natürliche Animoſität zwiſchen den Dragonern von Inſterburg und der Abtheilung der Leib-Escadron in Gumbinnen. Die Dragoner in Gumbinnen konnten thun, was ſie wollten, ſie machten es nie den Dragonern in Inſterburg recht. Man höhnte in Gumbinnen über das, was in Inſterburg geſchah, und in Inſterburg fand man immer die Dinge lächerlich und miſerabel, auf die aus irgend einer Urſache in Gumbinnen Werth gelegt wurde. Auch die Frauen führten dieſen Krieg mit, und ich hätte es Keinem der Unſern rathen wollen, wenn er einmal Gnade gefunden vor den Augen einer Schönen aus Inſterburg, zu einer Gumbinnerin überzugehen, ſie mochte nun auch ſo reizend wie ein Engel ſein.

Ich habe den Grundſatz, mich nie dem zu entziehen, was gerade in dem Lande oder in dem Kreiſe, in dem ich lebe, Sitte und Gebrauch iſt. So war ich denn auch hier mit Leib und Seele ein Inſterburger.

Um den Geiſt und die Sitten des Corps zu bezeichnen, zugleich um anzudeuten, was meine Herren Cameraden ſich von mir verſprachen, und welchen Platz ſie mir anzuweiſen willens waren, will ich ein Geſpräch anführen, das bald nach meiner Einſtellung in einem Zimmer, Wand an Wand mit dem meinigen, geführt wurde. Man vermuthete, daß ich nicht zu Hauſe ſei.

A. „Nun, zum Teufel, Du haſt mir noch nicht geſagt, was Du Dir von dem kleinen Bock verſprichſt, den man in unſern Krautgarten geſetzt hat?“

B. (die Karten miſchend und ſeine Pfeife langſam am Lichte anzündend) „Na, was ſoll ich ſagen; ich habe ſeine Mutterpfennige noch nicht zu ſehen bekommen.“

A. „Und das wirſt Du auch nicht, mein Seel'; er ſpielt nicht, und er geht auch nicht zu den Mädels.“

B. „Eine ſchöne Acquiſition das! Hätten was Beſſeres herſchicken können. Das Regiment geht auf die Neige.“

A. „Das ſage ich auch. Sendet man uns da ſolche Finken, die, Gott weiß, aus welchem Neſte gekrochen ſind.“

B. „So iſt er nicht von Adel?“

A. „Er denkt nicht dran. Sein Vater war ein Reitknecht; er iſt die reine propre Bedientenſeele.“

B. „Aber Schockſchwerenoth, wie kommt er denn zu uns? Wir haben keinen einzigen unadligen Fähnrich, ſollt' ich denken.“

A. „Ich will Dir ſagen — die Sache iſt ſehr leicht zu erklären — er kommt aus Rheinsberg — verſtehſt Du mich?“

B. „Er wird doch nicht ein natürlicher Sohn des Prinzen Heinz ſein?“

A. „O was das betrifft; ich will mich hängen laſſen, wenn der überhaupt Söhne hat, natürliche oder unnatürliche. Nicht kapabel, der! Auf Ehre, nicht kapabel. Ich könnte Dir da magnifike Geſchichten erzählen. Mich hat mein Alter auch nach Rheinsberg bringen wollen, allein der Prinz hat erklärt, ich hätte ſchlechte Zähne. Nun frag ich ganz einfach, was gehen einem Prinzen die Zähne ſeiner Pagen an?"

B. „Verflucht wenig; da haſt Du Recht. Außer es müßte denn ſein, daß man ihm gegenüber in die Situation käme, wo es nöthig wäre, ihm die Zähne zu zeigen, was ſchwer ſein würde zu vollführen, wenn man keine hat."

A. „Nun kurz und gut, Du merkſt nun ſchon was."

B. „Vollkommen."

A. „Unſer Corps-Chef hat vom Prinzen große Gnadenbezeugungen empfangen und brennt jetzt von edlem Eifer, diejenigen zu beſchützen, die der Prinz beſchützt. Eine Hand wäſcht die andere. Verſtehſt Du?"

B. „Bin nicht auf den Kopf gefallen. Aber wenn er des Prinzen Liebling iſt, ſo muß er doch auch Batzen haben."

A. „Die hat er auch."

B. „Ei, zum Teufel, dann ſoll er an mir ſeinen wärmſten Freund haben. Kinderchen, pfleg' ich immer zu ſagen, nur nicht ſkrupulös! Wer Geld hat, iſt immer willkommen, es mag ihn der Herr Pfarrer oder der Gottſeibeiuns in die Welt geſetzt haben. Wir haben in neueſter Zeit nur gar zu viel arme Junker im Regimente."

A. „Das ſag' ich auch. Und er hat auch ſeine guten Eigenſchaften; er iſt die beſte Seele von der Welt. Geſtern hat er einer armen Frau, die mit ſechs Kindern auf faulem Stroh liegt, fünf Thaler geſchenkt, und als ich ihm ſagte, ich hätte von Hauſe noch nicht mein Geld bekommen, legte er mir ſogleich zehn Thälerchen auf den Tiſch und ſagte, ich ſollte ihm's wieder geben, wenn's mir grade recht bequem wäre."

B. „Der Narr! Den wollen wir ſchröpfen."

A. „Nein, den gerade nicht. Wenn Einer ſo kommt. Ich weiß auch noch zu unterſcheiden, was eine Beſtie iſt und was ein braver Kerl."

B. „Du biſt wohl verrückt! Sollen wir gegen den Reitknechtſohn zart ſein? Wenn ich meine Güter antrete, übergeb' ich ihm meinen Stall."

A. „Von Deinen Gütern wirſt Du keinen Strohhalm ſehen. Dein Alter kann zufrieden ſein, wenn ihm die Juden nur noch die Schlafmütze laſſen, die er über die Ohren ziehen kann.“

B. „Und der Deinige wird ſammt ſeinen ſechs Maitreſſen und ſeinen ſiebzehn unehelichen Bälgen betteln gehen. Das iſt, was **ich** Dir zu prophezeihen die Ehre habe.“

A. „Halts Maul!“

B. „Ich bin älterer Fähnrich, wie Du, und kann Dir das Maul verbieten!“

A. „Monsieur le baron!“

B. „Eh bien! Monsieur le Comte! à vos ordres!“

A. „Ach, das ſind Narrenspoſſen! Zahle mir nur die ſechszehn Groſchen, die ich gewonnen habe.“

B. „Uebermorgen iſt Zahltag. Ich will nicht meines Vaters Sohn ſein, wenn ich einen Pfennig in der Taſche habe.“

A. „Nun gut, ſo gieb mir für heute Abend Mathildens Hausthürſchlüſſel. Du ſollſt ihn Morgen ganz in der Frühe durch meinen Burſchen wieder erhalten. Dann ſollſt Du mir nichts ſchuldig ſein.“

B. „Teufel, Du kommſt mir gut; alſo für ſechszehn Silbergroſchen —“

A. „Wie Du willſt, laß es bleiben; dann aber nimm es auch nicht übel, wenn ich heute auf der

Parade ein Wort fallen laſſe von — gewiſſen Dingen.“

B. „Da haſt Du den Schlüſſel. Aber ich bemerke Dir, nimm die Mathilde in Acht, ſie will en discretion geliebt ſein.“

A. „Seht doch, die Apothekerstochter! Will ſie ein Wort reden, ſchmier' ich ihr das Maul mit Salmiak zu. Ich kenne die Inſterburger Apothekerstöchter beſſer. Sie laufen ſich die Füße wund nach einem Blaurock unſers Kalibers. Haſt Du die Julchen aus dem Pelikan vergeſſen, die aus ihres Vaters Arſenik-Büchſe naſchte, um ſich den blaſſen Tod zu geben, bloß weil ſie ihr Liebſter einmal ſchief angeſehen hatte? Und dieſer Liebſte war kein anderer als der Trunkenbold Rellwitz, ein Menſch, der, ſo lange er beim Regiment war, keine einzige nüchterne Stunde hatte.“

B. „Aber ein nobler Junge dabei, von ächtem alten, märkiſchen Adel. Du weißt doch die Geſchichte, wie er zur Welt kam. Sein Vater war blind, wollte aber heirathen. Was that er? Er ließ ſich das Adelslexikon bringen, ſchlug es auf, fuhr mit dem Finger die erſte, die beſte Seite hinab und — paff! haſt Du nicht geſehen! — da blieb er mit dem Finger plötzlich ſtehen bei irgend einem Namen, auf denen Weſen aus Fleiſch und Blut zu mir gelangen mochten; die Feinde, die ſich gegen mich verſchworen, ſpotteten dieſer Vorſicht, weil ihren laſterhaften Abſichten jedes Schlüſſelloch offen ſtand.

Ehe ich mit meiner Leibgarde von ſechzig Prüden mein Caſtell bezog, hatte eine Abtheilung der Hofbedienten meines Vaters dafür Sorge getragen, daß alle Weſen, die die Luft durch männliche Lungen einzogen, aus dem geweihten Bezirke vertrieben wurden. Es war ein Vertilgungskrieg ſehr ſeltſamer Art, allein, Dank ſei es dem Eifer der Verfolger, man gelangte ſo ziemlich zum Zweck. Selbſt die Fliegen an der Wand mußten ſich einer Prüfung unterwerfen. Dieſe Anſtalten nahmen drei volle Monden Zeit weg, ehe das Schloß und die Gegend nach Wunſch für gereinigt gelten konnte. Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß eine Fee hierbei auch wirkſam war, eine alte Freundin meiner Mutter, die Fee Pre-

und nun fragte er ſeinen Leibjäger, ob's ein Männlein oder ein Weiblein ſei, auf die er geſtoßen; ſei's ein Weiblein und dabei ein noch unvermähltes Fräulein oder Wittwe, ſo werde er ſich um ſie bewerben. Wer war's? Es war die Comteß Plettendorf, und ſo ließ er denn gleich anſpannen, fuhr hin und warb um ſie. Die Ehe ſoll eine der glücklichſten im Lande geweſen ſein."

A. „Aber wir wollen uns unſere Frauen anders ausſuchen. Wenn ich nicht ſehe, welch' einen Wein man mir ins Glas gießt, hol's der Teufel, ſo mag ich ihn nicht."

B. „Auch meine Anſicht. Aber noch beſſer, ich heirathe gar nicht. Ich hab' mich ſchon in die Hahnrei-Akademie einſchreiben laſſen."

A. „Was! biſt Du Akademiker?"

B. „Noch nicht, aber ich werd's werden. Ich kann beweiſen, daß ich bereits von drei Geliebten, ſchreibe drei Geliebten, betrogen worden bin: da iſt Julchen, da iſt die Carolinchen und nun heute Abend kommt die Mathilde hinzu. Da kann ich ſchon Akademiker werden; ja ſogar ſie müſſen mich aufnehmen."

A. „Es iſt doch eine Tollheit, dieſe ganze Geſchichte mit der Akademie. Gieb Acht, wenn man das in Berlin erfährt —“

B. „Du biſt nicht geſcheidt, Bruderherz. Grade von Berlin iſt ja die ſublime Idee ausgegangen. Du ſollteſt nur hören, wie ſie's jetzt in Berlin treiben. Das alte Regiment iſt mit Stumpf und Stiel zum Teufel. Alles iſt auf galanten Fuß eingerichtet, der Hof, der Adel! Die Galanterie iſt wie das Feuer auf dem Heerde, ſie heizt und erwärmt ſelbſt den kleinſten Topf und macht ſeinen Inhalt aufbrauſen. Geſtern an der Offiziers̈tafel wurden magnifike Hiſtörchen erzählt. Leider mußte ich nur, wie die übrigen Fähnriche, als der Braten kam, aufſtehen und fortgehen, und ſomit habe ich gewiß die beſten Geſchichten nicht gehört. Allein das, was ich hörte, war ſchon ſo, daß unſer Einem das Waſſer auf der Zunge zuſammenlief. Donnerwetter! wenn ich nach Berlin komme, man bringt mich nur auf der Bahre wieder fort, denn ich werde kein Glied mehr rühren können, ſo eifrig will ich im Weinberge des Herrn arbeiten. Hier in Inſterburg giebt die kleinſte Affaire immer gleich Gerede, aber in einer ſo großen Stadt, wo alle Frauen den Tanz mitmachen, da kann Keine über die Andere den Stab brechen.“

A. „Hör mal, laß uns Urlaub nehmen und nach Berlin gehen."

B. „Da kennſt Du unſern Chef ſchlecht. Der hat dem verſtorbenen Könige das Wort gegeben, das Regiment in Ordnung zu halten, der giebt Dir eher einen Urlaub zur Hölle, als nach Berlin. Er hat, glaub' mir, den Braten ſchon längſt gerochen."

A. „Das iſt aber Albernheit. Das Regiment war immer muſterhaft. Es waren die meiſten Duelle, die meiſten Schulden und die meiſten Liebſchaften im Regimente. Was will man mehr? Wir waren immer ungeheuer brave Kerls. Aber der neue Eskadronschef will uns zu Schlafmützen machen. Das iſt die Sache."

Aus dieſem Discours merkte ich mir drei Dinge: erſtlich, daß meine Herren Cameraden mich nicht für voll anſahen, was meine Herkunft betraf, zweitens, daß ſie ein gar zu gefälliges und aufmerkſames Gelüſte auf meinen Geldbeutel hegten, und drittens, daß unſer Regiment im Rufe ſtand, das allerwenigſt taugliche in dem Umkreiſe der ganzen Monarchie zu ſein. Ich konnte mir leider dieſe Wahrheit ſelbſt nicht ableugnen, je länger ich die Ehre hatte, in den Reihen dieſer Tapfern zu ſtehen, und je mehr ſie, aus verſchiedenen Gründen veranlaßt, Gelegenheit nahmen, meine intime Bekanntſchaft nachzuſuchen. Mit einem Worte zu ſagen, man hat keinen Begriff von der Rohheit und Zügelloſigkeit, die bei uns herrſchte. Schnell nach einander hatten drei Eskadronschefs ihre Plätze quittiren müſſen, weil es nicht gelungen war, Ordnung und etwas beſſere Sitten ins Corps zu bringen. Jetzt beſaßen wir jedoch Einen, der mit einer beiſpielloſen Energie uns räudige Schafe hütete. Er hatte, wie ſchon geſagt, ſein Wort dem Könige verpfändet, das Regiment auf einen beſſern Fuß zu bringen, und er war Tag und Nacht thätig, dieſes ſein Wort zu löſen.

Die drei luſtigen Fähnriche.

Ich muß den Leſern jetzt nothgedrungen von den Poſſen und Albernheiten drei junger Burſche erzählen, die in ihren beſten Jahren waren, leidlich Geld im Beutel und eine unerſchöpfliche Laune im Kopfe hatten. Dieſe drei Wildfänge ſind Niemand anders als meine Wenigkeit und A. und B. aus dem obigen Kapitel. A. hieß mit Namen Graf Truſchow und war einer altmärkiſchen Familie entſproſſen. Wie der Leſer aus dem oben mitgetheilten Geſpräch bemerkt haben wird, war er die beſſere Natur; B., ein Baron Lutzelbach, war der Sohn eines guten, alten, aber ſchwachen Edelmannes, der auf die Erziehung ſeiner acht Buben nichts hatte wenden können, und die deshalb ziemlich roh und verwildert in den Militär-Erziehungsanſtalten aufwuchſen, um dann in die verſchiedenen Regimenter einrangirt zu werden. Der Vater hatte allen ſeinen Söhnen, wie erzählt wurde, ein Spiel Karten in die Wiege gelegt, um damit ihre künftige Erwerbsquelle anzudeuten, und die Jungen hatten ihrem Erbe bis jetzt Ehre gemacht. Das Erſte war nun, daß ich meine Freunde bearbeitete und ihnen eine beſſere und richtigere Anſicht über meinen Urſprung beibrachte. Dadurch erlangte ich, daß ſie mich — was meine Mutter betraf — ſogar mehr als ebenbürtig erkannten, und der Ehre vollkommen würdig, im Regimente aufgenommen worden zu ſein. Sie gaben mir das Wort, daß wenn irgend Jemand im Regiment es wagen würde, über meine Herkunft zu ſpötteln, er es mit ihnen zu thun haben würde. So hatte denn wieder mein gewohntes Glück geſiegt, das ſtets meine Widerſacher zu meinen Freunden machte.

Wenn es nicht zu ſtolz und zu anmaßend klingt, ſo möchte ich geſtehen, ich übte einigen guten Einfluß auf meine zwei Freunde aus. Sie wählten ſich die etwas unſchuldigeren Streiche aus und ließen unter anderem das Betrügen im Spiel, weil ich dies nun ein für allemal nicht mitmachen wollte. Dagegen wurden eine Menge kecker Abenteuer, durch meine Veranlaſſung, zu Pferde verübt, und bei Nacht und Sturm waren wir auf offener Landſtraße zu finden, oder in den benachbarten Dörfern, keine Gefahr, keine Tollkühnheit im Reiten ſcheuend. Wenn wir in ein

Dorf einrückten, ſo hieß es ſchon von ferne: da kommen die drei betrunkenen Dragoner! Dies war aber nicht wahr, wir waren nicht betrunken, aber zu unſern Reiterkunſtſtückchen gehörte auch dieſes, einen in dem höchſten Stadium der Trunkenheit Befindlichen darzuſtellen. Ich beſonders excellirte in dieſem Fache. Bald lag ich wie ein Knäul zuſammengekrümmt auf meinem Sattel, dann hing ich wieder weit über auf der Croupe des Pferdes, warf mich bald rechts, bald links aus dem Sattel, ſo daß es ſchien, als zerſchmetterte ich im nächſten Augenblick den Schädel an den Steinen des Bodens, und entlockte Angſtſchreie den Vorübergehenden, dann ſchlang ich die Arme um den Hals des Pferdes und hing ſo nieder. Wenn man glaubte, ich könne keine Minute länger auf dem Pferde bleiben, ſaß ich plötzlich feſt im Sattel, ſetzte die Sporen ein und jagte in ſauſendem Lauf über die Ebene dahin. Da ſah man denn, daß das Frühere nur Poſſen und Spaß geweſen war.

Ich gehe jedoch jetzt gleich zu unſern luſtigen Streichen über, von denen ich drei ausheben will aus der Menge; denn alle kann ich unmöglich erzählen, wir begingen faſt an jedem Tage Thorheiten, und wenn jener noble Römerkaiſer denjenigen Tag für einen verlorenen achtete, an welchen ihm keine gute

That hatte gelingen wollen, ſo bezeichneten wir in unſerm Spitzbubenkalender die Woche mit einem Kreuz, die wir in Ruhe und Ordnung hingebracht.

In unſerer Gegend wohnte ein Viehhändler, der eine hübſche Frau hatte, in die ſich Truſchow verliebte. Die Kleine war nicht abgeneigt, ein Spielchen mitzumachen, wenn man's nur verſtand, ihr gehörig und ohne daß ihr Haustyrann etwas merkte, die Karten in die Hand zu ſtecken. Dies war aber ſchwierig. Der Viehhändler war erſt ein Jahr verheirathet und noch in verliebter und eiferſüchtiger Laune, dabei war er ein wahrer Koloß von einem Mann, und es wäre ihm ein Leichtes geweſen, uns drei magern Fähnriche auf eine Heugabel zu ſpießen. Wir durften alſo unſere blauen Kittel nicht in dem Dorfe ſehen laſſen und noch weniger durfte unſer Säbel auf den Pflaſterſteinen des Marktfleckens tanzen. Es mußte aber Rath geſchafft werden. Wir griffen zu einer Verkleidung. Truſchow verwandelte ſich in einen Viehhändler und Lutzelbach machte ſeinen Knecht, ich blieb fürs Erſte als militäriſcher Hülfspoſten in meiner eigenen Kleidung und ſollte in einiger Entfernung folgen, im Fall, wenn den Kameraden etwas zuſtieße, ich dann zum Succurs ſchnell würde bei der Hand ſein können. So rückten wir eines ſchönen

Morgens aus. Aus einem Gehöfte am Wege wurde eine Kuh geſtohlen, und dieſe und eine Ziege mit ihren Zicklein, die unſerer Hauswirthin gehörten, machten unſern animaliſchen Waarenvorrath aus. Es war Viehmarkt im Dorfe und unſer Händler befand ſich, mit einer vollen Geldkatze gerüſtet, bereits auf dem Platze, als wir anlangten. Ich legte mich in den Hinterhalt in eine Schenke, die etwas abwärts vom Wege lag. In dieſer Schenke ſollte auch das Rendezvous mit unſerer Dame ſein. Sie hatte vor kurzer Zeit erſt ihre Niederkunft gehalten und lag mit einem Kinde an der Bruſt im Bette, das ſie, nach dem Ausſpruch der Dorfmuhmen, noch einige Tage hüten ſollte, obgleich das kleine friſche Ding ſich vollkommen wohl und bereit zum Ausgehen fühlte. Ihr erſter Ausgang war auch, daß ſie am frühen Morgen, kurz darauf, als Mann und Knecht das Haus verlaſſen, zu uns in die Schenke flüchtete. Daheim hatte ſie im Dienſt eines kleinen verſchmitzten, ihr treu ergebenen Mädchens, das Kind zurückgelaſſen. Ich empfing die kleine Dorf-Suſanne mit aller chevaleresken Artigkeit, die ich nur irgend vorzubringen im Stande war, trat ihr das kleine Stübchen ab, das ich für den Tag gemiethet hatte, quartierte mich ſelbſt im Stall zu meinem Pferde ein und ſorgte dafür, daß Madame ein Glas

Bier und eine Butterſtolle bekam, die ſie ſich trefflich ſchmecken ließ, denn der eilige Gang in der Morgenkühle hatte ſie hungrig gemacht.

Unterdeß hatten meine Kameraden den Trödel mit dem Handel begonnen. Truſchow, der Verabredung gemäß, ſollte ſich nach einiger Zeit entfernen, um unter dem Vorwand, noch ein Stück Vieh herbeizubringen, bei dem Weibchen ſich einzufinden; Lutzelbach ſollte den Viehhändler unterdeſſen hinhalten. Das böſe Ungefähr wollte jedoch, daß ihm der Viehhändler entſchlüpfte und ſeinen Weg in unſere Schenke nahm. Es iſt zweifelhaft, ob er eine Ahnung von unſerm Späßchen hatte, es iſt wohl vielmehr anzunehmen, daß er eben nur zu dieſem Erfriſchungsorte eilte, weil ihm kein anderer in der Nähe bekannt war. Wie dem auch ſei, genug, er überraſchte Truſchow, wie dieſer gerade einige lebhafte Attaquen auf die Feſtung machte. Mit einem donnernden Fluche machte er ſich Luft und verſetzte uns damit zugleich an die Luft. Zum Glück wurde ihm der verbotene Anblick im Nu wieder geraubt, und der Geprellte blieb im Zweifel, ob er wirklich recht geſehen. Es ſchien ihm ein Ding der Unmöglichkeit, daß ſein, daheim im Wochenbette liegendes Weib, plötzlich hier ihm vor die Augen kommen ſollte. Dennoch hatte er Stimme cioſe. Mit ihrer Hülfe wurden auch die männlichen Vögel fern gehalten, was ſonſt menſchlichen Kräften zu bewerkſtelligen ſchwerlich gelungen wäre.

Endlich zog ich ein. Meine ſechzig Prüden gingen nun daran, den Tag einzutheilen in Stunden, die dem Unterrichte, der belehrenden Unterhaltung, der Toilette und dem Vergnügen geweiht waren. Sie bewieſen ſich dabei ſo geſchäftig und geriethen oft dermaßen in Zank, wenn es darauf ankam, ihre verſchiedenen Erziehungsmethoden gegeneinander zu behaupten, daß mein Schloß oft einem Käfich voll Papageien glich, wo jeder ſeinen krummen Schnabel braucht, um den Andern zu überſchreien und zu zauſen. Auf dieſe Weiſe brachte man mir die weiblichen Tugenden bei. In einem Gefühle vereinigten ſich jedoch Alle, in dem Haſſe gegen die Männer, und man wandte alle mögliche Mittel an, mir dieſen gerechten und wohlthätigen und Geſicht deutlich zu erkennen geglaubt. Wie ein Sinnloſer ſtürzte er fort, um daheim nachzuſehen. Nun war guter Rath theuer. Fand er die Treuloſe daheim nicht, ſo war er im Stande, den ganzen Marktflecken in Feuer und Flammen zu ſetzen, und nicht eher zu ruhen, als bis er uns gefunden. Der Wirth der Schenke, ſein guter Freund und Genoſſe, hatte ihm zuverläſſigen Beiſtand zugeſagt. Wir befanden uns alſo gleichſam in der Falle. Zu unſerm Ruhm ſei es jedoch geſagt, daß wir keineswegs an unſere Sicherheit dachten, ſondern nur unſer Augenmerk auf unſere kleine, händeringende und in Thränen zerfließende Suſanne richteten. Truſchow trat mit einem Vorſchlag hervor, und der wurde auch ſogleich angenommen. Ich ſollte mich auf's Pferd ſetzen, Suſannen zu mir auf den Sattel nehmen und mit ihr in fliehendem Lauf an Ort und Stelle eilen; es war Tauſend gegen Eins zu wetten, daß ich eine gute halbe Stunde früher anlangte, als der fortgetrabte Ehemann. Truſchow hatte ſeine Schöne ſelbſt zurückbringen wollen, allein der Wirth der Schenke ließ ihn nicht fort, wenigſtens wäre Gezänk und Zuſammenlauf entſtanden. Kaum war ich mit meinem Weibchen zum Dorfe hinaus, als ſie plötzlich wie todt auf dem Sattel hing und ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß das arme Ding in Ohnmacht lag. Was nun anfangen? — Neue, himmelſchreiende Verlegenheit. Ich war allein mit ihr in einem Wäldchen, Zeit war nicht zu verlieren, ein Gedanke ſchoß mir wie ein Blitz durch den Kopf — Dank ſei es meinem Pagen-Muthwillen, der mich noch immer beſeelte. Ich ſtieg ab, legte die Ohnmächtige unter den erſten, beſten Baum und flog nun allein dem Hauſe des Viehhändlers zu. In wenig Minuten hatte ich es erreicht, und in noch kürzerer Zeit war mein Pferd, mein Dragoner-Säbel und Alles, was an einen Soldaten erinnert, in einer Scheune in Sicherheit gebracht und ich — ſchlüpfte in das Bett der Wöchnerin, indem ich die Vorhänge des Bettes zuzog und das Kind aus der Wiege an die Bruſt nahm. Lache nicht Leſer! Ich verſichere Dich, ſo toll dieſe ganze Verwandlung war, und ſo ſehr ſie von dem luſtigen Muth zeigte, der mich ſtets beſeelt hat und noch beſeelt, in dieſem Augenblicke ſtanden mir doch die kalten Tropfen auf der Stirne, über die ich das Nachthäubchen gezogen hatte. So war ich denn, ich, der ich eben als wilder Dragoner von meinem ſchaumbedeckten Pferde geſprungen war, eine junge Frau im Wochenbette, die ihr Kind am Buſen hält. Das kleine verſchmitzte Mädchen ließ Alles geſchehen, und ſonſt befand ſich Niemand im Hauſe, da die zweite Magd und der Knecht zugleich mit ihrem Herrn zum Markte gegangen waren.

Ich lag nicht fünf Minuten im Bette, als ich die Hofpforte heftig zuwerfen hörte und nun wußte, daß der entſcheidende Moment heranrücke. Wahrlich, mir war nicht ganz roſenfarbig zu Muthe. Daß es auf meine Arme und Beine, vielleicht ſogar auf mein Genick abgeſehen war, wenn der Betrug ans Licht kam, konnte ich mir ziemlich mit Gewißheit ſagen, denn ein Kampf mit dieſem Dorf-Herkules und zwar in einem ſo verfänglichen, von allen Vertheidigungsmitteln entblößten Coſtüme, konnte unmöglich anders als zu meiner entſchiedenen Niederlage führen. Ein jedes Kind konnte mir das ſagen. Ich ſchalt mich in dieſem Augenblicke ſelbſt, daß ich nicht, auf alle Fälle bedacht, meinen guten Säbel mir in die Nähe gebracht hatte; allein jetzt kam jeder Vorwurf zu ſpät. Nun hieß es: Liſt und Muth! —

Der Wüthrich erſchien. Schon daß er das Mädchen und die Wiege in Ordnung und an ihrer Stelle fand, machte ihn ſtutzen, vollends, als er im Clairobſcur des Bettes ſein Weib mit dem Kinde an der Bruſt ſah — daſſelbe Weib, das er ſo eben in den Armen eines Nichtswürdigen eine Stunde Weges entfernt zu ſehen geglaubt hatte, benahm ihm ſogleich allen Verdacht. Wie mit einem Zauberworte umgewandelt, kam er leiſe und ſchmeichelnd an mein Bette. Ich ſtellte mich ſchlafend. Das Kind, das anfangs vergeblich an der Bruſt eines Dragoners Nahrung geſucht und eine Weile geſchrieen hatte, war ebenfalls jetzt eingeſchlummert, und ſo mochte ich wohl mit meinem Kinde an der Bruſt eine ſehr reizende Gruppe bilden. Dies wenigſtens flüſterte mir meine Eitelkeit in dem Momente zu, wo mein Muth ſehr nöthig einer kleinen Aufmunterung bedurfte. Ich hatte das Hemde faſt ganz niedergeſtreift und mein voller, weißer Körper that im Helldunkel ſeine Schuldigkeit und unterſtützte mich trefflich. Mein Geſicht, das überdies noch ſehr mädchenhaft war, denn der von der Natur mir ſo feierlich zugeſagte Schnurrbart war, wie bereits erzählt, nur ſpärlich erſchienen, von der Haube halb bedeckt und dazu abgewendet, lag in tiefem Schatten. Das hätte aber Alles nicht geholfen, wenn nicht unſer guter Mann von vorneherein jede, auch die entfernteſte Ahnung einer Täuſchung aus ſeiner Seele verbannt hätte. Und, aufrichtig geſtanden, er hätte eher des Himmels Einſturz fürchten müſſen, als gerade dieſes ihm geſpielte Stückchen einer kecken Liſt. Seine Phantaſie war mit ſeinem Vieh aufgewachſen und überſtieg nicht die Höhe der Hörner ſeines Lieblingsochſen, vielleicht auch nicht einmal die Höhe ſeiner eigenen Hörner.

Schon glaubte ich die Gefahr überſtanden, als ſie unvermuthet in doppeltem Maße zurückkehrte. Der ſchnelle Lauf und die Freude, ſein Weibchen treu gefunden zu haben, ſetzten meinen Athleten in eine wohlthätige Transpiration, deren Gluten er auf eine Weiſe kühlen wollte, die mich an den Rand des Verderbens gebracht hätte, wenn ich nicht raſch Mittel fand, mich zu retten. Ich bemerkte mit Schrecken eine gewiſſe Annäherung, die mich an „die Scenen im Ehebette“ erinnerte. Gute Götter! was wurde aus mir, wenn dieſes zärtliche Ungeheuer Beweiſe forderte, die ich nicht geben konnte, ſelbſt mit dem beſten Willen nicht. Schon ein Kuß auf meine Schulter, mit jener breiten, ſchmatzenden Lippe gegeben, wie ſie auf den Dörfern, außerhalb der Civiliſation, heimiſch iſt, machte mein Blut erſtarren; ein Zoll weiter und er mußte merken, wie es mit der Bruſt beſtellt war, die hier Gaſtrollen gab. Aber mein Satan von Peiniger hatte gleich handfeſtere Gedanken, er ließ eine große, neugierige, plumpe Hand einen Spaziergang unter die Decke unternehmen, und hier war der Zeitpunkt, wo ich erwachen mußte. Ich that's, indem ich einen derben Schlag nach dem Geſicht des frechen Lüſtlings führte, und ich hatte ſo gut gezielt, und dieſer Schlag war ſo ganz in der herkömmlichen Weiſe der Ehetheorie dieſes glücklichen Hauſes geweſen, daß er zauberähnlich wirkte und mein Kobold mit einigem Brummen und der zärtlichen Verſicherung, daß er mich nicht ſtören wolle, von dannen ſchlich. Nach einer Weile hörte ich ihn den Hof wieder verlaſſen und zu ſeinem Handel wieder zurückkehren. Wer war froher wie ich, da ich das Kukuks-Ei, das Satanskind, wieder von mir gethan hatte und wieder in meine Hoſen kam. Mit einer wahren Vaterfreude ſchnallte ich wieder meinen lieben Sohn, meinen Säbel, um die Hüfte. Bei Gott, ein Mann zu ſein iſt doch keine kleine Freude. Ich drückte dem verſchmitzten Mädchen den letzten Thaler, den ich in meiner Taſche fand, in die Hand und ſprengte von dannen, indem ich zu den keuſchen Sternen, die unterdeß am Himmel aufgezogen waren, den Schwur that, nie wieder die Rolle einer Wöchnerin zu übernehmen. Noch ſpäter im Traume ſchwebte mir die indiscrete Hand des derben Tölpels vor, die unter der Bettdecke auf Reiſen ging. Es war eine Situation, die ich nie vergeſſen werde.

In der Schenke angelangt, fand ich daſelbſt Alles in Ordnung. Die Schöne, aus ihrer Ohnmacht erwacht, war geradeswegs nach Hauſe gegangen und hatte dort von dem Mädchen erfahren, was geſchehen. Natürlich fand ſie ſich ganz gut in ihre Rolle. Wir in der Schenke lachten den Händler aus wegen ſeines Verdachts, der ſpäter bei einem Glaſe Wein zur Sprache kam. Meine Cameraden wollten mich umbringen vor Entzücken über meinen „prächtigen Einfall,“ wie ſie es nannten. Ich war in ihrer Achtung um das Doppelte und Dreifache geſtiegen. Ich erklärte ihnen ganz einfach, daß kein anderes Auskunftsmittel vorhanden geweſen wäre. Sie gaben mir unter tauſend und abertauſend Bravo's Recht und nannten mich von der Zeit an „die Wöchnerin“ und erboten ſich mir einen Ammendienſt in der Umgegend zu verſchaffen, wenn ich es verlangte. Wir lachten uns halbtodt über dieſes Ereigniß und tranken unmenſchlich viel Punſch, um die ſchöne Viehhändlerin und ihren Vielgetreuen leben zu laſſen. Die geſtohlene Kuh bezahlten wir aus gemeinſchaftlicher Kaſſe. Die kleine Dorf-Suſanne blieb mir ihr Lebelang gewogen. Noch lange Jahre nachher, als ich, weit von ihr entfernt, nicht mehr an ſie dachte, erhielt ich eine Sendung vortrefflichen Landkäſes, den nur ſie ſo trefflich zuzubereiten verſtand, dazu ein kleines unleſerliches Billetchen, in welchem ſie mir meldete, daß das Kind, bei dem ich einſt Mutterſtelle vertreten, ſchon ein großer Bube geworden und nächſtens in die Dorfſchule eintreten werde.

Der zweite luſtige Streich.

Wir hatten bei unſerer Schwadron einen Rittmeiſter, der für den wunderlichſten alten Hageſtolzen funfzig Meilen in die Runde galt. Er liebte im Uebermaß die Flaſche und auch das ſchöne Geſchlecht, obgleich er eben nicht wählig war, was die einzelnen Individuen deſſelben betraf, und ſich in der Regel zu der niedrigſten und verworfenſten Sorte am liebſten hielt. Im Dienſte war er ſtreng und zeigte in ſeinem ganzen Auftreten noch das faſt ſchon ausgeſtorbene Original eines alten Polterers und Fluchſpenders, wie ſie in den letzten Regierungsjahren des großen Königs noch in Menge in der Armee vorhanden waren. Die Sammlung ſeiner Flüche war eine wahre Kabinetsſammlung, und es curſirte im Regimente ein kleines Büchelchen, das die Abenteuer des Rittmeiſters von Conegk ſchilderte, nebſt einem Anhange, der ein vollſtändiges Regiſter ſeiner Flüche enthielt. Ich kann mich beſinnen, daß wir manchen langen Tag damit zubrachten, dieſes grobe Geſchütz an Worten unſerm Gedächtniß einzuprägen, daß uns aber immer einer oder der andere originelle Beitrag entſchlüpfte. Uebrigens mußte Conegk ſeine Flüche auch ſelbſt fluchen; fluchte ſie ein Anderer, ſo verloren ſie ungemein viel an Farbe und Ausdruck, ſie ſanken gleichſam von Originalen zu blaſſen Copien herab. Indeſſen Jeder von uns ſuchte das Seinige zu leiſten, und wenn wir mit noch einigen andern luſtigen Vögeln auf der Wachſtube zuſammen waren, ſo überhörten wir uns gegenſeitig das „Regiſter“.

Drei Dinge konnte der Rittmeiſter nicht vertragen, die Gegenwart eines anſtändigen Frauenzimmers, Geſang und Katzen. Mit allen drei Dingen konnte man ihn hinwegſcheuchen. Wir wußten dies und bauten hierauf den Plan unſrer Comödie, die uns großen Spaß verſprach. In einer entfernten Straße in der Vorſtadt wohnte ein Materialwaarenhändler, der für reich galt und weit über den Umkreis ſeines Bezirks hinaus die dankbare Welt mit Cichorien, Nudeln, getrockneten Feigen, Arak und ſäuerlichem Rothwein verſorgte. Man ſagte ihm auch nach, daß er hier und da, wenn ſich gerade die Gelegenheit günſtig zeigte, auf Pfänder lieh, und darum von Fähnrichen und jungen Lieutenants häufig mit Beſuchen beehrt

Abſcheu einzuflößen. Ein Theil meiner Prüden legte ſich aufs Schriftſtellern und ſchrieb ſogenannte Entſagungsromane, in denen die ganze bodenloſe Nichtswürdigkeit der Liebe und Ehe mit lebhaften Farben geſchildert wird. Dieſe Schriften, in denen meine Erzieherinnen das wirkſamſte Gift ihrer Erfahrung ausgeſtreut hatten, legte man für meine reifern Jahre bei Seite; fürs Erſte unterhielt man mich mit Sittenſprüchen und Fabeln, zweien Erzeugniſſen der ſchönen Literatur, die ſich ſchmeicheln können, die Phantaſie und das Herz völlig kalt zu laſſen. Dennoch gab man auch dieſen wehrloſen Geſchöpfen einige Stacheln. Wenn der Wolf das Lamm zerriß, das ſchöne, kleine, ſanftmüthige, gehorſame, in ſeinen Pelz, weiß wie Schnee und zart wie Seidenflocken, gehüllte Lamm, dann ließ man mich bemerken, daß es auch im Leben unter Menſchen ſolche Lämmer und ſolche Wölfe gäbe, und die Schriftſtellerinnen fanden bei diewurde. Doch waren dieſe Beſuche immer mit einem gewiſſen zarten, myſtiſchen Schleier umhüllt, denn unſer Eskadronschef ſah ſehr ſtreng darauf, daß der Krebsſchaden jedes jungen Offiziercorps, das Wucherſyſtem, nicht bei uns noch mehr um ſich griffe, als es bereits geſchehen war. Einer von uns Dreien hatte vor Kurzem dem Herrn Roſenbuſch eine Viſite gemacht und war bei ſeinem Geſuch abſchläglich beſchieden worden; daher keimte in dem Buſen dieſes edlen Jünglings eine gewiſſe Bitterkeit gegen den Material-Laden, die viel dazu beitrug, daß unſer Plan zu Stande kam.

Herr Roſenbuſch hatte nur eine Tochter, eine große, blonde, dürftig mit Fleiſch und Fett verſehene chriſtliche Jungfrau. Sie war in ihres Vaters Laden der einzige Artikel, der nicht wieder friſch wurde, nachdem er einmal alt geworden war. Man ſah den Tabak, man ſah die Cichorie ſich erneuen, man ſah den Schweizerkäſe in verjüngter Geſtalt ſeine fettige, glänzende Wange zeigen, man ſah die Dattel von Neuem reifen und die Roſine von friſcher, jugendlicher Süßigkeit ſtrotzen; aber Niemand ſah die Tochter Roſenbuſch wieder zu einem heitern, frohen, glücklichen Kinde werden, nachdem ſie eine gealterte Jungfrau geworden war. Aber dennoch hatte Fräulein Roſenbuſch ihre glücklichen Momente. Wenn ſie Sonntags im weißen Kleide zur Kirche ging, hier und da von einem Fähnrich gegrüßt, der ſich vorgenommen hatte, den Montag drauf beim Vater Geſchäfte zu machen, und wer dann jene keuſche und edle Haltung ſah, mit der ſie den Gruß des jungen Mannes erwiederte, der konnte glauben, daß eine ſo imponirende Erſcheinung irgend wo anders als aus einem Materialwaaren-Laden hervorgegangen ſei. Dazu fehlte es Fräulein Roſenbuſch nicht an Freiern, allein ſie gehörten ſämmtlich ihrem eigenen Stande an, und ſie hatte ſich in den Kopf geſetzt, nur einem Manne aus dem Militairſtande ihre Hand zu reichen. Eine ſo große Verehrerin des bunten Rockes war dieſes liebe alte Mädchen. Der Alte, der gänzlich unter dem Pantoffel ſeiner Tochter ſtand, widerſtand ihr in keinem ihrer Wünſche.

Nachdem wir noch allerlei kleine Nebenumſtände in Erfahrung gebracht, namentlich daß Jungfer Roſenbuſch eine intime Freundin hatte, in deren Hauſe der Rittmeiſter gemiethet, wo denn ſein Schlafkabinet Wand an Wand mit dem ſeiner Wirthsleute ſtieß, ließen wir den Roman nunmehr beginnen. Ich hatte die erſten einleitenden Kapitel übernommen. Denen zu Folge ſteckte ich mich zu ſpäter Abendſtunde in den Rock meines Burſchen und machte auf eine geheimnißvolle Weiſe die Runde um den Materialwaaren-Laden. Es war gerade Frühjahr, und der Flieder blühte. In ihrem Kämmerlein ſaß die Jungfer, und ihr anfangs gleichgültiger, dann neugieriger Blick erſpähte meine Wenigkeit. Kaum ſah ich, daß ſie auf mich aufmerkſam geworden, als ich auch geſchwind den günſtigen Zeitpunkt auffaßte und in die offenſtehende Thür des Gärtchens ſchlüpfte und vor ihr Fenſter trat. Sie ſchob den blühenden Flieder hinweg und fragte in einem etwas rauhen und gebieteriſchen Tone, was ich wolle; wenn ich in dem Laden etwas zu ſuchen habe, ſo wäre der Eingang von der Straße, wie Jedermann wüßte. Ich erklärte, daß ich in dem Laden nichts zu ſuchen hätte, und daß meine Botſchaft von einem galanten und vornehmen Cavalier käme und an ſie gerichtet ſei. Hierbei brachte ich einen in eine alte Tabaksetiquette gewickelten Brief hervor und überreichte ihn mit einer tiefen, devoten Verbeugung durchs Fenſter. Die Hände der Schönen ergriffen das ominöſe Papier, und ſomit war Amor's vergifteter Pfeil vom Bogen geſchnellt. Was nun erfolgen konnte, war unberechenbar. Ich wurde nun um den Namen und Stand meines Herrn befragt, da der Brief hierüber keine

Auskunft gab und nichts als eine gewöhnliche Liebeserklärung in etwas ſchwülſtiger Form und in ziemlich unleſerlichen Schriftzügen enthielt; meine Antwort war, daß ich nicht eher befugt wäre, beides zu nennen, als bis ich die Verſicherung empfangen, daß meine Botſchaft keinen Zorn oder Unwillen rege gemacht. Dies ſei nicht der Fall, entgegnete die Holde und erröthete lieblich. Nun gab ein Wort das andere, und nach einem halbſtündigen Geſchwätz am Fenſter wurde ich mit der mündlichen Antwort heimgeſendet, der Herr Rittmeiſter möchten verzeihen, die Dame wolle ſich beſinnen, was in dieſem Falle, der ihr ſehr überraſchend komme, zu thun ſei. Sie gelobe übrigens das unverbrüchlichſte Geheimniß.

Um drei Tage war ich wieder da und empfing jetzt eine Epiſtel, die nach Anis und Baldrianswurzel roch. Wir laſen mit tauſend Spaß dieſes affektirte und lächerliche Briefchen, und ſogleich ſetzten wir in des Rittmeiſters Namen ein neues, ſchon in kühnern Ausdrücken und Wendungen ſich bewegendes Schreiben auf. Es wäre weitläufig zu erzählen, wie dieſer Briefwechſel hin und her ziemlich lange geführt wurde und uns ein unbeſchreibliches Ergötzen gewährte; Truſchow machte zuerſt die ſehr richtige Bemerkung, daß die Liebenden nun perſönlich müßten zuſammengeführt werden. Jungfer Tinchen hatte ſich bereits gegen mich ausgelaſſen, daß es ihr auffallend ſei, wie der Rittmeiſter immer nur ſchreibe und nie ſelbſt komme. In dem nächſten Briefe verſprach der Rittmeiſter einen glänzenden und auffallenden Beweis ſeiner Leidenſchaft zu geben. Wir hatten auch dieſe Scene ſchon vorbereitet. Da der Rittmeiſter gern in unſerer Geſellſchaft war, ſo ritten wir auch öfter miteinander aus, und eines Tages kam unſer Geſpräch auf Reiterkunſtſtücke. Wir befanden uns gerade in der bewußten Straße und gerade in anmuthiger Perſpective winkte der Material-Laden. Der Rittmeiſter wußte, glaub' ich, von der Exiſtenz dieſes Ladens nicht einmal, noch weniger von deſſen Bewohnern. Ich hielt mich mit Abſicht vom Zuge entfernt, um nicht erkannt zu werden, denn ſchon ſah ich in der Ferne Jungfer Tinchen's weißes Gewand, die auf dieſen Moment vorbereitet war und mit großer Spannung der Fenſterparade entgegenſah, die ihr Geliebter nach ihrer Meinung ihr zu machen im Begriff ſtand. „Was gilt die Wette, Herr von Conegk“, hub Lutzelbach an, „Sie bringen's nicht zu Stande, in jenen Laden hineinzureiten und ſich dort eine Citrone geben zu laſſen, indem ſie mit Ihrem Pferde vor dem Ladentiſche halten.“ Der Rittmeiſter wettete ſogleich auf ein paar Flaſchen Ungar und ſprengte auch ſofort auf den Laden zu. Das Pferd ſetzte an, erklomm die paar Stufen, die hinaufführten, ſcheute anfangs vor dem baumlangen Neger, der auf dem geſchwärzten Ladenſchilde gemalt war, zurück, langte aber dann mit ſeinem Reiter wohlbehalten vor dem Ladentiſche an und empfing aus der Jungfrau Händen, die züchtig erröthend hinter dem Tiſche ſtand, die längſt ſchon bereit gehaltene Citrone. Dieſes Ereigniß ſetzte die kleine Straße in einen wahren Fanatismus von Begeiſterung. Ein ganzer Schwarm Mägde ſtürzte vom nahen Brunnen herbei, Kinder ſchrieen, Hunde bellten, und eine Schule, die ſich eben ihres Inhalts entleerte, gab einen unabſehbaren Zug lärmender Jungen dem triumphirenden Rittmeiſter zur Geleitſchaft, als er den Laden und die Straße verließ.

Den andern Tag trug ich ein feuriges Briefchen an meinen angeblichen Herrn. Jungfer Albertine erklärte darin, daß ſie eine ſolche Liebe bisher für unmöglich gehalten und die Merkmale derſelben bisher nur in den Ritterbüchern der Leihbibliothek entdeckt habe. Sie ſchloß mit der Verſicherung, daß jetzt jeder ihrer Skrupel beſiegt ſei.

Der Roman ging jetzt ſeinen Gang weiter. Nun kamen die Rendezvous an die Ordnung. Der Rittmeiſter wußte ſich's nicht zu erklären, überall wo er hinkam, bald in näherer, bald in weiterer Ferne erblickte er immer daſſelbe Geſicht, immer dieſelbe ausdrucksvolle Geſtalt, immer dieſelben Blicke, die auf ihn mit einem räthſelhaften und geſpannten Ausdrucke gerichtet waren. Zuletzt wurde ihm dies ſo unheimlich, daß er ſich nicht mehr wohl und ſicher in ſeiner Haut fühlte. Er fing an, heftig zu transpiriren, und es war ihm, als hätte ihm Jemand etwas angethan. Er erkundigte ſich ganz im Geheim nach dem Namen dieſer Perſon und erfuhr einen ihm völlig fremden; dabei verſicherte man ihm, daß es eine ſehr anſtändige Dame ſei. Um ſo mehr war ihm jetzt dies Gefolge zuwider. Man kann ſich denken, welches Feſt wir feierten. „Gottes-Schockſchwerenoth!“ flüſterte er einſt mir zu, „ich will nicht meiner Mutter ehrliches Kind ſein, wenn ich weiß, was dies Weibsbild von mir begehrt. Sehen Sie mal, dort ſitzt ſie wieder und viſirt juſtement auf meinen armen Cadaver. Pilze und Kanonen! Hat Dich das Mäuschen! Peſtilenz-Teufelskröte, will ſie mir mit ihren Blicken den Bauch aufſchneiden und die Kaldaunen heraus und ſich um den Hals binden? Gehen Sie, Fähnrich, und treiben Sie den Blitz-Wetter-Balg vom Platze weg, ich kann's ſonſt, weiß Gott, nicht mehr hier im Saale aushalten!“ —

Dergleichen Scenen fielen öfter vor. In ihren Briefen klagte die Jungfer um die unbegreifliche Art, wie der Rittmeiſter ihr ihre Gefälligkeit, auf ſeine Bitten immer zu erſcheinen, lohne, und der Rittmeiſter entſchuldigte ſich mit ſeiner unbezwinglichen Befangenheit und Schüchternheit, bat aber immer um neue Zuſammenkünfte, indem er anzeigte, wo er das nächſte Mal zu finden ſei. Man verzieh ihm und ſtellte ſich wieder ein. Neue auffallende und unerklärliche Gemüthsausbrüche beim Rittmeiſter.

Jungfer Tinchen ſetzte nun noch andere Hebel in Bewegung, denn ſie wollte nach Weiſe der Frauen bald eine Entſcheidung zu Wege bringen. In ſpäter Abendſtunde, wenn der Mond in verſchwiegener Stille durchs Fenſter leuchtete, erklangen ſüße Töne an der Bretterwand von des Rittmeiſters Schlafzimmer. Der Geſang, in immer erhöhtern Schwingungen, währte tief in die Nacht hinein. Der Rittmeiſter ſaß anfangs ſtaunend und gleichſam ſeiner Sinne nicht mächtig, aufgerichtet auf ſeinem Lager und erwartete jeden Augenblick, die Töne würden ein Ende nehmen; als dies aber nicht geſchah, wälzte er ſich wie ein angeſchoſſener Eber auf ſeinem Lager und ſtieß ſo läſterliche Flüche aus, daß ein ſanftes, unbefangenes Gemüth, das dieſe grauſenvollen Ausflüſſe einer an allem Irdiſchen verzweifelnden Seele in ſich aufzunehmen gezwungen worden, den Tod davon hätte haben können. Das Regiſter bekam ganz neuen Zuwachs und vermehrte ſich in dieſer kurzen Periode, wo allnächtlich die Balladen erklangen, faſt um das Doppelte. Der Rittmeiſter fiel auf den unglückſeligen Gedanken, durch ein größeres Quantum von Arak und Glühwein den diaboliſchen Wirkungen der nächtlichen Singſtimme entgegenzutreten; allein ſelbſt in den grabestiefen Schlaf eines zügelloſen Rauſches drangen — wie Nadelſpitzen, einzelne hohe, feine Töne der Ballade und reizten den erweckten Schläfer zu einem Wimmern der Verzweiflung. Er wurde blaß und hinfällig und kündigte das Quartier. Wir mußten den Geſang einſtellen. Der Rittmeiſter bat ſeine Schöne, da ihm der wundervolle Genuß, den ſie ihm bereite, zu heftig angriffe und erſchüttere, möchte ſie an ihm Schonung üben und einſtweilen ihm Schlummer gönnen. Es wurde das Verſprechen gegeben, künftig nur, wenn er es begehrte, zu ſingen. Der Rittmeiſter bekam ſeine gewohnte Röthe im Geſicht wieder und ſetzte wieder Fett an.

Die Sache fing nunmehr an, einiges Aufſehen zu machen, und wir mußten daher darauf denken, ihr ein Ende zu geben. Den Hauptſpaß hatten wir uns indeß noch vorbehalten. Der Rittmeiſter hatte in Geſellſchaft von zwei leichtfertigen Dirnen ſich eine kleine Partie aufs Land ausgedacht. Die Sache wurde ſehr geheim betrieben, und Einer von uns war ins Geheimniß genommen. Ein kleiner, weitentlegener, verwilderter Garten war zum Schauplatze dieſer Orgie auserſehen. Man wollte ſo ganz unter ſich ſein, ſich ganz gehen laſſen und ſich trefflich amüſiren. Einen Tag vorher empfing Jungfer Tinchen folgendes Billet: „Meine Angebetete! Die Roſe blüht, und der Oleander duftet! auch der gelbe Rapps bedeckt die Felder. Meine Theure, dies iſt die Zeit, wo Sterbliche kühn und ſorglos ſich den Plänen ihrer Liebe hingeben. Werden Sie, mein Täubchen, folgen, wenn ich Sie einmal an einen verſchwiegenen Ort locke? Bis jetzt haben immer tauſend gleichgültige Augen mit zugeſchaut, wenn wir uns ſahen — nun aber werden wir an einem abgeſonderten Plätzchen zuſammentreffen. Es iſt dies der Garten zu P—, an der Straße, die nach der großen Brandſtätte führt. Bringen Sie, mein Engel, ihre Freundin mit, ich werde in Geſellſchaft meiner zwei Couſinen erſcheinen, zwei edle Mädchen, ſer kleinen anmuthigen Fabel Gelegenheit, auf ihre Entſagungsromane anzuſpielen, mit denen ſie ſchon die eine ganze Abtheilung meiner Bibliothek angefüllt hatten, und mit denen ſie auch die zweite anzufüllen beabſichtigten. Ich haßte nun die Wölfe, ohne daß ich recht wußte, wie ich ſie mir denken ſollte, und liebte leidenſchaftlich die Lämmer, bei denen ich ſchon damals die leiſe Ahnung hatte, daß unter dieſem Bilde mein Portrait begriffen ſei.

Was die Toilette betrifft, ſo lernte ich darüber frühzeitig die erhabenſten Anſichten hegen. Da es ausgemacht ſcheint, daß wir uns nur putzen, um die Blicke der Männer auf uns zu lenken, ſo verwarf ich, um nicht in dieſe verabſcheuungswürdige Schwachheit zu verfallen, geradezu Alles, was Zierlichkeit, gefällige Form, Anmuth und Schönheit athmet. Der Schnitt meiner Kleider war ſtreng, trocken, unerfreulich. Mein Kopfputz glich einem Lehrſatze aus der Geodie ſich freuen, ihre Bekanntſchaft zu machen. Für Erfriſchungen trage ich Sorge. Verfehlen Sie nicht die Zeit, Angebetete, punkt vier Uhr! — Ihr Knecht und Anbeter.“

Zur gehörigen Zeit befanden wir uns auf unſerm Poſten, nämlich hinter einem alten verfallenen Hühnerſtalle, von wo aus wir den Blick frei hatten auf den Eingang des Gartens und auf eine gewiſſe Laube, wo bereits der Tiſch gedeckt war und die Flaſchen aufgeſtellt für das kleine zügelloſe ländliche Bacchanal. Die Sonne brannte noch heiß, als ſchon der Rittmeiſter erſchien, in der beſten Laune, unter jedem Arm ein Mädchen führend. Der Reitknecht trug Flaſchen und Körbe mit Eßwaaren. Der Wirth des Gartens, oder vielmehr der zeitweilige Eigenthümer dieſes wüſten Platzes wurde von Zeit zu Zeit in beſcheidener Entfernung ſichtbar, wurde jedoch gleich wieder von dem Rittmeiſter mit einem Fluche hinweggeſcheucht. Da der Reitknecht ſich auch entfernte, ſo blieb unſer Lüſtling mit ſeinen zwei Geſellſchafterinnen allein. Er legte den Rock und die Perücke ab und warf ſich ins Gras, die beiden Damen entledigten ſich gleichfalls einiger unnützer Putzſtücke und folgten ſeinem Beiſpiel. Die Gruppe war maleriſch. Wenn man ſich einen alten Zaun in modernem Coſtüm denken wollte, ſo konnte kein anderes als ein ſolches Bild der Einbildungskraft vorſchweben; auch die zwei Veſtalinnen mit ihren entblößten Schultern und Buſen, mit ihren glänzenden Blicken und gerötheten Wangen, mit ihren ſchwellenden Lippen, die bald unter dem breitſchattigen Schnurrbarte des treuen Schäfers ſich verſteckten, bald an dem Rand des Glaſes hafteten, konnten recht wohl jene Nymphen repräſentiren, die in den Gebüſchen von Paphos auf eine ungezwungene Weiſe Privatunterricht in der Liebe gaben.

Kaum hatte unſer Dreiblatt die erſte Flaſche gemeinſchaftlich geleert und es wurde eben zum Saitenſpiel gegriffen, um einige ſchlüpfrige Liederchen anzuſtimmen, als am Ausgang des Wäldchens ein weißes Frauengewand ſichtbar wurde. Wir mit unſern ſcharfen Blicken entdeckten es ſogleich und gaben es uns einander durch einen freundſchaftlichen Stoß in die Seite zu erkennen. In dem aufgeſtapelten Stroh des Hühnerhauſes ſteckten wir und ſahen nur mit den Köpfen heraus. Ueberkam den Einen oder den Andern das Lachen dergeſtalt, daß er fürchten mußte, uns zu verrathen, ſo warf er ſich geſchwind in das Stroh und puſtete und jauchzte dort hinein. Ich mußte ſehr oft zu dieſem Mittel greifen. Jungfer

Tinchen war ohne ihre Begleiterin gekommen, das hatten wir uns ſchon gedacht; ſie vermied, wo ſie es irgend konnte, eine läſtige Beobachtung. Aus dem Schatten des Wäldchens heraustretend, kam ſie nur langſam näher, aber immer noch unbemerkt von den Dreien im Graſe; endlich ſtand ſie vor der baufälligen Einzäunung des Gartens. Ihre Mienen, mit denen ſie die Gruppe betrachtete, waren von einer ſo verzweifelt komiſchen Wirkung, daß wir alle Drei, wie auf ein gegebenes Zeichen mit einem Schlage in den Strohhaufen verſchwanden. So etwas von Beſtürzung und jungfräulicher Entrüſtung war gewiß noch nie im Antlitz einer alten Jungfer ſichtbar geworden. Waren das die Couſinen, waren das die edlen Mädchen, von denen im Briefe ſtand? Und doch war dieſes Vorſpiel nichts gegen die dramatiſche Scene, die erfolgte, als jetzt der Rittmeiſter umſchaute und ſeine Feindin, ſeine Verfolgerin dicht hinter ſich am Zaune erblickte. Mit vorgequollenen Augen und weit offenem Munde ſtarrte er ſie an wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt. Dabei goß er ſich den Inhalt des Glaſes, ohne es zu ſpüren, auf die gelbledernen Beinkleider. Aber nur wenige Secunden dauerte dieſe ängſtliche Stummheit, dann verwandelte ſich der Mund des Rittmeiſters in einen

Krater, der in gräßlicher Exploſion die wunderbarſten und noch nie gehörte Flüche auswarf. Er verſuchte aufzuſtehen, fiel aber ins Gras zurück und wurde von ſeinen Nymphen zurückgehalten, nur mit ganz feiner, übergeſchnappter Stimme vermochte er noch im höchſten Diskant die Worte hervorzubringen: „Laßt uns fort! Da iſt das Weibsbild wieder! Jetzt hab' ich keine Ruhe mehr! Kinder! Aufgepackt! Fort!“ —

Jungfer Tinchen hatte ein Körbchen am Arm. Sie hatte ſich eine ganz beſondere anmuthige Ueberraſchung für den Mann ihrer Wahl ausgedacht; es befanden ſich im Körbchen drei junge Kätzchen. Im Schreck dieſer unvermutheten Empfangsſcene ließ ſie das Körbchen fallen und die Bewohnerinnen ſprangen in hohen Sätzen in die Mitte des champêtern Mahles, ein paar Gläſer und Zubehör umwerfend. Dieſe gefürchteten Thiere ſehend und von einem derſelben gleichſam angefallen, verlor der Rittmeiſter auch jeden Reſt von Beſonnenheit und Faſſung. Aufſpringend, nach ſeinem Stocke greifend, den er bei derlei ländlichen Excurſionen nie vergaß, dieſen hoch in den Lüften ſchwingend, rannte er zornbrüllend in die Gegend des Zaunes hin, von wo der Feind in die Feſtung eingedrungen, und wenn Jungfer Tinchen nicht ſo luſtig gebaut und deshalb äußerſt ſchnellfüßig geweſen wäre, ſo hätte dieſer raſende Roland ſie unfehlbar erreicht, und die künftige Eigenthümerin des Materialwaaren-Ladens hätte von Glück zu ſagen gehabt, wenn ſie ihre Glieder in einigermaßen gutem Stande gerettet hätte. Man muß nun die Scenerie ſich hinzu denken. Die eben in ihrem Frühlingsſchmuck prangenden Gebüſche, noch nicht dicht genug, um zu verſtecken und zu verbergen, alſo manche Heimlichkeit indiscret offenbarend, die man ihnen ſicher anvertraut glaubt; ſodann auch das Kichern, das im Graſe ſich Herumwälzen, die mehr als wilden Stellungen der beiden zurückgebliebenen Nymphen, die ſich die Jagd anſehen, der Jäger ohne Rock, mit flatternder Weſte, niederhängenden Beinkleidern, die er mit der Linken hält, indeß die Rechte den Stock ſchwingt, das Geſicht blauroth, der Mund offen und die Zunge lechzend, wie bei einer tüchtigen Dogge, die ihre Schuldigkeit thut, ſich hervordrängend, das unglückliche, gejagte Wild in ſeinen weißen flatternden Draperien leichtfüßig einen Hügel hinanſprengend und ſich hinter den Baumſtämmen des Wäldchens verlierend. Aus der Entfernung der Wirth zuſchauend, die Nachtmütze in den gefalteten Händen, und über Alles herüber der herrlichſte blaue Frühlingshimmel mit ſeinen funkelnden Lichtern und ſeinen Lüſtchen und ſeinen Blumendüften.

Mit dem endlichen Schluß dieſer Epiſode will ich den Leſer nicht weiter langweilen, genug, wir fanden einen ganz leidlichen Schluß. Jungfer Tinchen kam ſelbſt auf den geſcheidten Einfall, die ganze Liebesintrigue kurz abzubrechen, da ſie mit den Launen ihres Geliebten, wie ſie verſicherte, ſich nicht befreunden könne. Der Geliebte ſchrieb eine Art rührender Epiſtel, in der er nochmals um Verzeihung bat; dieſe Verzeihung wurde ihm aber nicht bewilligt und ſomit trat er zurück.

Die ſechs oder ſieben Wochen, während welcher unſer Drama ſpielte, waren ſicherlich die genußreichſten in unſerm Leben zu Inſterburg. Dabei verfolgten meine Kameraden ihre Zwecke; der Material-Laden war unbeſchreiblich gefällig. Es wurden Anleihen gemacht und ſchon gemachte ohne Schwierigkeit weiterhin ausgedehnt. Aber die ſchönen Tage von Aranjuez nahmen auch hier ein Ende.

Der dritte luſtige Streich

hätte um ein Kleines ein ſehr tragiſches Ende genommen. Die Dragoner in Gumbinnen hatten uns im Verlauf des Sommers, ich weiß nicht mehr, welch' einen Poſſen geſpielt, und es war beſchloſſen worden, ihnen ſo bald als möglich ihre Auslagen mit Prozenten zurückzugeben. Es wollte ſich nur keine recht paſſende Gelegenheit finden; endlich fand ſie ſich.

In der Nähe von Inſterburg, auf einem adeligen Gute, hatte eine Frau von Rimpeltroſt, eine ſchon betagte Anſtandsdame, eine Penſion errichtet, in welcher Landfräulein der Umgegend mit franzöſiſchen Vocabeln, Menuetten und Franke's Andachtsſtunden eines wahren Chriſten groß gezogen wurden. Unter dieſen „Backfiſchen" gab es ſehr annehmbare Exemplare. Die Dragoner in Gumbinnen, die in ihrer Nähe kein ſolches „Stift" hatten, beneideten uns um unſere Erziehungsanſtalt gewaltig, und es waren bereits an Frau von Rimpeltroſt Aufforderungen ergangen, das „häßliche“ Inſterburg zu verlaſſen und das Gut eines banquerotten Edelmannes bei Gumbinnen für ein Billiges an ſich zu bringen. Allein die Dame blieb uns treu. Da ſie jedoch es mit den Vätern und Brüdern in Gumbinnen auch nicht verderben wollte, ſo verfehlte ſie nicht, wenn eine Einladung von dort aus kam, ihr Folge zu leiſten. Eine ſolche kam nun. Die Dragoner in Gumbinnen gaben einen ſolennen Ball, und ſämmtliche Umgegend, vor Allem das Stift, waren eingeladen. Es ſollte eine „magnifique Fête“ werden. Vierzehn Tage vorher erhielt, von mir geſchrieben, die Vorſteherin der Erziehungsanſtalt anonyme Briefe, in welchen ſie von einem „achtbaren Bürger“ gewarnt wurde, jener Einladung Folge zu leiſten. Derſelbe achtbare Bürger verfehlte nicht, auch einzelne Mütter der Backfiſche noch beſonders zu warnen. Die Dragoner in Gumbinnen wurden in dieſen anonymen Epiſteln als wahre Ungeheuer dargeſtellt, deren Athem ſchon verpeſtet und die durch einen einzigen Blick ſchon im Stande ſeien, eine jungfräuliche Seele auf ewig zu Grunde zu richten. Jedesmal ſchloß der Brief mit einem Geſangbuchverſe. Niemand von den Damen wußte, wer der achtbare Bürger war, allein man rieth bald auf dieſen, bald auf jenen ernſthaften und wohlangeſehenen Herrn. Einige meinten die Handſchrift des Superintendenten erkannt zu haben. Genug, die Briefe thaten ihre Wirkung und das „Stift" entſchloß ſich, nicht hinzufahren. Ein großes Jammern und Wehklagen fand bei den Backfiſchen ſtatt. Der Abſagebrief wurde von uns aufgefangen. An dem beſtimmten Abend ſetzten ſich etwa dreißig Dragoner, als Damen verkleidet, in Schlitten und fuhren in der Dunkelheit und bei Schneegeſtöber ab. Ich hatte die Rolle der Frau von Rimpeltroſt übernommen und ſaß allein in einem Schlitten mit einem großen Muff verſehen und dicht verſchleiert. Wir kamen vor dem erleuchteten Ballſaale an; ſogleich ſtürzten unſere ſehr galanten Herren Wirthe herab, umſchwärmten die Schlitten, wie Bienen die Kelche der Blumen, und wollten uns aus den Schlitten helfen. Der Verabredung gemäß, und weil wir guten Grund hatten, zu fürchten daß wir im Saale oben nicht lange würden unſere Maske behaupten können, ſtellten ſich meine jungen Schönen ſo erkältet und erſchöpft an, daß ich um einige Erfriſchungen bat, die man ihnen herab in die Schlitten bringen ſollte. Sogleich flog das Heer der aufmerkſamen Wirthe hinauf, und kam in Zeit von wenig Secunden mit Champagnerflaſchen und Kuchentellern wieder herab. Nachdem wir tüchtig geſchmauſt und getrunken hatten, wurde noch eine kleine Tour durch die Stadt beliebt und unſere Wirthe fuhren uns aufs Beſte. Auf dieſer Fahrt jedoch ſchöpften ſie ſchon Verdacht. Die jungen Stiftsdamen lärmten doch etwas zu arg, ſie hatten auch einen etwas ſeltſamen Appetit für Speiſen und Wein gezeigt; allein wer mochte in Wahrheit an ein ſolches Schelmenſtück glauben. Endlich erſchienen wir im Saal. Ich warf ſogleich meine Blicke ſpähend umher und gewahrte zu meinem Troſte, daß keiner der höheren Offiziere gegenwärtig war. Eine meiner Penſionärinnen verlor ihren Schleier und zeigte bei der Gelegenheit einen ganz gut gepflegten und ziemlich ſtarken blonden Bart. Jetzt war der Lärmen groß. Wir wollten uns entfernen; man riegelte die Thüren zu. Die Frauen und Töchter der Beamten und Bürger entflohen mit Gekreiſch in die Nebenzimmer, die Männer jedoch, denen es ganz gelegen zu kommen ſchien, daß der hochmüthigen Garniſon ein Poſſen geſpielt wurde, umſtanden uns mit Lachen und legten mit Hand an, wenn hier ein Schleier, dort ein Mieder, ein Unterrock herabfiel. Unſere Herren Kameraden wußten nicht, welche Miene ſie annehmen ſollten; einige waren dunkelroth vor Zorn, andere leichenblaß vor Erbitterung, wieder andere biſſen ſich auf die Lipmetrie, meine Hauben waren Reflex, in denen abwechſelnd Pedanterie und Geſchmackloſigkeit beiteten. Ich ging gerade einher wie eine Wachskerze und zeigte mich eben ſo kalt und unempfindlich als ſie. Die einzige Beweglichkeit, die ich meinem Antlitz erlaubte, war ein kleines mißvergnügtes pedantiſches Lächeln, das mit dem ſcharfen Blicke meiner Augen zuſammentraf und eine imponirende Wirkung äußerte. Meine Hände hielt ich entweder im Schooße gekreuzt, eine Stellung, die deshalb zu empfehlen iſt, weil ſie alle Anmuth und Beweglichkeit ausſchließt, oder mit einer auf beiden Seiten gleichmäßig ſpitzen Winkel der Ellenbogen geſtützten Lage der Oberarme, wobei ich die rechte Hand frei behielt, um den pen und kauten an den Nägeln. Endlich brachen ſie in ein ſchallendes Gelächter aus und nannten es einen kapitalen Spaß, baten uns jedoch nichtsdeſtoweniger, augenblicklich den Saal zu verlaſſen, da wir ungebetene Gäſte ſeien. Wir wollten uns dies nicht geſagt ſein laſſen, wir bemerkten, daß unſere Uniformen und Waffen in der Nähe ſeien, daß wir ſogleich bereit wären, in dem gehörigen Aufzuge zu erſcheinen, um am Ball Theil zu nehmen. Man verbat ſich das, man wurde bitter, der ſtark genoſſene Wein that das Seinige. Ich wollte einige Vermittelungsverſuche machen, und flog mit flatterndem Schleier bald in dieſe, bald in jene Ecke des Saales, wo die ſchmollenden, grollenden Gruppen zuſammenſtanden; vergebens, es wurden ſchon Ausforderungen gewechſelt. Eine dumpfe Stille herrſchte im Saal; wir eilten Alle, uns mit unſern Waffen zu verſehen. Da — welch' ein günſtiges Geſchick! erſcholl der Klang des winterlichen Schlittengeläutes und — die wirkliche Penſionsanſtalt langte an. Ich weiß nicht, welch ein Umſtand den Sinn der Prinzipalin geändert hatte, doch konnte zur Entſcheidung unſerer tragikomiſchen Angelegenheit nichts willkommener ſich ereignen, als die dreißig jungen, friſchen, tanzluſtigen Dämchen, die jetzt, in ihren weißen Kleidchen, wie große Schneeflocken, in den Saal geſchneit kamen. Jeder Groll war im Augenblick erſtickt. Wir erſchienen in unſern Uniformen, und da die Inſterburger Damen den Scherz ganz vortrefflich fanden und ihn herzlich belachten, ſo fanden unſere Herren Kameraden ebenfalls nichts an uns auszuſetzen. Wir ließen eine Batterie Champagner ſpielen und ſchoſſen mit dreißig-pfünder Paſteten drein. Der Spaß koſtete uns entſetzlich viel, allein unſere Kameraden mußten wieder guter Laune gemacht werden, und ſie wurden es ſo vollſtändig, daß auf dieſem Balle, der von ſechs Uhr Abends bis zum andern Mittag dauerte, die erſten nachhaltigen und ernſtlich gemeinten Freundſchaften zwiſchen den Gumbinner und Inſterburger Garniſonen geſchloſſen wurden. Manches Backfiſchchen half mit dazu, die einen Bruder oder Vetter im feindlichen Lager hatte. Frau von Rimpeltroſt wurde durch ein großes Glas Ananas-Cardinal ſo guter Dinge gemacht, daß ſie mir die nie genug zu ſchätzende Ehre erzeigte, mich öffentlich ihre Frau Collegin zu nennen. Ich erröthete in Beſcheidenheit und Entzücken. Meine Kameraden riefen mich bei Seite und gaben mir den guten Rath, nicht zu arg mit meinem Säbel zu klappern, indem ich dadurch an den Klapperſtorch erinnerte, und dieſes naturhiſtoriſche Individuum als Ueberbringer gewiſſer Geſchenke für junge unverheirathete Damen ein nicht ſchickliches Symbol ſei. Ich lachte über dieſen Spaß und erzählte ihn zwei bis drei Gumbinner Schönen wieder, die gerade in meiner Nähe ſtanden und nicht mehr ganz in der Blüthe ihrer Jahre ſich befanden. Sie antworteten ganz kecklich: jeder hübſche Dragoner ſei ſolch ein Klapperſtorch, und ein ehrlicher Hausherr, der ſeine Bedürfniſſe ſelbſt zu beſorgen liebe, müſſe die Thür vor ihm verſchließen. — So kommt er durch den Rauchfang hinein, erwiederte ich. Die ältlichen Schönen wollten ſich über dieſe Antwort vor Lachen ausſchütten. Ich führe dies nur an, um zu zeigen, wie wenig nöthig war, um in Gumbinnen für einen Witzkopf zu gelten.

Ehe ich die Liſte der luſtigen Streiche hiemit ſchließe, will ich noch einen anhängen, der mir aber den Hals koſtete. Ich mußte in Folge dieſes Spaßes das Regiment verlaſſen, in deſſen Reihen ich gehofft hatte mir Lorbeeren zu erwerben. Unſer Eskadrons-Chef war ein trefflicher Soldat, allein er litt an einem Uebel, das er ſtets bemüht war, bei Andern, wo er es entdeckte, zu heilen, deſſen Heilung aber bei ſich ſelbſt ihm nie gelingen wollte. Er hatte nämlich Schulden, und vor allen andern Gläubigern waren es gerade drei entſetzlich häßliche Hebräer in Inſterburg, die ihm arg zuſetzten und deren regelmäßige Beſuche im Hauſe unſers Chefs im ganzen Regiment bekannt waren. Obgleich der zu Beſuchende alle nur erdenkliche Vorkehrungen auf eine ingenieuſe Weiſe getroffen hatte, die ihm zugedachten Viſiten ſchon im Keime zu erſticken, ſo fanden die zudringlichen Söhne Abrahams doch immer noch irgend eine Paſſage offen. Da man in ganz Inſterburg keine confiscirteren Geſichter finden konnte als gerade dieſe, ſo war es erklärlich, daß ſchon ihr Anblick, auch ohne die Kraft und den Gehalt ihrer Worte, jedem menſchlich fühlenden Weſen ein Gräuel ſein mußte. Wir wußten das. Es kam zu dieſer Zeit ein Maler nach Inſterburg, der ziemlich gute und ähnliche Portraits lieferte. Wir drei „luſtigen Dragoner“ hatten in einer müßigen Stunde ausgeheckt, die beſagten ausdrucksvollen Hebräerköpfe eigens für unſern Eskadrons-Chef malen und ihm zuſtellen zu laſſen. Der Plan wurde unverzüglich ausgeführt. Wir machten uns an den Maler, der überdies ein ziemlich fideler Burſche war und ein Glas Wein liebte; wir banden ihm auf, daß der Chef ein Liebhaber alter, ausdrucksvoller Köpfe ſei, daß er eine kleine Privatgallerie beſitze und daß er endlich nichts ſehnlicher wünſche, als einige originelle Portraits in ſeine Sammlung aufzunehmen, namentlich trachte er ſchon lange darnach, jene drei Männer im Bilde zu beſitzen. Er würde mit Freuden zahlen, was der Maler fordere; dieſer müßte ihn nur geſchickt bei ſeinem nahe zu erwartenden Geburtsfeſte mit den Bildern überraſchen. Unſer Farbenklerer glaubte uns aufs Wort und bemerkte nur, daß die einzige Schwierigkeit ſei, wie man jene drei Ehrenmänner dazu bringen könne, ihm zu ſitzen. „Nichts leichter als das!“ rief ich, „Ihr müßt Euch nur ſtellen, als wenn Ihr nie geiſtvollere, intereſſantere Phyſiognomien geſehen hättet und nunmehr wünſchtet, ſie zu Eurem Studium aufzunehmen; die drei Narren werden Euch dann gerne ſitzen.“ So geſchah es auch. Die Bilder wurden fertig und in eine Kiſte verpackt am Morgen in das Haus des Geburtstagskindes geſchafft, der mit gewaltigen Erwartungen die Verpackung löſte, um das liebliche Geſchenk ans Licht des Tages zu ziehen. Man kann ſich ſeine Wuth und ſein Entſetzen denken, das wo möglich noch vermehrt wurde, indem faſt zu gleicher Zeit die Rechnung des Malers anlangte, die mit doppelter Kreide — die einzige Manier von Kreidezeichnung, die unſer Mann vortrefflich verſtand — geſchrieben war. Die drei Fratzen waren zum Sprechen ähnlich, ſo ähnlich, daß der Beſchenkte ſie mit einem Fluche gegen die Wand warf und dabei noch einen koſtbaren Spiegel zertrümmerte. Der Schimpf konnte nicht ungerochen bleiben.

Obgleich wir den Maler auf unſere Seite gebracht hatten, er uns mit Hand und Wort Schweigen gelobt, auch von uns eine Vergütungsſumme erhalten, mit deren Hülfe er ſeine geleerten Farbentöpfe mit neuer Schmiere füllen konnte, obgleich ferner dieſer beſagte Raphael von Inſterburg bald darauf abreiſ'te, alſo unmöglich etwas verrathen konnte, ſo hatte unſer verehrter Chef doch eine ſo feine Spürnaſe, daß er ohne langes Herumſuchen auf unſer Kleeblatt fiel und an einem ſchönen Morgen mich vor ſich beſcheiden ließ. Ich hatte den Spaß ſchon halb vergeſſen und wußte eigentlich gar nicht, wovon die Rede war, ſtaunte nur gedankenlos das zornrothe Antlitz meines gnädigen Gebieters an, der mit einem wahren Tigerblick mich von oben bis unten muſterte. Schon dachte ich, daß irgend eine Schnalle nicht an ihrem Platze ſäße, daß mein Pallaſch ohne mein Wiſſen eine bedenkliche und widerſpenſtige Lage angenommen, als plötzlich mein Blick auf jene drei intereſſanten Portraits fiel, die in einem Winkel des Zimmers aufgeſtapelt ſtanden. Jetzt wußte ich, was es galt. Da der General vielleicht eine Stunde vorher den Beſuch der

Originale erhalten hatte, ſo war er um ſo wuthentbrannter geſtimmt. „Geſteh' Er, daß Er um das ſchlechte Stück weiß, und nenne Er mir ſeine Complicen!“ tönte die Anſprache, und ein drohender Finger wies auf die drei Hebräer in der Ofenecke. Mein Läugnen half nichts. „Ich werde gegen Ihn und ſeine zwei Kameraden Unterſuchung einleiten,“ lautete die Fortſetzung der Anrede; „finde ich Euch ſchuldig, ſo werdet Ihr alle Drei caſſirt, geſteht Er aber für Seine Perſon die Thäterſchaft ein, ſo werde ich milder verfahren. Herauskommen muß die Sache!“

Ich blieb zwar bei meinem Läugnen; allein auf eine Unterſuchung durften wir es nicht ankommen laſſen. Meine zwei Mitſchuldigen hatten bereits geplaudert und im Regiment wußte man ſchon zur Genüge die nähern Umſtände. Jeder Offizier hätte, auf ſein Ehrenwort befragt, die Wahrheit ſagen müſſen; dabei bedachte ich, daß ſowohl Truſchow wie Lutzelbach völlig ohne Vermögen und Ausſicht waren, wenn man ſie jetzt auf die Straße ſetzte, und noch dazu mit Schimpf und Schanden, nach dem Spruch des Ehrengerichts; mir jedoch hatte der Chef eine mildere Strafe zugeſagt, wenn ich mich als alleinigen Urheber des ſchlechten Spaßes bekannte. Ich war demnach keinen Augenblick bei mir zweifelhaft, daß ich mich für meine beiden Genoſſen hier zu opfern habe, und ſo ging ich denn noch an demſelben Abend, wie ich zu der klaren Anſicht des Standes der Dinge gelangte, zum General und that mein reumüthiges Bekenntniß. Ich gewann dadurch ſeine Theilnahme. Die ſchon eingeleitete Unterſuchung wurde niedergeſchlagen und ich — wurde zu den ſchwarzen Luſſow'ſchen Huſaren verſetzt.

Nicht voll zwei Jahr war ich glücklicher Inſterburger Dragoner-Fähnrich geweſen. Kein Glück auf Erden kann ewig dauern.

Ich präſentire mich dem Leſer als ſchwarzer Huſar. Nachträglich noch Einiges aus den vorigen Kapiteln.

Ich ſchied vom kleinen Inſterburg mit ungeheuchelter Abſchiedstrauer, war es doch der erſte Ort auf dieſer ſchönen Gotteserde, wo ich mich ſelbſtſtändig als Mitglied der ehrenwerthen hauenden, ſchießenden und ſtechenden Geſellſchaft hatte verehren lernen, der die Ruhe und Sicherheit der civiliſirten Völker Europa's anvertraut iſt. Ein königlich preußiſcher Dragoner-Fähnrich iſt ſchon eine reſpektable Perſonage in dem Staatencomplex der Großmächte dieſer Erdkugel. Ich wußte das und fühlte mich demnach. Mein Pallaſch, mein Dragonerhelm, meine Sporen, mein ehrlicher Gaul hatten ſich mit allen dieſen großen und erhebenden Ideen zu Eins identificirt, und es war ſchwer, eine Trennung irgend einer Art zwiſchen uns zu Wege zu bringen. Allein das Schickſal, das „Rom fallen“ ließ und „Carthago ſtürzte“, brachte es auch dahin, daß ein Inſterburger Dragoner innerhalb weniger Wochen zu — einem ſchwarzen Huſaren wurde. Der Chef der ſchwarzen Huſaren war zugleich der Commandeur der Bosniaken und Towarczy’s, und dieſes eben benannte intereſſante Corps war eine Bande kaum civiliſirter Vagabonden, die ſchon Friedrich der Zweite in den Bann gethan als unverbeſſerliche Strauchdiebe und Wegelagerer. Die ſchwarzen Huſaren unter dem Generallieutenant von Günther hatten ſich unterdeſſen etwas emancipirt und gelangten vollends auf eine höhere Stufe militairiſcher Civiliſation, als Herr von Luſſow ihr Chef wurde; allein dieſe Civiliſation war doch nicht weit her, und ich hatte nicht ein Mal, ſondern oft die Gelegenheit zu beklagen, von Inſterburg fortgekommen zu ſein.

Ich habe noch Einiges von dort nachzutragen. Der Leſer wird ſich aus dem Dialog, den meine beiden Freunde führten und den ich mit anhörte, entſinnen, daß von einer „Akademie“ die Rede war. Hierüber bin ich noch Erklärung ſchuldig.

Die Untreue der Frauen hatte ſo zugenommen, daß man hieraus eine Art Einkommens für die Männer machte. Eine Geſellſchaft fand ſich zuſammen, ich verſichre dich, daß ich oft Stunden, ja halbe Tage damit hinbrachte, in meinem Weſen wie in meiner Kleidung jede auch die leiſeſte Regung von Jugend, Unbefangenheit, natürlicher Laune und Frohſinn zu unterdrücken. Man hat eben ſo viel Zeit nöthig, vor ſeinem Spiegel die Geſichter einzuſtudiren, die mißfallen, als ſolche, die gefallen ſollen; die Natur thut nichts weiter als uns den lebloſen Stoff herzugeben, aus dem die kunſtreiche Bildſäule zu ſchnitzen unſern Händen überlaſſen bleibt.

Nachdem ich dir meine Art zu gehen, zu ſprechen, zu urtheilen und mich zu kleiden geſchildert habe, kannſt du dir denken, daß die Jedem, der ſich als einen Betrogenen, ſei es als Liebhaber, ſei es als Ehemann, deklariren und beſcheinigen konnte, ein Jahrgehalt auszahlte. Es war dies ein Inſtitut eigener Art, hervorgegangen aus der Demoraliſation der Zeit, aber zugleich dieſer Demoraliſation wider Willen ſteuernd; denn die Gründer wollten natürlich nichts weniger als die Moral begünſtigen. Reiche Lüſtlinge ſchoſſen zuſammen, und hieraus bildeten ſich die Fonds der Geſellſchaft, aus welchen die Zahlungen floſſen. Der Vortheil für die Lüſtlinge war, daß ihnen Liſten in die Hände kamen, auf welchen die unzweifelhafte Beute verzeichnet ſtand, denn die Ehemänner und Liebhaber hatten ſie ſelbſt geliefert. Die, die ſelbſt reich waren und betrogen worden, verzichteten natürlich auf die Penſion, trugen ſich aber in die Liſten ein, ſchon aus Rache gegen die Betrügerinnen, die ſie hiemit preisgaben. Jede irgend ehrliche Frau wurde hiedurch jedoch doppelt und dreifach gewarnt, nicht von der Bahn der Pflicht abzuweichen, damit ihr Mann nicht Penſionär der Akademie wurde. So läßt der Himmel die Rathſchläge der Böſen oft zum Guten gedeihen.

Die Erfindung dieſer ſaubern Akademie war von Berlin ausgegangen, und dort befand ſich auch der akademiſche Senat. Zu uns nach Inſterburg hinüber verlief ſich nur eine dunkle Kunde dieſer hülfreichen Anſtalt; nichts deſto weniger bezeichnete die öffentliche Stimme ſchon dieſen oder jenen Akademiker in unſerm Corps. Ich werde ſpäter, bei Gelegenheit meines Lebens und Treibens in Berlin, wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkommen.

Jetzt komme ich auf die ſchwarzen Huſaren zurück. Als ich ankam, ging das Regiment gerade zu Puder, Locken, Pomade und zu den Jabots über, eine merkwürdige Periode, die da bezeichnete, daß die ſchwarzen Huſaren ſich mit ſtarken Schritten der Civiliſation näherten; bis jetzt hatte dieſes ehrenwerthe Corps ſich begnügt, in einem liebenswürdigen Naturzuſtand zu leben. Dieſer Naturzuſtand hatte jedoch nicht gehindert, daß es ſich vortrefflich ſchlug; denn bekanntlich hatte das Regiment ſich im ſiebenjährigen Kriege aller Ehre werth gezeigt. Nur den Frieden vertrug es nicht und da machte es ſich unnütz. Ich hatte in dem Wahn geſtanden, daß die Dragoner die ärgſten Raufbolde und Säufer waren: ich entdeckte, daß ſie unter den ſchwarzen Huſaren ihre Meiſter fanden. Es gingen ein paar Offiziere herum, die zerhackt waren wie ein Hackbrett, andere, die eine Anzahl großer und kleiner Pflaſter trugen, die man für koloſſale Schönpfläſterchen hätte halten können. Auch die Karte florirte hier, aber nicht in dem Grade, wie in Inſterburg; das ſchöne Geſchlecht wurde hier lange nicht in dem Grade verehrt und entehrt wie in meiner früheren Garniſon. Hier liebte man ſich zu ſchlagen und dann zu trinken, und wenn man getrunken hatte, ſchlug man ſich wieder.

Bei meinem Erſcheinen ging mir der Ruf voran, daß ich ein Nichtsnutz ſei, ein läſtiges und unreifes Individuum, das ſeine Ausbildung erwarte, und ſogleich fanden ſich einige meiner neuen Kameraden, die es großmüthig übernahmen, mich zu einem brauchbaren Mitglied ihrer Geſellſchaft zuzuſtutzen. Aber meine Lehrer fuhren ſchlimm ab. Zuerſt wurde ich an die Offiziertafel gezogen, aus keiner andern Abſicht, als mich zu hänſeln und auf meine Koſten zu lachen, aber man merkte bald, daß ich von meiner Frau Mutter etwas Witz geerbt hatte, und da ich munter war und immer den Kopf oben hielt, indem mein guter Magen den ſchlechten, gemiſchten Wein vertrug, ohne mich ſogleich unter den Tiſch zu werfen, ſo geſchah es zur allgemeinen Verwunderung, daß ich die Herren Kameraden trefflich amüſirte, aber auf ihre, nicht auf meine Koſten. Zuletzt wünſchte man gewiſſe Einfälle von mir nicht zweimal zu hören, und vermied die Gelegenheit, mich zu einem da capo zu veranlaſſen; das heißt man wurde höflich und beſcheiden. Mehr hatte ich nicht gewollt. Nun ging man mir zu Leibe mit Reiten; aber da gelang es ebenfalls nicht, mich niederzuwerfen. Ich war wie angewachſen auf meinem Pferdchen, und mein liebes Thier und ich waren nicht müde zu machen. Im Dienſte ſuchte ich meine Schuldigkeit zu thun, und meine Börſe hatte es bereits gänzlich verlernt, mir ausſchließlich zu gehören. Nach wenigen Monaten wurde ich Offizier und gab ein lukulliſches Feſt zu Ehren meiner Ernennung. Aus Rheinsberg langte eine Kiſte an, die ein prächtiges ſilbernes Beſteck enthielt nebſt einem Pokal mit der Chiffre des Prinzen. Die übliche Rolle mit Dukaten fehlte nicht. Nun gab es aber noch ein geheimnißvolles Käſtchen; ich öffnete es mit großer Erwartung und fand darin — eine gewöhnliche Birkenreiſer-Ruthe und dabei die Worte: „Sei Er kein Eſel! Bedenke Er, daß Sein Vater mir nach wie vor zur Diſpoſition ſteht.“ — Ich lachte und ſteckte die Ruthe hinter den Spiegel. Von meinem Vater langte ein ſchöner Apfelſchimmel an, der trefflich engliſirt war und einen göttergleichen Trab ging. Die dicke Roſamunde und mein Freund Emil ſchickten ebenfalls ihren Tribut, und ich empfing als ein wohlgelaunter Nabob meine Schätze.

Einen Augenblick dachte ich an Veronika, und war ihr böſe, daß ſie mich nicht bedacht hatte, allein ein junger Offizier, dem der Schneider eben die Uniform bringt und der damit beſchäftigt iſt, ein Paar unleidlich enge Stiefel an den Fuß zu bringen, hat nicht Zeit, ſich mit der Liebe abzugeben. „Man bringe mir ein Glas Zuckerwaſſer!“ rief ich meinem Burſchen zu, indem ich mich erſchöpft auf das Sopha warf, ermüdet von den Anſtrengungen, ein enges Collet noch enger zu ſchnüren und meine Wade in eine zwangvolle Schechte zu ſpannen. Zum erſtenmale kam der Geiſt der Ziererei und des Schönthuns über mich. Dem Himmel ſei Dank, nicht lange; denn beim erſten Ritt platzten die Näthe meiner Hoſen und meine Stiefletten fielen nieder, ich wurde wieder der Sohn der Haide und jagte über Stock und Stein, ganz vergeſſend, daß ich einen Adonis zu Pferde hatte darſtellen wollen.

Ich will den Leſer nicht ermüden, indem ich ihn nöthige, mich durch ein paar Plänkeleien elender Duelle zu begleiten. Ich ſah ein, daß ich ohne „gehackt“ zu werden, nicht würde davon kommen können; ich wählte alſo den erſten beſten miſerablen Grund, um mich mit einem unſerer Raufbolde zu meſſen. Wir ſtritten uns darüber, ob eine Mücke Naſenlöcher habe. Ich ließ mir einen Hieb in die rechte Schulter geben und nöthigte aus Erkenntlichkeit meinem Gegner ein Pflaſter auf die linke Wange auf. Unſere Sekundanten benutzten die Gelegenheit, um kleine Badewannen voll Tokaier auszutrinken. Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß mein Herr Papa mich mit dieſer beliebten Sorte ziemlich reichlich verſehen hatte.

Dreiviertel Jahr blieb ich als Offizier im Regiment; dann verließ ich's wieder. Mein Wunſch war es gleich Anfangs geweſen, hier nicht alt und grau zu werden; doch hatte ich nicht hoffen können, daß mein Wunſch ſo bald würde erfüllt werden. Dank ſei es Dir, geliebte Dame Dulcinea, Du Kleinod unter den Kleinoden, Du Roſe Salems, Du Perle und Granatapfel der Schönheit! — Wenn Dein liebeglühend Herz nicht geweſen wäre, ſo ſchwankte noch die ſchwarze Pelzmütze über meinem linken Ohr, ſo ſchlüge noch die Patrontaſche an die Flanken meines kleinen Braunen! — Ich will dieſes kleine Abenteuer ſehr kurz beſchreiben, da ich keine dankbare Rolle dabei ſpiele und meine Eitelkeit mir vorſchreibt, nur ſolche Kapitel meiner Biographie umſtändlich zu behandeln, in denen entweder meine Leſer oder ich uns behaglich fühlen. Kann es aber etwas Widerwärtigeres für einen jungen Burſchen geben, als die Verfolgungen einer alten Circe? Man mag ſich ſtellen, wie man will, man wird aus einem ſolchen Handel nicht mit Ehren herauskommen. Alſo kurz.

In unſerm Städtchen lebte die Wittwe eines einſt hochgeſtellten Militairs, der ſogar mit dem Hofe verwandt geweſen war. Seine Wittwe hatte ein koloſſales Vermögen und führte eine ausſchweifende Lebensart. Obgleich weit über die Funfzig warf ſie noch, trotz der jüngſten Kokette, ihre Netze aus, und es iſt beſchämend zu ſagen, ſie fing manchen ganz niedlichen Fiſch, das heißt, mancher ehrliche, hübſche Junge wurde durch eine demantene Buſennadel, oder durch ein Reitpferd in die Hesperidengärten gelockt. Mich empörte dies! Meine Kameraden ſpotteten meiner und prophezeiten mir, daß ich gegebenen Falls nicht beſſer ſein würde, als die es geweſen, die ich tadelte. Ich hätte klug ſein und ſchweigen ſollen, denn was ging mich der ganze Handel an; ſo aber lenkte ich die Aufmerkſamkeit der Wittwe auf mich. Ich fand Gnade vor ihren Augen. Sie erzeigte mir einige Aufmerkſamkeiten, die ich mit großer Freude annahm, weil ſie meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Zudem fand ich in den Geſellſchaften, die ſie gab, und bei denen Ceres und Bacchus jedesmal ihre Füllhörner mitbrachten, einige hübſche Frauen, die ich gerne wieder ſah. Es geſchah öfters, daß ich unter all den Frauen der einzige Herr war. Dies hätte mir ſchon auffallend ſein müſſen, wenn ich nicht ſo thöricht und eitel, dabei ſo unbekannt mit den Künſten des ſchönen Geſchlechts geweſen wäre. Der Kreis der Frauen wurde auch immer kleiner, und zuletzt waren es bei kleinen Abendſchmäuſen nur die Generalin und ihre Geſellſchafterin, die ſich mit mir zu Tiſche ſetzten und zugleich mit mir dem Weine zuſprachen. Endlich blieb auch die Geſellſchafterin weg. Ich hielt mich nicht lange auf und entfernte mich noch lange vor Mitternacht. Am nächſten Morgen hörte ich nun von allen Seiten her, daß ich der neue deklarirte Liebling ſei. Ich wollte umkommen vor Zorn und Erbitterung; ich mochte verſichern, was ich wollte, daß ich bei dem erſten und ſicherlich auch letzten tête à tête der Dame nur erzählt hätte, wann ich meine erſte Pfeife Taback geraucht und zum erſtenmal ein Pferd beſtiegen; meine Kameraden erwiderten mir lachend: „Nun ja doch! darum handelt ſich's ja eben: wir wiſſen nun, wann Du Deine erſte Pfeife Taback geraucht haſt.“ — Ich ſchäumte vor Wuth und ſchwur, nie wieder meinen Fuß in das verwünſchte Haus zu ſetzen.

Ich hielt meinen Schwur; allein es half mir nichts. Jetzt nahmen die Beſtellungen und Briefe ihren Gang. Alle lächerlichen Situationen, in die ein junger Mann geräth, der ſich verfolgt ſieht und mit Aengſtlichkeit ſich am liebſten im Schooß der Erde verbergen möchte, immer wieder aber, wie ein geſcheuchtes Wild, von der hinter ihm her lachenden, tobenden, ſpottenden Meute ſich gehetzt ſieht, mußte ich durchmachen. Die Nemeſis faßte mich; warum hatte ich gewagt, jene Poſſen dem armen Rittmeiſter zu ſpielen? Nun litt ich dieſelben Qualen. Meine magnifike Donna machte Anſtrengungen über Anſtrengungen, meiner habhaft zu werden. Sie wandte alle Mittel an, einen Vogel, der ihr entſchlüpft war, wieder einzufangen. Es war ihr ganz neu, auf eine ſo verteufelte Sprödigkeit zu ſtoßen. Es ging eine wahre Hetzjagd los; das ganze Städtchen wurde aufgeboten und nie hat man noch ſo viel weibliche Schönheit hinter einem kleinen ſchwarzen Huſaren her geſehen. Meine Kameraden begünſtigten natürlich dieſe intereſſante Intrigue, denn ſie hatten ſich das Wort gegeben, mich „todt oder lebendig“ auszuliefern. Zuletzt überkam mich eine ſo elende Feigheit und ich war ſo ſcheu geworden, daß ich nur Nachts austritt und mich auf öden Feldern in der

Umgegend umtrieb. Es wurde mir ganz jämmerlich zu Muthe und zum erſtenmal im Leben verlor ich meine gute Laune. Um einige meiner Peiniger mir nachdrücklich vom Halſe zu ſchaffen, hatte ich ernſtliche Duelle und ſah einer ſolchen Miſerabilität wegen dem Tode in die Augen. Ich bekam einen Schuß in die Hüfte und riskirte, für mein ganzes Leben zum Krüppel zu werden. Ich hätte die verfluchte alte Meſſaline erwürgen können, wenn ſie mir jetzt unter die Hände gekommen wäre.

Endlich — endlich! wurde der Skandal doch ſo groß, beſonders durch die Duelle, die bald ruchbar wurden, daß eines ſchönen Morgens der Parolebefehl kam: „Der Seconde-Lieutenant v. Violet tauſcht mit dem Seconde-Lieutenant von Perleberg vom Regiment von der Marwitz und hat ſich ſofort an den Ort ſeiner neuen Garniſon zu begeben.“ Dieſer Ort war Berlin. Wer war froher als ich; noch nicht völlig hergeſtellt reiſ'te ich ſchon ab. Einen dankbaren Abſchiedsblick warf ich zu den Fenſtern des Hauſes meiner Dulcinea hinauf.

Ich weiß, daß dieſes ganze Kapitel den Damen höchlich mißfallen wird. Denn obgleich die Generalin, und dies kann ich auf Ehre und Gewiſſen verſichern, und viele Zeugen mit mir, alt und faſt über

Tanz, wie er in den alten Tragödien vorkommt, und der ganz gefahrlos bleibt, weil er völlig ungraziös iſt und bei dem Zuſchauer nur die bitterſte Langeweile, ohne die mindeſte Beimiſchung von ſinnlichem Kitzel, erregt. Bei der Muſik, dieſer leidenſchaftlichen Stimme der Herzen, nahm ich das, was ebenſowohl meinem hohen Range als meinem Charakter zukam, nämlich Kirchengeſänge. In einem Duett mit der heiligen Jungfrau oder mit dem Erzengel Gabriel konnte man mir unmöglich Schmeicheleien ſagen, oder ich auch nur von Ferne daran erinnern, daß ich beſtimmt ſei, „zu lieben, und geliebt zu werden". — Welch eine Phraſe! wie kam ich nur dazu, ſie ſo geradehin auszuſprechen? — Du ſiehſt, Miadie Erlaubniß hinaus häßlich war, ſo war ſie doch immer eine Frau, und eine Gunſtbezeugung von einer Frau kann nie anders als ehrenvoll für einen Mann ſein, und er iſt verpflichtet, nie anders als mit dem höchſten Reſpekt von einer Dame, die ihn ihrer Neigung für würdig hielt, zu ſprechen. In dieſen Grundſätzen bin ich aufgewachſen; allein die Leſerinnen verzeihen, ich mußte, um eine Entſchuldigung für mein Benehmen zu haben, ſchon die Farben ſo auf's Gemälde bringen, wie ich ſie in der Natur fand. Ich bin übrigens völlig überzeugt, daß meine Lucretia ſehr bald ſich über den „albernen Jungen,“ wie ſie mich nannte, getröſtet haben wird. Der alberne Junge ſeinerſeits war aber recht froh, als er das Weichbild des Städtchens hinter ſich hatte; froher kann der, zu ſeiner Zeit auch alberne Junge, der Erzvater Joſeph, nicht geweſen ſein, als er einen, vielleicht eben ganz neu bei einem egyptiſchen Modeſchneider gemachten Mantel in den Händen ſeiner Generalin zurückließ. —

Jetzt ging es nach Berlin. Nach Berlin! O, welch' ein Klang lag in dieſem Wort! Alles, was ich mir bisher von Lebensgenuß gedacht hatte, vereinigte ſich in dieſem einzigen Worte: Berlin! Ich kam nicht geſchwächt und des Lebens überdrüſſig nach

Berlin; ich war jung und brachte friſche Kräfte mit. Vor meinen Blicken tanzten luſtige Kameraden, ſchöne Frauen den zauberhaften Reigen und ich — ſchloß mich ihnen an.

Ein wenig trübte meine gute Laune ein Schreiben meines Prinzen, das auf eine Tabacksetiquette geſchrieben war und die Worte enthielt: „Kauf Er mir in Berlin beifolgenden Schnupftaback, aber laß Er ſich nicht betrügen; das Geld kann Er auslegen. Er iſt ein Eſel, daß Er nach Berlin geht; wird Schulden machen und zu Grunde gehen. Doch meinetwegen!“

„Ach!“ rief ich unmuthig, — „bin ich denn nicht ein Eſel immerdar! ich mag thun, was ich will? — Nie kann ich's den Leuten, die ſich um mich bekümmern, recht machen. Doch immerzu! meine guten wie meine böſen Tage ſie ſollen mir alle auf meine Rechnung geſchrieben werden; ich will verſuchen, ſie dereinſt zu verantworten.“

Und ſomit ſetzte ich mich wieder fröhlich in meiner fortſtoßenden Poſtchaiſe zurecht und befahl dem Poſtillon vorwärts! —

So kam ich denn in die Reſidenz, und zwar zu dem Küraſſier-Regimente von der Marwitz.

Es war eben Carneval, als ich anlangte und mich beim Könige meldete. Mein Herz ſchlug hörbar, als ich endlich in den Strahlenkreis der Sonne der Majeſtät treten ſollte. Der Enkel ſo ruhmwürdiger Herrſcher, der Abkömmling ſo großer und mächtiger Könige, das Vorbild jeder ritterlichen Tugend für uns junge Offiziere ſollte nun in Perſon ſich mir zeigen. Ich fand meine Erwartungen mehr als erfüllt. Es war ein großer, ſchöner Mann, mit dem gewinnenden Lächeln der Huld und Güte auf den Lippen. Es war Preußens Ludwig der XV. Wenige Jahre ſpäter und der König glich dieſem Bilde nicht mehr.

Der Carneval in Berlin.

Wenn ich den Vorhang vor den Scenen hinwegziehe, die dieſe Periode meines Lebens füllen, ſo muß ich den Leſer um Verzeihung bitten, wenn ich nicht ganz das Maß inne halten kann, das mir der ernſte und ſtrenge Sinn vorſchreibt. Ich will nie und unter keiner Bedingung „frivol“ ſchreiben; ich halte es unter der Würde eines Mannes, jemals frivol zu ſein, ich verachte ferner diejenigen Auffaſſungen wirklicher Begebenheiten, die die Farben abſichtlich geſchmeidiger und greller nehmen, um dem blos weltlich geſinnten Auge zu ſchmeicheln; aber, wie geſagt, ich bin jung, ich habe meine Kräfte beiſammen und vor mir öffnet ſich ein Saal voll der berauſchendſten Genüſſe und Geſtalten. Wo ſoll ich da die Stirne und den Ernſt eines Cato hernehmen? Ich ſchreibe nicht, um etwas Muthwilliges zu erzählen, ſondern ich erzähle nur das Muthwillige, weil ich nichts als ſolches erlebte. Als unſer Aller Elend begann, als die Furien des Krieges ihre blutrothen Fackeln zu ſchwingen begannen, da will ich wahrlich ſo ernſt und ſo würdevoll ſchreiben, als es nur immer meine Feder vermag. Aber wie vermag man Arlequin anders zu malen, als lachend und ſpringend? Wie kann man das Portrait einer ſchönen Frau geben und ſie ohne jene Züge der Schalkhaftigkeit und Frivolität malen, die gerade ihren verführeriſchen Reiz ausmachen? Wie will man Amor darſtellen und ihm die Krücke und das Stundenglas des Saturn beigeben und doch dabei fordern, daß alle Welt in ihm den Gott der Freuden und Genüſſe erkenne? Mit einem Wort, ein Carneval in Berlin unter dem Scepter Friedrich Wilhelm II. kann nichts anders als ein ſehr buntes Capitel in einem wohlgetroffenen Bilde der Zeit abgeben. Doch nun genug der Vorrede.

Ich war nun Küraſſier-Offizier. Unſer Regiment gab die Wachen bei den Hoffeſten. Eine kleine Biographie von mir courſirte, und namentlich mein letztes Abenteuer, das den Grund zu meiner Verſetzung gegeben, hatte in einigen Kreiſen Beifall gefunden und ſeltſamer Weiſe für mich eingenommen, da es doch eigentlich hätte gegen mich einnehmen müſſen.

In der Hauptſtadt ſieht man gewiſſe Dinge anders an, als in der Provinz. Man fand es ſehr hübſch, daß ich mich wie ein Mädchen geſträubt hatte, und man fand mich auch unſchuldig wie ein Mädchen. Freilich war ich es auch, wenn ich das Leben ſah, das man hier führte.

Zuerſt hatte ich die Freude, den Grafen de la Chevalerie, wie er jetzt hieß, wieder zu finden. Er war mit der Dame ſeiner Wahl vermählt, die ihn es aber empfinden ließ, daß ſie ihn zu ſich hinaufgehoben. Sie war kokett und machte ein brillantes Haus. Er war „der Mann ſeiner Frau.“ Dies empfand er, war ſelten zu Hauſe, ſpielte leidenſchaftlich, und trieb ſich mit den Tänzerinnen der Oper herum. Sie zeigte ſich im Publikum immer in Begleitung eines jungen Offiziers, ihres Vetters, der zu der Garde du Corps gehörte. Chevalerie begrüßte ich mit Freude. Wir erinnerten uns der ſchönen Zeiten in Rheinsberg und tranken auf das Wohl unſers alten „Heinz.“ Ich mußte ihn an den geringfügigſten Umſtand der „Kamingeſchichte“ erinnern, und wir waren dabei voll guten Humors. Er brachte mich in ſeine Komödianten-Soireen, die eigentlich nichts waren als etwas feinere „Unterrocks-Bälle,“ wie wir dergleichen liebenswürdige Vereinigungen bei uns im Regiment zu nennen pflegten. Die Tänzerinnen von der Oper waren ſämmtlich routinirte Katzen, meiſtens Franzöſinnen, oder franzöſirte Berlinerinnen, die den Liqueur und die Liebe in großen Portionen zu vertragen im Stande waren. Ein paar mal ging ich hin, dann blieb ich aber weg, weil meinem Beutel die Feſte dieſer kleinen Närrinnen zu arg mitſpielten. Ich hatte mir vorgenommen, keine Schulden zu machen.

Mein Quartier erhielt ich in der Caſerne an dem ſogenannten Kupfergraben, einer ziemlich winkeligen Stadtgegend, die jedoch in der Nähe der „Linden" ſich befand, und von einigen bedeutenden Paläſten nicht weit entfernt. Mit uns gemeinſchaftlich hielt ſich das Regiment Gensd'armes eine Mittagstafel. Nach Tiſche wurde gemeiniglich eine Partie Billard arrangirt. Ich hielt mich von allen Dingen und Perſonen Anfangs etwas in Entfernung, denn ſo klug war ich ſchon geworden, daß ich wußte, daß man am übelſten wegkommt, wenn man der ganzen Welt mit offenen Armen entgegengeht.

Da ich die Redouten, die auch der Hof beſuchte, nie verſäumte, ſo machte ich daſelbſt die Bekanntſchaft dreier liebenswerther und ſchöner Mädchen, die Schweſtern waren, und zu deren Eltern ich durch Vermittelung eines meiner Cameraden eingeführt wurde. Der Leſer wird erlauben, daß ich wiederum ihn einführe. Ich ſollte bei dieſer Gelegenheit Blicke thun in ſehr edle und kindliche Herzen, aber auch zugleich in eine wahre Hölle von Verderbniß. Der Vater war Rath beim Kammergericht und hieß Herr Lorberg. Fürs Erſte will ich nichts weiter von dieſem niedlichen Subjekt, dieſem Muſter eines Ehemannes und Vaters, wie er nicht ſein ſoll, ſagen, ſpäter deſto mehr. Von den Mädchen hieß die älteſte Evchen. Sie hatte ihr zwanzigſtes Jahr zurückgelegt und war eine große, ſchlankgewachſene Brünette mit einem Zug von Schwermuth in dem bleichen Geſicht. Sie war ohne Zweifel diejenige, mit der es ſich am längſten und anziehendſten ſprechen ließ; ſie hatte Bildung und zeigte eigenthümliche Anſichten, die aber alle, ſo wie ihr ganzes Weſen, den Charakter der Melancholie und des Trübſinns trugen. Es war dies nicht zu verwundern. Das ſeltene Mädchen hatte tiefe Blicke gethan in die Mangelhaftigkeit deſſen, was wir oft ſehr übereilt vortrefflich und edel nennen, und dann — war ihr der Grund des tiefen, gehäſſigen Zwieſpalts zwiſchen den beſſern und ſchlechten Familiengliedern ihrer Verwandtſchaft nicht verborgen, namentlich wußte ſie von ihrem Vater mehr, als eine Tochter wiſſen darf, um noch in ihrem Herzen Pietät und Achtung für ihren Erzeuger zu bewahren. Auf Evchen folgte Caroline; dieſe achtzehnjährige junge Schöne war wahrhaft ein Künſtlermodell zu nennen, ſo vollendet trefflich war Wuchs, Geſicht, Farbe und Haltung an ihr. Sie war nicht ſo groß und ſchlank wie ihre Schweſter, dagegen aber bei weitem ebenmäßiger gebaut. Bruſt, Schultern und Hüften hatten jene Rundung und zarte Eleganz, wie Kenner ſie an der Mediceiſchen Venus bewundern, ihre Miene und der Ton ihrer Stimme waren gleich bezaubernd. Sie konnte ſo heiter und freudelieblich ſein, wie ich kein anderes Mädchen geſehen. Da kein großer Wohlſtand in der Familie herrſchte, ſo ſchienen ſich die beiden andern Schweſtern das Wort gegeben zu haben, Alles, was an Putz aufzutreiben war, auf den lieblichen Körper Carolinchens zu häufen. Nie verſäumte ſie daher einen Maskenball, und immer erſchien ſie darauf wie eine kleine Fee. Die jüngſte „Mamſell Lorberg“ hieß Riekchen, und war eine ſechzehnjährige kleine Blondine, die Munterkeit und der Muthwille ſelbſt. Sie konnte es nicht mit dem lieblichen Reiz der älteſten, nicht mit der Schönheit der mittelſten aufnehmen, aber es gelang ihr dennoch, wenn ſie ihren guten

Tag hatte, und das liebe Kind hatte ſehr viele gute Tage, beide Schweſtern neben ſich in Schatten zu ſtellen. Dies bewirkte ſie dadurch, daß ſie es verſtand, ihre kleine blonde Perſon immer ſo dicht in den Vordergrund zu bringen, daß man nichts Anderes ſehen und nichts Anderes hören konnte als ſie. Sie plauderte, ſie neckte, ſie tanzte, ſie ſang, ſie flog hin und her, ſie brachte Einfälle und Ausfälle an, kurz überall in allen Ecken, auf allen Wegen, all überall war Rieckchen. Wenn man einmal ruhig und beſonnen ſein wollte, ſo ging man dem Ungethüm aus dem Wege; es war dies aber ſchwer zu bewerkſtelligen; gerade da, wo Einer ſie nicht wollte, den ſuchte ſie auf, dem folgte ſie als ein Plagegeiſt auf Tritten und Schritten. Man konnte mit dem Kinde kein ernſtes Wort ſprechen; ſie hatte über nichts nachgedacht, nichts intereſſirte oder beſchäftigte ſie; was nicht Neckerei und Poſſe war, das ging an ihr ſpurlos vorüber. Dabei war ſie jedoch nicht ganz ohne eine gewiſſe Berechnung; ſie verfolgte ihre kleinen Pläne und Abſichten, und wen ſie nicht mochte, und durch wen ſie ſich irgendwie einmal beleidigt gefühlt hatte, dem trug ſie es nach, und unter der Maske von kindlichem Muthwillen wußte ſie zu ſchaden und zu verletzen. Sie war dieſer Eigenſchaften wegen unter der ich mich nun ſchon ſo lange ſelbſt ſehe, ganz ohne Wirkung bleiben? — Man ſpricht von Eindrücken, denen die Phantaſie ſich nicht entziehen kann, wenn ſie unausgeſetzt gewiſſen Erſcheinungen bloßgeſtellt wird: wie ſoll es denn die meinige können, da ſie in einen Leib gebannt wurde, der wenig dazu geeignet iſt, durch ſeinen Anblick erhabene und tugendhafte Empfindungen rege zu machen. O Merlin, Merlin, du haſt deine Macht auf eine eben ſo ſchändliche als erfindungsreiche Weiſe mißbraucht. —

Nachdem die unglücklichen Roſen und Vergißmeinnicht ſich durch dieſen Seufzer Luft verſchafft hatten, ſetzten ſie ihre Rede fort. Ich die Lieblingstochter ihres Vaters, der durch ſie öfters ſeine beſondern Pläne verfolgte. Von der Mutter möchte ich am liebſten ganz ſchweigen, wenn nicht gerade von ihr zu ſprechen nothwendig wäre, um manches Folgende erklärbar zu machen, das ſonſt dem Leſer unbegreiflich erſcheinen würde. Sie war noch jetzt eine ſehr ſchöne Frau, war jedoch durch Gemeinheit und Ausſchweifung ſo herabgekommen, daß ihr Umgang für die Töchter nicht räthlich gefunden wurde, und ſie daher ſtets ein Zimmer für ſich bewohnte, das ſogar ſeinen beſondern Eingang hatte. Die Beſuche, die zu der Mutter kamen, ſahen die Töchter nie, und wurden von den Töchtern nie geſehen. Wochenlang, oft ſogar während ganzer Monate war die Mutter vom Hauſe fern, und die Töchter erfuhren nie, wo ſie weilte. Einigemal war es geſchehen, daß man ſich am dritten Orte ſah, dann aber wußte die Begleitung der Einen wie der Andern es zu verhindern, daß die ſich Erkennenden ſich näherten. Beſonders geſchah dies auf Bällen und Maskeraden, doch wußte es die Mutter ſo einzurichten, daß ſie zu einer Stunde kam, wo der anſtändigere Theil der Geſellſchaft ſchon den Saal verlaſſen hatte, mithin ihre Töchter nicht mehr daſelbſt zu finden waren. Mit den Töchtern zuſammen wohnte eine Madame Karlinska, eine Polin, die, wie man ſagte, früher Maitreſſe des Vaters geweſen war, demnach ganz in ſeinen Händen war, und die Töchter ſo führen und erziehen mußte, wie er es wollte. Aeußerlich war dieſe Erziehung ziemlich ſtreng; innerlich mochte die Moral wohl ziemlich lax gehandhabt werden, denn Madame Karlinska nahm Beſtechung an, und machinirte gegen ihren eigenen Prinzipal, wenn die Mädchen es irgend klug anzufangen wußten, und freigebig waren. Dies wußte Rieckchen am beſten; ſie, deren Sparbüchſe immer leer war, ſchüttete deren Inhalt in die Schürze von Madame Karlinska aus, um bald dieſe, bald jene Freiheit ſich zu erkaufen. Da die Wittwe es noch nicht aufgegeben hatte zu hoffen, Herr Lorberg werde ſich von ſeiner Frau trennen, und ſie heirathen, wie er es ihr ſchon ſeit lange verſprochen, ſo that ſie alles Mögliche, die Kluft zwiſchen den zwei Parteien im Hauſe immer weiter auszuhöhlen.

So ſtanden die Angelegenheiten, als ich die Schwelle dieſes Hauſes betrat. Mit mir zuſammen kamen zwei Cameraden, und wir Drei theilten uns ſogleich in die drei Mädchen, und galten bald für deren Liebhaber; wenigſtens waren wir ihre treuen Begleiter. Herr von Sohr, Lieutenant bei dem Regiment Gensd'armes, war der eine dieſer Cameraden, Graf Seſenheim, von unſerm Regiment, der andere. Beide waren älter als ich, und ich will es auch gerne glauben, hübſcher und geſcheidter als ich, ſo wie ſie ohne alle Frage reicher und vornehmer waren. Dennoch wurde ich beſſer bei Madame Karlinska aufgenommen, als jene; wahrſcheinlich hielt ſie mich, eben aus der Provinz gekommen, für ungefährlicher und unſchuldiger als die, die ſchon ihre Schule in der Reſidenz durchgemacht hatten. Die gute Duenna irrte ſich; ungefährlich mochte ich ſein, unſchuldig war ich nicht. Ich muß mir gar zur Ehre anrechnen, daß ich's nicht mehr war, denn ſonſt wäre mir keine Ahnung über den eigentlichen Beſtand der Dinge und Verhältniſſe hier im Hauſe aufgegangen und ich hätte Evchens halbe Worte und ihr melancholiſches Auge nicht verſtanden. So aber ſah ich die abgeſperrte Thür zur Mutter, ich ſah das Sündergeſicht des Vaters, ich hörte die Thaler in der Taſche der Karlinska klappern, und wußte ſchon faſt Alles, ehe — bei genauerer Bekanntſchaft — Evchen mich zum Vertrauten ihres Kummers machte. Meine beiden Gefährten waren gefährlicher, aber ſie waren gewiß unſchuldiger, denn, wie der Verfolg meiner Erzählung zeigen wird, wußten ſie noch bis ganz zuletzt nicht, wie die Karten in dieſem Spiele gemiſcht wurden, und von welchen Händen.

Die Familie Lorberg.

Jetzt komme ich auf den erſten Redouten-Abend zurück. Gleich die erſte Unterredung mit Evchen war für die Folgezeit entſcheidend. Ich war fremd, ſtand an einen Pfeiler des Saals gelehnt und ſah die Masken an mir vorüber ſchwirren. Der Hof war noch nicht erſchienen, man war in Erwartung daß er bald erſcheinen werde. Unterdeſſen räumte man auf, und brachte einige unanſtändige Masken bei Seite. Die Ballaufſeher verfuhren dabei mit einiger Härte. Eine Eva ſollte eben ins Freie gebracht werden, weil ſie zu glücklich geweſen war in der Nachahmung des Coſtüms des Paradieſes. Die „Mutter der Menſchen“ ſträubte ſich gegen die Zwangsmaßregeln, die man gegen ſie zu nehmen ſich in Bereitſchaft ſetzte, und ſie ſprach die Hülfe eines dicken Kapuziners an, der in einiger Entfernung von ihr ſich umherbewegte. Der Kapuziner ſtellte ſich taub und wandte gefühllos der Mutter der Menſchen ſeinen breiten Rücken zu. Dadurch außer ſich gebracht, ſtürzte die Mutter auf den corpulenten Religioſen zu, und in die Falten ſeiner Kutte faſſend, rief ſie ſo laut, daß Jedermann es hören konnte: „Durchlaucht werden mir den Arm geben, oder! —“ Der Mönch faßte jetzt die „Hüllenloſe“ untern Arm und führte ſie hinaus. Ein lautes Jubeln und Beifallklatſchen folgte. Die Thüren ſchloſſen ſich, um ſich bald darauf wieder für das eintretende Gefolge des Hofs zu öffnen. Mich hatte dieſe Scene beluſtigt, doch ſchnell unterdrückte ich mein Lachen, als ich dicht neben mir Schluchzen und leiſes Wehklagen hörte. Eine Maske in Fledermaus-Umhüllung war auf eine Bank geſunken, und eine andere Maske lüftete den ſchwarzen Flor der Larve von Jener, und hielt ihr Fläſchchen vor, indem ſie zugleich einige Worte murmelte. Das Gedränge, das jetzt entſtand, indem Jedermann den König ſehen wollte, machte, daß Niemand die Gruppe jener beiden Masken beachtete. Ich aber hörte die Worte: „Das iſt chère mère; Sie reden mir's nicht aus. Ich hab ſie erkannt! O wie iſt das abſcheulich. Ich werde es dem Vater ſagen!“ — „O ja doch, Mamſell!“ ſchnarrte die andere Stimme, „wenn Sie Dummheiten machen wollen, ich werde Sie nicht hindern.“

Dieſes kurze Zwiegeſpräch war für mich genug, um meine Aufmerkſamkeit für den ganzen Abend an die Fledermaus zu feſſeln, die, wie es ſchien, die Mutter aller Menſchen zu ihrer beſondern Privat-Mutter hatte. Sogleich murmelte ich vor mich hin: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und die Fledermaus mag nicht beſſer als Frau Eva ſein, beide mögen aber von dem Paradies und dem Stande der Unſchuld gleich weit entfernt ſich befinden.

Als ich in dieſer Stimmung mich der Maske genähert hatte und ihr ein paar Worte ſcherzhaft zugeflüſtert, erwiederte ſie mit einer Stimme, die noch von innerer Bewegung bebte: „Mein Herr, der Vorfall iſt ſehr ernſter Art, und man muß nicht über Dinge ſpotten, die ein Herz zerreißen. Denken Sie an die Strophen:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Lager weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“

Sie ſchwieg und wandte ſich ab, und ich glaubte zu bemerken, wie ihre Thränen floſſen. Sogleich war jeder Muthwille aus meinem Sinne fort; ohne recht zu wiſſen, was ich that, ergriff ich ihre Hand, drückte ſie in der meinigen und ſagte mit einer Stimme, der wahrlich die Aufrichtigkeit und Treue nicht mangelten: „Maske, ich habe Dich nicht kränken wollen. Ja wohl giebt's Thränen, die da mitten im Tumult und dem Lärmen der Freude einſam fließen! Weinſt Du jetzt ſolche, ſo glaube mir, daß ich Deinen Schmerz zu achten weiß.“ — Sie ſchwieg immer noch und zog leiſe ihre Hand aus der meinigen. Nach einer Weile ſagte ſie mit ſchon kälterer und gemäßigterer Stimme: „Alſo Sie kennen, mein Herr, das Buch, aus dem ich jene Verſe hergeſagt?“ — Ich bejahte; ich hatte es, da es vor kurzer Zeit erſt erſchienen, vor wenigen Tagen geleſen, und bewahrte noch mit großem Entzücken die einzelnen Schönheiten des Romans in meinem Gedächtniß. Wir ſprachen jetzt hierüber, und ich erkannte, wie genau meine neue Bekanntſchaft mit dem Dichter ſich vertraut gemacht hatte; ſie ſprach auch von ſeinen Theaterſtücken. „Sie ſind wohl eine Schauſpielerin, Maske?“ fragte ich, ungeduldig, über meinen Fund, der mich mehr und mehr anzog, näher belehrt zu werden. „O nicht doch!“ ſagte ſie lächelnd. „Nun denn,“ rief ich, „ſo ſpielen Sie doch mit mir in dieſem Augenblick Komödie!“ „In wie fern?“ „Weil Sie wie eine Corinna und Sappho über Poeſie ſprechen und doch zugleich mir weiß machen wollen, daß Sie hergekommen ſind, um ſich den Zerſtreuungen einer alltäglichen Redoute hinzugeben. Das heißt die Leute zum Narren haben." „Mein Verſchulden iſt wider Willen," entgegnete ſie, „und wie ſoll ich mein Verſehen wieder gut machen?" „Dadurch," rief ich, „daß Sie ſich mir offen vertrauen. Ich bin ein ehrlicher Menſch und verſteh es, eines Menſchen Freund zu ſein." „Ich glaub's," ſagte ſie raſch, „das merkte ich ſchon längſt Ihrem ganzen Weſen an. Sie ſind in der That Einer, dem man vertrauen kann." „Nun ſo verſuchen Sie's, Maske." „Es iſt noch nicht die Zeit da, um mich zu demaskiren!" Damit ſtand ſie auf, und entſchlüpfte.

Allein gelaſſen, nahm ich mir nun Zeit, die übrigen Gruppen im Saal flüchtig zu muſtern. Ich ſah den König, umflattert von einer Anzahl ſchöner und zierlicher Frauengeſtalten, die ſich mühten, ihm als unauflösbare Räthſel zu erſcheinen. Es war ein kleiner Triumphzug, den die Koketterie und die anmuthige Ausgelaſſenheit feierten. Wohin dieſe Feen ſich wandten, zog ihnen ein Strom von Wohlgerüchen nach; mitten unter Flor und Spitzen, unter aufwirbelnden Silberſchleiern und hochgeſchwungenen Thyrſusſtäben ſah man immer die emporragende Geſtalt im rothen Domino, und dies war der Nachfolger jenes alten Philoſophen von Sansſouci. In einer andern Ecke des Saals ſah man die berühmten Schönheiten des damaligen Berlins, Prinzeſſinnen und Fürſtinnen, die ſich beluſtigten, einen armen Aktäon zu necken, der mit ſeinem Geweih an den Draperieen einer Loge hängen geblieben war, und ſich vergeblich loszuwickeln ſtrebte. Eine himmliſch ſchöne Armida ſchwamm gleichſam auf den Wogen des Beifalls einher, und bezauberte und entzückte Alles; im Begriff ihr nachzueilen, berührte mich eine etwas koloſſale Jungfrau von Orleans mit der Spitze ihres Schwertes und ließ zugleich ein Billetchen in meine Hand gleiten.

Gegen Ende des Feſtes fand ich beim Gedränge des Ausgangs meine mir liebgewordene Fledermaus wieder, die ſich jetzt vertraulich an meinen Arm hing und bat, ich möchte ſie an ihren Wagen bringen. Zwei Herren und zwei Damen, dann noch eine ältliche Frau bildeten unſern kleinen Zug. Da wir aufgehalten wurden und warten mußten, fand ſich Gelegenheit, ſich mit einander bekannt zu machen. So erfuhr ich denn, was der Leſer ſchon weiß. Jene Herren waren Verwandte der Madame Karlinska. Ich erhielt eine Einladung von der ältlichen Dame.

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte u. ſ. w.

ner Erzieherinnen ſo wie den Bemühungen der Fee Preziöſe, ich wußte wirklich nicht für was für eine Gattung von Geſchöpfen ich die vierzig Ritter halten ſollte, die ich an der berühmten runden Tafel ſitzen und ihre bärtigen Geſichter in Weinpokale tauchen ſah, die nicht viel kleiner waren als die Wannen, in denen ich meine Schooßhunde zu baden pflegte. Als einer dieſer Unholde mir zu nahen wagte, entfloh ich mit einem lauten Schrei des Entſetzens und begleitet von meinen ſechzig Prüden eilte ich mich in meinem Caſtell wieder einzuſperren. Mein Vater, ſehr wenig befriedigt durch dieſes Debüt meines erſten Eintretens in die Welt, ſtellte meine Mutter hierüber zur Rede, doch dieſe entſchulmurmelte ich vor mich hin, als ich zu Hauſe ging.

Ich übergehe, wie ich nach und nach feſten Fuß faßte, und zuletzt Evchens Vertrauter wurde, nicht Geliebter; denn gerade das wurde mir vertraut, daß ſie bereits liebte. Frau Karlinska, die meine halbpolniſche Abkunft erfuhr, wurde mir deshalb günſtig, und die beiden andern Mädchen mochten mich gerne um ſich ſehen, wie man einen gutmüthigen, luſtigen Bruder gerne zum Geſellſchafter hat. Den Vater ſah ich, wenn er zu beſtimmten Stunden „zu ſeiner Familie kam.“ Die Mutter erblickte ich nicht, obgleich ſie in demſelben Hauſe wohnte; auch war von ihr nie die Rede. Sehr viele vornehme junge Männer ſah ich kommen, einige Wochen bleiben und dann wieder verſchwinden. Auch meine beiden Cameraden blieben nicht lange. Riekchen ſagte mir eines Tages, als ich auf dieſen Umſtand hinzielte: „Das iſt ſo Papa's Hausordnung! Es bleibt Alles nur ſo lange, bis es ſeinen Tribut gezahlt. Geben Sie Acht, ich und Caroline haben jetzt unſre Amants, aber wir wiſſen ſchon, wir behalten ſie nur ſo lange, bis unſere Geburtsfeſte, die bald nacheinander in dieſe Tage fallen, vorüber ſind. Haben wir dann unſere Geſchenke in der Taſche, und wie Maſchinka ſagt (dies war der Schmeichelname der Karlinska), unſere Schäfchen geſchoren, ſo — fort damit! Daher werden Sie auch bemerken, je näher unſer Geburtsfeſt kommt, deſto mehr wunderbare und entzückende Eigenſchaften entwickeln wir, deſto bezaubernder werden wir. Ganz zuletzt fange ich ſogar an zu ſingen! Dies iſt denn nicht zum Aushalten vor Bezauberung und unſere armen Teufel laufen ſchnell hin und kaufen ein Armband mehr, eine Halskette mehr, oder geben Papa eine goldene Doſe, da ſie für ihn doch ſchon eine von Schildpatt in der Taſche hatten. Wenn der Geburtstag vorbei iſt, werde ich heiſer, und Carolinen verlaſſen alle ihre Talente. Wir ſind dann ganz ſimple und ungezogene Mädchen, und Papa hat ſeine Manier, den Leuten verſtändlich zu machen, daß ein Haus eine Thüre zum Hereingehen, aber auch zum Hinausgehen hat.“

So widerwärtig die Sache war, ſo vorgetragen konnte ich doch nicht verfehlen, ſie äußerſt ſpaßhaft und beluſtigend zu finden, und meine ſoeben aus der Schur gekommenen Cameraden fanden an mir eben keinen ſehr theilnehmenden Tröſter.

Ich komme jetzt auf meine Geſpräche mit Evchen. Nach und nach erfuhr ich des ganzen Hauſes Jammer und bodenloſe Schmach. Während das liebe

Mädchen ſprach, ſank ich oft wie gebrochen vor innerem Leid und Gram zuſammen, und hielt meine Hände vor das Geſicht, weil ich glaubte, ich könne nie wieder mein Auge aufſchlagen vor Menſchen, ſeitdem ich wußte, wie tief der Abgrund war, in den ein ſterblich Weſen geſchleudert werden konnte. O Gott! rief ich mit zerknirſchtem Herzen, womit hab ich's verdient, daß mir bis jetzt der Engel der Verſuchung ſo leiſe und ſchonend vorübergegangen? Werde ich wohl ſo ſtolz und hochfahrend ſein, zu behaupten, ich allein würde ſeinen Lockungen widerſtanden haben? Wo ſo viel Tugend und Standhaftigkeit rund um mich zu Schanden wird, will ich allein der einzige Gerechtbefundene ſein? Nein, nein! ich würde erbärmlicher und kläglicher enden als Alle, die ich jetzt verabſcheue. Es iſt nur, daß eine unverdiente Güte mich bis jetzt immer vor der eigentlichen Stunde der Prüfung und Verſuchung bewahrt hat.

Dies waren meine Empfindungen, als Evchen mir die dunkle Geſchichte ihres Hauſes und ihrer Familie erzählte. Oft nahm ich ihre Hand und rief unter Thränen: „Meine Schweſter, fühle wie meine Stirne brennt, fühle wie mein Herz in meiner Bruſt tobt, ſieh mich an, und erkenne an dieſem bleichen Antlitz und dieſen ſtrömenden Thränen, ob und wie ich mit Dir empfinde.“ Das edle Mädchen, dankbar dem Geſchick, das ihr einen wahren Freund zugeführt hatte, lehnte unter leiſem Zucken ihres ſchönen, unter der Laſt der Trauer faſt brechenden Herzens, ihr Haupt an meine Schulter und dankte mir durch einen leiſen Druck ihrer Hand für die Worte, die ich ſprach. Noch nie bisher war es mir gelungen, ſo rein und ſo tief zu empfinden, ein ſo goldnes Herz in einem ſo feſten und unerſchütterlichen Buſen mir in unentweihten, keuſchen Flammen zuwehen zu fühlen. Manches in dieſen Erzählungen kam nicht über die Lippen der jungfräulichen Erzählerin, ich mußte es errathen oder aus ſonſtigen Mittheilungen im Publikum ergänzen. Demnach will ich dieſen Herrn Lorberg dem Leſer zeichnen, ſo ähnlich wie immer nur ein Spiegelbild ſeinem Original ſein kann.

Frau Lorberg war von niederem Stande, eine Obſtverkäuferin, eine Blumenhändlerin, oder etwas dergleichen, doch von ihrer Mutter ſehr ſtreng erzogen. Sie zählte ſechzehn Jahre und verkaufte wirklich nichts als ihre Blumen. Dabei hielt eine Liebe das Mädchen im Zaum, ſie liebte einen jungen Soldaten, und hätte eher den Tod erlitten, als daß ſie ihrem „Schatze“ untreu geworden wäre. Der Soldat ſtellte eine Heirath in Ausſicht und daraufhin ſparte und ſammelte das Mädchen. Sie legte ſogar mit heimlichem Entzücken in einer verſteckten Lade Kinderzeug zurecht. Dieſe Träume und Zukunftbilder machten den Himmel des armen Kindes aus. Allein die Mutter, und mit dieſer zuſammen ein paar Tanten, die geübte Gelegenheitsmacherinnen waren, hatten, als ſie ſahen, wie ſchön das Mädchen wurde, mit ihr andere Pläne im Kopfe. Sie ſollte gut „untergebracht“ werden, und ſo fand ſich denn der Käufer auch bald für die Waare. Herr Lorberg, ein damals reicher Erbe, kaufte ſie — aber das Mädchen widerſtand. Der Cherub wahrer Liebe hielt Schildwache vor ihrem Leibe. „O, wie ſollte ich meinen Schatz alſo kränken!“ rief ſie unter Thränen und Händeringen ihrer Mutter zu, und daſſelbe warf ſie ſtolz empört Herrn Lorberg hin, wenn er ihr Geld und Schmuck brachte. Heimliche Zuſammenkünfte mit dem Liebſten machten ihren Stolz und ihr Glück aus. Einen Gang mit ihm durch nächtlich flüſterndes Gebüſch, an ſtillen Bachesufern entlang, einmal ſeinen Liebesklang bis in ihr tiefſtes Herz hinein erſeinen Liebesklang bis in ihr tiefſtes Herz hinein erlauſchend, ach, und einmal nur ſeine brennende bebende Lippe auf der ihrigen fühlend, und — Alles war gut! — Sie litt und widerſtand, und wenn man ſie verhinderte, Fritz zu ſehen, ſo ſchlich ſie zu der kleinen verſteckten Lade unter ihrem Bette, und betrachtete entzückt die kleinen Kinderkleidchen und Hemdchen. Aber Herr Lorberg und die Tanten wußten die Sache am rechten Zipfel zu faſſen; es wurde Fritz geſteckt, daß ſein Mädchen unterhalten werde; der Junge glaubte es Anfangs nicht; er ſchrieb Briefe, man fing ſie auf; er wollte ſein Mädchen ſehen, man vereitelte jede Zuſammenkunft; zuletzt veranſtaltete man es, daß er ſie am Arm des Mannes ſah. Jetzt glaubte er, und ſchwur ihr Rache. Sie that alles Mögliche, ihn zu verſöhnen; vergebens! Ein mit den Martern der Hölle gefülltes Jahr ſchlich für die Arme dahin. Ihr Troſt, ihr Himmel war ihr genommen. Wenn er ihr nur einmal ein hartes Wort zurufen wollte! Aber er wandte ihr den Rücken ſchon immer von fern. Eines Tages kam ſie freudeſtrahlend nach Hauſe. Es lag Sonnenſchein des Glücks auf ihrem Antlitz; dabei blutete ihre Bruſt. Befragt, was ihr begegnet ſei, rief ſie entzückt: „Seht, dies Blut hat er fließen gemacht. Ich hab's nicht laſſen können, ich bin ihm nachgerannt, und er hat mir mit dem Kolben ſeiner Flinte einen Stoß auf die Bruſt verſetzt! Ach, der Stoß ſchmerzte nicht, er kam von ihm. Endlich einmal ſah er mir wieder ins Auge, und obgleich das Auge zürnte, es war doch das Auge meines „Schatzes.““

Ein ſolches Mädchen zu verführen, ein ſolches Mädchen aus dem Paradies ihrer Liebe hinwegzuſcheuchen, welch ein trauriger Ruhm! Herr Lorberg erntete dieſen Ruhm; aber das wilde Kind, da es nun alle Hoffnung dahin ſah, war boshafter und berechnender jetzt als die Mutter. „Gut!“ rief ſie; „er ſoll mich haben, aber er ſoll mich heirathen.“ Herr Lorberg, bis zum Unſinnigwerden von ſeinen Begierden zum Ziel ſeiner Wünſche herangepeitſcht, that, was die kleine Furie verlangte. Kaum war ſie ſeine Gattin, ſo machte ſie ſich die größte Freude daraus, ihn zu hintergehen. Nicht aus Hang zur Ausſchweifung, ſondern lediglich, um ihm einen Poſſen zu ſpielen. Später freilich fand ſie Geſchmack daran, und nun ſank ſie. Aber war ſie gemein und zügellos, Herr Lorberg fand doch noch Mittel, ſie zu übertreffen. Er wollte, da er ſein Vermögen verſchwendet hatte, durch ſeine Frau ſo viel wie möglich ſeinen Säckel füllen. Er war es, der ihr reiche Freunde zuführte oder zuführen ließ. Empörende Prozeſſe von Unterſchleif, Betrug aller Art waren im Gange; Frau und Mann waren an dieſem Tage die beſten Freunde und Genoſſen, am morgenden Tage wieder bekämpften ſie ſich auf das Grimmigſte und mit den ſchmutzigſten Waffen. Immer wieder legten ſich einflußreiche Leute in's Mittel, nur damit nicht vor Gericht Namen genannt und Verhältniſſe beſchimpfend bloßgeſtellt wurden. Am Empörendſten ſtellte ſich Herr Lorberg ſelbſt an den Pranger, indem er ſich in die obengenannte Akademie einkaufte, und von dieſer ein Jahrgehalt bezog. Es wurde dies Anfangs als ein Scherz genommen, ſo wie die ganze Akademie, von einigen reichen Roués geſtiftet, bei Hofe und in der Geſellſchaft nur als ein Scherz galt; aber die Quittungen, die Herr Lorberg ausſtellte, die Beweisſtücke, die er zu den Acten der Geſellſchaft liefern mußte, die waren kein Scherz, wenigſtens ein Scherz, der jedem Ehrenmanne die Haut mit kaltem Grauſen überrieſeln machte. So habe ich mich an ihr gerächt! pflegte Herr Lorberg oft bei ſich ſelbſt zu ſprechen; ſie hat mich beſchimpft, jetzt beſchimpfe ich ſie! Ich habe ihren Namen in die Liſten, die jedem Lüſtling der Monarchie offen liegen, eintragen laſſen! — Aber wie ſchwer fiel dieſes Wurfgeſchoß auf ihn ſelbſt zurück.

Genug von Frau Lorberg; jetzt zu ihren Töchtern. Auch mit ihnen wollte der Vater „ein gutes Geſchäft“ machen. Dies konnte nicht gelingen, wenn er ſie bei der Mutter ließ, und doch durfte dieſe Mutter und ihre Umgebung wieder nicht gar zu weit von den

Töchtern entfernt werden. Man konnte nicht wiſſen, wie beides untereinander ſich unterſtützte. Uebrigens ließ ſich auch die Mutter nicht willkürlich entfernen; ſie machte ſehr deutlich bemerkbar, daß ſie das Haus unterhalte und daß, wenn ſie es verlange, man ihrem Willen ſich fügen müſſe. Herr Lorberg lavirte in ſolchen Fällen und nahm die verſchmitzte Karlinska zu ſeinem Lootſen. Wenn aber der Rath der Argen gegen die Argen nichts ausrichtete, ſo mußte Evchen vermitteln. Sie wirkte mit wunderſamer Kraft ausgerüſtet, ſie war die Einzige, die in dieſem Hauſe als Autorität galt. Es war die Stimme der Wahrheit und Tugend, die ſich ſelbſt im Tumult und Lärm der Lüge und des Laſters Bahn zu brechen wußte. Da ſie als Schiedsrichterin und Beſänftigerin auftreten mußte, war es nöthig, daß ſie auch um die geheimen Pacten beider Theile wiſſen mußte, und dieſe Kenntniß war ſie klug genug — denn Evchen war ſanft wie die Tauben, aber auch klug wie die Schlangen — zu ihrem eigenen Vortheil anzuwenden, um ſich unabhängig zu erhalten, während Riekchen, nur klug, aber nicht edel, fromm und tugendhaft-ſanft, und Caroline, nur ſanft und nicht klug, der Herrſchaft des Elternpaars unterlagen. — Evchen zwang man zu nichts. Es war auch ſchon ein Verſuch dazu ganz vergeblich; das wußte die Karlinska am beſten. Evchen wußte aber, daß ihrer Macht eine Grenze geſetzt war, und daß die Karlinska um jeden Preis ſie ſtürzen wollte; deshalb ſuchte ſie noch einen Bundesgenoſſen, und nahm mich dazu an. Ich ſollte ihr drei Dinge durchſetzen helfen; erſtlich ihre eigene Befreiung aus dieſem Hauſe, dann die Rettung der armen Caroline, gegen die man gerade einen recht hölliſchen Plan im Werke hatte, und dann den Sturz und die Entfernung der Karlinska. Wenn das Letztere gelang, wollte ſie bleiben, und von der Mutter fort, mit dem Vater und den Schweſtern eine beſondere Wohnung beziehen. Sie getraute ſich dann zu, durch ihren Einfluß Vater und Mutter im Zaum zu halten, und Beide zu einem glücklichern und geordnetern Leben zurückzuführen. Das edle Mädchen ſchwärmte in dieſen Plänen. Nichts war ihr ſüßer, als zu denken, der Himmel werde ihre Hoffnungen erfüllen, der Haß und die Verachtung, unter welchen der Name der Ihrigen ſchmachte, werde durch ſie auf immer verbannt, und in Liebe und Anerkennung umgewandelt werden. Ich konnte nicht ganz dieſe lieblichen Träume theilen, allein ich ſagte unbedingt meine Hülfe zu.

Wir gingen zuerſt an Carolinens Rettung.

Den Zeitpunkt meiner Flucht, ſo wie die unangenehmen Eindrücke, die ich von ihr nach Hauſe brachte, benutzten nun die Schulhalterinnen, mit ihrer Entſagungstheorie anzupreiſen, indem ſie ganz richtig ſchloſſen, daß ich jetzt, da ich Männer geſehen hatte, vollkommen urtheilen könne, auf welcher Stufe des Werthes die Liebe und Ehe ſtehen müſſe. Mein ganzes Weſen ward Erbitterung und Abſcheu; ich übertraf in meinen Schmähungen und in meinem Widerwillen gegen die thörichten, laſterhaften Ueberſpanntheiten, die man „Leidenſchaften des Herzens“ nennt, ſelbſt die Strengſten unter meinen weiſen Erzieherinnen. Eine fortgeſetzte Uebung in der Tugend des jungfräulichen von dem Strahl der Andacht und Liebe. Der arme Candidat gab Muſikunterricht, und durch dieſen erwarb er ſich ſeine dürftigen Exiſtenzmittel, ja er legte noch etwas bei Seite für ſeine alte, erblindete Mutter, die in einem Dorfe bei Berlin lebte. Als Muſiklehrer war er in's Lorberg'ſche Haus gekommen, und auf dieſem Wege hatte er ſich Carolinens Herz — erſungen. Er liebte, wie nur ein armer Candidat lieben kann, und das Mädchen liebte, wie ein Herz liebt, dem der Gott der Freuden und der Leiden zum erſtenmale genaht iſt. Als Herr Lorberg etwas merkte von Dingen, die ihm mißfielen, mußte natürlich unſer kleiner Bibelausleger ſchnell bei Seite geſchafft ſein. Zu gleicher Zeit trat die Bewerbung eines Prinzen deutlich auf, und der Unterhändler war beauftragt, ſich mit dem Vater um den Kaufpreis zu einigen. Die Karlinska ging jetzt daran, Carolinen langſam auf ihre Zukunft vorzubereiten; es wurde ein Bild des Prinzen angeſchafft und dieſes dem Mädchen vor die Augen gebracht; es wurden tauſend Züge von Großmuth, Edelſinn und Freigebigkeit von dem Herrn erzählt. Bis dahin verhielt ſich Caroline gleichgültig; nun kamen die unmittelbaren Bewerbungen, und da wurde ſie ſchon aufmerkſam und mißtrauiſch. Sie geſtand mit der

Offenheit kindlicher Unſchuld dem Vater, daß ſie verfolgt werde, und bat, daß er ſie ſchützen möchte; der Vater lächelte, tröſtete und es geſchah nichts zur Abhülfe. Ein Anliegen bei der Karlinska endigte eben ſo; endlich ſah die Kurzſichtige, und nun ſtürzte ſie ſich unter tauſend und abertauſend Thränen in Evchens Arme. Da war ſie nun allerdings zu dem einzig möglichen Retter gelangt. Die beiden Schweſtern gelobten ſich vor einem kleinen Betaltar, den Evchen in ihrem Schlafcabinetchen hatte, einander nicht zu verlaſſen. Hier erfuhr nun Evchen auch zum erſtenmal das Gelöbniß der Herzen ihrer Schweſter und Werlinger's; ſo hieß der junge Theologe.

Der Prinz wurde ungeduldig, und ſeine Abgeſandten drängten; Herr Lorberg hatte gerade jetzt große Summen nöthig; man beſchloß, dem armen Kinde die Daumſchrauben ſchärfer anzuſchrauben. Erſtlich ließ — o es iſt abſcheulich zu ſagen — Frau Karlinska, auf Anrathen des eigenen Vaters, Caroline heimlich Zeuge ſein, wie ihre Mutter ſchwelgte; dadurch ſollte die Phantaſie des reinen Mädchens auf Bilder gelenkt werden, die unmittelbar und ſehr deutlich ſprechend zu dem Ziele hinlenkten, das man mit ihr erreichen wollte. Allein man erreichte nichts, als einen unbezwinglichen, unausſprechlichen Abſcheu in die Seele des Kindes gegen Mutter ſowohl wie Vater einzupflanzen. Als ich dieſes hölliſche Mittel erfuhr, das die Beſtien — der Leſer verzeihe mir dieſen Ausdruck, allein ich armer derber Soldat finde keinen andern — angewandt hatten, um eine Seele um ihren keuſchen Leibes- und Unſchuldsſchatz zu betrügen, hätte ich weinen können vor Wuth; aber ich nahm mich hübſch zuſammen, und Alles, was ich mir erlaubte, war, daß ich nur ein paar Gläſer an den Boden ſchmiß und etwas lauter als gewöhnlich mit dem Säbel klapperte, als ich die verdammten hunderttauſend Stufen zu meinem Lumpen-Candidaten emporſtieg. Der gute Junge ſollte durchaus nicht wiſſen, was ſein Kätzchen litt, aber mit der Spürkraft der Liebe hatte er doch Einiges ziemlich richtig herausgebracht. „Herr,“ ſagte ich ihm, „was werden Sie nun thun? denn etwas thun dabei müſſen Sie doch jedenfalls!“ — Er nahm mich bei der Hand, führte mich zu einer Stelle in ſeinem Stübchen, wo drei Folianten in Kalbslederband über einander lagen; der oberſte alte Tröſter hatte bereits einen ziemlich verbrauchten Einband, und das Leder ſah ſo aus, als hätte Jemand es durch ewiges Hin- und Herrutſchen darauf zunichte gemacht. „Freund,“ entgegnete er, „hier liege ich täglich unter inbrünſtigem Gebet auf meinen Knieen! Gott wird helfen, und Caroline wird gerettet ſein.“ Dabei ſah er mich ſo freudig und ſiegestrunken mit ſeinen großen, ſchönen Augen an, daß ich Anfangs verblüfft daſtand, und immer den abgerutſchten Lederband und dann meinen blaſſen fidelen Mann anſah, der ſo guter Dinge war, als hätte er die angenehmſten Dinge erfahren. „Das iſt recht ſchön,“ murmelte ich vor mich hin, „allein ſehen Sie, Herr, das iſt auch recht ſchön, dieſes Ding hier,“ und damit zeigte ich auf meinen Säbel. Er machte eine abwehrende Bewegung; dann fiel er mir um den Hals, drückte mich ſo innig, wie ich nie gedrückt worden bin, und verſicherte mich, wenn alle Stricke riſſen, ſo wäre ja noch immer der Weg der Gewalt offen, und dann würde Gott ja auch erlauben, daß er dieſen ginge. „Aber die Stricke fangen ſchon an zu reißen,“ rief ich, „wenigſtens verdammt mürbe ſind ſie ſchon.“ Er fuhr mich an und ſagte: wie ich das behaupten könne; kein einziges Seil, an dem ſein Hoffnungsanker hinge, ſei mürbe, ſondern alle feſt wie die Sehnen an dem Bogen des Todesengels. Darauf folgten einige Sprüche aus dem Jeſaias oder Heſekiel, oder ſonſt einem Tröſter.

Die Sache ging noch eine Weile ſo fort. Eines

Tages, als ich eben von der Parade komme, läuft mir Evchens kleines Mädchen nach und bittet mich, ich möchte ſogleich zu ihrem Fräulein kommen. Ich gehe hin und finde meine arme Freundin in Thränen. „Man hat mich glauben gemacht,“ hub ſie an, „daß Caroline in Schöneberg bei unſerer Tante ſei; allein die ganze Zeit über, und es ſind jetzt faſt zwei Wochen, iſt ſie mit keinem Schritte aus dem Hauſe gekommen, ſondern ſitzt in einem entfernten Kellerſtübchen, buchſtäblich bei Waſſer und Brot, eingeſperrt. Der Vater und die Karlinska haben das ſo angeordnet, ſie ſoll jetzt durch die härteſten Zwangsmittel ſich dem Willen ihrer beiden Tyrannen fügen. Ach, Herr von Violet, was werden Sie dazu ſagen, wenn ich nun noch hinzufüge, daß ſie ſogar das arme Mädchen peitſchen laſſen. Wir haben einen Hausknecht, einen rohen Geſellen, der wegen eines Mordanfalls hat beſtraft werden ſollen, dem mein Vater jedoch frei half, und der jetzt jede mögliche Schandthat für ihn zu thun bereit und willig iſt, der muß mit ſtarker Fauſt den Lilienkörper meines armen Schweſterchens zerfleiſchen. O! es iſt über alles Maß hinaus entſetzlich. Chriſtine, meine Aufwärterin, hat die ganze Gräuelgeſchichte herausgelauſcht. Wir müſſen aber, ſchon wegen dieſer armen

Creatur, die unfehlbar von der Karlinſka erwürgt werden würde, ſehr geheimnißvoll zu Werke gehen. Ich habe mir die Marterkammer zeigen laſſen, und gehe nun damit um, mir einen Schlüſſel machen zu laſſen, um zu dem Kinde Nachts, wenn ihre Peiniger ſchlafen, zu gelangen. Aber, o Gott! ich komme immer wieder darauf zurück: ſo weit kann alſo die menſchliche Bosheit gehen! So tief kann die Geſinnung und das Herz eines Vaters zu ſeinem eigenen Kinde ſinken! Welche Welt iſt dies, die wir bewohnen? Und zwar geſchieht das Entſetzliche nicht etwa in irgend einem alten Raubſchloß, oder auf einer wüſten Inſel, nein, mitten in einer volkreichen Stadt, umgeben von all den Mitteln und Einrichtungen, die geſchaffen ſind, um die Menſchen unter ſich glücklich und ungefährdet leben zu laſſen! Iſt das nicht gemacht, um den Glauben an eine gütige Lenkung unſerer Schickſale zu erſchüttern? Was ſoll für den Böſewicht aufgeſpart bleiben, wenn die Tugend und Unſchuld unter unſern Augen ſchon Härteres und Grauſameres leiden muß, als was je dem Laſter als Strafe kann ausgedacht werden! Mein Freund, helfen Sie mir dieſes Räthſel deuten. Mein Herz bricht, wenn ich keine, nur irgend beruhigende Deutung entdecke, und ich möchte keine Stunde länger in dieſem verpeſteten Aufenthalte bleiben, wo es dem Bruder erlaubt iſt, den Bruder zu morden, wo ein Vater ſein Kind verſtoßen, eine Mutter ihr ganzes Geſchlecht verfluchen darf.“

„Liebes Evchen,“ erwiederte ich, „was helfen hier Worte? Es muß eben raſch gehandelt werden. Wir müſſen die Unglückliche befreien.“

„Ja, und ſie mit ihrem Geliebten vereinigen!“ rief meine junge Schöne triumphirend. „Welch ein Segen wird auf uns niederfallen, wenn uns dieſes Werk der Barmherzigkeit gelingt. Ich werde dann eine Schweſter haben, die in den Armen der Liebe mit tauſend Segnungen an mich denkt, die mir willig einſt, wenn das Schickſal auch mich auf das Aeußerſte treibt, einen Hafen der Ruhe bei ſich anbieten wird.“

„Nun fort aus dieſer Mördergrube!“ rief ich.

„Ja, fort, fort!“ ſetzte ſie hinzu, und umſchlang mich mit ihrem rechten Arm, indem ſie begeiſtert und dankbar einen Kuß auf meine Hand drücken wollte. Ich verhinderte dies und zog ſie an mich. Wir gaben uns einen brüderlich-ſchweſterlichen Kuß. Ich war ganz Entſetzen und Wuth über Carolinens Schickſal. Vielleicht gerade jetzt, wo wir ihren Namen nannten und uns an die zahlloſen Reize und

Lieblichkeiten dieſes gutmüthigſten und ſanfteſten aller Geſchöpfe erinnerten, vielleicht gerade in dieſer Minute tanzte die Peitſche des gemietheten Teufels auf ihrem blendend-weißen Nacken! Es rann ihr Blut über Schultern und Arme!

„Meine Liebe,“ fragte ich, „kann man ſich auf Rieckchen verlaſſen?“

„Nicht zum beſten,“ entgegnete Evchen betrübt. „Es giebt Stunden, wo ich dies immer fröhliche Mädchen für ein harmloſes, liebes Kind halte, das unfähig iſt, auch nur ein Thier leiden zu ſehen; dann aber kommen grauſame Momente, in denen ich einen tiefen und beklagenswerthen Blick in das Herz meiner Schweſter thue. Ich entdecke darin einen ſchon frühe vergifteten Willen, der, weit entfernt, von den Plänen und Einfällen des Vaters und der ſchändlichen Karlinska ſich ſcheu hinwegzuwenden, vielmehr ihnen Theilnahme und Beiſtand ſchenkt. Es iſt möglich, daß ich mich irre, allein unbedingt ihr trauen wollen wir nicht.“

„Nun wohl,“ ſagte ich, „ſo haben wir eigentlich über ſo gut als gar keine Hülfstruppen zu gebieten. Mein Burſche iſt treu und geſcheidt, und Ihr Mädchen, Evchen, ſcheint auch nicht auf den Kopf gefallen zu ſein. Die wären alſo die Einzigen.“

„Ich kann auf meine Dienerin bauen!“ antwortete die unglückliche Schweſter Carolinens. „Aber wie iſt's denn mit dem Bräutigam?“

Mir kam der abgerutſchte Lederband wieder in den Sinn und ich ſagte lächelnd: „Der wird für uns beten.“

„O, das haben wir auch ſehr nöthig!“ rief das edle Mädchen, das nicht im mindeſten auf meinen unzeitigen Scherz einging. „Niemand kann wohl mehr nach Gottes Nachſicht verlangen, als eine Tochter, die zum erſtenmal ſo dunkle Pfade geht, wie ich jetzt gehen ſoll, und die im Begriff ſteht, ſich gegen ihren eigenen Vater zu empören. Werlinger's Gebete werden uns ſehr von Nutzen ſein! Laſſen Sie ihn nur immer ruhig beten.“

„Ich werde Niemand hindern, zu thun, was ihm beliebt,“ entgegnete ich.

Wir entwarfen nun einen Plan nach dem andern, um ihn einen nach dem andern wieder aufzugeben. Endlich blieben wir bei einer Entführung ſtehen. Evchen ſollte ſich den Nachſchlüſſel anfertigen laſſen, mit deſſen Hülfe wollte ich dann bei Nacht und Nebel das arme Opfer aus dem fluchwürdigen Elternhauſe entfernen. Die Zeit drängte, denn man konnte vorausſehen, daß unter dieſen Umſtänden ſeiner Abſichten bedacht geweſen. Er hatte ein großes Feſt anordnen laſſen, bei dem zu erſcheinen ſowohl die vornehme Jugend des Landes als auch eine Menge fremder Prinzen eingeladen wurden. Ich weigerte mich hartnäckig, daran Theil zu nehmen, allein den wiederholten Befehlen meines Vaters konnte ich zuletzt nicht anders als Folge leiſten. Ich kam, declamirte eine Fabel, die eine beißende Tendenz hatte, tanzte darauf einen kleinen ſtrengen Tanz, ſang ein paar Noten aus einem Stabat mater und entfernte mich dann wieder, feſt überzeugt, den übelſten Eindruck hinterlaſſen zu haben, den ich nur immer wünſchen konnte. Erſchöpft und verſtimmt von dem Gewicht einer verhaßten Verſammlung, Caroline nicht lange mehr zögern würde, ihre Einwilligung zu dem verruchten Project zu geben; auch konnte uns Jemand anders mit dem Entführen zuvorkommen.

Als der Schlüſſel da war, ſtiegen wir in einer rabenſchwarzen Mitternacht, als der Regen in Strömen goß und keine Maus ſich rührte im Hauſe, in die Kellertiefe hinab, und ich, mit einer Blendlaterne vorleuchtend, öffnete kaum hörbar das Schloß zum Gefängniß, indem ich das an allen Gliedern zitternde Evchen hinter mir nachzog. Da ſaß nun die Arme, wie das Bild der Geduld, mit in dem Schooß gefalteten Händen, beim Schein einer trüben Lampe. Sie erwartete nichts Anderes, als einen ihrer Peiniger eintreten zu ſehen; ſtatt deſſen ſtürzte die treueſte und liebevollſte Schweſter ihr zu Füßen und barg ihr Haupt auf den Knieen der Beſtürzten. Das Erſte, was ſie that, nachdem ſie die Umarmung der Schweſter glühend erwiedert hatte, war, ihr lebhafte Vorwürfe zu machen, daß ſie ſo wenig ihrer eigenen Sicherheit gedacht, um zu einem ſolchen Wageſtücke ſich herzugeben. Auch mir machte ſie Vorwürfe, indem ſie zugleich, meinen ſcharfen und mitleidsvollen Blick auf ſich gerichtet ſehend, mit holder Schamhaftigkeit und mit Erröthen die ſpärlichen Gewänder, die man ihr gelaſſen, dichter um Buſen und Hals zuſammenzog. Dies verhinderte mich jedoch nicht, zu bemerken, daß, während die Schweſtern einander wiederholt in den Armen lagen, die Alabaſterweiße des Körpers der jüngeren hie und da von entſetzlichen Streifen durchfurcht war. Das ehemals ſo blühende Mädchen, deren Haut ein liebliches Gemiſch von weißen und rothen Roſen darſtellte, zeigte ſich uns jetzt abgemagert und entſtellt. Nur ihr ſchönes blondes Haar wallte in der gewohnten Fülle und Farbe um ihre Schultern in Lockenringen nieder.

„Mein armes, armes Linchen!“ rief die Schweſter, „ſo ſollten wir uns wiederſehen! Und ich war in der That einfältig genug, zu glauben, Du befändeſt Dich ganz wohl und ruhig bei unſerer Tante! Ich Thörin war froh und frei, und unterdeſſen litt hier mein armes Schweſterchen Höllenmartern!“ Sie ergriff beide Hände der Schweſter und drückte ſie ſich an ihre von Thränen benetzten Wangen und Lippen. „Vergieb, vergieb, mein Engel!“

„Was ſollte ich Dir vergeben?“ ſagte Caroline ſanft. „Haſt Du mir doch nie etwas zu Leide gethan. Und glaube mir, ich dulde lieber hier dieſe grauſame Behandlung, als daß ich oben die entſetzlichen Gelage und das empörende Beiſpiel der Mutter zu betrachten gezwungen bin. O Gott, nie, nie will ich von dem Pfade der Tugend abweichen! Zu ſchwer hat die Hand des Laſters auf meinem Haupte gelegen! Wie elend iſt ein Leben, das von dem Urquell aller Liebe und Reinheit ſich auf immer abgewendet hat! Mußte meine eigene Mutter, mußte mein leiblicher Vater uns dieſe Lehren geben!“

Ich erinnerte beide Schweſtern daran, daß wir jetzt ſchnell den von uns gefaßten Plan beſprechen müßten.

Es geſchah, und Caroline war bereit, Alles zu wagen und zu thun, was wir von ihr verlangen würden und wodurch ſie Ausſicht hatte, befreit und mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden. Das arme Kind war geblendet von der Ausſicht auf Glück und Freude, die wir ihr in der Nacht ihres Kerkers eröffneten. Sie fiel mir in die Arme und preßte mich eben ſo innig, wie früher Evchen es gethan, an ihre Bruſt. Ich kam mir in dieſem Augenblicke ſehr ſtolz und erhaben vor, als der Erretter und Beſchützer der Unſchuld und Tugend. Die Scene endigte ſich, indem ich Evchen eben ſo vorſichtig wieder fortführte, als ich ſie hingeführt hatte. Sie nahm ein blutiges Taſchentuch Carolinens mit, um durch deſſen Anblick, der ihr das Herz zerriß, ſich immer wieder zu raſcher Thätigkeit und zu Muth aufzuſtacheln, im Fall ſie eines ſolchen äußeren Sporns bedürfen würde. Ich ging nun zu unſerem Candidaten und machte mit ihm die Sache richtig.

Ich beſteige als Pfarrer die Kanzel.

Unſer kleiner Lumpen-Candidat mit den ſchönen Augen, um deſſen Willen wir einen Theil dieſes Teufelsſpektakels begannen, hatte am nächſten Sonntag eine Probe-Predigt in einem Dorfe unweit der Stadt zu halten. Dies paßte in unſern Kram. Denſelben Sonntag machte die Karlinska einen unaufſchiebbaren Beſuch, und war den ganzen Tag abweſend. Mein Burſche mußte es übernehmen, den Knecht zu beſchäftigen und wo möglich ſo trunken zu machen, daß er Sonne und Mond nicht zu unterſcheiden wüßte. Herr Lorberg verließ ſich auf ſeine Helfershelfer und that ſelbſt wenig, konnte alſo leicht getäuſcht werden. Nun war die Verabredung ſo geſtellt: ich nahm es auf mich, Carolinen aus ihrem Kerker zu entführen, und ſie mit raſchen Poſtpferden in jenes Dorf zu bringen, wo ſie von ihrem Geliebten empfangen und bis in ein Städtchen an der Grenze, woſelbſt Werlinger einen Bruder wohnen hatte, dem er ſich bereits vertraut und der ihn zu ſchützen die Macht und die Gelegenheit hatte. Ich konnte nicht verhindern, daß Evchen ſich mit in den Wagen ſetzte, denn den Schweſtern, die ſich auf's Zärtlichſte liebten, ſtand eine lange Trennung bevor, und ſie wollten die letzten Stunden in gegenſeitigen Liebkoſungen verleben.

Es gelang glücklich, mit den beiden Mädchen aus dem Hauſe und der Stadt zu kommen; auch das Dorf wurde erreicht ohne Unfall, und hier fanden wir unſern pastor fido ſchon in banger und bängſter Erwartung unſerer harrend. Kaum waren wir eine Stunde beiſammen geweſen, und die Liebenden begannen eben aus dem Meere ihrer Seligkeit etwas mit den Köpfen aufzutauchen, um ſich nach den Dingen um ſie her umzuſehen, als mein Reitknecht athemlos in's Dorf geſprengt kam und gerade vor der kleinen Schenke hielt, wo er wußte, daß ich mich befand. „Was giebt's?“ rief ich ihm entgegen. „Gnädiger Herr,“ entgegnete der arme Burſche, indem er nach Athem ſchnappte, „der Kammergerichtsrath und ein paar Polizeidiener ſind mir auf den Ferſen, ſie werden ſogleich im Dorfe ſein, wenn ſie es nicht ſchon ſind. Es iſt Alles verrathen: Mamſell Riekchen hat geplaudert!“ — Ich muß geſtehen, dieſe angenehme Poſt machte, daß ich für einen Augenblick etwas verblüfft daſtand und nicht recht wußte, ob ich einen Beſenſtiel oder meinen Reitknecht vor Augen hatte. Aber zu meiner Ehre will ich geſtehen, daß dieſer intereſſante Zuſtand nur wenige Secunden dauerte; das Geſchrei und die Declamationen der Weiber hinter mir rückten mein bischen Mutterwitz raſch auf ſeinen Poſten, von dem er zu deſertiren ſchon Willens war, wieder zurück. „Hier giebt's nur ein Mittel," rief ich den Liebenden zu, „Ihr müßt raſch fort." „Ja doch! aber wie? Der Wagen iſt in der Schmiede vorgefahren, und die liegt gerade am Ende des Dorfes, von wo unſere Verfolger einrücken." „Geht auf Schleichwegen!" „Unmöglich; in meinem ſchwarzen Prieſterrock würde ich ja von jedem Kinde erkannt werden." „Haben Sie keinen andern Rock bei ſich?" „Ich beſitze nur dieſen einen; auch kam ich ja her, um meine Predigt hier zu halten." „Nun denn, kommen Sie in's Nebenzimmer, Herr Candidat; wir wechſeln die Kleider. Ich bleibe als Pfarrer zurück, Sie gehen ungehindert als Offizier von dannen." — „Aber, mein Himmel! Ich mit einem Säbel, im Offiziershut!" „Keine Umſtände! ſo allein gelingt unſer Streich. Haben Sie den Wagen erreicht, ſo laſſen Sie denſelben ſich unbemerkt nachfahren; Sie promeniren zu Fuß hinaus, Caroline wird von ihrer klugen und pfiffigen Schweſter auf Umwegen Ihnen nachgefahren; ich muß hier bleiben, um — nun um meine Probepredigt zu halten.“

Nachdem noch eine kleine Weile hindurch heftig hin und her debattirt wurde, gelang es mir endlich, die drei ängſtlichen Menſchen in meinen Willen zu fügen. Trotz der Gefahr, in der wir ſchwebten, konnten weder ich noch die beiden Mädchen ein Lächeln unterdrücken, als ſie den Candidaten als Cüraſſier und mich in dem beſcheidenen ſchwarzen Röckchen erſcheinen ſahen. Ich murmelte vor mich hin: „Habe ich doch ſchon als Wöchnerin figurirt, warum ſoll ich nicht auch einen Mann Gottes vorſtellen können? Man muß Alles in der Welt verſuchen. Nur die Kleingläubigen und Zaghaften gehen unter, der Verwegene findet immer ſeinen Weg.“

Meinen Burſchen inſtruirte ich, daß er in gehöriger Entfernung dem Pſeudo-Cüraſſier folgen ſolle, um mir nachher den Verlauf der Sache zu berichten. Kaum waren die Flüchtlinge fort, als ich auch ſchon allerlei verdächtige Geſichter die Straße paſſiren und gelegentlich in das Fenſter des Stübchens zur ebenen Erde, wo ich mich befand, hineinlauſchen ſah. Guckt Ihr nur! dachte ich bei mir ſelbſt, und ging mit großem Anſtand auf und ab, das Concept der Predigt in der Hand haltend, das mir mein Vorgänger im Amte hinterlaſſen hatte.

Mittlerweile kam die Zeit heran, wo zur Kirche geläutet wurde. Ich hatte mir alle Fälle ſchon bedacht. Machte ich mich jetzt gleich aus dem Staube, ſo wurde Lärm geſchlagen und ich, da das Haus bereits umſtellt war, unfehlbar ergriffen; ging ich aber geradeswegs zur nahen Kirche, ſo war Hundert gegen Eins zu wetten, daß meine Verfolger nicht den Muth hatten, mich auf meinem Amtswege feſtzunehmen, ſondern ſie würden ſich dann begnügt haben, mich erſt meine Predigt halten zu laſſen, einſtweilen aber auf das entflohene Mädchen, das ſie im Hauſe zurückgeblieben wähnen konnten, Beſchlag zu legen. Während ich aber in der Kirche geſichert war, bekamen erſtlich die Flüchtlinge Zeit, ſich in die gehörige Schußweite zu begeben, weil die Verfolger, mich vor Augen habend, nicht die mindeſte Ahnung hatten, daß ihnen unterdeſſen der wahre Uebelthäter entſchlüpfte, und dann gewann ich ſelbſt auch den Vortheil, über die Mittel und Wege nachzudenken, wie ich entſchlüpfen könne.

Somit trat ich denn, höchſt gemeſſenen Schrittes und begleitet von den zwei Vicarien, die mich einführten, meinen Gang zur Kirche an. Es kann nichts Troſtreicheres und Erbaulicheres geben, als einen jungen Mann zu ſehen, der ſchon ſo früh die Salbung und Reiſe ſeines Amtes zur Schau zu legen verſtand. Ich hielt den Kopf geſenkt, wohlweislich, um meinen Schnurrbart zu verbergen; allein die Umſtehenden nahmen dieſen Geſtus für ein Zeichen des Nachdenkens und der Sammlung an, die ich mir in Betracht der Worte, die ich eben ſprechen ſollte, auferlegte.

Auf der Kanzel angelangt, brachte ich mir den Wiſch meines Vorgängers vor die Augen; allein die Hand war ſo miſerabel, daß ich keine Zeile herausbringen konnte. Nur die übliche Gebetsformel hatte ich glücklich herausbuchſtabirt und ebenſo auch vorgetragen; aber nun fand ich im Concept der Predigt eine lateiniſche Eins, dann eine kleine arabiſche Eins, und dabei noch zwei geklerte, möglicherweiſe griechiſche Buchſtaben, und dann marſchirte, gleich in der erſten Colonne, ein großmächtiger, lateiniſcher Kirchenvater auf, mit, ich weiß nicht was für einem Kauderwelſch, im Maule. Wenn ich auch über den Kirchenvater hinübervoltigirte, ſo kam ich doch nicht ſogleich auf ebenen Boden, denn es kam ein Citat aus der Offenbarung Johannis, wo von nem Bogengang auf und nieder, als ich plötzlich zu meinem Entſetzen einen jungen Ritter auf mich zukommen ſah. Ich wollte ſogleich entweichen, aber mit einer ungezwungenen Freundlichkeit ſtellte ſich der Freche mir gerade in den Weg. „Schönſte Prinzeß“, ſagte er, „entſchuldigen Sie, daß ich Sie in Ihrer Retraite aufſuche. Ich liebe nicht die Räthſel; ſchon als kleines Kind hat mir meine Amme ſie dergleichen aufgeben dürfen. Jetzt jedoch ſpielt mir das Schickſal den Streich, mein ganzes Lebensglück, wie ich fürchte, an ein Räthſel zu knüpfen. Dieſes Räthſel ſind Sie. Geſtehen Sie, daß es nicht Ihre wahre Natur iſt, die Sie uns oben im Saale aufzutiſchen die Güte hatten. Was in

Leuchtern und Siegeln die Rede war, und ich dachte einen Augenblick darüber nach, ob der Prophet hiemit ächt ſilberne oder nur verſilberte Leuchter, ob er rothes, oder grünes, oder ſchwarzes Siegellack gemeint habe. Endlich legte ich den Wiſch bei Seite, und mir wurde höllenangſt, da ich bedachte, an welcher Stelle ich ſtand, und daß ich nichts zu ſagen hatte, da doch alle Augen auf mich hinblickten, und alle Ohren ſich emporreckten, um zu vernehmen, was ich ſagen würde. Zugleich fiel mir ein, daß eine ſchwere Strafe darauf ſteht, ein heiliges Ornat ſich angemaßt zu haben, wenn man kein Recht dazu hat. Auf dem Wege, miſerabel und kleinmüthig zu werden, packte ich mich gleichſam ſelbſt an der Bruſt, und donnerte mir innerlich die Worte zu: „Ei was! Nur durch! Es iſt ja dummes Bauernpack, was werden die viel von deinem Geſalbader verſtehen! Alſo nur darauf los, oder es geht ſchief!“

Wie ich mit dieſen kräftigen Gedanken meinen innern Menſchen zuſammenrüttelte, fiel das Auge meines äußern Menſchen auf ein altes, geſchwärztes Oelbild zunächſt der Kanzel, auf dem ein Mann dargeſtellt war, der vom Pferde fiel, wahrſcheinlich weil er nicht zu reiten verſtand. Zu gleicher Zeit donnerte und blitzte es vom Himmel herab, wodurch denn das Pferd, das übrigens mehr einer alten, weiß angeſtrichenen Commode mit Blechbeſchlägen, als einem Pferde glich, noch mehr ſcheu gemacht wurde und noch lebhafter Luſt bezeugte, ſeinen Reiter mit der Erde in eine unwillkommene Berührung zu bringen. Ich erkannte ſogleich, und freute mich über meine Kenntniſſe, den Apoſtel Paulus, der vor ſeiner Bekehrung Saul genannt wurde. Sogleich beſchloß ich, dieſes neuteſtamentliche Factum zum Gegenſtand meiner Rede zu machen. Es war dies ein Thema, das für mich ergiebig ausfallen und in welchem ich ſogar belehrend auftreten konnte. Demnach ſetzte ich mich gleichſam auf dem Pferde des Apoſtels hinterrücks auf die Croupe und ließ mich rechts und links von ihm ſchwenken. Dabei, da ich immer populäre Deutungen geliebt habe, ſuchte ich dem Wunder mit der Bekehrung auch auf dieſe Weiſe beizukommen, daß ich die Reitkunſt des Apoſtels verdächtigte. „Es iſt bekannt, meine andächtigen Zuhörer in Chriſto,“ rief ich mit Pathos, „daß die Juden, alle durch die Bank, nie gute Reiter geweſen und noch nicht ſind. Sie haben weder einen guten Schluß auf dem Pferde, noch ſitzen ſie feſt im Sattel. Das Donnerwetter, das der Herr über den Kopf des Saulus ausſchüttete, brauchte alſo nicht gar ſo grimmig geweſen ſein, der Apoſtel wäre doch vom Pferde gefallen, wenigſtens hätte er die Steigbügel verloren und wäre gezwungen geweſen, ſich, wie alle miſerablen Reiter, am Sattelknopf feſtzuhalten.“ Dieſer letztere Fall, den ich als möglich vorausſetzte, erregte eine ungemeine Heiterkeit bei meinem Auditorium. Ich erblickte dicht unter meiner Kanzel Bauern, die ihre roth und blau gewürfelten Taſchentücher hervorbrachten, nicht um die Thränen der Buße, ſondern um die des Lachens zu trocknen. Es kam der ſeltene Fall vor, daß an dieſem Tage Niemand in der Kirche ſchlummerte. Alle blieben ſie wach, bis auf die gebrechlichſte Matrone herab. Solch eine allgemein verſtändliche und faßliche Predigt war ihnen auch noch nie gehalten worden. Als ich merkte, daß ich meine Zuhörerſchaft zu ſehr auf die luſtige Kante brachte, lenkte ich bedachtſam wieder auf das Seriöſe hin und ſprach von den Wirkungen, die der Geiſt auf das Fleiſch ausübe. Hier gerieth ich aber, wie ich deutlich merkte, in's Langweilige, und ſomit war auch der Wink gegeben, meinen Vortrag zu ſchließen. Ich that es, und während die Geſangbuchverſe begannen, ſchlich ich mich von der Kanzel, wie der Fuchs vom Taubenſchlage. Nun, dachte ich, kommt die Reihe an dich, vom Pferde herabgeſtürzt zu werden! O hätte ich nur meinen guten Falben unter mir und ſprengte zu dieſem verruchten Neſte hinaus. Man ſollte mich wahrlich nie wieder darin erblicken!

Aber den Einfältigen iſt das Glück hold. Statt des gehofften Polizeiſergeanten fand ich in der Sakriſtei, in die ich jetzt trat, um mich zu erholen, den Kirchenpatron, der, ohne daß ich es wußte, in ſeiner Loge meine Predigt mitangehört und dem ſie ſo über alles Maß gut gefallen hatte, daß er mich in ſeine Arme ſchloß und laut erklärte, Niemand anders als ich ſolle die Pfarre haben, er gebe mir ſeine Cavalier-Parole darauf. Ich wand mich beſchämt aus ſeinen Armen, allein er fing mich immer von Neuem ein. „Auch das Bärtchen, das Er hat, ſoll Er behalten!" tobte mein Wütherich von Gönner, „auch dafür will ich Rath ſchaffen! Es ſoll ihm kein Haar gekrümmt, noch weniger eins weggeputzt werden, ſo wahr ich ein alter Cavallerie-Rittmeiſter bin. Einen ſolchen Schwarzrock habe ich mir ſchon lang gewünſcht! Donnerwetter Sakerment!"

Abermals eine Umarmung. Das Räthſel war für mich gelöſt; ich hatte für den ehemaligen Rittmeiſter, der jetzt Kirchenpatron war, genugſam von Pferden und Reiten geſprochen, um die ganze Fülle ſeiner glücklichſten Erinnerungen wach zu rufen. Arm in Arm mit ihm verließ ich ſiegreich die Kirche und ſah meine Verfolger ganz in der Ferne ſcheu entweichen. Auf dem nahen Rittergute nahm ich ein copiöſes Mahl ein, bei dem der Champagner reichlich floß, und eine deliciöſe Rebhuhnpaſtete ſich unſern ſiegreichen Angriffen als eine nicht unbezwingbare Feſtung erwies.

Nach der Tafel fand ich den rechten Moment, meinem Gönner den wahren Hergang der Sache zu entdecken. Zu ſeiner Ehre will ich bekennen, daß ihm der Spaß doch etwas über den Spaß war; er bezeigte nicht geringe Luſt, ſelbſt den Häſcher zu machen, der mich an die betreffende Behörde auslieferte, allein meine Gutmüthigkeit und ehrliche Offenheit gefielen ihm, und endlich ließ er ſich herab, die Karten des Spiels in ſeine Hand zu nehmen. Wir verabredeten, wie die Sache zu „vertuſchen“ ſei. „Ein Wort, ein Mann!“ ſagte mein Bramarbas, „ich habe einmal vor allen Leuten dem Candidaten mein Wort gegeben, und nun ſoll er auch die Pfarre haben, es mag nun Dieſer oder Jener ſein. Ein alter Narr, wie ich, muß auch noch auf ſeine alten Tage einen Tanz mitzumachen verſtehen. Uebrigens, wie Sie mir ſagen, Herr Lieutenant, iſt ja Ihr

Teufelsbraten von Candidat wirklich ein ganz tüchtiges Subjekt und noch dazu in Nöthen, wo ihm geholfen werden muß.“ Ich beſtätigte alles Beides.

Mein Burſche brachte mir unterdeſſen die Nachricht, daß der Candidat glücklich entſchlüpft ſei, nachdem er vor dem Dorfe noch ein Abenteuer zu beſtehen gehabt. Nämlich ein befreundeter Offizier unſers Regiments kam des Weges daher und rief ſeinem Cameraden zu, ein paar Worte mit ihm über irgend einen gleichgültigen Gegenſtand zu wechſeln; mein Candidat jedoch meinte, es ſei nichts Geringeres, als eine ſofortige Arreſtation zu befürchten, und lief feldein, um ſich hinter einem Heuhaufen zu verſtecken. Mein Reitknecht konnte nicht genug das Komiſche der Verwunderung des Offiziers bei Anblick dieſer Flucht anpreiſen. Ich war etwas ärgerlich, denn ſo viel mir bekannt, hatte noch Niemand meine Uniform auf der Flucht geſehen; heimlich bat ich meinem ehrlichen Pallaſch den Schimpf ab, den ich ihm angethan.

Der Verlauf der Sache war ein günſtigerer, als ich und meine Schützlinge und Mitverſchworene hoffen konnten. Der Prinz that einen Fall mit dem Pferde, lag alſo Monate lang krank, und ſomit wäre doch jetzt nichts zu machen geweſen. Mittlerweile hatte ſich für Rieckchen ein ſehr reicher Banquier gefunden, ein alter Jude, der durch Wuchergeſchäfte ſich ein koloſſales Vermögen erworben, der den Haß und die Verachtung der halben Stadt auf ſich geladen hatte, was aber, wie man ſich denken kann, durchaus nicht hinderte, daß Papa Lorberg mit tauſend Freuden ſeine Tochter ihm zum Weibe gab. Rieckchen ſelbſt tanzte und hüpfte mit großem Muthwillen in dieſe Ehe hinein. Der Gedanke, Frau Commerzienräthin zu heißen, eine Equipage zu beſitzen und eine große Menge Flitterkram und Putz an ſich zu hängen, machte, daß ihr vor Freude ſchwindelte. Ich beſuchte natürlich nicht mehr das Haus, denn wenn es mir auch von Papa Lorberg nicht feierlich unterſagt worden wäre, die Schwelle dieſes „Palaſtes der Jugend" zu überſchreiten, was hätte mich dahin führen ſollen, da das einzige liebenswerthe und edle Weſen in dieſen Räumen nicht mehr zu finden war? denn Evchen getraute ſich noch nicht in ihre väterliche Wohnung zurück, und weilte noch bei den Neuvermählten. Die kleine Züchtigung, die ich der boshaften niedlichen Hexe Rieckchen zugedacht hatte, fand nunmehr ihre wohlgelungene Ausführung. Ich hatte ein Dutzend tüchtiger Subjekte unter meinen

Soldaten ausgeſucht und ihnen ein Lied einſtudirt, nebſt Tanz, und Beides ſollten ſie am Vorabend des Hochzeitstages vor dem Hauſe des Brautpaars executiren. Das Poem ſelbſt war nicht ſehr tiefſinnig und geiſtreich, allein es erfüllte ſeinen Zweck; auch Muſik und Tanz waren äußerſt beſcheidene Erfindungen meines Talents. Da der alte Bräutigam Habakuk Hirſch hieß, fing das Lied an:

Haba-haba, Kuk-Kuk!
Kuk-Kuk — haba-haba
Hirſch! —
Haba-haba, Kuk-Kuk!
Habakuk — Habakuk! Kuk-Kuk!
Haba-haba!

Die zwölf Burſchen, als langbärtige, langröckige polniſche Juden verkleidet, ſangen obiges Lied in einer näſelnden eintönigen Melodie, indem ſie ſich, rund im Kreiſe angefaßt, herumdrehten, und der dreizehnte, im Kreiſe ſtehend und auf einem Bein hüpfend, immer das Wort „Hirſch!“ rief, und dazu mit einem Klapperblech einen lauten, ſchrillenden Ton von ſich gab. Das Charivari machte ſich vortrefflich. In der Stille der Mondſcheinnacht, in der breiten und einſamen Wilhelmsſtraße, die ſchwarzen dünnen Geſtalten mit ihren langen, flatternden Ziegenbärten ſich ſchwingen zu ſehen, und in der Mitte der Einzelne, der immer hoch aufhüpfte, indem er ſein Wort rief, war komiſch und phantaſtiſch zugleich. Nicht fünf Minuten vergingen, ſo füllte ſich die Straße und namentlich der Platz vor dem betreffenden Hauſe mit Menſchen, die laut ihren Beifall durch Lachen, Ziſchen und Pfeifen zu erkennen gaben. Die Berliner Straßenjugend iſt für ſolche Art Späße, die zugleich eine Art Volksjury bilden und der öffentlichen Meinung eine Stimme geben, äußerſt empfänglich, und noch lange Jahre ſpäter war mein Lied und meine Compoſition Eigenthum des Publikums. Meine kleine Hexe, die mich ſo artig verläumdet und ihr Mögliches gethan hatte, daß mein Plan ſcheitere, konnte in ihrem glänzenden Wagen, zur Seite ihres Herzallerliebſten, keine noch ſo geringe Strecke Weges zurücklegen, ohne daß ſie dieſes, ihr ſo ominöſe Spottlied hinter ſich gehört, wodurch ihr die Freude, wie man ſich denken kann, gewaltig verbittert wurde. Sie forſchte nach und errieth ſo ziemlich richtig, von welcher Seite her ihr dieſe kleine erheiternde Aufmerkſamkeit geſpendet worden.

So endete ſich mein Gaſtſpiel, das ich im Hauſe Lorberg gab. Der Alte ſtarb bald nachher. Mit Evchen blieb ich in fortwährendem Verkehr, ſie war und blieb mir eine edle Schweſter und Freundin.

Von einem kleinen Capital, das ſie ſich gerettet hatte, lebte ſie unvermählt, denn der Mann, den ſie liebte, ſtarb, und gab der Schweſter noch ab, die in ihrem Haushalt, trotz deſſen, daß der Candidat die Pfarre erhielt, dennoch nicht recht auf einen grünen Zweig kam. Die Karlinska entzweite ſich noch zu guter Letzt mit ihrem Protector, entlief ihm, indem ſie ihn faſt um die Hälfte ſeines Vermögens beſtahl. Als der Beſtohlene ihr mit Verfolgung drohte, drohte ſie ihm wieder mit einem Criminalprozeß. Vater Lorberg war klug genug, unter dieſen Umſtänden den Kürzeren zu ziehen. Mama Lorberg verlor ſich, im wahren Sinne des Wortes, ſpurlos. Ihre nächſten Angehörigen wußten nicht, wo ſie geblieben war. Ein Funken ihrer früheren beſſern Natur glimmte jedoch in ihr fort, ſie raubte nichts aus dem Hauſe, wo der Mann wohnte, der ihre Jugend vergiftet und ihr Glück gemordet hatte.

Lob. Ich will zugeben, daß wir dieſe Zurechtweiſung verdienten, aber womit haben wir den kleinen hölzernen Tanz verſchuldet, zu dem Sie die natürliche Anmuth und Grazie Ihres Körpers zwangen und mit dem Sie offenbar unſern frivolen Weltſinn züchtigen wollten. Von der Muſik mag ich nicht ſprechen, denn ich will lieber mein Ohr anklagen, falſch gehört zu haben, als zugeben, daß ſo unſchöne Töne aus ſo ſchönem Munde kamen. Genug, reizende Prinzeſſin, Sie ſind uns Allen ein Räthſel. Ein beſcheidener Forſcher ſteht vor Ihnen, geben Sie ihm gütigſt einige Andeutungen, die ihn in den Stand ſetzen zu errathen, welches Götterantlitz hinter der bizarren Maske verſteckt iſt."

Das Abenteuer mit der Maske.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich an jenem Redouten-Abende, wo ich die erſte Bekanntſchaft Evchens und der Lorberg'ſchen Familie machte, von einer Maske, die in die hochmüthige und prangende Hülle der Jungfrau, die Frankreich errettete, ſich kleidete, ein Briefchen zugeſteckt erhielt, und ich will jetzt, da ich die vorige Geſchichte abgewickelt habe, an die Erzählung dieſes Abenteuers gehen, das mit den vorigen Ereigniſſen immer gleichen Schritt hielt, wobei jedoch eine Begebenheit mit der andern nichts zu thun hatte, weshalb ich ſie denn beide geſondert dem geneigten Leſer vorführe.

In dem Briefchen, das ich erhielt, ſtanden die Worte:

„Kleiner Offizier!

Deine hübſchen Zähne, Deine dunkeln Augen, in denen ſo viel Gutmüthigkeit und luſtige Laune liegt, Deine rothen Lippen und Dein Grübchen in der Wange haben mich begierig gemacht, einen Zug, der Deinem Geſichte bis jetzt gefehlt, hineinzubringen, nämlich den Ausdruck von Zärtlichkeit, der Deinem Lärvchen ganz gut ſtehen wird. Willſt Du mir dazu behülflich ſein, ſo wird man Dir einen zweiten Zettel einhändigen, auf dem meine Wohnung und die Stunde, in der ich zu ſprechen bin, bemerkt ſind.

Adieu kleiner Offizier."

Ich nahm der Jungfrau das zweite Briefchen ab, und da ich an dem mir bezeichneten Tage gerade Dienſt hatte, ſchrieb ich in aller Eile auf die Rückſeite des zweiten Billets, daß ich am Tage darauf zur bezeichneten Stunde nicht auf mich würde warten laſſen. Chevalerie, dem ich gerade begegnete, als ich am andern Morgen ausging, theilte ich nur im Allgemeinen dieſe Invitation mit. „Nehmen Sie ſich in Acht, liebſter Freund," entgegnete er mir, „hinter dieſem Stelldichein kann eine Spitzbüberei lauern. Es giebt hier in Berlin Damen von allerlei Art, und darunter auch ſolche, die in eigenem Intereſſe, oder im Auftrage Anderer, jungen Männern, die ſie für reich und unerfahren halten, Fallen ſtellen. Haben Sie keine Feinde hier?"

„Ich wüßte wirklich keinen," ſagte ich mit großer Zuverſicht.

„Nun, ſo wagen Sie es immerhin. Thun Sie nur gerade ſo viel Louisd'or in Ihren Beutel, als Sie auszugeben Willens ſind, bewaffnen Sie ſich und ſtellen Sie Ihren Reitknecht auf die Wache. Ich würde gerne mit Ihnen gehen; allein auf heute Nacht gerade, wo meine Frau nicht zu Hauſe ſein wird, habe ich mir einen Spaß beſonderer Art ausgedacht.“

Ich dankte ihm für ſeine gute Abſicht und noch beſſern Rath, und machte mich, als es dunkel wurde, auf den Weg. Ich mußte ziemlich tief in den Thiergarten hinein, und nachdem ich eine Menge Statuen und Boskets paſſirt hatte, gelangte ich in die Gegend des „Hofjägers“ und dort entdeckte ich endlich, von dem großen Fahrwege abwärts, an dem Ufer eines Teiches liegend, ein unſcheinbares Häuschen, das die Nummer trug, welche mir bezeichnet war. Eine Laterne brannte in einiger Entfernung, allein mit ſo mangelhaftem Scheine, daß ſie mehr über die Beſchaffenheit der Gegend in Zweifel ſetzte, als darüber Aufklärung gab. Es hatte geregnet und tropfte noch von den Zweigen, dabei war der kleine Pfad, der zum Häuschen führte, glatt und ausgetreten. Wie ich mich dem Stamm einer Birke nähere, bemerke ich einen Klingelzug daſelbſt angebracht und ſogleich ſetze ich ihn in Bewegung. In der Einſamkeit und Stille der Nacht ſchallt der Ton mit eigenthümlichen Schwingungen; faſt zu gleicher Zeit öffnet ſich die Thüre der Hütte und eine Geſtalt mit einem Licht, vor deſſen Flamme ſie die Hand hält, erſcheint auf der Schwelle. Die Gebüſche rund umher erhalten einen hellen Goldſchimmer und die Nacht erſcheint noch zwiefach verfinſtert. Meinem Reitknecht hatte ich befohlen, am Anfange des Pfades ſich aufzuſtellen und die Hütte, ſo wie beſonders die zwei Fenſter im Auge zu behalten. Fand ich es für nöthig, ſo konnte ich vom Fenſter aus ſchnell ihn herbeirufen.

Ich muß geſtehen, Chevalerie's Worte kamen mir jetzt als eine ſehr paſſende Warnung in den Sinn. In einer ſo miſerablen Hütte konnte ſich unmöglich ein irgend anſtändiges Abenteuer verbergen; allein es war nun zu ſpät, um umzukehren. Die ungewöhnlich große Frauensperſon, die mir zum Willkommen entgegengeſchickt worden war, und die ich etwas zweifelhaft fixirte, weil ich glaubte, es ſei ein verkleideter Mann, nahm mit großer Höflichkeit mir den Mantel ab, und nöthigte mich, in ein Vorgemach zu treten. Bei dem erſten Schritte hierhinein war ich überraſcht. Hier war nichts von Armuth oder Unordnung zu bemerken; ein allerliebſtes kleines Boudoir, mit Sammet-Tapeten, Teppichen und bequemen Fauteuils, zeigte ſich meinem Blicke. Ein Abendeſſen ſtand auf dem Tiſche, der mit Silber und Kryſtall bedeckt war, und in dem Kamin brannte ein Feuer. Silberne Armleuchter, unter Blumenvaſen vertheilt, goſſen eine ſchöne Helle in dieſen behaglichen Raum aus, indem ſie zugleich ein halbes Dutzend Gemälde an den Wänden beleuchteten, die reizende und die Sinne kitzelnde Gegenſtände darſtellten.

So laß ich's mir gefallen! dachte ich und nahm auf einem der Lehnſtühle Platz, nachdem ich meinen Säbel und ein Taſchenpiſtol, das ich mitgenommen, in eine Ecke am Kamin niedergelegt, wo ſie von dem Schatten, den die Conſole warf, verdeckt wurden. Ungefähr fünf Minuten ſaß ich ſo einſam und hörte die Melodieen einer Spieluhr an, die über meinem Kopfe an der Wand ihr Weſen trieb. Endlich hörte ich leiſe Schritte; im Hintergrunde des Cabinets öffnete ſich, völlig geräuſchlos, eine doppelte Thüre, und in dem Rahmen der Thüröffnung, beleuchtet von dem Licht der vielen Kerzen, ſah ich eine mehr kleine als große Geſtalt, in ein weißes, dünnes, faltiges Gewand gehüllt und mit einer ſchwarzen Halbmaske vor dem Antlitz. Ich erhob mich und ging meiner räthſelhaften Wirthin entgegen. Bald fühlte ich ihre kleine, ſchöne Hand in der meinigen. Wir ſetzten uns, und ich mußte es leiden, daß ſie wohl ein paar Minuten hindurch mich, ohne ein Wort zu ſprechen, vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete und dabei lächelte.

„Wie gefallen Dir die Damen der Reſidenz,“ hub ſie endlich an, indem ihr Ton Verſchmitztheit und Laune ausdrückte, „die es ohne Umſtände wagen, diejenigen Männer, die ihnen gefallen, zu ſich einzuladen?“

„Wenn ſie Dir gleichen, Maske,“ entgegnete ich, „ſo kann man ſich's ſchon gefallen laſſen.“

„Wenn ſie mir gleichen?“ rief ſie lebhaft. „Du haſt mein Geſicht nie geſehen, und wirſt es nie zu ſehen bekommen.“

„Ich ſehe genug davon,“ ſagte ich in eben dem Tone, „um aus einem Theile auf das Ganze zu ſchließen. Zu einem ſolchen Mund paſſen keine häßlichen Augen, und eine ſolche Hand bürgt mir, daß Liebe und Grazie den übrigen Körper überwachen.“

Sie ſchwieg wieder, und ſah mich an.

„Man hat Dich mir als einfältig geſchildert,“

hub ſie wieder an, „allein ich ſehe, Du biſt es lange nicht genug.“

„Wie meinſt Du das, Maske?“ fragte ich frappirt.

„Man hat mir Deine früheren Abenteuer geſchildert; ich habe daraus geſehen, daß Du bei Frauen Dein Glück nicht zu machen verſtehſt, oder mit andern Worten, nicht den Vortheil ziehſt, den Du ziehen könnteſt, wenn Du es anzufangen wüßteſt, die Leidenſchaften der Frauen zu Deinem Vortheil auszubeuten.“

„Und daraus ſchloſſeſt Du, Maske, daß ich einfältig ſei?“

„Allerdings.“

„Und weshalb bin ich Dir jetzt doch nicht einfältig genug?“

„Weil ich bemerke, daß Du mit Vorſicht handelſt, und ſogar Deine Waffen mitgebracht haſt. (Sie zeigte hierbei in den Winkel am Kamin.) Du mußt alſo die Welt doch nicht mehr mit ſo offenen Kindesaugen anſehen, wie Du's früher gethan, und wie ich ſo ſehr gewünſcht hätte, Du thäteſt es noch.“

„Du liebſt alſo die einfältigen Männer, Maske?“

„O über alle Maßen. Nämlich, verſteh mich recht, das, was ich einfältig bei einem Manne nenne. Andere würden es Jugend, Unerfahrenheit, Friſche nennen; ich nenne es Einfältigkeit. Denn unſere Herren aus der großen Welt ſind frühzeitig ſchon ſo weiſe und vorſichtig, ſo abgenutzt und klug, daß wir, die wir ſo gerne verwüſten und verderben, nichts mehr an ihnen zu verwüſten und zu verderben finden.“

Ich lachte laut auf, und ſie lehnte ſich ganz auf ihrem Stuhle zu mir herüber, um mich mit Vergnügen anzuſehen.

„Alſo Du willſt mich verderben?“ fragte ich.

„Bis auf den letzten Faden, kleiner Offizier. Ich ſage Dir im Voraus, daß Deine Waffen Dich vor mir nicht ſchützen werden, und daß ich lange nicht ſo albern bin, wie die bewußte Wittwe, Dich ſo leichten Kaufs frei zu geben.“

„Du biſt eine allerliebſte Jungfrau?“

„Was ſoll das heißen?“

„Nun, haſt Du nicht als Jungfrau von Orleans mir zuerſt das Glück Deiner Bekanntſchaft gegeben?“

„Du irrſt; das war eine Perſon, die in meinem Auftrage handelte.“

Der Stolz, mit dem ſie dies ſagte, und der kleine Anflug von Empfindlichkeit, der um ihren hübſchen kleinen Mund zuckte, zeigten mir, wie arg ich gefehlt, ihre Geſtalt mit der großen, ungraziöſen Figur zu verwechſeln, die in dem Goldblech-Panzer ſteckte.

„Ich habe Dir Unrecht gethan, ſchöne Maske,“ ſagte ich.

„Ja, das haſt Du,“ rief ſie. „Es iſt ebenſo, als wenn ich Dich, der Du ſehr gut reiteſt, wenn Du einmal zu Pferde vor meinem Fenſter vorbeipaſſirteſt, mit einem Deiner Cameraden verwechſeln wollte. So wie Du ſtolz biſt, und mit Recht, daß Du beſſer reiteſt, als Dieſer oder Jener, ſo habe ich die Meinung, meine Figur und meine Erſcheinung ſei etwas beſſer und intereſſanter, als die Figur und die Erſcheinung von dieſer oder jener Frau.“

„O ich bin auch weit entfernt, Dich irgend einmal mit einer Andern zu verwechſeln.“

„Meinſt Du?“

„Gewiß. Und um ganz ſicher zu ſein, ſo nimm Deine Larve ab.“

„Dann wäre es freilich kein Verdienſt,“ rief ſie lachend. „Aber wir ſehen uns, wenn wir uns ſehen wollen, nur hier und nirgends anderswo, alſo werde ich Dein Forſchertalent nicht weiter auf die Probe ſtellen.“

„Aber ich — ich werde Dich überall ſuchen!“

„Das wird, wie geſagt, unnütz ſein, denn Du wirſt mich nicht finden.“

„Und wenn ich Dich finde? Ich werde Dich im Kreiſe der ſchönen und eleganten Frauen ſuchen, die den Hof umgeben.“

„Wie indiscret! Wenn ich dort zu finden wäre, meinſt Du, ich würde es Dir ſagen? Aber Du findeſt mich weder bei Hofe, noch ſonſt wo. Gieb Dir keine Mühe. Was liegt Dir auch daran, was ich in der Welt vorſtelle? Wenn ich nur Deine gute Freundin hier bin, ſo kann ich außerhalb dieſer Räume immerhin Deine Feindin ſein.“

„Alſo hier willſt Du meine gute Freundin ſein, ſchöne und ſchlaue Maske!“ rief ich und ſchlang meinen Arm um ihre volle und doch ſo graziöſe ſchlanke Taille. „Gieb Acht, ich bin ein eigennütziger Freund, ich will nicht mit Freundſchaftsbetheuerungen abgefertigt ſein, ich will Beweiſe.“

„Ach, jetzt haſt Du in Deinem Geſichte ſchon etwas von dem, was ich hineinzubringen wünſchte.“

„Es iſt das Feuer der Freundſchaft! Verbrenne Dich nicht daran, unvorſichtige Maske.“

„Sei unbeſorgt, kleiner Offizier.“

„Du ſcheinſt ſchon zu wiſſen, wie man mit dem Feuer umgeht?“

„Um Gotteswillen!“ rief der Ritter, „wie ſehen Sie aus! Wird Ihnen unwohl, Prinzeß? Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, um Sie ins Schloß zurückzuführen?“

Er machte bei dieſen Worten Miene, ſein Anerbieten auszuführen, als der Gedanke, einen Theil des Körpers eines Mannes berühren zu müſſen, mir meine ganze Beſinnungskraft und meinen vollen Muth wiedergab. Ich wich dem dargebotenen Arme aus und ſagte, indem ich ein leiſes höhnendes Lachen durch meine Worte ſchallen ließ: „Prinz, Ihre Beobachtungen ſind zum Bewundern richtig. Wir ſind überall von Räthſeln umgeben, ſelbſt die vernunftloſe Schöpfung theilt dieſes Mißgeſchick. Ich wurde heute

„Allerdings, das weiß ich. Ich verſtehe es auszulöſchen, wenn es mir unbequem wird.“

„So habe ich Dich gewarnt!“ rief ich, raubte ihr einen Kuß, zog ſie aus ihrem Stuhle zu dem meinigen hinüber und wiegte ſie auf meinen Knieen. Sie machte einige Anſtrengung zu entfliehen. Bei der Gelegenheit löſte ſich einer ihrer Schuhe vom Fuß. Es war der ſchönſte, zierlichſte und kleinſte Fuß und ohne Strumpf. Nie hatte ich noch ein ſolches Meiſterwerk der Natur geſehen! Es trieb mich an, es anzubeten. Ich warf mich auf den Teppich des Bodens und zog dieſes kleine Wunderwerk zu meinen Lippen hinan. Sie machte ſich unterdeß mit meinem Haar zu ſchaffen. Sie wühlte unter den Locken und warf ſie bald hierhin, bald dorthin; dann zog ſie die einzelnen Locken durch ihre Finger und ordnete ſie langſam an die Wange hin. Bei dieſer Gelegenheit glitten ihre Finger an meiner heißen Wange hin, in der das Blut ordentlich pochte. — —

Die Nacht war unterdeſſen ſtürmiſch geworden; gegen Morgen praſſelte ein tüchtiger Regen nieder; meinen armen Burſchen, der nicht gewagt hatte, ſich von ſeinem Poſten zu entfernen, fand ich durchnäßt und hungernd, als ich geſättigt und von den Geiſtern des Weins neu belebt, die ſogenannte Hütte verließ und den Rückzug antrat.

Im Ganzen war ich mit meinem Abenteuer ſehr zufrieden, nur waren mir der Stolz und die große Sicherheit meiner Schönen etwas unbequem. Aber das hinderte nicht, daß ich recht aus dem Grunde in ſie verliebt war und den Tag nicht erwarten konnte, wo ſie mir eine neue Zuſammenkunft zugeſagt hatte. Aus ihren Aeußerungen merkte ich, daß ſie ſehr Vieles von mir wußte, daß ihr ſelbſt mancher ſehr geringfügige Umſtand aus meinem früheren Leben nicht unbekannt war. Dies reizte meine Neugierde ungemein, zu erfahren, wer ſie ſei; allein ich gelangte zu keinem Aufſchluß, ich mochte nun meine Nachforſchungen anſtellen, wie ich wollte. Chevalerie, der mich vielleicht hätte auf eine Spur leiten können' wollte ich nichts geſtehen, weil ich fürchtete, er würde in ſeiner bekannten Manier das Abenteuer an ſich reißen und mir dadurch Unannehmlichkeiten bereiten. Ein zufälliger Umſtand, oder vielmehr eine Perfidie meiner Schönen machte, daß ich ſelbſt daran dachte, Chevalerie zu dem Orte unſeres Stelldicheins zu führen. Die Sache verhielt ſich ſo:

Ganz zufrieden, meinen intereſſanten Handel fortzuſetzen, kam ich — und wenn ich ſelbſt am Ende der Welt geweſen wäre —, wenn ich gerufen wurde. An einer beſtimmten Straßenecke ſaß eine alte Hökerin, die mit Obſt und Blumen handelte; an dieſe war ich angewieſen. Auf dem Boden ihres unſcheinbaren Korbes lag das für mich beſtimmte gefährliche ſüße Früchtchen, nämlich das Zettelchen von der Hand meiner Geliebten, das mir Tag und Stunde beſtimmte. Gewöhnlich verabredeten wir mündlich, wenn wir uns trennten, wann wir uns wieder ſehen wollten. Der kleine Roman hatte bereits in den Herbſt hinein geſpielt, alſo beinahe ſechs Monate. Ich kann verſichern, daß das Feuer bei mir nicht erloſchen war; bei meiner Dame ſchien es aber anders zu ſein. Einſt, wie ich wieder an dem traulichen Plätzchen am Kamin ſitze, und nicht anders glaube, meine Schöne ſitzt neben mir, die aber diesmal ungewöhnlich ſchweigſam ſich zeigt, überkommt mich plötzlich, ich wußte den Augenblick nicht von woher, die entſetzliche Vorſtellung: Halt! du biſt betrogen! Sieh dich vor! — Obgleich die gewohnte kleine weiße Hand in der meinigen lag, obgleich die gewohnte ſchlanke und feine Geſtalt ſich nachläſſig neben mir im Stuhle wiegte, ich hatte dennoch — aber ſo flüchtig, wie der Schein des Blitzes an unſerem Auge hingleitet — etwas zu bemerken geglaubt, was mir gewaltig in den Kopf fuhr. Bei meinem Kuß ſchien es mir, als erſticke ſie einen ganz leichten, kleinen Anfall von Lachen. Nun ſah ich ſchärfer hin, und der hübſche kleine Mund unter der ſchwarzen Maske, ſo ſehr er dem glich, der ſchon oft meine Lippen auf den ſeinigen gefühlt, zeigte ein kaum ſichtbares braunes Fleckchen am rechten Mundwinkel, das jenem — ich wußte das gewiß — gefehlt hatte. Dabei erſchien mir jetzt auch die Farbe des Haares etwas heller, obgleich es ganz auf dieſelbe Weiſe, wie das Haar meiner Dame, nachläſſig im Nacken in einen Knoten aufgebunden war. Der Leſer, wenn er meinen Charakter noch nicht kennt, wird ihn jetzt kennen lernen; er begreift gewiß nicht, wenn ich ihm ſage, daß ich in einen Zuſtand gleichſam von Convulſionen gerieth, ſo wüthend und erbittert war ich. Ich bin, weiß Gott, eine gutmüthige Creatur, aber wo ich ſehe, daß man mich verſpottet und mein ehrliches Vertrauen mit hämiſchem Truge täuſcht, da könnte ich morden, und es würde mir nicht einmal leid thun, gemordet zu haben. So ſehr halte ich auf Treue und Ehrlichkeit in allen menſchlichen Dingen. Jetzt ſaß ich da, wie ein Narr angeführt, und ein wildfremdes Kätzchen war mir und meinen ehrlichen Küſſen als fabelhaftes Unthier untergeſchoben. Mein erſter Gedanke war, nach Mütze und Mantel zu greifen und, ohne ein Wort zu ſagen, fortzugehen; dann kam aber das bischen Mutterwitz, das mich Zeit meines Wallens in dieſem irdiſchen Jammerthale nie verlaſſen hat, mir raſch zu Hülfe, und flüſterte mir in's Ohr: Halt, ſo leichten Kaufes ſoll mir meine treuloſe ſchöne Beſtie nicht fort. Ohne allen Zweifel iſt ſie des Abenteuers ſatt, und ſpielt mir jetzt irgend ein Surrogat unter, im feſten Glauben, ich werde es nicht merken, und ſo vielleicht ganz gemüthlich die Reihe herunter halb Berlin in meine Arme nehmen. Aber warte, Katze, willſt Du mir zeigen, daß Du meiner ſatt biſt, ſo will ich Dir zeigen, daß ich ſchon längſt Deiner ſatt war.

Ganz ſeelenvergnügt über meinen Plan, den ich im Kopfe umherwälzte, ſann ich nur auf ein Mittel, mit Anſtand und ohne daß die Copie meines ſchönen Originals etwas merkte, aus dem Häuschen zu kommen. Das Wetter war höchſt unfreundlich geweſen, ich hatte den ganzen Tag auf dem Pferde mich herumgetummelt und befand mich in der That etwas unwohl, ſo daß ich nicht eben log. als ich, heftiges Kopfweh vorſchützend, frühzeitig aufbrach.

Am andern Morgen ging ich zu Chevalerie und machte ihn, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, zum Vertrauten meines Liebeshandels. Ganz ſo wie ich's erwartet hatte, beſtürmte er mich jetzt mit Bitten, ihn mit der geheimnißvollen Dame bekannt zu machen. Ich widerſtand lange und wollte von keiner Unterhandlung wiſſen; endlich ſagte ich ihm, es könne nur auf ſolche Weiſe eine Zuſammenkunft ſtattfinden, daß die Dame getäuſcht werde und ihn für mich hielt. Darüber war mein ehemaliger Page ganz außer ſich vor Entzücken; er umarmte mich und verſicherte einmal über's andere, er hätte mir nie eine ſo ſchlaue Kunſt, mit den Weibern umzugehen, zugetraut, ſo etwas fiele nur einem ausgelernten Roué ein. „Aber, ſagten Sie mir nicht,“ ſetzte er hinzu, „daß Sie Ihre Unbekannte liebten, und nun wollen Sie ihr abſichtlich einen fremden Mann in die Arme geben?“ — Auf dieſen Einwand, der übrigens ſehr natürlich kam, war ich nicht vorbereitet; ich wollte nicht den wahren Grund ſagen, und einen erfundenen wollte ich auch nicht vorbringen, darum ließ ich ihn über das Motiv meines Handelns in Dunkelheit. Er legte ſich aber ſelbſt ſogleich die Sache zurecht. „Ich kenne das,“ ſagte er ſelbſtzufrieden, „auch die Frauen, die man liebt, will man betrügen; es iſt dies ein Gewürz mehr in der Liebe.“

Wir verabredeten uns nun weiter. Ich benachrichtigte Chevalerie von dem Tage, wo ich meine Maske wiederſehen ſollte, und er hielt ſich zu der feſtgeſetzten Stunde bereit, um ſich mit mir zuſammen hinaus in die entfernte Gegend auf den Weg zu machen, wo unſer myſteriöſer Tempel der Liebe ſtand. Ich habe ſchon bemerkt, daß mein Liebeshandel ſich von dem Winter, wo er anfing, durch den Frühling und Sommer bis in den Herbſt hineingezogen hatte, demnach waren die Abende ſchon früh dunkel, wir konnten unbemerkt ruhig hinausreiten; etwa fünfzig Schritte vom Häuschen ſtiegen wir ab und ließen unſere Pferde in der Obhut unſerer Diener, die zugleich unſere Waffen an ſich nahmen. So ziemlich von demſelben Wuchſe, ich und Chevalerie, hatten wir uns auch völlig gleich gekleidet, und ich hatte dazu nicht verfehlt, einige kleine Details der Rolle, die er ſpielen ſollte, noch beſonders meinem Stellvertreter einzuprägen.

Es ging Alles nach Wunſch. Die Dienerin meldete mir, daß zwei Damen angekommen ſeien; meine Maske hatte alſo ihrer Freundin das Geleite gegeben; wahrſcheinlich wollten ſich Beide in angenehmer Geſellſchaft über mich luſtig machen. Das Rendezvous ging vor ſich. Das Boudoir hatte drei Thüren, die eine war die Ausgangsthür und führte nach dem Vorzimmer und dem Flur, die zweite, eine ſogenannte Tapetenthür, leitete in einen engen Verſchlag, eine Art Alkoven, wo zu Zeiten die Dienerin ſich aufhielt; für gewöhnlich jedoch war dieſe, und ſo auch heute Abend, im Vorzimmer beſchäftigt, indem ſie dort Wache ſtand, nöthigenfalls den Gärtner, einen handfeſten Mann, als Hülfstruppe zu ſich requirirend. Die dritte Thüre bildete den Eingang zu einem ſehr zierlich ausgeſtatteten Kabinet, in dem ein Ruhebett ſtand, und das nur von einer einzigen, von der Decke herabhängenden, äußerſt matt ſchimmernden Lampe faſt ganz in Dunkel gehalten wurde. In dem Alkoven hatte ich meinen Stellvertreter placirt.

Nachdem ich meine Schöne im Boudoir empfangen und mich überzeugt hatte, daß es wiederum die unächte war, wechſelte ich einige Zärtlichkeiten mit ihr und veranlaßte ſie dann, mir in das Kabinet zu folgen, deſſen Eingang nicht durch die Thüre verſchloſſen, ſondern nur durch einen Vorhang verhüllt wurde. Die letzte Zeit hindurch hatten wir immer ausſchließlich das Kabinet und nicht das Boudoir benutzt; es geſchah alſo heute Abend nicht zum erſten Male und konnte deshalb auch nicht auffallen. Kaum war Chevalerie in das Kabinet geſchlüpft, ſo ſetzte ich mich in eine dunkle Ecke, die durch einen Kaminſchirm gebildet wurde, im Boudoir nieder. Wie ich erwartet hatte, geſchah es. Ich hatte noch nicht zwei Minuten geweilt, ſo wurde die Thüre vom Flur aus leiſe geöffnet, und meine verrätheriſche Maske trat ein. Nach einem flüchtigen Blick in's Zimmer, und dieſes leer ſehend, kam ſie vorſichtig lauſchend zum Vorhang geſchlichen und ſtellte ſich in zuhorchender Stellung hin, indem ſie ihren Fächer dabei an's Kinn brachte und einen, ich kann nicht läugnen, ſehr verführeriſchen Ausdruck von Muthwillen und Schalkheit um Mund und Kinn legte. „Halt!“ dachte ich, „Du biſt glücklich, indem Du mich gefangen und betrogen glaubſt; aber warte nur, wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ Ich ließ mein Opfer einige Zeit in ſeinen gemüthlichen und angenehm aufregenden Illuſionen; ich las in ihrer Stellung und in ihrer Miene die Erzählung von den Dingen, die im Kabinet vorgingen, und dieſe Erzählung war auch für mich beluſtigend genug, um den Spaß noch einige Zeit anhalten zu laſſen. Endlich machte ich ihm ein Ende, indem ich fühlte, daß die Erbitterung und das Rachegefühl zu heftig in meiner Bruſt zu wachſen begannen. Wie ich den geringſten Laut hervorbrachte, ein kaum hörbares

Huſten, ſchreckte meine Lauſcherin zuſammen, nicht anders, als wenn ſie die Decke über ſich zuſammenpraſſeln hörte. Ihre Blicke ſchoſſen wie Pfeile in den Verſteck, in welchem ich mich befand, und ſie entdeckten mich, mich, den man im Kabinet wähnte. Es mußte in der That wie eine Geſpenſtererſcheinung wirken. Dabei ſaß ich unbeweglich und ſtarrte mit weit offenen Augen die Unglückliche an, die ſich nicht zu helfen wußte, nicht zu ſchreien und zu rufen wagte und in halbem Schwindel und Ohnmacht ſich an den Kaminſims klammerte. Ich empfand ſchon ein angenehmes Vorgefühl von befriedigter Rache. Jetzt erhob ich mich und trat auf ſie zu. Meine Tritte waren eben ſo lautlos, wie meine Bewegungen. Ein ſtummer Gruß war Alles, wozu ich mich bequemte. Sie zeigte mit ihrem Fächer nach dem Kabinet zu, und ihre zitternden Lippen ſchienen eine Frage zu hauchen, die aber nicht laut wurde. Ich führte ſie in die Fenſtervertiefung. „Mein Gott, wie kommen Sie hierher?“ flüſterte ſie, das bekannte und gewohnte „Du“ plötzlich jetzt aufgebend. Ebenſo den Erſtaunten, aber zugleich den tief von Scham und Reue Niedergebeugten ſpielend, entgegnete ich eben ſo leiſe mit der Frage: „Aber, Maske — was ſoll ich davon denken, Du hier? Und wer iſt im ſich in die Lippen und blickte mich mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke ſeiner dunkeln boshaften Augen an. „Sie ſind doch nicht eine Prüde?“ ſagte er nach einer Pauſe. Als ich nichts darauf antwortete, nahm er wieder das Wort und rief: „Unſere Unterhaltung nimmt eine ſonderbare Wendung, ich kam her, um Ihnen meine Liebe zu erklären, und trotz der ſchlimmen Auſpicien gehe ich auch jetzt noch nicht von dieſem Plane ab. Laſſen wir die epigrammatiſche Richtung fahren und gehen wir in die rein ſentimentale über. Schöne Zephiſe, Ihr Vater wird Ihnen ſchon geſagt haben, welche Abſichten ich hege. Mein Rang berechtigt mich, die Hand nach der mächtigſten Prinzeſſin aus-

Kabinet?" — „Ich habe zu fragen, mein Herr!" rief ſie heftig. „Wer iſt im Kabinet?" — Der ſtolze und hochfahrende Ton, den meine Beleidigerin annahm, verſetzte mich raſch wieder in mein gutes Recht und in die zuſagende Stimmung. Immer noch unterwürfig und reumüthig, ſagte ich: „Ich will bekennen, Maske, daß ein Anderer meine Stelle vertritt!" — „Verräther! mir wagſt Du das zu bieten? Mir, die Dich ſo treu liebte!" — „Tröſte Dich, Maske, gerade ſo treu lieb' auch ich Dich!" — Sie ſchwieg, und ich ſah, wie ſie im Zorn die Lippe biß. — „Wir ſind geſchieden!" rief ſie jetzt. „Schon lange!" entgegnete ich. — „Wie!" rief ſie außer ſich, „ſchon lange?" — „Schon lange," entgegnete ich mit einer Kälte, die mir jetzt noch in der Erinnerung Vergnügen macht. Sie ſtand da und wußte nicht, was ſie erwiedern ſollte, ſo arg ſtritten ſich in dieſem kleinen perfiden Herzen gedemüthigter Stolz und Ueberraſchung. Die getäuſchte Täuſchende! Das fatale „ſchon lange" tönte ihr fort und fort in den Ohren. Ich hatte ganz allerliebſt mein Spiel gewonnen. Sie mußte glauben, ſchon wenigſtens ſeit mehreren Wochen die Düpirte geweſen zu ſein, und dieſer Gedanke brachte ſie zu einer Art Wahnſinn. „Wer iſt im Kabinet?" rief ſie mir mit

Furienblitzen der Augen zu. „Ich will, ich muß es wiſſen.“ „Vergebung, Maske,“ entgegnete ich, „nicht früher, als bis Du mir ſagſt, wer Deine Stelle einnimmt; denn Du wirſt mir zugeſtehen, wenn ich auch den Vorrang habe im Betrügen, Du mir doch nachgefolgt biſt, und ich jetzt — was mich tröſtet — ebenfalls Grund habe, zu zürnen.“ — „Kein Scherz mehr zwiſchen uns, mein Herr!“ rief die Schöne ſtreng. „Sie wiſſen nicht, wen Sie vor ſich haben. Ich verlange zu erfahren, wer der Mann iſt, mit dem ich mich, wider meinen Willen, eingelaſſen.“ — „Und ich möchte die Dame kennen, die —“ „Eine Dame, mein Herr, hat immer Anſpruch auf Discretion.“ — „Und ich, ich ſoll meinen Freund bloßſtellen?“

Während wir unſern Disput noch verlängerten und dabei ſo laut wurden, daß, wenn Jene im Kabinet nicht noch lauter geworden wären, offenbar unſere Gegenwart im Boudoir verrathen worden wäre, öffneten ſich die Falten des Vorhangs, von einer heftigen Hand raſch aufgeriſſen, und ohne Maske vor dem Geſicht, ſtürzt jene Dame, die meine Treuloſe vertritt, in das Zimmer, hält aber raſch, wie ſie mich erblickt, die Hand vor das Geſicht, und unter unverſtändlichen Exclamationen zieht ſie meine Maske mit ſich fort, und beide Frauen verſchwinden durch die Thür nach dem Vorſaal. Dies war das Werk eines Augenblicks.

„Was iſt das?“ fragte ich Chevalerie, der ſich jetzt am Eingange des Kabinets zeigte und die Vorhänge lächelnd von einander gebreitet hielt.

„Das drolligſte Abenteuer von der Welt!“ entgegnete er, „wenn es nicht leider auch zugleich für mich das ärgerlichſte wäre.“

„Sie ſehen nicht danach aus!“ rief ich. „Ihre Miene iſt lächelnd.“

„Ja lächelnd! Weil die Dame errungen hat, was ich ihr ſonſt nie bewilligt hätte.“

„Die Dame? Wer iſt ſie?“ fragte ich.

„Meine Frau,“ entgegnete er mit demſelben kalten und frivolen Lächeln.

„Und Sie haben es gewußt?“

„Teufel! nein! Aber die Frage iſt zu naiv, das nehmen Sie mir nicht übel. Sie ſind entweder ein Kind, oder ein Teufel, lieber Violet.“

„Aber wie können Sie nur glauben —“ rief ich.

„O es giebt boshafte Leute auf der Welt, und ich geſtehe, ich ſelbſt würde mir unter Umſtänden wohl einen Spaß der Art erlaubt haben. Er iſt pikant, das iſt nicht zu läugnen. Alſo Sie haben wirklich von nichts gewußt? Nicht gewußt, daß Ihre Dame — meine Frau — war? — Geſtehen Sie, lieber Violet!“

Meiner Verſicherung glaubte er endlich. „Indeſſen, Ihre Frau Gemahlin wird ſich gefreut haben,“ bemerkte ich treuherzig.

„Den Teufel hat ſie ſich gefreut! Sie iſt in Sie verliebt, ſonſt würde ſie nicht hierher gekommen ſein. Ich glaube, daß ſie es ſchon in Rheinsberg war.“

„Was Sie ſagen!“

„Wie er ſich dumm ſtellt! der Burſche mit den blitzenden Augen und den friſchen Wangen! Nun kommen Sie, hier iſt unſeres Bleibens doch nicht länger.“

„Gerade jetzt,“ rief ich, „iſt unſeres Bleibens hier recht lange, wenn es Ihnen ſo gefällt. Die Damen haben ſich aus dem Staube gemacht, aus demſelben Staube, den ſie uns in die Augen wirbeln wollten, und das Souper iſt bereit, die Champagnerflaſchen warten. Kommen Sie, ſetzen wir uns, und lachen wir die verwünſchten Weiber aus, die ſich ſo gerne die Miene geben, uns zuerſt auszulachen. Ich will auf die Geſundheit Ihrer Frau Gemahlin trinken, und Sie trinken auf die Geſundheit meiner Maske.“

Der Vorſchlag gefiel. Der Aerger Chevalerie's, zwiſchen eine Schnepfenkeule und ein Stück Trüffelpaſtete genommen, mit einem eiskalten Schluck Champagner befeuchtet, ließ ſich ganz bequem hinabſpülen. Was mich betraf, ſo hätte meine genommene Rache mir auch ein hundertmal ſchlechteres Souper als ein vortreffliches erſcheinen laſſen.

„Was werden ſich nun dieſe zwei Weiber unterwegs für Confidenzen machen," hub Chevalerie an; „faſt möchte ich zuhören dürfen."

„Sie werden außer ſich ſein," entgegnete ich.

„Meine Frau nicht ſo ganz," entgegnete er. „Das war ein hübſcher Dank für ein ſchlechtes Präſent. Aber der Schreck, den ſie fühlte, als ſie an der Stimme mich erkannte, trug etwas zu meiner Genugthuung bei. Sie war es übrigens zuerſt, die ſich verrieth; ich hätte nimmermehr etwas geahnet, und war ſelig in meinen Illuſionen."

„Folglich glücklich!" rief ich.

„Ja — und ich glaube, daß dies die einzige Art iſt, wie man in der Ehe glücklich ſein kann."

„Heilloſer Spötter! Haben Sie nicht einſt Ihre Frau abgöttiſch geliebt?"

„Ja, einſt!" entgegnete er phlegmatiſch. „Aber laſſen wir das. Beantworten Sie mir lieber eine

Frage: Kennen Sie denn wirklich Ihre treuloſe Maske nicht?“

„Ebenſowenig wie ich die Bildſäule zu Sais kenne.“

„Aber das iſt ſeltſam! In Ihrer Stelle würde ich jetzt doppelt begierig ſein, ihren Stand und ihren Namen zu erforſchen.“

„Ihre Frau könnte uns behülflich ſein.“

„Sie wird ſich hüten. Die Frauen halten zuſammen; es verräth in ſolchen Haupt- und Staatsactionen Keine die Andere.“

„Da mögen Sie Recht haben.“

„Uebrigens ein nochmaliges Rendezvous werden Sie nicht bekommen. Die Sache iſt jetzt abgethan. Wenn Ihre Maske nicht den Teufel im Leibe hat, ſo giebt ſie ſich mit Ihnen nicht mehr ab. Im Gegentheil, hüten Sie ſich vor ihrer Rache. Es ſcheint nach allen Anzeichen eine einflußreiche Dame zu ſein, wenn's nicht gar die — nun, ich will mir nicht die Zunge verbrennen.“

„Aber ſie hat offenbar mit mir brechen wollen,“ hub ich an.

„Das iſt noch nicht ſo entſchieden. Meine Frau mag ſie dazu gedrängt haben; ſie hat der Freundſchaft dies Opfer gebracht. Später wollte ſie wieder in ihre Rechte treten, und wenn Sie nicht unglücklicherweiſe ſo ſcharfſichtig geweſen wären, ſo wäre ihr's auch geglückt. Die Sache wäre geheim geblieben."

„Und ich der Betrogene!"

„Lieber Freund, daran müſſen wir uns gewöhnen; das ſind wir Alle, Dieſer mehr, Jener weniger. Die Spanier haben ein Sprüchwort: Sieh nur zum erſtenmal den Schleier einer ſchönen Frau im Winde wehen, und du haſt zum leztenmal ungefoppt die Sonne untergehen ſehen."

Wir ſchmiedeten Pläne, meine Maske zu „enthüllen"; mittlerweile wurde es Mitternacht. Es war Zeit aufzubrechen. Sehr wohlgemuth verließen wir das Häuschen, deſſen Schwelle Keiner von uns wieder zu betreten hoffen durfte, und ritten in die Stadt zurück.

Die Buchhändler-Wittwe.

In dieſer Zeit, als ich eben einerſeits mit Evchen und deren Angelegenheiten, kurz mit dem Lorbergſchen Hauſe, andererſeits mit meiner ſchönen Maske alle Hände voll zu thun hatte, kam Emil nach Berlin. Er hatte ſeine Studien in Neuſtadt-Eberswalde vollendet und wollte ſich jetzt die Hauptſtadt anſehen. Die Freude unſeres Wiederſehens war groß. Wir machten uns in gewohnter Weiſe die größten Complimente über unſer Ausſehen, aber diesmal waren die meinigen wirklich ehrlich gemeint; der ehemalige Prinzen-Page hatte ſich zu einem ganz leidlichen Adonis herauscultivirt.

Bei dem erſten Glaſe Wein, das wir mit einander tranken, erinnerten wir uns der alten Zeiten in Rheinsberg.

„Weißt Du noch," rief ich, „wie Du mich zu dem Schlächtermeiſter ſchickteſt und mir die Prügel aufzählen ließeſt, die Du bekommen ſollteſt?"

„Wie ſollte ich nicht? Aber beſinnſt Du Dich noch auf das allerliebſte Jettchen, das mich und manchen Andern zu Thorheiten verleitete?"

„Jettchen — Jettchen! O nun weiß ich's, es war eine Schöne mit Flachshaaren und einem Grübchen —"

„Ei nicht doch; braunes Haar und kein Grübchen, wenigſtens kein ſichtbares."

„O Du Schelm, alſo die unſichtbaren, die kannteſt Du?"

„Das arme Kind iſt nun todt. Der Eſel von Vater, gewohnt, mit ſeinen Kälbern und Schöpſen zu thun, was ihm gefiel, hat auch ſein einzig Kind ſo behandelt, und ſie an einen Schlächter ſeiner Verwandtſchaft vermählt, der das Juwel nicht zu ſchätzen wußte."

„Das heißt, die unſichtbaren Grübchen nicht gehörig beachtete," ſetzte ich hinzu. „Dazu hätte er freilich ſcharfſichtige Schützen, wie Du einer biſt, anſtellen ſollen. Aber erinnerſt Du Dich an den alten Hinkel?"

„Tauſend Donner! und wie wir ihn in ein gewiſſes Kabinet einſperrten!"

„Und ihn nachher in's Gerede brachten mit der alten Moſaik-Platte —"

„Herrlich! herrlich! Es geht doch nichts über die goldene Zeit der Jugend. Aber ſage mir, Du ſiehſt den Marquis öfters?“

„Chevalerie? Ja freilich.“

„Und Ihr vertragt Euch jetzt? Du weißt, er war früher ſo hochmüthig, und ſpäter, als er die von ihrem früheren Manne wieder geſchiedene Prinzeß heirathete, die ſich ihm gleichſam an den Hals warf — ich glaube, ſie hätte ſich Dir und mir eben ſo an den Hals geworfen; denn unter uns geſagt, ſie hatte es einmal auf's Heirathen, ſo oder ſo, abgeſehen, — wurde er noch hochmüthiger.“

„Er iſt es jetzt nicht mehr.“

„Das ſoll mir lieb ſein. Freilich, wir treten ja Alle in ganz andere Verhältniſſe. Wir ſind Männer; wir dienen dem Staate, der Staat dient uns. Du ſollſt mich nur in meiner neuen Uniform ſehen. Auch habe ich ein Abenteuer in Petto.“

„Mein Himmel!“ rief ich, „wieder ein Abenteuer, und ich habe deren ſchon zwei.“

„Du ſollſt mein Vertrauter ſein.“

„Aber beſter Emil —“

„Nenne mich nicht Emil; ich heiße hier nicht Emil von Bergen, ſondern Monſieur Charles de Camaille —“

„Canaille?“ rief ich.

nur irgend einem Ritter unſerer galanten Zeit gebührt, wäre die Fülle weiblicher Jugend und Schönheit. Vor dieſem glänzenden Geſtirn beugt ſich meine Stirne, Stolz und Eigenſinn verkriechen ſich, und ich bin furchtſam wie ein Kind. Dieſe Jugend und Schönheit ahne ich bei Ihnen, Prinzeß, aber ich ahne ſie auch nur. Denn, verzeihen Sie meine Kühnheit, es iſt Ihnen gelungen, beide auf das traurigſte zu entſtellen, Ihre Schönheit durch den geſchmackloſen Putz einer ſechzigjährigen Matrone, Ihre Jugend durch die Larve unnatürlicher Strenge O werfen Sie dieſe Hüllen weg! Laſſen Sie dieſe himmliſche Stimme in ihrem natürlichen Wohlklange, dieſes Auge in ſeinem

„Nicht Canaille, Camaille ſage ich. Einer meiner Vorfahren mütterlicher Seits beſaß in der Picardie ein château de Camaille, wir haben noch Urkunden darüber, und da ich ſterblich verliebt bin in eine Wittwe von der franzöſiſchen Colonie, die ich ſchon in Eberswalde kennen gelernt habe, ſo habe ich mich ihr als Chevalier de Camaille vorgeſtellt, und einige Reichthümer, die ich nicht beſitze, gütigſt ihr zur Disposition geſtellt. Sie aber hat ein ſolides Vermögen, und da ihr verſtorbener Mann Buchhändler und Verleger war, ſo hat er ſich klugerweiſe ein Pracht-Exemplar von einem Weibe zuverlegt, von deſſen Lectüre und Benutzung nun ſein Nachfolger Nutzen zieht.“

„Und dieſer Nachfolger willſt Du ſein?“

„Das iſt noch nicht ſo gewiß. Ich bin noch zu jung zum Heirathen; ich will nur, wie die Förſter ſagen, mir dieſes Wild in's Gehege ſtellen, um es mir bei der Hand zu halten. Eine Wittwe, wenn ſie zärtlich gemacht wird, ſorgt erſtaunlich für die Bedürfniſſe und den Geldbeutel eines jungen Mannes. Ich gebe ihr ein Rebhuhn für ihre Küche und ernte dagegen einen Beutel voll alter Friedrichsd'or für **meine** Küche.“

„Ach, Emil, wo ſind die Zeiten hin, da Du ſo kindlich ſchwärmteſt für Jettchen?“

„Meine Wittwe heißt auch Henriette.“

„Das iſt vielleicht die einzige Aehnlichkeit, die ſie mit einem unſchuldigen Mädchen hat.“

„Was verlangſt Du? Eine Wittwe iſt kein Mädchen. Du ſollſt nur die meinige ſehen. Feurig iſt zu wenig geſagt, ſie iſt glühend, und immer guter Laune.“

„Aber weshalb biſt Du denn Franzoſe geworden?“

„Weil ſie mit keinem Andern, als einem Franzoſen zu thun haben will. In dieſem Punkte iſt ſie eigenſinnig. Ihr Mann war von der Colonie, ihr Liebhaber muß ebenfalls von der Colonie ſein.“

„Ich möchte ſie wohl kennen lernen.“

„Das ſollſt Du auch. Vor Dir, meinem beſten Freunde, habe ich kein Geheimniß. Erinnerſt Du Dich noch, wie wir ſelbſt unſere Weſten gemeinſchaftlich hatten?“

„Oder wie Du vielmehr die meinigen nahmſt, ohne viel zu fragen.“

— — — —

Auf dieſe Weiſe plauderten wir mit einander, indem wir die Schenke verließen und durch die breiten Straßen der Hauptſtadt hinſchlenderten. Noch denſelben Abend brachte mich Emil zu Frau Dubois, die ein artiges Häuschen am Oranienburger Thore inne hatte.

Ich ging bereitwillig auf Emils Einladung ein, ſchon deshalb, weil es mir immerdar eigen geweſen iſt, fremde Verhältniſſe und Zuſtände kennen lernen zu wollen; ſo ſtellte ich mir denn auch die „franzöſiſche Colonie“, von der ich ſchon oft hatte ſprechen hören, gar ſehr der Beachtung werth vor. Sie war es auch. Ich wurde der Wittwe vorgeſtellt, die eine corpulente, aber noch ſehr friſche Dame, nahe an den Vierzigen war, und meinen Herrn Marquis de Camaille ganz beſonders in ihr Herz geſchloſſen zu haben ſchien, und durch dieſe neue Protectorſchaft gelangte ich dazu, ein Hochzeitfeſt in der franzöſiſchen Colonie, wobei der Regel nach nur die Coloniſten zugegen ſein durften, mitzumachen. Man fuhr in ſechs großen Familienkutſchen, der einzelne Wagen zu ſechzehn Perſonen berechnet, nach einem freundlichen Dörfchen, das von der Colonie gegründet und faſt ganz von ihr bewohnt wurde, und welches den Namen „franzöſiſch Buchholz“ führte. Hier machte man Halt, und die Berliner Gäſte vermiſchten ſich mit den Buchholzer Einheimiſchen, um gemeinſchaftlich ein großes ländliches Mahl auf einer Wieſe einzunehmen. Das Brautpaar war natürlich auch dabei.

Mir war es überraſchend, hier gleichſam in der Wirklichkeit einen der alten Kupferſtiche zu ſehen, die in großer Zahl in dem Kabinet des Prinzen zu Rheinsberg hingen, und die Feſte und Tänze in dem Coſtüm der erſten Regierungsjahre Ludwigs XV. darſtellten. Hier ſah ich die Schäferinnen in Reifröcken und mit den üblichen Schäferſtäben, von denen herab bunte Bänder flatterten; hier ſah ich noch die Herren in Atlasröcken und in kleinen, ſonderbar geſtalteten Perrücken, die ſich auf die Grashügel ſetzten und mit den Schäferinnen lieblich thaten. Bei Hofe und in der Geſellſchaft legte man auch Puder auf, aber man trug keine Perrücken mehr, und die Form der Röcke, bei den Herren wie bei den Damen, hatte ſich gänzlich geändert, man fand die Reifröcke und die Perrücken lächerlich. In Rheinsberg, wie ich bereits erzählt habe, hatte ich dieſe alten Trachten noch bei Hofe geſehen, allein lange nicht ſo übertrieben und ſeltſam alterthümlich, wie ſie mir hier vor Augen kamen. Dazu mochte auch noch das gezierte Weſen und die Pedanterie bei den Männern und Frauen dieſer Coterie beitragen: kurz, ich war oft nahe daran, laut aufzulachen, bald über dieſe, bald über jene Gruppe und Figur. Ein alter Herr, der noch den Stutzer ſpielte, und wie ich hörte ein Parfümerie-Händler war, erſchien mir wie aus der alten franzöſiſchen Comödie herausgeſtohlen. Er ging geziert, auf hohen, rothen Abſätzen, hielt die Arme mit ſpitzen Ellenbogen weit vom Körper ab, warf den Kopf tief in den Nacken, trompetete aus ſeiner großen knöchernen Adlernaſe ganz eigene Naſenlaute hervor und nahm öfters mit dem geſuchteſten und lächerlichſten Anſtande eine Priſe aus einer Doſe, auf deren Deckel ein weibliches Portrait prangte. Er hieß Monſieur Gloppin und durfte nie fehlen, wenn es in der Colonie irgend eine Zuſammenkunft von Bedeutung gab. Er war auch der Poet dieſer Feſte, nur wollte man wiſſen, daß er die meiſten ſeiner Gedichte aus dem Almanac des modes abſchrieb. Da er Junggeſell war und reich, ſo hielt noch manche alternde Schöne ihn für einen guten Fang und bemühte ſich um ihn. Als ich ihn zum erſten Mal erblickte, wußte ich nicht, wie ich mich mäßigen ſollte; ich ſah einen alten Geck, in Goldbrokat und Sammet, flatternd, tänzelnd, unter jedem Arm eine Nymphe, auf mich zukommen, ein franzöſiſches Liedchen trällernd. Noch nie war mir eine ſo komiſche Figur vorgekommen. Monſieur Gloppin mochte etwas davon merken, daß ich ihn nicht ganz mit der ihm ſchuldigen Ehrfurcht begrüßte, er warf mir einen wüthenden Blick zu und tänzelte weiter.

Wir lagerten uns im Kreiſe im Graſe. Die Sonne war im Begriff unterzugehen, und es verbreitete ſich eine angenehme Kühlung über die Wieſe. Dies paßte vortrefflich zu unſern Spielen und Späßen. Ich hatte neben mir die zwei Töchter eines Friſeurs, zwei allerliebſte, muntere Kinder, die ſich Mühe gaben, mir die franzöſiſchen Sitten und Gebräuche zu erklären, bis auf das Küſſen, das ich verſicherte, ohne Erklärung zu verſtehen. Es wurde eine Menuette im Freien getanzt, darauf folgte ein Spiel, das man mon oncle cocu nannte, wobei es Küſſe und Schläge gab, Alles unter ausgelaſſenem Gelächter und unter ohrzerreißendem Geplapper und Geſchrei. Endlich kamen die ganz burlesken Späßchen zur Ausführung; die jungen Männer ſtellten Pferde vor, und die Schönen ſetzten ſich auf ihren Rücken, und ſo ging eine ſeltſame Cavalcade in einem langen Zuge den Hügel hinauf und wieder hinab. Dies nannte man „la jument de la reine Jeannette.“ Man kann ſich denken, daß manche Gäule ſich alle erdenkliche Mühe gaben, durch die tollſten Sprünge ihre Reiterinnen abzuwerfen, welches ihnen auch bei einigen, nicht ganz ſattelfeſten, gelang, wo es denn ſchöne Stellungen und Lagen im Graſe gab. Herr Gloppin war, obgleich ein miſerables Pferd, dennoch ſehr geſucht, und eine alte Kokette, Mademoiſelle Flore, ließ ſich triumphirend von ihm herumtragen. Ich nahm meine beiden Mädchen auf meinen Rücken und machte meiner Pferderolle Ehre, obgleich die tollen Hummeln mir derbe zuſetzten.

Bei allen dieſen Scherzen war es tief dunkle Nacht geworden; man zündete bunte Lampen an, und die Geſellſchaft vertheilte ſich, um langſam promenirend vor dem bald zu ſervirenden Souper ſich abzukühlen und Kräfte zu ſammeln für die Freuden der Tafel. Ich hatte Emil bei den Spielen vermißt; jetzt ging ich, ihn aufzuſuchen. Im Hauſe war er nicht, im Garten auch nicht; ich ſuchte ein entferntes Lufthäuschen auf, und als ich die Thüre des Kabinets öffne, ſah ich ihn und die Wittwe, ſie nicht auf ſeinem, ſondern er auf ihrem Schooße. Leiſe ſchloß ich, ohne bemerkt zu werden, die Thüre. Bald darauf ſah ich ihn den Gang hinab kommen. „Da biſt Du ja!“ rief er mir zu. „Mein Himmel, wo haſt Du denn geſteckt; ich habe Dich nicht bemerkt.“ „Ja, ich glaub's,“ entgegnete ich lachend; „von der Loge, die Du einnahmſt, haſt Du das

Schauſpiel nicht überſehen können.“ „Welche Loge?“ fragte er. Da ich nicht antwortete, ſetzte er hinzu: „Du haſt gewiß wieder allerlei Arges im Sinne; aber ſo ſeid Ihr Großſtädter! Kommt einmal eine Unſchuld vom Lande, ſo müßt Ihr ſie ſogleich verläumden und niedertreten.“ „Die arme Unſchuld!“ rief ich; „aber ſage mir aufrichtig, biſt Du nicht wirklich etwas zu ſchwer für die Frau?“ — „Ja, ſo!“ drohte er; „alſo gelauſcht! Doch meinethalben, Du ſiehſt daraus, welch ein ſchönes Verhältniß zwiſchen mir und Frau Dubois herrſcht, die da immer behauptet, ſie könne meine Mutter ſein; und in der That, ſie handelt auch ganz nach dieſem Ausſpruch. Wenn ich etwas wünſche, was, wenn ich's erlangte, mir nachtheilig ſein würde, ſo ſagt ſie: Mein Kind, Du wirſt Deine Mama betrüben, wenn Du auf Deinem Willen beſtehſt, ſei artig und fügſam und mache Deiner Mutter keinen Kummer!“

„Und Du biſt alsdann artig und fügſam?“

„Und wie ſollte ich nicht? Nach jedem ſolchen Streit ſind wir dann immer noch beſſere Freunde, wie zuvor, und ich finde, wenn ich nach Hauſe komme, in ein Papier ſorgſam eingewickelt, ein paar Friedrichsd'or in meiner Weſtentaſche.“

„Die gute Mutter!“

„Du ſiehſt alſo, daß unſer Verhältniß das unſchuldigſte von der Welt iſt.“

„Ja, ich ſehe es.“

„Nun, und wie gefällt Dir die Colonie?“ Auf meine Antwort, daß ſie mir ganz gut gefalle, rief er: „Und Du gefällſt ihr ebenfalls. Schon haben mich mehrere Herren ſowohl wie Damen nach Deinem Namen gefragt und mir geſagt, Monſieur le Chevalier de Camaille, ihr Freund iſt, obgleich ein Deutſcher, ein Mann von guter Lebensart und von muntern Sitten. Er iſt weder ſo ſchwerfällig, noch ſo plump, wie ſonſt die Deutſchen zu ſein pflegen.“

„Und dieſe Impertinenz haſt Du auf unſerer Nation ſitzen laſſen?“

„Lieber Freund, hier bin ich nur Franzoſe. Du begreifſt, daß der Chevalier de Camaille eine Bemerkung höchſt gleichgültig hinnehmen muß, über die der Herr von Bergen ſich erzürnen müßte. Dieſe Leute ſind Gebieter und Herren auf ihrem Boden, den ſie ſich durch den Fleiß und die Verdienſte ihrer Vorjahren rühmlich erworben haben. Sie haben ihre eigenen Gerichtshöfe, ihre Geſetze; der Aelteſte in der Colonie, der Patriarch, iſt eine Art König und ſteht zu dem König von Preußen in einem Verhältniß, faſt wie ein Souverain zum anderen.

Man kann nichts Stolzeres und Unbeugſameres ſehen, als dieſe kleine Colonie, die das alte, fröhliche und mächtige Frankreich hier hoch im Norden, in den Sandſteppen der Mark, vertritt.“

„Haſt Du dieſe Lobſprüche auch von Deiner Mama gelernt?“

„Meine Mama denkt und fühlt noch zu ſehr als Deutſche; dies wird ihr von vielen Seiten her zum Vorwurf gemacht. Aber ein liebevoller und doch zugleich feuriger Charakter, wie ſie iſt, acclimatiſirt ſie ſich gern mit dem Lande und den Sitten, wo ſie gerade lebt.“

Wir bemerkten einen alten Herrn jetzt auf uns zukommen.

„Dies iſt Herr Picard!“ murmelte mir Emil zu; „er hat mir geſagt, daß Du ihm ganz beſonders gefalleſt, und daß er Deine Bekanntſchaft zu machen wünſche. Es iſt der reiche Inhaber einer Porzellanfabrik, dabei ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, der große Reiſen gemacht hat.“

Herr Picard trat auf uns zu, und mein Begleiter ſtellte mich ihm vor. Der alte Mann, obgleich vom Alter tief gebeugt, ſah mich mit klugem, friſchem Blick an, und die Hand, die ich ihm reichte, ſchüttelte er herzhaft. Dies gefiel mir ungemein. Ich bin ſogleich ſchränkten Arme auseinander zu zerren, wahrſcheinlich in der ruchloſen Abſicht, um ſie mit ſeinen Küſſen zu bedecken. Ich ſah mich in der Verzweiflung und äußerſten Angſt meines Herzens um, ob Niemand käme, meine Tugend zu beſchützen, ich rief die Fee Preziöſe um Beiſtand an, und wahrſcheinlich gewährte ſie ihn mir auf der Stelle, denn ich fand den Muth, folgende Worte dem Nichtswürdigen zuzurufen: „Fort, Ungeheuer! Keinen andern Namen verdienen Sie, laſterhafter Prinz, fort aus meinen Augen! Zulange ſchon beleidigt mich Ihre Nähe. Vernehmen Sie, daß ich Alles haſſe, was Mann heißt, daß ich eher des ſchimpflichſten Todes ſterben will, als einwilligen, in die leiſeſte Berührung mit gewonnen, wo ich ein redliches und offenes Weſen mir entgegenkommen fühle. Es verging auch keine halbe Stunde, ſo waren Herr Picard und ich die beſten Freunde. Emil verließ uns alſobald, und in einem der Laubgänge auf und ab wandelnd, ſprach ich mit dem Fabrikanten über tauſend verſchiedene Dinge mit dem allerlebendigſten Intereſſe. In jedem Ausſpruche des Alten prägten ſich Klugheit und Güte zugleich aus, und die Weiſe, wie er meine Bemerkungen hinnahm, die doch ſicherlich keine Salomoniſchen Weisheitsſprüche waren, zeigte ſich der Mann, der innerlich jung ſich erhalten hat, darum mit der Jugend auf die rechte Weiſe umzugehen verſteht, ſo daß er ſie belehrt und erhebt, während es das Anſehen hat, als gewönne er das größte Vergnügen in dieſem Verkehr. Es war der liebenswürdigſte alte Franzoſe, den ich in meinem Leben kennen gelernt. Sein Andenken wird mir ewig heilig bleiben. Als die Geſellſchaft ſich trennte und das Feſt zu Ende war, kam er nochmals auf mich zu und ſagte: „Mein Herr, wenn Sie einmal eines Freundes bedürfen ſollten, ſo kommen Sie ohne Umſtände zu mir.“ — Ich mußte ihm dies Verſprechen geben. Er gab mir eine Karte, auf der ſeine Wohnung und die Stunde, in der er zuverläſſig zu Hauſe zu finden war, bemerkt ſtand.

Damals ahnete mir nicht, daß ich jemals würde in die Lage verſetzt ſein, die Hand, die dieſer gute Alte mir entgegenhielt, als eine rettende und helfende zu ergreifen. Leider fand ſich gar bald und unerwartet dieſe Nothwendigkeit.

Ich habe dem Leſer dieſe Epiſode mit Emil und der franzöſiſchen Colonie hier eingeſchoben, weil deren Erwähnung mich in meinen beiden andern Berichten geſtört haben würde; eigentlich bin ich jedoch mit dem Leſer ſchon an dem Ausgange des Jahres angelangt, während jene Epiſode noch mitten im Sommer ſpielt. Ich war bis zum Bruch meines Verhältniſſes mit der Maske gelangt, und hier iſt es nun auch, wo ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehme.

Drei Wochen waren vergangen, nachdem ich in jener Herbſtnacht das Häuschen, das uns bis jetzt zum Schauplatz unſerer Rendezvous gedient, verlaſſen hatte. Ich hatte nichts gehört und geſehen von meiner Unbekannten; allein ſie ſorgte dafür, daß ich bald etwas von ihr hören ſollte, obgleich ſehr indirect, und gleichſam wie eine rachgierige Göttin hinter ihrer Wolke blitzend.

Der Chef meines Regiments ließ mich eines Morgens zu ſich beſcheiden. Ich kannte ihn als einen Mann, der nicht ſtreng im Dienſte, auch ſonſt in ſeinen Lebensverhältniſſen gern Jeden gewähren ließ und überall darauf bedacht war, fünf gerade ſein zu laſſen. Gegen mich war er ſtets freundlich und ſogar zutraulich geweſen; um ſo mehr war ich daher erſtaunt, ihn bei meinem Empfang ſtreng, mürriſch und in einem hochtrabenden Tone als Chef und Vorgeſetzten mit mir ſprechend zu finden. Für den Augenblick wußte ich nicht, wie ich mir dies zuſammenreimen ſollte, nichtsdeſtoweniger wartete ich ruhig den Ausgang ab.

Entſcheidende Wendung meines Schickſals.

„Ich habe den Auftrag," hub mein Chef an, „mich nach Ihrer Familie zu erkundigen, Lieutenant von Violet."

„Nach meiner Familie, Excellenz?"

„Ja, nach Ihrer Familie, oder vielmehr nach Ihrer Stammtafel. Sie wiſſen, daß Jeder, der bei dem Regimente, dem ich vorzuſtehen die Ehre habe, Seiner Majeſtät dem Könige, unſerem gnädigſten Herrn, den Beweis liefern muß, daß er von adeliger Abkunft iſt und die gehörige Anzahl Ahnen aufzuweiſen hat."

Ich machte eine ſtumme Verbeugung und ſchwieg.

„Nun, wie iſt's?" fuhr der Chef fort. „War Ihr Vater von Adel?"

„Nein."

„Ihr Großvater?"

„Nein."

„Ihr Urgroßvater?"

„Nein."

„Aber Bombenſakerment! Wie kommen Sie mir denn vor? Wer hat Sie zum Offizier gemacht, und wie ſind Sie zu uns gerathen?“ Er lief bei dieſen Worten zornig im Zimmer auf und ab. Obgleich das Blut in mir ſiedete, verfolgte ich doch mit ruhigem Auge und ohne mich zu rühren, jede ſeiner Bewegungen. Es vergingen wohl drei Minuten, ohne daß Einer von uns, wegen zu heftiger innerer Regung, zu Worte kommen konnte. Endlich ſagte ich: „Ew. Excellenz, das iſt der Fehler Derjenigen, die mich zum Offizier gemacht; einſtweilen bin ich es jedoch und verlange die Behandlung, die meinem Stande zukommt.“

Der General ſah mich groß an und ſchien über die Feſtigkeit und Ruhe meiner Worte verwundert. Die urſprüngliche Gutmüthigkeit erreichte wieder die Oberhand in ſeinem ſanguiniſchen Weſen. „Um Gotteswillen!“ rief er und trat gleichſam bittend auf mich zu, „was war denn Ihr Vater?“

„Ein Ehrenmann.“

„Ach, darnach frage ich nicht. Ich meine ſeinen Rang, ſeine Würde?“

„Stallmeiſter.“

Der General wiederholte ganz kleinlaut und zerknirſcht: „Stallmeiſter, vielleicht auch Bereiter, oder ſo etwas! — Aber Sie haben Recht, Lieutenant, Sie haben ganz Recht, es iſt der Fehler Derjenigen, die Sie zum Offizier gemacht. Ich werde mich erkundigen; das Kriegsminiſterium muß die Liſten haben, ich werde nachſchlagen laſſen, und wir wollen ſchon finden, was wir ſuchen. Unterdeſſen, mein Lieber, ſehen Sie ſich raſch nach einem Mittel um, das uns aus der Klemme hilft.“

Ich geſtand, daß ich keines wüßte.

„So können Sie nicht eine Stunde länger Offizier bleiben. Sie müſſen um Ihren Abſchied einkommen. Man hat mir höhern Orts die ſtrengſten Ordres zukommen laſſen. Wenn ich nicht ſelbſt ein Riſico mir auf den Hals laden will, ſo kann ich nicht dulden, daß Sie länger unter mir dienen, das ganze Offiziercorps darf es nicht dulden, die Monarchie darf es nicht dulden, die Geſetze dürfen es nicht dulden.“

„Habe ich mich unwerth der Waffe gezeigt, die ich führe?“ fragte ich kalt.

„Nein, mein Sohn! nein, nein! Ich wüßte wenigſtens nicht; aber Sie hören ja, es iſt die Stammtafel. Wenn man einen Vater hat, und einen Großvater, und nun noch dazu einen Urgroßvater, die —“

„Excellenz, ich werde um meinen Abſchied einkommen."

„Die Geſchichte geht mir gleichwohl im Kopfe herum. Ich begreife, daß dieſer Schlag Sie hart treffen muß. Aber es ſind mir gemeſſene Befehle, gerade in dieſem ſpeciellen Falle zugekommen. Haben Sie Feinde? ich meine, haben Sie einflußreiche, mächtige Feinde, die Sie arg gereizt haben?"

Ich zuckte die Achſeln; im Herzen wußte ich, woran ich war.

„Sie wiſſen keine," fuhr der General fort, „allein dennoch müſſen dergleichen maliciöſe Perſonen vorhanden ſein. Um die Sache kurz zu machen, ſo wiſſen Sie was, ich will Ihnen im Vertrauen und unter der Hand einen Rath geben; aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mich in keiner Weiſe in's Spiel ziehen."

Ich gab das Ehrenwort, und der Rathgeber fuhr fort: „Es giebt hier eine Menge armer Rechtsgelehrter; von einem ſolchen Individuo, dem Sie ein paar Goldſtücke in die Hand ſtecken, laſſen Sie ſich eine Stammtafel machen. Es wird kein Hahn darnach krähen, ob die Väter auf dem Pergament mit denen in natura zuſammenſtimmen oder nicht; kurz, wir haben das Document, zeigen es gehörigen

Orts vor, und ich und Sie und mancher Andere entgehen damit aller Plackerei und Chicane. Das iſt, meiner Treu, das Geſcheidteſte, was Sie thun können.“

„Das hieße meinen Vater verleugnen, Excellenz.“

„Aber zum Teufel! er kann Ihnen doch einmal nichts nutzen, ſo wie er da iſt.“

„Gleichwohl gebietet die Ehrfurcht und die Liebe, die ich ihm ſchuldig bin, daß ich ſeinen Namen hoch halte und ihn nie und unter keiner Bedingung preisgebe.“

„So müſſen Sie fort.“

„Das will ich auch. Nur ein Mittel, die Sache in's Gleiche zu bringen, würde ich vorzuſchlagen mir noch erlauben.“

„Sprechen Sie.“

„Seine königliche Hoheit der Prinz Heinrich wird ein Wort für mich einlegen, ich hoffe es.“

Der General ſah mich mit finſterem Blicke an. „Der kann und will nichts für Sie thun!“ ſagte er kurz und wandte mir den Rücken. Damit war die Unterredung zu Ende, und ich ging, um mein Abſchiedsgeſuch aufzuſetzen. Ich wußte in der That nicht, wo mir der Kopf ſtand. Plötzlich aus guter, ehrenvoller und behaglicher Lage hinausgeſtoßen und auf die Landſtraße geſetzt; dazu dem Hohn und dem Spotte preisgegeben: wie dieſe eine böſe Stunde an meinem Leben zehrte, wahrlich, ich kann es nicht ſtark genug ausſprechen. Ich fühlte mich vernichtet, aus der Gemeinſchaft der Glücklichen ausgeſtoßen, dem Dunkel, dem Elend, der Verzweiflung preisgegeben! Die ganze Nacht brachte ich zu, indem ich mich auf mein Pferd ſchwang und wie ein Unſinniger in den dunkeln Gängen des Thiergartens herumraſete. Am Morgen waren ich und mein Thier halbtodt.

Zum erſtenmale fühlte ich die ſcharfen Klauen des Ungeheuers Cabale in mein Fleiſch ſich einwühlen, zum erſtenmale erkannte ich, welche ungeheure Macht die Geſellſchaft Einzelnen ihrer Mitglieder einräumt, ungeſtraft im Dunkeln zu morden. Wäre meine Natur nicht ſo kräftig geweſen, mein Herz nicht ſo friſch, mein Wille nicht ſo jung, ich wäre dieſem Schlage unterlegen, oder hätte doch, auf immer in meinem Stolze geknickt, fortan ein miſerables Daſein als gedemüthigter Feigling geführt. So aber kam es, gottlob! anders. Ich that den Schwur, mich dieſen Menſchen, die mich eines elenden Vorurtheils wegen aus ihrer Mitte ausſtießen, niemals wieder zu nähern, ſondern wollte unbedingt dem

Stande meines Vaters angehören, durch Arbeit meiner Hände mein ehrliches, tägliches Brot verdienen. Dies konnte keine Schande ſein; aber Schande wäre es geweſen, höllenheiße, ewige Schande, wenn ich nur durch eine noch ſo leiſe Bitte, durch ein halbes Wort um Einlaß nachgeſucht hätte in die Pforte, aus der man mich gewieſen. Sie war auf immer hinter mir zugefallen.

In dieſer Stimmung von Trotz und Schmerz traf ich an dem nächſten Tage auf Chevalerie, dem ich den Vorfall mittheilte. „Das iſt die Maske!“ rief er.

„Das iſt ſie!“ entgegnete ich.

„Ja die Weiber ſind allmächtig an dieſem Hofe!“ bemerkte mein ehemaliger Camerad. „Und Sie müſſen geſtehen, Sie haben Dieſer nicht übel mitgeſpielt. Erſt haben Sie ſie glauben gemacht, daß nicht ſie es war, die Ihnen, mein Herr, den Abſchied gab, ſondern daß ſie ſelbſt ihn früher ſchon von Ihnen empfangen habe, und dann mußte ſie wähnen, bereits mehrmals ſchon in den Armen eines ihr wildfremden Mannes zugebracht zu haben. Welche zwei furchtbare Kränkungen für eine vornehme Meſſaline, die bis jetzt die ganze Männerwelt nach ihrer Laune hat lenken dürfen! Nun plötzlich kommt ein kleiner den ganzen Baumgang ſchallte. Plötzlich wurde er ernſt ich ſah ſein Geſicht, das, ich kann es jetzt wohl geſtehen, wirklich ſehr ſchön war, in dunkeln Flammen erglühen, und mit einer Stimme, die nichts mehr von der vorigen Weichheit an ſich hatte, ſagte er: „Leben Sie wohl, ſtrenge Schöne. Sie wollen mit keinem Manne in Berührung kommen; gebe der Himmel, daß dieſer Wunſch in Erfüllung gehe. Vor meiner Berührung ſollen Sie wenigſtens geſichert ſein.“ Er machte eine ſehr tiefe Verbeugung und entfernte ſich. Ich ſah ihm mit einem mitleidigen Achſelzucken nach.

Mein Vater, als er das Reſultat dieſer Zu-

Offizier aus der Provinz, der ihr dies Recht ſtreitig macht. Ach — da geſtehen Sie —“

„Alſo Sie wiſſen den Namen der Dame?“ fragte ich.

„Ich weiß nichts!“ entgegnete er kurz. „Fragen Sie mich um nichts. Ich ſage Ihnen, es iſt eine Geſchichte, wo man ſich, wenn man ſich unnütz viel mit ihr abgiebt, ein Quartier in Spandau auf die leichteſte Weiſe von der Welt verſchaffen kann. Alſo ſchweigen wir, mein theurer Freund, ſchweigen wir. Seien wir ſo liebenswürdig ſtumm wie das Grab. Das iſt das Beſte, was wir thun können. Sie ſehen, man hat lange Zeit geſpürt, ſich vielfach erkundigt und endlich kein anderes Mittel finden können, Sie zu demüthigen und zu beſtrafen, als dieſes. Laſſen Sie Ihren Feinden aber den Triumph nicht; gehen Sie lächelnd und ruhig vom Schauplatze weg; dann werden es die boshaften Weiber ſein, die vor Aerger platzen. Laſſen wir ſie platzen! Ich wünſchte die meinige wäre mit von der Geſellſchaft.“

Damit hatte ich auch mit dieſem Genoſſen meines ehemaligen Lebens das letzte Wort geſprochen. Wir trennten uns, und er gab mir die Verſicherung, wenn ich ſeiner Hülfe benöthigt wäre, ſolle ich ſie in Anſpruch nehmen; ich gab ihm die Verſicherung, daß ich dies nie thun würde.

„Aber deine Hülfe will ich in Anſpruch nehmen, guter ehrlicher Alter; deine Hand zu ergreifen und ſie feſtzuhalten, kann keine Demüthigung für mich ſein; auf dich mein Vertrauen ſetzen, heißt nicht einer neuen Gefahr ſich ausſetzen!“ — So ſprach ich, als ich die Hand an den Klingelzug legte, der an dem hübſchen, zweiſtöckigen Hauſe angebracht war, das dicht an das große Fabrikgebäude ſtieß und in dem Herr Picard wohnte.

Er nahm mich ganz ſo auf, wie ich es erwartet und gehofft hatte. Ich machte ihn mit dem Grunde bekannt, der mein Ausſcheiden aus meinen früheren Verhältniſſen veranlaßt hatte, ohne ihn jedoch die geheime Triebfeder ſehen zu laſſen, die hier gewirkt hatte. Er hörte mich lächelnd an und ſagte dann: „Möchte es Ihnen bei mir gefallen, lieber junger Freund, und möchten wir recht viele gute und fröhliche Tage mit einander genießen!“

Nach einer Unterredung von einer Stunde war ich als Buchführer bei Herrn Picard angeſtellt. Er unterwies mich in meinem neuen Geſchäft, und ich war lernbegierig und voll guten Willens. So ging es denn nach Wunſch. Eine kleine Wohnung von drei Stuben, mit einer freundlichen Ausſicht auf einen grünen, mit Blumen geſchmückten Platz, wurde mir eingeräumt.

Mein Leben im Hauſe des Herrn Picard.

Es kam mir anfangs höchſt befremdend vor, aus einer lärmvollen Umgebung, in welcher ich bis jetzt gelebt, hier in die tiefſte Stille und in ein höchſt geregeltes und ordnungsvolles Leben mich geführt zu ſehen. Statt der luſtigen Offizierstiſche, ſtatt des Tumults in der Kaſerne, dem Wirbelſchlage der Trommel, dem Schmettern der Trompeten-Signale, dem gellenden Schrei der Commandoworte, hörte ich hier nur das leiſe Flüſtern hinter'm Comptoirtiſch, die einſamen Schritte der Geſchäftsbeamten in den Gängen des Fabrikgebäudes, und in meinem Zimmer vernahm ich den ganzen Tag über nichts, als das Rauſchen der Pappeln und Lindenbäume vor meinen offenen Fenſtern, in die eine geſunde Landluft einſtrömte. Es hatte dieſe Einſamkeit etwas Erfreuliches und für meine jetzige Stimmung ſogar Troſtreiches; allein ich fühlte wohl, mein lebhafter Sinn, meine Jugend und mein Trieb, unter ein bewegtes Gemiſch von Menſchen mich einzudrängen, würden ſchwerlich lange dieſe Exiſtenz ertragen können. Auch ſah ich deutlich, daß es mit meinem ſogenannten Amte nichts auf ſich hatte. Nur zum Scheine war mir ein Geſchäft und eine Stellung zugewieſen. Meine Bücher waren in Ordnung, bevor ich an ſie kam, ich konnte ſie allenfalls nur in Unordnung bringen, damit dann Herr Picard ſie wieder in Ordnung brachte. Dies geſchah auch. Bei der großen und anhaltenden Mühe, die ich mir gab, mich mit dem Gange einer geregelten Buchführung, mit dem Stande eines Fabrikgeſchäfts im Großen, dem Vertrieb der Waaren und der darauf folgenden Bilanz vertraut zu machen, gelang es mir dennoch nicht, auch nur einmal in's Schwarze zu treffen; ich ſchoß immer am Ziel vorbei. Herr Picard bewies eine Geduld, wie ſie einem Heiligen wohl angeſtanden hätte. Er ſah wohl, daß es nicht Leichtſinn oder Trägheit bei mir war, daß ich vielmehr meinen armen Kopf arg peinigte, um gewiſſe Dinge hineinzutreiben, die nicht hineingehen wollten. Zuletzt ließ mir Herr Picard die Bücher und kümmerte ſich nicht weiter um ſie; ich konnte Zahlen hineinſchreiben, welche ich wollte, und Rechnungsabſchlüſſe machen, wie ich ſie für gut fand. Wenn er zu mir kam, ſo geſchah es, um ſich in den Lehnſeſſel am Fenſter niederzulaſſen und mit mir zu plaudern. Je mehr wir mit einander bekannt wurden, deſto beſſer gefielen wir uns. Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich den Schritt des geliebten Mannes die kleine Treppe zu mir hinauf tönen hörte. Sein Auge voll Schalkheit und Heiterkeit ruhte auf mir, wenn ich ihm die luſtigen Tage meiner Kindheit vorführte; ſein Mund, um deſſen Winkel ein unbeſchreiblich lieblicher Zug von großer Güte und ſeinen Scherzen ſchwebte, gab nur wenige Worte, und dieſe waren immer zuſtimmend und aufmunternd. Mein Vertrauen zu dieſem Ehrenmanne kannte keine Grenzen; ich erzählte ihm denn auch meine letzten Abenteuer, und wie ich ihm von der Maske und ihren Verfolgungen geſprochen, gab er mir den Rath, auf meiner Hut zu ſein, denn dieſe Verfolgungen könnten wohl noch weiter gehen. „Das Beſte iſt,“ ſetzte er hinzu, „Sie leben hier in Zurückgezogenheit und Stille und gehen ſo wenig wie möglich in die Stadt. Man wird dann glauben, daß Sie ſich ganz fortbegeben haben, und nach einiger Zeit wird man Sie zu den Verſchollenen rechnen und Ihre Feinde werden Sie aufgeben. Ich verſicherte Herrn Picard, daß ich gänzlich ſeiner Anſicht ſei und mir ſchon vorgenommen hätte, ſo und nicht anders zu handeln.

Ich will nun auch einige Worte über Herrn Picards Wohnung und Umgebung ſagen. Er war in ſeinem Elternhauſe in großer Dürftigkeit aufgewachſen; darum haftete ihm auch jetzt, wo er es befriedigen konnte, kein Bedürfniß an, ſich mit Luxus und Bequemlichkeit zu umgeben. Die zwei Zimmer, in denen er weilte, waren die einfachſten und ſchmuckloſeſten im ganzen Hauſe. Niemand hätte dieſen einfach aus Holz geſchnitzten Stühlen, ohne Polſter und Armlehnen, dieſen Tiſchen, die mit grüner Wachsleinwand überzogen waren, dieſen nackten Wänden und mit Sand beſtreuten Fußböden den Reichthum ihres Beſitzers angeſehen. Der einzige Luxusartikel in dieſen Räumen war eine Bibliothek von einigen hundert Bänden, die wiſſenſchaftliche Werke und einige gelehrte und religiöſe Schriften enthielt. In dieſen Zimmern, die er ſeit einer Reihe von Jahren inne hatte, ſchaffte und arbeitete der Mann unabläſſig, und hatte ſich und Andere in Wohlſtand verſetzt durch eine eben ſo erfolgreiche als induſtriös verwaltete Thätigkeit. Das Fabrikgeſchäft, das er gleichſam aus dem dürreſten Boden wie eine üppige Pflanze hatte aufſteigen laſſen, war das Werk ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes. Noch nie hatten bis zu ihm die Gegenden der Mark ein ſolch feines

Product im Inlande erſtehen, noch nie ſo zierliche Formen und ſo glühende und dauerhafte Farben der Porzellanerde einverleibt geſehen. Friedrich der Zweite hatte mit Kennerauge den tüchtigen Arbeiter zu ſich herangezogen und ihn ermuntert; ſeit der Zeit wetteiferte Preußen mit Sachſen in Anfertigung trefflicher Kunſtſchöpfungen. Wenn man ſich die Mühe nehmen wollte, die Mappen zu durchblättern, die in den Wandſchränken vertheilt lagen, ſo fand man in dieſen Zeichnungen von Herrn Picards Hand, die Modelle zu Gefäßen der mannigfachſten Art darſtellten und den Kenner in Bewunderung verſetzten wegen der Grazie und Feinheit ihrer Erfindungen. Die hochmüthigen und unwiſſenden Künſtler Berlins ſpotteten über Herrn Picard und nannten ihn nur den Fabrikanten, allein dieſer Fabrikant hatte mehr von dem wahren Geiſte der Schönheit der Kunſt eingeſogen, als Jene, die ſich vorzugsweiſe ihre Jünger nannten. Erfahrungen dieſer Art bewogen auch Herrn Picard, wenig Verkehr zu unterhalten mit den Akademien und Kunſtanſtalten der Hauptſtadt; er hielt ſich abgeſchloſſen und lebte ohne Feindſchaft und Groll, aber auch ohne Zuneigung und Intereſſe für die Stadt und das Land, das ihm eine zweite Heimat geworden war. Dies hinderte nicht, daß er vielfach aufgeſucht wurde, theils von Bettlern, die, vornehm erzogen, aber verarmt, es nicht unter ihrer Würde fanden, ein Darlehen von dem reichen Fabrikanten anzunehmen, theils von Schmeichlern, die die Verbindungen des arbeitſamen Mannes für ſich auszubeuten trachteten und ſo gleichſam von den Früchten ſeines Fleißes zehren wollten. Herr Picard, der ein großer Menſchenkenner war, wußte den wahrhaft Bedürftigen wohl zu unterſcheiden von dem, der es durch ſein Verſchulden geworden; für den Letzteren hatte ſein Haus keinen Eingang.

Wenn man die ſchmuckloſen Räume, die der Hausherr bewohnte, verlaſſen hatte, ſo kam man in die Gemächer der Mademoiſelle Picard. Dies war die einzige Schweſter des Fabrikanten, eine Unvermählte von über vierzig Jahren. Fräulein Picard war eine große, dürre, faſt männlich gebaute, hochfahrende und ſtrenge Dame. Der Einzige auf der Welt, den ſie mit Güte behandelte, war ihr Bruder; das übrige Perſonal des Fabrikgebäudes, ſowohl das männliche als das weibliche, wußte nur von dem herben, verſchloſſenen und zu Zeiten zornigen Weſen zu erzählen. Sie ging mit den Schritten eines Dragoners durch die Corridore und Säle, und Jedermann wußte es ſchon aus der Ferne, wenn ſie nahte. Dabei war ſie immer einfarbig, ſchwarz oder braun gekleidet, trug das Haar ungepudert unter einem kleinen, enganſchließenden Häubchen, und ihre Schuhe waren mit Nägeln beſchlagen und mit Abſätzen verſehen, die ſtark und feſt genug waren, um mit ihnen einen Hirnſchädel einzuſchlagen. Die böſe Chronik der Fabrik behauptete auch, daß nicht allein die Kammerjungfer der Mamſell, ſondern auch die zwei Diener des Herrn Picard, ſo wie der Hausknecht, von dem gefährlichen Gebrauch dieſer Waffe genaue Kenntniß hätten. Mademoiſelle Picard liebte ihren Bruder ſchwärmeriſch, und da ſie in ihrem jungfräulichen Herzen die Gefühle des Neides und des Mißtrauens barg, ſo warf ſie auf jedes Weſen einen Haß, von dem ſie glaubte annehmen zu dürfen, daß es ſich über die Gebühr ihrem Bruder näherte, oder er ihm. Man kann ſich denken, daß mein Erſcheinen im Hauſe der Dame daher nicht ſehr erwünſcht kam, und daß ſie ein feſtes, mißvergnügtes und prüfendes Auge auf mich heftete, von dem erſten Schritte an, den ich über die Schwelle ihres Bereiches that. Aber meine Offenheit und Gutmüthigkeit, ſo wie meine muntere Laune, bezwang dieſe Gorgo, und ich erlebte den Triumph, daß Mademoiſelle ſich entſchloß, mir großmüthig das lange und heftige Rede, „willſt du nun, daß ein König Arthus als Lügner erſcheine? Was werden die vierzig Ritter meiner runden Tafel dazu ſagen? und welchem Unheil ſetzeſt du mich und mein Land aus, da du die Rache eines ſo mächtigen Fürſten, der noch dazu, wie ich aus guter Quelle weiß, mit Zauberern im Bunde ſteht, auf unſer Haupt gelenkt haſt!“

Dieſe Worte bekümmerten mich ſehr wenig; ich labte mich am Triumphe, den meine Mutter, die Fee Preziöſe und meine ſechzig Prüden mir gewährten. Bei ihren Schmeicheleien und Lobſprüchen konnte ich jedoch, trotz meines Sieges, ein kleines inneres Gefühl von Beſchämung nicht unterdrücken. Dieſes beſtand in der Betrachganz kleine Plätzchen, das ich in dem Herzen ihres Bruders einnahm, zu gönnen. Da Mademoiſelle Picard eine reiche Erbin war, ſo konnte es nicht gefehlt haben und fehlte es auch jetzt noch nicht, daß ſich einige Unvorſichtige der Flamme dieſer Veſtalin näherten; allein dieſe wurden von der mannhaften Fauſt dieſer Unbezwinglichen wahrhaft bei Seite geſchleudert. Nie hatte Mademoiſelle Picard etwas von Liebe wiſſen wollen, und nie hatte ſie davon gewußt. Sie höhnte über jede Art von Zärtlichkeit. Ihre Lippe, die ein Schnurrbart zierte, verzog ſich zu maßloſem Spott, wenn ihr Ohr zufällig das Getändel der Liebe in ihrer Nähe erlauſchte, und wenn ſie dann Bosheiten aller Art, Sarkasmen von eben nicht allzu feiner Sorte, vorbrachte, pflegte ihr Bruder gutmüthig lächelnd zu ſagen: „Ja, ja, es iſt ein wunderlicher Burſche, dieſe meine Schweſter!“ Deshalb nannte man ſie auch in der Fabrik Monſieur Adrienne, und die kleinen angehenden Künſtler des Gewerk-Saales zeichneten ſie, wenn es unbemerkt geſchehen konnte, auf die Planken des Gartenzauns, als ein koloſſales Weib mit Dragonerſtiefeln, einem langen Zopfe und einem Schnurrbarte, der ſechs Windungen hatte und zuletzt in einen kleinen Büſchel Haare auslief. Dieſe Meiſterwerke entſtanden, obgleich ſie alle Morgen regelmäßig ausgelöſcht wurden, doch über Nacht wieder neu, zum großen Verdruß des Gärtners, der Monſieur Adriennens Protegé war. Dieſe kleinen Teufel, nicht zufrieden mit dieſen Kunſtausſtellungen, machten ſich auch ein Vergnügen daraus, bei ihren kleinen ſchwelgeriſchen Feſten, oder bei vorfallenden Zänkereien „beim Barte“ der Dame des Hauſes zu ſchwören. Wo dergleichen herauskam, wurde es exemplariſch beſtraft.

Die Zimmer der Schweſter waren mit einigem Luxus ausgeſtattet und angefüllt mit zierlichen Erzeugniſſen des Kunſtfleißes des Bruders. Man ſah hier kleine Blumenvaſen, Kännchen, Schaalen, Tafelaufſätze und eine Anzahl Püppchen, um deren Beſitz ſelbſt eine Dame aus der vornehmſten und reichſten Geſellſchaft Mademoiſelle Picard beneidet haben würde. Es gab dabei keine beredtere Erklärerin dieſer Schönheiten, als die Beſitzerin. Jede Ranke und jedes Blümchen wußte ſie gleichſam zu botaniſiren, jedes Figürchen zu anatomiren. Es war erſtaunlich, welche Kenntniſſe ſie in Bezug auf die Bereitung und Färbung des Stoffes entwickelte, wie ſie über den gehörigen Hitzegrad des Ofens zu ſprechen wußte. Unter dieſen Koſtbarkeiten befand ſich auch ein ſchönes, mit Silber und Perlmutterſchale ausgelegtes Käſtchen, in dem eine Geige ruhte: denn Mademoiſelle Picard ſpielte die Geige. Es wurden wöchentlich zwei Mal kleine Hausconcerte veranſtaltet, ein ſogenanntes Quartett, in welchem auch ich, nach einer unerforſchlichen Fügung des Himmels, einen Platz fand, und noch dazu als Flötenbläſer. Ich muß nämlich dem Leſer bekennen, daß ich meine idylliſche Einſamkeit im Hauſe des Fabrikanten auch dazu noch benutzte, die Flöte nicht blaſen, ſondern vielmehr maltraitiren zu lernen. Ich blies, wie man zu ſagen pflegt, die Lichter aus, und nie iſt gewiß ſo viel unnütze und läppiſche Anſtrengung einer menſchlichen Lunge zugemuthet worden, als ich in den Tagen dieſes meines friedlichen Aufenthalts bei Herrn Picard der meinigen zumuthete. Doch verſchafften mir dieſe peinvollen Demonſtrationen in der Muſik die Ehre, im Haus-Quartett mitzuwirken, wo die drei andern Theilnehmer, wie ich bald merkte, faſt eben ſo mangelhaft geigten, wie ich blies. Es war jedesmal ein kleines Satans-Ständchen, das wir zuſammenbrachten, und demnach war es ganz in der Ordnung, daß wir immer hübſch unter uns blieben und außer Adriennens uralter Bonne und einem tauben Nachbar keine Zuhörer hatten. Das Quartett beſtand aus Herrn Picard, der die zweite

Geige, ſeiner Schweſter, die die erſte ſpielte, einem Herrn Beltron aus der Colonie, der den Baß hergab, und aus meiner flötenſpielenden Wenigkeit. Zuweilen wütheten wir förmlich und verübten mehr als ein Attentat auf den Schlaf der Nachbarn, die zwei bis drei Häuſer entfernt und noch weiter von uns wohnten. In dieſem Falle kamen Deputationen an Herrn Picard, die die Bitte vortrugen, das Quartett nicht in die ſpäte Nachtſtunde hinein dauern zu laſſen. Herr Picard empfand dies ſehr übel; er hatte nur eine Schwachheit, und dieſe war für ſein Haus-Quartett; es kam ihm wie eine frevelhafte Einſprache gegen die Rechte eines freien Bürgers vor, wenn man ihm verbieten wollte, die Töne ſeiner Geige, ſei es zu welcher Stunde es ſei, in die Straße und in die umliegenden Gärten hinauszuſchicken. Mademoiſelle Picard forderte ihren Bruder zu offener Widerſetzlichkeit gegen die uſurpatoriſchen Gelüſte der Nachbarſchaft auf, und die Muſik ging ihren Gang, unbehindert, ob man ſie verfluchte oder ſie ſegnete. — Wenn wir nicht Muſik machten, ſo ſpielten wir Tarok oder machten eine Partie L'Hombre, wobei Herr Beltron mit dem tauben Herrn abwechſelte, und die Bonne mit Mademoiſelle Picard.

Bei Gelegenheit des tauben Herrn muß ich auch über dieſen ein Weniges in meine Schilderung einfließen laſſen. Es war ein Original in ſeiner Art. Bisher hatte er von den Zinſen eines anſehnlichen Capitals zu zehren gehabt, und beſaß nebenbei noch ein ſich gut rentirendes Geſchäft, nach und nach waren Zinſen, Capital und Geſchäft hingeopfert worden, um einer curioſen Liebhaberei die Zügel ſchießen zu laſſen. Der Mann war völlig verarmt und lebte nur von den kleinen Gaben, die das Publikum zahlte bei Beſichtigung des Gartens, den er nach eigenem Geſchmack und nach phantaſtiſchem Muſter angelegt und dabei eben ſein Vermögen verſchwendet hatte. Der Garten gehörte ihm noch, und er hätte durch Verkauf deſſelben ſein Alter ſorgenfrei machen können, allein eher hätte man ihm das Leben, als den Garten nehmen können. Dieſer Garten, der eine halbe Stunde im Quadrat haben mochte, wurde von der Menge gewöhnlich der „pädagogiſche Garten“ genannt, und dieſer ſpottende Titel paßte nicht ſchlecht auf dieſe Anſammlung ſeltſamen und komiſchen Unſinns, der ſich hier in Form von Bäumen, Gebüſchen, Gräben, Teichen und Tempelchen zuſammenfand. Es ſollte der Garten anzeigen, wie der Menſch, der philoſophiſch und tugendhaft ſeine Laufbahn beginnen, fortſetzen und beſchließen will, ſein

Leben einzurichten habe. Gleich zu Anfang trat man in eine kleine feuchte Höhle, in der eine miſerable Luft herrſchte und in die nur kaum ſo viel Licht eindrang, um zu ſehen, daß das, was man für allerlei Schlangen und Ungeheuer hielt, nur künſtlich gemachte Wölbungen waren, die die menſchlichen Eingeweide darſtellten; denn der Eintretende ſollte denken, er befinde ſich im Mutterleibe. Aus dieſer Höhle gelangte das geborne Weſen in einen kleinen Park, der mit Blumen geſchmückt war, und in welchem die Bäume Täfelchen trugen, die Sprüche aus der Kinderfibel enthielten. Schäfchen, aus Holz gemacht und mit Wolle überzogen, ſtanden hier in den Gebüſchen. Es war das Ländchen der Kindheit. Von dieſem kleinen, glücklichen Eden, mit ſeinen lehrreichen Bäumen, ſonderten ſich zwei Wege ab, der eine bildete durch aufgerollte Steinmaſſen und künſtlich dorthin verpflanzte Neſſelgruppen den engen Pfad, den die Tugendhaften wandeln; der andere Weg zeigte eine breite, angenehme Blumenſtraße, allein man wußte ſchon, daß es mit dieſem lieblichen Wege auf eine arge Täuſchung abgeſehen war, denn es war der breite Pfad, den die Gottloſen und die Kinder dieſer Welt gehen. Stolperte man pflichtgetreu den engen Pfad hinauf, ſo waren hier allerlei

Lockungen angebracht. Man ſah einen kühlen Brunnen ſeitwärts, und eine Bank lud zum Ruhen ein; allein eine Tafel zeigte ſchadenfroh an, daß wer hier ruhte und ſeine Mitgänger voraus ließe, das Ziel als ein Müßiggänger oder Erſchöpfter ſpät oder nie erreichen werde. Etwas weiter zeigte ſich ein Häuschen im Gebüſch, deſſen Thüre offen ſtand, und dem Auge einen gedeckten Tiſch mit Weinflaſchen und Leckerbiſſen zeigte. Dieſer Ort mußte gemieden werden, denn er zeigte die erſchlaffenden Genüſſe, mit denen die Welt jene Jünger der Tugend von ihrem Pfade ablenkt. Dann kam der See der „falſchen Freundſchaft,“ der einen hübſchen Kahn anbot, um ſchneller und bequemer den Weg zurückzulegen; dann erſchien die „trügeriſche Liebe,“ und dann, der Himmel weiß was noch für arge und treuloſe verrätheriſche Gebilde; ich will die Albernheit nicht allzugenau und nicht Schritt für Schritt verfolgen, nur will ich noch bemerken, daß auf dem *breiten* Pfade, ebenſo wie hier liebliche Bilder, dort Schreckbilder verſteckt angebracht waren, die *bei Zeiten* den Wanderer zur Umkehr bewegen ſollten. Zuletzt liefen beide Wege in dem Tempel des Todes zuſammen, der wieder eine kleine dumpfige Höhle bildete, ähnlich der des Eingangs. Aus dieſem Tempel gelangten die Laſterhaften durch eine fürchterlich baufällige Treppe in einen Küchengarten, der den beklagenswerthen Zuſtand nach dem Tode darſtellte, wenn man ein Leben voll Thorheiten hinter ſich gelaſſen hat; durch eine zweite, hohe und prächtige Pforte kamen die Tugendhaften — auf die Landſtraße; denn der Garten hatte hier ſein Ende. Allerdings konnte auch für die Armen, die ſich auf einem durch alle mögliche Schwierigkeiten und Hemmniſſe unwegbar gemachten Pfade abgearbeitet hatten, keine beſeligendere Belohnung erdacht werden, als endlich nun auf einen guten, ebenen Weg zu gelangen.

Sollte man ſich wohl denken, daß dieſer Garten mit ſeinen lächerlichen Darſtellungen von dem Publikum doch mit einer Art Ehrfurcht für den Schöpfer all dieſes Unſinns betreten wurde? Man ſah Eltern ihre Kinder hineinführen, und einige Narren kamen mit Thränen in den Augen hinten wieder heraus, nachdem ſie mit Andachtsſchauern vorn hineingegangen waren. Der Beſitzer ſelbſt freute ſich wie ein Kind, wenn er nur ſeinen Garten nennen hörte; er kannte kein größeres Vergnügen, wenn er allein ſich im Garten befand, als bald den Pfad der Tugend, bald den des Laſters auf- und abzurennen, und bald bei dieſem, bald bei jenem Phantom einzuſprechen.

Wenn ich in den Garten kam, ſo machte ich mir den Spaß, mich ſogleich in das „Labyrinth der Leidenſchaften“ zu begeben und aus dieſem mit großem Scharfſinn angelegten Irrgarten konn[illegible] man oft mit aller Mühe nicht wieder hinaus, man ſtürzte ſich denn in eine Art Kehricht-Grube, über welcher ein Zettelchen ſtand mit dem Worte „Selbſtmord.“ Gewöhnlich endete ich mit Selbſtmord.

Ich muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich ihn ſo weit abwärts geführt, daß ich ihn ſogar den Garten eines Mannes, der weiter gar nicht zu meiner Geſchichte gehört, habe ſehen laſſen. Ich will dafür jetzt deſto raſcher meinen Weg gehen.

Ich verlaſſe Herrn Picard's Haus.

Ich hatte bereits faſt ein Jahr in dieſem angenehmen und friedfertigen Aufenthalte gelebt, gänzlich entfernt von der Welt und meinen früheren Cameraden, von denen ich nicht einen einzigen zu Geſichte bekam. Freilich in den Kreiſen, in denen ich mich jetzt bewegte, konnte ich ſie auch nicht erblicken; denn was hätte die „frohen Kinder der Welt“ vermocht, die altfränkiſchen und ceremoniöſen Geſellſchaften der Colonie zu beſuchen, und wenn ſie es auch gewollt hätten, ſo wäre es nicht gelungen, die Barrieren zu überſpringen, die dieſe ſtolzen und über ihre alten Sitten und Gebräuche neidiſch wachenden Fremdlinge um ſich gezogen hatten. Der Einzige, von dem ich hie und da hörte, war Emil; doch hatte ich mich wohl gehütet, ihm mein Aſyl zu nennen, deshalb wußte er eben ſo wenig, wie die Andern, wo ich hingerathen ſei. Der Liebeshandel mit der Wittwe ging immer noch ſeinen Gang, wie ich zu meiner

Die Bewerbungen um mich gingen jetzt ihren Gang fort. Dadurch, daß ich Alle, und zwar mit Hohn und Spott, abwies, gelangte ich bald in den Ruf, von dem ich dir gleich am Anfange meiner Geſchichte erzählt habe. Um Einen, der auch zu der Zahl der Heimgeſchickten gehörte, thut es mir leid, es war der Ritter Meleager, ein edles Gemüth, der mich mit einer ſchwärmeriſchen Flamme liebte, und deſſen Demuth und Ergebenheit ſehr ſtark gegen den Hochmuth des Prinzen Boroſamit abſtach. Allein ich hörte auf die Klagen des Einen eben ſo wenig, wie ich auf die Drohungen des Andern geachtet hatte. Meinen Vater ſtürzte ich durch dieſes Betragen in zahlloſe Kriege, die

Zufriedenheit hörte; denn ich wußte nun, daß der Zögling Dianens gut aufgehoben war. Meine beiden muthwilligen jungen Nachbarinnen von jenem Abendſchmauſe her ſah ich auch in den Geſellſchaften der Colonie wieder; allein ſie erkannten mich nicht in meiner veränderten Geſtalt, und ich that nichts dazu, ein Erkennen herbeizuführen. Herr Picard wurde immer mehr und inniger mein treuer, väterlicher Freund, und ich konnte ihm mit großer Sicherheit Alles vertrauen, was ich irgend auf dem Herzen hatte. So ſagte ich ihm denn auch eines Tages, daß mir dieſes Leben zu einſam und zu verſchloſſen erſcheine, und daß ich mich ſehnte, in die freie, friſche Bewegung der Welt wieder einzutreten.

„Ich kann Ihnen dieſen Wunſch nicht verargen, mein junger Herr,“ ſagte Herr Picard mit ſeinem gewöhnlichen gutmüthigen Lächeln; „ich will auch Sie durchaus nicht als Porzellanpuppe in meine Sammlung aufnehmen. Mein Haus und die Verhältniſſe in demſelben waren nur einſtweilen für Sie eine Zufluchtſtätte. Ich kann mir denken, daß Sie zu etwas Anderem berufen ſind, als die Handlungsbücher eines Kaufmanns ſchlecht und recht zu führen.“

„Mehr ſchlecht als recht,“ entgegnete ich.

„Laſſen Sie uns darauf ſinnen, wie wir Sie wieder aus dieſer ſtillen Bucht in das offene Fahrwaſſer hinausführen," hub der liebenswerthe Mann nach einem kurzen Nachſinnen wieder an. „Mir kommt ein Einfall. Ich ſende in dieſer Woche Waaren nach St. Petersburg, mein Factor geht mit; würden Sie ſich entſchließen, Freund, dieſer kleinen Karawane, die mit ſehr guten Päſſen und ſelbſt ſogar mit königlichen Empfehlungen verſehen iſt, ſich beizugeſellen? Denken Sie einmal darüber nach. Freilich, wenn Sie fortgingen, würde ich einen ſchmerzlichen Verluſt empfinden; erſtlich verlöre ich Ihre mir gar ſo lieb gewordene Perſon, und dann auch Ihre Flöte."

„Mein Himmel, Herr Picard!" rief ich lachend, „an der würden Sie wahrlich wenig verlieren."

„Sagen Sie das nicht; ſo eingeſpielt wie wir waren! Man findet nicht ſo leicht ſo trefflich zu einander gehende Inſtrumente."

Ich dachte bei mir ſelbſt: Wahrlich, ich habe nur gefunden, daß wir immer auseinander gingen.

„Und dann Adrienne?" hub mein Freund wieder an. „Der gute Burſche wird ſich wundern und betrüben, wenn ich ihm ſage, daß Sie uns verlaſſen. Er iſt ſo gar nicht darauf vorbereitet. Noch vor Kurzem ſagte mir dieſe ehrlichſte Haut von einem

Mädchen: Wie meinſt Du, Bruder, wir beſchäftigen den Herrn Violet auf Lebenszeit. Du liebe Einfalt; es hat ſich was zu beſchäftigen auf Lebenszeit, wenn man einen jungen Menſchen vor ſich hat, der ſeine feurigſten und beſten Jahre durchlebt und vor Begierde brennt, die Welt an allen vier Ecken in Flammen zu ſetzen. Da ſoll man einen ſolchen Feuerkopf an einen Porzellanofen ſetzen, oder vor ein Schreibepult? Adrienne! Adrienne! das geht nicht.“

„Es würde gehen,“ ſagte ich kleinlaut, „wenn —

„Ja, wenn es nicht gute Pferde und hübſche Weiber in der Welt gäbe,“ entgegnete Herr Picard lachend. „Von beiden Artikeln führe ich nichts bei mir. Alſo, wie wäre es mit der Reiſe nach dem nordiſchen Babel? — Sie ſehen ſich die Curioſa dort an in Dingen und Menſchen, und kehren dann erfriſcht und geſättigt in Ihre Einſiedelei zurück, oder kehren auch nicht zurück, ganz wie es Ihnen gefällt.“

Ich entſchloß mich zur Reiſe.

Von meinem Vater erhielt ich ein Empfehlungsſchreiben an einen dortigen Stallmeiſter, zugleich mit dem Auftrage, wo möglich billig einen guten Pferdeeinkauf zu machen. Adrienne gab mir einige gute

Lehren auf den Weg, namentlich wie ich mich in dem Umgange mit Frauen zu benehmen hätte. Herr Picard bat mich, ein Darlehen von ihm anzunehmen, da er fürchte, mein Reiſegeld, welches ich mir zuſammengeſpart, werde nicht reichen. Zum Abſchied gab er mir noch eine kleine Porzellanfigur, die ihn ſelbſt darſtellte; die Unterſchrift enthielt die Worte: „Oeffne, wenn Du in Noth biſt, nur getroſt des Freundes Bruſt, Du wirſt darin Rath und Hülfe finden." Herrn Beltron und dem Beſitzer des wunderſamen Gartens machte ich meinen Abſchiedsbeſuch.

Der Philoſoph im Poſtwagen.

Ich kann nicht läugnen, daß ich frei aufathmete, als ich endlich die freie Welt wieder vor mir und das Fabrikgebäude mit ſeinen langen, ſtillen Fenſterreihen und den vielen Schornſteinen hinter mir hatte.

Die Reiſe ging über Königsberg, die lange öde Wegſtrecke am Haff entlang bis Memel. In Memel hatte ich mein erſtes Abenteuer. In Königsberg ſetzten ſich in unſern Wagen zwei Paſſagiere, die jeder für ſich meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Der Erſtere war ein kleines, ſehr zierlich gewachſenes Bürſchchen, das wie ein in moderne Kleidung geſteckter Amor ausſah. So etwas an Friſche und Lieblichkeit hatte ich bei einem jungen Burſchen von nahe achtzehn Jahren (denn ſo alt höchſtens ſchien mein kleiner Weltbürger zu ſein) noch nie bemerkt. Dabei ſtand ihm die enge polniſche Uniformsjacke, die er trug, ganz gut, und er wußte dabei den Mantel, den er nie ablegte, ſo artig und dem

Auge gefällig zu drapiren, daß ich manchesmal, wenn ich ihn beobachtete, dachte, wenn ich doch malen könnte, dieſes hübſche Bild würde ich, mancher Dame meiner Bekanntſchaft zur Freude, in mein Gedenkbuch eintragen. Aber ſeltſamer Weiſe gerade den Frauen (wir hatten ein paar recht hübſche in unſerem Wagen, zwei Schweſtern, die nach Riga reiſten) gefiel er nicht; wenigſtens gaben ſie ſich nicht mit ihm ab. Der zweite Reiſende, dem ich jedoch mehr mein Ohr als mein Auge zuwandte, war ein Mann, nahe an den Fünfzigen, deſſen Kleidung dürftig war, deſſen Miene aber von einer unzerſtörbaren Jovialität zeugte. Nichts konnte dieſem heiteren Herrn ungelegen oder ſtörend kommen, kein kleiner Unfall der Reiſe brachte ihn aus der Faſſung. Er ſaß auf dem ſchlechteſten Platz im Wagen, wo das eine, ſtets offen bleibende Fenſter, Wind und Regen einſtrömen ließ; zugleich erhielt er die Flüche des Poſtillons gleichſam aus der Quelle; er hatte dabei auch einen kleinen Thurm ſchwankender Pappſchachteln zu halten, die die beiden Schweſtern mit ſich führten und ſorglos der Fürſorge ihres Nachbars überließen, während ſie ſelbſt, faſt die ganze Reiſe hindurch, in den Armen des Morpheus lagen. Das einzige Mittel, das der heitere Mann zuweilen anwandte, wenn die Elaſticität ſeiner guten Laune einmal etwas nachzulaſſen begann, war, daß er aus einer übergroßen runden Doſe, auf der das Bruſtbild des Sokrates prangte, eine lange und erſchöpfende Priſe nahm. Dies that dann eine ſo kräftige Wirkung und ſtachelte gleichſam das Roß ſeiner Heiterkeit dermaßen in die Seiten, daß es jetzt unermüdlich fortjagte. Wenn wir Andern bei Tiſche ſaßen und Wein tranken, blieb er im Wagen ſitzen, zog ein Büchelchen aus der Taſche und las; dies ſchien ſein einziger Genuß zu ſein. Zuweilen bereitete er ſich etwas Zimmetwaſſer mit Zucker zu, und genoß dabei ein paar Semmeln. Wie fing der Mann es nur an, immer ſo heiter zu ſein? — Ich that mir doch auch etwas zu gut auf meine gute Laune, aber gegen dieſen Kröſus an Munterkeit war ich nur ein armer Schächer. Mein Entſchluß war demnach gefaßt, mit ihm anzubinden und wo möglich ihm ſein Geheimniß zu entlocken. Wenn die übrige Poſtkutſchen-Einwohnerſchaft alſo ſchlummerte, ſo befanden wir uns in einem Geſpräch miteinander, das oft allerlei Dinge berührte, die die Wände einer Poſtkutſche vielleicht noch nie gehört hatten.

Ueber einige Vorſchriften der Sittenlehre dachte der Philoſoph ſehr frei.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte er, „wie die Anſtalten, die wir getroffen haben, die Sittlichkeit einzuführen und zu befördern, gerade dazu dienen, ſie zu untergraben. Die falſche Schamhaftigkeit bringt zu Wege, daß wir die Dinge mit Mühe aufſuchen, die man vor unſern Blicken verſchleiert; während wir, wenn wir jede Sache bei ihrem Namen nennen und ihrer eigenen Natur nach darſtellen wollten, in zahlloſe Mißverſtändniſſe, Klippen und Abwege nie gerathen würden. So iſt's denn auch mit dem Geheimniß der Zeugung.“

Ich war nicht ganz ſicher, als dieſes Wort ausgeſprochen wurde, ob die beiden Schweſtern ſchliefen, oder ob ſie ſich nicht vielmehr ſchlafend ſtellten. Der kleine Pole ſchlief nicht.

Der Philoſoph fuhr fort: „Iſt es nicht lächerlich, ſich einer Handlung zu ſchämen, alle Nebenumſtände, die zu ihr führen und zu ihr gehören, mit einem Banne zu belegen, die Gott ſelbſt ſich nicht geſchämt hat in die Welt einzuführen? Welch ein Sinn liegt darin, daß wir es zu einem Schauſpiel machen für alle Welt, zuzuſehen, wenn ein Menſch ſtirbt; daß wir aber ſorgſam die Vorhänge zuziehen, wenn Anſtalten getroffen werden, einen Menſchen in's Leben einzuführen? Wie beſchämt uns hierin das alte, ehrwürdige Volk der Hindu, das gerade das, was wir zum Spiel einer verdorbenen Frivolität herabwürdigen, zu einem Cultus ſeiner Religion und einem öffentlichen Act derſelben macht! Hiermit iſt meinerſeits Alles niedergeſchlagen, was falſche Neugier und zuchtloſe Gaukelei der Sinne dieſem großen, heiligen und ehrwürdigen Naturprozeß anhängen können."

„O wie wahr iſt das!" rief ich ſo laut, daß die beiden Schweſtern gewiß erwacht wären, wenn ſie wirklich und nicht bloß zum Scheine geſchlafen hätten. Der kleine Pole war wie mit Blut übergoſſen und drückte ſich tiefer in die Ecke.

„Wie iſt dem Uebel abzuhelfen?" fragte ich.

„Es iſt ihm gar nicht abzuhelfen," entgegnete mein kühner Sprecher. „Iſt einmal ein Haus verbaut, in ſeiner Grundlage ſchon verfehlt, ſo muß man nun ſchon darin wohnen bleiben, bis es zuſammenſtürzt und ein ganz neues gebaut wird. Unſer Haus fängt ſchon an zuſammenzubrechen, wenigſtens ſieht man aus allen Ritzen des Daches bereits die Wolken des Himmels über uns dahinziehen. Wie ſchlimm und böſe war es im Mittelalter, als das Haus noch gar feſt zuſammenhielt und man es für die Ewigkeit gebaut erachtete. Welch einen gräßlichen Unſinn hat man in jenen finſtern Jahrhunderten des Mönchthums mit dem armen Geheimniß der Zeugung getrieben, und wie hat man Knäblein und Mägdlein gemartert, die ſich beikommen ließen, der Natur liebliche Wege zu gehen? Und nun unſere Moralphiloſophen, unſere Erzieherinnen, unſere Bonnen! Iſt's ein Wunder, wenn unſere Jugend frühzeitig lüſtern und verderbt wird, da man ſie immer nur mit der Natur neckt, aber ſie nie ihnen offen in die Hand giebt.

„O wie wahr! wie wahr!“ rief ich, diesmal noch lauter. Die Schweſtern erwachten nicht. „Wie würden Sie nun Ihre Kinder erziehen, liebſter Philoſoph?“ rief ich feurig.

„Ich werde ſie gar nicht erziehen, denn ich habe keine,“ entgegnete er mir. „Und wenn ich welche hätte, würde ich ſie erziehen, wie alle Welt die ſeinigen erzieht, denn es iſt nichts gefährlicher als Einzelweſen mit dem Ganzen und Vollen der Wahrheit bekannt zu machen, ohne ſie zugleich in den Stand zu ſetzen, aus der Umgebung von Lüge und Unnatur, von welcher ſie ſich eingeſchloſſen ſehen, herauszuflüchten. Die Menſchheit muß ihre Lehren immer in ganzen Generationen empfangen. Ein Jahrhundert ſitzt immer zugleich auf der Schulbank. Uebrigens

Doch über meinem ſorgloſen Haupte ſchwebte der finſtere Fittich des Verraths. Eines Tages ſah ich meine Mutter im Gefolge der Fee Preciöſe eilig und unangemeldet in meinem Gemache erſcheinen, wo ich eben damit beſchäftigt war, einen kleinen Amor, der von der Hand der Stickerin unbeſonnener Weiſe in das Muſter des neuen Ueberzuges meines Sophas ſich eingeſtohlen hatte, auszuſchneiden und ihn den Flammen des Kamins zu überantworten. Meine Mutter verhinderte dies, indem ſie ſich athemlos auf die Polſter hinwarf und mir zurief: „Ach, meine Tochter, deine Mühe iſt vergebens. Der ſchadenfrohe Gott hat ſchon Mittel gefunden, ſich an dir zu rächen. Laß dir von der Fee, ſie hat möchte ich immer, wenn dieſe Dinge berührt werden, an jenen Freund erinnern, der Gartenfrüchte zog und mir dieſelben zeigte, die ungewöhnlich groß und von anlockender Farbe und Geſtalt, eigentlich aber geſchmacklos waren, weder für den Gaumen, noch für den Magen erſprießlich. So auch mit der Keuſchheit, die wir erzielen. Es iſt eine Gartenfrucht; der Gärtner hat ſie unter gefärbten Glasglocken und mit künſtlicher Erde großgezogen; aber er hat nicht bedacht, daß dieſe ſo gezogenen Pflanzen ihre natürliche Nahrungskraft und vor Allem die Kraft verlieren, ſich zu vermehren.“

Da von Gartenfrüchten die Rede war, ſo glaubten die Schweſtern jetzt erwachen zu können.

Mein Philoſoph ſah mich lächelnd an, als wollte er ſagen: „Sieh hier ein lebendiges Beiſpiel meiner Lehre. Beſäßen dieſe Mädchen die wahre, ächte Sittlichkeit, die Sittlichkeit der Natur, ſo würden ſie ſich nicht ſchlafend geſtellt haben, um ſo unvermerkt und frivol zu erlauſchen, was ſie offen und frei hätten anhören können.“

Der kleine Pole wurde mir mehr und mehr auffällig.

Ich ſprach mit ihm von Pferden, von Dienſtverhältniſſen, er gab ſtammelnde und ungewiſſe Antworten. Bei Tiſche, obgleich er ſich das Anſehen gab, ein guter Trinker zu ſein, vertrug er doch kaum ein paar Glas. Dann wurde ihm übel, und er ging hinaus.

Das Räthſel entwirrte ſich bei dem zweiten Nachtquartier.

Ich kehre aber vorläufig in meine Poſtkutſche zurück.

Auf einer Station ſtieg ein Herr ein mit einem Orden, bald nach ihm ein alter Mann, der das dürftige Anſehen eines Handelsjuden hatte, wie man ſie auf den Märkten und Meſſen zu ſehen bekommt. Der Mann mit dem Orden warf beim Einſteigen einen ſchnellen und unzufriedenen Blick auf den Inhalt des Wagens. Dann ſetzte er ſich in die Ecke, die er noch dazu dem kleinen Polen wegnahm, der ausgeſtiegen war, jetzt zurückkam und vergeblich ſein Anrecht auf den Platz geltend machte. Der vornehme Mann rührte und regte ſich nicht. Dadurch bekam ich den Polen an meine Seite und mit dem Polen ſiedelten auch die zwei Schweſtern über, ſo daß jenſeit der Philoſoph, der Jude, der vornehme Herr und eine alte Dame zu ſitzen kamen, die mit ihrem Mops und ihrem Regenſchirm befrachtet nur eine ganz kleine Tour machte und uns bald wieder verließ, nachdem ihr Mops einige Erinnerungszeichen an den Wänden der Kutſche zurückgelaſſen hatte.

Da es eine frühe Morgenſtunde war, ſo fühlte der Magen des alten Juden eine Neigung zu den mitgenommenen Nahrungsmitteln. Er brachte daher in ein Papier geſchlagen einen Häring, etwas Käſe und eine Semmel hervor, breitete ſein blau gewürfeltes Taſchentuch über ſeine Kniee und hub an ſein Mahl zu halten. Da aber die morſchen, wankenden Kniee einen ſehr unſichern Tiſch darboten, ſo nahm ſich der Alte die Freiheit, nachdem er ein paar Worte einer demüthigen Entſchuldigung vorgebracht, einen Theil ſeines Taſchentuches mit deſſen Inhalt auf das eine Knie ſeines Nachbars zu legen. Kaum hatte der vornehme Herr dieſes Manöver wahrgenommen, ſo ſchleuderte er ganz empört mit einem ſchnellen Stoß ſeiner Hand das ambulante Tiſchtuch ſammt dem, was darauf war, von ſich fort. Der Alte erhob einen Angſtſchrei; es war ein ſauer erſpartes Frühſtück und jede Semmelkrume eine Art Koſtbarkeit für ihn. Er bat uns Alle flehentlich, ſeine zerſtreuten Schätze ihm einſammeln zu helfen. Dies geſchah auch. Die beiden Schweſtern erhaſchten die Käſeſchnitte, der Pole bemächtigte ſich des Herings und lieferte den ſalzigen Deſerteur richtig wieder auf ſeinen Poſten zurück. Der Jude dankte aufs Herzlichſte. Damit ihm aber nicht nochmals ein ſolches Mißgeſchick begegnen möchte, wechſelte ich raſch einen Wink mit dem Philoſophen, dieſer nahm meinen Platz ein und ich den ſeinigen, und nun breitete ich das blaugewürfelte Tuch über meine Kniee und lud den Alten ein, nochmals den Tiſch zu decken, der diesmal ſicher ſtehen würde. Er ließ ſich nicht lange bitten und hielt ſein Frühſtück auf meinen Knieen. Der vornehme Herr blickte zu mir herüber, lächelte ſpottend und ſank dann in ſeine Ecke zurück, da er unter den Andern nur Zeichen des Beifalls meiner That bemerkte.

„Man muß die Alten ehren,“ ſagte der Philoſoph; „auf dieſem Geſetze beruht die Wohlfahrt der Jugend, die da beſtimmt iſt, auch einmal alt zu werden.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb dieſer oft ausgeſprochene, triviale Satz richtig ſein ſoll,“ nahm der Mann mit dem Orden das Wort. „Kann es ein Verdienſt ſein, ein paar Jahre länger als ein Anderer ein Spitzbube geweſen zu ſein?“

Die beiden Schweſtern waren empört über dieſe kalte und ſtrenge Aeußerung des vornehmen Herrn. Dieſer ſetzte hinzu: „Das Alter zu ehren, bloß weil es alt iſt, finde ich, iſt eine Thorheit und eine Albernheit.“

„Sie haben recht,“ nahm der Philoſoph das Wort, „es iſt dies eben ſo, als wollte ich Jeden, der einen Orden trägt, für verdienſtvoll halten, bloß weil er einen Orden trägt.“

Die beiden Schweſtern waren ganz entzückt über dieſe Antwort, ſie vergaben jetzt aus vollem Herzen dem Philoſophen ſein früheres myſtiſches Citat über die alten Hindu.

Der vornehme Herr antwortete nicht, ſondern warf dem Philoſophen einen Blick unbeſchreiblichen Hochmuths zu.

Es entſtand eine Stille im Poſtwagen, was der alten Dame ſehr unlieb war; denn jetzt hörte man den Ton, den eine an den Mund geſetzte Flaſche beim Entleeren von ſich giebt. Zu gleicher Zeit verbreitete ſich ein ſtarker Duft von Arrak.

Der Philoſoph nahm hiervon Gelegenheit, von dem ſtarken Verbrauch geiſtiger Getränke unter den cultivirten Völkern zu ſprechen, und leitete daraus die Nervenüberreizung her, durch die jede wahrhaft große Entwickelung in Staat und Leben verhindert werde.

Ich ließ mich hierüber mit ihm in einen Disput ein, der zur Folge hatte, daß das ſämmtliche Perſonal der Poſtkutſche in einen anhaltenden und glücklichen Schlummer fiel. Eine der Schweſtern ließ ihr Haupt auf die Schulter des Polen ſinken, der wiederum das ſeinige mir anvertraute. Der Mann mit dem Orden kam in ſo gefährliches und jämmerliches Schwanken, daß wenig fehlte, er hätte ſich in den Schooß des ſo verhaßten Juden gebettet. Welch eine Gruppe hätte das gegeben! Welch ein Triumph für den armen Alten, das Haupt deſſen auf ſeinen Knieen zu halten, der nicht einmal den Zipfel des Tuches des Alten auf den ſeinigen dulden wollte. Der Menſchenfreund hätte in dieſem Werk des Schlummers mehr als eine günſtige Hieroglyphe für die künftige Ausgleichung der Brüder unter ſich gefunden. Wie, dachte ich bei mir ſelbſt, wenn der Alte nun Gleiches mit Gleichem vergolten und den Kopf des reichen, vornehmen Mannes ebenſo behandelt hätte, wie Jener das Taſchentuch? Wenn er ihn auch von ſich geſtoßen, mit einem wilden, heftigen Stoß? Der Philoſoph, der auf Alles aufmerkſam war, was in ſeiner Nähe vorging, ſchien meine Gedanken errathen zu haben, denn er rief plötzlich: „Ja, die Angeſehenen, die Großen, die Mächtigen der Welt bedenken nicht, daß Zeiten kommen können, wo ſie gezwungen ſind, ihr Haupt vertrauend in den Schooß des armen Bruders zu legen, den ſie früher beleidigt haben, und der jetzt ſich rächen könnte, wenn er wollte. Darum Liebe, Nachſicht, — Duldung! Der Tag der Ausgleichung läßt nie auf ſich warten. Ein morgenländiſcher Weiſer ſagt: Wir kommen immer dort an, wohin wir die Deichſel unſeres Wagen gerichtet haben.“

„Sind wir ſchon angekommen?“ fragte eine Schweſter, aus dem Schlaf erwachend.

„Noch nicht,“ entgegnete unſer Poſtkutſchen-Salomo. „Wir ſind noch auf der Reiſe.“

Der kleine Pole hatte ſich eine ſo ſchöne rothe Backe gelegen an meiner Schulter, daß ſie wie Purpur glühte. Er bat mich ganz verſchämt um Verzeihung, daß er, ohne es zu wiſſen, meine Güte mißbraucht. „Sie hätten nur Ihre Schulter wegziehen und mich fallen laſſen ſollen!“ ſagte er; „da hätte ich ſchon gemerkt, wo ich war. Ueberhaupt iſt es ein Unglück für mich, daß meine Natur ſich gar ſo ſchnell und leicht dem Schlafe ergiebt. Als ich noch ein Kind war, konnte ich im Stehen, ja ſogar im Gehen ſchlafen.“

Wir kamen jetzt auf unſerm Wege an jene gefährliche Paſſage, die der Schrecken aller Reiſenden iſt, die ſo hoch nach Norden wollen, nämlich zu dem dünnen Landſtreifen, der ſich, von den Wellen des

Meeres an beiden Seiten beſpült, eine weite Strecke hinzieht, und unter dem Namen der „kuriſchen Nährung" bekannt iſt. Als wir das Waſſer von fern grollen und brauſen hörten, wurde unſern Damen ſchon angſt zu Muthe. Es war ein nebliger Tag und das Meer unruhig; da aber unſer Poſtillon ſehr ſicher ſeiner Sache zu ſein ſchien, hegten wir Männer keine Beſorgniß. Aber unſer Vertrauen ſollte getäuſcht werden. Der Treibſand war mehr wie je unterwühlt und unſer ſchwerer Wagen ſank mehrmals tief ein. Die Wellen kamen, uns Beſuch abzuſtatten und ſchickten vorläufig ihre Boten aus, uns zu begrüßen, nämlich Schaumflocken, die in unſer Wagenfenſter flogen. Das Gebrauſe und Getöne wurde immer ſtärker, zuletzt heulte ein Orkan um unſer einſames Wagenhaus. Die Damen rangen die Hände und erfüllten das Innere unſerer Behauſung mit ihrem durchdringenden Geſchrei. Als wir noch nicht ein Drittheil des gefährlichen Weges zurückgelegt hatten, geſtand der Poſtillon, daß er nicht weiter könne; dabei verbreitete ſich ein Nebel über Meer und Ferne. Ich machte mich ſogleich aus der Kutſche heraus und nahm den Platz auf dem Bocke ein, um nach beſten Kräften und ſo viel ich davon verſtand, die Pferde zu lenken. Das Geſchrei im Wagen tönte fort.

Bald ſanken wir auf dieſer, bald auf jener Seite tief ein, und dabei fingen die Wellen an, einen immer lebhaftern Tanz um den ſchaukelnden Nachen des Wagens, denn von den Rädern war nichts mehr zu ſehen, aufzuführen. Da nicht die geringſte Spur von einem Wege mehr zu ſehen war, fuhr ich auf gut Glück geradeaus. Der Poſtillon gab die Richtung auf's Ungewiſſe an, indem er auf einen dunklen Flecken in der Ferne hinwies, der, wenn gerade ein Windſtoß den Nebel etwas lichtete, ſichtbar wurde, und wo wir ein Haus finden ſollten. Als wir uns langſam wie eine Schnecke, dieſem Aſyl ſchon ſo weit genähert hatten, daß wir die ungefähre Geſtalt einer menſchlichen Wohnung erkennen konnten, brach die Deichſel unſers Wagens, und nun ſaßen wir feſt. Der Tumult und die Verwirrung, die jetzt unter uns ausbrach, iſt kaum zu beſchreiben; Jeder hatte einen andern Rath, wie nun zu helfen ſei, eigentlich aber waren wir Alle rathlos. Der Poſtillon und ich ſpannten die Pferde aus, indem wir dabei bis an die Bruſt im Waſſer ſtanden. Dann entſchied man ſich, da der Wagen bis zum nächſten Morgen bleiben mußte, wo er war, zu Pferde die angegebene Schenke zu erreichen, um dort Nachtlager zu halten, da es unter dieſen Umſtänden unmöglich war, die eigentliche Station zu erreichen. Der Poſtillon ſollte dorthin reiten und Hülfe ſchaffen. Wie war nun auf die vier Pferde die Menſchenzahl zu vertheilen? Zum Glück für ſie und für uns hatte die alte Dame uns ſchon verlaſſen, ſie hätte ſonſt unfehlbar in der Kutſche zurück bleiben müſſen; denn unſere Rechnung kam gerade aus, nicht eine Perſon hätte mehr ſein dürfen. Ich nahm eine der Schweſtern auf mein Pferd, der Philoſoph die andere, der Jude und der kleine Pole behalfen ſich beide ſo gut es ging, denn ſie waren beide erbärmliche Reiter, auf dem dritten; und auf dem vierten Gaule nahmen der vornehme Herr und der Poſtillon Platz. So ſetzte ſich denn mitten unter Wogen und Sturmesbraus unſere kleine Cavalcade in Zug. Die Damen warfen noch einen wehmüthigen Blick auf den verlaſſenen Wagen zurück, in welchem ihre Haubenſchachteln und Putzſachen zurückblieben, dem unverläſſigen Schutze der leichtfertigen Töchter des Nereus anheimgegeben. Wie leicht konnte es einem Nixchen einfallen, die Schachteln zu öffnen und ſich ein Corſett auf den nackten naſſen Leib zu ſchnallen, oder ein Häubchen auf das grünliche Haar zu drücken, oder ſonſt irgendwie in der alten Poſtkutſche unanſtändige Poſſen zu treiben.

Wir langten in dem alten verfallenen Gebäude an, das von Wind und Wellen umtobt wurde, ſeit das Fenſter aufgeriſſen hatte und eben friſche Luft ſchöpfte, indem ſie dabei auf eine ziemlich ungezwungene Weiſe ihr Halstuch lüftete. „Prinzeſſin,“ rief ſie auf meine Fragen, „alle unſere Anſtalten ſind vergeblich, Sie müſſen ſich vermählen!“ Ich erſchrak und wollte eben auf die gottloſe Sprecherin losfahren, als dieſe mir ins Wort fiel und auf das heftigſte ſchrie: „Hören Sie mich! Mit aller meiner Macht kann ich Sie gegen den berühmten Zauberer Merlin nicht ſchützen, und dieſer iſt es, der auf Antrieb des Prinzen Beroſamit ſich gegen Sie verſchworen hat, in keiner andern Abſicht, als um Sie zu zwingen, Ihre jungfräuliche Tiare niederzulegen. Zudem, Prinzeſſin, man muß der Vernunft Gehör gelange verlaſſen ſtand, und in welchem nur eine arme Fiſcherfamilie ihr einſtweiliges Quartier genommen hatte. Vor undenklichen Zeiten ſollte dieſes wüſte Bauwerk als Schloß eines Edelmannes fungirt haben, der hier die Reiſenden bewirthete und ſogar Feſte gab. Jetzt war es verödet, ſah grauenhaft finſter und verfallen aus und ſtand ſogar in dem Rufe, daß es darin ſpuke. Wir zogen durch eine Art Thorweg ein, und dieſe Pforte trug noch Spuren eines ehemaligen Glanzes, wenigſtens konnte das Auge, wenn es ſich mit einiger Anſtrengung emporrichtete, ganz oben eine blaſende Victoria und ein großes Wappen in Stein bemerken. Ueber dem Haupte der Göttin kreiſeten die Möven, und die verſchollene Pracht des Wappens fand ſicherlich in dieſer Einſamkeit keinen Heraldiker, der die mit Moos überwachſenen Embleme zu deuten unternommen hätte. Eine Reihe von Zimmern ohne Decke gaben das ſeltſame Schauſpiel, daß der Himmel mit ſeinen Wolken den Plafond bildete zu einem Prunkgemach, oder einem Saale, in dem einſt das „Lichtmeer der Kerzen“ gefluthet hatte. Wir fanden im Erdgeſchoß noch einige ziemlich wohnliche Kammern, die früher wohl nur dem Geſinde eingeräumt wurden; wenigſtens ließen uralte ſchmutzige Kritzeleien, die offenbar von der Hand der Bedienten-Raphaele herſtammten und der Phantaſie eines Stallknechtes Ehre machten, auf eine ſolche Beſtimmung ſchließen. Ein Lager von Stroh wurde zurecht gemacht, auf das wir unſere durchnäßten Mäntel deckten, und nachdem ein frugales Mahl von Fiſchen und einer Portion in Branntwein aufgeweichten Schiffszwiebackes eingenommen war, entſchloſſen wir uns, die Segnungen des Schlummers aufzuſuchen.

Sie ließen jedoch auf ſich warten; ein Schwarm von Inſecten überfiel uns, und man ſah einige troſtloſe Weſen unſerer Karavane ihre Schlafgeſtelle aufpacken und in eine andere Gegend der wüſten Ruine auswandern. Die Unglücklichen kamen aus dem Regen in die Traufe und wurden noch durch allerlei ſeltſames Gepolter und Gehalle in den Gängen erſchreckt.

Es erklangen wunderliche Stimmen durch den alten Bau; es war, als riefen ſie ſich einander zu, und dann wieder ſcholl es wie ein lautes Singen, und wiederum wie ein wildes gräßliches Geſchrei, das aus der Tiefe emportönte. Die Schweſtern wandelten, mit ihrem Strohbündel unterm Arm, von einem Zimmer ins andere; zuletzt entſchloſſen wir uns, in einer Art Halle beiſammen zu bleiben, die Nacht über ein Feuer zu unterhalten und jeder Anwandlung des Schlafes zu widerſtehen, um auf einen etwaigen Ueberfall gefaßt zu ſein.

So machten wir denn Feuer im Kamin, und ſaßen um ihn herum; allein bald ſielen hier, bald dort ein Paar Augen zu, und ehe eine Stunde verging, ſchlummerte Alles rund im Kreiſe. Ich erhielt mich allein wach, indem ich mich mühte, einige Stücke meiner gänzlich durchnäßten Garderobe ſo gut es ging am Feuer zu trocknen. Während ich hiermit beſchäftigt, konnte ich nicht umhin, hie und da einen neugierigen Blick auf die Schläfer um mich her zu richten. Die beiden Schweſtern lagen eine in der andern Armen, zu einer ſehr reizenden Gruppe vereinigt, der Jude und der Philoſoph lagen lang hingeſtreckt, der Letztere auch jetzt noch mit der lächelnden Meine, die ihn im Wagen charakteriſirte; der vornehme Mann hatte ſich in ſeinen Mantel gehüllt und abgeſondert von den Andern eine Ecke am Kamine ſich erwählt. Nun komme ich auf den letzten und intereſſanteſten Gegenſtand, auf den jungen Polen, und hier machte ich die unerwartete Entdeckung, auf die ich den Leſer bereits ſchon vorbereitet. Meine Blicke blieben hier an einem Gegenſtand haften, der mich zugleich verwirrte und ergötzte, und dieſer Gegenſtand war nichts Geringeres, als ein vollkommen ausgebildeter, in ſeiner

Friſche und Weiße bezaubernder weiblicher Buſen. Das Kollet meines kleinen myſtiſchen Reiſenden hatte ſich geöffnet, ein Theil des Hemdkragens ebenſalls, und in den Ausbrüchen eines tiefen und indiscreten Schlummers hatte ſich die Hand bereits auch dorthin verirrt, wo die berühmte Venus von Titian, gleichfalls ſchlummernd, die ihrige hält, und welches ein bei ſchlummernden Mädchen ganz gewöhnlicher Geſtus zu ſein pflegt. Ich ſah dies hübſche Schauſpiel mit Entzücken an und vertiefte mich dergeſtalt in die bräunlich-bläulichen Schatten, die die allerliebſte Rundung der einen offen daliegenden Bruſt bildete, daß ich erſt ſpät die rothe Kante eines Taſchenbuchs bemerkte, das im Begriff war, aus der Taſche, der es anvertraut war, zu echappiren. Ich zog es leiſe hervor und meine Finger konnten dabei nicht vermeiden, die friſche elaſtiſche Weiche der verrätheriſchen Körperformen zu berühren. Aber die Schläferin erwachte nicht; hatte ſie doch ſelbſt eingeſtanden, welchen tiefen und ſchweren Schlaf ſie habe. Das kleine Portefeuille enthielt Briefe an Mademoiſelle Thereſe Lavazewska! In dieſen Briefen ſprach ein gewiſſer Pierre Lebrun in dem Style und in den bekannten Hyperbeln, in denen ein Verlobter zu ſeiner Braut ſpricht.

„Ah, du Spitzbübin!“ rief ich leiſe. „Alſo darum Dein Erröthen, als unſer ehrlicher Philoſoph über gewiſſe Dinge ſprach? Darum Dein ſchlechtes Reiten und noch ſchlechteres Trinken! Das iſt ein niedliches Räthſel, wahrlich, das ich hier unter den Händen habe.“

Damit zog ich die Hemdkrauſe wieder über den Hügel hinüber, von dem ſie herabgeglitten war, denn ich verſtand wohl, daß ich das Geheimniß meines kleinen Pſeudo-Cameraden nicht unbefugt aller Welt, nämlich unſerer Poſtkutſchen-Welt, kund geben durfte. Welche Vorwürfe hätte mir dann das arme Kind, und mit Recht machen können!

„Schlummere ſanft, Thereſe Lavazewska,“ rief ich; „ſchlummere ſo ſanft und ſicher, als lägeſt Du unter dem ſchützenden Auge Deines Bruders oder Vaters. Gute Kleine, der die Hoſen ſo allerliebſt ſtehen, möchte ich einſt erfahren, daß Dein Pierre Lebrun würdig war einer ſolchen Treue und Aufopferung; denn ſicherlich treibt Dich irgend eine Zwangsmaßregel vom väterlichen Herde und läßt Dich Deinen Geliebten aufſuchen, der der Mann Deines Herzens iſt, und von dem geſchrieben ſteht, du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, und dem Manne folgen, der dein Herr iſt.“

Mit dieſer pathetiſchen Rede ſteckte ich Thereſens Taſchenbuch wieder ins enge Kollet zurück, knöpfte dies zu, ſo gut es meinen, etwas zitternden Fingern gelang, und wandte mich — mit dem *Rücken* dem gelöſten Räthſel zugewendet, auf meinem Strohbündel zurecht, um nun auch meinerſeits den Schlaf zu ſuchen.

Der Leſer erfährt etwas Näheres über zwei Perſonen in der Poſtkutſche.

Als wir bei anbrechendem Morgen unſer ödes Nachtquartier verlaſſen wollten, machte der vornehme Herr mit großem Geräuſch die Anzeige, daß er beſtohlen worden ſei; man habe ihm ſeine Uhr genommen. Wir waren Alle nicht wenig beſtürzt; da der Poſtillon und die Fiſcher nicht in unſere unmittelbare Nähe gekommen waren, der vornehme Herr jedoch unſere Geſellſchaft nicht verlaſſen hatte, ſo mußte der Verdacht auf Einen unter uns fallen, die wir die Ehre gehabt hatten, die Nacht mit dieſem hochmüthigen und läſtigen Reiſegefährten zuzubringen. Der Philoſoph machte den Vorſchlag, wir möchten unſere Taſchen umwenden. Wir Andern waren hiezu bereit, obgleich ich dem kleinen Polen anſah, daß ihm dies ſehr überraſchend kam, vielleicht hatte er ein Nähzeug in der Taſche; der Jude behauptete jedoch, er wolle und werde es nicht thun; er ſei kein Dieb, ſondern ein ehrlicher Mann. Der vornehme Herr beſchuldigte ihn jetzt geradezu des Verbrechens. Als wir den Wagen wieder in Beſitz nahmen, fand ſich die Uhr in der Ecktaſche, wo ihr Eigenthümer ſie ſelbſt hingelegt. Wir beſtanden jetzt Alle darauf, daß er den Alten um Verzeihung bitten ſolle; er verweigerte dies jedoch ſtolz. Der Jude ſchwieg, und wir gaben ein Murren der Unzufriedenheit zu hören. Bald darauf ſollte eine ganz eigenthümliche Scene der Wiedervergeltung vor unſern Augen ſpielen. Wir hatten die Grenze des ruſſiſchen Reiches ſchon paſſirt; auf einer der erſten Stationen ſahen wir plötzlich eine ganze Deputation vor unſerm Wagen erſcheinen: der Poſtmeiſter, der Oberpoſtmeiſter, die Secretaire, der Bürgermeiſter der nächſten kleinen Stadt, ein paar Offiziere in voller Uniform, und dieſer ganze Zug neigte und verbeugte ſich vor dem Fenſter unſerer alten Kutſche. Wir ſahen uns erſtaunt einander an, endlich bemerkten wir, wie dieſe Ceremonie keinem Anderen als dem Philoſophen galt, der aus dem Wagen ſtieg und ſich mit den Herren becomplimentirte. Wir vernahmen nun, daß es der Gouverneur der Provinz ſei. Welch ein langes Geſicht machte jetzt der vornehme Herr; er war gleichfalls eilig aus dem Wagen und übertraf durch die Tiefe und die lange Dauer ſeiner Verbeugungen jedes andere Mitglied der Huldigungsdeputation. Die Excellenz ſchien jedoch dieſer Reverenzen nicht zu achten; er wechſelte ein paar Worte mit einem höhern Polizeiofficianten, und es verging nicht eine Viertelſtunde, ſo war der vornehme Herr vor unſer Aller Augen — verhaftet, und zwar verhaftet als gemeiner Wechſelfälſcher. Ehe er abgeführt wurde, fand der Jude noch Zeit, ihm eine Verbeugung zu machen und die Worte ihm zuzurufen: „Geehrter Herr, ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie für einen ehrlichen Mann gehalten!“ — So ſehr wir Alle mit dem Ereigniß, das ſo unerwartet vor unſern Blicken vorging, beſchäftigt waren, ſo mußten wir doch lächeln über die feine und boshafte Rache, die der Alte nahm. Der Gouverneur ſtieg wieder zu uns in den Wagen, nachdem er ſein Gefolge entlaſſen hatte; er wollte bis Riga mit uns fahren.

Wir wußten anfangs nicht, wie wir uns gegen ihn benehmen ſollten, und es herrſchte darum ein langes Stillſchweigen; endlich ſagte er: „Meine Freunde, weshalb mich jetzt anders behandeln, als früher, da Ihr noch nicht wußtet, daß mir vom blinden Zufall ein paar Orden und Titel zugefallen ſeien? Habe ich aufgehört Euch zu gefallen? Erſcheine ich Euch plötzlich nicht mehr Eurer Achtung, Eurer

Theilnahme, Eures offenen Vertrauens werth? Denn nur unter dieſer Bedingung läßt ſich meiner Anſicht nach allein ein plötzlicher Wechſel im Betragen gegen Einen, den wir lange um uns geſehen, rechtfertigen. Sprecht offen. Bin ich aber der Alte, warum wollt Ihr anders ſein?"

Die heitere, joviale Miene, mit der dieſe Worte geſprochen wurden, gaben den Schüchternen unter uns den Muth zurück. Der Gouverneur gab uns Allen die Hand und ſchüttelte ſie herzlich. Die Schweſtern fragten nun mit einiger Befangenheit, was jener Unglückliche verbrochen, den man habe abführen geſehen.

„Es iſt," ſagte der Gouverneur, „einer jener vornehmen Gauner, die durch ihr Treiben die Hauptſtädte unſicher machen. Ohne daß er eine Ahnung hatte, wer ich ſei, wußte ich ſehr genau, wen ich vor mir hatte, und auf dem Boden meiner Gerichtsbarkeit angelangt, zögerte ich daher keinen Augenblick, den Gerichten ihr lange ſchon geſuchtes Opfer zu übergeben. Es thut mir nur leid, wenn ich Ihnen, meine Herren und Damen, damit einen Schreck habe machen müſſen. Dieſer Mann, der ſich nicht entblödete, uns des Diebſtahls zu bezüchtigen, wußte nicht, daß ſeine Stunde ſo nahe ſei, wo ihm ſelbſt

Das Volk, — vergeben Sie, daß ich davon in Ihrer Gegenwart ſpreche, — läßt ſich nicht ungeſtraft bis auf einen gewiſſen Grad der Erbitterung treiben, es hat pflichtſchuldigſt für unſere kleinen Grillen ſein Blut vergoſſen, aber es bezeigt wenig Luſt, ſich bis auf den letzten Mann aufreiben zu laſſen, blos damit Sie keinen zu nehmen brauchen. Haben Sie ſo Viele in den Tod geſchickt, ſo müſſen Sie dafür wieder Einige ins Leben fördern, ſagt der gemeine Witz dieſes Volkes, und wie allem gemeinen Witze, fehlt es auch dieſem nicht an ſeinem Publikum. Ueberdies wünſcht das Land einen Erben, und Ihre Majeſtät die Königin, Ihre Mutter, hat nicht Luſt, Ihretwegen, Prinzeſſin, ſich um Erbdieſe Anklage, und hier mit Recht, würde gemacht werden.“

„Excellenz,“ ſagte der Alte, und wollte mit Gewalt die Hand des Philoſophen küſſen, „ſind der wahre, ächte, vornehme Mann.“

„Um Gotteswillen!“ riefen die zwei Schweſtern, „und wir haben es gelitten, daß Sie, mein Herr, den ſchlechteſten Platz im Wagen einnahmen!“

„Wie konnten Sie’s hindern, wenn’s nun mein eigener Wunſch ſo war?“ entgegnete der Philoſoph. „Ich verdanke dieſer Art zu reiſen, daß ich Menſchen kennen und lieben lerne; ein koſtbares Ergebniß für einen Mann in meiner Stellung. Hier im Winkel einer Poſtkutſche ſucht mich der Schmeichler nicht auf, aber wohl ſucht mich der Arme, der Hülfsbedürftige auf, der, mich ſelbſt für arm und hülfsbedürftig haltend, offen und der Wahrheit getreu ſeine Noth klagt. Und dann kann ich auch ungezwungen liebenswürdige Frauenbekanntſchaften machen.“

Die Schweſtern verneigten ſich erröthend. Mein kleiner Pole vergaß ſich in dieſem Augenblick und verneigte ſich gleichfalls. Die Gelegenheit war auch gar zu verführeriſch.

Der Gouverneur ſah uns lächelnd Einen nach dem Andern an und nahm dann eine Priſe, gerade mit dem heitern Gleichmuth, wie er es gethan, als wir ihn noch für einen armen heruntergekommenen Schulmeiſter oder etwas der Art hielten. Es war nicht möglich dieſen Mann zu beobachten, ohne ihn herzlich lieb zu gewinnen.

Die Schweſtern bewachten ihre Hutſchachteln jetzt ſelbſt.

Der Jude bekannte jetzt, daß er ſeine Taſchen nicht habe umwenden wollen, weil er ſich geſchämt, der Geſellſchaft zu zeigen, daß er noch vom vorigen Tage den Häringsſchwanz in Papier gewickelt aufbewahrt habe. Er bat dafür um Verzeihung.

„Sie haben ſich nicht zu entſchuldigen,“ entgegnete der Gouverneur; „im Gegentheil, ich ſollte es, indem ich der Geſellſchaft ein ſehr wenig praktiſch, wie ich jetzt ſehe, zu rechtfertigendes Mittel, ſich für den Augenblick von einem Verdacht zu reinigen, vorgeſchlagen habe. Wie leicht hätte hier Unglück geſchehen können! Sie, mein Freund hätten, wenn die Uhr ſich nicht gefunden, als Dieb gelten müſſen, und wären es doch nicht geweſen. Und ſo können Sie ſich mehrere Fälle der Art denken. Künftig werde ich dieſes Mittel nie wieder in Anwendung bringen, oder erlauben, daß es von meinen gerichtlichen Untergebenen in Anwendung gebracht werde. Auch um *dieſe* Erfahrung bin ich reicher, und ich verdanke ſie der Poſtkutſche.“

„Nicht der Poſtkutſche,“ rief ich begeiſtert, „ſondern Ihrem edlen, nach Wahrheit forſchenden und die Menſchen liebenden Herzen.“

„Wenn es Ihnen lieb iſt, junger Mann,“ ſagte der Gouverneur zu mir gewandt, „ſo führen wir noch künftig allerlei philoſophiſche Discurſe. Wohin reiſen Sie?“

Ich nannte ihm die Hauptſtadt.

„Dahin,“ entgegnete der ſtets heitere Mann, „komme ich nur, wenn ich *muß*. Doch könnte es ſein, daß wir uns auch dort bald wiederſähen. Hier nehmen Sie meine Karte, und geben Sie mir die Ihrige.“

Dies geſchah. Als wir in Riga ankamen, ſchied der Philoſoph-Gouverneur von uns, die Schweſtern nahmen gleichfalls Abſchied, und zwar mit den wärmſten Dankſagungen für die Dienſte, die ich der Poſtkutſchen-Geſellſchaft geleiſtet haben ſollte; auch der Alte ging. Der Pole und ich blieben allein; jetzt war die Gelegenheit da, meiner Beute froh zu werden, und ich faßte den Plan, auch keinen Augenblick zu verlieren.

Der

Deutſche Gilblas.

Zweiter Band.

Der

Deutſche Gilblas.

Ein komiſcher Roman

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Band.

Bremen.
Verlag von Franz Schlodtmann.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Thereſe Lavazewska's Geſchichte.

Als wir allein waren, ſchrieb ich ein paar Zeilen auf eine Karte, und mein kleiner neunjähriger Gefährte fragte ſogleich, was ich geſchrieben. Ich gab ihm lächelnd die Karte. Es ſtand darauf: Wenn Thereſe Lavazewska einen Freund und Rathgeber nöthig haben ſollte, ſo mag ſie fragen nach — und hier folgte mein Name und die Wohnung, die ich in Petersburg nehmen wollte.

Der kleine Pſeudo-Kamerad war wie mit Blut übergoſſen, als er dieſe Zeilen las. „Ach, Jeſus Maria!" rief er, „was ſoll das? Wie deut' ich mir das?"

„O du Spitzbübin!" lachte ich heimlich bei mir.

Sie hatte ſich wieder gefaßt, gab mir die Karte zurück, und ſagte: „Hier, mein Herr, ich kenne dieſe Perſon nicht."

„Thereſe! Thereſe!" rief ich drohend, „belügt man auch einen treuen Freund und Genoſſen! Für ſo falſch hätte ich das Herz nicht gehalten, das ſich Pierre Lebrun auswählte, um ewig darin zu herrſchen.

Jetzt fiel mir mein kleiner Kamerad um den Hals. „Mitleid! Mitleid!“ ſtöhnte er; „ja, ich bin Thereſe Lavazeswka, und der Name, den Sie da nannten, iſt ewig theuer meinem unvorſichtigen, leichtgläubigen Herzen. Aber wie haben Sie mein Geheimniß errathen?“

Ich ſagte ihr ganz einfach, man führe nicht ungeſtraft Nacht und Tag mit Leuten zuſammen, die ein wenig Spürtalent und Beobachtungsgabe beſäßen.

„Ach!“ ſchrie Thereſe Lavazewska, „da erkenne ich wieder mein unglückliches Schlaftalent! Wer damit begabt iſt, kann ſich auf die Dauer nicht verſtellen, und muß auf großmüthige Feinde rechnen dürfen.“

„Liebe Thereſe, dieſes Schlaftalent wird Sie verlaſſen, wenn der wahre Zauberer kommt, vor deſſen Stab Morpheus ſich ſchüchtern zurückziehen wird.“

Sie ſagte nichts, und ich ſchämte mich etwas dieſes Witzes, der gar zu ſehr nach der Kaſerne ſchmeckte. Um meine Anſpielung wieder gut zu machen, gab ich Thereſen die Verſicherung, daß ich ihr Geheimniß nur erlauſcht habe, um es, mit ihr ſelbſt im Bunde, beſſer bewahren zu können.

„Ich weiß,“ ſagte ſie, „Sie ſind edel; eine Menge kleiner Züge im Poſtwagen haben mir gezeigt, wie

Wählen Sie unter Ihren Freiern Denjenigen, der am meiſten danach ausſieht, daß man ihm Etwas bieten kann; es giebt ſolche glückliche Phyſiognomieen. Machen Sie dann, was Sie wollen; wir zerſtören dieſes Schloß, verheirathen von den ſechzig Prüden, was ſich noch verheirathen läßt und zerſtören auf dieſe Weiſe das Andenken an ſo viele Gräuel, die das Volk jetzt auf unſere Schultern bürdet.“

Die Fee beendigte ihre Rede, indem ſie ſich den Schweiß von der Stirne trocknete und erſchöpft in den Stuhl zurückſank. Die Wirkung ihrer Worte war wahrhaft entſetzlich. Einige der ſtrengſten meiner Erzieherinnen hatten hinter der Thüre gelauſcht.

Sie denken und handeln. Schon als Sie dem Alten das Taſchentuch hielten, hegte ich unbedingtes Vertrauen zu Ihnen.“

„Nun wohl,“ rief ich, „wenn das alles wahr iſt, ſo beweiſen Sie's mir, Thereſe, und geben Sie mir einen kleinen Abriß Ihrer Schickſale. Offenbar fahren Sie nicht zu Ihrem Vergnügen in dieſem unbequemen Anzuge, den ich Sie bitten muß, etwas loſer zu ſchnallen, da wir allein ſind.“

Sie knöpfte ein paar Knöpfe auf, und löſ'te ihr Halstuch ab.

Ihr Lockenköpſchen mir zugewendet, ſagte ſie mit einem unnachahmlichen Ausdruck von lieblicher Schalkheit und Muthwillen: „Herr Kamerad, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns von unſern Liebesabenteuern und Duellen plaudern.“

„Gut, gut!“ rief ich. „Ich werde die Duelle liefern, geben Sie die Liebesabenteuer.“

Sie verfiel ſogleich in eine melancholiſche Stimmung, und, das Haupt auf die Hand geſtützt, ſeufzte ſie: „O Jeſus! ich und Liebesabenteuer! Was würde die heilige Mutter ſagen, wenn ſie mich, ihre Pflegbefohlene, ihre Tochter — hier in dem Bereich der Weltluſt und der ſündigen Zerſtreuung ſähe? Aber ſie ſieht mich, denn iſt nicht Gottes Auge überall?“

Hier fiel der kleine Pole auf die Kniee nieder und betete ein Ave Maria.

Ah, ſagte ich bei mir, alſo aus einem Kloſter entlaufen! Die Sache wird immer verwickelter.

Die Sonne ſchien in unſern Wagen hinein; ich ließ die Vorhänge herab, eine grüne Dämmerung verbreitete ſich in demſelben. „Nun, Thereſe,“ ſagte ich, „wir ſind allein, Niemand ſtört uns, erzählen Sie. Wenn Sie im Verlauf Ihrer Geſchichte vielleicht zu erröthen nöthig haben, ſo ſeien Sie im Voraus verſichert, daß ich nichts bemerken werde. Hiermit ſtreckte ich mich behaglich in meine Ecke aus, und Thereſe in die ihrige halb ſchüchtern, halb ſchelmiſch zurückgedrängt, begann:

„Mein Vater iſt Angeſtellter in Warſchau in der Kanzlei des Fürſten P—. Von ſechs Töchtern, die ihm ſeine aus niederm Stande gewählte Frau gebar, war ich die jüngſte, und da ein Vater ſelten weiß, wo er mit einem ſolchen Töchterſegen hin ſoll, ſo war ſogleich der erſte Gedanke — an's Kloſter. Ich und zwei meiner Schweſtern wanderten dorthin. Ich kam in die Bernhardinerinnen-Penſion, und ſollte erſt ſpäter Nonne werden. Ach, ich habe dieſes „ſpäter“ nicht abgewartet. In dem alten Kloſtergebäude, in welchem wir junge Mädchen eingeſchloſſen waren, lernten wir ſticken, Kleider und Häubchen zuſchneidern, kleine Arbeiten mit der Nadel machen und nebenbei zu der Jungfrau Maria beten, daß ſie uns einen Mann zuführen möge, bevor wir gezwungen würden, unſer Gelübde abzulegen.“

„Es iſt gut, daß es grüne Vorhänge in der Welt gibt,“ bemerkte ich, „denn in dieſem Augenblicke, liebe Thereſe, wenn mich nicht Alles trügt, wurden Sie roth.“

„Erbarmen!“ rief ſie bittend, und faltete die Hände. „Ich habe mir vorgenommen, völlig der Wahrheit getreu zu erzählen.“

„Das ſoll mir lieb ſein,“ ſagte ich mit dem Tone und der Miene eines Paſcha, der ſich von einer Sklavin ſeines Harems etwas vorplaudern läßt.

„Bei meinen Schweſtern glückte es,“ hub die kleine Offizier-Nonne wieder an, „bei mir nicht. Meine Schweſtern echappirten an der Hand von Ehemännern, ich blieb. O Himmel, und gerade in dieſer Zeit war es, wo ich gar ſo viel Kinderwindeln und Kinderhäubchen zu machen den Auftrag erhielt.“

„Aber Thereſe! Thereſe!“

„Es kam die Zeit heran, wo wir im Kloſter kleine theatraliſche Vorſtellungen gaben. Einige alte Nonnen träumten ſich bei der Gelegenheit in ihre

Jugend zurück, und gedachten der Tage, als unter der galanten Regierung des letzten Königs von Polen am Sprachgitter eine Anzahl ſogenannter Vettern erſchien, die nach der Schweſter Beate, nach der Schweſter Helene, Roſalie u. ſ. w. fragten. Unſer Schauſpiel war einer jener heiligen Aufzüge im Coſtüm, wie ſie noch aus alten Zeiten Sitte geblieben waren; dabei wurden einige Verſe hergeſagt, und die ganze Procedur war eigentlich langweilig; aber für mich, die ich dabei ein Stückchen Welt zu ſehen bekam, die luſtigſte und aufregendſte Sache von der Welt. Schon daß „der Teufel“ auf unſerm Comödienzettel ſtand, war für mich ein Gegenſtand des angeſtrengteſten Nachdenkens. Ich zermarterte meine Phantaſie ſchon mehrere Wochen vorher, indem ich mir die Geſtalt und das Weſen dieſes „Fürſten der Finſterniß“ vorſtellte, der jetzt ſichtbar vor meinen Augen erſcheinen ſollte. Wer hätte mir damals ſagen können, daß ich dieſen grauſenvollen Feind Gottes und der Welt einſt auf das Zärtlichſte in meine Arme ſchließen, ihm tauſend ſchöne Namen, die die Liebe erfindet und anwendet, geben würde! Und doch, ehe drei Wochen vergingen, hatte ich mich — mit dem Teufel verlobt.

Um es kurz zu ſagen: in unſerer Comödie ſpielte

Pierre Lebrun — den Teufel. Zuerſt jagte er mir den empfindlichſten Schrecken ein. Ueber und über mit einem rauhen Fell bekleidet, mit einem unermeßlich langen Schweife verſehen, deſſen Spitze in grüne Farbe getaucht war, mit Hörnern auf dem Kopfe, die ſich in die Wolken des Himmels verwickelten, ſo unverſchämt groß waren ſie, bildete er ein intereſſantes Ungeheuer, das meine Einbildungskraft erbeben machte. Aber welch ein Adonis wickelte ſich aus dieſem Ueberwurf des Fegefeuers! Welche ſanfte und doch glühende Augen, welche mit dem friſchen Blut der Jugend und der Kraft gemalte Wangen! Welch ein Mund! Wie verſtand dieſes verdammte Weſen zu küſſen! — Ah!“

„Hm! hm! Thereſe! der grüne Vorhang!“

„Wir beſchworen ein ewiges Bündniß. Er beſaß einiges Vermögen, ſein Vormund erzog ihn zum Künſtler; in dem Atelier eines berühmten Malers arbeitete er, die Zukunft verſprach ihm ſichere Lorbeeren. Der Name Lebrun wird, ſchon einmal das Entzücken der Welt, nochmals es werden. Und mein Pierre wird's ſein, den die ſtammelnde Zunge des Kenners nennt, den die Andacht und die Liebe, die Begeiſterung und die Kunſt zugleich verehrend ausſprechen. Ja, ja, ſo wird, ſo muß es kommen.“

„Unterdeſſen was kam?"

„Eine Entführung, mein Herr! Meine Geſchichte iſt nicht lang, wie Sie ſehen. Mein Geliebter verſchaffte mir dieſe Kleider, miethete mich auf dem Poſtwagen ein, gab mir einen falſchen Paß, und hat mich ſomit nach Petersburg vorausgeſendet, wohin er mir bald nachzufolgen gedenkt. Ein dort lebender Künſtler, ein Freund meines Freundes, wird mich — wird uns aufnehmen. Wir werden glücklich ſein."

„Und Ihr Vater, Thereſe?"

„O was den betrifft, ſo hat der ſeinen Schlaganfall, und der beſchäftigt ihn ſo, daß er, ich glaube die fünfzig Töchter des Danaus, wenn ſie die ſeinigen wären, nicht vermiſſen würde, wenn ſie ihm jetzt davonliefen. Ich muß dem Himmel danken, der meinem guten Vater dieſe Zerſtreuung verliehen hat."

„Eine ſchöne Zerſtreuung, ein Schlaganfall!" rief ich.

„Die beſte von der Welt; denn ſeitdem er ſie hat, denkt er nicht mehr daran, meine arme Mutter zu ſchlagen, und meine Geſchwiſter durch allerlei Grillen, die er ſeine väterliche Vorſorge nannte, zu quälen."

„Aber Ihre Mutter, Thereſe, was ſagt die?"

„Meine Mutter hat ſich dreimal in ihrer Jugend entführen laſſen, und hat uns Kindern oft erzählt, daß dies das Amüſanteſte ſei, was einem Mädchen geſchehen könne. Ich nahm mir ſchon damals vor, daß ich es auch einmal verſuchen wolle; nur freilich konnte ich mir nicht im Traum einbilden, daß ich würde mich vom Teufel holen laſſen! Aber ich bin wohl recht vermeſſen und abſcheulich! Was wird aus mir werden? Ich will die heilige Mutter bitten, daß ſie mich nicht ganz aufgebe.“

Und eben noch ausgelaſſen lachend, rollten jetzt Thränen ber ihre Wangen und ſie lag auf den Knieen im Wagen. Ein Stoß warf mir ihr liebliches blühendes Geſichtchen in den Schooß. Ich konnte mir den Scherz nicht verſagen, ſie einige Augenblicke hindurch zwiſchen meinen Knieen gefangen zu halten.

„Erbarmen!“ rief ſie wieder mit dem eigenthümlichen nd lichen, rührenden und doch dabei verſchmitzten Ausdruck.

„Kind!“ rief ich, „Dein Schickſal prophezeihe ich. Du wirſt noch ein Dutzend Pierre Lebrun's lieben und — betrügen!“

„Nein! nein!“ rief ſie und lachte boshaft; „wer einmal den Teufel liebt, liebt keinen Andern, denn der Teufel hat nicht ſeines Gleichen.“

Wir plauderten noch etwas, dann wurde der Wagen geöffnet und zwei fremde Perſonen ſtiegen ein. Ich hatte Thereſen verſprochen, wenn ich ihr in irgend etwas dienlich ſein könne in der großen, ihr völlig fremden Stadt, würde ich gern zu ihrer Hülfe bereit ſein.

Sie ſagte mir, die Stadt ſei mir eben ſo fremd, und es ſei bekannt, daß wenn eine Frau und ein Mann zu gleicher Zeit an einem fremden Ort kämen, die Frau ſich viel früher zurechtzufinden wiſſe, als der Mann. Beweis davon ſei ja ſchon das Paradies, wo Eva gleich zu Hauſe ſich gefühlt habe, während Adam noch, wie alle Männer, lange Zeit über allerlei Dinge in Unkenntniß geweſen ſei.

Ich mußte ihr Recht geben.

Ankunft. Ich mache die Bekanntſchaft des Herrn André Andréiwitſch, und werde in die Geſellſchaft der Künſtler und Kunſtfreunde eingeführt.

Wie wir in das „Häuſer-Meer“ eingelaufen waren, dem man den Namen einer Stadt gegeben hat, während man es einen Landſtrich, bedeckt mit Städten, die alle eine die andere berühren, nennen ſollte, machten wir uns Einer von dem Andern los. Thereſe fand ein Unterkommen bei einer anſtändigen, alten Dame, die Zimmer vermiethete, und ich lief zu dem Faktor unſeres Geſchäfts, der bereits einen Tag vor mir mit ſeinen Waarenballen angelangt war, und mir die Adreſſe ſeiner Wohnung überſchickt hatte. Ich fand ihn in großer Unruhe und Beſorgniß. So eben verbreitete ſich die Nachricht von dem Tode der Kaiſerin, mithin konnte ſie die koſtbare Gruppe von Muſen, Amoretten und Grazien nicht kaufen, die für ſie beſtimmt war. Wo ſollte nun dies ſeltene Kunſtwerk bleiben. Der arme Faktor war außer ſich. So lange hat dieſe große Frau gelebt, rief er händeringend, und ſie kann nun nicht noch einen Tag länger leben, um uns unſere Gruppe abzukaufen! Ich verſicherte ihm, daß wenn ſie es gewußt hätte, ſie uns ſicherlich den Gefallen gethan.

Ich bezog die zwei Zimmer in der „Erbſenſtraße“, die der Faktor für mich gemiethet hatte. Uebrigens war ich völlig frei, und hatte mit dem Geſchäft und deſſen Verkehr nichts zu thun. Der Faktor beſuchte mich hie und da, wie man einen Freund beſucht, gab mir Briefe aus Berlin, wenn welche für mich angelangt waren, und nahm meine an Herrn Picard mit, um ſie ſicherer zu beſorgen, als es mit der Poſt hätte geſchehen können.

So befand ich mich denn in der Rieſenſtadt, und ſchlenderte behaglich durch deren Straßen. Ich betrachtete die Paläſte und Kirchen, und ſuchte, ſo weit es mir möglich war, in das Innere der Inſtitute zu dringen, die bald zu dieſem, bald zu jenem Zwecke gegründet waren. Vor allen beſuchte ich die kaiſerlichen Marſtälle und die von bekannten reichen Eigenthümern. Durch meinen Vater beſaß ich die trefflichſten Empfehlungen, und wurde auf's beſte aufgenommen. Allein immer nur mit Pferden zu thun zu haben, ſo ſehr ich dieſe edlen Geſchöpfe liebe, indem ſie ſich in eine Maus verwandelte und dadurch ihrerſeits wieder den ganzen Troß ihrer Verfolgerinnen in die Flucht ſchlug; denn dieſe unbeſiegbaren Amazonen waren einer Maus gegenüber die zaghafteſten Geſchöpfe von der Welt. Nachdem die Fee ſich einige Minuten daran ergötzt hatte, ihrer Rache freien Lauf zu laſſen und bald hier in die Falten eines Rocks, bald dort unter die Schleier eines Buſentuches eingedrungen war, verließ ſie das Schlachtfeld, auf dem alle ſechzig Opfer in Krämpfen dalagen und flog als krächzender Rabe zum Fenſter hinaus. Meine Mutter und ich leiſteten den Verwundeten und Ohnmächtigen den nöthigen Beiſtand.

Seitdem habe ich die Fee Preziöſe nicht wiekonnte mir nicht zuſagen; ich ſuchte mir einen andern Zeitvertreib auf; da kam mir Herr Lebrun gerade recht in den Weg, der mich aufgeſucht, mich ein paar Mal nicht gefunden hatte, und jetzt, ſeine Schöne am Arm, die große Newsky'ſche Perſpektive mir entgegengewandert kam. Thereſe, die in ihrem Frauencoſtüm nicht minder anziehend, wenn auch nicht ſo pikant ausſah, machte uns miteinander bekannt. Der junge Künſtler hatte in ſeinem Weſen etwas Ungezwungenes, Keckes, Freies, das mich ſogleich für ihn einnahm; ich mußte ihm verſprechen, ihn in dem Atelier ſeines Meiſters aufzuſuchen. Ich ſagte zu, und da es noch früh am Tage war, ſo entſchloſſen wir uns, jetzt gleich hinzugehen. Thereſe wurde bei Madame Tulubieff abgeſetzt, und wir beide junge Männer nahmen einen Wagen, um ſchneller auf eine der Inſeln zu gelangen, wo das Atelier ſich befand.

Wir langten an, fanden aber die Thüren verſchloſſen. Nach langem Pochen öffnete ſich ein kleines Fenſter im Erdgeſchoß und ein Kopf mit einem langen, grauen Barte kam zum Vorſchein. Im Antlitz dieſes Mannes lag der Faun, der Satyr und zugleich der Sokrates vereinigt; ein gewiſſer Zug von Geiſt und Güte neben Frivolität und Frechheit. — „Iſt André Andréiwitſch nicht zu ſprechen?" — „Der

Herr arbeitet.“ — „Wann kam er nach Hauſe?“ — „Vor einer Stunde, von dem Mittageſſen in Peterhof.“ — „Ach, dann arbeitet er nicht, ſondern er ſchläft.“ — „Nein, er arbeitet.“ — „Was ſoll das heißen?“ — „Er hat ſich von Peterhof zwei Leute mitgebracht und ſie trinken; aber wenn Du etwas warten willſt, Peter Alexiewitſch, ſo werden zwei Männer bald unterm Tiſche liegen, und der dritte wird dann, wenn es ihm gefällig iſt, Dich empfangen.“ — „Das iſt ſchlimm! Ich hatte gerade geglaubt, weil heute Freitag iſt, Andréiwitſch würde nüchtern bleiben.“ — „O Herr des Himmels und der Erde! weißt Du denn nicht, Peter, daß wir auf keinen Freitag mehr achten, daß wir ſelbſt am Tage unſeres Heiligen uns betrinken? Die, die den Menſchen geſchaffen haben, müſſen wiſſen, warum ſie ihn ſo geſchaffen haben. Unſere Sache iſt es nicht, darüber nachzugrübeln.“

„Du weiſeſter aller Portiers!“ rief mein Begleiter, „ſo ſchließe denn den Gang an der Küche vorbei auf; ich kann meinen Freund doch nicht auf der Straße ſtehen laſſen und muß ihn daher in ein jämmerliches Stübchen bringen, lediglich um ihn unter Dach und Fach zu ſchaffen.“

„Thue, was Du bei Deinem Vater und Deinen

Brüdern verantworten kannſt“, entgegnete der Alte; „denn mit ſeinen Angehörigen in Streit leben, iſt eine böſe Sache.“

Wir gelangten jetzt in Lebrun's Atelier, das gleichſam nur ein Verſchlag war an der großen, prächtigen hochgewölbten Halle angebaut, die die Werkſtätte des gefeierten, jetzt gerade in Mode befindlichen Künſtlers bildete. Wir konnten durch eine kleine Oeffnung einen Theil der Halle überſehen, und fanden ſie angefüllt mit koloſſalen Gruppen in Marmor und Gyps. Der eitle Künſtler hatte ſeine Räume möglichſt angefüllt, und da hiezu ſeine eigenen Arbeiten nicht ausreichten, ſo hatte er Gruppen und einzelne Standbilder fremder Arbeit hinzugenommen, die er für ſeine eigenen ausgab.

Lebrun hatte ſeinerſeits ein recht artiges Kunſtwerk beinahe vollendet. Es ſtellte den Amor vor, der von der Pſyche belauſcht wird, bei welcher Gelegenheit ſie einen Tropfen ſiedendes Oel aus ihrer Lampe auf den ſchlummernden Knaben fallen läßt, und ihn dadurch erweckt. Der Amor und die Pſyche waren mein Liebespaar, unverkennbar ähnlich. „Ach,“ ſagte Lebrun, „ich konnte leider keinen hübſchern Amor finden, denn es fehlte mir an Zeit zu ſuchen; allein ich hätte ſuchen mögen, bis ich ſo alt wie Methuſalem geworden, eine ſchönere Pſyche hätte ich nicht gefunden.“

„Sie iſt etwas zu ſchalkhaft und zu neugierig!“ ſagte ich.

„Ja, ja!“ rief er; „ſie iſt ein gewiegtes Mädchen. Sie will wiſſen, was ſie an ihrem Amor hat, ſie will nicht betrogen ſein.“

Wir betrachteten noch die Gruppe, als ein heftiger Lärm und Gepolter in der Halle unſere Aufmerkſamkeit wieder dorthin lenkte. Eine Anzahl — wie es ſchien — im höchſten Grade betrunkene Männer hatte ſich eingefunden, und taumelte, mit den Gläſern in der Hand, zwiſchen den Marmorgruppen umher. Es gab ein eigenthümliches Gemälde; der Contraſt der erhitzten und farbeglühenden Geſichter zu den kalten, ſchönen, unbeweglich ruhigen Formen der Steingebilde. Einer der Trunkenen, noch ein junger Mann, umſchlang die Hüften der Venus, und einen wilden Kuß auf ihr Knie drückend, übergoß er die Göttin mit der rothen Fluth aus ſeinem Glaſe.

„Das iſt Sokol, der Dichter,“ flüſterte Lebrun, „und Jener dort, mit dem Leibe eines Herkules, iſt der Fürſt Dimitri Obronitſch, ein Mann von einem wilden Temperament, der aber den Künſten hold iſt, und ein Kenner der feinen und großen Kunſtwerke der Alten, wie der Neuern. Jener Mann, der weit über die Fünfzig hinüber iſt, mit Ordensſtern und Band, iſt ein Gelehrter, der bei der verſtorbenen Kaiſerin in Anſehen ſtand und große Reichthümer ſich erworben hat, die er jetzt im Genuſſe aller Art verſchwelgt. Er kennt Petersburg — wie man zu ſagen pflegt — wie ſeine Rocktaſche und weiß, wo man die ſchönſten Mädchen, die abgefeimteſten Gauner und die auserleſenſten Speiſewirthe finden kann. Er iſt unſer Faktotum.“

„Aber wer iſt jener Herr, der uns den Rücken zuwendet, ſo daß wir nur ſein edles, feingeſchnittenes Profil ſehen, und der mit dem kleinen, völlig betrunkenen Greiſe plaudert.“

„Es iſt der Meiſter;“ entgegnete Lebrun; „und jener Schwätzer iſt der Trunkenbold Glinitſch. Einſt auch ein beliebter Künſtler, jetzt gänzlich durch den Trunk herabgekommen. Er iſt unſer Hofnarr; und wenn er unterm Tiſche liegt, ſo ſetzen die Andern die Füße auf ihn.“

„Eine ſchöne Geſellſchaft, das!“ rief ich.

„Ja,“ rief mein Begleiter; „es iſt vielleicht die ausſchweifendſte in der ganzen Stadt; dafür ſind wir aber auch Künſtler und Kunſtfreunde!“

Ich ſtaunte Lebrun's Begriffe an, die er von der Kunſt und den Kunſtfreunden hatte. Aber ich ſah wohl, daß ich hier meine Weisheit nicht ausbreiten durfte. Wir beluſtigten uns noch einige Zeit an den ausgelaſſenen, unanſtändigen Poſſen, die die Trinker mit der alten Götterwelt, den Heroen und den Grazien trieben. Dann entfernten wir uns, denn ich fühlte wohl, daß dies nicht der Zeitpunkt war, um mich dem Manne vorzuſtellen, den ich ſuchte. Welch ein Gegenſatz, dieſer taumelnde Künſtler inmitten ſeiner Werkſtatt, und der ſtille freundliche Herr Picard, inmitten der ſeinigen! —

Ich wäre wohl kaum wieder in dieſen Kreis zurückgekehrt, allein ich erfuhr die unerwartete Auszeichnung, Herrn André's Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, der zu mir kam und mir tauſend ſchmeichelhafte Dinge über meine geringe Perſon ſagte. Natürlich wurde meine Eitelkeit dabei rege gemacht, und ich verfehlte nicht mich im Atelier der Künſtlers wieder ſehen zu laſſen, mit der Ausſicht als ein „Antinous“ einſt auf die Nachwelt zu kommen, vielleicht auch nur als ein Faun, was freilich nicht ſo ſchmeichelhaft war. Herr André wußte nicht genug die Freude, meine Bekanntſchaft gemacht zu haben, zu ſchildern, und ich durfte bei keinem ſeiner Abendfeſte fehlen. Dieſe

Feſte waren aber nichts als Trink- und Spielgelage in koloſſalem Maaßſtabe, umgeben mit den ſchwelgeriſchen Genüſſen, die Venus und Ceres nur bieten können. Da der Hof in Trauer war, ſo kamen noch ſehr viele reiche Wüſtlinge hinzu, die ſich für Kunſtkenner ausgaben, und es nach der Erklärung Lebrun's auch waren. Ich lernte hier die „Roué's“ der Hauptſtadt kennen. Für gewöhnlich war aber der kleine Cirkel verſammelt, die ſchon namhaft gemachten Perſonen, und dies war allerdings auch für mich der intereſſanteſte „Taugenichts-Club,“ weil ſich hier die „Charaktere“ fanden, von denen André immer, und zwar mit Begeiſterung, ſprach. Dieſe Charaktere waren: Sokol, der Dichter, cyniſch aber dabei weichlich, hier und da in wirkliche Poeſieen ſich ergießend, doch immer mehr in Trunk untergehend. Der Fürſt Obronitſch, fein und ſelbſt graziöſer Weltmann in den Paläſten und bei Hof, hier ein ausgelaſſener Wildfang und die Wolluſt in den ſchmutzigſten Entſtellungen ſuchend; dabei zu Zeiten grauſam und roh. Der „Staatsrath,“ jener Alte mit dem Ordensſtern — abgelebter Lüſtling, moraliſch und phyſiſch zu Grunde gerichtet, allein noch brauchbar durch ſeine Orts- und Perſonenkenntniß im Bereich des Laſters. Glinitſch, der Narr; faſt ſinnlos durch ewiges Trinken, aber, betrunken gemacht, witzig, boshaft und voll der ſchmutzigſten und ausgelaſſenſten Poſſen. Er hatte eine Jugend hingebracht, die ihn durch die Schulen jedes Laſters und jeder Erniedrigung getrieben; er hat nur Werth für den, der ihn benutzt, und auch nur ſo lange, als er benutzt wird; für die übrige Zeit gebühren ihm nur Fußſtöße, die er auch reichlich von Jedermann, der die Luſt hat den Fuß gegen ihn aufzuheben, bekommt. Er erträgt alles und bittet, daß man ihm verzeihe.

Herr André ſelbſt iſt etwas ſchwieriger zu charakteriſiren. Er war in dem wahren Sinne des Worts eine geniale Natur, aber verwildert durch die Barbarei der Civiliſation. Es klingt dies wie ein Widerſpruch; iſt's aber nicht. Die Civiliſation, wenn ſie auf die Spitze getrieben wird, wie dies in großen Städten geſchieht, ſchlägt wieder in Barbarei über, nämlich ſie ſtumpft gegen jedes ſittliche Gefühl ab und läßt die größten Rohheiten begehn, nicht weil man die Schätze der wahren Bildung nicht kennte, ſondern weil man einen Stolz darin ſuchte, ſie zu mißachten. Auf dieſelbe Weiſe entſittlicht zu großer Reichthum, ebenſo wie zu tiefe Dürftigkeit. Die Künſte, wenn ſie wahrhaft dem Menſchen dienlich ſein ſollen, müſſen eine mäßige, kräftige und arbeitsliebende Seele vorfinden; mit dem Müßiggang und der Frivolität gepaart, ſchaden dieſe lieblichen Genien mehr als ſie nützen; aber freilich die Armuth, der Kummer und die Sorge ſind ihrem Wirken nach verderblicher. Sie begehren Wohlleben aber nicht Liederlichkeit, ſie ſind dazu da, die feinſte Würze der Civiliſation mitzutheilen, nicht aber ein verderbliches Gift, und dazu würdigen die Müßiggänger und Schwelger die Kunſt herab. Ich muß den Leſer um Entſchuldigung bitten über dieſe Beobachtungen: allein ſie drängten ſich mir lebhaft auf, als ich in Herrn André's Atelier längere Zeit verkehrte. Trotz der Freundſchaft, man kann faſt ſagen Liebſchaft, die der Künſtler mir widmete, konnte ich nicht recht Vertrauen zu ihm faſſen, und obgleich ich ſehr gern in ſeiner Geſellſchaft war, und ihm willig die kleinen Gefälligkeiten erwies, die er von mir forderte, und die darin beſtanden, daß ich ihm „Akt ſtand" bald zu dieſer, bald zu jener ſeiner Compoſitionen, ſo konnte zwiſchen uns doch keines jener Bande geknüpft werden, die für das ganze Leben gelten. Herr André war eine hämiſche Natur, er liebte zu ſchaden und weh zu thun, und ſein eminentes Talent für die Carrikatur gab dieſer Richtung ſeines Charakters reichlich Nahrung. Deßhalb hatte er auch viele Feinde. Aber er beſaß die Kunſt, die

Schärfe und Bitterkeit ſeines Griffels hinter Ausgelaſſenheit und Bonhommie zu verſtecken. Er gab ſich ſehr geſchickt die Miene eines „luſtigen Kauzes“ und machte den Narren, aber nur um Andre zum Narren zu halten. Dieſer Zug war mir zuwider. Ich habe nie in meinem Leben ſpötteln, hänſeln, myſtifiziren können; wenn ich mit meinen Späßen angerückt kam, ſo konnte man mich ſchon von weitem luſtig daherkommen ſehen, und konnte mir aus dem Wege gehn, wenn man mich nicht wollte. Machte ich böſe Streiche, ſo nannte ich ſogleich meinen Namen und zeigte den Ort an, wo man mich finden konnte, im Fall man mich zur Rede ſtellen wollte. Eine Erklärung dieſer eben gerügten Eigenſchaften André's gab der Umſtand, daß er aus dem niedern Stande eines leibeigenen Bauern ſich zu der Staffel emporgeſchwungen hatte, auf der er ſich jetzt befand. Als ein Knabe kam er nach Petersburg gewandert mit einem Körbchen mit in Holz geſchnitzten Spielſachen, die er feil bot. Der Zufall wollte, daß er in die Nähe des berühmten Bildhauers Falconet kam, der damals unter dem Beginn von Catharinens Regierung das Staunen und die Bewunderung der Kunſtwelt erregte durch die großen Werke, die er ſchuf, oder zu ſchaffen unternahm. Falconet nahm des jungen Burſchen ſich an, und faſſen. Der Gegenſtand iſt nicht geeignet ſehr weitläufig vorgetragen zu werden, und überdies habe ich mich etwas müde geſprochen. Bedenke, wie lange ich habe ſchweigen müſſen. —

Nachdem ich ruhig fortgefahren hatte weder auf die Bitten meiner Mutter, noch auf die Drohungen meines Vaters und auf die Wünſche des ſogenannten Volks zu achten, erhielt ich in einer Nacht, wo ich ſchlaflos auf meinem Bette lag, einen ſehr ſonderbaren Beſuch. Trotz deſſen daß noch das Verbot in ſeiner vollen Wirkſamkeit beſtand, nichts Männliches in den Bezirk meines Schloſſes und Gartens einzulaſſen, ſah ich jetzt drei Männer in meinem Schlafzimmer und zwar vor meinem Bette ſtehen. Du kannſt dieſer durch Fleiß und Talent lohnte reichlich die Mühe und die Laſten, die ſeine Ausbildung erforderten. Auch ſogar ſeinen Namen gab der Künſtler dem Jünger, aber André zog es vor, ſeinen urſprünglichen Namen zu behalten und nur wenn es galt, gegen das Ausland hin den eitlen und berühmten Künſtler zu zeigen, las man in den Regiſtern der Akademien den Namen „Falconet, fils.“ Die derbe Natur des Bauern ertrug die Laſt der Ausſchweifungen, die die große Stadt ihm auflegte, aber die nicht ſo derbe Natur ſeines Charakters ertrug nicht das Gewicht der Schmeichelei, Kriecherei, Perfidie aller Art, mit dem ihn die Genoſſen ſeines neuen Standes drückten. — Er war ſparſam, ja ſogar geizig, und während ſich alle ſeine vornehmen Freunde um ihn her zu Grunde richteten, ſammelte und verſteckte er ſeine Reichthümer, denn es haftete ihm noch die „Furcht des Sklaven“ an, daß ſie ihm plötzlich könnten genommen werden. Dieſe Furcht war, wie die Folge zeigen wird, nicht ohne Grund. Er ſprach Franzöſiſch und Deutſch ſo gut wie ſeine Mutterſprache, und hatte etwas Würdevolles, ja ſogar Majeſtätiſches in ſeinem Auftreten, wenn er bei feſtlichen Gelegenheiten die hohe Stellung in der Kunſt, die er vertrat, repräſentirte. Die Damen des Hofs nannten ihn „le bel André,“ die Genoſſen unſrer Orgien nannten ihn „le cochon André“; beide Beinamen konnten ihm Ehre machen. Für beſondere Abende, die er ſich hoch bezahlen ließ, ſtellte er Gruppen auf, die das Schönſte aber auch zugleich das Zügelloſeſte gaben, was die Natur — Plaſtik im erotiſchen Styl — zu leiſten vermag. Aber freilich koſtete die Eintrittskarte fünfzig Friedrichsd'or, bei der Farobank, die nach den Kunſtgenüſſen folgte, konnte mancher Roué die Hoffnung haben, ſein Eintrittsgeld oft vervielfacht wieder zu gewinnen. Aber dieſe Abende ſchwächten und ruinirten vielleicht auf viele Jahre hinaus einen jungen Körper; man betrat die Schwelle dieſes Tempels der Ausgelaſſenheit mit noch ſtraffen Nerven und man verließ ihn mit zuckenden, man kam mit gerötheten Wangen und man verließ ihn mit gebleichten.

Ich brachte meine Tage damit zu, in den Manègen und auf den Reitplätzen mich zu tummeln, die Abende und die Nächte erblickten mich regelmäßig an Meiſter André's Tafelrunde. Die Furie des Hazardſpiels, dieſe Vampyr-Schöne, die der Jugend das Mark aus den Gebeinen wegbrennt, faſt mehr noch wie Dame Aphrodite, ſtreckte auch nach mir ihren Arm aus. Ich mochte gewinnen oder verlieren, immer derſelbe Reiz. André, der mit unverhehlter Luſt ſo manchen reichen Gimpel rupfte, machte ein faſt tragiſches Geſicht, wenn er mich verlieren ſah. Nicht ſelten kam er vor Beginn des Spiels zu mir, und, den Arm um meinen Nacken ſchlingend, ſagte er in zärtlichen Worten: „moi brath — (mein Bruder) ſpiele nicht! Oder laß mich Dir das Geld wieder geben, was Du verlierſt!“ Natürlich hörte ich weder auf die Bitte, noch nahm ich den Vorſchlag an; allein wenn man André's Geiz beachtet, ſo war es allerdings kein geringes Zeichen von Anhänglichkeit für mich, das er mir mit dieſem ſehr ernſtlich gemeinten Anerbieten machte. — Ich verlor bis auf wenige Goldſtücke, die ganze von Picard mir mitgegebene Summe, und mußte noch dazu ein Pferd unter dem Preiſe verkaufen. Dies hinderte mich aber nicht, guter Laune zu ſein, und zu bleiben.

Zum Glück für mich lenkte meine Hülfe, die in Anſpruch genommen wurde, die Thätigkeit meiner Sinne und Nerven nach einer andern Richtung hin. Lebrun kam eines Morgens athemlos zu mir. „Was iſt Ihnen, Lebrun?“ fragte ich beſtürzt. „Retten Sie mich, retten ſie Thereſen!“ entgegnete er, und ergriff fieberiſch zuckend meine Hand. „Der Staatsrath hat Thereſen ausgekundſchaftet und Frau Tulubieff iſt nichtswürdig genug geweſen, ſie ihm auszuliefern. Denken ſie, Freund, Thereſe an der Tafelrunde! Thereſe unter dieſer Heerde Wölfe! Thereſe an dem gefährlichſten und verrufenſten Platze in der ganzen Hauptſtadt! und ich Erbarmungswerther hab' es erſt heute erfahren, nachdem ich in allen Ecken und Enden vergebens drei Tage nach der Verlorenen geforſcht. Unterdeß hat ſie beim Staatsrath gewohnt. Sokol hat ſchon Verſe auf ſie gemacht! Thereſe ſchwört mir unter tauſend Thränen, daß keines dieſer Ungeheuer bis jetzt ihr noch zu nahe gekommen. Ich armer Narr muß es wohl glauben!"

„Aber wie können Sie nur zweifeln, Lebrun!" rief ich entrüſtet. „Thereſe iſt ein Mädchen, das es mit dem Teufel aufnimmt, und das ſich wahrlich mit einem Paar entnervten Lüſtlingen ſchon herumzuſchlagen verſtehen wird. Ich gebe Ihnen aber doch den Rath, unſre Schöne nicht länger in dieſer Umgebung zu laſſen."

„Sie haben wohl recht," ſagte Lebrun plötzlich ganz kleinlaut, „Thereſen, „unſre Schöne" zu nennen. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie ſie beſchützen — aber der Himmel weiß, was Sie mit ihr im Poſtwagen gemacht haben." —

„Lebrun!" rief ich — „wenn Sie ſo ſprechen, ſo kann ich ernſtlich und auf immer Ihr Feind werden. Seh ich aus wie ein Elender? Und ein ſolcher wäre ich ohne Zweifel, wenn ich das Vertrauen eines ſich meinem Schutze hingebenden Mädchens täuſchte.“ —

„Nehmen Sie einem Herzensfreunde nichts übel!“ rief der arme Junge und rang die Hände. Wir faßten nun ſogleich einen Plan. Darüber waren wir einig, daß ſogleich die Hochzeit ſein müſſe. Thereſe hatte bis jetzt auf eine Verſöhnung und demnach auf eine künftige Erbſchaft von ihrem Onkel in Warſchau gehofft, und deßhalb gewartet; jetzt mußte dieſe Ausſicht entfernt werden. Das Kürzeſte wäre geweſen, die beiden jungen Leute raſch aus der Stadt zu entfernen, und auf einige Zeit den Späheraugen ihrer Verfolger zu entrücken; allein zu einer Flucht im großartigen Style fehlte uns das Geld; Lebrun's Caſſen waren wie die meinigen leer. Er hatte immer die Gruppe „Amor und Pſyche“ verkaufen wollen, man hatte ihm auch ſchon treffliche Preiſe geboten, dann aber konnte der Verliebte ſich nicht von dem Abbilde ſeiner Thereſe trennen, und ſo war jeder Handel unterblieben. Wenn ich auch das letzte, mir noch zugehörende Pferd, einen Fuchs von herrlichem Bau, und mein Liebling, verkauft hätte, und dazu war ich raſch erbötig, es hätte die damit erzielte Summe doch nicht gelangt, die erforderlichen Koſten zu einem erfolgreichen Unternehmen aufzutreiben.

Wie wir in dieſer niedergeſchlagenen Stimmung am Fenſter ſtehen, ich die goldne Quaſte meiner Morgenmütze zwiſchen den Fingern drehe, als wollte ich ſie zu Dukaten prägen, und Lebrun, immer noch Künſtler, ſelbſt in ſeiner Bedrängniß, den abgebrochenen Arm einer kleinen Venus, der ſchlecht angeſetzt war, von Neuem unter Fluchen zuſammenfügte, bemerkten wir eine ſeltſame Equipage vorbeifahren. Zwei übelgeſtaltete zwerghafte Frauen, mit buntem Putz behangen, und jede einen Mops im Arm, ſitzen in einem eleganten offenen Wagen und werden von einem ſtattlichen Zwiegeſpann von Apfelſchimmeln im ſchnellen Trabe dahingerollt. Ein baumlanger Mohr ſteht hinten auf.

„Sehen Sie!“ rief ich zu Lebrun; „kommen Ihnen dieſe zwei Weiber nicht wie die beiden Feen Mirabella und Fanferlüſch vor? Große Köpfe, Wackelkinn und Triefaugen haben ſie ſicherlich, und Zwerge ſind ſie auch.“

„Es ſind die Prinzeſſinnen Seraphinieff,“ entgegnete Lebrun, „georginiſcher Abſtammung, ſehr reich, unvermählt, und wie ich mir ſchmeicheln kann, meine erhabenen Protectricen.“

„Mein Himmel!“ rief ich. „Wie kann man Seraph heißen, und ſo ausſehen?“ —

„Es iſt nicht das einzige Auffällige an dieſen Damen!“ bemerkte Lebrun. „Faſt Jedermann in Petersburg weiß irgend etwas Bizarres und Seltſames von ihnen zu erzählen. Sie ſind Zwillings-Schweſtern, aber ſie haſſen ſich, und zwar aus dem Grunde, weil Eine der Andern verwirft, durch die Lage, die ſie im Mutterleibe angenommen, habe ſie die Andre ſchief gedrückt. Wenn Du nicht geweſen wärſt, ſo wäre ich gerade! ſagt die Eine, und ohne dich, ſetzt die Andre hinzu, wäre ich eine Juno an Wuchs und Schönheit geworden! Sie halten ſich den einen Mohren, der ſechs Tage von der Einen, und ſechs Tage von der Andern Befehle annimmt, am ſiebenten Tage jedoch Beiden gemeinſchaftlich gehört. Bei aller Thorheit und Bizarrerie ſind es aber doch gutmüthige Geſchöpfe, die ihren Tag mit unſchädlichem Nichtsthun hinbringen.“

„Wir wollen ihre Hülfe in Anſpruch nehmen!“ rief ich, von einem plötzlichen Entſchluß begeiſtert. „Ich habe ſie Feen genannt, ſie ſind es vielleicht wirklich!“ —

„Thereſe hat einen Abſcheu vor allen Buckligen!“ rief Lebrun?

„Ei was! Abſcheu! Es hat ſich hier was mit

Abſcheu!“ bemerkte ich ungeduldig, indem ich den Wagen, in dem unſre beiden Feen ſaßen, noch lange die Straße hinab mit den Augen verfolgte; „wenn man zu wählen hat zwiſchen dem unſchuldigen Höcker einer alten Dame und den Lippen eines Lüſtlings.“ —

„So wählen wir den Höcker!“ fügte Lebrun raſch hinzu. „Ich werde mit Thereſen ſprechen. Der Plan iſt nicht übel; ich geſtehe offen, an dieſe zwei Helferinnen habe ich nicht gedacht. Im Palaſt der Zwillinge wird ſie auch allenfalls ſicher ſein.“

„Geſchwind!“ rief ich. „Ich brenne vor Verlangen, Thereſens Hand in die Ihrige zu legen, und mir dabei den Kuß zu holen, der mir als Brautwerber und Eheſtifter zukommt.“

Lebrun blickte mich an, und ich ſah in ſeinen dunkeln Augen wiederum das ſchon einmal bekämpfte Feuer der Eiferſucht aufkeimen; allein er erſtickte vernünftigerweiſe den Keim, warf ſich mir in die Arme und forderte mich auf, gemeinſchaftlich mit ihm zu handeln.

Der Palaſt der Zwillinge. Eine Hochzeit im Geſchmack der Mährchen der Tauſend und eine Nacht.

Es vergingen ein paar Wochen, ehe wir an unſer Ziel gelangten. Die Schweſtern, die abwechſelnd von mir und Lebrun bearbeitet wurden, waren zäher als wir gehofft hatten. Sie wollten das Mädchen ſehen, und als Thereſe erſchien, erlangte ſie nicht ſogleich die Gunſt der Damen. Es herrſchte in dem Palaſte eine abſcheuliche Unreinlichkeit, und ich mußte auf Koſten meiner armen Naſe faſt jeden Zoll Weges erkämpfen, den ich zu Erreichung unſrer Pläne vorwärts ſchritt. Auf Sopha's von Sammt und Seide trieb ſich ein ganzes Heer geflügelter Beſtien umher, Hühner aller Arten, Vögel, die kreiſchend umherflogen, kalekutiſche Hähne, die ſchmetternd und gurgelnd Rad ſchlugen. In einem andern Zimmer befanden ſich Affen, in einem dritten Hunde, in einem vierten Katzen. Dieſe animaliſche Bevölkerung zu nähren, wie im Zaum und Berechnung zu halten, war einer

Dienerſchaar anheimgegeben, die ſich bei ihrem Geſchäfte ſo lärmend und ungefügſam betrugen, daß der Palaſt von ihren Flüchen widerhallte. Die unglücklichen Schweſtern kamen zu keiner „ruhigen“ Stunde des Genuſſes.

Die Sache machte mir unbeſchreiblichen Spaß. Mein alter Muthwille ſtellte ſich in vollem Maße wieder ein. Meine Scherze fanden Gnade vor den beiden ſich bekriegenden Schweſtern; Eine wollte mich der Andern immer abwendig machen; Lebrun hätte keinen beſſern Bundesgenoſſen finden können. Allein was wir gut machten, verdarb immer die kleine, launiſche, impertinente Thereſe, die ihren Widerwillen vor den Zwergen nicht verbergen wollte oder konnte. „Mein Himmel!“ rief ſie und hielt ihre kleinen Hände ſchaudernd vor die Augen. „Ich kann Alles erdulden, nur nicht den Anblick der Häßlichkeit!“

„Gut!“ rief Lebrun in Wallung gebracht, „wenn Du den Anblick der Häßlichkeit nicht vertragen kannſt, ſo geh' immerhin zu den Kunſtfreunden, ich werde eine dieſer gutmüthigen, liebenswerthen Damen heirathen, und mit ihr ein koloſſales Vermögen.“

„Wie!“ rief Thereſe und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen; „Du könnteſt es in der That

Hand hielt. Er war in ein ſchwarzes Gewand gehüllt, ein weißer Bart floß in zwei Silberſtrömen den breiten Felſen ſeiner Bruſt herab, auf ſeiner hohen gewölbten Stirne lag ein Kranz aus Lindenblüthe, der das ganze Gemach mit einem entzückenden Dufte erfüllte. „Zephiſe!" redete er mich an, ohne auch nur einen meiner Titel an dieſen Namen zu knüpfen, „unglückliches, verirrtes Mädchen, ich erſcheine, um dich auf den natürlichen Weg deiner Beſtimmung zurückzuführen. Wähle einen von dieſen Beiden zu deinem Gemahle. Hier iſt der Prinz Beroſamit, der willig iſt, dir die ihm zugefügte Beleidigung zu verzeihen, wenn du ihn durch deine Zuſage beglückeſt. Sieh, welche Triumphe über Dich gewinnen, mit einem dieſer Ungeheuer in's Bette zu ſteigen?"

Wir lachten Beide, und die kleine Braut beſänftigte ſich wieder. „Ja, ja!" flüſterte ſie vor ſich hin, „ein Mann kann Alles! Wenn wir arme Weiber nur das Eine verſtehen, zu ſterben, wenn es nicht nach unſerm Willen geht, ſo kann der Mann leben unter täglich wiederkehrender Qual und Beſchimpfung."

„Wie ungerecht, Thereſe!" rief ich, „wie ungerecht! Sie erhalten den beſten und fügſamſten der Männer, und beklagen ſich noch über Ihr Geſchick!"

Endlich waren wir ſo weit, daß die beiden Schweſtern ſchon den Hochzeitstag beſtimmten, da mußte dieſer wieder in die Ferne gerückt werden, und zwar ſpielte diesmal der ſaubere Herr Bräutigam ſelbſt uns den Streich.

Eines Abends wurde eine jener Schauſtellungen, von denen ich ſchon berichtet, bei André veranſtaltet. Faſt die ganze vornehme Geſellſchaft, was das männliche Perſonal betrifft, war gegenwärtig. Lebrun und ich hatten ſtark getrunken, und kamen in einem ſchon aufgeregten Zuſtand in's Parterre. Hier ſaß Alles im Dunkeln und wartete auf das Aufgehen des Vorhangs. Man kann ſich denken, welchen Effekt es machte, als dieſer aufflog und im hellſten Lichte ſieben der ſchönſten weiblichen Körper unbekleidet und in ſchönen Stellungen vor den überraſchten Blicken erſchienen. Das Tableau ſtellte Diana und ihre Nymphen im Bade vor. Ich hatte Lebrun unterm Arm gefaßt und wir ſtanden dicht neben den Säulen des Eingangs; plötzlich reißt er ſich los und ohne mir ein Wort zu ſagen, macht er ſich Platz, indem er bald hier bald dort einem vornehmen Herrn einen Rippenſtoß verſetzt, ſpringt auf die Bühne, ergreift eine der Nymphen, wirft ſie ſich, wie ein Müllerburſche einen Sack Mehl, über die Schulter und davon. Geſchrei und Tumult. Ein Theil des Publikums lacht, ein anderer applaudirt. Man fragt ſich, wer der exaltirte Mann geweſen, Niemand kannte ihn. Der tolle Vorfall war ſchnell wie der Blitz gekommen und verſchwunden. Durch die Geiſtesgegenwart André's ſtellte ſich die Gruppe gleich wieder zuſammen, die Muſik ſpielte weiter und Diana badete unbekümmert um den Verluſt ihrer einen Nymphe. Dieſe Unglückliche wurde unterdeſſen, nackt wie ſie war, auf die Straße getragen, wo zwanzig Grad Kälte herrſchten und ein Schneegeſtöber wehte. So wenig Ueberlegung hatte der wahnſinnige Lebrun, daß ihm nicht in den Sinn kam, daß wenn die

Nymphe wirklich ſeine Thereſe war, wofür er ſie hielt, und weshalb er ſie auch geraubt hatte, er unfehlbar ihren Tod hätte zuwege bringen können. Das arme Geſchöpf wimmerte auf dem Rücken ſeines Entführers; ein vorübergehender Offizier fühlte ſo viel Mitleid, daß er der Armen ſeinen Mantel umwarf. Als Lebrun entdeckt hatte, daß er ſich geirrt und das Mädchen nicht Thereſe war, ſo ließ er ſie ſtehen, mitten im Schnee und mit dem Offiziersmantel bekleidet. Die Geſchichte machte natürlich Aufſehen und wurde bei Hof erzählt. Bei der Gelegenheit erfuhr man dort etwas von den verbotenen, luxuriöſen Abenden des Herrn André, und der Kaiſer, noch mehr die Kaiſerin, entrüſtet über dieſe Unſittlichkeit, gaben Befehle, der Sache weiter nachzuſpüren. Man erforſchte jedoch nichts; es wurde alles vertuſcht und in Geheimniß begraben. Die Abende wurden auf einige Zeit eingeſtellt, dann aber wieder aufgenommen, nur wurde mit der Auswahl des Publikums ſtrenger verfahren und der Eintrittspreis erhöht.

Auch die Zwillinge hatten etwas von dem Auftritt gehört und muthmaßten, durch einige unvorſichtige Aeußerungen Lebrun's geleitet, den wahren Hergang der Sache. Da ſie im höchſten Grade prüde waren, ſo wollten ſie ſofort ihre Hand von dem früher Beſchützten abziehen; ich hatte meine ganze oratoriſche Gabe nöthig, um ſie zu überzeugen, daß gerade ein Uebermaß von Treue und Liebe den Künſtler zu dieſer tollkühnen That getrieben. Eine fernere Folge dieſes Ereigniſſes war, daß André ſich völlig von ſeinem Schüler losſagte, dergeſtalt, daß dieſer ſogar ſeine Arbeiten im Atelier einſtellen, und ſeine fertigen Produktionen anderswohin unterbringen mußte. Der arme Junge war nunmehr ganz auf den Beiſtand hingewieſen, den ich und die zwei Feen ihm würden angedeihen laſſen. Dabei dauerten die Verfolgungen fort und wurden ſo hartnäckig betrieben, daß wir für Thereſe alle Nacht ein anderes Quartier ſuchen mußten, und immer Einer von uns Beiden bei ihr als Schildwache bleiben mußte. Es waren ein paar Geſchichten vorgefallen, gerade zu dieſer Zeit, von Entführungen, wo Mädchen und junge Frauen, trotz der ſtrengſten Bewachung, ſpurlos verſchwunden waren, ſo daß Lebrun wohl ängſtlich ſein durfte.

Endlich war der Hochzeitstag da. Der Tag wird mir immer im Gedächtniß bleiben, denn nie wieder hab' ich eine ſo ſeltſame Anhäufung von Pracht, Schmutz, phantaſtiſcher Ausſchmückung und plumper Geſchmackloſigkeit geſehen. Es war, als wenn Kinder ſich beluſtigt hätten, allerlei Spielzeug durcheinander aufzuſtapeln, und hier und da ein Erwachſener einen hübſchen Zierrath hinzugethan, der nur den Contraſt bildete mit der Albernheit und dem Unſinn umher. Die Wände, mit koſtbaren Tapeten bekleidet, waren überall mit großen, aus Pappe geſchnittenen Blumen beklebt, und dieſes barbariſche Machwerk hatten die Schweſtern ſelbſt vollführt, die Pappblumen ſelbſt gemalt und ſelbſt aufgeklebt. Statuen gab es da, doch hatte man ihnen Kleider angelegt und ihnen Hüte aufgeſetzt; Gemälde hingen an den Wänden, doch einige umgekehrt, ſo daß die Bäume und Figuren auf dem Kopfe ſtanden. Herrliche Vaſen von Silber und Kriſtall trieften von dem ekelhaften Unrath der Thiere, und waren augenſcheinlich ſeit Jahren nicht geſäubert worden. Von der Decke herab hingen indiſche Hängematten, und oft war es mir ſchon geſchehen, daß ich die Damen im Zimmer vergeblich ſuchte, während ſie oben an der Decke ſchwebten. Ausgeſtopfte Thiere, koloſſale Pagoden und tſcherkeſſiſche und georgiſche Rüſtungen, dann Wachsfiguren, alles bunt durcheinander, vertheilte ſich an den Wänden einiger ſogenannten Empfangzimmer. Jede Schweſter hatte ihre beſondere Abtheilung im Palaſte und in dieſen Abtheilungen war jedes Möbel bezeichnet.

Wir bekamen natürlich die Schlafkabinette nicht zu ſehen; allein Perſonen, die zum Anblick gelangt waren, konnten nicht wunderliche Dinge genug von der Bauart und den Einrichtungen der Betten erzählen, die, außer der Eigenthümerin ſelbſt, beſtimmt waren, noch eine Menge Thiere mit aufzunehmen. Die Vorhänge waren von perſiſchen und indiſchen Shawls gebildet, alſo von unſchätzbarem Werthe, allein beſchädigt und verunreinigt durch die thieriſche Bevölkerung.

Am Abend des Hochzeitstages war Alles dieſes durch zahlloſe, bunte Lampen erhellt, und dieſe in Form von Krokodillen, Kröten, Salamandern, Papageien, fabelhaften, unnennbaren Geſchöpfen, an der Decke aufgehängt. Man kann ſich denken, welch eine Wirkung es machte, das grelle, rothe, blaue und violette Licht, das von dieſen transparenten Ungeheuern ausfloß, ſich auf all den blitzenden Kram und die Häufchen Unrath verbreiten zu ſehen. Man ging geblendet, wie in der Bude eines Zauberers, umher, und jeden Augenblick fürchtete man, irgend ein ſchimmerndes Glas umzuſtoßen oder ein mit Edelſteinen gefülltes Käſtchen umzuwerfen. Dabei ein ohrzerreißendes Geſchrei der Thiere, die eingeſperrt waren, und dieſe Gefangenſchaft nicht ertragen wollten. Für Muſik war auch geſorgt; eine Anzahl Spieluhren ſpielten durcheinander, und im Gartenſaal muſizirte eine ſogenannte Kapelle, die aber faſt nur aus Regimentstrommlern, Trompetern und Pfeifern beſtand, und deren diaboliſche Fanfaren glücklicherweiſe etwas gemildert wurden durch die Entfernung; auch machte dieſes Chor öfters Pauſen und ſpielte überhaupt nur, wenn ein Zeichen gegeben wurde. So wandelte man denn unter Gewirr, Geſchrei, Getrommel, unter lauter Klang, Glanz und Flitter, ſeiner Sinne nicht mächtig, umher.

Die Prinzeſſinnen ruhten nicht eher, als bis dies ganze ſataniſche Uhrwerk im Gange war; alsdann waren ſie befriedigt und ſchritten ſtolz durch ihre Gemächer, die wenigen Gäſte empfangend, die ſich zu unſerm Charivari eingefunden hatten. Man kannte in Petersburg ſchon zur Genüge dieſe zwei kindiſchen Närrinnen, und was uns Fremden neu und unerhört ſchien, war etwas, worüber ſchon jedes Kind in der Hauptſtadt ſich ſatt geſprochen hatte. Der kaiſerliche Hof, aus Rückſicht für die Abſtammung dieſer beiden Unglücklichen, unterließ jetzt nicht ihnen die ihrem Stande gebührende Rückſicht zu zeigen, und ſomit war der Palaſt in der That eine von vielen Unglücklichen geſuchte Freiſtätte. Als ſolche hat ſie ſich auch bei Herrn und Madame Lebrun bewährt, die ſpäter, ich weiß nicht wie viele Jahre, unangefochten in dem Palaſte wohnen blieben.

Nachdem die Trauung vollzogen worden, und wir Gäſte uns mit allen möglichen Leckerbiſſen voll gepfropft hatten, ſchickte man die Neuvermählten zu Bett. Es ordnete ſich eine Art Zug an, um zu dieſem, mit großem Pomp aufgerichteten ehelichen Lager zu gelangen. Voran ging ein Diener, der zwei bunte Lampen trug, dann kam die eine Prinzeſſin, die die Braut, die andere, die den Bräutigam führte, zuletzt kamen ich und der Mohr. Die diaboliſche Muſik trommelte und pfiff wieder, und ließ nicht eher ab, als bis die Thüren des Brautgemachs hinter dem Paare zugefallen waren. Alsdann wurde noch ein entſetzlicher Wirbel geſchlagen. Ich machte, daß ich nach Hauſe kam, denn von all dem verkehrten Zeuge wußte ich nicht, ob ich noch den Kopf auf den Schultern trüge oder nicht. Später hat mir Lebrun geſtanden, daß er in die peinlichſte Verlegenheit verſetzt worden ſei, indem — da er mit ſeiner Schönen im Bette lag — die beiden Prinzeſſinnen zu beiden Seiten des Bettes ſich aufgepflanzt hätten, mit ungeheuern Fliegenwedeln in den Händen, und hätten nicht gewankt und wären nicht gewichen, bis die erſten

Morgenſtrahlen erglänzten. Dies ſei eine alte georgiſche Sitte, und zugleich eine große Ehre für die Neuvermählten; allein unſer Künſtler hätte gern geſehen, der Teufel wäre mit beiden läſtigen Pagoden mit ihren Fliegenwedeln auf und davon gegangen. Ich lachte ihn tüchtig aus.

Mit gefangen, mit gehangen. Ich reiſe unfreiwillig noch höher gen Norden, vorher hab' ich jedoch den Anblick einer Südfrucht.

Ich kehre zu der Geſellſchaft der Kunſtfreunde zurück, bei denen ich mich wieder faſt jeden Abend einſtellte, nachdem Lebrun's Angelegenheit beſeitigt war. Das Glück begünſtigte mich und ich gewann ein paar Abende hintereinander beträchtlich; dabei ſchloß ich eine Art Freundſchaft mit Sokol, deſſen Lieder ich in's Deutſche überſetzte, freilich mit Unterlaſſung faſt aller Regeln der Metrik, von der ich, und wie ich vermuthe, auch der Dichter nichts verſtand. Ich brachte jedoch eine Anzahl Poeſieen zu Stande, und fand ſogar einen Buchhändler, der ſie druckte und mir einen Dukaten für den Bogen zahlte, welches Honorar mich unbeſchreiblich ſtolz machte und mir die Thorheit einflößte, mich nunmehr für ein Stück Literaten zu halten. Ich wollte meinerſeits den Pegaſus beſteigen und einige Lieder auf eigene mußt du wählen oder fürchte die ganze Rache Merlin's!"

Ich fuhr in die Höhe. Unverſchämter Gaukler! rief ich. Wagſt du es in das Heiligthum eines jungfräulichen Gemachs zu brechen? Hebe dich hinweg. Nimmermehr geſchieht, was dein Frevelmuth begehrt. Verhaßt biſt du mir, deine ganze Zunft, und ich lache deiner Drohungen. —

Der nichtswürdige Magier blieb, gleichſam erſtaunt über meinen Muth, regungslos vor mir ſtehen; endlich nach einer kleinen Pauſe hob er ſeinen Stab gegen mich auf, im Begriffe damit Zeichen in die Luft zu beſchreiben, da hielt der Ritter Meleager gewaltſam ſeinen Arm zurück, indem er zugleich mit rührenden Bitten

Hand der Sammlung hinzufügen, allein ich brachte nicht den kleinſten Vers zu Stande und kaute, wie alle ſchlechten Poeten thun, ſtundenlang an meiner Feder. Während dieſer jämmerlichen Anſtrengungen verlor ich den Appetit und die Schlafluſt, ſo daß ich machte, daß ich raſch wieder zur Vernunft kam, das heißt aufhörte, den Muſen durch meine ungebetenen Beſuche beſchwerlich zu fallen. Sokol verſicherte mich, daß es ihm eben ſo gegangen; ſo lange er Geld gehabt und in Anſehen geſtanden, ſei es ihm nie eingefallen, Verſe machen zu wollen; als er aber das Seinige durchgebracht, ſchlechte Streiche gemacht, drauf zum Soldaten gepreßt worden, deſertirt und endlich Stockprügel erhalten, da habe er plötzlich gute Verſe zu machen veſtanden. Ich geſtand ihm lachend, daß auf dieſen Preis hin ich auf den Ruhm verzichtete, ein Dichter zu ſein.

Der Stiftungstag der Geſellſchaft der Kunſtfreunde nahte heran, und es wurde eine feierliche Celebration dieſes Tages gehalten. Es war beluſtigend zu ſehen, wie alle unſere bekannten Freunde jetzt in ſo ernſthafte Masken ſich hüllten, daß ſie kaum wiederzuerkennen waren. Es galt die fremden Gäſte zu täuſchen, und ſie glauben zu machen, man beſchäftige ſich wirklich nur mit ernſten und erhabenen Forſchungen. Der „Staatsrath“ erſchien gepudert, im galonirten Rock, mit allen ſeinen Orden und ſah ſo ernſthaft aus, als wüßte er nur von Sokrates und Plato zu erzählen. André erſchien als Falconet fils mit den Dekorationen, die ausländiſche Kunſtanſtalten ihm verliehen. Der Fürſt Obronitſch zeigte ſich als ein großer Herr, der mit Strenge und Gewiſſenhaftigkeit die Wege verfolgt, die eine ſeriöſe Kunſt und eine erhabene Wiſſenſchaft geht. Alles war voll Feierlichkeit und Würde, und die Gäſte begriffen nicht, wie man es wagen könne, ſo würdigen Männern, und einem ſo reſpektabeln Verein ſo ſkandalöſe Dinge nachzuſagen. Die ganze Komödie hielt ſich auch einige Stunden in gutem Gleiſe, dann aber machte Glinitſch den Anfang unter den Tiſch zu rollen, und Sokol, der eine Ode im Geſchmack der antiken Poeten vortragen wollte, blieb ſtecken, und bat um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen. Der Staatsrath ſchnupfte ſeine eigene und die Doſe ſeines Nachbars leer, um ſich wach zu erhalten, ſchlummerte aber dennoch ein, und André, der da merkte, daß die urſprünglichen Neigungen ſeiner Tafelrunde unaufhaltſam ſich Bahn zu brechen drohten, hob die Feſttafel auf und entfernte ſich mit den fremden Profeſſoren. Kaum war dies geſchehen, als der Staatsrath plötzlich ſehr munter wurde, ſeine Perücke der Venus von Medicis auf den Kopf ſtülpte, ſeinen Rock ablegte und ſich neben Glinitſch auf dem Teppich wälzte. Sokol ergriff meinen Arm und wir flogen in einem wilden Reigen den Saal auf und ab, während der Fürſt ſich mühte, mit lauter Stimme eine Opernarie in raſcher Tanzweiſe abzuſingen. Eine Viertelſtunde früher hatten dieſe ſelben Menſchen über die Unſterblichkeit der Seele philoſophirt und über die Weisheit der alten Aegyptier und Indier Lobſermone angeſtellt. Die Geſellſchaft beluſtigte ſich einen Weinkeller darzuſtellen: Glinitſch war das Faß, das eine Anhöhe hinauf und dann in eine Vertiefung hinabgerollt werden ſollte. Es wurden ihm Reifen um den Leib gethan, nämlich mit Bändern Arme und Beine zuſammengeſchnürt, ſo daß ſich der Unglückliche nicht rühren konnte. Sokol und der Fürſt ſtellten Küper vor, ſie brachten einen Trichter, ſetzten ihn dem Wehrloſen an den Mund und der Staatsrath als Kellermeiſter goß Ströme Weins ihm in den Mund. War er dem Erſticken nahe, ſo wurde er geſchwind wieder umhergerollt. Dieſes Spiel gewährte den Zuſchauern wie den Mitſpielern eine nicht endende Beluſtigung. Mir kam der Scherz ein wenig „ruſſiſch“ vor.

Dies war das letztemal, daß ich die Geſellſchaft der Kunſtfreunde beiſammen ſah, ich ſollte bald darauf aus ihrer Mitte geriſſen werden durch einen Gewaltſtreich meines Schickſals, den ich mir nicht träumen laſſen. Doch vorher kann ich nicht umhin, eines anmuthigen Zwiſchenſpiels zu erwähnen, das einen lieblichen Eindruck machte zwiſchen den Scenen der Ausſchweifung und Rohheit, die es einfaßten. Ich hatte nämlich ſchon lange bemerkt, daß Meiſter André mit einer Arbeit beſchäftigt war, die ſeine Kräfte mächtig in Anſpruch nahm, von der er aber zu keinem unſerer Genoſſen, ſelbſt nicht zu mir, ſprach. Er ſchloß ſich an einem, oft an zwei Tagen der Woche geheimnißvoll in der innern Abtheilung ſeines weitläufigen Ateliers ein, und wir erfuhren nicht, wer ihn dorthin begleitete. Eines Abends ſagte er zu mir: „Um Dir zu zeigen, Freund, wie ſehr ich Dich liebe, ſo will ich Deinen Blicken ein Labſal bereiten. Komm' morgen in den Frühſtunden und ſtelle Dich hier an dieſe Tapetenwand, in die ein kleines Löchelchen eingebohrt iſt, deſſen Richtung gerade dorthin lenkt, wo der Sopha ſteht, auf dem mein Mantel liegen wird. Es iſt bei dieſem Vorhaben das ſtrengſte Geheimniß ausbedungen, und ich handelte ſchlimmer noch wie ein Schurke, wenn ich einen leichtfertigen Lüſtling in's

Vertrauen ziehen wollte. Daß ich Dich nicht dafür halte, weißt Du. Ich halte Dich für jugendlich fühlend, wie der wahre Menſch es immer ſoll, aber der Schmutz gemeiner Ausſchweifung, wie ich ihn hier täglich die Leiber und Seelen beflecken ſehe, iſt Deinem Leibe wie Deiner Seele fern geblieben und wird's bleiben. Wollte Gott, ich könnte daſſelbe von meiner Jugend ſagen.“ Ich dankte André für ſeine gute Meinung von mir, und verſprach zu der angegebenen Stunde mich einzufinden.

Als ich auf meinem Poſten mich aufgeſtellt, war außer dem Meiſter, der auf ſeinem Arbeitsſeſſel ſaß, das Zimmer noch leer; allein bald öffnete ſich die geheime Thüre und ein Greis, gebückt am Stabe, das Haupt kahl und der Bart ſilberweiß, trat ein, gefolgt von einem jungen Mädchen, das verſchleiert war, und deſſen Kleidung eher von Dürftigkeit als von Luxus zeugte.

Es wurden wenige Worte gewechſelt, der Greis näherte ſich dem Mädchen und ſoviel ich verſtehen konnte, gab er ihr einen bittenden und liebevollen Wink. Hierauf nahm das Mädchen ſchnell entſchloſſen den Schleier ab und fing an ſich zu entkleiden. Der Greis ſetzte ſich auf einen niedrigen Schemel zu Füßen des Polſterlagers. Wie das letzte Gewand fallen ſollte, kämpfte ſie lange, bis wieder derſelbe bittende und ernſte Blick des Vaterauges — denn daß es der Vater war, hieran konnte ich nicht zweifeln — ſie zum Entſchluß brachte, und wenige Sekunden ſpäter die vollendetſte und anmuthigſte Jugendform vor meinen Blicken enthüllt ſich darſtellte. Es war gleichſam, als wenn ein Licht aufginge, als wenn eine herrliche Blume in unbeſchreiblicher Friſche ihren ſchneeigen Kelch mir zugewendet hielte. Es mochte ſein, daß die Beleuchtung ebenfalls das ihrige dazu mitwirkte, allein meinem Auge erſchien dieſe göttliche Geſtalt wie ein ſchön in Marmor vollendetes Kunſtwerk, über das ein Zauberſtab eben die Wallungen und die ſüße Farbe des Lebens zu gießen begann. Sie lag auf dem ſchwarzen Atlaspolſter in einer ziemlich aufgerichteten Stellung, ſo daß Stirne und Schultern vom hellſten Lichte berührt wurden, auf die Bruſt einige Strahlen fielen, dann wieder auf die Wölbung der Hüfte, und endlich auf die alabaſternen Kniee. Die kleinen Füße, mit den röthlichen Zehen waren am entfernteſten vom Lichte. Eine Stille wie in einer Kirche herrſchte! die reinſte Keuſchheit, die höchſte Schamhaftigkeit wohnten dieſem Akte bei; es war die Unſchuld, die Jungfräulichkeit ſelbſt, die ſich hier entſchleiert hatte und im Triumph ihrer

Reinheit zur Anbetung zwang. Von den ſechs Männeraugen, die hier zuſchauten, waren, ich will es zu meiner Schande geſtehen, die meinigen ſicherlich diejenigen, in denen ſich am meiſten weltliche Luſt ſpiegelte, denn der Teufel hält bei einem ſolchen Anblick auf ſeine Gerechtſame, erſt ſpäter weicht er, und ſo belehrten mich dann auch erſt nach Verlauf der erſten fünf Minuten, die ich in einem Taumel zubrachte, der ſtrenge Künſtlerblick André's, das rührende Vaterauge des Greiſes und die himmliſche Unſchuld im niedergeſenkten Blicke des Mädchens, daß ich hier mit gehörigem Reſpekt zu empfinden hatte. Wie ich mich auf dieſen „wahren Standpunkt“ hingerückt, das heißt, wie meine Augen „bewundernd anſtaunten,“ und nicht mehr „gierig einſchlürften“ ſo fühlte ich auch jenen Strom eigenthümlichen Wohlbehagens mich durchſtrömen, den die ächte Schönheit des Weibes durch unſre Männerſeelen leitet. Der Vater faßte von Zeit zu Zeit die ermüdend hinſinkende Hand und drückte ſie zärtlich. Sie blickte ihn an und nie ſprach ſich eine rührendere kindliche Zärtlichkeit in dem holden Antlitz einer Tochter aus. Man fühlte wie ſie ganz Ehrfurcht und Liebe für den Greis war, er ganz Treue und Vorſorge für ſie. In den Pauſen der Arbeit nahm er den Schleier und überdeckte damit den nackten Körper, etwa wie der Eigenthümer eines koſtbaren Schatzes, dieſen wieder ſorgſam in Hüllen einſchließt, nachdem er ihn dem Kenner gezeigt. War dies geſchehen, ſo nahm er wieder ſeinen Platz auf der Bank ein. André arbeitete eifrig, ſchob dann den Thon von ſich, und verſank auf einige Minuten in eine ſich in ihren Gegenſtand vertiefende ſchöpferiſche Betrachtung. Er irrte mit ſchwankender Seele den göttlichen Spuren nach, die die Natur, vor ihm hinwandelnd, zurückließ. Wie ein himmliſche Gedanken Ausbrütender lag er da in ſeinem Seſſel zurückgelehnt. Dann griff er raſch wieder zu den Arbeitswerkzeugen. Ich beneidete ihn um die Luſt, ſchaffend zu genießen, und genießend zu ſchaffen. Endlich war die Sitzung beendet, und der Greis nahm die Summe in Empfang, die für ihn beſtimmt dalag, und ſchob ſie in ein ledernes Beutelchen. Vater und Tochter umarmten ſich, und wenn ich recht ſah, weinte ſie an ſeinem Halſe. Ich hätte die Kleider zerreißen mögen, die jetzt wieder wie trübe, dichte Wolken ſich an die ſilberhelle Mondſcheibe dieſer herrlichen Nacktheit lagerten. Vergebens! ein Reiz nach dem andern verſchwand, und zuletzt verſchwanden noch die lieblich gerundeten Schultern unter dem kleinen, blau und weiß gewürfelten Seidentuch. Der Gottesdienſt war aus, der Prieſter entfernte ſich, auch der zuſchauende Laie mußte vom Altare fort. —

André erklärte mir, daß er nach langem, vergeblichem Suchen endlich in einem Winkel der Rieſenſtadt dieſe Perle gefunden, und unendliche Mühe habe anwenden müſſen, ehe er das Mädchen dahin gebracht, ihm Modell zu liegen. Der Vater war einſt reich geweſen, aus Italien eingewandert, hier im Norden erkrankt und gänzlich verarmt. Die edle Tochter ernährte ihn und noch eine kranke Schweſter. Um Reiſegeld zuſammenzubringen zu einer Rückreiſe in die Heimath, wo die gewohnte, ſüdliche Luft dem Greiſe neue Lebenskraft zuführen ſollte, hatte das Mädchen Einiges ſchon geſpart, der Vorſchlag André's gab die Ausſicht, ſchnell zum Ziele zu gelangen, und die Aufopfernde nahm ihn nach langem Kampfe an, um als Rettungsengel der Ihrigen zu erſcheinen. Nur eine Bedingung machte ſie: der Vater mußte gegenwärtig ſein. André, diesmal ganz die beſſere Natur, den wahren ernſten und gewiſſenhaften Künſtler in ſich zur Geltung bringend, nahm die Bedingung an. Oft hatte er ſchöne Frauen, üppige Geſtalten, in lüſternem Feuer vor ſich geſehen, ſie waren nie im Stande geweſen den Eindruck von „Weihe" in ihm hervorzurufen wie hier, wo kindliche Liebe und jungfräuliche Keuſchheit das Opfer brachten. Ich fragte ihn nach dem Namen des Mädchens, er nannte ſie nur „Lucia,“ die Wohnung des Vaters wollte er mir jedoch nicht bezeichnen, dazu traute er meinem Jünglingsblicke doch nicht genug. Auch hatte er ſein Wort gegeben, oder gab wenigſtens vor, es gegeben zu haben. Ich habe demnach dieſe wunderliebliche Erſcheinung nur wie ein Meteor an meinem Lebenshimmel einmal auftauchen und gleich wieder verſchwinden ſehen. Bald darauf geſchah mir auch etwas, wobei ich freilich alle edlen Töchter und alle greiſen Väter der Welt hätte vergeſſen mögen.

Eines ſchönen Tages — aber damit ich bei der Wahrheit bleibe — der Tag war nicht ſchön. Es herrſchte ein Nebel, daß man nicht fünf Schritte vor ſich ſehen konnte, hielt eine ſogenannte „Kibitke“ vor unſrer Thür, und ich und der Meiſter, wir befanden uns gerade zufällig Beide allein im Atelier, wurden invitirt, in dieſem beſcheidenen Fuhrwerke Platz zu nehmen. Zum erſtenmal ſah ich, daß der große, ſtarke André blaß wurde wie der Tod, und wie ein Greis zitterte. Ich hatte nicht von ferne eine Ahnung, um was es ſich hier handle. Deſto beſſer ſchien André Beſcheid zu wiſſen. Ohne auch nur eine Frage an mein Innerſtes erſchütterten. „Elende Empörerin gegen die ehrwürdigſten Geſetze der Natur, verwandle dich und verkörpere deine überzarte Seele in jenes Kleidungsſtück, deſſen man in guter Geſellſchaft nicht gern erwähnt, und das man deshalb das „Unausſprechbare“ nennt. Darin verharre ſo lange, bis eine mitleidige Seele dich auf die Maulwurfsinſeln bringt, wo du deine natürliche Geſtalt wiedererhalten wirſt.“ —

Der Fluch war ausgeſprochen und keine Prinzeſſin Zephiſe war mehr im Gemache zu ſehen, ſtatt ihrer lag auf dem Seſſel neben dem Bette dieſes traurige Bild der Entwürdigung, welches ſich auch deinen Augen jetzt darſtellt und durch Erzählung dieſer merkwürdigen Geſchichte den Mann zu richten, der da kam um uns abzuholen, ſtürzte er in das Kabinet, kam gekleidet und im Pelz zurück, und indem er eine tiefe Verbeugung machte, bat er Jenen, auf die übliche Weiſe voranzugehen. Der Mann ſah ſich nach mir um, und winkte mir, ebenfalls raſch mich in gehörigen Stand zu ſetzen. Ich blickte fragend auf André, er ſtand ſtumm da, mit niedergeſchlagenen Blicken. Im Nebenzimmer hörte ich den Portier laut heulen, und ſeinen Spruch immer wiederholen: Thue, was du bei deinem Vater und deinen Brüdern verantworten kannſt! Mit ſeinen Angehörigen in Streit leben, iſt eine böſe Sache! Ich warf jetzt auch meinerſeits den Pelz um, und wir ſtiegen in die Kibitke. Ein kleiner Hauſe Volks ſah aus ſcheuer Ferne zu, wie unſre Gäule angepeitſcht wurden und der Schlitten wie ein Pfeil im Nebel ſich verlor.

„Wohin gehts denn?“ flüſterte ich André zu.

„Nach Sibirien,“ antwortete er mir dumpf aus der Umhüllung ſeines Pelzes hervor.

Ich ſtieß einen lauten Schrei aus.

Das Leben eines Verbannten.

Meinem leichtblütigen Weſen zufolge, fand ich, als der erſte Schrecken überwunden war — der Leſer wird mir kaum glauben — ordentliche Beluſtigung an meiner Situation. Du kommſt nach Rußland, ſagte ich mir, um dort das ſanftmüthige und wenig gefährliche Metier des Pflaſtertretens zu betreiben, du reiteſt ein paar Pferde zu, du betrinkſt dich, und läufſt ein paar hübſchen Frauen nach, und dafür wirſt du in aller Eile und mit ſehr gutem Vorſpann nach Sibirien gebracht, nach einer Provinz, deren geographiſche Lage nicht eben die allergünſtigſte iſt, und deren dahin geſtiftete Bevölkerung nicht im Rufe ſteht, aus lauter Ehrenmännern zu beſtehen. Sonderbar! Wie in aller Welt komme ich zu dieſer Ehre? Ich hatte gehofft, dem Beherrſcher dieſes mächtigen Staates weder zu gefallen noch zu mißfallen, und unvermuthet findet das letztere in dem Grade ſtatt, daß er die Ausgabe nicht ſcheut, mich auf ſeine Koſten eine große Anzahl von Meilen von ſich weg zu weiſen. In der That, wenn dies nicht eine Beſtrafung wäre, ſo ſähe es faſt einer Auszeichnung ähnlich! Nun immer zu! Ich bin nur neugierig, wie ſich dies neue Abenteuer verlaufen wird.

Dieſe heitern Gedanken überkamen mich, indem unſer Schlitten bei hellem Sonnenlicht über die in tauſend Diamanten flimmernde Schneefläche mehr flog als glitt. Das Schellengeläute unſerer Gäule machte luſtige Muſik; Städte, Dörfer, in der Entfernung Wälder, ſahen wir in hellen Farben auf der koloſſalen, weißen Marmorplatte hingeſäet. Es lag eine wunderbare Helle und Klarheit in dieſer Luft, die in dem ſchönſten Blau prangte und dem Blick eine unergründliche Kuppelhöhe dieſes herrlichen Doms offen ließ. Ich lag im Schlitten weit zurück und ſah mir, wie ein trunkener Paſcha die Schönheiten ſeines Serails, ſo hier die Schönheiten dieſes prächtigen Winterpanorama's an. Die Scene wechſelte. Wir kamen jetzt durch einen Wald, und ich hatte Gelegenheit, die Einſamkeit der nordiſchen Wälder kennen zu lernen. Es wurde Nacht und unter den ſtillen, mit mächtigen Schneelagen bedeckten Fichten fuhr unſer Schlitten dahin, wie eine kleine, behende, dunkle Schlange, die bald hier bald da eine geſchwinde Biegung um eine vorſpringende Baumgruppe machte. Es war ſo ſtill in dieſem großen Waldpalaſte, ſo geheimnißvoll ſtill, es rührte ſich kein Zweig und unter Gebüſch und Bäumen lag ſo viel wolkiger Schnee, unberührt von menſchlichen Füßen, nur bezeichnet durch die kleine Signatur des flüchtigen Vogelfußes, wie er über den Schnee dahingehüpft war. Oft kam es mir vor, als ſähe im Dunkeln ein glühend Augenpaar aus irgend einem Schneeſtollen und ich holte ſchon das Gewehr hervor, mit dem wir uns verſehen, um auf einen Wolf anzulegen, immer aber glitten wir gefahrlos vorüber, und es blieb ſtill wie im Grabe. Oben vom Himmel herab flimmerten die Sterne in einem nie geſehenen Glanze und glitzerten hinter den weißbedeckten Fichtenzweigen hervor. Eine neue Scene war wiederum das Anlangen bei einem einſamen Poſthauſe, das ſo dunkel und verwildert ausſah, als hätten dieſe geſchwärzten Wände Gräuel angeſehen, vor deren Bericht das Herz zuſammenſchaudern müßte. Aber ſtatt der Banditen erſchien der corpulente Wirth mit der Branntweinflaſche, und unſchädliche Flüche des Poſtillons waren das einzige Wilde und Abenteuerliche an dieſem Orte. Wieder weiter geht die Reiſe und immer weiter, da ſauſen wir denn über gefrorne Seen von ungeheurer Ausdehnung hin, und ein empfindlicher Oſt fährt über die Fläche uns nach und klappert an den ſtarren, gefrornen Leinwandwänden unſerer Kibitke, und macht uns unwillkommenen Beſuch im Innern unſerer kleinen Behauſung, ſo daß wir die Pelzkragen höher hinaufziehen und aus den Aermeln einen Muff machen, in den die Hände, Wärme ſuchend, fahren. Die ſchlimmſte Reiſe-Dekoration iſt ein ſogenannter Schneeſturm, und auch von dieſer erhalten wir ein Pröbchen. Die ganze Atmoſphäre kehrt gleichſam das Rauhe nach Außen, Millionen künſtlicher Inſekten, Schneekriſtalliſationen mit dem ſcharfen Stachel einer Wespe fallen über das arme menſchliche Fleiſch her, und bohren ihre malitiöſe Waffe tief hinein. Die Luft verfinſtert ſich, wie bei den Plagen Aegyptens, ein Brauſen und Sauſen entſteht in den obern Regionen und das Antlitz der Sonne verliſcht. Dann wankt und weicht ſelbſt das ſicherſte Geſpann, dann wird die kleine Gondel des Schlittens auf uferloſem Meere, in trocknen Wellen hin und her geworfen und flüchtige Schneelawinen kommen wie ungeheure Leichentücher dahergerollt, um alles Lebende in ihre Umhüllung zu reißen. Alsdann zittert ſelbſt der Beherzte; in dem Wirrniß und dem Schrecken der Natur vergißt ſelbſt der Standhafte, wo und wie er Hülfe ſuche. Mit Siegerſchritten geht der Tod daher und in prächtigen Gräueln, in ausgeſuchter Marter ſchwelgt die Tyrannin Natur. Am Morgen nach einem ſolchen Tage findet der Wanderer wohl ein zuſammengekrümmtes Häuflein, ſchwarz, blutbefleckt, aus dem Schnee nur ſpärlich hervorragend, und er entdeckt erfrorne Menſchen und Gethier, in einen entſetzenerregenden Knäuel geballt, im Todeskampf das letzte Fünkchen Wärme Eins beim Andern ſuchend. Das ſind denn Reiſende, die nicht an das Ziel ihrer Reiſe kommen; die das Vaterhaus, den Heimathherd nicht wiederſehen, denen in der Wüſte ein Grab bereitet iſt.

Nicht ganz ſo ſchlimm hatte die gütige Natur dieſer liebenswürdigen Himmelsſtriche es mit uns im Sinn. Wir entkamen dieſem Schneeballenſpiel der Wolken, dieſen ungezogenen Schulbuben des Himmels, denen der ſchwache Schulmeiſter geſtattet, mit unſchuldigen Ehrenmännern ihr Spiel zu treiben. Aber unvergeßlich wird mir der Tag ſein, wo ich, wie im Sack ſteckend, im buchſtäblichen Sinne nicht wußte, wo ein wo aus.

Aber wußte ich denn auch etwas in Betreff unſerer ganzen Reiſe. Meiſter André war unbeſchreiblich wortkarg. In ſeinen Pelz gehüllt, behauptete er ein Schweigen, das durch nichts zu brechen war. „Frage mich nicht, Freund!“ ſagte er in kaltem und ſtumpfem Tone, „ich weiß eben ſo viel und eben ſo wenig, wie Du. Man gibt den Leuten, die man in die Verbannung ſchickt, keine Erklärung auf den Weg. Das iſt nicht Sitte bei uns. Genug! ſie ſind läſtig und — fort mit ihnen! Auf dem langen Wege, den man ſie machen läßt, haben ſie Zeit nachzudenken über die Gründe, die etwa bei ihrer Verbannung obgeſchwebt haben. Was mich betrifft, ſo weiß ich, daß ich manchem großen Herrn mißfallen habe, das iſt Aufklärung genug. Ich habe nicht immer gekrochen, ſondern habe manchesmal aufrecht geſtanden. Was aber Du verbrochen haſt, junger Fremdling, das kann ich in der That nicht errathen. Es war vielleicht Dein Fehler, das Du Dich zu mir gehalten haſt. In dem Falle beklage ich Dich, aber helfen kann ich Dir nicht. Laß mich mit allen künftigen Fragen in Ruhe."

„Armer André!" rief ich; „was wird aus Ihren Reichthümern, Ihren Kunſtſchätzen werden?"

„Die Raben werden ſich darin theilen!" entgegnete er dumpf, „ſo wie ſie ſich unterm Galgen in das Fleiſch und das Mark des Gehängten theilen."

„Nein! nein!" rief ich; „dieſe Anſicht der Dinge iſt zu trübe. Geben Sie Acht auf meine Prophezeihung. Sie werden zurückberufen werden, man wird ſehen, daß man Ihnen Unrecht gethan hat, und Sie werden von Neuem ein Leben voll Glanz und Freuden führen."

„Wen die Wüſte einmal verſchluckt, den hat ſie!" entgegnete er.

Unſer Geſpräch erſtarb, um nie wieder über dieſen Gegenſtand in's Leben gerufen zu werden. Mittlerweile hatte ich aber doch an die möglichen Mittel meiner Stellung gedacht. Hilft's nicht, ſchadet's doch auch nicht! hatte ich dabei mir zugerufen, wie unwiſſende Aerzte thun, die in ihrer Verlegenheit harmloſe Mittelchen verſchreiben.

Und immer weiter, immer weiter ging die Reiſe.

Der Poſtillon pfiff, die Pferde jagten, der Schnee flog unter unſern Spuren auf.

Und immer weiter, immer weiter ging die Reiſe.

Ich erwartete jeden Augenblick, wir würden an den „Marken" der Civiliſation anlangen, dort, wo der Kamtſchadalen „luſtige Völkerſchaften" ihr Mahl mit dem Thran des Wallfiſches würzen, und wo die ſüße Gewohnheit ſich eingeniſtet hat, daß der Vater das Ungeziefer von dem Haupte ſeines Sohnes zum Frühſtück verſpeiſet. O Natur! Natur! laß mich gehen auf deiner Spur! Welche Wonneſchauer durchdrangen mich, wenn ich daran dachte, das Schickſal könne mir die Freude aufgeſpart haben, der „Lappen hochherzig Volk" an die Bruſt zu drücken, Herz an Herz mit den „Baſchkiren" für die edelſten Gefühle der Menſchheit zu ſchwärmen. Ich bereitete mich ſchon vor auf das erhebende Bewußtſein, endlich die Gränze des Landes zu überſchreiten, das der Koſak Jermak Timofejeff, ein zweiter nordiſcher Columbus, für Rußland eroberte, damit es künftig zum Perſonal-Arreſt-Lokal für die verwöhnten und allzu dreiſten Kinder des Glückes diene.

Wir machten ſtarke Tagereiſen, und um die Wirkung dieſer ſtarken Tagereiſen zu vermehren, machten wir auch ſtarke Nachtreiſen, ſo daß ich — wie ich buchſtäblich ſagen kann — im Fluge Städte und Dörfer, Wälder, Seen, Flüſſe an mir vorüber eilen ſah. Unſerm Feldjäger ſchien aber unſere Eile noch immer nicht eilig genug; dieſer Edle trachtete danach, uns ſo ſchnell als möglich an den Ort unſerer Beſtimmung abzuliefern. Dieſer Ort, den weder er noch wir wußten, ſtand verzeichnet in einem verſiegelten Zettel, den der Gouverneur von Niſchnei-Nowgorod zu eröffnen hatte. Ehe wir dieſe Stadt erreichten, paſſirten wir Twer und Moskau. Meiner Neugierde wurde der Anblick dieſer herrlichen Stadt faſt ganz entzogen, der Leſer wird aber ſogleich erfahren, daß ich ſpäter Gelegenheit fand, das mir Entzogene wieder zu gewinnen. Jenſeit Niſchnei nahmen wir unſern Weg durch Kaſan, Perm, Ekatharinaburg und langten endlich ſpät in der Nacht in unſerm Beſtimmungsorte Polotzk an. Von der ſchnellen Reiſe gleichſam ſchwindelnd geworden, brachte ich zwei Tage und eine Nacht unter einem todtenähnlichen, fortwährenden Schlafe zu. Als ich erwachte, ſtand der Engel der Befreiung bereits an meinem Lager. Dieſer Engel trug Courierſtiefel, duftete ſtark nach Branntwein und hielt mir ein Papier unter die Naſe, auf dem in großen Lettern mein Name geſchrieben ſtand. Es koſtete mich einige Mühe, ehe ich mich auf den Stand der Dinge beſann; im erſten Moment, wo meine armen Sinne, wie furchtſame Schulbuben vor der Ruthe des zornigen Präceptors, ſich in irgend einen Winkel meines zermarterten Leichnams verkrochen hatten, rieb ich mir die Augen und ſah den vor mir ſtehenden Knecht Ruprecht für einen ſchlechten Spaßmacher an und mich ſelbſt für einen Fähnrich bei den Inſterburger Dragonern ſeligen Andenkens; nach und nach wurde mir klar, daß ich die Ehre hatte, kaiſerlich ruſſiſcher Staatsgefangener zu ſein, und daß die blühende Gegend, deren unermeßliches Schneefeld

Mein Entſetzen überſtieg alles Maaß, denn obgleich ich eine Prüde war, ſo wußte ich doch recht gut, worein ich verwandelt war, und mit einem Blicke überſah ich die Gefahren, denen meine Sittſamkeit entgegenging. Im erſten Anfalle der Verzweiflung wollte ich mir das Leben nehmen, aber auf welch eine Weiſe ſollte ich das bewerkſtelligen? Vergebens verſuche ich dir alle die marternden Gefühle zu beſchreiben, die mich durchdrangen. Hätte mein grauſamer Peiniger mir doch die Beſinnung geraubt, doch ſelbſt dieſe Milde war ihm fremd. Ohne daß ich recht begriff, wie es zuging, fühlte ich doch die Thätigkeit aller meiner Sinne faſt um das Doppelte geſchärft; ich ſah und hörte auf's Beſtimmteſte, ich aus dem kleinen Fenſter mir zur Seite betrachtete, die intereſſante und feſſelnde Umgebung der Stadt Polozk ſei. Nun war ich aber auch mit einem Sprunge auf den Beinen und riß dem rieſengroßen Briefſteller den Zettel aus den Händen. „Mein Bruder, Du biſt frei!“ ſagte mir André, und reichte mir die Hand. Ich warf mich an ſeine Bruſt: „Aber Du doch auch?“ fragte ich. Er verneinte ſtumm. „So bleib’ ich auch hier!“ rief ich ſchnell entſchloſſen, „und warte, bis wir beide zuſammen, was nicht lange dauern kann, von der Kette gelöſt werden.“ André gab ſich Mühe, mir das Thörichte dieſes Entſchluſſes darzulegen; er drang in mich, ſo ſchnell als möglich den dem Unglück verfallenen Boden zu verlaſſen. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand, die Wände fingen an, ſich um mich her zu drehen, der ſchnelle Wechſel von Niedergeſchlagenheit und Freude, von Schreck, Beſtürzung, von Hoffnungsloſigkeit und freudiger Ueberraſchung bemächtigten ſich wiederum ſo lebhaft meiner Seele, daß ich ſinnloſe und verwirrte Worte ſprach. Mittlerweile hatte ſich das kleine Bauerhaus, in welchem wir uns befanden, mit neugierigen Maſſen umſtellt, die die Theilnahme an unſer Schickſal herbeigezogen hatte, da ſie gehört, einer der Exilirten ſei plötzlich wieder frei gegeben worden. Frauen, Männer, Kinder äußerten das lebhafte Verlangen mich zu ſehen, und als ich mich am offenen Fenſter zeigte, erhob ſich eine Art Geheul, das aus lauter ineinander klingenden Glück- und Segenswünſchen beſtand. Ich eilte ſogleich hinaus und vertheilte den Inhalt meiner Börſe, und als eine junge, hübſche Frau mir noch zu guter Letzt eine Umarmung zudachte, zog ich einen Ring vom Finger und ſteckte ihn an die Hand dieſer ſibiriſchen Huldin. Der Courier zeigte ſich willig, mich mitzunehmen; allein nur bis Niſchnei, wo ein neuer Transport Exilirter auf ihn wartete, der eine andere Richtung, als die, die wir genommen, einſchlagen ſollte. So nahm ich denn Abſchied von André, deſſen Herz durch mein Scheiden ſichtlich ſchwer gemacht wurde. Meine immer gute Laune hatte ihm, der ſehr zur Melancholie neigte, die ſchlimme Reiſe möglichſt erleichtert, und dann hatte er gehofft, daß wir die Tage der Verbannung gemeinſam, Einer an dem Andern ſich erheiternd und kräftigend, würden hinbringen dürfen. Jetzt blieb er allein. Meine und ſeine Hoffnung war, daß dies nicht auf lange ſein würde. Ich verſprach ihm, mein Möglichſtes zu thun, um, in Petersburg wieder angelangt, zu ſeinen Gunſten zu wirken, wenigſtens ihm Nachricht zukommen zu laſſen, wenn ich erfuhr, welche Gründe die Verbannung veranlaßt.

Als ich in Niſchnei wieder anlangte, ließ mich der Gouverneur zu ſich kommen, und händigte mir einen Brief ein. Mit großem Entzücken las ich dieſe kurze, ſchnell hingeworfene Epiſtel; ſie beſtätigte, was ich im Stillen gehofft. Der „Philoſoph aus der Poſtkutſche“ hatte ſein gegebenes Wort als ein ächter, herrlicher Biedermann, trefflich wahr gemacht; er war kaum im Beſitz des Schreibens, das ich bald nach meiner Abreiſe Mittel gefunden hatte, an ihn gelangen zu laſſen, ſo hatte er ſich aufgemacht und war, eigens in meiner Angelegenheit, in die Hauptſtadt gekommen, und nun zu meinen Gunſten ſo einflußreich thätig geweſen, daß hiervon meine Befreiung das Reſultat war. Es hatte ſich bei der Gelegenheit ergeben, daß man mich für Lebrun gehalten hatte, von dem man wußte, daß er ein Schüler und Genoſſe des Bildhauers war. Dies meldete mir mein Gönner mit kurzen Worten; zugleich machte er mir bekannt, daß im Falle, wie er vorausſähe, es mir an Reiſegeld fehlte, eine Summe für mich beim Gouverneur bereit läge. Ich drückte dieſes liebenswürdige, kleine Schreiben an meine Lippen, that das Gelübde, daß mein erſter Gang, wenn ich den Boden der Civiliſation wieder beträte, zu dieſem liebenswerthen Weiſen ſein ſollte. Das Geld erhielt ich; es war ein rundes Sümmchen von mehren hundert Rubeln. Im Hauſe des Gouverneurs befand ſich ein junger Ruſſe, der ein paar Jahre als Sekretär gedient hatte und der jetzt entlaſſen wurde. Da er Franzöſiſch und ſogar etwas Deutſch ſprach, duldete ich es gern, daß er ſich mir anſchloß, und wir machten ab, die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten zurückzulegen. Mir ahnete nicht, welch einen ſchlimmen Handel ich hier abſchloß.

Mein Abenteuer in Moskau.

Anfangs amüſirten wir uns trefflich mit einander. Er ſchien mir ein luſtiger Bruder zu ſein von der aufgeweckteſten Art; dabei hatte unſer beiderſeitiger Urſprung einige Aehnlichkeit. Er war der Sohn eines Koſaken, der ſich in Irkutſch niedergelaſſen hatte, und in deſſen Hauſe ein verbannter Franzoſe einquartiert wurde. Die Gemahlin des Herrn Marquis kam ihm nach und brachte auch eine hübſche Tochter mit. In der Einſamkeit der Verbannung knüpfte ſich ein eigenthümliches Liebesband; der noch junge Hausbeſitzer verliebte ſich in die Tochter des Marquis, und nahm ſie, da die Eltern bald darauf ſtarben und die Waiſe in hülfloſer Lage zurückließen, zu ſeinem Weibe. Aus dieſer Ehe war mein Paul Petrowitſch entſproſſen. Die Natur, zu einem ſonderbaren Gemiſch der Formen und Raçen gezwungen, hatte dem Knaben, der am Ufer des Irtiſch geboren war, die breiten Backenknochen des Koſaken gegeben, die ſtolzen und feſten Schultern, die imponirende Bruſt der „Söhne des Don“ und hatte dieſen Geſchenken die Grazie und die ſchlaue Beweglichkeit des Franzoſen beigefügt. Mein Paul konnte ſchmeicheln wie eine kleine, verliebte Putzmacherin, dann aber, wenn man ſeinen Verlockungen ſich hingab, plünderte und raubte er, wie ein ächter Sohn der Steppe, und zeigte ſich ungeſcheut als der treuloſeſte und nichtswürdigſte Burſche. Mir ſpielte er Streiche dieſer Art in Menge, bis ich endlich in's Klare darüber kam, welch ein Früchtchen er war.

Als wir in Moskau ankamen, mietheten wir uns ein recht hübſches Logis, denn ich hatte mir vorgenommen, da mich nun einmal mein Schickſal hieher geführt, auch mit gehöriger Muße mir des Landes Sitten und der Bewohner Art anzuſehen. Petrowitſch log mir ſogleich vor, daß er hier ſo bekannt ſei, wie in ſeines Vaters Hauſe; er ſah aber Moskau, wie ich ſpäter erfuhr, zum erſtenmale. Wir durchſtrichen Straßen und Plätze, und machten uns in kurzer Zeit mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt. Eine große Anzahl Kirchen beſuchten wir gleichfalls, nicht ſo eigentlich um unſerer Frömmigkeit Genüge zu thun, als um anziehende Frauenbekanntſchaften zu machen; denn die Kirchen Moskaus, beſonders einige, die gerade in Mode waren, zeigten ſich überfüllt von hübſchen Weibern aller Klaſſen. Nichts war mir willkommener, als hier eine Muſterung vorzunehmen. Die für mich fremde Sitte des Niederwerfens auf den Boden der Kirche brachte auch eine Wirkung eigenthümlicher Art bei meiner Phantaſie hervor. Ich bildete mir ein, dieſe ſchönen Kinder hätten Sünden ganz myſteriöſer Natur zu bereuen, wenn ich ſie ſo platt auf dem Steinboden daliegen ſah. Bald war es mir gelungen, aus der großen Menge Andächtiger, die die Kirche der Mutter Gottes beſuchten, zwei ſehr ſchöne Frauen herauszufinden, und mit ihnen regelmäßig zu gewiſſen Stunden zuſammen zu treffen. Ich erreichte ſogar das Glück, daß dieſe Devoten von meinem Daſein eine merkliche Kenntniß nahmen. Jetzt hielt ich eine Intrigue bereits für im Gange. Und ich hatte mich nicht geirrt. Unglücklicherweiſe vertraute ich mich Paul Petrowitſch. „Nichts leichter, als hier an's Ziel kommen!“ ſagte dieſer Nichtsnutz mit ſeiner gewohnten keckten Laune. „Laß mich nur hier vermitteln, mein Freund. Du biſt unbekannt hier und mit den ruſſiſchen Sitten noch lange nicht vertraut genug, um zu wiſſen, welche Mittel und welche Wege man einſchlagen muß, um zu erlangen, was man zu erlangen beabſichtigt. Laß mich nur machen. Ich will für's Erſte Dir den Namen, den Stand und die Wohnung der Damen auskundſchaften, damit wird für den Anfang genug gethan ſein."

Verliebt wie ich war, und durch die Neuheit des Verhältniſſes gereizt, fand ich nicht Worte genug um meinem Rathgeber zu danken, und dieſer machte ſich ſogleich ans Werk. Ich verſah ihn mit Gelde, und lieh ihm ſogar meine Uhr und Einiges von meinen Kleidungsſtücken, damit er mit einigem Glanze auftreten könne; denn wir waren übereingekommen, uns für zwei reiche junge Ausländer auszugeben. Für alles „Fremde," erklärte mir Petrowitſch, hätten die Ruſſen eine ungemeine Schwachheit. Ich war demnach ein deutſcher Obriſt und Paul machte ſich, ohne die mindeſten Gewiſſensbiſſe darüber zu empfinden, zum polniſchen General. So kam denn unſre Angelegenheit in Gang. Die Damen waren zwei nahe Anverwandte, die zuſammen lebten, und auch einen Namen führten. Die ältere, Natalie Selenieff, war die Erbin eines großen Vermögens, das bis jetzt von einem ſehr redlichen Vormunde verwaltet worden war, in dieſen Tagen jedoch ihr übergeben werden ſollte. Ihre Couſine Sophie Selenieff beſaß ebenfalls ein großes Vermögen. Beide hatten den Entſchluß gefaßt, nicht zu heirathen, und ihre Reichthümer irgend einem Kloſter oder einer frommen Stiftung zu hinterlaſſen. Denn eine gleiche Neigung zur religiöſen Contemplation beſeelte Beide, und hatte eigentlich das Band ihrer ſchweſterlichen Freundſchaft geknüpft. Dabei war jedoch bei Beiden nichts von einem verdüſterten oder eingeſchüchterten Charakter wahrzunehmen, wie Devoten ihn öfters an ſich haben, im Gegentheil, jung und ſchön, wie ſie waren, liebten ſie es die Welt zu ſehen, und von ihr geſehen zu werden. Nur wo die weltlichen Vergnügungen in Conflikt mit den Pflichten und Obliegenheiten kamen, die die Kirche auflegt, mußten ſie unbedingt in den Hintergrund treten. Ich war höchlich erfreut, als mir und Paul ohne viele Schwierigkeit der Eintritt in dies Haus geſtattet wurde; und wenn mich irgend etwas ſtörte, ſo war es die dummdreiſte Keckheit meines Gefährten, die ſich manches Mal auf eine gar zu augenfällige Weiſe bemerkbar machte. Nicht gewohnt in guter Geſellſchaft zu leben, fand er nicht den Ton, den man anſchlagen muß, wenn man ſich jungen, vornehmen und gebildeten Damen gegenüber befindet. Er brachte Späßchen vor, erlaubte ſich Anſpielungen, gab Erklärungen und ging zu Exceſſen von Luſtigkeit über, die alle nicht an dieſen Ort paßten. Man merkte den beiden Couſinen und den paar Frauen ihrer Umgebung das Staunen an, wie ein General, der immer in der Umgebung des Hofes gelebt, der in den großen Geſellſchaftskreiſen der Reſidenz heimiſch war — dies hatte nämlich der unermüdliche Lügner den Damen in den erſten Stunden bereits der neuen Bekanntſchaft vorgelogen — ſich in Späßchen gefallen könne, wie ſie ein Stallknecht ſeiner Dulcinea vormacht. Je aufgeweckter Petrowitſch wurde, eine deſto ernſtere Miene nahm ich an, denn der Gedanke war mir unerträglich, daß man mich auch für einen Spaßmacher dieſer Art halten könne. Meine natürliche Luſtigkeit kam dabei gleichſam ganz aus den Fugen. Ein Umſtand, der dieſe Verwandlung noch mehr begünſtigte, war, daß ich — und ich war erſt vierzehn Tage in dieſem liebenswürdigen Hauſe bekannt — mit Natalien ſchon ſehr ernſtlich zu ſympathiſiren anfing. Sie machte mich mit ihrer Denkungsart bekannt, und ich gelangte zum erſten Male in meinem Leben dazu, religiöſe Diskurſe zu führen. Die Neuheit der Sache hatte ihr Angenehmes. — Natalie war gelehrt wie ein Kirchenvater; zum Glück war ſie aber nicht eben ſo pedantiſch, ſondern trug ihre Weisheit mit lächelndem Munde vor, und beſchenkte mich ſo graziös wie möglich, mit einander mittheilten, nachdem ſie vorher ſich überzeugt hatten, daß ſie allein waren, demüthigten mich aufs tiefſte und ließen mich die Heuchelei dieſer Geſchöpfe erkennen, denen ich mein volles Vertrauen geſchenkt hatte. Eine derſelben hob mich auf und bewunderte mein kunſtgemäßes Muſter, die andere tadelte meinen Schnitt. Ich fühlte mich erleichtert, als ich ihren Händen entriſſen und von dem dienſtbaren Geiſte zu dem Orte meiner Beſtimmung getragen wurde.

Ach, mit welchen Gefühlen ſchied ich von meinem väterlichen Schloſſe! Wie ſehr bedauerte ich, von den Meinigen nicht einmal Abſchied nehmen zu dürfen, aber bei alle dem bereute ich keinen Augenblick was ich gethan. So felſenfeſt

Kenntniſſen, von deren Daſein mein naiver Geiſt bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte. Sie machte mich bekannt mit der Geſchichte ihrer Kirche, mit der Spaltung, die zwiſchen der römiſchen und der griechiſchen Kirche herrſcht, und nannte mir den Zeitpunkt, von welchem her dies Zerwürfniß datirte. Dann ging ſie mit mir die vorzüglichſten Dogmen durch, und bezeichnete mir die herrſchenden Gebräuche und Niederlaſſungen, die der Kultus im Reiche habe; auch wurde ich durch ſie mit der Menge Sekten bekannt, die ſich namentlich im Innern von Rußland, und beſonders um Moskau herum, ſeit langer Zeit gebildet haben, und noch bilden. Hier kamen höchſt merkwürdige Details und Notizen zur Sprache.

Wenn wir die Vormittagsſtunden bei unſern Büchern und Skripturen zugebracht, ſo benutzten wir die Nachmittage, um Klöſter und Kirchen mehrere Meilen im Umkreiſe von der Stadt zu beſuchen. Meine ſchöne Lehrerin wurde von den meiſten dieſer Anſtalten wie eine Beſchützerin empfangen. Man kam ihr ſchon an den Thüren und Vorſälen entgegen; ſie dagegen ließ es nie an Devotion fehlen, und ich ſah ſie öfters die nichts weniger als reizende Hand irgend eines dicken Paters küſſen. Wenn Natalie im Innern der heiligen Hallen verſchwand, wohin ich ihr nicht folgen durfte, ſo blieb Sophie gewöhnlich mit mir zurück, und wir wandelten in den Gartenanlagen, die faſt jedes nur irgend bedeutende Kloſter einſchließen, umher; bis dann meine ſchöne Heilige, begleitet von ihren Mönchen und Nonnen, wieder erſchien, um ſich uns wiederzugeben.

Ich genoß ſehr glückliche Tage. Ich will dem Leſer geſtehn, daß ich alles Ernſtes in meine Fromme verliebt wurde. Und ſie — o ich ſchwör' es bei dem heiligen Kirchenvater Nicon! — war für mich nicht gleichgültig. Ein Beweis davon war, daß ſie in ihren religiöſen Entſchließungen wankend wurde. Es ſchien ihr nicht mehr ſo verdienſtlich wie früher, ein langes Leben, abgeſperrt von aller Welt, in Einſamkeit hinbringen zu müſſen. Sie forſchte hierüber meine Anſicht aus. Eines Morgens, als ich — ſie hatte mir die ſchönen Pferde ihres Marſtalls zur Verfügung geſtellt — vor ihrem Fenſter Parade ritt, und durch die hellen Scheiben den ſchönen blonden Lockenkopf meiner Herrin über die gelben Pergamentblätter gebeugt ſah, glaubte ich, als ſie plötzlich emporblickte, und mir wie gewöhnlich lächelnd zunickte, Thränen in ihrem Auge zu bemerken. Dies machte mich nachdenkend; ich argwöhnte, daß ſie irgend eine unangenehme Nachricht erhalten, und die

Begier trieb mich zu erfahren, in wie fern ich recht gerathen. Ein paar Minuten, und ich war bei ihr im Kabinet. Sie ſchloß diesmal die Thüre ſorgfältig hinter mir ab, und es befand ſich nunmehr Niemand im Zimmer als ihr alter Seelſorger, ein Mönch von ſiebenzig Jahren, ſie und ich.

Ich zog ihre Hand an meine Lippen, und fragte in einem zärtlichen Tone, ob ſie etwas beunruhige.

„So iſt's;“ erwiderte ſie in einem ſanften Tone, und mit bewegter Stimme. „Es beunruhigt mich allerdings ein quälender Zweifel. Ich weiß nicht, warum Gott mich ſo ſtraft, und gerade jetzt! So lange ich urtheilen kann, habe ich noch nie gezweifelt, daß der Weg, den ich eingeſchlagen, der richtige ſei.“ —

„Und welcher Zweifel iſt dies, meine Freundin?“ fragte ich. Sie hatte mir erlaubt, ſie ſo zu nennen.

Sie zögerte lange, ehe ſie antwortete; ſie wußte ſichtlich nicht, wo ſie mit ihren Fragen anknüpfen ſolle; endlich wollte ſie von mir wiſſen, ob ich mich wohl entſchließen könne, ins Kloſter zu gehn. Ich erwiderte ihr, daß meine Kirche keine Klöſter hätte. „Das weiß ich,“ ſagte ſie: „allein wenn Sie ſie hätten, würden ſie dann der Welt entſagen und Mönch werden wollen?“

Ich geſtand ihr lachend, daß ich dazu nicht die mindeſte Neigung hätte.

„O Sie müſſen hierüber nicht frivol denken!“ rief ſie, und ihre Wangen rötheten ſich in einem lieblichen Ernſte. „Wenn Sie wiſſen, daß Ihre Freundin Sie hierüber auf Ehre und Gewiſſen frägt, ſo kann Ihre Antwort nicht anders als ernſt und von Nachdenken zeugend ausfallen. Sie wollen alſo nicht ins Kloſter gehn? Aber warum wollen Sie nicht hineingehn? Denken Sie ſich, daß Ihnen die Welt nichts mehr bietet, nichts mehr geboten hat, ſo lange Sie richtig fühlen und urtheilen, werden Sie da nicht beglückt ſein, wenn Sie mit einem Male und für immer mit ihr abſchließen? Die ſchöne Natur, die Wiſſenſchaften, die Künſte bleiben Ihnen immer, und der Seelenfriede, unſer koſtbares Gut, kann Ihnen hinfort von Niemand genommen werden. Man ſagt, daß ich fromm ſei, aber im gewöhnlichen Sinne, wie man dieſen Begriff deutet, bin ich's nicht. Ich bete und faſte nur ſo nebenher; mein eigentliches Beſtreben iſt mit Gott Friede zu machen und jene Stille und Abgeſchloſſenheit zu empfinden, in denen das Herz ſein wahres Glück erkennt.“

„Ich muß aufrichtig geſtehn,“ erwiderte ich, „daß ich dieſen Trieb nach Abgeſchloſſenheit nicht fühle, und daß mein Friede mit Gott, wenn es nicht eine Vermeſſenheit iſt, dies zu behaupten, noch nie unterbrochen worden."

„Sprechen Sie nicht ſo," rief mir meine ſchöne Fromme unwillig zu; „wie wäre das möglich! Sie müſſen völlig ohne Fehler und Sünde ſein, wenn Ihr Friede mit Gott nie wäre unterbrochen worden."

„Alsdann wird er auch in der Einſamkeit unterbrochen werden, denn ich werde auch dort ſündigen."

„Wir ſündigen, ſo lange wir athmen!" ſeufzte Natalie. Aber es giebt Lebenslagen, wo uns die Verſuchung mehr, in andern wo ſie uns weniger anfaßt."

„So würde ich die wählen, wo ſie mich am ſtärkſten anfaßt" — warf ich ein, um Gelegenheit zu haben, ihr am ſiegreichſten zu widerſtehen.

„Das iſt geſprochen wie ein Mann, der immerdar geneigt iſt, ſeine Kraft zu überſchätzen. Wir Frauen denken anders. Unſrer Schwäche bewußt, zögern wir, uns auf einen gefahrbringenden Boden zu begeben. Aber ich bin von meiner eigentlichen Frage abgekommen: Alſo Sie wollen nicht in ein Kloſter gehn?"

„Gewiß nicht."

„Und rathen auch mir, nicht hineinzugehn?"

Ich entdeckte ſogleich, welch ein Gewicht ſie auf dieſe Frage legte, und beſann mich daher, welch eine Antwort ich ertheilen ſollte. Während meines Schweigens ſah ſie mich mit einem rührenden und zärtlichen Ausdruck an. Sie ergriff meine Hand und fügte hinzu: „Ich erwarte aus Ihrem Munde Wahrheit zu hören. Bedenken Sie, daß die Tage der Entſcheidung meines Schickſals nahe ſind, daß man mich drängt, den einmal gefaßten Entſchluß auszuführen, und daß ich alsdann auf immer gebunden ſein werde. Schon liegen die Papiere bereit, die die Dispoſition meines Vermögens andern Händen anvertrauen, und denen zu Folge ich alsdann als eine arme, hülfloſe Creatur an den Pforten eines ſelbſtgewählten Aſyls um Einlaß flehen werde.“

Ich heftete den Blick auf den Geiſtlichen, der unſre Unterredung anhörte. Sie folgte meinen Augen, und als ſie deren Richtung verſtand, rief ſie: „Für meinen guten Vater giebts kein Geheimniß. Was ich auch wähle, er wird immer damit zufrieden ſein, denn er liebt mich wahrhaft. Nun Ihre Antwort? —“

„Die iſt eine ausweichende,“ entgegnete ich. „Niemand kann für den Andern gut ſagen. Wenn ich eine Schweſter hätte —“

„Nun denn, das iſt mir lieb zu hören — was würden Sie ihr ſagen?“

Sie legte ſich ganz über, ſo daß ihr ſchönes Auge dicht an dem meinigen hin ſeine Blitze ſandte, ihre Lippen ſich mir ſo näherten, daß ich mit einem raſchen Kuſſe ſie bequem hätte erreichen können. In der Aufregung, in der ſie ſich befand, faltete ſie die Hände, hielt ſie unterm Kinn und, den Kopf geneigt, ſah ſie mich mit einem durchdringenden Ausdruck an. Ihr prachtvoller Morgenpelz von rothem Sammet war ihr von den Schultern gefallen und dieſe, in einen ſchimmerndweißen Mouſſelin-Ueberwurf gehüllt, zeigten durchſcheinend ihre Weiße und Rundung. Die Anmuth und Schönheit der ganzen Erſcheinung feſſelten meine Sinne und umflorten mein bischen Urtheilskraft. Dennoch mußte ich mich faſſen, um aus dieſem Labyrinth, in das offenbar in dieſer gefährlichen Stunde die Leidenſchaft uns Beide führte, mit Ehren hinauszukommen. Ich zog alſo meine fingirte Schweſter nochmals in den Vorgrund und ſagte ſtockend: „Ich würde meine Schweſter fragen: Haſt Du kein Glück zu hoffen, das Dir den Aufenthalt in der Welt lieb machen kann? Sagt ſie: nein! ſo würde ich ihr zurufen: ſo geh!“

„Glück! Glück!“ rief Natalie. „Ja, was iſt Glück? Wir ſind ſo weit, wie wir waren.“

„Eine Frau weiß ſehr genau, was Glück iſt,“ platzte ich heraus; „es iſt die Vereinigung mit dem Gegenſtand ihrer Liebe.“

Wie mit Purpur übergoſſen, ſchwieg ſie, und ihre Finger ſpielten mit den Pergamentblättern der Bulle Unigenitus.

Ich betrachtete mir die Borteneinfaſſung eines Tabourets, als wenn ich ein Tapezier geweſen wäre. Der alte Geiſtliche heftete ſeine Blicke mit einem gewiſſen gutmüthigen Lächeln auf uns Beide. Er mochte wohl denken: was ſich das junge Volk quält!

Für heute waren unſere theologiſchen Diſcurſe beendet. Wir fühlten beide, daß wir gegenſeitig „ſehr deutlich“ geworden waren. Als ich nach Hauſe kam, rief ich zu mir ſelbſt: Was ſoll dies werden? Dies Weib wird dir gefährlich! Sohn deines Vaters! was ſind das für alberne Poſſen! biſt du nach Sibirien verwieſen worden, um dich hier in der alten Bojarenſtadt zu verlieben. Haſt du auch bedacht, daß du nichts biſt, als ein ganz gewöhnlicher Abenteurer? Und ſie — reich, jung, ſchön, liebenswerth? Wo iſt dein Stolz geblieben, alter Junge? Alſo fort! Unſere

Herrlichkeit geruhen dieſes „Capua“ gütigſt zu verlaſſen, und dieſe „Fleiſchtöpfe Egyptens“ gnädigſt nicht anzurühren!

In Folge dieſes Monologs kam ich ein paar Morgen hintereinander nicht zu Natalie, und zwang mich ſogar, ihre Briefchen nicht zu beantworten, die ſie mir in Form eines allerliebſten Scherzes, unter dem Namen des Kirchenvaters Nicon ſchrieb. Sie nannte mich darin einen Ketzer, und überantwortete mich der Hölle. Ach, in dieſer war ich ſchon; denn mein Denken und Träumen Tag und Nacht war nur das liebliche, ebenſo geſcheute als gefühlvolle Mädchen. Sie ſchickte mir mein Lieblingspferd und ließ dieſes zu mir ſprechen: es warf mir Feigheit vor, indem ich nicht wagte, in den Kampf zu reiten. Dieſen Vorwurf durfte ich nicht auf mir ſitzen laſſen; ich flog nun zum Kampfplatz und wieder ſchloß mich das verführeriſche Kabinet ein, und wieder rauſchten die Blätter der alten Spitzbuben und Verführer, der Kirchenväter. Ein ſicheres Gefühl ſagte mir, daß ich in dieſem Kampfe nie Sieger ſein würde.

Unſer Geſpräch ging wieder von rein wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden aus und gelangte zu Dingen, die gar nichts mit der Wiſſenſchaft gemein haben. Die Stunden flogen wie Minuten dahin.

Der alte Geiſtliche las in einem Buche — wir waren ſo gut wie allein. Ich hatte meinen Stuhl, der ſtets dem ihrigen gegenüber ſich befand, ſo daß nur der kleine Tiſch am Fenſter, auf dem unſere Bücher lagen, zwiſchen uns ſtand, ihr zur Seite gerückt und nun fand mein Arm den Weg um ihre ſchlanke Taille und mehr als einmal hatte ich den Muth, ſie anfangs ſanft, dann mit Heftigkeit zu mir herüber zu ziehen. Mein Triumph war groß, als ich merkte, daß ſie ſogar den Ruf der Glocke ihres Lieblingskloſters, ganz in unſerer Nähe, überhört hatte. So verwirrt und zerſtreut hatte ich ſie noch nie geſehen. Als ich Abſchied nahm, lag ſie an meinem Halſe und vergoß Thränen.

Nun war an kein Wegbleiben mehr zu denken. Ich mochte meinem Stolze noch ſo laut ein „Wach auf!“ zurufen, eine faſt unſinnige Leidenſchaft hatte ihn in Schlaf geſenkt. Der Schlag, der jetzt kam, war zu meinem Heile, allein er warf mich auch arg zu Boden. Ohne dieſen deus ex machina wäre ich aber nicht frei gekommen.

Während meines Liebeshandels mit Natalie hatte ich Paul Petrowitſch gänzlich vergeſſen. Ich ſah ihn ſelten und flüchtig: wo er ſich herumtrieb, wußte ich nicht, und wollte es nicht wiſſen. Er fand das der auf Pfänder lieh. Geiſter haben auch ihre Schwachheiten, der meinige hatte, wie wir durch die Luft reiſten, ein hübſches Mädchen auf dem Felde arbeiten ſehen, er faßte den Plan, ihr auf dem Rückwege den Hof zu machen, um dieſes jedoch mit einigem Erfolge zu thun, beſchloß er ſeine Taſche mit Geld zu füllen. Er lieh daher auf mich einen Thaler, verwandelte ſich in einen jungen Bauerburſchen und wanderte ſo zum Thore hinaus, nachdem er mich in den Händen des Juden zurückgelaſſen. Dieſer prüfte mich und erkannte ſogleich mit dem eigenthümlichen ſpitzbübiſchen Lächeln dieſer Eingeweihten, daß ich weit über zwanzig Thaler werth war. Er faßte alſo ſeinerſeits den Entſchluß, mich dem Bauer nicht wieder auszu-

Mittel, mich ſehr lebhaft an ihn zu erinnern. Eines Mittags hatte uns Natalie einladen laſſen; wir fanden, als wir uns einſtellten, als Mitgäſte den Vormund Nataliens und einen höhern Polizeibeamten gegenwärtig. Des Letztern Anblick befremdete mich ein wenig; doch war ich weit entfernt, etwas Arges zu ahnen. Sophie erſchien allein und zeigte ein erzwungenes und erkünſteltes Betragen. Das Geſpräch bei Tafel war einſilbig, die aufgebrachten Scherze waren dürftig. Als man den letzten Gang Speiſen auftrug, entfernte ſich Sophie, ohne auch nur einen flüchtigen Blick auf mich zu richten. Jetzt befiel mich eine Unruhe eigener Art, ich fragte den Vormund leiſe, was im Hauſe etwa vorgefallen ſei; er erwiderte mit einem leichten Kopfſchütteln, daß er von nichts wiſſe. In dieſem Augenblicke empfing der Polizeibeamte Papiere, die er unterzeichnete und wieder fortſchickte. Petrowitſch legte ſein Tiſchtuch weg und wollte aufſtehen, indem er heftiges Kopfweh vorſchützte; der Vormund nöthigte ihn zu bleiben, anfangs höflich, dann in Ausdrücken, die wie ein Befehl klangen. Befremdet über dieſen Ton der Anrede, erhob ich mich jetzt auch um fortzugehen. Auch mir ſagte man, daß ich bleiben ſolle. Das Blut ſtieg mir zu Kopfe. „Meine Herren!“ rief ich in einem heftigen Tone, „iſt dies die Art, wie man Gäſte zum Bleiben nöthigt, und übt man ſo die Pflichten der Gaſtfreundſchaft aus!“ Der Vormund erwiderte kalt: wir hätten auf keine Pflichten der Gaſtfreundſchaft in dieſem Hauſe mehr zu rechnen, und nach Dem was geſchehen ſei, habe er die Verpflichtung, uns den Händen der Polizei zu überantworten, was er denn auch hiermit thue. Sogleich traten mehrere Häſcher in den Saal und mit dieſen erſchien eine Frau niedern Standes, die laut wehklagte und Verſuche machte, ſich den Beamten zu Füßen zu werfen. Der Leſer wird ſich meine Stimmung denken. Mein erſter Blick fiel auf meinen Unglücksgefährten; ich hoffte, bei ihm dieſelbe Entrüſtung zu finden, die ſich meiner bemächtigt hatte, konnte aber in ſeinem bleichen Geſichte nur eine ſehr zweideutige Miene von Schuld oder Unſchuld bemerken. Man hatte die Thüren des Saales geſchloſſen; die Dienerſchaft war entfernt worden. Der Beamte trat auf uns zu, und erklärte uns, daß ein Verbrechen entdeckt ſei, und zwar ſei ein Diamanten-Diebſtahl vollführt, wir beide ſeien als Mitſchuldige verdächtig; jenes Weib, die Kammerfrau, habe ein Bekenntniß, auf unſere Mitſchuld lautend, abgelegt.

Ich erwiderte kein Wort, ich hätte, wenn man mir eine Piſtole auf die Bruſt geſetzt, keine Silbe auf meine Lippe hinaufbeſchwören können, ſo aus allem Rand und Verband war mein Kopf. Ich hatte nur das Gefühl, als wenn man mir die Kehle zuſchnürte. Nur ſo viel Beſinnung hatte ich, daß mein Blick Sophie aufſuchte; allein ſie war und blieb verſchwunden. Der Vormund ging mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Saale auf und ab. Man gab uns jetzt ein Zeichen, daß wir uns, begleitet von den Häſchern, entfernen ſollten und zwar auf einem Seitenwege und über eine verborgene Treppe, damit kein unnöthiges Aufſehen gemacht werde. Ich ließ alles mit mir geſchehen, was man wollte. Wie wir einen Gang durchſchritten, in dem bereits Dämmerung herrſchte, öffnete ſich eine Thüre und eine im Schleier verhüllte Geſtalt trat eilig herzu und wechſelte ein paar Worte mit dem Polizeioffiziere. Dieſelbe Geſtalt kam jetzt auf mich zu, und bat mich, ihr zu folgen. Ich erkannte jetzt Sophien's Kammermädchen. Ohne viel zu fragen, was man von mir wolle, folgte ich meiner Führerin; erſt als ich Sophiens Stimme hörte, ſie vor mir ſtehen ſah, kam mir die volle Kraft meiner Beſinnung wieder. Ich brachte mit einiger Anſtrengung die Worte hervor: „Was ſoll das? Wie wagt man dergleichen mir zu bieten? So leiſe ich ſprach, ſo war doch in meiner Stimme etwas, das Sophie erbeben machte. Sie wagte nicht, die Augen gegen mich aufzuſchlagen und entgegnete auf meine Frage: „Wir ſind gezwungen, ſo zu handeln. Man hat herausgebracht, daß Sie nicht der ſind, für den Sie ſich ausgeben. Man hat in Ihnen einen Verbannten entdeckt, der geflüchtet iſt und unter falſchem Namen hier lebt. Ihr Gefährte iſt bereits wegen grober Verbrechen beſtraft. Alle Anzeichen ſind gegen Sie.“ Sie hielt einen Moment inne, dann ſetzte ſie hinzu: „Deſſenungeachtet glaube ich feſt an Ihre Unſchuld, und Sie ſehen mich bereit, Sie zu retten, wenn Sie mir eine einzige Frage beantworten wollen.“ Ich gab ein ſtummes Zeichen, daß ſie fragen ſolle. „Nun wohl,“ ſagte ſie, „verſichern Sie mich auf Ihre Ehre, daß Sie keinen Theil an dem Verbrechen des Diebſtahls haben; alles Andere iſt Nebenſache.“ Ich gab ihr dieſe Verſicherung. „So ſind Sie gerettet!“ rief ſie. „Ich will lieber dulden, daß mein leiblicher Bruder ausgeliefert werde, als daß Sie, den wir als unſern Gaſtfreund betrachten, etwas ſo Schimpfliches erfahren.“ Sie eilte ſogleich hinaus, und ich hörte ſie draußen einige lebhafte Worte mit dem Beamten wechſeln. Sie kam wieder und kündigte mir an, es würde mir nichts geſchehen, ich ſollte nur für ein paar Tage eine Wohnung in ihrem Hauſe annehmen; während meine eigene Wohnung, die ich mit Petrowitſch getheilt, verſiegelt worden. Dem konnte ich mich natürlich nicht widerſetzen und dieſe Maßregel hatte auch nichts für mich Compromittirendes.

Als ich fühlte, daß der Schlag ſomit von meinem Haupte abgewendet war, erholte ich mich wieder und kam zu der Betrachtung des eigentlichen Standes der Dinge zurück. Ich erfuhr nun, daß bereits ſeit Wochen ſowohl Nataliens als Sophiens Schmuckkäſtchen aufgebrochen worden und daraus die werthvollſten Pretioſen entwendet worden waren. Die Polizei hatte ſich die größte Mühe gegeben, die Thäter auszukundſchaften, und ihr Verdacht war endlich auf die Kammerfrau gelenkt worden, die, zum Geſtändniß gebracht, Petrowitſch angegeben hatte. Nun erklärte ſich der große Aufwand, den er beſonders in letzterer Zeit gemacht und von dem ich nur oberflächlich Kenntniß genommen. Mittlerweile war die Behörde auch auf mich aufmerkſam gemacht worden, und es war ihr das Gerücht zu Ohren gekommen, daß ich ein Proſcribirter und auf dem Transport entflohen ſei. Was war daher natürlicher, als daß man auch mich in Verbindung brachte mit den Verbrechern, von denen ich umgeben war. Es wurde eine ganze Geſellſchaft, Frauen und Männer dieſer ſaubern Art, aufgehoben und nicht gering war das Aufſehen und das Gerede, welches dieſer Fall in der Stadt verurſachte. Bei der Kammerfrau und bei Petrowitſch fand man einen Theil der Pretioſen noch vorräthig, der größere Theil war und blieb verloren. Petrowitſch fand Mittel, ſeiner Haft zu entſchlüpfen, und ich habe ſpäter ihn in Petersburg in einer Umgebung und Lage geſehen, die nicht ahnen ließ, aus welchen Schlingen er ſich gerettet.

Alles dieſes erzähle ich, wie es ſpäter ſich herauswickelte. Was mich betrifft, ſo blieb ich im Hotel der beiden Couſinen wohnen und wurde mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt, ja gleichſam mit Freundſchaftsbezeugungen überſchüttet. Es war mir unendlich viel daran gelegen, welchen Antheil Natalie an dieſer ganzen Tragödie genommen, und ich erfuhr durch Sophie, daß ſie nicht eine Silbe wiſſe von der Anſchuldigung, die man mir gemacht, daß auch die gemeſſenſten Befehle gegeben ſeien, ihr nie etwas hiervon zu hören zu geben. „Denn,“ ſagte Sophie, „meine arme Couſine würde es nicht überlebt haben, daß man es gewagt, Sie — und zwar in unſerm

Hauſe — einem ſo entwürdigenden Verdacht blos zu ſtellen. Es mußte, was einmal geſchehen ſollte, in ihrer Abweſenheit geſchehen."

Nataliens Betragen blieb alſo gegen mich unverändert. Sie hatte eine ihrer Kloſter-Reiſen vollendet und als ſie heimkehrte und mich in ihrem Hauſe wohnen fand, war ihr dies nicht im mindeſten auffallend. Sie hatte mich ſelbſt öfters gebeten, hinüberzuziehen, weil ſie mich mehre Male klagen hörte über das Zuſammenleben in einer ſchlechten Wohnung mit einem Manne, der mir von Tage zu Tage mehr unbequem wurde; ſie ſah es demnach ſo an, als habe ich ihren Bitten gewillfahrt, und dankte mir dafür. Der Vormund wohnte auch bei ihr, und dicht neben ſeinen Zimmern erhielt ich die meinigen.

Die wenigen Wochen, die ich hier im Hauſe der Couſinen zubrachte, wurden für mich zu einer Art Pein. Ich war feſt entſchloſſen — nach Dem was mir geſchehen war — jeder ernſten Verbindung mit Natalien auf das Entſchiedenſte zu entſagen. Sie konnte ſpäter oder früher erfahren, welche Schmach mir zugefügt worden, und wenn ſie Ehrgefühl beſaß, ſo mußte der Mann in ihren Augen ſinken, der — wenn auch unſchuldig angeklagt — eben doch als Angeklagter nach ihrem Beſitze geſtrebt hatte. Zudem waren einige Punkte der Anklage gegründet; ich war allerdings, wenn auch nicht unter falſchem Namen, doch mit Anmaßung eines mir nicht zuſtehenden Ranges aufgetreten, alsdann hatte ich verſchwiegen, daß ich verbannt worden. Ueber beide Umſtände war es meine Pflicht, die beiden liebenswürdigen Mädchen aufzuklären und ſomit jeden Schatten einer Verkappung von mir zu ſcheuchen. Meine Bekenntniſſe wurden mittlerweile durch die offiziellen Angaben, die der Vormund ſich zu verſchaffen gewußt, unterſtützt und beſtätigt.

Somit ſchickte ich mich an, ein Haus zu verlaſſen, wo ich zugleich die widrigſten und entzückendſten Erfahrungen binnen des kurzen Laufes weniger Monate gemacht hatte. Ich hatte eine edle weibliche Seele, genährt durch Wiſſen und gehoben durch den Stolz der reinſten Tugend, kennen gelernt dort, wo ich ſie wahrſcheinlich nicht geſucht hätte, dicht an den Marken der Civiliſation. Und dieſe edle Seele gab ſich mir wüſtem Jungen hin. Natalie und Evchen — ihr ſeid zwei Mädchen, vor denen ich ewig reſpektvoll den Hut ziehe, wenn ich in meiner Erinnerung auf euch ſtoße.

Ich zeige mich der Welt als ein Schüler Aeskulaps. — Die neue Verwandlung hält aber nicht lange vor.

Der Abſchied von Natalie wurde mir wahrlich nicht leicht. Ich verlor eine Frau, die mich auf Händen getragen haben würde, und zugleich gab ich eine Erbin auf, deren Vermögen auf mehr als eine Million geſchätzt wurde. Arm, wie ich gekommen, ging ich fort, ja ſogar ärmer, denn der edle Sohn des Koſacken hatte mir auch die paar hundert Rubel geraubt, die ich von dem Gouverneur ausgezahlt erhalten. Wohl möge es dem Schuft bekommen. Die Geſchenke Nataliens und ſelbſt Sophiens hatte ich zurückgewieſen, und nur einen Ring mit einem Diamanten in Herz-Form behielt ich von der Erſtern. — Ich will den Leſer nicht ermüden mit Aufzählung der Verſuche, die Natalie machte, um mich zurückzuhalten; zuletzt ſchickte ſie mir das Pferd, das ich immer geritten, und hatte im Namen des Thieres ein Briefſchen abgefaßt, in welchem mich der herrliche

Apfelſchimmel bat, wenn ich ſeine Herrin auch verſchmähte, ihn doch wenigſtens nicht abzuweiſen, ſondern ihm zu erlauben, mich hinzutragen, wo ich immer hin wolle, ſei es auch leider noch ſo weit fort von ſeiner ehemaligen Gebieterin. Es wurde mir ſchwer, auch dieſes letzte und liebſte Geſchenk abzuweiſen; auch der Schimmel mußte zurücktraben.

Jetzt dachte ich ernſtlich daran, mich aus Moskau ſo weit als möglich fort zu machen; namentlich aus dem Bereich der Klöſter, die Natalie beſuchte. Meine Wahl fiel auf ein kleines Städtchen, in welchem ein Individuum wohnte, das mir in Zeiten meines Glanzes bekannt geworden war, und das ich jetzt aufzuſuchen beſchloß. Es war ein alter Feldſcheer, der als Arzt fungirte, Pferde und Menſchen zugleich in die Kur nahm, und Apotheker, Chirurg, praktiſcher und theoretiſcher Heilkünſtler Alles in einer Perſon war. Der gutmüthige Alte nahm mich als Handlanger an, und ich beſchloß nur ſo lange bei ihm zu bleiben, bis ich mich ein wenig mit Reiſegeld verſehen haben würde, denn ich war in der That, — Dank ſei es der Fürſorge meines edlen Petrowitſch — ſo ſehr von allen Exiſtenzmitteln entblößt, daß ich mich geradezu auf die Straße verſetzt fand.

Mein Doktor Sangrado — der gütige Leſer erfertiger kritiſcher Finger den Stoff, aus dem ich beſtand, ſo wie mein Muſter geprüſt hatte, dem Juden vierzig Thaler auszuzahlen. Wahrſcheinlich glaubte er mich um achtzig Thaler wieder loszuſchlagen, denn obgleich ich noch ſehr Neuling im Umgange mit dieſer Klaſſe von ehrlichen Spitzbuben war, ſo ſah ich doch dem Schneider an, daß er um kein Haar beſſer als der Jude war.

Wenn mein Elend noch einer Steigerung fähig geweſen wäre, ſo hätte dieſe hier eintreten müſſen, wo ich mich in den Händen ſolcher Leute ſah, rettungslos ihren geldgierigen und abenteuerlichen Plänen hingegeben. Obgleich Alles um mich her Glanz und Reichthum ſcheinbar athmete, innere ſich dieſer intereſſanten Figur in den Abenteuern des Gil Blas, den ich hiermit zu meinem Schutzpatron erkläre — war nicht ſehr verſchieden von ſeinem Urbild. Jener kurirte alle Welt mit Aderlaß und warmem Waſſer, der meinige durch Chinarinde. Zehn Werſte im Umkreis, denn weiterhin erſtreckte unſre Praxis ſich nicht, ſuchten wir die leidende Menſchheit durch dieſes Specificum wieder auf die Beine zu helfen. Wir hatten nur zwei Mittel in unſrer Apotheke, Chinarinde und Baldrianswurzel. Das erſtere wandten wir bei innern Schäden an, das andre legten wir äußerlich auf. Zuweilen wechſelten wir auch mit unſrer Methode. Zum Glück für ſie waren unſre Kranken gewöhnlich von ſo robuſter Natur, daß ſie dem Tode entſchlüpften trotz unſrer Kur. Sie nahmen ihre Zuflucht zu den ſo beliebten Schwitzbädern, und es gelang ihnen durch eine heroiſch betriebene Tranſpiration, die ſchädlichen Stoffe wieder aus dem Leibe zu jagen, die wir ihnen hineinpraktizirt hatten. Glückte jedoch dies in einigen wenigen Fällen nicht, ſo gab es dann höchſt energiſche Auftritte mit dem Doktor. Da aber mein Patron durch langjährige Praxis den Moment ziemlich richtig zu berechnen wußte, wo ihm eine Kur total fehlſchlug, ſo war er ſchon bei Zeiten auf die Sicherſtellung ſeiner Perſon bedacht, und gewöhnlich fiel dann der Donnerkeil auf das Haupt des unglücklichen Amanuenſis, und der war zur Zeit meine Wenigkeit. Es iſt unglaublich, was ich zu thun hatte, die Leute zu beſchwichtigen, denn das Schickſal wollte es, daß gerade zur Zeit meines Eintritts in die Dienſte des Dorf-Aeskulaps die Chinarinde ihre Zaubermacht eingebüßt zu haben ſchien, und die Baldrianswurzel ſich hartnäckig unwirkſam bezeigte. In der Angſt meines Herzens forſchte ich in meinem eignen Hirne nach, und es gelang mir, mich auf ein paar Hausmittelchen zu beſinnen, die ich aus glücklichern Tagen her mir gemerkt, und denen ich jetzt irgend einen gelehrten Namen und Titel umhing, um ſie ſo in die Apotheke des Doktor Nikon Nikitiſch einzuſchmuggeln. Das Glück iſt den Einfältigen am Geiſt hold; dieſe Erfahrung hatte ich oft im Laufe meines Lebens zu machen Gelegenheit gehabt, und ſo gelang es mir denn auch ein reiches altes Mütterchen, die wir ſchon durch Chinarinde chikanirt, und an den Rand des Grabes gebracht hatten, durch ein Pflaſter und eine Mixtur von meiner Compoſition wieder auf die Beine zu helfen. Sie gab mir dafür ein anſehnliches Präſent, indem ſie hinzufügte, ich ſolle es für mich behalten und dem alten Narren Nikon, der im Sold reicher Erben ſtehe und ſich verſchworen habe, ſie unter die Erde zu bringen, nichts abzugeben. Ich that nach ihren Worten, und konnte dies auch mit gutem Gewiſſen, denn mein Medikament, und nicht das meines Principals, hatte dies Wunder bewirkt. Zu dieſem Einkommen fügten ſich bald noch ein paar andre, ſo daß ich im Laufe des Winters bereits ein hübſches Sümmchen beiſammen hatte, ohne auch nur den Fuß in die Hauptſtadt geſetzt zu haben. Mein Hochmuth wuchs, ich bildete mir allen Ernſtes ein, daß ich Anlage zu einem Heilkünſtler habe, und mein Ehrgeiz beſtrebte ſich, immer neue Hausmittelchen aus der Fundgrube meines Gedächtniſſes auszuſcharren. Indem ich dieſen Weg verfolgte, kam ich jedoch mit meinem Patron in Colliſion, und da ich, als der ſchwächere in der Kunſt des Charlatanismus, weichen mußte, kehrten wir Beide wieder zu Chinarinde und Baldrianswurzel zurück. Ein Mann im Dorfe, der einen bedeutenden Anhang hatte, wurde von uns behandelt und ſtarb. Dies gab ein wüthendes Geſchrei. Das halbe Dorf verſchwor ſich gegen uns, und unſre Feinde holten ſich Verbündete aus der nächſten Kreisſtadt. Eines ſchönen Tages rückte der tolle Haufen gegen unſer Haus los, und fing an, alles darin zu demoliren, was von der Stelle zu rücken war. Mein Prinzipal, ich, unſre alte Haushälterin nebſt unſerm Apothekerburſchen flüchteten uns, wurden aber im Bereich unſers Krautgartens ſämmtlich ergriffen und zu Gefangenen gemacht. Die Haushälterin, die bei dieſer Affaire ihre zwei letzten Zähne verlor, und der Burſche wurden frei gelaſſen, als unſchädliche Subjekte, der Meiſter und ich jedoch gefangen geſetzt; und zwei kräftige Bauernbengel, mit baumhohen Prügeln in der Hand, als Wache vor den Kuhſtall geſtellt, in welchem wir uns befanden. Nie iſt eine verunglückte Kur ſo hart beſtraft worden, und die ungeſchickten Prieſter der Hygiea, wenn ſie alle ſollten auf ſo empfindliche Weiſe für ihre Fehltritte büßen, würden das Menſchengeſchlecht verfluchen, zu deſſen Rettern ſie ſich berufen wähnen. Während wir drei Nächte und drei Tage in dieſer Höhle ſchmachteten, gingen unſre Freunde im Dorfe umher und ſuchten die Anſichten über uns günſtiger zu ſtimmen. Die öffentliche Meinung wurde wankend gemacht. Es verſammelte ſich ein kleinerer und ein größerer Rath, endlich vereinigten ſich die Stimmen dahin, daß man mich, als den Irregeleiteten und Verführten, frei geben wollte, dem Doktor aber, von dem man behauptete, daß er Jahrelang ungezüchtigt das Amt eines Henkers im Dorfe getrieben, ohne dafür die üblichen Gebühren zu zahlen, wollte man eine Lektion geben. Dieſe fiel ſo aus, daß dem armen Manne möglicherweiſe auf immer die Möglichkeit, noch ferner zu praktiſiren, wäre genommen worden. Man zwang ihn nämlich, ſeine eignen Medikamente in ungeheuern Doſen zu ſich zu nehmen. Der arme Doktor leiſtete das Unmögliche, er verſchlang Chinarinde und Baldrianwurzel, wie Andere Paſtete und Auſtern verſchlingen, und litt keine weſentliche Beſchädigung an ſeiner Geſundheit. Dies brachte das Dorf auf eine neue exaltirte Idee, nämlich, daß der Doktor ein Teufelsbanner und Hexenmeiſter ſei, und nun wollte man mit Heugabeln und Kohlenbränden gegen ihn zu Felde ziehn. Dieſe letztere Kur-Methode warteten wir jedoch nicht ab, ſondern bei der erſten, der beſten ſtockfinſtern Nacht verſchwanden wir aus dem Dorfe, und wurden nicht mehr geſehen. Dies war das Ende meiner mediziniſchen Laufbahn. Mit dem Sümmchen, das ich mir gerettet hatte, machte ich mich auf den Weg, indem ich mich diesmal, zur größern Sicherheit, einer Karawane von Kaufleuten anſchloß, die, mit einem Miniſterial-Paß verſehen, in die Reſidenz zogen.

Mein Reiſegeld reichte gerade hin, um mich bis vor die Thore der Stadt Peters des Großen zu führen.

Ich gab meinen letzten Rubel aus, um in einer in Mode ſtehenden Schenke, wohin ſelbſt die vornehme Welt kam, um hier Pfannenkuchen zu eſſen, ein Produkt dieſer Art zu mir zu nehmen. Noch an demſelben Tage ſuchte ich Lebrun und Thereſe auf, erfuhr aber, zu meinem Schrecken, daß ſie ſeit längerer Zeit verſchwunden ſeien, und Niemand wiſſe wohin ſie gerathen. Das war ein Wetterſchlag auf mein Haupt. Wohin nun mit dem armen Verbannten in der ungeheuren Rieſenſtadt? Ohne einen Pfennig in der Taſche! Ich hätte Nataliens Ring verkaufen können, allein jeden dahin zielenden Gedanken wies ich mit Entrüſtung von mir. Mit trübſeligem Lächeln nahm ich mein kleines Beſitzthum in Empfang, das Lebrun bei Seite geſchafft und einem kleinen Händler ſeiner Bekanntſchaft, der ein ehrlicher Mann und gleichfalls ein Ausländer war, zur Aufbewahrung übergeben hatte. Es waren werthloſe Kleinigkeiten, etwas Wäſche, ein paar Kleidungsſtücke. Ein Käſtchen fiel mir auf, ich öffnete es und fand darin die mir von Vater Picard mitgegebene Porzellanpuppe, ihn ſelbſt darſtellend. Mit Rührung betrachtete ich dieſes längſtvergeſſene Andenken. Ich las die Zeilen, die der Puppe mit auf den Weg gegeben waren, und in meiner Seele ſtieg das freundliche Antlitz und die liebe Geſtalt des Mannes auf, der ſchon einmal mir ein Helfer in der Noth geweſen war. Aber wie ſollte ich jetzt ſeinen rettenden Arm erfaſſen? wie ihn um ſeinen Rath, um ſeine Hülfe beanſpruchen, ihn, den Meere und Länder von mir trennten? Wie ich, mit dieſen Gedanken beſchäftigt, die kleine Puppe hin und herwende, jedes Fältchen ihres Rockes mir betrachte, gewahre ich, daß ſich ihre Bruſt öffnen läßt, und daß das ganze Figürchen eine Kapſel bildet und aus dieſer Kapſel ziehe ich, in dünnes Seidenpapier gewickelt — ein Päckchen Banknoten hervor. Ja, ja, geliebter Leſer, ein Päckchen Banknoten! Wer vermag meine Freude und Ueberraſchung zu beſchreiben. Ich dachte zu träumen. Einen Augenblick ſpäter fiel mir aber auch ſchon ein, daß dies ganz in der Sinnesweiſe des alten Fabrikanten gehandelt ſei. Ich hatte nur im gedankenloſen Leichtſinn die Worte der Puppe nicht verſtanden. Selbſt in der bitterſten Noth öffnete ſie mir ihre Freundesbruſt. Der weit entfernte väterliche Verſorger kam mir, wie ein Zauberer im Mährchen, zu Hülfe, gerade in der Sekunde, wo ich ihm rief! — Ich wickelte das Päckchen auseinander, und fand, wenn ich ſparſam leben wollte, meine Exiſtenz auf ein Jahr hin geſichert. Wer war nun glücklicher als ich! Bei dem ehrlichen Kaufmann miethete ich mir ſogleich ein Stübchen und richtete mich auf einen Monat ein, denn ſo lange wollte ich in Petersburg bleiben, einestheils um über Lebrun's Schickſal Gewißheit zu erlangen, anderntheils um meinen Wohlthäter, den Gouverneur, aufzuſuchen, und ihm meinen Dank abzuſtatten. So endigte ſich mein kleiner Ausflug nach Sibirien.

Der Gouverneur erzählt eine Geſchichte.

Es dauerte auch nicht lange, ſo ward mir das Glück zu Theil, den „Weiſen aus der Poſtkutſche“ wiederzuſehen. Er war unterdeſſen eine Rangſtufe höher geſtiegen und war in den Senat eingetreten; zugleich ſchmückten ein paar Orden mehr ſeine Bruſt. Dies hinderte jedoch nicht, daß er völlig der Alte blieb, immer dieſelbe Einfachheit und Heiterkeit, daſſelbe Wohlwollen für ſeinen Mitbruder, er mochte in einem Kittel oder in einem Hofkleide ſtecken. Als ich vor ihm erſchien, rief er mir lachend zu: „Nun, wie iſt Ihnen die kleine Spazierfahrt bekommen? Nicht wahr, man fährt raſch hier zu Lande? Dergleichen ließen Sie ſich in Ihrer Kaſerne zu Berlin nicht träumen. Aber ſeien Sie für's Künftige vorſichtig, Freund.“ Er gab zu dieſen wohlgemeinten Warnungen noch einige Neuigkeiten bei, die er von Deutſchland erhalten, und unter denen die wichtigſte war, daß auch bei mir zu Lande ein Thronwechſel ſtattgefunden, daß Friedrich Wilhelm der Dritte ſeinem Vater gefolgt war. Dieſe Nachricht beſtimmte mich noch gewiſſer zur Heimkehr.

An den Tagen, wo der Herr Senator die vornehme Welt empfing, fand ich mich, obgleich es mir geſtattet war, nicht bei ihm ein, ſtatt deſſen war ich an ſolchen Abenden, wo er allein, oder von wenigen Freunden umgeben war, ſein ſteter Gaſt. Der „Weiſe aus der Poſtkutſche" beſaß die Gabe, anregend und lebhaft zu erzählen. Eines Abends gab er uns folgendes Geſchichtchen zum Beſten, das ich dem Leſer mittheilen will, um vor ſeinen Blicken ein Bild jener dunkeln, unheimlichen Zeit zu entfalten, von dem noch unſere Großmütter zu erzählen wiſſen, und in die unſere Muhmen und Kinderfrauen am liebſten ihre grauſenerregenden Geſpenſterſagen zu verlegen pflegen. Das Folgende iſt nun freilich keine Geſpenſterſage, ich möchte aber behaupten, daß es noch viel mehr des wahrhaft Entſetzlichen birgt, als eine mit der düſterſten Phantaſie erfundene Geſchichte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil das wirklich Erlebte, wenn es das Gewand der Nacht umlegt, um viel gewiſſer und ſtärker unſere Seele mit Schrecken erfüllt, als ein Gebilde, das der Künſt-

Anſchein von dem feinſten genueſiſchen Sammet gab, neben Weſten, die auf die widerrechtlichſte Weiſe in den Adelſtand der Seide erhoben waren, da ihre Ahnen doch zu den gemeinſten Familien der Zwillich- und Drillichſtücke gehörten. Ja, ich ſah ſogar Halstücher, die man mit etwas Stärke aufgeſteift hatte, ſich mit allen Vorrechten und Lächerlichkeiten der hohen Ariſtokratie blähen.

Du wunderſt dich vielleicht, daß ich über dieſe geringfügigen Dinge Betrachtungen anſtelle, aber mein Unglück ließ mir keine Wahl; ich mußte, ſelber unter dieſen Geſchöpfen des Bügeleiſens und der Nadel hängend, ſie als meine Genoſſen anſehen. Aber ich will dich auch nicht weiter mit ihrem Schickſale behelligen, auch mein eigenes ler eigens ſchuf, um unſere Nerven in Erſchütterung zu bringen. Doch nun zur Erzählung.

„Ich wurde,“ hub der Senator an, „in meiner frühen Kindheit in dem Hauſe eines Landpfarrers erzogen und wuchs mit zwei Söhnen deſſelben, die von meinem Alter waren, zuſammen auf. Wir genoſſen der größten Freiheit. Die Gegend wurde von uns nach allen Richtungen durchſtreift; ſie war öde und ein mächtiger Gürtel eines faſt undurchdringlichen Moorgrundes umgab den kleinen Fleck halbweg fruchtbaren Erdreichs, auf dem unſere Einſiedelei ſtand, faſt nach allen Seiten hin. Man erzählte uns, daß die Schweden einſt eine Art Straße über dieſen Schlammboden geleitet, daß aber Brücken und Straße verſunken und nicht mehr zu finden ſeien. Ebenſo ſollte ein kleines Kaſtell mit Mann und Maus in der Tiefe verſchwunden ſein. Wir Knaben beſchäftigten uns, die Stätte aufzufinden, wo etwa jene Bauwerke geſtanden, und dabei beſtanden wir mehr als ein halsbrechendes Abenteuer. Noch mehr reizte uns jedoch das alte herrſchaftliche Schloß, das in dieſer Einöde mit ſeiner ſtolzen Fronte von ſechzig Fenſtern mit ſeinem Säulenportale und ſeinen Fichtenbosketts, in welchen noch armloſe und kopfloſe Bildſäulen ſtanden, beſonders abenteuerlich in die

Augen fiel. Was wir von der Geſchichte dieſes Schloſſes in Erfahrung bringen konnten, hatten wir uns zu eigen gemacht. Wir wußten, daß vor nicht ganz hundert Jahren ein vornehmer fremder Herr dieſes Gebäude vollendet, daß er es nur kurze Zeit bewohnt, und daß es von der Zeit an, wo er es verlaſſen, in Trümmer fiel. Es geſchah nur wenig zu ſeiner Erhaltung. Viele Säle und Kammern ließ man völlig zuſammenſtürzen und andere ſtanden dachlos, ſo daß die Wolken des Himmels ſich von oben hinein in den kleinen Waſſerbaſſins ſpiegelten, die der hineinſchlagende Regen gebildet hatte. In dieſen Gemächern befand ſich gleichwohl noch manches alte Möbel, noch mancher Schund an Tapete und Goldleiſten, der an verſchwundene Tage des Glanzes erinnerte. Es gab dort einen Concertſaal, wo man die Tribüne noch auffinden konnte, auf der die Muſiker geſtanden; auch eine Art Thronſeſſel fand ſich mit übergebautem Baldachin, denn der Erbauer rühmte ſich von fürſtlichem Geſchlechte abzuſtammen und umgab ſich daher mit den Emblemen deſſelben. Wir Knaben, da uns der rechte Eingang verſchloſſen blieb, nahmen Winkelwege, um in jenen öden, in Trümmer ſinkenden Theil des Schloſſes zu gelangen, und da beſinne ich mich, daß mein gutes Glück mich eine

Treppe finden ließ, die zwar nicht mehr im Beſitze aller ihrer Stufen war, jedoch noch deren gerade ſo viele übrig hatte, um uns mit einiger Gefahr zum Ziele unſerer Neugier emporzuführen. Wir hatten Licht mit und brachten ganze Nächte damit hin, in irgend einem Winkel eines ungeheuren Saals uns zuſammen zu rollen, um uns Geſpenſtergeſchichten zu erzählen. Es geſchah, daß der Sturmwind manches Mal unſer Lichtſtümpſchen ausblies und daß wir drei verlaſſene Knaben uns in tiefer Finſterniß im Bereich der Schrecken allein befanden.

In einer ſolchen Nacht hörten wir in den Pauſen, die der Sturmwind machte, eine laute, klagende Stimme erſchallen, die herzzerreißende Töne angab. Wir waren überzeugt, daß dies Geiſterlaute ſeien, und unſer Schrecken war nicht gering. Mit aller Macht ſtürzten wir uns dem Ausgang zu, allein wir konnten die Thür und die Treppe, durch welche wir gekommen, nicht finden. Während wir ſo herumtappten, bald hier an eine Kaminecke, bald dort auf eine im Boden aufgeriſſene Stelle ſtießen, wiederholten ſich jene Laute wieder und in einer noch erſchütterndern Stärke. Es war, als wenn Jemand in entſetzlichen Qualen und unter Martern, die nicht ſchlimmer gedacht werden können, ſeinen Geiſt aufgebe. Jetzt konnten wir aber wahrnehmen, daß die Klagetöne aus dem bewohnten Theile des Schloſſes herkamen. Dies war für uns eine Beruhigung. Wir hatten es alſo diesmal nicht mit Geiſtern zu thun. Gleich darauf hörten wir ein Poltern und Lärmen, ein eiliges Kommen und Thürzuſchlagen. Stimmen rieſen und antworteten. Dabei konnten wir bemerken, daß man Kerzen anzündete, denn der Glanz derſelben fiel auf die dunkle Gruppe Fichten und Taxus, die unter den Fenſtern ſtanden. Somit mußte alſo unter den Bewohnern des Schloſſes irgend ein Vorfall von Bedeutung ſich ereignet haben.

Wer waren nun aber dieſe Bewohner?

Wir wußten es nicht.

Der Pfarrer fand nicht für angemeſſen, etwas von ſeiner Kenntniß verlautbaren zu laſſen, die er von den Perſonen und deren Verhältniſſen hatte. Und übrigens war die Einſamkeit um uns her ſo undurchdringlich, wer ſollte kommen und uns etwas erzählen? Alles, was wir herausgebracht hatten, beſtand darin, daß wir wußten, eine vornehme Dame wohne dort und ein vornehmer Offizier bewache ſie. Die Dame war öfters krank, der Offizier öfters verreiſet. Die Dienerſchaft beſtand nur aus wenigen Perſonen und dieſe ließen ſich ſelten ſehen und noch weniger ſprechen. Es waren Automaten, die an den Fenſtern ſich zeigten und wieder verſchwanden. Von Zeit zu Zeit begab ſich der Pfarrer auf's Schloß und er kehrte von dort immer nachdenklich und in trüber Stimmung zurück. Wenige Tage vor der bezeichneten Nacht war der Pfarrer oben geweſen und hatte die Nachricht nach Hauſe gebracht, daß die Dame ſehr krank ſei. Der Offizier war plötzlich herangereiſt gekommen. Nun hörten wir, die Dame ſei in der Nacht geſtorben. Ganz in der Stille wurde der Sarg in die Gruftkapelle gebracht, die zur Seite der Kirche und in nicht großer Entfernung von dem Pfarrhauſe ſich befand.

Wir drei Knaben lauſchten hinter den Gebüſchen, als der Zug vom Schloß herabkam. Es war rabenſchwarze Nacht; ein Diener mit einer Laterne voran, dann vier Bauerknechte, die den Sarg trugen, dann der Pfarrer, dann der Herr im Mantel und noch ein paar dunkle Geſtalten. Alles ging eilig und es gab einen ſchauerlichen Anblick, als wir das kleine trübe Fenſter der Kapelle, das ſtets dunkel geweſen, jetzt erleuchtet ſahen und wußten, daß ein geheimnißvolles Treiben drinnen walte. Dann kamen die Männer heraus und die Thür ward zugeſchloſſen. Noch in derſelben Nacht reiſte der Offizier fort und nahm die

Dienerſchaft mit. Die Gemächer aber wurden verſchloſſen und verſiegelt.

Jetzt kommt der Umſtand, der die ganze Begebenheit mir unvergeßlich macht. Ich kann noch jetzt nicht ohne Entſetzen an die Eindrücke denken, die damals meine noch ſo junge Seele in ſich aufnahm. Ich empfand einen Schauder, der mich dem Tode nahe brachte. Wie nämlich die Kapelle verlaſſen und bereits die ganze Umgegend wieder in Nacht verſenkt war, trieb die Neugier uns drei Knaben, noch auf dem Kirchhofe zu verweilen. Wir ſetzten uns auf einen Grabſtein und begannen uns unſere Muthmaßungen mitzutheilen über die Verſtorbene. Indem wir flüſterten, hörten wir durch die Stille der Nacht ein Geräuſch, das unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Wir lauſchten — der eigenthümliche Laut wiederholte ſich. Es war ein dumpfes Aechzen, ein gepreßter Schrei, der aus der Tiefe der Erde hervorzukommen ſchien. Wir ſprangen von dem Grabe auf, auf dem wir ſaßen. Sonſt war alles ſtill; der Wind glitt durch's Pfarrenkraut. In unſerm kindiſchen Schrecken drängten wir uns nahe aneinander und ſtanden ſo in einer unbeweglichen Gruppe, der Dinge harrend, die da kommen ſollten. Denn daß etwas Entſetzliches uns nahe ſei, davon war Jeder von uns überzeugt. Jetzt wiederholte ſich der Schrei, das Aechzen, und zugleich war es, als klopfte und ſchlüge etwas dumpf gegen eine bretterne Wand. Wir wußten nun, wo der Laut herkam, er drang aus den kleinen vergitterten Fenſtern der Kapelle. Raſch wie der Gedanke entſtanden, hatten mich auch ſchon meine Kameraden auf ihre Schultern gehoben und ſomit in den Stand geſetzt, das Fenſter zu erreichen und hineinzuſehen. Finſterniß war vor meinen Augen, allein meine Ohren hörten und zwar deutlich aus der Tiefe der Gruft matt und immer matter jene markdurchſchauernden Schreie. Es war eine lebendig Begrabene, und zwar war es die Frau, die man vor wenig Stunden hierher gebracht. Wir wußten nicht, was thun! Wir bebten und blickten einander bleich und entſtellt an. In's Gewölbe eindringen? Unmöglich! Den Pfarrer wecken, Lärm machen — dazu fehlte uns der Muth. Der Fall war ſo ungewöhnlich — noch nie dageweſen. Würde man uns Glauben ſchenken? Und zudem konnte es nicht ein Spuk geweſen ſein? Es blieb alles ſtill und wir ſchlichen uns vom Kirchhofe weg.

Jahre vergingen, der nächtliche Vorfall war vergeſſen. Wenn er mir wieder in Erinnerung kam, ſo redete ich mir ein, geträumt zu haben. Jetzt, vor einem Jahr ungefähr, mußte ich erfahren, welch eine ſchreckenvolle Wahrheit jene Nacht enthielt. Ich erhielt als Statthalter der Provinz den Auftrag, einen gewiſſen Sarg der Gruft daſelbſt zu entnehmen, ihn mit den Inſignien des Ranges der Verſtorbenen zu verſehen, um ihn dann anderswohin ſchaffen zu laſſen. Der Auftrag war nicht angenehm. Ein Protokoll mußte aufgenommen, Kirchenbücher zu Rathe gezogen werden, man mußte ſich verſichern, daß die Leiche wirklich dieſelbe ſei, die man ſuchte. Unter einer Anhäufung von Särgen, die ſpäter hinzugekommen waren, zog man mit Mühe den richtigen hervor. Er mußte geöffnet werden, und da fand ſich — daß die Scheintodte in ihrem Sarge erwacht war, denn der Körper lag hin und her gewälzt, in Krämpfen zuſammengebogen und furchtbar entſtellt. Es war nicht möglich, die Glieder wieder in ihre gehörige Lage zu bringen, ſo eiſern war das Knochengerüſt verbogen und gekrümmt. Ueber dieſe Erſcheinungen mußte das Protokoll ſich ausführlich verbreiten. Der mit hinzugezogene Kreisphyſikus ſtattete ſein Gutachten ab. Niemand von der Geſellſchaft wußte vielleicht ſo genau Beſcheid über das, was vergangene Tage hier verhüllten, als ich, denn vor meinem Geiſte ſtand wiederum lebendig jene Nacht auf dem Schloſſe und die darauf folgende auf dem Kirchhofe. Unterdeſſen hatte ich auch über das Leben und die Schickſale der Unglücklichen völlige Aufklärung erhalten. Sie war eine vornehme Ausländerin geweſen, hatte ſich den Zorn und die Verfolgung einer hochgeſtellten Dame zugezogen, und war von dieſer hier in der Einſamkeit gefangen gehalten worden. Man wünſchte ihren Tod. Der Mann, der ſie bewachte, ſuchte dieſen auf alle Weiſe durch Mißhandlungen herbeizuführen. Endlich benutzte er eine tiefe Ohnmacht, in der die Unglückliche lag, um, indem er ſie für todt erklärte und den Pfarrer ſelbſt zu täuſchen wußte, den Sargdeckel über ſie zuzuwerfen. — Eine That der Nacht, die lange Zeit auch von dem Schleier derſelben bedeckt wurde. Die, die ſie vollbrachten, ſind dem Richterſpruche der irdiſchen Gerechtigkeit entgangen. —

Das Schloß iſt durch die Gnade meines Monarchen mir zum Beſitzthum geworden; allein ich geſtehe, ſo lebhaft ſind mir jene Schrecken meiner Knabenzeit, daß ich mich bis jetzt nicht habe entſchließen können, auch nur eine Nacht in jenen Räumen zuzubringen, die ich nun habe reſtauriren und ausſchmücken laſſen. Ich bin eben nicht abergläubiſch, auch nicht

Hypochonder, allein jeder Laut in der Stille der Nacht würde in meinem Ohr jene unausſprechlich fürchterliche Betonung annehmen, welche den Character jener Hülferufe an ſich trugen. Friede ſei mit der Hingeopferten!“

Mit dieſem frommen Wunſche, den wir Alle theilten, ſchloß der Senator ſeine Erzählung.

ben ſoll, angeblich um den übeln Bau ſeiner Beine zu verſtecken. An dem Tage, wo dieſe Revolution am Hofe ausbrach, rührte meinen Schneider der Schlag, denn er hatte wenige Wochen vorher ſein ganzes Magazin mit Beinkleidern nach dem alten Schnitte angefüllt. Jedermann lächelte jetzt über mein unmodiſches Muſter, ich wurde zum Geſpötte der Elegants, die am Laden vorbeigehend mich hängen ſahen, und die Wittwe, die ſich für ruinirt hielt, dankte dem Himmel, als es ihr gelang, mich mit einer Anzahl meiner Genoſſen an einen Schneider in einer kleinen Provinzialſtadt zu verhandeln. So entging ich glücklich den Gefahren der Reſidenz

Der Meiſter, dem ich jetzt gehörte, beſtimmte

Ich finde Thereſen wieder und habe Gelegenheit, ihr einen wichtigen Dienſt zu leiſten.

Als ich den Kaufmann beſuchte, der in meiner Abweſenheit ſich mit ſo großer Bereitwilligkeit der Aufbewahrung meiner wenigen Habſeligkeiten unterzogen hatte, ſagte er mir lächelnd: „Hier ſitzt im Nebenzimmer eine Dame, die ſich ſehr freut, Sie begrüßen zu dürfen.“ Ich wußte aus Erfahrung, welche Bewandtniß es mit ſolchen Damen gewöhnlich zu haben pflegte, und da ich entſchloſſen war, kurz vor meiner beabſichtigten Abreiſe jedes Anknüpfen eines auch noch ſo loſen Bandes zu vermeiden, entgegnete ich dem Kaufmann, daß ich kein Verlangen trage, die Dame kennen zu lernen, und daß ſie ſich nur dahin begeben möchte, von wo ſie gekommen. In dieſem Augenblicke wurde die Thür aufgeriſſen und Thereſe flog in meine Arme. Wer war erfreuter, als ich; aber ich bemerkte ſogleich, daß die junge Frau bleich war und Spuren vergoſſener Thränen an den Wangen zeigte.

„Meine theure Thereſe,“ rief ich, indem ich ſie noch in meinen Armen hielt, „was iſt Ihnen? Iſt Lebrun Ihnen ungetreu, oder iſt er krank oder gar todt!“ —

„So gut wie alles Das zuſammen!“ rief ſie und barg ihr Haupt an meine Schulter.

„So gut wie alles Das zuſammen!“ wiederholte ich; „alſo zugleich ungetreu, krank und todt!“

„Ja! ja! Er iſt verrückt! Und iſt dies nicht das Schlimmſte im Schlimmen? Ach, ich habe ſo lange ſchon geſtrebt, Sie zu ſehen, und dieſer Barbar hier wußte, daß Sie bereits von Ihrer abſcheulichen Excurſion zurück waren, und hat's mir nicht geſagt. Dafür ſoll er an Kind und Kindskind geſtraft werden, ſie ſollen alle Baſtarde ſein, die Frauen alle ungetreu, die Männer alle —“

„Halten Sie ein, Madame!“ rief der Kaufmann entſetzt. „Wahrlich ich glaube, ſeitdem Sie Ihren Fuß auf die Schwelle meines Hauſes geſetzt haben, fängt ihr abgeſchmackter Fluch ſchon an, wahr zu werden. Meine Frau iſt bis auf dieſe Stunde noch nicht zurückgekehrt, obgleich ſie nur eine gewöhnliche Pathenviſite bei Iwan Iwanowitſch, dem hübſchen Korporal, in unſerer Nachbarſchaft machen wollte.“

Ich zog Thereſen in das Nebenzimmer und wir nahmen Beide auf dem Sopha Platz, indem ich ſie bat, mir ihr Anliegen zu offenbaren.

Sie machte eine kleine Vorrede, die, ich weiß nicht was, einleiten ſollte. Da ich kein Wort von ihrem confuſen Prologe verſtand, ſo bat ich ſie dringend, nur gleich zum Drama ſelbſt überzugehen. Sie entſchloß ſich dazu.

„Unter den vielen religiöſen Sekten,“ hub ſie an, „die hier in dieſem weitläufigen Reiche ihr Weſen treiben, gibt es auch eine, von der ſich gegenwärtig Apoſtel in dieſer Reſidenz befinden und die ganz beſonders abgeſchmackter und unſinniger Natur iſt. Sie gibt ſich damit ab, aus Sterblichen Engel zu machen.“

„Ach!“ rief ich, „und da haben ſie mit Dir angefangen, meine Freundin, und es iſt ihnen trefflich gelungen, wie ich ſehe, und wie Lebrun es mir beſtätigen wird.“

„Nein, nein!“ lachte ſie unwillig. „Laſſen Sie uns ernſthaft ſein. In das Garn dieſer impertinenten Sekte iſt nun mein armer Mann gefallen. Da es den Schwärmern nicht gelungen iſt, aus ihm einen Engel zu machen, ſo haben ſie ihn zu einem

Gimpel umgeformt, zu einem Schwachkopf, zu einem Duckmäuſer, zu einem kranken Thoren, und jetzt wollen dieſe wahren Teufel ſogar machen, daß er aufhört, ein Mann zu ſein.“

„Das heißt Dein Mann?“ fragte ich.

„Ach, das hat er ſchon längſt aufgehört,“ ſeufzte die Kleine. Sie glauben nicht, was ich unterdeſſen, daß wir uns nicht geſehen, gelitten habe. Die verwünſchte Künſtlerſchaft! Da gibt es immer Weiber, die ſich malen oder modelliren laſſen, und zuweilen fallen dieſe laſterhaften Geſchöpfe auf den Gedanken, im Augenblicke, wo ſie dem Künſtler ſitzen, ſo wenig Bekleidung als möglich anzulegen.“

„Ja, ja!“ ſagte ich, „aber auf ſolche Gedanken, arme Thereſe, fallen die Weiber auch ohne daß ſie ſich Künſtlern gegenüber befinden, und auch ohne daß ſie gemalt oder modellirt werden.“

„Ich weiß,“ ſagte Thereſe, „und in gewiſſem Sinne ſeid ihr dann Alle Künſtler. Doch wieder auf meine fromme Sekte zu kommen. Dieſe boshaften Creaturen ſind meinem armen Schwachkopf von Mann ſchon lange auf Tritt und Schritt nachgegangen, ohne daß ich's merkte. Eine Nachbarin machte mich aufmerkſam. In kurzer Zeit ſah ich jetzt aus dem Atelier jede Arbeit verſchwinden, die nicht einen frommen Character trug. Wir wieſen jetzt jede Beſtellung ab, und kamen, was unſere Einnahme betraf, ſehr tief herab. Deſto mehr betete Lebrun und ich faſtete."

„Arme Thereſe!" rief ich.

„Dieſelbe Freundin, die mich anfangs aufmerkſam gemacht, ging in ihrer Fürſorge für mein Wohl noch weiter und kundſchaftete den geheimen Verſammlungsort der Sekte aus. Es war dies nicht leicht. Denn aus Furcht vor der Polizei, die ihnen eifrig nachſpürt, zieht die fromme Geſellſchaft bald in dieſe, bald in jene Höhle. Was ich früher nicht wußte, hab' ich jetzt erfahren, nämlich daß dieſe große Stadt unter der Erde faſt eben ſo ausgedehnt iſt, als oberhalb und daß in dieſen Katakomben, oder wie man ſie ſonſt nennen will, die Armuth und die Spitzbüberei ihre Zufluchtſtätte finden."

„Nun zur Sache, meine Liebe! Was ſoll ich dabei thun? Laſſen Sie Lebrun fromm werden, wenn er will; das kann weder Sie noch mich eigentlich viel kümmern. Was verlieren Sie dabei?"

Die junge Frau ſah mich mit großen Augen an. „Was ich dabei verliere?" rief ſie und faltete die Hände im Schooß. „Habe ich Ihnen denn nicht geſagt, dieſe Barbaren gehen darauf aus, ihre Opfer zu verſtümmeln!"

„Ach!“ rief ich. „Wäre es möglich!

Sie erwiderte nichts, ſondern hüllte ihr Antlitz in die Hände.

Mir fiel jetzt ein, was ich bereits in Moskau über das Daſein dieſer Sekte, ſicherlich der unſinnigſten von den vielen unſinnigen Sekten, die in dem unermeßlichen Reiche herrſchen, gehört hatte. Demnach konnte ich nicht zweifeln, daß das, was ich jetzt hörte, die Wahrheit ſei. Aehnlich den Asceten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, die ſich auch ſelbſt verſtümmelten, um dadurch die Herrſchaft der Sinne völlig zu zerſtören und damit Gott ähnlich zu werden, machten auch dieſe Fanatiker ſich einen Ruhm daraus, die Lehre von der Ertödtung der Weltluſt bis zu dieſem Punkt auszudehnen, und zugleich gingen ſie darauf aus, Proſelyten zu machen.

„Ich will mit Lebrun ein vernünftiges Wort ſprechen!“ rief ich.

„Das wird nichts helfen,“ entgegnete ſeine Frau betrübt. „Zudem geht er jedem Menſchen ſeiner frühern Bekanntſchaft gefliſſentlich aus dem Wege. Auch mich ſieht er für ein Eigenthum des Teufels an und wechſelt ſeit Wochen mit mir kein Wort.“

„So wollen wir die Polizei zu Hülfe nehmen.“

„Sie wird es mit der ganzen Bande nicht aufnehmen wollen,“ entgegnete Thereſe, „und die Einzelnen ſind ſchwer zu fangen. Mir iſt ein anderes Mittel eingefallen, den armen Lebrun zu befreien. Nicht wahr, Herr Violet, Sie ſind ſein Freund? Sein wahrer, ächter, ihm ganz ergebener Freund?“

„Nun ja doch — nur weiter!“

„Einem wahren Freunde muß daran gelegen ſein, in den Stand geſetzt zu werden, ſeinem Freunde beweiſen zu können, wie aufrichtig er es mit ſeinen Geſinnungen hält. Nicht wahr? Nun dieſe Gelegenheit bietet ſich jetzt. Wir können den Unglücklichen befreien, ohne daß es uns die mindeſte Gefahr bringt. Der Sekte iſt es nur darum zu thun, daß ſie ein Opfer habe. Iſt's nicht Dieſer, ſo iſt's Jener. Nun, da meinte ich —“

„Was meinten Sie, Thereſe?“

„Sie ſind ja doch nicht verheirathet.“

„Donnerwetter!“

„Und ernſthaft geſprochen — für Sie, der doch bald dahin kommen wird, ſich aus den Freuden der Welt — die, aufrichtig geſtanden, doch eigentlich ſehr nichtig und erbärmlich ſind — nichts mehr zu machen, für Sie kann es kein ſo großer Entſchluß ſein —“

„Alle Teufel!“

„Sie verſtehen mich ſchon! Ach, ich würde es Ihnen ewig danken, und Lebrun wäre gerettet!“

Anfangs war ich zweifelhaft, ob die Kleine nicht boshaft ſpottete, aber bald überzeugten mich die zwei hellen Thränenperlen, die über ihre bleichen Wangen wegliefen, und die Umarmung, mit der ſie an meinem Halſe hing, die ſtürmiſche Innigkeit, mit der ſie ausrief: „und Lebrun wäre gerettet!“, daß ich hier alles Ernſtes zu einem ſehr ſonderbaren Liebesdienſt genöthigt wurde. „Aber, Thereſe!“ rief ich und drohte ihr mit dem Finger, „hab' ich Sie auch recht verſtanden? Mich, Ihren Freund, der Sie damals in der Nacht in der Ruine ſo zart geſchont hat, wie nicht minder ſpäter in der Poſtkutſche, mich, den uneigennützigen Förderer und Beſchützer Ihrer Liebe, mich wollen Sie dem Meſſer dieſer Unholde ausliefern?“

„Ach!“ ſeufzte ſie und lispelte unter Thränen; es geſchieht wahrlich zu Ihrem Beſten.“

„Sie ſind eine Närrin!“ ſagte ich kalt.

Ich nahm meinen Hut und wollte gehen. Sie warf ſich mir zu Füßen. „Nun denn!“ rief ſie, „ſo ermorden Sie mich denn hier auf der Stelle; denn wenn ich nicht heute ſterbe, ſo werde ich Morgen in's Irrenhaus gebracht. Ich halt's nicht aus.“

Nun ging mir ihre Qual zu Herzen. Noch einmal ließ ich mich von ihr zum Sopha führen, und wir ſetzten uns wieder hin. Jetzt brütete ich einen Plan aus, wie ich meinen Freund zu befreien gedachte. Thereſe mußte mir den Vereinigungsort bezeichnen, ich wollte hingehen und mich ſcheinbar in Lebrun's Stelle ſchieben und dann — das Weitere ſollte noch überlegt, dem Zufall und meinem guten Glücke, das, wie ich wohl wußte, mich nie bei dergleichen Gelegenheiten verließ, überlaſſen werden.

Eine Woche verging und ich gelangte ſchon zu meinem Ziel.

Die zwei Blutſauger, die ſich an den armen Lebrun gehängt hatten, kamen mir in die Hände; ich entdeckte in ihnen zwei heuchleriſche, feige Narren, die ihr Handwerk, im Trüben zu fiſchen, vortrefflich handhabten. Meine Kenntniß von Kirchenangelegenheiten, obgleich ſehr oberflächlich, kam mir trefflich zu ſtatten. Ich that, als wäre ich bereits in Moskau heimlich zur Sekte übergetreten und wolle hier nur durch den benannten Akt meinen Uebertritt vollſtändig machen. Der Tag wurde beſtimmt, an dem mir dieſes Glück zu Theil werden und ich im Bunde mit Combab und Abälard der Dritte werden ſollte. Ein Chirurg wurde mitgenommen, und mit dieſem und den zwei Sektirern ſetzte ich mich in einen Miethwagen, um zu dem Orte hinzufahren, wo man uns erwartete. Allein der Kutſcher war ein von mir bezahlter Miethling und fuhr uns, ſtatt in den abgelegenen Winkel der Frommen, in eine bekannte Reitbahn, die einem reichen Fürſten gehörte, und in welche ich zu jeder Stunde ungehinderten Eingang hatte. Die Beſtrafung der beiden Narren hatte ich mir auf meine Weiſe ausgeſonnen und verſprach mir einigen Genuß davon. Als wir vor der Manège hielten, merkten meine zwei dicken Freunde Unrath und wollten entſchlüpfen. Ich hielt ſie feſt. „Meine theuren Brüder,“ ſagte ich, „erfahret, daß Ihr in meiner Gewalt ſeid. Nicht allein weiß ich um Euren Verſammlungsort, ſondern ich habe auch Euch und Eure Genoſſen in meiner Gewalt. Ihr werdet begreifen, daß es mir nie in den Sinn kam, Euch den Gefallen zu erweiſen, den Ihr die Güte habt, von mir jetzt zu erwarten; Ihr werdet Euch im Gegentheil anheiſchig machen, auf ein gewiſſes anderes Opfer feierlich zu verzichten, das ihr bereits in Euren Krallen zu haben wähnt.“

Nun ſpieen meine zwei Männer Feuer und Flammen. Sie wollten Hülfe rufen, ſie wollten fort. „Eine Drohung noch, lieber Bruder!“ rief ich, „und loſe aber machte ſich mit dem Gelde davon, und vergaß dabei nicht ihren Buhlen mitzunehmen.

In dem Laden des Trödlers hing ich lange Zeit, ohne daß jemals Nachfrage nach mir geſchah. Der Krämer gab ſchon das Geld verloren, das er für mich ausgezahlt, und ich triumphirte heimlich, indem ich mich tröſtete, daß der ſchwerſte Fluch des Magiers nicht in Erfüllung gehen, und ich nie zum Gebrauche gelangen werde; da erſchienſt du, gutes, argloſes Kind, und kaufteſt mich. Sonderbarer Zufall! Gerade du, ein Mädchen! Auf dieſe Wendung meines Geſchicks hatte ich wahrlich nicht gerechnet. Aber es beweiſet, daß mich mein guter Stern doch nicht ganz verlaſſen hat. Habe Dank, liebe Kleine.

der Wagen iſt von der Polizei umgeben, deren Händen ich Euch überliefere.“

Dieſes Donnerwort wirkte. Alle Schrecken der Hölle thürmten ſich plötzlich bei dieſem Geſpenſte, das ich in der Ferne zeigte, dem edlen Paare auf. Zu läugnen wären ſie nicht im Stande geweſen, der Chirurg, der mit ſeinen Inſtrumenten in einer Ecke des Wagens ſaß und vor Schrecken und Angſt wie ein Storch klapperte, war ein Zeuge mehr gegen ſie. Sie fielen mir zu Füßen und verſprachen alles zu thun, was ich verlangen würde. „Nun gut, meine frommen Brüder,“ ſagte ich beſänftigt; „wenn das iſt, ſo werden wir gute Freunde bleiben und über meine Lippen wird kein Wort von dem jetzigen Vorfall kommen.“ Nun nahm ich ihnen das Wort ab, daß ſie meinem Freunde auf keine Weiſe weiter nachſtellen ſollten. Als mir unter Thränen und Aechzen dieſe Zuſage wiederholt gegeben worden war, rief ich heiter: „Nun, meine Freunde, da unſer Geſchäft abgemacht iſt, wollen wir uns ein kleines, erlaubtes Vergnügen machen. Steigen Sie aus und laſſen Sie uns in dieſes Haus treten.“ Von drei handfeſten Dienern begleitet, die jeder meiner Winke gewärtig waren, brachte ich glücklich meine kleine Geſellſchaft in den Raum der Manège. Dem Chirurgen ſchenkte ich gnädig die Freiheit; aber die zwei corpulenten Augenverdreher ließ ich ein Paar noch ungeſchulte, junge Hengſte beſteigen. Ich ſelbſt nahm die Peitſche in die Hand, ſtellte mich in der Mitte der Bahn auf, und nun — welch ein Schauſpiel! — ſah ich meine zwei Sancho Panſa's auf ihren Roſſen ſich kugeln; jeden Augenblick in Gefahr, in den Sand niederzurollen und immer wieder ſich krampfhaft um den Hals ihrer Renner klammernd. Nie kann ich mich beſinnen, einen groteskern Anblick gehabt zu haben und meine Lachmuskeln thaten mir noch den andern Morgen weh, ſo lebhaft hatte ich ſie angeſtrengt. Wenn ich dabei bedachte, wie viel Unheil dieſe im Dunkeln ſchleichenden Vipern ſchon in zahlloſen Familien angerichtet und den beſten Willen hatten, noch ferner anzurichten, ſo kam mir während des ganzen Strafakts auch nicht ein einziger mitleidvoller Gedanke, und ich ließ meine Helden, roth wie die Feuerlilien und ſchwitzend wie aus dem Bade kommend, auf die Erde niederplumpen, wo ſie wie todt liegen blieben. Einige Freunde, unter dieſen auch Thereſe und Lebrun, die ich eigens zu meiner Komödie geladen hatte, ſahen von der Tribüne nieder und ließen ein lebhaftes Beifallsgeklatſche hören, als mein Drama zu Ende war. Nunmehr ſchaffte ich meine beiden Schauſpieler in den Wagen wieder hinein, in welchem wir gekommen, und ſagte ihnen: „Sie haben es böſe mit mir vorgehabt und ich habe es gut mit Ihnen gehalten. Sie wollten mir etwas rauben, ich habe Ihnen etwas geſchenkt, nämlich den geſunden Menſchenverſtand, der Ihnen fehlte. Meine Herren, ich empfehle mich Ihnen. Von mir werden Sie nichts weiter erfahren, im Fall Sie ſich ſo betragen, wie ich's von Ihnen erwarte. Leben Sie glücklich!“

So endete ſich dieſes Abenteuer. Lebrun war geheilt und ſeine kleine Frau wußte mir nicht genug Dank zu ſagen. Der Vorfall wurde bekannt, beſonders ergötzlich fand man die Reitſtunde. Die Polizei jedoch nahm noch ein Intereſſe beſonderer Art an der Geſchichte; ihr war nur darum zu thun, endlich einmal genaue Nachweiſe über die ſtreng verfolgte Sekte zu erhalten. Doch — da man mir Wort hielt — war ich verpflichtet, auch das meinige zu halten, und nie iſt ein Name oder die Bezeichnung eines Orts, der zu einer Nachforſchung und Unterſuchung führen konnte, mir entſchlüpft.

Bald darauf verließ ich Rußland. Lebrun und Thereſe, deren Eltern unterdeſſen geſtorben waren und die nach Warſchau heimkehrten, begleiteten mich.

Ankunft in Berlin. Ich ſehe meine Freunde wieder.

Wie froh war ich, wie ich die wohlbekannten Thürme des Gensdarmen-Marktes wiederſah. Ich begrüßte dieſe ſteinernen Caſtor und Pollux mit einer frohen Schwenkung meiner Mütze. Mein erſter Gang war, Herrn Picard aufzuſuchen. Ich fand ihn noch in demſelben Schreibkabinettchen, an demſelben Pult ſtehend, wo ich ihn verlaſſen hatte. Nichts hatte in dieſem achtbaren Hauſe ſich verändert. Seine Freudenthränen, als er mich an ſeine Bruſt ſchloß, waren mir ein köſtlicheres Geſchenk, als hätte ich Haus und Hof erhalten und wäre zum reichen Manne gemacht worden. Eines braven Mannes Liebe iſt Balſam für jede Wunde, die uns das Leben ſchlägt; und der Rechtſchaffenen Vertrauen und Achtung zu beſitzen, giebt uns ſelbſt im tiefſten Unglück einen ſichern Halt und eine feſte Stütze. — Gott ſei gedankt, daß er mir dieſen Glauben gab, und daß ich ſtets Muth und Eifer in meiner Bruſt fand, um nach dieſer Regel zu handeln. Herr Picard wollte nichts von dem Geheimniß der Puppe wiſſen, allein die ſchalkhafte Miene, mit der er leugnete, widerſprach ſeinen Worten. Die Schweſter kam nun auch, mich zu begrüßen, und nach ihr erſchienen ſämmtliche Arbeiter der Fabrik, bis auf den kleinſten Laufburſchen herab, um mir zu meiner Zurückkunft Glück zu wünſchen. Ich ſollte Allen nun aufs Ausführlichſte erzählen, wie es mir in Rußland gegangen, und beſonders wollten ſie wiſſen, wie oft ich in Sibirien eingefroren und wieder aufgethaut ſei, und wie viel Hundert Bären und Füchſe ich dort gefangen habe. Ich band ihnen die lächerlichſten Mährchen auf, und brachte damit einen Schrecken und eine Verwirrung im ganzen Fabrikgebäude zuwege. Nur Picard und ſeine Schweſter erfuhren bis aufs Geringſte die Wahrheit. Mein ehrlicher, alter, väterlicher Freund ſchlug die Hände überm Haupte zuſammen, und konnte nicht genug dem Himmel danken, daß er mich noch ſo leidlich wohlbehalten aus dieſen Gefahren zurückgeführt. —

In Berlin ſelbſt hatte ſich unterdeſſen Alles weſentlich verändert. Ein junger König und eine bildſchöne junge Königin herrſchten. Der alte Hof, mit ſeiner ganzen Umgebung, war wie von der Erde weggeblaſen. Man ſah nirgends eine Spur. Chevalerie ſuchte ich auf; er war jedoch aus Berlin fort, man konnte mir nicht ſagen wohin; auch von ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin, vernahm ich nichts.

Ich war noch nicht voll einen Monat in Berlin, als ich Beſuch erhielt von einem Herrn von Hertel, einem jungen Manne von nah an zwanzig Jahren, der ſich mir als ein Page des Prinzen zu Rheinsberg kund that. Ich kannte ihn nicht, er war nach meiner Zeit eingetreten. Der Prinz hatte bereits dieſen dritten Boten abgeſendet, um Nachrichten von mir zu erhalten; die beiden erſten hatten nichts ausgerichtet, dieſer dritte war durch einen Zufall ſo glücklich, mich zu finden. Seine Freude war groß, und die meinige nicht geringer, denn ich erfuhr, daß mein Herr und Gönner in der ganzen Zeit meiner Abweſenheit ununterbrochen mein Andenken feſt gehalten. Ich ſetzte nun ſogleich einen Brief auf, in welchem ich in der Kürze, denn ich wußte von Altens, daß der Prinz die langen Schreiben nicht liebte, alles vorbrachte, was mir das Schickſal unterdeß aufgetiſcht hatte: meinen Abſchied vom Regimente, mein Engagement bei Herrn Picard, dem ich bei der Gelegenheit ein Loblied ſang, und endlich meine Reiſe nach Petersburg und deren gezwungene Fortſetzung nach

Sibirien. Dieſe Nachrichten ſchloß ich, indem ich herzlich dem gnädigen Herrn, für den ich keine Liebe zu heucheln brauchte, denn ich empfand ſie wirklich, meinen Dank ausſprach. Herr von Hertel ging mit dieſem Briefe ſogleich ab. Durch dieſen jungen Burſchen erfuhr ich auch, daß mein guter, alter Roſenmund an der Gicht recht hart darniederläge, und daß ſeine zwei Nichten gekommen ſeien, um ihn zu pflegen. Alſo meine kleine Veronika war wieder in Rheinsberg.

Die Wirkung meines Briefes war von einer Art, wie ich ſie in der That nicht hätte vorausſehen können. Der Prinz kam ſelbſt nach Berlin, und zwar aus keinem andern Grund, als um dem Chef meines früheren Regiments auf eine Weiſe den Kopf zurecht zu ſetzen, daß dieſer ihn bald darüber verloren hätte. Der arme, alte Mann, der, der Himmel weiß, nach welchen geheimen Befehlen und Inſtruktionen gehandelt hatte, ſuchte Ausreden über Ausreden, allein keine wollte der Prinz, der ſich ſelbſt in ſeinem Protegé beleidigt ſah, gelten laſſen. Der General mußte ſelbſt zum König gehen, ſein Unrecht bekennen und um meine Wiederaufnahme ſollicitiren. Der junge König, der die Gelegenheit nicht verſäumen wollte, ſeinem Großoheime gefällig ſein zu können, ſetzte den General ab und mich ein, und zwar mit einer Rangerhöhung. Alles dieſes war in acht Tagen geſchehen. Als der Prinz mich wieder in Uniform ſah, beruhigte er ſich und reiſte ab, nachdem er mich aufgefordert hatte, nach Rheinsberg zum Beſuch zu kommen, und einen Theil des Sommers dort zuzubringen. Man kann ſich denken, wie freudig ich zuſagte. Meine Kameraden, von denen die meiſten noch in ihren alten Stellen ſich befanden, nahmen mich, ob nun ſcheinbar, oder aus wirklicher Geſinnung, gut unter ſich auf. Der König hatte in einer Audienz beſonders gütig mit mir geſprochen, der Prinz hatte ſich ſo eifrig für mich verwendet, alſo Grund genug für dieſe Herren, ihren Groll, wenn ſie einen gegen mich empfanden, niederzuſchlucken. — So trug ich denn wieder die Epaulets, und mein Säbel klapperte wieder über das Straßenpflaſter der Hauptſtadt. Aber ich war etwas klüger und kälter geworden, und gewiſſe „Masken“ hatten jetzt kein ſo leichtes Spiel mehr mit mir.

Daß Herr Picard mich ungern ziehen ließ, brauche ich nicht erſt zu verſichern. Er und ſeine Schweſter waren aufrichtig betrübt, wie ich mein kleines Bündel ſchnallte und mich anſchickte, das Haus meines edlen Gaſtgebers zu verlaſſen. Er hatte ſich eben erſt gefreut meines Wiederkommens, und nun ſah er mich gleich darauf ſcheiden. Mein Verſprechen, daß ich recht oft kommen wollte, ihn zu beſuchen, tröſtete ihn ein Wenig. Als ich in der Morgenfrühe zum letzten Male die Pappeln vor meinem Fenſter rauſchen hörte, als ich, den Weg nach der Stadt einſchlagend, den Rauch der Eſſen der Fabrik emporſteigen ſah, da überkam mich Wehmuth, und ich mußte den Biedermann, der neben mir ging, mir das Geleit gebend bis an die Grenze ſeiner Beſitzungen, nochmals feſt an meine Bruſt drücken. Er erwiderte meine Umarmung und weinte. „Sohn meines Herzens," ſagte er, „möchte es Dir gut gehen." — „Mein Vater," entgegnete ich, „aus Ihrem Hauſe nehme ich ein ſchönes Vermächtniß für's Leben mit. In Ihrem Hauſe hab' ich zuerſt die ſo nothwendige Kunſt gelernt, mich ſelbſt zu beſiegen! Hier war es, wo ich den Stolz und Groll eines eifrigen und ſtürmiſchen Herzens überwand und mir zum erſten Male ſagte: Hilf Dir ſelber! Lerne das Urtheil der Welt nicht höher achten, als es werth iſt! Wer ein Mann ſein will, muß durch's Leben ſich ſchlagen, und wer die Achtung an ſich ſelbſt nicht einbüßt, der braucht nach dem Hohn und Spott der Welt nicht viel zu fragen. Sehen Sie, Herr Picard, dieſe erhebenden Sätze fand ich in Ihren Contobüchern verzeichnet."

„So ſind dieſe alten Tröſter doch zu etwas gut!“ entgegnete mein Begleiter mit Lächeln. Wir trennten uns. Ich ſah ihm nach; die lange braune Geſtalt verſchwand langſam hinter den Gebüſchen des Wegs. Ich hab' ihn nicht wieder geſehen. Wenige Tage nach unſerm Abſchied raffte ihn ein Lungenſchlag raſch hinweg. Die Schweſter ging mit anſehnlichen Reichthümern aus dem Lande; die Fabrik wurde königliches Eigenthum.

Als die Tage recht ſonnig geworden, machte ich mich mit frohem Herzen auf den Weg nach Rheinsberg. Mein Herz ſchlug hörbar, als ich von fern die wohlbekannten zwei alten Thürme bemerkte. O Land der Jugend, welche Zauber umgeben dein Gebiet! Ich war immer noch jung, aber jene ſüße Morgenfriſche der erſten Lebenstages-Stunden war nicht mehr in meinem Buſen; ich empfand ihre Abweſenheit, als ich den Schauplatz meines Glückes wiederbetrat. Dieſer Schauplatz ſelbſt war gänzlich unverändert. Es war, als wenn die Jahre hier ſpurlos ihren Weg zurückgelegt, als wenn der Fittig der Zeit auch kein Stäubchen von den Mauern und Zinnen dieſes Schloſſes, in welchem der Bruder des größten Königs lebte, hinweggeweht.

der Prinzeſſin Zephiſe überlaſſen hatte. Und war dieſe Achtloſigkeit ſo ſehr ſtrafbar? Das unbefangene zärtliche Mädchen begriff von den erhabenen Geſinnungen einer Prüde ſehr wenig; es war ihr auch nicht im Traume eingefallen, jemals die Strenge zu ſpielen und ihre Geſinnungen ſowohl wie ihre Grundſätze, wenn ſie ſich ſolcher bewußt war, bildeten daher einen ſo vollſtändigen Contraſt gegen die, die man ihr eben mitgetheilt hatte, daß an keine Stützpunkte des gegenſeitigen Intereſſes zu denken war. Je erhabener und myſteriöſer der Schwung wurde, den die Gedanken der Prinzeſſin nahmen, deſto angelegentlicher und zärtlicher ſchloſſen ſich die der kleinen Zuhörerin an den entfernten Gegenſtand ihrer

Ich verließ meinen Wagen und ſchlich mich durch ein Pförtchen in den Park. Da war Alles bekannte Welt. Die Käfer ſummten, die Fliegen ſchwirrten, es war eine heiße Nachmittagſtunde, die Uhr am Schloßthurme hatte ſo eben drei geſchlagen. Tiefe Stille in der Natur. Ich ging einen Baumgang auf und ab, und endlich lehnte ich mich an einen Baum und ſah die Fenſterreihen des Schloſſes an. Da waren die Saalfenſter, wo die Feſte gegeben wurden, wo ſo viel Kurzweil, ſo viel Spaß, ſo große Luſt für uns Knaben ſtattfand. Dann das Fenſter des Arbeitszimmers des Prinzen! für uns ein heiliger Ort, wohin Niemand kam. Der verſchoſſene grünſeidne Vorhang hing noch in denſelben Falten nieder. Ganz oben meine Zimmer, die ich mit Emil bewohnte, und dicht dabei die Wohnung des Präceptors, welche er ſpäter bekam, da dem ſchwächli Manne das Treppenſteigen unbequem wurde. O wie lieb, wie bekannt, wie innig die Seele berührend all' Das! Kein Plätzchen verändert! faſt keine Pflanze anders gewachſen und gewendet! Und ich! wie weit, wie weit war ich gewandert, wohin hatten mich die Füße getragen! Was hatte mein Auge, viele viele Meilen entfernt, angeſchaut! Mit welchen fremden Menſchen hatte ich verkehrt! Und nun ſtand ich wieder hier — nun ſah ich wieder, was ich damals ſah, nun vernahm mein Ohr wieder, was es damals vernahm. Wie wunderlich! Was ſagt da der Sinn Einem nicht alles über Zeit und Raum, über Beſtehen und Vergehen, und das geht ſo flüchtig und raſch, daß eine Minute, ja eine Sekunde genügt, um das Herz zu der größten Seeligkeit auszuweiten, und dann wieder in die ängſtlichſte Wehmuth zuſammenzuziehen. Eine Stimme ruft: „Menſch, du vergehſt!“ Und während unſer ganzes Sein über dieſen Spruch ſchaudernd nachdenkt, fließt die ſüßeſte Muſik der Daſeinsfreude in unſer Herz und wir ſchauen mit Entzücken in den blauen Himmel hinauf, wir breiten die Arme aus, gegen die grüne, farbenblühende Erde. So wollen wir bleiben, und wiſſen doch, daß wir fort müſſen.

Wie ich ſo an meinem Baume ſtand, und ſann und träumte, ſah ich einen Mann auf mich zukommen, den ich nicht kannte. Es war ein neu angenommener Kammerdiener des Prinzen. Da er nicht wußte, wen er vor ſich ſah, ſtellte er mich zur Rede, wie ich ohne Erlaubniß in den Park habe eindringen können. „Vor Zeiten,“ entgegnete ich ihm, „war es Jedermann geſtattet, hier einzutreten.“ „Ja, vormals,“

gab er mir zur Antwort, „da war die Neugier noch nicht ſo groß, den einzig überlebenden Bruder des großen Königs zu ſehen; allein jetzt wiſſen wir uns kaum vor dem Zudrang der Beſucher zu ſchützen. Dieſe Worte freuten mich; ſie gaben mir ein Zeugniß, wie ſehr vom Volke geliebt und geſucht mein Prinz war. Ich nannte meinen Namen und bat mich zu melden. In dieſem Augenblicke bog den Baumgang herein ein Rollwagen, und in demſelben erkannte ich, von Veronika geſchoben, den guten Roſenmund, aber in welchem Zuſtande! Er war mager geworden, ſah bleich aus und keine Miene mehr der alten, jovialen Heiterkeit.

„Um Gotteswillen, Oheim! ſieh nur, wer da ſteht!“ ſchrie die kleine Veronika, die übrigens eben ſo hübſch, wo nicht noch hübſcher war, als da ich ſie verlaſſen.

Der Oheim wachte aus ſeinem ſchläfrigen Taumel auf, blickte in die Höhe und — erkannte mich. Wahrlich ſolche Freude beim Wiederſehen wird wohl ſelten in der Welt geſehen. Ich eilte an ſein Wägelchen, und er bedeckte mich mit Küſſen. „Mein Kind, — mein Sohn, — mein herzinniger Liebling, — Sonne meiner Tage! biſt Du wieder da!“ —

Während der Oheim mich mit Liebkoſungen überſchüttete, überſchüttete ich meinerſeits die Nichte mit Fragen. Meine kleine Veronika wußte mir auf Alles ganz gut Beſcheid zu geben; ich bemerkte, daß ſie, als ein gewandtes Mädchen, nie aus der Faſſung kam. Dies gefiel mir ungemein, denn ich habe die blöden und verſtockten Naturen nie leiden mögen. „Nun kommt die Reihe zu fragen an mich!“ hub ſie lächelnd an, als ich in meinem Katechismus eine kleine Pauſe machte, „was haſt Du gemacht unterdeſſen, mein Freund? Haſt Du ſittſam gelebt? Haſt Du die thörichten Bekanntſchaften vermieden, die euch Männern euer Bischen Gut und Kraft hinwegzehren? Und wenn die Verſuchung Dir nahte, haſt Du, wie Du es mir damals verſprochen haſt, der armen Veronika gedacht, und ihren Namen ausgeſprochen, als Schutzmittel gegen Teufel und Sünde? Haſt Du?“ — „Mein gutes Kind,“ erwiderte ich in einem altklugen, hofmeiſternden Tone, „es giebt ein altes Sprichwort: wer viel fragt, dem wird viel berichtet; — alſo laſſen wir das.“ „Nein, wir wollen das nicht laſſen!“ rief ſie, und trat nahe an mich heran, mit ihren großen, dunkeln Augen forſchend mich anſehend — „Du ſcheinſt mir ein ſauberer Zeiſig zu ſein, und lange nicht Deine Federn ſo glänzend bewahrt zu haben, als damals, da Du aus dem Neſte flogſt. „Du haſt Recht!“ entgegnete ich, „aber nenne mir den Heiligen, der ſeine Federn rein bewahrte, wenn er einmal aus ſeiner Höhle den Flug durch die Welt wagte!“ — „O was das betrifft — ein Heiliger warſt Du nie! Doch Deine Geheimniſſe werde ich Dir ſchon herauszuklauben wiſſen, dieſe Kunſt verſteh' ich.“ — „Und ich,“ rief ich, indem ich auf ſie zuſprang, ſie hinter dem Rollſtuhl des Alten erhaſchte, umarmte und küßte — „ich verſteh' die Kunſt Dir den Mund zu ſtopfen.“ „Um Gotteswillen werft mich nicht über den Haufen!“ flehte der Oheim, der ſich an beiden Seitenlehnen ſeines Stuhles anklammerte. Zum Glück für ihn und für mich, denn das unartige Mädchen fing wieder zu fragen an, ertönte jetzt die Glocke, die zur Mittagtafel rief. Raſch lief ich in die mir angewieſenen Zimmer, um mich in Toilette zu werfen, denn der Prinz wollte mich bei Tafel ſehen. Mein Empfang bei meinem Herrn und Gönner war ſehr gnädig, überhaupt wurde mir ein — faſt möchte ich ſagen — glänzender Aufenthalt bereitet. Dort, wo ich früher gedient, war ich jetzt Gaſt, und wurde bedient; der Prinz behandelte mich nicht anders wie ſeine andern Gäſte; war er mit mir allein, ſo erlaubte er ſich alle die

Vertraulichkeiten und Scherze, die er früher mit mir getrieben. Die Abende waren beſtimmt, um durch meine Erzählungen ausgefüllt zu werden. Regelmäßig, wenn die Lichter angezündet wurden, verſammelte ſich ein kleiner Kreis, zum Theil Gäſte aus der Umgegend, ſelbſt aus Berlin, und dieſe gefälligen und genügſamen Zuhörer lauſchten dann meinen Worten. Ich ſuchte auf das Beſte meine Berichte auszuſchmücken, ohne daß ich mir erlaubte, auch nur die geringſte Kleinigkeit à la Münchhauſen hinzu zu erfinden. Mehrmals gelang es mir, mein Auditorium in ein lautes Lachen zu verſetzen, und hier und da lockte ich einem paar Landſchönen ein kleines Erröthen ab, denn dieſe Damen, in den allzuengen Kreis ihrer Erfahrungen gebannt, mochten für unziemlich halten, was es in der That nicht war. So brachte ich mein Abenteuer mit Thereſen, und wie ich dahinter kam, ihr Geſchlecht zu errathen, ſo vorſichtig vor, wie möglich, erlebte aber gleichwohl den Kummer, daß beſagte Damen daran Anſtoß nahmen. Dagegen hatte ich die Genugthuung, meiner weiblichen Zuhörerſchaft Thränen der Rührung zu erpreſſen, als ich die Schilderung meiner Deportation anhub. Man fragte mich, ob ich auch Pelzhandſchuh mitgenommen, und eine andere Frage lautete, ob man in Sibirien den

Kaffee ganz rein, oder mit Cichorie verſetzt, trinke. Ich gab auf beide Nachforſchungen Beſcheid. Während ich erzählte, theilte man ſich einige geographiſche Muthmaßungen mit, wo man ungefähr glaube, daß Sibirien liege. Dieſe Muthmaßungen ſchweiften ſo ziemlich auf der Karte von ganz Aſien, Europa und Afrika herum, ohne einen feſten Punkt finden zu können. Nur darin verſtändigte man ſich, daß Sibirien nicht gerade vor dem Brandenburger Thore liege, und daß es vielleicht in nicht zu großer Entfernung von den ägyptiſchen Pyramiden ſich werde auffinden laſſen. Als ich von Petersburg und deſſen prachtvollen Gebäuden ſprach, nahm der Prinz das Wort, und war ſo gnädig, alles zu beſtätigen, was ich ſagte. Jetzt konnte ich ſchweigen, und alle Welt wandte ſich dem gnädigen Herrn zu, der, angeregt durch meine ſchwachen Schilderungen, ſeinerſeits des Portefeuille ſeiner Erinnerungen öffnete und unſern Blicken geiſtvolle Skizzen vorlegte. Von den Baulichkeiten, den Paläſten und Gärten der Kaiſerſtadt, ging der hohe Erzähler auf die Beſonderkeiten der dortigen Sitten und Hoffeſte über. Er berichtete in kurzen Worten die unſichern Begriffe, die die Geſellſchaft ſich von dem Lande der Verbannten machte, und fügte einiges Umſtändliche hinzu über die

Weiſe, wie man die ſchweren Verbrecher behandle. Bei dieſer Gelegenheit flocht er eine merkwürdige Geſchichte ein, die er bei ſeinem Aufenthalte in Petersburg ſelbſt erlebt hatte. Ich gebe ſie hierbei dem Leſer.

Der Prinz erzählt eine Geſchichte.

„Als ich eines Abends in den Gemächern der Kaiſerin mich einfand,“ hub der Erzähler an, „fand ich ſie umgeben von einem Kreiſe ſchöner und junger Damen, die aus den entfernten Provinzen gekommen waren, um ſich ihrer Gebieterin vorzuſtellen. Unter dieſen Frauen ragte inſonderheit eine hervor, die mit der Schönheit einer Juno die Lieblichkeit und Anmuth einer der Charitinnen verband. Ihr Wuchs war prangend, ihre Geſichtsfarbe das blendendſte und durchſichtigſte Weiß, der Ausdruck ihrer Züge zugleich gebietende Hoheit und jungfräuliche Anmuth. Es war nicht möglich, dieſes bevorzugte Weſen einmal geſehen zu haben und ſie dann wieder zu vergeſſen; die Seele bewohnte gleichſam für die Ewigkeit das Abbild der Schönheit und des Liebreizes, das ſich ihr beim Anſchauen dieſer Vollkommenheit eingeprägt. Als die Monarchin den Eindruck bemerkte, welchen dieſe junge Dame auf mich gemacht, nahte ſie ſich mir lächelnd, und gab mir in einigen huldvollen

Worten ihre Beiſtimmung zu erkennen, indem ſie mir zugleich ein artiges Zeugniß über meinen guten Geſchmack ausſtellte. Dieſen Worten fügte ſie noch ein paar Erklärungen hinzu, die mir Aufſchluß gaben über die Geburt und Stellung der jungen Schönen. Sie war aus einer der angeſehenſten Fürſtenfamilien aus Moskau gebürtig, und ihr Schickſal war ebenſo merkwürdig als traurig. Bei allem ihren Range, ihrem Reichthum, ihrer mehr als irdiſchen Schönheit, ihrem Geiſte und glänzenden Verſtande war ſie doch vielleicht das unglücklichſte Weſen, das die Erde trägt. Sie trug mit ſich herum einen dunkeln Spruch des Schickſals, ſie war gezeichnet mit der Kralle eines Teufels und ſie erlag faſt ihrem Mißgeſchick, das ebenſo geheimnißvoll als entſetzlich, in dunkeln Andeutungen, trotz aller Mittel es zu verheimlichen, doch in aller Welt Mund war. Man höre und erſtaune.“

„So oft ich dieſe junge Dame ſah, und ich ſuchte dieſe Gelegenheit mit einiger Anſtrengung herbeizuführen. bemerkte ich, daß in ihrer Kleidung immer ein Gegenſtand unverändert blieb, und zwar betraf dieſer Gegenſtand den Kopfputz. Meine Schöne trug ein ungewöhnlich tief gehendes Stirnband, gegen alle Sitte des Coſtüms, denn Niemand trug ein ſol-

„Zwinge dich nicht zu antworten,“ tönte die Stimme mit einem etwas ſtrengem Ausdrucke. „Ich ſehe, du haſt andere Dinge im Kopfe. Berichte mich nur auf dieſe eine Frage ſo gewiſſenhaft und genau, als es in deiner Macht ſteht: Wo liegen die Maulwurfsinſeln? —“

„Wahrhaftig, das weiß ich nicht.“

„Haſt du nie von ihnen ſprechen gehört?“

„Niemals.“

Eine neue, noch längere Pauſe trat ein; dann erſcholl die Frage: „Und was gedenkſt du mit mir jetzt zu thun?“

„Wenn Ihr erlaubt, gnädigſte Dame,“ erwiederte Magelone mit einem beſcheidenen Tone, „ſo trage ich euch wieder zu dem Trödler zurück.“

ches Stirnband. Es wurde geſagt, daß dies eine alte Tracht ihres Hauſes ſei, allein man begriff nicht, warum denn nur dieſes einzelne Stück einer fremden Tracht beibehalten wurde; übrigens ſtellten Alle, die die alten ruſſiſchen Kleidertrachten kannten, in Abrede, daß es einen ſolchen Kopfputz gebe. Um es kurz zu ſagen, die Sache ſtellte ſich myſteriös, und unter allen Denen, die nach Löſung des Räthſels forſchten, war ich nicht der letzte. Von dieſem Augenblick an, wo ich gleichſam mich als ihr Schatten an die Perſon der intereſſanten Fürſtentochter heftete, kam es mir auch vor, als wenn das Lächeln auf dieſem ſchönen Geſichte nicht immer ein wahres, unerkünſteltes ſei, ich glaubte Merkmale eines tiefen Kummers, eines grübelnden Nachdenkens oft in Momenten bei ihr zu bemerken, wo ſie ſich unbeachtet wähnen konnte, und immer kam mir der Wunſch in den Sinn: könnteſt du nur dieſes geheimnißvolle Stirnband löſen, du würdeſt ſogleich wiſſen, woran du mit der Fremden biſt.“

„Die Kaiſerin, die die Qualen ſah, in denen ich mich, von meiner Neugier geplagt, verzehrte, entſchloß ſich großmüthig mir zu Hülfe zu kommen. Ihr war nicht unbekannt, was aller Welt verſchloſſen war, ſie war in dieſem unermeßlichen Reiche vielleicht die zweite, höchſtens die dritte Perſon, die um den vollſtändigen Hergang der Angelegenheit mit dem Stirnband wußte. Eines Abends, als wir über Politik uns müde geſprochen, winkte ſie mich in ihr Kabinet, nöthigte mich, einen Platz auf dem Sopha neben ſich einzunehmen, und hub an: Wohlan, mein Prinz, ich habe mich entſchloſſen, Ihre Scheherazade zu ſein, die Ihnen eine wunderſame Geſchichte aus der Tauſend und einen Nacht zu erzählen eilt; nur verſprechen Sie mir, nicht alſobald den Kopf mir abhauen zu laſſen, wenn meine Geſchichte das Unglück haben ſollte, Ihren Beifall nicht zu erringen. Es handelt ſich nämlich um nichts Geringeres, ſetzte ſie hinzu, als um unſre „Dame mit dem Stirnband.“ Man kann ſich denken, wie ich ganz Ohr war. Aſanaſie — hub die Monarchin an — war die einzige und von ihren Eltern vergötterte Tochter. Alle Gaben des Himmels ſchienen ſchon bei ihrer Wiege über ſie ausgegoſſen. Der Vater faßte den Entſchluß, ſein koſtbares Kleinod in der größten Abgeſchloſſenheit zu wahren, denn der Gedanke, daß es ihm entwendet werden könnte, peinigte ihn Tag und Nacht. So wuchs Aſanaſie auf einem entlegenen Landſchloſſe auf. Aber gerade hier erreichte ſie ihr Geſchick. Ein junger Mann, ein Untergebener ihres Vaters, entbrannte in Liebe zu ihr, und die Leidenſchaft dieſes Wahnſinnigen kannte keine Schranken. Afanaſie liebte ihn wieder. Das Paar verſtand ſich. Da entdeckt der Vater das unſeelige Verhältniß. Alle ſeine Schritte dagegen, alle ſeine Maaßregeln bezeichnen die äußerſte Härte: der Geliebte muß fliehen, doch nicht eher entzieht er ſich der Gefahr, als bis er von der bethörten Afanaſie ein Gelöbniß ihrer Treue erhalten. Er macht ihr bemerkbar, daß ſeine Rache ſchrecklich ſein werde, wenn ſie ihn täuſchte. Wochen vergehen: Afanaſie wird von ihrem Vater in Verhör genommen, ſie geſteht und leiſtet jetzt dieſem eben einen ſolchen Schwur, jedoch von entgegengeſetzter Bedeutung, wie ſie ihn dem Geliebten gegeben. Die Unglückliche fühlt, daß einer dieſer Schwüre nothwendig ein Meineid ſein müſſe; allein ſie weiß ſich nicht zu retten; ſie iſt erdrückt von dem Gewicht ihres Unglücks. Die Eltern machen jetzt Anſtalt, die Einſamkeit ihres Kindes, da dieſe ſo böſe Früchte getragen, zu löſen; Afanaſie wird in die Welt eingeführt, und nicht lange dauert es, ſo ſieht ſie ſich von Bewerbern umringt. Einer von dieſen wird gewählt; die Verlobung wird gefeiert, die Anſtalten zur Vermählung werden getroffen. Die Unglückliche zittert; ſie wagt nicht den Grund ihrer Befürchtungen irgend

Jemand zu vertrauen, dieſer Grund iſt kein anderer, als daß ſie vor der Rache ihres ehemaligen Geliebten bebt. Seine letzten Worte ſind ihr ewig im Gedächtniß. Erſt dann hält ſie ſich für ſicher, als die Sonne des Hochzeitstages endlich ſinkt, und ein Gemach ſie mit ihrem Gemahl und Beſchützer einſchließt. Aber gerade hierher hat der Fuß des Rächers ſich Bahn zu brechen gewußt. Gerade dieſes Aſyl hat er ſich zur Gerichtſtätte ausgewählt. Der Palaſt ſinkt zur Ruhe, die Dienerſchaft hat ſich entfernt, da wird die Thüre des Brautgemachs leiſe geöffnet, und im Schimmer der Nachtlampe bewegt ſich ein dunkler, flüchtiger Schatten die Wand entlang, ſich hinter die Draperien des Bettes verlierend. Bald darauf zerreißt ein entſetzlicher Schrei die Stille der Nacht. Das Grauſenvolle iſt vollbracht! Eine That, wie ſie vielleicht noch nie mit ſo erfinderiſcher Marter von der Rache erſonnen, iſt geſchehen.

Die Kaiſerin hielt hier inne, mit Wohlgefallen die Wirkung betrachtend, die ihre düſtre Schilderung auf meine vom Schrecken gebleichten Züge gebracht, dann ſetzte ſie hinzu: Keinen Dolch hatte die Hand des Unmenſchen in den Buſen der Schläferin geſtoßen, kein Gift über ſie hingeträufelt, er bezweckte nicht den Tod, er wollte ihr etwas Schlimmeres wie

Tod, ein ewig bleibendes Merkmal der Schande geben. Im Beſitz des Stempels, mit welchem die zur lebenslänglichen Strafarbeit Verurtheilten, bei ihrer Deportation nach Sibirien, gebrandmarkt werden, hatte er dieſes entſetzliche Werkzeug benutzt, um auf die ſchönſte und unſchuldvollſte Stirn das ewig unverlöſchliche Siegel des Auswurfs der Menſchheit zu drücken. Das Inſtrument, noch glühend und noch vom Blute des Opfers rauchend, entwand man ſeinen Händen. Er ſtarb, durchbohrt von dem Degen des jungen Gemahls, den ſeine Schandthat an den Abgrund der Verzweiflung brachte.

Man zog Aerzte herbei, ſchloß die Monarchin ihre Erzählung, man wählte die geſchickteſten aus; vergebens! Das Brandmal ſcheuchte keine Kunſt hinweg. So iſt denn dieſes myſteriöſe Stirnband erſchienen.

Man kann denken, ſetzte der Prinz hinzu, mit welchem verdoppelten Intereſſe ich — im Beſitz dieſer Aufſchlüſſe — die Trägerin dieſer intereſſanten Geſchichte wieder ſah. Die Kaiſerin hatte mich gebeten, nicht mit dem leiſeſten Anzeichen zu verrathen, daß ich wüßte, worüber der ganze Hof in Unkenntniß war, und ich ſchwieg ſelbſt zu meiner vertrauteſten Umgebung. Doch in meinen Gedanken, oft ſogar in meinen Träumen verließ mich das Bild der jungen Dame nicht, die mit allen äußern Glücksgütern geſegnet, doch ein ewig mahnendes Zeichen der Erniedrigung und Schande mit ſich tragen mußte."

Der ganze Kreis der Zuhörerſchaft, brach, als der Prinz geendet, in Beileidsbezeigungen aus, die ſämmtlich der jungen Dame galten. Man bewunderte zugleich und entſetzte ſich vor der erfinderiſchen Grauſamkeit des Liebhabers, und zugleich dachte man ſich den Fall, daß durch Mißgeſchick oder Vernachläſſigung bei irgend einer Gelegenheit das Stirnband ſich löſen und herabgleiten könne, wo dann die unglückſelige Chiffre allen Augen kennbar hätte ſein müſſen. Mehre Damen entſchieden ſich, daß ſie, um einen ſolchen entſetzlichen Zufall um jeden Preis zu vermeiden, ſich lieber auf Lebenszeit in ein Kloſter begeben haben würden. —

Rückkehr nach Berlin. Meine „Maske“ rührt ſich wieder. Ich repräſentire den „Despoten der Menſchheit“ und komme mit dem wirklichen Despoten zuſammen.

Als ich mit meinen Berichten zu Ende war, entdeckte ich, daß der Prinz mir eine artige Ueberraſchung zubereitet hatte. Unter den Gäſten, die meine Erzählungen anhörten, befand ſich auch ein junger Maler. Dieſer bemalte in großer Geſchwindigkeit die Wände eines hübſchen, nach dem Garten zu liegenden Zimmers mit den Figuren und Gegenden, die ich beſchrieb. Als das Werk fertig war, wurde mir angezeigt, daß ich die Zimmer, die ich bewohnte, zu räumen hätte, weil man ihnen eine andere Beſtimmung geben wollte. Ich packte alſo meine ſämmtlichen Sachen zuſammen und begab mich in die mir nunmehr beſtimmten Räume. Als ich eintrete, bleibe ich wie erſtarrt ſtehen, denn ich ſehe mich ſelbſt in Lebensgröße an den Wänden herumwandeln, bald in dieſer, bald in jener Situation. Einmal iſt's der Winterpalaſt am Ufer der Newa, vor dem ich bewundernd ſtehe, dort iſt's wieder das unermeßliche Eisfeld Sibiriens, auf welchem mein einſamer Fuß wandert. Der Prinz hatte dabei nicht unterlaſſen, dem Maler einige Bosheiten aufzutragen; ſo ſpielte ich bei dem Vermählungsfeſt im Palaſt der Zwillingsſchweſtern eine komiſche Rolle und auf einer etwas verſteckten Wand wurde an mir die Operation wirklich vollzogen, von der ich bei Gelegenheit der Sekte geſprochen hatte. Ich ſtand noch und gaffte, abwechſelnd unter lautem Lachen, die Bilder an, als auf der Schwelle des Gemachs der gnädige Herr und der ſo ſehr kunſtreiche junge Maler erſchienen. Ich eilte ſogleich auf den Prinzen zu, machte ihm eine tiefe Verbeugung und ſprach ihm meinen Dank aus. „Aber, gnädiger Herr,“ fügte ich hinzu, „was ſollen die hübſchen Frauen und Mädchen, mit denen das Schickſal vielleicht künftig mich zuſammenzuführen die Abſicht hat, von dieſem Bilde denken?“ und hier zeigte ich auf das Gemälde an der verſteckten Wand. „Wird es nicht tauſend angenehme Abenteuer im Keime erſticken? Wird nicht das Gerücht von dieſem Bilde wie ein Heckfeuer ſich, Gott weiß wohin, verbreiten, und wird man mir nicht mit Spott jede Thür verſchließen, an die ich klexſe? Ohnedies ſagt man, daß ſo wenig an mir daran ſei, ſoll man nun ſagen, daß jetzt noch weniger an mir daran ſei? O, ich flehe Eure königliche Hoheit an, laſſen Sie dieſes Bild wieder auslöſchen.“ — „Er iſt ein Narr,“ ſagte mir der Prinz, „es liegt ja nur an Ihm, mich Lügen zu ſtrafen.“ — Damit war denn dieſer Spaß beſeitigt. Das Zimmer blieb, wie es war und iſt noch lange mit ſeinen Bildern, die Niemand ſpäter verſtand, nach des Prinzen Tode ſichtbar geweſen.

Ich führe die Thatſache an, um zu zeigen, wie ſehr es mir glückte, des Prinzen Liebling zu ſein und zu bleiben. Hierzu trug nicht wenig meine immer muntere Laune bei, denn da der Prinz nunmehr alt und grillenhaft war, zudem von eingebildeten und wirklichen Leiden arg geplagt wurde, konnte er kein, irgendwelches trübes Geſicht vor ſich erblicken.

Der Sommer neigte ſich zu Ende, und die Zeit, wo ich wieder in Berlin bei meinem Regimente mich einfinden mußte, war vor der Thür. Kurz vor meiner Abreiſe hatten wir alle noch den Kummer, den alten Roſenmund ſeiner Gicht erliegen zu ſehen. Er ſtarb in meinen Armen. Veronika und ich folgten die Nächſten ſeinem Sarge. Als wir vom Kirchhofe heimgingen, umſchloß ich das liebe Mädchen, drückte ſie an mich und küßte ſie zärtlich. Sie verbarg ihr Haupt an meiner Bruſt. So wandelten wir den einſamen Weg zwiſchen den Kornfeldern hin, und gedachten des Todten. Wir waren beide ſeine Lieblinge geweſen, und er hatte oft davon geſprochen, daß es eine Möglichkeit ſei, daß wir ein Paar würden. Allein ich war kein Narr, an eine Ehe zu denken. Ich ſahe daher wenige Tage darauf Veronika mit ihrer Schweſter ruhig nach Köln abreiſen, ohne daß ich Unruhe oder Bekümmerniß darüber empfunden. Vielleicht wollen einige empfindſame Leſerinnen mir dies als eine Gefühlloſigkeit auslegen, allein ich kann ihnen, die Hand auf's Herz, verſichern, daß ich nicht gefühllos bin und nie war.

Mit einer übervoll geſpickten Börſe entließ mich der Prinz und ich langte wieder in Berlin an, wo meine Kameraden, von dem Geiſte der Schmeichelei befeuert, noch mehr ſich beeiferten, mir ihre gute Geſinnung zuzuwenden. Es gab keinen Schmaus, keine lockere Zuſammenkunft, wo ich nicht zuerſt die Einladung dazu erhielt. Auf dieſe Weiſe lernte ich nochmals das ganze Opernperſonal kennen, ſo weit dieſes aus weiblichen Mitgliedern beſtand, und ich entdeckte, daß manche hübſche Aktie ſich noch in ihrem vollen Werthe erhalten hatte, obgleich die hat und jetzt unnütz iſt. Ich werde ein ſehr leichtes Bündelchen ausmachen und dich ſo wenig wie möglich beläſtigen."

„Recht ſchön, aber womit ſoll ich mich unterdeſſen kleiden?"

„Thu deine Augen auf!", ſagten die Roſen und Vergißmeinnicht in einem ſcheltenden Tone. „Dort erblickſt du ein Paar ganz artige Unausſprechbare, die dir der Trödler aus Dankbarkeit, daß du mich ihm abgekauft haſt, mit in den Kauf gegeben hat."

„Ah!" rief Magelone freudig, „dann iſt uns Beiden ja geholfen!"

Sie machte ihre Toilette, packte die gute Prinzeſſin in das bunte Tuch, befeſtigte es an

Schwankungen an der Börſe in der Zeit meiner Abweſenheit ſtark geweſen waren. Auch an den Hof ging ich und war, wie alle junge Offiziere, verliebt in die Königin bis hoch über beide Ohren. Dieſes zweck- und reſultatloſe Liebesfieber ging in der jungen Garniſon von Berlin ſo weit, daß man ſich ſchoß, lediglich aus dem Grunde, weil „ein Blick“ der Königin nach der Behauptung Einiger auf Dieſen, nach der Behauptung Anderer auf Jenen gefallen war. Auch ich hatte auf dieſen Grund hin zwei Duelle, die ich ſiegreich und glücklich beſtand. Demnach verbreiteten einige Läſtermäuler, die Königin hätte ſich unter der Hand nach meiner Geſundheit erkundigen laſſen. Der Königin fiel dergleichen nicht ein. Sie war gegen Alle gütig und liebreizend, allein ſie empfand ſicherlich zu uns Allen, die wir wie raſende Rolande um ſie her ſchwärmten und in einer Stunde zwölf Albernheiten begingen, um nur ihre Aufmerkſamkeit zu reizen, nicht ein Fünkchen von Theilnahme. Wir hätten wie die Fliegen hinſterben können, ſie hätte daſſelbe freundliche Lächeln unſern Nachfolgern gezeigt. Dieſe Ueberzeugung gewann ich ſogleich, als ich dieſe bezaubernde, aber ihrer ſelbſt ſo ſichere Schönheit vor mir ſah.

Meine „Maske“ gab mir ein Zeichen, daß ſie unterdeſſen mich nicht aus den Augen gelaſſen. Vermuthlich wurmte ſie meine glänzende Wiedereinſetzung. Es befand ſich in unſerm Regiment ein junger Menſch als Fähnrich, von guter Familie, aber verarmt und durch Liederlichkeit aller Art heruntergekommen. Sein Körper war geſchwächt, und er war kaum fähig, den Dienſt zu thun. Dieſer Jüngling ſchloß ſich an mich und begleitete mich wie mein Schatten. Dies fiel mir auf, denn ich hatte ihm öfters die Wahrheit geſagt, und gewöhnlich pflegen Leute, die wir auf dieſe Weiſe bedient haben, nicht unſere Freunde zu ſein. Allein gutmüthig und ohne Arg wie ich bin, kam mir nichts Arges in den Sinn. Eines Tages kommt mein neugebackener Freund zu mir, den rechten Arm in der Binde. Er erklärt mir, er habe einen Unfall gehabt, ſei geſtürzt und habe den Arm verſtaucht. Ich fand daran nichts Erhebliches, denn der Patron pflegte ſich, ſo jung er war, doch dermaßen zu betrinken, daß er gewöhnlich Abends in einem Zuſtand von Beſinnungsloſigkeit von ſeinen Kameraden zu Hauſe geſchafft werden mußte. Nachdem er mit mir ein paar gleichgültige Worte gewechſelt, zog er ein Papier aus der Taſche, das ich für einen Wechſel erkannte, und zwar war darauf eine Summe angegeben, die er von einem Juden borgen wollte. Ich fragte ihn, was ich damit ſolle; er bat mich, da er keinen Finger der Hand rühren könne, mit der Linken nicht zu ſchreiben verſtehe und übrigens das Geld noch an dieſem Tage nöthig habe, ſeinen Namen darunter zu ſchreiben. Da der Beſuch mir läſtig war, ich ihn ſchnell wieder los ſein wollte, that ich ſogleich, was er wünſchte, und er entfernte ſich raſch mit dem Papier. Eine Woche verging, ich hatte den Vorfall vergeſſen; ich wurde jedoch an ihn erinnert. Man erzählte mir nämlich von einem Feſt und nannte mir als einen der munterſten Tänzer den Fähnrich. Das Feſt hatte an dem Abend deſſelben Tages ſtattgefunden, wo der Fähnrich bei mir geweſen. „Unmöglich!“ rief ich, „der Junge trägt den Arm in der Binde, er wird nicht tanzen.“ Man widerſprach mir lachend und die, die meinen angeblichen Kameraden geſehen, verſicherten, er ſei geſund und munter wie ein Fiſch im Waſſer geweſen. Nun ſchöpfte ich Verdacht; allein ſo wenig war ich auf einen Streich dieſer Art gefaßt, daß ich nicht recht begriff, zu welchem Zweck die ganze Verſtellung ſtattgefunden hatte. Ich theilte einem ältern Offizier den Vorfall mit; dieſer erbleichte und rief: „Um's Himmelswillen! Sie ſind verloren! Dieſer Menſch, wie ich weiß, wird höhern Orts als Werkzeug, um manche Pläne und

Anſchläge durchzuſetzen, gebraucht und bezahlt. Die ganze Geſchichte mit dem Wechſel iſt nur eine Falle und Sie ſind in dieſelbe gegangen. Man wird Ihnen den Prozeß als Wechſelfälſcher machen, Sie werden keinen Meineid ſchwören und werden als infam kaſſirt!“ Der Leſer kann ſich denken, wie ich zuſammenbebte, als dieſe Worte geſprochen wurden. Mit einem Blick überſah ich den Abgrund, an deſſen Rande ich ſtand. Nun war mir auch das ganze Spiel der Verſtellung und Schmeichelei klar; es hatte nur zum Zweck gehabt, mich einzufangen. Wie rette ich mich? war nun mein einziger Gedanke, der wie ein Feuerbrand im Gehirn glühte. Ohne Zweifel hatte der Schuft ſogleich Gebrauch von dem Papiere gemacht; es befand ſich bereits in den Händen meiner Verfolger und man hatte ſchon die Schritte gethan, die mich auf Lebenszeit elend machen ſollten. „Seien Sie ruhig,“ entgegnete der Offizier, „ſo weit kann es noch nicht ſein. Der Fähnrich ſitzt ſeit acht Tagen im Arreſt. An demſelben Feſtabend verging er ſich in der Trunkenheit gegen einen Vorgeſetzten und ward ſogleich abgeführt. Vom Arreſt aus hat er alſo nicht operiren können; ohne allen Zweifel befindet ſich alſo das Papier noch in ſeinem Beſitz. Es wird nun unſere Sache ſein, es ihm abzujagen. Wir müſſen uns gleich ſeiner bemächtigen, ſo wie er frei kommt, was morgen Mittag ſtattfinden wird.“ Wie froh war ich über dieſe Auskunft und wie willfährig nahm ich den Rath an. Vorher erkundigte ich mich bei dem Juden, und erfuhr, daß dieſer keinen Wechſel empfangen und kein Darlehen gegeben habe. Alſo der Schurkenſtreich ſtand feſt. Kein Drache kann den ihm anvertrauten Schatz eifriger bewachen, als ich meinen eingeſperrten Fähnrich. Mit dem ältern Offizier hatte ich meinen Plan ausgeſonnen, der ſeine Wirkung nicht verfehlen konnte, wenn das Papier noch in den Händen des Burſchen war. Wie ich zu ihm kam, fand ich ihn eben bereit, einen Brief zu verſiegeln, vielleicht war dies mein Uriasbrief. Um es kurz zu ſagen, ich erhielt das Papier nicht heraus; jetzt trat der Major in's Zimmer. In meinem Beiſein gab er dem Fähnrich Schuld, ihm eine Summe Geldes entwendet zu haben und darüber Beweiſe zu liefern, die er ſogleich aufweiſen wolle, wenn mein junger Herr nicht geſtehen wolle, was es mit der erſchlichenen Unterſchrift für eine Bewandtniß habe. Der Elende erbleichte und zitterte, und nachdem er nun noch einen ſchwachen Verſuch gemacht, ſich herauszuwickeln, aber den Major unerbittlich ſtreng ſich gegenüber ſah, geſtand er, daß er habe einen Auftrag erhalten, mich auf dieſe Weiſe, — wie er ſich ausdrückte — krepiren zu machen. Von wem er dieſen niedrigen Auftrag bekommen, das wollte er nicht geſtehen, und ich bat den Major, nicht weiter hierüber in ihn zu dringen; ich wußte genug. Der Delinquent zog nun den Wechſel aus dem Couvert des Briefes, den er eben hatte abſenden wollen, und gab ihn mir. Ich händigte ihn dem Major ein, und dieſer zerriß ihn und trat ihn mit den Füßen. Zu gleicher Zeit fiel der junge Menſch uns Beiden zu Füßen, und bat, ihn zu ſchonen. Wir gelobten ihm Stillſchweigen, nachdem wir ihm eine Strafpredigt geleſen hatten, die er reumüthig, und, wie es mir ſchien, wahrhaft zerknirſcht anhörte. So war die Sache abgemacht.

Als wir zu Hauſe gingen, ſtattete ich meinem älteren Kameraden meinen herzlichen Dank ab. Er lehnte ihn ab und erwiderte: „Danken Sie Ihrem guten Glücke, das Sie hier recht ſichtbar beſchützt hat. Denn wenn der Zufall mit der Arreſtation ſich nicht dazwiſchen geworfen, ſo hätte der Pfeil ſchon am Ziele geſeſſen, und die ganze Sache wäre unrettbar verſchüttet geweſen. Sie wäre es ſogar auch noch jetzt geweſen, wenn wiederum Ihr Glück mir nicht die Kenntniß von jenem mehr als leichtſinnigen

Streiche, den der junge Menſch gegen mich verübt, als ich ihn einſt bei mir wohnen hatte, in die Hand gegeben. Es mußte auch gerade ich ſein, an den Sie ſich wandten, und gerade noch zur rechten Zeit wandten."

„O," rief ich, „ich hätte ihn todt geſchoſſen, wenn er mir das Papier nicht gegeben. Was liegt an dem Leben eines ſolchen Menſchen."

„Sagen Sie das nicht," entgegnete der Major. „Er wird ſich beſſern, und wenn Sie gerade jetzt milde und freundlich gegen ihn verfahren, ſo wird er — wenn er einen Funken Ehre noch im Leibe hat — Ihr treueſter Anhänger und Genoſſe werden. Er ſieht ein, wie tief er gefallen war. Mein Grundſatz iſt bei meinen Untergebenen, daß ich Keinem zeige, daß ich ihn verloren gebe; alsdann giebt er auch ſelbſt ſich nicht verloren. Dadurch habe ich oft ſogenannte verſtockte Sünder zu mir herübergezogen und ihrer Pflicht wiedergegeben."

Ich mußte dem Manne Recht geben; aber mein Gefühl ſagte mir, daß ein junges Gemüth, das ſolcher Bosheit, ſolcher Verſtellung, ſolcher erniedrigenden Handlung fähig ſei, verderbt für alle Zeit bleiben müſſe.

„Aber Sie Freund,“ wandte ſich der Major zu mir, „wie herzlich möchte ich Sie bitten, auf Ihrer Hut zu ſein. Welche Intrigue das! und welche erbitterte Rachſucht, die dieſer Intrigue zur Quelle dient!“

Ich erwiderte ihm nichts, ſondern drückte ihm die Hand. Es liegt ſo wenig Mißtrauen und ſo wenig Grübelſucht in meinem Weſen, daß ich dieſe ganze Angelegenheit ein paar Wochen ſpäter ſchon rein vergeſſen hatte. Es fiel mir alſo, nach wie vor, gar nicht ein, auf meiner Hut zu ſein. Die Maske wäre daher doch endlich auf dieſe oder jene Weiſe zu ihrem Ziele gelangt, wenn nicht die nun bald eintretenden großen Ereigniſſe meine geringe Perſon, auf die ſie eine ſo unvertilgbare Wuth zu äußern mir die Ehre erzeigte, ihr aus den Blicken gerückt hätten. Ich ſpiele nämlich hiermit an auf die Kriegszeiten, die uns jetzt immer näher kamen.

Durch dieſe Angelegenheit mit dem Fähnrich wurde ich mit einem wackern Manne näher bekannt, nämlich mit dieſem Major, deſſen Name von Uttenſen war. Er war Freimaurer, und überredete mich, es auch zu werden. Da es einmal meine Philoſophie iſt, in alle Dinge hineinzugucken und zu ſehen, wie ſie mir behagen, ſo ging ich auf den Vorſchlag ein, und wir begaben uns an einem beſtimmten Tage in ein Haus von unſcheinbarem Anſehn, und zwar in ein ſchwarztapezirtes Zimmer, woſelbſt wir eine kleine Anzahl mir gänzlich unbekannter Männer verſammelt ſahen. Ich nahm an einem Tiſchchen Platz, wo ich ſo ziemlich abgeſondert war, jedoch die übrige Geſellſchaft ganz wohl überſehen konnte. So viel ich verſtehen konnte, waren hier lauter Mißvergnügte beiſammen, und es ging wacker über die Regierung und die neueſten Maßregeln, die ſie genommen, los. Denn obgleich ſtets lauter fremde Namen genannt wurden, und von Meſopotamien, Chaldäa, Trapezunt, Troja die Rede war, ſo war es leicht zu errathen, daß das liebe Vaterland und deſſen Provinzen gemeint waren. Nur hätte ich gerne gewußt, wer der Mann war, den ſie Pythagoras nannten, und der öfters, mit den ſchwärzeſten Verwünſchungen bedeckt, in ihren Reden vorkam. Den König nannten ſie Solon, ſprachen aber wenig von ihm, deſto mehr von einem gewiſſen Mithridates, dem ſie alle Schuld beimaßen, daß die Dinge nicht ſo gingen, wie ſie gehen ſollten. Die Zwiſchenpauſen dieſer myſteriöſen Diskurſe wurden damit ausgefüllt, daß man die Flaſche umgehen ließ und wacker zechte. Zum Schluß wurden Lieder geſungen und die Geſellſchaft entfernte ſich, um einen andern Verſammlungsort aufzuſuchen. Sehr wenig erbaut von meinem erſten Zuſammentreffen mit dieſen ehrwürdigen Prieſtern der Iſis, begab ich mich in eine Kneipe, wo mehre unſrer jüngern Offiziere zuſammenzukommen pflegten. Da heller Mondſchein war, bemerkte ich, daß durch die einſam werdenden Straßen mir eine kleine, in einen Mantel gehüllte, Geſtalt folgte. Sie war offenbar ſchlecht zu Fuße, und hüpfte mehr, als daß ſie ging, dabei gab ihr das kleine, flatternde, ſchwarze Mäntelchen, welches die Schultern umſpannte, das Anſehen eines Raben, der von Stein zu Stein hüpfend, ſeinen Weg verfolgt. Ich mäßigte meinen Schritt etwas, um meinen Begleiter herankommen zu laſſen. Dies geſchah, und ich bemerkte nun unter der weit vorragenden Krempe eines grauen Filzhuts ein paar dunkle, funkelnde Augen, die mich aus einem bleichen, magern Geſichte, mit einem ſpitzigen Kinn, anſchauten. „Mein Freund,“ hub der Kleine an, „Sie kommen ſoeben aus der Verſammlung der Männer des Siebengeſtirns! Was hat man berathen? Wird es zum Kriege kommen, wird's nicht? Welche Meinung äußerte der Prinz?“ — „Der Prinz?“ fragte ich erſtaunt, plötzlich ſtill ſtehend, und meinen Gnomen mit großen Augen anſtarrend — „welch ein Prinz?“ — „Ach

Neuntes Kapitel.

Scherz über Scherz!“ flüſterte dieſer; „wie ſollten Sie nicht wiſſen, daß der Prinz heute dabei war? Das Siebengeſtirn nimmt Niemand auf, ohne daß Harpagon darum weiß.“ — „Harpagon?“ — „Nun ja Harpagon! Gott! thun Sie nur nicht ſo, liebſtes Jüngelchen, als wüßten Sie um nichts. Sie haben keinen müßigen Frager vor ſich, ich will und muß noch heute Nacht erfahren, was hier gekocht wird. Geben Sie mir die Hand her, ich werde ein Zeichen machen.“ — „Da iſt die Hand!“ — „Und hier iſt das Zeichen!“ — „Nun was ſagen Sie jetzt? Gehöre ich zu den Eingeweihten, oder gehöre ich nicht dahin?“ — Der Kleine gab ſeinen triumphirenden Gefühlen in einem heiſeren Gelächter Raum. — Ich gab mir das Anſehen, als faßte ich jetzt plötzlich Vertrauen zu meinem Manne, und ſagte ſeufzend: „Leider iſt Harpagon nicht einerlei Meinung mit dem Prinzen.“ — „Wie?“ rief der Kleine, „was ſoll das heißen? Harpagon iſt ja der Prinz! — Unter dieſem Namen“ — Ich merkte, daß ich auf falſcher Fährte war, und ſetzte ſchnell hinzu: „Solon wollte ich ſagen.“ — „Ja, Solon,“ entgegnete mein Zwerg, „das läßt ſich hören. Solon hat keinen Ehrgeiz, Solon wird nie den Krieg wollen, denn er hat eine hübſche, junge Frau, und will daheim bleiben; aber

Harpagen iſt jung, iſt ein genialer Tollkopf, ſein Schuldenmachen und ſeine Liebſchaften beſchäftigen ihn nicht hinlänglich, er will Ruhm! Iſt irgend Jemand an dieſem Hofe, der uns gegen Pythagoras ins Feld führen wird, ſo iſt's allein Harpagen, und das wünſchen auch alle Patrioten."

Die Nachtgeſtalt hüpfte wieder fort, und ließ mich zurück mit ganz wüſtem Kopfe, denn nun glaubte ich alles Ernſtes, die Häuſer neben mir würden zu ſchwatzen anfangen, und ebenfalls mir mit den kauderwälſchen Namen die Ohren voll tönen. Schon meinte ich die einzeln ſtehenden Brunnenröhren ſich von Pythagoras, Meſopotamien, Solon, Harpagen unterhalten zu hören. Nur ſo viel ging mir aus dem Gewirre klar hervor, daß ich auf dieſem ſeltſamen Wege die Bekanntſchaft eines Prinzen des königlichen Hauſes gemacht hatte, den ich immer hatte kennen lernen wollen. Es ſah ihm ähnlich, daß er, der als der ausgelaſſenſte Verſchwender bekannt war, ſich den Namen Harpagen beigelegt hatte. Ich theilte meine Entdeckungen Uttenſen mit, doch verſchwiegen und ernſthaft wie er war, leugnete er, irgend Jemand aus der Geſellſchaft zu kennen. Dieſe Geheimnißkrämerei gefiel mir nicht.

In der Kneipe, wo ich jetzt eintrat, unter den luſtigen Brüdern, heckte ich den Gedanken aus, daß ich aus Scherz und aus Luſt zu paradiren eine ähnliche Geſellſchaft gründen wolle. So wie ich dieſem Einfall das Licht der Welt erblicken ließ, ſo gewann er ſogleich die Herzen ſämmtlicher Anweſenden. Wir hoben gleichſam das neugeborne Kind über das Taufbecken, und begoſſen es reichlich mit dem Saft der Trauben. Noch an demſelben Abend wurden die Statuten der neuen Freimaurer aufgeſetzt. Zum Verſammlungsort wurde ein alter, nicht mehr in Gebrauch ſtehender Fechtboden auserſehen, der in einem Seitengebäude der alten Garde du Corps-Kaſerne befindlich war, und die Ausſicht auf einen Stall und eine Sackgaſſe hatte. In dieſe Sackgaſſe verirrten ſich immer zur Stunde der Dämmerung Ritter und Damen von zweifelhafter Moralität. Das alles paßte in unſern Kram. Denn wir nahmen uns ſogleich vor, wohlthätig auf die Sitten der Hauptſtadt zu wirken. Wir nannten uns die Todtenbrüder, und unſern Bund den Todtenbund. Der Hauptſpaß beſtand darin, alle nur erſinnliche theils komiſche, theils ſchreckenerregende Prüfungen anzuwenden, um die in den Bund Aufzunehmenden dieſer Ehre theilhaftig zu machen. Da wir uns nur auf die jungen Kameraden unſers Regiments und vielleicht auch der andern

Regimenter beſchränkten, ſo blieb der Spaß unſchuldig und harmlos. Nur ſehr ſelten wählten wir ein Opfer aus dem übrigen Publikum, und nur, wenn dieſes Opfer durchaus nicht nachließ mit Bitten und Beſchwörungen um aufgenommen zu werden. So hatten wir denn auch bald einige wirkliche Freimaurer unter uns, die ſich auf den Glauben hätten todtſchlagen laſſen, daß wir eine beſondere, höchſt wichtige und geheimnißvolle Geſellſchaft ſeien, während wir nichts anderes waren, als ein Schwarm luſtiger Vögel, die ihre Jugend genoſſen, und ihre Tage in Tollheit und Luſtigkeit hinbrachten. Der einförmige und gemeſſene Gang, den die menſchliche Geſellſchaft annimmt, wenn ſie ruhig die Straße des Erwerbs und der täglichen Mühen wandeln kann, behagt der Jugend niemals, ſie will entweder in Sprüngen vorwärts, oder wenn dies nicht geht, ſtemmt ſie ſich an die Mauer, und hindert die Vorübergehenden. Es ſoll gleichſam Niemand ohne ihre Erlaubniß zu Ruhm, Würden und Behaglichkeit kommen. Einſtmals hatten wir die Poſſen etwas weit getrieben. Wir hatten unſre Opfer gleichſam ſyſtematiſch gepeinigt. Um ihren Muth zu prüfen, erſanden wir Schreckbilder aller Art und ich hatte gerade in der Nacht, von der ich eben ſprechen will, mir die Ehre angemaßt, den erſten und älteſten Deſpoten der Welt, nämlich den Tod, darzuſtellen. Demnach hatte ich einen alten Küraß genommen, ihn mit Oelfarbe bepinſeln und Rippen darauf malen laſſen: eine Todtenkopf-Maske hatte ich mir ſelbſt verfertigt, meine Schenkel, die der gütige Himmel mit ziemlicher Fülle geſegnet, proteſtirten am lauteſten, das ſchwächliche Beinwerk Freund Hain's darſtellen zu müſſen. Ich hatte alſo eine ſchwarze Hoſe angezogen, auf die mit hellem Weiß ein Knochengerüſt gemalt war. So ſtellte ich den Erbfeind alles Lebens vor. Das Ueble war, daß ich als Tod ein Gläschen Punſch zu viel trank und ſomit in etwas zu jovialer Stimmung auf der Straße anlangte, wo wir Vier an der Zahl noch einen nächtlichen Spaziergang mit dem üblichen Accompagnement von Straßenunfug und Nachtwächterärgerniß unternahmen. Meinen Freund, den Teufel am Arm, trollte ich zuerſt in die nächſte Gaſſe hinein, die zwei Kameraden, von denen der Erſte einen Doktor mit Klyſtierſpritze und der Andre ein Ungeheuer mit feurigen Augen darſtellte, folgten dicht hinter uns. Wir faßten ſogleich den Entſchluß, in die vorgenannte Sackgaſſe zu dringen, um Amors Wildpret aufzuſcheuchen. Wirklich fanden wir auch ein halbes Dutzend Pärchen, die wir auseinander ſcheuchten und verfolgten. Ein paar der Amoroſo's, die etwas mehr Courage im Leibe hatten, als ihre Gefährten, ſetzten ſich zur Wehre, und fielen mit einigem Erfolg über uns her. Das Ungeheuer verwickelte ſich dabei in ſeinen Bärenpelz, ſtolperte über ſeine eignen Beine und ſtürzte in die Gaſſe, der Teufel und der Aeskulap wollten ihm beiſpringen, wurden aber tüchtig mit Prügeln zugedeckt und mußten die Flucht ergreifen, von dem ganzen Inhalt einer Schenke verfolgt, die ſich in der Nachbargaſſe über uns hermachte und ein entſetzliches Gebrüll erhob. Nachtwächter und Polizeiſoldaten miſchten ſich hinein, und der kleine Menſchenknäuel, nach und nach zu einer Lawine anwachſend, keilte ſich in dem Sack der Gaſſe feſt, und man goß aus den Fenſtern der Häuſer, zu deren Füßen der Kampf ſich entſpann, allerlei Flüſſigkeiten in nicht unerheblichen Quantitäten hinab. Ich machte mich aus dem Staube und floh was ich fliehen konnte einem kleinen Kaſtanienwäldchen zu, das ſich zur Seite des Zeughauſes befindet. Hier verſchanzte ich mich hinter einem Baume und wartete der Dinge, die da kommen ſollten. Der Lärm in der Sackgaſſe wurde immer ſchwächer, ungefähr wie das Quiken einer Fliege, die man in der Fauſt einfängt und zerdrückt. Zuletzt hörte ich keinen Laut mehr, vermuthlich war die ganze compakte Maſſe in einen der Keller hineingeſtoßen worden. Tiefe Stille herrſchte um mich her. Der Mond, die Trophäen am Zeughaus überragend, warf ſein Licht über die Kaſtaniengipfel und ſetzte einzelne Plätze vor mir ins Helle. Hierdurch bemerkte ich, daß ich nicht allein auf dem Platze mich befand. Ein melancholiſcher Nachtgänger hatte ſich zugleich mit mir eingefunden. Ich faßte dieſes nachbarliche Weſen näher ins Auge, und — zum erſten Male in meinem Leben, rieſelte ein kalter Schauer durch mein Gebein! — ich ſtarrte die Erſcheinung an und wußte nicht, ob ich fliehen oder bleiben ſollte. Der Mann dort unter den Bäumen war — der wirkliche Tod! Ja — was ich nur ſchien — dort war der Entſetzliche in höchſteigener Perſon. Ein langer, weißer Reitermantel flatterte in der Nachtluft, nicht um gemalte, nein um wirkliche Todtenbeine. Ich ſah es ganz deutlich. Die hohen Reiterſtiefel umſchloſſen das dürre Gebein, wie ein Blumentopf das hineingeſteckte Stäbchen. Obgleich der Mantel hoch hinaufgezogen war, ſo konnte ich doch deutlich die augenloſen Höhlen ſehen, die auf mich gerichtet waren. Großer Gott, der Deſpot der Welt hatte erfahren, daß ein ſterbliches Gewürm die Frechheit gehabt, ihn in ſeiner ewigen Majeſtät darzuſtellen, und er kam nun, um dies Gewürm zu zertreten. Da ſtand er, der Allmächtige! ein Schritt näher und ich war ihm verfallen! Es wehte eiſig kalt durch die Baumzweige — es war, als wenn jede Creatur das körperliche Daſein ihres Vernichters fühlte — ſo ſtill, ſo ſtill war alles um uns her. Und immer ſtand er, immer war der haarloſe und fleiſchloſe Kopf, mit dem ſonderbaren kleinen Hütchen geſchmückt, zu mir hingerichtet. Jetzt aber ermannte ich mich. Was iſt's denn, rief ich mir zu; haſt du dir einen Maskenſcherz erlaubt, warum ſollen es nicht Andre ebenfalls? Die Idee, den Tod darzuſtellen, iſt nicht neu; ich kann durchaus nicht die Ehre mir anmaßen, ſie zuerſt gefaßt zu haben. Dieſe Worte halb laut ausſprechend, ging ich auf den Räthſelhaften zu, ſtreckte ihm die Hand entgegen und rief: Glück auf Kamerad! — Mein Arm fiel mir aber wieder an den Leib zurück, als das Phantom ſeine Stellung nicht veränderte, und nichts that als nur den Mantel etwas lüften, wodurch eine Reihe Perlenzähne, aber freilich in einer etwas zu weiten Ausdehnung, ſichtbar wurden. Ich wich ein paar Schritte zurück, und wir blieben wieder einander ſprachlos gegenüber ſtehen. Ich habe eine unbezwingliche Antipathie, meinen Rücken irgend Jemand zu zeigen; am wenigſten gerne thue ich's da, wo ich einen Feind, der mir Reſpekt einflößt, gegenüber habe. Hier ſtand mir ein ſolcher vor der Naſe. Noch ein Mal nahm ich alſo einen Anlauf und rief: „Mein Herr, wer Sie auch ſind, Ihre Maske iſt vortrefflich; ſie iſt ungleich täuſchender, als die meinige. Ich erſuche Sie" — ich konnte nicht weiter ſprechen, die Geſtalt wendete ſich zum Gehen. Durch die Zweige rauſchte der Wind, der Mond hüllte ſich in Wolken, der Unheimliche ging langſam den einen der Gänge hinunter. Auf dem Platze, wo er geſtanden, wehte ein Zettel im Winde. Ich hob ihn auf und es ſtanden die Worte darauf: „Heute um's Jahr ſehen wir uns wieder!"

Alſo eine Geiſtererſcheinung in optima forma! murmelte ich vor mir hin. Wie ich den Zettel noch in der Hand halte und dem Entſchwundenen nachſchaue, bemerke ich, wie er an der Straßenecke jenſeits ſtille ſteht und auf mich hinblickt. Halt! rief ich, — Du entkommſt mir nicht. Und ſomit eilte ich ihm nach. In dieſem Augenblick höre ich die Kameraden, die mich gefunden haben, und nun auf mich losſtürzen. Ich werde von ihnen umringt, feſtgehalten. Das Ungeheuer hat einen Theil ſeines

Pelzes verloren, dem Aeskulap ſind ſein rother Mantel und ſeine Spritze abhanden gekommen, dem Teufel haben ſie die Hörner vom Kopfe geriſſen. Ich beklage und beſpöttle die Unglücksbrüder, darüber entgeht mir mein Herr Mors. Ich ſeh' ihn nicht mehr, er iſt verſchwunden. Mit dieſer dunkeln Erſcheinung gingen meine luſtigen Tage zu Ende — das heißt in Berlin zu Ende. Bald darauf brach der Krieg aus. Hiervon ſoll mein nächſtes Capitel handeln.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12142/003

Ausbruch des Krieges. Ich rüſte mich unter den Helden des Vaterlandes einen Platz einzunehmen.

Nachträglich hab' ich den Tod meines Protektors zu berichten, der während der Jahre, wo ich mich in Berlin umtrieb, zu ſeinen Vätern verſammelt wurde. Ich trauerte um ihn mit wahrhaftem Herzen und nicht erheuchelten Thränen. Ich hatte ihm nur wenige Augenblicke Freude gewähren können, er jedoch hatte über meine ganze Jugend das Sonnenlicht des Glücks verbreitet. Hoch lebe das Andenken des Siegers von Friedberg! Prinz Heinrich, heißt die Deviſe, für die ich in den Tod gehe.

Es begannen die Rüſtungen. Alle Welt wollte in den Krieg ziehen. Man ſprach nur von Waffenthaten, man erzählte ſich von künftigen unausbleiblichen Siegen. Wir ließen alle unſre Narrenspoſſen fort und wollten nun „Männer“ ſein. Die Todtenbrüderſchaft hörte auf; auch von dem „Siebengeſtirn“ hörte man nichts mehr. Die Frauen wurden vernachläſſigt; man zwang ſie, Fahnenbänder zu ſticken und Deviſen zu componiren. Unſre Offiziere nannten ihre Hunde Lafayette, Mirabeau, Napoleon. Man kleidete Gaſſenjungen in franzöſiſche Uniformen, und ließ ſie ſich einander durchprügeln und in die Goſſe werfen.

Es wurde mir freigeſtellt, ob ich zu dem Regimente Königin-Dragoner übergehen wollte, und ich that's, weil ich eine Art Schwachheit für den Dragonerſäbel habe. Auch trug viel dazu bei, daß ich alte Kameraden im Regimente fand, nämlich den Grafen Truſchow und den Baron Lutzelbach, die dem Leſer wohl noch aus meinem Inſterburger Leben und Treiben bekannt ſein werden. Wir waren alle Drei zu unſrer erſten Waffe wieder zurückgekehrt, denn auch Truſchow und Lutzelbach hatten unterdeſſen bei andern Truppengattungen geſtanden. Die beiden ehrlichen Knaben hatten eine Schule der Widerwärtigkeiten unterdeſſen durchgemacht: die Karten waren ihnen nicht günſtig geweſen, die Gläubiger hatten ſie verfolgt, mit genauer Noth waren ſie der Dienſtentlaſſung entſchlüpft; jetzt hofften ſie, der Krieg werde Alles wieder gut machen. Sie ſahen ſich bereits im Geiſte im Beſitz der goldgeſpickten Börſe eines Wohlgeruch duftenden kleinen Marquis, den die Mama mit ſchwerem Herzen in den Krieg hatte ziehen ſehen. Ueber dieſen Irrthum belehrte ich ſie; ich erklärte ihnen, daß die Franzoſen, wie wir ſie zu ſehen bekommen würden, keine petits maîtres ſeien, wie ſie unſre guten Altvordern bei Roßbach kennen gelernt, daß wir tüchtige Soldaten finden würden, die Haare auf den Zähnen hätten, und von einem Teufel von kleinem Corporal geführt würden. Sie glaubten mir nicht und lachten mich aus.

Ich habe nicht die Verpflichtung übernommen, die Geſchichte der damaligen Tage zu ſchreiben, ich will alſo ganz kurz ſagen: wir wurden bei Jena geſchlagen. Am Morgen des vierzehnten Oktobers tanzte die Nebelhexe mit dem alten Brocken-Papa ein allerliebſtes Duett; die Folge für uns war, daß wir arme Teufel keine zwei Schritte vor uns her ſehen konnten. Bei Haſſenhauſen ſollte unſer Regiment den Marſchall Davouſt angreifen; der Marſchall Blücher hatte die Avantgarde. Aber wir wurden geworfen, und kamen der Brigade des Generals Schmettau zwiſchen die Beine. Wie ich mich mit meinem Pferde durch einen kleinen Bach arbeite und eben dabei bin, eine Taxushecke, die das Gärtchen eines Predigerhauſes umgab, zu durchhauen, nahmen mich feindliche Chaſſeurs, die in Ueberzahl ſich dort verſteckt hielten, gefangen. Ein Hieb über den rechten

Schenkel war die Folge meiner beſcheidenen Gegendemonſtrationen. Ich wurde mit einem Transporte anderer Gefangener nach Weimar gebracht, wo ich anfangs in einen Stall, dann aber durch einen Glückszufall in die ſehr anſtändige Wohnung einer Bürgerfamilie gebracht wurde. Der Zuſammenhang der Sache war nämlich dieſer. Als ich im Stalle lag und eben damit beſchäftigt war, meinem armen Burſchen, der noch ärger als ich zuſammengehauen war, das Bein zu verbinden, geht eine lange, ſchwarze Figur in den Stall, die mir von der Sorte des Stammes Levi zu ſein ſchien, wenigſtens fehlte dieſem ſtrengen, blaſſen, ſpitznaſigen Geſichte mit den buſchigen Augenbrauen nichts zu einem rechtgläubigen, proteſtantiſchen Kanzelhelden. Dicht hinter dieſer orthodoxen Hopfenſtange trippelte ein niedliches, blondes Evchen, das mit niedergeſchlagenen Augen — denn ſie fürchtete einige indecente Entblößungen zu ſehen — ſich dem geiſtlichen Schutze ihres Vaters oder Oheims anſchloß. „Meine Freunde!“ hub der Prediger an, nachdem er zweimal den Weg durch den ganzen Stall, hin und zurück, gemacht hatte, und nun in meiner Nähe ſtehen blieb, „iſt Einer von Euch, der der Tröſtungen und des Zuſpruchs der Mutter Kirche bedarf? Er ſtehe auf und gebe Zeugniß!“ Er hatte gut befehlen armen Krüppeln, von denen ein paar ſogar gar keine Beine mehr hatten, aufzuſtehen. Wir ſchwiegen alſo ſtill und die große, ſchwarze Standarte wiederholte in monotoner Weiſe ihre Aufforderung. „Papa!“ ſagte jetzt die Kleine, „dieſe Leute ſind ſo krank, daß ſie Dir nicht antworten können; man muß ſie erſt ausſchlafen laſſen, dann werden ſie munter werden und Dir antworten!“ — „Wie Gott will, mein Kind!“ erwiderte der Alte, und verließ den Stall. Im Umſehen fällt der Blick des Mädchens auf mich. Sie bleibt auf der Schwelle ſtehen, ziſchelt ihrem Vater etwas ins Ohr, und dieſer faßt mich nun auch ſeinerſeits ins Auge. Ich denke, das Pärchen kommt nun zurück, allein es geht fort. Nicht lange darauf kommt ein alter Mann, der wie ein Buchhalter ausſieht, bringt mir einen Gruß von dem Herrn Röſelt und fordert mich auf, ſogleich in ſein Haus zu ziehen. Ich laſſe mir dies nicht zweimal ſagen, und frage nun, wer Herr Röſelt ſei. Man antwortet mir, er ſei Kaufmann and wohne in Berka, ſei aber jetzt wegen der Kriegsunruhen in die Stadt gezogen. — „Gut!“ ſagte ich, „es ſoll mich freuen, des ſehr ehrenwerthen Herrn Röſelt Bekanntſchaft zu machen.“ Wir beſteigen einen Wagen und kommen ſo wohlbehalten, als es unter dieſen Umſtänden möglich iſt, in der Wohnung eines Menſchenfreundes an. Hier treffen wir auf den Prediger und auf ſeine Mademoiſelle Tochter, die ich Jettchen nennen höre. Zugleich tritt ein kleines, kugelrundes Männchen, in einem ſchnupftabakfarbenen Morgenrock und einer ellenlangen Pfeife, auf die Thürſchwelle und ſagt, indem er mich vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hat, phlegmatiſch: „Ne, er iſt's nicht! Aber's ſchadet nichts! Er kann doch hierbleiben, da er einmal da iſt!“ Auf dieſe Notifikation, die mich einigermaßen in Verlegenheit ſetzte, fingen Papa und Töchterchen ein Klage-Duett an, deſſen Text in ſehr deutlichen Worten lautete: „Ach Herr Gott! Herr Gott! ſo haben wir uns getäuſcht! Ja, wer kann denn in einem dunklen Stalle deutlich ſehen! — Aber Papa, Du ſiehſt auch gar zu ſchlecht! Du würdeſt eine Katze für einen Haſen anſehen!“ — „Jettchen, Jettchen! ſchlimmes Kind — nun ſchiltſt Du Deinen armen alten Vater, und bedenkſt nicht, daß Du die Erſte warſt, die da rief: Wenn das nicht der Johann Poſemuckel iſt, ſo hab' ich ihn nie in meinem Leben geſehen! Darauf hin bin ich denn hier zu unſerm Nachbar gegangen, und hab' ihm angezeigt, daß ſeiner Tochter Sohn draußen bei den Verwundeten liege.“ — „Schadet nichts! ſchadet nichts!“ rief die braune Kugel dazwiſchen; „ich ſage Euch ja, ich behalte ihn dennoch hier, wenn's auch nicht ein Produkt meines Lenchen iſt.“

Somit blieb ich denn im Hauſe Herrn Röſelt's, und ſchämte mich bitter, daß ich nicht Herr Poſemuckel, der geliebte Sproſſe dieſes Hauſes war. Herr Röſelt war ſeines Zeichens ein Gewürzkrämer und handelte auch mit ſaurem, verfälſchtem Weine. Eine kleine Erbſchaft, die er gemacht, ſetzte ihn auf den Fuß, mit etwas mehr Glanz aufzutreten, und vor allen Dingen ſeine Reſidenz aus dem kleinen Badeorte Berka in die Hauptſtadt des Landes zu verlegen. Da er Wittwer war und keine Kinder hatte, war er ein Gegenſtand der geſpannten Aufmerkſamkeit der jüngern und ältern Damen der Umgegend. Herr Röſelt nahm dieſe Huldigungen äußerſt graziös auf, er ließ aber dabei ein Jahr nach dem andern vergehen, und eine Schöne nach der andern mit getäuſchten Hoffnungen entweichen. Ich erhielt in dem wohleingerichteten Häuschen eine leidliche Dachkammer, und zur Geſellſchafterin und Wärterin erhielt ich — Pappermann's Jettchen; ſo hieß des Pfarrers Töchterchen. Paſtor Pappermann hatte neun Töchter, und es war ihm geglückt, von dieſen Danaiden ſieben in's Ehebett zu bringen. Dieſe ſieben Glücklichen wohnten im Lande vertheilt, und der Papa, der auf ſeiner Pfarre durch einen Adjunkt ſich vertreten ließ, machte jährlich zwei Mal die Rundreiſe, wo er dann immer ein paar Wochen bei jeder Danaide blieb. Dies Leben behagte ihm ungemein und er vermißte ſeine einſame Kanzel durchaus nicht. Noch angenehmer wär's ihm geweſen, wenn auch die beiden letzten Töchter hätten heirathen können, aber es hatte ſich bis jetzt kein paſſender Mann finden wollen, obgleich weder Jettchen noch ihre Schweſter es an Verführungskünſten fehlen ließen.

Durch meinen Aufenthalt im feuchten Stall, wo ich mehrere Stunden hatte liegen müſſen, hatte meine Wunde, die an und für ſich unbedeutend war, ſich verſchlimmert und ein Fieber war hinzugetreten. Dies war Grund, daß Herr Röſelt einen Arzt kommen ließ, der mich täglich einmal beſuchte und auf für mich höchſt unbequeme Art mit ſeiner Sonde in meiner Wunde umher agirte. Das zärtliche Herz meiner kleinen Krankenwärterin litt bei jedem Seufzer, den ich ausſtieß. Wenn ich Ruhe hatte, ſaß ſie an meinem Bette und las mir einen Lafontaine'ſchen Roman vor. Bei den rührenden Stellen des Buches gingen ihre Augen in Thränen über, und ich fing die ſchöne Trauernde in meinen Armen auf. „Mein theures Jettchen," ſagte ich bei einer ſolchen Gelegenheit, „Sie ſind zu gefühlvoll! Bedenken Sie, daß Sie auf dieſe Weiſe nicht durch's Leben kommen. Tauſend und aber tauſend Gelegenheiten und Anläſſe, den Muth zu erſchüttern und die gute Laune zu trüben, warten auf Jeden von uns; wo blieben wir, wenn wir nicht dieſen Angriffen des Schickſals die ſo nothwendige Feſtigkeit der Seele entgegenſetzten!" Auf dieſe, wie ich mir ſchmeicheln darf, ſehr wohl geſetzte Rede antwortete ſie mir nur durch Schluchzen und ſank wieder an meine Bruſt. Dies wurde mir zuletzt läſtig und ich machte die heirathsluſtige Danaide darauf aufmerkſam, daß der Arzt jede Aufregung ſtreng zu verhüten befohlen hatte. „Sie haben Recht," entgegnete ſie; „aber warum ſehen Sie auch meinem Johann ſo ſehr ähnlich? Glauben Sie, daß Sie mich, damals im Stalle, getäuſcht haben? O nein! ich wußte wohl, Sie waren nicht mein Johann! Der hätte ſich ja ganz anders um mich gekümmert, aber ich redete es meinem Papa ein, weil ich eine Mannsperſon, die meinem himmliſchen Poſemuckei ähnlich ſah, unmöglich konnte auf dem faulen Stroh verkommen laſſen!" Ich war etwas überraſcht von dieſer Aufrichtigkeit, beruhigte jedoch meine gekränkte Eitelkeit durch die Betrachtung, daß, wenn ich auch nicht der Geliebte ſei, doch vollkommen ſo behandelt würde, als ſei ich es. Sogar die Zärtlichkeiten ärntete ich ein, die dem himmliſchen Poſemuckel beſtimmt waren, und worüber dieſer, wenn er es erfahren, ſicherlich nicht ſehr freudigen Herzens geweſen wäre.

Ich erfuhr, daß ein Transport Gefangener nach Frankreich abgehen würde, und demnach — da ich offenbar mit zu dieſer Sendung gehörte — konnte ich berechnen, daß mein Aufenthalt nur ſo lange noch im Hauſe meines Wohlthäters dauern werde, als es dem Regimentsarzt gefallen würde, mich für krank zu halten. Jeden Tag konnte der Befehl zum Abmarſch kommen. Während einer Dämmerſtunde, wo „die Pfarre am See“, der Lafontaine'ſche Roman, den wir gerade laſen, bei Seite gelegt wurde, entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen mir und der Danaide:

„Mein Gott, was werden Sie nun anfangen, wenn Sie in Frankreich in Gefangenſchaft ſitzen? Unter wildfremden Menſchen? Haben Sie ſchon daran gedacht?“

Ich. Wie ſollte ich nicht. Doch wollte ich ein noch ſchlimmeres Schickſal geduldig ertragen, wenn ich nur dadurch von meinem Vaterlande, von meinen

Freunden und Kameraden die Schmach abwenden könnte.

Jettchen. Die Männer denken immer ſo hochherzig. Wir Mädchen haben kein anderes Vaterland, als da, wo es uns gut geht, und wo wir einen Liebhaber finden.

Ich. Alſo würden Sie auch in die Türkei gehen?

Jettchen. Was mich betrifft, recht gern. Warum auch nicht? In der Türkei wird man geliebt wie anderswo und auf das Lieben kommt's immer nur allein an. Ach! —

Ich. Weinen Sie nur nicht wieder. Wenn ich hier bliebe, verſpräche ich Ihnen, Sie auf das zärtlichſte zu lieben.

Jettchen (an meinen Hals ſpringend). O Sie Goldner! würden Sie das?

Ich. Das heißt unbeſchadet der Rechte Ihres Bräutigams.

Jettchen. Das verſteht ſich. Kommt er, ſo übernimmt er es, mich zu lieben. Geliebt aber muß ich unausgeſetzt werden. Ich könnte keine Stunde leben, ohne daß ich wüßte, daß eine Mannsperſon ſich um mich kümmerte.

Ich. Das nenn' ich ein warmes Herz.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12160/021

Jettchen. Du lieber Gott! das iſt ja auch mein einziges Hab und Gut.

Ich. Sie haben mir nichts von Ihrer Freundin Cordelchen erzählt.

Jettchen (geheimnißvoll). Ich will Ihnen nur ſagen: es iſt ihr etwas paſſirt. Das arme Mädchen! Wir haben es endlich herausbekommen. Bei der Plünderung — verſtehen Sie?

Ich. Kein Wort. Was iſt ihr paſſirt?

Jettchen. Keine Gewalt der Erde bringt dies über meine Zunge. Mein Gott, was iſt der Krieg für ein entſetzliches Unglück!

Ich. So ſagen Sie mir's in's Ohr.

Jettchen. Ich ſagte es Ihnen ja ſchon: es iſt ihr etwas paſſirt.

Ich. Aber was?

Jettchen. Wir wollen von etwas Anderm ſprechen. Herr Röſelt hatte der Cordelchen und ihrer Mutter offerirt, in ſeinen Keller zu kommen, als die Feinde einrückten und es hier drunter und drüber ging, aber ſie wollten nicht. Unten im Keller ſaßen ich und noch ſechs andere Damen und natürlich iſt uns nichts paſſirt.

Ich. Ach ſo!

Jettchen. Nun endlich! Wenn ich Cordelchen ſehe, vergieße ich Tauſende von Thränen über ſie. Was iſt ſie nun eigentlich? Kann man von ihr ſagen, daß ſie eine Frau iſt? Schwerlich! Und doch iſt ſie eine. Sie iſt weder aufgeboten worden, noch iſt ſie Braut geweſen. Auch kann ſie nicht Wittwe werden, obgleich ſie es vielleicht jetzt ſchon iſt. Schrecklich! und wie unvorbereitet iſt Alles gegangen! Nacht, Dunkel! man ſchießt auf der Straße — iſt das ein Zeitpunkt, wo man ein für's ganze Leben bedeutſames Band knüpft? Ich habe mir dergleichen gar nicht als möglich vorgeſtellt. Man muß doch gefragt werden, ob man will? Was iſt das für ein raſend übereilter Schritt!

Ich. Im Kriege fragt man nicht. Iſt ein Soldat geſund und findet er ein hübſches Mädchen, ſo wird der Bund auf der Stelle geſchloſſen, ohne Einwilligung der Eltern und ohne Aufgebot des Pfarrers. Und wer weiß, ob Mamſell Cordelchen nicht ganz zufrieden mit dem Hergang dieſer ganzen Sache geweſen iſt?

Jettchen. Papa ſagt, ſie hätte anders keinen Mann bekommen.

Ich. Nun, da haben wir's. Und manches Mädchen iſt in dem nämlichen Fall.

Jettchen. Papa ſagt, drum wären auch ſo wenige in den Keller gegangen, trotz der Invitationen des Herrn Röſelt.

Ich mußte herzlich lachen über dieſe Weiberkenntniß des Herrn Pfarrers; zugleich nahm ich Gelegenheit unſer Geſpräch abzukürzen, indem ich meiner kleinen Danaide verſprach, daß ich, ſobald es nur irgend möglich ſei, aus Frankreich ihr ſchreiben wolle. Dafür nahm ich einen wahren Brautkuß in Empfang, ſo warm und zärtlich, als ich ihn mir nur wünſchen konnte.

Dieſer Abſchiedskuß ſagte mir, wie hoch ich im Werth ſtand bei meiner kleinen Danaide, und auf dieſen Werth hin baute ich meinen Plan. Ich hatte nämlich den Entſchluß gefaßt, zu entfliehen.

Fluchtverſuch. Fatalitäten, die ich zu erdulden habe. Ich gerathe in's Ehebett, aber nicht in mein eigenes.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren. Der Korporal kam täglich und ſtattete ſeinen Rapport ab, der Regimentsarzt hatte mich für reiſefähig erklärt. Ich nahm nun Jettchen bei Seite und ſtellte ihr unter allen möglichen rührenden Argumenten mein Vorhaben vor. Sie vergoß wieder ſehr viel Thränen und verſprach zu einer Freundin zu gehen, um mit dieſer Rath zu halten. Der Abend des nächſten Tages war der letzte, entſcheidende; den andern Morgen darauf wurde ich in den Transport-Train gebracht und dann war kein Entkommen denkbar. Der Tag verging, der Abend nahte ſich und noch immer kam mein rettender Engel nicht wieder. Sollte ſie mich perfider Weiſe wollen ſitzen laſſen? Aber nein, Jettchen Pappermann war keine Verrätherin. Zur Stunde der Dämmerung hielt ein einfaches Geſpann vor meiner Thür und ein Dämchen, in einen Schleier gehüllt, im Reiſehut und mit einem mächtigen Regenſchirm, drängte ſich vorſichtig durch die Thürſpalte meines Krankenzimmers. „Da bin ich!“ rief ſie, „und der Himmel ſei unſer Begleiter! Kleiden Sie ſich ſogleich in dieſen alten Rock von Fritz und beſteigen Sie den Kutſcherbock unſers Wagens, wir fahren nach Ilmenau.“ — „Aber Jettchen!“ hub ich an. — „Still!“ entgegnete ſie, „jetzt keine Frage. Drinnen im Wagen ſitzt Cordelchen. Kommen Sie. Werfen Sie uns aber nicht um. Noch vor Nacht erreichen wir Ilmenau, dort ſind wir im Gebirge und ein Führer, den ich dingen werde, wird Sie die Pfade leiten, die ſicher nach dem Standquartier der Preußen führen.“ Sie half mir den Rock anziehen, nahm meinen eigenen unter ihren Mantel, drückte mir eine große Fuhrmannspeitſche in die Hand, hing ſich dann an meinen Arm und ſo traten wir bei völliger Dunkelheit auf die Straße hinaus und ich erkletterte meinen hohen Sitz, indem ich das ebenfalls verſchleierte Cordelchen mit einem ſtummen, reſpektvollen Gruße beehrte. Nun ging's die Straße hinab. Nicht zwanzig Schritte hatten wir gefahren, ſo zeigte ſich ſchon ein Poſten, der uns anrief. Ich wollte antworten, allein eine kleine Hand, vom Rücken kommend, hielt mir den Mund zu. Die beiden Mädchen gaben Beſcheid und man ließ uns fahren. Später nochmals ein Halt und wieder ein Examen. Diesmal mußten wir alle Drei abſteigen, beim Scheine einer Stalllaterne wurde das Stroh unſers Wagens durchwühlt. Ich fluchte auf gut thüringiſch und meine Mädchen kicherten. Endlich waren wir aus der Stadt heraus und in der milden Oktobernacht ging es nun über Stock und Stein. Es war eine Finſterniß, daß man nicht die Hand vor dem Auge ſehen konnte. Wie nun den Weg finden? Ich hatte natürlich keine Ahnung, wo das Bergſtädtchen, auf das wir losſteuerten, läge; die beiden Mädchen, die ſich aber einander widerſprachen, gaben mir die Richtung an. Wir geriethen auf einen Nebenweg, dieſer führte zu einem Waldpfad und endlich ſaßen wir im Dickicht feſt. Ich ſtieg ab und beſchäftigte mich mit dem Pferde. Die Mädchen lachten wie die Kobolde. Wir waren, trotz unſeres Mißgeſchicks, alle Drei ſehr guter Laune. Es wurde vorgeſchlagen, ſitzen zu bleiben, bis der Morgen käme oder bis irgend ein wohlthätiges Weſen ſich hierher verirrte, um uns den Weg zu zeigen. Nachdem ich noch einige Verſuche gemacht, den Wagen frei zu machen, dabei an Bäume angerennt war, den Hut und meine

Peitſche verloren hatte, fügte ich mich dem Anerbieten der Mädchen und nahm im Wagen Platz, links Cordelchen, rechts Jettchen im Arme. Die Vierte im Bunde war eine kleine Korbflaſche vortrefflichen Danziger Goldwaſſers, die von Mund zu Munde ging. Cordelchen wurde aufgefordert, die Geſchichte ihres Mißgeſchicks zu erzählen. Da ſie ſich weigerte, erzählte Jettchen an ihrer Stelle und fügte eine Menge Umſtände bei, die von der ausgelaſſenſten Laune ihr eingegeben wurden. Nun mußte Cordelchen widerſprechen und im Hin- und Herſtreiten erfuhr ich die ganze tragi-komiſche Begebenheit. Doch blieb ſie unverbrüchlich feſt dabei, daß der unverſchämte Reiter ſie nur in die Arme geſchloſſen habe, unter dem Ausruf: „Oh, comme elle est belle, cette jeune Allemande!“ Weiter ſei durchaus nichts vorgefallen. Jettchen ſchlug ein ungläubiges Gelächter auf und indem ſie mich beim Kopfe faßte, mein Ohr zu ſich herabzog, ziſchelte ſie ſo laut hin, daß die Freundin es hören konnte: „Haben Sie gehört, ſie widerſpricht ſich. Mir hat ſie geſagt, es ſei ſtockfinſterrabenſchwarze Nacht geweſen, als die Marodeurs eingedrungen, und nun will ſie gehört haben, daß der Mann ihr geſagt: oh, comme elle est belle!“ — „Du vergißt,“ rief Cordelchen, ſich nach und nach erhitzend und gar nicht mehr auf meine Gegenwart achtend, „daß das Nachtlicht brannte, denn ich und Mama wollten uns eben zu Bette legen. Der lahme Peter hatte vor einer Viertelſtunde die Laden zugeſchraubt und ganz kurz vorher war der Kanzleidiener Clobmann, der in dem Hauſe nebenan wohnt, bei uns geweſen, um uns zu verſichern, die Franzoſen hätten ſchon die Stadt geräumt.“ — „Wenn das Nachtlicht brannte,“ hub Jettchen wieder an, indem ſie mir einen leichten Stoß mit dem Ellenbogen in die Seite gab, um mir anzudeuten, daß ſie jetzt auf „den Grund der Sache“ kommen werde, „ſo haſt Du ja offenbar das Scheuſal ſehen können und Du haſt mich verſichert, Du hätteſt keine Vorſtellung, wie er ausgeſehen?“ — „Allerdings brannte das Nachtlicht,“ antwortete die in die Enge Gedrängte, „aber Du mußt wiſſen, daß ich, wie ich die Thüre aufſchlagen hörte, mich in das Cabinet nebenan flüchtete, wo die getrockneten Kräuter meines Bruders liegen, und daß er mir dorthin folgte. In dieſem Kabinet war es ganz dunkel!“ — „Ach!“ rief Jettchen, „da werde Einer klug! Wenn es dunkel war, ſo konnte er ja wieder nicht ſehen, daß Du ſchön warſt!“ — „Sehen?“ bemerkte ich in einem altklugen Tone, „braucht man denn immer nur die Augen,

Neuntes Kapitel.

Das Abenteuer im Gebirge. — Die Fahrt durch die Luft. — Fortunat als Einſiedler. — Fernere Schickſale der Prinzeſſin Zephiſe. — Schiffbruch. — Ankunft auf den Maulwurfsinſeln. —

Aus dem Dorfe hinaus, luſtig ein Lied vor ſich her trällernd, wanderte der zierlichſte junge Burſche, der je den Staub der Landſtraße berührte. Auf dem blonden Lockenkopfe ſaß ein ſpitzes Hütchen mit einer ſchwankenden rothen Feder und verſenkte die Hälfte des aus Roſen und Lilien gebildeten Geſichtes in Schatten, aus denen heraus wie ein tiefer heimlicher Quell die dunkeln Augen hervorblitzten. Die ſtraff zuſamum inne zu werden, ob ein Mädchen wohl gebaut iſt? Hat denn der Chaſſeur keine Hände gehabt? Ich meinerſeits, Kinder, befinde mich in demſelben Fall, ich weiß dem Auge nach nicht, ob Cordelchen ſchön iſt, aber meine Hüfte, die ſich ſehr eng an der ihrigen befindet, ſagt mir, daß ich dort Fülle und ſchöne Form erwarten darf, und mein Arm, den ich um ihre Taille lege und eben etwas höher rücke, plaudert ſehr vernehmlich aus, daß ein ganz artiger Buſen…" — „Schon gut, Herr Kutſcher!" rief Cordelchen, indem ſie etwas weiter von mir wegrückte, „ſehen Sie nur auf Ihr Pferd und nicht auf Dinge, die Sie nichts angehen!" — „Ei ſieh doch, wie ſchnippiſch!" höhnte Jettchen. „Wenn man ſolche Abenteuer beſtanden hat, wie Du, mein Engel, ſo hat man nicht das Recht, einige unſchuldige Redensarten ſogleich ſchlimm zu deuten. Herr von Violet iſt Lieutenant und ein vornehmer junger Offizier; in ſeinem Schutze ſind Du und ich wahrlich ſicher. Hab ich's nun recht gemacht?" fragte ſie mich, „ich muß doch zeigen, daß ich Ihre ältere und beſſere Freundin bin." Ich bog mich zu ihr herab und küßte ſie.

„Herr Gott!" ſchrie Cordelchen, „da blitzen Feuer im Walde auf!"

So war es auch. Es wurden Stimmen und Pferdegetrampel hörbar; es zog in der Richtung von Oſten nach Weſten durchs Dickicht. „Wir wollen uns nun ruhig verhalten, meine Damen,“ ſagte ich. „Niemand wird uns hier ſuchen.“

Aber unſer Pferd erhob in dieſem Moment ein lautes, ſchmetterndes Gewieher. Sogleich blieb jener Zug halten. Es arbeiteten ſich ſchwarze Geſtalten durch das Gezweig; wir wurden angerufen, einige Schüſſe fielen. Cordelchen und Jettchen rutſchten ſchreiend in das Stroh des Wagens, und zogen die Decke über ſich. Ich ſprang ab und antwortete den Stimmen. Es war ein Piket preußiſcher Dragoner, die, von einigen Bauern geführt, ebenfalls den Weg ſuchten. Wer war glücklicher als ich. Sogleich gab ich mich zu erkennen, und meine geliebten Blauröcke begrüßten mich als guten Kameraden. Meine beiden Mädchen kamen nun auch hervor. Ein verwundeter Rittmeiſter war im Zuge, für den wurde der Wagen in Beſchlag genommen. Die Mädchen erklärten, daß ſie recht gern zu Fuß gehen wollten. So ſetzte ſich denn unſer vereinigtes Heer in Bewegung. Die Laternen und Fackeln gingen voran; es gab Gräben zu überſpringen, ſtehende Wäſſer zu durchwaten. Die kräftigen Burſchen unter uns beluden ihren breiten Rücken mit den Mädchen, und trollten mit dieſen durch Dickicht und Dorn mit großer Leichtigkeit.

So gelangten wir in die Nähe von Ilmenau. Hier lichtete ſich das Terrain, der Morgen brach an. Wir hatten ſieben Stunden in der Irre hingebracht. Die Friſche des jungen Tages durchfröſtelte unſere in durchnäßte Kleider gehüllten Glieder; es gewährte demnach keine kleine Freude, als wir das Forſthäuschen gewahrten, das uns zum einſtweiligen Verbleib angewieſen war. Es ſtand leer, und wurde im Sommer an Badegäſte vermiethet. Die guten Recommandationen, die Jettchen und Cordelchen mit ſich führten, öffneten die Pforten dieſes verſchwiegenen Waldtempels. Wir richteten uns ein, obgleich nicht auf ſo viele Gäſte gerechnet war, als jetzt erſchienen waren. Wir ſtellten Poſten aus, und der Rittmeiſter ertheilte Befehle; wir mußten uns ſo ſchnell wie möglich mit dem Corps, das fünf Meilen nordwärts ſtand, vereinigen; doch war Vorſicht nöthig.

Unterdeſſen hatte der Wachtmeiſter in Weimar Kenntniß von meiner Flucht erhalten, und Fritz, deſſen Rock ich trug, und deſſen Amt ich bekleidete, hatte aus Rache die Richtung, die wir eingeſchlagen, angegeben. Man kam mir alſo nach. Als ich eben von einem idylliſchen Spaziergange heimkehrte, fand ich, ſtatt der bekannten Geſichter meiner Dragoner, eine franzöſiſche Feldmütze aus dem untern Fenſter des Forſthäuschens herausgucken. Halt! dachte ich, und hielt meinen Schritt ein, da iſt etwas paſſirt! Und ſo war es auch. Die Preußen hatten das Häuschen geräumt, und meine Verfolger es eingenommen. Alles Dieſes war das Werk einer kurzen halben Stunde geweſen. Meine Entfernung war mein Glück, denn ſchwerlich hätte ich entſchlüpfen können; vorſichtig, da ich die Spinne im Netze fand, zog ich mich von Baumſtamm zu Baumſtamm, und, mich niederbückend, zum Geſträuch zurück, und erreichte glücklich wieder das Waldesdunkel. Was aber nun beginnen? Wo waren meine beiden Mädchen, deren ſchlaue Köpfe ſo reich an Auskunftsmitteln und Erfindungen aller Art waren? Ich befand mich von meinen Hülfstruppen und zugleich von meinem Kriegsrath verlaſſen. Aus der Entfernung beobachtete ich das Forſthäuschen; ich ſah, wie abwechſelnd Cordelchen und Jettchen hineingingen, und bald dieſes, bald jenes Schüſſelchen und Körbchen in den Händen trugen. Wahrſcheinlich bemühten ſich dieſe zarten Seelen, möglichſt den Verdacht von ſich abzuwälzen; vielleicht machten ſie ſich auch an der Hausthür etwas zu ſchaffen, um mir bei meiner Heimkehr von Ferne ein Warnungszeichen zu geben. Endlich traten die vier Franzoſen heraus, beſtiegen ihre Pferde und ſchlugen die Richtung ein, die ihnen die Mädchen bezeichneten. Ich, die Gefahr vorüber wähnend, ſtürze hervor, und ſtürme, Cordelchen und Jettchen umarmend, in das Häuschen hinein. Wer tritt mir entgegen? Der Wachtmeiſter. Er und zwei Mann waren zurückgeblieben. Jettchens mir in's Ohr gekreiſchte Warnungen hatte ich überhört. „Nun haben wir den Vogel!“ rief der Mann pathetiſch; „Ihre Erklärungen und Andeutungen, meine Damen, erweiſen ſich alſo als Lügen. Sie ſind gleichfalls meine Gefangene! Bindet die Pferde los, wir kehren nach dem verdammten Neſte zurück, wo wir hergekommen. Ich werde die eine Mademoiſelle auf den Sattel zu mir nehmen, Du, Pierre, nimmſt die andere. Wir behalten den rechten Arm frei, um den Lauf unſerer Piſtole auf den Kopf des jungen Herrn zu richten, den wir zwiſchen uns nehmen, und den wir mit unſern Kugeln beſchenken wollen, ſobald er Miene macht, ſich aus unſerer intereſſanten Geſellſchaft zu entfernen. Auf und davon. Perronier, Du bildeſt den Nachtrab!“ Dieſe Befehle wurden, kaum gegeben, auch ſchon befolgt. Für einen Augenblick dachte ich daran, mich frei zu machen: allein es wäre ein ſinnloſer Streich geweſen, es mit Dreien aufnehmen zu wollen, die bewaffnet waren, während ich nichts als ein Taſchenmeſſer bei mir hatte. Es bildete ſich alſo der Zug. Cordelchen nahm Platz auf dem Sattel des Wachtmeiſters, Jettchen, mein ſanftes, göttliches Jettchen, das mir Küſſe zuwarf und Augen voll Thränen auf mich richtete, wurde ziemlich unſanft von Pierre mehr auf den Sattel geſchnellt, als gehoben. Ich ritt zwiſchen Pierre und dem Wachtmeiſter, der mir ſehr artig Feuer für meine Pfeife anbot, während er den Hahn an ſeiner Piſtole ſpannte. „Ich bin ſo glücklich, mein Herr,“ ſagte er ſchmunzelnd, „Sie auf zweifache Art mit Feuer bedienen zu können, und Sie werden mich bereit finden, auf den leiſeſten Wink von Ihnen, mit meiner Dienſtleiſtung bei der Hand zu ſein.“ Pierre und Perronier lachten über dieſen Witz pflichtſchuldigſt ſo laut wie möglich. Es war ein heller freundlicher Tag; die Sonne ſtand noch ziemlich hoch am Himmel und warf ihr Licht auf die gold- und purpurgefärbten Blätter der herbſtlichen Landſchaft. Wenn meine Situation nicht eine ſo wenig ergötzliche geweſen wäre, ich hätte mich beim Anblick der hellen, freundlichen Gegend, und bei Beobachtung meiner beiden Freundinnen, von denen die eine ſich wiederum gezwungen in den Armen eines Franzoſen befand, ſogar zu Scherzen aufgelegt gefühlt. Mehr als einmal kam ich in Verſuchung, meinem Pferde die Sporen zu geben und auf gewohnte Weiſe friſch über die Fläche hinzujagen; dann aber brachten mich die Piſtolenläufe meiner Nachbarn in gefällige Erinnerung, und ich hörte Jettchen von ihrem unbequemen Sitze herüberflüſtern: „Um Gotteswillen, nur keine Tollheit begehen! Ich ſterbe!“ — Ich blickte zärtlich zu ihr herüber, und bemerkte, wie ſie mir zuwinkte, Muth zu faſſen. Ein ähnlicher Wink kam auch von Cordelchen herüber. Sollten die Mädchen ſich etwas ausgedacht haben, fragte ich bei mir ſelbſt. Wahrlich, mein Latein iſt zu Ende; ich wüßte nicht, wie ich hier, auf offener Straße, meinen Häſchern entſchlüpfen könnte.

Aber wir blieben nicht immer auf offener Straße: wir kamen durch ein Dorf und hielten vor einer Schenke ſtill. Ich wurde zuerſt genöthigt abzuſteigen, begab mich in eine Kammer, in die auch der Wachtmeiſter eintrat; vor die Thür wurde Perronier als Wache aufgeſtellt, Pierre ging ab und zu, ſah nach den Pferden und ſchaffte Lebensmittel herbei. Da wir nur eine halbe Stunde von Weimar entfernt waren, ließ man ſich Zeit. Die beiden Mädchen wurden in eine beſondere Kammer auf den Hof geſperrt, eine Art Hühnerſtall, und Pierre ſteckte den Schlüſſel zu ſich. So waren wir denn Alle untergebracht; es war fünf Uhr Abends. Da in dem ärmlichen Dorfe, das bereits zweimal ausgeplündert war, ſich nichts von Leckerbiſſen fand, kam ein Marketenderkarren ſehr willkommen, der noch ziemlich gefüllt, vor unſerer Schenke hielt. Der Wachtmeiſter kaufte ein Fäßchen Rum, natürlich mit meinem Gelde, und Pierre gelangte auf eben dieſem Wege zum Beſitz einer großen Portion geſalzener Fiſche und Pöckelfleiſch. Für Cordelchen und Jettchen kaufte ich einen prächtigen Häring, den ich in ein Papier aus meiner Brieftaſche wickelte, auf das ich ein paar Worte mit Bleiſtift gekritzelt, und ſo ſchickte ich dieſen Zögling der Salzfluth in den Hühnerſtall. Die pfiffigen Kinder fanden und laſen. Ich erhielt die Reſte des Härings, den Kopf und den Schwanz zurückgeſchickt, und auf dem Papier ſtanden die Worte: Der Kopf deutet an, daß wir den unſrigen nicht verloren haben, der Schwanz, daß wir noch nicht am Ende unſeres Abenteuers ſind. Nur Muth! Wir müſſen vor allen Dingen die Dunkelheit abwarten. Die Wirthin der Schenke iſt Cordelchens Milchſchweſter;

ihr iſt unbedingt Vertrauen zu ſchenken. Sapienti sat, das heißt: der Weiſe iſt ſatt. Der Häring hat vortrefflich geſchmeckt. —

Die Erfriſchungen, die ich hatte auftragen laſſen, hatten meinen Kerkermeiſter zwar etwas exaltirt, ihm aber doch nicht die Vernunft in dem Grade geraubt, daß er unfähig geworden wäre, ein ſtets beobachtendes Auge auf meine geringe Perſon zu richten. Alle Künſte, die ich anwandte, mich dieſer ſo ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit zu entziehen, blieben fruchtlos. Wir ſaßen eben bei den Karten, und ſpielten „Ochſenkopf,“ als die Magd der Wirthin hineinkam und mich ans Fenſter winkte. Ich glaubte dieſes Spitzbubengeſicht zu verſtehen und folgte dem Winke, der offenbar ſo gegeben wurde, damit mein Wächter ihn ebenfalls bemerken ſollte. Er folgte mir auch ſogleich, als ich ans Fenſter trat. Hier ziſchelte mir die Magd zu, daß die beiden gefangenen Fräulein im Hühnerſtalle eine ſo unerträgliche Langeweile empfänden und daher anfrügen, ob ich nicht auf nur fünf Minuten hinüberkommen könne, Seine Excellenz, der Herr Wachtmeiſter würden es mir ſchon gnädigſt erlauben. Mein Mann wurde durch den Titel Excellenz nicht wenig geſchmeichelt; und da er übrigens kein Wort, des mit Abſicht ſehr laut geziſchelten Auftrags verloren hatte, lehnte er ſich mit bereits ſehr ſchwerem Kopfe aus dem Fenſter und übernahm ſtatt meiner die Antwort. Dieſe fiel natürlich für mich ungünſtig aus. Es ſei ihm nicht erlaubt, einen Gefangenen auch nur auf eine Sekunde frei herummarſchiren zu laſſen, und er könne darum den „gefangenen Fräulein“ nicht dienen. Er wolle aber ſelbſt kommen und zuſehen, wie er die armen Dinger tröſten könne. Wie ich dieſen Entſchluß meines Cerberus hörte, merkte ich ſogleich, wo die Sache hinauswolle; die Abweſenheit des Wächters ſollte ich benutzen. Wie aber dies anſtellen. Während ſich Jener die Waffe umſchnallte und vor dem Spiegel ſeinen Bart in Ordnung brachte, fand die kleine Hexe am Fenſter Zeit, mir ein Zettelchen zuzuſtecken. Dann entlief ſie, als wenn ſie der Wind weggeblaſen hätte. Auf dem Papiere ſtanden die Worte: Wenn Sie aus dem Zimmer entkommen ſind, ſo flüchten Sie ſich geradezu zur Wirthin, die Ihnen einen Winkel des Hauſes zuweiſen wird, wo Sie ſicher ſind. Morgen in aller Frühe marſchirt das Corps aus Weimar und Umgegend fort; dann, können wir hoffen, wird man uns Alle nicht mehr beachten.

Gut! ſagte ich — das iſt alles recht ſchön! Aber wie aus dem verſchloſſenen Zimmer entkommen?

mengezogene Taille bewahrte an ihrem Gürtel das kleine wohlbekannte Bündel und eine hellpolirte Waffe, die bei jedem Tritte an die vollen Hüften des kleinen Wanderers ſchlug. In der mit Handſchuhen gezierten Hand bewegte ſich ein für dieſen vollen runden Arm faſt zu ſchwerfälliger Stab. Kleine Stiefeln, bis auf die halbe Wade hinaufreichend, zeichneten das hübſche Bein auf die vortheilhafteſte Weiſe.

Die näheren Angaben, die der Hofnarr der Gräfin Kalypſo ſeinem guten Rathe noch zuzufügen für nöthig fand, und die wir damals, um ſeine Reden nicht übermäßig anſchwellen zu laſſen, nicht mit angeführt haben, bezogen ſich auf den Wohnort der drei Paladine, die unſere Schönen entführt hatten. Es wird nöthig ſein, von dieſen ſelbſt einige Worte beizubringen, ehe wir ſie zu Geſichte bekommen, denn die rüſtig fortſchreitende Magelone betritt ſchon den Paß des einſamen Gebirges, wo die Schlöſſer der drei Hofdamen liegen.

Glauben dieſe verteufelten Mädchen, daß ich eine Milbe bin, die durch ein Schlüſſelloch kriecht?

Mittlerweile war es pechrabenſchwarze Nacht geworden. Der Himmel hatte ſich dicht umzogen; es fing an zu regnen. Mein Tyrann war noch immer im Hühnerſtall. Daß man ihn dort nicht ſo ſchnell würde frei laſſen, konnte ich mir denken. Ich unterſuchte die Thüre, ich unterſuchte die Fenſter — nirgends eine Möglichkeit zu entkommen. Der Poſten außerhalb des Hauſes hielt mit geladenem Gewehr dicht vor den Fenſtern. Meinem Schickſal fluchend, war ich eben im Begriff, das Licht auszulöſchen und mich auf das Bündel Stroh, das im Zimmer ausgeſchüttet worden, niederzuſtrecken, als ich ein Geräuſch am Schloſſe hörte. Es bewegte ſich ein Schlüſſel mit großer Vorſicht und ſiehe da, die Thüre öffnete ſich. Ein hübſches, rundes Weibchen im Nachtkamiſol kam herein, faßte, ohne ein Wort zu ſagen, mich am Arm und zog mich auf den Gang hinaus. Sie ſchloß ebenſo leiſe wieder zu, und wir ſtanden im Finſtern. In dieſem Augenblick hörte ich Tritte die kleine baufällige Treppe, die nach Außen führte, hinaufſtolpern und den Ruf der Wache: Wer da? Wir drückten uns an die Mauer und athmeten nicht. Der Soldat erprobte das Schloß, und da er es feſt im Riegel fand, ſetzte er unter ein paar Flüchen ſeinen Gang fort. Er war auf einen Moment zu ſeinem Gefährten draußen gegangen, um mit ihm gemeinſchaftlich den Inhalt einer Flaſche zu leeren, die meine Befreierin, in der ich unterdeſſen die Wirthin und Cordelchens Milchſchweſter kennen gelernt hatte, ihm hatte zukommen laſſen. Mein Engel im Nachtkamiſol theilte mir mit, daß die beiden „Damen des Hühnerſtalls“ ihren Retter, der ſie zu beſuchen und zu zerſtreuen gekommen war, ſo trefflich ihrerſeits zu zerſtreuen und zu unterhalten gewußt hatten, daß er, völlig berauſcht, Cordelchen in den Schooß geſunken war, die dann dieſen ſchwachen Moment benutzt hatte, um die Schlüſſel zu rauben und ſie ihrer Schweſter in den Hof zu werfen. Dieſe Mittheilungen wurden mir gemacht, als ich und meine Führerin uns auf dem dunkeln Gange, nach Küche und Speiſekammer tappend, hinbewegten. Die dünne, hypochondriſche Flamme meines Nachtlichts war in dieſem Labyrinth, das von den Ausdünſtungen eines morſchen Butterfaſſes und eines Magazins ſtinkenden Landkäſes durchduftet wurde, unſer Leitſtern. Wohin führte mich dieſer Stern? Der keuſche Leſer erſtaune — in den Tempel des ehelichen Glücks, in die Schlafkammer meiner Wirthin. Sie mußte dieſen Ort ſelbſt für heilig halten, denn ſie hatte kein ſichereres Aſyl für mich entdecken können. Der Mann war für dieſe Nacht in Geſchäften fort und ich — ſollte, ſo wollten es die Gebieterinnen über mein Schickſal — ſeine Stelle einnehmen. Wer wird ſo ſehr Barbar ſein, einen jungen Vermählten an der Seite ſeiner Auserkorenen im Schlummer, den er vielleicht ſehr redlich verdient, zu ſtören? Wo iſt der Karaibe, der Tartar, der thierhautbehängte Wilde, dem hier nicht eine ſüße Stimme der Menſchlichkeit zuflüſterte: überall anderswo ſuche deine Beute auf, nur den ſtillen Frieden des ehelichen Lagers verſchone! So mochten meine Beſchützerinnen denken, als ſie im Verein mit der Wirthin dieſen Rettungsplan zur Reiſe brachten.

Angelangt vor dem Throne Hymens, ſah ich meine Schöne mit einem zweifelhaften Blick an, der zu fragen ſchien: Soll ich? Darf ich? Kann ich? — Sie winkte mir bejahend zu, zeigte auf die Stelle des Bettes, die an die Wand ſtieß, und wandte ſich dann, erröthend wie ich zu bemerken glaubte, ab, um irgend ein gleichgültiges Geſchäft zu verrichten, während ich mich der entbehrlichſten Kleidungsſtücke entledigte, um ſo anſtändig wie möglich ins Bett zu kommen. Kaum lag ich, ſo wurde mir eine ſchwere wollene Decke, und dann noch ein hochaufgeſchwollenes Federbett aufgedeckt, ſo daß ich buchſtäblich wie einer unter, den Felsmaſſen des Berges Oeta begrabener Titan nur mit der äußerſten Naſenſpitze unter meinem Federn-Grabe hervorblickte.

Das Haus wurde unterdeſſen lebendig. Wahrſcheinlich hatte die Circe ihr Opfer entlaſſen, und dies war wieder zum Beſitz ſeiner intelligenten Kräfte gekommen. Wir hörten Thüren auf- und zuſchlagen und ein Strom von Flüchen wälzte ſich den Gang entlang, den wir gekommen waren. Meine Wirthin fand für gut, eine Art Theilnahme bei dieſem Lärm zu zeigen. In ihrem Nachtjäckchen flog ſie hinaus und fragte was es gäbe; sacredieu! war die Antwort, was es giebt, Spitzbübin? Unſer Gefangener iſt fort! Wenn wir ihn nicht wieder bekommen, ſo ſtecken wir dein ganzes Neſt in Brand! — „Thut was ihr wollt, Herr General,“ entgegnete mein kleines interimiſtiſches Weib, „aber laßt mich und meinen armen Mann ſchlafen.“ „Nein, Frau!“ tönte es wieder; „wir werden kommen und Ihnen einen Beſuch abſtatten! Was das für Beſtien ſind, dieſe Deutſchen, Männer wie Frauen!“ —

Man kann ſich denken, mit welcher Laune ich dieſen angekündigten indiskreten Beſuch erwartete. Allein meine kleine tapfre Hälfte tröſtete mich, indem ſie mit einem Sprunge zu mir ins Bett ſchlüpfte und neben mir Platz nahm. Als ſie mich im Halstuch und in der Weſte ſah, rief ſie entſetzt: „Ihr ſeid wohl toll, und wollt ſelbſt Euch und uns Alle unglücklich machen. Wer liegt denn wohl völlig angekleidet im Bette? Bei Euch in den Städten, bei Euern vornehmen Heirathen mag dies wohl Sitte ſein; hier aber auf dem Lande kennt man eine andre Manier. Wenn ſie kommen und Euch wie einen Haubenſtock neben mir ſehen, ſo werden ſie ſogleich wiſſen, woran ſie ſind!“ — Mit dieſen Worten riß ſie mir mit geſchwinden Händen die Halsbinde ab, die Weſte, ſtrich das Hemde zurück und ſtülpte mir eine champetre Nachtmütze von einer außerordentlichen Größe und Dichtigkeit auf. Sie ſelbſt aber behielt ihr Halstuch, obgleich ich die alte triviale Bemerkung vorbrachte: Was dem Einen recht ſei, ſei dem Andern billig. So lagen wir denn in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Mir wurde heiß, als backten zehn Bäcker in meinem Innern ihr Brod; meiner Bettgenoſſin zitterte ſichtlich im Schein des Nachtlichts das Bändchen an der Nachthaube. Keins von uns ſprach ein Wort; wir lauſchten auf das, was im Hauſe vorging. Ich glaubte Jettchens Stimme zu hören; ſie mußte alſo wohl in Freiheit geſetzt ſein. Flüche vorne, Flüche hinten im Hauſe. Alles wurde unterſucht, ſogar der Taubenſchlag. Noch waren die Wüthriche, ihrem Verſprechen gemäß, nicht in unſerer Kammer erſchienen; aber ſie konnten jeden Augenblick kommen. Wir hörten im Hofe die geprügelten Knechte ſchreien, die in Arme und Beine gekniffene Magd laut die Barmherzigkeit des Himmels anrufen. Dabei klatſchte der Regen unabläſſig an die Fenſter. Jetzt kam man zu uns. Die Thür ward aufgeriſſen, und mein Kerkermeiſter, noch brennend roth von den Aufregungen der Liebe und des Zorns, warf einen wüthenden Blick auf das eheliche Lager. „Was gibt's?“ ſagte die Wirthin, indem ſie ihr Haupt nur zu mäßiger Höhe erhob. — „Wecke Deinen Schlingel von Mann auf!“ rief das Ungethüm auf der Schwelle, damit ich ſehe, daß er es nicht iſt, den wir ſuchen.“ — Sogleich fing die Schlaue an, mich zu rütteln und zu ſchütteln: ich wachte nicht auf, ich war gar nicht zu erwecken. Dabei fiel mir die Nachtmütze weit über die Naſe. Auf der Straße gab es Getrabe und Gerufe. Es hieß, Soldaten kommen vorbei. Der Inquiſitor verließ das Bette und das Zimmer und gab ſich in die Regennacht hinaus. Es wurde gerufen und geantwortet. — Die Gefahr war vorüber.

Ich ſprang aus dem Bette, gab meiner Wirthin einen herzhaften, dankbaren Kuß, zog mich an, eilte in den Hof, wurde nirgends angehalten, ſprang über die Mauer und — befand mich auf einem Kartoffelfelde unter freiem Himmel. Der Contraſt war wohlthuend. Drinnen das heiße Zimmer und das noch heißere Bette, dabei Gefahr und Beängſtigung — hier Nachtkühle, Freiheit, friſche, frohe Lebensluſt. Ohne auch nur mit einem Gedanken an das Haus zurückzudenken, wo meine drei Retterinnen zurückblieben, ſuchte ich undankbar das Weite und floh in der Richtung nach Weimar hin.

Alte Freunde finden ſich.

Ich hörte, wie ich mich in die Nähe der Stadt begab, daß das vollſtändige Ausrücken der Truppen noch nicht erfolgt ſei, daß ein paar Regimenter leichter Cavallerie in Stadt und Umgegend wahrſcheinlich bis zu Ende des nächſten Tages verweilen würden. Dies beſtimmte mich, meiner Abſicht, dem Vater meiner kleinen Freundin ein Lebewohl zu ſagen, ihm zugleich von dem Schickſal ſeines Töchterchens Bericht abzuſtatten, zu entſagen. Ich wandte mich der Straße nach Erfurt zu; da ich aber weder der Richtung des Weges, noch ſonſtiger Dinge, die ein Flüchtling wiſſen muß, kundig war, kam ich bald aus dem rechten Gleiſe, gerieth in Wälder und Moräſte, zerriß mir die Kleider, litt Hunger und Durſt und war endlich froh, als eine Köhlerhütte im thüringer Walde mich aufnahm. Hier ſetzte ich mich am Feuerherde nieder, flickte meine Kleider und gedachte wie die homeriſchen Helden der „Tage, die einſt waren", der Tage, da Ilios noch glänzte und der tapfere Menelaus noch nicht ſeinem Geſchick erlegen war. Mit meinem letzten Abenteuer ſchien ich von den hübſchen Weibern und von den Wollüſten der Civiliſation Abſchied genommen zu haben; was das Schickſal mir jetzt darbot, beſtand in rußgeſchwärzten Köhlerfratzen und in Holzbänken, die die erſtern meinem verzärtelten Auge, die andern meinen verweichlichten Schenkeln gleich unerfreulich waren. Aber was war zu thun! Der Gott des Krieges hatte mich nun einmal in ſeine ehernen Arme geſchloſſen: ich war vertrieben vom Vaterherde, geſtürzt waren die vaterländiſchen Götter, ich war „ein Knab' auf freiem Felde." Dabei hörte ich von dem ſteten, unaufhaltſamen Vordringen des Feindes, von dem Fall der Feſtungen und dem Verrath einzelner Söhne des Vaterlandes. Ich will dem Leſer bekennen, daß ich in einſamer Stille Thränen vergoß. Es war ja das Land meiner Jugend; es war der Schauplatz der Größe und des Triumphs ſo vieler dahingegangener Geſchlechter! Und jetzt — ſo ſchmählich unterliegend! Wie bitter ſchmeckte das dem Herzen!

Aber wie ich denn ſtets leichtes Blut in den Adern habe rollen gefühlt, ſo war die Pein und das herbe Leid der gegenwärtigen Stunde nur eine Springfeder mehr, um meinen Lebensmuth emporzuſchnellen. Ich lief durch die Wälder, indem ich laut, nicht ſang, nein, brüllte eines jener alten Freiheitslieder des Tyrtäos, jene Hymnen, die den Göttern danken, daß es noch Helden gibt, die ihr rothes Blut verſpritzen können zum Wiederaufbau der Ehre! Als ich eines Tages wieder ſo gewüthet hatte und mit ſchmetternder Stimme geſungen, fiel ich hinter einem Zaune um und ſank in einen wahren Todesſchlaf. Es war dies kein Wunder; ich hatte zwei Tage hindurch nur faule Brodrinde genoſſen und einige Holzäpfel dazu verſpeiſt. Meine Aufregung war nur eine künſtlich erzeugte, ſo wie der Magen ſich in's Spiel miſchte und das erſte energiſche Wort drein ſprach, fiel mein ganzer Organismus gleichſam wie eine Seifenblaſe in ein kleines Klümpchen zähen Schleimes zuſammen. So lag ich denn nun hinterm Zaun und ſchlief. Stunde auf Stunde verrann. Die Sonne gelangte zum Höhenpunkte ihrer Macht und ſchickte ſich an, langſam wieder hinabzuſteigen — ich ſchlief. Es wurde aus Morgen und Abend ein Tag — ich ſchlief. Die Bienen neben mir ſuchten ihren Honig, das Heupferdchen machte ſeinen erſten kühnen Ritt um's Abendroth, die Libelle kam, um ihren biegſamen, ſchlanken Leib in dem Spiegel des kleinen Sumpf-

Wir haben erzählt, auf welche unritterliche Weiſe der dicke Gaſton, der derbe Lanzelot und der rohe Stallknecht Haribert ſich in Beſitz der drei Zaubergaben ſetzten. Sie langten damit bei Hofe an und erhielten den Preis, der ihrer Tapferkeit würdig war, die Hand ihrer Damen. Die gelehrte Thisbe, nach dem unglücklichen Ausgange des Abenteuers mit dem heiligen Georg und ſeinem Drachen, fand es für ſicherer, die Anzahl ihrer poetiſchen Zuſammenkünfte etwas zu verringern und die Jahre, wo die Freiheit anfängt läſtig zu werden, nicht abzuwarten. Sie ſicherte darum ihren Beſitz förmlich Demjenigen zu, der ihr den magiſchen Hut überbringen würde. Dieſer Wink galt dem ehrlichen Gaſton als Befehl; er, der ſchon in der Kutte des frommen Kreuzpredigers ihre Gunſt erworben, wollte nun auch im Glanze eines Paladins der romantiſchen Zeit vor ihr erſcheinen. Corella und Coriſande hatten es auf gleiche Weiſe mit ihren Rittern gemacht, gewäſſers zu beſchauen — ich ſchlief. Der Gerechte, der in ſeinem Gott entſchläft, kann nicht tiefer ſchlafen. Mittlerweile begann es zu dunkeln. Da erwachte ich von einem derben und anhaltenden Druck auf der Bruſt. Es gab ſich Jemand die Mühe — ob aus Spaß oder Ernſt, konnte ich in der erſten Minute des wieder erwachenden Bewußtſeins nicht gleich unterſcheiden — ſein Knie auf meine Bruſt zu ſetzen und dadurch meine Athmungswerkzeuge in einen unregelmäßigen Gang zu bringen. Ich wollte mich erheben, der Jemand litt es nicht; ich wollte das Knie beſeitigen, es blieb. Dabei verlor ſich eine Hand in meine Uhrtaſche.

„Teufel! was ſoll das?“ rief ich.

Der Jemand fuhr zurück, ſtand auf und ſah mich, vor mir ſtehen bleibend, groß an.

Jetzt machte ich mich auch aus dem Farrnkraut, das mich tief eingehüllt hatte, ähnlich dem Deckbett einer improviſirten Frau, in die Höhe und kam auf die Kniee zu hocken.

„Wie iſt mir?“ rief der Jemand und ſtellte ſich gegen den verglimmenden Abendhimmel, um mir deutlicher in's Geſicht zu ſehen. „Sie ſind kein Franzoſe, mein Herr?“

„Wollen Sie fühlen, daß meine Fäuſte deutſche

Fäuſte ſind? Was hatten Sie in meinen Taſchen zu ſuchen?“

„In des drei Guckuck's Namen!“ ſchrie Jener und lief ein paar Schritte von mir weg, ſtürzte dann wieder auf mich zu, breitete die Arme aus und wollte mich — ich weiß nicht — erdroſſeln oder umarmen.

„Zurück, Krippenreiter!“ rief ich; „Gaudieb und Schelm ſtehen auch noch zu Gebote.“

„Aber, Violet!“ rief Jener, „kennſt Du denn Deinen Emil nicht?“

„Ah!“ mein Mund blieb weit offen ſtehen.

„Ja, ja, ich bin es! O, welch ein Zuſammentreffen! Welch ein Spiel des Zufalls!“

„Emil!“ rief ich ſehr ernſt, „biſt Du zum Taſchendieb geworden?“

„Alter Junge! nichts weniger als das! Erfahre, daß ich erſt vor einer Stunde von einem verdammten Marodeur um Geldbeutel und Uhr gebracht worden bin. Ich hielt Dich für einen fränkiſchen Vagabonden und wollte geſchickt den Zeitpunkt wahrnehmen, das Walten der Nemeſis auf Erden anſchaulich darzuſtellen. Auge gegen Auge, heißt's in der Schrift: Uhr gegen Uhr, heißt's in dieſem meinem Katechismus. Bei der Gelegenheit wollte ich Dir auch gleich die Kehle zuſchnüren.“

„Ich danke.“

„Nimm es nicht übel, Freund meiner Jugend! Man wird durch den Krieg ſo roh. Hätt' ich jemals gedacht, als wir in Rheinsberg die Schwüre ewiger Freundſchaft und Kameradſchaft mit einander wechſelten, daß ich Dich einſt hinterm Zaun finden und an der Kehle packen würde. Wahrlich, eine Stunde ſpäter und Du wärſt bei finſterer Nacht meinen mörderiſchen Griffen erlegen! Doch nun komm und laß Dir den Bruderkuß auf beide Wangen geben. Bruder, Bruder, wie freue ich mich, Dich wieder zu ſehen!“

Wir lagen Beide auf den Knieen und hielten uns umarmt.

„Nun, wie geht es Dir?“

„Schlecht.“

„Und Dir?“

„Schlecht.“

„Gott, wie glücklich ſind wir doch Beide!“

„Aber, Emil, lüge nicht nach alter Gewohnheit,“ hub ich mit einigem Pathos an: „Dir ſcheint es nicht ſchlecht zu gehen. Du haſt noch ungeflickte Kleider auf dem Leibe und dann haſt Du ein Pferd und ſogar einen Reitknecht.“

„Einen Reitknecht? Wo?“

„Nun, dort auf der Landſtraße, er hält Dein Pferd. So viel ich ſehen kann, ein runder, feiſter Burſche.“

„Ach das!“ entgegnete Emil plötzlich ſehr kleinlaut, „ja überaus rund und fett; kugelrund könnte man faſt ſagen!“

„Alſo kann es Dir nicht ſchlecht gehen; wer einen Reitknecht halten und den dergeſtalt mäſten kann —“

„Ach, ſprich nicht ſo; übrigens iſt es kein Reitknecht, ſondern eine Wittwe. Es iſt die bekannte Wittwe, die Du ja kennen wirſt, aus der franzöſiſchen Colonie! Sie iſt aus lauter Liebe und Anhänglichkeit zu mir ſchlechtem Burſchen aus dem Schooße ihrer Familie geflohen und hat, um den Inconvenienzen einer ſolchen improviſirten Reiſe zu entgehen, die Kleidung meines Reitknechts angenommen. Ich ſage Dir, wir erleben in dieſen Zeiten Wunderdinge.“

Ich fiel in das Gras zurück und lachte aus vollem Halſe. Madame auf ihrem Pferde mußte mich haben lachen hören. Dies war nicht der Ton, den ſie von einem Manne zu hören erwartete, an welchem ihr Herr Liebſter eben Mordverſuche anſtellte. Sie lenkte daher von der Straße ab und kam langſam auf uns zugeritten. Ich ſah jetzt die üppigen Formen nach und nach in ihrem vollen Glanze aus dem dunkeln Gebüſche vortreten. Gott der Schönheit! welche Schenkel! in gelbes Leder gehüllt; welch ein Theil, den Schenkeln angränzend. Und nun das kurze Jäckchen eines Reitknechts! Madame ſah verführeriſch aus.

Der unglückliche Emil ſah ſeine Dulcinea kommen und eilte ihr entgegen, um ihr unſer glückliches Zuſammentreffen zu ſchildern.

Neue Fragen, neues Staunen, wiederholtes Preiſen des Geſchicks, das alte Freunde zuſammenführte! Die Kieſel der Landſtraße ſahen aufrichtige Thränen aus drei Paar Augen niederträufeln. Emil theilte ſogleich ſeinen kleinen Mundvorrath mit mir. Ich leerte mit nie geahnter Wonne eine kleine Korbflaſche mit ächtem Jamaica in einem Zuge. Mein armer Magen öffnete ſich wie eine Blume, um dieſen Thautropfen zu empfangen. Meine Züge belebten ſich, meine Wangen wurden wieder roth, meine Pulſe klopften wieder. Die gute Wittwe ſah mit einem triumphirenden Lächeln von ihrem Pferde auf mich herab. Ihr Blick glitt an meinem Körper nieder und blieb an der ſelbſtgeſchaffenen Moſaik an den Knieſtellen haften. Sie ſah die Vergißmeinnichtfarbigen Flecke auf dem ſchäbigen Militärgrau meiner

Unausſprechlichen und ſeufzte gefühlvoll. „Armer junger Mann!“ flüſterte ſie, „wie ſchön gekleidet ſah ich Sie zuletzt! Wie gut ſtand Ihnen die Uniform — und wie ſehen Sie jetzt aus!“

„Ach, und wie ſiehſt Du jetzt aus, jammervollſte aller Amazonen!“ flüſterte ich vor mir hin. „Wir haben uns beide, denk' ich, nichts vorzuwerfen!“

Jetzt ging's an's Erzählen. Emil gab mir ſein Pferd und ging zu Fuße nebenbei. Wir nahmen uns vor, im nächſten Dorfe zu übernachten. Ich erfuhr, daß die Wittwe wegen der drohenden Ueberrumpelung Berlins geflüchtet war und einen Theil ihrer Schätze, zu Gelde gemacht, mit ſich führte. Sie war demnach uns beide eine doppelt koſtbare Perſon. Sie wollte nun nach Frankreich zurück, ihrer Heimath, um dort mit den Verwandten ihres Mannes Rückſprache zu nehmen, was zu thun ſei in derlei Zeitläuften. Dabei hatte ſie Emil verſprochen, ihn, auf franzöſiſchem Boden angelangt, entweder zu ihrem Sohne oder zu ihrem Manne zu machen. Beides waren gleich erfreuliche Ausſichten für den Zögling der Forſtakademie. Ich erzählte meinerſeits, daß ich ſchnell hintereinander die Ehre gehabt hatte, preußiſcher Soldat, dann franzöſiſcher Gefangener, dann der Liebhaber zweier Damen, dann der Ehegatte einer

Schenkwirthin und nun ſogar ein Landſtraßen-Ritter zu ſein. Man fand das ſehr ſpaßhaft, beſonders erregte meine Ehemannsrolle die Lachluſt der Dame. Wir kamen unter lautem, fröhlichem Geplauder in's Dorf. Emil lief voran, um zu kundſchaften, ob das Terrain ſicher ſei. Er kam mit guten Nachrichten zurück.

„Monſieur Charles de Camaille," hub die Wittwe an, „ſehen Sie zu, daß ich in der Schenke, in die wir jetzt kommen werden, mein abgeſondertes Zimmer erhalte. Der Anſtand erfordert dies ſo, da der Monſieur hier nunmehr weiß, wen er in meiner Perſon vor ſich hat."

„Ganz nach Deinem Befehl, meine Lilie, meine Roſe," entgegnete Emil.

„Alſo Du biſt noch immer der franzöſiſche Narr!" murmelte ich verdrießlich.

„Mein Himmel!" entgegnete er, „ich bin jetzt mehr als je Franzoſe! Ich bin Legitimiſt, Alt-Adliger, Anti-Bonapartiſt. Ich gehe, um mein Schloß Camaille, deſſen letzter Beſitzer ſein Haupt unter der Guillotine verloren hat, in Beſitz zu nehmen — mit den Waffen in der Hand."

„Ich wünſche Dir Glück; aber ich wünſchte Dich etwas weniger albern wiedergefunden zu haben, als ich Dich finde.“

„Ach, das ſind Geſchmacksſachen!“ rief der Sohn und Mann zugleich der Wittwe. „Man kämpft heutzutage nicht mit Principien, ſondern mit Realitäten.“ Bei dem letzten Worte wagte er es, einen kleinen zärtlichen Schlag auf die gelben, in Leder gepackten Koloſſe zu thun. Madame Dubois hieb mit der Reitpeitſche nach ihrem „Kinde“, indem ſie ihn einen unverbeſſerlichen fripon nannte.

Wir befanden uns nunmehr vor unſerm Abſteigequartier; es war dies eine ſehr geräumige Kammer in dem Hauſe des Dorfſchulzen, der ein ganz ſtattliches Anſehen hatte, einen Rock mit faſt tellergroßen Stahlknöpfen, eine ſchimmernd rothe Weſte und eine Perrücke nach altem Schnitt mit einem kleinen Haarbeutel trug. Madame Dubois erhielt ein Stübchen nach dem Hof, das ſeinen beſonderen Eingang hatte. Um ihre Rolle durchzuführen, beſchäftigte ſie ſich zum Schein mit den Pferden; ich nahm ihr jedoch dieſe Sorge ab. Dafür bewirthete uns die Wittwe mit einer warmen Bierſuppe, die wir in ihrer Kammer verzehrten. Darauf begaben wir uns zur Ruhe, denn wir waren tüchtig ermüdet. Wir mochten kaum eine Stunde in Morpheus Armen gelegen haben, als ein heilloſer Lärm uns emporſchreckte. Durch das ganze Haus ging der Schreckensruf: Die Franzoſen ſind im Dorfe! Emil und ich ſuchten zuſammen, was wir an Waffen hatten; wir verriegelten die Thür und machten uns bereit, aus unſerer Schlafſtube eine Feſtung zu machen. Der Wirth kam und bat uns um's Himmelswillen, dieſen Vorſatz aufzugeben; denn, behauptete er, wenn dieſe Ruprechtsknechte Widerſtand fänden, würden ſie erſt recht wüthig und dann ſteckten ſie unfehlbar das Haus, wo nicht das ganze Dorf in Brand. Emil vergaß nicht, nach ſeiner „kleinen Mama" zu ſehen; ſie war in ihrer Kammer nicht zu finden. Neuer Grund zu Unruhe und Beſorgniß. Wer hatte in dieſer Verwirrung Zeit, ſie zu ſuchen. Ein Theil der Einwohnerſchaft des Hauſes rannte die Bodentreppe hinauf, um ſich in den Winkeln des Daches zu verbergen, ein anderer ſtürzte in die Keller. Der unterſetzte ſtattliche Wirth behielt allein den Kopf auf dem rechten Flecke. Er ſtand breitbeinig in der Thüre, das Käppchen in der Hand und erwartete die Reitertruppe, die die Straße hinaufgejagt kam, indem er ſehr richtig beſchloß, mit der Höflichkeit es zu verſuchen, ehe man zum Widerſtande ſchritt.

Zum Glück ging der Kelch an uns vorüber. Die

Reiter waren keine Franzoſen, ſondern ein Detaſchement Preußen, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Als das geängſtete Dorf ſah, daß es mit guten Freunden zu thun hatte, umgab es jubelnd und lachend die kleine Schaar. Der Wirth räumte ſein eigenes Zimmer ein und in dieſes wurde „der Mann im Mantel“, dies war der Gefangene, eingeführt. Eine Stunde darauf war das Dorf wieder ruhig. Der Mond ſchien über die Dächer hin und der Nachtwind flüſterte in den alten Linden des Kirchhofs.

„Weißt Du, wer der Gefangene iſt?“ flüſterte mir Emil zu, der von einer Unterredung mit den Unteroffizieren heimkehrte, und ſich zu mir auf das Stroh warf.

„Nun?“ fragte ich geſpannt.

„Unſer Marquis de Chevalerie.“

„Iſt's möglich? Weißt Du das auch gewiß?“

„Geſehen hab ich ihn nicht; denn man läßt natürlich Niemand zu ihm hinein. Aber er iſt's; kein Zweifel. Seinen Namen hab' ich aufgeſchrieben geſehen und der Sergeant hat mir auch den Grund der Verhaftung mitgetheilt. Unſer ehemaliger Königspage iſt eben nichts Geringeres, als ein Emiſſär im franzöſiſchen Solde. Man hat bei ihm Briefſchaften und Gelder gefunden. Möchte man nur gefälligſt und alle drei Damen, als ſie ihren Zweck erreicht ſahen, verſchwanden an einem ſchönen Morgen vom Hofe. Sie hatten ihre guten Gründe dazu. Die Prinzeſſin, begierig nach dem Beſitze der drei Gaben, wäre eine zu gefährliche Nebenbuhlerin geweſen, und das Beſte war daher ihr aus dem Wege zu gehen. Man dachte nicht daran, die Flüchtlinge zu verfolgen, denn das Unglück, das bald darauf die ſchöne Kalypſo traf, und das den ganzen Hof in Trauer und Beſtürzung verſenkte, machte, daß weit wichtigere Gegenſtände außer Acht gelaſſen wurden, als drei Damen es waren, von denen die Eine ſchlecht tanzte, die Andere ſchlechte Verſe machte und die Dritte anfing ſehr ſchlecht auszuſehen. In der That war der Wunſch der edlen Coriſande, die Flaſche der Jugend zu erbeuten, ein ſehr verzeihlicher, denn ihr Spiegel, den ſie zu Rathe zog, gab ihr jeden Morgen einen Gedankenſtrich mehr zu beachten, den die unerbittliche Zeit auf ein ſich beeilen, dem Herrn Marquis eine Kugel durch den Kopf zu ſchicken. O pfui! Ein Königspage — und ein mit Gold erkaufter Verräther! Aber Du weißt, lieber Junge, ganz getraut habe ich ihm nie. Er wollte immer den Allmächtigen, den Allwiſſenden ſpielen. Dabei war die Canaille hochmüthig, wie Keiner! Er hat gedacht, geht Preußen in die Lappen, ſo kannſt du ſo ein Stück ſouveräner Herr werden, von dem großen Napoleon eingeſetzt! O der Schmach, der hundertfältigen bittern Schmach!“

Während Emil dieſe Worte ſprach, ging mir Chevalerie's Bild lebendig in meinem Innern auf. Ich ſah das dunkle Auge, das verführeriſche Lächeln, die ſchlanke Geſtalt, die Stirn, auf welche Züge von Eigenſinn und Hochmuth ſich lagerten und ich mußte bekennen, der Gefangene könne wohl der Genannte ſein. Man iſt bald einig, ſeine Freunde, die man genau kennt, dahin zu ſtellen, wohin ſie gehören. Emil, der ſo eben darüber tobte, wie ein Preuße ſeinen König und ſein Vaterland verrathen könne, hatte mir wenige Stunden vorher freiwillig bekannt, daß er Franzoſe ſein und alſo ebenfalls zu unſerm Feinde übergehen wolle. Es fiel mir aber nicht ein, in dem harmloſen Burſchen darum einen Ehrgeizigen und Verräther zu ſehen: er war Geck und Thor und wußte wenig, was er that. Bei Chevalerie hatte ich ſogleich den rechten Namen und die rechte Bezeichnung bei der Hand. Ich empfand das größte Verlangen, ihn zu ſprechen. Er hatte mir immer imponirt und er imponirte mir auch jetzt. Ich verabſcheute ſeine That, aber ich hätte gar ſo gerne aus ſeinem Munde ein paar Worte der Erklärung gehört. Er war unglücklich, das wußte ich. Ein Geiſt, wie der ſeine — war nicht beſtimmt, jemals befriedigt, jemals glücklich zu ſein. Vielleicht wünſchte er und ſuchte den Tod, dem er jetzt entgegenging. O, wenn ich ihn doch nur ſprechen könnte.

Mein Wunſch wurde nicht erfüllt. Noch ehe der Morgen graute, ſetzte ſich die Eskorte wieder in Bewegung. Der ſchweigſame Mann im Mantel in ihrer Mitte. Beim Aufſitzen gelang es mir flüchtig, das Geſicht zu erſpähen: ja, er war es!

Ich ging in's Haus, warf mich in einen Winkel und — weinte. Ich hatte es in meiner Art heftig und ſchmerzlich, faſt wie ein Kind, zu weinen; aber es waren nur wenige Tropfen, die aus den Augen drangen, und ich verbarg ſie ſorgfältig vor aller Welt. Ich glaube, daß dies ein Erbtheil meiner Mutter war. Bei der Freude konnte ich mich faſſen, wenn aber ein Schmerz mich jählings überfiel, wurde ich von ihm wie in Stücke zerriſſen. Ich fühlte im Innerſten meines Herzens einen ätzenden Wuthbiß, ich wußte nicht, wo mich laſſen vor Pein und Weh.

Daß ich um Chevalerie ſolch eine Kümmerniß empfand, bewies, wie ſehr ich ihn geliebt.

Zum Glück kam bald wieder ein komiſches Ereigniß, das mich erheiterte. Ich habe ſchon bemerkt, daß man den Pſeudo-Reitknecht am Anfang des Tumults vergebens ſuchte. Als Alles vorüber war, kommt der Wirth und erklärt uns, er werde ſein Hausrecht brauchen und an einem uns zugehörigen Menſchen eine Execution vollſtrecken laſſen. Sein Amt als Dorfſchulze geſtatte ihm das. Es habe nämlich unſer Reitknecht ſich unterfangen, den allgemeinen Spektakel nutzend, ſich in die Kammer zu ſtürzen, wo die beiden Töchter des Hauſes ſchliefen. In das Bette der Einen habe er ſich frecher Weiſe hineingewälzt, unter dem Vorwand, ſich unter Decken und Kiſſen vor der andringenden Gefahr zu verbergen. Nun frage es ſich, ob ein Reitknecht und noch dazu ein ſo ſtrammer Burſche ſich wohl vor dem Feinde hinter Kiſſen und Decken verkriechen werde; es ſei anzunehmen, daß der Nichtsnutz aus ganz andern Gründen jene jungfräulichen Ruheſtätten aufgeſucht habe. Dafür ſolle er an den Brunnenpfahl gebunden und von den Knechten mit Eimern Waſſers übergoſſen werden, bis ihm die Hitze aus dem Körper gewichen ſein würde. Dieſes uns anzuzeigen, käme er her. Die Execution ſollte in einer halben Stunde ſtattfinden. Der Delinquent ſäße in beſonderm Gewahrſam feſtgeſperrt. Alles auf dem Wege Rechtens.

Emil und ich hielten uns die Seiten vor Lachen, als wir dies hörten. Madame Dubois als Ehrenräuberin zweier Dorf-Nymphen! Madame Dubois an den Brunnenpfahl gebunden und mit kaltem Waſſer übergoſſen! Madame Dubois zum Hohn und Spott in ihrer Jacke und gelben Höschen ausgeſtellt für die pöbelhafte Jugend dieſes ländlichen Bezirks! Das war zu viel! Das hätte ſich die Buchhändler-Wittwe nicht träumen laſſen!

Sie mußte errettet werden — um jeden Preis errettet!

Die Arme! die vom Schickſal Verfolgte!

Da es ſich hier um ein intereſſantes, zartes Geheimniß handelte, mußte vorſichtig zu Werke gegangen werden. Ein Wort hätte genügt, um den Wirth aufzuklären und zu beruhigen; allein gerade dieſes inhaltſchwere Wort durfte nicht ausgeſprochen werden. Es wurde alſo zu dem allmächtigen Beſänftiger und Friedensſtifter, zum Golde, gegriffen, und ein paar Friedrichsd'or mußten unſers Reitknechts Tugendliebe und Ehrbarkeit beweiſen, wogegen denn, wie gebührend, die Anklage der Feigheit jetzt doppelt auf ihm laſtete.

Ich gehe darauf aus, ein Erwerbsmittel zu ſuchen und verfalle in eine klägliche Narrheit. Auf's neue Gefangennehmung.

Wir befanden uns in der Nähe von Nürnberg. Ich hatte glücklich Emil den Plan, nach Frankreich zu gehen, ausgeredet. Ich ſtellte ihm vor, in welchen Strudel von Gefahren er jetzt, da alle Verhältniſſe in jenem Lande gleichſam auf dem Kopfe ſtänden, ſich begebe und wie er und die Dame unvermeidlich die Beute irgend eines modernen Raubritters werden würden. Frau Dubois ſah dies beſonders ein; auch war ſie müde, die abenteuerliche Fluchtreiſe ſo fortzuſetzen, wie ſie es bis jetzt gethan. Mit einem Worte, ſie wollte wieder in das ihr zugewieſene Bereich zurückkehren, und die Reitjacke mit dem Corſet vertauſchen. In der That, es gehörte die unerſchöpflich gute Laune dieſer Frau dazu, um allen Widerwärtigkeiten auf ſo gute Manier, wie ſie es that, die Spitze bieten zu können. Wenn wir Männer übellaunig wurden, ſie heiterte uns wieder auf. Sie ſang, ja ſie tanzte ſogar und forderte abwechſelnd Emil und mich auf, mit ihr ein Pas de deux auf der Wieſe im Mondſchein zu tanzen. „Man muß Gott einen guten Mann ſein laſſen!“ war ihr Wahlſpruch. Nur zwei Dinge machten ſie ernſthaft, und da verſtand ſie keinen Spaß, wenn es ſich um ihr Vermögen und wenn es ſich um ihren „kleinen Sohn“ handelte. Denn Emil war ihr Abgott ebenſo wie ihre Geldkiſte es war. Dabei war ſie nicht ſchmutzig geizig; ſie gab gerne und reichlich her, um die Noth zu lindern, und für das Vergnügen ihrer Freunde ſorgte ſie ohne die Koſten zu berechnen, nur drang ſie auf genaue Rechnungsführung, und wollte den Schlüſſel ihrer Caſſe immer allein ſelbſt führen. Da ihr ſehr beträchtliches Vermögen durch Sparſamkeit und Arbeit erworben war, wollte ſie nicht, daß es verwahrloſet oder durch Leichtſinn und Verſchwendung geſchmälert würde. Sie war darin eine ächte Tochter der Kolonie, jener Kolonie, die ſich aus einem Häuflein arbeitſamer und redlicher Auswanderer gebildet hatte.

Nachdem es mir gelungen war, Emil und ſeine Dame zu bewegen, für's Erſte in Nürnberg ſich niederzulaſſen, um Nachrichten aus Frankreich abzuwarten und nebenbei die politiſchen Dinge ſich geſtalten zu laſſen, machte ich mir einen Plan, da ich mit dieſen lieben Leuten zuſammenwohnte und aus ihrer Caſſe zehrte, wie ich mir ein Stück Brod verdienen könne. Denn meine geringen Schätze hatten mir die Franzoſen in Jena genommen. Ich kam auf den mehr als unſinnigen Gedanken, ein berühmter und beliebter Schriftſteller nach der Mode zu werden, und zwar ſollte dies in der kürzeſten Zeit angefangen, durchgeführt und auch zum Ziele gebracht ſein. Der Leſer wird fragen: warum denn ſo unſinnig? Haben nicht zu allen Zeiten viel geringere Talente dieſe Bahn eingeſchlagen? und ſind denn nicht dieſe Zeilen, die eben der geliebte Leſer mit ſeinen Augen verfolgt, ein Beweis, daß ich nicht ganz ungeübt der Feder bin? Ich ſchmeichle mir wenigſtens, daß der Leſer ſo fragen wird, und da will ich ihm denn mit der Antwort dienen, daß ein Mann, der die Feder ergreift, mit dem feſten Vorſatz, binnen höchſtens einem halben Jahre ein berühmter Schriftſteller zu ſein, wahrlich beſſer thut Schuh zu flicken. Wie konnte ich, der ich noch gar nicht über Dinge nachgedacht hatte, die ein Autor nöthig hat, um ſein Gewerbe mit Erfolg zu treiben, wie konnte ich mir vornehmen, nicht allein raſch, wie man eine Hand umdreht, ein Schriftſteller überhaupt, ſondern noch dazu der berühmteſte ſeiner Zeit zu werden? Hierin liegt, denke ich, die mehr als unſinnige Verkehrtheit. Ich hatte, ſeitdem ich die Schulbänke in Rheinsberg verlaſſen, wo ich mit genauer Noth und faſt bei den Haaren herbeigezogen die Bekanntſchaft von ein paar alten Autoren gemacht, und nebenbei etwas von der Geographie und Geſchichte erhaſcht hatte, kein Buch in die Hand genommen. Ich bildete mir immer ein, keine Zeit zur Lektüre zu haben. Aber ich hatte wohl Zeit, einige ſchlüpfrige und jämmerliche Gedichte zu leſen, die unter den Fähnrichen in Inſterburg, und ſpäter unter den jungen Lieutenants in Berlin kurſirten. Alsdann hatte ich, wie ich bei Herrn Picard wohnte, einen Anlauf genommen und hatte meiner Intelligenz eine Geſchichte des brandenburgiſchen Staates und eine Ueberſetzung der Ilias einverleibt. Allein mein armer Kopf, ungewohnt etwas anderes zur Verwahrung zu erhalten, als die Speiſekarten der Reſtaurateure und die Wohnungs-Anzeigen der Tänzerinnen, ließ alsbald die Koſtbarkeiten, die ich ihm gab, entſchlüpfen, und ich hätte nach Verlauf von wenigen Wochen weder von dem brandenburgiſchen Staate noch von der Ilias etwas Erhebliches wieder zu ſagen gewußt, wenn man mich gefragt. Mein Glück war, daß ich die wiſſenswerthen Dinge gleichſam durch die Luft zugeſchickt erhielt. Ein Philoſoph hat geſagt, daß er am meiſten lernte, wenn er ſpazieren ginge: und ſo — ohne daß ich mir ſchmeichle ein Philoſoph zu ſein — lernte ich alles, was ich damals wußte, in Poſtkutſchen, auf dem Sattel eines Pferdes, in Wäldern und Feldern und beim Geplauder in Wachtſtuben und Kneipen. Hätte ich nur ganz einfach erzählen wollen, was ich wußte, ſo wäre das Machwerk nicht ſo ganz übel ausgefallen, denn was Einer erlebt, hat immerdar die Kraft in ſich, Andern entweder Beifall oder Mißfallen, jedenfalls Intereſſe abzulocken, allein ich fiel leider auf die ſentimentale Kante, und wollte geſchraubt, tiefdenkend und erhaben ſchreiben. Da warf ich denn den Karren gründlich in den Schutt. Doch ich will den Leſer etwas näher mit dem Spiegelbilde eines verzwickten und verzückten Autors bekannt machen.

Der Grund, auf den ich baute, war kein verwerflicher. Ich habe im vorigen Abſchnitt angedeutet, welch einen Verdruß ich empfand, die Angelegenheiten in meinem Vaterlande ſich ſo verzweifelt durcheinander ſchieben zu ſehen, wie ich und alle Welt es täglich ſehen konnten. Ein fremder Unterdrücker kam und fegte mit eiſernem Beſen uns Alle gleichſam wie Spreu von der Schwelle unſeres eige-

Antlitz zeichnete, das ſich ſchmeicheln durfte, vor vierzig Jahren ſchön geweſen zu ſein. Wir werden gleich ſehen, welchen Gebrauch ſie von der Flaſche gemacht, die ſie jetzt für ihr Eigenthum anſah.

Die Sonne ſenkte ſich und färbte die Zacken des Gebirges mit Purpur, die Abendwinde ſcherzten im Laube der jungen Oliven und Myrten, und die wilde Partie einer einſamen Höhe weiter oben ſchmückte ſich auf wenige Augenblicke mit allen Reizen einer freundlichen Gegend. So einſchmeichelnd ſind die warmen und weichen Lichter des ſinkenden Tages. Sie verjüngen eine traurige und erſtorbene Einöde, wie eine heilige reine Liebe noch ein ſpätes freudeloſes Greiſenalter verklärt. Magelone erkletterte mit einiger Anſtrengung den ſteilen Fußpfad, und es war ihr willkommen, eine Hütte zu finden, die ſich an eine der Felswände anklammerte, gleichſam wie beſorgt, nicht hinunterzuſtürzen. Man nen Hauſes fort. Dabei erwieſen ſich Tauſende, die man für brav und ehrenwerth hielt, als Schufte und als nichtsnutziges Geſindel. Sollte das nicht einem Patrioten das Blut ins Gehirn treiben? Ich ging alſo von dem Gedanken aus, einen Mann zu ſchildern, der auswandert, weil er es im Vaterlande nicht länger aushalten kann. Später erſchien mir dieſer Gedanke zu trocken. Ich entſchloß mich, wie der Zuckerbäcker ſeine fertige Torte mit farbigem Zucker beſtreut, ſo über meinen Helden, der mir die Abſicht zu haben ſchien, etwas unverdaulich aus dem Ofen kommen zu wollen, gleich eine ganze Fluth von Liebes- und ſonſtigen Abenteuern zu ſtreuen. Da dies mit ungeſchickter Hand geſchah, ſo mißrieth Alles. Ich häufte große und erſchütternde Ereigniſſe und brachte auf wenigen Seiten Nord und Süd, Oſt und Weſt zuſammen. Schiffbrüche und Erdbeben, Mörderhöhlen, unterirdiſche Marterkammern ſollten ein nächtliches Kolorit erzeugen. Dabei wollte ich alle meine hervorſtechenden Damenbekanntſchaften anbringen. Die kleine Veronika, das liebenswürdige Evchen und ihre Schweſter, dann die geheimnißvolle Maske, Thereſe, Natalie, und zu guter Letzt die Wittwe und Cordelchen waren beſtimmt, die Revue zu paſſiren.

Ich ſaß und ſchrieb und ſchrieb. Emil und Frau Dubois, da es ihnen unmöglich fiel, mich von meinem Schreibtiſch, an den ich wie angehext war, wegzubringen, ließen mich mein Fieber austoben. Nur von Zeit zu Zeit, wie aus weiter Ferne, hörte ich den Bericht von den geſchlagenen Schlachten, und von der Ueberrumpelung bald dieſer, bald jener Stadt und Feſtung. Alles wie im Traume, während ich mit Schiffsbrüchen und feuerſpeienden Eruptionen wüthete.

Endlich ließ der Paroxismus nach. Die Krankheit nahte ſich ihrer Kriſis. Ich ſah mein Manuſcript an, ergriff eine Nähnadel und fing an, die fertigen Bogen aneinander zu heften. Während dieſer ſehr wohlthätigen Pauſe kam mein ſchwindelnder Kopf etwas zur Ruhe. Ich machte mir einen Ueberſchlag, wie weit an Umfang die Arbeit werden ſollte, und es fand ſich, daß der erſte Theil meines Romans ſchon als beendet angeſehen werden konnte. In weniger als ſechs Tagen hatte ich ihn geſchrieben. Ich packte meine Bogen zuſammen und eilte mit ihnen zum Buchhändler, mit dem ich vorläufig ſchon eine Verabredung getroffen hatte. Dieſer ehrenwerthe Herr nahm mein Manuſcript und beſtellte mich nach einigen Tagen wieder. Wie ich erſchien, kam er mir lächelnd und gleichſam verklärt entgegen. „Mein lieber Herr,“ hub er an, „ich litt an einem unheilbaren Uebel und mein Arzt hatte mich bereits aufgegeben, Ihnen verdanke ich nicht allein Linderung meiner Pein, ſondern auch die Hoffnung, daß es mit mir noch zum Beſſern ſich wenden wird. Seien Sie mir herzlich willkommen.“ Dabei drückte mir der boshafte Mann auf das zärtlichſte die Hand. Ich fragte, in wie fern ich zu dieſer günſtigen Veränderung beigetragen. „Durch ihr Manuſcript, mein Theurer, einzig durch dieſe Arbeit, die Sie in meinen Händen zurückgelaſſen.“ — Alſo ſie hat ihren Beifall? — „Sie hören ja, ſie hat meine Beſſerung bewirkt, und wenn Sie fortfahren, wird ſie meine völlige Heilung bewerkſtelligen.“ — Ich zögerte und kam dann mit der Frage vor: Alſo finden Sie den Roman gut? — „Nein, beiſpiellos ſchlecht; aber ſo komiſch ſchlecht, daß die Wirkung eine wahrhaft unermeßliche iſt. Es läßt ſich gar nicht vorher beſtimmen, einer wie großen Menge von Leſern, die wie ich am Unterleibe leiden, dieſe Arbeit eine Wohlthat ſein wird.“ — Aber, mein Herr! — „Still! Sie ſind jung: Romanſchreiben iſt nicht Jedermanns Sache. Ich ſelbſt habe in meiner Jugend Gedichte gemacht, mit denen in meinem eigenen Hauſe meine Köchin jetzt die zerbrochenen

Scheiben ihres Küchenfenſters verklebt.“ — Das iſt möglich — aber! — „Nun was, aber? guter, lieber junger Mann; wir ſind hier unter uns, nehmen Sie meine Worte, wie ſie gemeint ſind: laſſen Sie die Feder ruhen, oder nehmen Sie ſie einmal ſpäter, viel ſpäter in die Hand. Ich will die Hälfte des beſprochenen Honorars geben, da Sie deſſen benöthigt ſein werden, und da Ihr Manuſcript, wie geſagt, für mich ſo heilſam ausgefallen iſt, mir manches koſtſpielige Recept erſpart hat; aber geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nicht weiterſchreiben und vor allen Dingen, daß Sie über das, was zwiſchen uns vorgefallen, mir nicht gram ſein wollen.“

Ich bin in meinem ganzen Leben nie auf irgend eine Gabe, die entweder der Zufall mir geſchenkt oder meine Anſtrengungen mir erworben, ſtolz geweſen. Immer, wenn man mich lobte, dachte ich bei mir: Andre machen's beſſer! Und wo man mich tadelte, und ich ſah die gute Abſicht durch, fiel es mir nie ein, auch nur auf einen Moment den Beleidigten zu ſpielen. So war ich auch jetzt — obgleich wie aus dem Himmel gefallen — dennoch ſogleich nach der erſten Aufwallung völlig mit dem Buchhändler einverſtanden. Die Schuppen der Narrheit fielen raſch von meinen Augen. Der ehrliche

Mann, der mir ſo derb die Wahrheit geſagt, ließ eine Flaſche Wein kommen; wir ſetzten uns zuſammen nieder, und ich löſchte in trefflichem Johannisberger den letzten Funken des Grolls. Wenn anderswo, bei wahren und wirklichen Talenten das junge Genie mit köſtlichem Weine ſeine Taufe erhält, ſo trollte ſich hier mein Wechſelbalg von Genie bei demſelben Göttertranke aus der Welt. Der Buchhändler, dem ſein aus den Feſſeln erlöſter Unterleib die beſte Laune gab, erzählte mir tauſend und ein Anekdötchen von der allerſpaßhafteſten Sorte und ich lernte in ihm einen jener Lebemänner kennen, denen die Roſen ihrer Jugend nicht ganz entblättert ſind im Staube der Geſchäftsſtube. Von meinem Manuſcripte war weiter nicht die Rede. Die Honorarzahlung nahm ich als Darlehn an, da der gute Mann, der nun auch ſeinerſeits ſah, daß er es mit einer ehrlichen Haut zu thun, nicht abließ mir das Sümmchen aufzudringen.

So war denn der Vorhang auch über dieſes Poſſenſpiel niedergeſunken. Der berühmte Mann war in mir im Keime erſtickt. Ich ſagte Emil und der Wittwe nichts von dem, was geſchehen, und machte mich heimlich ans Werk, andere Wege mir zu öffnen, wie ich mir etwas erwerben könnte. Es fiel mir wieder meine Geſchicklichkeit im Reiten ein. Ich war wochenlang nicht auf ein Pferd gekommen. Natürlich, wie ſollte es auch einem Poeten in den Sinn kommen, der nur mit ſeufzenden Phantaſieen ſich trägt, oder über Blut und Entſetzen grübelt, ſich auf's Pferd zu ſchwingen, um in Wald und Feld friſche Luft zu ſchöpfen? Meine Welt war die Schreibſtube geweſen, das Pferd, das ich tummelte, die Feder. Aber man hat geſehen, wie dieſer kleine boshafte Gaul mich abgeworfen und in den Sand getreten hatte. Bei einem wirklichen Pferde war mir dieſer Schimpf noch nicht geſchehen; da ſaß ich etwas feſter im Sattel. Alſo friſchweg zu meiner alten lieben Weiſe zurückgekehrt! —

Ich fing an, den guten Nürnbergern einige Anweiſungen im Reiten zu geben, und ſah bald ein Häuflein Handlungsdiener um mich verſammelt, die ſich zu ſogenannten Sonntag-Reitern ausbildeten, nämlich zu einer Klaſſe von Centauren, die nur in den Freiſtunden des Feiertags ſichtbar werden, alsdann aber auch hartnäckig jedem Wetter Trotz bieten und ſehr zufrieden ſind, wenn ſie von ihren Geliebten „in der Entfernung ein Gehölz durchfliegend“ geſehen werden. Dieſe Romantik erlernten ſie denn in meiner Schule. Ich machte mit meinem Trupp ganze

Züge in die Landſchaft hinaus und wir campirten oft ſtundenlang in öden Burgruinen. Dabei war ich zu ſorglos und kümmerte mich zu wenig um meine eigene Sicherheit. Da ich den lebhaften Wunſch hatte, ſo ſchnell wie möglich in's Vaterland zurückzukehren, um, wenn es irgend ging, den Dienſt in meinem Regimente wieder anzutreten, correſpondirte ich mit dem ehemaligen Adjutanten unſers Obriſten, welche, Adjutant wie Obriſt, beide ebenfalls zu Gefangenen gemacht worden waren, jedoch, ich weiß nicht durch welchen Umſtand veranlaßt, wieder frei gekommen waren. Seit einiger Zeit hatte ich auf meine Briefe keine Antwort erhalten.

In unſerm Hauſe befand ſich ein kleines häßliches Dienſtmädchen, Bettina mit Namen, die von uns Allen nur „das Kind" genannt wurde, obgleich ſie nichts weniger wie jung, ſondern bereits nahe an die Fünfzig war. Dies widerliche Geſchöpf hatte die Eigenſchaft, ſich allem, was Mann hieß, anzuheften und es in unüberwindlicher Zudringlichkeit zu verfolgen. Auch auf mich hatte ſie ihr Auge geworfen, alsdann auf Emil, alsdann auf dieſen oder jenen meiner Reitſchüler. Da aber nirgends ihrer Neigung Erwiderung blühte, wurde die Thörin boshaft und zettelte überall im Hauſe Verwirrung und Zwietracht an. Es gelang ihr, mir am meiſten zu ſchaden. Es befand ſich ein Commando franzöſiſcher Truppen nahe bei Nürnberg. Ein paar dieſer Offiziere beſuchten ein Kaffeehaus, in welchem auch ich mich zu öftern Malen ſehen ließ. Als ich eines Tages daſelbſt eintrat, hörte ich die leiſe geſprochenen Worte: Das iſt der preußiſche Offizier, den wir ſuchen. Ich that, als wäre dieſe Rede auf mich nicht bezüglich; es konnte ja auch in der That einer der Anweſenden, deren in dieſem Moment ſehr viele im Saale waren, gemeint ſein. Bald darauf verließen jene Beiden das Kaffeehaus. Auch ich entfernte mich und es vergingen etwa acht Tage, ohne daß weiter in dieſer Beziehung etwas vorfiel. Der Wink hätte mich aber vorſichtig machen, ich hätte raſch Nürnberg verlaſſen ſollen. Doch ich blieb ruhig und trieb mein Weſen nach wie vor. Man kann ſich den Schrecken der armen Dubois und Emils denken, als an einem Morgen unſere Wohnung von einer franzöſiſchen Patrouille umſtellt wurde und man mich ohne viele Complimente gefangen fortführte. Die ſchmutzige Hexe Bettina ſtand auf der Hausthürſchwelle, als ich ſie mit meiner Begleitung überſchritt. Jetzt wurde mir deutlich, wer mich denuncirt hatte und wohin manche, ſeit einiger Zeit vermißte Papiere von meinem Schreibtiſche hingeſchwunden waren. So klein dieſe Schlange war, ſo giftig war doch ihr Biß geweſen. Freilich hätte meine Sorgloſigkeit und Unvorſichtigkeit auch jedenfalls auf andere Weiſe eine Kataſtrophe der Art herbeiführen müſſen.

Befragt, ob ich ein Preuße ſei und ob ich die Waffen gegen die große Nation getragen, leugnete ich beides durchaus nicht; nur die Umſtände meiner Gefangenſchaft und Flucht verſchwieg ich, auch meine Verhältniſſe, in ſo weit dieſe meine frühern Kameraden hätten compromittiren können. Man hatte jetzt ſchon Papiere in Händen, die mehr ſagten, als ich zu ſagen mich entſchloſſen hatte. Ich war nunmehr wieder Gefangener und wurde einer Abtheilung beigegeben, die geradezu in die ſüdlichen Provinzen Frankreichs abgeführt wurde. Es blieb mir kaum ſo viel Zeit, die nöthigſten Kleidungsſtücke mitzunehmen und ein Abſchiedsbillet an die Wittwe und Emil zu ſchreiben. Die gute Dubois ſchickte mir, in ein Brod eingebacken, zwanzig Doppel-Friedrichsd'or, die ich in das Futter meiner Weſte einnähte.

So ging es denn wieder fort — weiter auf des Lebens Pilgerreiſe!

Der unheimliche Mahner zu Berlin zeigt, daß er wahr geſprochen.

Kaum hatten wir die franzöſiſche Gränze überſchritten, als ein Complot unter unſern Führern ausbrach, die ſich unſrer auf dem kürzeſten Wege entledigen wollten, wahrſcheinlich, weil ſie es für bequemer fanden, ſo ſchnell als möglich in ihre Heimath und zu ihren Frauen zurückzukehren, anſtatt ſich noch eine Anzahl Meilen mit uns zu ſchleppen. Unſre Zahl war, da wir unterwegs noch einige Unglückskameraden aufnahmen, auf dreißig Köpfe geſtiegen. Da wir ſchlecht verpflegt wurden und übermäßig große Märſche zu Fuß machen mußten, während unſere reſpektable Geleitſchaft fuhr, ſo wären die Meiſten unter uns, wenn die Reiſe nur noch wenige Tage angehalten, auch ohne gewaltſame Mittel umgekommen. Ich befand mich beſſer, als alle Andere und ſprach meinen Leidensgefährten Muth ein; leiiſt ſo gewohnt in ſolchen Hütten fromme Klausner zu finden, und wir wollen dieſer Gewohnheit nicht widerſprechen. Auch in dieſer befand ſich ein ſolches Geſchöpf, das ſo unentbehrlich iſt, wenn die Geſchichte ihrer Entwickelung zueilt. Denn wer übernimmt von all den mehr oder minder bewegten und flüchtigen Geſtalten eines Romans ſo willig die nöthigen Erklärungen und Auseinanderſetzungen, als dieſe alten frommen Leute, die Alles ſehen, Alles hören, überall hinhorchen und dabei ſo gern ſprechen? Wie viel kann der Autor dieſen geduldigen Weſen aufbürden! Sie dürfen indiscret ſein, man verzeiht ihnen wegen ihrer langen frommen Kutte, ſie ſind langweilig, man nimmt es ihnen nicht übel, weil ſich kein Mittelalter und keine hiſtoriſchen Romane ohne dieſe „guten bärtigen Leute“ denken läßt, ſie ſind zänkiſch — das einſame Leben hat ſie dazu gemacht; ſie ſind verſtockte Sünder — um ſo anziehender! Kurz, ein Klausder gelang es mir aber nicht, ſie Alle zu retten, obgleich ich die Genugthuung hatte, Einige und zwar die mir tauglichſt erſcheinenden Subjekte dem Untergang zu entziehen. Unſere Führer hatten den Plan entworfen, uns ſcheinbar Gelegenheit zur Flucht zu bieten und da, wie bekannt, unter ſolchen Verhältniſſen einem Flüchtlinge ohne Weiteres eine Kugel nachgeſchickt zu werden pflegt, ſo gab es eine angenehme Gelegenheit, reines Feld zu machen; denn daß wir fliehen würden, wenn wir irgend konnten, daran zweifelte Niemand, am wenigſten unſere Führer. Der Morgen eines Feſttages war zur Entſcheidung beſtimmt. Unſere Führer gingen in Maſſe zu der nächſtliegenden Kirche und ließen Niemand weiter bei uns zurück, als einen lahmen und halbblinden Trainknecht, der die Pferde zu beſorgen angeſtellt war und der ſo hinfällig war, daß eine Fliege ihn umwerfen konnte. Kaum bemerkten dieſe Umſtände meine Gefährten, als ſie augenblicklich in die Falle gingen und nur noch zweifelhaft waren, nach welcher Richtung hin ſie ihre Flucht dirigiren ſollten. Es wurde ein kurzer, eiliger und eilfertiger Rath gehalten. Einige wollten nach Deutſchland zurück, Andere zogen es vor, nach einer der großen Städte zu fliehen, wo ſie Freunde zu finden hoffen konnten. Ich trat mitten unter ſie und machte ſie darauf aufmerkſam, daß dieſe plötzliche Frömmigkeit bei unſeren Tyrannen wohl gar eine Liſt ſein könne und daß ſie Böſes gegen uns im Schilde führen möchten. Man glaubte mir nur halb. Es wurden recognoscirende Poſten ausgeſchickt und die nächſtliegenden Gebüſche unterſucht; da man aber nirgends etwas Verdächtiges fand, ſo lachte man meiner Bedenklichkeiten und nachdem ein paar reſolute Burſchen ſich über den Trainknecht hergemacht, ihn gebunden und geknebelt hatten, machte ſich die Bande aus dem Staube. Jetzt ging aber ein wahres Pelotonfeuer los; es knatterten überall Schüſſe. Wie aus der Erde emporgeſtiegen, waren plötzlich unſere Verfolger dicht hinter uns und ihre Kugeln trafen gut. Ich und ſechs Andere hatten uns in eine Scheune geflüchtet. Dieſe wurde zugeriegelt und in Brand geſteckt. Welch ein Entſetzen ergriff uns, als wir alle Ausgänge verſchloſſen und die Flamme emporwirbeln ſahen. Mit Anſtrengung aller meiner Kräfte, wobei ich von den gänzlich muthlos gewordenen Kameraden nicht unterſtützt wurde, gelang es mir, eine Oeffnung im Dach zu machen, durch dieſe mich emporzuſchwingen und jetzt, hoch oben, von Flammen umgeben, hielt ich eine donnernde Rede an unſere Tyrannen. Ich forderte ſie im Namen der großen Nation auf, keinen Schandflecken auf deren Ehre zu bringen, indem ſie Wehrloſe mordeten. Ich bewies ihnen, daß wir nicht hatten fliehen wollen und zum Schluſſe meines Sermons rief ich Gottes Strafgericht auf ihre laſterhaften Häupter herab. Ich fand Gehör. Es war auch die höchſte Zeit, denn der emporwirbelnde Rauch drohte bereits meine Stentorſtimme zu einem kaum hörbaren Lispeln herabzudrücken. Es wurden Leitern angeſetzt und wir ſtiegen nieder. Hier ſahen wir nun die Leichen unſerer Gefährten und dieſer Anblick wirkte ſo erſchütternd auf mich, daß meine Sinne ſich umflorten und ich einer Ohnmacht nahe war. Aus einer drohenden Lebensgefahr entronnen, erſcheinen uns die Dinge um uns her in einem andern Lichte, wie gewöhnlich. Ich ſagte mir: dieſes Loos wartete auch deiner, und glücklich noch, wenn dieſer, wenn nicht der viel grauſamere Tod in den Flammen dir zu Theil wurde.

Es war mein feſter Entſchluß, unter dieſen Meuchelmördern nicht länger zu bleiben. Da von dreißig nur noch etwa zehn übrig geblieben waren, ſo ließ ſich vorausſehen, daß man unſrer wegen die lange Reiſe nicht werde machen wollen und daß, wenn wir wirklich fliehen würden, man uns in Gottes Namen würde laufen laſſen. So war es auch. Schon zwei Nächte nach jenem grauſenvollen Auftritt entſchlüpften wir glücklich unſerm Elend. Der Eine floh hierhin, der Andere dorthin; wir hatten abſichtlich kein Zuſammenbleiben verabredet. Wie ich gehofft, ſo kam es; weder ſetzte man uns nach, noch wurde unſer Leben bedroht. Ich war nun frei; aber mit keinem Groſchen Geld in der Taſche. Aber fragt man wohl nach den elenden Pfennigen, wenn es Einem geſtattet iſt, Gottes Sonne wieder über ſich ſcheinen zu ſehen und ſich dabei als eine freie Creatur zu fühlen?

Ich hatte nicht vergeſſen den Tag, wo ich in Todesgefahr geſchwebt, mir zu merken; es war gerade der Jahrestag jener myſteriöſen Erſcheinung im Kaſtanienwäldchen in Berlin. Ich will dem Leſer nicht verhehlen, daß durch dieſes Faktum ich Anlage zum Swedenborgianismus in mir ſpürte. Der Himmel baute hier gleichſam eine Brücke, um mich erbärmliches Weltkind in Abraham's Schooß zu leiten, wenn ich anders in dieſen Schooß hinüber wollte. Ich ſprach mit Niemand über dieſe Erſcheinung, obgleich ich lebhaft das Bedürfniß fühlte, mich über dergleichen Dinge belehren zu laſſen. Ueberhaupt merkte ich, daß ich Stunden hatte, wo ich zu ernſter Betrachtung aufgelegt war. Doch drang meine heitere, oder wenn man will, unbändige Natur immer wieder durch. Sie duldete es auf keine Weiſe, daß ich zum Kopfhänger wurde. Die Bekanntſchaft und das Abenteuer, das mir jetzt zunächſt zu Theil wurde, wird dies näher zeigen, denn ich kam bei einem — Todtengräber in Dienſt.

Es zeigt ſich bei mir die erſte deutliche Anlage zur Philoſophie. Der Schäferknabe auf dem Berge.

Ich ſuchte wiederum die Gränze zu gewinnen und gelangte glücklich nach Straßburg. So hab' ich dich denn wieder Mutter Erde! rief ich und warf mich in einer heißen Sommernachmittagsſtunde in den duftenden Klee einer in tauſend Farben blühenden Wieſe. Da lag ich nun und blickte in die ziehenden Wolken hinauf, wie ich als Knabe gelegen hatte, dort weit im ſchönen Ungarland auf der Haide — wo es ſo ſtill war und ſich kein Laut regte weit, weit in die Runde. Wirklich, es machte ſich ſo etwas Lebensphiloſophie in mir breit. So ſind denn deine Jahre der Jugend bald vorbei! dachte ich, und womit haſt du ſie angefüllt? Kind Gottes, wie haſt du dein Leben bis jetzt gelebt? Haſt du, wie der Prediger ſagt: goldene Aepfel in ſilberne Schaalen geſammelt oder fährt dein Athem dahin, wie der Rauch der Wüſte, der keine Spur hinterläßt und von dem die Weiſen des Morgenlandes ſagen: alſo lebt und ſtirbt der Gottloſe! — Kind Gottes! Kind Gottes! ich fürchte, du gleichſt mehr dem Rauch in der Wüſte, als dem Apfelbaum mit den goldenen Aepfeln in ſilbernen Schaalen.

Ich wälzte mich in meinem Kleebette auf die andere Seite, wodurch ich eine völlig veränderte Anſchauung der Dinge um mich her erhielt. Ich gewann wieder Muth. Oben auf den Wolken ſah ich eine Anzahl kleiner ſilberner Figuren wandeln; die ſtellten ſich in Reih und Glied und ich hörte ſie ausrufen: Der da unten iſt ein braver Burſche! Wir laſſen für ihn Leib und Leben: wir ſind die Tage ſeiner Jugend! Da freute ich mich, daß unter den Tagen meiner Jugend kein einziger Krüppel, kein Waſſerkopf, kein Höckermann war, ſondern daß ſie alle ſammt und ſonders ſtramme Jungen waren, kernhaft und muthig. Mit einer ſolchen Compagnie Soldaten, rief ich, will ich dem ſchweren Geſchütz, das das Alter auf mich abfeuert, muthig entgegengehen!

Der deutſche Boden mußte es an ſich haben, daß er immer wieder mir Grillen in den Kopf jagte.

Womit haſt du dein Leben angefüllt? fragte wieder dieſelbe altkluge Stimme, die ſo eben von den goldenen Aepfeln geſprochen hatte. Haſt du die großen Zwecke der Menſchheit befördern helfen? Biſt du dem Vaterlande und der Geſellſchaft ein nützliches Mitglied geweſen? Haſt du, wie das Geſetz gebietet, dein Hab und Gut getheilt, um dem armen Bruder die Hälfte zu geben, oder haſt du deine Kiſten trotzig verſchloſſen und vor deine Schränke ſechsfache Schlöſſer gelegt, damit Niemand von dem Gute mitgenieße, das dir geworden? Wie iſt's mit deinen Pflichten als Mann und Staatsbürger? Haſt du ein Weib genommen, es ehrlich ernährt und biſt du Vater hoffnungsvoller Kinder geworden, die du zur Freude Gottes und der Menſchen und zu deinem eigenen unverwelklichen Ruhme auferzogen haſt?

Ach, nichts von allem dem!

Ein unnützer Knabe war ich, ein nutzloſer Jüngling wurde ich und ein Mann ohne Nutzen ſtehe ich im Begriff zu werden. Die menſchliche Geſellſchaft hat nicht ſo viel an meinem Daſein gewonnen, als eine Haſelnuß werth iſt. Die Muſe der Geſchichte, wenn ſie meine Thaten beſchreiben will, findet auf ihrem Strumpfbande Platz genug, ſie alle mit einander aufzuzeichnen. Mein Hab und Gut hab' ich nie getheilt, denn, aufrichtig geſagt, ich hatte nie welches. Meine Kiſten und Schränke hatten keine Schlöſſer nöthig, denn das, was ſich in ihnen befand, konnte eine Maus auf ihrem Schwanze forttragen. Und endlich was das Weib betrifft und die damit zu erzielenden gottfreundlichen kleinen Staatsbürger, ſo will ich bekennen, daß noch keine Tochter irgend welches Landes mich gereizt hat, zu den vorbemerkten Zwecken mich mit ihr zu vereinigen. Die Summe alſo iſt, daß ich der menſchlichen Geſellſchaft unnütz war, unnütz bin, unnütz ſein werde.

Ich wälzte mich auf die andere Seite.

Im Kelche einer Kleeblume hing ein leuchtender Käfer. Er ſog aus dem gefüllten Pokal der Blüthendolde und füllte ſeinen kleinen, ſchwelgenden Leib mit den Süßigkeiten und dem feinen geiſtigen Nektar des Kindes der Wieſe. Weiterhin trabte eine Ameiſe und hatte ſich ein ganzes Magazin winziger Körnchen aufgeſackt. Ach ſieh da — der nützliche Menſch und der nutzloſe!

Ich faßte wieder Muth.

Von neuem wandte ich meinen Blick nach oben. Die Tage meiner Jugend ſtanden noch da — ebenſo ſtramm und eben ſo luſtig blitzend, wie früher. Aber die altkluge Stimme hatte noch lange nicht ausgeredet.

Wenn du Ehre im Leibe hätteſt! — hier war ich im Begriff, der Stimme ein donnerndes „Schweig!“ zuzurufen; ich faßte mich aber und ließ ſie ausſprechen. Alſo, wenn du Ehre im Leibe hätteſt, ſo würde nunmehr der tiefe Fall und das Unglück deines Vaterlandes dich treiben, vor allen Dingen dein Regiment wieder aufzuſuchen und Dienſte zu nehmen. Vielleicht ſchießt eine Kanone deinen Leib zu Brei oder ein Säbel hackt dir Arme und Beine ab. Alsdann wirſt du mit dem erhabenen Gefühle ſterben, eine völlig leere und nutzloſe Exiſtenz doch wenigſtens durch einen erhabenen und ehrenvollen Tod geſühnt zu haben.

Stimme! rief ich; alles was du mir da ſagſt, hab’ ich mir bereits unzählige Male ſelbſt geſagt! Aber kann ich dafür, daß ich noch lebe? Hab’ ich den Tod geſcheut? Habe ich etwas anders gewollt, als gebettet ſein da, wo man meine ehrlichen, tapfern Brüder bettete? Aber es hat nicht ſein ſollen. Nutzlos umherlaufen, um den Tod zu ſuchen, dazu bin ich nicht Kind oder Schwärmer genug. Kommt die Stunde, die mich ruft, ſie ſoll mich finden!

Als ich das ſagte, nickten mir die Tage meiner Jugend ihren Beifall zu.

ner, in einer „einſamen Waldhütte“ oder auf der „Spitze des Gebirges“ wohnend, darf ſich Alles erlauben. Er nimmt gleich bei ſeinem Erſcheinen von dem Intereſſe des Leſers Beſitz, wie man in die Rechte eines unbeſtreitbaren Erbtheils eintritt. Er zeigt nur ſeinen langen weißen Bart, ſeine eingefallenen Wangen, er läßt nur das Glöckchen ſeiner Waldklauſe ertönen, ſo laufen ihm ſogleich der Autor und der Leſer zu; der Held, die Heldin werden rückſichtslos verlaſſen und mögen ſehen, wie ſie fortkommen.

Unſer Klausner, der ſich den Blicken Magelonens jetzt darſtellte, war einer von der milden Art, fromm ohne Ueberſpannung, ein alter Schwätzer, ohne dabei ein langweiliger zu ſein. Vielleicht wäre er das Letztere geworden, hätte er weniger merkwürdige und ſonderbare Dinge zu melden gehabt. Unſere kleine Heldin ſetzte ihn mit ſeinen Nachrichten nicht eher in Contribution, bis ſie leidlich zu Abend geſpeiſt, ſehr

Und übrigens, ſagte ich zur Stimme; laß mich ungeſchoren! Ich bin eine Creatur Gottes; geſchaffen zu Luſt und Lieb. Von allem was drückt und beläſtigt, was einengt und bekümmert, halt' ich mich frei. Dabei hab' ich aber ein Herz für das Weh des Bruders. Ich bin ein Prediger, deſſen Predigt heißt: Menſchen, freut euch, liebt euch — eine kurze Zeit habt ihr nur die ſchöne Erde, die helle Sonne.

Die Stimme ließ einen wehklagenden Laut hören und verſtummte dann.

Es ward ſtille, über die Kleeblumen hin wehte ein ſanfter Wind.

Ich hatte über mich ſelbſt Gericht gehalten; ich hatte mir eine kleine Privatſtunde in der Philoſophie gegeben und ſtand nun auf. Die Gegend war einſam und ich empfand das Bedürfniß, ein Frühſtück einzunehmen. Als ich meine Blicke in die Runde umherſchweifen ließ, gewahrten ſie auf einem nicht ſehr weit entfernten Hügel einen Knaben bei ſeiner Schaafheerde. Der Junge ſaß und fertigte ſich eine Flöte. Dabei ſang er ein Lied, das mir, als ich näher kam, ſeltſam in die Ohren tönte. Es war eben ſo naiv als rührend:

Wenn es wär' keine Sünde,
Und entſtünde daraus kein Kinde,
Und wär' die Hölle nicht ſo tief,
Wie gern ich bei einer Jungfrau ſchlief.

„Ja, mein Junge,“ rief ich, „da liegt's eben! „„Und wäre die Hölle nicht ſo tief!““ Sie iſt ganz entſetzlich tief und die Frommen graben ſie noch immer tiefer und tiefer aus, daß gar nicht abzuſehen iſt, wann einmal die Zeit kommen wird, wo ſich etwas wagen läßt. Oder Du müßteſt Dich denn entſcheiden für den „Rauch in der Wüſte“, und ein Gottloſer werden, wie ich es bin. Alsdann läßt ſich über die Sache ſchon ſprechen.“

Ich ſchlenderte weiter, ohne dem kleinen Asceten auf dem Hügel weiter einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Einige Schritte weiter traf ich auf einen Mann, der im Felde arbeitete. Er ſah mich aufmerkſam an, lüftete dann etwas ſeinen Hut und gab mir einen treuherzigen „guten Tag!“ Ich erwiderte den Gruß und wir kamen in ein Geſpräch.

„Ihr ſeid wohl auch Einer von Denen,“ hub mein Gefährte an, „deren Verwandte man da drüben um einen Kopf kürzer gemacht hat?“ — Ohne meine Antwort abzuwarten, ſetzte er hinzu: „Es iſt Recht, daß Ihr zu uns kommt. Am Rhein hinab haben ſich ganze Schaaren angeſiedelt und hier im

Dorfe haben wir einen ſolchen ausgewanderten Mann, er Todtengräber geworden iſt. Er verdient ſo ſein ehrliches Brod und es iſt nichts dagegen zu ſagen."

Ich erkundigte mich näher nach dieſem Flüchtling.

„Ich will Euch zu ihm bringen," ſagte mein Führer. „Er mag mich gut leiden und wir verkehren als Freunde miteinander."

„Iſt er ſchon lange hier."

„Es möchten nun ſchon an die fünf Jahre ſein. Als er kam, wohnte er zuerſt in meiner Hütte; da gab's aber Streit. Er wollte jeden Biſſen, den er in den Mund ſteckte, bezahlen, und das litt ich nicht. Da ich kein Geld nahm, ſchenkte er mir Allerlei, unter Andern einen alten franzöſiſchen Orden und ein ſeidenes Taſchentuch. Beides, ſagte er, könne er jetzt nicht mehr brauchen. Einige Spaßmacher im Dorfe nennen ihn nie anders als den Herrn Marquis. Er hört's und lacht. Gewiß iſt's, daß er nicht dazu geboren iſt, was er jetzt vorſtellt; aber Niemand, nicht einmal mir, ſeinem beſten Freunde, hat er geſagt, was er vormals geweſen. Das Unglück macht ſchweigſam und Gott iſt der Freund derjenigen, die ihre Zunge zu wahren wiſſen. Niemand hat noch gehört, daß er die Schwätzer liebe."

Wir gingen, und ich will's nicht leugnen, ich war auf die mir bevorſtehende Bekanntſchaft neugierig. Als wir einen langen Feldweg zurückgelegt hatten, kamen wir in's Dorf, das recht lieblich im Grünen lag und hier nahm mein ehrlicher Bauer von mir Abſchied, nachdem er an ein niedriges Fenſter eines Häuschens geklopft und ein paar Worte hineingerufen hatte. Das Fenſter wurde geöffnet und ein Kopf, ähnlich den Geſichtern in Bildern niederländiſcher Meiſter, kam zum Vorſchein, geziert mit einem Sammtkäppchen und umrollt mit weißen Locken. Der Alte fragte mich auf Franzöſiſch, wer ich ſei und was ich wolle. Ich antwortete ihm, ich ſei ein Flüchtling und ſuche ein Unterkommen. „Wenn das iſt, mein Herr!“ entgegnete der Greis, „ſo treten Sie ein; Sie ſind mein Gaſt, ſo lange Sie es ſein wollen. Ich ſelbſt bin ein Flüchtling und weiß, was es heißt, obdachlos auf fremder Erde umherzuirren. Treten Sie ein!“ —

Ich folgte der Einladung und befand mich nun in einem Stübchen, das außer einem Bette, einem Tiſche, der mit Büchern und Papieren bedeckt war, und wenigen Strohſtühlen keinen andern Schmuck aufzuweiſen hatte, als ein Betpult, mit einer koſtbaren Decke behangen und mit einem Kruzifix von ſchöner Arbeit geziert. Ueber dem Chriſtusbilde befand ſich in einem Medaillon ein kleines Gemälde, deſſen Gegenſtand jedoch, wegen der in dem Stübchen herrſchenden Dunkelheit nicht zu erkennen war.

Der Alte zündete eine Lampe an und ſetzte einen Landkäſe, etwas Butter und Brod auf den Tiſch. Alles dies geſchah mit Reinlichkeit, einer gewiſſen Zierlichkeit und Anſtelligkeit, wie es ein ſeit Jahren eingeübter Kammerdiener in einem vornehmen Hauſe würde verrichtet haben. Ich verwandte kein Auge von meinem Wirthe, der von Minute zu Minute mir immer intereſſanter wurde. Auch ich hatte das Glück, ihm nicht zu mißfallen; ich bemerkte es aus einigen Zeichen, die ihm unwillkührlich entſchlüpften, ein wohlwollendes Lächeln, ein zutrauliches Winken mit den Augen. Ich fragte ihn nach dem Bauer, der mich hergeführt. „Es iſt ein ehrlicher Mann,“ ſagte er, „nur Schade, er hängt mit einer Frömmlerbande zuſammen, die hier im nahen Gebirge ihr Weſen treibt. Nichts iſt mir ſo verhaßt, als Frömmelei. Ich bin Philoſoph. Ich liebe alle Menſchen wie meine Brüder und würde den Neger ebenſo heiß an mein Herz drücken, als den ehrlichen Mann im Ordenskleide. Doch davon kann jetzt nicht die Rede ſein; ich bin allein. Die Augen, die mich in meinen guten Tagen ſahen, haben ſich längſt geſchloſſen.

Ach, mein Herr! eines Verwieſenen Tage ſind nicht beneidenswerth!“

„Wer wüßte das beſſer, als ich!“ rief ich.

„Inzwiſchen ſind Sie jung, mein Herr,“ hub er wieder an; „und es kann ſich mancherlei ereignen, was die Schwankungen Ihres Geſchicks auf die andre Seite, auf die Seite des Glücks bringt; ich dagegen trage der Grube ein müdes Haupt entgegen, das nichts mit ſich führt, als die Erinnerung herben, unverbeſſerlichen Leids. Wenn man geſehen hat, was ich geſehen, gehört, was ich gehört, dann reicht kaum das Alter eines Methuſalem hin, um auch nur einen geringen Theil der grellen Farben des Gemäldes zu verlöſchen. Darum ſteht mir auch der Todtengräber-Poſten ſo wohl an. Ich habe verſcharrt und vergraben für mich — nun thue ich's für Andre. Nun müſſen Sie mir aber erlauben, daß ich an mein Geſchäft gehe. Es iſt noch ein Grab angeſagt worden und das ſoll in den erſten Morgenſtunden fertig ſein. Ich arbeite langſam, und habe gern eine Arbeit fertig hinter mir, ehe ich mir die Ruhe geſtatte. Alſo auf Wiederſehen! Hier haben Sie Bücher; auch Papier, im Fall Sie etwas aufzeichnen wollen. In der Kammer nebenan iſt Ihr Lager bereitet. Auf mich brauchen Sie nicht zu warten, ich ſteige, wenn ich komme, durch's Fenſter ein.“

Ich wagte nicht, den Alten um die Erlaubniß zu bitten, ihn auf ſeinem Gange begleiten zu dürfen, zudem ſetzte mir die Müdigkeit arg zu. Ich begnügte mich daher, als er fort war, eine ſehr oberflächliche Inſpektion des Büchertiſches vorzunehmen, und nachdem ich einige Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und dann einen Band Memoirenliteratur in die Hand genommen, geblättert und wieder hingeſtellt hatte, begab ich mich zur Ruhe. Mein Lager war hart, eng und baufällig; dennoch ſchlief ich ſo trefflich darin, wie ich mich nur als glücklicher Page, als privilegirter Nichtsthuer, beſinne geſchlafen zu haben, mit jener unverwüſtlichen Kraft und Luſt des Schlafes, wie ſie die völlig ungeſchwächte und unverkümmerte erſte Jugend gewährt.

Ich lerne meinen Wirth genauer kennen.

Bereits eine Woche war ich Gaſt bei meinem liebenswürdigen Alten, ohne daß ich Gelegenheit gefunden hatte, ihm meine Wünſche vorzutragen. Dieſe beſtanden in nichts Geringerem, als in der Vergünſtigung, die er mir zu Theil werden laſſen ſollte, ihm bei ſeiner harten Arbeit Handlanger-Dienſte zu leiſten. Endlich fand ſich eine gute Stunde. „Mein lieber Vater Mathieu,“ — ſo wünſchte er, daß ich ihn nennte, — hub ich an; es iſt überall Sitte, daß man ſeinen Gaſtfreund Theil nehmen läßt an der Luſt, aber auch an der Laſt der eignen Exiſtenz. Ich bin jung und ſehne mich nach Arbeit. Gebt mir einen Theil der eurigen.“ — „Mein lieber Sohn“ — entgegnete er; „dieſe Arbeit iſt nicht für Sie. Es iſt eine rauhe, ungebildete, angreifende Arbeit. Sie ſind erzogen, um den Degen zu führen und den Frauen den Hof zu machen. Auch ich that Aehnliches in meiner Jugend. Dann hab' ich — noch lange vor dem Sturze meiner Familie, mit der Arbeit Bekanntſchaft gemacht. Ich war in Amerika und dort in dem Lande der Freiheit lernte ich meine phyſiſchen Kräfte anwenden, um von ihnen Nutzen zu ziehen, wenn ich's würde nöthig haben. Es war dies gut berechnet, denn ſiehe da — jetzt hab' ich's nöthig. Dergleichen iſt bei Ihnen, lieber Freund, noch nicht vorgekommen. Wenn Sie etwas zur Beſchäftigung haben wollen, ſo machen Sie einen Katalog meiner kleinen Sammlung von Schriften und Büchern. Ich ſelbſt bin noch nicht dazu gekommen, auch werden meine Augen für ſolche Arbeit zu ſchwach."

„Nun gut," ſagte ich, „ich will das Verzeichniß anfertigen; allein wenn es fertig iſt, ſo beſtehe ich darauf, daß ich das erſte Grab, das alsdann eintrifft, ſtatt Ihrer grabe, Vater Mathieu."

„Es möchte ſich ſchlecht darin ſchlummern laſſen, Freund!" bemerkte der Alte lächelnd. „Sie ſind noch nicht geübt, dergleichen Betten zu machen. Ich bin ſchon eine geübte alte Bettfrau."

„Es bleibt dabei!" rief ich.

„Nun denn! wir wollen ſehen," entgegnete er. „Für's Erſte machen Sie ſich nur an das Verzeichniß. Wenn Ihnen an meinen Skripturen etwas undeutlich iſt, ſo fragen Sie mich. Es wird mir ein

Vergnügen ſein, mit Ihnen allerlei alte Dinge meiner früheren Tage zu durchblättern. Was ſagt mein Freund Montaigne? „Wenn das Alter kommt, ſo ſoll es mich auf den Rücken nehmen, und zwar ſo, daß ich das Antlitz dorthin habe, von wo ich gekommen: nach dem Lande meiner Jugend. Den Tod, wohin ich komme, will ich nicht ſehen.“

„Das iſt ein ſchöner Spruch!“ ſagte ich.

„Nicht wahr?“ rief er lächelnd. „O mein Montaigne iſt wie ein Mägdlein in ſeiner Schöne! Morgenroth auf den Wangen und Perlenglanz auf Hals und Buſen. Haben Sie ihn früher nicht gekannt, dieſen Philoſophen aller Philoſophen?“

Ich geſtand, daß ich nur wenig von ihm bisher vernommen.

„So lernen Sie ihn jetzt kennen und lieben! Während ich draußen meine Gräber grabe, ſitzen Sie hier in der Stille und leſen Sie meinen Montaigne.“

Ich gewann meinen Vater Mathieu immer lieber. In meiner Sammlung „alter Leute“ aus meinem Leben ſtellte ich ihn dicht neben Herrn Picard. Doch Herr Picard war bis jetzt von keinem nachfolgenden „Alten“ übertroffen worden. Während ich nun die kleine Bücherſammlung des „Todtengräbers“

gut geſchlafen und wiederum nicht ganz übel gefrühſtückt hatte. Sie war verliebt, aber das that ihrem Schlafe keinen Abbruch, ſie war neugierig, aber das verhinderte nicht, daß ihr Appetit ſo geſund war und ſo heftig auf Befriedigung drang, als dieſes bei einer Fußwanderung durchs Gebirge nur immer der Fall zu ſein pflegt. Bei dem letzten gedörrten Fiſche, den ſie verzehrte und der Neige des ſauren Weines, der ihre roſigen friſchen Lippen netzte, unterbrach ſie ihren Wirth in einem kleinen zerſtreuten Morgengebete mit der Frage, was die Schmerzenstöne zu bedeuten hätten, die von Zeit zu Zeit durch die Stille und Einſamkeit tönten, und wie es ſchien, in der Nähe der Hütte ihren Sitz hatten.

„Ach, mein junger Ritter,“ entgegnete der Greis. „Wenn ich euch die Urſache jener Jammertöne ſagen wollte, ſo würdet ihr finden, daß das eine Geſchichte ſehr ſonderbarer Art iſt.“

in Ordnung brachte, theilte mir dieſer in den Stunden, wo wir Abends beiſammen ſaßen, allerlei Dinge aus ſeiner frühern Exiſtenz mit. Den Namen und den Stand, den er einſt geführt, verſchwieg er mir. Seinen Bruder und einen innig geliebten Freund hatte er durch das Henkerbeil ſterben ſehen, einen Sohn hatte er unter den Waffen verloren, die Frau war ihm früh geſtorben. Nach den Namen, die ich in den kleinen ſchriftlichen Denkſtücken aufgezeichnet fand, zu urtheilen, waren Männer von hoher Stellung und von bekannter Perſönlichkeit ſeine Genoſſen geweſen. Wie ſeltſam nahm ſich jetzt dieſer Mann, der einſt das Parquet der Hofgemächer beſchritten, deſſen Bruſt Sammet und Seide, Ordensbänder und Pretioſen geziert hatten, in dem Kittel eines Todtengräbers aus! Aber er zwang mir Achtung ab. Auf dieſe Weiſe dem Schickſale trotzen, iſt männlich. Wenn ſein Alter und ſein Mißgeſchick mir zu Theil werden ſollten, in dem Fall verſprach ich mir ſelbſt, es ähnlich wie er zu machen.

Es war an einem regnigten Herbſttage und zwar an einem Montage in der Frühe zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, wo ich mein erſtes Grab grub, und dabei all die erbaulichen Betrachtungen anſtellte, welche dieſe neue Lebensſtellung mit ſich brachte. Ich ſah das kleine, enge, dunkle Bette vor mir, ich ſelbſt tiefte es immer mehr aus, in welchem ein Weſen wie ich den geheimnißvollen Schlummer ſchlafen ſollte, der nach einem Leben voll Räthſel und Ungereimtheiten folgt. Ich ſah dies Bette vor mir. Mir ſchauderte, als ich die tiefe Finſterniß bedachte, die ſich in dieſem engen Raume über zwei Augen wölben ſollte, welche beſtimmt waren, Licht einzuſaugen, und ſich an der Schönheit zu erfreuen.

Es mußte ſich fügen, daß der Morgen, an dem ich hier arbeitete, gerade derſelbe Tag war, an dem ich einſt von meinem Vater Abſchied nahm und von ihm in die Welt hinausgeſchickt wurde. Ich ſah im Geiſte die Thränen glitzern, die ich damals in den Bart meines alten treuen Mentors, des Huſaren, weinte. Wie ich das Bild einer ſchönen Mutter küßte, und wie ich jene Reitpeitſche mit dem Edelſtein an dem Stockende betrachtete, mit der mein Vater jenen denkwürdigen Schlag erhalten hatte, in deſſen Folge ich — in die Welt trat. — Alles dieſes und noch vieles Andere ging an meinem Geiſte vorüber, während meine Hand mechaniſch die ſchwarzen, feuchten Schollen herauswarf. Ich mußte lächeln, indem ich die Verwandlungen bedachte, durch die ich in dieſer Zeit gegangen. Erſt Page, dann junger luſtiger Bruder Liederlich, dann feiner Frauenzögling und Stutzer, dann Prediger, dann Schreiber bei einer Manufaktur, dann Bildhauergehülfe, dann Exilirter und ſibiriſcher Zobelfänger, Kriegsgefangener, Romanſchriftſteller, endlich Vagabund und nun — Todtengräber!

Mein gütiger Leſer, haſt du ſo lange deine Theilnahme an mir feſtgehalten, ſo laß ſie auch jetzt noch nicht los, und laß mich nicht ſelbſt hier das Grab deiner Gunſt für mich graben. Es wäre dies wahrlich das einzige Grab, aus dem keine Auferſtehung zu hoffen wäre.

„Nun, wie iſt's gegangen?“ fragte Vater Mathieu, als ich heimkam. Ich zeigte ihm die Schwielen an meinen Händen.

„Nun ja, hab ich's nicht geſagt?“ rief er faſt zornig. „Ein Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten. Das Graben und Schaufeln iſt nicht für Sie, Freund! Ich weiß wohl, was Sie damit bezwecken wollen; es geht Ihrem Stolz ſchwer an, von mir armen Manne ein Almoſen zu nehmen, Sie gehen darauf aus, Theil an meiner Arbeit zu nehmen, um dann mit Fug und Recht Theil auch an meinem Mahle nehmen zu dürfen. Allein laſſen Sie ſich's geſagt ſein, daß Sie die Sache falſch anſehen. Lieber Sohn, Sie nehmen von mir kein Almoſen an, Sie ſind mein Gaſt; ich habe Sie gebeten, bei mir zu bleiben, und von einem Gaſte, wie Sie wiſſen werden, wird kein Mann von Ehre Bezahlung nehmen. Ich bin aber ein Mann von Ehre, muthen Sie mir nichts Unwürdiges zu. Als ich in Amerika war, befand ich mich drei Jahre als Gaſt in eines freien ehrlichen Mannes Wohnung. Wir lebten als Brüder, die wir vor Gott auch waren. Als ich heimging, weinte ich an ſeinem Halſe und dieſe Thränen waren das einzige blitzende Silber, das er von mir geſehen. Wird die Welt einmal frei und glücklich, ſo wird auch die alte Gaſtfreundſchaft in ihrem alten Glanze wieder erſtehen; denn ſie iſt ein heiliger Vertrag unter gleichdenkenden Männern. Nur dem, welchen ich zu gering achte um unter ſeinem Dache als Gaſt zu leben, dem bezahle ich die Stätte, die ich unter ſeinem Dache mir gewählt. Und dann, Freund, bezahlen Sie mich auch reichlich durch das Verzeichniß, das Sie angefertigt haben; ich ſehe daraus, wie manches gute Stück aus dem großen Banquerot meiner Habe zu retten mir gelungen iſt. Einſt beſoldete ich fünf Sekretaire, und ſie haben mir nicht ſo Tröſtliches aufzuweiſen vermocht, als Sie, der erſte und einzige, den ich jetzt habe. Und nun laſſen Sie uns zuſammen an unſre Arbeit gehn, da Sie es doch einmal ſo wollen.“

Er legte ſeinen Kittel an, gab mir das beſſere Grabſcheit, nahm für ſich das ſchlechtere und wir begaben uns zuſammen auf den Kirchhof. Hier beſichtigte er vorerſt meine Arbeit, und ſagte kopfſchüttelnd: ſie ſei ſo vortrefflich, daß ſie gänzlich umgearbeitet werden müßte, um etwas zu taugen. Das war allerdings niederſchlagend für meine Todtengräber-Ehre.

Wir arbeiteten bis die Sonne ſank. Der Alte war unermüdlich. Ich ſehe noch den magern, gekrümmten Rücken vor mir, das kleine, tiefgeſenkte Haupt und die dabei ruhelos beſchäftigten Arme und Beine. Er ſang dabei ein chanson, deſſen Strophen mit dem luſtigen Refrain ſchloſſen:

Marion pleure, Marion crie,
Marion veut qu'on la marie! –

In den Pauſen der Arbeit ſetzten wir uns auf ein Grab und ſprachen einer kleinen Korbflaſche zu, die von Mund zu Munde ging. Eines Tages ſchwebte ein beſonders heiteres Lächeln um ſeine Lippen, als wir ſo ſaßen, und er warf mit einer kleinen, leichtfertigen Bewegung des linken Fußes ein Klümpchen Erde auf, das von dem großen Haufen, den wir ſo eben aufgeſchaufelt, ſich los gemacht und bis zu uns gerollt war.

„Siehe da," rief er, „ein Stückchen Salomo und Sokrates! oder Darius und Sardanapal! Gleichviel; kurz ein Brocken von dem Bildwerke, das gemeißelt wird, dann bunt angeſtrichen, dann wieder zerſchlagen und fortgeworfen! Ich erinnere mich hierbei einer Anekdote aus meinem Leben. Als reicher, junger Wüſtling machte ich einer Dame den Hof, die zu den Frömmlerinnen gehörte. Da ich ihr erklärter Liebhaber war, ſo iſt ſelbſtredend damit geſagt, daß es mit ihrem Katechismus ziemlich windig ſtand. In der That konnte man auch nicht leicht eine ärgere Heuchlerin finden, als meine Schöne es war. Das Wort Philoſophie war ihr ein Gräuel, und ſie konnte ihre ſchönen Augen ſo kunſtvoll verdrehen, daß ſie in dieſem Augenblicke einem Bilde der heiligen Cäcilie, in jenem der heiligen Barbara ähnlich ſah. Da ſie in einem Kloſter wohnte, ſo konnte ich nur zu gewiſſen Tagen zu ihr kommen, dann blieb ich aber auch die Nacht, und entfernte mich am Morgen, wenn das Gitterthor aufgeſchloſſen wurde, um die Milchwägen einzulaſſen, die die Nonnen mit friſcher Sahne zu ihren Kaffeetaſſen verſorgten.

Eines Tages ſprachen wir über die Unſterblichkeit der Seele. Es war warm, ich hatte meinen Rock abgelegt und meine Schöne ſaß im Negligee. Nur ein dünner Schleier lag über ihren Buſen gebreitet, der zu dem Schönſten gehörte, was aus der Hand der Bildnerin Natur hervorgegangen. Ich hielt die eine Hand auf dieſen Buſen, die andre ſchwang ein zierliches Kryſtallglas, gefüllt bis an den Rand mit dem Blut der feurigen Traube von Burgund. Das Fenſter war verſchloſſen, aber doch nicht ganz, ein Lichtſtreifen, dunkelviolet gefärbt, drang an der Seite durch, und warf ein paar zauberiſche Purpur-Roſen auf die blendende Rundung der Schulter meiner Dame.

Wie geſagt, wir ſprachen über die Unſterblichkeit der Seele. Ich widerſtritt den Glauben an eine ſolche, ſie führte Gründe dafür an. Wir wurden eifrig; die Debatte ging in eine Art Zank über. „Nun gut!“ rief ich endlich heftig, „wozu bedarf es da des Streits? Wer Recht hat, ſoll's beweiſen; aber nicht durch Worte, ſondern durch die That. Sterben Sie früher wie ich, Madame, ſo haben Sie die Güte und erſcheinen Sie mir; aber nicht in dem langweiligen und barbariſchen Koſtüm, das man Ihnen wird umgelegt haben, wenn Sie einmal im Grabe liegen, ſondern in dieſem liebenswürdigen Durcheinander von verſchobenen

Buſentüchern und parfümirten Spitzen, wie ich Sie in dieſem Augenblicke vor mir ſitzen ſehe. Ich werde ein Gleiches thun, wenn ich vor Ihnen „die Geſetze des alten Bundes“ um mit unſern Frommen zu ſprechen, erfülle. Nur werde ich anſtändigerweiſe im Rocke kommen, da ich jetzt ohne Rock daſitze. Wollen Sie auf meinen Vorſchlag eingehen?“

„Gottloſer!“ rief ſie, und verdeckte ihr Antlitz, das ſie von mir abwandte, „wohin führt Sie Ihr verbrecheriſcher Leichtſinn! Haben Sie bedacht, was Sie ausgeſprochen. Sie werden mich zwingen, Ihnen zu erſcheinen, um Sie von der Wahrheit jener göttlichen Lehren zu überzeugen, als deren ſchwache und unwürdige Vertheidigerin ich auftrete.“

„Nichts anderes will ich auch als dies!“ rief ich. „Die Sache iſt abgemacht.“

Ein Jahr nach dieſem Tage ſtarb ſie, und — ſie ſoll mir heute noch erſcheinen.

„Ach! und daraus folgern Sie?“

„Daß es keine Unſterblichkeit giebt, wie wir ſie uns mit verweichlichter Phantaſie, und verführt durch die Irrlehren modiſcher Philoſophen, denken. Dieſe libertine Frau hatte doch in der That die Abſicht, ſchon aus dem Grunde, den jede Frau hat, immer in jedem Streite Recht zu behalten, mich von der

Exiſtenz nach dem Tode zu überzeugen, wäre alſo irgend die Möglichkeit geweſen, mir zu erſcheinen, ſie hätte ſicherlich nicht gefehlt. Und welch ein Triumphgeſchrei bei den Frommen hätte es gegeben! Welch eine wirkungsvolle Bekehrungsgeſchichte! Alles dies blieb aus. Statt deſſen hatte ich aber in den Urwäldern Amerika's eine Erſcheinung, die mich auf ganz andre Weiſe bekehrte."

„Welche war dieſe?"

„O!" rief der Alte — „kein Geiſt erſchien mir, kein Grabtuch wehte, keine hohle Stimme erſcholl — ſondern ganz einfach: die Natur, die ewige Mutter alles Erſchaffenen ſprach lebendig zu meinem Herzen. Es mußte jenes Scheingebilde der Cultur, das mich bis dahin umfangen hatte, zertrümmert zu meinen Füßen niederfallen, ehe ich dieſe Stimme vernehmen konnte. Die Stimme ſagte: Lebe, genieße, ertrage ſtandhaft Leiden, liebe deine Nebenmenſchen, verfolge Niemand, thue Gutes, wo du kannſt und — vergeh! wie die Pflanze, wie der Baum vergeht, die ihre Zeit gehabt, die Blüthe und Früchte getragen haben. — Aus meinem Staube bildet die Natur, die ewig liebende, die ewig ſchaffende, wieder ein Geſchöpf, das wieder liebt, das wieder trachtet, das wieder genießt — wie du! — Und Beſſeres hat keine Zunge, aus Erde gebildet, mir bis jetzt noch ſagen können!“ —

Wir ſchwiegen Beide.

Mein Blick fiel in das geöffnete Grab vor uns. Ich vertiefte mich in ſeinen finſtern, unerforſchlichen Grund, in meine Seele flatterte, wie eine bange Taube, nun dieſes entſetzenvolle, ſechstauſend Jahr alte Räthſel, das Keiner, von all den Millionen, die gekommen waren und gegangen, gelöſt hatte.

Der Alte ſah die Wolken auf meiner Stirne, und war bedacht, mich wieder heiter zu ſtimmen. „Muth! junger Freund,“ rief er. „Sind wir im Irrthum, wir befinden uns nicht wiſſent- und willentlich darin! Ich habe, wie geſagt, keine andere Ueberzeugung faſſen können, nach dem, wie ſich das Leben mir gezeigt; Ihnen kann ſich vielleicht noch eine ganz andere Anſicht öffnen. Die Hauptſache bleibt aber, wir müſſen jene ſchwarze Oeffnung ohne Furcht anſchauen. Wohin ſie uns auch die Pforte, ſie kann uns zu keinem Unglück, zu keiner Marter führen. Und iſt's nicht ſchön, ſich zu denken, wenn du nun da unten liegſt, kommen Hände, bekränzen deinen Hügel, und es heißt von dir: Es war ein Menſch, der Vielen ein Retter in der Noth war, der da mit ſeinen Brüdern litt, mit ihnen ſich freute und für

„Erzählt, ich höre vor mein Leben gern ſonderbare Geſchichten.“

„Nun gut, ſo ſollt ihr auch die meinige hören. Rückt näher mit eurer Bank. Es iſt noch nicht ganz ein Mondeswechſel darüber hingegangen, als ich eines Morgens durch dieſelben ſchreienden Laute geweckt wurde, die ihr eben gehört habt. Gewohnt, daß Unglückliche, die ſich im Gebirge verirrten, meine Hülfe in Anſpruch nehmen, verließ ich augenblicklich meine Hütte und trat auf die wenige Schritte von hier entfernte Felſenplatte, von wo aus ich einen freien Blick in die Gegend habe. Denkt euch meine Verwunderung, als ich, dort angelangt, einen Ritter, der ein neugeborenes Kind, wie es ſchien, im Arme hatte, auf einer ſcharfen Felſenkante dicht über dem Abgrunde ſitzen ſah. Er blickte, als er meine Tritte hörte, ſich raſch um, und in ſein Antlitz war in ſo deutlichen Schriftzügen Schmerz und Verzweiflung geſchrieben, daß ich keinen Augenblick ihr Wohlergehen ſorgte noch bis zu ſeiner letzten Stunde. Es ſoll mir dann gleich ſein, ob einer jener finſtern und grauſamen Deſpoten, die ſich anmaßen, über unſer diesſeitiges und jenſeitiges Leben kategoriſche Geſetze aufzuſtellen, über meine Ruheſtätte das Anathem ausſpricht oder nicht.“

„Demnach“ hub ich nach einer Pauſe an, „wäre es aber unnütz, große Thaten, die den Ruhm und die Nacheiferung bezwecken, zu vollführen. Was Großes geſchieht, geſchieht doch immer nur, damit man nach unſerm Tode uns rühme.“

„Mit nichten!“ entgegnete Vater Mathieu. „Eine Seele, die das Große und Schöne nur vollführt, damit ſie dereinſt gerühmt werde, iſt nicht die rechte große Seele. Wir üben das Gute und Rechte, wie ein Liebhaber trachtet, ſich mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe ſo innig und ſo eng wie möglich zu vereinen. Ein Herz, das die Tugend und Weisheit liebt, liebt ſie ihrer innewohnenden Schönheit und des Liebreizes wegen, den ſie aushauchen, nicht aus dem Ruhmgeſchwätz, das der Umgang mit ihnen bei ſpätern Geſchlechtern veranlaßt. Welchem Liebenden iſt's nicht völlig gleichgültig, was man von ihm und ſeiner Art zu lieben ſpricht? Nur ſich ſelbſt will er genug thun, nur dem heißen Drange, der in ihm wohnt. Dies und nur dies iſt Zweck und Mittel all ſeines Thuns und Trachtens. Darum ſehen wir auch die wahrhaften Liebhaber des Schönen ſo friſch und ſtark ihren Weg gehen, ſo rückſichtslos gegen alles Geſchwätz um ſie her. Sie ſuchen nämlich nur ihre Befriedigung. Wer ſeine Brüder liebt, ihnen Gutes thut, ihnen hilft, thut dieſes alles nicht, damit man ihn hundert Jahre nach ſeinem Tode noch rühme, ſondern er thut's einfältiglich nur wegen des Dranges ſeines Herzens, das eben nicht eher ruhet und raſtet, als bis dem Gebot der Liebe ein Genüge geſchehen. Die Welt verliert nichts an großen Thaten, wenn auch die Lehre von der Unſterblichkeit, ſo wie ſie einige finſtere Eiferer verſtehen, aus der Welt verſchwindet. Die Unſterblichkeit bleibt dennoch; aber ſie erſtreckt ſich auf die ganze Menſchheit. Der Einzelne mag immerhin untergehen, wenn nur die Geſammtheit vorwärts geht, wenn immer mehr die blutigen Verirrungen und Täuſchungen verſchwinden, die die Erde zu einem Schauplatz des Gräuels machen, da ſie doch ein Schauplatz der Lieblichkeit, des Genuſſes, des Friedens ſein ſoll."

So ſprach Vater Mathieu.

Ich geſtand mir im Innerſten meines Herzens zu, daß ich noch keinen Weiſen gefunden, der ſo mir nach dem Sinne redete. Ich faßte nun Hoffnung, daß auch aus mir, der ich angefangen hatte, wie ein Leichtſinniger zu leben, und fürchtete, wie ein Vagabund zu ſterben, noch ein tüchtiger, ehrbarer und der Welt nicht ganz unnützer Mann erſtehen würde. Vater Mathieu gab mir dieſe Zuſicherung. Wir wurden nun ein Herz und eine Seele. Jetzt arbeitete ich an meinen Gräbern, als wenn es Maulwurfshügel geweſen wären; kein trüber Gedanke kam mehr in meine Seele. Ich fing an, mir den Tod ſogar recht lieblich auszumalen. Ich dachte mir den Genuß und das Glück, meinen Körper gleichſam ſtückweiſe zu verſchenken, hier einer Blume, dort einem Thier, wieder dort einer lichten Abendwolke etwas davon zuzuwenden, und alle meine Beſchenkten waren zufrieden und mit ihrer Gabe glücklich. Die Roſe dankte mir, daß ich ihr ihre rothen Wangen geſchaffen, der Baum ſchüttelte mir bieder die Rechte und drückte mir damit ſtumm ſeine Zufriedenheit für die harte, dauerhafte Rinde aus, die ich ihm gegeben, und die Wolke — o die Wolke ſchwamm ſelig in dem unendlichen Abendhimmel dahin, der Abendröthe nach, und — ich, ich war es geweſen, der ihr die Schwingen gegeben. Meine Seele aber ging als großer kühner Gedanke in das Gehirnmark eines

Mannes über, der geſchaffen war, ſeinen Mitmenſchen recht viel Gutes zu erweiſen. So lebte ich denn fort und meine kleine Eitelkeit konnte ſicher ſein, daß nicht ein Staubkörnchen meines Körpers, ſo wie nicht ein Knopf meiner Weſte verloren ging. Angenehmes Bewußtſein! Preiswürdige Philoſophie! —

Vater Mathieu ſtirbt. Veränderungen, die darauf mit mir vorgehen.

Hatten wir uns in der Philoſophie eingeübt, ſo fand ſich jetzt für uns Beide eine Gelegenheit, zu zeigen, was wir erlernt hatten. Vater Mathieu legte ſich auf's Krankenbette, um nicht wieder davon aufzuſtehen. Er ſtarb in meinen Armen. Nicht den allerkleinſten Paragraphen ſtrich der alte ehrwürdige Erdenpilger von ſeinem Glaubensbekenntniß und er ſetzte ſeinen Stolz darin, mir zu zeigen, wie ein Mann ſtirbt, der ſo gelebt und ſo geſprochen und gelehret hatte, wie er. Sein Antlitz wurde immer ſchöner und klarer, je näher ihm die Schatten der Nacht kamen. „Gib Acht, mein Sohn," ſagte er zu mir, „ob ich wie ein träger Schulknabe, der ſeine Lektion nicht gelernt hat, verſuchen werde, jetzt da es zur Prüfung geht, hinter dem Schulhaus wegzuſchleichen, oder ob ich geraden Schrittes in deſſen Thür eingehe, wie ein tapfrer Knabe, der die Ruthe des Präceptors nicht fürchtet und ſeine kleine Schiefertafel mit dem richtig ausgekommenen Rechenexempel unterm Arm hält.“

„Noch eins,“ ſetzte er hinzu, „wenn Du mein Grab gräbſt, ſo bringe es in die Nähe der kleinen Haſelnußſtaude, die im ſüdlichen Winkel unſers Gartens, den wir Beide bebaut haben, ſteht. Das kleine Ding will nicht recht fortkommen, ich will ſehen, ob ich ihr nicht mit meinen Ueberbleibſeln unter die Arme greifen kann. Es hat mir nicht gelingen wollen, die Menſchen, die ich liebte, in die Höhe zu bringen, laß mal ſehen, ob ich bei einem Bäumchen glücklicher bin. Alſo unter der kleinen Haſelſtaude laß mich ruhen. Unter mein Haupt lege die Blechbüchſe und eröffne ſie nicht. Sie enthält Schriften und Zeugniſſe von dem, was ich einſt in der Welt war. Niemand ſoll dies erfahren. Bei dem Umſturz aller Dinge können dieſe kleinen Aufzeichnungen keiner Seele von Nutzen ſein. Was ich Werthvolles beſeſſen, darüber habe ich längſt ſchon beſtimmt. Meine Bücher ſchenke ich Dir; Du haſt bewieſen, daß Du ihres Beſitzes würdig biſt. — —“

Der Leſer wird mir glauben, wenn ich ihm treuherzig und aus der Fülle meines armen Herzens verſichere, daß ich bald umkommen wollte vor Schmerz, als dieſe Dinge vor ſich gingen. Ich ging wie im Traume herum, und immer wieder, wenn ich aus tiefer Bewußtloſigkeit erwachte, fand ich mich an dem ärmlichen Bette, worauf der entſeelte Greis lag.

„Geh' nicht von mir, Vater!“ rief ich; „verlaß mich nicht, Vater!“ Aber die einſame Nacht und die tiefe Stille um mich her — beide hatten keine Antwort für mich. Ach, ach! ſo hatte ich Niemand geliebt, das fühlte ich — wie ich dieſen edlen, ſchönen Greis geliebt.

Nun ging ich daran, ihn zu beerdigen. Auf meinen Schultern trug ich ihn fort, am frühen Morgen, als eben die erſten Strahlen der Sonne die Erde begrüßten. Der Schäfer war der einzige Leidtragende, der mir half. Ich bedeckte noch mit Küſſen das liebe Geſicht, ehe ich es vor dem Lichte des Tages verſchloß. Als ich die erſte Scholle hinabwarf, ſank ich zuſammen wie ein Mägdlein, das ihren Liebſten begraben ſieht, und ich geſtehe, ich ſchäme mich deſſen nicht. Lebhaften Schmerz zu empfinden, dann aber auch nicht minder lebhafte Freude war immer meines Weſens Grundton. Die Menſchen hab' ich nicht begreifen können, die ſtets ein gleiches Geſicht zeigen und ſogar behaupten wollen, daß dieſes gleiche Geſicht der Spiegel eines eben ſo gleichen Innern ſei.

Entweder müſſen dieſe Weſen Götter oder Heuchler ſein. Keinesfalls möchte ich ſie zu meinem Umgang haben.

Das Kiſtchen von Blech ward getreulich dem Haupte, das nun auf immer ruhte, zur Stütze gegeben. Meine Neugier plagte mich arg, es zu öffnen, aber meine Gewiſſenhaftigkeit legte ihr Schweigen auf. Welch ein Freund und Schüler des Philoſophen wäre ich geweſen, wenn ich nicht hätte einem kindiſchen Triebe gebieten können! Wenn ich ſo frech und ſo zügellos mich an dem Geheimniß des todten Mannes vergriffen hätte! Ich wäre mir ſelbſt als das verächtlichſte Geſchöpf, das da lebt, erſchienen. Als das Grab aufgeſchüttet war, regte es ſich in den Zweigen des Bäumchens zu deſſen Häupten; es war, als begrüßte der kleine ſchlanke Stamm den Gaſt dort unten.

Ich ordnete nun den Nachlaß, forderte das Gericht auf, diejenigen Gegenſtände, die nicht ausdrücklich und mit Namen genannt mir geſchenkt waren, in Empfang zu nehmen. Dazu gehörte auch eine kleine goldene Doſe mit Edelſteinen beſetzt, die ich gar gerne zu meinem Eigenthum gemacht hätte, wenn ich's für erlaubt gefunden hätte. Sie wanderte in die Taſche des dicken Unterpräfekten, der ſich gerade im Dorfe befand, als ſich dieſe Angelegenheit entſchied. Meine Bücher beſtritt mir Niemand und ich konnte ſie völlig unangefochten behalten. Auch im Beſitz der Wohnung konnte ich auf die Dauer eines Vierteljahres verbleiben, wenn ich's nicht vorzog, ganz darin zu bleiben und das Amt meines Vorgängers bis an meinen eigenen ſeligen Tod zu verwalten. Dafür dankte ich natürlich. Dieſe Phantaſie hatte für mich ihren Reiz verloren, da der Alte nicht mehr mir zur Seite war.

Es mochten zehn Tage nach dem Todesfall vergangen ſein, als ich eines Morgens auf dem Kirchhofe erſchien und eine weibliche Geſtalt auf dem Grabe meines Freundes ſitzen ſah. Sie trug einen Strohhut und ein Mäntelchen von Seide, neben ihr lag ein Hündchen im Graſe. Das Geſicht dieſer melancholiſchen Schönen konnte ich nicht ſehen, denn ſie hielt es tief auf die Bruſt geſenkt, wie in ſchmerzliche Träumereien verſenkt. Mit einem Stöckchen, in deſſen goldenem Knopf die Morgenſonne glitzerte, ſchrieb ſie Zeichen in den Sand. Wie! rief ich bei mir ſelbſt, ſollte dieſes Kind ein Pfand der Liebe ſein, von einer jener zahlloſen, zärtlichen Verirrungen, die der Philoſoph in ſeinem langen und tumultuariſchen Leben ſchloß, herrührend? Sie hat vielleicht erfahren, daß der Mann, dem ſie Verbindlichkeiten aller Art ſchuldet, hier in Stille und Abgeſchiedenheit ſich verſteckt gehalten hat und kommt nun, um wenigſtens auf ſeinem Grabe zu weinen. Je länger ich dieſem Gedanken nachſann, deſto wahrſcheinlicher wurde es mir, daß ich das Richtige getroffen. Sogleich fing ich an, meine ganze Theilnahme dem jungen verlaſſenen Weſen zu ſchenken. Langſam näherte ich mich, um die ſchöne Wehklagende nicht aufzuſchrecken, und endlich blieb ich hinter einem Grabmonument ſtehen, deſſen verwitternde Steine mich ſchützten, um von ihr nicht bemerkt zu werden. Die Unglückliche erhob ihr Haupt, richtete die Augen gen Himmel und einen langen durchdringenden Blick auf deſſen klare Bläue, als wollte ſie die vorwurfsvolle Klage ausſtoßen: Warum mir dies unerträgliche Leid? Was hab' ich verbrochen in meiner Jugend und meiner Unſchuld, um ſchon ſo namenlos unglücklich zu ſein? — Gleich darauf wandte ſie ſich rückwärts, warf ſich auf den Hügel nieder und umſchloß ihn mit ihren Armen.

„Glücklicher Vater Mathieu!" rief ich unwillkürlich etwas lauter, als ich ſollte, „wie ſehr wirſt Du geliebt!"

Die Schöne ſah ſich um und da ſie einen Lauzweifeln konnte, den Urheber der durchdringenden Schmerzenslaute vor mir zu ſehen. Ich gab ihm einige Zeichen des Mitleids und der Theilnahme, aber ſein wilder Blick blieb unausgeſetzt und wie drohend auf mich gerichtet. Als ich einen Verſuch machte, mich ihm zu nahen, rief er mir mit zorniger Stimme zu: „Bleibt! oder ich ſtürze mich vor euren Augen in den Abgrund!"

„Dieſe Worte lähmten jede meiner Bewegungen. Ich konnte ſonach nichts weiter thun, als die ſonderbare Gruppe näher ins Auge faſſen. Meinen Forſchungen entging es nicht, daß das Betragen des Ritters etwas an Wahnſinn Grenzendes hatte. Er drückte das Kind in ſeinen Armen mit der wildeſten Zärtlichkeit an ſein Herz, er hob es in die Höhe und nahm die Miene an, als wollte er ſich mit demſelben in den Abgrund ſchleudern, dann ſprach er wieder in langen zuſammenhängenden Reden mit dem ſcher hinter dem nahen Grabkreuze bemerkte, ließ ſie raſch den Schleier über ihr Antlitz fallen, blieb jedoch auf dem Hügel ſitzen, unbeweglich und ſtumm. Jetzt trat ich aus meinem Verſteck hervor. Es war augenſcheinlich meine Pflicht, mich zu entſchuldigen, ſonſt hätte dieſes tugendhafte Weſen glauben können, ich wäre in einer laſterhaften Abſicht hier, denn weit und breit in der Runde waren wir Beide in ſo früher Morgenſtunde die einzigen menſchlichen Geſchöpfe. „Meine Dame,“ ſagte ich und ſtellte mich, auf mein Grabſcheit geſtützt, vor ſie hin, „fürchten Sie nichts. Mich treibt mein Amt hierher, ich bin hier, um —“

Weiter konnte ich nicht ſprechen; das Wort erſtarb mir in der Kehle. Ich ſtarrte das Mädchen wie ein Geſpenſt an und ſie mich nicht anders. Wir waren Beide im Nu in lebende Statuen verwandelt. Plötzlich ſprang ſie auf und wollte, bleich wie der Tod, entfliehen. Ich hielt ſie auf, ſchloß ſie zitternd in meine Arme und brachte nur den Namen „Veronika!“ über meine Lippen.

„Ich bin es!“ hauchte ſie — „aber laſſen Sie mich, mein Herr!“

„Ich Dich laſſen?“ ſchrie ich ſinnlos. „Dich

Dich! der Du von einem Engel des Himmels mir hergeſendet worden biſt?“

Sie wagte noch immer nicht, mich anzuſehen. Nur mit einem ſtummen Winke zeigte ſie auf das Grab. Sie wankte und ruhte nun ohnmächtig in meinen Armen. Erſchreckt und verwirrt öffnete ich ihr Buſentuch und ließ die kühle Morgenluft über ihr Antlitz und ihre Schultern wehen. Sie kam zu ſich. Ihr erſter Blick traf den meinigen und wieder zuckte der ſchöne Leib zuſammen; meine angebetete kleine Veronika konnte ſich noch nicht daran gewöhnen, mich lebend vor ſich zu ſehen, da ſie mich immer noch todt in der Tiefe wähnte. — „Ich lebe!“ rief ich. — „Du lebſt!“ erwiderte ſie und hing jetzt mit einem Küſſe an meinem Munde.

Nun folgten die Erklärungen. Sie hatte unermüdlich nach mir geforſcht, hatte Emil gefunden und von ihm aus meine Spur weiter verfolgt. In Straßburg endlich angelangt, hatte ſie erfahren, daß ein Fremdling Todtengräber in dem Dorfe ſei. Sie zweifelte nicht, daß ich dieſer Fremdling ſei, zugleich aber erfuhr ſie, daß dieſer Todtengräber vor wenigen Tagen geſtorben, und meine arme kleine trauernde Veronika hatte ſich nun eingefunden, um auf meinem angeblichen Grabhügel ihrem unſäglichen Schmerze freien Lauf zu laſſen. Und nun — lag der Lebende in ihren Armen!

Jetzt war mein Entſchluß feſt: ich zog der Heimath wieder entgegen. Wenn Du mich dorthin begleiten willſt, mein günſtiger Leſer, ſo nimm nur friſch den Wanderſtab in die Hand.

Druck von George Westermann in Braunſchweig.

Macargan.

Macargan

oder

die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853

BIBLIOTECA
[illegible]
[illegible]

Es war an einem trüben Novembernachmittage, als ich auf meinem Spaziergange einem Manne begegnete, der in ſeinem Weſen und Betragen etwas Auffälliges an ſich hatte, ohne daß ich gerade mit beſtimmten Worten anzugeben im Stande wäre, worin dieſes Auffällige beſtand. Die ganze Erſcheinung wirkte ſo. Er war klein von Wuchs und ſehr lebhaft, dabei aber auch zu Zeiten träumeriſch und nachdenkend. Wie ich mich ihm näherte, ſchoß er gleichſam auf mich zu, ergriff meine Hand und rief: Nun wie ſteht's mit Ihrem neuen Werke? Wird es bald beendet ſein? Haben Sie in daſſelbe alle jene merkwürdigen Züge der damaligen Zeit verflochten, die Ihnen brieflich mitzutheilen vor einigen Wochen ſchon ich die Ehre hatte? Ich geſtand, einigermaßen befangen, unmündigen Geſchöpfe und brach, wenn er keine Antwort erhielt, in jene lauten und anhaltenden Schmerzensrufe aus. Ich war noch beſchäftigt mit der Betrachtung dieſes auffallenden Schauſpiels, als über dem Manne mit dem Kinde ein zweiter Ritter erſchien, der ſich eben ſo ungeberdig wie der erſte anſtellte, ohne daß ich, wie beim erſten, den Grund ſeiner Verzweiflung errathen konnte. Nur ſchien ſein Wahnſinn wo möglich von noch ſonderbarerer Art; er griff unabläſſig mit beiden Armen in die Luft, machte von Zeit zu Zeit ausſchweifende Sprünge, wobei es nicht fehlen konnte, daß er auf dem unebenen Boden öfters ausglitt und fiel, noch öfterer dem Abgrunde ſo nahe kam, daß ich nicht begreife, wie er nicht ſchon längſt bei dem Spiele, das er alle Tage ſo fortſetzt, zerſchmettert im Thalgrunde liegt. Als ich beide Geſtalten ſo betrachtete, glaubte ich anfangs, der Himmel vergebe mir die Sünde! ein nahgelegenes Tollhaus daß ich derlei Mittheilungen nicht empfangen und auch nicht wiſſe, auf welches Werk ſich die Frage bezöge. So! erwiderte er kurz — alsdann hat die Sache ihre beſondere Bewandtniß; ich habe namlich vergeſſen den Brief abzuſenden, den ich für Sie beſtimmt habe. Er ſchwieg jetzt und ſank in ein tiefes Nachdenken, das auf die Länge, wie es mir ſchien, in eine Art Geiſtesabweſenheit überging, denn er ſchob mechaniſch ſeinen Arm unter den meinigen und zwang mich dergeſtalt mit ihm die Straße hinabzuſchlendern, als wenn es ſo ſein müßte, und als wenn wir die beſten Freunde ſchon ſeit undenklichen Zeiten geweſen wären. Ich ließ mir dies gefallen und wartete, ebenfalls ſchweigend, die Dinge ab, die da kommen ſollten. Endlich begann mein räthſelhafter Begleiter: Was halten Sie von der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts? Es war eine kühne, eine geniale Philoſophie, die mit großer Selbſtverleugnung ihre Theſen aufrecht zu halten wußte. Sie werden mir zugeſtehen, daß wir etwas von der Kühnheit jener Lehre in unſern Tagen brauchen könnten. Aber wir haben den Muth unſerer Voreltern nicht! — Was erwidern Sie hierauf? — Ich erwiderte nichts, ſondern wartete ab, daß der lebhafte kleine Mann weiter dociren würde. Er ließ mich auch nicht lange warten. Nun ja! fuhr er fort, indem er ſich gleichſam an meinen Arm hing und ſich ein paar Schritte von mir weiter ſchleifen ließ — Sie werden doch nicht leugnen, daß Muth dazu gehört zu bekennen, daß der Menſch nur Pflanze ſei, und daß von ihm gar nichts übrigbleibt, wenn die Elemente das Ihrige wieder zurückgenommen haben?

Und Sie bekennen ſich jetzt zu dieſem Glauben? fragte ich raſch, um endlich zu erfahren, was ich von meinem Manne halte.

Ja, lautete die Antwort, ich bekenne mich zu dieſem Glauben; aber nur an den Tagen, wo mein Fieber ausbleibt, in der Regel alle Sonnabende, Montage und Donnerstage. Wenn mein Fieber mich plagt, glaube ich, was alle Welt glaubt. Iſt Ihnen nicht das ſchöne Gleichniß, das Plato bei einer ähnlichen Gelegenheit braucht, gegenwärtig?

Das mit den zwei Roſſen?

Richtig. Eins iſt das wilde, das in den Abgrund ziehen will, das andere das weiche, ſtille, demüthige, das ſeinen Genoſſen und ſelbſt den Führer immerdar zurückzuhalten befliſſen iſt. Dieſes Gleichniß kann Jedermann beliebig auslegen, ich, für meine Perſon, lege es ſo aus: Das wilde Roß iſt die Seele eines Mannes, dem die Welt zu klein iſt. O ich hab' es geſehen, dieſes ſchwarze, wilde, ſich bäumende, ſchaumbedeckte Roß! Es ſchwebt mir deutlich vor Augen. Es ſtürzt dem Abgrund zu; wer vermag es zu halten? Es gibt Leute, die ſich für das kluge, gemäßigte, demüthige und weiße Roß entſcheiden — ich, ſo wie Sie mich hier ſehen — ich wähle das wilde. Doch wieder auf den Brief zu kommen, den ich Ihnen zu ſchreiben die Ehre mir genommen, den ich aber nicht abgeſendet habe, ſo ſteht in dieſem Schreiben der Wunſch ausgedrückt, daß Sie einen Führer darſtellen möchten, der ſich blindlings dem ſchwarzen Roſſe überläßt und von ihm meinethalben auch in den Abgrund geſchleudert wird.

Es wurde jetzt Licht vor meinen Augen und ich fragte: Und dieſes ſchwarze Roß ſoll die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſein?

Ja, rief der kleine Mann, im Ausdruck hoher Seligkeit, ſich endlich verſtanden zu ſehen. Er fuhr fort: Dieſe kühne, dieſe trotzige, dieſe wilde Lehre, welch' ein glücklicheres Bild könnte für ſie gefunden werden, als dieſes ſchwarze Roß Plato's!

Ohne Zweifel meint jedoch Plato etwas Anderes mit ſeinem Gleichniß, warf ich ein. Er hatte die unregelmäßigen Leidenſchaften der Menſchen im Auge, die durch Klugheit und Mäßigung, welche ihnen zur Seite gehen ſollen, gezähmt werden müſſen.

Der kleine Mann rief mit großem Eigenſinn: Es iſt ganz gleich, was Plato im Sinne hatte, genug, daß ſein Gleichniß ſich ſo drehen und wenden läßt, daß es auch für unſere Sätze paßt. Ich bleibe dabei, das achtzehnte Jahrhundert war das wilde, ſchaumbedeckte, ſchwarze Roß, und in den Abgrund hat es ſeinen Führer auch richtig hineingezogen. Aber wie liebe ich dieſes prächtige Thier!

Alſo Sie wollen den Unglauben und die Gottloſigkeit verherrlicht ſehen? fragte ich.

Der kleine Mann blieb ſtehen und ſah mich zweifelnd an.

Nichts Anderes iſt ja, rief ich, nun meinerſeits in Leidenſchaft gerathend, der Kern jener Philoſophie, die die Unſterblichkeit leugnet und den Zweck des Daſeins auf die irdiſchen Genüſſe beſchränkt.

Sehen Sie, mein Geliebteſter, hub der Kleine an, indem er mir mit den Fingerſpitzen beider ausgeſtreckter Hände leiſe an die Bruſt tippte, die Sache hat eine eigenthümliche Bewandtniß. Hören Sie mich an. Der Glaube an die Unſterblichkeit macht die Menſchen feig und ſchwächlich. Der gewöhnliche Menſch geht vom Glauben zum Unglauben über, je nachdem er ſeine vollen Kräfte beiſammen hat, oder ihm einige zu mangeln anfangen. Ein geſunder, kräftiger Burſche kümmert ſich den Guckuk um die Unſterblichkeit, laßt aber das graue Haar kommen und den Schritt wankend werden, da ſagt uns die Vernunft, daß wir ſterben müſſen, daß man uns in die Erde legen wird, und daß die Welt ihren Gang unbekümmert weiter geht. Das gefällt uns natürlich nicht, wir fallen Gott und dem Glauben anheim, aus keinem andern Grunde, weil uns nur unter dieſer Bedingung ein ewiges Leben verſprochen wird. Ein ewiges Leben! Wie drollig! Denken Sie ſich, Geliebteſter, daß Sie, der Herr N. N., und ich, der Herr P. P., durch alle Ewigkeit immer dieſelben bleiben. Welche elende Figuren müßten wir ſein, wenn tauſend Jahre dahingegangen ſind und nun tauſendmal tauſend Jahre wir beide immer Herr N. N. und Herr P. P. blieben! Welch' ein Ungeheuer von Langeweile birgt ſich in dieſer Vorſtellung; und doch iſt's nicht anders. Der heilige Hubertus und die heilige Gudula ſind durch Aeonen Jahre immer der heilige Hubertus und die heilige Gudula. Wenn dieſe heiligen Mumien wüchſen, ſo wären ſie nicht mehr Das, was ſie ſind; wenn ſie beſſer oder ſchlechter würden, ſo wären es nicht mehr Hubertus und Gudula. Nein, fort mit der Ewigkeit! Zu welchen Thorheiten verleitet uns die Eitelkeit, ewig leben zu wollen! Derſelbe Plato, von dem wir ſoeben ſprechen, hat einen andern Plan mit unſerer Seele, er läßt ſie tauſend Jahre durch eine Unſumme von Körper hindurch ſpazieren und zuletzt ihren alten Leib wieder finden. Alſo nach tauſend Jahren gäb' es wieder einen N. N. und einen P. B.! — Ach da ſeh' ich keinen großen Spaß dabei. Die Platoniker ſind über die Zuverſicht, daß man ihre köſtlichen Seelen, Seelen, auf die ſie ſo ſtolz ſind, ſo hübſch aufbewahrt, ſie von einem Geſchirr ins andere gießt, ganz entzückt; allein ich meinestheils will dieſe Wanderung nicht mitmachen, und wenn man mir auch die hübſcheſten Leiber, ſelbſt den einer Ninon de Lenclos zur beliebigen Wahl vorlegte. Ich geſteh' es offen, ich will nun einmal vernichtet ſein, ich will dageweſen ſein und will nicht wiederkommen, weder ganz noch theilweiſe, weder ſo noch ſo. Selbſt in die Mythologie des Genius will ich nicht gerathen. Meinetwegen mag die Brücke gleich hinter mir abgebrochen werden und jede hiſtoriſche Ueberlieferung von einem Barbarenſchwarm verlöſcht ſein! Ich gebe auf die Geſchichte nichts, denn ſie hat uns nicht klüger gemacht, obgleich ſie ſchon viele Jahrtauſende predigt. Das Einzige, was wirklich iſt und was wir deutlich, als uns gegeben, in der Hand fühlen, iſt der materielle Genuß, aber freilich wir müſſen auch verſtehen zu genießen.

Der kleine Mann hielt hier inne, um Athem zu ſchöpfen und ſeinen während des Perorirens in die Höhe geſchraubten Körper wieder in eine naturgemäße, ungekünſtelte Lage zu bringen.

Wir müſſen verſtehen zu genießen! Das heißt, wir müſſen unſere Sinne ſchärfen und Alles beſeitigen, was im Stande iſt, ſie frühzeitig zu ſtumpfen. Eine Schnecke, die ihre Fühlhörner in ein Futteral ſteckte, was könnte ſie viel mit ihnen ausrichten? und wir wechſeln mit tauſend und abertauſend Futteralen, die wir abwechſelnd über unſere Sinne ſtülpen. O mein Geliebteſter, Sie glauben gar nicht, wie man den Körper und die paar Sinne, die wir haben, von jeher chicanirt hat. Die Anachoreten der Wüſte Thebaïs ſahen ſo lange ſtarr in den Himmel, bis ſie erblindeten, dann lebten dieſe armen Narren noch funfzig Jahre auf der Erde, ohne von ihren Erſcheinungen auch nur das Mindeſte zu ſehen. Nicht ganz ſo ſchlimm machen es unſere Frommen, ſie ſchielen doch hier und da nebenbei, wo ſich ihnen auf der Erde Etwas zeigt, was doch nicht ſo ganz ihrer Beachtung unwürdig ſcheint. Wir müſſen von den wilden Stämmen am Miſſiſſippi lernen, welch' ein köſtliches Ding es ums Auge iſt, wie viel man ſehen kann, wenn man von Kindheit auf zum Sehen angehalten wird! Welche Schönheiten hab' ich an Gemälden, an Bildwerken entdeckt, lediglich weil ich mein Auge zu brauchen verſtand. Und ſo geht's mit den andern Sinnen auch. Sie ſehen, wie einfach das iſt, was wir armen Philoſophen unſere Weisheit nennen, und demnach getraue ich mich nach dieſen Principien die menſchliche Geſellſchaft auf eine für ſie zufriedenſtellende Weiſe zu regieren. Wenn wir nur Alles hinwegſchaffen, was an altem Schutt vergangene Zeiten angehäuft haben! Aber natürlich, ſo lange wir nicht gut ſehen, nicht gut riechen und ſchmecken, nicht gut hören, ſo wiſſen wir nichts Deutliches von der Natur der Dinge, die ſich um uns her befinden, und da kann es geſchehen, daß wir einen Haufen Schutt für den Altar einer Göttin anſehen und an einer Venus von Bouchardon eine Venus von Praxiteles heraustaſten. Alſo gute Sinne — Geliebteſter — weder geiſtige noch leibliche Blindheit und Taubheit, und wir können Descartes und Plato verlachen.

Während dieſer langen Rede hatte ich Zeit gehabt, Einiges in meinem Gedächtniß zuſammenzuſtellen, was in ähnlichen Fällen man den Atheiſten und Materialiſten zu erwidern pflegt; allein die bittenden Blicke, mit denen jetzt der Kleine mich plötzlich anſah, entwaffneten mich und ließen meinem Gedächtniſſe alle die Schätze entfallen, die ich eben darin aufgeſpeichert hatte. Kaum ſah mein Gegner mich auf einen Augenblick in Verlegenheit verſetzt, als ſeine Miene ſogleich den Ausdruck von Hohn und Sicherheit wieder annahm, den ich beim Beginn ſeiner Rede darin hatte herrſchen ſehen. Nicht wahr? rief er; ich bin ein Prediger, der verbotene Dinge predigt? Dennoch läßt aber der Schöpfer alles Geſchaffenen mich exiſtiren. Ich erkläre mir dies ſo: Wie alle großen Herren liebt auch er, daß man hätte ſich aufgethan und hätte mir ſeine Inſaſſen zugeſchickt, ſpäter bedachte ich jedoch, daß beſondere Unglücksfälle den Menſchen, den ſie betreffen, oft der äußern Welt ganz vergeſſen machen, und daß wir ihn dann nicht nach den Geſetzen unſeres kurzſichtigen Verſtandes beurtheilen dürfen. So richtig dieſer Satz, auf den ich mir etwas zu gute thue, auch ſein mag, ſo ging ich dennoch gleich zu meiner frühern Anſicht zurück, als ich plötzlich die ſeltſame Geſellſchaft noch um zwei ihrer völlig würdige Mitglieder vermehrt ſah, die langſam aus einer Thalſchlucht heraufkamen und ſich ſchweigend neben einander unter einen Baum ſetzten. Der dritte Ritter hatte nichts Beſonderes an ſich, man müßte denn einen langen rothen Bart dahin rechnen, der ihm auf die Schultern herabhing, aber die Dame erſetzte an Sonderbarkeit, was ihrem Begleiter abging. Sie war blind, die Augen waren geſchloſſen, dennoch aber ſteckte ihm nicht immer Recht gibt! Er läßt mich und Meinesgleichen exiſtiren, damit er immer Jemand hat, der ihm widerſpricht. Seine alten Höflinge verſehen es darin, daß ſie viel zu devot ſind und jeden Gedanken an Widerſetzlichkeit von vorn herein gleich aufgeben. Da ſind wir Philoſophen ihm lieber, die wir zuweilen unſere Unverſchämtheit ſo weit treiben ihm ins Geſicht zu behaupten, daß er gar nicht exiſtire.

Ein unmäßiges Gelächter war die unmittelbare Folge dieſer verworrenen und ſchamloſen Sätze. Ich that einige Schritte vorwärts, als drängte es mich meinen Weg fortzuſetzen und als läge mir daran, dies ohne Begleitung zu thun. Dennoch übte die Perſon meines aufgedrungenen Genoſſen eine ſolche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich, nach den wenigen Schritten, die ich, auf die andere Seite der breiten Landſtraße ausbiegend, machte, ſtille ſtand und mich, wie fragend, nach ihm umſah. Er ſtand da, die Hand an die Stirn gelegt und ſcheinbar in tiefes Nachdenken verſunken. Seine Geſtalt hatte plötzlich etwas Zerrüttetes, Zerfallendes angenommen. Der Wind, der die Wieſe beſtrich und ſcharf über die hochgelegene Landſtraße wehte, nahm das kleine Büſchel grauer Haare, das am Hinterkopfe des Philoſophen aus der Umhüllung des unſcheinbaren Hütchens hervordrang, in ſeine ſtarke Hand und drehte den kleinen Haarknäuel zu einem langen, dünnen Haarſchweif aus. Ich hatte noch nie eine wunderlichere Figur geſehen. Unwillkürlich rief ich aus: Wie Schade, wenn ein ſolches Weſen von der Erde verſchwinden und nirgends auf irgend eine Weiſe wieder zur Erſcheinung kommen ſoll! So viele leere und oberflächliche Geſtalten beanſpruchen ihr Recht auf Unſterblichkeit, und hier iſt Jemand, der ſie verdiente zu haben und ſie nicht haben will!

Der Kleine näherte ſich mir, machte mir eine Verbeugung und ſagte: Gar zu viel Güte! Inzwiſchen bin ich nicht ſo verlaſſen, wie ich wol ſcheinen mag. Ich bin der Sohn des Windes, der hier über die Ebene ſtreift und mir den Duft und die Athemzüge der Geſträuche und Blumen, meiner Geſchwiſter, überbringt. Ich ſtehe inmitten einer großen Familie, von der jedes einzelne

Glied von dem andern weiß, und wo wir Alle uns einander demüthig lieben. Doch um wieder auf den Gegenſtand zurückzukommen, von dem unſer Geſpräch ausging und der den Beweggrund bildet, um deſſenwillen ich Ihre Beiwirkung angeſprochen. Wie wäre es, wenn Sie es übernähmen, einen Sohn dieſes keckͤen, muthigen — dieſes trotzigen und unverzagten Jahrhunderts zu ſchildern? Wenn Sie ihn darſtellten, wie er ein armer Menſch, hülflos geboren, ſich durch die mächtige Flamme, die ſeine Seele erwärmt und erweitert, bemerkbar macht, und wie er, eine unbändige und trotzige Natur, wie ſein Jahrhundert, ſich Bahn zu brechen weiß durch allerlei Volk und Gelichter? Und — die Hauptſache! — wie er auf keinen Dank, auf keine Belobung Anſpruch macht, weder irdiſche noch himmliſche, ſondern nachdem er ſeinen Weg über Felſen gemacht, ſich abwärts wendet den Pfad ins Dickicht, wo die Gebüſche über ihn zuſammenſchlagen, und Niemand weiß, wo er geblieben.

Nachdem der Kleine dies geſprochen, trat er einen Schritt zurück und ſagte dann: Ich könnte

Ihnen Papiere geben, in denen Aufzeichnungen enthalten ſind. Sie würden daraus ſehen, daß kein Phantaſiegebilde mich beſchäftigt, daß ein Mann gelebt hat, deſſen Bild jenen wenigen flüchtigen Strichen, die ſoeben meine Skizze enthielt, glich. Ja, was noch mehr iſt, ich habe ſogar dieſe Papiere bei mir! Kann das Schickſal Ihnen günſtiger einen Stoff in die Hände ſpielen, als es hier geſchieht?

Hiermit zog er ein Heft Manuſcript aus der Taſche und überreichte es mir. Es waren nur wenige Bogen, in feiner, oft unleſerlicher Handſchrift. Ich nahm die Gabe mit Dank zu mir.

Wann ſehen wir uns wieder? fragte ich meinen Mann.

Wann Sie wollen, entgegnete er. Ich gehe öfters um dieſe Stunde hier ſpazieren. Gewöhnlich iſt der Teich dort die Grenze, die ich meinen Excurſionen ſtecke; dort iſt eine Bank, auf der ich ausruhe und mich meinen Träumereien hingebe.

Nun wohl! rief ich, ich werde kommen und Ihnen Beſcheid ſagen, ob ich auf Ihren Plan eingeben kann und welchen Gebrauch ich von dem Manuſcripte zu machen gedenke.

Wir nahmen Abſchied; ich habe den Kleinen nicht wieder geſehen. — Wie er mir's angegeben, erſchien ich oft an dem Ort unſerer Zuſammenkunft, ich verfolgte ſogar den Weg, bis ich an dem Ufer des ſchwärzlich ausſehenden See's anlangte und dort die kleine, roh zuſammengefügte Bank entdeckte, welche er mir bezeichnet. Von ihm ſelbſt jedoch fand ich keine Spur. Es wurde mittlerweile Winter, der See bedeckte ſich mit Eis und Kälte und Schneegeſtöber erſchwerten meine Spaziergänge. Jetzt that es mir leid, daß ich den wunderlichen Mann nicht nach ſeiner Wohnung, nicht nach ſeinem Namen gefragt; ich hätte die Scheu, die mich davon abhielt, überwinden ſollen. Das Manuſcript war mir ein theures Vermächtniß geworden, ich hatte die unleſerlichen Stellen deſſelben durch fortgeſetzte Anſtrengungen glücklich entziffert und nach den gewiſſenhafteſten Studien, die ich mit den vergelbten Blättern angeſtellt, hatte ſich das Reſultat ergeben, daß das Lebensbild, das hier aufgezeichnet war, gar wohl verdiente, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Nur blieb Manches mangelhaft und unzureichend. Spätere Zuſätze einer fremden Feder erklärten nur unvollkommen; es mußte demnach der Torſo, nach beſten Gutdünken des reſtaurirenden Künſtlers zur vollſtändigen Figur ausgebildet werden, und an dieſe Arbeit begab ich mich mit Luſt und Liebe. Während ich mich mit der Gabe beſchäftigte, unterließ ich nicht, fortwährend nach dem Geber zu forſchen. Er war mir viel intereſſanter, wie man ſich denken kann, als ſein Manuſcript, ſchon weil er ein lebendiger Brunnen war, aus dem ich ſchöpfen konnte, während jenes ein gemaltes Waſſer, das meinen Durſt anlockte, ohne ihn zu befriedigen. Ich kam auf den Gedanken, daß das Manuſcript die eigene Lebensgeſchichte des Unbekannten enthielt; dazu paßten jedoch nicht Zeit noch Namen. Der kecke Lebensweg, den der Held des Manuſcripts ging, die düſtere geheimnißvolle Philoſophie, die ihn geleitet, die trotzige Selbſtgenügſamkeit und der eiſerne Wille, die ihn charakteriſirten, hatten allerdings einige Aehnlichkeit mit dem Manne, den ich gefunden und nun verloren hatte; alle die übrigen Umſtände ſtimmten nicht. So nahm ich denn die Blätter als ein anziehendes Vermächtniß zu mir.

Der Winter neigte ſich ſchon ſeinem Ende zu, als ich — wieder am See angelangt — im Sturmwinde, der die nackten Zweige am Ufer zuſammenſchlug, ein zuſammengerolltes Papier treiben ſah, das ich auffing. Wie erſtaunte ich, als ich die Worte las: „Vernichtet, wie ich gewünſcht am —" Es war der Tag und die Stunde angegeben; wenige Tage zurück. Welche ſchauervolle und geheimnißreiche Benachrichtigung! Er hatte alſo meiner gedacht, und die letzten Augenblicke ſeines Daſeins vielleicht dazu angewendet, mich in Kunde zu ſetzen, daß er ſeines Verſprechens eingedenk geweſen, daß er aber verhindert worden, es auszuführen.

Hier folgt nun die Erzählung, die er mir vermacht hat.

Erſtes Kapitel.

Gleich beim Beginn meiner Laufbahn hatte das Schickſal eine entſetzliche und grauenvolle Begebenheit hingeſtellt; ſie wirft Schatten hinein bis in meine ſpäteſten Jahre. Alles, was das menſchliche Herz an Schrecken und Grauen erfahren kann, iſt frühzeitig meinem noch jungen Herzen aufgebürdet worden. Es bedurfte aber auch dieſer Taufe, um es ſo felſenhart und ſo eiſenfeſt zu machen, als es ſich bis zu dieſer Stunde bewährt hat und hoffentlich auch noch bis zu ſeinem letzten Pulsſchlage bewähren wird.

Was ich mir von meinem Vater beſinnen kann, iſt, daß er ein hoher, ſchlank gewachſener, etwas bleich und krank ausſehender Mann war, der ein ſanftes, einnehmendes Weſen hatte und deſſen Bruſt mehre Ordensſterne zierten. Nie ſah ich ihn lächeln, aber auch nie zürnen. Wir bewohnten ein prächtiges Schloß, in welchem viele geputzte Leute aus- und eingingen, und in welchem ſchöne Feſte gefeiert wurden.

Ich mochte acht Jahr alt ſein, als ſich das Entſetzliche ereignete.

In einer Nacht, die ſtürmiſch und finſter war, hielt ein Wagen vor der Gartenpforte unſeres Palaſtes, und meine Mutter und ich ſtiegen ein, gefolgt von nur einem Diener, der ſich zu dem Poſtillon auf den Bock ſetzte. Konnte ich damals wol ahnen, daß das alterthümliche Gitter, mit ſeinen vergoldeten Wappen, zum letzten Mal für mich — den Erben dieſes Palaſtes — ſich öffnete und dann für immer ſchloß. Meine Mutter ſprach während dieſer ganzen Fahrt kein Wort; ſo jung ich war, ſo beſaß ich doch ſchon damals ſo viel Beobachtungsgabe, um zu ſehen, wie bewegt meine Mutter war, und wie ungeziemend es geweſen wäre, wenn ich es hätte wagen wollen, ſie um irgend etwas zu fragen. Die Lichter des Schloſſes verloren ſich, als wir in die tiefen Schatten eines Waldes einlenkten, deſſen, wie es mir ſchien, unermeßlicher Umfang von jeher ein Schauplatz der Schrecken für mich geweſen war. Daß unſere Reiſe um Mitternacht vor ſich ging, und daß ſie gerade dieſe Richtung nahm, war mir höchſt peinlich; da ich jedoch gewohnt war, nie ein Zeichen von Beängſtigung oder gar Furcht von mir zu geben, ſo blieb ich auch jetzt gelaſſen und ruhig. Mitten im Walde lag eine Station, dort wechſelten wir die Pferde, erſetzten die Lichter an unſerm Wagen durch neue, und ſetzten die Reiſe ungeſaumt fort. Gegen Morgen hätten wir, wenn der Verfolg der Dinge ſo geblieben wäre, wie er hätte ſein ſollen, das Ende des Waldes erreicht; allein war nun der Poſtillon irre gefahren, oder hatte er abſichtlich eine andere Richtung eingeſchlagen, wir blieben im Walde und kamen gegen Mittag an ein Häuschen, das mir eine Köhlerwohnung ſchien. Hier verließ uns der Poſtillon und wir erhielten einen andern Vorſpann, und auch einen andern Wagenführer.

eine große Brille auf ihrer Naſe, die, ich geſtehe es, wenn ich nicht in dieſer Einſamkeit mir das Lachen völlig abgewöhnt hätte, mich dazu gebracht hätte, ihr gerade ins Geſicht zu lachen; denn giebt es wohl etwas Ungereimteres, als einen Stockblinden mit einer Brille vor den Augen?“ —

„Mein Himmel! eine Brille!“ rief Magelone. „Wenn es nur nicht die iſt, nach deren Beſitze ich ausgeſendet worden bin. Aber hört doch, welch ein Lärm draußen laut wird.“

„Wahrhaftig!“ entgegnete der Klausner unmuthig. „Sie kommen.“

„Wer kommt?“

„Die vier Tollhäusler, von denen wir uns eben unterhalten haben. Es iſt ihre Gewohnheit, faſt alle Morgen in meiner Hütte einzukehren. Du mußt wiſſen, daß wir nach und nach ziemlich bekannt mit einander geworden ſind. Verſtecke dich hinter jenen großen Stein, der den

Alles dies erſchien mir ſehr ſonderbar, ich fragte aber nicht. Wieder ging es in einer mir gänzlich unbekannten Richtung in den Wald hinein, und zwar waren hier die Wege ſo eng, daß ſie nur mit Gefahr befahren werden konnten. Meine Mutter, die ſonſt ſo ängſtlich beim Fahren war, zeigte hier einen unerſchütterlichen Muth; nicht ein Laut der Klage entſchlüpfte ihr, dabei brach ſie nicht mit einer Silbe ihr Schweigen.

Wir fuhren wieder, bis die Schatten der Nacht ſich ſenkten. Es kam mir vor, indem ich aus dem Wagenfenſter lugte, das offen gehalten wurde, weil ſonſt die heftig anſchlagenden Aeſte der Fichten, an deren Stämmen ſich unſer Wagen hinzwängte, das Glas zertrümmert hätten, als wenn der Wald ſich lichtete, wenigſtens glaubte ich auf dem bisher undurchdringlichen Schwarz über uns, das ausſah, als trüge der Himmel einen roſtigen ſchwarzen Eiſenpanzer, einen Stern flimmern zu ſehn; bald jedoch verſchwand auch dieſer ſpärliche Glanz, und es war wieder mehr Nacht um uns, als je. Ein ganz eigenthümliches Geräuſch ließ ſich aus der Ferne hören, es war, als hörte das

Ohr Pferdegetrappel und das Rufen von Stimmen. Es konnte jetzt nichts Anderes geweſen ſein als das Rauſchen der Bäume, vermiſcht mit den Stimmen nächtlicher Raubthiere, die, wie es ſchien, in dieſen unwirthbaren Gegenden ungeſcheut ihr Weſen trieben. Das eine Licht an unſern Wagen verlöſchte; es war die größte Gefahr vorhanden, daß, wenn auch das andere uns verließ, wir bis zum tagenden Morgen würden in dieſer ſchauervollen Oede bleiben müſſen. Wir hielten an, und der Diener ſtieg vom Bock, um in einer der Taſchen des Wagens nach einer vorräthigen Kerze zu ſuchen. In gleicher Zeit verließ der Führer ſeinen Platz, um ſich an den Bäumen hintappend über die Richtigkeit des Weges, den er eingeſchlagen, zu vergewiſſern. Dieſe Pauſe, wo wir in tiefer Stille allein ſaßen, benutzte meine Mutter, um meine Hand zu erfaſſen und ſie leidenſchaftlich zu drücken. Dies war das einzige Liebeszeichen, und zugleich das letzte, das ich von ihr erhalten habe. O welches Entſetzen, welch' ein Kampf muß in ihrem Herzen gewüthet haben, als ſie ſich entſchloß, mir dieſes Zeichen ihrer mütterlichen Sorge und Zärtlichkeit zu geben! Arme Frau, du biſt dahin gegangen, wo kein irdiſches Verlangen dich mehr erreichen kann; doch wäre dies möglich, ſei verſichert, ich würde dir meinen Dank nicht ſchuldig bleiben. Denn wo irgend menſchliches Gefühl in dem erbitterten Kampfe des Lebens, den ich zu kämpfen hatte, meine Bruſt überwältigte und ſie mild ſtimmte, ſo war es ein, wenn auch dunkles, Erinnern an deine letzten, entſetzensvollen Lebensſtunden, erbarmungswerthes Opfer! Schwarzer Schatten, der unter Blut und Schrecken dahinglitt — höre, wenn es dir vergönnt iſt — dieſe Worte!

Wir ſetzten unſere Reiſe fort; ein zweites Licht war angezündet worden. Es mochte gegen drei Uhr Morgens ſein, und Finſterniß herrſchte noch, als wir, immer im Walde, vor einem großen, in ſeinen koloſſalen Maſſen, wie es mir ſchien — denn mein ſcharfes Auge konnte nur ſchwach gegen den Himmel die Zinnen und Thürme eines alterthümlichen Baues erkennen — imponirenden Schloſſe oder Caſtell anlangten. Es kamen Windlichter, und ein gewölbter Thorweg wurde ſichtbar, in den wir einlenkten. Oben, am Fuß einer Treppe, die baufällig war, empfing uns ein Mann, in der Kleidung eines Jagdbeamten. Nur ein Diener war bei ihm. Dieſer Diener nahm mich auf den Arm, während ſein Herr ſchweigend meine Mutter in ein Gemach führte, wo er ſie bat, Platz zu nehmen. Der Wagen verſchwand, und auch den Diener, den wir mitgenommen, ſah ich nicht wieder. Ich kann nicht ſagen, daß dieſer Empfang irgendwie befähigt war, den unheimlichen Eindruck der Reiſe auszulöſchen; im Gegentheil, er konnte ihn eher noch vermehren. Meine unglückliche Mutter ſchien dieſelben Gedanken wie ich zu hegen. Es ging alles um uns her in tiefer Stille vor ſich. Der Mann, der uns bewillkommnet hatte, und deſſen Antlitz ich nur undeutlich ſehen konnte, theils wegen der Verhullung, theils wegen der mangelnden Beleuchtung, empfing die Umarmung und den Kuß meiner Mutter mit einer gewiſſen ceremoniöſen Kälte; zu mir gewendet gab er mir die Hand, die ich auf Befehl meiner Mutter küßte. Während der Zubereitungen zu einem Mahle, bei welcher Gelegenheit noch ein zweiter Diener erſchien, gingen meine Mutter und der Fremde in der Halle auf und ab, und ich hatte Muße, mir die Gegenſtände um mich her zu betrachten.

Wir befanden uns in einer alterthümlichen Halle, an deren in Kreuzgewölben auslaufenden Decke jeder Schritt, den man that, und jedes Wort, das geſprochen wurde, dumpf widerhallte. Seit undenklichen Jahren ſchien hier Niemand gewohnt zu haben. An den Wänden, die mit einer manneshohen Holzeinfaſſung geziert waren, deren geſchnitzte Figuren vom Alter geſchwärzt und hier und da morſch geworden, befanden ſich Hirſchgeweihe und manches völlig aus dem Gebrauch gekommene Jagdgewehr. Eine Thür von einer Höhe, daß es mir ſchien, als wenn nur Rieſen beſtimmt wären, hier ein- und auszugehen, ſchloß ſich jedesmal, wenn man ſie mit Mühe geöffnet, mit einem donnerähnlichen Gepolter, und ließ dabei einen Regen von Mörtel und loſen Steinchen von der Decke gleiten. Sie ſtieß mit ihrer oberſten Wölbung, die das Auge kaum erreichte, an eine Galerie, die rund um die Halle lief, und auf der, von unten geſehen, ein ganzes Heer ſchattenhafter Geſtalten hin und her zu wogen ſchien. Wie ich hinaufſtarrte, kam es mir vor, als blickten fahle Geſichter mit weiten Tellerhalskrauſen von oben herab und als neigten ſich lange, unheimlich dünne Leiber über die Bruſtwehr herab. Dieſe Galerie wurde nur an einer Stelle unterbrochen, nämlich durch den Kamin, der, ein Haus im Hauſe, wie ein ſchwarzer Gefängnißthurm an der der Thüre gegenüberliegenden Wand lehnte. Alles, was hinter dieſem vorſpringenden Koloſſe geſchah, blieb den Perſonen in der Halle ein vollkommenes Geheimniß, denn die Schatten waren ſo dicht, die er warf, und der Vorſprünge waren ſo viele, die er bildete, daß es unmöglich war, ſofort auf die Spur irgend eines dort Verſteckten zu kommen. Meine argwöhniſche Aufmerkſamkeit war auch von dem erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an auf dieſen Kamin gerichtet. Außer dieſen Merkwürdigkeiten der Halle befanden ſich noch in derſelben ein paar alte, rieſenhohe Gemälde, von denen aber kein ſterbliches Auge kundgeben konnte, was ſie darſtellten.

Der Tiſch am Fenſter war inzwiſchen mit einem Tuche bedeckt und mit Wein und Speiſen verſehen worden. Ich erblickte den Diener nicht, den wir mitgebracht; ſtatt ſeiner erſchien ein etwas wild ausſehender, fremder Burſche, der den Tiſch deckte und Speiſen und Wein hinſetzte. Ein zweiter Begleiter des Unbekannten, ein großer, breitſchultriger, finſter ausſehender Mann, nahm mich bei der Hand, als meine Mutter ſich mit jenem zu Tiſch ſetzte, und führte mich über eine verfallene Treppe und durch einen dunkeln Gang auf die Galerie, die ich oben beſchrieben habe. Hier ſtellte er mich vor ſich hin, dicht an die Bruſtwehr, ſodaß ich deutlich überſchauen konnte, was im Saale vorging. Ich fragte, warum man mich nicht mit meiner Mutter unten ſpeiſen ließe, da ich Hunger fühle, erhielt aber keine Antwort.

Nachdem meine Mutter noch einige Schritte mit dem Fremden im Saale auf- und abgegangen, nahm ſie den ihr beſtimmten Platz am Tiſche ein. Ich ſah, wie ſie das Glas erhob und etwas Wein trank. Es herrſchte eine tiefe Stille im

Saal. Ein Sturm hatte ſich unterdeſſen erhoben und vor ſeinem Andrange wichen einzelne Scheiben aus ihrer Faſſung und fielen klirrend zu Boden; im Kamin zogen dumpf klagende Töne durch. Dies waren die einzigen Laute, die die Stille unterbrachen. Ich verwandte, ich weiß nicht aus welchem beängſtigenden Vorgefühl, kein Auge von meiner Mutter im Saal. Sie war aufgeſtanden und lehnte mit einer mir unverſtändlichen Geberde am Stuhl; es war mir, als wäre ſie von einem plötzlichen Unwohlſein ergriffen. Mit einem Blick, der zugleich zärtlich und ſcheu war, ſah ſie abwechſelnd jenen Mann ihr zur Seite, der am Tiſche ſitzen geblieben war, an und ſuchte mich. So ſehr ich mir Mühe gab, ihre Worte zu verſtehen, ſowie die Antworten, die ſie erhielt, mein Ohr wurde nur von einem unverſtändlichen Geräuſche berührt, das bald wie menſchliche Rede, bald wie unartikulirte Laute klang. Indeſſen ſah ich mehr, als daß ich's hörte, daß beide miteinander in einen heftigen Wortwechſel geriethen. In Folge deſſen bedeckte meine arme Mutter ihr Antlitz mit den Händen, und ihr Begleiter ſprang auf, indem er den Stuhl hinter ſich zu Boden warf. Er ergriff ein Meſſer, prüfte deſſen Spitze und ließ den Stahl am Lichte glänzen, bei welchem drohenden Geſt meine Mutter einen lauten Schrei ausſtieß und in die Knie fiel. Meine Thränen ſtrömten nieder und ich klammerte mich an die alten Holzfiguren der Brüſtung, indem ich laut meiner Mutter zurief. Sogleich fühlte ich eine derbe Hand, die mir mit heftigem Druck den Mund verſchloß; es war die meines Begleiters, der mich einen Schritt von der Brüſtung weg zog und mir eine Gefangenſchaft zwiſchen ſeinen Knien, die wie zwei eiſerne Klammern aneinanderſchloſſen, bereitete. Auf dieſe Weiſe gebändigt mußte ich ſtumm anſchauen, was ſich Entſetzliches jetzt unten begab. Meine Augen drangen gleichſam aus ihren Höhlen, um keinen noch ſo kleinen Zug von dem Höllengemälde mit gräßlicher Neugier ſich entgehen zu laſſen. Das Scheuſal hatte meine Mutter an den Haaren ergriffen und ſchleifte ſie die ganze Länge der Halle fort bis an das entgegengeſetzte Ende, bis wohin das Licht der zwei Kerzen kaum mehr zu dringen vermochte. Hier in Nacht und Dunkel vollführte ſich der grauſenhafte Kampf um Leben und Tod. Das unglückliche Opfer wehrte ſich, wie es ſchien, mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte, und der blutgierige Henker mußte fühlen, daß trotz ſeines athletiſchen Körpers ihm die Arbeit nicht leicht gemacht wurde. Angſtrufe, Schreie, die mir das Herz erſtarren machten, tönten an den Wölbungen der Halle wider. Niemand erſchien zur Rettung. Das Höllenſchloß ſchien wie ausgeſtorben; die finſtere Nacht, der tiefe Wald, die Einſamkeit hatten kein Ohr für dieſe That des unſäglichſten Schreckens! Mein Kindesmund umklammerte die eherne Hand, und bei jedem Verſuch, den ich machte vorzudringen, ſchloſſen ſich die Knie feſter um meinen Leib. Der Kampf, oder vielmehr das ſcheußliche Handgemenge im dunkeln Winkel der Halle hatte ein paar Minuten gedauert, nach deren Verlauf es meiner armen Mutter gelungen war, ſich von ihrem Henker loszumachen, und ſie entſchlüpfte der blutigen Hand mit der Schnelligkeit eines Rehes, das ſchon aus tödtlichen Wunden blutet;

Eingang zu einer Höhle verſperrt, und du kannſt ohne Zwang ihre Reden anhören.“

Magelone, deren Neugierde auf's Höchſte geſtiegen war, ließ ſich dieſen Rath nicht zweimal ertheilen. Sie ſchlüpfte eben in ihren Verſteck, als die niedrige Thür der Hütte aufgeriſſen ward und eine breitſchulterige Geſtalt gebückt hereintrat, mit einem Kinde auf dem Arme, ihr folgten zwei andere Männer, und zuletzt trat die Dame ein, die der Einſiedler ſo umſtändlich beſchrieben hatte. Die ſeltſame Geſellſchaft nahm von ihrem Wirthe wenig Notiz. Der Eine wiegte ſein Kind, der Zweite drückte ſich an den Wänden der Hütte hin, indem er unaufhörlich wie nach einem Schatten griff, der Dritte ſetzte ſich mit ſeiner blinden Schönen auf die Bank an der Thür. Sehr bald erhob ſich eine Art von Unterhaltung. Jeder der drei Ritter behauptete der Unglücklichſte zu ſein. Dieſen Wettſtreit unterbrach die derbe Stimme des Kinderwärters, der aber ihr Verfolger ſetzte ihr nach. Wie ein Tiger that er große Sprünge, um an der Wand hin die Fliehende zu erhaſchen, die kreiſchend immer wieder ihre Gelegenheit fand, oft ſchon unter ſeinem Arm durch, ihm zu entkommen. Sie hatte auf dieſer Flucht ihren Schleier verloren, der blutbefleckt an den Sporen hängen blieb, die die großen Reiterſtiefeln des Mörders zierten, und der nun von ihm nachgezogen wurde, wie ein Kometenſchweif. Endlich hatte das Ungeheuer ſie erfaßt und zerrte ſie hervor hinter einem der Vorſprünge des Kamins, wohin ſie ſich gerettet hatte, und die, wie ich vergeblich gehofft, ſie ſchützen würden. Mitten in der Halle, auf dem Boden liegend, empfing ſie den Todesſtoß, und der Entſetzliche wagte es, dabei auf ihrer ſchönen Bruſt zu knien, um ſo, wie es mir ſchien, mit einer gewiſſen hölliſchen Behaglichkeit die Adern und Sehnen dieſes ſchönſten, weißeſten und lieblichſten der Hälſe zu durchſchneiden. Der Saal und alles um mich her verdunkelte ſich; als ich wieder — Dank ſei es den Bemühungen meines Wärters — zu mir ſelbſt kam, ſah ich nur unten einen Hau ſen blutiger Kleider liegen, ein undeutliches Gemenge, über das halb der Teppich des Tiſches gebreitet war, und nur bei ſchärferem Hinblicken konnte ich eine kleine weiße Hand gewahren, die mit dem Armband geſchmückt, an dem mein Portrait befeſtigt war — wie oft hatte ich in frohen glücklichen Stunden dieſes Armband und dieſes kleine Medaillon betrachtet — hervorſah.

O bejammernswerther, nie zu vergeſſender Anblick! So lag denn Die da, gräßlich hingemordet, von einem Manne hingemordet, von dem ich ſie nur mit Liebe und Zärtlichkeit hatte ſprechen hören, den ich nie anders als in Glanz und Pracht und in dem Anzuge eines ſchönen, tapfern und beliebten Cavaliers geſehen — die mir Alles vergegenwärtigte, was mein armes Kindesherz Theures und Geliebtes auf Erden kannte. Ich warf noch einen Blick auf dieſes blutige Häufchen, und raſch ging es jetzt die Galerie hinab, durch den Gang, den wir gekommen waren, und ohne daß wir ein Wort ſprachen, riß mich mein Begleiter nach ſich; wir langten auf einem Hofe an, dort ſtand ein Pferd geſattelt. Dies beſtieg er, nahm mich zu ſich auf den Sattel, und ehe noch die Strahlen des neuen Tages dieſen Schauplatz der Schrecken beleuchteten, befanden wir uns weit von dem Umkreis ſeiner Mauern entfernt.

Zweites Kapitel.

Ich kann mich beſinnen, daß auf dem Sattel abermals eine Ohnmacht mich anwandelte und daß ich unfehlbar von meinem hohen, ſchwankenden Sitze herabgefallen wäre, wenn mich die ſtarken Arme des nächtlichen Reiters nicht zur rechten Zeit aufgefangen, da ich ſchon niederzugleiten im Begriff war. Ich bemühte mich, das Antlitz dieſes Mannes zu ſehen, und trotz der Schrecken, die ſeine tiefliegenden Augen, ſeine leichenfarbige Haut und den wilden und finſtern Bart umſpielten, richtete ich doch die trotzigen Fragen an ihn: was er mit mir vorhabe? warum er mich nicht freilaſſe und welches Recht er an mich beanſpruche? Die Antwort auf alle dieſe haſtig hervorgeſtammelten Fragen war ein Schlag mit dem Knopfe der Peitſche in den Nacken, und der rauhe Befehl, ich ſolle mich ruhig verhalten, oder er hätte Auftrag, mich in den erſten beſten Abgrund zu ſchleudern, den wir paſſiren würden. Ich ſchwieg; nach einer Weile drängte es mich jedoch von neuem, und ich that die Frage, wo der Mörder meiner Mutter ſei und weshalb ſie ermordet worden. Die Antwort hierauf habe ich behalten; ſie hat ſich wegen ihrer dunkeln Seltſamkeit unfehlbar meinem kindlichen Gedächtniſſe eingeprägt. Sie lautete: Lerne daraus die Weiber verachten, und wenn du einſt ein Mann wirſt, ſo lerne daraus ebenſo zu handeln, wie du geſehen haſt, daß Der handelte, der von einem nichtswürdigen und heuchleriſchen Weibe betrogen wurde. — Aber meine Mutter war ſo gut! — rief ich — ſie hat nie im Leben irgend ein Geſchöpf gekränkt; ſie war immer lächelnd und freundlich, und ſie hat mich ſo ſehr geliebt! — Wer wird mich jetzt lieben? — Auf dieſen ſchmerzvollen Ausruf erfolgte keine Antwort, ſondern nur ein wiederholter Hieb mit dem Knopfe der Peitſche, und ein ſtummer Wink auf einen tiefen Graben dicht am Wege. Ich ſchwieg.

Es ging den ganzen Tag entlang weiter. Wir paſſirten Gegenden, die ich nie geſehen. Das Pferd meines Führers hatte einen guten Trab. Selten kehrten wir irgendwo ein, und dies auch nur auf wenige Minuten. Gegen Abend wurde das Pferd gewechſelt; auf dem friſchen Pferde ging es noch raſcher. Die Nacht brach ein, es kümmerte uns nicht. Ein Beutel mit Speiſevorrath hing dem Reiter zur Seite, von dort langte er ein paar Biſſen hervor und zwang ſie mir in den Mund; denn ich wollte nichts zu mir nehmen, wenigſtens nicht aus ſeiner Hand. Ich wollte ſterben, und der einzige hoffnungsvolle Gedanke, deſſen mein zerrüttetes Gehirn und mein erſtarrtes Herz fähig war, beſtand darin, daß ich recht bald im Tode mit meiner armen Mutter vereinigt ſein wollte. Dann überkam mich wieder das brennende Verlangen, meinem Peiniger zu entfliehen, um den Tod meiner Mutter zu rächen. Eine dunkle Vorſtellung ſagte mir, daß ich dies am beſten könne, wenn ich zu unſerm Schloſſe eilte, dort meinen Vater in Kenntniß ſetzte von dem Vorgefallenen, und mit ihm und den treuen Dienern die Waldhöhle und den Mörder aufſuchte. Die Momente, in denen mein Peiniger und Wächter, vom Schlafe überfallen, nickte, wollte ich benutzen, um vom Sattel zu ſpringen; allein jedesmal, wo ich ſchon das Bein hob, um mich hinabzuſchwingen, erſchreckte mich ein Ruck oder eine Bewegung des rieſigen Körpers, oder ich glaubte, hinaufſehend, die unheimlichen dunkeln Augen über mir in ihren Höhlen nach mir ſich hinbewegen zu ſehen, wobei ich denn den jähen Tod in den Gliedern zu fühlen meinte. Mein Entſchluß blieb unausgeführt.

Nachdem wir lange einen abſchüſſigen Buſchweg verfolgt, langten wir in einer Schenke an, woſelbſt wir faſt eine Stunde Aufenthalt machten. Mein Führer ſchien mit dem Eigenthümer dieſer einſamen und verlaſſenen Taverne wohl bekannt; ich ſah ſie in eifrigem Geſpräch im Hofe auf- und abgehen, und es kam mir vor, als wenn meine geringe Perſon mit in das Bereich dieſer Unterredung gezogen würde; wenigſtens konnte ich bemerken, daß die Blicke des Eigenthümers der Schenke eine Zeit lang auf mich gerichtet waren. Ich fragte den Aufwärter, einen rothhaarigen, trotzig ausſchauenden Burſchen, was das Geräuſch bedeute, das ich aus der Ferne vernahm, und er antwortete mir, daß es das Meer ſei, das brandend an die felſigen Ufer ſchlage. Noch nie hatte ich das Meer erblickt, und aufregend, meinen Kummer in etwas zerſtreuend, kam mir die Vorſtellung von etwas Neuem und Außerordentlichem, das ich erblicken ſollte. Meine Frage an den Burſchen, ob ich nunmehr zu Waſſer fahren werde, erwiderte er mit einem dummen Lachen und der Pantomine, daß er davon nichts wiſſe. Wieder dachte ich daran, mein Vorhaben der Flucht auszuführen, und wieder wurde ich daran verhindert durch den Baſiliskenblick meines Wächters, von dem ich mich bewacht fühlte, ich mochte mich befinden, wo ich wollte. Dieſer Blick war mir die Bannfeſſel einer Macht, der ich nicht entſchlüpfen konnte.

Als wir wieder das Pferd beſtiegen, ſchlief ich vor Müdigkeit und nach überſtandener fieberhafter Aufregung in den Armen meines Peinigers ein. Es ging raſch vorwärts; dennoch erweckten mich die Stöße des harttrabenden Gauls nicht. Ein finſterer Traum brachte in doppeltem Maße all' die Schrecken wieder über meine bebende Seele, denen ich eben nur entronnen war. Ich fand mich wieder in der entſetzlichen Halle. Diesmal war ſie von tauſend Lichtern erhellt, die ſich herumbewegten und in gelben und blauen Strahlen wunderliche Flammenkränze und Figuren bildeten. Die Galerie, auf der ich ſtand, wimmelte von Geſtalten, allein wie ich ſie näher betrachtete, waren es blutige Phantome, denen die Häupter fehlten, und die ſtatt deſſen ungeheure blutbeſpritzte Ringkragen trugen, die trichterförmige ſchwarze Krater bildeten. Dieſe entſetzlichen Weſen zeigten alle mit lang vorgeſtreckten Knochenarmen auf jenes Bündel Kleider, das mir nur zu wohl bekannt war, und das ſeinen Platz auf dem Boden inmitten der Halle nicht verändert hatte. Jetzt fing ſich dieſes Bündel an zu beleben und die ſcheußlichen befleckten Fetzen wirrten ſich auseinander. Aus dieſem modrigen Haufen erhob ſich eine blaſſe, ſchöne Geſtalt, die mit dem Ausdruck des kläglichſten Jammers die Hände nach mir ausſtreckte und mich an ihre Bruſt zu ziehen trachtete. Sie wurde höher und höher und hatte faſt ſchon die Galerie erreicht, als die kopfloſen Phantome ſich alleſammt zuſammenſchaarten und meiner Mutter — denn dieſe war die ſchöne, blaſſe Geſtalt — den Weg zu mir verſperrten.

Wie ich erwachte, hörte ich es wie mit tauſend Zungen um mich her rauſchen. Wir befanden uns dicht am Meere, und ſeine ſchwarzen Wogen wuſchen den Felſen, an deſſen äußerſter Kante wir hinritten. Die Schrecken, die mich jetzt erfaßten, waren grenzenlos. Eben erſt aus dem Gewirr eines mehr als entſetzenvollen Traumes erwacht, fühlte ich jetzt den Andrang einer Wirklichkeit, die mit dem Traume wetteiferte und ihn faſt übertraf. Der Blick, mit dem ich in die Tiefe ſah, war geeignet, mir den neuen Gegenſtand ſo formlos und ſo gigantiſch erſcheinen zu dem Klausner zurief: „Habt ihr eure Ziege in Bereitſchaft, frommer Vater? meine Gemahlin bedarf einer Erquickung. Der Weg hat ſie müde gemacht und ich ſehe es ihren kleinen zuſammengekniſſenen Augen an, daß ſie nahe daran iſt, in ein lautes Weinen auszubrechen.“

Dort iſt eine Schaale mit Milch, entgegnete der Klausner.

Der Ritter machte ſich mit einiger Schwierigkeit ans Werk, ſeinen Schützling zu erquicken, während deſſen brach er in die rührendſten Klagen aus. „Arme Coriſande!“ rief er. „Wer hätte ahnen können, daß wir uns auf eine ſo kindlich gemüthliche Weiſe mit einander beſchäftigen würden. Wahrlich das iſt die ſeltſamſte Lage, in die jemals zwei Liebende gerathen ſind! Die abſcheuliche Flaſche! Hätteſt du ſie nie erblickt! Aber welche Unvorſichtigkeit! Wer hieß dir ſie auf einen Zug leeren? Ach, meine Theure, du laſſen, wie nur immer möglich. Die Nacht war angebrochen, der Mond ſchien, jedoch nur ſpärlich, und lange nicht genug, die Welt von kämpfenden Rieſen dicht unter meinen Füßen zu beleuchten. Ich ſah nur ihr Gewirre und hörte nur ihr Getobe. Unwillkürlich ſchloß ich mich feſter um den Leib meines Führers, und dieſer ſagte, indem er meine Angſt ſah: Fürchte dich nicht — wenn du dich willig fügſt, werde ich dich nicht hinunterſchleudern. Uebrigens ſind wir jetzt bald am Ziel unſerer Reiſe.

Ein Licht drang in unſere Augen: es kam aus einer Hütte, die an einer Stelle des Strandes erbaut war, welcher ſich nicht mehr ſchroff, ſondern allmälig dem Meere zuſenkte. In dieſe Hütte traten wir ein. Sie ſchien nur aus einer großen, räucherigen Höhle zu beſtehen, deren Boden ſo unregelmäßig mit Steinen gepflaſtert war, daß mein Fuß mehr als einmal in eine Vertiefung trat, die mir Gefahr brachte, ihn gefährlich zu beſchädigen. An dem Herde, der zugleich eine Art Kamin bildete, ſaß eine Frau, die mir — ſo gebückt ſie daſaß und ſo ſchneeweißes Haar ſie umflatterte — ein Alter von weit über hundert Jahre zu haben ſchien. Als wir eintraten, kam ſie uns entgegen und machte eine reſpektvolle Verbeugung gegen meinen Führer, und man ſah ihr an, wie viel Mühe ihr dieſes Bewillkommnungscompliment machte. Ich, meinerſeits, hätte ihr gern jeden Gruß erlaſſen, denn ſie flößte mir von dem erſten Augenblick an Widerwillen und Zorn ein. Gewohnt im Hauſe meines Vaters von lauter zierlichen und hübſch gekleideten Dienern mich umgeben zu ſehen, kam mir dieſe Alte wie eine Hexe vor, die bereit war, mich aus den Händen des Teufels zu empfangen und fortan unter ihren Krallen zu hüten. Schreiend entlief ich ihr, als ſie mich fangen wollte, und verbarg mich in den dunkelſten Winkel der Höhle, wo Reiſigbündel und allerlei Hausrath aufgehäuft lagen. Mein Führer bedeutete die Alte, daß ſie mich ſolle in Ruhe laſſen, und ſetzte ſich mit ihr an den Herd, um über allerlei Dinge Auskunft von ihr zu nehmen. Was ſie miteinander geſprochen haben, weiß ich nicht; es trat noch ein Dritter hinzu, ein halb in bäuriſcher, halb in bürgerlicher Tracht gekleideter großer Mann, der gegen den Reiter denſelben Reſpekt wie die Alte bezeigte. Alle drei ſprachen heftig und anhaltend; es wurde Gold gezählt, und einige Papiere, ſauber zuſammengefaltet und mit farbigen Bändern umbunden, wurden ausgeliefert. Beides, Papier und Gold, ſchloß der Eigenthümer der Hütte in ein Kiſtchen, das er oben vom Geſims des Kamins niederlangte.

Unterdeſſen hatten die Wolken ſich zuſammengeballt und es ſtrömte ein heftiger Regen nieder. Donnerſchläge tobten, Blitze leuchteten. Das offen gebliebene Thor der Hütte, das weit genug war, den Anblick aufs Meer und einen Theil der Sanddüne zu geben, zeigte wie in einem Rahmen eingeſchloſſen ein Bild des Kampfes, der in der Natur wüthete. Die drei Geſtalten am Herde ließen ſich jedoch davon wenig anfechten; endlich fiel es der Alten ein, die Thorflügel zu ſchließen, welches ſie, gebrechlich wie ſie war, ohne Hülfe der Männer nach langem Ankämpfen gegen die Stöße des Sturmwindes, der praſſelnd ganze Wolken von Hagel und Regen hereintrieb, endlich zu Stande brachte. Als dies geſchehen war, wurde es in der Hütte ungewöhnlich ſtill. Es war eine unheimliche Stille. Mir ahnte, daß es jetzt an meine Perſon gehen werde. Mein Führer nahm mich bei der Hand, brachte mich an den Herd und ſtellte mich jenem Bauer oder Schiffer vor, der mich zu ſich hinaufhob, mich küßte und wieder auf den Boden ſetzte. Dieſe Begrüßungsart war mir neu, aber ſie misfiel mir nicht. Ich glaubte in dem Blick und den Manieren des breitſchultrigen, ärmlich gekleideten Mannes etwas zu entdecken, was mir den Gedanken nicht verhaßt machte, daß ich bei ihm würde fortan bleiben müſſen. So war es auch. Er nahm einen Spahn vom Herde, zündete ihn an, hob mich auf den Arm und brachte mich eine Treppe hoch in eine Kammer, wo ein reinliches Bett ſtand, und hier ſetzte er mich nieder, indem er mir ſagte: dies wäre meine Wohnung, und ich ſollte nun mich zur Ruhe legen. Morgen würde er kommen und weiter für mich ſorgen. Damit ſchloß er die Thür ab und ging, ohne ſich weiter um meine Fragen zu kümmern, noch ſich durch meine Thränen und Klagen aufhalten zu laſſen.

So war ich denn allein! Der Himmel weiß wo und unter welchen Menſchen, losgeriſſen von den Meinigen und von dem Schauplatz meiner glücklichen Kindheit. Aber die glücklichen Stunden der frühen Kindheit haben Troſt für Alles, oder vielmehr es ſind für ſie keine der Schmerzen vorhanden, die ihre Pfeile tief in unſer Inneres bohren und vergiftete Spuren hinterlaſſen, an denen das ganze Leben hinſiecht. Nur die Oberfläche wird geritzt, und der friſche Hauch des nächſten Morgens heilt bereits die Wunde. So ſchlummerte ich denn auch ein, nachdem ich ein wenig von dem Brot gegeſſen und von dem Waſſer getrunken, das man mir hingeſtellt, und nachdem ich ein kleines Crucifix, das man oberhalb meines Bettes befeſtigt, herabgenommen und in meine Arme geſchloſſen hatte.

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen und ich war Bewohner dieſer Einöde geworden, die ich jetzt ſchon meine Heimat nannte. Ich hatte Bekanntſchaft mit dem Meere gemacht und deſſen einfache und großartige Melodien hatten ſich in meine kindiſchen Träume gemiſcht und in meiner Seele Sympathien geweckt. Ich begann es lieb zu gewinnen, wie ich früher es gefürchtet hatte. Stundenlang konnte ich am Strande, auf einem Steine ſitzend, meine Blicke über die ſonnenſpiegelnde Fläche hingleiten laſſen oder auf dem ſchwarzen unheimlichen Wellenboden ſpazieren fahren, der ſich bildete, wenn der Himmel mit dunkeln Wolken bedeckt war und ein beginnender Sturm die Waſſerfläche zu kräuſeln begann. Nachts ſtahl ich mich aus der Hütte meiner Pflegeeltern und erſchien nochmals am Meer, und hörte es nun in ſeinem Zorn, wie es Krieg führte mit den Geiſtern der Höhe, die niederſteigend es peitſchten mit den wilden, ſauſenden Flammenſchwertern, es aufſtachelten mit den Spießen der ſcharfen, ſich in die tiefſte Tiefe bohrenden Winde. Das Meer gab Antwort und warf ſeine Wogen in die weißen Antlitze der Luftgeiſter und beſprützte ihnen ihre langen Schwanenfittiche. Mich einzumiſchen in dieſen Streit war mir nicht erlaubt, aber zuſchauen durfte ich und ich fühlte kalten Schauder mein Gebein durchrinnen, da ich plötzlich ſah, wie es aus der Tiefe emporſtieg, Millionen ſchwarzen krauſen Häuptern gleich, die weiße Augen rollten und weiße Zähne fletſchten, und dieſe Millionen Mohrenköpfe tanzten auf den Wellen und lachten und ſpotteten hinauf, ſie blieben aber immer nur Häupter, die ſchwarzen Leiber blieben unten, der Druck der breiten Schilde, die die Luftgeiſter oben über ſie hinhielten, preßte ſie immer weiter hinab, wenn ſie aufſteigen wollten. Endlich waren ſie in ſo weit beſiegt und überwunden, daß die Häupter untertauchten und nur das krauſe ſchwarze Haar in einzelnen Büſcheln auf den Wellen tanzte. Niemand ſah dies wie ich, aber ich ſah es deutlich und verfehlte nie, an das Geſtade zu laufen, wenn ich wußte, daß die Mohren wieder aufſteigen würden.

Mein Leben war einförmig. Der Mann, dem ich übergeben worden war, zeigte nach und nach eine Art Zuneigung zu mir, und ich faßte einiges Vertrauen zu ihm; Zuneigung und Vertrauen waren jedoch beide von der Art, daß wir hätten ganz gut plötzlich voneinander getrennt werden können, ohne daß es dem Einen oder dem Andern ſonderlich darum zu thun geweſen, ſich wieder zuſammenzufinden. Er war ein Fiſcher und ging des Tages über mit ſeinen Genoſſen, die am Strande vertheilt wohnten, ſeinem Gewerbe nach. Die Alte, die ich für ſeine Mutter gehalten, war ſeine Frau. Dies ungleiche Paar hatte keine Kinder. Mir die Gunſt der Frau Trolle zu erwerben, war für mich ein Ding der Unmöglichkeit, ſie zeigte ſich als unzugänglich für alle menſchliche Regungen ſowol der Liebe, wie des Haſſes. Sie that mir nie etwas Gutes an, aber auch nie etwas Uebles. Sie ſorgte für mich wie ſie für ihre Katze ſorgte, für die einzige Kuh in ihrem Stalle. Wir drei Geſchöpfe bekamen Das, was uns zukam, nie mehr aber auch nie weniger; dann ſah ſie zu, daß wir uns nicht verliefen. Andere alte Frauen haben Augenblicke, wo ihnen dies oder jenes Schmeichelwort einfällt, mit dem ſie den Muth oder die Geiſteskräfte der ihnen beigeſellten und untergebenen Geſchöpfe, ſeien es Thiere oder Kinder, anfeuern. Frau Trolle hätte man auf den Kopf ſtellen können, es wäre aus den vielen Taſchen und Täſchchen ihres Gedächtniſſes kein einziges ſilbernes oder goldenes Münzchen liebevoller Rede herausgefallen. Ihr war nie etwas Freundliches geſagt worden, ſie ihrerſeits hatte während ſiebzig langer Jahre nie Gelegenheit gefunden, Andern etwas Schmeichelndes zu ſagen. Andere alte Frauen erzählten Mährchen, Frau Trolle wußte keins, bei ihr ging alles ohne Wunder zu, Tod und Leben, es war die hausbackenſte alte Frau, die man finden konnte, mit ſo alltäglichen Runzeln im Geſicht und einem Wackelkinne, das nichts Auffälliges an ſich hatte. Es war für mich troſtlos, dieſer Frau anheimgegeben zu ſein, und ich entſchlüpfte ihr daher, ſo oft ich konnte.

Alle vierzehn Tage, manchmal, wenn die Witterung es erlaubte, ſogar alle acht Tage, brachte mich Vater Berndt in die Kirche des Dorfes und ließ mich dort die Predigt anhören, während er ſelbſt ſchlummerte. Ich freute mich auf dieſe Ausflüge; nicht der Predigt wegen, die ich nicht verſtand, ſondern um der kleinen Waſſerfahrt willen; denn das Dorf mit der Kirche lag auf einer Inſel, und von unſerer Seite her war es nicht ſo ganz gefahrlos, dahin zu gelangen. In der Kirche betrachtete ich mir die alten Grabſteine, die in den Boden eingefugt waren. Es waren auf einigen derſelben Ritter in voller Rüſtung abgebildet, und meine Phantaſie, raſch ſich daran machend dieſe Geſtalten zu beleben, ſchuf aus ihnen tapfere und edle Kämpfer, die einſt in einem großen Kriege, von dem Feſtland abgeriſſen, auf den wollteſt es zu gut machen und verdarbſt Alles. Wahrlich, nie werde ich den ſchrecklichen Augenblick vergeſſen, da am Morgen unſers Hochzeittages ich dich aufzuſuchen kam und ſtatt deiner in die Ecke des Sophas gedrückt, einen lallenden Säugling fand. Als ich mich endlich überzeugte, daß du es warſt! — Verwünſchte Flaſche, zu deinen Füßen lag ſie und kein Tropfen war mehr darin. Theure Coriſande! Ach du hörſt mich nicht! Du verſtehſt mich nicht! Glücklicher Moment, wo du das erſte Wort ſtammeln wirſt! Hoffentlich wird das mein Name ſein. Du haſt dann noch einen beſchwerlichen Weg zu machen: du mußt leſen lernen. Dann kommen die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften, endlich wird man dich lehren zu lieben — und ach, wo werde ich dann ſein? Es iſt durchaus unmöglich, daß unſere Jahre jemals zuſammenpaſſen! Die verwünſchte Flaſche hat Alles verdorben! Welch ein Appetit, meine Gute! die

Wogen des Meeres daher geſchwommen kamen, hier ihren Tod fanden und ein ſtilles Grab erhielten. Einige dieſer Helden wurden meine Lieblinge; zu dieſen gehörte die Figur eines Ritters mit einem Lorberkranze um den Helm. Er lag weit ab von der Kanzel und dem Altar in einem dunkeln Winkel der Kirche. Vielleicht hatte Niemand ihn gefunden, ich allein. Der Ritter mit dem Kranz erſchien ſeitdem öfters in meinen Träumen, und einſt foderte ich ihn auf mit mir auszuziehen, um mit mir die Welt von Ungeheuern und Drachen zu befreien; da zeigte er mir aber zu meinem Entſetzen, daß ſein Arm nicht mehr recht im Gelenke ſitze, und daß ſein Körper innerlich voll Würmer ſei. Dieſe Entdeckung machte mich traurig, und der blaſſe Ritter mit dem grünen Kranz erſchien mir ſo bedauerlich, daß ich vorſichtig, wenn ich über ihn wegſchreiten mußte, die Füße ſo ſetzte, daß ich nicht auf ſeine edle Stirn oder auf ſeinen ewig ſchweigenden Mund trat.

Ich war jedoch ſo glücklich außer dieſen Phantomen meiner Einbildungskraft, die mich früh und ſpät umgaben, auch noch einen lebenden Geſellſchafter zu haben. Zwar war dies kein Genoſſe, der mit mir von gleichem Alter war; er zählte viele, viele Jahre mehr als ich. Es war ein kleiner, blonder Mann, mit kranken, welken Geſichtszügen, der eines Morgens plötzlich da war, ohne daß ich erfuhr oder auch nur fragte, wo er hergekommen. Er bewohnte eine kleine Hütte am Strande ganz allein. Doch war er kein Fiſcher. Er trug ſchwarze Kleidung, einen Hut mit einer kleinen weißen Feder, und zu Zeiten blinkte auch ein Degen an ſeiner Hüfte. Wie ich ihn zum erſtenmal erblickte, ſaß er auf einem Stein am Ufer und las in einem großen Buche. Seine blonden Haare fielen in langen, dünnen Streifen über das Buch hin, und wurden von dem friſchen Winde hin und her geſchaukelt.

Dieſer Mann wurde mein innigſter, mein erſter Freund. Wie viel hab' ich ihm zu danken! Jetzt da eine weite Kluft zwiſchen uns liegt, da dunkle Ereigniſſe, wilde Thaten mich von ihm trennen, ſieht mich ſein bleiches, ſanftes Antlitz noch aus der Ferne an, mit demſelben innigleidenden Ausdruck, mit demſelben Auge, aus dem eine durch Mishandlungen aller Art gebeugte, aber nicht geknechtete Seele ſchaut. O Herwigk Hendrick, du lieber Mann, du Mann meines Herzens — wenn ich den Menſchen trotzen gelernt habe, wenn ich ihnen eine Stirn ähnlich der deinigen, nur nicht ſo rein, nicht ſo hoch, nicht ſo edel — habe entgegenzuſetzen verſtanden, ſo hab' ich's an dir gelernt. Du Mann der Männer! Was hat man gethan, dich unter das Joch zu bringen, du flohſt in die Wüſte und bliebſt frei. Der Aberwitz und die Deſpotie ſandten auch dorthin ihre Boten, aber ſie fanden dich nicht, und als ſie dich fanden, da verſtandſt du unter ihren Händen ihnen zu entſchlüpfen, du ſtarbſt. Die Fauſt der Gewalt ſchnürte ſich um die Kehle einer Leiche. Friede deinem Hügel, Herwigk Hendrick! Wo Seelen der Männer ſich finden, wird deine dabei ſein; mag nun der Aberwitz der Menſchen dieſen Ort Hölle oder Himmel nennen.

Wenn mein Geiſt nach den erſten Anfangspunkten meiner innigen Anhänglichkeit an Hendrick forſcht, ſo iſt es mir, als ſeien dies immer nur ſehr geringfügige und unbedeutende Dinge und

Anläſſe geweſen. Ein Gang am Meeresufer in ſpäter Abendzeit, wenn ein Sturm ſich gelegt hatte und nun das Meer, der gewaltige Rieſe ſeine Glieder zur Ruhe und zum Schlafe ausdehnte. Oder er kam in unſere Hütte unter dem Vorwand, von Frau Trolle Feuer und Kohlen vom Herde zu bergen, eigentlich aber um mich mit ſich zu nehmen, wo ich dann die ganze Nacht über auf ſeinem Lager zu ſeinen Häupten ſaß, und er mir von Menſchen und dem Lauf der Welt ſprach und wie es ihm in der Heimat ergangen. Es verging ein Jahr unſers Zuſammenlebens, es verging ein zweites, und ich kann mich nicht beſinnen, daß in dieſer langen Zeit nur irgend etwas Auffallendes oder Beſonderes vorfiel. Und dennoch fühlte meine knabenhafte Seele die gewaltige Aenderung, die mit mir vorging. Ich wurde früh auf mich ſelbſt verwieſen, ich lernte früh das Große und Erhabene lieben, und ebenſo lernte ich früh Muth und Trotz den Verſuchen, mich in meiner Freiheit zu beeinträchtigen, entgegenſetzen.

Um zu ſagen, was Herwigk Hendrick eigentlich war, ſo muß ich dies aus den Mittheilungen ſchöpfen, die ich ſpäter über ihn erhielt; damals, als ich ihn lieb gewann und er mich ſeinen Sohn nannte, konnte ich erklärlicherweiſe keine Auskunft hierüber haben, und durch wen hätte ich ſie auch haben ſollen? Er ſelbſt theilte ſich über die ſpätern Ereigniſſe, die ihn betroffen, nicht mit, ſondern ſprach nur von ſeinen Kinderjahren, wohl wiſſend, daß ich ihn hier am beſten verſtehen konnte. Hendrick war der Sohn eines armen Tagelöhners auf Jütland, und zwar war er der jüngſte von acht Söhnen. Vom Vater ward er zur Erlernung der Fiſcherei angehalten, aber der geiſtig früh gereifte Knabe hatte zu andern Dingen Luſt. Ein alter Bootsmann nahm ſich ſeiner an und brachte ihm das Leſen bei, eine Kunſt, deren Erlernung er ſelbſt frühern günſtigern Verhältniſſen zu danken hatte. Aus den Händen dieſes erſten Lehrers ging der Knabe in die eines Geiſtlichen über, der ſich angelegen ſein ließ, die großen Fähigkeiten ſeines Zöglings zu entwickeln. So ward Hendrick's beabſichtigte Laufbahn nun raſch eine andere. In eine gelehrte Schule aufgenommen, erwarb er ſich hier das Lob und die Anerkennung ſeiner Vorgeſetzten und ward bald dazu verwendet, jüngern Schülern den ſelbſt empfangenen Unterricht nun weiter mitzutheilen. So entwickelte ſich die Gabe der Rede und des Vortrags. Jetzt war es beſtimmt, daß Hendrick Theologie ſtudiren ſolle. Der Geiſtliche, der ihm ein zweiter Vater geworden, gab mildthätig einen Theil der Mittel dazu her, Hendrick's Vater konnte von ſeinen Erſparniſſen ebenfalls Einiges geben, Freunde des Geiſtlichen thaten das Uebrige. Der junge Mann arbeitete mit einer Anſtrengung, die ſeine Kräfte erſchütterte, und frühzeitig den Keim zu einem Bruſtleiden in ſeinen ohnedies nicht allzufeſten Körper legte. Bis hierher hatte das Glück die Schritte unſers jungen Erdenbürgers begleitet; es ſollte anders werden. Es war gerade damals die Zeit, als die orthodoxe Lehre in Streit gerieth mit jenen Doctrinen, die die allgemeine Denk- und Glaubensfreiheit als eine der unveräußerlichen Rechte der ächten Humanität, der wahren Freiheit und Menſchlichkeit verkündeten. Hendrick, in der freien Natur aufgewachſen, ſo recht eigentlich ihr Sohn und Erbe, fühlte in ſeiner Seele jene Größe und Erhabenheit, die mit den Erſcheinungen in der Natur harmonirt. Sowie das Meer feſſellos, ein Spiegel des ewigen Himmels, ſeine Wellen hinſchleudert wohin es will, überall ſicher, aus den Grenzen nicht heraus zu weichen, die der Allgeiſt ihm vorgezeichnet, ſo wähnte der Jüngling, die ſprudelnde Fülle ſeiner Kräfte im Sturm nach Vollendung bis an die äußerſten Grenzen menſchlichen Wiſſens und Forſchens hintreiben zu dürfen. Er trat mit den Männern des Lichts in Verbindung und führte einen ausführlichen brieflichen Verkehr mit einigen verfolgten Denkern und Philoſophen. Man erfuhr dies und es hatte die Folge, daß der junge Mann die Anwartſchaft auf die Pfarre verlor, die ihm bereits war zugeſichert worden. Statt ihn zurückzuſchrecken, machte ihn der erſte Widerſtand, den die Welt ihm zeigte, noch kühner. Er ließ ein Buch erſcheinen, deſſen feurige Sprache die Sache der Gegner ſeiner Kirche zu der ſeinigen machte. Der Zufall wollte, daß man lange Zeit über die Perſon des Autors nicht im

Klaren war, und daß unterdeſſen Hendrick das Aemtchen eines Dorfpfarrer-Adjuncten gewann. Der große, flammende Geiſt auf einer ſo kleinen Scholle. Im Begriff, ſeine Angriffe und Streitigkeiten weiter fortzuſetzen und zwar mit der größten Energie, machte ein Umſtand, daß er plötzlich auf dieſem Wege innehielt. Es war die Liebe, die ihm die Waffen aus der Hand nahm. Hendrick lernte ein Mädchen, das ein Engel an Unſchuld und Liebreiz war, kennen, er führte ſie als ſeine Hausfrau heim und jetzt — zum erſtenmal dachte er daran, ſich eine Hütte auf feſtem Grunde zu erbauen. Jetzt — zum erſtenmale — kam ihm der Gedanke, ſich den beſtehenden Irrthümern und Gebrechen der Welt zu fügen, um in Frieden mit ihr zu leben; denn dieſer Friede war nöthig um Die, die er liebte, vor Elend, Mangel und Verfolgung zu wahren. Allein, war Hendrick der Mann, ein ſolches Gelübde halten zu können? Er legte die Feder zwar nieder, aber in ſeinem Innern kochte der Streit fort. Er ſaß an der Wiege ſeines Kindes, er blickte in das Auge ſeines Weibes, und eine Stimme rief ihm ſchmeichelnd zu: Sei glücklich! Schließe die Augen zu gegen Das, was draußen iſt, und ſei innerhalb deiner Hütte glücklich!

Drei Jahre hielt unſer Kämpfer dieſe aufgezwungene Ruhe aus, während dieſer Zeit war es ihm gelungen die Gunſt ſeiner Beſchützer vollkommen wieder zu erlangen, und er ward zum Pfarrvicar in ſeiner Vaterſtadt gewählt. Jetzt predigte er das Wort einer Lehre, an deren Dogmen er nicht glaubte. Welche Marter! Auf die Länge der Zeit ſie zu ertragen war ihm unmöglich. Er ſah ſich vor ſich ſelbſt geſchändet, er ſah ſein beſſeres Selbſt in Feſſeln gelegt, er fühlte ſein Gewiſſen beſchädigt, und zu dieſer Selbſterniedrigung hatte er bereitwillig drei köſtliche Jahre ſeines Lebens hingegeben. Die ſo ſchmählich verlorene Zeit mußte eingeholt werden. Eines Morgens erwachte er, und wie Doctor Fauſt warf er die Bücher einer falſchen, heuchleriſchen Gelehrſamkeit von ſich, er faßte den männlichen Entſchluß, ſich ſelbſt und ſeiner Ueberzeugung wieder anzugehören. Weib und Kind traten in den Hintergrund. Die alten Verbindungen wurden wieder angeknüpft. Zu derſelben Zeit wurde ſeine bis jetzt verdeckt gehaltene Autorſchaft jener von den Behörden verfolgten Schrift offenkundig. Es brach der Sturm los. Keine Rückkehr in den Hafen war möglich; ins offene Meer mußte hinausgeſteuert werden, und Herwigk Hendrick war der Mann, vor keiner noch ſo drohenden Gefahr zu erſchrecken. Der Unglückliche, er wußte nicht, mit welchen Mächten er es aufnahm! Er, der offen Treuherzige, der die nackte Bruſt ſeinen Feinden bot und heldenmüthig ausrief: Es iſt meine Ueberzeugung! Widerlegt mich! Niemand dachte daran, ihn zu widerlegen; aber alle dachten ſie daran, ihn zu demüthigen, zu verfolgen, zu vernichten. Feinde entſtiegen ihm aus dem Erdboden auf jedem Schritt, den er that. Sechs Jahre kampfte der muthige Kämpfer. Schon war ihm Alles geraubt worden, was irdiſcher Beſitz hieß, es war ihm ſein Amt genommen, die Wohlthaten und Unterſtützungen ihm entzogen, die Heimat ihm verſchloſſen worden; der Flüchtling irrte umher, kümmerlich ſein Leben friſtend von dem geringen Ertrag, den ſeine unermüdlich zweite Schaale iſt ſchon leer. — O nicht dies dumme Lächeln! Iſt es je erhört, daß ein Hoffräulein ſo weit herunterkommen oder vielmehr ſo weit heraufkommen kann? — Mein Unglück iſt grenzenlos.“

„Deine Klagen ſind übertrieben!“ nahm der zweite Ritter das Wort. „Es iſt wahr, die ſchöne Coriſande, ſtatt durch ein paar Tropfen ſich in die gehörige Jugend hinaufzurücken, hat ſich durch ein Uebermaß von Jugend gleichſam zu Grunde gerichtet; allein du haſt ſie doch noch vor Augen. Deine Zärtlichkeit kann in gleichem Grade fortwirken, ſie wechſelt nur den Namen, von den Gefühlen eines Geliebten gehſt du zu denen eines Vaters über, aber was bleibt mir? Verdammt bin ich, die weſenloſe Luft zu lieben. Mein Auge ſucht vergebens den ſüßen und belohnenden Blick der Liebe. Der abſcheuliche Hut! Keine Gewalt bringt ihn ihr wieder vom Kopfe. Thisbe, geliebte Thisbe, biſt du hier?

arbeitende Feder ihm abwarf. Jetzt ging man auch daran, ſeine Ehre ihm zu rauben, ihn als gemeinen Verbrecher dem Arme der Juſtiz zu überantworten. Der fanatiſche Haß, der ſeinen Schritten folgte, die unerbittliche Verfolgung, die er gegen ſich wach gerufen, hatten Mittel gefunden, ihn bürgerlich verdächtig zu machen. Verbindungen mit einem Unwürdigen, die er längſt abgebrochen, als er ihre eigentliche Natur erkannt, brachte man als Beweiſe gegen ihn vor. Geſchäftig ſchmiedete man Anklagen, Beweiſe ſtellte man auf und den dem Aufrufe ſich vertrauungsvoll Stellenden warf man in einen Kerker, in welchem man ihn Jahre lang ſchmachten ließ. So innerlich gebrochen, äußerlich zu Grunde gerichtet, entließ man den Gemarterten ohne richterlichen Urtheilſpruch. Man ſtieß ihn gleichſam aus dem Kerker und erklärte ihn für vogelfrei. Vergebens ſtrebte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, ein Zeugniß ſeiner Unſchuld oder einen Spruch ſeiner Schuld zu erhalten; man fand es für geeigneter, ihn wie einen Gebrandmarkten hinwegzuſcheuchen, wie einen Peſtkranken zu fliehen. Sein Weib, ſeine Kinder ſelbſt entſagten jeder Gemeinſchaft mit ihm. Und er — er war zu ſtolz, auch nur Eins derſelben wieder zu ſich zurückzurufen. Mit einem flammenden Herzen floh er in die Wüſte. Sein Auge richtete einen ſtummen, einen furchtbaren Blick gen Himmel. Er hatte das Gebet ſeiner Kindheit verlernt, jenes Gebet der Demuth, der Unterwerfung! Er hatte verlernt, den Born der Gerechtigkeit und Liebe dort zu ſuchen, wo Millionen um ihn her ihn ſuchten. Seine ſtarke Seele ſtand allein. Sie richtete ſich auf — doch ſie ſtand vom Himmel abgewendet und eiſern da; um ſie her die Oede — in ihr ein gigantiſcher Gedanke: Du willſt allein ſein! Du ſelbſt dein Gott!

Als Herwigk Hendrick alſo mit dem Glauben ſeiner Kindheit gebrochen, als er den Stab von ſich warf, der bis jetzt ihn geſtützt, fühlte er eine beſeligende Glut ſein Inneres durchziehen. Es war der hohe, der gewaltige Stolz des Mannes, der kühn den letzten Läuterungsproceß mit ſich antritt. Gibt es eine ewige Macht, rief er bei ſich ſelbſt, ſo wird ſie eilen mich zu retten, gibt es keine, ſo werde ich in den Abgrund hinabſtürzen, an deſſen Grenze ich ſelbſtbewußt jetzt dahinſchreite. In dieſem Zuſtande großer, männlicher Reſignation befand ſich Herwigk Hendrick, in dieſem Abwarten, ob es einen Himmel und einen Gott gäbe, als ich mit ihm zuſammentraf. Einen Theil ſeiner gigantiſchen Stille und ſeines Schweigens legte er in meine Knabenſeele nieder.

Er begann mit mir einen Unterricht über Gott und Vorſehung.

Er zeichnete mir genau, wo die Straße, die er gewandelt. Noch einmal, mir zu Liebe, öffnete er die ſtillen Paradiesgärten ſeines frühern Kinderglaubens, und noch einmal ſchloß er mir die ernſten Hallen auf, in denen ich den betenden Jüngling fand, angethan mit der Form hergebrachter prieſterlicher Ueberzeugung. Dann mußte ich ihm folgen auf die Höhen der Philoſophie, wo die friedlichen Wohnungen unter uns blieben und ein Tempel uns aufnahm, erbaut für alle Religionen der Erde, für die Stämme aller Bekenntniſſe. Den letzten Schritt jedoch wagte er nicht mit mir zu thun — die Flucht auch aus dieſem Tempel. Das große Geheimniß des „ohne Gott ſeins" bewahrte er wie ein Gefäß voll Flammen, tief in ſeinem Buſen. Seine Hand zuckte, wenn er es wagen wollte den Schleier von ſeiner letzten Verwandlung hinwegzuziehen; zu grauſenvoll erſchien ihm die Erzſtatue mit dem unbeweglichen Antlitz, die ſeine Züge trug. Ich aber hatte bereits hinter die Falten des Schleiers gelauſcht

Viertes Kapitel.

Ich hatte mein ſechzehntes Jahr erreicht, als in unſerer Einöde ein Mann erſchien, der mit mir eine Unterredung unter vier Augen zu haben begehrte. Ich ging mit ihm an meiner Lieblingsſtelle, am Meeresufer, auf und ab. Er brachte Papiere hervor und theilte mir mit, daß er von denjenigen Perſonen, die mich hierher gebracht und bis jetzt die Koſten für meinen Lebensunterhalt gezahlt, abgeſendet worden, um mir mein ferneres Verhalten und meine nächſte Zukunft zu verkündigen. Es entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen uns.

Ich: Wer ſind die Perſonen, die mich hierher befördert?

Der Unbekannte: Deine Wohlthäter, Knabe. Du wirſt ihre Namen einſt mit Hochachtung und Verehrung nennen.

Ich: Ich werde ſie mit dem ſtärkſten Fluche brandmarken, den die menſchliche Zunge kennt, denn es ſind die Mörder meiner Mutter.

Der Unbekannte: So wirſt du ebenſo undankbar wie unklug handeln — denn du biſt in ihrer Macht und wirſt es noch lange bleiben.

Ich: Ich werde fliehen.

Der Unbekannte: Sie werden dich zu finden wiſſen.

Ich: Ich werde zu meinem Vater gehen.

Der Unbekannte: Man wird dich zu ihm führen, wenn es Zeit ſein wird.

Ich: Alſo mein Vater lebt noch, und er weiß um den greuelvollen Mord meiner Mutter?

Der Unbekannte: Du wirſt einſt erfahren, wie er über dieſen Mord denkt.

Ich: Und was hat man mit mir vor? Soll ich hier als Fiſcher leben und ſterben?

Der Unbekannte: Man wird dich nicht hindern zu gehen, wohin du willſt. Du biſt geſund

und haſt Fähigkeiten. Dein weiteres Verbleiben am hieſigen Orte iſt unnütz. Man wird dir Geld geben und ein Schreiben an die Ortsbehörde der nächſten Stadt; durch ſie wirſt du die gehörigen Legitimationen erhalten, die zum unbehinderten Fortkommen auf den Straßen der Welt nöthig ſind. Sei fleißig, arbeitſam und — du wirſt dir dein Schickſal ſelbſt machen. Dein Name iſt Philipp Macargan.

Ich: Wie? Es iſt dies der Name meines Vaters?

Der Unbekannte: Es iſt der deinige. Mache keinen Verſuch, dich Demjenigen zu nähern, den du einſt deinen Vater genannt. Er würde dich nicht anerkennen. Ueberdies würdeſt du ihn auch nicht finden.

Ich: Was ſprichſt du da für dunkle Worte?

Der Unbekannte: Die Zukunft wird ſie dir hell machen. Lebe wohl, Knabe.

Er reichte mir die Hand zum Abſchied, indem er in der andern die Papiere und eine Geldbörſe hielt. Ich blickte ihn ſcharf an, ungewiß, ob ich ihn nicht ſchon einmal geſchaut; aber aus den

Nebeln meiner frühen und ſchrecklichen Erinnerungen wollte gerade dieſes Geſicht nicht emportauchen. Sehr viele, ſehr häßliche Phyſiognomien erſchienen mir jetzt wieder plötzlich ſehr lebhaft, dieſes nicht. Ich war gewiß, daß ich den Mann nie früher geſehen. Er ſeinerſeits ſchien mich mit einem leichten Anfluge von Theilnahme zu betrachten, meine Jugend, meine Hülfloſigkeit brachten einigen Eindruck auf ihn hervor. Er öffnete noch einmal die Lippen zu einer Frage: Würdeſt du wol, Knabe, den Mann wiedererkennen, der dich hieher gebracht? Ich hoffe es! entgegnete ich. Nun denn, tönte die Antwort, ſo halte dich an ihn und beanſpruche ſeine Hülfe, wo du ihn findeſt; er iſt mächtig.

Ich: Und wäre er der Mächtigſte der Welt, ich werde ihn zur Verantwortung ziehen, denn er war dabei, wie meine arme Mutter den Streichen ihres Mörders unterlag. An ihn werde ich mich halten, wenn ich den Hauptverbrecher nicht finde.

Der Trotz und der kräftige Entſchluß, die in dieſer Entgegnung lagen, verfehlten nicht, meinen

Gegner ſtutzig zu machen und ihm jede fernere Anſprache und jeden guten Rath als überflüſſig erſcheinen zu laſſen. Er winkte mir noch ein kurzes Lebewohl zu und ging, nachdem er Papier und Geld in meinen Händen zurückgelaſſen. Kaum war er fort, als die heftigſten Stürme in meinem jugendlichen Buſen zu wüthen begannen. Das Meer ſchien mit mir zu ſympathiſiren, denn es grollte heftig und die Wellen gingen hoch. Ich ſtand auf einer Klippe, die Arme verſchränkt, das Haupt emporgeworfen, die Locken im Winde flatternd. So rief ich denn mit lauter, tönender Stimme in die Wogenwüſte hin: So komme, Welt, und beginne mit mir den Kampf! Wiſſe, daß du es mit einem Sohne zu thun haſt, der da ausgeht, den Mord ſeiner Mutter zu rächen!

Es war mir, als ich dieſe Worte ſprach, als erhöbe ſich ein langer dünner Schatten aus dem weißen Giſcht der Brandung, und als nähme dieſes Gebild die Form und Züge meiner Mutter an. Sie war in einen aſchfarbenen Schleier gehüllt, der hier und da von dem ſcharfen Schnitt eines Meſſers geſpalten, in langen Streifen auseinanderflatterte. Die äußerſten Spitzen dieſes Schleiers waren in Blut getaucht. Sie erhob eine Hand, mit der ſie mir zuwinkte, zugleich aber drohend in die Ferne zeigte. Ich blickte mit ſtarrem Auge der Erſcheinung nach, wie ſie ſich in den Nebeln verlor.

Mein Plan war gefaßt, ich verließ die Hütte und den Strand am nächſten Tage; vorher jedoch mußte ich von Herwigl Hendrick Abſchied nehmen. Dieſer Abſchied war das einzige Schwere, was mir bevorſtand. Er war ſeit einiger Zeit ſo niedergeſchlagen, er ſchien von einem ſo tiefen Kummer gefoltert, dabei hatte ſein Schmerz einen ſo ſanften und rührenden Charakter angenommen, daß gerade jetzt ich doppelt zagte, ſein Herz durch eine neue Trauerbotſchaft zu erſchüttern. Denn eine Trauerbotſchaft für ihn, daran zweifelte ich nicht, war die Nachricht von meiner baldigen Trennung von ihm. Er liebte mich, dies wußte ich — und ich — wie innig, wie glühend liebte ich ihn wieder! Aber bei mir trat eine neue, glänzende Welt als Tröſterin für die Trennung vor die Seele; bei ihm? — ach, ſein bleiches Antlitz, Hörſt du die Klagen deines Freundes? Wie, oder irrſt du vielleicht ſchon wieder draußen herum und benutzeſt deine Unſichtbarkeit, um mir Streiche zu ſpielen, ähnlich jenem Abenteuer mit dem Drachen, das ich dir nie vergeben werde."

Der Sprechende empfing bei dieſen Worten von unſichtbarer Hand einen heftigen Schlag ins Geſicht, und eine Stimme, die der Dichterin angehörte, rief im ſchneidenden Discant: „Nichtswürdiger, iſt dieſer elende Argwohn der Lohn für die Opfer, die ich dir gebracht? Beweiſeſt du auf dieſe Weiſe deine Dankbarkeit für das Glück, die geiſtreichſte Frau deiner Zeit die deinige zu nennen? Roher Geſelle, dein ſtarres, dummes Auge, deine Corpulenz und die Trägheit deiner Ideen machen ein rechtes Gegenbild zu meiner flüchtigen unſichtbaren Natur. Ganz wie es Dichterinnen geziemt, mach ich mich nur durch meinen Geiſt bemerkbar." —

ſeine gebrochene Geſtalt, ſein keuchender Athem ſprachen zu deutlich, daß keine neuen und glücklichern Erfolge ihm beſtimmt waren, daß das Grab ſeine nächſte Ausſicht ſei. Und zwar das Grab des Einſamen, des Verbannten, dem keine Freundeshand die Augen ſchloß. Armer Hendrick, mußteſt du einen Jünger großgezogen haben, damit dieſer, gerade wo du der Früchte der Liebe am meiſten bedürftig warſt, dich verließ!

Mit einer Art von Scham trat ich vor ſein Auge; als ſtände ich im Begriff, an ihm ein Verbrechen zu begehen. Ich fand ihn vor ſeiner Hüttenthüre ſitzend und, wie immer, in einem ſeiner Lieblingsautoren leſend. Diesmal war es der Epiktet, mit deſſen Schriften und Leben er mich bereits bekannt gemacht hatte.

Ehe ich ihm noch ſagen konnte, weshalb ich kam, ſtand er auf, ging mir entgegen und ſagte, indem er meine Hand ergriff, mit freundlichem Lächeln: Sieh, Philipp, kann es einen ſchönern, troſtreichern Satz geben als dieſen, welchen mein Philoſoph hier ausſpricht. Er ſagt: „Nicht die Dinge, ſondern nur die Vorſtellungen, die wir uns von ihnen machen, ſind es, die uns beunruhigen und betrüben". Wenn wir die Wahrheit dieſes Satzes feſthalten, ſo erſcheinen uns die Trübſale, die wir überſtanden, nicht als Wirkungen der Dinge, ſondern nur der zufälligen und wechſelvollen Meinungen und Anſichten, die die Menſchen über dieſe Dinge gefaßt. Wir lernen die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen lieben und wir denken gelinder über unſere Feinde, Verfolger und Widerſacher. Deshalb, Philipp, ſollſt du nicht glauben, daß ich unverſöhnlich ſei. Und auch du ſollſt es nicht ſein, mein Junge. Vergiß, was ich dir in böſen Stunden geſagt. Meine Worte möge der Wind forttragen, der dieſe öde Küſte beſtreicht, wohin die Menſchen mit ihren Leidenſchaften den Fuß noch nicht geſetzt.

Nein, mein Vater, rief ich. Keins Ihrer Worte und Lehren werde ich vergeſſen. Sie ſtimmen nur zu wohl mit Dem überein, was ſich in mein junges Herz früh feſtgeſetzt. Die Welt iſt mordgierig, ſie trachtet nach unſerm Blute, und wir haben ihren zahlloſen tödtenden Geſchoſſen keine andere Waffe entgegenzuſetzen, als den eiſernen

Willen unſerer eigenen Bruſt. Ich will nicht untergehen, deshalb gehe ich nicht unter, ich will mich nicht unterdrücken laſſen, und deshalb ſiege ich. O, ich hab' dieſe ſtolze und einfache Lehre wohl begriffen und gedenke ſie im Leben durchzuführen, in das ich jetzt trete.

O Philipp — Verſöhnung!

Mit dieſer Welt des Mords! Nimmermehr. Wenn ein Gefühl der Milde mich überſchleicht, ſo ſoll der blutige Schatten meiner Mutter mich an meinen Schwur mahnen. Ich bin ihr Rächer!

Hendrick ſenkte ſeine Augen und ſagte dann mit einer faſt ſchüchternen Stimme: Wo waren meine Gedanken, als ich in dieſe Knabenbruſt die alte Unbill meiner Tage legte! Wie wagte ich auf einem Altar, auf dem noch bis jetzt kein Opfer gebrannt, die erſte, gegen den Himmel aufdräuende Flamme anzuzünden! Jetzt, fürcht' ich, iſt der Altar auf immer den Mächten der Finſterniß geweiht! — Er ſah mich an, und da er mich in meine Pläne und Phantaſien verſenkt fand, zog er mich leidenſchaftlich an ſich heran, warf ſich an meine Bruſt und rief: Gehe nicht von mir, Sohn, damit ich Zeit habe gut zu machen, was ich verſchuldet!

Als er vernahm, daß ich ihn zu verlaſſen beabſichtigte, wandte er ſich in ſtummem Schrecken von mir. Er verhüllte ſein Antlitz, und erſt als die Bewegung ſeines Innern ihm wiederum geſtattete Worte zu faſſen, rief er: Ja, ja, du haſt Recht zu gehen; und ich darf und will dich nicht halten. Die Jahre des Kampfes ſind da! Eile, junger Streiter, eile zu den Waffen!

Er ſah mich an mit einem Blick der Liebe, der mir durchs Herz brannte.

Auch ich war einſt wie du! — Und ſiehe, jetzt liege ich zerſchmettert am Wege! Doch ſei es — Philipp! immerhin zerſchmettert, nur nicht beſiegt!

Und wie er dies ſagte, war es wieder der alte Prometheus — mein Lehrer, mein Begeiſterer, mein Gott!

Nur nicht beſiegt! wiederholte ich, und meine Wange glühte.

Der Gott in dir halte dich aufrecht! Es gibt keinen andern! ſagte er mit leiſer, aber tönender Stimme. Der wahre Mann iſt ſein eigner Gott und ſein eignes Schickſal.

Jetzt ſprichſt du, Vater, wie du ſprechen ſollſt! rief ich.

Nein, nein, mein Junge! entgegnete er in ſeine weiche Stimmung zurückfallend. Sieh, als ich hierher kam, ſetzte ich der Vorſehung eine Friſt, ich gab ihr Zeit, mich zu ſich zurückzuziehen oder mich auf immer zu verlieren. Ich wartete auf ein Zeichen der Verſöhnung — und ſie gab mir — dich! Hier in der Einöde, weit — weit von der Welt, die mich blutig geſtoßen, ſollte ich ein Herz finden, ein reines, ein kindliches Herz, das mir mit Liebe anhing und mich, den Verbannten, den Geächteten, Vater und Freund nannte. Philipp, iſt dies nicht ein Zeichen, daß der Himmel meinen Abfall nicht will? Sprich, zieht er mich nicht durch dich wieder zu ſich? — Kehre um, mein Sohn, und wenn es möglich iſt, vergiß mich, vergiß die düſtere Lehre, die ich unvorſichtig in deine Bruſt geſenkt.

Der wahre Mann iſt ſein eigner Gott, ſein eigenes Schickſal! rief ich. Lebe wohl, Hendrick!

Iſt es mir möglich, ſo geb' ich dir Kunde von meinem Geſchick. Erreicht mich ein früher Tod, ſo weißt du, daß ich ſtandhaft, frei und unbeſiegt gefallen bin — deinen Lehren treu.

Und ich ſchied von dem Verbannten. Ich hab' ihn nie wiedergeſehen. Bald darauf vernahm ich, daß ſeine Verfolger ſeinen Aufenthaltsort ausgekundſchaftet hatten, und daß er durch ſeinen freiwilligen Tod ſeiner Haftnahme ausgewichen ſei.

Fünftes Kapitel.

Wir verlaſſen die Form der Aufzeichnung, die wir bis hierher gewählt, indem ein ziemlich genaues Tagebuch unſers Helden bei dieſer erſten Periode ſeines bewegten Lebens uns geleitet, und nehmen nun die Berichte auf, die uns über ſeine fernern Schickſale vorliegen, wahrſcheinlich aus der Feder jenes räthſelhaften Mannes, den wir gleich beim Beginn unſerer Erzählung eingeführt. Hier und da werden noch Stellen aus dem Tagebuch, wo es zur Vervollſtändigung der Berichte des Unbekannten nöthig iſt, eingeſchaltet werden.

Als Philipp Macargan die Einſamkeit der Meeresküſte, die ihm bis jetzt zur Heimat gedient, verließ, und als er näher die Pläne ſeiner Zukunft betrachtete, fand er zu ſeinem Schrecken, daß ihm jede genauere Angabe des Ortes und der Perſonen fehle, mit denen er ſich jetzt zu beſchäftigen vorgenommen. Er konnte ſich trotz aller Anſtrengung weder auf den Namen ſeines Vaters beſinnen, noch auf den Ortsnamen ſeiner Heimat. Man weiß, unter welchen Umſtänden der Knabe das Haus ſeiner Eltern verließ.

Ein achtjähriges Kind, wird man einwenden, kann wol Mancherlei in ſein Gedächtniß aufgenommen haben, was die Aeußerlichkeiten ſeiner Lebensſtellung betrifft, und in der That hatte Philipp auch ein lebhaftes Bild in ſeinem Innern von dem glänzenden und reichen Hauſe, in dem er aufgewachſen, von dem ernſten und würdigen Vater, von der ſchönen, liebevollen und ſanften Mutter. Er beſann ſich öfters ein prachtvolles Wappen betrachtet zu haben, von dem man ihm geſagt, daß es das ſeines Geſchlechts ſei; allein den Namen der Inhaber dieſes Wappens wußte er nicht. Man hatte ſeinen Vater immer den Grafen genannt, anders hatte der Knabe nie von ihm ſprechen hören. Noch viel weniger ſtand ihm der Name der Stadt zu Gebote, in welcher er gelebt. Eines Umſtandes wußte er ſich nur zu beſinnen, der auf das Aeußere dieſer Stadt Bezug hatte; ſie beſaß einen ſehr hohen und merkwürdig gebauten Thurm. Seine Wärterin hatte ihn oft bei den Spaziergängen auf dieſes Bauwerk aufmerkſam gemacht, und er hatte ſich deſſen Form gemerkt. Auch hatte dieſe Stadt einen ſchonen, mit Bäumen bepflanzten großen freien Platz aufzuweiſen; denn dorthin war er oft geführt worden, um mit Knaben ſeines Alters zu ſpielen. Allein dieſe dürftigen Merkmale, konnten ſie wol irgendwie zu ſichern Führern dienen? Wie niederſchmetternd waren dieſe Betrachtungen für unſern jungen Weltbürger! Er, der ſich vorgenommen hatte, eine raſche That glänzender Rache auszuführen, er ſah ſich ſo völlig als Fremdling in der Welt, die er betrat, daß ihm ſelbſt die allereinfachſten Mittel fehlten, ſeine Zwecke auszuführen.

Seine Hoffnung war nunmehr auf die Stadt geſtellt, wohin ſeine ihm eingehändigten Papiere wieſen. Es war möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß man ihm dort über ſeinen Namen und ſeine Heimat nähere Auskunft geben würde; obgleich dagegen die Drohung des Unbekannten ſprach, der ihm die Weiſung gegeben, ſich nicht um ſeinen Vater zu kümmern, der ihn nicht anerkennen werde. Dieſe letztere düſtere Prophezeiung brachte Philipp's Blut ganz beſonders in Wallung; er wußte ſich nicht zu erklären, wie ein Vater, den er nie beleidigt, deſſen Züge erhaben und edel in ſeiner Erinnerung ſchwebten, dahin kommen könne, ſeinen einzigen Sohn zu verleugnen, den Heimkehrenden von der Schwelle zu weiſen. Der Gedanke betäubte und verwirrte ihn. Hier war ein Räthſel verborgen, deſſen Löſung ihn ganz beſonders in Anſpruch nahm und weshalb ihn beſonders das Verlangen peinigte, ſeine Heimat ſobald als irgend möglich aufzufinden.

Die Ortsbehörde, an die er gewieſen war, gab keine Auskunft. Man nahm ihm ſeine Beglaubigungspapiere ab, und er erhielt dagegen ein offenes Schreiben an einen Kaufmann in einer See- und Handelsſtadt, der, im Fall ſich Philipp

„Und durch deine Backenſchläge," brummte der Geſcholtene leiſe.

„Ihr ſeid Alle nicht recht klug!" nahm der dritte Unglückliche das Wort. „Euer Mißgeſchick iſt gegen meines ein Kinderſpiel."

„Ja wohl, ein Kinderſpiel!" ſeufzte der Erſte, indem er die Schaale mit Milch für ſeinen Säugling zum dritten Male füllte.

„Seht, wie die Zauberer mir mitgeſpielt haben! Meine edle Corella iſt etwas eiferſüchtig; ſie wollte gern in meiner Abweſenheit mich auf jedem Tritte und Schritte belauſchen und brachte deshalb die magiſche Brille gar nicht mehr von den Augen. Was geſchah? Eines Tages finde ich ſie ſo mit der Brille auf der Naſe und mit für immer geſchloſſenen Augen auf ihrem Sopha ſitzen. Das arme Kind! Durch keine Gewalt war die Brille fortzuſchaffen und ebenſo wenig konnten die Augen wieder geöffnet werden. In dorthin wenden und in Dienſte auf einem Schiffe treten wolle, ihm Anſtellung und einige Unterſtützung gewähren könne.

Der Jüngling war zweifelhaft, was er thun ſollte. Unternahm er die weite Reiſe bis in jene Stadt, ſo entfernte er ſich — dies war ihm gewiß — von dem Orte der ihm vorgezeichneten Thätigkeit, der landeinwärts liegen mußte. Ueberdies war ihm auch nur in dem Falle die Beihülfe des Handelsherrn zugeſagt, daß er ſich entſchlöſſe, zu Waſſer Dienſte zu nehmen. Ohne Zweifel hatten ſeine Entführer ihn hierdurch vielleicht auf immer aus dem Lande und aus der Nähe ſeiner Heimat entfernen wollen. Schon dieſes Verdachts wegen ſtand Philipp an, den ihm vorgezeichneten Weg zu verfolgen. Aber welchen ſollte er ſtatt deſſen einſchlagen? Wohin ſich wenden? Eine drückende, beklemmende Traurigkeit fiel auf ſein Herz.

Du haſt ja dein eignes Schickſal ſein wollen! rief er — jetzt ſei es!

Dieſe Worte, die gleichſam herausfodernd laut und keck hingeworfen wurden, vernahm ein

Mann, der von Philipp unbeachtet zur Seite des Weges auf einem Steine ſaß. Er erhob das gebückte Haupt und ſtarrte den Knaben mit einem geiſtloſen und faſt blödſinnigen Auge an. Nach einer Weile belebte ſich dieſes Auge, das unter weißen, buſchigen Wimpern hervorſah, und es trat ein eigenthümlicher Ausdruck von Entrüſtung und zugleich Mitleiden in die Züge des Mannes. Er erhob ſich langſam und nahm ſeine Schritte auf Philipp zu, der ihn ruhig erwartete, in der Ausſicht, von ihm um ein Almoſen angeſprochen zu werden.

Wer ſind Sie, mein junger Herr, hob jener an, der Sie ſo vermeſſen ſprechen? Nicht wir, ſondern Gott ordnet unſer Schickſal.

Philipp warf einen Blick auf die in Lumpen gehüllte Geſtalt und reichte ihm dann das kleine Stück Geld hin, das er für ihn bereit hielt.

Nein, nein! Ich will nicht Ihr Geld, ich will wiſſen, wer Sie ſind.

Wozu kann das dienen?

Gott kann fügen, daß ich Ihnen in irgend einem Dinge behülflich bin

Mein Herr, ſagte Philipp auffahrend, wenn Sie Worte belauſcht haben, die nicht an Sie gerichtet ſind, ſo erfahren Sie denn auch, daß ich keiner fremden Hülfe bedarf und daß man mich ungehindert gehen laſſen ſoll, ſowie ich Jeden ungehindert gehen laſſe.

Auf dieſe ſtolze Rede des Knaben zog ſich der Mann ein paar Schritte zurück, beobachtete jedoch ſtets mit demſelben Blicke von Theilnahme und Erſtaunen die jugendliche Geſtalt. Dies machte auf unſern Abenteurer einen unangenehmen Eindruck; er beeilte ſich, aus dem Bereich der unbehaglichen Nähe zu kommen, und fragte nur kurzweg, wie weit es nach der nächſten Stadt ſei. Der Mann nannte ihm unterwegs eine Herberge, in welcher er billiges Unterkommen finden werde.

Es dunkelte bereits und Philipp ſchritt ruhig weiter. Es war ihm unmöglich, aus ſeinem Sinn den Anblick des Mannes hinwegzuſcheuchen, immer ſtand er vor ihm. Weder alt, noch jung ſchien er zu ſein, und dennoch zu gleicher Zeit Beides. Das Haar war weiß, aber die Züge waren, obgleich fein und bleich, doch ohne Furchen, und die Formen rund. Es war Philipp nicht entgangen, daß der Mann eine geſchonte, weiße, ſelbſt zarte Hand hatte, auch war die Stimme und die Art ſich auszudrücken nicht die eines Bettlers, der er auf den erſten Anblick zu ſein ſchien. Der Mond ging auf, und unſer Wanderer ſchritt durch ein anmuthiges Wäldchen. Ueber ſeinen Pfad kräuſelte ſich das ſilberne Licht in den mannichfachſten Geſtalten und kletterte an den ſchlanken Baumſtämmen hinan, gleichſam als eilte es, hinauf und wieder in den Himmel zu kommen, von wo es herabgefallen. Philipp ſtimmte eines der einfachen Schifferlieder an, die er am Strande ſingen gelernt, und es that ihm weh, das liebe und bekannte Meer nicht mehr an ſein Ohr brauſen zu hören. Er gedachte Hendrick's und es fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß dieſer jetzt einſam um ihn traure und den einzigen Gefährten in der traurigen Oede zurückwünſche.

Als das Wäldchen endete, lag im Mondenglanze ein recht hübſches Dorf in einer Thalenge vor den Blicken des Reiſenden, der ſich alſobald in deſſen Straßen befand. In den meiſten Wohnungen war noch Licht und einige Leute ſaßen noch vor ihren Hausthüren. Es war dies der bezeichnete Ort und die Herberge war bald gefunden. Sie lag ein Stück Weges außerhalb des Dorfes und beſtand in einem alten Mauerwerk, das früher zu andern Zwecken gedient haben mochte, denn es hatte Thüren und Fenſter wie ein Schloß; auch fehlten Erker und Vorbaue nicht, alles ſtand aber wüſte und leer. Nur die untere, große Halle war bewohnt, und hier an einem Feuer ſaß eine Anzahl Reiſender der untern Claſſen beiſammen, und Lärm und Gelächter erſchallte. Philipp nahm Platz auf dem letzten leergebliebenen Eckchen der Bank und legte ermüdet ſein Felleiſen zu ſeinen Füßen.

Die Geſellſchaft blieb nicht lange beiſammen. Als Philipp nach ſeinem Zimmer verlangte, ſagte man ihm, daß er ſich darein fügen müſſe, mit noch einem Gaſt die Nacht zuſammen zuzubringen, es fehle an Raum. Dies war ihm nicht genehm, und er dachte daran, weiter zu wandern; allein die Müdigkeit trieb ihn, den Vorſchlag dennoch anzunehmen. Ohne auf ſeinen Gefährten zu achten, der ſchon im Schlummer lag, löſchte er, in der Kammer angelangt, das Licht, brachte ſein Gepäck in Sicherheit und fiel alsbald in Schlaf. Es mochte über Mitternacht ſein, als er von den lauten Tönen eines Geſangs erwachte. Er fuhr empor und erblickte im Strahl des Mondlichts ſeinen Mitſchläfer, wie dieſer ſich auf ſeinem Lager aufgerichtet hatte und mit zum Gebet emporgehobenen Händen ein geiſtliches Lied ſang. Des Mannes Antlitz war dem Lichte ausgeſetzt, und Philipp erkannte in ihm ſogleich jenen Wanderer am Wege. Eine Zeit lang richtete er ſeine Blicke ſcharf und beobachtend auf jenen, und verurſachte nicht das kleinſte Geräuſch, um ihn in ſeiner Andacht nicht zu ſtören. Der Mann betete und ſang noch lange. Endlich ſchwieg er.

Haſt du mich gehört, Knabe? fragte er, ſich zu Philipp hinüberbeugend. Dies iſt die Art und Weiſe, wie die Creatur zu ihrem Schöpfer ſpricht.

Ihr ſeid mir wol nachgegangen? fragte Philipp barſch. Was wollt Ihr von mir?

Der Herr ſendet mich zu dir! entgegnete jener mit gleißneriſcher Freundlichkeit, um deine Seele zu retten. Ich bin der Troſt und Rathgeber der Jugend, ich bin der Schulmeiſter aus dem nahen Fabriknorte. Willſt du dein Glück machen, ſo komme mit mir. Die Väter unſerer Anſtalt werden für dich ſorgen, als wenn du ihr leiblich Kind wäreſt.

Wo liegt dieſe Fabrikſtadt? fragte Philipp.

Nur wenige Meilen tiefer ins Land hinein. Gott hat ſie mit herrlichen Kirchen geſegnet und es wohnen vornehme Herren in ihr, die den Armen wohlthun hundertfältig.

Ich werde mit dir gehen, ſagte Philipp, den eine dunkle Vorſtellung, jene Stadt könne die von ihm geſuchte ſein, raſch zu dieſem Entſchluſſe trieb. Die Anordnungen zur Fortſetzung der Wanderſchaft wurden eilig getroffen. Ehe beide jedoch die Herberge verließen, bemerkte Philipp, daß ſein Gefährte in dem alten wüſten Gebäude Treppen erſtieg und Gänge durcheilte, als wäre er hier zu Hauſe. Der Wirth folgte ihm, und noch ein paar der Gäſte, die vom geſtrigen Abend zurückgeblieben waren, während alle andern Reiſenden ſich bereits nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreut hatten. Als Philipp, ſeinen Gefährten erwartend, auf der Bank vor der Thüre der Herberge ſaß, zeigte ſich eine kleine verwachſene Geſtalt, eine häßliche alte Magd, die ihm Zeichen gab und ſich ihm vorſichtig näherte. Geht nicht mit dem Mann — flüſterte ſie ihm zu — geht nicht! Ich ſage es Euch, und ich meine es gut! Sie verſchwand wieder, und in dieſem Augenblick hörte man auch ſchon den ſchweren Tritt des Wirthes, der mit ſeinen Begleitern die Treppe herabkam. Philipp wußte nicht, was er aus dieſer Warnung machen ſollte; ſie tönte an ſeinem Ohr vorüber, es verlangte ihn zu ſehr in jene Stadt zu kommen, die er, je länger er ſich mit den Bildern ſeiner Phantaſie beſchäftigte, immer gewiſſer für den Ort ſeiner Geburt und den Schauplatz ſeiner früheſten Schickſale zu erkennen glaubte. Schon ſah er ſich in den Armen ſeines Vaters, ſchon begrüßte er um ſich her alle die treu ergebenen Diener, und in ihrer Mitte erblickte er ſich als ihren Herrn, geehrt und in Anſehen.

Er hatte die Unvorſichtigkeit, von dieſen Hoffnungen zu Nicodemus zu ſprechen; dies war der Name ſeines Begleiters. Mit heuchleriſcher Theilnahme hörte ihn dieſer an. Du biſt alſo ein geraubtes Kind, mein Sohn — bemerkte er — und ſucheſt deinen Vater! Um ſo mehr iſt's Noth, daß du den Himmel um Hülfe anfleheſt und die Beiwirkung frommer Männer nachſucheſt. Nun dieſe wirſt du bald finden und freundlich in ihrer Mitte aufgenommen werden.

Die Stadt wurde am dritten Tage erreicht; nach Philipp's ungefährer Beurtheilung mußte ſie ziemlich weit vom Meere entfernt liegen, auch war ſie groß und bedeutend genug, um dem Bilde zu gleichen, das er von ſeiner Vaterſtadt in ſich trug. Er wollte ſich jetzt ſogleich von ſeinem Begleiter los machen, um auf Entdeckungen auszugehen; dieſer ſtellte ihm aber vor, daß er beſſer thue, dazu den frühen Morgen des nächſten Tages zu benutzen, wo er ihn dann begleiten wolle. Zuvörderſt werde es gut ſein, in das Schulhaus zu gehen und ſich dem Vorſteher deſſelben vorzuſtellen.

Philipp folgte. Er hatte ſich entſchloſſen — da ſeine Exiſtenzmittel nicht lange mehr vorhalten würden — Arbeit zu ſuchen, und hier zeigte ſich ihm eine, die ſo ziemlich ſeinen Neigungen entſprach. Nicodemus hatte ihm geſagt, daß die Lehranſtalt, in die er ihn führe, keine Schule nach gewöhnlichem Begriffe ſei, daß vielmehr daſelbſt junge Leute in allerlei körperlichen Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten unterrichtet würden. Da Philipp ein Boot zu führen wiſſe, auch ein kühner Schwimmer ſei, ſo ſolle er in dieſen Künſten Unterricht ertheilen. Die Stadt lag an einem großen, ſchiffbaren Strome. Es war bereits Nacht, als die Beiden in dem „Schulhauſe“ anlangten. Eine kleine eiſenbeſchlagene Pforte, die dicht am Fluſſe lag und auf einem kaum bemerkbaren Pfade, der ſich am Waſſer hinzog, erreicht wurde, öffnete ſich erſt nach öfters wiederholtem Klopfen und nachdem Nicodemus ein beſonderes Zeichen gegeben. Ein Schließer mit einem gewichtigen Schlüſſelbunde erſchien, der hinter den Eintretenden wieder abſchloß. Ein weiter kellerartiger Gang wölbte ſich über ihnen und ließ der That, das iſt das größte Unglück, das einem armen Sterblichen begegnen kann."

„Ich kenne noch ein weit größeres," fiel ihm die Erblindete in die Rede, „das beſteht in dem Argwohne, daß du mir untreu werden könnteſt, während mein Auge die Nacht umfangen hält."

„Welche Thorheit, meine Liebe!" entgegnete der Ritter. „Bin ich nicht immer an deiner Seite? Läßt du mich wohl auch nur auf einen Augenblick frei?"

Thät ich das," rief die Dame, „du wärſt im Stande, deine Freiheit auf die frevelhafteſte Weiſe zu mißbrauchen. O hätten wir doch nie dieſe verrätheriſchen Zaubergaben zu Geſicht bekommen. Die Stimme Thisbe's geſellte ſich dieſem Ausrufe bei."

„Und wer zwang uns, ſie mit Gefahr unſeres Lebens zu erbeuten?" riefen die Ritter zornig. „Eure Habgier, eure Eitelkeit, eure Thorheit iſt an dem troſtloſen Erfolge Schuld. Indem ihr ihre Schritte dumpf widerhallen; eine niedrige Halle im Erdgeſchoß nahm ſie auf, wo ein Feuer brannte und auf einem Tiſche am Fenſter Lebensmittel und ein paar Flaſchen Wein ſtanden.

Nicodemus verrichtete auch hier ſein Gebet, ehe er am Tiſche Platz nahm und ſeinen jungen Gefährten auffoderte, mit ihm das Mahl zu theilen.

Das Haus ſieht ja wie ein Gefängniß aus! bemerkte Philipp.

Es war vor Zeiten ein ſolches, entgegnete Nicodemus. Jetzt iſt's ein lieblicher Aufenthalt, eine Art Paradiesgärtlein, wo fromme Kinder Gottes einträchtiglich beiſammen wohnen.

Der Schließer trat wieder ein und meldete, daß Fürſt Obimelech bereits ſich zu Bette gelegt, und daß demnach der neue Ankömmling erſt morgen ihm vorgeſtellt werden könne. Wir haben geſtern einen luſtigen Tag gehabt, fuhr der Mann fort. Eine milde Stiftung fiel uns zu. Der Erblaſſer befand ſich auf dem Wege zwiſchen dem großen Steinbruch und der ſchwarzen Mühle. Unſere Advokaten nahmen an Ort und Stelle ßenden Bart ſaß in einem Armſtuhl am Fenſter und hatte einiges ſilberne Geräthe vor ſich ſtehen, das er mit Wohlgefallen zu betrachten ſchien. Neben ihm ſaß ein Herr, der gepudert und friſirt war und ein gelangweiltes und krankes Anſehen hatte. Beide richteten ihre Blicke mit Neugier auf den Eintretenden. Der Schwarzköpfige nahm das Wort und that in einem gebrochenen Deutſch einige Fragen, die Philipp im Weſentlichen ſo beantwortete, daß ſeine Ausſagen mit den dem Nicodemus gegebenen Berichten übereinſtimmten. Der Fragende ſchien ſehr befriedigt, noch mehr war es ſein Nachbar, der über einige leichte Schulkenntniſſe ein Examen anſtellte und höchlich überraſcht war über die geſchwinden und richtigen Antworten, die der Gefragte ihm entgegengab. Beide Herren bewillkommneten den Neuling mit großer Herablaſſung und Güte; es wurde ihm jetzt gezeigt, in welcher Claſſe er Unterricht geben ſollte, und zugleich zahlte man ihm im voraus eine Summe aus, die einen Theil ſeines nicht unbeträchtlichen Honorars ausmachte. Philipp ſtellte ſeinerſeits die einzige Bedingung, daß er augenblicklich aus allen ſeinen Verpflichtungen austreten könne, wenn er ſeinen Vater gefunden haben würde.

So unbekannt mit den Dingen in der Welt war unſer junger Mann, daß keine Spur eines Argwohns in ihm aufſtieg, daß nicht alles wirklich ſo ſei, wie ihm geſagt wurde. Hendrick, der ihm die Anfangslehren einer düſtern Philoſophie beigebracht hatte, der in die Seele des Knaben einen unbeſtimmten Haß auf Welt und Menſchen gepflanzt, hatte ihn unbelehrt gelaſſen über die Verhältniſſe des wirklichen Lebens und über die Anzeichen einer wirklichen Gefahr. Philipp war ſechzehn Jahre alt: ein Knabe dieſes Alters, der in der Umgebung von ſeines Gleichen aufwächſt, hat den Begriff einer Schule zu deutlich im Sinn, als daß er ſich hätte täuſchen laſſen über den Ort, den wir ſo eben geſchildert, und der ſo wenig Aehnlichkeit mit Dem hatte, was er vorſtellen ſollte. Philipp war zufrieden, ein Unterkommen gefunden zu haben und dabei Zeit zu gewinnen, ſeinen Vater zu ſuchen. Nicodemus hielt auch Wort, und beide durchwanderten die Stadt nach allen Richtungen, ohne zu finden, was ſie ſuchten. Es gab allerdings, wie Nicodemus richtig bemerkt, eine große Anzahl Kirchthürme, allein der, deſſen beſondere Form ſich dem unglücklichen Kinde ins Gedächtniß geprägt, war nicht darunter; auch fand ſich unter den vielen öffentlichen Plätzen keiner, der dem ähnlich ſah, auf dem er einſt mit den Nachbarkindern die frohen und ausgelaſſenen Spiele vollführt. Niedergeſchlagen, allein der Hoffnung nicht beraubt, kehrte er in ſein neues Aſyl zurück. Immer mehr lernte er deſſen eigentliche Beſchaffenheit kennen, obgleich er von vielen Dingen, die er ſah, keine genügende Vorſtellung ſich machen konnte. Am auffälligſten war es ihm, daß ſeine Schüler, die er in den Anfangsgründen im Leſen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten hatte, ſämmtlich noch einmal ſo alt waren wie er; es fanden ſich ſogar Einige darunter, die ihrem Körperbau und dem bärtigen Geſichte nach das dreißigſte Jahr ſchon überſchritten haben mochten. Dieſe Athleten ſaßen um ihn her und buchſtabirten ihre Aufgaben mit mehr oder minderem Fleiß. Dieſelben wurden, wenn ſie ſich auf dem Schießplatz und der Turnſtätte befanden, wiederum die Lehrer ihres Lehrers, und Philipp hatte Gelegenheit, die ans Tollkühne ſtreifende Geſchicklichkeit und Bravour dieſer wilden Burſche zu bewundern, die ſich in der Schulſtube wenig in ihrem Element, dagegen hier in der wahren Sphäre ihrer Thätigkeit zu befinden ſchienen. Oft verſchwand die ganze Claſſe und blieb Nächte und Tage aus, ohne daß Philipp erfuhr, wo ſie geblieben. Sie kamen wieder und hatten Schmarren im Geſicht und verbundene Köpfe. Es hieß dann, daß ſie kleine Ferienreiſen unternommen hätten. Die Uebungen zu Waſſer waren auch eigenthümlicher Art. Das alterthümliche Haus, in welchem die „Anſtalt“ ſich befand, war mit Kanälen verſehen, die unterirdiſche Waſſerleitungen bildeten. Dieſes unheimliche ſchwarze Gewäſſer wurde Nachts befahren, und es galt, geſchickt unter den zahlloſen Brücken und Gewölben mit dem Kahn hinzugleiten, ſo geräuſchlos wie möglich. Die Ausgänge dieſer Kanäle waren mit Schilf und Moder bedeckt; auf dieſem Terrain wurden ebenfalls Uebungen angeſtellt, und es galt, den Moorgrund zu durchwaten und zwiſchen dem Schilf ebenfalls geräuſchlos emporzuſteigen. Alles dies geſchah auf Befehl und manchesmal unter Aufſicht des Fürſten Obimelech, der eine unglaubliche Macht über ſeine Umgebung hatte und ihr unumſchränkter Beherrſcher ſchien. Der Magiſter, ſo wurde der gepuderte und friſirte Herr genannt, erſchien nur ſelten und nur dann, wenn die Claſſe ihre öffentlichen Prüfungen hatte, das heißt, wenn irgend eine obrigkeitliche Perſon oder ein Polizeiofficiant ſich veranlaßt fand, den Fuß in die Schule zu ſetzen. Man wußte es einzurichten, daß dies ſo ſelten wie möglich geſchah, und daß man hiervon lange vorher unterrichtet war. Bei ſolchen Gelegenheiten ſpielte der Heuchler Nicodemus eine Hauptrolle.

Sechstes Kapitel.

Ein halbes Jahr mochte vergangen ſein, als ein Vorfall ſich ereignete, der unſerm Helden die Augen öffnete über den eigentlichen Zweck ſeiner Aufnahme in die Schule, und über die wahre Beſchaffenheit dieſer ehrwürdigen Anſtalt ſelbſt. Philipp beſaß die Gunſt Obimelech's, und dies war genügend, ihm den Neid ſeiner Kameraden, die bald ſeine Schüler, bald ſeine Lehrer waren, zuzuziehen. Sie ſpielten ihm Streiche und verwickelten ihn in Händel; er verſtand es, ſich in Anſehen zu ſetzen, indem er ſich weder hänſeln ließ, noch eine Unterdrückung duldete. Es gab Tage, wo er faſt zum Krüppel geſchlagen wurde, doch er unterlag nicht; er kämpfte allein, ohne Verbündeten, doch nie kam es ihm in den Sinn, ſich hinter die Autorität des Herrn zu ſtellen. Er klagte Niemanden an, und wenn ein Fall ſich ereignete, wo ſeine Anzeige den ſchweren Zorn Obimelech's auf das Haupt der Schuldigen würde hingeleitet haben, ſo ſchwieg er hartnäckig. Bald ſtand er in dem Rufe, daß man ihn nicht „untertauchen" könne, und der Wildeſte der ganzen Bande wurde ſein Freund. Er hieß Guntram und war der mißrathene Sohn eines Förſters, der ſeinem Elternhauſe entlaufen war. Eines Tages, als beide Jünglinge ſich ohne Zeugen befanden, begann Guntram: Philipp — willſt du mir dazu verhelfen, ein ehrlicher Menſch zu werden? — Erſtaunt betrachtete der Gefragte den Fragenden. Ich denke, das biſt du ſchon — entgegnete der Unbefangene. Du meinſt, hob jener an, weil ich noch kein Menſchenleben auf dem Gewiſſen habe? Doch ſprich — iſt denn der Raub kein Verbrechen, und iſt, mit des Vaters Fluche beladen ſein, eine ſehr angenehme und wünſchenswerthe Sache?

Guntram, ich verſtehe dich nicht

So ſcheint es. So laß mich zu dir offen ſprechen. Du haſt bewieſen, daß du mit uns Jungen fertig zu werden verſtehſt, und das will viel ſagen. Ohne Zweifel werden ſie dich zu einem tüchtigen Burſchen ausbilden, vor deſſen Blick allein man mehr Reſpekt haben wird, als vor dem Meſſer manches Andern. Du haſt in deinem Weſen Etwas, was dich dazu ſtempeln wird, daß du die Menſchen künftig beherrſcheſt. Das ſag' ich dir — Philipp, und glaube mir — ich verſtehe mich etwas auf die Geſichter. Aber was hilft das Alles? Bedenke das Ende — mein Junge! Es ſind faule Dinge um Gitter und Ketten, und dieſe ſpielen doch einmal in unſerm Daſein eine Rolle; bei Dieſem früher, bei Jenem ſpäter. Höre mich. Als ich hierher kam, merkte ich ſogleich, wo es hinaus wollte; aber mir war es recht. Das ordentliche Leben, dem hatte ich Abſchied gegeben. Jetzt aber iſt es anders. Mir ſind Gedanken in den Hirnſchadel geſtiegen, die zu dem Braus und Saus nicht paſſen wollen. Ich habe ein Mädel kennen gelernt, ein honettes euch ſelbſt auf die wirkſamſte Weiſe beſtraftet, brachtet ihr uns auch ins Unglück [illegible]

Ueber dieſe Worte entſtand eine leidenſchaftliche Scene. Die beleidigten Schönen fielen über ihre Beleidiger her, wobei die Erblindete ſtark im Nachtheil, die Unſichtbare aber ſehr im Vortheil war. Dadurch, daß der Liebhaber der dreimonatlichen Coriſande den Vermittler ſpielen wollte, zog er ſich den Knäuel der Streitenden auf den Hals, welche die geringe Freiheit ſeiner Arme benutzten, um das breite und geduldige Feld ſeines Rückens auf die raſtloſeſte Weiſe zu bearbeiten. Der fromme Klausner, der im Berufe ſeines Amtes Frieden ſtiften wollte, ward niedergeworfen und endigte ſeine diplomatiſche Rolle hinter dem großen Steine, der anfangs Magelonen zum Verſtecke gedient, den ſie jedoch beim Ausbruche der Feindſeligkeiten verlaſſen und mit einem Platze vor der Hüttenthür vertauſcht hatte. Hier fühlte ſie ſich ſicher und in freier

Mädel anſtändiger Eltern. Merkſt du was? Mit der will ich entlaufen und — ein ehrlicher Menſch werden. Natürlich weit weg von hier. Sie würden mir wie einem Hühnchen den Hals umdrehen, wenn ſie mich fänden. Willſt du mir nun zur Flucht behülflich ſein, Freund?

Alles, was du mir da ſagſt, Guntram, iſt mir ſo neu, daß ich durchaus nicht weiß, wie ich deine Worte verſtehen ſoll. Fürs Erſte antworte mir, wozu willſt du entlaufen? Melde dich bei Obimelech und ſetze ihm deine Gründe auseinander, er wird nicht anſtehen, dich zu entlaſſen. Uebrigens biſt du einer meiner beſſern Schüler, und ich will dir bei ihm das Wort reden.

Du haſt mich noch immer nicht verſtanden. Nun ſo höre weiter. Der Ort, wo wir uns befinden, iſt eine anſtändige Räuberhöhle; ich ſage anſtändig, weil hier Alles, was wir gegen menſchliche und göttliche Geſetze unternehmen, ſo heimlich geſchieht, daß es kaum möglich iſt, unſerm Treiben auf die Spur zu kommen. Daß wir hier Unterricht erhalten im Leſen, Schreiben und in körperlichen Uebungen, kann Keinem auffallen;

was wir nebenbei treiben, davon erfährt in der Stadt Niemand etwas, außer den wenigen verſchwiegenen Leute, mit denen wir es zu thun haben. Ein Theil von uns zieht aus auf Plünderung, und wir ſind in Verbindung mit einigen Raubbanden, die, ſeitdem der Krieg beendet iſt, im Lande umherziehen und ſich bald in die Nähe dieſer, bald jener großen Stadt niederlaſſen. Dieſen flüchtigen Geſellen iſt es lieb, hier und da feſte Plätze zu haben, wohin ſie mancherlei Gut und Werthvolles ſchaffen können. Wir bieten ihnen einen ſolchen ſichern Ablagerungsort. Alsdann beſchäftigt ſich ein Theil von uns, die Communicationen zu Waſſer zu unterhalten, und wir ſind deshalb mit mehr als einer Schmugglerbande in Verbindung, die an der Küſte ihr Weſen treibt. Anſehnliche Handlungshäuſer hier am Ort beuten unſern Arm und unſere Geſchicklichkeit aus. Alles das ginge nicht, wenn wir nicht nach außen hin ein ſo harmloſes und unſchuldiges Aushängeſchild hätten. Der fromme Nicodemus ſorgt dafür, daß wir hier und da Rekruten bekommen; meiſtentheils fängt er ſeine Neulinge durch fromme

Sprüche und heuchleriſches Augenverdrehen, in welchem er Meiſter iſt, denn er iſt früher Pfarrer geweſen; dann aber hat er aus Urſachen, die er ſelbſt nur kennt, die Kanzel lange Zeit mit der Armenſünderbank im Zuchthaus vertauſcht, dann kam er zu uns. Nach allem Dem, was du eben gehört haſt, ſiehſt du hoffentlich ein, daß es keine kleine Sache iſt, von hier wieder fortzukommen, wenn man einmal hierher gehört. Bei dem geringſten Verſuch, zu deſertiren, weiß ich, daß man mir eine Kugel durch den Kopf ſchießen würde. Dies iſt ebenſo gewiß, als es gewiß iſt, daß ich eben mit dir ſpreche. Wir ſind bewacht, und unſere Wächter ſchlummern nie.

Es iſt ſchwer zu beſchreiben, welchen Eindruck dieſe Mittheilungen auf Philipp's argloſes Gemüth machten. Er fand ſich zum erſtenmal in ſeinem Vertrauen getäuſcht, und zum erſtenmal entdeckte er das wirklich Böſe in dieſer Welt, da er bis jetzt nur mit dem Geträumten ſich beſchäftigt hatte. Sein Genoſſe Guntram erſchien ihm dabei in einem ungünſtigen Lichte, und die erſten Worte, die er nach Bekämpfung ſeiner heftigen

Ueberraſchung ausſtieß, waren der Vorwurf: Wie, und du haſt bis jetzt in Gemeinſchaft mit dieſen Verbrechern gelebt und wußteſt, wer ſie waren? — Guntram erwiderte kalt: Freilich; ſowie du in ihrer Gemeinſchaft leben wirſt, obgleich du jetzt weißt, wer ſie ſind.

Nimmermehr! rief Philipp. Wer will mich zwingen? Höll' und Tod über dieſe ſchändliche Bande!

Still! flüſterte Guntram. So gelangen wir nicht zum Ziele. Laß uns einen Bund ſtiften und heimlich handeln. Wollen wir Brüder ſein im Leben und Tod.

Philipp gab ihm die Hand, nicht ohne ein Gefühl der Verachtung, die ihm der Genoſſe einflößte. Aber ſein ſchnell faſſender Sinn begriff ſogleich, daß ihm hier ein Mittel geboten wurde, aus der ſchmählichen Gefangenſchaft, in welcher er ſich befand, zu entkommen. Jeder Tag, ja jede Stunde, die er länger in dieſen Mauern verweilte, erſchien ihm als ein Verbrechen. Zuvörderſt wollte er den Weg der Güte verſuchen; es kam ihm auch der Zweifel, ob Guntram wahr geredet; demnach ſchickte er ſich an, mit Obimelech zu ſprechen, von ihm die Entlaſſung zu verlangen. Ohne Guntram ein Wort von dieſem Entſchluß mitzutheilen, verſchaffte er ſich Zutritt zu dem Gefürchteten. Er fand ihn bei nicht ganz guter Laune. Nachdem Philipp ſein Verlangen vorgetragen, erwiderte jener finſter: So haſt du alſo deinen Vater gefunden, und er iſt entſchloſſen, dich zu ſich zu nehmen? Philipp mußte dieſe Frage verneinen. Alsdann bleibſt du! Ich kann deine Dienſte nicht entbehren, und nur unter der Bedingung würde ich dich haben ziehen laſſen, daß ich über dein ferneres Schickſal ruhig ſein könnte! Dieſe Worte klangen gütig, allein ſie wurden mit einem Ausdruck geſprochen, der ihre eigentliche Bedeutung ahnen ließ. Philipp wurde jetzt leidenſchaftlich und verlangte augenblickliche Freilaſſung; ſtatt aller Antwort wurde er in Ketten geſchloſſen und in einen Kerker geworfen. Hier ließ man ihn mehre Wochen ſchmachten. Täglich erſchien Nicodemus und ſuchte ihn durch fromme Betrachtungen zu dem Willen ſeiner Gebieter zu beugen, nebenbei ihn auszuforſchen. Beides gelang ihm nicht. Philipp lernte zu ſchweigen und ſich zu verſtellen. Er empfing von Guntram Zuſchriften, in denen dieſer ſich über die Unklugheit jenes Schrittes zu gütlicher Ausgleichung beklagte, zu gleicher Zeit ſich über die Mittel und die Vorbereitungen zur Flucht ausſprach. Doch Philipp war mistrauiſch geworden, er traute auch Guntram nicht; er wollte ohne alle Genoſſen, allein ſeine Flucht bewerkſtelligen. Doch dies war eine Sache der Unmöglichkeit. Guntram beſchwor ihn, jeden ſelbſtändigen Verſuch aufzugeben; endlich entſchloß ſich Philipp, dem Genoſſen zu trauen. Dieſer führte das Unternehmen in einer finſtern Winternacht glücklich aus. Der unterirdiſche Kanal war theilweiſe bereits mit Eis bedeckt, dennoch durchſchwammen ihn die kecken Jünglinge, und nachdem ſie mehr als einmal der Gefahr der Entdeckung getrotzt, gelangten ſie ins Freie.

Tiefer Schnee lag auf den Fluren, die Nacht war finſter und dichte Flocken fielen. Alle dieſe Umſtände waren den Flüchtlingen günſtig. Sie wandten ſich von der Stadt ab, nach einem waldigen Plätzchen, das in einem weiten Umkreiſe von einem Moorgrunde umſchloſſen wurde, der nur auf ſchmalen Pfaden von dem der Gegend Kundigen zu betreten war. Hier ſtand ein einzelnes verlaſſenes Gebäude, deſſen Mauern in das Moor verſunken und das ſchon längſt von ſeinen Bewohnern verlaſſen war. Hierher gelangten Philipp und Guntram. Sie hatten ihre Gewehre mitgenommen und einen kleinen Vorrath von Munition. Dieſe Dinge waren einen Tag vorher von Guntram an einem gewiſſen Ort, an welchem ſie vorbeimußten, verborgen worden. Sie kamen ihnen trefflich zu ſtatten. Kaum war der Tag angebrochen, als man ihre Flucht entdeckte und die Verwegenſten der Bande ausſendete, ſie zu ſuchen. Es mochten zwanzig an der Zahl ſein; ein Zufall führte ſie auf die richtige Spur. Die Unglücklichen konnten ſich durch das Moor nicht retten, ſie wurden umzingelt und ihnen jeder Ausweg abgeſchnitten. Guntram wollte ſich ergeben, doch Philipp foderte ihn zu dem Entſchluſſe auf, ſich auf Tod und Leben zu vertheidigen. Sogleich wurde das einſame, thurmartige Haus in eine Feſtung verwandelt und heldenmüthig von den Belagerten vertheidigt. Schuß um Schuß ſiel und Philipp ſtreckte ein paar ſeiner frühern Schüler nieder, er ſelbſt empfing eine leichte Verwundung. Die Feſtung hielt ſich. Aber ſie hätte ſich nicht lange mehr halten können. Die letzte Ladung hielt Philipp für ſich ſelbſt bereit, denn er wollte nicht lebend in die Hände der Verbrecher fallen. Ein Bote kam in eiligem Lauſe aus der Stadt und meldete, daß das Schulhaus von einer Anzahl Gensdarmerie beſetzt, und Gefahr für Alle vorhanden ſei. Alſobald ließen die Belagerer ab und eilten von dannen, ihren Kameraden zu Hülfe.

Jetzt athmeten unſere zwei Gefangenen auf; ſie waren frei, aber ſie getraueten ſich nicht, auf der Stelle das Haus zu verlaſſen, deſſen Eingänge ſie ſo trefflich verbarricadirt hatten. Da alles ruhig blieb, verließen ſie nach Verlauf von ſechs Stunden ihr Aſyl. Unglücklicherweiſe war gerade dies der Zeitpunkt, wo die mit Bekämpfung und Gefangennehmung der Bande in der Stadt beauftragte Mannſchaft eine Abtheilung nach der Gegend des Moorgrundes abſendete. Bei dem Trupp Soldaten befanden ſich einige Gefangene und unter dieſen der verhaßte Nicodemus. Kaum wurde dieſer der beiden Flüchtlinge anſichtig, als er laut ihre Namen rief und ſie dadurch dem Anführer denuncirte. Man legte ſie in Banden und führte ſie mit ſich fort. Nicodemus drängte ſich an Philipp und rief: Siehſt du nun wol, mein Sohn, wie ich Recht hatte, da ich dir zurief, als wir uns zum erſtenmale ſahen: „Nicht wir, ſondern die göttliche Gnade lenkt unſere Schickſale!" Du haſt zum Dank für die Wohlthaten, die du bei uns empfangen, uns böslich verlaſſen wollen, aber der allgütige Gott will nicht, daß unſere Wege ſich ſcheiden. Wir bleiben beiſammen, mein Söhnchen. — Philipp ſchauderte, als er dieſe Worte vernahm, er erwiderte nichts. — Man führte die Gefangenen vor den Commandanten der Stadt. Dieſer war ein verdienter Soldat und hatte ſich in den letzten Schlachten des jetzt beendeten Kriegs ehrenvolle Wunden geholt, die ihm die Auszeichnung erwarben, die Stelle einzunehmen, die er jetzt innehatte. Es war ihm gelungen, die ſchon oft geſtörte Sicherheit der Stadt inſoweit wieder herzuſtellen, daß die große Anzahl der Raubfälle ſich auffällig verminderte. Er ſpürte die geheimen Stätten der Verbrecher auf und machte zugleich den Umtrieben der Landſtreicher, die die Gegend überſchwemmten, ein Ende. Mit den Sicherheitsbehörden im Bunde ſcheute er keine Anſtrengung, ſelbſt die verſteckteſten Schlupfwinkel aufzufinden. So hatte er ſich denn auch des „Schulhauſes“ bemächtigt.

Philipp's Aeußere fiel dem greiſen Krieger auf; er erkundigte ſich nach den nähern Umſtänden ſeiner Gefangennehmung und erfuhr die tapfere That des faſt noch knabenhaften Jünglings. Der Muth und die Entſchloſſenheit, die ſich hier kundgegeben, gefielen ihm ungemein; dazu kam die einfache und ſchmuckloſe Erzählung, die das Gepräge der Wahrheit unverkennbar an ſich trug, die Philipp von ſeinen frühern Schickſalen und beſonders von der Art und Weiſe, wie er Genoſſe der Verbrecher geworden, ihm ablegte. Er wandte ſeinen Einfluß auf, den Unſchuldigen, Luft. Das Geſchrei und der verworrene Lärm der Kämpfenden drang nur ſchwach zu ihrem Ohre.

Die ſeltſame Scene, die ſie eben angeſchaut, und die Geſpräche, die noch in ihrem Innern widertönten, ließen ſie nicht zweifeln, daß ſie die drei Ritter Gaſton, Haribert und Lanzelot, von denen der Narr geſprochen, glücklich gefunden habe. Aber welch einen Vortheil konnte bei ſo bewandten Umſtänden dieſe Entdeckung ihr bringen? Die drei magiſchen Geſchenke der Fee waren, wie es ſchien, auf immer für ſie verloren, und beſonders durfte ſie nicht hoffen, die Zauberbrille, an deren Beſitz ihr am meiſten gelegen war und durch deren Hülfe ſie den Aufenthaltsort Fortunats erſpähen ſollte, von der Naſe Thisbe's, auf der das gefeite Glas einmal für allemal ſeinen Sitz genommen zu haben ſchien, abzulöſen. Der Unmuth, der ſie bei dieſen Betrachtungen befiel, war ſo heftig, daß ſie ſich

Verführten zu retten, und es gelang ihm mit leichter Mühe. Mit Guntram war es etwas Anderes. Gegen dieſen traten Zeugen auf, die ihn bei Ausübung und Mitwirkung von Verbrechen geſehen hatten, ſeine Freiſprechung war eine Sache der Unmöglichkeit.

Philipp wurde nun, verwundet und erſchöpft, wie er war, im Hauſe des Commandanten verpflegt. Man ließ es ihm hier an nichts fehlen, und als er inſoweit hergeſtellt war, um an ſein ferneres Fortkommen denken zu können, ließ ihn der Commandant zu ſich kommen und machte ihm den Vorſchlag, ſich als Soldat einkleiden zu laſſen, um, wenn die Feindſeligkeiten zwiſchen den ſtreitenden Mächten wieder beginnen ſollten, wie es zu befürchten ſtand, mit ins Feld zu ziehen.

Du erblickſt in mir, mein Sohn, ſagte der ehrliche Veteran, einen Sohn der Bellona, und ſie iſt mir, wenn auch bisweilen eine ſtrenge, doch nie eine unnatürliche Mutter geweſen. Ich habe unter den Fahnen mehr als eines Fürſten gedient, und ſtets iſt's mir gelungen, die Zufriedenheit meiner Obern zu erlangen. In den Zeiten, in denen wir leben, macht nur der Krieg einen Mann ehrlich. Willſt du ein Federfuchſer werden und dich im Staube der Kanzeleien hindurcharbeiten — danach ſiehſt du mir nicht aus. Verſuch' es mit dem Bayonnet. Auch die Uniform wird dir gut an den ſchlanken Leib paſſen.

Auf dieſe treuherzige Anrede erwiderte Philipp ebenſo freimüthig, daß ihn nichts hindere dieſen Stand zu erwählen, nur fürchte er, daß er ſeine nächſte Aufgabe dadurch aus dem Auge verlieren werde, nämlich die, ſeinen Vater aufzuſuchen.

Der Commandant ließ ſich den Thatbeſtand der Begebenheiten erzählen, denen zufolge der Knabe aus dem elterlichen Hauſe entfernt worden. Die grauſe That des Mordes erſchütterte ihn, und er rief in großer Trauer aus: O was hat dieſes Kind ſo früh ſchon zu leiden gehabt, und wie drohend und ſchrecklich iſt ſein Eintritt ins Leben! Er umarmte Philipp und ſagte nach einer Pauſe, die er mit ernſtem Nachdenken ausgefüllt: Armes Kind, du kannſt nichts bei dieſer jammervollen und ſchmachvollen Angelegenheit thun. Alles muß einem gütigen Zufall überlaſſen werden.

Du ſiehſt ſelbſt ein, lieber Junge, daß, wenn du auch noch ein Jahr an dieſem Orte verbleiben und die ganze Umgegend durchforſchen wollteſt, du nicht weiter kommen würdeſt, als wohin du jetzt gelangt biſt. Die Kennzeichen, nach denen du gehſt, ſind zu gering und zu unbeſtimmt. Auf deinen kriegeriſchen Zügen als Soldat kannſt du wol eher zu einer Entdeckung geführt werden. Darum bleibe ich bei meinem Rath: Werde Soldat!

Philipp ſchlug ein, empfing das Handgeld und wurde einem Regimente beigeſellt, deſſen Chef dem Commandanten perſönlich befreundet war. Somit verließ denn unſer junger Abenteurer die Stadt und die Gegend, in die ſein böſes Geſchick ihn geführt.

Siebentes Kapitel.

Philipp war jetzt ſiebzehn Jahre alt, groß, ſchlank und dabei doch kraftvoll gebaut. Sein erſter Anblick ſprach nicht für ihn, er ſah trotzig, wild und verwegen aus. Die dunkeln Augen bewegten ſich unter ſcharf gezeichneten Brauen, die an der Naſenwurzel zuſammenſtießen und dem Blicke dadurch die finſtere Bedeutſamkeit gaben, die der Jugend ſonſt ſo wenig eigen iſt. Seine Bewegungen waren die eines Menſchen, der in völliger Ungebundenheit aufgewachſen iſt und ſeine meiſte Zeit mit Beſchäftigung in rauhem Wetter und mit unfügſamen Elementen zugebracht hat. Die Bildung und die Kenntniſſe, die Hendrick ſeinem Schüler beigebracht hatte, waren nicht im Stande geweſen, ihm mildere Sitten oder auch nur eine etwas gefügigere Ausdrucksweiſe anzueignen. Er war kurz in ſeiner Rede, jede Höflichkeitsbezeigung war ihm fremd; dagegen beſaß er die Hoflichkeit des Herzens, die einfache und große Tugend, die einen Mann mehr ziert, als alle Schätze des Wiſſens und der Bildung, das heißt, er eilte zu Hülfe, wo er nur von ferne ahnen konnte, daß man ſeiner bedürfen würde, und da fragte er nicht, ob Gefahr oder Unbequemlichkeit mit dem Dienſte verbunden war, den zu leiſten er im Begriff ſtand. War der Beiſtand vollbracht, ſo ging er fort und wendete Dem, dem er gedient, den Rücken; zu gleicher Zeit zu ſtolz und zu unbekümmert, um einen Dank anzunehmen. Jede Ungerechtigkeit, noch mehr jede Falſchheit, ſie mochte kommen, von wo ſie wollte, war ihm zuwider; darum ſah man ihn an ſeinem einſamen Strande oft ein Thier retten, das, klein und ſchwach, in die Gewalt eines ſtärkern Feindes gefallen war. Ein Erbtheil ſeiner vornehmen Geburt war eine kleine Hand, ein ſchöngeformtes

Bein und ein ſchlanker, edler Wuchs. Man mag von dieſen Aeußerlichkeiten ſo gering denken, als man immerhin will, ſie machen dennoch einen günſtigen Eindruck, wenn ſie da ſind, beſonders wenn ſie dazu noch ſo frei von aller Geckenhaftigkeit ſind, wie dies bei unſerm Freunde der Fall war, der in der That nicht das mindeſte Bewußtſein von der Exiſtenz dieſer kleinen Vorzüge und Schönheiten hatte. Daß er bei den „Räubern“ gelernt hatte, eine Kugel ſicher an ihr Ziel zu führen und in Nacht und Nebel ſtundenlang unter verdeckten Gewölben hinzuſchwimmen, das waren auszeichnende Eigenſchaften, deren er ſich mit einigem Stolze bewußt war, das Uebrige kümmerte ihn wenig.

Als Philipp bei den Soldaten anlangte, wurde er von dieſen ebenſo freudig bewillkommnet, als dies im Schulhauſe geſchehen war. Wie es ſchien, hatte er in ſeinem Weſen Etwas, das dieſer Sorte kecker und ungebundener Burſche ſehr wohl zuſagte. Er war ein guter Kamerad; darin beſtand im größten Theile die Löſung des Räthſels, und dann wußte er vortrefflich „ſich ſeiner Haut zu wehren", dies bringt nicht minder eine vortheilhaſte Wirkung bei Soldaten wie bei Banditen hervor, die beide von dem Metier des Muthes die Elemente ihrer Exiſtenz ziehen.

Die Uebungen erlernte er leicht, nur an das willenloſe Gehorchen wollte er ſich nicht gewöhnen; aus dieſem Grunde gab es mehr als einmal eine gewiſſe ſchroffe Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihm und ſeinen Obern. Zuletzt begnügte man ſich ihm Manches nachzuſehen, was man bei Andern ſtrenge ahndete, weil man ihn für einen guten Soldaten hielt, trotz der kleinen Disciplinfehler, die er ſich zu Schulden kommen ließ. Der Obriſt des Regiments fand perſönliches Wohlgefallen an ihm. Es ereignete ſich jedoch ein Fall, wo ihn ſelbſt dieſes Wohlwollen nicht ſchützte und ihm die Strafe nicht erlaſſen werden konnte. Bei dieſer Gelegenheit legte Philipp die ganze Feſtigkeit und Reife ſeines Charakters an den Tag. Ein Kamerad, der deſertirt war, und wieder eingefangen wurde, nahm ſich, um der entehrenden Strafe des Gaſſenlaufens zu entgehen, durch einen Piſtolenſchuß das Leben. Als Selbſtmörder durfte er nicht ehrlich zur Erde beſtattet werden, ſondern ſollte, den im Regimente beſtehenden Verfügungen gemäß, von dem Nachrichter außer der Kirchhofsmauer eingeſcharrt werden. Dies empörte Philipp. Der Soldat war ein guter Kamerad geweſen, geliebt von ſeinen Genoſſen, und das Vergehen, in deſſen Folge er den Tod geſucht, war kein entehrendes; er begab ſich daher zum Obriſten und bat, man möchte erlauben, daß die Leiche durch Hülfe der Kameraden auf dem Kirchhofe beſtattet werde. Der Obriſt konnte nicht anders als ihm dieſes Geſuch abſchlagen. Dies kümmerte Philipp wenig; er und ein paar ſeiner genauern Freunde bemächtigten ſich der Leiche, die im Wachthauſe lag, und Nachts die Kirchhofsmauer überkletternd, begruben ſie ihren Kameraden, und Jeder warf eine Hand voll Erde auf den Todten. Als die Ceremonie beendet war, begaben ſie ſich ſtill hinweg und Jeder ſuchte ſein Lager in der Kaſerne auf. Allein der Vorfall blieb nicht geheim. Philipp leugnete für ſeine Perſon nicht, aber er nannte Keinen, der ihm bei der Arbeit geholfen. Das Kriegsgericht, das über den Fall zu entſcheiden hatte, erkannte auf Feſtungsarreſt und ſchimpfliche Caſſation: der Obriſt wußte das Urtheil dahin zu mildern, daß es bei der erſtern Strafe blieb und auch dieſe nicht ſo lange dauerte, als ſie vorgeſchrieben war: denn — hieß es — man könne im Regiment, da der Krieg wieder beginne, einen guten Soldaten nicht miſſen.

In der Umgegend war dies Ereigniß, das eigenthümlicher Art war, nicht ohne einige Aufregung zu erregen vorübergegangen. Man wollte den jungen Soldaten ſehen, der gegen alle religiöſe Sitte und beſtehendes Geſetz ſo ſelbſtändig gehandelt, und vor Allen war ein reicher Gutsherr, der in der Nähe ſeine Beſitzungen hatte, begierig, Philipp's Bekanntſchaft zu machen. Er ließ ihn zu ſich rufen, und als der Jüngling erſchien, richtete er einige Fragen an ihn. Wir wollen dieſes kurze Geſpräch hierher ſetzen, ſo wie es im Tagebuche ſich wörtlich aufgezeichnet findet. Es iſt zu wichtig für die geiſtige Geſchichte unſers Helden, ſowie für den Entwickelungsgang der Ideen, die das Jahrhundert, deſſen Auffaſſung und Beſchreibung wir uns widmen, zur Reiſe brachte.

Der Graf: Er iſt's alſo geweſen, der die Leiche des Chriſtian Brunner Nachts auf den Kirchhof gebracht und dort beerdigt hat?

Philipp: Ja!

Der Graf: Wußte Er denn nicht, daß der Mann ein Selbſtmörder war, und nicht dorthin gehörte, wo gute Chriſten liegen?

Philipp: Daß er ſich ſelbſt das Leben genommen, wußte ich, Herr Graf; weshalb er aber nicht dort liegen ſollte, wo die andern Todten liegen, das weiß ich nicht.

Der Graf: Eben weil er ein Selbſtmörder war, und Gott verboten hat, Hand an das Leben zu legen, das er uns gegeben hat.

Philipp (ſchweigt).

Der Graf: Nun, was ſagt Er dazu?

Philipp: Herr Graf, wenn ich nicht ſagen darf, was ich denke, ſo ſage ich nichts.

Der Graf: Aber hier kann Er ſagen, was er denkt. Ich geb' Ihm mein Cavalierswort darauf, ins Gras warf und in Thränen ausbrach. Ihre ganze Reiſe ſchien ihr jetzt zwecklos, das Ziel ihrer Vereinigung mit dem Gegenſtande ihrer glühendſten Wünſche in eine ungewiſſe Ferne hinausgeſchoben. Sie zürnte dem Schickſale und wünſchte, daß es ſie nie aus dem ſtillen Bezirke von Tamogiſtons Felſenſchloſſe geriſſen haben möchte.

Während ſie ſich dieſen ſchmerzlichen Einflüſterungen ihres Grames überließ, konnte ſie zu gleicher Zeit nicht umhin zu lächeln, wenn ſie an die ſeltſamen Wirkungen dachte, denen ſich die drei Damen durch einen unrechten oder übertriebenen Gebrauch ihrer Talismane unterworfen hatten. Das Bild der Eiferſucht mit geſchloſſenen Augen und einer mächtigen Brille auf der Naſe, die Ehe mit der unſichtbaren Frau, die ihr Daſein nur durch Backenſchläge bewies, und endlich die bis zum Säuglinge verjüngte alte Kokette wirkten auf den geſunden Sinn der kleinen Magelone ſo eigenthümlich, daß ſie ich will Niemand mittheilen, was Er mir ſagt, wenn es Ihm ſchaden kann.

Philipp: Nun denn! Der Selbſtmord iſt in meinen Augen keine Sünde und kein Verbrechen. Gefällt mir das Leben nicht, warum ſoll ich es behalten? Iſt's ehrlos, weiter zu leben, ſo ſtirbt ein ehrlicher Mann. So machte es der Chriſtian. Er wollte die Strafe nicht dulden, die ihm ungerecht auferlegt wurde, er konnte ihr nicht entgehen, darum ſtarb er. Könnte ich jedem Todten, der auf dem Kirchhofe liegt, ins Geſicht ſehen, ich würde wenige finden, die ſo ehrlich ausſehen wie mein Kamerad. Es liegen Wucherer, Meineidige, Betrüger von Witwen und Waiſen, und elende Wollüſtlinge auf dem Kirchhofe, dieſe verdienen wahrhaftig weniger ihren Platz als mein Kamerad. Dies Alles ſah ich deutlich in mir und darum handelte ich ſo, wie ich gehandelt habe. Und wenn alle Pfaffen der Welt über mich gekommen wären, ich hätte dennoch nicht geduldet, daß der Henker Hand anlegte an meinen Kameraden.

Der Graf (verbirgt ſein Wohlgefallen nur ſchwach): Nehme Er ſich in Acht mit ſolchen Reden! Er iſt noch jung und wird noch ſeine Meinung ändern. Wer hat Ihm dieſe Grundſätze beigebracht?

Philipp: Ein Freund, der mich väterlich liebte. Ueberdies hab' ich auch ſelbſt nachgedacht. Ich ſehe, daß alle Menſchen einander gleich ſind und daß Einer nicht bevorzugt ſein ſoll vor dem Andern. Geſchieht es dennoch, ſo ſind die mangelhaften Einrichtungen, die die Menſchen unter ſich getroffen, daran ſchuld. Für dieſe mangelhaften Einrichtungen, da wo ſie einer gewiſſen Claſſe von Menſchen Vortheil und Uebergewicht bringen, einen Gott verantwortlich machen, heißt ſchändlich lügen, um bequem herrſchen zu können.

Der Graf: Dennoch ſchrieb Gott gewiſſe Geſetze in unſere Bruſt.

Philipp: Es ſind dieſelben, die der Heide wie der Chriſt befolgt. Sie heißen: Diene deinem armen, hülfloſen Bruder, wo du kannſt. Schütze den Schwachen gegen den Stärkern und begehe vor allen Dingen keine That, die dich vor dir ſelbſt erniedrigt.

Der Graf (lebhaft erfreut): Gut, mein Sohn, gut! Aber wo weiß Er, welches die Thaten ſind, die Ihn vor Ihm ſelbſt erniedrigen?

Philipp: Das weiß ich.

Der Graf: Kann Er's Andern auch ſagen?

Philipp: Nein; aber es iſt auch nicht nöthig, denn Jeder, der ſo denkt, wie ich, weiß es ſchon von ſelbſt. Wenn alle ehrlichen und vernünftigen Leute zuſammenhalten, ſo haben die Heuchler verlorenes Spiel, wenn ſie noch ſo mächtig ſind.

Der Graf: Um dieſe Sätze durchzuführen, muß man Muth haben

Philipp: Ja!

Der Graf: Er ſieht aber, daß Er doch damit nicht durchkommt.

Philipp: Werd' es aber immer von neuem probiren.

Der Graf: Beſſer iſt's, man fügt ſich in die nun einmal herrſchenden Vorurtheile und Misbräuche, wenn man als Einzelner ſie doch nicht abſchaffen kann.

Philipp: Wenn jeder Einzelne ſo denkt, ſo ſinkt ein ganzes Volk, ein ganzes Jahrhundert in Knechtſchaft. An den Einen ſchließt ſich ein

Zweiter, dann ein Dritter und Vierter — ſo geht's fort.

Der Graf: Junge! du haſt ſchon eine verdammte Logik im Kopfe. Höre mich an; ich werde dich vom Militär frei kaufen, und du trittſt in meine Dienſte.

Philipp nach einigem Nachdenken: Da es heißt, daß wir nächſtens in den Krieg ziehen, ſo will ich gerade jetzt nicht vom Regiment abgehen. Meine Kameraden könnten glauben, ich wollte mich einer Gefahr entziehen, der ſie alle entgegen gehen müſſen. Sonſt wäre mir der Vorſchlag ſchon recht, denn ich bin ungern Soldat.

Der Graf: Weshalb?

Philipp: Weil ich meine Freiheit liebe, und im Fall ich ſie opfern muß, will ich ſie nur einem vernünftigen Zwecke opfern.

Der Graf: Hat in deinen Augen der Soldat keinen vernünftigen Zweck?

Philipp: Das wol, wenn er Das beſchützen und vertheidigen lernt, auf deſſen Beſitz die Menſchheit einen gegründeten Werth legt. Sowie es Fälle gibt, wo ich als einzelner Menſch mich gegen Angriffe zur Wehre ſetzen muß, ſo muß es die menſchliche Geſellſchaft für ſich, als Geſellſchaft, auch thun. Aber Soldat zu ſein, wie ich und wie tauſend Andere, das hat keinen vernünftigen Zweck. Wir beſchützen Niemand, der uns werth iſt, und treten für keine Rechte auf, die man uns erklärt und achten gelehrt hat. Von einem Mächtigen erkauft, kämpfen wir heute für ihn, morgen gegen ihn. Wir ſind nichts Anderes als gelöhnte Schlächter. Dazu ſchreibt uns ein unſinniger Eid vor, ſelbſt, wenn es der Zufall ſo will, gegen unſere eigenen Brüder und Stammesgenoſſen zu kämpfen.

Der Graf: Ich höre, daß du über menſchliche Dinge nachzudenken gelernt haſt, nun lerne auch die Kunſt, das Reſultat dieſes Nachdenkens vor der Menge zu verſchweigen. Es ſind überall, hier und anderswo, Männer vertheilt, die zu denſelben Ergebniſſen ihrer Forſchungen über die Pflichten des Menſchen und über die urſprünglichen Geſetze der Geſellſchaft gelangt ſind, und die ſich demnach im Kampfe mit den Misbräuchen und Vorurtheilen befinden. Aber dieſe Männer finden für gut, die Wahrheiten, die ſie gefunden, nicht von den Dächern herab zu predigen. Es wird eine Zeit kommen, wo ſie dieſes thun werden. Ich ſelbſt gehöre zu dieſen Männern. Du wirſt, wenn du mich näher kennen lernſt, zu bemerken Gelegenheit haben, wie vorſichtig wir gehen. Nur ein kleiner Kreis theilt dieſe Anſichten und beſchäftigt ſich mit dieſen Neuerungen; ins Volk iſt nichts davon gedrungen, und wir wünſchen auch nicht, daß fürs Erſte etwas davon eindringe. Wir Vernünftigen, die wir weiter ſehen als die thörichten Fanatiker, wiſſen recht gut, warum wir dies wünſchen. Um ſo mehr bin ich erſtaunt, daß du, ein gemeiner Soldat, mir ſolche Dinge verſprichſt. Es iſt wahrlich ein Räthſel, das ich nicht zu löſen vermag. Erzähle mir etwas von deinen frühern Schickſalen und ſage mir, von wo du herſtammſt.

Philipp genügte dieſer Auffoderung, ohne jedoch ſeiner vornehmen Geburt zu erwähnen, denn die Furcht als Prahler und Lügner zu erſcheinen, hielt ihn ab. Als er den Namen Macargan nannte, bemerkte der Graf, ſeine Voreltern müßten ſchottiſcher Abkunft geweſen ſein, denn der Name bezeichne dieſes. Philipp ließ ihn bei dieſer Vermuthung. Der Graf gab ſein Verlangen zu erkennen, Hendrick kennen zu lernen, denn die wenigen Worte, die Philipp über ſeinen väterlichen Freund geſagt, hatten von dieſem ein ſo charaktervolles Bild gegeben, daß jener lebhafte Wunſch dadurch erzeugt wurde. Die Unterredung ſchloß, indem unſer junger Philoſoph im Soldatenrock verſprechen mußte, ſo oft als möglich aufs Schloß zu kommen. Da dieſe öftern Beſuche dem Grafen noch nicht genügten, wirkte er einen Urlaub auf ein halbes Jahr aus, und nun mußte Philipp in bürgerlicher Kleidung ganz auf dem Schloſſe wohnen, und brachte täglich ein paar Stunden im Kabinet des Grafen zu, wo er ihm vorlas und wo beide miteinander plauderten. Er war in kurzer Zeit des Grafen entſchiedener Liebling geworden, er konnte ohne ihn nicht ſein. Selbſt auf ſeinen Spazierritten begleitete ihn Philipp. Der Graf ſelbſt gab ihm Unterricht im Franzöſiſchen, damit er im Stande ſei, die Werke der großen Männer zu leſen, die im Begriff ſtanden, durch ihre Ideen der Welt eine andere Geſtalt zu geben.

Es konnte nicht fehlen, daß Philipp nicht auch die Geſellſchaft im Schloſſe kennen lernte, ſie beſtand aus den beiden Töchtern des Grafen, der Witwer war, aus einem jungen Mädchen, einer entfernten Anverwandten, alsdann aus einem Abbé, der aus Frankreich geflüchtet oder verwieſen war und ſeit länger als einem Jahre bei dem Grafen wohnte, einer franzöſiſchen Bonne, die ſchon ſehr betagt war, und einem alten Magiſter, der das Gnadenbrot hier genoß, weil er die Ehre gehabt, dem Grafen, als dieſer noch ein Knabe war, die Weisheitsſprüche der Kinderfibel beizubringen. Hier und da fand ſich ein Beſuch ein aus der nahen Garniſonſtadt, und dieſer Beſuch beſtand aus jungen Offizieren, die die Gecken ſpielten und ſich um die jungen, hübſchen und reichen Comteſſen bewarben. Es wurden kleine Concerte veranſtaltet und in den langen Winterabenden, in denen man ſich jetzt gerade befand, kam auch ein Tanz zu Stande oder eine Komödie.

Philipp, der nicht gewohnt war mit Frauen zu verkehren, der bis jetzt ein einſames und wildes Leben geführt hatte, entzog ſich dieſen Zuſammenkünften, obgleich der Graf lebhaft wünſchte, er möchte ihnen beiwohnen. Seinen Töchtern hatte er geſagt, daß der junge Mann von guter Familie ſei, und daß er verlange, man ſolle ihn mit Rückſichten und mit Aufmerkſamkeit behandeln, gerade ſo wie er ſelbſt ſich gegen ihn benähme. Die beiden Comteſſen, die ſehr hochmüthig waren und wußten, daß Philipp gemeiner Soldat war, fanden dieſen väterlichen Befehl ſehr wenig motivirt; allein ſie fügten ſich ihm, weil ſie nicht anders konnten, und der Graf in ſeinem Hauſe auf unbedingten Gehorſam hielt.

An einem Abende, da es ſehr ſchlechtes Wetter war, das den Beſuch abhielt, war die Hausgenoſſenſchaft im Familienkreiſe beiſammen. Philipp war hinzugerufen worden, aus eigenem Antriebe kam er nicht. Die älteſte Tochter, Comteß Artemiſe, ſaß am Clavier, ſang und ließ ſich vom Magiſter die Notenblätter umwenden, ihre Schweſter Clelia ſpielte mit der Gouvernante eine

Partie Schach, der Abbé ſaß am Kamin mit Emilien, ſo hieß die junge Baroneſſe, deren Mutter eine Couſine des Grafen war. Die Geſellſchaft langweilte ſich eben, als Philipp eintrat, und ſein Erſcheinen war deshalb heute willkommener als ſonſt. Artemiſe ſtand vom Clavier auf, deſſen Deckel ſie heftig zuſchlug, nahm ihre Schweſter unterm Arm, näherte ſich mit ceremoniöſem Anſtand Philipp und ſagte mit ſchalkhaftem Hohn: Da dieſer Herr den ganzen Winter wahrſcheinlich bei uns zubringen wird, iſt's nöthig, daß er uns näher kennen lerne. Komm, meine Liebe, und laß uns eilen, uns ihm vorzuſtellen und um ſeine Protection nachzuſuchen. Mein Herr, hier ſehen Sie zwei Philoſophinnen vor ſich! — Ja, ja, wir ſind Philoſophinnen, ganz ohne Spaß! Jene Schöne jedoch, die dort am Kamine ſitzt, iſt noch eine altmodige Perſon. Von dem Herrn Magiſter gar nicht zu ſprechen, der ſteckt noch in Noah's Arche, von wo er wol muthmaßlich nie wieder hervorkommen und ſtets mit ſeinem Vetter, dem Eſel, und mit ſeiner Muhme, der Gans, zuſammenbleiben wird.

in ein lautes Lachen ausbrach, obgleich ihr die Thränen noch über die Wangen liefen.

Sie wollte ſich eben darüber heftig tadeln, als das Geſpräch zweier Stimmen in der Luft ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen neuen ſeltſamen Umſtand richtete. Sie blickte hinauf, aber ein heftiger und blendender Glanz zwang ſie gleich wieder niederzublicken. Unterdeſſen verlor ſie Nichts von der Unterredung, die, wie es ſchien, in nicht geringer Höhe über ihrem Haupte geführt wurde. Eine weibliche Stimme mit einem ſanften und einſchmeichelnden Tone:

„Warum, geliebter Tuberoſe, laſſen Sie mich nicht auf die Erde herab? Glauben Sie im Ernſte, daß Gefahr zu beſorgen iſt, und daß ich Närrin genug ſein werde, mich in das blutjunge Bürſchchen unten im Graſe zu verlieben? Ich ſage Ihnen, der Grund, warum ich niederſteigen will, iſt einzig der, mich von der langen Reiſe durch die Luft etwas zu erholen. Ihr Wagen, Beſſer, theure Comteß, beſſer als mit dem Antichriſten zuſammengeſperrt! bemerkte der Alte.

Und, meine Damen, rief der Abbé, Sie vergeſſen mein Portrait zu liefern! Bin ich etwa nicht werth, von Ihren ſchönen Händen abkonterfeit zu werden?

Im Gegentheil, Herr Abbé, wir ſind nicht würdig, Ew. philoſophiſchen Gnaden zu beurtheilen. Von Paris kommen unſere Götter und unſere Moden, und von Paris ſind auch Sie gekommen; alſo demnach, was ſoll ein armes Landfräulein über Sie ſagen? Aber wieder zurückzukommen auf unſern Herrn Mak — Mak — dieſer Name iſt furchtbar! Wie wird es einmal Ihre Geliebte machen, ihn zu behalten?

Ich will mir einbilden, nahm Clelia das Wort, daß ich dieſe Geliebte bin, und du wirſt ſehen, Artemiſe, wie gut ich dieſen Namen behalten habe. Dieſer Herr heißt Makmacher!

Nein, er heißt Herr Makmager.

Nein, er heißt Magermak!

Nicht doch, er heißt Mak — mak — mak!

Die Mädchen fingen an laut zu lachen, der

Abbé und die Gouvernante, die ihre Brille aufſetzte, um den Träger dieſes merkwürdigen Namens zu betrachten, ſtimmten mit ein.

Sieh nur, wie er ernſthaft bleibt! rief Clelia. Keine Gewalt der Welt iſt im Stande, ihn zum Lachen zu bringen! Wollen Sie wol gleich lachen, mein Herr?

Recht! Commandire nur! Ein Soldat muß dem Commando gehorchen. Sie ſind ja wol Soldat, Herr Max — Soldat und Philoſoph zugleich? — Das iſt ſehr ſonderbar! Schon das allein würde mir Stoff geben, fortwährend über mich ſelbſt zu lachen. Ich könnte keine Minute ernſthaft bleiben, wenn ich mich im Spiegel betrachtete.

Es gibt ſo glückliche Naturen, die über Alles lachen können, bemerkte der Abbé. So beſinne ich mich, daß ich über die große Naſe meiner Amme, da ich auf ihrem Schooſe lag, ſchon ſo gelacht habe, daß ich in Krämpfe fiel und man an meinem Aufkommen zweifelte. Mein Gott, wie kann man achtzehn Jahre alt werden, wie dieſer junge Deutſche, und noch nie gelacht haben!

Das iſt ebenſo merkwürdig, als einen Franzoſen zu ſehen, der zwölf Jahre alt wurde und noch nicht verliebt war. Was ſagen Sie dazu, Fräulein Corinna?

Warum nennen Sie mich immer Corinna? fragte Emilie, die dem Arm auswich, der ſich leiſe um ihre Taille legen wollte.

Wegen der Aehnlichkeit, die Sie haben, meine ſchöne Theure, mit jener Dichterin, die man einſt auf dem Capitol krönte.

Dennoch hab' ich nie im Leben einen Vers gemacht.

Emilie und Verſe! riefen beide Comteſſen. Das klingt, als wenn Madame de Sévigné Eierkuchen backen ſollte.

Der Wahrheit die Ehre! ſchaltete hier der alte Magiſter ein. Ich muß bekennen, daß du recht hübſche Verſe gemacht haſt, mein Töchterchen. Einige derſelben hab' ich ſogar für würdig befunden, in mein Gedenkbuch zu ſchreiben.

Laſſen wir das, lieber Vater! bat die Gelobte.

Nun gut, laſſen wir das; nur mußt du nicht ſo geradezu Etwas behaupten, was nicht wahr iſt. Ich weiß wohl, daß es dir nicht lieb iſt, daß man davon ſpricht, ſowie du auch nicht willſt, daß man wiſſen ſoll, daß du noch nach der alten guten Sitte das Alter ehrſt und nicht gern ſiehſt, daß man es verſpotte.

Weil wir alle einſt alt werden! ſagte das junge Mädchen.

Das iſt eine erhabene Wahrheit! rief der Abbe; man könnte ſie ſogar trivial nennen.

Und doch iſt die Kunſt, alt zu werden, eine ſehr ſchwere Kunſt! ſagte Philipp.

Nun endlich thut unſer Philoſoph auch den Mund auf! rieſen beide Schweſtern zuſammen. Was werden nun für große und erhabene Wahrheiten zu Tage kommen! Wir bitten, Jedermann ſchweige, damit wir hören können.

Doch Philipp ſchwieg; er war befangen gemacht werden und wußte jezt nicht Das vorzubringen, was er ſagen wollte. Der Verdruß hierüber machte, daß er finſterer und verſchloſſener ausſah als je.

Wenn der junge Mann nicht ſprechen will, ſo übernehme ich es, die Streitfrage zu löſen! rief der Abbé. Wir Männer wollen nicht alt werden, weil wir immer, auch bis auf den letzten Hauch, den Frauen gefallen wollen, und die Frauen wollen nicht alt werden, weil ſie uns Männern nicht die Gelegenheit entziehen wollen, immer jung zu bleiben. Iſt's nicht ſo? Wenn man mir nicht glaubt, ſo will ich ſogleich den Zweifler beſtrafen, indem ich ihn zwinge, einen Theil meiner Lebensgeſchichte anzuhören.

O, in dieſem Falle ſind wir alle Zweifler, riefen die drei jungen Damen.

Das iſt nicht genug, ſagte der Abbé; Sie müſſen auch einſtimmig bekennen, daß Sie an meinem Geiſt, an meiner Liebenswürdigkeit zweifeln; denn gerade dieſe zu beweiſen, ſoll der Gegenſtand meiner Lebensanalyſe ſein.

Nun gut! rief Clelia. Wenn Ihnen ſo ſehr darum zu thun iſt, ſo halten wir Sie für einfältig, für alt, für häßlich — kurz für Einen, der nicht im Stande iſt, auch die Aelteſte und Widrigſte unſers Geſchlechts in ſich verliebt zu machen.

Und ich will Ihnen zeigen, daß ich die Jüngſten und Reizendſten für mich zu gewinnen wußte!

frohlockte der Abbé. Wenn ich hierbei unbeſcheiden und eitel erſcheine, ſo iſt dies Ihre Schuld, meine Damen; denn warum haben Sie mich herausgefodert.

Man kann nicht unverſchämter ſich ſelbſt loben, und dabei jedem Tadel hierüber klug ausbeugen, flüſterte Emilie, indem ſie Philipp flüchtig von der Seite anblickte, als wünſchte ſie, daß er ihr Recht gebe. Der Abbé hatte bereits ſeine Erzählung begonnen. In einem kleinen Städtchen in der Provinz geboren, war ich vollkommen ohne Ausſicht, ein Glück zu machen. In meiner Umgebung fand ſich nichts als Ehrlichkeit, und Ehrlichkeit iſt in dieſer Welt daſſelbe was Dummheit, ſowie Frömmigkeit daſſelbe iſt was Betrug.

Ach, das klingt wieder ganz jämmerlich! ſeufzte der Magiſter. Wenn die gnädigen Comteſſen erlauben, ſo werde ich mich entfernen, ſintemal meine Anweſenheit hierſelbſt nicht weiter vonnöthen ſcheint. Draußen im Dorfe liegt ein Söhnchen des Amtmanns krank, bei dem habe ich verſprochen zu wachen.

Lieber Alter, rief Emilie, haben Sie auch bedacht, daß es böſes Wetter iſt? Laſſen Sie wenigſtens den Jacob mit der Laterne Ihnen leuchten. Bei dem alten Schloßgraben gibt es eine böſe Stelle.

Ich werde deine Segenswünſche mitnehmen, liebes Mädchen, und da wird mir nichts Uebles zuſtoßen. Er küßte Emilien die Hand, verbeugte ſich reſpektvoll vor den Andern und ging. Als er fort war, wurde der Abbé aufgefodert, ſeine Erzählung fortzuſetzen.

Auf dem Landſitze in der Nähe unſers Dorfes lebte eine alte Dame, die für eine Devote galt; mein Vater machte mich aufmerkſam, daß es dienlich ſei, ſich bei dieſer einzuſchmeicheln, um ein Legat in ihrem Teſtament oder auch nur ein Sümmchen bei ihren Lebzeiten zu erhaſchen. Ich folgte dieſem Rath, und es gelang mir ſo gut bei dieſer heiligen Radagundis, daß man bereits im Dorfe mich für ihren Erben anſah. Ach, da kam zum erſtenmale Amor und warf mir einen jener Steine in den Weg, über die unſere Tugend ſtolpert und fällt. Ich verliebte mich in das hübſche Kammermädchen der Radagundis, wurde von meiner Beſchützerin ertappt und fortgejagt. Meine Gläubiger wurden durch dieſe Kataſtrophe aus ihrem Schlummer geweckt; um ſie zu befriedigen, zwang ich die Kaſſe, die meinem Vater als Dorfälteſten anvertraut war, zu einem unfreiwilligen Darlehn. Mein Vater empfand das ſehr übel, und ich wurde nunmehr auch aus meinem elterlichen Hauſe fortgejagt. Ich kam nach Paris. Jung, ſchelmiſch, mit blauen Schatten unter den Augen. Ich trat bei einem Advokaten in Dienſt. Hier befanden ſich drei junge Witwen, ſämmtlich in einem und demſelben Proceß verwickelt. Die älteſte hatte mein Principal ſeinem Vater zugedacht, der Witwer war, die zweite ſeinem Freunde, die dritte, die jüngſte, hübſcheſte und reichſte, wollte er großmüthig für ſich behalten. Da kam ich dazwiſchen. Ich ſchloß mich mit der erſten ein, ich wurde mit der zweiten ertappt und mit der dritten lief ich davon. Der Advokat und ſeine Freunde ſetzten mir nach, meine Beute wurde mir wieder abgenommen, und ich wurde fortgejagt. Zum Glück war etwas von den Pretioſen der Witwen in meine Hände übergegangen. Somit war ich im Stande, jetzt eine eigene Wohnung zu miethen und mit einigem Glanze aufzutreten. Jetzt verliebte ich mich ernſtlich; meine Schöne war eine Schauſpielerin; ſie verleitete mich, fürs Theater zu ſchreiben, und von hier aus datirt ſich meine Bekanntſchaft mit den Muſen, meine ſchönen Zuhörerinnen. Aber dieſe Liebe und dieſe Neigung waren beide verderblich. Meine Geliebte zog mich völlig aus, und als ich keinen Sous mehr in der Taſche hatte, jagte ſie mich fort.

Aber, Herr Abbé, rief Artemiſe erſtaunt, es iſt dies das vierte Mal bereits, daß ſie fortgejagt werden.

So iſt's, Comteß. Meine Jugend war ſtürmiſch. Ein junger Pariſer lebt nicht ſo dahin wie eine Käſemilbe; ſobald man Geiſt hat und nicht ganz häßlich iſt, wird man immer ein Spielball des Schickſals ſein. Nur diejenigen Naturen, die aus Fiſchblut zuſammengeſetzt ſind und ein leeres Gehirn haben, nur mit dieſen kann der Gott des Zufalls nichts anfangen. Sie liegen am Ufer und keine Welle kommt, ſie ins offene und ſtürmiſche Meer hinauszuführen. Dieſe Betrachtungen ſind, glaub' ich, geiſtvoll, wenigſtens ſind ſie pikant. Doch zurück zu meiner Erzählung. Als ich ſo arm wie Hiob, und faſt auch ſo krank wie er, durch die Straßen des belebteſten Viertels wandere, treffe ich auf einen Mann, der ſoeben aus einem kleinen, aber lebhaft erleuchteten Hauſe herausgeworfen wird und mir gleichſam in die Arme fliegt. Es iſt ein falſcher Spieler, den man entlarvt hat und ihn mit Tritten aus dem Hauſe ſchafft. Ehe die Polizei ſich ſeiner bemächtigen kann, hat er mir eine Anzahl Karten in die Hand gedrückt und iſt um die Ecke entſchlüpft. Ich ſtehe mit den falſchen Blättern da und werde von den Häſchern ergriffen, die auf das Geſchrei der Leute auf der Straße herbeigeeilt ſind. Glücklicherweiſe traten Einige von der Geſellſchaft heraus und die bekunden meine Unſchuld. Ein Herr, dem ich gefalle, nimmt mich mit ſich in ſeine Wohnung. Es iſt ein Spieler von Profeſſion. Durch ihn werde ich belehrt, wie man in Paris leben, gut wohnen ſo ſanft er geht, erregt mir doch das Gefühl eines auf weiter Meeresfläche ſchwankenden Bootes, und ich ſpüre einen wiederholten Anfall von Schwindel.“

„Nein, nein!“ entgegnete eine männliche, aber ebenfalls zarte Stimme. „Sie ſagen mir keineswegs die Wahrheit. Der junge Menſch unten intereſſirt Sie. Sie wollen ſehen, welchen Eindruck Sie auf ihn machen, wenn Sie plötzlich vor ihm ſtehen.“

„Mein Himmel! boshafter Genius! Können Sie meiner ſo ſpotten? In dieſem Zuſtande, in dem ich mich befinde, kann es mir wahrlich nicht daran gelegen ſein, zu beobachten, welchen Eindruck ich hervorbringe. Zudem habe ich Ihnen geſagt, daß ich alle Paſſionen abgeſchworen habe.“

„Sie, und die Paſſionen abſchwören!“ tönte die männliche Stimme, begleitet von einem boshaften Lachen.

und lecker ſpeiſen, und dazu in die beſte Geſellſchaft gelangen kann, ohne einen Sous in der Taſche zu haben. Natürlich behagte mir dieſe Exiſtenz ganz vortrefflich. Nur Eins fehlt dir noch, Amadée, ſagt mein Wohlthäter eines Tages zu mir, indem er meine guten Eigenſchaften muſtert, du mußt noch Philoſoph werden. Dann biſt du unwiderſtehlich und deine Zukunft iſt geſichert. Ich verſtand ihn vollkommen. Mein Wohlthäter fuhr fort: Ich werde dir Gelegenheit geben, Voltaire zu ſehen, wenn er nach Paris kommt, und vielleicht gelingt es mir, dich bei dem Baron Holbach einzuführen oder dich in den Salon der Madame Geoffrin einzuſchmuggeln. Biſt du einmal dort erblickt worden, ſo kann es nicht fehlen, daß die Leute von Ruf dich bemerken und dich in Mode bringen. Zu dieſem Zwecke würde ich dir rathen, Epigramme zu machen, das heißt, die Witzeleien, die du von Andern hörſt, in Verſe zu bringen. Ich werde in den Spielgeſellſchaften, in denen ich das Wort führe, deinen Namen weiterführen, dafür ſicherſt du mir einen Antheil zu, im Fall du ein gutes Geſchäft machſt. Auf dieſe Weiſe ſetzen wir uns zuſammen und beuten dieſes alte Paris aus, ſo viel dies in unſern Kräften ſteht. Der Plan war nicht übel, und wir gingen ſogleich an deſſen Ausführung. Ich ſchaffte mir eine Tabaksdoſe, einen Rock, eine Perrücke an, wie die Philoſophen ſie trugen, und dabei machte ich kleine Augen für die Damen, denn verliebt war ich, und das gehörte auch zu meiner Philoſophie. Ich ſah Voltaire, ich ſah Diderot, ich gelangte zu der göttlichen Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe, und zu der nicht minder herrlichen Madame Geoffrin, die gerade damals anfing blind zu werden und eine übelriechende Atmoſphäre um ſich her zu verbreiten. Genug, ich war im beſten Zuge, da kam ein gewiſſer verdrießlicher Vorfall, der, wenn ich ſeinen Folgen nicht geſchickt ausgebeugt hätte, leicht auch mir den Hals hätte koſten können, wie er bereits meinem Wohlthäter den ſeinen gekoſtet hat.

Was war dies für ein Vorfall? fragten die Damen.

Schweigen wir davon, entgegnete der Erzähler: ich kann nur ſagen, daß hierbei die Liebe nicht im Spiele war. Ein ſeltener Fall! werden Sie ausrufen. Aber ich ſegne dennoch mein Geſchick. Wenn es mich auch aus Paris entfernte, ſo brachte es mich hierher, und der von den Athenienſern verbannte Alcibiades fand hier ein Aſyl. Nun, was ſagen Sie zu meiner kleinen Biographie, meine Damen?

Sie wimmelt von Dem, was wir guten Deutſchen Schlechtigkeiten nennen würden, ſagte Emilie. Welch' eine maßloſe Eitelkeit gehört dazu, dieſe Dinge ſo zu erzählen, als wenn es Thaten wären, die Ruhm und Ehre brächten, wenigſtens ihren Vollbringer als liebenswerth darſtellten!

Du urtheilſt wie eine Dorfmagd! riefen die beiden Comteſſen. Das Alles iſt ungemein luſtig, und trägt ganz den Stempel des guten Tons und der feinen Geſellſchaft.

Ich ſollte das auch meinen, bemerkte der Abbé ſelbſtgefällig, und leiſe ſetzte er hinzu: Es iſt ſchade, daß dieſes Kind ſo hübſch iſt, da es zugleich ſo dumm iſt.

Durch die Pauſe, die jetzt entſtand, wurde die Bonne aufgeweckt, die während der Erzählung geſchlafen hatte. Philipp, der noch vor dem Schluſſe derſelben ſich entfernt hatte, trat jetzt wieder ein und erwiderte auf Befragen, wo er geweſen, daß er den alten Magiſter ein Stück Wegs begleitet und ihm über die „böſe Stelle“ geholfen. Ein dankbarer Blick Emiliens vergütete ihm reichlich die Mühe. Der Abbé legte ſich erſchöpft am Kamin zurück und betrachtete mit verliebten Blicken Emilien, die ſich von ihm abwendete.

Was werden jetzt unſer Sokrates und Plato machen? fragte der Abbé. Dies waren die Spitznamen, die man zwei jungen Offizieren der Garniſon gegeben hatte, von denen der Eine Artemiſens, der Andere Gleliens bevorzugter Bewunderer war.

Ach, die Armen! riefen beide Schweſtern klagend. Was werden ſie machen! Sie werden ſich langweilen, wie wir uns langweilen. Aber es ſoll auch gewiß der letzte Winter ſein, den wir auf dieſem bezauberten Schloſſe zubringen; den nächſten wird uns der Papa entweder nach Paris oder nach Petersburg bringen.

Und ich werde Ihnen folgen! rief der Abbé entzückt. Wohin Flora und Pomona auch wandern, der Zephyr flattert ihnen nach.

Aber wenn jede der Damen nun ſchon mit Zephyren verſorgt iſt, wie dann? bemerkte Emilie. Zudem ſind Sie auch ſchon zu betagt, Herr Abbé, um ſo beſchwerliche Dienſte zu übernehmen. Zephyren Sie hier im Schloſſe und leiſten Sie mir Geſellſchaft.

Ach, Sie wollen hier in der Einſamkeit meiner Tugend nachſtellen! rief der Abbé. Der Plan iſt nicht übel angelegt. Uebrigens für wie alt halten Sie mich, ſchöne Corinna? Aber ohne Bosheit, wenn ich bitten darf; denn ich weiß, die Frommen können entſetzlich maliciös ſein, ſie bekommen das aus nächſter Hand vom heiligen Geiſt.

Wozu der Streit! nahm Artemiſe das Wort. Wir finden, daß Sie ein junger Mann ſind, und ſomit ſind Sie es auch. Ein Franzoſe wird nie alt; das iſt auch etwas für Sie, Madame.

Sehr obligirt! rief die Bonne.

Ich behaupte, begann Emilie von neuem, die dieſen Gegenſtand des Geſprächs, da er offenbar dem Abbé ungelegen war, nicht aufgeben wollte, daß, wenn ich mein Alter und das des Herrn Macargan zuſammenlege, noch ein paar Jahre fehlen werden an dem Ihrigen. Doch ich bin großmüthig, dieſe paar Jahre ſchenke ich Ihnen.

Nimmermehr! ſchrie der Abbé, das kann ich nicht zugeben. Jener Herr iſt wenigſtens vierzig Jahr alt, nach ſeinem ernſten Ausſehen zu ſchließen.

Er iſt erſt achtzehn, und ich bin ſiebzehn, macht zuſammen fünfunddreißig, fünf Jahre ſchenke ich Ihnen. Was ſagen Sie, meine Damen, bin ich nicht ein geſchickter Rechnenkünſtler?

Ja, ja, Herr Abbé, vierzig Jahr! So alt ſind Sie! riefen die beiden Schweſtern. Das iſt für einen Philoſophen noch ein ſehr jugendliches Alter. Aber woher weißt du, chere Emilie, daß Herr Makmager achtzehn Jahr alt iſt? Haſt du ihn ſelbſt darum befragt?

O man weiß immer ſehr genau, wie viel werth eine Bagatelle iſt, die man ſich anzueignen willens iſt, bemerkte der Abbé.

Das hab' ich eben bewieſen, Herr Abbé; denn ich habe ſehr genau Ihr Alter angegeben, und diesmal ſogar ohne die Abſicht, Sie mir anzueignen.

Sollen wir nicht etwas Muſik machen? fragte Artemiſe.

Die Harmonie iſt wenigſtens in unſerer Geſellſchaft ſchon vorhanden, ſetzte Clelia hinzu, mit einem Blick auf die Beiden am Kamin. Aber was ſollen wir ſingen? Ich bin unſerer Opernarien ſchon herzlich ſatt. Immer im hochtrabenden Style die Worte auszuſtoßen: „Ungeheuer, du willſt mich wirklich verlaſſen!“ oder „Hinab in deine Fluten ſteig' ich, Strom des Todes!“ klingt gar zu lächerlich hier auf unſerm ruhigen Schloſſe, wo keine Ungeheuer ſind und an deſſen Mauern kein Styx vorbeifließt. Herr Magermann, Sie ſollen ſo hübſche Schifferlieder ſingen können, probiren wir einmal eines.

Das iſt ein glücklicher Gedanke! rief Artemiſe. Dabei wird unſere Bildſäule gezwungen, den Mund zu öffnen.

Aber wird es ſich auch ſchicken, hob die Gouvernante an, indem ſie langſam ihr wackelndes

Haupt mit der Brille dem jungen Menſchen zuwandte, der ſich bereits an das Clavier geſtellt hatte — daß man hier Lieder des Volks ſingt? Was ſagen Sie dazu, Herr Abbé?

Ich? Ich ſage nichts. Sie ſehen ja, Madame, daß dieſe ſchönen Damen die Rolle des Pygmalion übernehmen wollen, und daß ſie gar ſo gern ihre Statue recht lebendig ſehen möchten. Aber ich fürchte, der Marmor wird Marmor bleiben.

Der Vergleich mit dem Marmor war ſehr paſſend. Philipp, der nie ſehr viel Farbe hatte, war heute ungewöhnlich bleich. Er ſtand da, die Augen niedergeſchlagen; die etwas ſtarken Züge, das gelockte Haar, deſſen natürliche Schwärze von keinem Puder gebleicht wurde, das Ebenmaß und die ſchlanke Jugendlichkeit der Geſtalt mahnten an die Marmorbilder, die den jungen Bachus oder den Mercur darſtellen. Als er ſang, zeigte es ſich, daß ſeine Stimme zwar roh und unausgebildet, aber von einem tiefen, faſt erſchütternden Ton war, der in ſeiner kräftigen Fülle eine gewiſſe Melancholie barg, die das Herz mit ſich fortriß. Wenigſtens wurde plötzlich eine ernſte

Stimmung in dem kleinen Kreiſe bemerkbar. Es ſchien, als wenn die drei jungen Mädchen, die eben noch ſo heiter waren, jetzt zu Träumerei und Nachdenken aufgelegt wären. Vielleicht war auch der Gegenſtand des Liedes hieran ſchuld; es drückte die Empfindungen eines Schiffers aus, der weit ins ſtürmiſche Meer hinauszieht und ſeiner Geliebten, von der er nicht weiß, ob er ſie wiederſehen wird, ein Lebewohl ſendet. Emilie ſtand leiſe von ihrem Platze am Kamine auf, näherte ſich dem Sänger und lauſchte ſeinen Tönen.

Bald darauf ging die kleine Geſellſchaft auseinander.

Achtes Kapitel.

Philipp mußte dem Grafen Bericht abſtatten von dieſem Abende. Der Graf, der ihn jetzt immer höflich anredete und ſehr rückſichtsvoll behandelte, ſagte: Sie ſehen, lieber Philipp, in dieſem Abbe, den ich aus einer ſchlimmen Lage gerettet habe, einen jener gewiſſenloſen Männer, die unſere gute Sache verderben und ſie noch völlig in Miscredit bringen werden. Sie nennen ſich Philoſophen, aber ſie ſind nichts als Modepuppen, dabei ſind es Schurken und Libertins. Ihre Sitten ſind durch und durch verdorben, Grundſätze kennen ſie nicht, und dabei ſind ſie feig und unmännlich. Unſere Sache ruht bei ihnen in den

„Sie ſind ſehr grauſam.“

„Danken Sie dem Himmel, daß ich es nicht bin, denn wäre ich's, glauben Sie mir, ſchöne Kalypſo, der Umſtand mit dem jungen Manne, der unter den Trümmern ihres Sopha's hervorkam, in jener kritiſchen Stunde, wo uns mein Vater und die Fee überraſchten, könnte mich dazu ſtimmen, eine grauſame Rache an Ihnen zu nehmen, wenn ich überhaupt unedler Leidenſchaften fähig wäre.“

„Ich bin auch bitter genug für eine vorübergehende Laune des Augenblicks beſtraft,“ ſagte die weibliche Stimme. „Glauben Sie im Ernſte, daß ich für jenen Verräther fühlte?“ —

„Die Zeit iſt vorüber,“ entgegnete die andere Stimme barſch, „wo ein Zweifel der Art mich beunruhigen konnte. Sie wiſſen, ich bin mit der Fee Jonquille ausgeſöhnt. Man giebt mir Hoffnung, daß ihre Krankheit nicht unheilbar iſt, ſchlimmſten Händen; dennoch dürfen wir ſie nicht verläugnen. In dem Heere, das wir gegen den Aberglauben und die großen ſtaatlichen und ſocialen Misbräuche anführen, ſind ſie die Hintertruppen und dazu beſtimmt, uns den Rücken zu decken; auch werden ihnen hier und da Poſten anvertraut, zu deren Beſetzung wir unſere edlern Kräfte nicht hingeben wollen. Als ich in Paris war, bat mich mein Freund Helvetius, mich dieſes Mannes anzunehmen und ihn auf einige Zeit mit nach Deutſchland zu nehmen, bis man in Paris ſeinen Unfall würde vergeſſen haben. Ich kam mit ihm hier an und er fiel mir anfangs beſchwerlich, indem er Harlekinaden aller Art vornahm und meinem Landvolk Aergerniß gab. Nichts iſt mir ſo verhaßt, als ein rohes, ungeſchicktes Antaſten der alten Irrthümer, an denen ein einfältiges, aber in ſeinem Glauben und ſeiner Unſchuld ehrwürdiges Geſchlecht noch feſthält. Dergleichen muß langſam vorbereitet und mit dem Ernſte unternommen werden, der der Sache ziemt. Denn wenn man ſeine Brüder beſſern will, ſo muß man ſie lieben; wen man aber liebt, den behandelt man ſanft und zärtlich. Den ächten Philoſophen erkennt man daran, daß er ſich ſelbſt vergißt und nur in Andern lebt. Wer aus unſerer Lehre nur ein Spielwerk der Eitelkeit macht, der kann ſicher ſein, daß ihm das große Werk nicht gelingt.

Auf Sie, lieber Philipp, ſetze ich große Hoffnungen. Sie ſind aus dem Volke hervorgegangen, nicht von oben her und durch die Eitelkeit der Salons gebildet. Bewahren Sie ſich dieſen geſunden Kern der tüchtigen, ehrlichen, offenen, herzwarmen Geſinnung!

Uebrigens wird es mich freuen, wenn Sie öfterer in Frauengeſellſchaft ſind. Ich habe Urſache zu fürchten, daß die ernſten Studien, die wir miteinander treiben und die, wie ich mir oft geſtehen muß, eigentlich für Ihre Jahre noch nicht paſſen, Sie gar zu ernſt und zurückhaltend machen. Da Sie, wie ich hoffe, ſich in der großen Welt noch viel werden umtreiben müſſen, ſo können Ihnen die Bücher hierzu nichts nützen. Ich ertappe mich da auf einem eigenthümlichen Egoismus. Da ich in einem ſo jungen Manne bereits eine ſo ſcharfe und charaktervolle Bildung entdeckt habe, ſo frage ich nicht darnach, ob ich dieſem jungen Manne dadurch ſchade, ſondern ich folge meiner Neigung, die mich zu dieſer ſeltenen Erſcheinung hintreibt, und zwinge Sie, mit mir zu ſtudiren und zu leſen, anſtatt daß ich Sie antreiben ſollte, die Vergnügungen Ihres Alters aufzuſuchen. Doch das ſoll anders werden. Ich will meinen Mädchen ſagen, daß ſie und nicht ich Sie in die Schule nehmen ſollen.

Philipp machte dagegen Einwendungen, auf die der Graf aber nicht achtete. Das iſt unmöglich, rief er, daß Sie keinen Geſchmack finden ſollten an den Luſtbarkeiten der Jugend. Sie haben ſie nur noch nicht gekoſtet. Daß Sie durch die ſchlechten Vergnügungen Ihres Alters noch nicht verdorben worden ſind, daß Sie die Frauen von ihrer niedern Seite nicht haben kennen lernen, iſt mir ganz lieb; aber der unſchuldige und heitere Verkehr mit dieſem Geſchlecht, der iſt Ihnen durchaus nöthig.

Von dieſer Zeit an war Philipp faſt täglich in der Geſellſchaft der Damen, und die beiden

Schweſtern, mochte nun dies der ausdrückliche Befehl des ſtrengen Vaters bewirken, oder das erwachende Wohlgefallen, das ſie an ihrem neuen Geſellſchafter fanden, bezeigten ſich weit freundlicher und aufmerkſamer gegen ihn. Emilie blieb ſich gleich, ſie hatte ihm gleich anfangs eine lebhafte Theilnahme gezeigt, die ſich ungezwungen äußerte, ſowie überhaupt der Charakter dieſes liebenswürdigen Mädchens Offenheit und Natur war. Der Abbé, nachdem er verſucht hatte, ſich an Philipp zu reiben, von dieſem aber ein paarmal hart zurechtgewieſen worden, bekam Reſpekt vor den unfriedlichen und ungefälligen Eigenſchaften des jungen Soldaten und ließ ihn in Frieden. Der alte Magiſter war mehr für Philipp als gegen ihn, beſonders leitete ihn hierbei die Anſicht, die ſein Liebling, Emilie, über den Charakter unſers Helden ausgeſprochen hatte. Mit zwei Mitgliedern der kleinen Geſellſchaft ſtand ſich jedoch Philipp entſchieden ſchlecht, und gerade dieſe waren die einflußreichſten in Betreff ſeines fernern Verbleibens auf dem Schloſſe. Der Major des Regiments, ein noch ſehr junger Mann von vornehmer Familie, durch Protection zu ſeiner Stelle gelangt, machte der älteſten Comteß den Hof, indem er zugleich ernſtliche Abſichten auf ihre Hand und ihr Vermögen hegte; der Oberlieutenant, ſein intimer Freund, in gleichem Alter und von gleichen Charaktereigenſchaften, trachtete nach dem Beſitze Cleliens. Es war dieſen Herren ſehr unlieb, einen gemeinen Soldaten ihres Regiments hier zu finden; zwar unter andern Verhältniſſen, dennoch aber ihren Stolz beleidigend und ihnen einen läſtigen Zwang auflegend. Der Graf hatte ausdrücklich ein völliges Ignoriren der militäriſchen Beziehungen den jungen Offizieren zur Bedingung ihrer freundlichen Aufnahme im Schloſſe gemacht, und ſie waren zu klug, um irgend etwas ihrem Intereſſe Zuwiderlaufendes zu unternehmen. Philipp war daher, ſo lange er auf dem Schloſſe und unter Protection des Grafen ſich befand, für ſie Mitglied der Geſellſchaft, wie jedes andere; im Geheim nahmen ſie ſich aber vor, ſobald der Urlaub abgelaufen ſei, an dem Eindringling ſich für den Zwang zu entſchädigen, den er ihnen aufgelegt.

Noch erbitterter wurden ſie gegen ihn, als ſie bemerkten, daß die Damen ihm immer mehr Aufmerkſamkeit ſchenkten. Philipp ſeinerſeits beherrſchte die Aufwallungen ſeines Temperaments, nichts deſtoweniger ſammelte ſich jedoch auch bei ihm reichlicher Stoff zum künftigen, offenen Friedensbruche. Es gab Gelegenheiten, wo der Hochmuth und die Eitelkeit der Offiziere es den ihnen zeitweilig Gleichgeſtellten fühlen ließen, daß ſie feine Herren waren, und dieſe Gelegenheiten gingen nie vorüber, ohne daß Philipp ſich in Worten oder Mienen zur Wehre ſetzte, wo denn die Damen entſchieden auf ſeine Seite traten, wodurch das Uebel verſchlimmert ward. Nur Emilie ſuchte mit richtigem Takte zu verſöhnen, indem ſie die Partie der Offiziere nahm, oft gegen ihr beſſeres Wiſſen und Wollen, wie der folgende Vorfall zeigt.

Der Winter war vergangen, der Frühling ſetzte die Umgebungen des alten Feudalſchloſſes in die ſchönſte und heiterſte Pracht. Ein See von ziemlichem Umfange befand ſich in der Nähe, und es wurden öfters kleine Fahrten auf ihm unternommen. Eines Nachmittags befanden ſich in einer der kleinen Gondeln die drei Mädchen, die Offiziere und Philipp. Die Offiziere ruderten, Philipp ſteuerte. Man ſang und lachte und war guter Dinge. Nach einer kleinen Weile änderte ſich das Wetter, ein lebhafter Südwind fing zu blaſen an und dieſer trieb den kleinen Nachen immer weiter in die Mitte des Sees. Die Damen verlangten jedoch raſch ans Ufer gebracht zu werden. Es war unmöglich, irgend eine Einheit in das Manöver des Ruderns zu bringen; die Anordnungen, die Philipp mit großer Beſcheidenheit gab, wurden nicht beachtet. Der Wind wurde zu einem Sturme und das Boot tanzte auf den Spitzen der Wellen. Die beiden Schweſtern hatten ſich umarmt und ſaßen, von den Wellen beſpritzt, auf der hochgehobenen Spitze des Boots; die Offiziere fluchten und ruderten dabei Einer dem Andern entgegen. Das Boot fing an ſich im Kreiſe zu drehen; die Kunſtfertigkeit Philipp's half unter dieſen Umſtänden nichts. Er hatte dabei noch die faſt ohnmächtige Emilie zu halten, die die Bewegung krank gemacht Nachdem Philipp's Rath nicht befolgt worden, ſagte er trotzig mit einer dunklen Röthe im Geſicht: Wohlan, ich rühre keine Hand weiter an! Wollen Sie, Herr Major, ans Ruder kommen? Ich bin ein geborner Seemann, ich muß wiſſen, was hier zu thun; will man aber mir nicht gehorchen, ſo mag ich wenigſtens nicht beigetragen haben, wenn ein Unglück geſchieht! — Hiermit ließ er das Steuer frei.

Will Er wol, Burſche! ſchrie der Major athemlos und in Schweiß gebadet; ich will Ihn lehren, ſich feig zurückzuziehen, wenn wir alle in Gefahr ſind.

Philipp, eben noch flammend roth, wurde, als dieſe Worte erklangen, bleich wie der Tod. Seine Augen rollten und er heftete einen kurzen, aber ſcharfen Blick auf den Major. Seine Hand rührte ſich jedoch nicht, das Ruder wieder zu ergreifen.

Die am Boden liegende Emilie erhob ſich, als ſie dieſen gefährlichen Streit hörte; ein bittender Blick auf Philipp brachte dieſen wieder raſch zur Beſinnung. Er bedachte, daß es thöricht ſei, ſeine Gefühle und Empfindungen hier geltend zu machen, wo es die Rettung Hülfloſer galt. Raſch war ſeine Hand wieder am Ruder, und Emilie, ſich zu den Offizieren wendend, rief: Meine Herren, Sie haben viel mehr Kenntniſſe, Sie ſind weit geſchickter als dieſer junge Mann, aber Ihre vornehme Erziehung, bedenken Sie doch, kann Sie Das nicht gelehrt haben, was ganz andere Verhältniſſe unſerm Schiffer beibrachten. Laſſen Sie ſich nur diesmal etwas von ihm ſagen, thun Sie's Ihrer eigenen Sicherheit wegen, wenn Sie es der unſrigen wegen nicht thun wollen.

Dieſe Worte bewirkten, daß die Offiziere jetzt ſtreng die Weiſungen befolgten, die Philipp ihnen ertheilte. Somit gelangte das Boot unbeſchadet ans Ufer. Philipp trug Emilien auf ſeinen Armen hinaus. Sie dankte ihm und nannte ihn ihren und der kleinen Geſellſchaft Lebensretter. Natürlich wies Philipp dieſes ihm zuerkannte Lob zurück.

Von dieſem Vorfall an herrſchte die erbittertſte Stimmung zwiſchen den Offizieren und Philipp. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf hiervon Kenntniß erhielt, und da ſeines Schützlings Uelaub bald zu Ende ging, und er vorausſah, man werde ihm unter dieſen Umſtänden keinen neuen ertheilen, ſuchte er dahin zu wirken, daß Philipp zu einem andern Regimente verſetzt würde, und zwar zu einem, das Marſchordre erhalten hatte, um an die Grenze zu rücken, wo ein feindliches Truppencorps bereits zuſammengezogen war. Wir befinden uns nämlich in dem Zeitabſchnitt, der dem Schluſſe des bairiſchen Erbfolgekrieges voranging. Die kriegeriſchen Rüſtungen damals ließen auf einen neuen blutigen Zuſammenſtoß der Mächte ſchließen, doch das Machtwort Rußlands brachte bekanntlich ſehr bald den Frieden zu Teſchen zu Stande.

Als der Graf den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen dem Jünglinge mittheilte, dankte ihm dieſer ganz beſonders freudig. Gerade das war es, was er gewünſcht hatte. Der Krieg verſprach ihm ein neues, ruhmreiches Feld der Thätigkeit und entzog ihn den kleinen boshaften Neckereien und der abhängigen Lage auf dem Schloſſe. Als ſeine nahe Abreiſe bekannt wurde, machte ſie eine verſchiedene Wirkung auf den klei-

und ich fühle, daß ich immer eine lebhafte Neigung zu ihr empfunden habe.“

„Sehr aufrichtig! Ich bitte Sie, halten Sie in Ihren Confeſſionen inne. Es iſt ſehr ungalant, mir dergleichen Dinge ins Geſicht zu ſagen. Aber warum verzögern wir überhaupt unſre Reiſe? Was ſehen Sie ſo aufmerkſam hinunter?“ —

„Sonderbar! Betrachten Sie die Toilette, die der junge Menſch gemacht hat. Was würden Sie dazu ſagen, wenn ich eben die Entdeckung gemacht, daß es ein Frauenzimmer iſt.“

„Welch ein alberner Scherz!“

Magelone zog ſchnell ihr Wams näher zuſammen, der durch die ungezwungene Lage im Graſe ſich vorn auf der Bruſt von einander gegeben hatte.

„Ja, ja!“ rief die männliche Stimme. „Es iſt ein Mädchen.“

„Und was kümmert das Sie?“ tönte die Frage dagegen. „Ich glaubte, Sie dächten ſo ernſtlich und mit ſo viel Leidenſchaft an die Fee nen Kreis der Schloßbewohner und ihrer Gäſte. Die Offiziere waren unwillig, daß ihnen die Gelegenheit genommen wurde, recht empfindlich ihre Rache zu nehmen; die beiden Schweſtern bedauerten aufrichtig, ihren Schüler — ſo nannten ſie ihn wegen des ihm ertheilten Geſangunterrichts — weggehen zu ſehen, und Emilie, die ſcheinbar ſich am zufriedenſten mit dieſem Abſchied zeigte, empfand ihn nichtsdeſtoweniger am ſchwerſten. Philipp's Charakter war ihr durch eine Menge kleiner Züge, die nur für ihr feines Auge ſichtbar waren, achtungswerth und lieb geworden. Sie hatte Sinn für die Offenheit und Geradheit ſeines Weſens, und was gegenüber den Andern ſcheue Zurückhaltung und finſteres Verſchließen genannt werden konnte, erſchien, wenn Philipp mit ihr allein war, als eine treue, feſte Seelenreinheit, die ihres innern Werthes ſich nicht bewußt geworden iſt. Wer wird jetzt mich begleiten, ſagte ſie zu ſich, wenn ich im Dorfe meine Kranken beſuche, wer mir den Korb mit Speiſen und Getränken nachtragen, den ich oft heimlich bald in dieſe, bald in jene Hütte bringen muß? Ach, und wer wird mit mir zuſammen den alten Magiſter pflegen, den die letzten Monate hindurch eine gefährliche Krankheit ans Bett gefeſſelt hat? Dennoch war Emilie froh, daß Philipp ging; denn ſie ſah voraus, in welche üble Lage er kommen mußte, wenn er blieb und in ſeine Stellung als Soldat zurückkehrte. Der Abbé ſagte: Der Bär iſt erſt zur Hälfte geleckt, und man läßt ihn ſchon gehen. Philipp ſelbſt wünſchte und hoffte, dreien Perſonen dieſes Kreiſes noch in ſeinem fernern Leben zu begegnen, dem Grafen, den er ehrte, Emilien, die ihm wohlgefiel, und dem Major, den er haßte. Das Schickſal erfüllte ihm dieſe drei Wünſche, wie der Verlauf dieſer Geſchichte zeigen wird.

Neuntes Kapitel.

Wir übergehen den Zeitraum von drei Jahren, während welcher unſer Held bei ſeinem neu gewählten Regimente ſich befand, das in kleinen Vorpoſtengefechten öfters ins Feuer kam. Philipp fand Gelegenheit, ſeinen Vorgeſetzten zu zeigen, daß er ein braver, unerſchrockener Soldat war, und daß man auf ſeine Pflichttreue zählen konnte. Er wurde mehr als einmal verwundet, jedoch nicht gefährlich, und die höhere Charge eines Unteroffiziers wurde ihm zu Theil. Dies war jedoch nicht die Erfüllung der Pläne, die ſein Ehrgeiz ſich geträumt. Erſtlich ſchon, daß es zu keiner bedeutenden Schlacht kam, daß ſich der

Gang der Kriegsunternehmungen von einem Winterquartier zum andern ſchwerfällig in die Länge zog, machte ihn mismuthig, und dann wurde ihm das müßige Leben in den kleinen Cantonirungen, wodurch die Sitten verſchlechtert und der Muth herabgeſtimmt ward, zulezt ganz verhaßt. Zum Glück für ihn trat eine Epiſode in dieſes Einerlei; es blizte ihm nämlich ein Hoffnungsſtrahl auf, von ſeiner Heimat und ſeinen Angehörigen etwas zu erfahren. Der Vorfall war nämlich dieſer.

In dem Lazarethe liegend, mit noch mehren andern Verwundeten zuſammen, wurde er auf einen alten Mann aufmerkſam, der für beſtimmte Dienſtleiſtungen angenommen war und ſich dabei auf eine eigenthümliche Weiſe benahm. Man hörte ihn wehklagen und ächzen, gleichſam als empfände er ſelbſt die Schmerzen, die der von ihm Gepflegte empfand. Eines Abends kam es zwiſchen Philipp und dieſem Wärter zum Geſpräch. Der Alte wurde mittheilſam. Philipp erfuhr den Grund ſeines Kummers und mithin die Urſache ſeines ſeltſamen Betragens. Gewiſſens biſſe quälten den Armen, und ſein Seelenleiden erwachte allemal auf das heftigſte, wenn er das Körperleiden eines der ihm zugewieſenen Kranken ſah.

Und worin beſteht Eure Schuld? fragte Philipp.

Ich war ein untreuer und gewiſſenloſer Diener, entgegnete der Alte. Ich ſah ein Unheil über das Haus meines Herrn kommen und warnte ihn nicht.

So trachtete man Eurem Herrn nach dem Leben, oder wollte man ſein Haus anzünden?

Nein, rief der Greis; man wollte ihm nur ſein Weib und ſein Kind ſtehlen. Ich ſage, man wollte, ich hätte ſagen ſollen, man ſtahl ihm Beides wirklich.

Philipp fuhr in die Höhe, erfaßte krampfhaft den Arm des Wärters und rief: Was ſagt Ihr da, Alter! Wie hieß Euer Herr, und wo lebte er?

Wozu wollt Ihr das wiſſen?

Das laßt meine Sache ſein. Sprecht!

Nein, ich ſpreche kein Wort weiter. Wer hätte vorausſehen ſollen, daß Ihr ſo großen Antheil an meiner Geſchichte nehmen würdet. Ich habe ſie ſchon einer Menge Leuten erzählt, und ſie haben dazu den Kopf geſchüttelt, haben mich bedauert und geſchwiegen. Ueberdies, wenn ich weiter ſpräche, würdet Ihr aus Eurer Ruhe kommen, und das könnte Eurer Wunde ſchaden.

Aus meiner Ruhe bin ich ſchon gekommen, Alter; ſagte Philipp.

Nun, warum wollt Ihr denn überhaupt die Namen wiſſen?

Weil ich einen Freund habe, entgegnete Philipp ungeduldig, deſſen Schickſal ähnlich war mit dem des Sohnes Eures Herrn.

Wie — man tödtete auch die arme Mutter?

Ja — ja! Um Gotteswillen ſprecht! rief Philipp zitternd. Er ſchlug die Hände vor dem Antlitz zuſammen. Aufs neue und im grellſten Lichte traten alle jene Momente ſeiner Kindheit vor ſeine Seele.

Du lieber Heiland, wie Ihr zittert! Nein, nein, ich ſage kein Wort weiter.

So werde ich Euch erwürgen! ſchrie Philipp, und legte beide Hände an die Kehle des Alten. Der Auftritt machte Aufſehen; die Kranken in den naheſtehenden Betten erwachten; hierdurch bewogen, mäßigte Philipp ſeine Leidenſchaft. Aber es war umſonſt; aus dem erſchreckten und eingeſchüchterten Greiſe war nichts mehr herauszubekommen. Ihr ſeid einer von den Mördern! rief er. Wenn Ihr noch weiter in mich dringt, ſo zeige ich Euch an! Hiermit eilte er fort und war nicht wieder zu bewegen, an Philipp's Bett zu kommen. Als der Jüngling genas, war der Alte verſchwunden. Alle Erkundigungen nach ihm waren fruchtlos. Er war fremd im Orte geweſen; er hatte ſich zur Krankenpflege gemeldet, und man hatte ihn angenommen. Dies war Alles, was man Philipp zur Antwort gab. Man kann ſich denken, welche unruhige Wochen dieſer verlebte, bis ihm jede, auch die leiſeſte Spur dieſes wunderſamen Ereigniſſes verloren ging. Es war gewiß, er war mit einem ehemaligen Diener ſeines Vaters zuſammengetroffen, und dieſer ſchien ein Mitſchuldiger des Verbrechens geweſen zu ſein, wenigſtens zeugte dafür ſeine bange Scheu und die lebhafte Gewiſſensangſt, ſowie ſeine Flucht, als er eine Entdeckung befürchtete.

Ein zweites Begegnen ſollte Philipp erleben, das ihn an frühere Zeiten mahnte, doch auch dieſes ging ebenſo fruchtlos vorüber. Er glaubte nämlich in einem der feindlichen Reiter, der durch einen Bajonnetſtich verwundet worden, jenen Boten zu erkennen, der ihm am Strande die Papiere und das Geld eingehändigt. Aber der Reiter, mochte er nun Philipp erkannt haben oder nicht, oder mochte Philipp ſich geirrt haben, verweigerte jede Auskunft. Der Verwundete war überdies in ſolch' gefährlichem Zuſtande, daß er bald darauf ſtarb. Philipp bemächtigte ſich ſeines Taſchenbuchs und zeichnete ſich die Heimat und den Namen des Todten auf.

Schon war eine geraume Zeit nach Abſchluß des Friedens vergangen, und Philipp, der jetzt weder Neigung noch Grund fand, länger Soldat zu bleiben, hatte vergeblich ſich um ſeine Entlaſſung bemüht. Den ſchwierigen und combinirten Verhältniſſen der Landesherrſchaft, zu deren Kriegsverbindlichkeiten es gehörte, den Truppentheil herzuſtellen, bei dem Philipp diente, war dieſe Säumniß zuzuſchreiben. Für ihn, der ſich mit Zwang zurückgehalten ſah, war dies unbeſchreiblich läſtig. Er wandte ſich brieflich an den Grafen, um dieſen zu bitten, ſich für ihn zu verwenden; er erhielt keine Antwort. In einem kleinen Landſtädtchen eingeſperrt, ohne Bücher, ohne Umgang, an die Arbeiten eines mechaniſchen Dienſtes gefeſſelt, war er nahe daran, zu verzweifeln, und mehr als einmal dachte er daran, die Flucht zu ergreifen.

In dieſer finſtern Stimmung verging der Winter; der Frühling brachte endlich dem armen Gefangenen die beſtimmte Ausſicht ſeiner baldigen Erlöſung. Philipp zählte die Tage und berechnete die Stunde, wo das Entlaſſungsſchreiben ſich in ſeinen Händen befinden würde. Aber es ſollte anders kommen, wie er gehofft. Wenige Augenblicke und ſein Geſchick nahm eine unverhergeſehene plötzliche Wendung.

Eines Tages, als er eben müßig an einem entfernt gelegenen Bauernhauſe vorbeiwanderte, hörte er Tumult darin und kreiſchende Weiberſtimmen. Er blieb ſtehen und richtete den Blick auf die Hausthür, aus der jetzt ein Mädchen hervorſtürzte, die den niedern Zaun des Gartens erklettern wollte, um ſich in einen Schuppen zu retten, der zur Aufbewahrung von allerlei ländlichen Geräthſchaften diente. Vielleicht wollte ſie ſich auch mit dieſen bewaffnen gegen ihren Verfolger. In dieſem erkannte Philipp einen Offizier, und zwar einen von dem Regimente, in welchem er früher geſtanden. Der Mann war in trunkenem Zuſtande, und die Flüche, die er ausſtieß, die drohenden Bewegungen, die er mit der gezogenen Waffe ausführte, ließen das Schlimmſte für das Opfer ſeiner Verfolgungen erwarten. Schon hatte er die Fliehende erfaßt, und ſie auf den Boden geworfen, ein altes Weib in der Thür rang vergeblich Hülfe rufend die Hände, da ſtürzte Philipp hinzu und faßte kräftig den brutalen Wütherich an der Schulter. Er erkannte den Major und dieſer erkannte ihn. Das unheilvolle Zuſammentreffen lähmte auf einen Augenblick die Kräfte beider. Philipp jedoch gewann zuerſt die Ueberlegung wieder, und es durchzuckte ihn wie ein Strahl von Freude, daß er jetzt ſeinem Feinde in willkommenſter Nähe gegenüberſtehe.

Jonquille, daß Sie ſich um alle Mädchen in der Welt nicht bekümmerten.“

„Sie ſpotten. Laſſen Sie uns niederſteigen. Ich bin doch neugierig zu erfahren, was dies ſonderbare Geſchöpf unten im Graſe macht.“ —

„Nein, nein. Setzen wir unſre Reiſe fort. Ich habe kein größeres Verlangen, als bald das Geſtade der Maulwurfsinſeln zu erreichen, um endlich mich von dem verhaßten Anhängſel befreit zu ſehen, der ſchon ſo lange mich alle Geſellſchaft der Menſchen fliehen heißt.“

„O ich verſtehe! Als Sie meinten, meine Schöne, es ſei ein junger Mann, der unten wie ein Endymion träumend daliegt, waren Sie es, die durchaus niederſteigen wollte, jetzt da es ſich anders ausweiſet, treiben Sie zur Fortſetzung unſerer Reiſe; allein Sie ſollen ſehen, daß ich nicht die leiſeſte Spur mehr früherer Nachgiebigkeit für Ihre tyranniſchen Launen in mir fühle. Ich will jetzt niederſteigen, und ich ſteige nieder.“

Der Major ließ das Mädchen frei, richtete ſich langſam auf und fragte mit einem kalten höhnenden Lächeln, das in ein Grinſen überging: Wer er ſei und was er wolle?

Sie kennen mich nicht mehr, Herr Major? rief Philipp. Ich bin derſelbe, dem Sie einſt den Vorwurf der Feigheit zu machen ſich erdreiſteten.

Und heute füge ich noch den der Unverſchämtheit hinzu! ſchrie der Major. Aus meinem Wege, Burſche, wenn Er nicht will, daß ich Ihm den Schädel ſpalte!

Philipp trat einen Schritt zurück und ſagte in einem kalten, ſcharfen Tone: Ich bin ohne Waffen.

Das ſehe ich, und darum ſag' ich Ihm friedfertig, daß Er ſeines Weges ſich trollen ſoll, hob jener in einer etwas gemäßigtern Sprache wieder an. Was hier geſchieht, geht Ihm nichts an. Verſteht Er?

Das Mädchen umklammerte Philipp's Kniee, und auch die Alte fiel vor ihm nieder. Beide beſchworen ihn, ſie zu retten. Der Major riß die Dirne an ſich, Philipp ſtieß von neuem ſeinen Arm zurück. Jetzt zog der Wüthende den Degen und drang auf den Wehrloſen ein. Dieſer ſchrie noch mit der letzten Kraft der ſchwindenden Beherrſchung ſeiner ſelbſt: Herr Major — haltet ein! Es kann ein Unglück geſchehen!

Hund! brüllte jener, und wenn ich dich von der Erde vertilge, ſo geſchieht dir Recht! Elender Baſtard!

Kaum waren dieſe Worte heraus, als ſchon des Majors eigner Degen dieſem tief in der Bruſt ſaß. Philipp hatte raſch die Waffe ihm aus der Hand gerungen und im Nu den tödtlichen Stoß vollführt. Heulend ſtürzte jener zuſammen und wand ſich in ſeinem Blute. Die Wand der Hütte, die nahen Gebüſche waren mit Blutſpuren überſäet. Nur einen Moment der Ueberlegung brauchte Philipp und er ſah ein, daß hier ſeines Bleibens nicht länger ſein dürfe. Raſch zog er den Soldatenrock aus, warf ihn über den Zaun ins Gebüſch und entfloh feldeinwärts, ſo ſchnell er konnte. Rückſchauend gewahrte er, wie ein Mann in Hemdsärmeln in die Thür der Hütte trat und ein Piſtol auf ihn abfeuerte. Zugleich hörte er Lärm und Stimmen von der Seite des Dorfes her durcheinander rufen. Er beſchleunigte ſeinen Lauf noch mehr, und gönnte ſich erſt dann einen Augenblick Ruhe, als er ein dichtes Gehölz erreicht hatte, das eine kleine Viertelſtunde vom Dorfe entfernt ſein mochte. Hier warf er ſich nieder und unterſuchte ſeinen Arm, der ihm verwundet ſchien; dies war jedoch nicht der Fall, die Blutflecke am Aermel ſchienen von der blutbefleckten Uniform herzurühren, die er abgeſtreift. Ein tiefer Athemzug entwand ſich ſeiner Bruſt. Es war ihm, als rief eine Stimme hoch oben in den bewegten Laubgipfeln: Mörder! Ein ſeltſames Rauſchen ging durch den Wald, die Natur ſchien wie verändert.

Indeſſen war es nicht Zeit nachzugrübeln, er mußte ſich wieder aufraffen und ſeinen irren Lauf von neuem antreten. Ins tiefſte Dickicht hinein ſuchte er zu dringen; die Hecken und Dorngebüſche zerriſſen ſeine Kleider und ritzten ſeine Hände blutig. Dabei glaubte er immer einen nahen Lärm zu hören. Stilleſtehend löſte ſich dieſes Geräuſch in das ſtoßweiſe Wehen des Sturmwindes auf, der dichte Regenwolken herbeitrieb, die ſich alsbald zu entladen begannen. Dieſer Umſtand war dem Flüchtlinge günſtig; er konnte hoffen, daß ſeine Verfolger Halt machen würden, um den erſten Andrang des böſen Wetters vorbeizulaſſen, auch die vermehrte Dunkelheit ließ ihn ſicherer auf einen Verſteck hoffen. Das Wetter war ſo ſchwer heraufgezogen, daß es völlig Nacht geworden war; die Blitze kreuzten ſich und der Donner rollte ohne Aufhör.

Nach einer Stunde lichtete ſich der Himmel, die Abendſonne durchſchimmerte den Wald. Philipp war auf einen Baum geklettert und, indem er ſich mühſam an den Zweigen feſthielt — denn ſeine Kräfte drohten ihn zu verlaſſen — ſuchte er mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit in die Ferne zu ſpähen. Indem er noch ſo lauſchte, fiel dicht in ſeiner Nähe ein Schuß. Dieſer galt ihm, denn die Richtung des Rauches verfolgend, bemerkte er, wie zwei Geſtalten ſich durch das Dickicht arbeiteten. Er glitt vom Baume herab und nahm ſeinen Lauf nach einem Graben zu, der zur Bewahrung des Wildes zu dienen ſchien; er war bis obenzu mit dürren Blättern und Reiſig gefüllt. In dieſe Tiefe verbarg er ſich. Erſt als er jedes verdächtige Geräuſch ſich verlieren hörte, und die Dunkelheit der Nacht bereits eingetreten war, wagte er ſich aus der Grube hervor. Seine Kenntniß von dergleichen Schlupfwinkeln, dazu ſeine Fertigkeit, ſich im Dunkeln zurechtzufinden, alles Dinge, die ſein früheres abenteuerliches Leben ihn gelehrt, machten, daß er die gefährlichen Stellen vermied, und ein glücklicher Zufall wollte, daß er nach nicht gar zu langem Suchen einen Pfad entdeckte, der ihm die Gewißheit gab daß eine menſchliche Wohnung in der Nähe ſei. Wie willkommen war ihm dieſe Entdeckung; doch er beſchloß ſogleich, ſie ſich nur mit großer Vorſicht zu nutze zu machen; denn gerade hier konnten ſeine Verfolger Poſten gefaßt haben.

Ein Licht ſchimmerte durch das Dunkel. Leiſe heranſchleichend gelangte er zu einem Häuschen, das die Wohnung eines Köhlers oder eines Förſters zu ſein ſchien. Tiefe Stille herrſchte in und um die Hütte. Nach einer Weile erhob ſich ein Geſang, den eine jugendliche Frauenſtimme ertönen ließ und der langſam und feierlich wie ein Grablied klang. Offenbar war alſo hier nichts zu befürchten, und Philipp klopfte an eines der niedrigen Fenſter. Der Geſang verſtummte, ein Licht bewegte ſich im Innern der Hütte, die Hausthür wurde ein wenig geöffnet und eine Stimme frug, wer da ſei. Unſer Wanderer fürchtete mit Recht, daß ſeine blutigen und zerriſſenen Kleider der einſamen Bewohnerin dieſer Waldklauſe einen ſo lebhaften Schrecken einflößen konnten, daß ſie ihm den Eintritt verweigern würde: er zog es daher vor, fürs Erſte unſichtbar zu parlamentiren und um Aufnahme zu ſollicitiren. Ein junges Mädchen von etwa ſechzehn Jahren, im Kleide einer reichen Bäuerin, ſtand in der Thür, und beleuchtet von der Kerze, die ſie in der Hand hielt, machte ihre jugendliche Schönheit einen mächtigen Eindruck auf den Armen, der ſich damit beſchäftigte, ſeine blutigen Lumpen in eine einigermaßen ſchickliche Ordnung zu bringen. Endlich trat er hervor und ſagte dem Mädchen, daß er verfolgt werde, daß man ihm nach dem Leben trachte und ob ſie ihn verbergen wolle. Sie ſchrak zuſammen, als ſie die große bleiche Geſtalt vor ſich ſah, allein ein Blick in das bittende Auge, das auf ſie gerichtet war, mochte ſie beſtimmen, in die Gewährung der Bitte zu willigen. Sie zog ihn raſch herein und verſchloß die Thür. Wie Viele ſind es, die Euch verfolgen, armer Mann? fragte ſie. Ich will es wiſſen, denn wenn ihrer eine große Menge ſind, werde ich Euch nicht ſchützen können; wir ſind drei Frauen und allein im Hauſe. Oben liegt die Leiche des Großvaters, der geſtern früh geſtorben iſt, die blinde Großmutter, ich und eine Magd haben den Befehl, Niemand einzulaſſen, ſo lange der Bruder fort iſt, der in die nächſte Stadt gegangen.

So danke ich Euch, daß Ihr meinetwegen gegen den Befehl handelt, ſagte Philipp. Der Himmel iſt mein Zeuge, ich hatte auch nicht weiter gekonnt, denn jetzt fühle ich, daß ich verwundet bin. Seht da, eine ziemlich bedeutende Wunde am Arm!

Die ich Euch verbinden werde, ſagte das

Mädchen, indem ſie zu einem Wandſchränkchen lief und Linnenzeug und Band herbeibrachte.

Unterdeſſen hörte man eine alte Frau rufen: Wer iſt denn da? Mit wem ſprichſt du, Elſe?

Großmutter, es iſt ein armer Wandersmann, der ſich blutig gefallen hat.

Haſt du das Licht oben beim Todten ſtehen laſſen? fragte die Alte von neuem.

Die Margarethe iſt dort, und ich gehe ſelbſt gleich wieder hinauf.

Nachdem der Verband angelegt war, brachte das Mädchen einen Teller mit Suppe, that noch ein paar Fragen, ob die Wunde ſchmerze, ob er ſich jetzt beſſer fühle, und wies ihm dann das Lager an, in welchem der Bruder zu ſchlafen pflegte; Philipp zog es vor, ſich auf die Streu zu betten, die für den Knecht bereit lag, weil er fürchtete, das Bett mit Blut zu beflecken. Er fiel in einen todähnlichen Schlaf. Es mochte Mitternacht ſein, als heftig an die Thür geſchlagen wurde und mehre Stimmen Einlaß begehrten. Elſe war bereits in der Stube, ſie kniete auf die Streu nieder und flüſterte dem Erwachten ins Ohr: Es iſt Gefahr! Man ſucht Euch; kommt, ich weiß ein Mittel Euch zu retten. — Stumm folgte ihr Philipp, die Treppe hinauf in die Bodenkammer. Hier angelangt, ſagte das Mädchen: Nun nehmt einmal den Todten beim Kopf, ich werde ihn an den Füßen faſſen, wir wollen ihn — leiſe, vorſichtig! — hier in den Großvaterſtuhl ſetzen, ſo, als ob er daſelbſt ſchlummerte, ich lege Decken um ihn her, und Ihr —

Und ich? fragte Philipp und blickte erſtaunt das Mädchen an.

Und Ihr legt Euch an ſeine Stelle in den Sarg. Ihr habt doch nicht Furcht da zu liegen, wo ein Todter gelegen?

Nein, Kind, fürchten kann ich mich nicht! Wahrlich nicht!

So legt Euch hin.

Philipp lag im Sarge. Das Todtenhemde wurde ihm raſch übergebreitet, die Mütze dem Todten abgenommen und ihm tief in die Stirn gedrückt. Die Leiche ſaß im Polſterſtuhle, zuſammengeſunken, in Decken gehüllt. Dieſe eigenthümliche Schöpfung war das Werk weniger

Augenblicke; während deſſen man das laute Sprechen der Magd unten hörte, und dazwiſchen die keifende Stimme der Alten, untermiſcht mit den Flüchen der eingedrungenen Männer.

Jetzt fein ruhig gelegen! ſagte Elſe mit einem faſt ſchelmiſchen Ausdruck ihrer hübſchen Augen. Der armen Leiche war es wirklich nicht ganz behaglich zu Muth, als ſie jetzt Tritte auf der Bodentreppe hörte. Elſe ſtimmte ihren Grabgeſang an; das Geſangbuch zitterte in ihren Händen, dennoch lächelte ſie ihrem Schützling zu, um ihm Muth zu machen. Die Thür wurde leiſe geöffnet, und ein paar Geſichter guckten durch die Spalte. Der Sarg, das Licht und das ſingende Mädchen, das ihnen den Rücken gekehrt hatte, ſchien ihnen Reſpekt einzuflößen; ſie wollten die Thür wieder ſchließen, als der Fußtritt eines Nachfolgenden ſie weit auffliegen machte. Nur vorwärts, herein! ſchrie die befehlende Stimme. Er kann auch hier verborgen ſein; durchſucht alle Winkel!

Die Soldaten kamen jetzt heran, fünf füllten plötzlich die kleine Kammer. Was wollt ihr hier? rief Elſe, indem ſie zornig aufſprang; ſeht ihr

Magelone erſchrak aufs heftigſte, als ſie bei dieſen Worten einen jungen Mann und eine elegante Dame in Schleier gehüllt neben ſich ſtehen ſah, ohne daß ſie im Geringſten begreifen konnte, wo ſie hergekommen. Nur ſagte ihr eine innere Stimme, daß es dieſelben ſein müßten, die ſie eben mit einander ſprechen gehört hatte, ohne ſie zu ſehen. Die helle blendende Wolke über ihrem Haupte war verſchwunden. Die Dame blieb einige Schritte zurück, während der junge Herr mit den Manieren eines dreiſten Stutzers auf ſie zukam.

„Ach liebes Kind!“ rief er, „gut, daß ich dich finde. Iſt dir nicht der Weg bekannt, der von hier ins Thal führt? Jene Dame und ich, wir haben uns in dieſem unzugänglichem Gebirge verirrt.“

„Gnädiger Ritter“ — entgegnete Magelone ſtockend, indem ſie ſich ſeinen Liebkoſungen entzog.

denn nicht, daß hier ein Todter iſt und ein Schlummernder? Geht, und weckt den Alten nicht!

Die Soldaten antworteten nicht, ſondern durchſuchten alle Winkel der Kammer; der Befehlende näherte ſich dem Sarge und betrachtete den Darinliegenden mit flüchtiger Aufmerkſamkeit. Iſt dies dein Bruder, Kleine? fragte er. Mein einziger, erwiderte ſie ſchluchzend. Die Wilddiebe haben ihn geſtern todtgeſchoſſen.

Der Mann ließ das Bahrtuch wieder fallen, deſſen Zipfel er in der Hand gehalten. Sein Auge wendete ſich jetzt auf den Alten im Stuhl. Der arme Mann iſt blind und taub, rief Elſe, laßt ihn, weckt ihn nicht! Nun denn! rief jener und ſchickte ſich an, die Kammer wieder zu verlaſſen, dann wendete er ſich wieder, faßte das Mädchen unterm Kinn und ſagte ſchmeichelnd: Du biſt eine ſchmucke Dirne; ich werde meine Soldaten fortſchicken und für den Reſt der Nacht dir Geſellſchaft leiſten.

Ach, Herr, das würde wol nicht gehen!

Weshalb nicht? Hier haſt du zwei Goldſtücke. Nimm ſie!

Nicht doch, Herr — die Großmutter unten. Die wird glauben, daß ich ſchon längſt wieder fort bin, und wenn ſie herauf kommt, ſo, weißt du was? Ich will mich ſtatt des Todten hier in den Sarg legen; dann merkt ſie nichts.

Um Gotteswillen, rührt den Todten nicht an. Das iſt die größte Sünde, die man begehen kann!

I ja doch! Komm! Faß du am Haupte an, ich werde die Füße anpacken.

Schon hatten ſich ſeine Hände ausgeſtreckt, als Elſe ihn mit aller Heftigkeit anfiel und ihn zurückzog. Weg, — weg, vom Todten! rief ſie. Ich will im Walde auf Euch warten, nur hier nicht! — Im Walde, wenn Ihr durchaus wollt!

Mir auch recht! entgegnete jener. Du biſt aber eine einfältige Dirne; hier könnten wir uns am ungeſtörteſten küſſen. Der Todte plaudert nicht, und der Blinde und Taube dort iſt ſo gut wie ein Todter. Alſo zehn Schritte von der Hütte, auf dem Pfade links, da treffe ich dich, wenn der Morgen graut! Kommſt du nicht, ſo komme ich her, und dann gehe ich nicht wieder. Verſtehſt du mich? Ich nehme dein Geſangbuch als Pfand mit.

Er ging, und mit ihm verließ ſeine Begleitung die Hütte.

Philipp lag noch eine ganze Stunde im Sarge, ehe ſeine Beſchützerin ihm erlaubte, dieſes düſtere und unbequeme Bett zu verlaſſen.

Ich gehe nun, ſagte Elſe, als die Morgendämmerung in die Fenſter zu ſchimmern begann; denn mein Geſangbuch kann ich nicht in ſeinen Händen laſſen. Es ſteht darin ein Gebet, das meine Mutter mit ſterbender Hand einſt einſchrieb.

Philipp fragte: Ihr wollt in den Wald hinaus? Ihr wollt jenem Wort halten? Das hätte ich von Euch nicht geglaubt!

Mittlerweile, ſagte ſie ruhig, verlaßt die Hütte nicht. Ich werde den Mann draußen aufhalten und zugleich ſehen, ob nichts mehr zu befürchten iſt.

Nicht deshalb geht Ihr. Ihr geht, weil Ihr mit ihm tändeln wollt.

Mir fällt's nicht ein. Was denkt Ihr! Ich gehe, um Euch zu retten und zugleich um mein Buch mir wieder zu verſchaffen. Das iſt kein hübſcher Dank, den Ihr mir gebt. Glaubt nur, ich hatte ſogar die Liebkoſungen des Mannes hier geduldet, nur um Euch nicht in Gefahr zu bringen.

Und du denkſt, Mädchen, ſagte Philipp heftig, daß ich das geduldet haben würde!

Was hättet Ihr gethan?

Was ich gethan hätte? Ich wäre lebendig geworden und aus dem Sarge geſprungen. Der Teufel mag da todt ſein, wenn Diejenige, die uns mit Gefahr gerettet hat, vor unſern Augen eine Unbill erfahren ſoll.

Es wäre nicht ſo ſchlimm geworden! ſagte das Mädchen heiter. Wir Dirnen im Forſte wiſſen uns zu wehren. Darum gehe ich auch ſorglos hinaus. Wenn ihrer auch zwölf Männer ſind, ich werde ihnen ſchon zu entſchlüpfen wiſſen. Bleibt Ihr nur ruhig.

Und du fragſt gar nicht, für wen du das Alles thuſt! hob Philipp an, nachdem er in einer ziemlich langen Pauſe voll Rührung das junge Mädchen betrachtet hatte; wenn ich nun wirklich ein todeswürdiger Verbrecher wäre?

So ſeht Ihr mir nicht aus. Und wenn Ihr's wäret, ſo will ich Euch doch nicht ausliefern.

Ich thät's meinem ſchlimmſten Feinde nicht. Nun, ehe ich gehe, laßt uns den Großvater wieder an Ort und Stelle legen. Er iſt am Ende doch ein beſſerer Todter als Ihr.

Da haſt du recht! rief Philipp und raubte dem Mädchen einen Kuß.

Nehmt Euren Arm in Acht! War das nicht ein geſcheiter Einfall? ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, während ſie ſich beſchäftigte, dem Todten den ihm zukommenden Trauerſchmuck anzulegen. Sie haben alle Ecken und Winkel der kleinen Hütte durchſucht, ſie hätten Euch finden müſſen, wäre ich nicht auf dieſen Gedanken gekommen. Aber Ihr habt mir's angethan. Schon bei Eurem erſten Anblick, als die dunkeln Augen mich aus der Tiefe der Waldesnacht anſahen, da lief es mir durch den Sinn, als hörte ich die Worte: Den rette! Ich hätt's aber auch wol bei jedem Andern gethan, nur nicht vielleicht ſo klug. Seltſam, daß der Mann da draußen auf denſelben Gedanken kam; wir müſſen beide an demſelben Tage geboren ſein! Nun — ſeht! Jetzt kann der Großvater wieder ruhig weiter ſchlummern. Er wird mir nicht böſe ſein! Ich werde ein pater noſter mehr für ihn beten; alsdann kann er ſich zufrieden geben, der alte Mann. Jetzt muß ich aber gehen, denn der Morgen bricht ſchon hell herein.

Sie nahm ein Tuch um, befahl nochmals ihrem Schützling, ſich ruhig zu verhalten, bis ſie wiederkäme, und ging.

Philipp ſetzte ſich am Fuß des Sarges nieder und dachte dem lieblichen Mädchen nach, das ihn ſoeben verlaſſen. Dann kam ihm ſeine That wieder in den Sinn und das vergoſſene Blut brannte auf ſeiner Seele. Aber ſo viel er hin und her dachte, er konnte nicht finden, wie er's hätte anders machen ſollen. Es iſt ſein und mein Geſchick geweſen! rief er.

Da Elſe etwas länger ausblieb, als ſie gewollt, wurde er ihretwegen unruhig. Da trat ſie ein, mit triumphirender Miene ihr Geſangbuch hoch emporhebend. Nun weiß ich Alles! rief ſie, mein Mann im Walde hat mir's geſagt. Er iſt ein Korporal und Begleiter des Offiziers, der hierher geſchickt worden, um Ankäufe fürs

Regiment zu machen und dem Ihr den Degen durch den Leib gerannt, und zwar weil Ihr ihn auf ſchlechter That ertappt. Das iſt gut und gefällt mir; dabei ſeid Ihr aber noch von Alters her ſein Feind geweſen, da habt Ihr Euch gerächt, das gefällt mir nicht ſo gut. Denn der Menſch ſoll nicht Böſes mit Böſem vergelten, hat mir meine Mutter geſagt, und es ſteht auch hier im Buche.

Und mit dem Schwatzen und Plaudern habt ihr euch begnügt? ſagte Philipp.

Ich habe mich damit begnügt, entgegnete Elſe, mein Begleiter wollte etwas mehr. Aber ich habe ihm geſagt, daß das nicht ginge, und daß ich Braut ſei.

Wie Elſe, du biſt Braut?

Nimmt Euch das ſo ſehr Wunder? Kann ich nicht Braut ſein, ſo gut wie Eine! Aber ich bin es nicht; es war nur ſo ein Gerede, damit er mich gehen ließe. Uebrigens iſt der Wald jetzt frei, und Ihr könnt nun gehen, wohin Ihr wollt.

Alſo du ſchickſt mich fort?

Ich kann Euch ja doch nicht behalten, entgegnete das Mädchen mit einem zärtlichen Ausdruck. Und übrigens will ich Euch auch nicht behalten, denn die Männer, die es Einem ſo anthun, das ſind gar gefährliche Leute!

Es wurde nun berathſchlagt, auf welche Weiſe Philipp ſicher bis über die Grenze kommen könnte. Er ſollte in der Nacht wandern, aber in der Nacht war wieder Gefahr, daß er die verſteckten Wege nicht finden würde. Die Großmutter miſchte ſich mit ins Geſpräch und machte bald dieſen, bald jenen Vorſchlag; ſogar die Magd wurde um Rath gefragt. Endlich rief Elſe: Ich hab's! Kommt nicht der Hundsrück heute hier an? Der kann ihn mitnehmen. Er gibt ihm einen Pack Sachen zu tragen, und ſo ſieht er wie ſein Knecht aus, oder wie ein anderer Handelsmann. Dieſer Vorſchlag fand großen Beifall. Und noch beſſer! rief Elſe freudig, vom Hundsrück kann er auch Kleider bekommen, denn der hat ſie von allen Sorten. In den blutigen Hemdsärmeln kann er nicht einen Schritt aus der Hütte.

Gegen Abend erſchien der erwartete Händler. Es war ein Mann von mittlern Jahren, auf deſſen kräftigen Schultern ein ziemlich ſtarker Ballen von Kleidern und allerlei kleiner Waare ganz bequem Platz fand. Er ging gebückt und am Stabe. Sein Auge war umſchattet, aber nicht unfreundlich. Er hatte die Gewohnheit an ſich, daß er öfters aus tiefer Bruſt ſeufzte, dabei klagte er aber nicht, und hatte eine freundliche, ja ſogar lächelnde Miene. Mit dieſem Manne ſchloß nun Philipp ein Uebereinkommen, ſie wollten miteinander bis an die Grenze wandern, und beide abwechſelnd das Gepäck tragen. Ein Anzug, dem Zwecke entſprechend, war bald gefunden. Der Händler bekam nun zu wiſſen, daß Philipp ein Deſerteur ſei, und er ſagte: Es iſt ganz recht, daß Ihr dem gottloſen Soldatenhandwerk entlaufen ſeid, und ich bin froh, daß ich demnach zum Werkzeug Eurer Flucht dienen kann. Philipp ſeinerſeits erfuhr, daß ſein neuer Genoſſe ein mähriſcher Bruder war, der nebenbei, daß er ſeinen Kram abſetzte, auch noch von der Gemeinde mit beſondern Aufträgen zur Förderung ihrer Lehren betraut war.

Der Abſchied von der kleinen Elſe wurde

Philipp nicht leicht. Das Mädchen, das fühlte er, hatte ihr Herz an ihn verloren. Sie weinte ihre heimlichen, bittern Thränen, und immer wieder und wieder winkte ſie ihm Abſchied zu, und immer wieder kehrte Philipp um, ſie zu küſſen und ſie zu tröſten. Ach, wo bleibe ich nun in dieſem einſamen Waldhäuschen! rief ſie, hier bei der alten Frau und der Leiche! Und Der, den ich lieb habe, zieht weit fort! Philipp verſprach von der Grenze zu ſchreiben, und Hundsrück ſollte den Brief überbringen. Elſe dagegen nahm ſich vor, mit dem Bruder zu ſprechen; es war kein ſo gar weiter Weg, ſie konnte, wenn Philipp ſich drüben ſicher anſiedelte, ihn mit dem Bruder dort beſuchen. So wiegt ſich die Liebe in Träume und Hoffnungen.

Die Waldbäume rauſchten, der Guckuck rief, die Verhänge des kleinen offenen Fenſters wehten im Winde, ſie ſtand in der Thür und ſah die abgehenden Beiden hinter den Bäumen verſchwinden.

„Ich bin kein Ritter,“ entgegnete er, „ich kann die Ritter nicht leiden. Du ſiehſt dieſen roſenrothen Schlafrock, dieſe zierlichen kleinen Stiefeln, dieſe Weſte von Brocat, dieſes ſchwarze tuppirte Haar und die kleine rothe Mütze darauf mit langer goldener Troddel, iſt das das Coſtüm deiner albernen Ritter? Ich gehöre einer gebildeten Periode an, die erſt kommen wird und von der dein kleines Köpfchen ſich noch nichts träumen läßt. Mit Einem Worte, ich bin eben ſo wenig ein Ritter, wie du ein Knabe biſt.“

„Aber wer giebt euch ein Recht an dieſen letztgenannten Umſtand zu zweifeln?“ fragte Magelone hocherröthend. Der Genius ſchlang ſeinen Arm um ſie und drückte einen leidenſchaftlichen Kuß auf ihre Wange. „Ach! die Spinne, die Spinne! ſchrie Magelone. Der Genius lachte überlaut. „Alſo du biſt's, Kleine. Ich erkenne dich!‘ rief er und machte Anſtalten noch mehr Küſſe von dieſen friſchen Lippen zu erbeuten,

Zehntes Kapitel.

Philipp ſollte wieder Gelegenheit haben, ein Pröbchen ſeiner eigenthümlichen Lebensanſicht und einen Abriß ſeiner Lehre zu geben.

Hier hatte er es mit einem wahrhaft Gläubigen zu thun, nicht mit einem Heuchler, wie Nicodemus einer war.

Wenn Zwei zuſammen eine einſame Straße dahinwandeln, dann löſt ſich von ſelbſt, bei dem einförmigen Takte der Tritte, ein Lied alter Erinnerung von Herzen. Nie iſt Menſch gegen Menſchen mehr zum Vertrauen geneigt, als wo ſich beide der weiten, großen Ebene, oder der lieblichen Thaltiefe gegenüber ſehen. Es iſt die

Natur ſelbſt, die ſie zum Reden auffodert. Und dann — unter dem Himmel, unmittelbar angeweht von dem Athem, der niederfließt aus der ewigen Blaue — da ſpricht ſelbſt die Zunge wahr, die ſich ſonſt mit Lügen umgab; um wie viel ſchöner und inniger ſpricht ſich ein redlich Herz aus!

Philipp war die demüthige und knechtiſche Natur ſeines Begleiters ſehr zuwider, auch machte ihm das ewige Seufzen einen unbehaglichen Eindruck. Bei Gelegenheit eines Streites in einer Nachtherberge fragte er unwillig: Warum habt Ihr mir nicht beigeſtanden, als ich dem Lumpengeſindel, das an uns wollte, die Wege wies?

Ich mich mit Zänkereien, mit Flüchen und gar mit Schlägen abgeben! Nimmermehr! Der wahre Chriſt ſoll mit ſeinem Bruder einträchtiglich beiſammen wohnen, das iſt lieblich und dem Herrn angenehm!

Ich bin der Anſicht, daß man ſich ſeiner Haut wehren muß! entgegnete Philipp.

Das Geſpräch ſtockte hier, denn beide Sprechenden waren ſo gänzlich verſchiedener Anſicht, daß kein Punkt der Vereinigung gefunden werden konnte.

Warum ſeufzt Ihr immer? fragte Philipp bei einer andern Gelegenheit. Quält Euch etwas?

O nein! tönte die Antwort mit lächelndem Munde. Ich ſeufze darüber, daß ich eine ſo elende und verlorene Creatur bin; aber ich freue mich zu gleicher Zeit, daß mein Erretter lebt, der mich wieder zu Ehren bringt.

Das verſtehe ich nicht. Wie kann ein Mann ſich ſelbſt eine elende, verlorene Creatur nennen! Wenn ich's wäre, würde ich mich ſchämen, daß ich's bin, und mich wohl hüten, es öffentlich zu ſagen. Wenn Einer es wagte, mir es ins Geſicht zu ſagen, ſchlüge ich ihm hinter die Ohren. Denn ein Mann ſoll ſich nicht ſchimpfen laſſen.

Sage es mir zehnmal am Tage, und ich will dir jedesmal noch Dank dafür abſtatten, daß du's mir ſagſt.

Still, ſprecht nicht ſo! Das klingt ekelerregend.

Was liegt mir daran, wie's klingt, wenn's nur wahr iſt. Und wahr iſt's, wir ſind Alle unnütze Knechte, wir ermangeln Alle des Ruhms, den wir haben ſollen.

Nicht Alle. Es gab große und herrliche Menſchen, und gibt deren noch.

Was wir auch thun, es iſt alles nichts werth!

So! Und wenn es mir nun gelingt, etwas Großes und etwas Herrliches zu thun?

So haſt du es nicht gethan.

Wer denn?

Der Heiland.

Und wenn ich etwas Böſes thue, hat's denn auch der Heiland für mich gethan?

Nein, das haſt du ſelbſt gethan.

Philipp rief wild: Alſo was ich Gutes gethan, das ſoll ich nicht gethan haben, das Unrechte, das Einfältige, das Böſe, das vollbracht zu haben, das macht mir Niemand ſtreitig!

Nein, denn das Böſe iſt dein eigentlicher Stand, da biſt du gleichſam zu Hauſe. Wir Alle ſind böſe und verderbt von Grund aus.

Wer hat uns denn ſo gemacht?

Der Sündenfall unſerer erſten Eltern.

Alſo ein Anderer hat mich böſe gemacht,

und wieder ein Anderer macht mich gut. Was ſtelle ich denn dabei vor? Wie kläglich iſt's für einen Mann, daß Andere alles für ihn machen.

Ja, es iſt auch kläglich.

Aber ſolch' ein Mann will ich nicht ſein. Nein — nein! Ich will ein ſolcher Mann nicht ſein! Und wenn man mir eine Welt böte!

Armer Menſch, und was willſt du denn ſein?

Ich will Gutes und Böſes *ſelbſt* gethan haben. Bin ich hülfreich geweſen gegen meine Nebenmenſchen, iſt's mir gelungen den Trübſeligen zu erheitern, den Unglücklichen zu unterſtützen, dem Leidenden eine Stunde ſeiner Leiden zu verkürzen, da will ich mit Vergnügen zu mir ſelbſt ſagen: Das hab' *ich* gemacht! Wenn ich dagegen niedrig und böſe geweſen, wenn ich mich nicht habe finden laſſen, wo man mich ſuchte — da muß ich das Recht haben, zu mir in meiner ſtillen Kammer zu ſagen: Schäme dich! Beſſere dich! Sei kein Lump! — Verſteht Ihr wohl, in meiner ſtillen Kammer; denn die Menſchen brauchen das nicht zu wiſſen, es iſt Etwas, was Jeder mit ſich ſelbſt abzumachen hat.

Gelingt dir dann eine gute That, ſo wirſt du ſtolz darauf ſein.

Allerdings, denn dieſe gute That iſt mein Eigenthum, und ich will ſehen, wer ſie mir nehmen will! Aber da ich weiß, wie viel es mich gekoſtet hat gut zu thun, ſo hab' ich auch zugleich großen Reſpect für Alle, die noch beſſer handeln. Jeder große Mann iſt mein Vorbild, an ihm hängt meine Seele Tag und Nacht.

Alsdann haſt du keinen Heiland nöthig.

Wahrlich, nein; ich habe keinen nöthig.

Armer Sünder! Wie willſt du denn beſtehen am Tage des Gerichts, wenn die Pforten des Todes geöffnet werden und jegliche Creatur erſcheint, um von ihren Thaten Rechenſchaft zu geben? Alsdann wirſt du daſtehen, ohne daß Jemand für dich einſteht.

Ich will Niemand, der für mich einſteht. Taug' ich nichts, ſo gehe ich verloren, ſo wie ich es verdiene. Einen ſchlechten Kerl zu retten, kann Niemand für ein großes Verdienſt angerechnet werden.

So wirſt du in die Hölle fahren.

Hölle und Himmel exiſtiren beide nicht.

Was! Unſer Herr und Heiland ſagt doch mit dürren Worten —

Was er geſagt hat, wer will das jetzt noch genau wiſſen. Uebrigens um die Menge im Zaume zu halten, daß man über ſie herrſche, hat man einen Himmel und eine Hölle erfunden. Es gab auch eine Zeit, wo Alles dieſes ſehr willig geglaubt wurde.

Und wird es denn jetzt nicht mehr geglaubt?

Von ſehr Wenigen noch. Die Meiſten thun nur noch ſo, als glaubten ſie's, damit die alte Ordnung nicht auseinanderfalle. Der wahrhaft weiſe und gute Menſch hat keinen Himmel zur Belohnung nöthig. Er ſagt ſich am Ende ſeiner Laufbahn: Du haſt ſo gehandelt, wie du mußteſt! Das iſt ſein Himmel.

Das kann dir keinen Troſt im Unglück gewähren, das hält dich in Leiden nicht aufrecht.

Gerade das! Ich ſetzte den Widerwärtigkeiten meine Seele entgegen. Verſucht's mich zu beugen! ruf' ich.

Beuge dich lieber ſogleich ſelbſt.

Nie und nimmer! Meinen Nacken wird man brechen können — ihn beugen niemals.

Wie anders, wenn du denkſt: Was ich erleide, ich will es tragen, denn Gott ſchickt es mir.

Dann muß ich aber fragen: wofür? Was hab' ich gethan, daß man mir Uebles auf Uebles zuſchickt? Iſt das ein weiſer Gott, der den Unſchuldigen peinigt und den Schuldigen in Genüſſen ſchwelgen läßt? Was hatte ich verbrochen, daß mein unſchuldiges Kinderauge die Mutter mußte ermorden ſehen? Was hatte ich verbrochen, daß man mir mein Erbe und meinen Namen ſtahl? Wodurch verdiente ich's, daß ich unter Räuber kam und faſt alles Schändliche der Welt bereits an meinem noch jungen Herzen vorüberzog? Ich ſage, ich hab's durch nichts verdient, und ungerecht und tyranniſch hieße der Wille, der dieſes über mich verhängt hatte. Doch es gibt einen ſolchen Willen nicht.

Gottesläugner!

Wer von uns läugnet mehr Gott. Ihr, die ihr einen Gott annehmt, der die Unſchuld leiden läßt und die Tugend mit der bitterſten Unbill verfolgt; oder ich, der einen ſolchen Gott nicht annimmt?

Ihr thut mir weh und kränkt mich mit Euren Reden.

Das thut mir herzlich leid. Ich will Niemand kränken und beleidigen, und wenn Einer wahrhaft etwas glaubt, ſo iſt's mir heilig. Wir wollen nicht weiter ſprechen.

Erlaubt mir nur noch eine Frage. Wer ſchickt denn, nach Eurer Anſicht, die unangenehmen Vorfälle, das Unglück, Das, was wir Erweckte die Prüfungen Gottes nennen? Wer ſchickt denn die, wenn Ihr keinen Gott annehmt?

Dieſe werden durch die unvollkommene Einrichtung der Welt und durch böſe Menſchen uns geſendet. Wenn wir jenen Zufallen den Gleichmuth und den Stolz unſerer Seele, und gegen die Menſchen unſere geiſtigen und körperlichen Kräfte anſetzen, ſo werden wir über beide ſiegen. Dabei müſſen wir nicht vergeſſen, daß wir ebenfalls nicht vollkommen ſind, und daß unſere Nebenmenſchen ſich auch über uns zu beklagen haben. Darum geziemt's dem Manne, der ſtark, gut und edel und ſeinem eigenen Urtheile würdig durchs Leben gehen will, daß er ſeine Begierden beherrſche und vor allen Dingen nie und nirgends Unrecht ausübe. Er würde aber Unrecht ausüben, wenn er ſein Wohlſein oder ſeinen Genuß im Auge behielte, während ſein Bruder leidet.

Das iſt Alles nichts! ſeufzte der Fromme, gar nichts! Denkt und fühlt Einer auch wie ein Engel, und er hat den Glauben nicht, ſo iſt er der Schlechteſte der Schlechten. Deine Worte, Freund, ſind mir leerer Schall und klingendes Erz. Mein Troſt iſt, daß es auch bei dir einmal zur Wandlung komme. War doch Saulus auch ein hochfahrender Sünder, ſaß er doch auch auf dem hohen Pferde der Selbſtgerechtigkeit, und ſiehe da — ein Augenblick! — und er lag unter den Hufen des Pferdes kläglich auf dem Boden.

Wir wollen von etwas Anderem ſprechen! ſagte Philipp finſter. Erzählt mir, wie Ihr Eure Jugend hingebracht.

Nicht allein meine Jugend, erwiderte Hundsruck gefällig, ſondern mein Leben weiter hinaus als die Prinzeſſin einen lauten Schrei ausſtieß und ſich hinter das ringende Paar zu verſtecken eilte. „Was iſt Ihnen, Kalypſo?“ fragte der Genius.

„Kalypſo, Kalypſo!“ riefen mehrere Stimmen. „Sie iſt's! Es iſt die Prinzeſſin!“ Dieſes Geſchrei erhob der Schwarm, der eben jetzt aus der Hütte ſtürzte und mit wilder Zudringlichkeit die verſchleierte Dame umringte.

„Was ſoll das?“ fragte der Genius, mit einiger Hoheit unter ſie tretend.

Die blinde Corella hatte ſich vor der Prinzeſſin niedergeworfen, indem ſie ſie in den bewegendſten Ausdrücken um Hülfe und Rettung beſchwor. Sie ſchilderte ihren und ihrer Gefährtinnen Zuſtand, und unterließ nicht, zu erwähnen, daß ſie dieſes Unglück für eine gerechte Strafe hielte, die der Himmel über ſie verhängt habe, weil ſie heimlicher Weiſe von ihrer Wohlthäterin und Herrin geflohen ſei. „Alle Welt weiß, gnäwill ich dir in der Kürze mittheilen, du, mein lieber Sünder. Ach, wenn ich deinen Leib betrachte, den der Herr wie eine Palme hat emporwachſen laſſen; wenn ich deine ſtarken Schultern anſchaue, die er gemacht hat ſein Kreuz zu tragen; wenn ich dieſe breite und feſte Bruſt betaſte, in der die männliche Stimme wohnt, die Verkünderin ſeines Wortes — o da überkommt mich Wehmuth, daß in dieſem Tempel Beelzebub wohnen ſoll. O, mein Bruder, mein Bruder! Komm, begleite mich auf dem himmliſchen Wege, wie du mich jetzt auf dem irdiſchen begleiteſt. Sieh hier deinen armen Bruder, auf den Knieen vor dir im Staube, er fleht dich an, ſage ab dem Geiſt der Erde und trete zu mir herüber!

Philipp hob den Knienden auf und ſagte ſehr finſter: Eure Geſchichte — erzählt!

Nun gut! rief jener. Ich bringe das Werk der Bekehrung nicht zu Stande; ein Anderer wird's thun. Als meinem Vater, einem armen Tagelöhner, das dreizehnte Knäblein — das war ich geboren wurde, erſchrak er, denn er dachte, es könne ein Judas werden. Deshalb wandte er in der Angſt ſeines Vaterherzens ganz beſondere Sorgfalt auf mich. Ich ward unſerm Heiland durch alle Mittel empfohlen, die nur der ſündige, menſchliche Geiſt ſich ausdenken kann. Das wäre Alles unnütz geweſen, wenn der Heiland nicht ſelbſt liebreich mich in ſeinen Arm genommen. Er legte mich an ſeine fünf Wundenmale, wie eine Mutter ihr Kleines legt an die ernährende Bruſt. Meine Eltern waren und blieben arm; da meine Brüder bald aus dem Hauſe zogen, blieb ich daheim und diente als Knecht. Da ich ein ſchwächlich Knäblein war, ſtärkte mich der Herr, und ich konnte mehr Tagewerk thun als die ſtarken Nachbarkinder. Sehr früh fing bei mir die Schule des Trübſals an. Der Vater ſtarb und die Mutter heirathete von neuem, und ich erhielt einen böſen Stiefvater. Das Stöcklein wurde nie kalt in ſeinen Händen, er fuhr damit auf meinem Rücken und Beinen daher wie ein grauſamer Wind, der die junge Pflanzung heimſucht. Ich ſang und lobte den Herrn, während ich die Schläge empfing. Oft lief das Blut herab, und ich ſagte dann freudig zur Mutter: Siehe

Mutter, dein Acker trägt Roſen. Je ſanftmüthiger ich die Mishandlung hinnahm, deſto ſtärker wurde ſie. Endlich gedachte ich zu ſterben, und da ich bei einem Tiſchler in die Lehre gegeben war, ſo hatte ich mir ſchon ſelbſt mein Särglein gezimmert; ganz artig ſchwarz bemalt — unſer Nachbar hatte mir etwas Kienruß gegeben, das ich mit Leimwaſſer angerührt, und von dem Schrank der Mutter hatte ich die Meſſinghandhaben abgelöſt und ſie dort angeſchlagen. Aber der Herr hatte es anders mit mir vor: das kleine Bette war nicht für mich beſtimmt, ein größeres ſoll ich haben. Der Baum wächſt noch, der es mir geben ſoll. Der Stiefvater ſtarb und meine Mutter zog mit mir zu ihren Verwandten. Ihre Zahl war groß und ich mußte der Diener Aller ſein. Ich diente freudig: da hieß es, Tobias hier, Tobias dort — Tobias an allen Ecken! Nur in den Sonntag-Predigtſtunden nahm ich kein Tagewerk vor, da trat ich vor den Herrn und zeigte ihm unter Thränen mein Sünderantlitz. Er ſtärkte mich, daß ich die Mühſal ertrug, ja er machte ſogar, daß ich immer freudiger wurde.

je ſchlechter mir es ging. Es kam die Zeit, wo ich mich nach einem Weibe umſchaute. Es war auch eine arme Laſtträgerin, die ich wählte, das ärmſte Mädchen im Dorfe, ein Kind, das durch frühe Knechtſchaft faſt krüppelig geworden war. Aber in ihrer Hinfälligkeit war ſie doch einer großen Liebe und Treue fähig, und zugleich war ſie auch willig und vollkommen gut darauf eingerichtet, viele Kinder zu gebären. Ich hatte von meiner Mutter, die unterdeſſen in die Paradiesgärtlein Salem's überging, ein gar winzig klein Sümmchen geerbt, das wendete ich an, mir einen Kramladen anzulegen, wo ich allerlei für den Haushalt nöthiges Geräth verkaufte. Ein Jahr erlebte ich, wo alles gut ging, wir geſund blieben und mein Weib, die ſich ſputete mich geſchwind recht glücklich zu machen, mir ein Zwillingspaar ſchenkte. Schon wurde ich übermüthig, und ich ſchrieb an meine Wand: Der Hundsrück iſt ein glücklicher Kerl! Das konnte mein Heiland nicht vertragen, er, der ſich liebreich vorgenommen hatte, mich durch mein ganzes Leben hindurch durch Trübſal zu erziehen. Geſchwind ſtarben meine Zwillinge. Ich löſchte an einem Sonntagmorgen ganz leiſe die Inſchrift aus. Mein Weib legte ſich nieder und lag mir ſechs Wochen zwiſchen Tod und Leben! Nun kam die alte Freudigkeit über mich. Ich dankte Gott mit heller Stimme; war ich doch jetzt wieder ſein liebes Kind. Es ging Schlag auf Schlag, mein Laden brannte aus, Diebe brachten meine Erſparniſſe fort, mein Weib lag im Sterben. Ich wußte mich vor Freude nicht zu laſſen. So muß es gehen! rief ich — immer beſſer, immer beſſer! Ich werde gezüchtigt, ich werde geliebt! Wo iſt die Ruthe, daß ich ſie küſſe!

Haltet etwas ein, rief Philipp hier; mir wird ganz unwohl bei Euren Schilderungen. Was iſt das! Seid Ihr denn verrückt? Ihr konntet Euch ja über dieſe ſchrecklichen Vorfälle nicht freuen! Unmöglich! Das iſt ja gegen alle Natur! Ihr erſcheint mir hier wie ein läppiſcher Wahnſinniger.

Das iſt's ja eben! rief Hundsrück. Meine Weisheit ſoll ſein der Welt wie Thorheit! heißt es. Höre nur weiter. Meine Frau genas; wir wanderten aus; doch wo ich hinkam, nirgends ging's ſo, wie der ſündige eitle Menſch es wünſcht. Ich und mein Weib wir ſtachen ein Thränenfäßchen nach dem andern an, wir berauſchten uns und wurden wahre Thränenſäufer; aber je mehr wir litten, deſto freudiger lobten wir Gott. Unſere Angeſichter glänzten vor Freude. Es war ſo weit gekommen, daß wir bettelnd im Lande herumzogen, mein Weib ihr Kleinſtes im Korbe auf dem Rücken. Bei einer dieſer Wanderungen ſtürzte mein Weib und verletzte ſich lebensgefährlich. Ich konnte kaum hoffen, daß mir mein Gott die allergrößte Freude vorbehalten hätte, ſie, meine einzige Gefährtin, mein einziges Labſal, meinen einzigen Troſt von mir zu nehmen. Und ſiehe da — der Grundgütige that's, er ſchenkte mir dieſes übergroße Zeichen ſeiner Gnade. Unter Zuckungen ſtarb mein Weib in meinen Armen. Ich hatte nicht das Geld, ihr einen Sarg zu kaufen; ich ſcharrte ſie ein mit meinen Händen in ein Grab in geweihter Erde. Da ſaß ich auf ihrem Hügel und nun rief ich, aber jetzt ganz anders und im wahren Sinne: Der Hundsruck iſt doch ein glücklicher Kerl! Die Leute fanden mich dort und trugen mich fort, denn ich war ohnmächtig geworden.

Gibt es einen weiſen und gütigen Gott, rief Philipp hier mit Entrüſtung, ſo ſeid Ihr es, der ihn auf die empfindlichſte Weiſe läſtert! Himmel! läßt ſich wol eine Verdrehung des geſunden Sinnes denken, wie dieſe! Freude iſt nicht mehr Freude, Leid nicht mehr Leid! Alle natürliche Gefühle haben ſich in ihr Gegentheil verwandelt!

Dieſe Ausrufe unſers Philoſophen hörte der Fromme nicht, denn er war ſo tief verſenkt in die Erinnerung vergangener Tage, daß er faſt wie im Traume ſprach und ſich geberdete.

So ſtand ich denn, fuhr er fort, in meiner Freude und meinem Glück lange Zeit allein. Da ich arm war und krank, ſo flohen mich die Menſchen wie einen Ausſätzigen: was kümmerte mich das! Saß ich doch warm und lieblich in Chriſti Wunden. Vor nicht lange habe ich von neuem geheirathet. Mein Weib iſt geizig und plagt mich tüchtig; aber kann ich ohne Plage leben? Es fängt mir an unglücklich zu gehen, das heißt, ich habe wieder etwas Eigenthum und ich lege mich Abends ſatt zu Bette, dabei habe ich keine Lumpen auf dem Leibe. Wenn dieſe Praſſerei und dieſes Wohlleben ſo fort geht, ſo wacht ſicherlich der alte Adam wieder auf.

Es iſt genug, ſagte Philipp. Wollen wir nie wieder über dieſe Dinge ſprechen, denn ich kann mit Euch nie und nimmer übereinſtimmen. Doch glaube ich, daß Ihr ein redlicher Mann ſeid.

Elftes Kapitel.

Unſere Wanderer nahten ſich einem Hauſe, das auf der Grenze der beiden Länder erbaut und eine ziemlich anſehnliche Schenke war, zugleich Wohnungen für Reiſende enthielt, die hier übernachten wollten. Hundsrück bemerkte zwei Soldaten, die auf der Bank vor der Hausthür ſaßen, und machte ſeinen Gefährten auf ſie, als auf ein übles Zeichen aufmerkſam. Dieſe Leute ſind deinetwegen da, lieber Bruder, flüſterte er; wir müſſen vorſichtig ſein.

So wollen wir ſogleich weiter gehen, ohne einzukehren, rieth Philipp.

Das würde Verdacht erwecken, bemerkte der

Händler. Ich kehre, ſo lange ich dieſe Straße wandle, regelmäßig hier ein, was würde der Wirth ſagen, wenn ich heute vorüberginge?

Indem er dieſe Worte ſprach, erſchien auch ſchon der Eigenthümer der Schenke und nöthigte die Beiden einzukehren. Was wollen jene Soldaten? fragte Hundsrück; habt Ihr Einquartierung? Nein, entgegnete der Gefragte. Es treibt ſich ein Deſerteur in der Gegend herum, und dem paſſen ſie auf. Die ganze Grenze iſt beſetzt, von hier bis zum nächſten Dorfe.

So, ſo, ſagte Hundsrück. Nun gut Glück für das Geſchäft.

Sie gingen in die Schenke und fanden dieſe angefüllt mit Reiſenden aller Art. Der arme Händler und ſein Gefährte fielen Niemand auf. Die Nacht verging ruhig, erſt beim anbrechenden Morgen, als die Beiden ſich zum Weiterwandern anſchickten, wurde Philipp von dem Sergeanten befragt, wer er ſei und wohin er wolle. Sogleich, als ſie jene miteinander ſprechen ſahen, kamen die Soldaten und bildeten einen Kreis um beide. Philipp antwortete unerſchrocken, daß er digſte Fürſtin," ſchloß ſie ihre Rede, „daß Ihr im Beſitze übernatürlicher Kräfte ſeid, wenn Ihr dieſe nicht anwendet, uns in unſern vorigen Zuſtand zurückzuverſetzen, ſo iſt's um uns geſchehen. Ehe wir dieſes Elend noch länger ertragen, ſoll ein gewaltſamer Tod unſerm unglücklichen Daſein ein Ende machen."

Die drei Ritter gruppirten ſich knieend ebenfalls um die Prinzeſſin, die hinter ihren Schleiern den Zorn und die Beſchämung verbarg, die dieſer unerwartete Auftritt ihr verurſachten. Sie konnte nicht umhin, eine lebhafte Schadenfreude zu empfinden, indem ſie bemerkte, daß die magiſchen Geſchenke der Fee, die man ihr entzogen hatte, eine ſo üble Wirkung auf die Verrätherinnen hervorgebracht. Nach einer ziemlich langen Pauſe nahm ſie das Wort: „Ihr verdient allerdings nicht, daß ich mich um euer Schickſal bekümmere," ſagte ſie mit einem verweiſenden Tone, „doch ſollt ihr nicht umſonſt meine Macht ander gemiethete Knecht des Händlers ſei und Waaren in die Stadt jenſeits brächte.

Hol mich der Teufel, brummte der Sergeant, wenn der Burſch nicht das rechte Maß hat! Iſt denn keiner von euch, der den Spitzbuben gekannt hat? wandte er ſich zu den Soldaten.

Ich! entgegnete Einer aus dem Kreiſe und trat vor. Ich kannte ihn, wie ich das Kind meiner Mutter kenne. Wir waren aus einem Dorfe und ſeine Eltern kenne ich auch.

Philipp hatte, als der Soldat hervortrat, einen augenblicklichen heftigen Schreck empfunden; alsbald überzeugte er ſich aber, daß er nichts zu fürchten hatte. Die Angaben waren falſch. Der Sergeant war erſt neu in ſeine Stelle geſetzt; ein Kamerad, dem Philipp einen Dienſt erwieſen, erkannte ihn wohl, verrieth ihn aber mit keiner Miene.

Wir wollen ihn zurückhalten, hob der Sergeant wieder an, der ſich vergebens bemühte, einige Notizen, die eine Art Signalement enthielten, aus ſeiner Brieftaſche zu entziffern, bis der Herr Lieutenant zurückkommt.

Ei, Herr, Ihr wollt mir meinen Knecht hier behalten! klagte Hundsrück. Und wie ſoll ich armer Mann das Gepäck allein tragen! Was wollt Ihr von uns? Fragt den Wirth, er kennt mich ſchon ſeit Jahren, daß ich kein Hehler noch Stehler bin.

Auf die Anfrage des Sergeanten beſtätigte der Wirth dieſe Ausſage. Nach einigen Hin- und Herreden, und als von mehren herbeigelaufenen Leuten der Lärm entſtand, man ſei im nahen Wäldchen dem Flüchtling auf der Spur, ließen die Soldaten den Händler frei, der nun mit Philipp die Grenze überſchritt. Sie machten eine ſtarke Tageswanderung, um die Stadt zu erreichen, langten jedoch erſt in der Nacht daſelbſt an. Philipp's Zuſtand war durch die Anſtrengungen, durch ſeine Verwundung und durch die Gefahr, die er überſtanden, trotz ſeiner ſtarken Natur, doch ſo leidend, daß ihm Ruhe nöthig war. Als er ſicher aufgenommen war in dem Hauſe von des Händlers Freunden, überfiel ihn ein heftiges Fieber, das ihm die Beſinnung raubte. Acht Tage lag er auf Tod und Leben darnieder. Als er am neunten Tage die Dinge um ſich her wieder klar erkennen konnte, ſah er ſich in einem reinlichen kleinen Zimmer und an ſeinem Bette — Elſe ſitzend. Der zurückkehrende Händler hatte die Nachricht ſeiner Erkrankung ins Forſthaus gebracht und alſogleich hatte das Mädchen mit ihrem Bruder ſich aufgemacht, um ihn zu pflegen. Unbeſchreiblich war ihre Freude, als ſie Philipp wieder zuſammenhängend und verſtändlich ſprechen hörte, als ſein klar blickendes Auge ſie erkannte und ſeine Rechte ſich ausſtreckte, ſie zu begrüßen.

Biſt du da, Elſe! rief er.

Freilich! entgegnete ſie. Mich trieb's, meinen „Todten" wiederzuſehen. Ach, beinahe wäret Ihr jetzt in Wahrheit ein Todter geworden! Man muß mit dem Sarge nicht ſpielen.

Philipp erholte ſich raſch, ſeitdem die treue Liebe an ſeinem Lager weilte. An dem Bruder Elſe's lernte er einen braven, etwas finſtern und verſchloſſenen jungen Mann kennen, der ein guter Waidmann war und der Philipp's That kannte und billigte. Die beiden jungen Männer wurden

Freunde. Durch Guntram, ſo hieß er, erfuhr auch unſer Held, daß die Nachforſchungen fortwährend betrieben würden, da der Getödtete einer vornehmen einflußreichen Familie angehöre, und die That viel Aufſehen erregt habe. Er rieth deshalb, daß Philipp ſobald wie möglich ſeine Flucht weiter fortſetze; Elſe vereinigte ihre Bitten mit denen des Bruders, obgleich ſie unter Thränen verſicherte: ſie könne ohne ihren Todten nicht leben. „Aber wenn ſie dich hier feſtnehmen und dich unter das Henkerbeil bringen! Das iſt doch noch viel ſchlimmer!“ rief ſie. „Alſo drum fliehe!“

Philipp ſah das Richtige dieſer Vorſtellungen und Bitten ein. Von Guntram mit Geld unterſtützt, von Elſe mit Segenswünſchen überſchüttet, und von dem treuen Hundsrück mit kleinen Waarenvorräthen und Aufträgen verſehen, machte er ſich eines Morgens auf den Weg und verließ die gaſtliche kleine Stadt, die ihn ſo hülfreich aufgenommen. Er hatte verſprochen, ſobald es ihm möglich ſei, den Bewohnern des Forſthauſes von ſich Nachricht zu geben.

Es war noch keine Woche vergangen, ſo befand ſich unſer Wanderer an der polniſchen Grenze: hier ſchloß er ſich einem jüdiſchen Pelzhändler an und gelangte mit ihm nach einer ziemlich beſchwerlichen Wanderung nach Warſchau. Dort nahm er ſich vor, in irgend eines großen Herrn Dienſte zu treten, denn die Pracht und der Glanz, den er hier überall verbreitet ſah, erzeugten in ihm einen großen Begriff von der Macht und dem Anſehen der hieſigen Großen. Sein Ehrgeiz erwachte, die kleinen Verhältniſſe und die niedere Sphäre, in der er bis jetzt geweilt, behagten ihm ſchon längſt nicht. Das ſtürmiſche Gefühl, das in ſeiner von ungeſchwächter Jugendkraft ſtrotzenden Bruſt lebte, und das ihn unausgeſetzt antrieb, etwas die Aufmerkſamkeit und das Staunen der Menſchen Erregendes zu thun, vor allen Dingen ſeine Tage nicht in der Dunkelheit und Zurückgezogenheit hinzubringen, machte, daß er jetzt alle ſeine Kräfte und ſeine Geſchicklichkeit anzuſtrengen beſchloß, um ſich eine Laufbahn, die zum Glanz führte, zu öffnen. Der Zufall unterſtützte ihn in dieſen Beſtrebungen. Es lag in dem Willen ſeines Geſchicks, daß er nunmehr ſeinen glänzenden, aber zugleich gefährlichen Weg wandeln ſollte. Er ſollte jetzt auf den Höhen der menſchlichen Geſellſchaft alle die Grundſätze und Lehren, die er ſich in der Einſamkeit angeeignet, und die die Frucht ſeiner finſtern und ſtolzen Forſchungen waren, in Anwendung bringen. Auch an ihm ſollte ſich jene triumphirende Philoſophie bewähren, die dem achtzehnten Jahrhunderte ſeine großen Männer verſchaffte und dem neunzehnten ſo wichtige Lehren hinterließ.

Nachdem er die kleinen Aufträge des Händlers gewiſſenhaft beſorgt, und ihm die gelöſten Gelder, ohne Abzug der Koſten für ſich, nebſt den Waarenreſten überſendet hatte, fand er ſich ſo ziemlich von allen Exiſtenzmitteln entblößt. Doch er verließ ſich auf ſeinen guten Stern und wanderte vergnügt in den Straßen der volkreichen Stadt, von Niemand gekannt und Niemand kennend. Es war die Zeit eines großen Kirchenfeſtes. Die Straßen und Plätze waren gedrängt voll, und eine unruhige und bewegliche Maſſe verſtopfte die Eingänge und ließ kaum Platz für den Zug der glänzenden Wagen, die unaufhörlich hin und her rollten, von ſchreienden und rufenden Dienern zu Fuß und zu Roß begleitet, die für ihre Herrſchaft Raum ſchaffen wollten. In dieſem Gedränge fiel plötzlich eine Brieftaſche zu Philipp's Füßen nieder; er hob ſie auf, und ohne ihren Inhalt zu unterſuchen, ſteckte er ſie zu ſich, nachdem er ſich vergeblich in ſeiner Nähe umgeſehen, ob Jemand den Verluſt bemerke. Der Strom der Menge riß ihn in dieſem Augenblick nach einer entgegengeſetzten Richtung, und ehe es ihm gelang, ſich wieder vorzudrängen, war der Platz, wo er früher geſtanden, bereits mit einer andern Zuſchauerzahl beſetzt. Zu Hauſe angelangt, beſichtigte er ſeinen Fund näher und fand in der Brieftaſche nicht allein in Bankſcheinen eine Summe von mehren tauſend Gulden, ſondern auch in einem beſondern Futteral einen Diamanten von großer Schönheit und von hohem Werthe. Ein beigelegtes Zettelchen gab dieſen Werth genau an. Philipp's Entſchluß war ſchnell gefaßt, er wartete bis zum nächſten Morgen, dann ließ er durch den öffentlichen Ausrufer ſeinen Fund verkündigen. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, begleitet von einem Polizeiofficianten, und gab ſich für den Eigenthümer der Brieftaſche aus. Schrecken, Angſt, Bekümmerniß hatten die Züge dieſes Mannes ſo entſtellt, daß er einem Irrſinnigen ähnlich ſah. Die Verhandlung dauerte nur wenige Minuten. Jener mußte aufs genaueſte ſowol die Zahl der Noten als auch ihren Werth angeben, alsdann den übrigen Inhalt der Brieftaſche, den werthvollen Stein und die dabei liegende Koſtenberechnung. Als alles ſtimmte, übergab ihm Philipp die Taſche gegen eine von der amtlichen Perſon mitunterzeichnete Quittung. Als der Polizeiofficiant ſich entfernt hatte, fiel ihm jener um den Hals und nannte ihn unter Vergießung von Thränen ſeinen Lebensretter, denn eben ſei er Willens geweſen, ſein mit Schande bedecktes Haupt in dem Strom zu betten, als er die Stimme des Ausrufers vernommen. Philipp erfuhr, daß er es mit dem erſten Buchhalter eines ſehr reichen Juwelenhändlers zu thun habe, daß der Mann über vierzig Jahre treu und ohne

Tadel ſeinem Geſchäfte vorgeſtanden, daß dieſer Unglücksfall ihn daher um ſo troſtloſer niedergeſchmettert habe. Der Principal wußte von dieſem Vorfalle nichts, er erfuhr ihn durch den Buchhalter, und nun beſtand er darauf, Philipp's Bekanntſchaft zu machen. Er war erſtaunt, einen jungen Mann zu finden, der fremd und ohne Mittel in einer großen Stadt angelangt, der Verſuchung widerſtanden hatte, ſich plötzlich aus jeder Verlegenheit zu reißen und ſich zum reichen Manne zu machen. Mein Herr, ſprach er Philipp an, indem er ihm auf das wärmſte die Hand drückte, geben Sie mir das Mittel an, wie ich Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen ſoll; Sie haben nicht allein einen ehrlichen Mann vom ſchmählichen Untergange gerettet, Sie haben auch mir ein bedeutendes Beſitzthum erhalten, und Alles dieſes ſoll ich hinnehmen, ohne auch nur die kleinſte Wiedervergeltung Ihnen zukommen zu laſſen. Sie dürfen wenigſtens den Antheil an dem Gefundenen nicht abweiſen, den Ihnen die Gerichte zuſprechen.

Auch ſelbſt zur Annahme dieſes Geldes war Philipp nicht zu bewegen, ſowie er jedes Geſchenk ausſchlug. Der Juwelier beſtand darauf, daß der junge Mann, an dem er großen Wohlgefallen fand, bei ihm wohnen ſolle, ſo lange er in Warſchau bleiben wolle; dies nahm Philipp an, und auch nur aus dem Grunde, weil ihm das offene, freie und lebhafte Weſen des Mannes gefiel. Herr Horſchner, dies war der Name des Juwelenhändlers, war einer der reichſten Induſtriellen der Hauptſtadt und beſaß mehre Häuſer und große Capitalien, die er ſich durch ſein Geſchäft erworben, das weithin verzweigt faſt in allen großen Städten Europas ſeine Ablagerſtellen hatte. Dabei war Herr Horſchner noch ein Mann in den beſten Jahren, von ſtattlichem Anſehen und von jener gewandten Umgangsweiſe, wie ſie viele Reiſen und der Verkehr mit der großen Welt erzeugen. Er war beliebt bei den warſchauer Großen, die vielfältige und manchmal ſehr verwickelte Geſchäfte mit ihm machten. Philipp war noch keine vierzehn Tage bei ihm, als er ſchon das vollkommene Vertrauen dieſes originellen Mannes beſaß, der ihm die intereſſanteſten Aufſchlüſſe und Mittheilungen über die Sitten des Landes machte geſprochen haben. Ich will zu eurer Befreiung mitwirken; allein zur Strafe für die mir zugefügten Beleidigungen müßt ihr noch einen Mondwechſel in dieſer Geſtalt verharren. Jetzt entweicht aus meinen Blicken. Eure Erſcheinung gehört nicht zu den angenehmen und mir willkommenen."

Sie winkte gebieteriſch und Corella mit ihren drei Gefährten zog ſich in ehrerbietiger Entfernung zurück. Sie waren froh, ſo viel erreicht zu haben, und tröſteten ſich mit dem baldigen Ablaufe der angekündigten Friſt. Der Genius hatte während dieſer Verhandlungen, an denen er ſehr wenig Intereſſe nahm, fortwährend mit Magelonen geſcherzt, und endlich dieſe überredet, mit ihm und der Prinzeſſin die Reiſe nach den Maulwurfsinſeln zu machen. Wir haben vergeſſen zu bemerken, daß, wie dieſe Inſeln im frühern Geſpräche des Genius mit der Prinzeſſin erwähnt wurden, eine Stimme aus dem Bündel, das und einzelne Vorfälle aus ſeinem Leben auf die ihm eigenthümliche, lebhafte Weiſe erzählte.

Sie finden unſere Stadt und unſern Adel — ſagte er eines Tages zu Philipp, als das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand kam — glänzend und imponirend; Sie ſollten erſt den Hof der ruſſiſchen Kaiſerin ſehen! Alsdann werden Sie anders urtheilen. Katharina, die den alten Thron der moskowitiſchen Großfürſten in einen ſtrahlenden Sitz modernen Fürſtenglanzes umgeſchaffen, hat um ihn her alle jene Genien und Geiſter geſtellt, die wahrhaft im Stande ſind, durch ihre Gaben das Auge der Menſchen zu blenden, ohne zugleich ihren Geſchmack zu verletzen. Hier iſt noch ſo Vieles roh und erinnert an die Feudalzuſtände, die finſtern Jahrhunderten angehören; in Katharina's Nähe iſt nichts von Dem zu ſpüren, was dem Moder der Vergangenheit angehört. Sie und ihr Thron ſind beide über Nacht wie ein Phänomen emporgeſtiegen, wie eine Zaubererſcheinung, die wir geblendet anſtaunen, die wir aber weder zu erklären, noch in ihren Einzelheiten zu unterſuchen im Stande ſind. Ganz

Europa iſt erſtaunt über dieſe Frau. Aus einer kleinen Fürſtenfamilie Deutſchlands hervorgegangen, hat ſie raſchen Laufes die höchſte Staffel erſtiegen, die menſchlichen Kräften erreichbar iſt. Und wie ſteht ſie herrlich auf ihrer Höhe da! Ganze Völker beugen vor ihr das Knie, und ſelbſt hier, wo ſie gehaßt wird, ſelbſt in dem Herzen eines gegen ſie erbitterten Volkes, geſteht man ihr zu, daß ſie gleichſam eine überirdiſche Erſcheinung iſt. Dabei kettet ſich der Ruhm an jeden ihrer Schritte; die Talente fliegen ihr zu, die Künſte beeifern ſich, ihr zu dienen, und vor Allem iſt es der Ehrgeiz und die Jugend, die da ſtreben, ewige Kränze des Ruhms aus ihren Händen zu empfangen.

Sie wundern ſich, mich ſo ſprechen zu hören, junger Mann; Sie glauben, ein Krämer, wie ich, könne nicht über dieſe Dinge urtheilen; aber erfahren Sie, daß ich die Höfe und die Fürſten kenne, daß ich in der eigenthümlichen Stellung, in der ich ſtehe, manche bewunderte Größe in der Nähe habe anſchauen und prüfen können, und ihren Glanz, der ein trügeriſcher war, habe weichen ſehen. Katharina's Diadem allein hat ſich nur von unvergänglichem Glanze gezeigt. Ich habe mit ihr perſönlich — wenn auch in ſehr untergeordneten Dingen — zu unterhandeln gehabt, und ich glaube Blicke in ihr Inneres, ſowie in das Weſen ihrer Umgebung gethan zu haben. Nehmen Sie nur das Eine, das ihr unzweifelhaft anhaftet, der Muth. Bedenken Sie, welchem Strome des Aufruhrs ſie ſich entgegenwarf, als ſie in jener ewig denkwürdigen Nacht, allein, von nur ein paar Begleitern gefolgt, auszog, ſich den erſten Thron der Welt zu erobern — ſie, eine junge, ſchöne, ſchwache Frau! Wie ein Mann trotzte ſie der Gefahr, wie ein Mann verfolgte ſie mit eiſerner Conſequenz ihr Ziel, und wie ein Mann hätte ſie auch zu ſterben gewußt, wenn ihre großen Pläne geſcheitert wären.

Herr Horſchner endete ſeine begeiſterte Rede, indem er Philipp auffoderte, in Rußland ſein Glück zu ſuchen. Das, was er ſoeben vernommen, erregte allerdings unſeres Helden Sympathie in einem ſo lebhaften Grade, daß er willig dieſem Rathe Gehör gab.

Es wurde nun zwiſchen beiden beſprochen, auf welche Weiſe Philipp nach Petersburg gelangen ſollte, und wo möglich in die Nähe der Kaiſerin. Einſtweilen ſollte er jedoch noch in Warſchau bleiben und ſich die Dinge ruhig um ſich her anſehen.

Horſchner behandelte ihn bereits nach einigen Wochen als ſeinen intimen Freund. Philipp vergalt ihm dies, indem er ſeinen Stolz bezwang und von jenem die freie ſorgenloſe Exiſtenz annahm, die der reiche Mann ihm bot und die ihn kein Opfer koſtete. Horſchner wollte unſern Freund mit den vornehmen Ständen in Berührung bringen, und deshalb ſann er ſich ein Mittel aus, das dieſem Zwecke entſprach und das zugleich auch ſeinem jungen Freunde immer von neuem Beweiſe des grenzenloſen Vertrauens gab, das er zu ihm hegte. Eines Tages trat er in Philipp's Zimmer, mit einem Etui in der Hand, das er öffnete und eine Menge der koſtbarſten Ringe und der geſchmackvollſten Armbänder ſehen ließ. Mit dieſen Sächelchen, hob er an, muß ich Sie bitten, ſich zu der Fürſtin Wladizla zu begeben, und zwar noch in dieſen Morgenſtunden. Die Dame erwartet ſie.

Sehr gern, ſagte Philipp mit großer Bereitwilligkeit. Wie glücklich bin ich, Ihnen einen Dienſt leiſten zu können!

Den erweiſen Sie mir allerdings, und zwar einen wichtigen, ſagte der Juwelenhändler. Ich habe meine Gründe, weshalb ich keinem meiner Leute dieſe Sachen anvertrauen kann; und dann habe ich auch meine Gründe, warum ich nicht ſelbſt hingehen mag. Sie ſollen beide hören. Dieſe Dame iſt die ſchönſte, aber zugleich die ausgelaſſenſte Frau in Warſchau. Sie wechſelt fortwährend ihre Liebhaber und iſt beſtändig in Geldverlegenheiten. Sie bewohnt einen Palaſt, faſt ſo koſtbar wie der des Königs, allein kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. Auch ich bin ſo glücklich, mein Antheil an dieſem wunderſamen Tempel zu haben, in dem unſere Göttin wohnt. Da ich ihr Gläubiger bin, ſo hat ſie einige Rückſichten für mich; dies hindert aber nicht, daß ſie mir die Ehre anthut, mich zu plündern, wo ſie es nur irgend unbemerkt und ungeſtraft glaubt thun zu können. Es iſt dies eine kleine Gemüthsergötzung für ſie, und Pläne dieſer Art füllen ihre müßigen Stunden aus, die die Galanterie offen läßt. Schon mehr als eine Koſtbarkeit hat ſie mir geſchickt entwendet, einestheils weil meine Leute nicht ſcharf genug ſahen, anderntheils weil ſie, wenn ſie auch Unrath merkten, nicht den Muth hatten, die Beute aus den ſchönen Händen, die ſie einmal erfaßt, wieder herauszumanövriren. Die Sache iſt allerdings, wie ich gern zugeben will, nicht ganz leicht. Eine ſchöne Frau vor ſich zu ſehen, in Sammet und Spitzen gehüllt, von einem orientaliſchen Luxus umgeben, wie eine regierende Fürſtin von einem Heer von Sklaven bedient, und dieſer mit der gehörigen Feinheit auf die Finger zu klopfen, die ein wenig lang geworden ſind, das iſt eine Sache eigenthümlicher Art. Ich ſelbſt bin dieſer Aufgabe am wenigſten gewachſen, wie Sie begreifen werden, und darum ſieht ſie mich nie in ſolchen Momenten ihre Schwelle überſchreiten. Ich bin neugierig, wie Sie, mein theurer Freund, mit ihr fertig werden. Machen Sie ſich auf ein qui pro quo gefaßt. Wie ich aus ſicherer Quelle höre, hat die Fürſtin in der vergangenen Nacht leidenſchaftlich und, wie ſie immer pflegt, ſehr hoch geſpielt, und iſt hartnäckig im Verluſt geweſen. Sie wird daher in der peinlichſten Verlegenheit ſein. Nun ſchickt ſie zu mir und will ſich Armbänder und Ringe anſehen, mit der Bemerkung, daß ich ihr von meiner beſten Waare ſchicken ſoll. Ich kenne das, ſie kauft nichts, und ich creditire ihr nicht eine Stecknadel an Werth. Es wird alſo auf ein Manöver abgeſehen ſein. Betrachten Sie dieſe Pretioſen genau, machen Sie ſich Merkmale. Sie hat Kenntniß von meinen werthvollſten Sachen und hat ſich täuſchend ähnliche, aber in falſchen Steinen machen laſſen. Nun wiſſen Sie Alles. Haben Sie Muth, den Auftrag zu übernehmen?

Philipp verſicherte dem Handelsmann, daß ihm nichts ſo ſehr Vergnügen mache, als dieſes kleine Scharmützel mit weiblichem Scharfſinn und weiblicher Kühnheit zu führen. — Horſchner lächelte und übergab ihm die Steine. Dieſe wurden nochmals von beiden genau beſichtigt. Alsdann begab ſich Philipp auf den Weg.

In dem Palaſt angekommen, wurde er vorgelaſſen, nachdem er ſeinen Namen und ſeinen Auftrag genannt. Er durchſchritt mehre ſchöne Gemächer, die mit koſtbarem Aufputz ausgeſtattet waren, und trat dann in ein kleines Boudoir, in welchem er eine junge Dame auf einem niedrigen Polſterſopha liegen fand. Sie war von zwei Dienerinnen umgeben, die ſich jedoch entfernten, als Philipp eintrat. Die Fürſtin erhob ſich und, indem ſie einen der Vorhänge zurückſchlug, betrachtete ſie in dem Lichte, das dadurch ins Zimmer drang, Philipp genau. Er vergalt dieſes, und ſein Blick wurde etwas verwirrt, als er bemerkte, wie wenig ein leichter Morgenanzug die Reize der ſchönen Frau verdeckte. Sie verlangte ſogleich die Pretioſen zu ſehen, und während ſie den Vorhang wieder niederließ, machte ſie wider Willen, daß Philipp ſeine Beſinnung jetzt ſcharf zuſammenfaßte, denn er ſah ein, daß dieſes Halbdunkel, welches im Kabinet herrſchte, ſeine Wachſamkeit um ſo mehr aufrief, je leichter es der Dame ihr Spiel machte, das ſie nunmehr begann. Sie hatte offenbar auf ſeine Verwirrung gerechnet und hielt ihn für einen Neuling, mit dem ſie leicht fertig zu werden hoffte. Nachdem der Preis einiger Ringe erfragt und ſcheinbar darüber gehandelt worden war, befand ſich alsbald das koſtbarſte Stück der Sammlung, ein überaus ſchönes Bracelet, in ihren Händen. Sie legte es an ihren Arm, der glänzend, voll und ſchön gerundet war; ſie wollte es um das Handgelenk befeſtigen, es gelang ihr nicht, und ſie foderte Philipp auf, ihr dabei behülflich zu ſein. Er that dies, allein wie man ſich denken kann, etwas ungeſchickt. Das Schloß wollte nicht ſchließen, und da er einigen Zwang anwandte, that die Fürſtin einen kleinen Schrei. Sogleich ſprangen die Dienerinnen herbei, ſie ſchleuderte das Armband weg und behauptete verwundet zu ſein. Es entſtand einige Verwirrung; wohlriechende Waſſer wurden gebracht, Gläſer wurden geöffnet, Tücher herbeigeholt. Philipp hatte anfangs geglaubt, die Dame wirklich verwundet zu haben; er war darum die erſten Secunden nur mit ihr beſchäftigt, dann dachte er an ſein Armband und ſuchte es auf dem Boden. Ein nicht geringer Schreck überfiel ihn, als er es nirgends ſah. Er durchſpähte mit raſchem Blick jeden Winkel des Teppichs, doch dieſer war ſo bedeckt mit Flortüchern und Shawls, daß leicht der geſuchte Gegenſtand ſich darunter verſteckt haben konnte. Sobald die Fürſtin ſich ein wenig wieder beruhigt und auf dem Sopha Platz genommen hatte, rief ſie ihren Dienerinnen zu: Bringt mir den abſcheulichen Mann wieder fort mit ſeinem Armband, womit er mich bald ermordet hätte!

Dicht an der Stelle, wo die Fürſtin geſtanden, lag der Shawl, der ihren Schultern entglitten war, als die unglückliche Kataſtrophe ſtattfand. Philipp hob den Shawl auf und unter ihm lag das Armband. Es war ihm dies auffallend, denn er glaubte bemerkt zu haben, ſo raſch auch die Scene vor ſich ging, daß das ächte Armband anderswohin gefallen war. Er hob den Schmuck auf, lüftete raſch den Vorhang, warf einen prüfenden Blick auf die Steine und ſagte dann zu der erſtaunten Fürſtin, die ſich halb von

Magelone an ihren Gürtel geknüpft, ihr zurief: „Ums Himmelswillen! liebes Mädchen, wenn du ein gefühlvolles Herz im Buſen trägſt, wenn je das Unglück deiner Nebengeſchöpfe dir eine Thräne des Mitgefühls entlockte, ſo beſchwöre ich dich jetzt, ſuche zu veranſtalten, daß man dich mit auf die Maulwurfsinſeln nimmt; du hörſt, jenes Paar, wahrſcheinlich ein Zauberer mit ſeiner Dame, macht ſich dorthin auf den Weg. All mein Unglück wär' zu Ende, wenn ich den Strand jener himmliſchen Eilande berühren könnte.“

Dieſe geflüſterte Bitte blieb nicht ohne Einfluß auf das Herz der kleinen Abenteurerin. Ihr Muth war eben ſo ſtark, wie ihre Neugierde, und eine Fahrt durch die Luft in dem bequemen Wolkenwagen eines jungen Magiers, der noch dazu ſie mit Artigkeiten und Schmeicheleien überhäufte, war ein kleines Reiſeintermezzo, das nicht zu verachten war, beſonders da fürs Erſte unſre ihrem Sitze erhob und ihn mit offenen Augen anſtarrte: Dies iſt das Armband, das Sie bereits ſchon beſaßen, gnädige Frau, und an Ihrem linken Arme trugen.

Ich? An meinem linken Arme? ſagte die Fürſtin raſch und lebhaft. Ich trage am Morgen nie Schmuck.

Es entſtand eine Pauſe.

Es iſt Ihr Armband, mein Herr! Ja — ja, das Ihrige! Stecken Sie's zu ſich und — gehen Sie! rief ſie noch lebhafter und mit herriſcher Stimme.

Es iſt nicht das meine! entgegnete Philipp feſt; und ich werde nicht eher mich entfernen, als bis ich das Armband habe.

Marianna! rief die Fürſtin, und ihre Stimme zitterte; was ſoll das bedeuten! Ich verſtehe dies Alles nicht. Was will der Mann von mir?

Herrin und Dienerin wechſelten einen Blick. Die Letztere ſagte, indem ſie ſich dabei bis auf den Boden verbeugte: Meine Gebieterin ſoll mich ſtrafen, aber ſie möge mir auch dann verzeihen. Ich hatte das ganz gleiche Armband Ihrer Durchlaucht angelegt, als ich in das Zimmer trat. Ich verlor es dort; das andere, welches dem Herrn dort gehört, muß noch irgendwo hier auf dem Boden liegen. Sie wandte ſich zu Philipp: Wollen Sie mir ſuchen helfen, mein Herr, wir wollen es ſchon finden.

Nachdem einige Tücher bei Seite geſchafft worden, ward von Marianna der Schmuck glücklich gefunden. Sie händigte ihn mit einem eigenthümlichen Lächeln ein, indem ſie mit einem klagenden Tone hinzufügte: Dies iſt ein Unglückstag für mich Arme! Zuerſt meine Herrin verwundet, dann durch meinen Leichtſinn ein ärgerlicher Auftritt veranlaßt.

Was fällt dir ein, Marianna! rief die Fürſtin lachend; ich ärgere mich über ſolche Vorfälle niemals. Putze dich nur immer mit meinen Sachen, du Närrin, ich weiß, du kannſt es doch nicht laſſen. Und Sie, mein Herr, jetzt gehen Sie, und verſichern Sie Herrn Horſchner, daß ich ſeine beſte Freundin bleibe.

Philipp war froh, als er die ſeidenen Vorhänge wieder hinter ſich zurauſchen hörte und dabei ſicher in ſeiner Bruſttaſche das Etui fühlte. Jetzt konnte er mit Ruhe daran denken, wie hübſch dieſe Verſucherin war, wie verführeriſch und die Sinne beſtrickend ſie ſein mußte für alle Die, die nicht mit Juwelen in der Hand zu ihr kamen.

Horſchner hörte mit Aufmerkſamkeit den Bericht an, den Philipp ihm ablegte, und rief dann: Ich freue mich herzlich, denn meine Wahrnehmung beſtätigt ſich immer mehr. Ich ſehe, Freund, daß Sie zum Verkehr mit der großen Welt geſchaffen ſind. Sie haben die Kühnheit und Entſchloſſenheit, zugleich das kalte Blut, das allein dieſen Mächtigen imponirt, die Alles haben, was nur ein irdiſches Herz verlangen kann, und doch nie zufrieden ſind. Wie gefiel Ihnen die Fürſtin?

Sie iſt eine ſehr reizende Frau, entgegnete Philipp, und ich zweifle gar nicht, wenn ich nicht Ihre Inſtructionen gehabt hätte, nach denen ich nur zu handeln brauchte, um nicht zu fehlen, ſo wäre ich ſicherlich nicht mit Ihrem Armbande zurückgekehrt.

Daß ſie verführeriſch iſt, weiß ich, hob der Juwelier mit einem kleinen Seufzer wieder an.

Sie iſt eine Schlange, die ſich von Goldſtaub nährt; aber ſie wird ihrem Untergange nicht entgehen.

Wie verſtehen Sie das? fragte Philipp.

Sie hat ſich, erwiderte der Juwelier, einem Manne in die Arme geworfen, der, wie das Gerücht ſagt, bis jetzt noch alle ſeine Geliebten ermordet hat.

Ermordet?

So ſagt man. Es iſt ein Chevalier de St. Lyre, ein Mann ungefähr in meinen Jahren, vielleicht noch etwas älter. Er iſt groß, ſtark, von einem düſtern und hochmüthigen Anſehen. Wie er hierher kam, ſtritten ſich unſere ſchönen Frauen um ihn. Er war die Merkwürdigkeit des Tages; man gab ſeinetwegen viel jüngern und ſchönern Anbetern den Abſchied. Der Fürſtin gelang es, ſich dieſe intereſſante Beute zu erhaſchen, allein von dem Augenblicke an, wo ſie declarirt ſeine Geliebte iſt, ſchwebt ſie in beſtändiger Todesgefahr; die kleinſte Untreue und es würde um ihr Leben geſchehen ſein. Die wunderlichſten Gerüchte von Mordthaten, um deretwillen er auch vor den Verfolgungen der Juſtiz nie ſicher iſt, gehen um; es fragt ſich jedoch, ob auch nur ein Wort Wahres daran iſt. Unſere Stadt iſt die Stadt der modernen Märchen. Alles iſt hier wie über Nacht entſtanden; wir wiſſen nicht, ob es morgen noch ſo ſein wird, wie es heute war. Deshalb haben die alten Weiber hier gut erfinden.

Sie kennen dieſen Chevalier perſönlich? fragte Philipp mit erhöhter Aufmerkſamkeit.

Ich habe auch mit ihm Geſchäfte zu machen Gelegenheit gehabt, entgegnete der Gefragte. Eine hübſche Anzahl tadelfreier Steine habe ich ihm abgekauft und, wie ich glaube, über die Gebühr gut bezahlt, weil ein brüſſeler Haus, bei dem ich anfragte, mir günſtige Nachrichten über ihn gab. Deshalb iſt er mir im Andenken geblieben.

Könnte ich ihn nicht irgendwo zu ſehen bekommen?

Das wird ſchwer zu machen ſein. Doch halt! Ich will für Sie, damit Sie Ihre Neugier befriedigen und zugleich einen Blick in das Treiben unſerer vornehmen Kreiſe werfen können, ein Uebriges thun. Ich will Ihnen einen Platz verſchaffen, wo Sie, wie in einer Theaterloge, ungeſehen von den Spielenden auf der Bühne, einer Spielergeſellſchaft zuſehen können, die die Fürſtin bei ſich hält.

Ach — das wäre Alles, was ich wünſchen könnte!

Nicht wahr? rief der Juwelier lachend. Ich übernehme da die Rolle des hinkenden Teufels, der die Dächer von den Häuſern abhebt, um ſehen zu laſſen, was die Leute darin thun. Unter uns geſagt, ich bin ſelbſt oft in dem verſteckten Winkel geweſen, den ich Ihnen jetzt überlaſſe. Ich habe ganze Nächte dort zugebracht! Ach, es war die Zeit, wo ich wie verrückt in dieſe gottloſe kleine Schlange verliebt war. Dem Himmel ſei Dank, daß dies jetzt vorüber iſt; es war eine Narrheit ohne Gleichen. Allein daher weiß ich, daß dies Platzchen ſicher iſt. Das Nähere will ich Ihnen angeben, wenn wir erſt den Abend wiſſen, wo ſich eine Geſellſchaft zuſammenfindet.

Zwölftes Kapitel.

Da Philipp fortwährend ein Gedanke beherrſchte, nämlich der, wie er ſeinen Vater finden könne, ſo hatte ihm in der Erzählung ſeines neuerworbenen Freundes ſogleich der Umſtand Aufmerkſamkeit abgenöthigt, daß von einem Morde darin die Rede war. Dunkel und in ſehr unbeſtimmten Umriſſen ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, daß dieſer beſondere Fall irgend eine entfernte Beziehung zu ſeiner eigenen Geſchichte und namentlich zu dem ſo eifrig erſtrebten Ziele ſeiner Forſchungen haben könne. Alsdann war es aber auch Neugierde, die ihn trieb, vereint mit jenen obigen Motiven, das Anerbieten Herſchner's mit

Dank anzunehmen. Er wünſchte lebhaft, die Fürſtin wiederzuſehen, und da dies auf einem andern, als dem angegebenen Wege nicht möglich war, ſo machte er ſich bereit, wenn es ſein ſollte, ſelbſt Gefahren zu beſtehen, um zum Zwecke zu gelangen. Der Tag war bald gefunden, und der Juwelier brachte ſeinen Schützling mit aller Vorſicht an Ort und Stelle. Die vielen Eingänge des Palaſtes, die Menge theils verſteckter Treppen, die Kenntniß, die der Eindringling von dem Bau und den Beſonderheiten des weitläufigen Hauſes hatte, machte, daß das Unternehmen ohne Schwierigkeit gelang. Es war 11 Uhr Nachts, als Philipp ſich in einem kleinen, völlig dunkeln Kabinette befand, dem ein Sopha, ein Tiſchchen und ein Spiegel zur Ausſchmückung dienten. Ein Fenſter, mit Jalouſien verdeckt, ließ den Blick hinunter in die Tiefe des Saals dringen, in welchem ſich die Geſellſchaft zuſammenfinden ſollte. Da dieſe noch nicht erſchienen war, und nur die Diener hin und her eilten, die Vorkehrungen zu dem Mahle treffend, hatte Philipp Zeit, ſich mit den Aeußerlichkeiten ſeiner Umgebung zu beſchäftigen. Es war ein halbrunder, mit Vergoldungen und Malerei reich ausgeſtatteter Saal, an deſſen Decke zwei große Luſtres niederhingen, die jedoch nicht ſehr helles Licht ausſtrömten, weil die größere Maſſe deſſelben von dem dunkeln Grunde der Gobelinstapeten, die die Wände ſchmückten, eingeſogen wurde. Oben, in der Nähe des Plafonds, zog ſich eine tiefe Hohlkehle hin, die hier und da von Gruppen, in Stuck gearbeiteter Figuren unterbrochen wurde. Ueberall, wo dieſe Geſtalten ſich fanden, hatte man den unregelmäßigen Raum, der durch die freigelaſſenen Zwiſchenräume gebildet wurde, benutzt, um verſteckte Fenſter anzubringen. Mit ſcharfem Blicke konnte Philipp ſich gegenüber ein ähnliches Fenſter bemerken; vermuthlich war dort eben eine ſolche kleine Loge vorhanden, als die, welche er einnahm; und ſo mochten ungefähr ſechs im Saale vertheilt ſein. Welches der Zweck dieſer Gemächer war, konnte nur Dem verſtändlich ſein, der das intriguenvolle und genußſüchtige Leben derjenigen Geſellſchaftsclaſſen kannte, die von Alters her ſolche Paläſte bewohnt hatten. Obgleich jetzt moderniſirt, ſo war dieſer Saal alt und hatte ſeine Geſchichte. Zur Zeit der reichen und unabhängigen Fürſtenfamilien, die Kriege und Spaltungen ohne Zahl über ihr Vaterland brachten, deren Ehrgeiz und Genußſucht das Volk in Elend und Verwirrung ſtürzten, hatte ſicherlich das Auge manches rachgierigen und ſtolzen Piaſten hier hinabgeſchaut, um, ſelbſt ungeſehen, ſeine Vaſallen zu beobachten, die gegen ihn conſpirirten. Oder es hatte der Blick eines eiferſüchtigen Mächtigen hier ſeine Geliebte verfolgt, die im Gewühl der bunten Masken ſich bewegte und trotz aller Verkleidung und Verſtellung dem Späher nicht entging. Endlich mochte auch hier die Tyrannei und die geheime Mordgier eines der ſpätern Könige ſich ihr Opfer unter den ruhig und ſorglos Tafelnden erſehen und dem hinter ihm herangeſchlichenen Vertrauten durch einen Wink bezeichnet haben. Für dieſe und ähnliche Zwecke ſchienen dieſe Kabinette geſchaffen; es mochten ihre Polſter daher ſelten dazu gedient haben, Ruheſitze in dem wahren Sinne des Wortes abzugeben Als Philipp ſich etwas vorbeugte, kleine Heldin den Faden ihrer Nachforſchungen ſo durchaus verloren hatte, daß es ihr gleichgültig ſein konnte, in welche Weltgegend ſie verſchlagen wurde. Ihre Anſtalten zur Abfahrt waren bald getroffen. Sie hatte nichts zu thun, als ihre ſchlanke Taille noch etwas feſter zu ziehen, den Hut in die Stirne zu drücken, damit der Luftzug in den obern Regionen der Atmoſphäre ihn nicht herabwerfe, und dann ging ſie von dem ehrlichen Klausner Abſchied zu nehmen und ihm für ſeine Milch, ſeine gedörrten Fiſche und ſeine Erzählungen zu danken. Wieder aus der Hütte hervortretend nahm ſie den Arm des Genius an, der ſie auf die galanteſte Weiſe zu dem Wolkenwagen führte, in dem die Prinzeſſin, ſchon ziemlich ungeduldig, Platz genommen hatte. Langſam und majeſtätiſch breiteten die zwei ſilberweißen Schwäne mit azurblauen Flügelſpitzen ihre Schwingen aus und unter wiederholtem Beifallsklatſchen Magelonens ſtieg der Wagen mit ſah er das koloſſale weiße Bein einer Göttin dicht vor ſich, das Stück einer rothen Draperie und die Zacken einer ungeheuren Krone. Unten im Saal veränderte ſich die Scene. Die Flügelthüren wurden zurückgeſchlagen, und es rauſchte eine geputzte und lebhaft plaudernde Geſellſchaft herein. Ein Strom von Wohlgerüchen drang zu Philipp hinauf, und er war ganz verwirrt, das ſchimmernde Aehrenfeld hin und her wogender Federn zu ſehen, die ſich auf dem ſtolzen Lockenbau der Frauenköpfe erhoben. Man nahm an der Tafel Platz und die Diener fingen zu ſerviren an. Philipp ſuchte die Fürſtin und fand ſie endlich dicht unter ſich; neben ihr hatte ein Herr Platz genommen, der, nach Horſchner's Beſchreibung, niemand anders ſein konnte als der Chevalier St. Lyre. Philipp's Blicke blieben auf ihm haften. Obgleich nicht mehr jung, trugen ſeine Züge den Stempel einer imponirenden Schönheit. Seine Miene war aus Stolz und Kälte gemiſcht. Er nahm wenig Theil an dem Geſpräch; wenn er es that, ſo hörte man auf ſeine Worte und ließ keines derſelben entſchlüpfen. Er lag in ſeinem

Stuhl zurückgelehnt und betrachtete mit düſtern Blicken die Fürſtin; wenn dieſe ihr Auge zu ihm wandte, erheiterten ſich ſeine Mienen und manchmal, obwol ſelten, glitt ſogar eine verführeriſche Glätte, eine einſchmeichelnde, immer dabei ſtolze Zärtlichkeit über ſie hin. Wenn Philipp ſeine Erinnerung befragte, ob dieſe Geſtalt ihm bereits vorgekommen, ſo mußte er es verneinen; dennoch aber feſſelte ihn ein unheimliches Intereſſe an ſie. Eine innere Stimme ſchien ihm zuzurufen, daß er dieſen Mann nicht aus den Augen laſſen ſolle. Erſt als ſich ſeine Aufmerkſamkeit mit dieſem ihm ſo wichtigen Gegenſtande geſättigt hatte, ging ſie oberflächlich hineilend auf die andern Theilnehmer der Tafel über, und da fand ſie eine wohlbekannte Phyſiognomie. Es war der Abbé vom Schloſſe des Grafen. Hierdurch wurden ſeine Gedanken und Empfindungen auf einen andern Weg geleitet, und es war ihm eine freudige Hoffnung, daß er auch ſeinen Wohlthäter und väterlichen Freund hier wiederfinden werde.

Als die Tafel beendet war und nur noch der Wein die Gläſer füllte, brachte einer der Gäſte ein Büchelchen aus der Taſche und begann Verſe vorzutragen. Es war Voltaire's Jungfrau von Orleans, die in dieſen Kreiſen etwas Neues war und die man ſoeben aus Paris zugeſendet erhalten hatte. Die leichtfertigen Scherze und die Spöttereien über die Religion ergötzten die ganze Tafelrunde; ein unauslöſchliches Gelächter hallte an den Wölbungen der Decke wider. Es gab vielleicht nur ein Ohr in dieſem Kreiſe, das von dieſen Unſittlichkeiten und Blasphemien beleidigt wurde, und das war das Ohr Philipp's. Die muthwilligen Beziehungen widerſtanden ſeiner männlichen Keuſchheit, die religiöſen Spöttereien fand er dem Gegenſtande nicht angemeſſen. Er, der in einer ſtarken und finſtern Seele über dieſelbe Doctrin — ohne zu wiſſen, daß ſie bereits in der Welt war — ebenſo dachte, ſah dennoch erſtaunt und unwillig auf dieſe lachende Geſellſchaft nieder, die die zerſchmetternden Lehrſätze zum Gegenſtand geſellſchaftlicher Spielerei machte. In dieſem Augenblicke kam ihm der alte kindliche Glaube wieder ſo ehrwürdig vor, daß er ſich ſelbſt beklagte, von ihm gewichen zu ſein.

Mitten im Lachen, und noch eben mit den ausſchweifenden Poſſen beſchäftigt, hielt plötzlich die ganze Geſellſchaft inne, und ein Schweigen, daß man das Summen einer Fliege hätte hören können, herrſchte im Saale. Alle Geſichter trugen den geſpannten Ausdruck des Zuhorchens, die Frauen hatten ſich entfärbt, nur hier und da glitt noch ein vergeſſenes Lächeln über die Züge. Einer der Herren zog die Uhr hervor und ſagte mit langſamer Stimme, daß nur noch eine Minute fehle. Bald nachdem er geſchwiegen, ließ ſich in der athemloſen Stille ein leiſer Klang hören, als zerbräche ein Glas. Die Gäſte fuhren auf ihren Sitzen zuſammen und ſahen ſich einander erſchrecken und fragend an.

Alſo doch! hob eine ältliche Dame an. Ich hab's nicht glauben wollen, nun hab' ich's gehört. Das iſt allerdings ſeltſam. Hat aber auch keiner der Herren ſich einen Scherz erlaubt?

Wie, Madame, entgegnete ihr Nachbar, Sie ſehen, daß unſere Gläſer völlig unverſehrt ſind. Auch kam der Klang des zerſpringenden Glaſes dort aus der Ecke her, wo Niemand ſich befindet und wo auch keine Gläſer ſtehen.

Alſo das Trinkglas des Ahnherrn! ſagte eine junge Dame. Dies iſt ausgemacht.

Was hat es mit dieſem Glaſe für eine Bewandtniß? fragte der Abbé, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob. Ich bitte Sie, meine Herren und Damen, belehren ſie mich. Ich bin fremd und weiß von der Geſchichte dieſes Hauſes nichts.

So erfahren Sie denn, mein Herr, nahm die ältere Dame das Wort, daß vor langer Zeit ein Herr Beſitzer dieſes Schloſſes war — er hieß —

Still! — Nicht den Namen genannt! baten mehre junge Frauen, die ſich ängſtlich umſchauten.

Aber, meine Damen, rief die Erzählerin zürnend, ſind wir Philoſophen oder ſind wir keine? Glauben wir an Ammenmärchen, oder ſind wir über dieſe Dinge erhaben? Welche Thorheit! Doch immerhin, der Name thut nichts zur Sache, wir wollen ihn den Schloßherrn nennen. Dieſer Schloßherr hatte einen Freund und Waffengefährten, mit dem er in langjähriger Verbindung lebte. Eines Tages gelang es böſen Rathgebern, die

Treue und Anhänglichkeit dieſes Bundesgenoſſen verdächtig zu machen und dem Schloßherrn aufzubürden, daß jener ihm nach dem Leben trachte und ſich zugleich in die Gunſt ſeines Weibes eingeſchmeichelt habe. Es war an dieſer Verläumdung kein Wort Wahres; nur damit hatte es ſeine Richtigkeit, daß Robertus die ſeinem Schutze anvertraute Dame, die hier mit ihm in dieſem Schloſſe wohnte, während ihr Gemahl im fernen Ungarn Krieg führte, mit aller Courtoiſie und Hingebung behandelte und ſich für ihren erſten Diener erklärte.

Dieſes Alles in großen Ehren! warf ein Herr dazwiſchen; wie es in jener ernſten und abergläubiſchen Zeit Sitte war.

Ganz ohne Zweifel! ſetzte die Erzählerin hinzu. Es wurde jedoch einigen jener böſen Erfindungen, die erſonnen waren, um Robertus zu ſtürzen, ſo viel Anſchein von Wahrheit gegeben, daß der verblendete Schloßherr den unglücklichen Plan faßte, ſeinen treuloſen Freund und den Verführer ſeines Weibes aus der Welt zu ſchaffen. Er fand bald willige Mörderhände und hier — in dieſem Saale — geſchah die blutige That. Robertus hatte das Trinkglas ſeines Freundes eben in den Händen, und es zerbrach, da er ſich mit den Mördern herumſchlug. Von der Zeit an hört man bei jedem Jahreswechſel der That drei Nächte hintereinander, um eine beſtimmte Stunde, den Klang eines zerbrechenden Glaſes. Das iſt die Geſchichte.

Und jetzt — riefen mehre Herren — wollen wir zu unſern Verſen zurückkehren. Wir waren eben im engliſchen Lager angelangt.

Ja — ja! Fahren Sie fort, mein Herr, bat die Fürſtin. Wir hören mit Vergnügen zu.

Ich bitte um die Erlaubniß, noch eine auffallende Geſchichte vortragen zu dürfen. Dieſelbe hat ſich nicht in grauer Vorzeit, ſondern in unſern Tagen ereignet, auch iſt Der, der ſie erlebte, keine ſagenhafte Perſon, ſondern ich bin es ſelbſt!

Dieſe Worte machten einiges Aufſehen, und alle Blicke, die ſich bereits dem Vorleſer zugewendet hatten, lenkten ſich nach der andern Seite der Tafel hin, wo ein junger bleicher Mann ſich erhoben hatte, und eben ſeine Worte mit einer

Verbeugung ſchloß, die er gegen die Wirthin des Hauſes richtete.

Ach, wir ſollen alſo nochmals unſer Ohr einem Ammenmärchen leihen! ſagte der Vorleſer mit einem Anflug von Aerger und Ironie.

Kein Märchen! entgegnete der junge Mann. Ich kann die Wahrheit meiner Ausſage beſchwören.

Alsdann erzählen Sie, ſagte die Fürſtin, wir werden zuhören.

Der junge Mann hob an: Im jüngſt vergangenen Herbſte war es, wo ich mit einem Freunde zuſammen eine Reiſe durch das nördliche Deutſchland machte. Wir hatten eine glänzende Hauptſtadt ſoeben verlaſſen und unſer Weg führte uns zunächſt durch ziemlich unwirthbare Gegenden. Unter andern hatten wir einen weitläufigen Wald zu paſſiren. Am Anfang deſſelben trafen wir auf das Häuschen eines Forſtbeamten und kehrten darin ein, um unſerm Poſtillon, der ſeiner Sache nicht ganz ſicher war, genauen Nachweis über den zu nehmenden Weg ertheilen zu laſſen. Der Mann, den wir um Rath fragten, machte uns bemerkbar, daß es beſſer gethan ſein würde, den nächſten Tag abzuwarten, als jetzt bei ſchon eingetretener Dämmerung die Wegſtrecke zurückzulegen. Wir achteten ſeiner Bedenken nicht. Der Beginn unſerer kleinen abenteuerlichen Reiſe ging ganz gut von ſtatten; ſpäter jedoch fanden wir Schwierigkeiten. Der Mond, der uns bis jetzt geleuchtet, verbarg ſich hinter dunkeln Wolken, der Weg, den wir verfolgten, ſchien nicht der rechte zu ſein, denn es fanden ſich Verhacke, über die wir mit Gefahr, unſern Wagen zu zerbrechen, und den Weg bahnen mußten. Es ward beſchloſſen, den Wagen ſtehen zu laſſen unter Obhut eines von uns Dreien, und zwei ſollten ſich aufmachen, nach verſchiedenen Richtungen einen Weg zu ſuchen. Damit wir uns nicht verirrten, wollten wir uns einander von Zeit zu Zeit zurufen. Ich, meinerſeits, hatte kaum ein paarhundert Schritte ins Dickicht gethan, als ich zu meiner großen Freude ein Licht ſchimmern ſah. Dieſe Entdeckung eilte ich meinen Unglücksgefährten mitzutheilen. Mein Freund kam herbei, und auch der Poſtillon verließ auf einen Augenblick den Wagen. Wir berathſchlagten, was zu thun ſei. Unſer Wagenlenker verſicherte, ſoviel er den Wald kenne, an dieſer Stelle noch nie ein Haus geſehen zu haben; die Poſtſtation ſei noch weit entfernt. Abergläubiſch und furchtſam, wie dieſer junge Bauernburſche war, bat er uns, dieſem Lichte nicht weiter nachzuforſchen, da es von keinem andern Gegenſtande kommen könne, als von dem „Teufelsſchloſſe“; dieſes ſei nämlich ein verfallenes und verlaſſenes altes Jagdſchloß, in welchem es allnächtlich ſpuke und dem kein Chriſtenmenſch nahe kommen dürfe.

Ich hoffe, daß Sie Muth gehabt haben werden, hineinzugehen! bemerkte die Fürſtin, die mit einem kleinen boshaften Lächeln die erſchreckten Mienen der jungen Damen betrachtete, die ihr zunächſt ſaßen.

Unſer Entſchluß war bald gefaßt, fuhr der Erzähler fort; wir wollten nicht allein das Teufelsſchloß aufſuchen, ſondern auch, wo möglich, in demſelben übernachten. Als wir dem alterthümlichen Bau uns näherten, nicht ohne Mühe, denn es waren trockene kleine Gräben zu durchſchreiten und über verfallene Mauern zu klettern, weit mehr Sicherheit und Eleganz als unſere modernen Luftballons, in die Höhe. Deſſenungeachtet ergaben ſich einige Unregelmäßigkeiten ſowohl in ſeinem Laufe, als in ſeiner Lenkung. Der Genius, der die Zügel in der Hand hielt, fand für nöthig, ſich ſo oft nach Magelonen umzuſehen und ihr die tief unten ausgebreitete Landſchaft zu erklären, daß die Schwäne bald hierhin, bald dorthin auswichen und die zierliche Muſchel des Wagens in Schwanken brachten. Die Prinzeſſin kreiſchte auf bei jedem Anlaſſe der Art, Magelone aber lachte und wies mit ihrer kleinen Hand bald aufs Meer bald aufs Gebirge, bald auf eine große weit ausgedehnte Stadt unten. Sie jauchzte laut auf vor Entzücken, ſo daß die Schwäne ſich ſcheu umblickten und der Genius ſich zurückwarf, um ihr einen Kuß zu ſtehlen. Bei dieſer Gelegenheit fiel der Wagen dergeſtalt auf die Seite, daß die Prinzeſſin ſchon auf die Wolken zu ſitzen kam, die in einer leichverſchwand der Lichtſchein, oder wurde wenigſtens ſo bleich, daß wir kaum das ſchmale hohe Fenſter wiederfinden konnten, aus dem er früher ſo hell hervorgekommen. Dieſer Umſtand übte keine ſehr erfreuliche Wirkung auf uns aus; wir mußten glauben, daß die Perſon, die dort gewacht hatte, gerade jetzt, ſehr zur Unzeit, ſich zur Ruhe begeben habe.. Auf unſer Klopfen, Rufen und Schreien kam von nirgendsher eine Antwort. Endlich entſchloſſen wir uns, auf die Pforte loszugehen. Wir fanden ſie zwar verſchloſſen, doch unſerer vereinten Anſtrengung wich ſehr bald das morſche Schloß, und mit tönenden Schritten, die überall ein Echo weckten, traten wir in eine Art Vorſaal oder Treppenhaus. Hier ſtille ſtehend, ließen wir nochmals unſere Stimmen erſchallen, indem wir mit aller Artigkeit, die unſere misliche Situation erlaubte, dem unbekannten und unſichtbaren Bewohner dieſer Räume unſere Bitte vortrugen, hier übernachten zu dürfen. Abermals keine Antwort. Die Stille und das Geheimniß des Grabes ſchienen hier zu herrſchen. Und doch hatten wir hier Licht geſehen; es mußte alſo irgendwo der Hausherr zu finden ſein. Der Empfang, den er uns höchſt wahrſcheinlich bereiten würde, wenn er uns hier wider ſeinen Willen eingedrungen fand, konnte kein ſehr freundlicher ſein. Indeſſen wir waren auf Alles gefaßt; wir hatten unſere Piſtolen bei uns, und auch noch Seitengewehr. Unſere Abſicht war, zunächſt in das Gemach zu gelangen, wo wir hatten das Licht leuchten ſehen; es mußte das nächſte am Flur ſein. Mit Vorſicht öffneten wir eine hohe Flügelthüre und befanden uns nun in einer Halle, die oben mit einer Galerie verſehen war und in welcher ein koloſſaler Kamin faſt die ganze gegenüberliegende Seite einnahm. Bilder ſchmückten die Wände, und ein Tiſch, mit einem Tuche halb bedeckt, auf dem Weinflaſchen und die Reſte einer Mahlzeit ſtanden, war ans Fenſter hingeſchoben. Alle dieſe Dinge konnten wir im hellen Mondſchein, der durch die fünf hohen Fenſter fiel, mit Deutlichkeit ſehen.

Als die Erzählung bis zu dieſer Stelle gelangt war, hörte man einen kurzen Schreckenslaut, von dem Niemand wußte, wo er herkam;

er ſchien ſich aus den Lüften herabzuſenken. Die ganze Geſellſchaft richtete ihre Blicke nach oben und betrachtete die Figuren an der Decke. Doch dieſe weißen, geſpenſtiſchen Geſtalten blickten ihrerſeits, vom Kerzenlichte grell beleuchtet, wie verwundert und fragend herab. Eine augenblickliche tiefe Stille herrſchte, alsdann nahm der Erzähler wieder das Wort: Meine Damen, was jetzt kommen wird, klingt ſehr ſonderbar. Ich will es erzählen auf die Gefahr hin, daß Sie mich und meinen Freund für Viſionäre halten; bei Allem jedoch, was mir theuer iſt, kann ich Ihnen beſchwören, daß es die lauterſte Wahrheit iſt, die ich Ihnen hier mittheile.

Es war nah' an Mitternacht, als wir, durch vergebliches Forſchen ermüdet, uns endlich entſchloſſen, in der Halle unſer Nachtquartier zu nehmen. Ich rückte eine alte Polſterbank hervor und lehnte ihr baufälliges Gerüſt an den Vorbau des Kamins, und indem ich meinen Mantel überbreitete, ſchuf ich ein ziemlich bequemes Lager; nicht ſo gut hatte es mein Freund, der, nachdem er lange vergeblich nach einem irgend zu dieſem

Zweck tauglichen Möbel geforſcht, endlich mit einem Stuhle zufrieden ſein mußte, deſſen enger Sitz und deſſen hohe, mit Leder überzogene Lehne ein elendes Bett abgaben. Der Inhalt einer Reiſetaſche und ein geringer mitgenommener Imbiß mußten uns ſtärken, ehe wir uns der Ruhe überließen. Mein Schlaf war nicht feſt; doch wäre er auch feſt geweſen, ein ſonderbares Geräuſch in meiner Nähe hätte ihn ſtören müſſen. Ich öffnete die Augen und erblickte die Halle, ſo wie ich ſie beim Einſchlummern geſehen, das Mondlicht unverändert; aber mir zur Seite hatte ſich ein Etwas eingefunden, das früher nicht da war. Es kauerte nämlich, war es nun ein Menſch oder ein Thier, etwas Dunkles, Gebücktes, Zuſammengeknäultes am Kamin, und ein Geräuſch ward hörbar, wie als wenn man mit ſtarker Lunge Kohlen anbliefe. Leiſe mich erhebend, ſah ich dieſem Weſen zu und konnte gewahren, daß es bei der kleinen Flamme, die nun emporzuckte, Dinge verbrannte, die wie Stücke einer weiblichen Bekleidung ausſahen. Die Arbeit ging langſam von ſtatten, und der geheimnißvolle nächtliche

Arbeiter eilte vom Kamin öfters in die Mitte der Halle, wo ein Vorrath dieſer Stoffe aufgehäuft lag. Als ich eine Weile dieſem Treiben zugeſchaut, rief ich leiſe meinem Freunde zu, und dieſer gab mir ein Zeichen, daß er wach ſei und ebenfalls ſähe, was ich ſah. Noch waren keine zehn Secunden vergangen, als wir, ich konnte nicht erkennen durch welchen Eingang, einen in einen Mantel gehüllten Mann erſcheinen ſahen, der auf den Haufen Kleider in der Mitte der Halle zuſchritt und den Andern herbeiwinkte. Jetzt erſt erkannte ich, daß Das, was ſo undeutlich dagelegen, der Körper einer Frau war, die, wie es ſchien, ermordet worden und deren blutige Gewänder jener im Kamin verbrannt hatte. Beide erfaßten den Körper und trugen ihn hinaus. Ich ſah deutlich den einen niederhängenden weißen Arm auf dem Boden nachſchleifen.

Oh — oh! das iſt zum Entſetzen! riefen ſammtliche Frauen, und verbargen das Antlitz hinter Tüchern. Die Fürſtin hatte ſchon gleich beim Beginn der Erzählung ihren Blick verſtohlen auf ihren Nachbar gerichtet, als wolle ſie in deſſen Zügen leſen. Doch dieſe blieben kalt und unbeweglich.

Nun, wie erklärte ſich dies Alles? fragte die ältliche Dame, die die Erſte war, die ſich wieder zu faſſen ſuchte.

Ich bedaure, keine genügende Auflöſung des Räthſels geben zu können, erwiderte der junge Mann; denn daß wir — mein Freund und ich, beide zugleich — dieſes nur geträumt, hieße ein Unglaubliches mit dem andern vertauſchen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß wir wirklich etwas Außerordentliches geſchaut, und daß uns ein Blick vergönnt worden in jenes myſtiſche nächtliche Gebiet, wo die Strafen beginnen für Unthaten, die hienieden verübt worden und ſtraflos geblieben ſind.

Dergleichen anzunehmen, rief der Abbé, wäre mehr als kindiſch. Es gibt kein Jenſeits und demnach kann es auch keine Strafen geben, die dort vollſtreckt werden. Es iſt lächerlich, auf dieſe Dinge auch nur anzuſpielen.

Gleichwol haben wir Beiſpiele in der Geſchichte — hob ein Herr an, der ſich ein gelehrtes und hochmüthiges Anſehen zu geben wußte — daß Geiſter Verſtorbener auftreten, um Lebenden irgend einen Rath oder eine gute Lehre zu geben. Ich erinnere an den Schatten des Brutus.

Und ich erinnere daran, rief der Abbé eifrig, daß von Anbeginn der Welt an der Fanatismus, der Aberglaube und der Betrug ihr Spiel geſpielt haben, und daß wir nicht zu glauben brauchen, was fromme Schwätzer uns aufzubürden für gut finden.

Ja — ja! Es gibt keine Geſpenſter! riefen mehre Stimmen.

Kommen Sie zum Schluß Ihres Abenteuers, mein Herr! nahm die Fürſtin das Wort. Wie verließen Sie das Schloß, und was erfuhren Sie über den gegenwärtigen oder den ehemaligen Beſitzer deſſelben?

Nachdem der übrige Theil der Nacht ruhig vergangen war, machten wir uns bei den erſten Morgenſtrahlen auf den Weg, um unſern Wagen und den in demſelben zurückgebliebenen Poſtillon wiederzufinden. Derſelbe war ſehr erfreut uns wiederzuſehen, denn er hatte uns ſchon halb und halb verloren gegeben. Ein paar Holzhacker, denen wir begegneten, wieſen uns zurecht, und ohne ein weiteres Ungemach langten wir auf der Station an. Dort hatte unſer Poſtillon, gegen unſern Willen, etwas von unſerm Abenteuer verlauten laſſen, und der Wirth der Schenke gab uns die Verſicherung, daß jenes alte Gemäuer ſchon ſeit lange unbewohnt ſtehe, daß man ſich von dem Spuk erzähle, der dort nächtlich umgehe, und zwar in Folge einer Mordthat, die dort verübt worden. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, was an allen dieſen Mittheilungen Wahres ſei, nur jeden Zweifel an der Wirklichkeit Deſſen, was unſere Augen geſchaut und unſere Ohren gehört, halte ich mich für berechtigt niederzuſchlagen. Vielleicht könnte ein Mitglied unſerer Geſellſchaft, wenn es wollte, uns etwas Näheres über die Geſchichte des „Teufelsſchloſſes" ſagen.

Dieſe unerwartete Frage machte den ganzen Tiſchkreis ſtaunen. Man ſah ſich an, und endlich folgte Alles der Richtung des Blicks, die das lebhafte und feurige Auge des jungen Mannes eingeſchlagen hatte, den es verdroſſen zu haben ſchien, daß man Zweifel in die Wahrheit ſeiner Erlebniſſe geſetzt. Vielleicht war auch noch ein anderes Motiv dieſes drohenden Blicks vorhanden. Genug, ſeine Wirkung war eine äußerſt auffällige. Der Chevalier St. Lyre war plötzlich der Gegenſtand einer ſtillſchweigenden allgemeinen Anklage geworden. Jedermann, von den dunkeln Gerüchten unterrichtet, die über dieſen räthſelhaften Fremden umgingen, ſchien in ihm den Mörder der Dame im alten Schloſſe erkannt zu haben, und die ſpukhafte Geſchichte glaubte man nur erfunden, um einem mächtigen, verhaßten und gefährlichen Menſchen vor den Augen ſeiner Anhänger und ſelbſt ſeiner Geliebten eine drohende Anklage ans Haupt zu ſchleudern. Die Fürſtin war bleich wie der Tod in ihren Stuhl zurückgeſunken, die andern Damen ſahen ſtarr bald auf ſie, bald auf ihren Nachbar. Doch dieſer blieb kalt und ruhig wie früher; keine Miene verzog ſich in ſeinem marmornen Antlitz. Als dieſe unangenehme Pauſe einige Minuten gewährt hatte, verließ der junge Mann die Tafel, und ihm folgten ſtillſchweigend Einige aus der Geſellſchaft.

Niemand ſprach ein Wort, die ſich Entfernenden zurückzuhalten; ihr Entweichen ſah einer Flucht ähnlich. Unter den Uebrigbleibenden kam ein anderes Geſpräch auf. Die Diener trugen die Tafel fort und brachten eine andere herein, indem ſie die Gläſer neu füllten. Karten wurden herumgegeben, und das Spiel begann. Bei den erſten Blättern, die beſetzt wurden, bei den erſten Goldſtücken, die vergeben wurden, war jede Spur des Vorangegangenen völlig verwiſcht. Die Spieler waren bei ihrem Spiel.

Philipp verließ ſeinen Platz. Der Tag brach an, als er in ſeiner Wohnung anlangte.

ten Schicht der Muſchel untergebreitet waren. Ihr Hülferuf brachte den verliebten Wagenlenker wieder zur Beſinnung, er hob die Dame wieder auf ihren Sitz und brachte die empörten Schwäne zum Gehorſam zurück.

Man ſchwebte jetzt über dem Meere. Die angenehme Kühlung, die heraufwehte, veranlaßte unſere drei Reiſenden ſich näher an die Oberfläche des Waſſers herabzuſenken. Die Fahrt hatte ſchon einen ganzen Tag gedauert, die Sonne neigte ſich eben zu dem Schooße der grünen Wellen herab, die ein beginnender Sturm eben in Aufruhr brachte. Magelone, gelehnt auf die goldene Einfaſſung ihres Sitzes, beſchäftigte ſich, den Lauf eines kleinen Schiffes zu beobachten, das nur mühſam vorwärts drang und oft fruchtlos mit den Wellen kämpfte. Die Winde peitſchten das Meer zu immer größerer Wuth, und immer gefährlicher wurde die Lage des Schiffes. Die Sicherheit ihres eigenen Zuſtandes machte

Dreizehntes Kapitel.

Man kann ſich denken, in welcher Stimmung Philipp ſich befand nach den Ereigniſſen der Nacht, die wir ſoeben beſchrieben. Er war es geweſen, der jenen Schreckenslaut ausgeſtoßen, als er das Gemach beſchreiben hörte, und zwar auf das genaueſte, wo die blutige Tragödie ſeiner Jugenderinnerungen geſpielt. Seine Pulſe klopften fieberhaft, als er ſich bewußt wurde, den Mann vor ſich geſehen zu haben, der unzweifelhaft der Mörder ſeiner Mutter war. „Unzweifelhaft!“ ſo rief ihm ſeine aufgeregte Phantaſie zu. Die Stimme der Vorſicht und Ueberlegung war zum Schweigen gebracht.

Hatten nicht bei der Erzählung alle Anweſenden auf den Chevalier geblickt? Zeigte dies nicht deutlich, daß man ihn für den Mörder hielt? Vor allen Dingen mußte der junge Mann in Kenntniß ſein von der geheimen Geſchichte des Chevaliers. Das Schickſal ſchien unſern Helden auf dieſem außerordentlichen Wege zum Ziele führen zu wollen, und er ſeinerſeits durfte auch nicht die kleinſte Schuld auf ſich laden, durch Säumniß oder durch zaghafte Bedenken die Früchte der Rache, die ihm ſo lockend geboten wurden, nicht raſch genug eingeſammelt zu haben. Der Geiſt ſeiner Mutter winkte ihm, ihr zu folgen; er glaubte in jener Nacht ſie dicht hinter ſich erblickt zu haben, wie ſie mit ſtarrem Leichenfinger auf den Mörder hinabwies. Ohne ſich um die Geſchäfte des Tages, oder um die Zufälligkeiten, die ihn umgaben, irgend zu kümmern, lebte er in einem traumhaften Zuſtande. Horſchner, der dieſe auffallende Erſcheinung ſah, ihren Grund aber nicht enträthſeln konnte, beſaß ſo viel Zartgefühl, durch Fragen nicht läſtig fallen zu wollen; nur erlaubte er ſich, als Philipp angelegentlich ſich nach den

Verhältniſſen, und zuletzt nach der Wohnung des Chevalier erkundigte, ihm bemerkbar zu machen, daß Warſchau ein gefährlicher Ort ſei, wenn man darauf ausginge, einem mächtigen Manne etwas anzuhaben. Wir leben hier, ſagte der Juvelier, in dieſer Beziehung wie in den Gebirgen von Calabrien oder an den Ufern des Tiber; es fällt durchaus nicht ſchwer, einen Arm zu miethen, der das bezeichnete Opfer bei Seite ſchafft. Nehmen Sie ſich daher wohl in Acht, mein theurer Freund. Laſſen Sie ſich die Verſicherung geben, daß ich, wenn auch nicht für Ihr Leben, doch für Ihre Sicherheit zittere, ſeitdem ich Sie ſo aufgeregt ſehe, und, der Himmel weiß, mit was für Racheplänen umgehend.

Seien Sie außer Sorgen, entgegnete Philipp; ich werde ſo kaltblütig ſein wie möglich, doch handelt es ſich um eine allzuwichtige Sache, als daß ich mir erlauben dürfte, die Hände in den Schoos zu legen.

Der erſte Gang Philipp's war zu dem jungen Manne, der die Geſchichte erzählt und deſſen Namen er ausgekundſchaftet hatte. Unglücklicherweiſe war dieſer abgereiſt. Es war einer von den vielen Fremden geweſen, die die Hauptſtadt nur auf wenige Tage beſuchen. Seine Spur ließ ſich nur verfolgen, wenn, wie ſich vermuthen ließ, der Chevalier über ihn Auskunft geben konnte. Zu dieſem eilte nun Philipp.

In der Wohnung angelangt, und ſchon im Begriff einzutreten, merkte Philipp mit Schrecken, daß ſein Geiſt in einer ſo wilden Aufregung ſich befand, daß ihm der wohlgeordnete Plan völlig entſchlüpft war, nach welchem er ſeinen Angriff einzurichten gedachte. Zum erſten Male in ſeinem Leben fehlte ihm jene ſtolze Beſonnenheit, die einen Grundzug ſeines Charakters ausmachte, und die eine Frucht ſeiner einſamen Jugend und der finſtern Eindrücke derſelben war. Doch wie gewaltig einwirkend war auch dieſe Situation! Er ſtand im Begriff, die Schwelle der Wohnung des Mannes zu überſchreiten, für deſſen Bruſt — wenn er Der war, für den Philipp ihn bereits ſchon hielt — der Dolch beſtimmt war, den er bei ſich im Buſen führte. Dieſer Dolch begleitete ihn ſchon ſeit längerer Zeit. Er hatte auf deſſen

Klinge den Namen ſeiner Mutter und den Tag ihres Todes eingeſchrammt.

Der Diener, dem er nicht den Namen Macargan, ſondern einen andern genannt, kam zurück und hieß ihn eintreten.

Das Gemach ſchien leer zu ſein; allein es war es nicht. Der Bewohner deſſelben hatte ſich in einer Ecke auf einem Sopha niedergelaſſen und betrachtete, den Rücken dem Eintretenden zugewendet, in einem Spiegel die Geſtalt deſſelben. Auf einem Tiſchchen, dicht am Eingange, lagen, war dies nun abſichtlich oder zufällig, ein Maskenmantel, eine Halblarve und — ein Paar Piſtolen.

Auf ein Räuspern Philipp's erhob ſich der Chevalier und fragte, was er von ihm wünſche. Dieſe Frage ward höflich und kalt gethan. Während Philipp die ruhigen Geſichtszüge betrachtete, überfiel ihn plötzlich das Bewußtſein des Peinvollen ſeiner Lage. Die fieberhafte Spannung wich und es traten auch bei ihm Kälte und Beſonnenheit in ihre Rechte. Er bedachte, daß Das, was er für Gewißheit hielt, keine war, und daß er ſich erſt ſolche verſchaffen wollte. Der Chevalier hielt den Blick auf ihn gerichtet, und dieſer Blick verlor ſichtlich an Schärfe und Kälte, je länger er auf ſeinem Gegenſtande verweilte.

Sind Sie ein Fremder in Warſchau, hob der Chevalier von neuem an, und ſuchen Sie etwa meine Protection? Womit kann ich in dieſem Falle dienen? Sie ſind ein junger Mann und wohl gebildet, wie ich ſehe. Ihre Miene hat etwas Offenes und Freies! Sprechen Sie.

Wenn ich Ihren Antheil errege, mein Herr, nahm Philipp das Wort, ſo iſt mir dies doppelt lieb, einestheils meiner ſelbſt wegen, anderntheils weil es ſich hier um das Schickſal eines Freundes handelt, dem ich einen wichtigen Dienſt zu erweiſen trachte.

Befindet er ſich in dieſer Stadt?

Ja, und ich bin bereit ihn hierher zu führen, wenn ich erſt gewiß bin, ihm helfen zu können. Da Sie viel reiſen, mein Herr, wie man mir geſagt hat, ſo kennen Sie ohne Zweifel manche Familie. Vielleicht iſt Ihnen auch die Familie meines unglücklichen Freundes bekannt.

Nennen Sie ſie mir.

Macargan.

Philipp hatte auf die Nennung dieſes Namens die Wirkung ſeines ganzen Planes gebaut; er erwartete den Fremden zuſammenſchrecken, erbleichen und ſich verrathen zu ſehen. Entwaffnet wurde er und ſelbſt niedergeſchmettert, als ihn der kalte, gleichgültige Blick des Mannes traf.

In der That, nein! ſagte der Chevalier nach einer Pauſe. Ich beſinne mich nicht, dieſen Namen gehört zu haben. Ich will ihn mir jedoch bemerken. Er ſcheint ſchottiſchen Urſprungs zu ſein; ich kenne hier ein paar ſchottiſche Familien, bei denen will ich mich erkundigen. Es ſoll gern geſchehen, wenn ich Ihnen damit einen Dienſt erweiſen kann. Kommen Sie um einige Tage wieder, alsdann werde ich im Stande ſein, Ihnen Bericht abſtatten zu können.

Bei dieſen Worten machte der Chevalier eine Verbeugung, und Philipp entfernte ſich nach einigen gleichgültigen Worten.

Auf der Straße angelangt, faßte ihn eine finſtere Verſtimmung; er fühlte ſich gedemüthigt, und dies Gefühl war ihm das unleidlichſte, das er kannte. Er hatte zum erſten Mal einem Geiſte gegenübergeſtanden, der ihn überſah und verhöhnte. Es hatte ſo ſeltſam um dieſen ſcharfgeſchnittenen Mund gezuckt; trotz der Kälte und Ruhe glaubte Philipp in dieſem Auge, das ſo unergründlich tief war, doch ein aufflackerndes Feuer bemerkt zu haben. Philipp fühlte, daß er dieſem Manne gegenüber keine Beweiſe hatte, nie Beweiſe haben würde. Denn was er nicht ſelbſt eingeſtand, zu deſſen Eingeſtändniß — dies fühlte man — würde keine Gewalt der Erde ihn bewegen.

Iſt er's, iſt er's nicht! rief Philipp bei ſich, indem er ſeine krampfhaft geballte Fauſt auf ſein tobendes Herz drückte. O daß ich ſo ohnmächtig, ſo ſchwach bin!

Als er einige Schritte weiter gegangen und in eine andere Straße einbog, ſchien es ihm, als wenn ihm Jemand folgte. Es fiel ihm Horſchner's Warnung ein, und er faßte den Unbekannten näher ins Auge. Dieſer verlor ſich aber alsbald in die Menge. Philipp kam verſtimmt nach Hauſe. Er war mit ſeiner Handlungsweiſe unzufrieden, und doch wußte er nicht, wie er ſie anders hatte einrichten ſollen. Wie er ſich aber die Sache auch überlegte, er mußte ſich's eingeſtehen, der Chevalier hatte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er beſchloß, ihm aus dem Wege zu gehen, da es unmöglich war, die Auflöſung des finſtern Räthſels mit den Mitteln, die er gegenwärtig in Händen hatte, zu bewirken.

Noch ein Weg kam ihm in den Sinn, er hatte den Abbé nicht aufgeſucht; es war jedoch nicht wahrſcheinlich, daß dieſer, der ſelbſt hier fremd war, etwas von Dem wiſſen ſollte, wonach ihn verlangte. Doch ſchon des Grafen wegen war es ihm Pflicht, den Abbé zu ſprechen. Es war nicht ſo leicht, ihn zu finden. Endlich gelang es, und der prahleriſche und eitle Mann nahm die Miene an, als freue es ihn, einen alten Bekannten wiederzuſehen. Auf Philipp's Frage, wie er die gräfliche Familie verlaſſen, erwiderte der Philoſoph: Wir haben uns getrennt; unſere Doctrinen paßten nicht mehr zueinander, und zudem langweilte mich das Leben auf einem einſamen alten deutſchen Feudalſchloß. So viel mir bekannt, befindet ſich der Graf nebſt ſeinen Töchtern ebenfalls auf Reiſen. Die älteſte Comteß hat nöthig ſich zu zerſtreuen, man hat ihr ihren Bräutigam erſtochen. Es iſt nicht viel an ihm verloren; er war kein Philoſoph, vielmehr ein Strohwiſch in Uniform.

Philipp war ſeltſam zu Muth, als er auf dieſe Weiſe an eine unglückliche That, die er beklagte, aber nicht bereute, erinnert wurde. Schüchtern ſetzte er die Frage hinzu, ob Emilie mit dem Grafen auf Reiſen ſei. Der Franzoſe bejahte es. Nun lenkte er auf den Fremden ein, der an jenem Abende die Erzählung vorgetragen.

Waren Sie dabei? fragte der Abbé verwundert. Ich habe Sie nicht bemerkt. Freilich, wer kann auch alle die Barbarenphyſiognomien, die man in dieſem Lande der Sarmaten ſieht, ſich merken. Es iſt dies ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn dieſe Völkerſchaften erſt werden cultivirt ſein, alsdann werden wir von Paris aus über ſie ein Regiſter aufnehmen und entſcheiden, welche wir zu Menſchen rechnen und welche nicht. Bis dahin muß man ſich gedulden, und ſehen, auf ihr auf ſchmerzliche Weiſe den Contraſt fühlbar, indem ſie die Noth und Bedrängniß des armen Schiffenden unten beobachtete. Wer mag es ſein, rief ſie bei ſich ſelbſt, der dort ſeine mühſame Fahrt vollendet? Oder vielleicht nicht vollendet. Ach nur zu wahrſcheinlich iſt's, daß ihn dieſe empörten Ungethüme von Wellen begraben, ehe es ihm gelingt, das Geſtade jener kleinen Inſel, auf die er zuſteuert, zu erreichen. Der Himmel gebe ſeinem Herzen Muth und ſeinen Armen die nöthige Stärke, um den Wall der fürchterlichen Brandung zu durchbrechen, der ſich ſeiner Landung vorbaut! —

Sie hielt den Blick geſchärft auf den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit gerichtet, plötzlich bedeckte eine ſchreckliche Bläſſe ihr Antlitz, ihre Augen ſtarrten mit dem wildeſten Ausdrucke, ſie antwortete nicht den Fragen ihrer Begleiter und hatte ſich ſo weit hinausgelehnt, daß es faſt den Anſchein hatte, als wolle ſie ſich herabſtürwelche Weiſe, ohne den Hals zu brechen, es ſich in dieſen Gegenden reiſen läßt. Was den jungen Mann betrifft, der jene Kinderpoſſen vortrug, ſo iſt das, wie ich mir habe ſagen laſſen, Einer, den die Prinzeß, die das Feſt gab, eigens engagirt hat, die Geſchichte vorzutragen, um den Chevalier de St. Lyre, ihren Liebhaber in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie von ſeinen Streichen unterrichtet iſt. Aber er wird ſich nicht hindern laſſen ihr den Hals umzudrehen, wenn er anders Luſt dazu hat. Sie iſt in ſeinen Händen. Wir, die wir davon wußten, daß dieſe Geſchichte erzählt werden ſollte, hatten unſer Vergnügen daran, die beiden Hauptperſonen des Dramas zu beobachten, die ſich wieder gegenſeitig einander beobachteten. Das war die Würze des Abends, der übrigens genußreich für mich war, denn ich habe drei hübſchen Frauen Herzensunruhe verurſacht und hundert Louis in die Taſche geſteckt.

Sie wiſſen alſo über den jungen Mann nichts?

Nicht das Mindeſte; weder wie er heißt, noch von wo er kam. Vielleicht war es auch nur ein verkleideter Lakai der Fürſtin. Das iſt ſehr möglich.

Philipp verabſchiedete ſich von dem Philoſophen und war jetzt weder von ſeiner Unruhe, noch von ſeinen Zweifeln geheilt.

Er brachte verzweiflungsvolle Tage hin, bis er endlich ſich mit raſchem, feſtem Entſchluſſe vornahm, die Sache ſich aus dem Kopfe zu ſchlagen. Zu dem Chevalier ging er nicht wieder hin, im Gegentheil, er fürchtete ihm zu begegnen, wie einem Dämon, der ſich Gewalt über ihn angemaßt. In dieſer Stimmung kam ihm Horſchner's Antrag ſehr gelegen. Der redliche Juwelier hatte ſchon lange die tiefe Niedergeſchlagenheit ſeines Freundes bemerkt, und eilte nun, den Grund in einem unglücklichen Liebesabenteuer ſuchend, den jungen Mann aus Warſchau wieder zu entfernen. Dazu bot ſich eine ſehr günſtige Gelegenheit.

Wollen Sie mit mir eine Reiſe machen? fragte er eines Tages Philipp, als dieſer düſterer als gewöhnlich ſich bei ihm einfand. Mein Geſchäft ruft mich an einen Ort und in ein Land, das ſie gewiß noch nicht geſehen haben. Wir haben ſchon miteinander von der großen Kaiſerin geſprochen, und gerade Katharina iſt's, zu der ich jetzt eile. Sie hat ihre Reiſe in die ſüdlichen Provinzen ihres ungeheuern Reiches angetreten, und befindet ſich jetzt in Kiew, wo ſie Hof hält und wo faſt ganz Europa hinſtrömt, um ſie zu ſehen. Ich gehe mit einigen Steinen hin, werth genug, um ſie dieſen Großen anzubieten. Sie begleiten mich, Freund, und wollen Sie mir bei meinen Geſchäften helfen, ſo iſt's gut, wo nicht, ſo gehen Sie Ihre Wege für ſich und ſehen Sie ſich dieſes Wunder der Zeit an. Wo Sie auch ſpäter hingelangen, Sie werden nie etwas Aehnliches ſehen. Laſſen Sie daher dieſe Gelegenheit nicht entſchlüpfen.

Philipp ging auf dieſe Vorſchläge ein, und der Tag der Abreiſe ward beſtimmt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Reiſe des Kaufmanns glich der eines reichen Edelmanns, eine ſolche Anzahl Diener hatte er ſich beigeſellt, und in einem ſo ſtattlichen Aufzuge befanden ſich Wagen und Pferde. Dies iſt nöthig, ſagte Herſchner zu Philipp; denn in einem Lande, wo Alles nach dem äußern Schein berechnet wird und wo die goldnen Flitter gelten, berechnet man den Mann nach der Anzahl Schellen, die er klingen läßt. Da, wo wir hingelangen, gilt dieſe Maxime in noch höherm Grade. Wir werden es mit noch halb civiliſirten Völkern zu thun haben, und dieſe haben mit ihren Voreltern, den Wilden, noch eine ſo große Familienähnlichkeit, daß der einfache Mann und ſein Verdienſt, wenn er geräuſchlos auftritt, eher gewärtig ſein kann unter die Füße geſtoßen, als zu Ehren gebracht zu werden. Ich werde mich daher, ſowie ich die ruſſiſche Grenze überſchreite, in eine Art Wundergeſchöpf verwandeln, das mit prahleriſchem und lächerlichem Anſtande myſteriöſe Phraſen um ſich wirft. Man ſoll glauben, daß ich im Beſitze des Steins der Weiſen bin, und daß die goldnen Ketten, die ich bei mir trage, von einem Golde ſind, das ich ſelbſt vermittelſt des Schmelztiegels und der Retorte fabricirt habe.

Die Eindrücke der Reiſe erheiterten Philipp's düſtere Laune ein wenig. Sein Genoſſe that das Mögliche, ihn Warſchau vergeſſen zu machen, nur konnte er, was ſeine eigne Perſon betraf, ſich von gewiſſen Erinnerungen nicht frei halten. So kam öfter, als er es wollte, der Name der Fürſtin über ſeine Lippen. Er ſeufzte dann und rief in ſchmerzlichem Tone aus: Was wird aus der Unglücklichen werden! Sie geht ihrem Untergange entgegen, wenn ſie nicht ſchon ihm verfallen iſt. An dieſen Mann gekettet, der der Finſterniß entſtiegen iſt, und der jeden Augenblick bereit iſt, ſein Opfer mit blutigen Händen ins Reich der Schatten hinabzuſchleudern, kann ſie da glücklich ſein? Und dabei dieſer unſelige Leichtſinn! Ach, ſie iſt eine verlorene Frau! Ich beſinne mich, wie ſie noch vor wenig Jahren eine ſo glänzende und friedliche Exiſtenz führte; ſie war ſchön, angebetet und von Allen geliebt. Damals hatten die zwei jammervollen Leidenſchaften, das Spiel und die Libertinage, ſie ſich noch nicht zum Opfer erwählt. Damals — o ich ſage es mit Stolz und Entzücken, war ſie meine Freundin und hörte auf meine Rathſchläge. Das iſt nun alles vorbei. Vorbei auf ewig! So ſind die Frauen. Nehmen Sie ſich vor ihnen in Acht, Philipp.

Dieſe Warnung, entgegnete der junge Reiſegefährte, kommt, wenn ſie überhaupt auf mich paßt, jedenfalls zu ſpät.

Zu ſpät? rief der Kaufmann verwundert, und Sie haben kaum Ihr zwanzigſtes Jahr überſchritten?

Dennoch können mir die Frauen ſchon mitgeſpielt haben

Ja — ja, das können ſie! Wir ſind ihr Spielball oft ſchon in unſerm funfzehnten Jahre und bleiben es bis an die Schwelle unſers achtzigſten. Das iſt wahr. Aber Sie ſehen mir nicht ſo aus, als wären Sie dieſem Geſchick anheimgefallen.

Weshalb erſcheint Ihnen das?

Sie haben ſo etwas Kaltes, Stolzes, Selbſtgenügendes. Auch habe ich Sie nie den gewöhnlichen Weiberbekanntſchaften nachlaufen ſehen. Aber nehmen Sie ſich in Acht. Dieſe Eisdecke wird ſchmelzen an dem Strahl der Sonnen, die nun bald an unſerm Himmel glänzen werden. Katharinen's Hof wird durch die reizendſten und ſchönſten Frauen gebildet, und dieſe Frauen ſind nicht wähleriſch in den Mitteln, wie ſie zu ihrem Zweck gelangen. Sie nehmen ſich ihre Paladine, wo ſie ſie finden, und nöthigenfalls rauben ſie ſie. Wollen Sie mir glauben, wenn ich Ihnen verſichere, daß ich — ich ſelbſt ſchon in Gefahr war, von einer ſolchen Armida entführt und auf irgend ein verzaubertes Schloß gebracht zu werden? Aber freilich, wegen meiner Reize geſchah dies nicht; die gottloſe Schöne wußte, daß ich für eine halbe Million Francs Steine bei mir hatte, und da entführte ſie mich ſammt meinen Steinen. Aber ich wußte mich frei zu machen; damals war ich zehn Jahre jünger und flüchtig wie der Wind.

Philipp lächelte über dieſe Plaudereien ſeines Gefährten. Man kam nur langſam vorwärts, denn die Wege waren kaum zu überſchreiten, in ſo ſchlechtem Zuſtande befanden ſie ſich.

In der erſten ruſſiſchen Stadt ging mit dem Juwelier die bereits verkündete Umwandlung vor. Philipp war nicht wenig erſtaunt, als er eines Morgens in das Zimmer des Kaufmanns trat, und dieſen in einer hohen Mütze und in einem mit Pelz reich verbrämten rothſammetnen Talar in einem Armſtuhl ſitzend fand. Um ihn herum bewegten ſich ſeine Diener in einem gemeſſenen und feierlichen Schritt, und einer derſelben verbrannte Räucherwerk auf einer Pfanne. Auf zwei Tiſchchen ihm zur Seite lagen auf ſeidenen Kiſſen Ketten, Ringe und ähnlicher Schmuck hingebreitet, vor ihm ſtand eine Art Pult, auf dem ein ruſſiſches Gebetbuch lag und eine Anzahl Phiolen mit rother und gelber Flüſſigkeit gefüllt. Herſchner weidete ſich an dem Erſtaunen des Jünglings und ſagte dann: Hier ſitze ich; man habe Reſpekt vor mir! Ich mache Gold und ſchmelze Diamanten zuſammen. Außerdem bin ich Eigenthümer des Lebenselixirs, das die Leute hundert Jahre und noch darüber alt werden läßt.

Philipp entfernte ſich und ließ den Beſuchenden Platz. Es dauerte nicht lange, ſo war das Zimmer gefüllt von Männern und Frauen, die ſich die Goldſachen anſahen und Einiges zu hohen Preiſen kauften. Ein altes Mütterchen blieb ſo lange, bis alle Andere fort waren, und theilte dem Magus mit, daß ſie gerne ſich verjüngen möchte und deshalb eine Portion von dem Lebenselixir verlange. Sie ſei eine Nonne aus einem nahen Kloſter und wolle gar ſo gern wieder achtzehn Jahre ſein, um dann nicht wieder ins Kloſter, ſondern in die Welt zu gehen. Um den Wundertrank zu bezahlen, hatte ſie ein paar Edelſteine mitgebracht, die ſie aus der Krone ihres Kloſterheiligen ausgebrochen hatte. Sie waren von nicht geringem Werthe. Der Juwelier, welcher wußte, daß in dem Kloſter ſich ein Schatz der ſchönſten Perlen befand, machte der Alten begreiflich, daß er, um den Trank wirkſam zu machen, nothwendig etwas Perlenſtaub hinzuſchütten müßte. Sie verſprach etliche zu bringen.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe machte der Juwelier vortreffliche Geſchäfte. Wenn Philipp ihn darauf aufmerkſam machte, daß es doch unrecht ſei die Leute zu täuſchen, erwiderte der heitere Lebemann: Ich kenne das Land, in welchem ich mich befinde. Der Spruch: „Die Welt will betrogen ſein, alſo betrüge man ſie!“ gilt nirgends mehr als hier. Der Sinn für die wahren Güter des Lebens iſt nicht erwacht, dagegen eilt Alles, ſich den blinkenden Schein anzueignen. Was hätte ich in Deutſchland für die Perlen zahlen müſſen, die die Nonne mir gebracht? Und — wenn mein Trank keine Wirkung thut, wird ſie alsdann nicht glauben, es ſei nur daher, weil ſie ihren Heiligen beſtohlen? Die Ketten und Ringe, die ich um den dreifachen Werth verkaufe, würden mir nicht abgenommen werden, wenn ich einfach den wirklichen Preis einfoderte. Es würde dann heißen: Ei, wie billig, das taugt nichts!

zen. In der That war das auch ihre Abſicht: „Laßt mich,“ ſchrie ſie mit gebrochener Stimme, „laßt mich zu ihm herab! Der Unglückliche! Ich will mit ihm ſterben, mit ihm untergehen! Herz an Herz mit ihm ſoll uns die unerbittliche Welle dahinraffen. Fragt nicht, laßt mich zu ihm herab. Es iſt Fortunat, es iſt mein Geliebter, der dort mit dem Elemente kämpft! Ihr kennt nicht die Liebe, wenn ihr mich nicht zu ihm laßt!“

Dieſe Ausrufungen zeigten den vollen Tumult eines leidenſchaftlichen Herzens, das ein Augenblick in ſeinen Tiefen aufgeregt. Die Prinzeſſin und der Genius hatten alle ihre Stärke nöthig, die Arme von ihrem raſenden Entſchluſſe, ihr Grab in den Wellen zu ſuchen, abzuhalten. Sie rang mit ihnen und warf zwiſchendurch die ängſtlich forſchenden Blicke nach unten. Plötzlich ſtieß ſie einen durchdringenden Schrei aus und ſank ohnmächtig in den Wagen zurück. Das Schiff

Endlich langten die Reiſenden in Kiew an. Der Zufluß von Fremden war ſo mächtig, daß die weitläufige alterthümliche Stadt, die eigentlich aus zwei Städten und einer hochgelegenen Feſtung beſtand, kaum Platz gewährte für die neu Hinzukommenden. Horſchner wandte ſich an einen alten Handelsfreund, und mit deſſen Hülfe erhielt er eine geräumige Wohnung in einem gut gelegenen Theile des neuangebauten Viertels.

Die Kaiſerin war bereits ſeit zwei Monaten hier; man wartete die erſten Frühlingstage ab, wo das Eis, das noch den Dnieper bedeckte, ſchmelzen und die Fahrt auf dem ſtolzen Strome frei geben würde. Dann ſollte die Reiſe ſüdwärts in die Krimm fortgeſetzt werden. Die Feſte, die hier gefeiert wurden, bildeten eine ununterbrochene Kette, und an dem Tumult auf den Straßen und Plätzen erkannte man die Ueberfüllung der Stadt. Alle Sprachen der Erde hörte man durcheinander ſprechen, und alle Welttheile hatten ihre Kleidertrachten an dieſem Orte zuſammengeſtellt. Die fünfhundert Kirchen, die dieſe gottſelige Stadt beſaß, waren faſt zu jeder Tages-

und Nachtzeit gefüllt mit einer bunten, abenteuerlichen Menge, die hineindrängte und wieder hinausflutete, um anderswo es ebenſo zu machen. Die fremden Souveräne mit ihren Hofſtaaten, der reiche polniſche Adel, die hohe Ariſtokratie Moſkau's, die alten einheimiſchen Bojaren, die franzöſiſchen, holländiſchen, engliſchen und deutſchen Edelleute mit ihrer Dienerſchaft, endlich die zahlloſe Umgebung der Kaiſerin und des Fürſten Potemkin machten, daß ein ſolches Gewirr von Glanz, Pracht und Gepränge in den Straßen ſich zuſammenfand, daß das Auge und das Ohr zugleich verwirrt und geblendet wurden. Dazu kam, daß ein ganzes Heer von Glücksrittern und Gaunern herbeigeſtrömt war, um hier ihr Weſen zu treiben. Die Polizei, die mit militäriſcher Strenge geübt wurde, vermochte doch nicht die Plünderungen und die nächtlichen Ueberfälle zu verhüten, die ſich in dem Maße mehrten, je höher der Andrang von Fremden wuchs.

Herſchner verfehlte nicht, mit ſeinem Freunde einen Gang durch die Stadt zu machen und ihm zu zeigen, was er Merkwürdiges wußte, da er nicht zum erſten Male hier war. Die intereſſante Stadt iſt die älteſte im ruſſiſchen Reiche, da ihre Gründung noch lange vor der Schöpfung des ruſſiſchen Scepters ſtattfand und ins fünfte Jahrhundert fällt. Daher ihr ſeltſamer Bau, der eine Muſterfolge faſt aller barbariſchen Bauformen liefert, an die ſich die Paläſte der Neuzeit anſchließen. Im elften Jahrhundert wurde Kiew durch Jaroslaw ruſſiſche Hauptſtadt, zwei Jahrhunderte ſpäter herrſchten jedoch wieder in ihr die Tartaren; dieſen folgten die Polen, und dieſen entriß der Zaar Alexis Michaelowitſch die durch Unglücksfälle aller Art heimgeſuchte Stadt und machte ſie von neuem zur Hauptſtadt Rußlands. Später ſicherten Verträge dieſen Beſitz.

Katharina verweilte mit Abſicht längere Zeit hier, um ſich in dieſer uralten Stadt, in der das Chriſtenthum und die Civiliſation ſchon früh ſich feſtgeſetzt, und von wo aus ſie ſich über das ganze Reich verbreitet hatten, in ihrem Glanze als Herrſcherin zu zeigen. Sie verſammelte hier um ihren Thron die Nachkommen jener alten tartariſchen Fürſtenſtämme, die über dieſes Land einſt geherrſcht, und ihre Milde und ihre Großmuth machten ſich die Enkel der ehemaligen erbitterten Feinde ihres Scepters zu ergebenen Freunden.

Funfzehntes Kapitel.

Durch die Erzählungen Horſchner's, ſowie durch Alles, was er um ſich ſah und hörte, war Philipp's Ehrgeiz und ſeine jugendliche Ruhmbegierde in einem ſo hohen Grade erwacht, daß dieſes Gefühl für den Augenblick jede andere Regung und Beſtrebung in den Hintergrund ſtellte. Er erblickte ſo Viele, die die höchſten Würden und Titel trugen, die die mächtige Hand des Glücks aus der Niedrigkeit emporgehoben und in den ſtrahlenden Glanz des Tages geſtellt hatte. Warum ſollte auch ihm nicht ein ähnliches Geſchick bevorſtehen? In ſeinen Träumen ſah er ſich bereits am Ziele; aber ein Kopf, wie der Philipp's, iſt nicht geſchaffen, ſich mit eitlen Traumgebilden lange und ernſtlich zu beſchäftigen, er will Wirklichkeit. Sowie in Philipp's kaltem und ſtolzem Herzen keine Schwärmerei Platz faßte, ſo in ſeinem Verſtande keine abenteuerliche Grille. Er ſah klar und ſcharf. Dabei beherrſchte ihn, eine Frucht ſeiner frühen Schickſale und ſeiner daraus geſchöpften Lebensanſicht, ein Mistrauen und eine ſtarre Sprödigkeit, die nicht vorausſehen ließ, daß er jemals durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit ſein Glück machen werde, die aber auch zugleich bekundete, daß er nicht ſo leicht die Beute einer Täuſchung ſein würde.

Wenn er von ſeinen Ausflügen nach Hauſe kam und ſich vergegenwärtigte, was er an Glanz und Pracht geſehen, ſprach er unwillig zu ſich ſelbſt: Und du trägſt noch immer dieſen unſcheinbaren Rock! Und du biſt noch immer der Verſtoßene, der Verbannte, dem man nur mitleidig einen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft einräumt?

Sollen Die triumphiren, die dich einer ſtolzen Geburt und ehrenvollen Stellung entriſſen haben, um dich in Nacht und Niedrigkeit zu ſtoßen?

Auf — Herr deines Schickſals — gebiete nun über daſſelbe! Sei der Schöpfer und Erbauer deines Glücks! Warte auf keinen Beiſtand, von keiner Seite her! Du — und du allein biſt dein Helfer! Gelingt es dir nicht, dich emporzuraffen, ſo ſinkt dein Syſtem in Staub; alsdann haben Die Recht, die du verſpotteſt, und die die Hände geduldig in den Schoos thun, alles von einem Lenker über ihnen erwartend. Dann werde ein Betbruder und bete!

Ein Leben in Niedrigkeit zugebracht, iſt ein Schimpf für den Mann. Soll ich einen ſolchen Schimpf auf mich nehmen?

Nein, Philipp, nein! Steige, ſteige empor! Bleibe nicht in der Niedrigkeit!

Zu dieſen Einflüſterungen des Ehrgeizes geſellte ſich jedoch Etwas, das ihre Wirkung zu zerſtören drohte, nämlich ein unbegrenzter Haß gegen Die, die die Ehren und die Glücksgüter zu vertheilen hatte und ſelbſt im Beſitz eines durch alle Lande ſtrahlenden Ruhmes war. Dem ſtolzen und feurigen Geiſte Philipp's war es verhaßt, eine Frau berühmt und bewundert, eine Frau über Männer, und zwar über tapfere und ſtarke Männer herrſchen zu ſehen. Er beneidete, und zwar im Intereſſe ſeines Geſchlechts, Katharinens Erfolge, ſie hatte deshalb an ihm einen erbitterten Feind. Zugleich ſollte ſie aber die Beförderin ſeines Glücks ſein. Philipp ſah ein, daß dieſer Widerſtreit ſo entſchieden entgegengeſetzter Richtungen nothwendig das Fehlſchlagen jeder Hoffnung mit ſich führe, dennoch konnte er ſich nicht bezwingen. Selbſt Horſchner's Lobpreiſungen der Kaiſerin hörte er nur mit ſtillem Widerwillen an. Der Juwelier ſah bald auch hier ſeinen jungen Genoſſen in Mißmuth verfallen, und ſo groß war ſeine Anhänglichkeit an ihn, daß ein großer Theil ſeiner eigenen guten Laune, die durch die trefflichen Erfolge in ſeinem Geſchäft herbeigeführt war, dadurch verloren ging. Er ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, Philipp eines Tages aufzufodern, mit ihm einen Gang zu einem ſeiner vornehmſten Kunden zu machen, der ihn hatte rufen laſſen. Es war der erſte

Günſtling Katharinens, der allmächtige Fürſt Potemkin.

Die Freunde machten ſich auf den Weg nach dem Kloſter Petſchersky, das auf einer Anhöhe über der Stadt lag, wo der Fürſt ſeinen eigenen Hof hielt, die Fremden empfing und die Höflichkeitsbezeigungen der oberſten Behörden des Militärs und der Bürgerſchaft, ſowie die Beſuche des hohen Adels annahm. Der Empfangſaal des Kloſters war prachtvoll ausgeſtattet und die Zellen der Mönche bildeten ebenſo viele kleine zierliche Boudoirs, in denen die Damen in der Umgebung des Fürſten ſich eingerichtet hatten. Die fromme und uralte Stätte der Brüder der Regel des heiligen Michael glich auf einige Zeit der Hofburg eines prunkliebenden und genußſüchtigen Fürſten. Die Mönche mit ihren Vorgeſetzten hatten ſich einſtweilen in einen entlegenen Theil des weitläufigen Gebäudes zurückgezogen, wo ſie ihre Andachtſtunden hielten, unbeirrt durch den Lärm der Weltlichkeit um ſie her.

Da der Fürſt Statthalter der Provinzen war, durch die die Reiſe der Kaiſerin ging, ſo hatte er ſich mit Abtheilungen der verſchiedenen Regimenter, die er befehligte, umgeben. Man ſah um das Kloſter Petſcherſky herum die mannichfaltigſten militäriſchen Gruppen vertheilt. Das Auge bewunderte eine große Verſchiedenheit impoſanter Trachten, von dem Stahlſchuppennetz und der Rüſtung der Tſcherkeſſen bis zu dem faſt noch nomadenhaften Anzug der Kirgiſen, von der modern militäriſchen Armirung der Regimenter, die unter Suworow im civiliſirten Europa Schlachten gewonnen, bis zu dem tartariſchen Waffenſchmuck der Koſaken vom Don und ihres Nachbarſtammes, der Saporoger. Um die Gruppen noch mannichfaltiger zu machen, erblickte man Armenier und Georgier, die in ihrem Nationalcoſtüm ſich den Soldaten beimiſchten. Durch dieſe Maſſen mußte man ſich den Weg bahnen, um zum Fürſten zu gelangen, der überdies noch von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben war. Für den deutſchen Handelsherrn, für den reichen Juwelier, öffneten ſich die Thüren, und die Diener verbeugten ſich vor ihm tief; ſie wußten, er war der Günſtling ihres Herrn.

unten war verſchwunden, der Abgrund hatte es begraben. — —

Dieſe heftige und erſchütternde Scene rührte ſelbſt das frivole Herz des leichtſinnigen Tuberroſe. Er verwandte kein Auge von den bleichen Zügen des armen Mädchens, das das Schickſal zu der härteſten Pein verdammte, Zeugin des Unterganges ihres Geliebten zu ſein; er war geneigt den Wagen herabzulenken und Verſuche zur Rettung des Verunglückten anzuſtellen, doch die Prinzeſſin verhinderte dieſes. Der Name Fortunat hatte kaum ihr Ohr erreicht, als der Zorn und die Erbitterung wegen der verrätheriſchen Rache, als deren Opfer ſie ſich anſah, jedes beſſere Gefühl aus ihrem Buſen ſcheuchten. „Möge er verderben, der Schändliche!“ rief ſie dem Genius mit vor Grimm zitternder Stimme zu. „Er hat es um mich verdient!“

„Sie haben ein unmenſchliches Herz!“ rief Tuberroſe.

Ich will Ihnen nichts von dieſem Manne ſagen, bemerkte Herſchner leiſe zu ſeinem Begleiter, Sie werden ihn ſelbſt ſehen. Nur Eines: Das ganze unermeßliche Reich und ſelbſt ſeine Beherrſcherin beugen ſich vor ihm; und er war einſt nicht mehr und nicht weniger als gemeiner Soldat bei einem Garderegiment. Als die Kaiſerin bei ihrem Einzug in der Hauptſtadt, wo ſie zu Pferde an der Spitze der Truppen erſchien, an ihrem Sabel das Handgriffband verlor, ſprang dieſer Mann herbei und reichte ihr den ſeinigen. Dadurch lernte ſie ihn kennen und jetzt — iſt er Rußlands eigentlicher Beherrſcher.

Dieſe letzten Worte wurden mit vorgehaltener Hand leiſe geziſchelt, während die Flügelthüren geöffnet wurden und die Eintretenden in einer Galerie ſich befanden, die mit Gemälden geziert war und an deren Ende ſich ein Kamin befand. Ein Mann von kräftigem Körperbau, in einen pelzverbrämten Rock gekleidet, der einen Theil der Schultern und die ganze Bruſt offen ließ, ſtand am Eingange der Galerie und warf einen ſtolzen und wilden Blick auf die Ankommenden. Wie er ſie erkannte, milderte ſich der Ausdruck, und er rief: Du kommſt gerade recht, Brüderchen; mir iſt ein Schuß nicht gelungen. Komm, ſtell' dich hierher und ſchieß für mich.

Väterchen, du beliebſt zu ſcherzen, entgegnete der Juwelier unter tiefer Verbeugung. Du weißt nur allzugut, daß ich kein Schütze bin.

Das weiß ich; aber du wirſt dennoch ſchießen, mein lieber Bruder.

Ew. Durchlaucht geruhen die Steine anzuſehen, die ich auf Befehl mitgebracht! hob der Kaufmann mit einiger Kälte und Förmlichkeit an, indem er ſein Taſchenbuch öffnete. Der Fürſt riß es ihm aus der Hand und nöthigte ihm dafür die Piſtole auf.

Du wirſt ſchießen! Nachher wollen wir handeln.

Nun denn, wenn es ſein muß! ſagte Herſchner und ſtellte ſich in die vorgeſchriebene Stellung. Wo iſt mein Ziel?

Der Fürſt war befriedigt, ſchlang einen Arm vertraulich um die Schulter des Juweliers und rief ihm zu: Siehſt du, mein Herzchen, jenen kleinen Muſelmann dort auf dem Kaminſimms?

Dem ſollſt du den Kopf abnehmen. Aber gib wohl Acht, einige Zoll höher befindet ſich, wie du bemerkſt, ein koſtbarer venetianiſcher Spiegel, dem darf kein Leid geſchehen. Du wirſt einſehen, daß es mir nicht darauf ankommen kann, dich aus deinem Winkel in Polen herzurufen, um daß du mir die Spiegel meiner Wohnung zertrümmerſt!

In dieſem für Horſchner peinlichen Momente meldete ein Diener die Ankunft eines Adjutanten der Kaiſerin. Der Fürſt gab Befehl, daß man dieſen warten laſſe. Der Juwelier, der vergeblich gehofft hatte, durch dieſen glücklichen Zwiſchenfall von ſeiner Stelle als Scharfſchütz befreit zu ſein, nahm jetzt wieder mit einem unterdrückten Seufzer ſeine Stellung ein, zugleich ſich über die Vermeſſenheit des Günſtlings entſetzend, der es wagte, einen directen Abgeſandten ſeiner Herrin eines albernen Poſſenſpiels wegen warten zu laſſen.

Die Kugel verließ den Lauf und traf — in den Spiegel.

Ein Schrei ließ ſich hören, ausgeſtoßen von den wenigen Perſonen, die in der Galerie gegenwärtig waren; zu dieſen gehörte auch der Hausgeiſtliche, der in einer Fenſterniſche ſtand und mit weintrunkenen gläſernen Augen ſtarr jede Bewegung ſeines Herrn beobachtete. Der Fürſt brach in lautes Lachen aus.

Das iſt der ſchlechteſte Schuß, beim heiligen Nicon, der hier im Saale gethan worden! lallte der Prieſter, der, als er ſah, daß ſein Gebieter lachte, ebenfalls die Sache von der ſcherzhaften Seite betrachtete.

So wie ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht zu bemerken, rief Herſchner empfindlich, ich bin kein Schütze.

Nein, das biſt du auch nicht, Bruder! Gott und die Heiligen werden dir bezeigen, daß du das nicht biſt. Zahle nun hundert Ducaten, denn ſoviel iſt mein Spiegel werth.

Hundert Ducaten? gnädiger Herr — rief der Juwelier verwundert.

Du willſt damit ſagen, hob der Fürſt lächelnd an, daß ich mich ſehr ſchlecht auf die Taxe meiner Möbel verſtehe. Nun wohl, ich eile mein Unrecht gut zu machen, zahle zweihundert Ducaten, mein Herzchen.

Ach, du ſcherzeſt, Väterchen!

Du murrſt noch immer? Warte, ich will dich zufriedenſtellen. Ich will dir völlig den Willen thun. Du ſollſt ſehen, welch' einen gefälligen Bruder du an mir haſt. Zahle dreihundert Ducaten. Aber nun kein Wort weiter. Du haſt Luſt zu ſagen: auch das iſt zu wenig gefodert; aber ich ſetze nun einmal den Kopf darauf, dir gleichſam den Spiegel zu ſchenken. Nun, haſt du das Geld bei dir? Wahrhaftig und noch dazu ruſſiſche Banknoten! Das iſt löblich. Hier Baſil, nimm das Geld, ich ſchenke es dir, altes Weinfaß! Du weißt, daß ich dir ſchon längſt etwas zugedacht habe, weil du ſo hübſch Maulwurfgänge zu graben verſtehſt.

Der Pope kam und küßte die Zipfel des Rocks ſeines Gebieters. Aus dem Hofe herauf drang das Geſchrei und Gewinſel von Leuten, die Peitſchenhiebe empfingen. Dieſe, für Philipp und Horſchner grauſenerregenden Jammerlaute ſchienen am Ohr des Gewaltigen ſpurlos vorüberzugehen. Er richtete ſeinen Blick auf Philipp, und die Höhe und Vollendung ſeines Wuchſes, ſowie der Ausdruck ſeines Geſichts ſchienen ihm eine augenblickliche Theilnahme, ein flüchtiges Intereſſe einzuflößen. Er wandte ſich zum Juwelier und fragte raſch: Wer iſt der? Dein Sohn kann er nicht ſein, dein Bruder auch nicht; er ſieht dir zu wenig ähnlich.

Er iſt mein Freund und mein Gehülfe, entgegnete der Juwelier.

Biſt du ein beſſerer Schütze als dein Patron? fragte der Fürſt, indem er gebieteriſch auf Philipp zuſchritt. Philipp erbat ſich eine Probe ablegen zu dürfen. Die Piſtole wurde ihm gegeben.

Da kein Spiegel mehr zu zertrümmern iſt, ächzte der Pfaffe, ſo möchte nur noch Beſorgniß für den Armſtuhl ſein: er iſt zwar fünf Schritte vom Ziele entfernt, aber ich rathe dir, Herr, ihn hinwegſetzen zu laſſen. Dieſe deutſchen Schützen zielen gar zu gut! — Ein Gelächter aller Anweſenden begleitete die Rede.

Philipp fragte, wohin er zielen ſolle.

Nun, ſiehſt du meinen Großſultan nicht? fragte der Fürſt. Triff, wohin du willſt; wenn du ihn nur überhaupt triffſt, iſt's ſchon mehr, als ich erwarte.

Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, ſagte Philipp mit großer Höflichkeit, ſo werde ich mir den Halbmond auf dem Turban der Figur zum Ziel nehmen.

Den Halbmond — ah, das will etwas ſagen! Die Figur iſt nur eine Spanne hoch, und du willſt das Pünktchen oben treffen. Gut, gut! Verſprechen und Worthalten ſind aber manchmal verſchiedene Dinge! Nicht wahr, Baſil?

So wahr, Herr, als hätte es ein Apoſtel geſagt. Dieſe Deutſchen ſind ein Volk von Lügnern; ſie prahlen, daß die Heiligen darüber weinen möchten. Wenn dieſer Menſch Wort hält, ſo will ich meine Ducaten bis auf den letzten Rubel verlieren.

Philipp's Kugel war während dieſer letzten Worte bereits enteilt und hatte ſich richtig den kaum ſichtbaren Halbmond herabgeholt. Der Fürſt gerieth in eine Art convulſiviſches Entzücken. Er lief auf den jungen Schützen zu und umarmte ihn. Du biſt mein Mann! Du biſt mein Mann! rief er einmal übers andere. Weißt du, daß dies mein Schuß iſt? Du Teufel von einem

Jungen, wie haſt du das vermocht? Er ging auf Horſchner zu und rief: Mein Bruder, mein Bruder, laß mir dieſen!

Horſchner und Philipp waren beide gleich erſtaunt über die Wirkung des Geſchehenen. Ohne die Antwort des Juweliers abzuwarten, rief er zu Philipp: Du — du bleibſt bei mir! Baſil, zahle ihm die Ducaten aus, wie du verſprochen.

Herr, du wirſt deinen Diener nicht nackt ausziehen wollen! ſtöhnte der Ueberraſchte. Ich habe nicht gehört, daß Könige ihr Wort brachen und daß die Gewaltigen zurücknahmen, was ſie gaben.

Hund, du zahlſt, oder! — Eine ſehr verſtändliche Bewegung nach dem Hofe zu war dieſen Worten beigefügt. Der Pfaffe lief herzu, legte das Geld auf den Tiſch und küßte Philipp mit großer Demuth auf den Arm, ſeinem Herrn aber wieder die Rockzipfel. Der Fürſt betrachtete die Züge Philipp's, und als er in ihnen nichts von Dank und Ueberraſchung erblickte, zogen ſich ſeine Brauen auf einen Augenblick finſter zuſammen. Er ſcheint ein hochmüthiger Burſch! murmelte er vor ſich hin. Doch gleichviel! Ein Nacken, der noch nicht gebogen iſt, den liebe ich zu biegen.

Der Auftritt war hiermit beendet. Der Fürſt verließ die Galerie, um mit dem Abgeſandten der Kaiſerin zu ſprechen. Der Pfaffe lief heulend und fluchend fort. Die Diener ſahen Philipp anfangs mit neugierigen und ſcheuen Blicken an, als jedoch der Intendant erſchien und als der Erſte dieſes Sklavenhauſes Philipp unterwürfig begrüßt hatte, folgten alle ſeinem Beiſpiel, und mit Erſtaunen ſah Philipp lauter gebogene Rücken vor ſich. So raſch wurde ein declarirter Günſtling in ſeine Stelle eingeſetzt. Unſer Held wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah, und glaubte zu träumen. Horſchner erklärte ihm dies Alles in wenigen Worten. Er führte ihn bei Seite und ſagte: Der Fürſt iſt launenhaft; er vertheilt ſeine Gunſt wie ſeinen Haß plötzlich. Weigere dich nicht, die erſtere anzunehmen. Dein Schickſal iſt gemacht. Ich verliere dich, Freund, allein ich weiß dich glücklich. Welch' ein guter Stern iſt dieſer „Halbmond“ für dich geworden! Dieſer häßliche Türke, der mir dreihundert Ducaten raubte, dich hat er zum reichen Mann gemacht? Ich bitte dich, gib mir das Geld nicht zurück, es iſt dein Eigenthum, und wenn ich gleich mich ärgerte, daß ich einen mittelmäßigen Spiegel, der kaum zwanzig Ducaten werth war, mit dreihundert habe bezahlen müſſen, und daß dazu mein mir erpreßtes Geld dem Weinſchlauch in die Gurgel fließen ſollte, ſo iſt mir jetzt doch Alles ganz recht, ſo wie es gekommen iſt. Du ſiehſt, ſo handelt man in Rußland. Ich bitte dich jetzt um deine Protection, ich bin dein Schützling.

Der Fürſt erſchien bald wieder und ſchloß nun mit Horſchner einen für den letztern vortheilhaften Handel ab. Er ließ ſich theils von dem Juwelier, theils von Philipp ſelbſt den Urſprung und die frühern Schickſale ſeines neuen Günſtlings erzählen. Er hörte zu und warf von Zeit zu Zeit Bemerkungen in die Reden, die von Witz und guter Laune zeugten. Als Horſchner ſich entfernte, blieb Philipp zurück und bezog die für ihn beſtimmten Gemächer.

„Unmenſchlich?“ wiederholte Kalypſo mit ſchneidendem Hohne. „Wie ſchnell Leute Ihres Gleichen daran gehen, Gefühle zu verdammen, von deren eigentlichem Weſen ſie nicht die entfernteſte Ahnung haben. Wiſſen Sie, was es heißt, mein weiſer junger Herr, uns unſere Schönheit rauben? Nehmen Sie dem Jünglinge ſeine Liebe, dem Manne ſeine Ehre, dem Greiſe ſeinen Gott und er bleibt unter wenigen Veränderungen das, was er war, nehmen Sie aber dem Weibe die Schönheit, und Sie vernichten es bis auf die letzte Faſer ſeiner Exiſtenz. Wir denken, wir fühlen, wir leben nur in dem Bewußtſein der Uebergewalt, die wir über Ihr Geſchlecht ausüben, und durch welches Mittel üben wir dieſe ſicherer und unumſchränkter aus, als durch die Macht unſerer Reize? Dieſes Geſtändniß iſt ſehr offenherzig, aber ich habe auch keinen Grund zurückhaltend zu ſein. Ich bedaure nur, daß es mir nicht vergönnt war, an dem

Sechzehntes Kapitel.

Die Gunſt, die der Fürſt unſerm Freunde ſchenkte, war täglich im Zunehmen. Das Amt eines Secretärs, wobei er jedoch nichts zu thun hatte, als hier und da die Unterſchrift des Fürſten in dieſe oder jene Kanzlei zu tragen, ward ihm anvertraut. Er mußte den größten Theil des Tages um die Perſon des Fürſten ſein, der ſich beluſtigte, ihn in dem gebrochenen Ruſſiſch ſprechen zu hören, das er ſich in der kurzen Zeit, die er ſich hier befand, angeeignet. Dann mußte ihm auch Philipp, wenn ſich ein müßiger Augenblick fand, aus einem deutſchen oder franzöſiſchen Buche vorleſen. Aber dieſe müßigen Augenblicke fanden ſich ſehr ſelten. Der Fürſt führte eine ſo wilde und ungeregelte Exiſtenz, er ward ſo hin und hergeworfen von ſeinen eigenen Launen, ſowie von den zahlloſen Anläſſen, die ihm von außen kamen, daß an Ruhe nicht zu denken war. Militäriſche Revüen, Gaſtmähler, Beſuche, Audienzen, kleine Reiſen und Hoffeſte nahmen ſeine Zeit fortgeſetzt in Anſpruch; er fand kaum Zeit, ſeine Toilette zu machen, die freilich ſo glänzend und ausgeſucht war, wie kein anderer Höfling ſie machte. Für gewöhnlich zeigte er ſich in jenem loſen, nachläſſigen Anzuge, den wir oben beſchrieben haben, und ſelbſt Audienzen gab er in dieſem Coſtüm. Da die Reiſe der Kaiſerin, nach dem Süden, in die Provinzen gerichtet war, in denen der Fürſt Statthalter war, ſo war er unermüdet beſchäftigt, die künftigen Tage dieſes Triumphzuges ſo glänzend als nur möglich zu geſtalten, und dieſe Sorge machte das Ziel der Hauptthätigkeit ſeines unermüdlichen Geiſtes aus.

Wie Philipp dieſen ſonderbaren Mann näher betrachtete, ſo entdeckte er ſehr viel, was ſeine Sympathien anſprach. Die wilde, ungeregelte

Größe ſprach ihn an und zugleich der Muth und der Trotz, den er den Angriffen entgegenſetzte, die gegen den allmächtigen Günſtling geführt wurden, um ihn zu ſtürzen.

Wenn auch der Fürſt Philipp mit Gunſt überſchüttete, ſo hörte er doch nie auf, ihn als ſeinen Diener zu betrachten, und dies mißfiel Philipp. Je trockener und ſtarrer er daher wurde, deſto übermüthiger wurde der Fürſt. Es war vorauszuſehen, daß es bald zu einem Aeußerſten kommen mußte. Dies war auch die Hoffnung ſeiner Feinde unter der Dienerſchaft des Fürſten, an deren Spitze der Hausgeiſtliche ſtand, der Philipp nie den Verluſt der dreihundert Ducaten verzeihen konnte. Der erwartete Zeitpunkt erſchien, allein der Zuſammenſtoß, der den neuen Liebling hatte zu Boden werfen können, diente nur dazu, ihn in der Gunſt zu befeſtigen und ihn zu Anſehen zu bringen.

Der Fürſt hatte es ſeit einigen Tagen ſo eingerichtet, daß Philipp die Wache in ſeinem Vorzimmer hatte, und ſogleich bei der Hand ſein mußte, wenn öfters in ſehr früher Morgenſtunde, manchmal in der Nacht, die Klingel des Herrn ertönte. Wie Alles, was er übernahm, ſo übte Philipp auch hier die gewiſſenhafteſte Pünktlichkeit. Er bezähmte ſeine geſunde und kraftvolle Natur und gewöhnte ſie daran, die ganze Nacht über des Schlafes zu entbehren, um ſicher zu ſein, den Ruf nicht zu überhören.

Seit einiger Zeit war der Fürſt launiſcher als je. Er befahl und widerrief den Befehl in ſtetem Wechſel. Alle Diener zitterten vor ihm. Sein großes dunkles Auge in dem bleichen Geſicht, das, wenn es keine Schminke hatte, von einem blaſſen, aber nicht unſchönen Gelb bedeckt war, rollte in finſterem Zorn und warf vernichtende Blitze. Er dictirte Strafen, die nicht nur von einer wilden Härte, ſondern oft von einer raffinirten Grauſamkeit zeugten. An dem Geſchrei der Gezüchtigten ergötzte er ſich dann und nannte dies: ſeine Vögel ſingen laſſen. Philipp ſah das alles mit Staunen und Entrüſtung an, und konnte nicht begreifen, wie es Menſchen gab, die ſich dies gefallen ließen. Die Möglichkeit, daß er ſelbſt einer ähnlichen Züchtigung unterliegen konnte, fiel ihm auch nicht im Traume ein. Wehe der Hand, die ſeinem **Körper** zu nahe gekommen wäre! Er ging wie ein junger Gott unter all' dieſen Sklaven umher. Der Fürſt hatte jedoch bei ſich beſchloſſen, ihn ſo ziemlich wie die andern Diener zu behandeln. Er vergaß, daß Philipp als ein freier Mann in ſeinen Dienſt getreten war, und daß er zur Bedingung gemacht hatte, ihn wie einen ſolchen zu behandeln. Aus dieſem Grunde hatte Philipp jede Erhöhung ſeines Gehalts, der im Vergleich zu den anderen Hausbeamten ſehr gering war, hartnäckig ausgeſchlagen, und hatte auch keine Gnadengeſchenke angenommen. Das herriſche Benehmen, die demüthigenden Vorwürfe, die Spöttereien hatte Philipp ſchweigend hingenommen und hatte ſich bemüht, noch genauer als früher ſeine Pflicht zu thun. Aber er nahm ſich vor, ſobald dieſe Laune noch wachſen, oder gar zu einem offenen Angriff ſich ſteigern würde, ſich zur Wehr zu ſetzen. Der Fürſt mit all' ſeinem Glanz und ſeiner Macht imponirte ihm nicht. Die Gelegenheit, die er nicht ſuchte, aber auch nicht fürchtete, kam. In einer Nacht rief ihn die heftig angezogene Klingel ins Kabinet. Er eilte hinein und fand den Fürſten im Bette aufrecht ſitzend und im höchſten Zorne. Wo bleibſt du, Hund! ſchrie er ihm zu. Warum zeigſt du dich nicht, wenn ich rufe!

Philipp ſah ihn finſter an und entgegnete: Ew. Durchlaucht haben jetzt zum erſten Male die Klingel gezogen.

Zum erſten Male? — Zum dritten Male, Schuft! Ich will dich lehren, im Vorzimmer zu ſchlummern.

Ich habe nicht geſchlummert.

Wie, du wagſt es, mir ins Geſicht zu widerſprechen? Ah — du ſollſt ſehen, wie ich dergleichen beſtrafe! Damit ergriff die zitternde Hand des Wüthenden eine der ſcharf geladenen Piſtolen, die jederzeit vor dem Bette auf dem Nachttiſche lagen. Er ſpannte den Hahn und legte auf Philipp an. Dieſer, ohne einen Schritt zurückzuweichen, ergriff die zweite Piſtole und ſagte mit ruhigem Tone, der gegen die kochende, gährende Stimme des Fürſten ſehr abſtach: Durchlaucht belieben gut zu zielen; denn wenn Sie Ihres

Zieles verfehlen, ſo werde ich auf Sie anlegen, und wahrlich — ich werde nicht fehlen!

Die Piſtole entſank bei dieſen Worten der Hand des Fürſten; er fuhr ſich über die Stirn wie Einer, der aus dem Traume erwacht. Er ſah Philipp an, aber gleichſam ſcheu, und wie ein gebändigtes wildes Thier, das zum erſten Mal die Peitſche ſeines Wärters empfindet, verhüllte er ſich in der Decke. Philipp hatte die Piſtole hingelegt, der Fürſt nahm ſie, fügte die ſeine hinzu und reichte beide Philipp hin. Nimm ſie, ſagte er, zum Gedächtniß dieſer Stunde! Nimm ſie und — entferne dich! — Ich will allein ſein.

Von dieſer Stunde an war des Fürſten Betragen völlig umgewandelt. Es war durchaus nöthig, dieſem ſtolzen und launenhaften Charakter zu imponiren, und Philipp, ohne es zu wollen, hatte ihm imponirt. Gelang es, ihm zu imponiren, ſo hatte man ihn beſiegt, und er war ein willenloſes Eigenthum des Siegers. So hätte jetzt Philipp mit dem Fürſten machen können, was er wollte; doch unſer Held hatte nur nach einem innern Inſtinkt gehandelt, nicht aus Berechnung;

es kam ihm daher nicht in den Sinn, auch nur einen Schritt von ſeiner gewohnten Pflichterfüllung abzuweichen oder ſich ſeinerſeits etwas herauszunehmen, was ihm nicht zukam. Zufrieden, ſich ein achtungsvolles Betragen errungen und jenes ſpottende und launiſche Weſen zum Schweigen gebracht zu haben, erfüllte er nach wie vor ſein Tagewerk, als wenn nichts geſchehen ſei.

Der Fürſt war dabei abergläubiſch. Er beſchäftigte ſich mit Aſtrologie und hatte den feſten Glauben an Vorherbeſtimmung. So wenig Sorge er für das Wohl oder Weh der Tauſende trug, deren Leben und Eigenthum ihm anvertraut war, mit ſo gewiſſenhafter Rückſicht behandelte er Diejenigen, von denen er annahm, daß ſie zu ihm in einer gewiſſen Conſtellation ſtanden, und von denen er vermuthete, daß es vorherbeſtimmt ſei, daß ihr Geſchick und das ſeine zuſammengehen ſollten. Seit der Scene in der Nacht glaubte er dies von Philipp. Dieſe zwei Gründe wirkten vereint. Es gab einen Diener, von dem er wußte, daß er ihm nach dem Leben geſtanden, der aber dennoch von ihm, freilich in weiter Entfernung, gehütet und gepflegt wurde, als wäre er der treueſte ſeiner Getreuen geweſen, nur weil ihm prophezeiet worden war, daß ſein Leben und das Leben jenes Verräthers in einer und derſelben Stunde enden würden.

Die Feinde Philipp's waren nicht wenig erſtaunt, ihn in ſo voller und, was das Seltſamſte war, in ſo unwandelbarer Gunſt zu ſehen. Sie erriethen nicht den Grund, denn Philipp ſprach nie über ſich ſelbſt, und ſeine ſtolze Verſchloſſenheit war eine Urſache mehr, daß die niedrigen Naturen ihn haßten. Der Fürſt ward ihm grenzenlos gewogen; er übertrug ihm eine unbeſchränkte Macht, und Philipp hatte zu jeder Stunde Zutritt zu ihm. Dies wurde bekannt, und die großen Herren, die Geſandten, ja ſelbſt die ausländiſchen Fürſten, die da kamen, den allmächtigen Günſtling um eine Gunſt zu bitten, wendeten ſich an Philipp. Er hätte ſich bereichern können, denn man drängte ihm die Gaben auf; aber er blieb ſeinem Grundſatze getreu, nie mehr als Das, was er glaubte, daß ihm zukam, zu nehmen. Davon erfuhr der Fürſt nichts, denn er fragte nicht;

hatte er gefragt, ſo hatte er erfahren, daß Der, den man mit Gold überſchüttet wähnte, nur den dürftigen Gehalt ſein eigen nannte, den er ſich gleich anfangs ausbedungen hatte. Das Einzige, was er vom Fürſten annahm, war ein ſchönes Pferd von einer ſeltenen Race; dies gewährte ihm großes Vergnügen. Da kühne und geſchickte Reiter in ſeiner Nähe waren, lernte er von ihnen, und war bald im Stande, es ihnen gleich zu machen. Der ſchöne junge Mann zog die Blicke aller Frauen auf ſich und feſſelte die Bewunderung der Männer. Aber Philipp war nicht eitel, er war nur ehrgeizig und ruhmbegierig; er merkte daher nichts von den Triumphen, die er ſich erwarb. Er hörte auf jeden Tadel, und ſein Wunſch, ſich zu vervollkommnen, war ſo groß, daß der Niedrigſte ſein Lehrer werden konnte, wenn er wirklich im Beſitz jener Fertigkeiten war, deren er ſich rühmte.

In den wenigen Wochen, wo Philipp in der Nähe des Fürſten war, konnte man eine günſtige Veränderung an dieſem bemerken. Er war weniger zügellos, weniger grauſam, weniger launen-

Todeskampfe, an dem letzten Zucken jenes Elenden mich zu weiden, der eben ſein verdientes Grab ſand."

„Abſcheulich, Kalypſo!"

„Und weshalb abſcheulich? Hab ich nicht tauſendmal ſchärfer ſeine Qualen empfunden, als ich an jenem fürchterlichen Tage mein verzerrtes, zur Höllenmaske verwandeltes Antlitz im Spiegel ſah? Was iſt der Tod, ſelbſt der ſchmerzhafteſte, gegen das Bewußtſein verſtümmelt, ſich und Andern ein Entſetzen, leben zu müſſen? O jener Augenblick brennt noch in meiner Seele. Ich bin nicht geneigt ihn jemals zu vergeſſen."

„Es ſcheint," ſagte der Genius mit einem Tone, der da anzeigte, daß er ſich ſehr viel auf dieſe Betrachtung einbildete, „es ſcheint, daß unſer Geſchlecht das Ihrige an Großmuth übertrifft; vielleicht iſt der Grund darin zu ſuchen, daß wir weniger fein organiſirt ſind und deshalb die Grade einer Beleidigung nicht ſo ſcharf von einan haft. Man ſah ihn öfters mit ſeinem Günſtling eine Partie Schach ſpielen, während ſich die Säle um ihn her mit den vornehmſten Beſuchern füllten, auf die er keine Rückſicht nahm, einzig an das ſinnende Auge Philipp's gekettet, der einem Zuge nachdachte. Seine Gunſt, und man darf ſagen Freundſchaft, erſtreckte ſich ſo weit, daß Philipp Zutritt erhielt in das Laboratorium des Fürſten. So ward eine der kleinern gewölbten Hallen genannt, wo mathematiſche und aſtronomiſche Inſtrumente ſtanden und eine kleine auserwählte Bibliothek des Kloſters ſich befand, die der Fürſt benutzte. Nie durfte der Fuß irgend Eines von der Umgebung des Herrn dieſe alterthümliche Zelle betreten. Es ging die Sage, daß hier der Fürſt mit ſeinem Dämon nächtlich verkehre, um von ihm ſtets neue Zauberkräfte und Mittel zu erhalten. Bei der Gründung des Kloſters, vor einem halben Jahrtauſend, war dies das Gemach des erſten Abts, und dieſer ſtand im Geruch ganz beſonderer Heiligkeit; aber zugleich ward er auch als ein Mitwiſſender im Bunde der „weiſen Meiſter" genannt, eines myſtiſchen

Ordens, der damals faſt über den ganzen Orient verbreitet war. Das Bild dieſes aſcetiſchen Prieſters befand ſich noch in der Zelle, und es herrſchte im Kloſter der feſte Glaube, daß der Abt Anaſtaſius bisweilen im ſchauerlichen Dunkel der Kreuzgänge umherwandle, am öfterſten jedoch zu erblicken ſei in dem Gemach, das ihm einſt zur Wohnung gedient. In dunkeln Nächten, wo der Sturm wüthete und unheimliche Stimmen in hohlen, brauſenden Tönen in den Gängen und auf den Höfen vernommen wurden, hieß es: jetzt wandelt Anaſtaſius umher, um Die zu ſtrafen, die gegen ſeine Regel fehlen.

Der Fürſt, als er das Kloſter zu ſeinem Aufenthalte nahm, wußte um die Sage und kannte die finſtere Bedeutung, die man jener Zelle beilegte; er ſchien aber auf beides kein Gewicht zu legen. Oft ſah man ihn ganze Nächte in dieſer Zelle weilen, faſt immer allein, und Niemand erfuhr, womit er ſich dort beſchäftigte. Als er Philipp zum erſten Male dorthin mitnahm, zeigte er ihm die Beſonderheiten derſelben und gefiel ſich zugleich in einer weitlaufigen Beſchreibung jener alten Sitten und Gebräuche, die damals geherrſcht, als dieſer merkwürdige Bau ſeinen Anfang nahm. Er freute ſich, als er wahrnahm, daß Philipp Intereſſe für dieſe Dinge hatte, und er ermüdete nicht, die Chronikbände, die hier aufgeſtellt waren, herbeizuholen, um ihre alterthümliche Schrift und ihre grellen und unbeholfenen bildlichen Darſtellungen zu erklären. Indeſſen war Philipp noch nie ohne Begleitung des Fürſten in dieſen Räumen geweſen; ſie wurden ſtets ſtreng verſchloſſen gehalten. Eines Tages ſchickte er ihn jedoch hin, um eine Manuſcriptrolle zu bringen, die in einem der deckenhohen Schränke aufbewahrt lag.

Es war am hellen Mittage. Die Dienerſchaft war überallhin im Gebäude vertheilt, der Fürſt befand ſich mit einigen Vertrauten allein im Saale. Philipp hatte einen langen Gang zu durchſchreiten, ehe er zur Zelle kam, die in dem ſüdlichſten Thurm des Kloſters ſich befand. Wie er an der Thure anlangte und den Schlüſſel einſteckend mit einiger Anſtrengung das Schloß öffnete, überkam ihn plötzlich ein ungewohntes Gefühl. Es war nicht Furcht, auch nicht Schrecken, vielmehr war es ein unerklärliches Vorgefühl von etwas Beſonderem, das ihm zuſtoßen ſollte. Er trat in die Zelle. Die zwei hohen, ſchmalen Fenſter, mit den kleinen runden Scheiben, gaben trotz der Helle draußen nicht genug Licht, um Alles, was dieſes Gemach enthielt, genau unterſcheiden zu können. Die Ecken blieben dunkel, und ebenſo lagerte ſich ein grauer, zweifelhafter Schimmer über die obern Räume. Die alten Malereien der Decke ſchmolzen in eine einzige dunkle, braungrau gefärbte Wolke zuſammen, und nur hier und da blitzte wie ein Stern irgend eine noch nicht von der Zeit angefreſſene Vergoldung hervor. Der runde Tiſch, der in der Mitte der Zelle ſtand, machte mit ſeinem gebräunten Lederüberzug ebenſo wenig einen freundlichen Eindruck, als es die verſchloſſenen grünen Damaſtvorhänge thaten, die an den Fenſtern niederhingen. Ein Stuhl mit einem barockgeſchnitzten Heiligenbild und einer rieſigen Krone war an den Tiſch herangerückt und gab den Platz ab, den der Fürſt einnahm, wenn er hier ſich ſeinen Studien ergab. Koſtbare Felle waren unter Stuhl und Tiſch gebreitet. Eine

Kloſterlampe nach alter Form hing von der Decke herab. Tiefes Schweigen herrſchte in dem Gemach, das nur durch die Pendelſchläge einer Uhr unterbrochen wurde, die auf einer Säule von Porphyr ſtand. Ein alterthümlicher, mit Schnitzwerk überladener Bücherſchrank, den ſtatt der Glasthüren Vorhänge verſchloſſen, faßte die Sammlung von alten Werken und Scripturen in ſich, mit denen zunächſt Philipp es zu thun hatte. Indem er eine kleine, zu dieſem Zweck hingeſtellte Treppe beſtieg und eben die Hand ausſtreckte, um eine in ihr Gehäuſe von gebräuntem und vergoldetem Leder geſchloſſene Papierrolle zu erfaſſen, zog ein ſeltſames Geräuſch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Töne hatten Aehnlichkeit mit dem leiſen Umſchwung einer Windfahne, zugleich rieſelte und glitt ein Etwas die ſchwere Seidentapete entlang. Philipp, auf ſeinem gefährlichen Standpunkte, hatte Mühe ſich umzuwenden, ſein Blick erreichte nur einen Theil der Wand, der er den Rücken zugekehrt hatte, als er die Treppe beſtieg. Das lebensgroße Bild des Abts Anaſtaſius war an dieſer Wand befeſtigt, und indem

Philipp die vermummte Geſtalt betrachtete, ſchien es ihm plötzlich, als wenn ſie ſich bewegte und im Begriff ſtände, aus dem Rahmen hervorzuſchreiten. Er hielt dies für eine durch die Dämmerung im Gemach erzeugte Täuſchung, und wandte ſich wieder dem Bücherſchranke zu. Die Rolle in der Hand ſtieg er hinab und — jetzt erblickte er mitten im Gemach die räthſelhafte Erſcheinung ſtehen. Philipp's eiſernes Herz kannte keine Furcht; ſelbſt jetzt, da die Schrecken des Grabes ſichtbar vor ihm hinzutreten ſchienen, ſelbſt jetzt verließ ihn auf keinen Moment ſeine Beſinnung. Ohne einen Laut des Schreckens auszuſtoßen, warf er die Papierrolle von ſich und ergriff eine der geladenen Piſtolen, die, wie er wußte, der Fürſt überall bei ſich führte, und die auch hier auf dem großen runden Tiſche lagen. Er richtete die Mündung der Waffe mit feſter Hand auf die Geſtalt, die unbeweglich vor ihm ſtehen blieb und keine Miene machte, die tief herabfallende Kapuze zu lüften, die ihre Züge bedeckte. Nur eine Minute noch und die Kugel hatte den Lauf verlaſſen, da drangen heftige

Schritte auf die Thür zu, ſie ward aufgeſtoßen und der Fürſt erſchien auf der Schwelle. Ein raſcher Blick überzeugte ihn von der Lage der Dinge, und in demſelben Augenblick lag er auch ſchon zu den Füßen der Geſtalt, dieſe mit ſeinem Körper ſchützend. Im nächſten Moment hatte der Fürſt Philipp die Waffe entwunden und zeigte ſich willens, ſie gegen deſſen Bruſt loszufeuern, als die geſpenſtige Erſcheinung ihren Arm erhob und die blutige That verhinderte. Philipp wußte nicht, wie ihm geſchah. Wie die Bilder eines Traumes umflogen ihn die wilden Eindrücke, die ſich in dieſe Spanne Zeit einſchloſſen. Er fühlte ſich aus dem Gemache hinausgedrängt und hörte die ſchwere Thür deſſelben hinter ſich zufallen. Als er ſich auf ſeine Lage beſann, ſah er ſich in dem einſamen Corridor, den die ſeitdem angezündeten Lampen erleuchteten. Sein erſter Entſchluß war, in die eben verlaſſene Zelle zurückzukehren, weil ihm dunkel vorſchwebte, der Fürſt befinde ſich in Gefahr, und es ſei ſeine Pflicht ihm beizuſtehen; alsdann kam ihm jedoch in den Sinn, wie jener feindlich auf ihn eingedrungen, und daß ſein eignes Leben wie durch ein Wunder gerettet werden. Sein Blut wallte, ein unerträglicher Schmerz lähmte die Nerven des Gehirns, er mußte ſich an die Wand lehnen, um Kräfte zu ſammeln. Während dieſer Zeit hörte er Stimmen in der Zelle, und es war ihm, als fiele eine ſchwere Fallthür zu oder als rollte eine Schiebewand nieder. Dann war alles ſtill. Der Fürſt trat heraus, leichenblaß und verſtört, und ging an ihm vorüber, ohne ihn zu ſehen. Er verließ bald darauf das Kloſter und kam den darauffolgenden Tag erſt wieder. Die Dienerſchaft ſteckte die Köpfe zuſammen und erzählte ſich von einem entſetzlichen und grauſenhaften Ereigniß, das Niemand beſtimmter anzugeben wagte. Ein Todesſchrecken lag auf dem ganzen Hauſe. Philipp hatte ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und wartete, daß der Fürſt ihm Aufklärung dieſes Geheimniſſes würde zukommen laſſen; es vergingen jedoch einige Tage, ehe dieſer ihn rufen ließ.

Philipp Macargan — hob er in einem vertrauenvollen Tone, aber mit einer gewiſſen Befangenheit an, die man ſonſt nie an ihm bemerkte — es iſt das zweite Mal, daß ich die Mordwaffe gegen dich gezückt, doch diesmal war ich in meinem vollen Rechte, denn hätteſt du in deiner Verblendung vollbracht, was du beabſichtigteſt, ſo wäre keine Strafe der Welt hart genug geweſen, dich zu züchtigen; denn deine verbrecheriſche Hand hätte die Erde ihres koſtbarſten Beſitzes beraubt! Du hätteſt einen Stern gezwungen, ſich wieder in die Räume des Himmels zurückzuſchwingen, aus denen er herabgeſchwebt iſt, um unſere Pfade zu beleuchten; mich aber hätteſt du perſönlich um Alles gebracht, was meinem Daſein Werth verleiht, indem du den Freund von meiner Seite geriſſen, der die Seele meiner Seele iſt. Genug der geheimnißvollen Worte. Ich weiß, daß du unzurechnungsfähig, wie ein vom böſen Dämon Beſeſſener gehandelt haſt. Du glaubſt nicht an die Exiſtenz der Geiſter und haſt ein gottgeſendetes Weſen wie einen ſtrafbaren Eindringling behandeln wollen. Es ſei dir verziehen! Gott hat von unſer Aller Häuptern das Entſetzliche abgewendet. Ich — ich ſelbſt trage die größte Schuld, denn ich hätte dich nicht in jenes

Kabinet hineingehen laſſen ſollen, ohne daß ich auf Tritt und Schritt, wie dein Schatten, dich begleitete. Jetzt, da ein böſes Ungefähr dich mit den myſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Zelle des Abts Anaſtaſius bekannt gemacht, nutzt es wenig, wenn ich dich ferner wollte über jene Räthſel in Ungewißheit laſſen. So erfahre denn, daß mich unter der Hülle, die du erblickt, ein Freund beſucht, deſſen Alter und Weisheit mich auf meinen Wegen ſchützt und leitet. Er will von der Menge nicht gekannt und nicht erſchaut ſein, deshalb wählte er dieſe Art der Beſuche. Du haſt ſeine Theilnahme erweckt und auf ſein Geheiß weihe ich dich in unſern myſteriöſen Verkehr ein. Es iſt eine hohe Gnade, die dieſer weiſeſte der Sterblichen dir hiermit erzeigt: er thut es, indem das Zeugniß, das ich über deine Treue und Wahrheitsliebe, über deinen Muth und deine Uneigennützigkeit ablegte, ihn hierzu beſtimmte. Philipp Macargan, ſtrafe mich nicht Lügen! Zeige dich eines Vertrauens werth, das hiermit ſeine höchſte Staffel erreicht hat. Verheimliche mir nicht, was der erhabene Berather meines Geſchicks dir mitder zu ſondern wiſſen. Sie mögen mich für ſehr kleinlich denkend halten, aber ich muß Ihnen geſtehen, daß bei mir der Schimpf ganz gleichbedeutend iſt, von meiner Schönen unter das Sopha geworfen zu werden, wenn man mich beim Empfange eines andern Liebhabers überflüſſig findet, und ein paar Wochen ein häßliches Merkmal im Geſichte zu tragen. Bei dem Einen habe ich dem Glanze meines Aeußern einen Flecken beigebracht, bei dem Andern mein Inneres durch einen niedrigen Verrath entweiht."

„Sie moraliſiren ganz allerliebſt," rief die Prinzeſſin. „Ich könnte Sie Stundenlang anhören, ohne die mindeſte Langeweile zu empfinden. Wer hat Ihnen dieſe edlen Empfindungen beigebracht?"

„Geſtehen Sie wenigſtens, daß einige Wahrheit in meinen Anſichten iſt."

„Ich geſtehe Alles ein, was Sie wollen," rief die Dame. „Schreiben Sie Ihrem Geſchlechte theilt; bedenke, daß ich dein Vater und Freund bin, aber auch zugleich dein Herr! daß Der, den ich mit meiner Gnade umſchließe, wie ein Oelbaum grünet, daß aber Der, von dem ich meinen Blick abwende, durch keinen Sonnenſtrahl, er komme von höchſter Höhe, vor dem Verdorren geſchützt wird. Dies erwäge und danach handle!

Den Tag darauf, nach dieſer Mittheilung, ſah ſich Philipp wiederum in der Zelle des Abts Anaſtaſius; diesmal von dem Fürſten ſelbſt darin eingeſchloſſen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Piſtolen waren von dem Tiſche verſchwunden, jede Waffe entfernt; Philipp war auf einen Augenblick zweifelhaft, welch' ein Geſchick ſeiner wartete. Es war möglich, daß man beabſichtigte ihn verſchwinden zu laſſen, damit die Geheimniſſe dieſer Zelle mit ihm vergraben ſeien. Hier in dem entfernteſten Winkel des weitläufigen Gebäudes, völlig abgeſondert von deſſen Bewohnern, wer hätte hier bereit ſein ſollen ihm zu helfen, wenn er der Hülfe bedürfte? Spurlos wäre der Mord dahingegangen. Die ſeltſame Befangenheit in dem Tone des Fürſten, als er jene Erklärung gab, wäre hiermit erklärt, er überlieferte das Opfer ſeinem Feinde. Doch alle dieſe Befürchtungen und Zweifel hielten nicht lange Stand. Philipp's Seele war furchtlos und vertraute ſeinem Stern. Eine geheime Stimme ſagte ihm, daß dieſer erſt jetzt im Aufgehen begriffen ſei und daß er ihn auf eine nicht geahnete Höhe führen werde. Ruhig wartete er daher der Dinge, die da kommen ſollten.

Das Geräuſch, das er bereits einmal vernommen, wiederholte ſich, und jetzt gewahrte er deutlich, wie das Bild ſammt dem ſchweren einfaſſenden Rahmen in eine Vertiefung niederglitt, und an ſeiner Stelle in der dunkeln Mauerniſche die Mönchsgeſtalt ſichtbar wurde, die ganz ähnlich gekleidet war wie die auf dem Bilde. Bei dem Hervortreten der Geſtalt erhob ſich Philipp und ging ihr ein paar Schritte entgegen. Mit einer leichten, kaum hörbaren Bewegung glitt jene aus der Niſche herab und ſtand nun vor ihm, wie es ſchien mit Aufmerkſamkeit ihn betrachtend. Alsdann ließ ſie ſich in den Armſtuhl nieder und gab Philipp ein Zeichen, ein Gleiches zu thun, auf dem Tabouret ihr zur Seite.

Das ſeltſamſte Zwiegeſpräch begann. Der Mönch erkundigte ſich in kurzen, durch die Umhüllung dumpf klingenden Fragen nach dem frühern Leben und den Schickſalen Philipp's, und ſchien mit der Offenheit und Rückſichtsloſigkeit, mit der er antwortete, zufriedengeſtellt. Er wünſchte ihm Glück und prophezeihte ihm eine glänzende Zukunft. Die Unterredung dauerte faſt eine Stunde, nach Ablauf derſelben verſchwand der räthſelhafte Gaſt auf dieſelbe Weiſe, wie er gekommen, nachdem er Philipp den Tag und die Stunde bezeichnet, wo er ihn wiederzuſehen hoffte. Er hatte ihm ein Gelöbniß des unverbrüchlichen Schweigens abgenommen und dieſe Auffoderung mit den Worten begleitet: Wenn du mich zum Freunde haben willſt, ſo ſchweige. Es wird eine Zeit kommen, wo ich dir erlauben werde zu ſprechen. Zu mir jedoch ſprich Alles aus, was ſich in deinem Herzen und deinem Geiſte bewegt. Ich liebe die Jugend und weiß ihre großen Entſchlüſſe und ihre tiefſinnigen Gedanken zu würdigen. Betrachte deine Umgebung und theile mir mit, was dir an ihr auffällig iſt. Sage mir, welchen Mann du für würdig hältſt an dem Platze zu ſtehen, an dem er ſteht, und welcher dir als über oder unter ſein Verdienſt geſtellt erſcheint. Ich werde dieſe Urtheile mit Aufmerkſamkeit hören, und da ich, trotz meiner Jahre und meiner Abgeſchiedenheit von der Welt, einigen Einfluß beſitze und mein Rath gehört wird, ſo werde ich die Dinge nach deinem Ausſpruch zu ändern ſuchen, wenn ich dieſen Ausſpruch als weiſe und gerecht befunden. Vor allen andern Perſonen faſſe die Kaiſerin ins Auge; ich werde dir Gelegenheit geben ſie zu ſehen. Wenn du ſie geſehen haben wirſt, ſo bekenne mir frei, wie ſie dir gefällt und welchen Eindruck ſie auf dich zu machen im Stande iſt. Faſſe genau ihre Züge auf, denn du ſollſt mir ein getreues Bild von ihnen wiedergeben. Auch ihre Art zu ſprechen und zu bewegen werde ich von dir mir genau beſchreiben laſſen. Sie war eine einfache und demüthige Frau, ehe ſie die Staffel des Ruhms und der Größe erſtieg, auf der ſie jetzt ſteht; ich kannte ſie damals und ich hoffe, ſie wird, von der Welt und ihrem Glanze unbeirrt, in ihrem Herzen ſo einfach und demüthig geblieben ſein, wie ſie war. Jedenfalls wäre dieſes das wahre Merkmal, daß ſie des Platzes würdig iſt, wohin ſie der Himmel geſtellt. Meine Gebete ſteigen Tag und Nacht für ſie auf.

Der Fürſt unterließ nicht, Philipp ſogleich über den Inhalt Deſſen zu befragen, was er mit dem Mönch geſprochen, und Philipp ſah ſich genöthigt, ihn von ſeiner Verpflichtung, zu ſchweigen, zu benachrichtigen. Wenn das iſt, entgegnete der Fragende, ſo bezähme ich meine Neugier. Die Befehle des Mönchs müſſen auf das ſtrengſte befolgt werden. Ich hoffe aber, daß ich von ihm erlangen werde, daß er dich, in Hinſicht meiner, von dieſer Verpflichtung freiſpricht.

Es vergingen nur wenige Tage und ein großes Kirchenfeſt fand ſtatt. Der Zudrang war groß. Philipp hatte ſich in dem Gefolge des Fürſten in der großen Kathedrale eingefunden, allein er ſtand weit hinten, und die Tribüne, auf der die Kaiſerin dem Volke ſich zeigen wollte, befand ſich von ihm in großer Entfernung. Bereits hatte die heilige Handlung angefangen, als ein Mann in dem unſcheinbaren Kleide eines altruſſiſchen

Handelsmannes ſich zu ihm hinandrängte, ihn an der Hand faßte und bat, ihm zu folgen. Deutſcher Mann, ſagte er, du ſiehſt hier ſchlecht, komm', ich will dir einen beſſern Platz geben. Philipp dankte und wollte auf ſeinem Platze bleiben, allein der Fremde wurde dringend, und ſo ließ er ſich von ihm fortführen. Dicht neben der Tribüne langten beide an, und hier verließ der gutmüthige Führer ſeinen Schützling. In demſelben Augenblicke ſchwiegen die Poſaunenklänge der Hymne, die goldenen Thore des Allerheiligſten flogen auf und, von Weihrauchwolken umhüllt und von den Prieſtern begleitet, trat Katharina vor im vollen kaiſerlichen Ornat. Ein nicht endender Jubelruf erfüllte die Hallen der Kirche, dann fielen wieder die ſtürmenden Accorde des Weihgeſanges ein, und man ſah Katharinen niederknien und das Kreuz küſſen. Dies war das Signal, daß Alle in der Kirche niederfielen und mit der Stirn den Boden berührten.

Philipp hätte nicht jung und der Begeiſterung fähig ſein müſſen, wenn dieſer Anblick ihn kalt gelaſſen. Trotz des philoſophiſchen und ſelbſtiſchen

Widerſtrebens, das er gegen die mächtige und berühmte Frau empfand, und das zu verſchleiern er ſich kaum die Mühe gab, wirkte ihre unmittelbare Nähe, ihr imponirender Anblick ſo mächtig auf ihn, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe er ſeine frühere kalte Ruhe wieder erlangte. Sie iſt doch nur ein Weib! ſagte er zu ſich; ein ſchönes Weib! fügte eine leiſe Stimme in ſeinem Innern hinzu. Jetzt habe ich ſie geſehen, meine Neugier iſt geſtillt; nun kann ich meinethalben Rußland verlaſſen, denn nimmermehr werde ich, wie dieſe Welt von Sklaven, meinen Nacken vor einem Weibe beugen! Wenn Alle es auch thun, ich thue es nicht. Ich will mein Glück anderswo verſuchen.

Das Ergebniß dieſes erſten Anblicks theilte er nicht ſo ſchroff, wie es hier ſteht, doch auch nicht ſehr gemildert dem Mönch mit, als dieſer zur verabredeten Stunde ſich wieder mit ihm zuſammenfand. Ich habe dich richtig beurtheilt, ſagte jener; ſowie du in deinem Weſen und in deinem Aeußern bedeutend abweichſt von andern jungen Männern deines Standes und Alters, ſo iſt auch dein Geiſt von jenen abweichend geartet. Dies aber ſagt mir gerade günſtige Reſultate für deine Zukunft voraus, denn ſo wie ich die gekrönte Magd des Herrn kenne, ſo gefällt ihr gerade das Selbſtgefühl und der Stolz am Manne. Sie will keine Sklaven in ihrer Umgebung, ſondern freie Männer, die aus Ueberzeugung, nicht auf Befehl ihr ihre Huldigung darbringen. Doch du haſt vergeſſen mir ihre Züge zu ſchildern. Man ſagt, ſie ſahe nicht mehr blühend aus, nicht mehr ſchön, wenn ſie es überhaupt jemals war.

Dieſe Bezeichnungen, ſagte Philipp mit großer Lebhaftigkeit, paſſen hierher wenig. Eine Frau kann blühend ſein, und ſchön wie ein Engel, ſie wird doch nicht die Wirkung hervorbringen, die von dem Weſen und der Erſcheinung dieſer Zaarin ausſtrömt. Sie bezaubert und reißt hin. Ihre ſtolze Schönheit iſt voll Grazie und der erhabene Liebreiz, der über ihre Züge ausgegoſſen, iſt unendlich feſſelnder für einen Mann, als die fade Sanftmuth und der gleichglütige Reiz einer ſogenannten ſchönen Frau. Man möchte dieſen Blick auf ſich gerichtet ſehen, man möchte dieſes ſtolze Herz mit ſich beſchäftigt wiſſen. Mit einem Worte, es iſt ein Weib, das gleichgültig gegen ſich zu wiſſen, ein ſtolzer Mann nicht ertragen kann.

Nun denn! ſagte der Mönch in einem erſtaunten Tone, und dennoch willſt du dieſe Frau fliehen und aus dem Umkreis ihrer Macht dich ſo raſch wie möglich entfernen! Wie deute ich dieſe Widerſprüche?

Gerade weil ich fühle, daß ich ihr nur dienen durfte, und ich möchte ſie beherrſchen.

Nach dieſer kühnen und unerwarteten Antwort verſank der Mönch in Schweigen. Als er nach einer langen Pauſe ſeine Stimme wieder erhob, that er einige gleichgültige Fragen und entfernte ſich dann bald. Philipp blieb zurück, mit dem unangenehmen Gefühle belaſtet, als habe er den Fremden beleidigt, doch wußte er nicht wodurch; er hatte ja nichts gegen ihn direct oder gegen ſeinen frommen Stand geſagt. Vielleicht war er jedoch ein allzu begeiſterter Verehrer der Kaiſerin, als daß er im Stande geweſen, auch nur den allerleiſeſten Tadel, der ſie traf, zu dulden. Warum hatte er ihn aber dann gefragt und zum offenen Bekenntniſſe aufgefodert?

alle mögliche Tugenden zu, ich will Ihnen keine derſelben rauben, ich will ſogar großmüthig ſein, und einige offenbare Schwächen des unſrigen Ihnen preisgeben, bei dem Allen verändern wir den Stand der Dinge doch nicht und ich werde trotz aller Vorſchriften Ihrer Moral doch keinen Augenblick zögern, meiner Laune zu folgen, wenn ichs bequem finde."

„Auf dieſe Weiſe," rief der Genius mit Unwillen, „erheben Sie den Eigenſinn und die Willkür zur Tugend."

„Sie werden langweilig. Geben Sie auf Ihre Schwäne Acht und moraliſiren Sie nicht ſo viel."

Tuberroſe ſchüttelte den Kopf. „Und eben haben Sie doch meine Moral ſehr wahr und ergötzlich gefunden?" ſagte er in einem empfindlichen Tone. „In der That, Sie ſind noch ſehr wenig gebeſſert, und es wäre dienlicher, wenn ich

In der nächſten Unterredung ſprach der Mönch nur über philoſophiſche und religiöſe Dinge, und ſchien die Perſonen und Dinge der Welt gefliſſentlich ganz aus dem Spiele zu laſſen. Dies kam Philipp ſehr gelegen. Er ſprach jetzt mit Feuer und Enthuſiasmus von jenen Träumen und Bildern, die ſeine Seele bewegten und zeigte, wie er ſich die Welt dachte, wenn ſie ihrer Vollkommenheit in Rieſenſchritten würde zugeeilt ſein. Es ſollten dann alle jene düſtern Schatten von ihrer Oberfläche hinweggleiten, die jetzt noch auf ihr lagerten. Die Knechtſchaft und der Fanatismus ſollten verſchwinden und ein Reich der Freiheit und des Glücks für jeden, auch den ärmſten Erdenbürger gegründet ſein. Der Mönch gab ihm Recht, daß dieſer Zuſtand der Zukunft ein ſegensreicher und heißerwünſchter zu nennen ſei; er beſtritt jedoch die Möglichkeit, daß er ſo bald in die Wirklichkeit einzuführen ſei.

Wenn die Mächtigen nur wollten! rief Philipp; wenn dieſe ſtolzen Kronenträger nur einſähen, daß nicht ſie den Mittelpunkt der Welt bilden, daß ſie nur berufen ſind die großen Zwecke, die die Vorſehung mit jedem einzelnen zur bewußten Exiſtenz berufenen Geſchöpfe hat, ins Leben zu führen. Würden die Könige ihre Kronen in dem Sinne tragen, wie der wahre Philoſoph ſeine Dornenkrone trägt, ſie würden weniger die glänzenden, aber auch weniger die gehaßten und verwünſchten Götzen ſein, die ſie jetzt ſind.

Du ſprichſt von der Dornenkrone des ächten Philoſophen; kennſt du ſie? ſagte der Mönch.

Sie iſt dieſelbe, die um das Haupt jedes Mannes ſich wand, antwortete Philipp, dem es Ernſt war um die große Aufgabe, ſeine Nebenmenſchen dem Lichte, der Freiheit, dem Glücke zuzuführen. Sein Beruf iſt Leiden, ſeine Arbeit Mühe, ſein Lohn Undank und ſeine Seligkeit ſein Bewußtſein. Die Menſchheit kennt ſolche Heroen; oft tragen ſie einfache Kittel, ſelten Prieſter- oder Rittergewänder, am ſeltenſten Purpurmäntel. Denn die Könige lieben nicht zu dienen, und dienen muß, wer helfen will.

So ſprichſt du nun! rief der Mönch, und in einer unſerer frühern Unterredungen ſagteſt du, du könnteſt nicht dienen.

O, ſo dienen will ich gern. Nicht dem einzelnen Menſchen, er ſei noch ſo mächtig, will ich dienen, aber dem Gott in meinem Buſen, dem Bilde der Zukunft in meiner Seele, dem will ich dienen, ſo lange, ſo ausdauernd, ſo ſtark, wie meine ſchwachen Kräfte es nur zulaſſen. Und die Kräfte eines Mannes ſind nicht ſchwach, der da weiß, was er will.

Das behaupte ich auch! ſagte der Mönch. Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: Glaubſt du denn im Ernſt, daß die Fürſten der heutigen Zeit gehaßt ſind?

Von dem ſtolzen, denkenden und ſelbſtändigen Manne — ja! Denn er ſieht, wie ſehr ſie ſich entfernen von dem Urbilde eines Fürſten, wie er ſein ſoll. Die große Menge liegt vor ihnen auf den Knieen, aber am Urtheile der Sklaven iſt nichts gelegen.

Vielleicht, hob der Mönch wieder an, gibt es aber dennoch Fürſten, die jenem Urbilde nachſtreben, denen danach verlangt, die Dornenkrone der Philoſophen zugleich in ihr Diadem zu verweben.

Wo fänden ſich die? fragte Philipp.

Der Mönch ſchwieg.

Vergib, ehrwürdiger Vater, hob Philipp an, daß ich deiner Weisheit und deinen Jahren die unüberlegte, wenn auch offene Sprache der Jugend entgegenſetze.

Ich habe ſelbſt dich dazu aufgefodert! entgegnete jener.

Beim Abſchied ſagte der Mönch: Mein Bote ſoll dich in die Geſellſchaft aufgeklärter und edler Männer bringen; höre ihre Geſpräche an und ſage mir alsdann, wie ſie dir gefallen haben. Einige davon ſind meine beſonderen Freunde.

Derſelbe unbekannte, unſcheinbar gekleidete Mann, der erſchien und verſchwand, ohne daß Philipp erfuhr, wo er herkam und wohin er ging, kam auch jetzt herbei, um ihn in das Haus eines der ruſſiſchen Großen einzuführen, in das der Eintritt für einen Gaſt, der nicht auf dieſe Weiſe eingeführt wurde, große Schwierigkeiten hatte. Philipp fand eine Aufnahme, wie er ſie ſich nur wünſchen konnte. Der Hausherr beeilte ſich, ihm eine große Menge Artigkeiten zu erzeigen, und ſomit mußte er glauben, daß der Mönch und deſſen Freunde einen nicht geringen Einfluß und eine ungewöhnliche Macht beſaßen; doch ſchien ihm die Stelle eines Vertrauten des allmächtigen Fürſten ſchon allein genügend, um einen ſolchen Empfang zu erklären.

In dieſem Hauſe war er ſo glücklich, unvermuthet auf den Grafen zu ſtoßen, und mit dem Anblick dieſes väterlichen Freundes kamen ihm alle jene frühern Eindrücke ins Gedächtniß, die er erlebt hatte, als er noch gering und unbeachtet war. Jetzt war er ein Mann, um deſſen Gunſt man ſich bewarb. Raſch hatte ihn das Glück gehoben. Der Graf war der Alte. Er ſchloß Philipp in ſeine Arme, nannte ihn abwechſelnd Sohn und Freund und fragte ihn, ob er noch jener einſamen ſtillen Abende gedenke, die ſie beiſammen in der Studirſtube zugebracht. Wie ſollte ich nicht! war Philipp's Antwort; ich kam unwiſſend zu Ihnen, und Sie haben mich Bücher und Menſchen kennen gelehrt.

Und welcher Umſtand führte uns zuſammen! rief der Graf. Ein bereits begrabener und wieder ausgegrabener Todter! Ich wollte den jungen Soldaten kennen lernen, der mit ſeinen achtzehn Jahren wie ein Epiktet handelte und ſpäter wie ein Plato ſprach. — Hier, mein junger Freund, hier werden Sie wenig von der Philoſophie finden, die wir beide zuſammen getrieben. Hier iſt ſie Modeſache und deshalb ſchon nicht ächt. Dennoch, in dieſer abgeſchwächten Form, wirkt ſie Großes. Humanität, Freiheit und Menſchenrechte haben ihr Panier mitten unter den Herden der Steppe, unter den Sklaven der Wüſte erhoben. Doch iſt Amerika nicht auch ein Land der Wilden, und iſt nicht auch dort der neuen Lehre Heimat? So ſoll es auch ſein. Wir ſchließen die alte Welt aus zwei entgegenſtehenden Lagern ein; ſie muß ſich uns ergeben. Jetzt kommen Sie, theurer Philipp, Sie ſollen auch meine Töchter wiederſehen; wie werden ſich die Mädchen freuen, den Genoſſen der vertraulichen Abende auf dem alten Herrenſchloß hier zu begrüßen!

Dieſes Wiederſehen war allerdings von beiden Seiten ein ſehr frohes, doch nicht ganz ſo, wie Philipp ſich's dachte und wünſchte; vor allen

Dingen fand er Emilien nicht. Von den beiden Philoſophinnen war die älteſte völlig umgewandelt und nunmehr eine Frömmlerin. Philipp erkannte bald, daß er der mittelbare Urheber dieſer auffallenden Metamorphoſe war, ohne daß man hiervon eine Ahnung hatte. Der Tod ihres Bräutigams, der von Philipp's Hand gefallen war, hatte die Schöne anfangs zu einer ſanften Melancholie und dann zur Devotion geführt, und zwar in einem Grade, daß das Geſangbuch jetzt nicht von ihrer Seite wich und ſie ihre meiſte Zeit mit Predigten halten und anhören zubrachte. Hierdurch wurde ſie dem Vater und der Schweſter auf gleiche Weiſe zur Laſt.

In einer vertrauten Stunde ſagte ſie zu Philipp: Sie fragen, welcher Umſtand dieſe Veränderung in mir hervorgebracht? Und ich will Ihnen offen antworten, daß mich ſchon früh, ſelbſt als ich noch die Maske der eitlen und albernen Weltdame trug, der Umgang mit einem reinen und erhabenen Weſen zu Dem geweiht hat, was ich jetzt bin. Dieſes Weſen war in ſeiner körperlichen Erſcheinung ſchon ſo rein und lauter, daß es ſchon damals mehr einem Engel als einem Menſchen glich.

Philipp fragte erſtaunt, wer dieſes Weſen ſei und ob er es gekannt. Sie haben ihn gekannt! rief die Comteß, den beſten, den edelſten der Menſchen. Es war mein Bräutigam. O, und ſein Tod ſoll ſo ſchön geweſen ſein! Er und ſein Gefährte ſind im Begriff, einer armen Familie Lebensmittel und Unterſtützung zu bringen. Sie werden von einem Räuber überfallen; mein Bräutigam erhält die tödtliche Wunde, er ſtirbt in den Armen der Unglücklichen, die in ihm ihren tröſtenden Engel gefunden haben, und ſein letztes Wort iſt ein Segen für ſeinen Mörder. So ging dieſer reine und vollkommene Menſch, dieſer wahre Chriſt und Offizier aus einem Leben, für das er viel zu gut war. Seinen Mörder hat man ſpäter gefangen, ihn enthauptet, dann geviertheilt, zuletzt ihn verbrannt und die Aſche in die Lüfte geſtreut.

Philipp hörte dieſen larmoyanten Bericht an, ohne eine Miene zu verziehen. Er hütete ſich wohl, die trauernde Schöne aus ihrem Irrthum zu ziehen. Bei ſich dachte er aber: Es iſt hier nicht das erſte Mal, daß in dieſer „beſten aller Welten" ein Schurke und Schuft kanoniſirt wird. Was iſt's weiter; dafür werden ja täglich ſo viele wahre und edle Menſchen verdammt und verfolgt.

Die jüngere Schweſter machte ihm vertrauliche Mittheilungen anderer Art. Was mich betrifft, ſagte ſie in heiterer Laune, ſo bin ich Philoſophin, und will es bleiben. Ich habe es dem Abbé geſchworen und würde mich arg compromittiren, wenn ich mein Wort bräche. Da ich einigen Einfluß auf den Papa habe, ſo hoffe ich ihn dahin zu bringen, daß er mit mir nach Paris geht; dort will ich mich verheirathen und ein Haus machen, in welchem ich Herrn von Voltaire, wenn er nach Paris kommt, empfangen will. Meine Schweſter bleibt in Deutſchland zurück und wird wahrſcheinlich zu der ſehr reſpectablen Brüdergemeinde nach Herrnhut übertreten. So wären wir dann alle verſorgt.

Und Emilie? fragte Philipp.

Das wiſſen Sie nicht? rief die Philoſophin erſtaunt. Emilie befindet ſich in der Umgebung der Kaiſerin. Ich glaubte, man hätte Ihnen das ſchon geſagt. Kaum iſt Papa hier angekommen und hat ſich vorſtellen laſſen, ſo geht eine Art intimes Verhältniß mit der Kaiſerin und Papa an. Sie zieht ihn zu Rathe und läßt ihn alle Augenblicke zu ſich kommen. Wir werden ihr ebenfalls vorgeſtellt, und der Himmel weiß, wie es kommt, ſie findet an uns keinen ſo ſehr großen Gefallen, deſto größern aber an Emilien, die, wie Sie wiſſen, doch ziemlich unbedeutend iſt. Die Sache geſtaltet ſich in kurzer Zeit ſo, daß an einem ſchönen Morgen la belle Emilie als kaiſerliche Hofdame erwacht, und jetzt iſt ſie mit Sack und Pack zu ihrer auguste impératrice gezogen, wo ſie bleiben mag, bis ſie grau wird; wir wollen uns nicht weiter um ſie kümmern. Wie undankbar iſt dieſes Geſchöpf! Konnte ſie nicht, als ſie nun einmal das Ohr der Kaiſerin hatte, dieſe überreden, Eine von uns zur Hofdame zu machen? Meine Schweſter hätte wegen ihrer frommen Marotten die Stelle nicht angenommen, aber ich? ich hätte ohne allen Zweifel die Vocation angenommen. Anſtatt deſſen ſpielt

Sie noch einige Monate mit Ihren Schleiern herumgehen ließe.“

Auf dieſe Bemerkung gab die Prinzeſſin keine Antwort. Der Genius ſchwieg gleichfalls. Magelone lag noch immer in Ohnmacht.

Wir wollen den Wagen ruhig dahinſchweben laſſen. Es kann uns gleichgültig ſein, ob man ſich in demſelben über die Großmuth, Moral und Tugend ſtreitet, oder ob man ein hartnäckiges und empfindliches Schweigen beobachtet. Wir wollen unterdeſſen zu unſerem Haupthelden zurückkehren, den wir ſchon viel zu lange aus dem Geſichte verloren haben. Wenn Magelonens Auge richtig geſehen hat, und das Auge der Liebe ſieht gewöhnlich ſehr ſcharf, ſo iſt der arme Fortunat eben ertrunken. Schade um einen ſo ſchönen Helden! Soll das das Ende von ſo viel Glück, Ruhm, Tugend und Liebe ſein? Aber nein, der Leſer iſt nicht zu täuſchen. Ein augenblicklicher Schreck iſt Alles, was er ſo gefäldie ſimple Perſon uns den Streich und geht ſtatt unſer an den Hof. Aber ſie wird nur eine kurze Zeit dort bleiben, denn die Kaiſerin hat Launen, und was ihr heute gefällt, gefällt ihr morgen nicht mehr.

Philipp unterbrach den Lauf dieſer geſchwätzigen Rede, indem er die Bemerkung dazwiſchen warf, daß es ihm ſchiene, Emilie könne ſich auch unmöglich in der frivolen Atmoſphäre des Hofes wohlbefinden.

O doch! rief die Comteß; denn ſie hat ihre Anſichten geändert, und während meine gute Schweſter die Phantaſie mit der Frömmigkeit überkam, iſt ſie wieder aus der Frömmigkeit in die Philoſophie übergegangen und harmonirt nun vortrefflich mit Papa, der mit ihr ſeine Bücher lieſt und gelehrte Dinge treibt, wie er ſie früher mit Ihnen getrieben hat.

Das ſind ja merkwürdige Umwandlungen! rief Philipp.

Ich will Ihnen nur vertrauen, fuhr die liebenswürdige Schwätzerin fort, bei uns Frauen, beſonders wenn wir jung ſind, hat es mit den religiöſen oder philoſophiſchen Meinungen keine große Wichtigkeit. Wenn wir einen Liebhaber haben, und er ſchwatzt uns gerade Etwas vor, das uns gefällt, ſo nehmen wir's an, und laſſen uns auf die Wahrheit der Sätze, die wir gehört, todtſchlagen. Abwechſelnd wird uns auf dieſe Weiſe der liebe Gott oder Sokrates beigebracht. Wer uns amüſirt, der hat uns. Ich bin ſo aufrichtig dies einzugeſtehen, eine große Anzahl, ja ſogar die meiſten vornehmen Frauen, denn die geringern haben ihre Arbeit und Beſchäftigung, handelt ſo, ſpricht aber anders; denn die Heuchelei iſt eine Cardinaltugend bei uns Frauen. Alſo wird es mit Emiliens jetziger Philoſophie auch nicht weit her ſein. Allein jedenfalls müſſen Sie ſie beſuchen. Sehen Sie, lieber Makmager oder Magermak oder Makmak, ſo ſtehen die Sachen. Ich bleibe aber Ihre wohlaffectionirte Freundin, und wenn Sie meine Protection nöthig haben, ſo ſoll ſie Ihnen werden.

Dieſe flüchtigen Mittheilungen der Couſine Emiliens machten Philipp's Ungeduld im höchſten Grade rege. Er beſchloß, alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel anzuwenden, um das geliebte Mädchen, mit dem eine ſo ſeltſame Veränderung vorgegangen ſein ſollte, ſobald als irgend möglich wiederzuſehen. Hierzu war jedoch nöthig, daß er die unmittelbare Umgebung der Kaiſerin in Anſpruch nahm, und dies war für ihn eine widerſtrebende Pflicht. Er war noch feſt entſchloſſen, ſich vom Hofe fern zu halten und zugleich die erſte beſte Gelegenheit zu ergreifen, ſich überhaupt aus dieſem Lande zu entfernen. Es war begreiflich, daß er den Grafen um die Gefälligkeit anſprach, ihn Emilien zuzuführen; allein dieſer machte unerwartet Schwierigkeiten und behauptete, daß es nicht in ſeiner Macht ſtände, über die Zeit und Laune der, ſeinem Einfluſſe jetzt völlig entrückten jungen Verwandten etwas zu beſtimmen. In ſeinem Unmuth hierüber und zugleich immer mehr verlangend, durch die Schwierigkeiten angeſpornt, ſein Ziel zu erreichen, nahm er ſich vor, ſeinem geheimnißvollen Vertrauten und Rathgeber ſeinen Wunſch vorzutragen. Dies that er auch in der nächſten Zuſammenkunft.

Die myſteriöſe Erſcheinung des Mönchs, oder des Abts Anaſtaſius, wie ihn der Fürſt nannte, hatte immer mehr von ihrem düſtern Zauber in Philipp's Augen verloren. Er hatte gleich anfangs nicht an ihre übernatürliche Exiſtenz geglaubt, ſondern den Mann, der ſo verhüllt kam und ging, für einen Rathgeber des Fürſten gehalten, für einen Genoſſen und Mithelfer ſeiner chemiſchen und aſtrologiſchen Arbeiten. Die Maske, in der er auftrat, war erklärlich, wenn man die Intriguen und Cabalen eines ſo despotiſchen und regelloſen Hofes in Betracht zog, wo ein Mann, der Einfluß beſaß oder gewinnen wollte, vor allen Dingen darauf bedacht ſein mußte, ſich gegen ein Heer von Aufpaſſern und Neidern ſicher zu ſtellen, ehe er es wagte, ſeine Operationen zu beginnen. Es war auch in den Zuſammenkünften, die Philipp mit dem Unbekannten hatte, bis jetzt nichts vorgefallen, was irgend auf eine beſondere Beziehung entweder zu dem Fürſten, oder ſonſt auf irgend Jemand am Hofe hätte gedeutet werden können. Der Abt hatte in letzterer Zeit nur allgemeine und meiſtens philoſophiſche Geſprächsgegenſtände berührt. Es war ihm offenbar daran gelegen geweſen, Philipp ſprechen zu hören und ſeinen feurigen und jugendlichen Geiſt über Dinge ſich verbreiten zu ſehen, die in jeder edlen Menſchenbruſt ihr verwandtes Element finden. Philipp hätte nicht der begeiſterte Apoſtel ſeiner Lehre ſein müſſen, der er war, wenn er nicht dieſe Gelegenheit benutzt hätte, um Alles, was in ſeinem Geiſte ſich geſtaltete und was in ſeinem Herzen lebte, offen darzulegen. Auf dieſe Weiſe dehnten ſich die Zuſammenkünfte oft über ihr vorgeſchriebenes Maß aus, und der Mönch verließ die Zelle nicht ſelten eine Stunde ſpäter, als er ſie ſeinem gleich anfangs ausgeſprochenen Vorſatze gemäß hatte verlaſſen wollen. Hierüber zeigte ſich der Fürſt auf eine ſeltſame Weiſe beunruhigt. Philipp, auf Erlaubniß des Abts, theilte ſeinem einſtweiligen Gebieter mit Offenheit mit, welche Gegenſtände die Unterhaltung gebildet; allein er mußte bemerken, daß der Fürſt nur mit Mißtrauen ſeinen Bericht anhörte, und einige Mal Fragen that, die Philipp ihm nicht zu beantworten wußte, weil ihr eigentlicher Sinn ihm völlig dunkel blieb. Deſſenungeachtet war der Fürſt höflicher und rückſichtsvoller gegen ſeinen Schützling, als jemals vorher. Es hatte den Anſchein, als wäre Philipp eigentlich der unumſchränkte Herr, der in dem Hauſe Befehle ertheilte, auf eine ſo unterwürfige Weiſe benahm ſich gegen ihn die Dienerſchaft, einen ſolchen Reſpekt bezeigten ihm die höhern Bedienungen, und mit einer ſolchen Auszeichnung kamen ihm die Gäſte und die vornehmen Beſuche entgegen. Dem Stolz und der Eitelkeit unſers Helden ward dadurch nicht wenig geſchmeichelt, und es fiel ihm nicht ein, daß dies eine ängſtliche und drohende Höhe war, auf der er ſich befand, und daß auf dieſer Höhe eine geheimnißvolle und unſichtbare Hand ihn hielt. Was bereits eine Menge Augen ſahen, ſah er noch nicht. Aber wie mochte auch der Sohn der Natur, der kühne Sprößling ſelbſtüberlaſſener ſtolzer Unabhängigkeit, wie mochte er das Getreibe der Liſt und der Verrätherei durchſpähen, das hier an einem zügelloſen Hofe die Verderbniß über alle Verhältniſſe ausbreitete? Wie ein Nachtwandler ging er keck über Dächer dahin, ſo ſicher, als beträte er den feſten Boden.

Ein Umſtand ſollte ihn jedoch jetzt in ſeiner Sicherheit wankend machen; es geſtalteten ſich endlich die Verhältniſſe ſo, daß ein Einblick in ihre eigentliche Natur ihm nicht länger konnte verwehrt bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abt hatte ſich einen Bericht abſtatten laſſen, wie Philipp jene Geſellſchaften und Zuſammenkünfte gefunden, in die er eingeführt worden. Er war erſtaunt, ſo viel zu hören, was ihm neu war und was ihn befremdete. Anſtatt daß, wie er geglaubt, jene Philoſophen ſich mit der Discuſſion ihrer Doctrinen beſchäftigten, hatten ſie ſich nach Philipp's Bericht in nicht endende Gaſtmahle und in die ausſchweifendſten Orgien geſtürzt. Vornehme Laſter, Thorheiten der lächerlichſten und ekelerregendſten Art waren der Hauptgegenſtand ihrer Geſpräche und ihrer Thaten geweſen. Unter dem Vorwand, ein Philoſoph nach der Mode zu ſein, hatte man in dieſen Zuſammenkünften die kirchlichen Formen und Gebräuche benutzt, um ſchamloſe Komödien aufzuführen und Lieder zu ſingen. Jede Sitte, jede edle und einfache Tugend war dem Geſpötte preisgegeben worden, und als Heros der Geſellſchaft wurde begrüßt, wer das Regiſter ſeiner Zügelloſigkeiten um die meiſten Zahlen erhöhen konnte. Nicht eine Geſellſchaft heiterer Lebemänner, nein, Raſende, im cyniſchen Rauſche alle Schranken überſpringende Sinnloſe waren Philipp's Augen begegnet, und er war von ihnen als ein Genoſſe und Theilnehmer begrüßt worden. Die Beſſern aus dieſer Menge, die faſt alle Höflinge und geprieſenen Männer der höhern Zirkel des Militärs und der Diplomatie enthielt, entfernten ſich gewöhnlich bei Zeiten und retteten dadurch die Würde ihrer Stellung. Es waren ihrer aber Wenige, die größere Zahl, auch aus dieſer Claſſe, zog es vor, die Philoſophen bis ans Ende zu ſpielen und ſich dann von ihren Dienern trunken nach Hauſe tragen zu laſſen. Auf der Straße und in den Häuſern verübte die feſſelloſe Bande noch zahlloſe Brutalitäten. Niemand wagte dieſe Vorfälle anzuzeigen, denn Jedermann fürchtete die Mächtigen; man zog es vor, ſie nicht erkannt zu haben.

Der Abt gab Zeichen des äußerſten Erſtaunens von ſich, als er dieſe Beſchreibungen hörte. An des Berichterſtatters Wahrheitsliebe zweifelte er nicht, und mit großer Theilnahme hörte er die Klagen an, in die Philipp ausbrach, als er ſich in dieſer grellen Schilderung erſchöpft hatte: Und dieſe Entwürdigten, dieſe innerlich und äußerlich Verthierten, dieſe Ungeheuer wagen es, über die Menſchheit zu Gericht zu ſitzen und eine neue Aera herbeiführen zu wollen? Das ſind, o gütiger Himmel, die Heilkünſtler, von denen die kranke Welt ihre Geneſung erwartet! Dies die Prieſter der neuen Lehre, die wie eine ſüße ewige Jugend vom Himmel niedergeſtiegen iſt, um uns das Heil zu geben! O, dann lieber zurück in die finſterſten Kerker des Mittelalters, dann wieder zurück zu Mönchsformel und Inquiſitorfackel, ehe man dieſen fürchterlichen Wildfängen erlaubt, ihre ſchamloſe Hand an jedes Heiligthum der lig iſt zu empfinden, wenn er hört, daß die Wellen über den geliebten Helden zuſammenſchlagen; dann aber lächelt er, und zieht einige Blätter weiter ſeinen Mann wieder aus dem Waſſer hervor, um ihn glücklich zu verheirathen, ihn auf den Thron zu ſetzen und eine Krone, ſo herrlich wie ſie nur in irgend einem Mährchen geſchmiedet ward, ihm aufs glückliche Haupt zu ſetzen. Man muß ſehr abenteuerlich geſtimmt ſein, um einer ſo einfachen Geſchichte, wie dieſe hier, ein anderes Ende zu wünſchen.

Allein noch ſind wir nicht bis zu den Stufen des Thrones ſo wie des Brautlagers angelangt. Wir kehren zurück und begleiten den armen Fortunat, wie er bei Nacht und Nebel durch den wilden einſamen Wald rennt, mit dem tödtenden Bewußtſein im Buſen, von dem Mädchen ſeines Herzens betrogen zu ſein. Das iſt ein Gefühl, das an Bitterkeit den Wermuth aller andern Kränkungen übertrifft. Dieſer na-

Menſchheit zu legen. O Männerkeuſchheit, o Männertugend, wo biſt du geblieben!

Verzweiſle nicht, Freund, hob der Mönch mit einer leiſen, aber bewegten Stimme an. Was du geſehen haſt, iſt nur die äußere Schale; ſie iſt beſchmutzt, der Kern iſt rein. Du kennſt die Welt nicht, vor allen Dingen kennſt du die Welt der Höfe nicht. Was der Fürſt will, thut der Sklave nach, aber wie der Affe vor dem Spiegel: Fratze wird, was dort edle und hochherzige Geberde. Verzweiſle nicht!

Der Abt war in eine ſo hingebende und gütige Stimmung gerathen gegenüber ſeinem jungen Vertrauten, daß er, als jetzt die Stunde der Trennung herannahte, ihn auffoderte, irgend einen Wunſch auszuſprechen, den er dann ſich beeilen werde zu erfüllen, wenn es in ſeiner Macht ſtande.

Vielleicht, hob Philipp an, geht dieſe Macht ſo weit, ehrwürdiger Vater, daß du auf Perſonen in der Umgebung der Kaiſerin, ja auf dieſe ſelbſt einigen Einfluß übeſt.

Die Kaiſerin? fragte der Abt in einem erſtaunten Tone. Und was wünſcheſt du von ihr?

Von der Kaiſerin nichts, entgegnete Philipp. Im Gegentheil, mein Verlangen iſt, ihr ewig unbekannt und fern zu bleiben. Es drängt mich nichts, mir in dem Haufen ihrer Sklaven einen Platz zu erſtreben.

Nun denn! Alſo mit einem hochſtehenden Mann ihrer Umgebung ſoll ich dich bekannt machen?

Ich ſtehe ſchon den von ihr am meiſten Begünſtigten ſo nahe, daß ich hier deiner Vermittelung nicht bedarf, hob Philipp zögernd an; denn ihn befremdete der Ton und die Miene der angeſtrengten Neugier, mit der die Frage gethan wurde. Ich will auch keinen der geſuchten und gefeierten Günſtlinge der allmächtigen Herrſcherin für mich gewinnen, ich will nur ein junges Mädchen wiederſehen, eine liebenswürdige Freundin und eine Genoſſin früherer, glücklicherer Jahre.

Das wird ſich nicht machen laſſen! rief der Abt raſch. Ich ſpiele nicht den Vermittler bei Liebesgeſchichten.

Philipp verſtummte, als er dieſe kurze, ſchneidende und ſtrenge Antwort hörte. Der Abt ſchien die Wirkung, die ſein verändertes Weſen auf den

Jüngling machte, zu bemerken, und ſetzte nach einer Weile in ſeinem frühern ſanften Tone hinzu: Du ſiehſt ſelbſt ein, daß mein frommes Gewand mir Pflichten beſonderer Art auferlegt, unter dieſe gehört auch, mich nie in die frivolen Händel der Welt zu miſchen. Mein Werk iſt, Hülfe und Beiſtand zu leiſten im Dienſte der Armuth und Schwäche gegen die Rohheit und Uebermacht.

So wird gerade hier dein Beiſtand am Platze ſein, ſagte Philipp, der ſeine Faſſung vollkommen wieder gewonnen hatte. Das junge Mädchen wird gezwungen, ſich vor mir verſchloſſen zu halten, vor mir, ihrem beſten Freunde, ihrem —

Sprich nicht aus! rief der Abt wiederum heftig. Ich kenne zufällig dieſes Mädchen. Sie iſt Hofdame bei der Kaiſerin, und man hat mir ihren Charakter gerühmt.

Sie iſt ein Engel! ſetzte Philipp hinzu.

Der Mönch ſchwieg.

Kannſt du nun bewirken, frommer Vater, daß mir die Kaiſerin geſtattet, dieſes Mädchen wieder zu begrüßen? Warum verweigert ſie mir überhaupt dieſe Gunſt? Was kann ſie dagegen haben, wenn wir uns wiederſehen? Ja, wenn ſie mich kennte, wenn ſie von dem Widerwillen, ihr zu dienen, wüßte —

Vielleicht weiß ſie davon, warf der Abt ſchnell dazwiſchen.

Wie ſollte ſie! bemerkte Philipp. Ich bin überzeugt, die Kaiſerin weiß nicht, daß ein Weſen, wie ich, exiſtirt. Und dann, wenn ſie auch zufällig von mir vernommen, welche Gründe hätte ſie, einen unbekannten, unbeachteten fremden Jüngling, der ſich der redlichſten Gefühle bewußt iſt, von einer ihrem Schutze übergebenen jungen Dame fern zu halten?

Ich wage nicht, die Abſichten und Gefühle der Gebieterin zu beurtheilen, ſagte der Mönch. Ich will mich bemühen, dir dieſe Zuſammenkunft zu verſchaffen; doch knüpfe ich an die Gewährung dieſes Wunſches meinerſeits eine Bedingung.

Und welche? fragte Philipp.

Daß du mir dein Wort gibſt, den Hof und die Umgebung der Kaiſerin nicht früher zu verlaſſen, als bis dir die junge Dame, die du jetzt aufſuchſt, dazu die Erlaubniß geben wird.

Die junge Dame? fragte Philipp verwundert. Alſo ſie wünſcht, daß ich hier bleibe? Emilie wünſcht es?

Ob ſie es wünſcht, weiß ich nicht, entgegnete der Mönch. Genug, du gibſt dein Wort, daß du ohne ihre Erlaubniß dich nicht vom Hofe entfernſt.

Dieſes Verſprechen gebe ich. Emilie kann nichts, meinem Glück und meiner Ehre entgegen, verlangen.

So ſollſt du ſie ſehen! ſagte der Mönch, indem er ſich entfernte. Zum erſten Mal vermied er die Abſchiedsbegrüßung Philipp's. Er ging raſch fort und winkte Philipp, zurück zu bleiben.

Dieſe Zuſammenkunft war die letzte. Der Zeitpunkt, wo die Kaiſerin Kiew verlaſſen wollte, war herangenaht. Der Frühling war erſchienen, der Dniepr frei vom Eiſe, die Reiſe ſüdwärts nach Taurien ſollte nunmehr fortgeſetzt werden. Der ganze Hof rüſtete ſich zur Abreiſe. Der Fürſt hatte ſich bereits entfernt und Philipp war an der Spitze ſeines Haushalts zurückgeblieben.

In den letzten Tagen vor der Abreiſe erhielt er vom Grafen die Auffoderung, mit ihm zuſammen Emilien zu beſuchen, die ihn erwartete. Der Tumult des Aufbruchs, die bevorſtehende Reiſe, ſein gegebenes Wort und die Ungewißheit, wie ſich nunmehr ſeine Zukunft geſtalten werde, alle dieſe Dinge, zuſammengenommen, ſtürzten ihn in eine peinvolle Unruhe, aus der, wie er hoffte, der Anblick der Geliebten und ihr beſchwichtigendes Wort ihn herausziehen werde. Kaum konnte er die erſehnte Stunde erwarten. Endlich ſchlug ſie.

Aber wie erſtarrte er, als ihm eine gänzlich fremde Perſon entgegentrat. Es waren Emiliens Zuge, es war ihr Körper, aber die Seele war umgetauſcht. Kalt und förmlich nahm ſie ſeine Grüße auf, gemeſſen und im Tone der ſtrengſten Etikette erwiderte ſie ſeine Fragen. Philipp's Stolz regte ſich, er bekämpfte den Unmuth nicht, der in ihm rege wurde, er verlangte keine Erklärung, ſondern beide ſchieden voneinander nach einem minutenlangen Zuſammenſein. Es war kein Dritter in dem Kabinet zugegen geweſen, im Vorgemach empfing der Graf den jungen Mann, den er in den Palaſt geleitet hatte, und führte ihn wieder hinaus. Auch gegen ihn äußerte ſich Philipp mit keinem Worte. Keine Klage entſchlüpfte ſeinem Munde, aber ſein Herz war krampfhaft zuſammengepreßt. Dieſen Schlag des Geſchicks hatte er nicht erwartet. Er fühlte erſt jetzt lebhaft, wie innig er Emilien geliebt.

Es war ihm unmöglich, zu dem Grafen und zu deſſen Umgebung, gerade in dieſer Stimmung, ſich zu begeben, obgleich er eine herzliche Einladung empfing; ebenſo wenig mochte er in das jetzt bereits verödete Kloſter zurückkehren, denn die ſämmtliche Dienerſchaft des Fürſten war ſchon ihm nachgereiſt, und Philipp ſelbſt ſollte in dieſen Tagen folgen. Er wandelte daher, kaum ſeiner ſelbſt mächtig, wie ein Träumender durch die einſamen Straßen und gelangte an den Fluß. Hier miethete er eine Fiſcherbarke und ließ ſich auf den Wellen hintreiben. Der Abend dunkelte, und die Lichter der Stadt funkelten im Widerſchein auf den ſchwarzen Wellen. Hier und da erklang ein halb melancholiſcher, halb heiterer Geſang, wie die Nationalmelodien der Ruſſen ihn gewöhnlich mit ſich bringen. Dicht in ſeiner Nähe zeigte ſich ein anderes Boot, in welchem aufrecht ſtehend eine Geſtalt in einen Mantel gehüllt unbeweglich ſich befand und ihre Blicke unausgeſetzt auf Philipp gerichtet zu haben ſchien. Dieſer ſtumme Gefährte war ihm unangenehm, umſomehr, da er in ihm denſelben Mann zu erkennen glaubte, der ihm ſchon in der Stadt, die einſamen Straßen entlang, gefolgt war. Jetzt waren die beiden Böte einander ſo nahe, daß Philipp mit Hülfe eines Wachtfeuers in einem der Uferkähne die Züge des Unbekannten deutlich erkennen konnte. Es wandelte ihn, er wußte ſelbſt nicht weshalb, ein Grauen an. Das Geſicht des Mannes ſchien ihm bekannt; er wußte nur nicht, wo er dieſes dunkle brennende Auge, dieſe bleichen Wangen geſehen, dann plötzlich ſchwand jede Wolke vor dem Bilde der Erinnerung, und der Chevalier de St. Lyre ſtand vor ihm. Der Kahn glitt den Fluß hinab, Philipp's Fährmann lenkte auf ſeinen Befehl zur Stadt zurück. So trennten ſich Die, die ſich in Nacht und Dunkel gefunden hatten, auch wieder in Nacht und Dunkel. Noch aus der Ferne war es Philipp, als ſuchten und fänden ihn jene Augen, für die es keine Entfernung und keine Finſterniß zu geben ſchien.

Dieſe Begegnung verſtimmte Philipp noch mehr. Er war entſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen. Er wollte Niemand ſehen, er wollte in dieſer Nacht noch entfliehen. Schon ſetzte er ſich in Gedanken zuſammen, was er dem Fürſten ſchreiben wollte. Er beſaß von ihm Gelder und Papiere, dieſe wollte er den treuen Händen Horſchner's vertrauen, den er ſofort in deſſen Wohnung aufzuſuchen beſchloß. Mitten in der Freudigkeit dieſes Entſchluſſes fielen ihm die Worte des Mönchs ein, und das Verſprechen, das er ihm gegeben. Von neuem war er an die Grenze des tiefſten Mismuths geſchleudert. Nur zu wohl wußte er, daß er ſein Wort nicht brechen dürfe, wenn er auch einſah, wie thöricht, ja verderblich es geweſen war, daſſelbe gegeben zu haben. Was konnte dieſem geheimnißvollen Manne, der ſich vorübergehend eines Theils ſeiner Intereſſen und ſeines Vertrauens bemächtigt hatte, daran liegen, ihn hier in Kiew und wol auch ſpäter auf der Reiſe an dieſe Umgebung, die ihm nunmehr verhaßt war, zu feſſeln? Machte er ſelbſt etwa die Reiſe mit? Und Emilie? Nach dem Empfange zu ſchließen, den ſie ihrem ehemaligen Freunde bereitet, konnte auch ihr etwas daran liegen, daß er länger hier blieb? Alſo warum bleiben? Doch das gegebene Wort war unter jeder Bedingung heilig. Philipp entſchloß ſich, ſich brieflich an Emilien zu wenden und ſie um Entbindung von dieſem Worte zu bitten; er zweifelte nicht, daß ſie ihm ſogleich ſie gewähren würde.

Mittlerweile war es Nacht geworden und er ſtand vor Horſchner's Wohnung. Der Goldarbeiter ſchickte ſich ebenfalls an, aus der Stadt zu ſcheiden, die, von der glänzenden Karavane der Fremden verlaſſen, in ihre frühere Stille und Unbedeutendheit zurückſank. Es waren ein paar Wochen vergangen, ſeitdem Philipp Horſchnern nicht geſehen; der Kaufmann hatte unterdeſſen glänzende Geſchäfte gemacht und war mit ſeiner Reiſe, ſowie mit ſeinem Aufenthalte ſehr zufrieden. Es wurde eine Flaſche Wein gebracht, und beide Männer ſetzten ſich, um einen Theil der Nacht gende Schmerz tödtet die Kräfte der Jugend und vergiftet den Strom unſchuldiger Genüſſe des Daſeins an ſeiner Quelle. Und unſer Freund glaubte ſich ſo ſicher. Er that ſich ſo viel zu gut auf ſeine Erfahrungen, die ihm das Felſenſopha des alten einſiedleriſchen Magiers verſchafft hatte. Im blauen treuherzigen Auge ſeiner Magelone glaubte er allein eine Ausnahme von der Regel zu leſen, und ſie war gerade eine Beſtätigung derſelben. Ach, eine Beſtätigung der Regel, daß kein Weiberherz Treue birgt. Eine abſcheuliche, eine verwünſchte Regel, die ſchon ſo viel Schmerz, ſo viel Thränen über die Welt gebracht hat. Fortunat warf ſich auf den Boden, um in der Stille der Nacht und des Waldes über ſein Schickſal zu weinen. Als die erſten Strahlen der Morgenſonne ihn noch auf ſeinem harten Lager überraſchten, grub er in die Rinde des nächſten Baumes Magelonens Namen und weit davon entfernt den ſeinigen;

miteinander zu verplaudern. Philipp, der ſeine Gemüthsſtimmung völlig in ſeiner Gewalt hatte, drückte allen Kummer tief in das Herz hinab, und nahm jene Miene von Munterkeit und Offenheit an, die ihm in ſo hohem Maße, wenn er es wollte, die Liebe und die Theilnahme der Menſchen erwarb. Horſchner war ganz bezaubert von ſeinem jungen Freunde und ahnete nicht, daß dieſer dicht am Abgrunde der finſterſten Verzweiflung ſtand. Während des Geplauders, das bald dieſen, bald jenen Gegenſtand berührte, kam Horſchner am liebſten immer auf ſeine Bekannten und Gönner am kaiſerlichen Hofe zurück. So rühmte er, daß die Herrſcherin ſelbſt diesmal gnädiger gegen ihn geweſen, als jemals. Er ſetzte geheimnißvoll hinzu: Und dies hat ſeinen Grund. Katharina iſt nie gütiger und zum Beglücken aller Welt mehr geſtimmt, als wenn eine neue ſüße Leidenſchaft in ihrem Buſen keimt. Und dies ſoll jetzt der Fall ſein. Vertraute, die ihr nahe ſtehen und die ſchon öfters die Symptome zu beobachten Gelegenheit hatten, von denen ich eben rede, haben mich verſichert, daß eine neue Sonne im

Begriff iſt, am Horizonte aufzugehen, und daß deshalb die roſigen Wolken überallhin verbreitet ſind. Es iſt dies auch ganz natürlich. Die Kaiſerin verließ ihre Hauptſtadt, ohne eine neue Wahl getroffen zu haben. Dies ſetzte ihre Freunde in Bekümmerniß; ſie fürchteten, die herrliche Frau werde ohne eine ſolche Stütze für ihr Herz, den Plagen und Beſchwerden erliegen, die dieſe Reiſe ihr auferlegt. Jetzt iſt man ruhig.

Ich denke, der Fürſt iſt ihr erklärter Freund, warf Philipp gleichgültig hin.

Der Fürſt? wiederholte der Kaufmann wichtig. Nein — nein! Wer am Hofe lebt, weiß das anders. Der Fürſt iſt ihr unentbehrlich, aber nicht von der Seite des Herzens her. Vielleicht war er es auch einmal in dieſer Beziehung; jetzt aber ſchon lange nicht mehr. Das iſt ausgemacht. Der Fürſt weiß das ſelbſt am beſten, und obgleich er ſich ſtets troſtlos ſtellt und ſich das Leben zu nehmen beſchließt, ſobald der Fall eintritt, daß Katharina eine Wahl getroffen, ſo weiß er ſich doch mit jedem neuen Günſtling ſo zu ſtellen, daß er neben ihm und mit ihm regiert. Nur dann wäre der neue Erwählte ihm ein Dorn im Auge, wenn er, ebenſo ehrgeizig wie er ſelbſt, danach ſtrebte, den Platz einzunehmen, den er ſelbſt innehat. Alsdann gäbe es einen Kampf auf Leben und Tod. Aber ſo kühn iſt bis jetzt keiner der Auserwählten geweſen, ſie haben ſich begnügt, in der Stille geliebt zu werden, und haben ſich dabei ruhig beherrſchen laſſen.

Philipp hatte dieſe Reden, die ihn durchaus nicht intereſſirten, benutzt, um unbemerkt in Träumereien zu verſinken. Jetzt, da Horſchner plötzlich ſchwieg, und ganz roth vom Wein und der Aufregung des Geſprächs ihn fragend anſah, erwachte er aus ſeiner Zerſtreutheit und fragte, nur um eine Frage zu thun, ob man denn nicht wiſſe, wer der neue Liebling ſei.

Sein Name und ſein Stand ſind noch ein tiefes Geheimniß, ſelbſt den Eingeweihten des Hofes, entgegnete der Gefragte, indem er ſeine laute Stimme zum Flüſtern herabzwang. Aber man ſpricht ſich allerlei ins Ohr. Es heißt, es werde die Kaiſerin noch vor ihrem Aufbruch und bei der Fortſetzung ihrer großen Reiſe die Wahl öffentlich proclamiren. Denn das Volk muß doch wiſſen, an wen es ſeine Bitten zu wenden, und der Hof muß wiſſen, auf wen er ſeine Aufmerkſamkeit zu richten hat. Das alles kann nicht im Ungewiſſen bleiben, ohne daß das ganze Reich in Gefahr käme. Alſo demnach in wenigen Tagen wird man die große Botſchaft wiſſen. Ich meinestheils wünſchte nichts ſo ſehr, als Gelegenheit zu haben, dem neuen Günſtling mich zu nähern. Dies wird aber kaum möglich ſein; ein ſolches beneidetes Weſen iſt alſogleich von einem unabſehbaren Gedränge umgeben, da kann denn unſer Einer nicht ſo bald heran. Sie, mein theurer Freund, Sie konnten etwas für mich thun.

Sehr gern, ſagte Philipp, und was?

Wenn Sie durch Ihren Einfluß beim Fürſten mir die eben ausgeſprochene Gelegenheit verſchafften. Es wäre mir ſchon genug, wenn ich das Wunderthier auch nur aus der Ferne ſähe. Aber freilich, Sie müßten dem Fürſten, der eben jetzt nicht ganz gut geſtimmt ſein mag, nur mit Vorſicht in Betreff dieſes Verlangens beizukommen ſuchen.

Ich werde thun, Ihnen zur Liebe, Freund, was ich nur irgend kann, ſagte Philipp. Meine Grundſätze kennen Sie, ich werde dieſen neuen Gunſtling nicht aufſuchen, er mag nun ſein, wer er wolle. Doch, um von etwas Anderem zu ſprechen; haben Sie keine Nachrichten aus Warſchau?

Von unſerer kleinen diamantenſüchtigen Prinzeſſin? fiel Herſchner dem Fragenden ſchnell ins Wort. Ja wohl hab' ich die. Sie iſt todt, ſchon ſeit drei Wochen todt. Aber nicht erwürgt und nicht erdolcht; ihr Vampyr hat ihr auch nicht das Blut ausgeſogen, er hat ſie nur ſchlechtweg verlaſſen. Am Morgen nach ſeiner Abreiſe fand man ſie todt im Bette. Man vermuthet, daß ſie Gift genommen hat. Ja — ja; dies iſt das Ende einer ſo hübſchen und ſo verführeriſchen kleinen Circe! Meine Diamanten befinden ſich ſeit dieſem Verfall in einem Zuſtand erhöhter Sicherheit.

Ach — rief Philipp, indem er ſein Antlitz verhüllte, ſo viele Reize bedeckt von dem ſchwarzen Mantel des Todes! Wie ſchmerzlich! Hätte ich ſie doch noch einmal geſehen und —

Und — und? fragte der Juwelier lächelnd, was ſoll der Nachſatz ſein?

Sie gewarnt, ſetzte Philipp hinzu. Der unheimliche Mann mußte ihr den Tod bringen; es konnte gar nicht anders ſein; und es wird nicht ſein erſter Mord geweſen ſein, ſowie er nicht der letzte ſein wird. Er iſt hier; ich bin ihm begegnet; und ein dunkles Gefühl ſagt mir auch, ich werde es mit ihm zu thun haben.

Ich ſehe nicht in welcher Beziehung, ſagte Horſchner.

Philipp erwiderte nichts; nach einer Pauſe fragte er nach den neueſten Kunſtſchöpfungen, die aus der Werkſtatt des genialen Meiſters hervorgegangen. Sogleich brachte jener ein Käſtchen hervor, das die ſchönſten Pretioſen enthielt. Ein Perlenſchmuck fiel Philipp beſonders auf. Er iſt in der That auch ſehr ſchön, bemerkte Horſchner wohlgefällig, und es freut mich, daß er in den Beſitz einer Landsmännin, nämlich eines deutſchen Edelfräuleins gelangt, die ſich am kaiſerlichen Hofe, und zwar erſt ſeit kurzem befindet. Man kann nichts Liebenswürdigeres ſehen als dieſe junge Dame, der ich vor einigen Tagen die Ehre gehabt habe vorgeſtellt zu werden. Man ſagt, ſie beſitze in ungewöhnlichem Grade Geiſt und Verſtand, doch ſind es nicht dieſe Eigenſchaften, wie mir ſcheint, die ihr ſo allgemein die Theilnahme, wo nicht gar die Liebe ihrer Umgebung zuwenden; es iſt vielmehr jener zarte, durchſichtige Schleier der Melancholie, in den ſich ihr zartes Weſen hüllt, der ſie für gefühlvolle Herzen ſo bezaubernd macht. Ich muß geſtehen, auf mich wirkt dergleichen hinreißend. Glaube ich bei einem Weibe Kummer zu bemerken, ſo wird die Häßlichſte ſelbſt ſchön in meinen Augen. Unwillkürlich fühle ich den Drang, ihr in irgend Etwas behülflich zu ſein. Es iſt dies lächerlich, wenn man will; denn womit kann ein fremder, wenn auch noch ſo gefühlvoller Mann, einem edlen Weibe in ihrem Schmerze dienen? Mit Troſtgründen etwa? O, die ſind ſehr von der Oberfläche geſchöpft und wirken ſelten oder gar nicht. Es iſt aber einmal mein Charakter ſo, und dieſe junge Hofdame, die von Schönheit, Glanz und Jugend umgeben iſt, von Tauſenden beneidet wird, kann mich bis zu Thränen rühren, wenn ich bedenke, daß es wahr ſein könnte, was man über ſie ſpricht.

Philipp, der längſt gemerkt hatte, daß von niemand Anderm als von Emilien die Rede war, hatte aufmerkſam hingehört und fragte nun ſeinen, durch den Wein beſonders redſelig gewordenen Gönner, welche die Gründe ſeien, die man der Trauer und der Schwermuth der jungen Hofdame unterlege.

Vermuthungen! rief der Juwelier, nichts als Vermuthungen. Wer kann denn auch in dieſen Dingen etwas Genaues wiſſen. Allein die Kammerfrau der Oberhofmeiſterin hat mir vertraut, was ihre Gebieterin ihrerſeits wieder ihr vertraut hat. Und dies iſt Folgendes. Die junge Dame hat ſich in einen Offizier verliebt, der auf dem Gute ihres Vaters einige Zeit gelebt hat. Derſelbe Adonis kommt zufällig hierher und — das Unheilvollſte für die arme Dame, was geſchehen kann — feſſelt die Aufmerkſamkeit einer hochgeſtellten Dame, einer ſehr hochgeſtellten Dame. Nun, das Uebrige kann ſich Jeder denken, der derartige

Verhaltniſſe kennt. Die Unglückliche muß zurücktreten und ſie tritt zurück. Wenn aber Frauen, ſagt man, auf dieſe Weiſe zurücktreten, ſo treten ſie mit einem Fuß in ihr Grab. Das mag denn auch bei meiner kleinen Schönen der Fall ſein. Und nun, mein Freund, bemerken Sie den Spott des Zufalls: ihre Nebenbuhlerin ſelbſt überſchüttet ſie, in Form von dieſen herrlichen Perlen, mit einer Fülle von Thränen. Iſt das nicht ein Trauerſpiel, wie man ſich's auf der Bühne nicht ergreifender denken kann?

Philipp's Herz zog ſich krampfhaft zuſammen bei dieſen unheilvollen Berichten. Wie, rief er bei ſich, Emilie liebt? Und ein glücklicher Nebenbuhler hat mir ihr Herz geraubt! Darum dieſe Kälte. So iſt denn das Räthſel gelöſt! — Da es ihm bei dieſer Erſchütterung aller ſeiner geiſtigen Kräfte ein Bedürfniß war, die Einſamkeit aufzuſuchen, ſo verließ er Horſchner unter dem Vorwand, daß bei dem nahenden Morgen ein wichtiges Geſchäft ihn nach Hauſe treibe.

Neunzehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen; Philipp hatte ſich eingeſchloſſen und ſah Niemand. Er hatte die Geſchäfte, die ihm oblagen, beſorgt; er wartete nur auf Emiliens Antwort, um die Stadt dann zu verlaſſen; er wollte mit Horſchner zurück nach Deutſchland kehren. Der Tag der Abreiſe der Kaiſerin war auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt. Kein Gedanke kam ihm, daß man ihn nicht werde gehen laſſen; welch' ein Schreck überfiel ihn, als dieſe Erwartung fehlſchlug! Emilie ſchrieb nur wenige Worte; ſie erinnerte ihn an ſein gegebenes Wort, und es ſei auf ihre Bitten von der Kaiſerin beſtimmt worden, daß er dem Reiſedann phantaſirte er über die Kluft, die zwiſchen Beiden befeſtigt war, und es war ihm ein ſchmerzliches Gefühl des Troſtes, daß beide Namen nie wieder zuſammenkommen würden.

Aber man kann ſich nicht immer damit beſchäftigen, Namenzüge in Bäume zu ſchneiden und Betrachtungen über die Treue anzuſtellen. Fortunat empfand bald das Bedürfniß, den melancholiſchen Wald und in dieſem vorzüglich den melancholiſchen Baum, an dem die beiden Namen prangten, zu verlaſſen. Er wanderte, ohne ſich viel um die Richtung ſeines Weges zu kümmern, geradeaus und gelangte nach einigen Tagereiſen in eine einſame Gegend, die von der einen Seite vom Meere, von der andern durch eine maleriſche Gebirgskette begrenzt wurde. Die Ebene ſelbſt füllten Baumgruppen, Wieſenplätze und hier und da zerſtreute Wohnungen aus, die das Anſehen von Dürftigkeit hatten. Unſer Held ging am Meeresufer auf und ab, und bedachte gefolge ſich anſchließe. Mit dieſem Briefe zugleich kam ein kaiſerlicher Befehl, der ihn in die Reihe der höheren dienſtthuenden Offiziere in der Nähe der Kaiſerin ernannte. Das Patent des neuen Rangs lag beigeſchloſſen.

Dieſe Glücksfälle ließen Philipp kalt; er ſah nur das Eine, den Verluſt der Geliebten. Das Räthſelhafte in dieſer plötzlichen Rangeserhöhung beſchäftigte ihn eine Weile; dann gab er es auf, den Schlüſſel zu dieſen myſteriöſen Erſcheinungen zu finden, und ſchob Alles auf die launenhaften Gunſt- und Glücksfälle, wie ſie einmal in dieſem Lande und an dieſem Hofe Sitte waren. Da ihm unter dieſen Umſtänden ſein verpfändetes Wort eine läſtige Feſſel war, ſo beſchloß er, ſich an die Kaiſerin ſelbſt zu wenden, um ſich von ihr freiſprechen zu laſſen. Gegen dieſe Freiſprechung, hoffte er, würde der Mönch nichts einzuwenden haben. Ueberhaupt war ihm der Gedanke an dieſe räthſelhafte Perſon, die ſich höchſt ungelegen für ihn in den Lauf ſeiner Entſchließungen, die bis jetzt immer nur das Werk ſeiner Selbſtändigkeit geweſen waren, hemmend geſtellt hatte, ſehr zuwider. Seine Bemühungen, etwas Genaueres über dieſe „düſtere Geſtalt" zu erfahren, waren bis jetzt erfolglos geblieben. Wie erfreut war er daher, als der Unbekannte jetzt plötzlich ſelbſt ein Lebenszeichen von ſich gab! Ein Billet lud ihn ein zu einer Zuſammenkunft in der bekannten Zelle, zu der der Schlüſſel in Philipp's Händen war, zu der gewohnten Stunde. Philipp zögerte nicht, ſich pünktlich einzufinden.

Wie er in die Zelle eintrat, fand er den Abt ſchon gegenwärtig. Derſelbe ſaß im Schein des trüben Lichtes, das durch die gefärbten Scheiben fiel, gedankenvoll an dem Tiſche und fuhr wie erſchreckt aus ſeinen Träumereien auf, als er Philipp plötzlich vor ſich ſtehen ſah. Es dauerte eine Weile, ehe er ſich erholte und in ſeinem bewegten Innern Worte fand. Seine Stimme zitterte, und die Hand, die er zur Begrüßung Philipp — zum erſten Male geſchah dies — reichte, war kalt. Es entging Philipp nicht, daß dieſe Hand klein und nicht die Hand eines abgelebten Greiſes war.

Ich habe mit der Monarchin geſprochen, hob er an, und ſie hat mir aufgetragen, dich von dem mir gegebenen Worte zu entbinden, wenn du auf deinem Verlangen beharrſt. Sie will Niemand um ſich ſehen, der ihr mit Widerwillen dient. Die Würden und die Geſchenke, die ſie dir ertheilt hat, bleiben in deinem Beſitz. Nur Eines verlangt ſie, daß du von ihr perſönlich dich beurlaubeſt.

Dazu drängt mich, ohne ihren Befehl, die eigene Ehre und mein Gewiſſen. Sie hat mich, einen Fremden, mit Wohlthaten überſchüttet, wie ſollte ich ihr Reich und ihren Hof verlaſſen, ohne ihr meinen Dank auszuſprechen! Ihre Gnade iſt wahrhaft groß, daß ſie mir geſtattet, mich ihr in Perſon nahen zu dürfen. So werde ich denn endlich dieſer merkwürdigen Frau, die mich durch ihre Größe erſchreckt und zugleich anzieht, Auge in Auge gegenüberſtehen! Ich werde dieſe Züge in der Nähe ſehen, an deren Liebreiz eine halbe Welt ſich erfreut und vor deren Drohen Europa zittert.

Der Mönch ſeufzte und ſchwieg. Seine dunkeln Augen, unter dem Schatten der überhängenden Kapuze, blickten unverwandt auf Philipp. Er fühlte dieſen durchdringenden Blick, aber er entmuthigte und verwirrte ihn nicht. Es war, als hörte er den Flügelſchlag eines mächtigen Geiſtes dicht über ſeinem Haupte. Die Würfel ſeines Geſchicks fielen. Es kam über ihn, wie ein Gottesurtheil, das eben ſollte geſprochen werden.

Der Mönch erhob ſich, doch ſeine Kniee wankten und er mußte ſich auf den Jüngling ſtützen. Eine Pauſe verging; der Wind rüttelte an der alterthümlichen Einfaſſung der Fenſter. Mit einer Stimme, die gänzlich verſchieden klang von der vorigen, ſagte der Mönch: Du wünſcheſt alſo Katharinen zu ſehen, du willſt ſie allein ſehen, unter vier Augen? Du willſt von ihr Abſchied nehmen ohne Zeugen? Dies iſt auch ihr Wunſch.

Philipp trat einen Schritt zurück; der Mönch hatte ſich wieder geſetzt.

Noch mehr, ſetzte er mit bewegter Stimme hinzu: Dein Scheiden wird ſie rühren; ſie will vor der Welt die Thräne nicht ſehen laſſen, die ihr Auge netzen wird, wenn ſie dich ſcheiden ſieht.

Welch' eine Sprache! ſagte Philipp dumpf.

Wie iſt mir? Welche Zauberworte löſen ſich, eines nach dem andern, von deinen Lippen? Ich verſtehe dies nicht. Kennt mich die Kaiſerin? Weiß ſie mehr von mir als von tauſend Anderen?

Die verhüllte Geſtalt war einer Ohnmacht nahe; ſie war auf die Stuhllehne zurückgeſunken, und ein leiſes Wimmern entglitt ihren Lippen. Philipp ſprang hinzu und wollte die Kutte lüften; in dieſem Augenblicke erhob ſich der Unbekannte und ſtand aufgerichtet in imponirender Größe da.

Halt! rief er, lege nicht noch einmal die Hand zum mörderiſchen Angriff an dieſen Leib, der den finſtern Mächten verfallen iſt. Katharina ſoll nicht glücklich ſein. Was ſie liebt, das wendet ſich von ihr. O hätte deine Kugel damals dieſes Herz getroffen!

Wie von unſichtbaren Mächten erfaßt, ſtürzte Philipp zu den Füßen des Mönchs, der in dieſem Augenblicke die dunkle Kapuze von ſeinem Haupte ſtreifte.

Philipp ſah Katharinen vor ſich ſtehen.

Als er ſich wieder zu ſammeln im Stande

war, und als er den Blick auf die Erſcheinung vor ſich richtete, war er von deren Schönheit betroffen. Der bleiche Lichtglanz, der ſich auf Katharinens Stirn bettete, zeigte die edlen Züge von einem heftigen, aber zugleich verklärenden Schmerze übergoſſen. Das große Auge war geſenkt, gleichſam als wendete es abſichtlich ſein düſteres Feuer nach innen, um durch deſſen verrätheriſche Glut der Welt nicht zu entdecken, was in dem Herzen vorging. Die Wangen waren bleich und von dunkeln Haarwellen eingeſchloſſen, um die Winkel des Mundes zuckte es fiberiſch. Ein undurchdringliches Schweigen war auf dieſem Marmorantlitz gelagert, es war die Ruhe der Erſtarrung nach den Stürmen der Leidenſchaft. Endlich drang eine, von gewaltſamen innern Bebungen unterbrochene Stimme an Philipp's Ohr. Katharina hatte den Stolz des Weibes wieder gefunden und ſprach mit dem Tone der Herrſcherin: Fremdling, was du mir geweſen, hat dir dieſe Minute gezeigt! Ich erröthe nicht über Das, was ich gethan; denn welcher Seele, die nach Großem ſtrebt, kann es leid ſein geſucht zu haben, wenn ihr auch das Finden nicht zu Theil wird? Geh und nimm in dein fernes Vaterland das Angedenken unvergeßlicher Stunden mit. Uns einte ein heiliges Band: Was die Menſchheit Heiliges und Erhabenes hat, es ward von uns beſprochen und bedacht. Was deine jugendliche Seele an Ideen und Entſchlüſſen ausgeſtrömt, es iſt in meinem Buſen ſicher niedergelegt; bewahre du für deine Zukunft wieder die milde Weisheit, die für dich, für dein Heil von den Lippen des „Mönchs“ floß. Der Mönch, dein Freund, dein Berather, ſei dein Schutzgeiſt, nicht Katharina, das Weib, die Kaiſerin. Und jetzt lebe wohl. Du haſt gewünſcht, von Katharinen unter vier Augen Abſchied zu nehmen; ſie hat dir dieſe Gunſt gewährt!

Der Ton voll Milde, Ernſt und Güte, in welchem dieſe für Philipp ewig denkwürdigen Worte geſprochen wurden, zerriß ſein Herz. Die Größe des Geſchenks, das ihm ſein Geſchick gemacht, wurde ihm in ſeiner ganzen Fülle klar. Er beſaß das Herz der mächtigſten, der ſtolzeſten Frau; er hatte es gewonnen im edelſten Kampf der Geiſter. Katharina war in ſeine feurige und junge Seele triumphirend eingezogen, indem ſie das Panier der Freiheit, der Größe, des Enthuſiasmus und der Liebe ſchwang, dieſer gebietenden Götter der Jugend. Ein ſolcher Erwerb durfte nicht leichtſinnig hingeworfen werden, eine ſolche edle Bürgſchaft für die Verwirklichung ſchöner Ideale mußte um jeden Preis bewahrt werden! Philipp fühlte die glühende Entzückung, die dieſer mächtige Augenblick ihm brachte, er fühlte, wie in ſeinem Geiſte die Größe und die Erhabenheit unter dem Bilde Katharinens einzogen, und indem er ſtaunend die allgewaltige Fürſtin betrachtete, ſchmolz er zugleich in Rührung über die Reize der ſchönen Frau. So mit ſich ſelbſt und mit den Gewalten der Stunde kämpfend, verweilte er noch immer in ſeiner Stellung zu Katharinens Füßen. Erſt als ein langer, in verzehrenden Schmerz getauchter Abſchiedsblick über ihn ſich hingegoſſen, erſt als ſich die trauernde und erhabene Geſtalt wendete, um zu gehen, erſt da fand er den verzweifelten Muth, ſie mit ſeinen Armen zu umſchließen und mit dem ganzen Sturm und der Gewalt einer ungebrochenen Feuerſeele feſtzuhalten. Erhabene Fürſtin! rief er: Göttergleiche! Welch' ein Spiel haſt du mit einem armen Sterblichen getrieben! O ich ſollte dir zürnen! Wie iſt mir? Ich ſollte fliehen und ich kann es nicht. Katharina! Verlaß — o verlaß mich nicht!

Sie blieb, halb ihm zugewendet, ſtehen, und ihr großes Auge haftete fragend und mit einem unheimlichen Feuer auf ihm. Was ſoll das? fragte ſie. So wäre es wirklich möglich, daß du nicht gewußt, wer unter jener Hülle ſich dir genaht?

Vernichte mich, wenn meine Seele nur die leiſeſte Ahnung gehabt!

Himmel! rief Katharina, und ein Strahl von Leben überflog ihre bleichen Züge. Ich täuſchte mich alſo! Du wußteſt nicht, wer ich war. Und ich wähnte, was der Hof, die Stadt ſich erzählte, es könne dir kein Geheimniß geblieben ſein. Da ich überzeugt war, daß du mich kannteſt, ſah ich in deinem beharrlichen Entſchluſſe, zu gehen, Undank und Kälte gegen mich.

Vergib dieſem wilden, ungelehrigen und unverſtändigen Herzen! rief Philipp. Sei großmüthig! Verbanne den nicht aus deiner Nähe, der jetzt, da er dich im vollen Licht deiner Größe, deines Liebreizes geſchaut, dir ewig anhängt!

Sie antwortete nicht, aber ihre Hand ruhte in der ſeinigen und ward von ſeinen Thränen benetzt. Eine tiefe, feierliche Stille herrſchte, in der zwei große und kühne Herzen mit raſchen Pulſen ihrem Geſchick entgegenreiſten. Der Bund war geſchloſſen. Als Katharina ſchied, ließ ſie einen Geliebten zurück, der, ein Theil ihres Selbſt, in ſeinem Herzen ihr Bild, in ſeiner Seele ihre großen Zukunftspläne trug.

den Einfall, der ihm eben gekommen war, hier in dieſer friedlichen Gegend ſich anzubauen. Indem dieſer Gedanke zum Entſchluſſe reifte, gefiel er ſich darin, ſeine bittre Menſchenverachtung, ſeinen Groll auf die Weiber, ſeinen Enthuſiasmus für eine gänzliche Abgeſchiedenheit von einer betrügeriſchen Welt mit den grellſten Farben auszumalen. Er verdoppelte hierbei ſeine Schritte; die Arme verſchränkt, den Blick zu Boden gerichtet, hielt er ſich immer am Geſtade des Meeres, das ſeine unruhigen Wellen ihm zuſchickte, gleichſam als wollte es ihn noch mehr zur Empörung auffordern. Er erhob das Auge und es traf, nachdem es nach einem wilden umherſchweifenden Blicke ſich wieder ſenkte, auf die mit goldenen Franzen bedeckten Stiefeln, auf das mit Spitzen garnirte Beinkleid, und die geſchmackvollen Verzierungen des Wamſes und des kleinen flatternden Mantels. Dieſer verhaßte Putz der Welt, noch von dem Feſte ihm anklebend, bil-

Zwanzigstes Kapitel.

Philipp dachte jetzt an keine Abreiſe. Er trat in die neue Stellung und übernahm die neuen Würden, die ihm zugefallen waren. Die Menge ſtrömte herbei, ihm zu huldigen. Ein unüberſehbarer Glanz ſtrömte über ihn hin. Plötzlich ſtand er auf der oberſten Staffel der Macht und des Genuſſes. Seine kühnſten Träume waren überflügelt und in den Schatten geſtellt. Für ein ehrgeiziges Herz, wie das Philipp's, war eine ſo wunderähnliche Erhebung ganz wie geſchaffen. Jetzt konnte er daran denken, der Welt zu gebieten, da er bis heute ihr nur gehorcht hatte. Welch' ein Siegesgefühl, ihr Geſetze geben zu können, ihr ein Gepräge aufzudrücken, das von ihm, von ſeinen Phantaſien, ſeinen Träumen, ſeinen Anſichten ausging!

Katharina that, was er wollte. Sie dachte, ſie empfand nur durch ihn. Sie ſchloß ſich mit ihm ſtundenlang ein, um an dem Aufbau einer neuen Welt zu arbeiten, wie ſie im Lichte der Zukunft, auf den Trümmern der alten erſtehen ſollte. Niemand verſtand ſie ſo gut, Niemand unterſtützte ſo feurig ihre Lichtentſchlüſſe, Niemand wußte ſo heimlich ſicher, indem er durch ſeine Schönheit und durch ſeinen Reiz ihr Herz beſchäftigte, ſo männlich ſtark den ermüdenden Geiſt zu ſtützen, ihn immer wieder neu zu beleben, wenn er entmuthigt hinſinken wollte.

Emiliens Bild, zwar zurückgedrängt durch die mächtigen Ereigniſſe, nahm jedoch ſeinen ehrenwerthen Platz bald wieder in Philipp's Herzen ein. Erſt jetzt durchſchaute er ihr kluges, ſelbſtvergeſſenes Betragen, und was er für empörende Kälte gehalten, erſchien ihm jetzt gerade als die zarteſte und uneigennützigſte Neigung. Sie wußte, welche Zukunft ihm bevorſtand, ſie wollte nicht durch das leiſeſte Kundgeben eigener, ſelbſtiſcher Anſprüche dieſe koſtbare, heilbringende Zukunft gefährden. Es lag ihr Alles daran, den Freund mächtig und glücklich zu ſehen; in ſeinem Glücke wollte ſie alsdann das ihrige finden. In den wenigen Zeilen, die ſie ihm ſchrieb, als nunmehr ſein Verhältniß zu Katharinen veröffentlicht war, lag ihre ſanfte und edle Seele, zwar verhüllt, aber doch erkennbar ausgedrückt. Philipp bat ihr im Herzen ſein Unrecht ab, aber — ſolch' eine Gewalt übte der allmächtige Wille Katharinens, die er liebte, über ihn bereits aus — er ſah ſie nicht. Das ſtille, unbedeutende Mädchen war wirklich für ihn für Zeiten in den Hintergrund getreten.

Katharina erklärte ihm in Stunden vertraulicher Mittheilung die Art, wie ſie ſich — ohne es zu wiſſen — den Weg gebahnt zu ſeiner Bekanntſchaft. Das alterthümliche Kloſter bewahrte noch aus den Zeiten ſeiner erſten Erbauer einen unterirdiſchen Gang, der aus dem Palaſte in der Stadt, den die Kaiſerin bewohnte, bis in das Kloſter auf dem Berge hinanfleitete. Dieſer Gang war auf bequeme und ſichere Weiſe hergeſtellt worden, und die Fürſtin benutzte ihn, um ungeſehen zu ihrem Günſtling zu gelangen, der ſie in der Zelle des Abts Anaſtaſius erwartete. Das Geheimniß dieſer Zuſammenkünfte, die zu ihrem Zwecke mehr die Politik als die Neigung hatten, war auf das ſorgfältigſte vom Fürſten bewahrt worden, bis auf den Zeitpunkt hin, wo Philipp's Stern über das Geſchick der Verbundenen heraufzog. Der Augenblick, wo Philipp mit drohendem Auge, die Waffe in der Hand, auf ſie hintrat, war zugleich der geweſen, wo ſich ihr Herz durch einen mächtigen Zug der Geſchicke ihm zugewendet. Seine Schönheit, ſein Stolz, ſein Geiſt und ſeine feuerſprühende Jugend hatten den Bund feſter und zuletzt unauflöslich knüpfen helfen. Katharina liebte das Ungewöhnliche, Seltſame, Ueberraſchende, und unter dem Schimmer dieſer Eigenſchaften war ihr der Jüngling ihrer Wahl erſchienen. Sie ſollte von ihm den Tod empfangen, und ſie empfing von ihm — Leben.

Horſchner war gleichſam ſeiner Sinne beraubt über dieſen Glücksfall ſeines Freundes, der ihm ſolchen mittheilte; er erkannte in Allem halb und halb ſein Werk, denn war Philipp nicht auf ſeinen Zuſpruch in dieſes goldene Land der Verheißung gekommen? Und ich Thor! ſetzte der Juwelier in komiſcher Selbſtanklage hinzu. Ich bringe mit dem künftigen Herrſcher an einem Tiſche ſitzend einen ganzen Abend zu, erwünſche mir deſſen Protection und weiß nicht, daß die Hand, die ich eben drücke, dieſelbe iſt, die bereits die Zügel dieſes unermeßlichen Reiches in ſich ſchließt. O, ich verblendeter Thor!

Beneiden Sie mich nicht, Freund! ſagte Philipp plötzlich düſter. Wiſſen Sie denn, wie ich enden werde? Mitten im Glanze verläßt mich mein alter finſterer Dämon nicht, und mehr als je keimen Mistrauen und Argwohn in meinem Herzen. Dieſe Welt iſt nun einmal nicht gemacht, um unſere Wünſche und Hoffnungen vollkommen zu befriedigen. Es iſt mir oft, als wäre das Ende meines Glanzes und meiner Laufbahn dicht vor mir.

Horſchner lächelte über dieſe Träume, wie er ſie nannte. Nur ein Mann iſt im großen weiten Reiche, deſſen Beherrſcherin jetzt von Ihnen beherrſcht wird, Ihnen gefährlich, dies iſt der Fürſt. Aber Sie werden nicht danach trachten, ihn von ſeinem Platze zu verdrängen.

Ich werde nicht darauf ausgehen, entgegnete Philipp, aber ich werde es vielleicht gegen meinen Willen thun. Er iſt von kleinlicher Selbſtſucht geleitet und arbeitet und ſchafft nur für ſich. Die große Fürſtin, im Wahne, ſich für das Wohl ihrer Völker zu opfern, opferte ſich nur, um die Taſchen ihres Günſtlings zu füllen. Ich habe dieſes unwürdige Treiben durchſchaut.

Ums Himmelswillen! rief der Juwelier; nur nicht auf dieſe Seite hin gelenkt! Laſſen Sie die Menſchheit ſtehen, wo ſie ſteht, und kümmern Sie ſich nicht um die Zukunft weder dieſes Reiches, noch um die Katharinens. Denken Sie nur, theuerſter Freund, an Ihr eigenes Loos.

Nimmermehr! rief Philipp. Ich mag zu Grunde gehen, wenn nur Das, was in mir lebt und hofft, gerettet wird. O Freund, Sie verſtehen mich nicht; aber ſie — ſie! verſteht mich;

und deshalb umfaß' ich auch mit glühender Liebe dieſes große, ſchöne Herz.

Horſchner ſchüttelte das Haupt. Was mich betrifft, ſagte er in ſchmerzlichem Tone, ſo muß ich mich von Ihnen trennen. Sie gehen auf Ihrer ſchimmernden Bahn weiter, ich kehre in meine kleine Alltagswelt zurück. Ich werde für einen Lorberkranz ſorgen für den jungen Sieger.

Oder für einen einfachen Cypreſſenzweig auf ſein frühes Grab! ſagte Philipp.

Wenige Tage ſpäter und die glänzende Flotte, die die Kaiſerin in ihrer Mitte aufnahm, hatte ſich in Bewegung geſetzt, um auf den ſtolzen Wellen des Boryſthenes gegen Süden weiter zu fahren. Mehr als dreitauſend Menſchen, auf achtzig Fahrzeuge vertheilt, bedeckten den Fluß. Sieben Galeeren, unter dieſen die Galeere der Kaiſerin, bildeten die Spitze dieſes Geſchwaders, deſſen Glanz und Pracht die Augen blendeten. Muſik und Geſang ertönte und die Ufer des Fluſſes waren belebt von immer neuen und wechſeln den Gruppen des Volks in ſeinen Nationaltrachten.

Der Frühling entfaltete ſeine Pracht; er bedeckte die Fluren mit friſchem Grün, die Lüfte wehten balſamiſch und mild, der Himmel leuchtete in unveränderter Klarheit tiefer Bläue. Jedes Herz wurde zur Fröhlichkeit geſtimmt, jede Bruſt hob ſich höher in Hoffnung und Erwartung. Katharinens Auge ſtrahlte von Glück und Freude. Um die frohe Herrſcherin gruppirte ſich eine frohe Welt.

Es verging ſelten eine Stunde des Theils des Tages, der von den Audienzen und Geſchäften nicht in Anſpruch genommen war, in welcher nicht der junge Adjutant der Kaiſerin, der Obriſt Philipp Macargan, in ihrer Nähe war. Man ſah die Fürſtin, auf ſeinen Arm geſtützt, ihm die Schönheiten der Gegend zeigen und ihm die fremden Erſcheinungen erklären. Man ſah ſie mit ihm ſcherzen und aufmerkſam ſeinen Erzählungen horchen, die er dem verſammelten kleinen Hofcirkel vortrug. War ſie mit ihm allein, ſo füllten Geſpräche und Bücher die Zeit aus, und oft tief um Mitternacht ſah man noch das Licht in der Kajüte der Kaiſerin einſam durch die Finſterniß ſchimmern und ſeine Strahlen in den dunkeln Wellen brechen.

Der Fürſt machte den Führer des ganzen Zugs. Er eilte ſtets eine Strecke Weges voraus, um die Anordnungen zu treffen und um nachzuſehen, ob ſeine Befehle in Betreff des Empfangs der nachfolgenden Fürſtin befolgt ſeien. In dieſem Drange der Geſchäfte ſchien er nicht zu bemerken, was am Hofe vorging. Er erſchien nur auf Stunden, und während er ſich in der Umgebung der Kaiſerin befand, bezeigte er dem neuen Günſtling eine an Unterwürfigkeit grenzende Ergebenheit. Philipp war offen und freimüthig gegen ihn und zeigte unverhohlen, wie es ihm darum zu thun ſei, die Freundſchaft ſeines frühern Beſchützers ſich zu wahren. Bis hierher gingen alle Dinge gut. Aber es ſollte bald anders werden. Der Fürſt wollte ſich nur überzeugen, ob Philipp herrſchſüchtig und bedacht ſei, ſich einen Einfluß auf die Pläne und Meinungen der Kaiſerin zu verſchaffen; fand er, daß dies ſeiner Anſicht nach der Fall war, ſo hatte er ſeine Entſchlüſſe gefaßt. Die Gelegenheit, wo ihm auf dieſe Fragen Antwort wurde, ließ nicht auf ſich warten. Fünf Tage nach der Abreiſe landete die Flotte bei der Stadt Kanieff, und hier erwartete der König Stanislaus, Katharinens ehemaliger Geliebter, die Ankunft der Kaiſerin.

Potemkin, vom Könige an ſein Intereſſe gekettet und von ihm beſtochen, hatte dieſe Zuſammenkunft herbeigeführt; es lag ihm Alles daran, daß Katharina den König huldreich empfinge und ihm gewährte, um was er ſie zu erſuchen kam. Dies waren politiſche Vortheile, Truppen und Geld, die der auf ſeinem Throne wankende Fürſt von ſeiner mächtigen Nachbarin ſich erbat. Katharina, die von den zarteſten Rückſichten beherrſcht wurde, und die da fürchtete, Philipp zu kränken, wenn ſie Den wiederſah, der einſt offen vor der Welt ihr Herz beſeſſen hatte, zögerte, ihre Einwilligung zu dieſem Empfange des Königs zu geben. Sie ſchob die Audienz von einem Tage zum andern auf. Der Fürſt gerieth in Unmuth und zum erſten Mal nahm er offen Gelegenheit, dete auf ſeine Ideen von Einſamkeit und philoſophiſcher Zurückgezogenheit eine zu bittre Ironie, als daß er ihn länger hätte ertragen können. Mit wenigen krampfhaften Griffen war die elegante Kleidung abgeſtreift und lag in Lumpen zu ſeinen Füßen. Er trat auf dieſen Flitterſtaat und ſchleuderte ihn dann ins Meer, ihm einige derbe Flüche nachſendend. Aber jetzt ſah er die Nothwendigkeit ein, ſich um eine neue Kleidung umzuthun. Ein Fiſcher, vom Zuge heimkommend, legte eben ſeinen Nachen an und zwar nicht weit von der Stelle, wo unſer junger Philoſoph im Hemde auf dem naſſen Meeresſande ſtand und eben darüber nachdachte, ob er nicht auch das Hemd, wegen ſeines Spitzenkragens, dem andern weltlichen Putze nachſenden ſollte. Die ſtaunende Miene des alten Fiſchers zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, er betrachtete ihn genauer, und beſonders waren es die Lumpen, die jener auf dem Leibe hatte, die ſeine von dem verderblichen Einfluß Macargan's auf die Kaiſerin zu ſprechen, da er es ſei, der aus kleinlichen Rückſichten gekränkter Eigenliebe die große Fürſtin zu bewegen ſuche, einen Bundesgenoſſen und König durch Kälte und Hintanſetzung zu beleidigen. Dieſe Worte verfehlten nicht, Philipp zu Ohren zu kommen, und um ein ſo feindliches Gerücht zu widerlegen, bat er ſelbſt die Kaiſerin, die Audienz ſobald als möglich zu gewähren. Katharina willfahrete den Bitten, und Stanislaus Auguſt gelangte zur Erreichung ſeiner Wünſche. Aber der Kaiſerin Benehmen gegen ihn war gemeſſen und kalt. Philipp's Stern ſtieg höher als je. Auguſt und Potemkin zugleich waren von ihm gedemüthigt. Der Letztere athmete Wuth und Rache. Jetzt war der offene Bruch zwiſchen dem frühern und dem jetzigen Günſtling erklärt. Der Hof ſprach ſchon von dem Sturze des Fürſten.

Der Fürſt beſchloß jetzt, alle Hebel der Intrigue in Bewegung zu ſetzen, um ſeinen Feind zu ſtürzen. Er kannte Katharinens Charakter, er wußte, wie viel bei ihr beleidigter Stolz und gekränkte Liebe vermochten, und hierhin richtete er ſeine vergiftete Angriffswaffe.

Seinen ſcharfen Blicken war es nicht entgangen, daß Philipp's Neigung zu Emilien nur zurückgedrängt, nicht erloſchen war. Seine Nichte, die ebenfalls Hofdame der Kaiſerin war und ſich in das Vertrauen Emiliens, auf ſeinen Befehl, hatte einſchleichen müſſen, gab ihm Aufklärungen und Andeutungen, die ihm ſehr erwünſcht waren und den Gang ſeiner Intrigue leiteten. Emilie, nachdem ſie lange ſiegreich gegen jede Kundgebung ihrer tief im Herzen verſchloſſenen Liebe gekämpft, war jetzt, da ſie Philipp's Stellung geſichert ſah, weniger vorſichtig geworden. Philipp ſeinerſeits achtete der bewachenden Blicke zu wenig; er gab ſich den Jugenderinnerungen und den Jugendträumen hin; er erinnerte Emilien an die glücklichen Stunden, die ſie miteinander zugebracht. Sie ſahen ſich ohne Zeugen, ſie wechſelten Briefe. Die Folge hiervon war, daß man Emilien zu verſtehen gab, die Kaiſerin wünſche, daß ſie ihre Stelle aufgeben und den Hof verlaſſen ſolle. Das arme Mädchen, das erſt jetzt ſah, wie ſie, durch eine geträumte Sicherheit verleitet, ſich und den Geliebten in Gefahr gebracht, zögerte keinen Augenblick, dieſem Winke zu folgen. Sie warf ſich der Kaiſerin zu Füßen und bat ſie unter Thränen, ſie zu entlaſſen; Katharina willigte ein, wiewol zögernd. Sie ſchenkte dem Gerücht, das über Emiliens Verhältniß zu Philipp ihr zu Ohren gekommen, keinen Glauben, ſo feſt überzeugt war ſie noch von der Treue ihres Günſtlings.

Der Entſchluß Emiliens brachte in Philipp's Herzen einen Sturm der Leidenſchaft hervor. Zum erſten Male ſah er ſich als Sklave eines Verhältniſſes an, das ihm noch kurze Zeit vorher geſchienen hatte, als brächte es ihm die Freiheit und das Glück. Er bat Emilien zu bleiben, doch ihr Wille war unbeſiegbar. Sie kehrte zum Grafen zurück, der in Kiew geblieben war und der ſie erwartete, indem er die Beweggründe ihres Handelns billigte.

Die Kaiſerin langte in Cherſon an. Die Gegenwart Joſeph des Zweiten, der da kam, der Semiramis des Nordens ſeinen Beſuch abzuſtatten, bewirkte, daß man hier einige Tage verweilte und daß glänzende Feſte gefeiert wurden. Der Palaſt, den die Kaiſerin bewohnte, lag dicht zu der Stadt auf einer reizend gelegenen Höhe, die durch Gartenanlagen und Baumpflanzungen verſchönert wurde. Die Gemächer Philipp's ſtießen an die Katharinens. Sie brachte die Mußeſtunden, die ihr blieben, in ſeinem Arbeitszimmer zu. Dort las ſie, oder ließ ſich von ihm vorleſen, und die wichtigſten Geſchäfte, die geheimſten politiſchen Verhandlungen verlegte ſie hierher. Dies wußte man, und Philipp's Anſehen und Macht war unbegrenzt.

Einſt trat Katharina leidenſchaftlich erregt in das Kabinet; ein Brief zitterte in ihrer Hand. Eine Pauſe verging, ehe ſie auf Philipp's zärtliche Fragen antwortete.

O es iſt nichts, Macargan! ſagte ſie. Du ſiehſt nur hier das alte Spiel der Welt: ſie will trennen, was ſich gefunden hat. Ich ſollte doch endlich einmal daran gewöhnt ſein, und doch bin ich's nicht.

Philipp zog leiſe den Brief aus ihrer Hand.

Katharina nahm erſchöpft und in Thränen ausbrechend Platz auf dem Ruhebett.

Der Brief enthielt eine böswillige Verdächtigung Philipp's. Es wurde der Kaiſerin hinterbracht, daß er ihr Vertrauen täuſche, daß er weder in den Geſchäften, noch in der Liebe ihr treu ſei. Dabei wurde der leidenſchaftliche und maßlos ehrgeizige Charakter des neuen Günſtlings in grellen Farben geſchildert.

Katharina wird wiſſen, was ſie auf dieſe Anſchuldigungen zu thun hat, ſagte Philipp ruhig.

Ich werde ſie misachten, wie ich es mit jenen gethan, die die Vorläufer dieſes Briefes waren. Aber Philipp — ich bin ein Weib — und das Herz ſpielt mit mir oft ein grauſames Spiel. Vergib mir, mein Freund! Vergib! Laß mich den ganzen Inhalt meiner Seele vor dir ausſchütten. Die Welt nennt mich groß, ich bin klein, die Welt nennt mich ſtark — und ich bin ſchwach. Es iſt mir Vieles gelungen, aber es iſt mir nicht gelungen, die ewige Unruhe, den Verdacht meines Herzens zu beſiegen. Wo ich endlich glauben kann, daß ein Herz mein Eigenthum iſt, ſchwebe ich von dieſem Augenblick an in ewiger Unruhe, daß ich es wieder verliere. Und die Möglichkeit des Verluſtes ruft eine Hölle in meinem Innern rege. Ach, Philipp, was hilft es, daß wir Philoſophen ſind für die Welt, wenn wir es nicht zugleich für uns ſelbſt ſind! Hier — hier, gegen dieſe brennende Unruhe, gegen dieſe ſtete Selbſtqual ſollte der Panzer geſchmiedet ſein, der für irdiſche Pfeile undurchdringlich iſt; aber wir ſind Menſchen und wir leiden wie unſere Brüder, obgleich wir dieſe Brüder Thoren nennen und uns weiſe. Für dieſen Hochmuth werden wir beſtraft.

Wie kleinmüthig meine erhabene Katharina ſpricht, ſagte Philipp ſanft.

Wozu auch mit einer Größe und Stärke prahlen, die wir nicht beſitzen, entgegnete ſie leiſe. Ich weiß es, daß man der Welt gegenüber mit Feſtigkeit auftreten muß, denn nur ſo imponirt man ihr. Auf dieſe Weiſe iſt's mir gelungen, den Weg zu gehen, den ich gegangen. Späte Geſchlechter mögen mich richten. Ich fand, als ich erſchien, eine ſchwache, feige und ihren Lüſten unterworfene Generation vor mir; es gelüſtete mich, ihr zu zeigen, was ein Wille vermag, wenn auch nur in eines Weibes Buſen eingeſchloſſen. Das Glück unterſtützte mich und es gelang mir, was Tauſenden mislungen wäre. Dafür bin ich meinem Geſchick dankbar. Aber es züchtigt mich mit der einen Hand, während es mit der andern mich liebkoſt. Es legt in vollem Maße die Schwäche des Weibes in meine Bruſt, dicht neben jene Energie und den Muth eines Mannes. Ich bebe nicht, wenn meine Hauptſtadt in Flammen ſteht, wenn die Empörung die Hälfte meines Reiches meinem Scepter zu entreißen droht, aber ich bebe, wenn mit ſchwacher, zitternder Hand ein paar kaum leſerliche Schriftzüge, wie dieſe hier, mir vors Auge treten. Gegen eine Welt in Waffen habe ich eine eherne Stirn und eine gepanzerte Bruſt, gegen einen Angriff auf meine Liebe habe ich nichts als Thränen. Beklage mich, Philipp, und vergib mir.

Um die Trauernde zu zerſtreuen, nahm Philipp zu den Büchern und zu den gewohnten Geſprächen ſeine Zuflucht, aber der Geiſt Katharinens war zu tief in Niedergeſchlagenheit und Melancholie getaucht, als daß er die Pfade zu wandeln beſchloſſen hätte, die die Freundeshand ihm zeigte.

Ich will dir nur bekennen, hob ſie wieder an, indem ſie die Hand des Geliebten in die ihrige ſchloß, daß mein Leben zu Ende ſein wird, wenn du mich verläſſeſt! Ich meine das Leben nicht das Athmen. Man kann noch lange die äußere Erſcheinung lügen, während im Innern Alles ſchlummert. Cäſar, als er ſein Lieblingswerk ſcheitern ſah, war lange, bevor ihn der tödtende Dolch traf, eine Leiche. Aber der Welt genügen ſolche Leichen. Sie ſieht den Purpurmantel und iſt befriedigt; ob ein Herz darunter ſchlägt, was fragt ſie danach! So werde ich vielleicht noch lange nach unſerm Freundſchaftsbruch leben, aber mit dir wird meine Jugend, meiner Seele Blüte und Frucht hingeſchieden ſein. Darum verlaſſe mich nicht!

Ich, meine Gebieterin verlaſſen! ſtammelte Philipp. Welch ein Gedanke! Ich Die verlaſſen, die mir die goldenen Thore des Lebens geöffnet, die mich die Größe und die Tugend in noch innigerem Grade hat lieben lehren, und die mir endlich Macht und Gelegenheit verlieh, die Ideale meiner Jugend ins Leben zu rufen.

Das ſind große, aber immer nur äußerliche Werke, ſeufzte Katharina. Das Herz will nur ſich und iſt immer nur ſein eigener Zweck. Gib mir Gewißheit deiner Liebe, deiner unwandelbaren Treue; das Uebrige alles findet ſich.

Philipp umſchloß ihre Hand und netzte ſie mit Thränen; ſie beugte ſich zu ihm nieder und bedeckte mit Küſſen ſeine Stirn und ſeine Wangen.

Wohlan! rief ſie, ich lebe wieder auf. Mein Herz hat ſein Eigenthum wieder; es hat vielmehr es nie verloren.

Und wird es nie verlieren! rief Philipp.

Hierauf dein Wort! ſetzte Katharina mit flammendem Blick hinzu. Gib mir dein Verſprechen, daß du Emilien nicht wieder ſehen willſt. Ich wünſche es nicht allein, ich fodere es.

Auf einen Augenblick regte ſich der Stolz in Philipp's Bruſt. Der Ton Katharinens hatte etwas Befehlendes und deshalb für ihn Verletzendes. Aber er ſah die Thränen auf ihrer Wange und er gab das Verſprechen.

Katharina zerriß den Brief.

Zwei Tage waren nach dieſer Unterredung vergangen, als Philipp, am Abend ausgehend, einen Mann in einen Mantel gehüllt am Ausgang des Parks, ihm den Weg vertretend, fand. Stumm reichte jener ihm ein verſiegeltes Päckchen hin und zog ſich in die Gebüſche zurück. Philipp öffnete und las Züge einer ihm unbekannten Hand; aus dem umhüllenden Papiere fiel ein Armband ihm in die Hand. Es war ein einfacher goldener Reif, der als Schloß ein Portrait in Medaillonformat enthielt. Wie erſtaunte Philipp, als er ſein eigenes Bild als Kind erkannte, wie es im Beſitz ſeiner Mutter geweſen. Die Zeilen enthielten nichts als die wenigen Worte: „Hüte dich! Der Boden ſchwankt unter deinen Füßen. Traue einem warnenden Freunde, der zum Zeichen, daß er es redlich mit dir meint, dir ein Erkennungszeichen beilegt. Willſt du ihn ſprechen, ſo ſteht er dir zu Dienſten; willſt du mit ihm entfliehen, ſo iſt er bereit, dich ſicher zu geleiten, Wünſche erregten. Der Handel war bald abgemacht. Für ein Goldſtück, ein ſeltener Fang für den Alten, überließ er ſeine ganze Garderobe ſo viel er davon am Leibe und noch im Nachen vorräthig hatte, dem ſeltſamen Käufer, der ſich augenblicklich und mit großer Zufriedenheit darein kleidete. In dieſem Aufzuge war es ſchwer den ſchlanken hübſchen Jüngling wiederzuerkennen. Doch was kümmerte ihn wie er ausſah; genug, der Anachoret von zwanzig Jahren war fertig. Es fehlte nur noch, daß der Alte für ein zweites Goldſtück ihm das ſchon baufällige Boot überließ, und auch dieſes Verlangen wurde erfüllt. So war denn Fortunat, der ſchöne Günſtling einer alten häßlichen Fee, von einem Pagen am abergläubiſchen Hofe zu Famaguſta, von dem Lieblinge einer mächtigen Fürſtin, vom Schutzbefohlenen eines noch mächtigern Zauberers zu einem ärmlichen Fiſcher in Lumpen herabgeſunken. Er kaufte eine Hütte am Strande und wohin du zu gehen gedenkeſt. Um dieſelbe Stunde morgen findeſt du den Boten an dem Platze, wo du ihn heute verlaſſen.“

Der Anblick des Armbandes hatte Philipp faſt um ſeine Beſinnung gebracht, ſo erſchütternd hatte er auf ihn gewirkt. Die furchtbare Nacht, die Todesnacht ſeiner Mutter ſtand lebhaft vor ihm, und er fühlte und dachte nichts, als ſein erſtes und heiligſtes Gelübde zu halten, nämlich das ſchmachvolle Ende ſeiner Mutter zu rächen. Ohne allen Zweifel war ihr Mörder jetzt in ſeiner Nähe und, vom vergeltenden Schickſal getrieben, gab er ſich in ſeine Hände. Der Augenblick der Vergeltung war nahe; raſch mußte er erfaßt werden, keine Minute Zögerns war geſtattet.

Kaum dämmerte der Abend, als Philipp mit zwei Piſtolen unterm Arm, in den Mantel gehüllt, den Ueberbringer der Botſchaft aufſuchte. Er fand ihn am bezeichneten Orte und machte ſich mit ihm auf den Weg, den Unbekannten zu ſuchen. Er durchſchritt eilig ihm unbekannte Gegenden der Stadt, endlich gelangte er zu einer Gruppe Häuſer, die auf einer Wieſe zuſammenſtanden. Eine ziemlich baufällige Brücke führte über einen Fluß, deſſen Ufer dicht mit Weiden und Erlengebüſchen beſetzt waren. Der Mond ſchien hell; auf dem Pfade am Waſſer ſah er einen Schatten, der ſich langſam hin und her bewegte. Der Begleiter verließ ihn, nachdem er auf jenen Mann am Fluſſesufer hinwies, als auf Den, den man ſuchte. Ueber die Brücke ſchreitend näherte ſich mit einem Gefühl peinlicher Unruhe Philipp jenem ſchattenhaften Gebilde. Er beſann ſich, daß er allein ſei, daß in ſo einſamer Gegend die Gefahr eines Ueberfalls für ihn drohe; doch dieſe Zweifel gingen ſo eilig, wie ſie gekommen. Er ſah ſein Opfer vor ſich, dies war ihm genug; an etwas Anderes zu denken, war ihm nicht möglich.

Wie Philipp näher trat, verließ auch der Unbekannte die Umhüllung der Gebüſche und zeigte ſich in dem vollen Lichte des Mondes. Philipp trat ein paar Schritte zurück; es war der Chevalier de St. Lyre, der vor ihm ſtand.

Beide maßen ſich eine Weile mit ſtummen Blicken. Die des Chevaliers verloren ihre durchbohrende Schärfe und nahmen den Ausdruck von

Theilnahme und ſogar von Milde an. In Philipp's Augen flammte jetzt die wildeſte Zornglut. Alſo doch! rief er; meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht. Unſeliger! Ich muß Ihnen immer und immer wieder begegnen, um Sie endlich tödtlich zu faſſen.

Kennen Sie jenes Armband? fragte der Chevalier.

Ich kenne es! Von verruchter Mörderhand ward es von dem Arm meiner Mutter geriſſen.

So iſt's! entgegnete der Chevalier kalt. Doch jene Hand war keine verruchte; ſie vollzog nur eine gerechte Strafe.

Mir das, ſchrie Philipp — mir, dem Sohne! Und der Mörder wagt es mir zu ſagen.

Er iſt im Begriff, dir noch mehr zu ſagen, Knabe! ſagte der Chevalier, indem er Philipp's Arm ergriff und ihn eiſern umklammerte. Ruhe! Ich gebiete dir Ruhe! Folge mir! Laß uns an den Ufern dieſes Fluſſes hingehen, während ich dir meine Mittheilungen mache!

Entſetzlich! rief Philipp. Du wagſt es, meinen Arm zu berühren! Die Hand, die die Mutter ermordete, ſchließt den Sohn an ſich!

Ruhe! wiederholte der Chevalier.

Keinen Schritt weiter! Biſt du der Mörder, biſt du es nicht?

Und wenn ich es wäre? tönte die Entgegnung dumpf — und wenn ich meine That vor dir zu entſchuldigen vermöchte?

Eher vermöchteſt du die Sonne zur Umkehr zu bewegen und von neuem ihre verlaſſene Bahn hinaufzuführen, tobte Philipp. Hier, dieſe Waffe iſt für dich! Schon lange wartet das Blei deiner. Geiſt meiner Mutter, umſchwebe mich. — Nur Einer von uns verläßt lebend dieſen Platz.

Philipp! rief der Chevalier mit einem eigenthümlichen Ton der Stimme. Seine Züge leuchteten, ſein ergrautes Haar flog aufgelöſt im Winde.

Philipp! wiederholte die Stimme. Komm mit mir. Ich rette dich, ich bringe dich in Sicherheit. Das Verderben lauert auf dich auf dieſem Boden. Ich kenne die Macht und die Abſichten deiner Feinde. Ohne daß du es wußteſt, bin ich immer um dich geweſen, habe keinen Moment dich aus dem Auge gelaſſen. Wie dein Schutzgeiſt habe ich dich beobachtet und dich zugleich gehütet als den koſtbarſten, als den einzigen Schatz, den ich beſitze. Philipp, ich komme, um dich zurückzufodern, denn du biſt mein. Jene ewige Sternenwölbung über uns iſt mein Zeuge, *mir* gehörſt du, mein biſt du. Komm, Knabe, daß ich dein Blut rette vor der lechzenden gierigen Zunge deiner Feinde!

Er breitete ſeine Arme aus und näherte ſich Philipp; dieſer wich ſchaudernd aus, indem er laut rief, ſo daß es über die Haide hintönte: Mörder! Mörder!

Nun wohlan, du willſt es, ſo ſei es! ſagte dumpf die dunkle Geſtalt. Der Himmel entſcheide zwiſchen uns. Er ergriff die Waffe und ſtellte ſich in einiger Entfernung auf, indem er ſich an den hohlen Stamm einer Weide lehnte.

Du haſt den erſten Schuß, rief er; ziele gut, du zieleſt auf das Herz deines —

Philipp's Kugel entflog dem Lauf: Jener ſtürzte zuſammen. Der Jüngling hielt den Sterbenden in ſeinen Armen.

Auf das Herz deines — Vaters! ſtöhnte der Chevalier. Philipp — mein Sohn — mein einziges Kind. So mußte dies das Ende eines Lezens voll Irrthümer und voll Leidenſchaft ſein! Ich ſterbe gern, denn mein Sohn drückt mir die Augen zu.

In Philipp's Seele fielen dieſe Worte, wie der Donner des Gerichts in die Seele des Verbrechers tönt. Mein Vater, murmelte er, mein Vater! Alſo ſo wälzen Sie, Unglücklicher, eine furchtbare Anklage auf den Schatten meiner armen Mutter.

Der Tod löſt das Siegel von jedem Gelöbniß! ſeufzte der Sterbende. Ja ſie war mein; die Ehe mit jenem Manne, den ſie nicht liebte, und der vor der Welt als dein Vater galt, war nur zum Schein geſchloſſen. Als ſie mir Grund gab zum Verdacht, opferte ich ſie meinem Grimme auf. Doch dich, das Pfand unſerer Liebe, dich, nahm ich mir vor, einſt groß und glücklich zu machen. Du biſt mir zuvorgeeilt. Da ich dich nicht erhöhen konnte, wollte ich dich ſchützen, und deshalb war mein begleitender Schatten ſtets dem deinen zugeſellt!

Philipp's Hülferuf brachte einige Leute der Nachbarſchaft herbei, die den ſchon faſt dem Tode Verfallenen in die nächſte Hütte brachten. Hier lebte er nur noch wenige Minuten. Er übergab ſeinem Sohne mehre Papiere von Wichtigkeit und fügte nur noch die wenigen Worte hinzu: Meine Familie ſtammt aus Schottland; der Name, den du führſt, iſt mein wahrer Name. Früh nach Frankreich gekommen, ward ich von einem vornehmen Franzoſen adoptirt, der mir ſeinen Namen gab und ſeine Reichthümer hinterließ. Als ich deine Mutter kennen lernte, war es mein Plan, ſie zu entführen, in meiner Heimat zu heirathen und dort unſern alten Familiennamen wieder anzunehmen. Es ſollte nicht ſein. In dir hoffte ich den Namen meiner Väter mit Glanz wieder aufleben zu ſehen; du haſt dieſe Hoffnung nicht getäuſcht. In Niedrigkeit ließ ich dich aufwachſen, denn mein Wille war, daß du jene kühnen und männlichen Charaktereigenſchaften dir aneignen ſollteſt, die nur Derjenige ſich erwirbt, der frühzeitig auf ſich ſelbſt angewieſen iſt. Mein eigenes bewegtes Leben verhinderte mich, diejenige Sorgfalt dir zuzuwenden, die ich beabſichtigte. Es gab Zeiten, wo ich dich völlig aus dem Geſicht verlor; doch fand ich dich immer wieder.

Jetzt lebe wohl! Ich laſſe dich in einer Welt zurück, die ich verachte, mit der ich geſpielt habe, und deren Genüſſe ich jetzt ohne Klage verlaſſe. Nochmals, fliehe dieſen Boden; auf ihm wirſt du nicht glücklich enden!

Hier ſchloß der Chevalier von St. Lyre ſeine Augen. Als Philipp ſich mit ſchauderndem Gefühle über die entſtellte Leiche beugte, tönte der entſetzenvolle Fluch: Vatermörder! in ſeine Seele. Er brauchte ſeine ganze Kraft, um nicht zu erliegen. Er raffte die Papiere zuſammen, ſtellte einen Wächter bei der Leiche an und entfernte ſich eilig; denn er mußte fürchten, daß das unglückliche Ereigniß Lärm machen werde und daß er Verfolgungen ausgeſetzt ſein könne. Zum Glück war die Gegend ſo einſam, und zudem war die ſpärliche Bevölkerung dieſes öden Flußufers den Feſten in der Stadt zugeſtrömt, ſodaß nur die wenigen Hülfeleiſtenden, zum Theil Kinder und Greiſe, Kenntniß von dem Vorfall erhielten.

Philipp fand daher Mittel, die Beerdigung ſeines Vaters ganz in der Stille zu bewirken.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Tag, an dem die Kaiſerin Cherſon verlaſſen wollte, war feſtgeſetzt; er wurde durch ein glänzendes Abſchiedsfeſt gefeiert, das die Stadt der Monarchin gab. Die Gärten des Palaſtes, in welchem die Kaiſerin wohnte, waren glänzend erleuchtet, und eine unabſehbare Menge flutete durch die, in ihrem bunten Farbenſchimmer funkelnden Gänge. Muſik ertönte von allen Seiten her, und Volksſpiele ſah man auf den freien Plätzen angeordnet.

Philipp hatte ſeit dem ſchreckenvollen Ereigniß, das wir ſoeben geſchildert, die Kaiſerin nicht geſehen; es waren ein paar Tage vergangen, wo er ſich ſeinem Schmerz rückſichtslos hingegeben und die er völlig in der Einſamkeit hingebracht hatte. Dieſe Friſt war von ihm benutzt worden, die Papiere zu ordnen und die Hinterlaſſenſchaft ſeines unglücklichen Vaters einer genauen Prüfung zu unterziehen. War dieſe geſchehen, ſo wollte er die Kaiſerin in Kenntniß ſetzen von Dem, was geſchehen, und ſie — die mit ihm litt und fühlte — in das engſte Vertrauen ziehen.

Es war ihm auffallend, daß Katharina, wie ſie pflegte, nicht mehrmals am Tage Boten ſendete, die ſich nach ſeinem Befinden erkundigten; doch entſchuldigte er dieſes ſcheinbare Zeichen der Kälte mit der unausgeſetzten Inanſpruchnahme der Fürſtin in Betreff der Repräſentationen, der Feſte und der Audienzen. Am Abend des letzten der drei Tage, die er in der Einſamkeit hinbrachte, erhielt er von Emilien einen Brief, in welchem ſie ihn um eine letzte Abſchiedszuſammenkunft bat. Von Schmerz und Vorwürfen zerriſſen, die ihm ſein bisheriges Betragen gegen dieſes edle Mädchen auf die Seele legte, eilte er, ihr ihren letzten Wunſch zu erfüllen, und erſt als der Bote bezog ſie, und, wie er einen heiligen Schwur ablegte, ſie nie wieder zu verlaſſen.

Aber er beſaß den Zauberſäckel der Fee. Dann iſt es gut Fiſcher ſein. Große Herren lieben oft die Einförmigkeit ihrer prächtigen Genüſſe durch ein kleines Intermezzo von Mangel und Dürftigkeit zu unterbrechen; dies heißt dem gewöhnlichen Leben die pikante Würze des Mährchens ertheilen. Bei unſerm Helden jedoch miſchte ſich noch nicht ſo viel Raffinement in ſeine Entſchlüſſe. Allerdings war er ein Fiſcher in Lumpen, der über Millionen zu gebieten hatte, aber dieſe Millionen erhielten nur einen Reiz für ihn, inſofern ihr Beſitz ihm gewiſſe philoſophiſche Ideen zu realiſiren verſprach. Die Worte Tomogiſtons klangen ihm ins Ohr, und er machte ſich ſehr ernſtlich den Vorwurf, daß er noch keinen Tropfen dieſes Meeres angewandt hatte, um den Verſchmachtenden zu erquicken. Er geſtand ſich mit Beſchämung, alle ſeine Reichthümer bis ſich ſchon entfernt hatte, kam ihm das Verſprechen in den Sinn, das er Katharinen gegeben. Es war zu ſpät. Die Liebe überwand die Pflicht, er war entſchloſſen, ſeinem Worte untreu zu werden. Emiliens Thränen, die ſo ſchmerzlich durch ihn gefloſſen, mußten getrocknet werden; der Kaiſerin konnte dieſe Zuſammenkunft nicht anders als verheimlicht bleiben, in dem Taumel und dem Geräuſch des Feſtabends fand ſich ſicherlich kein Lauſcherauge und Lauſcherohr, die ihr eine unwillkommene Nachricht gaben.

Auf einer Anhöhe des Gartens, von wo aus der Blick auf die tiefer liegende Stadt und das Flammenmeer ihrer beleuchteten Kirchen und Paläſte offen war, erhob ſich ein Triumphbogen, zu deſſen Seiten Cascaden ihre Waſſerſtrahlen in die Luft ſendeten, und auf deſſen Spitze die vereinten Namen der Kaiſerin und ihres erlauchten Gaſtes, des Kaiſers, glänzten. Hier hatte ſich der Hof und die dichteſte Volksmenge verſammelt. Man erwartete die Ankunft Katharinens, die noch zu erſcheinen zögerte, während der Kaiſer ſich ſchon auf dem Platze befand. Alles wogte bunt durcheinander und lauſchte auf die Trompetenfanfare, die vom Schloß aus ertönen und das Herannahen der Herrſcherin verkünden ſollte. Der Donner der Kanonen verſtummte auf wenige Minuten und man vernahm die Volkshymne, die ihre großartigen Rhythmen durch die Nacht ertönen ließ. Noch immer erſchien Katharina nicht, und mit ihr vermißte man den Fürſten Potemkin.

Weit ab von dieſem Schauplatz der regeſten Feſtfreuden, in einem faſt dunkeln Baumgange, wandelte Arm in Arm ein Paar, das ſich, wie es hoffen durfte, völlig ungeſtört dem innigen Geſpräch hingab, das von Herz zu Herzen ſtrömte. Jetzt blieben ſie an einem Baume ſtehen, und der Jüngling, noch einmal den Arm um den ſchlanken Leib des Mädchens ſchlingend, nahm von ihren Lippen den langen Abſchiedskuß, der die trauernden Seelen mit der Wonne ſchmerzvollen Liebesgenuſſes tränkte.

So wirſt du meiner gedenken, flüſterte ſie, mitten in Glanz und Macht wirſt du das unglückliche Mädchen nicht vergeſſen, das um deinetwegen Unſägliches litt?

Arme Märtyrerin! Könnte ich dir dieſe trüben Stunden jemals vergelten! Aber ach, es liegt nicht in meiner Macht. Sklave, in goldene Ketten geſchmiedet, wie ich bin, habe ich nur fromme Wünſche für meine Freunde. Wäre ich frei, ich zöge mit dir! Wir lebten in Stille und Einſamkeit ein paradieſiſches Leben.

Es rauſchte unter den gegenüberſtehenden Bäumen und ein weißes Gewand wurde ſichtbar. Nebenbei eine dunkle Geſtalt, die ſich hinter dem Baumſtamme verbarg.

Die Liebenden tauſchten unbekümmert Worte und Küſſe der Entzückung.

Die Geſtalt drüben trat näher heran. Der Lichtglanz eines blauen Lichtes fiel auf das, ſchon ohnedies bleiche Geſicht des Weibes, das jetzt aus dem Schatten hervortrat, und machte es zu Marmor. Man ſah die Hand ſich ballen, den Arm krampfhaft gehoben. Der dunkle Schatten glitt ebenfalls näher heran.

Himmel! rief Emilie, was ſeh' ich? Sie drückte ihr Haupt an die Bruſt des Geliebten.

Philipp blickte ſich um und das dunkle,

feuerſprühende Auge Katharinens traf wie ein Blitzſtrahl das ſeinige.

In dieſem Augenblicke war die Erſcheinung in die Nacht wieder verſchwunden, aus der ſie aufgetaucht war. Der Nachtwind rauſchte in den Gebüſchen.

Emilie lag ohnmächtig in Philipp's Armen.

Wie zum Hohn tönten jetzt die Trompeten und wirbelten die Trommeln, und ein ſchmetterndes tauſendſtimmiges Hurrah durchſchnitt die Lüfte, anzeigend, daß die Kaiſerin ſoeben auf dem Platze vor dem Triumphthor erſchien.

Alle Blicke waren auf die Herrſcherin gerichtet. Sie lächelte wie immer, huldvoll und gnädig; keine Miene verrieth, was in Katharinens Herzen vorging. Nur allein die Todtenbläſſe ihres Antlitzes konnte dem Fürſten, der ihr auf dem Fuße folgte, ſagen, welcher Marter ſie ausgeſetzt war, gerade jetzt Feſtglanz und Freudejubel um ſich herwogen zu ſehen, da die Schleier des Todes ſie zu umhüllen drohten. Die triumphirende Miene des Fürſten zeigte ſeinen Vertrauten die Gewißheit ſeines Sieges. Noch nie war er heiterer und gnädiger geweſen; er überſchüttete ſeine Günſtlinge mit Huldbezeigungen und theilte Geſchenke unter das Volk aus.

Der Feſttag war vorüber. In den Morgenſtunden befand ſich Philipp einſam in ſeinen Gemächern. Ein Ordonanzoffizier erſchien, ihm im Namen der Kaiſerin ſeinen Degen abzufodern. Er gab ihn und bat um die Gnade, die Monarchin ſprechen zu dürfen. Es wurde ihm verweigert; zugleich ſagte man ihm, daß er hiermit Befehl erhalte, in Cherſon zurückzubleiben, um zu erwarten, was weiter über ihn verfügt werde.

Philipp's Stolz erwachte in ſeiner ganzen Stärke. Er faßte den Entſchluß, auch nicht mit dem geringſten Worte um Gnade zu bitten. Er erwartete, daß Katharina kommen werde, um mit eigener Hand ſeine Feſſel zu löſen. Drei Tage vergingen; am Abend des dritten Tages meldete man ihm, daß die Kaiſerin abgereiſt ſei. Hier übermannte ihn ein dumpfer Schmerz, und zum erſten Male überſah er die Troſtloſigkeit und die Verlaſſenheit ſeiner Lage. Auch von Emilien erfuhr er nichts. Die Qual dieſes Zuſtandes vermochte er nicht zu ertragen. Immer noch Gefangener, fand er Mittel, ſeine Flucht zu bewerkſtelligen, und auf einem ſchnellen Pferde verließ er die Stadt und ſuchte die nächſten Poſten zu erreichen, von denen aus er Nachricht erhielt, bis wie weit die Flotte der Kaiſerin auf dem Fluſſe vorwärts gelangt war. In der nächſten größern Stadt, wo ſie ans Land ſtieg, hoffte er ſie zu ſehen, ſie zu ſprechen. Die Briefe, die er an ſie geſchrieben, waren ohne Antwort geblieben; es ließ ſich vermuthen, daß ſie nicht in die Hände gelangt waren, für die ſie beſtimmt geweſen.

Durch einen vertrauten Diener, den er abſendete, erfuhr er, daß die Kaiſerin ſeit ihrer Abreiſe aus Cherſon ſich auf ihrer Galeere eingeſchloſſen halte und ſehr wenig ſichtbar für ihre Umgebung ſei. Hieraus ſchöpfte er Hoffnung: Katharina dachte ſeiner; es reuete ſie, ſo raſch und ſo grauſam gegen ihn verfahren zu haben. Er wagte es, einen zweiten Boten mit einem Briefe abzuſenden; Brief und Bote fielen in die Hände des Fürſten, und jetzt war ſein Untergang beſchloſſen. Alles, was Potemkin von der beleidigten Kaiſerin hatte erhalten können, war, daß ſie befahl, Philipp's Haft in Cherſon ſollte ſo lange dauern, bis ſie würde über ſein ferneres Schickſal beſtimmt haben. Nur in dem Fall, daß er einen Fluchtverſuch machte, war dem Fürſten Gewalt über den Gefangenen gegeben. Jetzt benutzte der erbitterte Feind die günſtige Gelegenheit. Von ſeinen Häſchern gefangen, ward Philipp in eine jener Hütten gebracht, die am Ufer zerſtreut lagen und deren Eigenthümer die Koſacken der Ebene waren. Hier wurde er auf das ſtrengſte bewacht.

Die Kaiſerin, die nichts von der Flucht Philipp's wußte, die keinen ſeiner Briefe erhalten hatte, fühlte ihr kummervolles Herz doppelt belaſtet, einestheils um den Verluſt des Geliebten, anderntheils wegen deſſen hochmüthigen und ſtolzen Schweigens. Sie zögerte, was ſie thun ſollte. Sie verzehrte ſich in Schmerz und Reue. Dieſen Zuſtand eilte der Fürſt zu beendigen. Philipp's Tod war beſchloſſen, aber er ſollte zugleich als eine Züchtigung für die Frau erſcheinen, die ihn um des neuen Günſtlings willen geopfert. Es war eine That der Rache, die er auszuführen willens war, und keine Macht der Welt hätte ihn abgehalten, ſich dieſes befriedigende Gefühl zu ſchaffen.

Katharina war gelandet, um, wie ſie öfters pflegte, in der Abendkühle einen Gang am Ufer zu thun, zugleich ſich den Volksgruppen zu nähern, die, in einiger Entfernung aufgeſtellt, ihres Winkes gewärtig waren. Der Fürſt begleitete ſie. Als ſie einige Schritte gegangen waren, bemerkte Katharina das Häuschen und die Wache vor demſelben. Sie fragte, wer dort eingeſchloſſen ſei. Argliſtig wich der Fürſt der Beantwortung dieſer Frage aus. Die Kaiſerin begehrte den Gefangenen zu ſehen.

Majeſtät, bemerkte der Fürſt unterthänig, dein Anblick würde den Verbrecher, den ich dort eingeſchloſſen, von der Strafe befreien, die er wohlverdient erleiden ſoll. Dies bedenke. Meine Gebieterin wird nicht einem Elenden, der den Tod verwirkt hat, das Leben ſchenken wollen.

Wer iſt dieſer Unglückliche? fragte Katharina.

Sein Name iſt nicht werth, vor deinen Ohren genannt zu werden.

Dennoch will ich ihn wiſſen.

Meine Lippen wagen nicht, ihn vor dir auszuſprechen.

Katharina erbebte. Eine Ahnung ſtieg in ihr auf. Ihr Geiſt ſagte ihr, in weſſen Nähe ſie ſich befand. Sie zögerte, ein Wort weiter zu ſprechen. Ungewiß und flüchtig irrte ihr Blick an den Fenſtern der Hütte hin, ſie wollte auf das Haus zuſchreiten, ihr Fuß war wie an den Boden gefeſſelt.

Befiehl, daß er am Fenſter ſich zeige! ſagte ſie leiſe zu ihrem Begleiter. Ein flüchtiger Blick verpflichtet mich zu nichts.

Dies war es, was der Fürſt gewollt. Mit heuchleriſcher Ergebenheit ſagte er: Nur möchte ich nicht dich ungewarnt laſſen, Herrin. So wiſſe, daß die Kugel meiner braven Soldaten im Laufe liegt, und daß mein Befehl lautet, auf das geringſte beunruhigende Zeichen, das der Verbrecher gibt, ihn niederzuſchießen.

Er näherte ſich der Wache, flüſterte ihr ein paar Worte zu, und im nächſten Augenblick ſah man das Fenſter geöffnet und die ſtolze Geſtalt

Philipp's, das bleiche ſchöne Geſicht mit den dunkeln Locken an demſelben erſcheinen.

Er erblickte Katharinen und ſie ihn.

Sie that raſch einige Schritte auf die Hütte zu.

In dieſem Augenblick ſchmetterte ein Schuß und ins Herz getroffen ſank Philipp Macargan — —

Um Mitternacht brannte ein einſames Licht in der Hütte, ſein Schein ſpiegelte ſich in den Wellen des mächtigen Fluſſes, der die Flotte der Herrſcherin trug. Dieſes Licht brannte zu Füßen einer Leiche. Die Wachen der Kaiſerin waren ſicher auf ihrem Poſten; Jedermann glaubte die Gebieterin ruhig auf dem Polſterbett in ihrer Kajüte ſchlummernd. Einſam tönte der Ruf der ſich ablöſenden Poſten, die auf ihren kleinen Böten hin und wider ruderten. Niemand wußte, daß Katharina dieſe Nacht nicht inmitten ihrer Getreuen war, daß ſie dieſe Nacht auf dem Lande zubrachte, und zwar einſam wachend an der Leiche ihres Geliebten.

Am Morgen trug ein verhülltes Boot dieſe Leiche ſtill den Fluß abwärts nach Cherſon zurück.

In dieſem Boote ſaß eine Bauerdirne und ein her für ſehr frivole Zwecke verſchleudert zu haben. Seine geſchäftige Einbildungskraft, beſonders in ſchlafloſen Nächten thätig, führte ihn in unerſchöpflicher Bilderfolge das mannigfaltige Elend, den grenzenloſen, dem Blicke des Beobachters ſich oft ſchamhaft verbergenden Jammer der Erde vor. Er ſah die Hütten der Armuth geöffnet, den Spott, die Verfolgung, den Hohn des übermüthigen Reichen, die bittre Todesklage zahlloſer Opfer, die im Dunkeln von Habgier und Laſter gemordet werden; und dieſe Gemälde, für ein gefühlvolles Herz ſo voll niederſchmetternder Wirkung, beklemmten ſeine Bruſt und füllten ſein Auge mit Thränen; mit eben ſo aufrichtigen Thränen, als die Treuloſigkeit ſeiner Geliebten ſie ihm ausgepreßt. Wahrlich, nur ein edler Sinn kann ſo empfinden, und um dieſen in der Bruſt Fortunats zu wecken, bedurfte es ihn in die Einſamkeit, in die Schule philoſophiſcher Betrachtungen zu führen. Er machte dieſer Schule Ehre.

junger Mann. Sie hatten ſich von der Kaiſerin die Gunſt erbeten, die Leiche begleiten zu dürfen. Dieſes Mädchen war Elſe und der ſie Begleitende ihr Bruder. Die Liebe der Förſterstochter hatte keine Entfernung zurückgehalten, ſie hatte den weiten Weg, immer nach ihrem „todten Mann" forſchend, zurückgelegt und war eben angelangt, um ihn zu finden und ihn wieder zu verlieren.

In der Stille der Nacht tönte ihr einſames Lied, einer jener Heimatklänge, die ſie in beſſern Tagen einſt ſo fröhlich über die Lippen gebracht. Jetzt war es ein Todtengeſang. Der mächtige Günſtling, der Allgewaltige, jetzt brachte ihn aus dem Bereich ſeines Glanzes und ſeiner Macht ein einfaches Bauermädchen in Stille und Einſamkeit fort. Bei jeder Strophe des Liedes umſchloß ſie liebkoſend das bleiche Haupt und ſagte ſchluchzend: Ach, jetzt iſt mein todter Mann wirklich ein todter Mann! Wer, wer weckt ihn mir auf? Ich gäbe mein Herzblut darum!

So endete ein Philoſoph des achtzehnten Jahrhunderts!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Selene.

Selene

von

A. von Sternberg.

Berlin.
C. H. Schroeder.
Unter den Linden 23.
1853.

Der

Gräfin Clotilde Kalckreuth

gewidmet

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Es ſind dem Beſchauer eine Menge Darſtellungen der phyſiſchen und moraliſchen Qualen der Menſchheit gegeben worden. Die Phantaſie iſt in ferne Zeiten und Räume geeilt, um noch unbekannte Marterkammern aufzuſchließen, und ſie hat ſich von der Geſchichte beglaubigen laſſen, was ſie fand. Es iſt jeder Blutstropfen, der einem zerriſſenen Gliede entfiel, jede Schweißſpur, die einer gemarterten Stirn entrollte, ſorgfältig aufbewahrt worden, und die Menſchheit darf den armſeligen Stolz hegen, daß ſie von dem, was das Geſchlecht ſeit ſeinem Entſtehen gelitten hat, ſo ziemlich genau unterrichtet ſei. Dennoch ſcheint uns, es gebe noch eine Marterkammer, die nicht aufgeſchloſſen iſt, und in der noch unſäglichere Gräuel aufbewahrt ſind; dennoch will uns ſcheinen, daß die zerriſſenen Leiber der Märtyrer, die Gewiſſensqualen und die Phantome einer an dem Brand der Hölle entzündeten Phantaſie noch nicht das Schrecklichſte ſind, was einen Sohn Adams befallen könne. Es giebt

Wenige Wochen nach ſeinem Erſcheinen unter den Fiſchern waren erſt verfloſſen und ſchon ertönte ſein Name von dankbaren Lippen, ſchon nannte man ihn Helfer und Wohlthäter. Hier erſtand durch ſein Gold eine abgebrannte Hütte neu, dort ward ein verarmter Familienvater wieder in den Stand geſetzt, für die Seinigen zu ſorgen. Am reichlichſten floß die Segensquelle, wenn es galt ein junges Paar zu verſorgen. Hierin bewies der junge Anachoret, daß ſich ſein Herz doch noch, vielleicht mit Widerſtreben, mit Liebe und Ehe beſchäftigte. Bald wurde es Sitte, und wie leicht wird eine ſolche Sitte herrſchend, ſich von dem Fiſcher Fortunat verſorgen zu laſſen. Nicht allein aus dem Umkreiſe von zehn Meilen, ſondern auch aus dem fernen Gebirge kamen hübſche Bräute, um ſich ihren Brautſchatz zu holen. Dieſer fiel immer ſehr reichlich aus. Manche dieſer glücklichen Kinder hätten den edlen Austheiler ſo vieler großmüthigen Spenden gern für ſich ſelbſt gewonnen.

eine Pein, die jeden Tropfen unſeres Bluts austrocknet, jede Faſer unſeres Gehirns zerreißt, es iſt dies der Zweifel — an der Aechtheit und Zulänglichkeit deſſen, was wir Tugend nennen.

Wenn man vor eine Seele hintritt, und ihr ſagt: Du haſt achtzig Jahre in dem frommen und heiligen Bewußtſein gelebt, daß du mit allen Kräften deines Weſens und mit der inbrünſtigſten Liebe der Tugend gedient haſt, und ſiehe, es iſt ein Wahn geweſen. Das Laſter hat nie aufgehört, dein Herz zu beherrſchen: was du Dienſt der Tugend nannteſt, war nichts als ein Schatten, den der erſte Strahl der Wahrheit fliehen macht. Verſuche es einmal, wahrhaft tugendhaft zu ſein, und du wirſt entdecken, daß dein ganzes Weſen Ohnmacht iſt, daß das Bild der Tugend, die in deinem Herzen lebt, nur ein lächerliches Fratzenbild geweſen, mit dem du geſpielt und dich achtzig Jahre hindurch getäuſcht! — O, was ſind nun deine Kämpfe, betrogene Seele? Warum, da eine reine, eine wahre, eine aufrichtige Tugend nie zu erreichen iſt, warum einem Schattenbilde die gewiſſen Seligkeiten des Lebens opfern? Die gewiſſen Seligkeiten! denn es iſt gewiß zu genießen, es iſt gewiß, daß das Herz erfreut wird, indem wir unſern Leidenſchaften fröhnen, unſre Begierden befriedigen, unſere Wünſche realiſiren. Es iſt gewiß, daß wenn die wahre, hohe Tugend unerreichbar iſt, wir nicht die Zeit verlieren dürfen, Seifenblaſen in die Luft zu ſchicken, daß wir überall hin die Arme ausſtrecken müſſen, um nur recht viel ſaftige Früchte zu pflücken, deren Genuß unſern Gaumen kitzelt, unſre Sinne trunken macht. O, es iſt gewiß, daß dieſe helle, farbige Erde uns glücklich machen kann, bis auf den letzten Schritt, den wir auf ihr machen.

So ſpricht der Gott der Welt, gegenüber dem zertretenen, geſtürzten, geſchändeten Bilde der Tugend.

Aber welche Marter kommt der gleich, die ein Herz empfindet, das dieſen Weg gehen muß, den wir ſo eben bezeichnet haben, dieſen Weg von dem äußerſten Enthuſiasmus und der Glut für Tugend bis — zur eiſigſten Reſignation und bis zum Cultus der Sinnenluſt.

Widerlege uns, wer kann.

Wir wollen ein Herz nehmen; ein tugendhaftes, ein reines Herz, wir wollen es nehmen und es dem Strahl der Wahrheit ausſetzen und — verhülle immerhin dein Haupt, mitleidige gläubige Seele! — wir werden ſehen, wie es ſich verändert. —

Es iſt ſo einfach, der Gang, den dieſe grauſame Prüfung wandert; jedes Kind kann ihn entdecken, und jeder Weiſe muß die Wahrheit der Reſultate zugeben, zu denen wir gelangen. Dennoch, ſo viel wir wiſſen, iſt uns noch kein Bild dieſer Art vorgeführt worden. Die Encyklopädiſten haben den Glauben an die Tugend für einen Wahn erklärt; der Menſch iſt eine Pflanze, ſagten ſie, er gehorcht dem Sonnenlicht, den Elementen, wie jedes andere Gewächs, er wird von dieſen Elementen aufgelöſt und ſein Staub verfliegt. Dies iſt nicht der Satz, den wir beweiſen wollen. Es giebt eine Tugend, aber es iſt unmöglich, zu ihrem Beſitze zu gelangen, ſo lange wir unter dieſen Bedingungen der Exiſtenz ſtehen. Man wird uns ſagen: dies ſei ſo ziemlich daſſelbe. Eine Tugend, die nicht für uns da ſei, wäre eben ſo gut eine gar nicht vorhandene Tugend. Wir wollen auf dieſen Vorwurf mit unſrer Erzählung antworten. Die gläubige Seele, die uns Gehör ſchenkt, wird nicht, ſo hoffen wir, trotz der finſtern Wolken, die wir aufthürmen, von dieſen Blättern ſcheiden, ohne ganz aus der Ferne und nur dem feinſten Gehöre vernehmbar, die Oſterglocken der Verſöhnung tönen zu hören. Wir hoffen es — vielleicht täuſcht aber auch unſre Hoffnung, und das Bild erſcheint völlig ſo dunkel und troſtlos, als es uns ſelbſt erſchien, da wir es malten.

Erſte Abtheilung.

I.

Der Prieſter Origen ließ ſeinen jungen Schüler und Vertrauten zu ſich herein, und bewilligte ihm, den Bericht abzuſtatten von dem Erfolge der ihm aufgetragenen Sendung. Es war ihm nämlich befohlen worden, zu einem neu zu errichtenden Krankenhauſe die ſchon unterzeichneten Beiträge einzuſammeln. Sein Weg hatte ihn ſowohl in die Hütte der Armuth wie in den Palaſt des Reichthums geführt, und in beiden war es ihm beſchieden, anziehende und denkwürdige Bekanntſchaften zu machen. Der Bericht hub an mit Schilderung einer reichen Wittwe, die ein großes Beſitzthum in der Gegend hatte. Dieſe Frau wurde von dem Prieſter wie von dem Schüler mit dem einfachen Namen Selene bezeichnet.

Nun, Aramis, hub der ernſte Mann nach einer Pauſe an, da die Erzählung bis jetzt nur den amtlichen Theil der Sendung berührt hatte — du haſt mir noch nichts von dem Aeußern des Weibes geſprochen, zu dem ich dich geſendet. Die Augen der Jugend ſehen doch ſonſt ſo ſcharf, ſollten die deinigen allein mit Stumpfheit behaftet ſein? Wie, oder haſt du ſo wenig Frauen geſehen, daß du bei der erſten bedeutenden und ſchönen, die du erblickſt, nicht weißt, wie du mit ihr daran biſt, ob du ſie einen Engel, einen Teufel nennen ſollſt? Wiſſe, daß es mir in deinen Jahren nicht beſſer erging. Ich lebte an der Seite meines alten anachoretiſchen Erziehers noch einſamer auf, als du in den Zellen deines Seminars, und in der That, als ich einſt auf meinen Gängen einer ſchönen und jungen Frau begegnete, die hoch zu Pferde ſaß, und wie man mich ſpäter verſichert hat, mit ſeltenem Anſtande ihr Thier leitete, geſchah es, daß ich zur Seite ſprang, den alten Mönch, der mich begleitete, über den Haufen rannte, und laut ſchrie: Da kommt ſie, die große babyloniſche Unzüchtige! Da kommt ſie und will die Reiche der Welt verſchlingen! Geſchwind, Bruder, laß uns Steine aufheben und ſie gegen dies verdammte Haupt ſchleudern! — Der Mönch hatte zu thun, mich von meinem raſenden Beginnen abzuhalten. Unterdeſſen gab das Weib ihrem Pferde die Sporen, und ritt raſch an uns vorüber. — Wie findeſt du dieſes Ereigniß, Aramis?

Die Lippe des Jünglings verzog ſich kaum merkbar zu einem Lächeln, ſeine Augen blieben ernſt und reſpektvoll auf die Züge des Greiſenkopfes geheftet, der ſich an die violette Sammetlehne des breiten Armſtuhls lehnend, ſchön in dem Silbergelock, das bis auf die Schultern niederwallte, von dem dunkeln Grunde abzeichnete. Eminenz belieben mit meiner kindiſchen

Unerfahrenheit Ihren Scherz zu treiben — hub er endlich zögernd an; ich habe nicht ſo völlig abgeſchloſſen und von der Welt entfernt gelebt, als es Euer Hochwürden zu glauben ſcheinen.

Alſo haſt du die Mauern dieſes Zwingers in nächtlicher Weiſe überſtiegen, Knabe, um dich gegen Wiſſen deiner Obern mit der Welt und vor Allem mit den Frauen bekannt zu machen?

Der heilige Johann, der Täufer, behüte mich! Wie hätte ich ſo etwas wagen ſollen; und welche Laſt der Sünde hätte ich mir aufgeladen! rief der Jüngling.

Alſo nicht auf dieſe Weiſe, und auf welche ſonſt? fragte der Prieſter und heftete ſeine Blicke ſcharf auf das erröthende Antlitz des jungen Menſchen.

Ich hatte eine Muhme hier in der Nähe, entgegnete der Gefragte, die ſeit einem Jahre fortgezogen iſt, nachdem ſie den Herrn von Argenuil geheirathet hat. In dem Hauſe dieſer Dame durfte ich mit der Erlaubniß der Obern jeden Sonntag Nachmittag bis zur Spätmeſſe zubringen. Es kamen in dieſes gaſtliche Haus öfters eine Anzahl ſchöner und geiſtvoller Frauen. — Selbſt Eminenz verſchmähten nicht —

Du haſt Recht; ich beſinne mich. Doch wenn ich in jene Gemächer eintrat, die immer von Wohlgerüchen dufteten, und durch die das ſtete Hindurchrauſchen koſtbar ſeidener Gewänder hörbar wurde, hab ich dich nie anders als ſtill und ſtumm in eine Ecke gedrückt bemerkt. Biſt du ein ſo guter Beobachter, daß dir aus deiner Ecke heraus nichts entgangen iſt, was ſich im Saale bewegte? Da preiſe ich dich glücklich. Wir ſollen ſehen, wir ſollen hören, und von dem Sehen und Hören Anderer ſollen wir lernen, wie wir's anzufangen haben, ſo zu ſprechen und ſo uns darzuſtellen, daß Niemand uns überſehen und Niemand uns überhören kann. Ein Elender iſt's, der nicht trachtet, in jeder Geſellſchaft, in der er ſich befindet, der Erſte zu ſein, und zwar dadurch, daß er ſich mit ſcheinbarer Demuth Jedem der Anweſenden unterordnet. So hielt ich's wenigſtens, als ich noch die Welt ſah. Aber kommen wir jetzt wieder auf unſre Wittwe. Findeſt du ſie alſo auch ſo ſchön, wie die Leute allgemein verſichern?

Eminenz entſchuldigen, ſagte Aranis, wenn ich mir mein eignes Urtheil vorbehalte. Eigentlich ſchön finde ich Selenen nicht; im Hauſe der Frau von Argental ſah ich ſchönere Frauen, aber ich entdeckte dort keine, die ſolchen Adel und Liebreiz in ihrem Weſen zeigt. Man ſieht es ihr an, daß ſie ihre Seele in fortwährender Uebung der edelſten Pflichten erhalten hat, daß ſie ſie gleichſam täglich und ſtündlich gebadet hat in dem erfriſchenden Quell der Barmherzigkeit und Liebe. Iſt irgend ein Geſchöpf vom Geiſte durchdrungen, ſo iſt ſie es. Jede ihrer Bewegungen athmet reine Menſchlichkeit aus, ihr Herz, das ein Juwel iſt, blickt mit dem feurigen Blicke der Liebe aus ihren ſchönen Augen, die ſie faſt niemals ſenkt — um nach Weiſe unſrer eingebildeten und falſchen Frommen ſich die Miene der Demuth zu geben. Offen und klar ſchaut dieſes Auge in die Welt, gleichſam triumphirend, daß ihm ſo viel Göttlichkeit geworden, und daß es empfänglich gemacht ſei, eine ſo große Maſſe Licht mit einem Male in ſich aufzunehmen. Wenn ſie geht, ſo hat ihr Gang etwas Sieghaftes! ſie geht wie im Triumph vor! Immer iſt's, als ſchritte ſie auf ein Herz zu, das bereit iſt, ſich ihr zu Füßen zu werfen. Ihre Lieblingsſtellung iſt die: Auf die Bruſt verſchränkt die ſchönen Arme, die ſie bis oben hin entblößt trägt, und den rechten Fuß etwas vor, das Haupt mit einer ſehr geringen, aber unvergleichlich anmuthigen Biegung geſenkt, und nun die großen, klaren Augen lächelnd und forſchend auf den gerichtet, der gerade ſein Wort vorbringt. So hab' auch ich ihr gegenüber geſtanden, und Stellung, Blick, Farbe des Kleides, die helle Goldlocke, die unter dem ſchwarzen Spitzenſchleier hervorkam, und von dem Streifchen Sonnenlicht, das darüber hinglitt, berührt, wie ein Flämmchen aufflackerte — Alles iſt mir bis auf ewige Zeiten in's Gedächtniß geprägt. Könnte ich malen, ſo malte ich ſie, könnte ich in Stein bilden, ſo machte ich mir ihr Bild in dieſer wunderſamen liebreizenden Stellung. Wenn ich nachgedacht habe, wie ich hieraus könnte ein Gedicht machen, ſo hab' ich mir immer ſogleich geſagt: ſie iſt ja ſelbſt das Gedicht! Welche Abſicht kann Gott anders gehabt haben, als daß er vor unſern Augen den lieblichſten und tiefſinnigſten Gedanken in die ſchönſte Form brachte, und ſomit uns ein Gedicht zu geben, ein meiſterhaftes. Und nun, wie ſtelle ich das Undarſtellbare dar? — Eminenz werden mich fragen, welche Geſpräche ich mit ihr führte. Wahrlich, ich weiß mich keines einzelnen Wortes, ſelbſt nicht des Ganges zu

Das düſtre Antlitz des jungen Fiſchers, ſein Kummer, der dunkle, faſt immer zu Boden geſenkte Blick beſtrickten nicht ſelten auch das Herz einer Dione, die nichts weniger als zu den Sentimentalen gehörte. So unwiderſtehlich iſt die Sprache von zwei blaſſen Wangen. Es war ſo rührend zu ſehen, wie der Begründer ſo vielen Glückes ſelber des Segens, den er austheilte, entbehrte; wie er ſich am Abend eines Tages, der drei liebende Paare glücklich gemacht, einſam in ſeiner Hütte verſchloß und nur daraus hervorging, wenn eine ſtille Mondnacht ſich über das verödete Geſtade ausbreitete und zu einem melancholiſchen Spaziergange einlud.

Eines Tages gelangte zu dem „Wohlthäter der Gegend“ eine kleine Geſellſchaft Reiſender aus der entfernten Provinz jenſeit der Gebirgskette. Der Zug der Wallfahrer bildet ein zu romantiſches Bild, als daß wir es nicht näher beſchreiben ſollten. Voran reitet ein junger Troubeſinnen, den dieſe oder jene Erörterung einſchlug. Nur ſo viel weiß ich, daß ein Engel mit mir ſprach. Sie wußte im ganzen Kirchſprengel um jede Hütte, wo irgend ein Leidender ſich barg, und nicht wußte ſie dies, wie die vornehmen Frauen, die zugleich im Geruch der Heiligkeit ſtehen, es wiſſen — nämlich die Lüge, die ihre Kammerfrauen und Almoſenträger ihnen anheften — nein, ſie wußte es wie Einer, der ſelbſt geht und ſieht und — hilft. Ganz ſtill und geheim — damit die vielen neugierigen Ohren, die ſich in unſerer Nähe emporreckten, es nicht hörten, nannte ſie mir noch ein paar Orte im Gebirge, wo ich hingehen und das Almoſen hintragen ſollte. Mit Andacht blickte ich ihr in's Auge, und unwillkürlich falteten ſich meine Hände unter der Kappe, die ich hielt. Wie ſie ſah, daß ich im Herzen jegliches Elend mitempfand, ging ſie raſch auf heitere Gegenſtände über, und da gelang es der Zauberin, mich wieder lachen zu machen, ſo daß ich ihr und ihren Gefährten recht kindiſch muß erſchienen ſein.

Der Prieſter hatte lange nicht mehr auf den Bericht des jungen Mannes gehört. Das Haupt geneigt, die Hand an der Stirne, ſchien er tiefſinnigen Betrachtungen hingegeben. Da der Erzähler eine Pauſe machte, erweckte dies den Träumenden, und er gab ein Zeichen mit der Hand, das andeutete, er wolle allein ſein.

Etwas befremdet durch dieſen ſchnellen Abſchied, aber ehrfurchtsvoll dieſem Wink ſich fügend, machte Aramis eine tiefe Verbeugung und verließ das Kabinet.

II.

Kaum war er fort, als der Prieſter ſich erhob und mit allen Zeichen einer heftigen und anhaltenden Gemüthserſchütterung Gänge durch's Zimmer machte.

Ich kann es nicht ertragen, ihr Lob zu hören, und immer wieder fordere ich die Leute auf, von ihr zu ſprechen; und von ihr ſprechen und ſie loben iſt Eins! Ich ſollte das nun einmal wiſſen! — So ſprach der große, ſtolze und gebieteriſche Mann, den das Alter nicht gebeugt hatte, vor ſich hin.

Ja, wenn nur die leicht beſtechliche Jugend ſie prieſe! aber das Alter, die Weisheit — die mißtrauiſche Weisheit, das ſcrupulöſe Alter, beide preiſen ſie! Wie iſt dieſe Erſcheinung zu erklären? Soll ich denn wirklich glauben? Glauben, wo ich ſo lang gezweifelt habe? —

Halt! der Gedanke vernichtet.

Hab' ich denn etwa gezweifelt, wie ein Kurzſichtiger zweifelt, wie ein Kindiſcher mißtraut, wie ein Unerfahrener abſpricht? Hab' ich nicht gezweifelt, wie es dem Manne ziemt, der die ewige Schwingung des

Kreiſes der Weſen beobachtet, der die Geſetze erkundet hat, nach welchen ſich auf dieſem Planeten die Erſcheinungen an einander reihen? Langſam bin ich vorgeſchritten, nach und nach hab' ich eine Stütze nach der andern abgebrochen, an der ſich die Menſchheit hält, und ſo hab ich gelernt, allein zu ſtehen. Meine Zweifel wurden Rettungsanker; ich faßte Boden auf dem Sande der unbeſtechlichen, der unverwüſtlichen Wahrheit — und jetzt — dieſes Weib! Sie muß kommen, um meinen Spott zum Spott zu machen, um meinen Unglauben zu einem waffenloſen Kinde zu machen, meine Stärke zur Schwäche. Denn iſt ſie die Einzige, der es gelingt, ſiegreich gegen ihre Begierden zu kämpfen, wo bleibt denn meine Lehre, daß es keine Tugend giebt? daß jede fällt, wenn die rechte Verſuchung naht! Wenn dieſes Weib Recht hätte, ſo wäre ich von Neuem der Prieſter, der ich Anfangs war, nämlich vor einem Gotte, der das Gute lohnt, das Böſe ſtraft, und die Miſſethat der Eltern heimſucht an den Kindern bis in das entfernteſte Glied! Ich wäre wieder Prieſter jener kindlichen Lehre von der Sünde und deren Abbüßung!

Ein Zug der Wehmuth glitt durch die ſcharfen, zuſammengeballten Muskeln dieſes Geſichts, das einem Jupiterskopfe hätte ähnlich ſein können, wenn neben der Kraft mehr Milde gewohnt.

Mit der Stimme der Rührung ſagte der Erſchütterte: Damals! Ja, damals war ich ein ſolcher Prieſter! Damals! Ich weiß mich noch auf die Nacht zu beſinnen, als die erſten Geißelhiebe dieſen Nacken zerfleiſchten! Als Wundenmale dieſe Hände, dieſe Füße durchbohrten! Ich lag auf dem nächtlichen Lager und krümmte mich unter namenloſen Schmerzen, und dennoch hat der Himmel keine Wonne, ſüßer als die, die durch dies Herz rann, das ſich vor ſeinem Gott demüthigte, und von ihm Beweiſe der Liebe empfing.

Ich krümmte mich von meinem Lager weg und ſuchte das Kruzifix. Ich betrachtete den Leib am Kreuze mit den durchbohrenden Blicken einer in Flammen aufgehenden Liebe. Ich warf ihm Küſſe zu, die in Andacht getaucht waren, wie man Roſen in Wein taucht. Wie ein Mädchen an der Bruſt des Freundes, ſo lag ich an ſeinem Halſe. Und es thaute der todte Leib Erbarmen aus; es regnete Segen nieder auf die geſchloſſenen Wimpern dieſes mitleidigen und barmherzigen Gottes, der die Sünder ſeine Lieblinge nennt. O, ich vergeſſe dieſe Nacht nicht. Welche Gelübde that ich! Zahlloſe! Vor allem wollte ich in jedes Menſchenherz ein Paradies — ohne Giftbaum und Rache-Engel — pflanzen! Einen Bau wollte ich gründen, bis an die Wolken! Die Steine ſollten geläuterte Herzen ſein, der Mörtel Milch, mit Honig von den Predigerlippen fließen, die das Wort der Gnade verkünden. Und ich wollte nicht allein ſelbſt ein Prediger ſein, ich wollte auch Tauſende meiner Brüder zu ſolchen machen! Unermüdlich ſollte an dieſem Bau gearbeitet werden. Wenn ein Arbeiter erlahmte, ſollten zehn raſch in ſeine Stelle treten, wenn Einer bundbrüchig entfloh, Hunderte ſollten für ihn eintreten. Jubel über Jubel wer in Blut und Zuckungen niederſank, durch die Schwere der Arbeit zerſchmettert! ihn tragen unter Poſaunenſchall die Brüder zu Grabe. Wie wünſchte ich mir einen ſolchen Tod! Mit zerbrochenen Gliedern daliegen, und mit den Roſen des Paradieſes bekränzt! Die Lippen von dem wüthenden Kuß des Todes zerriſſen, aber dennoch mit dem Lächeln der Märtyrer prangend! Der große Zug der Blutzeugen nahm alsdann auch mich auf; auch **mich**! Als der Jüngſte durfte ich in die Fußſtapfen der Männer treten, die mit dem Purpurmantel des Fürſten der Fürſten bekleidet waren. Ich bog mich nieder, und mit gierig lechzender Zunge ſog ich vom Boden die Blutstropfen auf, die dem zunächſt vor mir Wandelnden entfielen! Alles war Liebe an mir, alles Demuth, alles Zerknirſchung. Ich fragte nur, wie viel Wunden empfing Dieſer? und ſagte man mir hundert, ſo bat ich den Himmel um hundert und eine Wunde. Ich beneidete den Todesſchrei und die Peſtbeule, wie ein liebliches Geſchenk ſah ich das Rad und das Beil an. So mich hindurchwindend, gelangte ich mit dem Zuge in den Himmel. Da flog ein liebliches Frühroth vor uns her, da wurden die Blutbäche zu Roſengewinden. Ich ſah, wie ein Schatten in der Wüſte ſo erquickend, die Mutter des Menſchenſohnes auf uns zuwandeln. Wo ſie ging, tönte es wie klingend Spiel von Sonnenlichtern und Blumenhäuptern. In ihrem Gefolge kamen die ſchönen Heiligen des Paradieſes. Ich ſah die heilige Agnes auf mich zuflattern, wie eine üppige leichtſinnige Blume, die ihre Gewänder im Rauſchen des Zephirs wehen läßt und ihre Düfte wie Pfeile von ſich ſchloß. O, du weiße Roſe Edens! rief ich und küßte den Saum ihres Gewandes! Dann kam die heilige Katharina, groß, ſtolz — wie die Demuth ſtolz ſein kann — und Engel dienten ihr. Auch ſie begrüßte ich ehrfurchtsvoll. Aber ſchon trank mein Auge mit Begier den ſüßen Anblick der kleinen Orgelſpielerin, der heiligen Cäcilie, dieſer meiner Lieblingsheiligen, und ich taumelte hin, um ſie zu begrüßen. Ihre beiden kleinen Hände nahm ich und breitete ſie den verzehrenden Flammen meiner Küſſe unter. O, wie liebte ich damals Muſik! Wie ſchwelgte ich in den mitternächtlichen Melodieen, die ich der Orgel entlockte, als das ganze Kloſter, die Erde um mich her ſchlief. Und nun ſtand ſie vor mir, die ich wachend und ſchlummernd angebetet. —

Alles nur Traum! —

Das war der Prieſter von Damals! —

Da wurde ich zum Manne! und der Mann, durch Dolchſtöße und Neſſelhiebe gezüchtigt, lernte die Menſchen kennen, wie ſie ſind. Der Himmel verſchwand und die ſichere, feſte Erde war hinfort der Boden, auf den der Mann trat.

Und laut durch die Nacht rief ich: Ich verfluche meine Jugend! ich verfluche ihre Wahngebilde!

Nun trat der Prieſter von Heut in die Stelle. Laß ſehen, wie ſieht dieſer Prieſter aus!

Er giebt ſich keine Geißelhiebe, er gräbt ſich keine Wundenmale ein. Dies vor Allen. Aber er glaubt auch an keinen Himmel mehr. Aber dafür iſt die Erde ſein

Eigenthum. Sie iſt ſein Erbe, ſein Beſitz, ſein Blut und ſein Leben. Jeden Genuß, den ſie bietet, bietet ſie ihm. Das Geld, die Schönheit, die Macht, die Herrſchaft — es ſind ſeine Güter. Kein Schwächling iſt er mehr, kein Heimathloſer, er iſt und lebt im Vaterhauſe. — Jeder Winkel dieſes Hauſes iſt ihm bekannt.

Weil ihm dies Haus bekannt, ſo wird er ſich daraus nicht verdrängen laſſen. Nimmer — nimmer! Wenn man ihn fragt: Wen willſt du in dieſes Haus aufnehmen? Willſt du deinen nackenden Bruder darin aufnehmen, der obdachlos umherirrt, und dich um ein Almoſen anſpricht? So ſag ich nein; denn dieſer Nackende wird, wenn ich ihn bekleidet, zum Dank mich aus meinem Hauſe werfen und ſich darin befeſtigen. Willſt du an deinem Heerde kochen laſſen für den Hungrigen? Nein! denn dieſer Hungrige wird, wenn er ſatt iſt, ein Meſſer dieſes Heerdes nehmen, und mich im Schlafe morden. Der Prieſter von Heut ſchließt ſeine Thür vor Denen, die da begehren, er öffnet ſie Denen, die da bringen. Er läßt die Leichtgläubigkeit hinein, die Einfalt, die Eitelkeit, den Hochmuth, denn ſie kommen mit Geldſäcken beladen. Und der Prieſter von „Heut" hat Geld nöthig, um zu „herrſchen" und zu „genießen."

So ſteht er da, feſt, unerſchütterlich — als Verwalter des Hauſes, das ihm als Erbe geworden.

Der ärgſte Feind des Prieſters von „Heut" iſt der Prieſter von „Damals."

Bis hierher war Degen in ſeinem Selbſtgeſpräch gekommen, dann ſchritt er raſch zur Klingel und rief einen Diener herbei. Iſt Redebert in ſeiner Kammer? fragte er den Eintretenden. Bittet ihn, daß er ſich ſogleich zu mir herüber bemühe.

III.

Ein bleicher gebeugter Mann von nahe an Achtzig erſchien. Er hielt ſein Käppchen in der Hand, und ſeine Augen blickten mit einem farbloſen Schimmer hinter den buſchigen Brauen hervor nach der ſtolzen und gebietenden Geſtalt, die vor ihm ſtand.

So ſpät bei Nacht? bemerkte der Gerufene und ſah auf das Zifferblatt der Uhr, die auf dem Tiſche lag.

Hab' ich dich in deinen Arbeiten unterbrochen? fragte der Prieſter.

Sprich, was du von mir willſt, und wenn du Nichts von mir willſt, ſo laß mich wieder gehen! —

Du wirſt von Tage zu Tage unleidlicher, Alter! rief der Prieſter. Früher konnte man ein Stündchen mit dir plaudern. Du zeigteſt dich unzugänglich. Wie, haſt du dein Handwerk ſatt? Gereut es dich, dich feſtgeſetzt zu haben, ſo daß du nicht wieder wegkannſt? —

Sprich, wenn du mir etwas zu ſagen haſt.

So ſetze dich. Es handelt ſich hier um das Weib Selene.

Sie iſt untadelhaft.

Und das ſagſt du mir?

Das ſage ich dir. Dein Starrſinn ſoll gebrochen werden! Dein Hochmuth beſiegt. Ich hab' dir oft geſagt: Du gehſt zu weit! Du taſteſt an Dinge, an die wir nicht taſten dürfen. Es giebt Gewalten über uns, und du erkennſt keine einzige an.

Nenne mir eine.

Unnütze Mühe. Wir Beide ſtreiten nicht mit einander. —

Weil wir Beide nicht glauben. Du haſt Recht, Alter. Du biſt abgefallen, ich bin abgefallen. Du biſt nur noch einen Schritt weiter gegangen wie ich.

Vermeſſner, ſchweige! Geht dein Hochmuth ſo weit, dich mit mir zuſammenzuſtellen? Wahnſinn! So wiſſe, ich habe einen Herrn und du haſt keinen.

Weil ich keinen Herrn nicht mag.

Bei dieſen Worten bebte die dürre markloſe Geſtalt des Mannes zuſammen. Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er verhindern, daß ferner noch ein Wort die Lippe des Prieſters überfliege. Dieſer ließ ſich jedoch hierdurch nicht abhalten, und ſetzte in einem feſten, kalten Tone hinzu: Wenn ich keinen Herrn hätte haben wollen, glaubſt du, daß er mich nicht genommen? Aber mein Stolz iſt, Niemand anzugehören, Niemand unterthan zu ſein. Meinſt du, ich hätte eine Sklavenkette abgeſchüttelt, um die andere darauf willig auf mich zu nehmen?

Gut. Wir ſtreiten nicht. Was willſt du von mir?

Jenes Weibes Untergang.

badour, wie der perſonificirte Frühling mit Blumen gekränzt und an einem rothen flatternden Bande ſeine Zither um die Schultern geknüpft. Seine blonden Locken wehen im Winde, die Wangen glühen, die Blicke leuchten, und er begrüßt eben das weithinwallende Meer mit einer glänzenden und volltönenden Hymne. Dicht hinter ihm reitet, wie Fouqué ſagen würde, ein „ſittiges Frauenbild,“ wir wollen aber weniger gekünſtelt, die hübſche Geſtalt ein friſches rundes Mädchen aus der Provence nennen, mit Augen, die wir ſchon kennen, und deren Beſchreibung, da ſie uns, wie wir fürchten müſſen, ſchon einmal mißlungen iſt, wir nicht zum zweiten Male unternehmen wollen. An der Seite dieſes Mädchens, von ihr mit ſorgſamen Blicken gehütet, zeigt ſich ein junger blaſſer Reiter, der, als hätte er eine langwierige Krankheit überſtanden, noch ziemlich kraftlos auf ſeinem Pferde ſchwankt. Wie ihn auf der einen Seite das Bild der

Was that ſie dir? Was that ſie mir? Weshalb ſie angreifen?

Weil — rief der Prieſter und ſeine Stimme wuchs zu ihrer ganzen Stärke an — weil, wenn ſie triumphirt, ich untergehen muß.

Weshalb?

Du fragſt noch? Giebt es Tugend, ſo giebt's auch einen Gott! Und wo bleibe ich, wenn es einen Gott giebt! Da haſt du's rein herausgeſagt. Alſo muß dies Weib fallen.

Wir haben keine Macht über ſie.

Und das ſagſt du! Du! —

Ich. Ueber die Tugend göttlichen Urſprungs hab' ich keine Macht.

Der Prieſter lächelte. Jener ſetzte hinzu: Du ſelbſt haſt es ja verſucht. Du haſt dieſem Weibe, an das dein Schickſal gekettet zu ſein ſcheint, Prüfungen bereitet. Aus einer jeden haſt du ſie rein und unberührt hervorgehen ſehen. Mit Reinheit und Unſchuld im Herzen dient ſie in voller Demuth Gott. Einem ſolchen Herzen iſt's Bedürfniß, tugendhaft zu ſein, wie es der Lunge Bedürfniß iſt, Luft einzuathmen.

Der Prieſter murmelte vor ſich hin: Mein Schickſal iſt an dieſes Weib gekettet, weil ſie mich irre macht auf meiner Bahn. Entweder ſie oder ich! Beide können wir nicht Recht haben; Einer muß triumphiren — Einer muß verdammt ſein!

Der Alte fuhr in leiſer, faſt tonloſer Weiſe fort: Erinnere dich, als der Herr von Argentil heirathete. Es war ihr Geliebter, er brach ſein Wort, er betrog ſie, er verließ ſie, er verrieth ſie an ihre Feindin, wenn ein Weib, wie Selene, eine Feindin haben kann, und was that ſie? Gab ſie deiner Ueberredung nach? Ging ſie auf deine Pläne ein? Weder ergriff ſie das Mittel, das du ihr durch deine Helfershelfer anbieten ließeſt, ſich an dem Treuloſen zu rächen, noch nahm ſie deine Hülfe in Anſpruch, jener Feindin zu ſchaden. Sie verzieh, ſie duldete und that wohl wie bisher.

Lüge! Im Innern dachte ſie anders.

Der Sprechende fuhr fort: Und damals, als jene undankbaren Elenden, die ſie vom Verderben gerettet, Unthaten aller Art gegen ſie ausübten? Du zeigteſt ihr die Wege, die Strafbaren zu verfolgen. Sie verzieh. Ihr Glaube blieb unerſchüttert. Ich hab' es nicht mit dem einzelnen Bedürftigen, ſagte ſie, ich hab' es mit der ganzen bedürftigen Menſchheit zu thun. Und ſie duldete und that wohl wie bisher.

Und ich ſage, rief der Prieſter drohend, auch dies war Lüge.

Nun, fuhr der Alte fort, und als du ihr die Ausſicht zeigteſt, einen hohen Ehrenpoſten einzunehmen, der ihr Rang, Glanz und Reichthum brachte, es war nur nöthig, durch eine kleine unſchuldige Liſt Diejenige zu verdrängen, die jene Stellung einnahm. Was antwortete ſie dir? Ich geſtehe es, ich möchte gerne zu dieſem Glück gelangen, das ich mir ſchon lange gewünſcht; allein nicht auf dieſem Wege. Und ſie ſelbſt ging hin, und benachrichtigte die in ihrer Stellung Gefährdete von den Plänen, die gegen ſie geſchmiedet wurden. Auch hier lohnte man ihr mit Undank; doch es kümmerte ſie nicht, ſie verzieh, ſie duldete und that wohl wie bisher.

Und „dreimal Lüge!“ ſag' ich, rief der Prieſter im Zorn. Vergönne mir, daß ich ſie prüfe, wie ich geprüft wurde, und du ſollſt ſie fallen ſehen.

Der Alte blickte eine Weile mit ſeinem ſtumpfen Auge empor, dann ſagte er: Und wenn ſie fällt, wem gehört ſie?

Dann iſt ſie mein! rief Orgon triumphirend und mit leuchtenden Blicken.

Dein? ſagte der Alte zögernd.

Ja, mein! wiederholte der Prieſter. Sie iſt dann ein Weib, wie ich ein Mann bin. Wir Beide nur dem Gott in unſrer eignen Bruſt gehorchend, keine Sklavenkette tragend, ſie mag Namen haben, welche ſie wolle! Wir Beide uns zu dem Glauben bekennend: die Erde iſt unſer Erbe, der Genuß unſer Gott! Nach dem letzten Hauche verweht der Staub! — Ein freies Weib, ein freier Mann! —

Danach trachteſt du? fragte Rodebert.

Danach. Dieſes Weibes Seele iſt groß und kühn. Ich errathe, wohin ihre Wege ſie führen. Sie iſt mir beſtimmt, und ſie ſoll mein ſein.

Du könnteſt dich täuſchen. Ein Weib will immer einen Herrn haben.

Sie hat mich.

Und wen haſt du?

Wiederum mich!

Wohlan denn! Prüfe ſie — ſagte der Greis, indem er ſich zum Fortgehen anſchickte — prüfe ſie;

allein, verſteh' mich wohl; wenn ſie in der Prüfung beſteht, ſo biſt du mir Erſatz ſchuldig für die auf meine Verantwortung geliehene Gabe. Mein Herr prüft die Herzen der Menſchen, aber er prüft ſie, um ſie zu ſich herüberzuziehen. Hüte dich, er läßt ſeiner nicht ſpotten. Du ſelbſt, zum Beiſpiel, du biſt der Verſuchung unterlegen, du haſt die Prüfung nicht beſtanden, die du vermeſſen und ſtolz einſt ſo dringend von mir forderteſt, aber noch zögerſt du mit dem Bekenntniß, daß du Einer der Unſern biſt! Schwächling! Reize nicht den Zorn der Mächtigen. Poche nicht allzu dreiſt auf ihre Langmuth! — Wenn ich nicht die Ueberzeugung hegte, daß dies Weib, von dem hier die Rede iſt, wenn ſie fällt, unbedingt uns angehört, ich würde nicht deinen Bitten willfahret haben. — Und nun entlaß mich, und ſtöre weiter die Arbeit meiner Nächte nicht.

Der Prieſter gab den Wink und der Alte ging. Als er fort war, lächelte Orgon und ſagte leiſe: Wer gebietet hier? Müſſen du und dein Herr — mir nicht gehorchen? Mir, dem Menſchen — der nichts ſein will als eine Pflanze, ein Gewächs, ein Geſchöpf des Staubes, aber befruchtet von einer allmächtigen Idee! Du und dein Herr zittern vor dieſem Menſchen, der ſich von Jahrtauſend alten Banden frei gemacht hat, der ſich ſelbſt anbetet, ſich ſelbſt zum oberſten und alleinigen Richter erklärt hat! — So ſteht er da, dieſer Menſch — der Hölle und des Himmels Ueberwinder! —

Der ſtolze Prieſter, als er dieſe Worte geſprochen, zog den Vorhang hinweg, der die hohen Glastafeln des Fenſters deckte, deſſen Ausſicht einen weiten Blick geſchauete auf die Wölbung des Himmels. Eine ſternklare Nacht war über die ruhende Erde hingebreitet. Der Blick des einſamen Beobachters flog von einem dieſer glänzenden Sterngebilde zum andern mit einer gewiſſen Haſt und Ruheloſigkeit, als treibe ihn der Geiſt dieſer Stunde, irgendwo eine Löſung der brennenden Räthſel ſeiner Bruſt zu ſuchen.

Ja, ich weiß es, hub er wieder an; man hat in euch leſen wollen die Geſchichte des Geſchlechts, zu dem ich gehöre, und die Offenbarungen ſeiner endlichen Beſtimmung: aber habt ihr ſie geben können? Geſchöpfe des Staubes, wie ich und meine Brüder, was konntet ihr ſagen! Man ließ euch ſagen, was man hören wollte, und die Klugen unter meinen Brüdern geboten euch, zu Gunſten und zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft zu ſprechen. So tönt der alte Spruch: Herrſche und genieße! auch durch dieſen prächtigen Himmel!

Es gab eine Nacht, wo ich andern Sinnes hinaufſchaute zu euch!

Das war der Prieſter von „Damals!“

Damals wähnte ich jeden dieſer Sterne bevölkert mit Geiſtern, die Gott prieſen und der Tugend dienten in einem gereinigteren Sinne, mit erhabenerem Schwunge. Und ich — ich ſelbſt — vom Leibe erlöſt, nahm in der Stunde der letzten Pein den raſchen und erhabenen Flug in dieſen Seligkeit-erfüllten Himmel hinein. Mir entgegen trat Aberos, jener ehrwürdige alte Prieſter, der meine Jugend leitete. Sieh'! rief er mir entgegen: es iſt Alles ſo, wie ich dir geſagt! Die Propheten haben nicht gelogen, die Wunderthäter uns nicht in die Irre geführt, die Märtyrer und Blutzeugen redeten wahr! —

Still! über alles Dieſes den Verhang!

Und er ließ die dunkle Hülle wieder über die Scheiben gleiten. Die Lampe zurechtrückend, ſetzte er ſich an den Tiſch, und vertiefte ſich in eines der vor ihm aufgeſchlagenen Bücher.

II.

Es war heller Mittag. — In dem ſonnenglänzenden Gemach, das Teppiche, Gemälde, Blumen ſchmückten, ſaß Selene, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. Neben ihr befanden ſich zwei junge Mädchen, denen ſie Anleitung gab. Das Geſpräch, Anfangs über die eben vorliegenden Gegenſtände des Fleißes ſich verbreitend, nahm bald nach einer andern Richtung hin ſeinen Weg.

Du fehlteſt neulich in der Kirche, Athalie, ſagte die jüngere Geſpielin zu der ältern.

Ich gehöre nicht zu den übertrieben Frommen, entgegnete das hübſche Kind mit einem Anflug von Trotz und Hochmuth. Ich weiß durch unſre Mutter, daß nicht der Beſuch der Kirche fromm macht.

Iſt dies wahr, Selene? fragte das junge Mädchen vertrauungsvoll, indem ſie ſich mit dem aufſtützenden Arm auf die Kniee der Gefragten ſtützte. Haſt du das wirklich geſagt?

Ich habe es geſagt; doch Athalie hat vergeſſen, was ich hinzufügte. Wir ſollen jede prahlende äuſſere Kundgebung unſrer Geſinnung ſcheuen. Das Weib beſonders. Ohnedies zur Eitelkeit geneigt, macht es leicht aus der Frömmigkeit eine Art Putz. — Dies hab' ich geſagt. Athalie neigt zur Eitelkeit, ſie könnte leicht dahin gelangen, wogegen ich ſie ſchützen wollte.

Aber, theure Mutter! rief das Mädchen, und ſah bittend hinauf.

Und dann, fuhr Selene fort, iſt es nicht genug, wenn wir fühlen und empfinden, wie wir mit unſerm Herzen, unſerm Gewiſſen in gutem Vernehmen ſtehen? Wie heißt, Juliette, der Spruch, den ich dir ſo oft geſagt?

„Wer nicht der Tugend dient ihrer ſelbſt willen, der dient ihr ſchlecht, und ſollte ihr lieber gar nicht dienen!" antwortete die Gefragte raſch.

Nun alſo die Folgerung auf Athalie's Fall iſt leicht gemacht: Wer nur fromm iſt der Leute wegen, ſollte lieber gar nicht fromm ſein, denn ſeine Frömmigkeit iſt keine.

Das junge Mädchen ſprang auf, und rief mit vor freudiger Ueberraſchung gerötheten Wangen: Da iſt er! Aranis kommt die Treppe herauf! Wie hübſch er iſt, wie ihm die ſchwarze Scholarentracht kleidet! — Nicht wahr, Mutter, Aranis iſt und bleibt der hübſcheſte Junge in unſrer ganzen Umgebung!

O, ſchäme dich, Juliette! rief Athalie; wie kann man ſo etwas ſo laut auspoſaunen!

Frage Selene, antwortete das junge Mädchen, ſie hat mir erlaubt, gerade ſo zu ſprechen, wie ich empfinde.

Das habe ich, nahm Selene das Wort. So lange wir nur reines Herzens ſind, weshalb ſollen wir nicht vor aller Welt äußern, was uns bewegt?

Ich denke, ſagte Athalie ſtockend, nie muß ein Weib zeigen, daß ihr ein Mann wohlgefällt.

Aber du hörſt ja, rief Juliette zürnend, daß Selene erlaubt, daß wir es zeigen können.

Allerdings! entgegnete Selene; denn die wahre Sittſamkeit iſt von der Prüderie ſehr verſchieden. Das „Verſtecken" iſt der Tod der Tugend. Immer heiter, immer offen, immer ſicher ſei euer Betragen. Daß ein falſches Sittengeſetz uns Weiber zwingt, zu verbergen, woran nichts Unerlaubtes haftet, bringt zu Wege, daß wir im „Verbergen" eine Freude empfinden, und ſolcher Art jenes unglückſelige Talent der Verſtellung ausüben, das ſchon frühe die Reinheit jeder Seele untergräbt. Liebe Gott, wahre die Tugend im Herzen, und du kannſt jedes Gefühl offen zeigen. —

Er kommt nicht hierher, rief Juliette klagend. Er wendet um; nur einen Blick hat er zum Fenſter hinauf gethan, es ſcheint, da er die nicht fand, die er ſuchte, geht er unwillig einen andern Weg.

Sieh'! nahm Athalie das Wort, wie ſich Celeſte dort ſehen läßt! Sie geht mit ihrem Vetter ſpazieren. Wie geſchmückt ſie iſt! Iſt's wohl erlaubt, ſich ſo angelegentlich mit ſeinem Aeußern, ſeiner Kleidung zu beſchäftigen, Selene?

Weshalb nicht? mein liebes Töchterchen, entgegnete die junge Wittwe. Es zeigt an, daß wir Frauen gefallen wollen; und Nichts iſt unſerm Weſen und Charakter angemeſſener als dieſer Wunſch. Wir ſind, als das ſchwächere Geſchlecht, darauf angewieſen, uns Liebe und Zuneigung zu erwerben, und durch dieſe Schutz. Wer geliebt wird, ſteht nie allein; und das Uebelſte, was einer Frau begegnen kann, iſt — allein zu ſtehen.

O, ich meine auch nicht dies unſchuldige Gefallen-Wollen; ich meine das gefallſüchtige Weſen.

Wer reines Herzens iſt, iſt nie gefallſüchtig, ſagte Selene.

Wie kann ich auch, ſetzte Juliette raſch hinzu, meine Kleider ſo weit von der Schulter herabfallen laſſen, wie Celeſte es thut; denn man hat mir geſagt, daß ich einen ſchönen Hals habe. Was Jene ſich erlaubt, wird doch auch wohl mir geſtattet ſein.

Verſuch' es, gab Selene den Rath. Findeſt du, daß dies ein Mittel iſt, die Beſſeren unter deinen Bekannten für dich zu gewinnen, und dir ihre Zuneigung, ihre Liebe, ihre Achtung einzubringen, ſo wende es ferner ohne Bedenken an.

Ach, daran zweifle' ich, entgegnete das ſchöne Mädchen kleinlaut. Den Beſſeren unter meinen Bekannten werde ich dadurch nicht gefallen, höchſtens dieſem oder jenem Tanzgecken. Celeſte will auch nur ihrem Vetter gefallen, und dieſer hat einen ſchlechten Geſchmack und ſcheint Gefallen zu finden an Entblößungen.

Weißt du gewiß, daß Celeſte dieſe Abſicht hat? fragte Selene ſanft.

Schönheit, ſo ſchließt ihn auf der andern Seite das der Geſundheit ein, die derbe Figur und das gutmüthige Geſicht eines ehrlichen Köhlers. Dieſem Letztern, wenn man ſich Mühe giebt, ihn näher zu beobachten, und er iſt allerdings ein dankbarer Gegenſtand dazu, merkt man es an, daß er nicht immer auf dieſer niedrigen Stufe der menſchlichen Geſellſchaft geſtanden. Er hat einſt einen höhern Rang in der Meinung und den Anſichten ſeiner Zeitgenoſſen behauptet. Dies beweiſt die Zierlichkeit, mit der er ſich im Sattel ſeines kleinen braungrauen Gebirgseſels zu halten weiß, die Aufmerkſamkeit, die er dem Geſange des Troubadours zuwendet, und die etwas gekünſtelte Manier, mit der er an beſonders gelungenen Stellen ſeinen Beifall laut werden läßt. Endlich ſpricht auch für obige Behauptung die Luſt, die der Alte empfindet, lange und etwas verwirrte Geſchichten zu erzählen, für die er umſonſt die Aufmerkſamkeit ſeiner Reiſegefährten

Aber, meine theure Mutter, wie kann man ſo etwas gewiß wiſſen. Niemand ſieht in das Herz des Andern.

Alſo ſoll auch Niemand lieblos über den Andern abſprechen. Traue immerhin Celeſten die reine und wohlangebrachte Abſicht zu, ſich Freunde erwerben und gefallen zu wollen, und überlaß dem Erfolg, der entſcheiden wird, ob ſie dazu den rechten oder den falſchen Weg eingeſchlagen hat. Verurtheile nicht, damit du nicht verurtheilt werdeſt!

Wie kann ich verurtheilen, wenn ich Recht thue? fragte Athalie mit einiger Heftigkeit.

Wir haben immer die Nachſicht, die Schonung unſrer Mitmenſchen nöthig, ſagte Selene. Oft müſſen wir ſchon darum Verzeihung erflehen, weil wir ſo fühlen und urtheilen, wie wir fühlen und urtheilen. Manche unſrer Thaten ſind Vorwürfe für die, die entweder nicht ſo thun wollen oder können. Dieſe Vorwürfe ſind bitter und könnten ſchwer auf uns laſten, wenn wir nicht gleichſam Abbitte thäten, und durch tauſend Gefälligkeiten uns jene Perſonen wieder befreundeten, die dadurch, daß wir anders fühlen und denken wie ſie, angefangen haben, uns mit Mißtrauen und Verdruß zu betrachten. Eine Frau kann nur ihr Glück finden, wenn ſie vollkommen mit der großen Menge übereinſtimmt. Da dieſe große Menge aber Manches thut, denkt und gutheißt, was mit dem Grundſatz der wahren Tugend, Größe und Reinheit nicht zuſammen paßt, ſo muß dieſes Uebereinſtimmen ein ſcheinbares ſein; das heißt, wir müſſen ſorgfältig vermeiden, ſehen zu laſſen, als beſtände ein Unterſchied zwiſchen unſerm Urtheil und dem der großen Menge. Der Grundſatz: „Thue Recht und ſcheue Niemand“ paßt für Männer, für Frauen niemals. Wir haben immer Etwas zu ſcheuen, und vor Allem haben wir zu ſcheuen: allein und ungeliebt dazuſtehen.

Wir haben alsdann Gott und unſer Bewußtſein! rief Athalie.

Und gerade Gott und unſer Bewußtſein, entgegnete Selene, weiſen uns mit unſerm Handeln auf die Welt, auf unſre Umgebung, auf unſre Mitmenſchen. Wir ſollen helfen, unterſtützen, tröſten, retten — und wie iſt das möglich, wenn wir uns abſondern, wenn man uns weder Liebe noch Vertrauen ſchenkt. Wehe der Liebe, die in Selbſtgenügſamkeit übergeht, ſie hört von dem Momente an auf, Liebe zu ſein.

Das Geſpräch ward hier unterbrochen; es trat eine junge Frau ein in dem Alter Selenen's. Beide begrüßten ſich auf das Herzlichſte, denn ſie waren Jugendfreundinnen, und hatten ſich lange nicht geſehen. — Claraine war verheirathet, Mutter mehrerer Kinder, und hatte eine kleine Berufsreiſe ihres Mannes benutzt, um Selene aufzuſuchen.

Bei ihrem Eintritt verließen die beiden Mädchen den Saal, und die Freundinnen blieben allein. Es gab manches Vergangene nachzuholen, manche Erinnerung aufzufriſchen. Dabei verfielen Beide in die allerheiterſte Plauderei.

Wir wollen einen Blick auf dieſe beiden Frauen richten, die ſo große Aehnlichkeit mit einander haben, während ſie doch dabei ſo weſentliche charakteriſtiſche Züge darbieten. Selene iſt groß und ſchlank, von einer Eleganz und Biegſamkeit der Taille, wie ſie nur die friſcheſte Jugend bieten kann. Ihre Arme, Hände, ihr Nacken, die Biegung und Fülle ihres Halſes ſind von einer bezaubernden Form und reizend in jeder Bewegung. Der Kopf in ſeiner ſchweren, kranzartig geflochtenen Fülle lichtbraunen Haares, das, auf der Stirn geſcheitelt, ohne Schmuck, den Contour der Wange einſchließt, und nur wenig ein kleines, hübſch geformtes Ohr ſichtbar werden läßt, zeigt keine ſtolze, aber wohl eine bewußte Haltung. Die dunkeln Augen in dieſem ſchönen Geſicht ſchließen Leidenſchaftlichkeit nicht aus, aber der Strahl der Milde und Freundlichkeit dämpft das Feuer. Der Mund mit ſeinem Grübchen iſt der Sitz der Anmuth ſelbſt: man vergißt ſich und die Welt umher, wenn man dieſe gerundeten Lippen ſprechen, wenn man ſie lächeln ſieht. — So Selene; Clarante iſt von derſelben Größe, aber nicht von derſelben Schmiegſamkeit und Feinheit des Wuchſes. Sie zeigt mehr Fülle, auch iſt ſie hochblond. Ihr Fuß iſt nicht klein, ihre Hand nicht zierlich, dennoch wirkt die Erſcheinung dieſer friſchen, durch Munterkeit und Laune gleichſam aufblühenden Geſtalt angenehm auf die Sinne. Man ſieht dieſen hellen Augen die Gutmüthigkeit an, aber zugleich den Mangel der Energie und der Leidenſchaft.

Die Heiterkeit der Mittheilungen verlor ſich, als Selene auf gewiſſe ſchmerzliche Erfahrungen kam, die ſie hatte machen müſſen. Dieſe hierauf bezüglichen

Ereigniſſe hatten ſtattgefunden in der Zeit, wo die Freundinnen von einander getrennt waren.

Weißt du wohl, hub Clarante an, daß ich einen ſchweren Vorwurf an dich auf dem Herzen habe? Du biſt nicht aufrichtig genug. Ueber Manches, was deine früheren Schickſale betrifft, habe ich nur Vermuthungen, und deine Clarante ſollte überall Gewißheit haben. Es iſt Zeit, daß du deinen Fehler gut machſt. Fange an, genau zu erzählen, was dir begegnet, ſeitdem wir zuſammen als ſechzehnjährige Mädchen die Penſion der guten Madame Aland verließen.

Das iſt, beiläufig geſagt, bemerkte Selene, ein Zeitraum von faſt dreißig Jahren.

O, ich bitte ſehr, rief die junge Frau lebhaft; mach' dich und mich nicht zu alt. Sage etwas über zwanzig Jahre!

Und wie viel Inhalt hat das Geſchick in dieſes Zeitmaaß gelegt! rief Selene; in dieſes ſo kleine Zeitmaaß. Geſetzt ſelbſt, fünfundzwanzig Jahre in dem Leben einer Frau können füglich Beginn und Abſchluß des ganzen Lebens ſein. Jenſeits liegt die Kindheit, dieſſeits das bedeutungsloſe Alter. Bei mir iſt dies wenigſtens ſo geweſen.

Bei mir nicht, ſagte Clarante. Vom ſechzehnten bis zum ſechsundzwanzigſten Jahre, alſo gerade zehn ſchöne Jahre, hab' ich ruhig fortgeträumt, gleichſam immer noch Kind; dann aber ging bei mir „die Zeit der Sehnſucht und Wünſche“ an.

Sehnſucht? wiederholte Selene. Ich wußte bei dir von keinem Sturme; du haſt immer Sonnenſchein genoſſen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12161/022

So? Und du rechneſt das für keinen Sturm, daß die Heirath mit Arthur anfangs nicht recht zu Stande kommen wollte, daß ich das Landhaus nicht erben ſollte, das meine Großmutter mir beſtimmt hatte? Welche Nächte voll Thränen hab' ich darüber verweint. Wie, und du nennſt das keinen Sturm, daß ich mein erſtes Kind verlor? Giebt es für eine Gattin und Mutter einen trüberen Anfang einer Ehe? Aber freilich, ſo etwas hat bei dir keinen rechten Eingang. So Vieles, was andre Frauen berührt, macht auf dich keinen Eindruck: nur innerliche Kämpfe und Ereigniſſe, von denen wir keine Ahnung haben, ſind deinem Geiſte, deinem Herzen beſchieden. Darum bin ich auch ſo neugierig, zu wiſſen, was mit dir ſich ereignet hat, während ich, wie geſagt, eigentlich den Kindesſchlaf noch hindämmerte. Erzähle, Selene, erzähle!

Wenn du nicht die Gewalt über mich hätteſt, die du haſt, hub die Wittwe mit leiſer ſtockender Stimme und niedergeſenkten Augen an, keine Macht der Erde würde mich vermögen, Geiſter wieder wachzurufen, die ich zur Ruhe geſchickt habe. Aber du wünſcheſt es, es ſei. Als wir uns damals trennten, folgte ich dem Rufe meiner Tante, die Aebtiſſin des Kloſters zu L.... war, wie du weißt. Hab' ich je eine würdige Frau gekannt, ſo war es dieſe. Mild, gütig, gegen ſich ſtreng, gegen ihre Umgebung nachſichtig, ging ſie den ſtillen Weg einer Dulderin und Chriſtin. Bei ihr blieb ich ſechs Jahre und lernte Gott, die Menſchen und die Tugend lieben. Aber ihren Wunſch, mich in das Kloſter eintreten zu ſehen, konnte ich nicht erfüllten. Der Zwang, die Monotonie des Lebens, die Abſonderung und die Pflichten, die geboten, nicht frei gewählt wurden, ſchreckten mich ab. Meine Tante ließ mich ziehen. Mit dem Beſitze eines großen Vermögens trat ich jetzt in die große Welt ein. Mein Stolz war es, mitten in den Strudel der Genüſſe die Grundſätze und die Sitteneinfalt meiner guten Pflegemutter zu übertragen. Man fand dies auffallend und ſeltſam und behauptete, daß ich eine Rolle ſpielen wollte. Es war aber, weil ich nicht anders wußte und konnte, als ſo handeln. Dann intereſſirten mich tauſend Dinge nicht, die andre junge Mädchen intereſſirten, ich empfand alſo nicht den Reiz zu ihnen, und weil ich ihn nicht empfand, will ich es auch nicht Tugend und Enthaltſamkeit nennen, daß ich mich nicht um ſie kümmerte. Um dieſe Zeit lernte ich Romond kennen.

Schon damals? fragte Clarante.

Schon damals. Der Schimmer der Sonderbarkeit, der ſich um meine Perſon gelagert, ſchreckte ihn nicht zurück. Er näherte ſich mir. Ich lebte auf einem Landgute in angenehmen Verhältniſſen. Junge Mädchen, junge Frauen befanden ſich in meiner Umgebung. Es kamen Männer, um meine ältern und jüngern Freundinnen aufzuſuchen; ich ſcherzte, daß ſich Einer gefunden, der *mich* aufſuchte. Und nun — du ſiehſt, ich bin eine ſchlechte Erzählerin — liebten wir uns, Romond und ich.

Ach, Selene, deine Stirne, deine Augen, deine Wangen erzählen beſſer als deine Lippen. Du wirſt bleich, arme Freundin! Deine Blicke trüben ſich. Mit dieſen Worten ſprang Clarante auf und ſchloß Selene in ihre Arme. Warum mußte ich auch einer ſo gefährlichen Neugierde die Zügel ſchießen laſſen! Schweig, Theure; oder laß uns raſch über dieſen qualvollen Punkt hinwegſchlüpfen.

Nein, nein! entgegnete die junge Wittwe. Wir wollen nicht kindiſch mit unſerm Schmerze Verſteckens ſpielen. Er iſt nun einmal da, er will angeſchaut und gezeigt ſein. Ich bin nicht für das Verhüllen. Aber fordere nicht, daß ich gar ſo umſtändlich zu Werke gehen ſoll. Sieh', ich ſchütte nun mit einem Male zehn Jahre in deinen Schooß, wie man einen Korb voll Roſen umwirft! Wie das duftet! nicht wahr? Das ſind meine glücklichen Tage! meine ſonnigen Stunden, meine blühenden Erinnerungen! Zehn Jahre der Liebe und in der letzten Minute des zehnten Jahres der Tod, der Untergang dieſer glücklichen Liebe. Zehn glückliche Jahre des Truges und dann *eine* bittere Minute der Enttäuſchung! Sprich, bin ich nicht immer da noch eine Glückliche? Unter lauter ſchwellenden, duftenden Roſenbouquets der *eine*, ſcharfe Dorn!

Aber dieſer *eine* Dorn wurde zum Dolche! rief Clarante ſchaudernd.

Zum Dolche? entgegnete Selene langſam und leiſe: o nein, ich habe überwunden!

Warſt du denn in dieſen zehn Jahren immer mit Remond zuſammen?

Nein. Da er ſehr jung war, beſtand ich darauf, daß er reiſen ſollte. Während ſeiner Reiſen blieben wir in fortgeſetztem Verkehr. Ich ſelbſt, noch unbekannt mit der Welt, ſah ſie zuerſt durch das Auge des Geliebten. Der Tag unſrer Vermählung war feſtgeſetzt, als plötzlich ſeine Briefe ausblieben. Erſt lange nachher erfuhr ich, daß er ſich von mir getrennt, und mit Hedwige ſich verlobt hatte.

Arme Selene!

O, nicht doch! nicht doch! warum arm? Giebt's denn immer nur dieſe eine Liebe zum Manne? Seid doch nicht ſo kleinlich, Frauen! ſo möchte ich meinem ganzen Geſchlechte zurufen.

Was würde es helfen? rief Clarante. Die Welt bleibt ſo, wie ſie einmal iſt. Du, mein Engel, biſt über dieſen Berg hinübergekommen; Andre würden nicht hinüberkommen. Aber wie war es nur möglich, daß er gerade Hedwige wählte?

Weil wahrſcheinlich ſie es war, die alle ſeine Anforderungen an ein Weſen, das er das ſeinige nennen ſollte, erfüllte.

Sprich lieber, rief Clarante heftig, weil ſie es verſtand, durch Künſte der Koketterie ihre Beute an ſich zu ziehen: und zwar wendete ſie dieſe Künſte an, um dir, die ſie haßt, einen Stich in's Herz zu verſetzen. Sage mir, haſt du nie den Anreiz zur Rache empfunden?

Und wenn ich ihn empfunden? murmelte Selene dumpf.

So wirſt du geſtrebt haben, ihm Genüge zu thun! rief Clarante.

Aber wie ſprichſt du, mein Kind! Müſſen wir nicht Alles, was unrein und böſe iſt, in unſerm Herzen vertilgen? Müſſen wir Gott nicht über Alles lieben, und ſind ſeine Gebote nicht klar und verſtändlich in jede Bruſt geſchrieben?

Das wohl —

Nun, und kannſt du dann noch fragen? Hatte ich jemals ein Gelüſte, ähnlich dem, das du ſo eben geſchildert, ſo hab' ich mit aller Kraft gekämpft, daß es nicht in meiner Seele Wurzel faſſe. Ich will dir geſtehen, als der Geliebte mir geraubt wurde, und zwar von der, die ich als meine Feindin und Widerſacherin erkennen muß, füllte ſich mein Herz mit unendlicher Bitterkeit. Aber ich habe gerungen, und ein beſſeres Selbſt hat die Oberhand gewonnen. So bin ich denn im Stande, dieſer Hedwige nicht allein nichts Uebles zu thun, ſondern ihr ſogar alles Gute zu wünſchen.

Deine Wünſche werden erfüllt, bemerkte Clarante, Hedwige iſt glücklich, und Romond iſt es auch. Du biſt vergeſſen.

Todtenbleich und ſtammelnd, ſagte Selene: Warum ſagſt du mir das?

Clarante warf ſich an den Hals der Freundin: Mein Himmel! Selene. Eben verſicherteſt du mich ja, du habeſt vergeben und vergeſſen!

Schweig; laß uns von etwas Anderm ſprechen. Ich will nun in der Aufzählung meiner kleinen Begebenheiten fortfahren. Meine Tante wünſchte mich dem Privatleben entzogen und dem Dienſte des Hofes hingegeben. Sie wollte mich in Würden und in einer einflußreichen Stellung ſehen. Deshalb hatte ſie für's Erſte einen Mann für mich ausgeſucht, der durch ſeine Reichthümer und ſeinen Rang einen feſten Platz in der in Anſpruch zu nehmen ſucht. Der Leſer wird die vier Geſtalten unſeres kleinen Zuges ſchon errathen haben, wir wollen auch offen bekennen, daß wir den guten Vater Claude, ſeine hübſche Tochter Fleur=de=lys in Begleitung Roger's und Tulipan's vor uns haben. Der Zweck ihrer Wanderung iſt, bei dem wunderthätigen jungen Fiſcher, den die Gegend wie einen Heiligen verehrt, ihren Beſuch abzuſtatten. Man weiß, wie Gerüchte der Art, wie ſie von dem goldſpendenden, in Lumpen gehüllten Anachoreten ausgingen, die Einbildungskraft Roger's zu ſpannen pflegten. Er ſah einen jungen Gott nach dem Beiſpiele der alten Lehre auf die Erde herabgeſtiegen, um unter unſcheinbarer, ja ſogar verächtlicher Hülle Werke himmliſchen Wohlthuns zu verrichten. Etwas weniger erhaben und poetiſch waren die Beweggründe, die den alten Gascogner zu der Reiſe brachten. Nicht umſonſt hatte ſein Ohr, nächſt dem Klange der Saite auch dem

Geſellſchaft mir ſicherte. Demzufolge ſchloß ich nun die Ehe, welche der Himmel nur ein Jahr beſtehen ließ. Als mein Mann todt war, verließ ich wieder den glänzenden Schauplatz des Hofes, der nie recht eigentlich für mich geſchaffen war. Ich bekenne offen, ich beſitze Ehrgeiz, aber ich will meinem Stolze durch eigene Verdienſte Nahrung geben, nicht durch fremde. Zugleich ſind mir nicht alle Mittel recht, um zu ſteigen. Ich ſah in der kurzen Zeit, während ich auf der großen Bühne der Welt glänzte, wie man es anfängt, um ſeinen Nebenmann zu verdrängen, und ſich Platz zu machen. Dergleichen widerſtand mir. Ich ſah, wie man mit dem Begriffe Tugend ſpielte. Obgleich jung und, wie man mich verſichert, nicht häßlich, erlaubte ich mir doch nicht die kleinſte Abweichung von dem Wege, den ich zu wandeln Gott gelobt hatte. Als ich Gattin war, band mich auch ſchon mein Eid. Ich konnte überall um mich her ſehen, wie man dieſen Eid brach, wie Frauen mit beflecktem Rufe dennoch Achtung und Anſehen genoſſen. Ich beneidete dieſe armen Geſchöpfe nicht, denn wenn ihre Thaten auch keinen Richter in der Welt fanden, welchen entſetzlichen mußten ſie in ihrem Innern finden! Es gab Leute, die mich verderben wollten, die die Verführungen auf meinem Wege häuften! Ach, als wenn eine junge Frau, die einem alten ungeliebten Manne vermählt, und von der Jugend eines ſchwelgeriſchen Hofes umgeben iſt, nicht ſchon ohnedies Verſuchungen zum Fall in Menge fände.

Und du biſt keiner dieſer Verſuchungen erlegen? fragte Clarante.

Laß mich, entgegnete die Freundin, mit einigem Stolze auf deine Frage antworten: keiner, Clarante, keiner! ich ging aus jedem Kampfe ſiegreich hervor.

Du glänzeſt auch uns Allen, rief Clarante, als Muſter eines reinen Lebens. Du haſt den Ruf einer völligen und nicht dem geringſten Tadel unterworfenen Unbeſcholtenheit. Allein, wie ich jetzt höre, biſt du nicht ohne Kampfe zum Ziele gelangt.

Und meinſt du, fiel ihr Selene in's Wort, daß eine Tugend beſtände ohne Kampf? O, meine Theure, bei jedem Schritte, den wir dem Lichte entgegenthun, zerren uns die Mächte der Finſterniß zurück. Dieſe Dämonen ruhen nie in unſrer Bruſt. Stets ſind ſie bei der Hand, uns mit ihren trügeriſchen Künſten zu beirren. Lies die Geſchichte der Heiligen, und du wirſt Martyrer Legenden finden, eine grauſenvoller und entſetzenerregender als die andre. Unſer Herz erbebt, unſre Sinne taumeln; wir fragen uns: wie iſt's nur möglich, ſo maſſenhaft gehäuften Verſuchungen und Anfechtungen Widerſtand zu leiſten. Dagegen meine Liebe, iſt das, was wir erfahren, nur Kleinigkeit.

Sage das nicht, Selene. Eine Seele hat das mit ſich ſelbſt abzumachen. Es wird jeder nur ſo viel auferlegt, als ſie tragen kann.

O, dann wünſche ich, und erbitte vom Himmel, rief die Begeiſterte, daß er mir mehr und immer mehr auferlege, damit ich zeigen kann, wie mächtig mein Wille iſt, Alles, mein Selbſt, meine Kraft, meine Liebe, meine Seligkeit, Alles — Alles der Tugend zu weihen. Gott gebe mir die Macht, mein Herz zu einem

Tempel zu weihen, ſo würdig, wie Keiner noch je befunden.

Halt ein! bat Clarante; deine Worte dünken mich vermeſſen! In deiner Stelle würde ich nicht den Kampf heraufbeſchwören: er kommt von ſelbſt. Mein tägliches Gebet, theure Selene, iſt ſehr verſchieden von dem deinigen. Ich bitte den Himmel, daß er mir alle Verſuchungen möglichſt fern halten möge. Und er erfüllte mir auch die Bitte, denn ich lebe ſtill und in einförmiger Thätigkeit meine Tage dahin.

Du tadelſt mich mit Unrecht, hub Selene nach einer kleinen Pauſe an. Auch ich will nicht Gefahren aufſuchen, um ſpäter mit ihrer Bekämpfung zu prunken. Es iſt nur der Drang in mir, wie der Liebende nie genug thun kann für den Gegenſtand ſeiner Liebe, ſo möchte ich mich ganz verzehren in der Liebe zu Gott, in der Hingebung für ſeine Gebote. Nicht der Stolz, für tugendhaft zu gelten, ſondern das Bewußtſein, es zu ſein, iſt der Stachel, der mich treibt. Und dieſes Bewußtſein mit immer mehr Recht in meinem Buſen zu wahren, deshalb wünſche ich Prüfungen herbei. Verſtehe mich nur recht. Was geht mich die Welt an, was kümmert mich das Urtheil der Menge — mit meinem Gott, mit meinem Gewiſſen im Einklange leben! das iſt's, was ich mit glühendem Wunſche erſtrebe. Und welche Seligkeit iſt's, Clarante, wieder einmal einen thörichten oder verderblichen Trieb im Herzen bekämpft, wieder einmal über mein eigenwilliges Ich den Sieg davon getragen zu haben! O, glaube nur, das, was ich dir ſo eben berichtet habe, ſind nur äußerliche Erſcheinungen, die tief innerſten Begebniſſe kann und will meine Zunge nicht ausſprechen. Vielleicht kann es überhaupt keine Menſchenzunge. Es ſind jene ſüßen Vermittelungen und Einigungen mit Gott, die unmittelbar folgen, wenn es uns gelungen iſt nach hartem Kampfe, den Neid, die Rachſucht, die Begier, den Stolz völlig und entſchieden in die Flucht zu ſchlagen. Das iſt Paradieſes Speiſe für das arme ſtaubgeborne Herz! Das iſt ein Herüberklingen göttlicher Melodieen von Jenſeits — wer vermag es, ſie in Worten wiederzugeben. Siehſt du nun, damit ich ſolcher Wonnen mehr habe, wünſche ich öfter und ſtärker geprüft zu werden. So wahr Gott in mein Herz ſieht, es iſt nichts als das brennende Verlangen, ihn noch inniger, noch heiliger zu lieben, das mich fühlen läßt, wie ich fühle, und begehren, wie ich begehre. Uebrigens was das einfache Leben betrifft, von dem du ſo eben ſprachſt, lebe ich nicht auch ſtill und zurückgezogen? Siehſt du mich glänzen und die Welt mit meinen Thaten erfüllen? Kann man weniger von ſich ſprechen machen, als ich es thue? — Seitdem ich aus den Kreiſen der großen Welt herausgetreten, lebe ich hier auf meinem Landgute, umgebe mich hier mit Dürftigen und erziehe die Jugend. Wenn ich die ſchöne und eitle Frau wäre, für die du und ſo viele Andre mich gehalten, würde ich hier in der Stille ausdauern? Wenn ich die vor der Welt prunkende, mit ihrer Heiligkeit ſchimmernde Fromme wäre, ſuchte ich da nicht einen ganz andern Wirkungskreis auf, um die Macht und den Einfluß zu erreichen, nach denen ich, wie ihr

Alle zu glauben ſcheint, ſtrebe? Sage ſelbſt, habe ich Unrecht? Rede ich wahr?

Clarante ſchloß ihre Freundin in die Arme. Vergieb mir, rief ſie, wenn ich dich kränkte; ich wollte es nicht. Lehre mich ſein wie du! Mehr kann ich nicht ſagen. —

Du biſt kindiſch, Clarante! rief Selene plötzlich ſehr ernſt. — Ich will und kann Niemand zum Muſter dienen. Es giebt tauſend und aber tauſend beſſere Geſchöpfe als ich.

Die Freundinnen ſchieden, denn ein häusliches Geſchäft nahm Clarante's Anweſenheit in Anſpruch.

V.

Es war gegen die Abendſtunde als der Prieſter Orgon in das Zimmer Selenen's trat. Sie erwartete ihn und ein Armſtuhl war bereit geſtellt um den Fürſten der Kirche in ſeine Polſter aufzunehmen. Mit Behaglichkeit ließ ſich die große, prächtige Geſtalt auf den Sitz nieder, und, war es nun Abſicht oder Zufall, er nahm ſeine Stellung ſo, daß der volle Strahl des Abendlichts auf die hohe, gebietende Stirn, die Fülle der Locken und auf die gebräunte, faſt noch jugendliche Wange fiel. Das Auge, das in düſtern Flammen glühte, ward durch den Schatten gemildert, den die vorſpringende Stirnwölbung im Verein mit den buſchigen Brauen bildeten. Obgleich in einfacher Hauskleidung zeigte doch die Wahl der Stoffe ſowohl, als ihre Anordnung, daß der Prieſter die weltliche Kunſt durch den Anzug zu gefallen, vollkommen in ſeiner Gewalt hatte. Seine ſchönen Hände waren die eine nachläſſig beſchäftigt das Kreuz auf der Bruſt, das ſich vorgedrängt hatte, in die Battiſtfalten der Bruſtwäſche zurückzuſchieben, die andere lag auf der rothſammetnen Armlehne, und ihre Fülle und Weiße, ſo wie ihre elegante Form ward hiermit erſt recht ſichtbar. Der Ausdruck des Geſichts des Prälaten war ruhiger, faſt freundlicher Ernſt. Sein Auge betrachtete die junge Wittwe wie ein noch jugendlicher Vater ſeine Tochter, die geiſtig und leiblich reizvoll erblüht war, würde betrachtet haben. Nur welcher Blick ſehr ſcharf und geübt war im Auffinden der feinern Unterſchiede der Muskelwirkungen, die die in ihren Tiefen eingeſchloſſene Seele, oft trotz des Verbots den der Wille ihr auflegt, aufwärts ſendet, würde bemerkt haben, daß nicht ganz väterliche Freude, väterliche Liebe in dem ſich jetzt ſenkenden, jetzt wieder raſch hebenden Auge des Mannes ſich ausſprach.

Der Beginn des Geſprächs nahm jene zarten Schwingungen an, die zu immer bedeutenderen Intereſſen anwachſend, zuletzt die ganze Fülle der Seelenthätigkeit umſpannen, ähnlich den Kreiſen, die ſich durch einen hineingeworfenen Gegenſtand auf der ruhigen Spiegelfläche eines See's bilden, anfangs im kleinſten Ringe, dann zum allerweiteſten anwachſen. Um bei dieſem Gleichniſſe zu bleiben, ſo war der hineingeworfene Stein, den die Hand des Prieſters warf, die Frage: wie Selene ſich jetzt mit ihrem Bewußtſein ſtehe, wie es mit ihrem Seelenfrieden beſtellt ſei.

Mit großer Ruhe antwortete die junge Frau, daß Gott ihr Frieden ſchenke und daß ſie ſich innerlich und äußerlich ruhig fühle.

Aber dieſe Ruhe — hub der Prieſter an — wird ſie ewig dauern? — Hier fing der hereingeworfene Stein den Spiegel des Sees mit dem erſten Kreiſe zu furchen an.

Ewig? wiederholte Selene mit einem ſchmerzlichen Lächeln; was dauert ewig?

Unſre Schwäche! betonte der Prieſter mit feſter Stimme; unſre Hinfälligkeit.

Wohl! doch auch Gottes Nachſicht mit dieſer Schwäche dauert ewig.

Nein! ſagte der Prieſter. Die Kirche lehrt, daß dieſe Gnade und Nachſicht ihre Grenzen habe. Sie ſtellt die Lehre auf von der Ewigkeit der Höllenſtrafen.

Selene erwiderte nichts; ſie ſchauerte leiſe zuſammen.

Raſch hatte ſich der zweite und dritte Kreis angeſetzt.

Der Prieſter warf einen ſeiner glühendſten und forſchendſten Blicke auf das Opfer, das er ſich auserſehen und das in dieſer verhängnißvollen Stunde unter ſeinem Meſſer verbluten ſollte. Er war gekommen um einen Mord zu begehen; er hatte die kalte leidenſchaftloſe Stimmung mitgebracht, die der Giftmiſcher nöthig hat um ſeine Gifte zu wägen um die Doſis nicht zu ſchwach zu nehmen. Aber zu dieſem Morde trieb ihn die Liebe zu ſeinem Opfer; er wollte es erretten, indem er es zu Grunde richtete. Die Heilige ſollte ſterben, das ſchöne, ſinnliche Weib ſollte erſtehen! Mit allen Mitteln, die die geübteſte Kunſt des Henkers eingeben kann, wollte er das Weib vernichten, das ihm bis jetzt als ſeine ärgſte Widerſacherin entgegengeſtanden, und aus der Aſche der Todten ſollte ihm das glühend an gebetete Welt erſtehen, das er ſich zur Königin ſeiner Tage erkor.

Es mochte etwas wie eine düſtre Ahnung von dem, was jetzt folgen ſollte, in der Seele der jungen Wittwe aufſteigen; ſie neigte ihr Haupt und mehr als ein Schatten flog über dieſe ſonſt ſo majeſtätiſche und heitere Stirne.

Der Prieſter erhob ſich und ſchlug beide Flügel des breiten Fenſters auf. Der Blick auf eine ſonnenbeſchienene Welt eröffnete ſich. Alles war hier Zauber und Schönheit, Leben und Erblühen.

Sehen Sie, meine Tochter! rief Orgon, das iſt Gottes Welt! des Gottes den ich verehre. Hinweg mit der albernen Sage von einem Paradieſe, das uns verloren gegangen. Wir beſitzen es, haben es immer beſeſſen und unſer Geſchlecht wird es beſitzen, ſo lange ſich dieſer Ball von Staub um die Sonne dreht. Mein Kind, welch ein unerträgliches Geſpinnſt von Lügen hat man um uns hergezogen! Aber dem Himmel ſei Dank, nur für den Schwächling ſind die Faden dieſes Geſpinnſtes unzerreißbar, für den ſelbſtbewußten Starken haben ſie höchſtens die Kraft ſeine Schritte zu hemmen, ſie zurückzutreiben, das vermögen ſie nicht. Bemerken Sie, liebe Tochter, die Mauern jenes Kloſters, die in der Waldferne drüben vorragen. Sie waren einſt der Sitz eines aſcetiſchen Ordens. Wenn wir die Annalen jener Stiftung leſen, ſo müſſen wir über die Fähigkeit des menſchlichen Organismus erſtaunen, daß er befähigt iſt Qualen ſo enormer Art, und eine ſo ſyſtematiſch fortgeführte Peinigung zu ertragen. Es gab faſt keine Marter, die jene Mönche ſich nicht einander und ſich ſelbſt auferlegt hätten. Das von der Natur beſtimmte erſte Bedürfniß der Nahrung und des Schlafes führten ſie auf ein kaum mehr ertragbares Kleinmaß zurück, ja es gab Fanatiker unter dieſen armen Irregehenden, die ſich bei lebendigem Leibe zur Mumie machten und wochenlang nur von dem Genuß der Hoſtie allein lebten. Andere warfen ihren von Geißelungen zerfleiſchten Körper auf eine mit Nägelſpitzen geſpickte Matte, und zwangen ihn hier die wenigen Minuten kümmerlichen Schlafes zu ſuchen, deren er unumgänglich bedurfte. Dabei ſetzten diejenigen Brüder, die umherwandernd die Geſchäfte für's Kloſter beſorgten, ſich gefliſſentlich jeder Mühſeligkeit die Wetter und Weg mit ſich brachten, aus. Manche legten ſich bei heftigem Froſtwetter in die unmittelbare Nähe eines Gießbachs und ließen ſich von deſſen kaltem Regen überſchütten: andere ſchlummerten dicht am Rande tiefer Schluchten, oder blieben mehrere Nächte hindurch aufrecht ſtehen, die Arme in Form des Kreuzes ausſtreckend. Wenn ein alſo gemordetes Leben beendet war, gingen dieſe Thoren von der reichbeſetzten Tafel dieſer Welt, ohne auch nur etwas anderes gekoſtet zu haben, als den eklen Abfall der Küche. Sie gingen fort ohne auf dieſem Theater der Schönheit etwas anderes geſehen zu haben als den häßlichen Lampenruß an Säulen und Gebälk. Welche Antwort werden dieſe Armſeligen dem geben, der ihnen den lebendigen Odem einblies? Herr, werden ſie ſagen, wir haben gethan wie du befohlen: du gabſt uns Augen, wir haben glühende des Goldes lauſchend, von den freigebig geſpendeten Summen gehört, die gleich einem unverſiegbaren Schatze von Zeit zu Zeit in der Fiſcherhütte gehoben wurden. Einem Manne, der auf ſeinen vielfältigen Reiſen ſo oft die Wechſelfälle des Glücks beobachtet hatte, war der Wunſch nicht zu verdenken, auch hier vielleicht eine unvorhergeſehene, aber deſto willkommenere Ernte zu halten. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſah er jetzt mit einem eigenthümlichen Gefühle von Freude und Bangen den Giebel der einſamen Strandwohnung vor ſeinen Blicken auftauchen, die das Ziel der Reiſe war. Fleur-de-lys und Tulipan, ſo wenig Antheil ſie auch an der ganzen Unternehmung nahmen, ſchlugen ſich dennoch in ihren Hoffnungen und Ausſichten mehr auf Rogers als auf Vater Claude's Seite.

Bei ſeiner Ankunft miſchte ſich der kleine Zug unter die Menge anderer Wallfahrer, die das Haus umſchloſſen hielten und ihr Näherrecht

Nadeln hineingeſtochen und haben ſie erblinden gemacht; du gabſt uns Ohren, wir haben ſie verſtopft und verklebt mit ſiebenfachem Wachs; du gabſt uns eine reizbare Haut, wir haben ſie zum Panzer eines Büffels verhärtet: ſo Herr haben wir im Triumphe gewandelt, nichts hörend, nichts ſehend, nichts ſchmeckend von einer Erde, die du verflucht haſt: Auf dein Gebot haben wir den Leib, der dein Feind iſt, zertreten, zerſtoßen, zerfetzt, mit jeglicher Schmach und Marter beladen in das Grab gelegt. Haben wir nicht recht gehandelt? Sind wir nicht preiswürdig? Nun öffne deinen Himmel und erſtatte uns, wie du verſprochen, alle die Freuden, die wir dir geopfert. Nun gieb uns Genuß der nie endet. Und was wird der Schöpfer, der ſeinen Geſchöpfen den lebendigen Odem einblies, antworten? Er wird antworten: Wendet euch von mir, ich kenne euch nicht.

Selene erhob ihr Haupt und ſah dem Prieſter forſchend in die Augen. Dieſer fuhr lebhafter fort:

Ihr habt gelebt wie die Thoren und ſeid geſtorben wie die Miſſethäter. Läſtert mich nicht indem ihr euch auf mich beruft. Ich ſchuf die Creatur zur Freude! Ich gab ihr die Erde zum Genuß. Wie böſe, verwahrloſete Kinder habt ihr den Schmuck der Sinne euch vom Haupte geriſſen, und ihn mit Füßen getreten. Hofft nicht daß ich euch erſetzen werde, was ihr thöricht von euch geworfen. Ich habe keinen Himmel für euch, und hatte ich einen, ihr würdet ihn mir ebenſo zur Marteranſtalt umkehren, wie ihr's mit der Erde gethan. Geht, entfernt euch aus meinem Antlitz, ihr Krüppel, die ihr euch ſelbſt verſtümmelt habt. Nur das Geſunde, das Schöne, das Frohe iſt angenehm vor meinen Augen!

Sie werden mir einwerfen, liebe Tochter: dieſes Kloſter war, dieſe Menſchen dachten einſt ſo; allerdings in unſern Tagen finden ſich die Spuren ſo weit gegangener Verirrung nicht mehr. Wir haben ſo wahnſinnige Asceten nicht mehr aufzuweiſen; doch ſind wir noch lange nicht frei. Etwas iſt geſchehen zur Löſung unſerer Feſſeln, die größere Arbeit bleibt noch. Es wird nicht ſchwer fallen dem geſunden Urtheil der Menge jene groben, brutalen Verirrungen, von denen wir eben geſprochen, als verabſcheuungswerth vorzuführen, doch es wird immer noch eine faſt unlösbare Aufgabe ſein, die Frommen unſerer Zeit aus ihren Banden zu befreien.

Wie ſollen wir ſie denn befreien? Wollen ſie denn befreit ſein? fragte Selene.

Ob ſie es wollen, entgegnete der Prieſter mit ſcharfer Betonung, daran zweifle ich. Im Wahnſinn hat der Menſch eine Stärke wie er ſie ſonſt nicht hat. Aber daß es unſre Pflicht iſt die Binde von den Augen unſerer Mitmenſchen zu löſen, darüber kann wohl kein Zweifel ſein. So möchte ich denn auch die Binde von Ihren Augen löſen, meine theure Tochter, meine geliebte Freundin. Ich möchte Sie ſo glücklich ſehen, als Sie verdienen es zu ſein; und in Ihrem Glücke würde ich dann auch das meinige finden.

Und bin ich nicht glücklich? Kann ich es mehr ſein als ich es jetzt bin?

Sie verſagen ſich ſo Vieles; ſagte der Prieſter. Kann man glücklich ſein wenn man ſich fortwährend Entbehrungen auferlegt?

Welche? Nennen Sie mir irgend eine Entbehrung.

Nun! ſagte der Prieſter, und ſein Auge blitzte, ſeinen Mund umſpielte ein anmuthiges Lächeln, ziehen wir auf gut Glück die erſte, beſte heran. Sie entbehren den Genuß zärtlicher Neigungen. Sie flößen ſie ein, aber Sie erwidern ſie nicht. Da iſt ein junger Mann, ein Talent auf das ich Hoffnungen gründe, dabei ein ſelten feurig und leidenſchaftliches Weſen, eine blühende Natur, eine empfängliche Seele, mit einem Worte, der arme Knabe Aranis verzehrt ſich in einer Neigung zu Ihnen.

Was ſoll ich dabei? fragte die junge Wittwe.

Was ſie ſollen? die Blume brechen. Mein Kind, eine Frau die ihr Leben genießen will, und einen hübſchen Knaben zu ihren Füßen ſieht, fragt nicht was ſie mit ihm ſoll.

Mein Vater, das Geſpräch nimmt eine leichtfertige Wendung.

Es nimmt gerade eine ſolche Wendung, entgegnete der Prieſter, wie ich ſie beabſichtige. Die Frauen ſind zur Liebe geboren. Das Spiel der Zärtlichkeit füllt ihr Leben aus. Sie ſind nur glücklich wenn ſie lieben, und je öfter ſie den Gegenſtand ihrer verliebten Laune wechſeln, deſto glücklicher. Sie wundern ſich, daß ich, ein Prieſter, Ihnen dies ſage, doch überſehen Sie mein Kleid. Bedenken Sie einzig, daß der Menſch zum

Menſchen ſpricht. Der Prieſter giebt das Gebet, der freie, aufgeklärte Menſch ſagt: ich halte dies Gebet nicht.

Welch ein Zwieſpalt in dieſen beiden Naturen! rief Selene.

Er erklärt ſich durch die mangelhafte Einrichtung der Welt, ſo wie ſie jetzt noch beſteht: er kann erſt langſam und durch die vereinten Anſtrengungen der Vernünftigen weichen. Erlaſſen Sie mir, ſchöne Selene, die Erklärung dieſer Dinge, ſie würde zu weit führen. Danken Sie vielmehr dem Himmel der Sie mit einem Freunde bekannt gemacht, der ſein dunkles Kleid nicht anwendet Sie zu ſchrecken, wie er es leider noch bei Tauſenden thun muß. Um auf unſre frühere Beſprechung zurückzukommen: warum muntern Sie den jungen Aramis nicht auf?

Dragon! ſagte die Wittwe in einem von innerer Aufregung zitternden Tone; ich muß Sie daran erinnern, daß ich eine laſterhafte Handlung ſcheue.

Ach! rief der Prieſter, das Kloſter ſteht noch. Wir haben uns getäuſcht indem wir es in Trümmer verfallen wähnten! Was thun Sie anders, liebſte Tochter, als was jene Asceten thaten, nur daß Sie verſchmähen die Geißel, das Stachelhemde, den Eiſengürtel zu Hülfe zu nehmen? Aber Sie würden es ohne Zweifel thun, wenn Ihr Wille nicht zureichend wäre, um das Fleiſch zu züchtigen.

Ja, ſagte Selene. Aber mein Wille reicht zu.

Nun denn! Iſt dies nicht ganz die alte, heilloſe Asceſe des Mittelalters, nur in neue Form gebracht? rief der Prieſter. Iſt's nicht die alte Verketzerung des

Körpers, die Verdammung der Sinne? Ob der Wille hier zureicht, die Geißel dort nachhilft, kommt auf Eins heraus. Es iſt wieder das böſe, thörichte Kind, das die ſegenſpendende Hand des Vaters von ſich weiſt, ſich ſchreiend auf die Erde wirft und ſich ſelber Beulen ſchlägt.

Welche Läſterung, Orzeg! So wäre alſo die Tugend nichts! So wäre das Streben Gottes Gebote zu erfüllen, eine Thorheit?

Wann und wo hat Gott geſprochen? Die Menſchen haben ihn ſprechen laſſen. Und zu einer Zeit haben ſie das Weſen, das ſie ſprechen ließen Gott, zu einer andern Zeit Natur genannt. Doch nenne ſich dies Weſen, wie es will, ſeine einzig richtige Sprache ſagt: daß das Geſchöpf zum Genuß beſtimmt ſei, und durch den Genuß zum Glück. Einſt wird dieſe Lehre den ganzen Erdball beherrſchen und dieſe überall hinleuchtende Sonne wird „die Geſundheit der Völker“ heißen. Lange Zeit hat die Geſchichte nur von ihrer Krankheit zu erzählen gehabt. Was wir „Geſetze Gottes“ nennen ſind conventionelle Formen und Syſteme die ſich nach den verſchiedenen Zeitaltern verſchieden modeln; die auf dieſem Theile der Erde gelten, auf jenem nicht; ja die ohne den geringſten Schaden für die Menſchheit in ihr gerades Gegentheil umgewandelt werden können, wie es jene Völkerſchaften beweiſen, zu denen unſre Cultur noch nicht gedrungen. Einzelne Grund Geſetze beſtehen, ſo dieſes: du ſollſt nicht tödten. Denn wenn es erlaubt wäre zu tödten, ſo wäre es erlaubt ſeinem Mitgeſchöpfe das Mittel zu genießen zu rauben; und dieſes Mittel ſoll unter keiner Bedingung ihm genommen werden, da es zum Genießen geſchaffen werden. Alles Andere ſind Geſetze und Formen des Augenblicks die noch beſtehen, die aber der Weiſe nicht zu achten braucht. Das lächerlichſte conventionelle Gebot iſt für die Frauen das der Enthaltſamkeit. Es durchſchneidet gleichſam ihren Lebensnerv und macht aus ihnen frühzeitig geiſtige und phyſiſche Krüppel. Wie kann Gott wollen, daß wir dieſen Mann mit braunen Augen lieben ſollen, und jenen mit blauen nicht? Wie kann er uns befehlen: von dieſem Manne, den du haſſeſt ſollſt du Kinder haben, von jenem, den du liebſt, keine: lediglich weil jener dein Ehemann iſt, und dieſer nicht.

Prieſter, Prieſter! rief Selene; verſchonet mein Ohr wenigſtens, wenn Ihr auch grauſam genug ſeid meiner Empfindung zu ſpotten, und meinem Bewußtſein Hohn zu ſprechen. In die Nähe welcher Frauen müßt Ihr bis jetzt gelangt ſein, daß Ihr ſo von weiblicher Tugend denkt!

Ich biete jeder tugendhaften Frau eine Probe an; beſteht ſie die, ſo will ich ſie zum Himmel erheben und reumüthig meine Schuld bekennend, zu ihren Füßen fallen.

Welche Probe iſt das? fragte Selene begierig.

Orgen ſchwieg einige Sekunden, ehe er antwortete, dann ſagte er mit feſter Stimme: Die Probe beſteht darin, daß mir eine ſolche Frau zeige, daß ſie ihre Leidenſchaften und böſen Neigungen unterdrückt, weil ſie ſie unterdrücken will, nicht weil ſie ſie unterdrücken muß.

O, auf dieſe Probe ſtelle ich mich ſogleich bereit! rief Selene mit großer Heiterkeit und Freudigkeit.

Sie iſt nicht ſo leicht zu beſtehen! bemerkte der Prieſter.

Es ſoll doch nichts anderes heißen, rief die Wittwe, als zeigen, daß wir aus eignem Antriebe thun, was wir thun, und nicht auf Veranlaſſung der beſtehenden Geſetze und Verurtheilungen der Welt?

Allerdings! das ſoll es heißen.

O ſo giebt's nicht Eine, nein Tauſende meines Geſchlechts die freudig die Probe beſtehen. Ich, vielleicht die am wenigſten Starke von Allen will ſogleich den Anfang machen.

Sie wollten Selene? Doch die Probe iſt wunderbar ſcharf und gerecht. Ein Irrthum iſt nicht möglich. Wenn es mit einer bloßen Verſicherung gethan wäre, würde freilich keine einzige Tugend fallen.

Die Probe der Tugend, bemerkte Selene, beſteht gewöhnlich darin, daß man dem zu Prüfenden Geld und Güter, Ehren und Würden vorſchlägt.

O ich weiß eine viel ſchärfere Prüfung.

Eine noch ſchärfere? Ich denke es giebt keine ſchärfere. Wenigſtens wird dieſe von den Weltkindern für die nachdrücklichſte und ſchärfſte gehalten.

Die meinige wägt „das Geld der Seele“. Vor der meinen müſſen ſelbſt die Heroen der Tugend erbeben. Darum, meine Tochter, ſage ich Ihnen offen, melden Sie ſich nicht zu meiner Prüfung. Denn wenn Sie meine Prüfung nicht beſtehen, wiſſen Sie welch ein grauſames Loos Ihnen dann bevorſteht?

Nun, welches?

Daß Sie dann mein ſind! Mein für immer.

Wenig Hoffnung alsdann für Ihre Wünſche, Orgon! denn ich beſtehe die Probe, beſtehe ſie worin ſie wolle. Wenn Sie mir Reichthum anbieten; ich beſitze Schätze und trachte nicht ſie zu vermehren! Wenn Sie mir Ehren zu Füßen legen, ich habe ſie erreichen können, und habe ſie nicht genommen. Wie wollen Sie mich alſo auf die Probe ſtellen, daß es mir Ernſt mit der Tugend iſt! Wahrhaftig ich bin neugierig.

Was für Tauſende eine Probe wäre, wäre es für Selenen nicht! entgegnete ſehr ernſt der Prieſter. Glauben Sie nur, meine Tochter, daß ich weiß den Geiſt zu ſchätzen.

Verſucher! rief Selene.

Und iſt's nicht gerade die Tugend, fragte Orgon, die da wünſcht verſucht zu werden, um ſiegreich hervorzugehen?

Selene dachte in dieſem Augenblick an die Worte ihrer Freundin. Die Warnungsſtimme verhallte jedoch und ſie erwiderte ſchnell: Gut — ſo verſuche denn, Verſucher! —

So laſſen Sie uns denn offen, und ohne allen Rückhalt ſprechen, meine ſchöne und gelehrige Tochter, ſagte der Prieſter. So wie Sie mich da ſehen, glaube ich an keine Tugend. Wir handeln tugendhaft, weil wir den Schein bewahren wollen, und weil wir von tauſend Argus Augen uns bewacht ſehen. Dieſe Augen urtheilen nach dem Schein, und wir ſind gezwungen ihnen dieſen zu geben. Das iſt ein häßlicher Zwang.

Wir ſehen, daß ſogleich die Dinge ſich anders geſtalten wenn zum Beiſpiel wenige Menſchen, abgeſondert von der menſchlichen Geſellſchaft ſich auf einer wüſten Inſel befinden. Alsbald ſehen wir, daß der Bruder die Schweſter heirathet, daß der Mann ſeinen Gegner todtſchlägt, mit einem Worte, daß jede Leidenſchaft befriedigt wird, ohne daß die geringſte hemmende Schranke aufgebaut erſcheint. Alsdann heißt Tugend — ſein Leben genießen, ſeine Leidenſchaften befriedigen. Es giebt kein Geſetz, geſchaffen von Heuchelei und Schwachheit, es giebt keine Moral die die Convenienz und uraltes albernes Herkommen zur Lebensregel geſtempelt. Bis zu dieſer Freiheit können wir es jedoch — umfriedet von den Millionen kleiner Schranken und Umgrenzungen, die die Geſellſchaft um uns gebaut, nicht bringen; es bleibt alſo dabei, daß wir den Schein wahren, und uns dem Götzen, den die blinde Menge Moral und Tugend nennt, beugen müſſen. Wie aber, wenn es eine Geheimlehre gäbe, die ihren Jüngern die vollkommenſte Freiheit, jene Freiheit auf der wüſten Inſel, gewährte! Wie, wenn uns die Gelegenheit gegeben würde, vor der Welt die ſtrengſte, die erhabenſte Tugend zu zeigen, und dennoch keinen unſerer Genüſſe uns verkümmert zu ſehen, keine unſerer noch ſo zügelloſen Leidenſchaften, unbefriedigt? —

Selene erhob ihre Stimme zu ihrer ganzen Kraft indem ſie dem Prieſter erwiderte: Und dennoch der Tugend treu bleiben! Dennoch dem innern Geſetze dienen! Das wäre freilich Triumph! Das wäre Seligkeit! Aber Orgon, eine ſolche Prüfung giebt es nicht.

Gäbe es eine ſolche, ich würde Sie auf meinen Knieen anflehen ſie mir aufzulegen.

Meine Tochter! entgegnete der Prieſter mit auffallend weicher Betonung: ſoll ich zugleich fürchten und hoffen? In welch' eine grauſame Lage verſetzen Sie mich. Ich wünſche Ihnen den Triumph, da er ſie beſeligt, ich wünſche aber auch Ihre Niederlage, da dieſe Sie mir in die Arme führt. Unglückliches Weib! Welch' einen Spiegel zeigſt du mir, in dem ſich die Kämpfe darſtellen, die ich ſelbſt einſt kämpfte! O auch ich war einſt blühend und triumphirend wie du! Auch ich forderte kühn mein Geſchick heraus! Auch ich — auch ich! —

Kehren Sie zurück, mein Vater; noch iſt es Zeit! Dienen Sie wieder dem Gott, dem ſie ſelber gedient! Er wird den Reuevollen willig in ſeine Arme wieder aufnehmen. Laſſen Sie uns vereint, Hand in Hand zum Altar der Tugend wallen.

Und welchen Lohn bieteſt du mir, wenn ich umkehre?

Den Himmel! Orgon, den Himmel!

An den ich nicht glaube. —

Wohlan denn die ſelige Befriedigung die der, der die Tugend ausübt und liebt in ſeiner eignen Bruſt findet. —

Ich verlache das Gewiſſen, entgegnete der Prieſter; es iſt ein Lügengeiſt der uns bethört. Ich will genießen und meine Leidenſchaften befriedigen. Genug der Worte. Ich kehre nicht um; ich fand was ich ſuchte. Selene, wollen Sie ſich der Prüfung unterwerfen?

auf Zufriedenſtellung ihrer Wünſche geltend machten. Erſt als der Abend einbrach, gelang es Vater Claude in die Hütte zu bringen, um die Seinigen, die draußen wartend blieben, anzumelden. Fortunat empfing den alten Schwätzer mit der Miene einer kleinen Verſtimmung. Sein Verdruß wuchs mit den wachſenden Geſchichten des Gascogners, und er war eben im Begriffe, ſich von ihm loszumachen, als einige Umſtände, die der Alte in ſeinen Erzählungen nur leicht berührte, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Er forſchte näher nach, und erfuhr den Kampf und die Verwundung der drei Pagen, ihren Aufenthalt in der Köhlerhütte und die Verlobung des einen dieſer Jünglinge mit der Tochter des ehrenhaften Mannes, der gekommen war, ſeine Geduld durch langweilige Geſchichten auf die Probe zu ſetzen. Ungewiß, ob er den freudigen Zuflüſterungen ſeines hoffenden Herzens Gehör geben, oder ob er ſie als neckende Trugbilder verbannen ſollte, Ich will.

Und wenn Sie ſie nicht beſtehen, wollen Sie dann mein ſein?

Ich werde es.

Der Prieſter erhob ſich. Er breitete ſeine Hände in einem myſtiſchen Zeichen über das Haupt des jungen Weibes aus. Seine Augen glänzten dabei mit einem übernatürlichen Feuer. So nimm, rief er, Tochter des Staubes, einen Antheil der Macht, die mir gegeben iſt, und brauche ſie frei, nach deinem Willen, zu deinen Zwecken! Während ich dieſe Worte ſpreche iſt der gegenwärtig, dem ich Dank ſchulde, dem ich aber nicht dienſtbar bin. Auch du empfängſt dieſe Gabe, ohne ihm dienſtbar zu werden. Wir ſind freie Kinder einer freien Schöpfung! Niemand erkennen wir über uns, Niemand neben uns, Niemand unter uns! —

Selene hatte kaum die Berührung der Hände des Prieſters auf ihrem Haupte empfunden, als ein kalter Schauer ſie überwältigte und ſie ohnmächtig niederſank.

VI.

Als ſie wieder erwachte, befand ſie ſich in ihrem Gemache allein. Ein plötzlich erwachender Sturmwind hatte die Flügel des Fenſters zugeworfen; die Landſchaft draußen hatte ihr Licht und ihren Glanz verloren, im Gemach herrſchte eine dumpfe Finſterniß. Die Witwe zog die Klingel, es wurden Kerzen gebracht. Der Diener meldete, daß eine alte Frau im Vorſaal ſtehe, die vorgelaſſen zu werden wünſche.

Selene gab den Befehl, und eine tiefgebeugte, in Lumpen gehüllte Alte kam, am Stabe wankend, langſam herbei, indem ſie ſich bemühte den Saum von Selenens Gewand zu ergreifen, um ihre Küſſe darauf zu drücken.

Sie kennen mich nicht mehr, gnädige Frau, hub ſie an. Und einſt durfte ich täglich und ſtündlich um Sie ſein! Ich erfreute mich Ihrer Gunſt, und Sie überſchütteten die arme Johanna mit Ihren Zärtlichkeiten. Damals war ich aber auch ein ſchönes, eitles Weib, ſtolz auf das Glück einſt Selenen's Amme geweſen zu ſein.

O Himmel! rief die Ueberraſchte: ſo kommſt du mir wieder vor Augen, Johanna! Welch eine Jammergeſtalt! Setze dich, Alte; ich werde ſogleich einige Erfriſchungen auftragen laſſen. Sprich, was iſt dir begegnet? Weshalb erſcheinſt du in dieſem beklagenswerthen Aufzuge?

Ich bin eine Verbrecherin, entgegnete das Weib. Nahen Sie mir nicht, berühren Sie mich nicht, Sie könnten ſich beflecken. Die menſchliche Geſellſchaft hat mich ausgeſtoßen; ſeit wenigen Wochen erſt bin ich der Haft entlaſſen worden. Noch tragen meine Glieder Spuren der Feſſeln, mit denen man mich belaſtet hatte. Ich kam zu Ihnen, theure Frau, weil hier die Arme am meiſten auf Nachſicht und Mitleid hofft.

Die dir auch werden ſollen, Johanna! rief Selene, nachdem ſie die erſten Anwandlungen von Grauſen und Entſetzen, die ſie beim Anblick dieſes einſt ſo geliebten, jetzt ſo tief geſunkenen Weſens, überfielen, bezwungen hatte. Unglückliche! du biſt ſicherlich nicht ſo ſchuldig, wie du dich ſelbſt anklagſt!

Sie ſollen urtheilen, meine einſtige Gönnerin! rief die Alte. Mein Herz ſoll wie vor Gott Ihnen offen daliegen. Es laſtet ein Mord auf meiner Seele.

Jammervolle! und du lebſt noch? Das Beil der Gerechtigkeit hat nicht dein Haupt vom Rumpfe getrennt?

Weil die Richter nicht allwiſſend ſind! Man hat mir nur das Verlangen, die That auszuführen, nicht die That ſelbſt beweiſen können. Wenn Sie mich hören wollen, ſo laſſen Sie mich ſprechen. Als ich dieſe

Schwelle betrat, ſo legte ich das heilige Gelübde ab, vor dem Bilde der größten Reinheit und Tugend mich zu demüthigen. Ich wollte Ihre Gnade anflehen, ich wollte ein Aſyl in Ihrem Hauſe finden, aber nur unter der Bedingung, daß Sie auf das Genauſte erführen, wen Sie bewirthen und wem Sie Schutz verleihen. Alle Welt konnte ich täuſchen, Sie aber will und darf ich nicht täuſchen. Meine Buße fange ich an, indem ich mich vor Ihnen niederwerfe und bekenne.

Steh' auf, Johanna, ſtehe auf! Ach, du zerreißeſt mein Herz indem du mich lehreſt dich nicht mehr ſo zu achten und zu lieben wie früher. Erzähle Unglückliche, verſchweige mir nichts. Du warſt ja, als du mich verließeſt, glücklich vermählt mit dem Manne deiner Wahl?

Ein Zug des Hohns glitt über das runzelvolle Antlitz der Verbrecherin. Meiner Wahl? wiederholte ſie. Ja wohl, meiner Wahl; aber wiſſen wir Weiber Wen und Was wir wählen, wenn wir einen Mann wählen, der uns zuſchwört uns zu lieben, und uns dann betrügt? Mein Unglück war, daß ich Glauben hegte.

Selene preßte ihre Hand an's Herz, und wendete den Blick ihrer ſchönen Augen zu Boden.

Die Alte fuhr fort: Alſo von Bertram ſoll ich ſprechen, von ihm, den ich liebte und der mich betrog. Ich brauche nur hinzuzuſetzen: und an dem ich mich rächte, ſo iſt meine ganze Geſchichte eigentlich ſchon erzählt. Aber die Art der Rache iſt weder angedeutet noch in ihrem Beginn und Verfolg berichtet, und ſomit wäre die Hauptſache doch noch in Schleier gehüllt. O meine edle, ſchöne Dame, wenn ich vorhin ſagte: ich habe bereut, ſo iſt es nach Weiſe der ſchwachen Menſchenkinder geſprochen, die, wenn ihnen ein Schlagbaum vor der Naſe zugeſchlagen wird, heuchelnd ſprechen: ich habe dieſen Weg ja auch gar nicht gehen wollen! — Nein, nein, meine Gebrechen ſind nicht Heuchelei und Demuth; im Gegentheil von Jugend auf iſt Stolz mein Erbtheil geweſen. Und ſo bekenne ich denn auch jetzt: Ich wollte den Weg gehen, und bin ihn gegangen. Der Mann ſollte von meiner Hand fallen, und iſt von ihr gefallen. Es iſt nur das Einfältige, daß man in der Welt nichts vollkommen heimlich machen kann. Sehen Sie, meine geliebte Frau, daran liegt's! Beobachten Sie die Geſchicke der Welt und der Perſonen, die eine Rolle geſpielt, das heißt das durchgeſetzt haben, was ſie beabſichtigten. Immer haftet ein Makel auf ihrem Namen: bald dieſer, bald jener, ſtets ein Makel. Das kommt daher, weil jede große That immer einen Schweif kleiner Thaten nach ſich ſchleppt, und dieſe Schleppe iſt's die den Unrath und Staub der Straßen und Wege aufſammelt; das heißt das Urtheil und das Geplauder der Menge, die ſich der großen That anſetzen. Ganz rein, ganz ſauber, ganz friedlich kommt kein Held, kein Weiſer, kein Heiliger in den Tempel des Ruhms. Dieſer Schweif kleiner Thaten läßt ſich auf keine Weiſe abthun. Wüßte man nicht wie Dieſer und Jener geſtiegen iſt, könnte man ſich's nicht erzählen auf welcher Hintertreppe der große Geiſt ſich bei Nacht und Nebel emporſchwang, die Welt hatte keine Freude an der Größe, denn nichts beläſtigt und kränkt den gewöhnlichen Menſchen ſo ſehr als Größe und Tugend. Gilt dies von dem Guten, wie viel mehr von dem Böſen, oder von dem was die Welt ſo nennt. Die große und gute That, wenn ſie geheim geſchähe und fleckenlos an's Licht träte, würde die Welt mit unwiderſtehlichen Waffen beſiegen, das Verbrechen aber, wenn es völlig im Geheim geübt werden könnte machte den Menſchen zum Gotte.

Selene hörte mit Staunen die geläufige Rednergabe des alten Weibes. Wo haſt du ſo nachdenken und ſprechen gelernt? fragte ſie.

Wo? Im Kerker! antwortete dieſe. In der Einſamkeit thut der Menſch die innern Thore auf, und da zieht ein ſo mancher geharniſchte Mann, das heißt figürlich geſprochen, ſo mancher ſtarke und ſelbſtſtändige Gedanke, der mit Streitaxt und Lanze gegen die ſchwächliche Meinung losgeht, der man im Lichte des Tages, und im Gewühl des Marktes gehuldigt hat. In der Nacht meines Kerkers ſagte ich zu mir ſelbſt: weshalb ſitzeſt du hier? Warum dieſe Feſſeln? Nicht deines Verbrechens wegen, denn das haben Tauſende begangen, und ſind frei geblieben, ſondern weil was du vollbrachteſt, nicht ſo heimlich geſchehen konnte, als du es beabſichtigteſt. Du brauchteſt Gift, aber wo dies hernehmen? Es liegt in der Apotheke unter Verſchluß. Du haſt ein Zeugniß des Arztes nöthig damit man es dir gebe. Dem Arzte muß irgend ein Grund, zu welchem Zwecke du es haben wolleſt, vorgelegen werden. Die Lüge wird entdeckt, der Arzt berichtet, man findet bei dir noch Reſte vom

Gifte: du biſt überwieſen! Welch ein läſtiger, beſchwerlicher und gefährlicher Weg. Du greifſt zu einem andern Mittel, du fragſt bei Büchern und bei Menſchen nach: welche Sorte giftiger Pflanzen es gäbe, und wo ſie zu finden. Nachdem du vorſichtig die Berichte entgegengenommen, ſammelſt du was du nöthig haſt, bei nächtlicher Weile. Nun denkſt du ſicher zu ſein: allein deine Nachbarin hat dich ausgehen ſehen, ſie hat bemerkt wie du in ſpäter Nachtſtunde auf dieſem, auf jenem öden Felde herumſuchteſt; auch findet man bei deinem Kochgeſchirr Spuren und Merkmale. Alſo wieder Berichte, Aufſpürungen, Entdeckungen, Strafe. O Himmel, wie aus dieſem Labyrinth entkommen!

Unwürdige! rief Selene zürnend: iſt dies deine Buße? Dies die Zerknirſchung mit der du behaupteteſt, meine Schwelle überſchritten zu haben? Geh — fort aus meinen Augen! du Verworfene, mit der ganzen Schuld noch Belaſtete! —

Die Alte ſah die Zürnende mit ſcharfem Blicke an. So geht's, ſagte ſie boshaft lächelnd, wenn man aufrichtig iſt. Iſt denn nicht die Wahrheit, die ich Ihnen bringe, geehrte Dame, der beſte Beweis, wie tief ich mich vor Ihnen demüthige? Ich dachte Ihr fühlet groß genug, um hierin den ſtärkſten und lebendigſten Beweis meiner Anhänglichkeit zu ſehen.

Es iſt wahr, nahm die Wittwe das Wort, wenn du ſelbſt deine Richter getäuſcht haſt, mich aber nicht täuſchen willſt, ſo iſt dies ein Beweis deines verſteckten Herzens, das ſich in meiner Nähe öffnet. Ich erkenne es mit Dank. Fahre fort in deiner Erzählung, deren

Grauen mir das Blut in den Adern erſtarren macht. Welchen Weg ſchlugſt du nun ein, um dein Opfer zu fallen?

Den Weg, entgegnete die Verbrecherin, von dem ich erwarten konnte, daß er am ſicherſten zum Ziele führte und mich, auf ihm wandelnd, am wenigſten den Blicken der Menſchen ausſetzte. Mein Treuloſer lebte im Streit mit einem anerkannt boshaften und gewaltthätigen Manne im Dorfe. Dieſen Umſtand benutzte ich. Meine That gelang und auf Jenen wälzte ſich der Verdacht. Aber ſo klug ich zu Werke ging, gänzlich konnte ich doch nicht alle Verdächtigungen von mir abwenden. Ein kleiner Flecken an meiner Schürze, kaum ſo groß wie der Boden eines Fingerhuts, machte, daß ſich plötzlich alle Blicke jener aufmerkſamen Spürhunde auf mich richteten. Ich ſage ein kleiner Flecken auf meiner Schürze, kaum ſo groß wie der Boden eines Fingerhuts — und alle Welt im Zorn gegen mich! Und Kerker und Verhör! Meine Schürze hing acht Wochen lang im Gerichtsſaale aus, als wäre ſie eine erbeutete Fahne geweſen. Ihre Farbe und Größe wurde in den Zeitungen beſchrieben! Ich ſage: meine Schürze, meine Küchenſchürze, wurde beſchrieben, vielleicht auch ſogar gezeichnet und in Kupfer geſtochen. Ich ſollte ſagen wo ich den Fleck her hätte. Die Doctors mit ihren Brillen hatten den Fleck beſichtigt und ihn für einen Gifttropfen erkannt. Nun ſollte ich ſagen, wie der Gifttropfen auf meine Schürze gekommen! Liebe Frau — dieſer eine kleine Fleck hatte mich dem Beil des Henkers überweiſen können! Ich dachte daran, ſo vorſichtig biſt du gegangen, ſo künſtlich, mit aufgeſchürztem Kleid haſt du dich um alle Ecken und Vorſprünge des Verbrechens herumgewunden, und nun doch iſt dir ein Tröpfchen angeſpritzt! Wie merkwürdig! Wie belehrend für Alle, die die Wege zu gehen beabſichtigen, die du gegangen! Eine vollkommene Heimlichkeit iſt nie und nimmer zu erzielen! Das iſt die große Wahrheit, die mir in der Nacht meines Kerkers, wie ein Meteor in's Auge ſprang. Wäre eine ſolche vollſtändige Heimlichkeit zu erzielen — der Menſch wäre ein Gott! — Nun, was mich betrifft, ich log mich heraus. Den Kopf koſtete es nicht — aber es hätte auch kein Kerker, keine Unterſuchung ſein dürfen! Es hätte auch kein Makel auf mir haften dürfen! Ich hätte als eine Fromme und Heilige daſtehen müſſen, man hätte mich noch verehren und anbeten ſollen! Das iſt's, was ich wünſche!

Entſetzlich! rief Selene und verbarg ihr Antlitz. Amme, Amme! was ſagſt du? So wäre dir die innere Stimme nichts geweſen, die dir ſelbſt im Glück und bei aller Achtung und Verehrung der Welt, immerdar deine Sünde, deine innere Verworfenheit — mit einem Wort die entſetzliche That, die auf dir laſtete, vorgeworfen hätte? Unglückſelige, haſt du denn dieſen Einwurf gegen deine armſelige Lehre nicht bedacht?

Das Menſchenherz will Rache nehmen für ihm angethanes Leid! ſagte die Alte. Ich hatte meine Rache, ich war geſättigt; das Uebrige ging mich nichts an. Könntet ihr's heimlich thun, ihr beleidigten Weiber, ſie handelten Alle ſo wie ich — Alle! ſage ich — ich nehme Keine aus.

Höre auf! rief Selene; ich kann deine Worte nicht länger hören. Sie ſind freche und zügelloſe Läſterungen.

Und ich bleibe dabei! entgegnete mit kalter Ruhe die Verbrecherin, ich nehme ſelbſt Sie nicht aus, meine ſchöne, liebenswerthe Frau!

ſtand er noch da, als von draußen die Töne eines kleinen Liedes erſchollen, das er oft am Hofe zu Famaguſta vernommen. Ein freudiger Schreck erſchütterte jetzt ſein ganzes Weſen. Es war gewiß, er ſollte die Freunde ſeiner Jugend wiederſehen; ein himmliſcher Augenblick für ein empfindſames Herz. Er riß mit Leidenſchaft die Thür auf, die ihn noch von einem geliebten Anblicke trennte, und ſiehe, mitten im Glanze der Abendröthe, die ihre Glorie mit dem funkelnden Schimmer des Meeres miſchte, zeigte ſich die verſchlungene Gruppe der zwei Freunde und des Mädchens, zuſammen auf einem Uferſteine ſitzend.

„Fortunat!“ — „Roger!“ — „Tulipan!‘ waren die Ausrufe, die von ſtammelnden Lippen einander zuflogen. Eine herzliche Umarmung folgte ihnen unmittelbar, und zu dieſer erſchütternden Erkennungsſcene floſſen die ſanften Thränen Fleur-de-lys’s und des alten Claude. Und dann, welch ein Heer von Fragen! Wie

VII.

Das Geſpräch, das Selene mit der Alten geführt, ließ einen Stachel in der Seele der Erſteren zurück. Die Unterredung mit Orgon paßte gleichſam als andre Hälfte zu dieſem Geſpräch; beide ergänzten ſich und füllten das grauſenvolle Syſtem aus, das ſich den Blicken der nachdenkenden Selene in der einſamen Stunde darſtellte, der ſie ſich jetzt hingab. Ein wild aufgewühltes Meer von Gedanken, Bildern und Darſtellungen bewegte ſich in ihrer Seele. Die Erinnerung an das was ſie gelitten kam jetzt in einer Geſtalt vor ihre brennende Einbildungskraft, ſo daß jeder Zug eines einſt geliebten Gegenſtandes ſeine ſchärfſte Darſtellung gewann.

Auch ich habe geliebt, auch ich bin betrogen worden! ſagte Selene.

Als ſie dieſe Worte ſprach beugte ſich ihr Haupt tief auf die Bruſt hinab, ähnlich einer Blume, über die der Sturmwind dahinfährt.

In dieſem Augenblick fuhr ihr etwas durchs Herz, daß wie „Süßigkeit der Rache" tönte. Aber es war nur ein Augenblick, der ſo flüchtig kam und ſo ſpurlos dahinglitt, daß es war, als ſei er nicht geweſen. Ein Hauch, der über eine Spiegelfläche gleitet, iſt nicht flüchtigerer Natur, und verſchwindet nicht ſpurloſer als dieſer kalte Rachegedanke, angeweht an das warme, volle und gottliebende Herz der ſchönen Frau.

Ich habe vergeben! ſagte ſie leiſe vor ſich hin. Unſere Sache iſt abgemacht. Kann er glücklich ſein — ich wünſche, daß er es ſei.

Da ſtieg Orgon's Bild vor ihr auf: du wünſcheſt daß er glücklich ſei? Du wünſcheſt deinem Mörder Glück? O das iſt Heuchelei! Das iſt jene unnatürliche Sanftmuth, jene geknechtete Demuth der Seele, die eine Lehre predigt, die die Anachoreten und Selbſtquäler ſchuf. Es iſt ſchon genug wenn du ſagſt: ich wünſche ihm nicht den Tod.

Selene dachte hierüber nach, und daß ſie nachdachte, war ſchon ein Zeichen, daß Orgon und die Alte ihre Lehrſätze und Betrachtungen nicht umſonſt vor ihren Blicken entrollt hatten.

Nein! nein! rief die Geängſtete. Vergeben habe ich ihm und — „du ſollſt für deine Feinde bitten, und ſegnen die, die dir fluchen!"

Langſam, das bleiche Antlitz zur Erde geſenkt, ließ ſie ſich auf ihren Betſchemel nieder. Sie betete für Remond.

Als ſie ſich erhob, empfand ſie wieder den Himmel in ihrer Bruſt und die hohe Beſeligung der Tugend. Sie nahm jetzt eine weibliche Arbeit vor, und der

Tag ging in der gewohnten Pflichtübung und in Geſchäften hin.

In der Morgenſtunde des nächſten Tages beſuchte ſie Orgon nochmals. Er fragte ſie, ob ſie noch keine Probe gemacht mit der Kraft, in deren Beſitz ſie jetzt ſei. Selene hatte — ſo ſchuldlos und gottergeben war ſie noch — völlig vergeſſen in welch' myſtiſches Kampfſpiel ſie ſich mit ihrem furchtbaren Gegner eingelaſſen. Welche Probe ſollte ich angeſtellt haben? entgegnete ſie. Wie Sie mich verſichern, Orgon, habe ich durch Sie jetzt die Macht erhalten durch meinen Willen allein anzurichten, wozu die Menſchen äußerliche Mittel nöthig haben. Gut, ich will es glauben. Es iſt ein gefährliches Geſchenk das Sie mir gemacht haben. Doch zu welchem Zwecke hätte ich es brauchen ſollen?

Vielleicht, bemerkte der Prieſter, war die Zeit noch zu kurz, und es bot ſich in dieſen wenigen Stunden noch keine Gelegenheit?

Sie wird ſich nie bieten! Was ich thue, kann alle Welt wiſſen. Ich werde nie etwas Unrechtes wollen und begehren. Nie!

Der Prieſter lächelte.

Selene ſah ihn mit einem kleinen Anflug von Unmuth an. Sie zweifeln? fragte ſie raſch.

Wie ſollte ich? entgegnete dieſer. Ich weiß wohl, daß ich in dieſem Wettkampfe der Beſiegte ſein werde. Und ach — ich verliere dabei nicht allein den Glauben an die Untrüglichkeit meiner Anſicht, ſondern ich büße auch den Beſitz des liebenswürdigſten und ſchönſten Weibes ein.

Selene erröthete und ſchwieg.

Der Prieſter ſagte: Uebrigens, wer ſprach denn hier von böſen Thaten, die vollführt werden ſollen, können es nicht auch gute ſein? Wie ſüß iſt's ganz im Geheim — blos durch den Willen — eine edle, eine ſchöne That zu vollführen. Alsdann ahnet Niemand, wer der Gott geweſen, der ſich hinter eine Wolke verbirgt. Selene, meine ſchöne Tochter! fühlen Sie nicht, daß ich nur an ſolche edle Handlungen denken konnte, als ich Sie fragte, ob Sie nicht bereits Ihrer neuen Macht eine Probe auferlegt?

Daß es möglich ſei einer guten Handlung alle materiellen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, daran hatte Selene nicht gedacht.

O, wenn Sie es ſo meinen, Orgon, ſo will ich noch in dieſer Stunde meine neue myſteriöſe Macht prüfen. Ich will, daß ein armer Tagelöhner, der ſeit Wochen krank liegt, und dadurch ſeiner Familie den Ernährer entzogen ſieht, geſunde — und dann will ich —

Halt! rief Orgon; erſchöpfen Sie nicht ihre Kraft durch zu lebhaftes und zu gehäuftes Wollen. Es iſt ſchon mit dieſem genug. Wir werden ſehen was wir ausgerichtet haben.

Laſſen Sie mich ſelbſt in's Dorf eilen! rief Selene, indem ſie raſch zu ihrem Hute und Tuche griff. O wie himmliſch, wenn ich in der That den armen Mann in der Geneſung begriffen finde.

Wir können uns den Gang erſparen, ſagte der Prieſter lächelnd. Dort kommt der Sohn des Kranken auf das Haus zugeſprungen. Sein Auge glänzt vor

Freude; der Knabe wird der Ueberbringer einer für ihn und uns angenehmen und überraſchenden Botſchaft ſein.

Der Sohn des Tagelöhners erzählte weitläufig die plötzliche Geneſung des Vaters. Der Gelähmte hatte die Krücken weggeworfen, und ſelbſtſtändig und frei bereits einige Schritte in dem Gärtchen gethan, das die Hütte umgab. Die fromme Familie ſchrieb dieſe Geneſung einem Opfer zu, das einem wunderthätigen Heiligenbilde Tages vorher geſpendet worden.

Wollen wir die guten Leute bei dieſem Glauben laſſen! bemerkte Orgen. Für uns iſt hiermit genug geſchehen! Sie ſehen, Selene, Sie haben etwas Gutes vollbracht, und kein noch ſo leiſer Schatten einer Annahme, daß Sie dabei Ihre Hand im Spiele gehabt, beläſtigt Sie.

Orgen! Orgen! Wie danke ich Ihnen für dieſes himmliſche Geſchenk. Wie will ich jetzt die Leiden der Menſchheit mildern! Wie ſoll jeder Tag, jede Stunde mir einen neuen Segenswunſch bringen! O Gott, nicht mir — nein Dir, Dir! Allmächtiger, der du ſtark biſt im Schwachen; alſo auch in mir!

Orgen richtete einen ſeiner finſterſten und verzehrendſten Blicke auf die ſchöne Frau, die in ihrer Verklärung doppelt ſchön vor ihm ſtand. Ich habe Ihnen, meine Tochter, hub er an, einen beſcheidenen, discreten und raſchen Diener in Ihre Hand gegeben; aber bedenken Sie wohl: der Wille zu dieſer Kraft erhöht, und mit dieſer Gewalt ausgeſtattet iſt ein Werkzeug, deſſen Gebrauch der Meiſter mit Weisheit und Vorſicht in's Leben treten läßt. Dies ſei eine Lehre für die Folgezeit. Zu oft wollen und Geringfügiges wollen, nutzt die geheimnißvolle Kraft ab. Daß dieſer gute alte Mann wieder den Gebrauch ſeiner Glieder erhielt, mag als Spielwerk der Laune für einmal hingehen; doch giebt's andere Aufgaben, meine Tochter, für einen ſo magiſch gepanzerten und allmächtigen Willen. Bedenken Sie, Selene, daß hier ein uns gleichgültiges Leben verlängert wird, daß wir aber auch ein Leben verkürzen können, das uns im Wege iſt, oder ſonſt wie unſer Mißfallen erregte. Das iſt der weſentliche Dienſt, den uns die dämoniſche Kraft leiſtet.

Ich werde dieſe Kraft nur zum Gutesthun anwenden! rief Selene.

Wir wollen uns wieder ſehen und wieder ſprechen, entgegnete der Prieſter. Ich verreiſe jetzt auf einige Zeit und komme daher, von Ihnen Abſchied zu nehmen. Vielleicht vollendet mehr als ein Jahr ſeinen Lauf, ehe es mir vergönnt wird, mich wieder in Ihrer Nähe zu befinden. Vergeſſen Sie meinen armen kleinen Aranis nicht.

Mit dieſen Worten verabſchiedete ſich der Prieſter.

Zweite Abtheilung.

I.

In der täglichen Ausübung ihrer Pflichten, in dem regelmäßigen Gange der Beſchäftigungen hatte Selene faſt vergeſſen ſowohl den Inhalt als die Bedeutung der letzten Zuſammenkünfte mit dem Prieſter. Es iſt für eine Seele, die im Stillen ſchafft und die ſich des Weges, den ſie zu gehen hat, deutlich bewußt iſt, eine ungewohnte Anſtrengung, ſich in Gebiete zu verlieren, die auf ein Feld der Thätigkeit lenken, wo außerordentliche Erfolge durch außerordentliche Mittel gewonnen werden ſollen. Es war daher ein Monat vergangen ſeit der Abreiſe Orgen's, und keine neue Probe war von Selenen von der wunderſamen Gabe, die ihr inne wohnte, gefordert worden. Sie war feſt entſchloſſen, dieſe Gabe nur zum Guten anzuwenden, und edle und gute Zwecke zu erreichen, dazu ſchien es ihrem innern Thätigkeitsdrang viel zuſagender, ſelbſt kräftig Hand an's Werk zu legen, als dieſes Werk gleichſam von unſichtbaren Dienern vollſtrecken zu laſſen. Eine Anreizung in ihrer nächſten Umgebung friſchte

Sorgen's gefährliches Geſchenk wieder in ihrem Gedächtniß auf.

Juliette, das reizende, gefühlvolle Kind, war Selenen's Liebling geworden. Sie entdeckte in dem Herzen dieſes unſchuldvollen Mädchens alle jene urſprünglichen und friſchen Keime einer energievollen Tugend, die nur gepflegt zu werden brauchen, um zu ſchönen Früchten zu werden. Selenen's ganze Sorgfalt wendete ſich demnach dieſem Kinde zu. Auch ſeine körperliche Schönheit beſchäftigte die zärtliche Pflegerin, auch dieſe ſollte, zuſammt den Reizen des Charakters und der Seele, zur höchſtmöglichen Entwickelung gebracht werden. Bei Verfolgung dieſer Zwecke war es nicht gleichgültig, in welchen, wenn auch zufälligen Umgebungen die heranreifende Jungfrau ſich befand. Selene ordnete dieſe Umgebungen ſo viel wie möglich; ſie entfernte, was ſtörend ſein konnte, und brachte in die Nähe, was förderlich wirken mußte. Julietten's Zimmer war ganz nach Selenen's Anordnungen eingerichtet: die Blumen am Fenſter, die Bilder an der Wand, ſelbſt die Vorhänge und die Tapeten waren in einfachem und edlem Geſchmacke zuſammengeſtellt. Durch jedes dieſer Dinge wurde ein gemeinſames Gefühl der Harmonie der Farben und Formen hervorgerufen, das äußerſt wohlthätig auf die Seelenſtimmung wirkte, wenn dieſe Wirkung auch unbewußt und unmerklich geſchah. Ebenſo durfte nur Wohllaut die Stille unterbrechen, und ſchreiende und heftige Laute waren verbannt. Gegen dieſes Geſetz verſtieß ein Papagei, den Juliette ganz beſonders liebte, den Selene aber, aus den eben angeführten Gründen, viel leidenſchaftliche Theilnahme, und dennoch wie wenig Aufmerkſamkeit. Halb vollendete Erzählungen, durch zwölfmal in einem Athemzuge wiederholte Fragen durchſchnitten, kreuzten ſich mit wilden Ausrufungen, die ſehr ſchlecht zu einigen hergeſtammelten empfindſamen Confeſſionen paßten. Roger machte endlich die Bemerkung, daß nicht Alle zuſammen ſchreien dürften und daß man jeden Einzelnen zu Worte kommen laſſen müßte, um Etwas in der Ordnung zu erfahren, aber er ſtellte dieſe lobenswerthe Regel gerade mitten im hartnäckigſten und lauteſten Geſchrei auf, ſo daß Niemand ſie hörte und verſtand. Ein Beweis, wie übel oft Diejenigen, die uns beſſern wollen, ihre Zeit wählen. Endlich trat eine Pauſe der Erſchöpfung ein, und nach dieſer, wie nach einem wohlthätigen ſtillen Abendthaue, keimten die Blumen der geordneten Nachrichten aus jedem Munde und wurden von dem aufmerkſamen Claude zuletzt in ein Bouquet nicht leiden mochte. Schon oft hatte ſie dem jungen Mädchen einen Tauſch angeboten, ſie wollte gegen dieſen Schreier ihr einige von den zahmen und ſchön befiederten Sängern geben, die ſie ſelbſt in Käfigen auferzog; doch ihre Verſuche, ſelbſt ihre Bitten waren ohne Erfolg geblieben. Oft wenn ſie kam, um mit ihrem Liebling in ſinnigem Geſpräch eine Stunde zu verplaudern, ſtörte ſie der grelle Ruf des verhaßten Thieres, und ſie äußerte dann lebhaft, daß ſie nicht begriffe, wie man ein ſolches läſtiges Geſchöpf irgendwie in ſeiner Nähe dulden, ja ſogar es ſorgſam pflegen könne. Juliette, wenn ihre mütterliche Freundin kam, verhing den Käfig, aber der Bewohner deſſelben ließ ſich nicht ſtören, er ſetzte unbekümmert ſeine Angriffe auf die Gehörsnerven ſeiner Feindin fort. Die Feſtigkeit, mit der Juliette der Entfernung des Vogels ſich widerſetzte, betrübte Selenen auch noch in einer andern Beziehung; ſie ſah darin ein gefahrbringendes Etwas in dem Herzen ihrer Freundin Wurzel ſchlagen; dieſes Etwas war das Verlangen, einen Theil ihrer Seelenkräfte einer läppiſchen Spielerei zuzuwenden. Schon oft hatte die Kennerin der Herzen gerade unter ihrem eigenen Geſchlecht dergleichen thörichte Neigungen Herrſchaft gewinnen und ſich ungebührlich ausbreiten ſehen. Es wäre ihr unendlich betrübend geweſen, wenn auch ihr Liebling dieſem traurigen Frauenſchickſal erlegen wäre, wenn unwürdige kleine Liebhabereien und Neigungen einen feurigen und ganz dem Guten und Großen zugewendeten Geiſt hätten in Banden legen dürfen. Sie beſchloß daher, daß der Papagei entfernt werden ſolle, es koſte was es wolle. Mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ſie dieſen Zweck erreichen könne, fiel ihr ein, daß ſie ja nur zu wünſchen brauche und der Vogel hörte auf zu exiſtiren. Wenn ein anderer Weg möglich geweſen wäre, zum Ziele zu gelangen, ſie hätte ihn eingeſchlagen, allein ſie wußte keinen, und ſo entſchloß ſie ſich ſchnell, dieſen zu gehen. Der Tod eines Thieres, und zwar eines ſchädlichen Thieres, wie konnte der ſeiner Urheberin irgend ein reuevolles Bedenken erregen. Dennoch ſchauderte Selene zuſammen, als ſie am nächſten Morgen in Julietten's Zimmer trat und dieſe weinend fand, den todten Vogel auf ihren Knieen haltend. —

Geſtern Abend ſtarb er, ſtammelte das Mädchen, gerade beim Untergang der Sonne, die zum Letztenmal ihre Strahlen in ſeinem goldiggrünen Gefieder ſpiegelte. Ich war eben daran, ihm neues Futter in den Behälter zu ſchütten.

Selene ſann nach, und es war gerade die Stunde geweſen, wo ſie mit der geheimnißvollen Kraft ihres Willens den Tod des Thieres herbeigewünſcht hatte.

Du wirſt dir keinen neuen Papagei anſchaffen, ſagte ſie ſanft. Du weißt, wie oft er uns geſtört, und wie wenig Freude er dir eigentlich bereitet hat. Es iſt gut, daß er fort iſt.

Juliette küßte Selene und weinte an ihrem Halſe aufrichtige Thränen. Ja, es iſt gut, daß er dahin iſt! rief ſie. Ich werde jetzt Nichts lieben als das Vollkommene. Ich werde nur dich lieben, Selene, denn du biſt vollkommen.

Liebe mit mir Gott und die Tugend. Laß uns Beide ſtreben, jede andere unwürdige und kleinliche, ſo wie zerſtreuende Neigung von unſerm Herzen fern zu halten. Wie wir nur Edles und Großes denken ſollen, ſo müſſen wir nur wahrhaft Werthvolles lieben. Eigentlich iſt in dem weiten Reich der Schöpfung nur die menſchliche Seele werth, von der menſchlichen Seele geliebt zu werden.

Das junge Mädchen wurde beſonders aufmerkſam, als dieſe Worte erklangen. Dann rief ſie mit einer Art Begeiſterung: Ja wohl — nur die menſchliche Seele! Denn iſt ſie nicht Gottes Ebenbild und iſt ſie nicht dazu beſtimmt, dem Ewigen ähnlich zu werden? Ich werde fortan meine Liebe nur einer menſchlichen Seele zuwenden; dies verſpreche ich dir, Selene.

Nicht Einer — Allen! ſetzte die Freundin hinzu; denn ſind nicht alle unſere Mitgeſchaffenen auf unſer Herz angewieſen? Dürfen wir den Aermſten und Niedrigſten ausſchließen? Wenn wir nur eine menſchliche Seele lieben wollten, wer ſtände uns dafür, daß wir nicht dann unſere eigene liebten? Und welch' ein trauriger und unheilbarer Bruch des heiligen Bundes, zwiſchen Gott und uns geſchloſſen, wäre dieſes!

O, wenn ich ſage, daß ich eine menſchliche Seele mir ausſuchen will, ſo meine ich damit nicht die meinige.

Und welche denn? fragte Selene.

Das junge Mädchen brach wieder in Thränen aus, und ſich von Neuem an den Hals ihrer Freundin werfend, rief ſie: Wenn du es denn wiſſen willſt, ich meine die Seele des jungen Aranis.

Ein kleines ſchmerzhaftes Zucken durchfuhr Selenen's Inneres: Sie hatte beſtimmt erwartet, daß ihr Liebling ihren Namen nennen werde.

Der Jüngling iſt deiner würdig, ſagte ſie mit einiger Kälte.

O, ſage lieber, ich bin ſeiner würdig. Denn wie gut und liebenswerth muß man ſein, um Aranis würdig zu ſein; und wie gern möchte ich ſo gut und ſo liebenswürdig ſein.

Indeſſen iſt Aranis noch zu jung, ſo wie du es auch noch biſt, ſagte Selene wieder mit ihrer gewohnten Milde. Ich tadele nicht deine Neigung zu ihm, ich würde nur tadeln, wenn du thöricht hierauf Pläne für die Zukunft bauteſt.

Ich baue keine andere, als daß ich Aranis Weib ſein möchte.

Nichts Geringeres? In der That, Mädchen, das nenne ich eben thöricht in die Zukunft bauen. Wenn du mich liebſt, verbanne des Jünglings Bild für's Erſte aus deinem Herzen. Richte deinen Willen und deine Gedanken auf die Ausbildung und Veredlung deines Charakters und deiner Fähigkeiten. Werde erſt, was du werden ſollſt. Einen Theil des Weges, wie ich lobend anerkenne, haſt du bereits gemacht, doch noch ein großer Theil bleibt dir zu machen übrig. Eine Liebe zu Aranis wäre in dieſem Falle gerade ebenſo unverſtändig, als es die Neigung zu dieſem Vogel war, den dir eine weiſe Vorſicht jetzt geraubt hat.

Das junge Mädchen ſchwieg. Sie wagte zum Erſtenmale, den ungewöhnlich ernſten Worten ihrer mütterlichen Freundin nichts zu erwidern. Als ſie allein war, trocknete ſie ſich die Thränen und ſeufzte vor ſich hin: Keinen Papagei — und auch nicht Aranis lieben! —

Da es Selene nicht wollte, ſo dachte Juliette auch nicht weiter an Aranis, das heißt, ſie dachte nicht an ihn, ſo weit ſich das Denken verbieten läßt. Selene ihrerſeits erleichterte der jungen Schülerin die ſchwere Prüfung, die ſie ihr auferlegt, dadurch, daß ſie der Richtung ihrer Seele einen andern Weg anwies. Sie ging mit dem jungen Mädchen öfter als gewöhnlich ſpazieren, und dieſe Spaziergänge hatten immer zum Ziel, bald dieſe, bald jene hülfsbedürftige Familie im Dorfe aufzuſuchen. Die Gelegenheit, Troſt zuzuſprechen, oder Beiſtand zu leiſten, ging nie aus, und Selene wußte es geſchickt anzuordnen, daß ihre Vertraute den beſchwerlichſten, aber auch den lohnendſten Theil der jedesmaligen Pflichterfüllung überkam. Juliette fühlte ſich ſtolz und glücklich, der Handlanger der menſchenfreundlichen Dienſte Selenen's zu ſein. Nächte lang brachte ſie am Krankenlager zu und ein ſeliges Lächeln überflog ihre bleiche Wange, wenn ein dankender Blick der Mutter und Freundin ihre Anſtrengungen anerkannte. Auf der andern Seite ſorgte Selene dafür, daß der junge Scholar ſich ſo ſelten wie möglich in der Nähe des Schloſſes zeigte, und weder Julietten noch irgend einem andern Zögling der kleinen weiblichen Gemeinſchaft vor Augen kam. Dies war Aranis nicht recht, und er glaubte ſich darüber beſchweren zu dürfen; er, der niemals ſich unbeſcheiden betragen, der nie die ihm von Orgon vorgezeichneten Gränzen, wie weit er ſich Selene und ihrer Umgebung nähern durfte, überſchritten zu haben ſich das Zeugniß geben konnte.

Er forderte hierüber von Selenen eine Erklärung und ſie wich dieſer Erklärung aus. Es war ihr ungelegen, dem jungen Manne Rede zu ſtehen, der ihr — von dem Augenblicke an, wo ihr die gegenſeitige Neigung zwiſchen ihm und ihrem geliebten Pflegekinde kein Geheimniß mehr war — nicht verhaßt, denn haſſen konnte Selene nicht, wenigſtens geſtand ſie ſich's ſelbſt nicht, daß ſie es könne, doch mißfällig geworden war. Sie hatte Julietten verboten, vor ihr ſeinen Namen zu nennen. Aber ein ungenannter Name bleibt dennoch ein Name, der uns Gefahr bringt.

In der Seele des Jünglings entſchied ſich das, was er Verehrung, das, was er Neigung nannte. Selene verehrte er noch wie vor, denn die Strenge ihres Handelns ſchrieb er ihrer unverbrüchlichen Tugend zu, Juliette liebte er. Und dieſer Liebe wollte und mußte er folgen.

II.

Wenn ich nur die arme, unglückliche Eliſabeth von ihrem ſeit Jahren ſo geduldig getragenen Uebel befreien könnte! ſeufzte Juliette, ich würde einen Theil meines Lebensglückes darum geben.

Würdeſt du auch die Liebe des Aranis darum geben? fragte Selene.

Ich gäbe ſie hin! rief das junge Mädchen mit dem ganzen ſchönen Enthuſiasmus der Jugend. Denn wozu hilft mir eine Liebe, die nie erwidert werden ſoll und kann.

Selene ſetzte ſtillſchweigend ihren Weg fort. Beide kehrten heim von einem Krankenbeſuche.

Nun wohl, ſagte Selene in ihrem raſchen Gange innehaltend, denke nie wieder an Aranis und Eliſabeth ſoll geheilt ſein.

Wie iſt das möglich?

Das überlaſſe mir. Ich werde in dieſem Falle doppelt und dreifach meine geringen Kräfte anſtrengen. Der Wunſch, dich von einer thörichten Neigung befreit zu ſehen wird mir Muth verleihen, den ich ſonſt nicht haben würde. Der Himmel, der jede gute That unterſtützt, wird mir das Gelingen geben. Schon zu morgen verſpreche ich dir die Beſſerung wenn nicht Heilung der Eliſabeth. Geh' in das Dorf und du wirſt dich überzeugen. Doch dann halte auch du Wort. Jeder Liebesgedanke an Aranis iſt alsdann eine ſchwere Verſündigung an mir.

Ich gebe dir mein Wort, ſagte Juliette.

Und ſie brach dies Wort. Die kranke Eliſabeth ward geheilt, ſie dankte dies nicht ſowohl Selenen als Julietten, aber Juliette dachte nach wie vor in ihren Träumen, in ihrem Wachen nur an — Aranis.

Dies erfuhr Selene.

Ich habe alſo meine Kraft verſchwendet, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und — umſonſt. Ich werde künftig beſſer mit dieſer Kraft haushalten. Ich werde nicht Gutes thun, da wo dies Gute mir Böſes einbringt. Ich ſehe ein, wie wenig es nutzt, den Menſchen Dienſte zu erweiſen. Selbſt die Freunde lohnen dies mit Undank.

Zum Erſtenmale wurzelte eine gehäſſige Geſinnung im Herzen Selenen's.

Aber dieſes Herz war zu gut und zu rein, als daß es dieſe Geſinnung nicht hätte raſch beſeitigen wollen. Aber ſchon der Prozeß, die Gährungsſtoffe zu ſcheiden, die ſie in ihrem Herzen entdeckt hatte, dieſer widrige und unerwartete Prozeß raubte der ſtolzen und unabhängigen Seele einen Theil ihres Friedens.

Dieſen geraubten Frieden ließ ſie ihre Umgebung entgelten. Sie war immer noch die milde, liebevolle

Freundin und Mutter ihrer jungen Zöglinge, allein ſie machte einen Unterſchied zwiſchen der Einen und zwiſchen der Andern, und dieſen Unterſchied bezeichnete kein merkbares Motiv; es war Laune, Laune, die man nie früher bei Selenen bemerkt hatte. Sie fühlte dies ſelbſt und that ſich Zwang an ſo zu ſein wie ſie früher war, allein auch dieſer Zwang wurde gefühlt. Juliette mochte ſich anſtrengen wie ſie wollte, ſie konnte ihre Zärtlichkeit, ihre Achtſamkeit für die leiſeſten Wünſche Selenen's verdoppeln, ſie empfand daß ihre Gebieterin gegen ſie kühl geworden war, und daß ſie ſichtlich der ſchönen Athalie den Vorzug gab. Dies füllte Julietten's Herz mit tiefer Trauer und der Schleier der Melancholie legte ſich auf ihre junge Seele. Dennoch wußte ſie nicht wie ſie es ändern ſollte. Sie liebte — aber hatte Selene nicht ſelbſt ſie aufgefordert zu lieben? Freilich liebte ſie nicht den Rechten; vielleicht ſollte ſie nur Selenen allein lieben! Ein leiſer Zweifel hierüber drang in ihr Herz, und zum Erſtenmale ſprach dieſes Herz eine ſelbſtſtändige Meinung aus; es ſagte: Wenn ich auch Selenen liebe, kann ich nicht Aranis nebenbei lieben? Oder treffender geſagt, wenn ich Aranis liebe, kann ich nicht Selenen nebenbei gut ſein und bleiben?

Mittlerweile hatte Aranis das Glück auf eine unerwartete Weiſe begünſtigt; es war ihm eine bedeutende Erbſchaft zugefallen und da ihm zugleich der Tod den ältern Bruder geraubt, wurde es ihm möglich, ja es war ihm ſogar zur Pflicht gemacht den geiſtlichen Stand, den er gewählt, aufzugeben und in die Welt zu treten.

Er verreiſte, ordnete ſeine Angelegenheiten und als er zurückkam hielt er um Julietten's Hand an, die ihm von ihren Angehörigen nicht verweigert wurde, nur Selene, die hierbei eine gewichtige Stimme hatte, zögerte dieſe zu Gunſten des jungen Bewerbers abzugeben. Sie führte an, daß ihr Zögling noch zu jung ſei und noch nicht fähig Pflichten ſo ernſter Natur zu übernehmen. Da man mit einer faſt abergläubiſchen Ehrfurcht auf Selenen's Ausſpruch hörte, ſo nahmen die Anverwandten ſofort, als ſich die Wittwe ausgeſprochen hatte, ihre Zuſtimmung zurück und Aranie mußte ſich gefallen laſſen die Erfüllung ſeiner Wünſche noch um einige Jahre zu verſchieben. Er fügte ſich dieſen gebieteriſchen Umſtänden, aber er beſchloß zugleich ihnen Trotz zu bieten, wenn er im Stande ſein würde, es mit Erfolg zu thun. Julietten's Thränen beſtärkten ihn in ſeinen heimlichen und erbitterten Entſchlüſſen. Da es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß dieſe hindernde und zerſtörende Einwirkung auf ſein Glück von Selenen herrühre, ſo gab er ſich Mühe dieſe für ſich zu gewinnen. Aber er ſtieß auf eine eiſige Kälte. Zum Erſtenmale ward jetzt dem jungen Manne Selenen's Tugend verdächtig, er zweifelte an deren gerechter Strenge und legte ihrer Handlungsweiſe Beweggründe unter, die er wenige Wochen früher wohl hundert anderen Frauen, nie aber Selenen unterzulegen gewagt hatte. Er ſah in dieſem Herzen, das er für ſo groß und heilig gehalten, den Neid und die Eiferſucht niſten, und er war unvorſichtig genug, dieſe Entdeckung in einer heftigen Unterredung, die er in Folge ſeiner gebunden. Fortunat ſtattete jetzt ſeine Glückwünſche dem Sänger Roger und der kleinen Fleur-de-lys ab, und während er ſorgfältig vermied, daß man von ſeinen eignen Herzensangelegenheiten ſprach, erkundigte er ſich ſehr angelegentlich, ob Tulipan noch nicht angefangen habe, an eine Begründung ſeines zärtlichen Glückes zu denken. Aber der kleine Vortänzer auf den Bällen von Famaguſta erwiederte darauf, nicht ohne eine kleine mißvergnügte Miene: „Glaube mir, mein Freund, ſeitdem ich meine magiſche Brille verloren, hüte ich mich wohl, mich zu verlieben, denn wer giebt mir wohl jetzt die Bürgſchaft, daß nicht eine zweite Corella mein armes Herz zum Beſten hat?“ Dieſe Worte ſchnitten mit empfindlicher Schärfe in des armen Fortunat Inneres. „Ich will meinen Hut nie wiederhaben!“ nahm Roger das Wort. „Meinethalben mag die gute Fee Kokombre ihn ſelbſt aufſetzen. Wozu ſoll ich mich unſichtbar machen, geſcheiterten Verſuche, ſie zum Nachgeben zu bewegen, mit ihr hatte, offen Selenen auszuſprechen. Sie nahm den Vorwurf milde und verzeihend auf, aber er fiel als ein unheilvolles Samenkorn auf einen von den dunklen Mächten zubereiteten Boden. In Selenen's Seele ſtieg der Gedanke an die Möglichkeit auf, daß Aranis ſterben könne, daß er durch ſie ſterben könne, bevor er das Ziel ſeiner Wünſche erreichte, bevor es ihm gelungen war, die Verdächtigungen weiter zu verbreiten, die er ſoeben gegen ſie auszuſprechen gewagt.

Der Stolz und die Eigenliebe waren auf gleiche Weiſe bei Selenen heftig verletzt, und durch wen? durch einen unbedeutenden Jüngling, von dem man ihr geſagt — und was ſie auch geglaubt hatte — daß er in ſeinem feurigen, jugendlichen Enthuſiasmus nur Augen für ſie, nur Gedanken für ſie habe. Und Juliette? Sie war mit dieſem Frevel im Einverſtändniß. Sie bedachte ſich keinen Augenblick, die Pflegerin, die Freundin, die ihr tauſend Beweiſe zärtlicher Anhänglichkeit, mütterlicher Vorſorge gegeben, zu verlaſſen, um ihm zu folgen.

Durch ihre Vertrauten erfuhr Selene, daß Aranis in den nächſten Tagen beſchloſſen habe, Julietten zu entführen. Ihr Entſchluß war darum ſchnell gefaßt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

III.

Julietten's Wohnung war ſo eingerichtet, daß Selene zu jeder Tages- und Nachtſtunde frei ihren Eintritt halten konnte; ein ſicheres Zeichen, daß das junge Mädchen keine Geheimniſſe hatte und keine haben wollte vor der, der ſie Dank ſchuldig war, und die ſie wie ihre Mutter liebte.

Auch an dem Abende, wo Aranio heimlich von der Geliebten Abſchied zu nehmen kam, um ſie von ſeinem Entſchluß in Kenntniß zu ſetzen, auch an dieſem Abende ſtanden die Thüren des Ganges offen, der aus Selenen's Gemächern zu denen Julietten's leitete. Juliette ſelbſt wußte nichts von dieſem ſpäten Beſuch, allein Selene hatte davon Kenntniß erhalten und erſchien zur rechten Zeit, um, hinter einer Teppichwand verſteckt, Zeuge zu ſein von dem letzten Lebewohl der Liebenden, denn daß es das letzte ſein ſollte, war bei ihr beſchloſſen.

Nie ſah man ein jüngeres und feurigeres Paar ſich in die Arme eilen, nie erfüllten den Himmel glühendere Wünſche und heiligere Eide. Wäre Selenen's, von der Nacht bereits umſchloſſenes Herz fähig geweſen, mitzuempfinden, was hier ſo rein, ſo heftig, ſo gewaltig empfunden wurde, ſie wäre bebend zurückgetreten und jeder Gedanke an Mord wäre in ihrer Bruſt ertödtet geweſen. Aber gerade dieſes Liebesglück, dieſes Aufjauchzen der Herzen, das ſie zum Erſtenmale in dieſer Innigkeit ſah und hörte, machte einen Eindruck auf ihre Seele, wie das ſchärfſte Gift ihn nicht ſtärker auf ihren Körper hätte ausüben können.

Jetzt wurden die Pläne der Flucht bereitet und um Seleney's Mund ſpielte ein höhnendes Lächeln; ſie wußte, daß der fliehende Fuß die nächſte Silberpappel des Gartens nicht erreichen werde. Dieſe Ueberzeugung gab ihr ein Gefühl der Allmacht, das ſo gewaltig und ſo berauſchend war, daß es den wüthenden Schmerz mit einem Hauche hinwegblies, den der Anblick des verhaßten Bildes ihr verurſachte.

Ich will, und du biſt nicht mehr!

Ich will, und du liegſt ſammt deinem Glücke und deinen Seligkeiten zerſchmettert zu meinen Füßen! —

In dieſem Augenblicke glaubte ſie Orgen's Geſtalt vorüberwandeln zu ſehen, die ihr gleichſam mit einer ſpottenden Handbewegung den Segen ertheilte und um deren Lippen ein Zug teufliſchen Hohnes ſchwebte.

Sie brach in ſich zuſammen. Unglückliche! rief eine Stimme in ihrem Buſen. Alſo dies iſt dein Entſchluß dem Himmel treu zu bleiben! Alſo hierher hat dich das Verlangen geführt, geprüft, um gerecht befunden zu werden? Du biſt eine Gefallene, eine Verlorene.

eine Mörderin! Nacht iſt es um dich! Nacht iſt es in dir! Rette, rette — wo noch zu retten iſt!

Und ſie floh, wie von den Schrecken des Todes gehetzt, den Gang entlang, erreichte athemlos ihre Gemächer, ſchloß ſich ein, und den andern Tag verbreitete ſich das Gerücht, daß ſie tödtlich erkrankt ſei. Mehre Monde war ſie für Jedermann unſichtbar. Dies war die Zeit einer Buße, ſo ſtreng wie ſie ſelten ein Schuldbeladener ſich ſelbſt auferlegt. Von Neuem gereinigt und geläutert ging ſie aus dieſem Feuerbade hervor.

IV.

Auf Selenen's Wunſch waren die Hinderniſſe hinweggeräumt worden, die der Vereinigung der Liebenden ſich entgegengebaut: Aranio hatte Julietten als ſein glückliches Weib heimgeführt. Beide überſchütteten Selenen mit Segenswünſchen, doch Selene entfloh dieſen Segenswünſchen, wie der Büßende ſchaudernd den Blick abwendet von den Marterwerkzeugen, die noch vor wenigen Stunden blutige Furchen in ſein Fleiſch gruben.

Selene widmete ſich jetzt wieder mit dem angeſtrengteſten Fleiße den Werken der Wohlthätigkeit. Sie legte ſich ſtrenge Pflichten auf, die ihre Gedanken abzogen von faſt allen nur weltlichen Dingen. Sie widmete ihre ganze Sorge wieder den jungen Mädchen ihrer Umgebung, und unter dieſen war es vorzüglich die in reizend üppiger Schönheit herangeblühte Athalie, die ſie zu ihrem nächſten Umgange erwählte.

Athalie war eitel und genußſüchtig, ſie war zugleich verſteckt, lüſtern, ſchmeichelnd und herrſchſüchtig. Kein

Zug war in ihr von dem offenen und kindlichen Charakter ihrer Vorgängerin in der Gunſt der Gebieterin. Sie hatte raſch begriffen, daß man Selenen diente wenn man ihr bald Dieſes, bald Jenes hinterbrachte und zwar in das Licht ſtellte, in welches Selene es ſehen wollte. Das Glück der Liebe, die Genügſamkeit und Zufriedenheit zweier verbundenen Herzen war nicht das Gemälde auf dem Selenen's Blicke mit Wohlgefallen ruhten; dies wußte Athalie. Sie ſchilderte darum Aranis Glück, wie ſie es aus den Briefen die ſie mit Julietten wechſelte, erfuhr, nicht um Selenen eine Freude zu machen, ſondern um die oft ſehr unwillkührlichen Ausbrüche ihres Zweifels an dieſem Glücke zu hören und um eine Genoſſin zu haben, die mit ihr die Empfindungen des Neides theilte; denn Athalie hatte Aranis geliebt und ſie war die erklärte Feindin Julietten's obgleich ſie fortfuhr ihr zu ſchmeicheln und das argloſe Herz der Vertrauenden zu täuſchen.

Ein Geſpräch mit Selenen, wozu der endlich erfolgte Tod der Verbrecherin, der alten Johanna, die nächſte Veranlaſſung gab, zeigte deutlich wie es in dem Herzen des jungen Mädchens ausſah.

Die Amme war den Qualen eines furchtbaren Todes erlegen. Auf ihrem Sterbebette hatte ſie ein umfangreiches Bekenntniß aller der Laſterthaten abgelegt, deren ſie ſich ſchuldig gemacht und von denen die ſtrafende Gerechtigkeit keine Kenntniß erhalten hatte. Nicht Reue hatte dieſes Bekenntniß eingegeben, die Alte fühlte ihr Gewiſſen über keine ihrer Thaten verletzt, ſie hatte öfters ihre feſte Ueberzeugung wiederholt, daß jede beleidigte Frau ſo handeln würde, wenn ſie es ungeſtraft thun dürfte, denn ſich für erfahrene Unbill rächen ſei der menſchlichen Natur, ſie mag König oder Bettler heißen, Bedürfniß. Der Mann ſchlage den Mann todt, der ſeine Fauſt gegen ihn erhebe, das Weib ſchaffe ihre Nebenbuhlerin aus der Welt, die ihr ihren Geliebten geraubt. Das iſt in der Ordnung und ein Geſetz der Welt, das unverbrüchlich gehalten werden müſſe von den ſtarken und ſelbſtſtändigen Naturen, die ſich nicht treten und nicht durch Geſchwätz auf ihrem Wege irre leiten laſſen wollten.

Es lag eine gewiſſe Größe in dieſer Philoſophie der Rohheit und wenn die Lehre auch aller Majeſtät und Würde entbehrte, ſo fehlte es ihr doch nicht an Kraft. Es war ihr eine Anziehungskraft für jugendliche und leidenſchaftliche Naturen gegeben und ſo ſah denn Selene zu ihrem Schrecken in ihrer eigenen Schülerin eine Vertheidigerin erſtehen, die ſich des Beweggrundes der Verbrechen der Alten mit Heftigkeit annahm.

Es iſt nur zu gewiß, ſagte ſie, daß die alte Johanna Recht hatte, und daß es für uns Frauen kein ſüßeres Geſchäft giebt, als uns an denen zu rächen, die uns beleidigt haben. Und daß wir es Alle thun würden, wenn wir es könnten, das iſt wohl auch keinem Zweifel unterworfen. Einige Heilige unſeres Geſchlechts ausgenommen, und dahin rechne ich dich, Selene. In dein Herz iſt nie ein Gedanke der Art gekommen, das weiß ich, ſo wie alle Welt es weiß.

Das ſchlaue Mädchen beobachtete hier Selenen's Ausdruck, aber ſie entdeckte nichts als die vollkommenſte

Ruhe, und ſetzte dann ihrer Rede die eiligen Worte hinzu: Aber ich bin ein gewöhnliches Weib und will es auch ſein! Ich geſtehe offen, daß ich Johanna beneide um das Glück das ſie gehabt, ein paar ihrer Widerſacherinnen, oder ihrer Widerſacher ſo ganz geräuſchlos aus der Welt zu ſchaffen. Freilich bei Allen iſt es ihr nicht gelungen. Aber welchem armen Sterblichen wäre es auch möglich, eine Anzahl Morde zu begehen, ohne daß die Welt davon erführe.

Selene unterbrach durch Nichts den Strom dieſer, für ein junges Mädchen kühnen und ſeltſamen Betrachtungen. Sie wollte ſehen wohin dieſer Strom die Schifferin, die ſich rückſichtslos ſeinen heftigen Wellen überließ, führte. Vielleicht fürchtete ſie auch durch irgend ein unbedachtſames Wort den Antheil kund zu geben, den ſie ſelbſt bei dieſen Unterſuchungen hatte.

Denn man ſage mir nicht, rief die Sprecherin, daß nur die Verbrecher und Gottloſe ſind, die wir in unſere Gefängniſſe einſperren. Wer in das Innere ſchaut und wer die geheimen Thaten ſieht, der weiß daß die ſchlimmſten Verbrecher mit keiner Kette belaſtet ſind. Ich bin noch jung, aber dieſe Ueberzeugung habe ich ſchon, daß uns die Welt nur für das ſtraft, was wir unvorſichtig laut werden laſſen.

Noch immer ſchwieg Selene.

Wenn ich im Glücke lebe, wenn alle meine Wünſche befriedigt werden, ſetzte das junge Mädchen noch heftiger werdend hinzu, dann iſt es wahrlich keine Kunſt, vor der Welt als eine Heilige zu glänzen und völlig vorwurfsfrei durch's Leben zu gehen; aber man frage nur, wie daſſelbe beneidete Geſchöpf handeln würde, wenn man es zwänge zu hungern und zu betteln, oder wenn man ihm das mit Liſt und Bosheit entzöge, woran ſein Herz gekettet iſt. Alsdann iſt die Verbrecherin fertig und die Gerichte ſchreiten ein; die Welt weiſt mit Grauen auf ſie, und doch iſt's dieſelbe Creatur, die im Glücke eine Heilige war. O gewiß, nur die Rache iſt ſüß, nur die Befriedigung unſerer Lüſte macht uns glücklich, doch um zu dieſem Glücke zu gelangen, müſſen wir wiſſen vollkommen im Frieden mit der Welt und im Einklang mit ihren äußeren Geſetzen zu bleiben.

Noch immer ſchwieg Selene.

Was hinderte mich, ſchloß Athalie ihre Rede, dieſem Aranis, dieſer Juliette zu ſchaden, wenn ich es könnte? Wahrlich ich habe ihnen Beiden nicht vergeben, ich werde ihnen nie vergeben, ich muß nur den Schein annehmen als hätte ich ihnen vergeben, denn mir fehlt leider die Macht ihnen zu ſchaden. Dieſe Ohnmacht nimmt die Larve himmliſcher Verzeihung an, und das iſt auch ganz vernünftig, denn wollten wir der Welt zeigen wie gerne wir uns rächten, wenn wir nur könnten, ſie würde uns auslachen. So aber lachen wir die Welt aus, die einfältig genug iſt unſere Ohnmacht für Stärke zu halten, unſer Nichtkönnen für ein Nichtwollen.

Und die Schlußfolgerung von allem Dieſen? fragte Selene.

Iſt, daß ich dieſen Aranis vergiften möchte, rief Athalie, wenn ich es ungeſtraft könnte. Ich haſſe dieſen

Fältchen bis in den Grund meiner Seele. — Heftig ging ſie fort, ohne eine Erwiderung Selenens abzuwarten, die bleich und aufgeregt zurückblieb, denn ſie hatte in dieſem ihr vorgehaltenen Spiegel ihr eigenes Bild erblickt. Gerade ſo hatte ſie gefühlt, als ſie das erſte Wort von Romond's Untreue erfuhr. Das Bild ihrer Jugend ſtand lebendig vor ihr, und all' die Schrecken jener Kämpfe, die ihre ringende Seele zerriſſen hatten, erwachten neu. Zugleich nahm die Erbitterung wieder Platz in ihrem Herzen.

Nur ich! rief ſie ſich ſelbſt zu, und ein angſterfüllter Seufzer entfloh ihren Lippen, nur ich ſoll Unrecht leiden und nie mich rächen dürfen! Nur ich von all' meinen Schweſtern um mich her, nur ich ſoll gedemüthigt und verrathen ſein, ohne das Recht zu haben mein Haupt erheben zu dürfen! —

Und gerade mir ward eine Waffe gegeben, ſo furchtbar ſicher in ihrer tödtenden Wirkung, wie es noch keine gab. Und dicht neben dieſer Waffe liegt das unausführbare Gebot: Räche dich nicht. —

Nicht dieſer Aranis hat mich beleidigt, nicht dieſe Juliette — ſie ſind beide Kinder. Ganz andere Geſtalten tauchen vor meinem Blicke auf. Lebt nicht auch dieſer Romond im Glücke? Ueberſchüttet nicht Ehre und Reichthum ſein Haus? Bleibt irgend Etwas noch dieſer Hedwige zu wünſchen? Beſitzt ſie nicht Alles was das Leben ſchmückt und ihm Reiz verleiht?

Und ich? —

Ich ſtehe einſam, mit einer Tugend im Herzen, die mich nicht glücklich macht.

da ich mich dadurch des Glückes berauben würde, die Augen meiner Dame mir zugewendet zu ſehen? Und giebt es eine größere Seligkeit, als Auge in Auge die ewig begehrenden und ewig befriedigten Strahlen der Liebe mit einander zu vermiſchen? Nein, ich mag den Hut nicht. Die gute Fee, als ſie ihn mir gab, träumte von Verfolgungen, die mir meine Feder zuziehen könnte, allein, ſeitdem ich ſie nur anwende, die Reize meines Mädchens zu beſingen, hat ſie mir bis jetzt ſtatt Feinde immerdar Freunde verſchafft."

Ziemlich ſpät dachte man an den ehrlichen Ganelon, und es war betrübend für die Freunde, daß Niemand von ſeinem Schickſale wußte. Er war aus der Hütte des Köhlers verſchwunden, in der Abſicht, Fortunat aufzuſuchen. —

Zur Aufnahme ſo vieler lieben Gäſte war die Hütte unſers Klausners zu eng; es wurde mehr Raum geſchafft, und die kleine Colonie verlebte die glücklichſten Tage zuſammen. Jeder Morgen

Warum alſo mir die Schmach und das Elend, während der Verrath und der Treubruch, die Gemeinheit und der ſchamloſe Genuß ſchwelgen? —

Triumphiret nicht zu früh! Eine Bewegung meines Armes, und die Waffe, die neben dem unausführbaren Geſetz liegt, ruht in meiner Hand und ſie iſt dann gegen euch gezückt!

Was ſagte jene Alte? „Ich nehme Niemand aus, auch dich nicht!" — Sie hat mich recht beurtheilt.

V.

Eine jener unaufſchiebbaren Reiſen, die Selene von Zeit zu Zeit zur Wahrnehmung ihrer Intereſſen in Bezug auf Verwaltung ihres Vermögens und Adminiſtration ihrer Güter unternehmen mußte, führte ſie in die Stadt, in deren Nähe der Herr von Argentil ſich niedergelaſſen hatte. Sie hatte bereits ſeit lange nichts Genaueres über ihn und ſeine Verhältniſſe gehört, jetzt überſchütteten ſie gleichſam eine Menge Nachrichten, die man ihr von den verſchiedenſten Seiten zutrug. Alle dieſe Berichte, wenn ſie auch in Nebendingen von einander abwichen, kamen darin überein, daß es kein glücklicheres und zufriedeneres Paar gebe, als den Eigenthümer der ſchönen Beſitzungen und ſeine Gemahlin. Selene hatte ſich Argentil gedacht, wenn auch äußerlich im Glücke, doch innerlich einen tiefen Unfrieden in ſeinem Buſen verſchließend, der die nothwendige Folge jenes Treubruchs ſein mußte, mit dem er ſeine Seele belaſtet hatte. Sie fand es wenig mit der Gerechtigkeit in der Vergeltung menſchlicher Thaten vereinbar, daß von dieſen äußeren Gewiſſensregungen bei dem im Glücke lebenden Manne auch nicht die geringſte Spur zu entdecken war. Sie beurtheilte Argentil nach ſich und wenn ſie ſich in ſeine Lage verſetzte, ſo fühlte ſie, daß kein noch ſo glänzendes äußeres Glück im Stande war, den Stachel der Reue niederzudrücken, der ſich ſtets von Neuem in einer edlen Seele hebt, die gekränkt und beleidigt hatte, ohne je die Ausſicht zu haben ihr Unrecht wieder gut machen zu können. Zum Erſtenmale empfand ſie, daß alle mildernden Entſchuldigungsgründe, die ſie bisher angewandt, wenn ſie über die Lage dieſer eigenthümlichen Verhältniſſe nachdachte, wirkungslos waren; ſie fühlte ſich beleidigt und zu dieſer Beleidigung war noch Hohn gefügt, und jetzt beherrſchte ſie nur ein Gefühl: an Reimond und Hedwige Rache zu nehmen. Es gelang ihr in einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt noch einmal dieſes Rachegelüſt niederzuhalten und zwar dadurch, daß ſie durch eine raſche Abreiſe ſich die Gelegenheit nahm, unmittelbar in der Nähe des Gegenſtandes ihrer Qualen zu leben, aber wie wenig hatte ſie hierbei die Natur der geheimnißvollen Macht, mit der ſie ausgerüſtet war, beachtet. Was half hier Entfernung? Aus der weiteſten Ferne wirkt der Wille, und wäre das Ziel ihrer Rache am entfernteſten Pol geweſen, es wäre ihr eben ſo nahe geblieben, als wenn nur eine leichte Tapetenwand ſie von ihm getrennt.

Kaum hatte alſo Selene auf ihrer Rückreiſe nur wenige Meilen zurückgelegt, als ihr dieſe Ueberzeugung lebhaft in die Seele drang und ſie dazu brachte umzukehren. Sie mußte dem Schloſſe des Herrn von Argentil vorbei, und es gelang ihr leicht unter einer Verkleidung Einlaß zu erhalten. Sie wollte ſelbſt ſehen und ſelbſt prüfen.

Es war einer jener ſchönen Sommerabende, die gerade in dieſer Gegend mit unbeſchreiblichem Reiz geſchmückt ſind, als die Familie Romend's ſich in den Parkanlagen befand, die das Haus einſchloſſen. Romend mit Hedwige am Arm wandelte langſam einen dunkeln Taxusgang hinab; ſie hatten ſich umſchlungen und Zärtlichkeit und ſüßer Friede lagen auf jeder ihrer Mienen und Bewegungen. Die Sonne warf ihre in milder Glut verſchwimmenden Strahlen der jungen Frau auf Stirn und Wangen und machte dadurch, daß ihre Schönheit und ihr Liebreiz wie von einer Glorie eingefaßt wurden. Nicht minder vortheilhaft hob ſich von der dunklen Wand der Pflanzung die hohe und kräftige Geſtalt des Mannes ab, deſſen in Zärtlichkeit blickendes Auge Selenen an ſchöne Zeiten erinnerte.

Die Unglückliche mußte ihre ganze Kraft zuſammennehmen, um dieſen Anblick zu ertragen. Die Minute, die ſie hier verweilte, zerſtörte das Friedenswerk ganzer Jahre und friſchte jeden Zug des bitterſten Leids auf. Gut, rief ſie, wandelt nur immer hin; euer Schritt geht auf den zerknickten Blumen meines Lebensweges. Damit ihr im Lichte wandeln könnt, bin ich in die Nacht hinausgeſtoßen. O wie ſchön kleidet Dem, der ſeine Treue brach, der Verrath auf Verrath häufte, dieſes glückliche Lächeln! Wie anmuthig gefällt ſich dieſes Weib in den Tändeleien der Liebe, einer Liebe, die wie ſie weiß, auf den Trümmern eines fremden Glückes ſich ihren Palaſt gebaut. Und wie beſchäftigt waren einſt dieſe Hände das fremde Glück, das ihr im Wege war, in Trümmer zu werfen. Nun wohlan! Der Tag der Vergeltung iſt erſchienen! Ihr ſollt dieſen ſonnigen Pfad nicht wieder wandeln.

Noch einen Blick warf Selene, ehe ſie ſich entfernte, auf die drei Kinder, die den Eltern entgegenhüpften, von denen Eins ein immer ſchöneres Engelköpfchen zeigte als das Andere.

Beginne ich mit euch? fragte ſie ſich ſelbſt, indem ſie die volle Glut ihres unheimlichen Auges auf die goldgelockten Häupter der Kleinen richtete. Ich könnte meine Rache darauf beſchränken, daß ich Einen von euch dem verbrecheriſchen Paare raubte! Der Verluſt würde ihrem Glücke, das ſo ungetrübt iſt, ſchon einen Schlag verſetzen, der für's Erſte meinem gerechten Rachegefühl Genüge thäte!

Es ſei! Eins dieſer Kleinen ſterbe!

Und alſobald lehnte ſie ſich an einen Baum und richtete ihren Willen mit ſeiner vollen Kraft auf den Knaben, den der Vater ſoeben auf's Knie emporgehoben hatte, und den er mit ſeinen Küſſen bedeckte. Ein Lächeln, ſo friſch und roſig wie es je die Wange der Geſundheit und Jugend umſpielt, hatte eben noch die Kinderlippe gerundet, als plötzlich eine fahle Bläſſe dieſes ſchöne Antlitz überzog. Der Kopf ſank zurück, und nach einigen Zuckungen, die den kleinen Körper ſchüttelten, entfloh das Leben von den Lippen, und der Körper ſtreckte ſich in widriger Starrheit aus. Eine

Leiche ruhte in den Armen des Vaters, der ſtarr vor Entſetzen einen grauſenvollen Schmerzensſchrei ausſtieß, indem er den todten Leib auf das Gras niedergleiten ließ.

Was iſt geſchehen? rief die unglückliche Mutter, mit ſtarr aufgeriſſenen Augen den Mann anblickend.

Weiß ich's! entgegnete dieſer dumpf. Ein Krampf, ein Nervenſchlag — vielleicht der Biß eines giftigen Gewürms hat plötzlich das Leben hingerafft!

Beide Eltern unterſuchten jetzt mit der Angſt der Verzweiflung den todten Körper; ſie fanden keine Spur der Verletzung. Troſtlos, den Wahnſinn in den Blicken, ſaßen ſie ſtumm da mit gerungenen Händen. Die Sonne verbarg ſich hinter dunkles Gewölk; der Horizont ſchwamm in Blut. Selene richtete ihre Blicke dorthin, dann noch einmal auf die Gruppe vor ſich und dann entwich ſie, indem ſie ſich ihren Weg durch die Hecken bahnte.

Der erſte Mord war vollbracht.

VI.

Zu Hauſe angelangt, beſchäftigte ſich Selene, die geheimnißvolle Kraft, deren Meiſterin ſie war, zu ergründen. Degen hätte ihr hierüber am beſten Rechenſchaft geben können, aber er war nicht da. Ein Zufall brachte ſie dazu, einen einſichtsvollen und gelehrten Mann zu Rathe zu ziehen, der zu ihrem näheren und vertrauteren Umgange gehörte.

Es iſt nur zu gewiß, ſagte dieſer in Folge des Geſpräches, daß wir in einem künftigen Zuſtande unſrer Exiſtenz Eigenſchaften beſitzen werden, die uns befähigen, noch mehr und noch kräftigere Mittel anzuwenden, um unſern ſittlichen Gehalt zu läutern, und uns immer näher dem Bilde der Vollkommenheit zuzuführen, das als eigenſter Schöpfungstrieb in unſre Seele gelegt worden. Die Pflanze und der Stein ſind inſtinkt- und willenlos an den Boden gebunden, das Thier hat ſchon Inſtinkt und bei einigen vollendetſten Gattungen deſſelben bemerken wir ſchon ein Hinüber neigen zu dem freien Willen des Menſchen. Der Menſch endlich hat dieſen urſprünglich freien Willen. Aber dieſer Wille iſt auch noch beſchränkenden Geſetzen unterworfen, nämlich den Bedingungen des Raumes und der Zeit. Nur bei einigen der größten und befähigteſten Individuen bemerken wir, daß ein Hineinragen in eine höhere Entwickelungsſtufe ſich zeigt, und an dieſe Beobachtung anknüpfend, können wir wohl annähernd bezeichnen, wie jene Weſen beſchaffen ſein mögen, die eine Stufe höher als der Menſch ſtehen, oder wie die heiligen Bücher ſich ausdrücken, die einen neuen Leib bekommen haben. Die Schranken an Raum und Zeit, die um Stein und Pflanze am engſten, um das Thier ſchon weiter, noch weiter um den Menſchen gezogen ſind, werden faſt ganz verſchwinden in den Regionen, wo jene Geſchöpfe wohnen, deren Zahl zu vermehren wir vielleicht einſt berufen ſind. Da, wo wir Menſchen die Grenzen jener Schranken an Raum und Zeit am lebhafteſten empfinden, iſt, wenn wir unſern Willen in Thätigkeit ſetzen. Was wir wollen, geſchieht oft nur ſehr unvollkommen, ſo wie wir es gewollt haben, oft geſchieht gerade das Gegentheil. Der Wille, indem er in der Zeit entſteht, und im Raume, um zur That zu werden, ſich weiter fortbewegen ſoll, trifft auf tauſend Hemmniſſe, die ihm ſeinen Weg erſchweren und ſeine Miſſion zu erfüllen ihm zuletzt unmöglich machen. Nicht ſo in jener erhöheten Sphäre. Dort werden wir nur zu **wollen** brauchen, und es wird geſchehen, und zwar wird es gerade ſo geſchehen, wie wir es gewollt haben. So wird dies nämlich eine hohe Vollendung unſers Weſens ſein, aber es wird auch zugleich unſre Verantwortlichkeit um das Tauſendfache erhöhen, weil wir alsdann unmittelbar die Schöpfer unſrer Thaten ſein werden, und dieſe Thaten ſelbſt, da ſie ſofort und ohne alle Beſchränkungen und Hinderniſſe mit dem Willen zugleich in's Leben treten, an Zahl und Bedeutung gleichfalls um's Tauſendfache ſteigen werden. Weſen dieſer Art würden unſre Erde in Trümmer werfen, deshalb iſt ihr Daſein für unſre beſtehenden Zuſtände eine Unmöglichkeit. Wir haben ſchon genug an Solchen, die, wie ich vorhin bemerkte, ein Hineinragen in die höhere Sphäre bemerkbar machen durch ihren unbändigen Willen, der oft auf eine wunderbare Weiſe die uns Allen auferlegten Schranken des Raumes und der Zeit durchbricht oder überfliegt. Wir müſſen ſolche Weſen „dämoniſche" Naturen nennen. Unendlich viel Unerklärliches zeigt ſich uns auf dieſem Gebiete. Die Wiſſenſchaft kann nur Analogieen geben, die Thatſachen ſelbſt, eben weil ſie auf der Grenze ſtehen zwiſchen dieſer und einer höheren Sphäre, ſind unter keine Regel zu bringen und halten keiner wiſſenſchaftlichen Analyſe Stand.

Wird nun dieſer bandenloſe Wille uns ſelig, oder wird er uns unſelig machen? fragte Selene.

Inſofern jede Machtvergrößerung dem Strebenden Glück bereitet, ſo wird uns dieſer bandenloſe Wille unbeſchreiblich glücklich machen. Wir werden plötzlich können, wo wir hier immer nur lediglich gewollt haben. Und welch' eine unbeſchreibliche Marter iſt es für einen urſprünglich feſten und energiſchen Willen, ſich ſagen zu müſſen, du erreichſt doch nicht, was du willſt; fange nur gar nicht an, ein großes Werk zu ſchaffen, denn es wird doch nicht zu Stande kommen, wenigſtens wird es nicht ſo in's Leben treten, wie es dein Wille iſt.

O ſelig ſind alſo die, welche da wollen und können! rief Selene.

Mit dieſem ſtolzen Bewußtſein verbannte jetzt Selene alle dunkle Schatten, die über die Natur ihrer jetzigen Thaten in ihrem Innern ſich regten. Sie war allmächtig, ſie wollte von dieſer Allmacht immer neue Proben ablegen. In ihrem Innern verwirrten ſich die Begriffe Gut und Böſe; ſie ſah nur große entſcheidende Thaten, ſie ſah nur Kundgebungen ihres allmächtigen Willens. Dies ſind immer die Erfolge einer grenzenloſen Macht. Selene war mit dieſem Willen auch Gutes, aber es beſchäftigte ſie nicht mehr, weil es etwas Segensreiches war, ſondern nur weil ſie hiermit ein Werk mehr dieſes Willens in's Leben förderte. Wehe Dem, der ſie beleidigte, ſie war die zürnende Gottheit, die den Blitz hielt und ihn ſogleich auf das Haupt des Beleidigers niederſchmettern konnte. Nie gab es ein ſtolzeres, nie ein in dem Vollgefühl ſeiner Macht glücklicheres Weib. Sie beglückte, wen ſie liebte, ſie ſtrafte, wen ſie haßte, und um beide Thaten war, wenn ſie es ſo wollte, ein undurchdringlicher Schleier geworfen. Ihr Anſehn und ihre Macht ſtiegen in demſelben Maße, wie ihr Mittel zu Gebote ſtanden, ſie zu vergrößern. Bisher hatte ſie es verbrachte dem jungen Troubadour neue Küſſe von ſeiner Dame und neue Lieder von ſeiner Muſe, die erſtern behielt er für ſich, die letztern theilte er freigebig aus, wenn die kleine Geſellſchaft am Abend bei dem großen Steine am Ufer, wo die Erkennungsſcene gefeiert worden, und der ſeitdem die Würde eines geweihten Altars behauptete, ſich verſammelte. Tulipan genas völlig und erhielt ſeine friſchen Wangen, die volle Gelenkigkeit ſeiner kunſtfertigen Füße wieder. Den alten Vater Claude ſchickte man, wenn die Flut ſeiner Reminiscenzen aus der Reiſe mit dem Grafen von Poitiers zu ſehr anſchwoll, von Zeit zu Zeit in die verlaſſene Köhlerhütte zurück, um nach dem Zuſtande der dort gebliebenen beſcheidenen Schätze zu ſehen. Er nahm dieſe kleinen Verbannungen nicht übel und kehrte jedesmal mit erhöhter Fröhlichkeit wieder zurück. Allen ſchien die Einſamkeit ſehr wohl zu behagen, nur die Wolke auf der Stirne des großmüthigen Wirſchmäht, Ehrenſtellen anzunehmen, jetzt nahm ſie ſie an, aber mit ſcheinbarer Demuth und Selbſtverläugnung.

Während dieſer Erfolge ihres Ehrgeizes hatte ſie die Opfer einſtweilen aus den Augen verloren, die ihrem perſönlichen Rachegefühl nach beſtimmt waren, zu fallen. Unglücklicher Weiſe ſtellten ſich dieſe ihr ſelbſt dar. Aranis gehörte zu Denen, die um eine wichtige, einflußreiche Stelle ſich bewerben. Sein junges Weib begleitete ihn, und ſo groß war die Zuverſicht Julietten's auf Selenen's edlen Sinn, daß ſie die ſicherſte Hoffnung ausſprach, daß ihren Wünſchen genügt werden müſſe. — Dieſe Kühnheit beleidigte Athalie, die von einer Schülerin und untergeordneten Genoſſin eine unentbehrliche Vertraute Selenen's geworden war. Sie begleitete ſie überall hin, ſie durchwachte Nächte an ihrem Lager, wenn das unruhige und erregte Geiſtesleben, dem ſich Selene jetzt hingegeben hatte, auf ihren Körper zerſtörend wirkte. Die junge Vertraute wußte ſehr wohl, welch' einen Grad von Macht ſie über ihre frühere Gebieterin erlangt, und deshalb glich das Begehren, das ſie jetzt ausſprach, nicht ſowohl einer Bitte als einem Befehl: ſie verlangte Aranis und Julietten's Verderben. Er hat dich, er hat mich zu tief beleidigt! rief ſie: er muß es fühlen!

Was willſt du denn, daß ihm geſchehe? fragte Selene.

Laß mich nur machen. Nicht umſonſt hab' ich in der letzten Zeit ſo eifrig mich mit dem Studium der Naturkräfte abgegeben: du glaubſt, Selene, es ſei geſtreben, um meinen Trieb nach Erweiterung des Wiſſens zu ſtillen? Deshalb nicht allein: ich beabſichtigte, mir die Kraft anzueignen, deren ich benöthigt bin, um meine Feinde zu ſtrafen. Ich bin dahin gelangt, ein feines Gift bereiten zu können; es wirkt ſpurlos und doch ſicher. Bis jetzt hatte ich noch Niemand, an dem ich die Probe mit meinem Elixir machen konnte: der Himmel ſendet mir dieſen Aranis, dieſen Elenden, dem ich ſchon lange den Tod geſchworen, deſſen verhaßtes Bild mir vorſchwebte, wenn meine Gifte in dem Tiegel kochten. Laß mich an das Werk gehen. Nur um Eins bitte ich dich, ſchütze mich, wenn durch einen widrigen Zufall ich dicht an meinem Ziele verunglücken ſollte.

Unglückliche, was forderſt du von mir! rief Selene.

Athalie warf ſich zu den Füßen ihrer Gebieterin: Nichts, als was du nicht dir ſelbſt und mir, deiner Schülerin und Freundin, ſchuldig biſt! Hat er nicht auch dich beleidigt, und jene Treuloſe, log ſie dir nicht die unbedingteſte Ergebenheit? und doch zog ſie die ſchimpfliche Ehe mit einem Verbrecher, wie dieſer Aranis iſt, dem gütevollen und ehrenden Zuſammenleben mit dir vor?

In Selenen's Buſen erwachten die Geiſter jener Stunde, wo ſie den Tod des Aranis bereits beſchloſſen hatte. Damals hielten unſichtbare Hände ſie von dem Werke zurück; jetzt fehlten dieſe Hände. Allein ein anderes Bedenken ſtieg in ihr auf: ſollte ſie nicht lieber ſelbſt mit ſicheren Waffen das Werk der Rache übernehmen, anſtatt es hier einer gefährlichen Ohnmacht anzuvertrauen? Aber alsdann war Athalie frei von

Schuld, und ihre Seele fühlte das Bedürfniß, Jene mit einem Theil der Bürde zu belaſten, an der ſie ſelbſt trug. Es war ihr der Gedanke ſüß, eine ſo feurige und ſo ſchöne Schülerin in der Schule der Verbrechen zur Mitgenoſſin zu haben. Schon oft hatte ſie geſchwankt, ob ſie nicht dieſer jungen und ſtolzen Seele ihr Geheimniß mittheilen ſollte, immer hatte ein mehr zufälliges als begründetes Bedenken ſie hiervon abgehalten; jetzt glaubte ſie den Moment gekommen, wo ſie — die Prieſterin am Altar — eine Eingeweihte zum Beiſtand ſich erwählen dürfe. Sie entließ Athalie mit dem Verſprechen, daß ſie ſie ſchützen wolle. —

Das Verbrechen wurde vollführt: Arazis und Juliette ſtarben beide an einem Tage. Der Verdacht des Mordes fiel auf einen Diener, bei dem man das Gift fand. Der Name Athalie's wurde nicht genannt, noch weniger der Selenen's.

Jetzt wußte Selene die Seele Athalie's mit Schuld beladen, der Zeitpunkt war da, ſie zur Vertrauten zu machen. Wollte ſie zur Verrätherin werden, es war immer in die Hand Selenen's gegeben, ihre Lippen verſtummen zu machen. Aber auch Selene war in Athalie's Hand, und mancher Mord wurde vollbracht, nicht weil Selene, ſondern weil Athalie es wollte. Die Schülerin, die nichts ſehnlicher wünſchte, als die magiſche Kraft ſelbſt zu beſitzen, drang in ihre Meiſterin, ihr dieſe mitzutheilen, doch ohne Orgen's Beihülfe war dies unmöglich, und Orgen zögerte noch immer, zu erſcheinen.

Mit Wolluſt machte ſich Selene jetzt an das Werk, Remond und Hedwige zu morden. Sie hatte ſich dieſen Mord, nachdem bereits eine große Anzahl von Opfern gefallen war, als die ſüßeſte und befriedigendſte Aufgabe ihres dämoniſchen Spiels vorbehalten. Nicht länger wollte ſie zögern. Orzon konnte plötzlich erſcheinen, er konnte ihr die Macht nehmen und ſomit die Gelegenheit, den Rachedurſt ihrer Seele zu befriedigen, die jetzt nur ihr Glück darin fand, überall hin Untergang und Verderben zu bereiten.

Herr von Argentil und ſeine Frau, nachdem ſie in ihrer Heimath vergeblich gerungen hatten, ihres Schmerzes über den Verluſt des Kindes Herr zu werden, hatten eine Reiſe angetreten. Dieſe Reiſe führte ſie in die Nahe Selenen's, die davon Kenntniß erhielt. Sie reiſte ihnen nach, und wie die Schlange ihr Opfer nicht aus den Augen läßt, es mit dem giftig ſprühenden Blick bis in den entfernteſten Schlupfwinkel verfolgt, ſo folgte ſie auf Tritt und Schritt den arglos Reiſenden. Athalie begleitete ſie. Dieſe ſchickte ſie eines Tages aus, um Remond und Hedwige zu beobachten. Sie kam zurück und machte eine genaue Beſchreibung von dem, was ſie geſehen. Hedwige war bei einem Ausfluge tiefer in's Gebirge an einer gefährlichen Stelle verunglückt, man hatte ſie mehr todt als lebend in das nahe Dorf getragen, wo Athalie ſie gefunden. Der Arzt hatte wenig Hoffnung zu ihrer Geneſung gegeben, Remond's Schmerz war unermeßlich. Von allem dieſen war die Vertraute Zeuge geweſen, und aus ihrem Bericht ging hervor, daß die männliche und ſtolze Schönheit Romend's einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihr Herz gemacht. Sie erſchöpfte ſich in Schilderungen wie edel er in ſeinem Schmerze ihr erſchienen ſei, wie ſehr ſie wünſche, daß das finſtere Verhängniß von ſeinem Haupte abgewendet werde.

Wie! rief Selene, du verlangſt, daß meine Feinde glücklich werden?

Sie ſind nicht deine Feinde! entgegnete Athalie. Glaube mir, er hat dir vergeben. Groß und edel wie er denkt, hat er vergangener Tage Unrecht längſt in Vergeſſenheit getaucht!

Aber ich! nahm Selene mit einem Ausruf des Zorns das Wort, hab' ich auch vergeſſen? Und wie käme es ihm zu verzeihen und vergeſſen zu wollen? Bin ich nicht die Beleidigte und er der Beleidiger?

Athalie warf ſich ihrer früheren Gebieterin zu Füßen: Ich bitte dich um Eins! rief ſie: Tödte dieſe nicht! Nicht dieſe unſchuldig leidende Frau, nicht dieſen Mann, den Athalie achtet.

Was kümmert mich das?

Das junge Mädchen ſprang wie entſetzt auf: Das kümmert dich nicht? Wie — das kümmert dich nicht? Wenn ich dir nun ſage, daß ich — Romend in meinen Schutz erkläre?

In deinen Schutz?

Ja, Selene, in meinen Schutz. Lächle nicht ſpöttiſch. Es iſt der erſte Mann, der mein Herz gleich beim erſten Anblick mächtig gefeſſelt hat, und den ich nicht im Geheimen den Todesmächten werde verfallen laſſen. Ja, ſchüttle nur dein Haupt! Ich — Athalie — deine

Magd, deine Schülerin — ich leid' es nicht, daß du an dieſen unſchuldigen Menſchen, die du ſchon ſo tief gebeugt, freveſt.

Von dieſer ungewohnten Heftigkeit befremdet, ſchwieg Selene, und ihr Blick weilte mit einem ſeltſam forſchenden Ausdruck auf den Zügen der Jungfrau, deren Schönheit in den Flammen des Zorns und der Leidenſchaft doppelt verführeriſch glänzte. Sie legte die Hand auf die Schulter des Mädchens und ſagte ſanft und beſchwichtigend: Sei ruhig, Kind, wenn du für Romend bitteſt, ſo iſt er ſchon halb gerettet. Ich werde ja nicht aus Luſt, ich tödte weil mir ein göttliches Strafamt übergeben worden.

Damit entfernte ſich Selene und Athalie ſprach leiſe, mit einem ſcharfen und giftigen Blick die Fortgehende verfolgend: Wer dir traue, Schlange! Ja, du mordeſt aus Luſt! Es iſt dir ſchon längſt ein teufliſches Bedürfniß geworden, Tod und Verderben um dich her zu verbreiten. Ich habe dich ſtehen ſehen und dich minutenlang ergötzen am Anblick im Todeskampf brechender Augen. O, du biſt mehr Furie, als Weib. Doch hüte dich, geh' nicht mit mir in den Kampf! Ich durchſchaue dich. Wenn du auch vor aller Welt deine Greuelthaten geheim halten kannſt, wenn man dich auch nach wie vor als fleckenloſe Heilige bewundert, ich weiß, wer du biſt. Und dieſen Romend erkläre ich als unter meinem Schutz ſtehend. Zum Erſtenmale will ich dir zeigen, daß ich längſt die Sklavenketten, die du mir umgehängt, abgeſchüttelt habe, daß ich frei, kühn und ſelbſtſtändig bin wie du! Orgon wird kommen, von ihm werd' auch ich die geheimnißvolle Macht erhalten und — dann zittere! — Aber auch ohne dieſe Macht biſt du in meiner Gewalt. Mache mich zu deiner Feindin und die Welt ſoll alſobald die Hüllen ſchwinden ſehen, die deine wahre Geſtalt verbergen.

Während die Schülerin dieſe finſtern Entſchlüſſe faßte, befand ſich die Gebieterin in einem nicht minder aufgeregten Zuſtande. Der Gedanke, Hedwige könne ſterben auf natürlichem Wege und könne ſomit ihrer Rache entrückt werden, peinigte ſie und ließ ſie die Verzögerung der Ausführung ihres Planes verwünſchen. Athalie's erwachende Leidenſchaft für Remond erregte in ihrem Herzen jene Bitterkeit, die ſie empfunden hatte, als Aranis und Juliette ſich von ihr losriſſen. Ihr Haß gegen Remond wurde dadurch nur verſtärkt; dennoch wagte ſie nicht, gegen ihn Etwas zu unternehmen. Sie, deren ſtarke und wilde Seele vor Niemand ſich beugte, ſie zagte doch, wenn ſie ſich Athalie als ihr zürnend dachte, eine ſolche Gewalt hatte die herrliche Natur dieſes Kindes ſich über ſie erobert.

Auf dieſe Weiſe zwiſchen Entſchluß und Zögern hin und her ſchwankend, vergingen die Stunden der Nacht: da meldete ihr ein Bote, daß der Prieſter Orgon ſich auf der Reiſe befände, und in wenigen Stunden in der Stadt anlangen werde.

Jetzt ſind die Würfel gefallen! rief ſie. So gehe denn hin, mein Bote, und vollziehe meine Befehle.

Sie ſank auf das Ruhebett nieder und indem ſie ein kleines in Gold gefaßtes Bildniß hervorzog, eine

Erinnerung an einſt glückliche Stunden, richtete ſie ihre Blicke mit durchbohrender Glut auf die Züge, die es darſtellte. Nach einer Weile legte ſie ſchaudernd das Bild bei Seite und ſprach dumpf in ſich hinein:

Er iſt nicht mehr!

VII.

Ein lauter Schreckensruf Athalie's drang durch die Gemächer, und die Fliehende ſtürzte ſich, als wenn Geſpenſter ſie verfolgten, zu Selenen's Füßen, die noch träumend, im Nachtgewande und mit aufgelöſtem Haar, das ſeine dunkeln Schleier über ihren marmorweißen Nacken hingleiten ließ, auf dem Ruhebette ſaß.

Was iſt dir? fragte Selene, das Mädchen vom Boden hebend.

Remond iſt todt! der Bote hat mir eben die Nachricht gebracht. Auch Hedwige athmet nicht mehr, und doch hatte der Arzt geſtern noch Hoffnung zu ihrer Geneſung ausgeſprochen. Erkläre mir das Selene!

Selene ſchwieg.

Wenn du nicht ſprichſt, rief Athalie wie raſend, ſo wirſt du mich zum Aeußerſten treiben! Ich werde der Welt erzählen, daß du die Mörderin Remond's biſt.

Das wollteſt du? fragte Selene kalt.

Ja, ich! Ich hab's geſchworen. Remond's Tod reißt mich auf ewig von dir los. Ich verabſcheue, ich verachte dich. Verführt haſt du mich, und wandelte ich weiter auf dieſem Wege, würde ich ein Ungeheuer werden wie du!

Nun wohl, ſo verlaſſe mich, Mädchen! Tritt jede Pflicht der Dankbarkeit der frommen Tochterliebe mit Füßen. Verlaſſe mich, aber gieb den thörichten Gedanken auf, mich anzuklagen. Das iſt ein Vorſatz, den du nicht ausführen könnteſt, ohne den Pfeil des Verderbens auf deine eigene Bruſt zu ſetzen.

Und ſollte es mein Tod ſein, ich räche die ſchuldlos Gemordeten.

Bedenke meine Macht! rief Selene, indem ein Zug von Hohn um ihre Lippen glitt.

Dieſe Macht werde ich bald ſelbſt beſitzen, ſagte Athalie mit hochfahrendem Stolze. Erfahre, daß auf meine Bitten Orgen jetzt zurückkehrt und daß er ſich geneigt erklärt hat, mich in den Bund aufzunehmen.

Selene blickte ſtarr vor ſich hin. Ein entſetzlicher Entſchluß ſchien in ihrer Seele zu reifen.

Ich gehe! rief Athalie, du ſiehſt mich niemals wieder! Deine blutbefleckten Mörderhände ſollen nie wieder an meiner Bruſt ruhen. Ich geh', Selene, und mein Weg führt mich geradeswegs zu Orgen.

O eile nicht, ſagte Selene plötzlich mit umgewandelter, ſanfter Stimme, und wenn du dennoch gehen willſt, ſo nimm einen Gruß von mir mit.

Athalie hatte die Thür noch nicht erreicht, ſo ſtürzte ſie todt zu Boden. Selene erhob ſich langſam, kniete an der Leiche nieder, betrachtete das Erbleichen der Züge, ſtand dann auf, und den Körper mit dem Fuß thes behauptete, trotz aller Verſuche, ſie zu verſcheuchen, ihre Stelle.

Eines Abends, als er im vollen Vertrauen ſein Herz dem gefühlvollen Tulipan geöffnet, ihm ſeine Abenteuer am Hofe der verrätheriſchen Kalypſo, ſeinen Aufenthalt in Tomogiſtons Felſenwohnung und die Flucht mit Magelone gebeichtet hatte, und eben daran ging, die Treuloſigkeit dieſer kleinen leichtſinnigen Geliebten mit den bewegendſten Ausdrücken zu ſchildern, unterbrach ihn der Freund mit dieſen Worten: „Vergiß, mein theurer Fortunat, was einmal nicht zu ändern iſt. Hältſt du Magelonen für untreu, ſo iſt ſie von dem Augenblicke an, wo du dieſe Entdeckung machteſt, todt für dich. Die Todten muß man ruhen laſſen. Du haſt jetzt in Sack und Aſche Buße gethan für jede Thorheit deines frühern Lebens, jetzt ermanne dich. Wirf dieſe düſtere Schwermuth von dir und öffne dir wieder frei die Bahn des Glückes. Du biſt wegſtoßend ſagte ſie: Hinweg! der Sklave hat nicht gehorchen wollen — der Sklave gehorcht.

Der Verhang der Thür öffnete ſich und — Orgen trat ein.

Der Prieſter ſagte: Ich ſchreite über eine Leiche in dein Zimmer! So iſt es alſo, daß wir uns wiederſehen, Selene?

Orgen, höre meine Entſchuldigungen —

Du haſt keine; wie ich keine habe. Du haſt die Prüfung nicht beſtanden, wie ich ſie nicht beſtanden habe. Du biſt von deiner Höhe herabgeſtürzt und — biſt mein! Doch ſei getroſt, wie ich Herr bin der Erde, ſo biſt du die Herrin. Unſer Beſitz iſt geſichert. Du mußteſt jenes Scheinbild der Tugend, vor der die Menſchheit kniet, zertreten, wie ich es zertreten habe. Du biſt das freie Weib, ich der freie Mann, wir gehören zuſammen.

Und er zog mit dieſen Worten Selene zu ſich. Da trat in's Gemach eine dürre todtenbleiche Geſtalt, ein gebeugter und an ſeinem Stabe wankender Greis.

Rodebert! rief Orgen und trat einen Schritt zurück.

Ich erſcheine, ſagte der Greis, um dich und dieſes Weib für den Dienſt meines Herrn in Anſpruch zu nehmen. So lautete unſer Vertrag.

Den ich nie beſchworen habe! rief Orgen, ſich mit der ganzen Fülle ſeines Stolzes und ſeiner Kraft erhebend. Ich bin Herr der Erde — mein eigener Gott — und dieſes Weib iſt frei und gebietend wie ich.

Erſcheine! Erſcheine! winſelte Rodebert — erſcheine mächtiger Herr und Gebieter! Vertheidige — rette mich!

Er lag am Boden und wand ſich im Staube. Eine lange, furchtbare Pauſe trat ein. Das Gemach verdunkelte ſich, aber keine Erſcheinung ließ ſich ſehen. Redebert endete in Krämpfen ſein Leben; über ſeinen erſtarrten Leib hinweg ſchritten Ogen und Selene.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von [illegible] in Berlin, Mauerſtr. [illegible]

Die Ritter von Marienburg.

Erſter Theil.

Die

Ritter von Marienburg.

Von

A. von Sternberg.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Capitel.

Seite
Ankunft auf dem Ordensſchloſſe 1

Zweites Capitel.

Der alte Schließer 18

Drittes Capitel.

Der Held der Geſchichte lernt ſeine Umgebung etwas näher kennen 46

Viertes Capitel.

Die feierliche Aufnahme in den Orden 80

Fünftes Capitel.

Das Narrencapitel 102

Sechstes Capitel.

Die Ritter erzählen ſich unter einander Geſchichten. 119

Siebentes Capitel.

Seite
Der St. Eliſabethentag 162

Achtes Capitel.

Was ferner ſich im Gemach des Ordensmeiſters begab 180

Neuntes Capitel.

Das Geſpräch im Mondſchein.................. 221

jung, du bewahrſt den Zauberſäckel der Fee, und mit dieſen beiden himmliſchen Gaben kann man viel ausrichten. Was iſt das für eine goldene Kette, die du da am Halſe haſt?“ —

„Sie gehört zu einem Bildniſſe, deſſen Kapſel ich ſchon ſeit langer Zeit nicht geöffnet habe.“

„Zeige mir das Bild.“

„Und wozu? Was kann für dich das Portrait einer unbekannten Perſon für Intereſſe haben?“

„Du kannſt nicht wiſſen,“ erwiederte Tulipan ungeduldig, „ob ſie mir ſo durchaus unbekannt iſt.“ Fortunat löſte die Kette vom Halſe und reichte ihm das Medaillon, welches ihm damals von Tomogiſton als das Portrait der Prinzeſſin der Maulwurfsinſeln eingehändigt worden war. Tulipan ließ ſich die Geſchichte deſſelben erzählen und nachdem er den Freund ruhig angehört, öffnete er die Kapſel. Seine Miene drückte Ueberraſchung und Staunen aus.

Erſtes Capitel.

Ankunft auf dem Ordensſchloſſe.

Wir haben die weite unabſehbare Niederung vor uns, die ſich zwiſchen den Flüſſen Weichſel, Nogat und dem friſchen Haff ausdehnt, ein öder Landſtrich, den ſpäter die Kultur urbar gemacht, der damals jedoch, zu der Zeit, wo unſere Geſchichte ſpielt, eine faſt unbewohnte Einöde war, zuſammengeſetzt aus Strecken Moraſtgrundes, aus Steppen mit Haidekraut bewachſen oder aus dürftigen Anfängen von kleinen Kieferwaldungen, die dem Auge ihre verkrüppelten Stämmchen und ihr fahles, ſtumpfes Grün darboten. Die Stürme wehten über dieſe Fläche unausgeſetzt dahin; es war nirgends ein Hinderniß, das ſie in ihrer Bahn aufhielt, und ſie trieben ungeſtüm die Wellen des friſchen Haffs und machten, daß dieſe zu Zeiten anſchwollen und die kunſtloſen Dämme durchbrachen, die die Landbewohner zum Schutze ihrer Hütten aus dem gerade ihnen zur Hand liegenden Material, Sand und Weidengeflecht, aufgeführt hatten. Als Unterbrechung der einförmigen Linien der Haide diente nur hier und da ein Dorf oder ein Vorwerk, das zu den Ordensgebäuden gehörte. Das Dorf war aber meiſtentheils ſeiner Bewohner beraubt, und die einſam ſtehenden Gebäude des Vorwerks hatten zu ihrer nothdürftigen Bewachung nur einen Vogt und eine kleine Anzahl Mannſchaft, die beſtimmt waren, die Pflichten der Hoſpitalität gegen die auf der Reiſe begriffenen Pilger auszuüben, öfters jedoch von dieſen Pilgern, die verkappte Räuber waren, überfallen und ihrer geringen Habe beraubt wurden. Es waren darum die letzten Befehle des Ordensgebietigers, der dieſe kleinen improviſirten Burgen unter ſich hatte, dahin ergangen, daß die Mannſchaft verſtärkt wurde und daß die Thore dieſer Aſyle nur ſolchen Gäſten geöffnet wurden, die einzeln kamen und die augenſcheinlich vom Bedürfniß getrieben wurden.

Es war am frühen Morgen eines Octobertages, als zwei einſame Reiter auf einem der Pfade dieſer unabſehbaren Fläche ſich zeigten. Es war der Weg, der von dem letzten Vorwerke in gerader Linie nach Marienburg ſelbſt führte. Da es in der letzten Hälfte des Monats war, ſo hatten ſich die heftigen Winterſtürme bereits eingeſtellt, und da der wilde Hauch geradewegs vom Meere kam, ſo führte er eine eiſige Schärfe mit ſich, ein Beweis, daß bereits die Ufer des friſchen Haffs ſich mit einer Eisdecke zu belegen angefangen hatten. Der Winter hatte diesmal beſonders früh ſeinen Einzug gehalten, willkommen für den Landmann, der damit das Ende der kleinen Zänkereien und Streitigkeiten ſah, die fortgeſetzt bis jetzt zwiſchen dem Orden und ſeinen heidniſchen Nachbarn geherrſcht hatten. Die Kälte mäßigte in etwas die Glut dieſer Unruhigen und hielt ſie auseinander, ein Erfolg, der der Klugheit und der Mäßigung der Oberen nicht gelingen wollte. Zugleich hatte aber dieſer frühe

Winter die Niederung ganz beſonders einſam gemacht. Die Einwohnerſchaft der Dörfer, die ſelbſt in guter Jahreszeit nie ſehr zahlreich war, aus denſelben Gründen, die auch die kleinen Verſchanzungen und Niederlaſſungen verödete, hatte ſich in Maſſe fortgemacht und die Städte aufgeſucht, in deren Schutz ſie ſich gegen die Unbill der Menſchen wie des Elements gleich ſicher fühlte. Sie wurde von den Städtern, die ungern ihre Zahl ſo anwachſen ſahen, zu harten Frohnarbeiten gezwungen, allein ſie unternahm dieſe willig in der Ausſicht auf die eben bezeichneten Vortheile. Der Reiſende, der gerade jetzt gezwungen war, den Weg über die Haideflächen zu nehmen, fand, wenn er nach anhaltendem Kampf mit Dunkelheit, gefährlichen Wegen und eiſigen Stürmen glücklich ein in den Nebeln des nahen Moraſtes halb verſtecktes Dorf aufgefunden, die Häuſer leer, die Hausthüren offen, die Fenſter ausgehoben, und zwiſchen den leeren Wänden die Nacht und die Kälte feſt eingebürgert, deren Bekanntſchaft er ſchon draußen zur Genüge gemacht. Er konnte von Glück ſagen, wenn er ein einſames Licht entdeckte, das auf irgend einem verlaſſenen Herde brannte, der proviſoriſch von einer wandernden Gauklerbande eingenommen war, oder von den Treibern einer Heerde Zugvieh, oder von herumziehenden Händlern, die unter militäriſcher Eskorte die Straße nach einem Meßorte zogen. Es gehörte zu den höchſt ſeltenen Fällen, und nur die Ausſicht auf reichlichen Gewinn trieb dazu, daß eine Schenke oder Herberge, wie ſie in guten Zeiten im Dorfe beſtand, ſich auch auf die Ueberwinterung einließ; es geſchah dies immer auf die Gefahr hin, daß das Haus an einem ſchönen Morgen bis unter das Dach hinauf ausgeplündert, die Bewohner gemißhandelt und nackt auf das Feld getrieben wurden. Freilich waren dieſe Bewohner ſelbſt oft geübte Gauner, die das Plündern eben ſo gut verſtanden als die Räuberhorden, die ihnen das Garaus machten. Der Seckel der reichen Krämer oder die Armenbüchſe des Pilgers konnten hiervon erzählen. Ehe der Reiſende alſo ſich entſchloß, eine verdächtige Herberge zu beziehen, nahm er doch noch lieber ſeine Zuflucht zu dem roh zuſammen gewürfelten Hauſen, der ſich in einem verlaſſenen Hauſe zuſammengefunden hatte, unter dem Verſprechen gegenſeitigen Schutzes.

Die beiden Reiter, von denen wir geſprochen, hatten die Mühſeligkeiten eines ſolchen Nachtquartiers zu überſtehen nicht nöthig gehabt, ſie hatten im Ordenshauſe genächtigt, doch ſcheints, daß ihre Verpflegung nicht viel beſſer ausgefallen war, nach dem Verdruß zu ſchließen, den die Mienen beider ausſprachen, und nach der Unordnung, in welcher ſich ihr Anzug befand. Der Erſte dieſer Reiter war ein junger Mann von kaum ſiebzehn Jahren. Seine Körperbildung war ſeinen Jahren vorausgeeilt; ſein Wuchs war ſchlank und groß und zeigte den eben gereiften Jüngling. Die Schultern waren in einem ſchönen Verhältniſſe zu Kopf, Nacken und Bruſt, und dieſe wölbte ſich unter dem ſtolzen und ſiegreichen Gefühl der Jugend und der Kraft. Ehe der junge Mann ſein Pferd beſtieg und ſeine Geſtalt, ſo weit es nur irgend möglich war, in einen mit Pelz verbrämten Mantel hüllte, konnten wir ſehen wie edel ſeine Formen waren, wie biegſam der Bau der Hüften und wie raſch und ſicher die Bewegungen aller Glieder. Man ſah es ihm wahrlich nicht an, daß er ein Sohn jener nordiſchen Marken war, die wol kraftvolle und nervige Geſtalten in Menge erzeugten, ſelten jedoch die feinern Gebilde, die die Kraft zugleich mit Anmuth paarten, ins Leben riefen. Sein Begleiter war eine von den hergebrachten Körperbildungen; er war kurz, ſtämmig, blond von Haaren und mit einer ſtarken wettergebräunten Röthe im Geſicht. Er mochte nahe den Funfzigen ſein, hatte aber dabei noch ein ſehr jugendliches Anſehen.

Wenn der ſcharfe Wind, der über die Haide blies und der unſere Reiter beſonders heftig anfiel, indem ſie die letzte ſchützende Mauer des kleinen Kaſtells verließen, es irgend erlaubte, ſo warfen ſich Herr und Diener einzelne kurze Bemerkungen zu über die eben verlaſſene Herberge. Die Auslaſſungen des Dieners beſchränkten ſich einfach auf Flüche, die des Herrn enthielten verwunderte Ausrufe über getäuſchte Erwartungen.

Junker, rief der Erſtere, indem er ſeinen kleinen langhaarigen und ſtruppigen Gaul dicht an das Roß des Herrn trieb, Junker, wenn es in der Reſidenz da drüben nicht beſſer hergeht, wie in dieſen kleinen, verteufelt geſchwärzten und ſtinkenden Höhlen, in denen die Weißmäntel uns bis jetzt bewirthet haben, ſo kehre ich heim und bitte unſern geſtrengen Herrn Papa, daß er Sie lieber heute als morgen wieder zurückruft. Auf Burg Wedenburg wird ein ſchönes Wehklagen ſein, wenn ich anhebe zu erzählen, wie wir auf der Reiſe aufgenommen worden und wie trefflich uns die Empfehlungsſchreiben genützt haben, die wir mit uns führten.

Du mußt nur nehmen, Wolff, entgegnete der Junker, indem er ſeinen Mantel vor die eine Seite des Mundes hielt, damit der Wind nicht ſogleich und für den Diener ungehört ſeine Worte verwehe, daß der Orden im Krieg liegt und daß wir allen dieſen Herren ungelegen kommen.

Heiliges Kreuz! Kann ein Ritter von Wedenburg jemals irgend einer Kreatur ungelegen kommen! brummte der alte Page. Ich habe mir ſagen laſſen, daß die Thore des Himmels und der Hölle auffliegen, wenn wir erſcheinen.

Die Windſtöße verhinderten jetzt die Fortſetzung des Geſprächs. Beide vermummte Geſtalten kämpften mit vorwärts gebeugten Leibern gegen den Sturm und den feinen Schneeregen, der über die Haide dahin zu fliegen begann und alle Körpertheile, die ihm unbeſchützt dargeboten wurden, wie mit Geißeln aus kleinen Eiſenſtacheln beſtehend, peitſchte. Ein Nebel hatte ſich über die weite Fläche gebreitet und man hörte mehr als daß man ſie ſah, die Wellen der Nogat, die ſich an dem neuangelegten Damme brachen, der den Beginn eines künftigen Prachtbaues bildete, einer Brücke, die bereits von mehren Meiſtern angefangen werden, immer aber wieder durch die kriegeriſchen Zeiten verhindert, unvollendet liegen geblieben war. Jetzt, da der Orden ſeinen höchſten Glanz entfaltete und groſſe Reichthümer in ſeinem Schatze angehäuft lagen, war es dem regierenden Meiſter doppelt Pflicht, den Bau endlich zu vollenden.

An dem Fluſſe angelangt, zeigten unſere Reiſenden ihre Beglaubigungsſcheine vor, und da unter einem derſelben das Siegel des Ordensvogts ſich befand, ſo eilte man, die Fähre ſchnell in den Stand zu ſetzen, um die Ueberfahrt zu beſchleunigen. Bei dieſem wilden und ſtürmiſchen Wetter war dies keine kleine Arbeit. Man gab es dem jungen Manne anheim, ob er ſtatt der ſchwerfälligen Fähre nicht lieber eines Nachens ſich bedienen wolle, aber die große Anzahl von Reiſenden, die bereits die Nacht und den vorhergehenden Tag auf die Ueberfahrt gewartet hatten, und die ihn jetzt mit ihren Bitten beſtürmten, unter ſeinem Geleit hinüber zu kommen, bewog ihn, die Ausrüſtung der Fähre abzuwarten. Während der Anſtalten traten er und ſein Gefährte unter eine Art Schuppen, und hier fand ſich Zeit, das Geſpräch fortzuſetzen, das der Sturm vorhin unterbrochen hatte.

Wolff trat vor ſeinen Herrn hin und ſagte mit etwas gedämpfter Stimme, nachdem er ſich vorher überzeugt, daß Niemand lauſche: Junker, ich bitte nur um Eins; laßt drinnen in der Reſidenz nichts davon merken, daß auf Schloß We-

„Wie ſchön dieſe junge Dame iſt!“ rief er. „Wie lieb ich dieſe bleiche Farbe! Wahrlich, dieſe zarten Züge mit dieſem Ausdrucke bilden ein Ganzes, dem man ſchwerlich widerſtehen mag.“ „Laß ſie mich doch auch ſehen,“ rief Fortunat. „Wie?“ fragte Tulipan verwundert, „du haſt das Bild alſo noch nicht betrachtet?“ Der Freund ſchüttelte das Haupt. „Und warum ſollte ich das? Ich war entſchloſſen, mich nie um dieſe Prinzeſſin zu kümmern.“ — „Aber der Magier, dein Vater, hatte dir doch dieſe Heirath vorgeſchlagen?“ — „Nenne ihn nicht meinen Vater; ich will es noch jetzt nicht glauben, daß er es in der That iſt.“ — „Du haſt ſeltſame Grillen.“ — „Ach!“ rief Fortunat, „du haſt vollkommen recht, die Prinzeſſin iſt ſchön, nur ſollten, ſoviel ich von weiblicher Schönheit verſtehe, ihre Augen etwas größer ſein.“ — „Durchaus nicht; gerade ſo müſſen ſie ſein, um zu gefallen. Es iſt nichts ungereimter, als überall denburg nicht alles ſo iſt, wie es ſein ſollte. Ihr verſteht mich. Wir waren früher reich, wir ſind es jetzt nicht mehr. Dank ſei es den Dienſten, die wir dem Orden geleiſtet, haben wir faſt das letzte Hemd auf dem Leibe verloren. Aber davon müſſen dieſe Weißmäntel nichts erfahren. Junker, ich bitt' Euch, kein Wort von unſerm heruntergekommenen Haushalt. Der ausdrückliche Befehl Eures Vaters lautet, daß Ihr thun ſollt, als ſeid Ihr nach wie vor der reiche Ritter von Wedenburg.

Ich werde nach den Vorſchriften handeln, die man mir eingeprägt, ſagte der Jüngling dumpf.

Armuth iſt heutzutage für einen Ritter eine Schande, hub Wolff wieder an; früher war es nicht ſo. Ein geflicktes Wamms war Goldeswerth! hieß es; und wer recht viele Löcher in ſeinem Koller zeigen konnte, war König. Was habt Ihr mir nun nach Hauſe zu ſagen, denn es möchte ſo ziemlich die letzte Viertelſtunde ſein, wo wir ſo Aug' in Auge einander gegenüber ſtehen. Verſchweigt mir nichts, liebſter Junker! ſagt Alles haarklein, was Euer Brüſtlein beſchwert, denn ich, Euer alter Wolff, muß es wiſſen.

Alter, hub der Junker an und ſtützte das Haupt nachdenklich auf die rechte Hand, wenn du daheim kommſt, vergiß nicht darauf zu ſehen, daß dem Vater der Nachttrunk bereitet wird zur rechten Zeit. Das war ſonſt mein Amt. Rücke auch ſeinen Seſſel auf die rechte Weiſe an den Kamin, ſo daß die Tante Elsbeth, die immer neben ihm ſitzt, Platz habe für ihre Arme, wenn ſie mit dem Faden der Spindel ausfährt. Du weißt wie unlieb es meinem alten Herrn iſt, wenn er an ſeinem gebrochenen Arme berührt wird, und Tante Elsbeth, wenn ſie die alten Geſchichten unſers Hauſes bedenkt, thut ſich wenig Gewalt an, wenn ſie ſo recht im Reden iſt.

Blitz Junker! ſo thut ſie. Es iſt ein altes Stück Weib von hoffärtigem Schlage. Nun, ſie war ja auch einſt kaiſerliche Kammerdame.

Und dann ſieh, daß meiner Mutter und klein Hedwig's Blumen immer ſo hold blühen, als es irgend Zeit und Umſtände erlauben.

Nein, Junker, das geht nicht. Ein Gärtner bin ich nicht. Ihr waret Alles in Allem im

Hauſe; das kann ich Euch nicht nachthun. Nun ſie werden es empfinden, daß Ihr fort ſeid.

Und glaubſt du, daß ich es nicht auch empfinde? ſagte der Jüngling in einem langen, gezogenen Tone und indem er ſeine dunkeln Augen mit einem ſchmerzlichen Ausdruck auf den Diener heftete. Ich werde fürder einſam meine Tage und ſchlaflos meine Nächte zubringen, bis —

Bis Ihr es gewohnt werdet, denn der Menſch wird Alles gewohnt.

Nein — bis das Beil eines wilden Litthauers mir den Schädel ſpaltet. Dann komm und trage mich nach Hauſe und lege mich vor dem alten Herrn nieder und ſprich: da haſt du deinen letzten Sohn; er ſtarb wie die Brüder, vom blutigen Henkerſchwerte der Heiden hingeſchlachtet.

Vor Gottes Thron werdet ihr Alle wieder erſtehen — und dann werdet ihr goldene Rüſtungen tragen und purpurne Federbüſche werden von euren Häuptern wehen, und ihr werdet die Streiter Gottes ſein! rief der Diener. Uebrigens was Ihr da von einſamen Tagen ſprecht, ſo will ich ein Wort im Vertrauen mit dem Eberhard reden; er iſt mein Oheim und dient nun ſchon ſeit dreißig Jahren als Laienbruder im Ordensſchloß; er ſoll ein wachſames Auge auf Euch haben und zuſehen, daß die Weißmäntel mit gehörigem Reſpekt Euch behandeln. Denn Ihr ſeid kein hergelaufener Bub, wie ſie ſonſt wol welche aufnehmen. Auch für Euren Zeitvertreib wird er ſorgen; denn er kennt den Orden und das alte Ordenshaus wie ſeine Hoſentaſche. Dabei iſt es ein Mann in Zucht und Ehren grau geworden, von altem Schrot und Korn.

Das Bereitſtehen der Fähre wurde jetzt gemeldet und Herr und Diener machten ſich dahin auf. Wie ſie auf dem Waſſer waren, theilte ſich der Nebel und in der Glut der Morgenſonne traten die impoſanten Mauern des Ordensſchloſſes in ihrer ganzen Schönheit hervor. Es war ein Bau, der für die Größe und die Macht dieſer gewaltigen Herren, wie die Ritter genannt wurden, ſichtbar Zeugniß ablegte. In der Einſamkeit dieſer öden und unbebauten Flächen erwartete man nicht ſo rieſige Mauern emporſteigen zu ſehen, ſie erhoben ſich gleichſam wie auf einen

Zauberſchlag aus dem Boden. Die kleine Stadt Marienburg verſchwand mit ihren Häuſern und Kirchen von nur geringer Höhe gegen die majeſtätiſchen Zinnen, die ſich dicht hinter ihr erhoben und deren höchſte Spitzen die Wolken zu berühren ſchienen. Das Banner der Kreuzfahrer wehte von dem Hauptthurme, und im Sonnengolde glühend prangte das koloſſale Standbild der heiligen Jungfrau, gleichſam ſiegblickend über die weiten Lande hin, die unter dem Schwerte ihrer Paladine für die Lehre ihres göttlichen Sohnes gewonnen waren. Der Anblick der prachtvollen Burg und der wunderbare Schimmer, den das heilige Bild von ſich warf, wirkte ſo heftig auf faſt alle Reiſenden, die ſich auf der Fähre befanden, daß die meiſten derſelben auf die Kniee fielen und Gebete murmelten. Ein Prieſter, der ſich unter der Menge befand, nahm die Gelegenheit wahr, erhob ſeine Stimme und rief, daß es das Rauſchen der Wogen übertönte: Ja, Chriſten, ſeht da, was die Streiter Gottes vollbracht. An dieſem Orte ſtanden einſt ſchlechte Hütten, und ihre Bewohner, arm und dürftig, beteten fremde Götter an. Da zog in dieſes Land der nächtlichen Nebel ein Häuflein frommer Streiter. Sie bauten ſich ein Haus, das größer und größer wurde und endlich eine feſte Burg bildete, und als ſie nun heimiſch hier waren, erſchlugen ſie den Drachen des Heidenthums und bauten unſerer allergeliebteſten Frau Altäre. Ihre Dankopfer wurden angenommen und Gott ſegnete ſie. Ihre Stärke wuchs und ihre Herrlichkeit nahm zu! Jetzt ſind ſie die Herren des Landes.

Während dieſes Lobliedes ſchwamm die Fähre langſam zu ihrem Ziele heran. Schon vernahm man im Innern der Burg die Glocke, die zur Frühmeſſe läutete.

Als man die Fähre verließ, blieben die meiſten Reiſenden in der Stadt, nur Goswin, dies war der Name unſers jungen Ritters, und Wolff begaben ſich in die Burg, wo ſie eine große Anzahl kleiner und großer Brücken, Treppen, Gänge, Vorhöfe und Höfe zu überſchreiten hatten, ehe ſie in das Innere des Schloſſes gelangten und dort den Schließer Eberhard heraus fanden, der ſie fürs Erſte in ſeine Zelle nahm, wo er ſie beherbergte, bis die paſſende Zeit würde gekommen ſein, ſie zu melden. Aus den Fenſtern dieſes niedern Gemachs, im Erdgeſchoß gelegen, konnten die Ankömmlinge den Burghof und den Eingang der Schloßkirche überſehen. Ein wild durcheinander treibender Haufe von Rittern, ſcherzend, lachend und fluchend, manche noch beſchäftigt ihre Kleidung in Ordnung zu bringen und ihre Mäntel uber die Schulter zu werfen, drängte ſich der offenen Kapellenthüre zu, aus der Geſang der Prieſter erſcholl. Einige blieben vor der Kirche ſtehen, rieben ſich die Augen, ſtreckten die Arme gen Himmel, aber nicht zum Gebet, ſondern wie Schlaftrunkene zu thun pflegen, die man plötzlich geweckt. Auf Godwin machten die ſtille, erhabene Feier eine Stunde früher auf der Fähre und nun die Auftritte, die er hier vor Augen ſah, einen eigenthümlichen Eindruck. Der alte Eberhard nahm einen ſchweren Schlüſſelbund von der Wand und hieß ſeine Gäſte geduldig warten bis er wieder käme.

Zweites Capitel.

Der alte Schließer.

Wir wollen die Zeit benutzen, da wir den jungen angehenden Templer richtig in der Burg, die ihm künftig als zweite Heimath dienen ſoll, abgeliefert, um unſerm Leſer Einiges von ihm und ſeiner Familie zu erzählen.

Der alte Herr Hugo von Wedenburg hatte eines Zwiſtes wegen, den er mit dem damaligen Landesherrn der Mark gehabt, die Hofhaltung dieſes Fürſten verlaſſen und hatte ſich auf ſein altes Familienſchloß, die Wedenburg, zurückgezogen. Hier war er bereits früher mit dem Orden in Verbindung getreten, ohne jedoch zu ihm zu gehören, denn als er die weltliche Hofburg verließ, und in die Nähe der geiſtlichen zog, warb er um ein junges Fräulein aus einer guten, aber unbemittelten Familie. Der damalige Hochmeiſter war ſein Freund, und in Folge eines vielleicht unüberlegten Gelöbniſſes hatte Wedenburg dem Orden, wenn ihm der Himmel mehre Söhne ſchenken würde, zwei derſelben zugeſagt. Vier Söhne entſproſſen dem Ehebette des tapfern Herrn; zwei derſelben dienten dem Orden in ſeinen vielen Kriegen freiwillig, wie es der Vater gethan, der dritte legte das Gelübde ab und empfing den Mantel, ſtarb jedoch früh, und nun war es nothwendig, um das gegebene Wort zu löſen, daß der jüngſte, Goswin, die verſprochene Zahl voll machte. Außerdem war es des Jünglings eigener Wunſch, Ordensritter zu werden. Er hatte nie in den Erzählungen ſeiner Kindheit etwas anderes gehört, als bewundernde Schilderungen von dem Glanz und der Macht dieſer allgewaltigen Verbrüderung, die von keinem irdiſchen Fürſten, ſondern von Gott ſelbſt — denn der heilige Vater zu Rom erſchien hierbei gleichſam nur als Geſchäftsträger Gottes, der in ſeinem Namen Verträge errichtete und Bündniſſe abſchloß — Geſetze und die Statuten ihrer Geſellſchaft annahm. Man hörte im ganzen Lande wenig von dem Fürſten, aber man hörte immer und immer wieder von dem Orden ſprechen. Die blutigen Kämpfe, die er beſtanden, die grauſenerregenden Gefahren, in die er ſich muthvoll begeben, die Siege, die er erfochten, und der Schrecken, den er den benachbarten Heidenvölkern einflößte, die ewig gegen ſeine imponirende Größe ankämpften, lebten in Aller Gedächtniß. Das Volk verehrte die Ritter als ſeine Beſchützer, es lobte ſie als Helden und es betete ſie an als Heilige; denn noch wußte man nicht anders, als daß das ſtrengſte asceticſche Leben im Innern jener mächtigen Gottesburg wirkte, daß der Schimmer der Heiligkeit von dem Haupte jedes einzelnen Ritters zu einer gemeinſchaftlichen großen Glorie zuſammenſchmölze, die ſich über das Land verbreitete. Es hatten zwar ſchon einige Stimmen verkündet von Streitigkeiten im Innern des Ordens, auch hatte man vernommen, daß hier und da, aber in entfernten Ordenshäuſern, ein Verſtoß gegen die Sitte und gegen die Regel des Ordens vorgegroße Augen verlangen zu wollen, als käme es einzig auf die Größe und nicht auf den Ausdruck an." — „Ich will nicht mit dir ſtreiten. Eine Prinzeſſin der Maulwurfsinſeln muß ſchon kleine Augen haben." — „Aber ſieh doch, Fortunat, die Kapſel läßt ſich auch auf der Rückſeite öffnen, und wahrhaftig wieder ein weibliches Portrait! Mein Himmel, welche Aehnlichkeit!" — „Wie iſt dir? Was haſt du?" rief Fortunat. „Du veränderſt deine Farbe." — Tulipan war aufgeſtanden, um näher ans Licht zu eilen. Er betrachtete das Bild von allen Seiten und auf das aufmerkſamſte. Endlich rief er: „Welch ein ſeltſamer Zufall! Wie kommt das Bild meiner Mutter hierher!" — „Deiner Mutter?" — „Meiner Mutter. Kein Zweifel; ich erkenne ſie. Das iſt der ideale Anzug, den ſie in ihrer Jugend trug und den ich noch in ihrer Garderobe habe hängen ſehen. Hier unten iſt auch ihr Name „Kryſtalline".

kommen, allein man hörte zugleich, wie ſtrenge ein ſolcher Fehl geahndet wurde, und wie ſorgſam Meiſter und Ordensgebietiger über die Reinheit der Verbrüderung wachten. Die ſchreckenvollen Gerüchte, die verbreitet waren, von lebendig eingemauerten Rittern, von Büßern, die lebenslang in Haft ſaßen, trugen viel dazu bei, die ehrfurchtsvolle Scheu von der Zucht des Ordens überall hin zu verbreiten, und die Träger des „weißen Mantels“ zu Gegenſtänden einer faſt abgöttiſchen Verehrung zu machen. Die Prieſterbrüder, die frei im Lande herumzogen, trugen ihrerſeits nicht wenig dazu bei, dem Orden auch über die Grenzen ſeiner Landestheile hinaus Achtung zu verſchaffen; ſie waren Miſſionäre, die ganz verſchieden von den übrigen Mönchen, heldenmüthig ſich den Boden erkämpften, auf dem ſie dann predigten. Man ſah dieſe Rittermönche einzeln und in Schaaren ſich in die undurchdringbaren Wälder begeben und in die Nacht der Gebirgsſchluchten eindringen, wo ſich bis in das nördliche Skandinavien hinauf die heidniſchen Götzendiener vor dem Panier des Kreuzes in gefahrdrohendem Hinterhalte verbargen. Die meiſten dieſer muthigen Männer fanden einen entſetzenvollen Tod. Es wurden ihre blutigen Glieder herumgeſchleiſt und mehr als einmal diente ihr entſeelter Leib zu einem ekelhaften Mahle, um das ſich die Heidenprieſter ſchaarten.

Von dieſen Schrecken und von dieſen Wunderthaten kam natürlich ſelbſt die kleinſte Kunde frühzeitig zu den Bewohnern der Burgen, die zunächſt dem Schauplatze der Wirkſamkeit des Ordens lagen, und ſomit hörte der junge Goswin im Schoße der Seinen wenig anderes beſprechen, als was die Ritter gethan und was ſie noch thun würden. Denn es gab Propheten, die die Herrſchaft des Ordens noch einſt über die ganze bekannte Erde weiſſagten. Dem Gelöbniß des Vaters, und dem Wunſche des Sohnes entgegen, machte ſich im Kreiſe der Familie eine Stimme laut, die das Verlangen ausſprach, daß der Jüngling ſein Glück machen ſolle am kaiſerlichen Hofe zu Wien. Dieſe Stimme machte die Vaterſchweſter geltend, eine im ſteifen ſpaniſchen Etiquettedienſte ergraute Hofdame. Es ſprach hierfür manches. Die Familie war verarmt, der Kaiſer zahlte gut, Goswin war ein ſchlanker hübſcher Junge, paßte ſich demnach vortrefflich zu einem kaiſerlichen Pagen, und die Verbindungen der Tante waren noch hinlänglich wichtig und dauerhaft, um in die Ferne für den geliebten Schützling zu wirken. Die Mutter ſchlug ſich zu der Tante und beide Frauen kämpften nun mit gelinden und ſanften Waffen gegen den alten Herrn, der ſeinerſeits wieder den Burgkaplan zum Kampfgenoſſen hatte, der ihn daran mahnte, daß man Gott das Wort halten müſſe, das man ihm gegeben. Der alte Ritter machte auch Gründe der Ehrbarkeit geltend: Goswin's friſche Jugend, ſeine keuſche Sitte, die im Vaterhauſe unberührt geblieben, konnten in der großen Kaiſerſtadt auf Klippen laufen; durchaus aber nicht bei den Mönchsrittern, die ein ſtrenges Gelübde ablegten und danach lebten. Die Frauen riefen: Willſt du, daß dein einzig Leben und Blut im ſchnellen Tode dahin gerafft werde, wie es mit den andern Knaben geſchah? Soll man dir einmal ſeinen zerſtückelten Leib ins Haus tragen, und du den Erben deines Namens in die Gruft tragen ſehen, wo ſein Wappenſchild über ihm, als dem letzten ſeines Stammes, zerbrochen wird? O Vater, Vater! iſt ſolches eines Vaters Art, zu wünſchen, daß ſein einziger Sohn ſterbe? Auf dieſe Rede erwiderte der Ritter: Und ſoll ich mein einzig Blut und Leben dem Laſterkobold dahingeben? ſoll das Roth ſeiner Wangen wegtrieſen unter dem geilen Druck frecher Weiberhände? Ein Mann ſoll keuſch leben und Gott dienen und für die bedrängte Unſchuld ſein Leben laſſen: das lernt er bei den Rittern. Niemand hat gereut, in ſeiner Jugend ernſt und feſt gelebt zu haben; aber es hat gar Vielen bitter gereut, in luſtigem Laſter ihre goldenen Tage hingeſchwelgt zu haben. Und was die Fortſetzung meines Stammes betrifft, damit die Vettern nicht meine kleine Burg erben, ſo hoffe ich ſpäterhin vom Papſte Dispenſation zu erlangen, daß er wieder austrete aus dem Orden, um ſich ein Weib zu nehmen. Gelingt dies aber auch nicht, ſo iſt es mir auch recht. Mag er der Letzte ſeiner Linie ſein: mit Ehren hat ſie dann begonnen, mit Ehren geſchloſſen. Mein Grabgewölbe wird dann zugemauert und es liegt kein Schuft darin. Alles, was darin liegt, hat ein hochzeitliches Kleid der Ehren an, ſowol Weiblein wie Männlein. Und dann, hier ſah der Burgherr mit einem Zug von höchſt weltlicher Schalkheit ſeine Hausfrau an, kann nicht meine Gertrud mir noch einen Buben ſchenken? Sara hielt ihr Wochenbett mit grauen Haaren.

Der Schluß dieſer Debatten war jedoch immer: Und ich muß mein Gelübde halten! Dabei bleibt's!

Und es blieb dabei. Als der Tag der Abreiſe herannahte, legte die ganze Familie Beichte ab, that Buße und nahm das Sakrament. Darauf empfing in der Burgkapelle der junge Mann die Benediktion und ſeine künftigen Pflichten wurden ihm nochmals eindringlich von dem alten Geiſtlichen vorgehalten. Er mußte in ſeines Vaters Hand geloben, unſträflich vor Gott und Menſchen zu wandeln und ſein Leben freudig hinzugeben, wenn der Meiſter des Ordens, ſein künftiger unbeſchränkter Gebieter, es fodern würde. Bei dieſer Gelegenheit fiel das Hoffräulein in Ohnmacht und Frau Gertrud ſelbſt, obgleich eine ſtarke Frau, bekam einen Anfall von Schwindel. Sie zerrann in Thränen und hing an ihres Sohnes Hals, als ſollte ſie ihn nie wiederſehen; auch das jüngſte Kind des Hauſes, das kleine Fräulein, war niedergeſchlagen über alle Maßen. Auf der Warte der Burg zeigte ſich nochmals ſämmtliche Hausgenoſſenſchaft und ſtand in ſcharfem Winde dort oben lange, lange Zeit, bis von den zwei Reitern nichts mehr zu ſehen war.

Alle dieſe letzten Vorfälle mit ihrem Weh und Leid kamen dem Jüngling jetzt friſch in den Sinn, als er in der engen dunklen Klauſe ſtand und, auf Wolffs Schulter gelehnt, durch die Gitterſtäbe des Fenſters blickte. Sie ſprachen beide kein Wort. Endlich kam der Schließer wieder, hing unwirſch und mit einem Gepolter von unverſtändlichen Reden den Schlüſſelbund wieder an den Nagel und wendete ſich zu ſeinen Gäſten. Ich kann den Junker noch nicht melden. Es iſt eine Zucht hier im Hauſe, daß man nicht weiß, ob die Heiligen oder die Teufel regieren: Gott ſtraf mich. Da renne ich herum und Niemand giebt mir Antwort. Oben im Drapier-Remter liegen die Ritter umher auf Tiſchen und Bänken und jeder hat mit ſeinem Morgenimbiß ſo viel zu thun, daß er das Maul nicht zum Reden brauchen kann. So viel hör ich, der Meiſter iſt wieder einmal nicht zu ſehen und zu ſprechen, er hat ſich eingeſchloſſen. Von den hochwürdigen alten Herren iſt nur der Ordenstreßler da, der hat aber das Podagra und heult oben in ſeiner Kammer vor Schmerzen. Der Comthur, der der Ordnung gemäß die Geſchäfte verſieht, wenn der Meiſter ſich verſchloſſen hält, iſt mit zwölf Rittern und ſieben Knechten nach Danzig ausgerückt und kommt erſt morgen zur Vesper wieder. Was iſt die Folge hiervon? daß ihr warten müßt, Junker. Weil es aber nicht erlaubt iſt, im Innern der Burg auch nur über die dritte Stunde hinaus etwas Fremdes zu dulden, ſo müſſen mein Neffe Wolff und die Pferde baldigſt fort, Euch ſelbſt will ich ſchon auf meine Gefahr hin bis morgen hier in meinem Kämmerlein verborgen halten.

Oheim! ſagte der Diener, indem er den Schließer bei Seite zog; könnt ihr es nicht ſo geſcheit machen, daß ich beim Junker bleibe auch bis morgen. Es iſt mir nur, daß ich ihn dann noch ein paar Stunden länger anſchaue.

Es ſei, ſagte Eberhard, von der Anhänglichkeit ſeines Schweſterſohns an ſeinen jungen Herrn gerührt. Er betrachtete ihn näher und rief: Aber Burſch, wie biſt du alt geworden. Als ich Schloß Wedenburg verließ, nun es ſind weit über vierzig Jahre, hob ich dich auf meine Kniee und ließ Dich Sprünge machen. Aber Du haſt die ehrlichen Augen der Urſula, deiner Mutter, bewahrt. Doch hört mich an. Wenn ihr auch nicht vor das Angeſicht des Meiſters gelangen könnt, ſo weiß ich doch noch einen Meiſter, der noch höher ſteht als der unſrige: der iſt bereit, euch vor ſich zu laſſen. Ich meine ihr ſollt —

In die Kirche! Ja, dahin führe uns, Alter! ſagte der Junker raſch.

So kommt! Ich bringe euch auf ein Plätzchen, wo Niemand euch ſieht, und ihr thut dann eure Pflicht wie ihr ſollt. Denn Niemand darf ein Haus betreten, ohne dem Hausherrn ſeine

Reverenz zu machen. Der Herr des Himmels und der Erden iſt aber gerade unſer Hausherr. So kommt.

Nochmals wurde der Schlüſſelbund von der Wand genommen, und durch einen unterirdiſchen Gang, der nur ſpärlich Licht durch ein Gitter von oben empfing, gelangten ſie zuerſt in eine Art Kellergewölbe, das aber mit Niſchen und Altären, grob zuſammengefügt und halb in Trümmer geſunken, verziert war. Der Ort war zu merkwürdig, als daß Goswins Neugier ſich hier nicht hätte in Fragen Luft machen ſollen. Eberhard erklärte, daß hier zur Zeit der Gründung des Ordens der erſte chriſtliche Gottesdienſt gehalten worden und daß die Heiden hier einſt eingedrungen ſeien und den Prieſter am Altare und ſämmtliche Ritter ſchmählig ermordet hätten. An der Stelle, wo dieſer Mord geſchah, mußte, ſo lauteten die Ordensſtatuten, alljährlich eine ſtille Meſſe vom Hochmeiſter in Perſon abgehalten werden. Dies war aber ſchon ſeit lange nicht mehr geſchehen, wie Eberhard ſeufzend hinzuſetzte, denn wer mag in dunkle Winkel kriechen, wo Molch und Kröte niſten, wenn man in fürſtlichen Prachtgemächern hauſen kann.

Auf dem Chor der Kirche angelangt, zeigte der Führer ein Plätzchen, wo alſobald Goswin und Wolff ſich auf die Kniee niederließen und angeſichts des Allerheiligſten, das der Prieſter am Altare emporhob, ihr Gebet verrichteten. Eberhard ſtand zur Seite und betrachtete aufmerkſam abwechſelnd den ſchönen, noch faſt knabenhaften Jüngling und dann den Sohn ſeiner Schweſter. Er ſchüttelte das Haupt und ſprach einige leiſe Worte vor ſich hin.

Als ſie aus der Kirche kamen, führte ſie derſelbe Weg wieder zurück. Während Neffe und Oheim vorausgingen und plauderten, blieb Goswin ein wenig zurück und betrachtete ſchaudernd die unterirdiſche Kapelle. Seine Phantaſie malte ſich die Greuelauftritte aus, die hier einſt ſich begeben, und ehe er ſich's verſah, befand er ſich in der Einſamkeit. Die verhallenden Stimmen der Sprechenden ſchlugen nur noch aus weiter Ferne an ſein Ohr. Raſch eilte er ihnen nach, verfehlte aber den rechten Gang und plötzlich ſtand

„Kryſtalline!“ ſchrie Fortunat, und ſeine Stimme zitterte. „Gott, wäre es möglich! Alſo meine gute Mutter — mein ehrlicher alter Vater, ich darf an Beiden wieder mit der gewohnten Zärtlichkeit und Treue hängen! Welch eine Laſt fällt von meinem Herzen!“ —

„Was willſt du mit dem Allen ſagen?“ —

Fortunat ſtürzte ſtatt der Antwort ſeinem Freunde um den Hals und umſchloß ihn mit der leidenſchaftlichſten Zärtlichkeit. Er ſchluchzte dabei wie ein Kind, und Thränenſtröme entfloſſen ſeinen Augen. Eine geraume Zeit ging hin, ehe er ſich faſſen und die Sprache wiedergewinnen konnte. „Lerne, was das heißt,“ rief er, „an der Treue eines Weibes verzweifeln! Dem Himmel ſei Dank, dieſe eine iſt mir wiedergegeben worden, vielleicht erhalte ich auch die andre wieder!“

Tulipan faßte ihn an beiden Händen, zwang ihn ſtille zu ſtehen und rief ihm mit ziemlich eine rieſige Geſtalt vor ihm, von oben bis unten in Grabtücher gehüllt und mit Ketten raſſelnd. Wie ein Geiſt, aus der Tiefe geſtiegen, grauſenvoll, die Sinne beſtrickend, ſo ragte dieſes Weſen dicht neben dem Jüngling empor, indem es aus ſtarren, vordringenden Augen wilde Blicke auf ihn ſchleuderte. Es erhob ſeine Stimme zum Sprechen und unverſtändliche Worte drangen vor; ebenſo machten die Hände Zeichen, deren Sinn nicht zu errathen war. Endlich floh dieſes Geſpenſt mit einem thieriſchen Geheul von dannen und hinter ihm fiel eine ſchwere Eiſenthür ins Schloß. Wegen der Finſterniß, die weiterhin herrſchte, konnte Goswin nicht bemerken, nach welcher Richtung hin dieſer Ausgang lag. Zu gleicher Zeit hörte er auch ſchon Wolff's und Eberhard's Stimmen, die ihn laut riefen. Sie kamen beide herbeigeſtürzt und ſchloſſen ihn in ihre Mitte. Als das Tageslicht Goswin's Züge beleuchtete und ſie ſo bleich wie im Tode zeigte, fragte Eberhard, was ihm geſchehn ſei? Goswin erwiderte nur, daß er gefürchtet habe, ſich zu verirren und daß er darum ſo erſchrocken ſei. Dieſen Grund ließ der Schließer gelten.

Er führte jetzt ſeine Gäſte, ebenfalls auf Wegen, die nur er kannte, an den Mauern der Burg hin und ließ ſie die mächtigen Feſtungsgräben bewundern, die das dunkle Waſſer im ſichern Bette hüteten. Mächtige Sturmböcke und Palliſaden ragten aus der Tiefe hervor und bildeten mit den Thürmen und Verſchanzungen, die längs der Gräben hin angebracht waren, eine undurchdringliche Kette. Dieſe Bollwerke und Mauern ſchienen für die Ewigkeit gebaut, und in den finſtern Kaſematten, die dicht über dem Waſſerſpiegel ihre unheimlich kleinen, vergitterten Luftlöcher zeigten, ſchien noch eine unterirdiſche Welt verborgen zu ſein, in die das Auge keines Eindringlings blicken konnte und von deren Schrecken Goswin ſoeben wie im Fluge etwas erlauſcht hatte.

Durch den Meiſter Dietrich von Altenburg, erklärte Eberhard, iſt auf der Südſeite ein großartiges Waſſerdruckwerk eingerichtet worden, mit deſſen Hülfe die ganze untere Burg unter Waſſer geſetzt werden kann, ſo daß, wenn der Feind uns überrumpelt, wir mit einem Schlage unſere ſämmtlichen Gefangenen und das ganze Lazareth, deſſen Räume ſich im Erdgeſchoß befinden, dem Tode übergeben können. Auf dieſe Weiſe gelangt kein kranker Ritter in Feindes Hand. Der Meiſter Winrich von Kniprode, der menſchenfreundliche und gütige Herr, ließ jedoch die Waſſerkunſt wieder zerſtören, ſo wie er auch die ſchwarzen Kammern zumauern ließ, in denen zur Zeit der erſten Meiſter die hochnothpeinlichen Strafgerichte vorfielen und um Mitternacht, bei Fackelſchein, die Richter über die weiße und über die ſchwarze Magie zu Gericht ſaßen. Später ſind einige dieſer Kammern wieder eröffnet worden, ſo wie das Druckwerk von einem hochgelahrten Baumeiſter aus Köln wieder in den Stand geſetzt wurde, denn es kamen nach dem Herrn Winrich die ſchweren Zeiten, in denen uns die Heiden von allen Seiten her zuſetzten und ſelbſt Ordensvaſallen abfielen, wie es auch Euer Vater, Junker, wol erzählt haben wird. Ich, wie Ihr mich hier ſeht, habe das Alles mitgemacht. Es gab Zeiten, wo unſere Burg, trotz ihrer gewaltigen Mauern, nicht feſter ſtand, als der letzte Zahn im Munde einer alten Jungfer. Aber der Himmel ſchickte uns einen braven Meiſter nach dem andern, und wir hielten das Haupt tapfer über dem Waſſer. Die St. Annenkirche, in der wir ſo eben geweſen, iſt ebenfalls von dem Meiſter Dietrich erbaut. Wenn Ihr in den großen Remter kommt, wird man Euch ſein Bild zeigen. Der Thurm da, der ſo ſchlank zum Himmel reicht, als ſuchte er ſich die Wolke aus, die er mit ſeiner ſchlanken Spitze anſpießen möchte, um ſie als Fähnchen von ſeiner Zinne flattern zu laſſen, wurde am Tage Philippi vom Meiſter Kniprode vollendet, wo der Gnädigſte mit eigener Hand die letzte Schindel auf dem Dache auflegte. So wenig litt der geſtrenge Herr am Schwindel. Das machte das ordentliche und ſtrenge Mönchsleben; es ſollte nur Einer von unſern Trunkenbolden von heute ſich hinauf wagen, er läge bald in dem kalten, ſchwarzen Wogenbette.

Alſo es iſt doch wahr, hub Wolff ſchüchtern an, daß ſo gar arg gezecht wird in der Burg heutzutage.

Ich will nichts ſagen, entgegnete der Schließer; die Wände haben Ohren unter dieſem Meiſter, der Alles weiß, obgleich er nirgends ſich zeigt. Der Junker wird ſelbſt zuſchauen, und unſere Burgfrau, die gebenedeite Jungfrau, wird ihn bewahren, daß er nicht mit den Wölfen zu heulen beginnt. Seht mal über euch das Geſicht, das dort herausguckt, wie gefällt euch das?

Godwin und Wolff richteten ihre Blicke nach oben an der Mauer hinauf und ſahen eine koloſſale Fratze, einen dunkelblaurothen, aufgedunſenen Menſchenkopf darſtellend, der aus einer kleinen Oeffnung hervorſah und dem aus den Augen, Ohren und dem Munde ein ekelhafter dunkelgelber Spülicht hervordrang. Die Zunge hing dieſem Zerrbilde weit aus dem Rachen.

Das iſt, erklärte Eberhard, das Konterfei eines Ritters, der ſich zu Tode trank und den der Meiſter Werner zum warnenden Exempel dort von einem geſchickten Bildner, der beſonders Teufelsfratzen ganz vortrefflich zu Stande brachte, hat anbringen laſſen. Er dient zugleich als Abzugskanal für den Spülicht der Küche, ſo daß es in der That ausſieht, als wenn der Arme ſich ohne Unterlaß erbräche.

Wolff und Goswin lachten über den Kopf und Eberhard ſagte ſtreng: Ihr ſollt nicht lachen, Junker; Euch ſoll vor dem Laſter grauen: dies iſt der Zweck des Bildes.

Jetzt kamen ſie an die prachtvolle Zugbrücke, die niedergelaſſen war und auf der einige Ritter im Morgenlichte promenirten. Es waren junge Leute und ſie lachten und ſcherzten und ſuchten Einer den Andern über die Bruſtwehr in den Graben zu werfen. Ein paar ältere Herren unterhielten ſich eifrig, und wie es ſchien, über ernſte Gegenſtände, denn der Eine faßte oft an ſein Schwert und ſchüttelte es zornig.

Hier müſſen wir raſch vorbei! flüſterte Eberhard, denn ihr dürft nicht geſehen werden.

Sie gelangten jetzt an die Nordſeite der Ringmauern, dort war der Pfad ſo eng und ſo eingeſchloſſen, daß der Himmel nur wie ein lichter Streifen über ihren Häuptern zu ſehen war. Es mußte Einer dicht hinter dem Andern gehen, und die beiden älteren Männer ſchloſſen den Jüngling zwiſchen ſich ein, damit er ſicherer gehe. Man hörte hier unterirdiſche Waſſer rauſchen, und ein Getöſe, das unerklärbar war, hallte in das Ohr. Eberhard hielt ſich nicht lange hier auf, er zeigte nur flüchtig auf eine dunkle Tiefe innerhalb der Mauern, und indem Goswin ſich niederbückte um zu ſchauen, was in der ſchwarzen Nacht unter ihm verborgen, rief Eberhard: Nehmt Euch in Acht, liebſter Sohn, dies iſt der Kinderbrunnen, und da treibt ein abenteuerlicher Spuk ſein Weſen. Einſt ſoll es einen Ritter gegeben haben, ſo ſagt man, ich habe ihn nicht gekannt, der hatte es mit einer Dirne, und das Kind dieſer Magd ſammt der Mutter warf er mit verruchter Hand in die Tiefe dieſes Loches, das unergründlich ſein ſoll. Der Mutter hatte er einen Stein um den Hals gebunden, die blieb alſo da, wo ſie war, das Kind aber kam aus der Mutter Armen aus der Tiefe hervor, natürlich todt und als Spuk, und nun wuchs es und wuchs, bis endlich das blonde Köpfchen über dem Rande des Brunnens ſichtbar wurde, mit den geſchloſſenen Augen. Zu jeder Vollmondszeit kam es und ſtattete dem Vater einen Beſuch ab, wie artige Kinder zu thun pflegen. Die Mutter, die unten feſt lag, ſuchte es zu halten und umklammerte die Beinchen, allein des Kindes Leib wuchs, wurde fadendünn und unendlich lang, ſo lang, daß es aus dem Brunnen heraus immer höher ſich dehnte, ſo dünn, daß es endlich oben in das Thurmgemach reichte und in die vergitterte Kammer hinſchaute, wo der Vater gefangen ſaß. Was es dem erzählt, das weiß der Himmel, und mit welchen Blicken die kalten, mit feuchten Todesſchleime verklebten Aeuglein ihn angeſchaut, das kann man ſich auch beſſer denken, als daß man es erzählen kann. Genug, der Ritter ſtarb im Wahnſinn, und ſeitdem läßt ſich auch der ärgſte Uebelthäter nicht in die obere Thurmkammer einſperren, weil die Sage geht, das Kind gucke zur Vollmondszeit noch immer in das Gitter hinein.

Das iſt eine böſe Geſchichte, ſagte Wolff.

Es iſt nicht die einzige, die ich zu erzählen weiß von dieſem dunkeln Sündenhauſe, ſagte Eberhard und warf einen Blick auf die Burg, die jetzt in ihren großartigſten Formen hervortrat, denn man näherte ſich dem Prachtbau der Meiſterwohnung, die, dem Lichte völlig freigegeben, die herrliche Ausſicht des Zuſammenfluſſes der beiden ſtolzen Ströme, der Weichſel und der Nogat, beherrſchte. Die Wanderer ſtanden geblendet ſtill, als ſie aus dem düſteren Geklüfte, das ſie eben verließen, in die ſtrahlende Helle des Tages traten und jetzt einen breiten, bequem gepflaſterten Weg vor ſich ſahen, der kleine Gartenanlagen und Baumpflanzungen in ſich ſchloß.

Hier wohnt der Meiſter, und hierhin, nach der Thalebene ſchauen ſeine Fenſter, ſagte Eberhard. Von dem breiten Strombette geſchützt, iſt kein unmittelbarer Angriff hier möglich und deshalb kann man hier auch etwas mehr Luft ſchöpfen als anderswo.

Hier möchte auch ich wohnen, rief Goswin.

Die Wohnung der Novizen wird ihnen angewieſen, ſagte Eberhard, ſie iſt nicht ihrer Wahl überlaſſen.

Das weiß ich, entgegnete der Jüngling erröthend; mein Wunſch war ein Vorwitz; ich werde mit der ſchlechteſten Wohnung zufrieden ſein, denn ich komme ja nicht hierher, um in irdiſchem Sinne Wohlbehagen zu ſuchen.

Gut geſprochen, Junker. Ich kann mich noch beſinnen, wo die vornehmſten Ritter — nun eigentlich vornehme giebt es nicht unter uns, ich meine aber die Söhne von Grafen und Fürſten — auf dem nackten Fußboden lagen, nur mit ihrem Mantel zugedeckt. Jetzt iſt es freilich auch hierin anders. Das macht — der da oben kümmert ſich um Gott und die Welt nicht!

Eine ſtumme Bewegung zeigte zu den Fenſtern der Meiſtergemächer hinauf.

Der Gang war jetzt beendet und Eberhard führte ſeine Gäſte wieder in die Zelle zurück. Er ſelbſt entfernte ſich, ſeine Geſchäfte zu beſorgen, bat jedoch jene inſtändigſt, nicht vom Platze zu gehen.

Eine traurige Nacht verging. Goswin, der nicht ſchlafen konnte, ſaß am Fenſter des Stübchens und ſah zum Monde hinauf, der ſtill und rein oben in dem dunkeln Luftmeere ſchwamm, gerade ſo mild und friedlich lächelnd, wie er durch die Fenſter der väterlichen Burg blickte, wenn der unwilliger Stimme zu: „Aber ſo rede doch! Erkläre mir, was ich nicht begreiſe. Wie kommt meiner Mutter Bild in die Hände des Magiers?“ —

„Tomogiſton,“ erwiederte Fortunat, „iſt dein Vater, nicht der meinige. Da haſt du die Erklärung des ganzen Räthſels!“ — „Du ſchwärmſt!“ — „Wahrlich nicht. Höre noch einmal recht ausführlich die Bekenntniſſe, die mir Tomogiſton machte, halte dann dieſe Zeugniſſe mit dem Bilde und dieſem Namen zuſammen, und du wirſt ebenſo deutlich ſehen wie ich ſehe.“

Die beiden Freunde blieben die ganze Nacht hindurch zuſammen, Fragen, Geſtändniſſe und Betrachtungen mit einander austauſchend. Das Reſultat dieſer langen und angelegentlichen Conferenz war, daß der kleine Tulipan jetzt die Gewißheit gewann, einen Vater zu haben und nicht mehr der „Sohn des Traumes“ zu ſein. Eine Entdeckung, die ihm in vieler Hinſicht ſehr er-

Knabe zwiſchen Mutter und Muhme ſitzend, die Märchenerzählungen der Erſtern anhörte.

Aus ſeinen Träumereien wurde er emporgeſchreckt durch einen dunklen Gegenſtand, der plötzlich dicht vor ihm ſtand, und ſich an die Gitterſtäbe klammerte. Es kann die Phantaſie kaum eine ſchreckeneinſtößendere Geſtalt ſich denken, als die im ungewiſſen Lichte ſich hier dem Auge des nächtlich Wachenden darſtellte. Ein unförmlicher zuſammengeknäulter Körper trug zwei Köpfe auf ſeinen Schultern und dieſe beiden Häupter machten ſeltſame Bewegungen im Mondlichte. Goswin ſprang vom Fenſter weg, denn er fürchtete, das Ungethüm werde ihn erfaſſen, doch es begnügte ſich aufmerkſame und, wie es ſchien, ſpähende Blicke in das Innere der Klauſe zu ſenden, und dann ſtürzte es mit einem dumpfen Gemurmel hinab und war verſchwunden. Der Reſt der Nacht verging ohne Störung. Als der Jüngling Meldung that von dieſem Abenteuer, ſagte Eberhard beſtürzt: Nun iſt keine Zeit zu verlieren, oder ich komme in harte Pönitenz! Das Burggeſpenſt hat Euch geſehen, Junker, und in dieſer Stunde iſt auch die ganze Burg von Eurer Gegenwart in Kenntniß geſetzt. Ich will nur ſogleich eilen und den Bruder Treßler zu ſprechen ſuchen.

Sagt mir erſt, bat Goswin, was es mit dieſem Nachtſpuk für eine Bewandniß hat. Ihr ſcheint hier mancherlei Geheimes in eurem Hauſe zu haben.

Ja, ja, mancherlei Geheimes! entgegnete der Schließer; das weiß Gott. Es ſind Geheimniſſe hier vorhanden, in die noch kein ſterblich Auge, ausgenommen das des Meiſters und der zwei Uralten, die wir noch haben, geſchaut hat. Davon ſind ihnen aber auch die Augen ſo tief in den Kopf geſunken, und ſie haben die fahle Leichenfarbe erhalten. Es iſt nicht gut, daß die Creatur von gewiſſen Dingen Kenntniß habe, das ſage ich immer, und bin froh, daß ſie mich nicht zum Wiſſenden gemacht haben, obgleich ich meinen Dienſtjahren nach es ſchon ſein ſollte. Was aber den Nachtſpuk betrifft, ſo iſt dies ein lebendes Weſen von Fleiſch und Bein, und zwar iſt es ein armer Schwächling, der hier in Gefangenſchaft lebt. Auf einem der Kriegszüge des vorigen Meiſters, der überhaupt eine Freude an Zwergen, Krüppeln und an allerlei Ungeſtalten bei Menſch und Gethier hatte, wurde ein Fürſt der Kaſſuben eingefangen und ſammt ſeinen zwei Söhnen, die Zwillinge waren, hier eingebracht. Der Vater fand Gelegenheit zu entkommen, die Söhne aber blieben hier. Man ſagt, daß man ihnen Gift beibrachte, um ſie fortzuſchaffen, da man ſie doch nicht geradezu todtſchlagen wollte. Der Eine ſtarb, und der Körper des Andern wurde von einer Art Gicht ſo arg zuſammen gezogen, daß er ſich nur mühſam und mit Hülfe einer Krücke fortbewegen kann. Das hindert aber nicht, daß er fortwährend in Bewegung iſt und alle Treppen und Corridore durchhumpelt und durchkriecht, um Neuigkeiten zu erfahren und herumzutragen. Die Ritter haben ihren Spaß mit ihm und da das arme Geſchöpf zum Chriſtenthume übergetreten iſt, wird er Ritter Lumpo von Lumpodei genannt. Des Meiſters große Meerkatze, die Frauenkleider trägt, wird öfters von ihm herumgetragen und gepflegt. Was den zweiten

Kopf betrifft, den er künſtlich auf ſeiner Schulter befeſtigt, ſo iſt es das Todtenhaupt ſeines Zwillingsbruders, das von dem Arzte künſtlich getrocknet und einbalſamirt worden iſt, und nun wie ein lebendiges ausſieht. Oft hört man ihn mit dieſem Haupte lange Zwiegeſpräche halten, wo er ſelbſt für den Todten antwortet, alles dies in der für uns unverſtändlichen Heidenſprache. Doch ſollen dieſe ſeltſamen Reden arge Läſterungen auf uns und unſern Glauben enthalten. Dabei iſt er aber eine gutmüthige Creatur, und thut keinem Weſen etwas zu Leide.

Als Eberhard fort war, legte ſich der Junker tiefſtraurig auf ſeines alten Dieners Schulter.

Bei meiner Treu, ſagte dieſer; es gefällt Euch hier ſchlecht und Ihr möchtet am liebſten gleich wieder mit mir heimwärts.

Läſtre nicht! ſagte der Jüngling, wie dürfte ich mit meinem Herrn und Gotte Spott treiben, der einmal nun mein Wort hat. Nein, ich harre hier aus und wenn auch alles Ueble und alle Schrecken der Welt hier auf mich losgelaſſen würden.

Nun, nun, ſo ſchlimm wird es auch nicht kommen. Im übelſten Falle ſind wir ja in der Nähe.

Meinſt du, rief der Junker ſtolz, daß auch nur der kleinſte Laut der Anklage meinen Lippen jemals entſchweben wird? Da kennſt du mich ſchlecht. Hier iſt jetzt mein Vater, hier iſt mein Haus! Ich kenne kein anderes. Sie mögen hier mit mir verfahren wie ſie wollen, ich bin ihr Eigenthum, ich muß es ohne Klage dulden. Es gibt keinen Richter zwiſchen meinem neuen Vater und meinem neuen Vaterhauſe, als Gott allein in der Höhe. Dies laß dir geſagt ſein, Wolff, und halte mich nicht für ſo elend, daß ich, wenn ich hier leide, daheim bei euch, hinter dem Rücken meiner Herren und Brüder, Klage führen werde. Nimmermehr. Ehre und Preis dem Orden! das wird zu jeder Zeit mein Ausruf ſein, auch ſelbſt in dem Augenblicke, wo, ungerecht verdammt, auf der Folter meine Glieder auseinander geriſſen werden.

Ein ächter Wedenburg! murmelte der Diener vor ſich hin: Wem er dient, dem dient er treu, und wenn es der Teufel wäre.

Drittes Capitel.

Der Held der Geſchichte lernt ſeine Umgebung etwas näher kennen.

Wolff hatte ſeinen jungen Herrn verlaſſen, und dieſer war bereits jetzt ſchon drei Tage im Ordensſchloſſe. Er hatte ein Gemach mit noch zwei anderen Neuaufzunehmenden erhalten, von dieſen war der Eine ein Italiener, der Andere ein Sproſſe eines alten Geſchlechtes aus Franken, Otto von Steinach, genannt Landſchaden. Der Orden beſaß eine ſolche Berühmtheit, daß von fernher die Jugend ſich zu ſeinen Fahnen drängte.

Von dieſen zwei Jünglingen fand ſich Goswin zu Otto am meiſten hingezogen, beide ſchloſſen ſogleich einen Freundſchaftsbund. Der Florentiner, Guido von St. Remy, war eine verſchloſſene Natur, voll Unterwürfigkeit und Demuth, aber auch voll Hinterliſt. Er war der Schützling des Bruders Almoſeniers, der in Florenz einige Zeit gelebt hatte und dort in dem Hauſe der Eltern des jungen Mannes bekannt geworden war.

Die erſte Prüfungszeit war für Goswin mit den niedrigſten Dienſtleiſtungen angefüllt. Er, der im väterlichen Hauſe als Herr Befehle ertheilt hatte, mußte ſie hier von dem geringſten Laienbruder annehmen. Im Stall, im Hof, in den Gemächern der Burg mußte er unaufhörlich thätig ſein, und kaum daß die Ritter, die ihn in dem groben Kittel ſahen, ihn eines Blickes würdigten. Wenn ihrer auch nur zwei beiſammen waren, ſo mußte er in ehrerbietiger Entfernung ſtehen, um nicht den Schein auf ſich zu laden, als belauſche er ihre Geſpräche. In der Kirche war ihm eine Arme-Sünderbank eingeräumt und er mußte oft Stunden lang auf den Knieen liegen, ſo daß ihm vor Erſchöpfung die Sinne zu ſchwinden begannen. Der alte Schließer Eberhard war alsdann ſein Tröſter, in deſſen Zelle kam er, nicht um ſich zu beklagen, ſondern um ſich Raths zu holen, wie er es zu machen habe, um die ſtrengen Herren zu befriedigen. Eberhard ſagte: Deine Noth muß noch viel höher ſteigen, mein Sohn! Du ſollſt gen Himmel ſeufzen, wie wenn Du auf Deinem Sterbebettlein lägeſt. Bedenke, daß es jetzt noch weichliche, verderbte Zeiten ſind, gegen früher. Ich kann mich beſinnen, daß ſie einmal drei Leichen in den Hof hinaustrugen, dem einen Körper waren von den Ratten Hände und Füße abgenagt, man hatte ihn in dem unterſten Verließ auf zehn lange Tage und Nächte eingeſperrt und ſeines Hülferufs nicht geachtet; der Andere war verſchmachtet vor Hunger und Durſt, und man fand ihn im Keller, wie er ſich das Fleiſch vom Arme gebiſſen; der Dritte, den hatte man durch die entſetzlichſten Schreckbilder und Phantome in den Tod gejagt. Als der Meiſter dies erfuhr, ließ er ein Gebot ausgehn, das da feſtſetzte, bis wie weit man die Novizen prüfen und plagen ſolle. Und dann ſollte auch Rückſicht darauf genommen werden, ob Einer ſchwächlich oder ſtark; denn nicht alle Naturen ſind gleich. Heutzutage weiß man von dergleichen nichts. Das ſogenannte Liebfrauen-Schlafgemach, wo das Marterbette ſteht, iſt ſeit Jahren nicht mehr aufgeſchloſſen worden, ebenſo der Rattenpalaſt, der vierzig Fuß unter der Erde iſt, und wo die Leute, wenn ſie hineingethan werden, bis zur Hüfte in faulem Waſſer ſtehen, wo ſie dann von dem Gewürm angenagt werden, und auch die St. Veits-Kapelle, wo die Schreckbilder umgehen, alle dieſe Strafen und Prüfungen werden nicht mehr angewendet. Alſo ſei ruhig, mein Sohn; was du leideſt, iſt nicht halb ſo ſchwer zu tragen, als was die litten, die vor dir waren. Vielleicht, wenn der Meiſter dich ſieht, daß er ſich deiner annimmt; ein Wort von ihm kann allen Dingen eine andere Geſtalt geben. Jetzt kommt bald der Eliſabethentag, da wird er im großen Remter die Kranken pflegen und die Hungrigen ſpeiſen, wie es im Geſetze vorgeſchrieben iſt, da wirſt du ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen bekommen.

Godwin war lebhaft geſpannt auf dieſen Augenblick. Unterdeſſen betrachtete er ſich genau die Geſtalten der mächtigen Ordensgebietiger, die nach und nach ſich auf dem Schloſſe einfanden. Zuerſt war es der Comthur, der mit ſeinen Rittern heimkehrte. Der ganze Schloßhof hallte wieder von dem Getöſe, das die abſitzende Schaar machte. Sie legte die Waffen und die Prachtkleider ab und verſammelte ſich in einem Saal, wo ein Mahl aufgetragen war, und wo die Humpen gefüllt wurden. Goswin, der dem Bruder Kellermeiſter beigeſtanden hatte, Vorräthe hinauf zu ſchaffen, fand einen Winkel im Saal, wo er unbemerkt ſich niederließ, um die jungen Ritter ſich näher anzuſehen, die völlig unter ſich, von jedem läſtigen Obern befreit, die freieſten Geſpräche führten.

Es war von dem eben zurückgelegten Zuge nach Danzig die Rede, und alle die Ereigniſſe, die Schwänke und Poſſen, die vorgefallen, kamen mit großem Jubel zur Sprache. Ein Blondkopf, mit verſchmitzten Augen, führte das große Wort. Sein Bericht wurde öfters durch Fragen unterbrochen, die drei ſehr neugierige junge Helden thaten, die zurückgeblieben waren.

wünſcht kam. „Es iſt wahr," ſagte er mit einer kleinen Miene von Verlegenheit, „meine Mutter hätte ſich tugendhafter betragen können, allein da ſie einmal einer Schwachheit Raum in ihrem Herzen geſtattete, ſo that ſie klug daran, den Gegenſtand derſelben einen mächtigen Zauberer ſein zu laſſen. Dieſe Abſtammung iſt nicht ſo übel und kann mir reelle Vortheile gewähren. Aber wo iſt dieſer Vater? wo kann ich ihn finden, um ihm die dankbaren und zärtlichen Geſinnungen, die ich ſchon in meinem Buſen keimen fühle, zu Füßen zu legen? Ach welch eine Freude ganz beſonderer Art iſt es doch, einen Vater zu haben!"

„Ich theile dieſe Freude mit dir," ſagte Fortunat mit Wärme. „Jetzt laß uns aber daran denken, wie wir den Magier von unſerer Entdeckung in Kenntniß ſetzen."

„Wir müßten den Weg zum Felſenſchloſſe ausfindig zu machen ſuchen." —

Beſchreibe ordentlich und in gehöriger Folge! rief Einer derſelben. Fange damit an, wie ihr in die Stadt einzoget.

Bei unſerer lieben Frau, ganz einzig! entgegnete der Sprecher. Unſere Pferde, unſere Waffen, unſere Helme, alles blitzte in der Sonne. Herr Ruppo — dies war der geheime Name des Comthurs, der ſehr beliebt war — hatte uns kurz vor der Stadt geſagt: Kinder! nur hier ein Bischen anſtändig, wenn ich bitten darf. Auf der Reiſe habe ich euch erlaubt zu ſingen, zu lachen und auf euren Roſſen euch herumzuſchaukeln, auch habe ich hier und da eine Dirne auf dem Sattel mit aufſitzen laſſen, aber hier, hübſch anſtändig. Bringt eure Mäntel in Ordnung! Haltet euch grade, laßt die Federn auf den Helmen wehen, ſenkt eure Blicke ſittſam zu Boden. Denn hier müſſen wir als die frommen Herren auftreten. Bedenkt, daß der Ruf des Ordens auf dem Spiele ſteht. Wer auf Straßen oder öffentlichen Plätzen die kleinſte Ausgelaſſenheit begeht, hat es mit mir zu thun! Habt ihr verſtanden?

Vollkommen, hochwürdiger Bruder! riefen wir wie aus einem Munde.

Und ſo ritten wir denn ein! Die Blicke geſenkt wie die Nonnen. Obgleich die Fenſter, die Erker, die Dächer ſelbſt voll der hübſcheſten Weiberköpfchen ſteckten, wir ſchauten nicht hin. Auf unſern glatten Roſſen zogen wir langſam und ſchweigend dahin, als wären wir Prieſter, die in ihren Gebeten verſunken waren. Höllenelement, das machte Wirkung! Ich ſage euch, die Weiberhäupter hüpften wie die Sperlinge auf den Dächern. Dabei waren die hübſcheſten Jungen voraus, der Lichtenſtein, der Tettlingen, der Falkenfels, der Helfenſtein und meine Wenigkeit, wenn ihr mich für einen hübſchen Burſchen wollt gelten laſſen, wir ritten im erſten Zuge, gleich hinter Herrn Ruppo, der, wenn er ſeinen Bart und ſeine Brauen ſchwarz gefärbt hat, und gerade ſeinen Sarazenenblick annimmt, auch keinen üblen Weiberblender abgibt. Ehe wir in unſer Ordenshaus kamen, mußten wir an den drei Häuſern vorüber, die vom Burgemeiſter und den Herren der großen Gilde bewohnt werden, und wo man uns zu Ehren die Farben des Ordens aufgeſteckt hatte. Der Burgemeiſter trat auf den Erker heraus, verbeugte ſich dreimal und trank dann auf das Wohl des Ordens, welches von uns geziemend beantwortet wurde, indem wir die Schwerter ſenkten und eine leiſe Bewegung mit dem Kopfe machten. Hinter dem Burgemeiſter, der ein Graukopf iſt, ſtand ſeine Frau, ein engelſchönes Weib, und während des Tumults und des Gedränges gelang es mir, ihre Blicke auf mich zu ziehen und ihr einige Marienküſſe durch die Luft zuzuwerfen.

Das war gewagt! rief ein Zuhörer. Wenn Herr Ruppo dich bemerkt hätte!

Er hatte zu viel zu thun, alle die Händedrücke und Grüße zu erwidern, die ihm zugewendet wurden. Außerdem, ich bin in ſolchen Dingen kein Neuling, wie ihr wißt.

Ja, das wiſſen wir! rief die halbe Tiſchgenoſſenſchaft in einem Tone.

Nun gingen die Kirchenplänkeleien an. Wir rutſchten auf den Knieen bald vor dieſen, bald vor jenen Altar, und bekamen die Naſen vollgeträufelt von dem Weihwaſſer, das bald dieſer Pfaffe, bald jener über uns hinſpritzte. Wir neigten die Köpfe zuſammen und plauderten und lachten, indem wir Pläne machten, wie wir den Abend und die Nacht hinbringen wollten. Die Kirche war überfüllt, und manches hübſche Kind gab uns ganz willkommene Zeichen. Auch Zettelchen gingen ſtill herum, auf denen Hausnummern ſtanden.

Ihr Gottloſen, das alles in der Kirche!

Und weshalb nicht? Dort gab es die beſte Gelegenheit. Die Pfaffen in Danzig wiſſen recht gut, was ſie thun. Verleiten ſie die Weiblein zur Sünde, ſo fließen ſilberne Bußezähren darüber in ihre Säckel. Und überhaupt, hier in unſerm alten Neſt, in der verfluchten Einſamkeit, in der wir leben, hat man keinen Begriff, wie weit die Städte bereits in der Civiliſation fortgeſchritten ſind, und wie ſehr anſtändige Leute es zu machen wiſſen, daß ſie dabei doch ſehr luſtig leben.

Nun ich ſage euch, wir hatten vortreffliche Abenteuer.

So erzähle doch.

Gleich zuerſt, das meine. Ich bekam zu meinem Antheil ein allerliebſtes Weibchen, deren Mann krank lag und dabei entſetzlich eiferſüchtig war. Die armen Leute hatten nur ein Zimmer, in dieſem Zimmer nur ein Bette. Das hübſche runde Ding mußte neben dem alten röchelnden Skelette liegen, das eine ſeiner Knochenhände auf ihre weiße Bruſt legte, wie ein Drache ſeine Klaue auf den anvertrauten Schatz. Allein ich war ein Schatzgräber, der ſeine Sache zu machen wußte. Ich ſchlüpfte ins Bette, drängte mich an die Wand und nahm meinen Platz als Dritter im Bette ein. Der Mann röchelte, das Weibchen kicherte, ich — hob den Schatz. Endlich ſchlummern wir alle ein. Am Morgen, ich mochte wol in der Unruhe des Schlafs und bei der Schwüle, die im Kämmerlein herrſchte, meinen Platz verändert haben, kurz, ich wurde aufgeweckt durch ein ſeltſames Krabbeln, das ſich mit dem Theile meines Körpers zu ſchaffen machte, der dem Geſichte entgegengeſetzt iſt. Ich blicke um mich und ſehe eine ungeheure Naſe und ein gewiſſes Inſtrument, das mir nur zu wol bekannt iſt von unſerm Lazareth her. Es iſt der Apotheker, der gekommen iſt, dem Kranken ein Kliſtir beizubringen und der mich nun, da ich an deſſen Stelle liege, für den Kranken hält. Um keinen Lärm zu machen, nehme ich geduldig hin, was nicht für mich beſtimmt iſt. Als die große Naſe ſich entfernt hat und ich die Thüre des Zimmers zuklappen höre, kann ich doch nicht umhin, um mich zu tröſten, mein kleines Weib wieder in die Arme zu ſchließen. Es iſt wieder dunkel im Zimmer, denn der Apotheker hat ſeine Laterne mitgenommen. Ich drücke meinen Gegenſtand, ich bringe ihm zärtliche Liebkoſungen bei, allein — o Grauſen! ich treffe auf einen weit offenſtehenden Mund mit eiskalten Lippen. Ich ſpringe in die Höhe, lüfte die Vorhänge und ſehe jetzt, daß ich neben einem todten Manne liege, und daß ich eine Leiche in die Arme geſchloſſen habe. Ach, ihr könnt denken, welch ein Spaß das war! Mir lief der Ekel über den ganzen Leib. Teufel, wo ſeid ihr, Frau! rief ich und ſprang mit einem Beine aus dem Bette heraus, die Vorhänge zurückhaltend. Hier! ruft eine ein ganzes Jahr lang ſogar in dem heidniſchen Neſte drüben als Pfaffe fungirt. Unglücklicherweiſe hatte eine andere alte Hexe den Bruder Hachenberg auf dieſelbe Weiſe eingeſchmuggelt und der Schreck war nicht gering, als wir beide in unſern braunen Kutten uns auf dem Flur begegneten. Wie erkannten uns nicht ſogleich und Einer wollte vor dem Andern Reißaus nehmen. Wir wir ſo beide zur Thüre hinwiſchten, kam die dritte Kutte dazu; dies war der wahre Beichtiger, der zur ungewöhnlichen Stunde kam, um ich weiß nicht welches Geſchäft im Hauſe zu verrichten. Zum Glück war der fromme Pater auf einem Auge blind, und taub auf beiden Ohren. Als er alſo Lärm machen wollte, warfen wir uns auf ihn und preßten ihn zur Thüre hinaus, indem wir ihm ſeine Kapuze über das Geſicht zogen und ſie unter dem Kinn zuſchnürten. Jetzt ſah und hörte er ſo wenig, als er einſt im Grabe ſehen und hören wird. So unſchädlich gemacht, brachten wir ihn wieder in das Haus und ſperrten ihn in die Küche, die leer war. Dort fiel er hinter die Keſſel und Teller.

Wir aber hatten uns erkannt, und zwei gute Füchſe, wie wir waren, wählte ſich jeder ſeinen Taubenſchlag: ich zu der Tochter, er zu der Magd des Hauſes. Wie lachten wir, als die Sache abgethan war, da wir uns beim erſten Lichte des Morgens auf der Straße zuſammenfanden. Die zwei Hexen, die uns böſes Spiel gemacht, ſtraften wir dadurch, daß wir ihnen die falſchen Goldſtücke gaben, mit denen wir in der Herberge Tags vorher von Juden geprellt worden waren.

Dies war nicht recht, denn ſie konnten nichts dafür, und der Zufall hatte Schuld.

Ganz meine Worte, ſagte ein Jüngling, der etwas Sanftes und Edles in ſeinen Zügen hatte. Ein Ritter muß nie täuſchen, nicht mit dem kleinſten Worte, nicht mit der geringſten That.

Aber den Teufel zu betrügen, dies wird doch erlaubt ſein! rief Tettlingen, und jene alten Vetteln waren des Satans Schweſtern.

Falkenfels, du haſt uns noch nicht dein Abenteuer erzählt.

Der Aufgerufene war ein junger Mann von kleinem Wuchſe, gekräuſeltem Haar und mit Ringen an den Fingern. Als man ihn am Namen rief, war er eben beſchäftigt, ſeinen Mantel, der ihm von der Schulter gefallen war, wieder aufzunehmen und in maleriſche Falten zu bringen. Er vernahm mit einem zufriedenen Lächeln die Auffoderung und entgegnete langſam und mit einer gezierten Stimme: Freunde, habt ihr den Falkenfels je dort erblickt, wo tauſend Andere ſich Freude und Berauſchung holen?

Nein, ſicherlich nicht. Du biſt der Feine, der Artige, der Niedliche, das Muſter eines Ritters wie er ſein ſoll.

Nun denn. Als meine geehrten Kameraden, meine geliebten Brüder in Maria ſich, wie wir eben gehört haben, in unziemliche und unerlaubte grobſinnliche Genüſſe ſtürzten, lag ich der edlen Muſika ob. Im Hauſe meines Vetters, des Landdroſtes Falkenfels, wurde ein kleines Conzert veranſtaltet, wo ich meine ſchöne Muhme auf der Mandoline begleitete. Es waren zugegen: die Gräfin Truchſeß, die Landobermarſchallin Gräfin Rodenburg und noch andere erlauchte Damen, die mir ihr Lob ſchenkten, und mein Talent für

„Das iſt durchaus unmöglich!“ erwiederte der Freund. „Tomogiſton liebt die Einſamkeit und hat ſich gegen allen Beſuch der Geiſter, wie viel ſicherer alſo gegen den der Sterblichen verwahrt. Auf dieſe Weiſe gelangen wir nicht zum Zwecke. — Laß mich Etwas nachdenken. — Ja, wir müßten ihn auf den“ —

— Maulwurfsinſeln aufſuchen?“ —

„Richtig, Tulipan. Du triffſt den Nagel auf den Kopf. Tomogiſton vermuthet, daß ich ſchon längſt dort ſei, wo er mich hingeſendet. Es kann nicht fehlen, daß er ſich auch ſchon dort eingefunden hat, um das Gelingen ſeines Lieblingsplanes zu betreiben. Ja, wahrhaftig, das Beſte iſt, wir machen uns ſobald als möglich auf die Reiſe.“

„O, das iſt ganz allerliebſt!“ rief Tulipan und hüpfte im Zimmer umher. „Laß ſehen, wie werde ich den neuen Vater empfangen? Gieb Acht, Fortunat, ich komme ihm entgegen mit den zärtlichen ſowol, wie für den ſeriöſen Geſang prieſen. Dann führte ich die Gräfin Truchſeß zur Tafel und ſaß hier zwiſchen ihr und der Landobermarſchallin. Mein Vetter brachte gegen Ende der Tafel, als man den gezuckerten Reis auftrug, den Trinkſpruch auf den Orden aus, den ich zu erwidern die Ehre hatte. Ich ließ die Dame des Hauſes leben und ſchloß hieran einen Trinkſpruch auf ſämmtliche anweſende Frauenzimmer, indem ich mich anmuthig gegen die Gräfin und gegen die Landdroſtin verneigte. Ich kann wol ſagen, alle Welt war von meinem Benehmen bezaubert, und als ich Abſchied nahm, um in unſere Herberge heimzukehren, ſchloß mich mein Vetter in die Arme und verſicherte mich, ich ſei ein Juwel in dem Ehrenkranze der Falkenfelſe.

Nun, du Juwel! rief Paul von Pogeril, der hübſche Blondkopf, der zuerſt ſein Abenteuer vorgetragen; was haſt du nun von deinem köſtlichen freien Tag gehabt? Singen und hübſche Blicke werfen, das könnteſt du auch hier haben. Wir haben unſere Zeit beſſer benutzt.

Aber da ſitzt Reibnitz und hat noch kein Wort geſprochen! rief eine Stimme, und die Blicke wandten ſich auf einen jungen Ritter, der, den Arm auf den Tiſch geſtützt und das Haupt darauf gelehnt, ſchweigend vor ſich hin ſah und ſeinen Becher unberührt ließ.

Was ſoll ich ſagen! rief der Gefragte, ich habe nichts zu erzählen.

Gebt ihm eine Zither; er kann nicht ſprechen, er kann nur ſingen. Wie könnt ihr auch von einem Poeten fodern, daß er einfach ſeine Schnurren berichten ſoll, wie wir andern Erdenſöhne. Dieſe höhniſche Bemerkung wurde von dem kleinen Tettlingen gemacht.

Otto von Reibnitz ſah mit einem ruhigen, faſt kaltem Blicke zu dem Spottenden auf, ohne ein Wort zu ſagen.

Eine augenblickliche Stille herrſchte, da fiel der Blick eines der um die Tafel Sitzenden auf den in ſeinem Winkel verſteckten Goswin. Sogleich ertönte der Ruf: Was iſt das! Ein Novize hat unſere Geſpräche mit angehört! Er hat ſich in den Saal geſchlichen! Auf, wollen wir ihn beſtrafen, ſtoßt ihm den Schädel ein, zerſplittert ihm die Knochen; es iſt ein Spion des Hörnerträgers.

Eine große Anzahl ſtürzte ſogleich auf Goswin los, und er ward aus ſeinem Verſteck hervorgezerrt. Vergeblich waren ſeine Entſchuldigungen, die ſinnlos Aufgeregten hörten nicht darauf. Schon bewaffneten ſich ein Dutzend Arme mit dem Geräthe, das ihnen gerade zufiel, als ſich der ſchweigſame und tiefſinnige junge Ritter mit feſtem Auftreten dem Strome entgegenſtellte. Halt! rief er; der, den ihr ſchlagen wollt, er iſt euch ebenbürtig und wird bald den Mantel tragen wie ihr. Kein Schlag berühre ſeine Schulter. Ihr erniedrigt euch ſelbſt, wenn ihr einen Wehrloſen beleidigt. Die Novizen kennen noch nicht die Sitte des Ordens, er hat gefehlt, ohne zu wiſſen, daß er fehlte. Ich bitte für ihn.

Reibnitz! rief eine finſtere Stimme, die einem baumhohen pommerſchen Ritter gehörte, deſſen rieſige Fauſt zunächſt über Goswin's Haupte ſchwebte, Du weißt, nicht was Du verlangſt. Wenn dieſer Bube an den Comthur wieder plaudert, was er hier gehört hat!

Ich ſage Euch, er iſt Edelmann, wie wir es ſind! Ich ſtehe für ihn! rief Reibnitz, und nun genug von der Sache.

Ein Murren ging durch den dicht um Goswin geſchloſſenen Kreis der erhitzten Jünglinge. Der große Pommer war der Erſte, der ſich umwandte und wieder am Tiſche Platz nahm. Seinem Beiſpiel folgten die Andern. Bald lag die Schaar wieder in maleriſcher Unordnung um den Tiſch herum. Einige nahmen ſogar auf dem Tiſche ſelbſt Platz. Die Mäntel wurden, da ſie läſtig fielen, alle auf einen Haufen zuſammen geworfen und jetzt in ihren leichten, kurzen Wämſern bewegten ſich die ſchlanken Geſtalten ſingend und lärmend im Saal. Die Stimmen der einzelnen Erzähler wurden nicht mehr gehört. Alles ſprach, und wer nicht ſprach, ſang. Dann faßten ſie ſich je Zwei und Zwei unter dem Arme und begannen zu tanzen. Bald bildete ſich eine fliegende Runde um den Tiſch und oben auf demſelben ſtand Falkenfels und mühte ſich ab, zu einer Zither eine Tanzweiſe in ſchrillenden, gellenden Tönen, um durch den Lärm gehört zu werden, abzuſingen.

Als der Lärm am ſtärkſten war, wurde die Thüre aufgeriſſen und jene merkwürdige Ungeſtalt mit den zwei Köpfen guckte hervor, und ſogleich verſtummte das Getöſe. Die einzelnen Gruppen blieben wie bezaubert ſtehen und alle Blicke waren auf den Kleinen gerichtet. Was gibt es? fragten einige Stimmen.

Der Hörnerträger kommt! ziſchelte das Ungeheuer und verſchwand wieder hinter der zuſchlagenden Thüre.

Habe ich nicht geſagt, wir ſind ausſpionirt worden! brüllte der Pommer; aber dafür biſt du uns Erſatz ſchuldig, Reibnitz.

Es war keine Zeit, ſich in Streitigkeiten einzulaſſen. Alles ſtürzte wild durcheinander und zu dem Mantelberge hin, wo jeder ſchnell herausgriff, was ihm oder auch was ihm nicht gehörte. Die Weinkrüge und Becher wurden im Nu bei Seite geſchafft und ſtatt ihrer die Waſſerkannen und die kleinen Teller mit Brot, Butter, Salz und Landkäſe hingeſtellt, die bis jetzt unangerührt auf einem Büffet an der Wand geſtanden hatten. Es war dies das vorſchriftmäßige Vesperbrot.

Die Bänke wurden in Ordnung gebracht und jeder Ritter ſaß auf ſeiner Bank, einer neben dem andern und es herrſchte eine tiefe Stille im Saal, als die hohe Thüre des Eingangs ſich langſam öffnete und eine Greisgeſtalt, von zwei Prieſtern gefolgt, eintrat. Es war dies der Großcomthur, nächſt dem Meiſter der oberſte Würdenträger des Hauſes. Sein Antlitz war von Silberhaar umwallt und zeigte einen ehrwürdigen Bart, der bis an den Gürtel hing. Ueber den Augenbrauen hatte er zwei knorpelartige Auswüchſe, die ihm den Spottnamen: „Hörnerträger“ zugezogen hatten; ſeine Züge waren eiſenfeſt und eiſenſtarr, ſeine Kleidung noch der grobe, lange weiße Mantel, wie ihn die älteſten Geſetze vorſchrieben; das ſchwarze Kreuz darauf hatte noch die alte Form. Er ging gebückt und ſeine Hände waren wie Krallen unbeweglich in ſeinen Gürtel eingehakt. Sein Blick, der von unten heraufſah, war ſo durchdringend und ſcharf, daß ſelten ein Auge ihn ertrug. Seine Worte waren abgeſtoßen, kurz und ſchnell. Als er hereintrat und die Prieſter mit ihm, ſtanden ſämmtliche Ritter auf und blieben, jeder an ſeinem Platze, mit unbedecktem und geſenktem Haupte ſtehen. Der Alte machte ein Mal die Runde um den Tiſch, ohne ein Wort zu ſagen, dann blieb er ſtehen und ſagte: Habe gehört, daß hier Lärm im Saale war und daß es ungeziemend hier zuging. Ich will mal ſehen, wie weit die Frechheit mir ins Angeſicht getrieben wird. Wie ich ſehe, hat man Zeit gehabt ſich wieder in gehörigen Stand zu ſetzen. Doch ich werde ſchon finden, was ich finden will. Gottes Zorn über euch, Buben, die ihr nicht ſo ſeid, wie ihr ſein ſollt, und das Andenken eurer Alten ſchändet. Habe ich Unrecht, ſo bitte ich die lieben Brüder, die ſich rein von Fehl wiſſen, um Verzeihung. Aber das Laſterleben wird immer ärger und ärger. Bruder Kaplan, nehmt mal die Cither dort weg. Es ſcheint, daß, als man hier aufräumte, man ſie vergeſſen hat; aber dem alten Konrad entgeht nichts! Lieben Brüder, ich gebe euch meinen Gruß und wünſche, daß euch euer Mahl wohl bekommen möge; ihr werdet mir den Gefallen erzeigen, Alle, ſo viel ihr da ſeid, heute Nacht barfüßig und barhäuptig auf dem Schloßhofe zu kampiren. Lieben Brüder, ich denke, das wird euch wohl thun, denn ihr habt gar ſo hitziges Geblüt. Nun lebt wohl: Alles dieſes kraft meines Amtes und im Namen des Meiſters!

Die letzten Worte ſprach der Alte mit hochaufgerichtetem Haupte und ſtarker Stimme. Die Ritter verließen ohne ein Wort zu ſagen und geſenkten Hauptes den Saal. Hinter jedem machte der Comthur eine Bewegung der Hand, als griffe er mit einer Kralle nach ihm. Dazu murmelte er vor ſich hin: Wartet nur, ihr Lotterbuben, ich will mich in euer Fleiſch einhaken, ich will mich an eure Ferſen heften, ihr ſollt mich nicht los werden. So lange der Hörnerträger lebt, ſollt ihr keinen frohen Tag haben. Geſindel! vornehmes, böſes, verdammtes Geſindel!

Als ſie alle fort waren, fiel des Greiſes Blick auf Goswin, der aus dem Saale entfernt worden war, der aber wieder eintrat, als der Comthur erſchien. Wer iſt der? fragte der Alte ſeine Begleiter.

Die Prieſter wußten keine Antwort. Goswin faßte ſich ein Herz, trat hervor und ſagte: Hochwürdiger Bruder —

Knabe! ſo lange du keinen Mantel trägſt, bin ich nicht dein Bruder, tönte die ſcharfe Rede. Du biſt ein neu Angeworbener?

Nicht angeworben — freiwillig! antwortete Goswin.

Der Alte ſah ſich den Jüngling ſcharf an und ſagte dann: folge mir.

Langſam und feierlich durchſchritt der Greis die hallenden Gemächer und hohen Gänge, Goswin hinter ihm. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf und traten in ein Gemach, vor welchem ein Ritter Wache hielt. Die Thüre gegenüber öffnete ſich und eine gewölbte Thurmhalle wurde ſichtbar mit hellen Fenſtern, an deren einem ein Mann in Pelze gehüllt ſaß und die in Decken gewickelten Füße auf einer Bank ausgeſtreckt hielt. Vor ihm befand ſich ein Tiſchchen, auf dem ein Schachbret ſtand, und zwei große Wolfshunde lagen vor dem Kamine, in welchem, die bereits empfindliche Kühlung zu vertreiben, ein Feuer brannte. Der alte Herr mit dem gutmüthigen Geſicht, das nur von Zeit zu Zeit durch den Angriff der Schmerzen leidend entſtellt wurde, war einer der hohen Würdenträger des Ordens, der Bruder Treßler, ein Kampfgenoſſe und Jugendfreund des Großcomthurs. Beide Alten ſetzten ſich nun an das Schachbret, nachdem der Letztere mit ein paar flüchtigen Worten Goswin genannt und ihm einen Platz in der Ecke des Gemachs, an einem der Fenſter angewieſen hatte.

Was gab es unten? fragte der Treßler, indem er die Steine zu einer neuen Partie ordnete.

Wieder das alte Spiel, entgegnete jener; Unordnung und Indisciplin an allen Orten. Dieſer Hachenberg muß fort; ich werde nicht eher ruhen, als bis er das Schloß räumt. Man kann ihm ja irgend eine Landcomthurei geben, gehörig entfernt von hier. So lang er die Jugend verführt, gibt es kein Geſetz. Nun iſt er nach Danzig gezogen, hat an dreißig junge Burſche mitgenommen, die haben dem Teufel dort gedient, und zurückgekehrt, laſſen ſie ihren Patron bei vollem Becher leben. Das geht ſo Tag für Tag und er gewinnt an Anhang.

einigen leichten Schritten — ungefähr ſo — dazu etwas nachläſſig den Kopf auf die rechte Schulter gebeugt. Das iſt rührend und giebt mir zugleich einen empfindſamen Anſtrich. Dann bleib ich plötzlich ſtehen mit einer Bewegung der Ueberraſchung und des Staunens; natürlich, denn ich bedenke in dieſem Augenblicke, daß ich vor dem Urheber meines Daſeins ſtehe. Ein erſchütterndes Gefühl! Endlich liſple ich das inhaltſchwere Wort: Vater! und ſtürze mich mit einer graziöſen Stellung in ſeine Arme. Trefflich! ich wette, daß du ſo wie alle andern Zuſchauer in ein lautes Beifallsklatſchen ausbrechen wirſt."

„Ach, Tulipan, du bleibſt doch immer der lächerliche Stutzer, der du ſtets warſt. Das Leben hat dir keinen Ernſt und Gehalt mittheilen können."

„Bah! was für pedantiſche Phraſen das ſind! Haſt du dich denn ſo merklich verändert?" —

„Ich darf die Ueberzeugung hegen," entgeg

Wohinaus ſtrebt er? fragte der Treßler gleichgültig.

Nach dem Meiſtermantel, daran iſt kein Zweifel, tönte die Antwort. Er will eine neue Zeit für den entarteten Orden herbeiführen. Seine Familie beſitzt große Schätze, er erkauft ſich die Stimmen; die ganze Jugend des Ordens hat er ohnedies für ſich. Wir werden im nächſten großen Ordenskapitel Wunderdinge erleben.

Ei was! Wir ſtehen für unſern Hochmeiſter! Laß dir kein graues Haar wachſen, alter Knabe. Nur nicht die Welt durch gar zu ſchwarze Brillen angeſehen. Der Hachenberg iſt ehrgeizig, das iſt wahr, er iſt tapfer, er iſt ſchlau, er iſt tollkühn, er iſt ein Lebemann, er iſt dieſes und jenes, allein ein Schurke iſt er nicht, und das wäre er, wenn er trachtete, dem Meiſter, der ihn gehoben und deſſen Creatur er iſt, den Herrſcherſtab zu entreißen. Und Jungingen iſt auch gerade Einer, der ſich ſo mir nichts dir nichts die Krone vom Haupte reißen läßt.

Ich ſage dir, flüſterte der Großcomthur leiſer, mit ihm iſt ſeit kurzer Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Es iſt mir, der Himmel gebe, daß ich mich irre, als wenn er an Gott und Menſchen verzweifelte und als wenn er überdrüſſig des Lichts, das er ſchaut, und der Luft, die er athmet, die Dinge gehen läßt, wie ſie gehen wollen.

Man ſagt, bemerkte der Treßler eben ſo leiſe: er beſchäftigt ſich mit den Geheimniſſen der ſchwarzen Magie und citire Todte.

Womit er ſich beſchäftigt, weiß ich nicht, will es auch nicht wiſſen; aber daß er die Geſchäfte des Ordens nicht betreibt, das weiß ich leider nicht allein, das wiſſen auch Andere. Wochenlang ſperrt er ſich ab für unſer Einen und iſt nur ſichtbar für ein paar Ritter, ſeine Lieblinge, und für den weggejagten ketzeriſchen Pfaffen, der ihm heidniſche Gottloſigkeiten vorträgt.

Und mit ſeinem Arzte, dem Armenier, ſetzte der Treßler hinzu.

Der auch eine Art Teufelsbanner iſt, ſeufzte der Großcomthur.

Und dann, hub der kranke Herr nach einer Pauſe an, ſoll ihn eine myſteriöſe Geſtalt beſuchen, man weiß nicht ob Mann, ob Weib, aber es ſoll dieſes Weſen bereits ein tauſendjähriges Alter haben und ſchon zu Chriſti Zeiten gelebt haben.

Leiſer! ſagte der Comthur mit einem Blick auf den Jüngling. Aber der Knabe kann nichts hören, er ſitzt zu weit! Ja, ja — wunderliche Dinge erlebt man. Beſinne dich, Werner, damals als wir ihn wählten, ging eine Weiſſagung um, die unter ſeinem Regiment des Ordens Untergang prophezeite. Auch der eigene Bruder, auf dem Todtenbette, rieth uns ab, ihn zu wählen. Aber ſeine ſtattliche, ritterliche Schönheit, ſeine Gewalt, die er über die Menſchen ausüben kann, wenn er will, und ſeine Kenntniſſe und ſein Wiſſen —

Gerade in dieſen Kenntniſſen und in dieſem Wiſſen liegt der Wurm verborgen, der an unſerer Größe nagt, rief der Treßler. Seitdem wir der Gelehrſamkeit nachjagen, und durch hohe Studien glänzen wollen, ſeitdem verliert ſich die alte Tugend und die alte Einfachheit. Der Ritter ſoll nichts wiſſen und nichts können als ſein

Pater noſter und ſein Ave Maria beten und ſeine Gelehrſamkeit ſoll darin beſtehen, den Heiden die Schädel zu ſpalten. Es iſt ſchon gut, wenn man etwas mehr weiß, als die dummen Bauern um uns her, aber gelehrte Pfaffen aus uns zu machen iſt gar nicht unſere Sache. Daher kommen die vielen Eier im Orden, die klüger ſein wollen wie die Hennen. Zu unſerer Zeit war es anders.

Freilich — Gott ſei gelobt! — Wir haben andere Zeiten geſehen. Weißt du noch Werner, als wir unſer Gelübde gemeinſchaftlich ablegten?

Und als wir dann, nachdem wir Gott Treue gelobt, ergänzte der alte Herr, uns in die Arme ſanken und uns Treue und Waffenbrüderſchaft bis an den Tod ſchwuren.

Bis an den Tod!

Das Schachſpiel ruhte. Beide Alte waren in ihre Stühle zurückgeſunken und blickten einander an und dann in das verglimmende Abendroth, das über die weite Ebene und den Fluß herüberleuchtete in das hohe Bogenfenſter.

Alte Zeiten! Wie weht ihr ſo wunderſam über Greiſeshäupter! Wie rauſcht es in den Blättern des Baumes der Vergangenheit. Es erſtehen, wie wunderſamer Vogelſang, die Stimmen dahingegangener Freuden und Leiden. Noch einmal klingt und ſpielt die Jugend vorüber und die goldenen Märchen tönen ſo lieblich und ſo ſüß ins Ohr.

Da ruhen die alten tapfern Heldenherzen! Da ſchauen die müden Augen in das purpurne Licht, und über die bleichen Wangen geht die Farbe der Jugend und Liebe.

O, ſie war doch ſchön, unſere Zeit! ſprach der Comthur. Werner, Werner, ſie war doch ſchön unſere Zeit!

Denk an Mathildis, hub der Ordenstreßler an, wie du zum letzten male ſie ſahſt auf dem Turnier zu Worms. Die reiche Erbin war dir zugedacht, ſie liebte dich — aber du zogeſt es vor, ein hart Gelübde abzulegen, um Gott zu dienen. Ich beſorgte das Briefchen, das du ihr ſchriebſt mit einer Feder, getaucht — in dein Herzblut!

Thorheiten, Werner, Thorheiten!

Nicht doch! Wir waren ja jung. Konrad, ich habe dich weinen ſehen, als du die goldgrüne Schärpe umlegteſt, von Mathildis Händen geſtickt.

Schweig! Aber beſinne dich, wie wir unſere erſten Wunden empfingen in der Schlacht gegen den Polenkönig. Du lagſt blutend in meinem Arm —

Ach, und du hatteſt mir nicht geſagt, daß du mich mit Aufgebot deiner letzten Kräfte ſtützteſt, daß du ſelbſt aus fünf Wunden bluteteſt!

Und weshalb ſollte ich dir das ſagen? Bin ich ein altes Weib, das plaudert? Was gingen dich meine Wunden an? Ich konnte deren haben ſoviel ich wollte.

Du hatteſt ſie erhalten, indem du mich aus dem Gefechte riſſeſt.

Wer ſagt dir das? Dafür trateſt du für mich auf bei dem großen Streit auf dem Capitel, wo wir den Kniprode, Gott gebe ihm die ewige Ruhe! wählten. Es trat der ehrloſe Mann, der Landmeiſter von Juditten auf und bezüchtigte mich Gelder des Ordens unterſchlagen zu haben. Du warfſt, mitten in der Verſammlung der Gebietiger und in Gegenwart des neuen Meiſters, deinen Handſchuh hin und nannteſt den einen Schuft, der auch nur den leiſeſten Schatten auf meine Ehre zu werfen wagte. Ueber dieſe Kühnheit warſt du zwei Jahre lang aus dem Orden verbannt und von den Gnadenmitteln der Kirche ausgeſchloſſen.

Die zwei Jahre ſind mir ſchnell vergangen. Ich bearbeitete eine reiche alte Wittib, daß ſie ihr großes Gut dem Orden vermachte. Wir hatten es nöthig, wir kauften für das Geld Soldaten.

Ob die Wittib wol ſo ſehr alt war? ſchmunzelte der Comthur.

Ein kleines keuſches Erröthen glitt über die Züge des ſiebzigjährigen Mannes. Schweig, ſagte er unwillig; ich habe nie Gott beleidigt, nicht mit dem kleinſten und ſchwachſten Verlangen.

Ich weiß Alter, es war auch ein Scherz. Du warſt der ſtrengſte und weiſeſte unter uns. Ich — ich habe manche Nacht über Mathildis Bilde geweint.

Sieh Alter, und nun willſt du ſo ſtreng ſein gegen die Jugend!

Das iſt etwas Anderes. So wie ſie es jetzt treiben, das iſt nicht eine keuſche Minne, das iſt elende Luſt. Die Dirne beſitzt ihr Herz nicht das Weib. Doch dies erinnert mich, daß ich nach meinen Vögeln ſchaue, ob ſie ſchon auf dem Futterplatz ſich verſammelt haben. He, Knabe! komm' heran.

Goswin ſprang auf und ſtellte ſich vor die beiden Alten.

Aus welchem Stamme? fragte der Obertreßler.

Derer von Wedenburg! entgegnete der Jüngling.

Ich habe den Vater als Edelknappen bei mir gehabt, als ich nach Cypern reiſte, ſagte der Treßler vor ſich hin. Seitdem iſt er mir ganz aus dem Geſicht gekommen. Alſo er lebt noch.

Geh und öffne das Schiebfenſter dort, befahl der Comthur, und bücke dich hinaus und ſieh, ob die Ritter bereits unten im Hofe ſtehen.

Goswin that wie ihm geheißen, kam zurück und brachte die Nachricht, der ganze Hof ſei mit dunkeln Geſtalten angefüllt.

Es iſt gut. Jetzt kannſt du dein Gebet thun und dich auf dem Boden dort niederlegen; ich werde dir ein paar Decken geben laſſen. Du ſollſt bei mir bleiben und mich nicht verlaſſen, bis du eingekleidet biſt und dein Gelübde abgelegt haſt. Du könnteſt Dinge ſehen und hören, die dir den Orden verleideten und dann trüge ich die Schuld, daß ich dich habe unter den Wölfen weilen laſſen. Iſt einmal die Prieſterweihe über dich ausgeſprochen, wird dich Gott und unſre Frau unmittelbar in ihren Schutz nehmen.

Der wachhabende Ritter wurde von dieſer Anordnung in Kenntniß geſetzt. Goswin galt als des Comthurs Page. Dies machte jedoch, daß die Ritter einen heftigen Haß auf ihn warfen. Diener kamen, die den kranken Treßler in ſeine Gemächer leiteten, der Comthur entfernte ſich in das Nebengemach, wo ſein hartes Feldbette ihn aufnahm, die zwei Wolfshunde lagen zu ſeinen Füßen. Goswin blieb allein in der Halle vor der verlöſchenden Flamme des Kamins. Es war Nacht und das ganze Ordensſchloß war in Ruhe verſunken, man hörte nur den Ruf der Wachen auf den Thürmen, Erkern und Baſteien, und von Zeit zu Zeit ein Gemurmel von Stimmen, das von der im Schloßhof aufgeſtellten Strafwache herauftönte.

Viertes Capitel.

Die feierliche Aufnahme in den Orden.

Goswin konnte nicht ſchlafen. Nicht die Härte ſeines Lagers war hieran Schuld, ſondern die Fülle neuer Eindrücke und Erſcheinungen, die ihm dieſer Tag gebracht. Sein jugendlicher unverdorbener Sinn, die Friſche und Unberührtheit ſeiner Unſchuld hatte mit dem Eindrucke zu kämpfen, die die Tafelſcene der jungen Ritter bei ihm hinterlaſſen. Es war eine neue Welt, die ſich ihm aufgeſchloſſen. Sie hatte ihr Anziehendes, aber auch ihr Abſchreckendes für ihn. Immer wieder kam ihm die blondlockige Geſtalt des luſtigen jungen Ritters in den Sinn, der die wildeſten Abenteuer zu erzählen wußte. Ein ſolnete Fortunat mit Ernſt, „daß die Lehren, die mir das Leben gegeben, nicht ohne Nutzen für mich geblieben ſind.“

„Das freut mich. Aber nun laß uns von wichtigeren Dingen reden. Wie gedenkſt du den Weg zu den heilbringenden Inſeln zu finden?“

„Das laß meine Sache ſein.“

Kaum war der Plan zur Reiſe gefaßt, als auch in kurzer Friſt die Mittel zur Ausführung herbeigeſchafft wurden. Roger, Fleur-de-lys und der Vater Claude durften nicht zurückbleiben. Ihr Erſtaunen über die Entdeckungen der zwei Freunde war ebenſo lebhaft als ihre Freude ungezwungen, Tulipan zu einem Vater Glück wünſchen zu können. Roger rief, indem er ihn umarmte: „Nun, Theurer, haben wir Beide gefunden, was wir ſuchten; du einen Vater, ich eine Geliebte! Möchten nur die zwei andern Gefährten auch bald ſo glücklich ſein.“ —

Als Fortunats Abreiſe bekannt wurde, verches Nachdenken iſt gefährlich bei einem Jünglinge von ſechzehn Jahren. Goswin empfand dies. Er warf ſich hin und her auf ſeinem harten Lager, es waren dies die Fließen des Fußbodens, und ſein Auge ſah mit einem feuchten Glanz, in welchem ſich Begehrlichkeit und ſüßes wollüſtiges Träumen ausſprach, in die letzten verglimmenden Kohlen. Die Jugend bleibt Jugend, ſowie der Wein Wein bleibt und die Roſe Roſe. Noch ſo keuſch erzogen, waren dennoch die Keime, die an dieſem Tage in ſein Gemüth fielen, nicht auf Felſengrund geſtreut. Erſt ſpät entſchlummerte er, und jetzt auch war ſein Schlaf unruhig. Es kam ihm vor als öffnete ſich, wenige Schritte hinter ihm, eine Thüre, als träte Jemand ein. Halb Traum, halb Wachen ſah er eine große, hohe, breitſchulterige Männergeſtalt vor ſich ſtehen, die ihre Blicke auf ihn richtete. Die Geſtalt war fort, als er am Boden auftaumelte und ſich den Schlaf aus den Augen rieb. Auch war keine Spur einer offen gebliebenen Thüre zu ſehen. Alles lautloſe Stille; und dennoch, jetzt wußte er es genau, war ein Fremder im Gemach geweſen. Wie er gekommen und wohin er geſchwunden, wer konnte dies ſagen? Er ſtand auf, er ging im Gemach umher, er öffnete das Schiebfenſter. Der Morgen graute, der Schnee fiel in großen Flocken, die Ritter ſtanden im Hofe.

Er warf ſich wieder hin und träumte fort. Vor ſeinen Augen erſchien der leichtfertige luſtige Paul v. Pogeril, der nicht minder muntere und ausgelaſſene Tettlingen, der kleine Zierbengel Falkenfels und der ſchwermüthige Reibnitz. Auch der koloſſale Pommer, Roland von Hachenberg mit Namen, den ſie nur den großen Roland nannten, ſtand leibhaftig vor ihm, wie er den rothblonden Bart kräuſelte und mit den kleinen tiefliegenden blauen Augen ihn zornig anſtarrte.

Der Tag fiel ſchon hell durch das Fenſter, als der alte Herr ihn rief. Er trat in die Kammer und fand den Greis, völlig angekleidet, vor ſeinem Betpult, wo er die Nacht vom Complet bis zur Prime, das heißt vom letzten Nachtgebet bis zum erſten Morgengebet in ſteter Andacht zugebracht. Ein junger Geiſtlicher, in halb ritterlicher, halb geiſtlicher Kleidung ſtand hinter ihm.

Als Goswin erſchien, erhob ſich mühſam der Greis und auf den Prieſter zeigend ſagte er: Hier, Knabe, haſt du einen Führer, und du Raphael zeige ihm, ſoviel es erlaubt iſt, die Gemächer des Schloſſes und erkläre ihm die Merkwürdigkeiten.

Der Geiſtliche ſchritt voran, Goswin folgte. Die Treppe niederſteigend fanden ſie unten die beiden andern Neuaufzunehmenden wartend, den jungen fränkiſchen Edlen und den Italiener. Der kleine Zug bewegte ſich nun vorwärts; die drei Jünglinge ſchweigend, der junge Prieſterbruder erzählend. Die Pracht der Säle entfaltete ſich den erſtaunten Blicken, die hochgewölbten Hallen, die langen lichtvollen Gänge und der Schmuck des Getäfels der Wände und des Fußbodens. Vor allen war es die Prachthalle, des Meiſters Remter genannt, die das Staunen der Beſchauer erregte. Es war auch das Imponirendſte von einem Bauwerke, das man ſehen konnte; kein Königsſchloß und keine Kaiſerburg hatte einen Saal von ſolcher Ausdehnung und mit ſo verſchwenderiſchem Schmuck ausgeſtattet. Hier in dieſen Räumen that ſich der fürſtliche Glanz des ſtolzen Ordens kund. Hier wurden die großen Feſtlichkeiten gegeben, hier die Verſammlungen gehalten und die Audienzen den fremden Geſandten ertheilt. Das ungeheure Gewölbe, das an des Himmels Sternendom erinnerte, ruhte in grandioſer Kühnheit im Bau auf einem Pfeiler. Raphaël blieb hier ſtehen und ſagte: Dieſer Saal iſt unſers erhabenen Ordens Bild. Sowie es nur einen Meiſter gibt, der das Ganze ſtützt und trägt, ſo iſt hier nur eine Säule des unendlichen Gewölbes Träger und Stütze. Gott erhalte den Meiſter!

Er trat jetzt näher an die Wände und erklärte die Bilder, die die breiten und hohen Wandflächen bedeckten. Dieſes hier, ſprach er, ſtellt die erſte Gründung des Ordens vor im Jahre 1190. Der Schauplatz iſt Jeruſalem. Als Zeugen der neuen Stiftung ſtehen hier die Erzbiſchöfe von Nazaret, von Tyrus und von Cäſarea, und die Biſchöfe von Bethlehem und Akre. Eine große Anzahl Ritter und Herren bedecken mit ihrer Umgebung die weite Tafel. Rechts hoch zu Roß, der Herr im Sammetmantel und mit dem Pilgerhute, den eine Krone umwindet, iſt der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ihm zur Seite ſieht man die edlen Herren, die Markgrafen von Meißen, den Grafen von Holland und Geldern und den Edlen von Sponheim. Es folgen die Darſtellungen der ſpätern Reſidenzen des Ordens. Auf dieſem Bilde, 1220, die fromme Aebtiſſin zu Münſterbieſen, wie ſie in Gemeinſchaft mit dem Grafen Arnold von Lohn die Kirche und die Güter zu Bieſen ſtiftet. Die herrliche Venediger Stadt breitet ſich auf dieſem Bilde vor dem Blicke auf und wir ſehen die Ordensburg zu Venedig gegründet. Denn unſere erſten Meiſter reſidirten in Welſchland. Gleich daneben ſieht man eine unermeßliche Schneefläche, und ein Häuflein Ritter gründet eine Stadt. Dies iſt der Urſprung des Zweigordens der Schwertbrüder in Livland und die Erbauung der Stadt Riga. Süden und Norden berühren ſich hier und ſehen ſich an als Brüder und Vertraute. Dies will auch das allegoriſche Bild hier zwiſchen den zwei Pilaſtern ſagen, wo unſre liebe Frau ihren Sternenmantel ausbreitet, einerſeits hier den Ritter im hohen einſamen Norden, anderſeits den Sohn des herrlichen Südens mit ihm deckend. Auf dem großen Bilde, was jetzt unſern Blick auf ſich zieht, ſehen wir nun die Gründung von Marienburg, des Reſidenzſchloſſes, in dem wir uns gegenwärtig befinden. Die hohe Geſtalt hier im Vordergrunde mit Kelle und Schurzfell, die aus den Händen der Jungfrau Maria den erſten Stein empfängt, iſt Herrmann von Salza, der erſte deutſche Ordensmeiſter, der die Marienburg gründete. Ihm zur Seite rechts ſehen wir die heiligen Märtyrer und Blutzeugen, dann die erſten Ritter, links die Herren von Culm, von Danzig und eine große Anzahl Fürſten und Herren, unter dieſen auch den Archidiaconus in Lüttich, den päpſtlichen Legaten. Oben im Himmel erblicken wir die Schaaren der Seraphim, die die Rüſtung und die Waffen des heiligen Georg zur Erde niedertragen, um ſie zur Verfügung des Ordens zu ſtellen. Ganz unten im Bilde erſcheint Satanas, dem neunfache Ketten um den Nacken gewunden werden. Dies will anzeigen, daß, ſeitdem der Orden ins Leben getreten, ſeine Herrſchaft ein Ende erreicht hat. Die kleinen Bilder rund umher zeigen die grauſigen Martern an, die hier in heidniſchen Landen die Ritter erlitten. Schaut her: hier wird ein Ritter zwiſchen zwei Breter gelegt und ſein Schädel wird durch Preſſung auseinander getrieben, dort wird einer in Stücke gehauen und dort einer mit ſeinen eigenen Gedärmen an einen Baum gebunden. Solches Alles geſchah in jenen erſten finſtern Zeiten der Gründung unſers Ordens. Aber es war Herrlichkeit und Lieblichkeit bei dieſem Tode, und noch heute wünſcht ſich der echte Knecht Mariens kein beſſeres Ende, als im Bekennen des allerheiligſten Glaubens ſo ſchmerzvoll und ſo grauſig den Leib einzubüßen.

Hier legte Raphael ſeine ſchmalen zarten, faſt weibiſchen Hände im Gebete zuſammen, ſank aufs Knie und betete drei Paternoſter. Die Jünglinge ſtanden hinter ihm in ſtummer Betrachtung des Bildes. Das nächſte große Bild zeigte die ſiegreiche Bekehrung der Preußen und man ſah ihre Häuptlinge und Fürſten die Taufe nehmen und das Kreuz küſſen. Eine prachtvolle goldene Sonne erhob ſich im Hintergrunde des Bildes, und der Himmel war voller Heiligen und die Jungfrau Maria ſelbſt ſchwebte wie in ſeliger Verzückung auf purpurnen Wolken dahin. — Da iſt nun das große Werk vollbracht! rief Raphael in Begeiſterung, der Glaube iſt gepredigt den Heiden, und das Samenkorn iſt ausgeſtreut und iſt emporgewachſen. Ewiges Lob den Vätern, die da ausharreten im Wirken. Doch auch wir, ihre Söhne und Enkel wollen ausharren.

Goswin richtete einen Blick auf den Sprechenden und ſah ſein bleiches Geſicht von einer Roſenglut der innerlichen Freude überſtrahlt. Die eingeſunkenen Augen ſchienen mit neuem Lebensſtrahl zu leuchten.

Nach dem Remter öffnete ſich der große Capitelſaal den Beſchauern. Hier waren längs den Wänden die vierzig koloſſalen Standbilder der Meiſter aufgeſtellt, die auf deutſchem Boden geherrſcht, Herrmann von Salza an ihrer Spitze. Der Seſſel des Meiſters ſtand auf einer Erhöhung, die ringsum von einer Baluſtrade aus

Marmor umſchloſſen wurde. Purpurne Decken hüllten die Stufen ein, und ein feierliches Schweigen waltete in dieſem Saal, in welchem Alles Größe, Ernſt und Majeſtät athmete.

Hier ſchwören die Ritter ihre Eide! rief Raphaël, und es haben dieſe Mauern noch nie einen falſchen Schwur gehört. Hier wird der jedesmalige Meiſter gewählt, und es ward noch nie ein ehrloſer Mann gewählt. Auch betrat noch nie der Fuß eines Feiglings dieſe Schwelle, obgleich manchesmal, namentlich bei der Wahl des Meiſters Winrich von Kniprode fünfhundert Ritter hier verſammelt waren. Oben die Galerie iſt zur Aufnahme derjenigen Perſonen beſtimmt, die da in offener Verſammlung zuſchauen und zuhören dürfen. Iſt das Capitel ein gewöhnliches, ſo iſt es allemal ein geheimes und der Saal iſt für männiglich, der nicht dahin gehört, verſchloſſen.

Die Nebengemächer, wo die Ritter ſich zuſammenfinden, ehe das Capitel ſeinen Anfang nimmt, enthalten Heimlichkeiten, die ihr noch nicht ſehen dürft. Ich führe euch jetzt an einigen der

Gemächer vorüber, die die Ritterbrüder, und dann an denen, die die Prieſterbrüder inne haben. Nach den alten Statuten des Ordens muß die Thüre jedes Zimmers immer halb offen ſtehen, damit das Auge des Vorübergehenden hineinblicken und der darin Wohnenden Thun und Laſſen beobachten könne; die Prieſter durften ſogar keine Thüre, ſondern nur ein Gitter haben. Dergleichen iſt aber jetzt abgekommen; wahrlich nicht zum Vortheil der guten Sache.

Als der Zug in den Corridor einlenkte, kam ihm die Schaar Ritter entgegen, die unten im Hofe die Strafwache abgehalten. Sie polterten mit Flüchen und Scheltworten die Treppe hinauf und vertheilten ſich in die Gemächer. Die Knechte liefen hin und her mit einzelnen Kleidungs- und Waffenſtücken, man hörte Befehle erſchallen, zwiſchendurch lautes Singen. Der junge Prieſter eilte, daß er aus dieſer Gegend fortkam.

Die Kirche, die Goswin ſchon geſehen, wurde nun gezeigt, aber die Gruft der Meiſter und ihre Särge wurden als eine Heimlichkeit erachtet, die die noch Ungeweihten nicht erblicken durften.

ſammelte ſich die ganze Gegend, um ihm ihre Trauer an den Tag zu legen. Er ſchied jetzt mit Thränen von den vielen Herzen, die mit Treue an ihm hingen, und deren Glück er begründet. Mit gerechtem Stolze verglich er in ſeinem Innern dieſen Abſchied mit dem, der ihm am Hofe der Gräfin Kalypſo geworden. Wie viel edle Früchte hatte hier die goldene Saat hervorgetrieben, und wie viel taube Blüthen unter wucherndem Unkraut dort! —

Man wird vergeblich auf der Karte nachforſchen, wo die Maulwurfsinſeln liegen. Das iſt unſer Geheimniß. Wir würden ſehr gegen unſern Vortheil handeln, wenn wir es verriethen; denn jene Inſeln haben die Eigenſchaft, jeden Zauber zu vernichten, der ſich ihnen naht. Wie ſchlimm ſtände es alſo mit dem in dieſer Geſchichte angehäuften, wenn der Leſer unberufen und zur unrechten Zeit den Weg nach jenen verbotenen Eilanden fände. Zudem die Welt

Die Pracht und Größe des Ordensſchloſſes hatte auf Goswin einen ſo mächtigen Eindruck gemacht, daß er des Rühmens und Preiſens nicht genug finden konnte, um auf des Großcomthurs Fragen zu antworten.

Ja, ſagte der Greis mit einem bedeutungsvollen Blicke: Der Orden iſt noch groß; wie lange er es bleiben wird, das weiß Gott allein.

O ewig, durch alle Zeiten! rief der junge Prieſter.

Es müſſen Zeichen und Wunder geſchehen, um ihn aus ſeinem tiefen Verderben zu reißen! ſprach der Greis in noch ernſterem Tone. Weltlicher Leichtſinn, weltlicher Stolz, weltliche Genußgier haben ſich ſeiner Söhne bemächtigt. Das iſt wahr und unbeſtreitbar. Der alte Geiſt iſt verſchwunden.

Er wird auf das Gebet der Gläubigen zurückkehren! rief der Prieſter.

So betet! fügte der Comthur hinzu.

Tag und Nacht! ſeufzte Raphael.

Der Comthur trat zu beiden Jünglingen heran, legte ſeine Hände auf ihre Häupter und ſagte mit einer von heftiger Erſchütterung bewegten Stimme: So ſeid denn ihr Heranwachſenden der wankenden Gemeinde Stütze und Hort! Du als Knecht und Streiter und du als Prieſter! Rein und unbeſcholten ſeid ihr bis jetzt — bleibt es! Und nun gebt euch in meinem Beiſein den Bruderkuß! Haltet zuſammen wie Kinder.

Der junge Prieſter warf ſich mit Ungeſtüm an Goswin's Bruſt, der ihn an ſich drückte und küßte. Der Comthur ſprach ein Gebet.

Nur wenige Tage dauerte es und die Aufnahme Goswin's und der zwei andern Jünglinge fand ſtatt. Ihre Prüfungszeit war auf ausdrücklichen Befehl des Ordensmeiſters abgekürzt worden; bei allen Dreien hatten die nöthigen Vorbereitungen ſchon ſtattgefunden, beſonders bei Goswin, der ſchon auf der väterlichen Burg von einem Ordensprieſter genau unterrichtet worden. Sechs Tage ſtrengen Faſtens und beſtändiger Gebete gingen voran, alsdann wurden die Novizen in den Capitelſaal geführt, wo ſich die Ordensgebietiger und die Ritter verſammelt hatten, die gerade gegenwärtig waren; die größte Anzahl war jetzt, da der Ausbruch des Krieges zu erwarten ſtand und zudem ein großes Ordensfeſt in Ausſicht war, bei welchem fürſtliche Gäſte erwartet wurden, in die verſchiedenen Grenzämter vertheilt und in Geſchäften verreiſt. Der Großmeiſter war noch immer nicht ſichtbar, ſeine Stelle vertrat der Großcomthur.

In ihrer weltlichen Kleidung wurden die drei Jünglinge in den Capitelſaal geführt, dort ſtellten ſich ihnen die drei Ritter zur Seite, die in ihren Namen die Aufnahme foderten und ihnen gegenüber nahmen die drei Ritter Platz, die die üblichen Fragen ſtellten; die Novizen ſelbſt hatten nur den Eidſchwur zu ſprechen.

Es war ein heller, klarer Morgen, die Sonne warf ihr Licht durch die hochgewölbten zwölf Fenſter, die nach Oſten zeigten, und der helle Schein ergoß ſich über die vielen weißen Mäntel, die hier gedrängt eine Maſſe bildeten. Poſaunenklänge erſchallten und ein Hymnus wurde geſungen, der ernſt und feierlich an den Wölbungen der mächtigen Halle wiedertönte. Die mächtigen Steinbilder an den Seiten, die weißen Geſtalten in ihren Rüſtungen, mit ihren Helmbüſchen und langen Gewändern, ſtanden wie ein Geiſterchor den Lebenden zur Seite.

In Goswin's Herz zog nicht der mindeſte Anflug von Reue ein, daß er jetzt im Begriff ſtehe, die Welt hinter ſich auf immer abzuſchließen. So ganz erfüllt war ſeine junge Bruſt von der Herrlichkeit und dem Glanze ſeines neuen Berufs.

Die drei „bittenden“ Ritter ſtellten ihr Geſuch, und foderten für ihre Schützlinge die Aufnahme in den „löblichen deutſchen Ritterorden des Hoſpitals Unſer Lieben Frauen zu Jeruſalem.“

Wenn ihr dies wollt, entgegneten die drei „fragenden“ Ritter, ſo legen wir euch elf Frageſtücke vor, die ihr uns zu Wohlgefallen beantworten ſollt. Erſtlich: Seid ihr von altem adligen, rittermäßigen Stamm, und habt ihr acht Ahnen ſo von Vater- wie von Mutterſeite aufzuweiſen? Zum Andern: Habt ihr an euerm Leibe keine Mängel und leidet ihr nicht an heimlichem Siechthum? Drittens: Dient ihr auch keinem andern Herrn, ſowol geiſtlichem und weltlichem, und habt ihr euch Niemand mit Wort und That verbunden? Viertens: Hat euch Niemand gezwungen einzutreten und kommt ihr freiwillig, wie es freien Männern geziemt? Fünftens: Habt ihr das gehörige Alter? Sechstens: Seid ihr nicht mit Schulden und Bürgſchaften behaftet? Siebentens: Habt ihr hundert Goldgülden im Beſitz, daß dafür der Orden ein Pferd und eine vollſtändige Rüſtung für euch kaufe? Achtens: Habt ihr Todtſchlag verübt und ſteht ihr in gefährlicher Feindſchaft, die ihr auszufechten gedenkt, dem Orden zum Schaden? Neuntens: Wollt ihr euch den Ordensgeſetzen fügen; und wollt ihr zehntens Zeit euers Lebens bei uns bleiben und nur in höchſt dringenden Fällen, und auf Conſens des Meiſters und des Papſtes auszutreten verlangen? Elftens: Iſt es euer Ernſt die Geheimniſſe des Ordens zu wahren und ſeine Kriege zu führen, wohin er auch euch ſchicken möge?

Als auf dieſe Fragen die gehörige Antwort von den drei bittenden Rittern erſtattet worden war, ſo lautete nunmehr die Entſcheidung: Die

Brüder haben eure Bitte erhöret, doch verſpricht euch der Orden nichts anderes, als Waſſer und Brot und demüthige Kleider.

Hierauf wurden die Documente vorgelegt, namentlich die mit ihren Siegeln verſehenen Briefe der betreffenden Landcomthuren, die Zeugniß für die Aufzunehmenden ablegten und die Geldſummen wurden deponirt. Die letzteren nahm der Ordens-Treßler und Trapier in Empfang. Alsdann fand die feierliche Einzeichnung in das Ordensprotokoll ſtatt und die Unterſchriften von zwölf Rittern wurden gefodert.

Als dieſe Erfoderniſſe abgethan waren, gelangten die Aufzunehmenden zum Schwur. Sie mußten ſich auf das Knie niederlaſſen und folgende Worte ſprechen: Ich gelobe Keuſchheit meines Leibes, und ohne Eigenthum zu ſein, und Gehorſam Gott und Marien, ſo auch dem Meiſter des Ordens der Teutſchen und euern Nachkommen nach der Regel und Gewohnheit des Ordens des teutſchen Hauſes, dem ich gehorſam ſein will bis in den Tod, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Evangelium.

Nach dieſem Schwure verließen die Ritter den Saal und begaben ſich in die Kirche, wo ſie ſich nach ihrer Rangordnung aufſtellten. In der Sacriſtei wurde den neuen Brüdern eine vollſtändige Rüſtung angelegt, und ſie in dieſer vor den Altar geführt. Schild, Sporen und Ordensmantel wurden ihnen vorgetragen, das ſchwarze Kreuz, mit einer Goldeinfaſſung, welches am Halſe an einem Bande getragen wurde, lag auf einem Kiſſen zur Seite des Altars.

Der Prieſter begann die Einweihungsgebete. Das Schwert wird geweiht und ein Ritter umgürtet damit den neuen Bruder, und ſpricht dabei den Vers aus den Pſalmen: Eructavit cor meum verbum bonum: dico ego opera mea Regi. Der ganze Chor fällt ein mit: Salvum fac servum tuum Domine! Deus meus, sperantem in te. Jetzt erhebt der Prieſter den Weihbüſchel und beſprengt den neuen Ritter mit Weihwaſſer. Die ganze Kirche erſchallt von den mächtigen Klängen des Hymnus: Veni Creator Spiritus — Mentes tuorum visita!

Goswin's Herz wollte brechen vor gewaltiger innerer Erſchütterung, als dieſe gewaltigen Worte über ſein geſenktes Haupt hinzogen. Es ſchien ihm eine Stimme vom Himmel unmittelbar in die irdiſche dunkle Welt niederzuklingen. Wie ein Oeffnen der Paradieſespforten, ſo kam ihm dieſe Stunde vor, deren Gedächtniß unvergänglich in ihm weiter leben ſollte. Als er aufblickte, ſah er das ernſte Antlitz des Großcomthurs, deſſen Blick feſt auf ihn gerichtet war. Der Greis bemächtigte ſich des Schwertes des Jünglings, erhob es dreimal über ihn, und ließ es dreimal auf ſeine Schulter niederfallen mit den Worten: In Gottes, St. Marien und St. Georgen Ehr, vertrag, dieſes und keines mehr!

Ein Ritter kommt heran und ſchnallt die Sporen dem Neuaufgenommenen an. Der Prieſter ſegnet den Mantel ein, und ein zweiter Ritter legt ihn dem Bruder um. Der neue Ritter wirft ſich vor dem Altar nieder, indem ſein auf dem Boden liegender Körper die Form des Kreuzes darſtellt, und nun ſingt der Chor die Litanei: Kyrie Eleison — Christe Eleison, Kyrie Eleison — Christe audi nos! — Pater de coelis

Deus — miserere nobis! Sancta **Maria**, sancta Dei Genitrix, ora pro nobis!

Nach dem Schluſſe des Geſanges, der über eine Stunde dauert, wird das Kreuz dem Ritter umgehängt.

Wenn die Ceremonie beendet iſt, bilden die Gebietiger einen Kreis, der älteſte Ritter tritt hervor und ſpricht zu den Neuaufgenommenen: Lieben Ordensbrüder, ihr ſeid nunmehr vollkommen empfangen und aufgenommen in unſere ritterliche Brüdergeſellſchaft des löblichen teutſchen Ritterordens und des Hoſpitals unſerer lieben Frauen zu Jeruſalem. Ich erkläre euch die Zeichen, die ihr nunmehr an euch traget. Euer Mantel weiß, rein und unbefleckt, zeigt an, daß euer Gewiſſen rein ſein ſoll und weiß leuchtend, wie euer Kleid. Das ſchwarze Kreuz ſoll euch unſers Erlöſers bitteres Leid täglich und ſtündlich vor Augen halten, darum wird es euch an den Hals gehängt und auf den Mantel geheftet. Die ſchwarze Schnur, an der das Kreuz hängt, zeigt euch an, wie ihr jetzt eurer Freiheit auf ewig verluſtig gegangen und ein Sklave Gottes und des Ordens geworden. Der Panzer auf euerm Leibe zeigt an, daß ihr Streiter ſeid, geharniſcht ausziehen ſollt, das Wort Gottes unter die Heiden zu tragen. Das Schwert, das man euch gegeben, ſoll euch die Waffe bedeuten, die ihr führen ſollt, um Witwen und Waiſen zu ſchützen, und das Reich Gottes mit ſcharfem Worte in die Welt zu führen, Chriſti und des Ordens Feinde vor euch nieder in den Staub zu werfen. So hat Chriſtus ſeiner Mutter den heiligen Johannes beigegeben, daß er für ſie ſtreite. Der Griff des Schwertes bildet ein Kreuz, dies ſoll euch ſagen, daß wenn ihr im Tode liegt, ihr nur das Schwert umzukehren braucht, um euern Heiland vor euch zu ſehen. Die Sporen, die man euch angelegt, bedeuten, daß, ſowie ein Roß geſtachelt wird, daß es eifrig vorwärts treibe, ſo der Streiter Chriſti vom innern Drange ſtets muß angefeuert werden, nie im Streite für die Kirche und den Orden zu erlahmen. Die drei Schläge mit dem Schwerte, die ihr empfangen, geben euch kund, daß ihr, da man einem Edlen keine größere Schmach anthun kann, als wenn man ihn ſchlägt, die hat ſo wenig Täuſchung, ſie iſt ſo arm an Zauber, daß Derjenige wahrhaft abſcheulich handelte, der ihr den Ort anzeigte, wo jede Täuſchung verſchwindet und jeder Zauber ſeine Macht verliert. Alſo der Weg, den unſer Held nahm, bleibt unentdeckt; die metallene Kugel des Magiers, vor das Schiff ins Meer geworfen, übernahm die Leitung deſſelben. Es geht ein Gerücht, daß dieſe magiſche Kugel noch exiſtire und daß ſie im Beſitze gewiſſer Kritiker ſei, die häufig von ihr Gebrauch machen, um ſich zu jenen Inſeln führen zu laſſen. Iſt einmal die Straße geöffnet, ſo ſteht ſie Allen frei. Wehe dann den alten ſchönen Zauberſagen der Weltgeſchichte, die ſo rührend ſind, die Millionen Herzen erwärmt haben, und doch am Ende nichts als lächerliche, barocke Mährchen ſind. Wahrlich eine böſe Zeit wird kommen. Man wird ſich die Illuſionen ſtehlen, wie man ſich früher die goldenen Doſen ſtahl, und nichts wird ſo gefährletzte irdiſche Schmach hingenommen habt, fürder aber keine mehr ertragen ſollt; denn Gottes Streiter demüthigen ſich nur vor Gott, nie vor Menſchen, auch vor den höchſtgeſtellten nicht. Und nun gehet mit Gott und tretet ein in unſerer lieben Frauen Schutz, den wir Alle theilhaftig ſind, jetzt und in aller Ewigkeit. Amen.

Hiermit war die Aufnahme vollendet; es fehlte nur noch der Kuß, den der neue Ritter vom Ordensmeiſter empfangen ſollte, und den der Großcomthur in deſſen Statt ertheilte. Die drei Ritterproben, wie ſie vor Alters gebräuchlich, und die darin beſtanden, den Muth und die Unerſchrockenheit des Ankömmlings zu prüfen und von denen Eberhard erzählt hatte, fielen weg, als zu abergläubiſch und für die jetzigen Zeiten nicht mehr paſſend.

Fünftes Capitel.

Das Narrencapitel.

Der neue Ritter befand ſich jetzt mit fünf andern Rittern in einer Zelle eingeſchloſſen. Drei ältere Brüder waren den drei neuen beigegeben. Zu dieſen ältern gehörte Paul von Pogeril und Otto von Reibnitz. Paul war die Seele der kleinen Genoſſenſchaft, er machte fortwährend Späße, war ſtets guter Laune und neckte ſich mit aller Welt herum. Der Großcomthur, bisher Goswin's Beſchützer, erſchien nur einmal in dem Zimmer, ſah ſich die Einrichtung deſſelben an und empfahl den ältern Brüdern die Sorgfalt für die jüngern. Dann küßte er Goswin nochmals auf die Stirn und ſagte ihm, er würde nun bald die

Ehre haben vor den Großmeiſter geführt zu werden, er ſolle ſich dieſer Ehre würdig machen durch gutes, ehrenhaftes Betragen. Goswin verſprach es und küßte dem Greiſe die Hand.

Es wurde jetzt das ſogenannte „Narrencapitel“ abgehalten, eine Parodie auf die eben vollbrachte ernſte Handlung. Das **Recht**, Narrencapitel zu halten, war uralt, und ſchon bei der Gründung des Ordens gebräuchlich. Die neu aufgenommenen Ritter wurden bei dieſer grotesken Ceremonie, wo alles nachgeäfft wurde, was bei der Aufnahme Geſetz war, von der ganzen Ritterſchaar gehänſelt, und mußten den Scherz und Spott geduldig hinnehmen, wenn ſie klug waren, ſogar gute Miene zum böſen Spiel machen, das heißt in den Chor der Lacher mit einſtimmen. Vor Zeiten waren auch grauſame Scherze und gefahrbringende Neckereien angebracht, dieſe jedoch waren dem mildern Geiſte der Zeiten gewichen. Es blieb aber genug übrig, was an das brutale und gemein Pöbelhafte grenzte.

Die Verſammlung beſtand aus faſt allen ältern Rittern, ſelbſt die Ordensgebietiger ſchloſſen ſich nicht aus, obgleich ſie nur ſchwer kenntlich waren in der Verhüllung, die ſie an dieſem Tage anlegten. Die Wildheit und Ausgelaſſenheit der Scherze ging oft weit, wurde aber nicht gerügt, denn es war eben der Narrentag; mit dem Glockenſchlage zwölf mußte jeder Spuk, jede Larve, jeder freie Scherz verſchwinden.

Zu dem Beginne des Narrencapitels gehörten die Prüfungen und Proben. Da es vor Alters gebräuchlich war, daß die Neuaufzunehmenden ſich entkleiden mußten, um darzuthun, daß keine Krankheit und kein Fehl ihren Körper verunſtaltete, ſo war bei dieſer Poſſenkomödie dieſe Probe beibehalten, aber in das Komiſche gewendet. Der junge Ritter mußte nackt erſcheinen, und drei komiſche Masken, die Göttinnen Venus, Minerva und Juno, von grottesk verkleideten Rittern dargeſtellt, kamen, um ihn zu beſichtigen. Man kann ſich denken, welche dreiſte Scherze bei dieſer Gelegenheit vorfielen, die aber keinen plauderhaften Mund fanden, um ſie den Laien außerhalb des Ordenshauſes wieder zu erzählen, denn dieſes Narrencapitel wurde ebenſo geheim gehalten, wie das wirkliche Capitel, und deſſen Ausſpruch. Nachdem die Göttinnen den jungen Mann beſichtigt, ertheilt Venus ihm den Preisapfel. Um des Neuaufzunehmenden Keuſchheit zu prüfen, erſcheint die berüchtigte babiloniſche Unzüchtige mit einem grottesken und abenteuerlichen Gefolge von Zwergen und Ungeheuern. Ihre Reize werden verſchmäht und der Ritter beſteht auch dieſe Probe. Der junge oder ältere Mann, der die babiloniſche Verführerin macht, hat ſich mit all dem Putz beladen, der gerade Mode iſt, und es iſt ein unerſchöpflicher Spaß für alle jungen Brüder ihm immer neue Reize, nach ihrer Meinung anzuheften. Zuletzt, um auch ſeinen Muth zu prüfen, kommen Geſpenſter und Larven und Teufelsfratzen in großer Anzahl und erheben ein entſetzenvolles Geheul und Geſchrei.

Nachdem die Proben beſtanden ſind, tritt das Capitel zuſammen. Wie dort, ſo ſind auch hier drei Ritter, die da bitten und drei Ritter, die da fragen. Alle Ritter im Capitel haben ihre Mäntel verkehrt umgelegt, und ſtatt der Kopfbekleidungen tragen ſie hohe ſpitze Hüte aus Pappe mit Goldflittern beklebt. Statt der Schwerter haben die Ritter koloſſale Kochlöffel und Bratſpieße an den Hüften.

Die Bittenden legen dieſelben Fragen vor wie oben, nämlich ſie bitten um Aufnahme für ihre Clienten. Die Fragenden entgegnen darauf: Ei, ſagt uns, wer ſind die drei Haſenfüße, die du uns da bringſt? Sind ſie auch von ritterlichem Stamme? Gewiß, tönt die Antwort: Der Vater dieſes Herrn war Beſenbinder und die Mutter war Lumpenſammlerin, der Großvater war Stallknecht und die Mutter war Beſenbinderin, der Urgroßvater war Zigeuner und die Mutter Landſtreicherin. Es iſt gut! rufen die Fragenden, wir ſehen, daß dein Mann vom beſten Adel iſt: aber iſt er auch geſund am Leibe. Antwort: Es fehlt ihm nichts, als daß er einen Buckel vorn und hinten hat, auch zwei Kröpfe und ein lahmes Bein, und dazu eine Plundernaſe und Triefaugen. Gut, wir ſehen, daß er untadelhaft iſt; wie iſt es aber mit ſeinen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, hat er ſolche? Keine andern, als daß er für die letzten paar Hoſen dem Schneider noch den Flicklohn ſchuldig iſt, auch daß er Frau Katharinen im blauen Engel für den Gebrauch von ſechs gefälligen Fräuleins die Güte noch nicht bezahlt hat. Sonſt gehört er noch in den Orden der Schmauſer und Zecher und gehört der Brüderſchaft der Geldverthuer und Tagediebe an. Gut, wir ſehen, daß er in keiner gefährlichen Verbindung ſteht; aber hat er auch die Einwilligung ſeiner Aeltern? Gewiß, der Vater hat ihm geſagt, er ſolle gehen und auf einem Miſthaufen ſterben, gleichviel auf welchem, und die Mutter hat geſagt: Wenn ich dich könnte in den Brunnen werfen, wäre es mir lieber, aber da ich das nicht kann, ſo gehe meinethalben in den Orden. Kann er hundert Ducaten zahlen? Nicht hundert Schillinge; aber er hat einen alten Geisbock mitgebracht, den er reiten will. — Gut! der Orden begehrt kein beſſers Roß, ſo der Reiter, ſo das Thier! Aber hat er Todtſchlag verübt? Etliche Flöhe hat er vom Leben zum Tode geführt, aber es thut ihm bitterlich leid, er hätte ſie gern als Leibtrabanten mit in den Orden gebracht! — Will er die Geſetze des Ordens halten?

O gewiß, alle Geſetze, ausgenommen die, die er nicht halten will. — Gut, weiter verlangen wir auch nichts; nur ein Narr hält was Narren ihm gebieten. Will er Zeitlebens im Orden bleiben? — Nein, nur ſo lange, als es darin etwas zu freſſen und zu ſaufen gibt. — Gut, wir ſind auch damit zufrieden; zum Letzten, will er uns helfen das heilige Land wieder zu erobern? — Das heilige Land iſt ein Bischen gar ſo weit entfernt; ſonſt thäte er es mit dem größten Vergnügen. Er ſchlägt dagegen vor, das unheilige Land zu erobern, daß heißt die Schenken und luſtigen Wirthſchaften zwanzig Meilen in der Runde; da will er mit dabei ſein. — Das iſt dem Orden auch ganz recht! — Somit wollen wir dich denn aufnehmen.

Der Aufzunehmende kniete nun nieder und empfing den umgekehrten Mantel, die hohe Narrenmütze, und den Kochlöffel als Schwert, und der Narrencapitelmeiſter ſagte: Der Mantel bedeutet, daß, ſowie Adam, unſer erſte Bruder und Ritter, im Paradieſe ſich ſeiner Nacktheit ſchämte und ein Blättlein vom Baume brach und ſich damit zudeckte, ſo ſoll der Ritter mit dieſem Blättlein ſich ebenfalls ſittſam bedecken. Das Schwert, das wir ihm geben, ſoll anzeigen, daß er es ſtets gegen die grimmigſten Feinde der Menſchheit, gegen das Bauchgrimmen und den Hunger gebrauchen ſoll und die ſtattliche Mütze zeigt an, daß er allezeit König und Kaiſer ſein kann, wenn er nur will. Denn der Orden iſt herrlicher als Alles, was auf Erden erſchaffen.

Nach der Einkleidung mußte er ſich platt auf die Erde legen, und jeder einzelne Ritter ſprang über ihn weg. Vor Alters mußte der Neuaufgenommene jedem Ritter, der ſich vor ihm entkleidete, die niederſte Stelle des Rückens küſſen. Dieſer Gebrauch war ſonſt ſogar im feierlichen Capitel beobachtet worden, und ſtammte von den alten Gnoſtikern und den uralten Tempelgeſetzen, die die Johanniter und Malteſer angenommen hatten. Der deutſche Orden hatte jedoch frühzeitig dieſen Gebrauch, der ihm heidniſch und ſeltſam vorkam, abgeſchafft. In den geheimen Ordensſtatuten, war er jedoch noch immer als Geſetz angegeben. Ebenſo das Küſſen des

Teufelskopfes, wovon weiter geſprochen werden ſoll.

Die burleske Ceremonie war noch nicht beendet. Jetzt wurden dem neuen Ritter auch die Statuten des Ordens vorgeleſen.

Zuerſt die drei Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams.

Du ſollſt arm ſein, das heißt du ſollſt nicht mehr begehren als zwölf Tonnen Goldes zu deiner täglichen Nothdurft. Damit kann ein Mann reichen, der ſich gewöhnt hat, mäßig zu ſein. Keuſch ſollſt du ſein, das heißt, wenn du auf eine wüſte Inſel kommſt, wo du keine Mittel haſt, deine Lüſte zu befriedigen; und Gehorſam leiſteſt du nur da, wo du nicht anders kannſt.

Es ſteht im Geſetz, daß wenn du dich von deinem Lager erhebſt, das nebenbei geſagt, du dir mit Decken und Polſter recht bequem machen mußt, damit kein Knöchelchen an deinem Leibe dir weh thue, ſo ſoll ein Ritterbruder folgende Gebete während des ganzen Tages und eines Theiles der Nacht vortragen: Zur Matutin und Laudes ein Glauben und neun Paternoſter und lich ſein, als viel Poeſie bei ſich zu tragen und ſich damit auf die offene Straße wagen. Heimlich, ganz oben im Dachſtübchen, werden zwei oder drei zuſammenrücken und einen kleinen Vorrath alter lieber Irrthümer mit einander verzehren, um mit dieſer verbotenen Koſt ein Leben zu friſten, das ohne „Lüge“ nicht beſtehen kann. Die Armen, ſie ſind zu bemitleiden; doch ſind ſie noch im Beſitze Deſſen, was ſie wünſchen, aber ihre ſpäten Enkel werden darben in einer Zeit, wo nur das Unglück und der Wahnſinn noch Illuſionen haben.

Die Reiſe ging lange Zeit ganz glücklich von ſtatten. Die ſilberne Kugel vertrat die Stelle eines Compaſſes, ſie ſchwamm am Tage dicht vor dem Schnabel des Schiffs und in der Nacht leuchtete ſie mit bläulichem Feuer. Die kleine Geſellſchaft beluſtigte ſich untereinander, ſo gut es gehen wollte, nur Tulipan's Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde. Er nannte als Grund neun Ave Maria, zur Prim fünf Paternoſter, fünf Ave Maria, zur Terz fünf Paternoſter und fünf Ave Maria, zur Sext ebenſoviel, zur Non gleichfalls und zur Vesper ſieben Paternoſter und ſieben Ave Maria, endlich zum Complet fünf Paternoſter, fünf Ave Maria und ein Credo, für die Geſtorbenen zwölf Paternoſter und zwölf Ave Maria. Dies iſt das Geſetz, wir aber, Brüder im Narrencapitel, befehlen, daß jeder Ritter zwölf mal am Tage vor ſich hin ſpricht: Paternoſter gib mir zu Eſſen und Ave Maria gib mir zu trinken. Das iſt feine und ſäuberliche Zucht und Ritterpflicht. Die Faſten ſollt ihr ſo halten, daß ihr an jedem Faſttage ein Gericht mehr eſſet, wie gewöhnlich, das iſt dem Himmel angenehm.

Den Schluß des Tages des Narrencapitels bildete ein großes Gelage und hier durfte keiner der ſtrengen Ordensgebietiger drein reden. Es war erlaubt, daß hier der Ritter, der das ganze Jahr über enthaltſam lebte und kärglich genoß, ein Uebriges that an Trank wie an Speiſe. Die drei Neuaufgenommenen mußten bei der Tafel aufwarten. Ein Schalksnarr ſaß oben an der Tafel, der den Hochmeiſter vorſtellte, neben ihm die Gebietiger. Oft kamen fremde Gaukler von fern her, um an einem ſolchen Tage ihre Rollen zu ſpielen. Muſik, Tanz, Spiel belebte die alte Ordensburg. Frauen einzuführen war nicht erlaubt, ſelbſt an dieſem Tage nicht, allein man fand Mittel die verbotene Waare einzuſchmuggeln, unter Verkappung und Vermummung. Der Ordensmantel deckte hier manchmal runde Schultern und einen runden Buſen. Mit dem Glockenſchlage Mitternacht mußten jedoch, wie geſagt, dieſe hübſchen wie die häßlichen Geſpenſter verſchwinden, und die Matutin ſah wieder eine Schaar ernſter Kopfhänger und frommer Beter zur Kirche wandeln.

Das Narrencapitel war längſt beendet und das Leben auf der Ordensburg hatte ſeinen gewohnten Gang angenommen. Die jungen Ritter mußten ſich bequemen, ſtreng ihren Pflichten nachzuleben, der alte Hörnerträger war in ſeiner böſeſten und ſchlimmſten Laune; er wußte um Alles, erfuhr Alles und war überall. Man ſah ihn an den Zellen vorbeigehen und die Thüren mußten halb offen ſtehen. In ſeiner Begleitung gingen regelmäßig zwei Prieſter und zwei Brüder. Wenn der Alte nicht ſelbſt kam, ſo erſchien Raphael, der ſo leiſe kam und verſchwand wie ein Schatten. Die Brüder murrten, aber ſie konnten nichts thun. Hinter dem Rücken des Alten kamen ſie zuſammen, erzählten ſich einander Märchen und luſtige Geſchichten, tranken heimlich Wein und verſchloſſen ihre Thüren. Man freute ſich auf den Eliſabethentag; alsdann fiel die Speiſung der Armen vor und an dieſem Tage mußte der Großmeiſter wieder zum Vorſchein kommen. Zugleich erwarteten die jungen Brüder die Zurückkunft des Hauscomthurs, der unterdeſſen weggeſchickt worden war, ihren Beſchützer und Freund, der zu ihnen hielt und gegen den alten Comthur und den Ordenstreßler, ſowie überhaupt gegen die Gebietiger, die die alte Strenge wieder einführen wollten, mit ihnen conſpirirte.

Godwin ſuchte ſich in ſeinem Zimmer beſtens einzuwohnen. Er hatte ſein Lager für ſich, es beſtand aus Bretern, über die ein Strohbündel täglich neu aufgeſchüttelt und eine wollene

Decke hingebreitet wurde. Dies war das Lager, wie das Geſetz es vorſchrieb; ſeine Kameraden waren auch hiervon abgewichen und wälzten ſich auf ziemlich bequemen Pfühlen. Ueber jedem Bette hing ein Cruzifix und eine kleine Schale mit Weihwaſſer. Vor dem Bette befand ſich ein Betſchemel, auf dem der Ritter niederkniete und ſein Gebet ſprach vor dem Zubettegehen. Ein Licht brannte die ganze Nacht hindurch, und die Thüre durfte nicht in Riegel gelegt werden. Jeder, der da wollte, mußte hereintreten können. An Goswin's Lager zunächſt ſtieß das Otto von Steinach's, des fränkiſchen jungen Ritters, dann kam Guido's Bette. Dieſen drei Betten gegenüber befanden ſich die der drei ältern Brüder, Reibnitzen's, Vogeril's und Kunz von Lichtenſtein's. Ueber jedem Lager waren die Waffen und die Hauskleider aufgehängt, denn ein Geſetz beſtimmte, daß der Ritterbruder ſtets auf Kampf gerüſtet, alles bei der Hand haben müſſe, um ſich raſch zu kleiden und zu wappnen. Die ſchwarzen Helmbüſche über den blanken Schildern nickten in der Dämmerung der Nachtbeleuchtung ſeltſam von oben herab, als waren es uralte Ritter, die aus dem Grabe wieder heimkehrten und jetzt auf ihre Nachkommen niederſahen. An der Decke, von der die Ampel niederhing, war, mit eiſernen Stangen ſchwebend erhalten, der engliſche Gruß angebracht. Von der Zeit geſchwärzt, ſahen die großen hölzernen Figuren wie unheimliche koloſſale Fledermäuſe aus, die an den dunkeln Wölbungen der Decke umherkreiſten. Der zahme Rabe, den ſich Otto hielt, hatte ſich die Schulter der heiligen Jungfrau auserſehen, um auf ihr ſein Nachtquartier zu halten. Eine kleine Harfe, auf der Guido ſehr kunſtvoll zu ſpielen verſtand, lehnte am Fenſter und gab durch die Stille der Nacht leiſe Geiſteraccorde an, von dem Zugwinde berührt, der durch das hohe, übel verwahrte eine Fenſter der Kammer hinſtrich. Mehre ſolche Nächte vollbrachte Geowin ſchlaflos; das Neue der Umgebung und manche Gedanken, die in ihm aufſtiegen, manche Bilder der Erinnerung der zunächſt verlebten Tage, hielten ihn wach, und dann fürchtete er auch die Stunden zu verſäumen, wo die vorgeſchriebenen Gebete geſprochen, oder wo in die Kirche gezogen werden mußte. Er fand, wenn er auf den Gang heraustrat, ſtets Raphael wartend, der ihn ſtumm bis zur Kirche begleitete, und wieder mit ihm zurückkehrte. Der junge Mönch ſchien nur vom Gebet zu leben, man ſah ihn nie ſchlafen, nie eſſen, nie trinken. Während die Andern ſchliefen, betete er, während ſie Nahrung zu ſich nahmen, betete er. Die bleiche, magere Geſtalt mit dem völlig fleiſchloſen Schädel war auch mehr einem Schatten, als einem lebenden Geſchöpfe ähnlich.

Der Schutz, den der alte Comthur ihm anfangs hatte angedeihen laſſen, war noch von böſer Nachwirkung. Die jüngern Brüder hielten Goswin für einen Spion, die ältern bewachten ſich in ſeiner Gegenwart, und beobachteten ihn mit Mistrauen. Goswin's offner und freier Natur war dies im höchſten Grade zuwider, und er that ſein Möglichſtes, dieſen ihn empörenden Argwohn zu zerſtreuen. Es gelang ihm aber nicht und dies machte ihn betrübt und kummervoll. Er ſaß ganze Tage für ſich allein in der leeren Zelle, wenn die Brüder ausgezogen waren;

am liebſten, wenn ihm ein Ritt ins Freie erlaubt wurde, tummelte er ſein Roß auf den einſamſten Wegen, dem Sturm und dem Schneegeſtöber entgegen, oder er ſuchte den alten Eberhard auf, in deſſen Bruſt er ſeinen Kummer ausſchüttete, der ihm Hoffnung und Muth zuſprach, und ihn alles von der Zeit erwarten hieß.

In dem Stübchen des Schließers traf er eines Abends wieder mit dem unheimlichen kleinen Kobold, dem Zwerge mit den zwei Köpfen zuſammen. Jetzt erſchien er ihm lange nicht ſo entſetzenerregend, er fand ſogar, daß der eine lebende Kopf etwas Sanftes und Anſprechendes in den Zügen hatte, deſto widriger wirkte jedoch das todte Haupt mit ſeiner grünlichen Leichenfarbe und ſeiner pergamentartig getrockneten Haut.

Der Unglückliche ſchien eine Art Wohlwollen für unſern Jüngling zu empfinden; er fand ſich regelmäßig zu der Zeit ein, wo er wußte, daß Jener in der Kammer des alten Schließers erſcheinen würde. Dort nahm er einen hohen Eckſitz am Fenſter ein und ſchaute von hier, wie von einem Thronſeſſel herab, auf die Bewohner des

Stübchens. Oefters kam er und trug die Meerkatze auf den Armen, die er hätſchelte und liebkoſte. Eine Zuſammenſtellung von zwei häßlichen Geſchöpfen ganz beſonderer Art.

Sechſtes Capitel.

Die Ritter erzählen ſich unter einander Geſchichten.

Während der Comthur, der Freund der jungen Ritter, noch auf ſich warten ließ, und im Ordensſchloſſe ſelbſt eine Pauſe der Ruhe und Erholung eingetreten war, der Meiſter noch immer in ſeinen Gemächern ſich verſchloß und die alten Herren, wie die Ordensgebietiger genannt wurden, zuſammenhielten und die Winterabende beim Schachſpiel verſchwatzten, die gelehrten Prieſterbrüder ihre Legenden laſen oder einſam in ihren Zellen ſtudirten, ſetzten ſich in ihren Zellen die jungen und älteren Ritter zuſammen und erzählten ſich bei der Flamme des Ofens die Abenteuer, die ſie entweder ſelbſt erlebt, oder von Andern hatten erzählen hören, oder ſie brachten die Geſchichte ihrer Jugend vor und die Beweggründe, die ſie vermocht, in den Orden zu treten. Es war nicht erlaubt, ein Ofenfeuer bis über die Vesper hinaus in den Zimmern zu erhalten; die Nacht über herrſchte, um die Teufel der Weichlichkeit zu vertreiben, ſtrenge Kälte der Jahreszeit; aber man ſetzte ſich über dieſes Verbot hinweg, ſo wie über ſo viele andere. Wenn der eiſige Nord an die Fenſter die tüchtigen Schneemaſſen warf, wenn der ſchrillende Ton der eiſernen Dachfähnchen durch die Stille und den Froſt der Winternacht tönte, wenn in den langen einſamen Gängen der Wind in hohlen Tönen pfiff und man das Knarren der Schritte der Wache auf der äußern Baſtei, dicht an den Fenſtern vorbei, vernahm, dann ſaß es ſich ſo bequem im warmen Hausrock in den Zellen an der wirthlichen Flamme, und der Trank, den man ſich heimlich verſchafft, mundete vortrefflich.

Die Zelle, in der unſere ſechs wohlbekannten Jünglinge ſich befanden, war beſonders zu dergleichen Zuſammenkünften gut gelegen; ſie befand derſelben ſein Verlangen, den Vater zu begrüßen, allein ſo oft ihn Roger oder Fortunat in einſamen Augenblicken überraſchten, fanden ſie ihn mit dem Bilde der Prinzeſſin beſchäftigt. „Nimm mir nur nicht auch die Braut, wie du mir ſchon den Vater genommen haſt!“ ſagte Fortunat bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Tone eines gutmüthigen Vorwurfs. Tulipan lächelte und ſchwieg.

Der alte Gascogner war eben beſchäftigt die Geſchichte eines höchſt merkwürdigen Schiffbruchs zu erzählen, bei dem er ſich nicht ſcheute, den edlen Grafen von Poitiers von einem Haifiſche verſchlucken und wieder ausſpeien zu laſſen, wahrlich, ein auffallendes Factum, als auch das Schiff Fortunats von einem heftigen Sturme überfallen wurde. Die Gefahr wuchs, je mehr man Mittel anwandte, den Widerſtand des Windes zu brechen und dem Kiele eine andere Richtung zu geben. Die drei Freunde, der Alte, die Matroſen, ſich in der Mitte des Ganges, an deſſen beiden Ausgängen man leichtlich Wachen ausſtellen konnte, die von der Annäherung irgend eines unwillkommenen Wanderers frühzeitig in Kenntniß ſetzen konnten, damit kein unverhoffter Ueberfall ſich ereignete, wie damals beim Gelage. Es fanden ſich zu den ſechs Bewohnern der Zelle immer noch ein paar Gäſte aus der Nachbarſchaft ein, und an dem Abende, von dem wir jetzt ſprechen wollen, war ſo ziemlich der ganze Raum angefüllt mit jugendlichen Geſtalten, die, von der Flamme beleuchtet, auf Bänken, umgeſtürzten Waffenſtücken, auf Betten und auf dem Boden ſaßen und lagen. Die Finſterniß, die in der Tiefe des Zimmers verbreitet war, ließ nur ſchwer die Umriſſe noch einiger Theilnehmer erkennen, die ſo weit zurück nur hatten Platz finden können, und auf dem Tiſche und in der Fenſterbrüſtung hockend, nichts deſto weniger ſehr aufmerkſame Zuhörer abgaben. Nur hier und da blitzte ein Auge auf in der Dunkelheit, oder gegen die in mattem, röthlichen Schimmer leuchtende Wand erhob ſich ein Haupt oder ein Arm. Wenn die Erzählung es verſtand, den Zuhörerkreis in eine gewaltige Spannung zu verſetzen, ſo bildete die ganze Verſammlung nur einen unbeweglichen ſchwarzen Knäul, der wie eine Anzahl ſeltſamer Puppen, die in einer Plunderkammer wüſt durcheinander liegen, ausſah. Die Erzählungen hatten anfangs einen heiteren Charakter, gingen aber bald in das Schauerliche und Grauſige über. Jeder der ältern Brüder erzählte kurz, wie er dazu bewogen, in den Orden zu treten; der unermüdliche Spaßmacher und Geſchichtchenerzähler Paul von Pogeril machte den Anfang. Wenn ich euch ſage, hub er an, daß mich ſo recht eigentlich die Langeweile im väterlichen Hauſe hierher gebracht, ſo werdet ihr mir kaum glauben, und doch iſt dem ſo. Obgleich ich ein junger Burſche war und damals in der Welt lebte, die mir ihre Freuden bot ſo viel ich deren wollte, ſo war mir dies doch nicht recht. Meine Natur iſt ſo geartet, daß nur das Verbotene für mich Reiz hat. Wenn die koſtbarſten Früchte vor mir lagen, ſo ließ ich ſie ſicherlich ſtehen und ſtahl mir Holzbirnen mit Gefahr aus des Nachbars Garten. Ich hatte Pferde, ſehr ſchöne edle

Roſſe, aber ich ritt einen abſcheulichen, kleinen, biſſigen und ungezogenen Miethgaul, lediglich nur, weil ich von der Beſtie abgeworfen wurde, was mir bei meinen gutgeſchulten Pferden nicht geſchah; und dann endlich, während ich eine Anzahl bildhübſcher, junger Dirnen hatte, mit denen ich buhlen konnte, denn Niemand bewachte mich und Niemand wehrte mir, ſo ſchloß ich unſere einäugige Köchin an das Herz und ſtieg Nachts zu ihr in das Fenſter, lediglich nur, weil mir dieſer Liebeshandel Schwierigkeiten bot, denn ich mußte gewärtig ſein, wenn mich der eiferſüchtige Eheherr dieſer Küchenprinzeſſin erfaßte, Arme und Beine zuſammengeſchlagen zu erhalten. So trieb ich es ſchon als Bube von vierzehn Jahren. Da hörte ich von dem Orden und daß Alles hier verboten ſei, was anderswo erlaubt; alſobald lag ich meinen Vormund an, mich hierher zu ſchaffen. Wie ihr wißt, kam ich mit achtzehn Jahren zu euch, und jetzt bin ich zwanzig und habe es nicht bereut. Die Weiber haben von neuem Reiz für mich bekommen, das gute Eſſen und Trinken nicht minder, da ich es hier nicht haben kann, und ein

Abenteuer, das mir gelingt, ſo wie jenes in Danzig, von dem ich euch erzählt, macht mir ſo unendlichen Spaß, daß ich in der Erinnerung Monate lang davon zehre. Alsdann denke ich, wie ich mich von neuem in Gefahr begebe, und dieſes Nachſinnen und dieſe angenehme und unterhaltende Träumerei macht das Glück meines Lebens aus. Ich weiß, ich ſetze meine Sicherheit, vielleicht auch mein Leben auf das Spiel, ich weiß, wenn die Sache einmal ernſt genommen wird, welche harte Strafen mir bevorſtehen, allein das iſt gerade der Reiz, den ich nun einmal für mein Leben haben will, und ohne den ich nicht exiſtiren mag. Uebrigens wißt ihr, lieben Brüder, ganz gut, daß da, wo es ernſtlich gilt, ich meinen Mann ſtelle, nur die Langeweile kann ich nicht ertragen, und die Langeweile haftet bei mir an all den Dingen und Sachen, die erlaubt ſind. Man ſagt, ich habe dieſe Eigenſchaft von meinem Ohm geerbt, der ſich viel in der Welt herumtrieb, und immer nur die unerlaubten Vergnügungen ſuchte. Freilich trieb er es etwas weit damit, und da er einmal auf den Einfall gerieth, ſich einen kleinen Harem anzulegen, in welchem die jüngſte Favorite noch nicht das Alter von vier Jahren überſchritten hatte, ſo kam die Inquiſition dazwiſchen und verbot ihm dieſe Kindereien. Er mußte ſechs Jahre in Madrid, wohin der alte heitere Mann ſich aus Deutſchland, wo man ihm ähnliche Hinderniſſe in den Weg gelegt, geflüchtet, im Kerker ſchmachten. Und bis in den Kerker, das will ich euch nur ſagen, will ich es auch noch zu treiben ſuchen, es komme nun wie es wolle.

Es wird dir bald genug werden! ſagte Einer der Zuhörer, ſei darum nicht bange.

Wie kann man nur die Weiber in ſo frühen Jahren aufſuchen! Ich will euch meine Geſchichte erzählen, wo ihr hören werdet, daß eine Frau in ſehr reifen Jahren eine Hauptrolle ſpielt.

Erzähle! ich höre nichts ſo gern als Geſchichten, in denen Weiber und Liebe eingemiſcht ſind.

Der junge Ritter, der jetzt das Wort nahm, war nicht hübſch, er hatte jedoch einen Zug von liſtiger Schlauheit im Geſichte, der ihm gut kleidete und ſeine kleinen ſchwarzen Augen ungemein belebte. Niemand konnte auch Roger von Lautenſchild den Witz und die Gabe abſprechen, ſchlaue und verſchlagene Antworten geben zu können. Er war dieſer Eigenſchaften wegen unter Jung und Alt bekannt. Wenn ich, wie Paul uns eben die gute Lehre gegeben hat, in meiner Erzählung ſogleich den Mittelpunkt treffen ſoll, das heißt die Stelle, wo ſie am meiſten und gleichſam mit einem Schlage das Intereſſe an ſich zieht, ſo muß ich euch nur gleich ſagen, daß ich in meine Großmutter mich verliebte, und zwar als ich dreizehn und ſie ſechzig Jahre alt war.

O, das iſt beluſtigend! riefen viele Stimmen. Das nenne ich ein altes Schätzchen und einen jungen Buhlen. Aber ſo etwas geſchieht ſchon in der Welt.

Nun höret. Wenn ich ſage, ich verliebte mich, ſo iſt eigentlich damit dem weiſen Manne angedeutet, daß ſich meine Großmutter in mich verliebte. Die Frau war für ihre Jahre noch wunderbar ſchön. In ihrer Jugend hatte ſie die Köpfe der Männer verrückt gemacht, und in ihrem Alter endete ſie damit, noch einen Knabenkopf von ſeiner gehörigen Stelle wegzudrehen. Wir lebten auf unſerer Burg ziemlich einſam. Der Vater, wenn er nicht bei dem Hofhalt des Markgrafen war, befand ſich auf der Jagd; die Mutter ſaß und arbeitete in ihrer Kammer mit meinen Schweſtern, die zu Zucht und Ehrbarkeit und nebenbei zur Verfertigung einer gewiſſen Gattung ſchwarzgrauer wollener Strümpfe angeleitet wurden, die mein Vater gerne trug. Ich und die Großmutter waren immer beiſammen. Sie lehrte mich die Laute ſchlagen und hielt oft, wenn ſie meine Hände auf den Saiten hin und her lenkte, ſie oft minutenlang in den ihrigen gefangen. Obgleich ſie meine Großmutter war, ſo ſang ich ihr doch die Liebeslieder vor, die ich lernte, und richtete, weil Niemand anders da war, meine zärtlichen Seufzer an ſie. Oft ſaßen wir mit zwei Cithern und ſangen und ſpielten um die Wette, hoch auf dem Altane der Burg, wenn die Frühlingslüfte wehten und im Gebüſch unter uns die Nachtigall flötete. Niemand hätte dann die Großmutter für eine Großmutter gehalten. Sie ſaß in einem gelbſtoffenen Kleide da, in dem noch ſchönen ſchwarzen Haare gelbe Roſen, denn Gelb war ihre Leibfarbe. In dieſer Farbe hatte ſie einſt das große Turnier zu Worms mitgemacht, wo Kaiſer Siegesmund ihr den Preis der Schönheit zuerkannt hatte. Nun ich ſage euch, es geſchah was geſchehen mußte: meine Großmutter fiel als Opfer meiner Lüſte.

O du Abſcheulicher! Welch ein Ausbund von Laſter!

Ich habe mich auch nicht als einen Heiligen euch angekündigt, ſagte Roger höhnend. Uebrigens, wer beſſer und reiner iſt als ich, der hebe einen Stein gegen mich auf.

Erzähle weiter.

Ich bin gleich beim Schluſſe. Unſere zärtlichen Zuſammenkünfte wurden belauſcht und mein Vater kam, um mir die Bekanntſchaft einer Haſelgerte zu verſchaffen, die er eigens zu dieſem Zwecke ſich vom nahen Buſche gebrochen hatte. Als der echte Abkömmling eines echten Ritters wollte ich mich nicht ſchlagen laſſen, ich ſtellte mich trotzig entgegen und rief meinem Vater zu: wie, ich habe es ruhig geſchehen laſſen und es großmüthig verziehen, daß du faſt alle Nacht mit meiner Mutter dir zu ſchaffen machſt, und du willſt mich ſtrafen, da du mich einmal bei der deinigen gefunden haſt? Ich denke, was dem Einen Recht iſt, iſt dem Andern billig.

Ueber dieſe unerwartete Entgegnung ſtutzte mein Vater dermaßen, daß ihm das Strafwerkzeug entfiel. Wahrſcheinlich leuchtete ihm, dem es an richtigem Verſtande nicht fehlte, die Triftigkeit meiner Entſchuldigungsgründe ein. Er wendete ſich von mir, verbiß das Lachen und ich kam ohne Hiebe davon. Aber ich wurde bald darauf aus dem väterlichen Hauſe gethan, und man ſtellte mir frei, anderswo Großmütter zu lieben, ſo viele als ich nur deren finden würde. Ich bin aber weiſe und mäßig in dieſer Beziehung geweſen; meine eigene war die erſte und letzte Flamme dieſer Art.

Man wird ſich wol hüten, dir hier eine Großmutter vorzuſetzen, ſagte ein Witzbold, es müßte denn die des Teufels ſein.

Ein allgemeines Gelächter erſchallte.

Mit dieſer zu buhlen, entgegnete der Beſpöttelte, wäre doppelt gefährlich, denn da träfe ich mit einem gewiſſen Herrn zuſammen —

St! — Wollt ihr wol ſchweigen! Um Gotteswillen, die Wände haben Ohren.

Und laßt ſie Ohren haben! Ehrlos iſt, der den Mantel trägt und wieder erzählt, was unter Brüdern geſprochen wird. Ich denke, das iſt verſtändlich geſprochen. Und nun ſage ich es offen: der Mann da drüben hält es mit dem Gottſeibeiuns. Das iſt männiglich bekannt.

Die Ritter ſchwiegen, ſahen ſich unter einander an und dann nach der Thüre hin. Es blieb Alles ſtill. Man hörte im Gange draußen keinen leiſen ſchlürfenden Schritt. Raphael war alſo nicht in der Nähe.

Was weiß man denn hierüber Genaueres? fragte Einer aus der dunkelſten Ecke des Gemachs. Ich denke, es ſind alles nur Vermuthungen.

Vermuthungen! Sein eigener Bruder hat ihn ja nicht auf dem Meiſterſtuhle haben wollen. Und das erſt, nachdem er in Pavia ſtudirt und mit ſeinen gelehrten Mönchen hierher

Alles legte Hand an, und die furchtſame Fleur-de-lys hielt ihre Klagen zurück, um den Muth der Männer nicht zu lähmen. Dennoch entlockte ihr jede wild heranſchäumende Welle, jeder erneute Stoß einen Seufzer, der, ſo leiſe er war, dem Ohre Roger's nicht entging, der ſich zu ihr ſtahl, um ſie zu tröſten.

Wir waren ſchon Zeuge, welch ein Ende dieſer Kampf gegen das empörte Element nahm. Aus den Wolken herab haben wir das unglückliche Schiff ſcheitern und ſeine Mannſchaft dem Schooße der Wellen überantworten ſehen. Der entſetzliche Augenblick, der Magelonens Auge mit Nacht umflorte, fand die unglücklichen Schiffenden mit mehr Muth und Faſſung verſehen, als die Unbekanntſchaft mit der Gefahr es bei den drei Freunden beſonders hätte glauben machen ſollen. Fortunat verließ ſich auf den Schutz ſeines ihm väterlich geſinnten Magiers, Roger und Tulipan auf ihre jugendlichen Kräfte, der Alte auf eine in das Land kam. Früher galt er für einen Tollkopf und wilden Abenteurer. Aber ſein Weſen änderte ſich plötzlich, und das alles, ſeitdem er ſich der ſchwarzen Magie ergab, und mit dem bleichen Robert Bekanntſchaft machte.

Der bleiche Robert, wer iſt das? fragte Einer der Neuaufgenommenen.

Wenn du wiſſen willſt, ſagte der Sprechende, wie du es machen ſollſt, einem beherzten Manne, dem vor keinem Schrecken der offenen Feldſchlacht bangt, die Gänſehaut über den Rücken zu leiten, ſo nenne nur den Namen des bleichen Roberts.

Eine tiefe Stille herrſchte. Der Sturm trieb ganze Schneewolken an das Fenſter.

Wo ſtammt der bleiche Robert her?

Von da, wo wir alle hin müſſen — aus dem Grabe.

Neue Stille.

Ich bitte euch, rief Paul, kommt zu den Liebesgeſchichten zurück; die Ruhe und der Abend ſind ſo prächtig, laßt ſie uns nicht vergeuden. Ich denke, es hat ſich noch Einer oder der Andere auf ein hübſches Buhlerhiſtörchen zu beſinnen.

Ja, ja, erzählt Buhlerhiſtörchen, und laßt die neugeprägten Goldſtücke ſprechen. Wie iſt es mit dir, Wedenburg?

Wahrhaftig, lieben Brüder, ich habe euch nichts zu berichten, was eurer Aufmerkſamkeit würdig wäre, ſagte Goswin. Ich lebte bisher in meinem väterlichen Hauſe, abgeſchloſſen von aller Welt, mein Augenmerk nur darauf richtend, wie ich würdig ſein möchte, in dieſen Orden zu treten, der ein Spiegel iſt ſo für die Ritterſchaft, wie für den chriſtlichen Wandel.

Hu, das duftet nach dem Brevier! rief Paul und hielt ſich die Naſe zu. Peſtilenzialiſch fromm!

Wie es einem Pfaffen und Kopfhänger geziemt, murmelte ein Anderer.

Und du, Landſchaden — Steinach, biſt du auch wie ein Nönnchen hinter dem Gitter erzogen worden? fragte Paul den jungen Franken.

Das wäre nicht möglich geweſen durchzuführen, wenn man es auch gewollt hätte, denn unſer Land iſt zu ſchön, und unſere Buben laufen darin zu ungebunden herum, entgegnete Otto. Habt ihr je von einem Steinach gehört, der ruhig ſeine Lebtage hinter dem Ofen ſaß? O, dergleichen iſt nicht vorgekommen. Du, meine Burg, hoch oben auf dem Felſen, wer kennt dich nicht, wer ſah dich nicht oben wie ein Adlerneſt am Geſtein hängen und ſagte zu ſeinem Nachbar: das iſt Burg Neckarſteinach, und von dort ſtammen die frechen Burſche her, die wie ein Feuerſtrom ſich durch das Land wälzten und keinen von der Meſſe heimziehenden Krämer ungeneckt ließen, deshalb vom Kaiſer in die Acht gethan wurden und den Beinamen Landſchaden bekamen, der ſpäter dann der Hauptname wurde. Aber ſo wild und ſo verwegen ſind wir jetzt nicht mehr. Das ſind Zeiten, die vergangen ſind. Wie der Sturm hier weht an's Fenſter, und ſein Toben weit hin auf der Ebene verhallt, ſo kommen und gehen Geſchlechter und der Weiſe ſpricht: Des Sturmes Wehen iſt gekommen und wieder gezogen. Mein Vater hatte ſieben Söhne, ich der ſiebente, der jüngſte. Von den Brüdern zogen drei für fremde Fürſten in den Krieg, einer nahm den Pilgerſtab und wanderte in's heilige Land; von dieſen vier jungen Helden iſt keiner heimgekehrt. Der drei Erſteren Gebeine ruhen Einer in Flandern, der Zweite in Spanien, der Dritte im Lande der Burgunder, des Vierten Herz hat der durſtige Mund der libiſchen Wüſte geſogen. Der fünfte Sohn iſt in Würzburg Studioſus, der ſechste iſt dem Vater zur Wartung geblieben und ich, ich ſollte Mönch werden, um die alte böſe Schuld der Landſchaden hinweg zu beten in dunkler Kloſterzelle. Aber die Kutte behagte mir nicht, viel lieber wählte ich einen Stand, wo ich beten mußte, aber auch zugleich fechten. Und ſo bin ich zu euch gekommen. Nebenbei hatte auch eine ſchöne Frau frühzeitig mein Herz gen Norden gewendet. Dies verhielt ſich ſo. Als ich einſt in unſerm alten herrlichen Schwarzwalde, wo die Baumrieſen ſo gewaltig mit einander im Sturme kämpfen, und wo im Sonnenglanze die lieblichſten Geſänge, wie goldene Bäche durch das Geſtein rieſeln, mit Jagen mich ergötzte, ward ich eines Schloſſes anſichtig, von deſſen Exiſtenz ich noch nichts wußte. Es ſtand und leuchtete von dem dunklen Grunde ab wie eine fremde, ſchöne Waldblume. Und in dem Kelche dieſer Waldblume funkelte ein Stern, nämlich eine gar ſchöne und liebliche junge Frau wohnte in dieſem Schlößchen, das ſie ſich ganz eigen zu ihrem Vergnügen im Schwarzwalde hatte erbauen laſſen. Hier ſaß ſie in den hellen luſtigen Hallen, durch die grüner Waldſchatten ſchimmerte, und ihre Mägde ließen die Zithern erklingen und liebliche Stimmen erſchallten weithin in die Runde. Sie ſelbſt ſaß träumeriſch auf den Arm gelehnt und hörte zu. So ſah ich ſie zum erſten Male, als ich erſtaunt die Gebüſche durchbrach und plötzlich vor ihr ſtand. Ich muß ihr gefallen haben, vielleicht bedurfte ſie auch eines Spielwerks, um ihre Einſamkeit etwas zu beleben, genug, ſie behielt mich bei ſich. Wie die alten Sagen von dem Venusberg berichten, ſo blieb auch ich verborgen vor aller Welt und zum Kummer der Meinigen, die nach mir forſchen ließen, den ganzen Sommer über bei ihr. Ich kam mit dem Frühling und zog ab, als die Blätter fielen. Das war eine himmliſche Liebeszeit! Ich ſage euch, der Wald hatte ſich wie ein grüner Vorhang vor das Bette niedergelaſſen, auf deſſen Pfühlen wir eng verbunden, Einer in des Andern Arm lagen, wie verliebte Schlangen, die ſich ineinander ringeln und nicht mehr zu trennen ſind. Ich erfuhr von ihr, daß ſie aus dem Norden ſtamme, daß ſie einem verhaßten Gemahl und widerwärtigen Verwandten entflohen ſei, und daß dieſe ſie überall in der Welt ſuchten, ohne zu ahnen, wohin ſie ſich geborgen. Wenn die Perſonen ſtürben, die ihr am meiſten im Wege ſtünden, würde ſie in ihr Land zurückkehren und ihren Fürſtenſitz wieder einnehmen; denn eine Fürſtin war ſie. Als wir uns trennten, gab ſie mir einen köſtlich geſtickten Gürtel mit edlen Steinen geziert; die Arbeit der Nadel hatte ſie ſelbſt vollführt, denn ſie verſtand ſehr fein und ſauber zu ſticken in Goldfäden und in bunter Seide. Als ich heim kam zu unſerer Burg kannten mich die Meinigen kaum wieder. Ich war ein Knabe geweſen, unbärtig, mit noch mädchenhafter Stimme, und nun war ich Mann, hatte einen Bart und eine rauhe Stimme. Früher hatte ich ſo ſchön ſingen können, jetzt konnte ich es nicht mehr. Der eine Sommer hatte mich gereift, wie die Frucht am Aſte, auf die die Sonne unabgeſetzt ihre Pfeile abſchießt.

Junge, was haſt du im Walde getrieben? fragte mein Vater; du konnteſt ſo lieblich ſingen und jetzt bringſt du keinen Ton mehr hervor.

Und dennoch habe ich dort ſingen gelernt, ſagte ich. Wenn du ein loſer Vogel geworden, entgegnete er, ſo werde ich für einen Käficht ſorgen müſſen, und ich werde einen ausſuchen, der recht derbe, gute Stäbe hat. — Meine Hoffnung iſt, daß ich hier noch einmal meine ſchöne Dame, die mich ſingen gelehrt, wiederfinde.

Das Abenteuer iſt zu wenig gepfeffert, murrten zwei Zuhörer in der Tiefe des Zimmers. Der Florentiner wurde aufgefodert zu erzählen. Er erhob ſich, machte eine höfliche Verbeugung gegen die Brüder, die ihm mit Lächeln winkten, ſich wieder zu ſetzen, und hub dann an. Ich bin von deutſcher Abſtammung, obgleich in dem Lande jenſeits der Alpen geboren und erzogen. Ihr wollt Liebesabenteuer, wolan, hier iſt mein erſtes. Ich war unſchuldig, wie man nur unſchuldig ſein kann. In der Nähe des Hauſes meiner Aeltern lag die Kirche der heiligen Thereſe; in ihr hörte ich die Frühmette und beichtete. Mein Beichtvater war bis jetzt ſtets mit mir zufrieden geweſen, doch eines Morgens empfing er mich mit einem böſen Geſichte. Ich trug ihm meine kleinen Sünden vor, und als ich fertig war, erblickte ich mit Schrecken ſein zornglühendes Auge durch das Gitter. Um Gottes und Chriſti willen! rief ich, was gibt es, mein Vater? — Was es gibt! rief er und ballte mir eine Fauſt entgegen, o du Kind des Satans, lernſt du ſo frühe ſchon unvollkommene Beichten ablegen! Kaum den Kinderſchuhen entwachſen und du willſt dich ſchon auflehnen gegen die allmächtige Kirche, deine und unſer Aller Mutter! Bube, welche Strafe iſt hart genug, damit ich dich würdig mit ihr belege! — Ich ſtammelte: wenn ich etwas in meiner Beichte vergeſſen habe, ſo iſt es vielleicht das, daß ich bei meinem Hergehn in die Kirche einer Frau am Wege eine Olive aus ihrem Korbe nahm, aber da ſie es merkte, bezahlte ich ihr die Frucht noch über den Werth hinaus. Es iſt hier von keiner Olive die Rede, ſagte der Pfaffe, ſondern von ganz etwas Anderem. Die Witwe, die drei Häuſer weiter von euch wohnt, die ſchöne Signora Lucia de Pelletra, nun wirſt du roth bei ihrem Namen? — Wahrlich, ich höre dieſen Namen zum erſten Male! — Lügner, du haſt ſie ungeziemend gegrüßt, ihr Blicke zugewendet, und ſie in ihrem Gebete geſtört, indem du dich frech neben ihren Kirchenſtuhl geſtellt. Iſt das nicht himmelſchreiende Sünde! Und in deinen Jahren! Wenn dies am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren werden. Verſuche nicht zu leugnen, der Signora Beichtiger bin ich gleichfalls: alſo wirſt du wiſſen, daß ich nicht zu täuſchen bin. Der Alte ſchwieg, ließ ſich durch alle meine Gegenreden nicht überzeugen und legte mir zuletzt eine harte Buße auf, die ich ertrug, ohne zu wiſſen wofür. Das nächſte Mal beichte ich wieder und von neuem gibt es Vorwürfe. Jetzt ſoll ich ſogar geſchrieben haben. Ich unſchuldiges Blut! Und in dieſem Briefe ſoll ich ſie um eine Zuſammenkunft gebeten haben, an jener Stelle, die genau bezeichnet wurde, ſoll ich meinen Brief einer dort wartenden Zofe übergeben haben! Jetzt ging mir ein Licht auf, wie St. Johannes es den Knaben, die heranreifen, anzündet. Ich fand mich ein zu der Zeit, wo die ſchöne Witwe ihr Gebet verrichtete, ich ſtellte mich an ihren Beichtſtuhl und als meine Blicke auffodernd erwidert wurden, ging ich auf dem ſchlau bezeichneten Wege weiter und ſchrieb das Briefchen und gab es der Zofe, die ich gerade auf dem Flecke wartend fand, der mir durch den Pfaffen bezeichnet worden. Auf dieſem ſelben Wege ließ ſie mir ſagen, an welchem Tage ihr Bruder verreiſt ſei, der ſie bewachte, und wo ich dann Nachts in ihr Fenſter ſteigen könnte. So war denn mein erſtes Abenteuer im Gange. Mir war der Staar geſtochen worden, ich war klug und ſehend gemacht über die Weiber, und zwar war ich ſogleich an eine der ſchlaueſten gerathen. Sie hatte mich beobachtet, war verzweifelt über meine Unerfahrenheit, über meine Blindheit, alle ihre Zeichen und Winke waren an meiner unermeßlichen und unerlaubten Unſchuld verſchwendet geweſen, da hatte ſie zu dieſem wunderſamen Mittel gegriffen, mich aufzuklären; ihren einfäldickleibige Tonne, die er aufs brünſtigſte umarmt hielt, und die ſchöne Fleur-de-lys hatte die Wahl, welchen breiten Schultern, unter den Vielen, die ſich ihr anboten, ſie ſich anvertrauen wolle. So erreichten Alle glücklich das Geſtade der Inſel, in deren Nähe das Schiff ſtrandete und unterging.

Unſere Reiſenden ſaßen jetzt im hülfloſeſten Zuſtande auf einem öden Felſenriſſe. Sie hatten das Leben gerettet, das iſt freilich ſehr viel, aber ohne Hoffnung es weiter friſten zu können, iſt dieſe Gabe doch nicht ſo ſchätzenswerth, als ſie auf den erſten Anblick erſcheint. Schaudernd vor Kälte und Unbehagen, in durchnäßten Kleidern, nahmen ſie, in eine nicht ſehr graziöſe Gruppe verſchmolzen, auf der breiten Steinplatte einer kleinen Anhöhe Platz. Roger gewann zuerſt ſeinen guten Muth wieder; er erkletterte eine Felſenſpitze und durchſpähte von dort aus mit eifrigen Blicken den weiten Umkreis des tigen alten Beichtiger hatte die Schlaue benutzt, und dieſer, eben ſo einfältig und unſchuldig wie ich, aber nicht ſo jung, war in die Falle gegangen. Dies, lieben Brüder, iſt ein Pröbchen von italieniſcher Weiberſchlauheit.

Die Ritter beluſtigten ſich an dieſer Geſchichte ungemein, und ſie waren eben im beſten Lachen, als plötzlich ein dumpfer Ton, wie eine von außen ſprechende fremde Stimme in das Gemach ſchallte.

Plötzlich waren Alle ſtill und jedes Auge wandte ſich dem Fenſter zu. Da aber hier nichts zu ſehen war, blickten ſie ſich unter einander an, und ein paar Stimmen murmelten vor ſich hin: Der ſchwarze Meiſter läßt ſich hören!

Es iſt gerade Mitternacht! riefen Andere.

Laßt uns zu Bette gehen.

Ei, wer wird jetzt an Schlafen denken! nahm Paul das Wort, indem er ſich hoch emporrichtete und mit kecken Blicken um ſich ſah. Laßt es auch immerhin den ſchwarzen Meiſter ſein, der ſeinen geſpenſtiſchen Umzug im Schloſſe hält, und unſichtbar mitten unter uns iſt, wir lachen ſeiner

Macht. Sind wir nicht Männer, die einer beſſern und hellern Zeit angehören? Können uns die Geſpenſter jener dunklen Tage ſchrecken, die hinter uns liegen? Seid keine Memmen. Wer von euch erzählt uns die Geſchichte von dem ſchwarzen Meiſter?

Jetzt, gerade jetzt? fragten entſetzt Einige, da er mitten unter uns iſt? Siehſt du den blutigen Mantel dort an der Wand? Er ſcheint im Winde zu flattern, und wenn er ſich hebt, bemerkt man eine bleiche, nackte Bruſt mit ſieben klaffenden Wunden.

Wo — wo? Wir ſehen nichts.

Thoren, die ihr ſeid, es iſt ja auch nichts! Der rothe Widerſchein der Flamme auf der Wand. Nun, wer erzählt uns die Geſchichte von dem ſchwarzen Meiſter?

Ich, ſagte Kunz von Lichtenſtein. Man ſoll nicht ſagen, daß unter ſo vielen jungen Degen keiner ſich gefunden, der ſich getraute, ein Ammenmärchen zu erzählen. Ich ſage ein Ammenmärchen, denn ich glaube an den ſchwarzen Meiſter nicht.

Wieder erklangen jene dumpfen, unverſtändlichen Laute, aber jetzt war es, als ertönten ſie mitten im Gemach, im gedrängten Haufen der Zuhörer. Dieſe rückten unwillkürlich auseinander. Dann herrſchte wieder tiefe Stille.

Ich ſage, Einer unter uns macht ſich einen Spaß, ſagte Kunz; aber er ſoll es gefälligſt bleiben laſſen. Jetzt hört meine Erzählung.

Die Geſchichte vom ſchwarzen Meiſter.

Gleich nach Gründung unſers Ordens, in den Zeiten, als er noch das Hospital zu Jeruſalem beſaß, das er ſpäter verlor, lebte hier zu Lande ein Mann von räthſelhaftem Urſprunge. Einige ſagen, er ſei eingewandert mit einer Zigeunerbande und ſtamme aus dem uralten Egypten, Andere behaupten, er ſei ein Abkömmling einer der alten heidniſchen Fürſten geweſen, die das Land längs dem Meere beſeſſen hatten, bevor noch die Litthauer und Preußen hier eingewandert. So viel die Sage berichtet, war es ein Mann von herkuliſchem Bau und von finſterm Anſehn. Dieſer Unbekannte erſchien nun eines

Tages in Rom vor dem päpſtlichen Stuhle, brachte reiche Gaben mit und bot ſich an, hier, hoch im Norden, eine Stätte zu errichten, wo das Heidenthum bekriegt und das Chriſtenthum gepredigt werden ſollte. Der heilige Vater wies den Mann an den Orden, der in Venedig ſeinen zeitweiligen Sitz hatte. Der damalige Meiſter war höchlich erfreut über dieſen Vorſchlag und fragte den fremden Mann, über welche Streitkräfte er zu gebieten habe, und welche Mittel er anwenden wolle, ſein Werk in's Leben zu ſetzen. Dieſes ſei meine Sorge, entgegnete Jener, ich verlange nur von Euch an Mannſchaft zwölf Ritter, weniger Einen, die mit mir hinziehen, und an Gelde fodere ich zwölf Goldgülden, weniger Einen. An dieſem Gelde und an dieſer Hülfe habe ich genug. Der Meiſter entſetzte ſich nicht wenig über dieſe Rede und war der Anſicht, der Fremde ſei nicht völlig bei Verſtande, denn wie mochte Jemand es anfangen, eine Burg zu erbauen und ein heidniſches Land zu erobern mit elf Mann und elf Goldgülden. Dies ſchien ihm eine Thorheit und gar große Narrheit. Aber der

Fremde blieb dabei und die elf Wagehälſe waren auch bald gefunden, die mit ihm ziehen wollten. So zahlte ihm der Meiſter denn elf Goldgülden auf den Tiſch und die elf Kämpen ſattelten und rüſteten ſich und ſaßen auf. Ihnen Allen gab der Meiſter den Segensſpruch der heiligen Jungfrau auf den Weg.

Nun vergingen Jahre, man hörte in Welſchland wie in den deutſchen Gauen nichts von dem Häuflein, das ausgezogen war; plötzlich kam die Kunde, ein herrliches, feſtes Schloß ſtehe hoch oben im Norden, und die Ordensfahne wehe darauf, und das Land ſei viele Meilen im Umkreiſe bekehrt und bezwungen. Der Papſt und der Ordensmeiſter ſchickten ſogleich Boten, und dieſe kamen zurück und beſtätigten, was das Gerücht erzählt, indem ſie noch allerlei Wunderdinge hinzufügten, die ſie wollten erſchaut haben, von der Pracht und der Gewalt des fremden Oberherrn. Nun war man verlegen, wie man dem Manne, den man anfangs für einen Abenteurer gehalten und ihm wenig Glauben geſchenkt, genugſam danken ſolle. Man fragte an und der neue Ordensgebietiger ließ zurückſagen, er verlange als ſein gutes Recht den Meiſtermantel, wenn das jetzige hochbetagte Ordensoberhaupt mit Tode abginge. Dies war nun gegen alles Recht, denn ein Meiſter ſoll aus deutſchem Adel und Stamme und von wohlbekannter Herkunft ſein. Dieſes Mannes Ahnen aber kannte Niemand. Jedoch was war zu thun. Gewährte man die Foderung nicht, ſo war zu erwarten, daß Alles verloren ging, was gewonnen war; darum ließ man fünf grade ſein, und der koſtbare Ordensmantel wanderte in die Schnee- und Eisregion. In den Regiſtern des Ordens iſt der Name dieſes Meiſters nicht eingetragen, ſein Gedächtniß in das Dunkel der Sage gehüllt. Viele bezweifeln, ob überhaupt ein ſolcher Mann exiſtirt, aber nicht zu bezweifeln iſt das Daſein der alten Marienburg, wie ſie noch im Volke heißt, und wo die Reſte des Mauerwerkes, ſüdöſtlich, wie uns Allen bekannt, aus dem Sumpfe der Niederung emporragen, und von denen ein Thurm und eine Mauer noch ganz wohl erhalten ſind. Das Volk nennt es den Heidenthurm und ein unterirdiſcher Gang ſoll von dort hierher in das Schloß führen. Wer ſoll nun den Bau aufgeführt haben, wenn alles Lüge und Sage iſt? Es muß doch ein kühner, unternehmender Mann gelebt haben, der das Werk unternahm und ausführte. Seid ihr nicht auch der Meinung, Brüder?

Den Heidenthurm hat der Teufel gebaut! rief ein Zuhörer, das iſt Jedem bekannt.

Nun ja doch! Und dieſer ſchwarze Meiſter war — ihr verſteht mich! Wenigſtens, wenn er es auch ſelbſt nicht war, ſtand er doch in der engſten Verbindung mit ihm. In dieſer heidniſchen Burg wurden nun die größten Gräuel verübt. Die elf Ritter, die mitgezogen waren, wurden Zauberer von der böſeſten Art, die unter Anleitung ihres Meiſters die entſetzlichſten Höllenkünſte trieben. Es gab Zeiten, wo die Burg unſichtbar war und auf Monde gleichſam von der Erde verſchwand, dann wieder gab es Gaukelſpiel und Blendwerk aller Art. Mit der heiligen Fahne und den Kreuzesſymbolen wurde der verruchteſte Spaß getrieben, und dabei wurde gemordet und geſenkt, geplündert und gemartert. Der Unfug wurde ſo arg, daß die Chriſtenheit davon Kunde bekam und der verruchte Meiſter wurde feierlich ſeines Amtes entſetzt und in Venedig ein neuer gewählt. Es war überhaupt von der neuen Eroberung gar nicht mehr die Rede, und ein Jahrhundert verging, ehe ein zweiter Zug, aber diesmal wirklicher und frommer Ritter, ſich nach dieſem Lande aufmachte, und mit Gottes, nicht mit des Teufels Hülfe die neue Burg, wie ſie jetzt ſteht, gegründet wurde.

Nun iſt es aber die hölliſche Aufgabe jenes ſchwarzen Meiſters, gleichſam wie ein Raubvogel ſeine Geiſterſchwingen über das Haus Gottes zu breiten und heimlich Laſter und verruchte Ketzerei über die Mauern auszugießen. Obgleich man das alte Zauberneſt bis auf den Grund zerſtört hat, die darin gefundenen heidniſchen Geräthe tief in den Moder des Sumpfes geſenkt, wo ſie bis an den jüngſten Tag kein ſterblich Auge wiederſieht, ſo hat man doch nicht die Stätte von der Erde tilgen können, wo das Schandmal einſt ſtand, ebenſo wenig wie man das Gedächtniß dämpfen und erſticken kann an die Gräuel, die einſt hier geſchehen. Nachts ſieht man Irrlichter auf dem Sumpfe tanzen, dieſe werden zu Geſtalten, die die verſenkten Schätze und Kleinode aus der Tiefe ziehen. Ganze Prozeſſionen nächtlicher Phantome ziehen über den Moor dahin und im Innern des uralten Thurmes, der keinen Eingang hat und in deſſen Inneres noch Niemand hat dringen können, hört man einen wunderſamen Geſang erſchallen, und dann wieder ein lautes klägliches Geheul, wie von hundert Gemarterten, denen man die Glieder ausreißt, ſo daß Einigen, die es in der Stille der Nacht gehört haben, das Herz vor Entſetzen ſtill geſtanden hat.

Hat denn Einer den ſchwarzen Meiſter ſelbſt geſehen? fragte eine leiſe Stimme.

Jedes Mal, wenn ein neuer Meiſter gewählt wird, iſt er im Kapitel gegenwärtig. Man bezeichnet auch den Platz, wo er zu ſtehen pflegt, obgleich bei hellem Tage nichts geſehen werden kann, als ein dunkler Schattenfleck an der Wand, der hin und her zittert, wie wenn ein Baumſchatten auf eine weiße Kalkwand fällt. So wie die Sonne aber untergegangen, ſieht man deutlich eine rieſige Mannsgeſtalt, gewappnet vom Kopf bis zu Fuß, mit geſchloſſenem Viſir, hinter deſſen Gitter ſtatt des Antlitzes eine Feuerflamme lodert. Wenn zufällig ein fremder Gaſt die Stelle einnimmt, wo der ſchwarze Meiſter zu ſtehen pflegt, ſo treibt ihn alsbald, ohne daß er weiß wie ihm geſchieht, ein unerklärliches Grauſen von der Stelle, und er muß ſich einen andern Platz wählen. Auch wenn ein Meiſter ſtirbt, hat man ihn geſehen unten in der Gruft ſtehen und mit gehobenen Armen, gleichſam als wolle er den Sarg, der langſam hinabgelaſſen wird, mit ſeinen Händen auffangen und entgegen nehmen. Er iſt ein erbitterter Feind Chriſti und der heiligen Jungfrau, und eine alte Sage geht, daß er nicht eher von der Erde verſchwinden wird, als bis die Marienburg dem Boden gleich gemacht worden. Alsdann wird man ihn auf der wüſten Stätte ſtehen und ſeinen Mantel in vier Stücke zerreißen ſehen, das eine Stück wird er über die Nogat weg nach Brandenburg werfen, davon

Meeres. Indeſſen ſuchte Fortunat am Ufer noch wo möglich Einiges von den Sachen aus dem Schiffe zu retten. Er fand nach langem vergeblichem Forſchen endlich, zwiſchen einigen Uferſteinen eingeſchloſſen, ein kleines Bündel, das er begierig auffiſchte und in Sicherheit brachte. Wie willkommen war ihm der Anblick des Schatzes, den es enthielt. Ein ganz neues Beinkleid, unbeſchädigt von der Näſſe und von der zierlichſten Form. Er hielt es entzückt und verwundert vor ſich ausgebreitet und unterließ nicht, die Feinheit des Stoffes zu prüfen und die grüne Blätterguirlande zu bewundern, mit der dieſes unvergleichliche Kleid geſchmückt war. Wir errathen, welch eine Bewandtniß es mit dieſem Funde hat. Das Schickſal hat einen neuen boshaften Streich der armen Prinzeſſin Zephiſe aufgeſpart. Als Magelone im Uebermaße der Furcht und des Schreckens ſich oben aus dem Wolkenwagen des Genius Tuberroſe ſo weit herausbog, verlor ſie von ihrem wird das Land einſt ketzeriſch gemacht und wieder den Heiden überantwortet werden; den zweiten Fetzen wirft er in's Meer, dadurch wird dieſes einſt anſchwellen und die Lande der Bekenner Chriſti von denen der Heiden auf immer trennen, ſo daß die göttliche Lehre keinen Fortgang finde; den dritten Fetzen wirft er hinter ſich, und dies wird den Heiden Macht und Stärke geben; das vierte Stück, an dem die Schnur hängt, ſchleudert er gen Rom, und der Stuhl des heiligen Vaters wird davon umfallen. Dieſe Geſchicke werden aber noch lange, lange auf ſich warten laſſen, ehe ſie erfüllt werden, erfüllt werden ſie aber ſicherlich.

Die letzten Worte des Erzählers hatten den Schrecken ſelbſt in die unverzagteſte Bruſt verpflanzt. Eine dunkle Weiſſagung tönt doppelt erſchütternd, wenn ſie in Nacht und Finſterniß und beim Sauſen des Winterſturmes ausgeſprochen wird. Einige Ritter erhoben ſich, ſchlugen die Hände über die Bruſt zuſammen und ſprachen laut ein Ave Maria.

Dieſe Zeiten mögen noch fern ſein, hub Paul wieder an. Für jetzt, Brüder, ſeid beherzt und ſtreitet. Maria, unſere Heilige, unſere Mutter, unſere Braut wird uns ſchützen. Sind wir auch jung, ſind wir auch leichtſinnig; Ketzer, Gottesleugner und todeswürdige Sünder ſind wir nicht. Wir genießen das Leben, trotz der Ordensregel, das iſt Alles, was man uns vorwerfen kann.

Ja, ja, unſere Thorheiten und unſere Sünden ſind verzeihlich! ſetzten mehre Stimmen hinzu. Wir ſind junge Männer, das iſt wahr, und man will aus uns alte Nonnen machen, das geht nicht. Da habt ihr unſer ganzes Verbrechen. Aber wehe denen, die unter ſcheinheiliger Hülle heimlich daran arbeiten, die Grundveſten unſeres Glaubens und unſerer Ehre zu erſchüttern. Ich meine damit ſolche, die mit Gottesleugnern umgehen, ſich zu geheimen Künſten einſchließen und unſere heiligen Myſterien lächerlich machen. Ich will keinen Namen nennen.

Woran du auch ſehr wohl thueſt, lieber Bruder, ſagte Kunz. Wenn wir mehr Freiheit begehren und die alten Satzungen umgeſtoßen wiſſen wollen, ſo thun wir es, weil wir uns als Söhne einer neuen Zeit fühlen, und weil wir jung ſind und von edler Abſtammung. Wir wollen nicht ewig beten und auf den Knien liegen, wie die feiſten Mönche des Kloſters, wir wollen, daß man uns ein ritterlich Spiel erlaubt, daß man uns geſtattet, Turniere zu halten oder fremde Turniere zu beſuchen. Dann wollen wir uns offen und in allen Ehren den Frauen und den Weltleuten nähern. Wozu ſoll das ewige Einkerkern und Einſchließen? Wir wollen freie Ritter ſein, durch unſer Gelübde gebunden, nicht Kinder, die man in Wackelkörbchen ſtellt, und denen man die Arme auf dem Rücken zuſammenbindet. So ſoll es aber wieder werden, und daran arbeiten die alten Gebietiger, die hier im Schloß ihr Neſt bauen und uns mit ihren Krückenſtöcken und knöchernen rothen Naſen und ihren krächzenden Stimmen zu halben Dutzenden auf dem Rücken ſitzen. Wenn nicht Krieg iſt, ſo werden wir wie die Mägde in Küche und Haus geplagt, gibt es Krieg, ſo läßt man uns wie eine Meute Hunde los, die ſich willenlos todtſchlagen laſſen müſſen für die alten Krücken, die zu Hauſe bleiben. Sind wir dann rebelliſch, ſo heißt es: ach, der neue ketzeriſche Geiſt iſt in ſie gefahren! Nicht doch, es iſt der Geiſt der Jugend.

Wir ſind zwiſchen zwei Keile getrieben, bemerkte Einer. Hier die Gottloſigkeit und die böſen Künſte, dort der alte ſtarre Mönchsgeiſt. Wir können uns nicht führen.

Die Geſchichte vom ſchwarzen Meiſter iſt aber noch nicht zu Ende, hub Paul wieder an. Du haſt vergeſſen uns zu berichten, Lichtenſtein, welchen Zuſammenhang der bleiche Robert mit jenem erſten fabelhaften Ordensgebietiger hat.

Um dies euch klar zu machen, erwiderte der Aufgefoderte, muß ich euch einen Vorfall erzählen, der ſich hier ereignet hat zu der Zeit, als der vorige Meiſter, der Bruder des jetzigen, noch lebte, der, wie wir wiſſen, ein frommer Herr war. Der Landcomthur von Graudenz meldete, daß ſich ſeit einiger Zeit in einem Dorfe ſeines Kirchſprengels ein Spuk ereigne, der die ganze Gegend in Schrecken ſetze. Ein Ungethüm ganz beſonderer Art gehe um und verrichte hölliſche Gräuel, wie ſie ſeit Menſchengedenken nicht vorgekommen. Man habe bereits geiſtliche Waffen gegen dieſen Teufel angewendet, allein es habe nichts geholfen; wahrſcheinlich ſeien die Waffen zu ſchwach geweſen, und der hochwürdige Meiſter möge darum einen Prieſter von ſeiner Umgebung, und wo möglich verſehen mit den vom heiligen Vater ſelbſt geweihten Reliquien und Weihbüſcheln, ſchicken; denn die Gefahr ſei groß und das Uebel von gar entſetzlicher Natur.

Auf dieſen Bericht hin wurden zwei Brüder beordert, die in Geſellſchaft eines Prieſterbruders und verſehen mit den nöthigen Mitteln, ſich auf den Weg machen mußten, um jenes Dorf aufzuſuchen, in dem gerade der Spuk wüthete. Dort erfuhren ſie nun Folgendes: Schon lange hatte man davon munkeln hören, daß ein Geſpenſt umgehe, das Nachts in die Schlafkammern ſich einſchliche und namentlich in ſolche, wo junge Mädchen oder Frauen lagen und dieſe hatte es durch Biſſe oder Schramme verwundet, ſo daß Blut gekommen, welches das Ungethüm dann getrunken. Niemand aber hatte das Geſpenſt geſehen, auch die alſo angefallenen waren in ferner Gegend.

Nun trat es aber im Dorfe ſelbſt auf und zwar zeigte es ſich hier öffentlich und am hellen lichten Tage. Es begab ſich nämlich ein Brautzug in die Kirche. Der Weg führte an einer wüſten Stelle vorbei, die vor Alters eine Begräbnißſtatt geweſen ſein ſoll, auf der aber jetzt der Anger ſich befand. Der Zug, an der Spitze die Brautleute, hatte ſich kaum dieſem wüſten Platze genähert, als plötzlich ein Mann hervortrat, bleich von Geſicht, mit im Winde wehenden Haaren, vom Kopf bis zum Fuß ſchwarz gekleidet und einen Mantel um die Schultern geſchlagen, faſt wie der, den wir tragen. Alles wich zurück, da ſie den Fremdling ſahen, der ſich in den Zug miſchte und alſobald die Braut erfaßte, ſie zu Boden warf, ihr Mieder aufriß und wüthend ihre Brüſte mit ſeinen Zähnen zerfleiſchte. Noch mit großen Fetzen Fleiſch im blutigen Munde entlief er und Niemand wußte wohin er verſchwand, denn das Geſtrüpp der Haide nahm ihn auf. Der Zug ſprengte in wahnſinnigem Schreck auseinander; die Weiber heulten, die Männer fluchten, die mehr todte als lebende Braut wurde in die Sacriſtei der Kirche gebracht, wo ſie bald darauf ihren Geiſt aufgab.

Seit dieſem Vorfall fing es nun an, ſein Spiel im Dorfe zu treiben, ganz ſo, wie man es aus anderen Orten her vernommen. Kein Haus war ſicher, keine Kammer konnte feſt genug verſchloſſen werden, ohne daß das Blutgeſpenſt nicht hätte ſich Eingang bahnen können. Und der hölliſche Würgengel verſchonte am wenigſten Jugend und Schönheit. Er kam leiſe, unvermerkt, bei trübem Mondlichte durch das Fenſter, legte ſich unmerkbar einem Mägdlein zur Seite, ſchmiegte ſich an den heißen Leib, und plötzlich zerfleiſchte er den Buſen, denn auf dieſen war es beſonders immer abgeſehen. Zuletzt war keine friſche Dirne mehr ihrer Schätze ſicher. Zwar ſtarb Keine mehr davon, aber ſie erkrankten ſchwer. Wo das Geſpenſt einmal geweſen, da kam es nicht zum zweiten Male hin, auch waren diejenigen Häuſer vor ihm ſicher, in denen ein Prieſter ſchlief, oder wo ſich eine Hoſtie befand. Man konnte aber nicht in alle Häuſer, wo junge Weiber waren, Pfaffen hinſchicken, damit ſie da mitſchlieſen, auch waren nicht ſo viele Heiligthümer aufzutreiben, um in jedes Haus eines hinzuſchaffen.

Als die Abgeſandten im Dorfe erſchienen, waren ſie ſogleich von einer Schaar Weiber umgeben, die Zeter ſchrieen und Gott und die Heiligen anriefen, damit man ſie errette. Was war zu thun? Vor allen Dingen mußte man nachſpüren, wo eigentlich der Spuk herkam. In alten Büchern wurde nachgeſchlagen, weiſe Leute wurden zu Rathe gezogen; immer vergebens. Endlich entdeckte man einen faſt hundertjährigen Schäfer, der ſich einſiedleriſch in ſeiner Klauſe hielt und jene Zeiten noch erlebt hatte, da der Orden im Entſtehen war und noch nicht völlig feſten Fuß im Lande gefaßt hatte. Dieſer wußte zu ſagen, daß er von ſeinen Aeltern gehört, daß jener erſte ſchwarze Meiſter in ſeinem Gefolge einen jungen Ritter gehabt, der der hölliſchen Kunſt mächtig geweſen und weit und breit als Zauberer ſchon bei ſeinen Lebzeiten verſchrieen geweſen. Einige wollten ihn für den Sohn des Meiſters ausgeben, den er gezeugt, indem er ſich zu einem todten Mädchen in den Sarg gelegt; Andere behaupteten, er ſei nur ſein Liebling und Zögling geweſen. Genug, als dieſer Ritter ſtarb, wurde ein Nacht-Laar aus ihm und er erſteht von Zeit zu Zeit aus ſeinem Grabe, um die Leiber der Lebendigen zur Speiſe zu nehmen, und dadurch ſein unnatürliches Grabesleben zu friſten. Wenn er keine ihm zuſagende Speiſe unter den Lebenden finde, ſo wühle er die Gräber auf und ſättige ſich an den Leichen. So treibe er es ſchon lange, lange Zeit. Er verſchwinde, bleibe wol ein halbes Jahrhundert fort, dann aber komme er wieder und ſei dann ganz beſonders wüthend und hungrig. So ſei er denn auch jetzt wieder da, nachdem man lange nichts von ihm gehört.

Dieſe Ausſage beſchwor der alte Schäfer mit einem theuren Eide. Die drei Brüder ſtatteten Bericht ab, und erhielten darauf den Auftrag, mit allen Mitteln des Exorcirens gegen die Höllenbeſtie vorzuſchreiten, vorher aber den wüſten Begräbnißplatz ſich zeigen zu laſſen, ob ſich nicht ein Denkmal oder ein Grab finde, welches man als den Sitz des ruheloſen Unholds aufbrechen, unterſuchen und dann zerſtören könne, im Fall man noch einen unverſehrten Körper oder morſche Gebeine darin fände.

Alles dies geſchah. Man entdeckte in dem Haidekraute ein uraltes Denkmal, man grub tief in die Erde und endlich öffnete man ein Grab, in welchem unverweſt ein junger Ritter lag, von großer Schönheit, aber entſetzenvoll bleich und mit blutigem Munde. Die Augen der Leiche ſtanden offen und ſahen ſtarr vor ſich hin. Dieſem ſcheußlichen Grabbewohner wurde nun ein Pfahl durch den Leib geſchlagen, und dann wurde er wieder eingeſcharrt, aber nicht in demſelben Grabe, ſondern anderswohin auf der Haide unter einem Sandhügel. Als dieſes geſchehen war, ward es im Dorfe ruhig.

Dies iſt die Geſchichte vom bleichen Robert.

Nochmals erhoben ſich mehre Brüder und beteten ein Ave Maria.

Jetzt geſchahen drei harte Schläge an die gefrornen Scheiben des Fenſters. Das Feuer war dem Erlöſchen nahe und völlige Finſterniß herrſchte

Gürtel das Bündel, das rettungslos in die Tiefe hinabſtürzte. Unglückliche Spröde, welches Loos wird dich jetzt treffen? Ach, wer wollte lange ungewiß darüber ſein? Ein junger Burſche, der vor Kälte zittert und nichts ſehnlicher wünſcht, als die durchnäßten Lumpen, die kaum noch auf ſeinem Leibe haften, abzuſtreifen, wird der noch lange Anſtand nehmen, ein neues trocknes Kleid, das ihm der günſtigſte Zufall in die Hand ſpielt, anzulegen? Umſonſt ſind alle Verſuche, dich zu retten, bedauernswerthe Prüde! Alles was in deiner Macht ſteht, iſt, dich mit Stolz zu waffnen und dein Mißgeſchick mit jener Größe der Seele zu tragen, die erhabene Charaktere ſelbſt im Unglück zu Gegenſtänden unſerer Bewunderung und Anbetung macht.

Kaum hat Fortunat ſeinen Anzug vollendet und betrachtet ſich eben wohlgefällig im Spiegel der beruhigten Gewäſſer, als Roger auf der Felſenſpitze einen lauten Schrei des Entim Gemach. Erſchreckt nicht, Brüder! rief Kunz von Lichtenſtein, das iſt die Wache draußen, die uns ein Zeichen gibt, daß es Zeit iſt in die Kirche zur Prim zu gehen. Ich habe ſeit ein paar Nächten die Stunde verſchlafen, und um nicht zum dritten Male zu fehlen, habe ich mir dieſen Wächter und Wecker beſtellt. Wer von euch geht mit in die Kirche? Es iſt verzweifelt kalt.

Die Brüder, die ſich anſchickten mitzugehen, brachten ihren Anzug in Ordnung, warfen ihre Mäntel über und ſchnallten die kurze Waffe um, ohne welche ſie ſich nirgends, ſelbſt nicht im Hausdienſte, zeigen durften.

Siebentes Capitel.

Der St. Eliſabethentag.

Der Tag der öffentlichen Armenſpeiſung war erſchienen. Der Remter war mit Galerien von Holz gezimmert verſehen, auf der das Landvolk, das dieſem Tage zuſtrömte, ſeinen Platz fand, der Adel der Städte und der Umgegend hatte ſeine beſondern Plätze. Frauen war nur ausnahmsweiſe der Zutritt geſtattet, und es waren meiſtens alte, ehrbare Matronen und Anſtandsdamen, die in Begleitung ihrer Männer erſchienen. Nur die junge Herzogin von Corvay machte eine Ausnahme, die als nahe Verwandte des Ordensmeiſters unter deſſen unmittelbarem Schutz, und von einer Ehrendame begleitet, ſich in einer Loge beſand, die über dem Baldachin angebracht war, unter welchem der großmeiſterliche Sitz ſtand, vollkommen einem Fürſtenſtuhle ähnlich. Denn ſchon lange hatte ſich das Oberhaupt des Ordens in die Reihe der regierenden Fürſten und Herren geſtellt und fürſtliche Ehren wurden ihm durch ganz Europa, von den Ufern der Weichſel bis zu denen der Tiber gezollt. Der Orden hatte den höchſten Gipfel ſeines Glanzes erreicht.

Schon war die Verſammlung vollzählig, bereits hatten ſich die hohen Gebietiger und die „alten Herren" eingefunden, und ihre Plätze zur Seite des Thronſeſſels eingenommen, der in der Mitte der Halle abgeſondert ſtehende Tiſch, an dem „die Hungrigen" Platz nehmen ſollten, ſtand gedeckt, und die Bank, die an der Wand für die „Ausſätzigen" — diesmal jedoch nur ungefährliche Kranke — beſtimmt war, war von dieſen eingenommen, als noch immer die Hauptperſon zu erſcheinen zögerte. Endlich flogen die Thüren auf, die Pauken und Trompeten ertönten, der Ordenstreßler zeigte ſich mit ſeinem Stabe und gebot Ruhe, dann kamen eine Anzahl Pagen, in die Hausfarben des Wappens der Jungingen gekleidet, dann der Ordensdrapier mit der Hausfahne, denn die Feierlichkeit war nicht bedeutend, um die große Ordensfahne zu entfalten und wenige Schritte nach dieſem auf ſeinen Arzt gelehnt, erſchien Ritter Ulrich von Jungingen, der Hochmeiſter. Alles verneigte ſich, als die große, ſchlanke, etwas gebeugte Geſtalt an der Thür ſichtbar wurde. Der Arzt trat einen Schritt zurück und Ulrich machte die wenigen Schritte zum Thronſeſſel mit einer gewiſſen eiligen Haſt, als fürchte er auf dem Boden auszugleiten. Als er ſaß, legte er ſich tief in den Stuhl zurück und ließ ſeine dunkeln Augen über die Menge hingleiten. Sein Blick durchwanderte die Galerien und blieb dann auf die ſoldatiſch aufgeſtellte Reihe der jungen Ritter haften, die die ganze Linie der Länge des Saales durchſchnitten und gleichſam eine weiße Mauer bildeten. Unter ihnen befand ſich Goswin, dem das Herz lebhaft im Buſen bebte, als er endlich jetzt den Mann erblickte, zu dem ihn ein unerklärlicher Zug der Seele hintrieb. Kein Zug ſeines Geſichtes, keine Miene, keine Bewegung blieb von ihm unbeachtet. Der Saal hätte von oben bis unten mit den ſchönſten Frauen überſäet ſein können, der Jüngling hätte doch nur Augen für den Gegenſtand ſeiner ausſchließlichen Aufmerkſamkeit gehabt. Freilich hatte er ſich dieſen mächtigen Mann, von dem das Gerücht ſoviel erzählte, anders gedacht. Er war ihm in den Bildern ſeiner Phantaſie als eine hohe, kräftige, breitſchulterige Ritter- und Heldengeſtalt erſchienen, etwa ſo wie die Sagen Karl den Großen darſtellten, nun ſah er vor ſich eine Geſtalt, zwar auch groß und bedeutſam, aber innerlich zuſammengebrochen und äußerlich vernachläſſigt. Ein träumeriſcher und faſt wilder Stolz ſah aus den Blicken, das dunkle Haar war nur wenig geordnet und das ganze Anſehen des Mannes war das eines körperlich und geiſtig Müden, der ſich am Glanze und am Gepränge der Welt wenig freute, dennoch aber ſich gezwungen ſah, die Huldigungen, die man ihm brachte, mit einer anſcheinend erfreuten und huldvollen Miene anzunehmen. Wie er da lag, zurückgelehnt in ſeinem Seſſel, das Haupt auf den Arm geſtützt, in dem ſchwarzſammtnen Anzuge mit dem weiten Meiſtermantel bekleidet, der mit Hermelin gefüttert war, ſah er aus wie einer jener gefürchteten ſagenhaften Könige, ein Sardanapal, ein Seſoſtris, die ſich in myſtiſche Nebel hüllen, und deren düſteres Bild Schrecken und Bewunderung zugleich einflößt.

Als die Geſänge verklungen waren, und der eigentliche Act der frommen Handlung begann, ſah man den Meiſter ſich von ſeinem Seſſel erheben und in die Reihen der Bettler ſchwanken, die er aus der Menge herauslas und zu der Tafel führte. Es war von eigenthümlicher Wirkung die hohe Geſtalt des Fürſten neben einem kümmerlichen und zerlumpten Krüppel zu ſehen, wie ihn dieſer mit einer gewiſſen Höflichkeit, die an Unterwürfigkeit grenzte, führte. Der Bettler, befangen und ſcheu, wollte ſich von ſo hohen Händen nicht führen laſſen, und machte Verſuche den Mantel des Herrn zu küſſen, was dieſer unwillig verhinderte. Endlich ſaßen alle dieſe Gäſte und der Ordenstreßler und der Großcomthur nahten ſich mit Tellern und Schüſſeln, die der Meiſter ihnen abnahm und ſie auf die Tafel brachte. Er ſchwankte, nachläſſig den Mantel halb auf einer Schulter hängen laſſend, zwiſchen den Stühlen und Bänken herum, und nahm die geleerten Teller weg und füllte die Gläſer. Eine Stille, daß man eine Fliege hätte ſummen hören können, herrſchte in dem unermeßlich großen Raume, wo ſich Kopf an Kopf bis oben an die Decke hin zeigte. Die prieſterlichen Gebete, in Pauſen geſprochen, unterbrachen dieſe Stille. Die Speiſung war vollbracht und die Pflege und Bekleidung der Kranken begann. Sechs Ritter, mit verſchiedenen Kleidungsſtücken auf den Armen, unter Vortritt des Ordensdrapiers nahten ſich feierlich, und von der andern Seite erſchien mit einem goldenen Becken, in dem ein feuchter Schwamm lag, der oberſte Prieſterbruder, ein Greis von achtzig Jahren, der zugleich Beichtiger des Meiſters war, begleitet von drei dienenden Prieſterbrüdern, von denen Einer ein Handtuch, der Andere eine Büchſe mit Latwerge, der Dritte ein kleines chirurgiſches Beſteck trug. Die Waſchung ſowol, als die Unterſuchung und das Verbinden der Wunden war nur ſymboliſch und war raſch vollbracht. Als die Ceremonie vollendet war, küßte der Meiſter jeden der Kranken und bat ſich ſeinen Segen aus, dann kniete er nieder und der oberſte Prieſterbruder, die Hände ihm auf das Haupt legend, ſprach: Wie du deinem armen Bruder gnädig wareſt, ſo ſei es Gott dir! Jetzt, lieben Brüder betet, ein Gebet für dieſen Knecht, der vor euch im Staube liegt.

Die Poſaunen fielen ein und ein lautſchallender Hymnus erſchütterte die Gewölbe des Feſtſaales. Die Sonne fiel durch die hohen Scheiben und beleuchtete auf eine zauberiſche Weiſe dieſe impoſante Scene.

Der Armenier, der Leibarzt, näherte ſich leiſe dem Knienden und half ihn ſich erheben. Auf ihn geſtützt ſchlich mehr, als er ging, Ulrich von Jungingen zu ſeinem Sitz zurück.

Die Ordensgebietiger, die ältern und dann die jungen Ritter gingen einzeln an dem Thronſeſſel vorüber und Jeder machte die übliche Verbeugung. Als Goswin an die Reihe kam, glaubte er zu bemerken, daß das Auge des Fürſten ſcharf ſich auf ihn richtete und länger, als wie bei ſeinen Vorgängern auf ihm weilte. Ein lebhaftes Roth ſchlug in die Wange des Jünglings; er fürchtete durch irgend einen Umſtand den Unwillen des Herrn auf ſich gelenkt zu haben. Als er hierüber noch hin und her dachte, kam ihm plötzlich das Bild einer dunkeln Erinnerung, und es war ihm, als habe er dieſes Antlitz bereits geſchaut, er wußte nur nicht wo, und bei welcher Gelegenheit. Der Meiſter verließ den Saal und kam während des ganzen Feſttages nicht wieder zum Vorſchein. Der Großcomthur vertrat bei den zahlreichen Gäſten, wie gewöhnlich, ſeine Stelle.

Nun Wedenburg, wie gefällt dir unſer Herr Abt? ſagte Paul ſcherzhaft und munter.

Er ſieht wie ein trauernder Löwe aus, entgegnete der Gefragte, ich fürchte mich vor ihm, und fühle mich zugleich zu ihm hingezogen.

Nun möchteſt du nur nie die Krallen dieſer Königskatze empfinden. Es gibt Mäuſe, ſagt man, die arg von ihm gebiſſen ſind, während ſie unſchuldig glaubten, daß er nur mit ihnen ſpielte.

Was heißt das?

O, ich werde nicht die Plaudertaſche meiner eigenen Gedanken ſein! ſagte der junge Ritter lachend. Ich wollte nur damit geſagt haben, daß mit großen Herren nicht gut Kirſcheneſſen iſt, und wenn ich nicht irre, ſo kommt da gerade Einer, der dich zu dieſem Kirſcheneſſen einladet.

So war es auch. Der Großcomthur gebot Goswin nach der Vesper beim Meiſter ſich einzufinden.

Als er den hohen gewölbten Gang durchſchritt, der zu den Gemächern führte, deſſen Schwelle er jetzt zum erſten male überſchreiten ſollte, beherrſchte ihn ein unwillkührliches Gefühl von Bangigkeit. Es war ihm, als wenn er ſeinem ſichtbaren Schickſale entgegenſchritte. Die Wachen, die hier an den Eingängen vertheilt waren, ſahen im düſtern Schein der Laternen wie Marmorbilder aus, die ſich geſpenſtiſch bewegten, und als er ſich ihnen nahete, die Antlitze ihm langſam zuwendeten, als begrüßten ſie ihn mit dem unheimlichen Gruße und ſprächen, „dieſen Weg iſt ſchon Mancher hingegangen, der nicht ſo wiezückens ausſtößt, der auf die angenehmſte Weiſe im Ohre der armen Schiffbrüchigen widertönt. „Was giebts?“ rufen zwölf Stimmen auf einmal hinauf. „Ein Schiff!“ tönt die Antwort herab, „und zwar ein Schiff, das geradeswegs auf uns zugeſteuert kommt.“

Es war Dem wirklich ſo. Eine ſchöne reichausgeſtattete Gondel ſchwamm wie ein prächtiger Schwan langſam auf den Felſenriff zu. Alle hatten ſich auf einen kleinen Platz zuſammengedrängt, um das Wunderſchiff herankommen zu ſehen. Das Erſtaunen wuchs, als zuerſt die ſcharfen Augen Fortunats und zuletzt auch die der Uebrigen die Entdeckung machten, daß die Gondel ohne Leitung einer Menſchenhand ihren Weg zu finden wußte. Der glänzende Raum ihres Innern war völlig leer. Die breiten Polſterbänke, ſo einladend dem Blicke der Ermüdeten, blähten ihre üppigen, mit Purpurdecken überzogenen Pfühle, ohne daß Jemand darauf Platz nahm. Die der heimkehrte als er ging". Wie die Thüre des letzten der Vorgemächer ſich öffnete, quoll dem Ueberraſchten eine weiche warme, Luft voll Wohlgerüche entgegen, und eine Tageshelle wurde von den vielen Kerzen verbreitet, die an den Wänden und auf den Tiſchen ſchimmerten. Es war jedoch in dieſen Gemächern ziemlich leer, zwei Ritter, die Goswin nicht kannte, wandelten langſamen Schrittes auf und ab, während Pagen und Diener hin und her ſich bewegten, Pokale und Gefäße tragend. Die Ritter machten Goswin ein Zeichen weiter zu gehen. Er betrat das zweite Gemach, dies war ein runder Kuppelſaal, hier war eine kleine Tafel gedeckt, die von Gold und Silbergeſchirren funkelte; als er auch dieſen Saal durchſchritten hatte, öffnete ſich ihm ein mit koſtbaren Tapeten bekleidetes kleines Gemach, in welchem er ehrerbietig an der Thür ſtehen blieb, denn an einem der kleinen Tiſche, auf dem eine Zither und ein Notenbuch lagen, ſah er eine junge Dame ſitzen, in der er die Fürſtin von Corvay erkannte, und vor ihr ſtand der Hochmeiſter in der Hauskleidung, in ſchwarzem Sammt, mit der

Kette des goldenen Fließes geſchmückt und in einem kleinen ſchwarzen, mit Hermelin gefütterten Mantel. Er wendete ſich um, als er das Geräuſch an der Thüre hörte, und Goswin mit einer leichten Kopfbewegung grüßend, winkte er ihm in das Zimmer einzutreten und ſich zu den andern Gäſten zu begeben, die ſich am andern Ende des Gemaches befanden. Dieſe beſtanden in dem Doctor Baſano, dem langgewachſenen dürren Armenier, dem Arzte des Fürſten, der Begleiterin der Fürſtin, einer alten Hofdame und noch einem Paar Herren in weltlicher Kleidung, die Goswin nicht kannte. Sie betrachteten ihn mit einem aufmerkſamen Blicke, dann wandten ſie ſich von ihm ab, und ſetzten ihr Geſpräch fort, das leiſe geführt wurde, um das fürſtliche Paar drüben nicht zu beläſtigen. Kein einziger Ordensritter war ſichtbar. Dieſes koſtbare kleine Gemach mit ſeinen Gemälden, ſeinen Teppichen und reichen Draperien, mit ſeinen venetianiſchen Spiegeln und ſeinen funkelnden Silbervaſen hätte man für jedes mögliche kaiſerliche oder königliche Prunkcabinet halten können, ſicherlich aber nicht für die Zelle eines Rittermönchs, dem das Geſetz vorſchrieb auf nackter Erde zu ſchlafen, mit ſeinem Mantel zugedeckt. Oben, eine Stiege höher lag ſolch ein alter Rittermönch, vollkommen noch nach der ſtrengen Ordensregel, dies war der Großcomthur, der ſeinen faſt achtzigjährigen Leib auf den Breterboden ſeines ſargartigen Bettes legte, und ihn mit dem groben abgetragenen Ordensmantel zudeckte. So weilte das alte ſtrenge Ordenthum nur wenige Schritte entfernt von dem neuen, entarteten unter einem Dache.

Die Herzogin, die die Muſik ſehr liebte, und ſelbſt ſchön ſang, trug nun einige Geſänge vor, voll ſchalkhafter Laune und zartem Wohllaut, wobei ſie ſich ſelbſt zur Zither begleitete. Dann ſang ſie Duetten mit einem der Herren und dann trug der zweite Herr mit ſeinem Gefährten Geſangſtücke in italieniſcher Sprache vor. Während des Geſanges hatte der Fürſt neben der Herzogin Platz genommen, und trotz dieſer lieblichen Nähe ſchien er unaufmerkſam und in Gedanken verſunken. Ein Page kam, um ihm etwas zu melden; ſogleich richtete er ſich mit Lebhaftigkeit auf, und rief: Es iſt gut, alſo ſie iſt da. Es iſt gelungen. Man führe ſie her! Der Vorhang öffnete ſich und die zwei Ritter, die Goswin vorhin auf- und abwandeln geſehen, kamen herein, indem ſie einen Dritten in ihrer Mitte führten. Dieſer Dritte hatte einen auffallenden Wuchs; er war ungewöhnlich klein und ſo corpulent, daß er ſich nicht raſch bewegen konnte, dabei hatte er ein rundes, lachendes Kindergeſicht und nachtſchwarze Locken, die ihm über Stirn und Nacken niederhingen.

Ach, Signora! rief der Fürſt, und die Herzogin ſtand ihm lachend zur Seite, alſo glücklich eingeſchmuggelt! Nun ich freue mich, den neuen Ordensbruder zu begrüßen.

Der kleine Ritter machte eine tiefe, frauenhafte Verbeugung, indem er einen Zipfel ſeines Mäntelchens emporhob, und das ſchalkhafte Geſicht mit den großen ſchwarzen Augen halb dahinter verbarg. Ach, Sereniſſimus, flüſterte ſie, wie häßlich und eng ſind die Sättel hier zu Lande und wie ſchlimm iſt es durch Schneegeſtöber und bei dem Anrufen der Wachen in ein altes finſteres Kaſtell einzureiten, wie dieſes hier.

Signora, ſagte der Fürſt lächelnd, wir werden euch für eure Mühen zu entſchädigen wiſſen. Doch liebt ihr die Abenteuer, wie ich weiß, und ob ihr ſie in Venedig, auf dem Rialto oder hier in Preußen, in Marienburg beſteht, das kommt ſo ziemlich auf eins hinaus! Bewunderer und Liebhaber findet ihr auch hier, dafür will ich ſchon ſorgen. Er wendete ſich nach dieſen Worten zu einem der Ritter und fragte etwas leiſer: Wie habt ihr ſie durchgebracht?

Gnädiger Herr, ſehr gut. Auf den Schlitten gepackt und in Kiſſen eingewickelt, ſo daß ſie kaum Luft ſchöpfen könnte, brachten wir ſie hierher. In der Herberge in der Stadt unten, kleidete ſie ſich um, und ſo ritten wir Drei durch das Thor, Niemand hat geahndet, wen wir bei uns führten. Uebrigens war es auch nur der Signora Wille, ſie hätte auch als Frau an dieſem Tage ungehindert kommen können.

Aber ich wollte ja euern komiſchen weißen Mantel tragen! lachte die Sängerin. Ich wollte meine Bruſt mit dem Kreuze zieren, daß auf ſo vieler tapferer und ſchöner Männer Herzen ſeinen

Platz hat. — Damit küßte ſie mit Ehrfurcht das Kreuz auf ihrem eigenen Mantel und ſah dabei mit einem ſchalkhaften Blicke Goswin an, der über und über erröthete.

Jetzt wurde der Geſang fortgeſetzt. Durch die Signora kam erſt rechtes Leben hinein. Sie ſang leidenſchaftlich, knüpfte dabei ihr zu enges Koller auf, warf, unbekümmert welche Formen ſie dabei den Blicken preisgab, ihren Mantel ab, da er ihr läſtig wurde, und nun flog ſie, bald dieſe, bald jene dramatiſche Scene darſtellend, von einer Ecke des Zimmers in die andere. Sie ſpielte auf der Zither und machte den Liebhaber und die Geliebte in einer Perſon. Die Fürſtin und ihre Begleiter lachten, der Arzt war entzückt, die beiden Herren unterſtützten ſoviel wie möglich im Spiel und Geſang ihre Landsmännin; Goswin, dem eine neue Welt aufging, war ganz Auge und Ohr, nur der Fürſt blieb in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Ruhe, bald den Blick hierhin, bald dorthin auf eine Gruppe der kleinen Geſellſchaft richtend. Die beiden Ordensbrüder hatten ſich bald nach ihrem Erſcheinen wieder entfernt, ſtatt ihrer waren zwei andere Männer eingetreten, die in halb geiſtlicher, halb weltlicher Tracht erſchienen, wohlbeleibte Geſtalten mit Prälatenbäuchen und höchſt jovialen Mienen. Sie flüſterten ſich beſtändig einander etwas zu, und der Gegenſtand ihrer Bemerkungen ſchien die Signora zu ſein.

Man begab ſich zur Tafel, von der der Fürſt fortblieb, und hier erreichte die Luſt und die geräuſchvolle Munterkeit ihren Gipfel. Die Herzogin ließ ſich von einem der Cavaliere zu ihrem Sitze führen, der andere nahm zu ihrer Seite Platz; neben dieſem die alte Duenna. Die beiden Prälaten ſchloſſen die Sängerin in ihre Mitte, die ihren Mantel wieder umgeſchlagen hatte, Goswin und die Italiener ſaßen beiſammen. Es wurden die Becher ohne Unterlaß gefüllt, und die geleerten Schüſſeln mit neuen, gefüllten erſetzt. Als die feinen ſpaniſchen Weine aufgetragen wurden, blitzten die Augen im Glanze der Lichter, die Zithern erklangen von Neuem und ein nicht endendes Gelächter umkreiſte den Tiſch.

In einem Zuſtande, der nahe an Exaltation ſtreifte, erhob man ſich endlich um Mitternacht und ging ſich von dem Gaſtgeber zu beurlauben. Die junge Fürſtin eilte auf ihn zu, um ihn die Hand zu küſſen, er ſchloß ſie in ſeine Arme. Die Hofdame küßte den Zipfel ſeines Rockes; die Herren beugten ein Knie vor ihm. Die Signora aber flog auf ihn zu und ſchloß ihn ohne alle Rückſicht in die Arme; dann ſank ſie vor ihm auf die Knie und ſagte: Vergib, großer Meiſter, deine arme Magd hat dem Drange ihres Herzens zum Danke, daß du ſie ſo gut aufgenommen, nicht widerſtehen können. Laß mich jetzt zur Strafe in dein tiefſtes Burgverließ werfen.

Die Ritter erſchienen wieder, um die Signora fortzuführen, allein ſie ſchauerte zuſammen und rief, daß ſie in finſtrer Nacht unmöglich jetzt, ſo erhitzt wie ſie ſei, auf das Pferd und zurück in die Stadt reiten könne. Die Herzogin befahl ihrer Dame, ſie zu ſich zu nehmen.

Als Alles ſich entfernt hatte, ſtand Goswin in ehrfurchtvoller Haltung an der Thüre, die Befehle des Gebieters erwartend. Ein ſtummer Wink hieß ihn gehen. Berauſcht und halb ſinnlos irrte er die dunkeln Gänge hindurch und ſank auf ſein hartes Lager nieder, umgaukelt von den goldenen Bildern, die er ſo eben erſchaut. Die Brüder um ihn her ſchliefen bereits ſeit lange.

Achtes Capitel.

Was ferner ſich im Gemach des Ordensmeiſters begab.

Den Morgen hierauf war ein gewiſſes ſtreng einzuhaltendes Gebet vorgeſchrieben, dieſes verſäumte Goswin durch einen bleiernen Schlaf auf ſeinem Lager zurückgehalten, und machte ſich hierdurch zum erſten male der Strafe ſchuldig. Der Großcomthur ließ ihn kommen, empfing ihn nicht wie früher mit einem väterlichen Wohlwollen, ſondern hart, kalt, als Ordensgebietiger. Raphael würdigte ihn keines Blickes.

Du haſt gefehlt, Bruder, und mußt büßen, ſagte der Greis.

Goswin ſenkte das Haupt und ſchwieg.

Dielen von hellpolirtem Mahagoni mit eingelegten farbigen Hölzern warfen das Bild der Sonne zurück, die ihre Strahlen durch einige Ritzen des azurblauen, mit goldener Stickerei verzierten Baldachins fallen ließ. Eine ſchwelgeriſch beſetzte Tafel prangte im Schatten und überzog mit einer duftenden Atmoſphäre von Ananas und Orangen das Geſtade der nackten Felſenriffe. Man ſah aus der Entfernung die hellgeſchliffenen Kryſtallgläſer blinken neben prächtigen bauchigen Flaſchen, die nur darauf zu warten ſchienen, ihrer Pfropfen entledigt zu werden. Der Wind ſpielte mit dem ſchneeweißen Tiſchtuche und überſtreute dieſes koſtbare Feld des Genuſſes mit Blüthen, die in einer prächtigen japaniſchen Vaſe in der Mitte der Tafel aufgehäuft ſtanden und mit ihrer Poeſie halb die kräftige Proſa einer dampfenden Trüffelpaſtete verdeckten, die mit dem ganzen Stolze ihrer Unentbehrlichkeit nur unwillig dieſes „in den Schatten ſtellen" zu dulden ſchien.

Man leſe ihm den Strafkodex vor.

Einer der Prieſterbrüder, die ſtets in der Zelle des Großcomthurs gegenwärtig waren, öffnete einen ſchweren Lederband, aus dem eine Menge kleiner Zettel und Denkzeichen hervorhingen, als Beweis, wie oft in dieſen Blättern geleſen, und wie viele Bemerkungen und Namen mit den verſchiedenen leichten und ſchweren Verbrechen in Verbindung gebracht worden waren. Der Prieſter las mit einförmiger Stimme:

Paragraphus 15: So ein Bruder ſich willensſchwach und träge finden läßt, die vorſchriftmäßigen Uebungen und Gebete nicht alſo abhält, wie ſie ihm angedeutet, ſo verfällt er in dreifach geſchärfte Pönitenz. Zum erſten wird man ihn ermahnen und auf ſeinen Wandel aufmerkſam machen; zum andern, wenn dieſes nicht hilft, ihn auf drei Tage in einſamer Klauſur bei Waſſer und Brot einſperren; zum dritten und letzten wird man ihm an heiliger Stätte fünf Geißelhiebe geben und er wird auf ein ganzes Jahr ausgeſchloſſen ſein aus jeder öffentlichen Verſammlung im Capitel.

Das Buch wurde wieder geſchloſſen und der Comthur ſagte: Ich ermahne dich hiermit, Bruder, einen chriſtlichen und demüthigen Lebenswandel zu führen und bei Gottes und unſer Frauen Liebe und Gerechtigkeit ja nicht deine Pflichten zu fehlen. Jetzt geh aus meinem Angeſicht.

Goswin küßte den Saum des Mantels, ſowie es vorgeſchrieben war, und entfernte ſich. Auf der Schwelle rief ihn der Greis nochmals bei Namen. Ein dräuender aber zugleich nicht liebeleerer Blick traf ihn und die Worte erſchallten: Mein Sohn, mein Sohn! Sitze nicht, wo die Spötter ſitzen! Dann gab der Alte einen Wink und der Jüngling mußte gehen.

Am Abend nach der Vesper ſchickte der Hochmeiſter nach ihm. Er traf ihn diesmal allein, nachdenklich an einem Tiſche ſitzend, Baſano war im Vorgemach.

Tritt näher heran! ſagte Ulrich.

Goswin gehorchte.

Du haſt meine Aufmerkſamkeit erregt, Knabe, fuhr der finſtere Mann fort, und ich beabſichtige dich näher zu mir heranzuziehen. Unter den Tauſenden, die meinen Befehlen untergeben ſind, finden ſich nur Wenige, zu denen ich mich gezogen fühle. Sie müſſen ſchön, ſtolz und in manchen Dingen mir ähnlich ſein, alsdann erkläre ich ſie für meine Lieblinge. Dies hindert aber nicht, daß ich wieder fallen laſſe, wen ich einmal hielt. Alſo rechne nicht auf beſtändige Gunſt. Sie zu gewähren liegt nicht in meinem Charakter. Deshalb habe ich Feinde.

Du wirſt in dieſen Gemächern, die vor aller Welt verſchloſſen ſind, Dinge ſehen und hören, die dir meine wahre Geſinnung und die meiner Getreuen kund thun werden. Schweigen iſt ohnedies dein Gelübde, es iſt das doppelte und dreifache in Betreff der Perſonen und Dinge, die mich angehen. Wenn nur ein unvorſichtiges Wort deiner Zunge entgleitet, ſo habe ich die Macht und den Willen, dich von der Erde verſchwinden zu machen.

Doch ſei nicht ängſtlich, Junge, ich ſtrafe ſelten; viel lieber ſehe ich darüber hin und ſchweige, weil mir Perſonen, Sachen und Welt ziemlich gleichgültige Dinge ſind. Aber laß dich das nicht ſicher machen, zuweilen ſtrafe ich doch.

So weiß ich, daß dir eine Strafe auferlegt worden iſt, ich will ſie dir mit eigener Hand ertheilen. Entkleide dich!

Goswin gehorchte. Er ſtand bald im letzten Gewande vor dem Fürſten; auch dieſes mußte fallen. Das Licht der beiden hohen Kandelaber, die in der Tiefe des Gemaches aufgeſtellt waren, fiel in günſtiger Beleuchtung auf die jugendſchönen Formen des Jünglings. Ulrich ſtand leicht auf den Tiſch geſtützt und betrachtete den Körper. Er klingelte und Baſano trat herein. Komm Cecil, ſagte er zum Arzte und zog ihn näher: Haſt du den Apollino noch im Gedächtniß, den wir zuſammen in Florenz betrachteten? Hier ſteht er.

Ach, Orlando! du haſt Recht! ſagte der Arzt.

Wir, fuhr der Fürſt fort, die, durch ein albernes Geſetz gezwungen, die Schönheit des weiblichen Körpers nicht bewundern dürfen, wir müſſen uns wenigſtens die Vollkommenheit und den Reiz des männlichen nicht entgehen laſſen. Und wahrlich es iſt ein Zeichen der Barbarei hier zwiſchen Weib und Mann einen Unterſchied zu machen. Weil wir ſelbſt dem Geſchlechte angehören, ſollen wir es deshalb nicht ſchön finden dürfen? Blinde Thorheit. Was machte das Volk der Hellenen ſo groß, als die gleiche, durch kein Vorurtheil getrübte, Verehrung des Schönen? Aber predige dies den Barbaren, von denen wir umgeben ſind, und mit denen wir es zu thun haben!

Orlando! Wir predigen nicht, wir genießen! entgegnete Baſano mit leiſem, aber ſcharfem Nachdruck. Alsdann haben wir es, wie wir wollen. Er ging mit unhörbaren Schritten wieder aus dem Gemach.

Ulrich trat an einen Vorhang, dieſer rollte zurück und ein ſehr freies Gemälde wurde ſichtbar, auf deſſen Figuren erröthend der Jüngling hinblickte. Er ſenkte die Augen, aber er öffnete ſie wieder, denn das Bild übte einen zu großen Zauber auf ihn. Es waren badende Nymphen, die in dem Schatten des Waldes ihre reizenden Leiber hüllenlos zeigten. Ein Bild weiter war ſchon zügelloſer; es zeigte dieſelben Nymphen im Kampfe mit jungen verliebten Hirten und Jägern. Goswin, durch das allmächtige Jugendblut geſpornt, ſah jetzt ſchon unverwandt auf das Bild, ſich wenig kümmernd um den Ort, wo er ſich befand, und den Zuſtand, in welchem er war und in welchen er ſich verſetzte.

So iſt es recht! rief der Fürſt. Wie die Blume doppelt ſchön iſt im Strahle des Lichtes, der ihren Kelch öffnet und ihre brennendſten Farben hervorlockt, ſo iſt der jugendliche Körper am ſchönſten im Stande der ſehnſuchtvollen Erregtheit.

Dieſe Worte machten den Jüngling verwirrt, er beſann ſich plötzlich, wer neben ihm ſtand, und ſeine erſte Bewegung war nach den abgelegten Gewändern.

Jetzt noch nicht! rief der Fürſt; erſt überſtehe deine Strafe.

Er nahm eine Geißel hervor und der Jüngling mußte ſich auf die Polſter niederwerfen. Der blendendweiße Marmor der Glieder hob ſich gegen die ſchwarzbraunen Teppiche, mit denen die Polſter bedeckt waren, vortheilhaft ab. Das lichtbraune Lockenhaar ſtreute ſeine Schatten auf den

Nacken aus, und umſchloß den Contour der brennendrothen Jugendwange, die in die Kiſſen gedrückt war. Anfangs in leichten, dann aber in immer ſchwerern Schlägen fiel die Geißel auf die Hüften und Schenkel nieder, zuletzt wüthete ſie gleichſam in der Hand des leidenſchaftlichen Strafenden, und das Blut tropfte und dann floß es aus den geöffneten Kanälen. Der Gemarterte gab keinen Laut von ſich. Ehrfurcht und männlicher Muth machten zu gleicher Zeit ihn ſtumm. Als ſeine Schenkel in Blut gebadet waren, fühlte er das Antlitz ſeines Peinigers zwiſchen ihnen und ein heftiger Biß erſchreckte ihn und entlockte ihm den erſten Ausruf des Schmerzes. Er richtete ſich auf. Der Fürſt ſtand lächelnd da, aber mit funkelnden Augen, und ſagte: Ich habe dich gezeichnet: Du biſt jetzt der meine. Steh auf und kleide dich wieder an!

Kaum konnte ſich Goswin rühren. Blutflecke bezeichneten den Ort, wo er ging. Er war bleich wie der Tod geworden. Der Fürſt half ihn ſeine Gewänder anlegen. Dann klingelte er und Baſano erſchien von neuem.

Nimm ihn, herrſchte ihm der Gebieter zu, und lege ihm deine Pflaſter und Latwergen auf. Laß ihn nicht eher wieder ausgehen, als bis er vollſtändig geheilt.

Das wird nicht lange dauern, ſagte Goswin ſich ermannend. Als ich zum erſten male das Schlachtroß meines Vaters ritt und zwei Tage und zwei Nächte nicht aus dem Sattel kommen durfte, hatte ich Aehnliches zu überſtehen.

Ein Ritter unſer lieben Frau hat ſchärfere Ritte zu machen, als ſie ein weltlicher Kämpe vollführt! ſagte der Fürſt. Geh, mein Junge, und laß dir Pflaſter auflegen und danke Gott für die Ehre, die du genoſſen, deine erſte Strafe von der Hand des Meiſters ſelbſt empfangen zu haben.

Wahrlich, dieſes Bewußtſein macht mich auch ſtolz! rief Goswin. Er wollte dem Fürſten zu Füßen fallen, dieſer zog ihn aber zu ſich, drückte einen Kuß auf ſeine Stirn, und ſagte leiſe: Möchten wir zuſammen durch Leben und Tod gehen! Dies iſt bei mir ſchon mein Wunſch und mein Wille! Als die leichten Verwundungen geheilt waren, erſchien Godwin von neuem und faſt alle Abende beim Fürſten. Nur ſelten fehlte die Auffoderung. Dieſe plötzliche Gunſt erregte bei den Brüdern einiges Aufſehen, ſie wagten jedoch nicht ihren Neid und ihre böſen Bemerkungen hierüber laut werden zu laſſen, denn ſie waren gewohnt, daß in ſolchen Fällen unfehlbar die ſtrengſte Ahndung ſie traf. Der Hochmeiſter wurde nicht geliebt, er wurde gefürchtet. Hierin unterſchied er ſich weſentlich von ſeinem weichen, ſanften, menſchenfreundlichen Bruder, der geliebt wurde, aber ſo wenig gefürchtet, daß die Ordensdisciplin nie ſchlimmer berathen war, als unter der Herrſchaft dieſes gerechten und milden, aber leider nicht ſtrengen Fürſten. Konrad von Jungingen liebte die Offenheit und Freiheit; ſeine Sitten waren untadelhaft, er fand keinen Grund ſich in Geheimniſſe zu hüllen, die er überdies verachtete. Ulrich zog alle Mittel herbei, um ſich vor der Menge in ein ehrfurchtsvolles Dunkel zu hüllen; er brachte die alten Myſterien wieder auf, und umgab ſich mit den Schrecken, die die uralte Lehre der Gnoſtiker, aus Aegypten ſtammend, über den Orden verbreitet hatte. Sein myſtiſcher Umgang und ſeine myſtiſchen Bekanntſchaften ſpannten gleichſam ein unſichtbares Netz über ſeine Umgebung, und wirkten in die weiteſte Ferne. Die leichtgläubige Menge hielt ihn für einen Magier, der beſtimmt war, durch übernatürliche Kräfte den Orden vor der Zerrüttung zu ſchützen und ihm den höchſten Glanz zu verleihen. Seine Befehle fanden unbeſchränkten Gehorſam, man ſah ſie, je weiter von dem Sitze dieſes Gottes entfernt, für Orakelſprüche an. Hierzu trug ſein, in der That für einen Weltmann ſeiner Zeit, faſt beiſpielloſes tiefes und gründliches Wiſſen bei; er hatte eine gründliche gelehrte Schule durchgemacht und die philoſophiſchen und theologiſchen Syſteme, die damals die gelehrte Welt beſchäftigten, waren ihm nicht unbekannt. Seine Kenntniſſe in der Chemie und in der Arzneiwiſſenſchaft erwarben ihm den Ruhm, von mehren Hochſchulen den Doctorhut ſich erworben zu haben. Er war Adept und das Gerücht behauptete, daß er die von ſeinen Vorgängern erſchöpften Kaſſen mit ſelbſt bereitetem Golde wieder füllte. Zu dieſer Glorie

Wahrlich, eine Gondel dieſer Art, die auf ein paar Dutzend armer hungerleidender Schiffbrüchigen zuſchwimmt, kann ſicher ſein, daß man ſie mit Freuden willkommen heißt. Mit einem Jubelgeſchrei ſtrömten unſere Abenteurer in den feſtlich geſchmückten Raum, in deſſen Beſitz ſie ſich ſogleich ſetzten, da Niemand erſchien, ihnen denſelben ſtreitig zu machen. Fortunat beſeitigte noch alle etwaigen Beſorgniſſe der Art, indem er die Flagge am Kiel bemerkbar machte, auf der in ſilbernen Sternen der Name: Tomogiſton eingeſtickt war. Jetzt wußten die Freunde, von wem die Hülfe in der Noth kam. Sie erwieſen der Küche des Zauberers alle mögliche Ehre und erhoben ſich nicht früher von der Tafel, als bis alle Schüſſeln geleert und alle Flaſchen ausgeſtochen waren. Unterdeſſen ging die Gondel ihren Weg fort und zwar durchſchnitt ſie mit einer reißenden Schnelligkeit die Gewäſſer, an der weder Wind noch Ruder Theil hatten. Ebendes Gelehrten fügte er die ritterlichen Tugenden und die höfiſche Gewandtheit des Weltmannes, der an Fürſtenhöfen die meiſte Zeit ſeines Lebens zugebracht, bis ihm das Schickſal ſelbſt einen Fürſtenſtuhl einräumte. Niemand verſtand die Kunſt der Verſtellung ſo gut wie er, aber er wandte ſie ſelten an, denn nachdem er zur Macht gelangt war, fand er bequemere Mittel ſich in Anſehen zu erhalten. Er war ein Verachter deſſen, was man die öffentliche Meinung nannte, aber er hütete ſich wol, ſie öffentlich zum Kampfe herauszufodern, wie es ſein gutmüthiger Bruder gethan, der die Menſchen redlich beſſern wollte, und dafür von ihnen gehaßt und verfolgt wurde. Heimlich ein Spötter, dem Alles, was die Menſchen um ihn her glaubten oder meinten, völlig gleichgültig war, übte er doch die Gebräuche und bekannte ſich willig zu den Satzungen, die ihm mit ſeiner Stellung zugleich auferlegt waren. Rachgierig bis zum Aeußerſten, wo es galt einem perſönlichen Widerwillen zu genügen oder einen perſönlichen Angriff zu vergelten, war er edel und großmüthig einem kleinen unbedeutenden Feinde gegenüber. Sinnliche Neigungen und in ihrem Gefolge Eiferſucht beherrſchten ihn bis zum Wahnſinn, die Außenſeite ſeiner Mienen und ſeines Betragens blieben aber dabei immer kalt, und er zeigte der Welt immer ein männliches, finſteres, verſchloſſenes und ehrfurchtgebietendes Weſen. Auch hierin gab er einen Gegenſatz zu ſeinem Bruder ab. Konrad, ſinnlich und hingebend, brachte beſonders aus der Zeit ſeiner Jugend eine Menge kleiner ſkandalöſer Geſchichtchen in das Ordenshaus mit, Abenteuer mit Frauen, denen der leichtgläubige Mann zum Opfer gefallen war, und die er unvorſichtig ſelbſt unter die Leute gebracht. Dies ſchwächte ſein Anſehen bei den ſtrengen alten Herren des Ordens. Von Ulrich wußte man keine einzige Liebesgeſchichte, er hatte entweder nie eine gehabt, oder er hatte ſie in undurchdringliche Schleier zu hüllen verſtanden. Dadurch galt er für ein Bild ſtrenger Rittertugend beim Orden, als man ihn wählte. Beſſer Unterrichtete wollten zwar meinen, wie in Allem, ſo ſei er auch hier von finſtern Geheimniſſen umgeben; ja man behauptete, er habe bereits mehr als eins der Opfer ſeiner verborgenen Flammen in dunkeln Verließen verſchmachten laſſen, oder den entſetzlichen Tod des Lebendigbegrabenwerden erleiden laſſen. Es gab da ganz beſonders dunkle Geſchichten. Aber dem eiſernen Manne, der keinen Freund hatte und keinen haben wollte, war nie über dieſe oder ähnliche Dinge eine Auskunft abzugewinnen. Man hätte eben ſo gut das Grab fragen können, mit deſſen Schrecken und deſſen Schweigen er ſo viel Aehnlichkeit hatte.

Nachdem was wir eben beigebracht, läßt ſich erklären, welche Anziehungskraft gerade eine ſolche Natur auf die Jugend haben mußte. Sie wurde wie vom magiſchen Blick der Schlange unwiderſtehlich in ſeine Nähe gezogen. Er hatte die ganze Jugend des Ordens für ſich gehabt, als er ſich noch Mühe gab populär zu ſein und ganz ohne Zweifel hatte er ſie alle wieder für ſich, wenn es ſein Zweck erfoderte wieder die Mittel anzuwenden, die er beſaß, die Gemüther an ſich zu feſſeln. Von einer unbegreiflichen Müdigkeit und einem Ueberdruß an Allem befallen, waren ihm wiſſentlich und willentlich ſeit einiger Zeit die Zügel der Regierung entfallen, und ſogleich waren ſie von anderen Händen aufgenommen worden. Wir haben ſchon von einer ehrgeizigen Partei erzählt, die ſich im Innern des Kerns der Ordensgemeine bildete, und ihr Haupt in dem jungen Comthur Arthur von Hachenberg beſaß. Dieſer ritterliche Held war früher des Hochmeiſters Liebling geweſen, es hatte aber zwiſchen Beiden ein allen Andern unerklärliches Zerwürfniß ſtattgefunden, und ſeitdem intriguirte der Comthur heimlich gegen ſeinen frühern Beſchützer und Begünſtiger. Hachenberg hatte ſchnell hinter einander mehre wichtige Landcomthurämter bekleidet, hatte dann eine eigene Ballei innegehabt und war dann als Comthur der Provinz und als Unter-Comthur auf Marienburg in das Ordensſchloß verſetzt worden. Dies geſchah aus keinem andern Grunde, als um ihn in der Nähe zu haben, um ihn beobachten zu können. Dieſe Rangerhöhung, die ſcheinbar die alte Gunſt des Fürſten ihm in vollem Maße wieder zuſicherte, war nichts als ein Zeichen ſeines wachgewordenen Mißtrauens. Auch von den herrſchſüchtigen Plänen war der oberſte Gebietiger unterrichtet, aber, wie bemerkt, er ließ, momentan in Unthätigkeit verſinkend, die Sachen unbekümmert gehen, wie ſie gehen wollten. Es beſchäftigte ihn gegenwärtig, mit den Anhängern der neuen Wikleff'ſchen Lehre zu disputiren und die ketzeriſchen Grundſätze, die in Böhmen auftauchten, in der Nähe zu betrachten.

Goswin fand daher, als er wieder eines Abends in den Gemächern des Ordensmeiſters erſchien, zwei fremde Männer daſelbſt, die ſich angelegentlich mit ihrem fürſtlichen Gaſtgeber unterhielten. Befand ſich der Fürſt gerade im Geſpräch, oder wollte er ſonſtwie nicht geſtört ſein, ſo war Goswin bereits gewohnt, ſich ſtill in eine Fenſterniſche zu ſetzen und dort hinter einem Vorhang halb verſteckt zu warten, bis ein Ruf ihn hervortreten hieß. Oft ſaß er auch hier mit Baſano bei einer Partie Schach. Immer aber konnte er mit Bequemlichkeit die Perſonen ſehen, die im Gemach ſich befanden, und ihr Geſpräch hören.

Die beiden Männer, von denen der eine klein und ſchmächtig, der andere wild, mit krauſem, ſchwarzem Haar und von derber, gedrungener Geſtalt war, hielten ſich als Flüchtlinge und Verfolgte hier auf. Der Bannfluch laſtete auf ihren Häuptern und ſie waren durch Urthelſpruch zum Holzſtoß verdammt. Es war Gefahr dabei, ihnen ein Aſyl zu gewähren, und beſonders wenn dies Aſyl die fromme Ordensburg war, die mit zahlloſen päpſtlichen Segnungen prangte, und eine ſtarke Schutzwehr gegen die Feinde der Kirche und des Glaubens ſein ſollte. Niemand in der weitläufigen Reſidenz ahnete auch, wer dieſe Fremdlinge waren; ſie wohnten in tiefſter Stille in den Zimmern des armeniſchen Arztes. Man hielt ſie für deſſen Freunde und für zwei Doctoren aus Padua.

Als die religiöſen Dispute einen Augenblick Pauſe machten, trat mit einem gewiſſen ceremoniellen Anſtande der mißgeſtaltete Krüppel herein und machte eine tiefe Verbeugung vor dem Fürſten, wobei er ſeine beiden Köpfe faſt zur Erde neigte. Er hatte die Meerkatze in den Armen, die er liebkoſete und ſie dann auf den Teppich niederſetzte, wo ſie ihre Sprünge machte.

Der Fürſt ſah ihn eine Weile an und ſagte dann: man hat mir Klagen über dich vorgebracht, du ſollſt im Solde meiner jungen Taugenichtſe ſtehen und ihnen Rapport abſtatten, wenn ſie bei ihren ſchlimmen Streichen Entdeckung und Ueberraſchung zu fürchten haben.

Ach, mein Bruder, entgegnete der Krüppel, das iſt doch wol nur Lüge. Ich weiß, das hat dir mein lieber Bruder, der Hornerträger, hinterbracht. Doch gib ihm kein Gehör. Ich, im Solde deiner Taugenichtſe ſtehen! Und was können dieſe Vögel mir für einen Sold geben; ſie, die nichts haben als einen leeren Magen, den ſie mit großſprecheriſchen Reden zu füllen trachten, und eine trockene Kehle, die ſie mit Lügen anfeuchten.

Nein, ſie trinken Wein und ſchlemmen! ſagte der Fürſt.

Nun, und trinkſt du nicht auch Wein, und ich — ſchlemme ich nicht auch, und wir ſind beide Fürſten, die Gott über Land und Leute geſezt hat, und die als gutes Beiſpiel vorleuchten ſollen

Narr, nimm dir nicht zu viel heraus! bemerkte Baſano.

Narr, was ſtörſt du mich in meiner Rede. Habe ich jemals dich geſtört, wenn du deine meuchelmörderiſchen Pillen dreh'teſt oder deine Latwergen ſchmierteſt? Du glaubſt wol, weil du durch deine Decocte und Mixturen hier den Prinzen, meinen Bruder, ſo weit hergeſtellt haſt, daß er wieder mit mir zuſammen ſeine Spaziergänge machen kann, daß dir deshalb erlaubt iſt, kecklich deine Zunge gegen Fürſten und deren Söhne zu brauchen? Ich ſage dir, ſchweige, wo ich und Meiſter Ulrich ſprechen.

Der Arzt trat einen Schritt zurück und lächelte. Wer iſt dieſe merkwürdige Figur? fragte ihn leiſe einer der Wikleſſianer.

Wer ich bin? rief der Kleine. Ich bin eine Figur, wie du eine biſt, von dem großen Weltenaffen geformt und geknetet und dann in die Welt geſchleudert, wo einige Figuren auf den Kopf, andere auf die Beine fallen. Ich bin auf den Kopf gefallen, und deshalb auseinander geplatzt. Von meiner zweiten Hälfte iſt nur dieſes Stück übrig, das du hier auf der Schulter ſiehſt. Wäre ich, wie es ſich gehört, auf die Beine zu ſtehen gekommen, ſo wäre ich jetzt ein ganzer Mann und regierte über Land und Leute und trüge einen goldenen Reifen um das Haupt. Jetzt bin ich etwas anderes. Jetzt bin ich ein Spaßmacher und der einzige Mann unter männlichen Nonnen. Ich bin der Einzige, den man nicht verſchnitten hat mit dem geiſtlichen Meſſer, und der die Erlaubniß hat, mit einer Eva als Adam im Paradieſe zu leben. Das heißt, ich habe kein Gelübde gethan, und trage keinen weißen, ſondern einen rothen und manchmal auch einen blauen oder gelben Mantel.

Ihr lächelt, weil ich von meiner Eva ſpreche, und ihr wollt damit ſagen, daß ein ſo übel gebauter Burſche ſchwerlich viel Glück bei den verſchiedenen Eva's machen wird; doch ihr ſollt nur wiſſen, ich war ehedem ſchlank, wie eine Tanne, und lieblich von Angeſicht. Allein man hat mir hier ein gar ſubtiles Gift, den Herrn Chriſtus, in den Leib gebracht, und ſeitdem ſchlugen die Buckel vorn und rückwärts aus, als wie ein Maulwurf, heimlich im Innern arbeitend, ſeine böſen Berge nach oben auswirft.

Wie! rief der Fürſt, was muß ich hören? du biſt alſo nicht freiwillig ein Chriſt geworden? und ich habe geglaubt, du befändeſt dich ſo glücklich im Schooße unſerer Religion.

Aufrichtig geſagt, nein, Bruder. Ich bin weder freiwillig ein Anhänger eures Gottes geworden, der Euch die hübſchen weißen Mäntel zuſchneidet, noch befinde ich mich ſo beſonders glücklich im Schooße ſeiner Mutter, der großen goldenen Frauensperſon in der Mauerniſche drüben. Wie geſagt, ſo wie ich Chriſt wurde, ſchlugen bei mir die Buckel aus. Ich verkümmerte und mein ganzes Weſen wurde kläglich. Es würde bei euch Allen nicht anders kommen, allein ihr wißt euch zu verſtellen und drückt eure Buckel mit großer Anſtrengung zurück, aber dann ſchießen ſie innerlich an. Glaubt nur, wäre ich ein luſtiger Heide geblieben, der ich war, ich hätte mich des Lebens gefreut und wäre keine Schande und kein Spott mir und Andern geworden.

ſo, wie ſie angekommen, entfernte ſie ſich wieder, von unſichtbaren Geiſterhänden geſteuert. Die Bahn, die ſie zurücklegte, ſchien nur eine geringe Ausdehnung zu haben, dennoch hätte ſie ein gewöhnliches Schiff in vielen Tagen nicht durchgemacht. Man reiſte die Nacht durch und bekam am Morgen das Geſtade einer Inſel zu Geſichte, die, wenn nicht alle Anzeigen trogen, das Ziel der Reiſe ſein mußte. Schon aus der Ferne ſah der erſtaunte Blick Paläſte auftauchen und Thürme ſich erheben, ſpäter erſchienen herrliche Gärten und reizende Anpflanzungen, die ihr Bild im Waſſer widerſpiegelten. Die ganze Schiffsgeſellſchaft ſchickte ſich an, ihr Erſcheinen auf den Maulwurfsinſeln auf die vortheilhafteſte und eleganteſte Weiſe einzurichten. Niemand wollte zurückſtehen oder unbedeutend erſcheinen. Roger ſchnürte das Corſet Fleur-de-lys' feſter, eine Fertigkeit, die er der Fee Kokombre zu danken hatte, Tulipan, dem das Herz vor Freude

Alsdann biſt du noch nicht recht bekehrt! ſagte Baſano.

Wollt ihr es noch weiter treiben? Soll ich noch neue Auswüchſe erhalten, und an welchem Theile meines armen Körpers? Wie ihr grauſam ſeid, ihr ritterlichen Nonnen! Ihr behoſeten Chorſchweſtern! Ihr buſenloſen Weiber! Ihr Männer in Weiberſchürzen! Die ihr vor einem Jungfrauenbette ausſpukt, und nach einem Männerbette gelüſtet! Die ihr die Welt und ihre Geſetze verkehrt, weil ihr beim Verkehrten beſſer eure Rechnung findet, als beim Geraden! Geht, geht, bekehrt euch ſelbſt, dann bekehrt Andere!

Du biſt ein eben ſo böſer Chriſt, als du ein undankbarer Empfänger von Wohlthaten biſt, ſagte Baſano. Wenn die Ordensbrüder dich aufgenommen, dich verpflegt, dir ein Aſyl gewährt, ſo iſt es eines Mannes wenig würdig, durch Läſterungen für Gutthaten zu danken.

Wie du weiſe zu predigen verſtehſt, gelehrter Mann, hub der Kleine wieder an. Es iſt nur Schade, daß du, wie du von deinen eigenen Medicamenten nichts gebrauchſt, ſo auch von deiner eigenen Weisheit nichts zu deinem Nutzen verwendeſt. Biſt du denn ein ſo guter Chriſt, und wie vergiltſt denn du die Gaſtfreundſchaft, die dir dieſes Haus gewährt? Nicht wahr, dadurch, daß du behülflich biſt, hier Alles vom Oberſten zum Unterſten zu kehren, und daß du den leichtgläubigen Dirnen in der Umgegend Liebestränkchen kochſt, den Söhnen ſchneller zu Erbſchaften hilfſt und gutes Gold bei Seite bringſt, um mit falſchem in deinen Schmelztiegeln zu prunken.

Der Arzt verbarg ſchlecht ſeinen Ingrimm über dieſe ſtachelige Rede, und ein finſterer Blick des Fürſten zeigte dem kleinen Schwätzer, daß er hier an die Grenze der erlaubten Späße gekommen war.

Uebrigens, ſagte der Kleine, dieſe drohenden Zeichen bemerkend, thut, was ihr wollt. Mich kümmert es nicht. Aber laßt mich nur meinen hübſchen Jungen beiſtehen gegen den alten Hörnerträger. Sie wollen ihre Jugend genießen, und wenn ſie gleich Nonnen ſind, ſo ſind es Nonnen, die Hoſen tragen und die ihren Roſenkranz an ihrem Schwertgriff aufhängen. Von dieſen dürſt ihr nicht verlangen, daß ſie den ganzen Tag auf den Knieen liegen, und nie ein Gelüſte haben, über die Kloſtermauer hinüber zu blicken.

Als dieſe Worte kaum geendet waren, hörte man im Vorzimmer eine helle Stimme, die rief: Crispin! Crispin!

Da iſt der Marcheſe, ſagte der Fürſt zu Baſano, geh und empfange ihn.

An der Seite des Arztes trat ein nicht mehr junger Mann ein, ſchlank, äußerſt beweglich, mit krauſem, ſchwarzem Haar, bleicher Geſichtsfarbe und dunkeln Augen, die einen lebhaften und heitern Glanz von ſich ſtrahlten. Die Kleidung war die eines venetianiſchen Nobili. Er ſchritt auf den Fürſten zu, reichte ihm vertraulich die Hand, und ſagte mit einem verſtellten Ernſte: Wenn der heilige Crispin mich nicht eben bewahrt hätte, ſo wäre ich ein Kind der Verdammniß geworden. Als ich den kleinen Dagobert-Saal durchſchreite, erblicke ich in einer Niſche — wen? die Signora Peretti. Ich erkenne ſie kaum wieder, ſie trägt einen Schleier und ein ſeltſames Gewand, das ſeine Beſtimmung ſchlecht erfüllt, denn es bedeckt nicht, ſondern enthüllt. In dieſem Anzuge iſt ſie eingeſchlafen. Und ich, ich war nahe daran, der Endymion dieſer Luna zu ſein, und ihr einen Kuß zu ſtehlen.

Der Marquis iſt unverbeſſerlich in ſeinen Sitten, ſagte Baſano.

Der Fürſt ſah ſchweigend vor ſich hin.

Werden wir etwas zu ſehen bekommen? fragte der Marquis. Der Arzt neigte das Haupt und ſagte: Wir werden ein paar Myſterien aufführen.

Vortrefflich! Wer ſind dieſe Herren? fragte er nochmals leiſe den Armenier. Dieſer erwiderte ebenfalls mit gedämpfter Stimme: gelehrte Männer, die man aus ihrem Lande vertrieben hat; der Eine iſt ein Licentiat aus Prag, der Andere ein Edelmann, beide bekennen ſich zur ketzeriſchen Lehre.

Machet mich mit ihnen bekannt, bat der Cavalier. Es geſchah, und der Marquis ſagte lächelnd und mit großer Freimüthigkeit: Ihr Herren, ihr ſeht in mir einen Franzoſen, der aber in Italien, am Hofe eines geiſtlichen Fürſten ſeine Jugend hingebracht und ſeine Bildung empfangen hat. Durch eine Satire, die ich auf die Mönche machte, und durch ein Spottgedicht auf die heilige Jungfrau, alsdann durch einige erotiſche Epiſteln und kleine muthwillige Novellen kam ich in Ungnade und mußte fliehen. Mein Beſchützer, der ſelbſt ein ſehr freiſinniger Prälat war, konnte mich nicht ſchützen, ſo gern er es auch wollte. Da ich reich bin, kümmere ich mich wenig um die Gunſt und Ungunſt der Menſchen. Ich wanderte aus und kam hierher nach Norden, wohin ich einer ſchönen Frau folgte, die mit magiſchen Banden mich nach ſich zog. Hier fand ich auch dieſen Freund, der, ſelbſt frei, die Freiheit der Geiſter beſchützt.

Auch wir nehmen Theil an dieſem Schutz, ſagte der Edelmann, indem er, ſichtlich eingenommen durch das Vertrauen und die offene Weiſe, dem Franzoſen ſich gewogen fühlte.

Alſo gute Brüderſchaft! rief dieſer lebhaft. Krieg den Pfaffen! Krieg den finſtern Zellen! Krieg Allem, was die Genüſſe des Lebens verbittert und raubt! Es wird eine Zeit kommen, wo man alle dieſe finſtern und grauſamen Spielereien verlacht, mit denen wir uns und unſere Mitbrüder noch quälen!

Dieſe Zeit wird ſicherlich kommen, ſagte der Edelmann.

Laßt uns lieber ſagen, theure Herren, hub der Licentiat an, daß eine Zeit kommen wird, wo eine gereinigte Lehre Licht und Frieden über die ganze, in enge Verbrüderung zuſammenhaltende Menſchheit bringen wird. Vor Allem müſſen der Papſt und die jetzt herrſchende Kirche fallen.

Das müſſen ſie und das werden ſie! rief der Edelmann.

Kindereien! rief der Marquis. Ich habe den Papſt ganz gern, er iſt ein guter Mann. Ich habe in Rom gelebt, und ſehr angenehm gelebt. In den Gemächern des Vatican habe ich ähnliche kleine Scenen und Darſtellungen angeſchaut, wie ich ſie hier ſehe.

Ah, das iſt ſehr auffallend! rief der Böhme.

Was iſt denn auffallend? Die großen Geiſter und die hochgeſtellten Prieſter gehören alle zu einer geheimen Verbrüderung, die die Form duldet, um auf den Pöbel zu wirken, die aber im Geheimen ihrer ſpotten. Habe ich nicht Recht, Baſano?

Vollkommen! Nur iſt es vielleicht nicht klug, überall dieſe Lehre vorzutragen.

Ich predige ſie auch nicht von den Dächern, ſagte der Marquis. Wir ſind hier unter Freunden. Doch bemerke ich da eben einen jungen Ordensritter.

Goswin trat aus der Vertiefung hervor und wurde dem Marquis vorgeſtellt.

Welch ein hübſcher Junge iſt das, ſagte dieſer leiſe zu Baſano. Und er hat dieſe Miene von Unſchuld, die die Weiber raſend machen kann. Unſer Wolf hat ein hübſches Lamm in ſeinen Rachen genommen!

Der Fürſt war eben im Geſpräch mit ſeinen Gäſten begriffen und hörte dieſe Worte nicht.

Der Licentiat ſagte, halb zum Marquis gewendet: daß in Rom und anderswo die hohe Geiſtlichkeit ſo zügellos lebt, iſt ein Grund mehr, weshalb wir die Satzungen und die Kirche verbeſſert und gereinigt wiſſen wollen. Nach unſerer

Anſicht muß der äußere Flitterkram ſinken, und der innere Kern, der da machen ſoll, daß die Menſchen beſſer und ſittlicher werden, zum Vorſchein kommen.

Kindereien! rief der Marquis. Ich bin ein ſehr frommer Katholik vor der Menge, aber unter Freunden geſtehe ich offen, daß ich an nichts glaube. Junger Mann, das iſt aber nichts für Euch! Ihr glaubt noch an all die ſchönen Dinge, die man Euch gelehrt, und Ihr thut recht daran. Aber da kommt Jemand, an deſſen Tugend ich auch dann nicht glauben werde, wenn man mich auf der Folter zwingt, an alles närriſche Zeug, was je die Welt berückt, zu glauben.

Ein wohlbeleibter Prälat trat ein; es war Einer von den Zweien, die Goswin am erſten Abend bereits geſehen.

Unſer Abt! unſer frommer Vater! rief der Marquis und flog auf den Eintretenden zu. Wo kommſt du her, Bild der Gottſeligkeit?

Ehe der Angeredete antwortete, machte er eine tiefe Verbeugung vor dem Fürſten, der, die Arme über die Bruſt gekreuzt, an dem Marmortiſch lehnte, der einem der koſtbaren Spiegel zum Unterſatz diente.

Die joviale Miene und die lächelnden, lichtbraunen Augen, die runde Geſtalt des Prieſters brachten unwillkürlich einen günſtigen Eindruck hervor. Der lange Talar, den er trug, und der über der Bruſt gegürtet war, die ſchwarzen, langen Locken, die ihm auf die Schultern niederfielen, gaben ihm faſt das Anſehen einer freundlichen Matrone. Er erwiderte auf die Frage, daß er eben aus der Vesper komme.

Unſer Publikum iſt nun verſammelt! ſagte Baſano vortretend; und wenn unſer Herr gebietet, ſo kann die Vorſtellung beginnen.

Der Fürſt nahm den Armſeſſel ein, der für ihn hingeſtellt wurde, die Andern ſtanden um ihn herum. Der Eingang zu einem Nebengemach öffnete ſich und man ſah eine kleine Bühne eingerichtet, ähnlich denen, auf welchen in Klöſtern nach damaliger Sitte die heiligen Myſterien zur Weihnachtszeit und zu Pfingſten dargeſtellt wurden. Hier galt es jedoch, dieſe frommen Legenden zu traveſtiren. Zügelloſe Scenen wurden von zügelloſen Verſen erklärt und begleitet. Der Verfaſſer der letzteren war der Marquis, der wohlgefällig dicht an der Bühne ſtand und ſelbſt zu den gelungenſten Bildern ſeinen Beifall ſpendete. Das Leben und die ſpätere Bekehrung der heiligen Magdalena gab den Stoff zu der erſten Myſterie. Die Signora ſtellte die eitle junge Weltfrau dar, wie ſie von Stutzern umflattert wird und Anfechtungen zu beſtehen hat. Es erſcheint der Teufel in allerlei lockenden Geſtalten, doch da er überwunden wird, entflieht er und die Heilige wird gekrönt. Der Inhalt der zweiten und der dritten Myſterie waren noch viel ausgelaſſener. Der Marquis, der Böhme und der Prälat beluſtigten ſich vortrefflich. Der Fürſt blieb ernſt und Goswin fühlte abwechſelnd die Flammen der Scham und Verwirrung in das Geſicht ſteigen, dann aber trieb ihn die muntere Jugend über manchen guten Spaß zum Lachen. Endlich überwand die Fröhlichkeit die anfängliche Scheu und das ganze Spiel machte ihm eine unbeſchreibliche Freude. Er bedauerte, daß es ſo ſchnell zu Ende ging, und die ſchöne Signora und Erwartung klopfte, rang das noch übrig gebliebene Waſſer aus ſeinem Mantel, der Vater Claude ſammelte in ſeinem Gedächtniſſe ſchnell die ſchönſten und wunderbarſten Geſchichten und Fortunat ſtolzirte auf dem Verdeck der Gondel, mit den „Roſen und Vergißmeinnicht" geziert.

Ein mit üppiger Kunſt verzierter Garten mit einer breiten Marmortreppe, die bis zum Meere hinabführte, nahm die Heranſchiffenden auf. Ein ſchmetterndes Trompeten-Fanfare ertönte aus den Orangen und blühenden Mandelgebüſchen. Oben auf dem Altan der Treppe zeigte ſich die Prinzeſſin Omphale von ihrem Gefolge umgeben, in einer halbnachdenklichen und träumeriſchen Stellung, während der Zauberer Tomogiſton mit einer Miene geſchäftiger Freundlichkeit die Stufen herab, unſern Reiſenden entgegenkam. „Nicht wahr?" rief er, „das Diner, das ich euch ſchickte, kam zur rechten Zeit? Wie fandet ihr die Weine, das Gefrorene, das Wildpret?"

ſchwebte, als ſie ſchon längſt wieder hinter dem neidiſchen Vorhange verſchwunden war, noch immer in ihrem verführeriſchen Anzuge vor ſeinen trunkenen Jugendblicken.

Der Licentiat ärgerte ſich an dem Schauſpiel und er hatte der Bühne halb den Rücken zugewendet! dennoch ſtimmte er lebhaft ein, wenn es Angriffen auf den Papſt und die Kirche galt. Aber die rein lüſternen Scenen und der Spott mit dem Heiligen gefiel ihm nicht.

Als das Spiel geendet war, zog ſich der Ordensmeiſter zurück, der Licentiat verſchwand und zurück blieben der Marquis, der Böhme, der Prälat, die Signora und Goswin. Dieſe kleine Geſellſchaft ſetzte ſich in einem Nebengemach zur Tafel. Goswin wollte gehen, doch er wurde von ſeinen neuen Freunden zurückgehalten. Er blieb willig, denn die ſchönen Augen der Signora und die luſtigen Reden des Marquis übten einen eigenthümlichen Zauber auf ihn aus. Dennoch wagte er nicht das Wort an die Erſtere zu richten, ſondern ſah ſie nur aus der Entfernung an; ihre Blicke trafen ſich öfters. Der Böhme hatte ihn an ſeine Seite genommen, und während der Prälat und der Marquis ſich angelegentlich mit der Italienerin beſchäftigten, die ihre Zither im Arme hatte und abwechſelnd ſang, lachte und plauderte, ſchenkte er fleißig ſeinen eigenen und des Jünglings Becher voll.

Nach Beendigung einer kleinen verliebten Canzone, wo der Marquis begleitete und der Prälat komiſche und übertriebene Pantomimen dazu machte, ſagte die hübſche Dame, indem ſie lachend die Zither hinlegte: Sollte man wol glauben, daß wir in einem Kloſter ſind?

Es iſt nicht das erſte und wird auch nicht das letzte Mal ſein, bemerkte der Prälat, wo man ſich in verſchwiegener Zelle des Lebens freut.

Und eine verbotene Freude iſt doppelt ſüß! rief der Böhme, indem er roth vom Wein und glänzend vor innerem Behagen ſeine kleinen grauen Augen auf der Sängerin ruhen ließ.

An uns iſt auch nichts mehr zu verderben! lachte Andolina. Wir mögen thun, was wir wollen.

Das möchte ich nicht behaupten; es iſt eine Nonne unter uns!

Eine Nonne? Wo, Marquis?

Der Gefragte zeigte auf den jungen Ordensritter.

Wenn das iſt, ſagte Audolina mit einer anmuthigen Schalkhaftigkeit, ſo bitte ich um Verzeihung, wenn ich Anſtoß errege.

Wir müſſen ihn in unſern Orden einweihen! rief der Marquis; alsdann wird er uns nicht mehr hinderlich ſein. Auf, junger Herr, kommt her. Ich will den Ordensmeiſter ſpielen und über die Aufnahmeceremonien verfügen. Der erſte Grad iſt, daß der neue Jünger kommt, ſich hier auf ein Knie niederläßt und um die Aufnahme bittet, das heißt um einen von der Dame kredenzten Trank. Der zweite Grad iſt, daß er ſeine Lippen gerade dort anſetzt, wo ſie die ihren angeſetzt, und der dritte, daß er ihren holdſeligen Mund mit dem ſeinen im Kuſſe vereinigt.

Ich möchte noch einen vierten Grad hinzuſetzen, ſchmunzelte der Prälat.

Still! rief der Marquis, gegen die Verfügungen des Meiſters hat Niemand etwas einzuwenden. Nun, mein junger Ritter, wollt Ihr Euch wol hierher bemühen?

Goswin kniete nieder; ſein Arm ſtützte ſich leicht auf das Knie Andolinens. Sie reichte ihm den Pokal, und er erfüllte die zweite Bedingung, dann ſprang er auf, verbeugte ſich lächelnd und ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz.

Nun, und der Kuß? riefen die drei Männer in gleichem Tone. Wo bleibt der Kuß?

Goswin antwortete nicht, ſondern blickte, Purpurflammen im Geſicht, in ſeinen Pokal nieder. Die Signora zeigte eine kleine Miene von Unzufriedenheit, dann griff ſie raſch zur Zither und ſang ein muthwilliges Liedchen, dann ſagte ſie lachend: Unſere Nonne bleibt Nonne.

Und er thut Recht daran: laßt mir meinen Jungen in Frieden! rief der Böhme. Er darf nun einmal keine Frauen küſſen. Er hat es geſchworen, ſoll er ſeinen Schwur brechen?

Andolina! hub der Marquis an, Ihr müßt jetzt Euren ganzen Stolz darein ſetzen, dieſen hübſchen Spröden zu beſiegen, es koſte, was es wolle. Geht, er iſt zu Euch gekommen, verfügt Euch jetzt in allen Ehren zu ihm hin.

Die Sängerin ſtand auf und vom Prälaten und dem Marquis geführt, nahte ſie ſich feierlich und mit geſenkten Augen dem jungen Manne. Sie ließ ſich vor ihm auf ein Knie nieder und ſagte ernſt: Eure jungfräuliche Majeſtät werden entſchuldigen, wenn ich, eine reumüthige Sünderin, gewagt habe, gegen Euer geweihtes Haupt böswillige Anſchläge zu unternehmen.

Ein lautes Gelächter begleitete dieſe Anrede.

Der Böhme ſtand gleichfalls auf und ſagte, zu Goswin gewendet: Erlauben Eure Majeſtät, daß ich, als Ihr getreueſter Hof- und Landmarſchall der ſündhaften Deputation, die ſich vor Dero Thron eingefunden, die gottloſe Magdalena an ihrer Spitze, gründlichen Beſcheid gebe.

Goswin nickte und der Böhme fuhr fort: Da die gottloſe Magdalena und ihr Gefolge nur erſchienen iſt, nicht um zu bereuen, wie ſie fälſchlich vorgibt, ſondern womöglich neue Sünden zu ihren alten zu häufen, ſo wollen die Majeſtät die Gnade ihres Angeſichts ihr nicht gewähren und ſagen ihr durch mich, daß ſie unverrichteter Sache dahin wieder zurückkehren ſoll, woher ſie gekommen.

Wie, ſollen wir dieſe Unbill leiden, wir, die Kämpen und Ritter der Dame? riefen der Marquis und der Prälat, und ſahen ſich einander zornglühend an. Ehrloſer Hof- und Landmarſchall, wir bieten dir einen Kampf an: der Kampfpreis ſei der Sieg unſerer Dame über Euren Herrn.

Wohlan! rief der Böhme, worin beſteht der Kampf?

Dieſen Humpen mit einem Zuge zu leeren! rief der Marquis.

Gebt ihn her! doch verſteht mich wohl; unterliegt ihr und ſiege ich, ſo wird meine kaiſerliche Majeſtät zu befehlen geruhen, daß der Kuß, um den es ſich hier handelt, von mir von den ſüßen Lippen der gottloſen Magdalena genommen werde.

Es ſei.

Die Dame ſah ihre zwei Ritter an und ſchüttelte das Haupt. Weder der Eine noch der

Andere ſchien ihr die zu dieſem Siege gehörigen Kräfte und Anlagen zu haben. Da der Böhme für ſie nichts Anziehendes hatte und ihr wenig nach ſeinem Kuß gelüſtete, ſah ſie mit Bangen dem Ausgang der Wette entgegen. Es traf völlig mit dem zuſammen, was ſie gefürchtet hatte; der tapfere Böhme leiſtete das Wunder, der Marquis holte ſich einen ärgerlichen Stickhuſten und der Prälat ſagte lächelnd, daß er ein noch ungeübter Kleriker ſei, ſich mit den letzten Dingen noch nie beſchäftigt habe, alſo auch noch nicht mit dem letzten Tropfen in einem Becher.

Als der Kuß verwettet war, nahte ſich der derbe Sieger mit freudigem Gemurmel ſeiner Beute und ſchlang einen ſeiner kräftigen Arme um ihren Leib. Goswin ſah die bittenden Blicke des Opfers, erhob ſich und rief: Wie dann, meine Herren Kämpfer und Richter zugleich: wenn ich nun dasſelbe Kunſtſtück mache!

Dann ſollſt du über mich geſiegt haben, mein lieber Bruder, und über mich befehlen und mich zu deinem lebenslänglichen Freunde haben. Denn, bei Gott, eine Kehle, die nicht ſchluckt, ein Mund, der nicht küßt, ein Schwert, das nicht ſchlagt — ſind meine Genoſſen nicht.

Goswin ließ den Pokal füllen und leerte ihn auf einen Zug; er ließ ihn nochmals füllen und leerte ihn nochmals auf einen Zug. Bei ſeinem Vater hatte er trinken gelernt.

Ein allgemeines Staunen machte ſich Platz; der Böhme reichte ihm die Hand, ſchüttelte ſie derb und rief: Kamerad, auf Tod und Leben! Wenn du einſt zu mir nach Böhmen kommſt, ſollſt du wie ein Bruder und Sohn von mir gehalten werden. Ich will dir all mein Habe vermachen! Aber, du biſt ja Ordensritter und darfſt nichts nehmen. Das iſt ein Unglück!

Ein größeres Unglück verfüge ich jetzt über Euch, Herr Ritter! ſagte Goswin, den treuherzigen Handſchlag erwidernd; Ihr ſollt Euer Recht auf die Dame aufgeben.

Ah! Weshalb?

Fragt nicht; ich will es ſo.

Die Signora entſchlüpfte und warf ihrem Retter einen dankbaren Blick und eine Kußhand zu. Der Prälat und der Marquis ſahen ſich lachend an. Der Erſtere ſagte leiſe zum Andern: Wenn er erſt eben ſo gut wird küſſen gelernt haben, wie er trinken kann, ſo hat für uns die letzte Stunde unſerer Siege geſchlagen! Es bleibt dann nichts für uns übrig.

Der Böhme ſagte verdrießlich: Mir meinen wohlverdienten Preis zu entreißen, iſt das wol recht gehandelt! Und die arme Dirne, wie lüſtern war ſie nach meinem Kuſſe! Aber zwei ſolche Humpen! Das brachte ich nicht zu Stande, als ich ſo jung war wie er iſt.

Die Italienerin ſah ihren jungen unbeſiegten Helden mit einem aus Zärtlichkeit und Unwillen gemiſchten Blicke an. Er erwiderte dieſen Blick feurig. Der Prälat ſchob ſein breites, rundes Geſicht dazwiſchen.

Was dieſe Deutſchen trinken können! rief der Marquis. Es grenzt an das Unglaubliche; und ich bin überzeugt, daß ſie nur in der Trunkenheit ihre Wunder der Tapferkeit thun. Nüchtern ſind ſie träg und indifferent.

Ihr ſeid im Irrthum, gnädiger Herr, ſagte Geswin. Wir ſind nüchtern eben ſo wenig muthlos, als wir es trunken ſind.

Das iſt eine Wahrheit! Von den Franzoſen und Italienern kann man nicht daſſelbe ſagen; ſie lieben mehr die Worte wie die Thaten.

Ah, das verbietet mir mein Stolz zuzugeben. Ich bin ein Franzoſe und zugleich ein Italiener. Ich habe mich ſechs Mal in meinem Leben geſchlagen.

Und ein Deutſcher ſchlüge ſich zwölf Mal und würde nie davon ſprechen, ſagte Goswin.

Ah, Herr Ordensritter, das klingt wie eine Beleidigung.

Und iſt auch eine, fügte der Böhme hinzu.

Andolina ſprang auf: Um's Himmels Willen ſtreitet nicht. Du, mein Blonder, ſei ruhig, du biſt der Jüngſte.

Das iſt ein ſchöner Grund! rief der Marquis, und mehr Beleidigung als Troſt. — Sie hatte ſich Goswin genähert und preßte ihre Hand auf den Mund. Wenn das nicht hilft, ſagte ſie, ſo werde ich noch die Lippen zu Hülfe nehmen, um die deinigen zu verſchließen, böſer Raufbold.

Während die Männer ſtritten, und als Gos-

Er ſchloß den heraushüpfenden Tulipan zuerſt in die Arme, dann faßte er Fortunats Hand, um ihn der Prinzeſſin vorzuſtellen, doch in dem Augenblicke, als der Fuß unſeres Helden die Marmortreppe berührte, hörte er einen Schrei der Damen oben, und die Prinzeſſin entfernte ſich auf das ſchleunigſte. „Was iſt das?“ ſchrie Tomogiſton. — „Aber was muß ich ſehen?“ ſetzte er im Zorne hinzu. „Welch ein Aufzug?“ — „Wie kannſt du es wagen, ſo vor einer Dame zu erſcheinen?“ „Ach, du wirſt machen, daß meine Lieblingspläne ſcheitern!“

Dieſe Worte brachten Fortunats Unruhe und Verlegenheit auf die Spitze. Er ſenkte beſchämt den Blick und ward mit Schrecken gewahr, daß die Roſen und Vergißmeinnicht ihn verlaſſen hatten. Eine nicht mehr ganz junge Schöne mit blaſſem Teint und einem Geſichte, auf dem Verwirrung und Unwille kämpften, ſtand ihm zur Seite. Aller Blicke wandten ſich zu dieſer win einen Verſuch machte, ſich in den Streit zu miſchen, machte ſie ihre Drohung wahr und raubte dem Jüngling einen langen, glühenden Kuß. Dann ſprang ſie von ſeinem Schooße herab, lief mit der Zither durch das Gemach und ſang ſo laut, daß der Streit darüber ſchwieg. Es war jedoch ſchon zu einer Ausfoderung gekommen zwiſchen dem Böhmen und dem Marquis. Man verabredete die Zuſammenkunft. Die kleine Geſellſchaft ſtob nach allen Seiten hin auseinander.

Träumend war Goswin zurückgeblieben. Die verlöſchenden Lampen brannten düſter, es herrſchte Dunkelheit im Gemach. Er hatte ſich auf ſeinen Stuhl zurückgelehnt, ſein Wamms war aufgeneſtelt, der Mantel war von ſeinen Schultern gefallen, der Hals und ein Theil der Bruſt waren entblößt. Da fühlte er eine warme Hand auf der Bruſt; eine dunkle Geſtalt ſtand neben ihm. Er ſprang auf; der Ordensmeiſter befand ſich an ſeiner Seite. Wie dein Herz wild klopft! ſagte er.

Goswin zitterte wie ein Weib, als er den

Meiſter vor ſich ſah, und fühlte wie der durchbohrende Blick dieſer dunklen Augen in ſeinem Innern die eben begangene Verletzung ſeines Gelübdes aufzufinden wußte. Er war ſich bewußt, zum erſten Male den Kuß eines Weibes genoſſen und einen Anlaß zu einem weltlichen Streite gegeben zu haben; beides hochpeinliche Verbrechen in ſeinen Augen; er, der die ganze Strenge und Größe ſeiner übernommenen Pflichten ſtets in ſeiner Seele lebendig vor ſich trug.

Er ſtützte ſich an die Lehne des Stuhles und ſenkte die Augen.

Komm, folge mir, ſagte der Meiſter. Es iſt eine ſchöne Mondnacht, wir wollen einen kleinen Gang auf der Baſtei machen. Ich habe mit dir ein Wort zu reden. Doch neſtle dein Wamms zu; wenn es auch nicht kalt iſt, ſo weht doch ein ſcharfer Wind um die alten Mauern.

Godwin neigte ſich zu der Hand des Meiſters und küßte ſie ehrerbietig.

Sie traten jetzt durch eine kleine Pforte in die Nacht hinaus auf einen Altan, der einen ziemlichen Umfang hatte, und mit einem

Gange an der äußeren Mauer hin in Verbindung war.

Geswin dachte jetzt daran, daß er den Meiſter einſt bei ähnlicher Gelegenheit zum erſten Male geſehen, auch bei Nacht und Dunkel, damals aber in der Zelle des Großcomthurs.

Neuntes Capitel.

Das Geſpräch im Mondſchein.

Nach einigen Schritten, die der Ordensmeiſter ſtumm neben ſeinem jungen Gefährten gemacht, fragte er dieſen: Nun, wie gefällt es dir bei uns?

Goswin befand ſich in Verlegenheit, was er auf dieſe Frage antworten ſolle. Er hatte in letzter Zeit eine ſolche Menge Eindrücke in ſich aufgenommen, er hatte erfahren, geſehen und beobachtet, was ihm ebenſo neu als unerwartet gekommen, daß ſich in ſeinem Innern kein feſtes Bild von dem Leben geſtaltet hatte, das er künftig zu führen haben werde.

Ulrich wartete eine Weile, dann ſagte er ungeduldig: So ſprich doch, mein Sohn. Ich liebe die offene freimüthige Rede im Munde der Jugend.

Es gefällt mir hier ſehr wohl und ich wünſche mein ganzes Leben hier zuzubringen.

Dein ganzes Leben? Und hier? In dieſen Mauern? Du trägſt alſo kein Verlangen, dir die Welt zu beſehen.

Hier iſt meine Welt! ſagte Goswin mit großer Beſcheidenheit.

Ulrich ſchlang ſeinen Arm um den Nacken des Jünglings, zog ihn an ſich und ſah ihn ſcharf an mit ſeinem durchbohrenden Blicke. Knabe, ich will offen mit dir ſprechen. Deine Seele iſt jung, ſie iſt friſch, ſie iſt ſtark, ſie trägt meine Gedanken. Sieh hier die Ebenen vor uns liegend, im Mondglanz! So weit deine Blicke tragen, iſt Alles ſtiller Friede und feierliche Ruhe. Der Thauwind bläſt um die alten Thürme der Burg; er trägt auf ſeinen ſchweren Flügeln die düſtern Gedanken,·die ſchwermüthigen Empfindungen des Kummers, der Entſagung, des freudenleeren Daſeins mit ſich fort and führt ſie dem Meere zu. Laß mich offen ſprechen! So wie wir hier ſtehen, dem ewigen Auge nahe, das aus dem dunkeln Dome auf uns niederſchaut, ich, der Mann, der vielfach im Leben umhergetrieben, an den Jüngling ſich lehnend, der noch nichts erfahren, als die kleinen Ereigniſſe ſeiner väterlichen Hütte, aber viel hoffend, viel erwartend, ſowie wir hier beiſammen ſtehen, ſo ſtand ich, einſt, ich der Junge, neben einem erfahrenen Freunde meiner Jugend. Ich wollte mich damals dem Kloſter weihen. Mein Bruder war für die Welt beſtimmt, mich trieb ein unwiderſtehlicher Hang zu Einſamkeit und Stille. Jener väterliche Freund warnte mich. Er ſchilderte mir die Gefahren, denen die Jugend erliegt, wenn ſie einem augenblicklichen Drange nachgebend, die reiche, ſchöne Welt eigenſinnig von ſich abſchließt. Melancholiſch und düſter, wie ich war, hätte die Mönchszelle mich vollends verſtockt und für die menſchliche Geſellſchaft untauglich gemacht. Ich kehrte alſo auf dem ſchon betretenen Wege um, und wandte mich der Welt zu. Ich habe es nicht bereut. Mehre Jahre füllten Reiſen und der Aufenthalt an den Höfen und in den Heerlagern. Dabei vernachläſſigte ich die Wiſſenſchaften nicht. Siehe, mein Sohn, dieſe ſelbe Straße möchte ich, daß auch du wandelteſt!

Goswin warf einen ſehnſüchtigen Blick in die Ferne.

Bedenke! fuhr der Mann, deſſen Arm ihn umſchlungen hielt, fort. Bedenke, wenn es mir gelingt, dich inmitten volkreicher Städte zu verſetzen, wenn du einen Maſtenwald von Schiffen vor dir aufgezogen ſiehſt, und irgend ein Welthandelsplatz ſein Gewühl und ſeinen Reichthum vor dir entfaltet! Oder wenn ein glänzender Hof ſeine zauberiſchen Reize dir bietet und du gewandte, vornehme Weltleute, ſchöne Frauen, und um ſie herum ein goldſchimmerndes Netz der Intrigue, der Politik, der anmuthigen Eroberungen geſponnen ſiehſt, oder wenn dich die gelehrte Halle aufnimmt, und du Männer im Kampfe der Rede vor dir erblickſt, die Schätze des Wiſſens gegeneinander austauſchend, oder endlich, wenn die Künſtlerwerkſtätten ſich dir aufthun und du die himmliſchen Werke der Kunſt, die blühenden Schöpfungen der Malerei erſchauſt — wie dann?

Wird dir ein ſolches Leben nicht mehr genügen als hier der einſame Wachedienſt in dunkeln Mauern, bei verwilderten Genoſſen, oder eine Schlägerei mit den entmenſchten wilden Rotten, die unſere Burg umſchließen?

Nein, nein! gnädiger Herr! rief Godwin mit einer Art Aengſtlichkeit; ich liebe dieſe ſtillen Mauern! Ich will hier dienen und Knecht ſein! Ich habe der Welt entſagt, was ſoll mir ihr Glanz und ihr Schimmer?

Ulrich ließ den Arm niedergleiten und ſagte: Thörichter Knabe.

O Himmel, gnädiger Herr! Ich habe Euch doch nicht beleidigt?

Nein, nicht beleidigt; allein du dauerſt mich. Wie, du wäreſt jung, du wäreſt frei und ritterlich geboren, und könnteſt einwilligen, ein ſchmutziger Mönch zu werden? Junge, ich will es nicht glauben.

Ein ritterlicher Mönch möchte ich ſein! ſagte Godwin leiſe.

Mönch ſo oder ſo. Die Kutte trägſt du doch! Ueber den Namen wollen wir nicht ſtreiten; die

Sache ſelbſt iſt es, die wir im Auge behalten müſſen. Sieh mich ſelbſt an. Glaubſt du, daß ich ſo bin, wie ich ſein ſollte; doch glaube ich meinen Beruf auszufüllen und meiner Sendung zu genügen. Denn ich trage die Zukunft im Herzen und alle die, die ich um mich her ſehe, tragen darin die Vergangenheit. Du wirſt mich nicht verſtehen, ich hoffe aber, daß du dereinſt mich verſtehen wirſt. Was ich zu erreichen ſtrebe, werde ich nicht erreichen. Ich werde untergehen, das weiß ich, aber Andere werden kommen und die werden die dunkeln Linien und Spuren meines Bauplanes entdecken und werden danach weiter ſchaffen. Möchteſt du Einer dieſer Andern ſein. Höre nun noch weiter meine Worte. Sie werden deinem jugendlichen Ohre vielleicht noch dunkel klingen, doch immerhin! Wollte ein Säemann, der ausgeht, Samen auszuſtreuen, jede einzelne Scholle des Bodens, jedes einzelne Körnchen in ſeiner Hand vorſichtig prüfen, ob beide auch tauglich, ſo würde er nutzlos Zeit verlieren. Er ſtreue muthig die Saat hin. So vertraue ich auf meine freie redliche Abſicht einestheils und auf dein Jugendherz andererſeits, indem ich dir ſage, was ich dir jetzt ſagen will. Unſer Ordensgelübde verbietet uns zu heirathen und leibliche Erben zu erzeugen, damit wir geiſtige ins Leben fördern. Die geiſtigen Erben und Nachkommen eines Mannes ſind ſeine Thaten. Großes ſoll der Mann erwägen, Edles fördern, Freies ſchaffen und nicht für ſich einſam und allein, ſondern er ſoll mit dieſen ſchöpferiſchen Keimen die verwandte Bruſt, den verbrüderten Geiſt befruchten. Daß es Tauſend und Millionen gibt und gegeben hat, die den geheimnißvollen Kern dieſer Lehre nicht begriffen haben, dies hindert nicht ihre Göttlichkeit einzuſehen. Das Weib, wenn es ſich unſerer bemächtigt, zieht uns zu Boden und hält uns darauf feſt. Sie ſelbſt iſt nicht fähig ein Großes, ein Ganzes, ein Gewaltiges zu faſſen und zu fördern, darum treibt ſie der Geiſt kleinlicher Eigenliebe, alle Mittel der Genußſucht anzuſtrengen, um des Mannes Geiſt zu brechen und zu ſchwächen. Hat ſie ihn gebrochen, hat ſie ihn geſchwächt, dann iſt er ihr Eigenthum, dann iſt er daſſelbe, was ſie iſt, das heißt ein unfähiges, zum Selbſt-

Erſcheinung, von der Niemand wußte, wo ſie hergekommen war. Sie machte ihrem Befreier eine ſtumme Verbeugung, die dieſer, in dem Zuſtande, wo er ſich befand, auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe erwiederte. Der weite Kreis der Zuſchauer ſchloß dieſe ſonderbare Gruppe ein. Der Magier zerrte ſeinen Schützling, der ihm ſo wenig Ehre machte, am Arme und flüſterte ihm ins Ohr: „Vor allen Dingen, du Tollkopf, geh und kleide dich an.“ „Wir wollen alle Eröffnungen bis zu der Zeit verſparen, wo du im Stande ſein wirſt, mit Anſtand vor unſren Blicken zu erſcheinen.“

„Aber in der That,“ ſtotterte Fortunat, „ich begreiſe ſelbſt nicht, wie dieſer Uebelſtand in meiner Toilette ſo plötzlich“ —

„Niemand begreift das!“ rief Tomogiſton. „Jetzt aber mach, daß du fortkommſt. Es iſt keine Zeit zu verlieren.“

ſchaffen und Selbſtregieren unbrauchbares Geſchöpf, gemacht, ſich Feſſeln auflegen zu laſſen, nicht ſelbſt welche aufzulegen. Immer und immer muß der Mann wachſam ſein, daß ihn das Weib nicht beſiege! Kein großer Held ward geboren, kein Retter und Helfer der Menſchheit, der da eines Weibes Knecht geweſen wäre! Damit iſt nicht geſagt, daß wir das Weib und die Ehe gering achten ſollen! Für tauſende von Männern ſind ſie ein willkommener Boden, in dem ſie gedeihlich Wurzel ſchlagen und den nahrhaften Boden bilden, der ewig erzeugenden Erde. Aber ſie ſollen nur nicht das Höchſte und Beſte genannt werden, nach dem ein Mann zu ſtreben habe. Das Weib, in ihren Schranken gehalten, kann unendlich dazu beitragen das Leben des Mannes zu verſchönern und ihm Gehalt und Reiz zu verleihen.

Haſt du mich verſtanden?

Goswin dachte an ſeine Mutter; gleich dabei trat das Bild Andolinens vor ſeine Seele und er fühlte, daß mit dem edeln Weibe, das das Leben des Mannes verſchönt, Jene gemeint ſei, mit dem, die den Mann herabzieht, Dieſe. Er deutete in ungefähren Schilderungen dieſe Bemerkung an.

Nein! rief Ulrich; du verſtehſt meine Worte nur halb. Ein edles Weib, das aber doch dabei den vollen Stolz des Weibes hat, den Mann völlig für ſich in Feſſeln zu ſchlagen, iſt des Mannes Ehre eine viel gefährlichere Feindin, als das gewöhnliche, ſinnliche Geſchöpf. An dieſe gibt er ſich mit der Seele gefangen, während an dieſe nur mit dem Körper. Des Mannes ganzer Werth beſteht aber darin, nie und nimmer gefangen zu ſein, und keinen andern Herrn, er mag heißen wie er will, über ſich zu fühlen, als ſein eigenes mannhaftes und eiſernes Selbſt.

Dieſe Worte ſprach der Gebietiger mit volltönender Stimme, die wie der Athem einer Wetterwolke über die Ebene dahinbrauſte.

Goswin fühlte ſeine Bruſt durchbebt von Ehrfurcht, zugleich von Scheu. Die lange, ſchwarze Geſtalt, der dunkle Mantel, der im Winde flog, gaben dem Manne das Anſehen, als gebiete er über die dunkeln Kräfte der Natur, wie er über die Gefühle und Bebungen der Menſchenbruſt gebot. Er fuhr in ſeiner Rede fort, nachdem er in einer kurzen Pauſe ſeinen Blick dem ſanften Lichte des Mondes zugewendet.

Wenn ich dir die Selbſtändigkeit des Mannes preiſe, ſeine Pflicht, ſich von den einſchmeichelnden aber ſeine Kraft und ſeinen Stolz lähmenden Banden frei zu machen, ſo will ich damit nicht geſagt haben, daß er in ſtarrer Selbſtgenügſamkeit ſich vor der Welt verſchließe. Er gehört recht eigentlich der Welt an, ſeitdem er aufgehört, dem Hauſe anzugehören. Dies iſt es, was mich bewog, hier im Orden einzutreten und nach der Stelle des oberſten Lenker deſſelben zu ſtreben. Der Ritter darf kein Weib, kein Kind, kein Haus beſitzen, er iſt ein Bürger des Großen, Ganzen. Vor ſeinem Blicke verſchwindet, was kleinliche Sorge, niedere Beſchäftigung, häusliche Pflicht heißt. Er iſt da, um dem Bruder zu dienen, dem Bruder an den Ufern der Weichſel wie dem Bruder am Ganges. Nach dieſen Grundſätzen habe ich regiert und werde regieren ſo lange die Zügel in meiner Hand verbleiben. Ich weiß es, daß die ſtarre Tugend der alten Anhänger des Ordens mich tadelt, daß ſie mich einen Abtrünnigen nennen, einen Verächter der chriſtlichen Lehre und des Glaubens! Ich weiß dies! Wol wahr! Wenn dieſe Männer den Inhalt der chriſtlichen Lehre in jenem dumpfen, ſtarren Mönchthum ſuchen, in dem verdummenden Zwange der Formeln, in lächerlichen Fabeln, an die zu glauben dem freien Manne Schande bringt, alsdann bin ich allerdings ein Verächter dieſer Religion. Meine Religion beſteht darin, mir und Andern zu helfen zum Lichte emporzudringen! Zum Lichte!

Er breitete hierbei ſeine Arme gegen den Strom des milden Lichtes aus, das aus der dunkeln, unermeßlichen Tiefe des Himmels auf die Erde niederquoll.

Er faßte Goswin's Hand, trat mit ihm vor und ſagte mit einer feierlichen Stimme, das Antlitz nach Oben gerichtet: Hier Allvater! Geiſt der Welt! Hier bringe ich dir eine Seele zu, die frei ſein will, wie ich, die dir dienen wird, unbekümmert um den Trotz und die Gleisnerei der Menſchen! Quell des Lichtes, ſegne hier zwei Männer, die auf dürftiger Scholle, weit von deinen Palmenwäldern und goldenen Bronnen entfernt, im Lande des Eiſes und der nächtlichen Stürme, ihre Arme und Blicke zu dir erheben.

Während dieſe Worte geſprochen wurden, ſah Goswin zur Seite und erblickte mit Entſetzen ein rieſiges Haupt, mit blutender Stirnwunde, und einem goldenen Diadem geſchmückt, halb über die Bruſtwehr der Steineinfaſſung emporragen. Die hohlen, geſchloſſenen Augen dieſes grauſenvollen Phantoms waren mit ihren Höhlen auf den Meiſter gerichtet, der dieſes Gebilde nicht bemerkte, dann aber es gewahrend, raſch auf daſſelbe zutrat und rief: Hinweg, Sohn der Nacht, Geiſt meiner qualvollen Stunden! Hinweg! Wagſt du es jetzt ſogar mich in den Augenblicken der Weihe zu ſtören!

Er zitterte heftig, als er dieſe drohenden Worte in die Tiefe hinabrief, wohinein das Schreckbild langſam verſank. Der Sturm zog in hohlen Tönen um die Vorſprünge der alten Mauern. Es war als wenn ein ganzes Heer von Schatten in raſchem Zuge an den Erkern und Thürmen vorüberglitt. Der Mond war hinter Wolken getreten. Da kam ein langer weherufender Ton über die Ebene dahingezogen, als läge irgend wer im Sterben weit, weit am Ufer des Meeres! Goswin ſchauderte zuſammen, obgleich er dieſe Art Naturlaute, die in dieſen Gegenden etwas nicht Ungewöhnliches waren, und bei eintretendem Thauwetter ſich hörbar machten, bereits öfters vernommen hatte. In ſeinen Mantel gehüllt verließ Ulrich den Altan. Goswin blieb noch, lehnte ſich an die Bruſtwehr und ſah, die kämpfenden Geiſter in ſeiner Bruſt, dem Spiele der Wolken zu, die hoch oben in der Himmelskuppel ihr geſchäftiges Weſen zu treiben begannen. Als er einen Blick in die Tiefe richtete, glaubte er unter den ſchwarzen, im Winde rauſchenden Baumgipfeln die bleiche, blutige Stirn ſchimmern zu ſehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Ritter von Marienburg.

Zweiter Theil.

Die
Ritter von Marienburg.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

Zehntes Kapitel.

Inhalt des zweiten Theils.

Zehntes Capitel.

Seite
Der Zweikampf 1

Elftes Capitel.

Das Gericht 30

Zwölftes Capitel.

Die Beichte 41

Dreizehntes Capitel.

Die Rede des Meiſters zu den Rittern 83

Vierzehntes Capitel.

Die Reiſe 101

Funfzehntes Capitel.

Weiterer Fortgang der Reiſe 121

Sechszehntes Capitel.

Ein Ritterdienſt 149

Siebzehntes Capitel.

Seite
Schluß der Reiſe 177

Achtzehntes Capitel.

Die geheime Blutthat 197

Neunzehntes Capitel.

Die jungen Ritter beſprechen ſich über das Vorgefallene 221

Zehntes Capitel.

Der Zweikampf.

Bei einem heftigen Schneegeſtöber öffnete ſich die kleine Pforte, die nahe bei den Ställen in einer Mauervertiefung angebracht war, und vier Reiter, die Häupter gebückt, daß ſie nicht an die Eiſenſtangen des Pförtchens anſtießen, kamen hervor, ihren Weg vorſichtig an dem ſüdlichen Thurme vorbei nehmend, und der dort aufgeſtellten Wache ein Zeichen gebend. Alles im Schloſſe ſchlief, die Glocke, die das letzte Nachtgebet eingeläutet, war eben verhallt, die Lichter in der Kapelle glimmten noch mit röthlichem Scheine. Draußen leuchtete das Schneelicht, die Winternacht lag auf dem nordiſchen Gefilde. Einer der

Reiter zog eine kleine Leuchte unter ſeinem Mantel hervor, und dieſer ſpärliche Lichtſtern, der ſeine rothen Lichter auf den Kopf des Pferdes und auf den weißen Mantel des Reiters warf, war in der weithin verbreiteten Nacht die einzige leitende Lichtſpur, als der kleine Zug in die Nähe des engen Paſſes kam, wo die ſogenannten Rothbrücke über den Fluß leitete. Glücklich kam man an das gegenſeitige Ufer und hier bei einer einſam gelegenen Scheune machte man Halt, und zwei Knappen erſchienen, um die Roſſe den Reitern abzunehmen, die abgeſtiegen waren, und ſich auf dem Platze vor dem Hauſe ergingen.

Das iſt ein Wetter, und das iſt eine Schneemaſſe! rief der Marquis ſich ſchüttelnd und ſeinen Federhut gegen den Boden ſchwenkend. In dieſem Lande der Bären kann man ſich nicht einmal einander todtſchlagen, ohne von den Unbequemlichkeiten des Klimas beläſtigt zu werden. Hierher, Burſche, willſt du wol die Güte haben, mir etwas meine Stiefeln zu reinigen, denn ich kann es nicht über mich gewinnen meine Ehre reinzuwaſchen, während mein armer Körper ſchmutzig bleibt. Ein Franzoſe geht elegant und zierlich ſelbſt dem Tode entgegen.

Dieſe Reden wurden halb dem jungen Ritter zugewendet, der mürriſch zur Seite ſtand und als Secundant fungirte. Der Böhme, dem Goswin gefolgt war, hatte ſich bereits in die Scheune begeben, und ließ ein unruhiges Rufen erſchallen, während ſein Gegner ſich auf dem Vorplatz ſäubern ließ.

Ich komme ſchon! rief der Marquis. Man wird mir doch erlauben, mich vor dem Tode, wie es einem guten Chriſten geziemt, mit den letzten Dingen zu beſchäftigen, und zu dieſen zähle ich die Federn auf meinem Hute und die Bandſchleifen an meinem Wamms! Mein edler junger Herr! ſetzte er zu dem Ritter hinzu, der Ihr ſo gütig ſeid, bei ſo ſchlechtem Wetter einem armen Teufel von Fremdling bis hierher in dieſen Palaſt der Ratten und Unken zu folgen, bringt, wenn ich ſterbe, meinem guten Meiſter Ulrich meinen Gruß und ſagt ihm, daß er die Briefe und Papiere an ſich nehmen und beſorgen ſolle, die ich auf meinem Schreibtiſche hinterlaſſen, und alsdann gebt mir die Ehre, dieſen Diamanten an Euern Finger zu ſtecken und zu meinem Andenken zu tragen.

Der junge Ordensritter machte ſchweigend eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Ach, ganz Recht; Ihr dürft ja nichts annehmen. Aber etwas finden dürft Ihr, nun ſo ſeid ſo gut und findet dieſen Ring morgen unter dem Gerülle hier; aber ſchenket ihn nicht Eurer bekannten Jungfrau. Für dieſe Dame habe ich nie ein tendre gehabt, und habe mit ihr nie in einem Verhältniſſe geſtanden. Sie würde es ihrem Sohne plaudern und dieſer würde unnöthigerweiſe dadurch auf mich aufmerkſam werden. Alſo gebt es irgend einer Maria, nur nicht der goldenen auf eurer Mauer!

Wird der Schwätzer denn nie ein Ende machen? murrte der Böhme, der zornglühend und mit einem Diadem von Schnee auf dem Hute in die Thüre der Scheune trat.

Ich bin bereit! tönte die Antwort, und leichtfüßig flog der Gefoderte an ſeinen Platz. Schweigend ſtellte ſich der junge Ritter neben ihn. Der Tag hatte unterdeſſen ſein erſtes Licht auszugießen begonnen. Die Laterne ſtand am Boden, und beleuchtete die abgelegten Kleider und Mäntel, und warf rieſige Schatten der Kämpfenden an die Wand. Das Licht, die Luft, der Boden wurden getheilt, die Kampfrichter foderten zum Kampfe auf, nach dem dritten Rufe fielen die Klingen aneinander mit einem ſolch gewichtigen Schalle, daß es ſchien als bebte der feſtgeſtampfte Boden der Tenne. Die Kämpfer ſprangen um einander her als tanzten ſie, und immer wilder flogen die rieſigen Schattenbilder an den Wänden hin. Endlich donnerte ein mächtiges Halt; es war der vereinte Zuruf der Secundanten, denn der Böhme blutete aus einer tiefen Bruſtwunde. Trotz deſſen beſtand er darauf den Kampf fortzuſetzen; es wurde ihm jedoch nicht geſtattet. Der Blutverluſt machte ihn ſchwach, und er wurde in einen Winkel der Scheune geführt, auf Stroh niedergelegt, und einer der Knappen, der mit dem Nöthigen verſehen war, legte den Verband an. Unterdeſſen ſtellte ſich der Verabredung gemäß, Goswin an des Böhmen Platz und foderte die Klinge des Marquis heraus.

Soeben ſollte der erſte Gang beginnen, als Roſſegewieher und Stimmen vor der Scheune erklangen. Die Kämpfer hielten mit gehobener Waffe inne.

Sperrt die Thüren ab, beſetzt die Eingänge! Laßt Niemand entwiſchen! ſo tönte das Commando einer rauhen Stimme draußen.

In dieſem Augenblicke wurde der eine Thorflügel aufgeriſſen und der Ordensmeiſter ſtand vor den erſtarrten Kämpfenden.

Sein Blick durchbohrte die Schuldigen, und blieb mit einer verzehrenden Glut auf Goswin haften. Nehmet ihnen die Schwerter ab! befahl er zu einem ſeiner Begleiter. Goswin wollte ein entſchuldigendes Wort ſprechen, aber im Donnertone herrſchte ihm der Meiſter zu: Auf die Knie! Kein Wort! Wer wagt es hier einen Laut auszuſtoßen, wenn ich Schweigen befehle.

Goswin und der andere Ritter knieten nieder und legten ihre Schwerter vor ſich hin. Sie wurden ihnen genommen. Der Marquis behielt das ſeinige und ſteckte es langſam in die Scheide. Aus ſeinem Winkel hervor rief der Böhme, daß

Niemand ſein Schwert erhalten werde, und wenn alle Engel und Teufel in Perſon kämen, um es ihm abzufodern. Der Meiſter machte eine kalte förmliche Verbeugung gegen den Marquis und gegen den Böhmen und verließ das Haus. Die gefangenen Ritter folgten, und wurden auf ihren Pferden von den Uebrigen eingeſchloſſen. Schweigend ſetzte ſich der Zug in Bewegung und ſchweigend überſchritt er die große Brücke und zog dumpf raſſelnd in die Wölbung des großen Thorwegs ein. Etwas ſpäter kam der Marquis, und auf einer Bahre wurde auch der Böhme in das Schloß getragen.

Goswin und ſein Gefährte, in Feſſeln gelegt, befanden ſich ihres Urtheilsſpruchs gewärtig in der großen Halle, die zum Ordensgerichtsſaale führte.

Otto von Landſchaden-Steinach, denn er war es, der dem Franzoſen Beiſtand geleiſtet, trat auf Goswin zu und ſagte, als ſie ſich Beide allein ſahen: Ich muß dir Abbitte thun. Die jüngern Brüder haben dich, ſeitdem du der Liebling des Meiſters geworden, in Verdacht, daß du ihre Geheimniſſe auskundſchafteſt, und ſie höhern Ortes verräthſt! So geht es nun einmal Allen, die plötzlich in Gunſt kommen. Erinnere dich, daß gleich in den erſten Tagen, als der Großcomthur dich beſonders gnädig behandelte, ein ähnlicher Argwohn auftauchte. Da Alle es ſagten, habe ich es auch geglaubt, und bin dir in der letzten Zeit recht abſichtlich aus dem Wege gegangen. Aber jetzt ſehe ich, daß es eitel leerer Verdacht war. Denn wie hätteſt du, wenn du im Dienſt unſerer Tyrannen ſtändeſt, gewagt, durch die kecke That vom heutigen Morgen ihren Zorn zu reizen. Nein, nein! Du biſt ein gutherziger und edler Junge, und ich erneue, wenn du es anders willſt, den Bund unſerer Freundſchaft.

Goswin ſchlug mit Herzlichkeit in die dargebotene Hand.

Du ſiehſt mich über alle Maßen niedergeſchlagen und gleichſam in Verzweiflung.

Unſere Strafe wird nicht übermäßig hart ſein, tröſtete Goswin.

Das iſt es nicht! entgegnete Jener. Mögen ſie mich in den Kerker auf Tage, auch auf Wochen

werfen. Es iſt ſchlimm genug, daß wir unſere Heldenlaufbahn als deutſche Ritter ſogleich mit Kerker und Ketten anfangen, allein es iſt nicht ſo ſchlimm, daß ich ernſtlich Kummer darüber empfände. Ach, Goswin, denke dir, die Dame meines Herzens iſt in meiner Nähe. Ich habe ſie ſchon öfters geſehen, ja ſogar einmal geſprochen. Es iſt die Herzogin von Corvay, die Verwandte des Gebietigers.

Mit ihr, rief Goswin erſtaunt, mit ihr hatteſt du das Abenteuer —?

Im Schwarzwalde. Ach, ſie iſt in ihrem glänzenden Fürſtenmantel nicht minder ſchön, als ſie in dem einfachen Gewande war! Und ſie liebt mich noch. Als ſie mich unter den Rittern erblickte, als unſere Blicke zum erſten male ſich begegneten, ſah ich ſie erröthen, und ſie wandte ſich ſchnell im Geſpräche zu ihrer Begleiterin, um ihre Aufregung vor der Menge zu verbergen. Es war gerade der Tag der großen Feſtlichkeit.

Sie iſt eine ſchöne Frau, ſagte Goswin eintönig.

Sei nicht ſo ſchläfrig und ſo matt, wenn du von ihr ſprichſt! zürnte der Gefährte. Du ſiehſt, wie ich Feuer und Flamme bin.

Und doch mußt du dieſes Feuer verſtecken und dieſe Flamme dämpfen.

Unmöglich. Ich denke daran, ſie zu entführen.

Um der Jungfrau willen! Welch ein Verbrechen, Otto! Alsdann wäreſt du auf immer verloren.

Verloren bin ich auf dieſe oder auf jene Weiſe. Ich kann ohne dieſes himmliſche Weib nicht leben. Willſt du mir behülflich ſein, eine Zuſammenkunft mit ihr zu veranſtalten?

Das wird ſich gut machen laſſen, beſonders wenn wir Beide in Ketten und hinterm Gitter liegen.

Natürlich müſſen wir erſt frei ſein.

Nun gut, armer Otto, davon läßt ſich ſchon ſpäter ſprechen; ich höre Tritte und man kommt, unſere Thüre aufzuſchließen. Es iſt Zeit, denn man hat uns ſchon faſt eine Stunde hier müßig ſitzen laſſen. Ach, es iſt der alte Comthur, der eintritt. Wie er mürriſch ausſieht! Das wird ein Donnerwetter geben. Er ſchickt ſeine zwei Prieſter weg, und auch den frommen Raphael; er will mit uns allein ſein! Laß doch hören, was er uns zu ſagen hat.

Die beiden jungen Ritter gingen ehrfurchtsvoll dem Greiſe entgegen, der ſich auf eine Bank niederließ und ſie vor ſich ſtehen hieß. Er ſah ihnen ſcharf in das Geſicht, ergriff ihre Hände und ſagte: Kinder, was habt ihr gethan! Streit angefangen! Einen Strauß auf eigene Fauſt auszufechten euch unterſtanden! In weltliche Händel euch gemiſcht! Ha, bei meinem Eide, das iſt ſo recht die Art der jungen Laffen, die über den Orden eine neue Zeit herbeiführen wollen! Nun, was könnt ihr zu eurer Entſchuldigung ſagen? Kennt ihr noch nicht die Statuten genugſam? Ich denke, ihr habt ſechs Wochen hintereinander Abends und Morgens in euerm Statutenbuche geleſen! Nun, und was habt ihr darin gefunden? Daß der Bruder mit Leib und Leben dem Orden gehört! Verſtanden? Mit euerm Leibe gehört ihr dem Orden. Wenn ihr aber eure geſunden Glieder zerhacken laßt, wie dann? Was ſollen denn die verdammten Heiden bekommen, wenn ihr die ihnen zukommenden Schläge anderswohin austheilt? Ach das iſt ein böſer Handel! Ich gäbe einen Büſchel meines grauen Haares darum, es wäre nicht geſchehen. Nun ſo thut doch den Mund auf! Wie iſt es geſchehen?

Goswin erzählte den Vorgang der Sache, ſprach von den Prahlereien des Franzoſen und behauptete, daß er und der Böhme Recht gehabt, keine ſolchen Worte zu dulden. Denn, ſetzte er hinzu, ſoll denn ein Edler, wenn er auch noch ſo demüthig dem Himmel dient, aufhören, ein Ritter zu ſein? Wer wagt es eines deutſchen Ritters Muth anzugreifen! Es ſei nun hier oder in der Welt draußen, ich werde ihn zu finden wiſſen.

Den Greis ergötzten ſichtlich dieſe Worte, doch verſteckte er ſein Wohlgefallen hinter einem langen murrenden Tone, und ſetzte hinzu: Freilich, als ich jung war, kam ein ähnlicher Fall vor. Es war auch ſo ein welſcher Hahn, ein Prahlhans aus der Schmutzſtadt Paris, der uns Rittern hier etwas an das Zeug flicken wollte. Oho! wenn das ginge, wo wären wir dann ſchon! Ich machte damals einen Tanz mit ihm, und die Spielleute ſtrichen gut ihre Geigen dazu. Er legte ſich darauf raſch in ein Bette, deſſen Flaum Maden und Würmer ſind. Ich brummte aber im Kerker; doch das machte mir nicht ſoviel böſes Blut, als eine Rüde ausſaugen mag. Ein Ritter bleibt ein Ritter, ſo meinte ich, und ein Schuft bleibt ein Schuft! Aber Kinder, was ich eigentlich ſagen wollte, ihr habt doch Unrecht gethan.

Goswin hub kleinlaut an: Wenn du, hochwürdiger Bruder, unſere Sache dem geſtrengen Meiſter gelindiglich vortragen wollteſt, ſo wollte ich wetten, daß wir ſo ziemlich leicht davonkommen.

Da irrſt du, mein Sohn. So wunderlich, Gott ſtraf mich, der Herr auch in niedern Dingen iſt, und manches geſchehen läßt, was ich nicht würde geſchehen laſſen, ohne zu fürchten, daß meine Seele, und die Seelen Derer, die mir übergeben worden, dabei Schaden litten, ſo verſteht er doch, wo es auf die Ordensgeſetze ankommt, keinen Spaß. Ihr habt eigenmächtig und ohne ſeinen Willen einzuholen, etwas unternommen, und ſchon das vergißt er nicht. Wie wäre er denn, wenn er die Sache leicht nähme, ſelbſt hinausgeritten zum Kampfplatz? Ich traute meinen Augen kaum, als ich beim frühen Morgenlicht mein Schiebfenſterchen öffnete, und tief unter mir den Braunen des Meiſters wiehern hörte, und ihn ſelbſt ſah, wie er raſch das Thier beſtieg, als wenn er ein Jüngling von achtzehn Jahren wäre, und ſchnell wie der Sturmwind davon galoppirte, ſo daß ſeine Gefährten ihm kaum folgen konnten. Das hat was zu bedeuten! dachte ich. Sollte vielleicht der König von Polen in der Nähe ſein, und es gilt ihn zu überrumpeln und ihn gefangen einzubringen? Nichts da! Ein paar Kampfhähne rupften ſich ein paar tauſend Schritte entfernt die Bruſtfedern aus, und deßhalb die Eile und die Haſt! — Seltſam! Nun, Kinder, habe ich euch anzukündigen, daß du, Wedenburg, in dem Gitterkämmerlein oben, und du, Landſchaden, in dem ſogenannten kleinen Burgunderkeller zwölf Tage und zwölf Nächte bei Waſſer und Brot zuzubringen habt. Und alle drei Tage wird euch noch eine Juſte gegeben, das heißt, ihr erhaltet die vorſchriftmäßige Anzahl Geißelhiebe. Die letzte Strafe wird euch der Meiſter wol erlaſſen, auf dem Wege der Gnade, ſowie er euch ſchon die Ketten erläßt, die eigentlich nach dem alten Geſetz, euch an Händen und Füßen angelegt werden müſſen. Nun, Kinder, guten Muthes! Das Schwarzbrot wird eure Zähne weiß erhalten, und das friſche Waſſer, eigentlich ſteht im Geſetze: faules Waſſer, wird eure Wangen roth erhalten. Der Bruder Kerkermeiſter folgt mir auf dem Fuße, um euch in eure Wohnungen zu führen. Als Gefangene müßt ihr Mantel, Schwert und Hut in meine Hände abgeben.

Otto legte die Bitte ein, ob ſie Beide nicht in ein gemeinſames Gefängniß gebracht werden konnten; doch der Alte ſchüttelte verneinend das Haupt.

Godwin kam jetzt in die Zelle, die ihm von der Beſchreibung des Schließers, gleich am erſten Tage ſeiner Ankunft, noch erinnerlich war. Es dunkelte ſchon, als er den düſtern Raum betrat. Der kurze Wintertag war kürzer hier als an derswo, das kleine vergitterte Fenſter ließ nur wenig Licht ein; dabei war das Gemach ein Thurmzimmer, alſo verhältnißmäßig höher als tief. Die Wände waren geſchwärzt und eine derſelben mit einem wunderlichen Gemälde geziert. Auf dunkelm Grunde zeigte ſich die Geſtalt einer Frau in weißen Gewändern, die ein Kind auf den Armen hielt. Das Bild war in rohen Zügen und mit ungeſchickter Hand gemalt, dennoch verfehlte es nicht, Wirkung auf den Beſchauer auszuüben, beſonders wenn dieſer, wie es mit Goswin der Fall war, mit der Sage bekannt war, die ihren Schauplatz in dieſem Gemache hatte.

Goswin ſetzte ſich auf die Steinbank, die in der Fenſtertiefung ſich befand, und das Haupt auf den Arm geſtützt, überließ er ſich dem Nachdenken über die Vorfälle dieſes Morgens. Er konnte ſich ſelbſt nicht Unrecht geben, und er war begierig zu erfahren, wie der Meiſter über das Ereigniß eigentlich dachte, wenn er auch Gründe hatte, öffentlich ſo zu handeln, wie er gehandelt. Er hätte viel darum gegeben, nur ein Wort mit ihm zu ſprechen. Alle ſeine Gedanken, ja ſeine ganze Seele war dem Manne zugewendet, der ihm eine neue Welt eröffnet hatte, und deſſen ſtarke, große, feurige Natur unwillkürlich die ſeinige mit ſich zog. Allein, wie ſollte er mit ihm zuſammentreffen! Wie ſollte er ſich vor ihm rechtfertigen, ihn um ſeine Verzeihung anflehen können! Jedes Mittel, zu ihm zu gelangen, war ihm abgeſchnitten! Zudem, mußte er nicht fürchten, daß er ihm ernſtlich zürnte? In ſeinen Augen war kein Strahl von Milde geweſen, als er ihn an dieſem Morgen angeblickt, kein noch ſo geringes Merkmal, daß es ihn betrübte, die Drohworte gegen ihn ausſtoßen zu müſſen.

Während dieſe Zweifel ſich in ſeiner Seele regten, kam ihm das Bild ſeines alten Vaters vor das innere Auge, und er fühlte innig, wie ſchmerzlich es für dieſen und die liebende Mutter ſein würde, wüßten ſie ihn hinter Kerkermauern. Auch an den ehrlichen Wolff dachte er, der ihm gerathen hatte, ſich in der erſten Bekümmerniß oder Gefahr, die ihm aufſtieß, an das Aelternhaus zu wenden. Nochmals faßte er den Entſchluß, dies unter keiner Bedingung zu thun. Er ſah ſich an wie im Schooß der Seinen, und wie durfte er wol über das eigene Blut Klage führen? Von dieſen Bildern und Gefühlen ging er auf Otto's Geſtändniſſe über und auf deſſen Schilderung der Liebesverbindung mit der ſchönen Frau im einſamen Walde. Er überlegte ernſtlich, ob dem armen Jungen zu helfen ſei, allein, ſo reizend und ſo hingebend ihm die Herzogin erſchien, die nur noch wenige Tage im Ordensſchloſſe zu weilen gedachte, ſo kam ſie ihm doch nicht als eine Frau vor, die ohne Weiteres auf ein keckes und verbrecheriſches Anſinnen eingehen werde. Schon die Rückſicht auf ihren mächtigen Verwandten, der ihr väterlichen Schutz zugeſagt, und deſſen Gaſtfreundſchaft ſie genoß, mußte ihr Betragen, ſo lange ſie im Schloſſe weilte, völlig vorwurfsfrei und der Sitte angemeſſen erſcheinen laſſen. Aber freilich, er ſagte ſich es ſelbſt, er kannte die Frauen und die Welt nicht. Er hatte mit beiden erſt eine allzukurze, allzuüberraſchende Bekanntſchaft gemacht, und dieſe hatte ihm ſo Vieles ſehen laſſen, was gänzlich von dem verſchieden, ja ſogar das Gegentheil von dem war,

Zehntes Kapitel.

Das ſeltſame Geſpann. — Der Mondſcheinpalaſt der Fee Jonquille. — Wettſtreit der Nymphen. — Vermählungsfeierlichkeiten auf den Maulwurfsinſeln. — Fortunat König von Cypern. — Schluß des Mährchens.

Wir wollen die Zeit benützen, wo Alles in Erſtarrung und Erwartung der Aufklärungen ſo ſeltſamer Räthſel unbeweglich auf der Marmortreppe ſtehen bleibt und unſer Held ſich nach einem Paar Unausſprechbarern umſieht, von denen er hoffen darf, daß ſie ihm keinen ähnlichen Poſſen ſpielen, um uns nach dem ehrlichen Ganelon umzuſehen, den wir zuletzt im Thorwege der Reſidenz verſchwinden ſahen. Jetzt treffen was ſeine einſame knabenhafte Phantaſie, von dem einförmigen ſtillen Leben auf der väterlichen Burg genährt, ihm vorgeſpiegelt hatte, er mußte demnach fürchten, daß Alles, was er ſich jetzt als möglich und wahrſcheinlich ergrübelte, weit ab von dem ſei, was wirklich geſchehen könne und werde. Die Möglichkeit, die ſchöne Herzogin in die Arme Otto's zu führen, brachte unſern jungen Träumer auf dem Wege einer ſehr einfachen und natürlichen Ideenverbindung auf das lebhafte Bild, auf die einſchmeichelnden Reize der Signora Andolina. Der Abend, wo ſie ſich keck auf ſeine Knie geſchwungen, und ihm den Kuß geraubt, ein Kuß, deſſen Feuer noch auf ſeinen Lippen brannte, kam ſo gewaltſam vor ſeine Sinne, daß ſein Auge glänzte, ſein Mund lächelte und er mit einem gewiſſen Behagen den irdenen Krug an ſeine Lippen brachte und das Waſſer ſchlürfte, als ſei es der Wein in Andolina's Zauberbecher. Er ging mit geſchäftiger Phantaſie weiter, und malte ſich die Arme, die Schultern des ſchönen Weibes aus, und dachte daran, wie ſie ihm am erſten Abend, wo er ſie ſah, ſo ſeltſam und faſt ergötzlich in ihrer Rittertracht erſchienen war. Es bangte ihm, daß ſie, während er gefangen ſaß, das Schloß verlaſſen könne und zu gleicher Zeit bat er die heilige Jungfrau, ſie möchte dieſes verführeriſche Geſchöpf, das ſchon einmal ihn ganz dicht an den Abgrund des Verderbens gebracht, unterdeſſen fortſchaffen. So ſtreitend und wünſchend, mit glühenden Wangen und klopfender Bruſt warf er ſich auf das harte Lager, das aus einer ſteingemauerten Stufe beſtand, in einer Niſche am Fenſter angebracht. Ein Crucifix war hoch an der Wand angeheftet, darunter ein Täfelchen von Stein, auf dem ein wunderthätiges Gebet eingegraben war.

Godwin hoffte zu ſchlafen, aber er ſchlief nicht. Er hörte über ſich die Schloßglocke die Mitternacht anſchlagen. Der Mond ſchien durch das Gitter ſeiner Klauſe und malte mit ſcharfem Umriß die einzelnen Stäbe auf den Steinen des Bodens. Ein ſonderbares Geräuſch ließ ſich hören, wie von Schritten, die quer durch das Gemach gingen. Es war, als erhübe ſich Etwas, war es nun Thier oder Menſch, aus dem Winkel jenſeits und käme dem Fenſter vorbei in die entgegengeſetzte Ecke.

Goswin dachte an Andolina und hörte nicht mehr darauf. Das Geräuſch wiederholte ſich. Der Gefangene ſprang auf und ſtellte ſich an das Fenſter. Es war alles ſtill. Er konnte, wenn er ſich vorbeugte und den Kopf durch die Stäbe brachte, in die grauſenhafte Tiefe blicken, die ſich unter ihm öffnete, und es war ihm, als ſähe er auf dem Grunde das geheimnißvolle Waſſer glitzern, und als winde ſich langſam ein Etwas los, um emporzuſteigen. Eberhard's Erzählung von dem geſpenſtiſchen Kinde, das höher und immer höher emporwuchs, bis es das bleiche Todtenhaupt hinein in die Gitterſtäbe des Fenſters ſtrecke, gewann ſoviel Leben für ſeine unruhige Phantaſie, daß er den Blick in die Tiefe nicht länger ertragen konnte, ſondern wieder ſein Lager ſuchte. Als er auf dieſem lag, fiel ſein Blick auf das Bild, und wiederum mußte er der grauſenvollen Sage denken. Es blieb ſtill um ihn her, allmälig nahmen ſeine Gedanken eine andere Richtung. Es war ihm, als ſei die weiße Frauengeſtalt ſeine Mutter, die da kam, um ihn in der Einſamkeit zu tröſten, dann verwandelte ſich das Bild in Andolina und die weißen Schleier flatterten nur leſe um den ſchönen Buſen und die vollen Hüſten. Ein leiſe kniſternder Ton, als bewegte ſich eine Angel im Schloß, ließ ſich hören und gleich darauf trat aus einer der Niſchen eine dunkle Geſtalt. Wie ſie in den Schein, den der Mond auf die Steine des Bodens warf, trat, konnte Goswin bemerken, daß ſie vom Haupt bis zu den Füßen in eine ſchwarze Mönchskutte gehüllt war, und ſelbſt das Geſicht durch die herabgezogene Kapuze verhüllt hatte.

Die Geſtalt blieb drei Schritte vom Lager unbeweglich ſtehen.

Goswin ſuchte nach ſeinem Schwerte, er hatte keines; zum erſten male fühlte er peinlich das Gefühl der Ohnmacht. Er machte ſich bereit, mit dem Unbekannten auf Tod und Leben zu ringen, im Fall dieſer heimliche Abſichten hegte, und durch ſterbliche Kräfte zu beſiegen war.

Der Vermummte machte ihm ein Zeichen zu

folgen, indem er ſich anſchickte vorauszugehen. Die Thüre in der Niſche ſtand offen.

Wohin führt man mich? fragte der Jüngling.

Der Vermummte machte das Zeichen des Kreuzes, neigte das Haupt, als gäbe er eine beruhigende Verſicherung und erneuerte dann den Wink.

Goswin erhob ſich, und nachdem er ein kleines Meſſer zu ſich geſteckt hatte, das ihm gelungen war, in ſeinem Wamms verborgen, mitzunehmen, nahm er den Weg, dem voranwandelnden Führer nach. Dieſer zog unter ſeinem Gewande eine kleine Leuchte hervor, hielt dieſe über ſeinem Haupte, und veranlaßte auf dieſe Weiſe ein ſchwankendes bleiches Licht, das auf den dunkeln ungeheuern Quadern hinglitt, die den gewölbten Gang bildeten, der in der Dicke der Mauern ſich wol hundert Schritte weit hinzog. Am Ausgang fand ſich eine Wendeltreppe, die ziemlich ſteil in die mittlern Schloßräume leitete. Die Finſterniß und die Grabesſtille, die hier herrſchte, ließ jeden Schritt der Wanderer in hohlem Wiederklange nachtönen. Der Mönch, der immer das Licht über dem Kopfe hielt, ſah ſich von Zeit zu Zeit um, ob ſein Begleiter ihm auch folge, und ſchien befriedigt, als er deſſen Schritt dicht neben ſich hörte. Nun wurde eine Thüre geöffnet, und man kam durch eine Art Halle, die mit allerlei Schutt und Steingerülle angefüllt war. Wahrſcheinlich hatte man aus den Zeiten, wo in der Burg gebaut wurde, hierher die unbrauchbaren Geräthe und Zierrathen gebracht. Es ſtand hier ein alter heidniſcher Thronſeſſel, von dem Stücke morſcher Draperien niederhingen, und Goswin war es, wie er vorbeiſchritt, als ſäße eine abenteuerliche Geſtalt mit Krone und Scepter auf dieſem Seſſel; zugleich lagen alte Fahnen und Standarten in einer Ecke angehäuft, die einſt luſtig geflattert haben mochten, der Himmel weiß, zu welchem Siege und zu welcher Niederlage führend. Dann lagen Säulenknäuſe da, zerſtückte Bildſäulen und Reſte wunderlicher, völlig aus dem Gebrauch gekommener Geräthſchaften. Die beiden Wanderer fanden nur mühſam ihren Weg durch dieſes Gewirre, ſie gelangten wieder in einen engen Gang, der mehre hundert Schritte lang war und gleichfalls auf eine Wendeltreppe auslief. Wie dieſe herabgeſtiegen war, kam man an einem Waſſerbehälter vorbei, einem koloſſalen Steinbecken, das zu irgend welchem Behufe, der nicht zu erklären war, in die Tiefe der Mauern eingelaſſen war. Der Lichtſchein zitterte auf dem ſchwarzen Waſſerſpiegel wieder, und glitzerte an den feuchten Wänden, die mit Moos bedeckt waren. Der Fuß mußte fürchten auszugleiten, auch kam ihm hier und da eine Kröte in den Weg, die ſich, ſo ſchnell als es ihr ſchwerfälliger Leib erlaubte, rettete, und in das Waſſer niederplumpte.

Man war jetzt in die untern Räume gelangt, und ſoweit es Godwin möglich war, ſich zurechtzufinden, glaubte er, daß man ſich gegenwärtig in dem Bereiche der Wohnungen des Erdgeſchoſſes befände. Eine ſehr ſchmale und ſehr niedrig gewölbte Treppe führte noch tiefer hinab und die kalte Luft, die hier wehte, verbunden mit dem dumpfen Aushauchen der Mauern, zeigte, daß die ungeheuern gewölbten Keller jetzt begannen, der koloſſale Wunderbau, mit denen der erſte Baumeiſter das Schloß verſehen hatte. In dieſer Gegend befanden ſich auch die alten Grabhallen, die die Gebeine der Ordensherren aufnahmen, bevor noch das große Begräbnißhaus der Meiſter in der Annengruft gebaut war.

Mit ehrfurchtsvollem Schauer betrat Goswin dieſe Räume, von denen er wußte, daß ſie nur von Geweihten beſucht werden durften, und dies auch nur auf ausdrückliche Genehmigung des Ordensmeiſters oder des Capitels. Er beſann ſich, einen Theil dieſer weitläufigen Hallen und Gänge ſchon beſchritten zu haben an der Seite des alten Eberhard, und von neuem kam ihm der Schrecken in den Sinn, bei der Erſcheinung des fliehenden Nachtwandlers, der damals ſich ſeinen Blicken gezeigt, und das Geraſſel ſeiner Ketten in ſein Ohr hatte tönen laſſen. Die Gitterthüren, die hier ſich fanden, die alten Grabmonumente, die Niſchen, deren einige vermauert waren, und auf das Daſein entſetzlicher Verbrechen, die einſt hier tief im Schooße der Nacht geſchehen, ſchließen ließen, gaben dem Orte ſeine geheimnißvolle Bedeutung. Ein kalter Todesſchauer überkam den Jüngling, wenn er dachte, er könne hierher geführt ſein, damit man ihn hier eines ähnlichen Todes ſterben laſſe, wie er zahlloſe Opfer vor ihm betroffen. Er ſah ſchon eine der grauſenvollen Zellen für ſich geöffnet, er hörte den Schlag der Maurer, die die Steine zuſammenfügten, die ihn lebendig zu begraben beſtimmt waren. Seine Schritte wankten, und jede Bewegung, die ſein Führer machte, jede zufällige Pauſe, die er in ſeinem Gange eintreten ließ, um die erſchöpften Kräfte von der langen Wanderſchaft wieder neu zu ſammeln, ſchien ihm der Augenblick, wo die finſtre That vollbracht werden ſollte. Doch ſeine Befürchtung war umſonſt. Die alten Grabeshallen wurden durchſchritten und nun öffnete ſich ein Pförtchen, das erſchloſſen wurde, und wo die Wanderer plötzlich ſich in freier Luft befanden, und von hellem Mondſchein umfloſſen waren. Aber nur wenige Schritte machten ſie am Schloßgraben entlang, dann öffnete ſich auf den Druck einer Feder eine Steinplatte in einem der Brückenpfeiler, und nun ging es eine ſteile Treppe hinab in einen unterirdiſchen Gang.

Dieſer war ſo eng, daß Beide gebückt ſchreiten mußten, und ihre Kleider von dem Moder beſudelt wurden, der an den Wänden klebte. Endlich war auch dieſer mühſame Gang vollendet, und wo man ſich gegenwärtig befand, war Goswin völlig unmöglich zu errathen. Offenbar befand man ſich außerhalb des Schloſſes, wo aber, in welchem neuen Gebäude, oder war das freie Feld der Mündungsplatz, an dem man hervortrat, wenn man die Nacht dieſer Gänge und Treppen verließ, dieſe Frage konnte er ſich nicht beantworten, und ſein Führer hatte noch mit keiner Silbe ſein Schweigen gebrochen.

Jetzt traten ſie durch eine Art Thorweg in eine Halle, die von ſechs Ampeln, die an der Decke hingen, erleuchtet wurde, und die in einem ſeltſamen, nie früher geſehenen Bauſtyl zuſammengefügt war. Auch waren eine Menge wunderlicher Phantome an den Wänden aufgeſtellt, verhüllte Bildſäulen und zwiſchendurch hoch auf Poſtamenten ruhende Gräber. In der Mitte der Halle erhob ſich ein Altar, auf dem ein Flammenbecken ſtand, deſſen Feuer bald ziſchend in einer wir ihn wieder, nicht weit von der Stadt, behaglich daherreitend in Geſellſchaft des Hofnarren und eines zweiten Gefährten, den wir ſchon kennen. Die lange, dürre, in ein gleichmäßiges Schwarz gehüllte Geſtalt, mit dem bleichen, trockenen, erloſchenen Geſichte, haben wir ſchon geſehen. Wahrlich, es bedarf einer Entſchuldigung, daß wir dieſe koſtbare Figur unſers Mährchens ſo lange in Venedig liegen gelaſſen haben, aber er drohte uns beſchwerlich zu fallen mit einer langen larmoyanten Erzählung. Schon auf dem Schiffe hatten wir alle Mühe, ihm den Mund zu ſtopfen, und auch jetzt ſind wir nicht Willens, ihn zu Worte kommen zu laſſen. Das iſt allerdings grauſam. Was ließe ſich, rufen die Verehrer der Romantik, aus einer ſo dankbaren Figur nicht Alles machen? Gerade einer ſolchen können die rührenden Partieen des Gedichtes zugetheilt werden. Solche Geſtalten ſind es, die in den Ritterromanen die meiſte Wirkung gewaltigen feurigen Zunge emporfuhr, bald in blaugelber Glut niedrig fortglimmte. Tiefe Stille herrſchte in dieſem phantaſtiſchen Dome, deſſen Kuppel bis oben hinauf mit Bildern und Steinfiguren geziert war.

Der verhüllte Begleiter wandte ſich jetzt langſam zu Goswin und ihm einen Platz in der Vertiefung des Eingangs zuweiſend, hob er etwas ſeine Kapuze und ſagte mit tiefer Stimme: Hier bleibe! Wage nicht zu ſprechen oder hervorzutreten! Augenblicklicher Tod würde die Folge ſein. Verhalte dich ruhig und ſieh dem Gerichte zu, das hier über einen Sünder ergeht, deſſen Sünden zum Himmel ſchreien. Nimm dir daraus eine Warnung und fliehe den Pfad des Böſen! Ich werde draußen warten, um dich zurückzugeleiten.

Elftes Capitel.

Das Gericht.

Als der Verhüllte ſich entfernt hatte, befand ſich Goswin in nicht geringer Spannung auf die Dinge, die da kommen ſollten. Es war ihm nach einigem Nachdenken deutlich geworden, daß er ſich nirgends anders als in dem Innern des ſo ſehr verſchrienen Heidenthums befand. Dieſer Ort, den die abergläubiſche Furcht nicht grauſenvoll genug zu ſchildern wußte, barg demnach wirklich Geheimniſſe ganz beſonderer Art in ſich. Wer waren die Männer, die ſich hier verſammelten, und welches Werk, das ſich ſo tief in die Hüllen der Nacht verbarg, trieben ſie? Dieſe Fragen ſollten dem einſamen Zuſchauer alſobald gelöſt werden.

Es dauerte noch eine Weile, daß Niemand in der Halle ſich einfand. Die Stille dauerte ununterbrochen, und kein Laut war hörbar, als das Kniſtern der Flamme, die auf dem Altar brannte. Plötzlich drang eine Stimme durch die Gewölbe, die die Worte rief:

Was geht hier vor?

Eine andere Stimme, die ebenfalls in der Höhe des Domes zu ſchweben ſchien, antwortete:

Ein Gericht.

Wer iſt der Richter?

Der Uralte.

Wer die Beiſaſſen?

Die Brüder der Nacht.

Wer der Büßende?

Der Meiſter des deutſchen Ordens zum Spital in Jeruſalem, Ulrich von Jungingen.

Wie viele der Sünden zählt er?

Zahllos.

Wie viele der Gnaden?

Eine. Die Gnade Gottes.

Kann ihm geholfen werden?

Dies wiſſen allein die Wiſſenden.

Auf welchem Wege kommt er?
Auf dem Wege des Grabes.
Welchen Weg geht er?
Den Weg des Grabes.
So führt ihn vor.

Als der Wechſelklang dieſer Stimmen verhallt war, trat eine kurze Stille ein, dann öffnete ſich eine Thüre in der Tiefe der Halle, zwölf Vermummte erſchienen und ſtellten ſich im Halbkreiſe auf, ihnen folgte ein Greis, mit einer Krone auf dem Haupte und in einem weißen Gewande, der in der Tiefe der Halle ſtehen blieb. Bei ſeinem Erſcheinen fielen die Vermummten zu Boden, und berührten mit ihren Stirnen die Erde. Der Greis blieb unbeweglich. Sein Haupt neigte ſich zur Bruſt, ſeine Augen ſchienen in ihre Höhlen zurückgetreten zu ſein, ſo tief lagen ſie, ein Bart, der faſt bis an den Boden reichte, goß ſeine Silberwellen über einen goldenen Gürtel, der die weißen Gewänder dicht unter der Bruſt zuſammenhielt, die Rechte hielt einen Stab, auf den er ſich ſtützte.

Noch war Goswin im Anſchauen dieſer wunderſamen Geſtalt, die auf ihrem Haupte Jahrhunderte zu tragen ſchien, verſunken, als ein Gegenſtand für ihn von noch größerer Wichtigkeit, ſich ſeinem Blicke zeigte. In einem härenen Kittel, das Haupt und die Füße entblößt, und von zwei Vermummten geführt, ſah er den Hochmeiſter eintreten und ſich dem Halbkreiſe nähern. Welche Veränderung in der äußern Erſcheinung. War dieſer demüthige und gebeugte Bettler derſelbe, der ihm vor wenigen Stunden noch als ſtolzer, düſterer und herrſchender Fürſt erſchienen war? Wo war alle Hoheit, aller Glanz, alle irdiſche Macht geblieben? Hier ſchlich ein wankendes Geſpenſt, mühſelig ſich fortbewegend einher, dort war jeder Schritt eine Verkündigung ungemeſſenen Herrſchergeiſtes und ungebeugter Macht geweſen. Godwin's Blicke hingen mit inniger Rührung an dem Manne. Die ſchauerliche Anklage, die auf ihm laſtete, war ihm unerklärlich, und er erwartete mit Zuverſicht, daß der ſo ſchwer Beſchuldigte gereinigt aus dem Gerichte gehen werde.

Nachdem der Hochmeiſter ſich gleichfalls vor dem Greiſe niedergeworfen, bewegte ſich dieſer langſam auf ihn zu und ſetzte den Fuß auf ſeinen Nacken, indem er mit hohler Stimme die Worte rief:

Verworfen biſt du! Verworfen bleibſt du!

Die Stimmen der Verhüllten fielen ein und riefen im Chor:

Verworfen bis in alle Ewigkeit!

Die Flamme auf dem Altar erloſch.

Eine Stimme in der Höhe rief: Wir ſtreichen den Namen Ulrich von Jungingen aus dem Buche des Lebens aus.

Noch immer lag der Meiſter unbeweglich auf dem Boden. Der gekrönte Greis hieß ihn ſich erheben und trat dann einen Schritt zurück, indem er rief: Die Buße beginne.

Alſobald verfinſterten ſich die Lampen, und auf dem Altare, wo die Flamme gebrannt, erhob ſich unter dem dumpfen Rollen eines unterirdiſchen Donners das blutige und gekrönte Haupt, deſſen unerwarteter Anblick Goswin ſchon in jener Nacht erſchreckt hatte. Hier war dieſes Phantom noch ungleich entſetzenvoller anzuſehen; es erſchien gleichſam in ſeiner ganzen hölliſchen Majeſtät. Die Augen waren auch jetzt geſchloſſen, aber aus der Stirnwunde, die roth glühte, floß Blut. Der Mund war geöffnet und die lechzende Zunge ſichtbar; der Goldreif glitzerte in der Dämmerung. Lautloſe Stille herrſchte umher; es war als wäre das Entſetzen in Perſon erſchienen, um den ihm beſtimmten Thron der Nacht einzunehmen.

Geh, erſcholl die Stimme des Uralten, und küſſe den erſten Abtrünnigen, der Gott läſterte und von ihm abfiel wie du. Er iſt dein Bruder und dein Genoſſe.

Langſam und ſchwankend ſtieg Ulrich die Stufen hinauf und näherte ſich dem Teufelshaupte und ſprach: Ich küſſe dich, erſter Meiſter des Ordens, der wie ich abtrünnig wurde und der wie ich abfiel von Gott!

Hiermit drückte er ſeine Lippen auf die blutige Stirnwunde.

Das Haupt öffnete die Augen, und ein Blick, der das Blut des Beherzteſten erſtarren machte, fiel auf den Küſſenden, der nicht zurückwich, ſondern die abſcheuerregende Ceremonie ruhig vollendete. Mit demſelben Donnergetöſe verſank das Haupt.

Statt ſeiner erhob ſich ein mit einem ſchwarzen Tuche bedeckter Sarg. Unſichtbare Hände riſſen das Tuch fort, und ein Leichnam wurde ſichtbar, ein in Verweſung übergegangener Körper, deſſen Antlitz verzerrt und auf dem Pfühle zurückgebogen lag. Eine große grüne Schlange hatte den Leib in mehrern Windungen umſchloſſen.

Bei Anblick der Leiche bebte der Verurtheilte zuſammen und entfernte ſich wie in jäher Flucht von dieſer Stätte des Grauſens. Er zitterte heftig und machte eine bittende Bewegung gegen den Greis, der unbeweglich blieb und die Worte rief:

Geh, küſſe deinen Bruder, den erſten Mörder! Er hat gemordet wie du, und iſt gerichtet wie du gerichtet biſt.

Unmöglich! ſtöhnte der Mann im härenen Kittel! Ich kann dieſem Antlitz mich nicht nahen, das eine furchtbare Aehnlichkeit mir vor das Auge bringt. Erlaßt mir dieſes! Ich will jeder andern Buße mich fügen. Nur dieſes erlaßt mir.

Geh, und küſſe deinen Bruder! tönte die Stimme von neuem.

Der Verurtheilte wankte zum Sarge. Dreimal neigte er ſich über den Leichnam, und dreimal bebte er, von namenloſem Entſetzen ergriffen, zurück. Endlich machte er eine gewaltſame, zuckende Bewegung und ſein Haupt ſank auf das der Leiche; dann ſtürzte er ohnmächtig auf den Stufen nieder.

Goswin verhüllte ſein Haupt, es war ihm nicht möglich weiter hinzuſehen. Als er wieder ſein Antlitz dem Schauplatze zuwandte, war der Sarg verſchwunden, und zwei Verhüllte trugen den Lebloſen vom Altare fort. Er wurde auf eine Bank an der Wand niedergelegt.

Eine tiefe Stille herrſchte. Der Halbkreis der Vermummten blieb unbeweglich. Der Uralte trat vor und rief laut, daß das Gewölbe wiederhallte:

Ulrich von Jungingen, Meiſter des deutſchen Ordens! Du biſt herabgeſtürzt von deinem Stuhle, du biſt entſetzt deines Hirtenamtes von den Richtern im Verborgenen, von den Brüdern der Nacht. Dein Andenken ſoll erlöſchen vor dem Angeſicht der Menſchen, dein Gedächtniß ſinken in die Nacht der Grüfte. Wo du etwas unternimmſt, es ſoll dir nicht gelingen, wo du eine Ausflucht ſucheſt, da ſoll ſie dir verſperrt ſein. Aus deinem Heimatshauſe vertrieben, ſollſt du irren in alle Welt und nirgends finden, wo du dein Haupt niederlegſt. Ulrich v. Jungingen, falſcher Meiſter! Verdammt und verworfen auf immerdar!

Ein furchtbarer Weheruf, wie aus hundert angſtgepreßten Kehlen ſtrömend, durchſchnitt die Luft in den Gewölben.

Dreimal hintereinander ließ ſich dieſer entſetzliche Laut hören. Es war als müßten die Herzen verſteinern, die dieſen unbeſchreiblichen Klageſchrei vernahmen. Um eine verlorene Seele konnte nicht eindringender gejammert werden. Als die Klänge verhallten, erhob ſich neu die Stimme des gekrönten Greiſes und rief:

Iſt Niemand da, der ſich Ulrich's von Jungingen, des Verdammten, erbarmt?

Eine Stimme in der Höhe rief: Es naht ſich Jemand.

hervorbringen. Sie ſind etwas langweilig, das iſt wahr, allein ſie machen durch tiefes Gefühl und Edelmuth Alles wieder gut. Sie verzehren ſich in der reinen Flamme der „Minne,“ bis ſie wenig mehr ſind als Schatten, aber dieſe Schatten ſind gerade das Sublimſte, was die Poeſie erfinden kann.

Unſer Ritter hatte, wie geſagt, in Venedig auf die Prinzeſſin Zephiſe gewartet, vergeblich, wie man ſich wohl denken kann; er war darauf auf den Einfall gerathen, die Spur der vier Pagen wieder aufzuſuchen, und langte eben am Hofe an, wie dieſer in dem traurigſten Zuſtande ſich befand. Die ſchöne Kalypſo war verſchwunden. Zum Glücke trifft unſer Ritter in einer entfernten Herberge unter luſtigen Kameraden beim Würfelſpiele den edlen Ganelon an, der ſeine böſe Laune, ſo gut es gehen will, vertreibt. Der Page erkennt den Ritter, ſie umarmen ſich und tauſchen Erkundigungen und Ge-

Der Uralte: Wer naht ſich?

Die Stimme: Der himmliſche Meiſter!

In dieſem Augenblicke wurde ein bläulicher Schein, oben in der Kuppel bemerkbar, anfangs wie ein entfernter Stern ſchimmernd, dann immer größer werdend, endlich trat in den Lichtglanz die Geſtalt eines goldgelockten Knaben, in einem hellblauen Gewande.

Bei dieſer Erſcheinung fiel der Uralte zu Boden, und mit ihm der ganze Halbkreis der Verhüllten. Eine Stille, daß man das leiſeſte Geräuſch vernehmen konnte, herrſchte. Der goldgelockte Knabe machte eine Bewegung mit der Hand, und eine Stimme rief:

Noch einmal iſt ihm Friſt gegeben!

Der Glanz ſchloß ſich, die Erſcheinung war verſchwunden. Die Knienden erhoben ſich vom Boden, und die Flamme auf dem Altare hub an plötzlich wieder emporzulodern. Der gekrönte Alte ſchloß das Gericht mit den Worten: Das geheime Capitel der Brüder der Nacht iſt beendet! Geht, und verkündet das Gericht in alle Gegenden der Erde, in den verſchwiegenen Tempeln und auf den ſturmdurchwehten Haiden und Einöden, wo die Wiſſenden zuſammentreffen. Der Strahl des rothen Karfunkels beleuchte eure Wege!

Wie ſie gekommen, ſo verſchwanden die Vermummten paarweiſe durch das Pförtchen in der Tiefe der Halle. Goswin wollte auf den Meiſter zueilen, der noch immer leblos auf der Steinbank lag, doch er fühlte ſich von einem Arme zurückgehalten, der ihn hinterrücks faßte. Es war ſein Führer, der ihm mit einem gebietenden Winke zu folgen befahl. Sie machten denſelben langen, beſchwerlichen Weg zurück, und in die vergitterte Gefangenenzelle heimgekehrt, ſank der Jüngling in eine Art Todesſchlaf, aus dem er am Morgen erwachte, als ſchon die Sonne durch das Gitter ſchien.

Zwölftes Capitel.

Die Beichte.

Das Leben auf der Burg ging nunmehr ſeinen gewohnten Gang fort. Man bereitete ſich auf die Weihnachtszeit vor, und wenn der Winter vergangen, erwartete man den erneuten Ausbruch des Krieges, der nach allen Vorbedeutungen diesmal ſehr heftig zu werden drohte, denn dem Könige von Polen war es gelungen, ein feſtes Bündniß mit den wilden und trotzigen Herzogen von Litthauen zu ſchließen und ſich Hülfsvölker aus Finnland dazu zu verſchaffen. Zu dieſer drohenden Geſtaltung der äußeren Feinde kam noch das Gähren im Innern, die Widerſpenſtigkeit ſtolzer Landcomthure, die theils von den Nachbarfürſten beſtochen, theils von eigenem

Hochmuthe getrieben, ſich den Befehlen, die aus dem Ordensſitze kamen, nur unwillig und unvollkommen fügten. Verbündete des Ordens, die bisher treu an ihm gehalten und ihre Hülfsvölker ſeinem Heere willig zugegeben, zeigten ſich jetzt zum Abfall bereit, wenn man ihnen die ſtark erhöhten Foderungen an Sold nicht gewährte. Zu der Gewährung derſelben war jedoch die erſchöpfte Ordenscaſſe nicht zu bewegen. Den üblen Zuſtand der Finanzen, ſo ſehr man ihn verheimlichte, ſchrieb der Orden ſelbſt der ſchlimmen Haushaltung ſeiner oberſten Leiter zu, und in der That hatte Conrad's von Jungingen glänzende Regierung und die nicht mindere ſeines jetzt regierenden Bruders große Summen hinweg genommen, ſie hatte aber auch zugleich Künſte und Induſtrie in das Land gerufen, und dem Ritterhauſe einen Glanz verliehen, den es früher, zu den Zeiten der rauhen Herrſchaft des Eiſens, nicht gehabt. Wenn alſo der Krieg von neuem ausbrach, und er war unvermeidlich, ſo waren die Ausſichten für den Orden nichts weniger als hell und erfreulich.

Dieſes erkennend, drangen die Comthure darauf, die junge Mannſchaft fleißig in den Waffen zu üben, und ſelbſt mitten im Winter wurden, ſo weit es nur irgend Boden und Wetter zuließen, dieſe Uebungen fortgeſetzt. Die Waffenwerkſtätten und Eiſengießereien im Lande erhielten Vorſchüſſe und wurden in großartige Thätigkeit verſetzt, und dabei Verbindungen mit dem Auslande angeknüpft, um auch von hier Waffen- und Munitionsvorräthe ſich zu ſichern, im Fall die inländiſchen Quellen nicht genügten.

Als Seele dieſer Zurüſtungen ſtand der noch junge Comthur Heinrich Reuß von Plauen da, ein Kriegszögling des alten Großcomthurs und von dieſem zuerſt im Waffenhandwerk unterrichtet. Der rauhe und wilde Charakter des jungen Gebietigers machte ihn jedoch nicht gerade zum Parteiführer geſchickt. Er ging den Weg der Pflicht, ohne ſich viel zu kümmern, wer mit ihm ging. Anders in dieſer Beziehung war der ihm an Jahren faſt gleiche junge Comthur Arthur von Hachenberg, deſſen bevorzugte und einſchmeichelnde Geſtalt wir dem Leſer bereits vorgeführt, und den wir als den Beſchützer und Liebling der jungen Ritter geſchildert haben. Arthur hatte ſeinen Weg gänzlich verſchieden mit Heinrich Reuß gemacht; dieſer war im Kriegslager, unter rauhen Waffengefährten aufgewachſen, jener in der glänzenden Umgebung der Höfe. Der jetzige Hochmeiſter hatte ihn, den damals kaum funfzehnjährigen Jüngling als ſeinen erklärten Schützling überall hin mitgenommen, und er hatte ſowol durch ſeine körperlichen Vorzüge, als durch Gaben eines gewandten und einſchmeichelnden Geiſtes bei Männern wie bei Frauen ſein Glück begründet. Zugleich hatte er eine Schule der Hofkunſt und der Verſtellung durchgemacht, die ihn frühzeitig befähigte, einen weithinreichenden Plan auszuſinnen, und mit Beharrlichkeit und mit allen Mitteln der Intrigue durchzuführen. Beide, ſowol Heinrich wie Arthur, waren zwei junge Männer, die für die nächſte Zukunft des Ordens von ungemeiner Wichtigkeit waren, und denen, nach dem Zeugniß Aller, die näher in die obſchwebenden Verhältniſſe zu blicken im Stande waren, eine wichtige Rolle auf dem Schauplatze der nächſten Thätigkeit zugewieſen war. Heinrich war der Liebling des alten Großcomthurs, Arthur hatte den jungen Anwuchs des Ordens für ſich. Beide junge Männer nannten ſich Freunde. Sie hatten ihre erſte Waffenweihe zuſammen gemacht und Heinrich trug einen Ring von Eiſen am Finger, wo ſein und Arthur's Wappen vereinigt angebracht war, und einen gleichen Schmuck trug der junge Comthur von Marienburg.

Wenige Tage nach den düſtern Vorfällen und geheimnißvollen Ereigniſſen, die wir in dem vorhergehenden Capitel dem Auge des Leſers vorgeführt haben, befanden ſich die jüngern Ritter in der Zelle Kunz von Lichtenſtein's verſammelt, ähnlich wie an jenem Abende, wo ſich die Erzähler gegenſeitig ihre bunten Abenteuer vorbrachten, nur fehlten heute Viele, die damals gegenwärtig waren, und keinen geringen Beitrag zu der allgemeinen Unterhaltung gaben. Zu dieſen Fehlenden gehörten zunächſt die beiden Gefangenen Goswin und Otto; dann waren Paul von Vogeril mit noch einigen Gefährten auf einen

Streifzug ausgeſendet in ein nahes, von den Grenzvölkern beſtürmtes und beläſtigtes Dorf. Falkenfels hatte ſich Urlaub auf drei Tage ausgewirkt und war unter Vorgeben von Familienſtreitigkeiten zu ſeinem Vetter, dem Landdroſt zu Danzig gegangen, um dort mit ſeiner ſchönen Muhme die Laute zu ſchlagen und Sekt zu trinken, zwei Dinge, die er beide mit Meiſterſchaft zu üben verſtand. Der Kreis war darum heute bedeutend kleiner, allein ſeine Mitglieder, wenn auch geringer an Zahl, hielten darum nicht minder eng zuſammen.

Das Geſpräch wollte anfangs nicht recht in den Gang kommen, und wurde nur fragmentariſch, in gleichſam unzufriedenen kleinen, hart hervorgeſtoßenen Sätzen geführt. Der junge Comthur ſaß mitten unter ſeinen Genoſſen, das Haupt auf den Arm geſtützt und die Blicke auf den großen Wolfshund gerichtet, der ſein ſteter Begleiter war und jetzt zu ſeinen Füßen lag, von Zeit zu Zeit den Kopf aufhebend, und ſeinen Herrn mit dem ausdrucksvollen Blicke ſeiner treuen Augen anſehend.

Der Meiſter iſt ja wieder krank! warf Einer hin.

Ja, ſetzte ein Anderer hinzu, er hat ſich wieder eingeſchloſſen und iſt für Niemand ſichtbar.

Ein ſchöner Ordensgebietiger das! ſetzte ein Dritter hinzu. Dreiviertel des Jahres bekommt man ihn nicht zu ſehen. Da war der Bruder doch anders.

Freilich war der anders. Den ſah man aber wieder gar zu viel. Wie ein bunter Hund war er in allen Gaſſen. Das taugt auch nichts. Wenn ich mich gewöhne, meinen Herrn alle Tage zu ſehen, ſo achte ich ſeiner nicht mehr.

Ei, Sellbach, iſt das deine Meinung? fragte der Comthur, plötzlich aufſchauend. Ich denke gerade, wer bei ſeinen Freunden beliebt und ihnen von Nutzen ſein will, muß Tag und Nacht um ſie ſein und Leid und Freud mit ihnen theilen.

Gut geſprochen, Bruder Comthur! riefen mehre Stimmen.

Man ſagt, hub Kunz von Lichtenſtein an, doch er unterbrach ſich gleich ſelbſt, indem er aufſtand und nachſah, ob die Thüre der Zelle auch geſchloſſen ſei.

Nun, was ſagt man — ?

Man ſagt, daß gewiſſe Leute in einer der vorhergegangenen Nächte eine derbere Strafpredigt wie gewöhnlich erhalten haben ſollen. Es hat wieder im Heidenthurm geſpukt.

Iſt es möglich! Erzähle; was weißt du?

Nun ich ſage nichts weiter. Die Geheimen ſind ihm jetzt dicht auf den Ferſen. Sie haben erfahren, mit welcher Art Zeitvertreib er ſich in ſeinen verſchloſſenen Gemächern abgiebt, und neuerdings ſoll allerlei noch hinzu gekommen ſein und man munkelt von ſonderbaren Gäſten, die hier im Schloß wohnen und von denen wir Alle nichts wiſſen.

Ach ja, es ſollen eine ganze Menge Frauen hier wohnen, die alle Nacht entkleidet vor ihm tanzen müſſen, ſagte ein junger Ritter geheimnißvoll und ſchmunzelnd.

Und dieſe Frauen ſollen Bocksfüße, Schwänze und Hörner haben, dabei aber doch ganz allerliebſte kleine hübſche Mädchen ſein, ſetzte ſein Nachbar ſchnell hinzu.

Und mit einer dieſer kleinen Teufelinnen geht er dann zu Bett! behauptete ein Dritter.

ſtändniſſe gegen einander aus. Ganelon theilt ihm ſeinen Plan mit, durch die kleine Magelone und den Hofnarren Fortunat's Aufenthalt zu entdecken, und der Ritter entſchließt ſich, ihn auf dieſer Entdeckungsreiſe zu begleiten. Mancher Becher wird auf alte Erinnerungen geleert, des ehrlichen Crispin, der guten Trufaldine wird gedacht, das Unglück mit Feuer und Waſſer auf dem Schiffe beſprochen, und der Ritter will eben daran gehen, von ſeiner Liebe ausführlich zu erzählen, als die Thür ſich öffnet und die bucklige Geſtalt des kleinen Narren ſich hineinſchiebt. O, wie willkommen! Jetzt läßt ſich Alles aufs Beſte verabreden. Der Narr ſchlägt gern ein, denn er weiß nicht, was er an einem ſo traurigen Hofe machen ſoll. Am andern Morgen ſind die drei Geſellen ſchon zu Pferde, und es geht in einem luſtigen Trotte zum Thore hinaus.

Da Jeder ſeine beſondern Eingebungen hat, ſo will Jeder auch einen beſondern Weg ein-

So laßt doch den Unſinn, ſagte der Comthur. Wie könnt ihr nur ſolche Ammenmärchen herſchwatzen. Man ſollte kaum glauben, daß ihr die Ehre habt, Hoſen und ein Schwert an der Hüfte zu tragen.

Du glaubſt alſo wirklich, Comthur, ſagte Kunz ſehr ernſt, daß dieſer gewiſſe Jemand völlig ſittenrein lebt. Ich denke du gerade ſollteſt wiſſen, daß er nicht ſo lebt. Aber ſeine Sünden ſind ungewöhnlich, wie er ſelbſt ungewöhnlich iſt.

Der junge Comthur antwortete nicht, ſondern blickte wieder mürriſch zur Erde.

Und daß die „Geheimen“ ihn ſo verfolgen, ſetzte Kunz hinzu, geſchieht wol nicht allein ſeines Mangels an Tugend und Keuſchheit willen, ſondern weil —

Nun, weil — ſagte Hachenberg.

Weil man ihn los ſein will, weil man ihn ſatt hat.

Und doch haben wir Keinen, der ſo ritterlich daſteht wie er! rief der Comthur. Wo hat er je gebebt, wo es galt Muth zu zeigen? Erinnert euch, wie er ganz allein im Gefecht ſechs verwegene Gegner tödtete! Weil er feine Sitte hat und dabei Gelehrſamkeit, deshalb glaubt der große Troß er ſei nicht tauglich, Führer eines mächtigen Heeres zu ſein und Ordner der innern Angelegenheiten einer großen Verbindung. Seht nur zu, wo ihr Einen findet, wenn er nicht mehr iſt! Daß er das Geſchmeiß der Nacht, die feige und im Dunkeln ſchleichende Pfaffen- und Kopfhängerrotte niederhält, das freilich können ihm gewiſſe Herren nicht vergeben, allein das iſt gerade ſeine edelſte und beſte Seite. Wir wollen keine Pfaffen. Wir haben Meiſter gehabt, die, wie alte Weiber, nichts thaten als beteten und auf ihren fetten Knieen bald vor dieſem, bald vor jenem Altar ruſchten, was haben ſie uns geholfen?

Der Comthur ſpricht völlig wahr! riefen mehre Stimmen. Wir wollen keine Pfaffen und keine Kopfhänger.

Was iſt denn in dieſen Nächten im Heidenthurme vorgegangen? fragte Einer.

Ja, wer das wüßte, antwortete der Zunächſtſitzende. Der alte Heidenthurm iſt ein Ding, zu dem es gar keinen Eingang gibt. Alſo können nur Geiſter ſich daſelbſt verſammeln. Wenn ich ſage Geiſter, ſo meine ich Teufel. Uebrigens ſoll der bleiche Robert ſich auch wieder zeigen und in den Gängen herumſchleichen.

Nun, hier findet er doch keine Mädchen, deren Brüſte er anfaßt! bemerkte altklug ein junger Ritter.

Der junge Comthur ſagte, zu Kunz von Lichtenſtein gewendet: Du wirſt ſehen, Bruder, die Geheimen und alle der im Dunkel waltende Spuk wird es noch ſo weit bringen, daß ſie ihn völlig wahnſinnig machen. Zu Zeiten wie verrückt iſt er ſchon. Es iſt auch kein Wunder, wenn Einem ewig mit einer unbekannten Welt und den Schrecken, die der Menſch nicht antaſten ſoll und die deshalb der gütige Schöpfer tief in das Innere der Erde bannte und in wohlthätige Nacht begrub, gedroht wird, und er ſich ſtets und auf allen ſeinen Tritten von dunkeln Geſtalten umſchlichen ſieht, daß er endlich darüber den Verſtand verliert. Gerade ſo machten ſie es mit dem edlen Meiſter Kniprode, der ſich auch zuletzt einbildete, ſein Inneres ſei bewohnt von einer Million Teufel, und wer endlich, als dieſe Brüder der Nacht, ſchliff das Meſſer, das Winrich in die Bruſt Erwin von Erbach's ſtieß?

Ja! rief Kunz, es iſt eine furchtbare Macht, dieſer Orden im Orden. Doch ſtill davon, es iſt nicht gut von ihnen ſprechen. Unſichtbar ſind ſie überall und ſchrecklich iſt es, in ihre Hände zu fallen!

Der tapfere Mann fürchtet auch dieſe nicht, ſagte der Comthur leiſe vor ſich hin. Wo blieben wir, wenn wir vor den Geſpenſtern in unſerem eigenen Hauſe uns fürchteten.

Um Gotteswillen ſchweig! rief Kunz und rückte dem Sprechenden näher, indem er leiſe hinzuſetzte: Weißt du, wo Gottfried von Rohburg geblieben? Weiß es irgend Einer und forſchen wir nicht ſchon zwölf Jahre? Um Gotteswillen, ſchweig.

Der junge Comthur nahm wieder ſeine nachdenkliche Stellung an.

Ein Laienbruder trat ein und meldete dem Comthur, daß unten im Hofe ein Trupp Ritter ſeien, die Gefangene eingebracht. Der Comthur ſtand auf und folgte dem Boten.

Als er fort war, ſagte Einer der Zurückbleibenden: Es iſt ſeltſam, wie der Bruder Comthur ſpricht. Jeder von uns weiß, daß er dem Meiſter gram iſt, und doch lobt er ihn und rühmt ihn ſogar.

Weil es unter Männern Sitte iſt, nahm Kunz das Wort, daß ſie nicht in Weiberart einander kleinlich anſchwärzen und verklatſchen. Ein edler Mann läßt ſeinem Feinde ſelbſt ſeinen Ruhm.

Und ein edler Mann iſt der Comthur! riefen Alle. Wir laſſen Leib und Leben für ihn.

Ein ſtarkes Getrampel und Getümmel im Hofe ließ ſich hören, dazwiſchen tönte die Stimme des Comthurs laut und kraftvoll. Die Thüre ward aufgeriſſen und Paul von Pogeril und Roland von Hachenberg ſtürmten herein und warfen ihre Waffenſtücke ab; ihnen unmittelbar folgte ein kleines, in Schaffelle gehülltes Männchen, das ſich furchtſam an die Thüre hinſtellte. Die jungen Ritter ſprangen auf, umſtellten dieſen Ankömmling und Einer fragte lachend: Iſt dies dein Gefangener, Pogeril?

Wenn du erlaubſt, ja, tönte die ſehr ſelbſtzufriedene Antwort. Und übrigens iſt es kein Er, ſondern eine Sie.

Alle Heiligen! Wahrhaftig!

Eine kleine blinde Heidin, ſetzte Paul hinzu.

Die wir ſehend machen wollen, bemerkte Kunz. Für das Erſte müſſen wir aber ſelbſt ſehen.

Es machten ſich nun mehre Hände daran, das kleine ſcheue Ungethüm von ſeinen Hüllen loszuſchälen, was nicht ſehr leicht war, und die Dame befand ſich bei dieſer Menge von improviſirten Kammermädchen, die alle ihre Toilette beſorgen wollten, ſehr übel. Sie wurde herumgeriſſen und verlor das Gleichgewicht, ſo daß ſie bald in dieſe, bald in jene Arme fiel. Paul trat hinzu:

Laßt ſie frei; es kann hier nur Anlaß zum Geſchrei geben. Sie gilt unten für einen Mann, und dafür wollen wir ſie für's Erſte gelten laſſen, damit ſie ohne Aufſehen mit den andern Gefangenen eingeſperrt werde. Nachts will ich ſie dann heimlich zu euch heraufholen; doch jetzt Ruhe.

Der Comthur kommt!

Alſo raſch, ſchafft ſie wieder fort! befahl

Pogeril, und ein Knappe führte das Mädchen hinaus. Die heimgekehrten Ritter kamen jetzt alle herein. Es gab Lärm und Tumult; es wurde gefragt, erzählt, durcheinander geſprochen. Der Comthur ging im Gange auf und ab mit Einigen ſeiner Vertrauten.

Während dieſe Unruhe, dieſes Kommen und Gehen, dieſes Befehlen und Fragen in einem Theile der Burg herrſchte, lag auf dem andern Theile die tiefſte Stille. Es war dies in den Gemächern des Großmeiſters.

Er lag auf einem Ruhebette in der Hauskleidung; die Thüren, die in das Innere dieſer Krankenwohnung führten, waren geſchloſſen und Teppiche waren gelegt, die den Schall jedes Schrittes dämpften. Es kam auch Niemand, außer Baſano, der die Befehle des Gebieters empfing und ſie geräuſchlos weiter trug. Die Wachen in den Corridoren und auf den Treppen hatten gemeſſenen Befehl, keinen Andringenden, er mochte ſein wer er wolle, einzulaſſen. Selbſt der Großcomthur und der Großtreßler, die beide gekommen waren, um ſich in Perſon nach dem

Befinden des Fürſten zu erkundigen, waren abgewieſen worden.

Die auf dem Tiſche ſtehende, mit einem grünen Umhange verdeckte Lampe gab nur ein ungewiſſes Dämmerlicht. In den Umkreis dieſes Lichtes trat jetzt Baſano und führte Jemand mit ſich.

Bringſt du ihn? fragte der Meiſter.

Hier iſt er! tönte die Antwort.

Und Goswin trat hervor und beugte ſich herab, die Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, zu küſſen.

Es hat einige Schwierigkeit gemacht, ihn zu erlöſen, ſetzte der Arzt hinzu. Man ſagt, der Großcomthur habe wie unſinnig getobt, daß man ſeine Gefangenen befreie, und ich habe verſprechen müſſen, einen ſchriftlichen Befehl von Euer Hoheit Hand einzureichen. Sein alter Spruch, Geſetz und Ordnung gingen zu Grunde, wenn die Straſen nicht ordentlich gehandhabt würden, kam bei dieſer Gelegenheit wieder ſehr freigebig über ſeine Lippen.

So nimm die Feder, ſchreibe den Befehl, ich werde unterzeichnen, ſagte Ulrich. Er wandte ſich zu dem jungen Ritter, gab ihm einen Wink ſich zu ſetzen und zeigte auf einen Folianten, der eine Chronik des Ordens enthielt, mit dem Beſcheid, er möge ihm daraus vorleſen. Goswin befolgte den Befehl und begann in den alten Geſchichten zu leſen.

Als der Befehl ausgefertigt und unterzeichnet war, der Arzt ſich damit entfernt hatte, ſagte Ulrich, indem er einen ernſten Blick auf ſeinen jungen Liebling richtete: Verdienſt du auch, daß ich deinetwillen die Strenge der Geſetze breche?

Gewiß verdiene ich das nicht, mein Herr und Gebieter, ſagte Goswin leiſe.

Du haſt doppelt gefehlt, fuhr Jener fort; erſtlich gegen die Geſetze des Ordens, dem du angehörſt und der jeden eigenmächtigen Kampf verbietet, alsdann haſt du gegen mich gefehlt, indem du ein Leben auf das Spiel ſetzteſt, das mir theuer iſt.

O, mein gnädigſter Herr!

Laß das, und ſieh dich für die Zukunft vor. Was war der Gegenſtand des Streites?

Goswin erzählte getreulich die Vorfälle jenes Abends. Das düſtere Antlitz des Meiſters verzog ſich ein wenig zum Lächeln, als von jenem geſoderten und verweigerten Kuſſe die Rede war.

Alſo du haſt ein Weib geküßt, oder vielmehr ein Weib hat dich geküßt?

Goswin neigte ſein Haupt bejahend.

Haſt du dabei eine beſondere Freude, einen Genuß gefunden?

Goswin antwortete nicht.

Sprich, ich will es wiſſen, denn die Größe der Sünde, die wir begehen, hängt von dem höhern oder mindern Grade des Genuſſes ab, den wir durch ſie erhalten.

Goswin ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte.

Ich weiß genug. Du biſt mit dir ſelbſt nicht einig, was du mir antworten ſollſt, weil du noch nicht den eigentlichen Gegenſtand meiner Frage kennſt. Gott erhalte dich lange in dieſer Unſchuld. Doch rathe ich dir, auch dieſe Anläſſe fürs Künftige zu meiden. Nicht, daß ich dir Frauenumgang verbiete, im Gegentheil, du ſollſt ſchlagen, und ſo ziehen ſie lange in die Kreuz und Quere herum. Es vergehen mehrere Tage. Sie gerathen in Streit und verſöhnen ſich wieder, ſie kommen von den gebahnten Wegen ab, und ihre Pferde, klüger als ſie, bringen ſie immer wieder auf den rechten Pfad. Der Narr will ſchlafen, der Ritter will erzählen, Ganelon eſſen, und Alles dieſes zur unrechten Zeit, wenn gerade die beiden Gefährten etwas Anderes im Sinne haben. Sie ſagen ſich einander die abſcheulichſten Beleidigungen und trinken darauf beim nächſten Becher Wein ſich die zärtlichſten Gefühle zu. Der Narr findet das Alles ſehr natürlich, denn er hat ſich ſchon längſt daran gewöhnt, in keinem Dinge Zuſammenhang und Conſequenz zu ſuchen. Das Leben iſt für ihn eine bunte Narrenjacke, zu deren zuſammengeflickten Lumpen alle Anſichten, Syſteme und Gefühle beiſteuern. Der Ritter findet dieſe Geſinnung ſehr gemein, und Ganelon lacht über den deſſen ſo oft und viel haben, als du willſt, denn meine Abſicht iſt, dich für das Leben zu erziehen, nicht für das Kloſter. Aber denke nur daran, daß in einem befleckten Körper keine ſtarke und männliche Seele wohnt. Ich bin dein Beichtvater, vergiß das nicht. Du haſt keinen andern als mich. Für dieſe leichte Sünde, die du nicht begangen, ſondern die an dir begangen worden iſt, gebe ich dir Verzeihung. Doch hüte dich, in ärgeren Fehl zu fallen.

Godwin näherte ſich mit einem glücklichen und erleichterten Herzen dem Ruhebette, kniete nieder, beugte ſein Haupt und empfing die Berührung der ſegnenden Hand.

Es iſt die Hand eines Freundes, nicht des Prieſters, ſagte Ulrich. Wenn ich dir den Herrn und Prieſter zeigte, würdeſt du nicht ſo gut fahren. Stehe auf und lege dich mir zur Seite auf das Ruhebette. Mehr als alle Decocte meines Arztes wirkt deine Nähe auf mich; ich fühle deine feſte und junge Bruſt an der meinigen ihre Athemzüge thun, ich fühle deinen reinen Athem an meiner Wange, ich ſehe den Glanz deines Auges, das Lächeln deiner rothen Lippen, und ich leere in vollen Zügen den Becher der Jugend. Eine liebe Nähe iſt Balſam für das Herz. In trauter Nachtſtunde, während Stille und Dunkel die weite Erde umgibt, iſt es ſüß, ein Weſen, deſſen Pulsſchläge mit dem unſern einen Gang gehen, im Arm zu halten. Wenn ich dich ſo nahe bei mir habe, ſo glaube ich, meine glücklichen Stunden haben mich noch nicht verlaſſen, denn ich fühle mein Herz noch empfänglich, ſich einem jungen Herzen anzuſchließen. Die Schwärmereien und Sympathien der Jugend, einſt mein Eigenthum, ich empfange ſie als Lehen von einem verbündeten Herzen, und nun bin ich auf Augenblicke wieder ſo reich, wie ich war. Freilich muß ich das Geliehene über kurz oder lang zurückgeben, und dann ſinke ich in meine alte Nacht und Armuth zurück. Doch warum daran denken? Sind wir doch Alle Lehenträger des Todes; auf kurze Zeit von dem Leben angeworben, dann wieder unſerm alten, ungnädigen Herrn anheimfallend.

Goswin war noch ſo jung, daß ihm die Thränen nahe waren. Er warf ſein Haupt auf die

Schulter des Mannes, und ſchlang ſeinen Arm mit einer heſtigen Zärtlichkeit um deſſen Nacken und vergoß Thränen, indem er daran dachte, wie er hatte Zeuge ſein müſſen der grauſamen Behandlung und der finſtern Drohungen, die man gegen ihn in Anwendung gebracht.

Ja, du liebſt mich wirklich; ja, du biſt in Wahrheit mein! frohlockte der Meiſter, ſich jugendlich erhebend. Sieh, ich bin geſund, mir fehlt nichts mehr.

Könnte ich Euch retten, könnte ich Euch befreien! rief Goswin unwillkürlich und ohne zu bedenken, was er ſagte.

Mich retten? mich befreien? fragte Ulrich. Wovor willſt du mich retten? Von was mich befreien? Was ſprichſt du da, mein Junge?

Der Blick des Fragenden nahm wieder ſeine düſtere Starrheit an. Der Strahl des dunkeln Auges heſtete ſich einen Moment auf den Jüngling, dann glitt er über ihn hinweg und durchflog alle Ecken und Wände des Gemachs. Als er nichts entdeckte, ſetzte er in einem mildern Tone hinzu: Du willſt mich von den Qualen der

Krankheit befreien? Haſt du bemerkt, daß dieſe Krankheit beſonders bösartig iſt? Als Godwin zu antworten zögerte, ſetzte er hinzu: Ja, ja, geſtehe es nur! Es iſt deinem Blicke nicht entgangen, und wenn du mich liebſt, wie ſollte es dir denn auch entgangen ſein. Meine Krankheit iſt eine tiefe Schwermuth, ein furchtbarer und unbegreiflicher Lebensüberdruß, und es treten zuweilen ganz beſonders heftige Anfälle ein. Alsdann ſei du mein Retter. Verlaß mich nicht, wenn ich mich ſelbſt verlaſſen habe. Wenn die ganze Welt mir Gift bietet, biete du mir Nektar. Wenn ich überall Tod und Verfolgung ſehe, zeige mir, daß ich an deinem Herzen Ruhe finde. Mit einem Worte, decke mit deiner Liebe den alten Fluch zu, der auf mir laſtet.

Genug!

Laß uns wieder zu unſerm Buche zurückkehren; doch nicht zu der Chronik. Ich habe hier einen kleinen Schatz italieniſcher Fabeln und luſtiger Geſchichtchen, der einen Meiſter in der feinen Kunſt der Poetik, einen jovialen und ſatyriſchen Kopf, Namens Boccacio, zum Verfaſſer hat. Freund Baſane hat in ſeinen Mußeſtunden die kleine Sammlung aus ſeiner Mutterſprache in das Deutſche übertragen. Er ſchreibt eine gute Handſchrift, du wirſt ſie ſchon leſen können.

Goswin ſetzte ſich wieder an den Tiſch und nahm das geſchriebene Heft vor. Gleich die erſte Novelle ergötzte ihn ungemein. Nach der Art der Jugend waren raſch die Wolken verflogen, die ſich geſammelt, und der heitere Muthwille, der von den geſchriebenen Blättern, wie aus dem Kelche einer ſchönen Blume aufſtieg, färbte im Lachen die Wangen des Jünglings neu, die der vorübergehende Schmerz und das erweckte Mitgefühl etwas erbleichen gemacht.

Das Auge Ulrich's hing an dem Anblick des jugendlichen Antlitzes, dem die dunkeln Locken über die ſchöne Stirn fielen. Wenn der junge Vorleſer lachte oder erröthete, manchmal ſogar ſtockte und nicht weiter leſen wollte, erhöhte dies das Vergnügen des Zuhörers.

Es war bereits über Mitternacht hinaus, als der junge Ordensritter das Zimmer ſeines kranken Gebieters verließ. Er hatte ſein Ehrenwort geben müſſen, ſich wieder in ſeine Gefängnißzelle zurückzubegeben, und keine Macht der Erde hätte ihn bewegen können, dieſes Wort zu brechen. Der Weg bis oben hinauf führte durch eine Galerie, die früher zum Refectorium benutzt worden war, jetzt aber leer ſtand und als Durchgang zu den Gemächern des Großcomthurs benutzt wurde. Sie war nur noch ſpärlich erleuchtet und die verlöſchenden Lampen warfen einen trügeriſchen Schimmer auf Wände und Decke. Als Goswin eintrat, ſah er zwei Geſtalten vor ſich herwandeln, von denen die eine in eine Mönchskutte gehüllt war, die andere eine weltliche Kleidung trug. Sie waren, da ſie ſich keines Zuhörers gewärtig ſein mochten, in einem ziemlich lauten Wortwechſel begriffen. Anfangs glaubte Goswin es ſei der Prälat und der Marquis; allein er überzeugte ſich bald, daß er gänzlich fremde Perſonen vor ſich habe. In den Schatten eines Pfeilers tretend, wollte er erſt die Wandler an ſich vorbei gehen laſſen, ehe er ſeinen Weg fortſetzte; allein ſie blieben ſtehen, kehrten um und machten nochmals den Gang durch die Galerie.

Mit Verwunderung hörte Godwin ſeinen Namen nennen, doch er vernahm nicht deutlich, welche weitern Zuſätze zu dieſem Namen gemacht wurden. Die Wanderer kamen näher und jetzt konnte ihr Geſpräch deutlich gehört werden.

Es iſt noch nicht die Zeit gekommen, ſagte der Mann im Mönchsgewande zu dem weltlich Gekleideten; glaubt mir, wir müſſen vorſichtig ſein.

Aber immer zögern und immer zögern! rief Jener heftig. Unterdeſſen ſchöpft er Verdacht und es gelingt ihm, unſer ganzes Unternehmen zu nichte zu machen. Bedenkt, daß Ihr uns verſpracht, zu Weihnachten ſollte mein Herr hier einziehen.

In der That, ſagte der Mönch ſtockend, wir meinten ſo weit zu ſein; doch irrten wir uns und täuſchten uns in der Stärke und Wirkſamkeit unſerer Mittel. Man kann nicht Alles, was man möchte.

Doch war die Verabredung, wenn es nicht durch geheime Machinationen ginge, es durch eine raſche That zu verſuchen.

Das iſt eure Sache, entgegnete der Mönch.

Erkauft eine Mörderfauſt; allein bedenkt, dies wäre dann der dritte Mord in dieſem gottgeweihten Hauſe. Das Volk würde alle Achtung vor uns verlieren; es hat deren ſo ſchon gar wenig.

Und wie langſam, wie ſchläfrig geht hier Alles, hub der Ritter wieder lebhaft an. Was thut nur dieſer Hachenberg? Als ich kam, meinte ich, die Arbeit ſei gethan und mein Herr und die Seinen könnten das Weihnachtsfeſt hier feiern.

Der Mönch ſchüttelte das Haupt und hob die Arme gen Himmel: Allerhuldvollſte Mutter! rief er; welches Kind weiß nicht, daß zu allen irdiſchen Dingen, wenn ſie in erwünſchter Weiſe in Gang gebracht werden ſollen, Geld gehört. Und habt ihr uns welches geſendet?

Weil wir keins haben. Aber wir werden bezahlen, wenn wir welches haben.

Die goldene Schnur und der Meiſtermantel, ſetzte der Mönch ſeinerſeits heftig werdend hinzu, ſind nicht Dinge, die man auf dem Trödelmarkte um ein paar Pfennige kauft. Raubt und plündert, ſchlagt ein paar Dutzend reiche Juden todt, wenn ſie zu der Danziger Meſſe ziehen, nur macht, daß eure Seckel ſtrotzen; alsdann wollen wir euch ſchon ein ſchmuckes Weihnachtsfeſt bereiten.

An uns liegt es nicht, entgegnete der Geſcholtene; wir möchten ſchon plündern, aber wo giebt es noch etwas? Das Volk iſt rattenkahl. Was nicht die Pfaffen gefreſſen haben, das ſtecken die Ritter in den Sack. Man kann ganze Dörfer finden, wo die Leute kein Hemd auf dem Leibe haben. Brot wird aus zerriebener Baumrinde gemacht und Ratten und Fröſche geben die ſchmackhaften Braten. Plündert da, wenn es Euch gefällt. Und die reichen Juden, wenn ſie in dieſen unruhigen und elenden Zeiten ja herumziehen, wiſſen ſich kaiſerliches Geleit zu verſchaffen und ziehen wie die Muttergottesbilder ſicher durch die Wälder und über die verödeten Landſtraßen. Ich ſage Euch, es iſt eine Zeit, wo man nicht anders auf die Welt kommen möchte, denn als räudiger Hund. Da wüßte man doch, weshalb man von aller Welt Fußtritte und Hiebe bekäme.

Sprecht mit dem Comthur, ſagte der Mönch. Stachelt ihn an, die Sache zu betreiben; es iſt ja auch ſein eigener Vortheil, dem Zaudern ein Ende zu machen.

Sein Rath iſt, entgegnete der Ritter mürriſch, ein Capitel zu berufen und den Meiſter in aller Form abzuſetzen. Er ſelbſt will dann als Ankläger auftreten und Jenem dieſes und jenes öffentlich zur Schuld legen. Die Ordensgebietiger werden dann entſcheiden, ob ſolch ein Oberhaupt bleiben kann.

Sie werden nichts entſcheiden; es ſind alte Herren, die die Ruhe lieben und die wol im Geheimen murren, aber nicht Luſt haben, offene Fehde anzufangen. Der Großcomthur iſt der Einzige, der drein fahren würde; allein den hat ſich Euer Herr, ſo wie unſer Comthur zum Feinde gemacht.

Das iſt es! Wenn doch die Leute, die ein Ziel haben, auch zuſammen gingen!

Daſſelbe ſage ich euch! Warum geht ihr nicht mit uns?

Weil ihr zu langſam geht, und weil ihr in der Nacht herumſchleicht; wir lieben Beides nicht.

Was langſam wandelt und was mit der

Einen wie über den Andern. So ſtreitend, lachend und gegen einander Syſteme ausbreitend, gelangen ſie in ein Dorf, wo ein Anblick eigner Art ihre Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt. Es iſt ein Bauer, der, um ſeinen Acker zu pflügen, ein ſehr ſeltſames Geſpann in Thätigkeit ſetzt. Statt des Pferdes keucht die derbe Geſtalt eines Mannes vor dem Pfluge, den der Narr, nachdem er ihn einige Minuten ſtarr fixirt hat, mit einem lauten Schrei begrüßt. „Wie?“ ruft er und ſchlägt die Hände über dem Kopfe zuſammen, „ihr ſeid es, Herr Seneſchall? O, ich will meiner Mutter dümmſter Sohn ſein, wenn ich je begreiſe, wie eure Herrlichkeit ſich dazu herablaſſen können, die beſcheidene Stelle eines Ochſen einzunehmen, um Furchen in einem Acker zu ziehen! Ihr, die ihr untröſtlich waret, wenn die Bruſt eines Faſans, oder der Schenkel eines Kapauns nicht ganz ſo ſaftig und ſchmackhaft gekocht erſchienen, als ihr es gewohnt waret; ihr, die ihr

Hülle der Nacht ſich zudeckt, gerade das iſt es, was immer, ſo lange die Welt ſteht, ſicher ſein Ziel erreicht hat. Wenn es nicht dieſe Weihnachten iſt, ſo iſt es künftige Weihnachten, wo er ſelbſt kommen wird, um darauf anzutragen, daß man das Ordensſiegel ihm abnehme und ihn ruhig ziehen laſſe. Alsdann ſind wir ihn los, und was die Hauptſache iſt, ganz ohne allen ärgerlichen Handel und ohne daß das Ordenshaus befleckt werde.

Nun gut, ſagte der Ritter, Ihr beſchwatzt mich, wie Ihr Jedermann zu beſchwatzen verſteht. Ich gehe nun zu meinem Herrn zurück; aber das ſage ich Euch, macht Euch auf Alles gefaßt. Wenn der Wolf hungrig iſt, ſo geht er auf den Jäger los. Wenn es allzulange währt, ſo machen wir ein Ende.

Wir ſtehen in Gottes Hand! rief der Mönch, und beide Geſtalten verſchwanden in der Tiefe des Ganges.

Das iſt ja ein verruchtes Complot! murmelte Godwin vor ſich hin. Der Himmel iſt gnädig, daß er mich hat zuhören laſſen. Aber wer iſt jener Ritter, und wer iſt der Mönch? Soll ich ſie feſtnehmen laſſen? Noch können ſie nicht weit ſein. Aber ich ſelbſt bin ja Gefangener; auch ſcheint die Gefahr nicht dringend; alſo auf deinen Poſten.

Damit ſetzte der Jüngling ſeinen Weg fort. Er kam an eine Niſche, in der ein großes Chriſtusbild ſtand. Als er vorüberging, ſeufzte das Bild. Entſetzt blieb er ſtehen und ſah hinauf; er bemerkte, wie das Bild das Haupt bewegte und mit der Hand winkte.

Wer du auch immer ſeieſt, ſpäter Wanderer durch dieſe Räume, tönte eine Stimme, hilf mir herab, die Kräfte drohen mich zu verlaſſen, ich werde zu Boden ſtürzen, wenn du mir nicht den Arm gibſt zum Hinabkommen.

Goswin erkannte Raphael, der ſich zur Büßung an das Kreuz hatte heften laſſen, um die Nacht über in dieſer Stellung zuzubringen. Er band die Schnüre los, die die Füße feſſelten, und nun ſtürzte der erkaltete Leib des jungen Prieſters in ſeine Arme.

Wie, Raphael, ſagte Goswin mit Vorwurf; kann Gott wol gebieten, daß eine Creatur ſich ſo martere? Thuſt du das mit Erlaubniß deiner Obern?

Raphael antwortete nicht, ſondern murmelte die vorgeſchriebene Anzahl Gebete ab, immer noch ſtarr in ſeines Erretters Armen liegend. Als die Paternoſter beendet waren, nahm er ſeine Kutte auf, die er auf dem Boden hatte liegen laſſen, während er am Kreuze hing, und ſchlich von dannen, ohne mit einem Worte oder Winke dem Ritter zu danken. Blutſpuren bezeichneten den Weg, den er ging.

In ſtummem Entſetzen ſah ihn der Jüngling nach, dann beſtieg er die Treppe, die zu ſeiner vergitterten Zelle hinaufführte.

In ſeinen Träumen ſah er den Meiſter in Gefahr und er errettete ihn. Dann kam aber ein Heer dunkler Geſpenſter, die den kaum Geretteten in ihre Mitte nahmen und heulend und tobend mit ihm in die Nacht verſchwanden. Zwiſchendurch trat die weiße Frau mit dem Kinde auf dem Arme in den Vordergrund; dann wieder Raphael, der am Kreuze hing und aus fünf Wunden blutete.

Wir wollen das harte Lager des armen Knaben verlaſſen und in die untere Halle niederſteigen, wo eine nächtliche Scene eigenthümlicher Art ſich bereitete. Die jungen Ritter waren beſchäftigt, bei verſchloſſenen Thüren mit dem gefangenen Heidenmädchen burleske Ceremonien vorzunehmen und eine Taufe zu traveſtiren. Die hübſche Dirne ſtand, den halben Leib entblößt, und das lange Haar niederhängend im Kreiſe der muthwillig lachenden und ſeltſam aufgeputzten jungen Männer. Paul von Pogeril hatte ſich den erbeuteten Mantel aus Thierfellen eines litthauiſchen Prieſters umgehängt, dazu eine hohe Papierkrone aufgeſtülpt, Zwei trugen ihm ein großes Waſchbecken nach und einen Pokal mit Meth gefüllt. Die übrigen Ritter hatten jeder etwas Ungehöriges und Auffälliges zu ihrer gewöhnlichen Kleidung gefügt, meiſtentheils waren es Stücke von heidniſchem Schmuck. Einige hatten ſich Thierfelle um das Haupt gewunden, Andere hatten ſich künſtliche Bäuche gemacht, indem ſie dazu Decken und Polſter benutzt hatten; wieder Andere hatten ihr Antlitz und ihre Hände geſchwärzt. Dieſer Schwarm abenteuerlicher Geſtalten fing ſich an im Kreiſe zu drehen, und anſtößige Lieder nach bekannten frommen Melodien abzuſingen. Das Mädchen ſtand von zwei Fackeln beleuchtet in der Mitte des Kreiſes und wartete, wie es ſchien, ihrestheils neugierig und wohlunterhalten ab, was mit ihr geſchehen würde. Endlich hielten die Tanzenden mit ihren Schwingungen ein und die Ceremonie begann. Der Prieſter nahte ſich mit ſeinem Taufbecken und, indem er einen Beſen eintauchte, beſpritzte er mit eiskaltem Waſſer das Taufkind, das ſich zu flüchten verſuchte, jedoch aus dem Kreiſe nicht herausgelaſſen wurde. Wohin ſie auch eindrang, überall ſchloſſen ſich ihr kräftige Arme um den Leib, und ſie wurde wieder zurück in den Mittelpunkt des Kreiſes geſchleudert. Endlich ſank ſie hier auf die Kniee und dieſen Augenblick benutzte der Prieſter, um das Becken über ſie auszugießen. Ein Schrei und ein Zappeln und Umſichſchlagen war die unmittelbare Folge dieſes kalten Bades.

Wie heißt du? fragte Paul, indem er mit dem hochaufgerichteten Beſen ſeinem Opfer drohte.

Wanna, ſtammelte ſie. Ich hieß auch bei den Meinigen die ſchwarzgefleckte Kuh, weil ich mit drei ſchwarzen Flecken auf der Stirne zur Welt kam.

Nun, rief der Prieſter, ich taufe dich ſchwarzgefleckte Kuh im Namen der luſtigen Brüderſchaft der Weißmäntel, die es ſtets gut gemeint haben und gut meinen werden mit den hübſchen Weibern der **Heiden**. Stehe auf, und trage fortan den Namen Candida zu Ehren der heiligen Candida, die heute im Kalender ſteht.

Und zu Ehren deiner weißen Brüſte, ſetzte ein Ritter hinzu, der herantrat und im Lichte der Fackel dieſe Reize ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit unterwarf.

Ich gebe den Rath, hub Kunz von Lichtenſtein an, daß wir dieſe beiden hübſchen Heidenzwillinge, ich meine die weißen Brüſte unſerer kleinen Schwarzgefleckten, noch beſonders taufen; denn es hat Beiſpiele gegeben, daß der Satan, wenn er vom Haupte weggeſcheucht iſt, und nun im Fallen begriffen iſt, ſich an dieſen vorſpringenden Schneegipfeln anklammert und ſich ſo rettet.

So iſt es! rief Hachenbach, der lange, rothhaarige Pommer. Wir wollen dieſe kleinen Polſterbetten der Hölle taufen, und zwar will ich bei dem einen und Kunz ſtehe bei dem andern Gevatter.

Wie ſollen ſie heißen? fragte Paul, von neuem ſeinen Beſen ſchwingend und ihn in das wieder gefüllte Waſchbecken tauchend.

Ich ſchlage vor, hub Kunz an, daß wir dieſe Ehre keinen Andern, als den höchſten Herren der Chriſtenheit zugeſtehen, und zwar wollen wir die frömmſten Väter ausſuchen, die auf Petri Stuhl geſeſſen: wir wollen ſie Sixtus und Bonifazius nennen.

Ein Gelächter, daß die Wölbungen der Decke zuſammenzubrechen drohten, erſchallte über die Wahl dieſer neuen Päpſte. Der Kreis fing ſich wieder an zu drehen und von neuem wurden Lieder geſungen. Otto von Reibnitz durchdrang den Kreis und warf ſich vor das Mädchen nieder, indem er rief: ich bitte auch um euren Segen, allerheiligſte Väter!

Wie das Gelächter von neuem begann, vernahmen nur die Naheſtehenden eine heiſere Stimme, die ſich vergeblich bemühte, ſich den

Lärmenden im Saale verſtändlich zu machen. Eine der Spitzbogenwölbungen hatte oben ein Fenſter, das nach Innen in den Gang hinaus ging, dieſes war geöffnet und der Zwerg beugte ſich weit vor und kreiſchte und ſchrie. Als er nicht gehört wurde, löſte er raſch den todten Kopf von der Schulter und ſchleuderte ihn mit geſchicktem Wurfe ſo, daß er gerade mitten in den Kreis und auf den entblößten Buſen des Mädchens niederfiel.

Alles ſchwieg jetzt und eine lautloſe Stille trat auf einen Moment ein. Dieſen benutzte der Kleine und rief laut: Der Hörnerträger kommt!

Wir haben ſchon einmal die Wirkung dieſes Rufes beobachtet, hier war dieſe Wirkung noch um vieles lebhafter.

Unmöglich! riefen Einige, wir haben ihn ja die Burg vor einer halben Stunde verlaſſen ſehen, um mit ein paar Knechten auf das Vorwerk zu reiten.

Löſcht die Fackeln aus! ſchrieen Andere.

Nicht doch! tönte Kunzen's ſonore Stimme, damit wir hier im Finſtern Einer über den

Andern ſtolpern. Bringt nur erſt die Dirne bei Seite.

Es iſt zu ſpät, jammerte die Stimme des Kleinen von Oben. Ich bitte euch, gebt mir nur meinen Bruder wieder, er iſt dort unter die Bank gerollt.

Die Thüre flog auf, durch einen kräftigen Fußtritt aufgeſtoßen, und mitten im Gewirre ſtand der alte Großcomthur, mit Augen, die, weit aufgeriſſen, wie Feuerräder brannten. Seine zwei Prieſter hatten Mühe, ſich durchzudrängen und in ſeiner Nähe zu halten.

Der Alte riß ſein Schwert aus der Scheide und ſchleuderte es in die Menge. Gottes Zorn! kreiſchte er, iſt das eine Zucht! Eine Dirne in der Burg und alle Brüder rund herum; und Ströme von Meth und Wein auf dem Boden, und dazu ein teufliſcher, verfluchter Mummenſchanz. Satansbrut, bin ich im heidniſchen Lager oder bin ich im Hauſe der heiligen Jungfrau! Entſetzen! Entſetzen!

Einer der Ritter hob das Schwert auf und brachte es dem Alten ehrerbietig

Ich will es nicht haben! tobte dieſer. Es brennt wie Feuer in meinen Händen, wenn ich es trage in dieſem Hauſe Baals. Gottes Zorn! Wo iſt dieſes Tempels Sitte und Ordnung geblieben! Ach, ſtrafe mich nicht, ewiger Himmel, ich habe dieſer Schande nicht wehren können! Zurück, ihr Teufel, was naht ihr euch mir? Wage Keiner mein Gewand anzurühren.

Die jüngern Ritter ſtanden ſtumm und geſenkten Hauptes, die älteren wechſelten trotzige Blicke mit einander. Niemand ſprach.

Sogleich ſoll ein Capitel berufen werden! tobte der Alte weiter, mit dem Fuße den Boden ſtampfend, daß es dröhnte. Entweder ich, oder dieſe Geſellen müſſen fort, länger geht es nicht. Ewige Magd Gottes! Fehltritt auf Fehltritt! Laſter auf Laſter! Eben erſt ein verbotenes ſchwelgeriſches Mahl, dann ein heimlicher Kampf, jetzt teufliſche Unzucht! Geſellen, ihr ſeid nicht werth, daß ich euch Allen mit einem Streiche den Kopf abſchlage. Doch wartet, der Alte lebt noch und wird euch und manchem Andern zum Poſſen leben! Wartet!

tauſend Hände in Bewegung ſetztet, um euern Kopfpfühl ſo zu polſtern, daß er die biegſamſte Elaſtizität mit der wollüſtigſten Weichheit vereinigte; ihr" —

Ein troſtloſer vielſagender Blick, mit dem ſich der unglückliche Eingeſpannte nach dem Sprecher umwandte, verſchloß dieſem den Mund zu ferneren beleidigenden Ausrufungen. Es war in der That der arme Seneſchall; ach, der Treffliche, wie viel hatte er ſchon in dieſem abſcheulichen Pflug eingeſpannt, von ſeiner behaglichen Rundung verloren! Ein herzzerreißendes, wehmüthiges Lächeln, das um Wangen ſpielte, die man, es fehlte wenig, hohl nennen konnte, erſetzte die frühere joyeuſe Miene des eleganten Feinſchmeckers. Die edle Haltung war völlig unter der nichtswürdigen Anſtrengung erlegen, die erforderlich war, um einen Acker mit Furchen zu bedecken. Nie iſt wahres Verdienſt und irdiſche Größe ſo tief geſunken; nie ſah man

Er wandte ſich zu einem der Prieſterbrüder und befahl dieſem, ſogleich den Bruder Kaſtellan kommen zu laſſen und eine Abtheilung Wache. Der Kaſtellan mußte die Ausgänge der Halle verſchließen, die Wache ſich im Gange aufſtellen und die Prieſterbrüder blieben zurück, um die Liſte der Namen der Gegenwärtigen aufzuzeichnen, er ſelbſt, der Großcomthur, eilte fliegenden Schrittes zum Großmeiſter, um ihm vom Hergange der Sache Bericht abzuſtatten.

Obgleich es weit über Mitternacht war, ſo wachte Ulrich doch noch in ſeinem Zimmer und war mit Studien beſchäftigt, als der laute Ruf der Wachen ihn aufſchreckte. Er ſtand auf, lüftete ein wenig den Vorhang des Eingangs und erblickte im Vorgemach einen Mann, der ſich mit Gewalt Eingang zu verſchaffen ſuchte und die Wache zurückdrängte. Ulrich, eines Ueberfalls ſtets gewärtig, eilte in das Zimmer zurück und ergriff eine Waffe. Dieſe in der Hand trat er wieder hervor und ſah jetzt den Großcomthur vor ſich, der athemlos ſich an eine Stuhllehne hielt und eine Bewegung machte, als bäte er um Vergebung wegen dieſes nächtlichen Eindringens.

Was iſt Euch, Bruder? fragte Ulrich ruhig, die Waffe wieder an ihren Ort ſtellend.

Dort unten! ſtammelte der Greis, dort unten —

In der Gruft, fragte der Großmeiſter, ſpukt es wieder?

Nein, der Spuk iſt nicht bei den Todten, er iſt bei den Lebendigen. Sodom und Gomorrha iſt los in dieſen Mauern. Die Heiligen ſchreien Wehe über uns, über unſer Haus, das nächſtens in Nacht und Graus verſinken wird.

Ulrich ſetzte ſich, winkte dem Großwürdenträger ebenfalls Platz zu nehmen und ſeinen Bericht zu beginnen. Dieſer Bericht enthielt die umſtändliche Erzählung der Begebenheit, die wir eben mit angeſehen.

Ulrich lächelte als die Rede vollendet war, und ſagte dann: Iſt es nichts weiter?

Der Großcomthur ſperrte den Mund und die Augen weit auf, ſeinen Oberherrn mit einem ſtarren Entſetzen anſehend.

Und darum ſtört Ihr die Ruhe meiner Nacht, und achtet ſelbſt der Gebote nicht; denn Ihr wißt, mein Bruder, es iſt die erſte Regel des Ritters, ſeinem Herrn gehorſam ſein. Ich aber bin Euer Herr, und ich hatte geboten, daß Niemand hier eingelaſſen werde. Der Laienbruder, der an der Thüre ſteht, wird morgen aus den Liſten geſtrichen! Er, ein treuer Diener iſt zum erſten Male untreu befunden, und dies lediglich durch Euch.

Es iſt wahr, murmelte der Alte; ich that Unrecht! Aber ich glaubte die Nachricht wäre ſo wichtig.

Nichts in der Welt iſt ſo wichtig als das Wort des Herrn, und ich bin dieſer Herr. Aber nehmt mir dieſe kleine Rüge nicht übel, theurer Bruder; ich wollte Euch nur damit ſagen, wenn wir Andere richten, müſſen wir ſelbſt fehlerfrei uns fühlen.

Aber der Gräuel!

Soll beſtraft werden. Wir wollen wieder einige Vögel auf Waſſer und Brot ſetzen.

Das hilft nicht mehr! murrte der Großcomthur. Ich kann ihnen doch nicht die Mäntel nehmen, und ſie aus dem Orden ſtoßen.

Dies würde helfen. Die räudigen Schafe müſſen aus der Hürde.

Ei, wo denkt Ihr hin! Die Jugend meines Ordens.

Lieber alt und tugendhaft als jung und ſündig.

Kann ich mit alten Leuten meine Schlachten ſchlagen?

Mit dem Orden, dem die Disciplin mangelt, könnt Ihr es auch nicht. Der Meiſter machte einige Schritte im Gemache auf und nieder, dann ſagte er raſch entſchloſſen: Ich will mit ihnen ein Wort ſprechen; ſie ſollen meine Meinung hören. Begleitet mich hinunter.

Und er warf ſeinen Mantel um, gürtete das Schwert um die Hüfte und ſchritt jugendlichen, kräftigen Schrittes aus dem Gemache heraus, durch den Vorſaal in den Gang, der in die untern Räume führte. Der Comthur ihm zur Seite.

Dreizehntes Capitel.

Die Rede des Meiſters zu den Rittern.

Unterdeſſen hatte der Schauplatz in der Halle einen völlig andern Charakter angenommen. Ehe noch die Eingänge beſetzt wurden, befand ſich der junge Comthur Arthur von Hachenberg mitten unter den Rittern. Niemand wußte, wo er ſo plötzlich hergekommen, er war wie aus dem Boden emporgewachſen. Ihm zur Seite ſtand ein unbekannter Ritter, der mit finſtern Blicken um ſich ſchaute, und die Rechte auf das Schwert ſtützte.

Arthur ſchob die umgeſtürzten Bänke zur Seite, machte ſich Platz und gebot Stille. Draußen hörte man den dumpfen Schritt der Wachen, die ihren Poſten bezogen. Die Prieſter waren in die Ecke der Halle zurückgedrängt. Alles lauſchte den Worten des Comthurs, der ſich kühn und mit wildem Feuerblicke rings umſchaute.

Brüder! rief er mit donnernder Stimme, der Zeitpunkt iſt da, wir müſſen handeln!

Dieſe Nacht wird entſcheidend!

Vieles trifft zuſammen, und gibt Gelegenheit, daß die Frucht, die ich noch nicht gezeitigt wähnte, jetzt vollgereift uns in den Schoß fällt. Greift zu!

Hier iſt der edle Herr von Trachenberg! Geſtern in der Frühe iſt er hier angelangt und hat meine Ankunft abgewartet. Wir haben ſchnell miteinander berathen und wollen nun handeln. Wenn er zu ſeinem Herrn heimkehrt, ſoll er die Nachricht bringen, daß ein Theil der Arbeit gethan iſt. Schnelle Hülfe wird uns werden, wenn wir deren bedürfen. Von allen Seiten wird uns Entſatz zuſtrömen. Ich habe im Geheimen gewirkt und unſere Freunde ſind nicht unthätig geweſen.

Das Loſungswort iſt: Nieder mit Ulrich von Jungingen und ein neuer Ordensmeiſter aus unſerer Mitte! Die alten Gebietiger werden unſchädlich gemacht und bei Seite geſchafft! Kein Mord, wo er vermieden werden kann.

Hier iſt mein Schwert! Schwört mir!

Bei dieſen Worten, und während die Ritter im Kreiſe umher ſtanden, wurde oben am Fenſter das Haupt eines Vorübergehenden ſichtbar, das raſch wieder verſchwand, nachdem es einen Blick hinabgethan.

Kommt! rief Kunz von Lichtenſtein und Paul von Pogeril. Wenn wir einen Augenblick zögern, ſo ſitzen wir in Ketten und hinter Mauern. Der Alte iſt oben und holt ſich Befehle. Stürmt hinaus, überrumpelt die Wachen, beſetzt ſelbſt die Eingänge. Wir beide überfallen den Meiſter, der oben ruhig bei ſeinen Büchern ſitzt, und machen ihn zum Gefangenen. Ihr Andern nehmt die Alten feſt.

Der Plan iſt gut! rief Arthur. Doch ſchwört für's Erſte.

Wir ſchwören!

Nun hinauf zum Herrn! Doch wenn er ſich zur Wehre ſetzt! Dürfen wir ihm ein Leid anthun, Hachenberg?

Mit einer leichten Anwandlung von Schrecken ſagte der junge Comthur: Rührt ſeinen Leib nicht blutig an.

Weshalb nicht?

Weil ich alsdann nicht vor Gottes Gericht beſtehen kann! ſagte der junge Mann dumpf. Ich habe dieſen Leib einſt unverſehrt an den Thron Gottes zu führen, damit deſſen geheime Merkmale ebenſo offenbar werden, als die, die ich an meinem Leibe trage.

Sprich nicht irrſinnig! rief Kunz. Wir werden ſeiner nicht ſchonen, das glaube mir. Wenn wir ihn doch jetzt ſchon hätten.

Bei dieſen Worten ſprang die Thüre der Halle auf, und umgeben von der Wache, zeigte ſich die hohe, erhabene Geſtalt des Ordensmeiſters. Hinter ihm der Großcomthur.

Ein Ruf des Schreckens ging durch die weite Halle.

Ulrich ließ die Wachen hinter ſich, gab ſein Schwert an einen der Ritter und trat unbewehrt und mit offenen freien Blicken mitten unter die Verſchwörer.

Hier bin ich, meine Kinder! hub er an. Was gibt es, weshalb ſehe ich euch ſo in Verwirrung?

Heiliger Gott! ſchrie der Großcomthur wie ſinnlos. Was iſt das? Gezogene Schwerter, drohende Mienen! Was geht hier vor? Draußen im Hofe Gedränge und Tumult! Das iſt Aufruhr! Aufruhr im Ordenshauſe! Satan! Satan! Du ſiegſt! Auf eure Knie! Teufel! Seht ihr nicht, der Herr ſteht vor euch!

Die Ritter blieben trotzig ſtehen. Niemand ſprach. Eine Stille, daß man eine Fliege an den Wänden hätte ſummen hören können, herrſchte hier, wo eben das wildeſte Stimmengewirre gewüthet.

Man ſah es dem Kampfe in den Mienen des Großmeiſters an, welch eine Gewalt er ſich anthat. Er hatte nur eine Geſetzwidrigkeit von geringer Bedeutung erwartet und fand eine ausbrechende Emeute. Doch je heftiger es in ſeinem Innern tobte, deſto kälter wurde ſein Aeußeres.

Wir haben mit Euch ein Wort zu ſprechen! hub der Comthur an, vortretend, in verhaltener und gemäßigter Leidenſchaftlichkeit.

Ihr mit mir, Bruder Comthur? fragte Ulrich; dann wandte er ſich zum Großcomthur. Ihr ſagtet mir, ich hätte es hier mit Knaben zu thun, die, ihrem Lehrmeiſter nicht gehorchend, über Tiſche und Bänke ſprängen, und ich wollte als ein guter Schulherr kommen und meinen Kindern Sitte und Moral einſchärfen, hier aber ſehe ich Männer vor mir, die, wie es ſcheint, die Abſicht haben, mich zur Rede zu ſtellen.

Satan, Satan! Du ſiegſt! ſchrie der Alte. Daß ich dieſe Nacht erleben ſoll! Warum fuhr mein graues Haar nicht in die Grube, da es Zeit war.

Still! ſagte Ulrich leiſe. Dann wandte er ſich zum Comthur und ſagte: Comthur Hachenberg, was begehrt Ihr von mir?

Fragt ihn doch nicht, Herr! rief der Großcomthur. Auf die Knie, Höllenbube. Siehſt du nicht, wer vor dir ſteht! O Satan, Satan!

Der Ritter von Trachenberg ging durch die Reihen, die ihm zunächſt ſtanden, indem er flüſterte: Worauf wartet ihr? Ergreift ihn, bindet ihn! Hinab mit ihm in den Kerker. Laßt ihr dieſe Minute vergehen, wo noch die Burg nicht einen Mann, der das unſterbliche Talent beſaß, eine Tafel auf das geſchmackvollſte anzuordnen, ſo grimmig vom Schickſale mißhandelt, und noch nie wurden die Gaben eines großmüthigen Verſchwenders ſo ſchändlich der Welt entzogen. Seine Geſchichte iſt die kurze, tragiſche aller Hofkabalen. Die zahlreichen Feinde des edlen Seneſchalls hatten die Zurückgezogenheit und ſpätere Entfernung der Prinzeſſin benutzt, um ihn zu ſtürzen und zu verjagen. Ein unbarmherziger Bauer hatte den ausgeplünderten, verſtoßenen, den ärmlichſten Zufluchtsort aufſuchenden Flüchtling zwar aufgenommen, allein für die kärglichen Mahlzeiten, die er ihm auftiſchte, und die der gebildete Gaumen des Edlen nur mit Widerſtreben hinabwürgte, jene entehrenden Dienſte von ihm in Anſpruch genommen.

„Aber weshalb klagt ihr?“ nahm der Narr auf die Verwünſchungen des Seneſchalls das Wort. „Ich bitte euch, ſeht euern Zuſtand als in Bewegung geſetzt iſt und wo er in eurer Mitte ſteht, ſo ſeid ihr Alle verloren! Auf! Legt die Hand an! Faßt zu! Ich bürge für den Ausgang. Unten im Hofe ſteht der Trupp gefangener Heiden, die zu unſrer Hülfe bereit ſind. Ein Zeichen mit der Pfeife aus dem Fenſter, und ſie beſetzen Gänge und Treppen! Worauf wartet ihr? Wollt ihr lebendig im Kerker verfaulen? Er wird eurer nicht ſchonen.

Arthur warf einen zürnenden, gebietenden Blick rückwärts, der die Einzelnen, die vordringen wollten, zurückbannte. Der Fremde rief mürriſch: Er will reden. Wie unnütz! Was helfen uns Worte!

Ritter Ulrich von Jungingen, hub der Comthur an: Wir verſammelten uns freien Ritter —

Wer hat euch verſammelt, wer hat euch frei gemacht? fragte Ulrich.

Wir verlangen, daß Ihr Euer Betragen gegen uns ändert, oder daß Ihr abdankt!

Abdanken! ſchrien ein Dutzend Stimmen.

Der alte Comthur krümmte ſich, keines Wortes mächtig vor Zorn und Entſetzen.

Und einem Würdigerm Platz macht, vollendete der Comthur ſeine Rede, indem er ſich zwang, mit feſtem Blicke in das in dunkelm Feuer auf ihn gerichtete Auge des Großmeiſters zu ſchauen.

Ulrich überdachte raſch ſeine Lage. Es geſchah in der Geſchichte des Ordens nicht zum erſten Male, daß der oberſte Gebietiger deſſelben von ſeiner nächſten Umgebung, von den trotzenden und verwegenen Rittern in ſeiner Reſidenz ſelbſt belagert und zum Gefangenen gemacht worden war. Auch wäre, wenn dieſes Unglück ſich ereignete, es nicht zum erſten Male geweſen, daß das Meſſer des Mörders den Weg in die Bruſt des Erwählten Gottes fand. Hier war eine Gelegenheit, theils durch die Unvorſichtigkeit und Sorgloſigkeit Ulrich's ſelbſt gegeben, die jenen obigen unglücklichen Ausgängen ſehr ähnliche Reſultate herbeiführen konnte. Die Ordensburg hatte nicht ihre vorſchriftmäßige Bemannung. Wegen Nähe der heiligen Feſttage, und weil man gerade für dieſen Augenblick keinen Angriff der Grenzvölker erwartete, war eine große Anzahl Ritter auf Urlaub entlaſſen, oder zu auswärtigen Miſſionen verwendet werden. Nur die nothdürftige Anzahl, um den Dienſt in Schloß und Kirche zu verſehen, war geblieben, und dieſe Uebriggebliebenen zählten unbedingt zu Hachenber's Freundegn. Von den Großwürdenträgern waren nur der Großcomthur, der Großdrapier und der Großtreßler gegenwärtig, von dieſen zählte nur der Erſte mit, von den Andern wurde der Eine durch Krankheit, der Zweite durch Alter verhindert, thätig einzuſchreiten und ihrem Herrn beizuſpringen, ſobald ſich dieſer in Gefahr befand.

Durch Gewalt und durch einen Machtſpruch, ſo ſah das Haupt des Ordens ein, war hier der Gefahr, die ſo plötzlich rieſengroß vor ihm ſtand, nicht auszuweichen. Den Stolz und den Zorn, die ihn beherrſchten, mußte der finſtre Mann gewaltſam in ſeine Bruſt zurückdrängen; er ſah ein, daß wenn einmal die Hand eines Untergebenen ſich an ſeiner geheiligten Perſon vergriff, es umſonſt war, den Nimbus wieder herzuſtellen, in den er bis jetzt ſich gehüllt, und auf den es ihm allein, den Orden in ſeiner jetzigen Beſchaffenheit kennend, ankam. Er trat daher vor, und ſich an ſeine nächſte Umgebung wendend, fragte er, den Blick feſt auf ſie gerichtet: Iſt dies in Wahrheit euer Begehr, wie der Comthur eben geſprochen?

Einige ſagten ja, Andere wandten die Häupter weg, weil es ihnen unmöglich wurde, den Blick, der wie die Spitze eines Schwertes auf die Bruſt jedes Einzelnen gezückt war, auszuhalten.

Nun wol! fuhr der Redner fort; ich gebe euch mein Ritterwort, daß ich keinen Schritt thun will, mich eurem Willen zu widerſetzen. Glaubt ihr, daß ein anderer Führer und Meiſter euch und euer Werk beſſer zu Glück und Ruhm bringt, als ich es vermag, ſo wählt ihn. Beruft ein Capitel, ich ſelbſt will um meine Entlaſſung antragen. Dann entſcheide die Stimme der Brüder. Aber in Nacht und Nebel gehe ich nicht von euch. Als Mann, meinen Pflichten treu, habe ich gehandelt, als Mann kam ich, von euch gerufen, als Mann will ich gehen. Wenn ihr Gewalt gegen mich braucht, ſo habt ihr eurer Sache Würde und Anſehen genommen. Kommt es aber ſo, wie ich es euch vorſchlage, ſo ſcheiden wir als Freunde.

Meint ihr, ich ginge nicht gern? Ihr irrt, ich gehe nur allzugern. Ich habe die Laſten getragen, die ihr mir aufgelegt habt, aber, das glaubt mir, ich lege ſie willig nieder. Bebürdet damit jüngere Schultern. Mein Antrieb war, den Orden zu ſeinem höchſten Glanz und zu unvergänglichem Ruhme zu bringen; dies iſt, wie ihr ſelbſt wißt, keine geringe Aufgabe, und die Ruhe meiner Tage und der Schlaf meiner Nächte ſind dieſem Beſtreben geopfert worden. Welcherlei Verleumdungen auch gegen mich ausgeſprengt werden, ich kann dieſen Anklagen offen als Mann entgegentreten, nur von einer Anklage kann ich mich nicht reinigen, es iſt dies von dem Vorwurf, euch zu ſehr geliebt zu haben. Ja, meine Brüder, dies iſt ein bitterer Vorwurf für einen klugen Mann, dem es daran gelegen iſt, ſeine Stelle zu behaupten. Weil ich euch liebte, ſo habe ich euch vertraut; weil ich euch nur Gutes und Ritterhaftes zumaß, vergaß ich euch täglich und ſtündlich zu bewachen. Ihr wollt freie Ritter ſein, ihr waret es unter meinem Scepter mehr als eure Vorgänger es jemals unter der Herrſchaft ihrer Ordenshäupter waren.

Der Meiſter, der vor mir den Herrſcherſtuhl einnahm, hat euch zu Tag und Nacht unaufhörlich in die Kirche gejagt, ich will nur, daß ihr ſoviel betet, als für einen Mann, der das Schwert zu führen hat, nöthig iſt. Wer iſt es, der ſtets gegen Pfaffen und Mönche für euch eingeſtanden? Mir gilt der Mann am höchſten, nicht der Mönch. Ich will euch tapfer, klug und welterfahren machen; mein Vorgänger machte aus euch Büßer und Kopfhänger. Mein größter Wunſch iſt Aufklärung und freie Sitten unter euch zu verbreiten, meine Vorgänger waren zufrieden, wenn ſie euch roh, einfältig und heuchleriſch ſahen. Wenn heute oder morgen unſere Fahnen ſich entfalten, ſo werdet ihr keinen freudigern Mann ſehen, euch zum Kampfe zu führen, als mich. Denn ich liebe euch und liebe euch jetzt noch, und was kann einem Vater ſchöneres begegnen, als die Seinen ruhmgekrönt und geprieſen zu ſehen.

Dieſe Rede, mit dem Feuer vorgetragen, wie ſie nur die wahre Hingebung aus dem Herzen auf die Lippe ſendet, brachte eine um ſo gewaltigere Wirkung hervor, als die Wenigſten, namentlich unter den jungen und jüngſten Rittern, den Ordensmeiſter hatten ſprechen hören. Er war ihnen bisher in finſterer Majeſtät immerdar ſchweigend, gleichſam als eine verhüllte Gottheit vorübergezogen. Es ſchloß ſich immer enger der Kreis der Zuhörenden. Das Gemurmel erſtarb, das ſich am Anfang der Rede hier und da hatte hören laſſen, und die wilden und trotzigen Blicke verſchwanden. Aller Augen hingen an des Redners Munde.

Der Großcomthur ſah wie ein Löwe um ſich, immer bereit denjenigen auf der Stelle zu verſchlingen, der jetzt noch ein drohendes Wort würde fallen laſſen.

Iſt es die Wahrheit, die ich geſprochen? fragte Ulrich. Könnt ihr mich Lügen ſtrafen in dem, was ich geſagt?

Es iſt wahr, hub Kunz v. Lichtenſtein an, und die Wahrheit zu bekennen ſchämt ſich kein Ritter, du haſt ritterlich ſtets gehandelt, und daß du uns nicht zu Verbrüdern haſt machen wollen, auch dies iſt wahr.

So iſt es! riefen viele Stimmen. Die Wahrheit zu bekennen wird keinen Ritter ſchänden.

Und habt ihr ihn nicht auf nackter Erde wie den gemeinen Troßbuben ſchlafen ſehen, wenn wir im Felde lagen? nahm der Großcomthur das Wort. Hat er jemals ſich geſcheut, Gefahr und Ungemach mit euch zu theilen?

Er iſt wie der Geringſten Einer geweſen, ſagte ein älterer Ritter, wenn es galt den Leib preiszugeben.

Und Alles zu des Ordens Ehre und Ruhm! heulte der Großcomthur — und ihr — ihr! Satan, Satan, du ſiegſt! O warum bin ich nicht mit Ehren in die Grube gefahren, ehe ich dieſen Tag erlebte!

Seid ruhig, edler Herr! nahm Kunz wieder das Wort. Was wir wünſchen iſt ja nur, was der Meiſter ſelbſt begehrt. Ein Capitel, das über des Ordens Angelegenheit neuerdings Urtheil ſpreche. Es ſtehen große Tage bevor. Der Unfriede und die Zerwürfniß ſind groß im Orden ſelbſt, wie unter ſeinen Nachbarn. Will der Meiſter nicht bleiben, ſo beſtimme er ſelbſt ſeinen Nachfolger.

Will? ſchrie der Großcomthur. Hat er denn geſagt, daß er gehen will. Ihr, Satansbrut, wollt ihn vertreiben, um einen Zaunkönig von eurer Sorte an die Stelle zu ſetzen.

Mäßigt Euch, Bruder Großcomthur! ſagte der Comthur. Man hat hier Euer Urtheil nicht begehrt. Sprich, Ulrich von Jungingen, bis jetzt noch unangetaſtet unſer Meiſter und Herr, willſt du im Geheimen und ohne Capitel, denn ein Capitel iſt nur ein neuer Zankapfel, unſere Vorſtellungen anhören, die wir in zehn Punkten aufſetzen und dir übergeben werden. Willſt du dieſen Vorſtellungen nach beſten Kräften Genüge geben? Darauf dein Ritterwort, und unſere Sache iſt abgemacht. Wir wollen nichts als ein freies Wort, wir, deine Kinder und Brüder, mit ihrem Vater und Bruder, ſprechen. Bis jetzt war uns dies unmöglich.

Ich will eure Vorſtellungen und Geſuche anhören, und euren Beſchwerden nach Kräften abhelfen. Uebergebt mir das Blatt, ſagte Ulrich.

Gut. Dein ritterlich Wort darauf.

Mein ritterlich Wort.

Und daß du auch Keinem von uns, die wir jetzt vor dir ſtehen, dieſer Stunde, und des Böſen, das ſie gebracht, zürnen willſt, und Keinen von uns gefährden, ehe Urtheil und Recht ihm geſprochen.

Mein ritterlich Wort.

So zieh in Frieden. Und ihr, Bruder, geht auseinander! Der, der handelt hinter meinem Rücken und nach eigenem Betriebe, den werde ich zu finden wiſſen.

Als Ulrich ſich zum Gehen anſchickte, nahten ſich ihm einige Ritter, die nach ſeinem Mantel griffen, um ihn zu küſſen. Er entzog ihnen den Mantel und ſchloß ſie in ſeine Arme. Mit dem lauten Rufe: Es lebe Ulrich! Unſer Vater, unſer Bruder! entfernte er ſich aus der Halle. Ihm folgte der Großcomthur, an den ſich die beiden Prieſter ſchloſſen, die bis jetzt in der Ecke der Halle, wohin ſie ſich geflüchtet, von den Rittern bewacht und verhindert worden waren, die Befehle ihres Herrn auszuführen und im Schloſſe Lärm zu ſchlagen.

An dieſe Nacht werde ich denken! ſeufzte der eine Allegorie an, und ihr werdet finden, wie tröſtlich er euch alsdann erſcheint. Eure Vorfahren haben vielleicht dieſelben Felder durch Jagd und Krieg verwüſtet, es iſt nicht mehr als billig, daß ihr ſie wieder in Stand zu bringen helft. Zudem habt ihr Gelegenheit euch populär zu zeigen. Ihr ſeid aus einem Hofmanne ein „Mann des Volks“ geworden. Das iſt ein ſehr ehrwürdiger Titel. Was ſind alle imaginären Schätze des Wiſſens gegen dieſe höchſt wirklichen Furchen, die ihr hier in die Erde gezogen, und mit denen ihr eure Mitwirkung zum allgemeinen Beſten weit anſchaulicher an den Tag legt, als durch die Anordnung der glänzendſten Tafel bei Hofe? Ich ſage euch, nachdem man lange mit dem Schwerte auf die Menſchenhaut, mit der Feder auf Pergament geſchrieben hat, ſo wird man doch wieder dahin zurückkommen, mit dieſem harten Griffel, den ihr eben führt, auf dieſe alte gute Tafel zu ſchreiben, die ſchon ſo viele alte Herr, als er von ſeinen beiden Begleitern unterſtützt, mühſam ſein Thurmgemach erreicht hatte. Auf den Stufen vor der Thüre lag ein Beſinnungsloſer, blutend und das Haupt in Gewänder gehüllt.

Um Chriſtiwillen, da hat man ja Einen ermordet und noch dazu vor meiner Thüre! Entſetzen!

Nein, edler Herr! entgegnete Einer der Prieſter; kein Mord! Es iſt dein Zögling Raphael. Es ſcheint, daß er den Martern ſeiner Paſſionsübungen erlegen iſt.

Der Arme! Schafft ihn hinauf in mein Bette. Die Nacht wird kalt.

Als die Prieſterbrüder den Erſtarrten aufhoben und in das Gemach trugen, ſchlug er die Augen auf, und reichte dem Greiſe, der ihm folgte, die Hand.

Dieſer küßte ſie und ſagte: Wenn du in das Paradies kommſt, mein Raphael, ſo mache auch ein Plätzchen für mich bereit. Nicht unter den Palmen, wo die Lieblinge Gottes ſitzen, nein, ich bin ein Sünder, das weiß ich, und möchte nur ein kleines, verachtetes Plätzchen, auf daß ich Gottes Antlitz ſchaue. Hier unten wird es gar ſo ſchlecht! Ich weiß nicht ein noch aus vor Zorn und Jammer.

Vierzehntes Capitel.

Die Reiſe.

Es war früh am Morgen und eine empfindliche Kälte herrſchte. In dem Stübchen des Schließers hatte ſich der Bruder Kaſtellan eingefunden und theilte ihm die Nachrichten vom geſtrigen Tage mit. Als die beiden Alten eifrig mit einander ſprachen, fand ſich noch ein Zuhörer ein, ein Mann, im Mantel gehüllt, kam, ohne zu ſprechen und ſetzte ſich auf eine entfernte Bank im Hintergrunde des Stübchens.

Der Schließer hatte eben eine Kanne mit warmen Meth gefüllt und reichte ſie ſeinem Gaſte hin, als dieſer an den wichtigſten Theil ſeines

Berichtes kam. Ihr habt doch verſtanden, was ich ſagte, fragte er finſter.

Vollkommen. In der St. Aegidihalle geſchah es.

Nun gut, fuhr der Erzähler fort, gerade in dieſer und in keiner andern. Als ich auf den Befehl Seiner Geſtrengen des Bruder Großcomthurs den Saal verſchloſſen hatte, in welchem ſich die Brüder und das Mädchen befanden.

Welches Mädchen?

Nun, welches andere als die Heidendirne! rief der Berichterſtatter ärgerlich. Ihr müßt beſſer aufhorchen, wenn ich erzähle. Oder noch beſſer, nehmt das Werg auf kurze Zeit aus Euren Ohren.

Ich höre ſchon! Erzählet nur weiter.

Alſo die Brüder und die Dirne ſteckten in der St. Aegidihalle, die vom Meiſter Bonifazius Anno 1300 — nein, wartet mal, es war Anno 1390 erbaut worden iſt, zu gleicher Zeit als die großen Ausbeſſerungen im Meiſtersremter vorgenommen wurden — nun, wo blieb ich?

Die Brüder und das Mädchen ſteckten in der Aegidihalle.

Gut. Und ich ſchloß die große Doppelthüre zu, wie mir befohlen worden, und will eben abziehen mit meinem Schlüſſelbunde, als plötzlich der Herr Hachenberg vor mir ſteht. Neben ihm befinden ſich Männer, die ich im Dunkeln nicht ſehe. Gebt mir die Schlüſſel! ſagte der Ritter. Geſtrenger Herr, ſage ich, ich darf nicht! Ihr ſollt! herrſchte er mir zu, und trat mir dabei ſo nahe auf den Leib, daß mir der Schlüſſelbund im Schreck entfiel. Er bückte ſich, nahm ihn auf, und öffnete die Thüren, die ich eben verſchloſſen hatte. Ein heller Haufe von Männern drang ein, ich konnte nur bemerken, daß die eben gefangen eingebrachten wilden Geſtalten darunter waren, und verwunderte mich gleich nicht wenig, was die hier wollten.

Was ſie wollten, Gevatter? Sicherlich ſtellten ſie der Dirne nach.

Ei ſo geht! An die Dirne dachte Niemand mehr. Dieſe entwiſchte und gerieth unter meine Obhut, und ich habe ſie für die Nacht im Stalle untergebracht, wo das arme Ding, das ſie faſt ganz entkleidet hatten, und das vor

Kälte zitterte, ſich beſtens bei den Roſſen gewärmt hat.

Ihr hättet ſie ſollen in den Schloßgraben werfen! bemerkte der Zuhörer. Ein Weibsbild in der Burg und noch dazu ein blinder Heidenbalg! Aber was geſchah nun weiter in der Aegidihalle?

Nun hört. Als der Schwarm eingedrungen war, hörte ich es drinnen ſummen und rumoren, und ich hörte Schwerter klirren, wie in der Nacht vor dem heiligen Abend vor zwölf Jahren, beſinnt Ihr Euch noch, als der große Geſpenſterſpuk im Remter ſich ereignete, wo die ſechs Wappen von den Wänden niederſtürzten.

Ja doch! — erzählt nur.

Kaum hatte der Lärm im Saale eine Weile gedauert, als von der obern Galerie eiligen Schrittes ein Mann herankam. Er ging an dem Fenſter vorüber, das nach der Halle hinabſieht, und da blieb er eine Minute ſtehen, und hörte und ſah, und kam dann noch eiliger hinab. Wie er in meiner Nähe war, dachte ich der Donner Gottes ſollte mich rühren, ſo war es ſeine hochfürſtliche Gnaden, der Meiſter ſelbſt, der vor mir ſtand, und den ich nicht anders als todtkrank in ſeinen Gemächern eingeſchloſſen wähnte. Neben ihm ging der alte Comthur.

Der zweite Zuhörer trat aus ſeinem dunkeln Winkel heraus, und ſtellte ſich mit Zeichen der geſpannten Aufmerkſamkeit, die in eine leidenſchaftliche Erregtheit überging, dicht hinter den Rücken des Erzählers. Dieſer fuhr fort:

Als ich den Herrn vor mir ſehe, kommt mir, Gott weiß wie, die Eingebung von irgend einer entſetzlichen Gefahr, die über unſer Haus und deſſen erſten Gebietiger kommen ſoll. Ich falle alſo dem Allergnädigſten zu Füßen und bitte ihn, was ich bitten kann, indem ich zugleich ſeinen Mantel demüthig küſſe, er möchte nicht in den Saal gehen.

Weshalb nicht? fragte er mich barſch.

Weil Eurem theuern Haupte drinnen Gefahr droht! ſagte ich.

Mir Gefahr? wiederholte er. Unter meinen Söhnen?

Ich drängte mich an ſeine Knie. Ich wollte es durchaus nicht leiden, daß er ging.

Guter, edler Mann! rief hier der Unbekannte, indem er ſeinen Mantel zurückſchlug und ſein Antlitz vor der Flamme auf dem Herde enthüllte.

Die beiden Alten ſtanden auf, und der Schließer rief: Ihr ſeid es, Junker Wedenburg. Ihr ſeid alſo Eurer Haft entlaſſen?

Der Ritter neigte das Haupt, und winkte, daß man in der Erzählung fortfahren möge. Die Alten nahmen ihre Plätze wieder ein. Goswin blieb ſtehen.

Da die äußere Thüre offen war und nur die innere geſchloſſen, ſo konnte es geſchehen, daß dieſe durch einen ſtarken Fußtritt geſprengt wurde, und ſo geſchah es auch.

Und Ihr drangt nicht mit in die Halle! rief Goswin; Ihr ſuchtet nicht ſogleich Hülfe herbeizuſchaffen?

Wußte ich denn, entgegnete der Alte, ſich nach dem Fragenden umſehend, ob denn wirklich irgend etwas Gefährliches drinnen vorging. Wie hart hätte man mich ſtrafen können, wenn ich eigenmächtig gehandelt.

Nun, hörtet Ihr nicht, was in der Halle jetzt vorging?

Nicht das Mindeſte. Die zweite große Thüre war in das Schloß gefallen; dabei klopfte mir das Herz ſo gewaltig, daß ich vor dem Getöſe, das mein eigenes Blut machte, nichts deutlich hören konnte. Nur hier und da die Stimme des Meiſters glaubte ich zu hören. Wol über zwei Stunden dauerte es, da kam der Herr wieder heraus, bleich wie der Tod, aber ruhigen Antlitzes. Er ging an mir vorüber, der Großcomthur und einige Ritter folgten ihm. Als ich in die Halle kam, war ſie faſt leer, denn nach allen Seiten hin hatte ſich der Haufe entfernt.

Was mag nur dort vorgegangen ſein? fragte der Schließer, und blickte auf Goswin, deſſen Blicke brannten, deſſen Wangen bleich waren und deſſen Lippen fieberhaft zuckten.

Das will ich Euch ſagen! hub der Erzähler wieder an, indem er näher rückte und ſeine Stimme dämpfte: Sie haben ihm an das Leben gewollt!

Goswin verhüllte ſein Antlitz in beide Hände, und der Schließer rückte mit einem Schrei des Schreckens weiter fort.

O, und wo war ich! jammerte der Jüngling. Sein Blut ſollte fließen und meine Bruſt war nicht da, ihm zum Schilde zu dienen.

Die beiden Alten ſahen den jungen Ritter und dann ſich untereinander an: Schweigt, ſagte der Eine leiſe. Laßt Eure Erzählung lieber unvollendet, Ihr ſeht, wie es den Junker angreift. Er verliert darob faſt ſein Leben.

Ich will ja auch nichts mit Gewißheit behauptet haben, ſagte verdrießlich der Caſtellan. Ich ſage nur, was man ſich über dieſe ewig denkwürdige Nacht in der Aegidihalle in das Ohr munkelt. Denn natürlich, Niemand iſt dabei geweſen, der es erzählen kann, und die, die dabei waren, denen binden, wie man ſich denken kann, ſchwere Eide die Zunge. Aber gewiß iſt es, ſie wollten ihn gefangen nehmen und ihn abſetzen. Da er das nicht hat leiden wollen, ſind ſie ihm, wie geſagt, an das Leben gegangen. Wie er ſich gerettet, weiß man nicht. Nun, die Folgezeit wird ja wol Alles klar machen. Wir werden in den

Jahrtauſende hindurch uns ihre geduldige Fläche leiht. Der allervornehmſte und bedeutendſte Name wird derjenige ſein, der in dieſer Schrift den weiteſten Raum einnimmt. O wahrlich, man wird aller Spielereien müde. Werft alle eure Bilder, eure Bücher, eure Statuen, eure künſtlichen Maſchinen und vor Allem eure Stammbäume ins Feuer und lernt, wieder die ehrwürdige Kunſt „Furchen zu ziehen“.

Dieſe Standrede des Narren neben dem Pfluge, an den der unglückliche Seneſchall angeſpannt war, that durchaus nicht die beabſichtigte Wirkung. Es verſammelten ſich mehrere handfeſte Bauern, und als Ganelon und der Ritter Meleager dem Gefangenen mit Gewalt zu Hülfe kommen wollten, entſtand ein derbes Gefecht, dem der Narr aus der Entfernung zuſah, weil er keine Luſt hatte, ſeine eben gehaltene Predigt über den Frieden durch eine ſo handgreifliche Widerlegung außer Wirkung zu ſetzen.

nächſten Tagen, gebt acht, Gevatter, Dinge erleben, die uns die Haare zu Berge treiben werden. Denn ſpaßen mit ſich läßt er nicht, und vergeſſen thut er auch nichts, was man ihm einmal angethan. Darin iſt er ganz das Gegentheil von ſeinem ſanften Bruder.

Er iſt ſanft und gut, und mild und gerecht, wie es Keiner iſt! rief Godwin. Sagt kein übles Wort über ihn in meiner Gegenwart.

Da ſoll uns auch der Himmel dafür wahren! riefen beide Alten. Was uns betrifft, wir wünſchen uns keinen beſſern Herrn, als ihn. Aber die ehrgeizigen jungen Köpfe wollen nun einmal keinen Frieden halten, und Feinde hat er in großer Menge. Es iſt, weil er ſo abſonderlich iſt, und anders wie andere gewöhnliche Leute. Aber auch eine luſtige Geſchichte iſt bei dem Unglück vorgefallen. Der kleine bucklige Narr oder Prinz, das Ungethum, das wir hier, recht zu unſerm eigenen Spott und zu unſrer Schmach ernähren, hat bei der Gelegenheit ſeinen zweiten Kopf eingebüßt. So wie er immer thut, hat er die jungen Ritter, als ſie mit dem heidniſchen Satanskinde ihre Kurzweil trieben, von dem Herannahen der gnädigen Herren benachrichtigen und ſie warnen wollen. Da aber Niemand das Gekreiſche des Kleinen gehört, hat er ſich ſeinen todten Kopf von der Schulter geriſſen, und ihn von oben her unter die Menge geſchleudert. Dieſer Kopf iſt nun nirgends zu finden, und der Kleine iſt außer ſich vor Kummer und Noth. Er klagt Jedermann an, daß er ihm ſeinen Kopf geſtohlen, und der lebende Kopf iſt über den todten Kopf faſt des Todes.

Goswin begab ſich ebenſo leiſe hinweg, wie er gekommen. Im Schloßhofe, in den Gängen, in den einzelnen Gemächern herrſchte eine unheimliche Stille. Es war ein nebliger Tag, die Kälte ließ gegen Mittag nach und es neigte ſich zum Thauen. Wie eine Todesluft war es über das ganze Schloß gebreitet. Man ſah nirgends zwei miteinander ſprechen, Jeder wich dem Andern ängſtlich aus, und wer etwas zu thun hatte, ging ſtill ſeine Wege. Es wurden Pferde geſattelt und Boten verließen die Burg, aber Niemand erfuhr, wohin ſie gingen.

Gegen Abend ließ der Meiſter Goswin zu ſich kommen. Er empfing ihn nach gewohnter Art und ſagte, nach einigen einleitenden Reden: Während ſich hier im Schloſſe Allerlei ereignen wird, und ich eine große Arbeit über mich nehme, will ich dir eine Zerſtreuung bereiten, angemeſſen deinen Jahren und dem Plane, den ich mit dir habe. Du ſollſt eine Reiſe machen, und zwar in Begleitung einer Dame, als deren Reiſegefährte und Beſchützer. Es iſt meine Baſe, die Herzogin, die mich verläßt, und die ihren Weg zu dem Kloſter Oliva nimmt, deſſen Abt ihr Oheim iſt, woſelbſt ſie mit ihrem Gemahle zuſammentreffen wird, der ſie bereits dort erwartet. Im Gefolge der Herzogin werden ihre zwei Ehrendamen und ihre Hofmeiſterin ſich befinden. Die Cavaliere, die ebenfalls zu ihr gehören, und die du hier geſehen, ſind vorausgeeilt, um die Reiſebequemlichkeiten und das Nachtlager zu ordnen, wie ihr es auf eurem Zuge jedesmal werdet nöthig haben. Euer Weg wird bei der Rückreiſe auf einem geringen Umwege bei dem Kloſter der Benedictinerinnen von dem Orden der Kindſchaft Gottes vorbeiführen, und in dieſem Kloſter, deſſen Aebtiſſin eine gelehrte Dame und meine Gönnerin aus alter Zeit iſt, werdet ihr einige Tage bleiben. Da du von Damen umgeben ſein wirſt, ſo werde ich dir Dispens geben, und du wirſt völlig wie ein weltlicher Ritter dich zu betragen haben. Nur mußt du im Geheimen keines deiner Gelübde verletzen. Ueber jedes deiner Worte und Thaten haſt du mir, deinem Freunde, deinem Bruder, deinem Beichtiger und deinem Herrn Bericht abzuſtatten. Ich bin nicht zu täuſchen, aber ich habe zugleich das Vertrauen zu dir, daß du mich nicht wirſt täuſchen wollen.

Ein Blick, der tief und innig aus den treuen, ſchönen blauen Augen drang, zeigte das Herz des Jünglings offen. Unwillkürlich wurde Ulrich davon gerührt, doch er bezwang ſeine Aufwallung.

Ich gebe dir noch einen Ritter mit, du kannſt wählen welchen, und zwölf Knappen. Wenn ihr die Fürſtin zu dem Orte ihrer Beſtimmung geführt, im Kloſter der Benedictinerinnen verweilet, ſo kehrt ihr zurück über Thorn, wohin ich dir ein Schreiben an den dortigen Comthur, den Grafen von der Leine, mitgebe, was du ihm zu eignen Händen übergeben mußt. Sei bald zurück, mein Junge, denn ich werde dich mit Sehnſucht erwarten.

In Goswin's Augen trat ein feuchter Schimmer, als er ſich auf die Hand niederbeugte, die auf dem Schwertgefäße ruhte. Der Meiſter zog ihn an ſich und gab ihm die drei feierlichen Küſſe der Hospitaliten, einen Kuß auf die Stirne und zwei auf beide Seiten der Bruſt. Bei dieſer Umarmung fühlte Goswin, daß Ulrich unter ſeinem Kleide einen Panzer trug, was er nie früher bei ihm bemerkt.

Der nächſte Morgen war zur Abreiſe beſtimmt. Mit der Fürſtin zugleich verließen auch ſämmtliche Fremden die Burg. Der Marquis ſchloß ſich dem Geleitzuge der Herzogin an, der böhmiſche Edelmann begab ſich mit ſeinem Gefährten nach Danzig, um dort die Hülfe eines berühmten Arztes zur völligen Herſtellung ſeiner Wunden in Anſpruch zu nehmen. Die Signora und der Prälat waren ſchon früher verſchwunden, ſie hatten ſich an den Hof des Markgrafen begeben, von wo ſie gekommen waren.

In jenen Zeiten kannte man die Bequemlichkeiten nicht, die heutzutage beim Reiſen angewendet werden. Selbſt die Kutſchen waren nicht erfunden, man brauchte, um Frauen, namentlich bei dem ungünſtigen Klima des Nordens und über die unwegſamen Pfade hinzuführen, eine Art Tragbahren oder verdeckte Polſterſitze, die in Form und in der Weiſe der Fortbewegung den ſpätern Portechaiſes zum Vorbild dienten. Es waren tragbare kleine Cabinette, mit einem Schiebfenſter verſehen, und innen mit Thierfellen und mit wollenen Decken, oft auch mit ſeidenen Vorhängen verziert und gepolſtert. Oft nur zwei, in der Regel jedoch vier ſtarke Männer trugen dieſen Käfig; man ſpannte auch Saumroſſe, eines vorn, eines hinten an, doch war dieſe Manier weniger beliebt, als die wo Menſchenhände trugen. Auf kleinen Reiſen wählten die Frauen Pferde, und machten auf ihnen ziemlich lange Ritte, oft ganze Tagemärſche. Für die Herzogin und für die alte Ehrendame waren zwei Sänften bereit, die zwei jungen Hofdamen wurden nicht gefragt, man nahm an, daß ſie ſelbſt im Schneegeſtöber und bei empfindlicher Kälte ganz wohl auf ihren Pferden würden aushalten können. Sie beſtiegen auch tapfer ihre Gäule und nahmen ſich, in Pelze gehüllt, ganz gut zu Roſſe aus, und waren ſo lebhaft und guter Laune, wie nur je zwei pommerſche Landfräulein geweſen ſein mögen, die ſich befreit ſehen von einer langweiligen Abſperrung, denn man hatte die jungen Damen nicht in der Burg beherbergt, ſondern ſie unter Obhut der Bürgermeiſterin in der Stadt, außerhalb der Ringmauern des Schloſſes wohnen laſſen, und die nun die Ausſicht haben, in die weite Welt ziehend, in die angenehmſte Geſellſchaft zu kommen.

Wie wir gehört haben, hatte der Ordensmeiſter unſerm jungen Reiſemarſchall freigeſtellt, ſich einen Gefährten zu wählen, und eingedenk welch einen Freundesdienſt er hierdurch ſeinem armen Mitgefangenen erweiſe, hatte Goswin Otte von Landſchaden erwählt, der ebenfalls ſeiner Haft war entlaſſen worden. Man kann ſich denken, mit welchem Entzücken dieſer das Begleitungsamt annahm. Aber Goswin fand für nöthig, ſogleich und zwar noch vor dem erſten Nachtquartier ſeinen Freund bei Seite zu nehmen und ihm auf das freundſchaftlichſte zu ſagen: Liebſter Otto, ich habe dir da einen Gefallen gethan, aber verſtehe mich recht: die Frau Herzogin iſt mir anvertraut, ich werde ſie keine Secunde aus den Augen laſſen, alſo richte dich danach und unterlaß alle Streiche gegen die Herzogin und meine Ruhe und Zufriedenheit.

Wie kannſt du nur irgend zweifeln, daß ich deinen Wünſchen, die für mich Befehle ſind, getreu mich betragen werde, ſagte der junge Landſchaden. Es iſt mir genug, meine Angebetete zu ſehen. Weiter verlange ich nichts.

Nun gut. Dann ſind wir völlig einerlei Meinung.

Der kleine Zug ordnete ſich folgendermaßen. Da das Wetter gelind war, und die Wege anfangs gut, ſo ſetzte ſich nur die alte Ehrendame in die Tragekutſche, die Herzogin beſtieg einen weißen Zelter, ein Geſchenk ihres Vetters; Goswin ritt an ihrer Seite zur Linken, Otto und eine Dame und der Marquis und die zweite Dame folgten, zwei Pagen der Fürſtin ritten voran. Der Reiſeintendant mit dem Gepäck und den Dienern und Mägden machte ſammt den berittenen und bewaffneten Knappen den Schluß. Die Sonne ſchien eben, lebhaft die Burgzinnen färbend und dem goldenen Bilde der Maria eine feurige Glorie entlockend, als der Zug die Thore verließ. Goswin war ſchweren Herzens, denn es war ihm wie eine dunkle Ahnung, daß er den, den er liebte, in gefahrvoller Lage zurückließ. Zum erſten Male erſchien ihm das weitläufige Schloß, mit ſeinen Thürmen, ſeinen Mauern, ſeinen vielen Ausbauen als ein Sitz der finſterſten Geheimniſſe, der ſchwärzeſten Verbrechen, der unheimlichſten Gefahren. Mit einer Art Entſetzen warf er einen Blick auf den Heidenthurm, der in der nebligen Ferne ſeine graue Mauerkrone erhob, wie ein am Boden kauernder Rieſe, der jeden Augenblick bereit war, in wildem Sprunge ſich zu erheben, um über die ſichern Wohnungen der Schlöſſer und Hütten umher, mörderiſch herzufallen. Jene Schreckensnacht, die er dort erlebt, war noch friſch in ſeinem Gedächtniſſe und er ſetzte ihre unheimlichen Schattengebilde in den engſten Zuſammenhang mit den vergangenen und den nächſtkünftigen Geſchicken der Burg.

Die Sonne, die jetzt immer heller hervortrat und die weithin gebreiteten Schneegefilde in einem funkelnden Silberflor erglimmen ließ, ſcheuchte jedoch bald aus der Bruſt der Jugend die Gebilde der Nacht. Der kleine Zug begann ſehr heiter zu werden. Goswin entwickelte im Geſpräche mit der Herzogin jene Anmuth und ritterliche Courtoiſie, die ihm durch das Beiſpiel ſeines Vaters, mehr noch durch die Lehren, die die Mutter und Tante ihm gegeben, frühzeitig zu eigen gemacht worden. Dieſer Artigkeit war eine Beſcheidenheit, man möchte ſagen eine jungfräuliche Scheu beigemiſcht, die ihr einen eigenthümlichen Reiz verlieh, für den die junge Fürſtin nicht unempfindlich war. Otto hatte ſchon um vieles mehr Sicherheit, obgleich auch ihm noch etwas von dieſer Scheu anhaftete. Der junge Schwabe hatte zwar äußerlich ſeine Aufmerkſamkeit ganz ſeiner Dame zugewendet, allein ſein Ohr und ſein Auge waren in geheimer Miſſion beſtändig auf das vorreitende Paar gerichtet, und er

Der Ritter und Ganelon ermüdeten bald, und die Bauern, als ſie ſahen, daß ſie keinen Gegner mehr zu bekämpfen hatten, beſänftigten ſich ebenfalls, indem ſie ſich unter einer Linde auf der nahen Wieſe niederwarfen und ſich's im kühlen Schatten wohl ſein ließen. Der Ritter, als er dieſen Kreis von anſcheinend geduldigen Zuhörern ſah, ließ ſich durch einen Zug natürlicher Großmuth, die ſeinem Charakter eigen war, verleiten hinzugehen, um den einfachen Gemüthern die Geſchichte ſeiner Liebe zu erzählen. Anfangs hörten ſie ihm mit Aufmerkſamkeit zu, ja der Kreis wurde ſogar immer größer um ihn her, aber die eigenthümliche Weiſe unſeres Erzählers machte bald, daß ein kleiner Unwille laut wurde. Ein alter mürriſcher Kritiker des Dorfes erhob zuerſt ſeine Stimme, indem er rief: „Das nenne ich mir eine langweilige Hiſtorie! Ich glaube, Herr Ritter, ihr wollt die Schläge, die wir euch eben ertheilt haben, auf eine ſanftere Manier uns wiefing ſchon jetzt an eiferſüchtig jedes der Worte und Mienen Godwin's zu überwachen. Von der Zurückhaltung und der ſittlichen Wahl des Geſprächs der jungen Ritter war bei dem dritten Begleiter nichts zu ſpüren. Er theilte ſeine freien Scherze und ſein lachendes Geſpräch zwiſchen dem jungen Fräulein und der alten Duenna in der Kutſche, die ihr Fenſterchen geöffnet hatte, und das runde, gerothete Geſicht dem friſchen Thauwinde ausſetzend, ſich lebhaft daran ergötzte, die zweideutigen Anekdötchen und die dreiſten Scherze, hier wo es unbeachtet von ihrer Herrin geſchehen konnte, anzuhören und zu erwidern. Ein gleiches lebhaftes Geplauder führte die Dienerſchar untereinander, und der corpulente Koch und der nicht minder ſchwerfällige Intendant gaben ihre Späßchen den Mägden zum Beſten, die ſich vor Lachen kaum auf ihren kleinen, langhaarigen lithauiſchen Kleppern zu halten vermochten. Am wenigſten empfanden die beiden Pagen die Annehmlichkeit der Reiſe; ſie langweilten ſich miteinander und wendeten oft ihre Blicke ſehnſüchtig rückwärts, wo ſie ſo viel lachen und ſo angenehm plaudern hörten. Um nicht ganz leer auszugehen, zogen ſie kleine Korbflaſchen aus ihren Wämſern und thaten unbemerkt lange Züge aus den wohlthätigen engen Mündungen. So vergnügte ſich denn Alles. Das erſte Nachtquartier wurde in einem jener Vorwerke gehalten, die wir beim Beginn unſerer Geſchichte bereits geſchildert haben. Es war aber hier für einen wohnlichern Verbleib, und einen freundlichern Empfang geſorgt. Die Reiſecavaliere empfingen hier die Fürſtin, entfernten ſich jedoch gleich wieder, um das nächſtfolgende Nachtquartier ebenſo in Stand zu ſetzen, wie ſie es mit dieſem gethan.

Funfzehntes Capitel.

Weiterer Fortgang der Reiſe.

Man richtete ſich auf das beſte in der Halle des kleinen Caſtells ein, es wurde ein großes Feuer gemacht. Da die Geſellſchaft, der raſch eintretenden Dunkelheit wegen, frühzeitig in den Nachtſtätten anlangte, ſo blieb man mehre Stunden beiſammen, ehe man ſich zum Zubettegehen anſchickte. Dieſe Stunden waren dem Geſpräch und dem Spiel gewidmet. Nichts war vergeſſen worden, ſelbſt nicht die muſikaliſchen Inſtrumente der Herzogin, das Damenbret der Duenna und der Würfelbecher für die Herren. Während der Koch das Mahl bereitete, und der Intendant die Schlafſtätten in den verſchiedenen Kammern einrichtete, ſaß die kleine Geſellſchaft bis zur Vespergloke und oft noch darüber hinaus beiſammen.

In dem erſten Nachtquartier, wo man ſich gegenſeitig noch etwas fremd war, und wo namentlich die Herzogin mit ihrem früheren Geliebten ſich noch nicht verſtändigt hatte, ſtockte etwas die Unterhaltung, und kam nur durch die Scherze des Marquis, der eine unverwüſtliche gute Laune mit auf die Reiſe genommen, in Gang. Er nahm ſich in Gegenwart der fürſtlichen Dame in etwas in Acht, allzukühn zu ſein, doch kaum war dieſe auf wenige Minuten abweſend, als die jungen Fräulein und die Duenna von der ganzen Fülle ſeiner muthwilligen Späßchen überſchüttet wurden.

Die Herzogin ſpielte und ſang, der Marquis legte ihr die Notenblätter um, Otto ſaß in einiger Entfernung in einer ſchmachtenden Stellung, die beiden Fräulein beluſtigten ſich in der Halle Fangball zu ſpielen, und die Ehrendame ſpielte eine Partie auf dem Damenbret mit Goswin, der jedoch zerſtreut und öfters unterbrochen ſpielte, indem er öfters Meldungen erhielt und Befehle und Anordnungen geben mußte, nebenbei auch ſein Auge auf ſeinen leidenſchaftlichen Freund haben wollte.

Welch eine bezaubernde Kunſt iſt doch die des Geſanges! hub der Marquis an mit einem enthuſiaſtiſchen Blick gen Himmel. Wie danke ich dem Schöpfer meiner Tage, daß er mir die ewig wache Empfänglichkeit für dieſe edelſten Reize des Lebens in die Bruſt gepflanzt hat. Wahrlich, ich werde ein gereinigtes, veredeltes Weſen, wenn ich ſingen höre.

Alsdann, nahm die Duenna das Wort, muß man Euch ſehr oft etwas vorſingen, Herr Marcheſe.

Es kommt nur darauf an, wer da ſingt! rief dieſer. Wenn Ihr zum Beiſpiel, meine gute Gräfin, ſänget, ſo würde das gar keine oder nur eine äußerſt ſchwache Wirkung auf mich äußern.

Das iſt mir lieb zu hören, tönte die Antwort, ich nehme es mir auch durchaus nicht vor, gewiſſe gründlich verwilderte Naturen auf die Bahn der Tugend wieder zurückzuführen.

Was dir auch nicht gelingen würde, alte Trude, murmelte der Ritter.

Die Herzogin hatte eine italieniſche Canzone angefangen, ging jedoch jetzt raſch in eine andere Tonart über und ſang zur Verwunderung der Geſellſchaft ein kleines ſchwäbiſches Volkslied.

Wie vom Blitze gerührt ſprang Otto auf und taumelte gleichſam durch das Zimmer, indem er die Arme ausſtreckte und ſie gen Himmel breitete.

Was iſt Euch? fragte der Marquis.

Es ſind Klänge aus meiner Heimat! rief der faſt Sinnloſe.

Die Herzogin ſchwieg betroffen durch dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch. Das Einverſtändniß war da, ein Erkennungsgruß war von einem verliebten Herzen zum andern geflogen. Goswin hatte nichts gemerkt, ſo unerfahren war er in dem Bereich der Liebe.

Als die Herzogin aufgeſtanden war und mit dem Marquis eben einige Schritte durch das Zimmer that, hörte man das Klingen von Schellen und lachende Stimmen vom Hofe her. Die Geſellſchaft eilte an das Fenſter und ſah beim Scheine einer Fackel unten einen Bären ſeine Künſte machen. Ein paar zerlumpte Männer, die wie Zigeuner ausſahen, führten das Thier an der Kette, und ein Dritter ſang, oder vielmehr heulte Lieder und ſchlug mit zwei Blechſcheiben den Takt. Dieſe Art Schauſtellungen waren damals, als das Volk die feineren Vergnügungen der Puppentheater und der Harlekinsbuden noch nicht kannte, eine ſehr gebräuchliche Zuthat der Meſſen und Verſammlungsplätze. Um einen ſolchen Spaßmacher und ſeinen zottigen Tänzer ſammelte ſich dann immer eine große Menge Zuſchauer, die oft ihre Heimat auf Wochen verlaſſend, meilenweit mitzog und gleichſam einen Triumphzug für den Poſſenreißer bildeten.

Auch unſere Reiſenden beluſtigten ſich an den plumpen Sprüngen des Thieres und an den ſeltſamen Erklärungen und Ausrufungen ſeiner Führer. Es gab jedoch keinen geringen Schrecken, als der Bär mitten im Tanze es möglich machte, ſich von ſeiner Kette loszureißen und die Flucht zu ergreifen. In der Dunkelheit wußte man nicht, wohin er ſich gewendet, und Geſchrei, Tumult und Rufen erklang eine lange Zeit hindurch von allen Seiten.

Während deſſen war das Mahl aufgetragen worden und Goswin hatte die Ehre, die Prinzeſſin zu dieſer ländlichen Tafel zu führen. Als die Damen gegeſſen und ſich darauf in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, blieben die Männer noch beim Humpen beiſammen. Doch kam auch hier kein rechtes Geſpräch auf. Der Marquis, der immer Jemand haben mußte, den er neckte, hänſelte die zwei Pagen; aus Otto war kein Wort herauszubringen und Goswin war ſtumm und trüb gelaunt, weil es ihm fortwährend ſchwer im Sinne lag, daß der, den er liebte, ihn aus ſeiner Nähe fortgeſchickt habe, aus keiner andern Urſache, als daß er nicht Zeuge oder gar Theilnehmer der Gefahren ſei, denen Jener ſich ausſetzte. Immer wieder dachte er: Was macht er jetzt? wer wird bei ihm ſein, wenn die einſame Lampe auf ſeinem Tiſche brennt? wer wird ihm vorleſen? er wird allein ſein mit ſeinen finſtern Geiſtern, die ihn plagen. Aber Baſano wird ihn wenigſtens nicht auf einen Augenblick verlaſſen.

Aber Baſano iſt ein ſchwacher, kränklicher Mann, wird er ſeinen Arm ſchützend aufheben können, wenn dem Meiſter Gefahr droht?

Dieſe Träume und Beängſtigungen verließen unſern jungen Ritter auch nicht, da er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager wälzte. Otto, der mit ihm in derſelben Kammer ſich befand, legte ſich gar nicht nieder, ſondern ſaß die ganze Nacht über, das Auge auf die durch die Nachtlampe ſchwach erleuchteten Fenſter der Fürſtin gerichtet, die auf der gegenüber liegenden Seite des Gebäudes ihre Gemächer hatte.

Diesmal ſollte ziemlich früh aufgebrochen werden, denn das nächſte Nachtquartier war weit entlegen. Es war noch völlig finſter, als bei Fackelſchein und bei Laternen die Anſtalten genoſſen wurden. Die Prinzeſſin nahm ihre Tragkutſche ein und hinter ihr wurde die der Duenna getragen. Der Zug hatte ſich ſchon in Bewegung geſetzt, als man plötzlich aus dem Fenſter des Kaſtello die Stimme der Duenna hörte, die da laut bat, man möchte ſie doch nicht im Stich laſſen, ſie ſei erſt jetzt fertig geworden mit ihrem

Anzuge. Goswin ritt ſogleich zurück und ſtellte die Träger zur Rede, die mit einer leeren Tragekutſche ſich auf den Weg gemacht. Dieſe behaupteten, die Kutſche ſei beſetzt und zwar wäre eine recht tüchtige Laſt darinnen; ſie hätten nicht anders geglaubt, als die alte Dame befände ſich an ihrem Platze. Während man noch ſtritt, ſah plötzlich aus dem Schiebfenſter die ſchwarze Bärenſchnauze hervor, und nun entſtand ein allgemeines und nicht endendes Gelächter. Das geängſtigte Thier hatte ſich in den zufällig offen gebliebenen Kaſten gerettet und die Nacht daſelbſt zugebracht. Die Wärter kamen nun und nahmen mit Freuden ihr Eigenthum in Empfang, während die Duenna, in ihre Tücher und Pelze gewickelt, den Platz ihres ungebührlichen Stellvertreters einnahm. Man beruhigte ſich endlich über dieſes komiſche Ereigniß; immer aber, wenn die Dame aus dem Schiebfenſter hinausblickte, mußte ſie von neuem Gelächter und Späßchen hören.

Die Straße, die man eingeſchlagen hatte, wurde bald durch Züge kriegeriſcher Horden unſicher gemacht, die in regelloſer Flucht begriffen der zurückgeben. Hört auf, ich bitte euch. Was geht uns die Prinzeſſin Zehnfüße und der Zauberer Bärlin an?“

Der Ritter ließ ſich durch dieſe plumpe Einrede nicht irre machen, er erzählte unausgeſetzt weiter und ſprach ſo lange, bis der ſämmtliche Kreis in tiefem Schlafe begraben lag, der Kritiker an der Spitze, der nur noch durch verſtärktes Schnarchen ſeine früheren feindlichen Angriffe fortzuſetzen ſchien. Endlich geſchah Etwas, deſſen ſich weder der Ritter noch ſeine Zuhörer verſahen, die äußerſt wenigen nämlich, die noch wachten, zu denen Ganelon und der Narr gehörten; der zärtliche Anbeter Zephiſens wurde plötzlich unſichtbar, und man hörte von ferne ſeine Stimme erſchallen, die mit einem wehmüthigen Ausdrucke die Worte rief: „Wo bringt ihr mich hin, ihr boshaften Geiſter? Meint ihr, daß ich euch nicht erkannt habe? Ihr ſeid Abgeordnete Merlin's, der ſeine Rache jetzt auch auf waren, denn vor wenigen Tagen war der Woiwode von Kaliſch in einem Scharmützel mit dem Vogt der Neumark beſiegt worden, und ſeine Verbündeten waren es, die ſich bis hierher umhergeſprengt fanden. Godwin und Otto hielten Rath, was unter dieſen Umſtänden zu machen ſei, und da die Kundſchafter, die ſie ausſchickten, mit der Nachricht wiederkamen, alle Wege und Stege ſeien angefüllt mit räuberiſchem Geſindel, änderten ſie ihren Entſchluß und wählten die nächſte kleine Stadt, um hier die Damen in Sicherheit zu bringen. Hier waren jedoch keine Anſtalten zu ihrem Empfange getroffen, und die nächſte Folge hiervon war Verwirrung und Unentſchloſſenheit. Ein Theil der Geſellſchaft wollte weiter und wollte den Gefahren trotzen; ein anderer erklärte ſich mit den Anordnungen der beiden Ritter vollkommen einverſtanden. Godwin begab ſich zum Schloßhauptmann des Städtchens und erlangte von ihm ein leerſtehendes Kloſter eingeräumt, in deſſen Zellen man ſich, ſo gut es gehen wollte, einrichtete. Erſt ſpäter, als ſchon Alles untergebracht war, erfuhr man, daß dies alte

Haus von ſeinen Bewohnern verlaſſen worden, weil es darin ſpuke. Die Damen wollten jetzt durchaus nicht bleiben und nur das Verſprechen hielt ſie, daß vor jeder Schlafkammer, deren drei waren, einer der drei Ritter die ganze Nacht über Wache halten wollte. Während der Koch in der alten Kloſterküche mit großer Mühe eine ſehr frugale Koſt bereitete, beſah ſich die Prinzeſſin, gefolgt von dem Marquis und Otto, denn Goswin hatte vollauf mit der Dienerſchaft und mit den Anordnungen zur morgenden Weiterreiſe zu thun, die Alterthümer und die verlaſſenen Gemächer des verfallenden Gebäudes, durch deſſen öde Gänge der Sturmwind pfiff und ſeltſame Töne hervorbrachte.

Als man eben eine kleine Betkapelle beleuchtete und die geſchwärzten Bilder an der Wand betrachtete, verſuchte die Prinzeſſin ein Pförtchen zu öffnen, das ſeitwärts vom Altar angebracht war. Es gelang nicht, und der Marquis eilte, um aus der anſtoßenden Halle Brechwerkzeuge herbeizubringen. Als er fort war, gelang es dennoch, die Thüre zu öffnen, und Otto und die

Herzogin traten in ein kleines, nächtliches Gewölbe, das durch den Schein der Fackel, die ſie mitgenommen, nur ſpärlich erleuchtet wurde. Es fand ſich darin ein Grabdenkmal von alterthümlicher Form. Wie ſich die Dame eben niederbeugte, es zu betrachten, ſtürzte eine Menge Kalk und Kies von der Decke nieder, ein Fenſter, ganz in der Höhe öffnete ſich, es entſtand Zugwind und die kleine Pforte wurde mit Gekrach in das Schloß geworfen.

Jetzt waren unſere Liebenden allein.

Zwar ein ſehr ſeltſames, aber doch ein ſehr erwünſchtes und ſicheres Stelldichein; denn ehe man ſie hier entdeckte und ehe es gelang, die eiſernen Schlöſſer zu brechen, konnte viel Zeit vergehen.

Die junge Herzogin, völlig ohne Furcht, nahm ihren Platz auf dem ſteinernen Sarkophage und Otto kniete zu ihren Füßen. Die Fackel wurde in ein altes Weihbecken geſteckt.

Hier erneuerten nun die Liebenden ihre Schwüre und tauſchten ihre ſchönſten Erinnerungen gegen einander aus. Es rauſchte wieder über ihren Häuptern der heilige uralte Wald, es ſäuſelte in ſeinen Zweigen, und wieder kamen die ſeligen Stunden, als in Stille und Einſamkeit, von keinem verrätheriſchen Auge belauſcht, Herz am Herzen ruhte. Auch hier, obgleich kein anmuthiges Laubdach, ſondern der verwitterte Bogen eines Grabgewölbes ſich über ihren Häuptern wölbte, obgleich kein Vogelgezwitſcher, ſondern der unheimliche Flug von Fledermäuſen und Eulen die Stille ſtörte, auch hier ruhten die Herzen aneinander. Die Herzogin erholte ſich hier von dem Zwang, der ihr in letzter Zeit, und beſonders auf der Ordensburg auferlegt worden, wo ſie wußte, daß der Geliebte in ihrer Nähe war, und ihr es dennoch unmöglich war, ihm ein Zeichen zu geben von der Treue und Unwandelbarkeit ihrer Gefühle für ihn. Der alte morſche Steindeckel der letzten Behauſung irgend eines frommen Abtes diente der feurigſten Liebe, dem ſüßeſten Genuß zum Bette. Die ſchöne Fürſtin hatte den knienden Jüngling zu ſich herangezogen und erwiderte ſeine flammenden Küſſe.

Die Zeit wurde gut benutzt; als die Störung nicht viel mehr zu ſtören hatte, hörten die Eingekerkerten die Eiſen und Hämmer, die ſich mit Oeffnung der Thüre, die ihnen einen ſo wohlthätigen Schutz gewährt, beſchäftigten. Endlich drang man ein, und Goswin warf ſich der Prinzeſſin zu Füßen, ſie beſchwörend ihm zu verzeihen, daß durch ſeine Fahrläſſigkeit in ihrem Dienſte das Unglück ſich ereignet habe. Die Fürſtin ſchrieb ſich ſelbſt und ihrer Neugier alle Schuld zu. Die Duenna war einer Ohnmacht nahe und beruhigte ſich erſt dann, als ſie bemerkte, daß ihrer jungen Herrin nichts Uebles zugeſtoßen ſei. Die kleine Grabkapelle füllte ſich mit lauter Neugierigen, die hinzugeſtrömt kamen, denn man hatte ihnen geſagt, daß ein ganz beſonderer Spuk ſich in dem wüſten Hauſe zugetragen habe. Auf Otto achtete Niemand, er ſchlich ſich wie der Fuchs vom Taubenſchlage unbemerkt weg, nur Goswin erwiſchte ihn, als er durch die öden Gänge irrte, zog ihn bei Seite und ſagte:

Höre, du biſt mit der Prinzeſſin faſt eine ganze Stunde allein geweſen?

Ja.

So. Nun? —

Was denn? Ich verſtehe dich nicht.

Schon gut. Es iſt nur traurig und demüthigend für mich, daß mein Wächteramt gleich ſo erbärmlich beginnt, doch wahrlich ohne meine Schuld.

Freund, Bruderherz, ich bin der glücklichſte Menſch unter den Sterblichen! Gott könnte mir jetzt ſeinen Himmel ſchenken wollen, und ich würde ſagen, behalte ihn, ich habe etwas beſſeres!

Herr meiner Seele, er läſtert noch! Und daß er ſeine Gelübde gebrochen, wie wenig kümmert ihn das!

Liebſter Junge, du wirſt zu deiner Zeit auch deine Gelübde brechen.

Nein! Weiche von mir, du Unreiner, du Lüſtling, du Läſterer!

Die beiden Freunde trennten ſich, Otto lachend, Goswin mit tiefem Kummer im Herzen. Der übrige Theil der Nacht verging ruhig. Aber der darauf folgende Tag war dafür deſto unruhiger. Der kleine Zug kam, da er der Gefahr hatte ausweichen wollen, gerade recht ihr in den

Weg. Man fand, als man kaum das Städtchen verlaſſen hatte, in der Nähe eines Gehölzes einen Trupp Wegelagerer, die ſich ſogleich, als ſie unſere Reiſenden bemerkten, entſchloſſen, über ſie herzufallen, um ſie zu plündern. Die überlegene Anzahl war auf Seite der Angreifer. Goswin und Otto befahlen Halt zu machen, die Sänften in die Mitte zu nehmen und einen Kreis um ſie bildend, mit der Waffe in der Hand, den Anfall abzuwarten. Vorſichtig näherten ſich die Plünderer, und als ſie auf offener Straße dieſe improviſirte kleine Feſtung ſahen, getrauten ſie ſich nur in einiger Entfernung heran. Der Zug ſetzte ſich, ſo geſchloſſen wie er war, in Bewegung und erſt am Rande des Gehölzes kam es zu einem leichten Scharmützel, bei welcher Gelegenheit Otto eine Verwundung an der Stirn und der Marquis, der die Nachhut gebildet hatte und inmitten des Intendanten und des Kochs eine Anzahl Knappen befehligte, am Arme verwundet wurde. Die Strauchdiebe ließen ihre Beute fahren und entflohen, als ſich aus der Ferne Pferdehufe und der Schall von Hiefhörnern hören ließ, in das Dickicht. Die Heranziehenden waren Patrizierfamilien aus Danzig, die unter bewaffnetem Geleit Beſuche in der Nachbarſchaft abſtatteten. Unſer Zug ſchloß ſich dieſem an, in deſſen Mitte ſich auch die beiden Cavaliere befanden, die, unruhig über das Ausbleiben der Prinzeſſin, dieſe in der Umgegend geſucht hatten.

Die Verzögerungen, die durch dieſe Zwiſchenfälle entſtanden, machten, daß die Reiſenden an dieſem Tage nicht weiter kamen, als bis zu der vorher beſtimmten Nachtſtation, wo die ſeit drei Tagen getroffenen Anſtalten noch bereit ſtanden. Dies war um ſo willkommener, da die Prinzeſſin die Patrizierfamilien, von deren Schutze ſie Nutzen gezogen, eingeladen hatte, ihre Gäſte zu ſein. Man zog daher in großer Anzahl in die Burg ein, die zum Beſitzer einen Vaſallen des Ordens hatte, der aber gerade abweſend war. Es befand ſich Niemand von der Hausgenoſſenſchaft auf der Burg, als ein Verwalter, der eine Anzahl Knechte um ſich hatte. Die Zimmer der Herzogin waren die der Edeldame des Schloſſes und mit einigem

Luxus eingerichtet; dies machte einen ſo angenehmen Eindruck auf die Reiſende, daß ſie ſogleich beſchloß, einige Tage hier zu verweilen, indem ſie Boten zu ihrem Oheim ſchickte, um dieſen von ihrer verſpäteten Ankunft zu benachrichtigen. Der eigentliche Grund ihres Bleibens war jedoch die Verwundung ihres Geliebten, den ſie ſelbſt pflegen und deſſen Wunde ſie heilen wollte. Sie that dies ohne ſich Zwang anzulegen. Wenn die kleinen Geſellſchaften Abends in den Gemächern der Fürſtin zuſammen kamen, ſo lag Otto mit verbundenem Kopfe auf einer Polſterbank und der Stuhl der Prinzeſſin war dicht herangerückt, ſo daß ihr kein ſchwerer Athemzug entging, den entweder der Schmerz oder die Sehnſucht der Bruſt des jungen Mannes entlockte. Oft, wenn ein leichter Schlummer ihn befiel, ruhte ihr ſchönes Auge mit dem Ausdruck der liebevollſten Zärtlichkeit auf ihm, und vor ihren Blicken verſchwand dann die ganze übrige Geſellſchaft, die um ſie plauderte und lachte. Dieſe Geſellſchaft hatte ſich in ihren verwandten Elementen trefflich zuſammengefunden. Unter den Patrizierfamilien befand ſich eine junge, reiche Witwe, Frau Roſamunde, die einen Zug von Schwermuth und Liebreiz an ſich hatte, für den Goswin nicht unempfindlich war. Man konnte bemerken, daß ihr ebenſo der junge Ritter lebhaftes Intereſſe einflößte. Niemand war über dieſes Zuſammenſtimmen glücklicher, als der arme Otto, der dadurch einen läſtigen Beobachter und Tadler los wurde. Ein reicher alter Gildenmeiſter hatte eine hübſche Frau mit, und dieſe wurde raſch das Ziel der verliebten Beſtrebungen des Marquis, den ſein in der Binde hängender Arm nicht hinderte, ſeine leichtfertige Jagd anzuſtellen und nebenbei der Anordner von den Vergnügungen und den Unterhaltungen des kleinen Kreiſes oder vielmehr der kleinen Hofhaltung zu ſein. Die beiden Fräulein bekamen zwei junge Handelsherren zu Anbetern, und ſelbſt die Duenna ging nicht leer aus, denn der Gildenmeiſter weihte ihr eine reſpectvolle und galante Aufmerkſamkeit.

Einer der Unterhaltungsgegenſtände, die der Marquis in Vorſchlag brachte, war, einen „Liebeshof" zu gründen, nach Muſter der damals ſo mich ausdehnt! — Laßt mich doch wenigſtens jenen ehrlichen Leuten das Ende meiner unglücklichen Abenteuer erzählen.' Umſonſt, ihr hört nicht auf meine Worte.“

Die Genien, die unſern Erzähler forttrugen (wir werden gleich hören, in weſſen Dienſte ſie ſtanden), achteten auch allerdings nicht auf dieſe Bitten und Vorſtellungen. Sie mußten alle Kräfte anſtrengen, die ihnen aufgetragene Reiſe ſo ſchnell, als es nur immer Geiſtern möglich iſt, zu vollenden. Als ſie ſicher ſein konnten, nicht mehr von menſchlichen Augen belauſcht zu werden, außer denen des Ritters, warfen ſie das Incognito der Unſichtbarkeit ab und erſchienen als vier runde friſche Knaben, mit Fledermausflügeln an den nackten Schultern. Ihre großen rollenden, ſchwarzen Augen ſahen ſich einander mit dem vollen wilden Muthwillen kecker Jungen, denen ein „luſtiger Streich“ gelungen iſt, an, und ihre kreideweißen Zähne enthüllten beliebten und aus Frankreich herübergekommenen poetiſchen Gerichtshöfe, die im Großen und Ernſten ausgeführt, freilich oft blutige Händel herbeigeführt, und ganze Provinzen und Königreiche mit einander in Streit gebracht hatten. Die Damen gingen hierauf ein und der Marquis wurde oberſter Richter des Hofes. Er warf drei Fragen auf: Weſſen Liebe iſt feuriger, die eines gefangenen oder die eines freien Mannes? Welchem Manne als Liebhaber würde eine kluge und galante Dame den Vorzug geben, einem Verheiratheten oder einem Unverheiratheten? und endlich: Was würde einer Frau, die da liebt, minder ſchmerzlich ſein, ihren Liebhaber todt oder ihn treulos zu wiſſen. Die erſte Frage war den Männern geſtellt, die zwei anderen den Frauen. Die Männer machten den Vorſchlag, daß die Frauen, wie überall, ſo auch hier vorgehen und zuerſt discutiren ſollten, die Frauen beſtanden jedoch darauf, daß ſie folgen wollten und zwar aus dem Grunde, weil ſie aus der Beantwortung der erſten Streitfrage den Charakter und die größere oder mindere Würdigkeit der Männer beurtheilen und danach ſpäter ihre eigenen Urtheile modeln könnten. Dieſer feine Einſpruch rührte von der Prinzeſſin her, und ſie erndtete die Bewunderung des ganzen Kreiſes dafür ein. Der Liebeshof begann alſo, indem zuvörderſt den Männern die Schranken geöffnet wurden. So reite ich, der Erſte, in die Turnierbahn, rief Goswin, und fodere alle Männer auf, mit mir in der Behauptung übereinzuſtimmen, daß nur ein freier Mann wahrhaft lieben kann, ſo wie ein freier Mann überhaupt nur Mann iſt. Ein gefangener Mann iſt nur ein halber Mann. Wer nicht meiner Anſicht iſt, hebe meinen Handſchuh auf. So bin ich der Erſte, der ihn aufhebt, rief Otto, ſich mühſam aus ſeinen Polſtern erhebend. Ich erkläre, daß nur ein gefangener Mann wahrhaft liebt, denn iſt die Liebe ſelbſt nicht eine Gefangenſchaft? — Die Damen gaben laute Zeichen des Beifalls, ſo laut und ſo anhaltend, daß der Präſident des Gerichtshofes höflich um Stille bitten mußte, denn der Sprecher hatte noch etwas zu ſeinem erſten Satze hinzuzufügen. Er ſagte: Nur wen eine Feſſel drückt, nur wen ein Gelübde hält, nur der weiß, was es mit verliebter Glut auf ſich hat, die deſto heftiger brennt, je weniger man ſie der Welt zeigen darf. Die Prinzeſſin ſah zum Boden nieder, als dieſe Worte erklangen, und eine kleine Pauſe entſtand, während welcher die Blicke ſämmtlicher Damen auf ſie gerichtet waren.

Ich bin der Meinung des geſtrengen Ritters, hub einer der jungen Kaufherren an, und behaupte, daß nur ein freier Mann wahrhaft lieben kann.

Und ich, ſagte der Gildenmeiſter, indem er der Duenna einen zärtlichen und überraſchenden Blick zuwarf, theile die Anſicht, daß nur ein Gefangener dieſe Kunſt verſtehe.

Die Duenna bemerkte, daß ſie hierüber kein Urtheil habe, und ſich auch keines anmaßen wolle.

Der zweite Kaufherr ſah das neben ihm ſitzende Edelfräulein verliebt an und ſagte in einem reſpectvollen Tone, daß er es vorziehe, frei zu ſein, um dem Gegenſtande ſeiner Liebe überall hin folgen zu können. Er machte dabei die Bemerkung, daß ſeine Geſchäfte eigentlich ſchon längſt ſeine Anweſenheit in der Stadt erheiſchten, daß er aber dennoch mit freiem Willen fern bliebe. Das Edelfräulein erröthete und ſagte: daß ſie ſehr ernſtlich hoffe, daß an dieſer Verzögerung und an der Verſäumniß Niemand in dieſem Kreiſe Schuld ſei; worauf der junge Mann ſehr bedeutungsvoll erwiderte: er nenne Niemand.

Endlich wurde der Marquis aufgefodert, unter dieſen liebenden Männern den Würdigſten herauszufinden, um ihm den Preis des Kampfes zu ertheilen. Er ſah ſich lachelnd um und erwiderte: Erlaubt, ſchöne Damen, daß ich hier durch eine kleine Geſchichte antworte: Ein Gefangenwärter hatte eine hübſche Tochter, dieſe wurde von dem einen Gefangenen geliebt, zugleich aber auch von dem Neffen des Wärters. Sie war lange unſchlüſſig, wem ſie den Vorrang geben ſollte; endlich entſchloß ſie ſich, beide zu nehmen. Denn, ſagte dieſes kluge Mädchen, einen Geliebten muß ich haben, den ich küſſen und in die Arme ſchließen kann, dazu ſei der Freie, und einen, zu dem ich mich in Sehnſucht verzehre und dem ich Lieder im Mondſchein ſinge, dazu iſt der, der im

Käfig hinter Eiſenſtäben ſteckt, gut. Alſo liebte ſie Beide, und ich rathe ihnen, meine Damen, in vorkommenden Fällen ein Gleiches zu thun. Wenn der Kuß des Freien langweilt, ſo tritt die Sehnſucht und das Liebeswinſeln des Gefangenen an die Stelle, und umgekehrt.

O, weg damit! rief Frau Roſamunde und die übrigen Damen ſtimmten ein. Welch eine leichtfertige und verdammliche Lehre iſt das!

Es thut mir leid, wenn ich Unglück habe mit meiner richterlichen Entſcheidung, ſagte der Marquis. Zärtliche und erfahrene Herzen werden mich doch verſtehen. Er warf hierbei der kleinen Gildenmeiſterin einen bedeutſamen Blick zu. Jetzt gehen wir zu der Damenfrage über. Auf, meine Schönen, beſteigen ſie ihre Streitroſſe und reiten ſie mit klingendem Spiel in die Schranken, die ich ihnen hiermit öffne.

Die Prinzeſſin hatte ſich vorbehalten, die letzte zu ſein, die ihre Stimme abgäbe. Es entſtand ein unendliches Gerede; zuweilen ſprachen Alle zugleich, und das brauſende Geplauder und der ſchmetternde Lärm wurde ſo ſtark, daß der Marquis die Poſaune ergriff, die beſtimmt war, die Dienerſchaft aus dem Hofe herbeizurufen, wenn man ihrer ſchnell bedurfte, und einige Stöße that. Sogleich ſchwieg man und ſah ſich lachend an. Eine nach der Andern! ſagte der Marquis, indem er ſich höflich verbeugte.

Ich habe meine Meinung bereits abgegeben, ſagte die Duenna, vor Zorn und Aufregung glühend: Ich begreife nicht, wie hier noch eine Frage ſein kann. Wenn man ſich einen Liebhaber erwählt, wie wäre es möglich ſich einen zu wählen, deſſen rechtmäßiger Liebe man nicht theilhaftig werden kann?

Das iſt grauſam und hart geurtheilt, meine edle Dame, ſagte der Gildenmeiſter. Sollten wir Männer, die bereits die Feſſel des Eheſtandes drückt, deshalb verurtheilt ſein, nie eine Frau ſchön und liebenswerth zu finden?

Man kann ſie ſo finden, ſagte die Ehrendame zögernd.

Und ſie ſo finden und ſie lieben iſt Eins! flüſterte der Kühne.

Die beiden Fräulein hielten ihre Tücher vor, um das Lachen zu verbergen. Frau Gertrud ſah ihren Mann mit einem vorwurfsvollen und die Hofmeiſterin mit einem hochmüthigen Blicke an. Dann aber traf ſie auf das Auge des Marquis, das ihr beifällig und aufmunternd zulächelte.

Frau Roſamunde erklärte, daß ſie einen Unverheiratheten vorziehe.

Und wißt Ihr, aus welchem Grunde Ihr dies thut, ſchöne Frau? ſagte der Marquis. Weil ihr Frauen lieber lehren, als lernen wollt. Einem hübſchen Jungen die Liebe zu lehren, iſt ungleich angenehmer und dankbarer, als ſie von einem ältern Manne zu lernen. Als er dieſe ſpottenden Worte ſagte, ruhte ſein Blick auf der brennenden Jugendwange und dem geſenkten Auge Goswin's.

Die Prinzeſſin nahm jetzt das Wort und ſagte: Ich liebe nur einen Verheiratheten, denn von dem Augenblicke, wo ich einen Mann liebe, iſt er der meine, alſo mit mir verlobt und verbunden. Sie erwiderte Otto's Blicke, die ſich mit geſpanntem und bittendem Ausdruck auf ſie richteten, als ſie dieſe für ihn ſo wichtige Frage beantwortete. Die Damen und Herren prieſen laut dieſen Ausſpruch und nur der Marquis ſagte leiſe zu ſeinem Nachbar: Alsdann iſt es erlaubt, mehre Männer zu haben. Dann ſetzte er laut hinzu, indem er ſich gegen die Fürſtin verbeugte: Welcher andern Dame der Preis, als unſerer Königin? Sie führt den Scepter zugleich im Reiche der Schönheit wie in dem der Klugheit und des Scharfſinns.

Die dritte Frage war zarter und gefühlvoller Natur, und bei ihrer Beantwortung vergoſſen einige Damen Thränen. Ich will ihn lieber todt als untreu wiſſen, rief heftig die ſchöne Roſamunde. Wer wahrhaft liebt, iſt meiner Anſicht. Durchaus nicht! rief die Herzogin; iſt mein Geliebter treulos, aber er lebt noch, nur nicht mir, ſo iſt doch noch die Hoffnung, daß er einſt zu mir zurückkehre. Aber das Grab gibt ſeine Beute nie zurück.

Er wird dich nie verlaſſen! flüſterte Otto leiſe. Treu bis in den Tod!

Wenn ich ein ſo glänzendes Beiſpiel der Liebe vor mir ſehe, ſagte die ſchöne Witwe etwas ſpitz, ſo muß ich wol beſiegt zurückſtehen. Aber eine Frage bleibt immer: was fange ich mit einem treuloſen Liebhaber an?

Das will ich Euch ſagen, theure junge Frau, ſagte der Marquis, macht ihn zu Eurem Ehemann, dann ſeid Ihr ihn los und er iſt zugleich beſtraft genug.

Ach, das iſt bosbaft! rief die Witwe, und Alles lachte.

Was ſagt Ihr, holdſelige Dame? fragte der Gildenmeiſter die Duenna.

Ich erkläre mich für den todten Liebhaber, entgegnete die Gefragte mit vieler Würde.

Allerdings, murmelte der Marquis, weil der Lebende nicht viel Anreiz zu einer verliebten Beſchäftigung finden würde.

Soll ich denn mit Gewalt in das Grab ſtürzen? fragte der Gildenmeiſter ſchmachtend, und die beiden Edelfräulein hielten wieder die Taſchentücher vor.

Den Preis auch dieſes Kampfes erhielt die Prinzeſſin. Man trennte ſich erſt ſpät in der Nacht und nach einem reichlich genoſſenen Mahle.

Man ſehe doch, wie verliebter Natur dieſe Ritter-Mönche ſind, ſagte der Gildenmeiſter zu den beiden Handelsherren. Sie haben ihre Gelübde und ſollten eigentlich nie aus ihrem Kloſter hervorkommen, aber ſie ziehen im Lande herum und machen uns unſere Weiber abwendig, während wir die ihrigen ihnen nicht verführen können, aus dem ſehr triftigen Grunde, weil ſie keine haben.

ſich im ſchallenden Gelächter, mit dem ſie die einſamen Lüfte erfüllten. Auf ihren weithin flatternden ſchwarzen Locken brannte ein Kranz von feuerfarbenen Mohnköpfen, aus deren Kelchen ein betäubender Duft die Schläfen des Ritters einhüllte, ſo daß er bald demſelben despotiſchen Einfluſſe unterlag, der ſeine Zuhörer unter der Linde in Feſſeln geſchlagen hatte. Als er ſeine Blicke wieder erſchloß, war die Reiſe vollendet, und er befand ſich in der Nähe eines Palaſtes, den die magiſchen Künſte der mächtigen Gebieterinnen, die in dieſer Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielen, auf eine ganz eigenthümliche Weiſe ausgeſchmückt hatten.

Es war der Mondſcheinpalaſt der Fee Jonquille.

Wir wollen ihn näher beſchreiben. Kommt, ihr gefühlvollen Seelen, ihr Mädchen mit gebrochenem Herzen, ihr Prieſterinnen des Schmerzes, ihr ſtillen Leidtragenden, ihr Engel mit ge-

Sechzehntes Capitel.

Ein Ritterdienſt.

Der zweite und der dritte Tag verging der Geſellſchaft auf das Angenehmſte. Die Beziehungen, in denen einzelne Theile des Ganzen zu einander ſtanden, wurden feſter geknüpft.

Am Spätabend des dritten Tages, als die Theilnehmer des kleinen Abendkreiſes ſich bereits in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatten, erſchien bei Goswin, der die Rechnungen durchſah und einen Brief an den Großmeiſter aufſetzte, die Zofe Roſamundens und beſchwor den Ritter, zu einer ſehr wichtigen Unterredung hinüber zu ihrer Herrin zu kommen. Sogleich warf ſich Goswin völlig wieder in die Kleider und folgte ſeiner Führerin. Er fand die Witwe allein und in Thränen. Sie trug ein leichtes Nachtgewand, das den Buſen frei ließ, über den die dunkeln Ringe ihres Haares fielen. Als Goswin erſchien, machte ſie eine Bewegung, um ihm zu Füßen zu fallen, was er verhinderte, und darauf ſagte ſie: Herr Ritter, ein furchtbares Wetter hat ſich über meinem Haupte zuſammengezogen! Ihr allein ſeid im Stande, mich vor Schmach und Elend zu erlöſen, wenn Ihr nur wollt.

Goswin erklärte ſeine Bereitwilligkeit, und die Dame fuhr fort: Ich werde verfolgt von einem ungeſtümen Freier, deſſen freche Bewerbungen leider von meinen zwei Brüdern unterſtützt werden. Alles, was ich gethan habe, meinem Verfolger zu entfliehen, iſt bis jetzt nutzlos geweſen, und gerade jetzt iſt er auf dem Sprunge, ſeine unglückliche Beute zu erhaſchen. Er hat meinen Aufenthaltsort ausgekundſchaftet und er und ſeine Helfershelfer haben ſich in der Nähe aufgeſtellt, um mich in ihre Gewalt zu bekommen, wenn ich werde dieſes Schloß verlaſſen müſſen. Die Elenden wiſſen, daß es in dieſen Tagen geſchehen muß, denn mich erwartet ein gerichtlicher Termin in Angelegenheiten meines Vermögens, wo ich perſönlich unumgänglich in der nächſten Stadt erſcheinen muß. Alle dieſe nähern Umſtände weiß der Nichtswürdige durch meine unwürdigen Brüder, die mich gerade um dieſes Vermögen, das ich, wie ſie behaupten, unrechtmäßig beſitze, beneiden.

Beruhigt Euch, ſchöne Frau, unterbrach ſie Goswin mit großer Ehrlichkeit, wir werden Euch nicht aus unſerer Mitte herauslaſſen, und Euch als unſer Eigenthum gut gegen jeden Einſpruch zu vertheidigen wiſſen.

Nimmermehr, rief die Witwe, kann ich dieſes zugeben. Soll die Fürſtin, die ſo gütig ſich meiner angenommen, ſoll die ganze Geſellſchaft, die großmüthig gegen mich gehandelt, durch mich in Unruhe und in Händel verwickelt werden? Ich erlitte eher den Tod, als daß ich darein willigte. Auch würde es mir wenig helfen. Einmal auf meine Spur gelenkt, würden meine Verfolger mich ſchon zu finden wiſſen, wenn ich mich von der ſchützenden Umgebung trennte. O, Herr Ritter, es gibt nur ein Mittel mich zu retten, dieſes iſt, wenn Ihr Euch entſchließet, mich noch in dieſer Nacht zu meiner Muhme zu bringen, die nur wenige Meilen von hier, in der Richtung, die wir gekommen, wohnt. Es iſt eine einfache Bürgersfrau, die ein kleines Gewerbe treibt, und in deren niederer Hütte Niemand mich ſuchen wird.

Schöne Frau, nahm Goswin das Wort, Ihr bedenkt nicht, daß ich der Führer der ganzen Reiſegeſellſchaft bin, und daß die fürſtliche Hoheit, die Frau Herzogin mir anvertraut iſt.

Gewiß bedenke ich das, ſeufzte die Schöne, indem ſie raſch mit einer goldenen Nadel ihr Buſentuch feſter ſteckte, da ſie die Richtung der Blicke des jungen Ritters bemerkte, und ich weiß, daß ich für einen ſo edeln Ritterdienſt nicht dankbar genug werde ſein können. Aber, Herr Ritter, bedenkt Ihr auch, daß ich nur die Wahl habe, entweder Euch beſchwerlich zu fallen oder unterzugehen. Denn ehe ich leide, daß die rohen Hände des Widerwärtigen dieſen Leib berühren, ſtoße ich mir ein Meſſer in die Bruſt.

Ich würde vorſchlagen, den Marquis zu wählen, hub Goswin an.

O, nicht doch! Wie käme ich zu der Begleitung dieſes Mannes, ſagte die Witwe empfindlich, der keinen Schutz gewähren, wol aber neuen Schutz nöthig machen würde. Nein, Herr Ritter, nur in Eure Hände vertraue ich mich und meinen Ruf. Der Schatten meines theuern Mannes würde mir ewig zürnen, wenn ich auf meinen unglücklichen Irrfahrten einen andern Führer nehme, als einen ſolchen, deſſen Tugend und Ehrenhaftigkeit mir verbürgt iſt.

Bei dieſen Worten löſte ſich die Nadel wieder, die nur flüchtig eingeſteckt worden war.

Nochmals machte die Witwe einen Verſuch, Goswin zu Füßen zu fallen. Dieſer wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er ihr ſeine Hülfe anbot. Die Schöne rief lebhaft: Ihr laßt Euer Pferd ſatteln, und nehmt mich mit auf den Sattel; um ſo weniger wird es auffallen. Ich werde mich in meine Mäntel vermummen. Meine Zofe beſorgt alles Uebrige. Noch vor Anbruch des Morgens, wenn Ihr ſchnell reitet, könnt Ihr wieder hier auf Euerm Poſten ſein, und Niemand wird Eure Abweſenheit bemerkt haben. Wohlan! ich ſehe, daß Ihr einwilligt, und ich gehe meine Anſtalten zu treffen. Ihr findet mich in einer halben Stunde an dem kleinen Pförtchen an dem Waſſerthore wartend. Himmel, wie ſelig bin ich, daß ich der Gefahr entrinne.

Nicht ganz ſo ſelig war Goswin. Der Ritt mit der ſchönen Frau auf einem Sattel und bei Nacht und Nebel war zwar ſehr anreizend, aber auch in mancher Beziehung Gefahr bringend. Er dachte nur mit Herzklopfen daran, wie er es werde zu Stande bringen können. Doch hatte er ſein Wort gegeben, und in der That ſah er in dem Umſtande, daß er auf wenige Stunden ſeinen Poſten in andere Hände gab, keine große Ungelegenheit. Er beſchloß ſogleich Otto aufzuſuchen, um dieſen zur Uebernahme der etwa vorfallenden Geſchäfte zu bewegen.

Als er aus dem Zimmer der Witwe trat, hatte er ſich abſichtlich jede Begleitung verbeten, die Zofe blieb alſo bei ihrer Herrin zurück und half dieſer die nöthigſten Kleidungsſtücke in ein

Bündel ſchnüren. Es war dunkel, und der Gang nächſt der Treppe war ihm nicht bekannt. In der Ferne ſah er ein Licht ſchimmern, doch ehe er dieſes erreichte, mußte er tappend an manchem Vorbau ſich hinbewegen. Er fand einen Wanderer, der ebenſo vorſichtig hier in dieſem Meer von Klippen herumkreuzte, und deſſen taſtende Hände zuletzt die ſeinigen berührten. Beide erkannten ſich; Jener war der Gildermeiſter. Folget mir, ſagte dieſer, als er Goswin's Abſicht, die Schlafzelle Otto's zu erreichen, erfahren, ich weiß in der Gegend, wohin Ihr wollt, ſo ziemlich Beſcheid. Wir müſſen zwei Treppen und einen langen Gang überſchreiten, alsdann gelangen wir in eine Galerie, die früher zu Banketten und kleinen heiteren Gelagen gedient hat, wenigſtens unter dem frühern Beſitzer dieſes Schloſſes, der ein Lebemann, aber zugleich ein großer Schuldenmacher war. Ich hatte die Ehre, unter ſeinen Gläubigern eine Stelle einzunehmen, und da der alte Herr die kluge Maxime befolgte, ſich den beſten Freund ſeiner Gläubiger zu nennen, ſo trank und aß ich hier oft auf der Burg.

Zwar trank ich eigentlich meine eigenen Weine und aß meinen eigenen Schöpſenbraten, doch ließ ich mir hiervon nichts merken. Kommt, Herr Ritter, ich werde Euch ſicher in dieſe Galerie führen.

Goswin gab ſeine Hand dem corpulenten Manne, der vor ihm her watſchelnd, immerfort neue Züge aus dem Leben des alten verſchuldeten Schloßherrn erzählte.

Aber was führt Euch, geſtrenger Herr, fragte der Ritter, um dieſe Nachtſtunde hier in dieſen Gängen umher?

Erlaßt mir hierauf die Antwort, ſagte der Mann freundlich.

Es liegt auch nicht in meiner Art, hub Goswin mit Höflichkeit an, mich in ein Geheimniß drängen zu wollen. Da ich aber darauf zu ſehen habe, daß Allen, die hier im Schloſſe wohnen, ihre Bequemlichkeit und Ruhe nicht geſtört werde, ſo hielt ich es für meine Pflicht, im Fall Euch etwas zugeſtoßen, meine Dienſte anzubieten.

Nichts, nichts! Mir ſtößt nicht ſo leicht etwas zu. Wohin ich gehe, weiß ich auch ſo ziemlich ſicher, daß ich gut empfangen werde. Ich wollte wetten, Herr Ritter, darin haben wir eine kleine Aehnlichkeit miteinander. Ihr wußtet auch, daß Ihr gut empfangen werden würdet, dort, von wo ich Euch habe herauskommen ſehen? Ja, ja, Ihr dürft nicht hinterm Berge halten, einem alten Kundigen, wie mir, gegenüber. Der Lichtſchein, der aus der geöffneten Kammerthüre fiel, zeigte mir, der ich im Dunkeln hier tappte, ſehr deutlich, wer da kam, und von wo er kam.

Goswin fühlte ſich wie mit Blut übergoſſen; doch antwortete er nicht, weil er das Geheimniß der Witwe nicht verrathen wollte. Aber es war ihm unleidlich, bei dieſem niedrig denkenden Manne in einem ſo ſchamloſen Verdacht zu ſtehen.

Sie gingen weiter und gelangten endlich in die bezeichnete Galerie. Hier blieb der Führer ſtehen und ſagte: Jetzt wollen wir die Fratzengebilde zählen, die hier an den Wänden, gegenüber den Fenſtern ſtehen. Es ſind ihrer zwölf an der Zahl, alles entſetzliche Ungeſtalten mit großen Köpfen und ungeheuren Naſen. Der große Kamin, mit ſeinem vorſpringenden Sims, iſt in der Mitte, hierherwärts ſtehen ſechs und drüben wieder ſechs Steingebilde. Ich weiß mich noch zu beſinnen, während wir hier tafelten, beluſtigte ſich der alte Herr damit, allen dieſen Fratzenköpfen Hauben oder Biſchofsmützen aufzuſetzen. Wir fanden es ſehr ſpaßhaft, obgleich es eigentlich höchſt einfältig war, denn welche Freude kann es gewähren, eine häßliche Figur, an der Alles Naſe iſt, oder eine Andere, die ihre Zunge ellenweit hervorſtreckt, in einer Biſchofsmütze zu ſehen. Aber ich komme von unſerm eigentlichen Gegenſtande ab. Nun ſeht, Herr Ritter, bei der fünften Fratze, alſo bei der vorletzten Thüre iſt der Eingang zu des Ritters von Landſchaden Gemach. Ich will Euch bis dahin noch geleiten. Wir können nicht fehlen, wir wollen jede Fratze einzeln betaſten, um gewiß zu ſein, daß wir keine übergehen. Denn es hat ſeine nicht geringe Gefahr hier in das unrechte Zimmer zu gelangen. Hier, zum Beiſpiel, bei der erſten Fratze, ſchlummern die beiden ſchönen Fräulein. Sie würden uns ſchön anſehen, wenn wir plötzlich in ihre Kammer träten, obgleich Ihr, brochenen Fittichen, unfähig, euch zum Himmel, euerm Vaterlande, zu erheben, von der dunkeln Erde feſtgehalten, hat euch die Frivolität der frühern Kapitel beleidigt, ſo thut ſich euch hier ein ſtilles Heiligthum auf, in das ihr mit euern Thränen, eurer ewigen Sehnſucht, euern flatternden weißen Nonnenſchleiern einziehen mögt in Frieden. Hört ihr die leiſen Harfenaccorde, die durch die Nacht zittern? Man läutet euch die Meſſe der Herzen ein. Kommt, vereinigt eure Klagen mit dem Seufzerhauche der Nachtluft, mit dem melodiſchen Geflüſter der Quellen und dem leiſen Gruße der Blüthen. O, der Mondſcheinpalaſt der Fee Jonquille iſt ein Himmel für euch.

Ein weiter Park liegt vor uns. Seine Gruppen von Cypreſſen und Thränenweiden bilden auf dem hellen Grunde des Raſens dunkle Partieen, die der Spiegel der Seen und Bäche in ſich aufnimmt. An dieſen Seen hin ſchlängelt ſich der Weg, und wird hier durch einen präch-

Herr Ritter, vielleicht ein nicht unwillkommener Gaſt wäret; doch freilich, wenn man eben aus dem Kämmerlein einer ſo ſchönen und in ihrer Verehrung und Hingebung ſo eifrigen Witwe kommt, mag man nicht gerade aufgelegt ſein, noch vor andern Altären zu knien; obgleich ihr unbeſchreiblich rüſtig ausſchaut, gleichſam wie ein junger Herkules.

Ich bitte Euch, geht nur voran, und zeigt mir die Thüre, bat Goswin. Es iſt ſo finſter, daß ich nicht die Hand vor den Augen ſehe.

Nun denn! ſo wollen wir unſern Weg beginnen. Dieſes hier iſt die zweite Fratze, ich erkenne ſie an dem Höcker auf der Stirne, man ſagte immer, ſie ſähe Eurem Großcomthur ähnlich, der übrigens hier oft gezecht hat, und ein guter Freund des Schloßherrn war. Hier iſt die dritte Unform — allein was iſt — Himmel, was iſt das?

Goswin wollte hinzutreten, doch der geſprächige Mann ſchob ihn zurück, indem er rief: Hier geht ein Blendwerk vor. Das iſt eine Fratze, die ich nicht kenne. Bei meinem Barte, wie wunderbar! Dieſe Fratze iſt teufliſch gebildet, ſie iſt ganz Wange! Wahrhaft grauſig! Und dabei läßt ſie ſich elaſtiſch anfühlen.

Ein tiefer Seufzer ließ ſich hören.

Ha, das iſt kein Stein! ſchrie der Gildenmeiſter! Das iſt Fleiſch und Bein! Das iſt ein Menſch, der hier hängt.

Von neuem ſeufzte es.

Ich eile um Licht herbeizuſchaffen.

Um der heiligen Jungfrau willen, bleibt! rief hier eine weibliche Stimme unter erſticktem Stöhnen. Ich bin es, verrathet mich nicht. Helft mir herab, wer ihr auch ſeid, ich ſchwebe hier zwiſchen Tod und Leben.

Ach, die Frau Hofmeiſterin! murmelte, ſich zu ſeinem Nachfolger wendend, der Gildenmeiſter.

Helft mir! bat die Stimme nochmals. Meinen Armen gebricht die Kraft mich länger zu halten, ich ſtürze herab.

Herzhaft ſchlang der Verehrer die Arme um die nackten Hüften ſeiner Schönen und ſie glitt ſanft hinab. Als ſie den Boden erreicht hatte, ordnete ſie ihre Kleider. Goswin hatte unterdeſſen ein wenig die Kammerthüre geöffnet, und ein Strahl des drinnen brennenden Nachtlichtes fiel auf die Gruppe, deren Theilnehmer ſich nun gegenſeitig erkannten. Die Duenna, die im Hemde vor den beiden Männern ſtand, glitt in die Schatten der vorſpringenden Kaminecke, indem ſie ihre Befreier inſtändig bat, ſich zu entfernen, damit ſie in ihre Kammer zurückkehren könne.

Nicht eher gehen wir, edle Dame, Dame meiner ehrerbietigſten Wünſche, hub der Gildenmeiſter an, als bis Ihr uns gefälligſt erklärt, wie Ihr oben hinaufkamt. Ohne Zweifel müßt Ihr doch Eure Gründe gehabt haben, die Euch, die Ihr die Zucht und Ehrbarkeit ſelbſt ſeid, zu dieſem abenteuerlichen Beginnen bewogen haben.

Die Duenna, die nur mit dem Kopfe aus der Kaminecke hervorſah, erzählte nun, daß ſie Nachts durch den Alp beläſtigt worden, der in Geſtalt eines rauhen, am Boden hinkriechenden Thieres in die Kammer gekommen, ſo daß ſie, um ſich zu retten, aus dem Bette aufgeſprungen, und den Entſchluß gefaßt, weil das Ding am Boden ihr nachgekrochen, ſich in die Galerie und zwar auf den Kaminſims hinaufzuretten. Bei dem Hinaufklettern ſei ſie aber nicht ganz hinaufgelangt, ſondern langſam wieder hinabgeglitten, wobei ihr Gewand oben an einem Schnörkel hängen geblieben und ſie dabei mit den Armen und der Bruſt an dem Kopfe des ſteinernen Ungethüms ſich anklammernd, ihre entblößte Rückſeite habe der in der Galerie wehenden nächtlichen Kühlung ausſetzen müſſen.

Goswin konnte das Lachen nicht unterdrücken während dieſes kläglichen Berichtes, der Gildenmeiſter ſtieß aber einen Klagelaut um den andern aus, und bat zuletzt demüthig um Verzeihung, daß er mit profanen Fingern an den Heiligthümern eines ſo keuſchen Leibes gerührt, ja daß er ſoweit gegangen, die Kundgebung der ſchönſten Reize für eine teufliſche Fratze zu halten.

Als die Duenna wieder in ihre Kammer, ſeufzend und über Seitenſtiche klagend, zurückgewankt war, ſetzten die beiden Männer ihre Irrfahrt weiter fort. Diesmal entdeckten ſie keine neue Fratze, ſondern unbehalten langte Goswin an ſeines Waffenbruders Zelle, an deren Thüre er leiſe klopfte. Der Gildenmeiſter verſchwand den Gang wieder zurück, den er gekommen; doch glaubte Goswin zu bemerken, daß er den Anfang des Ganges nicht erreichte, daß eine Zelle, und zwar eine durch die eben erzählten Ereigniſſe bekannte, ihn aufnahm. Hier war gleich anfangs das Ziel ſeiner nächtlichen Wanderſchaft geweſen, die ſeltſamen Zwiſchenfälle hatten nur verhindert, daß er es ſogleich erreichte.

Auf mehrmaliges leiſes, dann ſtärkeres Klopfen an der Thüre erhielt Goswin keine Erwiderung; endlich fragte die Stimme ſeines Freundes, wer da ſei. Als der Name genannt war, tönte die Antwort, daß man ſich auf eine paſſendere Zeit den Beſuch erbitte. Goswin ſagte unwillig: Ich komme in Geſchäften des Ordens! Oeffne geſchwind. Jetzt nahten ſich Schritte der Thüre, und dieſe erſchloß ſich dem Gaſte. Der von ſeiner Kopfwunde faſt ganz geheilte Ritter ſaß auf ſeinem Lager, deſſen Vorhänge theils zurückgeſchlagen, anderntheils und zwar zu Häupten des Bettes niedergelaſſen waren, und einen Stuhl einhüllten, der dicht am Bette ſtand. Otto nahm ſeinen Freund bei der Hand und führte ihn von dem Bette weg an den Tiſch am Fenſter.

Du biſt doch allein? fragte Goswin, indem er einen flüchtigen Blick durch das Zimmer warf.

Freilich, wer ſollte bei mir ſein. Ich bitte dich, ſage mir ſchnell, was du mir mitzutheilen haſt, denn ich bedarf der Ruhe. Goswin erfüllte dieſen Wunſch und die Unterredung war in wenig Worten abgethan. Otto erklärte ſich bereit zu übernehmen, was man ihm auftrug, er fragte auch nicht, was Goswin bewege, die Burg auf wenige Stunden zu verlaſſen, es ſchien ihm nur darum zu thun, den Gaſt bald möglichſt wieder ſcheiden zu ſehen. Dieſer war auch ſchon zur Thüre hingeſchritten, als er plötzlich wieder umkehrte: Ich habe meinen Dolch bei dir neulich liegen laſſen, und wo mir recht iſt, muß er dort an dem Bettpfoſten hängen. Erlaube, daß ich mir ihn ſelbſt nehme. Ohne die Antwort abzuwarten, ſchritt er raſch auf die Seite der niedergelaſſenen Vorhänge zu, doch in dieſem Augenblicke rauſchte es in den Falten, und Otto warf ſich dem Vordringenden in den Weg, indem er rief: Halt! ich werde dir ihn geben. Goswin ſtand verwundert ſtill; er bemerkte einen Frauenfuß, der unter dem Vorhange hervorſah. Eine Ahnung von dem, was hier ſich ereignete, ſtieg in ſeiner Seele auf, ohne ein Wort zu ſagen, verließ er das Gemach, er hatte nicht einmal den Muth, den ſtrafenden Blick, den er für den Freund bereit hielt, als dieſer ihm den verlangten Gegenſtand brachte, wirklich auf ihn zu richten. Mit niedergeſchlagenen Augen, als ſei er der Verbrecher, ging er ſtill von dannen. Er verließ die Galerie und eilte in ſein Gemach, wo er ſeinem Knappen befahl, raſch ſein Pferd zu ſatteln, und es an das bezeichnete Pförtchen zu führen, doch ſo, daß Niemand in der Burg etwas gewahre.

Es hatte ſich ein friſcher Wind erhoben, die Luft war jedoch nicht ſcharf und kalt, das Schneelicht leuchtete, die Nacht war ſternenklar. Das Pferd ſtand bereit, das Pförtchen war angelehnt, Goswin ſchritt ungeduldig im Gange auf und ab. Endlich kam eine verhüllte Geſtalt, eiligen Schrittes auf ihn zu, und warf ſich ihm an den Hals. Goswin wich einen Schritt zurück, die

Dame ſtutzte, richtete ihr Haupt auf, warf ihren Schleier zurück, und that einen lauten Schrei: Himmel, es iſt nicht der Rechte.

Goswin erkannte die Gildenmeiſterin; lächelnd ſagte er: Schöne Frau, dieſer gütige Gruß galt nicht mir. Allerdings nicht, ſtammelte ſie. Ihr wollt die Burg verlaſſen? — Ja, mit meinem Manne. — Mit Eurem Gemahl? ſagte Goswin lächelnd, ich zweifle, daß er im Stande ſein wird Euch in dieſer Stunde zu begleiten, auch habt Ihr ihn wol auch nicht hier erwartet. — Wen ſonſt? fragte die Dame in gereiztem Tone. — Vergebt! ſagte Goswin höflich, es iſt nicht meine Sache, mich in Eure Angelegenheiten zu miſchen, habt eine gute Nacht. — Damit wandte er ihr den Rücken und ſie verlor ſich im dunkeln Gange.

Jetzt kam die Witwe, eilig und erhitzt. Goswin führte ſie raſch hinaus, und hob ſie auf das Pferd, das er dem Knappen abnahm und am Zügel führte. Er bemerkte, daß ein zweites, gleichfalls geſatteltes Pferd in einiger Entfernung bereit ſtand. Näher kommend erkannte er den Diener des Marquis. Iſt das eine Welt! rief er kopfſchüttelnd vor ſich hin. Alles geht darunter und darüber.

Als das Paar aus dem Thore hinaus war, neigte ſich die Witwe, ſanft bittend herab und bat ihren Ritter, auf dem Sattel Platz zu nehmen. Goswin that es. Er beſann ſich, daß ſein Vater ganz auf ähnliche Weiſe die erſten Ritte mit ihm gemacht, indem er den Knaben vor ſich feſt auf dem Sattel hielt; allein ein Vater mit ſeinem Sohne und eine junge Frau mit einem jungen Manne ſind in derſelben Situation doch nicht dieſelben Perſonen. Dies mußte unſer Ritter bald fühlen. Roſamunde ſuchte ſo beſcheiden als möglich ihr Plätzchen auf dem Sattel einzunehmen, Goswin ſeinerſeits gab ihr ehrerbietig ſo weit Raum, als er nur irgend konnte, ohne auf die Croupe des Pferdes zu gerathen, dennoch konnte weder der eine noch der andere Theil es verhindern, daß der erſte Fehltritt des Pferdes alle ihre Anordnungen über den Haufen und die Dame auf den Schooß des Ritters warf. Sie rückten auseinander, um gleich darauf wieder zuſammenzukommen. Endlich gaben ſie fernere

Verſuche auf und die ſchöne Witwe ließ ſich's gefallen, ſich auf dem Schenkel ihres Ritters zu wiegen.

Die Richtung, die man nahm, ging dem Walde zu und im ſcharfen Trabe erreichte man dieſen bald. Jetzt ſollte es nur noch eine ſtarke Stunde Weges ſein, bis zu der Wohnung der Baſe, aber das Mißgeſchick wollte, daß der Schnee, der in letzter Nacht gefallen, die ohnedies engen Waldpfade unkenntlich gemacht hatte. Ein Irregehen war daher kaum zu vermeiden. Während man unter den mit Schnee ſchwer belegten Tannenzweigen ſich durchwand, erzählte die Dame unbefangen einige Fragmente aus ihrem Leben. Goswin unterbrach ſie nicht, aber er hatte Urſache, das Ziel der Reiſe lebhaft herbeizuwünſchen. Sein Blut hatte ſich empört, ſeine ſiebzehn-Jahre und ſeine geſchonte Kraft machten faſt, daß der Strom über ſeine Ufer ſchoß. Er hatte ſeinen Arm um den Leib Roſamanden's geſchlungen und bei jeder unſichern Stelle zog er ſie an ſich und hielt die ſüße Geſtalt mit verhaltenem Athem und mit lechzendem Munde an ſich. Die Enge tigen Waſſerfall, dort durch ein Felſenportal begrenzt. Ueber die ganze Gegend iſt ein ewig ſich gleich bleibender Sommernachthimmel, der einem einzigen ungeheuern Kryſtallbogen gleicht, ausgeſpannt, erleuchtet von dem mildeſten Mondenglanze, der unverändert derſelbe bleibt und wie ein „Traum der Liebe“ die Gewäſſer, Blumen und Gebüſche einhüllt. Dieſer Mondenglanz ſtrömt von keinem einzelnen Monde aus, ſondern iſt gleichmäßig über die ganze Kuppel des Himmels ausgegoſſen. Nur gegen den Horizont nimmt das klare bläuliche Licht etwas von dem Schimmer einer Abendröthe an, die dem entfernten Gebirge eine entzückende Farbenmiſchung mittheilt. Der Charakter dieſer Gegend iſt Stille, Einſamkeit, aber eine Einſamkeit, wie ſie nur in dem erhabenen poetiſchen Grame der Liebe wohnt, genährt von einer ewig ſüßen und ſchmerzlichen Sehnſucht. Mitten in dieſer ſchweigenden, im Mondſchein blühenden Gegend ſteht ein Pades Sattels wurde ihm unleidlich. Er riß ſein Wamms auf, und ließ den Schnee, der von den Zweigen niederſtürzte, in Maſſen auf ſeine heiße, wilde Bruſt fallen, wo ſich der heiße Schnee mit dem kalten paarte. Die Nacht nahm kein Ende, und nirgends war eine Hütte zu erblicken. Alles umher ſchneebedeckter, einſamer Wald. Dazu kam das ferne Geheul von Wölfen und der unheimliche Ruf der Raubvögel. Wenn ſich dieſe Laute hören ließen, und das Pferd ſtutzte, warf ſich Roſamunde ängſtlich an die Bruſt ihres Führers, der ihren klopfenden Buſen nahe ſeinen Lippen fühlte und doch einen Kuß ſich verſagte. Er ballte den Schnee zuſammen, und drückte ſeine heißen Lippen hinein, um ihre Flamme zu mildern. Der arme Junge litt unſäglich. Endlich ſprang er vom Sattel hinab und ging, was er gleich anfangs gethan, nebenbei.

Um der Heiligen Willen! ſeufzte die Dame, wenn Euch jetzt die Unthiere anfallen.

Ich bin nicht wehrlos! erwiderte er, und zeigte auf ſein Schwert und auf den Dolch an ſeiner Hüfte.

Wie darf ich mir jemals vergeben, jammerte ſie weiter, einen ſo edeln und tapfern Helden in Gefahr gebracht zu haben. Aber zählt auf meine Dankbarkeit, ſo lange ich lebe.

Es iſt ein Dienſt, den jeder Ritter den Frauen ſchuldet, ſagte Goswin. Wenn durch meine geringe Beiwirkung ſich Euer drohendes Mißgeſchick in Glück verwandelt, ſo bin ich überreich belohnt.

Das wird geſchehen, daran iſt nicht zu zweifeln, rief die Dame.

Jetzt entdeckte man die Giebelſpitze eines Hauſes hinter den Bäumen emporragen. Es war jedoch nicht die Wohnung der Baſe, ſondern eine Einſiedlerhütte, die, der Himmel weiß aus welchen Gründen, von ihrem Bewohner verlaſſen worden war. Vielleicht hatte ſich dieſer auch nur auf kurze Zeit entfernt.

Wir ſind auf unrechter Fährte, ſagte die Dame kleinlaut. Dieſe Klausnerwohnung kenne ich, wir müſſen uns rechts wenden und haben einen ſchlimmen Umweg gemacht.

Alsdann wollen wir hier in dieſer ziemlich wirthlichen Stätte etwas ausruhen, gab Goswin den Rath, der auch ſofort angenommen wurde. Die Witwe ſtieg vom Pferde und ihr Begleiter ſah ſich in der Klauſe näher um. Es wurden Geräthe entdeckt, um Feuer anzuzünden. Als dieſes brannte, beleuchtete es den Raum, der keine weiteren Bequemlichkeiten zeigte, als einen Haufen dürren Laubes, das in einem Winkel aufgeſchüttet lag, einen roh zugehauenen Klotz, der als Tiſch diente, eine ebenſolche Bank und ein Kreuz nebſt einem Todtenſchädel in einer Niſche.

Der Raum war enge, kalt und nichts weniger als behaglich, dennoch dünkte er unſern Reiſenden eine willkommene Zufluchtſtätte, um gegen die wilden Thiere geſchützt zu ſein und einige Minuten der Ruhe zu genießen. Goswin machte für Roſamunden das Lager zurechte, breitete ſeinen Mantel darüber, und ſetzte ſich ſelbſt an den Herd, deſſen Flamme er unterhielt. Roſamunda nahm mit Dank das Lager ein, und kaum auf daſſelbe hingeſtreckt, verfiel ſie in Schlaf. Goswin an die Mauer des Herdes gelehnt, verſuchte das Gleiche, allein der Dämon, der in ſeinem Körper für dieſe unglückliche Nacht ſeine Wohnung aufgeſchlagen, ließ ihn nicht an Schlummer denken. Er ſaß, die Blicke auf das ſchöne Weib gerichtet, die nur eine Spanne weit von ihm entfernt lag, und die Lichter des Herdes tanzten vor ſeinen Augen. Immer näher rückte er der Verſucherin, jetzt hatte er den kleinen Fuß in ſeiner Nähe und ſeine Hand glitt über deſſen Fläche hin. Er beugte ſich weiter vor und legte leiſe ſeine heiße Wange an die Wölbung der Hüfte. Die Schläferin erwachte nicht, und unmuthig, das verwirrte Haar ſich aus der Stirne ſtreichend, warf er ſich auf ſeinen Platz zurück, ſich abſichtlich an die vorſpringenden Steine ſtoßend, um einen empfindlichen körperlichen Schmerz zu erregen. Allein es half nichts, immer von neuem übergoß ihn der Taumel der Sinne. Mehr als einmal war er bereit, ſich an die Seite der Schläferin zu werfen und alle ſeine Gelübde vergeſſend, ſich im Sturme einen Himmel voll Seligkeiten zu erwerben. Doch immer ſchreckte den Reinen der drohende, furchtbare Ernſt ſeiner heiligen Pflichten. Das Gebet ſeiner Mutter, die letzten Worte ſeines ehrwürdigen Vaters überfielen ihn wie Rachegeiſter und trieben ihn wie mit feurigen Schwertern aus der Hütte heraus. Weit irrte er in der Nacht umher, aber er mußte doch wieder zurückkehren zu der Stätte ſeiner Sehnſucht und ſeiner Qual. Ein ſpäteres Jahrhundert mit ſeinen verweichlichten Söhnen, die früh ſchon aus dem Giftbecher entweihender Sinnlichkeit ſchlürfen, die nie die Schärfe und Größe der Keuſchheit in ihrer vollen Macht auch nur zu ahnen, viel weniger zu befolgen vermögen, kann ſich keine Vorſtellung machen von der Stärke des Kampfes, den eine Natur wie dieſe, die wir eben ſchildern, zu kämpfen hat.

Als Goswin wieder in die Hütte trat, war die Dame erwacht und hatte ihn bereits ängſtlich geſucht. Freudeſtrahlend begrüßte ihn jetzt ihr Blick. Wo wart Ihr? rief ſie. Wie habt Ihr Eure Euch zärtlich liebende Schweſter in Sorge verſetzt. Ich wachte auf, ſah mich in der Hütte allein und wußte nicht, wo mein edler Beſchützer geblieben. Kommt her, ſetzt Euch zu mir, verlaßt mich nicht.

Goswin gehorchte und ſie ordnete ſein Haar, und knüpfte ſein Wamms zu, alles dies mit der thätigen Vorſorge einer Schweſter.

Es wird nun Zeit ſein, die Reiſe fortzuſetzen, hub ſie an. Ich lade ſonſt den Vorwurf auf mich, Euch länger als Ihr beabſichtiget von der Burg und Euren dort wartenden Pflichten fern zu halten. — Aber warum ſeid Ihr ſo bleich?

Der furchtbare Kampf, den der Jüngling gekämpft, hatte ſeine ſtarke Natur ſo erſchüttert, daß er einer Ohnmacht nahe war. Das Blut, das anfangs heftig zum Herzen geſtrömt, verließ dies jetzt ebenſo eilig, und eine tödtliche Schwäche lähmte auf Secunden den ſtarken unerſchütterlichen Bau dieſes jungen athletiſchen Körpers. Er ließ das Haupt an die Schulter ſeiner ſchönen Feindin ſinken und ſie umſchloß die bleichen kalten Wangen ſchützend mit ihren zarten Händen. Seine Augen ſendeten einen dunkeln, aber faſt brechenden Strahl hinauf zu ihr und nie blickten zwei tiefere und unergründlichere Sterne mit dem Ausdruck des Vorwurfs in ein Herz hinein. Einen Moment darauf ſprang er rüſtig auf, und eilte das Pferd vorzuführen. Die Witwe ver richtete ihr Gebet vor dem Kreuze in der Niſche und ließ ſich dann in den Sattel heben. Goswin beſtand darauf, neben ihr herzugehen.

Endlich fand man das Haus der Baſe. Mit einem tiefen Seufzer begrüßte Goswin dieſes Ziel ſeiner Prüfungen. Gleichfalls mit einem Seufzer ſtieg die ſchöne Witwe ab. Sie nahm mit der dankbarſten Rührung von ihm Abſchied. Thränen glänzten in ihren Augen. Sie wußte nicht, ob ſie ihren Retter jemals wiederſehen würde.

Goswin, als er heimritt, eilte, daß er durch den Zauberwald kam, der für ihn mehr der Gefahren geborgen hatte, als alle die Rieſen und Drachen der Wälder in den alten Sagen. Er brachte das Kreuz an ſeinem Mantel an die Lippen, küßte es ehrfurchtsvoll und ſagte: Dem Himmel Dank, noch darf ich dich berühren, heiliges Abzeichen meines Standes und Berufes! Noch habe ich dich nicht verrathen!

Aber er nahm ſich ernſtlich vor, einer ſolchen Prüfung künftig auszuweichen, denn er wußte nun, wie theuer ihm der Sieg zu ſtehen gekommen! Ein ähnlicher Fall, und er ſah voraus, daß er unterliegen würde.

Roſamunden's Bild verließ ihn auf dem einſamen Ritte keine Minute. Jetzt war es auch nur das Bild. Er verglich ſie mit der Signora, und der Vergleich fiel ſehr zu Gunſten der Witwe aus. Er fühlte, daß Roſamunde ihn liebte, und daß die Sängerin nur ihr leichtfertiges Spiel mit ihm gehabt. Zudem war die Erſtere viel ſchöner und jünger als die Andere.

Am Saume des Waldes fand er ein Pärchen, das unbekümmert um Kälte und Wind beiſammenſaß und Küſſe tauſchte. Der Bauer grüßte den Ritter, deſſen weißer Mantel und Kreuz ihm Ehrfurcht einflößten, mit großer Unterwürfigkeit. Der Glückliche, ſeufzte Goswin, er hat kein Gelübde gethan.

Siebzehntes Capitel.

Schluß der Reiſe.

Obgleich unſer Ritter erſt bei Anbruch des Tages wieder auf der Burg ſich einfand, entdeckte er doch zu ſeiner Beruhigung, daß Niemand von ſeiner Abweſenheit Kenntniß genommen. Dagegen vermißte man im Laufe des Tages den Marquis und die Gildenmeiſterin. Goswin, der hierüber hätte Auskunft geben können, ſchwieg. Die Reiſe wurde nun fortgeſetzt. Die Witwe hatte richtige Angaben gemacht, ihre Verfolger zeigten ſich, forſchten nach ihr und entfernten ſich, als keine Spur zu finden war. Die Patriziergeſellſchaft trennte ſich, noch lange bevor das Ziel der Reiſe erreicht wurde, von der Herzogin und ihrem Gefolge.

Endlich langte man vor dem Kloſter Oliva an. Der Empfang war ſehr glänzend. Der Abt, von der bevorſtehenden Ankunft unterrichtet, kam ſelbſt in Begleitung des Fürſten von Gervay ſeinen Gäſten entgegen. Die Herzogin ging ihrem Gemahl anſcheinend mit großer Freudigkeit entgegen, ſo wie er ſie mit Zeichen der Achtung und Ehrerbietung empfing. Otto war durch ſeine Geliebte ſelbſt auf dieſen Empfang vorbereitet worden, auf ihre beiderſeitige Verabredung hatte, je näher man dem Kloſter kam, jede vertrauliche Annäherung aufgehört, und als der Gemahl gegenwärtig war, betrug ſich Otto zu der Dame ſeines Herzens ſo fremd und förmlich, wie es nur irgend ein unbekannter Ritter hätte thun können. Goswin bewunderte die Verſtellungsgabe ſeines Freundes und machte ihm darüber ſeine Bemerkungen kund. Man ſieht, entgegnete dieſer, daß du noch nicht geliebt. Hätteſt du das, ſo wüßteſt du bereits, daß uns die Liebe die Kunſt der Verſtellung lehrt.

Die Ehre, die man Goswin erwies, die Auszeichnungen, die man ihm bei jeder Gelegenheit laſt, wie aus einem einzigen Stücke Bergkryſtall gehauen und in dem Nebel von Mondenglanz gleich einem großen Diamant funkelnd. Zu dieſem herrlichen Tempel der Geiſter führt eine doppelte Reihe Säulen, ebenfalls durchſichtig, ſchimmernd und wie Strahlen gefrorenen Mondſcheins in die Lüfte ſteigend, ſie enden am Portale des Palaſtes. Auf breiten Stufen erſteigt man dieſes. Zu beiden Seiten erheben ſich koloſſale Vaſen, gefüllt mit Lilien und weißen Roſen, die ihre Düfte mit dem weichen wollüſtigen Athem der Sommernacht miſchen. Nur ſcheu wagt es der Fuß, ſich dem Eingange des Heiligthums zu nahen. Das breite hochgewölbte Thor ſteht offen — überall Stille, tiefe Einſamkeit, nur tief aus dem Innern der Gemächer tönen Accorde einer Muſik, die nicht der Erde angehört. Anfangs leiſe, dann immer mehr anſchwellend, nehmen ſie jetzt die eigenthümlich klagenden Laute einer Flöte, jetzt die ſchärfer ausgeprägten Töne zutheilwerden ließ, machten ihn anfangs befangen; er wußte nicht, wie er zu dem Allen kam. Aber man zögerte nicht, ihm dies zu erklären. Es hatte ſich das Gerücht bis hierher verbreitet, aus beſonderer Rückſicht für den mächtigen Abt dieſes reichen Kloſters, habe der Meiſter des Ordens ſeinen Günſtling hergeſendet, und man habe nun die Pflicht, dieſem einflußreichen jungen Herrn recht deutlich zu zeigen, wie ſehr man dieſe Ehre zu ſchätzen wiſſe, und wie eifrig der Abt ſich beſtrebe, ein gutes Einvernehmen mit dem Orden zu unterhalten. Es reihten ſich demnach Feſte auf Feſte während des Aufenthalts Goswin's am Hofe des Abtes, und bei allen dieſen Luſtbarkeiten nahm unſer junger Ritter den Platz zur Rechten des Abtes ein, während der Herzog mit dem zweiten Ehrenplatze vorlieb nehmen mußte. Goswin hätte nicht jung, lebensfroh und ruhmbegierig ſein müſſen, wenn dieſe Auszeichnung ihm nicht hätte zu Kopf ſteigen ſollen. Er erblickte ſich als den Mittelpunkt der Feſte, man wandte ſich an ihn, um ſeine Fürſprache zu erlangen, er empfing Bittſchriften, und weit aus der Nachbarſchaft langten Ritter mit ihren Familien an, um den allesvermögenden Liebling des ſtolzen Ordensfürſten zu ſehen. Goswin gab Audienzen und ließ ſich bewundern und betrachten. Ein Theil dieſer Ehren ging auch auf Otto über, da er auch den weißen Mantel trug. In dem Turniere, das abgehalten wurde, und dem die Herzogin präſidirte, legten beide Jünglinge ihre vollſtändige Rüſtung an und ritten die beſten Pferde aus dem Marſtalle des Abtes. Hier machte Goswin zum erſten Male von dem Dispens ſeines Gebieters Gebrauch; denn weltliche Spiele aller Art, in Waffen oder ohne Waffen, waren dem Ordensritter ſtreng verboten. Der Marquis, der Mittel gefunden hatte, ſich von ſeiner kleinen Dame wieder frei zu machen, erſchien ebenfalls im Kloſter und brachte durch den Glanz ſeiner Kleidung und Waffen einen günſtigen Eindruck hervor. Goswin's jugendliche Schönheit überwog jedoch Alle. In ſeiner ſilbernen Rüſtung, mit dem großen Ordenskreuze auf der Bruſt, ſah er halb wie ein heidniſcher Gott, halb wie ein chriſtlicher Engel aus, ſo wunderbar vermiſchte ſich faſt jungfräuliche Sanftmuth mit männlichem Stolze und keckem Muthe. Wer ihn ſah, konnte das Auge nicht wieder von ihm wegwenden, ſelbſt alte Männer geriethen in ein ſchwärmeriſches Entzücken über dieſen Jüngling, von deſſen Zukunft ſie Alles erwarteten. Die Frauen ſeufzten, daß gerade eine ſolche Bruſt mit dem unerbittlichen Kreuze, ihrem Erbfeinde, umpanzert war.

Nach mehrtägigem Aufenthalte beurlaubte ſich Goswin und ſein Gefährte, nachdem der Abt ihnen koſtbare Geſchenke für ihren Herrn eingehändigt. Der Marquis blieb noch an dem geiſtlichen Hofe, der Herzog und die Herzogin reiſten ab. Otto feierte ganz im Geheimen eine zärtliche Abſchiedsſtunde, von der Niemand, als Goswin, Kenntniß erhielt, der Wache hielt, daß die Liebenden nicht überraſcht wurden. Dafür belohnte ihn die ſchöne Frau mit dem herzlichſten Danke und Otto ſchloß ſeinen Freund in die Arme, indem er dieſem nochmals Treue für das ganze Leben ſchwur.

In dem Kloſter der Benediktinerinnen, wohin ſich jetzt die Freunde begaben, war ihr Empfang eben ſo voll Auszeichnung. Die frommen Nonnen beſtanden darauf, die Ritter in ihren geiſtlichen Funktionen zu ſehen, und demnach mußte Otto eine Meſſe leſen und Goswin eine Beichte abhören. Es geſchah dies zum erſten Male bei Beiden, und ſie benahmen ſich ziemlich ungeſchickt. Es war ein Glück für Goswin, daß ſein Beichtkind ein einfältiger alter Bauer war, deſſen Beichtworte er nicht verſtand, und dem er darauf erwiderte, was Jener nicht verſtand. Dennoch überſchüttete das ganze Kloſter die jungen Rittermönche mit lauten Dankſagungen und Lobſprüchen, und die Nonnen wußten nicht genug Rühmens zu machen von dem heiligen Anſehen dieſer noch ganz jungen Männer. Otto lachte hierüber, Goswin aber ärgerte ſich, denn er wollte, daß auf keine Weiſe mit ſeinem ehrwürdigen Stande, wo es ihm erlaubt, ſogar in dringenden Fällen den Prieſter zu machen, Spiel getrieben würde, und hier ſchien ihm die müßige Neugierde der Weiber kein dringender Fall zu ſein.

Die Aebtiſſin war eine kleine, magere Dame, die ihre grüne Brille nie von der Naſe nahm.

Goswin bemerkte bald, daß ſie ſich viel mit politiſchen und weltlichen Händeln beſchäftigte und nebenbei ſich der Gelehrſamkeit befleißigte. Sie ließ den jungen Ritter in ihr Kabinet kommen und dort händigte ſie ihm Briefe ein, und fragte ihn über allerlei Dinge aus, die den Orden betrafen. Goswin wußte ganz wohl, daß er über dieſe Gegenſtände nicht ein Wort ſagen durfte, doch ein ſchriftlicher Dispens, den ihm die Nonne, von Ulrich's Hand geſchrieben, vorzeigte, löſte auch hier den Zwang der Regel. Die Aebtiſſin ſchien übrigens ſo unterrichtet, daß Goswin wol merkte, daß er ihr nichts Neues werde ſagen können; übrigens zeigte ſie ſich als die wärmſte Freundin ſeines Herrn und als eine geheime Agentin ſeiner Angelegenheiten. Als die Unterredung bereits ihrem Ende nahte, trat ein anſehnlicher Mann in geiſtlicher Kleidung herein, der vor Goswin ſich reſpectvoll verneigte, und den die Nonne dem Ritter als ihren geiſtlichen Rath vorſtellte. Der Kaplan übernahm es, dem Gaſte die Beſonderheiten des Kloſters zu zeigen. Zu dieſen gehörte eine weitläufige Halle, in der eine ziemlich anſehnliche Bücherſammlung aufgeſtellt war. In dieſer brachten Goswin und ſein Führer den größten Theil des Tages zu, denn den Jüngling zog es bei jeder Gelegenheit dahin, ſein Wiſſen zu bereichern und ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Dabei hatte die Perſönlichkeit ſeines Begleiters je mehr und mehr etwas Feſſelndes für ihn. Der Mann mochte nahe an ſechzig ſein, war aber rüſtig und kraftvoll, hatte eine hohe Stirn und unter ſchon ergrauten Brauen dunkelglühende Augen.

Für die Wißbegier Goswin's hatte die Magie und die geheimnißvollen Kräfte einer Zauberwelt immerdar einen mächtigen Anreiz gehabt. Als daher das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand kam und mehre Zauberbücher aufgeſchlagen wurden, zeigte ſich der Kaplan ſehr bewandert in den Lehren dieſer Kunſt. Hier in der Nähe, ſagte er, wohnt ein Mann, der Euch, Herr Ritter, mehr offenbaren kann in dieſer Kunſt aller Künſte, als ich es vermag. Ich zweifle nicht, daß er es wird wollen, denn er hat uns, meine Gebieterin und mich, von Eurem Erſcheinen hier benachrichtigt, lange bevor die Briefe von Marienburg, die wir vom Ordensmeiſter erhielten, es kund thaten. Mit einem Worte, er gehört zum Bunde der Brüder der Nacht, von welchem ihr wol werdet gehört haben.

Dieſes Wort warf einen Feuerbrand in des Jünglings Seele. Sogleich war er entſchloſſen, um jeden Preis die Bekanntſchaft dieſes Mitgliedes des furchtbaren Bundes, in deſſen Geheimniſſe er ſchon hatte blicken dürfen, zu machen. Der Kaplan verſprach ihn um Mitternacht abzuholen, die einzige Stunde, wo der Greis zu ſprechen war. Dies geſchah. Mit verbundenen Augen wurde er eine Strecke Wegs, wie es ihm ſchien, weit aus dem Kloſter hinaus in eine Halle geführt, wo man ihm die Binde abnahm. Sein Begleiter verließ ihn, unter der Verſicherung, daß ihm nicht erlaubt ſei, bei dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig zu ſein. Godwin ging einige Schritte in der Halle auf und ab, alsdann hörte er ein Geräuſch hinter ſich, und umblickend ſah er, wie eine hohe Flügelthüre ſich von ſelbſt öffnete und den Eingang in einen düſtern Raum offen ließ, der mit geheimnißvollen Emblemen geziert war und ſein Licht durch eine Ampel erhielt, die von der Decke niederſchwebte. Ein viereckiger Stein, mit Hieroglyphen beſchrieben, lag in der Mitte der Halle, hinter ihm erhob ſich ein verſchleiertes rieſenhohes Bild. An den Wänden waren lange Tafeln angebracht, die mit derſelben Schrift, wie auf dem Steine, angefüllt waren.

Noch war der Beſchauer mit dieſen Seltſamkeiten beſchäftigt, als er plötzlich neben ſich einen Mann, in eine Kutte gehüllt, ſtehen ſah, der ſeine Hand auf die Schulter des Jünglings legte und ihm zurief: Willkommen, Pilger! erkennſt du mich wieder?

Geswin ſah ihn vom Kopf bis zu den Füßen an und ſagte dann: Waret Ihr es nicht, der mich in jener Nacht, die nie aus meinem Gedächtniß ſchwinden wird, in den verrufenen Heidenthurm führte?

Ich bin es.

Alsdann erlaubt mir eine Frage: Wer ſind die Brüder der Nacht und worin beſteht ihr geheimnißvolles Werk?

Du wirſt einſt auf dieſe beiden Fragen Antwort haben.

Weshalb nicht jetzt?

Weil die Zeit noch nicht erfüllet iſt.

Wann wird ſie erfüllet ſein?

Es wird ſich dies nach deinem Betragen richten. Zeigeſt du dich würdig, Jüngling, des Schutzes und der Aufmerkſamkeit, die die Brüder dir zugewendet, ſo wird man dich von einer hohen zu einer immer höhern Stufe leiten. Schon iſt es Ehre genug für dich, daß dich die Meiſter im Geheimen würdig befunden haben, ſich mit dir zu beſchäftigen; es iſt dies ein Zeichen, daß ſie Hoffnungen in dich ſetzen. Hüte dich, dieſe Hoffnungen zu täuſchen. In unſeren Händen liegt Tod und Leben. Wir beherrſchen Alles, was menſchliches Weſen und Einrichtung heißt. Alle Orden, alle Geſellſchaften ſtehen unter unſerm Herrſcherſtab, denn unſer Meiſter iſt ein Weſen, das nie angefangen und nie aufhören wird zu exiſtiren.

War es vielleicht der Greis mit dem Silberbarte, den ich in der Mitte der Verhüllten ſah?

Nein. Es war dies der Uralte.

So war es die himmliſche Erſcheinung, oben in der Höhe der Kuppel?

Frage nicht.

Wo ſtammt der Uralte her?

In der Nacht des ſechsten Neumondes des zweiten Planetenjahres ging er aus dem Innern einer Pyramide zu Memphis hervor, und gleich erblickte man ihn ſo, wie er jetzt iſt; ſeitdem ſind hundert Jahre vergangen und er hat ſich nicht verändert. Er iſt der älteſte Bruder der Nacht und Bewahrer der Geheimlehren des Bundes. Wir verehren ihn als unſern ſichtbaren Meiſter. Seine Macht iſt furchtbar; wir, die wir Wiſſende ſind, zittern vor ihm, denn auf ſeinen Knien ruht das Buch der Geſchicke, und verzeichnet iſt darin der Anfang und das Ende jeder irdiſchen Unternehmung.

So weiß er auch wie der Orden enden wird?

Er weiß es.

Wohnt er hier in unſeren nordiſchen Landen?

Nein; er bewohnt einen heiligen Hain auf der Höhe des Libanon. Von dort tragen ihn einer Harfe an, in ihrer vollen Stärke ergießen ſie ſich jedoch, wie der Choral der reinſten Menſchenſtimmen, in einer Stärke und wilden Glut hingeſtrömt, die das Herz vor unnennbarem Entzücken, vor todbringendem Schmerze ſtille ſtehen macht. Aber zum Glück dauert dieſer höchſte Aufſchwung nicht lange, die Wogen des himmliſchen Geſanges fallen wieder allmälig, wie ſie geſtiegen, und erſterben endlich in dem leiſen lispelnden Hauche, der wie die Seele der Nacht, wie der Pulsſchlag dieſes wunderbaren Lebens, unter den ſchweigenden Gebüſchen, an den ſtillen Seen dahinflieht und verſchwindet; bis es dem Geiſte des Grams gefällt, ihn wie einen ſchweren Athemzug wieder hervorzuziehen und anſchwellen zu laſſen. Dieſe Wiederkehr iſt regelmäßig. Alles in dieſem phantaſtiſchen Umkreiſe bleibt unverändert. Das Geſetz, das hier waltet, ſcheint ſich darin zu gefallen, immer dieſelben ſchwermüthigen und erhabenen Bilder in gleicher Folge zwei geflügelte Greiſe unſichtbar durch die Luft alljährlich einmal zu uns. Alsdann wird ein Capitel gehalten von den Brüdern der Nacht und vor unſerm Gerichtshof citiren wir, die wir in ihrer Stelle als unnütze Knechte befunden. Der Sünder, er ſei noch ſo mächtig, zittert vor uns, denn er weiß, daß unſer Auge in die Nacht dringt.

Aber Ulrich von Jungingen iſt kein Sünder!

Der größte.

Ihr läſtert.

Wir läſtern nie.

So nennt mir ſeine Miſſethaten.

Sie ſind zahllos, wie die Sterne am Himmel.

Und das wagt Ihr mir zu ſagen, ſeinem Sohne, ſeinem Bruder, ſeinem Schüler und Freunde!

Du wirſt von ihm abfallen.

Nimmer.

Du wirſt es. Der Bund der Nacht hat ſeine Hoffnung auf dich geſetzt. Er will dich groß und mächtig machen, aber er verlangt, daß du dich ihm unbedingt unterwirfſt.

Ich diene Gott und dem Orden.

Wie heißt dein Gott?

Es iſt der Dreieinige, offenbarte. Chriſtus, ſein Sohn und mein Heiland.

Es iſt nicht der rechte Helfer. Wir haben den erſten Chriſtus, dieſer iſt der Beherrſcher des Himmels und der Erde, und ſelbſt der zweite Chriſtus, den du bekennſt, ſteht unter ihm. Viertauſend Jahre vor dem zweiten Chriſtus ſtieg der erſte auf die Erde nieder. Er kam unmittelbar vom Himmel, wandelte tauſend Jahre auf der Erde, immer in gleicher Geſtalt, und verſchwand dann. Seine Anhänger und Schüler, deren er nur fünf hinterlaſſen, haben Aegypten zum Boden erkoren, um ihre Lehren keimen zu machen, daher ſtammt die uralte Weisheit, die unverfälſchte Lehre noch immer aus dieſem Lande der Weisheit und des Geheimniſſes. Von den erſten fünf Schulern ſoll Einer noch leben, aber Niemand hat ihn geſehen. Zu der Zeit des zweiten Chriſtus kam er aus dem Innern einer Höhle hervor, bot auf der Höhe eines Berges dem Sohne Maria's einen Vergleich an, wenn er ihn als ſeinen Meiſter und Herrn anerkennen wollte. Der Sohn Maria's rief ihm jedoch Schmähungen zu und nannte ihn einen Verſucher und einen gefallenen Geiſt. Seitdem iſt Feindſchaft zwiſchen den Anhängern des erſten Chriſtus und denen des zweiten. Dieſer Krieg wird dauern bis die Brüder der Nacht offen den Thron der Welt beſteigen, den der Uſurpator bis jetzt noch innehält. Denn uns iſt der Schlüſſel gegeben zu allen Religionen, zu allen Offenbarungen, zu allen geheimen und offenen Lehren, ſo lange die Welt geſtanden, und ſo lange ſie noch ſtehen wird.

Bekräftige mir die Wahrheit deiner Worte.

Welches Zeugniß willſt du?

Enthülle mir dieſes Bild.

Es iſt mir nicht erlaubt. Deine Augen ſind noch nicht würdig, es zu ſehen. Es iſt das Bild des erſten Chriſtus.

So rufe mir einen Geiſt hervor, der als Zeuge für dich auftritt.

Du ſollſt einen ſehen; ich will dir einen dir wohlbekannten Mann zeigen, deſſen Seele in unſere Gewalt gegeben iſt, und der daher erſcheinen muß, wenn wir ihn rufen. Erſchrick nicht, rede ihn nicht an, laß ihn ſchweigend gehen, wie er ſchweigend kommen wird. Schau hin, durch jenes Pförtchen wird er eintreten.

Goswin richtete ſeinen Blick der beſchriebenen Gegend zu. Die eiſenbeſchlagene Thüre eines kleinen gewölbten Einganges öffnete ſich, und mit über die Bruſt verſchränkten Armen, gebückten Hauptes ſchritt der Hochmeiſter, Ulrich von Jungingen, herein. Goswin ſtieß einen Ruf des Schreckens aus, die Geſtalt hob jedoch nicht das Haupt und richtete den Blick vom Boden nicht auf. Kummer und Zorn ſchienen auf der gefurchten Stirn ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben. Dreimal umwandelte die Erſcheinung den Stein in der Mitte der Halle, dann ging ſie langſam wieder der Pforte zu und verſchwand. Goswin hatte mit Entſetzen bemerkt, während die Geſtalt ihm zunächſt war, daß das linke Bein mit Blut bis an das Knie hinauf beſpritzt war. Er barg ſein Antlitz in den Händen, weil ihm der Anblick zu grauſenvoll war. Als das Bild verſchwunden, rief er mit faſt athemloſer Haſt: Was war das? Warum war ſein Bein mit Blut befleckt?

Ich habe nichts bemerkt, entgegnete Jener.

O laßt mich fort! Seitdem ich das geſehen, treibt mich eine entſetzliche Unruhe von dannen. Ich bitte Euch, haltet mich nicht auf. Entweder es hat ihm Gefahr gedroht, oder es droht ihm in dieſem Augenblicke welche; o, und ich bin meilenweit von ihm entfernt!

Lerne ihn als deinen erbittertſten Feind fliehen, als einen Empörer und Abgefallenen von Gott verachten. Tilge ihn aus deinem Herzen, ſo wie wir ihn aus den Regiſtern des Bundes getilgt haben.

Ich werde mein Blut und mein Leben für ihn laſſen.

Wehe dir, wenn du bei dieſem Ausſpruch bleibſt! doch du wirſt nicht bei ihm bleiben. Die Brüder des geheimen Bundes täuſchen ſich nicht, und ſie haben ihre Hoffnung auf dich geſetzt. Jetzt geh und ſchweige! Den Redenden trifft ſicherer Tod.

Mit dieſen Worten geleitete der Verhüllte den

Jüngling zu dem Ausgange der Halle. Die Thüren ſchloſſen ſich und in dem Gange nahm ihn der Kaplan wieder unter ſeine Führung, indem er ihm von neuem eine Binde um die Augen legte.

Am andern Morgen verließen die beiden Ritter das Kloſter. Beide ſaßen ſtumm auf ihren Pferden. So munter die Reiſe begonnen, ſo ſtill und einſam ſchloß ſie. Goswin machte das Erblickte und Gehörte, über das er nicht aufhören konnte nachzugrübeln, ſtumm; Otto dachte an ſeine ferne Liebe, und keine Macht der Welt hätte jetzt ſeinem bedrückten Herzen ein fröhliches Wort abpreſſen mögen.

Unter dieſen Umſtänden war Beiden der Aufenthalt in Thorn läſtig, ſie hatten Beide gern raſch zu Hauſe ſein wollen.

Der Comthur empfing Goswin mit Auszeichnung. Auf des Jünglings Frage, wie es in Marienburg gehe, ſagte der Graf mit Staunen: alſo Ihr wißt nicht, was ſich während Eurer Abweſenheit auf dem Schloſſe ereignet hat?

Kein Wort.

Große Dinge ſind geſchehen. Eine völlige Umwandlung des ganzen Perſonals. Faſt alle Stellen ſind anders beſetzt! Niemand iſt auf ſeinem Poſten geblieben; nur die alten Herren ſind geblieben, von den jüngeren iſt dieſer nach Nord, jener nach Süd hingeſprengt. Und alles ohne Capitel, auf das Machtwort des Herrſchers, der die Verantwortung über ſich genommen. Gleich beim Beginn des Jahres ſoll ein vollſtändiges Capitel zuſammentreten. Aber wie befremdet wir auch ſind, ſo freut es uns, daß es ſo rührig hergeht. Es war ja eine Grabesſtille mehre Monde lang, man wußte nicht, lebte der Meiſter, oder lebte er nicht. Jetzt wiſſen wir, daß er lebt. Es mochten auch allerlei faule Stoffe ſich im Orden angeſammelt haben, doch hiervon zu ſprechen thut nicht gut.

Geswin war gleichſam erſtarrt über dieſe Neuigkeiten. Von ſeinen Bekannten mußte er demnach fürchten, keinen mehr vorzufinden. Nach welchen er fragte, immer hieß es, der iſt fort, den findet Ihr nicht mehr, der iſt auf eine entfernte Ballei verſetzt.

Und der Comthur Arthur von Hachenberg?

Einige ſagen, entgegnete der Graf, er ſei entwichen, Andere, er ſei von dem Meiſter ebenfalls in die Fremde geſchickt worden, doch will man ihn nirgends geſehen haben.

Bei ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe fand Goswin alle dieſe Nachrichten beſtätigt. Lauter fremde Geſichter kamen ihm entgegen. Ueber die Vorfälle auf dem Schloſſe wurde ein unverbrüchliches Schweigen beobachtet. Der Meiſter empfing ſeinen Liebling mit der gewohnten Güte und zeigte ſich mit deſſen Sendung zufrieden.

Wir wollen dem Leſer Einiges von Dem berichten, was in dem Schloſſe geſchah, während der Held unſerer Erzählung ſich außerhalb der Mauern deſſelben befand.

Achtzehntes Capitel.

Die geheime Blutthat.

Der junge Comthur Arthur von Hachenberg war beſchäftigt, mehre Schreiben aufſetzen zu laſſen, ein Prieſterbruder war mit der Abfaſſung derſelben betraut. Seitwärts an einem Tiſchchen ſaß ſein Vetter, der lange Pommer, und übte ſich, die Züge eines Vorlegeblattes, die ſeinen Namen enthielten, ungeſchickt nachzupinſeln, bei welcher Beſchäftigung er oft ſchwer aufſeufzte und Verdruß, Zorn und Kummer aus ſeinen Mienen ſprechen ließ.

Auf eine Weile hatte ſich der Prieſterbruder entfernt und die beiden Verwandten waren allein.

Geht es? fragte der Comthur, an das Tiſchchen herantretend.

Ich ſchwitze Todesſchweiß, erwiderte der Gefragte, und möchte lieber zehn litthauiſche Schädel ſpalten, als hier mit dem Pinſel auf dieſem verdammten Pergament herumfahren. Ich ſage dir, es iſt eine Sünde, daß wir einen ſolch langen Namen führen. Ich erſteige den Berg nicht, der am Ende liegt, und falle lange vorher in den Graben. Wie gut haben es die Edlen von Katz. Da habe ich es nur mit vier Spitzbuben von Buchſtaben zu thun, allenfalls mit drei, wenn ich das T wegkneife; oder ich helfe mir, wie es der Siegesmund thut, und zeichne eine Katze hin. Das würde mir beſſer gelingen, als die Teufelei mit dieſen Hunden von Buchſtaben.

Du ſiehſt, wie es gut thut, wenn der Ritter auch etwas lernt, ſagte ſein Vetter, indem er die fertig geſchriebenen Briefe in ein Packet zuſammenband.

Ich ſehe nichts, als daß du dadurch, daß du jetzt der Erſte nach dem Meiſter biſt, der künftig nur eine gehorſame Puppe in deiner Hand ſein wird, mir, deinem nächſten Angehörigen, die läſtige Kunſt der Gelehrſamkeit auferlegſt.

einander ablöſen zu laſſen. Nie bricht der Tag mit ſeinem unruhigen und blendenden Glanze über jene Gebirge im Oſten; die Morgenröthe, die dort ſchimmert, iſt keine Verkündigerin des erwachenden geräuſchvollen Lebens, eines Lebens, das ſo ungünſtig den ſtillen Träumen, den im Geheimen brütenden Gedanken einer Seele iſt, die dem verlorenen Glücke nachſinnt. Dieſe Nacht hat nichts von ihrer übermüthigen Nebenbuhlerin zu fürchten, ſie herrſcht ewig ungekränkt auf ihrem Throne. Keine Wolke deckt den Himmel, aber auch kein Stern erſcheint an demſelben. Ewig mit gleichem Schwunge plätſchern die Springquellen und häufen ihre Silberfunken im Marmorbecken, ohne daß ein diebiſcher Weſt es wagt ſie ihnen zu ſtehlen und ſeitwärts auf den blendenden Weg auszuſtreuen. Keine Welle kräuſelt die Oberfläche der dunkeln ruhenden Seen, und ſie geben, nicht geſtört durch die wechſelnden Effecte des Tages und der Nacht, das Bild

Das nennſt du Gelehrſamkeit, wenn du deinen Namen ſchreiben lernſt, lachte Arthur.

Ja, das nenne ich ſo. Unſer Beider Großvater hätte dem Nichtswürdigen in das Geſicht geſpien, der von ihm verlangte, er ſolle etwas anderes, als die drei üblichen Kreuze unter einen geſchriebenen Wiſch der Mönchskralle ſetzen.

Andre Zeiten, andre Sitten! Nun geh und erhole dich und laß dir vom Bruder Kellermeiſter den Humpen füllen.

Das laſſe ich mir gefallen! rief der große Schreibeſchüler und entfernte ſich lärmend. Als er fort war, trat die Mißgeſtalt mit den zwei Köpfen herein. Das kleine Ungethüm ſah ſich vorſichtig um, ehe es zu ſprechen begann.

Was willſt du? fragte der Ritter barſch; ich habe nicht Zeit, auf deine Poſſen zu hören. Entferne dich, ich habe Geſchäfte.

Gut, lieber Bruder, du haſt Geſchäfte, das will ich dir glauben. Aber die warnende Stimme eines Freundes wirſt du deshalb doch nicht überhören. Sieh, ſeit den drei Tagen, die über den Tumult in der Halle vergangen ſind, habe ich kein Auge zugethan, ich ſchleiche in allen Gängen umher. Wenn du Nachts an den alten Steinbildern vorübergehſt, ſo ſieh nur recht aufmerkſam hin, ob ihnen nicht etwas auf den Schultern hockt. Erblickſt du einen kleinen ſchwarzen Knäuel, halb wie ein Vogel, halb wie eine Katze, ſo bin ich es. So höre ich, was Die ſprechen, die unbekümmert an mir vorbei wandeln. Es iſt Gefahr dabei, aber die Gefahr kümmert mich nicht. Ich wage Alles für dich und deine Geſellen. Bei dem Tumult neulich ging mir mein Bruder verloren; ich hatte ihn mit blindem Eifer hinunter in den Saal geworfen. Wer hat ihn mir wieder geſchafft? — Du! Daß du mir den Kopf wieder auf die Schulter geſetzt, dafür will ich ſorgen, daß der deine dir auf den Schultern bleibt.

Was ſoll das heißen? fragte der Comthur.

Es ſoll heißen, daß du dich durch glatte Worte und ſchöne Zuſagen nicht ſollſt irre machen laſſen. Der Löwe iſt und bleibt, wenn man ihn auch noch ſo hoch rühmt, eine Katze; und Katzen ſind falſch. Geh nicht allein aus, wenigſtens nicht unbewaffnet. Meide die Borromäushalle.

Die Borromäushalle?

Der Zwerg nickte bejahend. Es weht ein böſer Wind darin! Schicke Andere, geh nicht ſelbſt, und halte dich unter dem Vorwande, daß du Fieber habeſt, ſo lange in deinen Gemächern und unter den Deinen, bis es in allen Ecken und Gängen der Burg von den fremden Söldnern wimmelt, die morgen oder übermorgen ſchon kommen ſollen.

Ein Ritter trat ein und der Zwerg ſchlüpfte hinaus. Es wurde ihm gemeldet, daß der Großmeiſter ihn erwarte. Arthur nahm ſchnell einige Schriften zuſammen und ſchickte ſich an zu gehen. Auf der Schwelle ſtehend, warf er einen Blick zurück in das Gemach und ſein Auge fiel auf den Dolch, der an der Wand hing. Nicht doch, murmelte er vor ſich hin, das ſind Geſpenſter, mit denen man Kinder ſchreckt. Habe ich nicht ſeine Zuſage, und hat er nicht bereits eingewilligt, meinen gerechten Foderungen Genüge zu thun? Iſt nicht Alles ſchon ausgeglichen und abgemacht? Sind wir nicht die beſten Freunde? Wie feig wäre es jetzt, Mistrauen zu zeigen.

Er machte einige Schritte, blieb dann ſtehen und indem er in der Entfernung ſeinen langen Vetter vorbeigehen ſah, war er willens, dieſen anzurufen, um ihn aufzufodern, ihn zu begleiten. Doch auch dieſen Entſchluß gab er auf.

Als er die Thüre ſeines Gemaches ſchloß, wo auf dem Tiſche allerlei wichtige Documente zurückblieben, verwickelte ſich die Schnur ſeines Mantels an den Eiſenhaken des Schloſſes und riß ab.

Das war ein böſes Zeichen; für einen Ordensritter das ſchlimmſte, das es geben konnte. Doch Arthur ſetzte einen Stolz darein, keinerlei Aberglauben zu huldigen.

Er ging raſch vorwärts, und gelangte an die Thüre der Borromäushalle. Ein Gang führte ſeitwärts ab zu demſelben Ziele, doch die Räume, durch die man hier gelangte, waren von Wachen dacht von Feigheit ſchreckte, raſch in die Halle eintrat.

Drei Stunden vorher, ehe der Fuß des Comthurs die Schwelle der Halle überſchritt, hatte ſich bei früher Morgenſtunde, als eben erſt ein ſchwaches Dämmerlicht die Ecken, Wände und Vertiefungen der alten Mauern zu umſpielen begann, eine kleine Thüre geöffnet, die aus den Gemächern des Meiſters auf einen ſchmalen Gange und in den Capitelſaal führte, und der Armenier Baſano trat hervor, mit einer kleinen Leuchte verſehen. Er war in einen grauen Mantel gehüllt, der über ſeinem Haupte zuſammengeſchlagen und unter dem Kinne feſtgebunden war. Die lange, dünne Geſtalt glitt wie ein Schatten an den Wänden hin und erſchien in dem mächtigen Capitelſaale, wo ſie an der Reihe koloſſaler Steinbilder ſich hinab bewegte, bis ſie an die Heldengeſtalt Winrich's von Kniprode kam. Die ungeheure dunkle Halle mit ſchienen jedoch ſolche Phantaſien fern zu liegen, er war völlig mit dem Zwecke beſchäftigt, der ihn hergeführt. Er warf einen Blick hinter ſich, ob Niemand ihm gefolgt ſei, und als er ſich hierüber Gewißheit verſchafft, ſtellte er ſeine Leuchte zu Füßen des Steinbildes nieder. Der Lichtfunken glimmte an der äußerſten Spitze des geharniſchten Fußes, wie eine in einen Felſenſpalt geſtoßene Fackel einen Gletſcherfelsblock beleuchten würde. Der Arzt bückte ſich nieder und ſuchte taſtend mit den Händen einen Gegenſtand zu erreichen, der hinter dem Sockel der Figur angebracht ſein mußte. Endlich hatte er ihn gefunden. Es war eine Feder, die einen Mechanismus in Gang ſetzte. Die Figur begann ſich zu bewegen und ſich langſam von der Stelle zu ſchieben; eine Oeffnung im Boden wurde ſichtbar und in dieſe ſtieg der Arzt, indem er vorſichtig ſein Gewand zuſammenraffte, und die Leuchte auf der Bruſt angeſchloſſen hielt.

oft im Capitelſaale ſelbſt zu Kämpfen kam, die Perſon des erſten Gebietigers entweder gefahrlos aus der Verſammlung, oder in dieſelbe hineinzuführen. Es gehörte dieſer Gang zu einem von den zwölf „geheimen Stücken“ des Schloſſes, von deren Daſein und Beſchaffenheit nur der jedesmalige Meiſter Kenntniß hatte, und oft auch dieſer nicht, wenn man ihm nicht gehörig zu trauen Urſache fand. Der vorige Meiſter, den man für weibiſch und klatſchhaft hielt, hatte nur Kenntniß von drei „geheimen Stücken“ gehabt, neun waren ihm immer, unter irgend einem Vorwande, wenn er nach ihnen geforſcht, verborgen geblieben. Ulrich, der jedoch gleich damit angefangen zu erklären, daß er in ſeinem Hauſe Herr ſein wolle, hatte ſich in jedes Geheimniß des ungeheuren Baues einweihen laſſen. Er hatte ſelbſt die gefährlichſten Gänge durchkrochen, die ſchwindelndſten Treppen erſtiegen. Und ſein Mitwiſſer war Baſane.

Hier waren die Gefängniſſe der Verbrecher, die durch den härteſten Spruch zur ewigen Eiſenfeſſel verurtheilt waren. Hier befanden ſich auch jene ſchauerlichen vermauerten Zellen, die das Gebein eines Opfers einſchloſſen, das man bei lebendem Leibe dieſer entſetzenvollſten aller Todesarten in die Arme geworfen hatte. Der Arzt durchwanderte dieſe Räume mit ſo ſorgloſem Schritte und ſo ruhig in Miene und Haltung, als wandelte er, ſtatt über morſches, umherliegendes Menſchengebein, über die koſtbarſten Teppiche. Er legte ſein Ohr an eines der kleinen Gefängnißgitter, und nachdem er leiſe einen Namen gerufen, der trotz der gedämpften Stimme doch in dieſem Orte des ewigen Schweigens ein Echo fand, ſchloß er das Gitter auf und trat ein.

Ein dunkler formloſer Gegenſtand zeigte ſeine wankenden Umriſſe im Scheine des zitternden Flämmchens in der Leuchte. Erſt, da das Auge ſich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, entwirrte fangene hatte ein entfleiſchtes Antlitz, aber die Züge von Wildheit und Kraft, die urſprünglich von der Natur hineingelegt worden, waren nicht aus ihnen entſchwunden. Der Körper, wenn er hätte aufgerichtet daſtehen können, hätte in ſeinem Baue etwas Athletiſches zeigen müſſen. Zu dieſem Gefeſſelten trat jetzt der Arzt hinan.

Wie geht es dir, Gumbald? fragte er. Gedenkſt du noch deiner Freunde?

Wenn dieſe Freunde nur meiner gedenken wollten! murmelte dumpf der bärtige Mann.

Um dir dies zu zeigen, bin ich hier! hub der Arzt nach einer Pauſe an. Die Stunde deiner Erlöſung hat geſchlagen. Du haſt die Nacht des Kerkers nicht lange geſehen!

Der Gefangene wälzte ſich am Boden heran an die Füße ſeines Erretters und bedeckte dieſe mit Küſſen. Zugleich ſtreckte er die gefeſſelten Arme zu ihm empor.

Wenn ich deine Feſſeln löſe, ſagte der Ge-

Ich ſchwöre dir dies, Chriſt. Uebrigens ich war gedungen und gut bezahlt; ich wußte viel wer euer erſter Weißmantel war. Er hatte mir nie etwas zu Leide gethan. Und ehe ich dich, der du kommſt mich zu befreien, nur eines Fingers beraube, ſchlüge ich mir ſelbſt die Hand ab.

So wirſt du deine Freilaſſung mit einem Dienſte bezahlen, den du einem großen Herrn leiſten ſollſt.

Ich ſoll doch nicht vor Euerm goldenen Mädchen niederknien und ſie anbeten? fragte der Verbrecher ſtutzig. Ich bitte dich, Chriſt, erlaß mir das. Ich habe nie vor einem Weibe gekniet, und am wenigſten möchte ich es vor dieſer Schürze thun.

Es handelt ſich nicht um deine Bekehrung, ſagte der Armenier kurz, du ſollſt vielmehr einen Mann kalt machen, der uns im Wege iſt. Weiter iſt es nichts. Iſt die That geſchehen, ſo führe ich dich ſelbſt hinaus in das Freie, wo du dann der Blumen an ihrem Ufer unbeweglich wieder, ebenſo unbeweglich wie dieſe Blumen ſelbſt, die mit immer offenen Kelchen, Nachtwandlern unter den Blumen gleich, die geiſterhafte Nahrung der Nacht einſaugen. In den Zweigen dieſer dunkeln Bäume, die ein leiſes Gewebe von Mondlicht überzieht, baut kein Vogel ſein Neſt, ſie entbehren der Stimme fröhlichen Lebens, die ihre Genoſſen in minder troſtloſer Einſamkeit zu durchſchallen pflegt. Hier darf kein anderer Laut ſich hören laſſen, als jener ſchwermüthige Choral, der das Recht der Alleinherrſchaft über das Ohr wie der Mondglanz über das Auge behauptet. Alles was hier lebt iſt unter das Scepter dieſer beiden Gewalten geſtellt, ſie bilden den mächtigen Talisman, der das Band der Verzauberung zuſammenhält.

Dennoch entbehrt dieſe Gegend, die eine unglückliche Fee zu ihrem Aufenthalt gewählt, nicht alles Reizes der Belebung, obgleich auch dieſer

Zahle darauf. Ich finde eher den Weg in meiner Mutter Leib zurück als in dieſe ſchmutzigen Mauern hinein.

Der Arzt löſte jetzt die Ketten, und nochmals küßte der Befreite ihm die Füße. Der Führer ſchloß vorſichtig die Gitterthüre und nahm ſeinen Mann mit ſich. Beide krochen mehr als ſie ſtiegen die enge Treppe hinan, und gelangten durch den Capitelſaal in die Herremännshalle, wo Gumbald ſeinen Platz angewieſen erhielt. Es war dies hinter dem Vorſprung eines Wandpfeilers. Der Arzt gab ſeinem Begleiter Waffen und beſondere Verhaltungsbefehle, dann ging er leiſe durch die Thüre hinaus, durch die er hineingetreten. Eine Stunde verging; es rührte ſich nichts in der Halle. Der Bandit lauerte auf ſeinem Poſten und wurde faſt ungeduldig. Da hörte er Schritte, und nun zog er ſich lauernd zurück. Zugleich hob ſich leiſe der Vorhang an der kleinen Thüre und der Kopf des Arztes wurde ſicht-

Feſten Schrittes näherte ſich Arthur.

Er mußte einer breiten Mauerwölbung vorüber, die ein Gitter verſchloß. In der Tiefe dieſer Blende wurde in dem Augenblicke, als der Ritter den Saal durchſchritt und ſich dem Fenſterpfeiler näherte, eine, in einen weißen Mantel gehüllte Geſtalt, ſichtbar, die aber nicht hervortrat, ſondern unbeweglich in der Tiefe ſtehen blieb.

Schon wollte Gambald hervorſtürzen, als ein abermaliger Wink des Arztes ihn warten hieß.

Wer iſt da? fragte der Comthur, der erſt jetzt die Geſtalt hinter dem Gitter bemerkte.

Es erfolgte keine Antwort. Die Geſtalt trat einen Schritt vor.

In dieſem Augenblicke gab der Arzt das Zeichen und — das Meſſer Gumbald's bohrte ſich hinterrücks in die Bruſt des Ritters. Er ſtürzte zuſammen, faßte im Fallen die Stäbe des Gitters, und ſich an ſie klammernd, rief er: Verrath! Dort ſteht mein Mörder. Ulrich von Jungingen! Ich

Die Spitze des Meſſers hatte das Herz getroffen, der Todeskampf des Opfers war daher nur kurz. Die brechenden Augen unausgeſezt auf den Mann hinter dem Gitter richtend, rief er: Ulrich — Ulrich! gedenkſt du der Stunde unſers Bundes? Weißt du, was ich dir einmal war? Soll ich dir das Maal an meinem Körper zeigen?

Die Geſtalt trat zurück und verhüllte ihr Haupt dichter.

Mit der ganzen Anſtrengung der ſtockenden Stimme ſezte der Sterbende die Worte hinzu: Ulrich! Ich hinterlaſſe eine Mutter und drei unerzogene Brüder. Verſprich mir, ihrer zu ſchonen.

Die Geſtalt machte eine zuſagende Bewegung.

So lebe wohl, vor Gottes Throne ſehen wir uns wieder!

Er brach zuſammen; ein Blutſtrom ſtürzte aus dem Munde. Er wand ſich auf dem Boden, krümmte ſich, indem ein wimmernder Schmerzenslaut ſeinen Lippen entglitt. Baſano und noch den Mantel, als wolle er ihn im Tode nicht laſſen, der im Leben ſein koſtbarſtes Beſitzthum geweſen. Der Todeskampf warf den Körper immer wilder umher, er ſuchte ſich emporzurichten, fiel aber wieder herab und glitt auf dem vom eigenen Blute ſchlüpfrig gemachten Boden eine weite Strecke hin. Endlich erſtarrten die Glieder, ſie ſtreckten ſich aus und ein blutiger Leichnam lag auf dem Boden. Baſano ergriff das Haupt, hielt es empor und ſah in die ſtarren, blickeloſen Augen, die weit geöffnet blieben. Er ſtreifte das Gewand von der Bruſt, und hielt die Hand in die Gegend des Herzens. Es war keine Bewegung mehr zu ſpüren.

Jetzt wurde das Gitter geöffnet und der Mann im Mantel trat hervor. Er warf den Mantel ab, und vor dem Großmeiſter fiel Gumbald auf die Knie und Baſſano entblößte ſein Haupt, indem er in der knienden Stellung verharrte, das Haupt des Todten auf den Knien.

auf die enthüllte Bruſt und auf eine Narbe, an der linken Seite derſelben. Er wandte ſich ab.

Der Arzt ſchien den Grund dieſer heftigen und ausdrucksvollen Bewegung errathen zu haben, er bedeckte die Leiche und ließ ſie auf den Boden niedergleiten.

Indem das Haupt des Todten den Steinboden berührte, zuckten noch einmal die Glieder zuſammen und die eine Hand hob ſich ein wenig.

Laß mich mit ihm allein! ſagte der Großmeiſter, und der Arzt und der Mörder traten in das Zimmer nebenbei, aus dem Baſano gekommen war.

Eine tiefe Stille herrſchte. Der Lebende ſtand vor dem Todten, er ſtand in aufrechter Stellung, die Arme über die Bruſt gekreuzt, den Blick auf die bleichen Züge gerichtet.

Mit einem ſtolzen, höhnenden Tone ſagte der Lebende: Du willſt mich vor deinem Gotte verklagen! Thue es. Der meinige wird mich zu ſchützen wiſſen! — Elender, du wagteſt mir in in einer heißen Stunde mit dir geſchloſſen, ſchützte dich? Thor! Was können die Körper, wenn die Geiſter nicht zuſammenhalten! Dein Geiſt ging ſchon längſt einen andern Weg, und dieſer Weg kreuzte den meinen. Laß ſehen, was wollte dein knabenhafter Ehrgeiz? Er wollte aus dem Orden einen Tummelplatz machen für eine Schaar frecher Abenteurer, die von dem Mark des Landes zehren und ſich um ſeine Noth nicht kümmern! Ich will aus ihm eine Pflanzſchule für künftige Männerwürde, künftige Männergröße machen. Ich will Helden erziehen, die das Joch, in dem die Völker ſchmachten, brechen, die es erretten aus der Nacht des Aberglaubens und frecher Gewaltherrſchaft. Keime der Zukunft will ich in die Herzen der Jugend legen und künftiger Freiheit Reich begründen. Und gehe ich auch unter und die Meinen, es lebt der Glaube in mir, daß die Saat, die ich pflanze, nicht untergeht!

So gehe denn und verklage mich, bleicher

Er blieb noch eine Weile ſtehen; ſein Blick, mit dem er die ſtarren Züge betrachtete, wurde immer finſterer und nahm immer mehr einen faſt wilden Ausdruck von Haß an. Dann wandte er ſich raſch und ging. Sein linkes Bein ſtreifte an den blutigen Arm und wurde von ihm befleckt.

Als der Fürſt fort war, kamen jene Beiden zurück. Es war noch das Werk zu vollenden. Vorſichtig wurden der Leiche die Kleider ausgezogen und ſo viel wie möglich vom Blute gereinigt. Baſano betrachtete den Mantel und den Hut, und fand ſie zu ſeiner Befriedigung völlig rein von Flecken; er trug beide Stücke in das Gemach nebenan. Der entkleidete Leichnam wurde von beiden Männern in eine Ecke der Halle gebracht, wo eine Fallthüre ſich befand. In dieſe wurde er hineingeworfen, doch beobachtete der Arzt dabei die Vorſicht, daß der Kopf zuerſt die tiefe und ſchwarze Mündung der Oeffnung erreichte, in die nach und nach der ganze Körper klingen enthielt, die in einander arbeiteten und den Gegenſtand, der in den dunkeln Trichter der Vertiefung hineingeworfen wurde, in eine Menge kleiner Theile zerſetzten und zerſchnitten. Dieſe blutigen Theile fielen alsdann in ein unterirdiſches Becken fließenden Waſſers, welches in einen Kanal mündete, der unterhalb der Burgmauer mit der Nogat in Verbindung ſtand. Auf dieſem Wege wurde ſpurlos jedes, auch noch ſo geringe Ueberbleibſel des Mordes hinweggeführt. Das Werk war, nach dem Vorbilde italieniſcher und franzöſiſcher Bauten von einem geſchickten Meiſter ausgeführt, und noch mit mancher Verbeſſerung verſehen worden. Es gehörte zu den „geheimen Stücken" und lange war es nicht in Thätigkeit geſetzt worden, weshalb auch Baſano, ehe er der Maſchine das Opfer übergab, die Tüchtigkeit der Federn prüfte, indem er den Körper eines Hundes hineinwerfen ließ, und nun ſelbſt unten an dem Waſſerbehälter ſtand, mit einer Leuchte, die er oben über ſeinem Haupte lärmte, das Werk der gewaltigen Meſſer und Beile anzeigend.

Diesmal mußte ſich der Arzt dieſen Genuß des Anblickes der vollſtändig geglückten Execution verſagen, denn es lag ihm daran, Gumbald nicht aus den Augen zu verlieren. Der Mörder erwartete ſeinen Lohn; und der Arzt wollte ihm dieſen nicht ſchuldig bleiben, nämlich nach ſeinem Sinne. Er brachte daher einen Beutel mit Geld hervor und nahm ihn in die eine Hand, indem er mit der andern den Mann faßte und ihn vorſichtig auf demſelben Wege zurückführte, den er mit ihm gekommen. Unten angelangt, nahmen Beide ihren Weg zu dem Pförtchen, das wir aus jener Nacht her kennen, wo Godwin in den Heidenthurm geführt wurde. Vor dieſes Pförtchen hatte Baſano zwei Knechte aufgeſtellt, die den Befehl hatten, ſowie der Bandit in das Freie hinaustreten würde, ihn alſobald niederzuhauen. Denn der Arzt hatte ſein Verſprechen mit dem laſſen, wenn auch dieſer immerhin Gründe haben mochte, das Geheimniß nicht weiter zu verbreiten. Als daher Baſano mit der einen Hand das Pförtchen öffnete, ſtieß er mit der andern, indem er den Geldbeutel, nach welchem Jener griff, fallen ließ, ſein Opfer hinaus, und warf die Thüre zu. Lauſchend blieb er hinter ihr ſtehen, und vernahm noch den Todesſchrei und das Kämpfen dicht an der Thüre. Erſt als Alles ruhig war, entfernte er ſich wieder und ſtieg in die Halle hinauf. Hier beſchäftigte er ſich, indem er aus einer Phiole eine ätzende Flüſſigkeit ausgoß, die Blutſpuren von den Steinen, mit denen die Halle gepflaſtert war, zu tilgen. Er brachte bei dieſem Geſchäfte mehr als eine Stunde zu, indem er ſeine gewöhnliche Kleidung, den langen Talar, mit einem kurzen Kittel vertauſcht hatte, der den Anzug bildete, in welchem er gewöhnlich in ſeinem Laboratorium arbeitete. Als dieſes Werk vollendet war, entfernte er ſich wieder und er-

Reiz ein beſonderes ſchwermüthiges Gepräge, wie alles Uebrige, an ſich trägt. Bald einzeln, bald zu langen Zügen ſieht das Auge auf den Wegen des Parks Nymphen wandeln, in weiße Schleier gehüllt, das Haupt geſenkt und eine Lilie vor ſich her tragend. So empfängt ihr Bild der Spiegel der Seen, an dem ſie vorüberziehen, lautlos, in Betrachtungen verſenkt. Andere ſieht man in Grotten, ſchweigend, wie aus Marmor gehauen, neben Urnen ſitzen, wieder andere an Bäume gelehnt, in jener hingebenden Stellung, die der Körper annimmt, wenn die Seele, dem Fluge ihrer Gedanken folgend, ihre Oberherrſchaft über ihn aufgiebt. Dieſe Nymphen bilden die Umgebung der Fee, einſt in glücklichen Tagen ihre Geſpielinnen, jetzt die Theilnehmerinnen ihres Grams.

Unſer Ritter, nachdem ihn ſeine vier Träger auf den bezauberten Boden abgeſetzt, gelangte bald dieſen ſtillen Wandlerinnen in die Nähe.

er die Halle verſchloſſen, eine Stiege ſeitwärts herab, die in den Hof leitete. Alles dieſes that er völlig geräuſchlos und mit bedächtiger und kalter Miene.

Als es zur erſten Frühmette läutete, war Alles geſchehen, was geſchehen ſollte, und ein kräftiges und blühendes Leben hatte mitten im Sturme und Drange ſeiner ehrgeizigen und kühnen Thatkraft die Erde ſpurlos verlaſſen. Seine Mörder befanden ſich in ſtolzer Sicherheit.

Die alte Burg, der geheime Schauplatz ſo vieler Thaten der Nacht, hatte wieder eine neue erblickt und über ſie die undurchdringlichen Hüllen ihrer felſenfeſten Mauern fallen laſſen. Kein Auge blickte in die Nacht dieſer Grüfte. Alles war Geheimniß, Schweigen und Schrecken.

Noch tropfte das Blut in den geheimen Kanälen, noch rauſchte es und ein leiſer Dampf ſtieg auf in den unterirdiſchen Gewäſſern, und ſchon erklang der helle, laute Jubelgeſang des

Er ſelbſt ſtand am Altare, mit allen Inſignien ſeiner Würde bekleidet, eine majeſtätiſche Heldengeſtalt. Mit rollenden Augen ſah er in den Kreis der Ritter umher und es tönte etwas mitten durch die Jubelklänge, wie die Poſaunen des Gerichts.

Noch in derſelben Nacht wurden die Verſchwörer gefeſſelt, und die Misvergnügten aus der Burg entfernt. Alles dies geſchah, ohne daß das mindeſte Aufſehen entſtand, ſo klug, ſo ſicher und ſo eilig ging der Meiſter zu Werke.

Die Partei der „alten Herren“ triumphirte. Der Großcomthur, der Großtreßler, der Großfeldherr erſchienen glückwünſchend in den Gemächern des Meiſters, und wurden von ihm zu einer mehrſtündigen Conferenz behalten. Die Ankunft junger Ritter aus zum Theil ſehr entfernten Balleien und Comthureien wurde angekündigt und die dazu gehörigen Anordnungen getroffen.

Als das Werk ſchon faſt gethan war, langte

Neunzehntes Capitel.

Die jungen Ritter beſprechen ſich über das Vorgefallene.

Es war gerade in der Neujahrsnacht, als in dem Gemache, das nach ſeinem frühern Bewohner, die Zelle des Kunz v. Lichtenſtein hieß, ſich wieder eine Anzahl junger Ritter verſammelt hatte, um ſich mit Geplauder die Zeit zu vertreiben. Goswin befand ſich unter ihnen, und die neuen Kameraden, gewitzigt durch die eben vorgefallenen Ereigniſſe und durch das Schickſal ihſchaftsbezeugungen umgeben, die er herzlich und offen, wie es ſeine Art war, erwiderte.

Die wenigen Bekannten fanden ſich zuſammen, es gehörten dazu: Godwin, Otto, Eberhard von Falkenfels und Reibnitz. Falkenfels hatte glücklicherweiſe die ganze Kataſtrophe verſäumt, indem er ſich auf Urlaub in Danzig gerade in jenen denkwürdigen Tagen aufhielt und der ſanfte, ſchwärmeriſche Reibnitz hatte, ihm gleichfalls ſehr zum Glücke, krank gelegen. Von den dreißig jungen Rittern, die die Umgebung des Comthurs Arthur von Hachenberg ausgemacht, waren daher dieſe zwei die einzigen, die von den Strafen verſchont geblieben, die über die Andern verhängt worden. Dieſe Strafen, ſoviel man wußte, beſtanden darin, daß man die Verſchwörer nach den entfernteſten Punkten der Ordensbeſitzungen verbannt hatte; ſo war Paul von Pogeril nach Cypern verſchlagen worden, Kunz von Lichtenſtein nach Venedig, der lange Hachender, und wieder Andere, wie man ſich in's Ohr flüſterte, ſaßen im tiefen Kerker, aber wo, das wußte man nicht.

Der neue Comthur des Schloſſes Marienburg war ein nicht mehr ganz junger Mann, der den alten Herren ſehr ergeben war, noch ergebener aber dem Meiſter. Die jungen Ritter, die von allen Seiten herzugeſtrömt gekommen, waren Muſter der Ordenszucht. Das berauſchende Glück, das ihnen geworden, indem ſie aus kleinen Städten, Marktflecken, ſogar aus Dörfern in die unmittelbare Nähe des Fürſten und der hohen Gebietiger in die Reſidenz verſetzt worden, machte, daß ſie gleichſam wie geblendet in tiefſter Unterwürfigkeit und in demüthigem Gehorſam die Wunder ihres neuen Aufenthalts anſtaunten. Es verſchwanden mit dieſen neuen Ankömmlingen, die ſtreng nach den Ordensgeſetzen lebten, alle die kleinen ſchwelgeriſchen Gelage in den einzelnen Zellen, das Zuſammenſitzen bei Nacht und bei wieder, zur groſſen Freude des Großcomthurs, überall im Ordenshauſe geſehen, und der Fall kam gar nicht vor, daß man genöthigt war, goldene Ketten, Ringe und ſilberne Sporen mit Beſchlag zu belegen. Auch hörte man nicht mehr von Schlägereien. Die neuen Ritter lebten ſtill, den Tag unter Gebet und in Waffenübungen theilend, man ſah ſie wie eine Heerde geduldiger Lämmer, ebenſo weiß wie dieſe und ebenſo geſenkten Hauptes, zu den vorgeſchriebenen Zeiten, zur Kirche und wieder hinaus wandern. Nur im Stall, oder im Fechtſaale erklang hier und da ein kleines Schelmenlied, oder ein luſtiger Scherz.

Unterdeſſen bereitete ſich das ganze Ordensſchloß zu groſſen Feſtlichkeiten vor. Ulrich wollte, um über alles Vergangene einen Schleier zu werfen, die Aufmerkſamkeit der Menge durch Entfaltung von ganz beſonderer Pracht und ungewöhnlichem Glanze auf ſich ziehen. Er erwartete den Beſuch von zwei Königinnen, die von Dänemark des Ordens, das faſt über den ganzen Norden gebot, und weithin nach Süden ſeine mächtigen Arme ausſtreckte, in der Nähe zu bewundern. Die jungen Ritter freuten ſich ungemein über dieſe bevorſtehenden Herrlichkeiten, wo es Diopens gab, und die läſtige Kloſterregel bei Seite geſchoben werden konnte.

Die Erwartungen, die hierüber laut wurden, machten recht eigentlich den Gegenſtand der Geſpräche aus, die an dieſem Abende in der Zelle Kunz von Lichtenſtein's geführt wurden. Gerade wie an jenem Abende, wo die „luſtigen Geſchichten“ erzählt wurden, ſaßen ſie im Halbdunkel zuſammen, aber es herrſchte keine maleriſche Unordnung, wie damals unter der Gruppe. Die Mäntel waren nicht abgelegt, keiner der Anweſenden hatte ſeinen Platz auf dem Tiſche genommen, und die Thüre war nicht verriegelt.

Ein junger blonder Ritter, dem man ſeinen Urſprung aus der Provinz anſah, warf die Frage noch jung wären; oder wenn es wenigſtens eine von beiden wäre.

Ich glaube, danach haſt du nichts zu fragen, lieber Bruder, bemerkte ſein Nachbar, der den Vorzug hatte, unter den zwölf Söhnen eines armen Landritters derjenige zu ſein, der das Dutzend voll machte. So viel ich weiß, geziemt es einem Ordensbruder nicht, ſich um die Jugend und Schönheit der Frauen zu kümmern. Sie ſind für ihn gleichſam gar nicht auf der Welt.

Alsdann, hub der Blonde nach einigem Zögern wieder an, dürfte man auch keine Mutter und keine Schweſtern haben.

Eigentlich nicht. Wenn man eine Mutter und Schweſtern hat, ſo liebt man ſie, und wenn ein Ordensmann ein Weib liebt, heißt es in den Statuten, ſo begeht er eine Sünde, die diesſeits und jenſeits nicht vergeben werden kann. Das iſt ſo gewißlich wahr, als ich fünf Finger an meiner Rechten habe.

genſtande zu bleiben. Allein da die Mutter und die Schweſtern nun einmal da ſind, und da ſie mir nichts zu Leide gethan haben, weshalb ich ſie haſſen dürfte, im Gegentheil, da es ſcheint, daß es in der göttlichen Ordnung liegt, daß ich ſie liebe, wie ſie mich lieben, ſo — —

Werden wir wol zum Feſte die neuen Harniſche bekommen, die in der Rüſtkammer fertig liegen ſollen? fragte querfeldein ein Dritter ſeinen Nachbar.

Ich glaube es ſicherlich, antwortete dieſer, denn um damit in die Schlacht geführt zu werden, dazu ſind doch die ſchönen Stücke zu werthvoll. Für die lithauiſchen und polniſchen Hiebe ſind unſere alten gut genug.

Die neuen Waffen ſollen dem Orden unermeßliches Geld gekoſtet haben, bemerkte eine Stimme, mehr in der Tiefe des Gemachs.

Viel mehr koſtet ſicherlich, antwortete eine andere Stimme, das herrliche Gold- und Silber-

Feſtlichkeiten zum erſten Male in Gebrauch kommen ſoll.

Nach ſolchen Dingen hat ein Ordensritter, denke ich, nichts zu fragen, endigte kurz der frühere Ordnungsmann dies Geſpräch.

So iſt es, rief der Blonde, der hiermit Hoffnung gewann, jetzt ſeine Unterſuchungen über den Gegenſtand, ob die Mutter und die Schweſtern geliebt werden dürften, wieder aufzunehmen. Aber ſeine Ausſichten trübten ſich wieder, als eine lange Beſprechung über die Pferderacen angeknüpft wurde, wo es eine große Menge „für“ und „wider“ gab, je nachdem dieſer oder jener Landestheil die betreffenden Gäule erzeugt zu haben ſich ſchmeicheln durfte.

Goswin, Otto, Reibnitz und Falkenfels hatten ſich zuſammengeſetzt, und der Letztere ſagte, indem er überlaut gähnte: Ich finde dieſe Geſpräche unbeſchreiblich fade. Bei meinem Barte, da gab es doch noch vor wenig Wochen andere

Sie ſchienen ihn nicht zu beachten, dennoch brachen ſie ihm zu Gefallen ihr melancholiſches Stillſchweigen und unterhielten ihn durch eine Art Wettgeſang, der zum Gegenſtand des poetiſchen Streites das Thema wählte: ob die Sehnſucht oder das befriedigte Verlangen dem Herzen größern Genuß bereite. Der Ritter erlauſchte kaum dieſe zwei intereſſanten Gegenſätze, als ſeine Theilnahme an der Frage ſogleich den lebhafteſten Schwung annahm. Er ſetzte ſich auf eine Raſenbank am See und ſchickte ſich an, im Stillen das entſcheidende Urtheil zu fällen. Die beiden ſtreitenden Chöre hatten ſich an den entgegengeſetzten Ufern des Sees gelagert und warfen ſich ihre Theſen und Antitheſen wie Bälle einander zu.

Die Sprecherin für das befriedigte Verlangen begann: „Wie kann man zweifeln,“ rief ſie mit einer ſanften, aber zugleich lebhaften Stimme, „daß der Genuß das letzte und gewiſſe Ziel

Truchſeß lächeln, wenn ſie mich hier in dem Kreiſe dieſer grünen Gewächſe ſähen, mich, den ſie einen „Liebling der Muſen“ zu nennen die große Güte hatten.

Wenn der Liebling der Muſen, hub Otto an, nur wollte ſein Pferdegeſchirre beſſer in Ordnung halten. Wie elend war dein Pferd heute Morgen gezäumt.

Das iſt die Sache meines Knechtes! rief der Geſcholtene. Fängſt du auch an, den guteingeprügelten Schuljungen zu ſpielen?

Auf Ordnung und gutes Ausſehen habe ich immer mein Augenmerk gehabt, entſchuldigte ſich der Angegriffene.

Weiß uns denn Niemand zu ſagen, was aus Hachenberg geworden? fragte mit etwas gedämpfter Stimme Reibnitz.

Ich habe keine Bekanntſchaft mit Fallthüren und Gitterſtäben, ſagte Otto.

Daß er aus der Burg fort iſt, hat ſeine

reiten ſehen, ungefähr drei Stunden, nachdem er vom Meiſter weggegangen.

Durch das Andreasthor? fragte Godwin. Das iſt unmöglich, das war an jenem Tage geſperrt für Fußgänger wie für Reiter. Das weiß ich gewiß, denn es war noch geſperrt, wie ich kam.

So wird es durch das große Thor geweſen ſein.

Das iſt möglich.

Und weiß man nicht, wohin er geſendet worden?

Nach Rom, dem heiligen Vater den Pantoffel zu küſſen.

Das Wort „küſſen" hatte die Aufmerkſamkeit des blonden jungen Ritters erregt, der glaubte in dem Kreiſe der ältern Ritter, die jetzt die „ältern" hießen, obgleich ſie ebenſo jung, und noch jünger waren, als die meiſten der Neuhinzugekommenen, ſeinen Gegenſtand verhandeln zu hören. Er trat alſo mit großer Ehrfurcht näher, Deiner Meinung? fragte dieſer verwundert. Und welche Meinung haſt du denn?

Du haſt es ja eben geſagt: Daß es erlaubt ſein ſoll, ſeine Mutter und ſeine Schweſtern zu küſſen.

Die ältern Ritter lachten. Es war von dem Pantoffel des heiligen Vaters die Rede, ſagte Reibnitz.

Du ſcheinſt ein großer Freund von Küſſen zu ſein, Sonnenfeld! hub Falkenfels an, den Gefragten mit einem prüfenden Lächeln anſehend.

Sage vielmehr, ein Freund von zähen Durchführungen zäher Behauptungen, ſagte Roland von Hoheneichen, jener Sprecher, der bereits einmal die Unterſuchung mit einer Zwiſchenfrage durchſchnitten hatte.

Wie du ein Freund biſt von Zurechtweiſungen! ſagte der Blonde empfindlich. Ich werde doch hier im Kreiſe der Genoſſen Geſpräche führen können, welche ich will, vorausgeſetzt, daß

Daß du ein Narr biſt, murmelte Reibnitz.

Der Großtreßler hat geſtern wieder einen furchtbaren Anfall vom Zipperlein gehabt, machte ein Ritter bekannt, der in der Gegend, wo er herkam, für ein ärztliches Genie galt. Ich wüßte ein Mittel, ihm, für einige Zeit wenigſtens, das Uebel vom Halſe zu ſchaffen.

Weißt du auch ein Mittel, ihn ſeiner achtzig Jahre ledig zu machen? fragte ein junges Bürſchchen, das in ſeiner Art und in ſeiner Sprache Aehnlichkeit von dem leider auch verbannten Paul von Pogeril, der „luſtig brennenden Fackel in der finſtern Mönchzelle“ wie er genannt wurde, hatte.

Wenn ich ein ſolches Mittel wüßte, entgegnete der Gefragte, ſo nähme ich dem Großtreßler ſeine Jahre und legte ſie dir auf, in der guten Abſicht, dich dadurch klüger und in deinen Fragen einſichtsvoller zu machen. Es gibt Leute, Gott ſtrafe mich, die es nicht leiden können, daß ſich

Bürſchchen unter lautem Beifallsrufe der Andern.

Ach — da ſind wir alſo wieder bei meiner Frage! rief Sonnenfeld. Ich bin nur neugierig, wie ihr ſie endlich zur Entſcheidung bringen werdet, denn die Mutter und Schweſtern ſämmtlicher Mitglieder unſers hochangeſehenen und heiligen Ordens warten noch immer, ob ſie euch lieben und von euch geliebt werden dürfen.

Sonnenfeld! rief Roland, wenn du nicht endlich ſtille biſt mit deiner vertrackten Unterſuchung, ſo ſetzen wir dich an die friſche Luſt und du kannſt die ganze Nacht über auf der Mauer der Baſtei über die Frage nachdenken: ob in deinem Gehirn Grütze ſich befindet oder keiner.

Die ältern Ritter ſtellten den Frieden her, indem ſie vermittelten und die Streitenden baten, ſich zu beruhigen.

Ein Ritter erſchien an der Thüre und ſprach laut den Befehl des Meiſters aus, daß die Brüum, rückten ihre Mäntel zurecht, ſtäubten die Barete ab und gingen Arm in Arm aus der Zelle. Draußen durchſchritten ſie in ſoldatiſchem Tritt die Hallen und kamen an den Wachen vorbei.

Weshalb iſt die Borromäushalle geſchloſſen? fragte Otto, als Goswin mit ihm den Umweg durch die kleinern Gänge und Gemächer nahm.

Was weiß ich es! Es wird darin gebaut, ſagt man. Wahrſcheinlich ebenfalls Vorbereitungen zu den Feſten.

Goswin, ſagte Otto und ſchmiegte ſich nah an den Freund. Ich gehe doch nicht den Henkergang? Wie, wenn du geplaudert hätteſt! — Ich könnte es dir nie verzeihen.

Bruderherz, lerne mich beſſer kennen, ſagte Goswin ſtreng und kurz. Laß ſolche Worte nie wieder in mein Ohr klingen. Ich — und Jemand verrathen! und noch dazu, wenn dieſer Jemand mein Bruder, mein Freund, mein Waf-

Burg zugeht. Man weiß nicht, wie und wohin die Leute hier verſchwinden. Aber Brüder ſollen Brüder bleiben, da haſt du Recht, das Vertrauen muß in der Welt ſtandhaft zurückbleiben, wenn auch alles Andere zum Teufel führ. Ach, mein Goswin, wann werde ich die Angebetete meines Herzens wiederſehen?

Goswin antwortete nicht, er erwiderte den Gruß der ſalutirenden Wachen.

Sie traten jezt in die Gemächer des Fürſten.

Ulrich erhob ſich von dem Ruhebette und ſein Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der Erſcheinung der beiden ſtattlichen Jünglinge, die ihm wie zwei Cedern dünkten, die vereint zum Himmel wachſen und die Zierde des Hügels ſind, auf dem ſie ſtehen.

In Goswin's Augen war der Strahl von Freude zu ſehen, der immer in ihnen leuchtete, wenn er vor dem Manne ſtand, den er verehrte und liebte, und von dem er mit einer mehr als väter-

Die beiden Jünglinge wollten ihm den Saum ſeines Mantels küſſen, er hinderte es und ſchloß Einen nach dem Andern in ſeine Arme. Ihr habt mir noch nichts von eurer Reiſe erzählt; nicht wahr, da draußen in freier Welt iſt es hübſch?

Noch beſſer hier, wo ein gütiger Herr gebietet, ſagte Otto mit leiſer Neigung des Hauptes.

O, nicht doch, nicht doch! rief der Meiſter lachend; lügt nicht, Kinder. Als ich ſo jung war, wie ihr ſeid, hielt ich es in dunkeln Mauern nicht lange aus. War die Herzogin freundlich gegen euch?

Sie ließ es nicht an Güte fehlen, antwortete Goswin und warf einen flüchtigen Seitenblick auf ſeinen Freund, deſſen Antlitz erglühte und deſſen Blicke ſich verwirrt ſenkten. Zum Glücke ſah der Meiſter dieſes nicht, weil er eben auf die friſchen blühenden Züge ſeines Günſtlings ſchaute. Ihr habt ein trauriges Weihnachtsfeſt zugebracht, arme

Krieg! Das ſage ich euch, ihr braucht es aber nicht weiter zu ſagen. Nicht wahr, Goswin, das iſt eine Nachricht für dich? Ich ſehe dich ſchon, wie du an meiner Seite kämpfeſt, und wehe dem polniſchen Säbel, der ſich mit mir allzuſehr vertraut machen möchte.

O, Maria, wenn ich das Glück jemals hätte!

Das Glück wirſt du haben, ſage ich dir. Krieg gibt es, und zwar diesmal keinen leichten. Nicht ohne Urſache habe ich Monate lang gerüſtet, und gerade in dieſen Tagen ſind uns ganz ſtattliche Bundesgenoſſen zugekommen. Aber es iſt unnütz, daß ich euch das ſage, ihr jungen Burſche verſteht nichts von Politik.

Wir verſtehen nur unſer Schwert zu führen für unſern Herrn und Meiſter, ſagte Goswin mit Wärme. Der Herr legte ſeine Hand auf die Schulter des Jünglings und rief: Ich weiß das, mein Junge, und ich danke dir. Er beurlaubte Otto, der ſich mit den drei vorgeſchriebenen Ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12162/023

iſt, das alle Sehnſucht erſtrebt? Wohin treibt dieſes ewigwache Verlangen als nach endlicher Befriedigung? Kann die Roſe in der Knoſpe eingehüllt bleiben? Strebt ſie nicht unaufhaltſam den grünen Kerker zu durchbrechen, um mit geöffnetem Kelch den Strahl des Morgens zu trinken? Iſt ſie als Knoſpe oder als aufgeblühte Roſe die Königin der Blumen? Nicht in der Sehnſucht der Knoſpe, ſondern im vollen Glanze und in der Befriedigung der Blume gelangt ſie zur Herrſchaft über ihre Mitſchweſtern. Diana, als ſie von Endymions Schönheit ſich überwunden fühlte, begnügte ſich nicht, die Sehnſucht ihres Buſens durch den Anblick des Geliebten zu nähren, ſie ſtieg herab, und erſt in der ſüßen Befriedigung des Kuſſes fand ſie das Ziel ihrer Wünſche. Und zugeſtanden, daß die Sehnſucht das höchſte Glück ſei, was ſoll dann die Unruhe, die uns immer weiter treibt? Wozu dieſer Stachel im Glücke? Warum die Thräne, die nie verſiegt, vorbeiſchritt, die wie Steinbilder im Mondſchein daſtanden, ſich nicht regten und nicht rührten.

Die Holzpuppen! rief der Flüchtige vor ſich hin, ob ſie mir wol die militäriſche Ehre machen, wie ſie es Jenem machten. Solch ein Klotz weiß auch, welch ein Wind bei Hofe weht. Ich bin nicht der Günſtling, der Alles vermag und Alles durchſetzt. Nun immerhin. Wenn es doch Einer ſein ſoll, ſo iſt mir Goswin der geeignetſte. Er iſt ſo unbefangen und ein ſo ſchuldloſes Blut, daß, wenn man ihm heute ſagte, daß er Günſtling und allmächtig iſt, er Einem in's Geſicht lachen würde, als hörte er ein albernes Märchen. Solche Günſtlinge ſind ſelten. Die größte Zahl weiß nur allzuwohl, was ſie ſind, und ihre Naſen wachſen bis in die Wolken im kurzen Zeitraume, von einer Morgenröthe zur andern.

Während dieſe Lobrede gehalten wurde, befand ſich der, dem ſie galt, in unmittelbarer Nähe bei dem Meiſter, und dieſer fragte ihn aus, wie es mit ſeinem Gelübde der Keuſchheit ſtehe. Erröthend ſtammelte der Jüngling die Verſuchungen her, die er zu erleiden gehabt. Es kamen Fragen, und der kleinſte Umſtand durfte nicht verſchwiegen werden. Beruhigt, als er Alles gehört, lehnte ſich Ulrich zurück und betrachtete die reinen Züge des Jünglings. Er ſagte nichts, aber ſein Blick ſprach; es lag in ihm Freude in der Gegenwart, Sorge für die Zukunft, und beides, Sorge wie Freude, war in jene faſt ſchwärmeriſche Zärtlichkeit getaucht, die dem Antlitz dieſes ſonſt ernſten und finſteren Mannes einen unbeſchreiblichen Reiz gab.

Nicht wahr, rief er plötzlich, du wirſt mich nicht täuſchen, du wirſt mich nicht verrathen? Du wirſt nicht von mir gehen und es mit meinen Feinden halten! Sprich, du wirſt bei mir bleiben bis an das Ende meiner Tage?

Godwin wollte antworten, doch er verſchloß ihm den Mund. Antworte nicht! rief er, ich weiß, wie du jetzt denkſt, und mein Stolz iſt, daß ich dich mit Seele und Leib mein nenne. Aber wird es immer ſo bleiben? Godwin, werden wir einſt vor dem Throne Gottes, des Gottes, den ich bekenne, ſo vereint ſtehen, wie wir jetzt die Hände halten, wie die Arme uns auf dem Nacken ruhen? Werde ich dem Weltgeiſte, dem Geiſte der Freiheit, des allgemeinen Bruderglücks, dem ich diene, ſagen können: Hier iſt, unter den Vielen, die ich ausgewählt, Einer, den ich für treu befunden, mein Werk fortzuſetzen. Goswin, mein Sohn, mein Bruder, mein Geliebter! Werde ich das einſt ſagen können?

Ich ſchwöre es dir mit meinen heiligſten Eiden, bei dem Haupte meines Vaters ſchwöre ich dir, daß ich dir treu bleiben werde bis in mein dunkles Grab.

Und auch jenſeits des Grabes, murmelte dumpf der Meiſter. Denn es gibt Schatten, die uns verfolgen, wie es Schatten gibt, die uns beſchützen.

Als er dieſe Worte ſprach, warf er einen irren Blick durch das Gemach. Goswin war ſo erregt, daß er dies nicht bemerkte.

Der Fürſt erhob ſich und that einige Schritte im Gemache auf und ab, dann nahm er wieder ſeinen Platz an der Seite des Jünglings ein. Goswin fühlte den heftigſten Antrieb, jetzt die Frage zu thun, die ſchon längſt in der Tiefe ſeiner Bruſt aufgetaucht war. Vergib, ſagte er ſchüchtern, wenn ich mir Auskunft über eine Sache erbitte, die dich und mich angeht.

Frage.

Weshalb haſt du mich, wenn du mir, wie du ſagſt, gütig biſt, weggeſchickt, als es hier ſchlimm zuging und du dich in Gefahr befandeſt?

Ich mich in Gefahr? fragte Ulrich. Wann wäre das geweſen?

Wäre denn ohne Urſache dein Bein wie in Blut getaucht geweſen?

Der Meiſter entfärbte ſich. Goswin bemerkte es mit Schrecken, und da ihm raſch beifiel, daß er hier unvorſichtig geſprochen, und kein Wort der Erklärung hinzufügen dürfe, wollte er auf einen andern Gegenſtand ablenken, aber dies war nicht der Wille des Gebieters.

Wo, wo haſt du mein Bein mit Blut befleckt geſehen?

Im Traume, ſtammelte Goswin.

Nicht im Traume, ich weiß es. Doch nenne mir den Tag und die Stunde, als du mich ſo ſaheſt.

Goswin nannte beides. Es traf zuſammen mit jenem Augenblicke, wo er die Leiche verlaſſen und in ſeine Gemächer zurückgekehrt war. Er verhüllte ſein Antlitz und rief mit dem Tone des tiefſten Schmerzes: Alſo haben ſie dich auch in ihren Banden! Wehe mir, ſie werden dich mir entreißen; ſie raubten mir bis jetzt Alles, was mir theuer war. Es ſind meine unerbittlichen Feinde! Feinde, gegen die ich nichts vermag, denn ſie morden im Dunkeln und die Schrecken der Hölle ſtehen ihnen bei.

Sie faſſen mich an der einzigen Stelle, wo ich zu faſſen bin!

Doch ich werde gegen dieſe Entſetzlichen kämpfen, kämpfen bis zu meinem letzten Athemzuge.

Ich will frei ſein und ich werde frei ſein.

Phantome der Nacht, laßt mich! Ich fliehe an dieſes reine, an dieſes unſchuldige, an dieſes göttliche Herz!

Mit dieſen Worten preßte er Goswin mit krampfhafter Heftigkeit an ſich und legte ſein Haupt an deſſen Schulter. Eine Pauſe verging, während im Zimmer die tiefſte Stille herrſchte.

Wie dein Herz pocht, Knabe, rief er, was iſt dir?

Bekümmerniß um dich, mein Bruder, entgegnete Goswin.

Das ſollſt du nicht, nicht um mich bekümmert ſein. Ich bin Manns genug, um über meine Feinde zu ſiegen. Der Anfall ging vorüber. Komm, laß uns von zukünftigen Dingen ſprechen. Du ſollſt ganz erfahren, wie ich es meine. Vor dir, meinem guten Geiſte, will ich kein Geheimniß haben. Höre mir zu.

Wenn du die Geſchicke der Welt betrachteſt, ſo wirſt du Eins jederzeit bemerken: daß im Schooße einer Zeit immer eine neue knospet und grünt. Die alte Zeit gibt die Hülle ab; iſt der Keim vollſtändig gereift, ſo fällt die Hülle. So iſt es auch mit der Zeit, in der wir leben. Es hat ſich lange ſchon eine neue Lehre, eine neue Sitte, eine neue Ordnung vorbereitet. Aber die, die nicht ſehen wollen, oder nicht ſehen können, die leben unbekümmert nach den alten Geſetzen, die nicht mehr gelten, fort. Als unſer Orden gegründet wurde, war er die neue Zeit. Die rohe Tapferkeit wurde veredelt, indem ſie auf ein würdiges Ziel gelenkt wurde, die ausſchweifende Abenteuerluſt bekam Geſetz und Ordnung und die Kirche, indem ſie den hinausziehenden Schaaren die Wege wies, gewann eine Macht über die Herzen und Gemüther, die ſie zu guten Zwecken anwendete, indem ſie die Roheit zügelte und die Sitten verbeſſerte. Alles dieſes gilt jetzt nicht mehr. Die heiligen Stätten und das Ufer des Jordan ſind nicht mehr das Ziel, nach dem die Völker ſtreben; es ſind jetzt andere Schätze, die errungen werden ſollen. Die edelſten Geiſter treten in der Stille zuſammen, um Tempel zu erbauen, nicht von irdiſchem Bau, ſondern aus geiſtigem, und es bereiten ſich blutige Kämpfe vor, um unſichtbare und himmliſche Güter. Die rohen Kräfte haben die Macht in Hände geworfen, wo ſie nicht bleiben darf, ſie ſoll zurück, wo ſie hin gehört, nämlich in die Hände des Geiſtes. Denn der Geiſt macht frei.

Ich ſage dir dieſes und kann nicht hoffen, daß du mich ſchon jetzt völlig verſtehſt. Bin ich doch auf meinem Gange manches Mal ſelbſt irre geworden und habe gezweifelt, ob ich die Wahrheit gefunden, bis ich denn ſo weit hin geſtärkt worden, daß ich nicht mehr zweifle. Mein Wunſch und mein Wille iſt es, daß du zu denſelben Ueberzeugungen gelangſt, und zwar auf einem minder beſchwerlichen Wege.

Die Männer, die du hier geſehen haſt, ſind meine vertrauten Freunde; du wirſt ſie noch näher kennen lernen. Sie haben die neue Zeit erkannt und die edelſten und feurigſten Geiſter unter ihnen ſind bereit, für dieſe neue Zeit als Märtyrer zu ſterben. Du kannſt dir wol denken, daß die alte Zeit alle ihre Kräfte gegen ſie rüſtet, denn ſie ſoll von ihrem Herrſcherſtuhle vertrieben werden. Als ich zur Regierung kam, erkannte ich ſogleich, daß der Orden, wenn er fortwachſen ſoll, ſich mit dieſer neuen Lehre verbinden mußte. Allein mit Vorſicht. Ich bin zu weit gegangen, und in der Sicherheit, in die ich meine Seele wiegte, bedachte ich nicht, daß ich allein ſtand, rund umgeben von Anhängern der alten Zeit. Die Ereigniſſe der letzten Tage haben mir gezeigt, daß ich meinen Poſten inne halten muß, und daß ich Gefahr laufe, Alles wieder einzubüßen, was ich gewonnen, wenn ich, wie ein Thor, einen Schatz heben will, der noch in unermeßlicher Tiefe ruht, und dabei den verliere, den ich in Händen habe.

Goswin hörte dieſe Rede mit ehrfurchtsvollem Schweigen an. Ulrich hielt erſchöpft inne und ſtützte die gedankenvolle Stirn in die Hand. Dann fuhr er, wie im Traume ſprechend, fort: Als ich jung war und die Kräfte in mir arbeiteten und wirkten, da glaubte ich in meinem Uebermuthe das Ziel ſchnell zu erreichen. Ich gab mir nicht die Mühe, die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, ich überflog ſie. Aber zur Macht gelangt, ſah ich, wie machtlos ich war. Wie ich gegen eine Welt kämpfen ſollte, ich, ein einzelner Mann. Da griff ich, um meinen Kräften einen Zuſatz zu geben, zu den Zaubermitteln einer dunkeln Welt. Geheime Verbindungen ſollten mir weiter helfen. Zum erſten Male in Worms, ich war bei einem Turnier gegenwärtig, damals noch weltlich und keineswegs Willens, in irgend einen Orden zu treten, da meine freiſinnigen Ideen dieſes ohnehin mir als unmöglich zeigten, trat mir ein Abgeſandter aus jenem dunklen Gebiete entgegen. Ich will ihn nicht nennen und ihn auch nicht näher bezeichnen, allein es war ein echter Prieſter des Tempels, der nicht in Staub zerfällt. Er war es, der mich auf den Orden aufmerkſam machte und mir kund that, welch eine Quelle geheimer Macht unter dem weltlichen Prachtgerüſte dieſes majeſtätiſchen Baues rieſelte. Aus dieſer Quelle ſollte ich ſchöpfen. Wie ſehr beklage ich, daß ich dieſem Rathe gefolgt. Eine ſchwere That, einſt im Wahnſinn der Leidenſchaft vollführt, laſtete auf meiner Seele, ich wählte dieſen Mann zum Vertrauten, und durch ihn erfuhr es der Bund, der im Geheimen waltet. Ich war ihm verfallen. Statt mir eine erhöhte Freiheit zu geben, ſchlug er mich in Feſſeln, und dieſe Feſſeln zu brechen, daran arbeite ich nun ſchon zwanzig bange Jahre. O, wer dieſe Qual ſchildern könnte! Dem Lichte anzugehören und der Finſterniß dienen zu müſſen, dieſes Loos iſt das meine.

Er hielt inne und verhüllte ſein Antlitz.

die Klage, die nie aufhört? — Als der ſchaffende Gott die Seele mit ihrem ſchönſten Schmucke, mit Empfindung begabte, legte er in dieſe himmliſche Kraft die ganze Fülle und Geſchmeidigkeit, der die menſchliche Natur fähig iſt, durch Empfindung ſollten die Gedanken geadelt, das Bewußtſein erhöht werden; nur eine empfindende Seele war fähig die höchſten und edelſten Grade des Glückes zu genießen, und die Blüthe der Empfindung ſollte die Sehnſucht ſein. Sie, das Göttliche im Menſchen, ein unvertilgbares Merkmal ſeiner ewigen Beſtimmung, war berufen, ihn daran zu mahnen, daß er ewig ſtreben möge die Gunſt der Himmliſchen ſich zu erhalten. Dieſe Gunſt wird aber am eheſten durch Uebermuth verſcherzt. Wehe dem Kühnen, der da verkennt, daß nur die himmliſche Sehnſucht ewig glühen, jede irdiſche aber ihre Befriedigung ſuchen müſſe. Vermeſſenheit wäre es, den höchſten Genuß in einem Streben zu ſuchen, dem die Götter

Darum ſei du mein Nachfolger! deine reine Seele hat keine ſchwarze That befleckt, die Nacht hat keinen Theil an dir, du kannſt dem Lichte dienen frei und unbeirrt. Ach, wenn ich dich nicht ſo ſehr liebte, wie heftig könnte ich dich haſſen, um dieſes Vorzugs willen, den du vor mir haſt.

O, mein Bruder!

Sei ruhig, du hörſt es ja, ich liebe dich.

So kam ich hierher. Die Hölle, der ich angehörte, folgte mir nach, aber auch der Himmel, dem ich diente. Die Männer des geheimen Bundes hatten mich betrogen. Sie dienten nicht dem Lichte, ſie ſtrebten auch nicht dahin, die Welt der Freiheit entgegen zu führen, ſie wollten ſie im Gegentheil in ewiger Knechtſchaft halten, damit Die regieren könnten, die der Bund dazu auserwählt. Ich ſah dies ein, aber zu ſpät. Nun hatte ich zwei Feinde: die alte Zeit, die hier auf der Oberwelt mich bekämpft, und die Mächte der Nacht, die tief unten im Reiche der Schatten mich auf Tod und Leben befehden. Kaum dem einen Feinde entgangen, falle ich in die Hände des andern.

So gibt es alſo eine Macht, die im Finſtern gebietet? fragte Goswin.

Es gibt eine ſolche. Du haſt mich hier ſpotten ſehen über die alten Fabeln und Erdichtungen frommer Einfalt und ſchlauer Bosheit. Ich fühle mich frei von den Feſſeln, die Mönche ſchmieden, aber ich fühle mich nicht frei von den Ketten, die jedem Erdgebornen angelegt werden von den Dämonen der Tiefe, die nur der Unſchuldige, der Reine abſchütteln darf. Der Bund der Geheimen iſt keine Rotte Gaukler und Schwarzkünſtler, die ſchlauen Betrug üben; über einen ſolchen Bund hätte ich längſt triumphirt, es iſt vielmehr eine Anzahl Eingeweihter, die die Grundbedingungen alles Seins erforſcht haben und eine Schule der Magie bilden, in denen es Grade gibt bis zu dem höchſten hinauf, wo der Menſch ſich unmittelbar an die verhüllte Gottheit ſtellt. Da ich alle Bande des Aberglaubens abgeſtreift hatte, ſo glaubte ich auch mit dieſem ſchnell fertig zu werden, allein ich erkannte, daß Das, was ich für ein leeres Phantom gehalten, aus den Urkräften der Welt die Nahrung ſeines rieſigen Leibes zog. Dieſes Ungeheuer wirkt für die Nacht; wenn es für das Licht wirkte, wie raſch könnte dann das Ziel erreicht ſein, nach dem die Menſchheit ſtrebt.

Wenn dieſe Männer aber nun wirklich Eingeweihte in Geheimniſſe ſind, wenn ſie nicht eine erlogene, ſondern eine wirkliche Macht haben, wie werde ich dann ihrem Streben, mich zu ſich zu ziehen, entgehen können? fragte Goswin.

Dadurch, daß du mit keiner Schuld dich beladeſt, rief Ulrich lebhaft. Der freie Mann gehört dem Himmel. Laß ſie kommen und dir alle Schätze der Erde bieten, du verlachſt ſie, du haſt dein eigenes ſtolzes, ſchuldfreies Männerherz, und damit trotzeſt du der ganzen Welt. Wollen ſie dich ſchrecken und ängſtigen, es gibt für den Mann keine Schrecken, der ſich bewußt iſt, keines ſeiner Mitgeſchöpfe an Leben und Beſitz gekränkt zu haben. Das Grab iſt nur fürchterlich, wenn in ſeiner Tiefe ein wohlbekanntes Antlitz wacht, das nicht ſchlummern kann und mit offenen Augen emporſieht, bis Der, den es ſucht, zu ihm hinab in die Tiefe ſteigt. Ich habe ein ſolches

Grab, wo ein ewig offenes Auge mir entgegenſtarrt! Ach, und es wird ſich nicht eher ſchließen, als bis es mich in ſeine Hüllen aufgenommen!

Ein Schrei des Schmerzes, ähnlich dem, welchen das zum Tode verwundete Thier ausſtößt beſchloß dieſe ſtammelnden Worte.

Goswin warf ſich an die Bruſt des Leidenden und umſchloß ihn auf das heftigſte mit ſeinen Armen. Keines Wortes mächtig, hielten ſich Beide lange Zeit umſchloſſen.

Dann erhob ſich Ulrich und ſagte: Es iſt ſpät, laß uns zur Ruhe gehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Ritter von Marienburg.

Dritter Theil.

Die

Ritter von Marienburg.

Von

A. von Sternberg.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Inhalt des dritten Theils.

Zwanzigſtes Capitel.

Seite
Feſtlichkeiten auf dem Ordensſchloſſe 1

Einundzwanzigſtes Capitel.

Godwin verläßt nochmals das Ordensſchloß........ 36

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Der Prager Student 55

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Johannes Huß 87

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Das Gartenhaus 104

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Das Manuſcript 133

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Briefe 144

ſelbſt ein deutliches Ziel zur Erreichung vorſetzten. Wozu dieſes Ziel, wenn das Streben für ſich ſchon Zweck und Ziel wäre? Nein, der Genuß ſei das Höchſte, in ihm ſterbe die Sehnſucht, wie das ſanfte Licht der Morgenröthe in den Flammen des aufſteigenden Tages erliſcht, wie die Knoſpe ſich in die Blume wandelt, wie der Bach, der durch die Wieſe irrt, den Schooß des Meeres aufſucht, wie die Puppe zum Schmetterling vordrängt, wie der Keim zum Baume ſich geſtaltet. So ringt Alles in Sehnſucht nach Befriedigung, und erſt als es dieſe gefunden, hält es ſein Daſein für beſchloſſen. Die ewige Triebkraft der Natur ſetzt nach jeder abfallenden Blüthe der Befriedigung einen neuen Keim der Sehnſucht an. So will es das Geſetz der Erhaltung. Aus dieſem blühenden Kreiſe von Leben wäre aber das Herz verbannt, das ſich dem Genuſſe verſchlöſſe, das ſich in eigenwilliger Selbſtſucht ablöſte von der Kette der Weſen

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Seite
Der Tod der Nonne 174

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Die Rückkehr 196

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Die Schlacht bei Tannenberg 213

Zwanzigſtes Capitel.

Feſtlichkeiten auf dem Ordensſchloſſe.

Mit den zwei Königinnen kam auch die Aebtiſſin des Kloſters zur Kindſchaft Gottes, und in Begleitung des päpſtlichen Legaten befanden ſich die Biſchöfe von Trier und von Conſtanz. Alle Räume des Ordensſchloſſes waren von Gäſten beſetzt, und die Ritter in ihrem eigenen Hauſe waren in wenige Gemächer zuſammengedrängt. Die großen Hallen der Magazine waren, ſo gut es thunlich war, zu Schlafſälen eingerichtet, und während den drei Tagen, daß der Tumult der Feſte dauerte, war ein Dispens ertheilt werden, der ſich ebenſo auf die kirchlichen, wie auf die häuslichen Pflichten und Geſetze bezog. Dennoch war die Ordnung eine muſterhafte. Die jungen Ritter wollten zeigen, daß ſie der Ehre würdig waren, in die Reſidenz und in die unmittelbare Nähe des Oberhauptes berufen worden zu ſein. Es kam keinerlei Verſtoß gegen die Ordnung vor und ſelbſt der Großcomthur fand nichts zu tadeln.

Man hat mir immer geſagt, bemerkte der Legat, indem er ſich mit verbindlichen Worten zum Großmeiſter wandte, daß es in deinem Hauſe nicht immer ordentlich zuginge, mein Sohn; allein ich finde, daß das Gerücht lügenhafte Meldung that. Die Worte unſeres großen Meiſters ſind hier trefflich angebracht: Wie lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtiglich beiſammen wohnen.

Hochwürdiger Herr, entgegnete Ulrich mit einer Miene von Artigkeit und Unterwürfigkeit, ich nehme mir in meinem geringen Hauſe die ewige Stadt zum Muſter, wo der heilige Vater mit ſeinen Cardinälen auch gar einträchtiglich und zum guten Exempel für die Chriſtenheit zuſammen wohnt.

Der Legat richtete ſeine kleinen grauen Augen forſchend auf den Sprechenden, ſichtlich um zu erfahren, ob es dieſem Ernſt ſei mit dieſer Betrachtung. Denn offenkundig war es, wie gerade damals Papſt und Cardinäle ſich zankten, und ein Concil die Beſchlüſſe des andern widerrief.

Die Königin von Ungarn, eine ſtattliche Dame, hoch in den Funfzigen, ſah ſich mit großer Neugier alle, den Frauen zugänglichen Merkwürdigkeiten des Schloſſes an. Sie durchwanderte ſogar mit ihren Hofdamen einige Zellen der Ritter, und der Großmeiſter ſelbſt führte ſie und erklärte ihr, was er für gut fand zu erklären.

Jeſus und Maria! rief die Dame, indem ſie die Hände zuſammen ſchlug, wie dieſe Herren hart ſchlafen. Kein Stallknecht in unſern königlichen Schlöſſern würde mit einem ſolchen Bette zufrieden ſein.

Ihro Majeſtät, bemerkte der Großcomthur, geruhen zu betrachten, daß des Ritters Pflicht iſt, ſo zu ſagen nie zu ſchlummern, ſondern daß er ſtets wachen und beten ſoll.

Wie eigentlich jeder fromme Chriſt dies thun oll, ſagte die Fürſtin. Wir ſollen ja Alle beten und wachen ohne Unterlaß. Sie wendete ſich raſch zu einem ihrer Fräulein und rief plötzlich im heftigen Tone: Du, Karauſcha, laß die Finger weg, rühre nichts an! Dumme Trude, habe ich dir nicht geſagt, daß der geiſtlichen Herren Rüſtungen anders beſchaffen ſind, als die unſerer Vettern und Geſponſen. Alles an ihnen iſt heilig.

Die junge Dame ſtand ſogleich von dem Verſuch ab, die Dicke des Leders eines Kollers, der an der Wand hing, zu prüfen.

Die Geſellſchaft ging von den obern Gemächern in die untern hinab, und die Königin begab ſich in die Ordensküche. Hier ſtand ſchon der Ordenstreßler bereit, in der einen Hand ein kleines Kochgeſchirr, in der andern eine Schale, in der etwas Mehl und Salz befindlich. Es wurde, um zu zeigen, daß jeder Ritter, unbeachtet ſeiner hohen Würde, ſich, wenn es ſein mußte, zu dem Dienſte des geringſten Knechtes bereit finden mußte, von dem Großwürdenträger eigenhändig ein Brei gekocht, zu dem die Königin die Ingredienzen hinzu ſchüttete. Der Großmeiſter und der ganze Hof ſtanden rund umher, während der Großtreßler ſein Kunſtwerk zu Stande brachte. Als man mit den weltlichen Merkwürdigkeiten zu Ende war, nahm die Fürſtin einen frommen Schwung und erklärte ſich bereit, nun auch in die Gruft der Meiſter hinabzuſteigen. Es befand ſich in dieſer Gruft der Sarg eines Meiſters, der ihr verwandt war, und an dieſem Sarge wollte ſie ein Gebet ſprechen.

Die Maſchinerie, die dazu da war, den Sarg eines neu Beizuſetzenden in die Tiefe zu laſſen, war zu dem Zwecke, die korpulente Dame bequem hinunter zu beſördern, eingerichtet. Sie ſtellte ſich auf das Bret, und indem ſie ihre Arme gen Himmel ſtreckte, rief ſie: So fahre ich denn, ich Madenſack, Moderbeutel und Sündenfraß noch vor der mir beſtimmten Stunde in die Grube!

Die Umgebung fand dieſen frommen Seufzer ſehr erbaulich. Als die Königin wieder heraufkam, ſagte ſie zu ihrer Vertrauten: Karauſcha, es war doch etwas kühl da unten!

Die zweite Königin war eine blaſſe Dame, die gar keine Luſt bezeigte herumzuwandeln, um ſich Merkwürdigkeiten zeigen zu laſſen. Sie ſaß in ihrem Armſtuhle, unterhielt ſich mit dem Legaten und ließ ſich dann einige der ältern Ritter vorſtellen, über deren Familien ſie Erkundigungen einzog.

Die intereſſanteſten Epiſoden bei dieſen ceremoniöſen und feſtlichen Zuſammenkünften bildeten das Auffinden und Wiedererkennen alter Bekannten. So fand der päpſtliche Nuntius in dem geiſtlichen Rathe, der die Aebtiſſin begleitete, einen Jugendfreund wieder, mit dem er auf der hohen Schule zu Pavia manchen heiteren Tag verlebt. Und die Aebtiſſin ſelbſt entdeckte einen früheren Verehrer in der Perſon des alten Großcomthurs. Beide hatten ſich vor funfzig Jahren auf einem Turnier zu Worms geſehen; die Aebtiſſin, damals eine junge Dame im Gefolge der Kaiſerin; der Comthur, als weltlicher Ritter berühmt durch ſeltene Waffenthaten und öffentlich anerkannt als Paladin der ſchönen Mathildis von Lilienſtein.

Mathildis, als ſie den Schleier genommen und den weltlichen Dingen entſagt hatte, um ſich dem Himmel zu weihen, das heißt, um alte Schriften in Lederband zu durchſtöbern und ſich in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angingen, hatte die Spur ihres ehemaligen Anbeters gänzlich aus dem Geſichte verloren. Vertieft in ihre Studien wußte ſie faſt nur von dem Daſein gothiſcher Buchſtaben, vergilbter Documente und alter Kloſterfolianten zu erzählen. Dabei war ſie aber, wenn man ſich die Mühe gab, von Zeit zu Zeit ihr Gedächtniß wieder aufzufriſchen, immer dieſelbe treue Freundin, die ſie anfangs geweſen. Davon wußte der Großmeiſter am beſten zu ſagen, denn die alte Dame, ſo ſtumpf und ſo zerſtreut ſie auch in allen Dingen war, handelte es ſich um das Intereſſe und den Vortheil ihres Freundes, war ſie ſo hellſehend und ſo thätig, wie es nur ein Miniſter für ſeinen Herrn ſein kann.

Am Abend des erſten Feſttages fand ſich dieſe alte Dame mit ihrer Vertrauten beiſammen, die eben ſo alt, eben ſo blind und eben ſo zerſtreut war wie ihre Gebieterin. Folgendes Geſpräch, nachdem die Abendandacht vollbracht war, fand ſtatt:

Was ſagſt du dazu, Sibylla, daß ich meinen Konrad von Lichtenſtein hier wieder gefunden habe?

Beim Kindlein Jeſu! entgegnete die alte Vertraute, ich finde das im höchſten Grade merkwürdig und ſehe darin einen Fingerzeig Gottes.

Einen Fingerzeig, Sibylla, einen Fingerzeig ſiehſt du darin? Aber wohin? Ich ſehe nicht ein, wohin mich dieſer Finger weiſen ſoll.

Aber Mathildis, du biſt ſo gelehrt, du ſprichſt und ſchreibſt fünf Sprachen und du ſollteſt nicht wiſſen, wohin dich dieſer Fingerzeig hinweiſt!

Nein, Sibylla, ich weiß es nicht. Erkläre dich, mein kleines Mädchen, du Lieblingstaube unter meinen Tauben!

Tauben? fragte die Nonne gereizt; Mathildis, ich finde es unpaſſend und unchriſtlich, daß du auf mein geſchwächtes Gehör anſpielſt. Bedenke, daß dies eine von den Prüfungen iſt, die Gott uns beiden zu gleichem Maße auferlegt hat.

Was ſchwatzt ſie da? murmelte die Aebtiſſin. Da hat ſie wieder einmal falſch gehört. Es iſt ein Unglück, wenn man immer die Dinge doppelt ſagen muß. Sie ſagte nun laut: Mein Mäuschen, ich ſprach davon, daß du eine Taube an Sanftmuth biſt. Ich wollte dich loben, nicht tadeln.

Die alte Nonne kam und küßte der Aebtiſſin die Hand.

Alſo wieder auf unſern Ritter zu kommen. Glaubſt du, Sibylla, daß er noch der Tage gedenkt, wo wir uns einſt, unter ganz anderer Geſtalt, zuſammenfanden?

Dies iſt ja eben mein Fingerzeig! bemerkte Sibylla. Ihr habt euch hier getroffen, um das Band eurer Herzen zu erneuern.

Die Aebtiſſin hielt die hohle Hand an das Ohr: Was ſagſt du, ein Band? Richtig, ſo war es. Ein amaranthfarbiges Band; ich ſchenkte es ihm und er trug es auf dem Herzen.

Sibylla erglühte im Unwillen. Ich ſpreche nicht von dieſem Bande, ſagte ſie, und etwas leiſer fügte ſie hinzu: Wie leichtfertig dieſe alte Frau iſt! Wenn ich ſo offen von den Bändern ſprechen wollte, die ich im ganzen Laufe meines Lebens verſchenkt habe, wie giftig würde die Welt das beurtheilen.

und dem ſtarren Tode ſeine edelſte Kraft vereinigte. Denn unbefriedigte Sehnſucht iſt Tod.

„Unbefriedigte Sehnſucht iſt Leben!“ erhob die Sprecherin von dem entgegengeſetzten Ufer des Sees ihre Stimme. Es wird mir nicht ſchwer fallen, dieſes zu beweiſen. Wann tritt Erſtarrung, Ueberdruß, Tod ein? Nach dem Genuß. Was hält die Kräfte ewig geſpannt? — Die Sehnſucht. In dem Augenblicke, wo das Herz die Gewährung ſeiner Wünſche koſtet, ſchlagen ſeine Pulſe nicht mehr ſo heftig, ſie erſchlaffen und ein träges Unbehagen füllt die Kanäle, die wenige Sekunden früher lebendiges Feuer ſchwellen machte. Die Sehnſucht ſteht über dem Genuſſe. Der Genuß iſt der Freude erbittertſter Feind, die Sehnſucht iſt ihre Erhalterin. Im Genuſſe ſtirbt der Genuß, in der Sehnſucht lebt er ewig. Der Genuß iſt zinsbar den äußern Umſtänden, die Schätze der Sehnſucht kann unſerm Buſen keine Gewalt rauben. Wohl

Ich ſchenkte ihm nicht allein ein Band, hub die Aebtiſſin wieder an, ich ſchenkte ihm auch einen Schuh, und zwar den Schuh, den ich als Schäferin Amarillis trug in dem Tanzſpiel: „die heiligen drei Könige in Arcadia.“ Ein italieniſcher Muſiker hatte die Tanzweiſen in dieſem Spiele zuſammengeſtellt. Als ich meine Partie tanzte, ſtand der Ritter an einer Säule am Eingange des Saales und ſtieß ſo heftige Seufzer aus, daß dies ſeiner Umgebung auffiel, und man ihn ſcherzhaft hierüber zur Rede ſtellte. Doch waren wir ja beide Kinder.

Wie, Kinder? rief die alte Nonne, und wich mit einer Geberde des Schreckens einen Schritt zurück vor ihrer Oberin. Davon haſt du mir ja nichts geſagt, Mathildis! Alſo euer Verhältniß hatte Folgen?

Die Aebtiſſin hielt wieder die Hand an das Ohr und murmelte für ſich: Was gibt es wieder? Worüber erſtaunſt du, Sibylla? Iſt dir das ſo auffallend, daß ich ſage, daß wir damals Kinder waren.

Ich habe unrichtig gehört, ſagte die Nonne beruhigt. Welch eine Angſt haſt du mir eingejagt, Muthwillige!

So laß uns von andern Dingen ſprechen. Haſt du wol bemerkt, mein kleines Vögelchen, wie ich heute Seiner Liebden, den Herrn Legaten, in die Enge trieb wegen einer Stelle im heiligen Auguſtinus? He? Mein Citat war das richtige, das ſeine jedoch das falſche. Aber was die apokryphiſchen Bücher des Joſephus betrifft, da muß ich denn doch ſelbſt die betreffende Stelle nachleſen. Ich bin meiner Sache nicht ganz gewiß. Mit einiger Leichtfertigkeit habe ich meine Behauptung aufgeſtellt, und das darf unter uns Gelehrten nicht ſtattfinden. Wir müſſen immer des Bodens völlig ſicher ſein, auf den wir treten. Sagte nicht mein geehrter Gönner, er beſitze eine kleine Bibliothek theologiſcher Streitſchriften? Richtig, und er zeigte mir den Ort, wo ſie aufgeſtellt ſei. Es war in dem Gange, der hinaufführt links vom Capitelſaal. Es iſt zwar ſpät, aber ich getraue mir den Weg dahin zu finden. Laß uns die Lampe nehmen, Sibylla, und laß uns unſere Wanderſchaft antreten. Gerade dieſer Theil des Schloſſes iſt ſehr einſam, wir werden Niemandem begegnen. Ich brenne vor Verlangen, den Joſephus ſogleich mit mir zu nehmen, um die ganze Nacht mit ihm zuzubringen. Du weißt, ich ſchlafe ja ohnedies nicht. Komm, meine Kleine, faſſe mich unter den Arm, gib mir meinen Krückenſtock und du, nimm die Lampe in die Rechte. Halte ſie aber etwas weit ab von dir, daß ſie gehörig den Weg beleuchte, den wir zu wandeln haben.

Sibylla hatte mit Mühe begriffen, um was es ſich hier handle, und war anfangs bemüht, ihrer Freundin und Gebieterin dieſe nächtliche Expedition aus dem Sinn zu ſchlagen; da ſie aber hierbei auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtieß, machte ſie ſich bereit, als Führerin zu dienen. Nachdem alſo die Frauen ihr Zimmer abgeſchloſſen, und die Aebtiſſin den Schlüſſel in die Taſche ihres faltigen Schleppkleides hatte gleiten laſſen, putzte Sibylla noch ein wenig die Lampe und foderte ſie zu hellerem Brennen auf. Es war in den Gängen bereits ſtill geworden, nur ganz dumpf hörte man von unten her aus der Halle, wo die alten Herren beim Humpen mit ihren Gäſten ſaßen, einige beſonders laute Toaſte herauftönen. Die Nonnen wandelten den Gang hinab und bogen um die Ecke, und das Erſte, was hier der gelehrten Kennerin des Joſephus in die Augen fiel, war eine Anzahl in Leder gebundener Folianten, die auf den Brettern eines niedrigen Gerüſtes ſtanden. Wie ein Habicht über eine Taube, ſo fiel die fromme Dame über dieſen köſtlichen Fund her. Sie wandte ſich zu ihrer Begleiterin und ſagte dieſer: Stehe Wache, Sibylla, daß uns Niemand überraſcht, während ich hier mit meinen Freunden Liebkoſungen austauſche. Dort an die Ecke ſtelle dich auf und hörſt du Männertritte nahen, ſo laß uns ſchnell mit der Lampe in den engen Gang dort hineinſchlüpfen.

Die Nonne nahm den ihr zugewieſenen Poſten ein, nachdem ſie die Lampe auf die Fenſterfußbank geſtellt hatte, wo ſie der an dem Gerüſt niederknienden Aebtiſſin leuchtete, die in einem der Folianten, den ſie auf dem Boden hinbreitete, zu blättern begann. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo wurde der alten Dame ſchlimm. War es nun die Kühle, die in dieſen Räumen herrſchte, war es die beſchwerliche Stellung, in welcher ſie ſich ihren Studien hingab, genug, ſie ſtieß einen Schrei aus und fiel zur Seite. Sibylla ſtürzte herbei, und richtete die Ohnmächtige auf, die, als ſie wieder etwas zu ſich kam, verlangte zu Bette gebracht zu werden. Es war unmöglich, ſie den weiten Weg wieder zurück zu bringen, da ſie getragen werden mußte, und hierzu der alten Nonne die Kräfte fehlten. Sie entſchloß ſich, Hülfe herbeizurufen und entfernte ſich, indem ſie die Lampe mit ſich nahm und ihre Gebieterin bei den Büchern liegen ließ. Die Erkrankte gewann ſoviel Kräfte, daß ſie ſich aufraffte und den Gang vollends hinabwankte, wo ſie eine Thüre angelehnt fand, die ſie öffnete, und durch ein Vorgemach, in welchem eine düſtere Lampe brannte, in eine Zelle eintrat, wo der erſte Gegenſtand, auf den ihr Blick fiel, eine Lagerſtätte war. Unbekümmert, wem dieſe gehöre, ſank ſie darauf hin und fiel in einen Todtenſchlaf.

Sibylla kam wieder und da ſie ihre Gebieterin nicht fand, ſuchte ſie ſie überall und ſtieg dann die Treppe hinab, in der Meinung, Jene habe ſich in die Gegend begeben, von wo die Stimmen hertönten. Wie ſie die Treppe hinabſtieg, ſchallten ihr Tritte entgegen, und ſchnell eilte ſie wieder hinauf, und verbarg ſich lauſchend hinter einem Vorſprung. Es war der Großcomthur, der in ſeine Gemächer zurückkehrte. Ihn begleitete der Großtreßler. Beide alte Herren hatten ſich unter den Arm gefaßt und Beide waren in einer ſehr heitern Stimmung. Was dem Großcomthur vielleicht ſeit zehn Jahren nicht mehr begegnet war, das hatte er heute wieder in Erfahrung gebracht, nämlich er hatte ein Räuſchchen. Der Diſpens, den der Großmeiſter gegeben, war nicht allein von den jungen Rittern, ſondern auch von den alten Herren benutzt worden. Der Großtreßler, der wegen ſeines Podagras vorſichtiger im Genuſſe hatte ſein müſſen, war bedeutend weniger berauſcht, als ſein alter Waffengenoſſe, doch war auch er in ſehr glücklicher Laune.

Als Beide die Treppe hinaufgetaumelt waren, wollten ſie von einander Abſchied nehmen, und obgleich dies nur der Abſchied auf eine Nacht war, ſo lagen ſie ſich doch ſo lange und ſo zärtlich in den Armen, als wenn es gegolten hätte, für das ganze Leben von einander zu ſcheiden.

Bruderherz, rief der Großcomthur, du mußt noch mit mir in mein Kloſet kommen, wir plaudern noch etwas, und es ſteht auch noch ein Nachttrunk auf meinem Tiſche, den wir gemeinſchaftlich leeren wollen.

Bruder, wir haben des Weins ſchon genug, dünkt mich.

Ei, ſtelle dich nicht wie ein Knäbchen, das den Saft nicht über die Lippen bringen kann. Ich war zu meiner Zeit ein Säufer, ſage ich dir — ein Säufer! Nur ſeitdem ich das ehrbare Kleid trage, bin ich geſitteter geworden.

Früher warſt du auch ein Liebesknecht!

Freilich, Bruder; aber immer in Ehren.

Wer weiß!

Bei meinem Barte, immer in Ehren.

Konrad, hub der Großtreßler an, es athmet gegenwärtig hier im Schloß ein Weſen, das dich Lügen ſtrafen könnte, wenn es wollte.

Ach, ich weiß, wen du meinſt, die kleine Mathildis von Lilienſtein. Wetter, es war das Mädel hübſch!

Du gingſt den Früchten nach, die in ihrem Garten wuchſen.

Aber Alles in Ehren, Alles in Ehren! Bruderherz, ſieh, ich ſchwöre es dir — aber laß uns in meine Klauſe gehen und dort noch plaudern. Solch eine Nacht kommt nicht wieder, glaube es mir. Wenn unſere alten Knochen auf dem Schlachtfelde nächſtens zuſammengehauen werden, ſo wird es der Seele leid thun, daß ſie die guten Augenblicke nicht hinnahm, wo ſie ihr geboten wurden.

Alſo du glaubſt auch an den nahen Krieg?

Arm in Arm gingen die alten Knaben vorüber, und der Großcomthur, als er die Wache eingeſchlafen fand auf ihrem Poſten, murmelte für ſich: Ich will es nicht ſehen! Strafe in Ketten — aber ich will es nicht ſehen! Bin ich denn heute ſelbſt auf meinem Poſten? Höre, Bruder, gehe in die Kammer und bringe dir den Pelz, der dort hängt. Ich weiß dir fröſtelt immer.

Der Großtreßler ging mit der Lampe in das Kloſet und bald darauf hörte man ihn einen dumpfen Schrei ausſtoßen. Er kam wieder hervor, und indem er die Lampe auf den Tiſch ſetzte, ſtellte er ſich vor ſeinen Freund, und ſah ihn groß an.

Was gibt es? Haſt du drinnen ein Geſpenſt geſehen?

Nein, Konrad, kein Geſpenſt, ſondern ein Weſen aus Fleiſch und Blut, das auf deinem Bette liegt.

Es wird Raphael ſein, der arme Knabe, entgegnete der Gefragte. Die Bußübungen haben ihn wol wieder einmal ſo heruntergebracht, daß er hat das Lager aufſuchen müſſen. Ich nehme ihm dies nicht übel. Laß ihn liegen, wir wollen uns hier niederlaſſen. Ich will den Knecht rufen, daß er ein kleines Feuer mache.

Bruder, rufe keinen Knecht herbei; er möchte Zeuge deiner Schande ſein.

Meiner Schande?

Bis jetzt haben nur meine Augen allein den Gräuel geſehen.

Den Gräuel?

Ja, der drinnen auf deinem Bette liegt.

Liegt auf meinem Bette ein Gräuel? Du faſelſt, Bruderherz; der Wein ſpricht aus dir. Du ſiehſt den armen frommen Büßer, der für uns alte Sünder büßt, da er für ſich ſelbſt nichts zu büßen hat, für einen Gräuel an.

Und du konnteſt ſchwören, Konrad! Du, der du die Wahrheit und Ehrenhaftigkeit ſelbſt biſt! Wenigſtens habe ich dich bis jetzt dafür gehalten. Geh, das iſt außer allem Spaße, ich glaube keinem Menſchen mehr.

So höre auf, Träumer. Was haſt du denn geſehen?

Ein Weib habe ich geſehen. Ein Weib auf deinem Bette, und noch dazu eine Nonne!

Dem Großcomthur entfiel die Lampe, die er eben erfaßt hatte, und er wiederholte mit ſtammelnder Zunge: Ein Weib — auf meinem Bette.

Sie ſtanden im Dunkeln. In dieſem Augenblicke erſcholl die Stimme der Aebtiſſin, die da rief: Nun Sibylla, wo bleibſt du? Haſt du mein Riechfläſchchen nicht finden können.

ſind wir den Himmliſchen ähnlich, die uns geſchaffen, aber wir ſind es durch ewig wach erhaltene keuſche Flamme der Sehnſucht, in dem Momente der Befriedigung ſtürzen wir von unſerer Höhe herab und geſellen uns dem niedrig geſchaffenen Thiere bei. In dieſem edlen Bewußtſein liegt keine höhnende Vermeſſenheit, die Freiheit des Willens iſt die Quelle aller Tugenden. Erliege ich knechtiſch einem Geſetze, das mein beſſeres Selbſt nicht anerkennt, ſo iſt mein Mangel an Widerſetzlichkeit die ſtrafbarſte Schwachheit, der ich mich ſchuldig machen kann.“

„Aber der Genuß würdigt uns nicht allein herab, er benimmt uns auch unſre Schönheit. Du ſprichſt von der Roſe, meine Freundin. Wohlan, gewährt dir die ſich enthüllende Knoſpe oder der offene, dem Entblättern nahe Kelch einen reizendern Anblick? Welche von beiden wirſt du zum Bilde der Schönheit wählen? Du führſt die Göttin an, die von Endymions Lippen Küſſe

Es iſt Mathildis! ſeufzte der Comthur. Aber wie kommt ſie hierher?

Wüthende, unbezwingbare Leidenſchaft! erklärte der Freund.

Unmöglich!

Was kann es anders ſein? Sie hat dich um jeden Preis unter vier Augen ſprechen wollen, und benutzt die Zeit, wo Alles im Schloſſe ſchläft, um ſich zu dir zu ſchleichen.

Mein Ruf, mein Ruf! jammerte der Alte. Ich bin verloren, wenn man die raſende Thörin hier findet.

Ich will Licht anzünden.

Nein, zünde keins an. Es iſt mein Glück, daß es erloſchen iſt. Gehe hinein in die Kammer, Bruderherz; überrede ſie, daß ſie ſogleich ſich wieder davon macht.

Ich in die Kammer gehen? Zu einem Weibe in die Kammer? Glaubſt du, daß ich keinen Ruf zuzuſetzen habe.

Aber —

So kommt denn Niemand mir zu Hülfe! klagte die Stimme der Aebtiſſin.

Sie ruft dich!

Nein, ſie ruft dich!

In deinem Bette liegt ſie.

Aber dich hat ſie zuerſt erblickt!

Faſſe dir ein Herz, alter Knabe, geh hinein!

Eher in die Hölle! rief der Comthur zitternd. Ha, was einſt meine Seligkeit geweſen wäre, iſt jetzt meine Pein! Nein, ich gehe nicht zu ihr, ich müßte ſie ſtrafen und ihr harte Worte ſagen, und das kann ich nicht. Es bleibt doch immer Mathildis. Ich müßte ihr ſagen, daß ſie eine Leichtſinnige iſt! Daß ſie mich und ſich mit dieſem unüberlegten Schritte ins Verderben ſtürzt. Höre! um der Jungfrau willen, wie ſie ſeufzt!

Das ſind Liebesſeufzer!

Nein, vielleicht leidet ſie an verdorbenem Magen. Es kann Alles auf ein Mißverſtändniß hinauslaufen. Ihr iſt unwohl geworden, und ſie hat ſich auf ein Bette gerettet, ohne zu wiſſen, daß es das meine war. Bruderherz, ſo kann die Sache auch zuſammenhängen.

Nein, nein, ſie hat die Wache trunken gemacht, und will mit dir allein ſein.

Die Raſende! Und ſie that ſo verſchämt bei unſerm Wiederſehen! Doch, was es auch ſei, weshalb ſie da iſt, geh hinein und bitte ſie fortzugehen.

Soll ich im Dunkeln mit ihr verhandeln? Zwölf Jahre bei Waſſer und Brot ſteht darauf, wenn ein Ritter mit einem Weibe in dunkler Kammer betroffen wird.

Aber Niemand wird euch überraſchen, ich bleibe hier im Vorgemache. Himmel, iſt das eine Nacht. Du kannſt ihr ſagen, daß ich unten in Geſchäften die ganze Nacht fortbliebe. Geh — geh! Während du ſie fortführſt, verſtecke ich mich hier. Hörſt du, ſie ruft und bittet.

Endlich entſchloß ſich der Großtreßler und ging mit raſchen und heftigen Schritten in die Kammer. Er blieb einige Zeit drinnen und dann hörte man ihn wieder eintreten. Es war, ſoviel ſich erkennen ließ, eine breite ſchwarze Maſſe, die ſich durch das Zimmer bewegte; alſo führte er Jemanden. Er brachte ſie fort. Die Thüre fiel hinter den Beiden zu, und eine bange halbe Stunde blieb der Comthur allein in Erwartung und Hoffen. Endlich kam Jener zurück. Sie iſt fort! ſagte er.

Gott ſei gedankt! Was ſagte ſie?

Sie ſei krank geworden, und habe ſich hierher verirrt. Sie läßt dich tauſend Mal um Entſchuldigung bitten. Der Vorfall thut ihr ſelbſt leid.

Nun, ſiehſt du! Was habe ich dir geſagt?

Wer es glaubt! Die Weiber haben alle den Teufel im Leibe. Wie ich ſie den Gang hinabführte, ſahen wir von weitem ein Weibsbild mit einer Leuchte auf uns zukommen. Dieſer übergab ich meine Schöne, die mir herzlich dankte für meinen Ritterdienſt. Das kommt davon, wenn Weiber in die Burg eingelaſſen werden. In meiner Jugend, bei dem Meiſter Rotenſtein, der doch auch ein galanter Ritter war, durfte nichts, was eine Schürze trug, über 6 Uhr Abends hinaus, innerhalb der Mauern bleiben. Ein Weib, das ſich dann noch umhertrieb, wurde in den Schloßgraben geworfen und ertränkt.

Aber Mathildis kann man doch nicht in den Schloßgraben werfen, Bruder! Bedenke das! Uebrigens haben wir doch feinere Sitten jetzt.

Konrad, Konrad! Ich glaube, du bereueſt es, daß ich deine Amarillis fortgebracht? Bedenke, wenn wir, die Stützen des guten alten Regiments wanken, was ſoll dann aus dem Baue werden?

Du haſt Recht! Aber mir wäre es doch lieber geweſen, wenn ſie die Wache trunken gemacht und ſich wirklich in der Abſicht hier eingeſchlichen hätte, um mit mir zu plaudern!

Ach, du eitler Sünder! Du Frauenjäger! Du Lüſtling, du Sauſewind.

Die beiden Alten ließen ſich jetzt am Kamine nieder. Der Knecht erſchien und machte Feuer. Der Schlaftrunk wurde gebracht, aber der Humpen war zur Hälfte geleert. Ach, Mathildis hat dem Weine zugeſprochen! Die Kleine, wie mag ihr gedürſtet haben, als ſie in Dunkelheit und Verlaſſenheit dort lag! Laß doch ſehen, ob noch eine Spur zu ſehen iſt, wo ſie ihre Lippen angeſetzt!

Der Großtreßler ſchlug die Hände zuſammen über die Phantaſien ſeines alten Freundes.

Laß nur, rief Konrad von Lichtenſtein. Die heutige Nacht iſt eine Nacht der Erinnerungen. Ich bin wieder in dem Feſtſaal zu Worms! Die Lichter brennen, die Pauken wirbeln, die Trompeten ſchmettern! Um mich her rauſchen ſeidene Gewänder! Ach — ach, wie ſüß thut das! Wie anders iſt es, als das härene Hemde auf dem Leibe, und der Froſt in den alten Knochen! Immer Herzeleid und Verdruß, und immer Brot kauen und Waſſer ſchlucken, und dann auf den alten Knien herumrutſchen, bis man Beulen bekommt!

Aber nach alle dem Herzeleid, Konrad, dann das ſüße mildigliche Lächeln der heiligen Mutter Gottes! Denke daran! Wenn unſer müder Leib zerſchlagen und aus hundert Wunden blutend auf dem Felde liegt, da kommt die Gnadenreiche und nimmt unſere Seele in Empfang. Wir gehen ein in den Saal der Ehren, und wir ſetzen uns an die Tafel, wo die Gerechten ſitzen. Und ſiehe, wir haben hochzeitliche Gewänder an. Iſt das nicht tauſendmal köſtlicher als hier im Erdenthale ſchlemmen und den Gaukler machen?

Ja, ja, das iſt tauſendmal ſchöner. Es ſoll mit uns beim Alten bleiben, Bruder. Keuſchheit, Ehre, Treue! Das iſt unſer Wahlſpruch.

Dabei ſollen Gott und unſere liebe Frau uns erhalten!

Immerdar, Amen!

Die Aebtiſſin langte erſchöpft in ihrem Zimmer wieder an, und gab es für das Erſte auf, den Joſephus ferner zu ſuchen. In ihrer Zerſtreutheit hatte ſie nur eine dunkle Ahnung davon, daß ſie an einem Orte geweſen, wo ſie nicht hingehört, aber da der Ritter ſie hierüber nicht aufgeklärt hatte, und Sibylla ebenfalls nichts zu ſagen wußte, ſo machte ſich die gelehrte Dame die kleine ſchmeichelhafte Täuſchung vor, ſie habe einſtweilen in den Armen des Schutzheiligen ihres Kloſters gelegen, und Joſephus ſei ſelbſt gekommen, in Geſtalt eines irdiſchen alten Ritters, um ſie zurück zu ihrer Freundin zu führen.

Während Dieſes in den obern Gemächern ſich ereignete, hatte Ulrich für ſeinen jungen Freund eine Ueberraſchung vorbereitet. Er hatte ihn zu ſich rufen laſſen, und als der Jüngling kam, öffnete ſich die Thüre eines Nebengemachs und hereintrat der alte Ritter von Wedenburg, ſeine Gemahlin und deren Schweſter. Sie Alle eilten mit einem Freudenrufe auf den Jüngling zu, der ſie, mit einem dankbaren Blicke auf den Meiſter, in ſeine Arme ſchloß.

Ich wußte, ſagte dieſer, daß dir dieſe die liebſten Gäſte beim Feſte ſein würden, und deshalb habe ich den edeln Ritter mit ſeinen Damen zu mir bitten laſſen.

Goswin eilte auf den Gebieter zu, und küßte ihm die Hand.

Iſt er nicht größer und ſtärker geworden in dieſen wenigen Monaten? fragte Ulrich den Vater Goswin's. Und der weiße Mantel kleidet ihn gut?

Der Panzer wird ihm noch beſſer kleiden, fürſtliche Gnaden! ſagte der Ritter. Gebt ihm nur Gelegenheit, daß er ihn bald für Euch und ſeine Brüder anlege.

An dieſer Gelegenheit werden es unſere Feinde nicht fehlen laſſen, entgegnete Ulrich.

Im Vorgemach traf Goswin auch auf den getreuen Knappen Wolff, der ſeinen jungen Herrn mit Freudenthränen begrüßte. Goswin führte jetzt die Seinen im Schloſſe umher und zeigte ihnen, was er zeigen durfte. In die Zelle, wo der Sohn ſchlief, trat die Mutter mit beſonderer Theilnahme ein. Sie hob die wollene Decke auf, unterſuchte mit kundigen Händen den Strohſack, während der Vater die über dem Bette aufgehängten Waffen Stück für Stück prüfte.

Ich entdecke das Waidmeſſer nicht, das ich dir mitgegeben, und deſſen Griff mit einem Edelſteine geziert war, den dein Großvater einſt von Sarazenen erbeutete. Du haſt dieſes Meſſer doch nicht weggegeben?

Nein, Vater, ich habe es dem alten Schließer Eberhard, dem ich eine Menge kleiner weltlicher Schmuckſachen übergeben, zum Aufheben anvertraut. Du wirſt nicht wiſſen, daß ein Ordensritter keine Jagdwaffen tragen, wie er denn überhaupt nicht auf die Jagd gehen darf.

Schon gut. Wenn es dir nur nicht verloren geht, denn es iſt ein Erbſtück.

Du armer Junge, ſagte die Mutter, die Jagd war deine Leidenſchaft, als du noch bei uns warſt.

Nicht wahr, Cöleſtine, ſie war ſeine einzige Leidenſchaft?

Ein junger Mann von guter Erziehung, bemerkte die ehemalige Hofdame, muß keine andere Leidenſchaft haben, als die, ſich Ehre zu erwerben und emporzukommen. Wenigſtens war dies zu meiner Zeit bei den jungen Herren ſo Sitte.

Haſt du denn noch nicht Strafe zu erleiden gehabt? fragte der Vater.

Goswin dachte an das vergitterte Geſpenſterzimmer oben im Thurme und an die Nacht voll Grauſen und Angſt, die er dort zugebracht, und ſagte ſtockend: Ich bin bereits beſtraft worden, aber ſehr gelind.

Sie haben deine Arme doch nicht mit Ketten belaſtet? rief die Ritterdame, indem ſie die Hand ihres Sohnes nahm und ſie liebkoſend ſtreichelte. Die Arme eines freien Mannes! Die Arme meines Sohnes!

Liebe Mutter, ein Ordensritter darf nicht wie ein Kind plaudern. Uebrigens, wenn es dich beruhigt, ich habe noch keine Ketten getragen.

Der Schluß der Feſte beſtand darin, daß der ſtahl — aber wagſt du zu entſcheiden, ob im Buſen Dianens, als dieſe Küſſe geraubt waren, nicht ein Gefühl die Oberhand gewann, das weit entfernt war, mit der Süßigkeit zu wetteifern, die der erſte verſtohlene Anblick des Geliebten erzeugte? Die keuſche unentweihte Sehnſucht hatte ſie durch die üppige Fülle des Genuſſes getödtet, ihr jungfräulicher Wille war gebrochen, mit dem Stolze ihres Bewußtſeins verſchwand zugleich die zarteſte Würze ihrer Leidenſchaft. Nur als ſie ſich nach Endymion ſehnte, war ſie Diana; als ihre Lippen ſich mit den ſeinigen vereinten, war ſie nur noch das gemeine Weib, das ihrem Verlangen Folge leiſtet. Von der Göttin ſank ſie zur Sterblichen herab. Wir aber können uns von Sterblichen zu Göttern erheben, wenn wir eben das vermeiden, wodurch jene zu uns herabgezogen werden.

Sieh um dich, geliebte Freundin, weilſt du nicht ſelbſt in dieſem Wohnort der Sehnſucht?

große Remter durch Tannenzweige in einen grünen Wald verwandelt wurde, in welchem geſpeiſt wurde, und wo die Muſiker, die die Tafelmuſik machten, nach dem Witze der damaligen Zeit, als bunte Vögel maskirt waren, die ihre ſeltſam befiederten Köpfe und großen Schnäbel aus dem dunkeln Grün der Zweige hervorſtreckten. Die Tafel ſelbſt war in fürſtlicher Pracht mit Gold und Silber bedeckt, und die ausgeſuchteſten Speiſen und Weine gaben den hohen Gäſten Gelegenheit, die Gaſtlichkeit des Ordenshauſes zu preiſen. Sogar friſche Erdbeeren und Kirſchen gab es, im Januar, eine unerhörte Seltenheit, und eine Leckerei, die mit großen Koſten war herbeigeſchafft worden.

Nach der Tafel ſagte der Legat zu dem Biſchofe von Bamberg: Man ſehe dieſe Ritter! Wie ſie reich ſind! Und uns iſt erzählt worden, daß ſie, bei ihrer Art zu wirthſchaften, keinen ſilbernen Vogel mehr in ihrem Käfige hatten.

Eminenz wollen bedenken, entgegnete der Biſchof, daß der regierende Groß- und Hochmeiſter, fürſtliche Gnaden, ein überaus kluger und vorſichtiger Herr iſt. Er verdeckt das Deficit und laßt das Credit leuchten. Wie ich das Auge die Tafel hinab habe gleiten laſſen, bemerkte ich gar viele reiche Handelsherren von Danzig und Elbing. Glauben Eure Eminenz, daß dieſe Leute willig Geld borgen würden, wenn ſie ſähen, daß Schmalhans Küchenmeiſter iſt, und daß es nichts zu verſetzen gibt, als ein paar Zinnkannen und Holzbecher?

Ihr habt Recht, Herr Biſchof. Es will uns dabei das Sprüchwort einfallen, es iſt nicht Alles Gold, was gleißt.

Ich weiß aus guter Quelle, ſetzte der Biſchof leiſe hinzu: daß der Orden ſo ſchlecht auf den Beinen ſteht, wie noch nie! Daß er in Schulden ſteckt bis an die Kehle, daß man die liederlichen Ritter zu ganzen Haufen hat wegſchicken müſſen, und endlich, daß ſehr achtbare Vaſallen abgefallen ſind, weil ihre Söldner keinen Sold bekommen. Nur eine große gewonnene Schlacht kann den Orden retten. Verſtehen Eminenz recht: eine gewonnene Schlacht! Aber wie will man ohne Truppen und Geld eine Schlacht gewinnen.

Die Sache wird nicht ſo ſchlimm ſein. Aber freilich bei uns in Rom weiß man nie recht, was hier im Norden geſchieht. Wurde doch ſchon dem heiligen Vater alles Ernſtes verſichert, der Hochmeiſter und alle ſeine Ritter ſeien zu der neuen ketzeriſchen Lehre feierlichſt übergetreten. Wenn wir leichtgläubig geweſen wären, ſo hätten wir alſobald eine Bulle erlaſſen.

Darum iſt es gut, daß Eure Eminenz ſelbſt in hoher Perſon gekommen ſind und mit eigenen Augen geſchaut. Aber wie geſagt, nicht jedem Dinge ſieht man es an der Naſe an, wie es wirklich beſchaffen.

Der Legat trat zurück und das Geſpräch war beendet. Als der Biſchof ſich entfernt hatte, ſagte leiſe der Begleiter des Legaten zu dieſem: Jener Mann, der engen Geiſtes und Herzens iſt, wurde dem Hochmeiſter Feind, als dieſer einen ſeiner Neffen nicht zum Ritter aufnehmen wollte, der ein offenkundiger Landſtreicher und Raubgeſell war.

Der Legat zuckte die Achſeln. Seine fürſtliche Gnaden haben überhaupt viele Feinde, ſagte er nach einer Pauſe, wir hörten es ſchon in Rom.

Der Prior zu St. Blaſius, hub der Vertraute wieder an, hat mir ein Blatt gezeigt, das er eines Morgens an ſeiner Zellenthür will gefunden haben. Auf dieſem Blatte ſtanden mit Blut geſchrieben alle diejenigen hohen Herren und regierenden Häupter, die in dieſem Jahre noch fallen ſollen. Da war dieſer Großmeiſter darunter.

Stille — ſprechen wir von etwas Anderem! Sagt mir, Antonio, wo haben dieſe weißen Kater dieſen vortrefflichen Syrakuſer her? Ich habe zwölf kleine Becher geleert. Es iſt eine Sünde, daß man dieſes liebe Traubenblut hierher unter die Wölfe und Bären ſchleppt.

Es ſollte nicht ſein. Aber die Bildung dringt vor in der Welt.

Die Bildung? meinethalben. An der iſt wenig gelegen. Aber der gute Wein ſoll nicht verdringen. Ich werde meinem Freunde, dem Kardinal, einen Rath geben, wie man dieſes Deutſchland in den gehörigen Schranken hält. Es gibt ſo viel unruhige Geiſter hier, und das kommt lediglich daher, weil man auf unverſtändige Zungen verſtändigen Labetrank kommen läßt. Die

Kirche iſt eine feine Frau, und liebt feine Sachen. So nippt ſie auch vom Feuerwein und bleibt geſund; aber wenn ein Gehirn da iſt, das von gegohrenen Waſſern und dem Aufguß faulender Kräuter ſeine Anreizung bisher erhalten hat, und jetzt zu dem feinen Tranke übergehen will, ſo wird etwas daraus, was nothwendig mit der Narrenjacke oder mit dem Scheiterhaufen endigen muß.

In Böhmen, ſagte der Vertraute, wird man in dieſem Jahre wieder hübſche Lichterchen anzünden.

Ich hoffe es. Es kann in dieſem Betracht nicht hell genug werden.

Damit alle Welt ſehe, bemerkte mit einer tiefen Verbeugung der Vertraute, wie gut Euer Eminenz der Cardinalshut kleidet.

Ein gnädiges Lächeln bildete die Antwort auf dieſe Bemerkung.

Die beiden Königinnen kamen auf den Legaten zugeſchritten und dieſer wendete ſich ihnen mit ehrfurchtsvoller Verneigung zu.

Eine Schlittenfahrt, die auf der Weichſel ausgeführt werden ſollte, unterblieb, weil gelinde Witterung eintrat, und man beſorgt war, die Eisdecke möchte nicht mehr halten. Statt dieſes Vergnügens, das man aufgeben mußte, wurde ein Fackeltanz angeordnet, der im Freien und bei Nacht, auf dem geebneten und mit grünen Zweigen bedeckten Boden von achthundert Fackelträgern dargeſtellt wurde, und in der That einen zauberhaften Anblick gewährte. Es war als ſeien ſo viel Dämonen der Hölle entſtiegen, um durch die finſtre Nacht in anfangs gemeſſenen, dann immer wilder werdenden Schwingungen glühende Feuerkreiſe zu ziehen.

Sehr befriedigt, und noch dazu anſehnlich beſchenkt, verließ das Heer der Gäſte die Ordensburg.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Goswin verläßt nochmals das Ordensſchloß.

Kaum war die gewohnte Stille und Ordnung wieder auf dem Schloſſe herrſchend geworden, als die Uebungen in den Waffen fleißig wieder begonnen und fortgeſetzt wurden. Unabläſſig rechnete, ſchrieb und berieth ſich der Großmeiſter mit ſeiner Umgebung, und immer neue Boten der entfernteſten Comthureien und Balleien kamen und gingen. Der Großmarſchall, Heinrich von Wallenrod, und der Comthur von Elbing, Heinrich Reuß von Plauen, waren am meiſten um den Herrn. Der Großtreßler mußte genauen Bericht über die Waffenvorräthe in den entfernteſten Waffendepots aufſtellen und die alten Herren, die ſich jetzt ganz gut mit dem Meiſter ſtanden, entwickelten eine ungemeine Thätigkeit.

Dabei gab es nur ſelten ruhige Abende, wo Goswin nach gewohnter Weiſe vorlas oder dem erſchöpften und ermüdeten Meiſter in heiterer Laune etwas vorplauderte.

Eines Tages ließ ihn der Fürſt kommen und ſagte zu ihm: Ich habe für dich in Prag eine Wohnung nehmen laſſen. Du wirſt bis zum Frühjahr auf der gelehrten Schule daſelbſt als Studioſus eintreten.

Goswin ſah überraſcht den Herrn an und ſtammelte ein paar Fragen.

Du weißt, fuhr der Meiſter mit ruhiger und feſter Miene fort, daß ich den Plan habe, dich für die Zukunft des Ordens zu erziehen, und daß ich hoffe, dich — wenn ich lange nicht mehr unter euch weile — auf meinen Platz geſtellt zu wiſſen. Wir haben bereits öfters über dieſen meinen Lieblingsplan geſprochen. Dazu gehört, daß du frühzeitig meine Freunde, die auch die deinen werden ſollen, kennen lernſt. Den militäriſchen Dienſt hier auf der Burg kennſt du bereits zur Genüge, und dich, wie ich es mit hundert Andern thue, in der Kirche und dem Stalle alt werden zu laſſen, dazu biſt du mir zu gut. Alſo früh mit dir hinaus! In die Welt — in die weite Welt! Damit meine ich nicht, daß du die irdiſchen Freuden und Genüſſe dieſer Welt aufſucheſt, im Gegentheil, ich erwarte von dir ſtrenge Disciplin im Geiſte des Ordens, wenn auch nicht offen geübt und zur Schau getragen, doch heimlich und in deinem Innern ſtreng eingehalten, ſondern ich meine damit, daß friſche geiſtige Luft dich anwehe, eine Luft, in der Männerherzen erſtarken und erblühen und in der die echten Helden reifen, während hinter den Mauern nur Mönche gedeihen.

Du wirſt in Prag ein paar Monate, vielleicht auch noch länger, dich frei und unbehindert aufhalten. Du legſt deine Ordenskleidung ab, und Niemand ſoll erfahren, daß du unterm Gelübde lebſt. Alles dieſes iſt nöthig, damit du ganz dem Drange nach Wiſſen und deinen Studien leben kannſt. Du ſollſt ein Student ſein, wie die Andern.

Der Gelehrte, den du hier geſehen und dem man durch meine Verwendung wieder vorläufig die Erlaubniß gegeben hat, in ſeiner Vaterſtadt zu leben, wird dich als einen Freund ſeines Freundes gut bei ſich aufnehmen, und in jedem Dinge, wo du es bedarfſt, dir Rath geben.

Damit will ich dich denn dem guten Geiſte übergeben, mein Junge! Er wache über deinem hellen Auge und über deinem treuen Herzen. Ich liebe die langen Abſchiedsreden nicht. Du weißt jetzt, woran du biſt. Reiſe guten Muthes. Daß wir vereinigt bleiben, wenn auch Meere uns trennen, weißt du. Sitzeſt du in deinem Studirkammerlein in Prag, ſo denke, daß in dem ſtolzen Ordensſchloſſe ebenfalls ein Mann einſam in der Nacht ſitzt und mit ſchwerem Herzen des Jünglings denkt, den er liebt.

Goswin brach in Thränen aus, und lag am Halſe ſeines Bruders und Vaters.

Ich kann — ich kann nicht von dir gehen! rief er — bei Gott, ich kann es nicht. Wie ſoll ich ohne dich leben, ſo lange — ach ſo lange!

Es muß ſein.

Erblicke ich nicht deine Geſtalt gelagert in den dunkeln Schatten des See's, der das Bild einer Seele iſt, die in ihren unerforſchten Tiefen die ganze Göttlichkeit ihrer Beſtimmung ahnt? Umſchließt dich nicht derſelbe melancholiſche Himmel, wie er mich umſchließt? Würdeſt du den ewig wechſelnden unruhigen Genuß der ſtillen Betrachtung vorziehen, ſo hätte dein Fuß dieſe Schatten nie betreten. Nein, du biſt einerlei Sinnes mit mir, denn du theilſt mit mir denſelben ſchwermüthigen Aufenthalt. O, wie ſüß iſt es, an dem Geſtade dieſer Seen zu träumen, im Schatten dieſer Cypreſſen zu wandeln. Flieht, ihr Geiſter dieſer Erde, flieht; mich gelüſtet nicht nach euren Schätzen! Mein Leben iſt der heiligen Sehnſucht geweiht, die ihre Flamme an dem Altar des Gottes ſelbſt entzündet. Einſt, meine bange Seele wagt es zu hoffen, wird auch dieſer Sehnſucht die Erfüllung werden, aber nicht hier in dieſem Thale der Schmerzen. Unvollkommen

Es könnte dir ein Unglück begegnen.

Würdeſt du es verhindern?

Ich würde für dich beten.

Geh! Eine Nonne betet.

So würde ich für dich handeln.

Das ſollſt du in Prag. Arbeite tüchtig, laß keine Stunde ungenützt vorüber, ohne dein Wiſſen zu vermehren, deine Anſichten und Begriffe aufzuklären, und du handelſt für mich. Hier kannſt du mir wenig nützen, dort viel!

So gib mir wenigſtens das eine Verſprechen.

Welches?

Wenn du in den Krieg zieheſt, daß du mich dann zu dir rufeſt! Daß du nicht ohne mich in den Kampf geheſt.

Dies Verſprechen geb ich dir.

Ich danke dir, mein Bruder.

Und nun dieſen letzten Kuß, mein Junge, mein Leben! Nicht auf die Stirne — auf deine unentweihten Lippen! Und dann dieſen Kuß auf die nackte Bruſt, wie die erſten Brüder, die Hoſpitaliten, ſich ihn einander gaben! Und nun zieh deiner Wege!

Goswin befand ſich in einer gewaltigen Aufregung nach dieſer Abſchiedsſtunde. Obgleich er dieſen Gang, den er jetzt gehen ſollte, vorausgeſehen, ſo kam die plötzliche Entſcheidung ihm doch höchſt unerwartet. Doch hatte der Fürſt dies in ſeiner Art, ſeine Entſchlüſſe mußten raſch ausgeführt werden. Wie im dumpfen Taumel ging der arme Jüngling umher, nichts denkend, nichts ſehend, als den bangen Schmerz der Trennung, und zwar einer Trennung auf ſo lange und auf ſo weit hin.

Dennoch war hier nicht eine Stunde zu zaudern. Es mußten die Reiſevorkehrungen getroffen werden. Auf ſeinen Wunſch begleitete ihn der alte Eberhard, deſſen Amt unterdeß der Kaſtellan übernahm. Er ſah den Meiſter nicht wieder. In aller Frühe öffnete ſich das große Thor und zwei Reiter zogen langſam über die Brücke. Von dieſen ſah der Eine unabläſſig zurück, und zwar nach dem kleinen Erkerfenſter, das an den Gemächern angebracht war, die der Meiſter nach dem innern Hofe zu bewohnte. An dieſem kleinen Fenſter erſchien eine Hand, die Grüße herabwinkte. Goswin zog ſeinen Hut, und ſchwenkte ihn in die Morgenluft hinaus.

Du läßt mich wieder von dir gehen! murrte er vor ſich hin. Ach, du weißt nicht, wie ich dich liebe, und wie gern ich bei dir bleiben möchte.

Herr Ritter, Ihr reitet zu nahe an den Fluß! rief Eberhard, und griff in die Zügel des Pferdes.

Ach, läge ich drinnen! ſeufzte der Jüngling.

Noch immer winkte die Hand; aber ſie war kaum mehr zu erkennen.

Ritter, Ritter! verſündigt Euch nicht an unſerer lieben Frau, die dort oben aus der Mauerblende uns nachſieht.

Goswin blickte um, verneigte ſich im Gebet und rief leiſe: Schütze ihn!

Die tiefe Niedergeſchlagenheit des jungen Ritters dauerte unausgeſetzt die zwei erſten Tage der Reiſe. Erſt als man das Ordensgebiet überſchritten hatte, nahm wieder etwas Heiterkeit bei ihm Platz. Während ſeines Trübſinns wollte er nur von dem Ordenshauſe, und deſſen Bewohnern ſprechen hören, und wenn Eberhard andere Gegenſtände berührte, lenkte er immer wieder auf dieſe ein.

Iſt Euch denn nichts von der merkwürdigen Erſcheinung, die noch in den letzten Tagen ſich ereignet, kund geworden, Ritter?

Nein. Erzähle.

Es war gerade in den Tagen des Feſtgewühls, wo man am wenigſten vermuthen ſollte, daß das finſtere Reich ſeine Boten ausſenden würde. Dennoch iſt es geſchehen. Die Sache iſt dieſe. Diego, ein alter Hausbediente des Meiſters, den er noch aus Venedig mitgebracht, hat die Erſcheinung erlebt, und ſie iſt nach ſeinem Berichte ausführlich niedergeſchrieben worden, mit Angabe von Tag und Stunde, wo ſich das Omen ereignet. Denn ein Omen iſt es ohne Zweifel, und noch dazu ein ſchlimmes. Dieſer Diego hat eben ſeinen Herrn zu Bette geleitet, als er den Gang, den alten Capitelſaal vorbei, die kleine Treppe der Königin Beatrix hinab und dicht an dem großen Remter in die Galerie lenkt, wo die Waffen der verſtorbenen Meiſter hängen. Es war fünf Uhr morgens; noch völlig finſter

Aber der alte Diego ſieht wie ein Kater im Finſtern. Wie er ſo die Galerie hinabgeht, und eben um die Ecke biegen will, um die Treppe zu erreichen, ſo hört er wie im Remter die Becher aneinander geſtoßen werden, und viel Geräuſch gemacht wird von Sprechenden und den Tritten und Schritten der Diener. Wie iſt denn das? denkt er bei ſich, ich habe gemeint, das ganze Schloß liege bereits im Schlafe, und hier tafeln ſie noch. Da ihm die Geſchichte, je länger er über ſie nachdenkt, um ſo ſonderbarer erſcheint, geht er endlich heran, und öffnet die kleine Thüre, die hier aus dem Gange in den Remter führt. Was erblickt er? An einer unendlich langen Tafel ſitzen der Großmeiſter, die ſämmtlichen hohen Gebietiger und eine Anzahl Ritter, die gar nicht zu zählen iſt. Aber es ſind alles Geſpenſter. Kein Fleiſch und Bein. Sie ſehen erdfahl aus und die Blicke haben ſie alle vor ſich hin gerichtet. Dazu brennen blaue Flammen oben an der Decke. Den alten Diego überrieſelt es kalt. Er hat doch ſprechen gehört, und jetzt, da er im Saale ſteht, iſt es mäuschenſtille darin, und all die große

Menge Ritter ſitzt ſtumm, und Keiner ſpricht ein Wort.

Den Anblick hätte ich nicht ertragen! rief Goswin.

Der Diego glaubte auch, daß es ſein Tod ſein würde. Er ſieht ſich vor allen Andern das Schattenbild des Meiſters an, den er vor ein paar Augenblicken im Bette liegend verlaſſen hat. Dann läßt er ſeinen Blick auf die alten Herren ſchweifen und zuletzt ſieht er, ganz unten an der Tafel ſein eigen Bild. Er ſitzt ſelbſt da, aber mit geſenkten Blicken wie die Andern.

War ich auch dabei?

Ihr nicht; aber von den jungen Rittern, die das Schloß haben verlaſſen müſſen, ſelbſt von dieſen ſind einige gegenwärtig geweſen. Als der alte Mann nun ſo ſieht und in der Angſt ſeines Herzens nicht weiß, ob er bleiben ſoll oder gehen, wendet ſich einer der Tafelnden um, und reicht ihm den Becher dar zum Trunke. Er will ihn nehmen, aber ſein eigenes Bild winket ihm, es nicht zu thun. Darauf gießt der Ritter den Inhalt des Bechers auf den Eſtrich aus, und ſiehe, es iſt dunkles, dampfendes Blut, und aus dem Blute entwickelt ſich allerlei Gewürm und ekles Gethier, das über den Boden dahinkriecht. Zu gleicher Zeit wird an der Wand, gegenüber den Tafelnden eine Inſchrift bemerkbar, die die Worte zeigt: Gerichtet! Und dann eine Jahreszahl; aber dieſe Jahreszahl hat der Diego, ſo ſehr man in ihn gedrungen, und die Wahrheit hat erpreſſen wollen, nicht angegeben. Er hat nur geſagt: die Zeit ſei ſehr nahe.

Das iſt eine grauſenvolle Geſchichte, ſagte Goswin. Warum habe ich denn nichts davon gehört?

Weil ſie mitten im Lärm der Feſte ſich ereignet hat, und begreiflicherweiſe hat der Meiſter nicht gewollt, daß man auch nur das kleinſte Wort davon ſprechen ſolle. Deshalb wiſſen es auch nur ſehr Wenige. Der alte Diego kann ſchweigen. Denn wenn der hätte reden wollen, es wären manche Dinge an den Tag gekommen, die wunderſamen Aufſchluß geben über die düſtere Gemüthsart des Meiſters.

Goswin rief unwillig: Das düſtere Gemüth iſt erklärlich, wenn man ſo großen Undank in der Welt erfahren hat.

Undank macht traurig, aber nicht düſter. Wenn ich weiß, ich habe nichts gegen Gott und ſeine heiligen Geſetze verbrochen, ſo kann ich wol tief betrübt ſein, wenn die Meinigen leiden, oder wenn ein Kreuz mehr zu denen, die ich ſchon trage, mir unvermuthet auferlegt wird, aber finſter und verzweifelt bin ich deshalb nicht; ſchon deshalb nicht, weil ich bei aller Ungebühr, die mir zuſtößt, doch immer weiß, daß mein Erlöſer lebt. Ich bin ein einfältiger alter Mann, aber ich habe funfzig lange Jahre hindurch die Großen und Gewaltigen dieſer Erde beobachten können. Ich verſichere Euch, Junker, manche von ihnen gingen in ihr letztes Kämmerlein ein, ſo wie ich nicht in das meinige eingehen möchte. Darum iſt es beſſer niedrig geboren ſein. Ich hätte längſt etwas weiter ſein können, und gar wol hätte man mich ſogar zu dem Gelübde zugelaſſen, aber ich dachte immer: Zehn Schritte vom Feuer ab, und du verbrennſt dich nicht! Jetzt können ſie mich fragen, ich kann ihnen mit gutem Gewiſſen ſagen: ich weiß nichts. Aber wäre mir bekannt geworden, was in dieſem ſchwarzen Winkel, was in jenem ſich einſt ereignet hat, was in dieſer vermauerten Blende ſteckt und welches Blut von jenen roſtigen Meſſern niederträufelt, was im Grunde dieſes Brunnes ſchläft und was in jener Mauerſpalte modert, dann wäre ich Mitwiſſer, und an jenem großen Tage, wo der große Wiſſende die kleinen Wiſſenden fragt, da müßte ich ſagen, haarklein, was mir als Geheimniß anvertraut worden, ſo aber ſage ich, ich weiß von nichts und ſage ganz laut: Was fragt ihr mich, ich weiß von nichts! —

Goswin überhörte dieſe Worte; er war noch immer mit Diego's Viſion beſchäftigt. Haſt du auch ſchon einmal den ſchwarzen Meiſter geſehen? fragte er plötzlich nach einer Pauſe.

Eberhard bekreuzigte ſich und antwortete nicht.

Nun, ſo ſprich doch. Ich frage, ob du das Geſpenſt geſehen haſt, das auf der Burg umwandelt, und das man den ſchwarzen Meiſter nennt. Es hat ein bleiches Haupt mit einer offenen blutigen Wunde mitten in der Stirn, und trägt einen goldenen Reifen im ſchwarzen, ſtruppigen Haar.

Ich verſtehe Euch ſchon, ſagte der Schließer. Die Wunde hat er von ſeinem eigenen Sohne, den er in Sünden erzeugte, und der ihn erſchlug. Das iſt der bleiche Robert.

Wir kommen jetzt in das Dorf, wo er ſpukt, bemerkte Eberhard, indem er auf die Ruinen einer alten Burg zeigte, die ringsum von Bauerhütten umgeben war.

Wir wollen dort übernachten.

Meinethalben. Ich fürchte mich vor keinem Teufelsgeſpenſte. Doch bedenkt, Herr Ritter, daß, wenn wir morgen das Kloſter erreichen wollen, wohin unſer Geleitsbrief lautet, wir nicht hier, ſondern in dem nächſten Marktflecken, einige Meilen weiter übernachten müſſen.

Das kümmert mich nicht. Wir bleiben hier. Doch du haſt mir nicht geantwortet, ob du den ſchwarzen Meiſter geſehen?

Ich habe ihn geſehen, antwortete der Schließer; doch fragt mich nicht wo. Ich weiß, daß der Satan umgeht wie ein brüllender Leu, und ſucht, wäre hier jedes Glück, unmöglich die Befriedigung. Nur in unſern Träumen dürfen wir die Seeligkeit ſchmecken, nur in ihnen reifen unſere ſchönſten Hoffnungen. Unbefriedigte Sehnſucht iſt Leben.“

Bis hierher gelangte der poetiſche Wettſtreit. Der Ritter ſchwankte eben, für welche der beiden Rednerinnen er ſich entſcheiden ſollte, als er den Blick aufrichtend im Bogengang ein Geſchöpf wie einen Leuchtkäfer auf ſich zukommen ſah. Als dieſer ſeltſame Nachtwandler ſich näher heranbewegte, konnte man unterſcheiden, daß ſeine Flügeldecken, wenn es wirklich ein Käfer war, mit den ſchönſten Brillanten incruſtirt ſein mußten; allein es war kein Käfer. Nach und nach entwickelte ſich eine menſchliche Geſtalt und zwar die einer kleinen Frau mit einem großen, etwas unförmlichen Kopfe, auf dem ein majeſtätiſches Diadem von blitzenden Steinen prangte. Mit ebendemſelben Schmuck war die Kleidung bedeckt und wen er verſchlinge. Aber es iſt ihm keine Macht gegeben über die, ſo Gott lieben.

Die Reiter zogen nun in das Dorf ein und vor die Schenke. Eine Herberge, um Reiſende aufzunehmen, gab es nicht. Aus den Erzählungen jenes Abends in der Zelle Kunz's von Lichtenſtein war Goswin dieſer Schauplatz der nächtlichen Frevelthaten des bleichen Robert's noch ſehr erinnerlich. Er hoffte nun mit dieſem finſtern Kameraden zuſammenzutreffen. Aber das Geſpenſt hatte ſeit lange ſich nicht mehr ſehen laſſen. Die Exorcismen, die man gegen daſſelbe in Anwendung gebracht, hatten, wie es ſchien, die beabſichtigte Wirkung gethan, und die jungen Mädchen und Weiber waren wieder ins Dorf hineingewandert, das ſie in ganzen Zügen verlaſſen hatten. Indeſſen ſtand das Häuschen, in welchem der nächtliche grauſenvolle Ueberfall ſich zugetragen, den wir bereits erzählt haben, noch immer unbewohnt. Eine roh bemalte Tafel hing an der Thüre, auf dieſem Bilde war ein Teufel dargeſtellt, dem Flammen aus den Nüſtern fahren und der ſich über den nackten Leib eines

Weibes hinſtürzt, und ſeine langen Wolfzähne in ihren Buſen eingräbt. Goswin beſah ſich dieſes Bild, und ſein Entſchluß war gefaßt, gerade in dieſer Hütte zu übernachten. Eberhard ſchaffte das wenige Geräthe herbei, das zur Bequemlichkeit des Nachtquartiers dienen ſollte, und das der Wirth der Schenke herlieh; denn in dem Häuschen ſelbſt befanden ſich nur die nackten Wände.

So ermüdet auch unſer junger Abenteurer war, er widerſtand dennoch den Anwandlungen des Schlafes, um die Erſcheinung nicht zu verſäumen, im Fall dieſe beabſichtigte, ihm einen Beſuch abzuſtatten.

Der Sturm, der den ganzen Tag über gewüthet, hatte ſich gelegt, und es war eine ruhige Nacht geworden. Der Mond ſtand in vollem Lichte am Himmel und warf ſeinen glänzenden Schimmer über die mit Schnee bedeckte Wieſe, welche ſich dicht vor dem Häuschen ausbreitete. Das alte Gemäuer, welches einſt eine heidniſche Burg geweſen, war von dem einzigen kleinen Fenſter aus ſichtbar, das das große Wohnzimmer der Hütte aufzuweiſen hatte. An dieſem Fenſter ſaß Goswin, das Haupt in die Hand geſtützt und dachte zurück an Ulrich, an den Lärm und das Gepränge der Feſte, die er vor kurzem verlaſſen. Dann gedachte er der Tage, die da kommen ſollten, und jetzt, da er es verſuchte, Vergangenheit und Zukunft aneinander zu ſetzen, erſchien ihm die gegenwärtige Minute ebenſo bedeutſam, wie es jene geweſen war, die er verlebte in der Nacht, wo er zum letzten Male vor ſeinem Aufbruch zum Ordenshauſe in der Halle mit dem Vater zuſammenſaß. Was Ulrich ihm geſagt über das Geſchick der Völker, ſowie über das einzelner Menſchen, die berufen waren, den Völkern voranzugehen und ſie zu leiten, wie er ihm die Zeit geſchildert, in der ſie lebten, und wie er ihn mit den Meinungen und Anſichten bekannt gemacht, die als Geheimlehren auftraten und in deren Keimen eine neue Zeit und neue Menſchen ſchlummerten, ſo überfiel eine eigenthümliche Wehmuth ſein Herz und der Gedanke drückte ihn ſchwer nieder: Werde ich auch ſein können, was man von mir fodert? — Aber dann erfüllte wieder Muth ſeine Bruſt; er nahm ſich feſt vor und in der Stille der Nacht ſchickte er dieſes Gelübde zum Himmel: daß er nicht zurückbleiben wolle, wenn die Beſſern und Edlern vorwärts ſtrebten, und daß er, ſo viel es in ſeinen Kräften ſtehe, das Schwert des Geiſtes führen wolle, ebenſo eifrig wie das Ritterſchwert an der Hüfte, wenn beides von ihm verlangt würde.

Mitten in dieſen Träumen und Gedanken ſtörte ihn eine Geſtalt, die in einiger Entfernung am niedrigen Fenſter und hell beleuchtet vom Monde ſtill ſtand, und, wie es ſchien, die Blicke geſpannt auf ihn gerichtet hielt. Goswin öffnete das Fenſter; die Nacht war ſtill, es rührte ſich kein Lüftchen. Die Geſtalt blieb unbeweglich.

Wer biſt du? fragte Goswin laut, und was ſuchſt du hier?

Der Vermummte antwortete nicht.

Er wiederholte die Frage und jetzt näherte ſich Jener dem Fenſter, ſchlug die Kutte zurück und zog einen Dolch hervor, deſſen Klinge im Strahl des Mondes blitzte. Dieſes iſt für dich, ſagte eine dumpfe Stimme, wenn du hingehſt, wohin man dich ſendet. Gehorche dem Bunde der Brüder der Nacht! —

Ich gehorche Gott und folge dem Rufe der Ehre und meiner Pflicht! entgegnete Goswin.

Es iſt der Weg des Verderbens, auf dem du wandelſt! Kehre um bei Zeiten! —

Entweiche! Verſuche es nicht mich zu ſchrecken; es wird vergebens ſein.

Der Vermummte erhob noch einmal den Dolch und ſchwang ihn drohend, alsdann glitt er in die Schatten der gegenüberſtehenden Häuſer. —

Die Nacht verging ruhig. Der bleiche Robert ließ ſich nicht blicken. Früh am Morgen zogen unſere Reiſenden ihre Straße weiter.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Der Prager Student.

Es waren erſt zwei Wochen vergangen und ſchon hatte ſich Goswin vollkommen in Prag eingerichtet. Er wohnte im Hauſe eines Arztes, der ſich mit ſeiner Familie, die aus Frau, Tochter und Nichte, nebſt einem Sohne beſtand, offen zu der neuen Lehre bekannte. Der Sohn war einer der bevorzugten Schüler des Huß. Goswin bewohnte mit dieſem ein Zimmer im obern Stock des Hauſes und war der Mittag- und Abendgenoß der Familie, die ſich zu beſtimmten Stunden geſellig verſammelte.

In dem nächſten Städtchen auf fremdländiſchem Boden legte Goswin das Ordenskleid ab. Mit welchen Gefühlen er dies that, läßt ſich kaum beſchreiben. Der weiße Mantel war ihm durch ſeltſame Schickſale, durch Kummer wie durch Luſt ſo werth geworden, daß er ihn als ein Heiligthum erachtete. Er betrachtete ihn mit Wehmuth, ehe er ihn in Falten legte und zu den übrigen Ordensabzeichen in einen Koffer packte. Auf dem ſchwarzen Kreuze hafteten beſonders ſeine Blicke. Wie glücklich war er geweſen, als die Hand des ehrwürdigen Großtreßlers dieſes Kreuz an die Stelle geheftet hatte, wo es ſich jetzt noch befand. Die Nacht war ihm gegenwärtig, als er einſam auf ſeinem Lager, die Nacht nach dem Tage der Aufnahme, heimlich die Gelübde wiederholte, die er öffentlich abgelegt. Damals, in der Stille der Nacht, hatte er das Kreuz mit Inbrunſt geküßt und jetzt — küßte er es wieder mit Inbrunſt. Aber auch jener Ritt durch den Wald kam ihm neu in den Sinn, wo er entronnen war den feurigen Liebesnetzen der ſchönen Witwe, und wo es ihm gelungen war, den Glanz des heiligen Symbols rein zu erhalten. Auch das

Schwert betrachtete er mit einer Art Andacht, dann die Sporen. Als alle dieſe Dinge vor ſeinen Augen verſchwunden waren und er ſich ſelbſt in der einfachen ſchwarzen Bürgerkleidung ſah, wurde ihm die Vorſtellung erſt recht deutlich, wie der Meiſter in kluger Vorſorge mit Abſicht jedes äußere Merkmal, das ihn auf ſeinem neuen Lebenswege beirren könnte, entfernt hatte.

In Prag ſelbſt nahm er die Tracht der Studenten an und dieſe beſtand in einem feinen dunkeln, gemeiniglich ſchwarzen Unterkleide, nebſt langem Mantel, der aber gewöhnlich abgelegt oder über den Arm geſchlagen wurde. War der Mantel entfernt, ſo zeigte ſich die Geſtalt vortheilhaft in einem engen Wamms geſchnürt, mit einem breiten Gürtel, an welchem Schreibzeug und ein kleines zweiſchneidiges Meſſer hing, — das zu tragen aber neuerdings von dem Rector magnificus verboten worden war, wegen der vielen Händel, die ſich gerade in dieſer neueſten Zeit ereigneten — und in eng anliegenden Beinkleidern, die bis auf die Ferſen gingen und das ganze Bein in ſeiner Fülle und ſeinem mehr oder minder ſchönen Baue zeigten. Die Landsmannſchaften der Polen, Franzoſen und Norddeutſchen zeichneten ſich aus, indem ſie in ihrer Mitte die jugendlichſten und ſchlankſten Geſtalten aufzuweiſen hatten, die Böhmen ſelbſt waren im Wuchs kurzgedrungen und derb, dafür zeigten ſie die ausdrucksvollſten Köpfe, denn in ihren Phyſiognomien verſchmolz ſich der italieniſche Geſichtstypus mit dem ſlaviſchen und zechiſchen, welche Miſchung ein originales Gepräge gab.

Immer bisher gewohnt in Burgen und auf Schlöſſern zu leben, hatte der Aufenthalt in einer Stadt, und noch dazu in einer ſo volkreichen wie Prag, anfangs etwas Befremdliches für Goswin. Die enge Straße, in der er wohnte, ließ nur wenig Licht in die kleinen, mit runden Scheiben verſehenen Fenſter fallen, und dieſes wenige Licht war noch getrübt durch allerlei Geräthe, Bücherrepoſitorien u. ſ. w., die an den ſchmalen Fenſterwänden aufgeſtellt waren. Goswin war gewohnt durch hohe Säle zu ſchreiten, hier gab es keine Hallen, das größte Zimmer im Hauſe, das Gemach, wo die Familie ſich verſammelte, war ſo beſchränkt an Raum, daß es ſchien, als müßte die ſtolze und ſchlanke Geſtalt des jungen Gaſtes an der mit zierlichem Schnitzwerk ausgelegten Decke anſtoßen, und als paßten in dieſe Räume Menſchen dieſer Art wenig, als ſeien ſie für eine andere Race gemacht. In der That hatte der freie und kühne Sohn des Nordens nicht viel in der äußern Erſcheinung mit dieſen Städtern gemein. Wir wollen die Familie, mit der wir es jetzt zu thun haben, etwas näher ins Auge faſſen.

Stephan Krzény, der Vater, war ein Mann, der von mannichfachen Schickſalen in der Welt umhergetrieben werden. Er war noch nicht ſechzig Jahre alt und ſchon zeigten Geſtalt und Miene etwas Greiſenhaftes. Von Natur hatte er einen leichten ſchlanken Körper erhalten, allein Mühſeligkeiten, Kummer und Krankheit hatten dieſen Körper gebeugt und ihn zu einer krankhaften Magerkeit ausgedörrt. Sein Haupt war mit krauſem, aber dabei ſchneeweißem Haar bedeckt, die Augenbrauen hatten dagegen noch ihre tiefe Schwärze beibehalten, welches dem bleichen, mader Schleier eingefaßt. Wir errathen ſchon nach dieſer Toilette, daß die Dame, die auf unſeren Ritter zukam, Niemand anders, als die Fee Kokombre ſein konnte. Sie begrüßte ihren Gaſt mit ihrem eigenthümlichen graziöſen Lächeln, bei welcher Gelegenheit der Ritter nicht wenig über den großen Zahn erſchrak, der trotz des Dämmerlichts ſich aufs Pikanteſte bemerkbar machte.

„Mein Herr,“ begann die Fee, indem ſie, eine kleine Verlegenheit zu verbergen, mit ihrem Fächer ſpielte, „ich ſtöre Sie doch nicht? Wollen Sie dem Wettſtreit noch länger zuhören? Ich verſichere Sie, man kann ihn bis in alle Ewigkeit ausdehnen und am Ende iſt doch nichts gewonnen und beide Theile behalten Recht. Wenn Sie mich fragen, ſo muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich dieſen ganzen Kampf zu den völlig nutzloſen Subtilitäten rechne, um die man ſich nur ſtreitet, wenn man Langeweile hat. Doch ſehen Sie da, das Wort Langeweile bringt mich auf gern Geſichte einen eigenthümlichen Ausdruck gab. Einen Bart trug er nicht, deshalb war es auch möglich die Züge des feingeſchnittenen Mundes genau zu ſehen und ihr wechſelvolles Spiel zu betrachten. Lag in den Augen Mistrauen und Schärfe, ſo lagerte ſich nicht ſelten um die Winkel dieſes ausdruckvollen Mundes ein gewinnender Zug von Gutmüthigkeit. Stephan Ktyzeny hatte ſeine Laufbahn damit angetreten, daß er mit einem ſogenannten Wunderdoctor die Märkte bezog, und deſſen Medicamente unter die Menge vertheilte, auch ſelbſt einige Wundercuren verſuchte. Es fanden ſich bemittelte Gönner, die den Knaben aus dieſer Dienſtbarkeit erlöſten und ihn in eine geregelte Schule brachten. Hier lernte er mit Eifer; leider legte er durch dieſe Anſtrengungen den Grund zu ſeiner ſpätern, unausgeſetzten Schwäche und Kränklichkeit. Einige Jahre wurden hingebracht mit Wanderungen in entlegene Länder, bei welcher Gelegenheit der arme Scholar in die Gefangenſchaft eines Piraten gerieth, und längere Zeit als Sklave in Tunis den Garten bebauen mußte. Seine ärztlichen Kenntniſſe halfen ihm auch hier, waren aber auch zugleich Urſache einer gefahrvollen Verfolgung, der er durch eine kühne Flucht entging. Nach Europa zurückgekehrt, kam er zuerſt nach England, in das Haus eines Pächters, der ihn für geringen Lohn beſchäftigte. Die Frau dieſes Pächters erkrankte, Stephan heilte ſie, und die Geneſene faßte eine heftige Leidenſchaft für ihren Pfleger. In heimlicher Flucht verließ ſie mit ihm Mann und Kinder. Nun kamen Jahre der trübſten Erfahrungen, des herbſten Kummers. Stephan ſuchte Brot und fand keins. Dazu kam, daß er in England mit den Lehren Wikleff's bekannt geworden war und ſich offen zu dieſen bekannte. Sein Weib war ebenfalls eine leidenſchaftliche Anhängerin der ketzeriſchen Neuerungen, Grund genung, beide wieder wegzutreiben, wenn es ihnen auch gelungen war, irgendwo eine Stätte zu finden. Endlich, nachdem drei Kinder ſich bereits dem wandernden Aelternpaare angeſchloſſen, fügte es ein glücklicher Zufall, daß der König Wenzel auf einer Reiſe im Gebirge erkrankte und daß Stephan ſich gerade in der Nähe befand und dem Fürſten Beiſtand leiſten konnte. Hierdurch war ſein Glück gemacht. Der König zog ihn nach Prag und machte ihn zu ſeinem Hofmedicus. Intriguen und Cabale ließen ihn zwar dieſe Stelle bald wieder verlieren, doch hatte er bereits in Prag eine ſo umfangreiche Praxis gewonnen, daß er ſeinem Erwerb ſelbſtändig nachgehen konnte. Der König entzog ihm dabei ſeine Gunſt nicht, doch ein Beſchützer dieſer Art, der ſich ſelbſt ſtets in zahlloſen Verlegenheiten befand und ſelten im vollen Genuß ſeiner Macht war, konnte nur einen geringen Halt gewähren, einen weit ſtärkern fand Stephan in der Freundſchaft des großen Reformators, deſſen Lehren ſich über die ganze geſittete Welt zu verbreiten anfingen, und deſſen Macht und einflußreiche Stellung von Tage zu Tage ſtieg. Johann Huß hatte keinen liebern Freund als den Arzt Stephan Kryzény, mit dem er gleichſam ein Herz und eine Seele war. Da Huß in Prag ſelbſt, wo er lehrte und wirkte, einen unermeßlichen Anhang hatte, ſo war es natürlich, daß der Arzt, ſein Freund, in allen denen Häuſern Eintritt und Beſchäftigung ſand, die entweder heimlich oder öffentlich zu der neuen Lehre ſich bekannten. Jetzt hätte für Stephan eine Periode wahren Glücks eintreten können, wenn nicht häusliches Leid ihn befallen. Zwei ſeiner Kinder ſtarben, ein in Prag gebornes Mädchen und einer der zwei Knaben, die mit ihm gekommen waren. Es blieben ihm nur ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn entſprach anfangs nur wenig den Hoffnungen, die der Vater auf ihn geſtellt; er zeigte eine rohe Natur und ſtrebte ſeinen Ruhm da zu erreichen, wo der Vater ihn nie geſucht, nämlich auf dem Kampfplatz. Beſtändig in Händel verwickelt, ſchlug ſich Joſeph Krzény immer auf Landſtraßen und Schenken mit ſtreitfertigem Geſindel aller Art. Von dem Vater trennte er ſich früh und kam nur zu ihm, wenn ihn das äußerſte Elend trieb. Immer wieder wurde der verlorne Sohn liebreich aufgenommen, neu gekleidet, mit guten Lehren verſehen und bald unter dieſe, bald unter jene Aufſicht geſtellt; aber immer wieder entlief er und war einſt ſogar auf Jahre verſchollen. In dieſer Zeit, wo ſeine Aeltern nichts von ihm wußten, hatte Joſeph Kriegsdienſte genommen, und als er wieder im väterlichen Hauſe erſchien, zeigte er eine tüchtige Narbe vor, die ihm die linke Wange geſpalten und einen Theil des Ohrs hinweggenommen hatte. Diesmal machte der Vater ſeinem Unglückskinde ernſtliche Vorſtellungen, aber auch dieſe hätten nicht gefruchtet, wenn der rohe, gewiſſenloſe Jüngling nicht die Bekanntſchaft Huſſens gemacht, und wenn nicht hierdurch eine merkwürdige Veranderung in ſeinem Weſen vorgegangen wäre. Der Wilde wurde geſittet, der Rohe zahm gemacht; der ſcheinbar unheilbare Wüſtling wurde der Stolz und die Freude ſeiner Aeltern. Hatte Joſeph früher nie ein Buch anſehen mögen, ſo war es jetzt faſt unmöglich, ihn von den Büchern wegzubringen. Er ſtudirte Tag und Nacht und gewann die Kenntniß der Sprachen, die da nöthig war, um mit Erfolg in theologiſche Schriften ſich hineinzuarbeiten. Denn Joſeph wollte ein Prediger des Wortes Gottes werden, des geläuterten Wortes, wie Huß es lehrte.

Wer war glücklicher über dieſe Wandlung als der alte Vater, der jetzt ſein Haus und ſeinen Namen gleichſam feſt gegründet ſah. Zu gleicher Zeit war dieſer eifrige Schüler ein neues Band, das die alten Freunde zuſammenknüpfte. Es verging faſt kein Tag, wo der Reformator nicht in der Familie des Arztes erſchien und hier ein hochgefeierter und lieber Gaſt war. Wenn die Mühen des Tages ihn erſchöpft hatten, wenn er zwölf Stunden unausgeſetzter Thätigkeit auf dem Katheder und in den Disputationen und Repetitionen mit ſeinen Schülern, mit Beſuchen fremder Gelehrter hingebracht, dann war es Johann Huß eine willkommene Erquickung in der grünen Stube, an dem ihm zugewieſenen Ehrenplatz, zur Seite des mit ſchwarzem Fließ geſchmückten Ofens zu ſitzen und dem Geplauder der jungen Mädchen zuzuhören, die ſich hier in dem gaſtlichen Hauſe oft um den runden Abendtiſch verſammelten und Spiele ſpielten. Der große Mann liebte die Jugend; ſein Auge verließ gern die gelben Pergamentblätter mit den unleſerlichen Schriftzügen irgend eines gelehrten Mönches gefüllt, um auf der blühenden Wölbung einer roſigen Wange auszuruhen. Bei ſolchen Gelegenheiten war der berühmte Mann munter und geſprächig wie der jüngſte Scholar. Gab es in den Vorfällen des Tages wichtige Dinge zu beſprechen, ſo ſaßen die beiden Männer in dem Kloſet des Arztes, und hier unter all den Mirakeln, den in Spiritus geſtellten Misgeburten, den ausgeſtopften Schlangen und dem Gewürm aller Art, dicht unter dem Bilde des Todes und unter deſſen unmittelbarer Machtruthe ſitzend, verhandelten die freien Männer kühn und feſſellos die ewigen Fragen des Lebens, und aus ſo niedriger und gedrückter Behauſung, aus dem Gewirre ſo vielen angehäuften Staubes und Schuttes flogen, gleich zwei kecken Adlern, die edeln Geiſter in die höchſte und klarſte Bläue des Himmels. Aber dieſe Geſpräche durften nur Eingeweihte anhören. Huß ſprach ſich unter vier Augen mit ſeinem Freunde in ſo gefährlicher Kühnheit aus, wie er nie gewagt hätte es öffentlich zu thun. Die blutigen Kämpfe der zunächſtfolgenden Jahre nach dem ſchmachvollen Tode des edeln Lehrers, waren bereits in dieſen geheimen Unterredungen im Keime enthalten. Sowol Stephan als ſein großer Genoſſe verhehlten ſich nicht, welche Feuerbrände ſie in die Welt ſchleuderten und wie viel der Verwirrung, des Kampfes, des Jammers ſie über die Zukunft heraufbeſchworen, allein des redlichen Willens in ihrer Bruſt mit der ganzen Inbrunſt des edelſten Herzens bewußt, zögerten ſie keinen Augenblick den Weg weiter zu wandeln, den ſie betreten hatten.

Von den männlichen Mitgliedern des kleinen Familienkreiſes wollen wir zu den weiblichen übergehen. Joſeph Kiyzény war nicht wohlgebaut und nicht ſchön weder an Ausdruck, noch in der Form des Geſichts. Er war noch nicht fünfundzwanzig Jahre und ſah bereits wie ein Mann von vierzig aus. Die finſtern Augenbrauen hatte er vom Vater, dazu kam, daß das krauſe Haar, das beim Vater den hellen Silberſchimmer zeigte, bei ihm noch in ſeiner ganzen wilden und ungefügigen Fülle prangte und ſich wie eine ſchwarze Gewitterwolke bis tief in die Stirne zog. War Joſeph das Ebenbild des Vaters, ſo war Eliſabeth das der Mutter. Sie hatte die blauen Augen, die Zartheit der Formen und der Hautfarbe der Töchter des Inselreichs. Ein ſchmales Oval wurde von blonden Locken eingefaßt, die kunſtlos auf den Nacken und die Schultern niederfielen, ein lieblicher friſcher Mund und die ſchönſten Zähne halfen dem Bilde eine ungemeine Lieblichkeit zu verleihen. Eliſabeth war keine blendende Schönheit, ſie war ein ſanftes, unſchuldvolles Kind, vielleicht zu Leiden geboren, die eine allzugroße Reizbarkeit und Empfänglichkeit des Herzens ihr zuziehen ſollten. Denn ſo wie die Mutter ſtill und ohne äußere Merkmale ein reiches und ſtets bewegtes Leben im Innern verbarg, ſo ſah man auch dieſer ſtillen Tochter nie an, wenn Kummer oder Freude ſie bewegten. Ohne Zweifel theilte ſie ebenfalls mit ihrer ganzen Familie den Enthuſiasmus für die Lehre Johann Huſſens, aber man hörte nie, daß ſie ſich in Streitigkeiten einließ, wie ſie damals in dem aufgeregten Prag ſelbſt unter Frauen etwas Gewöhnliches waren, und dem leidenſchaftlichen Bruder gelang es nicht, ſeine ruhige und jungfräuliche Schweſter zu einer „Disputation“, wie er es nannte, zu bringen.

Wurde jedoch ein ſolches Geſpräch geführt, ſo ſah man wie ſie innerlich daran Theil nahm, wie der Blick ihrer dunkeln, gleichſam aus der Seelentiefe auftauchenden Augen, ſich bald auf dieſen, bald auf jenen Sprecher richtete, und ein kaum merkbares Lächeln beim Schluß der Controverſe dem ſiegreichen Redner, auf deſſen Seite ihre eigene Meinung ſich befand, Recht gab.

Je weniger Eliſabeth ſich in theologiſche Geſpräche einließ, um ſo eifriger that es eine junge Verwandte des Hauſes, Roſa Velliges, die reiche Tochter eines Senators, der ſein einziges Kind abgöttiſch liebte. Roſa war eine kleine feurige Brünette und von einer unbeſchreiblichen Volubilität der Zunge. Stephan behauptete oft ſcherzweiſe von ihr, ſie könne ein ganzes Concil in Grund und Boden ſprechen, wenn ſie alle Segel ihrer Zungengeläufigkeit aufzöge. Mit dieſer rüſtigen Kämpferin ſtritt ſich Joſeph jetzt ebenſo wacker herum, als er es früher, da er noch im Stande der Wildheit lebte, auf den Landſtraßen und in den Verſtecken mit Raubgeſindel gethan hatte. Nur war er hier immer der Sieger, was den eigentlichen Beweggrund, warum ich eine Zuſammenkunft zwiſchen uns Beiden veranſtaltet habe. Meine Geiſter haben Sie getroffen, wie Sie eben einen ganzen Kreis von Zuhörern um ſich her in Schlaf verſenkt hatten und zwar in einen Schlaf, der nicht auf überreizte Nerven, durch Nachtwachen ermüdete Organe fiel, ſondern die geſundeſten Naturen plötzlich ſo vollſtändig in Feſſeln ſchlug, daß von allen dieſen trefflichen Zuhörern bis jetzt noch Keiner Ihr Verſchwinden bemerkt hat. Das heiß ich Talente haben, mein Herr. Wie ſchade, wenn eine ſo herrliche Gabe unbenutzt bliebe. Kommen Sie, im Palaſte liegt meine Tochter in einem Zuſtande, der weder Schlaf noch Wachen iſt, um ſie zu heilen kommt es darauf an, ſie in dieſelbe kräftige Bewußtloſigkeit wie jene Bauern zu verſetzen. Sie ſind der Mann, um dieſes Wunder auszuführen. Erzählen Sie ihr die Geſchichte Ihrer Liebe.“

er damals zu ſein ſich nicht eben oft ſchmeicheln durfte.

Das dritte bevorzugte junge weibliche Weſen dieſes Kreiſes war Velaska Kryzény, eine ehemalige Nonne, die ihr Kloſter hatte verlaſſen müſſen auf ausdrücklichen Befehl ihres Vaters, der ihr in dem Hauſe ſeines Bruders ein Aſyl gegeben hatte, indem er ſelbſt bei ſeinem herumziehenden Leben, er war Anführer eines Söldnerheeres im Dienſte einiger kleinen italieniſchen Städte, ſeiner Tochter keine Heimat bieten konnte. Velaska war jedoch Nonne geblieben, trotzdem daß die Kloſtermauer ſie nicht mehr umſchloſſen hielt. Aeußerlich machte ſie die Oppoſition der Familie mit, innerlich hing ſie noch an den Lehren und Anſichten, die von früheſter Kindheit an ihr von einer rechtgläubigen Mutter waren eingeprägt worden. Selbſt das dunkle einfache Gewand, das ſie nie mit einer hellfarbigen, modiſchen Kleidung vertauſchte, erinnerte an die frühere Nonnentracht. Mit Eliſabeth theilte ſie die Schweigſamkeit, aber Eliſabeth ſchwieg mit wohlwollendem und befriedigtem Herzen, die ehemalige Nonne jedoch ſchwieg, weil ſie die Klage und die Bitterkeit, die ſich in ihrem Buſen angehäuft, Niemandem mittheilen wollte. Wäre ſie in einer Umgebung geweſen, die ſie verſtanden hätte und die den Willen und das Bedürfniß gehabt, ihr entgegenzukommen, die ſtille Belaska wäre mittheilſam und geſprächig geworden. Es gab Augenblicke, wo ſie es ſogar jetzt ſein konnte, wenn ein Gegenſtand ihrer beſondern Theilnahme berührt wurde. Aber wie ſelten kam ein ſolcher Gegenſtand. In der Familie wurde nie von Mirakeln und Heiligenlegenden geſprochen, geſchah es dennoch, ſo ſpottete man darüber, als über eine der Erfindungen der entarteten Kirche — Belaska aber war nicht allein in dieſem Punkte gläubig, ſondern hatte ſelbſt Viſionen. Nur einmal hatte ſie verſucht von dieſen Gnadenbezeigungen des Himmels, als welche ſie die ihr zutheilwerdenden Erſcheinungen anſah, zu ſprechen, und da ſie auf die entſchiedenſte und rückſichtloſeſte Oppoſition traf, die ihre heiligen Träume für ein leeres Gaukelſpiel kranker Phantaſie erklärte, war dies das erſte und auch das letzte Mal. Velaska fühlte ſich in dieſem Hauſe höchſt unglücklich und dieſes Unglück zehrte an ihrem Leben. Dennoch erfuhr Niemand, daß in dieſem ſonſt ſo fröhlichen Kreiſe ein Weſen war, das ſich dem Tode entgegenſehnte. Nur Eliſabeth hatte eine Ahnung hiervon, aber auch nur eine Ahnung, denn auch ihr hatte Velaska ſich nie mitgetheilt.

Auf die Bewohner dieſes Hauſes, ſo wie wir ſie geſchildert, machte nun das Erſcheinen des jungen Gaſtes, der auf längere Zeit ſich hier einbürgern ſollte, einen verſchiedenen Eindruck, je nachdem der Charakter des einen oder des andern Mitgliedes der Familie von dem Ankömmling eine Vermehrung oder eine Verminderung ſeiner gewohnten Genüſſe hoffen oder fürchten zu müſſen glaubte. Wir haben ſchon bemerkt, daß der wahre Stand unſeres jungen Helden hier ein vollkommenes Geheimniß war, er galt für einen der vielen norddeutſchen Edeln, die der Ruf der berühmten Hochſchule angezogen hatte, und die Waffen und ritterliche Spiele verließen, um dem ungewohnten Reize zu folgen, den die Beſchäftigung mit den in Mode gekommenen Wiſſenſchaften auf ſie ausübte. Die Schönheit und Friſche Goswin's machten zuerſt auf die Mutter Eliſabeth's einen günſtigen Eindruck, ſie geſtand ſich im Herzen, daß ſie einen ſolchen Sohn zu haben wünſchte, und daß er ſie an die Söhne ihres Landes erinnere. Wenn die kleine, gedrungene Geſtalt Joſeph's neben dem Gaſte ſtand, ſo war ihrem mütterlichen Auge der Unterſchied ganz beſonders auffällig. Goswin ſeinerſeits benahm ſich voll Ehrfurcht gegen die Matrone, und zwar geſellte ſich dieſer Ehrfurcht eine kleine Beimiſchung von Galanterie zu, für die ältere Frauen ganz beſonders empfänglich zu ſein pflegen. Frau Betſey, wie ſie von den Freunden der Familie genannt wurde, war früher eine Schönheit geweſen und man ſah ihr dies, trotz der widrigen Schickſale, die ſie überſtanden, und der Jahre, die auf ihr laſteten, immer noch an. Was den Eindruck betrifft, den Goswin auf die jungen Mädchen des Kreiſes ausübte, ſo wollen wir dieſes ſchildern, indem wir ein Geplauder belauſchen, das Eliſabeth mit ihrer Couſine und ihren

Freundinnen bald nach der Ankunft des neuen Hausgenoſſen hielt.

Es war einer jener Abende, wo die beiden Häupter dieſes Kreiſes ſich in vertraulichem Geſpräch zurückgezogen hatten, und wo die jungen Mädchen in der Geſellſchaftsſtube ſich unter ſich befanden. Die lebhafte Roſa öffnete die Schranken des Turniers, in welches ſechs geläufige und kampfbegierige Zungen, wir rechnen die Velaska's nicht mit, die weder geläufig noch kampfbegierig war, einritten. Man ſagt, hub Roſa an, daß im Norden das neue Licht, das auf unſerm Herde entglomm, Eingang gefunden hat, und das will etwas ſagen, wenn eine Lehre bei den Eisbären Glück macht! Alsdann muß ſie ſchon eine ſehr ſiegreiche Macht mit ſich führen.

In deiner Behauptung finde ich zwei Irrthümer, nahm eine junge Engländerin, eine Freundin Eliſabeth's und mit dieſer im engſten Vertrauen lebend, das Wort. Der eine Irrthum iſt der, daß du behaupteſt, in Böhmen ſei das neue Licht entzündet worden, laß dir ſagen, mein Engel, daß dies bei mir, in England, geſchah und dann — du nennſt den jungen Mann einen Eisbären. Wenn du damit ſagen willſt, daß er weiß von Geſicht iſt, und daß er die Röthe und Farbe eines Mädchens hat, ſo magſt du Recht haben, aber willſt du ihn einen Bären nennen, weil du ihn ungelenk und ohne Bildung findeſt, ſo weiß ich nicht, ob ich dich deiner Blindheit wegen beklagen oder beneiden ſoll.

Hört es! rief Roſa, dieſe kleine blonde Dame iſt für den Neuling eingenommen. Allerdings, er ſieht fade und läppiſch genug aus, um gewiſſen Inſulanern zu gleichen, die ich alle durch die Bank nicht leiden kann, ſchon deshalb nicht, weil ſie ſich in ihrem Dünkel als die Erſten der Erde darſtellen. Ich wüßte wahrlich nicht, was der verlaufene Prädicant, von deſſen verworrenen Lehrſätzen wir einiges adoptirt haben, um ein wirkliches Syſtem und eine haltbare Doctrin daraus zu ſchaffen, irgend Großes geleiſtet haben ſoll, um ihm, wenn auch den niedrigſten Platz unter unſern Ehrenmännern anzuweiſen? —

Roſa Belageo, bat Eliſabeth, ich bitte dich, laß nur heute deine Doctrin aus dem Spiele!

Ich will dir erlauben, wenn Männer dabei ſind, über den Abendmahlkelch und über das Concilium zu Nicäa ſo viel du nur immer willſt zu ſprechen, nur hier wollen wir nicht mit gelehrten Dingen uns beſchäftigen.

Das iſt eben das Unglück, murrte Roſa, daß dieſe wichtigen Geſpräche, die eine Frau wie einen Mann im Leben wie im Sterben ſtets beſchäftigen ſollen, dir und andern Mädchen deiner Sorte immer nur als gelehrte Dinge erſcheinen.

Deiner Sorte? rief Coralie. Und was iſt das für eine Sorte? Sind damit vielleicht auch die engländiſchen Mädchen gemeint? Alsdann will ich die Ehre haben, dir zu berichten, daß keine Frau der Erde mehr ſich mit wichtigern Dingen zu beſchäftigen weiß, als eine Frau in England. Aber freilich, ſie bringt nicht immer auf die Zunge, was ſie im Herzen hat. Dies iſt der Unterſchied zwiſchen einer Böhmin und einer Engländerin.

Ein zweiter Unterſchied, nahm eine Freundin Roſa's das Wort, möchte ſein, daß die Böhminnen die ſchönſten ſchwarzen Augen haben und ein Haar, das wie Seide weich und an Farbe gleich dem Gefieder des Raben iſt. Wie heißen doch die Verſe des Dichters — Carola? —

Ich weiß es nicht, entgegnete Carola. Mein Vater ſagt, daß Verſe und Bilder, beides teufliſcher Unfug iſt.

Deshalb, ſagte Coralie giftig, hält man die Böhmen gewöhnlich auch für Juden.

Schon recht! rief Roſa. Aus den Juden ging der Meſſias hervor.

Aber auch die krummen Naſen, der ſpitzige krauſe Bart, und die Unſauberkeit gingen aus den Juden hervor, ſetzte Coralie raſch hinzu.

Ich bitte euch, ſtreitet nicht, ſagte Eliſabeth ſanft. Wir wollen bei dem Gegenſtande bleiben, von dem wir ausgingen. Was mich betrifft, ſo gefällt mir unſer Gaſt eben nicht übermäßig, aber er misfällt mir auch nicht. Haſt du nicht bemerkt, mit welchem aufmerkſamen Auge er jeder Bewegung folgt, die meine gute Mutter macht? Man ſieht es ihm an, daß er die Wünſche, die ſie etwa hegt, zu errathen ſtrebt, um ſie zu erfüllen, ſo weit es in ſeinen Kräften ſteht. Sicherlich iſt er ein guter Sohn, und wer ein guter Sohn iſt, der —

Der wird auch ein guter Ehemann! rief Carola. Nicht immer, meine Beſte.

Ich habe das auch nicht ſagen wollen, ergänzte Eliſabeth ihre Rede, indem ſie unwillig und erröthend niederſah. Sondern ich wollte behaupten, ein ſolcher beſitzt ein unverdorbenes Herz.

Was mich betrifft, ſagte Roſa, ſo liebe ich die verdorbenen Herzen bei jungen Männern.

O geh — geh! rief Cöleſte, das iſt wieder eine von deinen extravaganten und übelklingenden Behauptungen! —

Ich will dir ſagen, Kleine, wie ich's meine, und du wirſt hoffentlich ſehen, daß ich nicht Unrecht habe. Bei uns Frauen, es iſt Gott zu klagen, findet die Mode ſtatt, daß wir uns einer gewiſſen Unſchuld zu befleißigen haben. Mancher gelingt es, daß ſie ſich dieſe Mode ſo zu eigen macht, daß ſie, was für den größten Triumph gilt, ihr ganzes Leben hindurch für eine einfältige Gans gilt. Was ſie im Geheimen iſt, das

Der Ritter hörte dieſe Aufforderung mit einer Miene an, die da anzeigte, daß er nicht übel Luſt habe, der ſonderbaren Geſtalt, die vor ihm ſtand, und die ihn mit dem angeſtrengten Blicke ihrer hervorquellenden Augen fixirte, eine etwas trockene Abfertigung zu geben; aber die Fee ließ ihm keine Zeit, ſeine Entſchlüſſe auszuführen, ſie hing ſich, ſo gut es gehen wollte, an ſeinen Arm und zwang ihn gleichſam, mit ihr den Gang zum Palaſt anzutreten. Während des Gehens ſchwatzte ſie mit der größten Geläufigkeit über tauſend verſchiedene Dinge, ſo daß der Ritter nicht eher Zeit fand, ſeine Einwendungen laut werden zu laſſen, als bis es zu ſpät war und ſie in dem Gemach der Fee Jonquille ſtanden.

Die unglückliche Fee lag auf einem Ruhebette von bläulich weißem Atlas mit ſilbernen Sternen beſtreut. Ein langer Schleier hüllte ſie ein und ließ von der ſchlanken Geſtalt nichts

Herz, wie man ſagt, auf dem rechten Flecke haben, bei der Liebe iſt dies nicht nöthig. Ich verliere zu viel Zeit, wenn ich gezwungen bin, erſt einem blöden Jungen die Zärtlichkeit beizubringen, ich will ſie ſchon fertig vor mir finden. Ein verderbtes Herz weiß auch ganz anders energiſch zu lieben, und unſer Frauengemüth mit tauſend kleinen amüſanten Erfindungen und Einfällen zu kitzeln. Und warum? Weil es ſchon ſo viel geliebt hat und deshalb verſucht, die ſo nothwendige Launenhaftigkeit und Abwechſelung in das ſonſt ſo fade Spiel zu bringen. Mit einem verderbten jungen Manne weiß ich, woran ich bin. Ich ſage mir gleich: Ach, an dir iſt nichts mehr zu verderben! Ich werde um deinetwillen mir keinen Zwang anthun, und meinerſeits nicht jene gänſehafte Unſchuld und Unerfahrenheit heucheln, die einige Gimpel, die ſich mit Frauenerziehung abgeben, von uns Frauen verlangen; bei dir werde ich mich gehen laſſen! — Das iſt denn ein bequemer Genuß. Wenn er dann ſeine Praktiken anfängt, mich verlaſſen will, weil er meiner überdrüſſig geworden, ſo bin ich ſchnell bei der Hand und kündige ihm zuerſt, ſodaß ich auch da im Vortheil bin.

Entſetzlich! ſeufzte Eliſabeth. Du willſt alſo damit ſagen, daß ein verderbtes Weiberherz über ein verderbtes Männerherz den Sieg davon tragen kann, wenn es will.

Verderbt oder nicht verderbt! Ich will über ein Wort nicht ſtreiten, genug, die Sache wird Jeder von uns einleuchten.

Roſa hat nicht ſo ganz Unrecht, ſagte Cöleſte. Betrogen werden wir doch von den Männern, und nehmen wir einen bereits Verderbten, ſo haben wir den Troſt, daß wir nicht ſelbſt ihn in der Kunſt unterwieſen haben, wie er es anzufangen habe, um uns unglücklich zu machen.

Sage lieber, rief Roſa, in der Liebe ſind wir die Meiſterinnen im Betruge, die Männer nur unſere Schüler. Ich kenne keine irgend kluge Frau, die, wenn ſie betrogen wurde, nicht betrogen ſein wollte.

Ha — ein großer, ein ſtolzer Satz! rief Carola. Es gibt keine betrogenen Mädchen mehr.

Wieder auf unſern Gaſt zu kommen — hub Coralie an.

Auf den du ſehr gern immer wieder zurückzukommen die Abſicht zeigeſt, blonde Girl! ſchaltete Roſa ſchnell ein.

Glaubt ihr, daß er ſchon geliebt hat? fragte die Neugierige, ohne ſich durch die Zwiſchenbemerkung irre machen zu laſſen. Die jungen Mädchen ſahen ſich unter einander an mit einem ernſten und unterſuchenden Blicke. Die Frage war augenſcheinlich eine wichtige.

Ich glaube es nicht, ſagte Eliſabeth. Er ſieht ſo unverderbt aus.

Da haben wir's! rief Roſa. Wieder dies abſcheuliche Wort! Nun, bei meiner Ehre, ihr werdet doch Alle wollen, daß er verderbt wäre, denn ihr würdet doch Alle gern ſehen, daß er mit der Liebe bekannt geworden.

Ich nicht! riefen in einem Tone vier Stimmen.

Ja — ja! lügt nur nicht. Du, Carola, du biſt die aufrichtigſte unter Allen, die hier wie die Richter der Unterwelt mit ſo ernſthaften Mienen um mich her ſitzen, geſtehe offen, daß du von dieſen friſchen Lippen und den hübſchen Zähnen, von denen hier die Rede iſt, einen ganz hübſchen Gebrauch machen würdeſt, und daß es dir gar nicht unlieb wäre, wenn dieſe dunkeln Augen, mit ihrer Tiefe und Unberührtheit in die deinen ſich mit einem Blicke verſenkten, der der „ſeelentrinkende" Blick von mir getauft iſt, weil er uns die Seele hinauf zieht, daß ſie bis hoch hinauf, bis zum Halswirbel ſteigen muß. Geſtehe, Mädchen, ferner, daß du den Druck einer Hand fühlen möchteſt, die wie die dieſes jungen Ritters zugleich keuſch und verwildert drückt. Denn es gibt eine Art uns die Hand zu drücken, die ausgelaſſen und züchtig zugleich iſt, und die — wie der alte Organiſt bei unſerer Orgel ſagt — den Ton zu treffen weiß, wo alle andern Töne mit hineinvibriren müſſen, ſie mögen wollen oder nicht?

Ach, was iſt das für eine Beſchreibung! rief Carola. Ich glaube, du biſt ſelbſt verliebt in den Ritter.

Für mich, rief die Geſcholtene mit verachtendem Lächeln, für mich iſt er zu wenig verderbt, zu knabenhaft. Ich mag dieſe Sorte nicht. Mein Vetter Joſeph iſt weit eher mein Mann.

Der — mit ſeinem halben Ohr und ſeiner zerbiſſenen Wange? bemerkte Cöleſte und, ſich raſch zu Eliſabeth umwendend, ſetzte ſie hinzu: Vergib! Er iſt dein Bruder.

Ja — ja, derſelbe! lachte Roſa.

Und was ſagſt du zu dem Fremden? fragte Eliſabeth ihre Couſine, die bis jetzt noch kein Wort über die Lippen hatte gleiten laſſen.

Wenn er dir gefällt, ſo gefällt er auch mir, entgegnete Velaska.

Ganz wie eine fromme Nonne geſprochen! höhnte Roſa. Was ihrem Beichtvater gefällt, gefällt ihr auch. Das Endreſultat der ganzen Disputation, vergebt, daß ich wieder ein theologiſches Wort brauche, wäre alſo, daß dem Fremden hier in dieſem Hauſe ein nicht ſehr günſtiges Prognoſtikon zu ſtellen iſt. Eliſabeth und ihre Freundin finden ihn leidlich, Cöleſte und Carola haben tauſenderlei an ihm auszuſetzen, obgleich ſie dabei die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß er ihnen in Zukunft vielleicht gefallen könnte, Belaska hat gar nichts über ihn geſagt und ich — ich finde ihn abſcheuerregend.

Das Geſpräch der Mädchen wurde hier unterbrochen, indem einer von den in den Häuſern herumziehenden Händlern den Kopf in die Thüre ſteckte und mit näſelndem Tone fragte, ob man ihm nichts abnehmen wolle. Frau Betſey hatte von dieſem zudringlichen Manne, der dazu ein widerliches Aeußere hatte, öfters eine Kleinigkeit gekauft und ihn dadurch zu öfterm Kommen veranlaßt. Die Mädchen ſahen ſich flüchtig den Kram von Bändern und bunten Tüchelchen an, und indem ſie nichts entdeckten, was ihre Kaufluſt gereizt hätte, foderten ſie den Hauſirer auf, ſich wieder zu entfernen. Er blieb jedoch und zog, unter den Putzſachen verſteckt, ein Päckchen hervor, das eine Sammlung Heiligenbilder enthielt, zugleich ein paar Ablaßſcheine. Mit heuchleriſcher Miene zeigte er dieſe Heiligthümer vor, indem er ſich zugleich ſpähend im Kreiſe umſah. Die Ablaßzettel erblicken und mit nerviger Hand den Händler bei der Schulter faſſen und ihn aus der Thüre ſchleudern war bei Roſa Velages Eins. Sie glühte über und über vor Zorn, als ſie die Worte ausſtieß: Verdammter Krämer! Wie unterſtehſt du dich, mit dieſen Papierſchnitzeln in dieſes Haus zu kommen!

Roſa, Roſa! rief Eliſabeth leiſe, bedenke, daß der Vater Vorſicht empfohlen hat. —

Ich weiß es, entgegnete das zürnende Mädchen und ſo laut, daß der vor der nicht geſchloſſenen Thüre noch weilende Krämer es hören konnte, man muß vorſichtig ſein, weil dieſe Leute Spione ſind, die in die Häuſer kommen und Liſten führen über die Perſonen, auf welche man ein Augenmerk hat. Nun immerhin, mögen ſie meinen Namen mit aufſetzen; in ſchlechte Geſellſchaft komme ich alsdann gewiß nicht und es fehlt mir nicht an Muth, meine Meinung ebenſo zu vertreten, wie es nur irgend ein Mann thun kann.

Die übrigen Mädchen ſchwiegen, und Roſa blickte mit einer ſtolzen und triumphirenden Miene um ſich.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Johannes Huß.

Der Licentiat Ignatius Caléry, ein berühmter Gelehrter, der früher der Theologie, jetzt aber der Rechtswiſſenſchaft angehörte und deſſen Bekanntſchaft wir bereits auf dem Ordensſchloſſe gemacht, war ſelbſt nicht in Prag gegenwärtig, aber er hatte dafür geſorgt, daß der Schützling ſeines erlauchten Freundes und Gönners mit Leichtigkeit die Wege finde, die zu ſeinem Zwecke hinleiteten. Der Licentiat war Huſſen's und des Arztes Stephan's Freund, und durch ihn war der junge Ritter raſch zu dieſem Grade von Intimität mit den Häuptern und Anhängern der neuen Lehre gelangt, in deſſen Beſitz wir ihn ſehen. Es wäre faſt unmöglich geweſen, auf eine andere Weiſe dazu zu gelangen. Die Männer der „freien Ueberzeugung“ waren vorſichtig geworden; die letzten Vorgänge, die Verhaftungen, die Verfolgungen hatten ſie ſcheu und behutſam gemacht. Huß war gewarnt worden, ſelbſt den kaiſerlichen Worten nicht zu trauen, und man rieth ihm ab, einem Rufe nach Rom zu folgen, wo ein Concil gehalten werden ſollte, wenn gleich der Kaiſer Sigismund einen Geleitsbrief ihm verſprochen hatte. Gewiſſe Vorträge, die bisher hatten öffentlich gehalten werden dürfen, mußten ſich jetzt, da die Wachſamkeit und das Mistrauen rege geworden, in geheime verwandeln, oder unter einem unverfänglichen Titel angekündigt werden.

Der Licentiat, mit dem Goswin in brieflicher Verbindung ſtand, unterließ nicht, den Jüngling von jedem nothwendigen Schritte, den er zu thun habe, zu unterrichten. Dieſe Briefe waren zum Theil in Chiffern geſchrieben, und die Namen derjenigen Männer genannt, die er aufſuchen und denen er Vertrauen ſchenken ſolle, ſowie derjenigen, welche er beſtmöglichſt, jedoch ohne Aufſehen zu erregen, vermeiden ſollte. Unter den Erſtern war ein Student Leonhard bezeichnet und flüchtig dabei bemerkt, daß der nähere Umgang mit dieſem Jüngling von Nutzen ſein werde. Alſobald machte ſich Goswin auf den Weg, um den Studenten Leonhard aufzuſuchen. Ehe er jedoch dieſe Bekanntſchaft machte, ſollte ihm eine andere, für ihn äußerſt wichtige zutheilwerden.

In den Gängen des ehemaligen Kloſters, in welchem der Hörſaal ſich befand, der das Auditorium des berühmten Huß in ſich faßte, irrte er eines Morgens umher, den Pedell ſuchend, der ihm die Wohnung jenes Studenten anzeigen ſollte. Die frühe Stunde machte, daß die Gänge noch leer waren, die kurze Zeit darauf von einer wahren Völkerwanderung ſollten überſchwemmt werden. Ein Mann von mittlern Jahren, ernſten Antlitzes, unſcheinbar in Kleidung, und anſcheinend dem Dienerperſonal angehörend, ging hier einſam auf und ab, in einem Buche blätternd, und von Zeit zu Zeit ſtille ſtehend, um mit einem Stifte Bemerkungen in die Seiten einzutragen. Goswin hielt den Mann für den Calfactor, der frei, als die kleinen Füße und das bleiche ſchöne Antlitz, deſſen Augen geiſterhaft weit offen, wie zwei dunkle Sonnen mit überirdiſchem Glanze leuchteten. Vor ihr aus dem Boden blühte eine Lilie empor, über deren Kelch eine unruhige blaue Flamme ſchwebte. Das Gemach war ringsum von dunkeln Vorhängen eingeſchloſſen.

„Da ſehen Sie meine unglückliche Tochter,“ nahm die Fee das Wort, indem ſie mit beifälligem Lächeln den Eindruck beobachtete, den die ſchöne Kranke auf den Ritter hervorbrachte. „So träumt ſie ſchon Jahrhunderte lang, ohne daß irgend Etwas im Stande wäre, ihre Theilnahme zu erregen und ſie aus dieſem ängſtlichen Zuſtande herauszureißen. Erſt wenn ſich dieſe Augen ſchließen, die mit ſo räthſelhaftem Schimmer glänzen, wenn ſich dieſer Buſen, der verſteinert ſcheint, im ruhigen Athemzug des Schlummers ſenkt und hebt, erſt wenn es mir gelingt, die Flamme dort über dem Kelch der Lilie ſein Rechnungsbuch vor ſich hatte, und die Poſten des geſtrigen Tages eintrug. Guter Mann, redete der Jüngling ihn an, wißt Ihr mir nicht zu ſagen, ob der Doctor heute leſen wird; man ſagte mir, als ich in dies Haus eintrat, er ſei über Nacht unwohl geworden.

Welchen Doctor meint Ihr? fragte der Mann, und ſah mit ſeinen dunkeln Augen den Jüngling an. Es gibt hier viele Doctores.

Aber doch nur Einen, den alle Welt kennt, und deſſen Name von Meer zu Meer genannt wird. Ich meine Johannes Huß.

Der Gefragte lächelte, ſchlug das Buch zuſammen, lehnte ſich an den Fenſterpfeiler, und nachdem er lange Zeit ſeinen Blick forſchend auf den Fragenden gerichtet, fragte er ſeinerſeits: Wer ſeid denn Ihr, junger Mann?

Ihr habt danach nichts zu fragen, Alter.

Nennt mich nicht alt, rief Jener, und ſuchte ſich abſichtlich ſo zu ſtellen, daß das Licht auf ſeine Züge fiel. Wenn ich auch alt erſcheine, ſo ſind es nicht meine Jahre, die mich dazu machen, ſondern manche Stürme ſind daran Schuld, die über mein Haupt dahingegangen. Ihr aber zeigt eine blühende Jugend.

Goswin fand nicht für nöthig, weder über ſeine eigene Jugend, noch über das höhere oder geringere Alter des Mannes ein Geſpräch zu führen. Er ſchwieg alſo und wendete ſich, um zu gehen. Jener hielt ihn, indem er mit einer ſanften Stimme ſagte: So bleibt doch; und ſagt mir, wo Ihr her ſeid, alsdann will ich Euch ſagen, ob der Huß heute lieſt.

Ich bin aus Preußen, ſagte Goswin kurz.

Doch nicht der junge Edle, der im Hauſe Stephan Krzzény's abgeſtiegen iſt.

Derſelbe.

Ach, ſagte der Mann mit einer Miene der Befriedigung, alsdann kenne ich Euch ſchon ohne Euch zu kennen. Gebt mir die Hand. Ihr habt meine Freunde für Euch, folglich habt Ihr auch mich.

Goswin ſah ihn zweifelnd an, und wußte ſich dieſe hochmüthig klingenden Worte nicht zu deuten.

Der Fremde verfiel in eine Art Zerſtreuung. Sein Auge irrte abwärts und blieb dann ſtarr an einer Stelle des Bodens haften. Es war als kämpften allerlei Gedanken und Gemüthsregungen in der Bruſt des einſamen Mannes. Endlich ſagte er und ſein Blick war mit einer Art Schüchternheit zu Boden geſchlagen: Ihr kennt den Huß nicht, trachtet auch nicht ihn kennen zu lernen. Wenn Euch das genügt, woran Ihr bis jetzt geglaubt, warum wollt Ihr nach etwas Neuem greifen.

Das laßt meine Sache ſein.

Ja, es iſt auch die Eurige. Niemand wird ſie Euch nehmen. Aber wie kommt es, daß Ihr den Doctor Huß noch nicht geſehen habt, er kommt doch oft in das Haus, wo Ihr wohnt?

Vielleicht habe ich ihn geſehen, ſagte Goswin. Es ſind einige fremde Männer, deren Namen mir nicht genannt wurden, in den letzten Tagen im Hauſe ein- und ausgegangen.

Nein, Ihr habt den Doctor Huß nicht geſehen.

Woher wißt Ihr das ſo genau?

Ich weiß es. Warum habt Ihr Euch nicht mehr Mühe gegeben, ihn aufzuſuchen?

Ihr fragt ſehr viel. Nun, ich will antworten. Erſtlich bin ich erſt kurze Zeit in Prag, und dann, ich dachte mir, es wäre beſſer, ich ſähe mir die Sache erſt im Stillen und aus der Ferne an. Komme ich dem Meiſter nahe, ſo fängt er mich und raubt mich mir ſelbſt. Ich kann dann nicht mehr urtheilen und prüfen, ſondern, von ihm bezwungen, bin ich dann ſein willenloſer Sklave. Er hat es Andern auch ſo gemacht, wie ſollte er es nicht mir ſo machen. Deshalb habe ich ihn bis jetzt vermieden. Doch heute habe ich mir vorgenommen, ihn zu hören. Unter den Hunderten, die den Hörſaal füllen, kann ich unbemerkt ihn und ſeine Worte in mich aufnehmen, und mir meine Gedanken über ihn machen.

So iſt es recht, ſo ſollt Ihr es auch machen! rief der Unbekannte freudig. Euern jungen Jahren hätte ich ein ſo verſtändiges Urtheil nicht zugetraut. Aber wie ſtolz zugleich! Ihr wollt Euch nicht gefangen nehmen laſſen, ſelbſt geiſtig nicht. Wenn Ihr ſo denkt, ſo werdet Ihr dem Doctor Huß willkommen ſein; ich gebe Euch darauf mein Wort. Er liebt nichts ſo ſehr, als daß man ihm nur inſofern Glauben ſchenkt, als man die Sache gut findet, die er vertritt.

Goswin ſah den Mann an, und fand, daß er für einen Calfactor ſehr ungewöhnlich ſpreche. Wo habt Ihr nur das Zeug her, das Ihr da vorbringt, Alter? fragte er. In Euern Rechnungsbüchern ſteht dergleichen doch ſicherlich nicht.

In meinen Rechnungsbüchern?

Nun ja, ſeid Ihr nicht hier Einer der Aufſeher und Inſpectoren?

Der Unbekannte antwortete nicht. In dieſem Augenblicke näherten ſich zwei Profeſſoren in ihrer Amtstracht. Sie neigten ſich tief vor dem Manne am Fenſter. Goswin ſah verwundert zu. Der Fremde erwiderte die Grüße, und ſagte dann zu dem Jünglinge: Ich bin Euch die verſprochene Antwort ſchuldig. Die Krankheit des Doctor Huß iſt nicht ſo erheblich, daß ſie ihn verhindern ſollte, ſeinen Pflichten zu genügen. Geht nur hinein in den Saal, Ihr werdet ihn vortragen hören.

Damit ging der Fremde langſam fort, und Goswin hatte nichts Eiligeres zu thun, als den beiden gelehrten Herren nachzueilen, um ſie zu fragen, wer der Mann ſei, mit dem er eben geſprochen. Sie erwiderten:

Doctor Johannes Huß.

Alſo er! rief unſer Student für ſich. So iſt denn der heutige Tag einer der entſcheidenden in meinem Leben. Ich habe ihn zum erſten Male erblickt. Wie wenig ähnlich iſt das kleine ſchlechte Bildniß, das ich mir von ihm gekauft. Aber gerade heute gehe ich nicht zu ſeinem Vortrage! Meine Seele iſt zu ſehr von ſeiner plötzlichen Erſcheinung eingenommen.

Dieſen Vorſatz befolgte der vorſichtige Schüler. Er zog Erkundigungen ein, und begab ſich in eine entfernte Vorſtadt, wo er das Häuschen fand, in welchem der Student Leonhard wohnen ſollte. Auf einer Bank vor dem Häuschen fand er drei junge Mädchen, die ſcherzten und lachten. Goswin blieb ſtehen, und betrachtete ſich dieſe blühenden Geſtalten. Die Eine rief, indem ſie ein buntes Band emporhielt und gegen die Sonne ſpielen ließ: Dies hat mir Leonhard geſchenkt.

Und mir, rief die Nachbarin, hat er dieſe rothen Pantöffelchen geſchenkt. Gewiß eine Gabe, die an Werth die deinige weit übertrifft.

Dafür, hub die Erſte wieder an, haſt du auch die ganze Nacht bei ihm zugebracht.

Freilich, und wie gern habe ich das gethan.

Du liebſt ihn wol gar?

Gewiß; und ich ſage aller Welt, daß ich ihn liebe. Wenn er es wollte, würde ich alle Nächte meines Lebens bei ihm zubringen.

Und was würde dein Bräutigam dazu ſagen?

Nichts. Er würde mich loben.

Mir hat er nichts geſchenkt, hub die Dritte an, aber er hat verſprochen, mich in ſeinem Teſtamente zu bedenken! — Die drei Mädchen ſtanden auf, und ſprangen in das Haus. Auf einer gegenüberſtehenden Bank ſaß ein alter Mann, der ſich in der Morgenſonne wärmte.

Was das für ein leichtfertiger Burſche zu ſein ſcheint, dieſer Leonhard! rief Goswin bei ſich. Ein Leichtfuß erſter Gattung! Mit dieſen drei hübſchen Kindern hat er auf gleiche Weiſe zu thun gehabt und dabei verſpricht der Schalk die Hübſcheſte in ſeinem Teſtamente zu bedenken, eine ganz neue Art, wie Studenten ihre Liebſchaften bezahlen! — Er wollte in das Haus eintreten, da fragte der Alte auf der Bank: Zu wem wollt Ihr, mein Herr?

Zu dem Studenten Leonhard.

Mein Vater iſt bereits in das Colleg gegangen.

Euer Vater?

Nun ja. Mein Vater iſt der Student Leonhard, wie ſie ihn überall nennen. Er iſt nahe an achtzig Jahre, und hat ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, von vorn wieder anzufangen, und iſt, der früher ein reicher und unabhängiger Pächter war, jetzt wieder ein alter Schulbube geworden. Ich bin mit ihm hierher gezogen, damit der alte Student nicht ſo ganz allein wirthſchaftet. Mein Sohn iſt unterdeß auf dem Pachtgute zurückgeblieben. Ich ſage Euch, lieber Herr, es iſt eine ſonderbare Zucht hier im Lande, ſeitdem die berühmten Profeſſoren aufgeſtanden. Mein Vater iſt nicht der Einzige, der Haus und Hof verlaſſen hat, um hier mit dem jungen Volke zuſammen auf den Schulbänken zu ſitzen, es ſind noch ſechs alte Knaben mit ihm; Ihr werdet ſie bald nach Hauſe kommen ſehen, denn es iſt jetzt die Repetitionsſtunde, wie ſie es nennen. Das Mädchen dort hatte Recht, ſie hat bei dem Vater gewacht, als er vorige Nacht ſeinen Huſtenanfall bekam, und ich ebenfalls krank lag und nicht bei ihm den Dienſt verſehen konnte.

Das iſt Alles ſehr ſeltſam! rief Goswin.

Ja wol, ſehr ſeltſam. Ich wünſchte nichts ſo ſehr, als man verbrennte raſch ein paar Profeſſoren, alsdann würde das unſinnige Herlaufen und das viele Gerede ein erfreuliches Ende haben. Mein Beichtvater verſichert mich auch, daß es dazu kommen werde, und zwar baldigſt. Alsdann nehme ich meinen Vater und bringe ihn wieder dorthin, wo er hingehört. Alte Leute ſollen nicht im Lande herumraſen.

Indem er noch ſprach, kamen die ſieben alten Studenten die Straße herab. Ihnen voran ging Leonhard. Der Greis hatte einen weißen Bart und nur weniges Kopfhaar, dabei aber noch lebhafte Farbe. Er ging etwas gebückt, ſeine Mappe unterm Arme, und ſeltſam genug kleide ten ihn der kurze Wamms, die enganſchließenden Hoſen und das Studentenbaret. Es gab aber Geſtalten unter dieſem Trupp, die noch wunderlicher ausſchauten, kleine, dicke, alte Leute mit Wackelbäuchen. Als ſich die Ankömmlinge näherten, traten die drei Mädchen aus der Thüre wieder hervor, und Jede hielt einen Becher Weins in der Hand.

So iſt es recht! rief Leonhard, der ſeinen Sohn, der ehrfurchtsvoll ſich erhoben hatte, grüßte, und einen flüchtigen Blick auf Goswin warf, den Kelch her! Den Kelch müſſen wir haben!

Sie gingen Alle in das Haus hinein, und Goswin und der Sohn folgten. Nachdem die Bekanntſchaft mit dieſen ehrenhaften Männern eingeleitet war, fand ſich plötzlich, daß ein Genoſſe früherer Tage ſich auch unter ihnen befand. Es war der böhmiſche Edelmann, der mit einem Ausrufe der Freude, den jungen Ritter erkannte, und auf ihn zulief, um ihn zu umarmen. Goswin hatte nur eben Zeit, ihn bei Seite zu ziehen und ihn mit den Verhältniſſen und dem Incognito bekannt zu machen. Der alte Böhme ſchütauszulöſchen, erſt dann iſt Hoffnung, daß ſie völlig geneſe. O meine arme Jonquille, vernimmſt du nicht den Ton der Mutterſtimme? Wirſt du denn ewig taub ſein für meine Klagen? Ach iſts möglich, daß ein Mann in deinem Buſen eine ſolche Zerſtörung anrichten konnte! Ein Mann — was iſt ein Mann? Ein Geſchöpf aus Thorheit, Leichtſinn und Schwäche zuſammengeſetzt, gut genug, daß wir eine Sommerſtunde mit ihm vertändeln, doch niemals würdig, auf eine ernſte Weiſe unſre Gedanken zu beſchäftigen."

Die Fee ſprach dieſe letzten Betrachtungen nur leiſe aus, indem ſie ſich auf ein Bänkchen ſtellte und ihre Arme ausbreitend, der ſchönen Geſtalt der Ruhenden um den Hals fiel. Nach einer Weile bezähmte ſie dieſe Aufwallung ihrer Gefühle und wandte ſich zum Ritter, der unterdeß ſchweigend am Lager Platz genommen hatte. „Nun, edler Herr," rief ſie ihm zu, „fangen telte das Haupt: Wozu die Geheimnißkrämerei, murmelte er vor ſich hin, warum will Seine fürſtliche Gnaden nicht offen handeln? Wir ſind der Meinung, daß etwas geſchehen müſſe, und daß es mit offenem Viſir zum Kampfe kommen muß. In dunkeln Winkeln iſt genug gemunkelt worden. Freilich iſt Euer Gebietiger, junger Herr, das Haupt einer gläubigen Gemeinſchaft, dem der Papſt vorſteht, doch waren wir dieſes nicht noch vor kurzem Alle? Und wo ſind jetzt die Pfaffen? Wir haben ſie aus dem Lande hinausgejagt, und wir werden ſie noch vollends vernichten. Was wir dort oben im Ordensſchloſſe getrieben, davon habe ich hier ſchon ſprechen hören. Wie wir dort parodirte geiſtliche Komödien aufgeführt, und unſern Spaß gehabt mit den Albernheiten und den frommen Puppenſpielen der Mönche. Erinnert Ihr Euch noch der Comödia von der bußfertigen Magdalena? Ei, das war ein hübſches Weib! Und wie ſie Euch zuſetzte. Sie wollte von Euch einen Kuß haben, und von mir wollte ſie keinen haben. Das war närriſch. Und Ihr wolltet ſie nicht küſſen, und ich wollte ſie küſſen; das war höchſt närriſch! Und dann der Streit mit dem franzöſiſchen oder italieniſchen Windbeutel und unſere Schlägerei in der Scheune, wo der Papa plötzlich dazu kam! Ach, das waren doch angenehme Tage. Sagt, lebt die kleine ſingende Hexe noch, und wo treibt ſie ſich um? Wie ich in Danzig an meiner Wunde krank lag, ſchrieb ſie mir und verlangte, ich ſollte ihr zwei goldene Armbänder ſchenken. Ich kaufte den Schmuck und ſchickte ihn ihr mit den Worten aus dem Jeſus Sirach: Ein unzüchtig Weib, das ſich ſchmückt, iſt wie eine Sau mit goldenem Halsbande! Darauf hat ſie mir nicht geantwortet.

Der Erzähler lachte bei dieſen Worten ſo herzlich, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. Goswin bedauerte, nichts über die Signora zu wiſſen.

Die alten Knaben ſetzten ſich jetzt an einen runden Tiſch; die Tintenfäſſer und die Sandbüchſen wurden aufgeſtellt, die Papierhefte zurecht gelegt, und Einer überhörte den Andern die griechiſchen und hebräiſchen Vocabeln. Denn es galt nichts Geringeres, als die Erlernung der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, um den Grundtext der heiligen Bücher leſen zu können. Es hatte etwas Rührendes und zugleich Ehrfurchtgebietendes, dieſe Männer, von denen Einige bereits mit einem Fuße im Grabe ſtanden, noch ſo ernſtlich an ihrer geiſtigen Vervollkommnung arbeiten und trotz den jüngſten Händen rüſtig aus dem Born der Wahrheit ſich geiſtiges Lebenswaſſer ſchöpfen zu ſehen. Die Mehrzahl von ihnen hatte ein wüſtes Leben hinter ſich, eine Jugend voll Thorheit, ein Mannesalter voll lärmender und werthloſer Thaten, erſt jetzt, da ſie Greiſe waren, kam ihnen der Ernſt und die Würde, und ſie beſtrebten ſich, dem alſo vergeudeten Leben noch ein kleines Reſtchen von Weisheit hinzuzufügen. Die Bewegung der Geiſter, der brauſende Strom der veränderten Anſichten hatte ſie mächtig erfaßt und ſie traten, alte Fahnenjunker, rüſtig heran zu den im Morgenwinde flatternden Fahnen, um denen die Jugend ſich ſcharte. Anſtatt mit der herrſchenden Kirche im Frieden zu leben, die ſich bereit zeigte, ihnen die Sünden ihres langen und wilden Lebens zu vergeben, brachten ſie ſich kühn um dieſen Troſt und ſetzten ſich der Gefahr aus, daß kein Sacrament ihre erbleichenden Lippen im Todeskampfe berühren, daß kein Prieſter ſeinen Segen über ihr Haupt ausſprechen werde. Als ungehorſame Kinder verzankten ſie ſich noch kurz vor dem zu Bette gehen mit ihrer Mutter, und mußten gewärtig ſein, daß dieſe ſie allein in die dunkle Kammer gehen ließ, und ihnen kein Wiegenlied vorſang.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Das Gartenhaus.

Der Frühling war mit ſeiner ganzen Pracht erſchienen. Goswin hatte mit Joſeph auf einige Tage eine kleine Wanderung in das Gebirge angetreten.

Unter den blühenden Sträuchen des kleinen Gärtchens am Hauſe ſaßen bei dem hellen Lichte eines ſchönen Morgens die beiden Couſinen beiſammen. Eliſabeth hatte in letzter Zeit an ihrer Freundin beſondere Zeichen des Trübſinns bemerkt, und ſie nahm ſich vor, über den Grund derſelben ſich beſtmöglichſt aufzuklären. Aber die ehemalige Nonne wich dieſen Nachforſchungen aus. Erſt als ihre Verwandte dringender wurde, ſagte das junge bleiche Mädchen mit großer Schüchternheit: Wenn du es denn wiſſen willſt, es iſt das Kloſter, das mich wieder zu ſich zieht! Es ſind die gottgeweihten Räume, die ich ohne Erlaubniß verlaſſen habe, und die mich wieder einſchließen wollen.

Ich habe es mir gedacht! bemerkte Eliſabeth; deine Bekehrung war nie ernſtlich gemeint.

Das junge Mädchen erhob mit einem Ausdruck von leidender Inbrunſt ihr Auge gen Himmel, indem ſie mit innigem Klagetone rief: O, wenn ich an den Frieden denke, deſſen ich dort froh wurde! An die Stille, die mich dort umgab!

Stille und Frieden konnteſt du auch hier haben.

Im Geräuſch der Welt? Nimmer.

Wir leben nicht geräuſchvoll.

Velaska ſchwieg; nach einer Weile ſagte ſie: Wenn ich denke, wie ich die Morgen in meiner Zelle verbrachte. Alles ſchlief noch im Kloſter, und es war ſo ſtill — ſo ſtille! Nur die Linde vor meinem offenen Fenſter ließ ein liebliches

Flüſtern in ihren dunkeln Zweigen hören. Ganz nah war die Kloſtermauer, und ein grüner Ephenteppich hing an ihr, und oben war der blaue Himmel, und Vöglein flogen hinüber und herüber. Das dort iſt die Welt! dachte ich, möchteſt du wol in ihr leben? Nein — ach, nein! tönte es in mir, nicht dort! Und von der Wand ſah mich mildlächelnd die heilige Veronika an, die Schutzheilige meines Hauſes. Und jetzt —

Nun, und jetzt?

Iſt es ganz anders. Als ich aus dem Kloſter ging, war es, als riefe eine Stimme hinter mir her. Ich verſtand die Worte nicht, aber ein kaltes Grauſen überlief mich. Das konnte unmöglich zum Heile ausgehen. Und ſo iſt es auch nicht zum Heile ausgegangen. Sie werden mich erſt dann wieder in mein Kloſter zurückbringen, wenn ich kalt, ſtill und ohne Pulsſchlag bin. Dann kommt die ſtille Nonne wieder in ihr ſtilles Haus.

Aber Velaska —

Sei ruhig, Elſe. Ich ſpreche nur zu dir ſo. Vor den Leuten wirſt du mich nie klagen hören.

Aber es iſt Etwas in meiner Bruſt, das arbeitet und hämmert und will nicht ruhen. Und mein Auge hat keine Thränen. Der Becher iſt leer, der gefüllt ſein ſollte. Wo iſt mein Lebenswein geblieben? Ihr habt ihn mir ausgeſchüttet! Ihr! Denn hättet ihr mich im Kloſter gelaſſen, ich hätte den Becher noch voll.

Das iſt ein bitterer Vorwurf, Velaska.

Ja, bitter wie ich ſelbſt. Aus einem vergifteten Munde kann kein Roſenduft ſtrömen, und ihr habt auf meine Lippen Gift gelegt. Ich darf die heiligen Lieder nicht mehr ſingen, in denen ich lebte, und die ſchönen Melodien, die man mich gelehrt, und die wie ſüße Seelenküſſe auf meinen Lippen brannten, ihr habt mich gezwungen, ſie zu vergeſſen.

Weil es papiſtiſcher Unſinn war.

Nun gut, ich ſchweige. Ich ſinge nicht mehr, ich habe nur bittere Reden, gallenbittere Reden. Wie kam ich aber dazu? Hätte man mich gelaſſen, wie ich war, ich hätte alle Welt geliebt.

Da du von Liebe ſprichſt, hub Eliſabeth ihrerſeits jetzt ſchüchtern an, ſo will ich dein Vertrauen mit Gleichem vergelten. Ich liebe.

Wen? fragte die Nonne, etwas zu gleichgültig für Eliſabeth's Erwartung.

Den jungen Fremden. Ach, er iſt mir lange kein Fremder mehr.

Den Studenten, der aus dem Norden zu uns gekommen?

Eliſabeth neigte das Haupt.

Beide Mädchen ſchwiegen.

Velaska wurde noch bleicher, als ſie bis jetzt geweſen; ihre Verwandte bemerkte dies jedoch nicht, ſie war zu ſehr beſchäftigt mit dem, was ſie jetzt ſagen wollte. Und das Schöne von der Sache iſt, daß er mich wieder liebt. Ich habe es ganz wol gemerkt. Neulich an meinem Geburtstage, als ich den Ehrenplatz bei Tiſche hatte, und zwiſchen dem Vater und dem Doctor Huß ſaß, machte er, daß er mir gegenüber zu ſitzen kam, obgleich dieſer Platz dem Herrn Hieronymus beſtimmt war. Es war nur ein Glück, daß dieſer nicht kam. Aber ich glaube, er wäre im Stande geweſen, ſeinen Platz keck zu behaupten und ſich nicht davon verdrängen zu laſſen. Meinſt du nicht?

Es iſt möglich.

Denn Muth hat er. Wie blitzt es ihm im Auge! Und wie hat er ſich gut benommen, wie neulich die Landsmannſchaften aneinander geriethen. Mein Bruder hat es mir ausführlich erzählt. Es ſind tolle Raufbolde darunter, aber vor ihm haben ſie Reſpect gehabt. Dennoch ſtehen ihm noch Händel bevor, und ſeine Klinge wird Prager Blut zu koſten bekommen.

O, dieſe rohen Männer!

Sage das nicht, mein Nönnchen. Männer müſſen ſo ſein, und nun gerade heutzutage. Was hinter dem Ofen ſitzen und doch dabei einen Bart tragen will, iſt nicht für dieſe Zeit gemacht, wo an allen Ecken der Welt es lichterloh zu brennen beginnt.

Ach, da möchte ich in mein Kloſter flüchten.

Und ich — ich mitten unter die ſtreitenden Haufen eilen! Wenn die Leute mich ſanft nennen, und Manche ſogar mich theilnahmlos ſchelten, die

Sie Ihre Erzählung an. Ich geſtehe Ihnen, daß ich ſchon tüchtig vorgearbeitet habe. Bemerken Sie jene Bücher? Kein einziges iſt darunter, das ſich nicht ſchmeicheln darf, die wohlgemeinteſte Langeweile zu verbreiten. Sehen Sie dieſen Codex von Minneliedern, hier iſt der Roman von der Roſe, der Theuerdank und eine koſtbare Ausgabe des Nibelungenliedes mit gelehrten Noten, dann ein ganzer Stoß alter nordiſcher Sagen, eine abgeſchmackter und unverſtändlicher wie die andere. Neue Romane fehlen nicht, alle jenen Muſtern nachgearbeitet, ein Engländer, berüchtigt durch ſeine Breite, ein Deutſcher, durch die albernſte Uebertreibung, ein Franzoſe, durch geſchmackloſe Verzerrung — am wirkſamſten, habe ich gefunden, ſind hier die drei ſtarken Bände eines ehrlichen deutſchen Romanes, der über den Bau des Straßburger Münſters handelt. Wahrlich, dieſer gute Deutſche iſt etwas ſpät gekommen; er iſt der letzte in dieſer kennen mich nicht. Freilich bin ich nicht wie Roſa, die ein halber Landsknecht iſt, aber wo ich Männer kämpfen ſehe, und noch dazu um eine gute Sache, da will ich dabei ſein, und ſollte es mich auch das Leben koſten. Mit Goswin zöge ich in den Kampf; ich zöge mit ihm über weite Meere und durchwanderte Wüſten.

Deine Mutter hat es auch ſo mit deinem Vater gemacht.

Und ich bin ihre Tochter.

Das Geſpräch der Mädchen wurde hier unterbrochen, indem Roſa Bellages in den Garten ſtürmte. Wißt ihr was vorgefallen? rief ſie. Auf der Bartholemäuswieſe hat es Kampf gegeben. Die Böhmen ſind mit den Polen zuſammengeſtoßen! Eine prächtige große Rauferei. Es iſt wegen der Wahlſtimmen. Sie können es dem Huß nicht vergeben, daß er für ſeine Landsleute drei erkämpft hat, und den vereinigten andern Nationen nur eine bleibt. Die Engländer und die Norddeutſchen haben ſich zu den Polen geſchlagen. Ich habe es von meinem Mädchen, die ihren Liebſten dabei hat, und die in Männenkleidung verſteckt, mit hinein in die Haufen ſich gedrängt hat.

Es freut mich nur, daß unſer Gaſt nicht dabei geweſen.

Himmel, da tragen ſie Einen hierher. Einen Verwundeten! Herr Kryzény folgt. Er winkt uns aus der Ferne, daß wir den Garten verlaſſen ſollen. Der Kranke wird in das Gartenhaus gebracht. Heilige Barbara! Wenn das nur nicht der Joſeph iſt.

Was haſt du mit der heiligen Barbara zu thun? fragte die ehemalige Nonne kalt.

Es iſt wahr! verbeſſerte ſich Roſa. Der Vorfall hat mich ſo verwirrt, daß mir die alten Namen unwillkürlich auf die Zunge kamen. Laßt uns herbeiſchleichen und ſehen, wer es iſt.

Der Zug ging langſam auf das Gartenhaus zu. Der Arzt ordnete an und gab Befehle.

Roſa bog die Gebüſche zur Seite; Eliſabeth wagte ſich am weiteſten vor. Es iſt Goswin! rief ſie, und ſank leblos unter den blühenden Flieder.

Die Vorhänge des Fenſters in dem niedrigen Gartenhauſe waren dicht zugezogen. Stille herrſchte im Gemache. Auf dem Lager lag der bleiche Jüngling und zu ſeinen Häupten ſaß Velaska, die ſich ihr Amt als barmherzige Schweſter nicht nehmen ließ. Eliſabeth war dabei ganz ruhig, denn ſie wußte ja, Velaska liebte Goswin nicht. Die Nonne liebte überhaupt keinen Mann. Aber ſie täuſchte ſich hierin. Velaska liebte Goswin, ſie liebte ihn mit all den verzehrenden Flammen, wie geheime Liebe liebt, die ſich ſelbſt nicht ihre Glut eingeſteht. Die Liebe Velaska's war keine irdiſche Liebe, ſie war mit himmliſchen Elementen vermiſcht; um ſie zu verſtehen, mußte man Velaska, oder ihr ähnlich ſein.

Die Wanderſchaft in das Gebirge war noch nicht weit gediehen, als die Kunde von den ausbrechenden Streitigkeiten beide Jünglinge erreichte und ſie bewog, umzukehren. Goswin's Verwundung war bedeutend, ſie betraf eine Verletzung des rechten Oberarmes und eines Theiles der Bruſt, dennoch erklärte Stephan ſie für nicht gefährlich. Ruhe und ſorgſame Pflege waren vor allen Dingen nöthig. Das kleine Gartenhaus wurde nun eine Art Wallfahrtsort für die Familie; bald ſah man die Mutter hinpilgern mit Fläſchchen, Büchſen und Schüſſelchen, in denen irgend eine ſelbſtbereitete Speiſe ſich befand, bald die Tochter, dann den Vater und den Sohn. Dieſe Beſuche wurden oft alle miteinander abgewieſen, wenn Belaska, leiſe aus dem Krankenzimmer hervortretend, meldete, daß ihr Pflegebefohlener ſchlummere.

Eine Woche verging, und es beſſerte ſich mit ihm. Er mußte ruhig liegen, aber er konnte ſich geiſtig beſchäftigen. Dieſe Zeit benutzte Huß, der den Jüngling näher zu beachten angefangen hatte, mit ihm Geſpräche unter vier Augen zu halten. Dieſe Unterredungen betrafen religiöſe Meinungen und Sätze, und dauerten oft die ganze Nacht hindurch. Die einſame Nachtlampe brannte dabei hinter dem grünen Schirme. Der Licentiat hatte nur ſoviel von Goswin's Verhältniſſen mitgetheilt, daß Huß hierdurch erfuhr, der Jüngling beabſichtige, in einen Orden zu treten. Der Reformator ſuchte ihm nun dieſen Entſchluß auszureden, indem er ihm die Verderbtheit der mönchiſchen Inſtitutionen ſchilderte, das verwilderte Leben der Geiſtlichen, die Misbräuche, die ſie begünſtigten, um daraus Vortheil zu ziehen, und endlich unumſtößlich darthat, daß die heiligen Ueberlieferungen keine dieſer Satzungen der ſpätern Kirche autoriſiren.

Goswin dachte über dieſe Worte eine Weile nach, und ſagte dann mit einem ſchmerzlichen Ernſte: Wie aber, ehrwürdiger Herr, wenn mich nun bereits ein Gelübde bände, das mir für das ganze Leben die Pflicht auferlegt, die Satzungen der Kirche gerade ſo, wie ich ſie überkommen habe, zu wahren, zu ſchützen und ſie weiter zu verbreiten?

Johannes Huß ſtutzte, als er dieſen Einwurf vernahm. So ſeid Ihr alſo ſchon in einem Gelübde? fragte er unangenehm überraſcht.

Goswin bejahte dieſe Frage mit einer einfachen Kopfneigung.

Wie! rief Johannes, ſoviel Jugend, Kraft und Fülle ſteckt unter einer Mönchskutte?

Wenn ich von Euern Lehren Nutzen ziehen

ſoll, hub Goswin an, ſo muß ich völlig vertrauen. Ich ſehe, man hat Euch nur die halbe Wahrheit geſagt. Wenn Ihr mir hier auf das Zeichen des Kreuzes ſchwören wollt, daß Ihr mein Geheimniß Niemandem mittheilen wollt, denn es iſt nicht mein Eigenthum, ſo will ich Euch ſagen, wer ich bin.

Johannes leiſtete den Schwur und Goswin entdeckte ihm, daß er Ordensritter ſei. Der Reformator verſank in tiefes Nachdenken, als er dieſe Mittheilung vernommen.

Worüber grübelt Ihr? fragte der Jüngling.

Ich denke an eine alte Prophezeihung, entgegnete Huß, die wunderbarlich gerade Euch und mich anzugehen ſcheint.

Theilt ſie mir mit.

In einem Kloſter fand ich auf einer meiner letzten Reiſen unter anderen merkwürdigen Schriften, die ein gelehrter Mönch, der das Alter von hundert und einem Jahre erreicht hatte, hinterlaſſen, auch eine Pergamentrolle, deren Inhalt Niemand entziffern konnte, weil Niemand die Sprache kannte, in der er abgefaßt war. Es war Chaldäiſch. Ich durchlas die wenigen Sätze und fand, daß ſie eine Prophezeihung enthielten. Eines der Orakel lautete: „Es wird kommen da der vierzehnte von den Söhnen herrſchen wird, die der Herr bei ſeiner Geburt ausgeſendet hat, daß im Lande Böhmen ein Feuer entſteht, das wird zuſammenſtoßen mit einer Flamme im Norden, und dieſe Flamme im Norden wird die ſtärkere und größere werden, und in dieſen vereinten Flammen werden Städte untergehen und Herrſcherſtühle ſchmelzen wie Wachs im Ofen.“ Der vierzehnte Sohn nun, den der Herr ausgeſendet, iſt das funfzehnte Jahrhundert, in welchem wir leben. Das Uebrige iſt deutlich. Wie, wenn die weiſſagende Stimme wahr geredet, wenn jene Ordensburg im Norden, geſtiftet, um die veraltete Kirche zu ſchützen, beſtimmt wäre, die Lehrſätze der verjüngten und erneuten in ihrem Schooße zu nähren.

Eine ſolche Anſicht hat der Meiſter, dem ich diene, ſagte Goswin.

O, Preis dem Herrn aller Himmel! rief der Reformator. O, der Gedanke iſt ſchön. Ihr ſeid tapfer, ihr ſeid kriegeriſch, ihr ſeid nicht Mönche allein, Ihr ſeid Ritter. Gerade ſolche Streiter für unſere Sache brauchen wir. Denn das Wort muß heutzutage geharniſcht auftreten, die Zahl unſerer Feinde wird Legion ſein.

Wir bringen ein gutes Schwert für eine gute Sache mit, ſagte Geowin.

Kann ich auf Euer Wort hin mit dem Meiſter in Verbindung treten? fragte Johannes. Darf ich ihm ſchreiben?

Was ich Euch geſagt habe, geſchah nicht ohne ſeinen Willen, wie ich denn nichts thun darf und will, ohne daß er es weiß. Gebt mir daher Euer Schreiben, ich will es in das meine einlegen und es auf dem mir bezeichneten Wege ſicher beſorgen. Er wird nicht zögern, Euch darauf zu antworten.

Ihr ſteht bei ihm in Gunſt?

Ich habe ihm unendlich viel zu danken.

Beſchreibt ihn mir. Das Gerücht ſagt ſo viel uber dieſen Herrn.

Von mir erfahrt Ihr nichts

Weshalb nicht.

Weil ich über die, die ich liebe, nicht ſpreche. So war es immer in meiner Art. Der Andere könnte vielleicht durch Wort oder Miene einen leiſen Zweifel ausdrücken an der Wahrheit deſſen, was ich ſage, und dies würde mir unerträglich ſein. Wenn man mich früge: liebſt du deinen Vater, ſo ſage ich einfach: ja; wollte man aber von mir erfahren, welch ein Mann mein Vater iſt, ſo würde ich nichts zu ſagen wiſſen.

Das iſt die echte Natur der Treue! rief Johannes für ſich. Ein ſtarkes, friſches Herz weiß nichts, als daß es liebt. Das Erklären, Unterſuchen, Beſtimmen iſt nur Sache der ſchwächlichen Liebe.

Was ſagt Ihr da?

Nichts. Es waren nur Bemerkungen, die ich meiner Seele zur Aufbewahrung anvertraute.

Ihr ſeid mir nun eine Antwort auf meine Frage ſchuldig. Jetzt da Ihr mein Geheimniß wißt, könnt Ihr ſchon antworten. Was ſoll ich nun thun, da ich das Gelübde abgelegt?

Es nicht brechen.

Das iſt leicht geſagt. Ihr verwerft den Ablaß, Ihr ſagt, der Papſt in Rom iſt nicht unfehlbar, Ihr wollt, daß der Kelch beim Abendmahle gereicht werde, ſchon dieſe drei Dinge geben ein unüberſteigliches Hinderniß, und ihre Bekämpfung ſtreitet geradezu gegen mein Gelübde.

So bekämpft ſie nicht; laßt das meine Sache ſein. Ich gehe für Euch in das Feuer. Ich und meine Anhänger ſtreiten mit der Waffe des Wortes, wir wollen ſehen, wie weit wir kommen. Jedenfalls wird man uns ſehr bald zum Schweigen bringen. Die unermeßliche Anzahl von verderbten Prieſtern, die von der Fäulniß der Kirche ihre Nahrung ziehen, wird nicht lange das unbewaffnete Wort predigen laſſen. Doch mögen ſie. Ich bin eine gebrechliche Kreatur, mein Gebein iſt leicht durch die Flamme verzehrt, aber was ich und die Meinen hinterlaſſen, das werden ſie nicht verbrennen können. Im Volke lebt, was ich gelehrt. Euer Werk iſt es, mein Vermächtniß zu wahren. Dies kann aber nicht durch übereilten Umſturz deſſen geſchehen, was noch beſteht. Wolltet ihr offen für mich auftreten, ſo würden eure Burgen fallen, eure ſchwerfälligen Heeresabtheilung der Literatur; wir wollen ihm die Ehre erzeigen, ihn mit einem der Erſten im Heere zuſammenzuſtellen, mit dem kleinen Buche dort, das den Titel führt: Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders."

Die kritiſchen Betrachtungen der Fee wurden durch einen freudigen Ausruf unterbrochen. Der Ritter hatte, während ſie ſprach, ſeine Erzählung ſchon begonnen und bald nach den erſten Worten ſenkten ſich die Augenlieder der ſchönen Jonquille, er ſprach weiter, und ſie ſchloſſen ſich gänzlich, er hielt noch immer nicht inne, und die Athemzüge einer Schlafenden erfüllten das Gemach. „Sie ſchläft!" rief die Fee mit vor Freude halberſtickter Stimme, „wahrlich, ſie ſchläft! Koſtbarer Mann, was einer ganzen romantiſchen Bibliothek nicht gelungen iſt, führen Sie in wenigen Augenblicken aus." Sie drückte dem Ritter die Hand und löſchte zugleich mit einer raſchen Bewegung die Flamme aus, die über dem Kelch

Söldnerhaufen ſich zerſtreuen und ihr würdet im Lande umherziehen, der guten Sache Schaden bringend, nicht ihr helfend; während ihr jetzt, wenn ihr klug handelt, eine ſichere Stätte dem jungen Geiſte in euerm Schooße bereitet.

Ich ſehe das ein, bemerkte Goswin. Damit iſt mir aber nicht geholfen; mir, als Einzelnen. Ich muß mir doch ſagen: was du bisher für wahr angenommen, iſt es nicht, ſondern iſt Menſchenſatzung, und doch darfſt du deinen Brüdern und denen, die auf dein Wort hören, nicht ſagen, daß es Lüge iſt, ſondern mußt That und Wort dieſer Lüge aufrecht erhalten. Das iſt es, was mir nicht gefallen will. Ich möchte unter allen Umſtänden Das äußerlich erſcheinen, was ich innerlich bin.

Johannes ſah dem Sprechenden in die Augen, und ſagte: Ich begreife das. In ſo unglücklicher Lage ſind heutzutage Tauſende.

Wie iſt mir zu helfen?

Könnt Ihr nicht heucheln, wenn Ihr denkt, daß dadurch der Sache, die Ihr für gut haltet, gedient wird?

Nein, das verſtehe ich nicht.

Es ſind ja nur äußerliche Dinge.

Gleichwol ſoll ich ſie lehren und aufrecht erhalten.

Ja, das müßt Ihr.

Nun denn; ich kann nicht ſagen, wenn ein Sterbender mich fragt, iſt es Wahrheit, was du mir verkündeſt, ja, es iſt Wahrheit.

Ihr nennt gleich den ſchlimmſten Fall.

Er kann ſich aber leicht ereignen. Geſetzt, ich mache im Kriege einen Gefangenen. Es iſt ein Geſetz, daß wir unſere Gefangenen zu bekehren trachten ſollen. Wenn ich meinem Heiden nun die vorſchriftmäßigen Glaubensſätze beigebracht, und er fragt mich mit brechendem Auge: Und du — glaubſt du wirklich ſelbſt ſo, und nicht anders? Was ſoll ich antworten? — Ich müßte ſchamroth verſtummen.

Johannes dachte einen Augenblick nach, ob er ſeinem jungen Zögling die caſuiſtiſche Lehre von den zweierlei Gewiſſen beibringen ſollte, er ſtand jedoch von dieſem Vorhaben ab. Es fiel ihm eine andere Auskunft bei; er fragte: Wie, wenn Euch nun Euer Herr gebietet, ſo zu thun und ſo zu ſprechen, wie ich es eben angedeutet?

Er wird es mir nicht gebieten.

Wenn er es aber doch thäte?

So würde ich lehren und predigen und doch dabei nicht glauben. Gehorſam iſt die erſte Pflicht des Ritters. Er iſt mein Herr, er hat über meinen Leib wie über meine Seele zu gebieten. Handle ich unrecht, ſo fällt die Sünde auf ſein Haupt.

Er wird dieſe Sünde zu tragen wiſſen. Wir armen Sterblichen können nicht anders. Der Einzelne kann nur gegen die Maſſe ſtreiten, indem er klug ihren Schlägen ausweicht. Wie iſt es dann mit Euern Glauben?

Ich bin ganz der Eurige. Schon der Meiſter hat mich durch ſein klares Wort belehrt, und Ihr habt nun ſein Werk vollendet.

Und was wollt Ihr nun thun, wenn Ihr heimkehrt?

Das hat mein Herr zu beſtimmen. Ihm folge ich im Tode wie im Leben.

Liebt Ihr ihn ſo ſehr?

Fragt mich nicht.

Wie glücklich iſt Der, der ſolche Anhänger hat. Ihm iſt geholfen. Wenn ich nur einen Schüler, wie Euch hätte, mir wäre wohl.

Ich bin Euch ehrfurchtsvoll ergeben. Wenn es mir der Himmel erlaubt, ſo werde ich Euch dies durch That und Wort einſt beweiſen.

Ich danke Euch, Ritter. Aber ich möchte, Ihr liebtet mich, wie Ihr den Meiſter liebt.

Das dürft Ihr nicht verlangen.

Iſt dies ſo unmoglich?

Ganz unmoglich.

Nun ſo geht Euern Weg muthig fort. Mit einer ſolchen Liebe im Herzen iſt man ſtark. So machten es die alten Philoſophen und Weltweiſen, die die Welt aufgeklärt und ſich unſterblichen Ruhm erworben haben, ſie gründeten ihre Lehre auf das Herz und die Treue eines unverdorbenen Jünglings, den ſie liebten.

Das Geſpräch wurde unterbrochen durch das Erſcheinen Velaska's, die da kam, um an die Vorſchrift des Arztes zu erinnern, daß der Kranke nicht durch anhaltende geiſtige Anſtrengung erſchöpft werde. Johannes Huß folgte der Mahnung und ging; die ehemalige Nonne nahm ſtill ihren Platz zu Häupten des Lagers wieder ein. Goswin überdachte, was er eben gehört, und mancherlei Bilder und Gedanken, Träume, Vorſätze und Gefühle bewegten ſich ihm durch Kopf und Herz. Er empfand eine heftige Ungeduld und wollte aus dem engen Zimmer hinaus in das Freie. Es war ihm unleidlich, länger ſo gefeſſelt zu liegen. Ohne viel zu überlegen, ohne recht zu wiſſen, was er that, erhob er ſich, ſtreifte den Verband von ſeinem Arme, und griff nach ſeinen Kleidern. Da fühlte er, wie ein ſchwacher Arm ſich ihm entgegenſtemmte. Erſt jetzt wurde er die Wächterin gewahr. Er warf einen erſchreckten Blick auf ſie, fand, daß ſie bleich war wie der Tod und daß ſie zitterte. Sogleich überwältigte das Mitgefühl für fremde Leiden die Empfindung für die eigenen, und er fragte raſch: Was iſt Euch, Velaska?

Ihr habt mich erſchreckt, entgegnete ſie. Was habt Ihr vor? Wollt Ihr Euch tödten, daß Ihr ſo aus dem Bette aufſpringt?

Verzeiht. Ich dachte in dieſem Augenblicke, ich wäre hergeſtellt und ich müßte in das Freie. Seid ruhig, ich bleibe. Aber was iſt Euch?

Mir iſt wohl.

So ſeht Ihr nicht aus.

Und dennoch iſt es ſo.

Um Gotteswillen, Euch ſitzt der Tod im Herzen!

Meint Ihr? Sie fiel auf das Knie nieder, und verhüllte ihr Haupt in den Händen. Draußen rauſchte der Frühlingswind in den Bäumen. Goswin hatte ſich halb vom Lager hinabgewendet und hielt das bleiche Mädchen in ſeinen Armen. Sie hob etwas das Haupt, blickte ihn an und fragte leiſe: Wenn ich ſtürbe, würdet Ihr um mich trauern?

Armes, armes Mädchen! Du haſt irgend einen tiefverſchloſſenen Kummer. Gott helfe dir!

Er wird mir helfen. Doch beantwortet mir meine Frage.

Ich werde um Euch trauern, Belaſka, wie Tobias um den Engel trauerte, der von ihm ging.

So gewährt mir eine Bitte. Wenn meine letzte Stunde kommt, und ich weiß es, ſie iſt nicht fern, ſo ſorgt, daß ein Prieſter meiner Kirche — keiner von den neuen ketzeriſchen Lehrern — um mich ſei. Es wird ſchwer möglich zu machen ſein, vielleicht gelingt es gar nicht, denn wenn mein Oheim oder meine übrigen Verwandten etwas davon merkten, daß ein Mönch die Schwelle dieſes Hauſes überſchritte, ſie würden ſich geſchändet und ihre Wohnung für entweiht halten. Es muß alſo mit großer Vorſicht geſchehen.

Ich verſpreche Euch mein Möglichſtes zu thun; aber denkt nicht an Euern Tod! Seht, liebe Belaska, die Erde iſt ſo ſchön! Wir ſind beide jung, ich werde noch viele Thaten, und darunter, wenn es der Himmel mir erlaubt, auch einige ruhmeswerthe verrichten, und Ihr werdet lieben und die Mutter blühender Kinder werden! — Der ſiebzehnjährige Jüngling erröthete, als er einem jungen ſchönen Mädchen dieſe Zukunft prophezeihte.

Belaska ſchüttelte leiſe das Haupt.

Godwin war mit ſeinen Troſtgründen fertig; es war ihm daher willkommen, daß Joſeph eintrat und ſich auf das Lager ſetzte. Velaska entfernte ſich. Was haſt du mit ihr vor! fragte der gebeſſerte Raufbold in einem Tone, der ſtark an ſeine alten Wüſtlingsſitten erinnerte.

Ich habe ſie getröſtet, entgegnete der Gefragte. Sie ſpricht vom Sterben.

Joſeph verzog ſeinen häßlichen Mund zu einem ſehr wenig einnehmenden Lachen, und ſagte dann: In deinen Armen möchte ſie ſterben. Die kleine Fliege iſt verliebt in dich. Aber es iſt dies kein Wunder. Du biſt ein hübſcher Junge und daß du jetzt etwas bleich ausſchauſt, macht dich für die Weiber noch verführeriſcher. Zudem ſitzt ſie immer in deiner Nähe, bewacht deine Athemzüge, ſieht dich ſchlafen —

Höre auf.

Nun — das ſind menſchliche Dinge. Ich habe die Weiber auch etwas kennen gelernt, glaube mir. Ich fand immer, daß Alle, ſie möchten ſich ſtellen wie ſie wollten, ganz vortrefflich ihr Ziel im Auge behielten, und das war immer, den Mann unter ihre Herrſchaft zu bekommen. Schlau ſind ſie, ſchmeicheln können ſie, aber lieben — lieben thut ſich Jede nur ſelbſt.

Goswin fand keinen Antrieb auf dieſe Streitſätze einzugehen; die hinfällige und leidende Miene des unglücklichen Mädchens hatte ihn erſchüttert. Er dachte darüber nach, welchen Kummer ſie in ihrem Herzen wol verſchließen möchte, und dann wurde es ihm deutlich, daß dieſer kein anderer ſein könne, als daß ſie gezwungen worden, das Kloſter zu verlaſſen, und von Denen zu ſcheiden, die ihr lieb waren. Wie ſeltſam, dachte er bei ſich ſelbſt, hier iſt eine Seele, die ſich zurückſehnt in das Alte, während rings um ſie her ſich Tauſende bemühen, aus dieſem Alten auf immer heraus zu treten!

Da Joſeph merkte, daß die Aufmerkſamkeit für ſeine Bemerkungen fehlte, ſchwieg er endlich misgeſtimmt. Nach einer Pauſe ſagte er: Du könnteſt wol ſchon aufſtehen!

Meinſt du? rief Goswin freudig, ſo will ich denn hinaus. Aber nein, ſagte er leiſe für ſich; ſie will es ja nicht! Ich vermehre ihren Kummer, wenn ich etwas thue, was ſie nicht will.

Er blieb ruhig liegen.

Eliſabeth kam und brachte eine Krankenſpeiſe, die die Mutter bereitet hatte. Sie ſetzte die Schüſſel auf das Tiſchchen, und das blühende Mädchen ſah ſo morgenfriſch und lieblich aus, daß die Blicke beider Jünglinge mit Vergnügen auf ihr weilten.

Meine theure Schweſter, ſagte Joſeph, hat ſich nie ſo viel um die Küche bekümmert, als gerade jetzt. Ich kann mich beſinnen, daß ſie früher Brühen kochte, wo ſelbſt ein Verbrecher, wenn man ihm erklärt hätte, er ſolle vom Tode befreit werden, wenn er die Brühe koſtete, mit Vergnügen den Galgen gewählt haben würde.

Eliſabeth ſchlug in anmuthigem Zorne nach dem Spötter.

Aber es gibt ein altes Schelmenlied, da heißt es: Die Liebe lehrt kochen!

Eliſabeth's Wangen waren in Scharlach getaucht. Goswin bemerkte nichts davon; er war beſchäftigt, den Verband an ſeinem Arme, den er der Lilie ſchwebte. Sogleich ging ein lauter klingender Ton durchs Gemach, die Vorhänge ſanken nieder, der Palaſt erbebte in ſeinen Grundpfeilern, draußen vor den Fenſtern rauſchten die Bäume beim ungewöhnlichen Sturme, Stimmen riefen und gaben aus der Ferne Antwort, ein unruhiges Gehen und Kommen belebte die Gänge und Treppen des Palaſtes, die Todtenſtille war gewichen, und eine Helle wie die des aufgehenden Tages verbreitete ſich im Gemache und übergoß die Geſtalt der ſchönen Fee, die ſich eben langſam und wie aus einer ſchweren Betäubung erwachend von ihrem Lager aufrichtete. Ihr erſter Blick fiel auf den Talisman, der außer Wirkung geſetzt worden, und mit einem leiſen Seufzer ſank ſie wieder in die Polſter zurück.

In dem Moment öffnete ſich der Vorhang der Thüre, und der Genius Tuberroſe trat herein. Er war in der eleganteſten Hofkleidung.

ſelbſt gelöſt, wieder feſtzuknüpfen; Joſeph half ihm dabei. Eliſabeth entfernte ſich, indem ſie verſuchte, ein heiteres Liedchen zu trällern.

Wie ſie falſch ſingt! lachte der Bruder. Sie kann ſich noch nicht ſo verſtellen, wie die graue Katze, auch iſt bei ihr der Paroxismus nicht ſo weit vorgeſchritten. Aber gute Ausſichten ſind auch hier vorhanden. Ich werde meiner Mutter ſagen, daß ſie nicht mehr Studenten, die vom Nordpol kommen, in unſer Haus aufnimmt. Sie ſind feuerbergend, wie die Berge dort unterm Schnee.

Was iſt das für ein Geſchwätz! rief Goswin ärgerlich.

Ja, ja, du biſt auch ſo ein Stück von einem Heuchler. Wenn wir bei der Flaſche zuſammenſitzen und die Mädchen hereinſtrömen, ſich bald Dieſem, bald Jenem auf den Schooß ſetzen, ſo gehſt du fort. Was ſoll das heißen? Du biſt jung, biſt gebaut wie ein Hercules, und dennoch willſt du dich nicht als einen ſolchen zeigen. Trinken kannſt du, das iſt wahr, aber wie ſelten übſt du auch dieſes Talent; Muth haſt du, und einer

Schlägerei gehſt du nicht aus dem Wege, das haſt du bewieſen, aber daß du auch hierin deine Geſchicklichkeit anwendeſt, um dir und der Genoſſenſchaft Ruhm zu erwerben, da kümmerſt du dich nicht darum. Kurz, du genießeſt das Leben nicht ſo wie du ſollteſt.

Goswin antwortete auf dieſe Vorwürfe nur mit einem gutmüthigen Lachen.

Belaola trat wieder ein, nahm ihren gewohnten Platz ein, und verſcheuchte dadurch Joſeph, der ſich leiſe ſcheltend entfernte. Eliſabeth kam, um ſich zu erkundigen, wie die Speiſe geſchmeckt. Während beide Mädchen an der offenen Thüre ſtanden, lieblich beleuchtet von dem durch die Zweige blitzenden Lichte, ſeufzte Goswin, und ſagte bei ſich: Ja, er hat Recht; ich genieße meine Jugend nicht. Aber darf ich es wol anders machen? Wenn ich dem ungeſtümen Drange folgte, der hier im Buſen pocht, ſo ſchlöſſe ich dieſe hübſche Kleine in meine Arme, und zöge ſie hier zu meiner Seite nieder, und jene Andere, die ewig klagt und ſich ein beſſeres Schickſal wünſcht, ich würde ſie zu tröſten ſuchen.

Als hätten die Mädchen errathen, was in ihm vorging, kamen ſie Beide wie gerufen an ſein Lager. Er faßte von Jeder die Hand, und ſah ihnen abwechſelnd in die Augen.

In dieſem Augenblicke, von keinem der Dreien geſehen, erſchien Roſa auf der Schwelle des Zimmers. Ihre Augen blitzten, und eine faſt wilde Schadenfreude leuchtete aus ihnen. Sie ſchlug die Arme ineinander und flüſterte in dieſer ſtolzen ſieghaften Stellung vor ſich hin: Ihr meint, ihr Beide habt ihn, und weder die Eine noch die Andere wird ihn haben, ſondern ich werde ihn haben. Ich, die nicht um ihn ſeufzt, nicht um ihn ſich viel kümmert, gar kein Weſens von ihm macht, ich werde kommen, ſehen, ſiegen! Das iſt ſo meine Manier!

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Das Manuſcript.

Ohne daß er erfahren konnte, wer der Spender dieſer ſeltſamen Gabe war, lag ein Heft zuſammengerollten Papiers auf dem Tiſche vor dem Lager. Goswin ſchlug die Bogen auseinander und entdeckte eine feſte, männliche Handſchrift. Der Titel lautete: „Geſchichte der Verbrechen und der Gräuelthaten des Ritters Ulrich von Jungingen.“ — Mit Unwillen las der Jüngling dieſe Ueberſchrift. Er wollte das Heft jetzt bei Seite legen, doch zog es ihn mächtig an zu erfahren, welches der ungefähre Inhalt dieſer verleumderiſchen Blätter ſei. Da Niemand in dieſem Hauſe wußte, wer Ulrich von Jungingen war, ſo konnte auch die Ueberſendung dieſer Schrift nicht von Seiten des Arztes oder der Seinigen ausgegangen ſein. Es mußten nothwendig jene geheimen Wächter, die dem Ordensritter auf Schritt und Tritt folgten und immer um ihn waren, ohne daß er von **ihnen** wußte, dieſe Anklage in ſeine Hände geleitet haben. Mit dieſer Ueberzeugung betrachtete der Jüngling die Schriftzüge und er nahm ſich vor, den in ihnen etwa enthaltenen Thatſachen keinen Glauben zu ſchenken.

Das Manuſcript erging ſich ziemlich weitläufig über die Herkunft und Familie des Geſchlechts Jungingen, dann folgte eine kleine Beſchreibung der Thaten des ältern Bruders und eine Geſchichte ſeiner Regierung als Meiſter des Ordens. Von Ulrich's Jugend wurde nur Rühmliches erzählt. Es wurde geſagt, daß er ungemein thätig geweſen und dem Studium der Wiſſenſchaften eifrig nachgegangen. Aber, ſetzte der unbekannte Autor hinzu, der Abweg, der ſchon Tauſende ins Verderben geführt, er wurde auch von ihm nicht vermieden. Die Hoffart und die

Eitelkeit niſteten ſich in ein Herz ein, das urſprünglich dazu beſtimmt war, ein Tempel zu ſein, in welchem der ewige Geiſt thronen ſollte. Der Jüngling Ulrich ließ ſich von der Weltluſt einnehmen und die Thaten, die jetzt folgen, ſind Thaten der Finſterniß.

Im Mannſcript fand ſich hier eine Lücke. Einzelne abgeriſſene Sätze befanden ſich ohne Zuſammenhang. Zuſätze von einer ſpätern Hand ſtrebten das Ausgelaſſene zu ergänzen, doch verwirrten ſie den Sinn mehr, als daß ſie ihn aufhellten. Endlich trat wieder eine geordnete Erzählung ein. Sie hub an mit den Worten:

— Aus dieſer Verbindung hatte er einen Sohn, der in Venedig auferzogen wurde im Collegium der Väter zu den Wundenmalen Chriſti. Die Geheimen des Bundes nahmen ſich dieſes Kindes an und hielten es von dem Vater getrennt, damit nichts von deſſen Laſterleben und den Laſterthaten auf den Unſchuldigen übergehe. Unterdeſſen war der Ritter Ulrich hoch geſtiegen in weltlicher Gunſt. Die Mächtigen der Erde liebten ihn und er zog von einem Hofe zum andern. Er vermied es aber, ſich mit ihnen viel einzulaſſen, er that dies klugerweiſe nur ſo viel als es ihm nützte. Von den Frauen hatte er ſich gänzlich abgewendet ſeit dem Liebeshandel mit der Nonne Cöleſta. Es ging zwar das Gerücht, daß er, da er oft um die Königin Sophia war, ihrer Gunſt ſich erfreue, doch hat ſie an ihm nur den feinen, gebildeten Weltmann, den ritterlichen, in allen Welthändeln erfahrenen Herrn verehrt. Ebenſo ging es mit andern hochgeſtellten Frauen an den Höfen, wo ſich der Ritter aufhielt.

Um ſich Einfluß im Ordenscapitel zu erwerben, erkaufte er Stimmen, und um ſeinen ſchwachen Bruder zu verdrängen, ſtreute er geſchickt aus der Ferne den Samen des Unfriedens aus zwiſchen dem Orden und ſeinem Oberhaupte. Die ſchwarze hochmuthige Seele that ſich hier in vollem Maße kund. Die Geheimen des Bundes hätten ihn gehoben, durch edle und gute Mittel, aber er verſchmähte ihre Hülfe und zog es vor, durch Miſſethaten und auf dem Wege des Verraths zu ſteigen. Er ſchloß ein Bündniß mit dem Erzfeinde Gottes und des Bundes, und verſprach ihm zu dienen, wenn er ihn zum Ziele führte. Der Erzfeind Gottes und des Bundes ſagte ihm ſeine Hülfe zu. Der Bund, der aus den edelſten und beſten Männern beſteht, hatte die Macht, den Elenden zu vernichten, ihn auf immer aus den Reihen der Großen und Mächtigen verſchwinden zu machen, allein er übte die Macht nicht, in der Hoffnung, der Irrende werde doch noch zu ſeinem Heile zurückkehren. Alsdann hätten die Brüder ihm verziehen, ſeinen Abfall nicht geahndet, ihn in ihre Mitte aufgenommen und Großes durch ihn gewirkt. Dieſe Hoffnung iſt aber bis auf dieſe Stunde nicht in Erfüllung gegangen. Die hohen, im Geheimen thronenden Gebietiger verließen ihn nicht, und als es ihm gelungen war, die höchſte Staffel der Macht zu erreichen, meldeten ſie ſich zum letzten Male und boten ihm einen Platz in ihrer Mitte an. Auch jetzt wies er ſie hochmüthig von ſich.

Es kam die Stunde der Vergeltung. Jener Jüngling war herangewachſen, und ohne daß er den Vater kannte und der Vater ihn, kam er auf

Veranlaſſung der nächtlichen Brüder in den Orden und wurde Günſtling des Meiſters. Es war dies gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung. Es entſpann ſich ein Streit, der Ordensmeiſter hatte den jungen Ritter in Verdacht, gegen ihn ſich verbündet zu haben, und noch andere Verdachtgründe kamen hinzu, genug, er übte eine ſchreckliche Rache und ließ den Jüngling lebendig einmauern. Dieſe entſetzliche That geſchah in der Nacht des Sonntags vor Exaudi. Es war Niemand gegenwärtig als ein armeniſcher Arzt, der ſtets um den Meiſter war und ſchon Genoſſe ſeiner Jugendverirrungen. Die Maurer, die das Werk vollbrachten, wurden bei Seite geſchafft, damit ihr Mund nicht rede. Aber wenn auch kein Sterblicher um dieſe That wußte, vor den geheimen Gebietigern, die in das Verborgene ſehen, lag ſie offen da, und ſie beeilten ſich den Sünder wiſſen zu laſſen, wen er gemordet; zudem klärte ſich der falſche Verdacht auf, in welchem der Gemordete geſtanden. Die Reue des Sünders war groß, größer aber noch der Triumph der nächtlichen Brüder, die jetzt ihre

Hand über das Haupt des Verzweifelnden ausſtreckten. Jetzt war er in ihrer Macht.

Das Manuſcript erging ſich noch über die ehrgeizigen Pläne, über gewaltſame Richterſprüche, über willkürliche Machtvollſtreckungen des Angeklagten und endlich berührte es auch ſeine Verbindung mit der neuen ketzeriſchen Lehre.

Geswin wußte genug, er ſchlug die Blätter zuſammen.

Das Schreckniß hatte ſeine Wirkung gethan. An der Wahrheit der Anſchuldigung konnte der Jüngling nicht zweifeln, wenn er ſich auf jene erſchütternde nächtliche Scene im Innern des Heidenthurms beſann. Die Geſtalt im Sarge war entweder ein nachgemachtes Bild oder die wirkliche Leiche des Gemordeten. Die Qual und das Entſetzen des unglücklichen Vaters und Mörders war jetzt dem Jüngling erklärlich, ebenſo waren ihm jetzt die dunkeln Anſpielungen, die Ulrich öfters vorgebracht, deutlich. Er verſank in tiefes ſchmerzliches Sinnen. Wie willig hätte er mit

Ein Rock mit diamantenen Knöpfen umſchloß ſeine zierliche Taille, ein mit eben dieſen Steinen beſetzter Degen ſchwankte an der gewölbten Hüfte, das Haar gepudert und die Lilien und Roſen des Geſichts durch Mouſchen hervorgehoben. Er ſtreckte die kleinen weißen, von Spitzenmanſchetten umhüllten Hände mit dem Ausdrucke des freudigſten Schreckens aus, als er die ſchöne Jonquille aufgerichtet auf ihrem Bette ſitzend fand. Sie erhob ſich und indem ſie ihm eine anſcheinend nachläſſige Verbeugung machte, umfloß ihr Antlitz die lieblichſte Glut. Sie reichte dem Genius die äußerſten Fingerſpitzen, die dieſer mit einer reſpectvollen leiſen Berührung an ſeine Lippen brachte. Die Fee und der Ritter ſtanden bei dieſen Begrüßungscomplimenten ſchweigend in der Ferne.

„Wie, Tuberroſe," begann die junge Dame mit ungewiſſer Stimme, „ich ſehe Sie hier? Was hat Sie bewogen, die Wohnung einer Einſaſeinem Herzblut dieſen dunkeln Flecken von der Geſtalt ſeines Bruders und Freundes abgewaſchen. Er dachte hin und her, welchen Troſt er ihm zuſprechen wolle, wenn er wieder bei ihm ſei, dann aber kam ihm in den Sinn, daß ihm von jenen Mächtigen, die im Dunkeln ſo gewaltig herrſchten, Stillſchweigen auferlegt worden war und er geſtand ſich ſelbſt, daß in dieſem Falle er dieſes Schweigen brechen würde, ohne Nutzen weder für Den, dem er beiſtehen wollte, noch für ſich.

Da er erfahren wollte, wer ihm die geheimnißvollen Blätter gebracht, und es wahrſcheinlich war, daß derſelbe, der ſie hingelegt, ſie auch wieder abholen werde, ſo verſchloß er das Heft in einem kleinen Wandſchrank über ſeinem Lager. Unmöglich war es, zu dieſem Behälter zu gelangen, ohne ſich über das Lager hinüberzubiegen; der Bote mußte alſo in ſeine Hände fallen.

Es war die letzte Nacht, die er im Gartenhauſe zubrachte.

Gegen Mitternacht öffnete ſich die Thür. Der

Zugwind verlöſchte die Nachtlampe. Goswin lag im Halbſchlummer, das Bewußtſein war in ſoweit rege, daß er wußte, daß er nicht träumte; dennoch war es ihm unmöglich, zum völligen Wachen zu gelangen; ein betäubender Duft verbreitete ſich in dem Gemach und wuchs zu immer größerer Stärke an.

Gegen die Fenſter bemerkbar bewegte ſich eine Geſtalt durch die offene Thüre, die ſich geräuſchlos wieder ſchloß, und nahte ſich dem Lager.

Goswin erneute ſeine Anſtrengungen, ſich aufzurichten, allein vergebens. Es ruhte gleichſam eine Feſſel auf Bruſt und Arme. Der Gedanke, dies ſei der Bote, der da komme, die Blätter wieder zurückzunehmen, beſchäftigte ihn, und ſo viel es ihm möglich war, ſuchte er ſeinen Körper in die Lage zu bringen, daß er mit der einen Schulter gegen die Thüre des Wandſchrankes ſich lehnte.

Die Geſtalt kam näher.

Und wie eine dunkle Wolke legte ſie ſich über das Lager hin.

Durch die Finſterniß ſahen zwei Augenſterne den Liegenden an. Immer mehr nahm ſie Platz auf dem Lager, immer enger ſchmiegte ſie ſich an Bruſt und Seite des Jünglings.

Jetzt ſuchten glühende Lippen ſeinen Mund und ſchmolzen in einem langen Kuſſe mit den ſeinen zuſammen.

Belaska? ſeufzte Godwin.

Keine Antwort erfolgte, nur ein erneuter, noch glühenderer Kuß. Mit Wildheit ſchlugen ſich zwei Arme um den Leib des Jünglings, ein ſeidenweiches Haar legte ſich in ſanften Ringen auf die harte feſte Wölbung ſeiner Bruſt, ein Leib knickte in der Ohnmacht des Gefühls an dem ſeinigen zuſammen. Von Trunkenheit übermannt glitt ein Haupt an ſeiner Schulter hin.

Tiefe Stille herrſchte; draußen rauſchte der Nachtwind in den Zweigen. Eine entfernte Thurmuhr ſchlug die erſte Stunde an nach Mitternacht. Die Geſtalt erhob ſich und glitt leiſe aus der Thüre hinaus, die halb offen blieb. Die friſche Kühlung ſtrich die brennende Wange und die pochende nackte Bruſt des Jünglings an, der ſeine beiden Hände an das Antlitz preßte.

Mein Gott, mein Gott! ſtöhnte er, du haſt mich verſtoßen von deinem Angeſicht! Ich habe mein Gelübde gebrochen!

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Briefe.

Am Morgen nach dieſer Nacht war gleich die Erſte, die Goswin begrüßte, die ehemalige Nonne. Velaska kam ſtill und freundlich, wie immer, um ihren gewohnten Platz einzunehmen, als ſie bemerkte, daß der Geneſene ſein Lager verlaſſen hatte und am Fenſter ſtand mit dem Rücken ihr zugewendet. Goswin hatte ſie durch den Garten, den Gang entlang auf das Haus zukommen ſehen und ihr Anblick trieb ihm das Blut zu Herzen. Er wußte nicht, wie er ſie empfangen ſollte. In ſeinem Innern war eine Aufregung ohne Gleichen. Mit den heftigſten Vorwürfen, die er ſich machte, wechſelten die ſüßeſten Rachempfindungen. Er ſah ſeine Mitſchuldige herannahen und daß ſie kam, ſchien ihm ein Zeichen, daß ſie von ihm ein Gleiches erwartete. Schon that er einige Schritte ihr entgegen, dann bannte ihn eine Scheu, wie ſie nur in dem Buſen eines ſechszehnjährigen Mädchens rege werden kann, die zum erſten Mal eines Fehltritts ſich bewußt iſt, feſt an den Boden. Er rang mit dieſen Gefühlen, ohne ſie bewältigen zu können. Unterdeſſen war Belaska eingetreten, und verwundert, ihn völlig angekleidet am Fenſter ſtehen zu ſehen, machte ſie ihrer Ueberraſchung durch einen freudigen Ausruf Luft. Goswin wandte ſich zu ihr, umfaßte ſie, blickte ihr aber nicht in die Augen, ſondern barg ſein Haupt an ihre Schulter und ſeufzte leiſe: Ach, Belaska! —

Dieſe ungewöhnliche Begrüßung befremdete das Mädchen, dennoch hatte ſie nicht den Muth, ſich dieſer Umarmung zu entziehen, oder auch nur leiſe das Haupt von ihrer Schulter wegzudrücken. Endlich erhob er das Auge, ſah aber nur auf einen Moment in das ihrige und ließ dann wieder das Haupt an ihre Schulter ſinken.

Ihr ſeid noch ſchwach — ſagte ſie.

Der Vorwurf von Schwäche empörte ſeinen Stolz, er überwand nunmehr jede Anwandlung von Befangenheit, ſtand hoch und frei vor ihr, ſtrich ſich die Locken aus der Stirne, und ihre Hand ergreifend ſagte er feſt: Meine Belaska.

Sie ſah ihn fragend an und ſenkte jetzt ihrerſeits ſchüchtern die Augen. Der fragende Blick machte ihn von neuem verwirrt. Ein Zweifel dämmerte in ſeinem Buſen auf, und er ſagte ſtockend: Ihr wolltet ja geſtern einen Beſuch bei Eurer Baſe abſtatten? Seid Ihr dort geweſen?

Die arme Frau leidet an der Gicht, entgegnete die Gefragte; da ich wußte, daß Ihr meiner nicht mehr bedurftet, ſo ging ich zu ihr und habe dort die Nacht durchwacht.

Die Nacht durchwacht! rief Goswin.

Ja. Was iſt Euch? Iſt Euch in der Nacht etwas zugeſtoßen?

Nein. —

Sprecht doch! Euer Benehmen ſcheint mir ſeltſam.

Er ſah ihr innig in die Augen, mit dem Ausdruck, als wolle er ihr ein Unrecht abbitten, dann ſagte er: Es iſt beſſer ſo! Die Erde hat einen Sünder mehr, aber der Himmel behält ſeine Heilige. Wo iſt Eliſabeth?

Da kommt ſie eben.

Von neuem überkam den armen Jungen Glut und Beſtürzung. Er trat an den Wandſchrank und ſah nach dem Manuſcript: es war fort. Eliſabeth mußte es gebracht haben, Eliſabeth mußte es wieder fortgenommen haben. Dieſe Betrachtung fühlte ſein Blut ein wenig. Bei Velaska war ihm ein ſolcher Verdacht nicht gekommen. Wenn Velaska kam, ſo hatte ſie nur die Liebe hergeführt, ſie war unfähig, einen Nebenzweck dabei zu verfolgen. Bei Eliſabeth war dies eher denkbar, obgleich auch hier befremdlich. Vielleicht hatte ſie auch nur die Blätter nehmen wollen und Goswin's Arme hatten ſich um ihren Leib geſchlungen und ſie hatte bleiben müſſen, wenn ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, ſich zu verrathen.

Mit dieſen Gedanken und Unterſuchungen beſchäftigt ſah Goswin ſie an, ſie erwiderte ſeinen Blick offen und freudig, wie immer. Er ließ ſeinen Blick noch einmal zu Velaska hinübergehen, dieſe ordnete unbefangen in einem Glaſe die Blumen, die ſie mitgebracht. Eben ſetzte ſie eine ſchöne, früherblühte Lilie in das Glas.

Mit einem tiefen Seufzer ſtellte ſich der Jüngling in die offene Thüre.

Beide Mädchen wollten an ihm vorüber, er ergriff ſie, umſchlang ſie beide, und ihre Häupter mit leidenſchaftlicher Heftigkeit an ſeine Bruſt drückend, rief er im komiſchen Unmuth: Nun hab ich ſie doch! Entgehen kann ſie mir jetzt nicht.

In dieſem Augenblick ſchlüpfte Roſa durch die Büſche und leicht wie ein Vogel ſchwang ſie ſich über ein niedriges Blumengitter und verſchwand hinter dem Hauſe.

Der Frühling machte dem Sommer Platz. In dem Hauſe Stephan Ktezény's veränderte ſich Manches; Goswin zog auf mehre Wochen in Huſſen's Wohnung und genoß des täglichen Verkehrs mit dem hochverehrten Manne, der Arzt machte eine Reiſe und nahm den Sohn mit, Roſa verſchwand aus Prag, Niemand wußte, wo ſie geblieben, man vermuthete, ſie habe ſich einem Trupp fanatiſcher Sektirer angeſchloſſen, der im Lande umherzog. Velaska war ernſtlich erkrankt und lag nun ſelbſt in dem Gartenhäuschen, wo ſie früher den Erkrankten gepflegt, Eliſabeth und die Mutter bewohnten das vereinſamte Haus, beide in ſtiller Thätigkeit.

Wir haben vergeſſen zu berichten, daß der alte Eberhard nach dem Ordensſchloſſe heimkehrte, nachdem er ſeinen jungen Gefährten ſicher an das Ziel ſeiner Reiſe gebracht. Jetzt kam er wieder und brachte Nachrichten und Briefe mit. Goswin empfand bereits eine heiße Sehnſucht nach der ferngelegenen Heimat. So ſchön das Land war, das er gegenwärtig bewohnte, ſo herrlich die Natur in Farben und Düften erblühte, ſo freundlich die Menſchen ihm entgegenkamen, es war doch nicht das Land ſeiner Jugend, es waren doch nicht die liebgewordenen Geſichter, die ihn einſt umgaben. Selbſt die Schrecken der normen aufzuſuchen, die Ihnen keine Zerſtreuung und Erheiterung bieten kann?"

Der Genius warf ſich vor ihr auf ein Knie nieder. „Schöne Jonquille," rief er mit einem Ton verführeriſcher Weichheit, „keine Vorwürfe! Sie würden mich zu tief niederbeugen. Was auch zwiſchen uns vorgefallen ſein mag, laſſen Sie es in dieſem Augenblicke vergeſſen ſein, wo ein Reuiger zu Ihren Füßen liegt. Laſſen Sie mich glauben, daß Sie der Stimme Ihres Herzens Gehör geben, wenn Sie jetzt meine Verzeihung ausſprechen."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, mein Prinz," erwiederte die Fee. „Ihre Entfernung war die Folge nachtheiliger Einflüſſe, denen auch die treueſten Charaktere ausgeſetzt ſind. Doch ich erſtaune, warum haben Sie ſich dieſen Zwang aufgelegt, warum ſeh' ich Sie nicht von Ihren Hunden begleitet?"

Der Genius erröthete. „Zuviel Güte,"

diſchen Einſamkeit hatten etwas Bezauberndes für ihn, wenn ſeine träumende Seele ſich ihren Erinnerungen überließ. Die kalten Winternächte, die Stürme, die unabſehbaren Schneeeinöden, das einſame und melancholiſche Lied, das die Schiffer ſangen, die ihre Fahrzeuge ſtromabwärts gleiten ließen, der Ruf der Wachen endlich, die in ſtillen Nächten die Burg umgaben, alles dieſes waren mitten in der Blütenpracht der herrlichen Gärten der alten prächtigen Stadt Prag ihm eine ſehnſuchtweckende Erinnerung. Er ſaß, das Haupt geſtützt, und dachte der Zeiten, die da waren, der Tage, die nicht mehr wiederkommen. Ulrich's Geſtalt erhob ſich vor ihm, und er ſah den ſtolzen einſamen Mann die Arme nach ihm ausbreiten und fühlte ſich an die Bruſt gezogen, in der ſo manche Stürme tobten. Seine letzten Worte tönten in ſein Ohr: Bleibe du mir treu! Dann kamen die luſtigen Kameraden ihm vor's Auge, wie ſie in ihrem verwilderten Anzuge auf Tiſchen und Bänken ſaßen, und bei der Flamme des verlöſchenden Kamins ſich die leichtfertigſten Geſchichtchen und die grauſenvollſten Geſpenſterſagen erzählten. Er wandte dann den innern Blick weg von den Auftritten im Heidenthurm. Und wieder heulte und pfiff es in den alten Gängen der Burg, und unſichtbare Tritte gingen die breiten Stufen hinauf, und unſichtbare knöcherne Finger pochten an verſchloſſenen Thüren. Zwiſchendurch flatterte die üppige Geſtalt der Signora in ihrer Ordenskleidung, in der ſie wie ein kleiner verrückter, corpulenter Ritter ausſah, und die Federn ihres Barets flogen im Winde, und das Mäntelchen ſchwang ſich im Kreiſe um ſie her. Aus der Tiefe empor tauchten Geſpenſter, allerlei graue, formloſe Geſtalten, Männer ohne Kopf, und andere, deren Unterleib ſich in einer Schlange endete, dazwiſchen wunderliche Thiere mit Menſchengeſichtern, die in großer Menge hervorkamen und ſich in die Gänge vertheilten. Dann kam der Arzt Baſano und trug eine unbeſchreiblich lange dünne Phiole, gefüllt mit purpurfarbenem Gift, und das ſpritzte er hierhin und dorthin auf die Phantome hin, die kreiſchend und wimmernd auseinanderflohen. Wenn die Träumereien dieſen phantaſtiſchen Charakter angenommen hatten, ſo gingen ſie auch ſchon in wirkliche Träume über, und oft überraſchte ſich Goswin, daß er über irgend einem alten gelehrten Folianten eingeſchlafen war, und was anfangs nur ein Spiel der Erinnerung geweſen, in ein Traumleben übergegangen war. —

Als nun Eberhard kam, wurde er mit großer Freude empfangen. Der Alte war aber ſchweigſamer als je. Wenn Goswin mit Fragen in ihn drang, ſagte er ſtets: die Briefe werden es Euch ſagen: gut gehts nicht.

Und daß es nicht gut ging, das ließ ſich aus den Briefen herausleſen, obgleich auch dieſe nicht deutlich ſprachen. Der Meiſter beantwortete in wenigen, aber eindringlichen Worten die zwei Schreiben des Johannes Huß. Ein Brief an den Licentiaten war beigelegt, der gerade in Prag ſich befand. An Goswin ſchrieb er: Tauche dich, mein Sohn und Bruder, in den Bronnen der Weisheit und bade deine Seele in der klaren Friſche des Elements, dem wir die Reinigung von all dem Trüben und Krankhaften dieſer Welt verdanken. Ich bin glücklich, wenn ich weiß, daß du vorwärts ſtrebſt und daß du die Bahn rüſtig wandelſt, die ich dir gewieſen. Mit dir zuſammen gehe auch ich kühn vorwärts, denn du biſt mein zweites Ich, und zwar das jüngere und beſſere. Daß ich mich nach dir ſehne, brauche ich nicht zu ſagen, doch eines Mannes Sehnſucht unterſcheidet ſich von der des Weibes, daß ſie Zaum und Gebiß von dem Verſtande ſich anlegen läßt. Wenn du wieder heimgekehrt ſein wirſt und wir Nachts bei der einſamen Lampe beiſammenſitzen, ſo werde ich an deiner lieben Gegenwart nachholen, was ich jetzt verſäume. Der Schluß des Briefes war in Chiffern geſchrieben und enthielt die Worte: Sei vorſichtig, ſelbſt gegen Huß. Er iſt zwar ein Ehrenmann, aber man will ihm an Leib und Kragen und er iſt von glatten verrätheriſchen Schmeichlern und Freunden umgeben. Daß du dich ihm genannt, will ich gutheißen, wenn ich es auch nicht billige. Mit dem König Wenzel ſchließe durchaus kein Band, er iſt machtlos und ſeine eigenen Unterthanen wollen ihn los ſein. Er iſt keine Stütze der guten Sache, im Gegentheil er kann ihr nur

Gefahr bringen. Lebe wohl, wenn es zum Kriege kommt, wozu die Ausſicht jetzt mehr als je vorhanden, werde ich dich, verſprochenermaßen, rufen laſſen. —

Ich mache das ſchwarze Kreuz der freien Ritter über dich.

Ulrich.

Der Brief Otto's lautete umſtändlicher; er ſchrieb:

Wenn du wiſſen willſt, lieber Bruder, wie es einem armen Sterblichen geht, der weder leben mag, noch ſterben darf, ſo bringe dir das Bild deines Otto's vor Augen. Mir macht nichts Freude, ſeitdem meine Leuchte ohne Licht iſt, das iſt, ſeitdem die holden Liebesaugen meiner Herzallerliebſten nicht mehr über mir leuchten. Sie lebt am Hofe ihrer Schwiegermutter, und wird von dieſer alten Hexe ſo ſtreng bewacht, daß ſelbſt kein armes Blättchen zu mir hinüberfliegen kann. Mit Botſchaften darf ich's nun gar nicht wagen. Einſt faßte ich den abenteuerlichen Plan und wollte als Citherſpieler auf ihrer Burg einkehren, aber ich bekam nicht Urlaub von unſerm Herrn, und es war am Ende gut, denn ich hätte tolle Streiche gemacht. So will ich den Herbſt abwarten, wo ſie wieder auf einige Tage nach Kloſter Oliva kommt. Alsdann, wenn nicht bereits das Heidenſchwert mein Blut getrunken, will ich alle Segel aufſpannen, um mit meinem Schiffe verzweifelt durch Sturm und Brandung ans Ziel zu fliegen. Ich habe das dicke, trübe, ſchwäbiſche Blut, in dem die Poeſie als Gichtſtoff ſitzt, während ſie durch die Adern Anderer als belebender Balſam hüpft. Die Liebe in meinem Herzen macht ſich nicht leicht, ſondern liegt ſchwer wie ein Alp auf der armen Seele, die nicht weiß, wohin ſie entweichen ſoll. Wo Andere ſeufzen, denke ich an Mord — an Selbſtmord. Aber ſei nicht bang um mich; ich greife doch nicht zum Schwert, um es mir ſelbſt in die Bruſt zu ſtoßen. Durch die Oeffnung der Wunde fiele die Perle meiner Liebe hinaus und auf den Boden, wo denn alle Welt den köſtlichen Schatz ſähe und ihn mit Füßen träte. Nein, ich will dieſe Perle noch länger in ihren vielen

Schalen verſchließen, damit ſie ſich zu immer köſtlicherm Glanze ausrunde.

Da ich von Liebe und von Weibern ſpreche, ſo frage ich billig, wie iſt's mit dir in dieſer Beziehung? Hat deine Stunde noch nicht geſchlagen, und iſt dein Kreuz noch immer jungfräulich? Ich ſehe deine Mädchenwange erröthen, indem du dieſes lieſeſt und dein hübſcher Mund zieht ſich ſchmollend in den Winkel, dieſelbe Grimaſſe, die du mir die Ehre erzeigteſt ſchon einmal mir vorzumachen, als ich dir gewiſſe zukünftige Möglichkeiten als eben nicht unmöglich darſtellte.

Hier haben die alten Sitten wieder ihr Recht gewonnen. Die jungen Ritter nennen ſich wieder bei Mädchennamen, und ſind gerade ſo zügellos, wie die waren, die man fortgejagt hat. Es iſt auch nicht anders möglich: es liegt die Zügelloſigkeit in der Luft und es iſt als wolle man ſich, da doch aller Tage Abend iſt, der Freude zu guterletzt offen in die Arme ſtürzen. Niemand glaubt mehr an göttliche wie an menſchliche Wahrheiten; es iſt dem jungen Ritter Alles gleichgültig, nur der Genuß nicht, und ſchamlos wird Geld herbeigeſchafft, um damit geheime Schwelgereien aller Art zu bezahlen. Die neuen Gebietiger ſind wahre Geldjuden, ſie raffen eben nur Schätze zuſammen; es heißt zwar wegen des nahen Krieges, aber wer gut unterrichtet iſt, weiß, in weſſen Taſche das Geld fließt. Der hohe Herr iſt, ſeitdem du abgereiſet biſt, wieder in ſeine alte Melancholie verfallen, er ſchließt ſich wieder ab, wie er es früher gethan, und läßt Alles gehen, wie es gehen will. Ich kann nicht Alles ſagen, was ich weiß. Ohnedies ſtecke ich dieſen Brief heimlich in die Reiſetaſche des alten Eberhard, denn wie du weißt, muß ihn ein Ordensbruder ſeinen Obern zeigen. Den Ordenstreßler haben wir in dieſen Tagen begraben. Die Gicht war ihm ins Herz getreten; nun iſt die Mutter Priorin, wie das junge Volk den Großcomthur nennt, ganz allein und läßt ſich ſeine Pſalmen von ſeinem kleinen Pfäfflein, dem Engel Raphael, vorleſen. Er ſchimpft und flucht wieder auf die neueinreißende ſchlimme Zucht, aber einem Hunde, der nicht mehr beißen kann, dem läuft die Katze über die Schnauze.

Der Meiſter hat zu ſeinem Namenstage, dem St. Ulrichstage, eine Amneſtie verkündet, und ſomit werde ich das Vergnügen haben, den Kunz von Lichtenſtein, den langen Roland, den ſchönen Guido, den luſtigen Paul und mehre Andere hier zu ſehen. Die alten Vögel werden ſich wundern, wie die jungen bereits nach ihrem Muſter zwitſchern. Falkenfels ſpricht immer noch von ſeinem Vetter, dem Landdroſten, und von ſeinen beiden Muhmen, der Obermarſchallin und der Gräfin Truchſeß. Er iſt ſo langweilig, daß ich vorgeſchlagen habe, ihn allein, als eine Armee für ſich gegen die Litthauer zu ſchicken, damit ſie beſiegt werden. Reibnitz iſt, ſeitdem du fort biſt, mein liebſter Umgang. Wir reiten zuſammen aus, und ſingen unſere Lieder zuſammen. Der kleine Zweiköpfige iſt in ſeiner Art munter, doch will es auch mit ihm nicht recht fort. Der Engel Raphael hat ſich ſeiner angenommen und ſucht ihn ernſtlich für den Himmel zuzuſtutzen.

Ueber dein plötzliches Verſchwinden gehen die ſeltſamſten Sagen. Viele behaupten, du ſteckteſt in den unterſten Gewölben der Burg, ſeiſt in

Ungnade gefallen und würdeſt das Tageslicht nie wiederſehen. Andere gehen noch weiter und wollen ſchon dein abgehauenes Haupt auf den ſchwarzen Waſſern des Katharinenkanals haben ſchwimmen ſehen. Wieder Andere haben eine völlig verſchiedene Lesart dein Verſchwinden auszulegen, ſie behaupten, du ſeiſt in Wien am Hoflager als geheimer Botſchafter angeſtellt, doch habe ich auch Stimmen gehört, die ſo ziemlich das Richtige trafen. Heinrich von Reuß iſt jetzt allmächtig, da er aber einen rothen Bart hat und mit einem Auge ſchielt, ſo wollen die näher Eingeweihten nicht recht an ſeine Allmacht glauben. Ein tüchtiger Kämpe iſt er jedenfalls, und wenn der Karren einmal in den Schutt gefahren iſt, ſo könnten es wol ſeine Hände ſein, die uns wieder heraushüben. Doch Gott wolle gnädiglich Schmach von uns abwenden.

Dein Bruder.

Goswin wurde dermaßen von Trauer erfüllt, und es überkam ihn bei Leſung dieſer Briefe eine ſo heftige Sehnſucht, daß wenig gefehlt, er hätte Anſtalten zur Abreiſe gemacht. Aber ſein Wort ſagte er leiſe. „Ich fühle, daß ich Sie öfters durch meine Rohheit, durch niedrige Neigungen beleidigt habe, nie ſollen Sie wieder Urſache haben, ſchöne Jonquille, ſich darüber zu beklagen.“

Der Ritter Meleager wandte ſich zur Fee und ſagte leiſe: „Ich begreife nur nicht, wie man bei einer ſo rührenden Bewillkommnungsſcene zwiſchen zwei Liebenden von Hunden ſprechen kann.“

„Sehr natürlich,“ erwiederte die Angeredete. „Gerade die kleinen Schwächen und Launen ſind es, die immerdar die Bündniſſe trennen. Man lebt oft ſehr zufrieden zuſammen mit groben Laſtern, aber man verzeiht ſich nicht die Löcher im Strumpfe.“

Sie wandte ſich nach dieſen Bemerkungen wieder zu der Gruppe, die ihre Aufmerkſamkeit in ſo lebhaftem Grade feſſelte. „Gut, ſehr gut, meine Kinder!“ rief ſie. „Dieſe Verſöhnung verſpricht bleibende Früchte zu tragen; aber erband ihn. Er begnügte ſich alſo damit, die beiden Schreiben auf das ausführlichſte zu beantworten. An Ulrich ſchrieb er:

Mein Herr und Gebieter, mein Freund, mein Vater, mein Bruder. — Unter allen dieſen Bezeichnungen, unter denen du erlaubt haſt, meine Ehrfurcht und meine Liebe für dich darzuſtellen, iſt keine, die ſo eigentlich für mich paßt, und die dem Gefühle, das für dich in meiner Bruſt lebt, einen bezeichnenden Namen gibt. Es iſt wahr, unter den drei letztern iſt, was die Liebe betrifft, das Meiſte und Treffendſte enthalten, es fehlt aber doch noch Etwas, und ich Armer, ich mag nach Worten ſuchen, ſo viel ich will, ich finde keines, das das fehlende Etwas auch noch ausdrückte. Doch meinethalben, die drei Bezeichnungen ſagen ſchon genug, um dich wiſſen zu laſſen, daß, wenn ich dein Sohn bin, zugleich dein Bruder und dein Freund, du von der großen Ausdehnung meiner Liebe für dich überzeugt ſein wirſt. Vielleicht wenn du dir hinzudächteſt, daß etwas — doch das klingt ſeltſam — von der Liebe eines Weibes zum Manne auch dabei iſt, ſo wirſt du das Richtige getroffen haben, denn mit demſelben Stolz, wie eine Frau hinaufſieht zu dem edeln und braven Manne, der ihr gehört, mit derſelben Freudigkeit und Innigkeit richtet ſich der Strahl meiner Liebe auf dich! Du haſt es verſtanden, dich ganz und gar in mein Herz feſtzuſetzen; es mag ſein, daß der Stolz, der in meiner Natur liegt, auch hierzu beigewirkt, denn es mußte einen ſechszehnjährigen Jüngling nicht wenig blenden, wenn ein Mann wie du, ſo hochgeſtellt und von Allen geehrt und gefürchtet, ſich zu ihm neigt. Aber der Stolz iſt gewichen und die Liebe iſt geblieben; jetzt könnteſt du arm und verlaſſen ſein, als Bettler umherirren, du würdeſt dennoch, außer du müßteſt mich wegſtoßen, mich immer an deiner Seite haben. Mein herzallerliebſter Vater und Freund, ich mache dir bekannt, daß ich eines meiner Gelübde gebrochen, du erräthſt welches, da du ſchon wiſſen wirſt, daß es mir meiner Natur nach ganz unmöglich iſt, die zwei andern Gelübde, das des Gehorſams (zu dir) und das der Armuth zu brechen. Ach, lege mir die härteſten Strafen auf, nur nicht die unertragbare für mich, dein Angeſicht meiden zu müſſen. Ich will den Kerker bei Waſſer und Brot ertragen, nur komme täglich einmal und nimm das trockene Brot und breche es, und gib es mir! Wenn du es ſo machſt, ſo will ich ſogar Ketten tragen. Du weißt, daß auch der leiſeſte Gedanke an eine Kette mich beben macht. Aber wenn ich dann in der Nacht meines Kerkers ſitze, will ich an den einen hellen Augenblick denken und mich an ihn halten, wenn die Thüre aufgeht und du eintrittſt. Du wirſt mich fragen, wie es gekommen, und ich muß dir mit Scham ſagen: ich weiß es nicht. Die Weiber ſind ſo verführeriſch; und dann, es war wie ein Taumel, wie eine Art Raſerei über mich gekommen. Ich hätte es dir verheimlichen können, aber wenn ich dies gethan, würde ich mich für unrettbar verloren gehalten haben, denn eine Sünde auf dem Herzen, und du wüßteſt nicht darum, das wäre Tod und Verdammniß.

Die Vorſicht, die du mir anempfohlen, übe ich. Aber täglich wachſe ich in Erkenntniß. Ich überſehe das weite Feld, wo die beſten Köpfe, die edelſten Kräfte der Jahrhunderte gearbeitet.

und es macht mir unendliche Freude, dem Gange ihrer Arbeiten zu folgen. Ein unbeſchreibliches Genügen würde es mir gewähren, wollte Gott mir geſtatten, der Summe dieſer herrlichen Werke auch meinestheils Einiges hinzuzufügen. Es iſt mir, als ſähe ich über ganze geiſtige Länderſtrecken ſich Licht verbreiten, wie über ein Saatfeld einen Sonnenſchimmer, alsdann gehen die Wolken wieder zuſammen und es wird dunkel. Wie groß iſt die erſte Kirche, wie erhaben ihre Einſamkeit, in der ſie Stärke und Muth zum Kampfe ſammelt, wie ſind die erſten Bekenner ſo ganz erfüllt von der Aufgabe, das Geſchlecht ihrer Brüder dem Elend, der Verkümmerung zu entziehen und ſie dem Lichte, der Erkenntniß, dem Glücke entgegenzuführen. Wie abſchreckend dagegen die ſpätere Kirche. Kalt, ſtolz, ſelbſtiſch denkt ſie nur daran, jetzt, da ihr Feind am Boden liegt und ſie ſicher triumphirend herrſcht, die Vertrauenden zu täuſchen, die Argloſen mit Trugesbanden zu umwinden, und dem Leben, deſſen Genüſſe ſie ſelbſt koſtet, jeglichen Reiz für den Armen zu nehmen. Welche furchtbare Zahl von

Misbräuchen, von denen einige von der grauſamſten Natur ſind und ſich durch nichts, ſelbſt nicht durch ſophiſtiſche Scheingründe erklären, geſchweige denn entſchuldigen laſſen. Und der Reiche, der Mächtige, der wird von dieſen entarteten Geſetzen nicht berührt. Er bezahlt und genießt. Und von dem Gelde, das er gibt, zehrt die Heuchelei und baut ſich ſchwelgeriſche Paläſte, die ſie ſpottend Klöſter nennt. Ach, mein Bruder, auch auf uns laſtet ein Theil dieſes ſchimpflichen Vorwurfs, gewiß aber ein ſehr geringer, denn wir ſind arm gegen die Praſſer in Mönchskutten, die ich hier ſehe und von denen ich täglich höre. Aber auch dieſe kleine Schuld ſollten wir von unſern Schultern werfen. Wenn wir arm wären, ganz arm, ſo wie die erſten Chriſten es waren, die ſich etwas erbettelten, um es mit dem noch ärmern Bruder theilen zu können, wie ſelig könnten wir dann ſein! Wir würden mit unſerm Schwerte dem ungerechten und ſchwelgenden Reichen nehmen, was er zu viel hat, und es Dem geben, der da darbt. Wozu haben wir das ritterliche Schwert an unſerer

Hüfte? Wir ſollen nicht müßig zuſehen wie Unrecht und Schmach rund um uns her gedeiht. Gegen die Heiden ſollen wir fechten! — Die ſchlimmſten Heiden finden wir unter den falſchen Bekennern unſerer eigenen Kirche, die jedes Geſetz der Liebe und der Menſchlichkeit, des edeln Erbarmens und der raſtloſen Fürſorge mit Füßen treten, um zu ſchwelgen und ihre Räubereien unter gleisneriſchem Mantel zu verſtecken. Es liegt ein Hohn darin, der mich empört. Ich kann es dem edeln Manne, der hier kämpft und ſtrebt, nachfühlen, wie ſolch jahrelang geübte Unbill, ſolche mit ſchweren Laſten bis zum Boden gedrückte Wage der Schuld, endlich wenn die Dinge zur Sprache kommen, das feurige vernichtende Wort auf die Lippe des Gerechten legt, dieſes Wort, gegen deſſen Schärfe das ſchärfſte Schwert biegſames Wachs iſt.

Man ſagt, daß einige Einrichtungen der alten Kirche ſehr verdienſtlich ſeien, ſo die Klöſter; da ſie Stätten abgeben, wo ſich die Wiſſenſchaft und eine nöthige Kenntniß der Dinge hingeflüchtet, als die roheſten Kriege wütheten. Es iſt dies wahr, allein ſolche Aſyle des Guten und Erſprießlichen ſind ſie lange nicht mehr, jetzt bläht ſich in ihnen nur die faule Genußſucht, die Eitelkeit und die Heuchelei. Wenn man dieſen entweihten Häuſern ihre Reichthümer nähme, und ſie zum Beſten des thätigen und arbeitſamen Volkes verwendete, würde man die trägen Bewohner zwingen, ihrerſeits dem Erwerbe nachzugehen. Daß manche Klöſter zugleich weltliche Einrichtungen haben, ſomit auch die Reichthümer, die zur Herſtellung und Erhaltung dieſer Einrichtungen erfoderlich ſind, iſt begreiflich. So unſere Ordensburg. Wir, die wir ſtreitfertige Heere ins Feld ſtellen ſollen, wir können nicht das Geld entbehren, wofür wir uns Waffen kaufen und Sold auszahlen müſſen. Deshalb finde ich auch, daß unſer Orden noch lange erhalten werden muß, aber es müßte alles Klöſterliche hinausgenommen werden, und es müßte ein freier mächtiger Fürſt das Scepter führen. Vielleicht ſteht uns auch in naher Zukunft dieſe Wandlung bevor. Wer bliebe dann lieber als ich Ritter, und wer trüge den weltlichen Herrſchermantel würdiger als du, mein Bruder! Aber ſo wie die Dinge jetzt ſtehen, haſt du ganz Recht, mir Vorſicht anzurathen. Du haſt deine unverſöhnlichen Feinde, du haſt es mir geſagt und ich habe mich auch ſelbſt davon überzeugt und ich — bin jung und ohne Erfahrung. Ich kann nichts als ſchwärmen für dich und für die Ideale, die du in meiner Bruſt entzündet haſt. Werden dieſe glühende Gebilde zu Thaten reifen? Wird nicht, ehe es geſchehen kann, dieſe Bruſt in Staub zerfallen?

Wenn ich an deine einſamen Nächte denke, in der hohen gewölbten Halle, wenn ich dich vor mir ſehe, das Haupt auf den Arm geſtützt, das Auge, das ich ſo gut kenne, deſſen Blick voll Schmerzen und zugleich voll des ſanfteſten Feuers ſo oft auf mich geruht hat, zu Boden geſchlagen, dann — ſpotte Keiner über mich — dann drängen ſich Thränen in mein Auge. Ich kann es nicht laſſen, meine ganze Liebe in einem einzigen gewaltigen ſtarken Gruß über Meer und Länder zu dir hinſtrömen zu laſſen, und ich weiß dann, daß dieſe hinfliegende Flamme dich berührt. O, es iſt etwas Himmliſches um zwei Herzen, die ſich lieben! Jedesmal, wenn ich denke, eine Wahrheit gefunden, oder mich mit einem neuen Schatze des Wiſſens bereichert zu haben, ſo denke ich, jetzt biſt du ſeiner etwas würdiger geworden! Wenn ich erſt ein Mann ſein werde, und du einen Theil, vielleicht den größern, deiner Pflichten und Sorgen auf meine Schultern ablegen wirſt — was werde ich dann fühlen! — Aber bis dahin wird's noch lange hinſein! Ich muß warten, ehe ich dir das ſein kann, was ich dir ſein möchte. Haſt du Niemand, der dir vorlieſt? Iſt dir keine Stimme angenehm unter den vielen jungen Rittern? Gibſt du keine kleinen Feſte? Läßt du nicht mehr ſingen und ſceniſche Darſtellungen geben? Alles das würde dich erheitern, wie es früher that. Aber wenn du deinem böſen Geiſte dich hingibſt, wenn du die Welt in jener dunkeln Farbe ſiehſt, die mir ſo ſchreckensvoll und dir ſo gefährlich iſt, dann bangt mich um deine einſamen Nächte und ich möchte gegenwärtig ſein, damit du dein Haupt wieder an meine Wange lehnſt. — Der berühmte Mann, deſſen Namen ich nicht nenne, hat ein heftiges Begehren, dich perſönlich kennen zu lernen; ich habe ihm ſo viel von dir erzählt, ich glaube aber nicht, daß du es räthlich findeſt, ihn zu dir kommen zu laſſen. Er würde irgend welche Verkleidung wählen. Du kannſt nun entſcheiden. O käme doch bald der Ruf, der mich zu dir zurückführte! Wie würde ich fliegen!

Ich küſſe dich, mein Bruder, mit dem Kuß der Hoſpitaliten.

Dein Bruder: Goswin.

Der Brief an Otto von Landſchaden lautete:

Mein guter Junge, über deine Liebſchaft und namentlich über die Nacht in der Burg, wo wir uns auf der Reiſe befanden und es hinter deinem Bettvorhang rauſchte, darf ich dir jetzt keinen Vorwurf machen; du wirſt mich verſtehen, aus welchen Gründen nicht. Du haſt alſo von dieſer Seite Ruhe vor mir. Aber biſt du nicht ein Tollkopf! Zu welchem Ende ſoll dieſe Liebſchaft führen? Willſt du deſertiren und als eidbrüchiger Vagabund im Lande herumlaufen? Denn daß die Herzogin dich in Gnaden zu ſich nimmt, wenn man bei uns deinen laubt mir, euch zu ſagen, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Laßt uns eilen und von den Maulwurfsinſeln Beſitz nehmen. Du weißt, Jonquille, daß ich dich zu der Königin dieſer mir einſt ſo theuren Eilande machen will."

„Ich verlange nicht nach dieſem Glücke," ſagte die junge Dame mit einem kalten Lächeln.

„Wie? Was hör' ich? Und du willſt in dieſem traurigen Aufenthalte deine Tage verſchleudern?" rief die Fee.

Der Genius näherte ſich ihr mit einer ehrerbietigen Miene. „Auch ich ſtimme dem Wunſche meiner angebeteten Jonquille bei. Dieſer Palaſt, dieſe Gärten, die ihren melancholiſchen Schleier jetzt abgeſtreift haben und im ſchönſten Sonnenlichte glänzen, ſind mir lieber, als jene fernen Eilande. Uebrigens habe ich eben ſelbſt vor wenig Augenblicken auf ihren Beſitz verzichtet und ſie dem Sohne Tomogiſton's abgetreten."

Mantel öffentlich verbrannt wie den Mantel eines Peſtbefleckten, und der Bann über dich ausgeſprochen iſt, das glaube nicht. So lange du ein Ordensritter biſt, und in vollem Glanze, und ſie der Eitelkeit genießt, dich, ſo oft ſie es will, dein Gelübde brechen zu machen, ſo lange liebt ſie dich. Weiterhin nicht mehr. Die vornehmen Frauen lieben ganz anders wie die geringen. Ich könnte dir Beiſpiele erzählen, die ich von meiner Baſe, der Hofdame, gehört. Armer Otto, um von einem hochmüthigen Weibe bei Seite geworfen zu werden, dazu biſt du mir zu gut, und ich liebe dich zu ſehr, um dies nicht zu verhindern. Wäreſt du ein ſchlimmer Burſche, würde ich ſelbſt dazu rathen, daß du bei Nacht und Nebel ihr nachläufſt und unter ihren Knechten eine Stelle dir ſuchſt. So aber ſoll es nicht ſein.

Daß es wieder bei euch ſo wild hergeht, thut mir leid, ihr müßt doch wieder zu Paaren getrieben werden. Laßt nur, was Gott verhüten möge, einen andern Meiſter über euch kommen, der in euch nichts wie Soldaten ſieht, da werdet ihr fühlen, was es heißt, die Zuchtruthe auf dem Nacken haben, oder einen Meiſter, der nur Mönche haben will, ſo daß das Paternoſter euch gar nicht mehr von den Lippen fortkommt, das ſind Fälle, die gar leicht eintreten können.

Wenn es Krieg gibt, hat der Meiſter verſprochen, bin ich wieder bei euch, bis dahin ſucht mich immerhin in den unterirdiſchen Gewölben.

Sage dem Bruder Stallmeiſter, er möchte ein Auge auf meinen Braunen und auf meinen Schecken haben; ich könnte es nicht ertragen, wenn den Thieren Leids geſchähe. Der Braune hat noch meinen Alten getragen bei ſeinem letzten Ausritt, da das Bein ihm noch nicht gelähmt war. Meine Rüſtung, die mit den ſilbernen Beſchlägen, nimm zu dir und laß ſie von deinem Ewald in guten Stand ſetzen; es muß dies mit Vorſicht geſchehen, daß die kleinen Verzierungen nicht leiden. Zum Helmbuſch muß ich neue Federn bekommen, ich habe einem Kaufmann in Elbing Auftrag ertheilt, doch weiß ich nicht, ob er das Verlangte geſchickt.

Lebe wohl, herzlicher Bruder. So Gott will, bin ich bald wieder bei euch. Dein

Goswin.

Als dieſe Briefe dem alten Eberhard abgegeben waren, kam die Nachricht aus des Arztes Hauſe, daß Velaska Kiezény ſich ſehr übel befinde, und ſeit einigen Tagen das Bett nicht mehr verlaſſen könne wegen ſtark zunehmender Schwäche. Goswin ging zu ihr. Die ehemalige Nonne begrüßte den Eintretenden mit einem matten Lächeln und ſagte mit leiſer, halb ſchon gebrochener Stimme: Ich ſcheide, mein Freund! Darf ich Euch an Euer Verſprechen mahnen?

Goswin ſetzte ſich ans Lager, faßte die kalte kleine Hand des Mädchens und ſprach ihr Troſt zu. Sie ſchüttelte zu ſeinen Worten das Haupt und wiederholte ihre Frage. Der Arzt trat ein, und beſtätigte, was die Kranke ſagte, er erklärte, daß ſie kaum den nächſten Morgen erleben werde. Da das Zimmer ſich nun füllte, Frau Betſey und ihre Tochter erſchienen, nebſt zwei Freundinnen Velaska's, ſo konnte Goswin nichts als nur die Worte ihr in das Ohr flüſtern: Siehe zu, daß du um Mitternacht allein biſt, ich werde dann kommen und meine Zuſage halten.

Ein zufriedenes Lächeln ſchwebte um die bleichen Lippen der Kranken.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Der Tod der Nonne.

Es war eine warme Sommernacht; der Mond ſtand voll und glänzend am Himmel, kein Lüftchen regte ſich; da bewegten ſich die Laubgänge des Gartens eine hohe ſchlanke Geſtalt in einen Mantel gehüllt nahte ſich dem Gartenhäuschen, in einiger Entfernung davon blieb ſie ſtehen und der Blick des nächtlichen Wanderers glitt durch das offen ſtehende Fenſter in das Innere des Häuschens. Ein Geräuſch an der Thüre drang durch die Stille, die Thüre wurde geöffnet und eine ältliche Frau begab ſich fort. Sie lehnte die Thüre an, ohne ſie zu ſchließen. Der Mond warf den Schatten der Alten auf den hellen

Sandkies des kleinen Vorplatzes am Hauſe. Sie blieb ſtehen und ſchien ſich auf etwas zu beſinnen, alsdann ging ſie eilig weiter, dem Wohnhauſe zu. Es trat wieder völlige Stille ein, und der Mann im Mantel kam jetzt hinter dem Gebüſch hervor. Er trug etwas unter dem Mantel und ging auf das Häuschen zu. Ehe er in dasſelbe eintrat, ſprach er, an dem offenen Fenſter vorbeigehend, ziemlich laut: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! — In Ewigkeit, Amen! tönte eine klare helle Stimme aus dem Hauſe hervor.

Jetzt trat der Verhüllte ein.

Vorſichtig ſchloß er die Thüre hinter ſich, und auch das Fenſter, deſſen Vorhänge er zuzog. Dann ſetzte er ſich an das Lager.

Wie geht es, Velaska?

Gut. Es träumte mir eben, meine frühern Geſpielinnen kämen, ſie nahmen mich in ihre Mitte auf und brachten mir mein weißes Nonnengewand. Ich kleidete mich darein und legte den Schleier aufs Haupt. Sieh her, dieſer Schleier iſt's. Ich habe ihn gerettet, als man mir Alles raubte, und ihn ſorgfältig den Späherblicken entzogen. Willſt du ihn nicht betrachten, er iſt fein, weiß und rein.

Wie deine Seele. O vergib, daß ich dir Unrecht gethan.

Du? Nie haſt du mir Unrecht gethan.

Doch, Velaska, doch!

Wann?

Laß das jetzt. Biſt du vorbereitet?

Ich bin's. Wird der Prieſter bald kommen?

Er iſt ſchon da.

Wo? Haſt du ihn draußen im Garten verſteckt? Wie biſt du mit ihm durch das verſchloſſene Haus gedrungen?

Frage nicht, ſondern bete.

Ueber das Antlitz der Sterbenden glitt ein Zug bittern Schmerzes. Du haſt mich getäuſcht, rief ſie, ich werde ohne Sakrament ſterben! Gott ſei meiner Seele gnädig!

Goswin ließ den Mantel fallen; er ſtand in ſeiner Ordenskleidung vor ihr. Das Mondlicht goß ſeinen Glanz über die weiße Geſtalt, die wie aus Marmor gebildet unbeweglich da ſtand. Das Mädchen richtete ſich auf und ſah ſtaunend an der Erſcheinung hinan. Dann glitt ein Entzücken über ihr Antlitz, und ſie rief: Ihr ſeid Ordensritter, Herr; Ihr ſeid geweihter Prieſter!

Ich bin es.

Dann laßt mich dieſes Kreuz küſſen! Sie erfaßte den Mantel und drückte mit Inbrunſt ihre Lippen darauf. Wie in Ecſtaſe verloren rief ſie: Wie du ſchön biſt! Vielleicht iſt's eine Viſion, und du biſt aus den Räumen des Lichts niedergeſtiegen, um hier im dunkeln Schmerzensthale ein Werk der Barmherzigkeit zu thun.

Belaska! Der Prieſter ſteht vor dir! Ein faſt ſchmerzlicher Ernſt hatte ſich auf die jugendlichen Züge gelagert, als er dieſe Worte ſprach. Die Wangen glühten, aber das Auge war geſenkt.

Ich gehorche! ſagte ſie leiſe, und die Hände faltend, kniete ſie auf dem Lager.

Beichte deine Sünden!

Ich verließ das Kloſter und ward meinen wahren Oberen ungetreu, ſtammelte ſie. Zwar hatte ich noch nicht das Gelübde abgelegt, allein im Herzen hatte ich es bereits gethan. Das iſt eine Sünde, an der ich mein ganzes Leben lang zu tragen gehabt.

Bereueſt du aufrichtig, ſo iſt ſie dir vergeben.

Dann habe ich gegen meinen Vater geſündigt, denn ich habe nicht gewollt, daß er kommen ſollte, mir ſeinen Segen zu ertheilen. Den Segen eines Ketzers wollte ich nicht. Aber ich werde für ihn beten.

Thue das! Er iſt dein Vater. Bereueſt du aufrichtig, ſo iſt dir auch dieſe Sünde vergeben.

Dann, flüſterte ſie, und ein bleiches Roth glitt über ihre Wangen, habe ich einen Mann geliebt, den zu lieben, wie ich jetzt ſehe, auch eine Sünde iſt.

Geswin war ſo verwirrt, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte. Das Bekenntniß füllte ſein Herz mit Seligkeit, die er nicht laut werden laſſen durfte, wenn er nicht die Heiligkeit ſeines Standes beleidigen wollte. Der ſiebzehnjährige Jüngling und der Prieſter Gottes kämpften in dieſer ſchweren, unheilvollen Minute miteinander. Der Erſtere wünſchte ein Bekenntniß, der Andere fürchtete es. Die ſilberne Schale, in der die geweihte Oblate lag, zitterte in ſeinen Händen.

Sie blickte zu ihm auf, und ſchien zu erwarten, daß er ſie auch von dieſer Sünde losſpreche. Aber der ritterliche Prieſter zögerte. Deine Beichte iſt unvollſtändig, ſagte er endlich leiſe, du verſchweigſt, wie weit auch jener Mann, den du liebteſt, auf dem Pfade der Sünde vorſchritt.

Er? rief ſie fragend. Er hat nicht geſündigt.

Nicht, Velaska? Wirklich nicht?

In Wahrheit nicht. Wenn ich ihn liebte, konnte er es hindern? Doch der Himmel hat ihn wie mich vor einem Fehltritt bewahrt.

Schweig. Sprich in deinem Namen, nicht im Namen Anderer. Was weißt du von den Sünden jenes Unwürdigen.

Alſo er liebte — liebte wieder? fragte ſie, hoch emporgerichtet und mit leuchtenden Blicken.

Goswin hatte die Schale hingeſetzt, und verhüllte ſein Antlitz in beiden Händen.

Sie war zurückgeſunken. Die Hände faltend ſagte ſie leiſe: Ich danke dir, Maria! Die

„Was muß ich hören!“ rief die Fee. „Macht man ſo meine Anordnungen zu nichte? Will man mich überreden, Tomogiſton habe außer Ihnen noch einen Sohn?“

„Er hat einen,“ nahm der Genius mit einem feſten Ton der Stimme das Wort. „Und zwar hat er dieſen Sohn erſt kürzlich aufgefunden. Nehmen Sie Platz, meine Damen, und ich will Ihnen die merkwürdigen Ereigniſſe erzählen, die ſich auf den Maulwurfsinſeln zugetragen. Ich komme eben von dort her.“

Wir wollen dieſe Erzählung dem Leſer erlaſſen, wie wir ihm die des Ritters erlaſſen haben. Der Inhalt derſelben war die Beſtätigung von Fortunats glücklichen Hoffnungen. Der Magier erkannte in Tulipan ſeinen Sohn, mit dem er auch beſſer zuſammenſtimmte, als mit unſerm Fortunat. Dieſer hatte durch das unglückliche Ereigniß der plötzlich verſchwindenden Unausſprechbaren die Gunſt der Prinzeſſin Omphale verarme Velaska geht nicht ganz ungeliebt von der Erde.

Goswin ergriff ihre Hand, ſchloß ſie in ſeine beiden Hände und mit dem Tone herzzerreißender Innigkeit rief er: Armes, armes Mädchen! Wenn du in den Himmel kommſt, ſo bete auch für mich.

Gewiß, mein Bruder.

Nun denn, im Namen Gottes, dem ich unwürdig diene, ſpreche ich dich frei von deinen Sünden, Velaska Kiezény, und gebe dir den Leib des Herrn.

Sie nahm die Hoſtie aus ſeinen Händen.

Eine tiefe, feierliche Stille herrſchte. Die Blicke Beider waren dem Himmel zugewendet.

Da rauſchte es in den Gebüſchen; es nahten ſich Schritte, man hörte die Stimme des Arztes und Huſſens.

Verhülle dich! rief Velaska ſcharf und dringend, die Ketzer kommen. Laß ſie nichts von deinem prieſterlichen Kleide ſehen. Ich danke dir — ich danke dir!

Goswin warf den Mantel um. Als Jene

eintraten, entfernte er ſich. Man brachte ihm die Nachricht, daß in der dritten Morgenſtunde die Sterbende den Geiſt aufgegeben. Ein verſiegeltes Zettelchen, das ihm übergeben wurde, enthielt die Bitte, Seelenmeſſen für ſie zu leſen!

Der Tod Belaska's hatte in Godwin eine äußerſt ernſte Stimmung hervorgerufen. Er ging noch einmal ſeine gefaßten Entſchlüſſe durch, und prüfte noch einmal auf's ſtrengſte ſeine neuen Anſichten und Erfahrungen. Die Nähe einer reinen, edeln Seele, die ſich mit Inbrunſt in das geliebte Alte zurückflüchtete und allein darin ihr Heil ſah, machte ihn erſt fühlen, wie er gerade im Begriff ſtehe, dieſes Alte auf immer von ſich zu ſtoßen und ein völlig Neues zu ergreifen. Die Lehre und die Ueberzeugung, in der Belaska geſtorben, war auch dieſelbe, in der auch er aufgewachſen, an der noch ſeine Aeltern und die Seinen feſthielten. Dennoch wendete er ſich entſchieden von ihr ab. Er ſchrieb hierüber noch einmal dem einzigen Freunde, den er hatte, wenn man dieſes Wort in ſeiner tiefſten Bezeichnung nimmt, und erhielt von Ulrich raſcher als er hatte hoffen dürfen, eine Antwort. Der alte Eberhard hatte ſich diesmal ſehr beeilt und hierdurch war es möglich geworden, daß auch auf den erſten, hier mitgetheilten Brief ſchon eine Erwiderung kam. Der Ueberbringer derſelben war ein ebenfalls incognito reiſender Ritter, der nach Venedig ging, um Aufträge zu beſorgen.

Ulrich ſchrieb in dieſem zweiten Briefe: Mein Sohn und Bruder, die Zweifel, die in dir von Zeit zu Zeit aufſteigen, ob die neue Lehre, zu der du dich bekennſt, in der That die richtige ſei, finde ich natürlich. Wie ſollte es anders ſein. Schon das Gewohnte, von Kindheit an uns lieb gewordene übt eine gewaltige Macht über uns aus, nun kommt noch dazu, daß die Kirche, wie ſie bis jetzt beſteht, des Trefflichen noch ſo Vieles hat, daß wir wol verſucht ſein könnten, uns an dieſes Gute zu halten, und die Uebelſtände zu überſehen oder bei Seite liegen zu laſſen. Aber bedenke, mein Bruder, daß, wenn Alle, die da zu prüfen im Stande ſind, ſo dächten, daß dann keine heilſame Reformirung ins Leben treten würde. Wir ſind es unſerer Zeit und der, die ihr folgt, ſchuldig, an dem Wiederaufbau der großen Wahrheiten zu arbeiten, wenn dieſe im Laufe der Zeiten und durch wiſſentliche oder fahrläſſige Vernachläſſigung gelitten haben. Wer hätte wol ein theures Gut und ließe es unausgeſetzt Tag wie Nacht auf der Landſtraße liegen, bedeckt von Staub und beſchädigt von den Tritten der Vorübergehenden, ſo aber würden wir handeln, wenn wir die Schätze unſerer, durch Nachdenken und Belehrung gewonnenen Ueberzeugung, unbekümmert und unbewacht dem Zufall überließen, lediglich weil wir zu bequem, ſie unter Dach und Fach zu bringen, oder zu wenig Muth beſitzen, ſie gegen bösliche Angriffe zu ſchützen. Deshalb rathe ich dir, thue das Werk, das du begonnen, nicht halb, ſondern dringe mit deiner Ueberzeugung durch, ſo weit du dringen kannſt. Ein Thor begehrt ſogleich Erfolge zu ſehen. Es werden noch Jahrhunderte vergehen, ehe Das, was wir gefunden, das Eigenthum der großen Maſſe wird, und wenn es das Eigenthum dieſer Maſſe geworden, wird ſich der Schatz wieder verdunkeln, denn es iſt das uralte Geſetz, daß immer neu die Wahrheit gefunden wird und daß ſie immer wieder dem Sterblichen entſchlüpft; ſicherlich ſoll dies ſo ſein, damit ein vollkommener Zuſtand nie möglich werde, bei welchem eine Welt, wie die unſerige, nicht beſtehen könnte. So aber iſt die Sehnſucht in Jedermanns Bruſt gelegt und iſt ihm zur Pflicht gemacht werden, die halb ſchon gefundene oder völlig entſchlüpfte Wahrheit zu Lichte fördern zu helfen. Dieſe Sehnſucht erhält das Leben friſch und die Thatkraft ſtets rege. Unſere Zeit iſt ſo glücklich, daß dieſe Sehnſucht ganz beſonders rege iſt und daß ſie in der Bruſt der Edelſten glüht. Wie unverantwortlich wäre es nun, die Hände in den Schooß ſinken zu laſſen, lediglich nur, weil uns eine weichliche Trauer überſchleicht, die uns die abgelegten Irrthümer in einem verführeriſchen Glanze erſcheinen laſſen. Es wäre dies mit einem Söldner zu vergleichen, der ſeine Hellebarde an die Wand lehnt, und, ein Lied der Jugend ſingend, in das Abendroth ſchaut, indeß dicht neben ihm der Räuber die Mauer überklettert, um in das bewachte Schloß zu gelangen.

Was du von der Umwandlung des Ordens

in einen weltlichen Staat ſprichſt, ſo triffſt du mit mir und meinen Zukunftplänen zuſammen. Mir iſt das Mönchswesen in der Seele verhaßt, gerade weil ſich die ärgſten Feinde der Menſchheit, Trägheit, Hochmuth und Heuchelei, am liebſten unter die Kutte verſtecken. Aber für's Erſte wäre eine ſolche Wandlung nicht am Platze. Der fromme Aberglaube bindet die Völker und gibt noch eine gewaltige Macht den Einrichtungen des Mönchthums. Auf der andern Seite erſcheinen die Fürſten zu untergeordnet der geiſtlichen Macht. Es müſſen Helden unter ihnen auferſtehen, die nicht blos große Krieger, ſondern auch Denker ſind, die dem großen Gedanken „Rom“ der alten Zeit den großen Gedanken „Welt“ der neuen Zeit entgegenſetzen. So lange die Dinge ſo geordnet ſind, wie wir ſie vor uns ſehen, muß ein Fürſt glücklich ſein, der neben ſeiner weltlichen Macht auch die geiſtliche hat, und ich würde für mich und den Orden ſehr thöricht handeln, wenn ich irgendwie die Bande lockern wollte, die mich an Rom knüpfen. Da ich dieſes niederſchreibe, muß ich mir bekennen, daß dieſe Beſprechungen für deine ſiebzehn Jahre etwas zu früh kommen, doch du biſt ja gewohnt, meine ernſten Stunden zu theilen und wenn dir, wie ich hoffe und wünſche, eine große Zukunft bevorſteht, ſo kannſt du nicht früh genug über den Menſchen und ſeine Beſtimmung nachdenken lernen.

Ich gehe zu einem Gegenſtande über, der vielleicht für deine Jugend und Neugierde mehr Anziehendes, als der obige, hat; es iſt dies unſer Verhältniß zu den Frauen. Wenn uns das Geſetz völlige und unbedingte Enthaltſamkeit von dem Geſchlechte vorſchreibt, ſo iſt das eben nur der Buchſtabe des Geſetzes. Wie jeder Buchſtabe bindet er nur Sklaven. Der freie Mann hält ſich an Sinn und Bedeutung des Geſetzes und befolgt es in dieſer Weiſe. Die alte Welt, wie du weißt, kannte die Herrſchaft der Weiber nicht, ſie waren Dienerinnen und wurden, abgeſondert von den Männern, in verſchloſſenen und gehüteten Wohnungen gehalten. Hierdurch wurde den Männern Spielraum gegeben, ſich auf das beſte zu entwickeln, körperlich ſowie geiſtig. Wir ſehen daher die Welt der Griechen prangen mit den erhabenſten Kunſtwerfen wie mit den ſtaunenswerthen Heldenthaten. Dieſe würden nicht in die Welt getreten ſein, wäre das Verhältniß des Mannes zum Weibe ſo geweſen, wie es ſpäter in der chriſtlichen Welt wurde. Das Chriſtenthum begünſtigte das Weib, und indem es eine völlig geordnete Sitten- und Lebensordnung einführte, verweichlichte es den Mann und lähmte ſeine Thatkraft. Die „Familie" trat in die Stelle des einzelnen herrſchenden Mannes im Gefolge von Sklaven und Sklavinnen. Von der Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne ging die Sitte der Zeit noch einen Schritt weiter, und erhob das Weib über den Mann, indem ſie es zu einer Art Ideal machte, vor welchem dem Manne gezieme in Andacht und Bewunderung niederzuknieen. Das eben verfloſſene Jahrhundert hat dieſen abgöttiſchen und alle wirklichen Verhältniſſe, wie die Natur ſie gebietet, auf den Kopf ſtellenden Cultus bis zum Aeußerſten getrieben, erſt jetzt, da der Kampf um große Wahrheiten eintritt, ſieht man dieſe Weiberaffen etwas in den Hintergrund treten und wieder Männer den Schauplatz einnehmen.

Die Kirche in ihrem Entſtehen hielt den Gedanken des Heidenthums feſt, daß der Mann allein ſtehen und ſelbſtändig handeln müſſe, wenn etwas Großes entſtehen ſolle, deshalb ſtifteten ſie den Cölibat. Der Prieſter ſollte Gott dienen, und in dieſem Dienſte nicht beirrt werden durch Frauendienſt und Familienſorgen. Die erſten Väter der Kirche haben ſich auch durch eine große, ſtille, heilige Einſamkeit auf ein Leben voll Gefahr und Kämpfe vorbereitet. Man ſah ſie die Welt und die Frauen fliehen. Was aber damals eine tiefe, das Weſen der Dinge erſchöpfende Inſpiration war, fiel ſpäter wie alles Große, was der Menſch findet, dem Irrthum und der Verdunkelung anheim. Auf Streben nach Reinheit gebaut, dient das Geſetz, wie der gemeine Haufe es umwandelte, der Unreinheit. Jetzt iſt es geradezu ein Misbrauch geworden.

Nichtsdeſtoweniger hat der urſprüngliche Gedanke noch ſeine volle Macht, wenn wir ihn zum Leben fördern, in dem Sinne wie die großen Heiden und die erſten Chriſten ihn dachten. Es gibt nichts Herrlicheres in der Schöpfung, als ein edles Weib, aber es gibt auch nichts Gefahrbringenderes, als das gemeine Weib. Der Trieb, der in unſere Bruſt gelegt iſt, führt uns zum Weibe, das edle Weib wird dieſen Trieb benutzen, um dem Manne förderlich, nicht hinderlich auf ſeiner Laufbahn zu ſein, denn ſeine Ehre iſt auch ihre Ehre, ſein Glück das ihrige; das gemeine wird durch dieſen Trieb vor Allem dahin zu wirken trachten, daß dem Manne jeder Spielraum zu Thaten entzogen, und er zu ihrem Sklaven gemacht wird. Sie wird überall und ſtets ſich und ihre Intereſſen breit ihm in den Weg ſtellen, damit er nichts ſehe als ſie, und das, was ſie ihm vor Augen bringen will. Sie wird nicht eher ruhen, bis auch der kleinſte Nerv des Selbſtgefühls und der Selbſtthätigkeit dem ſo Verſtümmelten und Verblendeten durchſchnitten iſt. Alsdann iſt ihr Triumph vollendet, und ſie ſchleppt den Sklaven hinter ſich. Da es nun unendlich viel mehr kleine, ſchwache und niedrige Männer gibt, als edle und ſtarke, ſo ſehen wir dieſes eben geſchilderte Bild in unzähligen Beiſpielen immer neu vor unſern Augen erſtehen.

ſcherzt, ein Mißgeſchick, das für ihn von nicht ſehr großer Bedeutung war, das dagegen für Tulipan den glücklichſten Einfluß äußerte, indem Tomogiſton keine Schwierigkeit fand, das Herz der Prinzeſſin für den glücklichen Vortänzer auf den Bällen zu Famaguſta zu erbeuten. Dieſer wurde nun aus einem vertriebenen Pagen Sohn eines Zauberers und König der Maulwurfsinſeln. Der Genius Tuberroſe ſchloß ſeinen Bericht, indem er eingeſtand, daß er Niemand mehr dieſe Krone gönne, auf die er ſelbſt gern Verzicht leiſtete, als dem ſchlanken Tulipan.

Die Fee ließ ihn kaum ausreden, ſo ſchrie ſie ſchon mit heftiger Stimme: „Aber ich? Und von mir verlangt man, daß ich dieſes Alles ſo geduldig mit anſehen ſoll? Wo iſt mein Wagen? Ich will ſogleich die Reiſe zu den Inſeln antreten. Begleitet mich, Herr Ritter.“

Die Liebenden boten vergeblich alle Mittel der Ueberredung und Beſänftigung auf, mitten

Es kann ſoweit kommen, daß durch dieſes weibliche Element ganze Generationen und Zeiten in eine nicht zu überwindende Schmach niedergedrückt werden. Entnervte Männer und unnatürlich verwilderte, gegen alle Geſetze der Sitte und Zucht ſich empörende Frauen bilden dann zuſammen eine traurige Genoſſenſchaft, die nicht fähig iſt, die großen Zwecke der Menſchheit zu fördern.

Wenn du ein Weib fändeſt, das, wie oben geſagt, dir ſich nicht in den Weg ſtellt, ſondern dir Platz läßt, um dein Tagewerk zu thun, ſo wäre ich der Erſte, der dir riethe, ihre Freundſchaft und ihren Umgang zu ſuchen. Der weibliche Geiſt iſt von einer zauberiſchen Feinheit, der ihn fähig macht, bis in die tiefſte Innerlichkeit des Gedankens einzudringen, aber er iſt nicht ſchöpferiſch, und nie wird durch ein Weib die Welt eine andere Geſtalt erhalten. Da du aber kein ſolch edles Weib finden wirſt, wie ich fürchte, weil ſie ſo gar ſelten ſind, ſo habe ich vollkommen Recht, dich fern zu halten von unſrer erbittertſten Feindin, nämlich von dem gemeinen Weibe. Von der blos materiellen Unberührtheit, von dem Buchſtaben unſers Geſetzes, halte ich nicht viel, und ich ertheile dir darum gern den gewünſchten Ablaß; auch ſollſt du keine Strafe erleiden; nur ſiehe zu, daß der Fall nicht leichtfertig von dir neu herbeigezogen wird, deine Schönheit könnte darunter leiden, und ein oft geübter Fehltritt wird zuletzt zu einer liebgewordenen Gewohnheit. Es gibt zwar Männer, die ſich vollkommen von dem Weibe frei erhalten, obgleich ſie materiell faſt nicht aus ihren Armen herauskommen, doch ſind dies gefährliche Beiſpiele, und keineswegs möchte dir mit deinem Körper und deinem Jugendfeuer die Kraft gegeben ſein, dieſen Beiſpielen nacheifern zu dürfen.

Was du von meinen Zerſtreuungen und Vergnügungen ſchreibſt, ſo habe ich ſie eingeſtellt. Ein Mismuth und ein Ueberdruß hat mich ergriffen, der mir die ganze Welt und deren Erſcheinungen verleidet. Dieſe Spiele erfreuten mich, weil ich deine junge Seele theilnehmen ſah, und die erwachende Neigung zu dir mich mit Energie erfüllte. Jetzt — wen ſollte ich haben, um deſſen Theilnahme oder Vergnügen mir es gelegen wäre? — Dazu macht die Nacht, mehr als je, ihr altes Recht auf mich geltend, und ich muß mit allen Kräften ringen, daß ich ihr nicht erliege. Mein Feind ſteht rieſengroß und gewappnet vor mir! Wehe mir, wenn ich ſeinen Streichen nicht mehr entſchlüpfen kann.

Sei jeden Augenblick des Zurückrufs gewärtig. Der Herbſt iſt da, und ich mag und will nicht länger ohne dich, mein Junge, leben.

Dein Ulrich.

Nach Empfang dieſes letzten Briefes machte ſich Goswin ernſtlich auf die Abreiſe gefaßt. Er löſte die Bande ſeiner wiſſenſchaftlichen, wie ſeiner freundſchaftlichen Verbindungen in Prag. Der Abſchied von ſeinem trefflichen ehrenhaften Wirthe wurde ihm ſchwer, und der Arzt mußte verſprechen, wenn dies irgend möglich ſei, eine Reiſe nach Danzig zu machen, wo man ſich dann finden wollte. Joſeph rieth dem Vater von einem ſolchen Unternehmen ab, indem er ſagte: Vater, es ſieht ſo drohend in unſerm Lande aus, daß wir kein Reiſeverſprechen geben dürfen. Vor allen Dingen könnte ich nicht dabei ſein. Wenn

Huß auf das Concil ſich begibt, wie man von allen Seiten ihm räth, da der Kaiſer ihm den Geleitsbrief geben will, ſo muß ich mit ihm, ſein theueres Leben, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, ſchützend. Der Arzt lobte den Eifer ſeines Sohnes, indem er verſprach, die Angelegenheit mit der Reiſe noch in Ueberlegung zu ziehen. Frau Betſey und ihre Tochter waren jedoch ſehr für die Reiſe. Zu Eliſabeth war Goswin's Stellung überhaupt eine eigenthümliche. Durch Roſa's Muthwillen und ihre Keckheit war der Schleier von dem Geheimniß jener Nacht für Goswin bereits gehoben, hiervon hatte Eliſabeth begreiflicherweiſe keine Kenntniß. So lange der Jüngling ſich in dem Wahne befand, Eliſabeth habe ſich ihm hingegeben, behandelte er das junge Mädchen mit einer Art Vertraulichkeit, die bei ihm ſelten war, aber darum gerade ſehr verführeriſch. Dieſes Entgegenkommen hatte Roſa's Eiferſucht geweckt, und ſie dadurch zum Bekenntniß getrieben. Von dieſem Augenblicke an trat Goswin zurück und ſein Betragen gegen Eliſabeth wurde das frühere, rückſichtvolle. Da ſie den Grund dieſer Aenderung nicht ahnete, ſo machte ſie ſich hierüber lebhaften Kummer. Unfähig dem Gegenſtand dieſes Kummers Vorwürfe zu machen, und überhaupt zu ſchüchtern, um ihre Klagen laut werden zu laſſen, litt ſie im Stillen, und Niemand im Hauſe, nur die triumphirende und herzloſe Roſa ausgenommen, errieth, was in dem Herzen dieſer Armen vorging. Goswin, dem ganz andere Dinge den Kopf füllten, behielt die Unbefangenheit und Sorgloſigkeit bei, die eine muthvollere Geliebte, als es Eliſabeth war, zur Verzweiflung hätte treiben können. Nur als es zum Abſchiede kam, erwachten in etwas die Hoffnungen der Verlaſſenen, denn Goswin verſicherte ſie ſeiner Liebe, freilich nur ſeiner brüderlichen. Wenn Eliſabeth den wahren Stand des Gaſtes in ihrem älterlichen Hauſe gekannt, würde ſie gewußt haben, daß Goswin, wenn er auch wirklich etwas für ſie fühlte, nicht gut anders ſprechen durfte, als wie er ſprach. Ueberdies hätte die Kenntniß dieſes Standes das fromme und züchtige Mädchen frühzeitig veranlaßt, ihre Hoffnungen im Keime zu erſticken. Allein der junge Ritter fand keinen Anlaß, ihr ſein Geheimniß mitzutheilen, wie er es bei Belaska hatte thun müſſen.

Von Huß nahm der Schüler mit der gewiſſen Hoffnung Abſchied, ihm noch öfters im Leben zu begegnen. Der Reformator ſeinerſeits verſprach, ſoweit es die beiderſeitigen Verhältniſſe irgend geſtatteten, in inniger Verbindung mit dem Ordenshauſe zu bleiben. Er gab Goswin ſein Bild mit und empfing das des Großmeiſters. Der alte Böhme und ſeine Genoſſenſchaft brachten ihm ein ſeltſames Abſchiedsſtändchen, indem die greiſen Knaben ſich vereinigten und eine übellautende Muſik zu Stande brachten, zu der ſie mit ihren Krückſtöcken den Takt ſchlugen; gewiß die ſonderbarſte Studentenſerenade, die es jemals gegeben.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Die Rückkehr.

Lange bevor Goswin Marienburg erreichte, fand er die Landſtraßen bedeckt mit Söldnerhaufen, die alle ſich nach der Ordensburg hinzogen. Das ganze Land hatte ein kriegeriſches Anſehen. Die Straße von Culm nach Graudenz glich einem wandernden Heerlager. In Chriſtburg war der einſtweilige Verſammlungsort, und dort befanden ſich die Comthure von Culm, Thorn und Graudenz, unter dem Oberbefehle des Landcomthurs Heinrich's von Plauen. Goswin meldete ſich bei dem Comthur zu Chriſtburg, dem Grafen von Schwarzburg, und nahm die Papiere in Empfang, die er nach Marienburg mitnehmen und dem Großmeiſter abgeben ſollte. Der neue Ordenstreßler Thomas von Meren führte die Hülfstruppen an, die der Abt von Oliva dem Ordenshauſe ſtellte. Die größte Zahl der Lehnsherren des Ordens war in Perſon gegenwärtig, der junge, ritterliche Markgraf von Brandenburg befand ſich in Neuburg, wo er Geld und Truppen ſammelte, voll Eifer für die Sache des Ordens, und erfüllt von perſönlicher Hochachtung für den Meiſter. Als Goswin über Neuburg kam, wurde er dieſem Fürſten vorgeſtellt durch den Abt von Woldenburg, der ſich am Hoflager befand.

Unſer junger Ritter war froh, wieder ſein Schwert an der Hüfte zu fühlen und wieder den Mantel mit dem Kreuze um ſeine Schultern. Mit einem freudigen Rufe begrüßte er an einem hellen Morgen die Zinnen der alten Burg, die ſeine Heimat war. Doch er hatte kaum das Gebet geſprochen, das jedem heimkehrenden Ritter auferlegt war, wenn er das Bild der Schutzheiligen, der heiligen Jungfrau wiederſah, als ſein Pferd ſcheute und ihn durch einen wilden Seitenſprung dem Sturze nahe brachte. Vergebens ſuchte er nach einer Veranlaſſung des Schreckens, der dem Thiere eingeflößt war, er entdeckte nichts. Aber die Freude war geſtört; finſtere Ahnungen durchzogen jetzt die Bruſt des Reiters, und er lenkte langſam den kleinen Seitenpfad ein, der ihm wohlbekannt, zu einem Nebeneingang führte. An dem Pförtchen ſtand der alte Eberhard, aber ſo tief in Gedanken verſenkt, daß er den Hufſchlag des Pferdes und ſelbſt Goswin's Gruß überhörte. Alter, was iſt dir? fragte Goswin lachend, bis du zum wachenden Träumer geworden? — Herr Ritter, entgegnete der Schließer, ich wünſchte Euer Pferd hätte den Weg hierher nicht gefunden. Glaubt mir, ich freue mich nicht, Euch wiederzuſehen. Ihr kommt in kein glückliches Haus, und auch zu keinem Hochzeitreigen.

Aber zu einem Schwertreigen! rief Goswin, und der iſt mir lieber als jeder Hochzeitreigen. — Er ſtieg vom Pferde ab, das Eberhard am Zügel faßte, während er den Knechten pfiff, die ſcharenweiſe müßig ſich auf dem äußern Hofplatze umhertrieben. Als zwei herbeiliefen und das Thier an ſich nahmen, rief ihnen Goswin heftig zu: Nicht ſo roh angefaßt! Wo habt ihr euer Handwerk gelernt? Ihr macht eure Sache ſchlecht.

Es ſind Bauerburſchen, die man unter eine Pickelhaube gebracht und in der Eile etwas zugeſtutzt hat, erklärte der Schließer. Wir nehmen, was wir bekommen können. Nun, um zuſammengehauen zu werden, ſind ſie gut genug.

Wo finde ich den Herrn? fragte Goswin.

Das weiß Niemand, murrte der Alte. Es ſind ſchon eine Menge vornehmer Herren hier geweſen, die haben wieder abziehen müſſen, ohne ihn geſprochen oder auch nur geſehen zu haben. Einige ſagen, daß er Geld macht, weil es an Geld fehlt.

Du erſchreckſt mich, Alter; er iſt doch nicht krank?

Nun, geſund auch nicht.

Bekümmerten Herzens ſtieg der Jüngling die kleine Thurmſtiege hinauf, die zu den innern Gemächern führte, und die er und Baſano allein nur betreten durften. Er fand das Vorgemach leer, in dem nächſtfolgenden kleinen Arbeitszimmer lagen die Bücher aufgeſchlagen, in denen er aus ihren Umarmungen verſchwand die erzürnte Fee mit dem Ritter. Als der Letztere ſeine Beſinnung, die bei dieſem ſchnellen Wechſel der Dinge ſich etwas getrübt hatte, vollkommen wieder in ſeiner Gewalt hatte, ſah er ſich auf einem weißen Flügelroſſe, auf deſſen Croupe die Fee Platz genommen hatte. Auf die Zeichen ſeiner Verwunderung erwiederte ſie: „Mein Wagen geht zu langſam, dieſes Roß iſt an ſchnellere Reiſen gewöhnt; es kommt Alles darauf an, daß wir bald an Ort und Stelle anlangen. Sieh da, ſchon leuchten dort im Dunkeln die Fenſter des Palaſtes, wo man wahrſcheinlich eben die Vermählung feiert. Geben Sie dem Pferde die Sporen; ein Augenblick zu ſpät, und Alles iſt verloren.“

Der Ritter that, wie ſeine eigenſinnige Dame befahl. Als eben der Mond um die Mitternachtſtunde im Weſten aus dem Schooße des Meeres tauchte, ſetzte das wunderbare Roß ſeiſoeben geleſen hatte, und eine Entdeckung, die den Jüngling freudig überraſchte, ſein Bild ſtand auf dem Schreibtiſche aufgerichtet. Der Meiſter hatte es vor einiger Zeit von einem Künſtler aus Danzig malen laſſen, doch war Goswin der Meinung geweſen, es ſei für ſeine Aeltern beſtimmt. Unſchlüſſig, ob er weiter vordringen ſollte, und zwar in Gemächer, die er noch nicht betreten hatte, da ſie gewöhnlich verſchloſſen gehalten wurden, jetzt aber offen ſtanden, ſah er ſich, auf der Schwelle ſtehend, um, und erkannte den Meiſter, im tiefen Dunkel einer Niſche, auf dem Boden liegend, und das Antlitz in die Falten ſeines weiten ſchwarzen Mantels verſteckt. Dabei drangen Schmerzenslaute durch die Stille, die etwas Herzzerreißendes an ſich hatten.

Ulrich ſtieß die Worte aus: Wenn du mich denn nie verlaſſen willſt, Schatten meines Reginald! ſo nimm mich zu dir. Mag dieſes Leben enden, das ohne Freude iſt, wie es ohne Glanz und ohne Ruhm iſt! Ende dieſe Pein! Und ihr, finſteren Mächte, triumphirt! Ich ſteige in die Tiefe nieder. An der Hand des Gemordeten kommt der Mörder! O, wie gern lege ich dieſen Mantel der Hoheit nieder, wie willig verlaſſe ich dieſes Poſſenſpiel des Lebens, wo ſtets die Thorheit und die Gemeinheit ſiegt über das Edle! Brüder der Nacht, empfangt euer Opfer!

Eine dumpfe Stimme, aus dem Boden emportönend, rief: Wir kommen!

Immer noch lag die zuſammengeſunkene Geſtalt in der Niſche.

Goswin wendete ſich und trat leiſe zurück. Er blieb an dem Tiſche ſtehen und blätterte in einem Buche. Ein Geräuſch in ſeinem Rücken machte ihn aufmerkſam, als er ſich umſah, erblickte er den Meiſter, der auf der Thürſchwelle ſtand und unbeweglich, mit ſtarr aufgeriſſenen Augen auf ihn hinſah. Mit einem Ausruf des freudigen Schreckes eilte der Jüngling auf ihn zu; er machte eine abwehrende Bewegung. Die Züge ſeines Antlitzes blieben unbeweglich und ſtarr.

Du kommſt zu einer Unglücksſtunde! ſagte Ulrich, in das Zimmer eintretend.

Goswin ſah beſtürzt und ſchweigend vor ſich hin.

Ulrich trat auf ihn zu, gab ihm die Hand und ſagte: Willkommen!

Goswin lag an ſeinem Halſe.

Wie du mich innig an dich drückeſt, Junge!

Mein Bruder!

Mit einem Kuſſe, in welchem die ganze Seele ſich löſte, hing Goswin an Ulrich's Munde. Dieſer erwiderte jetzt die Bewillkommnungsfreude, obgleich immer noch ſchweigend, und von Zeit zu Zeit wieder in ein düſteres Hinſtarren verfallend.

Du mußt jetzt zu deinen Kameraden gehen und deine Waffen beiſammen halten. Laß dir keine Verſäumniß zu Schulden kommen, ſagte der Meiſter.

Wann rucken wir aus?

In dieſen Tagen. Morgen nehmen wir Alle das Sacrament.

Als ginge es zum Tode!

Dahin geht es auch. Nach allen Anzeichen wird dieſe Schlacht ſo blutig werden, wie je eine, die der Orden geſchlagen. Es ſteht Alles auf dem Spiele. Der Ruhm, die Ehre, ja die Exiſtenz des Ordens. Ich verſchweige dir nichts. Ich habe beſchloſſen, mit dieſem einen Schlage alle meine Feinde zu Boden zu werfen, oder — ruhmvoll mit dem Orden unterzugehen!

Wir werden ſiegen!

Ich habe wenig Hoffnung.

Du ſucheſt den Tod —

Wenigſtens fliehe ich ihn nicht.

O, auch ich fliehe ihn nicht, aber ich ſuche ihn auch nicht, rief Goswin, indem ſeine Augen mit einem düſtern Feuer die Blicke Ulrich's ſuchten, die zu Boden geſenkt waren.

Du biſt ſiebzehn Jahr! ſagte Ulrich.

Und ich liebe dich, das Leben und den Ruhm.

Gut; verſuche wie weit du es bringſt. Ich bin fertig.

Goswin wollte ſeine Hand faſſen, er wehrte ihn ab und ſagte freundlich: Geh zu deinen Brüdern! Heute Nacht ſehen wir uns wieder, und morgen früh in der Kirche.

Unten in den Hallen, wo die Ritter ihr Weſen trieben, ging es ſo lärmend zu, daß man kaum ein Wort verſtehen konnte. Alles rannte durcheinander, ſprach, rief, lärmte, ſang, und um das Getöſe vollſtändig zu machen, pochten und hämmerten Einige an ihren Rüſtungen. Als Goswin eintrat, liefen ſogleich ein halbes Dutzend auf ihn zu, mit dem lauten Ausrufe: Da iſt er! Es waren Paul von Pogeril, Kunz von Lichtenſtein, Guido, Reibnitz und Otto. Roland von Hoheneichen und Sonnenfeld begrüßten ihn aus der Ferne.

Tauſend Fragen ſtürmten auf ihn ein. Ehe er noch eine davon beantworten konnte, zog ihn Otto bei Seite und flüſterte ihm zu: Sage, daß du bei deiner mütterlichen Verwandtſchaft in Wien geweſen biſt. Dieſe Nachricht habe ich ſchon verbreitet. Goswin erwiderte demnach in dieſem Sinne die Fragen.

Nun, was ſagſt du? rief Paul. Das alte Neſt ſteht noch auf dem alten Flecke, und die alten Vögel ſind auch wieder darin. Aber ernſthaft, Freund, jetzt! Der Tanz geht los. Wir müſſen uns ſchlagen, und die Feinde ſind wie die Heuſchrecken ſo zahlreich.

Dir iſt doch nicht vor dem Tode bange?

Bei meinem Barte und dem des heiligen Joſeph — nein! Ich habe mein Leben genoſſen, trotz des weißen Lappens und dem Armenſünderzeichen darauf. — Und ſo können Hunderte ſprechen unter uns. Haſt du die junge Markgräfin geſehen? Sie war mit in Neuburg.

Geswin verneinte die Frage. Es drängten ſich jetzt Andere an ihn heran, und er mußte von Wien erzählen, wo er nie geweſen war. Sonnenfeld machte die Bemerkung, es ſei doch angenehm in der großen Welt zu leben, wo man nicht allein ſeine Mutter und ſeine Schweſtern küſſen könne, ſondern auch andere Frauen, die weder die Mutter, noch die Schweſtern ſeien. Dieſe Betrachtung wurde mit allgemeinem Lachen begrüßt, und Kunz murmelte vor ſich hin: Wenn dieſer Burſche aus der Schlacht entkömmt, ſo hat der Himmel mich zu ſeinem perſönlichen Feinde, weil er die gute Gelegenheit hat entſchlüpfen laſſen, einen unheilbaren Narren mit guter Art bei Seite zu ſchaffen.

Tief in den gewölbten Gängen der unterſten Räume des alten Rieſenſchloſſes befand ſich der Arzt Baſano mit noch zwei treu ergebenen Knechten. Er ging von Zelle zu Zelle, und ſchloß eine verroſtete Thüre nach der andern auf. Modergeruch drang aus dieſen Höhlen und fleiſchloſe Gerippe, mit Ketten beladen, ſchleppten ſich mühſam aus der Nacht hervor, dem Lichtglanz der Fackel entgegen, die einer der Knechte hielt. Baſano richtete an Jeden dieſer Unglücklichen eine kurze Anrede. Er ſagte: Da ein ſchwerer Tag des Gerichtes bevorſteht, ſo hat die Gnade der Heiligen für euch Fürſprache gethan, und euer Herr gibt euch die Freiheit, erläßt euch gnädig den Reſt eurer ſchweren Buße, und wer von euch es will, ſoll in ſeine Heimat zurückkehren, wer aber in der Burg bleiben will, ſoll ein gut Kämmerlein und gute Verpflegung erhalten. Betet für den Herrn!

Einige dieſer Jammergeſtalten, die ſchon mehr als ein Jahrzehend, nach Urtheilſpruch in Nacht und Dunkel gehauſet, waren ſo entnervt, daß ſie die volle Freiheit nicht hätten ertragen können;

dieſe zogen es daher vor, das ihnen angebotene Aſyl anzunehmen. Nur zwei oder drei baten, daß man ſie in ihre Heimat entlaſſe.

Baſano übte dieſes Werk der Barmherzigkeit ſo kalt und mit ſo unveränderter Miene, als wäre er mit dem Ableſen eines vorſchriftmäßigen Gebetes beſchäftigt geweſen. Als es vollbracht war, führte er die ſämmtlichen Gefangenen in einem langen Zuge hinter ſich drein, und ſtieg die Treppe zu der Halle hinauf, wo er ſie einem beſondern Aufſeher übergab. Wie er ſo durch die dunkeln Gewölbe ſchritt, rings mit verwitterten Altären und Grabmonumenten geſchmückt, glich er einem Todtenrichter, der ſchweigend die unabſehbare Reihe der Schatten hinter ſich herführt, deren fahle Häupter von dem röthlichen Scheine der Fackel umſpielt werden, während die nachwirbelnden ſchwarzen Wolken die entfleiſchten Leiber in Dunſt hüllen. Nie ſah das Auge einen abenteuerlichern und zugleich ſchreckeneinflößendern Zug. Der Eindruck wurde erhöht, als der finſtere Chor einen Dankpſalm anſtimmte, und die Töne an den geſchwärzten Gewölben, von denen morſche Reſte alter Trophäen niederhingen, wiederhallten.

Es war um die dritte Morgenſtunde, als Eberhard an dem Fenſter ſeiner niedrigen Klauſe ſtand und zu dem alten Caſtellan, ſeinem treuen Genoſſen, ſagte: Sieh, da kommen ſie daher! Wie ſie über den Gang hinſchreiten; man ſieht ſie durch die Zwiſchenräume der einzelnen Pfeiler. Der Zug nimmt kein Ende! Immer wieder zwei Weißmäntel! Alles paarweiſe. Jetzt kommen ſie die Stiege herab, und jetzt gehen ſie über den Hof. Es ſieht feierlich aus. Wer nicht wüßte, welche Schalke darunter ſind, und daß das ganze Geſindel eigentlich nichts taugt, der könnte wol gar fromme Gedanken bekommen. Jetzt gehen ſie, Gott zu bitten, daß er ſie nicht todtſchlagen laſſe. Ja — ja! mit der letzten Stunde iſt nicht zu ſpaßen. Geht nur, ihr hübſchen, weißen Jungen, der Lithauer und der Pole hat gerade Appetit auf ſolche Speiſe. Arg genug habt ihr es hier getrieben, jetzt ſchaut zu, wie man es mit euch treiben wird. Der Tod wird ein Tänzchen aufführen, bei dem Klange der Schalmei, die zum erſten Male ertönte, als Kain den Abel ſchlug.

Da geht der Großmeiſter! rief der Caſtellan, geführt von dem Großcomthur und dem Großordensmarſchall. Wie unſer gnädiger Herr ſtill daher geht.

Er hat Urſache dazu.

Weshalb?

Nun man ſagt nicht Alles, was man denkt. Wenn ich ſoviel Silberſtücke im Sacke hätte, als dieſer Herr Sünden auf ſeinem Zahlbrete, ſo könnteſt du mich einen reichen Mann nennen.

Ob es auch wahr iſt. Aber unſer alter Großcomthur! Wie er rüſtig ſchreitet! Und wie er die Naſe hoch trägt. Das macht, er freut ſich über alle Maßen, daß es in den Tanz geht. Wenn nur ſein alter Kamerad noch dabei wäre!

Der liegt und fault. Es war auch ein Schlemmer und Trinker.

Aber was gibt es denn da vor der Kirche? Sie bleiben ſtehen; es ſammelt ſich ein kleiner Trupp. Es muß etwas auf den Boden gefallen ſein, denn ſie ſuchen etwas.

ne Hufe auf den Marmorboden der breiten Treppe. Die Fee ſprang ab und eilte ohne ſich weiter um ihren Begleiter zu kümmern, dem Schloſſe zu, aus dem eine rauſchende Muſik in die Blüthenbüſche des dunkeln Gartens niederwogte. Der Ritter ſah ſie hinter dieſen Blüthenbüſchen verſchwinden. Er ſelbſt ſchlug, unſchlüſſig, was er thun ſollte, den erſten beſten Weg ein, der in die Nähe eines majeſtätiſchen Springbrunnens führte, an deſſen Stufen er Platz nahm, um ſich ungeſtört ſeinen verworrenen und trüben Erinnerungen zu überlaſſen. Wir müſſen geſtehen, daß er Stoff genug zum Nachdenken hatte. Die Reiſe durch die Luft auf einem Flügelpferde, die Scenen im Mondſcheinpalaſt und zu allem dem die Ungewißheit, die ihn plagte, über das Schickſal ſeiner beiden Gefährten, die er im Kreiſe der ſchlafenden Bauern zurückgelaſſen, waren eben ſo viel Räthſel, mit deren Löſung er ſich den Kopf hätte zer-

Was wird es ſein.

Ach — das Kreuz iſt dem Großmeiſter vom Mantel gefallen. Sie heften es wieder an. Wie die jungen Ritter, hinten im Zuge, lange Hälſe machen. Sie wollen ſehen, was es gibt. Das iſt aber ein verwünſcht böſes Omen.

Was für ein Omen ſoll es ſein. Der Herr iſt ſo nachläſſig in ſeiner Kleidung, und ſein erſter Kammerknecht macht Alles ſchief. War doch neulich ſogar ein goldener und ein ſilberner Sporen an den Füßen des Herrn.

Das hätte mir paſſiren ſollen, Eberhard. Ich hälte meine Knechte beſſer im Zaume. Doch ein Omen iſt es. Haſt du denn nicht gehört, daß es auch dieſe Nacht drei furchtbare Schläge gethan hat in der Meiſtergruft?

Gehört habe ich davon. Nun wir ſtehen ja Alle in Gottes Hand.

Und da wollen wir bleiben in aller Ewigkeit. Laß uns jetzt in die Kirche nachfolgen. Sie ſind jetzt Alle drinnen.

Sie gingen, und als ſie wieder die Kirche verlaſſen hatten, ſagte Eberhard zu ſeinem Begleiter: Wahrlich mein Herz bebt mir noch von dieſem Anblicke. So etwas von Demuth und Zerknirſchung habe ich noch nicht geſehen. Sahſt du, wie er ſich an dem Hochaltar niederwarf, wie er wie todt auf dem Steinboden liegen blieb, und wie auf ſeinen Befehl die nächſtſtehenden Ritter über ihn hinwegſchreiten mußten, mit den Füßen ſeinen Nacken berührend. Gott, der Gerechte! ein ſo ſtolzer, ein ſo gewaltiger Herr! Und wie der Prieſterbruder am Altare laut ausrufen mußte: Gott, erbarme dich dieſes Knechtes! Erbarme dich dieſes Knechtes! Erbarme dich dieſes Knechtes! Nimm ſeine Sünden von ihm und laß ihn in Frieden fahren.

Und doch hielt man ihn für einen Freigeiſt und Ketzer!

Es iſt entſetzlich, was man erlebt. Aber wie wirkte das auch! Als er nun ſich erhob und bleich wie der Tod im Geſichte, aber groß und ſtolz wie ein Fürſt daſtand, den Arm zum Befehlen erhoben, und wie er laut donnernd rief: Fallet nieder auf eure Knie! Wie ſie da Alle hinſtürzten! Wie ein Feld weißer Lilien, über die der Sturm weht, und die plötzlich geknickt daliegen! Freilich, wenn der Erſte und Stolzeſte ſich ſo demuthigte, wer ſollte denn da zurückbleiben wollen. Ja, ich habe es immer geſagt, eine ſolche Macht über die Gemüther wie er, hat kein Meiſter gehabt, und wird Keiner künftig haben.

Doch haſt du geſehen, Eberhard, Einer der jungen Ritter wollte nicht über ihn wegſchreiten; durchaus nicht. Es war der große, ſchlanke Jüngling mit den hellbraunen Locken.

Goswin von Wedenburg.

Ja, ſo glaube ich, heißt er. Zuletzt, da der Prieſter ihn antrieb, ging er herüber, aber ſein Fuß berührte nicht ein Zipfelchen des Mantels.

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Die Schlacht bei Tannenberg.

Die Schlachtordnung der Ritter ſtellte ſich auf. Unabſehbar waren die Reihen. Die Waffen blitzten im Sonnenſtrahle.

Zweimal vierundzwanzig Stunden dauerte der erbitterte Kampf. Die Ritter thaten Wunder der Tapferkeit, aber die verbündeten Polen, Litthauer und Semojeten ſiegten dennoch. Das Ordensheer wurde in die Flucht geſchlagen. Noch einmal ſammelte es der Großmeiſter ſelbſt unter der Ordensfahne; doch umſonſt. Der Sieg blieb den Feinden. Das ganze Ordensheer ging unter. Das Schlachtfeld war beſäet mit Rittern. Der Großcomthur, Konrad von Lichtenſtein, der

Ordensmarſchall, Heinrich von Wallenrod, der Comthur von Chriſtburg, Graf von Schwarzburg, der Comthur Graf von der Leine, der Comthur von Graudenz, Max von Helfenſtein, und der von Brandenburg, Mannward von Sulzbach, und noch unzählige Andere, Edle und Gebietiger, ſtarben den Tod der Helden.

Ulrich von Jungingen, der Großmeiſter des deutſchen Ordens ſtarb aus zwölf Wunden blutend in den Armen des Ritters Goswin von Wedenburg. Der junge Ritter, ſelbſt verwundet, hatte im Getümmel der Schlacht keinen Augenblick Den Meiſter verlaſſen. Ueberall, wo ihm Gefahr drohte, war er da, um ſeine Bruſt ihm zum Schilde zu geben. Dennoch erreichte der Tod den, der ihn ſuchte. Im Bruderkuſſe nahm der Jüngling die Seele von den Lippen des Sterbenden, und ein inniger Händedruck war das Abſchiedszeichen.

Wirke in meinem Sinne! waren die letzten Worte des Sterbenden.

Ich gelobe es dir! rief Goswin.

Das völlig geſchlagene und vernichtete Ordensheer verbreitete einen paniſchen Schrecken im Lande. Der Zugang zu der Ordensveſte war offen. Da raffte Heinrich Reuß von Plauen noch die letzten Kräfte zuſammen und übernahm die Vertheidigung der Reſidenz. Goswin, nachdem er die Leiche unter ſicherm Schutze in das Ordenshaus gebracht, leiſtete ihm thätigen Beiſtand. — Die jungen Männer fochten wie die Löwen. Der Geiſt der erſten Stifter des Ordens war bei ihnen. Noch einmal ſollte der Orden von ſeinem tiefen Falle erſtehen, aber ſeine Kraft war gebrochen.

Die neue Zeit herbeizuführen, dazu wirkte Goswin, treu dem gegebenen Worte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das ſtille Haus.

brechen können, wenn er hierzu Neigung gehabt. Doch er befriedigte ſeine Zweifel lieber mit dem Grundſatze, daß in einer Welt, die aus Widerſprüchen und Wundern zuſammengeſetzt ſei, man auf jede einzelne Seltſamkeit nicht Jagd machen dürfe. Er war eben im Begriff, von dieſen allgemeingültigen Betrachtungen auf ſein beſonderes Schickſal überzugehen, als zwei flüſternde Stimmen im Gebüſche ſeine Gedanken dorthin lenkten. Es war ſo dunkel, und die herabhängenden Zweige bildeten einen ſo dichten Vorhang, daß er ſich vergeblich mühte, die Geſtalten zu erkennen, die ſich mit einander bald ſcheltend, bald liebkoſend beſprachen.

„Iſt's möglich!“ rief die eine Stimme. „Du konnteſt mich einer ſo groben Untreue fähig halten? Ich ſollte dir in das Zelt der Prinzeſſin nachgeſchlichen ſein, um dort einem fremden Manne Gehör zu geben? O wie elend haſt du mich durch deinen Argwohn gemacht!“

Das ſtille Haus.

Eine Erzählung für Winter-Abende

von

A. v. Sternberg.

Berlin,
Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.
1851.

Inhalt

Seite

Die Herberge zum ſilbernen Hahn 3
Das ſtille Haus 13
Fortſetzung der Geſchichte von dem ſtillen Hauſe 22
Weiterer Verfolg der Geſpräche im Gaſthofe zum ſilbernen Hahn 33
Evelinen's Geſchichte 39
Ein fürſtlicher Hofhalt 60
Der Magus 70
Der Fürſt erzählt 83
Der Magus führt am Seeufer ein Geſpräch mit einem Unbekannten 94
Geſchichte des Magus 107
Fortſetzung der Geſchichte des Magus 126
Evelinens Tagebuch 147
Ewald an Eveline 168
Der Seraphinen Ritter 173
Die Verſammlung der „Wiſſenden" 186
Das Gruftgewölbe 203

Seite
Die Wiederbelebung 217
Arſala 229
Die Herberge zum ſilbernen Hahn 244
Der Graf Hohenfeld ſchreibt an den Seraphinen-Ritter 256
Aus Evelinens Tagebuche 262
Was ſich in dem ſtillen Hauſe weiter zutrug 271
Der Tod des Magus 279
Schluß 286

Das ſtille Haus.

Die Herberge zum ſilbernen Hahn.

An einem heißen Sommernachmittage ſtand ein Reiſender vor dem Rathhauſe einer alten Stadt und beſah ſich die ſeltſamen Schnörkel und die abenteuerlichen aus Sandſtein gebildeten Figuren, die den Giebel dieſes ehrwürdigen Gebäudes zierten. Die Hauptgruppe zeigte eine Themis, die in hergebrachter Stellung mit verbundenen Augen ihre berühmte und berüchtigte Waage hält, dieſe Waage, die ſo unzählige Anfechtungen von dem Augenblicke an, wo ſie exiſtirt, zu beſtehen gehabt hat, und die, wie es ſcheint, nur im Gleichgewicht zu erhalten iſt, wenn ihr Zünglein, wie es hier der Fall iſt, in Stein und unbeweglich gebildet iſt. An der Figur der Göttin war nichts Auffälliges zu bemerken, es müßte denn ſein, daß ſie ihr Schwerdt in der Linken hielt; allein dies war nöthig, weil ſie den Arm mit der Waffe ausgeſtreckt hielt über eine Gruppe, die die Rechtsſchänder und Betrüger darſtellte, und die unmöglich der Göttin zur Rechten angebracht werden konnten, wo die Gerechten ſaßen, über deren Häuptern unmittelbar die Waage ſchwebte. Der Reiſende holte ein Täfelchen hervor und begann, unbekümmert um die einzelnen Spaziergänger über den Marktplatz, eine Geſtalt zu zeichnen, die ein barockes Anſehn hatte und ſich unter der Gruppe der Rechtsſchänder befand. Es war ein knieender Mann in mittlern Jahren, der eine Knotenperrücke und einen kleinen dreieckigen Hut trug, welches ſeltſam abſtach gegen ſein übriges Coſtüm, das in einer altgriechiſchen Toga beſtand, zu der Sandalen und nackte Beine gehörten. Die gewaltige, ſcharfzugeſpitzte Naſe, deren Schatten gerade jetzt, in der Mittagshöhe der Sonne, wie der Zeiger einer Sonnenuhr ſehr markirt auf das Knie der Themis fiel, ließ errathen daß die Figur ein Portrait ſei. Die knotigen Hände und die entfleiſchten Arme, die ſich gegen das drohende Schwert der Göttin emporſtreckten, als wollten ſie dieſes verhaßte Eiſen vom Haupte gewaltſam entfernen, trugen das Übrige dazu bei, daß man an eine im Leben einſt beſtanden habende Perſönlichkeit dachte. Dennoch war dieſe Figur vergeſſen. Der Staub eines Jahrhunderts lag auf ihr, das Wetter hatte ſie geſchwärzt und ſo kam unter Tauſenden, die an dieſem Gebäude vorbeiwandelten, oder in deſſen Räumen zu thun hatten, kaum Einem in den Sinn, den Blick hinaufzurichten auf die Gruppe der Themis und auf die Beſonderheiten, die darin enthalten. Hier und da wußte wohl ein alter

Bewohner der Stadt, es ſei dort oben ein „Curioſum“ befindlich, und man wiſſe darüber eine Geſchichte, aber dieſe Dinge waren veraltet und bekamen, weil ſie ungeſchickt erzählt wurden, das Anſehn von wenig amüſanten Fabeln, die man anhört und ſchnell wieder vergißt.

Durch die Bemühungen des Reiſenden bekamen dieſe Erzählungen ein erfriſchtes Anſehn. Es blieben einige Leute ſtehn, richteten ihre Blicke ebenfalls nach oben und man hörte hie und da erklärende Worte fallen. Allein die brennenden Strahlen der Sonne beläſtigten zu ſehr die Rücken der Hinaufſchauenden, als daß dieſe ſich bewogen gefühlt hätten lange ſtehen zu bleiben, um ihren Beobachtungen eine gewiſſe Gründlichkeit zu verleihen. Sie ſetzten leiſe plaudernd ihren Weg fort, indem ſie den Fremden bewunderten, den ſie für einen reiſenden Maler hielten, wie geſchickt er zugleich ſein Zeichenblättchen in der Hand hielt und mit einem Regenſchirme, den er als Sonnenſchirm brauchte, manövrirte. Das Zeichnen hatte wohl ſchon eine halbe Stunde gedauert, als ſich an der Schattenſeite der nahen Straße gleichſam ein Stück Schatten ablöſte und über den Marktplatz dahergeſchritten kam. Der Mann war grau gekleidet von Kopf bis zu den Füßen, nur ſein Hütchen war ſchwarz, und das hielt er in der Hand, es als Fächer brauchend, um ſich von Zeit zu Zeit Kühlung damit zuzuwehen. Der graue Mann ſchritt rüſtig

„Vergiß, meine ſüße Magelone,“ entgegnete die andre Stimme. „Ich war ein Thor, ein wahnſinniger Thor. Beſtrafe mich, wie du willſt, aber jetzt gieb mir den Kuß der Verſöhnung.“

„Still,“ flüſterte die Stimme, „man könnte uns belauſchen.“

„Sei ohne Furcht,“ klang die Antwort. „Alle ſind ſie im Tanzſaal. Die verſchwiegene Nacht allein iſt unſere Vertraute.“

„Aber wirſt du mir auch nie wieder ſolche Streiche ſpielen?“ —

„Gewiß nie. Wir ſind vereinigt für's ganze Leben.“

Das Geſpräch verſtummte, der Ritter lauſchte noch nach dieſer Seite, als auf der entgegengeſetzten, ebenfalls aus dem dunkeln Gebüſche hervor, folgende Worte laut wurden:

„Ich ſage, daß es eine beiſpielloſe Keckheit iſt,“ rief eine Stimme, die keiner Andern als der Fee Kokombre gehörte, „die Sache ohne über den ſonnenbeſchienenen Platz und nahm ſeine Richtung gerade auf den Fremden zu, hinter deſſen Rücken er alsbald anlangte. Da der über die Schulter geworfene Regenſchirm eine unüberſteigliche und undurchdringliche Wand bildete nach dieſer Richtung hin zwiſchen der Außenwelt und dem Maler, ſo begnügte ſich der Graue anfangs völlig incognito eine Weile dicht hinter dem Künſtler zu ſtehn; endlich hob er ſich auf die Fußſpitze, machte eine raſche Wendung nach links und es gelang ihm ein kleines Stück von dem Blatte und der darauf begonnenen Zeichnung mit dem Blicke zu erhaſchen.

Ach —! rief er, das iſt der Advokat, wie er leibt und lebt!

Dieſer Ausruf bewirkte, daß der Fremde ſich raſch umwandte und dabei mit der Spitze ſeines Schirms dem Bewunderer ſeines Talents beinahe eine Stichwunde beigebracht hätte. —

Der Graue machte eine Verbeugung und ſagte, ſich ſelbſt vorſtellend: Supernumerar Dürnkraut.

Sehr erfreut! ſagte der Fremde und vergaß dabei die Verpflichtung, die von Seiten der Höflichkeit jetzt auf ihm laſtete, ſeinen Namen auch zu nennen.

Der Supernumerar blieb ſtehn, wehte ſich mit ſeinem Hute Kühlung zu und richtete ſeinen Blick bald auf die Zeichnung, bald auf die Gruppe oben.

Eine Pauſe entſtand; der Fremde zeichnete fort.

Endlich, gleichſam um die Stille zu unterbrechen, that er, ohne von ſeinem Blatte aufzuſehn, die Frage: Wohl ein hieſiger Einwohner, mein Herr?

Seit ſiebzig Jahren.

Der Fremde ſah überraſcht auf. Er hatte den, der neben ihm ſtand, nicht für ſo alt gehalten; jetzt ſah er ihm ins Antlitz und ſchien, nach einem flüchtigen, forſchenden Blick, die Angabe nicht für übertrieben zu halten. Und in der That, in der Entfernung konnte der Graue für jünger gelten; in der Nähe ſah man daß er alt, und zwar auf jene verzweifelte Weiſe alt war, die in einer Abbleichung aller Farben und in einem Netze unendlich feiner, aber über das ganze Geſicht hingelagerten Runzeln beſtand. Der Mann mußte ehemals eine zarte, faſt weibliche Schönheit gehabt haben, allein gerade eine ſolche iſt der Zerſtörung am meiſten ausgeſetzt, indem ſie keine feſten architektoniſchen Formen dem Zahn der Zeit entgegenzuſetzen hat, und ihr Hauptreiz von jeher in der Friſche der Farben und in der Lebendigkeit des Auges beſtand.

Der Reiſende nahm das Geſpräch wieder auf und in Bezug auf den Gegenſtand, mit dem er ſich eben beſchäftigte, ſagte er: Alsdann wird Ihnen die Stadt ſehr bekannt ſein.

Ich kenne ſie wie meine Rocktaſche.

Auch wohl die Seltſamkeiten, die ſich hier zugetragen. Wenn man ſiebzig Jahre in einem Orte lebt, kann man faſt zwei Generationen Menſchenalter beobachtet haben. Und was geſchieht nicht Alles in dieſem Zeitraume!

Gewiß. Doch müſſen Sie rechnen, daß die Jahre der Kindheit abgehn. Obſchon ich ein Kind war, das frühzeitig ſich die Eindrücke merkte und ſich von ihnen Rechenſchaft gab.

Sie befanden ſich immer hier am Ort?

Bis auf zeitweilige Entfernungen, die mein Amt nöthig machte.

Der Fremde, der etwas Genaueres über die Gruppe erfahren wollte, ſuchte nach einem Uebergang von den Schickſalen des lebenden Mannes unten auf die des ſteinernen Mannes oben. Endlich hatte er ihn gefunden und er ſagte lächelnd: Nehmen Sie ſich in Acht daß Ihnen nicht auch die Ehre zu Theil wird, die jenem Herrn dort oben in der Gruppe widerfahren iſt.

O — mein Herr. Ich habe keine Wittwen und Waiſen betrogen und nie einen ehrlichen Mann zum Bettler gemacht.

Dennoch könnten Sie Feinde haben, und unter dieſen einen Künſtler, der Ihnen gleichfalls übel mitſpielte.

Sie ſprechen übel von den Künſtlern und ſind doch ſelbſt Einer.

Sie irren, ich bin kein Künſtler. Wenn Sie die Zeichnung, die ich mache, näher anſehen, werden Sie ſich ſelbſt die Antwort geben. Ich reiſe herum, zu meinem

Vergnügen, und ſammle Abnormitäten, Kurioſitäten, Antiquitäten.

Da werden Sie in unſrer Stadt Manches finden. Kennen Sie den alten Bau, den man „das ſtille Haus“ nennt?

Ich bin nicht ſo glücklich.

Die Geſchichte des Hauſes hängt eng zuſammen mit der Geſchichte des Mannes dort oben.

Was Sie mir ſagen! Könnte ich vielleicht durch Sie, mein Herr, über beide Geſchichten Genaueres erfahren?

Weshalb nicht. Wenn wir einen Ort finden, wo wir vor der Sonne ein wenig mehr geſchützt ſind, als es hier auf offenem Marktplatze der Fall iſt, ſo will ich Ihnen erzählen was ich weiß.

Gut; ich nehme Sie beim Wort, Herr Supernumerar. War es nicht ſo?

Supernumerar Tinkraut.

Und mich nennen Sie Ambroſius, wenn es Ihnen ſo beliebt.

Ambroſius — ? Und welcher Titel?

Gar keiner. Kann man nicht in dieſer ſchönen Welt auch ohne Titel exiſtiren?

Gewiß; und Sie liefern den Beweis, denn Sie ſehen friſch und geſund aus und haben keinen Titel, und ich habe einen und erſcheine Ihnen, wie ich es auch in der That bin, baufällig und abgenutzt, wie das Haus, vor dem wir gerade ſtehn.

Doch ſind ſolche Häuſer intereſſanter wie die neuen, und die Kenner finden unendlich viel an ihnen zu beobachten und zu betrachten; ſie durchſtöbern jeden Winkel, während ſie an neuen, friſch angetünchten Bauten, mögen ſie auch von überladenem Schmucke ſtrotzen, gleichgültig vorübergehn.

Sehr gütig.

Doch wieder auf unſere guten Vorſätze zu kommen. Wir könnten einen Gaſthof aufſuchen.

Welchen?

In dem Sie abgeſtiegen ſind.

Ich bin in keinem Gaſthauſe abgeſtiegen. Meine Reiſechaiſe wird eben wieder beſpannt und meine Sachen liegen auf der Poſt.

Alsdann würde ich ihnen die Herberge zum ſilbernen Hahn vorſchlagen.

Wo liegt die?

Ich will Sie dorthin führen. Der ſilberne Hahn liegt gerade dem Hauſe gegenüber, das wir ſuchen.

Das kommt erwünſcht. Laſſen Sie uns denn gleich dahin aufbrechen. — Und Herr Ambroſius ſchob ſein Skizzenbuch in die Taſche, klappte ſeinen Regenſchirm zuſammen, nahm ihn unter den Arm und beide Männer bogen in eine enge dunkle Nebengaſſe ein, aus der ihnen eine feuchte Kellerluft entgegenwehte, die da bewirkte, daß der Graue ſich geſchwind den Rock zuknöpfte und ſein Hütchen aufſetzte.

In dem ſilbernen Hahn angelangt, nahmen ſie in der Gaſtſtube Platz, die gerade leer war, denn es war weder die Zeit wo die Reichsunmittelbaren ihr Frühſtück einnahmen, noch war es die Zeit wo ſie ihr Mittagsbrod verzehrten, das ſchon verzehrt war, noch ſich zu einer Parthie Karte oder zum Schachſpiel hier einfanden. Es war gerade eine jener troſtlos einſamen Stunden in einem kleinen Gaſthofe, wo der Wirth umhergeht, hier und da einer Fliege nachſetzt und ſie an der Wand oder an der Fenſterſcheibe erhaſcht, und die Frau Wirthin in der halbdunkeln Seitenkammer im Armſtuhl liegt und ſchlummert.

Von den Fenſtern der Gaſtſtube konnte man das gegenüberliegende Haus deutlich betrachten. Es war ein ſchmales, zwiſchen zwei Häuſern mit breiten Fronten eingefügtes, hochgiebliges Gebäude, das ein äußerſt verwittertes Anſehn hatte.

Betrachten Sie ſich dieſes Haus, hub der Supernumerar an, es iſt der Schauplatz einer ſehr ſonderbaren und räthſelhaften Geſchichte.

Es ſcheint alt und baufällig zu ſein.

Dennoch wurde es in demſelben Jahre von Grund aus renovirt, da das Rathhaus vollendet wurde. Es ſind dies etwa hundert Jahre. Für ein Haus kein übermäßiges Alter. Aber freilich, es ſtand ſchon früher ein Steinhaufen auf dieſem Flecke, und der ſoll ſo alt geweſen ſein als die Stadt ſelbſt, nehmlich nahe an tauſend Jahre. Wir haben nehmlich hier, müſſen Sie wiſſen, Reſte altrömiſcher Bauten. Wieder auf jenes Haus zu kommen, ſo können ſich ſehr betagte Leute erinnern wie es vor der Renovirung ausſah. Man nannte es im Volke das ſtille Haus.

Das ſtille Haus?

Ja, und ſo heißt es noch.

Welch eine wunderliche Benennung.

Um ſie zu verſtehen, muß man die Geſchichte des Hauſes kennen. Das Haus iſt ſo verrufen, daß es nur mit Mühe Bewohner gefunden hat. Jetzt, da es endlich ſo glücklich war ſehr wohlhabende und ſehr anſtändige Leute in ſeinen Mauern zu beherbergen, muß ſich dieſes neue ſeltſame und geheimnißvolle Ereigniß darin zutragen, das alle alten geſpenſtiſchen Geſchichten wieder aufgefriſcht hat.

Welches Ereigniß?

Ich will darauf ſpäter zurückkommen. Zuerſt wollen wir von dem Advokaten Bleimüller und dem Architekten und Bildhauer Spiek reden. Doch laſſen Sie uns dieſes Tiſchchen näher ans Fenſter rücken, ſo daß wir das Theater immer vor Augen haben, auf dem meine Tragödie ſpielt. Aber nun fällt mir eben ein, daß Ihre Pferde angeſpannt in der Poſt warten.

Laſſen wir ſie warten.

Meinethalben. Ich will erzählen.

Das ſtille Haus.

Unſere Stadt, hub der Erzähler an, beſitzt das Glück, unſchätzbare und ſehr alte Privilegien zu haben. Sie iſt reichsunmittelbar, und hat ihr eigenes Regiment. Wir beſitzen die Urkunden und Freibriefe von nicht weniger als acht Kaiſern. Dennoch iſt unſre Lage nicht ganz günſtig. Von dreier Herrn Länder eingeſchloſſen, nennen wir nur ein ſehr kleines Territorium unſer Eigenthum, und dieſer Beſitz zwingt uns unſre Grenzen ſtreng zu bewachen und verwickelt uns in eine Unſumme von Proceſſen. Denn, nach dem bekannten Sprichworte, wo der Zaun niedrig iſt will Jeder hinüberſpringen, haben wir es beſtändig mit kleinen und großen Eindringlingen zu thun. Ueberdies gebietet uns unſere Würde, daß wir uns nach Außen koſtſpielig repräſentiren laſſen müſſen. Wir beſolden einen eigenen Geſandten in Wien und einen Geſchäftsträger am Reichskammergericht zu Wetzlar. Dann haben wir einen Agenten in einer ſüdlichen, und einen zweiten in einer nördlichen

Seeſtadt. Wir ſind in der Lage eines altadeligen aber mittelloſen Fräuleins, das gezwungen iſt am Hofe zu leben und ihre Erſparniſſe zuzuſetzen, um den Luxus ihrer bemittelteren Standesgenoſſen mitzumachen.

Der Reiſende zog hier ſeine Uhr hervor, und ſah auf dieſelbe.

Herr Türnkrant räuſperte ſich und ſagte: Geduld, ich bin bereits über die Vorrede weg. Wir ſchreiben jetzt das Jahr 1751. —

Der Reiſende gebot dem Wirth eine Flaſche Wein und zwei Gläſer zu bringen. Als die Gläſer gefüllt waren, ließ man das Jahr 1751 leben. In dieſem Augenblick öffnete ſich drüben im ſtillen Hauſe ein Fenſter und ein Mann von einem ernſten Ausſehen neigte ſich hinaus. Er warf einen flüchtigen Blick auf die gegenüberliegenden Fenſter und ſchloß dann das ſeinige wieder. —

Ah — rief der Supernumerar überraſcht, alſo der gelehrte Herr aus Wien iſt doch da! Nun es ſoll mich freuen, wenn ſeine Weisheit in die Sache Klarheit bringt. Und wie man ſieht, hat er ſich ohne Umſtände in dem Geſpenſterhauſe einquartiert. — Aber zurück zu unſerer Geſchichte! — Alſo vor hundert Jahren — etwas darüber — lebte in jenem Hauſe — wie es damals in ſeiner urſprünglichen Geſtalt war, ein kaiſerlicher Rath Namens Bellorius, ein höchſt angeſehener Mann, der mit der Frau hierher zog, ſich hier anſiedelte, Bürger der Stadt wurde und ſich das Haus kaufte. Ohne Zweifel bekam er es ſehr billig, denn es ſtand, wie geſagt, ſchon damals in ſehr üblem Ruf, und unter andern ſagte man, daß die Leute die hineinzögen, verſchwanden und daß Niemand wiſſe wo ſie blieben. Aber Herr Bellerius war ein Mann von unterſetztem und ſtarkem Bau und glaubte daher wohl ſelbſt nicht daß er ſo leicht verſchwinden werde. Er wohnte auch in der That ſehr ruhig und wie es ſchien ſehr behaglich mehrere Jahre in dem gefährlichen Hauſe. Seine Frau war ein junges, hübſches Weibchen, das viele Bewunderer fand. Anfangs lebte das Ehepaar geſellig, ſpäter aber zogen ſie ſich immer mehr von ihren Bekannten zurück, und es ging das Gerücht, daß ſie in ihren Vermögensverhältniſſen ſtark in die Brüche gerathen ſeien. Aeußerlich merkte man hiervon wenig, nur war es auffällig, daß die nöthigen Reparaturen an dem Hauſe unterblieben und dadurch das alte Bauwerk immer mehr in Trümmer fiel, und wahrhaftig, es durfte ſich kaum mehr mit Anſtand in der Reihe der andern Häuſer ſehen laſſen. Allein wer hatte ſich darum zu kümmern? Eine Bau-Polizei-Ordnung, wie wir ſie jetzt haben, und in der vorgeſchrieben iſt in welchem Kleide und an welchem Platze ein neues Haus auf die Welt kommen ſoll, gab es damals noch gar nicht; und wenn es auch eine ſolche gegeben, ich glaube man hätte ſchwerlich den Muth gehabt mit Ausbeſſerungen und Aenderungen dem „ſtillen mich in Richtigkeit zu bringen. Sie kannten doch meine Abſichten, Tomogiſton."

„Aber beſte Kokombre" —

„Nichts da" —

„Bedenken Sie das Schickſal unſerer Kinder"—

„Unſerer Kinder! — Welche Impertinenz. Was gehen mich Ihre Kinder an? Wenn ich für jedes derſelben eine Erbſchaft ſchaffen müßte, ſo hätte ich allerdings viel zu thun."

„Gleichwohl iſt die Sache nun einmal geſchehen. Ach, wiſſen Sie, woran mich dieſer Garten und beſonders dieſe Stelle mahnt?"

„Nun?"

„An unſere erſte Zuſammenkunft. Damals ſtießen Sie mich nicht ſo grauſam von ſich, holde Fee. Ich erhielt Beweiſe Ihrer aufrichtigen Gunſt."

„Woran erinnern Sie mich — Ach!" —

„Laſſen Sie uns den Bund des Friedens ſchließen. Wir ſind unbelauſcht. Dieſer dunkle

Hauſe" an den Leib zu gehn, wenn deſſen Beſitzer und Bewohner es nicht ſelbſt thaten. Gar Viele mochte es damals gegeben haben, und giebt es noch, die da herzlich wünſchen das unheimliche Gebäude ganz aus der Reihe der Häuſer dieſer guten Stadt verſchwinden zu machen. Allein ihre Hoffnung iſt auf Sand gebaut; nach einer alten Sage wird dieſer verwünſchte Steinhaufen nicht eher ſich vertilgen laſſen, als bis der Fluch der auf ihm ruht, gebrochen iſt, und zum Zeichen davon werden ſich drei weiße Raben an einem Tage auf der höchſten Giebelſpitze niederlaſſen.

Der Reiſende zog wiederum ſeine Uhr hervor.

Alſo auf den kaiſerlichen Rath Bellerius zu kommen.

Es war in der Mittagſtunde eines Tages im Auguſt, gerade als die neue Stadtuhr an der Aegidi Kirche zwölf ſchlug, da ſah man einen Mann gar ſonderlichen Anſehens in die große Rathhausſtube treten, in der, da die geſtrengen Herrn ſich eben entfernt hatten, um daheim ihr Mittagbrot einzunehmen, nur der älteſte Schreiber, Namens Kilian Kleinregge gegenwärtig war. Alles dieſes iſt in den Prozeßakten vermerkt, zum Zeichen, welche Wichtigkeit man auf den kleinſten Umſtand dieſes wichtigen und verhängnißvollen Ereigniſſes legte. Der in die Rathſtube eintretende Mann war, wie er geſchildert wird, ein Herkules an Breite der Schultern und an Derbheit und „Störrigkeit" der Glieder. Gerade dieſer Ausdruck ſteht in den Akten. Der Gegenſtand des Begehrens dieſes Mannes war, daß man ihm erlauben ſolle gewiſſe Meſſungen vorzunehmen, die ſich, ich weiß nicht auf was für ein bauliches Unternehmen bezogen. Als ihm die Erlaubniß ertheilt worden, ließ ſich der Herkules auf einige Wochen in unſerer Stadt nieder. Aus den Wochen wurden Monde, und aus den Monden endlich ein volles Jahr. Geſelligen Verkehr hatte der fremde Baumeiſter mit Niemand von den Einheimiſchen; man ſah ihn nur mit einem gleichfalls fremden Manne verkehren, und zwar mit dem Reichshofraths-Advokaten Doktor Criſpinus Bleimüllerius, einem hochgelehrten Manne, der wegen eines Prozeſſes, den die Stadt mit der Urſulinerinnen Abtei zu Bittenfelde führte, ſich in unſern Mauern aufhielt. Es ſoll damals eine Schenke gegeben haben, die weit ab von der Stadt auf dem Felde geſtanden hat, das man jetzt den wüſten Anger nennt, und wo es Nachts nicht geheuer ſein ſoll, wie die Fuhrleute ſprechen, die die Straße ziehn; in dieſer Schenke kamen, wenn ihre täglichen Geſchäfte beendet waren, der Herr Advokat und der Herr Baumeiſter zuſammen. Der Wirth der Schenke war der Dritte im Bunde. Dieſe Männer ſaßen an einem Tiſche, und mancher Mond ging auf und nieder und warf ſein Licht durch die kleinen trüben Scheiben des Fenſters und beleuchtete die Geſichter dieſer Drei, von denen jeder Einzelne etwas Schweres und Widerwärtiges vor der Welt zu verbergen hatte. Denn auch der Wirth war ein Vogel ſeltſamer Art, wie es ſich ſpäter ausgewieſen hat. — Den Bleimüller beſchreibt die Erzählung als einen Mann von reſpektvollem und artigem Weſen. Er war ernſthaft und ſtill für ſich hin. Nach dieſem wäre ſein Portrait, das wir oben auf dem Giebelfelde eben betrachtet haben, nicht ſehr ähnlich; allein man muß nehmen, daß der Meißel des erzürnten und boshaften Bildners manchen Zug, der in der Natur fein und kaum merklich angegeben, abſichtlich vergröbert und übertrieben haben mag.

Es iſt nicht auf beſtimmte Weiſe zu ermitteln, wie und bei welcher Gelegenheit der Advokat Eingang in das Haus des kaiſerlichen Rathes fand. Erwieſen iſt jedoch, daß er bald darin einheimiſch wurde, und daß man ihn ſtets in der Geſellſchaft des Herrn Bellorius ſah, wenn dieſer mit ſeiner Frau öffentlich erſchien. Eines Tages verbreitete ſich die Nachricht, Herr Bellorius ſei verreiſet und werde bald wiederkommen. Aber wer nicht wiederkam war der kaiſerliche Rath. Es hieß er ſei in der Fremde plötzlich geſtorben. Aber im Volke hieß es, er ſtecke noch in dem ſtillen Hauſe, und zwar bezeichnete man einen Theil der innern Mauer dieſes Hauſes, wo er ſollte lebendig eingemauert werden ſein. Der Verdacht dieſer gräßlichen Unthat ruhte auf der Wittwe, auf dem Advokaten und auf dem Baumeiſter Spiek. Das ſtille Haus wurde von dieſem Zeitpunkt an ein Gegenſtand allgemeinen Schreckens. Das Ge rücht war ſo verbreitet und wurde ſo ohne Scheu in der Stadt umhergetragen, daß endlich die davon betroffenen Perſonen auch etwas erfahren mußten. Die Gerichte wurden durch anonyme Briefe aufgefordert einzuſchreiten. Aber unſre Gerichte ſind von jeher ſehr vorſichtig geweſen. Sie ſetzen ihre Füße nur auf einen Boden, der da hält und nicht der Befürchtung Raum giebt, daß er unter den Tritten zuſammenbricht. Alles was das hochweiſe Amtskollegium that, war, daß es ſich auf den benachbarten Territorien unter der Hand erkundigen ließ, wie und wo der Rath Bellerins Todes verblichen ſei, und man muß doch wohl genügende Nachrichten damals erhalten haben, denn es kam zu keiner Unterſuchung und das Gerücht, nachdem es immer ſchwächer und ſchwächer geworden, ſtarb endlich ganz ab Es erwachte von ſeinem Todesſchlummer erſt dann wieder, als der Advokat Bleimüller die Wittwe Bellerins heirathete, was, beiläufig geſagt, etwa zwei bis drei Jahre nach dem Verſchwinden des Raths ſtatt fand. Das neue Ehepaar, hieß es, konnte es in dem Hauſe nicht aushalten, es lebte abwechſelnd in Wetzlar und in Wien. Mitlerweile hatte man einen Art Verwalter in das Haus geſetzt, und zwar war dieſer Niemand anderes als jener Wirth der verrufenen Schenke. Trotz der Lebhaftigkeit des wieder neu aufgewachten Gerüchts und trotz der deutlich hervortretenden Indizien von dem Vorhandenſein eines Verbrechens, wäre es auch jetzt zu keiner Unterſuchung gekommen, wenn nicht ein völlig unvorhergeſehener Umſtand hinzugetreten wäre; nehmlich die unumwundene und in aller Form Rechtens eingereichte Denunziation des Architekten und Baumeiſters Herrn Spiek. Derſelbe, den man bisher für einen unzertrennlichen Genoſſen des Advokaten gehalten, trat nun auf und beſchuldigte den ehemaligen Freund des Mordes des Raths Bellerins, und zwar in der Abſicht, die Wittwe zu heirathen, die er gleichfalls bezüchtigte um den Mord gewußt zu haben. Die nähern Umſtände gab er alſo an: In dem Hauſe befindet ſich auf deſſen öſtlichem Anbau ein ſogenanntes Bibliothekzimmer, das der Rath, als er das Haus kaufte, eigens für ſeinen Gebrauch hatte einrichten laſſen. An dieſes alterthümliche und noch mit einem Spitzbogen verſehene Gemach ſtieß eine kleine halb dunkle Küche, die zu einem Laboratorium beſtimmt wurde, denn der Beſitzer des Hauſes beſchäftigte ſich ſehr angelegentlich und geheim mit der Goldmacherkunſt. Zu dieſer Küche hatte Herr Bellerins den Schlüſſel allein: man wußte aber nicht, daß er auch eine verſteckte Treppe benutzte, die dort hinauf führte und in der Mauer angebracht war, welche gerade an dieſer, der Oſtſeite des Hauſes, von einer bedeutenden Dicke iſt. Dieſe Treppe, wie es ſich ſpäter herausgeſtellt hat, war auf Weiſe der ſogenannten „labyrinthiſchen“ Treppen gebaut, eine Erfindung, die italieniſche Baumeiſter, wenn ich nicht irre, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts aufgebracht haben ſollen, und die man in den alten Schlöſſern aus jener Zeit noch häufig finden ſoll; nehmlich dieſe Treppe —

Der Reiſende zog ſeine Uhr hervor, und legte ſie vor ſich auf den Tiſch.

Herr Dürnkraut ſchwieg empfindlich.

Fortſetzung der Geſchichte von dem ſtillen Hauſe.

Mein Herr, hub nach einer Pauſe der Supernumerar an, wenn Sie gleich beim Beginn meiner Erzählung mir offen geſtanden hätten, daß Sie ihre Pferde nicht konnten warten laſſen, ſo würde ich mich kurz gefaßt und Ihnen nur das Weſentliche der Verhandlungen mitgetheilt haben; dazu iſt es aber jetzt zu ſpät. Wir haben uns in die kleinen und kleinſten Umſtände dieſes merkwürdigen Prozeſſes hineinbegeben, und es iſt nunmehr eine Sache der Unmöglichkeit einzuhalten, um eine andre Art der Fortbewegung zu wählen.

Mein theurer Herr, entgegnete der Reiſende, es iſt auch keineswegs meine Abſicht, Ihre meiſterhafte Schilderung zu unterbrechen oder gar abzukürzen. Ich muß mich der Schwachheit anklagen, daß ich bei jedem Unternehmen mich ſtreng an die Zeit binde, auch ſelbſt da, wo es auf eine kürzere oder längere Dauer gar nicht ankommt. Laſſen wir doch die Pferde warten und begeben uns wieder auf die labyrinthiſche Treppe.

Gut; ich bin ſchon dort. Dieſe labyrinthiſchen Treppen waren ſo angelegt, daß, wer ihren Mechanismus nicht kannte, nie auf ihnen dahin gelangte, wohin er zu kommen beabſichtigte. Die Treppe theilte ſich auf einer gewiſſen Höhe in mehrere Arme und von dieſen waren einige mit einander verbunden, und da es ſämmtlich Wendelſtiegen waren, ſo konnte es geſchehn daß man bei einer ſolchen Stufenverwirrung dort wieder anlangte, wo man ausgegangen war, und deshalb höchſt verdrießlicher Weiſe nur eine Anzahl von Stufen hinauf und wieder hinabgeſtiegen war ohne irgend ein Reſultat, und daß man den Weg von neuem wieder antreten mußte. Eigentlich war es eine Spielerei, eine Laune des Baukünſtlers, der, wie der Modegeſchmack jenes Jahrhunderts es erforderte, ſich darin gefiel, mit dem Künſtlichen und Verſteckten ein mehr oder minder unterhaltendes Spiel zu treiben. So wie denn auch das bekannte Bauwerk, das Labyrinth, das man auch häufig in Gärten mit Baumpflanzungen nachahmte, nichts als ein ſolches architektoniſches Räthſelſpiel war. Zu leugnen iſt dabei nicht, daß namentlich dieſe Treppen gefährlichen Zwecken dienen konnten, dann aber auch bei Ueberfällen und Plünderungen des Schloſſes gute Dienſte leiſteten. Doch genug davon; eine ſolche Wendelſtiege war es nun auch die hinauf in jene kleine Küche leitete. Wer die rechte Stufenlage verfehlte, kam aber nicht in die Küche, ſondern gelangte auf eine andre Stiege, die mit der Treppe in Verbindung ſtand, die wiederum auf den Hausflur zurückführte, von dem man ausgegangen war. Wegen dieſer Neckereien war dieſe Verbindung ganz außer Gebrauch gekommen, und, wie geſagt, Niemand im Hauſe wußte vom Daſein dieſer Treppe, als nur der Rath Bellerius, der auf dieſem Wege völlig unbemerkt zu ſeinem Laboratorium gelangte.

Als Herr Bleimüller die Freundſchaft mit dem Rathe ſchloß und durch dieſe Conjunktur der Verhältniſſe auch der Architekt Spiek in das Haus Eintritt erlangte, machte ſich dieſer ſogleich mit dem ſeltſamen Hauſe, das ſein volles Intereſſe in Anſpruch nahm, ſo gut es gehn wollte bekannt. Wie er ſelbſt im Verlauf des Prozeſſes eingeſtand, hat er eine unermüdliche Thätigkeit angewendet und im wahren Sinn des Worts jeden Winkel durchkrochen. Er verſchwand auf ganze Tage, während welcher er mit einer Laterne und einem Brecheiſen verſehn die alten Gänge und Kellerräume durchforſchte, die der Bau in ſeinem Innern aufzuweiſen hatte. Nach ſeiner Ausſage iſt es ihm aber nicht möglich geweſen, alle Geheimniſſe des Hauſes zu erkunden noch den Plan herauszufinden, nach welchem der wunderliche Bau angelegt und ausgeführt worden. Bisweilen, ſagt er, ſei es ihm erſchienen als ſei das, was ſich an Gängen und Kellern finde, nur der Beginn eines weitläufigen unterirdiſchen Baues, gleichſam einer verſchütteten Stadt, die ſich weit unter den jetzigen belebten Straßen und Plätzen hinzöge; doch geſtehe er gern, daß dies Täuſchung ſein könne; jedenfalls, um auf den Grund der Sache zu kommen, wären fortgeſetzte und mit großem Koſtenaufwand geführte Grabungen nöthig. Er begnügte ſich alſo, das Haus allein näher zu unterſuchen, und auch da fand er einiges Unerklärliche. So entdeckte er auch Räume, die nothwendig vorhanden ſein mußten, zu denen aber kein Zugang führte. Wenn er die Mauern prüfte, ſo klang manche Stelle hohl und an andern tönte unter dem anſchlagenden Hammer eine nur dem Baukundigen verſtändliche Verſchiedenheit des Materials entgegen, die auf innere Beſonderheiten in der Lage der Steine und der Dicke ihrer Zuſammenfügung den Schluß machen ließ. Auf dieſem Wege, gab er in ſeinem gerichtlichen Verhör an, war er auch zu der Einſicht von dem Daſein der verborgenen Wendelſtiege gelangt, und nun nahm dieſe ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er theilte keinem der Hausbewohner ſeine Entdeckung mit und beluſtigte ſich, von der labyrinthiſchen Treppe einen genauen Plan aufzuzeichnen, gleich mit der Abſicht, irgendwo ein ähnliches Kunſtſtückchen auszuführen, von dem er annehmen konnte daß es in Deutſchland noch ziemlich unbekannt ſei. Eines Tages begegnete er wider Vermuthen auf dieſem Schauplatz ſeiner geheimen Thätigkeit dem Hausherrn, der ſeinerſeits nicht wenig verwundert war, den Architekten hier zu finden. Beide verſtändigten ſich über die

Laubgang ſei die heilige Stätte, wo zwei Herzen in erneuter Flamme für einander entglühen."

„Welche Sprache! — Wahrlich, Tomogiſton — Sie könnten mich überreden, daß — eine unverzeihliche Schwäche — den Hauptfehler meines Charakters ausmacht" —

„Reizende Fee!" —

Ein lauter Schrei, den der Ritter hier ausſtieß, ſchnitt die Folge dieſer zweiten zärtlichen Unterredung ab. Unſer Held hatte die Prinzeſſin Zephiſe erkannt, die ſich eben dem Springbrunnen näherte, ohne Ahnung, wen ſie an den Stufen deſſelben finden würde. Die Zuſammenkunft dieſer Treuliebenden trug ganz das leidenſchaftliche Colorit ſolcher Scenen an ſich. Es war vollkommen in der Ordnung, daß der Mond dabei hinter den Wolken hervortrat und die bleiche abgemagerte Geſtalt des „minniglichen" Ritters beleuchtete. Die edle Prüde hörte jetzt ſeinen Antrag mit einer gänzlich veränderten Ge-

Beweggründe ihres Hierſeins. Von dieſer Zeit an nahm Herr Spiek auch Theil an des Raths alchimiſtiſchen Arbeiten. Es vergingen Monde auf dieſe Weiſe, da geſtaltete ſich unterdeſſen das verbrecheriſche Verhältniß des Advokaten zur Frau Bellorius. In Beider Seele brütete der Plan, den läſtigen Mann bei Seite zu ſchaffen, und Bleimüller, der, wie er ſelbſt oft geſtand, auf der weiten Welt Gottes, keinen beſſern Freund hatte als den Architekten, zog dieſen ins Geheimniß und forderte deſſen Rath. Gerade damals behauptete Spiek, ſich mit Bellorius in Folge eines mißlungenen Experiments entzweit zu haben, deſſen ungeachtet wies er entſchieden und mit Entrüſtung jedes Anſinnen, ſich bei einem Anſchlage auf das Leben des Mannes, der ihn gaſtfreundlich bei ſich aufgenommen, von ſich. Doch theilte er dem Bleimüller den Umſtand mit der Treppe mit, und zeigte ſeinen Plan vor; auch bezeichnete er die Stunden, wo der Rath in der Küche zu arbeiten pflege. Dieſe, wie er behauptete, von ihm ganz zufällig und ganz ohne alle Abſicht hingeworfenen Mittheilungen fielen auf einen günſtigen Boden, und die Verbrecher benutzten ſie bei dem Plan, den ſie für ihre That faßten. Spiek behauptet das Haus verlaſſen zu haben, weil ihn ſchon damals die Ahnung plagte von etwas Drohendem und Gefahrbringendem, aus deſſen Nähe er ſich fern zu halten beſchloß. In dieſen Tagen ſeiner Entfernung aus dem ſtillen Hauſe fand der Wirth der Schenke dort

Einlaß, und mit Hülfe dieſes rohen und gewaltthätigen Mannes wurde die verruchte That vollbracht. In einer Nacht, wo das unglückliche Opfer mit ſeinen Studien und Arbeiten beſchäftigt war, wurde der Eingang zu dem Theile der Treppe, der in das Laboratorium führte, vermauert und ein gleiches geſchah mit der kleinen gewölbten Thür, die von der Bibliothek in die Küche führte. Das Unternehmen hatte ſeine Schwierigkeit, denn wenn auch die gewölbte Thür einen geringen Umfang hatte und mit wenigen Steinen geſchloſſen werden konnte, wenn auch die Tiefe, die die Mauer hier bildete, gleichſam einen Gang abgab, der ſchon an und für ſich den Schall minderte, wie leicht konnte dennoch dem in der Küche Arbeitenden etwas von dem nächtlichen Werke, das ihm den entſetzlichſten Tod bereiten ſollte, zu Ohren kommen. Allein es glückte. Der lebendig Vergrabene war in ſeinem Kerker eingeſchloſſen, und vor den zugemauerten Eingang wurde ein ſchwerer eichener Schrank geſchoben.

Dieſe Umſtände der That wurden von Herr Spick auf das Genaueſte angegeben. Um den Grund befragt, der ihn bewogen dieſe Beſchuldigungen gegen einen Mann, den er ſeinen Freund genannt, anzubringen, gab der Kläger zur Antwort, er habe ſich von dem Augenblick an, wo er in dem Advokaten eine ſo ſchwarze verbrecheriſche Natur erkannt, von ihm losgeſagt und ſich demnach nicht für verbunden gehalten, früherer Rückſichten wegen der Gerechtigkeit ihr Opfer zu entziehn. Wie jedoch die Ausſage Bleimüllers lautete, ſo hatten ſich die ehemaligen Freunde wegen einer Geldforderung entzweit, die Spick behauptete für einige an dem Hauſe angebrachte Baulichkeiten fordern zu dürfen. Es wurde nun ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, und welch ein Aufſehen dieſer ganze dunkle Prozeß machte, kann man noch aus dem Umſtande erkennen, daß auf dem Reichstage zu Regensburg dem Kaiſer die Akten mußten zu eigener Anſchauung vorgelegt werden.

Und welches Reſultat ergab ſich? fragte der Reiſende.

Die Sache blieb dunkel. Ich habe ſchon erwähnt, daß die Angehörigen des Raths die Nachricht ins Publikum brachten, der Mann ſei verreiſet und auf der Reiſe geſtorben. Nun es war allerdings ſchon öfters dageweſen, daß Bellerius kleine Ausflüge unternahm und daß er ſich, beſonders in letzter Zeit, auf Tage, ja auf Wochen aus ſeiner Behauſung entfernte, ohne daß die Seinen wußten wohin er ſich gewendet und welche Geſchäfte er betrieb. Es hing dies zuſammen mit ſeinem Betrieb der Goldmacherkunſt; er beſorgte ſeine Einkäufe ſelbſt und hatte es deshalb nicht gern, daß man um die Perſonen und Orte wußte, die er in dieſer Abſicht aufſuchte. Gerade in der Nacht, da die That ſollte verübt worden ſein, hatte ein Handelsmann, der mit kurzer Waare im Lande herumzog, ihn auf der Landſtraße geſehn; allein dieſes Zeugniß war nicht ſo glaubhafter Natur, daß dem Gericht ein Grund damit gegeben worden wäre, die örtliche Unterſuchung, die jetzt unumgänglich nöthig geworden, zu unterlaſſen. Man ſchritt alſo dazu, nachdem, als des Mordes bezüchtigt, der Advokat und die Frau Bellerius in Haft gebracht worden waren, mit Herbeiziehung des Denunzianten die angegebene Oertlichkeit genau zu durchforſchen. Die zwei vermauerten Eingänge fanden ſich, und es muß, wie ich mir denke, ein ſehr ergreifender Moment geweſen ſein, als man daran ging dieſes Grab zu öffnen. Es wurde geöffnet und es fand ſich nichts! Kein am Boden liegender, krampfhaft verzerrter Leichnam, mit Armen von denen das Fleiſch durch den Biß wüthenden Hungers abgenagt war, ſo wie man erwartet hatte zu finden. Jeder Winkel wurde unterſucht, die verborgene Treppe bis zur letzten unterſten Stufe durchforſcht, man entdeckte keine Spur. Es hatte den Anſchein, ſo wie es die Wittwe auch ausſagte, als habe der Rath, nachdem er eine andere Stätte zu ſeinen Arbeiten ausgeſucht, ſelbſt jene Eingänge zumauern laſſen, weil er nicht wollte, daß dieſe nutzlos gewordenen Räumlichkeiten offen ſtänden. Demnach fand man auch kein Geräthe in der Küche, kein Anzeichen daß Jemand hier thätig geweſen ſei, es zeigte ſich vielmehr ein leerer Heerd, ein Kamin mit Gerüll und Schutt und auf den Stufen der Treppe lag dichter Staub

Jetzt wendete ſich das Blatt: nun ſetzte man den Ankläger, der ein falſches Zeugniß abgelegt und einen ehrenwerthen unbeſcholtenen Bürger in ſchwere Unterſuchung und in tiefe Unehre gebracht, in Haft. Sechs lange Jahre ſoll der Architekt im Kerker geſchmachtet haben: nach Verlauf dieſer Zeit ſchrumpfte der herkuliſche Mann faſt zu einem fleiſchloſen Skelette zuſammen, ſo haben ihn die Leute ſpäter in den Straßen dieſer Stadt wandeln geſehn. Seine ſeltne Kunſtfertigkeit und ſein Geſchick, ſchwierige Aufgaben im Baufach glücklich zu löſen, machten dennoch daß er bald wieder in Anſehn kam, und ſo geſchah es denn auch, daß ihm der Rath jenen allegoriſchen Schmuck zu fertigen übertrug, der den Giebel unſres Rathhauſes ziert. Wir haben geſehn, wie er ſeine Privatanſichten und ſeine Privatrache zu dokumentiren verſtanden hat. Es zeigte damals jedes Kind auf die bekannte Figur und es half nichts, daß redliche Leute immer wieder verſicherten, der Mann ſei unſchuldig, die Menge gewöhnte ſich daran den Advokaten, deſſen wohlgetroffenes Konterfei ſie höchlich bewunderte, mit jener Fluchbenennung zu bezeichnen, von dem das Gericht ihn feierlichſt freigeſprochen hat.

Und ich ſage —

Was ſagen Sie, Herr Supernumerarius?

Die Menge hat Recht! Vox populi, vox Dei! Der ſchmälig Ermordete ſteckt allerdings noch in dem Hauſe dort! Man hat nur nicht auf der rechten Stelle geſucht.

Wäre es möglich!

O, ich will nichts geſagt haben. Es ſteht wieder eine Durchforſchung des alten Hauſes bevor; es kann auch wieder ein Prozeß ſeinen Gang beginnen, und ich — liebe die Ruhe. Aber nur ein Wort, mein Herr; betrachten Sie die Wand, die von dem vierten Fenſter — ach gerade jetzt wird dieſes Fenſter geöffnet und der wohlbekannte Gerichtsherr, den wir beim Beginn unſrer Erzählung hinausſchauen ſahen, zeigt ſich wieder —

— Die von dem vierten Fenſter? —

bis zu dem kleinen Erker leitet, der eine Art Thurmgemach bildet. Ich weiß nicht, ob Sie dieſe Mauerſtrecke völlig überſehn?

Es entgeht mir kein Spalt im alten Mörtelüberzuge.

Nun gut! Dort ſteckt er.

Wer?

Der Rath Bellerius. Eingemauert. Nun ſchon über achtzig Jahre. Am Tage des jüngſten Gerichts wird man fleiſchloſe Arme dieſe Mauer durchbrechen ſehen und ein Todtenſchädel wird ſichtbar werden, und die Geſtalt wird ihren Flug nehmen nach dem Thale Joſaphat, wo wir uns Alle werden zu verſammeln haben. Dann mag ſich aber der Advokat Bleimüller verſehen. Dies iſt ein Tag, wo der verſchmitzteſte Advokat doch ſeinen Prozeß verliert.

O, rief der Fremde ungeduldig, wie kann man das Thal Joſaphat hier hinein miſchen!

Sehr natürlich, ſagte der Supernumerar verſtimmt. Wenn es ſich um Schandthaten handelt, über die ſich hier in unſern unvollkommenen irdiſchen Verhältniſſen nichts Beſtimmtes ermitteln läßt, und bei welchen es den Anſchein hat als ginge der Uebelthäter triumphirend aus dem böſen Handel, während die Unſchuld hart zu Boden fällt, ſo iſt es denn doch wohl eines Chriſten Pflicht, auf jenes unbeſtechliche Gericht hinzuweiſen, wo auch nicht die kleinſte abenteuerliche oder dunkle Geſchichte ohne ihre gebührende Erklärung bleibt.

Es mag ſein, doch laſſen wir das! Ich möchte vor allen Dingen wiſſen, warum denn gerade in jenem Winkel die Einmauerung vor ſich gegangen ſein ſoll?

Um dies Ihnen deutlich zu machen, werthgeſchätzter Herr Ambroſius, iſt es nöthig, daß ich Ihnen den Plan des ſtillen Hauſes vorlege, wie ich ihn mir in meinen Mußeſtunden eigens zu meiner Belehrung und nach eigner Anſicht aufgezeichnet habe. Sie werden dann ſehen daß meine Vermuthung Grund hat. Ich habe zwar das ſauber gemalte Kärtchen nicht bei mir, allein ich kann mit einem Stückchen Kreide auf dieſem Tiſche ein ziemlich wohlgetroffenes Conterfei herſtellen.

Herr Wirth, ein Stück Kreide, und eine dritte Flaſche Wein. —

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre des Gaſtzimmers aufgeſtoßen und der Mann aus dem ſtillen Hauſe trat ein.

Weiterer Verfolg der Geſpräche im Gaſthofe zum ſilbernen Hirſch.

Der Eintretende war ein kleiner unterſetzter Mann mit einer gerötheten Naſe und einem Doppelkinn. Er näherte ſich den Beiden am Tiſche, indem er eine ſteiſe und abgemeſſene Begrüßung verbrachte. Als er die Linien der Zeichnung auf dem Tiſche entſtehen ſah, und vernahm von welchem Gegenſtande die Rede war, bat er um Erlaubniß, Theil an der Erforſchung nehmen zu dürfen, mit dem Bemerken daß ihn dieſe ganz beſonders nahe an gehe.

Ich muß aber doch bitten, hub der Reiſende an, den Gegenſtand zu erſchöpfen, nehmlich in Betreff der alten Geſchichten, damit wir Zeit gewinnen auf die neuen Vorfälle im Hauſe zu kommen.

Ja, ſetzte der fremde Juriſt hinzu, das iſt auch mein Wunſch.

Herr Dürnkraut löſchte aus, zeichnete neu und war ſo eifrig beſchäftigt ſeinen kunſtvollen Plan zu vervollſtändigen, daß ihm dieſe Bemerkungen völlig entgingen; endlich hatte er den Ort gefunden, auf den es ankam, und in den kleinen umzirkelten Raum mit ſcharfer Kreideſpitze ein heftiges und faſt wildes Kreuz machend, rief er: Hier ſteckt er!

Wo — wo? fragten beide Zuſchauer.

Hier. Bemerken Sie dieſes große Zimmer; es iſt ganz gegen alle Regel fünfeckig und hat eine ſchiefe Wand. —

Wo ein alter Kamin ſtand — warf der Rechtsgelehrte ein.

Gut; ich will annehmen, daß ein Kamin dort ſtand, obgleich es nicht erwieſen iſt und man gewöhnlich keine Kamine baut außerhalb der Rauchmauer eines Hauſes. Doch ſei es, der Kamin konnte nur eine architektoniſche Ausſchmückung ſein, dennoch bleibt die Ecke nicht gefüllt. Es mußte nothwendig ein Kabinet ſich dort befinden, wenn dieſes auch noch ſo klein ſoll gedacht werden.

Ein Kabinet — ohne Fenſter? —

Wer ſagt das? Es hatte allerdings ein Fenſter, doch dieſes Fenſter iſt ebenfalls zugemauert worden: es befand ſich hier, gleich hinter dem vierten Fenſter und ſchloß ſich an die Wand des kleinen Erkers an. Es war ein ſchmales, ſogenanntes Pfeilerfenſter, das aber doch gerade ſo viel Licht einließ daß die Perſon, die im kleinen Kabinet ſich befand, an dem Tiſche ſich beſchäftigen konnte; denn mehr als ein Tiſch und ein Stuhl, vielleicht auch ein kleines Repoſitorium wo Bücher ſtanden, konnte das Kabinet nicht enthalten, ſo wie auch nicht mehr als zur Zeit eine Perſon in dieſem wunderſamen kleinen Gelaß ſich aufhalten konnte. Es war dies, was unſre guten Alten einen Schmollwinkel nannten. Freilich, der der jetzt darinnen ſchmollt treibt ſein Schmollen etwas lange.

Der Rechtsgelehrte und der Reiſende blickten ſich einander an.

Nun werden Sie fragen, meine Herren, fuhr der Supernumerar fort indem er das Stückchen Kreide gleichſam wie ein ſiegender Feldherr drohend gegen das ſtille Haus erhob, wie gelangte man in dies Kabinet? und ich ſage keck: Durch den Kamin! —

Ah! —

Ja, nicht anders. Und warum ſollte dies nicht möglich ſein? In einem Hauſe, in welchem ſich labyrinthiſche Treppen befinden, kann es doch wohl eine durch einen Kamin maskirte Thüre geben? Ich ſehe hierin keine auffällige Abnormität. In dem Palaſt der Königin Katharina von Medicis, den ſie ſich in Florenz bauen ließ, befanden ſich nicht weniger als zwölf ſolche verſteckte Eingänge. Allein wir wollen die Sache nicht zu weit treiben. Genug, ich bin der Anſicht, daß der Mord ſtatt fand, und zwar auf dieſe Weiſe.

Wenn wir das Ziel erreichen, nahm der Rechtsgelehrte das Wort, nach welchem wir ſtreben, nehmlich wenn wir das Haus von Grund aus niederreißen, ſo wird ſich auch finden ob Sie Recht haben.

ſinnung an. Obgleich ihre Arme wieder die ſymmetriſch verſchränkte Stellung angenommen hatten und ihre Augen ſich wieder niederſenkten, erlaubte ſich ihr Herz jetzt ziemlich laute Einflüſterungen. Man iſt nicht umſonſt ein halbes Jahr lang das, was die Prinzeſſin geweſen war und was ſie erſt aufhörte zu ſein, als der Fuß Fortunats die Marmortreppe betrat. Wir wiſſen, welche komiſche Figur er machte, als die ſich metamorphoſirende Prinzeſſin ſich unmittelbar von ſeinen Beinen löſte. Die Verbeugungen, die er gegen ſein belebtes Beinkleid richtete, und die Dankſagungen, die es ihm dagegen ſtotterte, brachten den ganzen Kreis der ernſthaften Bewohner der Maulwurfsinſeln zum Lachen. Die wohlthätige Abſicht Merlins war erfüllt. Die gute Prinzeſſin Zephiſe zitterte, wenn ſie daran dachte, einer zweiten Pönitenz der Art ſich fügen zu müſſen. Die Fee Preciöſe und alle ſechzig Prüden hätten jetzt vergeblich ihren

Alſo ſteht dieſe Niederreißung in Ausſicht?

Und zwar in ſehr naher.

Das Geſicht des Supernumerars verjüngte ſich um zehn Jahre: eine Menge Runzeln verſchwanden daraus und eine angenehme Röthe nahm auf Stirn und Wangen Platz. Er rief, indem er ſeine Hand dem Juriſten reichte: Wie dankbar werde ich Ihnen ſein, edler Mann, wenn Sie machen, daß ich noch die Entwirrung dieſer Räthſel erlebe.

An mir ſoll es nicht liegen, entgegnete Jener.

Alſo jetzt, nahm der Reiſende das Wort, geben wir zu den neueſten Vorfällen über. —

Um von dieſen zu berichten, wird hier unſer Freund und Gönner der geeignetſte Erzähler ſein, ſagte Dürnkraut.

So muß ich recht ſehr bitten, mein Herr —

Mit Vergnügen. Es handelt ſich hier um das Schickſal einer ſehr liebenswürdigen jungen Dame, die von ihrer Umgebung angebetet wurde und die auf eine räthſelhafte Weiſe verſchwand.

Herr Dürnkraut ſagte nichts, aber er zeigte mit der Spitze des Zeigefingers der rechten Hand ſo bedeutungsvoll auf die Kreidezeichnung auf der Tiſchplatte, und zwar auf die berüchtigte Hausecke, daß dies weit mehr wirkte als die eindringendſten Worte.

O nicht doch! ſagte der Juriſt. Nicht eingemauert! Wer ſollte jemals daran gedacht haben, dieſen Engel von einem Weibe, das auf der weiten Welt keine Feinde, nur die wärmſten Freunde und Bewunderer hatte, auf dieſe entſetzliche martervolle Weiſe aus dem Leben zu ſchaffen! —

Sie haben ſie gekannt, dieſe Frau?

Wie ſollte ich mich ſonſt mit ſo vieler Wärme dieſer Sache annehmen, entgegnete der kleine Mann, und ſein Geſicht, das bis jetzt völlig ohne Ausdruck geweſen war, bekam einen, und zwar einen angenehmen. Es war, als wenn ein friſcher Wind darüber hinglitt und die Erſchöpfung und Erhitzung eines langen Sommertages mit einem Male hinwegwehte. Man ſah es dem Herrn Melchior Klinker, dies war der Name des Ehrenmannes, an, daß er im Laufe ſeines amtlichen Lebens ſehr viel mit alten Aktenbüchern und wenig mit jungen Frauen verkehrt hatte, daß aber, wo eine ſolche fröhliche Erſcheinung in ſein Daſein getreten, dieſelbe eine ſonnenhelle Lichtſtelle auf der einfarbigen Wand ſeiner Erinnerungen zurückgelaſſen. Ich habe Eveline Hellwig gekannt, ich ſah ſie öfters, da ſie Gräfin Hohenfeld hieß.

Hohenfeld? fragte der Reiſende.

Es iſt der Name eines der unglücklichſten Menſchen dieſer Erde, ſetzte Melchior hinzu. Er beſaß dieſes Weib, und er verlor es. Nicht einmal der Troſt iſt ihm geblieben, auf ihrem Grabe zu weinen. O es muß doch noch ein Glück im Unglück ſein, die Stelle zu wiſſen, wo man einen geliebten Todten einſenkte!

Die Züge des kleinen Mannes verloren von ihrer Rundung und wurden auf eine faſt ängſtliche Weiſe von einer elegiſchen Spannung in die Länge getrieben. Seine kleinen aſchfarbigen Augen nahmen einen Anlauf, als wollten ſie ſich mit Thränen füllen, allein ſie beruhigten ſich bei dieſem Verſuche und blieben trocken. Herr Dürnkraut ſah mit einem erſtaunten Blick auf den Rechtsgelehrten und dann wieder mit Lächeln auf die Linien ſeiner Zeichnung. Es fand eine Pauſe ſtatt, während welcher man Herrn Melchior Zeit ließ über ſeine Rührung Herr zu werden.

Ich werde mich kurz faſſen, ſetzte er ſeine Erzählung fort, denn das was ich zu ſagen habe, läßt ſich füglich in ein paar Worte bringen, das heißt das eigentliche Faktum, um das ſich der ganze merkwürdige Vorfall dreht. Wollte ich von Evelinen und ihrem Schickſal ſprechen, ſo müßte ich allerdings etwas ausführlicher meinen Bericht aufſtellen.

Sprechen Sie von Evelinens Schickſal! baten beide Zuhörer.

Nun gut, ſo hören Sie.

Evelinen's Geſchichte.

Dem Himmel ſei Dank, daß wir von ihrem unheimlichen Rathe Bellerins erlöſt werden und ſtatt ſeiner jetzt das Bild einer jungen und ſchönen Frau ins Auge faſſen können, ſchob Herr Ambroſius raſch ein, bevor Melchior ſeine Erzählung begann. Dieſer ſagte nun:

Als ich meine Studien vollendet hatte und in Wien eine Anſtellung erhielt, wurde ich in das Haus eines kaiſerlichen Beamten, des Herrn Hellwig, eingeführt, der drei ſchöne und liebenswürdige Töchter hatte. Von dieſen hieß die jüngſte Eveline. Die zwei ältern Schweſtern verheiratheten ſich, die jüngſte legte jedoch früh ihre Neigung an den Tag, aus dem Weltleben auszuſcheiden um das fromme Aſyl eines Kloſters zu wählen. Ihre Jugendgeſpielinnen, ihre Freunde, ihre Eltern ſelbſt arbeiteten daran, dieſe Richtung im Geiſte und Gemüth des jungen Mädchens zu bekämpfen, jedoch vergebens. Eveline erſtarkte in ihren Vorſätzen, jemehr man verſuchte dieſe wankend zu machen. So ſtanden die Sachen als ich in das Haus kam.

Der Erzähler ließ ahnen, daß von dem Momente ſeines Eintritts in das Haus des Herrn Hellwig die Verhältniſſe eine andre Wendung genommen.

Die Zuhörer gaben Zeichen der Ungeduld von ſich.

Ich kann Ihnen nur ſagen, meine Herren, daß ich auf den Sinn des Mädchens einzuwirken ſuchte, daß mir ſolches aber auf keine Weiſe gelang. Es war dies ebenſo unerwartet als betrübend, denn nicht ohne Grund maße ich mir das Talent an, durch lebendige Sprache und erfolgreiche Beredſamkeit auf die Partheien einzuwirken. In ſolchen Fällen habe ich es an mir, mit meinem ganzen Körper zu ſprechen. Ich erhebe mich, ich ſtelle mich ſogar auf die Fußſpitzen, wenn es erforderlich iſt, ich breite meine Arme aus, ich gebe meiner Hand die ausdrucksvolle Stellung eines Menſchen, der nach etwas greift, gleichſam um dadurch auszudrücken, daß ich ſichtbar, vor Aller Augen, die Ueberzeugung eines Gegners gefangen nehme. Aber Alles dieſes wollte nichts verfangen! An dieſem jungen, kaum herangewachſenen Mädchen arbeitete ſich meine Demoſthenes-Gabe zu Schanden. Sie ſagte mir, was ſie Allen ſagte, daß ihr die Welt keine Freude biete, und daß wenn ſie keine Pflichten mehr zu erfüllen habe, damit meinte das edle Mädchen die Pflege ihrer Eltern, die zu erkranken anfingen, kein Antrieb für ſie da ſei, an einem verhaßten Strudel und Gewirr von bedeutungsloſen Zerſtreuungen und kindiſchen Genüſſen ſich noch ferner umtreiben zu laſſen.

Herr Ambroſius hatte ſeine Uhr völlig vergeſſen, ſo wie der Name Eveline genannt worden war. Der Supernumerar verbeſſerte noch Einiges an der Zeichnung, zu gleicher Zeit ließ er ſich von dem Wirth die Kreide ſpitzen, um mit einer Linie, die er heimlich lächelnd verlängerte, auslöſchte und wieder hinmalte, den Weg zu bezeichnen, den die Verſchwundene konnte genommen haben.

Melchior legte in ſeinen Blick abſichtlich einige Zerſtreutheit, die da andeuten ſollte, wie große Anſtrengung es ihm koſte gewiſſe Erinnerungen, an denen ſein Herz betheiligt war, in ihrer ganzen Friſche wieder neu wachzurufen. Er ſah dabei über die Gebühr erhitzt aus, und ſeine Naſe nahm eine bedenkliche Tiefe in der Färbung an. Beobachter, die nicht ſo genau mit dem Seelenzuſtande des Mannes bekannt waren, unterlagen der Verſuchung, dieſes leidenſchaftliche Colorit der Flaſche zuzuſchreiben, die mit dem trefflichſten Johannisberger gefüllt vor dem Rechtsconſulenten ſtand. Aber Melchior hatte in dieſem Augenblicke ſeiner tiefen Erregtheit jeden beleidigenden Verdacht dieſer Art mit Entrüſtung von ſich gewieſen. Sein Spruch, den er von Zeit zu Zeit mit großer Würde verbrachte, war: der Mann der Geſchäfte hört nie auf auch Menſch zu ſein!

Doch um wieder auf Evelinens Geſchichte zu kommen — warf der Reiſende hin.

So iſt der Verlauf derſelben folgender. Ich machte in Geſchäften eine Reiſe, die mich über ein Jahr hinaus von der Hauptſtadt entfernt hielt; als ich heimkehrte brachte man mir die Nachricht entgegen, daß Eveline Braut ſei. Dieſe Nachricht ſtürzte mich in eine tödtliche Krankheit; denn ich will nicht läugnen daß, wenn ich den Fall annahm das liebenswerthe Weſen könne ſeinen Entſchluß ändern, ſie füglich Niemand anders mit ihrer Wahl beglücken werde als mich. Meine Freunde waren ganz derſelben Anſicht, und ſie beklagten mich als das Opfer einer Kabale. So ſah ich mich auch ſelbſt an. Unmöglich konnte das Mädchen frei gewählt haben, ſie war überredet, ſie war gezwungen worden. Mein Erſcheinen daher im Hauſe des Herrn Hellwig war mit Nebenumſtänden begleitet, die einem nur irgend aufmerkſamen Beobachter genügend den Stand der Dinge anzeigen mußten. Ich erſchien bleich von der überſtandenen Krankheit, aber dabei mit dem Stolz eines Mannes, der in ſeinen heiligſten Intereſſen gekränkt worden. Evelinen gegenüber war ich verſchloſſen und düſter. Sechs Wochen behauptete ich dieſe ſchwierige und impoſante Stellung, alsdann ging ich in die Rolle des theilnehmenden Hausfreundes über, der ſeinen eignen Schmerz niederkämpft, um ſich ganz dem Geſchick der ihm ewig theuren Perſonen zu widmen. Auf dieſe Weiſe erlangte ich Evelinens Vertrauen und ich erfuhr nun, daß ſie den jungen Grafen Hohenfeld in der That liebte, und daß es nicht der Ueberredungsgabe der Eltern bedurft hatte ſie in ihren Vorſätzen wankend zu machen, ſondern daß dies einzig das Werk einer erwachten, mit jugendlichen Kräften emporſtrebenden Leidenſchaft war.

Der Tag der Vermählung war feſtgeſetzt und unmittelbar darauf ſollte das junge Paar eine Reiſe machen. Auf dieſer Reiſe war es nun, daß ſie dieſe Stadt ſahen. Die junge Dame wurde krank, und man blieb einige Wochen hier. — Nun iſt eine alte Erfahrung, die auch für uns Männer des Rechtsſtudiums, die wir zugleich feine Beobachter und Pſychologen ſind, eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß es gewiſſe Kräfte in der Natur giebt, die ſich darin äußern, daß Menſchen ſich zu Menſchen gezogen, ja daß auch wiederum Menſchen ſich an lebloſe Dinge gleichſam gefeſſelt fühlen. So hat es Reiſende gegeben, die die ganze Welt durchzogen, ſtets unſtät, ſtets unzufrieden, und die plötzlich, in einem elenden Städtchen angelangt, eine winklige Straße, ein miſerables Häuschen fanden, und nun von dieſer Straße, von dieſem Häuschen nicht wieder loskommen konnten, ſondern ihr Leben darin beſchloſſen. So war es auch hier. Der junge Graf, der Majoratserbe und Beſitzer eines großen Vermögens, der die ſchönſte Villa auf dem ſchönſten Punkte der Erde hatte zu ſeinem Wohnort wählen können, wählte dieſes verrufene und nichts weniger als anlockende Haus dort drüben. Aber freilich, ſo wie er es bewohnte nahm es auch ein anderes Aeußere an, es wurde hell und freundlich, ſo weit als ein altes mürriſches Bauwerk, wie dieſes ſchon auf die Welt gekommen, freundlich werden kann. Das große Zimmer mit dem Kamin —

Mit der vermauerten Thüre —

Mit dem Kamin —

Nun ganz wie Sie wollen.

Jetzt iſt ja weder Kamin, noch Thüre zu ſehen, ſondern eine glatte Wand, an der, wenn es Sie irgend intereſſirt dies zu erfahren, der Sopha ſteht auf dem ich ſchlafe.

Ich bewundere Ihren Muth, Herr Klinker; ich könnte Ihnen dies nicht nachmachen.

Und weshalb nicht, Herr Dürnkraut? Giebt es Geſpenſter? Ich ſage es giebt keine. Und wenn es keine giebt, warum ſoll ich mich ſcheuen in einem verrufenen Hauſe zu ſchlafen, das aus keinen andern Gründen in übles Gerede gekommen, als weil einige Müßiggänger für gut befunden haben, den Schauplatz ihrer Ammenmährchen dorthin zu verlegen.

Weiter — Herr Klinker! —

Die Familie verſammelte ſich alſo in dieſem großen Zimmer. Ich ſage die Familie, denn die beiden Eltern aus Wien kamen ebenfalls hierher und dann fand ſich noch ein jüngerer Bruder des Grafen hier ein. Wir müſſen jetzt dieſes Zimmer näher in Betracht ziehen. Jetzt kommen Sie mit Ihrer Zeichnung heran, mein Herr.

Mit Vergnügen. Hier iſt ſie.

Und die drei Männer rückten nahe zuſammen und alle drei faßten den auf die Tiſchplatte gezeichneten Plan ſcharf ins Auge.

Bemerken Sie jene kleine, mit einem alterthümlichen Rundbogen verſehene Thür? Sie ſehen ſie dort an dem Hauſe ſelbſt, wenn Sie ſich etwas weiter aus dem Fenſter vorbiegen. Ueber der Thür iſt grob in Stein gehauen ein Engelskopf, der zwiſchen ſeinen Flügeln eine Steintafel eingeklemmt hält, auf der die Worte ſtehen: Renovatum Anno Domini — die Jahreszahl iſt nicht mehr kenntlich. Dies iſt nun der einzige Eingang zum Hauſe; denn es gehörte ebenfalls zu den Beſonderheiten des Erbauers, daß er den Bau nur durch dieſen einen Weg zugänglich machen wollte. Einen Hof hat das Haus nicht, hinter demſelben befindet ſich ein kleiner wüſter Platz, zu einem leer ſtehenden Waarenbehälter gehörend, und dann kommt ein ausgetrockneter Graben, der mit einem Paar verkrüppelten Bäumen bepflanzt iſt. Wer alſo in das Haus will, muß unter jeder Bedingung durch dieſe Thür, ebenſo wer hinaus will.

Gleich wenn man die Thürſchwelle überſchritten, gelangt man durch einen Gang, der ſo eng iſt, daß nicht zwei Perſonen neben einander ihn durchſchreiten können, zu der Treppe, die in den erſten Stock führt. Zu ebener Erde ſind zwei geräumige Kammern, die von der alten Jungfer bewohnt wurden, die die Eigenthümerin des

Einfluß auf ſie geltend zu machen verſucht; ſie ſchenkte nach einigen Weigerungen (dieſe hätte ſie in keinem Falle weggelaſſen) ihre Hand dem treuen Ritter, und endete ſomit das lange Schmachten dieſes Edlen. Fortunat und Magelone traten eben zur rechten Zeit herzu, um ihre Glückwünſche anzubringen. Magelone entledigte ſich dieſer Pflicht beſonders gern, da ſie in ihrem innerſten Herzen eine kleine Eiferſucht gegen die Prinzeſſin ſich nicht verhehlen konnte, von der Zeit her, wo dieſe freilich in einer gezwungenen, aber ſehr vertrauten Gemeinſchaft mit Fortunat gelebt hatte. Die Prinzeſſin ihrerſeits grollte der kleinen Blonden, daß ſie die Unachtſamkeit gehabt, damals das Bündelchen auf den Felſen herabfallen zu laſſen. Aber man beſaß gegenſeitig ſo viel gute Lebensart, dieſe kleine Empfindlichkeit unter der Maske der aufrichtigſten Ergebenheit und Freundſchaft zu verbergen. Die Fee Kokombre, die am Arm des Magiers mit

Hauſes war, wenigſtens dafür galt, und mit der auch der Miethsvertrag abgeſchloſſen wurde. Durch den Eigenſinn dieſer Alten iſt der Handel ſo verwickelt worden, wie ich ſelten einen überkommen, und ich machte anfangs Schwierigkeiten, als man meinen Rath ſuchte und mich mit dem Prozeß betraute. Die Alte hatte noch den Rath Bellorius gekannt, und war, wie ſie behauptete, als Adoptivkind von ſeinem Nachfolger angenommen worden. Sie führte auch den Namen Bleimüller und in ihr, kann man in Wahrheit ſagen, vereinigte ſich Alles, was nur an Unform und widriger Häßlichkeit bei dem ſogenannten ſchönen Geſchlechte zu finden iſt. Dieſe alte Jungfer war ein wahres Schreckbild; ich habe ſie nur einmal und auch dann nur flüchtig geſehen: allein ihre Erſcheinung wird meiner Phantaſie auf Lebenszeit eingeprägt bleiben.

Barbara Bleimüller, ſchaltete der Supernumerar ein.

Richtig, Barbara Bleimüller. Schon der Name Barbara klingt abſchreckend. Doch zurück auf die Ereigniſſe jenes merkwürdigen Abends, wo das Unerhörte, das völlig Unbegreifliche geſchah.

Die Familie ſitzt am Abendtiſch beiſammen. Es ſind da der Vater, die Mutter, die ältere verheirathete Schweſter nebſt ihren Kindern, jener Bruder des Mannes und ein Hausfreund der Familie, der Einzige der fehlt iſt der junge Graf, der einen kleinen Geſchäftsgang in der Stadt unternommen hat, von dem er in weniger als einer Stunde heimkehrt. Eveline ſitzt neben ihrer Schweſter. Es wird vorgeleſen, und zwar wechſeln in dieſem Geſchäfte der Hausfreund mit dem jüngern Grafen ab. Die Wanduhr, die ſich im Zimmer befindet, hat eben neun geſchlagen. Da ſteht Eveline auf, um aus dem Nebenzimmer irgend einen kleinen Bedarf für ihre Näharbeit zu bringen. Sie entfernt ſich leiſe, um den Vorleſer nicht zu ſtören, und da die Thüre offen ſteht, ſo fällt genugſam Licht in dieſes Seitengemach, um zur Auffindung des Bedarfs nicht nöthig zu haben, ein Licht mitzunehmen. So viel ich weiß, beſtand dieſer Bedarf in einem Körbchen mit bunten Garnknäueln. Es vergehn einige Minuten, Eveline kehrt nicht zurück; der Vorleſer hält inne, denn man will nicht daß der Abweſenden der Theil der Lektüre, an den man gerade jetzt gekommen iſt, verloren gehe. Es vergehn noch einige Minuten, ſie kommt nicht. Die Schweſter ruft in lachendem Tone: Nun? Kannſt Du's nicht finden? Es erfolgt keine Antwort. Man wartet wieder; endlich macht die Mutter die Bemerkung: Sollte ihr ſchlimm geworden ſein? Sieh doch nach, Erneſtine. Die Schweſter erhebt ſich und geht in das Zimmer. Man hört ihre Stimme, die da mit einiger Verwunderung mehrmals nach einander ruft: Eveline, wo biſt Du? — Die kleine Geſellſchaft wird jetzt aufrühreriſch, man erhebt ſich, zuerſt iſt's die Mutter, die in das Nebenzimmer will, auf der Schwelle deſſelben tritt ihr Erneſtine entgegen, und bleich im Geſicht und mit bewegter Stimme ſagt ſie: Sie iſt fort! — Wie iſt das möglich? entgegnet die Mutter und tritt in das Zimmer. Die Nacheilenden bringen Lichter, es wird das Zimmer durchſucht, jeder Winkel, man findet die Vermißte nicht. Jetzt bemächtigt ſich ein paniſcher Schrecken aller Anweſenden. Die kleine Gruppe bleibt inmitten des unheimlichen Gemachs ſtehn und, ſich einander mit ſtarren Blicken anſehend, erſtirbt das Wort auf jeder Lippe. Endlich ruft die Mutter: Es iſt nicht anders möglich, ſie hat das Zimmer verlaſſen und iſt uns vorüber gegangen, ohne daß wir es bemerkt. — Nein, nein! entgegnet man ihr, wir hätten ſie ſehen müſſen, der Tiſch an dem wir ſaßen iſt nicht weit von der Thüre entfernt, und ſie müßte demnach dicht an uns vorbei! — Doch was Anderes läßt ſich hier annehmen? Das Zimmer hier hat keinen Ausgang! — Neues peinvolles Nachſinnen, und wieder malt ſich Schrecken und Entſetzen in den Mienen. Es iſt etwas Unerklärliches geſchehn. — Sollte ſie ſich den Scherz erlaubt haben und in jenen Wandſchrank ſich verſteckt haben? Welch' ein abenteuerlicher und zweckloſer Einfall wäre das; indeſſen wenn jede andre Spur fehlſchlägt, ſo iſt dieſe Annahme ſchon der nähern Forſchung werth. Der alterthümliche kleine Eckſchrank wird von der Wand abgerückt, man öffnet ihn mit einer gewiſſen Feierlichkeit, man glaubt eine verhalten lachende Stimme darin zu hören, und ſchon ſind die Schweſter und die Mutter bereit mit Verwünſchen die Heraustretende zu empfangen. Aber die ſchwere, mit Schnitzwerk gezierte eichene Thür öffnet ſich und der Schrank — iſt leer! — Nun bleibt nur die — völlig unhaltbare Vermuthung, daß ſie aus dem Fenſter entwichen ſei, aber das Fenſter iſt, wie Sie ſehen, wohl vier Manns höhen vom Boden entfernt, und hätte ſie den Sprung gewagt, läge ſie zerſchmettert auf dem Straßenpflaſter; es wäre demnach ein Selbſtmord! Schaudernd überdenkt die arme Mutter die Möglichkeit dieſes Falls, und nur mit Zittern naht ſie ſich dem Fenſter. Ehe ſie es noch erreicht, ſind die Männer mit dem Lichte ſchon dabei, und rufen: die Riegel ſind vor! — Gott ſei Dank! murmelt die verzweifelnde Frau. Ich wußte wohl, mein Kind hätte nimmer mir den Todesſtoß verſetzen wollen. — Alle ſind jetzt um die Mutter beſchäftigt, die einer Ohnmacht nahe iſt. Doch die ſich wieder Erholende treibt ſelbſt die Männer fort, um von neuem die Forſchungen anzuſtellen. Da das unheimliche Zimmer ſelbſt durchaus keinen Anhaltspunkt mehr bietet, Um zu einem glücklichen Reſultat zu gelangen, ſo wird nun das ganze Haus durchforſcht. Es iſt dies bei Nacht keine geringe Arbeit. Alles was an Lichtern und Laternen im Hauſe iſt, wird in die Hände der Diener und Mägde gegeben und dieſe nach allen Richtungen ausgeſendet. Unterdeſſen ſitzen die beiden Frauen, die Mutter und die Tochter, im großen Zimmer, und Eine ſich an die Andre ſchmiegend, richten ſie ihre Blicke auf die offen gebliebene Thür des Nebengemachs, immer erwartend die Verſchwundene werde plötzlich hervortreten. So vergehn drei unheilvolle Stunden: es iſt Mitternacht! Niemand denkt an Schlaf: es wird Morgen, es wird heller Tag: die tiefniedergebrannten Lichter ſtehen noch mit bläulicher Flamme brennend hier und da vertheilt: man hat vergeſſen ſie auszulöſchen. Verſtört, bleich, mit ſtarren trockenen Augen, die in ihre Höhlen zurückgeſunken ſind, ſitzen und ſtehen die vor kurzem noch ſo frohen und glücklichen Glieder dieſer kleinen Familie. In jeder Bruſt lebt nur die eine Frage: Wo iſt ſie? und doch ſpricht Niemand dieſe Frage aus, denn ſie würde nur ein entſetzenvolles Echo in jedem Herzen wecken, ohne Hoffnung auf Erlöſung aus dieſer Qual zu gewähren. Endlich entſchließt man ſich wieder an die Bedürfniſſe des Tages und an die Erſcheinungen der Außenwelt zu denken. Nachbarn kommen, Freunde, Bekannte — ſie fragen, und anfangs nur in unzuſammenhängenden Worten, dann mit mehr Ruhe und in verſtändlicherer Folge theilt man den Fragenden den geheimnißvollen und entſetzlichen Verfall der Nacht mit. Die ungläubigen Fragen nehmen kein Ende, die Nachforſchungen werden erneut. Das Haus, die Straße werden einer genauen Unterſuchung unterworfen — alles vergebens. Der Tag vergeht, es kommt eine neue ſchreckenvoll durchwachte Nacht, die Verlorene bleibt verloren. Als eine Woche vergangen iſt, entſchließt ſich endlich der Graf eine Anzeige in die öffentlichen Blätter zu ſenden. Auch dieſe bleibt ohne Erfolg. Die Familie verläßt jetzt das Haus, nur der Graf bleibt, denn es iſt unmöglich von der Stätte zu ſcheiden, wo ihm das Liebſte, das er auf Erden beſaß, gleichſam von den Mächten der Finſterniß vor ſeinen Augen geraubt wurde.

Und er lebte lange über ein Jahr einſam in dem Hauſe, ſah Niemand, kam zu Niemand. Man nannte ihn den Klausner im ſtillen Hauſe.

Nach Verlauf dieſer Zeit fand er ſich bei mir ein.

Ich hatte unterdeſſen mir Notizen geſammelt und mir in Kürze eine vollſtändige Geſchichte des ſtillen Hauſes zuſammengeſtellt. Dazu gehörten denn nun auch die alten Sagen und mährchenhaften Gerüchte, die über dieſes in Trümmer fallende Bauwerk herrſchen. So denn auch die Geſchichte von dem fabelhaften eingemauerten Rathe.

Der Supernumerar zuckte zuſammen. Er erwiederte jedoch nichts, ſondern zeigte nur mit der Kreideſpitze auf die bezeichnete Stelle auf dem Plane, und auf ſeinen Lippen ſchien der ſtumme Ausruf zu ſchweben: Hier ſitzt er.

Ein praktiſcher Juriſt, meine Herren, nahm der Erzähler wieder das Wort, ſieht die Dinge in der Welt mit ganz andern Augen an, wie die gewöhnliche Kreatur. Er iſt im Beſitz einer Leuchte, die ungetrübte und taghelle Strahlen auf alle Gegenſtände um ihn her wirft und ihre Formen und Eigenſchaften ſelbſt in der finſterſten Nacht enthüllt. Für ihn exiſtiren keine Geheimniſſe, ſo wie für ihn auch kein Spuk, er mag heißen wie er will, ins Daſein tritt. Denn was heißt es, eine übernatürliche Erſcheinung iſt geſehen worden? Der Juriſt fragt: Wer hat's geſehn? — ein Leichtgläubiger, ein Geiſtesſchwacher, ein Pinſel! Wer hat die Erſcheinung hervorgebracht? — ein Betrüger. Damit iſt die Sache abgemacht. Kein Geſpenſt hält einem gutgeführten und in aller Ordnung aufgenommenen Protokoll Stich. Die Gerichtsſtube und die Ammenſtube ſind einander entgegengeſetzt.

Ich gab alſo dem Grafen den Rath, das alte Bauwerk an ſich zu bringen, um es dann von Grund aus niederreißen zu laſſen.

Dieſen Rath gaben Sie, Herr Klinker? fragte der Reiſende.

Ich ſah und ſehe noch kein anderes Mittel, um mit einem Schlage ein ganzes Neſt voll Spinnſtubenhiſtörchen niederzuſchlagen. Findet man Etwas, ſo iſt dann ein Anhaltspunkt entdeckt, um erfolgreich weiterzugehn: findet man nichts — und man wird nichts finden — ſo iſt dem gemeinen Haufen ganz deutlich und einmal für allemal gezeigt, daß ſie alleſammt Viſionäre und leichtgläubige Kinder waren. Alsdann feiert die Juſtitia einen Triumph, wie ihr ein ſolcher in die ſer unvollkommenen Welt ſtets gebühret. Ueberdies iſt der junge Graf reich, und es kann ihn wenig kümmern wenn er ein paar tauſend Thaler für einen Neubau ausgiebt, der dann Ihrer Stadt, mein Herr Supernumerarius, gar ſehr zur Zierde gereichen wird.

Herr Dürnkraut ſchüttelte ungläubig das Haupt.

Befolgte nun der Graf Ihren Rath? fragte Ambroſius.

Er ſtieß auf ſeltſame Schwierigkeiten. Ich habe ſchon erwähnt, daß in dem Hauſe eine alte Jungfer lebte, die ſich rühmte direkt von jenem wohlbekannten Advokaten abzuſtammen, oder wenigſtens von ihm in gerichtliche Beſitznahme geſetzt worden zu ſein. Dieſe alte Dame ſtarb mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, in welchem ſie, mit Umgehung eines rechtmäßigen Erben, nehmlich ihres Bruders, einen Bürger der hieſigen Stadt zum Univerſalerben eingeſetzt hatte. Schon bei Lebzeiten der alten Jungfer war es bekannt, daß dieſem Mann, der für ihren außerehelichen Sohn galt, das Erbe zufallen werde, und ich hatte demnach keinen Anſtand genommen dem Grafen zu rathen, wegen des Hauskaufes mit dieſem einzigen Beſitzer in Unterhandlung zu treten. Etwas zu raſch ging der Graf auf dieſen Vorſchlag ein, und zahlte weit über die Hälfte der Summe aus. Es war natürlich ſein Wunſch, ſo ſchnell wie möglich mit Niederreißung des Hauſes zu beginnen. Wir nahmen uns aber wohl in Acht, die Alte etwas von unſern Plänen merken zu laſſen. Iſt dies nun aber dennoch geſchehn, oder hat ſie gleich Anfangs dergleichen Beginnen ſteuern wollen, genug, als die Eröffnung des Teſtaments erfolgte, fanden wir darin eine Klauſel, die dem Erben zur Pflicht machte, binnen funfzig Jahren das Haus nicht zu verkaufen und auch keinen Stein am alten Bauwerke zu ändern und zu rücken, widrigenfalls die ganze Erbſchaft auf jenen Bruder übergehn ſollte. Man kann ſich denken, wie wir ſowohl als der Erbe in Schrecken geriethen. Die Rechtsgültigkeit des Teſtaments war nicht anzugreifen, die Alte hatte mit großer Kennerſchaft der Geſetze alle und jede Form beobachtet: nicht allein daß dafür geſorgt war, daß das Haus in keine andern Hände übergehn ſollte, es war auch der Erbe und deſſen Erbe verpflichtet darüber zu wachen, daß vor Ablauf von funfzig Jahren das Haus unangetaſtet bliebe. Der Bruder der Verſtorbenen, ein Goldarbeiter in Ulm, kam, als er von der ihm günſtigen Wendung der Dinge hörte, ſofort hieher, und er iſt's, mit dem ich nun in Unterhandlung ſtehe.

Was kann dieſer Mann bei der Sache thun? fragte der Reiſende mit einiger Spannung. Er iſt ja nicht im Beſitze.

Wie ich ihn und ſeine Partei zu meinen Zwecken brauchen will, ſagte der Juſtizrath mit einer Miene geheimnißvoller Wichtigkeit, iſt für's Erſte mein Geheimniß.

Der Reiſende und der Supernumerar ſchwiegen.

Es herrſchte eine ziemlich lange Pauſe, dann ſprach der Mann des Geſetzes wieder. Nur einen Wink will ich mir erlauben den geehrten Herren zu geben; er beſteht in dieſen paar Worten, die ich gleichſam hinſchlendere, man könnte ſagen, ich verlöre ſie aus der Taſche und der Haufe Neugieriger, der dicht auf meinen Ferſen iſt, hebt ſie auf: dieſe Worte ſind Hier zögerte der Sprecher, und warf einen halb forſchenden, halb triumphirenden Blick auf ſeine Zuhörer. Aber meine Herren, rief er jetzt mit feuriger und auffordernder Stimme, ich darf erwarten, daß unſer Geiſt und Scharfſinn die gemeinſamen Pfade wandelt, und daß Sie demnach mir ſagen können, was ich im Sinne habe.

Der Supernumerar machte wieder eine Schwenkung mit dem Stückchen Kreide nach dem alten Hauſe zu, und flüſterte vor ſich hin: Da wir ſo lange gewartet haben, ſo warten wir noch fünfzig Jahre.

Und das trauen Sie der Ungeduld eines unglücklichen Mannes zu, der ſeine verlorene Frau ſucht?

Ich dachte in dieſem Augenblicke nur an den Rath Bellerins, entgegnete Herr Türnkraut kleinlaut.

Und Sie, mein Herr? wandte ſich der Liebling der Themis zu dem Reiſenden.

Wenn ich einem ſo rechtskundigen Manne gegenüber meine Anſicht kundgeben darf, ſo wäre es dieſe, daß man den Kaufcontrakt in einen Miethcontrakt ändert. Es ſteht nicht im Teſtamente, daß das Haus der größten Unbefangenheit aus dem Gebüſch trat, empfing mit graziöſem Lächeln die Dankſagungen ihres Schützlings und ſeiner Auserwählten. „Ihr ſeid mir keine Lobſprüche ſchuldig,“ rief ſie, indem ſie die Schleppe ihres Kleides aus dem feuchten Graſe zog. „Hier ſteht der Mann, der dir, mein guter Fortunat, ſo ernſtlich wohl will, daß er dich für gut genug achtet, der Mann ſeiner Tochter zu ſein.“

„Wie,“ rief unſer Held außer ſich, „Magelone iſt eure Tochter?“ —

„So iſt's,“ erwiederte der Magier. „Ich erzählte dir, daß die unglückliche Prinzeſſin, die, mit mir in einer Flaſche verpackt, an die Küſte von Cypern verſchlagen wurde, mich zum Vater einer Tochter machte, und dieſes Kind iſt Magelone, die ich nach dem Tode ihrer Mutter in der Einſamkeit des Gebirges in meiner Nähe erziehen ließ. Meine Studien und mein der Ruhe gewidmetes Leben machten, daß ich nicht ſehr aufnicht vermiethet werden darf, und der Miether ſeinerſeits hat das Recht, die ihm zuſtehenden Aenderungen in der innern Einrichtung der Gemächer zu machen.

Doch nur was geringe Aeußerlichkeiten betrifft, ſetzte Herr Klinker hinzu. Nimmermehr kann es einem Miether, ohne Zuſtimmung des Hausbeſitzers, erlaubt ſein Wände einzureißen, oder gar an einem ſchönen Morgen das ganze Haus über den Haufen zu werfen! Und haben wir da nicht den Aufpaſſer immer in unſrer unmittelbaren Nähe? Welcher auch noch ſo geringfügige Umſtand würde dem Luchsauge eines Mannes entgehen, der auf ein reiches Erbe lauert, das ihm widerrechtlich, wie er behauptet, entzogen worden iſt? Nein, mein Herr, Sie haben meine paar Worte nicht aufgegriffen, ſie flattern noch auf der Landſtraße im Winde. Gut denn, ich will ſelbſt ſie Ihnen in die Hände geben. Wir fangen an niederzureißen. Was erfolgt? Sogleich iſt unſer Mann da und ſpricht: jetzt gehört das Erbe mir. So iſt's! rufen wir, und mit Dir wollen wir jetzt über den Kauf unterhandeln, denn für Dich exiſtirt die Klauſel nicht —

Oh —! rief der Supernumerar: das iſt vortrefflich. Der Gedanke iſt leuchtend. Mit einem Schlage ſind wir von allen Verlegenheiten erlöſt.

Von allen? fragte der Juſtizrath lauernd wirklich von allen? Jetzt, meine Herren, will ich als mein eigner Feind und Widerpart auftreten. Ich will in dem juriſtiſchen Ballet, das ich vor Ihnen aufführe, eine graziöſe und kühne Tanzfigur ausführen, ich will machen als wenn ich mir ſelbſt in den Weg träte. Geben Sie Acht auf dieſes Solo, das ſo getanzt wird als wäre es ein pas de deux. Sie müſſen wiſſen, ich befinde mich auf dem glatteſten Parket, das es giebt, auf dem Parketboden der Carolina. Zu Dutzenden ſtürzen die plumpen Tänzer zu Boden, oder gerathen, indem ſie ſich vor dem Falle bewahren wollen, in lächerliche Verzerrungen, während ich — dahinſchwebe.

Und mit dieſen Worten ſtand der kleine corpulente Mann auf und, indem er die Arme emporhob, den Kopf auf eine Schulter ſenkte, die Augen zur Decke richtete, machte er mit dem rechten, gehobenen Beine anfangs leiſe, dann immer raſchere Bewegungen.

Der Reiſende und der Supernumerar ſahen dieſem Beginnen ernſthaft zu.

Gut — gut, meine Herren! rief der Tänzer, Sie ſehen daß das Bild gelungen iſt, daß die Wahl der Methapher mir Ehre macht. Kurz geſagt: ich zweifle ſelbſt gar ſehr, daß wir den Grafen dazu bringen, freiwillig die Erbſchaft aus der Hand zu geben. Wir können ihn nur an dem für uns günſtigen Umſtande faſſen, daß er Dinge verkauft hat, die ihm nicht gehören. Glücklicherweiſe haben wir die Papiere über den bereits abgeſchloſſenen Hausverkauf. Da komme ich aber auf ein beſonders geheimnißvolles Etwas, das dieſem Prozeſſe anklebt —

Und dieſes iſt? ſagten der Reiſende und Herr Dürnkraut zuſammen.

Der Erbe iſt, wenn auch kein einfältiger Mann, doch gerade kein Gegner, der Waffen zu führen im Stande iſt, die wir zu fürchten hätten; allein er wird unterſtützt.

Von wem?

Ja, auf dieſen Jemand würde in der That keine noch ſo ſcharfſinnige Unterſuchung fallen. Ich bin auch nur zufällig auf dieſe Entdeckung gekommen. Sie erinnern ſich, meine Herren, bei Gelegenheit der Geſchichte Evelinen's auf einen jungen Mann, auf den Schwager, den Grafen —

Der Reiſende wandte ſich raſch um und der Thür zu, an der der Wirth mit einem Eintretenden ſprach.

Und dieſer junge Mann —?

Hat ein Intereſſe dabei, Herr Supernumerar, daß das Haus nicht in unſre Hände kommt. Allem Anſcheine nach will er nicht, daß das Dunkel ſchwinde, das über Evelinen's Geſchick herrſcht.

Somit wäre er mit in dieſes Geſchick verflochten?

Was giebt's da, Herr Wirth? fragte der Reiſende.

Ew. Gnaden Diener kommt von der Poſt, entgegnete der Gefragte mit einer tiefen Verbeugung. Der Poſthalter läßt fragen, ob er die angeſchirrten Pferde ausſpannen ſoll.

Nicht doch. Ich komme ſogleich. Meine Herren, ich habe die Ehre mich Ihnen beſtens zu empfehlen, und danke für die anregende und geiſtreiche Unterhaltung. Komme ich wieder in dieſe Stadt, ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen Beiden meine Aufwartung zu machen.

Hiermit ſtand der Fremde auf und verließ mit ſeinem Diener zuſammen den Gaſthof zum ſilbernen Hirſch.

Wer iſt der Mann? fragte der Juſtizrath den Wirth, der von der Begleitung auf Vorſaal und Treppe zurückkehrte.

Der Graf Hebenfeld. Der Bruder des Klausners im ſtillen Hauſe, entgegnete der Gefragte.

Der Supernumerar und der Juſtizrath blieben wie erſtarrt ſitzen.

Ein fürſtlicher Hofhalt.

Wir verlaſſen die Stadt mit dem ſtillen Hauſe und führen den Leſer in die Reſidenz eines kleinen deutſchen Fürſten, eines jener Miniatur-Souveraine, wie es deren in der Zeit, wo unſre Geſchichte ſpielt, mehrere gab, und deren Ländergebiet ſelten größere Ausdehnung hatte, als der Umfang von ein paar großen Rittergütern ausmacht. Dennoch hielt dieſer Fürſt einen Hof, dem ein Oberhofmeiſter und ein Intendant der Hofluſtbarkeiten vorſtand, und die Fürſtin Tante, der Fürſt war unverheirathet, beſoldete aus den Landeseinkünften eine Oberhofmeiſterin und zwei alte Ehrendamen, die auch den Titel Palaſtdamen führten und das Recht hatten, die Hofequipage, welche in einer großen vergoldeten Kutſche beſtand, die von vier iſabellfarbenen Gäulen gezogen wurde, bei feſtlichen Gelegenheiten zu benutzen. Der Hof hatte eine Sommer- und eine Winterreſidenz. Die letztere beſtand in einem, in wahrhaft prächtigem Styl aufgeführten und für die Verhältniſſe des Landes und ſeines Herrn viel zu großartig angelegten Palaſte, von dem ein Theil bereits in Trümmer fiel, weil die Koſten nicht zu erſchwingen waren, um den Marmor, die Spiegel und die ſchönen Arbeiten in Stuck in gehörigem Stande zu erhalten. Der bewohnte Theil dieſes Prachtbaues, der ſich in der Einſamkeit der kleinen Häuſer mit ihren Gärten rund umher, wie ein Rieſe ausnahm, der höhnend auf ſeine Umgebung niederſchaut, beſtand aus einer nur mäßigen Reihe wohl ausgeſtatteter Gemächer, die mit guten Oefen und Kaminen, ſowie mit luftdichten Fenſtern verſehen waren, denn die alten Damen und Herren liebten nicht zu frieren, und es war deshalb keine geringe Plage für ſie, wenn an großen Feſttagen der Hof ſich in die Prunkgemächer begab, wo der Marmorboden auseinanderklaffte, wo keins der hohen Fenſter, die durch zwei Stockwerke gingen, den winterlichen Stürmen den Eingang verſagte, wo die Kamine heulten, und die kalten Amoretten von Gips ſpottend von der Decke niederblickten. Unmittelbar nach einem ſolchen Tage hatten die zwei Hofärzte alle Hände voll zu thun und man ſah ſie durch die langen Corridore mit fliegendem Schritte eilen, um bald dieſem, bald jenem erkrankten Mitgliede des Hofes ihre Hülfe zukommen zu laſſen.

Der Fürſt Nepomuk war ein blaſſer junger Mann im nicht ganz vollendetem dreißigſten Jahre. Seine Jugend hatte er einſam in einem Collegium verlebt, wo man ihn zum geiſtlichen Stande auszubilden ſtrebte, denn vorausſichtlich war ihm der Thron nicht beſtimmt, da zwei ältere Brüder lebten. Als dieſe, bald nacheinander, ein ſchneller Tod hinraffte, kam der junge Mann in Beſitz der Macht, die er für's Erſte mit einer Schweſter ſeines Vaters theilte, einer Dame von klugen Einſichten und von einem ſanften Temperamente, die daran dachte die Schuldenmaſſe, die die Vorgänger durch einen verſchwenderiſchen Haushalt dem Lande aufgebürdet, nach beſten Kräften zu ermäßigen. Sie führte darum ein weiſe Sparſamkeit ein, und zwang ihre Hofdamen an Werktagen in Kleidern von Kottun zu gehn und Buſentücher und Häubchen von Mouſſelin mit ſelbſtgeſtickten Blumen zu tragen. Dagegen war ihnen erlaubt, bei den feſtlichen Gelegenheiten eine thurmhohe Perrücke mit einem ganzen Wald von Blumen und Federn auf ihre wackelnden Häupter zu ſetzen und in einem tiefausgeſchnittenen Panzer von Silberſtoff, zu dem ein Reifrock von einer koloſſalen Peripherie paßte, ihre Stunden abzufrieren oder abzuſchwitzen. Dem Oberhofmeiſter war unterſagt, mehr als eine Doſe zur Zeit in der Taſche zu haben, und der Intendant der Hofluſtbarkeiten fuhr, wenn er nicht in Funktion war, mit einem kleinen verdeckten Einſpänner, deſſen Lederbehänge niedergelaſſen wurden, ſo daß man den Herrn, der incognito darin ſaß, nicht neugierig betrachten konnte. Das hohe Spiel bei Hofe ſchaffte die Fürſtin ebenfalls ab, und jede Hofdame durfte am Spieltiſche mit nicht mehr als einem kleinen Thaler in der Taſche erſcheinen. Die Fürſtin viſitirte ſelbſt die Taſchen, und wo ſie ein Goldſtück fand, wurde dies confiſcirt und in die Hof-Almoſenier-Kaſſe gethan, immer mit gnädigem Scherz und Lachen, aber doch ſtets empfindlich für den, den der Verluſt traf.

So vorſorglich für des Landes Wohl die Fürſtin war, ſo unbekümmert ging der Fürſt ſeine Wege. Er hatte Liebhabereien, die durchaus nichts gemein hatten mit dem eigentlichen Zweck ſeines Daſeins. Zu Zeiten fühlte er ſich ſtumpf und abgeſpannt, und in dergleichen Perioden war ihm die Welt gleichgültig und ſeine Umgebung wurde ihm zuwider. Er ſchloß ſich in ſeine Gemächer ein, und kam erſt zum Vorſchein, wenn eine Art feierlicher Deputation bittend vor ſeiner Kabinetsthüre erſchien und der Finger des erſten Miniſters ſehr hörbar und mit einem gewiſſen diplomatiſchen Nachdruck an das Getäfel pochte. Alsdann ſah man den Fürſten heraustreten, völlig angekleidet, mit dem Stern auf der Bruſt und dem großen Bande des Hausordens, und die Bitte der Deputation und die Rede ſeines erſten Staatsmanns anhören. Alsdann begab er ſich, geleitet von dieſen, in die Gemächer der Fürſtin Tante und empfing deren Glückwünſche und Begrüßungen. Da dieſe krankhaften Zuſtände ſo ziemlich regelmäßig ſich wiederholten, ſo war man an ſie gewöhnt und ſie vertraten gleichſam die Stelle der Hofluſtbarkeiten: wenigſtens ſprach man in dem kleinen Abendkreiſe mit großer Ausführlichkeit von den Mitgliedern der diesmaligen Deputation, und verhandelte über einzelne Ausdrücke und Wendungen in der Rede, die anders waren, als bei dem jüngſtvergangenen Anlaß.

Unmittelbar nach ſolchem Anfall von Hypochondrie widmete ſich der Fürſt mit großer Lebendigkeit dem Landeswohl: er nahm die Bittſchriften in Empfang und las die Papiere durch, die ihm der Miniſter unterbreitete. Auch machte er aus eigenem Antriebe Vorſchläge zu dieſer oder jener Verbeſſerung und Vervollkommnung und gab Pläne an, die aber für unausführbar erfunden wurden. Der ewige Widerſpruch ſeines Miniſters verſtimmte und entmuthigte den Herrn, und nach einigen Wochen dieſer raſtloſen und erfreulichen Thätigkeit ſank er dann wieder in die bekannte Apathie zurück und ging ſeinen geheimen Vergnügungen nach.

Dieſe waren ſehr unſchuldiger Art: dennoch erregten ſie den Unwillen des Miniſters und der Fürſtin in höherem Grade, als wenn ſie ſchuldiger Natur geweſen wären. Der ehrgeizige Staatsmann hätte es gern geſehen, wenn das Landesoberhaupt ſich eine Geliebte gehalten, oder wenn er mit ſchönen Reitpferden und mit koſtbaren Jagden Geld vergeudet hätte, aber er zog Männer herbei, die wenn ſie auch ſcheinbar verſteckt und in der Einſamkeit lebten, doch darnach ſtrebten Einfluß in der Leitung der Geſchäfte zu erlangen, und nichts konnte, leicht begreiflich, dem Miniſter widerwärtiger ſein, als ſich von geheimen Agenten und unglücklichen Praktikern umgeben zu ſehen, die ihre hohlen Fantome und unhaltbaren Syſteme gegen ſein derbes und geſundes Wirken zu Felde führten.

Der Fürſtin waren aus einem andern Grunde die bezeichneten Männer verhaßt: ſie glaubte nehmlich zu bemerken, daß einige darunter ſeien, die den Hang zu Träumereien und zu myſtiſchem Tiefſinn bei ihrem Neffen nährten. Sie war vergeblich in ihn gedrungen, mit ſeinem geheimen Umgang aus Licht zu treten und hatte ihn gebeten einen oder den andern dieſer Goldmacher und Geiſterſeher bei Hofe vorzuſtellen, dieſem Begehren war jedoch der Landesvater immer entſchieden entgegengetreten, zum großen Verdruß der zwei alten Hofdamen, die für ihr Leben gern eine Bekanntſchaft der Art gemacht hätten. Der Fürſtin ſelbſt war an einer ſolchen perſönlichen Annäherung nichts gelegen, ſie war eine Freidenkerin und über Vieles erhaben, an welchem die Menge haftet; wenn ſie es erreicht hätte, daß die Wunderthäter ſich ihr gezeigt, ſo hätte ſie dieſes Zuſammentreffen nur benutzen mögen, um vor dem verſammelten Hofe die Doktrinen dieſer Schwärmer lächerlich zu machen. Aber wie geſagt, ſie erreichte es nicht, und nur auf ſorgfältig verſteckten Wegen gelang es ihr hier und da Kenntniß zu erhalten, daß wieder ein neuer merkſam auf das Mädchen ſein konnte, die, wie ich nachher gehört, den Nachſtellungen des liederlichen Genius, ſo wie auch der deinigen, ausgeſtellt blieb. Du kannſt dir wohl denken, wie verdrüßlich mir Nachrichten der Art waren; ich hielt dich, wie ich glaubte, mit gutem Recht, für meinen Sohn, und abgeſehen davon, daß du deine Schweſter niemals hätteſt heirathen dürfen, denn man muß auch im Feenreich auf eine gewiſſe Ordnung halten, ſo hätte auch mein Plan, dich mit der ſchönen Omphale zu vermählen, durch dieſe Liebeleien ſcheitern können. Jetzt aber hat das Schickſal, jene dunkle Macht, der wir uns ebenfalls fügen müſſen, die Dinge anders geordnet. Ich habe nichts dagegen, dir meine kleine Ungehorſame anzuvertrauen, ja ich will meine Großmuth noch weiter ausdehnen und dir den Thron von Famaguſta verſchaffen. Vor nicht langer Zeit haben mir meine Kundſchafter gemeldet, daß der alte abergläubiſche König geſtor-

Prophet angelangt ſei, der unter irgend einem unſcheinbaren Gewande, und in einem entfernten Vorſtadthäuschen abſteigend, in der Reſidenz ſich aufhielt.

Je weniger es ihr gelang, dieſe Zugvögel, die da kamen und wieder gingen, in ihre Netze zu fangen, um ſo ſchwerer lag ihre Ungnade auf einen Mann, der ſeit Jahren ſeinen feſten Wohnſitz in der Stadt hatte, der gleichſam offenkundig der Verfolgung und der Macht der Fürſtin trotzte und ſein Weſen mit einer zwar immer noch geheimen, aber doch dabei weit verbreiteten und anerkannten Wirkung betrieb. Dieſer Mann war der intime Rathgeber des Fürſten, man konnte ſagen ſein täglicher und nächtlicher Genoſſe, und da er nach Art der wahren Weltweiſen nichts von der Welt verlangte, und nur nach den Schätzen trachtete, die die Welt nicht geben konnte, ſo war es ſchwer, ja unmöglich, ihn für den Hof zu gewinnen, der ſeine Kräfte vergeblich zu dieſen Zwecken anſtrengte.

Die Perſönlichkeit des Profeſſors Xilander war eine ungewöhnliche auch der äußern Erſcheinung nach. Er war von mächtiger Körpergröße. Ganz gegen die Mode der Zeit trug er ſein Haar ohne Puder, und ließ es in wallenden Locken auf Schultern und Nacken niederfallen. Sein Antlitz war knochig, die kleinen feurigen Augen lagen tief in ihren Höhlen, ſeine Stimme klang rauh und jede ſeiner Bewegungen war ſcharf und eckig. Er bewohnte ein kleines Haus, das dicht am

See lag, der die Stadt nach Norden begrenzte, und wenn man nicht in dieſe wenig belebte Gegend, die bedeutend tiefer als der übrige Theil der Stadt lag, niederſtieg, ſo bekam man den Wundermann nicht zu ſehn, denn er erſchien nie in den belebten Straßen, noch viel weniger erſtieg er die Höhe, auf der das Schloß lag. Dennoch wollte die öffentliche Stimme behaupten, daß er öfters im Schloſſe gegenwärtig ſei, und daß er zu ſeinen Beſuchen einen unterirdiſchen Gang benutze, der aus alter Zeit her exiſtirte und den er wieder betretbar gemacht. Die Fürſtin, die von dieſem Gerüchte ebenfalls Kunde hatte, ließ vergeblich forſchen, ob darin einige Wahrheit verborgen, doch ihre Späher kamen auch hierin zu keinem Reſultat. Sie begnügte ſich, da ſie auf keine Weiſe zu einem beſtimmten Anklagepunkt gegen ihren Feind gelangen konnte, und dabei ein kleines Bedenken trug ſeinen Zorn durch zu offenkundige Verfolgung zu reizen, ihn im Geheim beobachten zu laſſen und ſich die Tage und Nächte zu merken, die ihr Neffe in der Behauſung am See, bei dem Magus, ſo wurde der Profeſſor in Stadt und Umgegend genannt, zubrachte.

Es war an einem trüben Oktoberabend, als der Fürſt mißgeſtimmter und niedergeſchlagener als je ſich anſchickte ſeine Gemächer zu verlaſſen, und von einem treuen Diener gefolgt ſeinen Gang zu dem See hinab anzutreten. Er wartete nur ab, bis die dienſtthuende

Hofdame ſich zu dem Abendcercle in die Zimmer der Fürſtin begeben würde. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſchritt dieſe Dame über den Gras bewachſenen Hofplatz mit vorgetragener Laterne, erſtieg mit einiger Anſtrengung die Stufen und verſchwand hinter den Säulen des Eingangs. Es herrſchte eine ſo tiefe Stille um das einſame Schloß her, daß man den Ton des Rades eines entfernten Ziehbrunnens vernahm, den eine Magd in Bewegung ſetzte, die für ihre Gebieterin Waſſer ſchöpfte zum Kochen einer ſpäten Taſſe Kaffee für die Nachtſtunden. Man ſah ein paar Lichter die Corridore entlang eilen, es waren die Kerzen, die im Cercle leuchten ſollten und auf das Tiſchchen geſetzt wurden, an dem die Fürſtin und ihre Hofdame ſaßen, die Erſtere beſchäftigt die Karten zu einer „grande patience“ zu legen, die Andre an einem langen grauwollenen Strumpfe ſtrickend. Von den Frauen abgeſondert ſaß gepudert und friſirt der Hofmarſchal mit dem Bologneſer Hündchen der Fürſtin im Arm, deſſen ſeidenweiches langes Haar er vorſichtig und mit einer gewiſſen graziöſen Feierlichkeit kämmte. Ein Page ſtand an der Thüre des Vorgemachs, von Zeit zu Zeit ſich auf die Fußſpitzen hebend, um neugierige Blicke in das Heiligthum zu werfen, und die Ohren ſpitzend, um von dem Geſpräch der Damen etwas zu erlauſchen. Dieſes drehte ſich um den Magus und ging hernach auf allerlei Geſpenſtergeſchichten über, die die Hofdame mit ſeinem Sinn für Schmeichelei verbrachte, um ihrer Gebieterin Gelegenheit zu geben, die angeblichen Wunder ſiegreich zu enthüllen und eine Abhandlung über die Schädlichkeit und die Thorheit des Aberglaubens zu halten. Die Unterhaltung endete, indem die Hofdame zum hundertſten Male ihre Irrthümer abſchwor und ſich unter die Fahne der Freidenkerei und der ſtarken Geiſter ſtellte.

Der Magus.

Als der Cercle recht im Gange war, verließ der Fürſt auf einer Hintertreppe das Schloß und ſetzte ſich, nur in einen leichten Mantel gehüllt, den herbſtlichen Stürmen aus, die von unten herauf, aus der Niederung des See's in die leeren Straßen hineinblieſen. Der Mond ſtand am Himmel, aber ſeine Strahlen vermochten die dicke Wolkenſchicht nicht zu durchdringen, die ſich über die unabſehbare Kuppel gebreitet hatte; nur vorübergehend deutete ein heller Schimmer die Stelle an, wo der lichte Himmelskörper weilte, doch es ſchien, daß gerade um dieſe Stelle die Wolkenrieſen herumtaſteten, um ſich im Kampfe Einer dem Andern den Ruhm ſtreitig zu machen, die milde Nachtleuchte für die Bewohner der Tiefe unwirkſam zu machen.

Als der Fürſt das Häuschen erreicht hatte und eben eintreten wollte, hörte er eine Stimme, die dreimal ſeinen Namen rief. Erſtaunt blickte er um, er vermuthete den Magus hinter ſich zu ſehn, doch er gewahrte Niemand. Das Ufer des Sees war völlig einſam, nur ein Nachen war ſichtbar, und er wurde von den Wellen geſchaukelt. Jetzt erklang der Ruf nochmals, und es war als käme es aus der Tiefe des See's. Raſch trat der Fürſt ins Haus und ſchloß die Thüre hinter ſich. Er fand den Gelehrten, wie gewöhnlich, unter ſeinen Büchern. Eine ſeltſam geſtaltete Lampe brannte auf einer kleinen Marmortafel, die auf drei Kryſtallkugeln ruhte. Ein dunkler Vorhang verhüllte eine Ecke des Gemachs, im Uebrigen war das Geräthe, das das Zimmer füllte, einfach und von gewöhnlicher Art. Als der Fürſt der eben gehörten Stimme erwähnte ſagte Herr Xilander in ernſtem Tone: Kann Dich dies wundern, mein Freund? Man ruft Dich.

Wer? fragte der Fürſt.

Wozu Namen nennen. Es iſt ſchon lange im Werke, daß ich Dich ihnen zuführen ſoll. Du ſiehſt aus dieſen Zeichen, daß Du ihnen bekannt biſt.

Der Fürſt warf ſich in einen Stuhl und legte kummervoll ſein Haupt in die Hand. Der Magus ſchritt im Gemach auf und ab, dann ſagte er: Es kommt die Zeit, wo ich meine Reiſe antrete.

Ein Ausruf des Unmuths war die Entgegnung auf dieſe Mittheilung. Eine Pauſe herrſchte, während welcher man das Rauſchen der Wellen draußen hörte und die einzelnen Stöße vernahm, mit denen der Sturm gegen die niedrigen Fenſter der Hütte ankämpfte.

Freilich, hub der Fürſt an, ich kann Dir hier nur eine höchſt dürftige Exiſtenz bieten: es iſt mithin wohl natürlich, daß Du trachteſt mich zu verlaſſen.

Nepomuk! ſagte der Magus mit einer finſtern Miene und einer drohenden Stimme.

Vergieb: aber der Unmuth reißt mich hin. Verläßt mich denn Alles! O dieſe Eintönigkeit und Einfarbigkeit des Lebens!

Der Magus war an die Wand getreten und ſtellte eine der aſtronomiſchen Uhren. Ein ſeltſames Knarren, Rucken und Wiſpern ging durch das Zimmer.

Der Fürſt lag in ſeinem Lehnſtuhle, das Haupt tief gebeugt, die Hände vor das Geſicht geſchlagen. Endlich ſprang er auf, faßte eine der großen, knöchernen Hände ſeines nächtlichen Genoſſen und rief: Gieb mir etwas Neues, daß dieſer Lebensüberdruß von mir weiche! —

Forſche in dem Buche, das ich Dir gegeben.

Ich verſtehe deſſen Sprache nicht.

Du wirſt ſie verſtehen lernen. Benutze meine Abweſenheit, um durch anhaltendes Studium immer tiefer in das Geheimniß einzudringen.

Es ſind todte Blätter! Gieb mir lebendige Weſen.

Du biſt für ihren Umgang noch nicht reif.

Wann werde ich es ſein? —

Wann Du ernſtlich wirſt wollen. In dem Reiche, an deſſen Grenzen Du ſtehſt, giebt es nur einen Herrſcher; es iſt der Wille, ſo wie das Reich, das Du verlaſſen haſt, auch nur einen Herrſcher hatte, den Glauben.

Ich ſoll alſo ferner nicht mehr glauben?

Du ſollſt wollen.

So will ich denn, rief der kranke Mann heftig, mit aller Gewalt will ich aus dieſer Exiſtenz heraus. Warum wird ſie mir auferlegt? gewählt hab' ich ſie nicht. Meine Jugend war anders angelegt. Hätte ich fortgehen dürfen auf dem Wege, den ich ging, ich hätte mir und Andern zum Glück meine Straße gewandelt. Aber nun dieſes Poſſenſpiel! Ich ſitze auf einem Fürſtenſtuhl, ich ſtehe Land und Leuten vor. Man blickt auf mich und erwartet von mir Etwas! Wie läſtig! Ich muß mich mit dem Wohl und Wehe von Menſchen und Dingen beſchäftigen, die meiner Seele völlig fremd ſind, und um meine Qual zu vermehren, muß ich ſorgfältig vor der Welt verbergen, nach welchem Tranke meinem lechzenden Gaumen dürſtet. Enge Verhältniſſe umſpannen mich, und ich möchte frei ſein, und durch alle Himmel fliegen! Wenn ich, ein gefangener Aar, in meinem goldenen Käfig eingeſperrt ſitze, betrachte ich mit kranker Inbrunſt die Wege und Stege, die Kreuz und Quer durch die Welt führen: auf dieſen Wegen möchte ich wandeln. In nächtlicher Zeit möchte ich um ſcharfe Ecken biegen, durch Schlünde und Gründe ſchlüpfen, in feuchten Winkeln mich verkriechen und wenn die Mondſcheibe am Himmel ſteht, durch alte Thurmfenſter blicken. Ich möchte ſitzen, wo das Gewürm ſitzt und mit dem Irrwiſch Arm in Arm möchte ich die uralten Paläſte durchwandern, wo der Moder das Parket bildet und die Schlingpflanze die Wanddekoration. Dann möchte ich zur Kröte ſagen: Madame, woher und wohin? Und zur ekelhaften Spinne möchte ich ſagen: Mein Fräulein, ich bitte um einen Tanz. Dann möchte ich auf Kirchhöfe gehn und in alte Moderbetten gucken und ſehen ob denn wirklich alle Augen geſchloſſen ſind, und alle Herzen ſtille ſtehn: ich möchte erfahren, ob das Mährchen „Tod“ denn wirklich keinen befriedigenden Schluß hat. O und dann würde ich mit der Sonne wettlaufen, und mit dem Monde Brüderſchaft trinken. Auf blanker Haide würde ich mit dem Sturmwind dahinſauſen und ihm zurufen: Wer iſt ſchneller? Aber einen Ort würde ich vermeiden: die Paläſte der Fürſten. Wo ich ſolch ein Haus ſehe, wo Gefangene an goldnen Ketten ſitzen, da ſchliche ich weit herum und hielte den Athem an, damit der alte Würgengel, der auf dem Thurm ſitzt, mich nicht ſtöhnen hörte — Sieh, mein Freund, ſo möchte ich frei ſein.

Du wirſt es werden! Was wir äußerlich ſind, die Maske, die wir tragen, dieſe iſt für die Seelen, die gefunden haben was Tauſende ſuchen, kein Hemmniß. Wer waren die großen Freien? Die, die oft äußerlich ein Sklavengewand trugen. Swedenborg lebte, von Wenigen gekannt, in beſcheidener äußerer Stellung in Stockholm und es kamen Könige zu ihm, er ging mit David und Salomo um. Ich könnte Dir noch Andre nennen, die noch größere Freiheit über Raum und Zeit ſich gewannen, deren Namen jedoch die Welt nicht erfahren hat, weil ſie als echte Weiſe ein beſcheidenes Dunkel einem prahlenden Ruhme vorzogen. Ich ſelbſt, wenn ich hätte Wucher treiben wollen mit meinen Schätzen, ſie feilbieten an den Höfen der Mächtigen, ja wenn ich auch nur eingewilligt hätte an Deinem Hofe die Rolle zu ſpielen, die Deine Verwandte mir unter der Hand hat zuweiſen laſſen, ſo konnte ich hier gebietend auftreten, während ich jetzt nur geduldet werde.

Ich weiß, ſagte Nepomuk; und daß Du hier aushältſt geſchieht meinetwegen. So wie Du mich kennſt, ſiehſt Du ein, daß ich verloren ſein würde, wenn ich Dich nicht hätte. Dafür bin ich Dir dankbar.

Laß das! Ich zähle auf keine Dankbarkeit. Der Magus, als er dieſe Worte geſprochen, blieb ſtehn und neigte ſein Ohr, als horchte er auf etwas, das in ſeiner Nähe geſprochen wurde. Seine Miene, anfangs ruhig, nahm den Ausdruck von Unwillen und Ueberraſchung an. Er erhob die Hand drohend und indem er ſeine Augen zornblitzend auf einen Punkt im leeren Raume richtete, rief er: Wenn Du das thuſt, ſo haſt Du mich zum Feinde! Bedenke das und laß ab!

Nepomuk hatte ſich in ſeinem Stuhle vorgebeugt ben und das Reich und die Geſchäfte in der größten Unordnung hinterlaſſen hat. Mit der Macht deines Reichthums und deiner edlen Geburt, in Cypern gilt dieſe noch Etwas, wird es meinen Geiſtern, die ich unter den Reichsrath verſtecken will, nicht ſchwer fallen, dich auf den erledigten Thron zu bringen." — Als Fortunat und Magelone den Fluß dieſer ſchönen inhaltreichen Rede mit ihren Dankſagungen unterbrechen wollten, rief der Magier unwillig: „Keine Exclamationen! Was wir thun, müſſen wir als ehrlicher Familienvater, der Himmel ſteh' mir bei, ich bin mir ſelbſt noch nie ſo alt und pedantiſch vorgekommen, für unſer Fleiſch und Blut thun. Man hat in ſeiner Jugend luſtig gelebt, dafür muß man ſich im Alter an die Rechenbank ſetzen, um ſeinen Kindern ein kleines Einkommen zu verſchaffen."

Der ehrwürdige Gelehrte nahm mit dieſen Worten eine ſehr bedächtige Priſe und ſchüttete einen Theil derſelben mit einem nicht ganz ſei-

und beobachtete dieſe ſonderbare Erſcheinung, die ihm nicht neu zu ſein ſchien.

Ich muß fort! Nur auf kurze Zeit, ſagte der Magus raſch. Meine Gegenwart iſt dringend nöthig, wenn ich nicht will, daß durch die Fahrläſſigkeit und den Trotz eines untergeordneten Arbeiters ein Werk von Bedeutung in ſeinem Erfolge ſcheitern ſoll. Bleibe hier; überwache mein Zimmer; verlaß es nicht! —

Er hatte die Rede noch nicht vollendet, als eine wunderſame Veränderung mit ihm vorging. Er blieb ſtehn, wo er ſtand, und erſtarrte gleichſam. Seine Augen blieben offen, aber ſie verloren die Sehkraft und glichen den Glasaugen einer Puppe, ſeine Arme hingen ſchlaff am Leibe herab, die Seele war aus dem Körper entflohen. —

Nepomuk nahm die Figur, die leicht zu ſein ſchien und trug ſie in die Ecke und lehnte ſie an die Wand.

Draußen heulte der Sturm und peitſchte die Wogen des Sees, daß ſie lärmend an's Ufer ſchlugen. Es gingen wimmernde und winſelnde Stimmen durch die Nacht. Der Fürſt ſetzte ſich an den Tiſch des Magus und blätterte in dem aufgeſchlagenen Buche. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die lebloſe Geſtalt, die unverändert ſtarr in der Ecke lehnte. Sämmtliche Uhren im Gemach verkündeten die Mitternachtſtunde, zu gleicher Zeit ſetzte ſich in der großen aſtronomiſchen Uhr ein Räderwerk in Bewegung und ein Sternbild wurde ſichtbar, drei laute Schläge mit einem Hammer an eine Glocke wurden hörbar, auf die ein langhin zitternder Ton folgte. Dann war alles ſtill wie zuvor.

Die Kapitel des Buchs zogen den Leſer dermaßen an, daß er ſich in die Zeilen vertiefte und die Gegenſtände um ſich her nicht weiter beachtete. Auf dem Schreibtiſche, unter einer Kryſtallglocke, lag eine kleine goldgrüne Eidechſe. Dieſe, wie Nepomuk wußte, ſtand in einem myſtiſchen Rapport mit ihrem Herrn; ſie war der verkörperte spiritus vitalis des Magus. So wie er erſtarrte, war auch ſie unbeweglich, und jetzt da ſeine Zurückkunft herannahte, fing ſie ſich leiſe zu bewegen an. Nur ein kaum merkbares Zucken, in dem zierlich gewundenen Schweife machte den Anfang; dann wandte ſich das feine Köpfchen hin und her, endlich theilte ſich die erneute Lebenskraft dem ganzen Körper mit. Nepomuk ſah von ſeinem Buche auf, erblickte die Eidechſe unter dem Glaſe in Bewegung und ſtand nun auf, um den lebloſen Körper des Magus auf das Ruhebette zu legen. Er war kaum damit fertig, als die ſtarren Augen wieder einen Lebensſtrahl entſendeten, und nachdem die Bruſt von einem langen Athemzuge gehoben worden, richtete ſich die Geſtalt langſam auf und das Haupt wandte ſich mit dem Ausdruck von Befremden und Staunen auf den nächtlichen Gefährten. Beſinne Dich! ſagte der Zwerg, Du ſelbſt haſt mich hier in Deinem Zimmer allein gelaſſen; ich bin nicht unbefugt hier.

Es iſt wahr, murmelte Xilander vor ſich hin, jetzt beſinne ich mich. In dieſer kurzen Spanne Zeit habe ich ſo viel fremde Menſchen und Dinge geſehn, ich komme aus dem Tumult eines Volksauflaufs, ich hörte tauſend Stimmen um mich her lärmen, ich ſah Häuſer brennen und zuſammenſtürzen, iſt es ein Wunder, wenn ich darüber vergaß, wen ich in meiner ſtillen Kammer zurückgelaſſen. Vergieb mir, Freund.

Vergieb Du mir, entgegnete der Fürſt raſch, daß ich mich in Dein geheimnißvolles Treiben einmiſche, daß ich gegen Deinen Willen Zeuge werde an der wunderſamen Kraft, die Dir einwohnt. Aber ſei verſichert, daß kein unwürdiges Lauſcherauge, kein Späherohr in Deiner Nahe iſt. Was ich ſehe und höre bleibt in meiner Bruſt verſchloſſen, ſo ſicher als wenn dieſe Bruſt bereits im Grabe läge.

Kein Wort weiter, ſagte der Magus finſter: ich bin weit entfernt, Mißtrauen gegen Dich zu hegen, der Du mir Schüler und Freund biſt. Laß uns wieder auf den Gegenſtand unſers Geſprächs zurückkommen. Nicht wahr, Du klagteſt mir, daß Du Dich einſam und ohne eine Dir zuſagende Thätigkeit finden?

So iſt's.

Dem iſt abzuhelfen. Ich habe mich ſeit einiger Zeit, veranlaßt durch eine Aufgabe, die einer meiner gelehrten Freunde zu löſen ſich vorgeſetzt, viel mit Mechanik beſchäftigt. Mir iſt's gelungen ein Automat von ungewöhnlicher Conſtruktion zuſammenzuſetzen. Es ſind dabei Probleme gelöſt, die bisher Gegenſtand einer unausgeſetzten, aber reſultatloſen Forſchung geweſen ſind. Zum erſtenmale hab' ich Magnete wirken laſſen, einen galvaniſch-elektriſchen Strom durch das Räderwerk geleitet, kurz es iſt mir gelungen, die reine mechaniſche Combination durch ein Agens höherer Natur in eine überraſchende Bewegung zu ſetzen und Effekte zu erzielen, die dicht an das wirkliche Leben grenzen. Komm her und ſchau.

Hiermit näherte ſich der Bewohner des Hauſes dem Vorhange, der einen Theil des Gemachs verdeckte; er war eben im Begriff die Verhüllung zu heben, als ein tiefer und ſchmerzlicher Seufzer ertönte, der in langſam dahinſterbendem und vibrirendem Tone durch die Stille dahinklang.

Was iſt das? fragte der Fürſt, mit ſtarrem Blicke umſchauend. Befindet ſich außer uns noch Jemand in dieſem Gemach?

Der Magus lächelte.

Um Gottes willen ſprich! rief der Geängſtete; der Ton der Stimme ſcheint mir bekannt.

Und dennoch iſt es keine lebende Bruſt, die ihn ausſtößt!

Haſt Du Todte erweckt?

Nein, nur dem Lebloſen Leben verliehen.

Nochmals tönte der ſchweratmende Seufzer durch's

Gemach. In dieſem Augenblicke hob ſich der Vorhang und auf einem Ruhebette, das Haupt zurückgelehnt, zeigte ſich eine Frauengeſtalt von großer Schönheit. Hals und Schultern waren in Schleier gehüllt, ein langes, faltenreiches weißes Gewand deckte den Körper, das Antlitz war frei und trug in ſeinen Zügen den Ausdruck der Erſchöpfung und Ohnmacht. Das lange ſchwarze Haar war in Flechten um das Haupt gewunden, ein goldener Reif, mit einem rothen Stein geſchmückt, umſpannte die Stirn. Die Füße waren unbekleidet und waren in Form und Weiße das Schönſte was man ſehen konnte. An einzelnen Zehen befanden ſich Ringe.

Der Magus trat an das Bild heran und ſchien es mit Wohlgefallen zu betrachten.

Sieh her, hub er zu ſeinem Begleiter an, dieſes Automat iſt ſicherlich eines der kunſtfertigſten, die man je geſchaut und ſchauen wird. Denn ich glaube, ich habe erreicht, was nach mir wohl vervollkommnet, nicht aber übertroffen werden kann. Der gewöhnliche plumpe Mechanismus des Uhrwerks, das hörbar und widrig aufgezogen wird, iſt vermieden, eine Manipulation eigenthümlicher Art, die mein Geheimniß iſt, bringt Leben in dieſe Puppe, und zwar ein Leben, das, wie Du ſo eben gehört haſt, ſo täuſchend iſt, daß jedes Auge und Ohr es für das wirkliche hält. Hier dieſer Karfunkel an der Stirn verbirgt das geheimnißvolle Agens, durch daß ich wirke, und das bei mir die Stelle jenes rohen mechaniſchen Uhrwerks erſetzt. Ich will den Stein auf einen Moment von ſeiner Stelle ſchieben, und Du wirſt die Wirkung ſehn.

Es geſchah.

Die Augen der Figur öffneten ſich und ſie erhob ſich leiſe, indem ſie ſich auf den rechten Arm ſtützte.

Nochmals rückte der Magus an dem Karfunkel, und jetzt ſaß die Figur aufrecht und breitete beide Arme aus. —

In dieſem Augenblicke hörte man den dumpfen Fall eines Körpers. Der Magus ſah ſich erſchreckt um und erblickte den Fürſten leblos am Boden liegen. Sogleich beſchäftigte er ſich mit dieſem; er wandte Mittel an, die die Lebensgeiſter wieder wach riefen. Es gelang ihm, und nachdem er die Helle im Gemach gedämpft, den Vorhang vor der Figur niedergelaſſen, führte er vorſorglich den Erkrankten zu dem Lehnſeſſel, in deſſen Polſter er ihn ſinken ließ, indem er ſich ſelbſt zu ſeinen Füßen einen Platz nahm. Was iſt Dir, mein Freund, mein Sohn, mein Schüler? fragte er mit zitternder Stimme. Welch ein trauriges und erſchreckendes Ereigniß! Wie haſt Du mich Beben gemacht! Sprich, was brachte den Unfall zu Wege?

Nepomuk zeigte auf den niedergelaſſenen Vorhang.

Wie, eine elende Puppe, ein Machwerk, zuſammengeſetzt aus Stahlfedern, etwas Leder und Watte konnte

Deine Lebensgeiſter zerrütten? Unmöglich! Du nennſt mir nicht die wahre Urſache.

Es iſt dieſe, ſagte der Fürſt leiſe. Laß mir wenige Augenblicke Ruhe und ich werde Dir Aufſchluß geben.

Der Magnus ſchwieg, und während einer langen Pauſe herrſchte eine tiefe Stille im Gemach, dann nahm Nepomuk das Wort und ſprach:

Der Fürſt erzählt.

Glücklich, die ihr Daſein geordnet beginnen und geordnet fortführen! denen an der Wiege ſchon die fromme Sitte, die ſchöne hergebrachte Form, der wohlbekannte und beliebte Gebrauch zur Seite ſtehn, die ſich heranwachſend unter Brüdern, als Gleichberechtigten fühlen, die da kommen um mit Sicherheit ein Erbe in Beſitz zu nehmen, das die menſchliche Geſellſchaft für ſie bereit hält! Wie iſt ihr Daſein lieblich, wie gehen ſie ſtill und unangefochten mit dem großen Zuge auf geebneten Straßen bis dahin, wo die dunkle Pforte das Ende ihrer Pilgerſchaft anzeigt! Wenn ſie Freude empfinden, es iſt daſſelbe Gefühl, das lange vor ihnen verwandte Herzen durchſtrömte; trifft ſie Leid, es iſt kein unbekanntes, ein ähnliches hat ſchon vor ihnen die Menſchenbruſt erſchüttert und wird nach ihnen ſie erſchüttern. Nirgends etwas Fremdes. Dieſe Beſeeligten fühlen ſich als Glied einer Kette, die ſich in die Ewigkeit fortzieht. Wie anders iſt's mit Dem, der in ein dunkles Gewand gehüllt, und unkenntlich gemacht in die Reihen der Lebendigen tritt, dem Geheimniſſe anhaften und der, wenn er ſich umſchaut nirgends Seinesgleichen findet. Wo er ſich hinwendet, trifft er auf kalte Scheu; es zieht ſich das Erbarmen vor ihm zurück, die Liebe entflieht, das Vertrauen, dieſe ſüße Seelenkoſt, die in der Wüſte Labung bringt, auf dem Sterbebette noch Lebensroſen blühen läßt, ſchmiegt ſich nie an ſeine Seite. Einſam wandelt er ſeine dunkle Straße, auch noch im Tode gemieden, wie er es im Leben war!

O Elend, o Entſetzen! o nimmer endende Schmach!

Ein ſolches Schickſal iſt das meine.

Scheinbar glänzend ausgeſtattet, bin ich mit einem dunkeln Fluch belaſtet ins Leben getreten. Die frommen Gefühle eines Kindes, die erſten, die heiligſten, die feſteſten Bande, die die Creatur ans Daſein feſſeln, ich habe ſie nie gekannt. Ein Geſpenſt ſaß an meiner Wiege, ein Fantom ſtarrte mich mit lebloſen, gläſernen Augen an, die Arme einer Holzpuppe ſchloſſen ſich um meinen jungen Leib, über meinem warmen zuckenden Herzen erklang das knarrende, ſcharrende Räderwerk einer Uhr. —

Was iſt das, mein Fürſt? rief der Magus entſetzt. Sie träumen.

Ja, nenne mich Fürſt, vermeide das befreundete Du; denn nachdem dieſes Bekenntniß über meine Lippen gegangen, kann ich Dein Freund, Dein Bruder, Dein

Schüler nicht mehr ſein. Doch weshalb die nächtlichen Geiſter beſchwören? Weshalb haſt Du durch den Anblick dieſes entſetzenvollen Gebildes all mein Elend, meine Verzweiflung wach gerufen? Nun iſt's geſchehn. So wiſſe denn: keine Sterbliche hat mich geboren, ein unnatürliches, gräßliches Verbrechen iſt geſchehn! Fluchwürdige Kunſt, vermeſſenes Spiel mit den Kräften der Natur, ein Verflechten magiſcher unerklärlicher Elemente, durch verbrecheriſche Wiſſenſchaft gefördert, hat mich in's Leben gerufen. Du ſiehſt das Kind eines Automats vor Dir!

Xilander trat einen Schritt zurück und ſah den Fürſten mit weit geöffneten Augen an. Dieſer ergriff ſeine Hände und flüſterte leiſe und mit bebender Stimme:

Doch ſtill! Verrathe mich nicht. Dir allein habe ich mein jammervolles Geſchick offenbart. Sage es nicht weiter, auch Deinen Geiſtern ſage es nicht. Aber laß uns heimlich in einer finſtern Nacht in die Fürſtengruft hinabſteigen, da will ich Dir den Sarg öffnen, worin die Puppe liegt, unverwandt mit denſelben ſtarren weit offenen gläſernen Augen, die ich einſt über mir unheimlich habe glänzen geſehn, und die mich jetzt noch im Wachen und im Traume verfolgen. Da liegt ſie! Die hölliſchen Künſte, die dieſen Leib befruchtet, haben ſich weggewendet und die todten Lumpen, die verroſteten Spangen und Federn zurückgelaſſen. Doch wenn ein neuer Hexenmeiſter kommt, kann dieſe teufliche Fratze nen Scherze, doch Gelehrte machen nie feine Scherze, auf das Buſentuch der Fee Kokombre. „Doch laßt uns jetzt, Kinder,“ rief er nach einer kleinen Pauſe, „hinauf in den Saal gehen. Die Nacht wird kühl und der Platz hier am Springbrunnen gehört keineswegs zu den geſundeſten.“

Unſere glücklichen Paare begaben ſich in den Tanzſaal. Dort tummelte ſich ein ſehr geräuſchvolles Leben durcheinander. Die Chöre der Muſiker füllten den glänzend erleuchteten Raum mit den rauſchendſten Tanzmelodien. Eben begann eine neue Menuet, und die Fee Kokombre mit dem Magier Tomogiſton ſtellte ſich an die Spitze derſelben, zu ihrer Seite tanzte Tulipan mit der Prinzeſſin Omphale, Roger mit ſeiner Fleur-de-lys, Fortunat mit Magelonen, auf dieſe folgten Coriſande, Thisbe und Corella, alle drei wieder in ihren natürlichen Zuſtand zurückverſetzt, mit ihren drei Rittern, den Schluß machte die Prinvon Neuem ins Leben treten, von Neuem als lebendige Lüge unter den blutvollen, herzbegabten, ſeelenhauchenden Schwarm der Menſchen treten. Komm, laß ſie uns vernichten! Ich will ſelbſt Hand an den Leib meiner Mutter legen! Wir wollen ihn in Stücke brechen und reißen, und heimlich, daß Niemand es erlauſcht, will ich die Stahlfeder, die das Herz erſetzte, in mein Gemach tragen und ſie auf meinem Schreibtiſche, wenn ich Nachts wach ſitze, zucken und ſpielen laſſen, mich daran ergötzend, und zu dem wunderlichen Dinge ſprechen: Liebſte Mutter, o Du allerſüßeſte liebſte Mutter, wie ſehr biſt Du mir zugethan: noch im Tode ſchlägt Dein Herz für mich!

Ja, Meiſter! laß uns dies Werk vollführen. Eine dunkle Nacht wollen wir dazu auserleſen: eine, wo weder Mond noch Sterne ſcheinen. Denn das was da geſchehen ſoll, iſt nichts für das Auge der ewig wahren und treuen Himmelslichter. Ein ſolcher nächtlicher, geſpenſtiſcher Gräuel ſoll von ihnen, die nur Edles, Hohes, Reines ſehen ſollen, nicht erſchaut werden. Aber der Sarg ſoll leer ſein: der Engel mit der Weltgerichtspoſaune, wenn er über alle Gräber dahinfliegt, wenn ſie Alle erſtehen, die ins Fleiſch geſäet, ſoll vor dieſem einen Grabe nicht inne halten, und nochmals und zum drittenmale ſeine Poſaune zum ſchmetternden Tone anſetzen, und immer nicht die Puppe erwecken können, und dann allen Himmeln den geſpenſtiſchen Gräuel erzählen.

Der Magus ergriff krampfhaft die ausgeſtreckte Rechte des Sprechenden und mit einer heftigen, gebieteriſchen Stimme rief er: Das iſt Traum, das iſt wachender Traum! Kommen Sie zu ſich, Fürſt — oder Sie bringen mich ſelbſt zum Wahnſinn.

Ruhig, Freund, ruhig! Was ich zu erzählen habe, iſt einfache, ſchlichte Thatſache — hub Nepomuk nach einer Pauſe wieder an. Setze Dich her zu mir. Wenn ich jemals nicht wünſche, Dir als ein Träumer und Phantaſt zu erſcheinen, ſo iſt's in dieſem Augenblicke.

Die ſchwerathmende Bruſt des Mannes beruhigte ſich nur langſam; der Sturm der gewaltigen Gebilde, den er heraufbeſchworen, hatte ſie zu mächtig erſchüttert. Ganz in ſeinen wilden Phantaſieen lebend, fand er nur ſchwer den Weg zum gewohnten Leben, zu der gegenwärtigen Stunde wieder. Die Sprache nahm erſt nach und nach ihren geordneten Gang an und er ſetzte ſeine Rede fort.

Mein Vater war nicht glücklich verheirathet; die Früchte dieſer Ehe, meine beiden Stiefbrüder, ſind todt; ich habe ſie wenig gekannt. Man erzog mich, abgeſondert faſt von allem menſchlichen Umgang. Ein alter Mönch war mein Wärter, die Mauern eines Kloſters umſchloſſen mich. In dunkeln Worten ſprach ſich dieſer würdige Greis über meinen Urſprung aus; nur ſo viel konnte ich dieſen Aeußerungen entnehmen, daß er meine Geburt einem entſetzlichen, widernatürlichen Verbrechen zuſchrieb. Vergeblich war es, daß ich, zu reifern Jahren gelangt, in ihn drang mir das Räthſel zu löſen; es blieb vor meinen Augen verborgen. O wäre die Hülle, die es deckte, nie gehoben worden! Ich erfuhr auf einem Wege, den ich nicht näher bezeichnen will, jeden, auch den kleinſten Umſtand meiner geheimnißvollen Geburt. Haſt Du, mein Freund, je von einem Manne gehört, der ſich Gabriel Acoſta nannte, und durch ſeine Reiſen wie durch die ſeltnen Kunſtſchöpfungen, die er zur Anſchauung brachte, eine Art Berühmtheit ſich erwarb?

Ich habe ihn nennen gehört, ſagte der Magus. Wie man mir geſagt, ſtarb er eines kläglichen Todes.

Durch die Hand meines Vaters. Vernimm den ganzen Verfolg der Geſchichte. Mein Vater war Wittwer und er machte die Bekanntſchaft eines engelgleichen weiblichen Weſens, das ihm ebenbürtig war, was die Großheit und den Edelſinn des Charakters betraf, nicht aber an weltlicher Würde; ſie war die Tochter eines Grafen. Durch meinen Vater wurde der Graf in den Fürſtenſtand erhoben und jetzt vermählte er ſich mit der Tochter. Zu derſelben Zeit hatte er ein enges Freundſchaftsbündniß mit jenem Gabriel Acoſta geſchloſſen. Sie experimentirten zuſammen, und man ſagt, daß Acoſta neben ſeinen andern geheimen Wiſſenſchaften auch ein geſchickter und glücklicher Adept war. Mein Vater war ein Lebemann, er brauchte viel und Acoſta ſchaffte ihm, was er brauchte.

Das Freundſchaftsbündniß dieſer Beiden hatte manche Prüfung ſchon beſtanden, allein an einer ſcheiterte es dennoch. Der feurige Italiener, ungezügelt in ſeinen Leidenſchaften, in der Schule der Verbrechen groß geworden, mit geheimnißvollen Kräften ausgeſtattet, war ſicherlich ein gefährlicher Feind; mein Vater bedachte dies zu wenig. Sie trafen an einander, indem ſie ein und daſſelbe Ziel des Begehrens verfolgten: Acoſta verliebte ſich gleichfalls in die ſchöne Grafentochter. Als mein Vater der glückliche Erwählte war, ſchwur der Italiener ihm Rache, und er führte dieſe auf eine eben ſo ſinnreiche wie teufliſche Weiſe aus. Anſcheinend verſöhnte er ſich mit meinem Vater; er ging ihm nach wie vor in ſeinen Arbeiten und Verſuchen zur Seite und theilte die glücklichen Erfolge der gelungenen Experimente. Als er auf dieſe Weiſe ſein Opfer ſicher gemacht, ging er daran es zu verderben. Lange Zeit war er in ſeiner Werkſtatt eingeſchloſſen; Wochen, ja Monate vergingen, ohne daß mein Vater oder die andern Freunde des Adepten erfuhren, mit welchem neuen Gegenſtand ſeiner Forſchung er ſich beſchäftigte. Er arbeitete an dem Höllenbilde, das die Quelle von dem Elend meines Vaters und dem meinigen ſein ſollte. Alle ſeine Kunſtfertigkeit, all ſein geheimes Wiſſen nahm er zuſammen, um ein Kunſtwerk zu ſchaffen, wie es die Welt noch nicht geſehn; er fertigte ein Automat, das ein Weib von ſeltner Schönheit darſtellte und das täuſchend ähnlich war der jungen

Fürſtin. Als er ſein Werk vollendet hatte, hüllte er es in ſiebenfache Schleier und verbarg es hinter Schlöſſer und Riegel. Die Welt ſollte nichts davon erfahren, es ſollte nur dienen, ihm die grauſenvolle Rache zu gewähren, nach der er trachtete.

Erlaß mir, Meiſter, was jetzt folgt.

Dem Ungeheuer gelang ſein Unternehmen. Er raubte meinem Vater das blühende, reizende Leben an ſeiner Seite, und ſchob ihm den Spuk der Hölle unter. — Ich — ich bin die Frucht dieſer Verbindung. Frage mich nicht wie dies möglich iſt; es iſt ſo. Haſt Du nie gehört, daß die teufliſche Kunſt der Magie, die vom göttlichen Wege abgeirrt, Todte erweckte und Keime des Lebens im Schooße der Verweſung entſtehn ließ? Iſt Dir nicht bekannt geworden, wie man mit glücklichem Erfolge Verſuche gemacht hat, durch die Elementarkräfte auf künſtlichem Wege ein Weſen, das dem Menſchen ähnlich ſieht, zu erzeugen? Iſt ein Homunkulus erklärlicher in ſeiner Entſtehung, als es die meine iſt? Und welche Wunder ſind verſteckt noch vor unſern Augen! Du ſelbſt — haſt Du mir nicht noch in dieſer Stunde, durch das Werk Deiner Hände, wie es jener Vorhang verbirgt, gezeigt, wie furchtbar nahe das Scheinleben dem Leben ſich zugeſellen kann? Dieſes liebreizende Gebilde dort — o ich fühle, daß es eine Möglichkeit wäre in daſſelbe ſich zu verlieben! Mein unglücklicher Vater, ſeinen Irrthum erkennend und die

Geraubte auf immer verloren gebend, konnte er nicht in wahnſinniger, hoffnungsloſer Glut ſich mit dem Abbilde zufrieden geben? Forſche nicht! Das Reich der Möglichkeiten in dieſer nächtlichen Erſcheinungswelt iſt unermeßlich.

Xilander ſah ſeinen Schüler mit einem mitleidsvollen Blicke an. Nach einer Pauſe fragte er: Und was that Dein Vater?

Er ſuchte den Acoſta auf, forderte ihn zum Zweikampf und der Italiener fiel, doch auch mein Vater erhielt eine gefährliche Verwundung, an deren Folgen er noch innerhalb des Zeitraums eines Jahres ſtarb. Um der Welt den ſeltſamen Vorfall und zugleich ſeine eigne Schmach zu verbergen, ſchaffte er das Zauberbild bei Seite und ließ den Tod der Fürſtin verkünden. In feierlichem Leichenbegängniß brachte aus der Fremde ein prunkender Zug zuerſt den Sarg, der das Automat in ſich ſchloß, nicht lange darauf den Sarg des Fürſten.

Ich beſtieg den Thron meiner Väter.

Mit zitternder Stimme und halb zum Ohr ſeines Zuhörers geneigt, ſetzte der Fürſt die leiſen Worte hinzu: Wenn ich nur den Muth hätte den Sarg zu öffnen, in dem das Geheimniß ruht. Man ſagt, mein Vater hätte die Puppe vernichtet, ſie den Flammen übergeben. Ein treuer alter Diener, der in die dunkle Angelegenheit eingeweiht war, hat mir Andeutungen gegeben, die auf dieſe Vermuthung führen. Ein ſchwerer Eidſchwur band jedoch ſeine Zunge. Ich muß fürchten, daß das entſetzliche Gebilde, zu dem mich, trotz aller Schrecken, die es verbreitet, dennoch ein unerklärlicher Zug hinlenkt, in dem Grabe verſchloſſen liegt. Wenn ich nur Gewißheit hätte!

Willſt Du, Meiſter, mit mir den Gang um Mitternacht wagen? An Deiner Seite fürchte ich mich nicht.

Mein Fürſt, ſagte Xilander, um Ihnen zu zeigen, in welche unheilvolle Fieberphantaſien Sie ſich verſtrickt haben, will ich Ihnen zu Dienſten ſtehn.

Nein, nein! Ich will und muß allein hinabſteigen. Ich muß Aug' in Aug' dem Schrecken gegenüber ſtehn. Zwiſchen mir und der Hölle ſtelle ſich kein Dritter!

Aber, mein Fürſt, dies iſt Wahnſinn!

Sagſt Du das auch? Alſo auch Du ſtimmſt ein mit dem Schwarme alltäglicher Genoſſen, die alles verdammen und wegleugnen, was ihre ſtumpfen Sinne nicht begreifen? Auch Du hältſt mich für einen Träumer, einen Wahnſinnigen? Wie bitter bereue ich, Dich zu meinem Vertrauten gemacht zu haben.

Bereue dies nicht, entgegnete der Magus ernſt. Ich bin bereit Dir beizuſtehen, Dich zu retten, wenn es deſſen bedarf.

So ſprichſt Du, wie ich es von Dir erwarte! rief Nepomuk und warf ſich erſchöpft und in Thränen ausbrechend an die Bruſt des Freundes.

Die Morgenſtunde naht, ſagte der Bewohner des einſamen Hauſes. Wir bedürfen Beide der Ruhe, laß uns jetzt von einander ſcheiden. Morgen findeſt Du mich um dieſelbe Zeit wieder allein und auf Dich wartend. Sei verſichert, daß ich Dir nicht weiter zumuthen werde, an meinen Arbeiten auf dem Felde der Mechanik Theil zu nehmen, auch werde ich dafür ſorgen, daß das Kunſtwerk dort aus Deinen Augen komme.

Der Magus führt am Seeufer ein Geſpräch mit einem Unbekannten.

Die nächſte Nacht war ſtürmiſcher als die letztvergangene. Der Fürſt hatte ſich entſchuldigen laſſen, er hüthete, ſchwer erkrankt, das Zimmer.

Am Geſtade des Sees bewegten ſich zwei Schatten in zweifelhaftem Lichte des verhüllten Mondes. Der Wind trieb ihre Gewänder in bauſchige Falten und thürmte den Mantel des Einen wie ein Gewölke über dem Haupte zuſammen, ſo daß er rieſengroß erſchien. In den Gebüſchen rauſchte es, die Wogen des Sees rollten mit Getöſe ans Ufer.

Wenn die Wandelnden dem Lichtſchein vorüber kamen, der aus der ſtehengebliebenen Leuchte am Fenſter des Häuschens in die Nacht hinausglitt, ſo erkannte man ihre bleichen Geſichtszüge und die greiſenhafte Geſtalt des Einen. —

Mit Ehrerbietung, ja mit Ehrfurcht begegnete Xilander ſeinem Gaſte. Er nöthigte ihn in das Haus einzutreten, indem er die Befürchtung ausſprach, daß die ſtürmiſche Nacht ihm beſchwerlich fallen könne.

Nicht doch, Nathanael! ſagte Jener. Du ſollteſt wiſſen von frühern Tagen her, daß ich den Aufruhr der Elemente liebe, daß ich nicht zu jenen kranken und verkümmerten Forſchern gehöre, denen nur wohl iſt in dem engen Lichtkreis, den der Schein ihrer nächtlichen Lampe um ſie her zieht, die kein andres Geräuſch vertragen können, als das Ticken des Holzwurmes im Getäfel ihres Bücherſchranks. Bedenke, daß ich einſt ein munterer Reitergeneral war, erfahren in der Kunſt, einen kräftigen Gaul zu regieren und in offener Feldſchlacht Befehle zu ertheilen.

Du haſt viel erlebt in Deinem langen Leben, ſagte der Magus zu ſeinem Freunde. Ich geſtehe, daß ich die Jahre zählen möchte, die dieſes Leben ſchon durchſchritten.

Vermutheſt Du, daß deren Zahl ſich hoch beläuft?

Ich vermuthe es nicht allein, ich weiß es.

Durch wen?

Durch Dich ſelbſt. Oder hätteſt Du Dich älter gemacht, als Du biſt?

Nein, Nathanael, ich habe Dir, wie in Allem, ſo auch hier die Wahrheit geſagt. Ich habe Generationen an mir vorübergehn geſehn und wie im Herbſtſturm Blätter vom Baume, ſo habe ich ganze Geſchlechter niederfallen ſehen in den Staub. Ich ſtand auf dem zeſſin Zephiſe mit ihrem Vielgetreuen. Wenn man die Perſpective dieſer Menuet herabſah, erblickte man die ſchwankenden Federn der Damen, gleich einem reifen Kornfelde, das ein lauer Weſt in wellenförmige Bewegung ſetzt. Dieſe Federn beſchatteten Geſichter, unter denen keines häßlich war und die alle eine Miene von Vergnügen und befriedigter Eitelkeit ſchimmernd machte, dennoch blieb der Blick des Beſchauers immer zuerſt auf dem erröthenden Geſichtchen der kleinen Magelone haften und gelangte erſt mit Abſicht ſehr ſpät auf die noch immer etwas ſtrengen Züge der gebeſſerten Prüden. Zu den minder Schönen gehörte das Hoffräulein Coriſande, die in den vollen Beſitz ihrer entſtehenden Runzeln wieder eingeſetzt war. Es erging ihr, wie gewiſſen Fürſten, denen man ihr kleines Land mit allem Zubehör richtig wiedererſtattet und dabei keine der baufälligen Hütten und zuſammenſtürzenden Ruinen vergißt. Die Fee

Gipfel des Berges und ſchaute in das Land; es kam ein Zug und ging, und wieder kam ein Zug und ging, und immer ſah ich neue Geſichter zur Sonne aufſchauen und ihre Stirnen bedeckten ſich mit dem Schweiß und Staub der Arbeit. Ich hörte, wie rund um mich herum der Todesengel Erdenpilger hinwegrief, ſie gingen gebeugten Hauptes an mir vorüber — mein Name wurde nicht genannt.

Und wird auch lange noch nicht genannt werden.

Sage das nicht, Freund. Ich fühle, daß ich alt werde; und laß mich Dir nur geſtehn, ich will nicht länger leben.

Ums Himmelswillen, weißt Du was Du da ausſprichſt?

Ich weiß es. Mir iſt bekannt, daß das Elixir ſeine Kraft verliert, wenn der Wunſch zu leben nicht mehr in ſeiner ganzen Stärke lebendig iſt.

Drum belebe neu dieſen Dir ſo nützlichen Wunſch.

Ich vermag es nicht. Die immer wiederkehrenden Erſcheinungen ekeln mich an. Das Verlangen Neues zu erleben erſtirbt an der Unmöglichkeit Neues zu finden, für den, der ſo lange gelebt hat wie ich. Ja, wenn ich die Freunde meiner Jugend mit mir hätte führen dürfen! Aber ſie ſind mir geraubt werden. Ich ſtand allein, und wenn ich ſuchte und fand, ſo wurde mir nach kurzer Friſt das Gefundene genommen und ich ſtand wieder allein. Anfangs war mir dieſer Wechſel erſreulich; ich machte die Fahrt gleichſam hin und zurück, und nur mit neuen Paſſagieren; dann aber ſah ich, daß Fahrt und Paſſagiere, mit geringen Ausnahmen, immer dieſelben blieben. Es waren dieſelben Ufer, aber nur in anderer Beleuchtung, es waren dieſelben Anſichten, Meinungen, Thorheiten und Laſter, nur die äußern Anläſſe waren verſchieden. Fand ich das Große und Erhabene, ſo ſah ich immer dicht dabei das Kleine und Niedrige, und dieſes Geringe ſetzte ſich wie ein gefräßiger Wurm an das grüne Blatt der Größe und fraß es bis auf die letzte Faſer nieder, ſo daß ein häßliches Skelett übrig blieb. Der Baum trieb neue Blätter, aber die Erde ſchickte ebenſo neues Gewürm herauf. Ebenſo ging es der Schönheit; ſie hatte noch gefährlichere Feinde. An ihrem glänzenden Gewande hing ſich der Staub der Straße und bei jedem Schritt den ſie that, verlor der koſtbare Stoff an Glanz und Reinheit, zuletzt war es ein grauer ſtaubiger Kittel, wie alles Uebrige umher. Empfand mein Herz das Bedürfniß zu lieben, ſo thaten ihm dieſe Wandlungen doppelt und dreifach weh, denn kann man wohl ſo ſchmälig verkümmert ſehen, was man liebt? Iſt das Leben von der gewohnten kurzen Dauer, ſo kommen die Enttäuſchungen ſeltner und treten nicht in ſo ſchamloſer Nacktheit auf. Das Kind mit ſeinen unentwickelten, der Greis mit ſeinen ſtumpfen Sinnen, beide prüfen nicht ſcharf, zwiſchen dieſen Anfängen und Ausläufen liegt eine kleine Spanne der Reiſe, und ſelten gewinnt in dieſem abgemeſſenen Zeitraume der Geiſt die Energie und Stärke, um eine große Summe der Erſcheinungen in Eins zu faſſen und das Urtheil darnach zu ſtellen. Bei mir aber, wo dieſe Spanne Zeit ſich zu einem ganzen Lebensalter ausgedehnt hat, bei mir iſt die Weisheit kein Verdienſt und das Urtheil kein mühſam erwerbenes. Ich habe beide Schätze gehoben, nicht weil ich tief und vorſichtig grub, ſondern weil ich ſie an meinem Wege offen liegen fand. Du ſiehſt alſo, Freund, daß ich die Güter des Lebens nach ihrem Werthe zu würdigen weiß, ſo wie ich meinen eignen Werth richtig abſchätze. Ich bin demüthig und habe Urſache es zu ſein.

Daß Du nicht nach Ruhm und Glanz ſtrebſt, hub Xilander an, weiß ich. Wie haſt Du damals in der mächtigen Hauptſtadt, an dem glänzenden Hofe, wo Deine Erſcheinung Aufſehen machte, wo Alles ſich um Dich drängte, Dich dieſem Kreiſe Verehrender und Anbetender zu entziehen gewußt.

Weil ich nichts ſo ſehr verachte, als den Charlatanismus, entgegnete der Gaſt. Ich ſah wohl, daß ein Häuflein Gläubige ſich um mich ſammelte, aber ich überblickte auch die Schaaren der Thoren und Betrüger, die ſchon begierig über mein Werk herfielen, um es als gute Beute in ihren Säckel zu ſchieben, wo es zu Geld geprägt auf den Markt gebracht werden ſollte.

Erzogſt Du keine Schüler in jener Hauptſtadt?

Nur Einen.

Wie heißt er?

Er erwartet noch ſeinen Namen. Ich habe ihn noch nicht in den Kreis der Wiſſenden gebracht. Iſt es geſchehn, ſo ſollſt Du ihn kennen lernen.

Wann werden die Wiſſenden zuſammenkommen?

In der nächſten Tag- und Nachtgleiche.

Wo?

Unter der Zeder des Libanon.

Kann es nicht hier in meinem Hauſe ſein? Ich möchte Euch meinen Pflegling zuführen. Er iſt krank und kann keine weiten Reiſen unternehmen.

Die Zeder des Libanon iſt nicht weit von hier.

Ich kenne dieſen Verſammlungsort, es iſt das alte Schloß der Maltheſerritter. Aber auch dorthin iſt's zu weit. Weshalb wollt Ihr nicht hierher kommen?

Wir haben Greiſe von mehr als hundert Jahren unter uns.

Ich werde für einen Nachen ſorgen, der Euch über den See herüberträgt. Die Grenze jenſeits iſt ſicher, und hier langt Ihr in der Stille der Nacht an, von Niemand geſehen. Und wie Ihr kommt, ſo geht Ihr wieder.

Ich will den Vorſchlag thun.

Eine Pauſe entſtand, während welcher Beide ruhig neben einander ſtanden und in das Gebrauſe und Getobe der Wellen lauſchten. Die Wolkendecke riß in mächtige dunkle Maſſen von einander und durch die Spalten floß das Silberlicht des Mondes und ſtreute Millionen tanzende Lichtfunken auf die Fluthen. Der Gaſt nahm zuerſt wieder das Wort und ſich zu ſeinem nächtlichen Geſellſchafter wendend, fragte er in einem leiſen, faſt ängſtlichen Tone: Was macht Angela?

Ich habe ſie geſtern Nacht geſehn?

Iſt's möglich? Was ſagſt Du? Alſo ſie iſt geflohen und befindet ſich hier in der Nähe?

Geflohen? Meinſt Du, ein ſchwaches Weib könne dicke Kerkermauern durchbrechen? Nein, ihre Peiniger halten ſie ſicher und feſt und werden ſie auch nicht frei laſſen. Dein unglückliches Kind ſeufzt viele hundert Meilen von Deinem Vaterherzen entfernt, in troſtloſer Oede.

Ich wußte, daß ihr noch nicht geholfen iſt, murmelte der Gaſt, und darum zögerte ich nach ihr zu fragen. Aber ich mußte doch endlich das Wort über die Lippen bringen, da Du nicht unaufgefordert reden wollteſt.

Weil ich Dir nichts Tröſtliches zu verkünden hatte.

Wie und wo ſahſt Du ſie?

Xilander hielt einen Augenblick inne, ehe er ſich anſchickte die Frage, die ihm offenbar ungelegen kam, zu beantworten. Endlich ſagte er in einem zögernden Tone: Mein Geiſt ſagte mir daß —

Dein Geiſt nicht, ſage Deine Geiſter! fiel der Zuhörer raſch dem Erzähler in's Wort. Wie beneide ich Dich um dieſe Schaar treuer, folgſamer und mächtiger Diener, die Du an Deinen Willen gekettet. Ich muß überall ſelbſt forſchen und hören, wo ich etwas erfahren will, und ich erfahre nie etwas. Meine Angehörigen kann das bitterſte Leid treffen und ich ſitze in Ruhe und Behaglichkeit. Wozu helfen mir meine Gaben, ſie ſind lange nicht ſo werthvoll, als die Deinigen.

Wenn Du wüßteſt, wie ich durch ſie leide — ſagte der Magus. Meine Ruhe, meine Arbeitsſtunden, meine glückliche Muße ſind ſtets der Unterbrechung ausgeſetzt. Ich kann mich nicht ſorglos dem Genuſſe hingeben, mit einem Freunde zu plaudern, mit einem Schüler zu experimentiren, immer muß ich gefaßt ſein, daß Stimmen mir etwas zurufen, was mich erſchreckt oder verwirrt. Dieſe Geiſter ſind nichts Außerordentliches: ich behaupte, daß jeder Menſch ſolche um ſich hat, nur iſt ihre Sprache nicht Jedem gleich deutlich. Bei den Meiſten ſchmilzt das Geflüſter der Stimmen in einen dunkeln Strom zuſammen, der elektriſch den innern Sinn berührt, ſo daß der Betroffene ſich nur ſagen kann: Jetzt geſchieht irgend Einem meiner Lieben etwas Gefahrbringendes! Aber er weiß nicht wem und was. Er überhört die Namen und den Ort. Eine bange, ſchwere Ahnung fällt auf ſein Herz und peinigt es. Anfänglich hatte ich auch nur ein ſo dunkles Gefühl, doch jemehr ich meinen Willen ſtärkte, ihn zum oberſten Leiter meiner

Kräfte machte, ihn gleichſam über Alle zum Herrn einſetzte, um ſo deutlicher zwang ich jene Geiſter der Ahndung, der Vorausſehung, des geheimnißvollen Schauens zu mir zu ſprechen, und jetzt verſtehe ich ihr leiſeſtes Geflüſter. Eine ſolche Stimme war es nun auch, die mir, gerade als ich in einem eifrigen Geſpräche mit meinem Freunde und Schüler war, zurief: Caroſus will Angela zwingen, das Dokument zu unterſchreiben. Er will Gewalt anwenden und dringt mit zwei fremden Männern in ihr Zimmer! —

O Himmel! ſeufzte der Gaſt. Welche Gefahr droht mir, droht dem armen Kinde, droht dem Weſen, das ſie unter dem Herzen trägt.

Ich überſah mit einem Blicke dieſe Gefahr, ſagte der Magus.

Und was thatſt Du?

Ich verſetzte mich im Geiſte, durch die Kraft meines Willens in jene Stadt und in das Gemach des Advokaten, der Angela's Sache führt. Ich kannte dieſen als einen rechtlichen und zugleich muthigen Mann. Ich fand ihn in den Akten eines Prozeſſes leſend. Sogleich bemächtigte ich mich ſeiner Gedanken und zwang ihn, durch eine Unruhe, die ich in ſeine Bruſt trieb, Alles liegen zu laſſen, aufzuſtehn, den Hut und Stock zu erfaſſen und in Angela's Gefängniß zu eilen. Er kam gerade zur rechten Zeit, um die ſchon gehobne Feder in der Hand der Unglücklichen wieder ſinken zu machen. Die ſchändliche Gewaltthat unterblieb, das arme Opfer war gerettet. Der Advokat hat nun neue Beweisgründe an der Hand, um das Treiben der Gegenparthei zu entlarven. Zu Hauſe kommend, ſagte dieſer Biedermann zu ſich ſelbſt: Welch ein glücklicher Zufall brachte mich zur rechten Stunde auf den Schauplatz dieſer Ränke! Der glückliche Zufall war ich.

Habe Dank!

Wie ich heimkehren wollte, ſah ich die halbe Stadt in Flammen. Ein Aufruhr war ausgebrochen, Pöbelhaufen ſtürmten und plünderten. Da aber dieſe Auftritte mit der Miſſion, die mein Geiſt übernommen, nichts gemein hatten, ſo eilte ich den frei gewordenen Willen wieder in ſeine Körperfeſſel zu bringen.

Dies ſind die Begebniſſe der geſtrigen Nacht.

Ich danke Dir nochmals, ſagte der Gaſt. O meine Angela, mein geliebtes Kind! Wenn Du nicht Freunde gefunden hätteſt, die Dich beſchützten, Dein unglücklicher Vater kann nichts für Dich thun! —

Der Magus betrachtete, während Beide, dem Hauſe zuſchreitend, jetzt im Strahl des Lichtes ſich befanden, die greiſenhafte Geſtalt näher und es hatte den Anſchein als forſchte er nach den Zeichen der Verjüngung, die trotz der alternden Hülle ſichtbar ſein mußten; er entdeckte ſie in dem Feuer des Auges, in der Lebendigkeit der Geſichtsmuskeln und in der Röthe der Wangen, die ſeltſam abſtach gegen das ſilberweiße Haar, das die hohe Stirn umkränzte und wie ein ſchimmerndes Gewölk ausſchaute, das duftig und vom Winde bewegt um das Haupt wogte.

Du ſprachſt vorhin, hub der Magus an, von dem Ueberdruß, den Dir die Erde mit ihren Erſcheinungen bietet, nun ſehe ich Dich aber mit jugendlicher Sorgſamkeit des Herzens an einem theuren Gegenſtande hängen, an dieſer Angela!

Sie wird auch die letzte ſein von all den Weibern, die ich geliebt und — die mich betrogen! Nathanael, es iſt ein falſches Geſchlecht, dieſe Schaar der Töchter Eva's. Ich habe Erfahrungen geſammelt. Aber ich Thor, hundertmal getäuſcht, habe ich immer von neuem geglaubt. Und dieſes Kind, dieſes blühende Engelsabbild einer blühenden engelgleichen Mutter — auch dieſes Kind wird mich betrügen. Lohnt es ſich, ſo lange gelebt zu haben, um zu erfahren, daß die ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht werden! Doch laß uns hiervon ſchweigen. Erinnere Dich, daß Du mir verſprochen haſt aus Deinem Leben mir Mittheilungen zu machen. Ich weiß ſo wenig von Deiner Jugend, und gegen mich, Freund, darfſt Du nicht zurückhaltend ſein.

Du kommſt meinem Wunſche zuvor, ſagte Xilander: ich wollte gerade die heutige Nacht benutzen um, wenn es mir gelingt, die Bande des Vertrauens und der Freundſchaft, die uns verbinden, durch eine offene Darlegung des Weges, den ich gewandelt, noch feſter zu knüpfen. Dazu wird aber nöthig ſein, daß ich Dich in mein Arbeitsgemach führe und Dir ein Werk zeige, das ich vor Kurzem vollendet habe.

Beide Männer traten in das erleuchtete Zimmer, und nochmals hob ſich der Vorhang vor der Figur. Der Gaſt lobte die ſeltne Kunſt der Zuſammenſetzung und zeigte ſich erſtaunt über die bewundernswürdigen Wirkungen, die hier eine ſeltne mechaniſche Geſchicklichkeit im Verein mit der Anwendung bis jetzt noch unbekannter Kräfte erzielt hatte. Die Figur ſtand auf, ſie bewegte ſich durch das Zimmer, ſie nahm einen kleinen Handſpiegel, ſie ordnete ihr Haar, ja ſie ſtieß, nachdem der Meiſter die Hand auf ihr Haupt gelegt und den Karfunkel berührt hatte, vernehmliche Klagelaute aus, indem ſie die Augen dazu ſenkte und hob. Als ihr eine kleine Schreibtafel in die Hand gegeben worden, ſchrieb ſie darauf die Beantwortung von Fragen nieder, die ihr vorgelegt wurden.

Ich erſtaune, rief der Gaſt: da iſt faſt noch mehr geleiſtet, als es dem unſterblichen Starteböcker gelang.

Er war mein Lehrer! rief der Magus mit Stolz.

Dein Lehrer? Welch ein Glück iſt Dir da zu Theil geworden, Freund! Dieſer Mann, der, triumphirend über die geheimnißvollen Kräfte der Natur, das Lebloſe belebte, des Todes Feſſeln brach und in die Myſterien des Grabes drang.

Kolombre, die keinen Anſpruch machte, zu den „Schönen“ gezählt zu werden, glaubte dennoch Urſache zu haben, auf ihre Brillanten und ihre Art die Füße zu ſetzen, ſtolz zu ſein. Sie überließ ſich im Tanze einem ſo vollkommenen Abandon und ſchwebte, oder rollte vielmehr ſo ſchnell durch die Reihen, daß der gelehrte Magier Mühe hatte, ſeiner Tänzerin zu folgen. Dieſe prächtige Menuet, in der wir faſt alle Figuren unſeres Mährchens tanzen laſſen, hatte ihr Ende, wie alle ſublunariſchen Erſcheinungen ihr Ende erreichen. Mit dem letzten Paukenwirbel und dem letzten Trompetenſtoß wollen auch wir von der Bühne abtreten. Der kleine Tulipan bedarf der Ruhe; ſo ſehr er noch den Lebhaften affectirt, ſo ſehr er auch ſeine Gäſte zu bleiben bittet, man kennt die ſchlecht verhüllte Diplomatie ſolcher Einladungen und unſere Gäſte wiſſen ſie auch in ihrem wahren Gehalt zu würdigen.

Scharfſichtige Aſtronomen jener Zeit haben

Iſt ſelbſt jetzt dem Grabe verfallen, ſetzte der Magus hinzu.

Gab es nicht eine wunderſame Geſchichte mit einem Bilde, das er verfertigt, und das die Urſache ſeines Todes wurde? fragte der Gaſt. Ich hörte davon ſprechen.

Du ſollſt dieſe Geſchichte erfahren.

Lebt nicht noch ein Sohn Starteböcker's?

Es lebt einer, doch er trägt nicht ſeinen Namen, und kennt ſeinen Vater nicht. —

Erzähle.

Der Magus ließ die Figur wieder auf die Polſter des Ruhebettes ſich niederlegen, er ſenkte vorſichtig den Vorhang herab, und dann nahm er Platz neben ſeinem Freunde, der mit Zeichen der Spannung den Beginn der Worte erwartete, die er vernehmen ſollte, und von denen keines in der Stille der Nacht ihm verloren gehn konnte.

Der Erzähler befand ſich ſichtlich in einer behaglichen Stimmung, hervorgerufen durch die Bilder einer heitern Jugend und Kindheit, die in ihm auftauchten. Er leitete ſeine Erzählung durch allgemeine Betrachtungen ein.

Geſchichte des Magus.

Wenn ich an die Tage meiner Jugend denke, wo ſo manches Seltſame ſich ereignete und wo ſo viele wunderſame Menſchen lebten, ſo will mir nichts mehr ſo recht gefallen, was heutzutage die Aufmerkſamkeit und das Staunen der Leute erregt. Ich will eines Abenteuers gedenken, das ſich zutrug, als ich kaum ſechzehn Jahre alt war, deſſen Folgen ſich aber durch mein ganzes ſpäteres Leben hindurch gezogen haben.

Betrachten wir die Geſchicke der Menſchen, ſo ſehen wir, daß Einige einfach und ſtill vor ſich hinleben und daß ſie, nachdem ſie es eine Anzahl Jahre ſo getrieben haben, in einem ebenfalls ruhmloſen Tode dahinſchwinden; Andere machen einen großen Lärm, indem ſie erſcheinen, und wenn der Tod kommt, ſie hinwegzurufen, ſo ſchreiten ſie noch zum letztenmal über die Bühne mit Getöſe und im Gepränge unendlicher Worte, ähnlich dem glücklichen Spieler, dem es gelungen iſt, eine Heldenrolle bis an's Ende mit dem Beifall der

Zuſchauer darzuſtellen. Inzwiſchen wird zu unterſcheiden ſein, wer von dieſen Beiden wahrhaft verdient, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Ich glaube, daß es in tauſend Fällen der Stille iſt.

Ein ſolcher Stiller bin ich die ganze Zeit meines Lebens über geweſen.

Es liegt mir daran, mein Freund, zu zeigen, daß es doch dabei nicht ohne Reiz iſt, ſich mit mir und meinen Schickſalen zu beſchäftigen.

Alſo zur Sache. Erfahre, daß mein eigentlicher Name Wallaspur iſt, und daß ich von einem altadeligen Geſchlechte ſtamme.

Das Land, wohin ich dich führe, iſt eine der äußerſten Küſten des Nordens. Die Gegend, in welcher ſich meine Voreltern angeſiedelt, war ſchön. Ich habe, da ich ſpäter vieler Herren Länder ſah, doch nie wieder ſo dunkle, geheimnißvolle Wälder, ſo klare Seen, ſo einſame Schluchten und ſo friſche, durch keine Kultur der Landſtraßen und Märkte abgenutzte Wieſen und Feldſtriche bemerken können. Alles, was das alte Schloß Wallaspur umgab, war mit einem eigenthümlichen Reiz geſegnet. Dabei hatten dieſe glücklichen Mauern das Meer ganz in ihrer Nähe, und einer der eitlen kleinen Eckthürme beſchaute ſich und ſeine mittelalterliche Krone gradezu und ohne weiteres Hinderniß in den Fluthen, wenn dieſe nehmlich ſtille lagen; aber dies war ſelten der Fall. Um Schloß Wallaspur ſtürmte es gar oft, und es waren jene hartnäckigen, langathmigen Windſtöße, die ſchon zu Zeiten der Edda mochten vorhanden geweſen ſein, und die damals um die Locken des Vaters Odin brauſten oder die Bärte ſeiner Söhne und Brüder ſchüttelten. Ich hatte dieſe Stürme ſehr lieb. Ich ſaß dann in dem Eckthürmchen, und während das Buch, aus dem ich meine Schulaufgaben zog, auf meinen Knieen lag, lehnte mein Kinderhaupt an der Brüſtung des Fenſters und mein Blick flog über die grünſchwarze Waſſerwelt, und mein Ohr lauſchte dem Grollen und Toben des Windes.

Ich will nur kurz ſagen, wie meine Familie nach Schloß Wallaspur kam. Es mochte zu Zeiten Königs Harald geweſen ſein, oder irgend eines andern fabelhaften Königs, von dem die Nachwelt nichts weiter anzumerken für gut gefunden, als daß er ſehr langes Haupthaar getragen und daß er ſehr viele Schlachten geſchlagen hat, wo ein Dorf Wallaspur ſich an dieſer Küſte ausdehnte, deſſen Bewohner verwegene Piraten waren. Sie gründeten mit den geraubten Schätzen eine Stadt, die jedoch, wie die Sage lautet, eines Tages in den Fluthen des Meeres verſank, von wo ſie bis auf die heutige Stunde nicht wieder zurückgekehrt iſt. Es wurde eine neue Anſiedelung angelegt, doch es ſcheint, daß die Arbeit der Hände der Verwegenen keinen Segen hatte, denn auch dieſe neue Stadt ging unter, diesmal nicht durch Waſſer, ſondern durch Feuer. Sie wurde im Kriege dem Erdboden gleich gemacht, und nunmehr bemächtigten ſich der öden Stätte ein paar arme Fiſcherfamilien, die anfingen hier ihre Netze auszuwerfen, um friedlich Fiſche zu fangen. Es mußte einem alten Herrn von Wallaspur einfallen, der in ſeinen Degen genugſam Scharten geſchlagen hatte, ſich aus dem Gedränge des Krieges zurückzuziehen, um hier ein ganz artiges Schlößchen am Meeresſtrande zu erbauen. Es mochte dies gleich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges geſchehen ſein. Damals bedeckte noch ein undurchdringlicher Wald die ganze Küſtengegend meilenweit in's Land hinein, und von Straßen, die nach Wallaspur führten, wußte man nichts. Der erſte Schloßherr von Wallaspur zog hier ein mit einem Geiſtlichen und einem Arzte, zwei Geſellſchaftern, die er unumgänglich nöthig zu haben glaubte: den Geiſtlichen, damit er die Hexen und Zauberer aus der Gegend banne, den Arzt, damit er mit ihm zuſammen Gold mache, denn er beſchäftigte ſich ſtark mit der Alchymie. Zuletzt geſellte ſich auch noch eine Frau hinzu, und dieſe übernahm die Ehre, die Stammmutter des Geſchlechts der Herren von Wallaspur zu werden. Sie war eine Dame von untadeligen Sitten und eben ſo lauter wie das Gold, das ihr Gemahl verſchwendete, um welches zu produciren. Ein ſpäterer Nachkomme begab ſich an den Hof des Königs von Schweden, und ein zweiter und dritter dienten daſelbſt, ſo daß erſt mein Vater wieder, der Geſchmack für Einſamkeit und Zurückgezogenheit hatte, ſeinen bleibenden Wohnſitz auf dem Schloſſe nahm, deſſen Mauern er erweiterte und deſſen verkommene Anlagen er neu einrichtete. Ich ſelbſt habe nur kurze Zeit in Wallaspur gewohnt; mein unruhiges Leben und ſpäter die Verfolgung, der ich ausgeſetzt war, zwangen mich, den Stammſitz meiner Väter auf immer zu meiden. Ich ſehe voraus, daß vielleicht bald wieder die Zeit kommt, wo auf's Neue Trümmer an der Küſte ragen, und der Wald wieder ſeine Arme ſchließt, um dem Wandrer den Eingang zur Seeküſte zu ſperren.

Von dieſem Walde habe ich nun zu ſprechen. In den Tagen meiner Jugend war er noch dicht und undurchdringlich. Es gab darin Stellen, wo unſer Förſter ſich nicht hingetraute, und man bezeichnete einzelne Baumſtämme, an deren gerunzelten Stirnen das Weihwaſſer, womit man ſie begoſſen, um die Geſpenſter, die in ihren dichten Aeſten niſteten und ſich auf ihrer Laubkrone in hohen Lüften wiegten, zu bannen, wirkungslos hinabgelaufen war. Auch einen Waldſee gab es, geheimnißvoll verſteckt, den Niemand geſehn und zu dem Niemand den Weg wußte, von dem man jedoch ſich erzählte, daß er in ſeinem dunkeln Spiegel namenloſe Geheimniſſe bärge. Ich weiß, wie ſehr die Wunder des Waldes mich beſchäftigten, wenn auf einige Zeit die Wunder des Meeres mich ermüdet hatten.

Es war die Zeit gekommen, wo ich auf die Hochſchule mußte und wo es nöthig war, um auf dieſe zu gelangen, gewiſſe Vorſtudien zu treiben, die mich öfters in die benachbarte Stadt führten. Der Weg zu der Stadt war eine bequeme Straße, ich zog es jedoch vor, in Kreuz und Quer mir ſelbſt die Pfade zu wählen, auf denen ich in mein Vaterhaus zurückkehrte. Ich war diesmal weit über ein Jahr fort geweſen, und als ich nun heimkehrte, nahm ich mir vor, gradeswegs durch den Wald zu gehn. Es lag in dieſem Entſchluß eine große Kühnheit, aber was kümmerten mich die Schrecken des Waldes. Ich hatte ganz andere Dinge im Kopfe. Ich war ein junger Herr, der ſich anſchickte in die Welt zu treten, um dieſe mit ſeinem Ruhm zu erfüllen. Ich hatte den Plutarch im Kopfe und die großen Männer der glorwürdigſten Zeiten, die es gegeben, beſchäftigten meine Einbildungskraft und erhitzten mein Blut, das in meinen Adern hüpfte und zu Zeiten drohte meine Bruſt zu ſprengen. Was galten mir die Ammenmährchen, mit denen ſich die Inhaber der Spinnſtube unſers Dorfes trugen! Wie lächerlich erſchienen mir die Geſchichten, die man ſich von dem Walde erzählte.

Ich ſollte eines Andern belehrt werden. Als ich von dem graden gebahnten Wege abbog, um mich nach meinem Vorſatz in die Schatten des Waldes zu verſenken, lenkte ich mein Pferd, das, nebenbei geſagt, ein Gaul ächt altfinniſcher Abſtammung war, und ſo ſtark in Knochen ging, als wäre es für Rieſen gebaut, den einzigen noch erkennbaren Pfad, denn die Dämmerung fing an bereits ſtark ſich Platz zu machen. Ich rechnete auf den Glanz des Mondes, der über die Fichten emporſtieg. — Es war mir erinnerlich, daß mein Vater neuerdings einen Weg durch das Gehölz hatte ſchlagen laſſen, und daß dieſer ungefähr in der Gegend ſich befinden müſſe, die ich gewählt. Ich entdeckte auch eine lichte Stelle, und von dieſer ausmündend einen ziemlich wohl gehaltenen Pfad, doch ſchien er mir nicht neu angelegt. Gleichwohl wählte ich ihn und trabte auf ihm hin, ſo weit ich konnte. In einer finſtern Wirrniß von uralten Fichten, im Gemiſch mit Nadelholz, das am Boden hinkroch, endete er. Es war um mich her völlig finſter, jedoch in nicht weiter Ferne erſchien der Wald lichter; alſobald ſtrebte ich, aus dem Geſtrüpp in's Lichte zu gelangen. Allein mein kleines Labyrinth hielt mich feſt, ſo gut wie das große ſeinen Mann feſtgehalten hatte. Wie ich auch arbeitete, ich kam nicht frei. Endlich ſtieg ich vom Pferde, nahm mein Thier am Zügel, und nun ging es beſſer. Der Boden war weich, und wie es ſchien, Moorgrund, demnach war ein längeres Verweilen grade an dieſer Stelle ganz und gar nicht anzurathen. Wohin jedoch ſollte ich mich wenden? War ich an den Rand eines jener unergründlichen Löcher gerathen, die es hier geben ſollte, in deren ſumpfige Tiefe man ſpurlos verſank? —

dann gute Nacht, Vorſicht! Ich konnte hier ganz in aller Stille meinen Tod finden. Ich will nicht leugnen, daß nunmehr ein kleines Bedenken in mir aufſtieg über die Weisheit meines ganzen Unternehmens. Allein eine Minute darauf ſchalt ich mich einen Feigling und einen Schwachkopf. Der Mond hüllte ſich in Wolken — wahrlich ſehr zur Unzeit! Es fing an zu regnen: auch dies hätte unterbleiben können. Mit der angeſtrengteſten Kraft meiner Arme und Schenkel erkletterte ich eine ſchlanke Fichte, und als ich in ihre oberen Zweige gelangt war, ſah ich zu meiner Freude in einer Richtung, die ich mir merkte, einen Lichtſchein. Jetzt hielt ich mich für geborgen. Es mußte dort der Förſter wohnen, oder irgend ein Aufſeher, vielleicht auch ein Kohler, jedenfalls ein Führer, der mich weiter zu befördern im Stande war.

Wie ich mich dem Häuschen näherte, hörte ich eine wunderliche Muſik aus demſelben hervortönen, auch ſah ich ein Fenſter offen und vor demſelben eine Geſtalt ſitzen, die in gebeugter Stellung verharrte und die ich mir, ſo gut es gehen wollte, als einen Mann erklärte, der in ſpäter Nachtſtunde in ſeiner Studirſtube ſaß und ſchrieb oder las. Dies konnte nichts Auffälliges haben, und dennoch war ein Schimmer von Abenteuerlichkeit über das Häuschen, über dieſe Stelle des Waldes und über den beſagten Mann ausgegoſſen. Für's Erſte konnte ich mich nicht beſinnen, von meinem Vater gehört zu haben, daß er in ſeinem Forſte ſo ſeltſam geformte Häuschen habe, denn es glich einer alterthümlichen Eremitenklauſe, und dann, daß er in dieſen Wohnungen fremde Gelehrte beherberge, die um Mitternacht in alten Manuſcripten laſen und dabei eine Art Orgelmuſik erſchallen ließen. Doch wie dieſe Dinge auch zuſammenhängen mochten, es war gewiß, daß ich dem einſamen Herrn einen Beſuch abſtattete, wenn es auch nur geſchah, um mich bei ihm nach der Richtung meines Weges zu erkundigen. Wie ich alſo auf der Thürſchwelle anlange, ziehe ich den Glockenſtrang und ſetze dort ein vollſtändiges kleines Glockenſpiel in Bewegung, wo ein Glöckchen, dem andern antwortend, ein geſchwätziges Geplauder beginnt, das bis oben in die Thurmſpitze, denn das Häuschen hatte auch einen Thurm, hinaufſteigt. Trotz dieſes Lärms ließ ſich der Mann am Fenſter nicht ſtören, ich war genöthigt an ihn heranzutreten, und da er mir auch jetzt nicht antwortete, ihn endlich, und wie ich glaube etwas unſanft am Arm zu faſſen. Kaum war dies geſchehen, als dieſer Herr, der in eine braune Kutte gehüllt war und eine Kapuze über's Haupt geworfen hatte, wahrſcheinlich wegen der kühlen Nachtluft, ſo anhaltend und ſo leidenſchaftlich mit dem Kopf zu ſchütteln begann, und zugleich mit den Händen auf den Tiſch zu ſchlagen, daß mir angſt und bange wurde und ich fünf Schritte von dem Fenſter fortſprang. In dieſem Augenblick in der Nacht, die wir eben beſchrieben, ein ſonderbares Geſtirn entdeckt, eigentlich eine Anhäufung mehrerer Sterne, und ihre Beobachtungen hierüber faſſen viele Bände; wir können aber verſichern, daß es nichts Anderes geweſen, als der Zug der Feenwagen, die auf dem Heimwege begriffen waren. Allerdings ein ſchönes Schauſpiel.

Es iſt noch zu bemerken, daß der gelehrte Magier ſein Verſprechen hielt und ſeinen Schwiegerſohn zum König von Cypern machte. Fortunat benutzte die Lehren, die ihm ſein bewegtes Leben gegeben und machte in einer langen weiſen Regierung ſich und ſein Land glücklich. Er ſchaffte die Maitreſſen und Geſpenſter ab und reinigte auf dieſe Weiſe den Hof von Famaguſta von zwei Gattungen ſehr gefährlicher Weſen. Man behauptet aber, daß nach ihrer Entfernung eine gewiſſe tugendhafte Langeweile ſich eingeſtellt habe, die umſonſt durch die weiſeſten Maßregeln bekämpft wurde, und die noch übler war, als das wurde die Thür geöffnet und ein großer, wie es mir ſchien vornehmer Mann in einem grauſeidenen Mantel, der mit einer Schnur von Goldtreſſen im Gürtel zuſammengehalten wurde, trat mit einem Licht heraus und fragte, wer da ſei. Ich trat nun hinter den Gebüſchen hervor, und meinen Namen nennend bat ich höflich um Entſchuldigung, geſtört zu haben. Der Grauſeidene hörte meine Worte an, ſagte, daß es ihm erfreulich ſei, den Sohn ſeines Freundes und Gönners bei ſich zu ſehen und bat mich einzutreten. Im Vorbeigehen ſah ich, wie er dem Herrn am Fenſter einen kleinen Stoß verſetzte, wobei dieſer Kopf und Arme ruhen ließ und wieder in ſeine frühere nachdenkliche Stellung verſank.

Somit war ich nun in dem hellerleuchteten großen Mittelgemach des Häuschens. Ein großer vielarmiger Leuchter mit einem Dutzend brennender Kerzen hing von der Decke herab, und nach allen Seiten hin waren Thüren, die in kleine Kabinette führten. Von Zeit zu Zeit öffneten ſich dieſe Thüren und ſchloſſen ſich wieder, ohne daß ich Jemand ſah, der ſie öffnete. Während ſie offen waren konnte ich bemerken, daß in jedem Kabinettchen eine Ampel, von der Decke herabhängend, brannte, und daß ein runder Tiſch und ein kleiner Polſterſitz an der Wand ſich daſelbſt befanden. Da der Saal, in dem wir uns befanden, achtwinklig war, ſo hatten die acht Wände acht Thüren: fünf derſelben führten zu den ebenbeſchriebenen Kämmerchen und drei verſchloſſen die Niſchen zu den Fenſtern, und in einer dieſer Niſchen ſaß der Mann in der Kapuze. Im hellen Lichte, das der Deckenleuchter verbreitete, und das von zwölf ſeltſam geſtalteten runden Spiegeln an den Wänden zurückgeſtrahlt wurde, konnte ich mir meinen Wirth auf das Genaueſte betrachten.

Es war ein Mann nahe an die Fünfzig; er hatte dunkles Haar, einen ſtattlichen Bart, den er nach der damaligen Sitte in zwei langen Spitzen geſpalten trug, und in ſeinem Geſicht, das ſehr viele Furchen nach allen Richtungen hin durchzogen und das wie ein übel beſtellter Acker ausſah, wo ungeſchickte Hände in Kreuz und Quere herumgepflügt hatten, blickten zwei dunkle Augen heraus, die, als gehörten ſie nicht in dieſen Kopf und befänden ſich nur zeitweiſe darin, von einem ſanften und zugleich durchdringenden Jugendfeuer glänzten. Der Blick dieſer Augen hatte etwas Unwiderſtehliches, und beſonders übte er auf mich eine magiſche Kraft aus.

Wir waren noch nicht eine Viertelſtunde beiſammen geweſen, als ſich mir, der ich unterdeß einen Becher guten Weins geleert hatte, tauſend neugierige Fragen auf die Lippen drängten. Da meine Erziehung nicht vernachläſſigt war und man mich gelehrt hatte meine Neugierde zu bezähmen, wenn deren Befriedigung für den, welchen ich deshalb in Anſpruch nahm, etwas

Beläſtigendes haben konnte, ſo fragte ich nur mit den Augen, nicht mit der Zunge, das heißt, ich ließ meinen Blick in dem ſonderbaren Gemach mit einer ſo auffallenden Zudringlichkeit umhergehen, und dann ließ ich ſie auffordernd auf der Geſtalt meines Wirths, der am Tiſche mir gegenüber ſaß und von Zeit zu Zeit mein leeres Glas wieder neu füllte, ruhen, daß er endlich, er mochte wollen oder nicht, ſehr deutlich verſtehen mußte, um was es ſich hier handele. Es iſt mir auffallend, hub er an, daß wir uns nicht ſchon bei Ihrem Herrn Vater auf Schloß Wallasynr geſehen haben; ich bin der Profeſſor Startebäcker und bin bereits ſeit fünf Jahren aus meiner Heimath Norwegen hierher eingeſiedelt. Ich wohne hier allein, bin unverheirathet und beſchäftige mich mit Naturwiſſenſchaften, wobei ich freilich nebenbei auch Einiges in Mechanik, Technik und Akuſtik leiſte. Unruhen, die in meinem Vaterlande ausbrachen, haben mich hierher vertrieben, und ich bin Ihrem Herrn Vater nicht wenig dankbar, daß er mir und meinen Apparaten und Sammlungen ein Aſyl eröffnet hat, das nicht ſo leicht ein neugieriges Auge auffindet; denn dieſes Klausnerhäuschen, das ich mir eigens aus einer alten Förſterwohnung eingerichtet, befindet ſich auf der verſteckteſten, gemiedenſten und verrufenſten Stelle des Waldes, ſo daß es ein wahres Wunder iſt, daß Sie, mein junger Freund, hierher haben gelangen können. Ich ſehe, wenn ich will, das ganze Jahr hindurch kein menſchliches Weſen.

Mein Blick fiel hier auf den Klausner in der Fenſterniſche, und auch auf dieſen Blick hatte mein Wirth eine Antwort. Dieſe Geſtalt iſt ein von mir verfertigtes Automat. Vorhin hatten Sie an ſeinen Arm gefaßt und damit die Feder berührt, die Kopf und Arme in Bewegung ſetzt. Sie ſollen ſehen, daß er noch etwas Anderes thun kann, als den Kopf ſchütteln. Hiermit trat der Profeſſor auf eine kleine Erhöhung unter dem Tiſche, und ſofort erhob ſich der Klausner, kam auf uns zu, ergriff die Weinflaſche und ſchenkte unſere Gläſer voll. Alsdann ging er auf ſeinen Platz zurück. Kaum war dies geſchehen, als oben von der Decke ein kleines zuſammengefaltetes Billet niederfiel, das von meinem Wirthe ergriffen und geleſen wurde, worauf er ſich entfernte indem er mir ſagte, daß ihm ſo eben von der ſüdlichſten Spitze von Afrika eine ſehr merkwürdige Nachricht zugekommen ſei.

Wie er fort war und ich in dem kleinen hellen Saale allein bei der Flaſche ſaß, mir gegenüber in der Fenſtervertiefung das Automat, und um mich her die immer wieder auffliegenden und ſich ſchließenden Thüren, überkam es mich, als ſei ich in einem wirren Traume befangen. Aber das Wiehern und Scharren meines Pferdes draußen, das ich gänzlich vergeſſen hatte, überzeugte mich, daß Alles mit mir wirklich ſo geſchah, wie es geſchah. Ich ſtand auf, und da der Wein mich etwas taumelnd gemacht hatte, ſo ging ich mit ungewiſſen Schritten auf und ab und beſah mir die Dinge an den Wänden. Unter dieſen war, nächſt den ſchon erwähnten Spiegeln, aus denen Einem, wenn man hineinblickte, aus jedem Spiegel eine andere Fratze entgegenſah, eine große Menge Uhren, deren Zeiger mit einer großen Geſchwindigkeit liefen und auf deren Zifferblättern, ſtatt der Zahlen, einzelne Worte und unverſtändliche Zeichen geſchrieben ſtanden. Ohne viel über dieſe räthſelhaften Erſcheinungen nachzudenken, trat ich in eines der Kabinete ein, das grade offen ſtand, und warf mich auf die Polſter, wo ich einſchlief.

Ich mochte eine geraume Zeit wie todt dagelegen haben, als ich erwachte und meine Umgebung gänzlich unverändert fand. Ich hörte im Saal die Uhren ticken, ſchnurren, zum Schlagen ausheben und ihr wunderliches Weſen treiben. Dabei brannten die Lichter eben ſo hell wie früher und der Klausner ſaß über ſeinem Buche, ganz ſo wie ich ihn zuletzt erblickt. Die Thüren meines Kabinets ſchloſſen ſich, und während ſie meinen Blick hemmten, hörte ich, wie im Saale Perſonen eintraten und Stimmen ſprachen. Mit Ungeduld wartete ich, daß die Thüren ſich öffnen ſollten, und als dies geſchah, erblickte ich, wie zwei Männer einen großen ſchwerfälligen Kaſten mühſam auf den Tiſch ſetzten, und wie unter Leitung des Profeſſors Anſtalten gemacht wurden, dieſen Schrein zu öffnen. Ich that als ob ich ſchliefe, und man beachtete mich nicht. Das Oeffnen gelang nur mit Mühe. Es mußte etwas ſehr Zerbrechliches im Kaſten ſein, denn man ging ſehr vorſichtig zu Werke. Endlich wurde der obere Deckel abgenommen und etwas Weißes, Verhülltes kam zum Vorſchein. Unglücklicherweiſe ſchloſſen ſich grade in dieſem Moment die Thüren und ich mußte mehrere Minuten warten, ehe ſie wieder aufgingen; man kann ſich denken, wie peinlich für meine Neugierde dieſes Hemmniß war. Als mein Blick wieder frei war, ſah ich mit Staunen eine in weiße Schleier gehüllte Geſtalt auf dem Tiſche ſitzen; es dünkte mich eine Marmorfigur zu ſein. Die Bretter des Schreins lagen auf dem Boden, die beiden Männer hatten ſich entfernt, der Profeſſor war allein beſchäftigt, die zarten Hüllen, die das Kunſtwerk einſchloſſen, vorſichtig abzulöſen. Er that dies, indem er mit dem Haupte anfing, dann zu den Schultern, zu den Hüften überging und endlich auch die Füße entblößte. Ich ſah jetzt, daß es eine Frauengeſtalt von einer wunderbaren Schönheit war, und mit den natürlichen, obgleich bleichen Farben des Lebens. Sie ſaß in gebückter Stellung, die Arme auf die Kniee herabhangend, das lange ſchwarze Haar aufgelöſt über Schulter und Nacken. Die Augen waren geſchloſſen; ein weites hellblaues Gewand, mit einem gelben Gürtel um den Leib, machte ihre Kleidung aus. Nie hatte ich etwas Schöneres geſehn und ich war begierig zu erfahren, von welchem Stoffe dieſes Kunſtwerk ſei, denn es fiel mir nicht ein es für Leben zu halten. Ich benutzte daher den Augenblick, als der Alte ſich entfernte, ſprang auf und eilte an den Tiſch. Wie war ich überraſcht, als ich bei ganz naher Beſichtigung ein lebendes, aber wie es ſchien in einen tiefen, unnatürlichen Schlaf verſenktes Mädchen von einer überirdiſchen Schönheit ſah. Das Ebenmaß der Glieder, die Feinheit der Haut, durch die die bläulichen Adern ſchimmerten, die marmorgleiche zarte Rundung der vollendeten Formen, vor Allem aber der tieftrauernde Ausdruck des auf die Bruſt herabgeneigten Geſichts machten einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich. Ich war in meiner fieberhaften Aufregung nahe daran, die Geſtalt zu umfaſſen, um ſie an meine Bruſt zu drücken, als ich die Schritte des Hausherrn hörte. Ich zog mich nun in das Kabinet zurück und ſah von hier aus, wie die Männer wieder eintraten und unter Leitung des Herrn die ſchöne lebende Bildſäule vorſichtig forttrugen. Dies geſchah dennoch nicht ſo leicht, daß ich nicht deutlich hätte das Schwanken des herrlichen Hauptes bemerken können, und ich nahm dieſes Schwanken für ein leiſes mir geltendes Winken an. Sie rief mich, ihr zu folgen, ſie zu retten, die Bande zu brechen, die ein hölliſcher Zauber um ſie geknüpft. Ich gelobte ihr dies; und wenn ich ſie befreit, ſollte ſie mein ſein. Keinem andern Weſen auf der Erde durfte dieſe Göttliche angehören.

Von dieſer Minute an wurde mir der Mann zuwider. Seine edle Haltung und ſeine ehrwürdigen Züge ſchienen mir eine Maske, unter welcher ſich ein abgefeimter Zögling der Hölle verbarg. Ich dachte mir ſeine einſame Wohnung als einen Sammelplatz alles Gräßlichen und Entſetzlichen, was nur die Erde bergen konnte, und keine Gewalt der Welt hätte mich bewogen, nur noch eine Sekunde länger hier zu verweilen. Ich wollte wiederkommen, aber nur mit der gehörigen Macht ausgerüſtet, dieſe Höhle der Verbrechen zu zerſtören und dem fluchwerthen Bewohner ſein bejammernswertheſtes aber zugleich ſchönſtes Opfer zu entreißen. Ich ſtürzte daher fort, ohne die Rückkehr des Mannes zu erwarten, den ich in dem obern Geſchoß über mir glaubte hantieren und poltern zu hören. Eben gaben ſämmtliche Uhren einen ſeltſamen poſaunenartigen hellen Klang von ſich, eben erhob ſich — und diesmal von ſelbſt — das Automat, als ich das Freie gewann und raſch mein Pferd beſteigend, gleichviel welchen Weg in den Forſt hinein irrte. Zum Glück zeigte mir der anbrechende Morgen die Richtung, die ich verfolgen mußte. Ich langte wohlbehalten auf meinem heimathlichen Schloſſe an.

Obgleich ich mich über die Vorfälle dieſer merkwürdigen Nacht mit Keinem von meiner Umgebung beſprach, ſo mochte man mir doch anmerken, daß etwas Außergewöhnliches mit mir ſich ereignet. Beſonders fiel meinem Vater die Veränderung in meinem Weſen auf und er befragte mich darüber. Allein auch ihm, obgleich er mein volles Vertrauen beſaß, konnte ich meinen Kummer nicht mittheilen; denn zu einem Kummer hatte ſich ſchon das fortwährende Denken an die räthſelhafte Schöne, das Träumen von ihr im Wachen und im Schlafe geſtaltet. Ich fühlte mich ſo ſchwach, ſo ohnmächtig den Räthſeln im Waldhauſe gegenüber, es war als wenn mir Tag und Nacht ein Rieſe gegenüberſtände, der mich zum Kampfe herausforderte und deſſen Herausforderung ich annahm, obgleich ich wußte, daß dies mein Tod ſein müßte. Nie hatte ich traurigere Ferien im Elternhauſe zugebracht. Meine Bücher lagen in der Ecke des Gemachs beſtaubt, die Papiere in meiner Mappe lagen unberührt.

Ich weiß nicht, wie lange dieſer mehr als elende Zuſtand gedauert haben würde, wenn nicht ein glückliches Ereigniß ihm ein Ende gemacht. Ich fand mich eines Tages zur Mittagstafel ein und fand dort meinen Vater, der mir ankündigte, daß er einen Gaſt erwarte; er nannte mir aber weder deſſen Namen noch Stand. Nach einer Weile trat, gepudert und friſirt, in einem prächtigen Hofkleide mit dem Degen an der Seite und dem Hute unterm Arm — der Bewohner der Waldhauſe ein. Er erkannte mich und machte mir wie meinem Vater eine ceremoniöſe Verbeugung. Mein Vater ſtellte ihn mir vor, indem er ſagte: Sieh hier einen Mann, der die Zierde der Wiſſenſchaft und der Stolz ſeines Jahrhunderts iſt. Wenn Du ſtrebſt, dich ihm in irgend einem Zweige des Wiſſens zu nähern, ſo wirſt Du Dir damit meine Liebe in einem höhern Grade, als du jetzt beſitzeſt, erwerben, und ich werde mit Stolz Dich einſt meinen Namen und meine Reichthümer beſitzen ſehen.

Dieſe Worte waren mir zum Unglück geſprochen. Mein edler Vater wußte nicht, daß, wenn ſein Wunſch in Erfüllung ging, ihm zugleich ſeine liebſten Hoffnungen getödtet wurden. Ja ich that, wie er begehrte, und die Folge davon war, daß ich gezwungen war das Schloß meiner Väter zu meiden, den Namen und den Rang zu verleugnen, den ſie mir hinterlaſſen.

Der Erzähler machte hier eine Pauſe, während welcher er ſeine Kräfte neu zu beleben ſuchte, die der Erſchöpfung nahe gebracht waren durch die Erinnerungen eigenthümlicher und erſchütternder Natur, denen er ſich hingegeben. Die geſpannte Aufmerkſamkeit ſeines Gaſtes erinnerte ihn daran, daß er nicht lange zaudern dürfe.

verjagte Uebel. Die Hofdamen fanden, nachdem es keine „Kinder des Traumes" mehr gab und keine „Magier aus der Wüſte Thebaïs," daß das Leben ſeinen hauptſächlichſten Reiz verloren habe. Sie flüchteten alſo in ganzen Schaaren in die nahen Wäldchen bei der Stadt, in der ſtillen Hoffnung, eine Fee oder ein Zauberer werde dort Toilette machen und dabei ihrer Hülfe benöthigt ſein. Allein das Abenteuer mit der Fee Kokombre und den vier Pagen wiederholte ſich nicht. Wahrſcheinlich war die gute Fee auf eine Zeitlang müde geworden, ſich mit den Sterblichen abzugeben oder ſie begnügte ſich dem Glücke ihrer Kinder im Mondſcheinpalaſt zuzuſehen. Tomogiſton ließ ſich eben ſo wenig blikken. Er beſchäftigte ſich jetzt auf die ernſtlichſte Weiſe mit ſeiner endlichen Abreiſe in die neunzehnte Welt. An Fortunats Hofe fanden die beiden Gefährten Ganelon und Roger die gaſtfreundlichſte Aufnahme. Der Letztere als Hof-

Fortſetzung der Geſchichte des Magus

Ich war nun, fuhr Xilander fort, der tägliche Gaſt im Waldhauſe; mein Pferd wußte die Wege dorthin bei Nacht und Nebel zu finden. Der Profeſſor kam auch zu uns auf das Schloß, jedoch mußte er bei dieſen Beſuchen Vorſicht anwenden, und er durfte ſie auch nicht zu oft wiederholen, denn die Aufpaſſer, die ſeine Exiſtenz unſicher machten, waren in der Nähe.

In meinen Studien ging eine vollſtändige Aenderung vor. Da ich früher die Rechtswiſſenſchaft betrieben, wandte ich mich jetzt den Doktrinen der Phyſik, Chemie und der Naturlehre zu. Nebenbei fing ich frühe an, mich in Anfertigung von kleinen mechaniſchen Kunſtſtückchen zu üben. Mein erſtes Werk der Art war eine Schlange, der ich eine täuſchende Farbe und eine naturwahre Bewegung beizubringen wußte. Als ich ſie meinem Vater zeigte, äußerte er eine lebhafte Freude darüber und forderte mich auf, mich an die menſchliche Geſtalt zu machen, und zwar ſollte ich ſein Bild fertigen:

er wollte dieſe Figur aufſtellen und damit ſeine Freunde und Bekannte erſchrecken. Ich legte Hand an und brachte mit Hülfe meines Lehrers ein ſolches Automat zu Stande, das die Bewunderung und zugleich der Schrecken der ganzen Gegend wurde. Es ſtellte meinen Vater vor, wie er nach ſeiner Gewohnheit am Fenſter ſtand und den Arbeitern im Schloßhofe Befehle ertheilte, indem er den Kopf bewegte und mit dem ausgeſtreckten Arme bald hierhin, bald dorthin zeigte. Die Freunde, die den Schloßherrn am Fenſter ſtehen und ihn zugleich im Park luſtwandeln ſahn, liefen in Entſetzen aus dem Hofe hinaus und verbreiteten die Nachricht, daß mein Vater baldigſt ſterben müſſe, denn er habe ſich in doppelter Geſtalt gezeigt. Der Schrecken löſte ſich in Scherz und Gelächter auf. Meinem Vater waren dieſe Späßchen eine köſtliche Ergötzung und er forderte mich zu immer neuen Arbeiten dieſer Art auf.

Mittlerweile hatte ich Reiſen gemacht, fremde Länder durchflogen und große und berühmte Städte geſehn. Starteböcker begleitete mich. Da wir mit dem Geld nicht zu kargen brauchten, lebten wir wie die Fürſten. Ein Trieb uns zu verhüllen, uns mit Geheimniſſen zu umgeben, haftete uns Beiden an; bei meinem Freunde und Lehrer war dieſes zum Theil ein Gebot der Nothwendigkeit, bei mir aber nur die Freude an einem beluſtigenden Spiele. Wie ſehr habe ich dieſes kindiſche Treiben ſpäter büßen müſſen; ich war gezwungen und durch die bitterſte Noth gebieteriſch dazu angehalten, mein eigentliches Selbſt vor der Welt zu verbergen.

Ich lernte Starteböcker näher kennen, und zwar nicht zu ſeinem Vortheile. Dieſer Mann hatte eine wilde Jugend durchgemacht, und nicht ein, nein mehrere Verbrechen laſteten auf ſeiner Seele. Dunkle Thaten hatte er zu verbergen, und er verbarg ſie ſehr geſchickt, nur vor meinem Auge nicht. Ich war von der Verſehung beſtimmt, ihm in ſeinem geheimſten Leben zur Seite zu ſtehn, wie ich ihm bereits in ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft zur Seite ſtand. Ein Geheimniß hatte er noch vor mir, und ich that im Stillen das Gelübde, daß ich ihn nicht eher verlaſſen wollte, als bis ich mich zum Herrn auch dieſes letzten Myſteriums geſetzt: es beſtand in jener wunderſamen Figur, ob lebend oder todt, ob menſchliches Kunſtwerk oder göttlich Geſchaffenes, die ich in jener unvergeßlichen Nacht zuerſt und nachher nie wieder geſchaut hatte. Starteböcker wußte, daß ſich mein ganzes Weſen um die Enthüllung dieſes einen Räthſels bewegte, und er übte die boshafte Rache, mich unabläſſig nach einer befriedigenden Löſung ſchmachten zu laſſen. Er gab mir Andeutungen, die mich noch mehr verwirrten, er ertheilte mir Fingerzeige, die mich in die Irre leiteten. Zuletzt gab ich's auf, mit ihm über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, weil ich nicht die Zielſcheibe ſeines Neides und ſeiner Bosheit, ſo wie der Spielball ſeines Triumphs und ſeiner Schadenfreude ſein wollte. Das Glück, ſo hoffte ich, ſollte mir behülflich ſein, ohne ſeinen Willen und ſein Zuthun mich in Beſitz ſeines Geheimniſſes zu ſetzen, und in der That, dieſes Glück, das bei allen meinen Unternehmungen im Felde des Wiſſens mir günſtig, ſo wie bei allen meinen Schritten im öffentlichen Leben mir ungünſtig geweſen iſt, brachte mich dahin, wo ich hin wollte.

Mein Vermögen war verſchwendet, meine Güter nicht mehr mein Eigenthum, Gläubiger verfolgten mich, ich mußte mich unter fremdem Namen flüchten. Selbſt die Gerichte waren auf unſrer Spur, denn Starteböcker hatte es nicht verſchmäht, die Fürſten, die vornehmen und reichen Herren, mit denen wir verkehrten, zu plündern, er hatte zugleich falſche Papiere ausgeſtellt und immer fiel die Frucht dieſer Verbrechen, in Folge jenes Namenswechſels, den wir Anfangs im Scherz vorgenommen, auf mein Haupt. Mein Vater war in Kummer und Elend geſtorben; auch ſein trauriges Ende lag als Schuld auf meiner Seele. Ich wußte, daß ich ſo tief nie geſunken wäre, ohne die Bekanntſchaft mit Starteböcker und ich haßte ihn jetzt in eben dem Grade, wie ich ihn früher bewundert und geliebt hatte.

Wir hielten uns zuletzt in einer großen und wegen ihrer Kunſtſchätze berühmten Stadt Italiens auf. Um unſre Kaſſe zu füllen, die durch die unſinnige Verſchwendung meines Genoſſen immer wieder leer war, ſtellten wir ein großes Kabinet Wachsfiguren auf, unter denen auch einige Automate ſich befanden. Ich hatte die letztern zuſammen mit Starteböcker gefertigt. Sie erregten allgemeines Staunen; von neuem wuchs der Ruf des Magiers und Künſtlers zu einer bedeutenden Höhe und auch mein Name wurde der Welt genannt, es war derſelbe, den ich auch jetzt noch führe. —

Hier trat nun das Ereigniß zu Tage, das die Trennung zwiſchen mir und Starteböcker und bald darauf deſſen tragiſchen Tod herbeiführte.

Obgleich dem Greiſenalter nicht allein nahe, ſondern bereits ihm ſchon angehörend, verliebte ſich mein Genoſſe in eine edle, ſchöne Jungfrau von hoher Abſtammung. Er traf in dieſer Liebe mit einem Freunde und großmüthigen Beſchützer zuſammen, den er ſich erworben und der uns auf unſern Irrfahrten und während unſerer ſtets andauernden Verlegenheiten nicht geringe Dienſte geleiſtet hatte. Ich ſah wie Starteböcker, dem es völlig unmöglich war Treue und Glauben zu üben, darauf ausging, auch dieſen trefflichen und rechtlichen Mann mit falſcher Freundſchaft zu hintergehen. Ich ſah es und konnte es doch nicht ändern; denn ſtets mein Ziel im Auge, wollte ich unter keiner Bedingung eher mit dem Unwürdigen brechen, als bis ich ihm ſein letztes Gut, das er, wie ich jetzt merkte, mit krampfhafter Heftigkeit in Händen hielt, entwunden hatte.

Unter den Kabinetten, von denen er ſtets, bei jedem

Wechſel unſerer Wohnung, zwei bis drei für ſich in Anſpruch nahm, und zu denen er mir den Zugang verweigerte, war in der Stadt, die wir jetzt bewohnten, eines, das ſo günſtig gelegen war, daß ein Verſuch gelang, den Meiſter, der ſich dort eingeſchloſſen, zu belauſchen. Ich kann mich auf die Nacht ſo deutlich beſinnen, als hätte ich ſie vor wenigen Stunden durchlebt; ſie wird nie aus meiner Erinnerung ſchwinden.

Auf einem, mit violettem Seidenſtoffe bedeckten Ruhebette, ſaß der Meiſter und vor ihm mit niederhängenden Armen und mit geſenktem Haupte — das Weib aus dem Waldhauſe! Obgleich das Antlitz von mir abgewendet war, erkannte ich ſie doch an dem wunderſamen Ebenmaaß der Glieder, an der durchſichtigen Weiße der Haut, an der, wenn ich ſo ſagen darf, belebten Lebloſigkeit dieſes zauberhaften und zugleich grauſenvollen Bildes. Der Meiſter nahm aus einer Scheide etwas, das wie ein Schwerdt ausſah und richtete die blitzende Spitze auf die nackte Bruſt der Geſtalt. Alſobald ſtieß dieſe einen ſchmerzlichen und wimmernden Laut aus und erhob ein wenig das Haupt, das gleich darauf noch tiefer auf die Bruſt herabſank. Bis hierher konnten dies immer noch die Bewegungen eines Automats ſein, was jetzt jedoch folgte, war nicht und konnte nicht ſein das Werk einer auch noch ſo ausgebildeten Kunſt. Das Weib ſtürzte nehmlich auf die Kniee, rang die Hände, wie in namenloſem Schmerze, und warf ihr Haupt, dem die Fülle des ſchönſten, nachtſchwarzen Haares entrollte, auf das Knie des Mannes. Dieſer nahm eine drohende Miene an und indem er zu einer Phiole griff, die, ſo viel ich ſehen konnte, mit einer purpurrothen Flüſſigkeit gefüllt gefüllt war, und die er ihrem Haupte näherte, rief er: Willſt Du gehorchen, oder ſoll ich Dich wieder auf fünfzig Jahre erſtarren machen?

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, die mir ein entſetzenvolles Licht über die wahre Beſchaffenheit des myſteriöſen Gebildes, das ich zu enthüllen trachtete, anzündeten, ſo löſte meine Leidenſchaft jede Feſſel und ich durchbrach die Tapetenwand, hinter der ich lauſchte. Doch kaum einen Schritt vorwärts thuend, ſah ich die Lampen verlöſchen und dichte Finſterniß mich einhüllen. Ich fühlte mich von ſtarken Armen erfaßt und zurückgeſchleudert; ich fiel über die Trümmer der Wand, ein ſcharfer Gegenſtand bohrte ſich in mein Hinterhaupt, betäubender Schmerz durchzuckte mich, die Beſinnung ſchwand.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich innerhalb der Mauern eines Kerkers. Hierhin hatte mich der erzürnte Starteböcker bringen laſſen. Meine Bitten, meine Drohungen fruchteten nichts; vier lange Wochen mußte ich in dieſer unwürdigen Haft ausdauern und dann auch verdankte ich es nur der Macht des Geldes, des erſparten und ſorgfältig vor dem habgierigen Auge meines Genoſſen verſteckten Geldes, daß ich frei kam. In der Abſicht des ſchändlichen Verräthers lag es ohne Zweifel, mich ſo lange ungefährlich zu machen, als bis es ihm gelungen ſein würde, die Stadt und wo möglich das Land zu verlaſſen, in welchem wir uns befanden.

Als ich mich anſchickte, ihn gerichtlich zu verfolgen, fand ich, daß er einen mächtigen Beſchützer hatte; es war derſelbe einflußreiche und hochgeſtellte Freund, den er für ſich einzunehmen verſtanden und der ſich gleichſam ganz in ſeiner Gewalt befand.

Mit ihm zuſammen verließ er die Stadt.

Die Ereigniſſe, die nachher ſich zutrugen, ſind der Welt bekannt geworden. Der Zweikampf, der dem Verbrecher das Leben koſtete, wurde damals vielfach beſprochen. —

Wie er ſah, fuhr der Erzähler fort, daß ich befreit war, und da er mit Recht meine Rache fürchten mußte, vielleicht auch aus dem Grunde, weil er Niemand hatte, dem er gewiſſe Dinge und Umſtände mittheilen konnte, bewarb er ſich angelegentlich um meine Freundſchaft, als er mich wiederſah. Ich glaubte ihm. Wir verabredeten Beide einen Plan zur Flucht. Kaum hatten wir die Grenze überſchritten, als uns jener vornehme, ſo arg von Startebecker betrogene Herr erreichte und jener ſchon erwähnte tödtliche Zweikampf ſtattfand.

Auf dem Sterbelager bekannte mir mein ehemaliger Lehrer und Meiſter Folgendes: Es iſt mir gelungen, meinen Nebenbuhler zu überliſten; während er glaubte, ſeine Angebetete in die Arme zu ſchließen, habe ich ihm eine Maske, ein Phantom, eine lebloſe Puppe, der meine Kunſt eine täuſchende Aehnlichkeit mit jener holden jungfräulichen Geſtalt lieh, untergeſchoben. Ich ſelbſt entfloh in derſelben Nacht mit der Beute des Sieges. Ich halte ſie noch gefangen auf einem alten halbverfallenen Schloſſe. Sollte ich ſterben, ſo eile hin und befreie ſie. Mein Tod löſt ihre Bande, die ſonſt ewig beſtanden hätten. Giebt ſie einem Kinde das Leben, ſo ſorge für daſſelbe, es iſt das meine.

Halt ein! rief ich, entrüſtet über dieſes ſtarke Maaß von Verbindlichkeit und Pflichten, die mir ein Mann aufzulegen wagte, der während eines langen Verkehrs mit mir weit öfter treulos und ſchlecht, als offen und gut gegen mich gehandelt hatte. Zu welchen neuen Verbrechen ſuchſt Du in mir den Theilnehmer und Wiſſenden? Habe ich nicht genug ſchon zu tragen gehabt an der fluchwürdigen Verbindung mit Dir? Hat ſie mir die Liebe und den Seegen meines Vaters, die Ehre, den Namen meiner Familie zu tragen, das Glück ihre Reichthümer zu genießen und zu vermehren gekoſtet? Willſt Du noch, daß ich als Hehler bei meinem Verbrechen auftrete, das ſcheußlicher und verruchter iſt, als alle Deine frühern?

Ereifre Dich nicht, ſagte er kalt. Ich fordre Deine Dienſte nicht umſonſt.

Und was könnteſt Du mir bieten?

Den Beſitz jenes außerordentlichen Automats, nach welchem, wie ich weiß, Du ſeit dem Augenblicke Verlangen trägſt, ſeitdem Du es als Jüngling in meiner Waldklauſe ſahſt.

Ich verſtummte; das Wort erſtarb mir auf den Lippen. Er hatte allerdings den Preis genannt, um deſſen willen ich mich ſtark genug fühlte, die anklagende Stimme meines Gewiſſens zum Schweigen zu bringen.

Ein Automat? rief ich. Du nennſt jene himmliſche Geſtalt, die den Liebreiz und die Schönheit des vollendetſten Weibes übertrifft, ein Automat?

Er erhob ſich halb von ſeinem Lager, und nachdem er einen Blick rückwärts nach dem Eingang richtete, befahl er mir nachzuſehn, ob die Thüre verſchloſſen ſei und ob wir allein ſeien.

Ich that wie er wünſchte.

Mit ſchwacher, oft unterbrochener Stimme ſagte er mir jetzt: Allerdings iſt jenes Gebilde kein Automat, aber es iſt auch kein lebensfähiges Geſchöpf. Ein unglückliches Weſen iſt's, das durch die Wirkung magiſcher Geheimmittel in einem Zuſtande zwiſchen Leben und Tod erhalten wird. Vor hundert Jahren, vielleicht auch länger zurück, war es ein blühendes Mädchen, jetzt iſt's nicht viel mehr, als ein Automat, als eine lebende Leiche.

Dieſe Worte ſetzten meine Einbildungskraft in poet und der Erſte als Seneſchall. Er machte dieſem Poſten mehr Ehre als der dicke Günſtling der Gräſin Kalypſo. Dieſer kam wieder zur Gunſt ſeiner Gebieterin, die Herrin ſowohl als der Diener hatten Beide nicht umſonſt die guten Lehren empfangen; die Eine ließ von ihrer Koketterie und der Andere von ſeiner Prunkſucht und Verſchwendung ſo viel ab, als Charaktere der Art von ihren Lieblingsſchwächen abzulaſſen pflegen. Vom Hofnarren wird erzählt, daß man für nöthig befunden, um ſeinen Witz zu erneuern, ihn nochmals auf Reiſen zu ſchicken, daß er aber von dieſer Reiſe nicht heimgekehrt, ſondern bei dem ehrlichen Criſpin und der ſchon etwas alternden Trufaldine einen ruhigen Verbleib gefunden. —

Von den Zaubergaben der Fee waren drei rettungslos verloren. Der Säckel Fortunats war jedoch erhalten durch den Umſtand, daß er in dem abgelegten Beinkleid auf der Felſenklippe

Flammen, meine Pulſe flogen, ich hielt den Athem an, um keins der Worte zu verlieren, die jetzt kommen ſollten.

Es giebt eine Kunſt, hub der Sterbende wieder an, die es bewirkt, daß Jahre hindurch, ja ſogar durch Jahrhunderte, eine Blume den Glanz ihrer Farben behält, eine Frucht die Friſche und Süßigkeit ihrer Säfte. Sollte es nicht auch eine Kunſt geben dem ähnlich, den menſchlichen Leib zu erhalten, ohne ihn der innewohnenden Lebenskraft zu berauben. Es kommt darauf an, dieſe auf ein ſolches Minimum ihrer Thätigkeit niederzudrücken, daß ſie, die bei voller normaler Lebenskraft als helle Flamme lodert, nur noch als dünner bläulicher Flammenſtreifen durch das Geäder der Nerven hinzuckt. Der Tod tritt nicht ein, aber das volle Leben iſt auch nicht da. Das Wachsthum hört auf, der Prozeß, der vernichtet und immer wieder ſchafft, ſtockt und eine Erſtarrung erſcheint, ähnlich jenem Winterſchlaf gewiſſer Thiergattungen. Gewiſſe Bedingungen müſſen eingehalten werden, dazu gehört der Abſchluß von der atmoſphäriſchen Luft.

Wie! rief ich entſetzt, alſo es iſt ein lebendes Weſen? So hat mich meine Ahnung nicht getäuſcht! Und wer iſt dieſes unglückliche Mädchen?

Was nutzt es Dir, dies zu erfahren; tönte die wenig befriedigende Antwort.

Was es mir nutzt? Ich will ſie dem Leben wiedergeben, ihren Eltern, ihren Geſchwiſtern zuführen. —

Du hörſt, daß ſie vor hundert Jahren lebte.

Entſetzlich! Wer giebt uns das Recht, das Leben unſrer Nebengeſchöpfe ſo grauſamen Experimenten zu unterwerfen?

Wenn die Wiſſenſchaft dadurch gewinnt? Oeffnen wir doch den Schädel der Thiere und laſſen ſie noch fortlebend vor uns hinzucken, um die vibrirenden Nerven des Gehirns zu beobachten.

Wie heißt dieſe Unglückliche?

Ihren Namen erfährſt Du nicht; es iſt genug, daß ich ſie ſelbſt Dir übergebe.

Ich nehme ſie mit Freuden an. Wo iſt ſie?

Nimm dieſen Schlüſſel. Wenn ich todt ſein werde, ſo öffne jenes Kabinet, dort wirſt Du in einem eigens dazu gebauten Schrein mit Glaswänden die Eingekerkerte finden. Zugleich wird eine Tafel, die in nur Dir bekannter Geheimſchrift die Art und Weiſe anzeigt, wie die Erſtarrte zu behandeln iſt, und welche Procedur angewendet werden muß, um ſie aus ihrem Schlafe zu erwecken, Dich in den vollen Beſitz meines Geheimniſſes ſetzen. Es iſt das letzte, was ich vor Dir bewahrt und als mein ausſchließliches Eigenthum gehütet habe. Wärſt Du nicht damals freventlich in das Heiligthum eingedrungen, Du hätteſt nie erfahren, welche Bewandtniß es mit dieſer Geſtalt hat, die Du für ein Automat hielteſt, wie die andern.

So werde ich, rief ich entzückt, der Glücklichſte der

Sterblichen werden. Ich werde mein ganzes noch übriges Daſein dieſem himmliſchen unglücklichen Gebilde weihen. Ich werde es zum Leben, zur Geſundheit zurückführen.

Störtebecker lächelte.

Dieſes ungläubige und an Spott grenzende Lächeln erregte meinen Zorn. Du zweifelſt daran? rief ich. Was eine verruchte Kunſt hervorgebracht, kann eben eine ſo ſtarke, aber zum Guten gewendete Kraft wieder vernichten.

Verſuche es, ſagte er.

Und dieſe lebloſe Lebende haſt Du Deinem getäuſchten Nebenbuhler zugeführt? fragte ich mit Grauſen.

Ich thats. Das halbe Leben gab ich ihm, während ich das ganze für mich nahm. Doch die Erſtarrte machte, wie es ſcheint, ihre Sache ſchlecht. Obgleich ich mein Aeußerſtes that, ihre Lebenskräfte wieder in helle Flammen anzufachen, ſo gelang es mir doch nicht die Marmorkälte ihres Leibes und einen gewiſſen Duft von Verweſung, kaum merklich und faſt wie ein ſtarker Veilchenduft ſich kund gebend, zu verbannen.

Ungeheuer, Du quälteſt die Arme gewiß namenlos.

Allerdings, denn ich forderte von der, die den kühlen Schlaf des Grabes bereits ſchlief, die Thätigkeit und die Glut des höchſten Lebens! —

Entſetzlich!

Doch was kümmerte mich das.

Freilich: Du haſt Dein ganzes Leben hindurch wenig darnach gefragt, welches Elend Du um Dich her verbreiteteſt.

Und ich wünſchte, ſagte er mit einem ſchneidenden Hohne, daß dieſes Elends noch viel mehr geweſen; denn ich haſſe die Welt, ich haſſe den, der ſie geſchaffen. Wozu uns mit Begier ausſtatten und die Kraft uns verſagen? Das heißt zum Hohn der Schöpferlaune huldigen.

Läſtre nicht, ſo nahe dem Grabe!

Und Du, rief er und ſein Auge blitzte unheimlich. Du ſpielſt auch den Verräther. Biſt Du nicht im Beſitz eines Geheimniſſes, das Du vor mir verbirgſt? Ich weiß es, Du haſt geforſcht, gefunden und das Gefundene vor meinen Augen verſteckt. Iſt dies recht, iſt dies edel gehandelt? Vergiltſt Du ſo die Schule, die ich Dich habe durchmachen laſſen? Es wäre mir ein Kleines geweſen Dich zu vernichten, als ich ſah, daß Du mich zu überragen anfingſt. Aber ich ließ Dich leben, mir zur Demüthigung, Dir ſelbſt nicht zur Genugthuung und Freude. Denn Du wirſt ſehn, wie die Welt Verdienſte belohnt —

Ich antwortete auf dieſe Bemerkungen nichts, denn ich fürchtete ihn von dem Gegenſtande abzubringen, der der einzige war, der Intereſſe für mich hatte. Nochmals that ich daher die Frage, ob er nicht wiſſe wer die Unglückliche ſei, die er mit ſo geheimnißvollen Umſtänden verknüpft mit ſich führe.

Wenn Du etwas Näheres von ihr wiſſen willſt, antwortete er mir, ſo begieb Dich nach Norwegen, meinem Vaterlande, dort wirſt Du in dem Städtchen Falun, ſechzig Meilen aufwärts von Chriſtiania, einen ſchlichten Bauersmann finden, der weit über hundert Jahre jetzt zählt und deſſen Namen ich führe, ohne daß er mein Vater iſt. So ſchlicht ſeine Außenſeite, ſo wichtig und bedeutend iſt ſein Wiſſen. Wenn Du ihm bekundeſt, daß Du von mir kommſt, ſo wird er nicht Anſtand nehmen Dir Deine Fragen zu beantworten. Aber ſei vorſichtig. Richte Dich ſtreng nach den Vorſchriften, die die Tafel Dir giebt. Handle nicht nach eigner Willkühr, denn Du könnteſt durch ungeſchicktes Antaſten ein feines Werk mit einem Male vernichten. —

Ich verſprach ihm ſo zu verfahren wie er wünſchte.

Nun, rief er, gelobe mir auch mit dem Eide, den Du kennſt und der uns Alle, die wir ein geheimnißvolles Wiſſen hegen und pflegen, unlösbar bindet, daß Du halten willſt, was Du mir verſprochen haſt.

Ich werde gleich nach Deinem Tode das verführte und getäuſchte Weib aufſuchen.

Sie iſt nicht verführt und nicht getäuſcht, rief er heftig. Sie liebt mich wahrhaft. Iſt es denn ſo unmöglich, daß man mich liebt?

Ich warf einen Blick auf die Züge, die in guten Tagen nie ſchön geweſen waren, die jetzt im Augenblicke des nahenden Todeskampfes zu einer widrigen und faſt teufliſchen Häßlichkeit verzerrt waren, und antwortete nichts.

Und dann, ſetzte er hinzu, fordere ich noch Etwas. Iſt es ein Knabe, den das Weib gebiert, ſo will ich ihm ein glänzendes Loos geſichert ſeyn. Er muß für den Sohn des Mannes gelten, dem ich das Weib raubte. Bewirke, daß dies geſchehe. Es wird Dir ein Leichtes ſein. Die betreffenden Papiere werden Dir eingehändigt werden.

Ich zögerte ehe ich das Verſprechen gab.

Alſobald riß er mir den Schlüſſel wieder aus der Hand, indem er zugleich eine Glocke heftig in Bewegung ſetzte. Ich weiß nicht, welche eingebildete Gefahr für das Kleinod, das ich bereits als mein Eigenthum betrachtete, mir vorſchwebte, jedenfalls hatte ich den Ausgang dieſes Streites ruhig abwarten ſollen; allein ich that vorſchnell das Gelübde und der Schlüſſel fiel wieder in meine Hand. Der Diener, der durch einen beſondern Eingang in's Zimmer trat, wurde wieder fortgeſchickt und Starteböcker ſagte mit einem befriedigten Tone: Nun iſt's gut. Jetzt kann das Poſſenſpiel ſeinen Anfang nehmen. Oeffne die Thüren und laß die Geiſtlichkeit hinein, die mir mit allem Pomp der Kirche das Viaticum geben ſoll, denn ich will nicht den Geruch hinter mir laſſen, als Hexenmeiſter gelebt zu haben und vom Teufel geholt worden zu ſein. Das Volk hat ſo ſtarke Begriffe und Ausdrücke; ich liebe nicht mit dem Pöbel auf der Gaſſe in Conflikt zu gerathen.

Ich that wie er mir gebot.

Und weiter! ſagte der Gaſt geſpannt. Verſchweige mir jetzt kein Wort; ſprich Alles aus. Du nahmſt Beſitz von Deinem Erbe?

Und fand — eine elende Holzpuppe; das unvollkommenſte, ſchlechteſte Automat der Sammlung; eine Figur, die wir bei Seite geſtellt hatten und die dazu beſtimmt war zerlegt zu werden, um die etwa noch brauchbaren Federn und Spangen zu neuen Schöpfungen zu benutzen.

Alſo betrogen —

Auf das Schmachvollſte. Ich durchſuchte das ganze Haus, ich fragte in der Umgegend nach, ich ließ die zwei alten Diener gefangen ſetzen und ſie gerichtlich befragen, alles vergebens! Ich erfuhr nicht, wohin der koſtbarſte aller Schätze gekommen. Dennoch hielt ich mich verpflichtet, Dem, der mich ſo getäuſcht, ehrlich das Wort zu halten. Aber der Durſt nach Rache kocht in meinem Buſen, und die Wege, die dieſe Rache wandelt, ſind wenn auch dunkel, doch ſicher.

Du fandeſt das Weib?

Ja, und bis zu ihrem Tode hütete ich ſie. Als ſie einen Knaben gebar und bald darauf ſtarb, brachte ich es dahin, daß dieſer Sprößling in ein Erbe eingeſetzt wurde, das ihm nicht gebührte. Unheilbarer Wahn ſinn hat ſich dieſes Armen bemächtigt, der etwas von den dunkeln Geheimniſſen ſeines Urſprungs erfahren hat. —

Weiß er von dem Verhältniſſe Starteböckers zu dem, den er ſeinen Vater nennt?

Ich habe ihm durch meine Helfershelfer und Genoſſen ſo viel von der Wahrheit beibringen laſſen, als ich für gut fand ihn wiſſen zu laſſen. Ich verwirrte ſeinen Sinn und habe ihn abſichtlich in den Banden einer ängſtlichen und finſtern Phantaſie feſtgehalten. Uebrigens kennt er Starteböcker nur unter dem Namen Gabriel Acoſta, und hält ihn italieniſchen Urſprungs. Unter dieſer Maske betrieb der verbrecheriſche Mann ſeinen Liebeshandel.

Nenne mir jenes Sprößlings Namen und Stand.

Du wirſt beides erfahren, wenn ich ihn der Verſammlung der Wiſſenden zuführe.

Und nach Deines unwürdigen Lehrers Tode — fragte der Gaſt: welcher Art von Thätigkeit wendeteſt Du Dich zu?

Vor Allem trat ich die Reiſe nach Falun an. Meine genaueſten Nachforſchungen ließen mich keinen Bauer Starteböcker entdecken; allein man ſagte mir, daß ein Mann dieſes Namens tief im Gebirge wohne. Leider machte eine heftige Krankheit, die mich befiel und die ein gänzliches Schwinden meiner Kräfte nach ſich zog, eine Wanderung in dieſen unwirthbaren Gegenden unmöglich. Ich war froh wieder Deutſchland zu erreichen.

Wo Du Dich hier niederließeſt?

Anfangs zog ich in der Irre herum. Es war nöthig, daß ich öfters meinen Wohnplatz wechſelte, denn die Verfolgungen, denen ich ausgeſetzt war, haben erſt ſeit wenigen Jahren aufgehört. Während meiner Muße habe ich mich beſchäftigt den Zweig einer Kunſt auszubilden, den ich mir vorzugsweiſe gewählt. Meine Automate ſind keine todten Uhrwerke mehr; ich habe zum erſtenmal es verſucht, den menſchlichen Willen in Rapport zu bringen mit dem todten Material und ich darf ſagen, ich habe bewundernswerthe Wirkungen entdeckt. Ich gelangte auf dieſen Weg zuerſt, indem ich den Verſuch machte, einen lebloſen Gegenſtand durch bloßes Auflegen der Hände in Bewegung zu ſetzen. Von dieſem noch rohen Experiment ging ich weiter, und jetzt habe ich den Strom des elektriſch-magnetiſchen Fluidums ſo in meiner Gewalt, daß ich es in das Räderwerk leite, gerade in dem Maße, wie ich es nöthig habe um Erſcheinungen hervorzubringen, die dicht an das Gebiet grenzen wo das denkende, ſelbſtſtändige Weſen eintritt. Jene Figur, die Du geſehn, iſt noch lange nicht mein Meiſterſtück; ich arbeite an einem Automat, das, wenn es mir gelingt es ſo herzuſtellen, wie ich es mir ausgedacht, die Welt in Erſtaunen ſetzen und das Reich der Erſcheinungen um ein ebenſo unleugbares, als wun derbares Faktum vermehren wird. Meine Freunde fabeln von Geiſtern und Dämonen, die ich in meiner Gewalt habe; ich kenne keine ſolche; es iſt nur jenes ausgebildete Ahnungsvermögen, das zur völligen unmittelbaren Vorſchau und zum Schauen der Dinge geworden, und die vom Körper abgelöſte Willensthätigkeit, die meine Reſultate erzielen. Ich behaupte, daß der menſchliche Wille, wenn er mit aller Energie ausgebildet, und durch innewohnende Seelenſtärke unterſtützt wird, zu einer, alle Faktoren des Lebens durchdringenden Macht geſteigert werden kann, der ſich die Natur und ihre Erſcheinungen beugen müſſen. Die höchſte Staffel dieſer Willensſouveränetät iſt die, wo der Menſch zum Dämon wird. Alsdann, behaupte ich, iſt ihm jede Creatur unterthänig. Die Geſchichte der Menſchheit kennt nur wenige ſolche Dämonen, immer wo ſie ſich zeigen, geben große Erſchütterungen voran oder folgen. Ihr Schritt iſt ſo gewaltig, daß ſich die Bretter der Weltgeſchichte biegen, über die ſie hinſchreiten. Es iſt ein alter Spruch: wer Glauben hat, kann Berge verſetzen; es ſollte heißen: wer den Willen hat, kann Berge verſetzen.

Der Gaſt war während der letzten Worte in eine tiefe Träumerei verſunken; er erhob jetzt, da der Erzähler ſchwieg, ſein Haupt und fragte: Sollte denn in der That keine Spur zu entdecken ſein, die auf die Auffindung Arſala's lenkt?

zurückgeblieben war. Er kam wieder in Beſitz unſers Helden, der ſeine Goldquelle aufs Beſte anwandte. Nach dem Tode Fortunats und ſeiner Dynaſtie, erzählt eine unbeſtimmte Sage, daß venetianiſche Kaufleute den Zauberſäckel nach Europa brachten, daß er durch mannigfaltige Verkettung der Umſtände einem jungen blutarmen Studenten mit Namen Fugger in die Hände fiel, und daß dieſer den Grund legte zum reichen Handlungshauſe, deſſen Eigenthümer einſt bei einem Frühſtücke, das er Karl V. gab, den Kamin mit Schuldverſchreibungen heitzte, die ihm der Kaiſer ausgeſtellt. Nach den neueſten Nachrichten ſoll der Säckel jetzt im Beſitz des Hauſes Rothſchild ſein, man hat aber noch nicht gehört, daß er dazu dient, ſo großmüthige Frühſtücke zu geben, wie ſie Karl V. vorgeſetzt wurden.

Arſala! rief der Magus. So nannte Störtebecker jenes geheimnißvolle Weſen. Wie weißt Du den Namen?

Frage mich nicht.

O, Du darfſt mir nicht ausweichen. Wie weißt Du den Namen? Ich habe ihn nicht genannt, und außer dem Meiſter und mir wußte ihn Niemand.

Biſt Du deſſen ſo gewiß?

Welch eine neue Verkettung von Geſchicken und Begebenheiten! Sprich, Du weißt alſo um das Verbrechen? Dir iſt das Schickſal der Unglücklichen bekannt? O welch ein neuer Hoffnungsſtern geht mir auf! —

Laß mich für's Erſte ſchweigen. Dringe nicht in mich Freund. Aber verſprich mir, daß wir Beide unſre Kräfte anſtrengen wollen Arſala wiederzufinden. Auch ich bin bei ihrer Wiederentdeckung betheiligt.

Beide Freunde ſchwiegen; Jeder dem Zuge der Gedanken folgend, den dieſe letzten erſchütternden Mittheilungen in ihnen wach gerufen.

Evelinens Tagebuch.

Es giebt Menſchen, die ohne Empfänglichkeit für Glück und Freude geboren werden, ſo wie es Pflanzen giebt, deren Blüthen faſt alle Farbe und allen Duft ausſchließen.

So geartet bin ich ins Leben getreten.

Seit meiner früheſten Kindheit, beſinne ich mich, war ich nicht anders.

Ich wollte gern in Einſamkeit leben und wenn man mich allein ließ, ſuchte meine Seele nach einem Etwas, das ſich in weiter Ferne bald zeigte, bald verſchwand. Oft war dieſes Etwas mir ſo nahe, daß ich glaubte es faſſen und an mich ziehen zu können.

War dies vielleicht das Glück?

Es kamen fromme Männer in mein Elternhaus, die mir von dem Himmel verſprachen. Ich hörte ihnen mit all der Achtung zu, die ich ihrem Stande und ihrem Alter ſchuldig war; doch ihre Worte machten keinen Eindruck auf mich, und das, was ſie mir zeigten, war nicht das Etwas, das ich ſuchte.

Meine Schweſter ſagte mir, daß dieſes Etwas die Liebe zu einem Manne ſei.

Dies verſtehe ich nicht.

Sie liebt —

Aber ſollte ich auch ſo lieben? Ich wüßte nicht wozu? Ein unnützes Ding anfangen? Etwa um die Mode mitzumachen. Wie erbärmlich! Ich bin ſiebzehn Jahr, und liebe Gott, die Einſamkeit und meine eigne Seele.

Ja, meine eigne Seele liebe ich, denn ſie iſt es, die mir täglich und ſtündlich ſagt, daß ich einſt großes Glück koſten werde. Wo, wie und wann — das ſagt ſie mir nicht. Aber ich vertraue ihr, weil ich ſie liebe.

Auch weiß ich, daß dieſe Seele unſterblich iſt.

Als ich heute um die dritte Nachmittagſtunde in den Garten hinabging, ſah ich hinter dem Gitter einer Taxuswand Jemand ſtehen, der mir winkte. Als ich näher trat, ſäuſelte es in den Blättern, und die Geſtalt war fort. Ich erſchrak nicht, ich freute mich auch nicht, ich fragte mich nur: wozu? Den ganzen Tag über ging ich wie im Traume herum. Mein Vater iſt mit mir unzufrieden, meine Mutter weint. Sie haben beſchloſſen, mich in frohe Geſellſchaftskreiſe zu bringen. Gehorſam gehe ich, wohin man mich ſchickt, aber was thue ich da? Es iſt beklagenswerth, welch eine Figur ich da mache. Ich ſitze bei den Spielen, wo Alle durcheinander laufen und die jungen Mädchen ſich von den

Männern haſchen laſſen, unbeweglich da, und wenn man mich auffordert auch zu laufen, laufe ich fort. Zuweilen erhaſcht mich Jemand und küßt mich, ich empfinde einen unbeſchreiblichen Ekel; aber da ich nicht wage meine Empfindungen zu äußern, aus Furcht man möchte mich ſchelten, ertrage ich, was ich nicht hindern kann, aber ich zeige ein ſo ſteinernes Geſicht, daß wer mich geküßt hat, einen tödtlichen Schrecken davon bekommt. Man läßt mich in Ruhe und ſtaunt mich an.

Ich höre ſie unter einander ziſcheln: Das iſt eine Nonne.

Zum erſten Male wende ich da meine Aufmerkſamkeit dem Kloſter zu.

Was treiben ſie da?

Sie kommen zuſammen, beten, ſingen, liegen auf den Knieen und gehen dann wieder Jede in ihre Zelle zurück.

Das iſt nichts.

Kann das eine vernünftige Seele zufrieden ſtellen?

Die meinige würde ſich ſchön bedanken, wenn ich ihr mit dergleichen käme.

Aber halt — da liegt auf dem oberſten Brette in meines Vaters Bücherſchrank ein Buch in einem verſchoſſenen Ledereinband, das den Titel führt: Leiden und Freuden der Nonne Euſtachia. Wer iſt dieſe Nonne? Wir wollen einmal ſehen, worin ihre Leiden und Freuden beſtehen, ob ſie mit meinen Leiden und Freuden eine Aehnlichkeit haben.

Nein, ſie haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit.

Gleich das erſte Kapitel: Wie Euſtachia als Kind zum erſtenmale im Traume mit der heiligen Eliſabeth zuſammentraf und von dieſer ein himmliſches Zuckerbrödchen geſchenkt erhielt.

Ich begehre keine Zuckerbrödchen.

Das zweite Kapitel: Der heilige Joſeph geht mit dem Kinde in einen Garten, wo Blumen blühen, in deren Kelchen Blutstropfen ſchimmern. Dies iſt das Blut der Märtyrer und die Blumenkelche ſind die Herzen der Erwählten.

Noch immer nichts von der Seele!

Doch da: Als Euſtachia groß wird, ſchließt ſie einen Seelenbund mit Gott.

Einen Seelenbund mit Gott ſchließen! O das iſt etwas. Ueberhaupt muß es was Himmliſches ſein, um einen Seelenbund! Ein Bündniß, das zwei Seelen ſchließen!

Ob Seelen ſich auch küſſen können?

Aber gegenſeitig ſich in die Augen ſehen, können ſie.

Und liebend ſich winken, wie an entgegenſtehenden Bachesufern zwei Liebesleute ſich winken und dann rufen: ich komme!

O ich kann auch lieben.

Aber nicht ſo wie meine Schweſter liebt. Sie fängt ſchon an für den Haushalt und die Ausſteuer zu ſorgen. Die Mutter geht ihr mit klugem Rath zur

Zeit. Es kommen Damen in's Haus, die Proben bald von dieſem, bald von jenem Stoffe und Gewebe bringen. Es wird hin und her geſprochen und zuletzt geht Alles aus dem Hauſe, vertheilt ſich in die Straßen und verſchwindet in die Kaufläden. Kommen ſie dann zu Mittag wieder heim, ſo ſtrömt ein verdrießliches Gezänke in unſre Kammern und Stuben. In der Küche wird gezankt und ganz fern in der Billardſtube wird auch gezankt; im Keller ſogar zankt man. Die Verkäufer dringen mit ihren Körben und Schachteln, mit ihren Packen, Päckchen und Bündeln ein. Der Vater wird hervorgejagt, und mit der Feder hinterm Ohr und mit dem verſchobenen Schlafrockskragen fliegt er herbei und zählt Geld hin. Welch ein widriger Tumult! Man tritt unſerm Apollo auf die Pfote und er läuft heulend an mir vorbei, rettet ſich unter das Sopha und wirft dort ein Geſtell mit Fläſchchen um, in denen wohlriechende Eſſenzen enthalten ſind. Bei dem Gekreiſche der Weiber verbreitet ſich ein Duft wie im Paradieſe. Ich ſetze mich auf das Sopha, ſitze da ganz ſtumm und ſtarr und ziehe den Duft ein. Dann kommt meine Mutter, treibt mich fort und packt mir eine Pappſchachtel mit Morgenhäubchen auf, die ich zählen und muſtern ſoll. Wie im Traume gehe ich mit den Morgenhäubchen in die Küche, werfe ſie in die Pfanne und weil ich ſie für Eier halte, will ich von ihnen einen Eierkuchen machen. Zum Glück hält mich die Köchin ab. Meine Schweſter ſetzt ſich hin und ſchreibt in dem Gewirr und Geſchwirr einen Liebesbrief, in welchem ſie ihrem Erwählten verſichert, daß ihre Seele nur mit ihm beſchäftigt ſei.

Welch eine impertinente Lüge!

Und doch vielleicht nicht Lüge. Es giebt ja Seelen verſchiedener Art —

Meine Schweſter iſt ſo gut, meine Schweſter iſt ſo liebenswürdig. Alle Welt ſagt, daß ſie die beſte der Gattinnen und Hausmütter ſein wird, alſo warum ſoll ſie nicht lieben können.

Aber einen „Seelenbund“ kann ſie nicht ſchließen.

Zurück zu meiner Einſamkeit und zu meiner Nonne Euſtachia.

Es iſt eine gute Zeit bei uns. Meine Schweſter iſt auf das Landgut ihres künftigen Schwiegervaters gegangen; meine Mutter und die Tanten begleiten ſie. Der Vater und ich ſind allein zurückgeblieben. Er geht ſeinen Geſchäften nach und ich — ſitze in ſeinem Bibliothekzimmer, unangefochten. Mein Haar wird nicht friſirt und gepudert; ich trage denſelben Rock die ganze Woche durch. Keine Minute wird an dem läſtigen Putztiſche hingebracht.

Wenn mein Vater nach Hauſe kommt, iſt er zerſtreut und ich bin auch zerſtreut. Wir ſehen uns Beide mit verwilderten Blicken an, Keines ſpricht und wir eſſen ſehr raſch und verdauen ſchlecht. Mein

Vater reitet aus und ich gehe in den Garten, in die Hollunderlaube.

Heute war wieder hinter der Farnswand Jemand, der mir winkte. Als ich ſchnell hinzutrat, verbarg er hinter ſeinen Rockſchößen etwas Weißes. Es waren Flügel. So verbarg meine Schweſter einſt ein neues Battiſttuch, das mein Vater ihr geſchenkt hatte, von dem aber meine Mutter nichts wiſſen ſollte.

Der Mann verbarg auch ſein himmliſches Battiſttuch.

Sollte ich wirklich überirdiſcher Erſcheinungen gewürdigt werden?

Das iſt, weil ich ſo viel allein bin und immer über Gott und den Seelenbund nachdenke.

Ich darf wirklich nicht mehr ſo viel allein ſein.

Zum erſtenmale nach vier Wochen habe ich heute wieder mich friſiren laſſen.

Der Perrückenmacher machte eine Miene, als wollte er ſagen: mit dieſem Kopfe iſt nicht viel Geſcheutes mehr anzufangen.

Ja ja! Das glaub' ich ſelbſt.

Ich gehe für die Welt verloren! Und doch ſagt man, daß ich hübſch ſei und daß eine Menge Liebhaber mich umgeben würden, wenn ich wollte.

Da iſt ein fataler, kleiner, kurzbeiniger Menſch — ein Candidat der Jurisprudenz;

Jurispru — pru — denz! Welch ein erbärmliches

Wort! Gerade für den Mann paſſend. Das Wort hat auch krumme Beine, hat auch eine rothe Naſe und es iſt eben ſo geſcheut und weiſe, wie der Mann. Aber kein anderes Wort will mit dieſem Worte umgehn. Das Wort Liebe läuft meilenweit, ehe es ſich ihm zur Seite ſtellen läßt. —

Pru — pru — prudenz macht mir den Hof.

Ach ich Arme! Wie heißt es im Pſalm: Führe ich an's Morgenroth, ſo wäreſt Du da — bettete ich mich in die Tiefe, ſo wäreſt Du auch dort! Es iſt keine Rettung. Er geht im Hauſe ein und aus; der Vater rühmt ihn, als einen tüchtigen Geſchäftsmann. Mit mir wird er ſchlechte Geſchäfte machen.

Ich werfe ihn im Geiſte täglich zweimal zur Thüre hinaus, aber er kommt durch's Fenſter wieder herein. Es iſt keine Hoffnung, als ſteinern zu werden. Ich ziehe mich in mich ſelbſt zurück und gebe den Befehl, daß Niemand vorgelaſſen wird. Auf meiner Stirn ſteht ſo deutlich, daß ein Gimpel es leſen kann: Nicht zu Hauſe! Das wirkt! man läßt mich in Ruhe, weil man mich für zu jung und zu unentwickelt hält.

Ja, ihr entwickelt mich auch nicht!

Ich bin ein ſonderbares Wickelkind.

Und ich will es bleiben. Ich will doch ſehn, ob die Welt mich zwingen ſoll ein andres Weſen zu ſein, als ich einmal bin.

O kein Gott kann mir einen Weg gehen heißen, den ich nicht geben will. Aber mit Demuth will ich die Straße wandeln, die mir meine ſüße, meine köſtliche, meine geliebte Seele vorweiſt. O meine Seele, könnte ich dir nur einen Führer geben, deiner würdig.

Heute war wieder mein Leinwand-Mann da. Wie er ſich müht, vor mir ſich zu verſtecken! Es hilft Dir nichts. Ich weiß, daß Du ein Battiſttuch haſt. Ich weiß es!

Gott ſei Dank! [illegible] reiſt ab, auf längere Zeit.

Man ſagt mir, daß ich heirathen müſſe, wie meine Schweſter, einen jungen, reichen, ſchönen Mann. Ich erkläre, daß ich möchte in's Kloſter gehn. Ueber dieſen Entſchluß ſtellt man ſich, oder man iſt wahrhaft unzufrieden, ich errathe es nicht.

Ein ganzes Jahr giebt man mir Bedenkzeit.

Während ich dieſes ſchreibe iſt's Frühling, und die Bäume blühen: wenn ſie wieder blühen werden, bin ich entweder im Kloſter oder todt. Denn in die Welt gehe ich nicht; dies ſteht feſt.

Um das Glück der Ehe recht in der Nähe zu beſehen, läßt man mich zu meiner Schweſter, die auf einem Landgut in der Nähe ihre Flitterwochen feiert. Ich ſah und ſtaune. Erſtes Frühſtück: Kaffee, Eier, Butterſchnitte — Zärtlichkeit! Zweites Frühſtück: Hühnerpaſtete, ein Glas Madeira — Zärtlichkeit! Mittag-

eſſen: zwölf Schüſſeln: zwiſchen jeder Zärtlichkeit! Am Nachmittag Promenade im Garten mit obligaten Küſſen. Man angelt im Teich, aber fängt keine Fiſche. Ganz natürlich, denn man ſieht ſich einander in die Augen, ſtatt auf die Lockſpeiſe an der Angelſchnur. Am Abend werde ich aus meinem ſtillen Zimmer fortgeſchleppt, um Glück anzuſehn. Ich ſitze in meiner Loge und das Schauſpiel beginnt. Anfangs eine Ouvertüre: meine Schweſter ſpielt auf dem Spinet und ſingt dazu falſch: mein Schwager bläſt die Flöte und bläſt die Lichter aus. Durch Küſſe erſticktes Gelächter! Ich ſitze in meiner Loge und erwarte den erſten Akt. Er legt den Arm um ihre Schulter; ſie droht ihm, dies zu unterlaſſen, weil ſie dann falſch griffe. Du lieber Gott, als wenn dies nicht geſchähe auch ohne Armauflegen. Zweiter Akt: Sturm der Zärtlichkeit, ein Kuß wird geraubt! Ich gerathe außer mir vor Entzücken in meiner Loge. Dritter Akt: ein kleiner Zwiſt. Eine roſenfarbene Schleife hat ſich gelöſt; er befeſtigt ſie an den unrechten Ort und erhält Schläge auf die Hand. Vierter und fünfter Akt: Verſöhnung. Ich hoffe nun erlöſt zu ſein: allein es iſt Mondſchein und man wandelt noch ein halbes Stündchen im Garten. Ich diene als eine Art Lampenſchirm, um zwiſchen den Mondſtrahlen und meiner Schweſter zu ſtehn, weil ſie behauptet, das ſchade ihrer Geſichtsfarbe. Endlich iſt Alles vollbracht, und ich werde von meinem Poſten abgelöſt. Aber früh am

Morgen ruft man mich wieder unter's Gewehr. Ich marſchire von neuem auf, um Glück zu beobachten.

Ich werde deſertiren. Ich halte es nicht aus.

Meine Schweſter wird mir in Wahrheit verhaßt.

Und ich ihr gleichfalls, denn meine kalte Miene ärgert ſie, und mein erheucheltes Bewundern täuſcht ſie nicht.

Ich werde wieder nach Hauſe geſchickt.

Zurück zu meiner Nonne Euſtachia! —

Sie wächſt in der Erkenntniß Gottes und wird ſtark in der Liebe zu ihm. All ihr Glück, all ihr Troſt liegt im Gebet. Nachts hat ſie lichtvolle Erſcheinungen, die mit lebendigen Worten zu ihr ſprechen. Es ſind dies Viſionen. Dieſe Viſionen werden immer myſtiſcherer Natur, je tiefer ſie den Brunnen ihrer Liebe ausgräbt. Sie hat die Welt völlig überwunden und lebt ganz im Jenſeit. Sie wird ſogar einige Male leiblich entrückt und iſt nirgends zu finden. Dann iſt ſie plötzlich wieder da. Wie wunderbar! Doch was ſie geſchaut hat in der Zeit ihrer Abweſenheit, will ſie keiner Menſchenſeele offenbaren. Sie kann's nicht in Worten ſagen, und wenn ſie es ſagen könnte, es würde ſie Niemand verſtehn. Wenn wir einmal über die Grenze der Erſcheinungen dieſer Welt treten, iſt Alles Wunder — unausſprechliches, unfaßliches Wunder. Ich kann mir dies denken. Vierzehn Tage Nacht und Tag hindurch muß ſie faſten und beten, ſo daß ſie zum Umfallen ermüdet iſt, dann fällt ſie in den extatiſchen

Traum und dann faßt ſie die unſichtbare Kraft und trägt ſie fort. Wie ſie einſt verſchwand, blieb ein kleines Gebetbuch nach und man fand es ganz oben an der Decke, an einem Orte, wohin man nur gelangen konnte, wenn man eine Leiter zu Hülfe nahm. Schlöſſer und Riegel waren ſtets unverſehrt. Nur ein Merkmal fand ſich an ihren Kleidern, ſie dufteten nach Roſen und Lilien, und an ihrem Schleier haftete nicht ſelten ein Glanz, der da machte, daß er noch ſtundenlang im Dunkeln leuchtete.

Wie dieſe Erſcheinungen bekannt waren, betrachtete man die wunderthätige Nonne wie eine Heilige. Es kamen ganze Züge Landleute aus der Umgegend, um ſie zu ſehn und von ihr den Segen zu empfangen. Sie ertheilte ihn nicht Allen; denn da ſie die Gabe hatte in den Herzen der Menſchen zu leſen, ſo verlieh ſie nur dem ihren Segen, der ihn verdiente. Uebrigens war ſie demüthig und ſprach nur ſelten und immer nur zu alten und würdigen Perſonen von den ungewöhnlichen Gnadenbezeigungen, deren ſie gewürdigt ward.

Nie ſah man ſie lachen oder ſcherzen. Immer war ihr Herz ſo erfüllt von dem Schatze der Gottesliebe, daß ſie nirgends anderswohin ihre Blicke wenden mochte, als auf das himmliſche Abbild in ihrem Herzen. Die Fülle des Glücks, das ſie genoß, drückt keine Zunge und keine Feder aus. Aber ehe ſie ſo weit gelangt, hatte ſie viele und mannigfaltige Anfechtungen zu beſtehen. Es wurde ihr nicht wenig ſchwer gemacht, die Welt zu überwinden.

Wie ſie ihr zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, wurde ihr angekündigt, daß ſie die Erde verlaſſen ſolle, und zwar ſollte ſie nun ohne Wiederkehr entrückt werden. Sie ergab ſich in dieſen Beſchluß ihrer himmliſchen Verſorger und machte ſich durch ein vierzigtägiges Faſten, und durch ein Gebet, das nicht endete, auf ihr Verſchwinden bereit. Wie ein Schatten glitt ſie durch die Reihen der Schweſtern. Ihre Arme waren erſtarrt und auf der Bruſt feſtgedrückt, dadurch, daß ſie ſie nie ausruhen und niederfallen ließ, an ihren Händen waren die Finger aneinander gewachſen, da ſie ſie nie löſte, ſondern feſt im Gebet ineinander gekrampft hielt. Sie konnte zuletzt nicht mehr gehn, ſondern wurde wie ein Bild in den Betſaal und in die Kirche getragen.

In der Nacht, die auf den einundvierzigſten Tag folgte, verſchwand ſie aus ihrer feſtverſchloſſenen Zelle, und wurde nicht mehr geſehn. Die Schweſtern hielten ein Todtenamt. Während Alle in der Kirche verſammelt waren, fiel oben von dem Gewölbe ein Schleier herab. Er ſenkte ſich langſam nieder und bedeckte das Allerheiligſte auf dem Altar. Niemand fragte, wo der Schleier herkomme und wem er gehöre. Alle wußten es.

Dieſes Wunder geſchah im Jahre des Herrn 1451 am Gründungstage des Kloſters der Benediktiner Regel zu den Wundenmalen Gottes.

Später iſt dies noch mehreren frommen Männern und Frauen geſchehen, daß ſie bei lebendigem Leibe von der Erde entrückt, und nicht mehr geſehen worden ſind. Man behauptet, daß auch dies Perſonen, die in der Welt lebten, und nicht im Stande der beſondern Heiligkeit und Gnade, geſchehen ſei. So gab es in Lüttich ein Mädchen, armer Leute Kind, die plötzlich verſchwand und nach Ablauf von hundert Jahren wieder zu ihrem Geburtsorte heimkehrte, wo Niemand ſie kannte. Sie hatte unterdeſſen nicht gealtert und zeigte Weſen und Geſtalt eines ſiebzehnjährigen Mädchens, das ſie war, als ſie entrückt wurde.

Immer iſt es ein Zeichen beſonderer göttlicher Führung, wem dieſes Verſchwinden zu Theil wird. Es gehört zu den unerforſchlichen Rathſchlüſſen Gottes und iſt eines der Geheimniſſe an das der menſchliche Fürwitz nicht rühren ſoll. Es kann aber ſicher angenommen werden, daß dieſes Wunder nur an reinen und gottgefälligen Seelen geſchieht und daß dieſe Zeit der Abweſenheit von der Erde von der unergründlichen Weisheit benutzt wird, um die erwählte Seele durch die Anſchauung wunderſamer Herrlichkeit zu einem künftigen, großen und gefährlichen Erdenwerke zu ſtärken. Oft mag es aber auch nur ſein, daß Gott in ſeiner Güte ein Gefallen darin findet, ſein ſchönes Himmelreich einer frommen Seele zu zeigen, wie ein gütiger Vater einem artigen Kinde ein prächtiges Gemach zeigt, wo allerlei funkelndes Geräthe an den Wänden herumſteht.

Was aber auch immer die Abſicht Gottes iſt, genug, es geſchieht. Es haben gelebt und leben noch wahrhafte Leute, die bezeugen können, daß Perſonen von der Erde verſchwunden und oft gar nicht, oft erſt nach undenklich langen Jahren zurückgekehrt ſind.

Bewundert ihr, die ihr Gott liebt, ſeine Weisheit und Güte.

Und wollet nicht vermeſſen erforſchen, welcherlei Geheimniß mit dieſem oder mit jenem Dinge verknüpft iſt. Der, der eure Seelen ſchuf, ihr ſchwachen Sterblichen, der hat mit dieſer Seele auch der Wunder ſo viele und ſo mannigfaltige euch in die Bruſt gelegt, daß ein vorſichtig Kind des himmliſchen Vaters ſich immerhin hütet über die Dinge die möglich und die nicht möglich ſind ein entſcheidendes Wort zu ſprechen.

Dieſe Worte üben auf mich eine unbeſchreibliche Gewalt aus.

Ich denke Tage und Nächte lang darüber nach.

Wenn ich nur Jemand hätte, dem ich mich mittheilte.

Aber da man mich für eine Träumerin hält, da man gegen mich zu Felde zieht, und auf alle Weiſe mir die Grillen, wie man ſich ausdrückt, aus dem Kopfe jagen will, ſo wage ich mich an Keinen heran. Mein Schutzgeiſt bleibt auch aus.

Was ſoll ich thun?

Weil man fürchtet, ich möchte geiſteskrank werden, verbietet man mir die Bücher und läßt mich, ſo viel wie möglich, nie allein. Aber ich entſchlüpfe ihnen doch. O dieſes Leben ertrage ich nicht. Ich bete zu Gott, er möchte mich der Gnade theilhaftig werden laſſen, mich zu entrücken, damit ich ſchaue, was keine Zunge ausſprechen und keine Feder hinſchreiben kann. Nachdem Alles geſtorben iſt, was mich hier plagt und mir gegenwärtig zuwider iſt, dann will ich wieder kommen.

Ich träume von nichts anderm und denke an nichts anderes, als nur an das Wunder der Nonne Euſtachia.

Sie werden ganz wie wahnſinnig mit ihren Forderungen. Nun ſoll ich mit Gewalt zur Ehe gezwungen werden.

Auch der kleine, ſchiefbeinige Menſch iſt wieder da. — Nun ja, der fehlte gerade noch! —

Als ich neulich durch den Garten ging, ſah ich einen jungen Mann —

Es war nicht der mit den ſchneeweißen Fittichen.

Aber ſonderbar! er ſtand faſt an derſelben Stelle, wo der Geheimnißvolle zu ſtehen pflegt. Aber er winkte nicht, er grüßte mich auf die hergebrachte Weiſe, wie ein Herr, der eine gute Erziehung genoſſen, eine Dame grüßt, die er nicht kennt.

Ich erwiderte den Gruß, und ging vorüber.

An dieſem Tage trug ich nicht mein gewöhnliches ſchwarzes Kleid, mit dem, wie meine Schweſter ſpottend ſagt, unſterblichen kleinen ſchwarzen Kantentüchelchen, ſondern eine Lila Robe nach modernem Schnitt, die man mir mit der Piſtole in der Hand aufgenöthigt hat. Wie ich mit dieſem rauſchenden Lumpen vorbeieilen will, bleibe ich an einer Hecke hängen. Er kommt hinzu und macht mich frei. Dabei bückt er ſich und das Blut ſteigt ihm in die Wangen. Er iſt ein hübſcher Mann.

Er hat etwas Kindliches.

Sogleich weiß meine Mutter von dieſem Zuſammentreffen, und ſie hat nichts Eiligeres zu thun, als es dem Vater zu plaudern. Zu gleicher Zeit erfahren es die Tanten. —

Es iſt ein Graf Hohenfeld!

Nun gut! Was weiter? —

Ich habe ihn wieder vergeſſen, noch ehe eine Woche vergeht. —

Aber er ſcheint mich nicht vergeſſen zu haben; denn er läßt ſich in unſerm Hauſe einführen und — ſieht mich nicht.

Denn ich will mich nicht ſehen laſſen.

Meine Schweſter kommt in die Stadt und nimmt mich in ihre Mache. Nun geht es teufliſch mit mir zu! Man raſt völlig und fährt mit mir zum Schornſteine auf und hinab. Ich werde moraliſch in glühendem Oel geſotten und wenn ich roth herausgezogen werde, legt man mich auf einen Roſt und röſtet mich.

Ich ſoll — ich ſoll — ich ſoll heirathen! —

Wenn die Creatur gar nicht mehr ein und aus weiß, dann ſchwitzt ſie Blut. —

Wenn es denn ſein muß!

Ich willige ein ihn zu ſehn, und —

Nun was denn? —

Er iſt nicht ſo ſchlimm. Er verſteht mich, wenn ich ihm ſage, daß ich ein Leben führe, ganz anders, wie andere Leute. Er ſagt mir, daß es ihm ebenſo ginge. Das gefällt mir! So gütig hat noch Niemand mit mir geſprochen. Sie Alle fangen immer damit an, mich wie eine Irrſinnige zu betrachten, und ich habe mehr Verſtand als ſie Alle. Aber freilich, daß einem jungen Mädchen die Erde und Alles was daran und darauf iſt, anekelt, das wollen ſie nicht begreifen. Eine Sehnſucht, wie ich ſie empfinde, wird verlacht, weil ſie ihr Ziel und ihren Gegenſtand nicht zu nennen weiß. Wenn man mir nur ſagte, wie ich durch dieſe gefährlichen Zuſtände hindurch ſchlüpfte! Ich werde ihn ſelbſt fragen, wie ich gegen ſie wirkſam kämpfen ſoll. Verſteht er dieſe Sprache, ſo verſteht er Alles was darauf folgt! —

Er verſteht ſie. Mit Thränen im Auge hat er Abſchied von mir genommen.

Was iſt das? Er geht wirklich? — Ich habe ihm weh gethan.

Jetzt bin ich es, die ihn zurückhält.

Man drängt von neuem in mich, und ich entſchließe mich dem Grafen die Hand zu reichen. Jetzt habe ich Ruhe. —

O wie iſt mir die Welt, wie ſind mir die Menſchen zum Ekel!

(Hier zeigt ſich eine lange Pauſe im Tagebuch, dann folgt ein halbes Jahr ſpäter die Aufzeichnung:)

Ich bin gebunden. Mein Mann iſt gut, edel — aber ich liebe ihn nicht. Es ſteht ein langes, leeres, zum Sterben langweiliges Leben vor mir. Für mein inneres Leben hat er keinen Sinn. Er will mich glücklich machen, was die Welt glücklich nennt. Wie wenig genügt mir das! Ich habe keinen Grund zu klagen, die Welt würde mich nicht verſtehn, wenn ich ihr auch mein Inneres zeigte. Es giebt Dinge, über die man kein Wort verlieren muß. Die Meinigen würden mich für wahnſinnig halten, wenn ich ihnen ſagte, daß ich wünſchte aus dieſem Glücke herauszukommen. Sie beneiden mich und vor Allem zählt mir meine Schweſter täglich vor, wie viel Säcke Geldes ich mehr habe als ſie. Warum wird nur immer äußerlich das Glück geſucht.

Ich bin gebunden — auf immer? Wirklich auf immer? Sollte es denn ſo gar kein Mittel geben mich frei zu machen?

Die alten Träume wachen wieder in mir auf.

Die wunderthätige Nonne ſteht wieder vor mir. —

Ich habe von neuem Viſionen. Neulich frage ich

Schluſs-Kapitel.

meinen Mann: Hältſt Du es für unmöglich, daß ich plötzlich verſchwinde? —

Wohin? fragte er proſaiſch.

Wie die Nonne Euſtachia, antworte ich.

Kind, ſagt er, das ſind ſchwächliche Phantaſieen. Du warſt ein krankes Mädchen, als ich Dich kennen lernte: Du hatteſt Anlage zur Hyſterie. Ich gab mir Mühe in Deine Träumereien einzugehn, weil dies das bewährteſte Mittel iſt, Leidende Deiner Art zur Geſundheit zurückzuführen, da imaginäre Kranke nichts weniger vertragen, als Widerſpruch. Jetzt biſt Du, Gott lob! geheilt. Jetzt wäre es ein ſchweres Unrecht, wenn ich Dir noch ferner beiſtimmen wollte. Wir leben in einer ſehr realen Welt, und Wunder giebt es nicht.

Mich überlief es kalt bei dieſen Worten, doch erwiderte ich nichts.

Mein Schweigen nahm er für Zuſtimmung. Er ſchloß mich in ſeine Arme und wiederholte mir unzählige Mal, wie ſehr er mich liebe und wie glücklich er ſei, mich von meinen krankhaften Anlagen geheilt zu ſehen.

Wir bewohnen in einer kleinen Stadt ein altes, unheimliches Haus, das ich mir eigends zu einem längeren Aufenthalte ausgeſucht habe. Mein Mann ſagt mir, daß unſer Reichthum es geſtatte, daß wir in der ſchönſten Gegend der Welt oder in einer der anſehnlichſten Hauptſtädte wohnen können. Ich glaube es: aber nur ſchade, weder die ſchöne Gegend, noch die anſehnliche Stadt haben irgend ein Intereſſe für mich. — Die Wüſte Thebais! Das wäre etwas für mich! Die Klausnerhütte eines frommen Einſiedlers. — Oder ein Kloſter auf dem Gipfel des Libanon! Nur etwas Anderes, als was ich hier ſehe — ich könnte mir den Tod geben, ſo zuwider iſt mir meine Exiſtenz! Allein dann bliebe meine Leiche nach! Ich muß ganz fort von der Erde.

Mein Schwager beſucht uns.

Wie ſeltſam; ganz der Tarnowand Mann! In Allem, in Geſtalt, Miene, im Blick des Auges ihm ähnlich! —

Die Eltern wollen kommen, auch die Schweſter! Jetzt gilt's Komödie ſpielen! Ich werde die glückliche Frau darſtellen — bis in die Fingerſpitzen hinein glücklich! Wenn ich's nicht thäte, würde ich erſticken unter der Laſt der Vorwürfe, die aus allen Ecken und Enden auf mich hinſtürzten! Nein, nein, lieber eine Maske vornehmen. Das iſt bequem. —

Ewald!

(Schluß des Tagebuchs. Es folgt ein Brief des jungen Grafen Hohenfeld. Es ſcheint der letzte einer Reihe von Briefen zu ſein, die ſich Ewald und Eveline ſchrieben; er lautet:)

Ewald an Eveline.

Ich ſchreibe Dir, mein Schweſter-Engel, hier von den Grenzen der Civiliſation. Unſer altes Europa liegt weit hinter mir! Ich betrete einen Boden, den die Weltgeſchichte zum Schauplatz ihrer ſchönſten und wunderbarſten Tragödien gewählt. Die Ufer des Ganges ſind's, an denen ich weile: die Gräberhöhlen Indiens thun ſich mir auf, und ich ſehe den Zug alter Könige, die in ihren Kronen die zwei köſtlichſten Juwelen, Weisheit und Macht, vereinigten. Indien, mein Schweſter-Engel, iſt das Land der Wunder. Alles iſt hier heilig, Alles ſtill und groß. — Wenn ich Nachts in den tiefblauen ewigen Himmel ſchaue, wenn die Lotosblume duftet und die Wogen des Ganges an ihre Ufer ſchlagen, dann gedenke ich Dein und ſehe, wie Du in Deinem engen kleinen Vaterlande, eine verlaſſene Taube, träumeriſch Deine Flügel hängen läßt und das Köpfchen ſenkſt. —

Arme Kranke! Doch Du ſollſt geheilt werden!

Erinnerſt Du Dich noch der Abende, wo wir bis tief in die Nacht beiſammen ſaßen und in unſern Wunderbüchern laſen?

Welch eine Zauberwelt ſtieg da in unſerm Innern auf!

Was irgend in grauen Jahrhunderten lange vor uns Wunderbares in der Welt geſchah: vor unſern entzückten, ſchauenden Blicken ſtand es lebend da. Und dabei ging ein ſeltſames Weſen in der alten Geſpenſterſtube um. Es rauſchte und flatterte an den Wänden, und wenn wir aufſchauten, ſaß ein alter Mann am Kamin, den wir nicht kannten, und der ſah uns mit ſeinen müden Augen an, und nickte uns zu. Einen Augenblick darauf war das Bild fort.

Und wir laſen weiter in unſern Büchern.

Ich hatte Dich, Du mich gefunden! Wir waren glücklich.

Doch es ſollte nicht ſein. Ich floh und bin — bis hierher geflohn. Ich wollte eine völlig fremde Welt aufſuchen: es ſollte mich nichts an Dich mahnen! — Ich Thor, weiß ich denn einen Fleck der Erde, wo ich Vergeſſen Deiner fände? Giebt's einen noch ſo verſteckten Winkel, wo mich nicht mein Elend dennoch zu finden wüßte? Nein: ſeitdem ich weiß, daß ich Dir nicht entfliehen kann, gebe ich mit einer Art ſchmerzlicher Wolluſt ganz mich Deiner Umarmung im Geiſte hin. Nur dann lebe ich, wenn es meiner Einbildungskraft gelingt, Dich ſichtbar vor meine Sinne zu zaubern!

Ich betrete manchmal einen uralten Braminentempel, über deſſen Stufen der Sand der Wüſte weht und in deſſen Ruinen es noch unheimlich lebt. Man ſagt, daß ein Prieſter der alten Geheimlehre in gewiſſen heiligen Nächten dort einen Gottesdienſt hält, dem Schaaren von Verſtorbenen aller Länder und aller Zonen ſich zugeſellen. Das iſt die unſichtbare Kirche der Erwählten. Myſterien werden da gefeiert, wie ſie die Welt nie geſchaut. Alles unter der Hülle der Nacht, der weichen blüthenheißen Nacht Indiens. — Wenn ich komme, weicht die Schaar, und ich höre nichts als ein Rauſchen und Flüſtern um die morſchen Mauern, und ſehe ein Flimmern und Blitzen der Mondlichter, die zu Geſtalten zuſammenrinnen und dann wieder ſpielend auseinander fahren. Ich erblicke auch Deine Geſtalt, wie Du in lange Schleier gehüllt, mit einem einfachen Goldreifen in Deinem Haar, an mir vorüber wallſt, mich anblickſt und hinter den Palmen verſchwindeſt.

Ich beſinne mich, daß wir öfters Geſpräche wechſelten über das Verſchwinden der Nonne Euſtachia. Hier lebt ein greiſer Hindu, der mich belehrt hat, daß dieſe myſteriöſe Kunſt noch ausgeübt werde, ſelbſt noch in unſerer Zeit, in unſerem ungläubigen und frivolen Jahrhundert. Er nennt es „Verklärung“ und hat mir fromme Derwiſche genannt, die mitten unter ihren Gebeten, vor dem zuſchauenden Volke, gen Himmel entrückt wurden. Er behauptet, im Beſitz eines Zaubermittels zu ſein, das unſichtbar macht. — Ward Maria nicht auch vor den Augen der Apoſtel gen Himmel entrückt? —

Ich ſchreibe Dir nichts weiter hierüber, aus Furcht, Dich in Deiner Einſamkeit zu ſehr zu entflammen. Es wäre dies Dein und mein Unglück: Du könnteſt zum Selbſtmord ſchreiten! Der Gedanke ſchon vernichtet mich.

Bedenke, daß wir glücklich ſein können, daß wir glücklich ſein werden! Daß der Tod aber auf ewig ſcheidet! Laß Dich nicht irre führen durch die Lehren unſrer Propheten; ſo ſcheinbar überzeugend ſie auch von einem Leben jenſeits und einer Wiedervereinigung der Seelen ſprechen, ſie wiſſen dennoch nichts und können nichts wiſſen. Das Leben und im Leben die gegenwärtige Minute iſt unſer ſichres Eigenthum, und daß wir dieſes Eigenthum verwenden, um uns die möglichſt größte Fülle von Genuß zu bereiten, iſt oberſtes Geſetz.

Du wirſt Dich wundern, daß ich mit ſo klaren Worten die Sprache der Weltkinder führe; aber bedenke, daß es ſich hier um mein Glück handelt, und dieſes beſteht darin, von Dir nie und unter keinen Umſtänden getrennt zu werden. Wie willig würde ich jetzt ſchon die Erde verlaſſen, um mit Dir in ſeeliger Umarmung von Stern zu Stern zu fliegen; allein ſo lange mir die Gewißheit fehlt, daß ich nach dem Tode dieſen glücklichen Zuſtand erreiche, klammre ich mich feſt an das ſichre Beſitzthum, das ich hienieden mein nenne. Denn bedenke den Fall, mein Schweſter-Engel, unſre Propheten hatten uns getäuſcht, und es gäbe kein Wiederſehn und kein Zuſammenleben drüben in lichten Räumen, würden wir uns nicht die bitterſten Vorwürfe zu machen haben über jede hier verlorne Minute, wo wir ſtolz und kurzſichtig einen Genuß von uns wieſen, der uns unſerer nicht würdig dünkte.

Bedenke dies, und laß mich handeln.

Du erhältſt den nächſten Brief von mir, wenn ich bereits auf der Rückreiſe nach Europa begriffen ſein werde.

Der Seraphinen-Ritter.

An einer kleinen Schenke am Wege hielten zur Nachtzeit zwei Reiter, die ihr Gefolge von Dienerſchaft hinter ſich ließen und beide zuſammen in das niedrige Gaſtzimmer traten. Einer von dieſen iſt uns bereits bekannt, es iſt der Reiſende Ambroſius oder mit ſeinem wahren Namen der Graf Hohenfeld; der Andre iſt ein hoher, kräftiger Mann, nahe den Dreißigen, der ſchön zu nennen wäre, wenn nicht frühzeitig wilde Leidenſchaften ihre Furchen in die wohlgebildeten Geſichtszüge gegraben hätten.

Beide Freunde ſahen ſich nach langen Jahren wieder. Der Seraphinenritter Güldenſchild hatte in Deutſchland ſeine erſte Ausbildung genoſſen und war dort auf einer Ritterakademie mit dem Grafen Hohenfeld zuſammengetroffen. Gleiche Charakteranlage und damals auch ziemlich gleiche Lebensſtellung hatte ſie zu einem frühen Bunde zuſammengeführt. Unterdeſſen waren ihre äußern Verhältniſſe weſentlich verſchieden geworden. Durch den

Tod des Vaters war Güldenſchild zu einem anſehnlichen Beſitzthum gelangt, das er noch zu vergrößern ſtrebte, zugleich waren dem noch jungen Manne bedeutende Aemter und Würden zugefallen, während Hohenfeld, als der zweitgeborne Sohn, von dem großen Erbe ausgeſchloſſen und im Beſitze nur dürftiger Exiſtenzmittel ſich befand. Der Ehrgeiz des Einen war befriedigt, der des Andern nicht: zugleich ward Hohenfeld von einer unerſättlichen Genußſucht getrieben, die ebenfalls der Nahrung entbehrte. —

Die Freunde, als ſie ſich allein ſahen, ſchloſſen ſich nochmals in die Arme und dann nahmen ſie Platz, um ſich gegenſeitig ihre Schickſale zu erzählen. Die Zeit dazu war ihnen kurz zugemeſſen. Der Ritter war eben auf ſehr eiliger Zurückreiſe in ſein Vaterland begriffen: von der Ankunft des Grafen auf deutſchem Boden unterrichtet, hatte er dieſe Zuſammenkunft vorgeſchlagen.

Zuerſt waren es Jugenderinnerungen, die zwiſchen Beiden zur Sprache kamen, dann ſagte der Graf mit dem Tone der Leidenſchaftlichkeit: Nichts mehr von dieſen kindiſchen Reminiscenzen. Wir ſind Männer und befinden uns Beide im Lebenskampfe. Wir wollen von den Siegen ſprechen, die wir auf dem Felde, wo Tauſende niederſinken, um nicht wieder aufzuſtehn, errangen.

Sprich Du zuerſt.

Nein Du. Wer aus dem Füllhorn des Vertrauens die größeſte Fülle von Koſtbarkeiten auszuſchütten hat, beginne. Du haſt neben Deinen andern Kampfpreiſen, nach denen Du ringſt, auch die Roſe der Liebe; mir leuchtet ſie noch nicht, alſo gebührt Dir die Ehre, als der Erſte in die Schranken zu reiten.

Ein trauriger Vorzug, ſagte der Graf; eine Niederlage mehr, die mir bevorſteht!

Ein Kämpfer, der zu ſiegen hofft, nahm der Freund lächelnd das Wort, muß vor allen Dingen jede Anwandlung von Entmuthigung verbannen.

Wer, wie Du, große Erfolge ſchon erreicht hat —

Wer ſagt Dir, daß dieſe Erfolge ſchon ſo ſicher ſind? Ich habe es mit einem ſchlauen Feinde zu thun. Wohlan denn, ich will zuerſt erzählen: Als mein Vater ſtarb — nahm der Seraphinenritter das Wort, trat ich mein Erbe an, belaſtet mit einer nicht geringen Schuldenmaſſe. Nach dem Tode meiner Mutter erhoben ſich Prätendenten gegen mich, die mir den Beſitz gerade des bedeutendſten Theiles des Erbes ſtreitig machten. Dieſer Theil ſtammte von meiner Mutter her und es war damit ein Titel und die Anwartſchaft auf eine Landesſtelle verbunden, die ich beide nicht aufgeben wollte. Ich erfuhr, was ich nie hatte glauben wollen, und was ich lediglich für ein boshaft erſonnenes Gerücht gehalten, daß meine Mutter bald nach dem Tode meines Vaters in ein Verhältniß getreten war mit einem fremden Abentheurer, und daß die Frucht dieſer Verbindung, eine Tochter, jetzt darauf ausging mir den

Schluß-Kapitel.

Unterredung der Fee Kokombre mit dem Zauberer Tomogiſton.

Mehre Jahrhunderte waren ſeit den Begebenheiten, die hier erzählt worden, verfloſſen, da traf es ſich, daß der Zauberer Tomogiſton, einiger Geſchäfte halber, die noch hier auf der Unterwelt ihm oblagen, in ſeinen Felſenpalaſt zurückkehrte. Ermüdet von Arbeiten, ſtand er eines Abends am Fenſter ſeines Schreibzimmers und ſchaute in die Ferne der Gebirgsgegend. Er ward auf einem unwegſamen Pfade eines Wagens anſichtig, der ſich nur mühſam fortbewegte, und alle Augenblicke des Umwerfens gewärtig ſchien. Den Magier befremdete dieſe Erſcheinung. Wer konnte wohl auf den Einfall kom-

Beſitz der Güter und des Titels ſtreitig zu machen. Ich gab hierauf anfangs wenig, und mein Rechtsfreund rieth ſelbſt die Sache nur obenhin abzufertigen, da es wahrſcheinlich dem mittelloſen Mädchen nur um ein Almoſen zu thun ſei, das man ihr gewähren könne. Ich übergab dieſem rechtlichen und geſchickten Manne die Sache und machte Reiſen, von denen ich erſt nach Verlauf einiger Jahre zurückkehrte. Unterdeſſen hatte ſich der Stand der Sache geändert. Zu meinem nicht geringen Erſtaunen, empfing mich mein Anwalt mit der Nachricht, es hätten ſich Papiere gefunden, denen zu Folge es ſich klar herausſtellte, daß meine Mutter eine vollkommen gültige Ehe geſchloſſen, mithin jenes Mädchen ein legitimes Anrecht beſitze und noch dazu ein Teſtament aufweiſen könne, wo ihr ausdrücklich und ohne alle Klauſel jenes Erbe zugeſichert werde. — Jetzt galt es auf die ernſteſte Weiſe einen Prozeß anzuſtrengen.

Kannteſt Du jenes Mädchen? fragte der aufmerkſame Zuhörer.

Laß mich erſt von dem Prozeſſe ſprechen. So wie ich hörte, daß die Sache ſo zuſammenhinge, gelobte ich mir um jeden Preis zu ſiegen. Wenn ich den Prozeß verlor, entſchwand mir nicht allein ein großer Beſitz, eine gewünſchte Machtſtellung, ſondern ich mußte auch öffentlich eine ſchmachvolle Handlung meiner Mutter eingeſtehn, und ſomit ihren Namen im Grabe noch brandmarken. Du kannſt Dir denken, daß dies eine harte Aufgabe für einen Sohn war, der wie ich mit Abgötterei auf die Reinheit und Unbeſcholtenheit ſeiner Vorfahren hält. Meine ganze Thätigkeit wandte ich jetzt dieſem einen Ziele hin; alles Uebrige, was mich ſonſt wohl gereizt und beſchäftigt hatte, verſchwand vor meinen Blicken. Das Erſte, was ich unternahm, war, den Ereigniſſen der letzten Lebensjahre meiner Mutter nachzuſpüren. Dazu war nöthig, daß ich mich auf jenes entfernte Schloß begab, wo ſie ſich die letzte Zeit in Geſellſchaft eines Arztes und zweier vertrauten Frauen aufgehalten. In dieſem Schloſſe hatte auch jenes Mädchen, das ich Schweſter nennen ſollte, das Licht der Welt erblickt. Die beiden alten Damen, von denen die Eine erblindet, die Andre gelähmt war, lebten noch, auch der Arzt, obgleich in dem nahen Städtchen wohnend, fand ſich auf meinen Wunſch willig auf dem Schloſſe ein. Ich hatte alſo nun eine kleine klatſchhafte Zeugenverſammlung um mich her. Ich erfuhr leider die vollſtändige Beſtätigung deſſen, was ich fürchtete: zugleich ſammelte ich nicht eben ſehr erfreuliche Beſonderheiten über die wunderlichen kapriziöſen Neigungen meiner Mutter ein. Sie war Anhängerin einer myſtiſchen Lehre, und da ſie den berühmten und berüchtigten Swedenborg gekannt, war ſie von dieſem Schwärmer frühzeitig in die Kreiſe geheimnißvoller Erſcheinungen gezogen worden. Dem Himmel ſei Dank, ich habe nichts von ihr in dieſer Beziehung geerbt, ſondern arte durchweg nach der geſunden und praktiſchen Natur meines Vaters. Bei dieſem Charakter meiner Mutter war nichts natürlicher, als daß ſie die Beute eines liſtigen Abenteurers wurde, der ihre Neigungen zu ſeinem Vortheile ausbeutete, nur hatte ich mir nicht für möglich gedacht, daß ihr Stolz und ihre Klugheit in dem Grade ſie verlaſſen konnten, daß ſie ein ſo ſchmachvolles Band knüpfte. Der Mann dem ſie ſich durch die Ehe verband, war ein Menſch von dunkler Herkunft. Er irrte flüchtig von Land zu Land; wegen ſeiner Einmiſchung in verbrecheriſche Unternehmungen einiger frechen Aufruhrſtifter war ihm das Betreten des Bodens meines Vaterlandes verboten. Du kannſt Dir denken, Freund, wie dieſe widrigen Umſtände mir die tadelnswerthe Handlung meiner Mutter noch ganz beſonders verhaßt machten. Ich, der erlauchte Sproſſe eines Heldenſtammes, mußte Stirn gegen Stirn mit einem Landſtreicher, einem Landesverräther und Unruhſtifter in einem ſkandalöſen Prozeſſe auftreten!

Doch die Noth zwang. Aus einigen vertrauten Briefen, die ſich von der Hand meiner Mutter vorfanden, ſah ich, welch ein verruchtes Spiel jener Unwürdige mit ihrer Leichtgläubigkeit getrieben. Er hatte ſie glauben gemacht, daß er im Beſitze eines Lebenselixirs ſich befand, das ihm ein halbtauſendjähriges Alter bereits verſchafft. Meine Mutter trachtete, in den Beſitz dieſer Wundereſſenz zu kommen, und er hatte kluger Weiſe ihre Hoffnungen hingehalten, bis der Tod ſie völlig vereitelt. Schon zu Lebzeiten meines Vaters hatte dieſe Verbindung ſtattgefunden und die Briefe athmeten eine frühzeitig erwachte, faſt ſchwärmeriſche Neigung. Man zeigte mir ein Kabinet, wo die Verſtorbene noch einige, beſonders werth gehaltene Andenken bewahrte, einige Schriften, Gemälde, aſtronomiſche und aſtrologiſche Apparate. Ich ließ Alles vernichten und verbrennen.

Der Name jenes Mannes war Petrus Albanus. Wahrſcheinlich rühmte er ſich ein Abkomme jenes berühmten und berüchtigten Magiers zu ſein, der einſt der Schrecken und die Bewunderung einer leichtgläubigen Welt war, vielleicht wollte er auch glauben machen, daß er der Wunderthäter ſelbſt war, denn, wie geſagt, der Tod hatte über ihn keine Macht. — Die Tochter heißt Angela.

Als ich mit den Unterſuchungen auf dem Schloſſe zu Ende war und meine Forſchungen kein neues Reſultat mehr bieten konnten, faßte ich den Entſchluß, mir die Bekanntſchaft jenes Mädchens zu verſchaffen, jedoch wollte ich ſie kennen lernen, ohne von ihr erkannt zu ſein. Unter dem Namen Caroſus, eines Arztes, nahte ich mich ihr und fand einen wahren Engel an Schönheit und Liebreiz.

Nichts deſto weniger ſchwur ich ihr ewige Feindſchaft und Verfolgung.

Da, wie ich merkte, ihre äußere Erſcheinung einen ſtörenden Eindruck auf mich machte, ſo beſchloß ich ſie nicht wieder zu ſehn, und ich habe dieſen Entſchluß ausgeführt. Da alle Mittel im Kriege erlaubt ſind, ſo habe ich die Hülfloſe jeder Art von Einſchüchterung und Verfolgung preisgegeben, und meine durch Gold erkauften Helfer thun das Ihrige, das Werk ſo raſch wie nur immer möglich zu Stande zu bringen. Es iſt mir gelungen einen entehrenden Verdacht auf das Mädchen zu bringen, und dem zufolge hat man ſie gefänglich eingezogen. Ich laſſe ihr die Freiheit bieten, wenn ſie ſich entſchließt, ein Dokument zu unterſchreiben, in welchem ſie allen Anſprüchen entſagt und zugleich mir die Papiere ausliefert, die die rechtlich geſchloſſene Ehe bekunden. Auch in Beſitz des Teſtaments, obgleich es, wie ich vermuthe, kein gerichtlich beglaubigtes iſt, will ich mich ſetzen. Habe ich erreicht was ich will, ſo ſoll es mir auf einen Akt der Großmuth nicht ankommen. Ich will, indem ich eine hinlänglich große Summe auswerfe, für die Exiſtenz der verwahrloſten Dirne ſorgen.

Die Arme!

Beklage ſie nicht, ſetzte der Ritter raſch hinzu. Sie iſt eine liſtige Gaunerin und ihr hübſches Lärvchen wendet ſie an, ihre Umgebung für ſich zu gewinnen

Welche Opfer hat ſie mich ſchon gekoſtet: ich habe Geld und Geſchenke verſchwenden müſſen, um bald Dieſen, bald Jenen für meine Sache zu gewinnen, und dennoch ſcheitern oft meine feinſten Operationen an einem gewiſſen ſeltſamen und ich möchte faſt ſagen unerklärlichen Widerſtand. Es iſt, als wenn unſichtbare Mächte ſie beſchützten. So iſt neulich ein Fall vorgekommen, der meine Rathgeber und Geſchäftsführer ſtaunen machte. Man hatte die Geängſtete ſchon ſo weit, daß ſie eben im Begriff ſtand jene verlangte Unterſchrift zu geben, da tritt, wie durch einen Geiſterruf herbeigeführt, der Mann der ihre Vertheidigung führt und dem der Eintritt zu ihr von Seiten des Gerichts geſtattet iſt, herein, und das Mißgeſchick will, daß er die Thäter auf friſcher That ertappt. Es iſt alles nur Zufall, aber man muß bekennen, ein wunderſamer Zufall. Ich bin deshalb um mehrere Schritte wiederum vom Ziele zurückgedrängt. Dazu kommt, daß meine Thätigkeit in Anſpruch genommen wird durch erneute politiſche Unruhen, die ſogar die Hauptſtadt ſelbſt zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gemacht haben. Wünſche mir alſo, mein Theurer, einen zweifachen Sieg: den Sieg über die Feinde meines Vaterlandes und meines Königs, und den über meine perſönlichen.

Ein hübſches junges Mädchen zum Feinde zu haben, kann nicht ſo übel ſein, warf der Graf lächelnd hin.

Doppelt ſchlimm! rief der Ritter heftig; denn alle

Welt wirft ſich zum Vertheidiger der Schönheit und Jugend auf.

Das iſt wahr; doch haſt Du der Macht eine größere Macht entgegen zu ſetzen. Huldigt die Welt der Schönheit, ſo huldigt ſie noch mehr dem Golde. Anders iſt es mit mir: ich muß die Liſt, die Täuſchung, die Verſtellung zu Hülfe rufen um zu ſiegen, denn das Gold fehlt mir.

Es iſt die Reihe an Dir zu erzählen, ſagte der Ritter.

Du kennſt die Geſchichte meiner Liebe, nahm der Graf das Wort, wenigſtens in ihren allgemeinen Zügen, denn ich kann mich beſinnen, Dich brieflich in Kenntniß geſetzt zu haben. Es gilt alſo nur die Skizze zum fertigen Bilde auszuführen. Du weißt, daß ich Eveline ſah, als ſie bereits die Braut meines Bruders war; ſie ſehen und lieben war das Werk einer Stunde. Uebrigens glaube ich, wäre ſie auch das häßlichſte Geſchöpf unter der Sonne geweſen, ich hätte dennoch getrachtet ſie meinem Bruder zu rauben, lediglich aus dem Verlangen, mich an dem Geſchick, das dem Einen Alles und dem Andern Nichts gab, zu rächen. Mußte ich nicht ſchon von früheſter Jugend an ſehen, wie ihm das väterliche Haus huldigte, wie man ſich von allen Seiten her mühte, dem künftigen Erben ſich angenehm zu machen, und wie für mich die Brocken gut genug waren, die von der Tafel des Reichen abfielen. Eine grenzenloſe Erbitterung keimte ſchon in meiner Seele als ich faſt noch ein Knabe war. Ich lernte früh Verſtellung und mein Bruder weiß es bis auf dieſen Augenblick nicht, wie er auch nicht das kleinſte Plätzchen in meinem Herzen beſitzt. Dadurch erreichte ich, daß man mich unbehindert im Kreiſe der Familie ließ und ich benutzte meine Zeit gut, um mich meiner Beute zu verſichern. Ich ſage mit Abſicht Beute, denn wie ein Jäger ſein auserwähltes Opfer, ſo umſpannte ich mit fein aber feſt gewebenen Netzen das Herz der jungen Frau. Sie neigte zum Myſtiſchen und ich, der ich dieſe Träume verlache, ſpielte und ſpiele noch den Gläubigen, um ein Herz, das der ſtrengſten Tugend geweiht iſt, da es auf keine andre Weiſe wankend zu machen iſt, auf dieſem Wege von ſeiner Pflicht wegzulocken. Eveline gehört bereits ganz mein. Nur über das Mittel, wie ich ſie entführen ſoll, bin ich ungewiß. Es iſt ein Plan im Gange, doch muß mit Vorſicht zu Werke geſchritten werden und vor allen Dingen muß ich mich der Theilnahme eines Mannes verſichern, der auf eine eigenthümliche Weiſe mit in den Handel verflochten iſt. Der Schauplatz meiner Thätigkeit iſt die kleine Reichsſtadt, von der ich Dir geſchrieben, die ſo viele ſeltſame Menſchen, wunderliche alte Häuſer und eigenthümliche, längſt anderswo abgekommene Sitten und Einrichtungen hat. Ich habe, als mein Bruder dort wohnte, mich einige Wochen daſelbſt aufgehalten, aber um Niemand mich gekümmert, und kaum die Schwelle des Hauſes überſchritten, in welchem meine Herzensdame athmete. Daher bin ich eine unbekannte Perſon für die Bewohner des Städtchens. Es kommt mir dies jezt zu ſtatten, da ich perſönlich Nachforſchungen anſtellen und Anordnungen treffen mußte. Es iſt mir gelungen und allem Anſchein nach geht meine Sache gut. Habe ich den Sieg vollſtändig errungen, ſo ſollſt Du der Erſte ſein, der ſich darüber mit mir freuen ſoll. Ich lade Dich alsdann, in dem „ſtillen Hauſe“ zu W— das Feſt der vereinigten Glücklichen zu feiern.

Zu W—? rief der Ritter in lebhaftem Staunen, und in dem „ſtillen Hauſe“? Dieſes Haus kommt in der Geſchichte meiner Mutter vor und ſpielt auch in meinem Prozeſſe eine Rolle.

Das ſtille Haus zu W—? Unmöglich!

Gewiß. Wohnte nicht vor Zeiten daſelbſt ein Rath Bellorius?

Der wohnte daſelbſt. Er war kaiſerlicher Rath und zog aus Wien dorthin.

So iſt's.

Dieſer Rath Bellorius, nahm der Ritter nach einer Pauſe wieder das Wort, iſt angeblich mit meinem nachmaligen Stiefvater eine und dieſelbe Perſon.

Wie iſt das möglich?

Frage mich nicht. Petrus Albanus behauptete ja den Lebensverlängerungstrank zu beſitzen. Doch die Zeit drängt; ich muß Dich nunmehr verlaſſen. Du kennſt den Ort, wo eine Botſchaft von Dir mich ſicher erreicht. Vergiß mich nicht, es mag nun Gutes oder Schlimmes Dich treffen; ich hoffe jedoch zu Deiner eignen Klugheit und zu dem guten Glück, das Dir bis jetzt treu geblieben, daß nur von dem Erſtern die Rede ſein kann.

Gleiches erwarte ich in Deinen Angelegenheiten zu vernehmen.

Beide Freunde ſchieden von einander. Der Ritter ſchloß ſich einem Trupp bewaffneten Landvolkes an, der in die Hauptſtadt zog und deſſen Anführung ein Genoſſe und Partheigänger des jungen Mannes übernommen hatte.

men, in dieſer öden Berggegend zu reiſen? Das Fuhrwerk war eben ſo unſcheinbar in ſeinem Aeußern, als gebrechlich in ſeiner Conſtruction. In dem engen Rückſitz hatte eine Frau Platz genommen, die ſogleich die volle Aufmerkſamkeit Tomogiſton's auf ſich zog. Er glaubte in dieſer kleinen verwachſenen, und von übertriebener Erhitzung glühenden Figur eine Dame ſeiner Bekanntſchaft zu erkennen. Sie hatte einen kleinen Schäferhut auf dem Kopfe, der von den Stößen des Wagens verdrückt und auf ein Ohr geſchoben war. Vor ihrer Bruſt glänzte ein mächtiger Blumenſtrauß, und in ihren Händen ſpielte ein ebenſo koloſſaler Fächer. Sie unterhielt ſich eifrigſt mit dem Wagenlenker, der ein junger Menſch von gefälligem Aeußern und mit einem einfachen Bauernkittel bekleidet war. Er wußte die Ehre der zärtlichen Unterhaltung, deren die Dame ihn würdigte, ſo gut zu ſchätzen, daß er auf das eine lahme Roß, das den Karren

Die Verſammlung der „Wiſſenden“.

In der Wohnung des Profeſſors Xilander, oder wie er in der Umgegend hieß, des Magus, herrſchte in dieſer Nacht ein ungewöhnliches Leben. Der Magus erwartete Gäſte beſonderer Art: der geheime Orden, der ſich gewöhnlich in einem alten verlaſſenen Schloſſe zu verſammeln pflegte, hatte ſich auf beſondern Wunſch Xilanders und auf Zureden eines ſeiner hervorragendſten Mitglieder auf den Weg gemacht, um eine wichtige Zuſammenkunft in dem Häuschen am See abzuhalten. Die Conſtellation der Geſtirne war zu Rathe gezogen und die erſte Stunde der Nacht als die günſtigſte bezeichnet worden. Der See war ruhig, der Mond ſpiegelte ſich in ſeiner dunkeln Fläche, die Gebüſche am Ufer regten ſich nicht, am Horizont hatte ſich eine leichte Wolkenmaſſe gelagert.

Der Magus hatte ſich ſoeben von den beruhigenden Wetterverhältniſſen überzeugt und kehrte in ſeine Wohnung zurück, wo ein Mann ſeiner wartete, den er behufs einer wichtigen Befragung aus weiter Ferne mit großen Koſten hatte kommen laſſen. Der Mann hatte ein ſchlichtes Anſehn und die Blicke des Magus, die forſchend auf ihm ruhten ehe er zu fragen begann, verwirrten ihn nicht; der Ausdruck der Ehrlichkeit, zugleich aber auch der Beſchränktheit ruhete auf den bereits greiſenhaften Zügen.

Guter Alter, begann Kilander, es ſoll mir leid thun, wenn ich Euch in Eurer Bequemlichkeit geſtört habe, ich will Euch nach beſten Kräften Zeit und Mühe vergelten.

Wenn ich Euch dienen kann, Herr, ſo ſoll es gern geſchehen.

Ihr und Niemand anders, entgegnete der Magus. Wenn ich auf leichterem Wege erreichen könnte, was ich erſtrebe, ſo hätte ich Euer geſchont, glaubt mir das. Nun zur Sache. Ihr waret alſo gegenwärtig, als man die Leiche der Fürſtin einſargte und hieher ſchaffte? —

Ich war damals Kaſtellan des Schloſſes.

Welches Schloſſes?

Nun des großen ſtattlichen Hauſes, in welchem die ſchönen Gemälde und die Kunſtſchätze angehäuft waren, die der regierende Herr damals angekauft hatte. Es führte das Schloß einen fremdartigen Namen, den ich nicht habe behalten können; auch war ich nur kurze Zeit auf dieſem Poſten.

Nun weiter!

Von der Krankheit der Fürſtin haben wir nichts erfahren. Den Morgen erfuhren wir, daß ſie in der Nacht plötzlich verſtorben.

Wurde die Leiche nicht ausgeſtellt?

Nein. Wir ſahen nur den Sarg. Es ging ſehr eilig. Man ſagte uns, die Verſtorbene habe an einer bösartigen anſteckenden Krankheit gelitten.

Habt Ihr Euch die Form, Geſtalt und die äußern Kennzeichen des Sarges gemerkt? Würdet Ihr ihn wiedererkennen, wenn man ihn Euch zeigt?

Sicherlich. Ich hielt ja Wache an dem Sarge. Der Kammerdiener des gnädigen Herrn, der Stephano, wie ſie ihn nannten, der nun auch ſchon todt iſt, und ich.

Habt Ihr ſpäter nichts über dieſen Vorfall ſprechen hören?

Ja, ein Gerücht ging um.

Welches?

Nun, es iſt lächerlich und ärgerlich zugleich es zu ſagen: aber die Leute ſprachen, die Frau Fürſtin lebe noch, aber tief verſteckt im Lande.

Und Niemand von Euch forſchte, wo dieſes Gerücht herkam und wie viel Wahrheit es enthielte?

Wie viel Wahrheit? Ich hatte ja am Sarge gewacht, und wo das Gerücht herkam, was kümmerte das mich? Ich bin alt geworden, Herr, und habe es oft erlebt, daß die Leute ſprechen und wiſſen es nicht wovon und worüber. Der eigentliche Grund der Dinge iſt nur Gott bekannt. Ein weiſer Mann liebt zu ſchweigen.

Doch iſt es wichtig, daß Ihr hier ſprecht.

Ich habe geſagt, was ich wußte.

Nun müßt Ihr auch thun, wozu ich Euch auffordere. Ihr müßt mit mir in die fürſtliche Gruft hinabſteigen und mir kund thun, ob der Sarg, den ich Euch zeigen werde, derſelbe iſt, den Ihr kennt. Das Alter wird ihn unſcheinbar gemacht haben.

Wenn ich nur die Schildplatte zu ſehn bekomme, hinter welche der gnädige Herr die zwei Pergamentblätter verbarg.

Wie, zwei Pergamentblätter?

Ja — er hat mir nicht befohlen, daß ich's verheimlichen ſollte; aber es hat mich auch Niemand gefragt. In der Nacht, wo ich am Sarge wachte, es war gerade während der wenigen Minuten, wo der Stephano ſich entfernt, ſo kam der Herr und ſchob die Blätter hinein. Er ſah mich an, ſagte aber nichts. Leiſe, wie er gekommen, ging er wieder.

Dieſe Nachricht iſt richtig. Hier nimm dieſe Goldſtücke. Geh nun ins Dorf, wo ich Dir die Wohnung ausgeſucht. Laß Dich nicht vor den Leuten ſehn und ſei bereit in der nächſten Mitternacht.

Der Alte dankte und wollte noch einige Worte hinzufügen, da ließ ſich ein Klingen und Rauſchen im Gemach vernehmen. Zugleich entzündeten ſich von ſelbſt die Kerzen eines großen Armleuchters, der von der Decke herabhing. Unter dieſem Leuchter war ein rother Teppich gebreitet und ringsum im Kreiſe ſtanden zwölf alterthümliche Stühle mit hohen Lehnen. Eine Säule von Alabaſter, auf der eine Kugel von bläulichem Glaſe ſtand, war vor einem der Stühle aufgeſtellt.

Entfernt Euch jetzt, ſagte der Magus, meine Gäſte kommen.

Durch welche Thüre ſoll ich hinaus?

Geht über den kleinen Hofplatz und öffnet mit dieſem Schlüſſel das Gartenpförtchen. Seid Ihr hinaus, ſo werft den Schlüſſel hinter Euch zurück in den Garten.

Als der geweſene Kaſtellan das Haus verlaſſen, ſtand der Bewohner deſſelben eine Weile in tiefes Nachdenken verſenkt. Er trat an einen Eckſchrein, nahm ein Büchelchen heraus und blätterte eifrig. Als er die Notiz gefunden, die er geſucht, legte er das Buch wieder an ſeinen Platz und ſchloß den Schrein ſorgfältig wieder zu.

Seltſam! ſprach er zu ſich ſelbſt; alſo hat der Betrüger Stephano mich doch getäuſcht! Er hat mir den unrechten Sarg überwieſen; als ich ihn öffnete, fand ich eine verweſende Leiche darin. Mit Gefahr meines Lebens führte ich damals das Unternehmen aus, doch mußte ich Gewißheit haben. Es war damals eine Anverwandte des fürſtlichen Hauſes geſtorben, an dieſen

Sarg muß ich gerathen ſein! Aber was hatte Stephano darunter, mich zu täuſchen? Vielleicht war er ſeiner Sache ſelbſt nicht gewiß. Und ich habe ihm mit Geld ſein Geheimniß abgekauft! Wie elend machte mich damals die wiederum getäuſchte Hoffnung, und jetzt — nach langen Jahren — erglänzt mir neu der Hoffnungsſtern. Ich erfahre zufällig von der Exiſtenz dieſes Alten und er — wird mein Retter, mein Helfer!

Doch ſtill! Nepomuk darf nichts erfahren.

Er mag ſuchen wenn ich ſchon geſucht — und gefunden habe!

Was ſehe ich da?

Der Magus blieb ſtehen und richtete ſeine Blicke ſtarr vor ſich hin auf die leere Wand.

Ein Haus, eine Straße — die ich beide nicht kenne. Man trägt in die offne Hausthür einen verhüllten Gegenſtand, faſt wie ein in Tücher geſchlagener menſchlicher Körper! Wie ſeltſam! Was ſoll das? Iſt ein Mord begangen und bringt man einen Todten dort hinein? Ein Mann mit einer Laterne leuchtet. Er geht gebückt und hat etwas wie eine weiße Feder auf dem Kopfe. Oben an der alterthümlichen Hausthür iſt ein Engel in Stein gehauen, der zwiſchen ſeinen Flügeln eine Tafel trägt. Alles ſo deutlich! Aber was ſoll ich damit? Werde ich mit dieſem Hauſe, dieſen Menſchen bekannt gemacht werden? Soll ich mit den letztern in Verbindung treten? Gewiß! —

Eine Pauſe entſtand, und wieder ließen ſich die ſummenden, flüſternden Laute hören, die gleichſam wie im Zuge durch das Gemach ſchwirrten.

Der Magus fuhr empor, er ergriff ſchnell eine bereit ſtehende Laterne und eilte hinaus.

Ein dunkler Gegenſtand bewegte ſich über die Fläche des See's.

Langſam näherte ſich ein Kahn.

Die Leuchte aus! rief eine Stimme von drüben.

Alſobald erſtarb das Licht in der Laterne. Der Kahn kam näher und jetzt konnte man im Licht des Mondes die Umriſſe der darin Sitzenden ſehen, die ſich gegen die glitzernde Lichtſäule ſcharf abzeichneten, welche auf dem Waſſer hinſchwebte. Endlich hielt der Kahn, und in lange Gewänder gehüllt entſtiegen ihm zwölf Geſtalten und gingen paarweiſe auf das Haus zu. Eine tiefe Stille herrſchte. Die zwei Ruderer blieben im Kahn zurück, der hinter die Gebüſche des Ufers verſchwand.

An der Schwelle ſeines Hauſes, tief gebückt, empfing der Wirth ſeine Gäſte.

Die Brüder grüßen den Bruder! rief eine tiefe Stimme. Sämmtliche Ankömmlinge hoben den rechten Arm empor und murmelten im Chor die Strophe eines Liedes, die eine myſtiſche Bewillkommnungsformel enthielt. Der Hausherr öffnete beide Flügel der Thüre und der Zug glitt hinein.

Die ehrwürdige Verſammlung nahm Platz und der Magus, der hier den Bundesnamen Nathanael führte, erhielt den Ehrenſitz zur Rechten des Meiſters vom Stuhl und neben Ithuriel, dem myſteriöſen Mann, den der Leſer bereits als Gaſt in dieſer Wohnung geſehen hat.

Nach Beendigung einer einleitenden Rede, die der Meiſter hielt und in welcher er ſeine Freude ausſprach, die Zahl der Brüder unverkürzt noch um ſich zu erblicken, ward beſchloſſen die Neueinzuführenden der Verſammlung vorzuſtellen. Oeffnet die Auffahrt zum Licht! rief die Stimme des Meiſters, und führet in den Tempel ein, die da außen harren! Vorher aber legt Euern Arbeitskittel an und nehmt das Handwerksgeräth zur Hand.

Auf dieſe Aufforderung ließen ſämmtliche zwölf Männer ihre Mäntel fallen und ſtanden im Schurzfell und mit der Kelle und dem Winkelmaaß verſehen da. Einige trugen das geſtickte Hofkleid und einen Stern, ihr Haar war gepudert und friſirt, Andre zeigten eine einfache bürgerliche Kleidung, Einer, und dieſer war der Aelteſte, hatte den groben Kittel eines Bauern an, graue Strümpfe und Schuhe mit plump gearbeiteten Zinnſchnallen. Der Unterſchied der Kleidung zeigte, aus welchen verſchiedenen Lebenskreiſen dieſe Männer, die ein geheimnißvolles Ziel verfolgten, zuſammengetreten waren, allein dieſer Unterſchied war nur äußerlich. Die Achtung und die brüderliche Zuvorkommenheit, mit der

der Bauer behandelt wurde, war gerade dieſelbe, die man dem Fürſten zu Theil werden ließ. Wie ſie ſich Brüder nannten, ſchienen ſie auch wirklich Brüder zu ſein, die dem unſchuldigen Maskenſcherz ſich hingaben, der darin beſtand, daß Dieſer den Rock eines Fürſten, Jener den eines Bauern angelegt hatte.

Die Verſammlung in ihren Schurzfellen ſtand ſchweigend da und erwartete die Zurückkunft Nathanael's und Ithuriel's, die ſich entfernt hatten, um Jeder ſeinen Pflegebefohlenen und Schüler herbeizuführen. Sie traten jetzt ein und in ihrer Mitte geleiteten ſie zwei Männer, denen die Augen verbunden waren. In dem Kreiſe angelangt und vor den Stuhl des Meiſters hingeſtellt, nahmen dem Einen Nathanael, dem Andern Ithuriel die Binden ab. Der Meiſter vom Stuhl erhob ſich und reichte den beiden Männern, die ſich tief verbeugten, die Hände.

Seine Durchlaucht, der Fürſt Nepomuk! ſagte der Profeſſor Xilander.

Beliſarius Marquis de Lys! nahm Ithuriel das Wort! —

Meine Herren, rief der Meiſter, ich grüße Sie. Geſtatten Sie, daß wir Ihre weltlichen Namen mit ſolchen vertauſchen, die wir in den Regiſtern unſerer Bücher finden, und die einſt von Wiſſenden geführt wurden, die dieſer Hülle entledigt und zu einem höhern Grade befördert worden? —

Thut, lieber Meiſter, ganz wie Euch beliebt.

Meine Herren, ich danke Ihnen. Alsdann nehmen Sie die Namen Auſtophorus und Abimelech an. Eure Durchlaucht werden den erſten Namen, der Marquis den zweiten annehmen.

Thut, lieber Meiſter, ganz wie Euch beliebt!

Wohlan, liebe Brüder, nehmt Euer Arbeitszeug zur Hand.

Das Schurzfell wurde Beiden umgehängt.

Sie ſollen wiſſen, meine Brüder, hub der Meiſter wieder an, daß wir Arbeiter am Tempel Salomonis ſind. Wir müſſen thätig, gehorſam und unermüdlich ſein. Der Bau geht durch Jahrhunderte fort. Die erſten Brüder Maurer arbeiteten im Dunkel der Katakomben und Grabgewölbe, ſie hatten die ſchwerſte Arbeit; der Seegen des höchſten Meiſters ruht auf ihrem Angedenken. Wir, die wir ihnen nachfolgen, ſind beſſer geſtellt, aber immer auch iſt unſer Werk der Anfechtung der Welt ausgeſetzt. Der fleißige und gehorſame Maurer muß Rechenſchaft ablegen können über jede Stunde der Arbeit, die er vollbracht, er iſt ein Tagelöhner und er wird bezahlt nach der Zahl der Werke, die er geſchaffen. Hat Einer eine gar ſo geringe Zahl vor ſich gebracht, ſo zürnt ihm der Werkführer und er wird an die äußere Mauer hingeſtellt, während ſeine Brüder im Innern arbeiten, geſchützt von den Wänden und erwärmt von der Glut, die von den unterſten Stufen zog, ſehr wenig Achtung gab, und daſſelbe unvermerkt einem nahen Abgrunde zutraben ließ. Ehe wenige Minuten vergingen, waren Roß, Wagen und Reiſende in die Tiefe hinabgeſtürzt. Der Zauberer ſtieß einen kleinen Schrei des Schreckens aus, er eilte, einen kleinen Apparat zur Heilung von Bein- und Armbrüchen zuſammenzupacken, um ſich damit zur Unglücksſtätte auf den Weg zu begeben, als die Thür ſeiner Klauſe ſich öffnete, und die Fee Kokombre mit lachender Miene hereintrat. Der Magier lief ihr entgegen und drückte ſie mit größter Zärtlichkeit an ſein Herz. „Beſte Freundin“, rief er, „ſo waren Sie es alſo doch, die eben mit dem Wagen den Abhang herabſtürzte? Mein Gott, Sie ſehen, wie ich zittere, wie haben Sie ſich gerettet, und wer iſt der junge Menſch, der tollkühn und unvorſichtig genug war, die Leitung des Wagens, der er ſo wenig gewachſen war, zu übernehmen?“

des Allerheiligſten ausſtrömt. Jetzt, wo unruhige Kriegszeiten in den deutſchen Gauen und anderswo herrſchen, hat der fleißige und gehorſame Maurer viel zu thun, daß der Bau des Tempels, unbehindert von den weltlichen Mächten, fortſchreite. Das geheime Wiſſen, das der Menſchheit dienlich iſt, damit ſie weiter ſtrebe und gelange, muß in einer Zeit gewährt werden, wo großer Leichtſinn überhand genommen und der kurzſichtige Verſtand der Weltkinder ſich des Herrſcherſtabes bemächtigt hat. Dies, meine lieben Brüder, iſt in Kürze, was ich Euch für's Erſte zu ſagen habe. Später wollen wir ein Wort weiter mit einander ſprechen. Nehmt nun den erſten Bauſtein aus meiner Hand und geht hin und fügt ihn in den Tempel ein. Es iſt nur ein Stein; aber ein Stein kommt zum andern, und was Millionen Hände vor Euch thaten, das thut Ihr nun auch, und thun nach Euch wieder Millionen Hände und ſo kommt ein Bau zu Stande, der in die Wolken reicht. Aber habt Ihr auch Mörtel?

Wir haben Mörtel, lieber Meiſter.

Aber habt Ihr auch eine Kelle?

Wir haben eine Kelle, lieber Meiſter.

Und endlich, habt Ihr ein Winkelmaaß?

Wir haben ein Winkelmaaß, lieber Meiſter?

So geht, und arbeitet!

Die beiden neueingetretenen Brüder nahmen die Ziegelſteine, die zur Seite des Meiſters bereit lagen, und legten ſie in eine Vertiefung der nahen Wand, indem ſie dabei die Verrichtungen eines Maurers nachahmten und die Steine ſcheinbar in die Wand einfügten. Während deſſen ſangen die zwölf Brüder im Chor ein uraltes Bundeslied, deſſen Töne feierlich und ſeltſam klangen. Dann reichten ſie ſich die Hände und bewegten ſich langſam, nach dem Takte dieſes Liedes, im Kreiſe umher. Endlich verſtummte das Lied und der Kreis ſtand ſtill.

Die beiden Brüder kamen zurück und jetzt traten ſie mit in den Kreis ein. Die Ceremonie der Aufnahme war vollendet. Der Meiſter nahm das Wort und fragte: Nathanael, was haſt Du uns über den, den Du uns gebracht, zu ſagen. Sprich es aus, Gutes wie Böſes! Der, von dem Du ſprichſt iſt gegenwärtig. Wir verläumden nicht und reden nichts hinterm Rücken Derer, die uns angehören. Offenheit und Wahrheit ziemt dem Maurer. Sein Sinnbild iſt die blaue Kryſtallkugel; ſie iſt das Conterfei des ewig wahrhaften und offenen Himmels! Alſo ſprich!

Der Bruder Ariſtophorus, hub Xilander an, iſt mir bekannt geworden als ein Jüngling, der in Einſamkeit erzogen, eifrig nach den Schätzen des Wiſſens und der Gabe der Erleuchtung ſtrebte. Als ſeine Seele heranreifte, forderte er mich auf an ihrer Veredlung zu arbeiten. Wir ſchloſſen mit einander einen Bund; ich verſprach ihm, daß ich ihm redlich mittheilen wolle was ich an ſpärlichen Schätzen des Wiſſens mir angeeignet, er dagegen ſagte mir zu, daß er auf dem Lebenswege mir als Genoſſe und treuer Begleiter zur Seite gehen und mich vor dem Straucheln bewahren wolle. Er hat dieſen Bund gehalten, ſelbſt da, als ihn das Schickſal weltlich weit über mich erhob. Dies iſt was ich über ihn zu ſagen habe.

Iſt dies wahr Ariſtophorus? fragte der Meiſter.

Mit Schüchternheit erwiderte der Fürſt: Ja, mein Herr; es iſt wahr bis auf das Lob, das mir der Mann, den ich meinen Freund und Lehrer nenne, ertheilt.

Und Du, Ithuriel?

Mit Unrecht nennt ſich der neu aufgenommene Bruder mein Schüler; ich fand ihn bereits, als ich ihn kennen lernte, ſo weit vorgeſchritten in der Erforſchung des geheimnißvollen Wiſſens, daß, als er mit mir den Bund ſchloß, ich nur Wenig noch hinzuzufügen hatte.

Nein, Herr Graf! rief hier mit großer Lebendigkeit der junge Marquis: ich wußte nichts, gar nichts, als ich Sie kennen lernte. Sie, großer Mann, haben mich von dem erſten Schritt an geleitet. O ich weiß ja noch den Tag, die Stunde, als ich ſie am Hofe zum erſtenmal ſah: als man mir auf meine Frage ins Ohr raunte: das iſt der berühmte Graf St. Germain, der ein Zeitgenoſſe der Apoſtel war und Chriſtus ſah, als er auf Erden wandelte! Wie ſchwärmte mein Geiſt, wie glühte meine Phantaſie, als ich dieſe Worte vernahm. Sogleich ſtand mein Wille feſt: ich wollte, ich mußte Ihr Schüler werden. Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich dieſe ehrwürdige Verſammlung mit dieſen Beſonderheiten meiner Lebenslaufbahn bekannt mache und dieſer Mann, der nicht mein Lehrer und Freund, nein, mein Erretter und Abgott iſt, möge mir vergeben, daß ich gleich beim Beginn ſeiner Ausſage über mich ihn Lügen ſtrafe.

Der Kreis der Wiſſenden ſchwieg.

Fahret fort, Ithuriel! nahm der Meiſter wieder das Wort.

Laß den Bruder ſelbſt ſprechen, bat der Aufgeforderte.

Wohlan! rief dieſer. Ich lebte in der Einförmigkeit und Langenweile des Hofes, ein beklagenswerthes Daſein. Die Etikette war mein Gott, der Wink des fürſtlichen Auges die Richtſchnur meiner Handlungen. Ich hatte nie über die Beſtimmung des Menſchen nachgedacht, nie über das Maß ſeiner Fähigkeiten, über die Grenze ſeiner Befugniſſe. Wenn man mich gefragt, was ich dereinſt mit meiner Seele anzufangen gedächte, ſo würde ich geantwortet haben, ich werde machen daß ſie in dem gehörigen Galaanzuge in den Himmel gelange. Aber Niemand fragte. Die frivole Welt, die mich umgab, war ebenſo wenig wie ich ſelbſt befähigt oder auch nur willens über ſich und ihre Beſtimmung nachzudenken. Es gab Stunden, wo ich eine gewiſſe

Leere empfand, aber weit entfernt, die Quelle dieſes unbehaglichen Gefühls in einer moraliſchen Verkommenheit zu ſuchen, trachtete ich danach nur immer mehr Zerſtreuungen auf Zerſtreuungen zu häufen. Es kamen die Sommermonate heran, wo ich mich auf dem Landgute eines meiner Vettern aufzuhalten pflegte. An einem Abende durchſtreiſe ich mit einer fröhlichen Geſellſchaft einen Wald. Ich werde von meinen Gefährten getrennt und gerathe in die Irre. Es wird Nacht, da ſehe ich beim Schein des Mondes plötzlich eine Geſtalt, wie es mir ſcheint, von übermenſchlicher Größe, vor mir ſtehn. Den Schrecken, der mich befällt, bezwingend, gehe ich auf den Unbekannten zu und erkenne nun in ihm den Köhler, der im Forſt ſeine Wohnung hatte und von dem ich im Schloſſe ſchon hatte ſprechen hören. Man ſchrieb dieſem Manne übernatürliches Wiſſen zu und legte ihm die Gabe der Prophezeihung bei; in der That, wenn man den Berichten Glauben ſchenken wollte, die über ihn umgingen, ſo war dieſer plumpe ungeſchickte Bauer eine Art Prophet und Wunderthäter. Cyrill! redete ich ihn an, wie kommſt Du ſo plötzlich hierher. Mein Herr, entgegnete er, ich wußte daß ich heute das Vergnügen haben würde mit Ihnen zuſammenzutreffen, und daß Sie mich auffordern würden Ihnen den rechten Weg zu zeigen. Wie? rief ich, das haſt Du vorausgeſchaut? Doch Du haſt ganz recht, die Sache verhält ſich wirklich ſo, hilf mir zu meiner Geſellſchaft zurück. Er that dies, und als wir uns trennten und ich ihm ein Goldſtück gegeben, ſagte er zum Abſchied: Wenn der Mond ſich wieder zu füllen beginnt, wird Ihnen ein merkwürdiger Mann begegnen. Sie und er ſind beſtimmt nie wieder von einander zu ſcheiden, nachdem Sie ſich einmal gefunden haben. — Kurze Zeit darauf traf ich in der Hauptſtadt und am Hofe den Grafen.

Wie umgewandelt iſt jetzt mein Weſen. Ich habe gleichſam eine Seele, oder vielmehr dieſe Seele hat einen Inhalt bekommen. Wie in einen unergründlichen Brunnen ſehe ich in die Tiefe der menſchlichen Entwickelungen, und uralte Zeiten, verklungene Jahrhunderte rufen aus dem dunkeln Grunde mit vernehmlichen Stimmen mir zu. Ueberall Zuſammenhang, überall Leben! Wo ich früher Leere und geiſtloſes Flitterwerk ſah, erkenne ich jetzt, daß ein voller und gewichtiger Kern unter der Schaale ruht, der nur auf Erlöſung harrt. —

Meine Reichthümer und meine Stellung in der Welt verlaſſend, bin ich ihm nun gefolgt, ſein treuer Anhänger, ſein Schüler. Durch ihn erfuhr ich von der Exiſtenz dieſer hochwürdigen Verbrüderung, und mein Wunſch war es in den Orden aufgenommen zu werden, um, ſo viel es in meinen ſchwachen Kräften ſteht zu der Förderung ſeiner Zwecke zu dienen.

Dazu wird es nöthig ſein, bemerkte der Meiſter vom Stuhl, daß Sie, geehrter Bruder, ihre Stellung wieder einnehmen und wieder in den Beſitz ihres Vermögens zu gelangen ſuchen, denn ſo wie Sie uns hier ſehen, leben wir Alle in der Welt und weltliche Mittel ſind uns nöthig, um geiſtig zu wirken.

Ich ſehe, ſagte der Marquis, daß mich mein Eifer zu weit geführt hat, und ich werde ſuchen wieder gut zu machen, was ſich gut machen läßt.

Mißdeuten Sie, mein theurer Bruder, dieſe warnende Stimme nicht, ſagte der Graf St. Germain, indem er auf den jungen Mann herzutrat. Wir ſind Alle dem Irrthum unterworfen, wir bedürfen Alle des Raths und der Stütze unſrer Brüder.

Die Verſammlung beſchäftigte ſich jetzt mit den Aufträgen und Aufgaben, die jedes der einzelnen Mitglieder über ſich nahm. Alsdann traten Einige aus und es blieb der kleine Kreis der Wiſſenden des höchſten und letzten Grades beiſammen, die mit einander konferirten und deren leiſe Geſpräche und Reden kein ungeweihtes Ohr anhören durfte.

Als der Morgen ſich nahte, ſchieden die Gäſte in eben der Folge und auf gleiche Weiſe wie ſie gekommen.

Das Gruftgewölbe.

In der hierauf folgenden Nacht traten verabredetermaßen der Magus und der ehemalige Kaſtellan ihre Wanderung an. Sie hatten ſich mit allem Nöthigen verſehn. Nachdem ſich der letztere überzeugt hatte, daß der bezeichnete Sarg ſich wirklich im Gewölbe befand, verließen ſie daſſelbe wieder, nachdem der Magus einen mitgebrachten Gegenſtand daſelbſt verborgen hatte. Es wurde nun mit dem Grafen St. Germain verabredet, wann beide Freunde gemeinſchaftlich in die Gruft niederſteigen, den Sarg öffnen und den Raub vollführen wollten. Hierzu war kein Dritter nöthig, und der ehemalige Diener des Fürſten erfuhr nichts von dem Unternehmen.

Die Nacht war finſter und ſtürmiſch, als der Magus und der Graf ſich dem auf einem Hügel am See gelegenen abgeſonderten Grabgewölbe näherten, in welchem die Leichen der fürſtlichen Familie ſeit über einem Jahrhundert aufbewahrt wurden. Dieſes Gewölbe hing mit den Ueberreſten eines alten Kloſters zuſammen, das ein Vorfahr erbaut hatte, das aber längſt ſchon verlaſſen worden und nun in Trümmer fiel. Die Gänge des Kloſters, beſonders dort, wo ſie zur Gruft führten, waren noch leiblich in Stand geſetzt, doch der ehemalige Kloſterhof, den man überſchreiten mußte, zeigte das Bild der Verwüſtung der Zeit; er war mit Trümmerhaufen bedeckt und hohes Gras wucherte aus den Steinplatten. Die Leuchte, die der Magus mitgenommen, mußte ihre Dienſte thun, um den kleinen engen Pfad erkennen zu laſſen, der durch das Geſtrüpp und Gerüll führte. Der Sturm wüthete. Die Kronen der alten Eichen, die ihre Aeſte über die vermorſchte Kloſtermauer ſtreckten, ſeufzten unter der Wucht der gewaltigen Stöße; Mauerreſte, zertrümmerte Schieferplatten raſſelten von der Thurmbedeckung nieder; ein Aechzen und Heulen klang durch die verlaſſenen Gänge und durchtobte die öden Hallen. Der Schein der Laterne warf ſeltſame Lichter auf die vorſpringenden Säulen und rief die Täuſchung wach, als ſchritte eine Prozeſſion vermummter Geſtalten durch die Kreuzgänge. Endlich erreichten die Wanderer den Eingang der Gruft. Wie erſtaunten ſie, als ſie die kleine Thüre, die in das Innere führte, offen ſahen und der rothe Schein einer Fackel aus den Spalten und Oeffnungen hervordrang.

Es iſt ſchon Jemand drinnen! flüſterte der Graf.

Ich errathe wer es iſt, beſchwichtigte der Magus.

Die Falle war gut angelegt und das Opfer hat ſich gefangen.

So wählen wir eine andre Nacht, ſagte raſch der Gefährte; denn wir müſſen allein ſein.

Still! lehnen wir uns hier an die Mauer. Der Beſucher der Grüfte wird bald wieder hervorkommen; ich höre ſchon ſeinen Schritt, ſein ängſtliches Keuchen, mit dem er die Stiege hinaufwankt.

Jetzt wurde eine ſeltſame Erſcheinung ſichtbar. Ein Mann in gebückter Stellung, in der rechten Hand mit gehobenem Arm eine Fackel haltend, mit der linken einen Gegenſtand umklammernd, den er über den Rücken geworfen hatte und der ein Leichnam zu ſein ſchien, kam aus dem Pförtchen hervor, das er offen ließ. Er ſtieß dumpfe Laute aus und als die Nachtluft ihn anwehte, hielt er einen Augenblick ſtill und ſo weit es die Laſt erlaubte, die er ſich aufgebürdet, hob er das Haupt und ließ die feſſellos um Wange und Schulter niederhängenden Haare im Nachtſturm wehen. Dabei fiel das Licht auf geiſterbleiche verzerrte Züge; die Augen rollten und ſchienen mit durchbohrenden Blicken das weite Gebiet der Nacht und Zerſtörung rings umher zu muſtern. Die Kleidung des Mannes war ein ſchwarzer Nachtrock, nachläſſig umgeworfen, die ſchwarzen Strümpfe hingen nieder und von dem einen Fuße war der Schuh mit der Schnalle verſchwunden. Die Hände waren blutig, wahrſcheinlich hatten ſie ſich an ſcharfen

„Er iſt genugſam für ſeine Unachtſamkeit und Zerſtreutheit beſtraft", erwiederte die Fee, „laſſen Sie uns nicht mehr davon ſprechen. Wie finden Sie dieſe Schäferkleidung? Nicht wahr, das iſt etwas Neues. Ich habe einmal die Brillanten etwas bei Seite geſetzt." Sie trat mit dieſen Worten vor einen Spiegel und brachte ihren Anzug wieder in Ordnung. Der Magier fand das kleine Röckchen, die blauen Strümpfe, das rothe Mieder und die kleinen Haarzöpfchen ganz unleidlich häßlich, dennoch machte er der Fee über ihren Geſchmack Lobſprüche. „Wer hat diesmal die Toilette beſorgt?" fragte er mit einem kleinen höhniſchen Lächeln. „Etwa der junge kecke Wagenlenker?"

„Sie ſcherzen!" entgegnete die Fee und warf ſich aufs Sopha. „Ich bin des Umgangs mit den Menſchenkindern überdrüſſig geworden, ſeit der letzten Hochzeit, die wir zuſammen feierten"—

„Ach, auf der Maulwurfsinſel!" fiel ihr der

Metallecken geritzt, die Spitzen Manſchetten hingen zerriſſen und mit Moder und Blut beſudelt an den magern Armen herab, deren Muskeln krampfhaft angeſtrengt waren. Ein Theil der Bruſt war offen. So ſtand die verwilderte Geſtalt am Eingang des Gewölbes da, wie ein dem Sitze der Schrecken entſtiegenes entſetzliches Gebilde, wie ein Phantom in Menſchengeſtalt, das auf die Oberfläche gekommen war um Kunde zu bringen von dem Reiche der Todten. Doch ſchreckenerregender als der Träger war die Laſt, die er trug. Es war dies eine lange dünne Geſtalt mit einem Kopfe, der auf den Nacken zurückgebrochen war, und deren Arme wie geknickte Holzſtangen vom Körper abſtanden. Das Antlitz dieſes Todten zeigte eine Fülle ſchwarzen Haares, weite offne Augen und grell rothe Wangen.

Nachdem der nächtliche Träger eine Weile geſtanden, ſchickte er ſich an, ſeinen Gang oder vielmehr ſeinen Lauf fortzuſetzen, denn anders konnte man ſein eiliges Verſchwinden durch die Dornhecken und über das Steingerüll nicht nennen. Es war ein Anblick, der die feſteſten Sinne zu erſchüttern im Stande war. Jetzt ſtand er hoch auf einer Steinplatte mit ſeiner Beute beladen und von der Fackel beleuchtet, jetzt ſtürzte er ſich raſſelnd und mit einem kurzen wilden Schrei in die Tiefe und man ſah ihn ſich durch die ſchwarzen Zweige den Weg bahnen. Das Gebüſch ſchlug über ihn zuſammen und nur die rothen feurigen Zungen der Flamme wehten wie eben ſo viel durch die Nacht ihm nachziehende Dämonen hinter ihm drein. Nicht lange, ſo tauchte er wieder auf, erklomm einen Mauervorſprung und hockte auf deſſen Steinſitz nieder, ſich einige Sekunden Ruhe gönnend.

Plötzlich hörte man ihn einen lauten Schrei ausſtoßen.

Die beiden Männer waren gefolgt und ſie vernahmen nun die laute Klage des Unglücklichen, er rief: Was wollt ihr? Laßt mich! Ich trage meine Mutter fort! Gebt mir meine Mutter frei! Haltet ſie nicht —! ſie gehört nicht zu euch. Ihr Alle, die ihr mir nachgezogen kommt, geht in eure Särge zurück, ich nehme auch Keinen der Eurigen. Sie iſt nicht Fleiſch und Bein, und am Auferſtehungstage wird ſie nicht auferſtehen. Sie gehört nicht zu euch! Laßt mich — haltet mich nicht. Der Sohn bringt ſeine Mutter fort.

Mit dieſen Worten zerrte der Unglückliche an ſeiner Laſt und ſuchte ſie frei zu machen von der Umklammerung eines ſtarken Aſtes der Dornenhecke. Es war herzzerreißend, dieſe Klagen zu hören, die in wilde Drohungen übergingen. Endlich wichen die Zweige und der Träger ſtürmte in die Nacht weiter. Man konnte noch aus der Ferne das Aufſchlagen der niederhangenden Arme und des Kopfes auf dem Steingerüll hören.

Mein Himmel! rief der Graf — wer iſt dieſer Unglückliche? Es iſt mir, als wäre ich ihm ſchon einmal irgendwo begegnet. Was treibt er? Laſſen Sie uns ihm folgen.

Wir wollen ihm folgen, ſagte der Magus; doch mit Vorſicht. Wir haben gleichſam einen Nachtwandler vor uns, den wir durch Anrufung des Namens nicht aufſchrecken dürfen.

Es iſt der Fürſt Nepomuk! rief St. Germain. O nun errathe ich Alles. Der Sohn Starteböckers! Und Ihr, Wallaspur, Ihr nehmt eine ſo ſchreckliche Rache, daß Ihr abſichtlich den Wahnſinn des Armen unterhaltet und ſogar ſteigert! Ihr ſeid entſetzlich!

Ich genieße eine Himmelsſeeligkeit in dieſem Augenblicke, ſagte der Magus. Seht, wie er ſich mit der Puppe herumſchleppt, die ich in die Gruft habe bringen laſſen, damit er ſie finde. Wie treffliche Dienſte das elende, unbrauchbare Automat mir thut! So hat der Vater auch einſt mit mir geſpielt, mir ein erbärmliches Machwerk in den Arm geworfen und mir den zugeſagten köſtlichen Schatz entzogen.

Unterdeſſen hatte der Unglückliche, dem dieſe Worte galten die Mauer des alten Kloſters verlaſſen und eilte einem felſigen Vorſprung zu, der in den See hinein ſich erſtreckte.

Er wird doch nicht einen verzweifelten Entſchluß, gegen ſein Leben gerichtet, faſſen? rief ängſtlich der Begleiter des Magus.

Ich fürchte dies nicht: entgegnete dieſer. Er wirft ſich erſchöpft auf den Boden und hat die Fackel neben ſich in die Erde geſteckt, vor ſich hin die faſt ſchon zertrümmerte Figur hingeſtreckt. Er richtet wieder Worte der Klage und des Schmerzes an ſie. Hören Sie.

Und Jener rief: So muß ich denn von Dir Abſchied nehmen, Mutter! Du mußt fort — auf immer fort aus dem Anblick der Menſchen. Sie ſollen Dich nie und nimmer finden. Ich will ſelbſt Dich hinwegtragen aus ihrem Angeſicht. Aber mein Herz ſoll um Dich trauern; Dein Sohn wird Dich nicht vergeſſen! Horch, wie es durch die Nacht ruft, wie es aus der Tiefe hervorſpricht! Rings tauchen Larven auf, geſpenſtiſch, ſeelenlos wie Du, und ſie werden Dich in ihre Mitte nehmen und mit Dir in die dunkele Kammer der Erde verſchwinden. Dort in den uralten Höhlen werdet ihr im Kreiſe ſitzen und die ſtarren Augen in die Höhe richten, wo das warmblütige Leben wandelt, nach dem ihr Verlangen tragt. O ihr ſtummen, fürchterlichen Larven, durch hölliſche Zauberkunſt mit Scheinleben ausgeſtattet, wie jagt ihr mir Schrecken in's Gebein. Ich gehöre zu euch, ihr habt ein Anrecht auf mich; wenn ihr es fordert, ſo muß ich zu euch hinabſteigen. Dann werdet ihr eure ſtarren Arme um meinen Leib ſchlagen und mich an die hohle Bruſt drücken, in der kein Herz ſchlägt! — Fort — fort! Ihr ſollt nicht zu mir heran! Mit Rieſenkraft will ich mit euch ringen und eure Leiber zertrümmern.

Seht, ich mache den Anfang jetzt gleich mit dieſer, eurer Genoſſin! Fluch dieſem hölliſchen Machwerk!

Und der Wahnſinnige faßte die Puppe und ſchmetterte, weit ausholend, den Kopf gegen einen Stein, ſo daß klirrend die Stahlfedern im Innern zerſprangen und ein ſchrillender Laut durch die Nacht tönte.

Dann ſtürzte er zu ihr nieder und ſie in ſeine Arme ſchließend, flüſterte er in ſchmeichelnd zärtlichen Klagelauten: Oh — oh, was habe ich gethan? Der Sohn erhebt die Hand gegen die Mutter! Vergieb — vergieb! Ich will Dich hinauftragen, Du ſollſt in meinem Zimmer unter ſeidner Decke den Ehrenplatz einnehmen. Keine fremde Hand ſoll an Dich rühren! Komm, komm! —

Indem er ſie forttragen wollte, fiel ein Theil des Uhrwerks heraus und die Räder, in Gang geſetzt, arbeiteten auf dem Boden fort.

Ah! Dein Herz, Dein zuckendes Herz, Mutter! ſchrie in gellenden Tönen der Irre. Sieh, es lebt! —

Er hielt die klingende Feder an's Ohr, dann ſchleuderte er ſie mit einem Schrei des Entſetzens weit hin in's Waſſer. Fort, fort! Das iſt nicht Fleiſch und Blut, das iſt teufliſche, furchtbare Kunſt. Fort! Und wo das Herz iſt, da ſoll auch der Leib ſein. Abſcheuliches Gebilde — weg mit Dir! Und mit einem wilden Sprunge ſtürzte er auf die Puppe zu, faßte die herumliegenden Glieder in Eins zuſammen und an den

Abhang heran eilend, warf er in einem gewaltigen Wurf ſie in den See, der brandend an die Ufer ſchlug. Das Licht der Fackel beleuchtete blutigroth die lange hagre ſchwarze Geſtalt, die in ängſtlicher Nähe am Abgrund ſtand und mit den Armen in die Tiefe wies.

Schlummre — ſchlummre auf ewig! Dort wo kein Auge Dich erblickt — wo kein Arm nach Dir ſucht, um Deine und meine Schmach vor der Welt zu verkünden. Gut — es iſt vollbracht! —

Er wankte zurück und ließ ſich in der Nähe der Fackel erſchöpft auf das Gras nieder.

Wir wollen ihn jetzt verlaſſen, und an unſer Werk gehen, ſagte der Magus zu ſeinem Freunde.

Beide eilten wieder dem Eingange der Gruft zu. Sie ſtiegen vorſichtig die Stufen nieder und gelangten in eine große, gewölbte Halle, die in zwei Reihen einander gegenüber eine Anzahl Särge enthielt. Einige derſelben waren bereits vermorſcht, das Metall der Griffe und Beſchläge war erblindet, die Fahnen und Trophäen hingen in Fetzen herab, andere zeigten ſich als noch völlig wohlerhalten. Unter dieſen fanden die beiden nächtlichen Wanderer bald den bezeichneten Sarg heraus. Sie legten die Werkzeuge, die ſie mitgebracht, auf den Boden, und ehe ſie daran gingen den Todtenſchrein zu erbrechen, unterſuchte Xilander den Metallſchild zu Häupten der Lade und zog ein paar vergelbte Pergamentblätter hervor, die er bei dem Lichte der Laterne genau betrachtete. Seine Züge nahmen den Ausdruck freudiger Ueberraſchung an, je länger die Blicke auf dieſen Tafeln ruhten. Endlich ſagte er zu ſeinem Genoſſen: Wir haben was wir ſuchen.

Mit großer Anſtrengung wurde jetzt das Werk des Oeffnens vollbracht. Der ſchwere Deckel ſank herab und einige ſeidne Hüllen wurden abgeſtreift. Als das Licht den erſten Strahl auf das Antlitz der im Sarge ruhenden Todten warf, ſtürzte Xilander mit einem dumpfen Laut zur Seite der Leiche nieder.

Sie iſt's! ſie iſt's! Gott, wird es uns gelingen ſie nach dieſem langen Schlummer wieder zum Leben zu bringen! Wie entſtellt ſieht ſie aus! — O Entſetzen, ſie iſt — ſie bleibt todt! — Mit dieſen Jammertönen begrüßte der Erſchreckte den längſt entbehrten theuern Schatz.

Unterdeſſen hatte St. Germain die Pergamentblätter genau betrachtet und er las jetzt deren Inhalt mit eintöniger Stimme ab, die im Gewölbe wiederhallte, ein ſchauerliches Echo weckend, gleichſam als ſprächen die Todten die geheimnißvollen Worte langſam nach. Die Schrift lautete: Nicht todt und doch nicht lebend — durch eine unnatürliche, grauſame und übermenſchliche Kunſt, deren Urſprung und Geſetze ich nicht kenne, in dem Zuſtand des Scheinlebens erhalten. Ich verſchmähe dieſes Geſchenk, das der Tod dem Leben macht, aber ich bin nicht fähig die mörderiſche Hand daran zu legen. — Das iſt die Frucht meines Vorwitzes und meines verbrecheriſchen Strebens, in die Geheimniſſe zu dringen, die eine gütige Macht mit Abſicht weit ab von der Heerſtraße des Lebens hinverlegt hat. So hat mich denn die Nacht erfaßt und hält mich mit ſtarren Armen. Schaudernd ſtehe ich und weiß nicht wohin ich meine Schritte wenden ſoll. Das Entſetzen umgiebt mich, wohin ich blicke. Du arme Gequälte, wer warſt Du einſt im Leben? Dein brechendes Auge ſieht mich ſtumm an, Du bitteſt mich um Tod, Du flehſt mich an, Dir den Schlummer im Grabe zu gönnen. Wohlan — die Tücke, der Verrath haben Dich mir in die Hände geſpielt, ich will Dich nicht meine Rache empfinden laſſen, Du ſollſt nicht mehr als Spielwerk in den Händen des Verruchten und ſeiner Genoſſen dienen, Du ſollſt die Ruhe finden, die Du ſuchſt. Das Grab ſoll Dich aufnehmen und auf immer verſchließen. Die künſtlich erhaltene Flamme wird verlöſchen. —

Ich aber will zum Leben zurückkehren und deſſen koſtbarſten Schatz aufſuchen, den man mir geraubt. Zugleich will ich den Räuber züchtigen.

Die zweite Pergamenttafel enthielt in Chiffern jene Geſetze, von denen Starteböcker geſprochen, und die die Behandlungsweiſe angaben, wie die „Erſtarrte" zu behandeln ſei, um ſie in dem Zuſtande zu erhalten, in welchen ſie verſetzt werden. Dieſe Tafel nahm Xilander an ſich.

St. Germain, am Sarge knieend, hatte eine Phiole hervorgezogen und benetzte mit einer ſtark duftenden Eſſenz die Stirne und die Herzgrube der im Grabe Schlummernden. Hierdurch verlor ſich der Veilchengeruch, der beim Oeffnen des Sarges ſich zu verbreiten angefangen.

Arſala! rief St. Germain, ſo ſehen wir uns wieder!

Xilander, noch immer in dem Leſen der Pergamentblätter vertieft, warf, als er dieſen Ausruf hörte, einen langen prüfenden Blick auf ſeinen Genoſſen. In dieſem Blicke war die Furcht und das Mißtrauen ausgeſprochen, die er gegen einen Mann zu hegen begann, der willens zu ſein ſchien, ihm den eben erſt erlangten Schatz wieder zu rauben. Der Beargwohnte merkte dieſen Andrang widriger Gefühle und er beeilte ſich, ſie im Keime zu erſticken, indem er mit Zutrauen erweckender Stimme ſagte: Sei ruhig, mein Freund und Bruder, durch mich erfährſt Du keinen neuen Verrath! Ich bin unfähig meine Freunde zu täuſchen. Du haſt mir mein Kind gerettet, wie ſollte ich es Dir vergelten wollen, indem ich raube, was Dir gehört! Denke beſſer von mir. Wenn Du wüßteſt, in welcher Beziehung dieſe Erſtarrte zu mir ſteht, Du gäbeſt auch ohne meine Verſicherung jeden Verdacht auf. Nimm ſie. Gieb ihr Ruhe, Frieden wieder, ende ihren qualvollen Zuſtand und ich werde der Erſte ſein, der Dir dafür dankt.

Ich glaube Dir! rief Kilander, und beide Freunde gaben ſich über den Sarg herüber die Hand.

Wir wollen jetzt an's Werk gehen, nahm der Magus wieder das Wort, den theuern Körper in eine ihm würdigere Behauſung zu bringen. Schon habe ich ein Gemach für ſie in Bereitſchaft geſetzt.

In Deinem Hauſe? fragte der Graf. Wird ſie dort auch ſicher ſein?

Wer ſollte es wagen in mein Beſitzthum zu dringen?

Bedenke, daß wir Jünger eines geheimnißvollen Wiſſens nirgends eine ſichre Stätte haben. Heute betet man uns an, morgen verfolgt man uns. Heute ſind wir die Lieblinge der Fürſten, und morgen ſteinigt uns der Pöbel.

Es iſt wahr.

Und jener Wahnſinnige! Wird er Dich ſchützen können?

Der Magus ſtieß einen Laut des Schmerzes und des Kummers aus. Er lehnte ſein Haupt an den Rand des Sarges und rief mit dumpfer Stimme: Wohin denn mit meinem Schatze!?

Für's Erſte bringen wir ſie in Dein Haus, ſagte der Freund; alsdann entſcheiden wir über die weitern Schritte, die zu thun. Ich kenne einen Ort, wo Du ſie und Dich ſicher bergen könnten.

Wo?

Magier freudig ins Wort. „Welch eine luſtige Zeit war das!“

„Wo Sie ſo zierlich die Menuet tanzten“ —

„Stille,“ rief der Zauberer geſchmeichelt. „Wer ſpricht von meinem Tanzen, wenn die Fee Kokombre ſich in die Reihen miſcht? Ich weiß mich noch ganz deutlich auf Ihren Anzug zu beſinnen. Sie trugen eine Robe von Carmoiſinatlas mit einer Guirlande von Sonnenblumen, der Gürtel enthielt drei Brillanten von der Größe von Taubeneiern. Auf dem Haupte prangte ein Diadem von Türkiſen und Rubinen, aus deren Vereinigung ein Bouquet von gelben, rothen und weißen Straußfedern majeſtätiſch emporſtieg. Wars nicht ſo, kleine Schäferin?“

Die Fee war gegen dieſen Beweis von Artigkeit nicht unempfindlich. Sie berichtigte Einiges an den Erinnerungen des Magiers und Beide überließen ſich den freudigen Erinnerungen aus jenen Tagen. Da es dunkel geworden war, ſetzten ſie ſich aufs

Frage nicht. Laß uns eilen, ehe der Morgen anbricht, unſern Raub hinweg zu tragen.

Sie hoben den Körper aus dem Sarge. Die Schleier wurden dichter um die ſchönen Formen gewickelt, eine purpurrothe Decke hüllte ſie vollends ein. Auf dem Grunde des Sarges ſuchte Xilander auch noch einen Gegenſtand, und er brachte alsbald das magiſche Inſtrument hervor, das einem Schwerdte gleich in einer Scheide ſteckte. Dieſes und ein Kryſtallfläſchchen, gefüllt mit einer rothen Flüſſigkeit, nahm er zu ſich; dann wurde der Sarg wieder geſchloſſen. Der Graf nahm die Leuchte und der Magus folgte, die Lebloſe im Arm. Der rothe Teppich ſchleppte nach und blieb hier und da an einem Dornzweige haften. Nach einem mühſam zurückgelegten Wege erreichten Beide die Wohnung am See.

Die Wiederbelebung.

Der Fürſt war von einem ſchweren Fieberanfall heimgeſucht und, mit Ausnahme einiger ſeiner vertrauten Diener, für Niemand ſichtbar. Der Staatsrath und die Fürſtin, die dieſe Krankheit für einen der gewöhnlichen Paroxismen hielt, beeilten ſich nicht ihre Theilnahme zu zeigen, und nur der Miniſter, dem die Pflicht oblag die gewöhnliche Anrede zu halten und den Landesherrn zu bewegen, ſich wieder den Seinigen zu zeigen, machte im Stillen die Bemerkung, daß dieſe ſtörenden und läſtigen Zufälle jetzt häufiger zu werden pflegten. Die Fürſtin Tante hielt ihren Cercle wie gewöhnlich, und da man ſich einem großen Hoffeſte näherte, ſo ſorgte das Hofmarſchall Amt dafür, daß im Empfangſaale einige der zu ſtark mitgenommenen Fenſter mit neuen Scheiben verſehen wurden; auf gleiche Weiſe forſchte der Hofbaurath nach der mehr oder mindern Haltbarkeit einiger Gipsgruppen, die an der Decke befeſtigt waren und unter denen ſich eine Fama befand, die längſt ſchon im Verdacht ſtand, daß ſie nicht übel Luſt habe mit ſammt ihrer Tuba in den Saal hinabzuſtürzen. Die Fürſtin memorirte eine Rede, die ſie ausnahmsweiſe, denn ſie war keine Freundin von angreifenden öffentlichen Akten, halten wollte, um den verſammelten Repräſentanten des Landes gegenüber die Hoffnung auszuſprechen, daß nunmehr der Fürſt ernſtlich daran denke ſich zu vermählen, und daß man bereits an einige Höfe Portraits geſchickt und von dieſen welche empfangen habe.

Verſchieden von dieſem weltlichen Treiben in der Stadt, herrſchte am See in dem Häuschen des Magus die tiefſte Ruhe. Da man ſich dem Spätherbſt näherte und bereits die Dunkelheit früh eintrat, ſo ſah man ſchon früh gegen Abend eine rothe Glut aus dem Fenſter ſtrahlen, das nach dem See hin belegen war. Dieſer ſeltſame Schein drang aus dem Arbeitskabinet des Profeſſors, und wurde zunächſt durch einen Vorhang hervorgebracht, der in weiten Falten herabhing und das ganze Fenſter nach innen zu verdeckte. Ohnedies hätte es auch kein Neugieriger gewagt, hier hineinſchauen zu wollen, denn der Magus war gefürchtet in der Umgegend, und wen nicht gerade nothgedrungen ſein Weg hier vorbeiführte, der vermied ſorglich in der Nähe des Häuschens ſich ſehen zu laſſen. —

Die Beſchäftigung Xilanders beſtand in der unausgeſetzten Bemühung, die „Erſtarrte“ wieder zum Leben zu bringen. Zwölf Nächte hatte er bereits gearbeitet und alle Mittel, die die Tafel angegeben, wiewohl fruchtlos angewendet. Er hatte es zu keinem glücklichern Erfolge bringen können, als daß die Lider der geſchloſſenen Augen gezuckt und ein kaum merkbarer Hauch aus der Tiefe des Buſens ſich zwiſchen die Lippen hervorgedrängt hatte.

Sein Zuſtand war ein bedauernswerther; er war der Verzweiflung nahe. Der lange Aufenthalt in dem verſchloſſenen Sarge ſchien den ſchwachen Lebensfunken des unter einem magnetiſchen Zauberbanne befindlichen Weſens zu einer kaum noch merkbaren Kleinheit zuſammengedrückt zu haben. Er konnte dem völligen Verlöſchen faſt nicht mehr entzogen werden. Nur ein Mittel konnte noch wirken, dies war die Anwendung des in dem allerſtärkſten Grade wirkenden Magnets, aber Xilander zögerte dieſen anzuwenden. Dieſer Magnet, der in der Scheide verborgen lag, mußte mit der Lebenskraft des Magnetiſeurs in ſo vollem Maße geſättigt werden, daß dies nothwendig die Erſchöpfung, ja unter Umſtänden den Tod des agirenden Theils nach ſich zog. Dabei wurde der leidende Theil durch einen ſo energiſch eindringenden Reiz zu den grauſamſten Schmerzen und einer Qual angeſtachelt, für die es in dem weiten Bereich aller krankhaften Erſcheinungen kein einziges Beiſpiel giebt und wofür die Sprache kein bezeichnendes Wort hat.

Wenn der leidenſchaftliche, in der heftigſten Liebesglut ſich verzehrende Mann auch nicht gezögert hätte ſich ſelbſt in Gefahr zu ſtürzen, um dem geliebten Gegenſtande zu helfen, ſo bedachte er, daß dieſem Gegenſtande ſelbſt die größte Gefahr drohe. Denn der Magnet war ſo ſtark, daß er entweder die Lebensflamme neu anfachte und zu einer hellen Flamme auflodern ließ, oder er tödtete auch augenblicklich. Es war alſo die entſetzenvolle Möglichkeit vorhanden, daß der Tod dieſes grauſe und doch ſo verführeriſche Liebesſpiel mit einem Male und unerbittlich auf ewig endete.

Xilander lag in der Nacht, deren Ereigniſſe wir jetzt beſchrieben, muthlos und mit kaltem Todesſchweiß bedeckt auf den Knieen vor der ſchönen lebloſen Geſtalt, die in purpurrothe Tücher gehüllt, mit einem langen weißen Gewande bekleidet, in einer Niſche vor ihm ſaß. Tiefe Stille herrſchte im Gemache; nur durch das leiſe Kniſtern der Kräuterbündel unterbrochen, die von der Flamme eines großen Beckens am Eingange des Gemachs verzehrt wurden.

Der Magus war durch Faſten und Nachtwachen erſchöpft; er hatte die zwölfte Nacht ruhelos zugebracht und jetzt wühlte der Zweifel und die Unentſchloſſenheit in ſeiner Seele, ob er jenes entſcheidende Mittel anwenden ſolle oder nicht. Er überlas zum hundertſten Male die Paragraphen der Tafel, und da der Sinn der Ausſprüche immer derſelbe klare und verſtändliche blieb, ſo ſchrieb er ſeinem eignen kochenden Gehirn die wankende Unentſchloſſenheit zu, in die er gegenüber der großen und wichtigen Aufgabe verſunken war.

Endlich zuckte er empor, warf mit raſcher Kopfbewegung die Haare aus der Stirn, ſah mit ſtarren Augen auf und richtete dann dieſe auf die Geſtalt, zu deren Füßen er lag. Ein Ausdruck von Zärtlichkeit und verzehrender Glut bemächtigte ſich dieſer durch Kummer und Qual gefurchten und gebleichten Züge. Er erhob ſich langſam und wankte auf eine verhüllte Stelle der Wand zu. Den Verhang hinwegſchiebend, blickte er auf das Zifferblatt einer Uhr und rief dann ſchaudernd: Nur wenige Minuten bleiben mir noch. Dann tritt eine andre Conſtellation ein und mein Werk wird dann noch ſchwieriger! —

O daß Niemand da iſt, der mir beiſteht!

Meine Kräfte verlaſſen mich. Ich unterliege! — Ein Menſchenalter von Qual drängt ſich in den Zeitraum dieſer Minute. Soll ich — ſoll ich nicht? —

Wer rathet mir?

Er horchte auf, als wollte er Stimmen vernehmen; allein die Nacht blieb ſtumm.

Zitternd und mit der fahlen Bläſſe des Todes auf Wangen und Stirn blickte er um ſich. Seine Hand wühlte krampfhaft im offenen Buſen. Jetzt ſtürzte er zu dem Tiſche hin, wo das verhängnißvolle Inſtrument in ſeiner Scheide lag.

Er erfaßte es, zog es hervor und rief mit leiſer Stimme: Es ſei!

Sich umſchauend forſchte er nach, ob Niemand ihn gehört. Die Lebloſe ſaß in der Niſche, die Flamme im Becken brannte ſtill fort, die Kräuter hauchten aromatiſche Düfte aus.

Jetzt enthüllte der Magus einen Spiegel und ſich vor dieſen hinſtellend, ſetzte er das Schwerdt mit der Spitze auf ſeine Herzgrube und richtete dabei mit einer durchdringenden Schärfe die Blicke auf ſein eignes Bild im Spiegel. Seine Seele arbeitete mit Rieſenkräften. Sein Wille entzündete ſich zu einer Glut, die die Organe des Körpers erbeben machte. Wie ein in Feſſeln ſich krümmender Sklave, ſo wand ſich der zitternde Leib unter dieſer ſich zur göttlichen Allmacht ſteigernden Seele. Und an dieſer Seele war Alles Wille. Die Spitze des Stahls bog ſich wie Wachs und ein durchdringender ſtarker Aether verbreitete ſich im Gemache. Nur eine Minute dauerte dieſe dämoniſche Operation, ein Lebenshauch weiter und die Seele hätte die Bande des Körpers geſprengt. Mit Augen ohne Sehkraft, mit verſagenden Knieen glitt der Halbbeſinnungsloſe an die Niſche heran, riß das Gewand vom Buſen der Geſtalt und ſtieß mit der Spitze des Schwerdtes gegen die Herzgrube. Zu gleicher Zeit ſtürzte er leblos nieder.

Ein Schrei, wie der kreiſchende Laut eines Kindes zitterte durch die Stille und in demſelben Momente flogen die Arme der Geſtalt in die Höhe und wieder herab. Sie öffnete die Augen und raſch den hingefallenen Magnet ergreifend, preßte ſie ihn an ihre Lippen und ſog an ihm, gleichſam wie begierig, auch den letzten Funken der innewohnenden Kraft einzuſchlürfen. Dabei verzog ſich der Ausdruck des ſchönen Geſichts, das bis jetzt marmorglatt und ſtarr geweſen war, zu einem peinvollen Schmerze. Sie wimmerte wie ein Kind, und dieſe Töne, die herzzerreißend klangen, weckten den ohnmächtigen Mann zu ihren Füßen.

Er öffnete die Augen, und die Erſtarrte vor ſich lebend ſehend, ließ er einen Ausruf des Entzückens ſeinen Lippen entſchlüpfen; doch ſeine Erſchöpfung war zu groß, als daß es ihm möglich geweſen wäre ſich zu erheben. Er blieb liegen und nur ſeine Blicke richteten ſich empor. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen und er hauchte vor ſich hin: Soll ich ſterben, jetzt da ſie lebt! —

Die dumpfe Stille im Gemach herrſchte fort.

Noch immer hielt die Erwachende das Schwerdt an ihre Lippen gepreßt.

Jetzt ſchloß ſie wieder die Augen und ſank in die Polſter zurück, aber in ruhigem Schlummer Athem holend wie eine Geneſende.

Die Blicke des Mannes zu ihren Füßen waren fortwährend auf ſie gerichtet. Er machte eine Anſtrengung ſich zu erheben, aber er ſank zurück; vergeblich bemühte er ſich eine Kryſtallkugel zu erreichen, die auf einer Marmorplatte an dem verhüllten Fenſter ſtand; er ergriff einen Hammer, der auf dem Boden lag, und einen Schlag auf die Kugel führend, zertrümmerte er ſie und ein ſtärkender, belebender Duft durchdrang den ganzen Raum des Gemachs. Der Erſchöpfte athmete in vollen Zügen dieſen Duft ein und neue Kraft durchdrang ihn. Er erhob ſich jetzt mühſam und füllte, ſich an die Wand lehnend, eine Schale mit einem dunkelbraunen Liquor, den er aus einer Flaſche aus dem Geſchrank nahm, bis an den Rand voll. Mit dieſer Schale näherte er ſich der Erwachenden und brachte das Kryſtall an ihre Lippen. Anfangs ſchauderte ſie zuſammen, dann aber netzte ſie die Lippen und ſchlürfte endlich in gierigen Zügen den ganzen Inhalt der Schale aus.

Dem Himmel ſei Dank! murmelte der Magus; jetzt iſt der Tod in ihrem Innern überwunden. Sie lebt.

Aber ich ſterbe! ſtöhnte er. Ich habe mein Leben ihr gegeben. Es war zu viel, was ich mir zugemuthet! Ja, wäre ich in den Jahren meiner Jugend und Kraft geweſen! —

So lebe denn, Arſala! Lebe! Laß mich ſterben! Kann der Liebende mehr thun für die Geliebte, als ſein Leben für ſie laſſen? Ich habe meine Seele Dir gegeben; lebe nun mit dieſer Seele weiter. Sei glücklich!

Was Du empfindeſt, empfinde ich! — Das Glück, das Du koſteſt, iſt ein Glück, das ich Dir gebe. Du biſt mein Geſchöpf — durch mich, mit mir athmend! O ſo iſt der Tod nicht bitter. —

Er warf einen Blick auf die Glasglocke unter der die kleine goldgrüne Eidechſe ſich befand. Ich werde noch nicht ſterben! ſagte er leiſe, meine Zeit iſt noch nicht um. Sie hat die Farbe nicht gewechſelt.

Er lehnte ſich ſtöhnend an die Wand.

Plötzlich richtete er ſich auf, als horchte er einem Geſpräche. Ithuriel! rief er, in heftiger Aufregung! Was willſt Du Freund? — Du rufſt mir etwas zu — aus weiter Ferne! — Gefahr droht. Ich ſoll zu Dir kommen — raſch! — Erbarmen! Wie kann ich das jetzt. Du fertigſt einen Boten an mich ab — Gut! — Ich will fliehen. Aber weshalb — Da tönen neue Stimmen — von einer andern Seite! — Man will mir an's Leben. Tumult in einer entfernten Straße! Auf dem Schloſſe Lärm! — Der Fürſt im langen weißen Mantel — er fliegt durch die Säle des Schloſſes — eine Dienerſchaar hinter ihm drein! Sie Alle rufen meinen Namen, und fügen Verwünſchungen, Flüche hinzu. —

Er hielt in dieſen Ausrufungen inne. Einen Augenblick ſtand er zweifelnd; dann ging er an ein Fenſter, öffnete es, und ſah in die Nacht hinaus. Alles war ſtill. Die Fenſter des Schloſſes waren erleuchtet. Dies war eine ungewöhnliche Erſcheinung. —

Sopha, auf einen Wink Tomogiſtons ſtieg ein Tiſch mit Erfriſchungen dicht vor ihnen aus der Erde, in der Mitte des Zimmers und an den Wänden entzündeten ſich die Büſchel farbiger Blumen und ſchufen eine glänzende Helligkeit. Die Fee machte die Wirthin, ſie füllte die Taſſe ihres Freundes mit duftendem, berauſchendem Tranke, und zertheilte die friſchen ſaftigen Früchte, die in kryſtallenen Schalen unter dunkeln Blättern glänzten. „Wie geht es Ihrem Sohne?“ fragte ſie den Magier. „Erträglich,“ entgegnete dieſer. „Wie mich meine Geiſter verſichern, lebt er in einer anſcheinend glücklichen Ehe mit ſeiner ſchönen Jonquille. Ich meiner Seits bin froh, daß ich nicht mehr nöthig habe, mich ſeinetwegen in Sophas, Vaſen und Tiſche einzuquartiren.“

Die Fee lachte. „Sie haben recht, dieſe Metamorphoſen hatten oft ihr Unbequemes. O, was für Tollheiten wir in jenen Tagen uns erlaubten! Erinnern Sie ſich der Spinne, die ein

Was ich vernommen, ſagte der Magus, kann erſt in einigen Tagen eintreffen, vielleicht aber auch ſchon in der nächſten Stunde. Dieſe Geſichte, dieſe Stimmen geben nie die Zeit an; ſie zeigen nur das Zukünftige, ob das nahe oder das entfernte Zukünftige, bleibt meiner Forſchung und Prüfung anheim gegeben. Doch würde ich meinen Freund wohl ſo in Unruhe ſehen, wenn das mir drohende Unglück ſehr entfernt läge? Es iſt nahe?

Er wurde in dieſem Gedanken durch drei heftige Schläge unterbrochen, gegen die Thüre geführt.

Schnell löſchte der Magus die Flammen der Kerzen, die um die Niſche herum brannten. Er warf einen Schleier um die Schlummernde und nachdem er ſorgfältig das Kabinet verſchloſſen, ging er, oder wankte vielmehr, denn noch immer hielt ihn eine tödtliche Schwachheit in Banden, um dem Einlaß begehrenden zu öffnen.

Ein junger Mann trat aus der Nacht hervor.

Der Magus erkannte den vor wenig Tagen in den Orden aufgenommenen Marquis. Ich komme im Auftrag meines Meiſters, um Sie zu veranlaſſen, mein Bruder, ſogleich ſich auf die Flucht zu machen. Er ſendet mich, um Ihnen und Arſala meine Dienſte anzubieten. Ich habe einen Wagen mit, der unten am See hält.

Ich wußte, daß Sie kommen würden, mein Bruder, entgegnete der Magus. Und ich bin auch ſchon von der Gefahr unterrichtet, die mir droht. Doch in dieſem Augenblick — in dieſer Nacht — es iſt mir nicht möglich.

So ſind Sie und Atala verloren! rief der junge Mann mit Heftigkeit. Wie ich die Stadt durcheilte, vernahm ich, daß ſich Rotten zuſammenthaten um Ihr Haus zu ſtürmen. Der Fürſt hat im Wahnſinn einen Verſuch gemacht, ſich ſelbſt zu entleiben. Die Menge tobt, man ſchreibt allgemein Ihnen dieſes Unglück zu und der Pöbel will Rache an Ihnen nehmen.

Wohlan denn! rief Alander, ſo helfen Sie denn einen halbtodten Mann und ein kaum vom Tode erſtandenes Weib retten!

Beide eilten in das Kabinet zurück.

Hier fanden ſie die Gerettete aufrecht im Gemache ſtehend und mit großen dunkeln weitgeöffneten Augen, die im bleichen Geſichte ſeltſam glühten, die Eintretenden anſchauend. Geblendet von dieſer überirdiſchen Schönheit ſtand der junge Mann unbeweglich auf der Schwelle. Dies bemerkend und getrieben durch die Flamme der Eiferſucht, gewann der Magus ſeine Kräfte wieder; er warf die Schleier über die Geſtalt und faßte ſie am Arm ſie mit ſich fortziehend. Willenlos folgte ſie. Draußen fuhr der Nachtwind in die Schleier und durch die kühle feuchte Luft angeweht, wankte ſie, da hob der Jüngling ſie raſch auf ſeine Arme und trug ſie eilend fort. Der Magus folgte bedacht mit ſeinen koſtbarſten Geräthſchaften, die er in der Eile zuſammengerafft.

Wie ſie an das Ufer des Sees kamen, ſahen ſie tobende Volkshaufen im Scheine blutig roth flammender Fackeln die Straße ſich hinab und auf das Haus zu wälzen.

Es war die höchſte Zeit! rief der Jüngling. Der Magus ſtammelte einen Fluch! Die Gebüſche am See rauſchten. Es war als arbeitete ſich aus der Tiefe der Gewäſſer ein weißer Arm los, der winkend ſich regte, dann flog etwas wie ein gelblicher Schein über die Waſſerfläche hin.

Der Marquis hob ſeinen Schützling in den Wagen: die Pferde zogen an, und mit Mühe gelang es dem zitternden Magus ſich auch in den Wagen zu ſchwingen. Jetzt ging es in raſcher Eile fort. Zurückſchauend ſahen ſie das Dach des Hauſes von den Flammen erfaßt und hörten ein tobendes Gebrüll von dort herüberſchallen. Der rothe Schein glitzerte auf den Wellen des Sees!

Meine Schätze, meine herrlichen Automate! wimmerte der Mann. Doch ſie iſt gerettet! ſetzte er hinzu, die Blicke zum Himmel erhebend.

Arſala.

Die ſichere Zufluchtsſtätte, wohin der Marquis ſeine Schutzbefohlene brachte, war keine andere als das ſtille Haus, in deſſen Räumen ſich St. Germain bereits befand, als die Flüchtlinge anlangten. Als Arſala hineingetragen wurde, erſtand dem Magus plötzlich jenes Gebilde wieder neu vor dem Geiſte, das ihm damals ſein wunderbares vorherverkündigendes Schauen gezeigt. Er fand die kleine enge und niedrige Hausthüre mit der Steintafel darüber, und erkannte jede noch ſo unbedeutende Aeußerlichkeit, ſelbſt die weiße Feder auf dem Hute des Marquis.

Du befindeſt Dich hier, mein Freund und Bruder, hub St. Germain, zu Lilander gewendet, mit einer auffallenden Bewegung in Stimme und Miene an, auf dem Schauplatz einer meiner düſterſten Begebniſſe. Hier iſt's, wo mich ein Weib, das ich wahrhaft liebte und deſſen Glück ich gemacht, ſchändlich verrieth, ja mir ſogar nach dem Leben trachtete. Nur meine eilige Flucht konnte mich retten und mich vor ihren und ihres

Buhlen Mordplänen ſicher ſtellen. Freilich ſpreche ich hier von einer Begebenheit, über die ſchon faſt ein Jahrhundert dahingegangen. Das Haus iſt gegenwärtig unbewohnt und wird es längere Zeit bleiben, bis ein verwickelter Prozeß ſeine Endſchaft erreicht, und auch dann bleibt es vorausſichtlich leer, denn im Rufe eines Geſpenſterhauſes ſtehend, iſt es von aller Welt gemieden: wir können demnach keinen ſichereren Verſteck finden, als dieſe alten Mauern, in deren Heimlichkeiten ich gut Beſcheid weiß. Wir wollen das Gemach beziehn, in welches ich einſt mein Laboratorium und meine Bibliothek hinverlegt hatte. Es befindet ſich getrennt von dem übrigen Theil des Hauſes und hat einen geheimen Eingang, der zugemauert, dann aber wieder geöffnet wurde. Ein unterirdiſcher Gang, der, wie ich ſehe, nicht entdeckt worden iſt, führt mich zu jeder Stunde, wo ich's will, ohne Aufſehen zu erregen in die Stadt, wo ich das Nöthige beſorgen kann, was wir oder unſere Kranke bedürfen. So können wir, eine ſtille Geſellſchaft im ſtillen Hauſe bildend, vor der Welt ſicher verborgen, ſo lange hier verweilen, bis die Nachforſchungen und Verfolgungen ermüden und wir unangetaſtet wieder unter Menſchen erſcheinen können.

Dieſe Verfolgungen, ſagte Kilander, gelten ja nur mir: weshalb alſo willſt denn Du Dich mit uns hier einſchließen? Ich bitte Dich, Freund, kehre zurück in die Welt und laß uns hier.

Nimmermehr! ich verlaſſe Euch nicht. Du, in Deinem tiefen Schmerze und kaum entronnen einer wiefachen Lebensgefahr, würdeſt in der Einſamkeit und n der Nähe eines mehr dem Tode noch als dem Leben gehörenden Weſens Dir nicht zu rathen und zu helfen wiſſen. Ich bleibe bei Euch. Den jungen Mann, meinen Schüler, ſende ich unterdeſſen nach dem Norden, um die Angelegenheiten, die eine für mich günſtige Wendung genommen haben, wie die mir jüngſt zugekommenen Berichte mir kund gethan, zu leiten. Es kann ſein, daß es ihm gelingen wird, meine Angela gerettet in meine Arme zu führen! Welch eine Seligkeit für mich! Die Thätigkeit dieſes jungen Mannes muß ich überdies rühmend anerkennen. Er war es, der mir Kenntniß gab von der Gefahr, die Dir drohte, und von der Du, in Deinem Kabinette mit der geheimnißvollen Wiederbelebung beſchäftigt, keine Kenntniß haben konnteſt. Deine warnenden Stimmen hätten Dir diesmal nicht geholfen, denn ſie kamen zu ſpät: Dein unruhiger Geiſt, mit ganzer Kraft einem beſtimmten Ziele zugewendet, machte Dich wohl unempfindlich für dieſe magiſche Einwirkung.

So iſt es! entgegnete der Magus. O Freund, wenn Du ahnen könnteſt, [illegible] ich mich befand, Du hätteſt innigeres Mitleid mit mir gehabt.

Nichts mehr davon! ſagte der treue Gefährte. Hier ſoll nun Ruhe und Stille unſere aufgeregten

Gemüther beſchwichtigen. Kein Wort von dem Vergangenen komme über unſere Zunge.

Und ſo geſchah es auch. Die kranke Arſala lag in halbem Schlummer auf einem Ruhebette in einem Gemache abgeſondert, die beiden Männer befanden ſich in einem entfernten Kabinette, und hier war es, wo St. Germain, den Bitten ſeines Freundes nachgebend, die Geſchichte Arſala's erzählte. Es war zugleich ſeine eigene, wenigſtens eine umfangreiche Epiſode aus derſelben.

Ich lebte, hub er an, einige Zeit in einer nordiſchen Hauptſtadt am Hofe eines prachtliebenden und geiſtvollen Fürſten, deſſen Vertrauter ich wurde. Er iſt längſt todt und ſelbſt ſein Nachfolger lebt nicht mehr. Damals führte ich den Namen Graf Arco.

Vergieb, daß ich Dich unterbreche! rief hier Xilander: ſo wäreſt Du derſelbe Graf Arco geweſen, den das Gerücht als den Mörder des Leibarztes des Königs bezüchtigte? Ich hörte in meiner Jugend von dieſer Geſchichte.

Ich war dieſer unſchuldig Verfolgte; doch höre weiter. Der König liebte eine junge Dame von einer großen Schönheit und aus einem der angeſehenſten Geſchlechter des Landes ſtammend. Da ich ſein Vertrauter war, wußte ich um dieſe Liebe und kannte auch die Gefahren, denen der Gegenſtand derſelben ausgeſetzt war. Die Königin Mutter bot alle Kräfte auf,

m dieſe junge Schönheit, die mittlerweile Hofdame
eworden war, aus dem Herzen ihres Sohnes zu ver-
rängen, ſie aus ſeiner Nähe zu entfernen. Sie er-
eichte ihren Zweck nicht. Da ſie einſehen mußte, daß
h derjenige war, der ihr bei Erreichung ihrer Abſichten
e wirkſamſten Hinderniſſe in den Weg legte, ſo warf
e einen tödtlichen Haß auf mich. Der Fürſt, der mir
ahrhaft zugethan war, und mich nicht einer ſo gefähr-
chen Verfolgung ausgeſetzt ſehen wollte, bat mich zu
ftern Malen, ich möge ihn und den Hof verlaſſen.
Doch da ich einestheils viel perſönlichen Muth beſitze,
nderntheils die Gefahr für nicht ſo groß hielt, blieb
h unbekümmert an meiner Stelle. Auf der Seite der
ten Königin, und als ihr treuer Bundesgenoſſe, von
rem Volke beneidet, war ihr Arzt wirkſam: ein Ar-
menier von Geburt, einſt als herumziehender Heilkünſtler
die Stadt gekommen und nun zu Ehren und Aemtern
efördert. Ich kann nicht leugnen, daß dieſer Mann
ich lebhaft anzog, und wenn das Geſchick nicht bereits
ber uns beſtimmt hatte, daß wir Einer des Andern
eind ſein ſollten, ich hätte lebhaft danach geſtrebt,
ich ihm eng anzuſchließen. Wie die Sachen jetzt
anden, konnte ich nichts weiter thun, als ihn aus
er Ferne beobachten. Sein Weſen hatte etwas im
öchſten Grade Geheimnißvolles. Er hatte eine eigene
Wohnung im Schloſſe inne und in die verſchloſſenen
Gemächer derſelben gelangte Niemand als die Königin.

Bei Hofe ward dieſer Mann von Hohen und Niedern mehr verachtet als gefürchtet, denn man traute ihm allerdings wohl den Willen zu, Böſes zu üben, nicht aber die Macht, wenigſtens nicht in ſo ausgedehntem Grade, als er ſelbſt prahleriſcher Weiſe von ſich behauptete.

So lange der junge König ſeine eigentlichen Abſichten verhüllte, ging man vorſichtig zu Werke, als er jedoch offen mit dem Plane hervortrat, ſich mit der ſchönen Ebba, dies war der Name der Hofdame, zu vermählen, ſchritt man zu den äußerſten Mitteln. Man brachte der Unglücklichen Gift bei, das jedoch, ich weiß nicht durch welchen Umſtand veranlaßt, ſeine volle Wirkung nicht that, ſondern nur einen bejammernswerthen Zuſtand hervorbrachte, der darin beſtand, daß die Arme, gleichſam geiſtig gelähmt, jeder Willensthätigkeit beraubt, wie ein Automat in apathiſcher Erſtarrung ihre Tage dahinlebte. In dieſem Zuſtande gebar ſie eine Tochter, die der Fürſt als die ſeinige anerkannte. Die unglückliche Mutter wurde auf ein entferntes Schloß gebracht, wo der König ſie beſuchte und ſchmerzenvolle, düſtere Tage mit der einſt ſo heiß Geliebten verbrachte. Ich, der ich damals ſchon ärztliche Kenntniſſe in einem nicht geringen Grade beſaß, ſuchte alle Heilmittel hervor, die ich nur irgend als dienlich erkannte, um zu helfen und zu retten: immer umſonſt. Der Zufall zeigte mir einen Weg, den ich ſofort einſchlug. Ich lernte

f einer meiner Wanderungen im Gebirge einen ſchlich-
n Bauer kennen, der ſich mit Heilkuren abgab und
zu ein gewiſſes, im Volksglauben wurzelndes Ver-
hren mit ſympathetiſchen Mitteln anwandte. Dieſe
inge waren mir bekannt; ich gab auf ſie wenig oder
ichts. Als ich jedoch den Bauer ſelbſt kennen lernte,
kannte ich in ihm alsbald eine Natur von unbändiger
ervenkraft. Er führte in ſich einen Seelenmagnet
en koloſſalem Machtumfang. Dieſe dämoniſche Natur
atte ſich ſo rein und lauter erhalten, indem ſie auf
eine Weiſe durch wiſſenſchaftliche Grübeleien und Deu-
eleien war zerſplittert worden. Ich kann wohl ſagen,
h begrüßte dieſen Fund mit einer wahren Triumph-
reude, denn das, was die Wiſſenſchaft zu leiſten im
Stande war, das glaubte ich ſo ziemlich überſchauen
u können, nicht aber maaßte ich mir auch nur von
erne an ein Senkblei zu beſitzen, das die unergründ-
ichen Tiefen der Naturkräfte maaß. Ich ſchloß mit
dieſem Manne von ſeltner Begabung einen Freund-
ſchaftsbund, und fand dieſe edle Seele ſich mit großer
Hingebung mir zuneigend. Ich lehrte ihn ſeine Kraft
verwenden, ſie zügeln, ſie verſtärken, und vereint, wie
wir fortan operirten, brachten wir große Wirkungen
hervor. Ich mußte jedoch zu meinem nicht geringen
Leidweſen bemerken, daß ſich der Armenier dieſes beſon-
deren Mannes ebenfalls bemächtigte und ihn nach ſeinen
Andeutungen handeln ließ. So viel ich dagegen auch

junges Mädchen umarmt, des Bündels Kräuter, auf das ſich zu ſetzen die vorſichtige Magelone ihrem Fortunat verbot, der Flaſche der Jugend, die die tugendhafte Coriſande zum Säuglinge machte, eben ſo der unglücklichen Perſon, die mit geſchloſſenen Augen und der Brille auf der Naſe daſitzt?"—

„Sie vergeſſen," fiel der Magier lachend ein, „des ſtattlichen Bartes, mit dem die Prinzeſſin begabt ward, der Ohrfeige, die Crispin von unſichtbarer Hand erhielt."

„Und Trufaldinen's Freude über ſeine Verjüngung," bemerkte die Fee.

„Ach — und die arme verwandelte Prinzeſſin in der Trödelbude!" rief Tomogiſton. „Ich kann mir den Schreck und den Aerger der Fee Precioſe bei allen dieſen Vorfällen denken. Es muß zum Kranklachen geweſen ſein, Alles das ſo in der Nähe zu beobachten."

„Ich fürchte nur," ſagte die Fee, indem ſie eine ernſthafte Miene annahm, „wir ſind etwas eiferte, ich erlangte nichts und es blieb mir nur übrig, die, die meine Feinde bereits waren und die es zu werden drohten, mit allen Mitteln der Verſtellungskunſt zu meinen Freunden und Bundesgenoſſen zu machen. Es konnte jetzt nicht mehr ſo ſchwierig ſein, dieſes Ziel zu erreichen, da das Haupthinderniß unſerer Zuſammenkunft, jene unglückliche Frau, nicht mehr im Wege ſtand. Der Armenier, der klug war, ſah ein, daß er mit mir vereinigt mehr ausrichtete, als allein, und zudem machte es ihm die immer mehr dem Tode ſich zuneigende alte Fürſtin wünſchenswerth, mit dem künftig unbeſchränkten Herrſcher ſich gut zu ſtehn. So kam unſere Freundſchaft zu Stande, die aber ſehr bald ihr Ende erreichen ſollte.

Der Armenier, wie es denn überhaupt in ſeiner Weiſe lag, alle Kräfte der Natur zum Böſen und Schadenbringenden anzuwenden, hatte alſobald entdeckt, daß es in die Gewalt unſers Magnetiſeurs gegeben war, ebenſo Kraft zu geben als zu nehmen. Er war befähigt, die Seele ſeines Patienten gleichſam zu vergrößern und ſie dann wieder zu verkleinern: die Nervenkraft zu erhöhen und dann ſie bis auf das niedrigſte Maaß hinab zu verringern. Mit einem Worte, er konnte das Leben bis auf einen kleinen Reſt aus der Bruſt eines Menſchen heraus*ſaugen*. Dies war das Wunderſame. Wir machten nun, ich und der Armenier, unſere Studien. Ich ſchrak vor dem Gedanken zurück, die negative Seite dieſer Kraft anzuwenden: ich wollte nur heilen, ſtärken, beleben, mein Genoſſe jedoch lähmen, hemmen, vernichten. Er ſuchte ſeine Opfer und fand ſie. Der Bauer, eine rohe Natur, folgte dem, der ihm reichlich Geld bot, williger als dem, der ihm in's Gewiſſen ſprach. Durch des Armeniers teufliſche Anwendung jener Kraft wurden Wirkungen erzielt, die nicht allein an das Wunderbare ſtreiften, ſondern das Wunder ſelbſt waren. Er brachte eine völlige Erſtarrung zu Wege, ein Stehenbleiben des Organismus, oder vielmehr ein kaum merkliches Sichweiterentwickeln. Du haſt es ja ſelbſt beſchrieben, mein Freund: ich aber habe es angeſchaut und erlebt. Die Individuen, die er dieſer Behandlung unterwarf, blieben wie Bildſäulen ſtarr und ohne alle Lebenszeichen: dennoch hatte das Leben ſie nicht verlaſſen. Die Zeit ging über dieſe Erſtarrten hin und veränderte nichts an ihnen: ſie konnten Jahre lang in dieſem Zuſtand verharren, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen. Nur von Zeit zu Zeit mußte die magnetiſche Kraft wieder wirken und das Fluidum in die gelähmten Nerven des Gehirns, der Herzgrube und des Rückgraths geleitet werden. Nicht bei Allen glückte das Experiment, Viele wurden getödtet, und die Menge dieſer Opfer wuchs ſo an, daß endlich die öffentliche Wachſamkeit auf uns aufmerkſam wurde, und der Armenier und der Bauer verſchwanden. Ich habe nichts von ihnen weiter gehört.

So wird es dieſer Bauer Starteböcker ſein, bemerkte der Magus, den ich im Gebirge aufſuchen ſollte.

Es iſt möglich — entgegnete der Erzähler: doch ſo viel ich mich beſinnen kann, führte er dieſen Namen nicht, er kann ihn aber angenommen haben, als er mit Deinem Lehrer und Meiſter in Verbindung trat.

Nun und Arſala? ſagte Xilander.

Iſt die Tochter jener Unglücklichen, wie ich bereits geſagt. Sie war zu einer blühenden Schönheit herangereift, mußte jedoch auch die Verfolgungen leiden, denen ſchon ihre Mutter ausgeſetzt war. Ohne daß ich es verhüten konnte, hatte jener ſchändliche Verbrecher ſich ihr genaht und auch ſie in den wunderſamen und beklagenswerthen Zuſtand verſetzt. Die Arme verſchwand, wir Alle wußten nicht wohin.

Der König, ihr Vater, gab das unglückliche Weſen verloren: er wollte ſpäter nie von der Mutter noch von dieſem Kinde etwas hören. Daher kam es, daß die Nachforſchungen nur lau betrieben und bald völlig eingeſtellt wurden. Ich war zuletzt der Einzige, der ſich um dieſe Angelegenheit kümmerte, doch auch meine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Die Wendung, die mein eigenes Geſchick nahm, machte mich bald alles Andere vergeſſen. Einer meiner Freunde hatte ſich einer Partei im Staate angeſchloſſen, die einen Aufſtand unternahm, und da ich bei Hofe viele Feinde hatte, ſo ergriff man die Gelegenheit, auch mich in die Verfolgung, die jene kühnen Männer traf, hineinzuziehen. Ich flüchtete, und unter anderem Namen gelangte ich in eine entfernte Provinz, wo ich von einer einflußreichen Perſon geſchützt und in ihrem Schloſſe verſteckt gehalten wurde. Dieſe meine Beſchützerin war eine Dame von trefflichen körperlichen wie geiſtigen Eigenſchaften. Sie lebte in einer Ehe, die nicht glücklich war; ich wurde ihr Freund, ihr Vertrauter, zuletzt ihr angetrauter Mann. Aus dieſer Ehe ſtammt meine geliebte Angela. Schon frühzeitig, um dieſem Kinde eine langanhaltende Jugend zu ſichern, theilte ich ihm die Kräfte meines Balſams mit; der Mutter jedoch verſagte ich die Gewährung der Bitte um eine ähnliche Begünſtigung, weil ich für dieſe ehrgeizige und in unheilbringenden Verhältniſſen lebende Frau kein Glück in der Verlängerung eines Lebens ſah, das ihr ſo wenig Genuß bot.

Die Verfolgungen nahmen ſo Ueberhand, daß auch meine Beſchützerin und Gemahlin nicht länger im Stande war, mich vor meinen Feinden zu wahren. Ich trennte mich daher von ihr und ging nach Deutſchland. Bald nachher erfuhr ich ihren Tod. Unſere Tochter hatte ſie einer Freundin übergeben, die ſich aber als treulos und beſtechlich zeigte, denn ſie lieferte den anvertrauten Schatz meinen und der Mutter Feinden aus. Der Sohn der erſten Ehe, ein Ritter von Güldenſchild, übernahm es, mich und mein Kind einer planmäßigen Verfolgung bloszuſtellen: ſeine Abſicht ging und geht noch jetzt dahin, uns Beide zu verderben, und wenn er uns auch nicht an's Leben kann, wenigſtens die Beſitzthümer, die ihr rechtmäßig zukommen, meiner Tochter zu rauben. — Aber er wird nicht ſiegen: ich habe mächtige Freunde unter den Brüdern des Bundes der Wiſſenden gefunden, die meine Sache unterſtützen. Der junge Marquis, der Dir die weſentlichen Dienſte geleiſtet, iſt auch in dieſer Angelegenheit jetzt thätig. Ich ſelbſt darf mich in jenem Lande noch immer nicht ſehen laſſen.

Vor meiner Verheirathung mit der Wittwe Güldenſchild hatte ich in Wien unter dem Titel eines kaiſerlichen Raths und dem Namen Bellerius mich mit einer Frau verbunden, der ich aus niederem Stande zu einem geehrten Namen und zu Reichthümern verhalf. Da ich jedoch bald merkte, daß in ihrem Charakter ein unbezwingbarer Leichtſinn vorherrſchte, ſo fand ich für gut, die Freuden und verführeriſchen Genüſſe der Hauptſtadt zu meiden, und ich zog mit ihr hierher, wo ich in dieſem Hauſe meine Wohnung nahm. Aber auch hier, trotz deſſen daß ich unter dem Vorwande, meine zerrütteten Vermögensverhältniſſe forderten es, eine ſehr beſchränkte Exiſtenz führte, knüpfte doch die Leichtſinnige ein verbrecheriſches Verhältniß an mit einem Advokaten und deſſen Helfershelfer, einem Architekten. Ich entfloh und jene Drei, die mich ſo ſchmählich verriethen, ſind ſpäter des Mordes angeklagt worden, es hat ihnen jedoch nichts bewieſen werden können. Da ich der Elenden Unglück nicht wollte, bin ich nicht mit einer direkten Anklage hervorgetreten. Die Zeit hat alle dieſe Dinge jetzt in den Hintergrund geſtellt, und würde ſie gänzlich haben in die Nacht der Vergeſſenheit ſinken laſſen, wenn nicht ein ganz neuerlich ſtattgehabtes Ereigniß dieſe verſchollenen Geſchichten wieder aufgefriſcht hätte. Von dieſem Ereigniß, unter deſſen verwickelten Fäden ich auch die Hand im Spiele gehabt habe, will ich Dir ſpäter reden. Aus dieſer Gegend floh ich nach der nordiſchen Hauptſtadt.

Jetzt, Freund, haſt Du Arſala's und Angela's Geſchichte und auch einen Theil der meinigen vernommen. Laß uns zu unſerer Kranken zurückkehren. Es iſt mir, als hätte ich mit leiſer Stimme ſie rufen hören.

Beide Freunde eilten jetzt in das Gemach, wo Arſala auf dem Ruhebette lag. Sie fanden ſie aufgerichtet in den Polſtern ſitzen und die Arme den Eintretenden entgegenſtreckend. Der Ausdruck ihres Geſichts war ein unbeſchreiblich trauriger; ihre Züge, obgleich vom Leben durchdrungen, zeigten dennoch das Gepräge einer Starrheit, die etwas Unheimliches und zugleich das Herz Erſchütterndes hatten. Man erkannte, daß man ein Weſen vor ſich hatte, deſſen Lebensbande eigentlich ſchon gelöſt und nur durch kunſtreiche Mittel noch leiſe verſchlungen gehalten wurden. In dieſen

Augen, die nur halb geöffnet waren, lag der Strahl einer unbeſiegbaren Sehnſucht verborgen, und dieſe Sehnſucht hatte ſich als ihr Ziel den Tod, die Ruhe im Grabe geſetzt. Nichts vermochte die Welt dieſem Weſen zu bieten. Es wollte fort und ſich auf immer dem verbrecheriſchen Spiele entziehen, das man mit ihm getrieben. Als Xilander dieſe bittenden Gebehrden ſah, als er die Klagelaute vernahm, die ſo leiſe und doch ſo deutlich das Verlangen und das Schmachten dieſer armen, geknechteten Seele ausſprachen, überwältigte ihn der Schmerz dergeſtalt, daß er am Lager zuſammenbrach und laut ausrief: Du willſt fort, Arſala! Du willſt nicht bleiben! O Gott, ſo habe ich mein Leben um Dich verloren! All mein Fühlen und Denken war Dir zugewendet, von meinen blühenden Jünglingsjahren an, und jetzt, da ich Dich habe, muß ich freiwillig und ſchaudernd Dich aus meinen Armen laſſen. Ja, Dein Wille und Wunſch iſt die Grabesruhe.

Die Erbarmungswerthe neigte ihr Haupt bejahend.

Ein tiefer Schmerzenslaut entriß ſich der Bruſt des Armen. Was ſoll ich thun? rief er; ich kann Dich halten, aber wenn Du ſo lebſt, wie Du jetzt lebſt, welch ein Glück, welch eine Freude habe ich dann an Deiner Seite?

Wir wollen noch ausharren, ſagte St. Germain tröſtend; es iſt möglich, daß die Zeit Hülfe bringt

Für's Erſte überlaſſen wir ſie wieder der Ruhe und Stille.

Die dunkeln Verhänge ſanken wieder nieder; die Geſtalt legte ſich in die Polſter zurück. In tiefer Trauer blieben beide Männer vor dem Lager ſitzen.

Die Herberge zum ſilbernen Hahn

Und abermals ſaßen an dem Tiſche bei einer Flaſche Wein beiſammen der Juſtizrath Melchior Klinker und der Supernumerar Türnkraut.

Es war gerade ein Jahr vergangen.

Und immer noch hatte der Prozeß wegen des ſtillen Hauſes keinen Schritt weiter gemacht.

Hierüber war der Juſtizrath nicht im mindeſten verwundert. Er hatte Prozeſſe erlebt, die während eines ganzen Menſchenalters nicht von der Stelle gerückt waren; gegen dieſe gehalten, bewegte ſich der vorliegende Prozeß noch mit einer Art Schnelligkeit.

An der Stelle des Herrn Ambroſius ſaß ein großer, finſtrer Mann, der ſeinen Wein mit Mißmuth trank und wenig Antheil an dem Geſpräch der beiden andern nahm. Es war dies der rechtmäßige Erbe der alten Jungfrau Barbara Bleimüller. Er war aus dem kleinen Nachbarſtädtchen, in dem er wohnte, ſeitdem er ſeinen eigentlichen Aufenthaltsort Ulm verlaſſen hatte, herbeigekommen, um gegenwärtig zu ſein, wenn ihm das Beſitzthum zugeſprochen würde; da er jedoch nunmehr einſah, daß dies ſo bald nicht geſchehen könnte, klagte er über die Langſamkeit des Gerichtsganges und zählte Jedem, der ihn anzuhören Verlangen trug, die Verluſte vor, die er unterdeſſen durch Stockung in ſeinem Geſchäfte daheim erlitt. Vorherrſchend war ſein Widerwille gegen den Juſtizrath, den er jedoch ſorgfältig verſteckte, weil er eine abergläubiſche Vorſtellung von deſſen geheimer Macht und ſeinen Einfluſſe hatte. Ganz im Geheim und gegen ſeine vertrauteſten Freunde behauptet er jedoch, daß der Juſtizrath von beiden Theilen Geld annehme, von dem Einen, damit die Sache vorwärts, von dem Andern, daß ſie zurückginge. Alsdann mußte ſie wohl auf einem Flecke ſtehn bleiben. —

Das Geſpräch, das der Supernumerar und der Juſtizrath mit einander führten, hatte für Herrn Bleimüller ſehr wenig Intereſſe, es drehte ſich immer und immer wieder um ein paar Treppen, Gänge und um falſche und ächte Kaminöffnungen. Herr Bleimüller kannte in dieſer ganzen Angelegenheit nur eine Frage von Wichtigkeit und dieſe war: wem gehört das Haus? Und dieſe Frage war eben ſo ſchnell beantwortet, als ſie aufgeworfen wurde: nehmlich nach göttlichen und menſchlichen Rechten gehörte es ihm, und keinem andern Sterblichen, er möchte einen Namen führen welchen er wollte. Während alſo die wohlbekannte Zeichnung von zu weit gegangen. Mir ſind oft Skrupel der Art aufgeſtiegen.“

„Ich hätte Ihnen dieſe Thorheit nicht zugetraut, Beſte,“ ſagte der Magier in einem vertraulichen muntern Tone. „Seit wann neigen Sie ſich zur Pedanterie? Wir Feen und Zauberer ſind ein heiteres Geſchlecht, wenn wir uns zu den Sterblichen herablaſſen, ſo geſchieht es, um mit den hunderttauſend Albernheiten dieſer ernſthaften langweiligen Geſchöpfe auf eine poſſenhafte Weiſe zu ſpielen. Ich kenne nichts Widerwärtigeres, als den ſchwerfälligen Verſtand der Menſchen, ihre altväteriſche Sittſamkeit und die gemeine Trockenheit einer gewiſſen Tugend, die ſich, wenn man ihr ihren Dünkel läßt, auf die impertinenteſte Weiſe zu brüſten wagt. Dieſe Tugend, die wie ein ausgetretener Schuh für alle, auch die platteſten Füße paßt, iſt mir im Grunde der Seele verhaßt. Dieſer einen Anſtoß zu geben, wäre mir eine wahre Freude.“

Herrn Dürnkraut wieder hervorgebracht und über die Möglichkeit eines verborgenen, vermauerten Kabinets zum hundertſten Male debattirt wurde, ſaß der verdrießliche Mann völlig theilnamlos da; als aber die Erörterungen unerwartet einen andern Weg einſchlugen, wurde ſeine Aufmerkſamkeit rege und er fühlte ſich ſogar veranlaßt ſein Wort mit beizugeben.

Erinnern Sie ſich, werthgeſchätzter Herr, hub der Supernumerar an, jenes Tages, als wir hier beiſammen ſaßen und ich das Vergnügen hatte Sie zum erſten Male in den ſilbernen Hahn eintreten zu ſehn.

Indeſſen, ſchaltete der Juſtizrath ein, war ich doch nicht zum erſten Male in dieſem Hauſe; ſchon früher einmal —

Wenn ich nur wüßte, nahm Herr Bleimüller ſehr unerwartet das Wort, was damals der junge Graf eigentlich hier wollte, und weshalb er unter fremdem Namen ſich gleichſam hier eindrängte.

Der Supernumerar und der Juſtizrath blickten verwundert auf.

Was er hier wollte? fragte der Letztere. Wie kann hierüber irgend ein Zweifel ſein: er hatte gehört, daß ich angekommen ſei, und ſuchte nun auf eine höchſt ſinnreiche Weiſe, das heißt unter einer Maske verſteckt, die Bekanntſchaft desjenigen Mannes zu machen, den er am meiſten zu fürchten hatte. Denn wenn Sie recht bemerkt haben, Herr Dürnkraut, ſo wird Ihnen nicht entgangen ſein, daß ich damals, in jenem Saale drüben wohnend, ein Fenſter öffnete und hinüberſchaute. Es war dies kein Zufall und keine unüberlegte Handlung, ſo wie es denn in meinem ganzen Leben keine ſolche Handlung gegeben hat, ſondern ich hatte bemerkt, daß hier in der Gaſtſtube ein Fremder ſaß, und mit dem Scharfſinne, der mir leider in einem allzuhohen Grade beigegeben iſt, denn man kann auch zu ſcharfſinnig ſein, viel zu ſcharfſinnig für die in den gewöhnlichen Formen des Verſtandes ſich bewegende Geſellſchaft, in der man lebt, war mir kund geworden, daß dieſer Fremde gekommen ſei, um ſich mit mir in Verbindung zu ſetzen. Ich erleichterte ihm ſein Beſtreben, indem ich herüberkam und mit dem Anſchein eines zufällig eintreffenden Gaſtes, der gewohnt iſt alle Vormittage hier ſein Gläschen Wein zu trinken, in der Gaſtſtube Platz nahm.

Das iſt alles recht gut, nahm der Goldarbeiter wieder das Wort, doch meinem geringen Ermeſſen nach hätten Sie, Herr Klinker, dem Grafen nicht alle die Beſonderheiten mit dem Hauſe drüben mittheilen ſollen.

Aber mein Guter, wußte ich denn, daß es der Graf war?

Wußten wir es denn Beide? fügte Durnkraut hinzu. Ich fand ihn auf unſerm Marktplatz, die Gruppe an dem Giebel des Rathhauſes zeichnend, und demnach konnte ich nicht anders glauben, als daß dieſes zeichnende Weſen eine Art Künſtler ſei.

Bei Leuten, die ſich ſo ſehr ihres Scharfſinns rühmen, murmelte der mißmuthige Mann vor ſich hin, hätte man erwarten können, daß ſie ihre neuen Bekannten etwas genauer aufs Korn nehmen würden.

Dieſe unartige Betrachtung überhörte der Juſtizrath.

Uebrigens iſt auch kein Wort in der Unterredung gefallen, bemerkte der Supernumerar, das der Sache des ältern Grafen hätte Schaden bringen können. Wer hätte auch damals ahnden können, daß die Brüder ſich feindlich gegenüberſtänden.

Wer es hätte ahnden können? widerholte Herr Melchior mitleidig lächelnd. Ich konnte es ahnden und ich hatte auch dieſe Ahndung.

Vortrefflich! rief der Supernumerar. Jene Mittheilungen, die ſie damals machten, waren alſo fein angelegte Fallſtricke? Das nenne ich Weisheit.

Bitte, bitte! lächelte triumphirend der Mann des Rechts.

Und ich behaupte, ſchrie der Goldarbeiter, indem er lärmend auf den Tiſch ſchlug, daß das alles leeres Geprahle iſt, daß Niemand damals wußte wer der Herr Ambroſius war, und ferner daß noch heute Niemand weiß, wie die Brüder mit einander ſtehn. Wir wollen erſt auskundſchaften, wo die junge Frau geblieben, alsdann, wenn wir ſie gefunden und ſie der Sicherheit wegen, damit ſie uns nicht von neuem entſchlüpft, gerichtlich unter Schloß und Siegel gebracht, wollen wir über die Sache weiter ſprechen.

Das Haus muß niedergeriſſen werden! ſagte der Supernumerar. Dies war mein erſtes Wort und bleibt mein letztes.

Ah — Sie ſuchen immer nach Ihrem alten Rathe Bellerius! ſchrie Bleimüller noch lauter. Was geht mich dieſer alte verrottete Hampelmann an, ein Geſpenſt, ein Phantom, ein Ding, das vor hundert Jahren ſchon vermodert iſt.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich ein Fenſter drüben und — der Rath Bellerius ſah heraus. Unverkennbar dem Bilde ähnlich, das man bei der alten Jungfer Barbara gefunden.

Ein paniſcher Schrecken befiel die drei Sprecher. Sie ſahen ſich einander an und ihre Augen blieben weit geöffnet und ſtarr. Der Mann drüben verſchwand wieder und das Fenſter wurde geſchloſſen.

Glauben Sie nun daran, Herr Juſtizrath, daß es drüben im Saale ſpukt? ſagte Dürnkraut leiſe. Am hellen lichten Tage gehen Leute aus vermauerten Gemächern hervor und treten in ſcheinbare Kaminöffnungen.

Seltſam! murmelte Herr Melchior. Das machen die Dünſte des Weins, ohne allen Zweifel.

Keine Gewalt der Erde, rief der Goldarbeiter, bringt mich in das alte Neſt drüben! Ich liebe es nicht, wenn alte vermauerte und vermoderte Leute Fenſter öffnen und auf die Straße herabgucken.

Still, ſtill! ermahnte Dürnkraut. Wir wollen leiſer ſprechen, ſonſt wecken wir die Todten auf.

Oder vielmehr wir wollen gar nicht ſprechen, ſondern nur trinken: denn bei dem Sprechen kommt doch nichts heraus!

Wie Sie's verſtehn, Herr Bleimüller: ganz wie Sie es verſtehn. Aber es wäre für jeden andern Verſtand, außer dem Ihrigen, eine Abſurdität, annehmen zu wollen, daß eine Gerichtsperſon nicht ſprechen ſolle. Und wenn auch ein ſolches thörichtes Verbot exiſtirte, ſo würden dennoch Leute meiner Art ſich ſehr wenig darum kümmern.

Die Hauptſache iſt, daß ich vollkommen berechtigt bin anzunehmen, die beiden Brüder ſeien mit einander in Feindſchaft und der jüngere beſtreite dem ältern ſowohl den Beſitz des Vermögens als auch den der Frau.

Ah! — rief der Supernumerar: welch ein Scharfſinn.

Der Goldarbeiter brachte aus ſeiner Rocktaſche ein Päckchen vergelbtes Papier hervor.

Was habt Ihr da? fragten die Beiden.

Ich ſollte eigentlich nicht damit heraus, ſagte der Mann, indem er boshaft vor ſich hin lächelte, denn ſie iſt meine Schweſter: aber hat das böſe alte Weibsbild wohl ſchweſterlich an mir gehandelt? Iſt's nicht recht und billig, daß ich meine Rache nehme, wo ich ſie finde?

Kommt zur Sache. Wir wollen wiſſen, was das für Papiere ſind.

Nun, es ſind Liebesbriefe.

Liebesbriefe Eurer Schweſter, theurer Mann? fragte der Supernumerar.

Kurz und bündig. In unſrer Familie ſind überhaupt die vielen Worte nicht herkömmlich. Ich weiß, als ich um meine Chriſtiane freite, hätte man das, was wir uns einander ſchrieben, in eine Nußſchaale packen können. Es wäre aber beſſer geweſen, das alte Kind hätte weder lange noch kurze Briefe geſchrieben, überhaupt ſich nicht mit einem ſolchen Handel befaßt, das wäre für ſie anſtändiger und für uns erſprießlicher geweſen. Ich bringe auch nun dieſe Zeugniſſe ihrer Thorheit an's Tageslicht, eines beſondern Umſtands wegen, nehmlich weil darin von einem geheimen, wahrſcheinlich unterirdiſchen Gange die Rede iſt, der irgendwo in dem verwünſchten Hauſe da angebracht ſein muß.

Die Züge des Herrn Dürnkraut nahmen den Ausdruck der lebhafteſten Spannung an. Er richtete ſogleich den Blick auf ſeine Zeichnung.

Ja, auf dem Dinge da dürfen Sie's nicht ſuchen, nahm der Bruder der Erblaſſerin das Wort. Wenn es da ſtände, wären wir Alle ſchon längſt darüber in Kenntniß.

Die Sache iſt, daß meine Schweſter allein um das Daſein eines ſolchen Ganges gewußt haben muß, und daß ſie dieſe Kenntniß benutzte, um ihren Liebhaber — verwünſchen möchte ich den Patron — unbemerkt zu ſich kommen zu laſſen.

Der Juſtizrath rieb ſich höchſterfreut die Hände.

Ihr ſcheint Euch über die Nichtsnutzigkeit meiner Schweſter zu freuen, geehrter Herr! bemerkte der Goldarbeiter.

Was geht mich Eure Schweſter und deren Jugend an. Ich freue mich, daß eine Entdeckung mehr in unſerer Sache bevorſteht.

Aber wo — ſchrie der Supernumerar in höchſter Leidenſchaftlichkeit, wo ſoll dieſer Gang befindlich ſein? Es iſt ja bereits das ganze Terrain durchforſcht. Ich ſehe auch keinen irgend geeigneten Platz auf meinem Plane

Gebt uns vor allen Dingen die Briefe her, rief Herr Melchior.

Da ſind ſie; es giebt deren nur ein paar, in denen von dem Gange die Rede iſt, und dieſe zwei oder drei habe ich bereits abgeſondert.

Die faſt unleſerlichen Schriftzüge der alten Dame Barbara Bleimüller wurden beſtmöglichſt entziffert und daraus die Kenntniß geſchöpft, daß allerdings ein Gang vorhanden ſein mußte, der aus dem Innern des Hauſes, aus welchem Gemache deſſelben war nicht genau angegeben, auf's freie Feld hinausführte. Allein das freie Feld konnte jetzt nicht mehr vorhanden ſein, es war bebaut, doch war die Richtung ziemlich genau bezeichnet, wohinaus der Gang mündete.

Meine Herren, nahm der Juſtizrath das Wort, ich ſchlage vor, daß wir ſo wie wir hier ſind nach dem ſtillen Hauſe aufbrechen und dort alſogleich Nachforſchungen halten.

Wenn Sie mir die volle Erbſchaft und noch etwas darüber bieten, Herr Klinker, ſo ſetze ich dennoch nicht meinen Fuß auf die Schwelle dieſes Teufelsluſtſchloſſes, ſagte Herr Bleimüller. Haben Sie denn nicht geſehen, wer noch vor ein paar Minuten dort herausguckte?

Leere Phantasma! Gaukelſpiele unſerer erhitzten Phantaſie! rief Herr Melchior.

Und ich, ſetzte der Supernumerar hinzu, werde warten, bis man mit Niederreißen des Hauſes beginnt, was doch allem Anſcheine nach jetzt bald vor ſich gehn wird.

So werde ich allein hingehen, ich, der Mann der jedem Schreckniß trotzt! rief der Juſtizrath. Ich werde Sie beſchämen, mein Herren, wie ich ſo Manchen ſchon beſchämt habe.

Hiermit erhob ſich der muthige Mann, und nachdem er den Reſt der Flaſche geleert, machte er ſich, zu großer Verwunderung ſeiner beiden Genoſſen, bereit ſeinen Entſchluß auszuführen. In dieſem Augenblicke trat ein

Diener in den Saal, der dem Juſtizrath ein Schreiben einhändigte.

Lebhafte Spannung war auf den Geſichtern des Supernumerars und des Goldarbeiters bemerkbar, während Herr Klinker den Brief las. Der Inhalt mußte von großer Wichtigkeit ſein, denn der Liebling der Themis, wie ſich der Juſtizrath ſelbſt oft lächelnd nannte, erhob ſich auf die Fußſpitzen, machte mit der rechten Hand eine ſtolze, diktatoriſche Bewegung, wobei ſein ſtattliches Unterkinn in die Halskrauſe verſchwand und die kleinen Augen, weit aufgeriſſen, den Ausdruck eines faſt peinlichen Starrens annahmen.

Was giebt's? Was enthält der Brief? fragten die Zwei.

Für's Erſte winkte der Juſtizrath dem Diener, daß er hinausgehen und im Vorſaal warten möge; dann ſagte er mit einer Stimme, die nicht volltöniger und kräftiger von der Tribüne des Gerichtsſaals herab tönen konnte: Es iſt Alles entſchieden, meine Herren! Alles!

Der Prozeß entſchieden? fragte Bleimüller.

Der Prozeß? Nein! Der Prozeß iſt nicht entſchieden. Ein Prozeß kann durch das einfache Schreiben eines Privatmannes nicht entſchieden werden. Welch eine grobe Unkenntniß enthält dieſe Frage. Aber der Prozeß iſt niedergeſchlagen.

Niedergeſchlagen? Und wo bleibe denn ich? fragte der Erbe.

Sie bleiben wo Sie ſind, das heißt in Ihrem guten Rechte. Die Parteien vergleichen ſich. Der Graf giebt ſeine Abſichten auf das ſtille Haus völlig auf. Hier ſteht's mit dürren Worten. Er will von dem ganzen Handel nichts wiſſen. Er verläßt Europa und geht nach Amerika.

Ah — das iſt mehr als ſeltſam!

Nach Amerika.

Und der Bruder, und die verſchwundene Frau?

Von alle dem ſteht kein Wort im Briefe.

Ich will mich hängen laſſen, wenn ich etwas davon verſtehe, ſagte der Goldarbeiter.

Und das Haus — das Haus wird nicht niedergeriſſen? ſetzte der Supernumerar in traurigem Tone hinzu. Wo bleibt nun mein Rath Bellorins, mein Kamin und das zugemauerte Kabinet?

Der Juſtizrath entfernte ſich, um den Boten abzufertigen. Kopfſchüttelnd gingen die beiden Genoſſen ihre Wege. Die Herberge zum ſilbernen Hahn ſchien zum Schauplatz beſtimmt, wo der Beginn und die Entſcheidung eines ſo merkwürdigen Handels beſprochen wurde.

„Gleichwohl," warf die Fee ein, „müſſen die platten Füße auch Schuhe tragen."

„Mögen ſie, aber ich will nicht das Leder dazu zugeſchnitten haben. Es giebt Leute genug, die ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigen."

„O," rief die Fee Kokombre, „ich meiner Seits habe meine Pläne für mich. Mein Ehrgeiz nimmt einen nicht minder hohen Flug. Ich werde ſehr erfreut ſein, wenn es uns gelingt, das Heer der romantiſchen Geſpenſter, die ſich eingedrängt haben, wieder zu vertreiben. Erinneren Sie ſich einer widerwärtigen Perſon, die ſich Frau Minnetroſt nennt? Wie abgeſchmackt iſt dieſes empfindſame Weibſen. Nun vollends die alterthümliche Veleda? Mir wird übel, wenn ich nur an Hermann und Thusnelda denke. Wie geiſtlos warren dieſe Creaturen! Kein einziger witziger Einfall, nur immer mit Keulen auf den Kopf geſchlagen. Ach, und dieſen ahmte man nach. Was ſoll ich nur mit einer Norne von

Der Graf Hohenfeld ſchreibt an den Seraphinen-Ritter.

Was ich verſprochen, halte ich nunmehr. Meine Anſchläge ſind geglückt, meine Abſichten ſind erreicht.

Die Hälfte des Vermögens und — Eveline ſind mein.

Mit der andern Hälfte — nämlich ſoviel die Advokaten ihm davon übrig laſſen werden — geht mein Bruder nach Amerika.

Höre nun den Verlauf der Sache.

Als ich Dich verließ, ging ich, nicht wiſſend, welchen Plan ich entwerfen ſollte um Evelinen zu befreien und meinen Zweck in Rückſicht des Vermögensantheils, den ich mir unter jeder Bedingung zueignen wollte, zu erreichen, nach Paris. Dort fand ich einen Jugendfreund, den Marquis de Lys. Durch dieſen wurde ich mit einem merkwürdigen Manne bekannt, der bei Hofe und in der Stadt gerade anfing außerordentliches Aufſehen zu machen und der den Namen Graf St. Germain führte.

Ungläubig, wie ich bin, und zur Schule der Frei-eiſter gehörend, machte ich ihm nur in der Abſicht, m über ihn zu ſpotten, einen Beſuch. Allein ich fand inen Mann, bei deſſen Weſen und Charakter mir der Spott verging. Ich mußte mir ſelbſt bekennen, daß ch eine ungewöhnliche Perſönlichkeit vor mir hatte; die ngeblichen Wunder, die mit ſeiner Exiſtenz verknüpft ind, namentlich ſein über alles menſchliche Maaß hinausgehendes hohes Alter ließ ich dahingeſtellt ſein.

Bei näherer Bekanntſchaft konnte es nicht fehlen, daß ich ihm manches aus meinem früheren herum-treifenden Leben erzählte, ſo auch die phantaſtiſchen Reiſeerinnerungen, die ich aus Indien mitgebracht. Er forſchte weiter, und nun ſprach ich auch von Evelinen und meiner Liebe zu dieſer, den myſtiſchen Schwärmereien zugeneigten jungen Frau. Die Geſchichte dieſer Neigung beſchäftigte ihn ganz ungewöhnlich und er geſtand mir, daß ihn dies an ähnliches Erlebtes erinnere. Von Evelinen's jetzigem Aufenthalte war die Rede, und ſiehe da — er kannte Haus und Stadt ſehr genau." Wenn Sie wünſchen, ſagte er mir eines Abends vertraulich lächelnd, die Träume ihrer Geliebten wahr zu machen, ſo kann ich ihnen dabei behülflich ſein. Ich fragte, wie er dies verſtehe, und er entgegnete: Die junge Frau hat ſich in den Kopf geſetzt zu verſchwinden. Einige merkwürdige Beiſpiele der Art giebt es allerdings, wo dieſes geheimnißvolle „Entrücken" ſtattgefunden hat, doch ſo viel ich ſelbſt Wunderbares erlebt und in ſo viele Geheimniſſe ich habe blicken dürfen, ſo hat ſich zu dieſem mir bis jetzt kein Schlüſſel gezeigt. Aber wir wollen ſie bei ihrem Traume laſſen. Ich gebe Ihnen ein unſchädliches, die Sinne in augenblicklicher Wirkung betäubendes Mittel und Sie ſind bei der Hand, die Bewußtloſe verſchwinden zu machen. — Aber wie iſt dies möglich, rief ich, ſie iſt umgeben und bewacht von ihrer Familie. — Ich will Ihnen das Zimmer bezeichnen und genau die Stelle, wo ein verſteckter Gang angebracht iſt, der innerhalb der Mauern hinaus auf einen benachbarten Hofplatz leitet. Das Uebrige iſt Ihre Sache. —

Und es war meine Sache; ich brachte ſie ganz gut zu Stande, ſo gut, daß, als ich unter fremdem Namen ſpäter mich in der Stadt einige Stunden aufhielt, ich ohne das geringſte Aufſehen zu erregen Erkundigungen einziehen und eine kleine Zeichnung entwerfen konnte, die ich als Erinnerungsblatt an dieſe merkwürdigſte Begebenheit meines Lebens in mein Gedenkbuch gelegt.

Als ich Evelinen entführt hatte, ließ ich ſie in einer ihr völlig unbekannten Umgebung erwachen. Anfangs beſtärkte ich ſie in ihrer Einbildung und ſie war ganz ſicher in dem Glauben, wie die Nonne Euſtadia „entrückt“ worden zu ſein.

Wir begaben uns nach Paris.

Ich ſuchte dort den Grafen auf, um ihm meine

nntlichkeit zu beweiſen für die mir geleiſteten Dienſte,
ar aber nicht mehr dort. Auch meinen Freund, den
onis, fand ich nicht mehr, auch er war auf Reiſen
n ſagte mir, daß er ſich vollkommen dieſem Wunder-
en angeſchloſſen.

Ich richtete mich ein, ſo gut es gehen wollte, und
Eveline, wenn ich der Geſchäfte des Prozeſſes wegen
eiſen mußte, unter Obhut einer redlichen und mir
ergebenen alten Dame zurück. Es war ausgemacht,
dieſe Evelinen wenig unter Menſchen bringen ſollte,
trug ihre Pflegebefohlene ſelbſt kein Verlangen
ach, um ſo unerwarteter kam der Schlag, der uns
Mein Bruder, der, ohne daß ich's wußte, ſich
falls in Paris befand, erblickte ſeine entſchwundene
u auf einem der einſamen Spaziergänge, die dieſe
hte. Jetzt war mein ganzer Plan geſcheitert. Eve-
, die nie eingewilligt, wenn ich ſie hätte entführen
len auf dem gewöhnlichen Wege, der von den ver-
ückten Liebhabern unſerer Art eingeſchlagen wird,
ligte nun ein, in meiner Nähe zu leben und ſich
inem Schutze anzuvertrauen, weil ich ihr Beihülfe
ſprochen hatte, ihr den Eintritt in ein Kloſter zu
ſchaffen. Unkundig der Verhältniſſe und von ihren
äumereien ſtets in Anſpruch genommen, war ihr jeder
kehr mit der Außenwelt nicht allein läſtig, ſondern
t unmöglich, ein männlicher Schutz daher Bedürfniß

Ich wollte nun Schritt vor Schritt weiter gehen; mein Bruder, ſich überzeugend, daß ſeine Frau für ihn verloren, ſollte auf gutem Wege dahin gebracht werden, mit mir zu theilen, ebenſo wie die Geliebte, nach und nach auf den Boden der wirklichen Welt geſtellt, ſich in die Gewöhnung finden ſollte, mir anzugehören. Jetzt konnte von allem dieſem nicht mehr die Rede ſein und ein verdecktes Spiel war nicht mehr möglich. Mein Bruder, ſich von den ſchwärmenden Erklärungen Evelinen's nicht beirren laſſend, durchſchaute mich und wußte woran er war, ohne auch nur ein Wort über dieſe Angelegenheit mit mir zu wechſeln. Ich mußte nun Alles verloren geben: nur eine Hoffnung blieb mir, nämlich die, daß Eveline mich wirklich liebe. Ich faßte daher den Entſchluß, ihr ein vollſtändiges Bekenntniß abzulegen und ſie dann zu fragen, ob ſie mein ſein wolle. Dieſes edle Weſen, aus allen ſeinen Himmeln geriſſen, ſah zu ſeinen Füßen einen Unglücklichen, der nicht länger ohne den Beſitz des liebenswürdigſten Weibes leben wollte. Nach langen Kämpfen willigte ſie ein und iſt jetzt — die meine. Wie es dem aufopfernden Charakter meines Bruders ähnlich ſieht, überließ er ihr die Wahl und ſie wählte mich. Seine Großmuth trieb ihn, nun noch ein Aeußerſtes zu thun: er gab mit der Frau auch einen Theil ſeines Vermögens weg. — So endete im gutem bürgerlichen Styl die myſteriöſe Tragödie. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, wird die

Scheidung ſo geheim wie möglich betrieben, und ebenſo die neue Ehe geknüpft.

Ich beabſichtige nun, nach Indien auszuwandern; eine Stelle, die mir im dortigen Gouvernement angetragen, verſichert mir eine angenehme und ſichere Exiſtenz. Und Evelinen's Wunſch iſt es; völlig aus dem Reiche poetiſch-myſtiſcher Gebilde will ſie nicht ſcheiden, und in dieſem Lande der Wunder findet eine Seele wie die ihrige Nahrung in Fülle.

Aber ehe ich abreiſe, bleibt es dabei: wir kommen zuſammen in dem „ſtillen Hauſe", auf dem Schauplatze, von wo die Fäden Deines und meines Geſchickes aus- und wieder zurücklaufen. Hoffentlich werden auch Deine Angelegenheiten eine gute Wendung genommen haben.

Aus Evelinens Tagebuche.

An Ewald ſchließe ich mich von Tage zu Tage immer mehr an.

Sollte darin ein Unrecht liegen? Gewiß nicht. Er verſteht mich, er geht auf meine Gedanken und Träume ein. Ich bin nicht mehr die Einſame, Verlaſſene.

Ein Schritt weiter und der Seelenbund iſt da.

Ob ich dieſen Schritt thue?

Ich verletze dadurch keine Pflicht. Die Welt kann nicht mehr von mir fordern als was ſie mir gegeben. Man hat mich gefragt, ob ich einem Manne angehören wolle, ich habe geſagt: nein. Dann hat man mich gezwungen.

Nun denn: von dem den man gefeſſelt, kann man keine freie Bewegung verlangen. Ginge ich frei umher, ſo wäre ich verantwortlich für meine Schritte, ſo aber tragen die, die mich ſo und nicht anders gehen heißen, die Schuld, wenn ich meinen Lebensweg weder zu meiner noch zu anderer Leute Freude wandle. —

Meine Eltern und meine Schweſter ſind bei mir und ich lege mir den ſchweren Zwang auf, eine einfache, zufriedene, beſchränkte Frau darzuſtellen.

Aber auf die Länge halte ich's nicht aus.

Nein! nein! Es muß bald Hülfe kommen.

Wenn die Andern ſich entfernt haben, ſitze ich bis tief in die Nacht mit Ewald und leſe meine Wunderbücher und noch dazu in dem alten Geſpenſterzimmer. Das ſind Weiheſtunden.

Ewald hat einen Zaubertrank mitgebracht, doch ich werde ihn nicht über die Lippen bringen. Kann ich nicht durch die Gewalt und Kraft meiner Ekſtaſe entrückt werden, ſo will ich bleiben wo ich bin.

Ewald redet mir zu. Er ſieht ein, daß ich für dieſe Welt nicht tauge. Dann ſieht er auch ein, daß man mich auf keine Weiſe frei laſſen wird. Er trauert bei dem Gedanken, mich zu verlieren.

Immer tiefer verſenke ich mich in meine myſtiſchen Schriften.

Im Traume ſind mir ſchon der Tag und die Stunde bezeichnet, wo ich hinweg genommen werde. Niemand habe ich davon geſagt; nur Ewald weiß darum.

Es gehen in meiner Seele große Dinge vor.

Es arbeitet und treibt darin.

Begreiflich! ich ſtehe an der Pforte eines unermeßlichen Geheimniſſes. Nur wenige Stunden und die Thore fliegen auf. Was werde ich ſchauen? Wohinaus werde ich meinen Flug nehmen. Die Nonne Euſtachia verſchwand, ohne ein Abſchiedswort an ihre Schweſtern zu hinterlaſſen; ich aber möchte die Meinigen verſöhnend grüßen, denn in die Räume des Lichts, wohin ich zu gelangen hoffe, will ich den Kummer und den Verdruß der Erde nicht mit hinauf nehmen. Doch Ewald räth mir ab. Wozu, ſpricht er, ein Abſchiedswort, das würde dem Wunder Eintrag thun, und er hat Recht. Der Moment der Extaſe wird mich hinwegnehmen, ohne daß ich Zeit habe auch nur an das Geringſte Irdiſche zu denken. Wollte ich in dieſen großen und heiligen Augenblicken an Perſonen und Gegenſtände mich heften, die irdiſche und vergängliche Verhältniſſe betreffen, ſo würde ich vermeſſen und leichtſinnig mit eigener Hand Bleigewichte an meine Fittiche hängen. Nein, ich ſchwinge mich empor, wie der Vogel die reine ewige Höhe ſucht. Und erlahmen meine Schwingen, ſo ſtrecken ſich von oben her Arme mir entgegen, die mich vollends an's Ziel führen. O die Seeligkeit iſt unnennbar, die mich erfaßt ſchon bei der lebendigen Vorſtellung von dem erhebenden Geſchicke, das meiner wartet.

Könnte ich Ewald mit mir nehmen!

Doch nein! Auch er muß zurückbleiben. Alles was ich hier irdiſch und vergänglich geliebt habe, bleibt zurück.

Immer näher kommt der Tag und die bezeichnete Stunde.

Es iſt Abend. Die Meinigen ſitzen um den Tiſch herum. Es wird vorgeleſen. Ich fühle wie die vorahnende Seligkeit mir bis an's Herz emporſteigt. Meine Pulſe fliegen; äußerlich aber bin ich ruhig.

Dort in jenem Zimmer!

Ewald verfolgt jede meiner Mienen und Bewegungen.

Doch auch er zeigt äußerlich die unerſchütterlichſte Ruhe.

So ſoll es ſein.

Jetzt gehe ich feſten Schrittes in das verhängnißvolle Zimmer. — —

(Einen Monat ſpäter.)

Als ich die obigen Zeilen in meine kleine Gedenktafel ſchrieb, die ich immer bei mir trage, war ich ein Kind. Jetzt laſtet ein Menſchenalter von Erfahrung auf mir. Ich bin enttäuſcht; ich ahne was mit mir vorgegangen.

Ewald iſt bei mir.

Wir ſind in Paris. In einer der volkreichſten Straßen wohnen wir.

Iſt dies das geheimnißvolle Wunderland, in das ich entrückt worden. Nicht einmal Indien, nicht einmal die Ufer des heiligen Ganges, nicht einmal Palmen-

Titful-Head anfangen, die nichts verſteht, als unſinnige Sprüche in den Sturm zu heulen? Und dann die ſchwarzen und weißen Zwerge, die Kobolde, die Wechſelbälge —? Wo ſteckt in dieſer heilloſen Sippſchaft Geiſt, Amüſement? Und doch haben ſie faſt funfzig Jahre ſich auf das übermüthigſte der Herrſchaft angemaaßt.“

Tomogiſton. Nehmen Sie ſich in Acht, beleidigen Sie dieſe Weſen nicht, die ſich noch eines großen Anhangs erfreuen. Bringen Sie uns nicht in Ruf, die Ariſtokratie der Feen wieder einführen zu wollen, um die Volkspartei der Wechſelbälge zu ſtürzen.

Die Fee. In der That, Sie beſitzen ſehr wenig Ehrgeiz. Wie, wenn es uns nun gelänge, den Scepter wieder in Beſitz zu bekommen, den uns einſt eine eben ſo geiſtvolle als elegante Zeit freiwillig in die Hand gab? —

Tomogiſton. Einſt! — Aber Sie vergeſſen, daß der Sinn der Menſchen ſehr wechhaine — ſondern Paris! Das moderne Paris! Ich höre Wagengeraſſel unter meinen Fenſtern, ich vernehme die Stimmen der Ausrufer.

Ewald macht eine verlegene Miene, wenn ich ihn frage was mit mir geſchehen.

Er behauptet noch immer, ich ſei den Meinigen durch einen Zauber entrückt. Auch die Nonne Euſtachia ſei nicht in den Himmel gekommen, ſondern nur in eine andre ferne Erdgegend, vielleicht in ein frömmeres und beſſeres Kloſter.

Er liegt zu meinen Füßen und iſt vor Entzücken außer ſich, daß ich noch lebe und daß es ihm vergönnt iſt bei mir zu ſein.

Vergönnt? Wer hat ihm die Befugniß dazu gegeben? Ich nicht. Aber ich bin jetzt in ſeiner Hand.

In der Hand eines ſchlauen Betrügers.

Iſt dies nicht ein zu hartes Wort?

Er täuſchte mich — es iſt wahr. Er benutzte meine Träumereien; allein alles was er that, that er aus Liebe zu mir. Aus einer Liebe, die als eine ewige unverlöſchliche Flamme in ſeinem Buſen lodert.

Heute hat er mir das Geſtändniß von dieſer Liebe abgelegt.

Nochmals fragte ich ihn über die Umſtände, die bei meinem Verſchwinden gewaltet, er erröthet und weicht aus. Dennoch will und muß ich die Wahrheit wiſſen.

Kann es ſo ſchwer ſein mir ſie einzugeſtehen?

Wenn ich entführt worden bin und er der Ent-
r iſt — nun denn! Es läge eine tiefe Schmach
mich in dieſem Geſchicke, doch ich fühle Kraft, über
Tiefe hinwegzukommen, nur muß nicht eine Lüge
Brücke bilden wollen.

Aber was würde mein Mann ſagen?

Welch ein entſetzenvoller Gedanke, mit ihm zuſam-
ntreffen.

Damit dieſes Unglück nicht geſchehe, gebe ich wenig
Ich verſtehe Ewald in allen ſeinen Vorſichts-
regeln, ich verſtehe auch ſeinen Kummer und ſeine
Beſorgniß. Aber immer ſpricht er noch nicht offen
mir. Er glaubt, daß ich noch in den alten Träu-
mich wiege.

Aber dieſe Träume ſind verflogen. —

Das Wunder iſt zerſtört. —

Ich bin der Wirklichkeit übergeben. Die Welt,
ch zu überſehen glaubte, hat ſich für meine Ver-
äſſigung ihres Werthes gerächt.

Ich liebe und leide — rein irdiſch. Wie ſeltſam!
Enttäuſchung, und die ganze Wunderwelt ſinkt in
Boden. —

Das Geſchick hat vollendet, was es begonnen.
bin heute meinem Manne begegnet. Er hat mich
nt. Zum erſten Male glaubte dieſer Mann, der
an die Exiſtenz der Wunder glaubt, ein Wunder

zu ſehn. Er ſtarrte mich an, er wich zurück, als wollte er fliehen, dann aber ſtürzte er auf mich zu, faßte mich am Arm, zog mich eine Strecke mit ſich fort, und obgleich in der volkreichen Straße uns eine große Anzahl Menſchen umgaben, rief er ungeſcheut: Allmächtiger Himmel! Eveline Du biſt es! —

Jetzt ſind die Würfel gefallen! —

Ewald's Geſtändniß erfolgte noch an demſelben Abend.

Die alten Mauern bergen einen Gang, den nur er kannte. Alles war vorbereitet. Wie ich in das Zimmer trat, war er bereits drinnen verſteckt. Ein Tuch in eine Flüſſigkeit getaucht, die eine augenblickliche Ohnmacht zu wege brachte, hielt er mir vor und nun raſch mit mir in den Gang. Im Gange ließ er mich an einer ſichern Stelle bewußtlos zurück, um zur Geſellſchaft zurückzueilen, damit man ſeine Abweſenheit nicht bemerke. Jetzt fing das Suchen an, und er gab ſich die Miene am eifrigſten zu ſuchen. Mit einigen Andern verließ er das Haus, trennte ſich unvermerkt von ihnen und kam in den Gang zurück, von wo er mich nun vollends hinwegtrug. Unſre Reiſe ging ſehr raſch. Wenn ich erwachte, geſchah es in dunkeln Gemächern und bald darauf umfing mich neue Betäubung; erſt wie wir hier in Paris angelangt waren, gingen meine Lebensbedingniſſe wieder ihren gewohnten Gang.

Was ſoll ich thun? Vergeben? — Was kann anders thun als — vergeben.

Er liegt zu meinen Füßen; er beſchwört mich, ihm ick und Leben zu laſſen, un[illegible] beides beſitzt er nur, n er mich beſitzt. Er hat mich getäuſcht, weil ich nſcht ſein wollte. Hätte ich die offene, redliche rache des Herzens verſtehen wollen, er hätte ſo und t anders zu mir geredet. Aber da ich in einer Welt r, die mit der wirklichen ſo wenig Aehnlichkeit hatte, war er gezwungen die Hülfsmittel, die er anwendete ſich ſein Glück zu erringen, auch aus der mir be- ndeten Welt zu nehmen.

Es liegt eine Wahrheit in dieſen Worten, die ich t anzutaſten wage.

Freilich, er hätte darauf hin arbeiten ſollen, mich meinen Träumereien zu heilen. —

Allein hätte das etwas gefruchtet?

Gewiß nicht.

Es hätte mich nur eigenſinnig und ſcheu gemacht. hat das einzig wirkſame Mittel gewählt. Ich bin Dank ſchuldig und —

Doch halt! nicht zu raſch! —

Aber weshalb nicht? Schnell entſcheide ſich, was t geändert werden ſoll und mag. Die Wahl iſt in ne Hand gegeben und ich wähle — Ewald! —

Was wird die Welt — was werden meine Eltern, ne Schweſter ſagen?

O ich bleibe nicht hier bei Ihnen. In die Fremde ziehe ich. Ihnen will ich in Wahrheit entrückt ſein und bleiben. Sie haben mich gemartert, geängſtet, mich nie geliebt und nie verſtanden. Ihre Verfolgungen würden von neuem beginnen, wenn ich thöricht genug wäre zu ihnen zurückzukehren.

Die Brüder machen unter ſich Alles ab. Die Welt erfährt nichts, ihr bleibt es ein Geheimniß. — So ſoll es auch ſein. Dieſe Welt, die über Alles ſpöttelt, Alles belacht, ſoll ihr der Triumph werden, daß ein Geheimniß erklärt wird.

Was ſich in dem ſtillen Hauſe weiter zutrug.

Die beiden Freunde ſaßen in trüber Stimmung bei
ammen. Der Magus hatte einen ernſten großen Ent
chluß gefaßt und dachte an deſſen Ausführung. Der
Graf war wegen der ausbleibenden Nachrichten beküm
mert, die aus dem Norden eintreffen ſollten und die
r berechtigt war ſtündlich zu erwarten. Er kannte die
ege Thätigkeit ſeines jungen Schülers und Freundes
und wußte, wie er auf deſſen Geſchicklichkeit ſich ver-
laſſen könne. Um ſo unbegreiflicher war ihm dieſe
Verzögerung. Er wagte es nicht, ſeinen alten Freund
um deſſen Sehergabe anzuſprechen, denn in dem Zuſtand
ieſer Bekümmerniß, in welchem ſich dieſer befand, ließ
ſich überdies annehmen, daß dieſe Gabe jetzt nicht in
Thätigkeit ſein werde.

Der Magus war mit ſich übereingekommen, ein
Opfer, das der Tod ſchon halb erfaßt, nicht länger
mit der Anſtrengung aller Kräfte und der Anwendung
der ſtärkſten magiſchen Mittel dieſem vorzuenthalten zu

wollen. Er war bereit, ſich von Arſala auf immer zu trennen. Doch einen blutigen Kampf hatte es ſeiner leidenſchaftlichen Natur gekoſtet, ehe er zu dieſer Entſagung gelangt. Immer noch hatte er gehofft, die Erſtarrte zu vollem Leben erwachen zu ſehen, und immer war es nur bei unvollſtändigen Verſuchen geblieben. Dieſe Momente, in denen die Beklagenswerthe ein leiſes Erinnern der Zuſtände empfand, welche ſie einſt durchlebt, waren mit ſo bittern Schmerzen gefüllt, und dem ſonſt ſo regungsloſen Bilde ſtrömten alsdann die Thränen aus den halbgeſchloſſenen Augen, daß ihrem Pfleger ein unnennbares Weh die Bruſt erfüllte. Statt Freude und Genuß zu empfinden, fand er nur Qual. Die Bitte der Unglücklichen, ihr den ewigen Schlaf zu gönnen, wurde ſo rührend und ſo ergreifend von ihr ausgeſprochen, daß ſie ein hartes und grauſames Herz hätte erweichen müſſen, wie viel mehr das mitfühlende und weiche des Magus. Er beſchloß daher, den Trank zu bereiten, der, ein ſcharfes und ſchnell wirkendes Gift, den Organismus zerſtörte; zugleich wollte er den Magnet unwirkſam machen, der bis jetzt in dem Akte der Wiederbelebung den wichtigſten Beſtandtheil ausgemacht.

Die Natur neigte zum Herbſte; es war ein trüber, lichtloſer Tag, als der Magus in das verhüllte Gemach trat, in welchem eine düſtere rothe Dämmerung herrſchte, hervorgebracht durch die purpurfarbenen Vorhänge, die herabgelaſſen waren. Die belebte, marmorbleiche Geſtalt

g auf dem Ruhebette: der eine Arm hing hinab, der
dere lag auf der Bruſt, auf dem goldenen Gürtel,
r die ſchweren Falten des weißen Gewandes zuſammen-
elt. Das reiche ſchwarze Haar ward von einem Gold-
if gehalten und verbreitete ſeine dunkeln Ringe auf
en ſchimmernd weißen Polſtern: ein durchdringender
eilchenduft füllte das Gemach.

Als der Magus hineingetreten, ſchloß er hinter
ich vorſichtig die Thür, dann zündete er eine kleine
erze an, die mit einem grünlichen Lichte ſchimmerte.
Mit dieſer Flamme näherte er ſich dem Bette. Der
grüne Schein verlieh dem Antlitz der Schlummernden
och mehr Marmorbleiche: beſonders waren Arme und
Schultern von ſo vollendeter Schönheit, aber zugleich
von ſo unbeweglicher Starrheit, daß ſie dem Marmor, wie ihn die Hand eines Meiſters der Kunſt gebildet, auf das Täuſchendſte ähnlich ſahen. Mit einem Blick unbeſchreiblicher Trauer betrachtete der tief gebeugte Mann den Gegenſtand ſeiner unglücklichen und verzehrenden Leidenſchaft. Sie war es ſelbſt, die zauberhafte Geliebte ſeiner Jugend, das magiſche Bild, an dem ſein glühendſtes Leben ſich geheftet, das mit ihm durch's Daſein gewandelt, ſtets unverändert, unverblüht, während über ſein Haupt die Jahre zerſtörend dahingezogen. Und jetzt ſollte er dieſes Götterbild mit eigenen Händen zertrümmern, jetzt war er berufen, ſelbſt der Mörder ſeines Glücks zu ſein. Es war hart.

Er ſtellte die Kerze hin und that einige Schritte durch's Gemach. Dann blieb er ſinnend ſtehen und ſagte leiſe die Worte: Es muß ſein! Wanke nicht. Sei ein Mann. — Wenn es dir gelingt ein Bild zu verfertigen, ein Automat, ihr völlig ähnlich und dem du durch die von dir entdeckten Mittel Leben verleihſt, wird dies nicht in etwas deinen Kummer ſtillen? Wohlan, wenn du ſie dem Grabe übergeben, ſo geh an's Werk und fertige dieſes Bild. Das wird dich zerſtreuen, dich an einem Leben feſthalten, das du ohne dieſe träumeriſche und ſchmerzliche Beſchäftigung eilen würdeſt zu verlaſſen.

Nun denn! Wenn Arſala nicht mehr iſt, will ich zu meiner Werkſtätte zurückkehren.

Erneuter Muth drang in die Bruſt des Unglücklichen, als er dieſe Worte geſprochen. Er entdeckte eine Ausſicht weiter leben zu können, nachdem er ſeinen koſtbaren Schatz verloren.

Er nahm aus einem Wandſchrein den in Tücher von purpurrother Seide gehüllten Magnet. So wie ſeine Hand das Eiſen berührte, zuckte die Schlummernde zuſammen und erwachte. Sie richtete ſich auf und blickte im Gemach umher. Unfähig ihren Blick zu ertragen, wandte ſich der Magus nicht zu ihr um, ſondern beſchäftigte ſich mit dem Geräthe im Schrein.

Eine tiefe Stille herrſchte im Gemach.

Wieder ließen ſich die eigenthümlich klingenden

Stimmen hören, die an die Gegenwart dieſes mit geheimnißvollen Kräften begabten Mannes gebunden waren. Aber der Magus machte eine abwehrende Bewegung. Jetzt nicht! rief er. Meine Seele darf keinem Rufe hören; ungetheilt muß ſie ihre Kraft dem Gegenſtande widmen, der in dieſer unheilvollen düſtern Stunde ihr vorſchwebt. —

Die Stimmen verklangen.

Der Magus trat an das Ruhebette. Mit einer Stimme, der die tiefe Erſchütterung des Innern anzuhören war, ſtammelte er mehr als daß er ſprach die Worte: Arſala! Ich komme deine Bitte zu erhören.

Ein verklärendes Lächeln umfloß plötzlich die ſtarren Züge.

Der Magus ſagte mit einer bittern Schmerzensmiene: Du triumphirſt, aber bedenkſt Du nicht, Grauſame, was aus mir wird? Glaubſt Du, daß ich werde leben können ohne Dich? —

Die Geſtalt ſchwieg.

Nach einer Weile ſtreckte ſie die Arme bittend empor.

Wohl! So mache Dich bereit. Wenige Augenblicke und kühlend wird ſich der Schleier der Nacht auf immer über Deinen Leib breiten. —

Wieder erglänzte das Antlitz in unbeſchreiblicher Freude.

O dieſes Lächeln, ſeufzte der Mann, warum iſt es dem furchtbaren Feinde alles Erſchaffenen, dem Tode, feind iſt. Wir haben offenbar einen großen Fehler begangen, und der beſteht darin, daß wir uns ſtets ſehr wenig um Popularität bemühten.

Die Fee. Was wollen Sie damit ſagen? Soll ich etwa ins deutſche Volksbuch wandern? Mit der Frau Holla, die die unartigen Kinder züchtigt, gemeinſchaftliche Sache machen, oder den Knecht Ruprecht zu meinem Vetter annehmen? Ach, beſter Tomogiſton, ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß Sie auf ſolche Sprünge kommen würden. Haben Sie denn ganz vergeſſen, daß wir zu dem erhabenen Geſchlechte Oberon's und Titania's gehören? —

Tomogiſton. Wie ſollte ich dieſe Verwandtſchaft, die unſern Stolz ausmacht, vergeſſen?

Die Fee. Nun alſo, was verlangen Sie denn?

Tomogiſton. Nur etwas mehr Nachgiebigkeit. Entſchließen wir uns, den romantiſchen Geſpenſtern einen Schritt entgegenzuthun.

zugewendet und warum leuchtete es niemals mir! Dem Grabe dieſe Liebesgrüße und für das Leben nur Klagelaut, für den Liebesantrag nur Schauder und Entſetzen! Ach, es iſt umſonſt, daß ich noch hoffe. Dieſe Braut der Verweſung, ſie will nichts mehr als ihr Recht; ſie verlangt es gebieteriſch. Ich zittre, dieſem entſetzenvollen Befehle mich noch länger zu widerſetzen.

Der Veilchenduft verbreitete ſich immer ſtärker im Gemach.

Die Blume des Grabes haucht Duft aus! murmelte der einſame Wächter. Er ging an den Schrein, nahm die Kryſtallſchaale hervor, in die er für gewöhnlich den Trank des Lebens gab, und die jetzt beſtimmt war, den des Todes in ihre helle ſchimmernde Wölbung aufzunehmen. Die Geſtalt, auf dem Lager ſitzend, beobachtete mit weit geöffneten ſtarren Augen jede Bewegung; ihre Arme zitterten, ihr zarter Leib ſchwankte. Sie beugte ſich weit vor, um nichts von dem Anblick zu verlieren, wie eine Phiole geöffnet wurde und die Hand des Magus aus ihrem Inhalte ſieben bis acht Tropfen einer glänzend ſchwarzen Flüſſigkeit in die Schaale fallen ließ. Der Liquor, auf dem Boden des Glaſes angelangt, verbreitete ſich über die ganze innere Fläche des Bechers und erzeugte kleine bläuliche Dampfwölkchen, die ſich wie eine zarte Schleimhülle über das Glas hinlegten. Der Magus wendete ſein Antlitz weg, denn es war gefährlich dieſen Duft einzuathmen.

Mit weit vorgeſtreckten Händen verlangte die Ruhende nach dem Tranke.

Aber noch immer hielt der Magus den Becher abgewendet von ihr. Er zögerte, und jede Sekunde, wo er den entſcheidenden Moment noch hinauszurücken vermochte, ſchien ihm ein unnennbares Glück zu bergen. Endlich wandte er ſich langſam um und ſeine Blicke trafen in das gleichſam von Gier verzerrte Antlitz der Verlangenden. Er trat ſchaudernd einen Schritt zurück. Die Schaale ſchwankte in ſeinen Händen. Der bläuliche Duft hatte ſich verloren, dagegen hatte die Flüſſigkeit, ſich ausdehnend und in Gährung aufbrodelnd, bald den Rand des Pokals erreicht.

Der Magus ſtand am Lager. Noch einmal, zum letzten Male — bat er — gieb mir Deine Hand, Arſala! Wir ſcheiden jetzt auf immer. Er ſtreckte die Hand hin, aber mit einer Gewalt, wie ſie bei dieſem ſchwachen, zarten und ſtarren Leibe wunderbar und entſetzlich war, ſtieß ſie die Hand fort und zog den Arm mit dem Becher heran. Mit einem Todesſchmerze in Blick und Miene ſetzte er jetzt die Schaale an ihre Lippen. Sie ſog dieſen Trank, und in wenig Sekunden war das Gefäß leer.

Raſch bemächtigte ſich jetzt der Magus des Eiſens, ſtreifte die Hüllen ab und zerbrach die dünne, meſſerartige Klinge.

Die Geſtalt war auf dem Lager zuſammengeſunken.

Der Veilchenduft war in eine von durchdringendem Verweſungshauch geſchwängerte Atmoſphäre übergegangen.

Taumelnd und ſeiner Sinne faſt beraubt ſtand der Magus mitten im Gemach und ſtarrte die Leiche an, die jetzt, eine ſichre Beute des Grabes, in ihren gefurchten Zügen, in dem geöffneten Munde und den halb offenen ſtarren Augen, ein vom vorigen völlig verſchiedenes ſchreckenvolles Bild zeigte.

Die Hände vor das Geſicht ſchlagend, ſtieß Xilander einen lauten Schrei des Schmerzes und des Entſetzens aus. Durch dieſen herbeigerufen ſtürzte St. Germain in's Gemach, nachdem er das Schloß der Thüre geſprengt. Er überſah mit einem raſchen Blick was geſchehen, und indem er den in Ohnmacht ſinkenden Freund unterſtützte, warf er eine Hülle über den entſtellten Körper auf dem Ruhebette.

Der Tod des Magus.

Der erſchütternde Vorfall, der ſo eben dem Leſer vor-
eführt worden, blieb innerhalb der Mauern des „ſtillen
Hauſes“ eingeſchloſſen und es gelangte nichts davon in
ie Oeffentlichkeit. Selbſt die Beſtattung der Leiche
ward bewirkt, ohne daß irgend Jemand in der Nach-
arſchaft erfuhr wer geſtorben und wohin man den Tod-
en gebracht. St. Germain führte dies aus und er be-
nutzte dazu die ihm bekannten Wege. Bei ſtiller Nacht-
tunde trug ein Mann einen verhüllten Körper, und
legte dieſen in ein Grab, das er am Abhange eines
Hügels gegraben, von drei mächtigen Bäumen beſchattet.
Das Werk wurde ſtill begonnen und ſtill vollbracht.
Heftige Stürme wehten, die Nacht war finſter und ſter-
nenleer, das flackernde Licht in der Leuchte des Todten-
beſtatters warf ſeine zitternden Strahlen auf die Schatten
des Hügels, der ſich hier über eine ſo merkwürdige
Todte wölbte. Nun ruhe endlich, du Ruheloſe! ſprach

leiſe der nächtliche Arbeiter. Er kniete am Grabe nieder und blieb eine Weile unbeweglich liegen, während der Sturm über ſein Haupt dahinwehte und das lange weiße Haar flattern machte.

Es hatte große Mühe gekoſtet die Todte dem Magus zu entreißen, der ſie nicht laſſen wollte, trotz deſſen daß bereits alle Schrecken der Vernichtung ihr anhafteten. Der Unglückliche war in einem bejammernswerthen Zuſtande. Er klagte ſich des Mordes an und machte immer wieder vergebliche Verſuche die Todte neu zu beleben. Da ihm dies nicht gelang, warf er ſich über die Leiche hin und ſtieß Laute des heftigſten Schmerzes aus. Er nahm keine Nahrungsmittel zu ſich und ſchien die Abſicht zu haben, ſeinem Leben durch Erſchöpfung aller Kräfte ein Ende machen zu wollen. Umſonſt waren die Vorſtellungen, die Bitten des Freundes. Endlich wußte dieſer keinen andern Rath, als nur ſo raſch wie möglich die Todte hinwegzuſchaffen, und zwar mußte dies heimlich geſchehn, denn nie hätte der ſtreng ſeinen Schatz Bewachende dieſen Raub zugelaſſen. Während er alſo in einen Ohnmacht ähnlichen Schlummer ſank, entführte Jener die Leiche auf die eben bezeichnete Weiſe.

Bei dieſem Verluſte wurde der Schmerz des Unglücklichen bis zum Wahnſinn geſteigert. Er tobte in den Räumen des ſtillen Hauſes herum und ſuchte die Verlorene in allen Kammern und Gängen. Als er ſie nirgends fand, verſchwand er in einer Nacht, ohne daß es den Nachforſchungen ſeines Genoſſen und Freundes gelang zu erfahren, wohin er geflohen.

Er lenkte ſeine irren Schritte ſeinem ehemaligen Wohnplatze zu. Seine Vorſtellungen waren dabei verwirrt und ſein Verlangen war unklar. Die Todte wiederzufinden, dies war der Hauptbewegungsgrund ſeiner Wanderung. Man ging dem wahnſinnigen Bettler, wo man ihn ſah, aus dem Wege und er erreichte unaufgehalten das Ziel ſeiner Reiſe. An den Ufern des Sees angelangt, ſah er ſich mit wilden Blicken nach ſeiner frühern Wohnſtätte um; ſie war nicht zu finden; ſtatt ihrer thürmte ſich ein Schutthaufen empor. Schwarz gefärbte Mauerreſte, verkohlte Balken, morſches Gerüll lagen unberührt da, denn keine Hand hatte rühren wollen an der verfluchten Zauberſtätte.

Beim Anblick des Ortes, wo er friedliche Jahre zugebracht, wo ihn ernſte und tiefe Studien beſchäftigt, kam wieder Frieden und Ruhe in den Geiſt des Irrenden. Er beſann ſich auf frühere Zuſtände und das grauſenvolle Bild der letzten Tage trat im Augenblicke in den Hintergrund. Nachdem er eine Weile auf den Trümmern herumgewandert, wurde es Abend. Er beſann ſich auf ein kleines unterirdiſches Gewölbe, wo er einige Koſtbarkeiten und ein paar ſeiner werthvollſten Automate aufbewahrt zu haben ſich bewußt war; es war möglich, daß dieſes beim Brande unberührt geblieben. Mit Anſtrengung räumte er den Schutt hinweg, der den Eingang zu einer Steintreppe verdeckte, und ſtieg die Stufen hinab. Eine kühle Kellerluft wehte ihn an und zugleich drang ein Duft von Moder und angebrannten und verkohlten Gegenſtänden auf ihn ein. An dieſer Stelle hatte ſich das Kabinet mit den Figuren befunden und aus dem wüſten Aſchenhaufen ſtarrte ihm an dieſer und jener Stelle ein gläſernes Auge entgegen, und ein Arm hob ſich, an deſſen eiſernem Gelenke das Holz und die Lederbekleidung niedergebrannt waren. Dieſe Gebilde hatten etwas Grauſenerregendes. In dem Zwielicht der Nachtſchatten wußte man nicht, ob man nicht menſchliche Leichen vor ſich ſah. Der Magus machte ſich ein ergötzendes Spiel, dieſen Leibern zu einer Art Auferſtehung zu verhelfen, indem er hier und da noch an einer Feder drückte, ein Uhrwerk, das noch nicht ganz zerſtört war, in Gang brachte, ſo daß ſich die Glieder regten, die Köpfe ſich hoben und ein widriges heiſeres Durcheinanderklingen von Metalllauten, die menſchliche Stimmen nachahmten, ertönte. Der Kopf eines jungen Mädchens, derſelben Figur, der ſchon beim Beginn der Beſchreibung der Wohnung des Magus Erwähnung geſchehen, war noch völlig erhalten und der Wanderer ſteckte ihn zu ſich, indem er ihn in die Bruſtfalten ſeines Rockes ſchob.

In das Gewölbe niederſteigend, entdeckte er, wie er gehofft, die dort niedergelegten Schätze unverſehrt. Er öffnete ein Käſtchen, nahm eine lange Metallnadel hervor und indem er dieſe mit einer Platte, die an der Wand hing, in Berührung brachte, entzündete ſich ein milchweißes, blendendes Licht, das den ganzen Raum tageshell durchleuchtete. Beim Schein dieſer wunderbaren Flamme ſah man nun die ſchweigenden Geſtalten, die Bewohner dieſer verſteckten Kammer, an den Wänden herum aufrecht und unbeweglich ſitzen. Ein Mann in einen langen Talar gehüllt, mit weißem Haupthaar und Bart, nahm einen etwas erhöheten Platz ein. So wie Tilander dieſe Geſtalt erblickte, ſtieß er einen Schrei der Wuth und der Erbitterung aus. Er ballte die Fäuſte gegen die ſtumme Figur, und ſtieß die entſetzlichſten Flüche gegen ſie aus.

Ungeheuer! ſchrie er; hätteſt Du mich nicht damals betrogen, ſo hätte Arſala nicht den langen Schlaf in der Gruft geſchlafen und ihre Lebensgeiſter wären alsdann wirkſam zu erneuern geweſen. Elender, Du haſt mich um meine Reichthümer, um meinen Namen, um mein ganzes Lebensglück gebracht und nun ſitzeſt Du noch da, unberührt von der Zerſtörung, um mir Dein verhaßtes Antlitz zu zeigen, grade jetzt wo ich über dem Grabe all meines Glückes traure. Fort, teufliſches Gebilde, das ich einſt zuſammenſetzte um mir ſtets die Rache, die ich an Dir zu nehmen hatte, zu vergegenwärtigen! Fort jetzt aus meinen Augen! Kommſt Du jetzt meiner zu ſpotten, da ich elend und verlaſſen bin. Fort, ſage ich!

Und hiermit ſtürzte ſich der von neuem in Wahnſinn Verfallene auf das Automat, zerrte es empor und eilte mit ihm die Treppe hinauf. Hier richtete er aus Schutt und Steinen eine Art Altar auf, ſetzte die Figur darauf und zugleich warf er Feuer in ein Becken, gefüllt mit einem chemiſchen Präparat, das das elektriſche Licht erzeugte. Alſobald war die ganze Umgegend vom Licht überſtrahlt, das weithin in die finſtere Nacht leuchtete. Sogar die ſchwarzen Wellen des Sees erglänzten. Um dieſen phantaſtiſchen Altar ſetzte der Wahnſinnige die noch übrigen Figuren, theils nur Reſte, theils noch wohl erhalten, im Kreiſe herum hin und er ſelbſt ſchwang eine Fackel und ſprach laut Zauberformeln und ſang unverſtändliche Liedesſtrophen in die Nacht hinaus.

Plötzlich tauchte im Kreiſe dieſer Larven eine lebende menſchliche Geſtalt auf. Es war der ehemalige Schüler des Meiſters. Xilander erkannte den Fürſten und die Arme abwehrend weit ausgeſtreckt, rief er mit wilder Stimme: Hinweg! hinweg! Ich habe an Dir Rache genommen! Was willſt Du noch? —

Die Geſtalt blieb unbeweglich und die bleichen, verſtörten Züge blickten aus dem Schooße der Nacht unverwandt auf den Mann, der auf den Trümmern ſtand.

Fort! ſchrie der Magus. Auch Du lebſt nicht, wie dieſe nicht leben! Ich habe mein ganzes Leben hindurch mit dem Tode geſpielt, jetzt kommt er ſich an mir zu rächen. Ueberall umgeben mich Larven, die Leben lügen und nur der tauſendfach verkleidete Tod ſind. So biſt auch Du! —

Das Antlitz ſchaute unbeweglich.

Da nahm in wahnſinniger Wuth der Raſende das Haupt aus ſeinem Buſen und ſchleuderte es gegen die Geſtalt. Mit einem dumpfen Schrei verſank dieſe in Nacht.

Jetzt loderten die Flammen von neuem auf dem Schutte und verzehrten die Gebilde. Als der Morgen kam, fand man den ehemaligen Bewohner dieſer Stätte todt, mit verbranntem Gewande unter den Steinen liegen. Die Anwohner des Sees warfen den Körper in die Wellen.

Wenige Tage nach dieſem Ereigniß erfolgte auch der Tod des Fürſten Nepomuk.

Die Fee. (Voll Entrüſtung ihre Theetaſſe hinſetzend.) Nimmermehr!

Tomogiſton. Es ſind doch einige ganz artige darunter. Zum Beiſpiel die ſchöne Meluſine.

Die Fee. (Verächtlich.) Ich kenne dieſe Perſon nicht. Hatte ſie nicht einen Fiſchſchwanz?

Tomogiſton. Ganz recht.

Die Fee. Ich habe einmal etwas der Art gehört.

Tomogiſton. Und dann Undine mit ihrem Oheim Kühleborn.

Die Fee. Dieſer alte Roturier, der immer unterm Waſſer wohnte? O, das iſt Alles ſo roh und dazu ſchon gänzlich veraltet. Ueberdies, wenn eine Vereinigung zwiſchen uns wünſchenswerth oder denkbar wäre, ſo käme es jenen Geſchöpfen zu, den erſten Schritt uns entgegen zu machen. Aber ſie zeigen ſich ebenſo roh und trotzig, als ſie herrſchſüchtig und übermüthig ſind.

Tomogiſton. Sie glauben als die Begünſtigten, dieſe Miene annehmen zu dürfen.

Schluß.

In dem ſtillen Hauſe zurückgeblieben erwartete St. Germain Nachrichten ſowohl von dem verſchwundenen Freunde, als aus dem Norden von ſeinem geliebten Kinde.

Das einzige aber zugleich ſichre Zeichen, daß ſein Genoſſe noch am Leben, war die kleine goldgrüne Eidechſe, die der Magus zurückgelaſſen und die ſich unter ihrer Glasglocke regte. Dieſes kleine wunderſame Thier machte die Freude ſeines Beobachters aus. Mit den klugen Aeuglein ſah es unverwandt hinauf an die Decke ſeines kryſtallenen Häuschens und dabei wandte es das Köpfchen von Zeit zu Zeit, gleichſam wie hinhorchend, als vernähme es Stimmen, die ihm etwas zuriefen. Seit einigen Tagen waren jedoch die Bewegungen des Thiers minder lebhaft geworden, und jetzt plötzlich drohten ſie ganz aufzuhören. Nur ein leiſes Zucken durchglitt den zarten Körper und das Köpfchen lag auf den Boden gedrückt, die goldgrüne Farbe erblaßte.

Der Tod der goldgrünen Eidechſe zeigte dem Freunde auf das beſtimmteſte an, daß der Magus nicht mehr am Leben ſei. Er trauerte um ihn mit wahrem und aufrichtigem Gefühle, denn er hatte den Dahingeſchiedenen als einen geiſtig hoch begabten und als einen unermüdlichen Forſcher in den Geheimniſſen der Natur und der Wiſſenſchaft geachtet. Die Leidenſchaften, die ihm als Menſchen anhafteten, dieſe in ihren Wirkungen und Folgen zu richten, dazu hielt er ſich nicht für berufen. Er wußte zur Genüge und hatte es oft ſchon während des langen Laufes ſeines Lebens erfahren, wie ſelbſt der weiſeſte der Sterblichen nicht frei war von den Banden ſinnlicher Anfechtungen, die ihn, wenn auch nicht zu verbrecheriſchen, ſo doch zu thörichten und nutzloſen Thaten führten.

Er machte ſich jetzt daran, die Nachlaſſenſchaft des befreundeten Mannes zu ordnen und er benutzte dazu die Muße, die ihm innerhalb dieſer Mauern, denen kein ſtörender Eindringling nahte, zu Theil wurde. Unter den Papieren fand er einige Aufzeichnungen, aus denen er folgende kurze Sätze als wichtig zur Beurtheilung des Ganges der Forſchungen und als bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Verſtorbenen ſich aufmerkte: ſie lauteten:

Nicht meine Kunſtfertigkeit in Darſtellung mechaniſcher Produkte iſt es, die ich mir zum Ruhme rechne, obgleich meine Automate ſo vollendet ſind und ſo ſchwierige Probleme löſen, daß eine ſpätere Zeit an ihnen lernen wird, wenn ich es nicht vorziehe ſie zu vernichten, damit das Geheimniß Geheimniß bleibe, ſondern ich ſuche das Verdienſt meines Strebens in der Entdeckung jener unbändigen Willenskraft, die ich magnetiſch dämoniſch fortleite und durch welche ich Leben in todte Körper bringe. Die mir nachfolgenden Geſchlechter werden, wenn ſie dieſen Weg verfolgen, Wunder hervorbringen.

Der Wille des Menſchen iſt wahrhaft allmächtig.

Es iſt die Aufgabe, dieſem Willen paſſende Organe zu verleihen. Was wäre das größte Malergenie, wenn die Hände fehlten, die den Stift oder den Pinſel führen?

Haben wir dem Willen Organe gegeben, ſo fein, ſo geiſtig, ſo bebend und ſo biegſam, daß er ſich ihrer auf's beſte bedienen kann, ſo werden wir ihn bewundernswürdig und zauberhaft wirken ſehen. Die lebloſe Natur wird ſich nach den Winken unſeres Willens bewegen. Ja wir werden ſogar Todte aufwecken können.

Zwei, gleich ſtarke mit dem dämoniſch-magnetiſchen Willen ausgeſtattete Geiſter können über Land und Meer mit einander correſpondiren, ohne daß ſie der Worte oder der Schrift bedürfen. Auch kann durch den anhaltend angeſtrengten Willen ſich der Eine zum Andern hinverſetzen, ſo daß ſogar ein Abbild des Körpers dem Schauenden ſich zeigt.

Der Wille wirkt nach, nachdem der Körper längſt in Staub zerfallen und ſucht ſich Organe, durch die er wirkt. Er niſtet ſich in's Gehirn befreundeter Naturen ein und erzeugt Gedanken und Entſchlüſſe, die zu großen und entſcheidenden Thaten führen.

Doch ſind dieſe Einwirkungen bedingt. Der dämoniſche Wille, von dem ihm zugetheilten Körper abgelöſt, kann nicht direkt wirken, er muß ſich der Individualität der Natur fügen, in der er Platz gefunden.

Wenn wir tiefer und immer tiefer die Natur durchforſchen, ſo gelangen wir zu wenigen einfachen Sätzen, die die Weisheit und Offenbarung aller Völker und aller Jahrhunderte in ſich einſchließen.

Es giebt kein Wunder, von dem uns in den Traditionen der Völker berichtet wird, das nicht auch in unſeren Tagen möglich wäre, wenn nur die ausreichenden Kräfte da ſind und die rechten Mittel angewendet werden.

Auf der höchſten Staffel der dämoniſch-magnetiſchen Willenskraft angelangt, reichen ſich der Glaube und der Wille die Hand.

Der Glaube, der Wunder wirkt, iſt die höchſte Ekſtaſe der Seele und das Zuſammenwachſen aller ihrer Kräfte, und der Wille, der Wunder wirkt, iſt auch nichts anderes. Aber die Wege, die beide gehen, ſind ſich feindlich entgegengeſetzt. Der Glaube verwirft alles Wiſſen und jede Forſchung, er hat einen Wert außer halb der Natur; der Wille ſucht das Wiſſen und die Forſchung auf, um an ihnen zu erſtarken; er kennt keinen andern Gott als ſich ſelbſt, und der Akt ſeiner ungemeſſenen Göttlichkeit iſt, die Natur, der er anfangs gedient, zu beherrſchen. Der Glaube giebt ſich und ſeine Wunder dem Gotte, dem er dient, hin, der Wille läßt willig ſich und ſeine Wunder wieder in den Schooß der Natur zurückgehn, von wo ſie hervorgegangen.

Jede zu etwas Großem berufene Seele übt ſich frühe den Willen zu ſtärken und zu befeſtigen.

Die Geiſter der Verſtorbenen erſcheinen uns? Dies iſt unrichtig ausgedruckt. Es muß heißen: unſer Wille zwingt einen Willen, der von ſeinem Körper abgelöſt iſt, ſich unſrer Organe zu bedienen, um ſich für wenig Augenblicke einen Körper zu leihen, der geſchaut werden kann. Der abgelöſte Wille, oder der Geiſt eines Verſtorbenen iſt uns immer nahe und wenn wir ihn nur zu rufen verſtehen, ſo kommt er. Es iſt aber nicht nöthig, daß er uns ſichtbar in einem körperlichen Scheinbilde erſcheint, er kann auch als Gedanke, als Traum, als Bild in unſre Seele gleiten. Dies iſt tröſtend für uns, denn wir werden alsdann nach dem Tode unſre Freunde und Genoſſen haben, wie wir ſie im Leben hatten, und auf ſie einwirken können, wie wir im Leben auf ſie einwirkten. Ja wir werden uns neue Freunde ſuchen, denn der ſubtile und flüchtige Wille, überall hinſchweifend, hat ein weit größeres Feld, wo er ſucht und findet, als die ſchwerfällige Körperexiſtenz ihm im Leben zu gewähren im Stande iſt.

Die meiſten Menſchen werden gar nicht einmal inne, daß ſie einen Willen haben. Dieſe müſſen durch willensbewußte Naturen in die Lehre genommen werden.

Bei Einigen iſt ſcheinbar kein Wille vorhanden. Die Seele ſchlummert; dieſe Naturen vegetiren. Sie werden als Nahrungsſtoff für andre Organiſationen verbraucht. —

Dieſe Blätter legte der Freund ſorgfältig zuſammen mit der Abſicht, ſie dem Bunde der Wiſſenden zu übergeben als das Vermächtniß eines dahin geſchiedenen Genoſſen.

Zugleich fügte er eine biographiſche Skizze des Verſtorbenen hinzu, die er zuſammenſetzte theils aus den Mittheilungen, die ihm jener gemacht, theils aus den bekannt gewordenen Schickſalen und Thaten des Mannes. Auch waren ihm einige Aufzeichnungen hiezu ſehr dienlich, die er in den Papieren fand und die ſich über die Geſchichte der Familie Waſſaspur verbreiteten. Dieſe Familie war nunmehr mit dieſem, ihrem letzten Sproß, ausgeſtorben. Was von den koſtbaren mechaniſchen Kunſtwerken, von den aſtronomiſchen Uhren und den Produktionen dieſer Art dem Brand und der Zerſtörung entgangen war, ſammelte der Freund gleichfalls und brachte ſie in Sicherheit.

Mit dem Abſchluß dieſer Arbeiten, die ihm mit

Trauer und ernſtem Nachdenken erfüllten, traf ein frohes Ereigniß zuſammen, nehmlich die Ankunft des Marquis, der die Tochter des Grafen mit ſich brachte. Es war dem thätigen jungen Manne gelungen, alle Schwierigkeiten, die ſich dem Gelingen ſeines Unternehmens in den Weg geſetzt, zu überwinden und ſein Ziel zu erreichen. Dieſes Ziel hatte in nichts Geringerem beſtanden, als Angela auf immer ihren Verfolgern und Feinden zu entziehen. Zum großen Theil wurde ihm ſeine Aufgabe dadurch erleichtert, daß der Ritter von Güldenſchild für die Sicherheit ſeiner eignen Perſon Sorge tragen mußte, indem das gefährliche Unternehmen, in das er ſich eingelaſſen, zu ſeinem Nachtheil ausſchlug und er ſich demnach auf der Flucht befand.

Angela, dieſes ſchöne und liebenswerthe Mädchen, das bereits in ihrem Unglücke eine ſeltne Seelenſtärke und nicht geringen Muth zu zeigen Gelegenheit gehabt, hatte zu ihrem Retter eine zarte Neigung gefaßt und dieſer Liebe ſtand kein Verſagen ihres Vaters entgegen.

So wurde denn das alte Geſpenſterhaus doch noch der Zeuge einer fröhlichen Handlung. Es wurde innerhalb ſeiner Mauern die Verlobung des jungen Paares gefeiert. Der Graf legte ihre Hände ſegnend zuſammen.

Die, welche in dieſem Hauſe ein Feſt der Vereinigung feiern wollten, gelangten nicht dazu ihr Vorhaben auszuführen. Der Graf Hohenfeld mit Evelinen befanden ſich in weiter Entfernung und in fremden Landen und n Seraphinen Ritter ſchmachtete doch im Norden im erker.

Von dem Supernumerar Türkrant und dem ſehr hrbaren Juſtizrathe Herrn Melchior Klinker iſt zu elden, daß ſich der Erſtere, da ſich die Angelegenheit it dem ſtillen Hauſe auf eine ihn ſehr wenig zufrie- enſtellende Weiſe gelöſt hatte, und da er ſah, daß es eder zur Abtragung der alten Mauern noch zur Er- orſchung der Geheimniſſe des vermauerten Kamins kam, ichtlich abhärmte und noch grauer und unſcheinbarer urde, als er bis jetzt geweſen. Doch verfehlte er nicht ich regelmäßig an einem Tage des Monats in der aſtſtube zum ſilbernen Hahn einzufinden, um allein bei einem Glaſe Wein ſeinen ſelbſtgefertigten ſauber ge- zeichneten Plan immer und immer wieder durchzuſtieren, indem er mit Rothelſtift in leiſen Punkten die Linie bezeichnete, wo allenfalls jener merkwürdige unterirdiſche Gang ſich finden könne, durch den, wie das Gerücht ging, die junge Braut entführt worden. Dieſe harmloſe und faſt kindliche Beſchäftigung erhielt ihn allein noch am Leben; allein es war vorausſichtlich, daß ſie endlich ſeine Kraft erſchöpfen werde und daß die Welt alsdann unter ihren zeitweiligen Bewohnern einen Supernumerar Türkrant nicht mehr werde aufzuweiſen haben.

Was den Zweiten der Obengenannten betrifft, nehmlich den Herrn Melchior Klinker, dieſes Wunder einer Gelehrſamkeit und einer Geſchäftskenntniß, wie ſie nicht mehr gefunden wird, ſo hatte dieſer Ehrenmann eine Anſtellung gefunden, die vollkommen ſeinen Verdienſten, wenn auch nicht ſeinen Anſprüchen, zuſagte. Er war erſter Miniſter in dem kleinen Fürſtenthume geworden, deſſen Herrſcher wir auf eine ſo klägliche Weiſe haben enden ſehen. Der erſte Miniſter, deſſen Stelle durch den Juſtizrath beſetzt wurde, hatte ſeinen Poſten verlaſſen, da ihm das Unerhörte begegnet war, daß der Fürſt ihm, nicht wie die langjährige Gewohnheit es mit ſich brachte, nach mehrmaligem Anklopfen und bei dem endlichen Oeffnen der Thüre, völlig gekleidet und mit dem Sterne des Hausordens geziert entgegentrat, ſondern im Schlafrocke, mit unfriſirtem Haar und mit herabhängenden Strümpfen. Einen ſolchen Empfang glaubte der alte ehrwürdige Staatsmann nicht verdient zu haben und er nahm, indem er Sereniſſimus durch ein leiſes Zwinkern der Augen und durch eine kaum

Durchreiſe befand und die Staaten der Fürſtin im Fluge beſichtigte. Er kam an den Hof und ſeine ſiegreiche Perſönlichkeit drang ſogleich durch. Man trug ihm den Poſten des Ausſcheidenden an und mit der Miene der liebenswürdigſten Huld nahm er ihn an.

Der bald darauf erfolgte Tod des Fürſten machte, daß die Geſchäfte faſt ganz in ſeine Hand geriethen, bis die Verhandlungen zu dem Punkte gediehen, daß eine Seitenlinie des Hauſes die Zügel der Herrſchaft ergreifen konnte. Aber auch dann behielt der erprobte Staatsmann ſeine Stellung. —

Dem rechtmäßigen Erben, dem Herrn Goldarbeiter Kleinmüller, ward das ſtille Land zugeſprochen, der Mitbewerber um die Erbſchaft erhielt eine beträchtliche Summe, die ihm bereits gezahlt worden.

Die Fee. Die Thörichten! Worauf ſind ſie ſtolz? Wollen wir doch nur ihren Urſprung und den unſerigen an einander halten, man ſehe dann, welch ein Reſultat ſich ergeben wird. Ihre Ahnen ſtammen aus der allerniedrigſten Geiſterklaſſe, es ſind die Spukgeiſter und Polterkobolde des gemeinen Volkes, unſere Vorältern dagegen ſind immerdar das Zarteſte und Schönſte geweſen, was ſich die Phantaſie der Menſchen nur hat träumen können. Wir bewohnten die Gefilde des blüthenvollen Orients, und einige unſerer glorreichſten Ahnen waren ſchon um Salomons Thron verſammelt. Wir kamen nach Europa und veredelten die Poeſie eines eben ſo feurigen als tapfern und poetiſchen Volkes, das uns zum Dank dafür faſt zu ſeinen Göttern erhob. Als es im Strom der Geſchichte unterging, wählten wir uns ein benachbartes, nicht minder edles und poetiſches Volk, bei dem wir unſere Wohnſitze aufſchlugen und von dort aus die Dichter benachbarter Länder

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ktl 4671 (1.2.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

1219

Erster Theil.

Berlin,

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erinnerungsblätter.

1.

Wenn wir einen Freund wiſſen, der fern von uns mit Widerwärtigkeiten kämpft, oder dem ein beſonderes Schickſal geworden in Freud oder in Leid, ſo geſchieht es uns wohl, daß wir mit regeſtem Geiſtesleben uns in der Erinnerung zu ihm verſetzen, uns ſein Bild ausmalen bis in die kleinſten Züge hinein, und nimmer müde werden geiſtig mit ihm den Umgang zu pflegen, den wir körperlich nicht erlangen können. Alſo geht es jetzt dem Aufzeichner dieſer Zeilen. Sein Heimathland iſt vom Kriege bedroht und die Stadt, die ihn als Kind ſah, erblickt dicht vor ihren Mauern bedrohliche Zeichen aufgepflanzt. Das weite Land, die Ebene voll Sonnenglanz des Friedens und der Ruhe, hört das Getöſe der Waffen von ferne, und ſieht die Züge der Auswanderer und Flüchtlinge. Ein gütiges Geſchick mag alle dieſe Wolken baldigſt zerſtreuen, in dieſem Augenblick jedoch, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, hängen ſie noch ſchwer am Himmel. Wie viel Grund alſo, ſich mit einem fernen, geliebten Heimathlande, Städte, die mit Denkmalen der Kunſt geſchmückt wurden. Unter dieſen Städten glänzte Reval vor allen. Die Wogen des baltiſchen Meeres beſpülen den Fuß dieſer alterthümlichen Stadt. Gegründet vom Schwerdtbrüderorden kam ſie ſpäter unter das Scepter Schwedens und gelangte dann an Rußland. Viele der im Lande lebenden Geſchlechter ſchreiben ihren Urſprung noch aus Schweden her, andere tragen Zeichen ihres norddeutſchen Urſprunges, wieder andere kamen ſüdwärts von den Ufern der Donau her, nur ſehr wenige ſind Landes urſprünglich anſäſſige Geſchlechter.

Wenn ich im Buche meiner früheſten Jugendeindrücke blättre, ſo erblicke ich als eine der anziehendſten Illuſtrationen darin eine majeſtätiſche Kathedrale, die ihre Spitze bis hoch in die Himmelsbläue ſtreckt; dieß war die Kirche zum heiligen Olaus. Ein prachtvoller Bau! Ihre ſtaunenswerthe Höhe war für den Knaben ein nie genug anzuſtaunendes Wunder, allein vielmehr erregte ihr Inneres andächtige Schauer. Da hing der dunkle Raum voll geſchwärzter Wappenbilder, voll koloſſaler Embleme von Harniſchen und Waffen und an den Wänden hin zeigten ſich alte Geſchlechter in Stein gehauen, ein ſchauerlich wandelnder Zug voll gebleichter Antlitze, denen ferne Jahrhunderte ihre Stempel des ungeheuren Schiffes dieſer Kirche umher, ließ ſeine Blicke in die ſchwindelnde Höhe ſteigen und überall kamen ihm Wunder und Zeichen entgegen. Dort, in der ſchauerlichen Tiefe des alten Kreuzganges ſitzt ein koloſſaler Chriſtus, ein uraltes grob in Holz geſchnitztes Bild, in geheimnißvollem Dunkel, ein über die Geſchichte der Welt nachdenkender Gott. Wer wagt es ſich ihm zu nahen, ſeine erhabene Ruhe zu ſtören? nur von fern wagt der furchtſame Blick das Glitzern der goldnen Krone zu erſpähen, die der Geſtalt zu Füßen liegt, während ein Dornenkranz ihr Haupt ſchmückt. Nach dieſem Gottbilde, mehr zum Lichte gewendet, kommen die Bilder der Sterblichen, alte Wappenſchilder mit prangenden Namen und goldnen Deviſen; über jedem Wappen die Waffen des Mannes, ein Harniſch ſchwarzen Eiſens, vermoderter Federbüſche, zerſetzter Fahnen. Oft iſt's, wenn ſchon das Zwielicht durch die ſchon an ſich düſtern Bogenfenſter blickt, als ſähe ein bleiches Antlitz aus dieſen Helmen hervor, deren Viſiere halb offen ſtehen, oft dünkt's Einem, es bewege ſich der eiſerne Arm dort oben und verſuche die vergoldete Fahnenſtange zu erfaſſen, um die Fahne zu ſchwingen. Vor allen aber reizt die Phantaſie des Knaben ein rieſiger Engel des jüngſten Gerichts, der hoch oben in dem Gewölbe, zunächſt begeiſterten. Die feine Geiſtescultur unſerer Günſtlinge wuchs zuſehens: wir theilten mit ihnen die Genüſſe, den Glanz und die Blüthe eines verſchwenderiſchen Hofes und eines prachtliebenden Adels. In dieſer Umgebung entwickelten wir alle unſere Vorzüge. Die Hofluft und die Atmoſphäre der feinen Geſellſchaft war unſern Lungen günſtig, die gewohnt waren, die milde Luſt Indiens an den wollüſtigen Ufern des Ganges zu ſchlürfen.

Tomogiſton. Ach, woran erinnern Sie mich! Mein Urgroßvater ward im Tempel Brama's geboren, wo ihn ſeine Mutter, die Fee Calindo, gleich nach der Geburt in den Kelch einer Lotosblume verſchloß, um ihm ſeinen feinen Teint und die Röthe ſeiner Lippen, Reize, mit denen er ſchon damals prangte, zu erhalten.

Die Fee. Ich könnte Ihnen ähnliche Beiſpiele anführen, wenn es hier darum zu thun wäre, uns gegenſeitig über die Abkunft unſerer

Stöße erſchallen ließ, die „das Mark in den Gebeinen“ erſchütterten, und die „Creatur“ mit Entſetzen füllten. Nur einmal, beſinn ich mich, habe ich dieſen Engel blaſen hören, aber nie wird die Erinnerung dieſer Töne, die der Erde nicht angehörten, von mir weichen.

Dieſe herrliche Kirche mit ihren Wundern ward ein Raub der Flammen. In einer ſchwülen Julius-Nacht bei einem heftigen Gewitter ſah man den tödtenden Strahl auf ihr ehrwürdiges Haupt niederfahren. Welch ein Anblick dieſen Koloß brennen zu ſehen! Er fiel mit dem Anſtand eines Heros. Zuerſt umwand er ſein Haupt mit kleinen züngelnden, bunten Flammen, dann warf er vollends den Purpurmantel flammender Gluth um ſich, und in dieſe gehüllt, ſank er langſam in ſich zuſammen. Tauſend dampfende Altäre rund um ihn wirbelten ihre Weihrauchſäulen in die Lüfte, der nächtliche Sturm tobte ſchmetternde Klage und Siegeslieder. Die Kirche hatte ausgekämpft. Viele Tage ſpäter ſammelte man das geſchmelzene Blei in den alten Grüften und viele ſeltſame und wundervolle Erſcheinungen kamen zu Tage. Mein Vater bewohnte damals ein Gartenhaus in der Vorſtadt, das dicht am Meere lag; von dem Balkon dieſes Hauſes ſahen wir den brennenden Thurm, ein der die koloſſale Flammenfackel in dem großartigſten Maßſtabe widerſcheinen ließ. Der heilige Claus hatte keine Kirche mehr, doch er bekam eine neue; ſie war aber lange nicht das, was die alte geweſen. Wo war der Grund der herrlichen Erinnerungen geblieben, wo die blutgetränkten Waffenröcke, die von dem Kampfe zeugten der Ritter mit den Heiden, wo die zerſtückten Fahnen und Trophäen, wo die purpurne Glut der alten Glasgemälde und wo endlich dieſe prachtvolle alte Orgel mit ihrer vox humana und ihrem Engel des jüngſten Gerichts? Die neue Kirche ſah ſehr reinlich, ſehr glatt und ſehr neu aus; ich weiß nicht ob ſie dem heiligen Claus gefiel, mir gefiel ſie nicht.

Wenn ich Architekt bin, viel mehr als ich es ſein ſollte, ſo haben dies die Wappenſchilder der alten Kirche des heiligen Claus auf ihrem Gewiſſen.

Noch kann ich mich einer ſpäten Abendſtunde erinnern, wo ich in dieſer wunderſamen Kirche weilte und zwar in einem Seitengewölbe wo nur ein Grabmal ſich befand, aber ein koloſſales. Es ſtellte einen Ritter vor, der ſeine derben großen Hände, die wie Ruderſchaufel ausſahen, zuſammenfaltete und mit einem frommen Antlitz zum Himmel ſah, neben ihm kniete eine Dame im Reifrock, aber in dem mittelalterigen Reifrock, der unendlich viel kleidſamer war als der ſpätere, ſteinerne Privatandacht, die nun bereits ein paar Jahrhunderte dauerte, nicht ſtören mögen, daher ſchlich ich mich auch immer nur auf den Zehen in das Gewölbe. An dem bezeichneten Abend ſah das Antlitz der Dame beſonders roſig aus, es fiel ein Strahl von dem rothen Unterkleid der heiligen Jungfrau im Fenſterbilde auf ſie; der Ritter aber ſah kalt und verdrießlich vor ſich hin wie Jemand dem nicht recht gelingen will was er unternimmt. Zum erſten Male ging ich daran, die geheimnißvollen Zeichen des Wappenſchildes zu unterſuchen, und ſiehe da, es war das meine. Ich erkannte den kleinen, ſonderbar terraſſenförmig aufgebauten Berg und darüber den wohlbekannten Stern, der, was mein Leben betrifft und die Hoffnungen, die ich an daſſelbe geknüpft, nie recht hell aus den Wolken hat hervortreten wollen; aber das Uebrige im Wappen war ein konfuſes Gemiſch von verblühten Roſen, aſchgrauen Lilien und verdorrten Neſſelblättern. Der Mann, der mir dies erklärte, ſagte trocken lächelnd: Sieh mein Kind, die Königinnen haben oft Langeweile, gerade ſo, wie andere Frauen und oft noch viel ſtärkere, ſo litt denn auch die Königin Chriſtine, Guſtav Adolphs gelehrte Tochter, ganz beſonders ſtark an dieſem Uebel. Abends, wenn ſie im Kreiſe ihrer Höflinge ſaß und nicht wußte, womit die Zeit hinbringen, nahm ſie die Wappen ihrer alten edlen Geſchlech-

An dem Mittelſtücke durfte ſie nichts ändern, aber an dem Nebenrande, wer möchte ihr das Vergnügen wehren, wenn es für ſie eins war? Es war das jedenfalls ein unſchuldvollerer Zeitvertreib als das böſe Spiel war, das ſie ſpäter mit dem armen Monaldeschi trieb. So waren wir zu den Roſen gekommen, die Langeweile einer Frau hatte ſie uns gegeben.

Das Geſchlecht der Grafen Sternberg ſtammt aus Ungarn, wo es jetzt noch blüht. Die Familie, zu der ich zähle, iſt dieſes ihres Urſprungs ſehr genau bewußt und Dokumente ſind vorhanden, die dieſen Zuſammenhang nachweiſen. Als meine Voreltern in Liefland erſchienen, mit dem Zuge der andern kriegeriſchen Eroberer, die das Kreuz und das Schwert zu ihren Wahrzeichen machten, nannte man ſie im Lande: „Die aus Ungarn kommenden Sternberge" ſpäter zuſammengezogen „Ungarn Sternberg" und dieſen Namen führe ich noch in der Heimath. In Deutſchland iſt es mir ſpäter bequem geweſen den erſten Namen, da er doch nur ein zufälliger, unweſentlicher iſt, fallen zu laſſen und mich des Hauptnamens, der der Stammname des Geſchlechts iſt, zu bedienen. Es hat mir ſehr leid gethan, daß ich den berühmten Gelehrten Grafen Kaspar v. Sternberg nicht kennen gelernt; von ihm hat mein Vater alle jene auf den nahen Zuſammenhang unſerer Branche mit dem

2.

Da ich eben von Adel, Wappenſchild und einem alten Namen ſpreche, ſo wird es nicht ungelegen ſein, wenn ich meine Anſicht über den Ariſtokratismus, wegen deſſen ich während meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ſo manches zu leiden gehabt, in wenig Worten hinzufüge. Ich habe nie gewußt was es heißt auf ein „Wappen" ſtolz ſein, aber ich habe frühzeitig ſchon gewußt, was es heißt einen Namen zu tragen, der einen guten Klang hat. Mag man dies für Stolz halten, es iſt wenigſtens kein Kaſtenſtolz. Es wäre mir gleichbedeutend geweſen einem Bürgergeſchlechte anzugehören, in welchem eine Reihefolge trefflicher Männer emporragten, freilich eine Reihefolge, denn auf das Alter eines Geſchlechts kommt es weſentlich an. Es ſind die Erinnerungen, die Ueberlieferungen, mit einem Worte der hiſtoriſche Verband, eines in gutem Andenken lebenden Geſchlechts, den ich ſchätze. Es liegen bei einem alten Namen von gutem Klang eine große Menge Zeugniſſe verborgen, die nicht in Dokumenten beſtehen, auch nicht von Fürſten beglaubigt und beſiegelt, ſondern die von den ſtillen Zungen, die längſt im Grabe liegen, daß man es nachweiſen kann. der oder Jener hat es ausgeſprochen. Nun erſcheint man ſelbſt in der Welt, und findet dieſes Urtheil vor; man iſt alſo nicht fremd, nicht ohne Zuſammenhang und Anhang, und weil man ſich beobachtet weiß, thut man und unterläßt man manches, was man ſonſt nicht thun, nicht unterlaſſen würde. Ich weiß wohl, ein Mann, dem edle Menſchenwürde die Bruſt ſchwellt, kann und wird auch ohne dieſen Hebel Großes und Gutes ſchaffen, aber für wie Viele iſt er wirkſam, und wie thöricht wäre es, ihnen denſelben zu rauben? Ariſtokratismus dieſer Art iſt himmelweit verſchieden vom Junkerthum, das nur in dem Bewußtſein des alten „Wappens" wurzelt und Vorrechte uſurpirt, die die Menſchheit nur dem ihrer Mitglieder giebt, der ihr Bewunderung, Staunen oder Dank abnöthigt. Ich habe es erlebt, daß man ſich an's Werk machte, den Adel ganz abzuſchaffen, dies hat nur dann Sinn, wenn man von den äußern Zeichen des Adels ſpricht, den Adel ſelbſt —, nämlich das, was ich Adel nenne, und welches ich in ſeinem Weſen und Beſtand eben bezeichnet habe, kann man eben ſo wenig abſchaffen, wie man es nicht vermag, ein Ding, das geſchehen iſt, ungeſchehen zu machen. Man kann den Adel moraliſch vernichten, das heißt, in der öffentlichen Meinung ihn als ein uſurpirtes, auf Irrthum und Vorurtheil gegründetes Anrecht laſterhafte Handlungen waren, aber immerhin wird man ihm doch ſein Alter laſſen müſſen, die Reihefolge von beurkundetem Leben, es mag nun dieſes Leben mit Thaten angefüllt geweſen ſein, über die man urtheilen mag, wie man will. Dieſes Alter, und wenn auch weiter nichts, iſt ſchon viel, und trägt das Weſentliche dazu bei, den Hebel wirkſam zu erhalten, von dem ich eben ſprach. Goethe's ſchöner Spruch hat hier ſeine volle Bedeutung:

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,
Den Hörer unterhält und ſtill ſich freuend
Ans Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht. —

Hier iſt neben dem Alter, auch von der Größe und dem Ruhm des Geſchlechts die Rede; das iſt freilich das reichſte und ſchönſte Ergebniß, und wohl dem Ariſtokraten, der mit dieſen Gedanken auf ſein Wappenſchild blicken kann, doch auch ſchon das Bekanntſein des Geſchlechts, der „Reſt" des Namens iſt genug für einen Nachgebornen, ſich rühmlich hervorzuthun. Freilich immer nur bei Naturen, die den Trieb haben; iſt der nicht da, ſo entſteht jene unſelige, dem Adel, wie der Geſellſchaft gleich verderbliche „Ariſtokratie des Wappens," die aus der Welt zu ſchaffen den ächten wahren würdigen Ereigniſſen, aber die bereits ein halbes Dutzend Jahre dahin gegangen, waren mir dieſe Gegenſätze nicht klar; die Zeit hat mich darüber belehrt. Ich war Ariſtokrat des Wappens; die andere Auffaſſung lag dunkel und unentwickelt in mir. Deßhalb mein Zorn, mein Eifer, als ich den Adel und alle die mit ihm verbündeten Inſtitutionen angegriffen ſah, ich war nicht fähig die tiefer liegende Idee der Zeit zu erfaſſen, die großartig ſtrebte, einen kühnen Gedanken der Gerechtigkeit in die Welt einzuführen. Ich habe dem jungen Geſchlecht, das der Himmel berufen hat zu kämpfen und zu denken, Abbitte zu thun. Ich würde, wenn ich es könnte, mit Jahren meines Lebens jene unglücklichen Bücher zurückerkaufen, die ich in dem blinden Eifer gegen eine Zeitſtrömung, deren äußern ſchrillenden Lärm ich nur hörte, deren wundervollen innern Inhalt aber nicht erkannte, geſchrieben habe. Wie unſelig iſt es auf der Eisſcholle des Irrthums zu ſtehen, und nicht mehr an das Ufer zurückſpringen zu können. Ohne Rettung wird man den Strom hinabgleiten, und gelingt Einem doch noch der Sprung, ſo haben ſich die Gruppen auf dem Lande anders geſtaltet, und man tritt als ein Fremder unter ſie. Bitter iſt es aber mit ſeiner innerſten Geſinnung verkannt zu werden. Ich liebe dieſes junge Geſchlecht, ich habe es immer geliebt, meine Schriften zeugen klang ſind mit dem, was man ſuchte, und die die ſpäter erfolgenden Ereigniſſe gleichſam prophetiſch vorher verkündeten, man leſe nur den Roman „Paul." Daß ich in der Ariſtokratie des Wappens befangen war, und es noch wenige Jahre zurück geblieben bin, findet für jeden unpartheiiſchen Beurtheiler ſeine Entſchuldigung. Geboren und erzogen in einem Lande, wo es nur Adel und Bauern giebt, wo die Keime der niedern Stände nur vom Boden des Adels ihren Wachsthum und ihre Kraft beziehen, war es da wohl ein Wunder, daß ich nicht Ariſtokrat, ſondern nur „Junker" wurde. Die drei Provinzen, die Rußland ſich von Schweden nahm, ſind in ſich einig, die Vorrechte, die ihr Adel beſitzt, bis auf den letzten Blutstropfen zu wahren. Dieſer eine ſtarke Gedanke hält ſie feſt und bildet ihre National-Ehre. Ein liefländiſcher Edelmann iſt ein Edelmann par excellence, ebenſo ein kuriſcher, ein eſthländiſcher. Siebzig Jahre zurück war dieſes Junkerthum ſo grotesk ausgebildet, ſo koloſſal fratzenhaft in ſeinen Formen, daß der deutſche Junker dagegen ein ſtrebſamer Anfänger genannt werden konnte, höchſtens der pommerſche ihm ebenbürtig zur Seite ſtand. Man leſe die ergötzlichen Schilderungen, die Kotzebue entworfen, und die der Wahrheit ſehr nahe kamen. In einem ſolchen Lande iſt die Ariſtokratie des Wappens die einzig denkbare Ariſtokratie.

Zwei Jahrzehnte ungefähr vor meinem Ausflug nach Deutſchland hatten die milden Humanitätsträume des Kaiſers Alexander über meine Heimath ein ſanftes Licht der Aufklärung verbreitet, das aber eigentlich mehr Nebel als Licht war. Die Befreiung der Bauern von der Leibeigenſchaft war der Höhenpunkt dieſer Lichterſcheinung. Salzmann und Peſtalozzi und Rouſſeau's Emil hatten vorgearbeitet, und eine weiche Sentimentalität war über die Siegfriede von Lindenberg meines Vaterlandes gekommen, aber nicht auf lange. Bei den letzten Lebensjahren Alexanders ſprach man von allen dieſen Dingen nicht mehr, und als der kurz verſtorbene Kaiſer den Thron beſtieg war man überall zu den ſtrengſten Formen zurückgekehrt. Ein Glück war es, daß das Junkerthum bei dem Streifzug in das gelobte Land der Humanität, der Menſchenrechte, der Menſchen- und Kindererziehung ſo viel Kenntniſſe und neue Lebensanſchauungen mitgebracht, daß der alte Edelmann par excellence doch nicht, ſelbſt bei dem beſten Willen, ſo nicht wieder hergeſtellt werden konnte, wie er einſt war. Ein Zwittergeſchlecht entſtand, Ariſtokraten, die von Freiheit ſprachen, und doch nur ihre Vorrechte meinten, das freigiebig in Worten die Güter der Erde allen Sterblichen zukommen ließ, in Wahrheit aber und in Werken für ſich als für die excluſive Menſchenrace das Beſte

Familien Complimente zu machen. Doch das iſt nicht nöthig. Allein ich frage Sie, worauf gründet ſich nun der Stolz jener Weſen?

Tomogiſton. Das iſt ein delicater Streitpunkt, den ich nicht ſogleich zu entſcheiden wage. Vor allen Dingen wollen wir unterſuchen, was die romantiſchen Geſpenſter zu ihren Gunſten anführen können. Offenbar ſind ſie „Leute des Volks." Das iſt ſchon viel. Es iſt ihnen gelungen, ſich auf das engſte an die Sitten, die Lebensart, die Begriffe derjenigen Klaſſe des großen Haufens anzuſchließen, welche die Grundlage der weitläufigen künſtlichen Maſchine bilden, die wir die menſchliche Geſellſchaft nennen. Hierdurch haben ſie ihre Exiſtenz unerſchütterlich begründet; denn bei allen Revolutionen, die der Geſchmack erleidet, wird doch keine dieſes alte verjährte Eigenthum einer Nation angreifen; es wird nach und nach von einer Art Heiligenſchein umgeben, gleichwie andere Inſtitutionen, Als ich den Boden Deutſchlands betrat, fand ich alle Welt in Aufregung. Das bürgerfreundliche Königthum in Frankreich, die Dynaſtie mit dem Regenſchirm und der Fiaker-Droſchke, dann die Schilderhebung in Polen, hatte die Welt elektriſirt. Die neuen Ideen wogten, und was das beſondere war, unter den lauteſten Sprechern für die neue Freiheit der Völker befanden ſich die alten Namen jedes Landes. Man machte liberale Toilette. In dieſen Ton einzuſtimmen war guter Ton, und Fürſten ſelbſt gaben ihn an. Der Haß gegen Rußland war grenzenlos, beſonders als der Fall Warſchau's bekannt wurde. Unter dieſen Richtungen und Umſtänden trat ich meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn an. Es lag mir unendlich fern Oppoſition zu machen, oder auch nur eine kriegeriſche Stellung einnehmen zu wollen, ich kannte ja die beiderſeitigen Lager nicht, ich gab mich naiv und unbefangen wie ich war, und daß ich Ariſtokrat war und all' die angelernten Formen der Geſellſchaft an mir hatte, das war mir etwas, das ſich von ſelbſt verſtand, das ich nicht lobte und nicht tadelte, und worüber ich nicht weiter nachdachte. Aber wie wurde ich angefeindet. Die Kritik vor 1848 war mit einer Bitterkeit, einer Wuth erfüllt, die um ſo ſtärker war, je weniger ſie offen hervorzutreten wagte. Nicht Talent gegen Talent ſtanden ſich gegenüber, ſondern das der Begabung, die man mir nicht abſprechen konnte, aber man ſetzte immer hinzu: Dies iſt nur für den Salon geſchrieben, und taugt auch nur für dieſe verderbte, verkommene und abſterbende Richtung. Damit ſuchte man den Autor und das Feld, das er bearbeitete, zu gleicher Zeit zu nichte zu machen. Erſt nach und nach, und durch dieſe immer wiederkehrenden Vorwürfe wurde ich darüber belehrt, daß ein wahrer Haß gegen den Stand, dem ich angehörte, wüthete und ſich in der öffentlichen Meinung immer mehr Bahn brach. Als die ſogenannte Dorfgeſchichten Literatur auftrat, lag dieſer Haß offen am Tage. Die Kritik ſprach nun verächtlich von der Salon Literatur. Fürſt Pückler, Gräfin Hahn, und ich gehörten hierher; man verzieh es uns nicht, daß wir noch wagten weiter zu produciren, da man uns doch ſo deutlich zugerufen hatte, daß wir nicht in die Zeit paßten. Unſere Kritiker paßten aber auch nicht hinein, ſie waren ſelbſtiſch, rachgierig, neidiſch und ungebildet. Der große Gedanke der Zeit war ſehr unklar in ihren Köpfen.

Dieſe fortgeſetzte Unbill machte mich endlich übellaunig. Ich fühlte, ich hatte Niemand beleidigen wollen, und man warf mir die gehäſſigſten Angriffe vor. Jetzt drängte man mich in Wahrheit in die Oppoſition. Jetzt wollte ich den Ariſtokraten zeigen; und es gelang mir, denn ich kannte aus tiſcher Allüren. Die Schilderung ſolcher Dinge konnte ein Kind nachmachen. Aber mein Talent litt darunter. Mein innerſtes Schaffen hat mich ſtets, und treibt mich auch noch jetzt auf das Feld einer liberalen und warmen Auffaſſung, ich möchte die Welt im Vollen und Ganzen ſehen; Aeußerlichkeiten ſtören mich, und meine beſten Productionen ſind ſicherlich die, wo ich in guter Stunde mich ganz dem Zuge der geheimnißvollen Gewalt habe hingeben können, die jetzt wie Sturmwind daher fährt, jetzt wie der Weſt fächelt, immer aber eine ſtille, große Naturkraft bleibt, die den beſeeligt, der das Organ in ſich fühlt, ihr Stimme und Form zu geben. Wer mich zu einem Ariſtokraten und Salondichter macht, verkennt mich völlig, hätte ich zufällig etwas anderes in's Auge gefaßt, wie den Salon, und wäre ich frühzeitig in andere Umgebung gekommen als die iſt und war, in der ich gelebt und für die ich geſchrieben, ich hätte nicht weniger und mit nicht geringerem Feuer gedichtet. Auch hat mich der Salon, als ſolcher, nie intereſſirt, ich mochte nie, wie die Gräfin Hahn es gethan, an rein excluſiven Zuſtänden mich erfreuen, noch beſchäftigt mich irgendwie die weibliche wie männliche Zierbengel Natur dieſer Sorte von Ariſtokratie. Wenn nicht in die parfümirte eingeſchloſſene Luft dieſer Boudoirs ein Strahl der ewigen Sonne eindrang, ſo war mir der „Diana" gezeigt. Die Legations-ſekretaire mit den wohlgeordneten Bärten, die Gräfinnen mit ihren unwiderſtehlichen intereſſanten Launen, ihren Echauffements, ihren vornehmen ennuy, ihren ariſtokratiſchen Allüren ſind für mich ſtets Geſchöpfe geweſen, mit denen ich nichts zu thun haben mochte. Wenn ich den Salon wählte zum Schauplatz einer Schöpfung, ſo wählte ich ihn wie Bulwer und Balzac ihn wählten, um die „ſchönen" Formen vereint mit dem Gedanken- und That-Inhalt einer Menſchenwelt beiſammen zu haben. Ueberhaupt ſind jene genannten Schriftſteller diejenigen, denen ich mich am engſten Geiſtes und Geſchmacks verwandt fühle.

Es giebt eine Ariſtokratie des Wappens und eine Ariſtokratie der Geſinnung. Die letztere iſt der wahre, ächte Adel, der Adel, der nie aufhören wird, ſo lange es eine ſtaatliche Vereinigung der Menſchen giebt, die erſtere iſt der Verderb der Staaten und er iſt's auch, der den Haß der öffentlichen Meinung ſeit dem Beginn der erſten franzöſiſchen Revolution ſo entſchieden auf ſich gezogen hat, unter welchem Haſſe auch der Adel als Stand und der Geſinnung zu leiden hat. Das äußere Kennzeichen jenes Adels iſt das Wappen, das innere Zeichen ein grenzenloſer Stolz, ein ſich Ueberheben über alle und jede Lebensſtellung anderer Stände im Staate. Die Zeiten der Reaktion ſind dieſem Adel beſonders günſtig zu erwerben, er hat weder die Fähigkeiten, noch die Kraft, noch den guten Willen dazu; es genügt ihm ſich auf den Lorbeern, die Andre erworben haben, breit zu machen. Die äußern Zeichen, die dem Manne der That und der Geſinnung Nebenſache ſind, bilden bei ihm die Hauptſache. Die Selbſtſucht, von der wir geſprochen, artet bei ihm zur Karrikatur aus und macht ihn lächerlich und verhaßt. Es iſt ihm nichts daran gelegen im Gemeinweſen eine bedeutende und wirkſame Stelle einzunehmen, er trachtet einzig danach zu glänzen, hervorzuragen, ſich über Andre zu ſtellen, nicht durch Verdienſte, ſondern durch Prahlerei. Reichthümer ſind ihm unentbehrlich, aber er erwirbt ſie nicht, wie ein Mann, der redlich und im Schweiße ſeines Angeſichts ſchafft, ſondern er will, daß ſie ihm ohne Mühe durch Erbſchaften, durch Heirathen, durch reiche Standesgenoſſen, auf deren Koſten er lebt, zufließen. Geſchieht dies nicht, ſo bleibt er mittellos, aber immer mit der größten Hoffarth behaftet und immer bereit Schulden zu contrahiren, welche zu haben er ſeinem Stande angemeſſen hält. Dieſer Adel iſt es der das große Wort führt, wenn es ſich um wichtige Intereſſen handelt; allein es iſt ihm dabei gleich ob er mit Windmühlen kämpft oder mit einem wirklichen Feinde. Da es ihm nicht an Muth fehlt geht er blind in den Kampf, und erſt ſpäter muß er gewahr werden, daß ſchlaue Feinde ihn gebraucht haben um die Kaſtanien aus der Aſche

Adel, denn ein Ordensband, ein Hoftitel, eine gnädig hingeworfene Phraſe erwärmt ihn angenehm und macht ihn zum ritterlichen Champion der eben in hohen und höchſten Kreiſen geltenden Anſichten. Wenn die Sachen gut gehn, ſo iſt er roſenfarbener Laune, gehn ſie aber nicht gut, ſo weiß er ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſeine Feinde kleinlich verdächtigt und auf ſie unabläſſig ſchmäht. Unfähig die Größe zu entdecken, wenn ſie ſich zufällig im feindlichen Lager befindet, beurtheilt er den Feind ſtets falſch, indem er ihm die niedrigſten Motive zuſchiebt. Die Geſchichte predigt ihre Lehren für ihn umſonſt; er hat ſich eine fixe Idee gebildet und danach handelt er. Seine beſte Eigenſchaft iſt ein unbändiges esprit de corps; er kann es ſich nicht als möglich denken, daß ein Wappenträger gleich ihm eine andere Geſinnung habe, oder anders handeln könne wie er, und deshalb ſchließt er ſich mit dem feſteſten Vertrauen an ſeine Standesgenoſſen. Auf dieſe Weiſe wird es auch möglich ihn zu leiten, und die Fürſten haben dies immerdar ſehr wohl gewußt. Auch der ächte wahre Adel nimmt oft in ſchwierigen Zeiten die Leitung des Junkerthums in ſeine Hand, und wirkt mit ihm ſcheinbar in vollem Einverſtändniß.

In der Politik iſt der Unterſchied zwiſchen den wahren ächten Adel, daß er an den „Intereſſen des Landes“ hält, Sache, daß es keine andere Politik geben könne als die der dynaſtiſchen und Standes-Intereſſen, an das gros der Menſchheit, an die große Gemeinſchaft „der Brüder im Staat“ denkt er nicht, und läßt ſich auch auf keinen Streit über dieſe Dinge ein, die er für Grillen poetiſcher Nachtwandler hält. Seine Argumente ſind das Bajonet. Er ſieht nicht ein wozu irgend ein andrer Beweisgrund nöthig iſt, da dieſer genügend ſtichhaltig iſt. Während der ächte Adel bemüht iſt ſich die Achtung, das Vertrauen, die Liebe ſeiner Mitgenoſſen im Staate zu erwerben, will er nur gefürchtet ſein, dies genügt ihm. Auf den Augenblick gründet er ſein Regiment; hat er ſein ephemeres Daſein durchgelebt, was nach ihm kommt, kümmert ihn nicht. Die „durchwachten Nächte“ des ächten wahren Adels kennt er nicht, die „gefurchten Stirnen“, die „umwölkten Augen“ ſind ihm unbekannt; er bringt ſeine Nächte beim Glaſe Champagner, beim Gekoſe anmuthiger Nimphen hin, und ſeine Stirne, frühzeitig mit gefärbtem Haar umſchattet, zeigt das Wappen ſeiner Seele, die Leerheit, die Sorgloſigkeit.

Dabei hat er mit dem ächten wahren Adel zwei Eigenſchaften gemein, den Muth und die gefälligen Formen der äußern Erſcheinung. In letzter Zeit hat das Junkerthum ſich auch dieſer äußern Formen, die daſſelbe noch am Schluß doch zu dieſen Formen baldmöglichſt zurückkehren, denn es muß einſehen, daß es zu demüthigend wäre, ſich hierin von dem gebildeten Bürgerlichen überflügeln zu laſſen. Der Geld-Adel, die Banquier-Ariſtokratie, das höhere Beamtenthum hat ein Geſetzbuch der Umgangsformen, das noch lange nicht ſo reichhaltig und durchgearbeitet iſt als das uralte des Adels, der immer an den Höfen gelebt und ſich durch die beſten Muſter gebildet hat, es iſt demnach des Adels Sache, die Uebermacht in dieſer Branche ſich nicht entreißen zu laſſen. Es iſt kein geringes Verdienſt den Kultus der „feinen Sitte" ſo ausgebildet zu haben, daß nichts Weſentliches hinzuzuſetzen iſt.

3.

Es möge erlaubt ſein über dieſes Thema noch einige Worte hinzuzufügen. — Um über den Adel zu ſchreiben, iſt es nöthig, daß man ſelbſt dazu gehöre? Gewiß, wenn man die Wahrheit nicht ſagen will. Deshalb braucht man jedoch noch keine Lüge zu ſagen. Der Adel ſelbſt kennt ſeine Schwächen ſehr gut, aber er fühlte ſich nicht berufen, dieſe Schwächen öffentlich aufzudecken; oder es müßte denn Einer ſein, der mit dem Muthe eines Luther der ganzen alten Adelskirche den Krieg erklärte, und aus dem Adel ſelbſt hervorgegangen, dem Adel die empfindlichſten Schläge beibrächte und ihn zwänge eine völlige Umgeſtaltung mit ſich vorzunehmen. Die Vorläufer eines ſolchen Adels-Luther ſind ſchon in den philoſophiſchen Doktrinären und Humanitätslehrern der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erſchienen. Man erinnere ſich, welch einen Stoß die alten Stammbäume erhielten, und wie manche Axt an ihre Wurzel geſetzt wurde. Dennoch haben ſich die alten Bäume erhalten, und werden ſich, von den dürren Aeſten geſäubert, von den Schlingpflanzen befreit, noch lange erhalten. Die neuen und neueſten Angriffe auf

Ideen des vorigen Jahrhunderts, halb aus den modernen ſozialiſtiſchen und demokratiſchen Doktrinen zuſammengeſetzt. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, es herrſcht in der wohl oder übel geleiteten Menge ein Mangel an Simpathie für den Adel, der für die Fortexiſtenz deſſelben beſorgt machen könnte, wo er nicht Keime des wirklichen und urſprünglichen Lebens in ſich trägt. Weßhalb haßt man und verfolgt heutzutage noch den Adel? Hat er Vorrechte? Wir wüßten keine, oder wenn ſie vorhanden ſind, ſind ſie ſehr geringe und ſehr wenig weſentliche. Hat er koloſſale Beſitzthümer? Ebenſo wenig. Gegen den Papierhandel der Börſe, gegen die Kapitalien der Fabrikanten ſchwinden die wenigen noch reichen ariſtokratiſchen Beſitzer in eine ſehr kleine Minorität zuſammen. Hat er den Glanz der äußern Erſcheinung? Auch nicht. Die Billigkeit und Allgemeinheit glänzender Häuſerausſtattungen haben ihn um den Prunk ſeiner alten Schlöſſer, ſeiner Parks, ſeiner Aufzüge und Equipagen gebracht. Alſo was verfolgt man, was haßt, was tadelt man an ihm? Es iſt, um es kurz zu ſagen, ſein Vorhandenſein. Wenn er nicht mehr nützt, ſo urtheilen ſeine Feinde, ſo iſt er ſchädlich, denn alles Nichtnützende iſt heutzutage ſchädlich. Denn die Romantik fühlt Niemand mehr, und für eine hübſche Illuſtration der Weltgeſchichte geben die Juden des modernen Marktes nichts. Wir wollen dieſe Sätze annehmen, ſo wie ſie uns von den die unmittelbar aus dem Boden der Volksnationalität emporwuchſen.

Die Fee. Ganz wohl; allein ſind wir nicht berechtigt, uns mit denſelben Vorrechten zu brüſten? Sind wir nicht auch Nationaleigenthum geworden? Wem ſind nicht Armidens Zaubergärten bekannt? Wer hörte nicht von der ſchönen Rezia und des tapfern Huon Schickſal?

Tomogiſton. Einige wenige von uns haben ſich allerdings auch um die Gunſt der größern Menge bemüht, allein die Hauptzahl ſchloß ſich eigenſinnig nur den gebildeten Kreiſen an und machte ſich deren Tugenden und Schwächen zu eigen. So iſt es gekommen, daß wir mit der Zeit in hohem Grade weichlich, eitel, frivol, übermüthig, allzuverfeinert und deshalb unnatürlich wurden. Wenn wir wieder zur Regierung gelangten, müßten wir uns bemühen, einige und zwar die auffallendſten dieſer Schwächen abzulegen.

Die Fee. Sie ſind auf gänzlich falſchem des Adels Unhaltbarkeit ſehen, daß er der heutigen ſozialen Weltordnung nichts nutzt. Es iſt wahr, praktiſch iſt der deutſche Adel nicht; er betheiligt ſich nicht an großen merkantilen Unternehmungen wie die engliſche Nobility, er macht auch keine politiſchen Zugeſtändniſſe an die Menge wie der alte Adel in Frankreich: zu dem erſtern fehlt es ihm an Reichthum, für das zweite an Schmiegſamkeit und Biegſamkeit. Es wird aber gefordert, daß er entweder das Eine oder das Andere thue. Die neuen Ideen in Deutſchland finden kein gelegeneres Feld, ſich in ihrer Ausgelaſſenheit zu tummeln, als das deutſche Adelsregiment. Der Adel, ſeinen Feinden gegenüber, befindet ſich in einer ſehr iſolirten Lage. Hier der niedre Bürger und Landmann, der etwas hat munkeln hören von allgemeiner Gleichheit der Stände, dort der Büreaukrat, der in Perſpektive die abſolute Gewalt für ſich erblickt, der liberale Advokat, der ihn aus Grundſatz haßt und ewig bemüht iſt gegen ihn politiſch zu agitiren und zu wühlen, endlich der fette Banquier und Prozentenfürſt, der ſich darüber freut, ein koſtbareres Diner zu ſtande bringen zu können, als der Fürſt ſo und ſo. Bei ſo bewandten Umſtänden ſieht ſich der deſolate Adel nach den Fürſten um, und erblickt ſie in der Mehrzahl gleichgültig auf den Kampf der Ueberzahl gegen den Einzelnen niederſehend. Man darf dem Adel nicht verder ſeine Söhne in den Krieg ſchickte, wenn es galt, den Thron der Fürſten zu ſtützen. Die Geſchichte zählt eine Menge Adelsfamilien auf, die aufgerieben worden und bis auf den letzten Mann, treu dem Banner ihrer Fürſten, auf den Schlachtfeldern verbluteten. Iſt es daher jetzt ſo unbillig, wenn die Nachkommen dieſer alten Degen auf einen Platz Anſpruch machen, zunächſt dem Manne, der aus ihren eignen Reihen hervorging, um die glänzende Stelle einzunehmen, die er einnimmt? Schütze mich — ich habe dich geſchützt! könnte er ſagen. Aber wie geſagt, er iſt nicht praktiſch; der deutſche Adel zieht ſich in ſeine Illuſionen zurück, er iſt gekränkt, er iſt empfindlich, aber er erſcheint nach wie vor bei den Hoflagern der Fürſten. Dort trifft er den geadelten Banquier, den demokratiſchen Miniſter und er giebt ſich zufrieden mit dieſen zeitgemäßen Erſcheinungen, die, wie er weiß, ſeine unverſöhnlichen Feinde ſind, eine Straße zu wandeln. Und was ſoll er thun? Sich auf ſeine Landgüter zurückziehen? Da würde es heißen: er ſchmollt. Sich dem Fürſten perſönlich unentbehrlich zu machen ſuchen? Servilismus! ſchreit man. Dem Staate in ſeiner jetzigen Form redlich nach ſeinen Anſichten zu dienen trachten? Adelsgelüſte! ruft Alles, und ſein Thun und Treiben wird auf alle Weiſe verdächtigt. Es bleibt ihm alſo nichts anderes übrig, als daß er die Stelle

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12163/024

Unkundigen erſcheint. Wir ſagen dem Unkundigen, denn der Kundige weiß, daß er mehr iſt und mehr bedeutet, als er ſelbſt in dieſem Augenblicke denken mag, denn eine große Entmuthigung iſt über dieſen Stand gekommen. Wir ſprechen vom wahren, ächten Adel, nicht von dem Junkerthum, das die Zeit und ihre Forderungen nicht kennt, das mit Seifenblaſen ſpielt und ſie für Weltkugeln hält. Der ächte alte Adel gleicht dem Prometheus, er iſt an den Felſen geſchmiedet, aber keine Qual, kein Zwang der Welt entreißt dem Halbgott eine unedle Gebehrde, eine niedrige Klage. Er leidet, aber er leidet ſtumm. Oder meint ihr, es ſei kein Leiden für einen guten Patrioten, und ihr gebt doch zu, daß der Adel dies ſein kann, ſo gut wie ihr es ſeid, ſich als Gemeinweſen aus der Hand geſpielt zu ſehen, ohne Hoffnung zu haben, irgendwie nachhaltig und kräftig darauf hinzuwirken? Laßt euch ſagen, wenn ihr es nicht ſchon wißt, daß dies das empfindlichſte Leiden iſt für den denkenden und ſelbſtſtändigen Mann. Ihr werft dem Adel ſelbſtiſche Zwecke vor. Ja, die hat er: es war ein ſelbſtiſcher Zweck auf den Feldern von Leipzig recht viel Blut, und wo möglich mehr als ihr Andern zu verſpritzen. Und hatte er nebenbei wirklich noch andere Zwecke, dachte er vielleicht daran ſeine alte Stellung wieder zu erobern, die ſehr glänzend und ſehr einflußreich war, ſo dürft ihr, die ihr auch eure ſelbſtiſchen Zwecke hattet und noch habt, ihn deshalb nicht ſchmähen. Iſt der Adel allein durch ſeine

Selbſtſucht, durch ſein Sonderintereſſe dem Staate gefährlich? Wir denken, daß das Sonderintereſſe des Fabrikanten, die Selbſtſucht des Büreaukraten, der kleine Vortheil des Epiziers, die Intereſſen des Börſenmannes, wenn ihnen geſtattet wird, ſich mit ihrer ganzen Wucht auf die ſchwerathmende Bruſt des Staats zu werfen, ihm ebenſo gut einen Schlaganfall zuziehen können als jene Adelsgelüſte! Alſo warum immer nur den Adel, und immer nur ihn allein ſchmähen? Aber der Kern eures Vorwurfs liegt anderswo. Ihr gebt zu, daß ihr ebenfalls ſelbſtiſch ſeid, daß ihr eure Sonderintereſſen habt, aber ihr ſagt unſere Selbſtſucht iſt nach dem Fortſchritt gerichtet, wir wollen vorwärts, während der Adel zurück will, und wenn er conſequent denkt, auch nothwendig zurück wollen muß, denn rückwärts liegen ſeine Paradieſe, die feudale Herrlichkeit, der bunte Helmſchmuck, die reiche Pfründe. Gut, wir geben auch euch das zu: der Adel trachtet wirklich in den Wiederbeſitz dieſer Dinge zu gerathen. Iſt denn da das Verbrechen? Wir geben auch noch mehr zu: er will auch wirklich *zurück*. Ihr geſteht ſelbſt, das iſt die freimüthige Offenheit weit getrieben. Iſt das aber immer noch ein Grund ihn zu verdammen? Wenn es nun ſeine ehrliche Anſicht und Meinung iſt, daß ihm der Einfluß gebühre, den er früher beſeſſen, daß er ihn nöthig habe, um wirken zu können, wie er wirken möchte, daß er endlich euer „vorwärts" für kein vorwärts hält, und dagegen ein zurück aufſtellt, iſt in allen dieſem ihm mit Grund ein Vorwurf zu machen? ebenſo wenig wie wir Euch einen Vorwurf daraus machen, daß ihr „den Fortſchritt der Menſchheit“ wollt, aber nebenbei auch etwas Kattun! daß ihr „die Freiheit der Völker“ wollt, aber nebenbei auch einige Prozente mehr für euch an der Börſe, daß ihr verlangt, jeder Standesunterſchied ſolle fallen, aber nebenbei darauf dringt, man ſolle euch auf eurem Katheder oder in eurem Präſidentenſtuhl für den alleinheilbringenden Apoſtel halten. Dabei ſeid ihr aber alle edle Männer, Männer der Zukunft. Wie wollte man an Euch und euren Intentionen mäkeln? Wem fiele ein, die Reinheit eurer Abſichten in Zweifel zu ziehen, obgleich ihr jeden Augenblick dies bei dem Adel thut.

Wir wollen der Sache noch näher auf den Grund zu kommen ſuchen. Geſetzt nun die Feinde des Adels erreichten ihren Zweck, der Adel würde abgeſchafft, würden nicht da eine Anzahl guter Patrioten übrig bleiben? Wohin mit dieſen? Die Antwort iſt raſch bereit: Man laſſe ſie in dieſe, in jene Branſche des thätigen und praktiſchen Staates übergehen! Wohl! Wenn ſie aber ohnedies ſo thun. Unmöglich! ruft ihr, der Adelstitel iſt ihnen im Wege, die Abzeichen der Kaſte machen ihnen ein völliges Aufgehen in die übrigen Stände unmöglich! Ihr mögt Recht haben. Der deutſche Adel, ſo wie er noch jetzt iſt, kann weder die Kanzel beſteigen, noch den Advokatenſtuhl einnehmen, noch hinter den Wechſeltiſch ſich ſtellen, noch eine Handelsfirma ſich zulegen, abgeſehen davon, daß ihm auch die akademiſchen und Kunſtwürden ſo ziemlich verſchloſſen bleiben. Ihr ſelbſt aber behauptet, daß dieſe Stellen bereits von vortrefflichen Patrioten, das heißt, mit Euch, beſetzt ſind, was würde es alſo dem Staate nutzen, daß gerade dahin noch Concurrenten kommen, wo ſchon deren ſo viele ſind? Der Adel ohne ſeinen Titel, und mit ſeiner Befähigung, würde euch ein gefährlicher Rivale ſein, das werdet ihr zugeben, oder ihr müßtet auch wirklich noch an der alten Fabel glauben, daß ein Edelmann von heutzutage und ein Ignorant daſſelbe ſei. Ihr handelt alſo in eurem eignen Intereſſe, wenn ihr dem Adel mit ſeinem Titel die wenigen Stellen laßt, die er einnehmen kann, und auch wirklich einnimmt. Etwas anderes, ob der Adel damit zufrieden iſt, und ob er ſich auf die Länge von Euch will Geſetze vorſchreiben laſſen! Denn ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, wird er in eine immer engere und unhaltbarere Poſition hineingedrängt; lediglich weil die guten Patrioten unter ihm immer denken durch Nachgeben zu gewinnen. Nun will ich euch noch an etwas erinnern. Wenn es euch auch gelänge, dem Adel den Titel zu nehmen, glaubt ihr, daß ihr etwas anderes nehmt als den Titel? der Adel bleibt! Es würde der unadlige Adlige immer fortfahren auf ſeine Weiſe zu wirken, das glaubt nur. Ihr hättet alſo auch da nichts gewonnen. Wir ſagen dies — wie die Schauſpieler auf der

Bühne „bei Seite,“ denn es würde uns ja wenig Worte mehr koſten, und würde uns ungleich beſſer kleiden, wenn wir verkündeten: aus einem alten Edelmanne könne man alles Vortreffliche in der Welt machen, einen vollendeten Liberalen, einen ächten Republikaner. Wir haben es erlebt, daß dieſe Rolle mit Glück von einzelnen alten Wappenträgern, ſelbſt in der neueſten Zeit geſpielt wurde, aber — und hier ſprechen wir wieder „bei Seite“ es war nur eine *Rolle*. Der ächte Ariſtokrat iſt ſelbſtſüchtig durch und durch; er kommt mit der Selbſtſucht auf die Welt, und geht mit ihr aus der Welt. Dies hindert aber nicht, daß er mit dieſer Selbſtſucht Großes wirken kann, und Großes gewirkt hat. Aber wollt ihr ihm ſagen: das hätte auch geſchehen können *ohne* dich; ſo wird er mit Entſchiedenheit und mit nicht wenig ſelbſtbewußtem Stolz antworten: das konnte nur geſchehen durch *mich*! — Gebt es auf, ihn zu beſſern, denn er iſt alt. — Dieſe Selbſtſucht und das Alter gehen zuſammen. Wenn das Alter ein gutes Gedächtniß hat, ſo ſagt es ſich, das und jenes haſt du einſt gethan, was Dank verdient, was öffentlichen allgemeinen Dank verdient. Der Adel ſagt ſich dies, und ſetzt noch hinzu: ſei kein Narr, und laß dir durch eine wohlfeile Tagesphraſe das gutmüthig rauben, was Blut und Schweiß dir einſt gekoſtet. Wenn ihr noch alte Treue, alten Glauben, alte Liebe bei dem Landvolk findet, wer hat ſie auch erhalten? der Adel; der patriarchaliſch mit den Seinen lebte, in ſchweren Kummerjahren ihnen half, in guten Zeiten ſich mit ihnen freute. Wir ſprechen nicht von dem Adel, der durch das Beiſpiel der Höfe verderbt wurde, geht etwas mehr zurück und ihr findet den alten Patriarchen Adel, dieſes köſtliche Juwel, wo es auf Volkserziehung, Sittlichkeit der Menſchen, Einfachheit und Treue des Landmanns ankommt. Taſtet dieſen alten Edelmann von ächtem Schrot und Korn nicht an! Er iſt ehrwürdig und bleibt durch tauſend Jahre ehrwürdig. Habt ihr nur einen ſolchen Kernmann unter eurem Geſchlechte, ſo werdet ihr ſtolz auf ihn ſein, und werdet trachten ihm gleich zu werden. Und wenn euch das gelungen iſt, und ihr ſeid ihm gleich, da werdet ihr gewiß nicht unterlaſſen zu ſagen: dies oder das konnte nur geſchehen, weil ich dabei war. Und in dieſem „Ich" das ihr ſo hochmüthig findet, das aber nicht hochmüthiger iſt als ſo manches „Ich" von eurer Seite liegt jenes Andenken an den Vorfahr verſteckt. Da habt ihr die unverbeſſerliche Selbſtſucht! —

Wenn wir es wagen ſollen die Ausſichten, Hoffnungen und Wünſche des jetzigen Adels auszuſprechen, ſo glauben wir daß dieſe dahin gehn — gewitzigt durch manche nicht ſüße Erfahrung — den alten Einfluß, ſo viel wie möglich wieder zu gewinnen, aber nicht durch Hofdienſt, nicht durch Patente und Aemter der Fürſten, ſondern lediglich indem er ſich eng an die unverdorbene Maſſe des Volkes ſchließt, und in etwas wieder jenes patriarchaliſche Verhältniß herzuſtellen ſich müht, deſſen Baſis alte Treue, alte Zuverſicht, alter Glaube ſind. Deshalb iſt der große Grundbeſitz in den Händen des alten Adels ſo ſehr wichtig, deshalb muß für ihn jedes Opfer gebracht werden. Nicht an die Höfe gehört ihr, möchte man ihnen zurufen, wo man euch einen leichten Orden, einen zierlichen Schlüſſel anheftet, und wo eure Stelle durch jeden beliebigen Andern erſetzt wird, in euer Haus, zu eurem eignen Heerde, zu den Gemeinden, die in euch euren Berather, euren Schutzherrn, euren Führer ſehn, dort geht hin! Ertraget die Einſamkeit, ertraget ſie auf wenige Jahre und wenn ihr dann herantretet auf die Bühne der Oeffentlichkeit, ſo werdet ihr ſehn welch eine Menge euch nachfolgt, welch ein Chorus von Stimmen euer gewichtiges Wort unterſtützt!

Wenn der Adel auf dieſe Weiſe durch ſein moraliſches Gewicht dem unmoraliſchen Fabriken und Börſenſpiel entgegentritt, wenn er rein menſchliche Erziehungsmittel den überkünſtelten Spekulations- und Luxusgeiſte der Zeit entgegenſetzt — wer möchte da nicht für günſtigen Erfolg bis zu einem gewiſſen Grade hin bürgen? Bis zu einem gewiſſen Grade!

Wege, beſter Tomogiſton. Befolgten wir jenen Rath, ſo bin ich überzeugt, daß wir grade unſre ganze Liebenswürdigkeit einbüßten, ohne dabei auch nur eine der Tugenden unſerer Gegner anzunehmen. Laſſen Sie uns in unſerem Streite nur von dem Punkte ausgehen, in wiefern wir in dieſer oder jener Geſtalt den Dichtern nützlich ſind, ſo iſt nicht zu leugnen, daß jede Veränderung nachtheilig wäre. Die Phantaſie eines Dichters, der einen gebildeten Kreis von Zuhörern vor ſich hat, kann mit jenen düſtern und plumpen Geſchöpfen nichts anfangen. Seine Beſtrebungen werden vergeblich ſein, ſie von dem urſprünglichen, gemeinen Boden, in dem ſie wurzeln, loszureißen; er kann weder ihre Sprache, noch ihre Manieren brauchen. Wir hingegen ſind leicht, beweglich, zutraulich. Die Sitten, Gewohnheiten, die Fehler und Tugenden der gebildeten Welt ſind auch die unſerigen. Wir können dem Dichter, wenn er ſeine Sache verſteht, unendlich oft Gelegenheit

4.

Die alte Stadt Reval bewahrt noch manches andre merkwürdige Denkmal, außer der Kathedrale des heiligen Olaus. Die Bauart der Straßen und Plätze gleicht der von Lübeck, Bremen und Danzig auffallend; die Häuſer ſtehen eng und ſchmal mit hohen Giebeln nach der Straße zu, Speicher und Ecken ſind überall angebracht und winkelig und dunkel ſieht es hinlänglich aus in den alten Räumlichkeiten, die unverändert geblieben ſind aus den Zeiten der Hanſa. Vor allen haften meine Erinnerungen an dem Hauſe der „ſchwarzen Häupter“. Dies war ein wunderſames Gebäude, ähnlich dem Artushof in Danzig, ebenfalls geſchmückt mit ergrauten Erinnerungszeichen vergangener Tage. Die „ſchwarzen Häupter“ bildeten, ſo viel mir bekannt, eine Art Gilde, eine mit Statuten und Rechten verſehene Geſellſchaft, welche Handelszwecke vorherrſchend im Auge hielt. Die Städte im Bunde der Hanſa unterhielten ſtets dergleichen halb offene, halb geheime Verbindungen, und ſie hatten ſie nöthig um ſich dem Geſchmacke jener dunklen Zeiten gemäß, mit miſteriöſen Schrecken zu umgeben, wenn die offene Gewalt nicht zureichte. Ich weiß mich nur zu beſinnen, daß in dieſem alten Hauſe wunderſame Gemälde mich von den Wänden anblickten, Rathsherren in langen Bärten und noch längern Talaren, und daß es daſelbſt eine Kammer gab, in der Geräthe und Schmuckſachen von räthſelhafter Form und Bedeutung aufbewahrt wurden. Neben dieſem Aufenthalte der ſchwarzen Häupter — die Geſellſchaft führte einen Mohrenkopf zum Wappen — gab es außerhalb der Stadt das verfallene Kloſter der heiligen Brigitta, das mir jetzt noch in der Erinnerung andächtige Schrecken einjagt. Ich weiß nicht wie viel Romane und Dramen ich in meinen kindiſchen Träumen alle um die Mauern dieſes alten Kloſters herumſpann. Vom Gebäude ſelbſt ſtand nur die vordere Mauer mit dem hohen Giebel, im Innern konnte man noch die Einrichtung der Zellen und allenfalls die Lage des Refektoriums und der Betkapelle herausfinden. Ein unterirdiſcher Gang leitete, wie man uns verſicherte, über eine Stunde weit unter dem Waſſer bis in die Stadt. Wie oft und immer vergeblich ſuchten ich und meine Genoſſen in dieſen Gang einzudringen. Welche Schauer der Romantik überflutheten mich, wenn ich in einſamen Nächten zu Füßen der Ruine lag, und den geſtirnten Himmel und das weite Meer vor mir erblickte. Die ſchwärmeriſche Neigung die ich für Tieck und durch ihn für die romantiſche Schule ſpäter empfand und in meinen früheſten Produktionen auch in's Leben ſetzte, hat in jenen Nächten die erſten Wurzeln geſchlagen. Es kam dazu noch ein beſonders ſchauerliches Ereigniß. Mein älterer Bruder und ich machten uns viel mit Ruinen zu ſchaffen. Wir durchirrten und durchkletterten nicht allein die fromme Behauſung der Töchter der heiligen Brigitta, wir machten uns auch an die alten Burgen die wir in der Umgegend fanden. So gelang es uns einſt in der alten Ordensburg zu Hopbal, nahe bei Reval, einen ſeltſamen Fund zu thun. Eine vermauerte Kammer öffnete ſich den Hammerſchlägen, und wir fanden hier an einem Tiſche von Eichenholze ein Gerippe ſitzen, dem noch einzelne Stücke eines Harniſches an den Gebeinen hafteten. Allem Anſchein nach war dieſer Unglückliche zum Lebendig Begraben beſtimmt geweſen, wie denn ſolche Fälle in der Ordensdisciplin, die in jenem fernen Barbarenlande beſonders ſtreng geübt wurde, nicht ſelten waren. Ich konnte es nicht laſſen mich an den Tiſch zu ſetzen, jenem Schweigſamen gegenüber, der hier ſaß und träumte, während der Sturm der Jahrhunderte über ſeinem Haupte dahinſauſte und die ſtarken Mauern brach. Das Andenken an dieſen düſtern Träumer nahm ich nachher mit als ich den Reiſekoffer meiner Phantaſie packte um in die Fremde zu ziehn.

Doch auch dem Meere zahle ich den Danktribut; auch dieſes und vielleicht dieſes vorzugsweiſe hat meine Phantaſie mit nahrhafter Speiſe gezogen. Das „allmächtige, ewige Element!“ Wenn ich bedenke wie ich ſpäter lange — lange Jahre in der Ebene gewohnt, in Städten, die Fülle „unend lichen Sandes" umgiebt, ſo verſtehe ich mich nicht wie ich meine Geliebte, die prächtige Meer-Fee, ſo lange habe miſſen können. Doch ich liebe ſie und werde ſie immer lieben, ſie, die mit den großen geheimnißvollen träumeriſchen Augen ihren Lieblingen ins Herz ſieht, mit Blicken, wie ſie ſie beſonders innig auf ihren verwöhnten Sänger, ihren Hof-Poeten Heinrich Heine, richtete. Heine's Meerlieder und der Anblick des Meeres ſelbſt ſind bei mir in der Erinnerung in Eins geſchmolzen, ſo ſehr hat der Poet ſich mit ſeinen Gegenſtänden zu vereinigen gewußt; aber allerdings dieſe Meerlieder ſind auch das Schönſte was Heine gedichtet hat, obgleich auch in ihnen jene Grimaſſe vorkommt, die Heine und ſeine Freunde Poeſie nennen, die aber beim Lichte beſehen nichts iſt als Geſchmackloſigkeit; ſie beſteht darin, das Triviale, Burleske dicht neben dem Tiefempfundenen und dicht neben der Klage und dem Weheruf des wahnſinnigen Schmerzes zu ſetzen.

Da ich vom Meere ſpreche und all dem Romantiſchen, das daſſelbe umgab, muß ich auch einer dunkeln Geſchichte Erwähnung thun, die in unſerer Familie eine gewiſſe Bedeutung gewonnen, es iſt die von dem falſchen Leuchtthurme. Zu ihrer Zeit kam dieſe Erzählung nach Deutſchland, wurde entſtellt, vergrößert, und mit phantaſtiſchen Beigaben umgeben. Die Wahrheit iſt, daß in den letzten Regierungsjahren der Kaiſerin Katharina ein alter Freiherr von Ungern-Sternberg ein Schloß dicht an der Meeresküſte inne hatte, in deſſen hohem Thurmgemache er allnächtlich einen mit Fenſtern ringsum verſehenen Saal hell erleuchtete und darin Feſte gab. Man will bemerkt haben, daß dieſe Feſte nur in der Vereinigung der Hausgenoſſen und einiger Gutsnachbarn beſtanden; indeſſen kann es einem einſam lebenden Manne verwehrt ſein, Feſte zu geben, ſo wie er ſie geben kann und will? Daß dieſer erleuchtete Saal, in welchem ſich eine kleine Schaar Müſſiggänger umhertrieb, oder an Spieltiſchen ſaß, weithin im dunkeln ſtürmiſchen Meere die Wirkung hatte, daß Schiffe ſtrandeten und verunglückten, konnte das dem Feſtgeber zur Laſt gelegt werden? Dieſe Entſchuldigungen brachte auch der Mann an als er ſpäter einer ſchweren Anklage unterlag. Indeſſen die Unglücksfälle an der Küſte mehrten ſich auf eine ſo auffällige Weiſe, daß endlich die Gerichte aufmerkſam wurden auf dieſe nächtlichen Feſte und ihnen ein Ende machten. Ich habe in dieſem Schloß am Meere einige Wochen verlebt und es wurde mir geſtattet, gerade in dem an den geheimnißvollen Saal anſtoßenden Kabinet zu ſchlafen. Es iſt wahr, ſo wunderbar hat das Meer noch nie mir gerauſcht als in jenen Nächten, wo ich es tief unter mir brauſen hörte. In meinen Träumen erleuchtete ſich wieder der Saal, und ich ſah den alten Freiherrn darin umhergehn, gehüllt in einem langen Talare und während die hellen Kerzen um ihn her brannten, murmelte er ſeltſame Worte gegen das Meer hinaus. Darauf erklangen wehklagende Stimmen aus der Tiefe herauf und ich hörte ferne Signalſchüſſe durch das Toben des Sturmwindes. Aber der alte Herr ließ ſich dadurch nicht ſtören; er wandelte auf und ab, und ſeine Bannſprüche wurden immer wilder und unverſtändlicher. Endlich füllte ſich der ganze Saal mit ſeltſamen Gebilden: Bleiche Männer und Frauen mit langen herabhängenden Haaren, die von Waſſer trieſten, hoben ihre geiſterhaften Angeſichter mit den geſchloſſenen Augen zu dem einſamen Schloßherrn empor und reichten ihm Gaben dar, koſtbare Schätze, die Beute aus den geſtrandeten Schiffen. Er nahm ſie an, aber in dem Augenblicke als er ſie berührte, fuhren Flammen aus dem Boden und die bleichen Geſtalten ſchloſſen einen entſetzlichen Ringeltanz um ihn her, zu der Melodie des Sturmwindes ihr furchtbares Grabeslied heulend.

Dies waren die Träume des Knaben in dem alten Schloß am Meere. —

Noch einer andern unheimlichen Geſchichte ſei hier Erwähnung gethan. Vom Hofe zu Petersburg verſchwand eine junge ſchöne Prinzeſſin, deren Schickſale zu bekannt ſind, um ſie hier noch beſonders zu beſprechen. Sie wurde auf das Schloß L— verbannt. Dort lebte ſie einige Zeit geheimnißvoll in ſtrenger Haft. Plötzlich wurde ihr Tod in der Umgegend bekannt. Niemand erfuhr wie es bei dieſem Tode zugegangen. In tiefer Nacht wurde ein Sarg in die herrſchaftliche Gruft des Schloſſes getragen und dort in das Gewölbe verſenkt. Das Gerücht ſagt, daß der nicht weit von dem Todtenhauſe wohnende Pfarrer ein grauſenvolles Toben und Stöhnen gehört habe, von dem Gitterfenſter der Gruft herübertönend. Jahre vergingen, da kam aus der Reſidenz der Befehl, jenen bezeichneten Sarg hervorzuſuchen und nach Petersburg ſchaffen zu laſſen. Bei Eröffnung der Gruft war ich gegenwärtig, ein Verwandter von mir hatte den Auftrag erhalten den Sarg öffnen, ihn dann wieder ſchließen und nach herkömmlicher Sitte mit dem Bande des St. Annen-Ordens umwickeln zu laſſen. Ich habe nicht erfahren, und ſo viel mir bekannt, hat dies auch Niemand anders, in welchem Zuſtande man die Leiche im Sarge gefunden, aber die nächtliche Scene, die düſtre Glut der Fackeln, die alte Familiengruft trugen das ihrige bei, mir eine ſchauerliche Gewißheit zu geben von dem raſchen Ende dieſes bedauernswerthen Opfers. Das alte Schloß L— iſt mir ſeitdem in unheimlicher Erinnerung. Ich ſehe vor mir ſeine hohen Mauern ragen, aus dem Dunkel einer Kiefernwaldung empor, die ihre Schatten auf die erblindeten hohen Fenſter des Schloſſes warfen, und auf die zertrümmerten Statuen des Gartens. Alles einſam, alles ſtill. Der Abend mit ſeinen Lichtern vergoldet die Mauern, die ſo manches Grauſige in ſich geſchloſſen. Als ich damals im Innern des Schloſſes die weiten Treppen beſtieg, die in Säle führten, in denen Niemand wohnte, an deren Wänden noch die Reſte koſtbarer gewirkter Tapeten hingen, und durch die der Wind in dumpfen Lauten fuhr, da kam mir das verklungene Weh, die Schrecken und die Trauer alter Tage neu in die Seele. —

Mit dem Bilde dieſes Schloſſes L— will ich die abenteuerlichen Erinnerungen aus meiner Knabenzeit ſchließen.

5.

Die prächtige, ungeheure Reſidenz breitet ſich vor meinen Blicken aus. Man muß wiſſen, mit welchen andächtigen Schrecken der Provinzbewohner zum erſtenmale die Thürme dieſer Stadt erblickt, in welchem ſeine ſichtbare Vorſehung thront*). Der „Kaiſer", welch ein Wort, um das es ewig leuchtet und blitzt, um dieſes Wort rollen ewige Donner, und die mitternächtlichen Schrecken des Polarmeeres miſchen ſich bei dieſem Klange mit dem heißen durchflammten Südhauche, der um die Theeſtauden Chinas weht. Das unermeßliche Reich iſt „Er" und „Er" iſt das unermeßliche Reich. Dennoch muß ich demüthig bekennen, daß der Anblick der allerhöchſten Erdengröße durch die allerkleinſte mir anfangs verleidet wurde. Die erſte Nacht im Gaſthofe konnte ich vor Ueberzahl der Inſekten nicht ſchlafen. Noch ein anderer Uebelſtand machte in meinem armen irdiſchen Menſchen das Aufjauchzen des geiſtigen faſt unmöglich, das ſchlimme Trinkwaſſer. Dennoch drang die Bewunderung durch. Ich wandelte durch die Triumphbogen der koloſſalen Stadt mit dem ganzen Stolz eines Provinzialen, der ſich bei jedem Schritte ſagt: Das alles gehört zu meinem Vaterlande. In dem großen Saale der Univerſität zu Dorpot, von wo ich eben kam, hatte ich, während langweiliger Reden, ein lebensgroßes Bild öfters ins Auge gefaßt, das einen jugendlichen Mann darſtellte, der auf einen kleinen zierlichen Altare eine Opferſchaale leerte, während eine Minerva ihn dabei mit kalten und hochmüthigen Blicken betrachtete. Dieſer junge Mann, von Oben bis Unten in einen Purpurmantel gehüllt, mit griechiſch entblößten Armen und Beinen, war der Kaiſer Alexander. Der große Monarch hatte ſich malen laſſen, wie er eben im Begriff war den Künſten und Wiſſenſchaften zu opfern. Dies war ohne Zweifel ſehr anſpornend für uns, die wir uns Minervas Jünger nannten. Aber es verwirrte die Begriffe von der wirklichen Exiſtenz eines ruſſiſchen Kaiſers. Als ich nach Petersburg kam ſchwebte mir unwillkührlich jener in Purpur gehüllte ſchöne Jüngling vor, dicht neben der Göttin Minerva, und ich hatte Mühe dieſes Bild wieder los zu werden, als ich jetzt des Anblicks gewürdigt wurde, den wirklichen Kaiſer, nicht den gemalten, zu ſehn, und er in einem kleinen Schlitten, gehüllt in einem Offiziersmantel, ſchnell wie der Gedanke, an mir vorbeiflog, und keine Spur zurückließ als einzelne dunkle, im Schnee liegende Geſtalten, die ſich vor ihm niedergeworfen hatten. So flog der kleine Schlitten, in dem das gekrönte Schickſal ſaß, die lange „Perſpective" hinab, die längſte und gradſte Straße Petersburgs.

---

*) Hier iſt immer von Nicolai I. die Rede.

geben, auf die Fehler wie auf die Vorzüge ſeiner Zeit hinzuweiſen, indem er uns in das Getriebe der Schickſale ſeiner Figuren miſcht, oder uns als die Leiter und Ordner des Ganzen betrachtet; ſeine Phantaſie geſtattet ihm, in alle die Gänge der Freiheit, Mannigfaltigkeit und graziöſen Laune einzudringen, die das große Gebäude unſeres, auf verfeinerten Luxus gegründeten Lebens ausmachen, während, wenn er den Volksglauben zu Rathe zieht, nur ein dürftiger, höchſt beſchränkter Kreis ihm zu durchlaufen übrig bleibt.

Tomogiſton. Dieſe Nachgiebigkeit und dieſe Geſchmeidigkeit in unſerem Charakter haben uns auch ohne Zweifel bei den Dichtern ſo beliebt gemacht.

Die Fee. Und das mit Recht. Es läßt ſich kein Roman, kein Gedicht denken, in welchem wir nicht zu brauchen wären. Wir erſetzen die Stelle der Götter des alten Olymp. Wie für jede Thorheit, jede Schwäche, jede Tugend

Ich aber kehrte mit dem wonnevollen Gedanken in mein Inſektenhaus zurück: Du haſt den Kaiſer geſehn! —

Ein Geſetz Katharinens verbietet dem Adel den Zutritt zum Hofe, wenn er nicht zugleich ſich um ein Amt und einen Rangtitel beworben hat. Es kann dennoch gar wohl ſein, daß mein Diener, der durch den Wechſel der Umſtände ſich zu einem „Tſchinoffnik", das heißt zu einem eine Rangklaſſe inne habenden Weſen, aufgeſchwungen, an den Hof geht und ich nicht ihm folgen darf; obgleich mein Adel ein alter, anerkannter und ſtiftsfähiger iſt. Gewiß hat ſich die Kaiſerin, die mit Diderot und Voltaire über Staatseinrichtungen conferirte, dabei etwas recht Erſprießliches gedacht, vorerſt das, daß ſie den einheimiſchen deutſch-ruſſiſchen Adel, der gerne müßig lebte, zwingen wollte, ſich um Staatsämter zu bewerben, es hat jedoch dieſes Geſetz die unerquickliche Folge, daß es einem Edelmanne, der überall anderswo zu den Fürſten Eintritt hat, den Hof ſeines eignen Vaterlandes verſchließt. So hab ich das Glück, dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, erſt im Auslande gehabt.

Vor der Perſönlichkeit des Kaiſers hab ich eine an Ehrfurcht grenzende Achtung, denn er iſt mir nicht allein als „Mann", was bei Fürſten unſerer Zeit nicht eben häufig iſt, ſondern auch als *Held* erſchienen. Ich war Zeuge des Auftritts auf dem Marsfelde, und wer dieſe heroiſche Geſtalt geſehn, die furchtlos der von tauſend Seiten her drohenden Geſahr entgegentrat, der behält dieſes Bild für immer und beugt ſich, wenn er auch noch ſo wenig Fürſtenfreund iſt, vor der Größe dieſes Mannes, in dem die abſolute Herrſchergewalt vielleicht ihren letzten aber auch glänzendſten Triumph feiert. Ich habe ſeitdem ſehr viele Kronenträger geſehen, aber keine Fürſten. Ich ſah ihn ſpäter noch in einer zweiten Gefahr; beim Ausbruch der Cholera-Peſt, die mit allen ihren Schrecken, eben aus Aſien kommend, über die Hauptſtadt herfiel. Da war es wieder dieſer Mann und Held, der ſich furchtlos dem Gifthauch der Beſtie entgegenwarf. Dieſe zwei Feuerproben machten ihn auch raſch zum „Mann des Volks", eine in Rußland noch nicht ſo abgenutzte Rolle, wie ſie anderswo abgeſpielt wird. Denn der Ruſſe hat das Bedürfniß, den auch zugleich zu lieben, den er fürchtet, und gefürchtet wird der Fürſt in Rußland von dem Augenblicke an, wo er zeigt daß er ſich nicht fürchtet.

Ich kam damals öfters in den Winterpallaſt, und durfte daſelbſt den Erzieher des Großfürſten Thronfolger, jetzigen Kaiſers, den Staatsrath Joukoſſsky beſuchen, der mit mir mit leiſer, höfiſch gewohnten Stimme über die griechiſchen Versmaße ſprach, und wie es ſo ſchwer ſei, ähnliche in ruſſiſcher Sprache zu bilden. Dieſer ruſſiſche Dichter, der ſpäter in Deutſchland ſich in der Malerſtadt Düſſeldorf niederließ, war damals gerade mit einer Ueberſetzung von Fouqué's affektirter Undine beſchäftigt, die er ſehr ſauber und mühſam in die Sprache

Rurik's übertrug. Er war ein Freund Puſchkin's, deſſen abenteuerliches Ende an ihm einen treuen und theilnehmenden Berichterſtatter fand. Joukoffsky war ein Mann mit weichen verſchwommenen Geſichtszügen und gemüthlichen braunen Augen. Er war ſo ſehr Höfling, daß keines ſeiner Worte eine beſtimmte Farbe trug, und keine ſeiner Erzählungen einen Boden unter ſich hatte. Alles was er ſagte erwartete von anderswo ſeine Beſtimmung. Außer den Dichter Joukoffsky ſah ich in andern Kreiſen auch den alten deutſchen Dichter-Veteranen Klinger, der hier ruſſiſcher General war und zuweilen im Winterpallaſte erſchien, um der Kaiſerin Mutter über irgend welche Dinge literariſchen Vortrag zu halten. Er war ein verdrießlicher Greis, der es nie dahin bringen konnte, daß ihm die Uniform uniformmäßig am Leibe ſaß. Er war deshalb die Zielſcheibe des Spottes der ruſſiſchen Kamaſchenhelden, die da wiſſen, wie ein Orden auf dem Rocke befeſtigt, nicht aber wie er verdient werden muß.

Während des Herumirrens in den Sälen der „Eremitage“ lernte ich zuerſt meinen ſpätern Liebling unter den Malern, den großen Rubens kennen. Die Kaiſerin Katharina, Dank ſei es ihrem Andenken, liebte die kräftige niederländiſche und italieniſche Schule, durch ſie wurden die großartigſten Einkäufe gemacht und die Gallerie im Winterpallaſt preiſt ihr Gedächtniß durch die herrlichſten Schätze in dieſem Genre. Wenn ich Joukoffsky, ſeine griechiſchen Versmaße und die

Bilder der Eremitage verließ, befand ich mich in der unermeßlichen Stadt umhergetrieben wie in einem uferloſen Meere. Ueberall Soldaten, überall Uniformen, überall Kaſernen! — Und dann die Plätze und Straßen, einer und eine immer länger und größer als die andren. Ich wandelte von einer Kaſerne, wo mein Bruder, zu der andern Kaſerne, wo mein Vetter wohnte. Ueberall Trommelwirbel; den Mittag mußte ich wieder hinaus nach Zarskoi-Seló, wo man mich erwartete, bei einer befreundeten Familie. Mein Skizzenbuch war ſchon damals mein ſteter Begleiter. Ich hielt dem heftigen Zugwinde Stand, der ſtets um die Palläſte und Triumphbögen der nordiſchen Rieſenſtadt weht, um bald dieſe architektoniſche Wölbung, bald jene Statue in flüchtigen Umriſſen dem Papier anzuvertrauen. Am öfterſten und längſten hielt mich Falkonet's koloſſale Reiterſtatue Peter des Großen feſt, die noch impoſantere Wirkung machen würde, wenn die ſie umgebenden Plätze nicht von ſo unermeßlicher Ausdehnung wären. Die Alexander-Säule war damals noch nicht errichtet. Aber auch das lebendig Intereſſante durfte mir nicht entgehn. So beſinne ich mich, eine alte Matuſchka aufgefaßt zu haben, die an der Straßenecke, die ich vor Augen hatte, vor einer koloſſalen Theemaſchine öffentlich einen kleinen Theezirkel um ſich verſammelte. Dabei hatte ſie eine eigenthümliche Manier, den Trank ihren Gäſten zu verſüßen. Dicht neben der Bank, auf der die bauchige Maſchine ſtand, befand ſich eine irdene

Schaale, bis an den Rand mit Syrup gefüllt, in dieſe tauchte ſie einen Schwamm und drückte den aus über dem Glaſe oder der Taſſe, die eben damit verſehen werden ſollten. Ich habe ſeitdem viele Thee-Grazien ihr Amt verrichten ſehn, aber keine auf eine ſo geniale Weiſe, wie dieſes alte Mütterchen. In ihrer Nähe befand ſich ein Straßenwächter, ein ſogenannter Buterſchnick, mit dieſem ſchien ſie in einem zarten Verhältniß zu ſtehen, wenigſtens verſchwand ſie öfters in deſſen kleines Häuschen und nahm ſogar ihre Theemaſchine dorthin mit, wo denn zu großem Leidweſen der Kunden der Straßentheetiſch verwaiſet blieb. Die große Schönheit der Jugend in den niedern Schichten der Bevölkerung, und vorzugsweiſe der männlichen, machte, daß meine Studien, nach dieſer Seite hin, für mich erfreuliche Reſultate lieferten.

Endlich kam die Zeit, die lebhaft erſehnte Zeit, wo ich Deutſchland ſehen ſollte. Die Erziehung in den Oſtſeeprovinzen war damals völlig deutſch, es war demnach ganz in der Ordnung der Dinge, daß, was Deutſchland in Geſchichte und Literatur an großen Namen aufzuzählen hatte, für uns lernbegierige Jugend, ebenſo gut als Eigenthum beanſprucht wurde, als wenn wir in Berlin, Weimar oder München geboren worden wären. Ja, da nicht frühzeitige nahe Bekanntſchaft mit den perſönlichen Berührungen und Beziehungen das geiſtige Auge abſtumpften, ſo darf ich wohl behaupten, bei uns fernlebenden Deutſchen war, durch die

Sehnſucht genährt, die Anhänglichkeit und Bewunderung für die Literatur- und Kunſt-Größen des gemeinſamen Kultur-Vaterlandes noch glühender und friſcher. Mit welcher Andacht betrachtete ich aus der Ferne Tieck, wie dachte ich es mir ſeelig in ſeiner Nähe zu leben, und ſpäter als mir dies Glück zu Theil wurde, wie ſehr fühlte ich mich abgekühlt, wie in manchen Dingen enttäuſcht. Und ſo nicht mit Tieck allein, mit faſt allen Perſonen und Dingen, die ich näher in Augenſchein zu nehmen Gelegenheit fand. Das iſt der Segen der Ferne.

6.

Mein Abſchied aus Petersburg fiel in keine frohe Zeit. Die ganze große Hauptſtadt befand ſich in einem Zuſtand faſt fieberhafter Aufregung. Die Cholera wüthete. Die Kirchhöfe faßten nicht die Zahl der ſtummen Gäſte, die da herangebracht wurden um einen Platz zu finden. Ein Entſetzen drängte das andre. Mitten im Tumult, in der an Raſerei grenzenden Furcht, vernahm man das Geſchrei der Aerzte, die ſich darüber ſtritten, ob die neue, unerhörte Peſt anſtecke oder nicht. Häuſer ſchloſſen ſich, ganze Stadtviertheile wurden abgeſperrt; in andern tobte deſto lauter eine alle Feſſeln durchbrechende Genußſucht. Es iſt hier nicht der Ort, dieſes Gemälde näher auszuführen, genug, es war mir vergönnt, jetzt, da Tauſende vielleicht dieſe Flucht-Reiſe wünſchten, aber nicht ausführen konnten, ſie auszuführen. Das Dampfſchiff nahm mich auf. Aber Deutſchlands Küſte ſollte ich nur aus der Ferne ſehn. Sechzig Tage dauerte unſre Seefahrt von einem Hafen zum andern; nirgends nahm man die Träger ſo ſchrecklicher Hiobspoſten auf. Wir erklärten wiederholt daß wir geſund wären, wir tanzten auf unſerm Schiffe, um den aus den Städten auf uns gerichteten Fernröhren ein beruhigendes Bild zu zeigen, alles vergeblich! Die Furcht, wir brächten die entſetzliche Peſt an das noch nicht von ihr berührte Geſtade, ſcheuchte alles Lebendige aus unſrer Nähe. Dafür aber wie überwältigend glücklich war der Moment, da wir endlich feſten Boden, Deutſchlands Erde, unter unſern Füßen fühlten! Lübeck war die erſte deutſche Stadt, wo ich das erſte deutſche Mittagmahl zu mir nahm, mich die erſte deutſche Lagerſtätte aufnahm.

Da ich dem Leſer hier keine Selbſtbiographie, ſondern nur flüchtig zuſammenhaltende Erinnerungsblätter biete, ſo faſſe ich keinen beſtimmten Faden der Begebenheiten in die Hand. Ich nehme die Bilder aus der Mappe, wie ſie mir grade paſſend ſcheinen um die Schauluſt zu befriedigen. So zieh ich denn auch jetzt ein Blatt hervor, auf dem eine zahlreiche Geſellſchaft ſitzt — ſtumm, regungslos, und in der Mitte befindet ſich ein Tiſchchen mit zwei Lichtern, an dem Tiſche der wie ein Knäul zuſammengeſchrumpfte Körper eines Mannes mit einem großen geiſtig bedeutſamen Kopfe, der Vorleſer, der dieſe Geſellſchaft belehrend beluſtigt. Der Beſchauer ruft ſogleich, das iſt Tieck's Vorleſe-Abend in Dresden. So iſt's. Ich bin am Ziel meiner Wünſche — ich höre Tieck ſeine eignen wundervollen Mährchen vorleſen. Aber es iſt ein Auguſt-Abend, ſehr ſchwül, ſehr drückend. Alles ſeufzt oder ſchläft, aber ich bin im dritten Himmel. Jeden Mann im ſchwarzen Rocke und mit weißer Halsbinde ſehe ich für einen berühmten Dichter oder Gelehrten an, und ſtudiere ſeine Mienen mit Scheu aus der Ferne. Der Abend geht zu Ende, die Geſellſchaft zerſtreut ſich und ich wandle noch lange im Mondſchein auf der Brühl'ſchen Terraſſe, die Eindrücke bekämpfend, überwältigend, die dieſer Abend hinterlaſſen. An dieſem Abende ſah ich Rumohr zum erſtenmale, den Bildhauer Tieck, den Archäologen und Kunſtenthuſiaſten Böttiger und meinen gelehrten Landsmann, den Baron Otto v. Stackelberg, deſſen freundſchaftlicher und belehrender Umgang mir ſpäter zu Theil wurde. Friedrich Kind, der in ſein poetiſches Taſchenbuch die Erſtlinge meiner Feder aufgenommen, hatte ich bereits aufgeſucht und herzlich begrüßt, ebenſo meinen deutſchen Namensvetter, den ſchon bejahrten Freiherrn v. Ungern-Sternberg, der in trauter Nähe mit Tieck wohnte, und nicht grade erfolglos ſich mit Schriftſtellerei beſchäftigte. Er hatte das Mittel entdeckt ſich Tieck unentbehrlich zu machen, indem er aus ſeiner Küche jenes Aroma aufſteigen ließ, dem die feine Naſe des Phantaſus-Dichters allezeit nachging. Tieck war durch und durch Egoiſt, er lebte wo es ſich thun ließ von dem Gelde, dem Ruhme und dem guten Braten ſeines Nächſten, und nie hat er, wo er es doch konnte, wie in Berlin, irgend wie für Andre oder zu Kunſtzwecken, die nicht mit ſeinen perſönlichen Kaprizen und Marotten zuſammenhingen, irgend ein verwendendes Wort angebracht. Das deutſche Theater hat unſäglich unter ſeinem Einfluſſe gelitten, weil er, ſelbſt keiner dramatiſchen Produktion fähig, überall anderswo das Leben der Bühne ſuchte als da wo es ſich in Wahrheit findet. Durch ihn ſind die zahlloſen Experimente mit Stoffen und Darſtellungsweiſen, die nie ſich dem deutſchen Leben einbürgern werden, auf der Bühne koſtſpielig und völlig unnütz gemacht worden; zuletzt endete er, indem er beiſpiellos anmaaßend, in Berlin ſeine Marionetten-Poſſe, den geſtiefelten Kater, auf die Privatbühne des Königs brachte, und dann jenen gelehrten, ſteifen, gezwungenen Komödien der alten Griechen die Bahn brach, dieſen Antigonen und Medeen in ihrem Urtexte, welche das Froſtigſte ſind, das Unnatürlichſte, das Langweiligſte, was je dem deutſchen Theaterpublikum von gelehrten und anmaaßenden Pfuſcher-Köchen geboten worden. Tieck's Einfluß und Wirkſamkeit in Berlin als Vorleſer des Königs und als Beirath der Bühne beſchränkt ſich einzig darauf, ſich ſelbſt ein gemächliches Leben zu bereiten, und andre Talente ſo weit als möglich von ſich und dem Könige fern zu halten. Dazu kommt, daß weder der König noch die Prinzen einen entſchiedenen Geſchmack für Literatur und Bühne haben, wenn man Ballet und Oper ausnimmt, noch einer beſonderen Richtung in derſelben huldigen, demnach konnte es geſchehn, daß man dem alten eigenſinnigen, übelwollenden Kinde, denn das war Tieck in ſeiner letzten Zeit, willig die reichſten Geldmittel in die Hand gab, und ihn nun ſchalten und walten ließ ein Gott oder eine Göttin da war, ſo repräſentiren wir Feen und Zauberer die ganze Maſſe der menſchlichen Gebrechen und Vollkommenheiten.

Tomogiſton. Sie werden warm, meine Beſte. Ich ſehe, daß ich meinen Gedanken aufgeben muß, Sie mit der Frau Holla oder dem Knecht Ruprecht bekannt zu machen. Ihr Ehrgeiz iſt unbeſiegbar, Sie wollen lieber in „Tanzaï und Neadarne"*) eine Rolle ſpielen, als im naiven „Däumchen" oder dem noch kindlichern „Rothkäppchen" auftreten. Denken Sie nur daran, wie allerliebſt ſich der Hund in dem letzteren Stücke ausſpricht: wau — wau — wau! und der Guckuck ruft: guck — guck — guck dich um! um das Rothkäppchen zu warnen.

Die Fee. Was nur unſere Dichter zu dieſen Productionen geſagt hätten?

Tomogiſton. Sie wären durchaus unverwie er wollte. Er durfte ſeine alten verjährten dramatiſchen Karikaturen, ſeine abgeſchmackten literariſchen Zänkereien aus längſtvergeſſner Zeit einem Publikum vorführen, dem mehr oder weniger die großen Gebilde und Zeitgedanken der nächſten Zukunft vorſchwebten. Kinderpoſſen, von einem Greiſe vorgeführt, der ſelbſt mit zahnloſen Munde dazu lacht, machen einen unbeſchreiblich widrigen Eindruck.

---

*) Von Crebillon.

Es ſcheint nach dem Obigen als entgingen mir völlig Tieck's große Verdienſte; dem iſt jedoch nicht der Fall. Ich habe zu ſeinen glühendſten Verehrern gehört, und es iſt hier wohl der Platz von dieſes großen Dichters Einfluß auf meine Produktionen zu ſprechen. Nach den deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands, ich weiß nicht ob es jetzt noch der Fall iſt, kamen die Dichter mit Leichtigkeit. Der leichte Kahn, der die bekränzten Sänger trug, glitt unangefochten über die Wogen des baltiſchen Meeres, und ſo geſchah es, daß Tieck, Fouqué, Hoffmann, Arnim, Brentano, Novalis und wie die Herren der romantiſchen Dichterſchule alle heißen, nicht ſobald in den deutſchen Gauen ihr Panier aufgepflanzt hatten, als ihr Name auch ſchon an der fernen, ſtammverwandten Küſte wiederhallte. In meinem elterlichen Hauſe fanden dieſe Dichter beſonders Eingang, und dies ſchrieb ſich aus einem beſondern Umſtande her. Kotzebue und Merkel, jene verdrängten Größen, waren in Liefland einheimiſch, der letztere ſogar dort gebürtig. Kotzebue war meines Vaters faſt täglicher

Geſellſchafter als er in Eſthland weilte, und ſeine Schriften fanden ſich in beſter Ordnung und vollſtändig in der Bibliothek im elterlichen Hauſe. Ich wußte mir den Schlüſſel zu den Bücherſchränken zu verſchaffen, und wonach die Hand am liebſten griff war immer eines jener intereſſanten, zahlloſen Bändchen, auf deren Rücken der Titel „Theater von A. v. Kotzebue" glänzte. Hier traten mir die ritterlichen Kreuzfahrer nahe, hier machte ich frühzeitig die Bekanntſchaft mit jenen Eulalien und Johannen, Gurlis und Sonnenjungfrauen, die alle Welt für ſich einzunehmen wußten, und wenn die Schätze des Theaters erſchöpft waren, ſo kamen die Romane an die Reihe, die nicht minder das jugendliche Intereſſe ſpannten, und denen ich zu danken habe daß das, was man ſpäter an meinem Style lobte, die Leichtigkeit und Zuaſamkeit meiner Feder, dieſer Bildungsquelle entfloß. Freilich war dieſe Bildung nur eine ſehr äußerliche, nur auf das Gewand der Produktion berechnet. Ich legte daher auch Kotzebue gerne bei Seite als ich merkte, daß er und ich mit unſerm Latein zu Ende waren. Nun kam Tieck und riß mich gewaltſam an ſich. Die „Mondbeglänzte Zaubernacht" ſtieg wie ein großer prächtiger Pallaſt aus der Tiefe empor und zwiſchen den ſchimmernden Säulen, durch die bis zum Boden reichenden Fenſter ſah ich ſtaunend eine Welt voll Geſtalten ſich im Glanz wunderſamen Lichtes bewegen, von deren Daſein ich keine Ahndung gehabt, und von denen freiſich in der philiſterhaften, frivol gemeinen Welt Kotzebue's nicht die Rede ſein konnte. Vor allen wurden die „Mährchen" des „Phantaſus", „Genovefa" meine Lieblingspoeſieen, doch lebte ich mich auch auf's vollſtändigſte in „Sternbald's Wanderungen" ein, die komiſchen, oder komiſch ſein ſollenden Carikaturen, wie „Zerbino", „der geſtiefelte Kater" u. A. machten ſchon damals keinen ſonderlichen Eindruck auf mich, und ſpäter, als ich die darin enthaltene Polemik zu würdigen verſtand, war eben auch nicht viel gewonnen. Zur Carikatur gehört es mit dem Leben bekannt zu ſein, und Tieck lebte nie mit dem Leben, er hatte ſtets ſeine kleine camera obscura, vor deren Gläſer er bemalte Bildchen ſchob, und dieſe für Leben hielt und dafür ausgab. Aus dieſem Grunde war es auch unmöglich, daß Tieck, trotz ſeines vielen Geredes und Geſchreibes, für die Bühne zu wirken vermochte, denn das Theater will baares, urſprüngliches, ungefälſchtes Leben, und eine Dichternatur, wie Tieck, die gewohnt iſt aus Träumen, Inſpirationen, barocken Launen, Grillen den Faden der Produktion zu ſpinnen, kann der wahrhaftigſten und poſitivſten Dichtungsart nur hinderlich, nie förderlich ſein. Man hat jede Bühne, der er ſich näherte, ſchnell erkranken ſehn. Doch hiervon ſpäter vielleicht mehr; hier hab ich es mit Tieck, dem Lyriker, dem phantaſievollen Mährchendichter, dem Schöpfer einer eigenthümlichen miſtiſchen Liebes- und Andachtspoeſie zu thun. Es waren die faſt alle im Katholiziſmus ausmündenden Beſtrebungen der Künſtler, Dichter und Denker der neuen Schule, die in Tieck ihren vornehmſten Wortführer fanden. Aus der Tiefe der Wälder, aus dem ſtillen Dunkel alter Kloſterzellen ließ er die Muſe hervorgehn, die ihm den Lorbeer reichte. Wie wunderbar klang dieſer Liedeston. So hatte man nie von Liebe, ſo nie von Andacht ſprechen hören. Die kalte, rationaliſtiſche Zeit ſah mit Verwunderung ein Geſchlecht neben ſich erſtehn, das in fremden Zungen redete. Wackenroder und Novalis führten den Ton der Andacht noch weiter, Tieck begnügte ſich, nur ſo viel in die ſtrömenden Melodieen ſeiner Lyra aufzunehmen als nöthig war, um das ganze volle Menſchenherz für ſich zu gewinnen. Welche ſchimmernd ſchöne Stellen finden ſich im „Octavian“! welche Liebeshymne in der „Genovefa“! Was der geheime Liebesſchmerz Verführeriſches, was die einſame, im Mondenlichte ausgehauchte Klage der ſinnlich klopfenden Bruſt gewaltſam Feſſelndes hat, das iſt in ſchlichten Worten, die wie Blumenhäupter gegen einander nicken, in dieſen ſüßen Geſängen ausgeſprochen. Leider blieb Tieck nicht hier ſtehn! ihm war das harte Loos beſchieden, der eigne Stein auf dem Grabe ſeines Ruhms zu werden. Welch ein geſchmackloſes Spiel ging ſpäter über dieſelbe Leyer! All die Nachahmungen jener alten Minneſänger mit ihren kindiſchen Weiſen, ihren buntgeſponnenen Spielereien fanden in dem Dichter des „Octavian“ ihren Nachahmer. Verſe, die weder Saft noch Kraft hatten, in der ſaloppeſten Form —, quollen und ſchwellen ins Unendliche aus ſeiner Feder. Dabei wurden Hans Sachs nachgeahmt, Gozzi, und in dieſem Geſchmack barocke Mährchen Komödien geſchaffen, die — jetzt nicht mehr zu leſen ſind. Tieck, der in ſeiner Jugend ſo glücklich den Naturlaut traf, verfehlte ihn ſpäterhin ganz; er ging in die grellſte Unnatur über. Seine Novellen ſind, wo ihr Gegenſtand nicht jene poetiſch miſtiſchen Träumereien ſind, in denen immer neu die alte Zaubermacht des wahren Dichters waltet, Kurioſitäten, manchesmal recht langweiliger Art. Der Leſer muß ſich gefallen laſſen eine Anzahl Puppen, die bald ſo bald ſo gekleidet werden, für wirkliche Menſchen zu nehmen, und ihre langen Diskurſe, die nichts mit der Handlung der Novellen zu thun haben, anzuhören. Tieck erfand ſich eigends dieſes Genre, und nannte es mit großer Prätenſion „Novelle“, gar nicht beachtend wie das, was man früher ſo genannt hatte, und worin namentlich Meiſter Boccacio ſo unnachahmlich daſteht, mit dieſer neuen Genre Miſchgattung von Abhandlung und Erzählung nichts gemein hat. Der große Beifall, den dieſe ins Blaue hinein plappernden Novellen fanden, verdarb auf lange hin den Geſchmack an der wirklichen Erzählungsliteratur, zu der wir erſt jetzt wieder zurückgekehrt ſind, nachdem eine ganze Flut von ſolchen Arbeiten, nicht mit dem Talente, lediglich nur mit der Weitſchweifigkeit und Redſeligkeit des alten Meiſters geſchaffen, an uns vorübergerauſcht iſt.

Wenn ich mich hier tadelnd über dieſe Novellen und Roman-Verſuche Tiecks ausſpreche, ſo will ich nur gleich dabei bekennen, daß ich ſelbſt zu ſeinen ſklaviſchſten Nachahmern gehört habe und daß mir grade dieſes Vorbild unbeſchreiblich geſchadet hat. Statt meine Stoffe aus dem wirklichen Leben zu nehmen, auch in dieſem wirklichen Leben recht tüchtig umzuſchauen, kam ich auf den Gedanken, Puppen auszuſtopfen und ihnen lange Zettel mit nicht endenden Diskurſen in den Mund zu hängen. So ſind die Novellen „Eduard“ und „Leſſing“ entſtanden. Doch gab ich mir Mühe, namentlich im „Leſſing“ die Zeit, die ich darzuſtellen hatte, zu ſtudieren und da meine Begabung auch mit dem Bleiſtifte zu componiren mir zu Statten kam, ſo wurde aus dieſer Schöpfung nicht ganz die Lederpuppe, die ſie ſonſt geworden wäre. Sehr begreiflicher Weiſe, denn ich kopirte mein Vorbild ziemlich gut, fanden grade dieſe ſchwachen Produktionen den Beifall, den ich mir für meine eigenthümlichen Gebilde gerne ſpäter erobert hätte. Es war ein Glück, daß ich bald ſah auf welchem Wege und wohin ich wandelte.

Hiermit hab ich Tieck's Einfluß auf meine Produktionen nachgewieſen.

7.

Ich kehre nach Dresden zurück. Neben den Leſe-Thee-Stunden Tieck's that ſich auch noch für den Fremden das Bureau d'esprit der Frau Eliſe von der Recke auf; einer liebenswürdigen alten Dame, die ſelbſt eine Kurländerin, ihre jungen und alten reiſenden Landsleute beſonders gaſtfrei bei ſich aufnahm. Ihr poetiſcher Beirath war der greiſe Dichter Tiedge. In dieſem Salon fand man die alte Zeit, die Mathiſſon-Hölty'ſche Seufzer- und Mondſchein-Poeſie, ein wenig gepfeffert durch kleine moderne Mediſeance und Stadtklatſchereien. Ich kann mich durchaus auf nichts beſinnen, was man hier zu mir ſprach oder was man mich ſprechen machte, es muß alſo demnach nichts Ergreifendes geweſen ſein. Nur weiß ich zu berichten, daß Tiedge einen Schlafrock von einem wunderſamen gelben Stoffe mit großen rothen Tulpen verziert am Leibe hatte, und daß er in dieſem Anzuge, oder vielmehr nicht Anzuge neben ſeiner Lady patroness am Sopha ſaß, und aus einer langen Pfeife rauchte. Der Salon hatte nur ſpärlichen Zufluß, der große Strom der Menge fluthete in das Haus am Markte; hatte jedoch Tieck die neugierigen Fremden für ſich, die durch den Lohndiener des Gaſthofs ihm zugeführt wurden, ſo zählte dafür Eliſe eine kleine Auswahl alter Bewunderer und tiefſinniger Freunde in ihren Zimmern, die mit Hohn und Geringſchätzung auf jenen Literatur-Strudel am Markte hinſahen, in dem ſich werthloſe uud zuſammengeraffte Dinge umtrieben, und ſelten eine intereſſante Koſtbarkeit auf der Oberfläche auftauchte. Da ſie Repräſentanten ganz verſchiedener Richtungen waren, ſo ſahen ſich Tieck und Tiedge feindlich einander an, noch mehr die Frauen, die vom Gebiet der Literatur die Feindſchaft auf Perſon und Leben; übertrugen, die mit der Tugend und dem Anſtande Toilette machten. Eliſe konnte der Comteß Finkenſtein nicht verzeihen, daß ſie mit der Poeſie auch den Poeten ſich ungebührlich nahe gebracht hatte. Von einem feindlichen Lager zum andern liefen Zwiſchenträger und Plauderer; der alte Hofrath Böttiger ging mit dieſem zuſammengetragenen Klatſch-Material Jedem ins Haus, der es hören wollte.

Bei Tieck ſah ich wie ſchon bemerkt unter andern Celebritäten auch den Freiherrn von Rumohr, den Kunſtforſcher und Kunſtkenner, ein Mann, der ſeine Weisheit ſehr trocken und ungenießbar an den Mann brachte, und der dabei geſucht originell war. Einen Namens- und einen Geiſtesverwandten traf ich ebenfalls daſelbſt; der Erſtere war ein ältlicher Mann, der ſich mit der Leitung des Theaters beſchäftigt hatte und der Verfaſſer eines Romans war, der den Titel „Bühne, Kunſt und

Liebe" führte. Ich bemerke dies beiläufig, weil man dieſen Roman öfters mir zugeſchrieben hat, der Andre, der Freiherr Otto von Stackelberg, bekannt durch ſeine Reiſen in Griechenland, wurde mir ſpäter auf das engſte befreundet. Er componirte ſelbſt die Zeichnungen zu ſeinen geiſtreichen Beſchreibungen und Skizzen. Er ſtarb in Petersburg, wohin er, bereits erkrankt, gegen den Rath ſeiner Freunde ging. Auch er hatte ſich dem Tieck'ſchen Kreiſe angeſchloſſen, und ich ſah ihn oft in dem Hauſe jenes ſchriftſtellernden Namensverwandten.

Ich habe in einer meiner kleinen Schriften, und zwar in der Vorrede zu den „Schifferſagen" den Eindruck geſchildert, den die heranrückende Cholera auf Deutſchland machte. Sie war jetzt in Berlin angelangt und dort hatte ſie Schrecken ohne Zahl verbreitet. Man fürchtete ſie nun auch in den nächſten Tagen in Dresden zu haben. Alles flüchtete was flüchten konnte. Stackelberg und ich entſchloſſen uns raſch, zuſammen die Reiſe in den Süden anzutreten. Die Reiſe ging über Nürnberg, Anſpach nach Mannheim, in nicht geringer Eile, denn ſtets ſahen wir das Geſpenſt hinter uns. Was mich betraf, ſo hatte ich der entſetzlichen Peſt in der großen Hauptſtadt des Nordens ins Auge geſehn, ich hatte ihre erſten Verheerungen in den Straßen Petersburgs beobachtet, mir erſchien ſie nicht ſo über alles Maaß hinaus Schrecken erregend, aber Stackelberg fürchtete ſich wie ein Kind. Auf ſeine Veranlaſſung befrachteten wir uns mit Zertifikaten, Päſſen, Geſundheitsſcheinen aller Art, was zur Folge hatte, daß wir den Behörden und die Behörden uns unbeſchreiblich zur Laſt fielen.

In Nürnberg blieb ich zurück, um einen Monat langen Aufenthalt zu machen. Die alte Stadt reizte mich und ich konnte nicht ſo raſch von ihr laſſen. Sie iſt ein Stück Mittelalter, das auf eine wunderſame Weiſe hermetiſch verſchloſſen geblieben gegen alle Umwälzungen und Veränderungen der Jahrhunderte, rund um ſie her. Es ſcheitern auch alle Verſuche ſie zu moderniſiren. Dieſe Giebelhäuſer, dieſe winkligen Straßen, dieſe Wohnungen außen und innen unregelmäßig gebaut, dieſe Treppen und Speicher, ſie neigen ſich und fügen ſich keiner neuen Erfindung. Es iſt und bleibt immer das alte Nürnberg mit ſeinen ſteifen Rathsherren und ſeinen berühmten Malern und Architekten. Ich zeichnete in den Kirchen, auf den Kirchhöfen und in den Galerieen. Der alte Baron Haller war mein ſteter Begleiter. Noch bewahren meine Skizzenbücher manches Andenken an jene Zeit. Das Mittelalter, mit ſeinen Inſtitutionen, ſeinen Sitten und ſeiner Geſchichte hat jedoch nie einen beſondern Zauber für mich gehabt, die altdeutſche Malerſchule iſt mir in allen ihren Schöpfungen ſogar widerwärtig, und da ich keinen Grund hatte die Mode, die grade nach dieſer Richtung hin ſchwärmte, mitzumachen, ſo blieb ich von all dieſen bewunderten Geſtändlich für ſie geblieben, oder ſie würden ſie auch für albern und geſchmacklos erklärt haben. Auf jeden Fall hätten ſie ein ungerechtes Urtheil gefällt, denn das iſt gerade Volkspoeſie, und der Dichter hat ſich nicht wenig darauf zu Gute gethan, dieſe in ihrer urſprünglichen Friſche wieder heraufbeſchworen zu haben.

Die Fee. (Mit einem ſpöttiſchen Lächeln.) So wünſche ich ihm Glück zu ſeinem „wau, wau!“ und „guck, guck!“ Ich habe gar nichts dagegen, daß man ſich mit dieſem Spaße ſo lange beluſtigt, als es der Witz, der darin enthalten iſt, erlaubt.

Tomogiſton. Wenn Sie die Hexen, Kobolde und Zwerge ſo geringſchätzig behandeln, ſo fürchte ich, daß Sie auch von den Teufeln, die ſo in Mode gekommen ſind, nicht günſtiger urtheilen werden.

Die Fee. Allerdings, ſie ſind mir völlig zuwider. Ueberdies ſind ſie auch ſchon veraltet.

mälden und Kunſtwerken fern. Die Apoſtel von Peter Viſcher zeichnete ich, weil ſie mir wirklich ſchön erſchienen, aber keinem einzigen Dürer, Hemling, oder gar Cranach geſtattete ich den Eintritt in meine Skizzenbücher, ich begnügte mich ihnen aus der Entfernung meinen Reſpekt zu bezeugen.

In Mannheim angelangt richteten wir uns, Stackelberg und ich, häuslich ein und beabſichtigten einen längern Aufenthalt. Stackelberg nahm ſeine Mappe zur Hand und vollendete die angefangenen Skizzen, die die Illuſtrationen bilden ſollten zu ſeinem beabſichtigten Reiſewerke über Griechenland, und ich — ſchrieb mein erſtes Buch. Nebenbei nahm uns die Geſellſchaft in Anſpruch, denn die verwittwete Großherzogin von Baden, Stephanie, die nahe Verwandte des jetzigen Kaiſers der Franzoſen, hielt in Mannheim einen höchſt anmuthigen kleinen Hof. Der pfälziſche Adel, ſonſt nicht eben im Ruf der Gaſtlichkeit, unterſtützte die liebenswürdige Fürſtin ſo weit es in ſeinen Kräften ſtand.

8.

Da ich eben von meinem erſten Buche ſpreche ſo wird es nicht uneben ſein zu bemerken, wie ich überhaupt zur Schriftſtellerei kam. Es geſchah dies ſo unmerklich und ſo abſichtslos, daß ich noch jetzt bekennen muß, ein geringer Umſtand, eine Wendung meines Geſchicks wäre mächtig genug geweſen, die Produktion meiner Feder der Oeffentlichkeit ganz zu entziehn. So wenig ging ich darauf aus und machte mich gleichſam dazu fertig, eine Schriftſtellerlaufbahn einzuſchlagen. Dieſer Umſtand genügt, um die beſcheidene Anſicht zu rechtfertigen, die ich von meinem Wirken in der Literatur hege. Und in der That, ich hege eine ſo große Meinung von der „Miſſion" eines Schriftſtellers, daß ich — wenn ich die fünfundzwanzig Jahre meiner Thätigkeit überſchaue, mir nur das geringe Verdienſt vindiziren darf, nichts gradezu Unſchönes und Unwahres, deshalb auch nichts völlig Unnützes oder Entbehrliches geſchrieben, aber lange noch nicht dazu beigetragen zu haben, daß die Schönheit und die Wahrheit in der Welt durch mich ein weiteres oder geſicherteres Feld gewinne. Die Miſſion des wahren Schriftſtellers (Dichters oder Proſaikers) iſt eine ganz gewaltige und geht Hand in Hand mit der des Gläubigen und des Reformators auf religiöſem Gebiete; ſie tritt in die Welt um Führer und Leiter der Menſchheit zu ſein. Nun giebts aber Talente, die der Schönheit dienen, die unter anmuthiger Form die Wahrheit zu verbreiten ſuchen, ſolche Talente können, wenn ſie vom Geſchick recht gruppirt werden, ſich eng einer Miſſion anſchließen, und deshalb ebenfalls zum Gedeihen wirken. Ich glaube ein ſolches Talent zu beſitzen. Die Schönheit iſt mir als erſtes und leitendes Geſetz in die Seele geſchrieben, ich bete ſie an, ich könnte nicht ohne ſie leben, nach Wahrheit ſtrebe ich. Freilich ſuche ich die Wahrheit mehr als Unabhängigkeit denn als freies Sittengeſetz. Alles was den freien ſelbſtändigen Menſchen beengt iſt mir verhaßt, und welches Band beengte mehr, welche Feſſel drückte ſchärfer als die Lüge. Wenn ich die innere Wahrheit, die in mir liegt, hätte verläugnen wollen, wie ganz andre Erfolge hätte ich im Leben wie in der Schriftſtellerei erzielen können. Iſt jedoch etwas Gutes in meinen Schriften, ſo iſt's das ungeſuchte Streben, mich nie anders zu zeigen als wie ich bin und fühle. Jede Heuchelei, die ſich ein beſtimmtes Ziel zur Erreichung verſteckt, iſt mir grenzenlos verhaßt. Freilich iſt dieſe Art Wahrheit nur eine negative Tugend, ſie hat nur für das Individuum Werth, ſie müßte weiter gehn und mit Opfern der Selbſtſucht auf das Große und Ganze zu wirken ſuchen, um eine jener erſprießlichen und heilbringenden Tugenden zu werden, die den Segen der Menſchheit bilden. Wir ſind wahr, weil wir aus Stolz nicht lügen, weil wir den Menſchen, die uns umgeben, nicht ſchmeicheln wollen, wir müßten aber wahr ſein weil wir die Menſchen, die uns umgeben, lieben, und ſie für die Wahrheit gewinnen möchten.

Ich habe bereits bemerkt wie wenig meine Erziehung dahin gerichtet war, mich zur literariſchen Produktion zu führen. Im Gegentheil, es ward alles gethan mich davon abzuleiten. Dennoch, das wahre Talent dringt durch. Im Vaterlande, im Hauſe des ſtreng auf Fachwiſſenſchaften und gelehrtes Studium ſehenden Onkels, hielt ſich mein Verſuch mit der Feder nur in den Grenzen von Uebungen und hier und da ſchon dreiſter auftretenden Skizzen, ſo wie ſie das Gedenkbuch zahlloſer ſtrebender begabter junger Kräfte wohl aufzuweiſen hat. Als ich Deutſchlands Boden betrat, kam es wie eine flammende Inſpiration über mich, ich ſchrieb mein erſtes Buch faſt wie vom Wahnſinn der Produktionskraft getrieben. Ich fand mich am Schreibtiſch ohne daß ich wußte wie ich dahin gekommen, ich fühlte die Feder in der Hand, ohne daß ich mir bewußt war ſie ergriffen zu haben, und die Zeilen, die ich niederſchrieb, waren wie elektriſch unmittelbar in die Fingerſpitzen hineinſtrömend. Nie iſt mir wieder etwas in der Art geſchehen. Im Traume wurde mir gezeigt, wie ich dieſe Situation zu ſchildern, wie ich dieſen Satz, jene Metapher hinzuzuſetzen hatte. Und Alles kam fertig zur Erſcheinung, an keinem Dinge wurde mühſam bildend herumgetaſtet, kein Plan erſonnen — es mußte eben ſo geſchrieben werden, und es wurde ſo geſchrieben. So entſtand die Novelle „Die Zerriſſenen“, die, ich kann wohl ſagen, mir meinen Namen gemacht. Der Titel wurde mir gleichfalls „eingegeben“ und er wurde ſpäter zum Mode- und Stich-Wort für jene traurige und langweilige Blaſirtheit, die ich ſpäter auf alle Weiſe zu bekämpfen mir die größte Mühe gegeben habe.

In der Fülle der Jugend und des friſchen Lebensmuthes, mit einem wunderſamen Strom dichteriſcher Schöpferkraft in der Seele verbrachte ich einen himmliſch ſchönen Winter und Sommer in dem kleinen Mannheim. In dem Cotta'ſchen Morgenblatt waren bereits einige Mährchen, noch völlig in Tieck'ſchem bevormundenden Geiſte, erſchienen, durch die Güte des Dichters Guſtav Schwab eingeleitet, der es, wider meinen Willen, übernahm, mich in die Literatur einzuführen. Er war es nun auch, der das Manuſcript der „Zerriſſenen“ dem alten Freiherrn und Buchhändler Cotta zuführte und deſſen raſche Veröffentlichung veranlaßte. Das Buch erſchien, fand Beifall und ich — war Schriftſteller. Ueberraſchte ich meine Freunde durch dieſes Buch, ſo wurde ich ſelbſt nicht minder dadurch überraſcht. Ich hatte es ja gleichſam wie im Traume geſchrieben und nun war ich erwacht, und es lag als

Buch vor mir. Das buchhändleriſche Treiben um mich her, die Schriftſteller- und Druckerwelt, die ich jetzt in der Nähe ſah, Guſtav Schwab's Zureden, der ſtets neue Beiträge für das Morgenblatt von mir wünſchte — alles dieſes zuſammen genommen ließen erſt den Gedanken an eine nunmehr abſichtliche Produktion und Veröffentlichung in mir aufkommen. Jetzt trat die Abſicht in's Leben, ich wollte ein Buch ſchreiben, ich ſammelte Materialien, ich machte Studien, ich ſtellte einen Plan feſt. Aber dieſe traumſelige, überſprudelnde Schöpferkraft, dieſes überglückliche Hintaumeln in die hochaufgeſchoſſenen Blumen der Poeſie — war nicht da. So entſtand die Novelle „Leſſing" die ich im Winter in Stuttgart ſchrieb, wohin ich, Schwab zu Liebe, auf einige Zeit übergeſiedelt war. Sie fand großen Beifall — aber mir zeigt ſie wie weit und tief ich mich die in Tieck'ſchen Formen und Anſchauungsweiſen verirrt und verfangen hatte. Auch hier ſtrömten mir die Bilder, Situationen und Figuren willfährig zu — wie ich denn auch nie anders die Feder ergriffen habe als wenn ich dieſes Hinſtrömen deutlich fühlte — allein ich war nicht Original, das konnte ich mir nicht ableugnen. Doch rechnete ich es mir damals für ein Verdienſt an Tieck zu kopiren, ſo weit es mir nur immer möglich war. Dies gehörte auch zu dem „bewußten" Schaffen, wie ich es jetzt übte. Auf den „Leſſing" folgte der „Molière" und nach dieſem der „Eduard", eine ſogenannte Fortſetzung des „Zerriſſenen", die jedoch nicht im mindeſten an den erſten Theil mahnt, wo die Nachahmung Tieck's auf die ſklaviſchſte Weiſe hervortritt, das ſchwächſte und niedrigſt geſtellte Buch das ich geſchrieben. Hiermit ſagte ich mich auch von meinem Vorbild los, und die nun folgende „Galathee" war wieder, wie die „Zerriſſenen", völlig meine Schöpfung.

8.

Ich kehre zum Hofe der ſchönen Stephanie zurück. Dieſe Fürſtin hatte wie bekannt keine glückliche Jugend verlebt. Gekettet an einen Gemahl, der nicht ihre Wahl war, und der durch ein langwieriges Krankenlager ſie ſogleich mit den trübſten Pflichten einer Gattin, mit denen einer Krankenpflegerin bekannt machte, deſſen Krankheit überdieß von der Art war, daß ſie keuſchen Frauen ein Entſetzen einflößt, ſah ſie ſich endlich von dieſem Gemahl aber zugleich von dem Ihren entfernt. Die Periode der Reſtauration war bekanntlich den Napoleoniden nicht günſtig, Stephanie, die junge reizende Wittwe, konnte ſich, ſo wie die Dinge damals ſtanden, noch glücklich ſchätzen daß man ihr den Wittwenſitz in Mannheim gönnte, ſie als eine Fürſtin ehrte, und ihr einen eigen gewählten kleinen Hofſtaat gab. Der Hof zu Karlsruhe ſah ſie ſelten und nur bei Gelegenheiten wo dies nicht zu vermeiden war. Die junge Wittwe lebte den Studien, ſie malte, ſie las, ſie componirte, ſie ſah die Geſellſchaft um ſich, die ihr genehm war, und mit der ſie ſympathiſirte. Dies war in der That eine glückliche Exiſtenz. Drei blühende Töchter, Eine immer ſchöner wie die Andere umſtanden die noch immer reizende Mutter. Auf dem erſten Blick ſah man in ihr die Franzöſin; ſie zwang ſich deutſch zu ſprechen, ſie ſprach es jedoch mit einem ans Komiſche grenzenden fremden Accent, mit mehr Leichtigkeit und Richtigkeit ſchrieb ſie die Sprache ihrer zweiten Heimath. Die älteſte Tochter, vermählt an den Prinzen Waſa, hatte Mannheim eben verlaſſen als wir hinkamen, die zweitgeborne, die nachmals an den Prinzen von Sigmaringen Vermählte ſtand eben, als eine unbeſchreiblich liebliche Erſcheinung in voller Blüthe, die Dritte, die ſpätere Gräfin Douglas war faſt noch Kind, und ihr zur Erziehung war ein Fräulein Jung beigegeben, die Tochter des berühmten Geiſterſehers und Miſtikers Jung-Stilling. Die Prinzeſſinnen ſprachen ſehr geläufig deutſch, und halfen ſehr beſcheiden und dienſtfertig der Mutter auf die rechte Fährte, wo dieſe ſich auf Irrwegen befand.

Die Abende bei Hofe, in der Regel zwei bis dreimal in der Woche, waren eigentlich Privatgeſellſchaften, aber Privatgeſellſchaften von einem unbeſchreiblichen Zauber. Die Fürſtin ſaß mit ihren Töchtern, und ihrem Hoffräulein, ſelten daß die alte Oberhofmeiſterin mit in der Zahl war, am runden Tiſche, und die hinzugezogenen Gäſte ſaßen ohne Rangunterſcheidung grade an dem Platze, den ſie ſich gewählt. Es wurde geleſen, gezeichnet, geplaudert. Papier, Bleifedern, Kreidenſtifte lagen ſtets bereit, und die Fürſtin ſelbſt zeichnete kleine Landſchaftsſkizzen mit ſeltener Leichtigkeit, und wem ſie beſonders gütig ſich bezeige[redacted]llte, der erhielt ein ſolches Blättchen. Stackelberg und urden öfters auf dieſe anmuthige Weiſe ausgezeichnet. Hatte man mehrere Stunden am Tiſche geſeſſen, ſo ſtand die Fürſtin auf, hieß die Andern ihre Plätze behalten und ging im Geſpräch bald mit dieſem bald mit jenem Gaſte auf und ab, oder ſie ſtellte ſich ans Piano und hörte dem meiſterhaften Spiele ihrer Hofdame, die zugleich ihre vertraute Freundin war, des Fräuleins von der Recke, zu. In frühern Zeiten hatte ſie ſelbſt geſungen und trefflich geſpielt. Dann ging man zum Souper. Die alte Oberhofmeiſterin, die Gräfin Walſh, eine Franzöſin von der ausgeprägteſten Originalität, die in ihrer Jugend, als Mann verkleidet, die Kriege in der Vendée mitgemacht, und jetzt in ihrem Alter noch ſo viel Jugendfeuer beſaß, daß ſie mit ihren Späßchen einen ganzen Abendzirkel in unausgeſetztes Lachen zu ſetzen verſtand, war auch bei dieſen Souper's die ſtets anregende Triebfeder der Unterhaltung. Die Großherzogin fragte ſie über Tiſch herüber, Gräfin, wie ſagt man dieſes, wie ſagt man jenes auf Deutſch? Und die alte Dame die die confuſeſten Begriffe von den Regeln der deutſchen Ausſprache hatte, kauderwelſchte auf das ergötzlichſte die aufgegebene Phraſe, und that ſich noch dazu etwas darauf zu Gute, daß ſie allein das Richtige zu treffen wiſſe. Zuweilen ſagte ſie Wahrheiten, und zwar darunter einige ziemlich empfindliche. Die Großherzogin ſelbſt wurde nicht verſchont. Einſt

Man hat ſo viele Memoiren und Betrachtungen derſelben herausgegeben, daß dieſer Gegenſtand ſchon als abgenutzt gelten kann. Am vertrauteſten bin ich noch mit dem „hinkenden Teufel.“ Das iſt ein ſchalkhafter Geſelle, der beinahe verdiente, mit unſerer Sippſchaft verwandt zu ſein.

Tomogiſton. (Mit ſcherzhafter Drohung.) Wie, kleine Schäferin, einen Teufel wollten Sie in Ihre Arme aufnehmen und noch dazu einen hinkenden?

Die Fee. (In eben dem Tone.) Und glauben Sie, daß er der Erſte wäre, der es verſtände, ſich in unſere Gunſt einzuſchmeicheln? Ach, ich ſehe, Sie kennen den Gang ſo mancher Liebesintrigue nicht.

Dieſe kleine Neckerei veranlaßte, daß der Zauberer und die Fee jetzt den Gegenſtand ihrer ernſthaften Unterſuchungen fallen ließen und zu ausgelaſſenen und munteren Scherzen überginwar von einer eben in Mode gekommenen neuen Art von Häubchen die Rede und die Großherzogin fragte ihre alte Ehrendame um ihre Anſicht über dieſen Modeartikel, und empfing die Antwort: Madame, ſie thun gut ſich ſolche Hauben kommen zu laſſen, denn man ſagt ſie ſchließen ſehr eng unten um das Kinn, und dies wäre für ſie vortheilhaft weil die Runzeln, die ſich bereits bei ihnen zeigen, dadurch verſteckt werden. Die Tiſchgeſellſchaft lachte über dieſe Antwort, weil die Fürſtin ſo klug war ſelbſt zuerſt darüber zu lachen, wo würde aber eine Oberhofmeiſterin an einem legitimen, ſteifen deutſchen Hofe ſo etwas zu ſagen wagen.

Die Großherzogin liebte originelle Geſpräche. Einſt kam ſie auf mich zu, ſah mich lange lächelnd und prüfend an, und ſagte dann endlich: Es war ſo eben von dem Schiller'ſchen Trauerſpiel Maria Stuart die Rede, ihr Landsmann, der Herr von Stackelberg behauptet daß ihm dieſe Tragödie als die vollendetſte des großen Dichters erſcheine; ich finde dies nicht. So zum Beiſpiel die Scene mit Mortimer. Was ſagen Sie dazu? Kann ſich wohl ein junger Mann, er mag noch ſo verliebt ſein, ſo weit vergeſſen daß er einer Fürſtin, einer Königin eine Liebeserklärung macht und noch dazu in ſo unumwundener Weiſe und in einem ſo unpaſſenden Momente? — Da ich über der Antwort zögerte, rief ſie lebhaft: Sprechen Sie! Entſchuldigen Sie dieſen Mortimer? Ich will es wiſſen um davon abzunehmen, wie weit daleuse behauptet, Verwirrung gebracht, damals in Mannheim. Neben ſeinen diplomatiſchen Tugenden, er wurde ſpäter Geſandter in Griechenland und dann in Wien, beſaß er noch die ſeltene Kunſtfertigkeit Taſchentücher zu ſäumen und vortrefflich zu ſticken. Er arbeitete mit ſeiner Mutter zuſammen am Stickrahmen. Er, und der bekannte dramatiſche Schriftſteller Elsholz waren faſt täglich unſre Beſucher. Es wurde in unſerm Salon politiſirt, gedichtet, geleſen, gezeichnet, muſizirt, kurz in freieſter Bewegung geiſtiges Material verarbeitet. In der Geſellſchaft befanden ſich einige Damen, die anſtändig verblüht, noch durch Anmuth und durch jene Schalkhaftigkeit älterer Frauen, die nirgends als Spielverderberinnen auftraten, zu feſſeln verſtanden. Frau von W— ſtand hier an der Spitze. Sie war vor Zeiten eine Schönheit erſten Ranges geweſe, jetzt ſuchten ſie noch gutbewahrte Reſte bei dem gehörigen Halbdunkel in Geltung zu bringen. In ihrem mit Teppichen und mit dunkeln Stoffen tapezirten kleinen, tempelartigen Boudoir ſtand die Büſte des Antinous ſo niedrig, daß die Verläumdung aus dieſem Umſtande als Geſchichtchen erfand, die altſchöne Wittwe heftete manchmal, in Ermangelung eines ebenſo ſchönen lebenden Mundes, auf dieſe Gipslippen einen mehr als feurigen Kuß. Durch eine lebhafte Unterhaltung glänzte das Haus der Frau von Hevendorff, geborenen Fräulein Jagemann, der Freundin des Großherzoges Carl Auguſt, die mit einer liebenswürdigen Tochter und einer nicht minder anziehenden Adoptivtochter, vom Hofe abgeſondert ihre eignen kleinen Geſellſchaftsabende gab, wo ich den Baſſiſten Fiſcher kennen lernte.

Durch die Gunſt, die mir unverkürzt die Großherzogin Wittwe ſchenkte, gelangte ich dazu, ſehr oft im Schloſſe bei ihr zu ſein, und ſo geſchah es denn auch daß ich die Herzogin von St. Leu, die Exkönigin von Holland, die Mutter des jetzigen Kaiſers, dort kennen lernte, und daß ich beide Fürſtinnen oft, auf das ungenirteſte mit einander plaudernd, allein ſah. Die Herzogin ſetzte ſich dann wohl ans Piano und ſang und trug ihre eigen componirten Romanzen vor, ſich heiter nach mir umwendend, und fragend wie es mir gefallen. Die Großherzogin, die es nicht laſſen konnte, lange, verwickelte deutſche Geſpräche zu führen, machte ſich immer wieder daran mir ihre Anſichten über Stellen aus Göthe und Schiller deutlich zu machen. Eines Tages erſchien die Herzogin mit einer kleinen Farbenpalette in der Hand und forderte mich auf, ihr zu ſitzen. Sie malte ein Bild in Aquarell, das ziemlich ähnlich wurde. Als ſie zur Kleidung übergehen ſollte, legte ſie den Pinſel hin und ſagte ſich in den Stuhl zurückwerfend: Dergleichen ennuyirt mich. Ich hab nie in meinem Leben eine Cravatte malen mögen, und nun vollends eine ſchwarze, wie Sie eben um haben, ich werde daraus eine weiße Binde machen, da kann ich das weiße

Papier benutzen und brauche wenige Striche nur hinzuzufügen. Aber ihr brauner Frack! ich werde ihn in Blau verwandeln, denn Blau hab ich noch vorräthig auf der Palette, das Braune iſt mir ausgegangen. So wurde denn das Bild vollendet, das mir jetzt ein ſehr werthvolles Andenken iſt.

Die Herzogin war nicht ſchön, ſie konnte hierin keinen Vergleich mit der Großherzogin aushalten, allein ſie hatte Züge von Kummer und Leiden in ihrem ſeelenvollen Antlitz, die für den Kenner zarter weiblicher Naturen faſt die Schönheit aufwiegen, wenigſtens mehr wie dieſe zum Herzen ſprechen. Damals war grade ihr Sohn, deſſen Geſtirn ſpäter ſo ſiegreich am Horizonte aus den Nebeln, die dieſen deckten, ſich in die höchſte Höhe erhob, in faſt verzweifelter Lage und ſie mußte ſogar für ſein Leben fürchten, als er durch tollkühne Jugendſtreiche in ſtete Gefahr zu bringen ſich die Aufgabe geſtellt zu haben ſchien. Wie manche Thränen mochten die beiden Fürſtinnen zuſammen verweinen, wie manche Seufzer über den geſchwundenen Glanz ihres Hauſes zuſammen ausgepreßter Bruſt verhaucht haben. Es lag ein Schleier unendlicher Reſignation, ſtillen, aber tiefen Schmerzes über dieſe beiden ſchönen und edlen Geſtalten, die große Geſchicke über ihre Häupter hatten hinwegziehen ſehen, und die jetzt beide unter dem Wittwenflore trauerten. Ihre Kronen waren verblüht, ihre irdiſche Glanzrolle ausgeſpielt. Wer ihnen damals prophezeit hätte daß von neuem ein Thron der Napoleoniden ſich in dem ſchönen Frankreich erheben würde, hätte nur ein trübes ungläubiges Lächeln auf ihre Lippen gerufen. In der That, die dicke Puddinggeſtalt Louis Philipps ſchien ſehr feſt und ſehr ſicher auf den purpurnen Polſtern zu ſitzen.

9.

Zum erſtenmal zog mich Rubens an in der kleinen Galerie zu Mannheim, die treffliche Stücke von ihm beſaß. Er iſt ſpäter immer entſchiedener mein Lieblingsmaler geworden. Es giebt Simpathien, die über die Jahrhunderte hinwegreichen und es will mich manchesmal bedünken, als hätte ich ſchon früher gelebt, und wäre damals mit dieſem wunderſamen Maler, der auch als Menſch ſo feſſelnd iſt, der ſo großartig auftritt, der wie ein Fürſt handelt und denkt und der zugleich der liebenswürdigſte Abenteurer iſt, den man finden kann, in engſter Verbindung gelebt. Es iſt dies ein Traum, aber man träumt oft ſehr beſtimmt. Ich möchte Alles — aber auch Alles ſehn was dieſer herrliche Mann gemalt und dann — noch ein unmöglicher Wunſch! — ich möchte Alles dann beſchreiben, beſchreiben ſo wie der Ardinghello Heinſe Bilder beſchrieben hat. Unſre Bilderbeſchreibungen liegen noch ſehr im Argen. Man ſchlage nur irgend ein beliebiges Kunſtjournal auf: was findet man? Die Länge auf Fuß und Zoll angegeben, die Höhe, und dann trockner als trocken der Gegenſtand der Bilder. Bekommt da der arme Leſer, der das Bild nicht ſieht, der es ſehen möchte, einen Seeleneindruck?

Erſchaut ſein Seelenauge etwas? O nein. Er ſieht nur Druckerſchwärze und Löſchpapier. Aber Heinſe verſtand es, und ſeine Beſchreibung der damals Düſſeldorfer Galerie iſt lange nicht genug anerkannt und bekannt.

Der Aufenthalt in Mannheim wurde mir durch Stackelberg's Krankheit verleidet; ich ging, nachdem ich einen Winter in Baden-Baden zugebracht, nach Stuttgart wo ich längere Zeit blieb, während Stackelberg, halb geneſen, nach Dresden heimkehrte, und von dort nach Petersburg ging, wo er bald nach der Ankunft ſtarb. Seine Arbeiten erſchienen ſpäter, ſo viel ich weiß, von ſeinem Freunde, dem Archäologen Gerhard, Profeſſor in Berlin, herausgegeben. In Baden machte ich die Bekanntſchaft des Lord Stanhope, des abenteuerlichen Beſchützers des abenteuerlichen Caspar Hauſer's. Dieſes Wunderkind, damals ſchon ein Wunderburſche der nahe an neunzehn Jahre war, ſah ich und zeichnete es. Ich fand nichts Beſonderes an dieſem plumpen Bauerjungen, den man mit aller Gewalt zu einem Sohn der ſchönen Stephanie von Baden machen wollte. Nichts konnte Lächerlicher ſein als dieſe Annahme, wenn man das Exemplar aus der modernen Tauſend und eine Nacht lebend vor ſich ſah. Graf Stanhope begeiſterte ſich anfangs für ihn, ließ ihn aber dann wieder fallen. Bald darauf ſtarb Hauſer.

In Baden ſah ich Tieck wieder mit ſeiner Tochter Dorothee, die dem alten Sünder Papa mit katholiſcher Proſelitenlieben ſtets leiſe ſchleichend und immer fromm murmelnd zur Seite ging, während die alternde Gräfin, die Genoſſin ſeiner brauſenden Jugend immer mehr ruinenhaft hinter ihrem grünen Augenſchirm verſank. Die Sünde ging unter, aber die Tugend kam auch nicht recht in die Höh. Zwiſchen Beiden trank der alte Herkules am Scheidewege behaglich ſchmunzelnd eine Unzahl Krüge Selterswaſſers mit Wein und Zucker leer.

Der Miniſter Meyendorff, damals am Hofe zu Stuttgart accreditirt, wünſchte des alten Meiſters genauere Bekanntſchaft zu machen, um ihn über altſpaniſche Literatur ſprechen zu hören, und beide Herren ſahen ſich bei mir im Gaſthof zum Zähringer Hof, wo ich beim ſtarken Zufluß von Fremden ein kleines Hinterſtübchen inne hatte.

Von Baden aus machte ich Ausflüge nach Schwezingen, und hier in dem von Carl Theodor angelegten Garten im Styl der Gärten von le Notre machte ich Studien zu dem Romane „Galathee“, den ich ſpäter in Weimar zu Papier brachte. Das achtzehnte Jahrhundert nahm mich immer mehr und mehr in Banden, dies war ein Nachtheil für mein Talent, das erſt ſehr ſpät die große Geiſtesſtrömung inne ward, die unſer Jahrhundert adelt, und der die beſten Kräfte der Zeit ſich frühzeitig zuwandten. Der Schmelz und Zauber der auf den durchbildeten Umgangsformen des Jahrhunderts der Ludwige und Friedriche herrſcht, die Fülle geiſtigen Materials, die die großen Denker verbreiteten, machten mich völlig blind gegen die Beſtrebungen der Jugend der Julirevolution. Ich war ſo ſehr der Politik abgewendet, daß ich, in Crebillion's Mährchen lebend, nur oberflächlich durch die Zeitungen die Revolution in Polen und Frankreich erfuhr. In Stuttgart lebend, wo damals der Heerd der Bewegungen war, und wo man zuerſt den parlamentariſchen Krieg über Stände und repräſentative Verfaſſungen begann, machte ich mir ein Verdienſt daraus nicht auf dieſe Dinge hinzuhören, und Uhland und Pfizer, obgleich ich ſie faſt täglich ſah, wurden mir nicht als Männer der Bewegung, der erſtere nur als Dichter bekannt. Schwab war keine politiſche Natur, und in ſeinem Hauſe wurde nicht politiſirt, ich befand mich daher ganz wohl daſelbſt. Dazu kam daß die Bekanntſchaft, ja ich kann wohl ſagen, Freundſchaft mit dem Dichter Nicolaus Niemtſch von Streblenau, Lenau genannt, mir mein eignes Feld der Träumereien nicht allein ließ, ſondern mich auch noch darin beſtärkte; denn Lenau war auch keine politiſche Natur; er war in ſeinen Grundzügen Miſtiker und Träumer. Seine Kenntniß der Welt und der Menſchen war ſo gering, daß er wie ein Kind konnte getäuſcht werden und auch getäuſcht wurde. Lenau wohnte damals in dem Hauſe des Hofrath Reinbeck, wo man ihn zu Tode fütterte, und durch Schmeicheleien und Lobhudeln gleichſam erſtickte. Lenau wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gen. Der Erſtere begann ſeine Sticheleien in Rückſicht des jungen Wagenlenkers von Neuem und brachte die Fee ſo weit, daß ſie ihm einen derben Schlag mit ihrem Fächer gab. Zugleich forderte ſie, daß einer der dienſtbaren Geiſter des Magiers in das nahe Gebirge eile, um nachzuſehen, ob dem jungen verunglückten Burſchen noch zu helfen ſei. Während dieſer Befehl ausgeführt wurde, machte Tomogiſton Anſtalten, ſeiner Dame ein Schauſpiel zu bereiten, das eben ſo ſelten in ſeiner Art als beluſtigend ausfiel. Er belebte nämlich durch ſeine Kunſt die verſchiedenen Gemälde, die an der gegenüberſtehenden Wand des Sopha's hingen, auf deſſen Polſtern er und die Fee ſich gelagert hatten. Der Letzteren war dieſer Einfall neu und ſie zeigte ſich nicht wenig überraſcht, als die lebenden Bilder um ſie her plötzlich ihr Spiel begannen. Tomogiſton weidete ſich an ihrem Erſtaunen und machte ſie aufmerkſam auf ein großes Gemälde, gute Tafel und bequeme Exiſtenz verwöhnt, in eine ſtrenge, abweichende Umgebung verſetzt, lange nicht der unglückliche ſelbſtquäleriſche Dichter und Menſch geworden, als der er ſich ſpäter zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauſchend, dann — erſchlaffend. Immer von Frauen gelebt entbehrt man endlich des Lobes der Männer. In der Ehe iſt es nicht anders: ein guter Ehemann im Sinne der Frauen, iſt endlich nichts weniger als — Mann; er geht an Kinderſtuben und Küchenheerd unter. Und doch iſt die Feſſel die ein Ehemann trägt nur von einem Weibe geſchmiedet, während die, die ein Dichter über ſich nimmt, von tauſend Händen ihm angelegt wird. Göthe merkte dies bei Zeiten und glitt ſehr vorſichtig aus allen Schlingen. Der arme Lenau ſaß in dieſen Schlingen bis über die Ohren. Die bewundernden Weiber begleiteten ihn überall, überall gab es Herzensverhältniſſe, überall dämmernde Abendſtunden und hingehauchte Lieder am Piano, und ein Winken aus der Ferne, und ein Winken aus der Nähe, Eiferſüchteleien und Thränen, Vorwürfe und lange Briefe mit eingeſtreuten Thränenſpuren. Endlich war an Allem dem nichts wahr und wirklich, als die weichlich gekitzelte männliche und weibliche Eitelkeit. Zuletzt ſaß der Dichter im Irrenhaus; das war das Ende vom Liede. Lenau's ganze Exiſtenz und Dichtergabe ermangelt der Größe, er fand, geplagt von Anerkennung und gequält durch Bewunderung, wie er es wurde, nur einzelnes Schöne und Wahre, nicht die Schönheit und Wahrheit, und damit dünkte er ſich ſchon ein großer Dichter. Gegen die Klarheit und männliche Selbſtändigkeit Uhland's erſcheint Lenau bald als Kind, bald als Weib, unfertig vom Scheitel bis zur Zeh und was das Schlimmſte war, auch gar nicht fertig ſein wollend, denn ſeine Anſicht vom wahren Dichter war, daß er nichts geben könne als das was die augenblickliche Stimmung, die Inſpiration, wie er es nannte, ihm eingab. So ſaß er Stunden lang bei ſeiner brennenden Pfeiſe und ſann und träumte und brachte endlich ein kleines Verschen zu Papier. Die Morgen lag er bis zwölf Uhr wachend im Bette und trank ein Unmaaß von ſtarkem Kaffee, alles um dieſen orientaliſch brütenden, in ungewiſſen Bildern ſpielenden Dichtertiefſinn in ſich zu erzeugen. Oft erzeugte er nichts als Nervenkopfſchmerzen der ſchlimmſten Art, und zuletzt eine Art Delirium und Kaffee-Säufer-Wahnſinn, wenn man es ſo nennen darf. Zu Mittag aß er ſehr ſtark und ſehr viel Leibgerichte; Bewegung machte er ſich faſt gar keine, ſondern griff gleich wieder zu ſeiner Tabakspfeiſe, und Abends zu ſeiner — Violine, — auf der er ungariſche Volksmelodien ſpielte.

Schwab vermittelte Lenau's Verbindung mit Cotta, wie er die meinige mit dieſem Buchhändler-Mäcen vermittelt hatte. Lenau wurde bald der intime Freund Schwab's und des Geiſterſehers Juſtin Kerner, den er in Weinsberg zum öftern beſuchte.

Ich kann den Namen Kerner nicht berühren ohne zugleich des Mannes Bild, ſo wie es mir noch lebhaft vorſchwebt, hinzuzeichnen. Kerner iſt in Schwaben eine allgemein bekannte Perſönlichkeit, und nicht allein in Schwaben, auch im fernen Norden weiß man von ihm und in Petersburg zählt er Freunde. Hiervon liegt neben ſeinem ſeltſamen Wirken und Treiben auch in ſeiner Gaſtfreundſchaft der Grund. Eine Zeit hindurch bewirthete er alle Fremden und Touriſten, die nach Weinsberg kamen, ſpäter erlaubten es ihm ſeine Vermögensumſtände nicht mehr. Auch mir, als ich zur Burg der Frauentreue kam, um den Mann, der mir im Freundeskreiſe in Stuttgart öfters genannt worden, kennen zu lernen, bot er die Wohnung in ſeinem am Abhange eines Hügels hübſch gelegenen Häuschens an. Doch ich zog es vor im Gaſthofe zu bleiben, der freilich nicht der beſte war. Die Abende jedoch brachte ich im Kreiſe der kleinen Familie zu und ließ mir Geſpenſtergeſchichten erzählen und erzählte ſelbſt welche. Kerner ſprach von den Geſpenſtern wie andre Leute von ihren guten Bekannten in Hamburg oder Wien. Es war ein cordialer Ton alter Bekanntſchaft und Duzbrüderſchaft. In meinem Beiſein erzählte ihm einſt ein Landmann von einem Geſpenſt, das ſich im Kellergewölbe habe ſehn laſſen in Geſtalt eines in eine graue Kutte gehüllten Mönchs. Sieh einmal Einer! rief Kerner in ſeiner derben ſchwäbiſchen Ausſprache, den Kerl kenn ich, der iſcht mir ſchon einmal in den Weg gekommen und ich hab ihm verboten das Wandern. Aber er kanns nicht laſſe. Der hat vor vierhundert Jahren gelebt und war der Pater Guardian im Kloſter, hat die Kloſterkaſſe beſtohle und hat das Geld im Keller vergrabe. —

Kerner hatte, wenn er ſeine Geſchichten erzählte einen ſchalkhaft treuherzigen Ton, der fern von der Ironie des Skeptikers, den guten Köhlerglauben vortrefflich darſtellte. Dabei wirkte ſein gutmüthig ehrliches Geſicht mit den lichtbraunen Augen mit hinzu. Man wurde mit fortgeriſſen, man mochte wollen oder nicht. Der kälteſte Verſtandesmenſch fühlte, wenn der Magus — ſo nannte er ſich gern ſelbſt — ſprach, einen Hauch aus einem fremden Lande an ſich heranwehen. Bei mir war die Phantaſie ſtets Herrin im Hauſe, was Wunder alſo wenn ich an Wunder glaubte. Nur lieſen ſo viele pöbelhafte Geſchmackloſigkeiten mit unter, daß es mir manchmal vorkam, als ſei ich zwar unter Geiſtern, aber doch dabei in ſehr ſchlechter Geſellſchaft. Kerner ſagte mir lachend: Ja, Sie müſſe nit verlangen daß a dummer Teufel, ſobald er ſtirbt, gleich ein geſcheites Kerlchen wird, er treibt als Spuckgeiſt ſeine alberne Poſſe weiter fort! — Dies klang nun allenfalls plauſibel. Einſt fuhr ich mit ihm in einem kleinen offenen Wagen von Weinsberg nach Heilbronn. Es war ſpät Abends und eine tiefe Dämmerung lag über der Gegend. Kerner, der eine Weile tiefſinnig geſchwiegen hatte, machte mich plötzlich auf den Hufſchlag eines

Pferdes aufmerkſam, der durch die Stille hinter uns erklang. Es wird ein Reiter ſein, der des Weges kommt, ſagte ich. Ja — aber was für ein Reiter! Geben ſie mal Acht, wenn er an uns vorbeireitet. Es geht gewaltig ſchnell. Das Pferd hat nur drei Beine, und er, der Reiter — ſehen ſie ſich ihn genau an, er trägt einen Rock wie ihn Niemand jetzt trägt, und das iſt in der Ordnung, denn er iſcht auch nit von heute. Vor hundert Jahren lebte er als Pächter auf einem Edelhofe in der Nähe und hat, ich weiß nicht welch ein Verbrechen zu verbüßen. Ganz genau kenne ich den Burſchen noch nit, aber ich werde ihn ſchon kennen lernen. Ich bin ihm ſchon oft auf dieſem Wege begegnet. Als dieſe Worte kaum geſprochen wurden jagte in ſauſender Eile ein Reiter an unſerm Wagen vorbei. Ich konnte natürlich nicht beobachten, ob ſein Pferd drei Beine hatte, aber ich hätte in dieſem Augenblicke, aufgeregt durch Kerner's hingeflüſterte ſeltſame Erzählung, darauf ſchwören wollen daß es ein geſpenſtiſcher Reiter war, den ich ſah, das zu uns hingewendete Antlitz erſchien mir ungewöhnlich bleich und der Hut, den er trug, zeichnete ſich in ſeltſamer Form gegen den hellen Abendhimmel ab. Ein Geſpenſterſchauer überlief mich.

Kerner war, meiner Anſicht nach, wirklich in dem Glauben befangen, den er predigte. Es gab Leute, die ihn als gut gewähltes Werkzeug in Händen der Dunkelmänner, die ihr Weſen damals mit Eifer zu treiben anfingen, bezeichneten und in der That, will man die Welt wieder in die Knechtſchaft zurückdrängen, die ſie im Mittelalter litt, ſo giebt es kein geeigneteres Mittel als die alten Schrecken wieder heraufzubeſchwören, an denen ganze Generationen damals zitternd untergingen. Denn wer zählt die armen Opfer die allein der Glaube an die Hölle dahinraffte. Solche bis in den tiefſten Grund eingeſchüchterte Seelen kann man, während ſie noch im irdiſchen Leibe ſtecken, zu Allem treiben. Und wer wagt die Grenze zu beſtimmen bis wie weit das was wir nicht kennen, nie kennen werden an das heran ragt, was wir kennen, oder vielmehr was wir zu kennen glauben. Der Materialismus in ſeiner kraſſeſten Geſtalt fällt mit dem Köhlerglauben wieder zuſammen, und einen abſoluten Unglauben giebt es gewiß in der Welt der Seelenerſcheinung eben ſo wenig, wie es einen abſolut leeren Raum in der phiſiſchen Welt giebt.

Wie ich in Weinsberg anlangte war die Seherin von Prevorſt, jene miſtiſche alte Bäuerin, die die wunderbarſten Dinge erlebte, bereits geſtorben, aber ein dickes Buch wurde eben über ſie geſchrieben und Profeſſor Eſchenburg gab ſich Mühe alles was Jene mit der Magenhöhle ſah in ein philoſophiſches Siſtem zu bringen. Es wurde zugleich eine Zeitſchrift gegründet „Magicon“ in welcher Kerner alle Geſpenſtergeſchichten ſammelte, die man ihm erzählte oder die er ſich aus Süd und Nord ſchreiben ließ. Unſere alten Schlöſſer in Eſthland und Liefland ſind wahre Spukneſter und deshalb konnte ich manches dem alten Magus verbringen, das er ſchmunzelnd und mit beifälligem Kopfneigen anhörte. Nichts ſetzte ihn in Erſtaunen. Er hatte die grauen, weißen, ſchwarzen Geiſter — alle in beſter Ordnung in ſeinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Obriſt, der ſein Bataillon beſichtigt. In der Nähe ſeines Hauſes, in einem alten verfallenen Thurm waren mehrere Windharfen angebracht, und die Sprache die die Sturmgeiſter in dunkeln Abenden hier mit einander führten, klang wirklich mehr den Begriffen angemeſſen, die wir uns von einem Reiche der Abgeſchiedenen machen, als das Poltern, Werfen und Schimpfen der unſichtbaren Koboldſtimmen, die ſich Kerner zu vernehmen gaben. Ich war froh als ich Weinsberg wieder im Rücken hatte, denn nichts iſt unbehaglicher als das Athmen in einer Atmoſphäre von ewigem Grauen, das wir hinwegläugnen, und das doch immer wieder auf uns zufällt.

Kerner hat ſich auch als humoriſtiſch phantaſtiſchen Schriftſteller bekannt gemacht und da trifft er in der Weiſe mit Achim Arnim und mit Brentano zuſammen. Es iſt dies ein Ton, der mir nie hat zuſagen wollen. Die Mährchenwelt iſt darin mehr oder weniger zu einem grellen Geſpenſterſpuck herabgewürdigt, und das Widrige, Abſurde, Tollentſetzliche iſt in den Vorgrund gedrängt, das Harmoniſche, Lieblichmiſtiſche und Gedankenvollſchwärmende — wie in Tieck's meiſterhaften Mährchen, tritt bis auf wenige, farbloſe Schatten zurück. Ich erkenne auch in dieſem Genre die Meiſterſchaft an, allein ich frage: iſt dies eine geſunde Phantaſie? Soll man ein Feld bebauen, das nur vergiftete Früchte giebt?

Da ich eben von dem Mährchen und ſeinen verſchiedenen Gattungen ſpreche, ſo ſei es mir erlaubt eine Sammlung dieſer Art zu erwähnen, deren Charakter und beabſichtigte Wirkung man mir in ſchlimmem Sinne ausgelegt, und keine Gelegenheit verſäumt hat, mich darüber zu tadeln, oft auf die gehäſſigſte und abſichtlich mißverſtehende Weiſe. Es ſind dies die „braunen Mährchen.“ Ihr Entſtehen liegt in einer weit ſpätern Zeit als die iſt, von der ſo eben die Rede iſt, ich erwähne ihrer nur aus dem oben angegebenen Grunde. Ich kann offen bekennen daß mir nichts im weiten Gebiete der Erſcheinungen ſo fern liegt, als das Niedrige und Gemeine. Alle meine Lebensgeiſter ſträuben ſich dagegen wie gegen einen den ganzen Organismus mit einem Schlage vernichtenden Angriff. Schmutzige Erfindungen, lediglich hingeſtellt um einen Sinnenkitzel zu erregen, wären demnach für mich etwas völlig Undenkbares, Unmögliches. Ich wüßte ſchon gar nicht die geeigneten Mittel zu finden um auf Naturen zu wirken, die der meinigen ſo gänzlich entgegen ſind. Und dennoch hat man mich die Rolle eines potenzirten Caſanova oder gar Clauren ſpielen laſſen. Wie ſehr mit Unrecht! Ich liebe die Sinnlichkeit, ich gehe ihr nie aus dem Wege, wenn ich ſie zu ſchildern habe, aber es muß jene geſunde Sinnlichkeit ſein, die wie der Duft der Roſe unzertrennlich iſt von der Schönheit und der Geſundheit der Blume. Die falſche Sinnlichkeit, die als Miasma der Fäulniß, der Corruption entſteigt und die der ſtumpfen Menge oft ein ſo willkommener Duft iſt, dieſer entfliehe ich, wo ich ſie finde. Und man findet ſie oft in Schriften, die ſich das Anſehen geben der Tugend und der Ehrbarkeit zu dienen, man findet ſie in Schriften, die Frauen und Mädchen ohne Scheu in die Hand gegeben werden und wo die falſche ſinnliche Glut ſich um ſo mehr Eingang verſchafft, je täuſchender ſie die Maske der ſanften und liebenswürdigen Leidenſchaftlichkeit annimmt, und endlich findet man ſie in Schriften, deren Autoren ſich die Mühe geben die Begriffe zu verwirren, und die wahre, ächte Sittlichkeit zu verläſtern, die falſche, conventionelle, die Schein-Sittlichkeit dagegen bis in den Himmel zu erheben. „Worüber man lacht, das verführet nicht!" iſt ein alter Erfahrungsſatz. Voltaire, der Spötter, iſt was die Wirkung auf Sinnlichkeit betrifft lange nicht ſo gefährlich als Rouſſeau, der Träumer, der Schwärmer. Ich hatte die Abſicht jene — meinethalben frivole — Mährchengattung wieder zu beleben, wie ſie unnachahmlich reizend Hamilton und nächſt ihm, doch ſchon mehr mit abſichtlicher Lüſternheit verſetzt, Diderot und Greſſet, an deſſen „Vert — Vert" ich hiebei erinnere, der Literatur des Salons geſchenkt haben. Die Deutſchen, Wieland und Thümmel ausgenommen, beſitzen in dieſem Genre nichts was der Rede werth iſt. Bereits hatte ich in meinem Feenmährchen „Fortunat“ den Verſuch gemacht, moderne Zuſtände in Geſtalten des Mährchens zu parodiren, in den braunen Mährchen gab ich mir die Aufgabe ohne alle Beziehungen, lediglich den Scherz vorwalten zu laſſen, und zwar den Scherz der ungebunden mit ſeinem Gegenſtande ſpielt. Bin ich in der Anſicht über das Erlaubtſein der Ungebundenheit zu weit gegangen, ſo hab ich meine Leſer um Entſchuldigung zu bitten, nie aber hab ich die Abſicht gehabt den Frieden einer keuſchen Seele zu ſtören, oder Grundſätze zu erſchüttern, die mir heilig ſind. Wenn ein Autor in einer Zeit, wo eine falſche Prüderie, eine altkluge Kindlichkeit, eine erlogene Frömmigkeit und eine freche Tugendprahlſucht den faulenden Sumpf der geſellſchaftlichen Zuſtände zu überſchleiern bemüht iſt, mit einem freien Scherze gleichſam die Luft zu reinigen ſucht, ſo muß man ihm Lob, nicht Tadel entgegentragen. So haben Rabelais, ſo Bocacce, ſo Lafontaine, ſo Leſage gewirkt. Beſonders erklärlich wird man noch dazu das Entſtehen jenes Büchelchens finden, wenn man die Zeit ins Auge faßt in der es erſchien. Es war die trübſte, mit den politiſchen Wirren über und über gefüllte Zeit des Jahres 1849. Es war jedem geſunden Sinne ein Bedürfniß ſich aus dem Gedränge hinauszuretten und wohl dem, der die Flucht in die Heſperiden Gärten der guten Laune antreten kann.

Dies iſt's, was ich dem geehrten Leſer gegenüber in Betreff der „braunen Mährchen“ auf der Seele hatte.

das ſo eben in Bewegung trat. Es ſtellte Diana und ihre Nymphen im Bade vor, von einem großen Meiſter gemalt. Die glühende Phantaſie und der üppige Geſchmack dieſes Künſtlers traten erſt jetzt auf das Glänzendſte hervor, da ſeine Figuren ſich von der todten Leinwand löſten und in dem ebenfalls lebendig gewordenen Waſſer herumzuplätſchern begannen. Man konnte nichts Reizenderes ſehen, als den jugendlichen Körper einiger dieſer Nymphen. Ihr blendendes Colorit machte den glücklichſten Effect gegen die dunkle Waldlandſchaft gehalten, in der jetzt vernehmlich ein lauter Sturm zu brauſen begann. Die Bäume ſchüttelten ihre Kronen, die Zweige rauſchten und zwiſchen ihnen ward Aktäons Geſtalt ſichtbar, der den glücklichen Zuſchauer ſo vieler enthüllte Göttergeſtalten abgab.

Die Fee fand dieſen Gegenſtand etwas unziemlich und ſie wollte eben dem Magier einen Vorwurf über die Wahl deſſelben machen, als

10.

Ich kehre nach Stuttgart zurück. Der Hof und die höhere Geſellſchaft lebten in ziemlicher Abgeſchiedenheit und Stille. Die ganze Laſt der Repräſentation den Fremden gegenüber ruhte auf dem Hauſe des Miniſters des Auswärtigen, des Grafen Beroldingen, deſſen liebenswürdige Gemahlin im Verein mit einer bildſchönen Nichte die Honneurs auf eine eben ſo feſſelnde als würdige Weiſe zu machen wußte. Außer dieſem Salon ſah man einen Theil der Fremden in dem ruſſiſchen Geſandtſchafts-Hotel bei dem Baron von Meyendorff, deſſen Gemahlin, eine Oeſtreicherin, eine Gräfin Buol, die Schweſter des jetzigen Premier in Oeſtreich iſt. In dieſem Hauſe ſah ich den Fürſten Schwarzenberg zum erſtenmale, der berufen war ſpäter eine ſo einflußreiche Rolle zu ſpielen. Auch mit Meyendorff hatte, wie es ſich ſpäter ausgewieſen, die Zukunft Großes im Sinn. Der Hof gab zu Zeiten kleine Fêten auf dem Roſenſtein, einem Luſtſchloſſe in der Nähe von Stuttgart. Ich kann nicht ſagen daß dieſe Zuſammenkünfte ſehr belebt waren, viel dazu mochte die damals herrſchende politiſche Mißſtimmung beitragen, die nicht allein auf dem kleinen Hof zu Stuttgart, ſondern ohne Ausnahme über alle Höfe damals, als eine Atmoſphäre trüber Dünſte, hingelagert war. Doch war dieſe Mißſtimmung in Würtemberg in jener Zeit bis zu einer auf beiden Seiten faſt unerträglichen Höhe gediehen. Es iſt nicht der Ort mich über dieſe Dinge auszulaſſen, deshalb übergebe ich alles was nur in die ſpecielle Politik einſchlagend, bekannt geworden.

Was mich betrifft ſo hab ich bereits beklagt daß ich mich gerade von dieſer öffentlichen Meinung ſo ſehr losſagte, ich konnte nicht wiſſen daß dieſe ſo höchſt wichtig ſich für alle Zuſtände und Verhältniſſe geſtalten würde. In einem Lande geboren und großgewachſen, das durchaus kein Organ hat politiſche Ideen in ſich aufzunehmen und der Jugend einen Begriff zu geben von einem Staatsorganismus, wo jeder einzelne Theil als Mitwachſender und Mitgewächs ſich fühlt und danach ſein Ich modelt, kannte ich die Politik nur als „Zeitung“ und man weiß genügend was eine „Zeitung“ in Rußland bedeutet; ja was ſie ſogar vor dem Jahre 1848 faſt in ganz Deutſchland bedeutete. Was „draußen“ geſchieht, was geht Einen das was an! hieß es, und dieſes „draußen“ fing ſchon zwanzig Schritte vor der Hausthür an. Indeſſen war das Bedürfniß in Deutſchland bereits überall erwacht; die Revolution in Warſchau, die bald darauf folgende in Frankreich machten die Gemüther erregt und die Stimmung war eine unheilbringende, dumpfe, brütende. Mit meiner völligen Unkenntniß des öffentlichen Lebens empfand ich wohl dieſe gährenden Stoffe in der Geſellſchaft, ſie beläſtigten mich, aber ich wußte ſie in meiner Weiſe zu deuten. Hier und da fiel mir wohl eine Schrift in die Hand, die ſich über politiſche Reformen und Reform-Wünſche ausſprach, allein ich verſtand nicht was damit gemeint ſei, und ſchob dieſe Mißſtimmung auf die allgemeine Rechnung der Unzufriedenheit im Ganzen, auf den „Weltſchmerz" auf die „Europamüdigkeit" und wie alle jene damals ſo unklar hingeworfenen Mode-Stichworte hießen. Nie dachte ich mir darunter verſteckt irgend eine Realität. Da ich ſo gar nicht den Kern der Sache erkannte und lediglich das Weſen der Erſcheinung auf der Oberfläche ſuchte, ſo ſtrebte ich fürs Erſte danach dieſe unbehagliche Mißſtimmung für mich los zu werden, ſodann auch wo möglich für Andre. Durch das achtzehnte Jahrhundert hoffte ich dies zu erreichen, und zwar durch das achtzehnte Jahrhundert wie es vor der großen Umwälzung am Schluſſe deſſelben war. Mit Vorliebe und geradezu mit dem Zwecke mich vor der Außenwelt zu verſchließen fing ich nun an, jene mir ſo bekannte und ſo geliebte Zeit neu in ihren literariſchen Produktionen hervorzurufen. Ich las von neuem Diderot, Voltaire, Lafontaine, Greſſet, Crebillon und viele Andere. In dieſer Umgebung befand ich mich ſehr wohl und ließ die Welt draußen ſich gebehrden wie ſie wollte. Mir zum Glück, oder zum Unglück, wie man will, begünſtigte die ſcharf auftretende Reaction dieſe Literatur, die ſich mit der Politik nichts zu ſchaffen machte; ſo die Tieck'ſchen Novellen, die Romane der Gräfin Hahn und der Frau Paalzow, die humoriſtiſchen Dandy-Phantaſien des Fürſten Pückler, hiezu kam ich mit meinem ariſtokratiſch altfranzöſiſchen Mährchen und den modernen contes bleu's und Feengeſchichten. Damals entſtanden der „Fortunat“ und das „Tagebuch eines Papageis“ und andere Sächelchen der Art. In dem Mährchen „Fortunat“ iſt eine nicht geringe Erfindungsgabe niedergelegt, die ich wohl wünſchte, auch jetzt noch mehr anerkannt zu ſehn.

Der König war in ſeinen Reden kurz und hatte ſtets das Anſehn als wenn er übler Laune wäre, nie hab ich ihn heiter geſehn, und nie lachte er. Die Königin zeigte ſich oft in Balltoilette, ſie tanzte gern, als eine ſchöne Frau, doch hatte auch ſie nichts Freundliches und Engageantes. Man rühmte an ihr ein bewundernswürdiges Gedächtniß. Unter den Prinzen befand ſich der Herzog Alexander, der bekannte Dichter, der jedoch ſelten an den Hof kam. Intereſſe für die Literatur oder Kunſt ſchien hier nicht vorzuwalten, auch von dem Theater ſprach man nicht, obgleich der berühmte Seydelmann daſelbſt wirkte und die ſchöne Stubenrauch damals in ihrer vollen Glorie glänzte — man war eben ſtill und — mißgelaunt. Dieſen Eindruck wenigſtens hat der Hof mir hinterlaſſen. Die Lichter wurden ſo früh ſchon in den Corridoren und Gängen des Schloſſes ausgelöſcht, daß eine Hofdame, die etwas nach zehn Uhr von einer Geſellſchaft in der Stadt heimkehrte, ſich gefährlich an den Vorſprung einer Treppe ſtieß.

An Künſtlern von Ruf ſah ich nur Seydelmann, Moritz, den alten ſchon bereits ſchwach werdenden Dannecker und die Stubenrauch, die ſehr hübſche kleine Soupers gab, wo ſtets eine kleine ausgewählte Geſellſchaft ſich zuſammen fand, natürlich an Abenden, wo ihr hoher Beſchützer und Beſucher nicht zu kommen pflegte. Die Königin, Großfürſtin, war noch in lebhaften Andenken nicht allein bei den Hauptſtädtern, was nicht viel ſagen will, denn bei dieſen iſt jede Fürſtin, ſchon als Fürſtin, ein Gegenſtand ſteter Aufmerkſamkeit und Beachtung, ſondern auch im Lande. Sie ſoll von einer ſeltnen Liebenswürdigkeit geweſen ſein, und glich das Bild ihr, das ich öfters in Privatwohnungen ſah, ſo müſſen ſie eigenthümliche Züge von Liebreiz und Heiterkeit geziert haben. Die Aehnlichkeit mit ihrer Schweſter, der verwittweten Großherzogin von Weimar, iſt unverkennbar. In einer griechiſchen Kapelle auf dem ſogenannten rothen Berge in der Nähe der Stadt ruhen ihre ſterblichen Ueberreſte, und dort wird auch unausgeſetzt griechiſcher Gottesdienſt gehalten.

11.

Briefe aus der Heimath zeigten mir die Krankheit meiner geliebten Mutter an und zwar auf ſo beunruhigende Weiſe, daß ich mich entſchloß nach Ehſtland zurückzukehren. Meinen Freunden in Stuttgart ſagte ich ein raſches Lebewohl. In großer Eile ward der Weg vom Süden nach Norden zurückgelegt, und ſchon war ich bereit mich in Swinemünde auf dem Dampfſchiff nach Petersburg einzuſchiffen, als die Nachricht von dem bereits erfolgten Tode meiner Mutter mich ereilte. Jetzt gab ich die Reiſe auf, und brachte ein paar traurige Sommermonate in dem kleinen Badeort Swinemünde zu. Eine Schwermuth, eben ſo düſter wie das nebelvolle Meer, das ſich vor meinen Blicken ausdehnte, und dem kein heiterer Himmel lachen wollte, lagerte ſich auf meine Seele. Mit der geliebten Todten ſchien mir ein Theil, und zwar der beſſre Theil meines eignen Lebens dahingeſchwunden, ich fühlte mich, obgleich ſchon ſo lange in der Fremde, jetzt erſt fremd und einſam. Der Herbſt kam heran, ich konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Wohin ſollte ich mich jetzt wenden? Ich hatte noch geſchäftliche Bande, die mich feſſelten, ein Vertrag mit Cotta lag unterzeichnet in meiner Mappe, aber das Buch auf das er lautete, wie konnte es in dieſer Stimmung zum Schluß befördert werden? Es war der Roman „Galathée". Im Garten von Schwetzingen, unter Blüthenbäumen, unter dem Wehen milder Sommerluft angefangen, wie mochte er jetzt fortgeſetzt werden, während die Nordwinde über die trüben in Nebel gehüllten Wogen fuhren. Die Phantaſie beugt ſich unwillkührlich unter der Allgewalt der uns umgebenden Natur, wir mögen noch ſo ſehr dagegen ankämpfen und unſre Selbſtändigkeit zu behaupten ſuchen. Oft ſtand ich an dieſem unwirthbaren Ufer und ſah hinab die breite Waſſerſtraße. Dieſen Weg war ich gekommen! Mit welchen Hoffnungen, wie trunken von dem begeiſterten Gefühle dem Lande meiner Wünſche jetzt nahe zu ſein! Und wie hatte ſich die erwartete Zukunft zur Gegenwart geſtaltet! in wie weit waren die Hoffnungen erfüllt worden? Ich konnte zufrieden ſein. Ich hatte mir in kurzer Friſt einen Namen gemacht, ich hatte Städte und Menſchen geſehn, und vieles Erwünſchte und Erſehnte war mir nahe getreten; mit einem Worte, die „goldne Ferne" hatte ſich ihrer Nebelſchleier entkleidet, und was die Träume vorgebildet, die Wirklichkeit hatte es erfüllt.

Mein Entſchluß anfangs war in Berlin mich auf einige Zeit feſtzuſetzen, ich lenkte daher, obwohl halb widerſtrebend, dahin die Deichſel meines Schickſalswagens. Aber in Berlin angekommen behagte es mir dort nicht. War mir Berlin, aus Petersburg kommend, damals klein und eng erſchienen, ſo zeigte es ſich mir jetzt, da ich aus kleinen Städten kam, übermäßig weitläufig und ausgedehnt. Die Straßen, die man durchwandern mußte nahmen kein Ende und hatte man Bekannte zu beſuchen, ſo traf es ſich immer daß dieſe an den entgegengeſetzten Thoren wohnten. Zum Glück oder Unglück hatte ich wenig Bekannte. In meinem behaglich eingerichteten, mit einer ruſſiſchen Theeeinrichtung in der Abendſtunde gemüthlich confortable gemachten Zimmer im Gaſthofe unter den Linden, lebte ich ruhig hin, mich von der Außenwelt abſchließend. Nur wie die farbigen Schatten einer Laterna magica, erinnere ich mich, die damaligen Berühmtheiten an mir vorüber gleitend geſehen zu haben. Bei einem Spaziergange im Thiergarten ſprach mich ein kleiner beweglicher Mann an, mit heitern Augen und einem hübſchen braunen Lockenkopf — es war Willibald Alexis, oder mit ſeinem proſaiſchen Namen „Häring“. Da ich der Prophet war, der nicht zum Berge kam, ſo kam der Berg zu mir, das heißt, die Berliner Notabilitäten der Literatur fanden es genehm ein beachtendes Auge auf mich zu werfen. Schon buchhändleriſch konnte ich ihnen ein Gegenſtand der Beachtung ſein. Ein junger Autor, deſſen Erſtlingswerk ſogleich an dem alten, berühmten Cotta den Verleger gefunden, war etwas, was ſelbſt für die hochweiſen Literaturfürſten in Berlin nicht alle Tage zu ſehen war. Dabei war ich wenig zugänglich und das reizt die Berliner. Wen ſie zu allen Stunden und ohne Mühe haben können, den behandeln ſie zuletzt ſchlecht.

Wie ich in Dresden einen verwelkenden „Liederkranz“ gefunden, den die ſchiefen Strahlen der Abendſonne in der „Abendzeitung“ beſchienen, ſo fand ich in Berlin eine „Mittwoch-Geſellſchaft“, die ebenfalls ein trübſeeliges verwelkendes Anſehn hatte. Ich wurde in dieſe Geſellſchaft eingeführt und fand dort den alten liebenswürdigen Chamiſſo, der aber damals grade ſehr wenig liebenswürdig war, an einem permanenten heftigen Huſten litt, und beſtändig übler Laune war. Seine Gedichtſammlung, die erſt kürzlich erſchienen war, hatte ihm die Jugend von ganz Deutſchland zu Freunden gemacht, und es iſt wahr, man konnte nicht leicht einen Sänger finden, der ſo treuherzig und zugleich ſo ſinnvoll die große Aufgabe löſte, das menſchliche Herz zu beſſern indem er es mit Bildern der Größe, der Einfachheit und der Tugend erfüllte. Chamiſſo war von franzöſiſcher Abſtammung, aber bei alledem ein ächt deutſches Gemüth und deutſcher Charakter. Es iſt zu bedauern, daß ſich bei ihm als Dichter bereits die Sucht nach dem Fremden, Exotiſchen, affektirt Wilden, bemerkbar machte, die ſpäter in Freiligrath zur Höhe getrieben wurde, und zur Carrikatur ausartete. Bei Chamiſſo findet man ſchon das Spiel mit den ſeltſamen und fremden Reimen, die dem Ohr, das flüchtig hinhöret, wie das Geklapper von Blechen erſcheinen in das ſich ein ſummender, brummender Ton miſcht. Auch die Wahl fremdartiger Stoſſe iſt bei Chamiſſo bereits vorwiegend, doch giebt es dabei ſo viel Einfaches und ungeſucht Schönes, daß dieſe Curioſitäten-Liebhaberei nicht vernichtend wirkt. Nächſt Chamiſſo zeigte ſich Raupach auf hohem Sockel in einer der Niſchen dieſes Pantheons. Raupach ſchnupfte Tabak, ſah immer ſehr mürriſch aus, und ſprach, wenn er nicht bei Laune war, nur in kurzen, ſchneidenden Sätzen, die alle, wie kleine moraliſche Backenſchläge, dem Fragenden weh thaten während ſie ihn belehrten. Nie habe ich Raupach ſprechen hören, ohne daß ſeine Zuhörer unverhöhnt dabei wegkamen. Es ſchien in dieſes Mannes Natur zu liegen, nicht angenehm und gefällig etwas zu ſagen. Dafür ſagte er aber immer etwas Treffendes, nie etwas Ueberflüſſiges. Die Glorie der Theaterberühmtheit, in die ihn damals grade Thalia gehüllt, mochte wohl dazu beitragen, daß ihn ein gar zu großer Andrang kalt und abweiſend gemacht, zum größten Theil lag jedoch dieſes Weſen in ſeiner Natur und in — ſeiner Tabaksdoſe. Ich habe wenige Tabaksſchnupfer gekannt, die heiter, geſprächig und mittheilend waren, faſt alle waren ſie Murrköpfe, wenigſtens neigten ſie zu hipochondriſchen Launen; bei Rauchern wiegt dagegen das ſanguiniſche Temperament vor, ſie plaudern, ſie erheitern ſich und Andre gern. Ein ächter Schnupfer zieht mit der Priſe zugleich ſo viel Mediſeance, ſchwarze Laune, beißende Kritik und ſcharfe Beobachtung aus dem geöffneten ſich dicht neben dieſem Bilde ein anderes belebte, das ihren Unwillen in einem noch höhern Grade zu erregen im Stande war. Zum Glück ward dieſer durch die blendende Schönheit der Gruppe niedergehalten. Sie ſtellte den jungen Hylas vor, den die Nymphen verfolgen. Der Verdruß, die Jungfräulichkeit und die beleidigte Schamhaftigkeit des jungen Hirten waren auf eine ebenſo rührende als verführeriſche Weiſe ausgedrückt. Kaum hatte der Magier den Antheil bemerkt, den die Fee, ohne daß ſie es eingeſtehen wollte, an dieſem Schauſpiel nahm, als er ſeinen Muthwillen noch weiter trieb. Er veranſtaltete, daß die Waſſerfluthen, in denen die Verfolgung der Nymphen und des jungen Hirten vor ſich ging, aus dem Rahmen vollends heraustraten und ſich im Gemache ergoſſen. Zugleich verwandelten ſich die Wände deſſelben in eine freie Landſchaft mit Baumpartieen und Bergen im Hintergrunde, über welchen ein kla-

Schlund ſeiner kleinen, mit ſchwarzem Staub gefüllten Pandorenbüchſe, daß es ihm nicht zu verargen iſt, wenn er die Welt mit einem andern Auge anſieht, als es der frohe Lebemann thut, der nur raucht, nicht ſchnupft.

Neben dem finſter verzogenen Antlitze dieſer beiden Heroen, Raupach und Chamiſſo, nahm ſich das runde, freundliche Geſicht Härings ganz angenehm aus, obgleich auch ſeine Freundlichkeit einen kleinen ſäuerlichen und bittern Anflug hatte, nehmlich es war auch ihm „allerlei nicht recht“ in den damaligen Zuſtänden, doch ſprach er ſich nicht aus und wie Uhland's Muſe „verſchloß er das Meiſte bitter in des Buſens Grunde“, dieſen Eindruck wenigſtens machte er mir, und die Folgezeit hat gezeigt, daß er zu den „Mißvergnügten“ und geheimen „Tadlern“ gehörte, aus denen ſich die Oppoſition rekrutirte und die den Keim der künftigen „gemäßigten Linken“ in den Ständekammern auszumachen beſtimmt war. Seine Romane bogen bereits von der harmloſen breiten Walter Scott Straße in den engen Seitenweg ein, wo ein geheimnißvolles Düſter herrſchte und verdächtige Geſtalten in Carbonari-Mänteln beim Zwielicht einer polizeilich verwahrloſeten, halbverlöſchenden Laterne umherſchlichen. So viel ich mich beſinnen kann erſchien grade damals der „Cabanis“ und zwiſchen den Zeilen dieſes — anfangs meiſterhaft, gegen das Ende ſchleppend geſchriebenen — Romans kann man ſchon den ſpätern Doktrinär herausleſen. Bis zu einem offenen kuhnen Liberalismus hat Häring es bekanntlich nie gebracht, ſo wie er es auch nie zu einer offenen, kühnen und ſelbſtändigen Poeſie gebracht hat. Er iſt immer ein leiſe Auftretender geweſen, und er hat die unglückliche Gabe, von dem vielen Guten, das er giebt, nie das Rechte zur rechten Zeit zu geben. Will man den Dichter finden, ſo giebt er den Denker, ſucht man dieſen ſo kehrt er den Dichter hervor! Iſt man ganz ſicher, ſich an ihm als an einem Freiheitsmann zu laben, ſo kommt ſtatt deſſen etwas zum Vorſchein, das halb Höfling halb ſcheuer Geſellſchaftspoet iſt, der es mit Niemand verderben will, und endlich hofft man ihn als angenehmen Unterhalter ſich gewonnen zu haben, ſo entdeckt man zu ſeinem Schrecken, daß man den liberalen Mann, den grübelnden Denker bei ſich aufgenommen. Daher kommt es, daß Häring mit allem Talente es Niemand recht macht, und zu keiner durchgreifenden Berühmtheit gelangt. Würde er Eines ganz ſein, und von den obigen ſchönen Sächelchen eines vorherſchend ſeinem Leſer bieten, ſo daß dieſer weiß, was bei dieſer Farbenſchillernden Natur eigentlich die Haupt- und weſentliche Farbe iſt, ſo könnte er drauf rechnen, was er ſo ſehr wünſcht, ein Mann ſeiner Zeit zu ſein. Auf dieſe Weiſe jedoch, wie er es treibt, verfliegt eine ungeheure Produktivität gleichſam wie Spreu in die Winde.

Neben Häring lernte ich Gubitz kennen, der damals ſtattlich an der Spitze ſeines „Geſellſchafters“ ſtand, ein freundlicher Mann mit einem angenehmen, wohlwollenden Weſen. Jüngere Männer und Talente waren Gaudy und Kugler. Von beiden weiß ich nichts zu ſagen, denn ich bin weder ihrer Perſönlichkeit noch ihren Werken nahe getreten. Von Gaudy, der bald darauf ſtarb, hab ich ein paar recht hübſche, doch nicht hervorragende Gedichte geleſen, auch iſt er durch ſeine Polemik gegen die Gräfin Hahn, die damals grade ihren Siegeswagen beſtiegen hatte, um in die Arena der Celebrität einzufahren, bekannt geworden. Der Kronprinz, jetziger König, intereſſirte ſich, wie man ſagt, beſonders für Gaudy, und durch ihn erhielt er eine Unterſtützung, die Knospe jener ſpäter ſo voll aufgeblühten Dichterpenſionen, wovon Rückert, Tieck, Schelling, Cornelius ſchwelgeriſch zehrten, und der Erſtere und Letzte noch zehren.

Der Neſtor der Mittwochgeſellſchaft war der alte Criminalrath Hitzig, ein Mann beſondrer Art. Auf den Schooß Abrahams, der ihn drüben erwartete, hatte er freiwillig verzichtet, hatte ſich in die Reformatorenſtube Luthers begeben, und war unter den eifrigen Bekennern einer der eifrigſten geworden. Als ich ihn beſuchte, fand ich ein Cruzifix auf ſeinem Schreibtiſche ſtehen. Er ſprach von der ſündigen Menſchheit und beſonders von der, die er als Criminalrath kennen gelernt, wo es allerdings für mich Weltkind ergötzliche Beiſpiele gab. Mit großer Behaglichkeit wadete der fromme Mann in dem Sumpf der Sünde; er fand ein Behagen daran bald auf dieſen, bald auf jenen faulen und angefreſſnen Fleck hinzuweiſen und die genaueſten Details, wie ſie nur die Sonde eines ſündenſuchenden zelotiſchen Anatomen finden kann, herzuzählen. Der gelehrte Criminalrichter vereinte ſich hier auf eine wunderbare Weiſe mit dem jammernden Pietiſten; Zuchthaus und Paradies vermiſchten ſich eigenthümlich in ſeiner Rede, und der Codex des Juſtinian mit dem Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin. Nebenbei kam er auch auf die Dichter zu ſprechen und ſprang dann unmittelbar vom Zuchthaus in den Hain der Muſen. Er beklagte die Verirrungen ſeiner Jugendfreunde und theilte mir unter wehklagenden Tönen Beſonderheiten aus ſeines Jugendfreundes Chamiſſo Leben mit, die mich, einen Fremden, nichts angingen, und die ich wahrlich nicht zu erfahren brauchte, denn ſie beförderten nicht eben die Achtung und Liebe für den greiſen Dichter. Ja, ſeufzte er, wenn es den berühmten Leuten gelänge unangefochten und ohne daß die Welt ihre Schwächen erführe durchs Leben zu kommen, wer wäre dann glücklicher als ſie! — Freilich, dachte ich bei mir ſelbſt, aber ſie müßten dann keine Jugendfreunde haben.

Der alte fromme Criminalrath hatte jedoch etwas gethan, was wirklich einen ſehr praktiſchen Nutzen zeigte, er hatte nehmlich ein Büchelchen herausgegeben das die jungen Leute warnte, ſich nicht voreilig und ohne andre Exiſtenzmittel verſehen, der Schriftſtellerei zu widmen. Dies war ein Wort, höchſt dienlich zu hören zu ſeiner Zeit, wie es auch noch zu der unſrigen iſt. Nicht zu beſchreiben iſt die Miſere, die geiſtige und leibliche Verkommenheit, das moraliſche und phiſiſche Vagabondiren das erzeugt wird wenn, der tüchtigen Arbeit entnommen, ein Halbtalent oder auch nur ein Scheintalent ſich völlig der Feder ergiebt. Zu den Zeiten des alten Criminalrath war es das Feld der Almanache und belletriſtiſchen Journalliteratur, das auf dieſe Weiſe von unbefugten Schreiblüſtlingen für geringen Lohn bearbeitet wurde, heut zu Tage iſts die politiſche und Feuilleton-Preſſe die dieſe Unglücklichen anlockt und dann, raſch abgenutzt, für ihre ganze Lebenszeit unbrauchbar macht. Das Büchelchen verdiente in allen Schulen aufgelegt zu werden.

Auch ein Jugendfreund Hitzigs und auch einer über den er ſchlimm ſprach, war der Geheimerath von Varnhagen, deſſen Haus, durch die berühmte Rahel, früher der Sammelplatz der Schöngeiſter Berlins geweſen war. Grade zu der Zeit, von der ich eben ſpreche, war der literariſche Nachlaß dieſer ungewöhnlichen Frau in drei ſtarken Bänden im Druck erſchienen, und das Buch machte ſich durch ſeine Originalität Freunde. Rahel ſelbſt ſchriftſtellerte nicht, ſie zog es vor in einem ziemlich barbariſchen Styl Briefe an ihre Freunde zu ſchreiben, und dieſe Briefe, von ihrem Gatten geſammelt und geordnet, mit erläuterndem Texte verſehen bilden ein Stück Literatur und Sittengeſchichte für ſich, aus dem ſich die Reſtaurationsperiode, wie ſie nach den Stürmen der Befreiungskriege eintrat, trefflich lernen läßt. Viel Geiſtreichthuerei iſt freilich auch dabei, man ſieht jedoch, daß, wenn auch nur Ball geſpielt wird, die Hände, die den Ball ſchleudern und auffangen, die geſchickteſten ſind, die man finden kann. Es läßt ſich gut zuſehn. Die geiſtvolle Rahel kann man als die Begründerin der eigentlichen Memoirenliteratur in Deutſchland anſehn, nur daß ſie ihre Memoiren in Briefform ſchrieb. Würden wir in Deutſchland mehr ſolche Frauen haben, wir würden die Franzoſen, die bis jetzt dieſes Genre einzig für ſich allein glauben beanſpruchen zu können, raſch überflügeln. Herr v. Varnhagen hat das Fach der Biographien zu dem ſeinigen gemacht, und iſt bis auf die neueſte Zeit darin thätig. Auch Frau v. Arnim, Bettina, ſah ich; ich muß jedoch bekennen, daß mir ihre ganze Erſcheinung ſo völlig aus dem Gedächtniß geſchwunden iſt, daß mir weder ein Bild ihrer Perſon, noch deſſen was ſie ſprach und that erinnerlich geblieben iſt. Nur ſo viel weiß ich, daß ſie ein langes ſchmales Blatt vor mir entrollte, worauf eine Menge nakte tanzende Figuren befindlich waren, eine Art Fries. Ich fragte ſie ſehr kindlich, wie ſie die vielen unbekleideten jungen Männer habe zeichnen können, und ſie erwiederte mir, daß ihr Kammermädchen ihr dazu Modell geſtanden. Später, als ich wieder nach Berlin kam, hätte ich dieſe, ohne Zweifel ſehr intereſſante Frau, nochmals ſehen können, allein ich fühlte kein Bedürfniß dazu. Es lag die Schuld dabei an mir, an meiner wenigen Empfänglichkeit für dieſes Genre von Frauen. — Zu Weimar erzählte man mir viel von ihr.

12.

Somit verließ ich Berlin, und kam nach Weimar. So wenig Berlin mir in geſelliger Beziehung zugeſagt, um ſo willkommner war mir die Gaſtlichkeit des berühmten deutſchen Muſenſitzes. Hier war mir beſtimmt, die zweite bedeutende fürſtliche Perſönlichkeit kennen zu lernen. Die erſte war jene liebenswürdige Stephanie geweſen, die zweite war die hochherzige, geiſtvolle, gütige Großfürſtin von Rußland, Großherzogin von Weimar. Beide laſſen ſich durchaus nicht mit einander vergleichen; ſie treffen nur darin überein, daß ſich beider Bild unauslöſchlich in Herz und Sinn ihrer Verehrer prägt.

Ich brachte aus Berlin die einſiedleriſche Laune mit. Ich wollte auch in Weimar mich von aller Welt abſchließen; aber dies war rein unmöglich. Zu viele der anmuthigen Verlockungen drangen auf mich ein. Weimar war zu der Zeit, von der ich jetzt ſprechen werde, ein unbeſchreiblich angenehmer Ort. Die großen Götter waren zwar fort, aber eine Menge kleiner waren geblieben, dazu rechne ich eine Anzahl geiſtvoller Frauen, die die Geſelligkeit zu einer Art Cultus machten, wo ſie ſelbſt für ein nie verlöſchendes Feuer auf den Altaren ſorgten. Vor allen glänzte hier das Haus der Frau von Göthe, deren Söhne damals noch klein waren, deren Mutter und Großmutter noch lebten, und die dazu noch zum Ueberfluß eine ſehr geſprächige und geſcheute Schweſter hatte; ich ſage zum Ueberfluß, denn in einer Familie, in der vier Generationen als geiſtig bevorzugt auftreten, kann recht gut, was den Geiſt und die Originalität betrifft, ein Aſchenbrödel als Zugabe fungiren. Hier aber war kein Aſchenbrödel; alle dieſe Frauen hatten ihr Intereſſantes, Feſſelndes. Ich ſah gleich am erſten Geſellſchaftsabend alle vier Generationen beiſammen: die natürliche Aurora auf den Wangen der dreizehnjährigen Urenkelin und die künſtliche auf den Wangen der Urgroßmutter. Dies prachtvolle Roth, aus dem Schminktöpfchen genommen, wurde nur leider von der alten Dame, im Eifer der Toilette und bei nicht recht hellſehenden Augen, zuweilen an die unrechte Stelle gebracht, und glänzte bei der einen Wange hoch oben an der Schläfe, während es bei der andern bis zum Kinn hinabgeſunken war. Bei der hübſchen Urenkeltochter ſorgte jedoch die Natur dafür, daß die Wangen-Auroren ſich gegenüber auf der paſſenden Stelle ſtanden. Trotz ihrer flüchtig und übereilt geſchminkten Wangen, trotz ihres unwahrſcheinlichen hochblonden Lockenhaares war die alte Gräfin Henkel doch eine ſo feſſelnde Erſcheinung, durch die Originalität ihres Geiſtes, die Derbheit und das Zutreffende ihrer Ausdrucksweiſe, daß der Platz neben ihr im Geſellſchaftsſaale nie unbeſetzt blieb, und ſie ſtets einen Verehrer zur Seite hatte, der ſich von ihr derbe Sarkasmen ſagen ließ, ohne es im mindeſten übel zu nehmen. Ihr Sohn, der nun auch todt iſt, hat Denkwürdigkeiten herausgegeben, in denen die Mutter ebenfalls glänzt als eine Frau aus dem eiſernen Zeitalter der alten Kinderzucht, die es zu Stande brachte ihrem völlig erwachſenen Sohne, der als Offizier vor ihr ſtand, noch eine derbe Ohrfeige zu geben in Gegenwart von ich weiß nicht wieviel Perſonen. Wenn man ſie in ihrem Alter ſah, ſo wußte man daß dieſe Anekdote wahr ſein mußte. Die Schickſale der Tochter, der Frau v. Pogwiſch, waren ebenfalls beſonderer Art. Als ſie als Comteß Henkel mit dem Herrn v. Pogwiſch ſich vermählen wollte, fand es ſich daß auf dem Schloſſe Rheinsberg, wo unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen, die Hochzeit vor ſich gehen ſollte, der Bräutigam, durch Dienſtgeſchäfte verhindert, über die Gebühr lange ausblieb, ſo daß die Geduld des Prinzen ſich erſchöpfte, der mit Babilloten im Haar den ganzen Tag ſchon herumgewandert war, ſtets zum Feſte bereit. Endlich, als es dem Prinzen zu lange dauerte, befahl er dem Bruder der Braut die Stelle des Bräutigams einzunehmen, und ſo wurden Schweſter und Bruder zuſammen getraut. Der fürſtliche Satyr ſtand dabei und lachte. Der gefällige Bruder lieferte nachher die Schweſter dem wirklichen Beſitzer aus. Die Ehe war jedoch nicht glücklich und Frau rer Frühlingshimmel ſein ſchimmerndes Zelt ausbreitete. Das Sopha, auf dem die Beiden Platz genommen, wurde zu einem Raſenſitze, den hohes Schilf umgab und dicht an deſſen Fuße die Wellen vorbeiſtrömten. Der unglückliche Hylas, nachdem er ſich vergebens in die Gebüſche und Vorſprünge der Felſen verſchanzt hatte, ergriff als letztes Zufluchtsmittel, ſich zu den Füßen der Fee zu retten und dieſe in den rührendſten Bitten um Hülfe und Rettung zu beſchwören. Die beſtürzte und mitleidige Dame vergaß gänzlich den Zuſtand, in dem der arme Bedrängte ſich befand, noch weniger fiel ihr ein, daß die ganze Gruppe nur ein ſchalkhaftes Poſſenſpiel war, von ihrem Freunde veranſtaltet, ſie warf ſich auf das heftigſte zur Vertheidigerin des ſchönen Knaben auf und gerieth deshalb mit dem Chor der Nymphen in einen ſehr ernſthaften Streit. Dieſe wollten ihre Beute nicht fahren laſſen, noch weniger war die Fee Willens, ſich

v. Pogwiſch lebte von ihrem Manne getrennt. Als die Töchter herangewachſen waren, und die ältere den Sohn des großen Dichterfürſten heirathete, ſiedelte ſich die Familie in Weimar an, deſſen Zierde ſie wurde. Frau v. Göthe hatte an der Seite ihres berühmten Schwiegervaters und an der Seite ihres unberühmten Mannes keine ſehr freudenvollen Tage zu genießen. Göthe liebte in ſeiner nächſten Nähe, und im zunehmenden Alter die genialen Frauen nicht, die einfachen guten Wirthſchafterinnen waren ihm lieber. Es lebte auch noch die Frau v. Göthe, die geborne Vulpius und hier kamen Sylphe und Küchenmagd zuſammen. Frau v. Göthe, die jüngere, die ſchön, geiſtvoll, und voll ariſtokratiſcher Caprizen war, konnte ſich unmöglich mit einer Frau verſtändigen, die, ohne Zweifel ihre guten Eigenſchaften habend, doch nur eine bonne ménagère war, und deren Reize darin beſtanden, den von der Arbeit ermüdeten „Herrn Geheimenrath“ durch eine poſſenhafte und triviale Laune wieder zu reſtauriren. Ohne Zweifel beſaß ſie auch einen Schatz wahrer Liebe in ihrem breiten Buſen und ſie hing an ihrem Geheimenrathe mit jener unterwürfigen Zärtlichkeit, mit jener unſelbſtſüchtigen heftigen und vulgären Neigung, die ein Mann, der ſich auf Liebe verſteht, nach ihrem Werthe zu ſchätzen weiß. Göthe wußte, daß dieſe Liebe vorhielt und daß manche andere nicht vorhielt. Daß er ſie wirklich geliebt, geht aus dem Umſtande hervor, daß er — der ſich ſtets zu faſſen und zu bezähmen wußte — bei dem Sterbelager dieſer Frau, ganz außer ſich ſelbſt gebracht, niederkniete, ihre Hände ergriff und ihr zurief: Du wirſt mich nicht verlaſſen! Nein, nein, du darfſt mich nicht verlaſſen! — Und da war er ſchon ſelbſt faſt ein alter Mann zu nennen. Mit dieſem Triumph kann die arme Vulpius, die Schweſter eines elenden Räuber-Romanſchreibers, ſchon zufrieden ſein, und mancher hochgeborenen Gräfin, deren Briefe jetzt glänzen, und die ihren Namen an den des Dichterfürſten zu heften ſo ängſtlich bemüht war, hohnlächelnd zunicken.

Aber Frau v. Göthe hatte mit dieſer Frau einen ſchlimmen Stand. Frau v. Arnim nicht minder. Und es gab ergötzliche Scenen, wo die alte derbe Inhaberin des Herzens des Dichters diejenigen marterte und verhöhnte, die nur als Geliebten des Geiſtes des großen Mannes auftraten. Frau v. Arnim wollte als anmuthiges Kind ſtets um ſeine Kniee gaukeln, ſie erging ſich in Poſſen, die dem alten Herrn anfangs gefielen, die ihm aber ſpäter ſehr läſtig wurden. Die Genialität, zur Nachmittagsſtunde anlangend, wo man ruhig ſeine Taſſe Kaffe ſchlürfen, und in die Zeitung einen Blick werfen will, kann ſehr übel aufgenommen werden, und Frau v. Arnim, wie man behauptet, hatte ſehr oft dieſes Schickſal. Frau v. Göthe niemals, denn ſie wußte mit dem feinen

Takte der guten Geſellſchaft und der ariſtokratiſchen Sitte ſehr wohl, wann und wie ihrem berühmten Schwiegervater beizukommen war. Ueber Göthe ſind ganze Bibliotheken geſchrieben worden, und noch immer beſitzen wir nicht eine einfache naturgetreue Schilderung ſeines häuslichen Lebens. Es müßte dieſe ſehr anziehend ſein, wenn ſie mit einer kenntnißreichen und geiſtvollen Feder geſchrieben wäre; denn Göthe in dem Innern ſeines Hauſes, umgeben von den genialen und den gewöhnlichen Frauen, in häuslicher, von Jugend auf angewöhnter, Beſchränktheit, auf der andern Seite in höfiſchen Formen ſich ſteif bewegend, giebt ein Charaktergemälde, das ebenſo für die Literatur wie für die Sittengeſchichte von Bedeutung iſt. Nur müßte das natürlich kein deutſcher Pedant ſchreiben, ein Mann der über einen vergeſſenen Punkt ſeitenlange Unterſuchungen aufführt. Es müßte ein Autor ſein mit dem Talent von Boz Dickens, der durch verſchloſſene Thüren dringt und in die innerſten Gemächer blickt.

Ich bin von meinem Gegenſtande abgekommen. Ich hab' es mit jener Zeit zu thun, als das Goethe'ſche Haus noch von Frau v. Goethe bewohnt wurde, die darin ſehr angenehme kleine Abendgeſellſchaften gab, zu denen, was an durchreiſenden Künſtlern und fahrenden Poeten zu finden war, geladen wurde. Auch junge Engländer fanden ſich ein, und dieſe wurden von der Dame des Hauſes, und ihren

Freundinnen beſonders protegirt. Es waren auch ein paar aimable Naturen darunter, obgleich die Menge tölpelhafte Inſulaner mit den bekannten inſolenten Formen waren, wie man ſie in Ueberzahl auf dem Continente finden kann. Dieſe blonden Söhne Albions hatten es an ſich, nie wie andere ehrliche Gäſte, auf Stühlen zu ſitzen, ſondern ſie lagen und knieeten um den Tiſch herum, ſo daß man, wenn man ſich dieſem Geſellſchaftstiſche, worauf der Thee ſervirt wurde, unvorſichtig näherte, in Gefahr kam, über ein langhingeſtrecktes Bein zu ſtolpern, das der Eigenthümer, in gewohnter Apathie, nicht einmal wegzog. Ein junger Antinous war darunter, der bildſchön, aber von einer beiſpielloſen Ignoranz und ebenſo phlegmatiſch war, daß man nicht wußte, von welcher Farbe ſeine großen ſchönen Augen waren, denn er hielt ſie immer halb geſchloſſen. Als ich mir einmal die Freiheit nahm, Frau v. Göthe über dieſen jungen Siebenſchläfer einige Fragen zu thun, erwiederte ſie lachend: Man muß ihn eben aufzuwecken verſtehen! Sie glauben nicht, wie belohnend es iſt, eine Seele, wie eine ſchöne Statue, aus einem Schacht hervorzugraben. Dieſer junge Mann iſt die Unſchuld ſelbſt; ich kann ihn nicht anders vergleichen, als mit einer Lilie, über deren Kelch eine Flamme weht. Sie werden ſehen, es wird noch Großes aus ihm werden. Nur muß man ſich nicht die Mühe verdrießen laſſen. Er ſchläft mir oft unter den Händen ein. Ich bin ein Pigmalion, der einen ſpröden Marmor vor ſich hat, aber dieſer Marmor iſt fleckenrein. — So ſagen ſie mir, erwiederte ich, wenn ſie mit ihrer Statue fertig ſind, dann werde ich kommen, und ſie bewundern. Das hat vielleicht noch lange Zeit, ſagte ſie kopfſchüttelnd.

Mit Frau v. Göthe zuſammen lebte damals eine intereſſante engliſche Schriftſtellerin Miſtreß Jameſon, und eine eben ſo anziehende deutſche Schriftſtellerin Fräulein Adele Schopenhauer, die damals aber noch nichts hatte drucken laſſen, und mit ihrer Mutter, der alten Johanna, in Jena wohnte, faſt täglich aber nach Weimar herüberkam. Frau v. Groß, die unter dem Namen Amalie Winter ſpäter ebenfalls die Feder ergriff, gehörte zu dieſem kleinen Kreiſe im Göthe'ſchen Hauſe. Das Göthe'ſche Haus ſelbſt war noch nicht ſo traditionel geworden, wie es jetzt iſt, es lebten noch ſehr friſche Erinnerungen über den alten Herrn. Seine beiden treueſten Genoſſen, der Bibliothekar Riemer und Herr Eckermann wandelten noch unter den Lebenden, und gaben getreue Auskunft über die letzten Lebensjahre und Lebensſtunden des Hochgefeierten. Im Göthe'ſchen Hauſe ſelbſt war von Göthe am wenigſten die Rede; die jungen Frauen, die daſelbſt verkehrten, beſchäftigten ſich mit der Gegenwart und eine unberühmte Jugend war ihnen willkommner für den Bedarf der täglichen Lebensintereſſen als ein noch ſo berühmter alter Name. Es war ſogar auch in andern Kreiſen nicht bon genre von Göthe zu ſprechen: man hatte ihn nun ſo lange gehabt, man hatte ihn ſo recht eigentlich ſatt bekommen, nun war er endlich fort, der große miniſterielle Berühmtheits-Druck hatte aufgehört, die ewigen Reverenzen ließen nach, man war herzlich froh den Dalai-Lama abweſend zu wiſſen, um einmal auch ſich mit etwas Anderem zu beſchäftigen. Fragte nun ein Fremder nach den Beſonderheiten des großen Mannes, ſo antwortete man ihm kurz und kalt, und verwies ihn auf die beiden überlebenden Kammerherrn, auf den alten Bibliothekar und den alten Eckermann, die beide recht eigentlich Herrn der Kammer waren, nehmlich der Kammer wo Göthe arbeitete und wo er ſtarb. Mit einer Art Ceremoniel wurde man in dieſe Räume geführt, die ſehr klein und ſehr beſcheiden waren. Riemer und mit ihm der damalige Unterbibliothekar Kräuter machten ſich, je nachdem die Fremden waren, eine Ehre und ein Vergnügen daraus, recht viel und recht genau über die letzten Lebensſtunden des Dichters zu berichten, und dabei den einfachen Lehnſeſſel vorzuweiſen, in dem er ſtarb, und die berühmt gewordenen Worte ausrief: „Mehr Licht!“ Ich habe dieſes Zimmer beſchrieben und gezeichnet, und es iſt zu ſeiner Zeit in den Journalen von dieſer Beſchreibung und Zeichnung die Rede geweſen. Kam man aus Riemers und Eckermanns Händen, ſo fiel man in die des Kammerdieners des großen Dichters, der ſeinerſeits alte Morgenröcke zerſchnitt und zertheilte, wo ich mir denn auch einen kleinen Fetzen eines ſandfarbigen Schlaſrocks eroberte, und ihn zu dem grünſeidnen Bettgardinenfragment legte, das ich aus der Schlaſkammer Voltaires aus Ferney mir anzueignen das Glück hatte.

13.

Ich komme auf den Hof zurück. Alle Sonntage und alle Donnerſtage wurde man als Fremder an den Hof gezogen. Dieſe immer wiederkehrenden Zuſammenkünfte hätten etwas Ermüdendes und Läſtiges gehabt, wenn es ein gewöhnlicher Hof geweſen wäre, aber es war ein Hof beſonderer Art, ein Hof, wo ausnahmsweiſe die Grazien und die Muſen ſich einfanden. Die Grazien waren die bildſchönen Hofdamen, die Muſen die Frauen des Göthe'ſchen Hauſes, Frau v. Göthe an ihrer Spitze. Nie hab' ich ſpäter poetiſch ſchönere Geſtalten geſehen, als ſie in jener Zeit an dem kleinen Weimariſchen Hofe zu ſehen waren, nie geiſtvollere Frauen kennen gelernt, als ich damals kennen lernte. Ich will einige Geſtalten näher ſkizziren. An Anmuth, an vollendet ſchöner Körperform, an einem verführeriſchen Liebreiz und an einem unendlich friſchen Lächeln, gleichſam an quellender Blüthenfriſche der ganzen Erſcheinung hatte Fräulein v. Spiegel nicht ihres Gleichen. Die ſchöne Tochter einer vor Zeiten ſehr ſchönen Mutter zeigte ſie, daß die Vorzüge des Körpers in einem progreſſiven Grade erblich ſein können. Noch ſeh ich die reizende Geſtalt vor mir, wie ſie die weiten Säle entlang, im Glanze der Lichter und ſtrahlend in einem lieblichen Putze, im beflügelten Schritte der Grazien daherkam. Die Büſte war vollendet ſchön, der Hals, der Anſatz des Kopfes elegant und zierlich und zwar nicht im mignonnen Maaßſtabe moderner Schönheit, ſondern wie bei der Antike in imponirender Fülle. Die Mutter hatte mehr Geiſt in den Augen, die Tochter aber mehr blitzendes Jugendfeuer. Die Mutter konnte die anmuthigſte commère ſein, voll amüſanter Mediſance, und dann wieder mit einem Zug von Nachdenken und Schwermuth, der einen mildernden Schleier über all' die muthwillige Laune legte. Solche Frauen, recht eigentlich die Seele der Geſellſchaft, ſind jetzt ſelten. Neben Fräulein von Spiegel glänzte die junge Gräfin Pappenheim, eine Schönheit in einem ganz andern Style. Man denke ſich den Kopf des großen Imperators Napoleon auf das zarteſte in einen edlen bildſchönen Jungfrauenkopf übertragen, und dieſe wunderſame Erſcheinung ſteht vor uns. Große dunkle Augen unter einer griechiſch geformten Stirn, die gewöhnlich mit einem diademartigen goldnen Reife geſchmückt war, warfen Strahlen, die von einem zugleich düſtern und milden Feuer zeugten: das zarte Oval war von einer Marmorbleiche überdeckt, die ſchöne Naſe, das Kinn der Napoleoniden, etwas vorgebaut, und Züge um den feingeſchnittenen Mund, die wie tiefſinnige anmuthige Träume um die Lippe dieſer kleinen Heroine ſchwebten; denn in der That, aus dieſem

Kopfe, aus dieſer Geſtalt hätte die Phantaſie eines Künſtlers die gelungenſte Statue des Genius des Ruhms bilden können, eine tiefſinnige Verkörperung der beiden größten Ideale der Menſchheit, der Heldengröße und der Schönheit. Das Geſpräch mit Fräulein v. Spiegel glitt über gewöhnliche Gegenſtände hin, die Worte, die man mit Gräfin Pappenheim wechſelte, ſetzten ſich raſch auf feſte Punkte der Betrachtung, des Nachdenkens, der poetiſchen Beſchaulichkeit feſt. Bekannt bei Hofe waren die Zwiegeſpräche mit der Gräfin Pappenheim in den Fenſterniſchen, in den Thüröffnungen, überall mitten in der Menge ſtille tête-a-tête's, wo die tiefſinnigſten Thema's verhandelt wurden, oft ſo weitſchweifig, daß die Oberhofmeiſterin und die erſte Ehrendame Mühe hatten, die junge philoſophirende Hofdame aus der Menge herauszufinden, um ſie an die Pflichten ihres Amtes zu erinnern. Dann riß ſich die zarte Muſengeſtalt los, verließ ihren Mitſtreiter, um mit dem Hermelinmantel ihrer Gebieterin überm Arm, ſchnellfüßig über das Parket zu eilen, dem Zuge des Hofes nach, der ſich bereits in die Empfanggemächer in Bewegung geſetzt hatte. Welche ſchöne philoſophiſche Diskuſſion war da oft zerriſſen! Wie grauſam eine Abhandlung über die Rahel und deren Briefe zerſtört! Denn die Rahel und deren eben erſchienenen Bekenntniſſe und Briefe waren Modegeſpräch damals unter den weiblichen Schöngeiſtern Weimar's. Die Theorieen, die dieſe unge-

Univ. Bibl.
München

von einem Haufen leichtfertiger und muthwilliger Mädchen ſchimpflich beſiegen zu laſſen. Sie focht von ihrer Raſenbank herab mit unglaublicher Hitze und als dennoch die Nymphen die Oberhand gewannen und den Jüngling mit ſich fortzogen, ſtürzte ſie ſich beherzt in die Fluthen, um ihnen nachzuſetzen. Kaum hatte ſie dieſen Entſchluß ausgeführt, als plötzlich Waſſer, Landſchaft und Gruppe verſchwanden und ſie ſich in der Mitte des Zimmers erblickte in einer komiſchen Stellung, die Röcke hochaufgeſchürzt und mit den Händen rudernd, wie Jemand, der ſich in einem tiefen, reißenden Waſſer zu halten ſucht.

Der Zauberer verfiel in ein krampfhaftes Lachen, als er ſeine Freundin in dieſer Attitüde erblickte. Er rief ihr zu: nur ja in ihrem Verfolgungseifer nicht nachzulaſſen; er wolle ſchon, wenn das Waſſer zu hoch ſtiege, mit einem Nachen ihr zu Hülfe eilen.

Die Fee fand für paſſend gute Miene zum

wöhnliche und bizarre Frau über die Ehe aufſtellte, die Läſterungen die ſie über das Inſtitut der Ehe überhaupt ausgoß, waren ein Lieblingsgeſpräch der ſchönen Gräfin Napoleonide. Die Mutter, die Gräfin Pappenheim, ſpätere Baronin Gersdorf, am Hofe zu Kaſſel, als dieſes unter dem Scepter Jerôme's ſtand, ihre Blüthezeit verlebend, hatte ſich ſpäter mit dieſer Tochter aus der erſten Ehe nach Weimar zurückgezogen und dort den geiſtvollen und originellen Miniſter Baron Gersdorff, der ſeine Erziehung in der Herrnhuter Brüdergemeinde erhalten hatte, geheirathet. Das Gersdorffſche Haus war ein Sammelplatz der Fremden, die auf gleiche Weiſe durch Mann, Frau und Tochter angezogen wurden. Ich ſiedelte mich förmlich dort an, nahm meine Skizzenmappe und meinen Bleiſtift mit und machte mir die angenehmen Stunden gut zu Nutze. Die Widerſacherin der Ehe, die die Sarkasmen der Rahel mit Bewunderung in ihre Tagebücher ſchrieb, heirathete ſelbſt und dieſes lichtvolle Geſtirn hüllte ſich — wie tauſend andre, die minder ſchön glänzten, in die proſaiſchen Nebel der Kinderſtube. Seitdem iſt ſie mir aus dem Geſichte geſchwunden. Auch die ſchöne Spiegel heirathete, und zwar nach Stuttgart, den ſpätern Oberhofmarſchall v. Seckendorff.

Außer dieſen zwei ſchönen Hoffräulein befanden ſich am Hofe noch einige Damen, deren Unterhaltung pikanten Reiz bot, und deren geſellige Formen voll Anmuth waren. Darunter gehörte Fräulein v. Stein, die nachmals den bekannten Kunſtkenner Ludwig Schorn heirathete, eine hohe, edle Geſtalt mit einnehmenden geiſtvollen Geſichtszügen, Frau von Groß deren ich bereits erwähnt habe, Fräulein v. Schwendler und Fräulein v. Pogwiſch. Als Gäſte und zwar nur einen kurzen Aufenthalt machend, glänzten die beiden Gräfinnen Egloffſtein, die jüngere die bekannte Künſtlerin, die ältere eine Geſtalt, wie ſie ſich Göthe unter dem Bilde der Gräfin Sanvitale im Taſſo mochte gedacht haben, eine volle und doch anmuthig zarte Figur in einem ſtets etwas ungewöhnlichen Putze. Ich ſah ſie einmal bei einem Hoffeſte von Kopf bis zu Füßen in einem faltenreichen ſchleppenden dunkelrothen Purpur-Sammetkleid, mit ebenſolchem türkiſchen Bunde im Haar und einer Brillantagraffe am Gürtel. Sie ſaß neben der reichen Gräfin Potocka, die dagegen wie die Königin des Winters in weißem Sammet gekleidet war, überſät mit Brillanten, die das Funkeln des Schnees täuſchend nachahmten. Man konnte nicht leicht einen ſeltſamern Contraſt ſehen. Hier eine heiße Sommernacht mit dunkelpurpurnen ſchwülen Gewitterwolken, dicht dabei ein heller ſchneeflimmernder Wintermorgen. Die Großherzogin machte mich auf dieſe Gruppe aufmerkſam, und forderte mich auf ſie zu zeichnen. — Da ich von ungewöhnlichen Anzügen ſpreche ſo muß ich auch des phantaſtiſchen Putzes erwähnen, den die genialen Frauen anlegten. Frau v. Göthe dachte ſich immer irgend etwas Poetiſch-miſteriöſes wenn ſie Toilette machte. Die gewöhnlichen Putzgegenſtände genügten ihr nicht. Trug ſie Blumen, ſo waren dieſe ſo gewählt, daß ſie eine eigene Sprache für den Eingeweihten führten, legte ſie Stoffe an, ſo hatte dieſes Kleid dieſe Geſchichte, jenes jene. Dieſe Art toilette parlante wurde durch ſie Mode. Andre, jüngere Damen machten ſie ihr nach, und dadurch kam es, daß ein junger Elegant, wenn er im Ballſaal erſchien, zugleich im Tanz mit ſeiner Dame auch einen ganzen kleinen Bilderladen alter Erinnerungen in den Arm nahm, und gleichſam ein tanzendes Album zur Ergötzlichkeit ſeiner Kameraden mit ſich herumwirbelte. Auf dieſe Weiſe las ſich der Tänzer, nicht aus den Augen, die ſchüchtern geſenkt blieben vor dem ſpähenden Blicke der Hofmeiſterin, ſondern aus den Haaren der Geliebten die Antwort auf ein kürzlich abgeſendetes Liebesbriefchen heraus. Später kam dieſe zarte Sprache etwas in Verfall, wahrſcheinlich weil Weimar zu wenig geſchickte Blumenmacherinnen hatte, die fähig waren dem raſchen Umſchwung der Gefühle im Buſen der jungen Schönen zu folgen. Die poetiſchmiſteriöſen Kränze verſchwanden und es traten die alten bekannten Ball-Blumen an die Stelle. Frau v. Groß zog überdies noch einen beſondern Naturkultus in die Blumenſprache; ſie verlor ſich nehmlich eine Stunde vor dem Ball, wenn dieſer im Sommer ſtattfand, in den Park und pflückte dort friſche Epheublätter und Zweige von der Blutbuche ab, die ſie ſehr zierlich ſich ins

Haar zu verflechten verſtand. Zuweilen führte dieſer Naturputz eine Sprache, die eine ſehr entſchiedene und eindringliche war. Die pikante, geiſtvolle Frau, die die Sarkasmen ſehr liebte, und oft ganze Abende in Epigrammen ſprach, erſchien in einem Kranz von Diſteln und Stechpalmen, die gelegentlich ihrem Tänzer, wenn ſich das bekränzte Haupt in ſeinem Arme wiegte, plötzlich eine eben ſo ſpitzige körperliche Entgegnung gaben, wie es geiſtig die Zunge gethan. Die Art „Dornenröschen" fand jedoch wenig Nachahmung; wahrſcheinlich weil die Stechpalmen auf dem Kopfe, denen im Kopfe nicht überall die Waage hielten. Und dann — ſind die Frauen nicht zur Sanftmuth geboren?

Neben dieſem poetiſchen Putz gab es auch manchen komiſchen, beſonders bei ältern Damen. So erſchien ein altes Fräulein v. T— mit einem wahren Wolkenthron von violettem Sammet auf dem Kopfe. Dieſer Turban hatte eine hiſtoriſche Bedeutſamkeit. Die Dame hatte in ihrer Jugend an dem Hofe des vorletzten Gothaer Herzogs, des ſpottſüchtigen und durch ſeine boshaften Einfälle berüchtigten Herzogs Auguſt gelebt. Dieſer hatte die Gewohnheit ſeine Hofdamen alle Neujahr zu beſchenken, und womit? — Mit den abgelegten Stücken ſeiner Toilette, die von einer Putzmacherin, die in ſeinem Solde ſtand, und die er ins Geheimniß gezogen, zu dieſem Zwecke eigens umgearbeitet wurden. So wurde denn auch dieſes Fräulein mit einem koſtbaren Turban beſchenkt, der ihr vortrefflich zu Geſichte ſtand und unter deſſen Falten ihre dunkeln Augen ganz beſonders feurig blitzten. Wie ſie dem Geber ihre Erkenntlichkeit bezeigen wollte, lächelte dieſer ſarkaſtiſch und lehnte dann beſcheiden jeden Dank ab. Die Putzmacherin verſchwieg getreulich, welch ein Kleidungsſtück ſeine Königliche Hoheit zu dieſem intereſſanten Geſchenke hatte verwenden laſſen, und die glückliche Geſchmückte, die nie hinter die Wahrheit kam, trug noch in ihrem ſpäten Alter dieſen prächtigen türkiſchen Bund, an deſſen Wolken ihre ſchönſten Jugenderinnerungen aber zugleich die boshafteſten Witze ihrer Umgebung hafteten.

Den Großherzog, dem die Herzensgüte aus jedem Blick ſah, und aus jedem Wort heraustönte, ſah ich öfters privatim bei ſeiner langjährigen Vertrauten, der Frau v. Ablefeld, deren edle Seele ſich mir in freundſchaftlichem Wohlwollen zuneigte. Auch ſie war Schriftſtellerin, und zu ihrer Zeit eine ſehr geſuchte, eine Zeitgenoſſin der alten Johanna Schopenhauer und der Frau v. Wolzogen, der Schwägerin Schillers und der Verfaſſerin des Romans „Agnes von Lilien“. Der Großherzog, der wenig Beziehung zur Literatur hatte, und nur die naive Gattung der Kindermährchen liebte, hörte durch Frau v. Ablefeld gelegentlich etwas über den Gang den die Welt der Bücher nahm. So hatte ſie ihm auch von meinen Excurſionen der Feder erzählt und Se. königliche Hoheit fand für nöthig mir etwas über Leſſing zu ſagen, da man ihm erzählt hatte, daß ich über ihn geſchrieben. Er bedauerte daß Leſſing nicht Zeit gehabt hatte ſich zu bekehren, was ohne Zweifel erfolgt wäre, wenn der Tod ihn nicht ſo plötzlich abgerufen hätte. — Es war ſeltſam, wie dieſer, von Herder getaufte, von Wieland erzogene und von den erſten Geiſtern Deutſchlands ſtets umgebene Prinz ſo wenig Geſchmack und Sinn für die Literatur hatte faſſen können. Es ſchien im Gegentheile als wenn dieſe Ueberfülle von Geiſt in ſeiner Nähe ihn zu einer Art Oppoſition geführt hätte, wo er grade das zu ſeinem Lieblingsunterhaltungsſtoff wählte, was am wenigſten ihn an ſeine Umgebung erinnerte. Fürſten können dahin gebracht werden, abſichtlich geiſtlos erſcheinen zu wollen, lediglich um die plebeje Mode der Menge die dem Geiſte huldigt nicht mitzumachen. Dies war aber hier nicht der Fall. Der gute Großherzog wußte nicht was Affektation und Dünkel hieß, er wollte nur eben, da man ihn ein ganzes Leben lang mit dem Geiſte gequält hatte, nunmehr in ſeinem Alter damit in Ruhe gelaſſen werden.

Die Großherzogin war die Seele des Hofs, der Stadt, ja des ganzen Ländchens. Ihre große ruſſiſche Penſion wendete ſie faſt ganz zum Nutzen des Landes an, das ſie ihre zweite Heimath nannte. Die Geſchäfte überwachte ſie ohne ſie zu führen, ihr lebhafter und ausdauernder Geiſt überſah alle Bahnen, auf denen im Reich der Politik wie in dem der Literatur Lebensſtoffe herbeigeführt wurden. Ohne eigentlich mit der Poeſie und der dahin ſchlagenden Literatur anders als in entfernter Beziehung zu ſtehen, kannte ſie doch jedes hervorragende Werk in den gebildeten Sprachen und war ſtolz darauf eine dame patronesse der erſten Muſenſtadt Deutſchlands zu ſein. Schiller hatte ihr in ſehr ſchönen Verſen ſeine Huldigung dargebracht als ſie als eine bildſchöne Prinzeß in das kleine Weimar einzog; Göthe nahm gegen ſie den Ton des ehrerbietigen Höflings an, und wagte nicht anders als ſie mit kalten und geſchraubten Verſen zu beſingen, während er, der verzogene Liebling der vornehmen Frauen, gegen andre Fürſtinnen einen andern Ton hatte anſtimmen dürfen. Politik, und zwar die große Politik war recht eigentlich die ſchöpferiſche Geiſtesthätigkeit ihrer Seele, und nie iſt in dieſer Beziehung wohl eine Tochter der Mutter ähnlicher geweſen als die Prinzeß von Preußen es der ihrigen iſt. Ihre äußere Erſcheinung war glänzend. Eine alabaſterweiße Hautfarbe, das Erbtheil aller dieſer Prinzeſſinnen, überkleidete imponirende Formen. Ich habe ſie nie anders als ruhig, faſt kalt, aber nie theilnahmlos geſehn. Es war die Ruhe einer innerlich bewegten ſchönen Seele, die aber ihrer Würde und Haltung jeden Augenblick bewußt iſt. Wenn ſie in den Saal trat, ſo erhob man ſich unwillkührlich von ſeinem Sitze, es war das Nahen nicht blos der fürſtlichen, ſondern auch der moraliſchen und ſittlichen Größe. Ein Schimmer von Reinheit, Macht und Milde ging vor ihr her.

Als ich ſie zum erſten Male ſah, grade am Geburtstage ihres geliebten Bruders, war ſie ganz Kaiſertochter, ſtrahlend in Diamanten und in der That eine exotiſche Erſcheinung an dieſem kleinen einfachen Hofe. Im Thronſaal der großen Katharina, unter den nicht endenden Säulengängen des Palaſtes an der Newa — wäre dieſe prunkvolle Geſtalt mit dieſer erhabenen Haltung an ihrem Platze geweſen.

Wenn die Großherzogin mit der Literatur und den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigen wollte, ſo ließ ſie ein halbes Dutzend Profeſſoren aus Jena herbeikommen, die eine Art Vorleſungen hielten, oft wenig verſtändlich, immer aber langweilig. Dieſe Zuſammenkünfte hatten etwas ungemein Froſtiges. Ich fand den berühmten Humboldt ein paarmal dort, der die Sache jedoch nicht um ein Haar intereſſanter oder amüſanter machte. Eine Zeit hindurch wurden jeden Donnerſtag Kunſtgegenſtände vorgezeigt, wo Schorn als erläuternder Führer auftrat, was jedoch auch nicht ſehr erquickend ausfiel. Dies iſt mir von neuem ein Beweis geweſen, daß man mit derlei Dingen den Hofzirkeln, ſo wie ſie nun einmal ſind, fern bleiben muß. Es iſt nicht der Ort für Genüſſe dieſer Art; man zieht ſie herab und ſchadet ihnen. Für die Höfe giebt es nur ein Mittel des geſelligen Verkehrs, nehmlich jene anſtandsvolle Langeweile, die alle wirklich intereſſante Dinge fern hält, die alle Affekten auf den Nullpunkt niederhält, die in ihrer zähen Natur alle Zuſtände überdauernd nie veraltet, weil ſie nie jung geweſen iſt. Hierin liegt auch das Geheimniß warum alle Hofleute ſo alt werden, ſie haben aus erſter Hand was die Philoſophen und Frommen erſt durch anhaltende Seelengewöhnung erzwingen, den Frieden und den Gleichmuth. Freilich iſt dieſer Friede eine Art Schlaf und dieſer Gleichmuth iſt ganz ohne Würde und Werth, das Reſultat aber für die Diätetik der Seele bleibt daſſelbe. –

Um mit den Erſcheinungen des Hofes abzuſchließen muß ich noch erwähnen, daß ich öfters das Glück hatte die beiden preußiſchen Fürſtinnen, die Töchter der Großherzogin, bei Hofe zu ſehn. Doch paßte das Wort Glück nur auf die jüngere. Die Unterredungen, deren mich die Prinzeß von Preußen würdigte, waren mir ein wahrhafter Genuß, denn es thut immer wohl eine ſchöne und geiſtreiche Frau mit unſern Intereſſen beſchäftigt zu ſehn, und es erhöht dieſes Wohlſein, wenn es zugleich eine Dame von bedeutender und einflußreicher Stellung iſt. Die Prinzeſſin, die ich ſpäter in Berlin wieder ſah, wo ſie ſich jedoch nicht ſo frei bewegte, wußte ſehr geſchickt in den Ernſt ihres Ranges etwas von dem Tone der Cauſerie einer jungen Dame, die ungezwungen plaudert, einzumiſchen. Obgleich, wie ich überzeugt bin, eben ſo wie ihre Mutter, die Poeſie und das Poetiſche in Situationen und Menſchen nicht den mindeſten Anklang bei ihr fand, ſie eine rein politiſche und rationelle Natur war, ſo hatte ſie doch den feinen Takt das rechte Wort zu finden um auch dem Dichter das Gewinnende, wenn auch nicht immer das Richtige zu ſagen. Dabei wirkte ihre Perſönlichkeit viel bei. Groß, ſchlank, mit einem wundervollen Anſatz des Halſes und des Kopfes zu den Schultern, vollendet ſchönen Armen, einer regelmäßigen Geſichtsbildung, hob ſie alle dieſe Vorzüge, die ſie auch als Privatdame zu einer Zierde der Salons gemacht haben würden, durch eine ſchwungvolle, leichte und ſchöne Haltung und Bewegung beſonders ins Licht. Auch von ihrer Güte hab ich zu erzählen. Es iſt nur ein unbedeutender Vorfall, dennoch iſt er charakteriſtiſch. Die Großherzogin wünſchte an einem Geſellſchaftsabend, wo der Hof ſich in dem kleinen Luſtſchloſſe Belvedere verſammelt hatte, die Skizzen von den Portraits der beiden Prinzeſſinnen von meiner Hand gezeichnet zu ſehn. Es wurde Papier und Bleiſtift herbeigebracht und beide Prinzeſſinnen wurden von der Mutter aufgefordert mir auf wenige Augenblicke in einer Stellung, die die Mutter angab, zu ſitzen. Nun mochte es allerdings läſtig ſein, mitten in einem Geſellſchaftsſaale, bei ſchwüler Sommerwärme, einem Dilettanten zu ſeinen unvollkommenen Verſuchen zu ſitzen. Allein hier war es der Wunſch der Mutter, der entſcheiden mußte. Die Prinzeß von Preußen kam in der liebenswürdigſten Laune herbei, nahm die vorgeſchriebene Stellung an und forderte mich gütig auf die Arbeit nicht ſo ſehr zu übereilen. Ich machte die Skizze fertig und nun wollte ich zu dem Bilde der Schweſter übergehn. Dieſe war böſen Spiel zu machen. Sie kehrte zum Sopha zurück und machte dem Magier über ſein Geſchick zu Taſchenſpielerkünſten einige boshafte Complimente, während er ihr über ihr gutes Herz die ſchönſten Dinge ſagte. Die weitere Ausſtellung der lebenden Bilder unterblieb, denn der ausgeſandte Bote kam zurück und führte zu nicht geringer Freude der Fee den jungen Schäfer wohlbehalten mit ſich. Der Sturz mit dem Wagen war ſo glücklich vor ſich gegangen, daß nur der letztere, an einem Felſenabſatz anſtoßend, zertrümmert, der Führer jedoch auf einem mit weichem Moosteppich bedeckten Grunde ungefährdet niedergelegt worden war.

Das einnehmende Weſen dieſes jungen Menſchen, ſeine offene Stirn und ſein freundliches Auge gewannen ihm die Gunſt des Zauberers, der jetzt über ſeine näheren Verhältniſſe einige Fragen aufſtellte, die jener mit der ungezwungenſten Freimüthigkeit beantwortete. Die Fee aber gar nicht willens ſich der Anforderung zu fügen, und ſie richtete ihre Oppoſition ſo ein, daß es mir ganz unmöglich ſein mußte auch nur einen Strich aufs Papier zu bringen. Abſichtlich wendete ſie ſich ab und da ſie einen Hut trug ſo gelang es ihr ſich ſo zu verſtecken daß aus dem ganzen Bilde nichts wurde. Ich legte den Bleiſtift nieder. Die Großherzogin, die mir über die Schultern ſah, ließ hier und da einen auffordernden Wink ergehen, da er aber nichts fruchtete, ſo ſagte ſie nichts, entfernte ſich, und die gewünſchte Skizze blieb unvollendet. Ich brachte ſpäter das Bildchen in mein Album, vollkommen zufrieden damit wie es war, und durchaus nicht den Wunſch hegend die fehlende Figur hinzuzuſetzen. —

14.

Ein Mann von Geiſt, an den Höfen gebildet und zu dem Verkehr mit Fürſten durch eigne Neigung mehr als durch Bedürfniß getreten, war der Medizinalrath Dr. Froriep, dem ich, was geiſtigen Umgang betrifft, ſehr viel verdanke. Er war es, der die Großherzogin in ſteter Verbindung mit der ſchöngeiſtigen und wiſſenſchaftlichen Literatur erhielt. Er, der einzelne Mann, erſetzte ein ganzes Collegium von Fach-Profeſſoren. Faſt alle Morgen ſah ich ihn wandern, mit Büchern unterm Arm zum Schloſſe. Zugleich hatte er die Gabe ſich der Fürſtin ſo verſtändlich zu machen, daß ſie ohne Beläſtigung ſeinen Worten folgen konnte. Er ſprach deutlich, ſcharf und doch nicht übertrieben laut. In ſeinem Hauſe fanden ſich Leute von Bildung zuſammen, Gelehrte, Poeten, Künſtler, und alle athmeten eine freie Luft. Die liebenswürdige Tochter des geiſtvollen Mannes trug nicht wenig zu dem geſelligen Einverſtändniß unter den Gäſten bei. Im Sommer bot ein ſchöner weitläufiger Garten Platz zu Promenaden, während welcher die Geſpräche im Salon fortgeſetzt wurden. Das Froriepſche Haus bildete ſchon an ſich eine Stätte der

Berühmtheit für Weimar, es hatte daſelbſt Bertuch, in der Literatur der letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts vielfach genannt, zuletzt als Ueberſetzer des Don Quixote, ſein buchhändleriſches Etabliſſement gegründet und in ſeltnen Flor gebracht. Der Schwiegerſohn, Dr. Froriep, ſetzte einige dieſer erwerblichen Betriebszweige fort, jedoch nicht mit Glück, da ihm der kaufmänniſche Sinn fehlte. Es wäre ihm und der guten Sache förderlich geweſen, er wäre gänzlich von dieſem Geſchäftsverkehr abgelöſt worden, und ganz der Literatur und dem Bedürfniß auf dieſem Felde bei der Großherzogin freigegeben worden. Er hätte dann Großes wirken können, doch war was er leiſtete immer bedeutend genug.

Froriep war in frühern Jahren bei dem König Friedrich von Würtemberg geweſen, und hatte dort mit Matthiſſon zuſammen dem poetiſch literariſchen ſowie dem ärztlichen Bedarf des Königs gedient. Dieſer Fürſt, der in den letzten Lebensjahren zu einer koloſſalen Dicke aufſchwoll, war ein brutal tiranniſcher, launenhaft eigenſinniger Mann; es konnte deshalb nicht leicht ſein in ſeiner Nähe mit einem Schimmer von Selbſtändigkeit zu exiſtiren. Froriep brachte dies zu Stande. Geachtet und beachtet ſtand er dem Fürſten zur Seite, der ihn ſtets verſchonte, wenn er rechts und links Scepterſchläge austheilte. Er endete ſeine Praxis am Bette ſeines fürſtlichen Patienten auf eine höchſt ſkurile Weiſe. Der König lag im Sterben, Froriep, der mehre Nächte gewacht, ſuchte vom Schlaf bezwungen, einen entfernt ſtehenden Armſeſſel und ſtreckte ſich drauf aus. Kaum wurden jedoch die Polſter von ihm berührt als ein in ihnen verborgenes Flötenſpiel zu ſpielen begann, und die Melodie von „Blühe liebes Veilchen“ vortrug. Man kann ſich denken wie der entſetzte Arzt aufſprang, allein der muſikaliſche Stuhl war nicht zum Schweigen zu bringen, und der mit dem Tode ringende König mußte in Begleitung der kleinen frivolen Arie aus dem Leben gehn, wahrlich eine ſchneidende Satire, vom boshafteſten aller boshaften Zufälle geleitet, auf das thatenarme und verderbliche Leben eines gekrönten Müſſiggängers.

Um von dem Gange der Begebenheiten, die ich geſchildert, ein wenig abzubiegen und auf das Feld des Phantaſtiſchen überzugehn, erlaube mir der Leſer daß ich ihm einen Abend ſchildere, den ich bei dieſem vielerfahrenen und intereſſanten Arzte und Naturkundigen zubrachte.

Es traf ſich öfters, daß, wenn ich um die Theeſtunde erſchien, ich dort irgend einen unbekannten Herrn ſitzen fand, der ſich dann als eine literariſche und künſtleriſche Größe erwies. So traf ich Raupach da, der nun freilich nicht zu den mir unbekannten gehörte, wohl aber Thiers, der kleine Mann mit dem Vogelgeſicht, damals eine Berühmtheit erſten Ranges, und viele Andre. Thiers war nach Weimar gekommen um ſich das Schlachtfeld bei Jena genau anzuſehn, da er grade die Geſchichte des Kaiſerreichs ſchrieb. Eines Abends ſah ich im Zwielicht, die Abendſonne hatte eben ihre letzte Glut hinter dem Bosket von Buchen und Fichten, ins offene Fenſter geſendet, einen kleinen beweglichen Mann mit einem großen ernſten Geſichte auf dem Lehnſeſſel, Froriep gegenüber ſitzen. Beide Männer waren, als ich hereintrat, in einen lebhaften Streit begriffen, der über die damals neu entdeckte Naturkraft, das Od, geführt wurde. Ich hörte dem intereſſanten Diskurſe zu, und als er beendet war, machte mich Froriep mit dem Manne bekannt, der ein Anatom und Arzt aus der Schweiz war. Der Fremde hatte bizarre Anſichten; er war Atheiſt und machte daraus kein Hehl. Während er ſeine gottesleugneriſchen Sätze vorbrachte war es mir als ginge ein bleicher, ſeltſamer Schimmer über dieſes Antlitz, das mir wie der Kopf eines alten Mannes auf den Körper eines Knaben geſetzt, erſchien. Der Mann bekam etwas Unheimliches. Froriep lenkte ihn immer wieder auf das rein wiſſenſchaftliche Gebiet zurück. Nach einer Weile wurde Licht gebracht, und die Geſellſchaft ſetzte ſich an den Theetiſch. Die Tochter des Hauſes erſchien, und mit ihr Damenbeſuch. Eine junge vornehme Engländerin, die ich bereits bei Hofe geſehn, kam mit der ſie begleitenden ältern Dame und einer Freundin, die in Weimar ſchon längere Zeit lebte. Das Geſpräch wurde allgemein, und der Profeſſor richtete das Wort an die junge Inſulanerin, die ihn zu intereſſiren ſchien. In der That hatte ihre Erſcheinung auch etwas ſehr Beſonderes. Sie war ſchön zu nennen, aber welch eine ſeltſame, faſt unheimliche Schönheit war das. Wenn die Phantaſie eines Malers auf den Gedanken gekommen wäre, den Tod unter der Geſtalt eines jungen weiblichen Weſens darzuſtellen, er hätte kein paſſenderes Vorbild finden können. Man kann ſich ſchwer einen Begriff machen, in wie weit die menſchliche Haut einer völlig lebloſen bleichen Farbe fähig iſt, wenn man dieſen Kopf nicht geſehn. Alles, Lippen, Wangen, Stirne überzog derſelbe ſcharfe, weiße Kreideglanz, der dem Auge in der That wehe that. Dabei fiel ein hell blondes Haar in langen Ringellocken dieſe Marmorwangen entlang, und lagerte ſich auf bläulichen Schultern. So reich dieſe junge Dame war, ſo hatte ſich doch keine Heirath für ſie gefunden; es war erklärlich, wer hätte den Muth gehabt ſich ihr zu nähern, ein Hauch von dieſem Gebilde hätte tödten können.

Als die Damen ſich entfernt hatten rief der Profeſſor höchſt aufgeregt: Was iſt das! Wie kann man ſo ausſehn! Das muß nicht mit rechten Dingen zugehn! — Wir lachten über dieſe Worte, mußten aber eigentlich dem entrüſteten Manne recht geben. Froriep wandte ſich zu der ältern Freundin, die zurückgeblieben war, und die als eine ſehr ſprachfertige Erzählerin bekannt war, und ſagte: Wenn Sie, gnädige Frau, erzählen wollten, ſo könnte unſre Neugier bald geſtillt ſein. Sie kennen jene junge Dame, und unzweifelhaft auch ihre Eltern.

Allerdings, entgegnete die Geſragte. Als ich in England lebte, trug man ſich in dem Kreiſe meiner Bekannten mit einem geheimnißvollen Abenteuer, das die Großmutter der jungen Dame die Herzogin v. K— einſt in einem alten deutſchen Schloſſe erlebt haben wollte. Es gab Leute, die dem jungen Mädchen einen ſehr ſchauerlichen Beinamen gaben.

Und welchen? fragten mehrere Stimmen.

Man nannte ſie „die Tochter des Todes."

Erzählen Sie! rief der Arzt.

Dieſe Bitte wurde auch von den Andern ausgeſprochen.

Ich füge mich dieſem Wunſche, entgegnete die gutmüthige Frau, aber bedenken ſie, meine Herren und Damen, daß ich von Grab und Tod ſprechen muß und wer hört gerne von dieſen Dingen.

Mir macht das wenig aus, nahm eine corpulente Dame aus dem Kreiſe das Wort; ich leide ohnedies an Schlafloſigkeit. Ob ich alſo durch ihre Erzählung aufgeſchreckt, eine Nacht mehr wach bleibe, ſcheint mir nicht wichtig. O! dieſe ewige Schlafloſigkeit! —

Der Arzt gab durch eine höhnende Miene zu erkennen, daß er über dieſe Betrachtung innerlich ſeine Gloſſen mache.

Sie ſpotten über mich, ſagte die Schlafloſe gereizt; ſie ſollten vielmehr darauf denken mein Herr, mir Mittel an die Hand zu geben, wie meinem Uebel zu ſteuern iſt.

Sie mißverſtehen mich, ſagte der Arzt. Mein Lächeln gilt nur dem kleinen Wörtchen „ewig", das ich nun einmal nicht leiden kann, weil es für mich ein Unſinn iſt. Daß dieſe traurige Schlafloſigkeit, die manchesmal ſo hartnäckig anhält, eine Pein beſonderer Art iſt, wer wollte das leugnen. Wenn ich meinen Patienten um ein Bein ärmer zu machen gezwungen bin, und ich kann ihn, ſei es auch durch künſtliche Mittel, zum Schlafen bringen, ſo hab' ich gewonnenes Spiel. Wacht er mir aber hartnäckig, ſo wacht er ſich zu Tode; das iſt mir ſchon geſchehen.

Und nennt man den Tod nicht auch einen ewigen Schlaf? bemerkte Jemand.

Wer nennt ihn ſo? fuhr der Arzt auf. Die ſentimentalen Unſinn Schwätzer, die Gefühlsnarren. Die Poeſie mag ganz gut ſein, ich verſtehe nichts von ihr; aber ein Gräuel wird ſie mir, wenn ich ſie in wirkliche, ernſte, beſtehende Dinge gemiſcht finde. Der Tod iſt ſo wenig Schlaf, als meine chirurgiſchen Zangen und Scheeren Gold ſind. Schlaf — Schlaf —! man ſchläft auch wohl und verliert nach und nach ein Bein, einen Arm und Gott weiß, was ſonſt, ohne das mindeſte zu ſpüren. Ein kurioſer Schlaf das! Bei einem Einſchlafen iſt ein Aufwachen; hier ſeh ich aber keins. Der ganze Burſche läuft auseinander, und was übrig bleibt, iſt weißes Knochending, was auch nicht aufwacht, ſondern was ſich bei gehöriger Zeit ebenfalls aus dem Staube macht, oder vielmehr in den Staub.

Es muß alles geiſtig verſtanden werden! bemerkte die corpulente Dame.

Oder vielmehr nicht verſtanden werden.

Die Herrn lachten.

So will ich denn meine Geſchichte beginnen, nahm die ältere Dame das Wort.

Die Tochter des Todes.

Die junge Dame, von der hier zuvörderſt die Rede iſt, will ich Helene nennen. Helene machte in ihrem ſechzehnten Jahre eine Reiſe mit ihrer Mutter in das nördliche Deutſchland. Die Herzogin v. K— war eine Dame von energiſchem Sinne und von entſchiedenem Charakter. Sie ordnete ſelbſt die ſchwierigen und verwickelten Familienverhältniſſe in denen ihr Beſitzthum ſich befand, als ſie es als Wittwe antrat. Auch dieſe Reiſe war zu ähnlichen Zwecken unternommen. Die Erziehung, die ſie ihrer Tochter gegeben hatte, oder vielmehr hatte geben laſſen, denn ſie ſelbſt fand wenig Zeit dazu, war eine ihren eignen Grundſätzen und Lebensanſichten angemeſſene. Alles wurde daraus verbannt, was hätte Weichlichkeit oder Schwärmerei herbeiführen oder nähren können. Ich führe dies mit Abſicht an, um zu zeigen, daß

Helene in der nachfolgenden Reihe ſeltſamer Ereigniſſe nichts von ihrer eignen Einbildung hinzutrug.

Man kam auf ein altes Schloß, das ein uraltes Familienbeſitzthum ausmachte, das jedoch, ich weiß nicht aus welchen Gründen, ſeit langer Zeit unbewohnt ſtand. Hier war es nöthig, eine Nacht zu verweilen. Obgleich der Verwalter Kenntniß erhalten von dem bevorſtehenden Beſuch ſeiner Herrſchaft, ſo war alles was er an Bequemlichkeit hatte herbeiſchaffen können doch nur dürftig ausgefallen. Man hatte ein Bette für die Herzogin, zwei für die Damen ihrer Begleitung aus dem Amtsgebäude hinaufgeſchafft, für Helene und ihre Gouvernante waren baufällige Kanapee's zurechte gemacht worden, die in einem ſogenannten Alkoven ſtanden, einem Kabinette, deſſen eine Hälfte in die breite Mauer hineinvertieft und mit einer großen Menge alter Draperieen behängt war. Das junge Mädchen ſah ſich das Zimmer an, fand es etwas dumpf und düſter, entſchloß ſich jedoch willig darin zu ſchlafen, die Gouvernante nahm eine günſtige Gelegenheit wahr, und entſchlüpfte, indem ſie ſich zu dem Kammermädchen bettete, das im Souterrain ein heiteres Stübchen erhalten hatte.

Ich muß bevorworten, daß ehe die Damen ſich zur Ruhe legten, ſie noch eine Wanderung durch die alterthümlichen Räume des Schloſſes machten. Ein Diener mit einem Armleuchter und Wachskerzen ging voran, die Herzogin, ihre bemerkte mit Wohlgefallen die vortheilhafte Wirkung, die ihr junger Günſtling auf den ernſthaften Magier hervorbrachte, ſie miſchte ſich ins Geſpräch und drang darauf, daß er berichte, wo er herſtamme und wo ſeine Eltern ſeien.

Der junge Schäfer ſchlug bei dieſer Frage die Blicke nieder und eine Wolke des Trübſinns bedeckte ſeine Stirne. Erſt nach einer Pauſe ergriff er wieder das Wort und ſagte: „wenn Sie meinen Namen wiſſen wollen, verehrteſte Herrſchaften, ſo werden Sie erfahren, daß er öfters beſſer klingt und mehr verſpricht, als er hält und als er werth iſt. Ich heiße Fortunat.“

„Wie,“ riefen die Fee und der Zauberer mit Einer Stimme, „Fortunat?“ —

„Nicht anders,“ entgegnete jener ruhig. „Fortunat iſt mein Name. Aber er enthält keine Lüge. Ob ich gleich nichts mein nennen kann als dieſen Kittel und den Wanderſtab hier, ſo finde

Tochter und die Damen folgten. Nachdem einige Gemächer, die durch ihren noch ziemlich wohlerhaltenen Schmuck der Wände und der Decke die Aufmerkſamkeit der nächtlichen Beſchauer flüchtig gefeſſelt hatten, betrachtet worden, trat die Geſellſchaft in eine Gallerie ein, die von Oben bis Unten mit Bildniſſen angefüllt war. Unter dieſen Geſichtern und Geſtalten, die der Staub der Jahrhunderte deckte, war wenig Anziehendes zu finden. Es waren Männer und Frauen in bunter Reihe, aber weder die Einen noch die Andern machten den Wunſch rege, nach den kleinen Eigenthümlichkeiten zu forſchen, die ihnen etwa in Kleidung oder Phyſiognomie anhafteten. Ganz in der Ecke des Corridors entdeckten die Frauen eine Anzahl Portraits von jungen Männern, die alle dieſelbe Uniform trugen und Offiziere eines und deſſelben Regiments zu ſein ſchienen. Es waren ſechs oder ſieben ganz kriegeriſche Geſichter mit ſchwarzen gekräuſelten Bärten über den Lippen und mit etwas allzu gleichmäßig friſirten Köpfen. Die Damen blieben in dieſem Offiziersquartiere ſtehen und beſahen ſich die jungen Helden. Man ſuchte nach den Orden auf der Bruſt, um daran zu erkennen, in welchem Herren Dienſten ſie geſtanden und welchen Rang ſie etwa eingenommen, allein man entdeckte zwar hier und da eine ſehr breite, jugendliche Bruſt aber nirgends einen Orden. Die jungen Männer ſchienen alſo nicht ſehr mit Auszeichnung oder zur beſondern Zufriedenheit ihrer Obern gedient zu haben. Die

Herzogin bedauerte dieſen Umſtand, denn ſie war ſich bewußt eine ausgedehnte Kenntniß aller Ordenszeichen der verſchiedenſten Souveräne zu beſitzen; ihr Gemahl war General geweſen und hatte ihr mancherlei darüber mitgetheilt. Man kam überein dieſe Offiziere für Schweden auszugeben, nach den ungefähren Muthmaßungen der Herzogin, die eine ähnliche Uniform einſt bei einem ſchwediſchen Regimente wollte geſehen haben. Dabei nahm ſie das Licht dem Diener ab und leuchtete einem dieſer Bilder ganz dicht ins Geſicht, und da trat aus dem Dunkel ein höchſt anziehender Jünglingskopf hervor, bleich mit großen dunkeln Augen, und einem ſchöngeformten Munde. Dieſes Bild war ſo ſchön daß allen Damen ein Ach! des angenehmen Staunens entglitt. Wie ſchade daß dieſer junge Adonis bereits ſeit hundert Jahren todt iſt, ſonſt würde ich nicht einen Augenblick zögern ihn zu meinem —

Geliebten zu machen, flüſterte eine der Damen, indem ſie ſich zu ihrer Nachbarin lächelnd umwandte. Ich glaubs!

Zu meinem Kammerherrn machen, ſagte die Herzogin, indem ſie noch einen Blick auf das Bild warf, und dann das Licht dem Diener zurückgab. —

Die Damen begaben ſich jetzt zur Ruhe.

Das alte Schloß verſank in Nacht und Stille.

In dem Offiziersquartiere wurde es ebenfalls wieder ſo ſtill, wie es ſeit langen Jahren geweſen war. — Was Helene betrifft, ſo ſchlief ſie ein indem ihre Gedanken ſich mit dem Umſtand beſchäftigten, daß es Offiziere gebe und gegeben habe, die in ihrem Avancement nicht recht vorwärts kamen, und auf deren Bruſt keine Orden zu finden waren. Man ſieht wie unſchuldig die Gedanken dieſes Mädchens waren. Ob die ältern Damen eben daſſelbe dachten und träumten, weiß ich nicht. Ein paar derſelben wurden von Geſpenſterfurcht geplagt, denn es war ihnen geſagt worden daß es im alten Schloſſe ſpuke.

Meine Erzählung macht hier einen Sprung, etwas, was ich ihr nicht nachthun kann, denn — nebenbei geſagt — ſeit einiger Zeit fühle ich mehr wie je Schwäche in den Beinen. Aber meine Herren und Damen, dies bei Seite! Ich erzähle mittelmäßig, das weiß ich; mein Verdienſt iſt nur daß ich manche Dinge, die ich ſchlecht erzähle, gut erlebt habe, und daß mein Gedächtniß vortrefflich iſt.

Hier lächelte die Erzählerin wohlgefällig.

Alſo weiter. Was ich eben erzählt habe ereignete ſich zu Anfang des Herbſtes; die Herzogin brachte den darauf folgenden Faſching in Wien zu. Dort fand ſich eine gute Parthie für Helene. Als die Unterhandlungen bis zu einem gewiſſen Grade gediehen waren, machte Helene ihrer Mutter eine ſeltſame Eröffnung, nehmlich ſie legte das Geſtändniß ab, daß ſie ſich guter Hoffnung fühle. Man kann ſich denken wie die Herzogin erſchrack. Sie hätte ſich eher des Himmels Einſturz verſehen als eines Fehltritts von Seiten dieſer gut bewachten Tochter. Es wurde eine ſtrenge Inquiſition verhängt, aber alle Fragen dieſes peinlichen Gerichts förderten keine Antwort zu Tage, oder wenigſtens eine höchſt konfuſe. Helene behauptete von nichts zu wiſſen, ſich an nichts erinnern zu können, und wenn man ihr direkte Fragen vorlegte, ſtürzte man das arme Ding in eine endloſe Verwirrung. In ihrem Betragen deutete nichts auf Heuchelei oder Verſtocktheit, kein noch ſo geringfügiger Umſtand ließ auf das Daſein eines Liebhabers ſchließen, der doch irgendwo hätte zum Vorſchein kommen müſſen, beſonders da ſo viele wachſame Augen nach ihm herumſpürten. Die Herzogin und ihre Damen geſtanden ſich einander, daß ihr Latein hier zu Ende ſei. Indeſſen machte man die Parthie rückgängig. Helene genas in größter Zurückgezogenheit von einem Kinde. Dieſes Kind war ein Mädchen, das die Herzogin in einem entfernten Orte erziehen ließ.

Lange Zeit galt dieſer Vorfall in der Familie als ein unerklärliches Räthſel. Man forſchte nicht weiter nach deſſen Löſung, weil alles Forſchen vergebens war. Endlich führte der Zufall auf eine Spur, die man verfolgte. Es war in einem Abendzirkel der Herzogin von Spukgeſchichten die Rede und nachdem tief in die Nacht hinein über dieſen intreſſanten Gegenſtand geplaudert worden war, bemerkte die Herzogin plötzlich die Abweſenheit ihrer Tochter; ſie ſuchte ſie auf und fand ſie in ihrem Zimmer in Thränen gebadet und mit Herzklopfen und Beängſtigungen kämpfend. Auf die theilnehmende Frage was ihr fehle, geſtand ſie daß jene Erzählungen ſie auf eine unerklärliche Weiſe aufgeregt hätten, daß ſie ſich nicht zu retten wiſſe vor den neuauftauchenden Gebilden und Träumen einer wunderſamen Nacht, die ſie in jenem alten Familienſchloſſe zugebracht.

Und was erlebteſt du da? fragte die Mutter.

Jetzt folgte dieſe Erzählung.

Es war zwölf Uhr, liebe Mutter, als die Thür meines Zimmers ſich öffnete und ich im Strahle des Mondes, der durch das hohe Fenſter ſchien, eine Geſtalt eintreten ſah, die mich anfangs mit Neugier, dann mit Schrecken erfüllte. Ich erkannte nehmlich den jungen Offizier, den wir den Abend im Bilde betrachtet hatten. Er ſtand in der Mitte des Zimmers ſtill, ſo daß ich ſeine ganze Figur überſehen konnte. Er war ſchlank gewachſen und eine weiße Kleidung umhüllte ihn. Ueber Alles war wie eine Art Nebel gebreitet. Sein Antlitz war mir zugewendet und ſeine dunkeln Augen blickten auf mich. Ich wollte mich aufrichten und fragen was er wolle, doch durchſchauerte mich der Gedanke plötzlich, daß dies kein Menſch ſei der da lebe, daß das Weſen vor mir ſtände der Himmel wüßte, wers ſei, und daß ich keine Macht über ein ſo ſeltſames Geſchöpf habe. Ich dachte mir, daß er eben ſo grade und unbeweglich, wie er vor mir ſtand, vor kurzem noch im Sarge gelegen habe, und nun überkam mich ein Entſetzen, das ich nicht zu beſchreiben weiß. Meine Stimme verſagte, da ich rufen wollte und es blieb mir nichts übrig als meine Augen zu ſchließen und mich wegzuwenden. Aber ich mußte den Blick widerwillen von neuem dorthin richten, und da ſah ich daß er näher gekommen war und jetzt dicht vor meinem Lager ſtand. So entſetzlich er war, ſo ſchön war er auch. Ehe ich michs verſah lag er an meiner Seite. Ich war einer Ohnmacht nahe, ich wand mich in Krämpfen, das Entſetzen ſchnürte meine Bruſt zuſammen, und dennoch — ich weiß nicht, mitten im Graus des Todes, im Wahnſinn des Schreckens und im Ekel für das Grab, überfluthete mich ein namenloſes Entzücken, ſo daß ich wohl ſagen kann dieſer Traum, wenn es wirklich ein Traum war, iſt ein Zuſtand, wie er uns Sterblichen nur in höchſt ſeltenen Fällen treffen kann, denn unter Tauſenden von ſchwachen Mädchen, wie ich es doch war, würden kaum zwei ihn aushalten. Als ich aus dem beſinnungsloſen Zuſtand erwachte, war der Spuk verſchwunden.

Die Herzogin, als ſie dieſe Erzählung vernahm, ſaß da wie Jemand dem man zutraut eine Albernheit als eine wichtige, lang erwartete Eröffnung hinzunehmen. Sie glaubte nicht an das Daſein von Geſpenſtern und am Wenigſten an ſolche, die auf dieſe Weiſe ſich kund geben. Dennoch hatte ſie dabei mit dem Zuſtand ihrer Tochter Mitleiden.

Mein Kind, ſagte ſie achſelzuckend, du willſt alſo daß ich glauben ſoll ein Phantom, das heißt ein Geſchöpf der Einbildungskraft ſei der Vater deines Kindes?

Der Vater meines Kindes? wiederholte die Geängſtete, mit dem vollen Ausdruck des Erſtaunens. Hab ich denn das geſagt? Wie kommen Sie auf dieſe ſeltſame Anwendung meiner Geſchichte —? Die Herzogin ſah ihre Tochter groß an.

Aber mein Kind! ſagte ſie endlich: du weißt doch wen wir ſuchen?

Wen wir ſuchen?

Mein Himmel! rief die Herzogin. Werd ich denn nie ins Klare kommen! Wie elend iſt eine Mutter, die ihre Töchter gar zu gut erzieht. Doch immerhin, mein Kind, ich werde meine Pflicht thun; ich werde nachforſchen laſſen. Endlich einmal werden wir erfahren was wir erfahren wollen. Damit ſtand die Dame auf und ließ ihre arme Tochter in ſtarken Zweifeln zurück was ſie eigentlich gemeint, und was ſie nunmehr thun wolle. Doch die Herzogin handelte ganz wie eine Frau, die in dergleichen Dingen Routine hat. Sie zog kein Traumbuch zu Rathe, befragte keinen Nekromanten, ſondern ſie ließ ganz einfach auf das genaueſte die Umgebungen des alten Schloſſes erforſchen, und ſuchte zu ermitteln welches Individuum, fremdes oder einheimiſches, in jenen Tagen ſich daſelbſt könne aufgehalten haben. Sie traf hier auf den blödſinnigen Sohn ihres Verwalters und auf den Neffen des

Steuerbeamten der ein Jüngling weit über die Vierzig und dazu lahm und ſchielend war. Von dieſen Beiden konnte keiner die Rolle des Geſpenſtes geſpielt haben, es mußte alſo ein Fremder ſein. In der Nähe befand ſich ein ziemlich beſuchter Badeort. Die Herzogin ließ ſich die Liſte der Kurgäſte geben und blätterte mit Unruhe und banger Erwartung in dieſen bereits von der Zeit vergilbten Blättern. Da ſtieß ſie allerdings auf manchen Namen der zum Träger einen ganz artigen Cavalier hatte, der im Rufe ſtand den Damen gefährlich zu ſein. Wie aber unter dieſen den rechten herausfinden? Und war überhaupt der Rechte darunter vorhanden?

Es verging ein Jahr über dieſen Nachforſchungen; endlich führten ſie dennoch zum Ziele, und das durch eine komiſche Zufälligkeit, durch eine weiße Uniform. Die Herzogin befand ſich auf dem Balle bei dem ſchwediſchen Geſandten als ihr ein junger Mann vorgeſtellt wurde, der anfangs ihre Aufmerkſamkeit ſehr wenig in Anſpruch nahm, ſpäter jedoch dieſe ausſchließlich feſſelte. Der Geſandte nehmlich theilte ihr im Laufe des Geſprächs über den Lord N—, ſo hieß der Fremde, mit, daß er öftere Reiſen in Deutſchland gemacht und ſich auch einen Sommer hindurch in jenem bezeichneten Seebade aufgehalten habe. Erſt jetzt betrachtete ihn die Herzogin genauer und fand ihn in ſeiner weißen Uniform ſprechend ähnlich jenem Bilde das in dem Winkel der Galerie ihres Schloſſes hing. Der lang Geſuchte konnte alſo jetzt gefunden ſein! Auffallend war es nur, daß wenn er ſich ſchuldig fühlte, er ſo unbefangen ſich grade derjenigen Perſon näherte, die er vor allen andern hätte vermeiden müſſen.

Eine nähere Bekanntſchaft war bald eingeleitet. Helene war nicht gegenwärtig, mit um ſo mehr Freiheit konnte die Mutter handeln. Es war in einem kleinen vertrauten Zirkel, den ſie bei ſich verſammelte, als die Herzogin endlich zu einem glücklichen Reſultat kam. Der junge Lord erzählte ſehr freimüthig ſein Abentheuer, da er nicht im entfernteſten ahnte, daß die Beſitzerin des Schloſſes, wo daſſelbe ſpielte, unter den aufmerkſamen Zuhörerinnen ſich befand. Er hatte ſich, wie es die Fremden öfters thaten, die jene einſamen Gegenden beſuchten, das alte Schloß zeigen laſſen, bevor noch die Beſitzerin dort angelangt war, und hatte dort jene Bilder gefunden. Ein Scherz, eine Wette, eine phantaſtiſche Grille — irgend etwas der Art hatte ihn bewogen eine nächtliche Excurſion, und zwar mit der Uniform, die er als Offizier des Regiments, in das er vor kurzem eingetreten, zu tragen berechtigt war, und die mit wenig Veränderungen täuſchend derjenigen im Bilde gleich, bekleidet zu unternehmen. Ein Kamerad hatte ihn begleitet, der unten im Park zurückblieb, während er in die Gemächer drang. Aus ſeiner Erzählung ging hervor, daß er das Schloß für unbewohnt gehalten, und daß er ſeinerſeits ſehr überraſcht geweſen, die junge Dame zu finden, die ihm wie eine bezauberte Prinzeſſin aus tauſend und einer Nacht erſchienen war. Er machte eine enthuſiaſtiſche Beſchreibung von der Schönheit dieſer Prinzeſſin, und richtete dabei ſeine Worte an die unglückliche Mutter, die in ihrer Beſtürzung nicht wußte welche Mienen ſie annehmen ſollte, und durch welche Mittel es ihr gelänge, ihre peinliche Aufregung zu verbergen. Sie brachte mit einiger Anſtrengung endlich die Frage hervor, ob er ſich nie nach dem Beſitzer des Schloſſes erkundigt. Der junge Lord verneinte dies.

Das Ende meiner Erzählung, ſagte die Dame nach einer Pauſe, iſt mit ein paar Worten hinzugefügt. Der junge Mann erfuhr den Zuſammenhang ſeines Abenteuers und das Band, welches die Geiſter des Grabes geſchlungen, knüpften jetzt die Genien des Lebens unauflöslich feſt. Lord N — und Helene wurden ein Paar. Das Kind jenes Bundes, das in der Entfernung erzogen worden war, wurde herbeigebracht und in ſeine Rechte eingeſetzt. Es iſt dies das ſchöne aber bleiche Weſen, das ſo eben noch in unſrer Mitte weilte. — Nun, meine Herren und Damen, werden ſie noch grauſam genug ſein, einen Stein auf dieſes arme Geſchöpf zu werfen, das wahrlich über ſein Entſtehen nicht verantwortlich gemacht werden kann?

Man gab der Erzählerin Recht.

ich dennoch, daß das Schickſal bei meiner Taufe mir den richtigen Namen gegeben hat."

„Und dein Vater," rief die Fee, „wie kam er darauf, dir grade dieſen Namen zu geben, der unſer Intereſſe aus einem Grunde, den du nicht erräthſt, lebhaft in Anſpruch nimmt?"

„Sehr natürlich," entgegnete der Jüngling, „es war ja auch der ſeinige."

„Und dein Großvater?"

„Hieß ebenfalls Fortunat."

Der Magier lächelte, indem er ausrief: „Ein ganzes Geſchlecht von Glücklichen!"

„Sie werden noch mehr erſtaunen," nahm der junge Fortunat wieder das Wort, „wenn Sie erfahren, daß die Sage geht, einer meiner Vorfahren habe vor vielen hundert Jahren die Krone von Cypern getragen. Ja, in der That, das iſt eine ſehr ſeltſame und wunderbare Geſchichte. Im Dorfe unten lacht man uns darüber aus, wenn wir ſie erzählen, allein der

Die Damen beriethen ſich nun über die Mittel, wie dieſer abſchreckenden Todesfarbe entgegen zu wirken ſei. Der Arzt nahm Gelegenheit ſich mit der corpulenten Dame wieder zu verſöhnen, und der Abend endete unter heitern Scherzen.

15.

Es giebt eine Art zu denken und zu empfinden, die nothwendig mit einer Rente von zehntauſend Thalern zuſammentreffen muß, wenn ſie zu ihrer Geltung gelangen will. Es giebt eine luxurioſe Manier geiſtig zu exiſtiren, und man kann Meinungen hegen, für die man nur Rittergüter als Entſchuldigung anführen kann. Der Saß iſt ganz einfach; nur der unabhängige Mann iſt frei, und nur der freie Mann urtheilt und empfindet wie er es will, und nicht wie Andere es ihm vorſchreiben. Wer iſt aber unabhängig in unſerer materiellen Zeit, nur der Bemittelte. Ich ſage nicht der Reiche, denn der Reichthum wirft eine Sklavenkette anderer Art uns über den Nacken.

Der Luxus der eignen Meinung iſt nur Wenigen geſtattet. Der Beamte denkt über einen Gegenſtand wie ſein Büreauchef darüber denkt, der ſubalterne Militair wie ſein Oberer — dies iſt eine klar ausgeſprochene offizielle Gebundenheit, nun giebts aber eine Gebundenheit, die nirgends befohlen wird, die ſich aber von ſelbſt verſteht, das iſt die Gebundenheit, die der Reiche dem Armen auflegt. Nirgends wird der

Reiche zum Armen ſagen: Ich befehle dir zu denken und zu empfinden wie ich es will, aber er wird ſagen: Verſuche es anders zu denken, anders zu empfinden, anders zu urtheilen wie es mir genehm iſt, und dann betrachte die Folgen. Auf dieſe Weiſe geknechtet ſehen wir die halbe Welt. Der reiche angeſehene Profeſſor legt dem armen Studioſen, dem Privatdocenten, der auf Beförderung hofft, eine Zwang-Meinung, ein Zwang-Urtheil auf, der reiche Buchhändler biegt mit Gewalt ſeiner Geldſäcke die ehrliche, ſtarre und edle Meinung des Mannes, der um Lohn arbeiten muß. Mit dieſer Knechtung und Gebundenheit des eignen Urtheils iſt es jedoch nicht ſo ſchlimm als es auf den erſten Blick erſcheint. Die größte Anzahl der Menſchen, wenn man ſie fragt, welche Dinge unerläßlich zu ihrer Exiſtenz gehören, würden tauſend Gegenſtände anführen, ehe ſie auch nur auf den Gedanken kämen, eine eigne Meinung auch unter dieſen mitzuzählen. Sie kennen zum Glück gar nicht dieſe Geiſtesſpeiſe, ohne die eine frei geborne Seele nicht exiſtiren kann. Für dieſe iſt dieſe ſo geknechtete Welt, die beſte Welt, und ſie möchten Denjenigen ſteinigen, der von einer andern Welt ſpricht. Im Bunde mit ihren Unterdrückern hören ſie nicht auf zu rufen: So muß es ſein! So allein wird die Menſchheit glücklich, ſo allein giebt es weiſe Regierungen, ſo allein unterwürfige Völker! Mag es ſein! Es kann eine Weisheit geben, die ganzen Völkern Armuth auferlegt, ſo wie es eine

Weisheit giebt, die ſie einzelnen Individuen auferlegt, damit beide den gefährlichen Luxus eigner Meinung nicht beſtreiten können. Ein durch ſeine eignen Betriebskräfte reich gewordenes Volk urtheilt nach eignem Ermeſſen.

Man fragt, wozu dies alles hier? Es ſteht in genaueſter Verbindung mit mir und meiner ſchriftſtelleriſcher Laufbahn. Ich bin grade ein ſolches Individuum, das ohne eigne Meinung, oder wollen wir es weniger hochmüthig, ohne nach eignem Belieben nicht hat exiſtiren können. Ich habe immer die eigne Meinung gehabt, die mit einer Rente von zehntauſend Thalern zuſammengehört, nur leider hat mir dieſe Rente gefehlt. Dies war das Unglück meines Lebens. Ich habe geurtheilt, gefühlt, gedacht wie ein reicher Mann, und ich war es nicht. Doch hab ich auch nicht Armuth gekannt. Das Schickſal, das mich geboren werden ließ, da noch große Schätze im Elternhauſe ſich befanden, nahm mir dieſe Schätze, ließ mir jedoch ſo viel, daß ich meinen Charakter und meine Sinnesweiſe nicht zu beugen nöthig hatte. Auch mein Talent gab mir hierzu die Mittel. Aber man hat es mich vielfach entgelten laſſen, daß ich es gewagt, ohne reich und angeſehen vor der Welt zu ſein, den Muth oder den Eigenſinn hatte, meinen eignen Weg zu gehen. Hätte ich mich dem Reichthume anſchließen, der Macht mich gefällig bezeigen wollen, ohne Zweifel hätte ich ganz andere Erfolge erzielt, allein alsdann hätte ich auf den Luxus der eignen Meinung, für mich den angenehmſten und unentbehrlichſten Geiſtes Comfort, den es giebt, verzichten müſſen. Ich hätte meine Bücher ſo einrichten müſſen, daß ſie der Macht gefielen, war dieſe Macht nun die Mode oder war ſie die Privatanſicht irgend eines Protektors. Dem Himmel ſei Dank! dies hab ich nie gethan. Dies iſt — wenn ich die Reihe von Produktionen betrachte, eine freudige Genugthuung. Dieſe Schriften, ſage ich mir ſelbſt, mögen immerhin ſchwach ſein, verfehlt, unvollkommen — aber ſie ſind deine Schriften, mit Luſt geſchrieben, nach eignem Willen geſchrieben, auch keine Zeile darin trägt die Schmach an ſich von einem reichen Buchhändler oder einem hohen Protektor, oder dem Machtſpruch einer Klike diktirt zu ſein. Kann irgend etwas einem Schriftſteller ein glückliches Gefühl erregen, ſo iſt es nach meiner Anſicht der Stolz, daß ſo wenig er der Welt auch gegeben, dies Wenige doch ſein eigen war, aus dem Beſten geſchöpft, das er in Denken und Empfinden bei ſich wahrte. Freilich ſtehe ich auch jetzt, da ich ſo ziemlich meine Laufbahn für geſchloſſen erachte, ohne reiche Pfründe da, und trete vom Schauplatz ab, ohne das Braverufen der Cameraderie. Man hat mir damals, zur Zeit der großen Völkerbewegungen vorgeworfen, daß ich jene Schriften, die einen glühenden Haß gegen die Demokratie athmen, geſchrieben habe, auf Antrieb einer geachteten Macht, die freilich ſpäter ſich gerne meiner Feder bedient hätte, um ihre Zwecke zu erreichen. Wie wenig dies der Fall geweſen, beweiſt, daß gerade die Parthei für die ich kämpfte, ſich ſpäter angelegen hat ſein laſſen, mich zu verleugnen, wo ſie nur konnte, und zwar aus dem Grunde weil ich — wieder meinem alten Luxus folgend — meine eigne Meinung auch damals ſagte, wie ich ſie jetzt ſage, unbekümmert, ob unterdeſſen der Mantel nach dem Winde gehängt worden iſt. Als ich jene Novellen ſchrieb, in denen ich unwürdige Leute verherrlichte und würdige in den Staub trat, war es mir damals ſo ſehr die Sache meiner eignen Ueberzeugung, daß ich nicht fähig war, die Stimme der Klugheit zu hören, denn hätte ich ſie gehört, ſo hätte ich dieſe Bücher, die ich verwünſche geſchrieben zu haben, nicht geſchrieben, denn ich weiß, wie man in Deutſchland Politik treibt; daß die Parthei, zu der man gehört, die Perfidie und die Niedrigkeit hat, gerade zuerſt die verfolgende Hand gegen den aufzuheben, der ihr in Zeiten der Gefahr Dienſte geleiſtet. Von einem Zuſammenhalten, von einer Schätzung der Talente iſt nicht die Rede; nirgends trifft man wie in Frankreich und England auf jene ehrende Beachtung des nicht käuflichen Talents. Die Demokratie hat in dieſer Beziehung viel ehrenwerther gehandelt als ihre Feinde, denn es ſind Beiſpiele in Menge vorhanden, wie treu ehrenwerthe Männer dieſer Geſinnung von ihren politiſchen Genoſſen zu Zeiten der Verfolgung unterſtützt und gehalten worden ſind. Doch genug von dieſem unangenehmen Thema. Ich komme auf meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zurück.

Die heitere und behagliche Muße, die mir in Weimar ward, das geſellige Entgegenkommen ſchöner und geiſtvoller Frauen machten, daß ich in glücklichſter Stimmung an die Vollendung des Romans „Galathee“, der in Baden-Baden angefangen worden, gehen konnte. Die Scenerie ſchwebte mir noch lebhaft vor. Das kleine Schloß Favorite, die Gärten von Schwetzingen, die ſchönen Bergeshöhen um Heidelberg herum waren meinem geiſtigen Auge in großer Deutlichkeit gegenwärtig. Ich brauchte nur den Griffel anzuſetzen, und die Landſchaft war raſch hinſkizzirt; die Perſonen des Romans trug ich ohnedies lebendig in mir. So entſtand denn ein Gedicht, denn ſo kann ich im engſten Begriffe des Worts dieſen Roman nennen, wie kein ſpäteres mehr aus meiner Feder gefloſſen. Meine ganze Richtung hat in der Folgezeit von dieſer Innerlichkeit der poetiſchen Conception ſich abgewendet; ich trachtete mehr, äußerliche Erfolge zu erzielen, ohne daß ich darauf ausging, oder es auch nur vermochte, dem Schöpfungsdrange in mir in ſolchem Maaße genüge zu leiſten, als es in dieſem Gebilde geſchehen. Ich beſinne mich, daß ich einige Stellen faſt wie von einer urſprünglich wirkenden und treibenden Gewalt gefördert, geſchrieben habe, daß meine Feder über das Papier flog, und jede Wendung, wie ſich ſelbſt bildend, völlig fertig und gerundet ins Leben trat. Es war ein ſeeliges Gefühl, und wenn ich am andern Morgen die Bogen betrachtete, die in dieſen myſtiſchen Weiheſtunden der Nacht entſtanden, überkam es mich wie ein ſüßer Schrecken vor dem mir zugewendeten Antlitz des Dämons der Poeſie. Freilich mußte der Körper dieſe Anſtrengungen des Geiſtes aus ſeinen Mitteln bezahlen, es ergriff mich ein Nervenleiden, das mich ſchon in Stuttgart, wo ich zuerſt die Gewohnheit annahm, die Nächte hindurch ſchöpferiſch thätig zu ſein, an ſeine Exiſtenz gemahnt hatte, und der zufolge überkam mich oft eine ſo düſtere und hinfällige Stimmung, eine Art Migräne der Seele, daß ich jeder geſelligen Mittheilung abgewendet, die Einſamkeit beharrlich aufſuchte. Hätte ich in einer großen Stadt wie Berlin gelebt, ſo wäre es ein Leichtes geweſen, mich auf Jahrelang moraliſch einzumauern, und meine Spur vom Erdboden gleichſam zu vertilgen, aber in Weimar war dies unmöglich. Der gekrümmte Finger irgend eines Freundes, einer neugierigen Freundin, oder ſchlechtweg eines Müſſiggängers, der die ſtaubige, ſonnige Straße in der Mittaghitze daherwandelte, klopfte an meine Thüre, und die nothwendige Folge davon war, daß ich mit meiner miſerabeln geiſtigen Toilette doch wieder Abends in den Geſellſchaftszimmern erſchien.

Ich will von den in Weimar anſäſſigen und von den nach Weimar zureiſenden Bekanntſchaften ſprechen. Unter den erſtern befand ſich der kleine Humoriſt Stephan Schütze, der mir in den Jahren meines täglichen Umgangs mit ihm mehr als eine Bekanntſchaft, faſt, wenn man das Wort Freundſchaft in dem leichten Sinne nimmt, ein Freund wurde. Verwachſen, und von der Natur übel behandelt bewahrte er eine feine, edle, bewegliche Seele in dieſem gebrechlichen Leibe, der wirklich zu nichts anders tauglich war als im Grabe zu faulen. Wie die Organe bei ihm wirkten, weiß ich in der That nicht, denn kein einziges war am rechten Platze angebracht; ein ſo verſchobenes, zerdrücktes, bald nach dieſer, bald nach jener Seite ſchief gezogenes Körpergebilde iſt mir nie wieder zu Geſicht gekommen, obgleich ich unter meinem nähern Umgang mehr als einen Aeſop gezählt habe, und noch zähle. Schütze war kein eminenter Geiſt, was ſchon daraus hervorgeht, daß es ihm möglich war, das „Taſchenbuch für Lieb und Freundſchaft“ faſt ein Vierteljahrhundert lang beharrlich herauszugeben, und mit den üblichen Unbedeutendheiten zu verſehen; aber war er kein Dichter, ſo war er ein Stück Lebensphiloſoph und in dieſer Beziehung konnte man von ihm lernen. Mitten in den brauſenden Lobkatarakten die um die koloſſale Statue Göthes ſtets ihre Stürme in ſeiner nächſten Nähe ertönen ließen, bewahrte er ſich ein freies ſelbſtändiges Urtheil über den Vergötterten. Göthe imponirte ihm nicht: er hielt ſich, obgleich nur ein paar Häuſer von ihm ab wohnend, abſichtlich und beharrlich ein ganzes Leben lang von ihm geſondert um „ihn kalt und ruhig beobachten“ zu können.

Und ſo beobachtete denn auch der kleine Mann den großen Mann, und die Folge hiervon war, daß er mit zutreffendem ſcharfen Urtheil in der Sonne lange vorher die Flecken entdeckte, die erſt ſpätere Ferngläſer wahrnahmen und der Welt mit Geſchrei verkündeten. Stephan Schütze hatte ſie geſehn; Stephan Schütze ſprach in vertrautem kleinen Freundeskreiſe, bei ſorgfältig verſchloſſener Thüre, leiſe — leiſe von dieſen Sonnenflecken und er hätte, wenn er den Muth gehabt, gar gerne ein merkwürdiges Buch veröffentlicht, das er in ſeinen beſten Geiſtesſtunden über dieſe Beobachtungen und Entdeckungen geſchrieben. Aber wie paßte das! Wie konnte der Herausgeber des Taſchenbuchs der Lieb und Freundſchaft als der Kritiker und Tadler Göthes auftreten? Es lag etwas Humoriſtiſches in dieſer Idee. So wurde er denn zu Lieb' und Freundſchaft, wie in unſern Tagen die Leute zu Pulver und Blei begnadigt. Göthe, es ſind Zeichen davon vorhanden, obgleich er vornehm den Taſchenbuchherausgeber ignorirte, wußte doch um ſein widerhaariges ſtachliches Daſein, und wenn er die kleine verwachſene verzerrte Figur in den Gängen des Parks herumgehen ſah, ſaß der große Olimpier ruhig in ſeinem Schreibzimmer und betrachtete von ferne dieſe ihm giftige Fliege, die gar zu gern einen Fleck auf ſeinen Ruhm geſetzt hätte. Seine Feindſchaft gegen Göthe abge-

Großvater ſtarb im vollen Glauben an die Wahrheit derſelben."

„Theile uns doch Einiges aus dieſer merkwürdigen Geſchichte mit," ſagte der Zauberer.

Dieſe Aufforderung erregte den Stolz und die Eitelkeit des jungen Königenkels. Seine lebhaften jugendlichen Züge nahmen einen kleinen Anſtrich von Uebermuth an und ſeine Stellung wurde freier und aufgerichteter. „Der Großvater," hub er an, „der ins Dorf unten eingewandert kam, und den ſie noch allgemein dort den alten „König von Cypern" nannten, erzählte uns oft in den Abendſtunden, wie einſt gütige himmliſche Weſen die Welt regiert hätten, die man Feen genannt. Eine derſelben, die alle Vollkommenheiten und Reize in ſich vereinigt, die man ſich nur denken kann, habe mit meinem Urahn ein Liebesverhältniß gehabt, und in Folge deſſen ſei er mit der Königskrone von Cypern beſchenkt worden. Die glorwürdigen Zeiten ſeigerechnet, war Schütze eine geſellige Natur. Er beobachtete ſtets. Wenn man zufällig auf ihn blickte fand man das große brennglasartige Lorgnon vor das Auge geſchoben, und dieſes alſo bewaffnete Auge richtete ſich auf die luſtige Tafelgeſellſchaft. Er ſelbſt trank gern ein Gläschen mit, er hätte auch gern in einigem Uebermaaße gegeſſen, wenn in ſeinem Körper irgendwie ein Platz geweſen wäre, das Gegeſſene zu bergen. Kleine Excurſionen in die Umgegend unternahm er gerne, und dabei mußte er dann ſtets einen Gefährten haben, der aber während der Fahrt nicht ſprechen durfte, denn Schütze lag aus dem Wagenfenſter während der ganzen Fahrt heraus und „beobachtete". Auf dieſe Weiſe habe ich ergötzliche Fahrten mit ihm gemacht. Langten wir in Jena im Gaſthof zur Sonne an, ſo kam bei einer Flaſche Wein die Zunge wieder in Bewegung, und der Humoriſt und Spaßmacher trat bei ihm in vollem Glanze hervor. Der größte Ehrgeiz des Mannes war mit Degen und Klapphut an den Hof zu gehn, und in der That gelangte er zu dieſer Ehre, indem man bei ihm, einem bürgerlichen Herrn, die Ausnahme machte, und ihm in Geleitſchaft mit dem Kanzler von Müller, der es übernommen hatte Schütze bei Hofe einzuführen, die Thüren zur Antichambre öffnete. Wer war nun glücklicher als Schütze. Er beobachtete nun den „Hof". Leider dauerte dieſe Freude nicht lange. Der elende Körper verſagte ſchmählich auch die wenigen Dienſte, die er bis jetzt geleiſtet, und der arme Mann ſank auf ſein Sterbebette. Sein Ende war nicht leicht. Er kämpfte gegen den Tod ſo heftig und ſo ängſtlich leidenſchaftlich, wie ein armes Inſekt kämpft das in den Fäden des Gewebes zittert, und aus dunkelm Winkel die große ſchwarze behaarte Spinne auf ſich zueilen ſieht. Die große, behaarte Spinne ſiegte, wie ſie immer ſiegt. Das kleine Inſekt ſtarb. Ich ging mit den Männern, die ihn forttrugen, auf den Kirchhof und da ereignete ſich noch der humoriſtiſche Zufall, daß das Bette, das für ihn war zugerichtet worden, durch ein Mißverſtändniß eine Stunde zuvor von einem andern Schläfer bereits eingenommen war, ſo daß der neue Ankömmling warten mußte, bis ein neues Lager für ihn bereitet wurde. Schütze ſtarb geachtet von ſeinen Mitbürgern, und geliebt von ſeinen Freunden; er hinterließ einen Sohn, an dem ſein ganzes Herze hing, möge es dieſem gut gehn, und er an gradem Körper und geſunder Seele das herausbekommen, was dem Vater in dieſer Beziehung ſo ſchmählig entzogen war.

Froriep's, als eines mir befreundeten Mannes, habe ich bereits erwähnt, es bleibt mir nur noch übrig Ludwig Schorn zu nennen, mit dem ich auch, was die weimariſchen Kunſtſammlungen und Kunſtintreſſen betraf, öfters in Berührung kam. Er war ein Mann von feinem Kunſtſinn und da er auch dichteriſche Begabung hatte, gelang es ihm, die poetiſchen Motive bei jedem Kunſtwerke in beſonders helles Licht zu ſtellen. Seine Umgangsweiſe und ſeine Sitten waren ſanft und gefällig; mit der beſten Manier unterzog er ſich der nicht leichten Aufgabe die Kunſt als Converſationsſtoff zuzubereiten, damit ſie zwiſchen der Thee- und der Soupérſtunde eine läſtige Pauſe ausfülle. Hier hörte ich ihn oft mit leiſer Stimme über die Vorzüge der Carſten'ſchen Compoſitionen ſprechen ohne daß er es dahin bringen konnte, daß die Samenkörner ſeiner Weisheit in irgend ein zuhörendes Ohr fielen. Dennoch verlor er nicht den Muth. Er hatte ein ausnehmendes Talent zum Höfling, doch fehlte ihm die Gabe zu imponiren und durchzudringen. Als Freund und Menſch war er von unerſchütterlicher Treue und Aufrichtigkeit. Die Künſtler, die die weimariſchen Schloßgemächer mit Darſtellungen aus Göthe's, Schiller's und Wieland's Werken zierten, wurden von ihm nach Weimar hingezogen und unter ſeiner Leitung beſchäftigt. Durch ſeine Heirath mit dem Hoffräulein v. Stein ſchuf er ſich eine angenehme Häuslichkeit, deren er ſich jedoch nicht lange erfreuen ſollte, denn den bereits kränkelnden Mann nahm ein plötzlicher Tod noch in gutem Lebensalter hinweg.

Seit mehr als zwei Menſchenaltern war es Sitte geweſen daß Alle, die in irgend welcher Beziehung mit den Muſen ſtanden oder zu ſtehen glaubten, die Mauern Weimar's nicht vorbeifuhren ſondern einkehrten. So ſah ich denn bald dieſen bald jenen fahrenden Sänger, der faute du mieux mir die Ehre erzeugte mich aufzuſuchen. So lernte ich das damalige

„junge Deutſchland“ kennen. Der erſte war der liebenswürdige Dingelſtedt, der, ich weiß nicht auf welcher Flucht oder Wanderung begriffen, nach Weimar kam um ſeine Andacht in der santa casa des Göthe'ſchen Hauſes zu verrichten. Bald darauf erſchien Gutzkow, den ich zwar in Stuttgart, wo er kritiſche Studien unter Menzel im Literaturblatte Cotta's machte, wohl ſchon geſehn nicht aber in perſönlichen Verkehr mit ihm getreten war. Er zeigte, wie ich ihn in Weimar bei mir ſah, die Allüren eines modernen Doktrinären, eines jungen Staatsmanns in der Knoſpe, der nur dunkel, zerſtreut, und mit Nichtbeachtung der Perſonen zu denen er ſprach, ſich äußerte. Dieſe Manieren wurden damals Mode. Ganz anders zeigte ſich Freiligrath, der wie ein muntrer, friſcher, geſunder Junge ausſchaute, und dem man damals wahrlich nicht die blutigen März-Dithiramben anſah, durch die er ſich ſpäter einen Namen machte. Der gezwungene, fremdartige Ton, den er in die Lyrik brachte, und der abentheuerliche Trödel den er auf den Märkten von Tunis und Kairo aufſammelte um ihn den Figuren ſeiner Romanzen und Balladen umzuhängen, behagte mir wenig, doch kam alles dieſes dem Zeitgeſchmack gelegen, der auch in der Muſik das Einfache, Natürliche, die Schönheit und das Melodiſche verlernte, um in die Effekthaſcherei und in eine lärmende Rethorik einzulenken. In der Kunſt war dies bereits geſchehn, indem man dem Pinſel und dem Griffel zumuthete Tiefſinn, Philoſophie und Gelehrſamkeit auszudrücken. Ueberall wo Freiligrath die einfachen rührenden Naturlaute der Lyrik anſchlägt iſt er wahrhaft ſchön und erhebend, ſo kenne ich faſt kein mehr empfundenes und edel gefühlteres Gedicht als das, welches unter dem Titel „O lieb' ſo lang du lieben kannſt" in ſeiner Sammlung ſich findet. Ich bin überzeugt daß die politiſche Rolle, die ſeine Freunde ihm gleichſam über den Hals geworfen, gar nicht in ſeinem Weſen Wurzel geſchlagen noch ſchlagen kann; daß er von Natur ein weicher, empfindender Dichter, mit einem warmen Herzen für Freude und Genuß geboren, nichts weniger will und kann als einen Marſeilleſe-Poeten abgeben. Daß er dem Könige von Preußen die ohnedies kärgliche Penſion zurückgab, mochte hingehn; es konnte dies Demonſtration zur Genüge ſein, weiter brauchte er nicht zu gehn, und er hat, indem er ſein ganzes Weſen in den Holzblock ſpannte, ſeine geſunden Glieder auf lange Zeit untauglich gemacht. Etwas anderes wäre es geweſen, wenn ihn die Natur jenes Gift beigegeben, das wie das Henkerſchwerdt kalt, berechnend und ſicher trifft, und dem auf die Länge nie und nirgends auszuweichen iſt, alsdann hätte er Erfolge haben können. Aber eine ſolche Natur iſt der wahre Dichter höchſt ſelten, und er iſt's nun gar nicht. — Er iſt in kleinem Maße, was Victor Hugo im größern iſt, der der Wahrheit ſchadet indem er eine Carrikatur der Wahrheit für die Wahrheit ausgiebt. —

Die Wogen des poetiſchen Sturms, der die „Galathee“ geſchaffen, legten ſich allgemach; ich ging auf kühlere und berechnetere Produktionen über. So griff ich zunächſt zu Gegenſtänden, die eine maleriſche Wirkung äußerten, denn immer wieder kam meine Begabung für Produktionen mit Stift und Pinſel mir lockend in den Weg. Es mag erlaubt ſein, über dieſe Begabung ein Wort hier einzuſchalten. Ich nenne es eine Begabung, weil ich nicht wage es Talent zu nennen. Man iſt heutzutage nur allzufreigiebig mit dem Worte Talent. Unſer Leben, beſonders in den vorzugweiſe gebildeten Ständen, die wie bekanntlich jetzt ſehr weit ausgedehnt ſind, iſt ſo umgeben, gleichſam ſo angefüllt mit Anreizung zu künſtleriſcher dilettantenhafter Produktion, ſowie es auf der andern Seite wieder mit Anhäufung künſtleriſcher Produktions-Mittel und Organen ſchöpfriſcher oder nachbildender Technik und Kunſt überladen iſt, daß es ſchwer iſt ein junges Auge und Ohr vor dieſem Andrange verſchloſſen zu halten. Eine jungfräuliche Unberührtheit mit dem Dilettantismus irgend einer Kunſt iſt faſt eben ſo ſchwer zu erreichen als es faſt unmöglich iſt ein oberflächliches Wiſſen, ein Aburtheilen über Alles und Jedes abzuwehren. In ſolchen Zeiten muß man nothwendig die Begriffe enger zuſammenziehn, die Forderungen näher beſtimmen, die Preiſe mit gedoppelter Vorſicht und geſchärfter Prüfung vertheilen. Die wirkliche Kunſt muß ſtreng abgegrenzt bleiben von dem Spiel, das müſſige Stunden mit den Stoffen der Kunſt und des Wiſſens treiben. Die wirkliche Kunſt, als Blüthe des höchſten Bildungsgrades, des geläuterten Geſchmacks, des gründlichen Wiſſens, und des genialen Schaffens muß in ihrer vollen Würde unangetaſtet von dem Geräuſch des Tages daſtehn, nur ſo können wir ſie vor völligem Verſinken in die Barbarei der Vielbildung bewahren. In jedem Hauſe wird Muſik getrieben, in jedem Hauſe führt irgend eine Hand den Griffel und den Pinſel. Man iſt nicht zufrieden ein paar Freunde mit Albumsblättchen oder Muſikcompoſitionen zu erfreuen, man ſucht einen Verleger. Eine ſchwache Erfindung in Noten, eine unkorrekte Zeichnung kommen raſch in die Welt, die illuſtrirten Unterhaltungsblätter, deren es jetzt eine Legion giebt, haſchen nach dieſen ſchwächlichen Gebilden, vervielfältigen ſie, bringen ſie vor das Auge und das Ohr von Tauſenden von Käufern, und ſiehe da, der Dilettantismus iſt in das Publikum eingeführt. Der wahre Künſtler, der zu ſo billigem Preiſe weder ein Werk liefern will noch kann bleibt zurück, und erhält keine Beſtellungen. Es iſt unglaublich, man muß es mit eignen Augen geſchaut haben, zu welchem Unwerth dieſe Illuſtrationen herabgeſunken ſind. Oft ſind ſie in der That nichts weiter als mit Buchdruckerſchwärze gemachte Klexe, die die Hand beſchmutzen, die das Blatt anfaßt. Die Taſchenbuch- und Almanach-Literatur früherer

Jahre, die eine Anzahl ebenfalls flüchtig gearbeiteter Kupferchen lieferte, war gegen dieſe elenden illuſtrirten Blätter unſerer Tage, eine klaſſiſche Schöpfung. Und dabei die unglaubliche Gemeinheit der Erfindung, die ſich unter der Larve des Volksthümlichen breit macht, und in welchem Genre beſonders die Münchner illuſtrirten Blätter einen nicht beneidenswerthen Rang einnehmen. Jeder irgend noch vorhandene Schönheitsſinn, jede feinere Geſchmacksrichtung wird durch dieſe Sudeleien, die ihren Urſprung am Bierkruge in der Schenke nicht verläugnen, im wirklichen Volke im Keime unterdrückt.

Doch dies nebenbei. Ich habe von meinen Verſuchen auf dem Felde künſtleriſcher Compoſition zu ſprechen. Der Trieb auf dieſem Wege meine Gedanken und Gebilde in Form und Geſtalt zu bringen, iſt von früh auf ſo lebendig und ſtark in mir geweſen, daß es lange Zeit eine Lebensfrage bei mir war, ob ich mich nicht völlig der Kunſt widmen ſolle. Mein Vater, der ſelbſt zeichnete und malte, wünſchte dies, aber mein eigner Wille, als ich nach Deutſchland gekommen, des geiſtigen Zuſammenlebens mit Dichtern und Schriftſtellern theilhaftig wurde, entſchied für die Feder. Aber der Griffel blieb nicht müſſig liegen. Auf meinen Reiſen, und in den Kreiſen, in denen ich mich bewegte, gab es Stoff genug, bald zu einer flüchtigen Skizze, bald zu einer ausgeführten Portraitzeichnung. Oft, wenn ich den Stoff einer

Novelle im Geiſte modellirte, kam mir das Beiwerk in maleriſcher Gruppirung von der Phantaſie geſendet hinzu, und dieſes bildende Motiv half dem Gedanken Vorwurf zu größerer Rundung und Vollendung. Auf dieſe Weiſe, beſinne ich mich, iſt die kleine Erzählung in dem Taſchenbuche Urania, „Die Gebrüder Breughel", faſt ganz durch maleriſche und bildliche Eingebung entſtanden. Wenn die Schöpfungskraft jedoch den einen Weg eingeſchlagen, kann ſie nicht zugleich den zweiten gehn, und aus dieſem Grunde erklärt ſich's auch, daß ich ſelbſt kaum fähig bin Illuſtrationen zu meinen eignen Büchern zu machen. Der Stoff iſt mit der Feder gleichſam erſchöpft. Ein Anderer, der den Gegenſtand mit fremden Augen anſieht, kann leicht neue, für die bildliche Darſtellung geeignete Seiten an ihm entdecken, deshalb gehört, um ein gutes illuſtrirtes poetiſches Werk zu liefern, ein ſchöpferiſcher Künſtler zu einem ſchöpferiſchen Schriftſteller. —

Noch lange vorher, ehe dieſe Fluth von Illuſtrationen über unſern Büchermarkt hereinbrach, brachte ich nach Muſter der guten illuſtrirten Werke der Franzoſen, beſonders eines Grandville und Anderer, auf Aufforderung der Buchhandlung Weber in Leipzig die Zeichnungen zu dem Mährchen „Tutu" aufs Papier, und nach dieſen Originalen ſchuf der Holzſchnitt des Herrn Unzelmann in Berlin die bekannten Blätter. Die Technik des Holzſchnittes war damals noch nicht in Deutſchland zu der Vollendung gelangt, wie ſie es jetzt iſt — wenn tüchtige wirkliche Künſtler, wie Menzel zum Beiſpiel, ſich der Sache annehmen — es wurde demnach ein, meiner Zeichnung wenig entſprechendes Bilderwerk daraus, das auch nicht weiter fortgeſetzt wurde, da das Jahr 1848 dazwiſchen kam. Ich habe mit Vergnügen an dieſem Buche gearbeitet; es iſt das einzige, daß ſeine Entſtehung ganz allein dem Griffel verdankt. Ich entwarf bei traulicher Abendlampe, im Kreiſe von ein paar vertrauten Freunden die Zeichnungen, und am Morgen darauf ſchrieb ich mit eben ſolchem Behagen und mit derſelben Freudigkeit den Text. Kam dann ein ſolches Blättchen mir im Holzſchnitt wieder ins Haus, war freilich mein Muth geſunken; jede feine Linie war vergröbert, jede zarte Zeichnung verwiſcht, aus einem lieblichen Geſicht, ein alltägliches faſt gemeines gemacht. Man muß wiſſen wie arg ein ſchlechter Ueberſetzer einem Autor mitſpielen kann um dieſe, hiermit ganz verwandte Plage und Demüthigung zu begreifen. Dazu kam, daß das deutſche ſogenannte vornehme Publikum nie Bücher kauft, ſondern ſie in ſchmutzigen Leihbibliothekexemplaren zu genießen pflegt, wodurch ein Buch, das auf den Luxus berechnet iſt, wie es die franzöſiſchen Werke dieſer Art auch ſind, dem Verleger, der an die Ausſtattung ſein Möglichſtes gewendet, als ſchwere Laſt auf die Taſche fällt, wenn es nicht gehörigen Abſatz findet. Mithin war der Verlagshandlung wie mir ein zweites Unternehmen der Art gründlich verleidet.

ner Regierung hätten den Glanzpunkt in der Geſchichte jener Inſel ausgemacht, allein die allgemeine Hinfälligkeit menſchlicher Einrichtungen ſei daran Schuld, daß der rechtmäßige Königsſtamm nach und nach verdrängt und ein anderer auf den Thron gekommen. Die Familie des einſt ſo hochſtehenden Fortunats gerieth in Elend und lebte in Dunkelheit und Armuth auf dem Boden, den ſie einſt ihr Eigenthum genannt. Der Großvater endlich habe die Inſel verlaſſen und ſei mit den Seinigen in die weite Welt gewandert. Nach vielen Stürmen habe ihm das Glück hier eine ſpärliche Stätte bereitet, wo er ſich angeſiedelt.

Dieſer einfache Bericht erweckte in der Bruſt der beiden Zuhörer die mannigfaltigſten und lebhafteſten Gefühle. Der Magier gedachte mit Rührung des wandelbaren Schickſals der Sterblichen, und die Fee brach in ungeheuchelte Thränen aus, als ſie den Enkel ihres einſt ſo hochgeſtellten Lieblings in Armuth und Dürftigkeit

Wenn meine eigenen Leiſtungen auch nur die eines Dilettanten ſind, ſo kann ich mir doch das Zeugniß geben ein Auge zu haben für Kunſtſchöpfungen der Meiſter aller Zeiten, denen ich ein aufmerkſames und beobachtendes Auge immer zugewendet. Als begeiſterter Anhänger der Schönheit hab ich ihr geopfert, wo ich auch immer einen Altar aufgerichtet fand. Die Natur in ihren ſchönen Bildungen, die Kunſt in ihren genialen Schöpfungen fanden mich immer wach und thätig ſie auf ihrem Gange zu verfolgen. Auf meinem Schreibtiſche, auch ſelbſt in dem vorübergehenden Aufenthalt in Gaſthäuſern ſtand immer eine kleine Broncefigur, oder ein Gipskopf, an dem das Auge, wenn es von den ſchwarzen Lettern und dem weißen Papier ſich ermüdet abwandte, ſich geiſtig kräftigte. Ich ſog oft mit dem ganzen Durſt einer ſchönheits-bedürftigen Seele den Wohllaut einer herrlichen Linie ein, einer vollendeten mit der ſüßeſten Anmuth geſchwellten Form. Dankbar bin ich dem Urheber meiner Tage für dieſe Fähigkeit, die er mir gegeben, und die nur mit meinem Daſein verlöſchen wird, ein Troſt für die dunkeln Tage, die nie ausbleiben. Selbſt wenn ich das Unglück hätte das Augenlicht zu verlieren, würde die taſtende Hand die Schönheit vergegenwärtigen und mich zu ihrem Cultus fähig machen. Wer die Kunſt wahrhaft liebt, wer mit ihr ein Herzensbündniß, nicht blos eine conventionelle Vereinigung ſchließt, der hat an der nothwendigen Folge aller Neigungen zu leiden, an Launenhaftigkeit, das heißt an Simpathieen und Antipathieen. So liebe ich gewiſſe Zeiten und gewiſſe Künſtler mit glühender Vorliebe, und gehe an andern mehr oder minder kalt vorüber. Die ganze altdeutſche Schule, ſelbſt bis zu Hemling herab, iſt mir antipatiſch, ohne daß ich dabei verkenne und ignorire wo ihr Verdienſt zu ſehen iſt. Meine Lieblinge ſind die Venetianer, und unter den Niederländern Rubens. Wenn mir glückliche ſchöpfriſche Stunden noch aus der Urne des Schickſals vorbehalten ſind, ſo ſollen ſie dem Leben und den Werken dieſes herrlichen urkräftigen Künſtlers gewidmet ſein, ſeinem Leben, ſeinem Wirken. Dieſes Ziel hab ich mir vorgeſteckt.

Doch zurück nach Weimar. Mir fiel um dieſe Zeit ein Buch in die Hände, deſſen Inhalt mich an- und aufregte, und mir mancherlei Bilder, die ſich in den Hintergrund der Seele geſtellt, wieder vorführte; es war dies das Leben des Grafen Zinzendorff. Man weiß welch eine Bedeutung dieſer Mann in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewann, und wie er der Gründer eines beſondern Schisma's in der lutheriſch-reformirten Kirche wurde. Ich hatte Herrnhut geſehn, es lebte dort eine Schweſter meines Vaters, ich hatte mit ihr und mit einigen ausgezeichneten Gemeindemitgliedern verkehrt, ſoweit ein Weltkind mit entſchiedenen Frommen verkehren kann, dennoch war in meiner Phantaſie, ich ſage abſichtlich Phantaſie, **nicht Glauben**, ſo viel haften geblieben daß ich mir die Scenerie eines poetiſchen Bildes ganz wohl hinzudenken konnte, wenn es mir gelang Perſonen mit jener Charakter- und Geiſtesfarbe gefärbt auf den Schauplatz zu bringen, wie ſie in den Rahmen eines ſolchen Bildes gehören. So entſtand der Roman „Der Miſſionär“ den ich mit Vergnügen ſchrieb, da mir immer die ſeltſamen, in Herrnhut verbrachten Tage dabei vorſchwebten. Doch fiel das Buch nur ſchwach aus. Ich bin nicht geeignet religiöſe Stoffe ſo zu behandeln daß ſie dem Betrachter, er braucht eben kein Frommer zu ſein, Genüge zu leiſten. Plaſtiſch die Figuren zu runden, gelingt mir allenfalls, dies iſt aber nicht genug bei Gebilden, wo eine tiefe Innerlichkeit den Haupt- und Grundton liefern muß. Ich bekenne offen, daß ich zu keinem poſitiven Glauben noch hindurchgedrungen bin, daß ich große Achtung, ja ich darf ſagen Scheu vor den miſtiſchen Gnadenmitteln habe, daß ich alles mit dieſer Scheu betrachte was in dem geheimnißvollen Element des Glaubens lebt, daß mir aber ſelbſt noch keine Offenbarung geworden iſt, und daß ich warten muß bis deiſe mir wird. Die katholiſche Kirche hat eine unbeſchreibliche Anziehungskraft für mich, aber auch nur äußerlich, ich fühle aber, daß wenn der Drang in mir erwachte die große Botſchaft, die an Alles was da lebt ergangen iſt, auch für mich anzunehmen und anzuerkennen, es die katholiſche Kirche allein ſein würde, die mich befriedigte in ihren äußerlichen Dienſtleiſtungen. Denn eine Kirche die da herrſchen will muß *dienen*, muß dem kleinſten und geringſten Bedürfniſſe der Übrigen dienſtbar ſein. Doch dieſe Dinge führen hier zu weit; ich muß nur ihrer Erwähnung thun, weil man in einer großen Menge von Beurtheilungen meiner Bücher mir ſtets Frivolität vorwirft, und religiöſe Richtungsloſigkeit. Offen wie in Allem, bin ich auch hier, und bekenne gern daß ich nichts Höheres kenne als den Glauben *haben*, aber nichts Schwierigeres als ihn zugleich *bekommen*.

Ich ſchließe hier meinen Aufenthalt in Weimar. Das Jahr 1841 brachte mich nach Rußland zurück und als ich von neuem nach Deutſchland mich wendete, nahm ich meinen Aufenthalt in Berlin.

Ende des erſten Theils.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Erinnerungsblätter.

Zweiter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin,
Verlag von Heinrich Schindler.
1856.

Universitäts-Bibliothek
München

I.

Nimm mich auf in deine Hallen,
Stolze, prächt'ge Königſtadt!
Keine deiner Schweſtern hat
So an Schönheit, reich von allen
Ausgeſchmückt der Künſte Hand;
Aber ach — dein Sand! dein Sand!

Laß mich bei dem Glanze weilen,
Der in deinen Mauern wohnt,
Bei der Göttin, die da thront
Hoch auf deines Thores Säulen,
Niederſchaut auf's mächt'ge Land,
Ach, und auf den vielen Sand!

So ſang einſt der Satiriker Maltitz. Es paßt jetzt aber nur zum kleinſten Theile auf Berlin, auf die Umgebungen mag es noch in vollem Sinne paſſen. Die ſandigen Plätze, die früher in der Stadt ſelbſt, zum Schrecken der armen Fußgänger ſich ausdehnten, kleine Taſchenausgaben der Sahara, ſind jetzt in Gartenanlagen verwandelt worden, die durch ihr friſches Grün und durch ihren bunten Blumenflor das Auge erfreuen, und den armen Lungen nicht beſchwerlich werden. So der Wilhelmsplatz und vor allem der endloſe Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thore, der jetzt eine ſehr heitere einfach eingetheilte Ebene bildet, auf der es ſich ſehr anmuthig für diejenigen herumwandeln läßt, die gerne Himmel und Wolkenbildung betrachten wollen, bekanntlich ein Genuß, den der, in ſeine Mauern eingeſchloſſene Städter gern aufſucht. Hier hat man ihn dicht vor dem Thore. Es fehlen dieſem ſchönen Platze einige paſſend aufgeſtellte Statuen, ſo wie man überhaupt das ſteinerne Volk etwas mehr über dieſe Gegend hin vertheilen ſollte, nicht allein auf einem Flecke zuſammenhäufen. Die kleine Strecke vom Anfang der Linden bis zum Schloſſe iſt überfüllt mit „Puppen", wie ſie der Berliner nennt. Dafür haben die übrigen Theile der Stadt gar keine, oder ſehr ſchlechte ſteinerne Bevölkerung. Wie viel Generäle, wie viele Minerven, wie viele geflügelte und ungeflügelte, bekleidete und unbekleidete Göttinnen könnte allein das Köpenicker Feld faſſen, dieſes traumhafte Stadtviertel, wo bis jetzt Plätze genannt ſind, die nicht zu finden ſind, wenn man ſie aufſucht, Straßen, durch die Niemand wandeln kann, weil die Häuſerreihen zu beiden Seiten fehlen, Kirchen, die einſam ſich erheben und auf das Geſchlecht der Zukunft zu warten ſcheinen, das einſt, der Himmel weiß, was für Gebete in ihren Mauern wird aufſteigen laſſen. Das Berlin der Zukunft, das ungeheure Köpenicker Feld, iſt eine unheimliche Geiſterſtadt. Geſchicke und Menſchen ſind hier noch in Wolken gehüllt, und nur der immenſe Pallaſt der Kranken, das Haus Bethanien, erſtreckt ſeine einſamen Mauern, und vor ſich ſah. In die Bitterkeit dieſes Gefühls miſchte ſich auf angenehme Weiſe der ſchmeichelhafte Lobſpruch, den der junge Schäfer ihr ertheilt hatte, indem er ſie den Inbegriff aller Reize und Vollkommenheiten genannt. In der That der arme Junge ahnete nicht, daß das Original der unwahren Copie vor ihm ſtände. So weit ihre Eitelkeit auch ging, ſo wagte ſie doch nicht, nach dieſer Beſchreibung, ſich als die Fee, von der die Rede war, zu erkennen zu geben, ſie begnügte ſich nur ihre lebhafte Theilnahme über den eben gehörten Bericht an den Tag zu legen und dem jungen Fortunat ein anſehnliches Geſchenk aufzudringen, das aber dieſer hartnäckig ablehnte.

„Nein, gnädigſte Dame,“ ſagte der Jüngling mit Erröthen, „wenn Sie ſelbſt die Fee wären, die einſt meinem Vorfahr die Krone gab, und wenn Sie mir daſſelbe Glück ertheilen wollten, ich würde es dennoch abweiſen. Ob jener ſpiegelt ſie in irgend einem öden Kanal, der hier ſeine Wellen treibt, und einer vergeſſenen Spreenimphe zur Wohnung dient. Das Geräuſch der Paraden, die Trommelwirbel der Wache, das Rollen der glänzenden Kutſchen, die unter den Linden einen nicht endenden Lärm verurſachen, dringt nicht bis in die tiefe Stille dieſes Stadtviertels. Wenigſtens ſchicke man einige Statuen dahin, da man Menſchen nicht hinſchicken kann.

Bei Erwähnung des Dichters Maltitz, von dem obige Verſe herrühren, muß ich einen Blick zurück nach Weimar thun. Dort lebt mir ein befreundeter Poet und Diplomat, der denſelben Namen führt, und auch ſchon öfters mit jenem Satirendichter verwechſelt worden iſt, jedoch ohne allen Grund, denn beide haben nichts einander Aehnliches. Apollonius von Maltitz, ruſſiſcher Geſchäftsträger am Hofe zu Weimar, und dem früher dort weilenden Grafen Santi folgend, iſt ein Gefühlspoet, mit einer humoriſtiſchen Färbung. Er hat wenig veröffentlicht, dieſes Wenige zeigt aber von einer großen Beherrſchung der Form und von Feinheit und Tiefe des Gefühls, was den Inhalt betrifft. Längere Zeit brachte ihn ſeine amtliche Stellung nach Braſilien, und die tropiſche Natur hat eigenthümlich auf ihn gewirkt; dies bekundet der Band Gedichte, der ſein Entſtehen jener Periode verdankt. Ein ruſſiſcher Diplomat darf jedoch nie und unter keinen Umſtänden ein Dichter ſein, und ſomit kränkelt auch die

Produktionspflanze unſeres Poeten auf vorſchriftsmäßige Weiſe. Der kleine Satirendichter hatte es beſſer; frei und ungehindert konnte er ſeine Straße wandeln, und durfte ſogar, wie wir geſehen haben, über den Berliner Sand ſeine Meinung ſagen, während der ruſſiſche über den ruſſiſchen Sand klüglich ſchweigt. Maltitz iſt eine weiche, edle Natur, zu deſſen Gold des Charakters das Schickſal viel zu wenig Kupfer gemiſcht hat. Darum fehlt ihm die Fähigkeit, Stiche und Wunden zu verſetzen, denen zum Danke, die ihm welche zu verſetzen die angenehme Aufgabe ſich geſtellt haben. Nichts unglücklicher als in einer Welt, wo jedes Vieh mit einem Hufe ausgeſtattet iſt, lauter verwundbare, unbewaffnete Seiten den muthwilligen Hieben dieſer Beſtien preiszugeben gezwungen ſein. Ich bitte Gott um nichts ſo ſehr, ſagt Fürſt Pückler irgendwo, als mir gütigſt ein ſchlechtes Herz und einen guten Magen zu verleihen; alsdann will ich mit der Raçe fertig werden, die mich umgiebt. So möchte man denken, wenn man ſieht, wie edle, allzuweiche, kindlich liebenswürdige, aber auch kindlich bornirte Naturen von den Salon- und Welthenkersknechten gemartert und hohnlachend geneckt werden. Nirgends mehr als in der großen Welt ſieht man Scenen dieſer Art. Ich habe große, behaarte Gewalthaber-Spinnen über kleine Subaltern-Mücken und Fliegen mit der blutgierigſten Grauſamkeit herfallen und ſie lange im Netze, dem jene nicht entfliehen konnten, herumwirbeln ſehen, ehe ſie ihnen den Todesſtich gaben. Das iſt ein Kapitel aus der Erziehung des Menſchengeſchlechts, das wahrlich nicht beluſtigend zu leſen iſt, das aber frühzeitig jungen Schwärmern und Enthuſiaſten zur Beherzigung ſollte vorgelegt werden.

Maltitz kam nach Weimar, als ſich bereits die Thore der großen Moſchee geſchloſſen hatten. Er fand auf den Stufen des Tempels Herrn Eckermann und Herrn Riemer, und mit beiden befreundete er ſich. Jetzt ſind auch ſie todt, und der liebenswürdige Poet und Diplomat ſteht ganz allein; der einzige Muſenprieſter in der Muſenſtadt. Wie ich noch das Vergnügen hatte, mit dieſem meinem Freunde und Gönner einſame Spaziergänge durch den Park von Weimar zu machen, erfreute ich mich an der milden Doktrin ſeiner Philoſophie, ſowie an der Gabe der ſchönen Recitation eigner und fremder Verſe, die er zu ganzen, lang ausgedehnten Geſängen, mit wohlklingender Stimme herſagen konnte. Dabei flüſterte es in dem Park zu Weimar, und es tönte leiſe ein Gemurmel der Quellen, als ginge der Schatten des alten Götterlieblings, des Dichterfürſten, hörbar an uns vorüber und winkte uns ſeinen Gruß zu. Keinen beſſern Geſellſchafter konnte man ſich wünſchen, als es Maltitz war, das heißt, wenn man unter Geſellſchaft Seelen und Herzensſpeiſung verſteht. Immer angeregt, immer innerlich heiter, immer im Frieden mit der Welt, machte er Einem dieſe Welt neu und liebenswerth. Nie bin ich auf Egoismus bei ihm geſtoßen; er ſelbſt war gleichſam für ſich ſelbſt nicht vorhanden. In jedem Dichter, ja faſt in jedem nur irgend befähigten Menſchen ſah er ein Weſen, dem er ſich verpflichtete ehrfurchtsvoll Platz zu machen. Dieſe weiche Unterwürfigkeit, dieſes liebende Ausdemwegegehen weiß die Menge am wenigſten zu erkennen und zu würdigen, weil ſie mit der Einrichtung der Welt, ſo wie ſie ſie anſieht und kennt, ſo ganz und gar nicht zuſammenſtimmt. Doch hat unſer Dichter zum Glück eine Perſönlichkeit in ſeiner Nähe, die ſeine edle Natur zu würdigen verſteht.

Dieſe letztere Bemerkung führt mich wieder zu dem Weimarer Hofe. Ich hatte in den früheren Aufzeichnungen keine Gelegenheit gehabt, die Perſon des jetzigen regierenden Großherzogs ins Auge zu faſſen; jetzt, da der Enkel, Neffe und Vetter des Czaaren den Thron beſtiegen, darf das Bild eines Fürſten, der in mehr als einer Beziehung den Blick des Beobachters auf ſich lenkt, nicht vermißt werden. Als ich ihn kennen lernte, war er ein Knabe, der eben ins Jünglingsalter überging, und der den Eindruck machte eines jungen Mannes, der ſich vortrefflich amüſirt; man hörte ſein Lachen und ſeine muntere Stimme durch alle Säle. Später, als ich ihn wiederſah, hatte er dieſen Frohſinn abgelegt und hatte eine Miene von Ernſt und Kälte angenommen. Man hat Grund zu glauben, daß beides nicht ſein eigentliches Geſicht iſt, und daß er dieſes eben ſo gut zu verſtecken weiß, als es ſeine jüngere Schweſter verſteht, die oft den ganzen Hof von Berlin, all die ſcharfgeſchliffenen Gläſer, die auf ſie gerichtet ſind, das ihres königlichen Schwagers an der Spitze, in Zweifel läßt, welches die anmuthige und geiſtvolle Rolle iſt, die ſie gerade jetzt zu ſpielen ſich vorgenommen. Der Bruder, ſcheint es, eifert ihr nach. Doch iſt ſeine Miene gezwungen, ſein Lächeln nicht ſo täuſchend erkünſtelt, als daß ihm die Erfolge gelingen ſollten, die der Schweſter — auch nicht immer gelingen! — Die fürſtliche Koketterie heutzutage iſt eine Wiſſenſchaft geworden, ſehr mühſam zu erlernen und ſehr undankbar auszuführen. Von der alten Kokette, Louis Philipp, an gerechnet, bis auf die neueſte Kokette, deren Namen wir nicht ſagen. Die Volksgunſt iſt eine Schöne, deren Lächeln man ſehr leicht erzwingen, aber ſehr ſchwer wirklich ſich erobern kann. Doch läßt ſich noch heutzutage mit den gehörigen Mitteln ganz Erſprießliches erſtreben. Seit ich den in Rede ſtehenden Fürſten nicht geſehen, iſt er auf Reiſen geweſen, hat Italien geſehen, und es ſcheint, daß er im Ernſte Willens iſt, die leeren curuliſchen Seſſel des Weimariſchen Kapitels von neuem zu beſetzen. Des Vaters Liebhaberei iſt die Feindſchaft des Sohnes. Der geniale Carl Auguſt hatte den für alles Kunſt- und Literaturleben indifferenten Sohn zum Nachfolger, und dieſem folgt wieder ein Mäcenas. Nur fragt ſich's, ob es der rechte Mäcen, und ob es für den Mäcen die rechte Zeit iſt. Das muß abgewartet werden. Carl Auguſt beſaß unzweifelhaft die Liebe ſeines Volkes, er bewarb ſich nicht darum, er hatte ſie eben. Karl Friedrich bewarb ſich auch nicht darum, lebte dabei in der feſten Ueberzeugung, daß er ſie hatte; als Karl Alexander den Thron beſtieg, ließ ſich an den Stufen deſſelben jenes auffällige Gemurmel hören, das, wenn auch nicht etwas Feindſeliges, doch gerade auch nicht ein Friedens- und Vertrauensgruß war. Er nimmt das Scepter ſchon mit Mißtrauen zur Hand, und ſeine nächſte Aufgabe muß daher ſein, ſich in den wohlbewußten Beſitz der Anhänglichkeit und Ergebenheit ſeines Volks zu ſetzen. Ohne Zweifel iſt ſein Weg ein ſchwieriger zu beſchreitender, als der [illegible], den ſeine nächſten Vorfahren gingen. Doch ſteht ihm ein Genius zur Seite, der die Kenntniß von dem rechten Pfade zugleich mit dem Willen, ihn zu wandeln, verbindet; es iſt dies die hohe Frau, die ihm die Natur zur Mutter, die Weisheit zur Führerin, die Liebe zur treueſten Beſchützerin gegeben. So iſt denn Hoffnung, daß der junge Fürſt mit den Tugenden ſeiner Vorfahren auch deren Glück verbinden werde. Was das Aeußere des Großherzogs betrifft, ſo iſt er groß und ſchlank gewachſen, und ſein Weſen und ſeine Tournüre erinnern lebhaft an die Allüren der ruſſiſchen Großfürſten. Doch hat er ſichtlich mit denſelben Uebelſtänden in Betreff der Repräſentation und der äußeren Erſcheinung zu kämpfen, mit denen der junge Kaiſer von Oeſtreich, damals als ich ihn ſah, zu kämpfen hatte, mit dem Schwankenden zwiſchen herbem, abweiſendem Ernſt, ſcheinbar dem Attribut der fürſtlichen Würde, und dem Abandon der jugendlichen Heiterkeit. Wie ſchwer muß auch dieſe Kunſt des fröhlichen Geſichts gerade der Jugend fallen, die ſich ſo leicht gehen läßt, und ſich ſo leicht vergißt, und deren Hauptreiz gerade in dieſem Vergeſſen und in dieſem Sichgehenlaſſen liegt.

In der Umgebung des Großherzogs befindet ſich ein Mann von vollendeter Weltform und dabei von einem treuoffenen und chevalereſten Charakter; es iſt dies der ehemalige Adjutant, der jetzige Oberhofmeiſter des Großherzogs, der Graf Beuſt, der Gemahl der liebenswürdigen Tochter des Miniſters Gersdorff, der Halbſchweſter jener Gräfin Pappenheim, der ich bereits Erwähnung gethan. Die gaſtlichen Tugenden der Mutter, die ihr Haus zu einem beliebten Verſammlungsort der Geſellſchaft machte, ſetzte die Tochter fort. Am Hofe, an die Familie des Großherzogs attachirt, lebt auch die geiſtvolle Tochter jenes Arztes Dr. Froriep, dem ich in dieſen Blättern ein Gedächtnißmaal geſtiftet. Im Uebrigen iſt mir das Perſonal des jetzigen Hofes völlig unbekannt.

Nach dieſer Abſchweifung, die jene beiden namensverwandten Maltitze veranlaßt haben, nehme ich den Faden meiner Berichterſtattung wieder auf, oder vielmehr ich ziehe ein neues Blatt aus meiner Mappe hervor.

2.

Als ich nach Berlin kam, fand ich Herrn v. Meyendorff in dem neu eingerichteten Geſandtſchaftshotel bereits wohnlich eingerichtet. Das Haus, unter den Linden gelegen, in der beſten Stadtgegend, war vor Zeiten das Palais einer Prinzeſſin Schweſter des großen Friedrich geweſen, es iſt mir nicht bekannt, welcher; von dieſer Zeit her beſaß es unter ſeinen Räumlichkeiten noch einen ſchönen Saal im Geſchmack jener Periode; aber gerade dieſer Saal konnte nicht gebraucht werden, wegen der ungünſtigen Lage, die er inne hatte; ſtatt ſeiner wurden die modern eingerichteten Empfanggemächer, die räumlich nicht ſehr gut vertheilt waren, den Gäſten bei feſtlichen Gelegenheiten geöffnet. Beſonders der Tanzſaal war ſchmal, und obgleich der Geſchmackſinn des Geſandten alles angewendet hatte, um dieſen Mißſtand zu verdecken, ſo merkten doch die im Tanze hinfliegenden Paare an der ſcharfen Wendung, die ſie machen mußten, daß nicht alles ſo war, wie ſie es wünſchten.

Es iſt wohl hier die Gelegenheit, über die Perſönlichkeit dieſes Miniſters, der zugleich ein ausgezeichneter Gelehrter war, einige Worte zu ſagen. Man konnte nicht leicht in einem geiſtig durcharbeiteten Geſicht mehr Züge von ächter Humanität und Liebenswürdigkeit bergen, als es hier der Fall war. Bekanntlich ſind die Miniſterfiguren aus der Brühl-Kaunitz-Hardenberg'ſchen Zeit vorüber. Man ſieht dieſe prächtigen Geſtalten nicht mehr, die aus haſtig geöffneten Flügelthüren mit impoſanter Haltung hervortraten, ſternblitzend, und mit anmuthigem Lächeln auf der Lippe. Die Kunſt des Repräſentirens iſt anfangs unter den brusken militäriſchen Formen, die Napoleon aufbrachte, ſpäter unter den ſaloppen nachläſſigen Geſten, die die Reſtaurationsperiode, der Himmel weiß warum, für angemeſſen hielt, verloren gegangen. Die Miniſter waren anfangs Korporale, ſpäter ungeſchliffene Tölpel. Ich habe ſelbſt in einer deutſchen Reſidenz einen Miniſter empfangen ſehen, zwar nur Herren, auf dem Bergère liegend, die Beine in der Luft und eine Flaſche Selterswaſſer zwiſchen den Beinen, eine Zigarre im Munde. Wenn Damen erſchienen, war die Sache nicht viel beſſer. Man mag gegen die conventionelle Haltung jener Herren aus der alten Zeit ſagen was man will, eingeſtehen muß man doch, daß, wenn ſie einem Zwange huldigten, dieſer doch unendlich vorzuziehen iſt dieſem unanſtändigen Sichgehenlaſſen, das gerade in dieſer Stellung unverzeihlich, und eine empörende Beleidigung für das Publikum iſt. Denn dieſen großen Herren iſt nicht genug einzuprägen, daß ſie bezahlt werden, dafür, daß ſie artig ſein ſollen, daß ſie für ſich ſelbſt gar nichts gelten, wenn nicht die öffentliche Meinung ſie trägt.

Der Miniſter v. Meyendorff war befähigt, ſich die Achtung der öffentlichen Meinung zu erwerben, auch wenn die Glorie ſeines Staats ihn nicht umgeben, er als ein ſimpler Privatmann aufgetreten wäre. Denn ſelten iſt es ſicherlich, einen ſo durchaus rechtlichen, in ſeiner ſtillen Anſpruchloſigkeit großen Charakter auf der Bühne dieſer „beſten" der Welt zu ſehen, die angefüllt iſt mit Scheintugenden und Scheingrößen aller Art. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Weg dieſes Mannes zu verfolgen, und ich habe ihn mit Bewunderung und Liebe ſeine Straße gehen ſehn. Was man einen Höfling nennt war er nicht, auch hatte er im Aeußern anfänglich nichts Gewinnendes; er war ernſt, manchesmal trocken, in der Heftigkeit verletzend, aber die unendliche ehrliche Güte ſchimmerte bald durch, und der treffliche leuchtende Verſtandesblick durchbrach raſch die Wolken, mit denen die Oede der Alltagsexiſtenz, der monotone Geſchäftsbetrieb, und die nicht endende Kränklichkeit dieſe koſtbare Seele umhüllten. Dieſe Kränklichkeit war oft von beängſtigender Art, ſie beſtand in einem Nervenkopfſchmerz, der alle Seelenthätigkeit aufhob und wie totale Lähmung wirkte. Man kann ſich denken, wie grade in ſolchen Augenblicken der Andrang der Geſchäfte läſtig ſein mußte, und was für Geſchäfte! Die Anforderungen, die das Jahr 1848 an einen Geſandten ſtellte: unerhörte Zumuthungen, noch

König Fortunat wirklich glücklich war, weiß ich nicht, aber der Bauer Fortunat iſt es. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Und worin beſteht dieſes Glück?" fragte der Zauberer verwundert.

Der junge Bauer ſtrich die dunkeln Locken aus der Stirne und erwiederte mit lebhafter Stimme: Im Beſitz von einem Paar geſunder Arme, einer frohen Laune und meines Mädchens. Dieſe drei Dinge wiegen eine Krone auf und ſie ſind es auch, die mich durch die Welt helfen werden."

Tomogiſton lächelte über dieſe Philoſophie, aber er mußte in ſeinem Innern zugeben, daß ſie viel Wahrheit enthielte. Die Fee, die der Umſtand mit dem Mädchen in etwas üble Laune verſetzt hatte, bemeiſterte ſich dennoch in ſo weit, daß ſie dem Schäfer nichts davon merken ließ, daß ſie anfangs Abſichten auf dieſes ſchon verſagte Herz gefaßt hatte. Sie nahm von dem nie dageweſene Aufgaben, unberechenbare Verantwortlichkeiten, Pflichten ganz beſonderer Art! — Ich habe ihn in dieſer Zeit kämpfen ſehen mit dem entſetzlichen Unwohlſein und zugleich mit jenen Zeitſtürmen; immer von neuem ſich aufraffend, um wie ein tapfrer Soldat ſeinen Poſten auch nicht auf die flüchtige Spanne Zeit von wenigen Stunden zu verlaſſen. Ein Miniſterpoſten um dieſe Zeit war der Dienſt auf einer Galeere, ohne die Ausſicht die Kette jemals abſtreifen zu können, denn je brauchbarer der Miniſter war, um ſo weniger konnte er hoffen, ſeinen Abſchied oder ſeine Verſetzung zu erhalten, und um ſo weniger konnte er ſich auf ſein ſubalternes Dienſtperſonal verlaſſen. Hr. v. Meyendorff hielt die ſtürmiſche Zeit bis 1851 auf ſeinem Poſten aus.

Wie ich ihn ſah, war von all den Widerwärtigkeiten noch keine Rede. Es war eine Zeit, wo man von Literatur ſprach, und Abends Leute bei ſich ſah, die das gewöhnliche Geſellſchaftsmaterial verarbeiteten. Es war zwar ſchon damals davon die Rede, daß die Geſelligkeit anfinge zu ſtocken, daß die kleinen Geſpräche in den Fenſterniſchen, das Geflüſter zu Zweien und Dreien Mode würde, und daß es mit dem Tanze und mit der Jugend auch nicht recht vorwärts wolle. „Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus" hätte man bei Hofe und auch anderswo ſagen können. Man ſah ſich einander an, und fragte ſich: Was iſt das? und Niemand wußte zu antworten. Die Miniſter ſuchten in ihren Portefeuilles nach irgend einer

Emeute, nach irgend einem auffälligen mißliebigen Ereigniß, aber ſie fanden nichts. Die Staatsmaſchine bewegte ſich ſcheinbar in ihrem zuſammengeſetzten Räderwerke in der beſten Ordnung; und dennoch — die kleinen Geſpräche in den Fenſterniſchen wollten nicht enden. Man ſuchte bei der Börſe nach, auch da entdeckte man nichts Beſonderes; immer der alte ſchmutzige Papierwucher, das Zerquetſchen der Kleinen durch die Wucht der Großen, die ſich auf ſie warfen, die dicken, gemäſteten Haifiſche und die kleinen Gründlinge mit gierig aufgeſperrten Mäulern. Kurz man entdeckte auch hier nichts. Die Zeitungen, im engen Bündniß mit der Zenſurſcheere, zeigten ebenfalls das allerfriedlichſte Antlitz — und dennoch — und dennoch! Es war die Stille vor dem Gewitter, dieſe unangenehme, ſtaubige, aſchgraue, ängſtliche Stille, durch die hie und da ein heißer Wind, wie aus dem Rachen eines Bäckerofens weht.

Ich war bei meinem diesmaligen kurzen Aufenthalte, denn ich war auf der Reiſe in die Heimath begriffen, faſt jeden Abend im Hauſe des Miniſters. Ich ſah hier auch den Profeſſor Ranke zum erſtenmale. Der Miniſter ſagte mir: ich möchte ſo gerne die deutſchen Gelehrten in meine Nähe ziehen; aber es gelingt mir nicht. Dieſe Herren werden einestheils von einer unerklärlichen Scheu, anderntheils von einem nicht minder unerklärlichen Hochmuth zurückgehalten, meinem Entgegenkommen zu folgen. Denn man kann es doch ein Entgegenkommen nennen, wenn ich einlade, und immer wieder einlade? Hr. v. Varnhagen entſchuldigt ſich mit ſeiner Kränklichkeit, nun gut, ich will es gelten laſſen, obgleich ich weiß, daß er alle Abend außer dem Hauſe iſt, die Gebrüder Grimm gehen nicht in die Geſellſchaften, es iſt ihnen von Fr. v. Arnim verboten worden, die dieſe zwei Talente für die Demokratie aufſpart, Raupach käme wohl, allein den will ich nicht, Schelling hat eine hochmüthige Promenade durch meine Zimmer gemacht, und iſt nachher nicht wieder gekommen, wahrſcheinlich weil die Polſter meiner Stühle ihm entweder nicht elaſtiſch genug waren, oder er ein Haar in meiner Anhänglichkeit für ſeine Philoſophie gefunden hat. Rückert iſt ein Bauer, und Steffens ſpielt ſelbſt den Miniſter in ſeinem Hauſe, und glaubt mich nicht nöthig zu haben. Mir bleibt nichts übrig als die zweite Nummer der Gelehrten, die Stelleſuchenden, und die machen mir den Hof, weil ſie durch mich etwas erlangen wollen. Ich will aber ſelbſt etwas erlangen, nehmlich die Kenntniß von dem deutſchen Leben in Kunſt, Wiſſenſchaft und Bildung. Es iſt ein Glück, daß mir Profeſſor Ranke bleibt, der mir zwar jedesmal, daß er bei mir ſpeiſt, in ſeiner Lebendigkeit ein Glas Wein auf das Tiſchtuch verſchüttet, dabei aber doch ſich herbeiläßt mit mir über Karl den Kahlen, oder Ludwig den Dicken zu ſprechen, wenn ich nach dieſen Gegenſtänden Verlangen trage.

Der Miniſter, wenn er nicht die ihm gleichſam in ſeiner amtlichen Stellung auferlegte Spielparthie beim alten Fürſten Witgenſtein machte, war gerne zu hauſe, und dann kamen ihm ein paar näher bekannte Gäſte gelegen. Man trank den Thee, und ging im Geſpräche die Zimmerreihe auf und ab. Ein Tiſch mit Büchern und Mappen lag immer zur flüchtigen Benutzung bereit. Es war ſtets ein angenehmes Ereigniß wenn die Hofkutſche den greiſen Humboldt herbeiführte, der denn die ganze Aufmerkſamkeit der Wirthin an ſeine Perſon und an ſein leiſe geflüſtertes Geſpräch heftete. Wenn dieſe alte Notabilität nicht erſchien, ſo mußte bald zu dieſem, bald zu jenem Unterhaltungsſtoff gegriffen werden, und ſo kam es denn auch, daß meine ſchriftſtelleriſchen Produktionen dem Intereſſe des kleinen Kreiſes nahe gerückt wurden. Ich hatte aus Weimar ein kleines Theaterſtück mitgebracht, eine höchſt unbedeutende Piece, die aber das Glück hatte die Aufmerkſamkeit der guten Weimaraner auf einen Monat zu beſchäftigen. Der Miniſter wollte das Stück hören, und ich mußte es vorleſen. Wie ich vorausgeſehen, beſchäftigte es den Zuhörerkreis ſehr wenig, und auf dieſen Verſuch hütete ich mich gar wohl einen zweiten folgen zu laſſen. Es iſt mir ſelbſt nie etwas mehr zuwider geweſen als das Vorleſen in geſelligen Kreiſen; es iſt eine unerhörte, gleichſam unverſchämte, Anmaaßung, die ſich ein Mitglied der Geſellſchaft gegen ſeine Mitgenoſſen erlaubt, denen es auf einen ganzen Abend einen Zwang anlegt, deſſen Härte und Grauſamkeit mit nichts wieder gut zu machen iſt. Denn wenn man nachher auch freie Luft ſchöpft, und aufathmet, ſo ſind doch koſtbare Stunden muthwillig vergeudet, und ein peinvolles Sitzen hat dem Körper eben ſo ſehr geſchadet, wie ein gezwungenes Stilleſein und dadurch erzeugtes unheilvolles Brüten dem Geiſte bedrohlich wird. Es ſollte erlaubt ſein, vorzuleſen; allein der Vorleſer müßte allein, abgeſondert in einem Zimmer ſitzen und leſen. Wollte man ihn hören, ſo ginge man zu ihm, und bliebe ſo lange als man bleiben wollte; fühlte man kein Bedürfniß ihn zu hören, ſo vermiede man für den ganzen Abend das Zimmer, wo er ſitzt und lieſt. Oft ſind ſehr zur Unzeit höfliche und mit dem Geiſtesvermögen ihrer Gäſte leichtfertig ſpielende Wirthe die Urſache, daß ein ſolches namenloſes Leiden über eine Geſellſchaft hereinbricht. Sie haben entweder ein leſendes Individuum auf ihrem Repertoir, und dieſem müſſen ſie zu Gefallen ſein, oder ſie wiſſen, und dies iſt in den meiſten Fällen zutreffend, nicht womit und wie ſie ihre Gäſte beſchäftigen ſollen. Ebenſo hat man das Mittel herausgefunden die Muſik zu einer Art Galeere zu machen, an denen ein volles Dutzend Ruderknechte und Ruderdirnen des Salons angeſchmiedet den Abend kläglich verſeufzen. Die Muſik aber hat das Gute, daß ſie, ſelbſt eine Art Geräuſch, jedes andere Geräuſch mit und in ſich aufnimmt, und daß man alſo mit guter Manier fortplaudern kann, wenn das entſetzliche Piano aufgeklappt wird, und der Strom der Melodien die Ufer durchbricht. —

An dem eben bezeichneten Abende, weiß ich mich zu beſinnen, wie verdienſtlich das raſche Aufhören des Vorleſens war, denn es kamen ſogleich ſehr anziehende Geſpräche auf. Der Miniſter erzählte aus ſeinem Leben in lebendiger Weiſe die geiſtvollſten Skizzen, und öfters ſah er mich dabei an, und ſagte dann lächelnd: das läßt ſich für eine Novelle brauchen. Und immer ließ ſich das ſo Bezeichnete auch vortrefflich verwenden. So erzählte er von der Fürſtin H—, noch lange vor ihrem ſkandalöſen Prozeß, die amuſanteſten Abenteuer der allerանrüchigſten Art. Auch von der Fürſtin L— war die Rede, der berühmten femme diplomate. Von Perſonen und Zuſtänden ging das Geſpräch auf die Literatur über, und der Miniſter ſprach von den ältern ſpaniſchen Dichtern und Proſaikern mit einer Kenntniß und einem feinen Verſtändniß, als wären es Männer ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft geweſen. Tieck, der neidiſch war, wo er es nur ſein durfte, ſagte mir, als von der literariſchen Beleſenheit des Mannes die Rede war: Er weiß manches, aber wie die vornehmen Herren etwas wiſſen, alles aphoriſtiſch und zum Prunke. Man konnte nicht ſchiefer urtheilen, und zugleich abſichtlich mißgünſtiger, denn welche Probe der Anerkennung hatte gerade von dieſem Manne der Phantaſusdichter erfahren. Beſonders über die Vorbilder des Gil Blas, über den Marcos Obregon und die alten ſpaniſchen Gauner- und Diebsromane ſprach der kenntnißreiche Berichterſtatter mit dem zutreffendſten Humor. Wir hörten mit Vergnügen zu, und die Stunden flogen in Eile.

Durch die alten Spanier kam die Rede auf Auguſt Wilhelm v. Schlegel. Er war kurz vorher in Berlin geweſen, und hatte in ſeiner ſeltſamen barocken Erſcheinung eine Figur abgegeben, über die man ſprach und über die man ſich beluſtigte. Es konnte dem Literaturfreunde nicht angenehm ſein, daß ein Gelehrter von ſo anerkanntem Werthe dem vornehmen Pöbel zur Erheiterung diente. Der Miniſter nahm alſo auch Schlegels Partei, und ſtatt in die wohlfeilen Scherze über den ſchneeweißen Henry quatre und das friſirte Lockenhaar des Gelehrten einzuſtimmen, ſprach er von deſſen Verdienſten und deſſen literariſchen Tugenden. Sie werden ihn in Bonn geſehen haben? fragte er mich. Allerdings, antwortete ich; aber auch da hat er den Eindruck des Bizarren, Ungewöhnlichen auf mich gemacht. Man muß nur bedenken, ſagte der Miniſter, daß der Mann eigentlich immer gezwungen war, Theater zu ſpielen. Mit der berühmten Frau herumreiſend, die ſein Entzücken, ſein Ruhm, aber auch ſeine Plage war, hat er nie gelernt auf eigenen Füßen ſtehen. Als er es ſpäter doch mußte, brachte er aus der Zeit des Ruhms und der Triumphzüge eine übertriebene Anforderung mit, die er auf die Repräſentation ſeiner eigenen Perſönlichkeit gründete. Er wollte, wie die franzöſiſchen Gelehrten der klaſſiſchen Periode, durch ſeine äußere Erſcheinung die Blicke auf ſich ziehen, ſtatt daß man an ſeinen deutſchen Mitbrüdern gewohnt iſt, daß ſie ſich lieber in alle Winkel verkriechen, ehe ſie ſich entſchließen, in einem Salon, oder auf dem Parketboden im Glanze der Lichter einherzuſchreiten. Man müßte dieſes Weſen eher begünſtigen als hemmen, und wenn es hier auch als Karikatur erſcheint, ſo hindert dies nicht, daß es nicht anderswo, bei günſtigeren Mitteln, nicht Karikatur ſein könne. Wie haben Sie ihn denn in Bonn gefunden? — Ich ging über den Marktplatz, als an mir ein Mann vorüberſchritt, groß gewachſen, etwas vorgebeugt in ſeiner Haltung, ſehr zierlich gekleidet, in hellgelben Handſchuhen, eine grüne Maroquinmappe unterm Arm. Ich wußte, daß es Schlegel war, und daß er eben aus ſeiner Vorleſung kam. Da er mich ſcharf fixirte, zögerte ich nicht ihm meinen Namen zu nennen, und einen Brief hervorzuſuchen, den ich an ihn bei mir führte. Er nahm mich ſogleich in ſeine Wohnung mit. Hier mußte ich mit ihm frühſtücken, und hätte auch ſein Mittaggaſt ſein ſollen, wenn mir dies wegen anderer Einladungen möglich geweſen wäre. In jedem Zimmer der elegant, aber unordentlich gehaltenen Wohnung glänzte das Bild der Frau v. Staël an der Wand. Ein Bild immer entblößter als das andere; ich glaube im Allerheiligſten befand ſich ein Bild — ganz ohne Gewand. Im Vorzimmer hatte Frau v. Staël noch Aermel, aber ſie ſchrumpften immer mehr zuſammen, je weiter man kam; in dem Empfangzimmer hatte ſie nur noch goldene Schnüre ſtatt der Aermel, und in dem Studierzimmer war ſie bereits ohne Aermel und ohne Buſenumhüllung. Dieſe Frau mit den blitzenden Augen, mit dem Baſchkirenmunde und der ungemeſſenen Körperfülle machte auf den Beſchauer einen nicht ganz wohlthuenden Eindruck. Man mußte ſich nothwendig die Fülle ihres Geiſtes gegenwärtig halten, um die Fülle des Körpers zu vergeſſen, und man mußte ſich die Menge der Wahrheiten, die ſie enthüllte, ins Gedächtniß zurückrufen, um ihr die Menge Reize, die ſie enthüllte, zu vergeben. Das ſchmunzelnde Lächeln zu ſehen, mit dem Schlegel dabei ſtand, wenn der Beſchauer die Gottheit dieſes Tempels betrachtete, war rührend und anſtößig zugleich, denn es hatte etwas von der Pietät eines Freundes und dem Grinſen eines Faunes an ſich. Ach, dachte ich, wenn der Ruhm eine ſo breite Bruſt hat, wie Viele werden darin unberufen Platz finden!

Der Miniſter lächelte, als ich ihm dieſe Schilderung machte, und fragte nach Dem, was der Gelehrte mit mir geſprochen. Er pries mir das Studium der Sanscrit an, antwortete ich, und ſchrieb mir auch ein dahin zielendes Blättchen mit mir unverſtändlichen Charakteren voll, das er mir gab, wie ein Arzt ein Recept einem Kranken einhändigt, mit geheimnißvoller Miene und zuverſichtlicher Haltung. Uebrigens freute er ſich ſehr, von mir zu hören, daß gewiſſe kleine boshafte Epigramme, die er vor kurzem hatte in einem bekannten Taſchenbuche erſcheinen laſſen, auf die betreffenden Perſonen eine nachhaltige verletzende Wirkung geäußert. „So erfährt man doch, daß ich noch lebe!“ ſagte er, und ſtimmte ein heiſeres Lachen an, das ſo klang, als wenn man die Taſten eines alten ſchadhaften Piano's berührte.

Den Abend ging ich mit ihm in eine Geſellſchaft, wo ich die ebenfalls alte Johanna Schopenhauer fand. Wollen Sie es glauben, ſagte Schlegel, daß dieſe Frau noch mit den Studenten um die Wette ſingt und pokulirt? Dadurch erhält ſie ſich friſch. Sehn Sie ſie da ſitzen? die Frau mit dem weißen Lockenhaar unter dem Häubchen? die kleine, runde, dicke, luſtige Frau? Das iſt ſie. Gehen Sie an ſie heran und grüßen Sie ſie von mir. Mit ihr ſelbſt ſprechen will ich nicht, denn ich ſpare meine ganze Aufmerkſamkeit für eine Sauce mit Trüffeln auf, die ich der Wirthin des Hauſes zu bereiten gelehrt, und die heute damit ihr Debut eröffnet. Damit ging Schlegel murmelnd in das Departement der Küche ab, und kam den ganzen Abend nicht früher als beim Souper zum Vorſchein.

Ich aber hatte das Vergnügen Johanna Schopenhauer nach Hauſe zu begleiten, durch kleine, winklige Gaſſen der alten Stadt Bonn.

Hatten Sie nicht mit Uhland auch ein ähnliches, kurzes und ſeltſames Zuſammentreffen? fragte der Miniſter.

Enkel des Helden unſeres Buches mit der huldvollſten Freundlichkeit Abſchied und gab ihm im Verein mit dem Zauberer eine Menge guter Lehren und Segenswünſche auf den Weg. Als er fort war und Beide wieder allein waren, ſagte Kokombre zu ihrem Freunde: „Zu welchem Zwecke iſt nun dieſes ganze Spiel geführt worden? Das Geſchlecht, das wir angeſehen und glücklich machten, ſchmachtet jetzt in Armuth und Dunkelheit.“

„Das iſt die ewig wechſelnde Wage des Geſchicks,“ rief der Magier mit Ernſt, „über die wir Zauberer und Feen ſelbſt keine Macht haben.“

– „Aber lohnt es wohl der Arbeit, ſich um ein ſo vergängliches Geſchlecht zu bemühen?“ „Und doch!“ entgegnete der Magier. „Es liegt ein unbeſchreiblicher Reiz in dem Umgang mit dieſen Geſchöpfen, die uns ſo ähnlich denken und empfinden, und die in unſer einförmiges Götterleben ſo manche ergötzliche Abwechſelung bringen.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ja, in Tübingen, erwiederte ich, wo ich in Geleitſchaft des Lord Stanhope ihn aufſuchte.

Erzählen Sie.

Der Lord wünſchte nehmlich die deutſche Literatur der Gegenwart kennen zu lernen, und da man ihm Uhland als einen der hervorragendſten Dichter der Neuzeit genannt, brannte er vor Verlangen, „Mr. Uhland“, wie er ihn nannte, ſeine Anſichten über die deutſche Literatur mitzutheilen und zwar „zu deſſen eignem Beſten“. Dieſe Rathſchläge beſtanden in nichts anderem, als in dem Lobe des deutſchen Romanſchriftſtellers Lafontaine und in dem Anſporn, ihm gleich zu werden. Man denke ſich Uhland und — Lafontaine! Vergebens hatte ich dem Lord begreiflich zu machen geſucht, daß der gefeierte Dichter niemals ſich dazu verſtehen würde, der Nachahmer und Bewunderer dieſes längſt vergeſſenen ſentimentalen Liebesgeſchichten Erzählers zu ſein. Aber weshalb nicht? ſagte der Lord verwundert. Iſt Lafontaine nicht ein großer, vortrefflicher Autor? Hab' ich nicht ſeinen Quintus Heimeran von Flemming mit Thränen im Auge geleſen? Wenn Maſter Uhland wirklich will auf ſeine Landsleute und auf ſeine Zeit eine große Wirkung ausüben, wie kann er das beſſer, als wenn er Lafontaine kopirt? — Es war vergeblich dagegen zu ſtreiten; wir fuhren alſo nach Tübingen.

Uhland iſt, wie alle Schwaben, ſehr wenig zugänglich; aber er iſt es noch weniger, als alle ſeine Landsleute. Es giebt, in geſellſchaftlicher Beziehung, keine verſchloſſenere Natur, als gerade dieſe. Er iſt nicht allein nicht mittheilſam, ſondern er verſteht ſich noch auf die beſondere Kunſt, die Mittheilungen Anderer in ſeiner Gegenwart im Keime zu erſticken. Es giebt eine Art zuzuhören, wo Jedem die Luſt ausgeht, erzählen zu wollen, und dieſe Art übte Uhland in Perfektion. Es war alſo immer ſtill um ihn her; er ſprach nichts und er verhinderte zugleich durch ſein Stummſein, daß Andere ſprachen. Eine ſolche Tropiſten-Atmoſphäre war dem ewig ſchwatzenden Lord ſehr drückend. Er ſprach alſo fortwährend allein und trug dabei ſein Evangelium vom Lafontaine vor. Dazu ſagte man weder Ja noch Nein. Frau Uhland dagegen, der Himmel weiß, durch welch ein Ungefähr dazu geleitet, fing an von der Mode der Perrücken zu ſprechen, und wie man dieſe Kopfzierden für kahl gewordene Schädel beſonders gut aus Paris zu beziehen pflege. Auf dieſe Worte horchte der Lord mit geſpannter Aufmerkſamkeit und mit ſteigender Empfindlichkeit, weil er ſelbſt eine prachtvolle kaſtanienbraune Lockenperrücke trug. Es konnte ihm nicht anders in den Sinn kommen, als daß Miſtreß Uhland ſich einfallen laſſe, über ihn zu ſpotten, und dieſes, zuſammengenommen mit der Schweigſamkeit ihres Gemahls, ſtimmte den Lord zu einem Grade der Erbitterung, der ihn unfähig machte, weitere Erörterungen über die deutſche Literatur anzuſtimmen, und ihn bewog, kurzweg ſich zu verabſchieden. Auf der Heimfahrt ließ er ſeinem Zorne gegen mich die Zügel ſchießen. Dieſe deutſchen Gelehrten ſind abſcheulich! rief er; nicht allein daß ſie keine Belehrung annehmen, ſie richten noch ihre Frauen dazu ab, der Fremden zu ſpotten, die zu ihnen kommen. Hat dieſe Dame nicht auf das Anzüglichſte über Perrücken geſprochen, und ſie ſah doch daß ich eine trage? Dergleichen iſt ihr nicht in den Sinn gekommen, entgegnete ich; ſie ſprach nur über Perrücken, um Sie zu erheitern! Schöner Gegenſtand, mich zu erheitern! Mich daran zu erinnern, daß ich kein Haar mehr habe! In England würde das eine „ausgeſuchte Impertinenz“ genannt werden.

Von dieſer Zeit an gab der Lord ſeine Belehrungsverſuche der deutſchen Gelehrten auf.

Der Miniſter lachte und erwiederte, daß er ſeinerſeits Uhland nur flüchtig kennen gelernt, und keine weiteren Beziehungen zu ihm habe.

3.

Der Miniſter, als er mir ſein neu eingerichtetes Hotel zeigte, machte mich auf die ſchönen Fresken aufmerkſam, die er im Tanzſaal hatte malen laſſen. Es koſtete Mühe, ſagte er, den Saal ſo hell zu halten, wie er als Tanzſaal es ſein muß, und doch künſtleriſche Ornamente dabei anzubringen. Vor allen Dingen mußte ich für ſo viele Thüröffnungen als möglich Sorge tragen, denn die Prinzen lieben es ſich in die Thüre zu ſtellen und dem Tanze zuzuſehen. Dadurch wird die Kommunikation gehemmt. Jedes andere Publikum kann man vertreiben, hier aber iſt's ein Ding der Unmöglichkeit; die tanzenden Paare müſſen oft ſich durch den kleinſten Raum drängen, und man weiß, mit welcher Schwierigkeit die jetzt wieder Mode gewordenen Reifröcke ſich Platz erobern können. Ich machte den Miniſter aufmerkſam auf eine ſchadhafte Stelle in der Marmorfläche der Wand. Ich weiß das, ſagte er, und es wird meine Aufgabe ſein an dem morgenden Feſte eine bekannte korpulente Dame gerade hierher zu führen, damit ſie mir den Fleck bedecke. Dieſe ingeniöſe Weiſe, einen Makel in der Dekoration zu verhüllen, war mir neu; ab, dachte ich bei mir ſelbſt, die Philoſophie der Welt weiß ſich doch immer zu helfen, wenn nicht anders, ſo ſtehen ihr dicke Damen in Bereitſchaft, die ihr Wandflecke bedecken müſſen. Könnten wir andern armen Menſchenkinder doch ebenſo handeln! Aber wo wäre der Freund, der ſich vor einer ſchadhaft gewordenen Stelle der Tapete unſeres Glückes verbergend und zudeckend hinſtellte? Ach, es giebt keine ſolchen. Wir müſſen ſie ewig vor Augen behalten, dieſe ſchadhafte Wand! Und zum Ueberfluß kommen unſere ſogenannten guten Freunde und rufen Allen, die es hören wollen, zu: Seht, da iſt ein Flecken! —

Dieſe erbaulichen Betrachtungen ſtellte ich an, als ich den ſchön dekorirten Saal des Miniſterhotels verließ.

Bald darauf verließ ich auch Berlin.

Es giebt nichts Troſtloſeres als die Landkutſchen zur Zeit der Eiſenbahnen. Abgeſehen davon, daß man völlig unzeitgemäß wird, wenn man in einem ſolchen Kaſten ſitzt, man empfindet doppelt, da das Beſſere einmal gefunden iſt, die Beſchwerden des minder guten Alten. Damals gab es jedoch noch keine Dampfbahn bis nach der zweiten Hauptſtadt der Monarchie. In engem Gehäuſe eingeſchloſſen, wackelte und ſchwankte man, auf wenig erfreulichen Wegen dem Ziele entgegen. Wenn die Gegend ſchön iſt, wird die Eiſenbahn läſtig, iſt ſie aber ein Flachenland in unendlicher Einförmigkeit, dann iſt das beflügelte Rad eine Wohlthat.

Es war ein naßkalter Winter.

Als ich auf ziemlich gefahrvoller Paſſage Weichſel und Nogat hinter mir hatte, lag das alte Schloß Marienburg vor mir. Eine ganze Fülle dunkler hyperboräiſcher Poeſie drang auf mich ein. Ich ſah dieſe muntern Brüder, die hoch im Norden, weit entfernt von der Aufſicht ihres alten Präzeptors in Rom, das wildeſte Leben führten, fortwährend mit Frauen und Zechgelagen ſich beluſtigten, und wenig nach den urſprünglichen ſtrengen Ordensregeln fragten. Damals ſtieg der Entſchluß in mir auf, dieſes luſtige Treiben zu ſchildern, und ich führte ihn ſpäter aus in dem Zeitbilde „Die Ritter von Marienburg“. Das Mittelalter hat mich nie angeſprochen und vollends wenn man es ſentimental nimmt, ſo iſt es mir völlig zuwider. Nichts iſt ſo ſehr geeignet mir die froſtigſte Stimmung einzuflößen, als dieſe ſogenannten minniglichen Edelknappen und Damen und Minneſänger. Ich bin auch überzeugt, daß alles das nicht entfernt ſo war, wie man es uns ſchildert. Wo ich alſo mit dem Mittelalter und dem Ritterweſen mich beſchäftigt habe, iſt es immer in der Art und Weiſe geſchehen, wie Cervantes es behandelt, das heißt perſiflirend. Doch verkannte ich, daß Stoffe darin waren, die zu einer andern Behandlungsart aufforderten. Walter Scott hatte dies zur Genüge bewieſen. Wie ich mich im „Miſſionär“ auf ein fremdes Gebiet der Gläubigkeit gewagt, ſo wollte ich auch hier, in einem Gemälde des entarteten Ritterordens den Boden des Mittelalters gerade nach der Gegend hin betreten, wohin mein Fuß bisher noch nicht gelangt. Ob mir das Gemälde gelungen, mögen Andere entſcheiden, ich aber habe mit Vergnügen daran gearbeitet.

Je höher man gelangt, deſto mehr gelangt man zur Anſchauung der Poeſie des Nordens. Unendlich poetiſch iſt die Oede, dieſe Meeresöde, dieſe Einſamkeit mit dieſen tiefen Wellen- und Sturm-Akkorden, dieſe uralte Meeresküſte mit ihren heimlichen ſagenhaften Wundern, ihren verſunkenen Städten, ihren Geſpenſterſchiffen, ihren Nebelnächten, in denen Geiſtergruppen wie rieſige Nebel über die Wogen dahingleiten. Die Strecke bis nach Memel iſt als wenn nur das Unglück oder der Traum hier ſie befahren oder beſchreiben müßte. Macht man vollends die alte Straße, längs dem kuriſchen Haff und der Nehrung, ſo iſt's als wenn der einſam dahinrollende Wagen von der nordiſchen Mythologie in Maſſe fortbewegt würde, als könne man nirgends anders ankommen, als in einem Gaſthofe in Walhalla, in demſelben Hotel, wo König Harald Langhaar bereits abgeſtiegen iſt, und wo Einem der Trank vorgeſetzt wird in den Schädeln der erſchlagenen Feinde, ein ſchrecklicher Trank, und ſehr unreinlich ſervirt, aber dennoch ganz hierher paſſend und völlig übereinſtimmend mit den Sitten und Gewohnheiten des Gaſthofs.

Ich wählte dieſe Straße nicht, weil man mir ſagte, ſie ſei gar nicht mehr zu befahren. Es ſei vor Jahren ein Reiſewagen, mit allem was drin und drauf war in dem Triebſand untergeſunken, und ſeitdem hätten andere Reiſewägen Anſtand genommen, dieſe poetiſche Straße, wo zwei Räder des Wagens eine Seereiſe machen, während die beiden andern eine Landfahrt, zu befahren. Es that mir leid. Ich lebe mit dem Meere immer noch auf gutem Fuße. Ich kenne ſeine Laune, aber ich kenne auch ſeinen unendlich lieblichen guten Humor. So wie es iſt, iſt es mir lieb, und ich möchte keine Muſchel in ſeinen Tiefen anders haben. Wenn es Athem holt, das heißt wenn es ſeine Waſſer an ſich zieht und dann wieder ausſtößt, iſt's mir, als wenn die Weltſeele ſelbſt dicht vor mir athmete und ich weiß mich vor Schauer und ängſtlicher Beklemmung nicht zu laſſen. Wenn dann die Waſſer wiederkommen und von ferne der gläſerne Wall in tauſend kleine Stücken zerſpringt, dann iſt mir wieder wohl, ich weiß, das Meer hat den Krampf überſtanden, die Bruſt iſt ihm wieder frei. Das Meer, das meine Heimathküſten beſpült, hat keine Ebbe und Flut, doch iſt es dabei nicht ganz frei von wunderlichen Regungen und Aufregungen, nur hat es kein eigentliches Bruſtleiden und ſteht mit dem Monde in nicht ſo geſpannten Verhältniſſen als die andern Meere.

Da mir einige müßige Tage in Tilſit blieben, ſo machte ich mit dem Geſpann meines Wirths kleine Ausflüge in die Umgegend, die das Bild nordiſcher Einſamkeit darbot. Man zeigte mir einen Gaſthof, eigentlich eine Poſtſtation, die ſeit Jahren verlaſſen ſtand und in ihren zerfallenden Thüren und erblindeten Fenſtern einen geſpenſtiſchen Eindruck auf mich machte. Ich dachte mir, daß Nachts um zwölf Uhr dieſe verroſteten Klingelzüge wieder in Bewegung geriethen und unheimliche Gäſte in alterthümlichen Reiſekutſchen ankämen. Dann würde es lebendig auf Treppen und Korridoren, und es liefen die Kellner, ſelber eben erſt aus dem Grabesſchlaf aufgerüttelt, um, die Serviette über dem Arm, die verblaßten Geſtalten prächtiger Herrſchaften zu empfangen, die in ſeidenen Gewändern hereinrauſchten, in goldbeſetzten Pelzen, und beleuchtet von den bläulichen Flammen der vorausgetragenen Fackeln und Kerzen.

Eine Inſchrift an dieſem Gaſthofe beſagt, daß die Kaiſerin Katharina als Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt in dieſen Mauern mehre Wochen geweilt. Dieſer Umſtand gab dem alten Gemäuer ein erhöhtes Intereſſe für mich. Ich dachte mir dieſe ſeltene Frau, deren Geſtirn damals noch nicht aufgegangen war, wie ſie in Geleitſchaft ihres ſtrengen Vaters, der unter dem preußiſchen Kommandoſtab ſtand, hier unruhige und gedrückte Tage zubrachte, in Ausſicht der Hoffeſte in Berlin, wo ſie einem ſtrengen Ceremoniel unterworfen war, und mannigfache Demüthigungen erleiden mußte. Später war ſie freilich im Stande, dieſe mit Wucher wiederzugeben, als preußiſche Prinzen an ihrem Hofe erſchienen, und der

Held des Jahrhunderts, der große Friedrich ſelbſt, um ihre Allianz ſich mühte. Ich ſah mir das Haus an, und wollte erforſchen, welche Zimmer ſie mochte bewohnt haben, da öffnete ſich ein Fenſter an der Ecke links und ein wunderliches Antlitz blickte heraus. Ich konnte es nicht unterſcheiden, war es ein Mann, war es ein Weib. Eine Art altmodiger Dormöſe, vielleicht auch nur ein vielfach verſchlungenes weißes Taſchentuch deckte mit hohen bauſchigen Falten den Kopf, darunter zeigte ſich ein kleines, runzelvolles Geſicht mit dunkeln, blitzenden Augen. Eine dunkle, faltenreiche Kleidung deckte, was von Schultern und Oberleib ſichtbar war. Nur wenige Augenblicke war dieſe Geſtalt ſichtbar, dann verſchwand ſie, und das Fenſter wurde geſchloſſen.

Sollte es die Kaiſerin Katharina geweſen ſein? ſagte ich lächelnd zu mir ſelbſt, in halber Männerkleidung, wie ſie ſie oft zu tragen pflegte? Noch wartete ich eine Weile, in der Hoffnung, das Phantom würde ſich nochmals zeigen, allein das Fenſter blieb verſchloſſen; ich verſuchte in die Hausthür einzudringen, aber auch die Thür öffnete ſich nicht, obgleich der alte Klopfer, der noch daran haftete, einen hohlen, dröhnenden Schlag durch das ganze Haus leitete.

Es war darüber Abend geworden, und ich kehrte ſpät nach Tilſit zurück. Der Wirth eines Gaſthofs, von mir umſtändlich befragt, erinnerte ſich gehört zu haben, daß man von einem Fremden geſprochen, der in wunderlicher Weiſe

in dem alten Hauſe lebe, und Niemand zu ſich laſſe. Es iſt ein Verrückter, ſetzte er hinzu, der ſich einbildet der Kaiſer Napoleon zu ſein, und der deshalb ſich verſteckt hält, damit die Engländer ihn nicht finden und feſtnehmen.

Alſo nicht die große Kaiſerin, ſondern den Imperator hatte ich geſehen. Ich mußte unwillkührlich an meinen alten Gönner, an Juſtinus Kerner, den Geiſterſeher in Weinsberg denken. Welches Entzücken hätte ihm dieſer alte Gaſthof bereitet, mit dem Kaiſer Napoleon darinnen.

Ich mußte eilen, ehe das Eis der Flüſſe ſchmolz und der Schnee ſich verlor, meine Reiſe fortzuſetzen, denn ein eintretendes Thauwetter machte die Straßen in dieſer Gegend völlig unfahrbar, wenigſtens war es damals ſo. Zum Glücke trat ſehr ſcharfer Froſt ein, der mich bis ans Ziel meiner Reiſe begleitete.

An der Grenze empfingen mich die Fichtenwälder meiner Heimath, dieſe Proletarier unter den Bäumen. Aber auch die ſchlanke Birke ſtand wieder an meinem Wege, ſie, unter deren hellem Grün, unter deren duftendem Blätterdach die klaren Seen ſich hinbreiten, die hellen Bächlein fließen, die die heimiſchen Fluren verſchönern.

Der ruſſiſche Schlagbaum fiel hinter mir nieder; ich war wieder in dem Lande meiner Väter!

4.

In Riga langte ich an wie eben die Provinzialſtände ſich verſammelt hatten, um die heimathlichen Intereſſen zu berathen. Ich nahm mich wohl in Acht, mich irgendwie hineinzumiſchen. Ich ließ mir nur den Verſammlungsſaal zeigen und betrachtete aus der Ferne den leeren Präſidentenſtuhl. Es war im Januar, ſcharfe Kälte wechſelte ab mit regnigtem Thauwetter, das die Straßen zu faſt unergründlichen Schmutzgruben machte. Ueber dieſe wellenförmige Schmutzdecke wogten die eleganten Equipagen, die ihren geputzten Inhalt bald in dieſe, bald in jene Soirée brachten. Denn es drängten ſich Feſte an Feſte. Ich ſuchte meinen Walter auf, und fand dieſen thätigen, geiſtvollen Geſchäftsmann mit Arbeiten überhäuft, die ihm ſeine einflußreiche Stellung zwiſchen dem Adel der Provinz und den Intereſſen der Regierung auferlegte. Ich ſagte ihm, daß ich Briefe hätte an den Miniſter in Petersburg, daß ich aber willens wäre, dieſe nicht abzugeben, ſondern nach Deutſchland zurückzukehren. Er rieth mir, wenigſtens Petersburg und das dortige Terrain mit den Blicken, wie ich ſie jetzt mitbrächte, zu erforſchen. Der

Miniſter, dem ich empfohlen, und der Niemand anders als der damals ſo mächtige Uwaroff war, gab mir auf den Brief, in welchem ich ihm meine Ankunft meldete, eine ſehr kühle, ausweichende Antwort; dies machte mir eben nicht Muth, mich als Schwimmer in dieſes klippenvolle Meer zu ſtürzen, in welchem Tauſende geräuſchlos untergehen, ohne daß man erfährt, daß ſie überhaupt exiſtirt haben. Wenn mir das Glück günſtig iſt, dachte ich mir, ſo läßt man mich auf vorſchriftsmäßige Weiſe über deutſche Literatur leſen, oder irgend ein Prinz, oder eine Prinzeſſin verdirbt ſich eine müßige Stunde des Tages, die ſie viel angenehmer auf der Promenade zugebracht, indem ſie mich Unglücklichen, bis ans Kinn in eine Uniform Geſchnürten, über die Nibelungen oder über Triſtan und Iſolde ſprechen hören. Etwas Anderes wird es doch nicht werden. Joukowsky hätte zwar durch ſeinen Einfluß mich gehalten, auch der greiſe Klinger, der zur Verwunderung der Ruſſen noch immer lebte, die nicht begriffen, daß, wenn man ruſſiſcher General ſei und nicht avancirte, wie man die Unverſchämtheit haben könne noch immer weiter zu leben, würde das Seinige beigetragen haben, aber Joukowsky war alt und hegte ſelbſt Pläne, ſich in Deutſchland niederzulaſſen, und Klinger? — ſein Einfluß war ſehr gering. Und dann meine Eigenthümlichkeit! Mein Bedürfniß, in Freiheit und nach eigenem Willen zu leben und zu wirken. Das ewige Dienen, um dann ein paar Minuten zu herrſchen!

— es iſt nicht meine Sache. Freilich, die Größe und der Glanz der Verhältniſſe zog mich an! Vor einem Jahr noch hätte mich dieſer Glanz gegen alles andere blind gemacht; hätte keck die Kette mir raſch ſelbſt um den Arm geſchlungen, jetzt — überlegte ich. Was wird in Deutſchland dein Loos ſein? fragte ich mich. Jetzt iſt dein Name bekannt, er wird mit jener Bedeutſamkeit genannt, die, wenn nicht der Ruhm ſelbſt, doch ein Theil deſſelben iſt, du kannſt noch auf einige Jahre rechnen, wo du das Ohr des Publikums haben wirſt. Aber dieſes Ohr, das manchmal ſo groß erſcheint und dabei doch ſo ſchwerhörend, wird dir nicht immer zugewendet bleiben, und wenn es dir zugewendet bliebe, du wirſt nicht immer Luſt haben es mit jenen Geſchichtchen zu füllen, auf die es jetzt noch horcht. Und deine äußerliche Exiſtenz, die du dir jetzt mit Leichtigkeit bereiteſt, wird dann eine in Frage geſtellte ſein. Grade wenn die Jahre kommen, wo eine freundliche, behagliche Umgebung — du haſt nie ohne eine ſolche leben können — dir doppelt und dreifach zum Bedürfniß wird, alsdann wirſt du beklagen, auf die ſchwellenden Polſter dieſes angenehmen Müſſigganges Verzicht geleiſtet zu haben. Bis ſo weit war ich in meinen Meditationen gelangt, als mich plötzlich der Gedanke packte: Ja — aber du biſt nicht frei! du biſt dienſtbar! Augenblicklich waren wieder die Segel meines Zukunftſchiffes nach Deutſchland gerichtet. Vor den Vorwürfen der Freunde, die mich gern vor den Fleiſchtöpfen

Aegyptens hätten ſitzen ſehen mögen, unbekümmert, ob die Plagen Aegyptens mich plagten, konnte ich mich wahren, indem ich zeigte, daß ich das Meinige gethan. Ich hatte an die Thür der Macht geklopft, zwar nur mit dem Finger, nicht mit den Knieen und Abſätzen, wie ich es Hunderte machen ſah, um beſſer gehört zu werden, und ſie war nicht geöffnet worden.

Während die Briefe mit den Schickſalsentſcheidungen aus der Hauptſtadt hin und zurück gingen, brachte ich meine Abende bei alten und neuerworbenen Freunden zu. Zu den erſteren gehörte der General von Manderſtierna mit ſeiner liebenswürdigen Frau, der Schweſter eines Frankfurter Senators. Zu den andern zähle ich den ruſſiſchen Schriftſteller Neweroff, der auch deutſch las und ſchrieb. Ein kleiner, beweglicher deutſcher Autor, Hr. v. Bradel, den Klinger in ſeine beſondere Gunſt geſchloſſen hatte, und der mit der Cotta'ſchen Buchhandlung in Unterhandlung ſtand wegen des „Lebens Klinger's“, das Bradel entweder ſchreiben wollte, oder ſchon geſchrieben hatte, gehörte mit zu dem kleinen Männer Abendzirkel, der ſich bei ſtark dampfenden Pfeifen bei Herrn von Neweroff verſammelte. Auf dieſem kleinen Parnaß herrſchte beſtändig ein erſtickender Tabaksqualm, der es mir unmöglich machte, lange zu verweilen. Dabei wurden endloſe Schachparthieen abgeſpielt. Das Schachſpiel iſt bekanntlich ein Spiel, das alle Geſelligkeit in den Grund bohrt.

Es ſitzen vier verſteinerte Paare in einem Zimmer beiſammen, und wehe dem Unglücklichen, der durch dieſe Reihen durchgehend die Andacht dieſer miſtiſchen Träumer zu ſtören wagt. Ein Kartenſpieler duldet noch hie und da eine Unterbrechung, ein Schachſpieler iſt unerbittlich. Bis das entſcheidende „Matt!“ erklingt, darf auch nicht das kleinſte geflüſterte Wort ſich in die Atmoſphäre dieſer tropiſtiſchen Schweigſamkeit hineinſtehlen. Und ſie ſind dabei ſo hochmüthig dieſe Spieler! Sie ſehen ihr Spiel wie eine Art Geſchäft an, wie eine Sache von großer Wichtigkeit, und Manche gehen ſo weit, daß ſie die Individuen, die an derſelben Krankheit leiden, aufſuchen, mit ihnen in Korreſpondenz treten und auf dieſe Weiſe einen großen Theil ihres Lebens und Treibens mit den wunderlichſten Nichtigkeiten vergeuden. Herr von Neweroff mag mir verzeihen, wenn dieſe Zeilen ihm zu Geſicht kommen, daß ich ihm den Ruhm nicht beneide, den er in ſeiner Umgebung hatte, ſehr ſelten matt geworden zu ſein, doch Viele matt gemacht zuhaben. Zu den letzteren gehörte ich auch. Ich ließ die Brackel'ſchen Verſe im Stich, verzichtete ſogar auf Herrn von Neweroffs eigene Produktionen und entfloh, während eine Wolke von Tabaksrauch und das fürchterliche „Matt!“ mir nachſchallten.

Bei dem General gab es eine ganz andere Geſellſchafts-Phiſiognomie. Muſik, Lektüre, dramatiſirte Sprüchwörter, Militär-Anekdoten und Stadtgeſchichten. Eine dampfende

Theetaſſe, aus dem Aufguß auf die beſten Stauden China's erzeugt, belebte die von der nordiſchen Kälte ſtarr gemachten Gäſte. In den Vorſaal traten aus der Finſterniß oft die ſeltſamſten Schneemänner ein, wie in dem Reiche des Mährchens; ſie warfen ihre Schneedecken ab, und ſiehe da, hier kam ein hübſcher, ſchlanker, junger Lieutnant, dort ein Kollegien-Regiſtrator zum Vorſchein, die dann ſehr lebendig waren, und durch ein Glas Punſch noch lebendiger gemacht wurden. Zarte Frauen kamen als Schneeballen in den Salon gerollt, um dann als kleine, mit Punſch und Liebe gefüllte Bomben um Mitternacht wieder hinauszuſchießen. Am wunderlichſten ſah bei einem ſolchen Schneegeſtöber der „Major“ aus, ein faſt täglicher Gaſt in dieſem Hauſe; er verwandelte ſich vollſtändig in eine Lawine. Dazu trug ſeine koloſſale Körpergröße das ihrige bei. Der Umfang derſelben war bereits ſo ſtark geworden, daß er gegen die nothwendigſten Näthe der Uniform revoltirte und Knöpfe ſprengte, die im Intereſſe der Sitte und des guten Anſtandes beſtimmt waren, recht feſt zu halten. Dieſer treffliche Mann war ein ſehr guter Geſchichtenerzähler und ein nicht minder auserleſener Geſellſchafter. Sein Kommen war ſtets ein Feſt; nur hatte die Hausfrau Urſache, für ihre Stühle und Sopha's beſorgt zu ſein. Unter den erſteren war nur ein Stuhl befindlich, der ſich im Kampfe mit der Körperſchwere und dem Umfange des Majors ſtets ſiegreich bewährt hatte und wenn der Gaſt kam, ſtürzten die jungen Damen des Hauſes auf dieſen Stuhl zu und zogen ihn unter Lachen aus ſeinem Winkel hervor. Dieſer „Brave" unter den Stühlen war dieſen Winter, in Folge ſeines untadelhaften Dienſtes, mit einem Schlafrock von geblümtem Kattun überkleidet worden, der ſeinen Sonntagsrock ſchützen ſollte, der aus grünem Plüſch beſtand, mit goldnen Borten.

Der General ſpielt gegen alle ſeine Gäſte den gleich freundlichen Wirth. Nie habe ich ein Haus gefunden, in welchem die Gaſtfreundſchaft in dieſem Maaße zu einer Art Kultus gemacht wurde, dem kein Mitglied des Hauſes, bis zum geringſten Diener hinab ſich entziehen durfte. Die ganze Familie ſchien nur Auge und Ohr zu haben für den Gaſt, und doch war es kein peinliches Aufmerken, kein zudringliches mit Gewalt liebenswürdig ſein, kein Anpacken des Gaſtes durch eine ungeſtüme und rohe Gunſtbezeigung, kein Abarbeiten und dann ſichtliches Erſchöpftſein, wo der Gaſt hinter der Grimaſſe des Lächelns den tiefen Unwillen, die Erbitterung, den Ueberdruß bemerkt, der ſich in den geheim geflüſterten Worten Luſt macht: Ach, wenn du doch ſchon wieder über alle Berge wäreſt! — Es mag ſein, daß der Grund dieſer offenen, liebenswürdigen und ſoliden Gaſtfreundſchaft in den Gegenden meiner Heimath nebenbei in dem Umſtande zu finden iſt, daß wenig Fremde im Verhältniß mit andern Ländern, ſich dort einfinden, und daß der

Einheimiſche mehr Bedürfniß findet, Leute bei ſich zu ſehen, und zwar auf lange, als es in dem überfüllten Deutſchland, England, Frankreich u. ſ. w. der Fall iſt. Doch laß ich mir nicht abſtreiten, daß wahre, ächte Bonhommie die Haupttriebfeder der Gaſtfreundſchaftsthätigkeit meiner Landsleute iſt. In Deutſchland habe ich dieſe Art Gaſtlichkeit nicht entdecken können; ſie iſt dort gar nicht vorhanden. Es giebt große Gelage, Mittagtiſche, Abendzuſammenkünfte — aber das iſt alles nicht die Gaſtlichkeit wie ſie ſein ſoll. Vollends in der letzten Zeit hat durch die politiſchen Zerwürfniſſe jede Art geſelliger Zuſammenkunft völlig ihren Charakter der Erheiterung und des Lebensgenuſſes verloren.

Das Haus des Generals v. Manderſtierna zeigte mir nach langer Zeit wieder ein behagliches Bild aus der Heimath. Solche Häuſer waren in der Umgegend meines väterlichen Landſitzes viele. Ich fand hier wieder die Winterabende, die ich ſo ſehr liebte, wo ein froher Kreis von Gäſten ſich um den gleichfalls frohen Wirth verſammelte; ich ſah die geräuſchvollen jungen Mädchen, die ihre friſchen Lippen öffneten zu jenem ſüßen, melodiereichen Lachen der Jugend, das eben ſo weit entfernt iſt von Ziererei wie von Rohheit. Ich ſah die köſtlichen alten breitſchultrigen penſionirten Haudegen wieder, die bei der Tabackspfeife von dem Sturme auf Otſchakoff ſprachen, endlich fand ich mich wieder in der Mitte jener trefflichen Hausfrauen, die dabei durchaus nicht aufgehört haben liebenswürdige Frauen zu ſein, die das Departement der Küche mit dem des Salons zu vereinigen wiſſen. Mit einem Worte, während es draußen ſtürmte und Schneewolken gegen die Fenſter flogen, fühlte ich immer die Hesperidengärten der Jugend in der üppigſten Fülle aufblühen.

An einem Abende, wo wir zufällig allein blieben, das heißt ohne Gäſte, aber immer noch zahlreich genug verſammelt, da die Familie beiſammen war, und die ältere Tochter eben einige jener ſeelenvollen ruſſiſchen Volksmelodien durch die Stille der Dämmerungsſtunde hatte hinklingen laſſen, kam das Geſpräch, da man ſich bei der Lampe an dem Tiſch zuſammenſetzte, auf Deutſchland, und es war natürlich, daß man mich über mancherlei Dinge ausfragte, von denen man glaubte, daß ich Kenntniß gewonnen. So über die neueſte Literatur. Damals waren gerade die Feuilleton-Romane der Franzoſen Mode geworden, und Eugen Sue war der Mann des Tages. Er hatte den viel edlern und feinern Balzac verdrängt. Die Myſterien von Paris, dieſes empörend rohe und in allen ſeinen Theilen der Wahrheit, der Natur und der Grazie entbehrende Machwerk hatte auch hier nicht verfehlt durch die Reizmittel, die der Autor über ſeine monſtröſen Erfindungen hinzuſtreuen verſteht, die Nerven der Menge zu kitzeln. Man hielt ſich mit Grauen die tollen Spukgeſtalten, die ganz unſinnigen Schreck-Phantome vor, die man in dieſen Blättern gefunden. Befragt über den

Werth dieſer Romane verfehlte ich nicht meine Meinung zu ſagen, und wurde mit ungläubigem Lächeln angehört. Man kennt das bei euch Schriftſtellern, ſagte die Dame des Hauſes; welcher von euch Wirkung macht, und raſch ein Publikum für ſich gewinnt, wird von dem andern angefeindet. Durchaus nicht! rief ich, Niemand lobt lieber und bereitwilliger als ich, nur muß es zu loben ſein. So bin ich von der George Sand auf das innigſte eingenommen, und ſie hat doch auch ein großes Publikum und wenn ich's wollte, könnte ich auf ſie noch eher neidiſch ſein, denn die wahre Größe iſt immer in viel ſchärferm Grade Gegenſtand des Neides zu allen Zeiten geweſen, als eine nur ſcheinbare, raſch vergängliche.

Sie haben für Alles Entſchuldigungen, rief die älteſte Tochter lachend; aber es bleibt dabei, daß die Schriftſteller neidiſch ſind.

Vielleicht weil man ihnen Schuld giebt, daß die meiſten eine mehr weibliche Natur haben, erwiederte ich.

O nicht deshalb. Das ſind Ausreden. Uebrigens da Sie die George Sand nennen, ſo müſſen wir bekennen, daß wir nicht zu ihren Bewunderern gehören. Ja einige ihrer Romane ſind wie im Fieberwahnſinn geſchrieben. Es iſt etwas der Art noch gar nicht dageweſen.

Und wird auch nicht ſo bald wiederkommen! rief ich. Das iſt die ächte ſchöpferiſche Produktion, mit der Wahrheit und der Schönheit im Bunde.

Schönheit! rieſen Mutter und Tochter zuſammen. Alles was Sie wollen nur nicht Schönheit! Kann eine Lelia, eine Indiana ſchön genannt werden? ſelbſt eine Valentine. Was ſind das für Frauen! Sie ſind kaum mehr Frauen zu nennen.

Es giebt eine Schönheit, bemerkte ich, die mit dem Entſetzen und dem Grauſen einen Bund ſchließt, nichtsdeſtoweniger aber doch immer Schönheit bleibt. Aus dem Alterthume iſt uns ein Kopf der Meduſa erhalten worden, der in ſeinen mehr als ſterblichen Schmerz und Schrecken ausdrückenden Zügen dennoch eine göttliche Schönheit birgt. Aber nur der höchſten Dichterkraft iſt es gegeben, dieſe Schönheit zu empfinden, geiſtig anzuſchauen, und zu reproduciren. Gewöhnliche Talente gehen bei ſolchen Verſuchen zu Grunde, oder liefern der Welt das Alberne und Poſſenhafte. Semele wünſchte Jupiter in der Fülle ſeiner Göttlichkeit, ſelbſt in ſeinen Schrecken zu ſehn, und ſie ſtarb, als die Blitze des ſich enthüllenden Gottes um ſie her zuckten.

Uebrigens lenkt ſie bereits ein, hub die Generalin wieder an, und die neueſten Novellen der ſeltſamen Frau ſollen ſich wieder dem fügen, was man geſelligen Anſtand ſelbſt in der Poeſie nennen muß.

Ich hab es kommen ſehn, rief ich unwillig. Sie macht der Geſellſchaft Conzeſſionen. Da ſie nebenher durch ihre Bücher verdienen will, und man durch ſolche Schriften, wie ihre erſten, keine guten Geſchäfte macht, ſchon deswegen nicht, weil man von derlei Büchern nur eins, höchſtens zwei im ganzen Leben zu Stande bringt, aber eine Bändezahl von fünfzig Romanen gewöhnlicher Sorte mit Leichtigkeit erſchreibt, ſo hat ſie ganz gut calculirt, daß ſie den Pegaſus ausſpannt und das gewöhnliche Wagenpferd mit dauerhaften Huflein einſpannt. Etwas Gutes, Schönes und Künſtleriſches wird ſie immer ſchreiben, ſie mag ſchreiben was ſie will.

In Deutſchland iſt kein Talent, das ihr zur Seite zu ſtellen wäre? —

In der ganzen jetzigen civiliſirten Welt iſt keins, erwiederte ich. Ich möchte ſie die geiſtige Tochter Göthe's nennen; denn eigentlich wurzelt ſie mit ihrem innerſten Weſen auf deutſchem Boden.

Alsdann macht ſie gut, was ihr Großpapa ſchlimm machte, ſagte die Tochter. Denn ſie behauptet ja von dem Marſchall von Sachſen abzuſtammen, und der ging bekanntlich nach Frankreich über. Sie kommt aus Frankreich zu uns herüber, wenn auch nur geiſtig.

Wen halten Sie jetzt in Deutſchland für den größten Dichter? fragte der General, der ſich jetzt auch in das Geſpräch miſchte.

Hervorragend iſt Keiner, entgegnete ich, und kann der Natur unſrer geſelligen Zuſtände nach gegenwärtig auch

Keiner ſein. Große Dichter treten auf, wenn ein gewiſſer Gährungsprozeß entſchieden iſt, wenn ein Kampf ausgekämpft iſt, wenn eine Zeitverhandlung zum Spruche reif geworden. Bei uns iſt heutzutage alles in der größten Zerriſſenheit und im ärgſten Durcheinander. Die Staatsmänner, die Philoſophen, die Männer der Wiſſenſchaft — alles läuft einander in den Weg, oder einander vorbei. Welche Rolle ſoll da der ächte Dichter ſpielen? In Deutſchland haben ſich einige junge, tüchtige Kräfte des Lebensſtoffes angenommen, um ihn künſtleriſch zu bearbeiten, aber ſie haben nichts geliefert als flüchtige Thonmodelle, die nicht fähig ſind bis zum Marmor vorzudringen, und die über Nacht zuſammengefallen ſind. Dies muß man jedoch den jungen Künſtlern, die es redlich meinen, nicht zur Laſt legen. Selbſt Byron war nur Einer, der es bis zum Thonmodell brachte, nicht zur fertigen Marmorfigur.

„Indeſſen ſind die deutſchen jungen Dichter keine Byron's! rief der General. Was iſt das mit dem „jungen Deutſchland?" Man wird nicht recht klug daraus. Laube, Gutzkow, Mundt — kein Einziger von ihnen hat ein gutes lesbares Buch zu Stande gebracht. Man findet in ihren Büchen tauſend hingeſtreute Bemerkungen, aber keine einzige Erfindung. Sie wollen Alle geiſtreich, blendend, tiefſinnig ſein, aber kein Einziger will unterhaltend ſein! Das dünkt ihnen ein ordinärer Ruhm, und doch — unſre guten Romanſchriftſteller, ſie wiſſen Alle uns zu feſſeln, unſer Herz zu bewegen, unſre Einbildungskraft zu ſpannen, und ganz im Geheim bringen ſie dann gleichſam zwiſchen den Zeilen, die Schätze ihres Wiſſens, ihrer höhern und geläuterten Lebensanſicht an den Mann. Das, glaube ich, iſt die rechte Manier.

Das Geſpräch ging jetzt auf andere Gegenſtände über. Man verhandelte über Muſik, und es war von der berühmten alten Sängerin, der Mara, die Rede, die, hochbejahrt, vor kurzem in der Nähe von Moskau, wenn ich nicht irre, geſtorben war, nachdem ſie in den Straßen von Reval noch das Unglück, übergefahren zu werden, hatte erleben müſſen. Der Name dieſer gefeierten Greiſin führte mir ein Bild aus meiner früheren Zeit wieder lebendig vor die Seele. Ich war zum Beſuche bei einem Landedelmann, einem Baron Kaulbars, und dort, wo man die Mara als Gaſt beherbergte und von den Reſten ihrer Kunſtfertigkeit Nutzen zog, ſah ich dieſe intereſſante Frau und erlebte eine mehr als ſeltſame Scene. Damals dachte ich noch nicht daran, daß ich ihr Biograph werden ſollte. Es war eine kleine, etwas gebeugte Matrone, mit langen, völlig ergrauten Locken. Sie hatte etwas Ungewöhnliches in ihrem Weſen. In ihren halberloſchenen Augen flammte es noch zu Zeiten wie fernes Wetterleuchten in einer ſchwülen Nebelnacht. Für gewöhnlich war ſie ſtill und in ſich gekehrt, berührte ſie jedoch ein Bild, eine Vorſtellung aus ihrer Jugend, ſo veränderte ſich plötzlich ihr ganzes Weſen, und ſo geſchah es, daß ſie uns eines Abends einen höchſt poetiſchen Genuß gewährte, und ein Bild gab, das ſich mir unauslöſchlich in die Erinnerung geprägt hat. Man ſprach von der Auffaſſung der ſchwierigen Rolle der Donna Annea in Mozart's Meiſterſtück und namentlich gleich von dem erſten Auftreten der Tochter des Komthurs. Die Mara hatte kein Wort geſprochen, aber in ihrem Innern kochte ein Vulkan. Die Zeit ihrer ſchönſten Triumphe ſtand wieder vor ihr; Worte konnte ſie nicht geben, aber wohl noch Noten, wohl noch Geſten. Und ſo ſtand ſie denn auf, ergriff die ſchwarze Schleiermantille, die ſie eben zum Behufe eines Spazierganges ſich hatte geben laſſen, und dieſe über das Haupt werfend, drängte ſie die älteſte Tochter des Barons, ihre Schülerin, raſch an das Piano, und nun trat die eben beſprochene Scene ins Leben. Sie ſtürzte die Stufen der Treppe des Nebenzimmers hinab, ſie that, als zerrte ſie den Verführer nach ſich; ihre weißen Locken flatterten, der Schleier umwallte ſie, und nun ſchrie die mehr als achtzigjährige Greiſin das volle Entſetzen des achtzehnjährigen Mädchens aus, das dem Thäter einer grauſenvollen That auf der Spur iſt. Sie „ſchrie“, denn es war kein Geſang zu nennen, und dennoch war dieſer Schrei die Natur ſelbſt, der Affekt in ſeiner allerhöchſten Bedeutung und tiefſten Innerlichkeit. Man fühlte, dieſe Anna meinte es mit ihrer Jugend ehrlich. Es war keine Operſängerin, die eine ſchöne Nachttoilette zu zeigen eilt, und nebenbei die kleine empörte Tugendhafte ſpielt. Als ſie ihre Scene vollendet hatte, ſetzte ſie ſich erſchöpft wieder zu ihrer Theetaſſe, und nun war ſie wieder das alte Mütterchen. Sie hatte gezeigt, wie die Rolle geſpielt und geſungen werden ſollte.

Ich erzählte dieſes Ereigniß dem häuslichen Kreiſe, und die Generalin rief in ihrer lebhaften Weiſe: O, wenn ich doch das erlebt hätte! Eine ſolche Darſtellung des großen Meiſterwerkes kann man mit keinem Golde erkaufen! —

Wenn ich in meinen Erinnerungen blättere, ſagte der General, ſo möchte es mir gelingen zu dieſem Bilde ein Seitenſtück zu liefern.

Man drängte in ihn, zu erzählen.

Ich war ein blutjunger Fähnrich, hub der Sprecher an, als ich in einem Sommer zu den Ferien auf das Gut meines Vaters kam. Es war Abend, und ich hatte einen langen Ritt gemacht. Ermüdet vom Reiten ſtieg ich ab und beim Schein des Abendhimmels, am Ufer des wohlbekannten Bachs hinwandelnd, ergötzte ich mich im Gedanken, mir die Freude der Meinigen vorſtellend, wenn ſie ihr Söhnchen nun wohlbehalten in ihre Arme ſchließen würden. Es wurde nach und nach dämmrig, und ich ſah einen Reiſewagen des Weges daherkommen. Die letzten Strahlen der Sonne glitten an einer weiblichen Geſtalt hinab, die im Wagen ſtand, und deren weiße Schleier im Winde flatterten. Sie hatte halb und halb das Anſehen eines jener langen, ſchwunghaften, in faltenreiche Gewänder gehüllten Engel, wie ſie die altdeutſche Schule darzuſtellen pflegt. Ich beeilte mich dem Reiſewagen näher zu kommen und erreichte ihn gerade in dem Augenblicke, als die Dame Anſtalten machte auszuſteigen. Bereitwillig bot ich ihr meinen Arm, den ſie annahm, ohne zu danken, und auch ohne mich nur eines Wortes zu würdigen. Ihre Blicke waren einer Gruppe Landdirnen zugewendet, die am Fluſſe ſich mit Waſchen beſchäftigten. Sie ging auf dieſe Mägde zu, und indem ſie meinen Arm losließ, beſtieg ſie mit großer Behendigkeit einen ziemlich hohen, abgeflachten Stein am Ufer. Auf dieſem ſtehend, hörte ich ſie plötzlich zu meinem nicht geringen Erſtaunen die Mägde mit einer hohlen und ſeltſam tönenden Stimme anreden. Was thut ihr da? fragte ſie. Gnädige Frau, wir waſchen zu den Feiertagen unſere Tücher und Röcke rein. — Das thut ihr um vor eurer irdiſchen Herrſchaft nicht in unſauberen Gewändern zu erſcheinen, aber habt ihr bedacht, in welchem Zuſtande eure Seelen ſind, ob ſie nicht triefen vom Schmutz der Sünde, und in welches Leid ihr gerathen könnt, wenn ihr plötzlich berufen würdet vor dem Herrn der Herren zu erſcheinen mit dieſen ſchmachvollen und befleckten Seelen? — Die Bauermädchen ſtaunten, und indem ſie ihre Blicke aufwärts richteten, ſchienen ſie wie erſtarrt von dem Unerwarteten und dabei heftig Erſchütternden des Auftritts. Sie ſahen ſich unter einander an, und ich konnte bemerken, wie ſie im Verfolg der improviſirten Predigt von einem tiefen Gefühl der Andacht und der Reue ergriffen wurden. Ihre Lumpen entfielen ihnen, ſie dachten nicht mehr daran ihre Arbeit fortzuſetzen, ſie waren ganz Ohr und Auge. Mit ſeltener Geſchicklichkeit und Kenntniß des menſchlichen Herzens hatte dieſe Predigerin in der Wüſte gerade den Moment getroffen, wo an einer alltäglichen häuslichen Verrichtung der Faden angeknüpft werden konnte, um zu dem Himmliſchen und Ueberirdiſchen hinzuleiten. Sie erreichte ihren Zweck vollkommen; dieſe Mägde kamen und küßten ihren Rock und benetzten ihre Hände mit Bußethränen, die gewiß eben ſo aufrichtig gemeint waren, als ſie reichlich vergoſſen wurden. Noch ſehe ich die erhabene Geſtalt dieſer Frau vor mir, wie ſich die Contouren des gehobenen Antlitzes und der ſchmalen, mageren Hände, die ſich nach dem Himmel deutend erhoben, ſcharf gegen den verglimmenden Abendhorizont abzeichneten.

Dieſe Frau war die Krüdener.

Ich habe ſie ſpäter nie wieder geſehen.

Ich gab dem General Recht, daß zu einer weltlichen Sünderin dieſe geiſtliche Fromme ſehr wohl paßte.

5.

Der entſcheidende Brief wollte noch nicht kommen. Das Eis der Duna ſchmolz, die Paſſage nach Deutſchland wurde zu Waſſer frei, allein die ſchlimme Erfahrung, die ich mit der Waſſerſtraße einmal gemacht, ließ mich einen zweiten Verſuch, mein Ziel auf dieſem Wege zu erreichen, ſcheuen. Die Landwege jedoch befanden ſich in einem mehr als deſolaten Zuſtande.

Der General und meine literariſchen Freunde ſuchten mir die Zeit auf das beſte zu vertreiben. Der Wunſch, wenigſtens eine meiner Schweſtern wiederzuſehen, machte, daß ich dieſer Verzögerung auch aus dieſem Grunde nicht gram war. Ich hatte gehofft, daß die Stiftsdame ſich bereitwillig auf den Weg machen würde, um den einzigen ihr übrig gebliebenen Bruder zu begrüßen, der ihr bis an die Küſten des Meeres entgegengekommen war. Aber meine gute Julie zeigte wohl den beſten Willen von der Welt, allein das Vollbringen fehlte. Zum Theil waren die Geſchäfte in ihrem Wirkungskreiſe daran ſchuld, zum Theil aber war es ein körperliches Leiden, das ſie bereits lange ſchon plagte, ohne daß die

Saint-Sylvan.

Von

A. von Sternberg.

Erster Theil.

Frankfurt am Main, 1839.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Rückſichtsvolle mir mit dem Geſtändniß deſſelben kummervolle Befürchtungen ans Herz legen wollte. Sie verſprach zu kommen, kam aber nicht.

Der Leſer erlaube mir bei dieſer Gelegenheit von den vier Schweſtern, die der Himmel mir geſchenkt und erhalten hat, während er die drei Brüder mir nahm, ein Wort einzuſchalten. Die älteſte, Sophie, heirathete noch jung einen Baron Roſen aus einer urſprünglich ſchwediſchen Familie, die jedoch in Eſthland ſchon lange eingebürgert war. Da die Pflichten des Landrath-Amtes, das mein Vater bekleidete, ihm nicht geſtatteten die Bewirthſchaftung ſeines Gutes ſelbſt zu führen, überdies zahlreiche Reiſen und ein längerer Aufenthalt in Petersburg das übrige beitrugen, ihn vom Landleben zu entfernen, übernahm ſein Schwiegerſohn, neben ſeinem eigenen Beſitz, der ziemlich beträchtlich war, auch die Führung der Geſchäfte auf dieſem Eigenthume. Ich verlebte meine Kindheit und die erſten Knabenjahre ausſchließlich auf dieſem Gute bei meinem Schwager. Die zweitfolgende Schweſter iſt die obenerwähnte Stiftsdame. Sie iſt's, der ich am meiſten geiſtiges Einwirken auf meine Eigenthümlichkeit verdanke. Eine tiefe und innerliche Natur, ein reges Geiſtes- und Gemüthsleben, eine frühe Richtung nach Poeſie und Religion machten ihre ſchöne Seele für den Beruf empfänglich, verwandte Gemüther zu der Höhe emporzuziehen, auf der ſie ſich ſelbſt befand. Nicht ohne Kämpfe und innere Läuterungsprozeſſe hatte ſie dieſe Höhe erreicht. Um viele Jahre älter wie ich, ſchenkte ſie mir dennoch ihre Freundſchaft, und ihre ſchweſterliche Liebe nahm frühzeitig die Farbe der Geiſtesneigung an, die ſich durch Simpathieen an ihren Gegenſtand geknüpft ſieht. Ich erinnere mich mit Freuden, mit welcher Theilnahme ſie meine erſten Verſuche im poetiſchen Produziren hinnahm, wie ich mit ihr zuſammen faſt die halbe Bibliothek meines Vaters durchlas, und wie ſie dann im Geſpräch, das ſie, ohne pedantiſch zu ſein, anmuthig leitend den Begriffen eines Knaben anpaßte, die Ideen, die die Lektüre geweckt, weiter ausführte und zur feſten Form brachte. Sie ſelbſt ſchrieb mit Gewandtheit und Grazie, doch mochte ſie ſich nicht mittheilſam zeigen. Ich beſitze Briefe von ihr, die ſie mir in die Fremde nachſandte, die, was Inhalt und Form betrifft, würdig ſind dem noch ſo ſcharf prüfenden Urtheile des Kenners vorgelegt zu werden. Was dieſe Schreiben jedoch für mich unſchätzbar macht, ſind die darin hingeſtreuten ſchönen Zeichen ihrer Liebe, einer Liebe, deren Quell aus einem Herzen floß, das die Eitelkeit der Welt empfunden, erkannt und beſiegt hatte, und das keine Begierde kannte als nur die, ſich ſelbſt und was ihr theuer war, immer mehr der Veredelung nahe zu bringen. Die dritte Schweſter, Auguſte, heirathete einen Verwandten unſeres Hauſes, den Schweſterſohn meines Vaters, einen Herrn von Foreſtier, der aus dem Herrnhuterorte Niesky bei Görlitz zu uns herübergekommen war. Durch ihn habe ich das Leben und Treiben der Herrnhuter-Gemeinde kennen gelernt, die ich ſpäter aufſuchte. Als ich in Dorpat ſtudirte, war es ſein Haus, in dem ich wohnte, und diejenigen ausgezeichneten Männer kennen lernte, die die kleine deutſche Univerſitätsſtadt damals in ihren Mauern barg. Meine vierte Schweſter, Caroline, meinem Alter die nächſte, ſie iſt zwei Jahre jünger wie ich, war die Geſpielin meiner Kinderzeit. So viel mir bekannt, iſt ſie, wie meine Schweſter Julie, unverheirathet. Die Ferne hat das Grauſame, daß ſie uns über das Schickſal unſerer nächſten Angehörigen ungewiß läßt. So erfuhr ich den Tod meiner innig geliebten Mutter, ehe ich noch Kunde hatte von ihrer Krankheit. Man ſpricht von einer ahnungsvollen Liebesſtimme, aber weshalb hat ſie bei mir geſchwiegen? Es iſt kein Geiſt zu mir getreten und hat mir zugeflüſtert: eile! eile! Deinen Lieben droht Gefahr! Wo iſt meines Freundes Kerner ſo troſtreiche Lehre von den Botſchaften, die die Geiſter übernehmen, weit über ferne Meere hinaus! Ach! alle dieſe Träume ſind ſchön — aber ſie ſind Träume.

Ich kehre nach Riga zurück.

Der General wollte gar ſo gern mich bekannt machen mit den Einrichtungen einer ruſſiſchen Citadelle, deshalb, wenn das Wetter es irgend erlaubte, führte er mich in den befeſtigten Werken herum, die Riga noch von Alters her aufzuweiſen hat, und die in neueſter Zeit geordnet und vermehrt worden. Da der General mit Leib und Seele Soldat war, ſo konnte er nicht begreifen, daß alle dieſe Dinge für anders Geartete nur ein ſehr vorübergehendes Intereſſe haben konnten. Ueber einige meiner Betrachtungen gerieth er in eine Art Entſetzen. So ſagte ich ihm unter Anderm, daß ich der Anſicht ſei, ein Militärſtaat ſei ein noch in den Kinderſchuhen umhergehender Staat. Bei allen noch in der Kindheit ihrer Entwickelung begriffenen Nationen ſähe man immer zuerſt die Militärmacht ausgebildet; nähme der Staat an Reiſe und Erkenntniß zu, ſo träte ſofort die Soldatenwelt in den Hintergrund und die wahren Elemente eines ſtaatlichen Zuſammenlebens kämen zum Vorſchein. Das klingt demokratiſch und revolutionär! rief mein Zuhörer. Iſt's aber nicht, entgegnete ich. Wir müſſen nur zuerſt zugeben, daß die menſchliche Geſellſchaft eine Pflanze iſt, die ſich entwickelt, zur Blüthe treibt und dann wieder verfällt, nach allgemeinen Naturgeſetzen. Nichts Feindliches iſt dabei, als nur das Fehlerhafte, Ungeſunde, und daß dieſes nicht lange in einem Organismus ſtecken bleibt, dafür ſorgt die Natur ſchon ſelbſt. Laſſen wir den Zank der Parteien ganz bei Seite und betrachten wir die Sache, als ſtände ſie weit von uns ab. Das monarchiſch abſolute, das demokratiſche Prinzip — wir wollen ſie beide als organiſche Entwickelungsſtufen anſehen. Wenn ein Staat noch jung iſt, ſo ſind diejenigen Kräfte noch nicht bei ihm entwickelt, die bei dem Organismus des einzelnen Individuums die Vernunft und Urtheilskraft bilden, und die im Staate durch das höhere Bürgerthum vertreten werden. Ein ſolcher Staat iſt nur durch die rohen Mittel der Gewalt zu halten und zu fördern. Er muß nach Außen ſowie nach Innen geſchützt und geſtützt werden. Ob weiſe oder nicht weiſe, eine abſolute oder tiranniſche Gewalt iſt hier ganz an ihrer Stelle. Der Herrſcher muß ſich mit Allem bekleiden, was der Menge imponirt, er muß mit der äußerſten kirchlichen Gewalt zugleich die höchſte weltliche verbinden, um in beiden Händen die polizeilichen Strafwerkzeuge zu ſchwingen, die eine ungeheure Maſſe im Zaume zu halten im Stande ſind. Dann müſſen auch keine Koſten geſcheut werden, unermeßliche ſtehende Heere ſtets in Bereitſchaft zu halten. Geht jedoch das Volk durch ſeine Kinderperiode in das reifere, männliche Alter über, ſieht es ein, daß die Geſellſchaft den Schutz und die Autorität der Geſetze bedarf, um ſich zu halten und ſich fortzubilden, ſo übernimmt es ſelbſt die Zügel der Regierung, das heißt, es erkennt offen an, daß es Geſetze geben muß, und daß dieſe gehalten und überwacht ſein müſſen. Die parlamentariſche Form tritt ins Leben. Der Herrſcher, wenn er weiſe iſt, giebt freiwillig die jetzt nicht mehr nöthige abſolute Gewalt hin und begnügt ſich, unter den Berathenden und Sorgenden die oberſte Stelle einzunehmen. Nicht mehr das große ſtehende Heer iſt es, worauf er ſich ſtützt, ſondern auf die wach gewordene Vernunft der

Nation. Nicht mehr die Bajonnette, ſondern das männlich gereifte Urtheil des Volks iſt ſeine Stütze. Sie ſehen alſo, daß ich einem abſoluten Herrſcher ſeine Berechtigung zuerkenne, jedoch nur für ſeine Zeit.

Es giebt jedoch Völker, die nie aus den Kinderſchuhen herauskommen, bemerkte der General.

Solche giebt es nicht, erwiederte ich. Es giebt keine bleibenden Zuſtände; immer geht einer in den andern über, wenn dieſer Uebergang auch ſehr merklich geſchieht.

Wir haben geſehen, erwiederte mein Gegner, daß nur die ſtehenden Heere Europa wieder zur Ruhe gebracht haben. Zum Dank dafür ſollten wir ſie alſo auflöſen?

Die ſtehenden Heere von heute ſind nicht die von geſtern. Unmerklich geht der gereifte Volksgeiſt in den Sinn der Führer und der Geführten über.

Das heißt die Disciplin iſt erſchüttert.

Nur der Kamaſchengeiſt, nicht die Disciplin.

Ein denkender Soldat iſt kein Soldat.

Dann iſt ein denkender Staatsbürger auch kein Staatsbürger mehr. Die Staatsmaſchine iſt dann wieder von dem aufgehobenen Finger eines Einzigen, an dem alle Fäden haften, abhängig. In dieſer Zeit ſind wir nicht mehr.

Der General wandte ſich ab und zeigte mir die Konſtruktion eines Kanonenlaufes. Ich fand meinerſeits nicht nöthig das Geſpräch fortzuſetzen. Wir wandelten in den Gängen der Kaſematten weiter.

Am Ende eines Gangs ſah ich einen zuſammengekrümmten Greis ſitzen, der ſich mit etwas beſchäftigte, das ich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Mein Führer ſagte mir, daß dieſer über neunzig Jahr alte Mann vortreffliche Holzarbeit fertige und daß aus ſeiner unſcheinbaren Werkſtatt ſehr künſtlich geſchnitzte hölzerne Löffel und Meſſer hervorgingen. Sehen Sie ſich ihn genauer an, ſagte mein Führer, die Geſchichte dieſes Mannes iſt anziehend und lehrreich. Er war einſt reich und angeſehen; eigene Wahl hat ihn hierher gebracht. Es iſt eine Art Buße, die er ſich auferlegt hat.

Kann ich dieſe Geſchichte nicht hören?

Meine Tochter ſoll ſie Ihnen vorleſen. In müſſigen Stunden habe ich ſie aufgeſchrieben, ſo wie ſie mir der Alte mitgetheilt hat, was freilich ziemlich verworren und unzuſammenhängend geſchah. Doch kam es mir nur auf die Feſtſtellung der einen Thatſache an, die in der Geſchichte die Hauptrolle ſpielt. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo wollen wir heute bei der Theetaſſe die paar Blätter durchfliegen.

Ich zeigte mich hiermit vollkommen einverſtanden. Zum Glück blieb der Schwarm der täglichen Gäſte gerade an dieſem Abend aus. Es war irgendwo in der Stadt ein „rout“ und unſere kleine Geſellſchaft beſchränkte ſich auf die Hausgenoſſen und auf mich. Die Vorleſerin ſträubte ſich anfangs als ſie von dem Plane hörte. Papa! ſagte ſie, die Geſchichte iſt ſo widrig; ſie erregt gewiſſermaßen moraliſchen Ekel. Unſer Gaſt kann unmöglich Gefallen an ihr finden.

Mein Kind, laß das unſere Sache ſein, ſagte der Vater; die deinige iſt zu leſen, und zwar deutlich, denn du haſt es von deiner franzöſiſchen Bonne dir angewöhnt, ächt franzöſiſch die Silben zu verſchlucken und die Perioden nur halb zu vollenden. Das mag für die franzöſiſchen Lappalien ganz am Orte ſein, die deutſche Sprache liebt aber dergleichen nicht, und beſonders liebe ich es nicht, daß ein Manuſcript, das die Ehre hat von mir verfaßt zu ſein, von meiner eigenen Tochter ſo über Stock und Stein hinſtolpernd, in das Ohr des Zuhörers getragen wird.

Die junge Dame lächelte und verſprach erröthend, ſie wolle ſo gut leſen als ſie könne.

Die Blätter wurden gebracht, und die ſonore Stimme begann:

„Ich war in meinen jungen Jahren ein wilder, leidenſchaftlicher, ſogar roher Geſelle. Frühzeitig reich und unabhängig geworden, nahm ich jenen ſchrankenloſen Uebermuth in mein Weſen auf, der den Herrn bezeichnet, gegenüber einer Schaar Leibeigener; denn ich gebot über Weſen, welche dieſen bedauerlichen Titel führten. Ich unternahm eine Reiſe nach Deutſchland. Das Neue, das ich ſah, gefiel mir nicht, ich wußte keine Vergleiche anzuſtellen; mein Geiſt war eben ſo unausgebildet, als meine Laune fortwährend ſchlecht. Ich verſchwendete viel und erkaufte mir dadurch doch nicht jene tiefe Unterthänigkeit, die mir zu Hau[illegible] auf jedem Schritte entgegen kam; dies legte ich für Trotz aus und war in Verzweiflung, daß ich ſo viele boshafte und widerſpenſtige Sclaven nicht züchtigen durfte. Es fiel mir nicht ein, die veränderte Verfaſſung des Landes, die gänzlich verſchiedenen Sitten in Betracht zu ziehen. Ich hatte keine Kenntniſſe vom Leben und der Geſellſchaft, ich wußte nur, daß ich ein Herr war, reich und unabhängig, und ich war überzeugt, daß dieſes genug ſei, um die Hälfte der Menſchheit zu meinen Füßen zu ſehen.

Die Poſten in Deutſchland gehen einen langſamen Trott. Im Vergleich wie man in meinem Vaterlande fährt, ſind die Pferde Schnecken, wie zum Hohn vorgeſpannt. Eines Morgens kam ich in der übelſten Laune vor einem Poſthauſe an. Ich murmelte einen Befehl: mein Diener verſtand nicht ſogleich, was ich wollte, und durch ſeine wiederholten Fragen ſtieg mein Unmuth aufs höchſte. Ich ergriff den Stock und ſchlug aus allen Kräften auf den Menſchen los, der am Kutſchenſchlage ſtand. Nicht zufrieden, ihm eine Anzahl derbe Hiebe auf Kopf und Schultern verſetzt zu haben, griff ich mit der metallenen Handhabe des Stockes in den Verband ſeiner verwundeten Schulter und zerriß mit einem kräftigen Zug die Leinwandbinde, die der Arzt noch am geſtrigen Abend erneuert hatte. Er ſprach kein Wort, er zog nur mit einer leiſen Bewegung den wunden Arm zurück; allein hierdurch wurde meine Wuth nur noch geſteigert; ich ſtürzte aus dem Wagen und riß den Unglücklichen am Arme, indem ich ihn mit aller Gewalt an die nahe Mauer des Poſthauſes ſchleuderte.

Alle Umſtehenden wichen bei dieſem Auftritte ſcheu zurück; kein Ton wurde laut, ſie machten mir Platz, als ich ins Haus ging. Unter der Thür warf ich noch einen Blick auf meinen Diener; er war leichenblaß und lehnte am Wagen. Es war ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, kräftig gebaut und an Stärke mir gewiß zweifach überlegen; aber er war mein Leibeigener, er hatte die Beſchimpfung der Schläge geduldet, er hatte geduldet, daß ich ihm unter unſäglichen Schmerzen den kaum geheilten Arm aus dem Gelenke riß, und nicht das kleinſte Wort des Vorwurfs oder der Klage entwand ſich ſeinen Lippen. Er hatte alles ruhig erlitten, denn er war der Sclave, ich der Herr. Es war nichts Auffallendes am ganzen Vorgang. — Eine Viertelſtunde darauf trat er wieder in mein Zimmer, um meine Sachen zu ordnen. Sein Arm hing in einer Binde, er war freundlich und ehrerbietig wie immer, nur ſeine Bläſſe fiel mir auf. Ich ſprach kein Wort.

Dieſe Scene hatte, wie geſagt, am Morgen geſpielt;

[illegible]
1 [illegible]

beim Mittagstiſch, der unten beim Poſtmeiſter gedeckt war, traf ich mit einigen Gäſten zuſammen, die vom Orte waren. Sie ſahen mich ſchon von der Seite an, Keiner richtete an mich das Wort, und bald entfernten ſie ſich wieder. Nur ein ältlicher, ſtiller Mann blieb ſitzen, der in einen ſchwarzen Rock geknöpft war, und ſehr bedächtige Züge aus einer langen ſchweren Pfeife that, die einige Aehnlichkeit mit ihrem Beſitzer hatte. Dieſe Geſtalt kam mir bekannt vor, ich erinnerte mich jetzt, ſie in der Poſthausthür ſtehen geſehen zu haben, als ich die brutale Züchtigung vernahm. Er war offenbar Zeuge derſelben geweſen, und ſeine Gedanken, indem er mich von Zeit zu Zeit verſtohlen anblickte, beſchäftigten ſich, zu ermitteln, in wie weit man ſich mit mir einlaſſen dürfe, ohne mit der metallenen Handhabe des Stockes in Bekanntſchaft zu gerathen. Um ihm Muth zu machen, warf ich einige Bemerkungen hin, die er mir ebenſo erwiederte. Endlich zog er mit vieler Umſtändlichkeit eine Horndoſe hervor und bot mir eine Priſe an. Ich griff in die Doſe, und indem ich Zeigefinger und Daumen kunſtgerecht mit Tabak füllte (dergleichen Kenntniſſe hatte ich nicht verfehlt mir zu eigen zu machen, weil ich ſie für die einzigen wahrhaft unentbehrlichen und wichtigen hielt), fragte ich, was der Name Yorik bedeute, der innen auf dem Deckel zu leſen war. Dieſe Frage ſchien meinem Geſellſchafter ganz gelegen zu kommen. Er erzählte mir nun des Breiten den ganzen Inhalt des Romans vom Sterne, von dem ich noch nie ein Wort gehört hatte, und von dem ich nicht begreifen konnte, daß er ſo berühmt ſei. Indeß gefiel mir die Geſchichte, ſie prägte ſich mir ins Gedächtniß, und einige Züge daraus ließ ich mir zweimal erzählen.

Der ſchwarze Mann wurde nicht müde, mir die Sanftmuth und Herzensgüte des guten Yorik zu ſchildern; er ſprach, als wäre er ſelbſt der arme Franziskaner, über deſſen Tod Yorik ſo empfindſam klagt; in ſeinem Blicke lag ſo viel Wohlwollen, in ſeinem Tone ſo viel tiefe und wahre Herzlichkeit, daß ich, der ich von Natur kein ganz ſchlechtes Herz hatte, die Rührung ſo lebendig in mir aufkeimen fühlte, daß ich in Thränen ausbrach.

Kaum ſah mein Mann dieſe Wirkung ſeiner Worte, als er plötzlich meine Hand erfaßte und mir mit eindringlicher Stimme zurief: Wie, junger Mann, Sie weinen über einen Roman, über eine erdichtete Geſchichte, deren Perſonen nie gelebt haben; und Sie konnten es übers Herz bringen, heute früh Ihren Diener ſo unmenſchlich grauſam zu behandeln?

Zu jeder anderen Zeit wäre bei einem Vorwurf dieſer Art meine Rohheit heftig ausgebrochen; jetzt aber war mir's unmöglich etwas darauf zu erwiedern. — Wußten Sie denn nicht, daß ſein Arm verwundet war? fragte der ſchwarze Mann. — Ich wußte noch mehr, entgegnete ich. Ich wußte, daß er dieſen Arm gefährlich aus der Schulter gerenkt hatte, um mir das Leben zu retten; denn ohne ſeine ſchleunige Hülfe hatte ich vor einigen Wochen einen tödtlichen Fall gethan. — Ach, mein Herr, und Sie konnten —? In meiner Wuth, in meinem Jähzorn waren einfache Schläge mir nicht genug. Ich wußte, daß ich ihn am empfindlichſten an dieſer Stelle packte, darum that ich's.

Der lange ſchwarze Mann wandte ſich, indem ich dieſe Worte ſprach, von mir ab und ſah lange ſchweigend in ſein leeres Glas. Ich wollte es wieder mit Wein füllen, aber er zog es eilig zurück und fuhr ſich dabei mit der Hand über die Stirn, wie Einer, der etwas mit Gewalt vergeſſen will. Ich bin aber ein Thor, rief ich, daß ich Ihnen das erzähle. Sie ſind ja kein Arzt und können dem Menſchen, wenn ich ihm wirklich Schaden gethan haben ſollte, nicht helfen. — O wohl bin ich ein Arzt, ſagte der Schwarze mit einem kleinen bitteren Lächeln. — Aber ich verſtehe mich nicht auf die Uebel des äußeren Menſchen, nur auf die des innern.

Ich verſtand das nicht. Ich möchte Sie gern heilen, ſetzte er hinzu, und ſah mich mit ſeinen ſanften Augen ſcharf und bedeutſam an. — Mich? rief ich verwundert. Mir fehlt nichts. — Doch etwas, entgegnete er. Sie haben Yoriks Enthaltſamkeit und Sanftmuth nicht, ſonſt hätten Sie das nicht thun können, was ich Sie heute habe vollführen ſehen. — Allerdings, rief ich betreten. Yorik hätte nicht ſo gehandelt. — Und wenn er auch ſo gehandelt, rief der Schwarze, ſo hätte er es im nächſten Augenblick aufs tiefſte bereut und ſich ernſtlich vorgenommen, nie wieder einem ſo thieriſchen Ausbruch kindiſcher Wuth ſich hinzugeben. — O, ich will den Schuft, den Andreas, mit einer Summe Geldes abfinden! rief ich; ja, das will ich. — Das iſt nicht genug, erwiederte mein Sittenprediger. Sie müſſen ſich ſelbſt eine Strafe auflegen, und dazu empfehle ich Ihnen dieſe Horndoſe. Ich mache ſie Ihnen zum Geſchenk. Sie iſt von geringem Werthe, aber jene Tugenden der Seele, die wir nicht mit Golde kaufen, liegen in dem kleinen Raum dieſer Doſe von Horn. Allemal, wenn Sie ſie aus der Taſche ziehen, werden Sie an den Vorfall des heutigen Tages erinnert. Der arme Andreas mit ſeinem gebrochenen Arme wird Ihnen lebhaft vor dem Geiſte ſtehen, und mit ihm zugleich der edelmüthige Yorik, und ganz zuletzt auch meine geringe Perſon. Die Schlußfolge aller dieſer Erinnerungen wird ſein, daß Sie ſich vor einem ähnlichen Ausbruch ihres wilden und leidenſchaftlichen Temperaments hüten, und mehr will ich und Yoriks Schatten nicht. Nehmen Sie dieſe Doſe.

Er drückte Sie mir in die Hand und war aus der Gaſtſtube, ehe ich mich noch recht auf den ganzen Hergang dieſer für mich ſonderbaren Angelegenheit beſinnen konnte. Ich ſaß da und drehte die Doſe mechaniſch in der Hand, wie Einer, der im Traume handelt. Allmählig wurde mir der ganze Sinn dieſes Geſchenkes klar. Ich ſagte aber Niemandem ein Wort davon, ſondern entfernte mich aus dem Orte, wo ich eine ſo ſanfte und doch ſo eindringliche Ermahnung erhalten hatte, in meiner gewöhnlichen barſchen herriſchen Weiſe. Die Doſe packte ich eigenhändig, vielleicht daß Andreas ſie nicht ſehen ſollte, in meinen Koffer.

Ich muß zu meiner Schande aufrichtig geſtehen, daß ich ſchon am nächſten Tage das Ereigniß ganz vergeſſen hatte. Es war, als ſei noch nicht der Zeitpunkt gekommen, wo ich empfinden lernen ſollte. Dieſe Zeit kam jedoch, als ich drei Jahre ſpäter zufällig die kleine Wohnung betrat, die Andreas bewohnte. Ich hatte ihn bald nach jenem Vorfall ſeines Dienſtes entlaſſen, und er hatte geheirathet.

Drei Jahre in einem Menſchenleben machen viel aus, beſonders wenn dieſe drei Jahre in die Zeit moraliſcher Entwicklung fallen. Ich hatte nachdenken, beobachten, vergleichen gelernt, und war nicht mehr ſo reich als früher. Andreas empfing mich mit ungeheuchelter Freude; ſein Hausſtand war beſchränkt, aber durch den Fleiß ſeines Weibes und durch ſeine eigene redliche Thätigkeit nicht ohne Segen. Ich bemerkte eine kleine Verlegenheit an Andreas. Es war am ſpäten Abend, es dunkelte im kleinen Zimmer, und als Licht angezündet wurde, hielt er ſich abſichtlich im Schatten. Bald darauf benutzte er eine Gelegenheit, um ſich aus dem Zimmer zu entfernen. Ich wandte mich zur Frau. Ihr arbeitet wohl viel? fragte ich. — Das muß man, entgegnete ſie. Die kleine Familie nimmt jährlich zu, und der Erwerb iſt eben nicht der reichlichſte. Wir könnten wohl mehr vor uns bringen, wenn Andreas nicht den Schaden hätte. — Welchen Schaden? — Nun, daß er eben nur Einen Arm hat. Es hat Mühe gekoſtet, bis er ſich mit dem Linken nur einigermaßen zurecht gefunden. — Andreas hat den Arm verloren! rief ich mit ſchreiender Stimme. Und bei welcher Gelegenheit, Weib? — Das weiß ich nicht, das hat er mir nie ſagen wollen.

Ich verließ die kleine Wohnung, der Boden brannte unter mir. Plötzlich ſtand all das Unheil, das ich angerichtet, klar vor meiner Seele. Alſo durch mich zum Krüppel gemacht! Und wie hatte er ſich ſorgfältig gehütet, mich etwas merken zu laſſen, ſelbſt ſeinem Weibe hatte er es verſchwiegen. Und dieſer Arm, um den ich durch die empörendſte Brutalität ihn gebracht, hat mir das Leben gerettet. O, wie verächtlich kam ich mir in dieſem Augenblicke vor. Wie brannte plötzlich mit jäh aufflackernder Gluth das Unrecht in meiner Seele! Armer Andreas! kann ich dir jemals genug thun? Kann ich dich je den ſchwarzen Undank, die grauſame Herzloſigkeit vergeſſen machen, die du von mir erfahren? Welch ein Scheuſal muß ich in deinen Augen ſein! Wie beſchämend deine Großmuth, mit der du trachteſt, meine Schande mir geheim zu halten! Ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen.

Das erſte, was ich that, war jetzt, daß ich die Horndoſe hervorholte und mich lebhaft all der Worte erinnerte, die jener Fremde damals zu mir ſprach. Jetzt fanden ſie eine gute Stätte in meinem Herzen. Sogleich beſchloß ich, zur Büßung meine goldene Doſe abzulegen und jene Lorenzodoſe ſo lange im Gebrauche zu behalten, bis es mir gelingen würde, mein Unrecht irgend gut zu machen. Daß ich Geld gab, was der ſtolze Andreas nicht einmal annehmen wollte, hielt ich für kein Opfer und keine Buße.

Fünfzehn Jahre vergingen, ich war in Militärdienſte getreten, der eben ausgebrochene Krieg gab mir vollauf zu thun. Nicht weit von den Grenzen meines Vaterlandes wurde eine bedeutende Schlacht geliefert; unſere Partei ſiegte, wir zählten jedoch viele Verwundete. Unter den letzteren war auch ich, eine Kugel hatte meinen Arm getroffen; ich mußte mich einer gefährlichen Operation unterziehen, die jedoch glückte. Ich blieb einige Stunden vom Hauptquartier entfernt, in einem Dorfe, wo man mich aufs beſte verpflegte. Eines Abends, als ich an dem kleinen, mit Epheu behangenen Fenſter im Stüble ſitze, ſehe ich einen Trupp Soldaten, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führen. Ich rufe ſie an und erfahre, daß ſie einen Deſerteur dem Kriegsgericht zu übergeben im Begriff ſeien. Ein Vorfall dieſer Art war nichts Seltenes, und ich wollte mich eben gleichgültig abwenden, als mein hinſtreifender Blick den Sträfling trifft und ich Züge erſchaue, die mir bekannt ſind. In dieſem Augenblick ſtürzt der Jüngling zu mir ans Fenſter und fleht mich an, ihn zu retten. Es iſt der Sohn meines Andreas. Ich fragte ihn, was ihn zu dieſem Fehltritt verleitet, und er geſteht mir unter Thränen, daß daheim in ſeinem elterlichen Dorfe jemand krank ſei und er nur auf wenige Stunden ſich fortgeſtohlen habe. Er ſei eben im Begriff geweſen freiwillig zurückzukehren, als man ihn gefangen genommen.

Sprichſt Du die Wahrheit? fragte ich ihn. — Er ſah mich an, wie erſtaunt, daß ich daran zweifeln könne. Es waren die treuen Augen, die Miene ohne Falſch meines Andreas. — Wer iſt krank daheim? fragte ich weiter. — Er ſtockte, wurde roth und ſenkte ſeinen Blick. — Wenn ich jetzt ſterben ſoll, rief er, ſo jung ſterben ſoll, wer wird meinen Vater in ſeinem Alter unterſtützen? Die Mutter iſt todt, ſeine ganze Hoffnung beruht auf mir, und ach! noch Jemandes Hoffnung beruht auf mir! — Was kann ich thun? entgegnete ich. Du kennſt die Strenge der Geſetze. — Auch ich kenne ſie. Man wird wenig Umſtände mit mir machen. Man wird mir die Augen verbinden, mich auf einem Hügel niederknieen laſſen; den nächſten Morgen erlebe ich nicht.

Er zitterte, indem er dieſe Worte ſprach, und ſeine Thränen floſſen reichlich. Der Unglückliche ſtand noch einige Minuten vor meinem Fenſter; man mußte ihn mit Kolbenſtößen forttreiben. Er ſah ſich im Fortgehen bis zur Straßenecke bittend nach mir um. Dieſes Bild wich nicht aus meiner Seele. Ich ſuchte den Schlaf, aber ich fand ihn nicht. Vergebens hielt ich mir die Unmöglichkeit vor, den Jüngling zu retten. Schon hatte ich einigemale die Feder in der Hand, um an den General zu ſchreiben; aber ehe mein Brief abgegeben wurde, hatte wahrſcheinlich, bei der Eile, mit der die Executionen bei Kriegszeiten vor ſich gehen, der Unglückliche zu athmen aufgehört. Und dann, einen Brief wirft man bei Seite, ein geſchriebenes Wort wird wenig beachtet. Nur ein Mittel verſprach Hülfe; wenn ich ſelbſt ins Hauptquartier ritt. Ich ſchickte zu meinem Arzte; er trat herein. — Glauben Sie, fragte ich ihn, daß meine Wunde einen Ritt von ein paar Stunden erträgt? — Welche Tollkühnheit! erwiederte der alte Mann erſchrocken. Sie wollen reiten, in die Nacht hinein, bei dieſem kalten, feuchten Wetter? — Ich frage Sie, ob meine Wunde dies ertragen wird? — Sie wird es nicht. Sie verlieren Ihren Arm. — Es muß gehen! rief ich mit einem plötzlichen Entſchluß, indem ich meine Uhr hervorzog. Es gilt ein Menſchenleben zu retten. Machen Sie Ihren Verband, mein Herr, und für das Weitere laſſen Sie mich ſorgen.

Der würdige Greis, der mich ſo entſchloſſen ſah, und dem der Ausruf: Es gilt ein Menſchenleben! ans Herz gegriffen hatte, ſchüttelte das Haupt, ohne ein Wort zu ſprechen, und indem er ſich mit ſeinen Binden beſchäftigte, ertheilte ich den Befehl, mein Pferd zu ſatteln. Eine Viertelſtunde darauf ſaß ich im Sattel und flog auf dem Wege nach dem Hauptquartiere dahin. — Wozu ſoll ich weitläufig erzählen, was ich that und ſagte? Genug, es gelang mir, den Sohn meines Andreas zu retten. Während ich leidenſchaftlich thätig war, fühlte ich nichts von Schmerz; als aber auf dem Rückwege meine Seele ruhiger empfand, erinnerte mich mein armer Körper, daß ich grauſam mit ihm umgegangen war. Ich empfand die wildeſten Schmerzen im Arm. Das Wort des Alten tönte mir in den Ohren. Sie werden den Arm verlieren. Gut, dann ſind wir quitt, mein Andreas!

Es ging glücklicher, als ich gefürchtet. Die ſeltene Geſchicklichkeit meines guten Arztes brachte mich durch und erhielt mir den Arm, der nur von der Zeit an etwas ſteif blieb. Ein langes Krankenlager war das Einzige, womit mich der Himmel züchtigte. Eine heilſame Züchtigung. Als ich vom Schmerzensbette aufſtand, war die rauhe Schale der Jugend von mir geſtreift; ich empfand die Leiden meiner Nebenmenſchen, denn ich hatte ſelbſt gelitten. Meine Freunde wollen behaupten, ich ſei ſpäter ſogar etwas zu weichherzig geworden; das will ich dahin geſtellt ſein laſſen.

Als es der Arzt geſtattete, ſah ich Andreas mit ſeinem Sohne an meinem Bette. Sie knieten und bedeckten meine Hände mit Küſſen. Neben dem Jüngling, ſcheu zurückweichend, ſtand ein recht hübſches Mädchen. Ich brauchte nicht zu fragen, in welcher Beziehung ſie zu dem jungen Burſchen ſtand. Ihretwegen hatte er den dummen Streich gemacht,

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Dieſe Bekenntniſſe ſind ohne Eitelkeit wie ohne Verſtellung hingeſchrieben. So weit es in unſre Macht gegeben iſt, uns ſelbſt und unſre Nebenmenſchen kennen zu lernen, habe ich verſucht, ſie ſo darzuſtellen, wie ich beide gefunden. Du, mein Leſer, der du das Kind einer andern Zeit biſt, wirſt mein Leben nach dieſem Geſtändniſſe würdigen.

Obgleich nicht über das Mannesalter hinaus fühle ich doch, bin ich am Ziele meiner Tage. Täuſchung und Reiz haben nach einander ihre Macht an mir verſucht, ich bin zur Erkenntniß gekommen, daß Stille und Einſamkeit allein würdige Begleiter einer Seele ſind, die ſich auf eine höhere Exiſtenz vorbereitet. Dir, mein Leſer, ſind die bunten Blüthen meiner Jugend dargeihretwegen hatte er die Todesangſt erlitten. Ich ſegnete den Bund, und wißt ihr, Freunde, die ihr dieſe Blätter leſet, wißt ihr, welch eine Freude ich mir bereitete? Eine köſtliche Freude, eine prächtige Belohnung! Ich ſteckte die Horndoſe wieder in den Koffer und trug wieder nach funfzehn Jahren eine goldne Doſe. Es war die Tugend ſelbſt, ſo ſchien es mir ſelbſtgefälligem Thoren, die mir eine goldene Doſe ſchenkte. Von keinem Fürſten wäre ſie mir ſo ehrenvoll und erwünſcht erſchienen. Die erſte Priſe, die ich nahm, zog ich mit ſo vielem Geräuſch in die Naſe, daß die umſtehenden Kameraden bedenklich einander anſahen, weil ſie meinten, ich habe auch die Narrheit angenommen, den alten König Friedrich nachahmen zu wollen, den größten Tabaksſchnupfer ſeiner Zeit.

Seitdem habe ich die Horndoſe nicht wieder getragen; wahrlich ich hatte es nicht nöthig. Aber ich habe ſie heilig aufbewahrt, nebſt dem Buche, worin jener denkwürdige Brief Johann Georg Jacobi's ſteht. Ich weiß wohl, heutigen Tages liebt man dergleichen nicht; aber ich meine, gut genug, wenn eine ſchlechte Horndoſe unſere Beſſerung übernimmt.“

Die Erzählung hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf uns Alle gemacht, auf mich beſonders, der ich ſie zum erſten Male hörte.

Wir haben in unſern Zeitblättern, hub der General an, ſo viel Geſchichtchen von der völlig nutzloſen Art, man bringe einmal eine ſolche, die da dem Leben angehört und eine ſehr faßliche Moral predigt, beſonders für unſere großen Herren. Es iſt mit dieſen Dingen natürlich jetzt nicht mehr ſo beſtellt, wie damals, aber es iſt nicht viel beſſer. Die empörendſte Rohheit in Behandlung derjenigen Menſchenklaſſen, die der vornehme Ruſſe, oder auch nur der begüterte und bevorzugte anwendet, geht für den, der ſie nicht kennt und nicht mit eigenen Augen angeſchaut, ins Unglaubliche. Ich habe Mißhandlungen vor meinen Augen ausüben ſehen, die mir das Haar zu Berge geſträubt haben. Ein einziger Moment des Jähzorns bei einem jungen, vornehmen Lieutnant ſchafft an ſeinem Diener einen Krüppel auf Lebenslang, und keine Strafe erreicht den vornehmen Wüthrich. Mit dieſem brutalen Sinn der Knechtung, der ſiſtematiſchen Quälerei und Grauſamkeit geht freilich, denn alles in der Natur hat das Ausgleichende, Verſöhnende dicht neben ſich, ein Sinn ſentimentaler, ich möchte ſagen patriarchaliſcher Gutmüthigkeit und Vorſorge Hand in Hand. Es giebt Herren, die für ihre Leibeigenen wie für ihre Kinder ſorgen, die ſich zärtlich um ſie bemühen, ihnen in allen Dingen behülflich ſind; aber freilich der Nachfolger dieſes Gütigen iſt in der Regel ein Ungütiger.

Ich bewundere nur, ſagte ich, die Zähigkeit der Menſchennatur. Wie der Leib unter der Schneedecke Spitzbergens ausharrt und ſeine Gattung freudig fortpflanzt, ſo treibt der Geiſt unter Qual und Demüthigung aller Art ſeine

Blüthe fort, wenn auch kümmerlich. Ein Erlöſer thut dort noth, wie er hier noth thut; er kann nicht lange ausbleiben, der Karren geht indeſſen ſeinen Gang.

Sei gut! ſei menſchlich! ſei gerecht! rief der General. Das ſollte Jeder, der zu befehlen hat, über ſeine Thür ſchreiben. Und dieſer Spruch gilt wahrlich nicht für Rußland allein.

6.

Die Briefe waren angelangt, und meine Entſcheidung war getroffen; ich kehrte nach Deutſchland zurück. Dies theilte ich der liebenswürdigen Familie des Generals mit und fand, was einem Wanderer, der in die Fremde pilgert, immer ſo wohlthuend iſt, wahres und aufrichtiges Bedauern, daß ich aus dem Kreiſe ſchied. Und auch ich fühlte mich plötzlich wieder vereinſamt. Das wirthliche Haus ſollte mir entſchwinden; ich ſollte nicht mehr den Ruf der Wachen hören, die ihr tieftönendes „Wer da?“ erſchallen ließen, wenn ich in ſcharfer Winternacht, aus den hellerleuchteten Sälen heimkehrend, über die Feſtungsbrücke ſchritt. Die Generalin trug mir viele Grüße an ihr Heimathland auf, und ich mußte ihr verſprechen, wenn ich Göthe's Geburtsſtadt, die zugleich die ihrige, wiederſah, nicht an dem Hauſe vorbeizugehen, wo der Senator, ihr Bruder, wohnte. Frankfurt hat jedoch für mich nie eine Anziehungskraft ausgeübt, und ich mochte, wenn mich auch mein Weg durch die Mauern dieſer Kaufmannsſtadt führte, nie lange daſelbſt verweilen. Die letzten Vorgänge in der Politik haben die Stadt auch auf andere Weiſe bekannt gemacht, aber auch nicht eben auf erfreuliche. Was den Heros Göthe betrifft, ſo iſt er überall mehr zu Hauſe als in Frankfurt, das er gleichſam desavouirte und wohin er nie zurückkehren mochte.

Spät Abends in meinem Gaſthofe angelangt, der nebenbei bemerkt, der ſchlechteſte war, der mir je ſein Schild entgegengehalten, verlangte ich die Rechnung um mich zur Abreiſe bereit zu machen. Eine ſchläfrige junge Frau ſaß im Vorzimmer, eine Art Schlüſſelbewahrerin, und obgleich ich dieſe Dame nie von großer Beweglichkeit beherrſcht gefunden hatte, ſo erſchien ſie mir doch dieſen Abend ganz beſonders von dem Alp der Müdigkeit gedrückt. Sie hieß Babette. Babette, ſagte ich, ich wünſche gern meine Rechnung zu haben. Sie liegt bereit. — Ich ſehe die Rechnung durch, finde darin etwas zu bemerken, und wünſche den Wirth zu ſprechen. Den Wirth wollen Sie ſprechen? das wird kaum möglich ſein. — Warum nicht? — Keine Antwort, ſtatt deſſen ein ſchläfriges Zwickern mit den Augen. Wollen Sie gefälligſt ihm ſagen, daß ich ihn ſprechen will, und daß er auf meine Stube kommen möchte. — Ich ſoll ihm das ſagen? — Nun ja. — Wieder keine Antwort. — Endlich nimmt Frau Babette das Licht, und will mich hinauf in mein Zimmer leuchten. — Bemühen Sie ſich nicht, rufe ich, ich finde mich ſchon zurecht; auf der Treppe brennt noch die Lampe. Sie ſtellt den Leuchter wieder hin, und in einem ſchläfrigen Tone ſagt ſie: Wenn Sie oben anlangen, ſtoßen Sie ſich nicht im Vorſaal. — An was? — An den Sarg, den man dorthin geſetzt hat; wir hatten keinen anderen Platz. Alle Zimmer ſind an die Herren Landtagsabgeordneten vermiethet. — Ein Sarg? und ſo dicht in meiner Nähe? rufe ich mit Schrecken. Und wer liegt im Sarge? — Der Wirth. — Der Wirth? Und Sie wollten ihn ja eben wegen der Rechnung fragen! — Ja, das wird eben nicht möglich ſein. — Ueber die Apathie der jungen Frau gerieth ich in Verzweiflung, es fehlte wenig, ich hätte ſie am Arme genommen und aus ihrem halben Schlafe wachgeſchüttelt. — So ſagen ſie doch, rief ich, wann iſt der Wirth geſtorben? Ich weiß ja von allem nichts. — Geſtern Morgen wurde er krank, tönte die halb vom Gähnen erſtickte Antwort, und — den Abend darauf war er bereits todt. Da er an einer anſteckenden Krankheit ſtarb, ſo müſſen wir die Beerdigung beſchleunigen; ſo will es der Stadtphiſikus. — So, und da haben Sie keinen anderen Platz finden können, als ihn Thür an Thür mit mir auszuſtellen? — No. 12 iſt beſetzt, da wohnt eine polniſche Gräfin, die nicht Leichen ſehen kann, ſonſt hätten wir ihn dorthin ins Vorzimmer geſetzt. — So, ſo! als wenn ich den Anblick und die Nähe beſſer vertrüge! Das iſt ja ein verwünſchter Gaſthof! — Mein Herr, wir ſind Alle ſterblich. —

Damit ſetzte ſich Babette wieder hinter ihren Schenktiſch und nahm ihren langweiligen grauen Wollenſtrumpf in Arheit. Sie überließ es mir, da ſie mich gehörig gewarnt, ſelbſt den Weg zu finden, dem Sarge vorbei, in welchem die verpeſtete Leiche eines Wirthes lag, der ſeine letzten Lebensſtunden dazu angewendet hatte, mir eine betrügeriſche Rechnung zu ſchreiben.

Die Unordnung im Hauſe war ſo ausgedehnter Natur und mit ſolchem Tumult und Lärm verbunden, indem Kellner mit Paſtetchen und Liquörflaſchen den Todtengräbern in die Arme liefen, die ihre ſchwarzen Trauerflöre durch die Corridore wehen ließen, aus deren geöffneten Thüren Scherz und Lachen und das Gezänk der Abreiſenden, die ihre Koffer vor ſich her tragen ließen, hervortönten, daß ich machte, daß ich hinaus gelangte. Draußen in den Straßen war der Lärm nicht minder groß. Das Thauwetter hatte die Maſſe von Eis und Schnee in eine revolutionäre Bewegung gebracht und die langen Reihen von Equipagen, die unausgeſetzt dieſe aufgeregte und aufgerührte Straße zogen, machten, daß die unglücklichen Fußgänger ſich ſämmtlich in akrobatiſche Künſtler verwandelten, die ihre Kunſtſtücke machten, um hier einer Wagendeichſel, dort einem Karren, dann einer Kolonne Ausrufer mit ihren Körben auf dem Kopfe mit der gehörigen Sicherheit auszuweichen.

Endlich war das Ziel erreicht, der Poſtwagen beſtiegen, und die Pferde zogen an. Alſo nach Deutſchland zurück! rief ich. Das Heimathsgefühl beſchlich mich mit ſeiner ganzen

Stärke. Ich hätte aus dem Poſtwagen ſpringen mögen. Du wirſt nach Berlin gehen, beſchwichtigte ich mich, und von Berlin kannſt du bald wieder hier ſein. Mit dieſem Troſtgrunde hatte ich meinem Gewiſſen genug gethan, und es machte mir weiter keine Vorwürfe. Ich konnte den Grenzpfahl bei Tauroggen mit einer Art Gleichgültigkeit anſehen. Wieder kam ich durch Tilſit, wieder ſah ich den unheimlichen Gaſthof, allein ſein einziger Bewohner war unterdeſſen daraus verſchwunden; ob todt, ob fortgewandert, konnte ich nicht erfahren.

In Stettin hatte ich mir ſchon früher die Statue Friedrich des Großen von Schadow betrachtet und fand ſie ungleich vorzüglicher in Gedanke und Ausführung als die ſo gefeierte Reiterſtatue in der Hauptſtadt. Schadow war ein Künſtler, der ſich in den Geiſt ſeiner darzuſtellenden Helden mit jener Innerlichkeit verſenken konnte, die allein im Stande iſt, Wärme und Leben über eine Schöpfung zu verbreiten. Ihm war nicht darum zu thun, geſchwind und auf Befehl bald dieſen, bald jenen General und Feldherrn aus ſeiner Werkſtatt hervorgehen zu laſſen, er mußte Zeit haben, ſich mit dem Charakter des gegebenen Originals vertraut zu machen. Darum die ſchöne Einfachheit ſeiner Figuren. Sie werden nie veralten, denn es iſt an ihnen keine Caprize, keine überflüſſige Zuthat ſichtbar. Ihm wäre es nie in den Sinn gekommen, einen ganzen Trupp Gelehrte, Künſtler und Generäle, wie einen Ameiſenhaufen unter den Hufen des Pferdes ſeines Helden aufzubauen, lediglich nur um einer kraſſen Schmeichelei genüge zu thun.

In Königsberg traf ich, ich glaube als General-Superintendent angeſtellt, einen ehemaligen Profeſſor aus Dorpat, den Dr. Sartorius, der ſehr viel in dem Hauſe meines Onkels verkehrt hatte. Durch die auffallende Aehnlichkeit, die der Kopf dieſes geiſtlichen Herrn mit den Bildern hat, die wir von Luther beſitzen, iſt er mir ſtets aufgefallen, eine Aehnlichkeit, über die ein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſich nur freuen kann, während ſie bei einem katholiſchen ein boshaftes Spiel des Zufalls genannt werden müßte.

Ich muß eines ſeltſamen Originals Erwähnung thun, das ich in der von Königsberg abgehenden Poſtkutſche fand. Als ich nehmlich meinen vorher ſchon markirten Platz einnehmen wollte, fand ich ihn bereits beſetzt, und zwar von einer korpulenten Dame, die ſehr eifrig in einem Folianten las, den ſie auf ihren Knieen entfaltet hatte. Nachdem wir uns über ihr Unrecht und mein Recht, dieſen Platz einzunehmen, verſtändigt hatten, rückte ſie weiter und nahm mit ſich einen kleinen vom Kopf bis zu den Füßen grau gekleideten Herrn, den ich jetzt erſt bemerkte, da er erſt jetzt unter den Falten des Reiſemantels der Dame zum Vorſchein kam. Dieſer Mitgenoſſe auf der Wanderſchaft wurde jetzt Gegenſtand meiner Beobachtung. Es war ein Mann, nahe an vierzig Jahren, mit einem ausdrucksvollen, bärtigen Geſichte, das zu dieſem faſt knabenhaften Körper wenig paßte. Alles an dieſem Manne war fein und zierlich, beſonders ſeine Hände, die von einer durchſchimmernden Weiße waren. Wenn die Dame von ihrem Folianten etwas Zeit erübrigte, ſo wandte ſie dieſe gewiſſenhaft an, ſich um ihren Mann zu kümmern, denn daß er dieſe Würde bekleidete, erfuhr ich ſehr bald aus den Reden des Paares, die ſie ſehr ungenirt mit einander wechſelten. Trotz der körperlichen Verſchiedenheit beider Theilhaber ſchien dieſe Ehe doch von ſehr harmoniſcher Natur. Der Foliant, wie ich erfuhr, war ein mediziniſches Handbuch, und die Dame ſuchte ſich darin zu belehren, welche Krankheit ihr Mann habe, denn daß er krank war, ſah man ihm an. Es war nur ſeltſam, daß ſie dieſe Studien ſelbſt auf der Reiſe fortſetzte; ſie erklärte mir dieſen Umſtand ſelbſt. Zu Hauſe, ſagte ſie, hab ich gar ſo viel zu thun, da drängt ein Geſchäft das andere, auf der Reiſe ſitzt man müſſig, und da ich im Wagen nicht ſchlummern kann, wie brächte ich wohl die Zeit beſſer hin, als wenn ich mich über den Zuſtand meines Mannes beſtmöglichſt belehre, denn die Aerzte ſagen Einem doch nie die Wahrheit. — An welcher Krankheit leidet Ihr Mann? fragte ich. — Ja, wenn ich das wüßte, entgegnete die dicke, freundliche Frau; irgend was iſt's, aber was? Es peinigt ihn bald hier, bald dort, und immer iſt's innerlich. Wenn es nur einmal auf die Oberfläche kommen wollte, daß man es überra boten, die einſamen Tage behalte ich, wie billig, für mich.

Wie mag nach hundert Jahren, wo mein Staub ſchon längſt verweht ſein wird, dieſer Schauplatz der Irrungen ſich geſtaltet haben? — Dieſe Frage ſteigt oft in meinem Geiſte auf. Du, der du dieſe Blätter lieſeſt, kannſt ſie mir beantworten. Ich kenne dieſes Jahrhundert, von deſſen Bühne ich abtrete; es iſt eben ſo eitel, als bewundernswürdig, eben ſo geiſtreich als verworren. Es iſt ein glänzendes, übermüthiges Jahrhundert voll Widerſprüche und Liebenswürdigkeiten, es iſt das enfant gâté des alten Uranus, und es muß ſich entweder beſſern, oder es wird in ſeiner Leichtfertigkeit untergehn. Möchte nur keine dürre, ungefällige und ſtarre Tugend auf dieſe Zeit der heitern Ungebundenheit folgen, denn unter dem Schutze dieſer heuchleriſchen Tugend würde es dem niedrigſten Egoismus leicht werden, ſich die Oberherrſchaft anzumaaßen. Ich ſchen und feſthalten könnte! Aber es bleibt immer innen und im Innern giebt es gar ſo viel Kleinigkeiten. Da iſt die Milz, das Gekröſe, die Lymphen, die Drüſen, die Schleim- und ſonſtigen Häute; alles Dinge, von denen man nicht weiß, wozu ſie eigentlich gut ſind, die aber zu Schlupfwinkeln des Uebels vortrefflich dienen können.

Ich gab ihr Recht und machte ſie mit dem Ausſpruche Voltaire's bekannt, der ſchon behauptet hatte, unſer Körper ſei mit einer unnützen Künſtlichkeit zuſammengeſetzt. Sie nahm dieſen Ausſpruch beifällig auf. Der Mann miſchte ſich jetzt auch ins Geſpräch. Er machte mit einer feinen Stimme originelle und witzige Bemerkungen. Als er von ſeiner Kränklichkeit ſprach, ſagte er: Ich bin eine Kiſte, die auf die Poſt gegeben worden, und auf die eine vorſorgliche Hand genau bemerkt hat wo „oben“ und was „unten“, und daß die Waare zerbrechlich iſt. Aber der rohe Packnecht, das Schickſal, hat auf dieſe Zeichen nicht geachtet, und ſo bin ich frühzeitig in Scherben gegangen, zuſammengeflickt und dann wieder zerbrochen worden. Was iſt nun zu thun. Wäre ich Steingut geweſen, da ich doch Porzellan bin, ſo wäre ich ganz erhalten worden.

Du ſcherzeſt immer über deinen Zuſtand, ſagte die Dame, aber mir macht er den größten Kummer. Ich muß durchaus erfahren, welches dein Uebel iſt, wenn nicht anders ſo —

ſollte ich ſo unglücklich ſein dich zu verlieren — dringe ich auf deine Leichenöffnung.

Der Mann ſah ſie mit einem eigenthümlichen Ausdruck an, der halb ſchmerzliches Lächeln, halb munterer Scherz war. Du weißt, daß ich das nicht will, entgegnete er, und zwar aus guten Gründen. Ich kenne den lieben Gott, er macht es wie ein vorſichtiger Buchhändler: aufgeſchnittene Exemplare nimmt er nicht wieder zurück.

Das amüſante Paar ſtieg leider bei der nächſten Station wieder aus. Die Dame nahm ihren Folianten und ihren kleinen Mann unter den Arm, und ich ſah ſie quer über Feld wandern, einem hübſchen Landhauſe zu, in deſſen Umkreiſe ſie verſchwand. Ich kann mir denken, daß ſie ihr ganzes Leben lang forſchte über die Krankheit ihres Mannes, und daß dieſe eigentlich in nichts als in dem bekannten Gelehrtenübel, der Hypochondrie, beſtand. Freilich iſt dieſe Krankheit ein Proteus, der fähig iſt, alle Krankheitsformen anzunehmen und deſſen recht eigentliche Natur es iſt, den Nachforſchungen ſich auf das hartnäckigſte zu entziehen. Wie gern hätte ich dem Humor dieſes kleinen Mannes und der Gutmüthigkeit der Frau noch länger zugehört.

7.

Berlin hallte noch von dem Jubel wieder, mit dem die Thronbeſteigung des Königs es erfüllt hatte. Man trug ſich mit ſanguiniſchen Hoffnungen, man dichtete goldene Träume, überall ſah man ein Eldorado der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der liberalen Staatsformen, der freiſinnigen Ideen. Der König war das Geſpräch des Tages; Jedermann wollte irgend ein witziges Wort, ein treffendes Urtheil, einen lichtvollen Gedanken von ihm gehört haben, und fand das Bedürfniß, es weiter zu tragen. Die Männer der alten Regierung, der alten Schule, ſah man mit Schadenfreude abtreten; dagegen verſprach man ſich von den neu auftretenden alles Gute. Penſionen wurden mit großer Freigebigkeit ausgetheilt und ein neugegründeter Orden hinzugefügt, der der Eitelkeit der ausländiſchen Gelehrten und Künſtler ſchmeicheln ſollte. Der König ſuchte unter den Erinnerungen ſeiner Jugend dasjenige heraus, was ihn in Verſen und Proſa damals erfreut hatte, und ſo kam es, daß er eine Anzahl alter Berühmtheiten an ſeinen jungen Hof heranzog. Auf einem und demſelben Triumphwagen kamen die vier Jubelgreiſe angefahren: Cornelius, Tieck, Schelling, Rückert. Das erſtaunte Berlin ſah dieſe auswärts berühmt gewordenen Männer hier die Winterquartiere des Alters beziehen, mit reichlicher Verpflegung. Der Dichter Tieck mit einer verſtimmten Leier, der Maler Cornelius mit einer in Unordnung gerathenen Palette, der Philoſoph Schelling mit einer konfuſen Philoſophie, der Poet Rückert mit einer hipochondern Poeſie. Der König bewillkommnete ſeine alten Freunde mit großer Herzlichkeit: Tieck wurde ſogleich angeſtellt zum Vorleſen und der alte Dresdner Vorleſe-Leierkaſten ging hier ſeinen gewohnten Gang wieder, Schelling las und las auch nicht eine verworrene frömmelnde Philoſophie, die verſtändlich für die wurde, die ſie nicht verſtanden; Cornelius gab man Apokalipſen-Bilder auf, eine lugubre Illuſtration an den Wänden eines Trauergewölbes anzubringen, und Rückert ſollte, als der Jüngſte der Greiſe, dichten, dichtete aber nicht, ſondern ſchrieb böſe, ſtachlige Epigramme auf die Stadt, die den reich begabten Penſionär gaſtfreundlich in ihren Mauern aufgenommen hatte. Somit wurde ein Theil der gehegten Hoffnungen auf dieſe Jubelgreiſe zu Waſſer. Man hörte und ſah nichts von ihnen. Die Gemälde kamen nicht zu Stande, die Gedichte wurden nicht gedichtet, die Philoſophie blieb im eigentlichſten Verſtande des Wortes eine Geheimlehre und der Vorleſer las nicht vor. Dennoch, dem Auslande gegenüber war ein glänzender Ruhm begründet, und dieſer Ruhm war gewiſſermaßen auch wohl verdient; denn, man mochte die Sache anſehen wie man wollte, der deutſchen, nicht eben verwöhnten Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft war doch eine Kniebeugung höheren Orts angethan worden: wenn der Sache nicht viel genützt wurde, dem Namen der Sache wurde genützt. Es war ein Akt der Munifizenz geſchehen, der Lärm machte. Wenn die vier Jubelgreiſe ihrerſeits Luſt und Befähigung gehabt hätten weiter zu wirken, ſo hätte für das junge Geſchlecht etwas Erſprießliches erwachſen können, allein die Jubelgreiſe kümmerten ſich durchaus nicht um die Tage und Menſchen, die nach ihnen kommen ſollten. Es iſt in dieſen Blättern ſchon bemerkt worden, daß Tieck durchaus nichts für die junge Poeſie und das junge Theater that, Schelling ebenſowenig für die Wiſſenſchaft, deren Wappen er führte, Cornelius ſchloß ſich und ſchließt ſich noch hermetiſch ab gegen alle Anforderungen der Neuzeit, und Rückert vollends zeigte durch Wort und That, daß er wollte in Ruhe gelaſſen werden. Die Anſtalt mit dieſen koſtbaren Alten hatte alſo dem König viel gekoſtet und nutzte nichts, außer dem Nutzen, den jede Penſion hat, daß ſie die Talente lüſtern macht, auf alte Tage ähnliche Ruhekiſſen ſich zu ſichern.

Die Sache mochte ſich indeſſen ſpäter geſtalten, wie ſie wollte, damals als friſch aufgeſtellte That erregte ſie unbeſchreiblichen Jubel. Man betrachtete nicht *was*, ſondern *wie* es geſchah, und in der That der äußere Pomp war in keiner Beziehung vergeſſen. Auf den Glanz und die Repraſentation verſtand ſich dieſer König und dies war doppelt für die Berliner neu und erfreulich, da der vorige Scepterträger ſich in der größten Einfachheit und Zurückgezogenheit gefallen hatte. Die Hauptſtadt ſah wieder Feſte, Illuminationen, Feſtreden, Aufzüge, und es fehlte nichts als ein prächtiger Krönungszug nach Königsberg, im Style des erſten Königs, und von einem ſolchen Triumphalzuge war auch ſchon die Rede. Doch blieb es bei einer glänzenden Thronrede auf dem Platze vor dem königlichen Schloſſe, eine Prachtſcene, die der Pinſel des Hofmalers Krüger verewigt hat, und auf deſſen Bilde alle damals in Mode ſtehenden Berühmtheiten portraitirt ſind. Die anderen Städte der Monarchie ſollten nicht zurückbleiben; der König begab ſich dorthin und hielt Feſtreden; beſonders war die Rede in Köln Gegenſtand der freudigen Beſprechung, der neugierigen Aufmerkſamkeit. Es war als eine Neuerung zu betrachten, die ebenfalls heiter bewillkommnet wurde, daß ein Mann bürgerlichen Standes die Höhe des Miniſterpoſtens erſtieg, und zwar galt dieſer Mann als freiſinnig; es war dies der Miniſter Dr. Eichhorn. Neben dieſem bürgerlichen Miniſter thronte in alter ritterlicher Herrlichkeit der Graf Stollberg. Der greiſe Fürſt Wittgenſtein wurde beibehalten, ebenſo ging aus der väterlichen Erbſchaft Humboldt in die Hände des neuen Beſitzers über. Von großartigen Verſchönerungsplänen der Hauptſtadt war fortwährend die Rede; zunächſt war die Ausführung einer prachtvollen goldſchimmernden Schloßkuppel und eine der Metropole würdigere Dom- und Hauptkirche an der Reihe. Mit dieſer Kirche verbunden ſollte ein Mauſoleum ſich erheben, in jeder Beziehung, durch Sculptur und Malerei würdig die Königsgräber in ſich aufzunehmen. Dann ſollte an das alte Muſeumgebäude ein neues ſich anſchließen, das durch Größe und Pracht ſeines Gleichen ſuchte. Bildwerke, Gemälde, Brücken und Plätze, neue Miniſterialpalläſte hätten ſich dann an dieſe Prachtbauten angeſchloſſen. Die Folgezeit hat gezeigt was und wieviel von all dieſen Entwürfen realiſirt wurde.

Während dieſes glanzvolle Berlin ſich wohlgefällig und ſelbſtzufrieden in der jungen Sonne des Tages ſpreizte, wich aus dem Innern der Familienkreiſe immer mehr der Ton harmloſer und heiterer Unterhaltung. Die Geſellſchaften wurden kalt, die Zuſammenkünfte gezwungen, die Unterhaltung bewegte ſich um froſtige Gemeinplätze. Niemand wußte dies zu erklären. Ein Druck lag auf der Atmoſphäre. Vielleicht war es der übermäßige Enthuſiasmus, der die Nachdenkenden verſtimmte, die Vorſichtigen doppelt behutſam, die Ruhigen unruhig machte. Man ſagte ſich, daß es ſo nicht bleiben könne, daß der Zuſtand ein unnatürlicher ſei, daß unmöglich alles ſo vortrefflich war und bleiben werde, als tauſend Stimmen rühmten und prophezeiten. Dabei erinnerten viele Stimmen an die Einfachheit und die gemüthliche Zurückgezogenheit des vorigen Königs, und es wurde heimlich nachgerechnet, wie große Summen die beabſichtigte Verſchönerung dem Lande koſten würden. Doch eine einzige Rede des Königs ſchlug alle dieſe Bedenklichkeiten auf einige Zeit wieder nieder und die ſchwach und vorſichtig auftretende Opposition mußte ſchweigen. Sie ſchwieg auch, aber gerade dieſes Schweigen trug dazu bei, den Zuſtand unbehaglich zu machen, dem Enthuſiasmus ſeine ſolide Stütze zu rauben.

Ich bewegte mich zunächſt in einem Hauſe, wo man unbedingt alles lobte und pries, was von dem neuen Könige ausging, dies war das Haus des Hofmalers Wach und ſeiner Schweſter, der Schriftſtellerin Henriette Paalzow. An dieſes Künſtlerpaar ſchloß ſich eine Anzahl gleichgeſinnter Männer in Talent und Richtung an. Hier ſah ich den Bildhauer Rauch, den Maler Henſel, auch Schelling ließ ſich hier erblicken, Herr v. Raumer u. A. —

Wach war der Höfling und Diplomat unter den Künſtlern, eine Sorte, die jetzt ausgeſtorben iſt. Es lag ihm daran, in eleganter Erſcheinung auf die Männer und Frauen derjenigen Kreiſe zu wirken, die die Kunſt in ihrer Würde nicht zu begreifen im Stande ſind, die ihr aber, auf gutes Zureden, freigiebig einen Platz an den Wänden ihrer Wohnungen einräumen. Damit iſt ſehr viel gethan. Die neuen Künſtler, ſtolz, eigenſinnig und abgeſchloſſen wie ſie ſind, verfahren roh und ſelbſtiſch mit der Kunſt. Zufrieden, unter ſich ein endloſes Gezänk über irgend einen Gegenſtand der Kunſt geführt zu haben, begraben ſie dieſen unglücklichen Fund ſogleich wieder in den Wuſt ihrer Gelehrſamkeit, und wälzen auf die Grube den unaufhebbaren Stein ihrer Eitelkeit. Ihr Ehrgeiz beſteht darin, ein Journal zu gründen, das Niemand lieſt als ſie und ihre Freunde. Die Kunſt will jedoch glänzen, und derjenige ihrer Jünger dient ihr wahrhaft, der ſie überall zur Schau trägt. Die Kunſtvereine thun in dieſer Beziehung unendlich viel; allein damals, wo es noch keine Vereine gab, waren Künſtler wie Wach eine Nothwendigkeit. Sie vermittelten die Kunſtwerkſtätten mit den Palläſten. Man hat Wach vorgeworfen, daß er zu ſehr Höfling war, daß er zu willig das Heiligthum ſeines Ateliers Prinzeſſinnen und deren Hofdamen öffnete, daß er im Vorgemach der ariſtokratiſchen Würdenträger als eine alle Zeit vermittelnde und erklärende Figur geſehen wurde, und endlich, daß er die Hofbälle beſuchte, friſirt, duftend und in Escarpins. Alles dies iſt wahr, allein ſo will die vornehme und reiche Welt den Künſtler. Sie ſchmeichelt, aber unter der Bedingung, daß man ihr wieder ſchmeichle. Wach verſtand dies vortrefflich. Dabei war er ein ſchöner Mann, und ſo vollendet ſalonfähig, daß der feinſte Kenner nichts an ſeinem äußeren Auftreten zu tadeln fand. In ähnlichem Grade war dies auch die Schweſter, nur daß dieſe Allüren bei ihr öfters in das Steife und Zeremonielle, manchmal ſogar in das Pretiöſe übergingen, was bei dem Bruder, der ſich vollkommen frei bewegte, nie der Fall war.

Wach als Künſtler hatte keine große Bedeutung. Er war gefällig, glatt, nicht grade ideenleer, aber auch nicht ideenſchwer. Die meiſten ſeiner Bilder waren hübſche Konverſationsſtücke, ſalonfähige Plaudereien in Farben. Später, als er große chriſtlich-fromme Gegenſtände wählte, wurde er gradezu unerfreulich, denn ihm fehlte völlig die myſtiſche Tiefe, die Glaubensglut, die allein Stoffe der Art über den gewöhnlichen Styl der Geſangbuch-Bilder erhebt. Seine Portraits ſind artige Doſenſtückchen in vergrößertem Format. Sein Hauptverdienſt beſtand darin, daß er im Beſitz von Takt und Geſchmack war, und daß er das Ungehörige überall verfolgte und vermied. Deshalb war er auch ein beſſerer Beurtheiler von Gemälden, als deren Schöpfer. Als Menſch war er eine edle Natur, ein Freund ſeiner Freunde, ein aufopfernd thätiger und gefälliger Mann, ohne Neid, ohne Mißgunſt. Sein geiſtvolles Geſicht, mit der wohlwollenden freundlichen Miene zeigte ſeinen Charakter offen. In den Befreiungskriegen war er ein bildſchöner junger Krieger geweſen, von der Zeit her war er den Prinzen des königlichen Hauſes bekannt, namentlich dem Prinzen Wilhelm, dem Oheim des Königs, der ihn in ſeinen intimen Freundeskreis zog.

So wie der Bruder dem Prinzen attachirt war, ſo die war hoch geſtellt, ich konnte mir meinen Umgang unter den Erſten meiner Zeit wählen — allein ich will mich vor dir demüthigen, mein Leſer, in der Ueberzeugung, daß du viel edler, weiſer und glücklicher biſt, als ich es ſein konnte, denn du lebſt in einem Jahrhundert, das auf ein verderbtes folgt, das alſo folglich ein gebeſſertes ſein muß. Könnte ich dir die Hand reichen, Unbekannter! uber die dunkle Kluft herüber, die ein Jahrhundert vom andern trennt; könnte ich dir in's Antlitz ſchauen, du Sohn beſſerer Tage! Könnte ich aus deinen Augen die Erfüllung all' der glänzenden Hoffnungen ſehen, die hier im truben Kampfe, wie ferne Meteore, mir vorſchwebten. Doch meine grüßende Stimme verhallt, das lebendige Wort erſtirbt und nur das todte gelangt zu dir. Aus dem Tode erwächſt neues Leben: ſo mag denn auch ein lebendiger Keim unter dem alternden Stamme verborgen ſein, ſo mag ſich eine reifende Frucht unter

Schweſter der Prinzeſſin, der Gemahlin des Prinzen. Es war eine Art freundſchaftlichen Verhältniſſes, das ſich ſehr anmuthig geſtaltete. Die Intimität ging ſo weit, daß das Publikum, als das erſte Buch der Frau Paalzow erſchien, die Autorſchaft der Prinzeſſin zuſchob, was nicht hätte geſchehen können, wenn man gewußt, daß beide Frauen zu einander in keinerlei Beziehung geſtanden.

Indem ich dem Leſer das Bild der Paalzow ſkizziren will, ſtoße ich auf eine Schwierigkeit. Die Frau war mir befreundet und das Auge der Freundſchaft ſieht bekanntlich nicht klar. Obgleich noch lange nicht ſo verdunkelt wie das der Liebe, iſt es doch weit entfernt die Schärfe zu beſitzen, die zu einer völlig objektiven Auffaſſung des Gegenſtandes nöthig iſt. Nie hab ich bei Frauen das Pretiöſe, Zeremoniöſe, Gezierte leiden mögen; der Geiſt, die Wahrheit, die Schönheit geben ſich offen, und grade dieſe Offenheit iſt einer ihrer Hauptreize; nun will ich nicht ſagen, daß die Freundin an jenen Uebeln offenkundig litt, allein es konnte den Anſchein haben, als litte ſie daran, wenn man ſie nicht genauer kannte. Sie war groß, ſchlank gewachſen, die Formen ihres Geſichts waren ſchön zu nennen, allein ſie machte ihre Vorzüge theilweiſe zu nichte, indem ſie ſie zu ſehr zur Geltung zu bringen ſuchte. Ihr Gang war feierlich, ihre Miene ernſt, ihr Geſpräch langſam und gemeſſen, ihre Attitüde ſogar theatraliſch. Dabei zeigte ſie ſich in einer geſucht maleriſchen und effektvollen Kleidung. Da ihre Romane faſt alle in der Feudalzeit ſpielen, ſo hatte ſie durch ihren Bruder ſehr genau das Koſtüm dieſer Zeit, nach guten Vorlegeblättern, ſich angeeignet, und wenn man ſie aus ihrem gothiſchen Arbeitsgemach hervortreten ſah, ſo ſtand eine alterthümliche Burgfrau, eine Châtelaine vor uns, in faltigem Sammetuntergewande, mit knapp anliegendem Obergewand, dem mittelalterlichen Täſchchen mit dem Bunde Schlüſſeln an der Seite. Der Gaſt wurde auf ein gothiſch geſchnitztes Möbel hingeſetzt, und empfand ſeinerſeits an Rücken und Seiten die Einpreſſungen der gothiſchen Roſen und ſcharfen Schnörkel, während er dem leiſen, gemeſſenen Geſpräch der „Burgfrau“ zuhörte. In dem Zimmer trafen verſchiedene Gegenſtände verwunderlich zuſammen. In einer Niſche, vor der Abends eine Flamme brannte, machte ſich die kleine kokette Geſtalt der bekannten Muſe mit dem Schleier bemerkbar. Hatte man ſich an dieſem Figürchen ſatt geſehen, fiel der Blick auf ein Kruzifix in ziemlicher Größe, das auf dem Piano ſtand. Etwas weiter entfernt vom Fenſter erhob ſich die Statuette Wilhelms v. Humboldt. Eine Menge mittelalterlichen Geſchirrs füllte die Conſolen und Unterſätze. An den Wänden nahmen die Bilder Wach's ihre Plätze, und dieſe beſtanden wieder aus einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft, ſchöne Frauen, Apoſtelköpfe, mittelalterliche Madonnen, moderne Portraits. Das Arbeitszimmer war ein Thurmgemach mit ſchöner Ausſicht auf den gegenüberliegenden Garten des Luſtſchloſſes Monbijou, und auf einen Arm der Spree. In dieſem Thurmgemach — dies erfuhr der Gaſt ſogleich — ſaß die „Verfaſſerin von Godwie-Caſtle" und ſchrieb alle die ſchönen Romane, die ſich ſo großen Beifall erwarben. Selbſt beim geiſtigen Schaffen, wo ſich doch gern der Autor einer gewiſſen Ungebundenheit hingiebt, verließen die Beſonnenheit, oder vielmehr die Abgemeſſenheit, die Strenge, die Pünktlichkeit, die Außenwelt und ihre Anforderungen die Verfaſſerin niemals. Sie ſaß völlig gekleidet zum Empfang von Beſuchen, die auch nie ausblieben, an ihrem zierlichen gothiſchen Schreibtiſch, an deſſen fatale Schnörkel ſie doch ſicherlich ſich täglich empfindlich ſtoßen mußte, und ſchrieb mit einer zierlichen, in Perlmutter ausgelegten Schreibfeder in abgemeſſenen Stunden ein täglich abgemeſſenes Penſum, gewöhnlich einen halben Druckbogen. Dann legte ſie die Feder nieder, und keine Gewalt der Erde war fähig, ſie zu bewegen, ſie im Verlauf des Tages wieder in die Hand zu nehmen. Das ging ſo jeden Tag regelmäßig ſeinen Gang; man konnte die Uhr danach ſtellen.

Auf dieſe Weiſe werden keine genialen Produkte zu Tage gefördert, aber wohl entſtehen ſo fleißige, zierliche, hübſche Arbeiten, und das waren auch eigentlich die Romane dieſer intereſſanten Frau. Man konnte ſie im beſten Sinne „Arbeiten" nennen. Sie wurden „gemacht", nicht gedichtet, aber ſie wurden gut gemacht, mit Einſicht, in ruhiger Ueberlegung, und mit Kenntniß der Geſetze des Schönen, des Wohlanſtändigen, des guten Geſchmacks und der guten Geſellſchaft. Auf dieſem Wege kann nichts abſolut Verkehrtes, Albernes, Schädliches oder gar Gefährliches hervorgebracht werden, und Schöpfungen, die ſo entſtehen, ſind immer dem Publikum von Nutzen, wenn auch nur von negativem Nutzen, indem ſie die Fehler ausſchließen, wenn ſie auch nicht die Schönheiten des Kunſtwerks zeigen. Der Kreis modiſcher Bewunderer, der ſich um die Frau bildete, hat ihr ſehr geſchadet; ſie hätte, in beſcheidene Verhältniſſe verſetzt, ihren Büchern mehr Tiefe und Bedeutſamkeit geben können, ſo aber zog der Schwarm der Salonſchwätzer, der ſich an ihre Ferſen heftete, ſie in den Strudel der frivolſten Mode. Sie wich immer mehr von der Natur ab und gab ſich der Convenienz hin. Es war ihr lieb, daß ihre Treppe hinauf Prinzeſſinnen ſtiegen, während es ihr lieb geweſen ſein ſollte, wenn an ihre Thüre ein Kenner geklopft. Ueberall umſchmeichelt wäre ſie in dieſer Schmeichelei untergegangen, wenn etwas bei ihr dageweſen wäre was untergehen konnte. Ihre feine, zierliche Arbeit lag auf der Oberfläche und blieb da liegen. Der Tod nahm ihr die Feder aus der Hand, da dieſe anfing ſtumpf zu werden. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich die ganze Perfidie dieſer Weihrauchſpender der großen Welt. Sie hatten die Frau, als ſie Mode war, bis in den Himmel erhoben, als ſie todt, konnten dieſe ſelben Stimmen keine Worte finden, ſcharf genug, um das Unbedeutende und Fade dieſer Schöpfungen darzulegen. Zum Glück empfand die arme Autorin dieſen Wechſel nicht; ihre Freunde ſuchten ſie zu überreden, daß der Weihrauchkeſſel noch dampfe. Was ihre Bücher betrifft, die wir ſchon oben charakteriſirt haben, ſo traf dieſe weder das überſchwengliche Lob, noch der ſpätere übertriebene Tadel. Das letzte Buch war nicht um ein Haar geringer oder kraftloſer als das erſte, im Gegentheil, es fanden ſich eben dieſelbe zierliche Kunſt der Anordnung, die feine Pinſelführung im Darſtellen des Details, dieſelbe ſimmetriſche Gruppenvertheilung und architektoniſche Baukünſtlichkeit in dem Jakob von der Nees, wie ſie im Godwie Caſtle und in St. Roche geherrſcht hatten. Es war darum ungerecht, über plötzlichen Verfall des Talents zu ſchreien, über Unwahrheit zu klagen, als wenn ein ſolches Publikum, wovon hier die Rede iſt, überhaupt fähig wäre über Wahrheit und Unwahrheit in der Kunſt wie im Leben zu entſcheiden.

Eine ſo edle Natur wie der Bruder war auch die Schweſter. Die Beſonnenheit, die Förmlichkeit, die kalte Ruhe, die Ueberlegung, die die Schriftſtellerin nicht gut kleideten, waren bei der treuen Freundin, der vorſorglichen Hausfrau, der rückſichtsvollen Weltdame ſehr wohl angebracht. In einem „feinen“ Herzen überlegte ſie jedes auch das kleinſte fremde Intereſſe, das ihr nahe gebracht wurde. War ſie gegen Fremde kalt und förmlich, gegen ihre Freunde konnte ſie warm und herzlich ſein. Bewunderungswürdig war ihr moraliſcher Muth, ihre Kraft Leiden zu ertragen, die faſt bis an die Grenze des Ertragbaren gingen. Es iſt bekannt, welch' eine mit den grauſamſten Qualen verbundene Krankheit ſie in ihren letzten Lebensjahren befiel, aber es iſt nicht ſo bekannt, mit welcher heroiſchen Feſtigkeit und Stärke dieſe reine und edle Seele die Marter eines hinfälligen Körpers überwand. Ich habe an ihrem Krankenbette geſeſſen, und die Thränen, die ihre Romane mir nicht auszupreſſen im Stande waren, ſie ſelbſt, ihr leidendes Bild vor mir, das blaſſe, marmorkalte Antlitz mit den brechenden Blicken trieben ſie in meine Augen. In dieſen Momenten legte ſie den Mantel der Eitelkeit ab, und ſah die Erde an mit ungefärbter Brille. Kurz vor ihrem Tode ſtarb der Bruder.

Die Zuſammenkünfte bei der Paalzow hatten den Charakter gewöhnlicher Salonsconverſation, hier und da mit etwas künſtleriſchem Elemente gewürzt, doch ſparſam. Die Wirthin ſelbſt war keine witzige Frau, mit der man über Literatur und Bücher lebhaft plaudern konnte; Wach war zurückhaltend und höfiſch vorſichtig, ſomit zerfiel die Geſellſchaft in die bekannten Gruppen, die ſich untereinander beſprechen und ſich in Fenſterniſchen und Thüröffnungen verkriechen. Hätte die Paalzow Talent und Willen gehabt, ſie hätte damals, ſo berühmt und vom Hofe protegirt, von der vornehmen

Geſellſchaft vergöttert, dem damaligen künſtleriſchen und literariſchen Berlin einen Mittelpunkt geben können. So aber blieben ſehr viele Berühmtheiten von ihr fern: die Gräfin Hahn, Bettina v. Arnim, der Fürſt Pückler, Steffens bildeten ſich ihre eigenen Höfe, und Häring, Chamiſſo, Raupach wurden nicht auf gehörige Weiſe und durch die geeigneten Mittel herbeigezogen. Der gebrechliche alte Tieck war aus ſeinem Lehnſtuhle nur mit großer Mühe herauszubekommen, und wenn dies gelang, ſo nahm zuerſt ihn ſein hoher Protektor in Beſchlag, wo er dann bei Hofe die bekannte Vorleſe-Orgel drehen mußte. Es blieb alſo nichts übrig, als die feierlichen alten Autoritäten immer wieder einzuladen und ſie kamen, wandelten ſchweigend durch den Salon und gingen wieder eben ſo feierlich, wie ſie gekommen. So habe ich Rauch, Humboldt, Schelling dort geſehen. Zu einer lebendigen Unterhaltung trugen dieſe nichts bei, wohl aber ein jüngerer Künſtler, der Maler Henſel, der ſein Talent, Calembourgs und Berliner Witzpoſſen zu produciren, in glücklicher Weiſe geltend machte, und dadurch die Atmoſphäre in etwas von dem Drucke der Pedanterie und Gezwungenheit befreite. Ich meinerſeits gab mir Mühe, die Schriftſtellerin Fanny Lewald, die ſich damals gerade durch geiſtvolle Schöpfungen einen Namen machte, dort einzuführen, und dieſe, die das völlige Gegentheil der Frau Paalzow war, nehmlich eine witzige, vielſprechende, belebte junge Jüdin, fand wider Erwarten in dieſem ceremoniöſen Salon Gnade und die feudale Dame chatelaine harmonirte, wenigſtens auf ein paar Abendſtunden, vortrefflich mit der jungen Freiheitsmuſe. Dagegen gelang es mir nicht, die Gräfin Hahn mit der Verfaſſerin von Godwie Caſtle bekannt zu machen.

Meine Ueberredungsverſuche in dieſer Beziehung hatten ihren beſonderen Charakter, und ich will ſie deshalb hierher ſetzen. Ich kam zur Gräfin Hahn, als eben der Fürſt Lichnowsky ſie verlaſſen h[illegible] der in ſeiner gewohnten Manier, mit den Füßen auf [illegible]l, in liegender Stellung, mit ihr über Stadtn[illegible]en geplaudert hatte. Wollen Sie die Bekanntſcha[illegible]alzow machen? fragte ich. Weshalb? war die [illegible]rt. Ich finde dieſe Perſon langweilig und leſe auch ihre Romane nicht.

Dennoch, glaube ich, würde der Verſuch, ſich ihr zu nähern, Sie nicht gereuen.

Ich nähere mich Niemand.

Auch nicht dem Talente?

Dem Talente wohl, aber nicht der Perſon, die es hat. Wozu Schriftſteller, Maler, Komponiſten aufſuchen? Man hat ja ihre Werke.

So haben Sie auch die Werke der Frau Paalzow?

Nun ja, die habe ich, und darum grade will ich ſie nicht ſehen. Uebrigens wenn ſie kommen will, meine Thür iſt offen.

Sie iſt kränklich.

Damit kann ich auch aufwarten. Für gewiſſe Leute habe ich immer Migräne. Darauf hin hat mein Diener ſchon ſeine Inſtruktionen. Wenn ſie krank iſt, ſo bin ich auch krank, wenn ſie hochmüthig iſt, ſo bin ichs auch, und zwar bin ich hochmüthig auf meinen Hochmuth. Das iſt die ſchlimmſte Sorte; der iſt gar nicht beizukommen. Sagen Sie ihr das.

Sie ſehen doch ſo viele Leute

Ja, aber ich gehe zu Nie [illegible] igentlich ſoll mans gar nicht wiſſen, daß ich in Berli [illegible] ch bin hier wegen meiner häuslichen Angelegenheiten, ni [illegible] en Salon zu halten.

Die Baalzow bewundert Ihr Talent.

Das glaub ich nicht. Da ſagen Sie etwas, woran Sie ſelbſt nicht glauben. Die Frau, von der Sie ſprechen, iſt nicht im Stande mich zu beurtheilen, noch weniger mich zu ſchätzen. Wir ſind diametrale Naturen. Sie haftet ganz an der Convenienz, ich ſuche und ſchildere das Gegentheil.

Dennoch iſt der Schauplatz beider die vornehme Welt.

Sie verſteht nichts davon. Sie ſucht die Vornehmheit in der Steife, in der Convenienz, in dem Geregelten; ich ſuche ſie in der Ungebundenheit, in dem Kriege gegen die niederen Stufen der Geſellſchaft, die ſich das Recht anmaßen will, ebenſo über alle Barrieren zu ſpringen, wie es unſer

Privilegium iſt. Die Paalzow iſt eine Kammerjungfer der Ariſtokratie, ich bin die Dame.

Das iſt hart.

Aber wahr. Was geht mich die Frau an? Warum ſoll ich gegen ſie Schonung üben? Mag ſie thun und treiben was ſie will, ich kümmere mich nicht um ſie.

Wenn Alle ſo dächten, würde die Literatur wenig zuſammenhalten.

Mir völlig gleichgültig.

Die Intereſſen werden zerſplittert.

Uebrigens will ich keine Schriftſtellerin ſein, was man ſo nennt. Ich ſchreibe meine Bücher, wie andere Leute ſpazieren gehen, um Luft zu ſchöpfen. Ich lege keinen Werth auf meine Schriften. Hätte ich etwas Anderes gehabt und gekannt, was die Leere in meiner Exiſtenz ausgefüllt, ich hätte nicht zur Feder gegriffen.

Mit dieſen Worten hüllte ſie ſich in ihren Shawl, legte ſich in die Sophaecke und ſprach über dieſen Gegenſtand kein Wort weiter.

Anders lautete das Geſpräch mit der Paalzow. Nachdem ich ihr meinen Wunſch mitgetheilt, ſie mit der Gräfin Hahn bekannt zu ſehen, fragte ſie mit ihrer gewohnten Feierlichkeit: Will die Gräfin Hahn mir einen Beſuch machen?

Vielleicht erwartet ſie einen von Ihnen.

Was ſollte mich dazu bewegen?

einem Haufen farbiger Herbſtblätter finden, die der Sturmwind zuſammenkräuſelte.

Ich habe die einzelnen Abſchnitte meiner Geſchichte nach den Hauptdichtungsarten benannt, ich hätte ſie eben ſo gut: Ahndung, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit nennen können. Zeit und Leben iſt beides zuſammen doch nur Gedicht. Ein jedes höher geſtellte Leben geht jene vier Dichtungsarten durch; es ſind keine leeren Theorien der Schule — unſer Herz dichtet beſtändig, es dichtet ſo lange es lebt. Das iſt der geheimnißvolle, untilgbare Zuſammenhang mit den Verſen der Poeten und den Pulsſchlägen unſres Herzens, ſie bewegen beide ſich nach dem Schlage eines und deſſelben Rhytmus. Wir können dieſe Verwandtſchaft nicht ableugnen, und wir thun es auch nicht.

Das Verlangen, eine intereſſante Perſönlichkeit kennen zu lernen.

Ich bin kränklich und mache keine Beſuche. Und wenn ich ſie ſähe, was ſollte ich ihr ſagen? Ihre Bücher gefallen mir nicht. Da iſt der Roman Fauſtine; welche Moral! Ich habe ſchaudernd das Buch aus den Händen gelegt. Und eine Frau iſt es, die ſo ſchreibt! Geſtehen Sie, lieber Baron, daß wir ſehr wenig zu einander paſſen, ſie und ich. Ich ſehe das Talent, das mir geworden, als eine Gabe an, die der Himmel mir ertheilt hat, um Gutes zu wirken. Ich ſchütze und bewahre die heilſamen Inſtitutionen der Geſellſchaft; vor allem hüte ich mich wohl die Ehe anzugreifen oder zu verdächtigen, denn ſie iſt von Gott eingeſetzt, und auf dieſem Fundament ruht die Wohlfahrt des Staates. Dann nehme ich nie verführeriſche Farben, wenn ich die Leidenſchaft ſchildere. Was ſoll ein junges Gemüth empfinden, wenn es auf Stellen ſtößt, wie ſie in der Fauſtine nicht allein, ſondern in allen Romanen dieſer Frau vorkommen?

Sie legt ſich keinen Zwang auf.

Das weiß ich. Sie hat es ebenſowenig im Leben gethan. Was hat ſich dieſe Frau alles erlaubt. Sogar öffentlich ſpricht ſie in einer Vorrede ihre Gefühle für einen Mann aus, den ſie ihren Freund nennt. Das heißt das Urtheil herausfordern. Wie unweiblich iſt das; ich will mit Abſicht kein anderes Wort brauchen. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß wir ſchreibenden Frauen, wir mögen es anſtellen wie wir wollen, es nicht vermeiden können, daß wir in die Oeffentlichkeit hinaustreten, müſſen wir es auch auf dieſe Weiſe thun!

Es liegt eine Art Größe in dieſem Sich-preis-geben dem öffentlichen Urtheil.

Sagen Sie das nicht. Es iſt vielmehr eine Schwäche. Eine unverzeihliche Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung iſt es, eine grenzenloſe Nichtachtung deſſen, was der Menge als Moral und Sitte heilig gilt. Habe ich das Recht, weil ich nicht glaube, Andern den Glauben zu nehmen? Wie wird ſie verantworten können, daß ſie bei ſo manchem jungen Gemüth diejenigen Grundſätze erſchüttert hat, die bei uns Frauen das ganze Leben regeln und ihm Feſtigkeit geben?

Ohne Zweifel legt ſie ihren Schriften nicht dieſe ernſte Bedeutung bei.

Alsdann hätte ſie nicht die Feder ergreifen ſollen; ſie iſt kein Spielzeug in unſrer Hand; wir dürfen ſie nicht aus Laune und Eitelkeit führen. Ich lege Werth auf meine Bücher, weil ich weiß, daß mein ernſter Wille bei meinem Schaffen ſtets war die Liebe zu meinem Nächſten, der Eifer für das, was ich für recht und für heilig halte, der Welt, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, zu offenbaren.

Nach dieſer abweiſenden Erwiederung machte ich keinen neuen Verſuch mein Ziel zu verfolgen, denn ich kannte den feſten Charakter meiner Freundin.

Mich dünkt, in dieſen zwei Zuſammenſtellungen läßt ſich erkennen, wie beide Frauen über die Thätigkeit ihrer Feder, und über Zweck und Beruf einer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit dachten.

8.

Eine Geſtalt aus dieſem Paalzow-Wach'ſchen Abendkreiſe will ich doch herausheben. Man hatte mir geſagt, daß etwas Dramatiſches vorgeleſen werde, und als ich kam, fand ich bereits an dem ominöſen Vorleſe-Tiſchchen in der Mitte des Zimmers, ein Möbel, das ſchon ſo oft mir Schrecken eingejagt hat, eine korpulente Dame ſitzen, die das Knarren der Thür, durch die ich kam, nur abzuwarten ſchien, um dann ihr Werk mit den Worten „Act I, Scene I" zu beginnen. Das Drama, das nun ſeinen Verlauf nahm, war eigentlich nichts als eine Schmeichelei mehr für die gefeierte Dame des Hauſes, denn es enthielt den in Scene gebrachten Roman „Thomas Tyrnau". Das Stück hat ſpäter keine Wirkung gemacht und iſt bei Seite gelegt worden. Die corpulente Dame war die Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Sie hatte die Dramatiſirung übernommen, und es war nicht zu leugnen, daß ihre geſchickte Feder ein an ſich unfruchtbares Feld beſtmöglichſt beackert hatte; ihre Schuld war es nicht, daß es keine Früchte trug. Die Figuren des Romans waren bleich und ſchattenhaft, die Bühne verlangt jedoch ſehr kräftige Figuren. Dann waren, was im Romane ſich als gelungen zeigte, die landſchaftlichen Schilderungen für die Bühne nicht zu brauchen. Kurz, man konnte vorausſagen, daß die Arbeit fruchtlos ſein würde.

Während der Vorleſung ſuchte ich meine Gedanken auf ein anderes Feld zu leiten und ſiehe da mir gegenüber fand ſich ein allerliebſter Gegenſtand für meinen Bleiſtift. Fräulein Charlotte von Hagn ſaß mir gegenüber. Ich hatte dieſe berühmte Schauſpielerin oft auf den Brettern geſehen, aber ſie war mir nie ſo anziehend erſchienen als hier, wo ſie einfach in einen ſchwarzen Spitzenſchleier gehüllt, halb im Schatten, und in einer bezaubernd anmuthigen Stellung daſaß. Dieſe Künſtlerin hatte den vollendet ſchönſten Körper, den ich je geſehen: alles an ihr war Ebenmaaß und Grazie. Der Anſatz des Kopfes, das Verhältniß der Schultern, der Nacken und der Oberarm waren köſtliche Vorbilder für den Meißel, und ſelbſt die Antike hatte nichts Schöneres aufzuweiſen. Die Züge des Geſichts waren regelmäßig, ohne kalt zu ſein, der Mund von einem verführeriſchen Lächeln, die Stirn hell und freundlich, das Haar in kaſtanienbrauner Färbung wellte ſich in ſchwerer Fülle. Zu dieſen Reizen des Körpers denke man ſich noch die vollendetſte Kunſt der Toilette, ein „nicht zu viel“ an Putz, eine kokette Einfachheit, ein Kunſtſinn in Seide und Spitzen übertragen, eine Aeſthetik in Perlen und Armbändern, und man wird mir

Recht geben, daß dieſe Künſtlerin ein Juwel erſter Schönheit auf den Brettern war. Sie war es aber auch außerhalb der Bretter. Wem die Natur einen ſolchen Körper gegeben, dem hat ſie aber nicht immer die Gabe gegeben, ihn in Wirkung zu bringen. Schöne Augen ſehen dumm vor ſich hin, ein ſchlanker Hals verſteht ſich nicht zu biegen, ein herrliches Schulternpaar wird durch gebeugte Haltung zu nichte gemacht, ein ſchön geformter Mund läßt die Lippe hängen; kurz die guten Schauſpieler ſind da, aber es ſind fade, alberne Stücke, die ſie aufführen müſſen. Bei Charlotte von Hagn waren die Schauſpieler gut und die Stücke waren Meiſterſtücke, wenn es auch oft nur kleine einactige Luſtſpiele waren. Mit anderen Worten, und ohne Bild zu reden, dieſe intereſſante Erſcheinung wußte in Bewegung, Miene, Stellung jeden Augenblick ein neues ſchönes Bild dem Beſchauer vorzuzaubern. Ganz beſonders waren ihre Wendungen des Kopfes, wodurch das Profil in Contraſt kam mit dem en face der Büſte von größter Wirkung. Auf dem Theater hatte ſie Stellungen, die ſie vor dem Spiegel eingeübt, die das Graziöſeſte waren, was man in der mimiſchen Plaſtik ſehen konnte. So erinnere ich mich daß ihre „Griſeldis“ eine ganze Reihenfolge ſolcher in Gewandung und Stellung künſtleriſch ſchöner Anſchauungen zeigte. Lebten wir in einer Zeit, wo die Plaſtik, wie in Griechenland, eine beſondere Lebenskundgebung der Nation wäre, ſo müßte ſich für dieſe Anadiomene längſt ein Praxiteles gefunden haben, der ſie der öffentlichen Bewunderung in Tempeln und auf Marktplätzen ausgeſtellt.

Als Schauſpielerin war ſie nicht unbedingt und überall zu loben. Einige dramatiſche Bilder mißlangen ihr völlig; ſo konnte man kein widerwärtigeres „Gretchen" ſehen, als ſie es gab. Unſchuld und Naivetät waren nicht ihre Sache; ſie machte eine faſt komiſche Grimaſſe daraus. Dagegen drückte ſie die vornehme Kälte, den Stolz der Schönheit, die boshafte und geiſtreiche Mediſance, die überlegte und ihres Sieges gewiſſe Gefallſucht, den Hohn, die Neckerei, die leichte Drohung und das ſchadenfrohe Auflachen vortrefflich aus, und eine Donna Diana fand an ihr eine würdige Repräſentantin, ebenſo eine Prinzeſſin Eboli. Ueberall, wo ſie die reale Welt ſchildern konnte, war ſie an ihrem Platze, die poetiſche Fiktion, die Innerlichkeit des Herzenslebens fand bei ihr kein verſtehendes und wiedergebendes Organ. Sie war im Leben wie in der Kunſt eine kalte ſchöne Schlange.

An dieſem Abend zeichnete ich ihr Bild in mein Skizzenbuch; ich machte eben den letzten Strich, als das Drama zu Ende polterte. Da ich, halb im Dunkeln ſitzend, gebeugt, das Blatt auf den Knieen haltend, zeichnete, machte die Arbeit mir nicht geringe Mühe, und ich beneidete meinen Nachbar, der, vorſichtiger mit ſeinen Kräften umgehend, wie ich, die Vorleſung zu einem geſunden Schläfchen benutzt hatte, und jetzt bei den letzten Zeilen ſehr munter aufwachte und den beſten Appetit zur Abendmahlzeit mitbrachte.

Ein Freund, dem ich das Bild zeigte, ſagte ſehr treffend: Sie iſt der weibliche Seydelmann, eben dieſelbe Kälte, der Hohn, die Berechnung; nirgends überquellendes Herz, geniales „Ueber die Schnur hauen“. Beide ſind und bleiben jedoch große Künſtler, denn die Kunſt arbeitet nun einmal am liebſten in kaltem, hartem Marmor.

Mein ſchönes Original hatte bemerkt, daß ich es gezeichnet; ſie ſagte lächelnd: Dieſe Ehre iſt mir ſchon einigemale erwieſen worden; ich habe ſogar ſelbſt dazu Veranlaſſung gegeben, indem ich für meine jungen Mitkünſtlerinnen es nöthig finde, daß ſie von Einigem, was ich mir mit Mühe angeeignet, Nutzen ziehen. Deshalb habe ich einen Künſtler gebeten, einige meiner Rollenfächer auf Papier zu bringen, allein es iſt nichts Gutes daraus entſtanden. Man hat hier nicht wie in Paris die Gabe, grade das feſtzuhalten, worauf es ankommt, und ſo werden ſeelenloſe bemalte Bilderchen daraus. Ihre Zeichnung trifft meine Intention, und ich möchte in dieſer Art ein Bild fürs Theater bringen. Aber es iſt alles umſonſt. Wir armen Marionetten müſſen eben leiden, daß man mit uns umſpringt, wie eben Zeit und Laune es mit ſich bringt. Aber bemerken Sie, ſetzte ſie hinzu, und von dieſem Gegenſtande ablenkend, wie ſchön unſere Dame des Hauſes heute ſich zeigt? Das ſchwarze Haar, das Häubchen von ſchwarzen Spitzen, und die rothe Granatblüthe — das iſt zuſammenſtimmend. Es iſt ein ſchönes Geſicht und dazu ein edles Geſicht. Ich möchte ſo ausſehen, wenn ich auf dem Theater eine würdige, noch ſchöne Matrone darzuſtellen habe.

Ich gab ihr Recht.

9.

Da ich Seydelmanns eben erwähnt habe, ſo ſei es erlaubt, über ihn ein paar Worte einzufügen. So gefeiert als Künſtler, ſo beklagenswerth war er als Menſch. Er brachte ſein Leben in ewigen Zänkereien zu. Nie geſchah ihm nach ſeiner Anſicht Recht. Intendanzen, Publikum, ſelbſt ſeine Bewunderer waren Gegenſtände ſeines beſtändigen Tadels, ja zu Zeiten ſeines Haſſes. Nie habe ich eine ſo durch und durch verbitterte Künſtlernatur geſehen. In Stuttgart war ihm nichts recht; die Stadt war ihm zu klein, der Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit zu unbedeutend, er kam nach Berlin; hier war ihm auch alles nicht recht, die unermüdliche Berliner Kritik plagte ihn, und er hätte auch gern von hier wieder fort gewollt. Ich habe ihn mit einem ſo krankhaften Eifer über Theaterverhältniſſe ſprechen hören, daß ich, indem ich ihm zuhörte, mit der Medikamentflaſche hätte gleich bei der Hand ſein mögen. Dieſer Mann konnte auch auf der Bühne nicht heitere und gemüthvolle Rollen geben: er war groß im Haß, im beleidigenden Stolz, in dem bis ins tiefſte Herz ſchneidenden Hohne. Durch und durch Peſſimiſt, ſah er die Welt

Idylle.

in den dunkelſten Farben. Mit ſeiner Kunſt nahm er es ernſt, faſt zu ernſt; denn dieſe leidet nicht allein, ſie verlangt ſogar einen gewiſſen Leichtſinn, eine ſanguiniſche Trägheit, ein Sichhingeben der guten Stunde. Seydelmann kannte keine Genüſſe im Leben, ſeine Kunſt war ihm Alles; aber ſie peinigte ihn immer, erfreute ihn nie. Denn wenn ihm, nach ſeiner Anſicht, etwas gelungen war, ſo hatte Niemand im Publikum ihn verſtanden, ſo hatten zur Unzeit, und während er noch eine ſchwertönende Silbe des Monologs verhallen ließ, zwei klatſchende Hände ſich erhoben. Da jede Miene bei ihm Reſultat des Studiums war, ſo forderte er, daß man ihm für die Bewegung eines Fingers, die Stellung des Fußes, den Wurf einer Haarlocke dankbar ſein ſollte, und war man es nicht, hatte man dieſe Beſonderheit überſehen, ſo war Alles vorbei, er gab das Kunſtwerk des ganzen Abends für verloren. Das Lob, das man ihm ſpendete, war ihm dann gleichgültig; man hatte ja doch die Hauptſache überſehen. Seine Mitſpielenden mußten am meiſten von ſeinen ſelbſtquäleriſchen Stimmungen leiden; wie ſie ſprachen, wie ſie ſich ſtellten, wie ſie ſich um ihn gruppirten — er tadelte alles, und zwar tadelte er nie offen und laut, ſondern nur durch halbhingeflüſterte Sarkaſmen, durch ironiſch-freundliche und zuſtimmende Mienen. Das machte dann natürlich böſes Blut, und die gutmüthigen einfachen Naturen, die gerne ihr Bißchen Wiſſen durch ſeine gewaltige Kunſt bereichert geſehen hätten, flohen erſchüchtert von ihm zurück. Dann klagte er wieder ſeinerſeits, daß der Haß und der Neid ſeiner Kollegen ihn verfolge, ihm keinen Triumph gönne. Die großen Uebelſtände der Bühne ſah Niemand ſchärfer wie er, und einem ſolchen Auge konnte auch der traurige Verfall der Theater-Intereſſen nicht entgehen. Er klagte abwechſelnd das Publikum, die Dichter, die Intendanzen, die Regierungen an. Er wollte überall Theaterſchulen errichtet ſehen, und hätte am liebſten ein Katheder errichtet, auf dem die Mimik als Wiſſenſchaft gelehrt würde. Ich ſah ihn einſt auf das Aeußerſte in Wuth gerathen, als Jemand ihm die entgegengeſetzte Anſicht vorbrachte und behauptete, grade die vielen Schulen und Vorträge, das ewige Gerede über Kunſt, dazu das geſicherte Leben und die Anforderungen an gebildetes, anſtändiges Betragen richte das heutige Schauſpielweſen zu Grunde. Als die liederlichſten Vagabunden auf die Bretter kamen, die verlornen Söhne, die herumirrenden Töchter, die nie nüchtern werdenden Virtuoſen, als man den Schauſpieler von der guten Geſellſchaft im Leben wie im Tode ausſchloß — grade da hätten die goldenen Zeiten des Theaters geblüht. Seydelmann ſprang vom Stuhle auf und rief bleich im Antlitz: Nun dann werfe man nur den Kehricht der Straße auf die Bühne, dann öffne man nur die Zuchthäuſer und wähle ſich da die Subjekte.

Unter ſeinen Rollen war ein Stück, das er ſich ſelbſt, mit großer Liebe, an den Leib zugeſchnitten und gepaßt hatte, das war: „Ludwig XI. in Peronne“, ein franzöſiſches Original, ſo viel mir bekannt, von Herrn v. Auffenberg übertragen. Das Stück iſt unbedeutend, aber ſo wie Seydelmann darin ſpielte, wurde es ein nicht wieder zu vergeſſendes Stück Weltgeſchichte. Es gab eine Scene darin, die das Herz vor Kälte erſtarren machte. Ebenſo vortrefflich war ſein König Philipp, ſein Alba, ſein Wallenſtein — unübertrefflich ſein Franz Moor. Nicht ſo gelungen fand ich ſeine berühmten Dramenbilder, den Carlos in „Clavigo“, den Marinelli in „Emilia Galetti“. Bei dem erſten legte er zu viel Künſtlichkeiten hinein, bei dem andern karikirte er ins Häßliche. Ganz unleidlich war er für mich in dem Göthe'ſchen Fauſt, einer Rolle, die er behauptete „geſchaffen“ zu haben. So viel mir bekannt, war er auch der erſte Künſtler, der dieſe Figur auf die Bretter brachte. Er als Mephiſtopheles und Fräul. von Haan als Gretchen, dazu ein in den hergebrachten abgenutzten Formen deklamirender Fauſt, ein ſolcher Theaterabend konnte wie eine Art Unglück angeſehen werden für den Unbeſonnenen, der ſich hatte durch die glanzvollen Namen des Dichters und der Darſteller verleiten laſſen, ins Theater zu gehen. Faſt zum Lachen war die Scene, wo der [illegible] hinkende Sohn der Hölle durch den Parfum von Tugend, den das Gretchen ausſtrömte und der — wie ein kaltgewordener Tabaksdampf — noch in den Räumen ihres Zimmers zurückgeblieben war, incommodirt wird, wie er pruſtet, huſtet, und ſich nicht zu retten weiß vor dieſem üblen Geruch, der für ſeine Naſe das widerlichſte Miasma iſt. Ueberhaupt iſt dieſes große Poëm Göthe's nur mit Unrecht auf die Bühne gebracht worden; es gehört viel beſſer zum Puppenſpiel. So ſeltſam dies klingt, es iſt wahr. Das Puppenſpiel iſt großer Wahrheit und Bedeutſamkeit fähig; es hat eine unergründliche poetiſche Tieſe, die es fähig macht den Ernſt und den Scherz des Lebens in das Gebiet des Miſtiſchen hinüberzuführen. Auf dem Theater geht das nicht; die Bühne will das wirkliche Leben zeigen, und alles was darüber oder darunter iſt, entſchlüpft ihr, ſo Engel wie Teufel. Ich will lieber den Teufel im Schattenſpiel an der Wand ſehen, wo er als dämoniſche Traumgeſtalt ſchnell dahinhuſcht und tauſend abergläubiſche Schrecken mit ſich führt, die alle an dieſer leiſen Schattenſkizze haften, als daß ich ihn auf der Bühne in rothem Trikot völlig proſaiſch ſicher geſtellt herumhinken ſehe. Wer das Innerſte der Poeſie, die Welt der dämoniſchen Schrecken verſteht, der weiß auch wie dieſer Ausſpruch gemeint iſt. Man muß die Majeſtät der Hölle nicht herunterziehen. Ein Kinderſpiel giebt dieſes allmächtige Grauſen, das an dieſem Reiche der Finſterniß haftet, viel geeigneter wieder, als die kunſtmaßigſte Darſtellung auf der Bühne der Welt. Ueberdies ſind noch andere Gründe vorhanden, weshalb grade dieſes Gedicht nicht zur ſceniſchen Verkörperung gelangen ſoll; es enthält viel zu viel metaphyſiſch durchdachten Stoff, Gedankenſchwere, die im einſamen Zimmer durchkoſtet und verſtanden ſein will, und die auf der Bühne ſich verflüchtigt. Es wird zum Schauſtück, und es ſoll ein Denkſtück ſein; das was daran zu ſchauen iſt, muß abſichtlich niedergehalten werden, ſoll nur als leichte Skizze nebenbei auftreten, wie ein Puppenſpiel es ganz wohl giebt; wird jedoch die Hexen- und Blocksbergſcene, das Trinkgelage in Auerbachs Keller mit aller Pracht der ſceniſchen Dekoration gegeben, ſo hält hieran die Aufmerkſamkeit des Publikums feſt, und es wird dies Juwel der tiefſten Gedankenreife ein gewöhnliches Opern- und Spektakelſtück. Die Melodie des Gedankens geht unter vor der lärmenden Janitſcharenmuſik der Sinne.

Neben Seydelmanns Bild kann ich nicht umhin auch die Geſtalten von ein paar Berliner Bühnenkünſtlern der Periode, von der ich eben ſpreche, zu ſtellen. Es iſt vor allem eine Frau, die mir hier vors Gedächtniß tritt, die Crelinger. Sie war damals grade an die Grenze ihrer jugendlichen idealen Rollen getreten. Sie gab zwar noch hier und da ein ſolches Gebilde, jedoch mit unzureichenden Kräften; ſo erblickte ich in ihr eine wenig zuſagende „Johanna", eine noch weniger anſprechende „Eboli" und eine „Maria Stuart", die ins Matronenhafte hinüberſpielte, aber eine Iphigenie gelang ihr. Zwar gab ſie die vornehme Kälte dieſer griechiſchen Prinzeſſin nicht in der imponirenden Würde, die bei jedem Schritte zu ſagen ſcheint: wagt es nur, mir zu nahen in eurer plebejen Liebe, ihr elenden Barbaren, und ich will euch zeigen was es heißt eine Griechin, und dazu eine Tochter des Agamemnon zu ſein! ſondern mehr in ſentimentaler Gereiztheit und mit tiefer Gemüthsinnigkeit, aber dabei doch groß und wahr empfunden. In der Scene, wo ſie an den Altar tritt und das Lied der Parzen monoton ſchauerlich in ſtockendem Grauſen wie im Traume vor ſich hinſpricht, ging ein Schauer des Entſetzens über das lautloſe Parterre hin. Man wagte kaum zu athmen. Später habe ich ſie noch als Gräfin Terzky in Wallenſteins Tod in großer Schönheit und Wahrheit ſpielen ſehen; ebenſo als Lady Macbeth, wo ſie die Blutstropfen-Scene mit jenem dämoniſchen Nachdruck vortrug, den der ſeelenkundige Dichter hineingelegt. — Um von der Darſtellung der Maria Stuart zu reden, muß ich eine beſondere Eigenheit der Schauſpielerinnen erwähnen, beſonders der deutſchen: ſie können ſich nehmlich nicht entſchließen häßlich zu ſein. Dies verwünſchte überall und immer ſchön ſein wollen macht jede pikante dramatiſche Wirkung zu ſchanden. Bei dem obenerwähnten Stücke iſt dies recht augenfällig; wird die Eliſabeth ſowie die Maria als gewöhnliche Theaterkönigin dargeſtellt, ſo iſt die Eine ſo gut wie die Andere dieſelbe geſchminkte und geputzte Marionette; die Eliſabeth verſuche es aber „häßlich“ ſein zu wollen, und ſogleich wird Maria ſowohl als das ganze Stück in Wirkung treten. Leiceſters perfider Charakter, ſeine Schmeichlergabe wird erſt dann bezeichnend. Auf einer kleinen Bühne in Süddeutſchland habe ich einmal, ich vergeß es nicht, eine ſolche Eliſabeth geſehen, die das Vortrefflichſte gab, was man in dieſer Rolle geben kann. Sie war die ſpitznaſige, übelwollende, eitle alte Jungfer von dem Scheitel bis zur Zehe. Uebermäßig geputzt, mit einer tellergroßen geſtreiften Halskrauſe, mit der Kette des goldnen Fließes behängt, mit einer übelſitzenden kleinen Krone auf dem *rothen* Haare, ſtolzirte ſie auf der Bühne umher und war ſo recht entſetzlich widerlich, ſo ganz unnahbar kalt und herriſch, daß Jedermann auf den Bänken unten ſchon von vorn herein überzeugt war, von dieſer abſcheulichen Perſon iſt kein Pardon für die arme Maria zu erwarten, die ſo hübſch iſt und ſo viele Liebhaber hat. Dieſe Eliſabeth des kleinen Winkeltheaters iſt mir erinnerlich geblieben, während all die ſchönen Eliſabethe der großen Bühnen mir aus dem Gedächtniß ſpurlos entſchwunden ſind. Und wie gab *meine* Eliſabeth die Scene mit der gefangenen Nebenbuhlerin! Welche Kunſt! Jede Ader am Leibe von Gift geſchwellt, von kaltem Gifte! Ihre rothe ſpitzige Naſe wurde immer röther, ihre mageren Arme zitterten und flogen am Körper, ſie keifte mit halb erſtickter Stimme ihre boshaften Zweideutigkeiten, ihre verletzenden Witze. Und dann die Scene, wo Leiceſter ſich ſtellt, als überraſchte ihn die *Schönheit* ſeines Ungeheuers; wie ſie lächelte, wie ſie glänzte, wie ſie ſich hin und her wiegte, und wie die häßliche Kreatur ganz in Wonne aufging! Es war ein köſtlicher Anblick. — Wenn die Schauſpielerinnen wüßten, wie ſie durch ſolch ein Häßlichſein ſchön werden! Welche Tiefe der Kunſt dazu gehört, das fade Schöne, wo es alltäglich und ohne Wirkung iſt, dem gewaltigen Häßlichen hintanzuſetzen! Ich habe keine Schauſpielerin gefunden, dieſe war die einzige, die von dem hergebrachten Wege abwich. Dabei war ſie von Natur nicht häßlich. Die ſpitzige rothe Naſe war Kunſt, ſo wie das rothe Haar Kunſt war. Ich ſah ſie bald darauf in einem kleinen Liederſpiele, wo ſie eine junge Bäuerin machte, friſch blühend, in geſunder Jugendlichkeit. Es thut mir leid den Namen dieſes außerordentlichen Talentes mir nicht gemerkt zu haben; ſpäter habe ich mich nach ihr erkundigt, man wußte mir aber nicht zu ſagen, wo ſie geblieben.

Unter den Komikern der damaligen Bühne iſt mir Herr Gern erinnerlich und an dem Königſtädtiſchen Theater Herr Beckmann. Herr Gern hatte zwar eine ſtereotype Maske, aber dieſe Maske war gut. Wo er ſie in volle Wirkung brachte, widerhallte das Haus von Lachen. Aber freilich, wie alle chargirte Komiker, war er nicht überall zu brauchen; er war für ſeine Perſon allein im Stande, wenn er nicht an ſeinem Platze war, ein Stück in den Grund zu bohren. Dagegen hob er manche elende Piece bis zum Gipfel des Komiſchen empor. Er ſchnarchte, pruſtete und ſchnitt entſetzliche

Grimaçen; beſonders ſeine „verliebte“ Grimaçe war von großer Wirkung. So habe ich ihn in den Kotzebue'ſchen Kleinſtädtern geſehen, wie er als Bürgermeiſter von Krähwinkel mit der Muhme Morgenroth kokettirte, unübertrefflich in burlesker Komik. Neben ihm, etwas feiner und mannigfaltiger nüancirt nahm Hr. Rüthling ſeinen gebührenden Platz ein. Herr Weiß ſtammte noch aus der Iffland'ſchen Periode und zeigte eine vortreffliche Schule. Herr Beckmann übertraf ſie Alle, in ihm war jene geſunde gute Laune perſonifizirt, die den Witz noch nicht als Geſchäft treibt, ſondern bei der ſie als ein naturwüchſiges Produkt des künſtleriſchen Organismus erſcheint. Es iſt unrecht, daß man dieſen „ächten Berliner“ nach Wien verſetzt hat, wo er, noch gar am seriöſen Burgtheater, ſo gar nicht an ſeinem Platze iſt. —

Ich kann von dieſer Künſtlergruppe nicht ſcheiden, ohne des Virtuoſen zu erwähnen, der grade damals ſeine Triumphe feierte und lange Zeit alle andern künſtleriſchen Intereſſen in den Schatten ſtellte; ich meine Franz Liszt. Die erſte Bekanntſchaft mit ihm war mit Flüchen und Verwünſchungen von meiner Seite begleitet. Wer die Reiſe im Poſtwagen gemacht, ein paar Nächte hindurch ohne Schlaf hingebracht hat, der weiß, was die erſte ruhige Nacht im Gaſthofe zu bedeuten hat. Wehe dem Sterblichen, der ſie uns ſtört! Ich befand mich in Königsberg in dem Zuſtande dieſer Schlafbedürftigkeit. Da erſchollen dicht neben mir, nur durch eine

Thür geſchieden, um Mitternacht rollende Akkorde, gar nicht endende Paſſagen, hinauf und hinunter, Capriccios in den höchſten Tönen und dann wieder ein tiefes, geheimnißvolles Wühlen im Baß. Ich fahre im Bett empor; anfangs denke ich, mein Lager hat ſich in ein Piano verwandelt, und auf meinem Kopfpfühle fahren die Hände auf den Taſten auf und ab, ſo nah, ſo ſchrecklich laut tönt dieſes mitternächtliche Konzert. Endlich überzeuge ich mich, daß der ſchlafmörderiſche Virtuoſe neben mir im Zimmer wüthet. Was war zu machen? Träumeriſch und verſchlafen ſitze ich und höre. Ermüdet falle ich in die Polſter zurück, immer wieder reißt mich der Strom der Töne empor. Es iſt eine Qual, nicht mit Worten zu ſchildern! Die Hoffnung, daß der Entſetzliche bald aufhören, daß er, wie alle anderen Kreaturen, das Bedürfniß des Schlafes empfinden werde, erhält mich aufrecht. Aber er hört nicht auf. Ich höre wie er dem Kellner klingelt. Was will er? Ich lauſche. Er beſtellt ſich — o ihr Götter! — er beſtellt ſich eine Flaſche Champagner. Jetzt bin ich verloren. Ehe die Flaſche geleert iſt, und nachdem ſie geleert — fortwährendes Wüthen! Und ſo iſt es auch. Bis gegen fünf Uhr Morgens habe ich ein geniales Spiel anzuhören, für welches ein begeiſterter Verehrer des Künſtlers die Hälfte ſeines Reiſegeldes hingegeben hätte, das ich jedoch mit allen erdenklichen Verwünſchungen bezahlte. Gegen Morgen wurde alles ſtill und da endlich ging auch ich zur Ruhe ein. Den

iv. Bibl.
München

Tag darauf hörte Königsberg für ſein ſchweres Geld die koſtbaren Taſtenpirouetten und Saitenſaltomortalſprünge, die ich die Nacht vorher hatte einüben hören. Natürlich beſuchte ich das Konzert; allein der nächtliche Spuk hatte mir in der Art die Freude an der Muſik völlig verdorben. Ich ſah mich von neuem beim einſamen Nachtlichte verzweifelnd im Zimmer auf und abwandeln, mit der drückenden Laſt der zwei ſchlafloſen Poſtkutſchennächte beladen, die ich nicht los werden konnte.

Der faſt närriſche Taumel, der Berlin befiel, als dieſer Künſtler dort ſeine Konzerte gab, gehört in der That mehr in die Annalen der Krankheitsgeſchichte, als in die Geſchichtsbücher der Kunſt. Ein ähnlicher Anfall kam ſpäter zum Vorſchein, als die Sängerin Lind die Hauptſtadt beſuchte. Doch bei Liszt waren die Frauen ſtimmgebend, und wenn man Berlin kennt, weiß man was eine Berliner Jüdin leiſten kann, die ſich in die Seiten ſchlägt, um für das gezahlte Geld die Kunſtenthuſiaſtin zu ſpielen. Die Stimme der wirklichen Anerkennung des bedeutenden Talents ging unter in dem Gebrüll und Gekreiſche dieſer verrückt gewordenen Bevölkerung. Es gab da alle Nüancen der Thorheit zu beobachten. Einige dieſer Elektriſirten zogen ſich zurück, ſpielten die Tiefempfindenden, die keine Worte mehr haben, nur ein anhaltendes Schmachten, ein Hinſtarren, ein in ſich Zuſammenſinken, ein Brüten zu Tage fördern können. Dies ſollte die feinere Sorte ſein. Der Virtuos war in ihr Herz gedrungen — ſie liebten! Wenn die Stunde des Spiels begann, wenn der verhängnißvolle Kaſten des teufliſchen Inſtruments geöffnet wurde, dann hob ein leiſes Sehnen den Buſen dieſer ſchwer von der Liebe Leidenden. Nun erſchien der Meiſter ſelbſt; er warf die Löwenlocken zurück, er ſtrich ſich die Aermel empor — die ſchwer von der Liebe Heimgeſuchte wagte einen Blick hinauf, doch wie vom Blitz gerührt ſinkt ſie wieder tief in ſich zuſammen. Nun wettert und ſchmettert es oben, es grollt und rollt, es werden fürchterliche Schläge geführt, dann wieder liſpelt es und gleitet wie ein ſilberhelles Bächlein dahin — ach! was ſoll da ein Herz empfinden, das nicht einmal, nein zweimal gebrochen iſt. Nun iſt das Spiel zu Ende; man raſ't in ihrer Nähe, tauſend Händepaare klatſchen, aber — ſie? O nein, ſolch ein Jubel iſt roh; ſie hat jede Note innerlich empfunden, jede Saite iſt über ihren wunden Buſen hingeſpannt geweſen; ſie hat keine Thräne mehr, keinen Seufzer mehr, ſie ſchleicht, auf den Arm einer Freundin geſtützt, nach Hauſe. Eine andere Art iſt munter; die Augen blitzen; nur Lärm machen, Aufſehen erregen iſt der Zweck dieſer Elektriſirten. Sie bringen aus allen Gartenhäuſern Lorbeerblätter zuſammen, ſie zehren die Procentchen eines guten Geſchäftchens ihres Mannes auf um einen ſilbernen Becher zu Stande zu bringen, den ſie mit Inſchriften verſehen und durch weißgekleidete Mädchen überreichen laſſen, lächelnd anonym, aber dabei doch ſehr genau bekannt. Wenn der Virtuos fort iſt, ſo wird in baarem Werthe nachgerechnet, wie viel der Enthuſiasmus gekoſtet. Noch eine andere Art macht ſich aus der Kunſt nicht ſo viel, als aus dem Künſtler. Dieſe beſticht den Kellner im Gaſthofe und ſtellt ſich lauſchend hinter halb geöffnete Thüren, ſteht unten am Kutſchenſchlage, wenn er einſteigt, und wenn das Konzert zu Ende iſt, ſo geht eine ſolche Elektriſirte und ſchlürft den Reſt der Theetaſſe aus, die der Künſtler hingeſetzt hat. Bei der Abreiſe des Gefeierten bleibt ihr eine kleine Sammlung von alten Handſchuhen, Papierſtreifen, Bändchen, abgeſprungenen Weſtenknöpfen, zerbrochenen Weingläſern übrig, von welchem Schatze ſie großmüthig hier und da eine Reliquie Anderen abgiebt. Sie geht mit dieſem Trödel von Haus zu Haus und ihr Enthuſiasmus iſt der gefährlichſte, weil er ſo zäh iſt wie das Leder der Handſchuhe, die ſie vorzeigt.

Um von der Perſönlichkeit Liszt's zu reden, ſo hatte er einen mageren, ſehr gelenken und biegſamen Körper und ein höchſt ausdrucksvolles Geſicht, deſſen große impoſante Züge wie aus Marmor geformt erſchienen. Er war völlig frei von der läppiſchen Geziertheit anderer Geigen- oder Piano-Künſtler; ſein Auftreten hatte in der That etwas Geniales, ſo wie er denn auch wirklich eine innerliche und bedeutſame Natur war, mit einem Strom von Poeſie begabt, der ſich in Tönen Bahn brach. Man zwang ihn eine alberne Rolle zu ſpielen, aber ſeine geſunde Natur gewann immer wieder die Oberhand. Im Geſpräch gab er ſich natürlich und offen, und ſagte nie etwas Geſchmackloſes oder Unbedeutendes. Seine feine Natur gab ſich kund in der ſchönen und warmen Anerkennung des Großen und Bedeutenden, in welcher Richtung der Kunſt er es auch fand, nicht allein in ſeiner eigenen. Das will viel ſagen, und unterſcheidet ihn von dem Troß der gewöhnlichen Virtuoſen-Vagabunden, die in der weiten Schöpfung nur ſich und ihren ſchwarzen Frack bewundern. Von ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen darf ich nichts ſagen, weil ich kein Kenner bin. Die Muſik hat an mir einen aufrichtigen Verehrer; allein ſie muß meiner Faſſungskraft angepaßt ſein, das heißt ſie muß etwas enthalten, was auf mich wirkt. Aufſchwatzen laß ich mir nichts, und zu etwas überreden auch nicht. Die Einfachheit einer ſchönen Melodie geht mir über alles; Künſteln, oder was ich Künſteln nenne, iſt mir verhaßt, und die alten Reichardt'ſchen Compoſitionen Göthe'ſcher Lieder ſind mir unendlich viel lieber als die modernen, mit dramatiſcher deklamatoriſcher Wirkung in Muſik geſetzten von Schubert, Löwe u. ſ. w. Die ganze neuere Opernmuſik — ich ſpreche nicht von der ganz neueſten — iſt für mich gleichſam nicht geſchaffen; dagegen fehle ich ſelten, wenn der Don Juan über die Bretter geht, denn jede Note verſteh ich, oder glaube ſie zu verſtehen, wenigſtens bringe ich eine durchwärmte poetiſche Stimmung nach Hauſe, wenn ich dieſe Klänge gehört, und das iſt für mich der Beweis einer guten Muſik. Sobald dem Componiſten die Melodie mangelt, die Seele ſeiner Schöpfung, ſo kann er, ich gebe es zu, durch Kunſt im Bau, in der Zuſammenfügung des Tonſtücks viel leiſten, allein er wird dann nur für Diejenigen gearbeitet haben, die im Stande ſind ihm die überwundenen Schwierigkeiten, das Richtige und Berechnete ſeines Werkes, mit einem Worte das „Gemachte“ nachzuweiſen, für den empfindenden Hörer hat er nichts geleiſtet. Es iſt dies ebenſo, wenn Jemand einen vollendet guten Styl ſchreibt, allein er trägt in dieſem Style nichts vor, was den Geiſt oder die Phantaſie anſpricht: es wird dann eine tönende Schelle, ein klingendes Erz ſein. Aber derlei Urtheile, ich weiß es wohl, werden mit einem mitleidigen Lächeln von den Muſikkennern angehört, und ich will ſie ſelbſt nicht als richtige gegeben haben. Die Welt der Töne hat ihre Geſetze, und über dieſe zu ſprechen geziemt dem Meiſter. Ein ſubjektives Urtheil iſt keins. Ich habe ſelbſt zu große Achtung für das Miſterium in jeder Kunſt, als daß ich auch nur annähernd ein anmaßendes oder gar abſprechendes Urtheil möchte.

10.

Ich kehre zu der Frau Paalzow und den Berliner Salons zurück. In dem Geſellſchaftskreiſe der Paalzow hörte ich, wie ſchon erwähnt, beſtändig von dem Hofe und dem Könige ſprechen. Durch den Miniſter Grafen Stollberg, zu dem Wach ſich mehr in geſelliger Beziehung als in künſtleriſcher günſtig geſtellt fand, erfuhr man ſtets neue, den Enthuſiasmus friſch in Athem ſetzende Beſonderheiten vom Hofe. Vor allem wurden die großen Feſte beſprochen, die in Ausſicht ſtanden und zu deren allegoriſchen Illuſtrationen Wach Zeichnungen geliefert hatte. Dieſe Regſamkeit in den Hofſälen war neu; der verſtorbene König hatte bekanntlich nichts geliebt, was wie ein Feſt oder was wie eine Repräſentation ausſah, demnach hatten die Künſtler nach dieſer Seite nie eine Wirkſamkeit entfalten können. Jetzt war es anders. Die Paalzow drang in mich an den Hof zu gehen, und dem Könige mich zu nähern. Ich fand mich bereit die geeigneten Schritte zu thun, die mir nicht ſchwer gemacht wurden, denn es ſchien ein Bedürfniß die weiten Säle zu füllen, und man öffnete bereitwillig Thor und Thür. Ich wollte jedoch, daß der König vorher, ehe er den Autor ſah, etwas von deſſen Wirkſamkeit erfahre, und zu dieſem Zweck ſchien mir der Roman „Diane“ geeignet, den ich grade damals vollendet hatte, und der ſich im Berliner Leben bewegte. Ich ließ anfragen, ob es mir erlaubt ſei das Buch überreichen zu dürfen, und als dies bewilligt und ausgeführt war, erfolgten dann die üblichen Einladungen. Von dem König und dem Hofe will ich jedoch ſpäter reden. Mit meiner Freundin Paalzow hatte ich öfters über Romanſtoffe geſprochen, und ſie, die für die Feudalzeit und das Mittelalter ſchwärmte, nicht ſehr günſtig für meine Anſicht gefunden, die dahin ging, die neue und neueſte Zeit zu dieſem Zwecke auszubeuten. Eine Scheu, die ihrer Sinnesart angemeſſen war, hielt ſie zurück Perſonen und Zuſtände, die ſo nahe dem täglichen Verkehre lagen, auf die Leinwand ihrer Staffelei zu nehmen. „Wenn wir nur nicht damit anſtoßen!“ war ihre ſtehende Rede, wenn von einem modernen Stoffe die Rede war. Wie erſtaunte ſie daher, als ich ihr eines Abends ſagte, mein Roman ſei ſchon fertig, und er ſpiele in dem modernen Berlin. Sie konnte ſich über dieſe Wahl, die ſie in jeder Hinſicht eine unpaſſende nannte, nicht zufrieden geben. Wie ſind Sie nur darauf gekommen? fragte ſie. Das will ich Ihnen ſagen, entgegnete ich. Ich wohne im Gaſthofe, und dieſer Gaſthof liegt in einer ſehr belebten Straße; Morgens ſtehe ich am Fenſter, und das erſte was ich erblicke, wenn die Dämmerung einer

Herbſtfrühe ſich verzieht, iſt ein Milchkarren, der von zwei mageren Hunden gezogen und von einer korpulenten Frau in einem eigen geformten ſchwarzen Hute gelenkt wird. Ich ſah dieſe Figur ſo oft und ſie erſcheint ſtets ſo regelmäßig, daß ſie in meinem Tagesleben Epoche macht, und zuletzt ſogar in meine Träume übergeht. Ich ſah dieſe Frau in allerlei Situationen und Lagen. Obgleich ich nicht weiß weder wo ſie wohnt, noch wie ſie lebt, ſo habe ich doch ſchon in meiner Phantaſie ein artiges kleines Häuschen für ſie gekauft, das ſie nach und nach durch ihren Milchhandel ſich erworben. In der Vorſtadt, wo ſie wohnt, gilt ſie für eine Autorität. Es iſt aller Ehren werth, daß ſie bei ihrem angeſammelten Vermögen und ihrem noch mehr angeſammelten Fette immer noch ſelbſt auf Erwerb ausgeht, daß ſie dies nicht ihren Enkelkindern überläßt, deren ſie zwei im Hauſe hat, einen Knaben und ein Mädchen. Nichts leichter als dieſen Knaben und dieſes Mädchen mit Anlagen zu begaben, die geeignet ſind ihnen das Intereſſe des Beſchauers zuzuwenden. Dies iſt die breite Grundlage meines Romans. Nun baut er ſich auf und ſteigt in die höheren Regionen der Geſellſchaft. Figuren der mannigfachſten Art, von denen aber jedes Exemplar im Laufe dieſer Wochen an meinem Fenſter vorbei gewandelt, geritten oder gefahren iſt, werden in den Einſchlag eingewebt. Es iſt Sonnabend Nachmittag; ein Zug lärmender Kadetten verläßt das Haus und vertheilt ſich in die Gegenden der Stadt; ich kann dieſe Bevölkerung der Zukunft brauchen und ſie findet einen Platz in meinem Bilde. Der Tagelöhner, der Pflaſterarbeiter vor dem Fenſter, die Putzmacherin, der Zettelankleber, die Wirthin aus dem Bierkeller — alles ſind mir in die Hände lauſende völlig ſchon fertige und zugeſchnittene Figuren. Warum da das Mittelalter beläſtigen, die abgenutzten Ritterfräulein, die Paladine, die tapferen Fürſten? meine Welt iſt die in der ich athme und wirke; aber freilich, da jeder Straßenjunge Kritiker und Kenner iſt, muß ich ſo arbeiten, daß man mir keinen Fehler nachweiſen kann.

Welch ein Zwang iſt das! rief meine Freundin.

Allerdings; aber welch eine Belohnung, wenn Jeder mit geſunden Sinnen ſich in das Bild hineinlebt, ſich ſelbſt darin erkennt, und friſch aus der erſten Hand Moral, Belehrung und Amüſement bekommt. Am meiſten hat mir der Beſuch der öffentlichen Tanzlokale für die niederen Volksklaſſen genützt. Sie glauben nicht wie beluſtigend der Anblick hier iſt, und wie belohnend die Forſchungen, die man hier anſtellt. So habe ich z. B. in dieſen Tagen noch erfahren, daß man einen Vater, eine Mutter, eine Tante *miethen* kann! daß ein Vater mit einem Regenſchirm faſt um das Doppelte theurer iſt als ein Vater ohne Schirm, daß eine Mutter in einer ſeidnen Mantille und mit Handſchuhen höher im Preiſe iſt als eine, die dieſer Putzgegenſtände entbehrt. Eine Anzahl junger Nätherinnen thut ſich zuſammen und miethet ſich einen Vater, eine Mutter und ſo geht der kleine Trupp auf den Ball, hinlänglich gegen den Stich der böſen Zungen geſchützt. Es wird ausgemacht, was und wieviel die gemietheten Eltern an Erfriſchungen bekommen ſollen, gewöhnlich für den Abend einen Butterſchnitt, eine Taſſe Kaffee und eine Stange Bier. Mehr erhält eine „Mutter" nicht; ein Vater kann ſchon etwas unmäßiger ſich geberden, denn er hat nebenbei die Pflicht, wenn ein Tumult entſteht, wenn es zum Kampfe kommt, die ihm anvertrauten Schönen aus dem Gewirre der Streitenden zu retten. Von den Nätherinnen abgeſondert treiben die Köchinnen ihr Weſen; ſie ſind ſchon mehr emanzipirt, und ihre nächſte Sorge geht dahin, ſich eines jungen, rüſtigen Tänzers zu verſichern, der mit ihr die Leiden und Freuden des Abends — für Bezahlung — theilt. Dazu finden ſich aus der Garniſon junge Soldaten die Menge. Alles dieſes, ſchloß ich meine Rede, hat mir das Coloſſeum gezeigt, ein Tanzlokal in großartigem Style und für die Beluſtigung der unteren Klaſſen der Bevölkerung beſtimmt.

Ich werde, ſagte die Paalzow, den Roman leſen, aber ich fürchte, er wird mir nicht gefallen. Und er gefiel ihr auch nicht; ihre Auffaſſungsweiſe und ihre Wahl der poetiſchen Stoffe war eine völlig andere. Aber im Publikum fand das Bild des modernen Berliner Lebens — es war das erſte damals, jetzt giebt es deren unzählige — großen Beifall.

Erſte Jugendeindrücke. — Das Dorf an der Saale. — Abendgeſpräche unter der Linde. — Eine jungfräuliche Seele übernimmt es, mich in die Philoſophie des Leibnitz einzuweihen.

Verſetze dich, geneigter Leſer — denn daß du mir geneigt biſt, nehme ich an, weil du dich entſchließeſt, einen weiten Zeitraum von Jahren mit mir zu durchleben — verſetze dich mit reger Phantaſie an ein kleines ſächſiſches Dorf an der Saale. Dort iſt es, wo meine Geſchichte beginnt. Siehſt du jenes Haus an der Grenze des Dorfes, der letzte Abendſtrahl fällt auf ſein Binſendach und blinkt in den Fenſtern? Das iſt die Wohnung des alten chriſtlichen Weiſen, der mich erzog, den ich liebte und ehrte, mehr wie meinen Vater, den

Dieſen Roman „Diane", ſo wenig er in poetiſcher Conzeption ſich mit der „Galathee" vergleichen läßt, ſo achte ich ihn doch in Beziehung auf künſtleriſch durcharbeiteten und geordneten Stoff als einen Fortſchritt in meiner Thätigkeit, ſowie er mir auch als ein Gewinn erſcheint in der Erreichung eines weiteren Horizonts der Lebensanſchauung und in dem Bekanntwerden mit den Geſtalten und Verhältniſſen des wirklichen Lebens. Ich hatte mich mit dieſer Arbeit völlig losgeſagt von dem Märchen- und Toiletten-Roman des achtzehnten Jahrhunderts; es wäre mir nicht mehr möglich geweſen eine „Galathee" oder einen „Fortunat" zu ſchreiben. Die Engländer, beſonders Boz Dicken's, mit dem ich mich zu befreunden anfing, hatten mich unmerklich in dieſe Bahn gelenkt. Dann trieb auch die Zeit dahin, und zwang Jeden — wenn er es auch nicht wahr haben wollte — ſich mit Realitäten zu beſchäftigen. Die Zeitungsliteratur wurde rege; es rauſchte ſchon in dieſen Blättern, und der heranwehende Sturm machte ſich bemerkbar, obgleich noch Niemand wußte von wannen er kam, noch wohin er ging.

Gleich nach Beendigung der Diane entwarf ich den Plan zu dem Romane „Paul", der jedoch erſt ſpäter zur Ausführung kam, als das Zeitbewußtſein noch mehr in mir rege wurde. Die Bekanntſchaft mit einer Frau von eigenthümlicher Charakterrichtung und von großer Gemüthstiefe machte, daß ich bald nach der Diane eine poetiſche Skizze ins Leben treten ließ, die Novelle „Jena und Leipzig“. Die Mittheilungen dieſer Dame, deren Jugend in die Zeit der Befreiungskriege fiel, ſowie Bruchſtücke aus ihrem Tagebuche, die ſie mir vorlas, regten mich an, jene Geſtalten voll romantiſcher moderner Ritterlichkeit in dem Bilde zweier Freunde wiederzugeben, die die Träger jener ſchönen, warmblütigen und hochherzigen Ideen ſind, welche damals die kriegeriſche Welt beherrſchten. Ich achte dieſe Gebilde für gelungen. Die Freundſchaft nimmt hier den Charakter der Liebe an. Das Bündniß zweier jugendlichen Herzen, durchwärmt von der Glut ſchwärmeriſcher Begeiſterung kann wohl als auf eine Höhe getrieben gedacht werden, wo der Geiſt nicht genügt, wo der Körper mit in den Bund gezogen wird. Dies Buch hat, nächſt den „Zerriſſenen“ und der „Galathee“, die meiſte Anwartſchaft für Poeſie zu gelten. Als ich an dieſen Blättern ſchrieb, und wahrlich mit Feuer und mit innerſter Geiſtesthätigkeit ſchrieb, brachte ich meine Abende größtentheils bei jener Dame zu, die die erſte Veranlaſſung zu dieſem Erzeugniß gegeben, ohne daß ſie es wußte, denn ich habe nie mit ihr über dieſen Gegenſtand geſprochen, ſo wie ich ſie überhaupt ſpäter nur ſelten ſah. Die eigenthümliche Auffaſſung und ungewöhnliche Darſtellung jenes Freundſchaftbundes brachte mit meiner Gönnerin, der Paalzow, Geſpräche zu Tage, die von tiefer und inniger Natur waren, und das Miſteriöſe in allen Herzens- und Seelenbündniſſen der Menſchen untereinander zum Gegenſtande hatten. Die Liebe iſt, ſo lang die Welt ſteht, doch wahrlich oft genug geſchildert worden, und dennoch findet ein genialer Poet immer noch etwas Neues über ſie zu ſagen. Von der ſubtilſten Verfeinerung, wo ſie wie ein Wölkchen im Aether verſchwimmt, bis zu der thieriſchen Metamorphoſe, wo ſie ſchon längſt aufgehört hat den Namen Liebe zu verdienen, iſt die ganze Skala der Erſcheinungen von den Poeten aller Zeiten und aller Länder geſchildert worden, dennoch — wer das Leben kennt und beobachtet — erhaſcht ſtets kleine Nüancen, unmerkliche Unterſchiede, faſt nicht ſichtbare Kennzeichen die dieſer Liebe einen Unterſchied vor jener geben. Die Baalzow lebte mit ihrem Bruder zuſammen, den ſie auf das innigſte liebte; er ſeinerſeits erwiederte dies Gefühl in dem Maaße, daß er auf eine eheliche Verbindung verzichtete, lediglich um ſeiner Schweſter die geiſtige und Herzensſtütze nicht zu nehmen, die ſie an ihm hatte. Es ſchimmert ein ſolches Verhältniß in das zarteſte Miſterium der Liebe hinein, und es wäre ſehr oberflächlich und trivial mit dem Ausdruck „Geſchwiſterliebe" abgefertigt; dennoch muß man ſehr behutſam ſein, um nicht unlautere Motive in dieſes ſchöne, reine, und doch in Liebe gleichſam erglühende Verhältniß zu bringen. Goethe, dieſer große Meiſter in der Behandlung des unendlichen Stoffes der Liebe, ſie ſogar chemiſch analiſiren und mit Erſcheinungen in der Phiſik analog darzuſtellen verſuchte, hat in ſeinem kleinen

Drama „Die Geſchwiſter“ an dieſes Miſterium mit kühner Hand geſtreift, indem er die Geſchlechtsliebe dicht neben die Geſchwiſterliebe ſtellte, ja ſogar beide ineinander aufgehen läßt. Auf eben dieſelbe Weiſe könnte man die Elternliebe, die Liebe eines Vaters zu der Tochter an die Grenze führen, wo ſie ſich über die Barriere des Erlaubten die Hand reichen. Alles dieſes ſind Metamorphoſen der Liebe. Für reine Gemüther, die ängſtlich über ihre keuſche Abgeſchloſſenheit wachen, hat dieſes Farbenſpiel etwas Erſchreckendes. Sie wagen ſich ihrem Herzen nicht zu überlaſſen, indem ſie ſtets fürchten, daß es ſie in das Gebiet der Schrecken trage; allein geniale Naturen, die die volle Weihe der Liebe erhalten haben, ſind ſicher, bei aller Ausgelaſſenheit ihrer Liebe nie in die Region der Verbrechen zu gerathen. Für ſie iſt jede Liebe eine heilige, das heißt eine über die Nebel der Erde und der Niedrigkeit ſie hinaufführende Schwinge. Die Paalzow ſprach mir oft ihren Widerwillen gegen das Goethe'ſche Drama aus. Sie war eine von den ängſtlichen Seelen, die ſtets auf ihrer Hut ſind, und es verletzte ſie, daß der große Dichter ein Verhältniß, in welchem ſie ſelbſt lebte, mit einer, nach ihrer Anſicht, ſo unreinen Feder beſchrieben hatte. Nichts iſt bildender und anziehender, als zarte weibliche Naturen über Gegenſtände dieſer Art ſprechen zu hören; es zeigt ſich dann Gelegenheit, einen Blick in das von ſo manchen Widerſprüchen bewegte, nie zur vollkommenen Ruhe gelangende weibliche

Herz zu thun. Nur müſſen es keine ſogenannten Schwätzerinnen ſein, affektirte, unwahre und ſelbſtiſche Frauen, die mit jedem Worte, das ſie ſagen, eine kokette Lüge vorbringen: von ſolchen Frauen lernt der Beobachter nichts, als höchſtens wie man mit Dingen, die der Menſchheit heilig ſind und heilig ſein ſollen, Jongleurkünſte treiben kann, für die große Menge zum Ergötzen, für den Kenner zum Ekel. Die Paalzow war eine innerlich wahre Natur, aber ſie war keine geniale; es ängſtigte ſie manches und ſchreckte ſie zurück, was ſie hätte anziehen ſollen. Dagegen war aber auch die falſche Genialität ihr ferne, die das Ungehörige aufſucht, weil es das Ungewöhnliche iſt, die das Sittengeſetz überſchreitet nicht in dem Drange, ein höheres zu finden, ſondern lediglich um unter dem Deckmantel des Stolzes maaßloſe Genußſucht und Selbſtſucht zu befriedigen.

Einen eigentlichen Salon hielt die Gräfin Hahn nicht, dazu war ſie zu unſtät und zu launenhaft. Sie hatte eine kleine Wohnung unter den Linden; wenn man ſie ſehen wollte, mußte man den Vormittag kommen. Nachmittags fuhr ſie regelmäßig ſpazieren, allein oder mit Herrn von Biſtram und die Abende brachte ſie bei ein paar vertrauten Damen zu. In große Geſellſchaften ging ſie nicht; bei Hofe wollte, wie behauptet wurde, ein Theil des Königspaars ſie ſehen, der andere aber nicht. Sie kam nicht an den Hof. Ernſtlich darum bemüht hat ſie ſich gewiß nicht, denn in ihrer ariſtokratiſchen Kaprice achtete ſie der Höfe nicht ſonderlich; wenigſtens drängte ſie ſich nie hin, was ich auch ſehr natürlich finde. Sie ſagte mir einmal: die Fürſten haben den Adel gebraucht, als ſie ihn nöthig hatten; er opferte ihnen ſeine Kräfte und ſeine Reichthümer; jetzt, da er erſchöpft und verarmt iſt, wie danken ihm die Fürſten? Sie laſſen ihn links liegen und kokettiren mit dem Bürgerthum und den Geldſäcken der Juden. Ich wandte ihr ein, daß der Adel damals auch in ſeinem eigenen Intereſſe den Fürſten diente, und daß er ſehr wohl wußte ſein Schäfchen ins Trockne zu bringen. — Das ſieht man nicht, entgegnete ſie, denn wo iſt nun das ins Trockne gebrachte Schäfchen? — Die Verſchwendung hat es zu nichte gemacht. — Und wer trieb bei dem Luxus der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts den Adel zur Verſchwendung? Wer ſah lachend zu, während er ſich ruinirte? Wiederum die Fürſten. Doch mögen ſie ſich hüten; wenn wir ſtürzen, ſo ziehen wir ſie nach. Stehen bleiben ſollen ſie dann gewiß nicht, wie ſie ſich auch an elende Stützen verzweifelnd anklammern.

Wenn man zu der Hahn kam, fand man immer den unerträglichen Flegel, den Fürſten Lichnowsky, dort, der der wahre Gegenſatz zu dem ſtillen, beſcheidenen, anſpruchloſen Biſtram war. Dieſer herumtreibende Fürſt, der ſpäter ſich zu einer kläglichen Illuſtration des Jahres 48 ausbildete, war damals noch zu keinerlei Beachtung gelangt, obgleich er auf alle Weiſe ſtrebte in die Mäuler der Leute zu kommen. Zunächſt wußte er dazu kein geeigneteres Mittel als auf eine ſolche Weiſe unverſchämt und tolldreiſt frech überall aufzutreten, daß Männer kaum ein anderes Organ mit ihm zu verkehren wußten, als die Degenſpitze und den Piſtolenlauf, Frauen kein anderes Mittel ihn fern zu halten als ewig verſchloſſene Thüren und abweiſende Diener, die er jedoch über den Haufen rannte und dennoch eindrang. Es gab Häuſer, in denen ihm verboten war einzutreten. Er hatte eine kleine Zeit des Glanzes, dies war ſein abentheuerlicher Zug nach Spanien — all dieſer Schimmer löste ſich bald wieder auf, und der mit einem halben Lorbeerblatte entlaſſene Fürſt fing nun an auf die vorher beſchriebene Weiſe ſeinen Schnurrbart und ſeinen Degen ohne Scharte in den Salons zu zeigen. Dabei hatte er kein übles Anſehen, man konnte ihn ſogar, wenn er nicht ſprach und ſich ruhig verhielt, für einen ſanften Jüngling halten, der eine kokette Toilette gemacht hatte, ſo wie er aber ſeine Lippen öffnete und ſeine Reize entfaltete, kam die perſonifizirte Unverſchämtheit zu Tage. Frech und zügellos in jedem Worte, war er es ebenſo in jeder Miene und Bewegung. Alles was nur vornehme und nicht vornehme Laſter heißt, hatte er ſeinem jungen Körper zugemuthet, und war dennoch ſo leidlich davongekommen; nicht ſo gut war es ſeinem Beutel gegangen, der war faſt bis auf das letzte Goldſtück geleert, und er wurde für ſeine Gläubiger eine ſehr anziehende Perſon. Es fehlte nicht viel, daß er ein gefeſſelter Prometheus wurde. Dies zu verhindern, trat ſpäter die bekannte befreiende Gottheit auf.

Die Hahn ſchrieb ihre Bücher mit großer Nachläſſigkeit. Sie feilte nicht, überlas das Geſchriebene nicht wieder, ſie wollte ſogar nichts davon wiſſen, wenn es einmal gedruckt war. Sie war überzeugt, es war gut ſo wie es war; und wenn es auch nicht gut war, gut genug war es immer für das Publikum. Sie hatte eine ſouveräne Verachtung für das Publikum, und da ſie, wie ſie ſagte, keine einzige Zeile für Andere, ſondern alles für ſich ſchrieb, um „die Leere in ihrem Innern" auszufüllen, ſo war es ihr auch völlig gleichgültig, wer ſie las und bewunderte; denn bewundert mußte ſie werden, das war gar nicht anders möglich, das wußte ſie voraus, ohne dieſes Bewußtſein ſetzte ſie die Feder nicht an. Nie hab ich — weder bei Mann noch Frau, die Selbſtgenügſamkeit auf dieſe Spitze getrieben geſehn als bei dieſem weiblichen Narziß. In der weiten Schöpfung gab es nur ein Weſen, mit dem es ſich lohnte ſich zu beſchäftigen, und dieſes Weſen war ſie ſelbſt. Eitel war ſie nicht, denn Eitelkeit will Andern gefallen, aber ſie war ſelbſtgenügſam, ſie erhob ihre Gelüſte, ihren Eigenwillen, ihre Laune zur Gottheit, die ſie anbete. Keine Größe erkannte ſie an, vor keiner beugte ſie ſich; nichts gab es dem ſie ſich unterordnete. Wenn es der Religion wirklich gelungen iſt dieſe maaßloſe Selbſtſucht zu brechen, ſo hat ſie da in der That ein Wunder verrichtet, denn einem ſolchen Herzen Demuth lehren kann nur ein Gott.

In ihren Romanen ſpielt immer das unbefriedigte, ſichſelbſt vergötternde Weib die Hauptrolle, es ſind daher keine Kunſtwerke und man darf keinen Maaßſtab dahinzielend an ſie legen. Die Fabel iſt Nebenſache; auf Entwickelung der Charaktere iſt es nirgends abgeſehn, auch wird nie ein Plan gemacht. Es iſt immer daſſelbe Thema, die hochgeſtellte, intereſſante, alle Männer bezaubernde, aber alle Männer verachtende und ſich überall langweilende Frau, und um ſie her ein paar Schwächlinge, modiſche Gecken, fashionable Legationsſekretäre oder heraufgeſchraubte Landjunker mit ariſtokratiſchen „Allüren“. Ein wirklicher Mann tritt nie auf, denn natürlich, ihm zur Seite, würde dieſes unverſchämte Weib doch wohl genöthigt ſein die Segel zu ſtreichen. Dieſe Erzeugniſſe wären gradezu widerlich, und würden auch, wir wollen es wenigſtens hoffen zur Ehre des guten Geſchmacks und des richtigen Urtheils der Zeitgenoſſen, wenig Leſer gefunden haben, wenn nicht ein Schatz von Poeſie darin verſteckt wäre, der immer den Sieg davon trägt. Man muß ſagen: verſteckt, denn wenn die Verfaſſerin ihren Vortheil verſtanden, ſo wäre ſie darauf ausgegangen all dieſen albernen Salon-Plunder über Bord zu werfen, um eine kunſtgemäße, durchgearbeitete Schöpfung zu geben, denn die Mittel hatte ſie dazu. Wie geſagt, dann hätte ſie aber eine Andere ſein müſſen.

Sie ſchrieb, wie ſie denn überhaupt alles that, von einem heftigen Impuls getrieben; dieſer Impuls nahm im glücklichen Fall den Charakter poetiſcher Inſpiration an, und dann ſchuf ihre Feder wirklich Bewunderns-würdiges, öfters aber wurde er zur Laune, und da kamen jene Grimacen und Fadaiſen zu Stande, die die Bücher dieſer Autorin ſo ungenießbar machen. Wäre ſie nicht ſo ſelbſtiſch geweſen, und hätte ſie beſcheiden auf die Stimme der Kritik geachtet, wo dieſe ihr würdevoll entgegentrat, ſo wären eine große Zahl dieſer Mängel zeitig verſchwunden, allein zu ihren Thorheiten gehörte auch der alberne Stolz, nie eine Kritik über ihre Schriften leſen zu wollen. Als ich ſie in Berlin ſah, hatte ſie eben ihren Roman „Fauſtine", unzweifelhaft die beſte ihrer Produktionen, in die Welt geſchickt, und gleich darauf fühlte ſich eine kecke Feder veranlaßt, in einer gelungenen Satire das Werk der Züchtigung zu übernehmen, und die komiſche Seite dieſer excluſiven Salon-Plaudereien und Liebeleien herauszukehren. Man ſchrieb im Publikum dieſes Werkchen, das den Titel „Diogena" führte, der Schriftſtellerin Lewald zu, und iſt ſie wirklich deſſen Schöpferin, ſo macht es ihr alle Ehre die Stimme des geſunden Urtheils geltend gemacht zu haben gegen eine kranke Richtung und eine entſchiedene Geſchmackloſigkeit.

Der Name dieſer Schriftſtellerin bringt mich auf die jüdiſchen literariſchen Notabilitäten und ſetze ich gleich ein Paar ich nur wenig gekannt habe. Dicht an dem Hauſe bis hinunter an den Fluß breitet ſich der Garten aus; jeder dieſer Bäume trägt an ſeinen jetzt hoch emporſtrebenden Aeſten Kränze der Erinnerung; es rauſcht nächtlich in ihren Gipfeln noch das ſchauerlich ſüße Lied vergangener Tage. Eine Mauer umgiebt den Garten, nach dem Fluſſe zu fehlen dieſer Mauer einige Steine ſie wichen meinen kecken Fußſtößen; ich ebnete mir den Weg an den Fluß, den ich ſo gerne rauſchen hörte, auf deſſen Wellen ich in leichten, von der Phantaſie gebauten Barken meine Träume ausſetzte und ſie in die weite Welt ziehen ließ. Auf der andern Seite des Hauſes breitet ſich eine herrliche Wieſe aus, von dem leuchtendſten Grün und mit anmuthigen Pfaden durchſchnitten, die in das daranſtoßende Gehölz führten. Hier war die Grenze des heitern Gemäldes, das darauf Folgende war düſter. Das immer dichter werdende Gehölz verwandelte zuſammen, Fräulein Lewald und Berthold Auerbach. Ich weiß nicht, ob der Letztere getauft iſt, doch ſei er es oder ſei er es nicht, dies macht nichts zur Sache: ein Jude bleibt immer und überall ein Jude. Fern ſei es von mir, damit einen Tadel ausſprechen zu wollen, es iſt nur damit geſagt, daß gewiſſe charakteriſtiſche Auffaſſungsweiſen, Beſchränktheiten, ſelbſt bei genialer Entfaltung eigenthümlich gefärbte Meinungen und Urtheile immerdar dem Juden anhaften, ſelbſt wenn er Poet, Künſtler und Weltmann iſt. Es iſt dies, ſo denke ich mir, ein Erbtheil dieſer merkwürdigen Raçe, die durch eine ſo tiefe Erniedrigung mit beharrlicher Ausdauer, mit zäher Widerſtandskraft hindurchgegangen iſt, um endlich zu einer gerechten aber ſpäten Anerkennung zu gelangen. Ich gehöre nicht zu denen, die dem Judenthum eine große Zukunft prophezeihen, allein auch zu denen möchte ich nicht gezählt werden, die in dieſem Volke, das in Lumpen gehüllt an unſere Thür klopfte, um ein Plätzchen an unſerm Heerde bittend, und das jetzt mit dem Purpur unſerer Könige ſpielt, daß dieſes wunderſame Volk, als unſere unverſöhnlichen Widerſacher, Tag und Nacht auf unſer Verderben ſinnend, einen Wurm ſehen, der aus unſerm Leibe herausgeriſſen werden muß, auf daß wir geſund werden. Ich halte die Juden ſehr nöthig für unſere geiſtige Entwickelung, denn in den grübelnden Tiefſinn der germaniſchen Raçe bringen ſie den kalten, ſcharfen, negirenden Verſtand, der überall ſehr förderlich iſt, und in Deutſchland ganz beſonders. Berlin iſt nur durch die Juden das was es iſt. In den trägen märkiſchen Sinn, in die pommerſche gemüthliche Derbheit haben ſie ſchon frühzeitig das aufreizende Element gebracht. Sie ſind der Stahl geweſen, an dem der Stein Funken ſchlug. Reichlich ein Drittel der Bevölkerung Berlins ſind Juden, und zwar miſchen ſie ſich in die oberen Schichten der Geſellſchaft, in die höhere Kaufmannswelt, in den neugeſchaffenen Adel, in die Kunſt und Literaturkreiſe. Dieſe Miſchung hat ſich bereits ſeit Friedrichs des Großen Zeiten bemerklich gemacht. Berlin verdankt den Juden den Induſtriegeiſt und die geiſtige Regſamkeit. Früher, als noch Franzoſen mit den Juden Hand in Hand wirkten, kam auch die höfiſche Sitte, die elegant Umgangsform mit hinzu. Wir dürfen bei dem großgewachſenen Kinde einer Stadt nie verkennen wo die nährenden Milchbrüſte zu ſuchen, die es aufgeſäugt. Darin liegt keine nationale Demüthigung: Paris hat normänniſchen Elementen, London germaniſchen Einwirkungen ſeine jetzige Geſtalt zu danken, und ſo überall. Freilich mit den fördernden Einflüſſen ſind durch die Juden auch nachtheilige vorhanden. So duldet der krittelnde, mäkelnde Sinn dieſes Volkes, der Neid, der Kleinkrämergeiſt, die Prahlſucht, die Zudringlichkeit und die Unfähigkeit das Große und Schöne ſeiner ſelbſt willen zu pflegen, daß kein literariſches Inſtitut, kein berühmter Name auf die Länge in Berlin ſich erhält. Die Juden ſind ſogleich bei der Hand eine Celebrität durch überſchwengliches Lobgepränge abzunutzen und abgenutzt liegen zu laſſen. Da ſie ſich überall zudrängen, ſind ſie auch überall zu haben; durch ihr Geld ſteuern ſie bei, auf jeder Liſte ſuchen ſie ihren Namen hinzubringen; ſie ſind abwechſelnd gute Royaliſten und dann Männer der Umſturzpartei, wie es ihr Vortheil mit ſich bringt; nie aber ſind ſie müſſig oder ſehen, wie es der deutſche Charakter thut, einer Sache träge zu, mag ſie gehen wie ſie wolle. Wenn es dann ſchlecht geht, dann erwacht freilich der Schlummernde, aber zu ſpät.

Um auf das obengenannte Paar zu kommen, ſo hab ich daſſelbe faſt zur ſelben Zeit kennen gelernt, freilich in getrennten Geſellſchaftskreiſen.

Um die Taufe der Juden iſt es bekanntlich eine eigne Sache. Aus Ueberzeugung tritt der kleinſte Theil über. Schon der Stolz verbietet dem wahren Juden ſeinen Glauben, der der ältere iſt, gegen einen neuern, aus dem Schooße des ſeinigen emporgezogenen auszutauſchen. Die übertretenden Juden ſind ſchon längſt vor ihrem Uebertritt keine Juden mehr geweſen, ſo wie ſie durch die Taufe auch keine Chriſten werden, obgleich ſie das Recht haben ſich hinfort ſo zu nennen. Der ächte Jude, in dem das Glaubensfeuer mit jener Kraft brennt, die Nahrung zieht aus dem Bewußtſein der hohen Berufung, ſo wie der jahrtauſend langen Verfolgung und der Leiden ihres Stammes, iſt unbeugſam, und ſieht auf jene Uebertretenden mit Verachtung herab. Sein kleiner dunkler Winkel in der Synagoge, wo er die Gebete ſeiner Väter murmelt, wo die Schauer und das Entzücken, die ganze Glorie ſeines Volkes über ihn kommt, iſt ſeine Welt, die er nicht mit den Prachtpalläſten der Welt da draußen vertauſchen will. Dieſe Sorte Juden wird jedoch immer ſeltner, ſie werden von ihren eignen Glaubensgenoſſen als bornirt und unzeitgemäß verlacht. Die Taufe iſt dennoch ein ſehr gleichgültig angeſehener Akt bei den modernen Juden. Er verändert gar nichts in dem Stande der Sache; es iſt ein weltliches Geſchäft, das ſeine Prozentchen abwirft, wie jedes andere. Bei den Juden, die literariſch und künſtleriſch gebildet ſind, miſcht ſich bei dem Uebertritt ein anderes Element ein, es iſt dies die Eitelkeit, ihrem Uebertritt die Bedeutſamkeit eines philoſophiſchen oder künſtleriſchen Motivs unterzubreiten. Sie nehmen die Dogmen der chriſtlichen Lehre auf ihre Weiſe barock und wunderlich bei ſich auf, und wenn ſie ſich mit der neuen Kirche beſchäftigen, ſo bringen ſie allerlei Seltſames hinein, das ihnen aus alten Erinnerungen und Traditionen anklebt. Mir iſt in dieſer Hinſicht das Geſpräch auffallend geweſen, das ich gleich am Anfange unſerer Bekanntſchaft mit Fräulein Lewald führte. Es war am Theetiſche, und es ſaß eine alte Dame dabei, die blind und taub war, ſich aber dabei doch ernſtlich mühte dem Gange unſerer Controverſen zu folgen. „Ich ſtamme aus einer alten, bürgerlich geachteten jüdiſchen Familie aus Königsberg. Mein Vater beſtand darauf daß, nachdem er ſelbſt zum Chriſtenthume übergetreten war, ſeine Kinder ebendaſſelbe thun ſollten. Ich war ſchon ein völlig herangewachſenes Mädchen, als ich die Taufe empfing." — Wie war Ihnen dabei zu Muthe? fragte ich. — Sie ſah mich an, lächelte und ſagte: „Ich fühlte, daß das Waſſer nicht, wie es hätte ſein ſollen, gewärmt worden war, und darum machten mir die kalten Tropfen im Geſicht eine widrige Empfindung. Weiter weiß ich von meiner Taufe nichts zu ſagen." Allein die chriſtlichen Glaubensſätze, hub ich von neuem an, die Ihnen doch hoffentlich Ihr Confirmator gründlich erklärt, wie nahmen ſie die auf? — „Ich kannte ſie ſchon, ihrem Wortinhalt nach; was ihre innere Bedeutung betrifft, und das aus ihnen, wie gerühmt wird, für die Menſchheit ausgehende Heil, ſo hatte ich mir bereits darüber meine eigenen Gedanken gebildet, bei denen es auch blieb. Die Dreieinigkeit war für mich das Zuſammenſtimmen der Kunſt, der Poeſie und des Gedankens." — Aber die göttliche Natur Chriſti? — „An die glaub ich nicht." — Die Jungfrau Maria? — „Iſt mir völlig gleichgültig." — Werden Sie zum Abendmahl gehen? — „Nein, wenn ich nicht muß. Wenn man mich jedoch dazu auffordert und ich nicht ausweichen kann, ſo werde ich dieſes Erinnerungsmahl betrachten, wie ich jedes andere betrachte, als eine Zuſammenkunft von befreundeten Menſchen, die irgend ein bedeutendes und intereſſantes Ereigniß, ſelbſt oder von Andern erlebt, im Gedächtniß feiern. Jeder denkt ſich dann dabei was ihm gerade am nächſten iſt. Ich habe mir ſchon vorgenommen, daran mit großem Danke gegen das Geſchick zu denken, daß ich in der Geburtsſtadt Kants das Licht der Welt erblickt habe, und daß mein Vater eine auserleſene kleine Bibliothek beſaß, die ich benutzte, und daß ich frühzeitig den Göthe'ſchen Fauſt las und ſo an vieles andere, das mich gebildet und meinen Geiſt mit Licht und Freiheit erfüllt hat.“ — Das iſt aber alles nicht das, worauf es hier ankommt. — „Mag ſein. So ſeh ich's aber an. Ich laß mir durchaus nichts aufzwingen und ſo lange ich meine Augen habe, ſo will ich ſehen.“ — Liebes Kind, ſagte hier die alte orthodoxe Dame, man fängt erſt zu ſehen an, wenn man nichts mehr ſieht. — Fräulein Lewald lächelte und antwortete nichts. Das Geſpräch war zu Ende.

Ich habe mich ſchon anderwärts über das Talent und die Perſönlichkeit dieſer Schriftſtellerin ausgeſprochen, ich werde genöthigt ſein ſpäter in anderer Beziehung auf ſie zurückzukommen, ich will alſo jetzt nichts weiter über ſie erwähnen, und zu ihrem Glaubensgenoſſen übergehn.

Auerbach iſt eine poetiſche Natur, was Fräulein Lewald nicht iſt, die den ſpitzigen negirenden, ſkeptiſchen Judenverſtand in keiner Zeile ihrer Schriften verläugnet und dadurch heilſam gerade in unſrer Zeit wirkt, die dazu beſtimmt iſt von poetiſchen Träumen und krankhaften Illuſionen ſo raſch wie möglich zu der realen Wirklichkeit in jeder Beziehung zurückzukehren. Auerbach kam aus dem Dunkel des Schwarzwaldes hervor; zu jeder andern Zeit hätte er ſich begnügt duftreiche poetiſche Blumenkränze zu winden, heutzutage ergriff ihn, ſo wie er aus den Schatten des Waldes hervortrat, das laute Geſchrei des Marktes, und er wurde früh auf die Preiſe aufmerkſam gemacht, die die Geiſteslebensmittel, die Völkerküchen, Erforderniſſe auf dieſem Markte hatten. Poet, nebenbei aber auch Jude, legte er ſich ſogleich aufs „Geſchäft“ und es glückte ihm. Er kaufte billig und gut ein, und verkaufte theuer. Die Waare ging. Es war die bekannte Volksliteratur, die Dorfpoeſie, ein Stück Leinwand, das Ellenweiſe bisher an den Mann gebracht worden war, jetzt aber en gros zu ganzen Ballen verlangt und verabreicht wurde. Der Händler war ehrlich, die Waare war gut, das Publikum wurde nicht betrogen.

Immermann hatte in ſeinem Romane „Münchhauſen“, vorahnend wie Dichter es oft thun, ein Stück Literatur gegeben, das nach ihm erſt zur Geltung kommen ſollte. Er, ein Romantiker, der ſehr viel confuſe Produktionen in die Welt geſchickt, nach Weiſe ſeiner Schule, hätte nie im Traume ſich gedacht, daß er der Vater einer gänzlich auf das Handgreifliche, Nützliche, Poſitive, Praktiſche gerichteten literariſchen Produktion werden ſollte, und doch wurde es ſo. Seine weſtphäliſche Zille im „Münchhauſen“ iſt die Wurzel geworden, aus dem der Baumwuchs, der uns anfangs als Früchte eine Anzahl Volkslebensbilder, dann in neueſten Tagen die Romane gegeben hat, die wie Freitag's „Soll und Haben“ die realſte Realität der Börſenſtuben, der Courszettel, der Marktpreiſe, der Wechſelſchulden, der Contobücher und der Conduitenliſten vor Geſicht und Gewiſſen bringen. Wir ſind alſo mit Wiſſen und Willen dorthin gelangt, von wo wir ſonſt entflohen, nehmlich in die Proſa des Lebens. Es mag dies ſein Gutes haben, allein ſein Schönes hat es nicht. Die Zeit will Realität; gut, ſo habe ſie ſie; aber es ſoll uns nichts hindern zu ſagen: das iſt keine Literatur! das iſt keine Poeſie! Das „ſieht aus wie Wein, iſt's aber nicht! Man kann dabei nicht ſingen, dabei nicht fröhlich ſein!“ — Es ſoll uns Niemand ſagen, daß Boz-Dickens das Urbild dieſer neueſten deutſchen Nützlichkeits-, Küchen-, Börſenſtuben-Literatur ſei; Boz iſt neben dem Kenner der politiſchen und häuslichen Lebensinterſſen auch durch und durch Poet: er giebt den Träumen, den Illuſionen ihr Recht. Aber wie geſagt: alles was da lebt und wirkt will ſein Maaß vollgefüllt ſehn, und ſo möge denn die Sache bis auf die Spitze getrieben werden: alsdann fällt ſie, und zwar ſehr tief. Sollten wir eine ſolche Literatur haben, um zu der Glückſeligkeit eines großen ſtaatlichen Lebens, eines brüderlichen Vereins der Menſchen hindurchzudringen, ſo wollen wir ſie, als Mittel zum Zweck, mit Freuden annehmen, ſonſt aber, wo ſie mit der Prätenſion auftritt für ſich ſelbſt zu gelten, müſſen wir ihr jedes Anrecht beſtreiten, wenigſtens in der Geſtalt, die ſie in Deutſchland annimmt, ſich in den Annalen, die der Schönheit, der Anmuth, der Größe, der kunſtbildneriſchen Schöpfung geweiht ſind, einen Platz zu ſichern.

Ende des zweiten Theils.

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

ſich allmählig in einen dichten undurchdringlichen Forſt. Uralte Buchen rauſchten hier, und eine grüne Nacht herrſchte am hellſten Tage unter den ſchwarzen Kuppeldächern himmelragender Fichten. Es klangen die mährchenhaften Töne wunderſamer Vögel durch die Einſamkeit. Erinnerungen weckend hörte man das leiſe Gemurmel eines Waldbaches, der über bemooſte Steine glitt. Warf man ſich ermüdet und träumend an ſeinem Ufer nieder, ſo dringt eine elektriſche Wärme von der Erde aus in unſern Leib, wir fühlen, daß wir auf einem Lager von Erdharzen liegen, über die eine dünne Moosdecke gebreitet iſt, durch welche der alle Sinne kräftigende aromatiſche Duft dringt. An dieſer Stelle, dort wo der Fluß eine kleine Wendung machte, ſtand ein Altar — er war dem Gotte des einſamen Nachdenkens gewidmet. Spotte nicht, Sohn ſpäterer Zeiten, über dieſes Zeichen anbetender Verehrung vor dem Geiſte der Natur. Du bedarfſt vielleicht

Schönwissenschaftlicher Verlag

von

Heinrich Schindler in Berlin.

Aus dem Tagebuche eines Jägers, von Iwan Turgbenew. 2 Bde. kl. 8. geb. 2 Thlr.

Afra Veit oder Eine Zeit der Kämpfe. Roman von der Verfaſſerin der „Sommerreiſe“. 2 Bde. 3 Thlr.

Mater dolorosa. Eine Erzählung von Karl Beck. Zweite Auflage. 8. 1½ Thlr.

Traum und Leben, von Felix Ernſt Hoffmann. 8. 2 Thlr.

Ein grünes Blatt, zwei Sommergeſchichten von Theodor Storm. 16. geheftet 15 Sgr. eleg. geb. 27 Sgr.

Nachträge zu Göthes Werken, geſammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Neue Ausgabe. 3 Bde. 12. 1 Thlr.

Dichter-Nachtwege, von F. Marlow. 8. 2 Thlr.

Gedichte von Karl Beck. Achte Auflage. Min.-Format. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr.

Gedichte von Theodor Storm. Zweite vermehrte Auflage. Min.-Format. geheftet 1 Thlr. eleg. geb. 1½ Thlr.

Von der Wartburg. Eine Taubenpoſt in Liedern von Anton, Baron Klesheim (in öſtreichiſcher Mundart). Min.-Format. eleg. geb. 24 Sgr.

Sprüche und Lieder eines nordiſchen Braminen, von Eduard Boas. 8. 1⅓ Thlr.

Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines ruſſiſchen Diplomaten. Herausgegeben von Lewin Schücking. Min.-Format. eleg. carton. 20 Sgr.

Hans Haidekuckuck, epiſches Gedicht von Otto Roquette. Min.-Format. eleg. geb. 1 Thlr.

Das Reich der Träume, dramatiſches Gedicht von Otto Roquette. Zweite Auflage. Min.-Format. eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Ein Redekampf in Florenz, dramatiſches Gedicht von Lewin Schücking. Min.-Format. geb. 20 Sgr. eleg. geb. 1 Thlr.

Saul. Ein Trauerſpiel von Karl Beck. 8. 20 Sgr.

Fauſt. Ein dramatiſches Gedicht in drei Abſchnitten von F. Marlow. 8. 1¼ Thlr.

Guttenberg. Drama in fünf Aufzügen von F. Marlow. 8. 1⅚ Thlr.

Sigelind. Ein Normalluſtſpiel aus dem Sanscrit eines Wiener Originals in das Pracrit allgemeiner deutſcher Nation frei und getreu verdollmetſcht von Wilhelm von Merckel. Min.-Format. geb. 20 Sgr.

4671(3

Erinnerungsblätter.

Dritter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

1.

Ich fahre fort dem Leſer die Porträts der literariſchen Salons zu geben, die in Berlin vor dem Jahre 1848 glänzten. Ich war bei dem Juden Berthold Auerbach ſtehengeblieben, und es gewährt eine Art Ergötzlichkeit, jetzt zu dem Contraſte dieſes Bildes überzugehen, zu der Geſtalt des Fürſten Pückler=Muskau. So häßlich jener, ſo ſchön dieſer. Doch dieſe Schönheit war keine Apolliſche; es war eine moderne, durch Mittel der Toilette unterſtützte und aufrechterhaltene. Doch immerhin — wollen wir denn die Natur ſehen? und wäre es nicht das Grauſenvollſte, was man ſich denken könnte, wenn unſer modernes Geſchlecht plötzlich eines ſchönen Tags auf den Einfall käme, griechiſche Nacktheit an den Tag treten zu laſſen? Unſere Schmach, aber auch unſer Troſt, ſind die Kleider. Gott erhalte ſie uns!

Man muß in den Annalen der Mode einige Blätter zurückſchlagen, um auf das Bild des Fürſten Pückler zu treffen, in ſeiner Periode des Glanzes. Wenn wir den „Pelham“ von Bulwer leſen, ſo iſt damit der Zeitpunkt angegeben, wo dieſer intereſſante Autor und geniale Lebemann ſeine Laufbahn begann. Es war die Blütenperiode der „Dandies“, man erkannte ſie an ihrer „Unverſchämtheit“, an ihren „guten Pferden“ und an ihren „Duellen“. In allen dreien war Pückler Meiſter, und um ſeine Meiſterſchaft zu zeigen, begab er ſich gleich auf die rechte Schaubühne, nach London und Paris. Wilde Pferde und wilde Frauen wußte er auf gleiche Weiſe zu zähmen und beide mußten auf gleiche Weiſe dazu beitragen, ſeinen Ruf in der faſhionabeln Welt zu verbreiten. Nebenbei ſchrieb er Briefe, wie ſie nicht zum zweiten mal in der deutſchen Literatur gefunden werden, kleine Meiſterſtücke der Zügelloſigkeit und der Eleganz der Schreibart und Proben der feinſten Kennerſchaft der Sitten und Unſitten der großen Welt. Seit Thümmel's „Wilhelmine“ war ſo weltmänniſch fein in deutſcher Zunge nicht geſchrieben worden. Heutzutage, durch die „Poeſie des Düngerhaufens“, wie ſie durch die Dorfgeſchichtenliteratur Mode geworden, hat das Publicum den Sinn verloren für die feine Perſiflage und die boshafte Anmuth, die in dieſer Art die Welt aufzufaſſen liegt. Pückler iſt der letzte Redieſes ſinnlichen Merkmals nicht; dein kräftigeres Jahrhundert hat in deinen leichterregbaren Buſen jenen göttlichen Hauch der Empfindung geſenkt, der überall Anbetung und Betrachtung erweckt, am Fuße des Montblanc, wie vor der flüchtigen Welle eines Waldbächleins. Du ſchiltſt vielleicht Weichlichkeit, was bei uns wahres Gefühl war. Laſſe mir meinen Altar, der Waldeinſamkeit geweiht, ich laſſe dir deine Erde, deine große ſchöne Erde, die du zum Altar weihen mögeſt deinem erhabenen Gotte, der Idee.

Von dem Schatten dieſes Waldes darf ich nur mit Ehrfurcht ſprechen; die Stunden, daſelbſt vollbracht, ſind eben ſo viele Gedanken an Gott, ſind eben ſo viele Entſchlüſſe, edel, wahr und tugendhaft zu ſein. Vor dem Genius der Einſamkeit hatte ich kein Geheimniß. Ich hatte auch nur wenige Geheimniſſe vor den Menſchen, denn die, mit welchen ich hier Umgang pflog, machten mir noch nicht die ſchwere Kunſt zum präſentant der ſogenannten Salon- oder ariſtokratiſchen Literatur. Um dieſer Literatur einen Inhalt zu geben kokettirte er mit den liberalen Ideen und war ſo glücklich, hier und da Glauben zu finden. Ihm ſelbſt waren alle Dinge in der Welt gleichgültig; er war bis auf die letzte Faſer „abgenutzt“. Ein echter Schüler des Epikur wählte er nur ſich und ſein Vergnügen zum Gegenſtand der Beachtung, darin war er nicht ſchlimmer und nicht beſſer als die Zeit, in der er lebte. Als er durch ſeine Epigramme England ſich verſchloſſen hatte, kam er auf den Gedanken, extravagante Reiſen zu machen und mit einer kleinen portativen Küche und einem Parfümerieladen an die Quellen des Nil zu gehen. Dort fing er an ſich mit Shawls zu umwickeln und Kaftane zu tragen. Auch ſchloß er jene intime Freundſchaft mit Mehemed-Ali, der ihm ein afrikaniſcher Napoleon dünkte. Die Reiſeberichte waren amüſant genug, wenigſtens wußte er aus dieſen Dingen, die an und für ſich langweilig ſind, das Mögliche zu machen; aber immer war er die Hauptperſon. Da er im Orient, außer der alten Lady Stanhope auf dem Libanon, keine Frau fand, über deren Ruf er Bonmots machen konnte, ſo entging ſeiner Feder ein ſehr ergiebiges Feld, das er ſiegreich zu bearbeiten wußte. Er kam nach Europa zurück und brachte eine neue Art Reis zu kochen mit, durch welche Entdeckung er den Freiherrn von Rumohr und ein paar Köchinnen in freudiges Erſtaunen ſetzte. Weitere Früchte hatte dieſe Reiſe nicht, denn Mehemed-Ali, der afrikaniſche Pollux des muskauer Kaſtor, verunglückte bald darauf, hörte auf eine in Mode ſtehende Figur zu ſein, und von dem Augenblick exiſtirte er auch nicht mehr für ſeinen, anfangs ſo enthuſiaſtiſchen Plutarch. Die Berliner erzählten ſich, als der Fürſt zurückkam, er hätte einen „Molch“ mitgebracht. Dieſer Molch war eine äthiopiſche Sklavin, die langſam verdorrte und verkümmerte bei der lauſitzer Luſt und in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Poeſien Leopold Scheſer's. Der Fürſt befand ſich jetzt eine zeitlang ohne Steckenpferd, und lebte, da er ſein Fürſtenthum Muskau, mit Beibehaltung des Titels, verkauft hatte, abwechſelnd in Paris und Berlin. In Berlin zog ihn der ihm verwandte ſeine kauſtiſche Geiſt Varnhagen's von Enſe an, und wie er früher ein habitué bei den ſpirituellen Zuſammenkünſten der Rahel-Freunde geweſen, ſo blieb er auch jetzt an dem nachgebliebenen Manne haften, und wechſelte mit dieſem, in einſamen Tête-à-Têtes, manches ſcharfe Wort über die Perſonen des Hofs und der Stadt, die ihm misfällig waren. Und misfällig waren ihm ſehr

Viele. An den Hof ging er nicht. Man hätte glauben ſollen, der geiſtvolle König und der geiſtvolle Fürſt würden vortrefflich zueinander gepaßt haben; aber dem war nicht ſo. Ein Jeder hatte ſeine Sorte Witz zu machen, dieſe Sorten waren einander ähnlich auf den erſten Anblick, aber bei näherer Betrachtung waren ſie faſt gegenſätzlich verſchieden. Und dann, da der König die erſte Violine ſpielte, mochte der Fürſt, der das Accompagniren nie verſtanden hat, nicht mit ſeiner Violine und mit der zweiten Stimme hervortreten. Es kam alſo zu keinem Concert. In die Kreiſe, die die Prinzeſſin von Preußen um ſich verſammelte, ließ er ſich gelegentlich wol hineinlocken, denn hier kam man ihm mit Dem entgegen, was er ſuchte. Dieſe Neigung zu dem prinzlichen Hauſe ging endlich ſo weit, daß der Fürſt die Gartenſchere ergriff und die Boskets in dem Parke des Schloſſes zu Babertsberg beſchnitt, zur großen Genugthuung der Prinzeſſin, die ſich mit ihrem fürſtlichen Abdolonimus ſtundenlang auf die amüſanteſte Weiſe unterhielt. Beide trafen darin zuſammen, daß der Salon und die Geſellſchaft ihnen nichts mehr bot; die Prinzeſſin, die die Politik ſuchte, aber nicht fand, ergötzte ſich einſtweilen an der Zuſammenſtellung einer Cypreſſe mit der Blutbuche; der Fürſt, der einen neuen pikanten Lebensreiz ſuchte und auch nicht fand, machte ſich einſtweilen mit der Natur zu ſchaffen.

Als ich ihn kennenlernte, war er noch ein ſchöner Mann, ſein Wuchs ſchlank und biegſam, ſeine Toilette geſucht nachläſſig und ſein Geſpräch geiſtvoll anregend, wenn er bei Laune war. Als Kenner des Schönen beſchützte er die Kunſt wo er konnte, nie nach der Größe eines Geldopfers fragend. Man ſagt, daß ſeine Schriften ihm enorme Summen eintrugen, doch er brauchte auch viel. Alle ſeine Liebhabereien, ſeine Reitpferde, ſeine äthiopiſche Sklavin, ſeine türkiſchen Shawls, ſeine Gärten, ſeine Küche — waren koſtſpieliger Natur. Dann ſchlug er durch ſeine Reiſen Capitale todt, die ihm nie ſo reichlich wieder einkamen, wenn auch die Hallberger'ſche Buchhandlung ihr Möglichſtes leiſtete. Als echter grand Seigneur that er ſoviel Gutes, ohne daß die Welt es erfahren hat, noch erfahren wird. Nie hat man ihn prahlen gehört, nie renommiren, und wenn man ihn gelten ließ für Das, was er war, ſo war es gut, wenn nicht, ſo that er auch keinen Schritt, ſich ein Lob zu erbitten und zu erzwingen. Dem Publicum gegenüber war er in ſeinen Productionen gar zu nachläſſig; es hätte ihm wenig Mühe gekoſtet und er hätte Das, was er brachte, in eine feſte Form bringen können; aber er warf Papierſchnitzel hin, wie er ſie beim Glaſe Champagner aus ſeinem Papierkorbe zog; namentlich gilt dies für die Aufſätze, die er in Deutſchland über deutſche Verhältniſſe ſchrieb. Wenn er auf Reiſen war, ſo ging dieſe Manier beſſer. Für das Abfaſſen von Memoiren wäre er der rechte Mann: er beobachtet fein, erzählt amüſant, weiß viel und braucht Niemand zu ſcheuen. Gewiß hat er auch ſolche niedergeſchrieben, er und ſein Freund Varnhagen mögen noch ganz artige Büchelchen in ihrem Pulte verſchloſſen halten. Könnte man nur dieſe Bäume ſchütteln, daß ihnen die Früchte abfielen!

Es iſt kläglich zu ſehen, wie wir ewig an Schiller und Goethe haften, als wenn ſonſt nichts in der Welt paſſirt wäre, als was in jenem Kreiſe eingeſchloſſen iſt. Wir wiſſen nun zur Genüge, was Schiller geſagt, was Goethe gemeint, was Knebel berichtet, was Einſiedel geträumt, was Karl Auguſt geurtheilt hat, was Frau von Wolzogen und die alte Rath geſaſelt haben — jetzt weiter! Es ſind noch andere intereſſante Leute auf der Welt. Es hat ſich eine neue Gruppe gebildet von Staatsmännern, von Dichtern, von Frauen — an die trete man heran. Man warte nicht bis die Geſtalten verblaßt und beſtaubt ſind, und man dann in ihren „Briefen“ wühlen muß; jetzt iſt noch das lebendige Wort vorhanden.

Memoiren ſind ja nicht Geſchichte, ſie ſind Material, ihr ganzes Verdienſt beſteht in lebendigſter Anſchauung, in dem unmittelbarſten Berichte, in der farbenvollſten Colorirung. Nachher iſt ein Zank, hat er es geſagt — hat er es nicht? Jetzt kann man ihn noch ſelbſt darum befragen, und das Sichten und Sondern für die wirkliche Geſchichtſchreibung iſt leichter. Um nur Eins anzuführen: **Gervinus** erzählt in ſeiner „Geſchichte des 18. Jahrhunderts" von einer ſchönen Frau ein gewiſſes Factum. Die ſchöne Frau lebt noch, ſie erfährt es und hat nun ihrerſeits Mittel und Wege, dieſe unrichtige Notiz zu widerlegen. Ginge das auf dem alten, langſamen Wege durch „hinterlaſſene Briefe", die Nachwelt erführe vielleicht nichts von dieſem angeblichen Ritte der ſchönen Frau auf der Croupe eines Koſackenpferdes. Meinethalben ein geringfügiger Verluſt für die Nachwelt, doch aber immer ein Verluſt. Und werden wichtige Dinge nicht ebenſo verlorengehen? Es iſt noch ein Glück, daß unſere Altvordern ſo ſchreibſelige Creaturen waren, und daß die Thurn und Taxi'ſchen Poſtanſtalten ſo gewiſſenhaft und ſiegreich mit den ſchlechten Poſtſtraßen von damals Krieg führten, wir wüßten jetzt nicht, welche Haube Frau Rath trug, als ſie zur erſten Vorſtellung des „Taſſo" im frankfurter Theater erſchien.

Der Fürſt wohnte damals auf dem Pariſer Platz, zu Ende der Linden, am Brandenburger Thor. Er nahm die untere Etage ein, die obere des nicht großen und nicht geräumigen Hauſes bewohnte die Fürſtin, die aus den Briefen über England wohlbekannte „Julie“, die Tochter Hardenberg's. Ich habe dieſe Dame nie zu Geſicht bekommen, habe auch kein Verlangen gehabt einer ſolchen Anſchauung entgegengeführt zu werden; man erzählte viel von einem Zwerge, den ſie mit abgöttiſcher Zärtlichkeit liebte, und der beſſer bei ihr gedieh als die äthiopiſche Sklavin bei ihrem Gemahl.

Mit dem Fürſten von Literatur zu ſprechen war ein Ding der Unmöglichkeit; er gab ſtets vor das Buch nicht zu kennen, von dem gerade die Rede war. Nur einmal gelang es mir, daß er ſich über Immermann's „Münchhauſen“ ausſprach. „Ich höre“, ſagte er, indem er den Shawl, der um Schultern und Hals geknüpft war, etwas loſer fügte, „daß Herr Immermann mir eine Rolle in ſeinem komiſchen Roman zugetheilt hat, und daß er mich in einem Fuhrwerke mit Ochſen beſpannt langſam dahinziehen läßt, aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, während alle Welt jetzt auf Eiſenbahnen dahinfliegt, ich mir das ſchwerfälligſte und ungewöhnlichſte Transportmittel erwählt habe.

Das iſt eine wohlſeile Art von Spott. Ich hätte ihm ganz andere Stoffe über mich angeben können. Er hätte meine Reiſen ſelbſt zum Gegenſtand der Satire wählen, er hätte mich darſtellen können wie ich ſitze und den Montblanc zu einer koloſſalen Statue Napoleon's ausmeiſele, da wäre doch noch Sinn und Geſchmack darin geweſen, denn dieſe Idee habe ich wirklich in einer meiner Schriften hingeworfen, da meine Phantaſie noch ganz erfüllt war von der ägyptiſchen Sphinx und den andern Koloſſen der Nilarchitektur. Niemand wird ihm glauben, daß ich in einem mit Ochſen beſpannten Wagen durch das Land ziehen werde; aber es würde ihm gelungen ſein, Einige in der That zu myſtificiren, die mir, da ich manches Seltſame ausgeführt, auch wol im Ernſte zutrauen, daß ich mich an die Bearbeitung des Montblanc in der bezeichneten Weiſe würde gemacht haben. Auf der Myſtificirung beruht doch immer der Hauptſpaß einer Satire. Man macht den Gegenſtand zugleich mit dem gläubigen Leſer lächerlich, alſo ein doppelter Fang.“ Ueber ſeine ſeltſamen und geſuchten Büchertitel duldete er auch wol einen Scherz, über das „Tutti Frutti“, „Semilaſſo“, „Der Vergnügling“ u. ſ. w., und behauptete, er habe ſie nicht erfunden, ſondern ſie ſtammten von ſeinen Haus- und Stubengelehrten. Als ich ſpäter in meinen Märchen

„Tutu“ mit der Feder ſowol als mit dem Bleiſtifte Skizzen ſcherzhafter Art über ihn machte, hat er mir dies nicht übelgenommen, ſondern er äußerte ſogar ſeinen Beifall hierüber. Er wußte den Spott zu würdigen, und Niemand hat beſſer wie er, in ſeinen Skizzen über England, über die normal komiſche Figur des engliſchen Volkslebens, über den Punch geſchrieben. Ein größeres poetiſches Werk war er nicht im Stande zu produciren, denn ihm fehlte die Erfindungsgabe, er konnte nur Gegebenes benutzen und auf ſeine Weiſe wiedergeben. Zu ſtolz um nur eine Zeile zu ſchreiben, wenn er merkte oder zu merken glaubte, das Publicum ließe nach in der Aufmerkſamkeit auf ihn, hat er viel zu früh die Feder niedergelegt — oder wird er ſie nochmals ergreifen? Wer könnte beſſer wie er über gewiſſe Perſonen und Dinge ſchreiben! Sein großes Gartenwerk iſt ein Curioſum, ähnlich dem „Kochbuch“ des Freiherrn von Rumohr.

Da bei Fürſt Pückler ſowol als anderswo viel von Heinrich Laube die Rede war, ich ihn auch bald darauf in den literariſchen Abenden bei H. S. perſönlich kennen lernte, ſo ſei das Bild dieſes beweglichen und geiſtvollen Autors hier eingeſchoben. Laube iſt ein Schleſier mit einer Phyſiognomie, die halb an die Koſacken des Don erinnert, halb an die Mulattenbildung. Dies hindert aber nicht, daß dieſes Geſicht, wenn es anregend und angeregt iſt, hundert mal mehr anzieht als die regelmäßigſte Schönheit, die dabei todt iſt. Es liegt ein Zug anmuthiger Schalkheit in dem Lächeln dieſes Mundes, wie in dem Ernſt der Augen verſteckter Humor liegt. Fürſt Pückler hat dieſen Dichter, als er wegen junger Europahändel verbannt, zu ſich genommen und ihn in Muskau ſeine Strafzeit auf einem Sopha des Salons abſitzen laſſen; daher hat der ehrliche Schleſier eine mehr als dankbare Zuneigung zu dem Schloßherrn von Muskau gefaßt; zudem waren die Geiſter Beider ſich nahe verwandt. Nur eine unglückliche und erfolgloſe Neigung zur Jagd abgerechnet, war der Fürſt mit ſeinem Geſellſchafter vollkommen zufrieden; aber Laube's nie gefüllte Jagdtaſche bei ſeiner Heimkehr bei einem ſogenannten Jagdausfluge und ſein nie endendes Fehlſchießen brachten beim Fürſten ein bedenkliches Kopfſchütteln zuwege. Als die Zeit der Pönitenz vorüber war, begab ſich Heinrich Laube nach Leipzig, wo er, ſoviel ich weiß, ſeinen Roman „Die Gräfin Châteaubriand“ ſchrieb, ein vortreffliches Buch, und die „Elegante Zeitung“ elegant redigirte. Hier zeigte er in mancher Kritik, daß ſeine Waffe das Ziel zu treffen wußte. Von dem franzöſiſchen Geiſte beſeelt, ging

Geſetze, mein beſſeres Selbſt vor der Welt zu verbergen, um mit dem ſchlechtern einen unwürdigen Prunk zu treiben. Dieſe verhaßte Lehre bringt uns der Verein der menſchlichen Geſellſchaft bei. Der ehrwürdige Alte, den ich Vater nannte, war der Pfarrer des Dorfes, ſeine Enkeltochter meine Vertraute, der Sohn eines benachbarten Pfarrers mein Freund. Dieſes war die einfache Zuſammenſetzung unſerer ländlichen Colonie.

Kommt hervor, ihr Scenen meines Knabenalters, taucht hervor aus der dunkeln Welle des Zeitſtroms, die Erinnerung beſchwört euch herauf. Kommt liebliche Bilder voll Unſchuld und voll ſüßer Herzensfriſche, kommt, löſt noch einmal die ſchwere Kette der Welterfahrung von dieſem Buſen, frei athmen laßt mich noch einmal in dem heitern Reich eurer Träume.

Sieh, mein Leſer, dieſe trauliche Gruppe! Es ſtürmt der nordiſche Winter und wirft Woler daran ein paar alte deutſche Pedanten ſo zuzubereiten, daß ſie für die Bühne tauglich wurden; es gelang ihm aber nicht mit dieſer Manier durchzudringen. Dieſe verhackten, auf die Spitze geſetzten, und wenn ſie umfielen, immer wieder auf die Spitze gebrachten Phraſen, dieſer Dialog, wo immer Einer dem Andern das Wort an der Lippe wegfängt, und endlich dieſe Fabel, die, um pikant zu ſein, den Weg, den ſie wandelt, mit lauter kleinen Steinchen belegt, um künſtlich zu ſtolpern, iſt und wird dem deutſchen Geſchmack fremdbleiben. Es iſt keine Ruhe darin, kein ſentimentales Phlegma, keine handgreifliche Moral. Die Scenen im „Monaldeschi“ ſind alle pikant erfunden und zuſammengeſtellt, nichtsdeſtoweniger wirkt das Ganze wenig oder nichts, es huſcht wie ein Schattenſpiel an der Wand vorüber. Es fehlt überall die Zwiſchenmuſik, bei der man ausruht und die darin beſteht, daß irgendeine langweilige Perſon langweilige Dinge redet; während dieſes heilſamen diätetiſchen Geſchwätzes ſammelt der Magen wieder Kräfte, eine geiſtvolle und pikante Situation zu verdauen. Iffland hat dies gewußt, und Kotzebue wußte es noch beſſer. Welche Zwiſchenmuſik bei dem Letzten! von endloſer nichtsſagender Gemüthlichkeit, bei der ſich ſo ſanft ruhen läßt. Die Franzoſen können ein Stück wie „Das Glas Waſſer“ vertragen, bei uns jedoch wird man dabei zu Tode gehetzt und gewinnt nichts, das heißt bringt keine gemüthliche Thräne nach Hauſe. Friedrich Halm brauchte nur einen Schlag auf die alte Sentimentalitätspauke zu thun, und er hatte gleich das ganze Publicum für ſich. Das rechte „Glas Waſſer“ auf die rechte Weiſe beigebracht, wirkt mehr als der feinſte Likör. Man glaube nun nicht, daß das Theater von der Nation und ihren Grundneigungen und Charakter irgendwie zu trennen iſt. Man hat es bei Tieck geſehen, der die alten Spanier und die alten Engländer und ſeine eigenen alten Marotten auf die Breter brachte — nichts gefiel, nichts faßte Boden. Dabei hat der Deutſche einen richtigen Sinn für das Große und Schöne; wenn die Nation erſt ſoweit wird gediehen ſein, daß ſie Freiheit erlangt hat, die Stoffe ihrer eigenen Geſchichte und ihrer eigenen Zeit auf der Bühne zu ſehen, ſo wird man erſtaunen, welche Erſcheinungen gerade das deutſche Theater bieten wird. Bis dahin muß man ſich gedulden, von Leſſing, Goethe und Schiller Anleihen machen, wo der Acker brach liegt. Genug, wenn das Theater in dieſer Zwiſchenzeit eine „Schaubude“ iſt. Es wird ſchon die Zeit kommen, wo es wieder ein „Tempel“ wird.

Laube und der junge Dramatiker Herr von

Putlitz, der damals ſeine erſten Erfolge erzielte, redeten in mich hinein, daß ich auch für die Bühne ſchreiben ſolle, und zwar weil ich einen guten Dialog zuſtande zu bringen wüßte; als wenn der Dialog es allein machte. Ich wußte zu genau, daß mein Talent nicht dieſe Bahn zu wandeln beſtimmt ſei. Laube jedoch ließ nicht nach, dabei rief er ſtets einmal übers andere: „Es iſt eine verteufelte Sache mit dem Theater, man verliert dabei ſeine gute Laune, man verſchlimmert zugleich ſeinen Charakter und ſeine Verdauung.“ „Wie!“ rief ich, „und Sie wollen mir eine ſo dämoniſche Kunſt aufnöthigen? Aber ich glaube es wol, trotz deſſen, daß man das Alles erkannt hat, kann man nicht wieder von der Bühne laſſen, wenn man ſich einmal ihr hingegeben. Ich verſtehe vollkommen, welch ein Reiz darin liegt, einem ganzen verſammelten Hauſe gegenüberzuſtehen, ſein Urtheil hinnehmen zu müſſen! Iſt es das Lächeln des Beifalls, iſt es die Schmach des Misfallens! Wie lauſcht das Ohr auf jedes noch ſo leiſe Geräuſch im Parterre, wie hadern wir mit jeder aufgehenden Thür, mit jeder zufallenden Bank — wir wollen Geiſterſtille, um auch nicht das ſchwächſte Gemurmel, einen Seufzer, ein Lachen zu überhören. Wir möchten tauſend Augen haben, um ſie alle weit offen auf dieſe Menſchenmaſſe zu richten, und doch, wenn wir dieſe Augen hätten, wir ſchlöſſen ſie alle, drückten uns in einen dunkeln Winkel, um nur nichts zu ſehen — aus Furcht, wir möchten etwas ſehen, was uns demüthigt und enttäuſcht. O dieſe Qualen ſind entſetzlich und entzückend! Wo wird dem Autor ein Reiz wie dieſer geboten! Dichtet man Romane, ſie mögen gut, ſie mögen ſchlecht ſein, das Urtheil wird in der Einſamkeit des Boudoir gefällt, in der Sophaecke ſchläft man ein und läßt das Buch niedergleiten, am Abendtiſche mit ſeinen Freunden freut man ſich und lobt den Autor! Was iſt das Alles! Erfährt der Glückliche oder Unglückliche irgendetwas davon? Die literariſchen Blätter ſagen ihm nach langer Friſt im Allgemeinen und oft ſehr unrichtig, welche Wirkung ſein Buch gemacht; hat er einen ehrlichen Verleger, ſo ſagt der es ihm auch — aber, o Himmel! was ſind das für Broſamen gegen die volle Tafel des Lobes, der Anerkennung, die dem Bühnendichter wird. Ein im Sturm zuſammenklatſchendes und klapperndes Publicum! Kopf an Kopf lachende Geſichter, ein Wüthen mit den Händen, ein Trampeln mit den Füßen, oben in den Räumen ein Gejauchze, ein Gewieher; unten in den Logen feinere Lachcadenzen, bis unten im Parterre wieder der Lachwaſſerſtrahl zuſammenſchießt und im Thalkeſſel brodelt und wirbelt. Das nenne ich einen Spaß nicht umſonſt machen! Oder auf der andern Seite, lautloſe Spannung, tiefes und ſchweres Aechzen — und bei fortwährend rührender Situation endlich ein Thränendurchbruch, ein Auf- und Niederſteigen der Taſchentücher, bedenkliches Verſchieben der Hüte und der Perücken, Achtloſigkeit gegen ſeinen Nachbar, den man drückt und tritt, träumeriſches Vergeſſen der Stunde des Abendeſſens, Verlieren der Hausthürſchlüſſel im Fortgehen, Stehenlaſſen von Regenſchirmen und Operngläſern! Alles Das — o glücklicher Poet! — geſchieht deinetwegen, du biſt die unmittelbare Urſache davon. Und dann das krönende Ende, das Herausrufen! Soll man kommen, ſoll man nicht? Man ſpielt eine alberne Figur, das weiß man, aber ſei ſie albern oder nicht, der große Moment will ſein Recht. Der ſchwarze Frack, die weiße Halsbinde zeigen ſich vor den Lampen — eine Verbeugung und ſie verſchwinden wieder. Zu Hauſe winken Freunde mit der Champagnerflaſche, Frauen mit nachſchleppenden Shawls und fliegenden Locken eilen dem Ankommenden entgegen, man ſieht Kränze, die jetzt hervorkommen, und nicht hervorkommen würden, wenn die Dinge anders ſich geſtaltet, Alles beſingt, belächelt, umduftet den Glücklichen, der »Succeß« gehabt hat. Die Welt auf eine Stunde ſein.“

„Spotten Sie nur immer“, ſagte Laube, „aber die Dinge verhalten ſich in der That ſo. Ein einziger Abend, wo wir Autoren mit den Schauſpielern und dem Publicum zufrieden ſind, wiegt jahrelange Mühe und wiederholtes peinvolles Misglücken auf. Man ſtudirt, man feilt an ſeinen Productionen, man rückt Einzelnes hin und her, man ändert, man ſetzt hinzu und ſo tritt denn endlich das fertige Gemälde ins Leben.“ — „Schon dieſes viele Arbeiten, dieſes Suchen und Ueberlegen“, entgegnete ich, „iſt meinem Talente entgegen. Eine Situation, die ich mit Liebe ausgemalt, eine Scene der Leidenſchaft, bei der ich mit Wärme ſchöpferiſch verweile, ſoll ich abkürzen, abbrechen, verſtellen, lediglich des Bühnenmechanismus wegen, um hier einen Effect, dort einen geeigneten Scenenabgang herbeizuführen, wie unleidlich iſt das! Kann da ein Ganzes, und in Einem Guſſe gegeben werden? — Und dann das Schablonenartige, das Immerwiederkehrende, das ſtets ſchon Fertige gewiſſer Charaktere und Situationen. Dieſe Bühnen-Unſchulden und -Schulden! Dieſe Theaterväter, -Mütter und -Kinder! Dieſe Liebesſcenen an den Lampen, ſo ohne alle Innerlichkeit, Neuheit und zarte Malerei der Empfindung, und endlich dieſer pöbelhafte Zwang alles Wahrſcheinlichen und Natürlichen, den man den Bühnenzufall nennt, der immer wieder den alten Luſtſpielknoten ſchürzt und löſt. Wie entſetzlich ermüdend iſt das! Soll man wirklich ernſthaft daſitzen und ſich das vormachen laſſen? Iſt es nicht zum Erbarmen, daß man uns zumuthet, uns, die wir im Leben tauſend verſchiedene «zärtliche Väter» kennen, hier nur immer denſelben, für ſo und ſoviel Hundert Thaler engagirten zärtlichen Vater zu ſehen! daß man uns zumuthet, uns, die wir wiſſen, wie tauſend verſchiedene Wege die Liebeserklärungen im Leben gehen, hier vor den Lampen jahraus jahrein immer daſſelbe Liebespaar zu ſehen, mit denſelben kleinen Neckereien, denſelben Redensarten, denſelben Albernheiten, und endlich mit demſelben Gelingen ihres nichtsnutzigen Glücks!" — „Sie ſind nicht zu belehren", ſagte Laube, und unſere Theatergeſpräche hatten hiermit ein Ende. Später in Wien, wo ich dieſen liebenswürdigen Autor in „Amt und Würden" wiederſah, hatte er freilich weder Zeit noch Muße, ſo harmlos über einen Gegenſtand zu ſcherzen, der jetzt als eine Pflichtbürde, mit der ganzen Schwere amtlicher Bedeutung auf ſeinen Schultern lag.

Ich habe vorhin des Herrn von Putlitz Erwähnung gethan; ich will noch einen dramatiſchen Autor hinzufügen, der in den Kreis meiner damaligen Bekanntſchaften eintrat: es iſt Holtei. Sowie Laube, iſt auch Holtei ein Schleſier, aber in keinem als nur in dieſem Stücke ihm gleich; ſonſt zwei gänzlich verſchiedene Naturen, der Eine ſcharf, franzöſiſch-pikant-geiſtvoll, munter und aufgeregt, der Andere träumeriſch-wehklagend und dabei humoriſtiſch-poſſenhaft, beides — cyniſch und ſentimental verhimmelnd, die Welt im Misverſtehen bald polternd von ſich ſtoßend, dann wieder zärtlich und reuevoll an ſich ziehend. Ich kenne ihn mehr aus ſeinen Romanen als aus ſeinen Theaterſtücken, die, ich glaube gehört zu haben, nicht gerade Meiſterſtücke ſind. Worin er aber als einzig in ſeiner Art ſich zeigte, war ſein Vorleſen, oder eigentlich Singen, denn er ſang von Zeit zu Zeit kleine, ſelbſt zuſammengefügte Weiſen ab, höchſt ergötzlich und auf komiſche Wirkung unübertrefflich berechnet. Ernſte Sachen habe ich ihn nicht vortragen hören, ich weiß nicht, wie weit da ſeine Mittel reichten, aber komiſche Piècen gelangen ihm ebenſo gut, wo nicht beſſer, als dem Altmeiſter Tieck, den er ſeinen Lehrer nannte; beſonders bildete dieſes ſonderbare und drollige Singen einen Hauptbeſtandtheil des Effects. In einer kleinen Abendgeſellſchaft las er uns ein ſelbſtgefertigtes Gedicht vor, das die „Geſchichte des Hanfes“ hieß, und worin der Hanf geſchildert wird von ſeiner Blüte an, als zierliche Blume, dann durch die Quälereien hindurch, die ihm die Menſchenhände auflegen, bis er endlich Leinwand wird und dann ſeine Beſtimmung erhält, indem Hemden aus ihm gemacht, zugeſchnitten und genäht werden. Als von der Fabrikation des Hemdes die Rede war, und in klagenden Verſen dargethan wurde, wie die arme Leinwand durch Nadelſtiche und Plätteiſen zu leiden habe, fing eine Engländerin, die der Vorleſung beiwohnte, aber kein Deutſch verſtand, zu weinen an. Als man ſie nun um den Grund ihrer Thränen fragte, ſagte ſie: „Wie ſollte ich nicht weinen, da ich höre, wie ſehr ein armes Herz von der Qual der Liebe gefoltert wird.“ Als man ſie eines beſſern berichtete und ſie erfuhr, daß hier von einem Hemde die Rede ſei, wandte ſie ſich unwillig ab und ſagte zu ihrer Nachbarin: „Dieſe deutſchen Dichter wiſſen nie, was ſie wollen, ſie treiben mit den heiligſten Gefühlen Scherz.“ Holtei ſelbſt war höchſt erfreut, als er dieſe Wirkung ſeiner tragiſchen Hanfepopöe bemerkte; wir Andern hatten einen humoriſtiſchen Abend, der ganz anders wie ſonſtige Vorleſeabende wirklich amüſirte und beluſtigte.

Holtei gehört zu den Poeten, die ſich ſelbſt mit einer gewiſſen ſchauerlichen Gemüthlichkeit „Vagabunden“ und „Lumpen“ nennen; ich habe nie Geſchmack finden können an dieſer Selbſtdemüthigung, die im beſſern Falle doch nur wieder eine Art Hochmuth iſt. Rouſſeau hat dieſe Manier aufgebracht, denn es iſt nichts weiter als Manier. Unmöglich kann ſich ein Mann in dieſem unmännlichen Bekenntniß gefallen, und noch weniger kann es ein Dichter und Autor, der ſich in ſeiner Stärke als Prieſter der Wahrheit und des Schönen fühlen muß. Das Publicum im Ganzen iſt ohnedies geneigt, ſehr familiär mit ſeinen großen Geiſtern umzugehen, man muß ihm nicht auf halbem Wege entgegenkommen und ſich ſelbſt zum Fußteppich hinbreiten. Wie die Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Fürſten kann und ſoll der Autor im ſimpeln Ueberrock auftreten, aber unter dieſem muß er gelegentlich den „Stern“ ſehen laſſen. Nicht zu excluſiv aber auch ja nicht zu demüthig-offenherzig. Etwas Anderes iſt es mit den Frommen, von denen weiß man, daß ſie die Verpflichtung haben, von ſich zu bekennen, daß ſie nichts taugen; was aber mit der Welt lebt und mit den „Beſtien“ der Welt zu thun hat, ſoll nur ja den Kopf in die Höhe tragen und die Elnbogen in Bereitſchaft, um jeden Stoß zu pariren und — zu erwidern. Das ſinnliche Element ken von Schneegeſtöber an die Fenſter. Im Innern der Familienſtube brennt die Lampe, lodert das Feuer im Kamine. Im Halbkreiſe herum ſitzt der Vater Bernhard, ihm zur Seite die kleine Bertrada, blühend wie eine junge Roſe des Frühlings. Sie hat ihr Köpfchen an den Polſterſtuhl des Alten gelehnt und horcht dem Schlachtenlärm der Iliade, die uns der Vater erzählt. Vor ihrem erſtaunten Blicke geht die fabelhafte Eroberung Troja's vor ſich. Die Kühnheit der jungen griechiſchen Helden lockt ihrer Kindeslippe ein Lächeln der Bewunderung ab, während die boshaften Schmähungen, die die Götterſöhne ſich einander zuwarfen, ihren Spott und ihren Unwillen rege machen. Aber was gleicht dem Entzücken, mit dem wir beide knabenhafte Jünglinge die Thaten der Heroen anhören. Unſre Blicke leuchten, unſer Buſen klopft heftig, ein brennendes Roth fließt die jugendlichen Wangen herab. Ach, wir ſind mitten unter den Griebei Holtei erinnert an das ſinnliche Element in Günther, jenem alten ſchleſiſchen Poeten, der ſo wunderſam ſchöne, glühende Liebeslieder geſchaffen hat, und auch — aber diesmal als wirklicher, offenkundiger Vagabund — im Lande herumzog. Als ich mit Nikolaus Lenau in Stuttgart verkehrte, waren dieſe Gedichte Günther's oft der Gegenſtand unſerer gemeinſamen Freude. Wir nahmen uns Beide vor, Günther als poetiſchen Stoff zu nutzen; wir haben es Beide nicht gethan.

2.

Ich bin von meinen berliner Salons abgekommen. Der eigentliche Gründer der modernen berliner Salons lebt noch, jedoch ohne einen Salon. Es iſt Varnhagen von Enſe, der im Bunde, oder vielmehr als literariſcher und diplomatiſcher Beiſtand mit der oftgenannten Rahel jene Art Geiſtreichheit und officiöſer Geſelligkeit gründete, und deſſen Beiſpiel ſpäter eine Menge Andere, Frauen wie Männer, folgten. Man kann ſagen, daß von da an dem deutſchen Leben erſt der Begriff eines „Salon" aufging, in dem Sinne, wie er längſt in Frankreich exiſtirte. Das norddeutſche und beſonders das berliner Leben neigte dazu, den Charakter dieſer Zuſammenkünfte feſtzuſtellen und weiter auszubilden. Schon unter der Regierung des erſten preußiſchen Königs hatte Berlin, wenn man es ſo nennen kann, einen literariſchen Salon, das waren die kleinen geiſtvollen Kreiſe, die ſich um die Königin Sophie Charlotte, der Freundin Leibniz' bildeten, und die in dem Luſtſchloß Lützelberg, das jetzige Charlottenburg, zuſammenkamen. Später hielt Friedrich der Große ſeine bekannten Zuſammenkünfte; da aber Frauen dabei fehlten und Frauen eine nothwendige Beigabe der Salons ſind, ſo kann man Friedrich's joviale Soupers keine Salons nennen, ſie häuften jedoch Stoff an für die ſpätern Salons. An des jungen Königs, des dritten Friedrich Wilhelm's Hofe lebten zwei Männer von eminenter Befähigung, Geiſt und Leben in die Geſellſchaft zu bringen; dieſes waren zwei Prinzen, der Prinz Louis Ferdinand und der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz. Bei dem Erſtern war die Genialität der Genußſucht, bei dem Zweiten der Skepticismus und die kritiſche Geiſtesſchärfe vertreten. Beide Elemente ſchmolzen in Eins zuſammen und bildeten den erſten berliner Salon unter dem Scepter der Lady patroness, der berühmten Rahel, die ſchon als Unvermählte die Blicke der Autoren, Künſtler und der Lebemänner auf ſich gezogen hatte. Der Krieg war beendet, die materiellen Kräfte ruhten aus und die geiſtigen Intereſſen nahmen an ihrer Stelle Platz. Eine große Menge Unterhaltungsſtoffe ſchwammen gleichſam in der Luft und man durfte ſie nur einathmen. Die neue Philoſophie, die neue Literatur, die neue Kunſt — Alles drängte gewaltſam heran, um beſprochen zu werden und zur Geltung zu gelangen. Nach Berlin ſtrömte Alles hin. Die Dichter, die Künſtler, die Componiſten waren auf einer ewigen Wanderſchaft begriffen. Das kleine Jena konnte den brauſenden Lärm, den die Naturphiloſophie und die romantiſche Schule dort erregten, nicht faſſen, es gab ſeinen Ueberfluß nach Berlin ab: Schelling, die beiden Schlegel, Tieck kamen entweder in Perſon oder in ihren Werken nach Berlin und wählten dieſes zu ihrem geiſtigen Kampfplatz. Von Thorwaldſen's neuaufſtrebendem Ruhme vernahm man von Rom die neueſten Nachrichten, Overbeck's und Veit's altchriſtliche Kunſt und fromme Richtung kam vom Rhein aus, durch die Gebrüder Boiſſerée frühzeitig nach Berlin. Männer wie Humboldt, Steffens, Raumer waren und wirkten in und für Berlin. Welch ein Stoff alſo für Beſprechungen! Eine geiſtreiche Jüdin ergriff zuerſt die Fahne und ging voran.

Es kann nicht der Zweck dieſer Blätter ſein, über Herrn von Varnhagen und ſeine Frau, über ihr beiderſeitiges erſtes Auftreten in der Geſellſchaftsſphäre Berlins hier ausführlich zu berichten; es iſt dies ſchon von ihm ſelbſt genügend geſchehen, und wer ſich über dieſe Literaturperiode unterrichten will, findet in der Briefſammlung der Frau und in den meiſterhaften elegant gemalten Skizzen von der Feder des Mannes reiche Ausbeute. Hier haben wir es nur mit den äußern Umriſſen jener Erſcheinungen zu thun, die bereits längſt vorübergerauſcht waren und in blaſſer Ferne ſtanden, als ich nach Berlin kam. Aber in dem Kreiſe, in den ich eingeführt wurde und in welchem ich gleichſam eine geiſtige Heimat fand, lebten dieſe Erinnerungen beſonders friſch und unangetaſtet, und zwar aus dem Grunde, weil Varnhagen als Repräſentant des ehemaligen glänzenden Berlin, als Kenner der Geſchicke, der Erfolge, der Liebes- und Streithändel der Berühmtheiten zweier Generationen zum Mittelpunkt dieſes Kreiſes diente. Man konnte keinen beſſern Berichterſtatter für jene entſchwundenen Tage ſich denken. Wie es in den Zeiten des Verfalls des Ritterthums noch einzelne Kämpen gab, die, auf ihren einſamen Schlöſſern ſitzend, oder an den Höfen der Fürſten erſcheinend, noch die ganze Fülle der chevaleresken Tugenden in ſich wahrten und von dem Glanze ihrer untergegangenen Periode die ſchönſten Zeugniſſe an ſich ſelbſt und an ihren Reden verweiſen konnten, ſo erſchien mir auch Herr von Varnhagen, als ich ihn kennen lernte, als ein ſolcher chevalier sans peur et sans reproches des galanten geiſtreichen Berlin, das mit dem Prinzen Louis Ferdinand begann und mit dem dicken Profeſſor Gans ſchloß. Eine ſeltſame Gabe der Rede, eine Lebendigkeit des Vortrags, jene unſchätzbare Gabe witzig ohne Längen, anregend ohne Anmaßung, belehrend ohne pedantiſch zu ſein und vor allen Dingen immer mit guter Laune Dinge zu erzählen, die Andern die gute Laune verdorben haben, machen Herrn von Varnhagen zu einem koſtbaren Kleinod in den „geſprochenen Memoiren" der Salonunterhaltung. Ohne je einem hiſtoriſchen Factum wehezuthun, wußte er doch ſeine Schilderung der Perſonen und Dinge immer ſo lebhaft zu coloriren, daß ſie jenes fertige, runde und bewegliche Leben gewannen, das erfoderlich iſt, um daß ſich eine geiſtvolle frivole Salonwelt daran erfreue. Dieſe Gabe iſt unglaublich hochzuſtellen. Heutzutage, wo einerſeits die vornehmen Flegel der großen Geſellſchaft die Sitten verderben, andererſeits die nachgemachte Bauernwelt der Dorfliteratur eine pöbelhafte Gemüthlichkeit Mode gemacht, iſt kein Schatten mehr vorhanden von dem pikanten, alle Kräfte in ſprudelnder Thätigkeit erhaltenden Geiſtesſpiel der damaligen Salons. In Varnhagen's Reden fand man ihn wieder. Der Geiſt, der dieſe Art Unterhaltung und dieſen geſelligen Verkehr im engſten zuſammenhielt, war die „Rückſicht", der Zwang, den Jeder ſich auflegte, bei aller Freiheit ſich geiſtig zu bewegen, niemals doch durch irgendein Wort, durch Spott oder durch ein ſich Gehenlaſſen der Geſellſchaft oder einem Mitgliede derſelben zunahe zu treten. Dies iſt, was man heutzutage gar nicht mehr kennt. Hat Einer gegen ſeinen lieben Nächſten etwas auf dem Herzen, er tritt ihm plump auf die Hühneraugen und lacht noch dazu. Die alte Geſellſchaft war darum um kein Haar beſſer, was die Moralität betrifft, ſie hatte ihre Kriege, ihre Antipathien wie die jetzige, aber ſie brachte ſie nicht offen zutage, ſie war boshaft, aber immer unter einer Form, ſodaß man ihr nie Verletzung der Geſetze vorwerfen konnte, unter denen allein eine geſellige Zuſammenkunft, die erheitern und beleben ſoll, möglich iſt. Man weiß, welche Schlafrockmanieren deutſche Gelehrte haben, wenn ſie, wie es heißt, im „Schoos der Ihrigen“ ſich befinden, oder Perſonen vor ſich haben, die unglücklicherweiſe ſich zu ihrer täglichen Umgebung bekennen müſſen. Der guterzogene Mann ſucht auch im engſten Kreiſe, und gegenüber ſeinen Hausgenoſſen Alles zu vermeiden, was wie nachläſſiges, überdrüſſiges, ungezogenes Weſen ausſieht; auch ſeine Hausgenoſſen dürfen ihn nicht unſchön ſehen, nicht gähnend, nicht auf den Stuhl ſich hinſtreckend, nicht in polternder, unhöflicher oder gar unſittlicher Rede ſich ergehend. Die moraliſche, feine ſaubere Wäſche muß man gerade zu Hauſe am wenigſten vermiſſen laſſen. Die Seelenfeinheit bringt alle Verhältniſſe, die intimſten Freundes- und Liebesverhältniſſe in die Veredelung, wo ſie zum Beförderungsmittel jeder Tugend, Größe und Schönheit werden. Herr von Varnhagen iſt mir ein Beiſpiel, wie man im engſten Kreiſe und in der gewohnteſten Umgebung nie die Grundſätze der guten Geſellſchaft verleugnen kann, und dies machte die gute Schule, durch die er gegangen, und dieſe Schule waren die Salons von Paris, Wien und Berlin der damaligen Zeit.

Bei aller dieſer gewinnenden Form ſcheint es doch nicht, als wenn es Herrn von Varnhagen gelungen, ſich dauernd Freunde zu erwerben. Sein Charakter hauchte eine gewiſſe Kälte aus, die empfindlich wirkte und nachhaltig Einen zur Beſinnung brachte, wenn man anfangs durch das Glänzende der äußern Erſcheinung allzu ſehr in Anſpruch genommen war. In ſeinen Urtheilen und Ausſprüchen lag eine beißende Schärfe und oft eine kalte Nichtbeachtung der Gründe und Worte, die der Gegner anzubringen hatte. Der Spott war bei ihm niemals ein gutmüthiger und ſtets mit der ſcharfen Lauge verſetzt, die die wirkliche oder auch nur eingebildete Uebermacht dem andern Theile mußte empfinden laſſen. Aber wie ſollte dies anders ſein?

Wer viel in der Welt gelebt hat, wer ihr Treiben kennt, und nicht dabei Kopfhänger oder Feigling iſt, der muß dem „Volk da draußen“ die Zähne zeigen. Dieſer Geſtus des „Zähnezeigens“ wird ſpäter zur Grimaſſe: Voltaire hatte dieſe Grimaſſe bis zur Lächerlichkeit an ſich. Es gibt Männer, deren Stolz darin beſteht, nie eine Unbill, die ihnen angethan worden, unvergolten und ungerächt hingehen zu laſſen; zu dieſen ſcheint Varnhagen zu gehören, und da er die unſchätzbare Gabe der Gegenwart des Geiſtes beſitzt, ſo braucht er nicht zu dem kläglichen „Treppenwitz“ ſeine Zuflucht zu nehmen, ſondern kann gleich mit lachendem Munde „Böſes mit Böſem“ vergelten. Man ſieht, bei der guten Geſellſchaft — verliert der Teufel nichts. Und ſo ſoll es auch ſein. Die gute Geſellſchaft lehrt die Menſchen nicht beſſern, ſie lehrt ſie nur ſich zu amüſiren. Das Beſſerwerden iſt jedes Einzelnen Sache für ſich zu Hauſe.

Was mich perſönlich betrifft, ſo bin ich Herrn von Varnhagen dankbar für unzählige geiſtvolle Aufſchlüſſe, für Mittheilungen auf den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens, der Lebenserfahrung, der Geſchäftskenntniſſe. Ein reicher Schatz von Lebensanſchauungen iſt durch ihn in mein Bewußtſein übergegangen; denn jahrelang habe ich die Freude gehabt ihn faſt täglich, oft in ſehr engem Geſellſchafts- und Freundeskreiſe, ſprechen zu hören. Es gab eine Zeit, wo meine Anſichten über gewiſſe Zuſtände und Perſonen diametral entgegen waren den ſeinigen, und wo ich nicht verfehlte, ihm Oppoſition entgegenzuſtellen, und dennoch habe ich Beweiſe, daß er nie perſönlich verletzt, nie einen niedern Groll im Herzen tragend, im Gegentheil mir weſentlich Hülfe leiſtete, wo er es konnte und wollte.

Als ich in Wien den jetzt verſtorbenen Hammer-Purgſtall über Varnhagen ſprach, ſagte dieſer: „Bei allen Kenntniſſen und allem Wiſſen bedaure ich Herrn von Varnhagen, denn er hat nie verſtanden drei kleine Worte auszuſprechen.“ „Und dieſe ſind?“ fragte ich. „Drei kleine Worte: «Ich irrte mich», und dieſe Worte muß ein Gelehrter auszuſprechen wiſſen, dem es nicht um ſeine Perſon, ſondern um die Sache zu thun iſt. Man wird nicht groß ohne dieſe drei Worte.“

Es gibt ſicherlich viele deutſche Gelehrte, die ein viel gründlicheres Wiſſen haben; aber es gibt wenige, die ihr Wiſſen in dieſem Grade zu verwerthen verſtehen wie der Obengenannte. Und dieſes Verwerthen und an den Mann Bringen geſchieht durch Correſpondenz. Wenn man ſelbſt nicht reiſt — die Briefe reiſen.

chen. Ich, in den Flammen von Troja, jammernd umherſtürzend, die Bilder der Götter aus dem Verderben rettend, Dionys mir gegenüber als Hellene in die Stadt eindringend. Welch ein Tumult, welch ein Lärm! Nirgend ein Ausweg — endlich entfliehe ich, eine theure Laſt auf den Schultern; doch nicht wie Aeneas habe ich den Vater gerettet, ein noch geliebteres Leben ſchwebt auf meiner Schulter; mit Entzücken und Verwunderung halte ich Bertrada in meinem Arm. So muthwillig ſpielt die Phantaſie mit den Schöpfungen des alten Vater Homer. — Oft ſchloß der Erzähler ſeinen köſtlichen Bilderſaal erſt ſpät und dann füllten ſich unſere Träume noch mit den Gruppen aus der Iliade, gemeinlich jedoch endigte er, wenn er uns epiſch zu ſehr aufgeregt hatte, idilliſch friedlich mit den ſanften Schilderungen Theocrit's.

Aber dieſe köſtlichen Abendſtunden erkauften wir allemal am Morgen durch ein gründliches

Schon die verſtorbene Rahel lebte ihr Leben gleichſam in Briefen aus. Die alte Literaturperiode legte großen Werth auf Briefe, die Neuern ſchreiben den perſönlichen Zuſammenkünften mächtigere Geſtaltungs- und Förderungskräfte zu, daher die großen Verſammlungen der Gelehrten, ihre Reiſen u. ſ. w. Es fragt ſich wer hier Recht hat. Das geſchriebene Wort verdichtet ſich eher zu Geſchichte als das geſprochene, das zuletzt doch auch ein geſchriebenes werden muß. Allein der Brief läßt ſich aufbewahren, er läßt ſich vorzeigen, das geſprochene Wort wird vergeſſen, wird abgeleugnet, deshalb ſeine Unſicherheit, aber auch deshalb ſein Lebendiges. Bei dem geſprochenen Worte, das ich ſpäter reproduciren muß, wirkt meine Phantaſie mit, und ich gebe Farbe und Geſtalt der äußern Erſcheinung unwillkürlich mit hinzu, während bei dem Briefe der magere Contour bleibt, unausgefüllt und unausgerundet durch Farbe und Schatten. Die Zuſammenſtellung und Vergleichung würde hier zu weit führen, ich brauche dieſen Gegenſtand nur um Varnhagen's Vorliebe für die Correſpondenz als ein vorſtehendes Merkmal ſeiner literariſchen Erſcheinung zu bezeichnen. Seine Briefe ſind Muſter der Eleganz, ſelbſt der kalligraphiſchen. Dieſe ſchönen Briefe gehen unabläſſig nach Paris, nach London, nach Petersburg, und es kommen von allen Seiten intereſſante Antworten. Dies erhält den Mann friſch, der ſonſt wenig unter die Leute kommt.

Dabei erhält ihn noch ein anderes Mittel friſch, das iſt der Zuſammenhang, in den er ſich zu ſetzen weiß mit den jungen, ſtrebſamen Talenten der Gegenwart. Mag es nun bei ihm wirkliches Intereſſe an der Sache ſein oder eine feine Geiſtesdiätetik, die nach ähnlichen Grundſätzen verfährt wie die mediciniſche. Bekanntlich werden durch ſehr intime Annäherung eines alternden Körpers zu einem jugendlichen Kräfte der Verjüngung von jenem eingeſogen, ſo würde demnach der alternde Geiſt auch, durch Anſchließen an die Exhalationen jugendlicher Geiſter, ſtets neu belebt werden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieſer Satz wahr iſt. Ein Sokrates alterte nie, weil er der Jugend ſich anſchloß und durch Seelen- und Geiſtesküſſe ſich verjüngte. Herr von Varnhagen, der dieſes Syſtem befolgt, der der jungen und jüngſten Literatur mit Hingebung ſich zuneigt, ſtets junge Talente um ſich hat, Herr von Varnhagen iſt trotz ſeiner Jahre noch jung, während der ſich gegen die Jugend mürriſch und ſcheelſüchtig abſchließende Tieck durch und durch alt wurde und zuletzt völlig allein ſtand. „Dem Fertigen iſt gar nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar ſein.“ Sind unſere

„Werdenden" nun freilich nicht immer ſehr dankbar, ſo läßt ſich doch mit ihnen etwas anſtellen, die alten „Fertigen" ſind aber äußerſt ungenießbare alte Burſche. Der verſtorbene Steffens hatte auch dieſe Anſicht der Geiſtesverjüngung durch jugendlichen Umgang. Einſt fand ich ihn, wo er eben eine Einladung zu einem Verein der Freiwilligen Jäger von 1815 ausgeſchlagen hatte. „Was ſoll ich da", ſagte er mit ſeinem trockenen Humor, „es iſt mir zu widrig zu ſehen, wie dieſe alten Knaben ſich gegenſeitig an die dicken Bäuche drücken." Und es iſt wahr, das Alter hat Erinnerungen, aber die Jugend hat Hoffnungen, und von der Hoffnung leben wir. Zu der Jugend, mit der ſich Varnhagen umgibt, gehört auch eine geiſtvolle, ſehr lebendige Nichte, die mir dazu beſtimmt ſcheint, eine Art weiblicher Eckermann zu werden, und dem berühmten Onkel Alles auf- und nachzuzeichnen, was der ſpätern Generation zu wiſſen nöthig ſein kann.

Zu Varnhagen's Verdienſten gehört unſtreitig das obenan, der deutſchen Literatur die erſten geſchmackvollen und leſenswerthen Biographien militäriſcher Notabilitäten gegeben zu haben. Man weiß wie früher trocken und unlesbar über Krieg und Kriegshelden geſchrieben wurde. Hier tritt ein Mann auf, der ſelbſt Krieger und zugleich Weltmann iſt, dabei alſo weiß wie der Gegenſtand zu behandeln iſt, um ihn dem Manne von Geſchmack, dem Menſchenkenner und zugleich dem Liebhaber einer anregenden und geiſtvollen Lectüre mundgerecht zu machen. Die preußiſchen Helden, die ſeine Feder geſchildert hat, bilden eine intereſſante Galerie zeitgenoſſiſcher Bildniſſe; und der Orden pour le merite, die neugeſtiftete Friedensclaſſe wäre auf der Bruſt dieſes preußiſchen Plutarch gewiß beſſer angebracht als am Halſe eines Klaviervirtuoſen. Indeſſen beſitzt Varnhagen den männlichen Stolz, nie ſich ſehen zu laſſen, wo man wie in einer öffentlichen Suppenanſtalt Orden vertheilt, mit und ohne Fettaugen, das heißt mit oder ohne Brillanten. Wie jene berühmte Rahel ſagt: „Ich habe Anſprüche, aber ich mache keine“, ſo hat er auch Anſprüche, aber macht ſie nicht. In Zurückgezogenheit lebend geht er weder an den Hof noch in die Abendcirkel der Miniſter, nur Humboldt's wohlbekannte Kutſche fährt öfters bei ihm vor, und der alte Chimboraſſoprieſter ſteigt monatlich einmal wenigſtens in der Mauerſtraße die wohlbekannte breite Stiege hinauf, der Büſte des Apoll vorbei, der hier, zu den Zeiten des Glanzes des Rahel'ſchen Salon, manche Aphrodite, manche Diana und Juno hat emporſteigen ſehen.

Von Petersburg und Paris kommen öfters Beſuche mit Empfehlungsſchreiben, es ſind meiſtens junge Literaten, die irgendeinen geheimnißvollen Zuſammenhang mit ruſſiſchen Kneeſen und Bojarenſöhnen in Petersburg haben, und bei denen der Diplomat in der Mauerſtraße den Vermittler ſpielt. Oft ſind es aber auch nur ganz unbefangene junge Forſcher, die endloſe Literaturgeſchichten zu ſchreiben beabſichtigen, oft kleine jüdiſche Autoren, die das Aroma des Volkes Gottes, das in dieſen Räumen einſt ſich ſammelte, noch einzuſchlürfen wähnen, und den gelehrten Rabbi aus der Tauſendundeinen Nacht der Rahel'ſchen Briefe zu ihrem Beſchützer erwählen. Kurz, es wird nie leer in dieſen Räumen, die gaſtlich Jedem offenſtehen, nur nicht der Langeweile und der Roheit. Die Bibliothek unſers Gelehrten iſt eine bändereiche und ausgeſuchte, meiſt mit Zuſatznoten in jedem ausgezeichneten Werke von des Beſitzers Hand bereichert. Auch dieſer Schatz iſt Gemeingut für die Zahl der Frauen und Männer, die hier Eingang gefunden. Seine Autographenſammlung iſt vielleicht die zahlreichſte und durch ſeltene Exemplare ausgezeichnetſte in Deutſchland. Für Bilder und Kunſtgegenſtände hat er jedoch wenig Theilnahme, dieſer Mangel ſchadet auch den Figuren in ſeinen biographiſchen und ſonſtigen literariſchen Productionen, ſie treten nicht plaſtiſch genug hervor. So kann man, wenn man nur irgend mit der Kunſt des Stiftes oder der Farbe vertraut iſt, eine Figur wie die des alten Blücher ſo charakteriſtiſch dem Leſer vors Auge führen, daß er den alten Helden zu ſehen glaubt. Der Biograph muß meiner Anſicht nach bis zu einer gewiſſen Vervollkommnung hin zu zeichnen und zu porträtiren verſtehen. Eine Kunſt ergänzt die andere.

Nicht ſowol ſeiner literariſchen Wirkſamkeit als ſeinem beharrlichen Auftreten gegen alles Dunkelweſen, ſei es in Religion oder Politik, hat Varnhagen ſeine Stellung zu danken, und daß die Zukunftspartei mit gewiſſen Hoffnungen auf ihn ſieht. Doch iſt er klug genug geweſen, nicht Alles auf eine Karte zu ſetzen, als man ihn an die Farobank des Jahres 1848 herannöthigte. Er pointirte mit einzelnen Goldſtücken, während ſeine exaltirten Freunde ihr ganzes Habe verſchrieben und — verloren. Es iſt hier nicht der Ort dieſes ſo ſehr epinöſe Thema weiter zu verfolgen.

Varnhagen gilt auch als einer der Erſten, die den Grundſatz einer in ihren Grenzen erweiterten Freiheit der Benutzung von Briefen eingeführt und praktiſch benutzt haben. Seitdem ſeine Freunde und Freundinnen das wiſſen, brennt in manchem Hauſe ein Feuer mehr im Kamin, um Briefe zu verbrennen. Man hat in Deutſchland, wo man ſo ſehr ſenſibel iſt und alterthümlich reizbar, Zeter und Wehe geſchrien, als man zum erſten male das Aufmarſchiren dieſer zum Dienſt „gepreßten“ Briefe in Reih und Glied ſah. Aber man wird ſich daran gewöhnen müſſen. Der Grundſatz dieſer Erweiterung der Befugniß der Briefbenutzung iſt ſicherlich ein ganz erſprießlicher. Sowie kein Staat denkbar iſt aus lauter tugendhaften, ſo läßt ſich keine Geſchichtſchreibung denken unter und von lauter „discreten“ Leuten. Die allereinfachſte Geſchichte — irgendwo ſtößt ſie doch an. Die geringſte Erzählung — irgendwo und Irgendeinem gibt ſie Aergerniß, das liegt in der Natur der Sache. Man ſagt freilich, das Briefgeheimniß iſt unantaſtbar — gut! Wenn ihr dieſen Grundſatz in ſeiner ganzen Strenge wollt durchgeführt wiſſen, ſo dürft ihr auch nicht den kleinſten Satz aus einem Briefe, der nicht an euch und nicht in der Abſicht geſchrieben worden ihn zu veröffentlichen, drucken laſſen. Thut ihr's dennoch, ſo ſprecht weiter von keiner Bewahrung des Briefgeheimniſſes. Nehmt ihr aber einmal einen Theil des Briefs, und nach eurem Ermeſſen einen für den Schreiber deſſelben unverfänglichen, wer will dann einem Andern verbieten, der Daſſelbe thut, und zwar in derſelben Intention, dem Schreiber in keiner Weiſe zu ſchaden. Beide aber ſchadet ihr, und ohne daß ihr's wollt, denn der Briefſchreiber kann gerade dieſe Sätze, die ihr für unverfänglich haltet, nicht der Oeffentlichkeit haben übergeben wollen. Wo alſo die Grenze? Und wie ſoll der Geſchichtſchreiber hinter gewiſſe Dinge kommen? Briefe, die man ſchreibt, damit ſie gedruckt werden, ſind keine Briefe mehr, ſind Manuſcripte, die auf den Verleger warten, die eigentlichen „Briefe“ die Briefe, die womöglich die Schreiber mit ſympathetiſcher Tinte ſchreiben möchten, damit nur ja Niemand ihren Inhalt erfahre, die ſind es, die auf Thatſachen und Perſonen jene blendenden Lichter werfen, die ganze dunkle Gruppen in der Geſchichte mit einem Schlage in Beleuchtung ſetzen. Indeſſen ein Mann von Ehre wird immer wiſſen, was er zu unterdrücken und wegzulaſſen habe, unbeſchadet der großen und edeln Zwecke der Wahrheit, die er zu bekennen und zu verbreiten hat. Und ein Miethling — ein ehrloſer, der wird Unheil ſtiften wenn nicht auf dieſem, ſo ſicherlich auf hundert andern Wegen. Es iſt alſo mit dieſer durch unſer modernes Leben und unſere erweiterte Geſchichtsforſchung nothwendig gewordenen freiern Benutzung der Correſpondenzen nicht ſo ſchreckenerregend beſtellt, als es auf den erſten Blick erſcheint. Man hat über die Skandale geklagt, die heutzutage durch allerlei Kundwerden von Allerlei im Publicum lautgeworden, man ſollte über die Perſonen Klage führen, durch die jene Skandale ins Leben eingeführt wurden. Die hohen Herren, die berühmten Männer haben ſich ſo Manches zuſchulden kommen laſſen, über das ſie irgendeinen Mantel, wenn auch nicht den chriſtlicher Liebe, weil der oft ſehr kurz iſt, zu decken für gut gefunden haben, jetzt wird dieſer Mantel gelüſtet — welch ein Geſchrei! Es iſt empörend, ruft man, daß von dieſem Kronenträger, von jenem Scepterſchwinger das gewagt worden zu erzählen — und warum ſoll es nicht erzählt werden, da doch die hohen Herren ſich nicht entblödet haben es zu thun? Freilich ſind ſolche Dinge oft unerquicklicher Natur, und an gewiſſen Publicationen hat wirklich nur der gemeine Sinn des großen Haufens Freude — aber ſie deshalb verbieten, unterdrücken, weil es gegen die ſogenannte „Pietät“ iſt, das wird man einem Jahrhundert wie dem unſerigen nicht mehr einreden können. Seid ſo, daß man von euch Rühmliches ſagen kann, und an dem kleinen Umſtand, daß ihr vielleicht eine Perücke tragt oder falſche Zähne führt, wird nur der Pöbel ſich reiben. Aber habt ihr lauter Unrühmliches gethan euer Leben lang, dann iſt es in der Ordnung, daß die Nachwelt nicht über eure Perücke und falſchen Zähne, ſondern auch über eure ganze hinfällige Erſcheinung ſich ſkandaliſire. Die Achtung für große Namen heutzutage beruht nicht auf dem „Nimbus“, ſondern auf dem Ausſpruch des „Todtengerichts“, den die Geſchichte gibt, und dieſes Todtengericht iſt wie das altägyptiſche, unbeſtechlich.

Ob Herr von Varnhagen einer dieſer Todtenrichter iſt, weiß ich nicht zu ſagen; aber daß er ein Ehrenmann iſt, dem männlicher und weiblicher Ruf heilig iſt, glaube ich der öffentlichen Stimme nachſprechen zu können. Deshalb ſind die Indiscretionen, die man ihm zuſchreibt, nicht mit denen Anderer zu verwechſeln, die ſich mit dem Titel von Biographen und Geſchichtſchreibern heutzutage brüſten. Jedem das Seine.

Zum Schluß ſei nur wiederholt der Wunſch ausgeſprochen, daß dieſer feine Stiliſt aus der Goethe'ſchen Schule, dieſer Freund Schleiermacher's und Humboldt's, dieſer diplomatiſche Zögling Stein's und Hardenberg's, der militäriſche Genoſſe Tettenborn's, und der durch die Salons von Paris und Wien gebildete Weltmann den Schatz ſeiner Denkwürdigkeiten recht bald veröffentlichen möge.

Studium der Schriften jener Weiſen und Dichter. Hier wurde uns keine Mühe, keine Forſchung erlaſſen. Vater Bernhard war gewohnt, von den jugendlichen Kräften viel zu verlangen. Er ſelbſt hatte ſeine Jugend in harter Schule verbracht; es war die Zeit der rigoriſtiſchen Syſteme, die Wiſſenſchaft beſtand in ihrer ganzen herben Strenge, und kam keiner der jugendlichen Angewöhnungen liebkoſend entgegen. Die edelſten und liebenswürdigſten Wiſſenſchaften, die Theologie und Philoſophie ſeufzten unter dem eiſernen Panzer mathematiſcher Form, und in dieſem Zwange ging für das jugendliche Auge jede anmuthige Linie der Bewegung, jeder Athemzug des friſchen Lebens verloren. Man ſah die ſtarren Geſtalten in der Rüſtkammer des Rhetors aufgeſtellt; man bewunderte ſie, aber man liebte ſie nicht. Erſt ſpät nachher, im Taumel des Lebens, zu den Füßen einer ſchönen Frau, am Sarge eines Freundes habe ich gelernt, Reli-

3.

Es freut mich, daß ich von dem Manne, von dem ich jetzt ſprechen werde, nie, auch nicht die kleinſte Gunſt erfahren habe, um ihn — loben zu können. Es iſt dies der König Friedrich Wilhelm IV. Ich habe ſchon bemerkt, daß man mir rieth, mir den Weg an den Hof zu bahnen. Dieſer Weg war nicht mit Schwierigkeiten umſtellt; ich beabſichtigte aber, daß Der, dem ich vor die Augen kommen ſollte, vorher ſchon etwas von meinem Thun und Treiben erfahre. Es gelang mir, meinen Roman „Diane“ ihm vorzulegen. Er ließ ſich daraus Einiges vorleſen und gleich darauf bekam ich die Aufforderung einem Hoffeſte beizuwohnen. Das war nun nicht gerade, was ich wünſchte, ich hätte es vorgezogen, dem gefeierten Herrn, auf den die Blicke Europas damals mit einiger Geſpanntheit gerichtet waren, nicht gerade zum erſten male in einem von nahe an tauſend Perſonen vollgepfropften Tanzſaale zu begegnen; doch ließ es ſich nicht anders machen. Ich band alſo meinen ſchwarzen Atlasmantel um — es war gerade ein Maskenfeſt und dazu eine franzöſiſche Komödie — und ſtieg die Stufen des prächtigen berliner Schloſſes, deſſen Façade ich vorher im Mondſchein mir noch betrachtet und alle die Geſchichten mir ins Gedächtniß gerufen hatte, die in dieſen Mauern vorgefallen, in der gehörigen Stimmung jetzt hinauf, um die Enkel dieſer „Burggrafen von Nürnberg“, die ſo tapfer ihr Glück gemacht und ſo tapfer es zu erhalten gewußt hatten, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Der Glanz des damaligen Hofes war ein wahrhaft blendender. Dieſe Feſte, die kurz vor der dunkeln Ziffer 1848 gefeiert wurden, erinnerten an die ſchönen Tage, wo der preußiſche Adler zum erſten mal ein königliches Scepter in ſeiner Kralle fühlte. Der Adel der Provinz war herbeigekommen, um ſich „im Glanze“ zu zeigen. Der kürzlich erſt berufene Cornelius hatte ſeinen frommen Pinſel etwas beiſeite gelegt und war mit weltlichen „Tableaux“ in Scene gerückt, die aus dem „Befreiten Jeruſalem“ entnommen waren und allen Pomp der ſceniſchen Darſtellung mit der affectirten Grazie eines modernen Heldenepos verbanden. Nichts war Natur darin, Alles gekünſtelt, ſelbſt auch die Verſe hier, die Alfred von Reumont, als Zanderer Merlin gekleidet, dem jedesmaligen Bilde zur Seite ſtellte.

Aber was kümmerte mich das Alles! Ich ſuchte nur Einen in dem flutenden Gedränge, und dieſer Eine war nicht zu ſehen. Da öffnete ſich mit einem male eine Straße, es wich der Menſchenknäuel auseinander und die Reihe der Säle entlang kam ein Mann in einem ſchwarzen flatternden Mäntelchen, die Lorgnette vor dem Auge und hier und da leicht aber mit großer Freundlichkeit grüßend. Dieſer in ſchwarze flatternde Spitzen Gehüllte war Seine Majeſtät; die einzige ſchwarze Geſtalt unter all den bunten Menſchentulpen. Es konnte nicht anders kommen, die Richtung der Lorgnette mußte auch auf mich treffen. Der König blieb ſtehen und ſagte mir einige freundliche Worte über mein Buch. Dieſe Worte waren wirklich freundlich, was die ſogenannten freundlichen Worte der Fürſten nicht immer ſind. Ich habe früher keinen Mann gekannt, und ſpäter keinen gefunden, der in Miene und Wort eine ſo gewinnende Weiſe des Ausdrucks gezeigt, als es dieſer Fürſt in ſeiner Gewalt hat. Man wird unwillkürlich zu dem Glauben verleitet, es handle ſich hier um ein wirkliches Intereſſe, das an Perſon und Sache gefaßt werden, während man bei ſonſtigen Gelegenheiten der Art im voraus überzeugt iſt, daß nur ein conventionelles Lippenbewegen mit obligaten Richtigkeitsphraſen dem in einer Verbeugung Zuhörenden geſpendet wird. Es iſt unnöthig etwas über die Perſönlichkeit des Königs zu ſagen: ſie iſt nicht gewinnend, wenn man das Gewinnende in der Eleganz und der Schönheit der Geſtalt und der Züge ſetzt, aber ſie iſt im höchſten Grade gewinnend, wenn man den wohlwollenden, freundlichen, heitern Ausdruck in Rechnung bringt. Dieſen Ausdruck des Heitern und des Befriedigtſeins zeigte dieſer Fürſt damals vorherrſchend: man konnte ſagen, man ſah es ihm an wie glücklich er war „König" zu ſein. Er befand ſich im Vollgefühl aller ſchönen Illuſionen, er wußte und ſah es, daß ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit alle Herzen ſich zuneigten, er wußte und ſah es, daß man von ſeinem Geiſte und ſeinen Ideen den Umſchwung des Staats und eine glückliche Zeit erwartete; dann wußte er und ſah es, daß die Fülle der Macht ihm zu all ſeinen Verſchönerungs- und Verbeſſerungsplänen jetzt, nach langem Harren, zugebote ſtand. Dabei war ein heiterer Lebensgenuß ihm ſchon früher eigen, jetzt aber in weiteſte Lebenskreiſe hinübergeſpielt. Wenn die Dichter verlegen ſind, in ihren Schilderungen einen abſolut glücklichen Lebensmoment zu ſchildern, und ſie nach dem abgebrauchten „erſten Kuß des geliebten Mädchens“ greifen, oder nach dem „großen Looſe“, ſo möchte ich ihnen dagegen vorſchlagen, wenn ſie einen Glücklichen bezeichnen wollen, zu ſagen: Er war glücklich wie ein Fürſt bei ſeiner Thronbeſteigung.

Man denke ſich den Augenblick, wo eine unerträgliche Kette der Abhängigkeit — die unerträglichſte trägt Der, der ſo nahe der Macht der Erſte iſt, der ſich ihr beugen muß — abfällt und nun der Herr daſteht, der keinen Herrn über ſich hat. Der erſte Befehl, den „der König“ gibt, den die fliegenden Poſten bis in die weiteſte Entfernung ſeines Reichs tragen, iſt ein Augenblick unbeſchreiblicher Seligkeit, da mögen die Frommen und Philoſophen ſagen was ſie wollen. Macht haben, Macht ausüben iſt Götterglück. Es hat vielleicht wenig Fürſten gegeben, die ſo eiferſüchtig waren auf dieſe Macht, die ſo ſehr zum Abſolutismus neigten als gerade dieſer König, und deshalb wurde es ihm doppelt ſchwer Conceſſionen zu machen, die dieſe Macht ſchwächten. Die Zeit legte ihm hier eine harte Prüfung auf, indem ſie ihn zwang, ein Blatt Papier zwiſchen ſich und ſein Volk aufzunehmen. Wie die großen Fürſten des Mittelalters wollte er in prächtiger Erſcheinung, als ein Ritter der Ritter, vom Throne herab ſegnend und gnädig das Geſchenk, eine

Verfaſſung geben, und dieſen ſchönen Act, der mit echt fürſtlicher Poeſie vielleicht ſchon lange ſich mit ihm herumgetragen, wurde ihm durch die „gemeine Wirklichkeit der Dinge“ zu Boden geworfen und zertreten. Gerade dieſe Zeit und dieſer König paßten nicht zuſammen. Nicht er gab, ſondern es wurde von ihm genommen. Er dachte königlich und erhaben, und die Zeit handelte praktiſch und genau. Daß er dieſe große Enttäuſchung ſo ertrug, wie er ſie ertragen, dabei kommt ſicherlich ſeine ſanguiniſche Natur am meiſten in Rechnung, zugleich ſeine Luſt „König“ zu ſein. Es macht ſich natürlich eine andere Meinung über dieſen Gegenſtand geltend, die andere Motive dieſem Ueberſtehen dieſer peinvollen Zeit und Erfahrung zugrunde legt. Wer ſieht in das Herz des Menſchen! Die Welt iſt voll Lüge und Uebertünchung. Jeder, der ſeine Meinung ausſpricht, kann nur den ernſten Wahrheitsfreund bitten, daß er ihm den Irrthum verzeihe, wenn er in einen ſolchen gefallen.

Ich kehre an den Hof zurück. Die Unterhaltung mit dem König ſowie die freundlichen Worte, die er mir zugeredet, machten in üblicher Weiſe eine Menge Leute auf mich neugierig, die ſonſt es vermieden hätten, ihre Aufmerkſamkeit auf nutzloſe Gegenſtände zu wenden. Ich ſah mich mit einem der Geſtirne des Tags in ein Geſpräch verwickelt, mit Herrn Giacomo Meyerbeer, der gerade damals aus Paris kam und ſeinen Ruhm und ſeine Perſon nach Berlin verpflanzte, wo er den Commandoſtab des Orcheſters in die Hand nahm, nachdem ſein Feind Spontini ihn niedergelegt hatte. Das geiſtvolle Geſicht Herrn Meyerbeer's iſt mir erinnerlich. aber von ſeinen Worten weiß ich nichts mehr; ich glaube es handelte ſich um Operntexte und um die Schwierigkeit ſolche zuſtande zu bringen, in der Art, daß ſie ſich auch gut in Muſik ſetzen ließen. Eine andere Notabilität näherte ſich mir, ein Mann von hoher Geſtalt, die er aber durch fortgeſetzte Verbeugungen nach rechts und links erniedrigte, mit langherabrollendem geſcheitelten Haar. Dieſer Mann war Savigny, der ſehr gemeſſen und feierlich ſprechend, mir keinen angenehmen Eindruck machte. Auch eine Gönnerin, die „berühmte“ Paalzow, ſah ich hier, am Arm ihres Bruders, Beide gefeiert und zufriedengeſtellt, denn ſoeben hatte der König ihr mitgetheilt, daß er ein ganzes Album mit Zeichnungen aus dem Roman Saint-Roche füllen laſſe, und Humboldt hatte ſie verſichert, daß er die Nacht nicht habe ſchlafen können aus lauter Antheil an den Begebenheiten des Romans. Funfzig andere Perſonen hatten ihr funfzig andere ſchöne Dinge geſagt. Der Paradiesvogel auf dem Haupte der Frau Paalzow konnte kein anderes Paradies finden als das, was er ſchon innehatte, denn hier war Glück und Freude die Fülle. Ich wollte ſie nicht damit kränken, indem ich ihr mittheilte, daß ich daſſelbe Lob ſoeben über meinen Roman von den königlichen Lippen vernommen zu haben ſo glücklich geweſen war. Wir armen Autoren, wir am wenigſten dürfen einander das Zuckerbrot der Illuſionen nehmen, womit wir in der großen Thierbude Publicum als bunte Papagaien mit Vorzug manches viel intereſſantern Thiers gefüttert werden. Ich will den Hofmann nicht nennen, der mir mit zuckerſüßer Miene und ſo, daß allenfalls auch die „Berühmte“ es hören konnte, ſagte: „Sie müſſen Das nicht ſo genau nehmen, was Ihnen Seine Majeſtät über Ihr Buch geſagt hat, er ſagt Jedem etwas Freundliches. O er iſt die Huld und die Liebenswürdigkeit ſelbſt, aber geleſen hat er Ihr Buch nicht.“ Dieſe Aengſtlichkeit, mir zu beweiſen, daß die flüchtige Auszeichnung des Königs keine irgend nachhaltige Bedeutung habe, machte mich lächeln, indem es mir dieſe Sorte Hofleute charakteriſirte, deren ganze Aufgabe darin beſteht, eine Kette zu ziehen um die Perſon des Monarchen, und nur Den herüberſpringen zu laſſen, den ſie in den Kreis einlaſſen wollen. Ich beruhigte den beſternten Herrn, indem ich mich ganz ſeinen Ueberzeugungen hingegeben zeigte.

Von den übrigen fürſtlichen Perſönlichkeiten dieſes Abends kann ich nur zwei Frauen nennen, die mir in bedeutſamer Geſtalt vorübergingen. Die erſte war die unvergleichlich „ſchöne“ Prinzeſſin von Preußen, die andere die geiſtvolle Prinzeſſin Albrecht. Die Prinzeſſin von Preußen kannte ich, wie ich ſchon berichtet, aus Weimar, aber ſie zeigte ſich hier in Berlin anders wie in Weimar. Hier war es die „Fürſtin“, in Weimar die liebenswürdige Privatdame. Noch nie habe ich eine Erſcheinung geſehen, die in dem Grade Alles in ſich vereinigt, was die Romantik und Würde ihrer Stellung mit ſich bringt, als dieſe Frau. Sie allein iſt's, die an dieſem Hofe weiß, was „repräſentiren“ heißt. Es iſt unmöglich ſie zu überſehen. Ihr Erſcheinen im Saal iſt jedesmal ein „Verdunkeln“ der andern darin befindlichen Fürſtlichkeiten. Wie ſie das anfängt? — das iſt ihr Geheimniß. Die Natur hat ihr Vorſchub geleiſtet, aber die Kunſt iſt nicht zurückgeblieben. Und ſo ſoll es auch ſein. Die äußere Erſcheinung und Kundgebung thut bei Perſonen dieſer Stellung unendlich viel; es iſt ihnen nicht erlaubt, die einfachen und natürlichen Formen des Privatlebens anzunehmen. Das Porträt, das Winterhalter von ihr gemacht, zeigt ſie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit: ſtolz — graziös — klug. Ihre Toilette iſt immer geſchmackvoll, nie ſchimmernd, und ſie weiß ſtets die Farben zu finden, die zu dem Enſemble ihrer ganzen Erſcheinung paſſen. Die Haltung der Arme, die ſie annimmt, iſt eine ruhige, aber nicht kalte, die Wendungen ihres Kopfes bilden ſchöne Linien mit Hals und Schultern; überhaupt iſt ihre Büſte von einer antiken Schönheit. Wem ſie freundlich ſich kundgeben will, deſſen ganzes Intereſſe ruft ſie durch ein bezauberndes Lächeln wach, doch fehlen ihr, wenn ſie will, die ſcharfen Worte und die ſcharfen Blicke nicht. Energiſch in ihrem Wollen und Begehren, weiß ſie ihren Weg ſicher zu verfolgen, wenn ſie auch ſcheinbar klug ausweicht und nachgibt. Ihre Gunſt zu beſitzen muß ein Glück ſein. Wenn dieſes ſchöne Haupt einſt eine Krone trägt, wird es ſchwer ſein, ſich vor dem Glanze dieſes Diadems zu flüchten, ſeine Strahlen werden erwärmend ſelbſt auf die Stirn des finſterſten Fürſtenhaſſers fallen.

Die zweite fürſtliche Dame iſt ganz anderer Art; ſie iſt ſeitdem von dieſem Hofe verſchwunden. Nicht groß, lebendig und beinahe — redſelig, wußte die gion und Philoſophie verſtehen. Mit derſelben Strenge ward der Born der Poeſie gehütet, indem man ganze Gebäude barocker Maſſen über ſie thürmte und den Eingang durch miſtiſche Grotten verbaute. Ich ſchweige über dieſe Dinge; genug, daß meine ſtrebende Kraft ſo viele Hemmungen überwand, daß ich mit Hülfe des liebenswürdigen Greiſes, der mich leitete, genugſam Schätze erbeutete, die ich als lauteres Gold heimtrug für das ſpätere Leben.

Wenn der Frühling kam, wenn der junge Wald ſich belaubte, dann wurde der Schauplatz unſerer Freuden erweitert, dann erhielten Geiſt und Phantaſie einen eigenthümlichen Schwung. Vater Bernhard erzählte weniger, er machte dagegen mit uns lange Spaziergänge durch Feld und Wald. Er zeigte uns den Bauer in ſeinem Beruf, er erklärte uns den Kreislauf der immer ſich gleichbleibenden Thätigkeit, die die Natur dem Menſchen auferlegt, damit er nehme, Prinzeſſin Albrecht raſch ihren Geſprächspartner in eigenthümliche Intereſſen zu ziehen. Sie warf ſchnell hintereinander originelle Fragen auf und beantwortete ſie ſelbſt. Dann fragte ſie mit einer ſeltſamen Schalkheit: „Habe ich nicht Recht?“ Dabei glitt ihr Auge, wenn ſie ſprach, fortwährend im Kreiſe herum, und ein Lächeln bezeichnete, daß ſie bald dieſe, bald jene „komiſche Figur“ ſoeben bemerkt hatte. Sie ſprach Einiges über die moderne Literatur, charakteriſirte ein paar Erſcheinungen ziemlich genau, ſagte dann aber gleich lachend: „Aber ich habe nichts geleſen.“ Dann ging ſie auf Berlin über und rieth mir die Bildergalerie zu ſehen. „Es wird Ihnen“, ſetzte ſie wiederum ſarkaſtiſch lächelnd hinzu, „gehen wie dem Schulmeiſter, der ſeine Schüler überſehend ausrief: Ich ſehe Viele, die da fehlen!“ Man kann die berliner Sammlung nicht treffender und zugleich nicht boshafter charakteriſiren. Störend war es, daß ſie im Geſpräch fortwährend ihren Fächer auf- und zuklappte; ich hätte dieſen verwünſchten Fächer ihr aus den Händen reißen mögen. Sie machte jetzt eine kleine leichte Verbeugung und das Geſpräch war zu Ende. Ich habe ſie ſpäter nie wiedergeſehen.

Noch eine fürſtliche Frau, die die Blicke auf ſich zog, war die Herzogin von Sagan, dieſer weibliche Ulyſſes, der durch allerlei Irrfahrten und manche Inſel der Circe ſich hindurchgearbeitet hat, um als ſchönes Kunſtwerk an dieſem Hofe zu glänzen. Ich ſah ſie die Treppen niederſteigend, und der graziöſe Wurf ihres Hermelinmantels machte mich ſtaunen, denn ich glaubte eine Geſtalt aus einem Gemälde Paul Veroneſe's zu ſehen. Neuerdings iſt ihre Büſte modellirt worden, und ſie iſt trefflich gerathen, obgleich ein wenig zu ſehr hinüber idealiſirt in vergangene Tage. Eine Fürſtin nach altem Schnitt, ſtarr, reſpectgebietend war die Prinzeſſin Wilhelm, Tante des Königs, eine lange, etwas hagere Figur. Die, die ihr nahegeſtanden, rühmen ihre ſeltene Herzensgüte: im Aeußern prägte ſich dieſer Zug aber nicht aus. Da ſie die fürſtliche Freundin der Frau Paalzow war, ſo nehme ich an, daß ihr Bücher und Literatur nicht ganz fremdgeblieben ſind, im Geſpräch mit ihr that ſich aber nicht das Mindeſte von derlei Paſſionen kund. Die Fürſtin Liegnitz zeigte ſich völlig als Privatdame; anders geberdeten ſich die Töchter des Prinzen Auguſt, Gräfinnen Waldenburg, von denen die Eine herausfordernd in Putz und Geſpräch emancipirte Anſichten über Kunſt und Literatur mit großer Sicherheit in die Welt warf. Dabei trug ſie eine Art Turban von ſo ſchillernden Farben, daß Einem die Augen wehthaten. Dieſe Dame galt für bizarr und geiſtreich.

Unter den Prinzen war unbeſtritten der Prinz von Preußen die impoſanteſte Figur, die anziehendſte war jedoch der Prinz Auguſt. Damals ſchon ſehr bei Jahren, machte er doch aufs beſte einen ſchwarzen Lockenkopf und brillante ſchwarze Augen geltend. Nie hätte man dieſen Kopf für einen dynaſtiſch-preußiſchen gehalten, wenn der „Gothaiſche Kalender" es nicht behauptete. Es war etwas von einem franzöſiſchen General aus der Kaiſerzeit in ihm; Stellung, Lächeln, artige Form, und zugleich eine ihm nicht übelkleidende Koketterie mit ſeinen dunkeln Augen, und einer Geſtalt, Alles franzöſiſch. Man ſah ihm an, daß er der Liebling der männerkundigen Frau von Staël geweſen, bei der er lange in Coppet ſich aufhielt. Aber er war auch ſonſt Liebling vieler anderer Frauen, bis dieſes Lieblingsfach zuletzt eine ſo enorme Ausdehnung gewann, daß er faſt darin den Productionen Auguſt's des Starken gleichkam, dieſes fürſtlichen Serail-Monſtre. Prinz Auguſt war der Bruder des genialen Louis Ferdinand, der ebenfalls perſönlich ſehr anlockend geweſen ſein ſoll, wie die Frauen ſeiner Zeit bezeugen. Dieſes Brüderpaar war eine exotiſche Erſcheinung, poetiſche Dioskuren am märkiſchen Himmel.

Dies war der Hof von damals. Der junge Anwuchs war noch nicht auf dem Parquet der Hofbälle erſchienen. Unter dieſen ſind bekanntlich ſehr ſchöne Geſtalten.

4.

Bald darauf wurde ich raſch nacheinander in mehre größere und kleinere Empfangsabende an den Hof beſchieden, und es gelang mir, das Bild auch in ſeinen Nebenpartien ins Auge zu faſſen. Ich befand mich einige Abende mit Tieck zuſammen in einem nur kleinen Kreiſe, wo ich den König mit großer Geläufigkeit faſt allein das Wort führen hörte, mit ſeltener Grazie des Vortrags. Tieck ſtand gebückt und mit ſeinen großen, geiſtvollen Augen aufmerkſam aufſchauend im Kreiſe der Männer, die ihn alle körperlich, keiner aber geiſtig überragte. Beſonders nach der Tafel, die Kaffeetaſſe in der Hand, wußte ſich der König, hin- und hergehend, mit Ruhe und Behaglichkeit auszuſprechen. Echt berliner Witze kamen nicht ſelten vor, und der damals beliebte „Eckenſteher Nante“, der Großpapa des jetzigen „Kladderadatſch“, mußte es dulden, daß der fürſtliche Plagiator oft ganze Stellen aus ſeiner claſſiſchen Spottchronik herſagte, ohne ſeine Quelle zu nennen. Tieck, der alte Phantaſus, lächelte dann, als wollte er ſagen: Ich habe es mir zu meiner Zeit etwas ſchwer gemacht witzig zu ſein. Nie hab' ich bei ſolchen Gelegenheiten Tieck das Wort ergreifen hören. Er, der ſo laut zu donnern verſtand, wenn er bemerkte, daß irgendein Unglücklicher bei ſeinen Vorleſungen in Schlummer überzugehen drohte, hier begnügte er ſich zuzuhören oder mit ſeinem Nachbar zu liſpeln. Auch geſchah Tieck öfters etwas, was er nicht ertragen konnte, nämlich der König unterbrach ihn, wenn er las, und zwar unterbrach er ihn um irgendetwas bald Dieſem oder Jenem zuzurufen, oder eine Frage zu thun. Es war nun aber der König, und Tieck war an dieſe Sorte Zuhörer nicht gewöhnt. Gewöhnlich — wenn es ein ſogenannter kleiner Familienkreis bei Hofe war, ſaß der König und zeichnete, Tieck las, die Damen machten Tapiſſerie und die Herren — ſahen heimlich nach der Uhr, um zu forſchen, ob das Souper nicht bald käme. Und der arme Tieck, er war ſo munter und ſo luſtig, er las die alten Späßchen ſeiner Jugend, die glücklichen Zerbinowitze, die damals eine ganze Welt elektriſirt hatten und die jetzt nicht einmal ein Viertelſtündchen ohne Exceſſe der Langeweile konnten vorbeigehen machen! er las und träumte ſich in jene

Tage zurück, die nicht mehr waren. Aber er erwachte doch von Zeit zu Zeit nicht ganz behaglich berührt von dem modernen Treiben um ihn her. - Die Zeichnungen, welche der König an ſolchen Abenden in die Welt förderte, waren gewöhnlich flüchtig mit dem Bleiſtift hingeworfen, architektoniſche Skizzen. — An andern Abenden, wo Muſik gemacht wurde, ſah ich den Grafen Redern, den Generalintendanten der königlichen Schauſpiele, mit großer Virtuoſität das Piano ſpielen, während die Gräfin Roſſi ihre alten Theatertriumphe erneuerte und einen ſeelenvollen Geſangſtrom in die Herzen der Zuhörer ſandte. Ich habe ſie als Henriette Sontag nicht gekannt, ſie muß jedoch in der That die bezaubernde Erſcheinung geweſen ſein, als welche man ſie rühmt. Schön war ſie nicht, allzu gerundet und zu ſehr ſich gehen laſſend in Gang und Stellung. Später, als ſie aufs Theater ging, wünſchte man nicht, ſie in Berlin auf der Bühne zu ſehen, da man ſie bereits als Dame der Geſellſchaft an den Hof gezogen hatte. Auch die Schröder-Devrient erblickte ich an einem dieſer Abende, und ſah ſie purpurroth ſich ſchreien, um den unglücklichen „Erlkönig“ von Schubert in ſeiner ganzen haarſträubenden Gräßlichkeit dem Publicum vorzuführen. Wie widerlich war mir Geſang und Sängerin. Dieſe Frau, die es mit den weiblichen Grazien nicht ſehr genau nahm, liebte es am meiſten Männerrollen auf dem Theater zu geben, ſie gewann Triumphe über Triumphe über greiſe Lüſtlinge, die in daſſelbe Fieber ſpäter beim Anblick der nicht minder widerlichen Pepita fielen. Das heißt heutzutage „der Schönheit dienen“!

Die kleinen Cirkel bei Hofe wurden durch die Gegenwart des alten Fürſten Wittgenſtein illuſtrirt. Dieſer Höfling war das letzte Exemplar einer jetzt untergegangenen Species. Glatt nach außen, aber gallenbitter und eſſigſauer von innen. Er konnte mit lächelndem Munde Impertinenzen ſagen, daß Dem, dem ſie galten, die Ehre, wie Shakſpeare ſagt, wie ein fauler Zahn aus dem Munde fiel. Der verſtorbene König, wenn er Jemand ſich vom Leibe halten wollte, übergab ihn dem Fürſten, und der wurde mit dem Zudringlichſten und Vorſtigſten zum Bewundern raſch fertig. Der Fürſt war der angeſehenſte Mann beim alten Hofe geweſen, und war der gefürchtetſte beim neuen, denn was „wußte“ der Mann nicht Alles. Wie ich damals nach Berlin kam, war es unter den Diplomaten von Anſehen Geſetz, zu der „Partie“ des Fürſten zu gehören und dieſen im Spiel gewinnen zu laſſen. Die Scenen am Spieltiſch ſollen eſt koſtbare Genrebildchen geweſen ſein, geeignet, um in jedes Cabinet hiſtoriſcher Malereien aufgenommen zu werden. Eine Figur, die dem Fürſten ſecundirte, ihm unentbehrlich, war der General Graf —, ein mephiſtopheliſches Genre unter dem Militär, das jetzt in dieſer Art auch nicht mehr exiſtirt, voll von Skandalen und Anekdötchen, von den Prinzen, der Armee und dem Landadel. Der Fürſt war klein von Wuchs mit einem in hunderttauſend Runzeln gezogenen Geſicht, in welchem eine eigenthümliche Schlauheit Sitz genommen, die unter dem Schein von Gutmüthigkeit ihre Triumphe feiert. Unter der vorigen Regierung konnte, wer ſeiner Fürſprache ſicher war, leicht ſteigen, er kannte den Charakter und die Geſchmacksrichtung des Herrn, dem er diente, auf das genaueſte. Er war es auch, der ſich der Berufung Goethe's nach Berlin entgegenſetzte, indem er dem mächtigen Manne, der dieſe Vorſchläge that, lächelnd erwiderte: „Laſſen wir das, ich weiß, dem Herrn iſt das nicht genehm.“ Und er hatte Recht; es iſt ſehr zu bezweifeln, ob Friedrich Wilhelm III. je ein anderes belletriſtiſches Werk in die Hand nahm als einen Roman Auguſt Lafontaine's, den er in dem Grade liebte, daß Humboldt auf Reiſen ſogar ihm aus deſſen Schriften vorleſen mußte. Wenn der Fürſt bei guter Laune war, ſo ließ er ſeinem Gaſte die wahrhaft merkwürdige Sammlung von Doſen, Ringen, Orden und Pretioſen ſehen, die er im Laufe ſeines langen Lebens als Angedenken erhalten hatte. Wie manches verblichene Porträt prangt da unter nicht verblichenen Diamanten. Die Menge der Orden, die er führte, hatte auf ſeinem Rocke längſt keinen Platz mehr, es blieben immer eine Anzahl überzählige zurück. Dabei genoß der Fürſt eine Art Popularität; ſein kleines Haus in der Behrenſtraße war Jedermann bekannt, und wenn ſein Wagen, um die Ecke biegend, an der Hausthür mit den zwei Laternen hielt, ſammelte ſich öfters ein kleiner Hofſtaat von Straßenläufern, die ſich zuriefen: Der alte Herr hat bei Hofe geſpeiſt. Beliebt war er nicht, ebenſo wenig wie ſein Factotum, jener Graf, der durch ſeine geſprochenen und gezeichneten Caricaturen ſich ſchon unter der Regierung des zweiten Friedrich Wilhelm einen eminöſen Ruf erworben. Ich glaube nicht, daß der Fürſt Memoiren hinterlaſſen hat, wenn aber, ſo könnten dieſe nicht anders als höchſt bedeutungsvoll für die Geſchichte des Anfangs unſers Jahrhunderts bis nahe an die Mitte deſſelben ſein, denn der Fürſt wurde ſehr alt.

Friedrich Wilhelm IV. zog ſeine Rathgeber aus was ſie ihm geben kann. Wir legten bei einer ländlichen Arbeit oft ſelbſt Hand an, und unter den einförmigen Melodieen der Geſänge des Volks wurde eine fette Wieſe, ein ergiebiges Kornfeld ihrer Reichthümer entlaſtet, und in unſrer Hand ſchwirrte die Senſe, auf unſern Rücken ward die volle Garbe geladen. Glückliche Bilder der Freiheit! — Wie voll und glühend ſtrömte das Blut durch unſre Adern, mit welchen ſeligen Zügen ſogen unſre Blicke das ferne Thal, die ſchattige Waldhöhe, den tiefblauen Himmel ein. Auf dem freien Felde, das Haupt auf eine Garbe gebettet, über uns den Abendhimmel, fern die Melodieen der Schnitter, ſo träumten Dionys und ich, Arm in Arm uns hinüber in die göttliche Welt alter Heroen. Uns Glückliche hielt keine Schranke; die Erde war unſer, und wir füllten ſie mit unſern Thaten, wie der Segen der Sonne das weite Kornfeld mit Aehren.

Iſt es möglich, rief ich oft, iſt es möglich, einem andern Kreiſe, als es ſein Vater gethan; ich erinnere dabei an den Miniſter Eichhorn, von dem anfangs die liberale Partei große Dinge erwartete, die aber ausblieben. Der Miniſter, der hier und da Raouts gab, bei denen der miſerabelſte Thee herumgereicht wurde, den ich je zu koſten das Unglück gehabt, war ein freundlicher Mann, dem man aber anſah, daß die Geſichter und die Dinge, die ihn jetzt umgaben, für ihn Neuigkeiten waren, von oft nicht ſehr behaglicher Art. Ein elegantes Haus zu halten war er nicht im Stande, fühlte auch nicht den Ehrgeiz dazu. Der Miniſter Graf Stolberg that wenig für die Geſellſchaft, aber, was er that, geſchah mit dem Glanze der alten Formen. Zwei bis drei geadelte jüdiſche Häuſer ſecundirten dieſen Miniſtern, im Ganzen geſchah wenig, um mit dem Hofe zu wetteifern, der faſt allein Feſte gab. Von den Geſandten lebten Viele ſo, daß man ſie ebenſo gut als in Spitzbergen oder Nowaja-Semlja wohnend hätte annehmen können; nur der ruſſiſche Geſandte machte ein glänzendes Haus, doch auch nur in wenigen Winterwochen vor Oſtern. Die Feſte fingen gemeiniglich erſt nach dem Ordensfeſte an, und beſtanden in fünf oder ſechs großen Bällen, die mit Soupers verbunden waren, und bei welcher Gelegenheit der neu decorirte Weiße

Saal in Gebrauch kam, und in mehren kleinen Reunionen, wo entweder Muſik gemacht oder Komödie geſpielt wurde. Der König that das Mögliche, dieſe Zuſammenkünfte belebt und glänzend zu machen, allein er vermochte nicht die gedrückte Stimmung zu verſcheuchen, die ſchon damals auf Allem was Geſelligkeit hieß laſtete.

Das Theater im Schloſſe zu Potsdam wurde auch in Anſpruch genommen, und hier war es, wo Tieck die Freude hatte, ſeine alten Jugendpoſſen von einem glänzenden Perſonal der Hofbühne ins Leben gerufen zu ſehen. Es war ſchwierig Billets zu erhalten, denn das Theater faßte nur eine geringe Zahl Zuſchauer. Ich verſäumte keinen dieſer Abende. Man war gezwungen Hofkleidung anzulegen, und viele der ſteif und förmlich coſtümirten berliner Hofräthe ſahen zu, wie auf der Bühne ſich ihr Stand und Rang in eine komiſche Figur verwandelte. Bekanntlich ging Tieck, der ſelbſt zuletzt Hofrath war, gegen dieſen Titel beſonders ſcharf zu Felde und lud ihm ſeine alterthümlichſten und barockſten Fratzen auf. Als ich mich zum Anſchauen des „Geſtiefelten Kater“ einfand, ſah ich im Parterre, das noch leer war, eine dunkle, unheimlich wie ein dichter ſchwarzer Nebel zuſammengeballte Wolke ſich lagern. Es war Tieck, der als der Erſte gekommen war, um ſich einen guten Platz zu ſichern. Da war er nun erſchienen, um ſich über die Gebilde und Träume ſeiner Jugend zu freuen, um noch nach langer Zeit von neuem den Kitzel zu empfinden, einen alten ehrlichen Genoſſen ſeiner Jugend, den guten Hofrath Böttiger lächerlich gemacht zu ſehen. Aber dieſe Freude war nur halb, denn Niemand verſtand mehr die Späße, die auf jene vergeſſene Perſönlichkeiten zielten. Das Stück ſelbſt machte einen unbeſchreiblich peinlichen Eindruck; es konnte nicht komiſch genannt werden, einen Schauſpieler hertrottiren zu ſehen, mit einer Katzenlarve vor dem Antlitz und einem langen Katzenſchweife, der ihm zwiſchen den hohen Reiterſtiefeln herabhing; ebenſo wenig machte der alberne König Glück, der als Schild eine koloſſale Coeurkönigkarte vor ſich hertrug. Alles leer, veraltet, an den Haaren herbeigezogen, mit der Prätenſion vorgetragen, daß man etwas unbeſchreiblich Komiſches, zum Beſten Lachenerregendes zu hören bekäme. Das Parterre war mit fürſtlichen Zuſchauenden beſetzt, die da lachten, weil der König lachte. Neben dem König ſah man eine ſeltſame Geſtalt erſcheinen, nämlich einen völlig kahlköpfigen Huſarengeneral, es war dies der König von Hannover, der damals ſehr oft in Berlin ſich einfand, ohne daß man recht begriff, was ihn dahin zog; Wohlgefallen an dem „Geſtiefelten Kater“ gewiß nicht.

Eine andere Pièce, die auch aus der Küche der poetiſchen Gourmandiſe des Königs ſtammte, und auch reichlich den Hautgoût einer altgewordenen Celebrität an ſich hatte, war der „Sommernachtstraum“ Shakſpeare's, zu dem Mendelsſohn-Bartholdy eine Ouverture geſchrieben, welche bei den Kennern Beifall fand. Wie das Stück ſo die Muſik — Beides unerquicklich, wenig anſprechend, falſch und heuchleriſch gelobt, im Geheim völlig gleichgültig laſſend. Bei dieſer Gelegenheit habe ich von neuem deutlich geſehen, wie thöricht es iſt, einer Zeit die Productionen früherer Jahrhunderte, die mit ihren Geſchmacksanfoderungen und Zeitbedürfniſſen weit hinter uns ſtehen, mit Gewalt aufdrängen zu wollen, und zwar ohne alle Aenderung und Kürzung, ganz ſo wie ſie damals beſtanden. Es iſt damit weder der Poeſie noch dem Bedürfniß der Zeit gedient. Mag ein moderner Dichter, was er groß, erhaben oder in komiſcher Wirkung trefflich bei dieſen Alten findet, bei ſich beherzigen, und es durch das zeitgemäße Organ ſeiner eigenen ſchöpferiſchen Production hindurchwuchernd, uns vorführen, auf dieſe Weiſe eignet ſich jede Zeit das Gute ihrer Vorgängerin an: allein nackt und bloß, fremdartig bis zum Entſetzen, beſtäubt mit Moder und Puder, mumienhaft zuſammengetrocknet — ſo wird kein genialer Geiſt der Vorzeit bei uns Eingang finden. Die Komik Shakſpeare's iſt ebenſo veraltet, nicht was ihren Kern betrifft, denn der iſt heute noch ſo friſch, wie er es damals war, und wird es bleiben ſolange es Thoren gibt, ſondern die Schale, wie es Molière iſt. Die „Luſtigen Weiber von Windſor“ und die Prahlereien Falſtaff's ſind gerade ſo ungenießbar — wenn wir ehrlich ſein wollen — wie die „Précieuses ridicules“. Warum zwingt man uns ſie zu belachen? Wir finden ſie nicht komiſch. Der „Sommernachtstraum“ ſtellt dieſelbe Aufoderung an uns; auch da ſind einige burleske Figuren, die auch nicht die kleinſte Ader des Komiſchen oder auch nur Wirkungsvollen an ſich haben — der Mann mit dem Eſelskopfe, Pyramus und Thisbe u. ſ. w. Ich habe es an mir und auch an Andern erlebt, daß man in eine Art Erbitterung verfällt, in einen troſtloſen verſteckten Zuſtand, wenn Einem immer wieder das rein Alberne, Unverſtändliche als etwas geboten wird, was das Aeußerſte an Erheiterung, Belebung und froher Wirkung hervorbringen ſoll; und ich habe Tieck nie ſo ſehr gegrollt als an dieſen Abenden, wo ich ihn dicht vor mir ſah und in ihm den Urheber erkennen mußte, der alles das fatale Zeug, ohne die Nation und ihren Geſchmack zu fragen, vornehm ihr aufnöthigte. Wie ganz anders hätten ſich dieſe kleinen Verſammlungen geſtaltet, wenn ein Fürſt und ein Dichter zuſammen dem Bedürfniß der Zeit hätten Rechnung tragen wollen und das wahrhaft Intereſſante und Ergötzliche des wirklichen Lebens hätten vorführen wollen, wie es am kleinen Hofe zu Weimar geſchah in jenen Tagen, von denen unſere Literaturgeſchichten mit Entzücken ſprechen. Doch — Alles in Allem genommen — es war doch etwas, und wenn es auch nicht Das war, was man wünſchen konnte, ſo war es doch auch nicht Das, was man hätte fliehen oder verabſcheuen müſſen; es war nur eben etwas, was langweilig war, ſehr viel Geld koſtete, und das ſpurlos in der Erinnerung der nächſten Jahre ſchon ſich verwiſcht hat.

5.

Da ich von Kunſtproductionen bei Hofe ſpreche, ſo muß ich eines Mannes Erwähnung thun, der einen Theil des Feldes dieſer Productionen in weitgedehntem Maße zu überwachen hatte. Wie die Muſik als ihren Generalintendanten den Grafen Redern, das Theater den aus München herbeigerufenen Herrn von Küſtner, ſo führte Alles, was mit Bildern, Sculpturen, Sammlungen aller Art in Verbindung ſtand, den Herrn von Olfers zum Generaldirector mit ſich. Ich habe ſein Haus nicht aufgezählt, als ich die Salons beſchrieb, denn es war kein Salon im eigentlichen Sinne. Ein ſtrenger Partiſan des Hofes, richtete Herr von Olfers ſeine Aufmerkſamkeit nur auf Perſonen und Dinge, die mit der Kunſt oft nur einen loſen, mit einflußreichen Perſonen aber einen engen Zuſammenhang hatten. Ich habe nicht gehört und geſpürt, daß irgendeine fruchtbringende Anregung von dieſer Stelle ausgegangen ſei. Das Haus war alle Donnerstage offen, und man fand gleich beim

Eingange, der mit antiken Büſten geſchmückt war, den Herrn des Hauſes, der gewöhnlich ein paar „vornehme“ Gäſte mit Vorzeigung von Kupferſtichen unterhielt. Ging man weiter, ſo fand man die Damen des Hauſes, und dieſe beſtanden in einer ausnehmend klugen und liebenswürdigen Mutter und zwei ſchönen und talentvollen Töchtern. Frau von Olfers, die Tochter des unter Wittgenſtein's Herrſchaft ſehr mächtigen Staatsraths Stägemann, eines höfiſchen Spottgeiſtes, wie es damals mehre gab, war ganz dazu geſchaffen, die Unterhaltung zwiſchen drei oder vier Perſonen belehrend und intereſſant zu machen; allein ſie war zu bequem, einen vollgefüllten Raum in Ordnung zu halten, oder in einzelne Gruppen nach der Taktik des Salons zu vertheilen. Deshalb waren dieſe Zuſammenkünfte nicht Das, was ſie hätten ſein können. Die vom Hofe begünſtigten Künſtler ſtellten die andern ungebührlich in Schatten, und man weiß wie leicht ein deutſcher Künſtler auf dem Boden des Parquet in Schatten zu ſtellen iſt. Die Elnbogenſtöße ſind ihm nicht gegeben. Ich habe den vielleicht größten Künſtler, den Preußen hat, dort ſehr unbeachtet geſehen, den Hiſtorienmaler Adolf Menzel, während der Hofliebling und ruſſiſche Begünſtigte, der Paradenmaler Krüger, einer ganz andern Beachtung ſich erfreute. Jedem das Seine. Krüger hatte gewiß ſeine großen Verdienſte, aber mich dünkt, wo wirklich die Liebe zur Kunſt, die Verehrung des Talents der äußern Mittel ſich erfreut, dieſe Liebe zu bethätigen, dieſe Verehrung darzuthun, indem ſie die Begabung, wo ſie ſie findet, ans Licht zieht, ſie ſich in anderer Art zeigen muß. Menzel hatte damals freilich noch wenig geleiſtet, aber das Wenige zeigte dem Kenner ſchon vollkommen, was er zu erwarten habe. Er war aber von keinem Hofe empfohlen und beſchützt.

Zuweilen, obgleich ſelten, fanden auch vorleſende Poeten einen Abend ihren Productionen geöffnet; aber dies waren ebenfalls ſolche, die mit einem Geleitſchein der Höfe kamen; ſo hab' ich den prätentiöſen Dichter der „Amaranth“ ein ſüßlich-bitteres, ſtachelig-weiches Drama vorleſen hören, das unter affectirtem Sanftthun Hiebe austheilte auf Alles, was geiſtig frei und keck regſam einer gewiſſen Partei beſchwerlich fiel. Wem dieſe Atmoſphäre behagte, mochte ſich darin bewegen, ſtärkere Geiſter, die dieſe hofgefällige, beifallnickende und nach äußern Zeichen der Gunſt hinlauſchende Geſellſchaft nicht mochten, zogen ſich zurück zum großen Leidweſen der geſcheiten geiſtvollen Damen, deren einige ſich in dieſem Salon fanden, und die nun gleichſam aufs Trockene zu ſitzen kamen. Die Oberhofmeiſterin von B. war eine dieſer Damen, die noch nach alter Art ein geiſtreiches, munteres Geſpräch liebte, und die viel lieber durch kleine Witzſpiele ſich den Abend hintändeln ließ, als daß ſie einem abgeſchmackt pedantiſchen Geſpräch über Humboldt's „Kosmos" hätte lauſchen mögen. Herr von Varnhagen verließ den Salon, weil er den Kreis nicht fand, der zu ihm paßte und zu dem er paßte; Fürſt Pückler kam nie hin. Wo man aber irgend konnte ſuchte man Frau von Olfers zu begegnen, denn ihre liebenswürdige, mit der Wärme und dem Gedankenreichthum einer wahrhaft poetiſchen Natur geſchmückte Perſönlichkeit entfaltete ſich überall anderswo ungezwungener und ergiebiger, als es in ihrem Hauſe geſchah. Eine ihrer Nichten, die Gräfin St. M., war eine Erſcheinung anziehender und abſtoßender Art. Mit dem ſchlanken Wuchſe und der edeln Geſichtsbildung einer antiken Schönheit verband ſie die Manieren eines pariſer Taugenichts, oder beſſer eines berliner Gamin. Dies machte eine ſehr pikante Wirkung. Sie konnte das berliner Straßenpatois auf eine bewundernswürdige Weiſe nachahmen, und dabei ſah ſie ernſt und faſt ſtreng aus wie die Pallas von Velletri. In großer Toilette war ſie eine der ſchönſten Ballfiguren des Hofes.

Frau von Olfers beſaß nicht den Ehrgeiz, in

Dionys — daß es einſt anders werde? Kann dieſes Feuer in unſerm Buſen erſterben, können jemals die kräftigen und ſtolzen Vorſätze unſrer Tugend erlahmen?“

„Nie — o nie!“ entgegnete er. „Und wenn ein hartes Geſchick uns zu demüthigen dennoch die Abſicht hätte, o dann rette uns ein freiwilliger Tod vor der ſchmachvollen Stunde. Unſer Blick ſchaue nie das Ende unſrer Tugend und unſrer Liebe!“

Er umſchloß mich und ſeine Thränen rannen an meiner Wange.

Dieſe wenigen ſtolzen Worte charakteriſiren vollkommen den Genoſſen meiner Jugend. Dionys war, wie ſchon geſagt, der Sohn eines Pfarrers, der wegen abweichender, in jener ſtrengen orthodoxen Zeit für ketzeriſch erklärten Meinungen ſeines Amtes entſetzt worden war. Dieſes Ereigniß hatte unſtreitig auf das Gemüth des Sohnes einen tiefen Eindruck gemacht. Dionys ihren Salon Berühmtheiten zu ziehen, ſonſt hätte ſie ſich mehr Mühe gegeben, Gäſte, die dieſen Nimbus um ihr Haupt hatten, aufzuſuchen. Wer da kam war ihr recht, wenn er anders auf die „Liſte“ paßte, die ihr Mann in der Taſche hatte. Frau Paalzow war eine der Repräſentantinnen der berliner ſchöngeiſteriſchen Kreiſe, ſie wohnte in demſelben Hauſe, und bis zuletzt, wo ihr das Treppenſteigen unmöglich wurde, verſehlte ſie nicht an Donnerstagen theilzunehmen. Rauch, Schelling, Ranke, Henſel waren nicht leicht fehlende Gäſte; aber man hatte wenig von ihrem Daſein; es kam zu keiner lebhaften Discuſſion. Die für das Leben der Salons tödtliche Sitte des Zwiegeſprächs in den Fenſterniſchen und Stubenecken herrſchte hier in einem verderblichen Grade und wurde durch keine Disciplin des Wirths oder der Wirthin zunichte gemacht. Die Frauen mußten aufſtehen und ſich die Männer ſuchen, ihnen in ihre Ecken und Verſtecke nachlaufen. Hier ſah ich auch zum erſten mal den Bruder Tieck's, den mit ſeiner Discantſtimme vielſprechenden Bildhauer, der auf einer beſtändigen Jagd nach ſchönen Händen und Füßen ſich befand, und bewirkte, daß mancher Fuß das Dunkle ſuchte, und manche Hand ſich mit den Spitzengarnituren des Schnupftuchs beſcheiden bedeckte. Tieck aber wußte mit einer gewiſſen artiſtiſchen Unverſchämtheit ſolche einſiedleriſche Gliedmaßen doch aus ihrem Dunkel zu ziehen, und da war es denn ſehr ergötzlich, wie er eine ſolche ſich flüchtende Hand unbarmherzig erfaſſend, ſie einem Examen rigoroſum unterwarf und ungeſcheut Lob und Tadel über ſie ausſprach, als ſei die Eigenthümerin dieſer Hand gar nicht gegenwärtig. Ebenſo machte er es mit den Füßen, ja, er murmelte manchmal ſogar etwas über darüberſtehende Regionen, wodurch er den Prüden läſtig wurde. Friedrich Tieck hatte nicht die Schönheit und nicht das Talent ſeines Bruders, er war aber eine ehrlichere Natur, und was er in der Kunſt geleiſtet, iſt aller Ehren werth. Sein Ende war betrübend. Als das letzte ging aus ſeiner Werkſtätte ein Gebilde hervor, das auf einer der Treppenwangen des berliner Schauſpielhauſes aufgeſtellt, ein Bild ſeines eigenen Lebens genannt werden kann. Es iſt ein Genius, der auf einem häßlichen Unthier reitet, das wol ein Leopard ſein ſoll, aber wie eine geſchundene koloſſale Katze ausſieht. So ritt der Poet bei ihm auf dem häßlichen Thiere der niedrigen Gelüſte, und das häßliche Thier ging mit dem armen kleinen Poeten durch, er verſtand es nicht zu bändigen. In dem großen Empfangſaal des Schloſſes zu Weimar ſteht von ſeiner Hand geformt eine Muſe, die ſchön in Gewand und Stellung iſt, und die die Porträtfigur der berühmten Jagemann, ſpätern Baronin von Heygendorff darſtellt.

Den Bildhauer Wichmann ſah ich ebenfalls in jenen Räumen. Damals war gerade ſeine Porträtfigur des Kaiſers Nikolaus fertig geworden, die dieſen Fürſten in völliger Nacktheit darſtellt, ſehr ſchön, aber ſehr wenig aufſtellbar für die Prunkgemächer in unſerer heuchelnden verſchämten Zeit, wo man höchſtens ein halbnacktes Nymphchen dem Künſtler verzeiht, dagegen aber die ſchamloſeſten, ſchönheitswidrigſten Stellungen und Gewänderentfernungen der Pepitas und anderer Lampengrazien begierig aufſchlürft. Der König hat Verdienſtliches geleiſtet, daß er trotz des Geſchreis, das man erhob, die ſchönen Gruppen auf der Brücke beſtehen ließ. Ich habe die Wichmann'ſche Nikolausfigur geſehen, und dreißig Jahre zurück, wo die Literatur und Kunſt noch nicht in den Kleinkinderbewahranſtaltenſtil verſunken war, hätte ſie dreiſt aufgeſtellt werden können; denn der Kaiſer war ein „ſchöner“ Mann, und hier ſieht man es, während man es in der eingeſchnürten Uniform kaum ſah. Ob der Bildhauer Kiß ſchon damals ſichtbar war in dieſen Kreiſen, weiß ich in der That nicht zu ſagen; ich vermuthe nicht.

An einem Hofe, wo keine ſchönen Frauen herangezogen werden, kann es nie lebhaft hergehen. Die Frauen bringen den Geiſt der Intrigue in die Hofluft; ohne dieſes Aroma oder Miasma, wie man es nennen will, iſt die Hofluft fade. Friedrich der Große, der keine Frauen um ſich ſah, hatte dafür ſeine Philoſophen; ſein Nachfolger hatte vielleicht etwas zu viel Frauen um ſich; der nächſte darauf hatte das Glück, in der Kronenträgerin ihm zur Seite die ſchönſte Frau in nächſter Nähe zu haben. So iſt der preußiſche Hof immer zugleich ein „belebter“ Hof geweſen, ich wüßte aber nicht zu bezeichnen, worin das Belebte an dem jetzt regierenden beſteht. Es iſt natürlich hier die Rede von dem damaligen Hofe, in der Gegenwart ſind dieſe Anfoderungen kaum mehr zu ſtellen, an keinen Hof, denn ſeit den letzten Jahren befindet ſich die Geſellſchaft in einem Kampf untereinander, der bis in die höchſten Schichten hinauf und bis in die niedrigſten hinabgeht. Der kleine Hof von Weimar war viel belebter als der große von Berlin. Man hätte denken ſollen der König würde eine Menge Elemente der Geſelligkeit herbeiziehen; aber es geſchah nicht. Die Prinzeſſin von Preußen hätte ebenfalls in kleinen Kreiſen belebende Kräfte um ſich verſammeln können, aber ſie that es nicht; der Hof war und blieb langweilig, die Geſellſchaften einförmig und ſteif.

Wer ſich amüſiren wollte, mußte einen kleinen Kreis von Frauen und Männern aufſuchen, die noch aus frühern Tagen die guten Elemente bewahrt hatten. So war es mir vergönnt, ein Aſyl der Art zu finden in dem Hauſe des Fräulein S —, die alle Gaben und Talente beſaß, die zu einer Prieſterin geiſtvoller Geſelligkeit gehören. Ich habe ihr aber noch mehr zu danken als blos den Genuß belebter Stunden und literariſcher Gaben: ich lernte in ihr ein edles, allem Menſchlich-Schönen und -Wahren zugewendetes Herz kennen, einen Geiſt, der frei, wie ſelten ein Mann, über Vorurtheil und Lüge ſich emporſchwang. Mehr über dieſe ſeltene Frau zu ſagen, iſt mir nicht erlaubt, da ſie nie die Arena der Oeffentlichkeit hat betreten wollen, obgleich keine weibliche Feder geeigneter wäre als die ihrige, die Literatur zu bereichern. Sie iſt wie die Leonore im „Taſſo“, die Freundin der Dichter, ohne ſelbſt um den Lorber zu werben.

Von den Frauen am Hofe will ich noch anführen die Gräfin Brandenburg, durch ihre imponirende Geſtalt und durch die friſche Laune ihrer Unterhaltung bemerkbar. Sie war die Gemahlin des ſpätern Miniſterpräſidenten. Nächſt ihr, freilich in einem andern Genre und zu den jugendlichen Schönheiten ſich zählend, Frau von F —, die aus den Hallen des ruſſiſchen Geſandſchaftshôtel hervorging. Ich habe ihr Porträt in einer der Illuſtrationen meines Märchens „Tutu“ gegeben. Freilich iſt der Holzſchnitt, der nach meiner Bleiſtiftzeichnung gemacht wurde, unendlich misrathen; Daſſelbe gilt von den Blättern, auf denen Tieck und der König, dann die drei Schriftſtellerinnen, die Gräfin Hahn, Frau Paalzow und Frau von Arnim, dargeſtellt ſind. Bei der ſo ſehr fortgeſchrittenen Technik heutzutage würden dieſe Skizzen ungleich beſſer und der Zeichnung anpaſſender wiedergegeben worden ſein.

Unter den Männern hebe ich auch einige heraus, deren Bild mir erinnerlich geblieben iſt, und von denen auch zwei ſchriftſtelleriſche Productionen zutage gefördert haben. Der Oberkammerherr von Arnim, ein Vetter jenes Dichters, deſſen Werke ſeine Witwe jetzt neu geſammelt herausgibt, kam eben damals von einer Reiſe aus Petersburg zurück, ganz erfüllt von der ehrenden Aufnahme, die man ihm dort erwieſen. Das Buch, das er über dieſe und andere Reiſen ſchrieb, trug aber unglücklicherweiſe den Charakter der alleräußerſten Discretion an ſich und wurde dadurch langweilig. Wenn man ſieht, daß der Autor nur lebt und nur loben will, alle die feinen Züge gefliſſentlich ausläßt, die einem Porträt Leben verleihen, ſo können ſeine Schilderungen nicht anders als ungenügend ſein. Die Kammerherren der alten Sorte, die Pöllnitze u. ſ. w. machten es anders; durch ſie wiſſen wir, wie es an den deutſchen Höfen des 18. Jahrhunderts herging; durch ein ſolches Buch, wie es die „Flüchtigen Bemerkungen eines flüchtigen Reiſenden“ ſind, werden Die, die nach uns kommen, nichts erfahren. Wozu ſind dieſe Hofleute anders da, als um zu plaudern! Eine ernſte Miſſion haben ſie nicht, es läuft bei ihnen Alles auf Hofklatſch hinaus, und ein St.-Simon iſt der Patriarch und das Muſter dieſer Gattung von Serailcommentatoren. Sie werden fortwährend mit Diners, mit Soupers regalirt, und während ſie Paſteten ſchmauſen und Champagner ſchlürfen, heften ſich ihnen allerlei kleine Skandale an, die ſie dann wie Spinnen, die am Rocke hängen blieben, während man durchs Gebüſch ſtreift, nach Hauſe bringen und dort bei ſich weiterſpinnen laſſen. Alsdann beluſtigen ſie ſich und laſſen ſolch eine eingefangene Spinne über den nackten Arm einer Dame hinlaufen, die dann kreiſchend aufſpringt. Herr von Arnim hatte wol auch ſolche Spinnen eingefangen, aber er ließ ſie nicht laufen, ſoviel nackte Arme auch in ſeine Nähe kamen.

Das war betrübend, denn dadurch wurden ſeine Bücher fade und ohne Intereſſe. Wie viel Kirchen eine Stadt hat, wie viel Einwohner, dergleichen Dinge kann man auch anderswo finden, dazu braucht man nicht das Buch eines Höflings aufzuſchlagen, der Zutritt hat dort, wo jene Kirchenzähler nicht hingelangen. Das unheilvolle Wort „Rückſichten“ iſt der Stammvater ganzer Bibliotheken nichtsſagender Bücher, die als geborene Maculatur in die Welt kommen. Fühlt man ſich nicht frei, hat man nicht den Muth ſeinen Weg zu gehen, ſo bleibe man zu Hauſe. Ich will lieber einen Menſchen beleidigen als meine Zeit, und eine Beleidigung iſt es der Zeit, in der man lebt, ein ſchwaches, nichtiges Buch zu geben. Und die Fürſtlichkeiten, man muß wiſſen, wie ſie über dieſe Dinge denken! wie es ihnen völlig gleichgültig iſt, ob man ſo oder anders ihre banalen gnädigen Phraſen hinnimmt; der Mann und ſein Buch ſind eine Viertelſtunde nach dem Sehen des Einen und dem Durchblättern des Andern ſpurlos vergeſſen. Aber dieſem Manne, der das Buch ſchrieb, kann es nicht gleichgültig ſein, ob er gegen Urtheil und Gewiſſen gelobt und geſchmeichelt hat. Es iſt, als hätte man gegen eine leere Wand eine Verbeugung gemacht; man iſt beſchämt und lächerlich gemacht zugleich. Ich habe mich wohl gehütet, Sr. Excellenz etwas von dieſen Betrachtungen zu ſagen; und hätte auch wenig genützt, die Strahlen ſeines Ordensſterns gingen über die Literaturgeſchichte weg. Ein anderer Autor, ein Poet, war der Graf B —, der aber ganz anderer Art war. Es lag in ihm etwas von dem Prometheusſtolz eines großen Dichters und er grollte den Fürſten ebenſo wie allen Menſchen, weil ſie ihn nicht dafür anerkannten, was er ſein wollte; vor Allen war er den Buchhändlern feind, die nicht danach trachteten, ſeine Poeſien zu befördern. Auch ich verſcherzte ſein Wohlwollen, das er mir anfangs zuwendete, indem ich über ihn auf ſeinen Wunſch etwas ins „Morgenblatt“ in Stuttgart abdrucken ließ, was aber natürlich, obgleich es anerkennend war, ſeiner maßloſen Eitelkeit nicht genügte. Es macht mir einen wehmüthigen Eindruck, wenn ich auf jene „ariſtokratiſche“ Literatur zurückblicke, in deren Mitte ich mich damals bewegte und die nichts that, um der jungen Volksliteratur, die kräftig neben ihr heranwuchs, die Spitze zu bieten. Was hätte geſchehen können und was geſchah! Selbſt auf dem Felde der Proſa, in den Spalten der Zeitblätter kämpfte keine einzige Feder von Bedeutung; erſt als das unglückliche Jahr 1848 erſchien, kam die volle, blutende, aus dem innerſten verwundeten Herzen ſtrömende Poeſie der Loyalität und des ariſtokratiſchen Elements zutage, und machte ſich in den Zornflammen und den klagenden Elegien der Kreuzzeitung geltend, die damals wirklich etwas von einer „zerriſſenen Fahne“ an ſich hatte, ein rührend und heilig Denkmal des alten Preußenſtaats, von hundert Kugeln zerfetzt, doch aber hoch emporgehoben. Von der jetzigen Kreuzzeitung ſpreche ich nicht, ſelbſt nicht von der, die ein halbes Jahr nach ihrer Gründung ſchon von fern das Blitzen der Bayonnete ſah, die ihr zu Hülfe eilten.

Eine originelle Figur war ein Obriſt von B —, ein alter Huſar — oder vielmehr ein ewig junger, der noch die Uniform ſeines Regiments unter Alexander dem Erſten trug, und nie bei den Hoffeſten fehlte, wo er die jüngſten Damen zum Tanze aufforderte. Durch eine Sonderbarkeit, die er ſich im Laufe der Zeit angewöhnt, war er dazu gelangt, aus der Nacht Tag zu machen, und ſomit erhob er ſich von ſeinem Lager um 10 Uhr Abends, frühſtückte und begann nun in aller Ruhe ſeinen Tageslauf, unbekümmert darum, ob die übrige Welt um ihn her jetzt Nacht hatte. Friſirt und elegant gekleidet, machte er um 11 Uhr ſeinen Morgenſpaziergang unter den Linden und trat dann um Mitternacht in eine Reſtauration, war alt genug, um das Bittre eines Kampfes mit den herrſchenden Meinungen einzuſehen, und doch noch nicht gereift genug, um die ſüße Frucht, die auf dieſem bittern Stamme wuchs, das philoſophiſche Rechtsbewußtſein eines Redlichen im Streite mit der Welt, ſchon zu ſchmecken. Er erblickte nur das Unrecht, das man ſeinem Vater anthat, und das dieſer geduldig litt, und ſeine junge, argloſe Seele empfand die lebhafteſten Schmerzen. Weich, voll Sehnſucht, zum Glauben geſchaffen, hatte zugleich ſein Gemüth die empfindſamſte Reizbarkeit vor den Eindrücken der Außenwelt. Dieſe eine große Ungerechtigkeit, deren Zeuge er geweſen, war ihm ein Bürge, daß ſich deren im Lebenslauf eines Menſchen noch viele finden würden. Der Zweifel trat in ſeine Seele und vergiftete den Born der Liebe. Ich beſaß ſein Herz und ſein volles Vertrauen, aber über mich hinaus fing ſchon die Grenze ſeiner Skepſis an, kaum daß er dem Vater und Verwo er zum Schrecken der Kellner eine Collation „warmer“ Speiſen verlangte. Natürlich erzwang er durch enorme Trinkgelder, daß ihm gewillfahrt wurde; alsdann aber beklagte er ſich darüber, daß die Reſtauration ſo leer ſei, daß die Gäſte ſo früh ſich entfernten. Wenn ich Abends aus den Geſellſchaften kam, fand ich ihn unter den Linden, morgenfriſch und in ſehr munterer Laune. Bis 4 Uhr Nachts wandelte er ſo herum, ſtets über das philiſtröſe Berlin ſcheltend, das ſo früh zu Bette ging, während er in Paris doch noch zu ſo guter Stunde Leute in den Häuſern und auf den Straßen gefunden. Nur zwei Häuſer hatte er, die ihm zu Gefallen, weil er in der That ein höchſt angenehmer Geſellſchafter war, ihre Zimmer noch bis 12 Uhr offen ließen; allein von dieſen Getreuen ſchloß ſich auch bald das eine Haus, und in dem andern fand er nicht mehr die „Jugend“, die er ſuchte, und deshalb blieb er hier von ſelbſt weg. Die Nachmittagsſtunden, das heißt, die Stunden zwiſchen 5 und 6 Uhr Morgens, brachte er damit zu Piano zu ſpielen, das er meiſterhaft ſpielte, aber hiermit brachte er eine förmliche Revolution in ſeinem Gaſthofe, wo er ſeit Jahren wohnte, zuwege. Die Unglücklichen, die eine Stube neben der ſeinigen gemiethet hatten, fuhren aus dem Schlafe empor, bei den erſten Accorden, und klingelten ohne das Finale abzuwarten ſtürmiſch nach dem Kellner, der dann kam und zu diplomatiſchen Miſſionen gebraucht wurde. Man ließ dem „Herrn“ ſagen, „man wolle jetzt keine Muſik hören, es wäre unmöglich jetzt Muſik zu hören, man bäte den Herrn zu bedenken, daß in dieſer Stunde Niemand Muſik vertrage u. ſ. w. — Gutmüthig wie er war, hörte er dann auf, aber er beklagte ſich dann bitter über den wenigen muſikaliſchen Sinn in Berlin. Dieſe Skizze wird bei Allen, die den Mann gekannt, ein Lächeln der Erinnerung hervorrufen, denn der Oberſt von B — war eine Art Stadtfigur geworden, beſonders in den höhern Geſellſchaftskreiſen, die ſo arm an Originalen ſind. Zur Zeit der Unruhen und der Straßenaufſtände gerieth der Oberſt in eine nicht auszudrückende Aufregung. Er ſah ſich nirgends mehr ſicher, ſelbſt Nachts nicht, wo ſein Tag war. Er gehörte zu Denen, die mit der Welt nicht mehr fertig werden konnten, denen Alles aus Rand und Band gekommen ſchien, und die nirgends wußten wohin ſich bergen. Daß es jetzt Leute gab, die auch Nachts aufſtanden, aber nicht um Piano zu ſpielen, nicht um in die Salons zu gehen, ſondern um in Kellern und Winkeln zu conſpiriren, war ihm eine erſchütternde Entdeckung. Alle ſeine kleinen Freuden fielen weg, keine Griſettenbälle mehr, keine nächtliche überraſchende Zuſammenkünfte, nichts — nichts, ſtatt deſſen Tumult auf den Straßen, ewiges Signalgeben, Trompetengeſchmetter, und Soldaten, die keine Soldaten waren. Wie ich ihn beſuchte, führte er mich an ein Fach ſeines Toilettenſchranks, dort lagen Cocarden von einer koloſſalen Größe, keine einzige ſchwarzweiße, alle ſchwarzrothgolden. „Wir müſſen dieſe Anzeichen anſtecken“, rief er, „wenn wir uns auf der Straße zeigen, dadurch allein werden wir geſchützt.“ Ich ſagte ihm, daß ich entſchloſſen wäre keine Cocarde zu tragen, weder eine ſchwarzweiße noch ſchwarzrothgoldene. „Alsdann bedaure ich“, entgegnete er raſch entſchloſſen, „dann können wir nicht zuſammengehen; ich ſtecke eine demokratiſche Cocarde an.“ Und er nahm eine der größten, heftete ſie ſeufzend an ſeinen Hut, und ſtieg durch die Hintertreppe des Hôtel auf die Straße hinab. Ein alter Ariſtokrat vom reinſten Waſſer mit ſchwarzrothgoldener Cocarde! Auch ein Bild der Zeit!

Etwas ſpäter in der Zeitfolge, aber dennoch hier mit herangenommen ſei das Bild der ſchönen Thereſe von Bacheradt, um die Zuſammenſtellung des damaligen berliner Geſellſchaftslebens zu vervollſtändigen. Sie hatte keinen eigentlichen Salon, denn ſie befand ſich nur zum Beſuch, doch aber ſammelte ſie einige der ſonſt ſo ſehr verſtreuten Geiſter um ſich her. Ein enges, etwas unbegreifliches Freundſchaftsbündniß hatte ſie mit Fanny Lewald geſchloſſen, ein anderes, mehr begreifliches, mit einem unſerer größern Literaturnamen. In ihrem Zimmer im Gaſthofe kam man zuſammen, nicht um Thee zu trinken, was ſchon als unzeitgemäß und veraltet betrachtet wurde, ſondern um Cotelets zu verſpeiſen und Bier zu trinken. Hier und da brachte auch die ſchöne Thereſe ganz verſtohlen eine Cigarre zum Vorſchein und unter ungeheuerm Applaus der Männer ſteckte ſie ſie zwiſchen die Lippen. Alles neu, Alles reizend! — Wäre Thereſe nicht ſo ſchön geweſen und Fanny Lewald nicht ſo geiſtvoll, es hätte unleidlich ſein können; ſo aber fügte man ſich. Die alten, in ihrem guten Rechte beſtehenden Theecirkel nannten dieſen neuen, uſurpatoriſchen Verein die Cotelettenbrüderſchaft. Es war aber eine ganz angenehme Brüderſchaft, und obgleich ſie nur wenige Abende erlebte, kann ſie doch auf Erinnerungsdank rechnen. Die ſchöne Thereſe iſt in ferne Regionen durch frühen Tod ihren Freunden und Bewunderern entzogen werden, eine liebenswürdige Frau weniger, jetzt gerade, wo wir die liebenswürdigen Frauen ſo nöthig haben!

Die Cotelettenbrüderſchaft erzählte ſich manchmal Geſchichten, und ich will, um den Leſer von dem Schauplatz der Wirklichkeit, auf dem ſich zu tummeln ihm auf die Länge vielleicht ermüdend fällt, abzuziehen, ihm im folgenden Abſchnitte eine dieſer Erzählungen auswählen, die ſich durch ihre Kürze empfiehlt. Es iſt ein harmloſes Märchen, das dazu, um ſich unſerer realiſtiſchen Modeliteratur zu empfehlen, noch eine hausbackene moraliſche Schlußfolgerung ſich angehängt hat.

6.

König Kamäleon.

Es war einmal ein König, der beherrſchte ein großes Reich mit vielen, vielen Tauſend Unterthanen, die alle ihn als ihren Vater liebten und nur Gutes von ihm ſprachen. Nur Eins hatten ſie an ihm auszuſetzen, und dieſer Umſtand war ein Landesgeheimniß, von dem Jedermann wußte, aber das Niemand gern dem Andern wiedererzählte, eben weil es ein Geheimniß ſein ſollte. Die Sache hing ſo zuſammen.

Es war damals die gute Einrichtung in der Welt, daß, um Irrungen zu vermeiden, die verſchiedenen Bewohner der verſchiedenen Länder eben dieſelbe Farbe hatten, wie ſie auf der Landkarte ihr Land hatte. Dies war zur Erleichterung aller Paßanſtalten und Fremdenbureaus von unberechenbarem Vortheil. Aber wie denn keine einzige gute und zweckmäßige Einrichtung in der Welt lange vor dem Andringen leichtfertiger und böſer Menſchen Beſtand hat, ſo ging es auch hier. Der Verlauf dieſer wahrhaften Geſchichte wird dies zeigen. An dem Hofe des jungen Prinzen fand ſich ein Gelehrter von einem außerordentlichen Rufe. Dieſem wurde die Erziehung des jungen Fürſtenſohns anvertraut. Der Prinz war ein aufgeweckter Knabe, der ſeinem Lehrer mehr zu ſchaffen machte, als dieſem lieb war. Eines Tages ſagte er zu dem Gelehrten: „Wißt Ihr was, Magiſter, ich möchte gar zu gern etwas in der Welt ſein, errathet Ihr wol was?“ — „Königliche Hoheit wollen ein großer Feldherr ſein?“ — „Nein.“ — „Oder ein weiſer Regent?“ — „Nein.“ — „So werden Eure königliche Hoheit gewiß ein guter Sohn ſein wollen?“ — „Das iſt es Alles nicht“, rief der Prinz ungeduldig, „Dergleichen verſteht ſich von ſelbſt. Magiſter, könnt Ihr denn gar nicht errathen, was ich ſein möchte.“ — Der Gelehrte zuckte die Achſeln und ſchüttelte den Kopf. „Nun denn“, ſagte der Prinz, „ſo ſollt Ihr's denn wiſſen, ich möchte «blau» ſein.“ Der Gelehrte erſchrak, denn er wußte nun, wo das hinaus wollte. „Königliche Hoheit“, hub er ſehr ernſt an, „das geht durchaus nicht. Sehen Sie hier auf die Karte. Alle ihre künftigen Unterthanen ſind «weiß», Sie ſelbſt ſind weiß, Ihr Vater war es, wie ſchickte es ſich wol, daß wir plötzlich eine andere Farbe bekämen, als die iſt, mit der wir einmal vor Gott und Menſchen auf der Landkarte ſtehen.“ — „Es ſoll ja auch nur zum Spaß ſein“, ſagte der Prinz, „mich langweilt die Farbe, die ewig dieſelbe bleibt. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, wie ich »blau« würde. Wißt Ihr keins, Magiſter?“ — „Nein, beileibe nicht, Prinz, und wenn ich auch eins wüßte, ich würde es nicht kundgeben, denn was würde das Land ſagen, wenn es erführe, daß ich meinem Zöglinge Künſte beigebracht, die gegen alle Ordnung der Natur und Welt ſtritten? Mein Prinz, die weiße Farbe iſt eine ſehr ſchöne Farbe, man könnte ſie die ſchönſte nennen, denn ſie iſt am nächſten dem Lichte verwandt, danken Sie daher dem Himmel, daß er Sie nicht grün, oder blau, oder gar roth, ſondern hat weiß werden laſſen. Weiß iſt auch die Farbe der Unſchuld.“ — „Das iſt mir ganz gleich“, rief der Fürſt, „die Unſchuld iſt eine Perſon, die ihre eigene Toilette macht, und die vielleicht Urſache hat Weiß aufzulegen. Wer kennt ſie denn, und wer weiß wie ſie früher gelebt hat, und ob ſie nicht Manches zu verſtecken hat.“ — Der Gelehrte ärgerte ſich über dieſe Reden dermaßen, daß er bat, man möchte ihn ſchleunigſt nach Hauſe gehen laſſen. Dort legte er ſich nieder, nahm zum Schwitzen ein, und ließ ſich vierzehn Tage lang nicht mehr bei Hofe und bei ſeinem Zögling ſehen.

Dieſer war ſich nun ſelbſt überlaſſen. Das Misgeſchick wollte, daß gerade in dieſer Zwiſchenzeit, wo der Gelehrte im Bett lag und ſchwitzte, ein berühmter Alchymiſt und Schwarzkünſtler an den Hof kam, und daß der Prinz Gelegenheit hatte, in die Nähe dieſes gefährlichen Experimentators zu kommen. Er offenbarte ſich und ſein Gelüſte dieſem Manne, und dieſer machte ein viel freundlicheres Geſicht dazu, als es der alte Gelehrte gethan. „Mein Prinz“, ſagte der Wundermann, „ich erkläre mir Ihr Verlangen auf ſehr natürlichem Wege. Sie ſind geiſtreich, Sie lieben das Neue, und alle ſolche Naturen wollen vor allen Dingen Abwechſelung. Ich kann Rath ſchaffen.“ — „Es ſoll aber Alles nur ein Spaß ſein“, ſagte der Prinz. — „Ich verſtehe“, erwiderte lächelnd der Doctor; „was iſt denn im Leben, was nicht Spaß wäre? Tugend, Ehrlichkeit, Gewiſſen — alles Spaß! — Damit ging der Laborator in ſeine Arbeitsſtube und ſchloß ſich ein.

Am andern Morgen brachte er dem Prinzen ſieben Fläſchchen, in denen waren die ſieben Farben des Regenbogens enthalten. Der Prinz konnte nun wählen, welche Farbe er annehmen wollte, ja er konnte ſogar die Farben miſchen, ſodaß er grün und blau ſchillerte oder roth, grün u. ſ. w. „Aber es muß ein Geheimniß bleiben!“ bat der Wundermann, Eure Hoheit werden einſehen, man könnte mich an einem ſchönen Morgen an den Galgen hängen, wenn man erführe, daß ich eine neue Charge eines Hofmalers aufgebracht.“ — „Seid ruhig“, entgegnete der Fürſt, es ſoll Niemand erfahren, es iſt ja nur um meine müßigen Stunden auszufüllen, ſowie andere Fürſten jagen, oder ſich Geliebten halten, oder Schulden machen, oder Thronreden halten zu ihrem Privatvergnügen, ſo will ich nur ganz gemüthlich bei mir zu Hauſe die Farbe wechſeln. Das kann keiner menſchlichen Seele Unheil bringen.“

Der Alchymiſt reiſte wieder ab. Mittlerweile hatte ſich der Gelehrte erholt und kam wieder an den Hof. Der Prinz machte ſich den Spaß und trat ſeinem frühern Erzieher „blau“ entgegen. Der alte Mann erſchreckte ſich ſo heftig, daß er bat, man möchte ihn ſchleunigſt nach Hauſe gehen laſſen. Dort legte er ſich zu Bette, aber diesmal ſtand er nicht wieder auf, ſondern ſtarb mit den Worten: „Dies Ereigniß iſt mein Tod! Ich habe dem Lande »weiß« gedient, ich habe »weiß« gelebt, man ſoll ſagen, daß ich — »weiß« geſtorben. Es werden böſe traden einen Platz in meiner Nähe geſtattete. Alle unſre Geſpräche, ſie mochten handeln über welchen Gegenſtand ſie wollten, ſchloß er mit jenem wehmüthigen Refrain, den ich oben mitgetheilt habe. Es war rührend, ihn unter den Schmerzen leiden zu ſehen, die er ſich ſelbſt ſchuf. Oft wurde ich aus dem Schlafe erweckt und ſah ihn Nachts vor meinem Bette ſtehen, meine vom Nachtlicht ſchwach beleuchteten Züge forſchend betrachten. Wenn ich ihn fragte, ob er etwas von mir begehre, erwiederte er: nichts als dich anſchauen. Weiß ich denn, ob ich dieſes Antlitz, das mein Glück ausmacht, immer ſo in Ruhe, Frieden und ſeliger Unſchuld vor mir ſehen werde, wie ich es jetzt vor mir erblicke? —

Er war fünfzehn Jahr; die Liebe, die er für mich fühlte, grenzte an Fanatismus. Seine edle und kühne Seele; ſchien nur für mich da zu ſein. Sein Eifer in den Wiſſenſchaften und ſein glückliches Faſſungsvermögen machten, daß er

Zeiten jetzt über das Land und die Landkarte hereinbrechen.“

Als man dem Prinzen dieſe Worte hinterbrachte, lächelte er und ſagte: „Ich habe ihm bisjetzt immer was »weiß« gemacht, da ich ihm einmal die Wahrheit zeige, nimmt er es übel.“ Der Prinz wurde nun König und als König legte er ſich weniger Zwang an und es wurde bald bekannt, welche Art von Privatvergnügen er ſich ausgedacht. Was anfangs einiges Befremden und hier und da auch ſogar Anſtoß erregte, wurde im Lauf weniger Wochen den Leuten etwas Neues und Anziehendes. Die Schmeichler fanden den Einfall mit dem Farbewechſeln originell und entzückend. „Noch nie“, riefen ſie enthuſiaſtiſch aus, „hat ein ſo geiſtreicher Fürſt auf dieſem Throne geſeſſen! Welch ein Schauſpiel! Welch ein liebliches Wunder! Wie unterhält, wie belebt das! Wie iſt das neu und geiſtreich! Wie wenig zeitgemäß und wie abgenutzt ſind alle andern Fürſten mit ihren ewig feſtſtehenden Farben! Lächerlich, als wenn man ſich nach der Landkarte zu richten hätte! Wo iſt das Geſetz für geniale Naturen! Der Pöbel, die bornirte Menge, nun ja, die mag nach wie vor es mit der Landkarte halten. Unſer Fürſt, unſer Land geht Allen zuvor! Wir ſind die Erſten der Erde! Hoch lebe König Kamäleon!“

So tönte es jetzt fort und fort. Der König ſah, daß Das, was er ſich zum Spaß ausgedacht, jetzt bei ſeiner Umgebung zum bittern Ernſte wurde. Man forſchte nach, welche Farbe der König heute habe, um ſich nach dieſer Farbe zu kleiden, und man zog alle Hülfsquellen zurathe, um zu erfahren, welche Farbe er wol morgen zur Schau tragen werde, um ſich im voraus in den Stand zu ſetzen. Allein da gab es ein ſehr ſchwieriges Studium. Der König machte es ſo geſchickt, daß ſeine vertrauteſten Diener oft nicht vorherſagen konnten, wenn er mit dieſer Farbe ſich zu Bette gelegt hatte, mit welcher er aufſtehen werde. Zuweilen ſchillerte er ſo wunderſam in allen Farben, daß der Hof und die ganze Umgebung darüber in Verzweiflung geriethen, und Niemand wußte, welche Farbe die herrſchende ſei. Das war ein mehr als beklagenswerther Zuſtand.

Nun geſchah es, daß einſt auf der Jagd der König ſich verirrte und mitten in der Wildniß ein junges Mädchen von einer wunderbaren Schönheit ſah, das von einem Drachen verfolgt wurde, der ſchon nahe daran war, es zu erreichen und zu verſchlingen. Durch die Dazwiſchenkunſt des Königs ſcheiterte dieſes Verhaben. Der König brachte die Schöne in Sicherheit und warb um ihre Liebe.

„Mein Fürſt“, ſagte das junge Kind mit einer beſcheidenen Miene, „ich bin arm, ohne Verbindungen und werde verfolgt, ich bin demnach kein Gegenſtand der Zuneigung eines Fürſten. Laßt mich gehen, ich liebe die Freiheit.“ So verſtändig ihre Worte klangen, ſowenig fanden ſie bei dem König Eingang, deſſen Leidenſchaft wuchs, als er bedachte, wie ſelten ein ſolches Geſchöpf ſei, das in Lumpen geboren, doch die Gunſt eines Mächtigen verſchmähe. Er trug ſich ihr nochmals zum Geliebten an und jetzt ſagte die junge Waldnymphe mit großer Beſtimmtheit: „Gut, ich bin die Eure, doch müßt Ihr mich offen in Eure Reſidenz einführen und meine Farbe annehmen!“ Das war nun freilich eine Foderung etwas ſtarker Art. Der König hatte bisjetzt in ſeinem Farbenſpiel immer nur diejenigen Farben gewählt, die ſich auf der Landkarte befanden, jetzt wurde ihm zugemuthet, eine ganz neue, auf jenem Farbenſchema nicht gekannte und nicht geſehene Farbe zu wählen. Was würde der Hof, was ſeine Umgebung, was ſeine Nachbarn ſagen? Aber das Mädchen war reizend, und der König zu verliebt. Er führte ſie alſo in ſeine Reſidenz ein und machte ſie zu ſeiner Königin.

Aber der Drache, von dem wir geſprochen, war nicht getödtet, er war nur in die Flucht geſchlagen. Mit Liſt, Bosheit und erneuerter Kraft ausgerüſtet, kehrte er zurück, legte ſich im Hinterhalt auf die Lauer, und es gelang ihm, den Königsſohn zu fangen und ihn in ſeine Höhle zu ſchleppen. In die Gefangenſchaft folgte ihm die Königin, und unaufhörlich rief ſie ihm tröſtend zu: „Bleibe mir nur treu, laß dich durch kein Misgeſchick beirren, ich werde dich ſchon retten. Ich habe in meinem Leben ſchon ganz andere Leute gerettet.“ Aber der König war und blieb niedergeſchlagen. Er dachte an ſeine Krone und an ſeinen ſchönen Palaſt, an ſeine ſchönen Bildergalerien und Schauſpielſäle; dann dachte er auch an ſeine ſchönen Soldaten, und wie er einſt ſo vergnügt gelebt hatte, mit dem gemüthlichen und unſchuldigen Farbenſpiel beſchäftigt. Er ſendete heimlich Boten aus, und da er dazu kein menſchliches Weſen vorfand, nahm er Thiere, die ebenſo folgſam waren, und vielleicht noch klüger. Die Eule wurde ausgeſchickt, der Geier, der Rabe und der Maulwurf. Die zwei Erſten waren in der Diplomatie gleichſam ergraut, die Andern hatten ſich mehr im Felde der Privatintereſſen umhergetrieben; doch hatte der Erſtere auch im Finanzfache gearbeitet, der Letztere im Departement der Volksaufklärung. Man findet oft Talente, wo man ſie nicht ſucht. Die Unterhandlungen dauerten lange und der Appetit des Drachen wuchs zu einer gefährlichen Höhe; endlich kamen die Geſandten zurück. „Der mächtige Herr, von dem ich komme“, hub der Geier an, „läßt dir ſagen, daß er dich erretten will, doch mußt du zwei Bedingungen eingehen: erſtlich die einfältige Dirne fortjagen, die er ſehr zu ſeinem Verdruſſe an deiner Seite erblickt, und dann ſollſt du für immer ſeine Farbe annehmen.“ „Ach“, — rief der König, „ſoll ich denn für mein ganzes Leben fortan «grün» ſein!“ „Grün iſt eine ſehr ſchöne Farbe“, ſagte der Geier, „thut den Augen ſo wohl, ſtärkt das blöde Geſicht.“ — „Schon gut“, unterbrach ihn der Fürſt, „was ſagen denn die Andern?“ Die Antwort der Andern lautete ähnlich. Alle beſtanden darauf, die „Dirne“, wie ſie genannt wurde, ſollte hinaus aus dem Lande, und zum Dank für die Rettung gaben die Andern ebenfalls, aber nicht ſo deutlich, die zarte Hoffnung zu verſtehen, daß hinfort keine andere als ihre Farbe beim König und im Lande die herrſchende ſei.

Was nun thun? Die Lage war peinlich. Mittlerweile hatte die Königin in der kurzen Zeit, wo ſie im Lande geweilt, ſehr viele Herzen für ſich gewonnen. Ihr Anhang wuchs von Tag zu Tag, und auch dies wurde dem König hinterbracht, der darüber ſehr erſchrak, denn er hatte es nicht für möglich gehalten, daß ſeine Gemahlin ihm gar am Ende könnte gefährlich werden. Wie er ſo in der Klemme war, kam Die, die er jetzt auch mehr fürchtete als liebte, zu ihm heran und ſagte in einem traurigen aber doch ſanften Tone: „Mein lieber Freund, ich ſehe wie die Sachen ſtehen; du ſchämſt dich meiner, und bereueſt mit mir die Poſſen getrieben zu haben, die eures Gleichen Liebe und Verehrung nennen. Ich gebe dir dein Wort zurück. Ich will mich nicht ſchimpflich aus dem Lande jagen laſſen, ich gehe von ſelbſt. Lebe wohl, mein Guter.“ „So iſt es nicht gemeint“, ſagte der König, „du biſt einmal die Meine, und ich werde dich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.“ Damit wollte er ihr einen Kuß rauben, aber die junge Königin trat einen Schritt zurück, indem ſie rief: „Laſſen wir das! zum Küſſen iſt noch immer Zeit. Wenn ich mich wirklich in dir geirrt hätte, ſo höre meinen Plan. Ich weiß, daß ein Häuflein Getreuer mir mit Leib und Seele ergeben iſt, ihre Anzahl iſt zwar noch klein, aber ſie wird wachſen, denn Alles, was arm und verfolgt iſt, wie ich es einſt war, Alles, was einen böſen Drachen hinter ſich hat, wie ich ihn gehabt habe — gehört zu mir und wird

Den, dem ich die Hand gereicht und den ich den Meinen nenne, vertheidigen gegen jede, auch noch ſo gewaltige Macht. Der Sieg wird dennoch unſer ſein, wenn auch der Kampf blutig ſich geſtaltet. Was ſagſt du dazu?“ — Da der König ſchwieg, ſetzte die Sprechende raſch hinzu: „Und wenn es uns nicht gelingt, und wenn die Uebermacht unſerer Feinde uns wegrückt, wohl, ſo iſt hier der Drache; wir wollen uns gemeinſchaftlich in ſeinen Rachen ſtürzen. Der Tod wird ſüß, wenn das Leben bitter wird.“ Von dieſer Rede verſtand König Kamäleon nur ſoviel, daß die Worte etwas hochmüthig klangen im Munde eines ehemaligen Bettelkindes, und daß die Rednerin ſehr zur Unzeit auf den Drachen aufmerkſam machte, der ohnedies ſchon ſelbſt genug dazu that, daß man ihn nicht vergaß. „Mein Kind“, ſagte er, „ich werde mir die Sache überlegen.“

In der Nacht ſann der König hin und her, auf und ab. „Der alte Gelehrte“, ſagte er bei ſich, „hatte doch Recht, dieſes unglückliche Gelüſte, dieſes Farbenſpiel, ſo harmlos es ſich anſieht, es hat doch ſeine geheimen Gefahren. Jetzt bin ich zu ſehr ſchon daran gewöhnt, als daß ich es laſſen könnte. Und »grün« — gerade grün! das ich nie recht habe vertragen können. Grün — und immer grün! nicht zuweilen blau, nicht einmal lila, oder blos gelb! Es iſt hart. Im Grün iſt Grünſpan, alſo eine Art Gift! Wenn nun mein ganzes Land grün wird, darf ich es dieſer Gefahr ausſetzen, ich, der ich dazu beſtellt bin, für deſſen Wohlfahrt zu ſorgen? Das iſt wieder hart. Aber, zum Teufel, es ſcheint mir noch härter im Magen eines Drachen zu liegen! und dazu wird es ohne Zweifel kommen, wenn ich leichtſinnig den Worten dieſer Perſon" — jetzt nannte der König ſeine frühere Geliebte ſchon eine «Perſon» — „vertraue, die über der Himmel weiß was für Geſindel zu befehlen hat! Ach, wo hinaus? Das iſt um grün vor Aerger zu werden!" — Dieſe Worte hörte der Geier und nahm ſie für einen königlichen Auftrag an und erhob ſich damit in die Lüfte.

Am Morgen ſagte der Fürſt zur jungen Königin. „Mein Engel, ich habe mich entſchieden. Wir ziehen einen Mächtigen zu Hülfe, der uns befreit." — „Auch mich?" fragte ſie. „Nein, fürs erſte nur mich. Du verläßt ſcheinbar das Land, ich laſſe dich aber, wenn es irgend geht, auf heimlichen Wegen zu mir kommen, ſo können wir unſern Handel noch immer miteinander treiben. Es erfährt es Niemand und eine verſtohlene Liebe iſt um ſo ſüßer. Iſt das nicht klug?" Die junge Königin ſah ihren Gemahl lange und forſchend an und ihre großen dunkeln Augen waren voll wehmüthigen Glanzes. Es zuckte um ihren lieblichen Mund faſt wie Weinen, aber von der ſchönen hohen Stirn floß es nieder wie kalte Mondſtrahlen; das war der Stolz, und der unterdrückte ſchnell jede andere Regung. Und ſie fragte leiſe: „Iſt das dein Ernſt?“ — „Mein völliger Ernſt, meine Theure! Ich hoffe, du gehſt auf dieſen Plan ein.“ — „Nein“, erwiderte ſie kalt. „Nochmals, ich gebe dir dein Wort zurück: Lebe glücklich!“ Und damit war ſie aus der Höhle heraus. Der Drache ſchnappte zwar nach ihr, aber er erreichte die ſchlanke Geſtalt nicht. Als ſie fort war, wurde es finſter in der Höhle.

Der König wurde befreit, aber es kamen keine frohen Tage für ihn. Als er nun dem Verſprechen gemäß immerfort grün war, erhoben ſich einige Leute im Lande und riefen: „Was ſoll das? Das iſt nicht die Farbe, mit der wir auf der Landkarte ſtehen.“ Und es bildete ſich eine patriotiſche Partei, die darauf drang, der König, der Hof und ein Theil des Landes ſollten wieder „weiß“ werden, wie es ihnen zukam und wie ſie früher geweſen. Dem König wurde dieſe „Weißheit“ als nothwendige Bedingung vorgeſchrieben, wenn er noch weiter in Frieden regieren wollte. Ach, der arme König hatte längſt ſchon keinen Frieden mehr; man hatte ihm alle Freude am Daſein genommen, erſtlich das harmloſe Farbenſpiel, und dann die Geliebte; aber er wollte ſich jetzt als Mann zeigen, und rief: „Ich habe einmal Grün gewählt, ich bleibe dabei.“ Es kam zum Kriege: im eigenen Lande gab es jetzt Parteien und Kämpfe, und die Grünen, indem ſie auf einen mächtigen Schutz hofften, geberdeten ſich ſehr übermüthig. Dennoch unterlagen ſie. Ein alter General, ein Verwandter jenes Gelehrten, der den Prinzen erzogen hatte, ſtellte ſich an die Spitze der Patrioten und ſiegte. Der König und das ganze Land kehrten wieder zu ihrer Farbe zurück, der König entſagte dem geiſtreichen Farbenſpiel, er legte den Namen Kamäleon ab, indem er öffentlich erklärt hatte, daß es nichts Schöneres gebe, als an den Ueberlieferungen ſeiner Väter mit unerſchütterlicher Treue zu hängen. Dieſes Bekenntniß fand man rührend und ehrwürdig zugleich.

So endigte denn Alles mit Wohlgefallen, und der König ward der „weißeſte“ Regent, den es je gegeben, und wenn er nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch.

Dies iſt das Märchen vom König Kamäleon, mich, der ich ein halbes Jahr nur jünger war, ſchnell überflügelte; allein kaum merkte er, daß dieſer Vorrang die Quelle ehrgeizigen Kummers bei mir wurde, als er plötzlich in ſeinem Eifer erlahmte. Seine Selbſtverleugnung ging ſogar ſo weit, daß er ſich Vorwürfe von Vater Bernhard zuzog; er litt ſie, um durch ſeine freiwillige Demüthigung mich gehoben zu ſehen. Ich war blind und thöricht genug, von Zeit zu Zeit auf ſeine Koſten zu triumphiren; endlich aber enthüllte ſich mir die Liſt, und nie ſpäter kann ich mich beſinnen, eine ſo lebhafte und bleibende Beſchämung gefühlt zu haben. Ohne Dionys ein Wort von meiner Entdeckung zu ſagen, verdoppelte ich jetzt meinen Fleiß, und zwang ihn dadurch, wenn er ſich nicht lächerlich machen wollte, ſein verſtelltes Spiel aufzugeben.

Dieſe edle, uneigennützige Liebe wurde von mir, ich muß es zu meiner Beſchämung geſtehen, nicht in gleichem Grade erwiedert. Dionys hatte und wollt ihr die Moral wiſſen, ſo ſchreibe ſich Jeder, er ſei König oder Bauer, in ſeine Gedenktafel:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von „deiner Farbe“ ab.

7.

Die Ereigniſſe begannen jetzt raſch aufeinander zu drängen. Der Umſchwung der Meinungen that ſich kund; dabei fanden einzelne Vorfälle ſtatt, die gleichſam wie ein böſes Omen die Reſidenz erſchütterten. Nicht das geringſte derſelben war der große Opernhausbrand. Dieſer Tempel der Muſen, von Friedrich dem Großen errichtet, ſtand in ſicherer Ruhe nahe an ein Jahrhundert bereits als ein Palladium der Kunſt, mit dem Palladium der Monarchie, dem Zeughauſe, auf Einem Platze. Apollo konnte vom Giebelfelde auf ſeinen Bruder Mars blicken, und die jungfräulichen Muſen hatten die derbe Bellona ſtets vor Augen. So wollte es Friedrich. Wie der Krieg es war, der ihn groß gemacht, ſo trachtete er danach, daß Alles in ſeiner Hauptſtadt dem militäriſchen Ruhme den erſten Platz laſſe. Ein glücklicher Gedanke war es daher, den König auf dieſen Platz zu ſetzen, obgleich künſtleriſch ein ſehr ſchlechtes Terrain abgebend, denn da die beſagte Reiterſtatue noch dazu auf einem ſehr hohen Sockel ſteht, ſo hat der Beſchauer keinen geeigneten Standpunkt, ſie gebührend ins Auge zu faſſen. Das große Opernhaus ſteht iſolirt, im Rücken hat es die katholiſche Hedwigskirche, zur Rechten den kleinen Palaſt, der wie ein Privathaus ausſieht, und in welchem Friedrich Wilhelm III. ſeine Tage beſchloß, weiterhin und über den Fluß herüber das ſchöne königliche Schloß, zur Linken die Bibliothek, die Linden und das Palais des Prinzen von Preußen, gegenüber die neu von Schinkel erbaute Hauptwache, die Univerſität und das Zeughaus. Man findet kaum einen ſchönern Platz als dieſen, ſo maßvoll in ſeiner Ausdehnung, ſo übereinſtimmend in ſeinem Schmuck. Der grandioſe Platz in Petersburg vor der Admiralität und dem Winterpalaſt iſt räumlich zu ausgedehnt, als daß die Monumente und Gebäude, die denſelben einſchließen, noch irgend Wirkung machen könnten. Das alte Opernhaus war im Innern dunkel und unbequem, doch hatte es etwas Imponirendes. War es nun, daß man ſich die Perſonen vergangener Zeiten in dieſen Räumen verſammelt dachte, war es, daß man unwillkürlich Traditionen glücklicher Kunſtzuſtände an dieſe Mauern knüpfte, genug, es war das „alte Opernhaus“ und als ſolches von dem Berliner mit

Reſpect betrachtet. Das Schauſpielhaus, das übrigens vor nicht langer Zeit neu gebaut war, machte ihm lange nicht dieſen Eindruck und gehörte nicht zu den Gegenſtänden ſeiner Pietät.

Dieſes ſchöne alte Haus brannte nun ab in ſehr ſpäter Abendſtunde, zum Glück nach geſchloſſener Vorſtellung. Man hatte an dem Abend das Ballet „Der Deſerteur aus Liebe“ gegeben. Es war ein majeſtätiſcher Anblick, den Brand zu ſehen. Wie in einem Flammenbecher wälzte ſich die Glut zwiſchen den Mauern und fuhr in feuriger Lohe, wie der Giſcht des Bechers, hoch in den ſchwarzen Himmel hinauf. Taghell war die Stadt in weitem Umkreiſe erleuchtet, und ganz Berlin ſtand zuſchauend vor dieſem Beſuv. Man gab ſogleich alle Verſuche auf das Feuer zu dämpfen, es war unmöglich; das Einzige, worauf ſich die Anſtrengung und Fürſorge der Spritzenmannſchaften beſchränken konnte, war die Aufgabe, die Nachbarhäuſer und Paläſte vor dem hin- und herfluten den Feuermeer zu bewahren. Vor allem war die Bibliothek der nächſte, nicht aus den Augen zu laſſende Gegenſtand der angeſtrengteſten Beachtung, denn welche Schätze wären hier dem Untergange verfallen! Das Palais des Prinzen konnte ebenfalls der Gefahr als bloßgeſtellt erſcheinen, dann auch die

Kirche. Zum Glück herrſchte kein ſtarker Wind dieſen Abend, und man konnte deshalb die Flammen ruhig in ihren Krater zurückſinken laſſen. Dies geſchah auch. Mit einem furchtbaren Getöſe ſank ein ganzer Flammenkoloß in die Tiefe hinab, und gleich darauf wirbelten wol zehn verſchieden gefärbte Feuer in Funkenſäulen aus dem Glutſchooſe empor. Es war ein herrlicher Anblick. Schwarz gebrannt durch die Glut, ſah man Sophokles und Euripides lange auf ihren Poſtamenten ſtehen, bis dann der erſte ſtürzte, gleichſam ſich in den Fall begraben wollend, der die Stätte ſeines Ruhms getroffen. Der König, der in Potsdam war, erhielt die Nachricht durch Eilboten. Die Sicherheitsbehörden, die ſtädtiſchen Wachtämter, das Militär, Alles war in Bewegung. Endlich mußte man ſich zufriedengeben, daß ein „ſchönes Haus“ aus der Zeit des Großen Friedrich in Berlin weniger ſei. Es wurden Stimmen laut, die tröſtend ausriefen: „Welch ein viel ſchöneres Haus werden wir dagegen bekommen!“ Für Herrn von Küſtner, der vor kurzem erſt ſeine Stelle angetreten, war dies ein harter Schlag, denn er ſollte jetzt für den Bedarf des Publicums auf dem einen übriggebliebenen Herde kochen und dennoch nicht das Budget der Haushaltung der Muſen übermäßig belaſten. Es gehört unfehlbar dem finanziellen

Talente, dieſes Intendanten zum Ruhme, daß er die Aufgabe ſo löſte wie er ſie gelöſt.

Man ging an den Bau des neuen Opernhauſes. und da man die alten Mauern benutzte, wurde dieſer Neubau ſchneller beendigt, als unter andern Umſtänden es möglich geweſen. Dazu kam die ungemein erweiterte Fabrikthätigkeit, die Stoffe, Ornamente, Material aller Art in einer unglaublich ſchnellen Zeit zu liefern im Stande war. Freilich waren es Steinpappe, Zink und Tapeten, die jetzt die Stelle ausfüllten, die in frühern ſoliden Prachtbauten Marmor, Bronze und Gobelins einnahmen. Fürs Auge war jedoch der Eindruck derſelbe, vielleicht ein noch blendenderer. Die Erfindung und Einführung des Gaslichts gab der Beleuchtung jene kreideweiße Helle, die man früher nicht gekannt hatte, und die jetzt das milde aber nicht ſo prahlende Licht der Wachskerzen erſetzte. Jedermann ſtaunte über dieſes neu erſchloſſene Lichtmeer, und jede goldflitternde neue Steinpappfigur warf tauſend Reflexe mehr als eine Bronzenymphe der alten Zeit. Mit großer Neugier verfolgte der Berliner den Bau ſeines neuen Opernhauſes. Es gab Leute, die gar nicht wegzubringen waren vom Breterverſchlage, der die Arbeitsſtätte umgab, und die ſich müde und blind ſahen durch die

Spalten und Ritzen der Breter. Endlich kam der große Tag, und die erſte Vorſtellung ward angekündigt. Welch ein Tumult, welch ein Gedränge! Schon ein halbes Jahr vorher waren Plätze „beſetzt“, die noch gar nicht vorhanden waren. Liſten wurden geführt, die eine ängſtliche Länge erreichten, enorme Preiſe wurden gezahlt und eine Anzahl Unterhändler, Verkäufer in zweiter und dritter Hand, bildeten eine Art Börſe, an der der Schwindel nicht fehlte. Es war bekannt im Publicum geworden, daß **Meyerbeer** eine Oper eigens zu dieſer Eröffnung des Hauſes componirt, daß Herr Ludwig Rellſtab das Libretto geſchrieben, und daß in dieſem unvergleichlichen Schauſtück der alte Fritz erſcheinen werde, um Flöte zu blaſen. Konnte man wol ein aufregenderes Programm finden?

Die Darſtellung war über alle Erwartung hinaus glänzend. Der Eingang wurde unentgeltlich gegen Karten geſtattet, dadurch ſchloß man zwar zwei Drittel der Perſonen, die hinein wollten, aus, doch erlangte man, daß der Actus der Einweihung das Anſehen einer Hoffeſtlichkeit gewann. Der Hof war im vollen Glanze gegenwärtig, die Damen in Ballſtaat, die Herren in eleganter Geſellſchaftskleidung und in Uniform. Diesmal war nicht das Schauſpiel hinter, ſondern vor den Lampen. Die Tageshelle, die ein koloſſaler Luſtre, der an und für ſich ſchon ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit war, verbreitete, blitzte in den Diamanten der Damen wider und ergoß auf den Purpurglanz der Decorationen, auf die in gar zu großer Fülle angelegten Vergoldungen ein Meer von Licht. Ein Ah! der Bewunderung entſchlüpfte faſt jedem Munde beim Eintritt in dieſen feenhaften Raum. Erſt wenn man genauer prüfte, bemerkte man, daß bald dieſe Nymphe nicht recht ſo ſitzen konnte wie ſie ſaß, daß ſie unfehlbar hinabrutſchen mußte, bald dieſe und jene Schnörkel übel angebracht waren, und daß die Malerei des Vorhangs vor allem ſehr dürftig und geſchmacklos ausgefallen. Doch das waren Kleinigkeiten, wer konnte in der Pracht des erſten Abends an Dergleichen denken. Die ſchönen Fauteuils, die an die Stelle der frühern engen Plätze getreten waren, machten vollends bei dem Publicum des Parterre ihr Glück. Die Oper „Das Feldlager in Schleſien“ war ein Gelegenheitsgedicht ohne weitere Anſprüche, man hatte ihm noch die einzige wirkſame Figur genommen, nämlich den großen König, der nicht auf der Bühne erſcheinen durfte, ſondern hinter den Couliſſen die Flöte blies. Es machte ſich dies ſehr komiſch und der berliner Witz hatte gleich dafür das paſſende Wort, indem er ſagte: „Der alte Fritz iſt flötengegangen.“ Die verſchiedenen Regimenter des Siebenjährigen Kriegs waren in ihren Uniformen auf das minutiöſeſte wiedergegeben, und inſofern konnte man, wem es nahe lag, Studien über die militäriſchen Coſtüme zu machen, die Pièce und die Darſtellung eine gelungene nennen. Es waren große Koſten darangewendet. Aber wie geſagt, der Abend war glänzend; es war der letzte recht glänzende Abend, an dem Hof und Stadt auf gleiche Weiſe theilnahmen. Ich beſinne mich nicht, ob irgendein Künſtler von Bedeutung ſich an das Ausmalen des Plafond gemacht hat, ich glaube nicht, denn es wurde gar ſo ſchnell betrieben; im Schauſpielhauſe dagegen habe ich oft mit Vergnügen Wach's ſchöne Muſen an der Decke betrachtet und die anmuthig muthwilligen Gruppen oben über dem Proſcenium, die, wenn ich nicht irre, von Schadow herſtammen, namentlich ſind die zwei Nymphen, die auf einer Strickſchaukel ſitzen, die von einem jungen Faun in Bewegung gebracht wird, eine ſo allerliebſte Gruppe, daß ſie dem Gelungenſten an die Seite geſtellt werden darf, was in anakreontiſcher Poeſie je erdacht worden. Viel eher als die pretiöſen Frieſe Kaulbach's, die er als Zugabe zu ſeinen großen Gemälden im Treppenhauſe des Neuen

Muſeums gegeben, verdienten dieſe ſchönen roſig heitern Erfindungen durch den Grabſtichel dem Publicum bekannt zu werden. Aber leider die „heitere“ Phantaſie verläßt unſere Künſtler jetzt ganz, ſie ſind nicht mehr im Stande, graziös, anmuthig und ſcherzend zu ſein.

Der Sprung vom Theater zur Todtengruft ſcheint ein gewagter, dennoch in unſerer ſchnelllebenden Zeit wird es der Einbildungskraft leichter ihn zu machen, als in jenen ſchwerfällig ernſten Tagen, wo man beide Extreme durch eine weite Kluft auseinanderhielt. Der zweite große Bau des Königs, oder vielmehr der erſte der Wichtigkeit und dem ſchon lange gefaßten Plane nach, war der prachtvolle Dom, der an die Stelle des ziemlich unanſehnlichen, wie er jetzt noch ſteht, und vor welchem zwei ſehr misrathene Engel Tieck's Wache halten, ſich am ſogenannten Luſtgarten erheben ſollte. Eines ſchönen Tages ſahen die Berliner mit Verwunderung ihre alte wohlbekannte übelriechende Spree an der Rückſeite des Doms durch Steinkaſten und Pfahle incommodirt, die man in ihr Bette ſenkte und ſtieß. Es ſollte die neue Ahnengruft dort entſtehen, ein Mauſoleum, in welchem dem Tode jene Schauſtellungen gegeben wurden, die ſeiner Macht ſchmeicheln und ſeinen Ehrgeiz anſpornen, immer neue Triumphe zu einen furchtbaren Nebenbuhler, es war Bertrada. Sie ſchien ſich in dem Maaße mir zuzuwenden, wie ſie ſich von ihm abwendete; und in der That, Dionys hatte etwas Verſchloſſenes, Strenges gegen das Mädchen. Er beobachtete unſere Zuſammenkünfte, und wenn er ſie theilte, ſo waren ſie lange nicht ſo heiter und vertrauungsvoll. Es entging ihm nicht, daß, wenn der Vater Bernhard einen auffallenden oder rührenden Zug uns erzählte, ich immer zuerſt in Bertrada's Auge die mitfühlende Theilnahme ſuchte, ehe ich ſie in dem ſeinigen ſuchte. Aber nie machte er mir hierüber einen Vorwurf; in ſeinem ſchwärmeriſchen Anſichten ſchien er die Liebe zu einem Mädchen viel niedrigerer Natur zu achten, als die Anhänglichkeit am Freunde. Die milde Flamme ſeiner Eiferſucht wäre vielleicht erwacht, wenn ich mich einem andern Jünglinge genähert hätte, allein dazu war in der Einſamkeit, in der wir lebten, keine Veranlaſſung.

feiern. Cornelius' Muſe zog bereits an ihren Brüſten die Kinder groß, die hier figuriren ſollten. Man verſprach ſich große Dinge. Der Bau war ſo gewaltig angelegt, daß, ſoll man ſagen, glücklicherweiſe? das Ganze bis auf den heutigen Tag nicht zuſtande gekommen iſt. Es muß auch etwas für künftige Zeiten nachbleiben. Die Cornelius'ſche Muſe ging unterdeſſen mit ihren Kindern in die Werkſtatt der Kupferſtecher, und wir ſahen einige dieſer Entwürfe, die voll Kraft und düſterer Poeſie ſind, im Handel erſcheinen, in ſehr gelungenen Kupferſtichen.

Der dritte große Bau, der jedoch zuſtande kam, war die Schloßkirche mit einer ſchönen Kuppel, die anfangs ganz vergoldet ſein ſollte, ſpäter aber mit einem beſcheidenern Gewande vorliebnahm. Ich bin nie in dieſe Kirche gekommen, man hat mir aber geſagt, daß ſie etwas bunt ſei. Es iſt ſchade, daß gerade auf dieſer Seite, wo der Thurm ſich erhebt, und auch das große Portal des Schloſſes ſich präſentirt, eine enge Straße jeden günſtigen Standpunkt für den Beſchauer abſchneidet. Es müßte die davorſtehende Häuſerreihe, die die Straße bildet, und unter der ein paar häßliche Mühlen ſich befinden, entfernt werden, dann hätte man den freien Platz bis zum Fluſſe gewonnen; auf dem jenſeitigen Ufer erblickte man als vis-à-vis die Bauakademie, die ein recht ſtattliches Gebäude iſt. Berlin wäre dann, von dem Brandenburger Thore aus bis ans Schloß eine wahrhaft imponirend ſchöne Stadt. Welche Menge prächtiger Gebäude: das Zeughaus, die Wache, das Opernhaus, das prinzliche Palais, die Univerſität, die herrliche Brücke mit ihren Marmorgruppen, das Muſeum, der Dom, das königliche Schloß!

Der vierte, ebenfalls zur Vollendung gediehene Bau iſt das Krankenhaus Bethanien, ein Palaſt des Aeſculap, wie es keinen andern gibt. Aber wir thun höchlich Unrecht, hier den heidniſchen Aeſculap zu nennen, da es eine ſpecifiſch fromme Anſtalt iſt, um die es ſich handelt. Auf der Einöde des Köpenicker Feldes, unter einer Stadt, die wie ein Traum nur auf dem Papier exiſtirt, mitten unter Straßen und Plätzen, die bisjetzt nur bezeichnet und abgeſteckt ſind, erhebt ſich dieſer einſame Krankenpalaſt mit ſeinen luxuriöſen Einrichtungen und ſeinen comfortabeln Wundern. Man hat ihn hierhergebannt, weil man hofft, die Stadt wird ihrem Krankenhauſe nachziehen; aber die eigenſinnige Stadt zieht nicht nach, ſondern breitet ſich immer mehr nach der entgegengeſetzten Richtung aus, dem Thiergarten zu. Neuerdings hat man auch eine Kirche noch hingeſetzt, und nun wird Berlin doch in ſich gehen und ſich nach dieſer Seite wenden. Frivole Weltleute haben den Rath gegeben, man ſolle in dieſe Wüſte Sahara ein Theater hinverlegen, und dann ſehen ob dies helfen werde.

Der fünfte und ſechste große Bau waren die neue Ulanenkaſerne, die im Stil eines mittelalterlichen Caſtells gebaut wurde, und das ſogenannte Zellengefängniß, das in dem jammervollen Stil eines Spinngewebes zuſammengeſetzt iſt, wo im Mittelpunkt eine große dicke Kreuzſpinne ſitzt und nach allen Seiten hin die armen zuckenden Fliegen, die in ihr Gewebe gefallen, betrachten kann. Nie hat es gewiß ein grauſameres Syſtem der Correctionsanſtalten gegeben als dieſes pennſylvaniſche Abſchließen in einſame Zellen, und aus den Zellen dieſer kleinen Unglücksſtadt, denn dieſes Haus des Elends bildet eine Stadt für ſich, ergoſſen ſich die erſten Schauſpieler, die ihre Rollen in den Straßen von Berlin ſpielten, als Prolog der Vorgänge von 1848.

Der ſiebente große Bau, das neue Muſeum, war in der Zeit, von der ich jetzt zu ſprechen habe, nur als Plan auf dem Papier fertig, und an den Donnerstagabenden bei Herrn von Olfers konnten die erſtaunten Beſchauer den künftigen Prachtbau, der ſich auf der düſtern und engen Fläche der Spree ſpiegeln ſollte, bewundern.

Von allen dieſen Herrlichkeiten umgeben, träumte der König von einer langen, glücklichen, glänzenden, mit den ſchönſten Erfolgen jeder Art gekrönten Herrſcherexiſtenz. Berlin träumte aber nicht mit. Berlin war ſcharfſehend, kritiſch, mistrauiſch, kleinlich-mäkelnd und krankhaft gereizt geworden.

Zwei Trauerfälle hatten das königliche Haus betroffen. Die Prinzeſſin Wilhelm erlag einem langjährigen ſchmerzhaften Uebel, und ihr Sohn, Prinz Waldemar, folgte ihr. Dieſer Prinz war eine eigenthümliche Erſcheinung. Blaß, ſchweigſam, in ſich zurückgezogen, faſt menſchenſcheu hatte er das Anſehen eines jugendlichen Anachoreten. Ganz anders wie ſeine Vettern, ſchien er keine Freude an militäriſchem Wirken zu haben, ſelbſt die Wachparaden und Manöver, das Entzücken eines preußiſchen Prinzen, ließen ihn kalt. Dies war ein bedenkliches Zeichen. Dagegen ſah man den Sonderling öfters in dem Hauſe einer häßlichen, aber bizarren Frau. Ich bin ihm einige mal begegnet, wenn er einſam durch die entfernten Gänge des Thiergartens wanderte, die hohe, ſchlanke Geſtalt in der hellblauen Dragoneruniform. Er ging bald darauf nach Indien, über welche Reiſe ein ausführliches Tagebuch mit Zeichnungen herausgegeben wurde. Sein Tod kam Allen unerwartet, ihm ſelbſt aber, wie man ſagt, nicht. Nie werde ich den Morgen vergeſſen, wo man dieſen jungen Fürſten zu Grabe trug, der offenbar eine Exiſtenz geführt hatte, wie er ſie nicht mochte, und wie ſie zur Entwickelung ſeines eigenthümlichſten Weſens nicht förderlich war. Er war die „Blume“ im Wappenſchild geweſen, die Schwerter, Löwen, Adler und wilden Männer gingen ihn nichts an, er hatte an ſie keine Foderung und ſie keine an ihn. Hatte Preußen an Ludwig Ferdinand ſeinen „Bayard“, ſo hatte es an dieſem bleichen, ſtillen, grübelnden Waldemar ſeinen Hamlet. Auch den Vater, den Prinzen Wilhelm, Oheim des Königs, nahm der Tod wenige Jahre darauf hinweg. Der Prinz war ein guter, lieber, verſtändig-ruhiger Herr, der ich glaube Niemand in den Weg getreten iſt und Niemand ihm. Der Maler Wach war ſein Jugendfreund. Der Bruder Waldemar's, der jetzige Admiral Prinz Adalbert, iſt ganz von Jenem verſchieden, eine geſunde, friſche, heitere Natur. Die damals noch unvermählte Schweſter, die jetzige Königin von Baiern, war eine der lieblichſten Schönheiten des Hofes.

Ein Todesfall, der den König ſchwer betraf, war das viel ſpäter erfolgte Hinſcheiden des Grafen Stolberg, ſeines Freundes im wahren Sinne des Worts, wie man behauptete. Man ſah den König den Sarg küſſen, in dem die ſterblichen Reſte dieſes Mannes ruhten; ein Gleiches geſchah mit dem Sarge des Herrn von Radowitz. In Rußland iſt es Sitte, daß die Leiche geküßt wird; eine Art moraliſcher Leichenverbrennung mancher Witwe, die ſich bei dieſem Kuſſe allerlei ins Bewußtſein ruft, was als tödtlicher Vorwurf moraliſch vernichtend wirkt. Graf Stolberg ſtammte aus dem alten ſouveränen Geſchlecht der Grafen Stolberg-Wernigerode, die ihr Stammſchloß am Harz haben. Ein Mitglied dieſer celebren Sippſchaft war jene ſchöne Geliebte Alfieri's, die Gemahlin des letzten Stuart, des Prätendenten, und die beiden Dichterjünglinge, die zum göttinger Poetenverein gehörten, nennen dieſes Haus ebenfalls ihr Stammhaus. Mit Stolberg, Wittgenſtein, Boyen ging ein Stück altes Preußenthum, das ancien régime zu Grabe. Es war für dieſe Männer ein Glück, daß ihnen, mit Ausnahme des Erſtern, erſpart wurde die folgenden Jahre zu erleben; dem

Grafen bei ſeinem anerkannt durch und durch ehrenfeſten Charakter und ſeiner eiſernen Geſinnung war es eine harte Prüfung, die er zwar beſtanden, jedoch nicht ohne blutende Wunden aus dem Kampfe zu tragen.

8.

Ehe ich in der Schilderung der Zeitereigniſſe weiter fortfahre, wird es erlaubt ſein, jetzt etwas von mir zu ſagen, da ich bis hierher nur immer von Andern geſprochen habe. Die Erwähnung der Gräfin Stolberg, der Geliebten Alfieri's, bringt mich auf ein Buch zu ſprechen, das ich in jener Zeit vollendete, nachdem ich bereits fünf Jahre vorher die Studien dazu gemacht, und das Material geſammelt. Es iſt dies: „Berühmte deutſche Frauen des 18. Jahrhunderts“, ein Werk, das mit Beifall aufgenommen worden iſt, und in welchem zum erſten male ich den Weg eines Biographen gewandelt bin.

Die Entſtehung dieſes Buchs hängt mit einer ſonderbaren Bekanntſchaft zuſammen, die ich machte, als ich in einem einſamen Schloſſe in Franken einige Zeit verweilte. Es war damals, als ich mich, wie in dieſen Blättern bereits erzählt, mit meinem ältern Freunde und Landsmann, dem Baron Otto von Stackelberg, in Nürnberg umſah und wir daſelbſt auf jenes Schloß aufmerkſam gemacht wurden, in welchem ſich eine ſehenswerthe Gemäldeſammlung befinden ſollte. Den Namen habe ich vergeſſen, das alterthümliche Gebäude und die Tage, die ich in ſeinen Mauern verbrachte, ſtehen mir noch in gutem Andenken. Es war im Viereck gebaut, einen Hof einſchließend, und mit einer prachtvollen Façade verſehen, die im Geſchmack der Paläſte aus der Zeit des funfzehnten Ludwig mit großem Luxus aufgeführt war. Nichts war an dem Bauwerk und an den Ornamenten geſpart, was die etwas überladene Prachtliebe in dieſem zuſammengeſetzten Bauſtile erfoderte. Gekuppelte Säulen, vorſpringende Frieſe in Muſchelform, Guirlanden, Blumenvaſen und eine Anzahl Engel, die ihre runden Glieder in die Luft ſtreckten, eine equilibriſtiſche Fertigkeit, die ihnen manche, an der Hauptſaçade und an den Ecken angebrachte Nymphe nachmachte. Die hohen Fenſter mit den zahlloſen kleinen Scheiben waren erblindet, aber ſie hielten eine ſo reſpectable Höhe, daß ihr Licht, das ſie in das Innere des Gebäudes lieferten, doch noch vollauf war, um die verblichene Pracht des Treppenhauſes zu bewundern, wo eine grandioſe, in zwei Abtheilungen ſich auseinanderſchweifende Treppe durch zwei Stockwerke hindurch in einen Prunkſaal führte, der bei

Oeffnung der Thüren ein Staunen der Bewunderung hervorrief. Alles hallte und tönte in dieſem Raume, jeder Schritt weckte ein Echo, und man mußte fürchten, daß durch dieſe Schallwellen irgendeiner der vergoldeten Götter oben am Plafond herabſtürzen werde, um auf dem Marmorboden zu zerſchmettern. Das Gemälde oben zeigte eine Götterverſammlung im Nebel, denn unmöglich war es zu erkennen, ob man die prallen und wollüſtigen Hüften einer Pallas oder Juno oben erblickte, oder nur ſeltſam zuſammengeballte Wolken. Dieſer Saal, dieſe Treppe, dieſes Treppenhaus — Alles machte mir die größte Freude. Ich war in mein geliebtes 18. Jahrhundert verſetzt, und zwar wie durch den Zauberſtab einer Fee, denn wir hatten das Schloß einſam, von Kornfeldern umgeben, von einer ſchweigenden Oede eingefaßt gerade ſo gefunden, wie die Wanderer im Märchen alte verwünſchte Schlöſſer zu finden pflegen. Der Plan, hier längere Zeit zu bleiben, wurde von uns Beiden gefaßt, aber nur von mir ausgeführt. Als mein Gefährte Abſchied nahm, ſagte er mit bedenklicher Miene: „Jedenfalls ſuchen Sie Hülfe, wenn Ihnen etwas zuſtoßen ſollte, bei dem Caſtellan. Es ſcheint mir ein Mann zu ſein, der für Geld und gute Worte allenfalls ſich entſchließt, eine Partie Do-

Univ. Bibl.
München

Damals gerade begann eine neue Morgenröthe zu tagen. Die Philoſophie des Leipnitz trat ihren pomphaften Weg durch die Hörſäle Europa's an. Dieſe Philoſophie, ſo reich an Schönheiten, ausgerüſtet mit den eigenthümlichen Reizen der Tugend, den Glanz edler Geſinnung mit dem Ruhme tiefer Forſchung paarend, wurde einem Jahrhunderte beigegeben, das undankbar ewig in materialiſtiſcher Skepſis gegen ſie ankämpfte. Kann es wohl eine ſchönere Lehre geben, als die, welche lehrt, daß der Menſch mit allen Merkmalen ſeines unſterblich höhern Berufes ausgerüſtet ſchon in die Welt trete, daß er im Keime ſchon alle ſtolzen und erhabenen Ideen ſeiner Zukunft in ſich trage? Welche Lehre kann ſich ſchmeicheln, ſo kräftig der Tugend in die Hand zu arbeiten? Wir haben unſer heimliches Erbtheil in Sicherheit; es kommt nur darauf an, es wie ein köſtliches Gewand vor der Befleckung unreiner Hände zu bewahren. Ich habe lange genug gemino mit Ihnen zu ſpielen, wenn Ihnen die Einſamkeit zu ſehr über den Kopf wächſt. Was mich betrifft, ich werde in Nürnberg auf Sie warten, denn keinesfalls halten Sie es hier lange aus. Als ich in Griechenland reiſte, habe ich oft in einer alten Ruine die Nacht zugebracht; aber es war Griechenland, und die Ruinen des Tempels zu Figalia ſind etwas Anderes als ein deutſcher alter Herrenſitz.“

Als er fort war, überkam mich das Gefühl des Abgeſchloſſenſeins von Allem, was da lebt, auf eine drückende Weiſe. Eine Reiſe durch allerlei Städte und Gegenden hatte meine Seele an den raſchen Wechſel der Umgebung gewöhnt, farbenreiche Bilder hafteten an der Wand des Gedächtniſſes, Geſpräch, Lachen, Geſang, tiefſinnige und muntere Rede — Alles war an dem Ohre vorbeigerauſcht und — jetzt die tiefe Stille! Eine Stille, ganz eigenthümlicher Art, eine Stille, wie ich ſie noch nie empfunden hatte. Schon war ich oft die halbe Nacht hindurch ein Wanderer auf Kirchhöfen geweſen, ich hatte lange einſame Haideſtrecken befahren — allein, was dort einſam genannt werden konnte, war es hier nicht. Die Natur nimmt nie in ihrem Antlitz dieſe Züge von Trauer und von troſtloſem Stilleſtehen auf; ein flüſterndes Baumblatt iſt allein ſchon genug, um in dem alten herrlichen Gottestempel Leben und wenn auch eine melancholiſch träumeriſche, doch eine Bewegung zu bringen. In einem Hauſe, das von den Menſchen verlaſſen, iſt es anders. Noch nicht ſo ſehr Ruine, um uns in die Abgeſchloſſenheit der Vergangenheit zu hüllen, iſt es doch ſchon zu ſehr Ruine, um uns mit dem Leben der gegenwärtigen Stunde im Zuſammenhange zu erhalten. Ich hatte damals die Neigung für die alten Schlöſſer und die alten Geſchichten.

Den erſten Tag und auch noch den zweiten und dritten beſchäftigte ich mich, die Bilder der Galerie einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Dies führte mich mit dem oben bemerkten Caſtellan zuſammen, der in ſeinem braunen Rocke und ſeinem grünen Sammetkäppchen an einem Tiſche ſaß und ſich abmühte, ein Verzeichniß der Bilder anzufertigen, womit er nie zuſtande kam. Immer wieder fing er die Arbeit von vorn an, nachdem er das ſchon Gefertigte vernichtet hatte. Von ihm erfuhr ich einige Nachrichten von dem Grafen, dem vorigen Beſitzer dieſes Schloſſes, ſeinen Verhältniſſen und ſeinem Untergange, alles Dinge, die meinem Gedächtniß wieder entſchlüpft ſind, alſo folglich keine große Wichtigkeit für meinen damaligen Zweck gehabt haben müſſen. Aber etwas ſagte mir der Alte, das mir eine nicht angenehme Ueberraſchung bereitete, und wovon ich den geneigten Leſer ſpäter in Kenntniß ſetzen werde.

Als die Bilder der Galerie beiſeite gebracht waren, ging ich nun daran, mein eigenthümliches Traumleben zu beginnen; das heißt, ich ſuchte den mir zugewieſenen Flügel des Schloſſes von jeder Berührung eines Eindringlings freizuhalten, um völlig frei zu ſein. Als ich deſſen gewiß war, öffnete ich die hohen Flügelthüren der ganzen Folge von Gemächern und ſchritt nun langſam und in gravitätiſchem Gange von dem Eckzimmer, das ich bewohnte, durch acht Gemächer bis in den weißen Prachtſaal, von dem ich bereits geſprochen. In dieſem Saal angelangt, wohnte ich dem Feſte bei, das ich hier von meiner Phantaſie mir geben ließ, und nachdem ich lange genug dem Gewimmel der Gäſte zugeſchaut, die die herrliche Treppe heraufkamen, um im ſchönſten Glanze ihrer Reifröcke und geſtickten Uniformen ſich meinem erſtaunten Blicke zu zeigen, ging ich wieder denſelben Weg zurück. Oft, wenn die Nacht beſonders dunkel war, nahm ich in jede Hand ein Licht und ſchritt ſo durch die hallenden Gemächer, wo dann die Stille und Einſamkeit, die fremdartige Umgebung einen mächtigen, nicht zu beſchreibenden Eindruck auf mich machten.

Solch ein nächtliches Leben und Wandern hatte ich mir gewünſcht, und nun hatte ich es. Nichts in der Welt, kein Geſpräch, kein Buch hätte mich ſo lebhaft und in ſo eigenthümlicher Weiſe in die Stimmung verſetzen können, die ich brauchte, um Perſonen und Zeiten dem Beſchauer vorzuführen, und zwar ſo vorzuführen, daß er ſie vor ſich ſah und mit ihnen lebte. Aber als ich merkte, daß dieſer Zweck erreicht war, daß meine Hand die gehörige Sicherheit hatte, die Linien des Gemäldes zu entwerfen, daß auf meiner Palette die Farben beiſammen waren, die ich zur Belebung der Gruppen brauchte, ſo ſehnte ich mich aus dieſem Zuſtande hinweg; ungefähr wie unſere erſten Aeltern ſich aus dem Paradieſe mögen hinausgeſehnt haben, als deſſen einſame und einförmige Schönheit den Reiz für ſie zu verlieren begann. Wir ſind Geſchöpfe der Wandlung.

Ich komme jetzt auf das Hinderniß, oder auf das ſtörende Element zurück, das mir in meiner Einſamkeit läſtig war, obgleich es ſich nicht zeigte und keine Spur ſeines Daſeins von ſich gab, von dem aber ſchon das Bewußtſein, daß es überhaupt exiſtirte, genügte, um mir den Aufenthalt zu verleiden. Später hat ſich aber an dieſe Perſönlichkeit ein Etwas geknüpft, das mir die ganze Epiſode der vierzehn einſamen Tage im alten Schloſſe jetzt lebhaft wieder ins Gedächtniß bringt. Urtheile man über Das, was ich jetzt vorbringen werde, wie man will, auffallend und nicht erklärbar bleibt doch der Kern der ſonſt ſehr einfachen Geſchichte.

Die Entdeckung, daß ich nicht allein in meinem alten Schloſſe reſidirte, machte ich auf folgende Weiſe: Eines Morgens fand ich den Freund Caſtellan in einem beſonders lebhaften Scharmützel mit ſeinem Kataloge. Keine der Nummern wollte gehorſamen und mit großer Aufregung wurde die Arbeit einer ganzen Woche in einer tumultuariſchen Minute über den Haufen geworfen. So erhitzt hatte ich ihn noch nie geſehen. Das grüne Käppchen hatte den unruhigſten Platz von der Welt, es wurde ohne Aufhör von einem Ohr aufs andere geſchoben. „Der Teufel ſitzt in meinem Kataloge!“ rief er, als ich eintrat. „Sehen Sie ſelbſt, keine der Nummern ſtimmt, und doch ſtimmten ſie noch vor wenigen Tagen. Das macht, ich arbeite nicht allein: der Graf hat ſeinen Katalog in Wien und ich habe den meinigen hier; da gibt es Differenzen. Und dann fehlen etliche Bilder. Wie das enden wird, weiß ich nicht; doch ſchlimmſtenfalls erhole ich mir Rath bei unſerer Wahrſagerin.“

„Eine Wahrſagerin?“ ſagte ich, „und hier im Schloſſe?“

„Ich ſollte eigentlich von dieſer guten Dame nicht ſprechen, es iſt jedoch geſchehen", erwiderte der Mann. „Ja, mein Herr, wir haben eine Wahrſagerin hier in unſerer Nähe, um die ſich die Leute zerreißen würden, wenn ſie ſie unter ſich hätten. Es hat mit dieſem alten Weſen folgende Bewandtniß: Als die Familie theilte, kam in der Erbſchaft, unter anderm alten Geröll, auch ein altes Fräulein auf unſer Part. Niemand weiß eigentlich wer ſie iſt, ſie iſt nur eben ein altes Fräulein; ein wunderſames altes Fräulein, wie es deren wenige gibt."

„Wo ſitzt ſie denn?" fragte ich ärgerlich.

„Sie hat ein Stübchen inne, das ſogenannte Amorettenneſt, das durch eine Tapetenthür an den großen Saal ſtößt, und wo vor Zeiten ſich verliebte oder zerſtreute Pärchen abſonderten, die von der Erhitzung des Gewühls und des Tanzes im Saale ſich abkühlen wollten. Da weilt ſie und legt ihre Karten, o Gott des Himmels! für Niemand als für ihre blinde und taube Katze, die ihr allein Geſellſchaft leiſtet, wenn ich nicht hier und da eine Minute finde, die ich ihr und ihren wunderſamen Weiſſagungen ſchenke. So curios iſt die Welt geſtaltet!"

„Das iſt mir nicht lieb zu hören. Ich war in der Ueberzeugung, ich wohnte hier allein. Die Dame, deren gütiger Verwendung ich dieſen kurzen Aufenthalt im Schloſſe danke, ſagte mir nichts von dieſer Bewohnerin.“

„Es iſt auch nichts von ihr zu ſagen. Sie iſt gleichſam eine Todte unter Todten.“

„Ach was! Man iſt nicht todt, wenn man zum Poſſen Anderer in einem Amorettenneſt ſitzt und Karten legt.“

„Sie wird Sie nicht ſtören, mein Herr.“

„Kommt ſie denn nie heraus?“

„Niemals. Ich bringe ihr das Eſſen, das ſie ſich warm ſtellt, wenn ſie nicht gerade Hunger hat. Abends zündet ſie ſich ſelbſt die Lampe an. Alle Vierteljahr bekommt ſie ein Päckchen Kleidungsſtücke, die die Schneiderin in der Stadt ihr beſorgt, die ihr aber ſtets zu modiſch ſind, ſie trennt wieder auf und näht aufs neue zuſammen, wie es ihr gutdünkt. Von ihrem Tode hat ſie oft geſprochen, aber er erfolgt nicht. »Daniel«, ſagt ſie mir, »wenn die Bäume wieder rauſchen, wenn die Sonne wieder auf jenen Streifen an der Wand fällt, dann trägt man mich hinaus.« Er hat ſie nun ſchon manchen lieben Winterabend geſprochen. Der Tod aber, ſcheint es, hat mehr zu denken, als nach alten Fräulein in alten Schlöſſern zu ſuchen. Dennoch wird auch ſie ſchon einmal abgeholt werden. Ich wollte Ihnen rathen, mein Herr, ihre Bekanntſchaft zu machen.“

„Darum gerade wollte ich Sie bitten, Herr Bibliothekar!“ rief ich, indem ich den Alten mit dem Titel anredete, den er am liebſten hörte.

„So will ich Sie anmelden. Um 3 Uhr iſt die Stunde, wo ſie mir geſagt hat, daß ſie vor langen Zeiten pflegte Beſuche anzunehmen.“

Ich befand mich um 3 Uhr an der Thür zum Amorettenneſt. Auf mein Klopfen rief eine feine ſchrillende Stimme: „Entrez!“

Da ſaß ich nun, und vor mir eine lange ſteife, marionettenartige Figur in einem veralteten Putz, die mich durch eine grüne Brille anſtarrte. Das Geſpräch kam ſehr langſam in Gang. Die Perſonen, die ich kannte, kannte ſie nicht. Ihre frühern Jahre hatte ſie zu der Zeit in Paris zugebracht, als die Alliirten dort einrückten. Sie hatte Madame Roland gekannt und wußte von Frau von Staël Einiges zu erzählen; in ihrer Jugend hatte ſie in Geſellſchaft der Frau von Genlis eine Reiſe nach Hamburg gemacht, wo ſie Klopſtock geſehen, der der Erſte geweſen, dem ſie aus der Karte prophezeit.

Dieſe Notiz brachte uns auf die Karten, die gerade auf dem Tiſche lagen. Ich bat, daß ſie mir ebenfalls die Karte legen möchte. „Heute nicht", ſagte ſie mit großer Beſtimmtheit, „ich bin nicht dazu aufgelegt. Wenn dies der Fall ſein wird, ſo werde ich es Ihnen ſagen laſſen." Damit war der Beſuch für diesmal zu Ende.

Eine Woche verging und ich hatte meine „Mademoiſelle" nicht wiedergeſehen. Da kam die verſprochene Einladung. Ich fand diesmal die alte Dame faſt in dem Coſtüm der Madame Recamier, mit weit hinauf entblößten Armen, einem feuerrothen Shawl und einem mit Goldflitter durchwirkten Turban auf dem mit kleinen Löckchen falſchen Haars geſchmückten Kopfe. Ihr Gewand war dünner weißer Mouſſelin, der faſt ohne Falten die magern Glieder umſchloß. Sie hielt ihre Karten bereits in der Hand, und ohne ein Wort zu ſagen, winkte ſie mir, auf dem kleinen Eckſopha Platz zu nehmen, wo der runde Tiſch ſtand, an dem ſie ſaß. „Was ſoll ich Ihnen ſagen?" hob ſie nach einer Weile an, indem ſie über ihre grüne Brille herüber mir einen fragenden Blick zuſandte.

„Was? Nun etwas Gleichgültiges."

„Es gibt nichts Gleichgültiges in der Welt. Alles hat ſeine Bedeutung, auch das Geringſte."

„Sie glauben alſo an die Kunſt, die Sie treiben?"

„Ich treibe keine Kunſt. Wenn der Caſtellan, der alte Schwätzer, Ihnen etwas aufgebunden hat, ſo iſt das nicht meine Schuld. Ich lege die Karte, wie Andere einen Strumpf ſtricken, oder einen Gürtel häkeln. Daß hier und da was eintrifft von Dem, was ich ſage, liegt im Bereich des Zufälligen.“

„Das läßt ſich hören. Man hat mir Sie geſchildert als eine —“

„Hexe!“ ergänzte ſie. „Meinethalben, ich verlache die Meinungen der Menſchen, ich habe viel erlebt, und noch mehr geleſen und gehört. Ich beſitze eine ganz artige kleine Bibliothek. Es wäre beſſer, wir ſprächen von meinen Büchern und Manuſcripten als von dem Kartelegen.“

„Sie beſitzen auch Manuſcripte?“

„Einige. Von meinen Oheimen war einer Buchhändler, und verkehrte als ſolcher mit den Gelehrten der letzten achtziger Jahre, mit den Encyklopädiſten. Ich bewahre Briefe von der Kaiſerin Katharina, und ein ungedrucktes Buch von Diderot. Indeß iſt es in einem anſtößigen Genre geſchrieben, und deshalb nicht gemacht in jetziger Zeit zu erſcheinen, wo man eingeſchüchtert und fromm geworden, und über gewiſſe Dinge anders denkt.“

„Ich bekenne Ihnen“, Mademoiſelle, „daß ich mit der Abfaſſung eines Werks beſchäftigt bin.“

lebt, um noch die entſchieden entgegengeſetzte Meinung auftreten und ſich Bahn brechen zu ſehen. Ich ſah den Menſchen zur ſeelenloſen Maſchine geſtempelt, ſeine Tugenden und ſeine Verbrechen ein Erzeugniß der Wechſelfälledes Geſchicks. Wie eine reine Tafel hörte ich ſeine Seele ſchildern, auf der die Erfahrung erſt die Idee von Gut und Böſe, Rechtlichkeit und Falſchheit ſchreibt. Ich bin treu der erſten Lehre geblieben.

Aber durch welch einen reizenden Mund hörte ich ſie zuerſt verkundigen! Nie werde ich jene Abende unter der großen breitſchattigen Linde vergeſſen, wo wir drei, Bertrada, Dionys und ich, uber die angebornen Ideen ſprachen mit den lallenden Engelzungen kindiſcher Unerfahrenheit. Der Vater Bernhard hatte uns ſo viel von der Lehre mitgetheilt, als er glauben konnte, daß wir zu begreifen im Stande waren. Dionys, der am ſchärfſten faßte, theilte ſich am wenigſten

„Das iſt mir lieb zu hören. Was ſoll dieſes Werk enthalten?“

„Eine biographiſche Schilderung der berühmteſten Frauen des 18. Jahrhunderts; doch bin ich noch nicht mit mir einig, wie ich dieſe Sammlung jedenfalls intereſſanter Gemälde zuſammenſtellen, und welche von den berühmten Frauen ich wählen ſoll.“

„Wenn wir uns wiederſehen, will ich Ihnen meine Anſichten darüber ſagen. Weshalb befinden Sie ſich aber hier auf dieſem entlegenen Schloſſe, wo Sie doch nicht hoffen konnten eine Bibliothek zu finden, die ſie in ihren Studien unterſtützte?“

„Das nicht, aber etwas Anderes Ich konnte hoffen mich hier in jene Stimmung verſetzt zu fühlen, um die Zeit, um die es ſich handelt, beſchreiben zu können.“

„Und dieſer Plan gelang?“

„Vollſtändig. Und jetzt mußte mir noch ein gutes Glück eine ſo ſchätzbare Bekanntſchaft wie die Ihrige zuführen, mein Fräulein.“

„Ich kann Ihnen allerdings von Nutzen ſein. Sollen wir nun noch zu den Karten greifen?“

Ich beſtand auf meinem Wunſch, da uns aber in der Eile und zerſtreut wie wir Beide waren, kein anderer Gegenſtand, um deſſentwillen wir die Zukunft befragen wollten, einfiel, bat ich ſie mir zu ſagen, welche Liſte von Regenten zwanzig Jahre ſpäter Europa zeigen werde. Ich muß hierzu bemerken, daß wir uns in dem Jahre 1836 befanden.

Sie nahm ihre Karten wieder zur Hand, die ſie bereits weggelegt, und während ſie mit dieſen manövrirte, hob ich den grünen Vorhang von einem Eckſchränkchen und betrachtete einige Bände franzöſiſcher Memoiren, in denen ich zu blättern begann, alſobald völlig meine Umgebung und die Sibylle vergeſſend, die ihrerſeits in ihre Karten vertieft war. Eine entfernte Uhr ſchlug die fünfte Stunde. Es war eine Stille, eine Einſamkeit um uns her, die wirklich etwas Zauberhaftes hatte. Wir waren wie in einem Märchen eingeſponnen.

„Seltſam!“ rief ſie, „das muß ich doch allerdings ſehr wunderbar finden.“

„Was denn?“ fragte ich, und legte meinen Band Memoiren beiſeite.

„Die Namen“, entgegnete ſie, „die ſonderbaren Perſonen! Es iſt doch unmöglich, daß Alles gerade ſo wiederkommt, wie es geweſen. Ich bin in meine Jugend verſetzt. Das Jahr 1856 muß ein ſonderbares Jahr ſein.“

„Aber ſo ſprechen Sie doch? Was gibt es denn?“

„Wir werden ganz dieſelben Fürſten haben, die wir ſchon gehabt haben. Sehen Sie ſelbſt. In Frankreich regiert Napoleon, in Rußland Alexander, in Oeſtreich Franz, in Preußen Friedrich Wilhelm.“

„Ihre Karten haben ſich es bequem gemacht!“ rief ich, „da ſie nicht wiſſen, wer da kommen wird, ſo nennen ſie immerhin die alten Namen.“

„Es wäre aber doch möglich —“

„Völlig unmöglich. Um mit Frankreich anzufangen, ſo iſt jetzt Ludwig Philipp da, und geſetzt auch ſeine zahlreiche Nachkommenſchaft ſtürbe in ſo kurzer Zeit aus, oder würde vom Throne entfernt, was gar nicht anzunehmen iſt, da er beliebt und von ſeinen Unterthanen angebetet iſt, ſo ſind ja die Bourbons da! An die Napoleoniden denkt in hundert Jahren Niemand; mit denen iſt es für alle Zeiten vorbei.“

„Doch iſt hier die Karte, die den großen Corſen darſtellt.“

„Und Oeſtreich? Wo bliebe da der Kaiſer Ferdinand, und ſein nächſter Nachfolger? Auch gar nicht möglich. Preußen und Rußland — allenfalls! Aber Kaiſer Nikolaus erfreut ſich der beſten Geſundheit und iſt die kräftigſte Heldennatur, die es gibt; ebenſo hat Friedrich Wilhelm III. noch gewiß eine größere

Anzahl Jahre vor ſich, als ſie ihm hier gegeben werden.“

Sie warf die Karten zuſammen, indem ſie in einem gereizten Tone ausrief: „Habe ich's nicht geſagt, wir hätten beſſer gethan uns über Bücher zu unterhalten. Was mir aber die Karten aufgeben zu ſagen, muß ich ausſprechen. Sie ſehen, daß das in der Natur der Sache liegt. Wenn die Pythia auf dem Dreifuß ſitzt, kann ſie nichts verſchweigen, und wenn ſie es auch könnte, ſie darf es nicht, ohne in Gefahr zu kommen, den Gott zu beleidigen, der durch ihren Mund ſpricht.“

Wir gingen jetzt auf andere Dinge über, und ſie theilte mir mit, was ſie an Briefſchaften und Manuſcripten geſammelt hatte. Das Meiſte davon war unwichtig. Ich bat mir zur nähern Anſicht das ſogenannte Diderot'ſche Manuſcript aus und ein Luſtſpiel, das die Kaiſerin zur Verfaſſerin hatte, und das den Titel führte: „Médée justifiée“. Kann Medea jemals gerechtfertigt werden, dachte ich bei mir ſelbſt, und wie kommt die Kaiſerin Katharina dazu, gerade den Advocaten der Medea zu ſpielen?

Nachts ſah ich im Traume Fräulein Thereſe von Kettenburg, dies war der Name des Fräuleins, wie ſie in raſchem Gange durch die Säle ſchritt, in ihrem flatternden Mouſſelinkleide, mit dem rothen Shawl und dem hohen Turban, und ſeltſame Worte vor ſich hinmurmelte. Da thaten ſich die Thüren auf und allerlei Volk wunderſamer Art kam hervor und ſtellte ſich auf, und einige dieſer Geſtalten trugen Kronen und weite Mäntel, und alle beugten ſich tief vor Thereſen. Sie aber rief gebieteriſch: „Kommen wird der Tag, wo auch ihr eure Rolle zu ſpielen habt, ich muß es wiſſen, denn ich bin die Sibylle, aber für jetzt ſeid ruhig. Kommt nicht und verlangt von mir, daß ich von euch ſpreche zu einer ungläubigen Welt, die nicht über die kurze Spanne Zeit hinaus zu ſehen vermag, die ihr beſtimmt iſt. Geht — verhaltet euch ruhig! Macht mir nicht das Leben ſchwer! Plagt und martert mich nicht durch euer ſtummes Hineinragen in meine Tage, die ohnedies nicht die freudigſten ſind!“

Und die Schatten wichen mit einer ſchweigenden Geberde des Schmerzes vondannen.

Kurze Zeit darauf verließ ich das Schloß, und als ich in Manheim mich aufhielt, bekam ich die Nachricht von dem Tode der Sibylle. So war denn dieſe kleine romantiſche Epiſode in ſich abgerundet und beſchloſſen.

In der Zeit, von der ich bald ſprechen werde, nachdem die großen politiſchen Umwandlungen in

Frankreich ſchon begonnen, kam mir jene ſeltſame Prophezeiung wieder ins Gedächtniß, und ich theilte ſie Einigen meiner Freunde mit. Wie es gewöhnlich mit ſolchen Dingen zu gehen pflegt, fand mein Bericht wenig Theilnahme, man nannte es auch jetzt noch eine Unmöglichkeit, daß es einen Kaiſer Napoleon geben könne, obgleich der Umſturz der Regierung und die Flucht des Königs ſchon als Thatſache feſtſtanden.

Der Sibylle Manuſcripte bewahrte ich noch; ich hatte unterdeſſen noch etwas Material angeſammelt, und ſo begann ich denn jenes Buch zu ſchreiben, das mir großes Vergnügen beim Schaffen gemacht hat. Mein liebes 18. Jahrhundert ſtand, wie jenes alte Schloß, in dem ich träumend die einſamen Nächte und Tage verbracht, lebendig vor mir, und ſo ließ ich denn nacheinander in dieſe Räume eintreten Katharina, dann die originelle Mutter des Regenten, Eliſabeth von Orléans, Prinzeſſin von der Pfalz, dann Mara, die Sängerin, die ehrliche Luiſe Karſch, die Witwe eines Schneiders, als deutſche Sappho von ihren Freunden geprieſen, und jene unheimlich bleiche Frau, die Europa durchzog, halb als Büßende, halb als Prophetin, Frau von Krüdener. Die Letztere machte mir in der Auffaſſung ihres Bildes am meiſten

Mühe, ich correſpondirte lange vergeblich, um gewiſſer Familienpapiere habhaft zu werden, die ſich auf den Gütern des Kammerherrn von Vietinghoff, ihres Verwandten, befinden und über ſie intereſſante Aufſchlüſſe geben. Leider erhielt ich dieſe Papiere nicht. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich, wie einflußreich auf unſer Wiſſen und unſere Bildung es iſt, mit einem hochgeſtellten Leben darſtellend ſich zu beſchäftigen, das irgendwie, ſei es im Gebiete des Geiſtes, ſei es in dem der Macht, große Entſcheidungen in die Welt gebracht. Eine Fiction, ſei ſie noch ſo blühend, trage ſie den ſchaffenden Geiſt auch in die hellſten Räume, entbehrt doch immer des feſſelnden Intereſſes, das allein die Wirklichkeit verleiht. Die urſprünglichen Farben des Lebens ſind durch nichts zu erſetzen. Der Biograph, der einen ſchönen Vorwurf hat, ſetzt ſich mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl der Befriedigung vor ſeine Staffelei. Er ſieht ſein Bild nicht in Wolken ſchweben, er ſieht es auf der feſten Erde ſtehen, und doch gaukelt die lieblichſte Bewegung um die Formen und Linien. Eine Verzeichnung iſt unmöglich, ein Hinaufſchrauben ins Ideale ſtraft ſich ſogleich Lügen, denn das Bild, wie es in der Wirklichkeit exiſtirt hat, ſteht dem Künſtler beſtändig vor Augen; er hat es in ſeinen Schwächen liebgewonnen, er könnte ſelbſt das Misſtimmende nicht umſtimmen, denn ein Ton kann die volle ſchöne Harmonie des Ganzen zerſtören. So hat der Biograph, ſolange er ſchafft, ein zweites Leben in ſich, und in dieſer zweiten Seele liebt, haßt, hofft und entbehrt er.

9.

Meine biographiſchen Skizzen verſchafften mir auch die Bekanntſchaft des Profeſſors Ranke, deſſen Name damals bereits ein vielgenannter wurde. Eines Tags im Thiergarten ſah ich einen beweglichen kleinen Mann auf mich zukommen, der mit lebendigen freundlichen Blicken mir ſeinen Gegengruß ſpendete. Ich wußte, daß ich den Autor der „Geſchichte der Päpſte“ vor mir hatte. Schon einige Jahre vorher war ich ihm im Hauſe Froriep's in Weimar begegnet, und da hatten mich die ſeltſame Art ſeiner Rede, ſein heiteres Weſen, das Mienen- und Geberdenſpiel und nebenbei ſein Abſprechen und ſeine Beleſenheit in Spannung erhalten. Froriep, der gern ein Bild von dieſem Manne beſitzen wollte, und der mich bat, ohne daß der Gelehrte es bemerken ſollte, eine Skizze von ihm zu machen, erwiderte ich, daß mir dies unmöglich ſei, denn eine ſo queckſilberartige Natur, ein ſolches Hin- und Herfahren, vom Stuhl-Auffahren und raſch wieder Niederſitzen war mir noch nicht vorgekommen, und mein ungeſchickter Stift konnte ſich unmöglich auf eine ſolche Aufgabe einlaſſen. Herr Ranke blieb unſkizzirt. Als ich ihn in Berlin wiederſah, war er etwas ruhiger geworden und behagte mir ganz ausnehmend gut. Bei jenem Zuſammentreffen im Thiergarten ſagte er mir: „Sie haben ſich die Kaiſerin Katharina zum Gegenſtand genommen, das iſt jedenfalls eine dankbare Arbeit und ich habe mit Vergnügen geleſen, was Sie über dieſe merkwürdige Frau ſagen. Aber die Wahrheit iſt es nicht. Da muß man ganz anders nachforſchen. Katharina hat es mit ihren Biographen übel getroffen, es waren meiſtens Franzoſen, denen ſie ſchmeichelte und die ſich dafür durch Schmähſchriften bedankten, obgleich ſie oft dieſen Schmähſchriften den Titel von Panegyriken gaben. Dennoch blieben es Schmähſchriften. Ségur iſt noch der Ehrlichſte; aber auch ihm iſt nicht zu trauen. Er wollte Katharina's Geliebter ſein, und da ihm das nicht gelang, pries er ſie zwar, aber heftete doch, wo er es irgend konnte, einen kleinen hämiſchen Tadel bei. Die Polen, die die Kaiſerin haßten, wie die Frommen nur den Teufel haſſen können, ſchrieben Paſquills, die ſie Geſchichte nannten. Von alldem iſt faſt nichts zu brauchen. In Petersburg muß man ſuchen!

mit. Er ſaß etwas abgewendet von uns, die Arme auf der Bruſt gekreuzt und ſchien in ein tiefes Sinnen verloren. Oefters ließ er uns auch allein; dieſes war uns am liebſten. Ich hielt alsdann meinen Arm um die ſchlanke Geſtalt Bertrada's geſchlungen, und hörte ihren Träumen zu, wie ſie die Erde und das Jenſeits ausſchmückte. Es war die Poeſie eines ſechzehnjährigen Herzens, zu flüchtig, um in Worte geſetzt und wieder gegeben zu werden.

Ich beſinne mich noch eines beſondern Vorfalls, der hieher gehört und der als der erſte kecke Angriff auf unſern Glauben gelten konnte. Nordlich von der Wieſe lag ein See. Er war rings mit Gebuſch umgeben und hatte ein dunkles heimliches Waſſer. Wir ſetzten uns eines Abends in den leichten Nachen, der am Ufer gekettet lag und ruderten in die Stille des Sees. Bertrada und ich ſprachen wieder über unſern Gegenſtand; Dionys hörte zu, indem er die Ruder empor

In den Archiven, in den Familienpapieren, aber freilich —“

„Ja, freilich“, entgegnete ich ihm. „Wann werden dieſe Archive zugänglich ſein, wann dieſe Familienpapiere der Oeffentlichkeit übergeben werden? Bis dahin —“

„Muß man nehmen, was man hat!“ rief er lebhaft, „da haben Sie ganz Recht.“ Und damit ſchlüpfte er fort.

Dieſes Geſpräch brachte mir eine Aeußerung ins Gedächtniß, die ein Diplomat von Ruf that, als ich ihm mittheilte, daß ich das Leben der großen Kaiſerin zu ſchreiben beabſichtige: „Thun Sie das nicht“, rief er, „das iſt ein Gegenſtand, der keinen Beifall in Rußland findet. Der Kaiſer wünſcht ſelbſt den Namen nicht genannt.“

Ich ſtehe dennoch nicht ab, die Skizze, die ich gegeben, wenn mir die Gelegenheit irgend günſtig iſt, zu einem Gemälde umzuſchaffen. Welch ein großartiger Stoff! Welche düſtere Bilder! Welch ein Heldenmuth und welche Verbrechen! — Schon die einzige Epiſode in dieſem großen Drama, die Erſcheinung des Pugatſchew, wo findet ſich eine ähnliche in der modernen Geſchichte? Und dann die mannichfaltigen Scenen und Gruppen, der Wechſel der Völker und Nationalitäten, das Barbarenthum dicht neben der verfeinerten Civiliſation!

Die Papiere, die ich aus jenem alten Schloſſe in Franken mitgenommen, enthielten eine ſeltſame Hypotheſe, die mit großem Aufwande von Kunſt und hiſtoriographiſchem Talent ins Leben geführt war; ſie ſtellten nämlich die Perſönlichkeit, die wir bisjetzt als Katharina II. kennengelernt, in Zweifel, und es wurde der Beweis geführt, nicht jene Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt, die Gemahlin Peter's III. ſei es geweſen, die den ruſſiſchen Thron beſtiegen, ſondern eine ihr untergeſchobene Creatur Orlow's, eine bis zum Täuſchen der Kaiſerin ähnliche Frau, eine kühne Abenteurerin, die auf Befehl ihres Gebieters und unter dem angenommenen Namen und Titel jene blendende Rolle geſpielt, und nicht allein in jenen ſtürmiſchen Tagen der Thronbeſteigung, ſondern auch ein langes Leben hindurch bis an den ſpäten Tod. Die echte Katharina ſei in jener Schreckensnacht ums Leben gekommen. Auf den erſten Blick ſieht der Kenner der Geſchichte die Abenteuerlichkeit dieſer Erfindung; allein den Laien blendet ſie. Rußland iſt das Land der Wunder. Was überall anderswo ſich nie und nimmer zutragen könnte, trägt ſich hier zu. Alſo warum nicht auch eine falſche Katharina, da es doch einen falſchen Peter III. gab, einen falſchen Demetrius? Das Zuſammentreffen der Umſtände, die jene Erhebung der außerordentlichen Frau zuſtande brachten und ſie begleiteten, läßt ganz wohl annehmen, daß die beiden Brüder Orlow, durch Katharina's Widerſtand gereizt, oder durch ihren plötzlichen Tod ihrer Hoffnungen beraubt, raſch zu einer Stellvertreterin griffen, die ſie vielleicht ſchon lange für dieſen möglichen Fall bereithielten. Das Volk kannte im Ganzen Katharina wenig, ſie war bisher immer im Bereich des Palaſtes geblieben und hatte wenig Gelegenheit gehabt, ſich öffentlich zu zeigen, ein ſolches Spiel alſo mit ihrer Perſon konnte den muthigen Theilnehmern des gewagten Unternehmens vorausſichtlich glücken. Es war auch keine Zeit, viel zu überlegen. Nur Eines zeigt das ganze Gebilde als ein Phantaſieſpiel, nämlich wie kam dieſe falſche Katharina dazu, ein ganzes langes Leben noch dieſe Rolle unangefochten durchzuführen, und wie endlich — und dies iſt die inhaltreichſte Frage, wie hatte ſich dieſes verborgengehaltene, unbekannte Weſen, dieſes Geſchöpf einer rohen Soldateska, Talente und Gaben zueigen gemacht, die es befähigten, dem erſtaunten Europa das Bild einer ſo mächtigen und ſo weiſen Herrſcherin zu zeigen? Doch genug und vielleicht zu viel über eine wunderliche Traveſtie der Geſchichte. Der intereſſanten Novelle fehlte es nicht an beigegebenen Documenten, an Briefen, und ſelbſt Voltaire ſoll davon gewußt und in dem Complot Mitverſchworener geweſen ſein. Voltaire, der nie zu ſchweigen verſtand, der ſtets indiscret plauderte, der ſollte ein ſolches Geheimniß ebenfalls bis an ſein Lebensende bewahrt haben? Ich legte das Manuſcript beiſeite, und benutzte nur eine einzige Rede daraus, die Katharina in Moskau gehalten haben ſollte, und die ſie wol möglich wirklich gehalten hat, wenigſtens ſtimmt ſie mit Dem überein, was uns von den Ereigniſſen jenes merkwürdigen Reichstags berichtet wird, den die Kaiſerin nach Moskau ausſchrieb, und wohin ſie ſich mit einem glänzenden Gefolge ihrer Geſetzgeber und Gelehrten hinbegab, um Rußland mit einem Schlage eine andere Geſtalt zu geben, um es die Segnungen kennen zu lernen, mit denen Montesquieu, d'Alembert und Diderot Frankreich beglückt hatten. Man weiß, daß dieſer merkwürdige Reichstag kein Reſultat gewonnen, und daß die Kaiſerin in ihren Reformen wieder umlenken mußte; aus Zorn darüber verzankte ſie ſich mit Diderot, dem ſie alle Schuld in die Schuhe ſchob und ihn einen unverſchämten Schwätzer nannte, der ſich erfrecht habe, aus

Frankreich herbeizukommen, um ihr die Regierungskunſt zu lehren. Der arme Diderot, der der Semiramis Zorn nicht zu ertragen im Stande war, zog beſchämt vondannen, und ließ ſich nicht weiter blicken. Voltaire frohlockte und Friedrich der Große machte Epigramme.

Das Buch, nämlich „Die berühmten deutſchen Frauen des 18. Jahrhunderts“, gewann mir in meinem Vaterlande Freunde; ich erhielt ein ehrendes Zeichen der Anerkennung von der Kaiſerin, der preußiſchen Prinzeſſin. Herr von Meyendorff, der das Buch nach Petersburg ſchickte, machte mir nachträglich die Bemerkung, daß eine Gouvernante einer der jungen Prinzeſſinnen erſchreckt ſei, eine Perſon in dem Werke zu finden, wie die Eliſabeth von der Pfalz, Herzogin von Orléans. Das Buch könne deshalb auch nicht in die Hände der jungen Dame übergehen. Freilich, die Geſchichte iſt überhaupt nicht für die jungen Damen. Ich geſtand dem Miniſter, daß gerade dieſe ſüperbe alte Eliſabeth, mit ihren prächtigen Briefen, die immer den Nagel auf den Kopf trafen, ſo recht meine Lieblingsfigur in der ganzen Sammlung ſei, und er geſtand mir zu, daß, wenn er zu wählen hätte, welche Mittheilungen, als Material für den Geſchichtſchreiber und Sittenmaler des 18. Jahrhunderts, leichter zu entbehren ſeien, jene Correſpondenz des Barons Grimm oder die Briefe der Herzogin von Orléans, er unbedingt die erſtern opfern wolle. Die Herzogin iſt gerade als Deutſche am franzöſiſchen Hofe in der rechten Lage und Stellung, um ſcharf zu ſehen und ſicher zu prüfen. Eine Franzöſin würde nie ſo geſchrieben haben, weil ſie nicht ſo ſehen und urtheilen konnte. Nur eine kleine Auswahl habe ich von dieſen Briefen gegeben, und die ſtärkſten Stellen noch dazu weggelaſſen, aber dennoch für unſere verweichlichten, durch breiweiche Kinderliteratur abgenutzten Damen ſind auch dieſe Broſamen zu kräftige Nahrung geweſen.

Ich trenne mich nun von dieſem Buche, um noch zum Schluß eines Ereigniſſes zu erwähnen, das mir auf mehre Monate hin eine trübe Zeit bereitete, nämlich des Todes des liebenswürdigen Steffens, der in dieſe Zeit fällt. Man brachte ihn an einem bitterkalten Wintermorgen zu der Hügelſtadt, die ſich rings um das lebende, tobende und genußreiche Berlin herumzieht, eine ſchweigende Geſellſchaft, die mit Jahr zu Jahr immer mehr berühmte Namen in ſich aufnimmt. Daß die Thür dieſes Hauſes ſich mir verſchloß, war eine ſchwere Entbehrung, denn Steffens hatte die ſeltene Gabe, es einem Fremden wohl zu machen in ſeinen Räumen. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er an ſeinem Theetiſche ſitzend, das wohlbekannte ſilberne Stäbchen in den Fingern drehend, Novellen ſprach, intereſſanter, wenigſtens kürzer, als er ſie ſchrieb. Ich weiß nicht, was der Grund war, daß er ſich weder mit Tieck, noch mit Rückert, noch mit Varnhagen gut ſtand, dieſe alten Knaben hatten ſich anfangs geliebt, aber ſpäter nachdrücklich verzankt. Steffens konnte an Rückert nicht vertragen, daß er ſowenig von dem Hofglanz entzückt war und daß der gute Bauer ſich mitten in der claſſiſchen Atmoſphäre von Sansſouci nach ſeiner Tabackspfeiſe ſehnte. In dem Hauſe des Profeſſors ſprachen viele Skandinavier ein, und man konnte ſicher ſein, wenn irgendwo im Winkel ein ſtummes Subject ſaß mit langem Haar und einem durchbohrenden Blicke, daß es aus den norwegiſchen Bergen herabgekommen war, um den Süden zu beſuchen, das heißt Berlin. An einem dieſer Abende lernte ich hier Oerſted kennen, der meine ganze Theilnahme rege machte. Wenn das Geſpräch der Männer zu tief in metaphyſiſche Abgründe verſank, lenkte die liebenswürdige Tochter des Hauſes eine kleine Anzahl ihrer Verehrer an das Piano, und da erklangen die Reichardt'ſchen Compoſitionen Goethe'ſcher Lieder, mit einer ſeelenvollen Einfachheit vorgetragen. Das herrliche lyriſche Kleinod „Da droben auf dem Berge“ ließ ſich ſo ſüß und lieblich anhören wie eine Stimme aus alter, glücklicher Zeit; dagegen brauſte die Ballade: „Was hör' ich draußen vor dem Thor?“ mit einem ganzen Reiterzuge von ſchönen Rittern und Damen an uns vorüber. Moderne Muſikerſchütterer lächeln darüber. Wenn Saiten nicht ſpringen und eine Sängerin ſich nicht blauroth ſchreit, ſo iſt es nicht geſungen und nicht geſpielt.

Ein anderer alter Ritter der Romantik ging um dieſe Zeit in die ewige Ruhe über, der Freiherr von Fouqué. Ich habe ihn nur ein paar mal in Geſellſchaft geſehen, und ein Billet für ſeine Vorleſungen gelöſt, wo ich eine der vielen leeren Bänke allein für mich in Beſchlag nahm. Ich kann es ihm nie verzeihen, daß durch ihn die Ariſtokratie auf lange Zeit hin ein Ridicule angehängt bekommen, denn wer kann wol abſurder ſchwärmen als dieſer edle Kämpe, der in ſeinem Roman „Der Zauberring“ ſchildert, wie der edle Hengſt eines Ritters nicht mit dem Pferde eines Bürgerlichen zuſammen auf Eine Weide gehen will? Kann man kindiſchere Poſſen erfinden und zugleich boshafter alles Adelsweſen lächerlich machen? Und der gute Fouqué meinte das in allem Ernſte; er ſteckte in dieſem Unſinn, wie in einer Art Drachen haut, die ihn unverwundbar machte, und er ging mit ſeinen Illuſionen in die Grube. Daß der König für ſeine alten Tage ſorgte, war ſicherlich eine gut angebrachte Pietät. In den Zeiten des großen Ruhms der preußiſchen Waffen hatte der alte Sünder ſich anſtändig genug betragen, und was ſeinen Muſendienſt betrifft, ſo macht die „Undine“ viele ſpätern Narrheiten wieder gut, obgleich auch ſie *trieft* von ſüßlicher Ueberſchwänglichkeit und Minneliederlichkeit.

Ende des dritten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

hielt, und ſich am Fall der Tropfen auf die glatte Waſſerfläche beluſtigte. Plötzlich rief er: Euer Syſtem taugt nicht. Wie, wenn ich mich jetzt vor euren Augen in's Waſſer ſtürzte, würde dann die Idee, mich zu tödten und euch zu betrüben auch eine ſein, die ſchon mit mir in die Welt kam?

„Nein,“ entgegnete Bertrada, etwas erſchreckt durch die lauten ſeltſamen Worte. „Das wäre etwas Böſes, und bös werden wir nicht geboren.“

„Gut,“ entgegnete Dionys; „aber wo hätte ich denn den Gedanken mich zu ertrinken her?“

Bertrada und ich waren in ſichtlicher Verlegenheit über dieſe Frage. Keiner von uns wußte eine nur irgend paſſende Antwort darauf. Eine lange Pauſe verging, während wir beide mit unruhigen Blicken in das dunkle Waſſer ſtarrten, als ſollten wir aus deſſen geheimnißvoller Tiefe eine Vertheidigung hervorziehen. Allein der See

4671(4

Erinnerungsblätter.

Vierter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

1.

Der König debütirte mit einem ſehr unpopulären Unternehmen, nämlich mit dem Ausbau des Kölner Doms. Es konnte im ganzen Bereiche der geiſtigen Intereſſen der Gegenwart kaum einen Gegenſtand geben, der in den Augen der gewalthaberiſchen öffentlichen Meinung von ſo unerheblichem Anſehen war als der Ausbau einer Kirche, und nun dazu dieſer Kirche, an der Jahrhunderte gebaut hatten ohne ſie zu vollenden, und was für Jahrhunderte, welche glaubenskräftige und ſtark im Willen! und nun ſollte unſere Zeit, die ganz andere Dinge im Kopfe hat, eine in den Schlaf geſunkene Schöpfung wieder aufrütteln und mit ihrem beſten Blut und ihrem kräftigſten Marke ernähren. Denn welche Summen waren erforderlich um dieſe gigantiſchen Mauermaſſen in eine ſchwindelnde Höhe zu bringen. Mit einem paar bunten Glasfenſtern, die bald ein König, bald eine Privatcorporation beiſteuerte, war es nicht geſchehen. Schon daß man Liſten anfertigen mußte und Beiträge ſammeln, konnte Jedem, der mit ſolcher Art Bauten vertraut iſt, belehren, daß nichts würde ausgerichtet werden. Wo das Bedürfniß da iſt, ſind ſchnell Hände bereit; das abgebrannte Hamburg erſtand faſt über Nacht neu aus dem Schutte, aber der Kölner Dom wuchs nur nach Zollen, die ein abſeits von dem öffentlichen Intereſſe ſich bildendes Privatgelüſte und Privatlebensanſchauung ihm zumaßen. Die neumittelalterlichen Beſtrebungen hatten ausgeklungen, die Heiligen waren wieder dahin gegangen, von wo ſie gekommen waren, die Romantik hatte ihre Miſſion vollendet, ſie hatte poetiſche Stoffe abgeſetzt und hier und da mehr Innerlichkeit und Seele in einzelne Staats- und wiſſenſchaftliche Inſtitute geblaſen, damit war aber auch Alles abgethan, was man ihr zuzugeſtehen willens war, jetzt trat gebieteriſch die neue Zeit, das Völkerleben, in ſeine Gerechtſame. Und dieſes Völkerleben hatte keine Kölner Dome nöthig; es ſah überhaupt nicht gerne durch gefärbte Scheiben. Es mag ſein, daß dieſe Wahrnehmung für die Frommen etwas ſehr Widriges hat, und daß ſie ſich beeilen werden, ſie für unbegründet zu erklären, allein wenn ſie echte Fromme ſind, ſo werden ſie bedenken, daß eine Zeit, wenn ſie auch keine Kirchen baut, doch eine religiöſe ſein kann. Es würde zu weit führen, über dieſen Gegenſtand hier noch längere Betrachtungen anzuſtellen. Genug, der Kölner Dom war damals, als ſein Ausbau in Angriff genommen wurde, ein Zeichen des Triumphs und des Entzückens für eine Partei, und für eine andere ein Merkmal, daß ſie auf Realiſirung gewiſſer Hoffnungen nicht bauen dürfte. Die Zeitungen lieferten die Berichte von den Reden des Königs, die er am Fuße des gigantiſchen Trümmerhaufens gehalten hatte; dieſe Reden ließen einen tiefen Blick in die Seele eines Fürſten thun, der ſeinen Thron beſtiegen mit der feſten Ueberzeugung, daß er ein Auguſteiſches Zeitalter herbeiführen werde. Der Glaube ſollte neu erſtarken, ein gemeinſames Band alle Völker umſchließen, und die Enden dieſes Bandes ſollten das eine der Fürſt, das andere der Prieſter halten. Und dieſer König ſollte ein ritterlicher König, ein frommer Weiſer und zugleich ein tapferer Heerführer, und dieſer Prieſter ſollte ein feuriger Glaubensmann, ein Fels der Kirche ſein. Und in dieſem umſchließenden Verbande ſollten die Völker ſich nun glücklich fühlen. Es iſt betrübend zu ſagen, aber nie vielleicht hat die Welt zu einer Zuſicherung ungläubiger gelächelt als zu dieſer. Dieſes abkühlende Lächeln wehte die heiße Wange der Begeiſterung auf eine ſo empfindliche Weiſe an, daß die Begeiſterung Zahnſchmerzen bekam, und ſich in ihre innerſten Gemächer zurückziehen mußte. Man half ſich jetzt der Zeit Vorwürfe zu machen, daß ſie für nichts Hohes und Erhabenes mehr Sinn habe, und daß ſie in materialiſtiſchem Treiben untergehe. Es war an dieſem Vorwurf viel Wahres; genug, die erſten ſehr fühlbaren Zeichen des Zwieſpalts und der gegenſeitigen Verfeindung waren da, und der Kölner Dom ſah ſie geboren werden. Der König kam zurück nach Berlin, und man wollte bemerken, daß er trotz der enthuſiaſtiſchen Exclamationen, die ihn an dem Ufer des Rhein in den Mauern des alten heiligen Köln umrauſcht hatten, doch nicht ſo ganz zufriedengeſtellt war. Die Verſtimmung wuchs, als ihm in ſeiner Hauptſtadt andere Dinge als Kirchenbauten auftauchten, und Fragen ganz neuer Art ihre Löſung verlangten. Das Geſicht der öffentlichen Meinung, dieſe Weiße Frau der Fürſten, wurde an der Tapete bemerkbar mitten unter den kunſtvoll geſtickten Bildern und Figuren, und dieſes Geſicht machte keinen angenehmen Eindruck; man mußte nothwendig bemerken, daß es bleich war und eine ernſte Miene zeigte. Was wollte dieſes Geſicht?

blieb tief und verſchloſſen, vor uns ſaß der Verſucher und blickte uns mit ſeinen dunklen Augen an. „Nun? rief er etwas höhnend, „habt ihr nichts für mich ausgefunden? — Ich ſoll alſo mich morden, und die Welt dabei immer die beſte ſein?“

Noch ſchwebt mir der eigenthümliche Klang vor, mit dem dieſe Worte über den ſtillen See und die nächtlichen Gebüſche dahintönten. Bertrada ſank an meine Bruſt. Plötzlich faßte mich ein Gedanke und ich rief ſchnell: Du kannſt dieſen Vorſatz nicht faſſen, Dionys, oder du müßteſt uns nicht lieben. Die Liebe iſt die erſte der angebornen Ideen, ſie fehlt in keines Menſchen Bruſt und in der deinigen am wenigſten; folglich kannſt du unmöglich einen Gedanken faſſen, der uns ſo gröblich beleidigt.“

„So iſt's!“ rief Bertrada mit leuchtenden Blicken. „Welch eine herrliche Lehre! Der Selbſtmord kann nie zu den angebornen Ideen

Raſch wurde ein Tuch darübergehängt. Es war verſchwunden. Doch es geſchah, was man nicht vermuthete, die erſte Hand, die dieſes Tuch lüftete, war die des Königs. Die edle Natur und innere Wahrhaftigkeit dieſes Fürſten litt nicht, daß er in ein abſichtliches Verborgenhalten willigte; die Frömmler und Dunkelmänner, wenn ſie gehofft hatten ihn völlig auf ihre Seite zu ziehen, hatten ſich ebenſo geirrt wie die Reformatoren, die feſt geglaubt hatten, nach einigen Demonſtrationen und Toaſten, ihn als den ihrigen zu beſitzen. Der König wechſelnd, und nur in Einem ſtets gleich, in dem Bewußtſein, daß er der oberſte Leiter und Führer ſei, und Keiner außer ihm, hatte ſein geiſtreiches Gelüſte daran, die Getreuen hier und die Getreuen dort ſeine „Laune“ empfinden zu laſſen. Es war ihm die Gabe gegeben, bis zu einer gewiſſen Grenze hin, ſelbſt „öffentliche Meinung“ zu ſpielen. Als Romantiker wußte er geiſtreich mit den Gegenſätzen zu ſpielen: war der chriſtlich germaniſche Herrſcher zur Geltung gekommen, ſo trat zur Abwechſelung der glücklich combinirende politiſche Reformator aus den Couliſſen und überraſchte durch Bonmots und zeitgemäße Stichworte. Immer etwas Anderes. Heute ſah man ihn in den Gärten von Sansſouci umherwandeln und in politiſchen Epigrammen à la Friedrich dem Großen glänzen; morgen ſuchte man ihn vergeblich unter der Büſte des Machiavel, er hatte ſich in das myſtiſche Dunkel des Kölner Doms zurückgezogen; übermorgen war er auch dort nicht zu finden, ſondern flog an der Spitze ſeiner Garden mit wehendem Federbuſch die Colonnen des Manövers hinab. Ein ſolcher Fürſt konnte ſich lange in der öffentlichen Meinung als ein ſolcher halten, wie ihn die Zeit begehrte. Später freilich zeigte ſich die Grenze, bis wohin große Begabungen, Fähigkeiten und Talente das Verſtändniß des einzigen und wahren Bedürfniſſes zu erſetzen im Stande ſind, bis wohin der Größe der Schein der Größe ſubſtituirt werden kann. Seit dem Jahre 1844 kann man annehmen, daß der König ganz genau wußte, wohin die Zeitbewegung ihren Weg nahm, und von dieſer Zeit datirt ſich auch die ſichtliche Aenderung in ſeinem Weſen, nämlich die entſchiedene Oppoſition gegen jede liberale Umgeſtaltung. Man kann ferner annehmen, daß ihm bekannt war, wie unſicher der Julithron in Frankreich ſtand, und wie nöthig es ſei, die Legitimität an die ſtricteſten Formen der Ueberlieferung zu binden. Von dieſer Zeit an beherrſchte ihn die Neigung, ſich überall und bei jeder Gelegenheit als abſoluten Herrſcher zu zeigen, der nur von Gott für ſich und ſein Haus Verhaltungsregeln annahm. Hier trat der Vollender des Kölner Doms wieder in ſeinem vollen Glanze hervor, und zwar nicht mehr wie zuerſt in dem naiven Siegesgefühl und mit dem Bewußtſein mit der Zeit in Uebereinſtimmung zu ſein, ſondern mit dem ſcharfen Accent, daß wenn auch nicht in Uebereinſtimmung es dennoch geſchehe. Jetzt kamen die frommen Tendenzen, die chriſtlich germaniſchen Autoritäten, und von dieſer Periode an entwickelt ſich im feindlichen Lager immer deutlicher und ſchärfer die Oppoſition, wenn auch im Geheim. Es kam noch hinzu, daß man in dieſer nunmehr ſtreng eingehaltenen Richtung Einflüſterungen und Rathſchläge wahrzunehmen glaubte, die von einer gewiſſen Seite kamen, die ſchon längſt mit dem modernen Europa, beſonders mit Frankreich gebrochen hatte, und von wo aus die Einſchüchterungen an alle Höfe gelangten.

Auf dieſer Bahn fortgehend, konnte es nun weiter keinen Stein des Anſtoßes geben, ſo meinte man. Der mittelalterlich gegliederte, vollkommen geordnete chriſtlich germaniſche Staat mit einem abſoluten Könige an der Spitze war eine Maſchine, deren Räderwerk und Zuſammenſetzung bekannt, an der nichts neu und ungewohnt war, die ihre beſtimmten Meiſter hatte, die, wenn etwas ſtockte, nachzuhelfen wußten. Wie glücklich, wenn es ſo hätte bleiben können. Damit es ſo bleiben könne war es nöthig, daß man alle Revolutionäre fernhielte, aber gelang dies auch mit allen andern, Einen konnte man nur mit großer Mühe fernhalten, und dies war — der König ſelbſt. Ein geiſtreicher Herrſcher, der den Staat vor ſich ausgebreitet ſieht wie ein Kunſtwerk, an dem er modellirend bald hier bald dort etwas anzuſetzen oder wegzunehmen ſich zur Aufgabe macht, iſt von vorn herein ein Feind aller Stabilität. Das alte Reformationsgelüſte war nicht abgeſtorben, und der Wunſch ſich mit den Foderungen der Zeit bekannt zu machen, wenn auch nur um ihnen zu widerſprechen, konnte unmöglich in einem vibrirenden Gehirn, das den Ehrgeiz hatte, für eine ganze Welt zu denken, wie das Herz für dieſelben gefühlt und gehandelt hatte, lange müßig liegen. Es iſt unmöglich hier auch nur annähernd etwas Gewiſſes zu ſagen, doch es läßt nach Dem, was die Folgezeit gezeigt, ſich annehmen, daß der König in dieſen dem erſchütternden Ausbruch vorangehenden Jahren viel geiſtiges Material verarbeitet und innerlich große Stürme zu überwinden gehabt hat. Unmöglich kann ein Mann wie er, gebildet in der Schule von 1812 und 1815, über gewiſſe Dinge ſo gedacht haben, wie man im Publicum, zur Zeit des chriſtlich-germaniſchen Polizeiſtaats ihn hat denken laſſen. Oeffentlich hielt er die übernommene Stellung feſt; die glanzvolle Berufung der Stände war ein Schauſpiel, ganz geeignet die Menge zu blenden, dann die im oratoriſchen Purpur daherprunkende Rede, in der die denkwürdige Stelle vorkam: „Kein beſchriebenes Blatt ſoll ſich zwiſchen mir und mein Volk ſchieben!“ waren Kundgebungen, wie ſie von der Partei, die die herrſchende war, nur immer gewünſcht werden konnten. Mit den liberalen Epigrammen war es vorbei, dies bewies der Sturz des Profeſſors Raumer, der es, gerade im ſchönſten Glanze des chriſtlich-germaniſchen Staats gewagt hatte, an die Verdienſte Friedrich's des Großen im Felde der Aufklärung und der freien Ideen zu mahnen. Dieſes öffentliche Desavouiren einer Rede, die er unter andern Umſtänden vielleicht gerne ſelbſt gehalten hätte, wurde ihm gewiß am ſchwerſten von allen äußern Kundgebungen ſeiner damaligen Stellung. Aber die beiden Dinge waren nicht zu vereinigen: ein mittelalterlicher Fürſt und ein moderner Denker. Auf die Länge mußte ſich der König immer unbehaglicher fühlen. Der geiſtige Inhalt war nun ausgekoſtet, es blieb nichts als die äußere Figur. Durch die Reden hatte der König raſch ſeine Situation abgenutzt. Er ſollte nun nach der Anſicht der Partei feſt und unbeirrt bleiben, womöglich ohne alle eigene Einwirkung, damit die Maſchine auch in dem kleinſten Räderwerk nicht aus der Ordnung käme; doch war dies einem ſo thätig ſpürenden, auf ſeine geiſtige Zeugungskraft ſo ſtolzen Manne zuzumuthen? Dicht neben dem quieſcirenden oder quieſcirten mittelalterlichen abſoluten Herrſcher ſtand der Mann des Jahrhunderts, der Mann, der die Zeit verſtehend, ihr Mittel ſich zu entwickeln bot, ſich an die Spitze der Bewegung ſtellend, die Krone nicht allein ſeines Landes, ſondern die Krone Deutſchlands ſich aufs Haupt ſetzte! Wie ganz anders wurde hierdurch der Ehrgeiz geſchürt, das Herrſchergelüſte angeregt! Und der König ſollte verurtheilt ſein, immer nur jenen alten König darzuſtellen, nie den neuen. Das war hart! Alle verſammelten Landtage, alle prachtvollen Thronreden, alle frommen Segnungen, alle ſtolzen Manöver, abgehalten in Gemeinſchaft mit dem mächtigen Nachbarfürſten, konnten für dieſe Entbehrungen keinen Erſatz bieten.

Und wenn nicht der Ehrgeiz, ſo waren es rechtliche Bedenken, die aus der übernommenen Stellung herauslockten. Ein Verſprechen lag vor,, ein heilig gegebenes Verſprechen. Was der Vater zugeſagt, der Sohn mußte es durch Erfüllung krönen, und mochten tauſend Stimmen die Nutzloſigkeit, ja Gefährlichkeit der verſprochenen Gaben ausſchreien, und es fehlte an dieſen Stimmen in allen Claſſen nicht, der königliche Schuldner mußte anders denken als die Wächter ſeiner Kaſſe. Viel lieber ein materieller Bankrott als ein geiſtiger; und der materielle war übrigens auch nicht bewieſen. Es konnte durch einen Umſchwung der Dinge, was Bankrott ſchien, zur Hebung von Kröſus' Schätzen werden.

Alles Dieſes, wollen wir es nun Religion, wollen wir es Klugheit, wollen wir es Ehrenhaftigkeit, wollen wir es Ehrgeiz nennen, wirkte zugleich auf den König und machte ihn möglicherweiſe in ſeinen Entſchlüſſen wankend, zu einer Zeit lange vor 1848, und wo ihn die öffentliche Meinung noch tief in dem feudal-abſolutiſtiſchen Syſteme befangen wähnte. Wäre dem nicht ſo, wie könnten dann die ſpätern Ereigniſſe, der Ritt mit der dreifarbigen Binde am Arm, und neben einem verurtheilten Verbrecher erklärt werden. In der Folgerichtigkeit eines Charakters gibt es ebenſo wenig Sprünge wie in der Reihe der

Begebenheiten, wo Urſache und Wirkung ihre unausgeſetzte Naturmacht ausüben.

So begierig übrigens der König den Gedankeninhalt der modernen Zeit in ſich aufnahm, ſeine Stellung als abſoluter feudaliſtiſcher König würde er darum doch nie aufgegeben haben, ſie war zu ſehr ſeinem prachtliebenden Sinne, den religiöſen Ueberlieferungen und dem Streben nach fürſtlicher Machtvollkommenheit gemäß, die ihm innewohnten. Es war nunmehr die Aufgabe, wie Jenes mit Dieſem zu verbinden ſei. Es zeigte ſich ein Ausweg. Die Verſprechungen des Vaters und damit ein Theil der Foderungen des Zeitgeiſtes ſollten zur Erfüllung gelangen, aber nicht als eine abzutragende Schuld, nicht durch die Advocatenzunge beigetrieben, ſondern als eine Gnade des von Gott unmittelbar erleuchteten und geführten Fürſtenherzens. Auf dieſe Weiſe konnte erreicht werden was man wollte, ohne aufzugeben was man hatte. Es läßt ſich kaum daran zweifeln, daß der König eine ſolche Löſung beabſichtigte. Aber es ſollte anders kommen. Was das Werk langer Jahre hätte ſein ſollen, wurde in den raſch herunterrollenden Gewichten einer Stunde abgemacht. Wir wollen annehmen, daß hierbei Niemand bitterer beleidigt wurde als das Herz Deſſen, der ſich dieſe ſchöne Löſung als den Triumph, als den goldenen Inhalt, vielleicht als das Schlußtableau ſeines Fürſtenlebens gedacht hatte. Aber ſorgt die Zeit wol viel ob ihre Senſe in der Erntearbeit neben den reifen Halmen auch die unentwickelte Blume abſchneidet? Unſer Jahrhundert iſt das unerbittlich zu Gericht ſitzende, und es hat die Proceſſe früherer Jahrhunderte zum Abſchluß zu bringen.

2.

Wie als Ausſpruch der öffentlichen Meinung und als Verzeichen kommender Ereigniſſe bei der erſten Franzöſiſchen Revolution Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“ vorausging, ſo war es hier in Berlin ein Bild der Gemäldeausſtellung, das eine ſo ſeltſame und nicht zu erklärende Wirkung äußerte. Nicht zu erklären, weil Niemand ahnte und ahnen konnte, wie nahe die entſcheidenden Augenblicke waren. Die Gemäldeausſtellung in Berlin war damals ein Genuß neuer Art für das Publicum; er war ihm in dieſem Umfange und dieſer Auswahl früher nicht geboten worden, wie denn Alles, was Kunſt, Poeſie und Glanz öffentlicher Repräſentation hieß, unter dem vorigen Könige zu den abzuweiſenden Dingen gehörte. Wie bekannt kränkelte die Kunſt in den vierziger Jahren bedenklich und anhaltend durch den Einfluß der düſſeldorfer Schule, die jene matten, von dem Mißmuth und dem Zwieſpalt der Zeit eingegebenen gehören, denn früher müßte die Idee der Liebe aus einem Menſchengeiſte weichen, und dieſes kann nie geſchehen. Es fiel mir nicht ein, über die Richtigkeit der Löſung der dunkeln Frage nachzudenken, es war genug, daß Bertrada ſie ausgeſprochen hatte. Es rollte eine Laſt von meinem Buſen, die ganze Natur ſchien mir wieder entſühnt von einem grauſen Vergehen, der See und die Gebüſche verloren den dunkeln unheimlichen Schleier, in den ſie noch einen Moment vorher gehüllt waren. Es iſt ſeltſam; viele, viele Jahre ſpäter, als ich in einem frohen Abendzirkel in Paris in frivoler Geſellſchaft die Verſe eines geiſtreichen Spötters vortragen hörte, traten mir plötzlich der dunkle See, der ſtille Nachen, jene nächtliche Stunde lebhaft vor meine Seele. So bleibt der Greis dem Kinde verwandt. Es giebt Eindrücke, die wir nie überwinden.

Stoffe wählte, wie das Trauernde Königspaar, Jeremias auf den Trümmern Jeruſalems u. a. m., dabei die unleidlichen Goldſchmiedtöchterlein und Kirchengängerinnen, alles fade, ſüßlich zimperliche, innerlich und äußerlich verzeichnete Figuren und Figürchen. Die düſſeldorfer Schule ging noch weiter, ſie malte ſogar Engel und Heilige, und die Heiligen und die Engel mögen ihr verzeihen, daß ſie auch dieſe Sünde auf ſich lud. Kurz die damaligen Gemäldeausſtellungen gaben, wie ſo vieles Andere, nur Gelegenheit, ohne Zweck und Ziel in den Tag hineinzureden, weil doch geredet werden mußte. Man wußte, alle dieſe Dinge hatten keinen Inhalt, bekamen keinen durch das darüber Reden und Schreiben, aber es wurde doch geredet und doch geſchrieben. Plötzlich erſchien ein Bild und Alles war — ſtumm. Der Platz vor dieſem Bilde wurde nie leer; es gab Augen, die mit einer gewiſſen verzehrenden Glut auf dieſem Bilde hafteten; aber Alles blieb ſtumm. Man winkte ſich einander, und dieſe Winke wurden verſtanden. Auf dieſe Winke folgten andere Winke von Beſchauern, die jene Winkenden belauſcht hatten und ſich nun darüber verſtändigten, was jene Winke bedeuteten. Welch ein wunderliches Spiel! Athemloſe Frauen ſah man erſcheinen, vor allen andern Bildern vorbeilaufen, um vor dieſem Bilde ſich auf eine Weiſe Platz zu verſchaffen, die an alles Andere eher als an zarte Frauenſitte erinnerte. Männer, die ihre Studirzimmer nicht verlaſſen hätten, wenn ſelbſt Rafael eine zweite Madenna Siſtina angekündigt, gingen jetzt mit einer grünen Brille bewaffnet um ein „Gemälde" anzuſehen, das nicht in Pompeji ausgegraben war und von dem nichts in den „Briefen" des Plinius ſtand. Selbſt Kinder ſchleppte man vor dieſes Bild und flüſterte ihnen dabei Allerlei ins Ohr, das wie ſibylliniſche Weiſſagungen im Stil der Kinderbücher klang. Und was ſtellte dies merkwürdige Bild vor? War es etwa eine neue Heilige, die der große Meiſter Cornelius geſchaffen, um in den Räumen des Krankenpalaſtes Bethanien aufgeſtellt zu werden, war es ein neues Meiſterſtück Bendemann's, wieder zwei zuſammengekauerte verdrießliche alte Leute, die auf einem ſchmuzigen Teppich ſitzen? Nein — von alledem nichts, das Bild ſtellt einen einfachen, wenn auch traurigen Vorfall aus dem gewöhnlichen Leben vor. Ein Wilddieb wird verfolgt, und er flüchtet ſich mit der tödtlichen Wunde im Herzen blutend in die nahe Hütte. Der Vorgang hat nichts Beſonderes, und zu jeder andern Zeit würde man ſchwerlich dem Bilde einen flüchtigen Blick geſchenkt haben, auch iſt es kein Meiſterſtück der Kunſt. Und dennoch! Der Meiſter, der dieſes kleine Bild malte, wenn er im Dunkeln tappte, wußte im Dunkeln gerade Das zu finden, was Andere bei tauſend Kerzen oder bei heller Mittagsſonne nicht gefunden hatten. So geht's mit allen glücklichen Gedanken. Hier war einer, der wie eine Wünſchelruthe ganze Golkondaſchätze hob. Das Jagdrecht! das ungerechte, an den Uebermuth und die freche Willkür der Feudalzeit mahnende Jagdrecht! Ein Recht, oder vielmehr ein Unrecht, das noch beſtand, ein Makel, der noch ſichtbar an der Stirn der Geſellſchaft klebte, eine Grauſamkeit, die die Civiliſation noch nicht abgeſchüttelt, eine Schmach, die der edeln Dame Humanität wie ein nachrauſchender Dornzweig an der Schleppe anhaftete. Der Haß gegen den Adel, der Haß gegen die Vorrechte des Adels, die Erinnerung an uralte Unbill, gerade durch die Jagdluſt, dieſe noble Paſſion hoher Herren, allezeit dem Lande zugefügt, dieſe Gedanken, die ebenſo wenig aufgeſcheucht und gehetzt werden durften wie das Wild auf dem Bilde, ließen als kleine Privatjagd durch das Gehirn jedes Beſchauers. Wie bei „Figaro's Hochzeit" der luſtige Figaro Nebenſache war und die boshaften Epigramme, die das Drama durchzuckten wie der Blitz eine matte graue Wolke, ſo war auch hier der arme Bauer Nebenperſon, der verwundet der Hütte zulief, aber die Hauptſache waren die Gedanken, die wie dämoniſche Arabesken um das kleine Bild liefen, die Gedanken: alſo einen ſolchen Staat, der dieſe barbariſchen Geſetze hervorrief und beſchützte, will man von neuem für alle Ewigkeit gründen! Und von der Abſchaffung dieſer Geſetze ſoll nicht die Rede ſein? Wozu ſitzen die Herren beiſammen im Weißen Thronſaale, und ſind auf Herrenbänken vertheilt, und haben ganze und halbe Virilſtimmen, und was nicht Alles, und reden und reden, aber von der Abſtellung dieſer und anderer Gräuel ſoll nicht die Rede ſein! — Die das dachten, ſagten nichts, die etwas ſagten, ſagten nicht was ſie dachten. Das Bild aber war und blieb der Mittelpunkt, um das ſich das Intereſſe der Parteien drehte, ſolange bis ein neuer Gegenſtand erſchien, geeigneter wie dieſer, die ominöſe Theilnahme oder vielmehr Parteinahme zu erregen.

Es würde zu weit hier führen, und auch nicht am Platze ſein, da mich perſönlich dieſe Dinge nicht berührten, und ich keine Geſchichte der Zeit ſchreibe, hier von den lichtfreundlichen Kämpfen und Beſtrebungen zu ſprechen, oder Ronge's Wirkſamkeit zu berühren, die in dieſe Zeit fällt. Es waren Elemente der unerquicklichſten Natur, der widrigſten und dabei ſo nutzloſen Misſtimmung, daß ſie in die allgemeine Dumpfheit und Unfreiheit geworfen ſelbſt noch im Stande waren, dieſem eine ekle Bitterkeit mehr zu verleihen, was man hätte kaum glauben mögen, denn dieſe Dumpfheit und Troſtloſigkeit war ſo groß, daß ein Streit ohne Reſultat mehr oder weniger unmöglich den Zuſtand hätte niederdrückender machen können. Eben ein ſolcher Streit ohne Reſultat war die Frage, die in gewiſſen Kreiſen immer wieder aufgeworfen wurde, ob der König zum Katholicismus neigte oder nicht. Es mag ſein, daß irgendwo ein Lebensnerv mit dieſer Frage zuſammenhing; allein er war dann ſehr verſteckt. Die Angelegenheiten der Confeſſionen waren ſeit drei Menſchenaltern ſo ſehr in den Hintergrund getreten, daß weder die Anſtrengungen der einen, noch die der andern auf nachhaltige Wirkungen in der Menge, was den Norden Deutſchlands und namentlich Preußen betrifft, zählen konnte. Es waren ganz andere Dinge, nach denen im Haushalt des modernen Lebens Nachfrage war. Von dem Oberhaupte der Kirche auf dem Stuhle Petri hörte man Dinge, die ebenfalls ſehr befremdlich klangen; aber ſie rauſchten am Ohr vorüber oder füllten Zeitungsſpalten an, die mit ſonſt nichts anzufüllen waren.

Daß der Glanz und der Pomp, dabei die uralte heilige Bedeutung der katholiſchen Kirche dem Könige, der für dieſe Vorzüge Sinn hatte, ein Hinneigen nach dieſer Seite abgewann, iſt denkbar, doch würde ihm, der ſo eiferſüchtig auf ſeine Stellung war, kein katholiſcher Nimbus erſetzt haben, was ihm ſeine Krone gewährte, das Protectorat über das ganze proteſtantiſche Deutſchland, und die ſchmeichelhafte Würde eines Lichtträgers und eines Bewahrers und Beſchützers des Bekenntniſſes der Stammväter ſeines Hauſes. Wenn die Religion, oder wir wollen uns anders ausdrücken, wenn die Formen der Religion noch in dem Grade der Hebel des Völkerlebens in unſerer Zeit wären, wie ſie es im 16. und 17. Jahrhunderte waren, ſo würde ein ſo mattes Gebahren, ein ſo mit Gleichgültigkeit vom umſtehenden Publicum angeſchautes mesquines Kampfſpiel, wie wir es bei beiden Confeſſionen erſchaut haben, nie zur Schmach der Kirche haben ſtattfinden können. Das Vertrauen der Menge iſt gewichen, daß es weder auf der einen, noch auf der andern Seite Ernſt iſt. Die Kirche hält ſtets unverändert den Finger nach oben gerichtet, der Zeitgeiſt weiſt ebenſo direct und unverrückt nach der Erde zu. Der letztern Weiſung folgt das lebende Geſchlecht. Es hat von der Erde Beſitz genommen in dem ganzen Umfange derſelben, und es geht nun daran, was die andern Jahrhunderte verſäumt haben, ein feſtes Haus auf ihr zu bauen, und zu dieſem Hausbau gehört, daß Haus und Boden unterſucht werde auf das allergenaueſte. Damit beſchäftigt hört es auf nichts. Jeder der an das Geſchlecht herantritt, wird gefragt: bringſt du etwas Nützliches, Nothwendiges mit? Wenn nicht — bleibe fern! Das iſt der wahrhaft dämoniſche Materialismus, der uns Alle befangen hält. Ihm ſind bereits hunderte, ihm werden aber noch tauſend zartere Beziehungen der Menſchheit zum Opfer fallen. Einer ſolchen Zeit mit den zwei veralteten Confeſſionen zu kommen, iſt, gelind geſagt, ein nutzloſes, wenn auch gutgemeintes Unterfangen. Der religiöſe Mann heutzutage iſt nicht wegen der Kirche, ſondern trotz der Kirche religiös. Dabei iſt kein verzweifelter Gedanke ausgeſprochen. Der gewaltige Kern der chriſtlichen Lehre iſt die gottverklärte Humanität, und die wird, wenn auch Formen wechſeln, nie untergehen. Wir können mit allen Zwangsmitteln und Ueberredungskünſten der Welt Niemand dahin bringen zu „glauben“, aber wir können mit dieſen Mitteln, klug angewendet, eine ganze Zeit dahin bringen die Hauptſätze der Humanitätslehren zu befolgen. Die Naturwiſſenſchaften ſind die Religion unſerer Tage, ſie helfen uns Häuſer bauen, Eiſenſtraßen anlegen, Licht- und Luftkanäle durch alle verſteckten und verdumpften Winkel anlegen. Die Humanitätslehre würde demnach im Verhältniß zu den Naturwiſſenſchaften Das ſein, was ein getreuer Haushalter in einem gut eingerichteten Hauſe iſt; er ſorgt, daß die Vorräthe nicht verderben, daß böſer Wille und Unkenntniß nicht von außen Schaden anrichten können, kurz, daß Alles ſo bleibt wie es bleiben muß, um daß ein glückliches, zufriedenes und Segen verbreitendes und Segen einerntendes Geſchlecht die Tage ſeiner Exiſtenz verbringe.

In einem Hauſe, wo unaufhörlich von Pius IX. die Rede war, behauptete Einer im Scherz, allein die Zuhörerſchaft nahm es für Ernſt, der Papſt beabſichtigte eine höchſt merkwürdige in den Annalen der Kirchengeſchichte unerhörte Reiſe zu machen, nämlich er wolle nach Berlin kommen, um den König zu bekehren, ähnlich wie zu Joſeph II. das Kirchenoberhaupt gekommen, um den Sohn der Kirche durch ſeinen Beſuch mit wohlthätiger Buße und mit freudigem Stolze zu erfüllen. Die Verſammlung berieth, mit welchen Dingen man den Papſt wol erfreuen könne, und der Eine fiel auf Dieſes, der Andere auf

Jenes. Der Gedanke machte allerlei phantaſtiſche Excurſionen möglich. Der Papſt in Berlin! Der Papſt unter den Linden wandelnd! Die Cardinäle bei Kranzler Eis eſſend! Noch nie dageweſen! würde der berliner Witz ſogleich gerufen haben. Und doch wäre eine Erſcheinung derart kaum unerwarteter gekommen als Das was wirklich ſpäter kam.

Unter den aufregenden Schriften, die damals in den literariſchen Kreiſen, in denen ich mich bewegte, zur Sprache kamen, waren die von Anaſtaſius Grün die geleſenſten. Ein Oeſterreicher, der die Foderung der Freiheit, wenn auch nur der ſalonfähigen ertönen ließ, war eine neue Figur. Lenau hatte zwar auch etwas gefreiheitet, aber wie Alles bei ihm unklar, ſo auch dieſes: Grün faßte es ſchon mehr bei dem rechten Zipfel an, und ſeine Phraſe an den allmächtigen Metternich: „Darf ich ſo frei ſein frei zu ſein!“ machte die Runde durch die ganze Stadt. Man prophezeite dem Dichter ein fürchterliches Loos, irgendein „heißes“ Sibirien, da Oeſterreich bekanntlich kein kaltes hat. Aber es verlautete von Dergleichen nichts, nur daß der Dichter ſchwieg, und er mochte dazu ſeine guten Gründe haben. Sallet's „Laienevangelium“ machte großes Aufſehen, und das Buch verdiente wahrlich nicht, daß es ſo ſchnell vergeſſen wurde.

Strauß' und Feuerbach's Schriften brauchen nur erwähnt zu werden, um ihre große Wirkung anzudeuten. Zu jeder andern Zeit, die nicht ſo geringe Theilnahme für dieſe Dinge hatte, wären dieſe Bücher Vulkane geweſen, die den Boden erſchüttert, jetzt waren ſie gute chemiſche Feuerzeuge, die Jedermann in ſeiner Stube bei ſich führen konnte, zum gefahrloſen Gebrauch.

Eines tragikomiſchen Vorfalls muß ich hier noch erwähnen, nämlich der Verfolgung des Dichters Hoffmann von Fallersleben, in die mit hineingezogen wurde die berliner Freiheitsmuſe, die Frau Eliſabeth von Arnim, und ihre zwei Freunde, die zwei Brüder Grimm, zwei ernſthafte Profeſſoren, die Beide altdeutſche Schriftſtücke herausgegeben hatten und neuerdings an einem deutſchen Wörterbuche arbeiten. Dieſe zwei beſagten Profeſſoren waren ſtille Leute, denen nichts unangenehmer kommen konnte, als daß ſie mit Cenſur oder gar Polizei in Conflicte geriethen. Die Muſe brachte aber das zuſtande. Sie flog hin und her, und wie eine Motte um das Licht fliegt, ſo flog ſie um die einſame Studirlampe der zwei Brüder im Thiergarten, und es dauerte nicht lange, ſo brachte ſie noch eine zweite Motte mit, den Dichter Hoffmann von Fallersleben, der, ich weiß

Es erſcheint ein geheimnißvoller Fremder auf der Bühne unſrer ländlichen Einſamkeit.

Bertrada und ich vergaben Dionys ſeinen Einwurf lange Zeit nicht. Bertrada's Scheu vor ihm wuchs von dieſer Stunde, und obgleich ſie glaubte, ihn ſiegreich widerlegt zu haben, hütete ſie ſich dennoch von jetzt an, in ſeiner Gegenwart über ihren Lieblingsgegenſtand zu ſprechen. Wir beide nahmen nun dieſes Thema ganz allein in Anſpruch. Der See und deſſen Umgebung war uns verhaßt, der Platz unter der breitſchattigen Linde war noch nicht entweiht, hier überließen wir uns ungeſtört unſerer empfindſamen Stimmung. Die Nacht überraſchte uns oft, und wenn ihre zahlloſen Sterne über unſerm Haupte funkelten, ſo waren uns dieſe eben ſo viel Beweisgründe mehr für die Wahrheit unſrer nicht aus welch einem Lande, wegen politiſcher Anzüglichkeiten in metriſcher Form hatte flüchtig werden müſſen, und nun keinen beſſern Zufluchtsort wußte, als in die Arme der Muſe zu fallen. Es gab allerlei aufregende Auftritte. Die Studenten miſchten ſich hinein; es wurden Fackeln angezündet und ein Zug bewegte ſich vor das Haus, und man zwang durch Begeiſterungsrufe jene zwei ernſthaften Gelehrten, die Muſe und den intereſſanten Flüchtling auf dem Balkon zu erſcheinen, um, der Himmel weiß für was, zu danken. Die Muſe, in ihrer Ueberſchwänglichkeit, ſoll ſich dabei heiter anmuthig geberdet haben, die zwei ernſthaften Gelehrten machten einen Anlauf eine Rede zu halten, mitten aber in dieſen Scherzen kam die heilige Hermandad und verbat ſich dieſe „Demonſtration". Die Folge davon war, daß Frau Eliſabeth einen echauffirten Brief an den König ſchrieb, und ihn zur Niederſchlagung alles Deſſen auffoderte, was Unangenehmes aus einem ſo friedlichen Vorfall entſtehen konnte. Es verlief ſich die Sache ohne fernere Unbill; allein die beiden Gelehrten, die zu ihrer Studirlampe zurückkehrten, nahmen ſich vor, dieſe nie wieder zu verlaſſen, und baten das Publicum inſtändigſt, man möchte ſie ums Himmelswillen doch nicht zu öffentlichen Charakteren machen. Während nun die Brüder an der Herausgabe alter deutſcher Schriftſtücke weiter arbeiteten, und zugleich ſich Mühe gaben, alle großen Anfangsbuchſtaben aus der deutſchen Schriftſprache zu verbannen, kokettirte die Muſe, lieblich ſchmollend, noch eine Weile mit dem Könige, widmete ihm mit neckiſchem Liebeszauber ein völlig unlesbares Buch, und zog ſich dann in ihren Tempel zurück, ohne weitere Balkonſcenen zu ſuchen. Der Dichter Hoffmann flatterte aber weiter, von dem nachſchauenden Fernrohr der Polizei beobachtet.

Eine andere Frau, die ebenfalls zu der vormärzlichen Literatur in Verbindung ſtand, ſiedelte ſich damals in Berlin an; es war dies die Frau von Lützow, die nachdem ſie ſich von ihrem Manne getrennt, um das Vorrecht nachgeſucht, ihren Vaternamen wieder anzunehmen, und ſich demnach Gräfin Ahlefeldt nannte. Als der Dichter Immermann ſtarb, hinterließ er eine junge Witwe und eine alte Freundin. Dieſe alte Freundin war die Gräfin Ahlefeldt, und ſie kam nach Berlin um ihre Tage in Ruhe zu verleben, nachdem ſie die Erfahrungen reichlich durchgemacht, die Dichtergeliebten durchzumachen haben, und die nichts weniger als den Charakter der Ruhe an ſich zu tragen pflegen. Ich bin dieſer Dame nur einige male in Geſellſchaft begegnet, aber ich hörte viel von den angenehmen, durch freie Geiſtesthätigkeit belebten Kreiſen, die ſie um ſich verſammelte. Später war von ihr nicht mehr die Rede. Wenn ich mehr Verehrung für Immermann gehabt, ſo hätte ich ſie ohne Zweifel aufgeſucht, denn wer kann hübſcher über einen Dichter erzählen als deſſen verwitwete Geliebte; allein mich gelüſtete nicht von dieſem gewiß ſehr begabten Mann zu hören, der mir doch bei alledem als ein Nachahmer Tieck's erſchien und noch erſcheint. Dabei hatte Immermann's Perſönlichkeit für mich nichts Anziehendes; es war nicht die trockene, aber dabei doch unendlich liebenswürdige Ehrlichkeit Uhland's, der mir kein einziges freundliches Wort geſagt, ja faſt kaum ein höfliches, und den ich dennoch immer wieder ſehen und dennoch immer wieder hören möchte; Immermann dagegen hatte die Artigkeit eines Advocaten, der da hofft, daß man ſein Client werden will, und dieſe Sorte Artigkeit bewirkt, daß man ſich von Dem, der ſie zu ſpenden für gut und angemeſſen findet, ſobald als möglich frei macht. Uebrigens ich würde ſtolz darauf ſein, den Roman die „Epigonen“ geſchrieben zu haben, oder auch nur einen komiſchen Paſſus im „Münchhauſen“, und wenn von einer Nachahmung Tieck's die Rede iſt, ſo darf ich am wenigſten mich erheben, da ich der ſklaviſchſte

Nachahmer Tieck's geweſen zu ſein mir bewußt bin. Doch ich war jung; Immermann aber ſchrieb in ſeiner ſpäteſten Zeit ſelbſt keine Zeile, ſowol ernſthaft wie humoriſtiſch, von der er nicht annehmen konnte, ſein Vorbild und ſein Gönner könne ſie ebenſo geſchrieben haben. Daher die geringe Nachwirkung, die er hinterlaſſen.

3.

Das Jahr 1847 neigte ſich ſeinem Schluſſe zu. Der König war in der glücklichſten Laune; er hatte zwei Prinzeſſinnen ſeines Hauſes, wie man behauptete, völlig nach ſeinem Wunſche, verheirathet: die eine, die ſchöne Schweſter des melancholiſchen bleichen Waldemar und des geſunden, lebensfriſchen Adalbert, des jetzigen Admirals der preußiſchen Flotte, Tochter ſeines Oheims, des Prinzen Wilhelm, an den bairiſchen Maximilian, den Sprößling und Thronerben jenes Künſtler-Königs, der ſeine Reſidenz zu einem großen Atelier umſchuf und mehr Statuen als Auguſt der Starke uneheliche Kinder in die Welt förderte. Ob dieſe Statuen nicht auch uneheliche Kinder der Muſen waren, die von ihren Müttern verleugnet wurden, ſoll hier nicht unterſucht werden. Die andere, die Tochter des Prinzen Albrecht, an den Erbprinzen von Sachſen-Meiningen. Beide Prinzeſſinnen gehörten zu den Schönheiten des Hofes und ihr Abgang wurde von vielen Seiten her betrauert. Die Scherze des Königs waren beſonders bei der letzten Vermählung, die in Charlottenburg gefeiert wurde, von ſehr lebhafter Natur. Es iſt alter Gebrauch, daß bei jeder Hochzeit im regierenden Königshauſe die Kronjuwelen aus dem Souterrain des Schloſſes mit großer Feierlichkeit hervorgebracht, und nachdem ſie ihren Dienſt geleiſtet, ebenſo feierlich wieder an Ort und Stelle hingelegt werden. Jedesmal wird ein Verzeichniß der abgelieferten Stücke beigegeben mit Unterſchrift des Miniſters des königlichen Hauſes und des Schloßintendanten, ich glaube ſogar auch mit Unterſchrift des wachhabenden Offiziers. Ein eigener Wagen ſteht bereit, und die Krone fährt im Rückſitz, während zwei Kammerherren den Vorſitz einnehmen, dem Orte ihrer zeitweiligen Beſtimmung entgegen. Diesmal war es ein ſehr liebliches, jugendliches Haupt, das ſich unter ihr erheben ſollte. Als Alles abgethan iſt, ſollen die Juwelen in der Frühe nach Berlin wieder zurückgebracht werden. Man ſucht ſie zuſammen: alle Stücke ſind da, nur eines fehlt, der Fächer. Der König iſt ſelbſt ſehr eifrig im Suchen: man durchläuft das Schloß, alle Winkel, der Fächer iſt fort. Die Kutſche, mit der die Krone zurückfahren ſoll, ſteht angeſpannt, man macht den Vorſchlag, die Hauptſtücke einſtweilen abzuliefern, der König will aber, daß der Fächer dabei ſein ſoll. Neues Suchen. Nachdem alle möglichen Combinationen, wohin das Stück gekommen, erſchöpft ſind, bleibt keine andere übrig, als das junge Ehepaar, das ſich bereits ſchon ſeit einer Stunde ins Brautgemach zurückgezogen, müſſe es dorthin mitgenommen haben; aber wer könnte wagen, an die verſchloſſene Thür zu pochen! Der König ſchreitet vor. Alles beſtürmt ihn mit Bitten, doch die Ruhe der Glücklichen nicht zu ſtören. Aber der König fingirt eine maßloſe Gewiſſenhaftigkeit in der Ablieferung der Kronjuwelen und klopft an. Das erſte mal wird nicht geantwortet, bei dem zweiten male ertönt eine Stimme, die da fragt, wer da klopfe. Der König mit verſtellter Stimme antwortet, daß man den Kronjuwelenfächer ſuche, und daß er abgeſchickt ſei, ihn hier zu ſuchen. Eine kleine Pauſe; dann eine zürnende wenig höfliche Antwort, die zum großen Ergötzen aller Umſtehenden Etwas enthält, was der König an ſich ſelbſt zu beſtellen bekommt. Neues Klopfen: keine Antwort. Es rauſcht von innen an der Thür, und die Stimme der Prinzeſſin, die ſchon die richtige Vermuthung gefaßt hat, wer der Fragende ſei, verſichert in ſehr beſcheidenen Ausdrücken, aber doch mit einer vor Verdruß bebenden Stimme, daß der Fächer nicht da ſei, daß ſie ihn, wie ſie ſich zu erinnern glaube, an die Oberhofmeiſterin abgegeben. Dieſe verſichert nun, ihn nicht erhalten zu haben. Neue Pauſe, während innen im Gemach geſucht wird. Endlich erſcheint eine zarte Hand zwiſchen der Thürſpalte, und in dieſer Hand blitzt der ominöſe diamantene Fächer. „Hier iſt er“, ruft die Prinzeſſin, „und haben Sie die Güte Seiner Majeſtät zu ſagen, daß ich weiß wer ihn hier verſteckt hat, um dieſe Scene herbeizuführen.“

Dieſe Prinzeſſin weilt jetzt nicht mehr unter den Lebenden, dagegen iſt die andere zum Beſitze eines Diadems gelangt, früher als ſie es erwarten konnte. König Ludwig ſchwelgte damals in der ganzen Fülle ſeiner angenehmſten Zerſtreuungen. Er baute, er ließ malen, er ließ meißeln, er ſchenkte ſeinem Lande eine ungeheure Bavaria und ſich ſelbſt eine allerliebſte kleine Straßennymphe, die man aus Berlin verwieſen hatte, weil ſie in einem Zerwürfniß mit der Polizei von der Reitgerte Gebrauch gemacht; er dachte alſo nicht daran, einen Thronſeſſel zu verlaſſen, den er mit ſo eigenthümlichem Aplomb ausfüllte. Dieſer gute König hatte nächſt Ludwig Philipp auf das größte Mißfallen und auf die ſchneidendſte Kälte bei dem Kaiſer Nikolaus zu rechnen, und da der ruſſiſche

Hof damals ſtark auf den preußiſchen influirte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch in Berlin über ihn gewitzelt wurde; beſonders als ſeine Liaiſon mit der aus Berlin verjagten ſchönen Sünderin bekannt wurde, die in München die Rolle einer modernen Dubarri ſpielte. Es konnte auch in der That keine einander unähnlichere Kronenträger geben als der Herrſcher an der Newa und der Schöpfer der großen Bavaria. Der Eine, vom Scheitel bis zur Zeh ſtrenger Imperator, der Welt ſtets dieſelbe unnahbare in Eiſen gegoſſene Größe darſtellend, nie, auch nicht einen Moment der menſchlichen Schwäche vor der Welt ſich bewußt, der Andere im Paletot in den Straßen ſeiner Reſidenz umherflatternd, am Arme eines Witzbolds, und von keinem Dinge in der Welt weniger verſtehend als wie eine Parade abzuhalten ſei, und welche militäriſche Verdienſte ein Herrſcher im Frieden ſich zu erwerben habe. Dafür aber verſtand er es vortrefflich, ſeine kleine Reſidenz mit Kunſtwerken zu füllen, und einer Zeit, die ſich der Proſa der Maſchinen zuneigte, das Bild der ewigen Schönheit der Götterwelt vorzuhalten. Doch liebte der Mann die Ungezwungenheit; er war für die Krone nicht geſchaffen, die Krone nicht für ihn, und Niemand iſt wol ſo herzensvergnügt aus dem goldenen Hauſe des Nero gegangen als er. Es iſt nur dabei zu bedauern, daß das böſe Weibsbild ſoviel Jammer und Skandal gerade auf die letzten Momente ſeines Purpurtragens häufen durfte. Er hätte geräuſchlos in das Innere eines Ateliers verſchwinden müſſen, das wäre der paſſende Abgang für dieſen harmloſen, gutherzigen Künſtler-König geweſen, ſtatt deſſen mußte er hinter ſich rufen hören, daß er ſein Land nicht glücklich gemacht. Ein ungerechter Vorwurf, den man auch ſpäter zurückgenommen; denn wenn auch ſchon viel unnütze Glasfenſter unter ſeinem Scepter entſtanden ſind, ſehr viel mittelmäßige Bilder und noch mehr mittelmäßige Statuen, ſo hat doch dieſer Luxus lange nicht die Summen hingenommen, die anderwärts für Soldatenſpielerei dahingegangen. Unter der Galerie contemporaner Schönheiten, die er anlegte, iſt es ihm gelungen, manches hübſche, anſpruchloſe Geſicht aufzunehmen, aber auch manches, das den Stempel der Ziererei und des Modeausdrucks an ſich trägt. Es gelang ihm eben nicht, eine Phyſiognomie, die er für reizend hielt, auch dem Maler als eine ſolche aufzureden: er war verliebt, der Maler war es nicht, und er befand ſich demnach in der Lage, in der Petrarca ſich befunden haben würde, wenn er ſeine berühmten Sonette nicht ſelbſt hätte fertigen können, ſchwärmeriſchen Ideen über die Unſterblichkeit der Liebe und die Ewigkeit der Tugend.

Eines Tages fanden wir die Bank unter unſrer Linde durch ein liebendes Paar beſetzt, das ſich, verſcheucht durch das Gedränge des Erndtefeſtes unten im Dorfe, auf dieſe ſtille Anhöhe geflüchtet hatte. Ich ſchlug mit Bertrada den Weg zum Walde ein. Bald umfingen uns deſſen Schatten und wir erblickten den Altar, von dem ich ſchon geſprochen habe. Froh, dieſes Ziel unſrer Wanderung erreicht zu haben, wollten wir uns eben auf eine der Moosbänke niederlaſſen, als Bertrada einen Schrei ausſtieß und an meinem Arm zurückbebte. Ich erblickte den Grund ihres Schreckens. An dem Fuße des Altars ſaß ein Mann in Schwarz gekleidet, die Hände im Schooß gefalten und das Haupt auf eine ſo gewaltſame Weiſe in den Nacken geworfen, daß es wie gebrochen erſchien. Sein bleiches Antlitz, durch die grünen Waldſchatten noch grauſenvoller ſondern den poetiſchen Gedanken einem Anderen zur Verarbeitung hätte aufgeben müſſen. Stüler hatte dabei keine leichte Aufgabe, er erhielt in ſein Atelier mehr als eine Schönheit zugeſchickt, die ihrem königlichen Bewunderer irgendeinmal als ſchön erſchienen war, der Himmel weiß in welchem Moment, die es aber durchaus nicht war, als ſie der aufgeſpannten Leinwand gegenüberſaß.

Doch ich komme von meinem Gegenſtande ab. Ich wollte die Stimmung in Berlin beim Schluſſe des Jahres 1847 ſchildern, und ich ſehe eben, daß ich nur die Späße berührt habe, die in einem ſehr kleinen Kreiſe der Bevölkerung, und zwar nur in dem herrſchten, der dem Hofe und der müßigen Geſellſchaft naheſtand. Zu der müßigen Geſellſchaft rechne ich die Anekdotenjäger, Witzbolde und das Heer der Eſſer und Trinker einer großen Stadt, bei denen die Tafelfreuden jedes andere Intereſſe, es mag Namen haben, welchen es will, überragen. Berlin ſelbſt, das heißt der Kern der Bevölkerung, war keineswegs ſanguiniſch geſtimmt. Es gab Kreiſe, in denen die heitere Miene des königlichen Antlitzes faſt mit Unwillen geſehen wurde. Der Groll gegen die Umgebung des Königs wuchs täglich. Das Gepränge des Vereinigten Landtags hatte man für wenig mehr als für eine neue Art Hofluſtbarkeit angeſehen. Man hörte das dumpfe Wort: Es iſt nichts geſchehen! Es wird auch nichts geſchehen! — Dabei erhoben ſich Stimmen, die von den ungeheuern Koſten ſprachen, die die Bauten, von denen die meiſten unzeitgemäß waren, hinwegnahmen, und doch war nur ein Drittel von Dem ins Leben gerufen, was projectirt war, zwei Drittel ſollten noch folgen. Namen wie Eichhorn, Bodelſchwingh, Savigny, ſo ſehr eine Partei ſich Mühe gab, ſie im Sinne der Regierung mit immer neuer Glorie zu umſpinnen, fingen an misklingend für die Menge zu werden. Immer mehr traf was vom Hofe ausging auf Kälte und Indifferenz im Publicum. Der Druck, den die Cenſur wieder in voller Macht ausübte, nachdem man gehofft, ſie würde völlig verſchwinden, ließ nirgends Hoffnung aufkommen, daß der gewaltige Drang der Bevölkerung, über die Zuſtände des Staatshaushalts ſich auszuſprechen, ſich werde irgendwie Luft machen dürfen. Und alles Dieſes ſchien auf ein Menſchenalter hinaus feſt gegründet. Die Unzufriedenheit wuchs: man ſah, daß Alles beim Reden blieb, daß es nie zum Handeln kommen ſollte. Der Einfluß Rußlands ſchien ein zügelloſer, unberechenbarer; das Syſtem, das dort galt, ſchien immer deutlicher und feſter auch als für den befreundeten Nachbarſtaat gültig ſich höhernorts als erwieſen darzuſtellen. Die Furcht ſchuf Untertreibungen, der Unmuth ſah dunkler, als die Schatten in Wahrheit waren, das Mistrauen endlich ſah von allen Seiten her feindliche Maſſen heranrücken. Es war traurig, niederdrückend! Wer in Berlin gelebt in jenen Tagen, weiß, daß die Stimmung ſo war, wenn auch Niemand ſich fand, der dies in dürren Worten ſagte. Dabei ward ein deutliches und ſehr fühlbares Ueberwiegen von einem Theile der Bevölkerung gerade jetzt mit Unmuth ertragen, das war die glänzende und gebietende Rolle, die das Militär ſpielte. Auch dieſes Hervortreten ſchrieb man dem Einfluſſe des mächtigen Nachbars zu. Die häufigen Reiſen der Prinzen nach Petersburg, die militäriſchen Gäſte von dorther, das Erſcheinen des Kaiſers ſelbſt, der bei den prächtigen Manövern das Küraſſierregiment, deſſen Chef er war, in Perſon dem Könige vorbeiführte, aller dieſer ſoldateske Nimbus, der ſeinen Glanz aus den letzten Regierungsjahren des verſtorbenen Königs herleitete, wich nicht, er wuchs vielmehr und warf ſeine Strahlen auf die Garniſon Berlins, bei der viele Prinzen und die Söhne des altpreußiſchen und pommernſchen Adels dienten. Dieſe vornehme junge Bevölkerung, dieſe grandseigneurs in praller Uniform mit den neuaufgebrachten blitzenden Helmen und flatternden Roßſchweifen war mit ganzer Seele Rußland ergeben; der Kaiſer ihr Vorbild! In der That, man hätte auch kein beſſeres Vorbild finden können, wenn Berlin Petersburg, Preußen Rußland geweſen wäre. Allein die Monarchie Friedrich's des Großen war neben der militäriſchen Macht auf Intelligenz gegründet. Aus dieſer Intelligenz hatte ſich die Humanität entwickelt, und Preußen war mit dieſer weiter gelangt als mit den Bayonneten. Die Bayonnete allein hätten es 1812 nicht aus der Erniedrigung gezogen; das erwachte Volksleben, in deſſen Seelen Intelligenz und Humanität jene großartige Kraft ſchufen, die unter den Namen des Volksbewußtſeins, des Nationalgefühls ins Leben trat, halfen den Sieg erringen, und blieſen zugleich dem in ſich verſunkenen und verknöcherten Militärkörper, dem alten Syſteme, das die Schlacht von Jena hatte verlieren helfen, neue Schwungkraft ein. Nirgends anderswo kann das Militär auf ſoviel Sympathien rechnen als in Preußen. Jeder Preuße, er mag aus einem Stande ſein aus welchem er wolle, hat Soldat ſein müſſen, der bunte Rock iſt ihm von altersher ein Ehrenrock, die lebende Generation ſchöpft ihre liebſten Traditionen aus den Erzählungen der kriegeriſchen Abenteuer der Väter, es muß alſo das Ueberheben und ungebührlich ſich Geltendmachen in ſtarkem Maße vorhanden ſein, wenn ſich ein ſo beliebter und geachteter Stand ſeinem Mitbürger misfällig machen ſoll. Ich will nicht behaupten, und in dem Kreiſe meiner Erfahrungen hat ſich auch kein Fall kundgethan, daß von Seiten des Militärs in Berlin ein hochmüthiges und feindſeliges Entgegentreten, ein brüskes Zurſeiteſchieben alles Deſſen, was nicht dem Hofe oder dem Militär angehörte, ſtattgefunden; ich kann nur annehmen, daß man im Ganzen von dem Militär überzeugt war, daß es nicht der Träger, noch weniger der Förderer der neuen Ideen war, und daß von dieſer mehr angeborenen als anbefohlenen Kälte nur ein Schritt nöthig war, um zum entſchiedenen Haß und zur offenen Feindſeligkeit gegen die neuen Ideen zu führen. Daß dieſer Schritt ſpäter gethan wurde, beweiſen alle Umſtände des Kampfes, und beſonders die Erbitterung, von der er gerade von dem Offizierſtande, der aus dem jungen Adel der Monarchie gewählt war, geführt wurde. Iſt ein Stand aber in den Ruf gekommen, daß er ſich abſichtlich ſtarr abſondere, daß er ſich um das Wohl des Ganzen nicht kümmere, ſo iſt ihm damit der Hauptnerv ſeiner Bedeutung als Mitglied des Staatskörpers gelähmt. In dieſe unglückliche Stellung gerieth das Militär in Preußen, das einſt ſo vergötterte Militär, und wir finden es beim Ausbruche der Feindſeligkeiten iſolirt, in offener Parteiſtellung den Maſſen gegenüberſtehen. Eine bedenkliche Poſition, die, nachdem ſich der Sieg hierhin oder dorthin neigt, entweder zu einer Herrſchaft der Soldaten oder zu ihrer Demüthigung führt, zwei Dinge, die gleich gefliſſentlich zu vermeiden waren. Die Baſis, auf der das Syſtem der Bewaffnung in Preußen ruht, iſt bekanntlich eine rein volksthümliche, und gelingt es ſie in ihrer organiſchen Fortentwickelung zu erhalten, ſo wird ſie die Friſche des Bodens, aus dem ſie geſtiegen, die Geſundheit der Säfte, mit der ſie ſich genährt, in ihrer ganzen Formbildung zeigen; allein ein langer Friede iſt dieſem Syſteme ein gefährlicher Feind. Was eine Schöpfung des ganzen Volkes, des Landes, der Nationalität iſt, wird in langen Friedensjahren zu einem Spielwerk des Hofes, zu einem Attribut des müßigen und ſelbſtſüchtigen Adels. Immer mehr ſchwinden aus ſeiner Zuſammenſetzung jene naturwüchſigen friſchen Elemente, die Früchte aus der Erde gebrochen, den Duft des Bodens an ſich tragen, und es treten die gekünſtelten und untüchtigen Schnörkel, Zierathen und der bunte ſpielende Anputz hervor, die dem Ganzen ſeine Würde, ſeine Bedeutung und ſeinen primitiven Nutzen nehmen. Der Soldat der Parade iſt nicht der Soldat der Nation. Ein anderer Ehrgeiz entwickelt ſich bei der Jugend, nicht der Ehrgeiz der That, ſondern der Ehrgeiz des Scheins. Einem ſolchen künſtlich verbildeten Auge wieder die Dinge in die rechte, urſprüngliche Stellung zu rücken hält ſchwer. Die Tage der Bewegung haben es gezeigt, und die Folgezeit wird es noch offenkundiger zeigen. Demnach haben Die ſehr Recht, die zu der äußerſten Vorſicht rathen, denn wir haben es hier mit einer Kraft der menſchlichen Natur zu thun, die unendlichen Segen herbeiführt bei jeglichem Bau innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft; dieſe Kraft iſt der Gehorſam. Ums Himmelswillen nur nicht gerade heutzutage an dieſer Kraft vorwitzig gerüttelt! Daß ſie noch vorhanden iſt, dafür ſollen wir dankbar ſein, mag ſie immerhin eine blinde ſein, da wir ihre mächtige edle Schweſter, die ſelbſtbewußte, ſelbſturtheilende ſehende noch nicht haben können, weil wir ſo weit noch nicht fortgeſchritten ſind. Die militäriſche Macht gründet ſich auf Gehorſam, ſie wird ſich, ihrer Natur nach, nie auf etwas Anderes gründen, aber wir wollen hoffen, daß einſt ein Gehorſam dieſe Maſſen binden wird, der ein Erzeugniß iſt des eigenen, gereiften Urtheils, der männlichen ſelbſtändigen Wahl. Nur nach und nach kann dieſer ſehende Gehorſam in den blinden hineinwachſen. Solange wir den ſehenden nicht haben, wollen wir nicht ein Titelchen des blinden weggeben, denn er iſt, betrachte man ihn wie man wolle, eine Macht, und in guten Händen eine unberechenbar ſegensvolle. Und das iſt, was wir nöthig haben. Die herrliche, intelligente Heeresmacht Preußens iſt von allem bekannten Militär ſicherlich diejenige, die es bei dieſer nothwendig allmäligen Umwandlung von einem blinden in einen ſehenden Gehorſam am weiteſten gebracht hat, und was ſie dabei am raſcheſten fördern würde, wäre eine Krieg wie der von 1812. Der Soldat kann ſeinen Feind nur kennen lernen, wenn er ſich ſchlägt. Die Schlacht von Jena hat den ſchlimmſten Feind gezeigt, und dieſer befand ſich nicht im feindlichen Lager.

4.

Ich habe in dem Vorigen darzuſtellen geſucht, welch ein Zwieſpalt ſich in der Bevölkerung Berlins zu Schluß des Jahres 1847 bemerkbar machte, wie der eine Theil einer krampfhaften Erregtheit und Luſt gewaltſam zuſtrebte, der andere mehr oder minder offenkundig ſich einer Müdigkeit ergab, einer Troſtloſigkeit, einem dumpfen Hinbrüten. Ich ſollte nun an mir ſelbſt erfahren, wie auch der Einzelne dieſen Druck der geiſtigen Atmoſphäre, dieſe herannahende Gewitterſchwüle an ſich durchzumachen hatte.

Es war an einem ſtillen Abende im Spätherbſte, als ich einen einſamen Spaziergang aus dem Brandenburger Thore an dem Fluſſe hin in die Gegend der „Zelte“ machte. Der Gang hat nichts Pittoreskes. Ein einſames Flußufer mit Weiden bewachſen, drüben die neuerrichteten Bauten der Garde-Ulanen-Kaſerne und der Maſchinenhäuſer von Moabit. Unzählige mal war ich hier gewandelt, theils allein, theils in munterer Geſellſchaft bis weit hinaus nach Charlottenburg, und nie hatte mir dieſer Spaziergang etwas Auffälliges geboten. Heute ſollte mir nun das ganz Außerordentliche geſchehen. Es dunkelte bereits ſtark, die ſonſt ſo belebten Plätze waren leer, die Partie des Thiergartens, die ich zu durchwandern hatte, war ungewöhnlich einſam. Die Sonne hatte eben ihre Abſchiedsſtunde gefeiert, und das düſter herabhängende Gewölk war Urſache, daß nichts von dem herrlichen Roth ſichtbar wurde, das ſonſt die Flußufer färbte, und über den Spiegel des Waſſers die flüchtigen roſigen Scheine warf. Der Abend war warm, ja ſogar ſchwül zu nennen, die vorhergehenden Tage waren jedoch von kühlen Herbſtſchauern durchweht geweſen, die das Laub in ſtarken Maſſen von den Bäumen geſchüttelt.

Wer hätte nicht oft einen einſamen Herbſtabend durchlebt, wem wäre nicht dann in der Einſamkeit der erſterbenden Natur jene Wehmuth über die Seele geſchlichen, die uns die Vergänglichkeit des Irdiſchen zunächſt in dem Bilde Deſſen zeigt, was wir verloren. Dieſes Gefühl war mir nicht fremd. In der Oede der troſtloſen Haideflächen, die manche Gefilde meiner Heimat umgrenzen, hatte ich als gefärbt, ſchien mit den geſchloſſenen Augen das eines Todten. Neben ihm im Graſe lag ein kleines Buch mit Goldſchnitt und ein Stab mit einem Querſacke. Wir blieben eine Weile vor ihm ſtehen, ohne daß der Unglückliche ein Zeichen des Lebens von ſich gab. Endlich näherte ich mich ihm, faßte eine ſeiner Hände und drückte ſie leiſe. Sie war kalt und ſtarr. Indem öffnete er langſam die Augen und ſein verlaſſener Blick blieb auf uns gerichtet; die bleichen Lippen regten ſich, und er murmelte einige Worte, die wir nicht verſtanden, und die uns als die ſtammelnde Sprache eines Wahnſinnigen einen kalten Schauer über den Körper jagte. Es fehlte wenig, ſo wären wir beide entflohen, aber er richtete ſich auf und winkte uns. Auf unſere Fragen erwiederte er, daß er ein Geiſtlicher ſei, auf der Wanderung begriffen, und hier im Walde aufgehalten durch einen Anfall von Krankheit, der er unterworfen. Er bat uns um Hülfe.

Knabe einſame Abende und Nächte in Menge durchlebt. Mein Auge war dem Zuge der Wolken gefolgt, wie ſie am Abendhimmel dahinziehen, und meine Knabenphantaſie hatte ſich aus dieſen verſchwimmenden Geſtalten die Ungeheuer der Fabel geformt; auch dem ſeltſamen Klingen der Windesſtimmen war mein Ohr mit Aufmerkſamkeit gefolgt. Aus einigen dieſer Klagelaute hatte ich jenen wunderſamen Ruf der Liebe herausgehört, von dem im Märchen ſteht, daß er erklinge aus weiter weiter Ferne, Den ſuchend, der beſtimmt ſei, ihm einſt unter Schmerzen und Luſt zu folgen. Es waren die Stimmen der Zukunft, die über die Haide gingen, das junge Herz durchſchauernd. Nächſt der Haide waren unabſehbare Kornfelder mir immer um ſpäter Abendſtunde ein anziehender und geheimnißvoller Schauplatz geweſen. Die engen Wege, die mitten durch ein nächtlich ſtilles Kornfeld führten, wurden von mir mit Vorliebe aufgeſucht. Wenn dann um mein Kinderhaupt der ſchlanke Wald von Halmen ſich zuſammenneigte, lauſchte ich auf den Ruf der Wachtel, und ſpürte dem dunkelglühenden Auge der rothen Mohnblume nach, das zu mir emporblickte. O welche Seligkeit war das! Wie viel Wunderſames erfuhr ich, was jetzt von der Tafel meiner Seele ſpurlos hinweggewiſcht iſt. Aber jene Welt war nicht die, die mich heute berühren ſollte. Es war auch eine Einſamkeit, aber ſie war furchtbar, ſeelenlähmend, ja herzzerreißend. Ich kann kaum hoffen, daß es mir gelingen werde, dem Leſer auch nur ein annähernd zutreffendes Bild von dieſem Zuſtande zu machen. Ich kann durchaus kein Motiv von außen als eine Quelle deſſelben anführen: wie geſagt, ich gehörte zu Denen, die da ſcherzten, die den gewohnten Annehmlichkeiten der Geſellſchaft auf gewohntem Wege nachgingen. Es war in mir keiner jener Gedanken auch nur im Keime entwickelt, von denen ich ſoeben geſprochen, und die das Ergebniß ſpäterer Betrachtungen ſind; dazu konnte meine äußere Lage eine glückliche heißen, ich lebte frei, meinen Neigungen folgend, und mit manchem Plane ſchöpferiſcher Gebilde mich tragend, und dennoch: es befiel mich plötzlich ein ſo unnennbares Weh, eine ſo tief in den innerſten Seelennerv einſchneidende Trauer, daß ich plötzlich auf meinem Gange innehalten, die Hand auf die Augen drücken mußte, und mit aller Kraft des Geiſtes einen die Bruſt faſt zerſprengenden Schmerz zurückdrängen mußte. Was war dies? Ich hörte wie im Traum den Ton eines Volksliedes, das ſogenannte Preußenlied, aus der Tiefe des Gehölzes hervordringen.

Die Töne glitten durch die Nacht und brachten auf ihren Fittigen eine nicht zu bewältigende Wehmuth! Wie konnte mir dies geſchehen? Was hatte ich erlebt, was in dieſem Augenblick erfahren? Vergebens! Ich konnte nicht ſagen, es ſei Dieſes, es ſei Jenes: in einer Wolke wunderſamen Tuſtes ſah ich mich eingehüllt, und dieſe Wolke war plötzlich des Weges dahergekommen, ein verhülltes Unglück der Zukunft, ein banger Traum von Tauſenden, der durch die Nachtſchatten dahinzitterte, eine meine Stirn aufliegende Weiſſagung. Als ich meine Hand von den Augen ſinken ließ, glaubte ich das Wehen der Gebüſche zu verſtehen, ſie rauſchten vernehmlich, und immer wieder waren jener Zauber, die Klage und die Wehmuth der Grundton ihres Wehens. Zum erſten mal wurde mir deutlich, wie ſo nichts Beſtand hat, was wir erſtreben, wie Jahrhunderte auf Jahrhunderte dahinrollen, und immer dieſelbe arme, vereinſamte Bruſt ihre Klagen dem unerbittlichen Himmel zuſchickt. Die Hoffnungen, die das Herz ſchwellen, die ſtolzen Entwürfe, die der Geiſt erbaut, wie klein, wie nichtig erſchienen ſie mir. Einſamkeit und Nacht war immer das letzte Bild, das nach dem ſchnell verrauſchenden Gaukelſpiel einer Stunde folgte, und in dieſer Einſamkeit und Nacht ſielen den armen hülfloſen Menſchen ſtets dieſelben blutdürſtigen Harpyien an, mit denen ſein Geſchlecht ſchon ſeit Jahrhunderten gekämpft, und die ſtets ſiegreich die ſchwache Gegenwehr überwachen. Ewig unterliegen! Nie Sieg!

Johannes von Müller ſagt an einer Stelle ſeiner Schriften, wo er von dem Untergange der alten Welt ſpricht: „Es hatte eine gewaltige Müdigkeit die Welt ergriffen: die Sache der Götter beſchäftigte Niemand mehr, ihre Altäre ſtanden verwaiſt. Die Menge trieb ſich zwecklos und in die Weite irrend umher. Niemand wußte zu ſagen was ihm fehle, aber Alle fühlten ſich zu Boden gebeugt!“ — Solch eine Zeit ſchien mir auch die meinige. Ich rief bei mir: Es iſt wahr! Die Sache der Götter beſchäftigt Niemand mehr. Es iſt Alles aus! — Nacht — Einſamkeit! —

Dieſe Empfindung dauerte an bis die erſten Lichter der Stadt wieder mir ins Auge blitzten. — Wenige Monate darauf fanden gerade an dieſem Orte die erſten Ausbrüche der entfeſſelten Volksbewegungen ſtatt.

Das Jahr 1848 hatte ſeinen Lauf begonnen.

Wenn ich daran gehe, die Schilderung der Kämpfe dieſes Jahres in meine Erzählung einzuflechten, ſo iſt natürlich nur der Theil des Stoffes mir zugänglich, den ich als ſelbſterlebtes Ereigniß beherrſchte, oder den ich durch die Mittheilungen meiner nächſten Umgebung mir zueigen gemacht. Ein Bild des Ganzen zu geben, läge völlig außerhalb der Grenzen dieſer Blätter. Als die Stürme um mich her brauſten, habe ich, unter der trüben Herrſchaft dieſer Stürme, jene Bilder entworfen, mit dem Pinſel der Partei, von denen ich bereits in den erſten Heften dieſer Mittheilungen als von Productionen geſprochen, von denen ich mich abwende. Dennoch haben ſie das Verdienſt, die Farben ſo friſch, wenn auch in incorrecter Zeichnung, aufgetragen zu zeigen, wie es mir jetzt nicht mehr möglich wäre, ſie, wenn ich auch wollte, auf die Palette zu bringen. Der Tumult der Straße hallt nicht mehr ins offene Fenſter herein, die Feder fliegt nicht mehr mit dem Sturm der Glocken um die Wette, der von Feuerflammen geröthete Nachthimmel ſpielt nicht mehr aufregend in den ruhigen Schein der Studirlampe hinein. Ich ſehe die Perſonen und Dinge anders an, und ſo wie ich ſie jetzt anſehe, will ich ſie ſchildern. —

Ich erblickte noch den ruhigen Abendtiſch vor mir, voll Bücher, Noten und Zeichnungen, und die blühenden Geſtalten junger Frauen umher, die in Scherz und Geplauder ſich ergingen. Da wurde der Hausherr, ein bekannter und geliebter Arzt, hinausgerufen: es ſei ein Herr draußen, der ihm etwas mitzutheilen habe. Er geht hinaus, kommt aufgeregt und verſtört wieder. „Was gibt's?“ fragen die Töchter. Zwei junge Lieutenants legen die Notenblätter nieder, aus welchen ſie ſich ſoeben die Gnadenarie aus „Robert der Teufel“ mühſam in das Gebiet ihrer Tonkenntniſſe eingezwängt, und ſchauen fragend auf. „Kinder“, ruft der Arzt, „eine ſonderbare Nachricht! Ludwig Philipp iſt verjagt! Paris ſteht in Flammen! Eine Depeſche hat es ſoeben dem — Miniſter gebracht, und der hat mich davon gütigſt in Kenntniß geſetzt.“ — Das Haupt der Gorgone, wenn es jemals exiſtirt hat, kann auf eine friedliche, lachende Geſellſchaft kaum einen ähnlich lähmenden Eindruck hervorgebracht haben, als auf die vielen heiter ſcherzenden Geſichter dieſe wunderſame Poſt. Wir waren alle keine Politiker von Profeſſion, aber Politiker oder Nichtpolitiker, dieſe Nachricht kam Allen in der Stadt, ohne Unterſchied, als ein Blitz aus heiterm Himmel. Der König verjagt! Dieſer volksfreundliche König! Das Miniſterium auseinandergeſprengt! Dieſer hochgefeierte Guizot! 'Und was nun? —

Das Nächſte war: wir glaubten es nicht. Wir wollten wieder fröhlich ſein, aber es war als ſtände jener Mann, der draußen die Nachricht gebracht, mitten unter uns. Es hielt uns kein reizendes Duett, es hielt uns nicht einmal eine vortreffliche Paſtete, die auf dem Buffettiſch dampfte, die Offiziere griffen heimlich nach ihren Degen, wir Civilliſten nach den Hüten und huſch — war Einer nach dem Andern ohne Abſchied aus der Thür entwiſcht, um in Nacht und Dunkelheit in den Straßen hin und her zu laufen, Bekannte aufzuſuchen, Kaffeehäuſer und Tabagien zu ſtürmen, und überall zu ſagen: Habt ihr ſchon gehört? Iſt es wahr? Dieſe nächtlichen Läufer begegneten andern nächtlichen Läufern, die ganz in derſelben Abſicht ſich auf den Straßen befanden. Die Laternen hatten einen ſonderbaren Schein, die Nachtwächter pfiffen anders wie gewöhnlich und aus Allem konnte man die Worte heraushören: „In Paris iſt Revolution!“

Eine ſolche aufregende Nachricht hat etwas unbeſchreiblich Angenehmes für die erſten Stunden ihrer Verbreitung! Es iſt einmal etwas Neues! Es überfällt Einem wie ein Sturzbad und man hebt puhſtend und ſchüttelnd das Haupt und nickt ſich einander zu: Schrecklich! Aber — angenehm! — Auch ich kam wie im Taumel nach Hauſe. Die vier Wände meines dunkeln Zimmers färbten ſich heute zum erſten mal mit dem Widerſchein der Lichter des Nachbarhauſes. Alſo man war auch da wach! Auch da wußte man die Nachricht und beſprach ſich darüber. Es wohnte dort ein alter franzöſiſcher Tanzmeiſter, nahe an achtzig Jahre alt, und ſtets um dieſe Stunde zu Bette; aber ein alter franzöſiſcher Tanzmeiſter, der auf dem Tode liegt, bleibt dabei immer ein Franzoſe, und dieſer fühlte die Nachricht, daß in ſeinem geliebten Paris es in dieſer Stunde wahrſcheinlich darunter und darüber gehe, ſo lebhaft in den alten morſchen Beinen, daß es ihn im Bette nicht duldete, er mit ſpitziger Nachtmütze, ein Licht feierlich in der Hand, unruhig auf- und abging in ſeiner Dachkammerwohnung. Ja, Alter, ſo etwas müſſen wir noch erleben! Die Revolutionen ſchienen nun auf immer abgethan, und die Schlafmützen ſchienen für immer ihre Herrſchaft geſichert zu haben — und nun! kommt ſo eine Nacht. Ich ſetzte mich ans dunkle Fenſter nieder, denn ich fürchtete, ſo wie ich Licht anzünden würde, käme auch der gekrümmte Finger meiner Wirthin, der ſchon hinter den Couliſſen lauerte, und klopfte an die Tapetenthür, die die Scheidewand bildete zwiſchen ihrem und meinem Reiche. Und richtig! der gekrümmte Finger wartete nicht das Licht ab, ſondern hämmerte in ungeduldigem Allegro, das raſch in ein Preſto überging, an die blauen Roſenbouquets der Tapete, und als ich öffnete, kam die bekannte Frage, die unten auf der Straße, oben im Dachzimmer, rechts, links beim Nachbarz überall, überall verhandelt wurde, auch hier aus dem Thürſpalt hervorgeſprudelt: „So wiſſen Sie es ſchon? Mein Mann iſt eben zurückgekehrt von der Gräfin Neal, und dieſe hat es vom Hofe aus!“ — „Ich weiß Alles, Frau Schmidt!“ entgegnete ich. „Nehmen Sie nur in Acht Feuer und Licht — daß Niemand Schaden geſchieht!“ Mit dieſem frommen Spruche ſchloß ich die Thür; denn ich wollte allein ſein. Allein ſchon ſtürmten meine jungen Freunde die Treppe herauf. Säbel klirrten, und ein ſtarker Zug an der Klingel ſetzte dieſe in eine nicht aufhörende redſelige Bewegung. Es wurden Lichter angezündet, Punſch gebraut und Alles war ſeelenvergnügt, daß es Revolution in Paris gäbe. Jugend voll Thorheit! Thorheit der Jugend! Ein ſchöner Marmor ſtürzt von einem Sockel herab. Gut, daß der langweilige Burſche einmal auf die Naſe fällt! Aber es iſt ein Apoll von Belvedere! Schadet nichts! Wie luſtig er ſich in der Gaſſe wälzt, ha ha ha!

Am nächſten Morgen war man wieder philiſterhaft ruhig. Man ſchämte ſich wenn man dachte, daß Alles nicht wahr ſei, daß Ludwig Philipp ruhig auf ſeinem Thron und Guizot in ſeiner Arbeitsſtube ſitze, und daß man unnütz Lärm gemacht und Punſch getrunken habe. Das Leben ſollte wieder höchſt anſtändig ſeinen Weg fortgehen. Der Berliner kann nichts weniger vertragen, als ſich als dupe irgendeines aufregenden falſchen Lärms zu ſehen. In dem Fall hat er längſt gewußt, daß es ein falſcher Lärm war. Allein die Zeitungen gaben ſichere Berichte, nicht die einheimiſchen, die, von der Cenſur gezwungen, verſchwiegen und bemäntelten, was ſich nur verſchweigen und bemänteln ließ, ſondern die ausländiſchen. Raſch hintereinander hörte man nun, daß das Miniſterium abgetreten, der König geflohen, daß eine Regentſchaft ausgerufen ſei und die Herzogin von Orléans zur Regentin, dann, daß die Republik proclamirt werden. Alles raſch aufeinander im Zeitraum weniger Tage. Die Stadt befand ſich in einer athemloſen Aufregung. Am meiſten Zuſtimmung, wenn hier von Zuſtimmung die Rede ſein kann, erhielt die Nachricht, daß die Herzogin zur Regentin ausgerufen: es war eine mecklenburgiſche Prinzeſſin, verwandt dem preußiſchen Königshauſe. Noch Allen erinnerlich war ihr Scheiden aus Berlin an der Seite eines ſchönen Mannes, im Glanze der Jugend, Wir unterſtützten ihn, um ihm vom Boden aufzuhelfen. Zitternd ſteckte er ſein Büchelchen zu ſich und wollte auch den Querſack über legen, doch er kam in Gefahr wieder nieder zu ſtürzen. Ich und Bertrada entſchloſſen uns, ihn in die Pfarrwohnung zu bringen, weil es uns grauſam ſchien, ihn in dieſem Zuſtande im Walde zurückzulaſſen. Er dankte uns unſre Mühe mit keiner freundlichen Miene; dieſelben ſtarren Züge, daſſelbe unverſtändliche Gemurmel während des ganzen Weges.

Als wir ihm alle mögliche Bequemlichkeit verſchafft, und ihn zu Bette gebracht hatten, dauerte bis zur Mitte des folgenden Tages der Zuſtand von Erſtarrung; nach und nach verlor er ſich, und endlich konnte er ſich mittheilen und ſeine Lage erkennen. Er dankte dem Pfarrer und uns auf das rührendſte, indem er zugleich unſer Mitleid anflehte, ihn einige Tage in unſerm Hauſe zu laſſen, nach Ablauf derer er hoffte, ſeine Reiſe der goldigſten Hoffnungen, im Beſitze der reichſten Erdengüter; dieſe ſchöne Frau dachte man ſich in ſchwarze Flore gehüllt, an den Stufen der Nationalverſammlung, umtobt von dem Gewirre der Stimmen, den lieblichen Knaben an der Hand, deſſen Erbe ſie jetzt zu vertheidigen kam. Aber dieſes anziehende Gemälde zerfloß raſch in Nebel, die ſchöne Frau, der Knabe, Alles fort, ſtatt deſſen eine republikaniſche Rednerbühne, auf der ſich die hagere Geſtalt Lamartine's erhob, der die Rechte des Volkes proclamirte. Da die eben angekommene Zeitung ein Gegenſtand höchſter Wichtigkeit war, fanden ſich in den Cafés und in den Speiſeſälen öffentliche Vorleſer, die mit lauter Stimme, ſodaß ſelbſt die entfernteſt Sitzenden hören konnten, die wichtigen Depeſchen verlaſen. Eine lautloſe Stille während des Vorleſens, ein heftiges Gebrauſe tumultuariſcher Discuſſionen darauf folgend.

Was mich betraf, ſo hatte das Neue der Situation ſich raſch erſchöpft. Gewohnt, Politik wie etwas mir völlig Fremdes weit beiſeite liegen zu laſſen (war ich doch 1831 aus Rußland gekommen und wußte kaum etwas von der polniſchen Revolution, und war ganz erſtaunt, die Leute überall ſo aufgeregt zu finden), machte ich mich an meine gewohnten Arbeiten, und es berührte mich höchſt läſtig, daß ich in allen

Häuſern, wohin ich kam, nicht die ruhige Stimmung fand, zu der ich ſelbſt zurückgekehrt. „Mein Himmel!" rief ich einem Bekannten zu, der mir endlos von dem Geſchehenen vorſprach, „iſt es denn ſo etwas Seltenes ein Aufruhr? Und noch gar in Paris? Was kümmert das Alles uns? Es wird wieder Ruhe werden, und Alles wird zum Alten zurückkehren." „Es wird nicht bei Paris bleiben!" rief man mir zu. Ich verſtand dies nicht. Ich beſchloß einige Tage nicht auszugehen, weil ich dann hoffte, die Leute würden zur Vernunft gekommen ſein. Ein Zeitungsblatt rührte ich nicht an, wollte auch keine Nachricht hören, die man mir mittheilen wollte. In der „Voß'ſchen Zeitung" las ich die Theaterkritiken, die ich ſonſt immer überſchlagen hatte. „Glauben Sie, daß wir den Spectakel auch hier haben werden?" fragte Jemand. „Kein Gedanke daran!" tönte die Antwort, „wir leben in Deutſchland." —

Unterdeſſen ward Berlin mit Agitatoren erfüllt. Es wurden Adreſſen an den König, an den Magiſtrat, an die Stadtverordneten vorbereitet, und die Wünſche zuſammengetragen, die man dem Thron vorlegen und dazu die Mitwirkung jener oberſten Behörden ſich ſichern wollte. Die Verſammlungen begannen. Ganze Maſſen der Bevölkerung ſtrömten nach den „Zelten" hinaus, wo Reden gehalten wurden. Da mein gewohnter Abendſpaziergang dieſe „Zelte" waren, ſo ließ ich mich auch jetzt durch das Gedränge nicht abhalten, das daſelbſt herrſchte. Man konnte nichts hören, nichts verſtehen, wurde hin- und hergeſchoben, und ging endlich gelangweilt und durch das Getöſe verwirrt nach Hauſe. Ich will eine dieſer Adreſſen, wie ſie mir mitgetheilt wurde, hier einrücken, um zu zeigen, welche Sprache in jenen erſten Tagen der Bewegung geführt wurde, und welche Wünſche die Agitatoren hegten, denen noch nicht die ernſtern und wortführenden Beſtandtheile der Bevölkerung der Stadt ſich angeſchloſſen hatten.

„Die Republik iſt in Frankreich ausgerufen; damit iſt der Anblick Europas gänzlich verwandelt, die Zuverſicht auf die Erhaltung des dreiunddreißigjährigen Weltfriedens völlig erſchüttert. Das preußiſche Volk hat in dieſem Augenblicke, wo vielleicht ſein Wohl und Wehe für Jahrhunderte auf dem Spiele ſteht, keine Organe, denen es ſeine Wünſche und Befürchtungen ruhig anvertrauen und ſicher ſein kann, daß ſie am Throne widerhallen werden. Soll es ſie nun ſchweigend im Herzen tragen, ſoll alſo die Regierung über die wahren Geſinnungen des Volkes im Dunkel bleiben, die Nation in einen Krieg verwickelt werden, der ihr fremd iſt? Wenn das geſchähe, gäbe ſich die Nation ſelbſt auf, ein zweites Jena würde ſie richten. Das muß verhütet werden, ſolange noch ein Funken Wahrheitsliebe in unſern Herzen iſt. Daher muß die Stimme der Wahrheit im Vaterlande und vor dem Könige laut und deutlich ſich vernehmen laſſen, und ſie wird gehört werden. Niemand aber ſteht der Krone näher als die Vertreter der Reſidenz, Niemand kann ſich mit vollerm Rechte in einem ſolchen Augenblick zum Organ des ganzen Landes machen als die Vertreter der Hauptſtadt, in der ſich alle Intereſſen, Gedanken und Empfindungen des Volkes wie in einem gemeinſamen Mittelpunkte vereinigen. Darum werden die Stadtverordneten gebeten, ſchnell und ohne Rückhalt zu thun, was uns dringend geboten iſt; jede Zögerung bringt Gefahr, wenn ſich nicht ungeſäumt die friedliebenden Bürger um ihre Fürſten ſcharen und ſie beſchwören, auf die Stimme ihrer Völker zu hören. Außerordentliche Umſtände erfodern außerordentliche Maßregeln, es wolle alſo die Stadtverordneten-Verſammlung von Berlin ſofort eine Adreſſe an den König beſchließen und ihn bitten, ungeſäumt die Stände des Reichs um ſich zu verſammeln, damit er unverfälſcht die Stimme ſeines

Volkes in gegenwärtiger gefahrvoller Stunde vernehme. Es werden zugleich in einer ſolchen Adreſſe diejenigen Fragen und Wünſche anzudeuten ſein, welche gegenwärtig die Nation bewegen. Die Wünſche des Volkes dürften in folgenden Worten zuſammenzufaſſen ſein: Kein Krieg mit Frankreich, ehe es den deutſchen Boden angetaſtet. Geſetzliche Freiheit im Innern, damit wir die Franzoſen ſtolz zurückweiſen können, wenn ſie uns die Freiheit bringen wollen, denn wir finden dieſe Freiheit in der völligen rückſichtloſen Erfüllung der der deutſchen Nation und dem preußiſchen Volke vor, in und nach den glorreichen Kämpfen von 1813 und 1815 gegebenen Verſprechungen, alſo: 1) Preßfreiheit, damit ſtets die Wünſche und Bedürfniſſe des Volkes unverhüllt und unverfälſcht geſagt werden dürfen und können. 2) Vermehrung der Vertreter der Land- und Stadtgemeinden, Aufhebung der Wahlbeſchränkungen, mit Einem Worte: wahrhafte Repräſentation des Volkes, Periodicität der Reichsſtände mit beſchließender Stimme. 3) Endlich, damit wir nicht blos als Preußen muthig und vereint jedem Feinde, er komme aus Weſten oder Oſten, entgegentreten können, ſondern auch als Deutſche feſt und unerſchütterlich in jedem Sturme beſtehen können: Innige Verbrüderung der geſammten deutſchen Nation; zu dieſem Ende Vertretung derſelben durch Ausſchüſſe ſämmtlicher deutſchen Ständeverſammlungen beim Bundestage.“

Dieſe Adreſſe erblickte das Licht der Welt am 7. März und bereits am 8. wurde ihr ihr Todesurtheil geſprochen. Der Polizeipräſident von Minutoli machte den Wortführern dieſer liberalen Proclamation, die faſt ſämmtlich Juden waren, bekannt, daß der König nicht wolle auf dieſe Weiſe angeſprochen werden, und daß, wenn die Herren darauf beſtänden, die Adreſſe in Perſon und unter großem Gefolge aufs Schloß zu tragen, die Polizei ſowol als das Militär ihnen den Weg verſperren würden. Das war freilich eine niederſchlagende Poſt. Einen gleichen Beſcheid gab man den lebhaft aufgeregten Studirenden und jungen Künſtlern, die ihrerſeits eine ähnliche Adreſſe ebenfalls ſelbſt abzugeben trachteten, die ſie, charakteriſtiſch genug, die „Adreſſe der Jugend“ nannten. Sowol dieſe Adreſſe der Jugend als die der Agitatoren ſollte ganz einfach durch die Stadtpoſt an Seine Majeſtät befördert werden; aber konnte wol ein ſolcher proſaiſcher Weg dieſen ſtürmiſchen Geiſtern genügen? Die Stadtpoſt und ein aus ſeinen Grundveſten gehobener Staat! Welche komiſche Gegenſätze.

Die Juden der „Zeitungshalle“ fürchteten nichts ſo ſehr als den Anblick des geſtickten Rockkragens des Herrn von Minutoli, ſie ließen alſo einſtweilen ihre Adreſſe fliegen, und jetzt nahmen die Zügel der Bewegung die berliner Stadtverordneten in die Hand. Hiermit wurde die Sache ernſter und gewichtiger. Es kamen auch ſogleich rein praktiſche Fragen zur Discuſſion, und unter dieſen war die erſte: Wie ſchaffen wir unſern Arbeitern Arbeit, wie unſerm Proletariate Brot und Obdach? Die Berathungen dieſer ehrenwerthen Verſammlungen waren ſeit einiger Zeit öffentlicher, und in dieſen Tagen wurden ſie zu wahren Volksverſammlungen. Man öffnete alle Thüren, und bis auf die Straße hinunter drängten ſich die Maſſen. Es waren dieſelben, die ſeit fünf Tagen in einer ewigen Bewegung durch die Straßen Berlins ſich befanden, und die bald an dieſer, bald an jener Adreßdeputation als hinten nachwogender Schweif mitgeſchleppt wurden. Ein ſeltſames Factum wurde inmitten der Verſammlung der Stadtverordneten bekannt. Es befand ſich nämlich ein Arbeitsnachweiſungsbureau, in dieſen Tagen gegründet und unter die Leitung eines beſonders angeſtellten Curatoriums geſtellt, unter der Aegide der Verſammlung. In dieſem Bureau hatten ſich

7000 Arbeitſuchende gemeldet und unter dieſen hatte — Einer Arbeit erhalten. Das Mitglied des Curatoriums, das dieſe Notiz veröffentlichte, fügte hinzu, das ſei eine Erſcheinung von ſehr ernſter Natur. Man kann ſich denken, wie die an den Thüren lauſchende tumultuariſche Menge dieſe Erſcheinung von ſehr ernſter Natur aufnahm. Die Folge der Aufregung iſt der ſofortige Beſchluß einer Adreſſe an den König. In dieſer Adreſſe werfen nun die abgewieſenen Zeitungshallen-Agitatoren und die Sprecher der Jugend ihre Wünſche zuſammen.

Während man nun an den Magiſtrat ging, und dieſen ehrwürdigen Körper ebenfalls zu elektriſiren ſuchte, daß er ſich an den beabſichtigten Adreſſen betheilige, oder ſich vielmehr an ihre Spitze ſtelle, ging der kleine Krieg der Zeitungen mit der Cenſur lebhaft vorwärts. Alle auswärtigen Blätter brachten die auffälligſten Nachrichten, und die einheimiſchen ſollten immer das Schloß an dem Munde behalten. Das officielle Blatt „Die Allgemeine Preußiſche Zeitung“ ließ gefliſſentlich alle Mittheilungen aus andern Blättern weg, wenn ſie geeignet waren, Aufregung zu veranlaſſen. Ihre Gegnerin war die neugegründete „Zeitungshalle“, die der Cenſur gegenüber die ſeltſamſten Sprünge und Wendungen machte, um doch hier und da einen ſchmackhaften Brocken der Menge in den Mund zu werfen, ohne daß ihr auf die Finger geklopft werden durfte. Wir wollen, da wir oben die Sprache der Bewegungsmänner gegeben haben, auch hier zwei Organe der Regierungspartei in ihren weſentlichen Ausſprüchen anführen. Das erſte iſt jene eben genannte Zeitung, das andere die Stimme des Bundestages, der zu Anfang März eine ſehr unerwartete Anſprache an die Regierungen und das deutſche Volk ergehen ließ. Die Zeitung ſagte: „Vor allem rufen wir den deutſchen Fürſten und Stämmen zu: ſeid einig und durch Einigkeit ſtark! Das predigt auch die Geſchichte unſerer Zeit, dem weſtlichen Nachbar gegenüber — mit Flammenzügen. Fern von dem Gedanken einer Einmiſchung in die Angelegenheiten Frankreichs, gebietet es die Vorſicht, gebietet es die lebendige Erinnerung an die naheliegende Zeit tiefſter Erniedrigung des deutſchen Vaterlandes, mit ſcharfem Blicke Frankreichs Bewegungen zu folgen, damit, wenn neues Gelüſte erwachen möchte nach deutſchen Fluren, vielleicht in dem Streben der Völkerbeglückung nach dort reifenden Theorien, Deutſchland daſtehe wohl vorbereitet, jeden Angriff ernſt und, wenn es ſein muß, blutig zurückzuweiſen u. ſ. w." — Der Bundestag nennt ſich das geſetzliche Organ der nationalen und politiſchen Einheit Deutſchlands, und als ſolches ſpricht es ſeine Ueberzeugung aus, daß die innere und äußere Sicherheit Deutſchlands nur dann ungefährdet bleiben könne, wenn einmüthiges Zuſammenwirken und innige Eintracht der Regierungen und Völker unter allen deutſchen Stämmen mit gewiſſenhafter Treue aufrechtgehalten würden. Er, der Bundestag, wolle Alles thun, die nationalen Intereſſen und das nationale Leben zu fördern, und ſpricht dabei die Ueberzeugung aus, Deutſchland werde auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Völkern gebühre. Dieſen, im Munde des ſteifen indifferenten Bundestages ſo ſeltſam klingenden Phraſen war noch zum Schluß die Proclamation eines Decrets angehängt, das den Regierungen freiſtellte, „Preßfreiheit unter Garantien“ einzuführen. Man traute ſeinen Augen nicht, wenn man den alten Bundestag ſo ſprechen hörte; allein die Erklärung lag nahe: Baden hatte ſchon am 29. Febr. Volksbewaffnung und Preßfreiheit zugeſtanden, Würtemberg am 2. März Preßfreiheit, Naſſau am 4. März Volksbewaffnung. Unmöglich konnte der Bundestag alſo ſeine Stimme noch länger zurückhalten, wenn er nicht fürchten mußte, daß Niemand ſpäter nach ihr fragen werde. Dieſe Zugeſtändniſſe wieder fortſetzen zu können. Sie wurden ihm gewährt; er behielt das Stübchen, in welches wir ihn geführt hatten, und man betrachtete ihn nach Ablauf einer Woche wie einen Hausgenoſſen. Dieſe Wohlthat ſuchte er nach beſten Kräften zu vergelten; er war dienſtfertig und gefällig, verlor das Düſtre, Unheimliche immer mehr aus ſeinem Weſen, und geſellte ſich oft zu uns, um von fremden Ländern und Sitten zu erzählen. Dieſes that er auf eine ganz eigenthümliche Weiſe. Wir merkten bald aus ſeinen Aeußerungen, daß er katholiſch ſei, und dann nannte er uns auch ſeinen Namen: Pater Joachim. Seine Geburtsſtadt war Krakau.

Ich muß geſtehen, daß ich von dieſem Fremdling mich zurückgeſcheucht fühlte; ſo freundlich er ſich gegen mich bezeigte, nie faßte ich Vertrauen, nie war ich im Stande, auch nur eine Stunde mit ihm allein zu ſein. Eben ſo fühlte Bertrada. Wir konnten beide die erſte geſpenſti-

und dieſe Sprache des Bundestages machten keine gute Wirkung. Die ehrenwerthe Partei des Fortſchritts, die Männer der Zeit, erwarteten von dieſer Seite nichts.

Der Magiſtrat, der bearbeitet wurde, ſchwankte in ſeinen Entſchlüſſen, als die Nachricht aus den Rheinprovinzen kam, daß auch dort Adreſſen verbreitet würden. Jetzt gewann die Sache immer mehr an Wichtigkeit. Die praktiſchen Rheinländer faßten die Angelegenheit an einem beſtimmten Zipfel: ſie drangen nächſt der Löſung der Arbeiterfrage auf das Recht der Aſſociationen, auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens für den Umfang der ganzen Monarchie. Das waren Dinge, die zuſammen mit der Preßfreiheit und dem erweiterten Wahlſyſtem ſo ziemlich den Körper der ganzen Freiheitsbewegung ausmachten. Fragen dieſer Art konnte der ernſte Patriot ſeine Theilnahme nicht verſagen, und von dem Augenblicke an, wo dieſe Fragen in den Vordergrund traten, datirt ſich der Beginn der revolutionären Bewegung. Die Revolutionäre kämpften gegen das alte Syſtem. Hier war nun von keiner jugendlichen liberalen Schwärmerei, von keinem Kampfe in die blaue Luft hinein, von keinem

Straßentumult einiger Taugenichtſe die Rede. Die Männer, die jetzt auftraten, waren echte Preußen, redliche, durch das Leiden und den Druck ſchwerer Zeiten geprüfte Edle.

5.

Der König hatte ſich bisjetzt gegen alle Anfoderungen kühl und abweiſend gezeigt, vollkommen im Sinne des alten Syſtems. Er nahm keine der Petitionen und Adreſſen an, deren Führer, keiner beſtimmten autoriſirten Corporation angehörend, in Perſon und im Gefolge eines Straßenanhangs ihre Bitten auf dem Schloſſe abzugeben trachteten. Eine Cabinetsordre, vom 8. März datirt, hatte zwar, auf Veranlaſſung jenes Decrets des Bundestags, Aufhebung der Cenſur verheißen, jedoch erſt infolge der Berathungen mit den übrigen deutſchen Regierungen; auch war dieſe verheißene Preßfreiheit unter Garantien geſtellt, die ihre Macht faſt problematiſch erſcheinen ließen. Dieſes Geſchenk genügte natürlich nicht. Der Deputation aus Breslau, die auf ſchleunige Berufung des Vereinigten Landtags drang, hatte er abweiſend geantwortet, daß er ſich nicht drängen laſſe, und daß keine Gründe zu dieſer Berufung für jetzt vorhanden ſeien. Man ſagte ſich allgemein, der König ſei übler Laune und habe alle dieſe Vorgänge bereits ſatt. Es ſcheint, daß es ſomit leicht war ihn zu überreden, daß man dem Gehäſſigen der öffentlichen Vorgänge, die die Ruhe der Stadt ſtörten, durch die Thätigkeit der Polizei, und wenn dieſe nicht zureichte, durch Zuziehung des Militärs einmal für allemal raſch ein Ende machen könne. Die öffentlichen Locale, die Leſecabinete, der Handwerkerverein und andere Inſtitute der Stadt wurden unter beſondere Controle geſtellt. Zu gleicher Zeit wurde das Militär in den Kaſernen von 7 Uhr an allabendlich eingehalten, die Wachen im Schloſſe verſtärkt, und ſcharfe Patronen ausgetheilt. Es wurden fortwährend Soldatenzüge auf den Eiſenbahnen befördert, und jedem ſolchen Zuge fehlte ein mächtig anſchwellender Volkshaufe nicht, der mit Tumult von den Abziehenden Abſchied nahm. Aus der ganzen Phyſiognomie, die die Stadt jetzt annahm, war zu erſehen, daß andere Schauſpieler als bisher auf

Demonſtrationen ihnen winkte; von nun an konnte man erkennen, daß die blind zulaufende Menge Führer erhalten hatte, die ſie nach einem beſtimmten Plane lenkten. Dieſer Plan beſtand darin, die Stimmung zum Kampfe zu entflammen, und da zu einem Kampfe ein Feind gehört, ſo erſah man das Militär zu dieſem Feinde, und auf dieſe Landeskinder wurde nun ein ebenſo unerhörter als, wenn man dieſe Motive nicht annimmt, unerklärlicher Haß gewälzt. Von dem Erſcheinen dieſer neuen Führer, die ſehr praktiſch ihre Sache anfingen, datirt ſich der Angriff auf die Kaſernen, die mit Flugſchriften und Placaten überſchwemmt wurden, alle des Inhalts, daß man von ihnen erwarte, daß ſie im Falle eines Kampfes gegen ihre eigenen Brüder nicht die Waffe führen würden. Zugleich wurde dem Soldaten Haß und Verdächtigung gegen ſeine Obern, gegen die adeligen Offiziere, und beſonders gegen den commandirenden Chef, den Prinzen von Preußen, beigebracht, der bekanntlich im Heere beliebt war, und in hohem ſpiel vorgekommen, daß ein, wenn auch noch ſo kleiner Theil der Truppen von ſeinem Eide abgefallen wäre. Es iſt freilich dabei zu bemerken, daß es an Anſprachen und Erinnerungen von loyaler Seite auch nicht fehlte, und daß die angeſehenſten und beliebteſten Offiziere nicht verſchmähten, innerhalb der Mauern der Kaſernen an die junge Mannſchaft Anſprachen zu halten, die erfüllt waren von dem excluſivſten Soldatengeiſte, und die vielleicht wider Willen der Sprechenden das Feuer der Zwietracht, das eben nur glimmte, zur Flamme anblieſen. Eine Thatſache iſt, daß die Soldaten von einem ſo wilden Haſſe erfüllt waren, daß ſie ihrerſeits kaum erwarten konnten, gegen die Maſſen, von denen ſie ſich verhöhnt wähnten, loszuſchlagen. Die Partei, die ſich jetzt der Führung bemächtigt, hatte alſo richtig calculirt, die Streiter wuchſen ihr unter den Händen aus dem Boden; war es auch nicht gelungen, einen Theil dieſer Streiter zu ſich herüberzulocken, ſo gelang es doch, gerade an dieſer Widerſetzlichkeit den exaltirten

Tage auf das Unleidliche. Ueberall Zuſammenrottungen der Maſſen, überall, wo es Wachpoſten gab, Neckereien und lärmende verhöhnende Auftritte. Es wurde ſtürmiſch verlangt, das Militär ſollte zurückgezogen werden und wieder in ſeine Kaſernen verſchwinden; doch dieſes Verlangen war nichts als eine neue Art der Aufreizung, da man wiſſen konnte, daß die Soldaten auf ſolche Aufforderungen nicht weichen, vielmehr in verdoppelter Anzahl erſcheinen würden. So war es auch. Die Disciplin der Soldaten war bewunderungswürdig, denn ich habe ſelbſt geſehen, wie frech der Pöbel, der ſeine Führer und Aufreizer ſtets zur Seite hatte, die ſchmutzigſten Drohungen und Schimpfreden gegen die wie eine Mauer daſtehende Soldatencolonne ausſpie. Steinwürfe folgten. Erſt als dieſe kamen, wurde erſt die Aufruhracte verleſen, drei mal zum Auseinandergehen aufgefodert und dann Schüſſe über die Häupter weg in die Luft gethan. Jedem ſolchen Schuſſe folgte ein ohrzerreißendes Geſchrei, ein donnernder

Maſſen. Welch einen Eindruck dieſe Nachricht machte, läßt ſich kaum ſagen. Von hier an ſieht man den König lebhaft an der Bewegung betheiligt. Waren es nun die Berichte aus den Rheinprovinzen, war es der Ausbruch der Revolution in Wien, war es endlich die Befürchtung, daß Das, was er geben wollte, nicht mehr bei längerm Zaudern auf die ihm zuſagende Weiſe würde gegeben werden können, kurz er that jetzt einen raſchen Schritt nach dem andern. Am 14. März bereits war das berühmte Patent erſchienen, in welchem die auffallend veränderte Stimmung in ebenſo auffallenden Zugeſtändniſſen ſich ausſprach. Der Miniſter von Bodelſchwingh, der als der am meiſten Unterrichtete in der Umgebung des Königs erſcheint, läßt ſich über dieſe merkwürdige Kundgebung folgendermaßen aus: „Als am 14. März der Vereinigte Landtag berufen wurde, war bereits der Beſchluß gefaßt, dem preußiſchen Staate eine Conſtitution, oder, um genauer zu reden, eine Verfaſſung zu geben, nach welcher die Geſetzgebungsgewalt und das Beſteuerungsrecht zwiſchen dem natürlich noch ein weites Feld. Die Aenderung der Verfaſſung mußte nach der beſtehenden Geſetzgebung mit dem Vereinigten Landtage berathen werden; um mit dieſem ſchnell und ſicher eine Einigung zuſtande zu bringen, wurden die einflußreichſten Mitglieder deſſelben, ſoweit ſie nicht in Berlin anweſend waren, ſchleunigſt dahin berufen, mit ihnen ſollte der neue Verfaſſungsentwurf berathen werden. Die Friſt bis zum 27. April erſchien nicht zu geräumig für ein ſo mächtiges Werk. Es lag aber damals noch ein zweiter Grund für die Extenſion dieſes Termins vor. Wie Herr von Radowitz urkundlich dargethan, hatte das preußiſche Gouvernement längſt den Beſchluß gefaßt, eine Reorganiſation und Conſolidation Deutſchlands ganz in der Weiſe anzubauen, wie ſolches das Patent vom 18. März ausdrückt, nur das deutſche Parlament war nicht vorgeſehen; alle Specialarbeiten waren den einzelnen Miniſtern aufgetragen, und der General von Radowitz nach Wien geſendet, um den daſigen Hof für dieſe Anſichten zu gewinnen. Wenn irgendmöglich wollte man mit

Miſſion des Herrn von Radowitz; langſam zwar, aber doch immer viel ſchneller, als dies unter andern Verhältniſſen in Wien möglich geweſen wäre, erlangte er die Zuſtimmung Oeſterreichs in allen weſentlichen Punkten. Zu dem Ende wurden alle deutſchen Fürſten und Staaten zu einer nahen Zuſammenkunft von Oeſterreich und Preußen gleichzeitig und gemeinſchaftlich eingeladen, indem man auf dieſe Weiſe das Ziel ſchneller und ſicherer zu erreichen glaubte als auf dem ſchleppenden Wege des Bundestags. Nun war es aber klar, daß die Reſultate dieſer Conferenz auch auf die Verfaſſung Preußens einen wichtigen Einfluß haben konnten, weshalb es, wenn auch nicht abſolut nöthig, doch räthlich erſchien, den Termin ſo zu ſtellen, daß dem Vereinigten Landtage die Reſultate des Fürſtencongreſſes vorgelegt werden konnten."

Das Patent des Königs lautete: „Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc., haben im Vereine mit der kaiſerlich öſterreichiſchen Regierung Unſere deutſchen Bundesgenoſſen eingeladen, ſich unverzüglich zu einer gemeinſamen ſche Erſcheinung dieſes Mannes nicht vergeſſen. Dionys dagegen ſchloß ſich ihm eng an, ſeine Ergebenheit wuchs von Tage zu Tage, und zuletzt waren beide unzertrennlich von einander. Man ſah ſie einſame Spaziergänge machen und lange lange Unterredungen führen. Ich fand dieſes ſehr erklärlich; Dionyſens feuriger Geiſt ſtrebte überall nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe; der Fremde hatte für uns alle etwas die Wißbegier Erregendes, wie viel mehr für Dionys. Seine Bewunderung für den Vater ging ſo weit, daß er uns vorſchlug, ihm in unſre miſtiſchen, Gott geweihten Erörterungen mit Zulaß zu geſtatten. Dawider ſträubten wir uns anfangs heftig, konnten es jedoch zuletzt nicht verhindern, daß er eines Abends wie zufällig erſchien, und mit Platz nahm unter unſerer Linde. Ehe wir uns es verſahen, hatte ſein mildes Weſen uns die Zunge gelöſt, und wir befanden uns in gegenſeitigen Mittheilungen. Er widerſprach ſchein-

Unſern Kräften dahin zu wirken, daß dieſe Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des Deutſchen Bundes führen, damit das deutſche Volk, in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Inſtitutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umſturzes und der Anarchie geſchützt, die alte Größe wiedergewinne, damit Deutſchland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg Unſerer Bemühungen ſein möge, ſo werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unſere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unſerer getreuen Stände bedürfen. Dieſerhalb, und weil Wir überhaupt in ſo großen und entſcheidenden Epochen wie die gegenwärtige Uns nur in Vereinigung mit Unſern Ständen ſtark fühlen, haben Wir beſchloſſen, den Vereinigten Landtag auf Donnerſtag den 27. April d. J. in Unſerer Haupt und Reſidenzſtadt Berlin zu eröffnen, und beauftragen das Staatsminiſterium, die Einberufung deſſelben durch den Miniſter des Innern zu veranlaſſen, auch die ſonſt erforderlichen Vorbereitungen ſtattfinden. Man ſieht, welche Veränderung in dem Könige vorgegangen, wenn man die Antwort, die er wenige Tage vorher den Abgeordneten Breslaus gegeben, mit dieſem Patente zuſammenhält.

Die Nachrichten aus Wien machten, daß der Congreß weder in Dresden noch, wie ſpäter beabſichtigt wurde, in Potsdam zuſtande kam.

Ich brachte die Abende um dieſe Zeit gewöhnlich in einem Concertſaal vor dem Potsdamer Thor zu, wo Joſeph Gungl ſpielte. Ein leidenſchaftlicher Liebhaber gerade dieſes beliebten Componiſten, der das Vermächtniß vom ältern Strauß und Lanner, aber wie mich dünkte, mit großer eigener Wertherhöhung geerbt hatte, verſäumte ich in der Zeit dieſer düſtern, unruhig erregten Stimmung, in der ſich die Stadt befand, den Genuß der heitern Melodien nicht. Regelmäßig fand ich mich im Saale ein und nahm meinen beſtimmten Platz in Beſitz. Mitten in einem Lanner'ſchen Walzer hörte ich ein Gedränge im Vorſaal und ſah mehre Zuhörer der Eingangsthür zueilen. „Was gibt's?“ fragte man geendet, als auch ſchon jener widerwärtige heulende Ton aus tauſend Kehlen, den man leider ſo oft jetzt zu hören bekam, von der Straße aus in den Saal hineintönte. Die Muſik ſchwieg. Man brachte noch einige Verwundete, die man auf den Tiſchen, von denen man raſch die Teller und Gläſer hinweggeräumte, ausſtreckte. Seltſame, fremdartige Geſtalten drängten mit in den Saal hinein, das Publicum des Concerts ſtob nach allen Seiten auseinander. Dies war die erſte blutige Scene, die ich erlebte; zum erſten mal traf mein Blick auf ein entſtelltes Antlitz, über das Blutſpuren hinliefen. Ich hatte in der Gewohnheit, nach dem Concert das Haus meiner Freundin zu beſuchen, das in der Jägerſtraße lag, und wo ſich gewöhnlich um dieſe Stunde, in ruhigen Zeiten, zahlreiche Beſucher einfanden. Um zu dieſem Hauſe zu gelangen, mußte ich die Linden durchſchreiten, einen Theil des Gendarmenmarkts und die ganze Jägerſtraße. Der Weg war lang. Abſichtlich ging ich langſam, ich ſah mir im Vorbeigehen genau die Gruppen an, durch die ich mich im wahren Sinne des Worts, drängen mußte. Dieſe Maſſen rollten wuchſen die Gruppen zu feſten Mauern von Menſchenkörpern an, durch die nicht durchzudringen war. Nirgends aber wurde der Gehende angehalten, nirgends inſultirt. In der Ferne, in der Nähe fielen Schüſſe, und unmittelbar darauf dann wieder jenes entſetzliche Geheul und Geſchrei. Der ganze Gendarmenmarkt war mit Cavalerieſchwadronen beſetzt, denen in den Nebenſtraßen Infanteriepiquets ſich anſchloſſen. Das alte Schauſpiel der Verhöhnung von der einen, der eiſernen ſtarren Ruhe von der andern Seite. Als ich in den Salon eintrat, fand ich dieſen nur von wenigen Gäſten belebt. Auf allen Geſichtern war die lebhafteſte Erregung ausgeprägt, die Dame des Hauſes ſelbſt ſaß bleich und ſprachlos auf ihrem Platze. Die Stimmung in dieſem Hauſe war gegen das Militär; man ſah nur Ein Heil, nämlich wenn dieſes ſchnell zurückgezogen werde. „Denken Sie ſich", rief mir eine Regierungspräſidentin athemlos entgegen, „man läßt ſcharf einhauen, man läßt unter das Volk ſchießen!" — „Und daran thut man vollkommen recht", entgegnete ich, „des Muthwillens, der Verhöhnung, der Pöbelſinnloſigkeit iſt genug geweſen. Es ſoll ſchützt nichts!" — „Des Volkes?" rief ich leidenſchaftlich: „Nennen Sie mir erſt was und wo das Volk iſt. Wo ſteckt es? Gehören Sie, gehöre ich zum Volke? Was ich auf den Straßen ſehe iſt die untere Schicht der Bevölkerung einer großen Stadt, die, der Himmel weiß durch wen und durch welche Mittel zu dieſer Exaltation aufgeregt iſt, und die, wenn ſie nicht Vernunft annehmen will, mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden muß. Unmöglich können ſieben Achtel einer Bevölkerung leiden, weil das eine Achtel es ſo will." „Sie ſehen die Sache nicht ſo an, wie ſie angeſehen werden muß", ſtöhnte die Dame. „Das eben iſt die Verblendung, daß wir unſere eigentlichen Freunde nicht erkennen wollen. Das Volk! das Volk! ihm müſſen wir uns mit ganzem Vertrauen in die Arme werfen." Während dieſe Worte noch geſprochen wurden, ſtürzte ein junger Mann herein und meldete der beſtürzten Verſammlung, die Arbeiter kämen in dichten Haufen in die Stadt, um den Bürgern beim beginnenden Kampfe beizuſtehen. Neues Entſetzen. „Den Bürgern?" rief ein ernſter Mann, der abgeſondert von den Andern in der Fenſtertiefe ſtand, „die Bürger denken an keinen Kampf. Jeden

Nichts als Dank für die gewohnten Gnadengeſchenke und Zuſicherungen, daß die Ruhe der Stadt hinfort ungeſtört bleiben werde." — „Mein Himmel, hören Sie dieſe Infanterieſalven!" rief die Dame. „Dies iſt der erſte Abend, wo man ungeſcheut von der Waffe Gebrauch macht. Es iſt entſetzlich! Unerhört!" Ein Theil der kleinen Geſellſchaft eilte in die untere Etage hinab, um durch die geeigneten Fenſter auf die Straße zu ſehen. In dieſen Zimmern fand man einen Offizier, dem ein Steinwurf den Arm gelähmt hatte und der einen Civilüberrock nahm, um in dieſer Kleidung an das Ziel ſeiner Beſtimmung zu gelangen. Man ſah ihm bang und erwartungsvoll nach. Auch die übrigen Gäſte enteilten.

An dieſem Abend war es, wo ich den erſten Unwillen empfand. Erzogen in einem Militärſtaate erſten Ranges, aufgewachſen unter den Lehren von der bevorrechteten Stellung des Adels, und nie etwas Anderes erblickend als den Glanz der Krone, von der Alles ausging, was Wohlfahrt und Ordnung im Staate hieß, ein Ariſtokrat des Wappens durch und durch, hatte ich nicht die leiſeſte Ahnung, daß es anders ſein könne, als daß ein „Muß" von Oben worden, und eine Vermeſſenheit ohne Grenzen, eine Tollkühnheit ohne Maß ſchien es, daß nicht ſogleich dieſem Muß gehorſamt wurde. Erbittert und ergrimmt trat ich meinen Weg nach Hauſe an. Ein mir befreundeter Offizier, ein Jüngling voll von dem chevalereſken Enthuſiasmus, der ſtets eine Glorie gebildet hat um die ſieggekrönten Fahnen des preußiſchen Adlers, ein feuriger und edler Charakter, ſchloß ſich im Gehen mir an. Zwei zerlumpte halberwachſene Burſchen liefen uns nach und überhäuften meinen Gefährten mit Schimpfreden der gemeinſten Art. Er wollte den Degen ziehen; ich hielt ihn ab. „Dergleichen darf Sie nicht berühren!“ rief ich, „laſſen Sie uns eilen.“ „Wenn ich nur wüßte, was ſie dazu antreibt“, rief der junge Mann, mit einer weichen rührenden Stimme, „wir ſind ja Kinder *eines* Landes! Welch ein Wahnſinn iſt's nun uns zu beleidigen, uns zu beſchimpfen! Aber können wir wol anders als mit Gewalt gegen Gewalt kämpfen, und kämpfen wir einmal, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, ſo *müſſen* wir Sieger ſein. Ein preußiſcher Soldat unter Waffen darf nie und unter keiner Bedingung weichen.“ —

dert. Wenige Tage darauf ſaß ich am Schreibtiſch und ſchrieb meine „Royaliſten“. Zitternd vor Erbitterung, bis in die Fingerſpitzen angefüllt mit Wuth gegen dieſes „Volk“, das es wagte, ſeine verruchte, ſeine teufliche Widerſetzlichkeit ſoweit zu treiben, gegen den Glanz der Ritterlichkeit des Adels, ja gegen die Sonne der Majeſtät ſeine ſchmuzigen Fäuſte in ohnmächtiger Wuth zu ballen.

Wahrheit über Alles! Ich empfand ſo, ich fühlte ſo! Eine ganze untergehende Zeit wühlte in einem ſchrecklichen Augenblicke mit allen ihren Todeskämpfen in meinem Innern. Je unerwarteter der Schlag kam, deſto gewaltiger traf er. Mich hatte Niemand auf eine ſolche Kataſtrophe vorbereitet, keine Brücke zum Verſtändniß war mir von Freundeshand geſchlagen worden. Aber freilich, die großen Lehren, die die Geſchichte gibt, ſind Wanderer, die Nachts über das Gebirge gehen; man muß ſehr feine Augen haben, um ihren ſtillen Schritten zu folgen. Ich hatte wol Nachts hinausgeſchaut, aber ich hatte Niemanden gehen ſehen, und es gingen doch die polniſchen Revolutionäre, die Julirevolution an mir vorüber. Damals ſaß ich aber in dem Feentempel und dichtete ſelbſt ein langes, langes Märchen, den „Fortunat". Wol las ich Uhland's Lieder, las Paul Pfizer, las Börne, aber Alles, ohne im mindeſten berührt zu ſein von dem politiſchen Inhalt dieſer Poeſien und Schriften. Ich ſah eben die Wanderer nicht, die übers Gebirge kamen.

6.

Es war nunmehr der Conflict auf eine Höhe gelangt, die kaum mehr eine friedliche Löſung hoffen ließ. Die Erbitterung auf beiden Seiten war zügellos; das Militär kaum mehr zu halten. Die Partei der Aufſtändiſchen hatte ihren Zweck erreicht, es mußte zum Kampfe kommen, und es kam zum Kampfe. Der Kern der Bevölkerung, die beſonnenen und eines Urtheils über die Lage der Dinge fähigen Einwohner, wozu der größte Theil der Beamten und des Bürgerſtandes gehörte, wurden erſchreckt und außer ſich ſelbſt gebracht, als ſie gegen alle Erwartung die Stimmung bis auf dieſen Grad gereizt ſahen; unwillkürlich gingen ſie jetzt auch zu dem Glauben über, zu dem man die willen- und urtheilsloſe Menge bereits verführt hatte, das Militär rufe dieſe empörende und empörte Stimmung hervor, da doch gerade dieſes Militär durch wohlangelegte bar keinem unſrer Glaubensſätze, es that uns wohl, aus dem Munde eines ſo weit gereiſ'ten Mannes Lobſprüche für unſer Siſtem einzuärndten, und ehe eine Stunde verging, hatte er uns für ſich eingenommen. Dionys triumphirte.

Erſt als er fort war und ich in der Stille der Nacht ſeine Rede nochmals überdachte, fiel es mir mit Widerwillen auf, daß er von der Ewigkeit der Höllenſtrafen geſprochen hatte. Ich theilte meine Bemerkung Bertraden mit und ſie erſchrack heftig. Wir fanden, daß er, trotz ſeiner anſcheinenden Duldung, uns als Ketzer zur ewigen Höllenſtrafe verdammt habe, und von neuem ward der lebhafteſte Haß gegen ihn in uns rege. Zum erſten Male trat die Glaubensſpaltung uns nahe. Ich eilte zu Dionys und warnte ihn vor dem Manne, der eine ſo gefährliche Gewalt über die Gemüther habe. Er lächelte meiner Beſorgniſſe. Bald darauf wurde ich zufällig der Zeuge einer Unterredung, die

Die Gewalt, die jezt die ſoldatiſche Macht zu entwickeln begann, war allerdings nicht geeignet, von friedfertigen Geſinnungen zu zeugen; allein dieſe ſollten, ſelbſt nach dem Urtheil der gemäßigtſten, einſichtsvollſten höhern Offiziere, nicht länger da zur Schau getragen werden, wo ſie nunmehr als Schwäche ſich offenbart hätten. Der Magiſtrat ſowol als die Stadtverordneten, die Polizei gleichfalls hatten ſich in ihren Beſtrebungen, Ruhe herzuſtellen, als ohnmächtig erwieſen, welches Mittel blieb nun alſo anders übrig als die Muskete und der Säbel. Es iſt nicht deutlich geworden, aus welchen Gründen jene hohen Behörden ihre Beruhigungsmittel zwecklos angewendet haben, es läßt ſich annehmen, daß ſie ſtets nur die Gewährung der rechtlichen und mäßigen Wünſche vor Augen hatten, die erlangt werden ſollten, und daher gänzlich unbekannt blieben mit dem Daſein jenes Mittelpunktes der dunkeln Maſſe, aus dem heraus die Befehle gingen, die ganz etwas Anderes erſtrebten als eine friedliche Regeneration des Staats. Dies gilt von den zwei ſtädtiſchen Oberbehörden, anders verhält es ſich mit der dritten Macht: der Chef der Polizei mußte von dem Daſein der eigentlichen Unruhſtifter wiſſen, er mußte ſie hinter den ſeidenen Vorhängen und in den Prunkgemächern ausgekundſchaftet haben, er mußte wiſſen, woher die fremden Bezüge und Verbindungen, dieſe auftauchenden und wieder raſch verſchwindenden Führer und Geſetzgeber ſtammten. Einer gutgeordneten und ſcharfſichtigen Polizei kann ſelbſt in tumultuariſchen Zuſtänden ein Einmiſchen fremder Elemente in die Bevölkerung und ihre Thätigkeit, noch ſo verhüllt und verſteckt, nicht entgehen. Dem ſei nun wie ihm wolle, genug, Polizei, Magiſtrat, obere und untere Stadtbehörden — Alles war machtlos, als der 18. März heranrückte. Auf dem Schauplatze befand ſich eine wildempörte Menge, der ſich ſelbſt die Aufgeregten gewählterer und rechtlicher Natur anſchloſſen auf der einen, und die in großer Menge zuſammen gerufene Militärmacht auf der andern Seite. So, nicht anders muß man ſich den Stand der Dinge denken. Die Thätigkeit der Deputationen hatte ſich erſchöpft, ſie alle hatten um ſchleunige Entfernung der Soldaten gebeten, und man hatte ihnen geantwortet: womit wollt ihr denn die Stadt vertheidigen? Durch eine bewaffnete Bürgerwehr, tönte die Antwort, und zwar durch eine raſch organiſirte. Verſucht es — ſagte man begütigend, aber ehe ihr nicht ihre Tüchtigkeit bewieſen hat, ziehen wir die Soldaten nicht zurück. — Der Verſuch wurde gemacht, bewaffnete Bürgerwehr wurde nicht geſtattet, aber eine unbewaffnete. Männer mit weißen Stäben und einer weiſſen Binde erſchienen und wurden, wo ſie redlich ihre Pflicht thaten, von den Maſſen verhöhnt, wo ſie nur zum Schein agirten, raſch von der Aufruhrpartei zu ihren Dienſten benutzt. Eine neue unnütze und ohnmächtige Maßregel. Jetzt fühlte ſich das Militär doppelt im Rechte, wenn es antwortete: „Ihr ſeht, ihr vermögt nichts, alſo müſſen wir bleiben.“ Dies war die conſequente und nothwendige Folgerung aus dem Geſchehenen. Es war alſo jetzt weniger als je von der Möglichkeit die Rede, die ſoldatiſche Macht könne zurückgezogen werden. Mehr aber als je hatte ſich aber auch gerade die Partei der beſonnenen und angeſehenen Bürger auf die Idee geſteift, nur durch dieſe Zurückziehung könne Ruhe werden. Eine höchſt irrthümliche Darſtellung, wenn man die Lage der Dinge überſchaut. Hier war von keiner Oppoſition mehr im rechtlichen Sinne die Rede, hier handelte es ſich nicht um Erlangung von Rechten und Freiheiten, die von edeln Patrioten zum Beſten und zur Ehre des Staatsmächtige Hauptſtadt raſch und im Drange der günſtigen Umſtände in die Hände der Umſturzpartei zu liefern. Es iſt darum für den wahren Patrioten rührend zu ſehen, wie der König, ſelbſt von der Ueberzeugung geleitet, ſein Volk ſpreche zu ihm, die ſchönen Gaben, die ſein edles Herz und ſein vorwärtsſtrebender Geiſt bereits ſeit lange bereit hielt, jetzt der rohen Menge eilig hinſchüttete, die nichts wollte und nichts begriff von Dem, was man ihr gab, die nur dem Feldgeſchrei ihrer Führer folgte. Jedoch wurden die Perlen, wenn auch fürs erſte jetzt vor die Unwürdigen geworfen, aufgehoben und in das Diadem verflochten, das beſtimmt war, die künftige Größe Preußens zu ſchmücken. Ja, es erhebt ſich die Stimme, die da ruft: nach der Umgebung des Königs zu ſchließen, nach den Aufnöthigungen, in die man ihn hüllte, ja nach dem wechſelvollen Sinne dieſes Fürſten ſelbſt, war es zweifelhaft, wann dieſe Perlen gegeben worden wären, wenn nicht zu den redlichen Bitten der Männer des Fortſchritts, zu den heißen Wünſchen der echten Patrioten dieſer von außen wirkende Hebel als raſches Förderungsmittel hinzugekommen wäre. Genug, ſchnell nacheinander wurde jetzt in wenigen Tagen riums, beſchleunigte Einberufung der Stände gegeben. Wegen der großen Wichtigkeit dieſes Actenſtücks ſei es geſtattet, das Patent bezüglich dieſer beſchleunigten Einberufung hier einzurücken.

„Als Wir am 14. dieſes Monats Unſere getreuen Stände zum 27. April dieſes Jahres beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beſchließen, welche die Unſern deutſchen Bundesgenoſſen vorzuſchlagende Regeneration Deutſchlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denſelben Stunden große Ereigniſſe in Wien einerſeits die Ausführung Unſerer Vorſchläge weſentlich erleichtern, andererſeits aber auch die Beſchleunigung ihrer Ausführung unerlaßlich machen würden. Jetzt, nach jenen wichtigen Ereigniſſen, finden Wir Uns vor allem bewogen, nicht allein vor Preußen, ſondern vor Deutſchland — ſo es Gottes Wille iſt — Unſerm bald innigſt vereinten Volke, laut und unumwunden auszuſprechen, welche die Vorſchläge ſind, die Wir Unſern deutſchen Bundesgenoſſen zu machen beſchloſſen haben. Vor allem verlangen Wir, daß Deutſchland aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganiſation der Bundesverfaſſung vor-

Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräſentation aus den Ständen aller deutſchen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. Wir erkennen an, daß eine ſolche Bundesrepräſentation eine conſtitutionelle Verfaſſung aller deutſchen Länder nothwendig erheiſche, damit die Mitglieder jener Repräſentation ebenbürtig nebeneinander ſitzen. Wir verlangen eine allgemeine deutſche Wehrverfaſſung, und werden beantragen, ſolche im Weſentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unſere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbern ſich errangen. Wir verlangen, daß das deutſche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an ſeiner Spitze zu ſehen. Wir verlangen eine deutſche Bundesflagge, und hoffen, daß in nicht zu langer Friſt eine deutſche Flotte dem deutſchen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verſchaffen werde. Wir verlangen ein deutſches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten ſtaatsrechtlichen Urſprungs zwiſchen den Fürſten und Ständen, wie auch zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Regierungen. Wir verlangen ein allgemeines deutſches Heimatsrecht, und volle Frei-

Wir verlangen, daß fortan keine Zollſchranke mehr den Verkehr auf deutſchem Boden hemme und den Gewerbfleiß ſeiner Bewohner lähme; Wir verlangen alſo einen allgemeinen deutſchen Zollverein, in welchem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutſches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung bald um ſo feſter ſchließen möge. Wir ſchlagen vor, Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen deren Misbrauch für das geſammte deutſche Vaterland. Das ſind Unſere Vorſchläge, Unſere Wünſche, deren Verwirklichung Wir mit allen unſern Kräften zu erſtreben ſuchen werden. Mit ſtolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteſte Mitwirkung Unſerer deutſchen Bundesgenoſſen, und des geſammten deutſchen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unſerer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verſtärken werden, wenn, wie Wir vorausſetzen, deren berufene Vertreter dieſen Wunſch theilen, und der Bund ſie aufzunehmen bereit iſt. Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unſerer Abſichten, ja daß ſchon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unſerm großen Schmerz das deutſche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Ge-

— ja Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutſchland in ſich ſtark, nach außen geachtet machen werden, damit in ſeinen vereinigten Kräften Europa die ſicherſte Gewähr eines dauernden, geſegneten Friedens finden möge. — Damit aber die Erfüllung Unſerer Abſichten am wenigſten in Unſern Staaten Zögerung und Hinderniß finden können, damit Wir deſto eher diejenigen Vorſchläge zu entwickeln im Stande ſind, welche Wir für die Verfaſſung Unſerer Staaten nöthig erachten, haben Wir beſchloſſen, die Berufung des Vereinigten Landtags zu beſchleunigen, und beauftragen das Staatsminiſterium, dieſe Einberufung auf Sonntag den 2. April dieſes Jahres zu bewirken. Gegeben Berlin, 18. März 1848. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen."

(Folgen die Unterſchriften ſämmtlicher Miniſter.)

Ein Geſetz über die Preſſe, das am 17. erſchien, war ähnlichen Inhalts.

Erfüllt von dieſen Zuſicherungen, becomplimentirten ſich Stadtverordnete und Magiſtrat gegenſeitig, und Alles war Freude und Genugthuung. Die Deputationen theilten ſich einander ihre günſtigen Erfolge mit. Man zog die ſchöne Summe der theils ſchon erfüllten, theils baldigſt als erfüllt zu erwartenden Zuſagennige Zuſammenberufung der Landſtände, freie Ständeverfaſſung, Bürgerbewaffnung, und Entfernung des Militärs und — ſogar Gleichſtellung der verſchiedenen Religionsformen, und man beſchloß die Stadt Abends zu illuminiren.

Dies war gegen 1 Uhr. Auf der Univerſität ging es nicht ſo ganz voll Freude her; hier hatten offenbar die Führer der Umſturzpartei feſten Fuß gefaßt, und unter Verhaltung der wiener ſtudentiſchen Freiheitshelden entflammten ſich auch hier die Köpfe, und es wurde hier offen für die blutige Entſcheidung geworben. Natürlich hatte man junge Kämpfer nöthig, und Arbeiter und Studenten waren die ſehr beachtungswerthe Zugabe, die der rohen und roheſten Schicht der Bevölkerung, der aufgewirbelten Hefe einer großen Stadt beigefügt werden konnten.

Die Partei fühlte ſich nun ſtark genug, ſie hatte Alles zu fürchten, wenn die beſonnene und rechtliche, die philiſtröſe und beſitzende Bürgerclaſſe in Maſſe von der Bewegung abfiel und ſich an den gegebenen Zuſagen genügen ließ. Es durfte der Beſinnung kein Raum gelaſſen werden, und deshalb kam es zum Kampf gerade in dem Moment, wo die Lobpſalmen angeſtimmt wurden und dem Könige Lebehochs für hier von einem Misverſtändniß zu ſprechen und dieſem die Folge der Ereigniſſe zuzuſchreiben; dieſes ſogenannte Misverſtändniß war ein nur zu gutes Verſtändniß. Die zwei Schüſſe, die da ſollten zufällig ſich entladen haben, wurden als wohlberechnetes Signal abgeſendet, und jenes wilde Geheul, das ſich ſchon oft, aber nicht in dieſem wahrhaft hölliſchen Chorus wie an jenem Tage vor dem Schloſſe, hatte hören laſſen, erhob ſich in die Lüfte zugleich mit dem tauſendſtimmigen Ausruf: „Wir ſind verrathen! Man ſchießt auf uns! Man mordet uns!“ Ein nur irgend zurechnungsfähiges Urtheil mußte ſich ſagen: „Wer verräth uns? Der König? Er hat ja ſoeben Alles bewilligt, was gewünſcht und verlangt wurde.“ Hätte derſelbe König nicht bewilligen wollen, er hätte ja ſchon früher die ganze Macht, die ihm zugebote ſtand, gegen eine aufrühreriſche Bevölkerung angewendet, und er hätte nicht zu warten nöthig gehabt, dieſe Macht erſt dann zu gebrauchen, nachdem er gethan, was dieſe Macht hätte verhindern können. Es lag alſo ein Unverſtand darin, in der Annahme des Verraths, oder — und daran dachte gewiß Niemand, man hätte dieſen Verrath ebenſo gegen den König wie gegen das Volk mich noch mehr beängſtigte. Es war meine Gewohnheit, die Dämmerſtunde in Dionyſens Zimmer zu verbringen. Dieſesmal hatte ich meinen gewohnten Platz auf dem Kanapee mit dem Bette vertauſcht, weil mir unwohl war. Dionys mit dem Vater traten in's Zimmer. Ich hörte mich beim Namen rufen und gleich darauf Dionys ſagen: Er iſt nicht hier, wir ſind unter uns. Ich wollte aufſpringen, allein ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, wie von einer Ohnmacht gefeſſelt, liegen blieb. Jene ſetzten ſich an's Fenſter. Der Vater ſprach ein kurzes lateiniſches Gebet, das Dionys Wort für Wort wiederholte. Endlich nach einer Pauſe fragte der Erſtere: „Nun, mein junger Freund, welchen Entſchluß haben Sie gefaßt?“ — „Drängen Sie mich nicht ſo ſehr,“ entgegnete Dionys unwillig. — „Ich muß wohl, denn der Tag meiner Abreiſe von hier rückt immer mehr heran.“ — „Ich werde untröſtlich ſein, wenn ich Sie verliere, mein Vater.“

beobachtenden Auge da, die Partei, die geſchürt und gewühlt, die tage-, ja wochenlang ihre Kräfte erprobt und vermehrt hatte, wußte das Signal ſo günſtig zu geben, daß die Beſonnenheit ſelbſt im Moment ſtutzig werden mußte, und die ruhige geſetzliche Kraft in den Strudel hineingeriſſen, in der die ungeſetzliche und fanatiſch irregeleitete ſich umhertrieb.

Es mag hier eine kurze Darſtellung folgen, die aus einer Feder gefloſſen, die eine ſichere und männliche Hand geführt. „Es war gegen Mittag, wo ſich von allen Seiten eine Menge Bürger in den Räumen um das Schloß ſammelten, und aus des Königs eigenem Munde die Beſtätigung zu hören und perſönlich ihm ihren Dank zuzurufen wünſchten. Seine Majeſtät erſchien auf dem Balkon des Schloſſes; Herr von Bodelſchwingh verlas laut den Erlaß, der inzwiſchen auch tauſendfältig unter der Menge verbreitet und bekannt war (die bekannten Zugeſtändniſſe), und ein faſt endloſer Jubel des Dankes erfüllte die Lüfte als Antwort des Volkes, welches hierauf von Seiner Majeſtät ſelbſt erſucht ward, nun aber, um zu Ordnung und ruhigem Fortſchreiten zu gelangen, ſich wieder zu zerſtreuen. Faſt alle Wohlgeſinnten folgten dieſer Mahnung, nur eine

Neugierde feſtgehalten worden ſein — aber an die Stelle der Fortgehenden drängten ſich nun ſchlechtere Elemente, die einen Kern tumultuariſcher, pöbelhafteſter Charakteriſirung bildeten und durch das Gebrüll, das ſie ertönen ließen, nun auch mehre der im Fortgehen Begriffenen, die den Ausgang erwarten wollten, feſthielten. Als der König von neuem auf dem Balkon erſchien, war eine ganz neue Bevölkerung des Platzes unter ſeinen Blicken, und ſie empfing ihn mit einem chaotiſchen Hurrahgeſchrei. In dieſem Haufen, der nichts weniger als zufrieden war mit einer friedlichen Löſung der Verwickelung, weil ſeine Führer vor allen Dingen ein Hauptintereſſe ihrer Thätigkeit, die Befreiung der gefangenen Polen, im Gefolge derſelben ſcheitern ſahen, ward mit einem male das Verlangen laut, das Militär ſolle vom Schloſſe abziehen, die Bewachung des Schloſſes ſollte den Bürgern anvertraut werden. Ein Theil der ſogenannten Schutzmänner warf ſich als Vertreter dieſer Foderung auf, und als Herr von Bodelſchwingh, der, obwol das Miniſterium entlaſſen war, doch, weil ein neues noch nicht hatte formirt werden können, die Geſchäfte ſeines Miniſteriums noch verſah, aus dem Schloſſe unter ſie trat, ihn am Rockkragen und wollten ihn feſthalten, bis er Befehl geben würde zur Räumung des Schloſſes. Mit Mühe gelang es ihm ſie zu überzeugen, daß er einen ſolchen Befehl nicht geben könne, und daß ein ſolcher von ihm ausgegangener Befehl von Niemand reſpectirt werden würde. Der Tumult war inzwiſchen zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß es den Militärbehörden nothwendig erſchien, einige Maßregeln zur Sicherung des Schloſſes und zur Säuberung des Platzes vor demſelben zu treffen. Einige Züge Infanterie marſchirten mit ſchlagenden Trommeln, und zum Angriff fertigen, aber geſenkten Gewehren aus dem Hauptportale, und entwickelten ſich dann fächerartig wie zum Tirailliren, um den Platz freizumachen, während zugleich Dragoner in der Nähe der Stechbahn in langſamſtem Schritte aufritten, ſich mit der Front gegen die Brücke aufſtellten, um die Bemühungen der Infanterie zu unterſtützen. Böswillige beleidigten die Dragoner in aller Weiſe, drängten auf ſie, ſtießen mit Stöcken und Regenſchirmen auf die Pferde ſowie auf die Schenkel der Reiter, ſodaß dieſen hier und da die Geduld ausging, und einzelne die Waffe entblößten, ohne jedoch Gebrauch von ihr zu machen. Auch direnden General wieder zu friedlicherer Haltung verwieſen, und ebenſo die aus dem Portale hervorgedrungene Infanterie wieder zurückgezogen. Faſt unmittelbar darauf drang nun eine zweite Compagnie Infanterie in gleicher Weiſe wie die erſten Züge aus dem Portale, zunächſt der Spree, und ſäuberte wirklich einen Theil des Platzes. Bei dieſer Bewegung war es, daß im Gedränge, wahrſcheinlich durch das Dazwiſchenſtoßen Uebelwollender mit Stöcken (?), zwei Infanteriegewehre ſich ganz unſchädlich entluden. Ein dritter blinder Schuß iſt, um als Signal zu dienen, wahrſcheinlich aus einem Fenſter der benachbarten Häuſer abgefeuert worden. Sofort nach dieſen Schüſſen war es ſichtbar, wie einzelne der vorher ſo wild auftretenden Haufen in faſt geordnet zu nennender Weiſe davoneilten, wahrſcheinlich nach ſchon vorher beſtimmten Sammelplätzen; die Reſte jener elenden Haufen, die den ingrimmigſten Kern der zuletzt verſammelten Volksmaſſe gebildet hatten, geberdeten ſich wie Verzweifelte, ſchrien, ſie ſeien verrathen! Schutzmänner, denen es gelungen war, durch die Reihen der vordringenden Infanterie hindurch, ſich auf dem Platze zu halten, zerbrachen ihre Stäbe, zerriſſen ihre Binnicht anders geworden ſein, wenn nicht wenigſtens paſſiv die großen ernſten Ideen der Staatsmänner, der für die künftige Größe und Feſtigkeit des Throns und des Glücks der Nation glühend begeiſterten Vaterlandsfreunde ſich mit der Revolution verbunden hätten. Deshalb alſo kein Wort der Schmähung auf Die, die mit thränendem, aber mit großem hoffenden Herzen dem Kampfe zuſahen.

7.

So dachte ich aber damals nicht, ſo nicht an jenem Abende, als ich erſtarrt und voll Grauſen die in wilder Eile daherlärmenden ſchweren Geſchütze die Straße hinabeilen hörte, ſodaß durch die Stille der ſpäten Stunde der polternde hohle Ton die Luſt füllte. Alſo mit Kartätſchen ſchoß man! Entſetzlich! Und der Kampf war gerade in jener Gegend entbraunt, wo meine Freunde wohnten. Von ihnen abgeſchnitten, erfuhr ich nicht, wie es ihnen erging. Die Straße, in der ich wohnte, die Behrenſtraße, war eine von denen, die entweder ihrer Lage nach nicht als ſtrategiſcher Punkt Berückſichtigung fand, oder, und dies war eher anzunehmen, deren Bewohner ſich unter keiner Bedingung in den Kampf einzulaſſen für gut befanden. Die ganze Straße blieb von Barrikaden frei, die ſich in großer Menge und in anſehnlicher Höhe in der benachbarten, der Friedrich-

Die Kaſernen der reitenden Artillerie, die vor dem Oranienburger Thore lagen, hatte man durch aufgewühltes Straßenpflaſter iſolirt, ſodaß der Bedarf der Geſchütze einen weiten Umweg machen, und auf dieſe Weiſe, um in die Gegend des Schloſſes und in die Friedrichſtraße zu gelangen, vor meiner Gegend in geringer Entfernung vorbei mußte. Ganze Maſſen Infanterie zogen muthvoll und ſchweigend durch die Nacht dem Tode entgegen; ich wußte, daß mir befreundete Offiziere an ihrer Spitze ſich befanden. Mein Wirth kam in höchſter Aufregung, bat mich an dieſem Abende das Haus nicht zu verlaſſen, und zeigte mir zugleich an, daß ein Theil der Hausgenoſſenſchaft ſich in den Keller flüchten wolle, und ſchlug mir vor, mit von der Partie zu ſein. Ich dankte. „Die Soldaten“, rief er, „ſchlagen todt, wen ſie finden, ſie ſind aufs äußerſte erbittert, man hat —“ und nun nannte er eine Anzahl Häuſer, aus denen geſchoſſen und Steinwürfe auf die Soldaten geflogen — „rein ausgeſäubert, und Todte und Verwundete fortgeſchleppt.“ „Aber in unſerer Straße ſteht keine Barrikade“, entgegnete ich, „aus unſerm Hauſe fliegen weder Steine noch Kugeln, alſo laſſen ſie uns ruhig ſein!“ — Der ängſtliche Mann war jedoch

Keller ab. Es war völlig dunkel geworden, ich zündete kein Licht an, der rothe Schein von den Artillerie-Wagenhäuſern, die in Brand geſteckt worden, leuchtete aus der Ferne herüber. Dabei die unausgeſetzt tönenden Salven der Infanterie, und zwiſchendurch der dumpfe Schall einer Kartätſchenkugel. Auf der Straße ließ ſich eine wilde Stimme hören, die da ſchrie: „Oeffnet die Thüren!“ Die Hausbeſitzer waren von der Polizei beordert worden, die Thüren geſchloſſen zu halten. Die Unruhe trieb mich hinaus. Die Wände drohten mich zu erdrücken, die bange Stille im Zimmer wirkte beängſtigend. Ich ſuchte nach Hut und Handſchuhen, die nicht zu finden waren, eine Reiſemütze mußte Dienſte leiſten, und mit dem ſo nothwendigen Hausthürſchlüſſel verſehen, ſchlich ich durch das menſchenleere Haus auf die Straße. Auch hier Alles ſtill, Alles leer. Ich nahm meinen Weg durch die Wilhelmsſtraße, indem ich einen befreundeten Künſtler aufſuchen wollte, der mit ſeiner Familie in der Anhaltſtraße wohnte. Der Weg war ziemlich weit, und unter fortwährenden entfernten Muſketenſchüſſen legte ich ihn zurück. Auch dieſe Gegend war vom Kampfe freigeblieben. Im Hauſe angelangt, verſchaffte ich mir mit Mühe

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12164/025

— „Sie werden mich nicht verlieren, wir werden beiſammen bleiben, mein Sohn.“ — „Unmöglich, Sie wiſſen, daß ich mich von ihm nicht trennen werde.“ — „Sie müſſen.“ — „Wer kann es mir befehlen?“ — „Der Orden, dem Sie nun bald angehören werden.“ Dionys machte eine unwillige Bewegung, der Vater ſetzte mit einer ſanften Stimme hinzu: „Lieber Sohn, ſind denn die Früchte meiner Beredſamkeit und Liebe umſonſt verſchwendet? Ueberwiegt Menſchenliebe Gottesliebe? Soll Ihr Vater umſonſt beleidigt worden ſein von dieſen elenden, grauſamen Verfolgern?“ — „Ha — ich werde ihn rächen.“ — „Und ich biete Ihnen die Mittel dazu, allein nicht ohne Lohn.“ — „Was fordern Sie?“ — „Gehorſam.“ — „Ich werde ihn leiſten.“ — „Der Vater rückte ihm näher und ſagte mit leiſer Stimme: In wenigen Tagen kann er hier ſein. Ich habe Briefe erhalten. Dionys, wenn Sie im Stande wären, das ehrenziehe, höre ich innen einen dumpfen Schrei. Man öffnet, und ich ſehe eine der liebenswürdigen Schwägerinnen des Künſtlers vor mir, doch iſt ſie todtenbleich und bebt ſichtlich. Sie hat Mühe mich zu erkennen. „Was gibt's hier?“ frage ich verwundert über dieſen ſeltſamen Empfang. „Mein Himmel!“ rief ſie, „der Klingelzug war ſo heftig und hat meiner armen Schweſter eine Ohnmacht zugezogen. Wir erwarten nämlich Eduard — und wenn er nicht lebend käme, ſo hatte er verſprochen, ſollte man uns ſeine Leiche bringen. Er kämpft auf den Barrikaden. Meine arme Schweſter fürchtete, daß die Männer ihn todt brächten; entſchuldigen Sie daher dieſen Empfang!“ — Mein Schreck war wahrlich nicht geringer als der der jungen Dame vor mir, und ich durfte ihn dazu nicht äußern. Der von mir ſo geſchätzte Künſtler, der zu meinem täglichen Umgang gehörte, ein Kämpfer auf den Barrikaden! Zum erſten mal empfand auch ich etwas von dem großen Riß, der damals durch alle Verhältniſſe und Claſſen der Geſellſchaft ging und die intimſten Bluts- und Freundſchaftsbande nicht verſchonte. Ohne ein Wort zu ſagen, entfernte ich mich leiſe wieder. Das Haus ſchien mir wie mit Trauerflören umſponnen. Am Palaſt des Prinzen

Albrecht fand ich eine Gruppe Dragoner auf der Straße lagernd; ein Bürger, den ich nicht kannte, kam auf mich zu und beſchwor mich mit ſehr eindringlichen Ausdrücken, mich nicht unnützerweiſe in die Gegend der Stadt zu begeben, wo der Kampf wüthete. „Ich will in die Jägerſtraße", erwiderte ich ihm. „Dorthin können Sie durchaus nicht, Sie hören ja, von dort her ſchallt das heftigſte Feuern. Man erwartet jeden Augenblick, daß das Bankgebäude in die Luft fliegen wird!" Dabei ſah der Mann mit einem ſo unglückweiſſagenden Blick an den ſchwarzen Nachthimmel hinauf, als ſähe er ſchon die Flammen der kommenden Exploſion. Was ſollte ich thun? Wieder zurück in mein unheimliches, ſtilles Zimmer! Auch mein Verſuch, in den Thiergarten, ins Freie zu gelangen, ſchlug fehl, das Brandenburger Thor war nicht zu paſſiren. — In meiner Wohnung angelangt, zwang ich mich, die dämoniſchen Einflüſſe dieſer ſchrecklichen Stunden beſtmöglichſt unſchädlich zu machen, ich nahm ein Buch, warf mich in die Ecke des Sophas und ſuchte dem Gegenſtande, der mir gerade geboten war, Intereſſe abzugewinnen. Unmöglich! Die Buchſtaben zitterten vor meinen Augen, meine Bruſt athmete fieberhaft, ich legte das Buch hin und ging im Zimmer auf und ab. Es kam Niemand, der Nachricht brachte, das Haus war wie ausgeſtorben. In den gegenüberliegenden Häuſern zeigte ſich nirgends Licht, überall dieſelbe Furcht vor Plünderung und Niedermetzelung.

Dieſe Nacht werde ich nie vergeſſen. Erſt nach Mitternacht ſuchte ich das Bett, und ein unruhiger Schlaf wich bereits den erſten Frühſtunden. Mein Wirth kam mit der Nachricht: der Kampf hätte ein Ende, man wüßte aber nicht, ob er nicht baldigſt wieder anfangen würde. Nun eilte ich hinaus. Himmel! welch ein Anblick! — Eine verwüſtete Stadt! Als hätte ein ſpukhafter Traum in der Nacht gewüthet, und die Dinge alle drunter und drüber geworfen, ſo ſahen die Straßen aus. Die Steine aus dem Boden geriſſen, die Brückenbretter entfernt, umgeworfene Droſchken, die Räder gegen den Himmel gekehrt, lagen als Reſte der eroberten Barrikaden da, zugleich Möbel, Brunnenpfeiler, leere Fäſſer und Gerüll aller Art. Die Häuſer unheimlich verſchloſſen, kein Laden, kein Keller geöffnet, hier und da ſah man Verwundete über die Straßen tragen in eilig zuſammengeſetzten Bahren. Man ſtand zuſammen an den Straßenecken und zeigte ſich flüſternd die Spuren der Kugeln. Ein Theil der Dächer, beſonders an den Eckhäuſern, war abgetragen.

Ich hörte nur verworrene und ſich widerſprechende Gerüchte. Alles ſperrte ſich in den Häuſern ab, nirgends ſah man ſeine Bekannten.

Am Morgen des 19. las ich das bekannte Placat, das der König in der Nacht ſelbſt gefertigt, und das die Aufſchrift führt: „An meine lieben Berliner.“ Dieſe Anſprache brachte mich zu einer Art von Verzweiflung. „Iſt es möglich!“ rief ich, „daß gegen eine verbrecheriſche Rotte Aufrührer ſolche Worte, die faſt bittend klingen, angewendet werden können.“ Ich verſtand nicht, was ich ſah und hörte. Noch mit dieſem Blatte in der Hand erblicke ich einen Offizier auf mich zukommen, in Civilkleidung, er ruft mir zu, ſelbſt erbittert und mit einer Stimme, die vor Wuth zittert: „Noch mehr! Wir ſollen die Stadt verlaſſen! Wir, die Sieger, ſollen beſchimpft und beſudelt von dem Pöbel fortziehen!“ „Unmöglich!“ rief ich — „das kann der König nicht befehlen.“ Jener hört's nicht mehr, ſchon iſt er um die Ecke gebogen und in die nächſte Straße geeilt. Eine Stunde eile ich wie im Fiebertraume nach, da begegnete ich einer Abtheilung des Zweiten Garderegiments, gefolgt von einer wildſchreienden Pöbelmaſſe, die den Soldaten Steine und Schimpfreden nachwirft; der Zug geht dem Thore zu. Ruhig, wie aus Erz gegoſſen, gehen die braven Soldaten ihren Leidensweg, den ſchmachvollſten, wenn man auf das Ziel der Wanderung ſieht, den glorreichſten, wenn man den heldenmüthigen Gehorſam dieſer Braven ins Auge faßt. Sie gehen, weil ſie müſſen. Nie iſt mir die ſoldatiſche Ehre in einem hellern Glanze erſchienen als an jenem Morgen, da die Truppen Befehl erhielten, den Schauplatz des Kampfes, den ſie bis dahin ſiegreich geführt, und der noch nicht beendet war, zu verlaſſen, begleitet von dem Hohn Derer, die ſich jetzt Sieger wähnen. Es iſt etwas Großes um den Gehorſam, da wo Stärke ſich fügt, Muth ſich ſelbſt Feſſeln anlegt.

Für mich war jetzt die Tragödie beendet, was noch kommen ſollte, was kümmerte mich das! Die Schätze, um deren Wahrung es lediglich nur zu thun war, der Glanz des Königshauſes, die Ehre der Waffen war geſchändet, beſudelt. Ob nun auch das bischen Hab und Gut geplündert wurde, ob ein paar Tauſend Menſchen in einer Nacht arm, und andere Tauſende reich, gebietend und angeſehen wurden, das galt mir gleich — die Welt, für die ich lebte, war dahin. Wenige Stunden hatten ihr Daſein gemordet.

Es iſt ein himmliches Gefühl, ſagt man, ſich ausweinen zu können, es iſt ein himmliches Gefühl, ſage ich — die Thräne gehört dem Weibe — ſich die namenloſe Trauer und Beklemmung durch das freie und freimachende Wort von der Bruſt zu wälzen. Solche Stunden, ähnlich wie die, die ich eben erlebte, nur noch mehr mit Sturm und Drang gefüllt, haben die großen Redner geſchaffen, deren Worte Flammen waren, zündend in den Tempeln und Hütten ganzer Generationen, haben die Federn geleitet, die die Welt umgeſtalteten. Auch mir war das kleine Plätzchen an meinem Schreibtiſch jetzt ein wunderthätiges Aſyl. Die ſchöpferiſche Kraft, gütig mir beigegeben auf meinem Lebenswege, bisher nur zur Belebung und Erheiterung thätig, war es jetzt zu meinem himmliſchen Troſte. Ich eilte mit dem Blatte Papier, das ich mit fliegenden Lettern, wie mit Blutstropfen beſtreut hatte, in die Redaction einer bekannten Zeitung, und drang auf die Annahme des Blattes. Kopfſchüttelnd legte der Redacteur die Zeilen beiſeite; er ſagte mir nichts. Ich brachte ein neues Blatt hervor: er überlas auch dieſes. „Es geht nicht!“ rief er. „Unſer Souverän iſt jetzt das Volk.“ Ich nahm meine Blätter, zerriß ſie und warf ſie ihm vor die Füße. Noch ein paar Verſuche, auch ſie mislangen: aber ich hatte mir Ruhe, Faſſung erſchrieben, ich hatte mir von der Seele weg das gewiſſe ſchwarze laſtende Etwas gewälzt, was mich faſt am Athmen hinderte.

In den Häuſern, in die ich kam, herrſchte überall eine andere Stimmung. Wie umgewandelt war die Welt um mich her. Faſt überall hörte ich jene mir ſo entſetzlich widrigen Worte: „Das Volk! das Volk hat geſiegt!“ — So blieb ich zu Hauſe, ſchloß mich ab, oder ging einſam im Thiergarten umher. Ich vermied ſogar bei einer Wache vorbeizugehen, um nicht den bewaffneten Bürgerwehrmann dort ſtehen zu ſehen. Ach, dieſes herrliche Preußen, wie traurig, wie gedemüthigt kam es mir vor. Mein Wunſch war, ſobald als möglich in meine Heimat zurückzukehren.

Unterdeſſen waren die Ereigniſſe ihren Gang gegangen, der freilich anders war, als ich ihn mir damals dachte. Ich will jetzt an die Aufzählung der Vorfälle gehen, wie die ſpätere ruhige Betrachtung, und das eifrige Forſchen nach Wahrheit ſie mir gezeigt hat. Es ſei vergönnt, um ein wahres Wort, auch wo es aus dem entgegenſtehenden Lager kam, anzuführen, einen kurzen Satz aus einer Beſchreibung damaliger Zuſtände, aus der Feder Bruno Bauer's, hier herzuſetzen. Es iſt nämlich in jenen Worten des Königs, die in dem Aufrufe „An meine lieben Berliner" enthalten, von „Fremden" die Rede, als den alleinigen Anſtiftern der bedauernswerthen Unruhen. Bruno Bauer antwortet hierauf: „Ja es waren Fremde, denn das abſolutiſtiſche Königthum und das Bürgerthum waren ſich fremd geworden, ſie verſtanden ſich nicht mehr, ſie widerten ſich gegenſeitig an. Die ausweichenden und vertröſtenden Verheißungen, mit denen ſich die Regierung in den letzten Tagen noch groß wußte, hatten im Bürger den Ekel gegen die abſolutiſtiſche Macht entſchieden, und dieſer Ekel, dieſer gegenſeitige Widerwille machte den Ausbruch des Kampfes unvermeidlich. Ja, es waren Fremde, die den eigentlichen Kampf gegen das Militär beſtanden, Arbeiter, und ein paar Gebildete, die von der officiellen und privilegirten Geſellſchaft ausgeſtoßen waren, und denen die Empörung des Bürgers als Rückhalt in ihrem Kampf gegen die Stützen dieſer harten und geiſtlos gewordenen Geſellſchaft diente. Der Bürger ließ dieſe kleine Scharen Barrikade nach Barrikade vertheidigen, wenn er nicht wollte, hätte kaum eine einzige errichtet werden können."

Beſonders wegen dieſes letzten Satzes ſteht dieſe Anführung hier. Wenn der Bürger, das heißt die ernſte patriotiſche vorwärtsſtrebende Partei, es nicht zugelaſſen, wäre mit allen Mitteln, die die Aufruhrpartei mitbrachte und anwandte, kein Umſturz, mit andern Worten, keine Revolution zuſtande gekommen. Dies iſt der geiſtige Kern der Bewegung; aus dieſem Kerne entſteht die ſegensreiche Frucht der Zukunft. Wenn wir auf alle großen Umſturzbewegungen in der Geſchichte ſehen, immer iſt's eine Vereinigung niederer, ja ſogar verbrecheriſcher Mittel mit edeln Kräften. Nach der Klärung dieſer ſcheinbar ſo unheilvollen Miſchung ſenken ſich jene zu Boden und dieſe ſteigen auf. Nicht lange ſo verliert dieſe edle Subſtanz an ihrer Klarheit und Schöne, ſie wird für die Geſundheit und Förderungszwecke des großen Ganzen untauglich, und nun geht von neuem eine ſolche Gährung vor ſich, aus der ſich der Umgeſtaltungs- und Läuterungsproceß entwickelt. Es liegt ohne Zweifel an der Schwäche und Fehlerhaftigkeit unſerer Organe, durch die der geiſtige Nahrungsſtoff geht, daß die Wahrheit nie lange wahr, die Schönheit nie lange ſchön bleibt, daß Beide, um zu ihren urſprünglichen Formen wieder zurückgeführt zu werden, auf das tiefſte ſinken und ſich beſudeln müſſen, um dann durch eine Revolution aus dem Schlamme geriſſen zu werden, dem ſie nach einem Zeitraum von Jahren wieder anheimfallen. Hoffentlich iſt dieſes Spiel ſo eingerichtet, daß die Zeit, wo ſie brauchbar und ihrem unvergänglichen Urbilde ähnlich ſind, immer länger dauert, ihr Verfall immer raſcher eingeſehen, der Vernichtungs- und Umgeſtaltungsproceß immer weniger blutig und entſetzlich ausfällt, denn darin möchte doch am Ende der tröſtliche Gedanke eines Fortſchreitens der Menſchheit ſeinen Ankerg und finden.

volle Vertrauen, das man Ihnen ſchenkt, zu mißbrauchen? Wenn Sie mich, wenn Sie jenen Mann in Gefahr brächten? Gott ſchütze Sie! Sie wären verloren.“ — Beruhigen Sie ſich, mein Vater, wenn es weiter nichts iſt, als was Sie mir mitgetheilt haben, ſo ſoll Ihr Wille geſchehen.“ — „Küſſen Sie dieſes Kreuz, ſchwören Sie es mir bei dieſem heiligen Zeichen.“ — „Nein, mein Vater, noch bin ich nicht der Ihrige. Mein Wort muß Ihnen genügen. So iſt es bei uns Sitte.“ — Der Vater ſeufzte; beide erhoben ſich und verließen das Zimmer.

Noch denſelben Abend geſtand ich Dionys, daß ich jenes Geſpräch mit angehört. Er war beſtürzt und bat mich, meine Meinung ihm zu ſagen. „Sage mir zuerſt,“ rief ich dringend und indem ich ihm mit Thränen um den Hals fiel, „in welche Gefahr du dich begiebſt? Was haſt du mit dem polniſchen Jeſuiten? In welche Verbindlichkeit biſt du eingegangen? Wer iſt der

8.

Der Morgen des 20. März des Jahres 1848 beſchien die **Thürme Berlins**, als der Hauptſtadt eines conſtitutionellen **Königreichs**. Die Monarchie Friedrich's II. hatte ſich weſentlich verändert. Der erſte Blick aus dem Fenſter fiel auf ein Gewimmel von ſchwarzrothgoldenen Fahnen. Es waren die deutſchen Farben. Es gab Einige, die von dem Daſein dieſer Farben nie etwas gewußt hatten, man mußte ſie ihnen erklären. Auch Denen mußte man weitläufige Erklärungen geben, die von einem „Aufgehen Preußens in Deutſchland“ hörten. Es waren alles neue Dinge. Der gute Philiſter — er erwachte am Morgen, und fand ſeine Schlafmütze an einem Orte, wo er doch wußte, daß er ſie Abends nicht hingelegt. Was war das? Wie ging das zu? Wie iſt das Alles gekommen? Es gab Leute, die aus ihrer Wohnung gingen und ſich nicht wieder heimfanden;

unterwegs hatten ſich in ihrem armen Kopfe die Straßen angefangen zu drehen, die Häuſer zu wanken, und es koſtete große Mühe, dieſe ſo tief und unheilbar Geſtörten wieder in den Schoos ihrer Familie zurückzuführen. Lacht nicht, die ihr dieſes leſet — ein großes, ſchönes Reich war über Nacht in Trümmer gefallen.

Der Mann, auf dem die ganze Wucht der Umgeſtaltung laſtete, der Mann, der dieſe Nacht auf eine ſchwindelnde Höhe gehoben, dicht an die Seite ſeines gekrönten Herrn, dieſer Mann mußte den Morgen des 20. März mit einem ganz eigenen Gefühle begrüßen. Es war dies der Graf Arnim, der erſte verantwortliche Miniſter, der Premier eines von ihm zuſammengerufenen, nach der neuen Lage der Dinge geordneten Miniſteriums. Wenn irgendetwas in dieſem wüſten Strudel der Ereigniſſe fähig war, die Blicke auf ſich zu lenken, ſo war es dieſer Mann, der mit dem hellſtrahlenden Sterne auf der Bruſt, ſich aus der Tiefe der Wogen des Aufruhrs erhob. Wie bleiche Schatten fielen die alten Namen in den Staub, darunter war das zierlich geſcheitelte Haupt des Herrn von Savigny, dieſes großen Juriſten und noch größern Höflings, darunter war des Herrn Eichhorn's einſt ſo geprieſene Größe, darunter war der ritterliche Graf zu Stolberg, der von dieſem blutbefleckten Schauplatze abtrat mit jener kalten Miene des Hohns und der Verachtung, wie etwa ſeine Vorfahren von einem Turnierplatze abtraten, wo einem nicht ebenbürtigen Gegner die Schranken geöffnet worden waren, darunter war endlich auch der hartnäckigſte Kämpe für den Abſolutismus, der beharrlichſte Freund des alten Regime, der ſo oft beſungene und geprieſene Herr von Bodelſchwingh, von dem Friedrich Förſter geſungen hatte, Preußen erhebe ſich nicht mit Adlerſchwingen, ſondern mit Bodelſchwingen. Ein ſublimer Einfall, der jetzt als abgenutzt gelten konnte.

Von den Ufern des Rhein, wo die Deutſchen ſeit undenklichen Zeiten ihre alten Sagen und ihren alten Wein beziehen, kamen die neuen Portefeuilleträger, um die leergewordenen Stühle ihrer durch den mitternächtlichen Sturm hinweggewehten Vorgänger einzunehmen. Es waren jene praktiſchen Männer, mit dem kurzen raſchen Gange, dem aufgeworfenen Kopfe, der ſchwarzen Halsbinde und den beſtaubten Stiefeln, Männer, die im friſchen freien Winde gezogen waren, der ihre Wangen röthete und ihre Bruſt zu kräftigem Athemzuge geſchickt machte, Männer, die früh ſchon die Fabriken hatten ſauſen hören, und hinter dem Comtoirtiſch den Curszettel der Zeit ſtudirt hatten, Männer, die das Parquet nicht liebten, weil ſie fürchteten darauf auszugleiten, die auf Sand und Kieſelſteinen zu gehen gewohnt waren. Solche Männer kamen an, und der Graf Arnim ging ihnen mit höfiſchem Lächeln und mit biederherzigem Händedruck entgegen, indem er für einen Moment alle ſeine ſchönen Titel und alle ſeine ſchönen Bänder verſteckte. Es war der gute Bürger Arnim, der den guten Bürger Camphauſen bewillkommnete. Aber die alte Diplomatie, iſt ſie ſchlau, die neue Eiſenbahn- und Fabrikariſtokratie iſt noch ſchlauer. Keiner glaubte dem Andern.

Was die Antecedentien des Grafen Arnim betrifft, ſo hat nichts davon im Publicum verlautet, als was er ſelbſt für gut befunden bekannt zu machen. Danach zu ſchließen, iſt es dem Herrn Grafen ſehr unerwartet gekommen, auf dieſe Stelle berufen zu werden, doch konnte er der unmittelbaren Auffoderung des Königs nichts abſchlagen. Von dieſer Zeit befand ſich der neue Miniſter, der ſeine Function übrigens noch nicht angetreten, ſtets in der Nähe des Königs. Er ſelbſt ſchreibt darüber: „Als ich im Begriff war, das Schloß zu verlaſſen, begann das ungeſtüme Verlangen eines Theils der vor dem

Schloſſe verſammelten Menge nach Entfernung des Militärs aus dem Schloßportal. Ohne andere Function als die, welche unter ſolchen Umſtänden ein jeder dem Könige und dem Vaterlande ergebene Privatmann zu erfüllen hat, ſuchte ich in Gemeinſchaft mit dem Miniſter von Bodelſchwingh auf die Beſchwichtigung der aufgeregten Gemüther zu wirken, und zwar zunächſt durch mündliche Vorſtellungen, ſpäter aber, nach dem ernſten Einſchreiten des Militärs, indem ich mich zu Pferde in die benachbarten Straßen begab, und das Patent vom 18. März verbreitete. Da dieſe Bemühungen vergeblich waren, und der Kampf begann, hielt ich es für angemeſſen, nicht aus der Nähe des Königs zu weichen, ſolange der Kampf in der Umgegend des Schloſſes wüthete." Ein Aufſatz in der „Deutſchen Reform" vom 11. Nov. 1849 führt dieſe eben beſchriebene Scene noch weiter aus, und bekundet den Muth und die Geiſtesgegenwart des Grafen. Er war es denn auch, der in Gemeinſchaft mit dem Herrn von Bodelſchwingh den König auf das dringendſte beſchwor, am Morgen des 19. den Kampf nicht wieder beginnen zu laſſen, und in die einſtweilen theilweiſe Entfernung der Truppen zu willigen.

Die Entfernung des Militärs war eine Frage von großer Bedeutung, auf ihr ruhten die Würfel des Geſchicks. Der König war in ſeinem vollkommenen Rechte, ſich gegen die Ungebühr zu wehren, die man ihm bewies. Er hatte gegeben, was man wünſchte, er konnte jetzt fodern, eine freudig bewegte, nicht eine revolutionär drohende Stadt vor ſich zu ſehen. Wiederholt hatte er ſich an die Bürger ſeiner Hauptſtadt, an ſeine Getreuen gewendet, er hatte ſie ſeine lieben Kinder genannt, er, der befehlen konnte, bat, und dennoch eine empörte, den verzweifeltſten Widerſtand ausübende Stadt! Wie ſollte er ſich dieſes Gemälde des ſchwarzeſten Undanks und des ſinnloſeſten Trotzes erklären, wie anders, als daß er an eine misgeleitete verführte Stadt glaubte, die ihn mit ihren Schreckniſſen jetzt umgab, und gebieteriſch von ihm foderte, er ſolle den erprobten Schutz ſeiner Perſon und ſeines königlichen Hauſes, ſeine Soldaten, die ihm Treue geſchworen und ihm Treue bewährt, entfernen. Konnte wol ſeine Antwort anders als ein feſtes „Nein!“ lauten. So ſtanden die Sachen am Morgen des 19. März. Die Deputationen drängten ſich eine der andern nach ins Schloß; alle hatten nur einen Ruf: „Fort mit dem Militär.“ Der König gab zur Antwort: „Entfernt die Zeichen eurer Widerſetzlichkeit, tragt die Barrikaden ab, und meine Soldaten ſollen ſich zurückziehen.“ Dieſe Bedingung wurde nicht erfüllt. Es galt alſo den Kampf wiederzubeginnen — ſchon hatten ſich die Soldaten zum Meiſter der Hauptplätze gemacht — oder Conceſſionen zu machen und einen Theil der Truppen abziehen zu laſſen. Eine halbe Maßregel, die, wie man ſich denken kann, nicht zum Ziele führte. Das Schloß, das Zeughaus, die Bank und mehre andere Gebäude ſollten militäriſch beſetzt bleiben; allein da die Truppen zum größern Theile fort waren, fand ſich's, daß dieſe iſolirten Punkte ſchwer, ja faſt unmöglich gegen den Andrang der Volksmenge zu ſchützen ſeien, und daß man gut thue, auch von hier das Militär zu entfernen. Der König, wie verſichert wird, hat zwar zu der erſten Maßregel, des theilweiſen Zurückziehens des Militärs, nicht aber zu der letztern den Befehl gegeben. Er ſah ſich plötzlich ohne ſeine Soldaten. Es bleibt dunkel, wie dieſe letzte, entſcheidende Maßregel, die offenbar mit einer gewiſſen Eile ausgeführt wurde, hat ins Leben treten können.

Die erſte Folge dieſes Nachgebens war, wie ſich vorausſehen ließ, daß die Aufruhrpartei, die ſich „Volk“ nannte, ihren Sieg laut proclamirte, die zweite Folge war, daß der Auswurf der Maſſen dieſen ſogenannten Sieg benutzte, um den von allem Schutze entblößten König die ganze Unwürdigkeit und Troſtloſigkeit ſeiner Stellung empfinden zu laſſen. Hier wäre es nun an der Zeit geweſen, daß die „Bürger“, das heißt der ehrenwerthe Kern der Bevölkerung, ſich in Scharen um den verlaſſenen Fürſten gedrängt, ihn vor jeder Unbill geſchützt und die Stelle Derer eingenommen hätten, die auf ihr Drängen fortgeſchickt worden waren. Dies geſchah aber nicht, und dieſer Umſtand verdächtigt die wahre echte Treue der Bevölkerung. Denn kann man wol annehmen, daß der tolle Wahn, ſich verrathen zu ſehen, dieſer Wahn, der von den Feinden des Landes und der Ordnung abſichtlich erregt war, auch jetzt noch Stand hielt, da die letzte Schutzwaffe von der königlichen Hand hingelegt worden war, er als ehrlicher Mann mit ſeinen Zuſagen, die er hielt, einem Volke gegenüberſtand, das ſeine Zuſagen nicht hielt. Die über alle Beſchreibung widrige Scene mit den Leichen durfte unter keiner Bedingung ſtattfinden. Es rührte ſich aber kein Arm, als man den König zu dieſem Anblick hinausnöthigte. Wo war da die preußiſche Ehre! Ein König, der ſeine Leibwache fortſchickt, ſich unbewaffnet dem Schutze ſeiner Bürger, ſeiner Landeskinder begibt, und dieſe laſſen ihn vom berauſchten Pöbel beſchimpfen! Man hat Ludwig XVI. le roi martyr genannt, hier war ein König, der dieſen Beinamen in dieſem Augenblicke mehr verdiente. —

Doch falle der Schleier über dieſe düſtern Gebilde! Eine glückliche Zeit wird dieſe Narben vertilgen, und das Gute, das aus dieſem Schreckensjahre nicht allein, ſondern ſelbſt aus dieſem Schreckenstage keimt, decke wie ein früchtereicher Baum den ſchwarzen Erinnerungsſtein zu, der darunter immer tiefer in die Erde verſinkt.

Noch eine widrige Epiſode bildete das nun folgende Begräbniß der Gefallenen. Man machte ſo unendlich viel aus ihnen, und beim Lichte beſehen, war kein einziges bedeutendes, einflußreiches oder auch nur im Volksſinne ehrenwerthes Opfer unter ihnen. Die Liſten haben dies Reſultat ergeben; es waren die gefallenen Barrikadenkämpfer, größtentheils die in Freiheit geſetzten Sträflinge, dann junge Leute aus dem Handwerkerſtande, offenbar in den Kampf verlockt, endlich fremd hinzugekommene, einheimiſche Arbeitsloſe und Herumſtreicher, wenige aus dem Corps der Arbeiter, noch weniger aus den Kreiſen junger Künſtler, Beamten und Studenten. Dieſe in ihren Elementen ſo ſehr gemiſchte Maſſe wurde nun „Volk“

Univ. Bibl.
München

genannt, und der Kampf dieſer Streitenden wurde nun ſo über alles Maß hinaus verherrlicht. Von den Wortführern, von den gewaltigen Rednern, kurz von allen Denen, die ſich die Führer der Partei nannten, war kein einziger unter den gefallenen Kämpfern. Sie hatten ſich hinter den Couliſſen gehalten, und wohlweislich die „Maſſe“ dem Feuer zugeſchoben. Das iſt aber die Natur dieſes Spiels überall. Die eine Hälfte der Mitſpieler kennt man, es ſind Soldaten, anerkannt ihre Ehre noch beſitzende Menſchen, denn wenn Einer aus dieſer Claſſe ein entehrendes Verbrechen begangen hat, hört er ſofort auf ihr anzugehören, die andere Hälfte kennt man nicht, für die hat man keine Garantie, und unter dieſer Maſſe können tauſend verſchiedene Motive walten, weshalb ſie ihr Leben wagen. Es iſt alſo auch in dieſer Beziehung kein gleicher Kampf, und man muß ſehr vorſichtig ſein, jene Kämpfer gerade „Volk“ zu nennen und in ihrem Tod ein ſo edles oder großes Opfer zu ſehen, ſie als Vaterlandshelden zu feiern. Nichtsdeſtoweniger ſollen dieſe Worte nicht hier ſtehen, um die Größe der hiſtoriſchen That einer Revolution herabzuſetzen, und alſo auch die nicht, von der wir eben ſprechen. Unſer Urtheil iſt und bleibt: „Der Kampf war nothwendig.“ Daß die edlern Kräfte

Fremde, der in dieſen Tagen hier eintreffen ſoll?“

„Du frägſt zu viel,“ engegnete er. Ich kann dir auf alles das nur antworten, daß der Pater einen geringfügigen Freundſchaftsdienſt von mir fordert, den du und jeder Andere ihm eben ſo willig leiſten würdeſt, wie ich es thue.“

„Das iſt ſehr die Frage, Dionys. Wenn dieſe Forderung die Religion beträfe?“

„Du ſcherzeſt, oder du haſt ein paar Scherze des Paters falſch verſtanden. Ueberdies, warum nennſt du ihn einen polniſcheh Jeſuiten? Was weißt du von ihm?“

„Nichts; allein er kommt mir verdächtig vor. Auf alle Fälle iſt er Katholik.“

„Nun, und was weiter? Hegſt du auch dieſen blutigen Haß gegen die Andersdenkenden in deiner Bruſt? Hat dich auch der blinde Fanatismus jener wüthenden Orthodoxen befallen, die der Nation ſelbſt nicht in den Kampf gingen, wo ſie es hätten vielleicht thun können, wie in Berlin, kann ihnen keinen Tadel zuziehen, genug, ihr moraliſcher Muth iſt erwieſen. Darum wollen wir immerhin den Spruch gelten laſſen „das Volk hat geſiegt“, indem wir dann unter dem „Volk“ das große Ganze der Volksbildung verſtehen, die Geiſtesarbeiter, die ſich loszumachen ſtreben von den drückenden Misbräuchen ſowie von den Feſſeln der unwürdigen und zügelloſen Herrſchaft einzelner Claſſen der Geſellſchaft, und endlich die mächtige Gemeinſchaft derjenigen Männer, die den Stolz beſitzen, ſich nicht zu bücken und zu beugen, anders als vor dem Bilde der Humanität und der edeln Menſchlichkeit. Dies iſt das „Volk“ des 19. Jahrhunderts, und dieſem Volke den Sieg zu wünſchen kann keiner, auch ſelbſt keiner Fürſtenſeele eine Schmach ſein. Das Häuflein berliner Straßenkämpfer, ſowie der Hauſe pariſer Straßenkämpfer, wollen wir annehmen, hat die Sache dieſes eben bezeichneten „Volkes“ geführt, natürlich unbewußt, und ſomit mag man ſie gelten laſſen.

Man muß die Stadt kennen, die eitel und großprahleriſch iſt, und die jetzt Gelegenheit hat, ſich ſelbſt zu loben. Mit welcher Wonne thut ſie das. Das Gepränge über die gefallenen „Helden“ hatte kein Ende, das Hin- und Herflattern mit bunten Fahnen ebenfalls nicht. Man machte ſich ein Vergnügen daraus, Häuſer zu demoliren, in denen Perſonen wohnten, die dem „Volke“ misfällig geworden. Das dritte Wort war überall „das Volk“ Sammlungen über Sammlungen entſtanden; Niemand dachte anfangs daran, daß unter den armen gefallenen Soldaten, die in der Stille in ihr Grab getragen wurden, auch mancher „letzte Sohn“ einer Mutter war, die nun arm und verlaſſen in eine dunkle Zukunft ſah. Später ſammelte man auch für ſie, allein nur nebenbei, denn das „Volk“ konnte es übelnehmen, daß man ſich für ſeine Feinde bemühte. Die hochmüthigen Placate nahmen kein Ende, in denen ſich die Sprecher für das Volk großmachten, und anſtatt den König zu beſchützen, da er deſſen bedurfte, machten ſich gewiſſe bewaffnete Corporationen mit Aeußerungen wichtig, die faſt wie ein völliges Losſagen von allem Beſtehenden klangen, und in denen ſie ſich zur Diſpoſition des Volkes ſtellten. Dieſe Souveränetät ging zuletzt bis auf die Gaſſenjungen herab, von denen jeder ein kleiner Volksminiſter für ſich, dictatoriſch ſeine ihm gebührende Gabe von dem Vorübergehenden verlangte. Ganze Züge gingen in der einbrechenden Dämmerung bald vor dieſes, bald vor jenes Miniſterhôtel und warfen Steine auf das Parquet des Theezimmers. Wurden hierüber Klagen laut, ſo hieß es: „Dies ſei das Schaumſpritzen der Revolution, es ſei unvermeidlich.“ Dieſes Schaumſpritzen wurde von Tage zu Tage ärger, nur daß es ſich allmälig von den Straßen fortzog und ſich in das Innere der neuen Parlamente und Volksberathungen begab. Auf den Prinzen von Preußen war die ſchlimmberathene Maſſe ganz beſonders aufgehetzt worden, und es koſtete Mühe, das ſchöne Palais dieſes Fürſten vor Zerſtörung zu bewahren, und man bewahrte es nur, indem man ein mächtiges Transparent an die Balkonſtützen heftete, auf dem die Worte „Nationaleigenthum“ prangten. Der Vorſchlag, die gefallenen Kämpfer dicht vor dieſem Palais in ein gemeinſchaftliches Grab zu verſenken, kam zum Glück nicht zur Ausführung. Mit einem Worte, das „ſiegende Volk“ wußte nicht, was es alles Großes, Niedageweſenes, Erſchütterndes unternehmen ſollte. Es war nun eben Berlin, daſſelbe Berlin, das ich ſchon ſo oft nicht in dieſem koloſſalen Genre, aber ähnlich vor Bewegung zappelnd, geſehen hatte, bald bei dieſem, bald bei jenem etwas auffälligen Ereigniß. Die guten Philiſter konnten ſich jetzt zufriedengeben, ſobald eine Revolution anfängt

„Schauſpiel" zu werden, ſo iſt ihr Stachel gebrochen. Berlin ſpielte mit ſeiner Puppe. Die Provinzen dachten aber daran, die gewonnenen Schätze in Sicherheit zu bringen.

Um zu zeigen, wie die Wortführer der Bewegung die neue Geſtalt der Dinge ordneten, mögen hier zwei Stimmen ſtehen, eine durchaus radicale und eine gemäßigt reformatoriſche, die letztere von einem bekannten Juriſten, der ſpäter als Präſident des Conſtitutionellen Clubs agirte, während der Erſte als Stimmführer des Demokratiſchen Clubs glänzte. Es mag jedoch genügen, nur kurze Auszüge zu geben, die den Kern der Frucht bilden. „Sofort zu ergreifende Maßregeln zum Abſchluß der berliner Revolution durch Sicherung ihrer Reſultate.*) Die Ereigniſſe von Sonnabend und Sonntag gehören der Geſchichte an. Es iſt jetzt nicht Zeit, bei ihnen länger zu verweilen, da die Sorge für die Zukunft augenblickliche Entſcheidungen gebieteriſch fodert. Man ſcheint in denjenigen Kreiſen, deren unſelige Verblendung die Ereigniſſe leichtſinnigerweiſe herbeigeführt hat, über die factiſch eingetretenen Folgen derſelben entweder noch ſehr im Unklaren zu ſein, oder eine Reaction für möglich zu halten. Die öffentliche Macht ruht jetzt ganz in den Händen des Volkes, und kann demſelben durch keine Militärgewalt mehr entriſſen werden. Das bisherige geſchichtliche Recht hat in Preußen ſeine Baſis verloren, nachdem in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag vom Volke auf den Barrikaden »Geſchichte gemacht« worden iſt. Die Elementarkraft der Nation iſt losgelaſſen, man verlange nicht ſie in ihrer fruchtbarſten Geſtalt zu ſehen, man beſchwichtige ſie durch ſofortige radicale und ehrliche Zugeſtändniſſe, welche man doch nicht mehr zu hindern die Macht hat. Die unerlaßlichen Maßregeln ſcheinen uns folgende zu ſein: Sofortige Ertheilung des Bürgerrechts an alle Schutzverwandte; ſofortige Abtretung ſämmtlicher Mitglieder und Vorſteher des Magiſtrats und der Stadtverordneten-Verſammlung; Organiſation der Bürgerwache; Abſchaffung der Landſtände-Verſammlung und Einführung der Urwahlen; der König erkläre ſich für ein einiges Deutſchland und ſtelle ſich an deſſen Spitze; dann ſollen die Polen als Nation anerkannt, und endlich die gefallenen Barrikadenhelden mitten in der Stadt ein Denkmal erhalten."

---

*) Ein Flugblatt von R. Schramm.

Herr Crelinger ſetzt ſeine Erwartungen und

Foderungen in folgenden Sätzen zuſammen*): „Die Ereigniſſe vom 18. März greifen mit in die Zukunft hinein, ſie haben den Weg, den die Regierung wenige Tage nachher eingeſchlagen, dergeſtalt feſtgeſtellt, daß er ohne Verletzung der Rechte des Volks nicht mehr verlaſſen werden kann. Preußen iſt definitiv eine conſtitutionelle Monarchie. Wenig liegt daran, ob für den Augenblick aller Apparat einer ſolchen vorhanden iſt. Vollendete Thatſachen haben das Eigene, daß ſie zunächſt keine Beruhigung in ſich tragen, ſondern den Blick des Denkenden auf die Zukunft richten, ſei es um Errungenes feſtzuhalten, ſei es um der neuen unfehlbaren Fortführung der Angelegenheiten im voraus gewiß zu ſein. Die nächſte Aufmerkſamkeit wendet ſich auf das neue Miniſterium; der Präſident deſſelben, Graf Arnim, iſt die Seele deſſelben. Was haben wir, was hat das Volk von dem Arnim'ſchen Miniſterium zu erwarten? Wir ſehen auf die frühern Leiſtungen dieſes Staatsmanns zurück; nicht verhehlen können wir uns, daß in ihm derſelbe bureaukratiſche Geiſt, daſſelbe Syſtem der Gewalt vorgeherrſcht, welche das Bodelſchwingh'ſche Miniſterium in weiterm Maße ausgebildet und mit Hartnäckigkeit verfolgt hat. Doch wir wollen nicht recriminiren. Einzelne Thatſachen erwähnen, hieße Geiſter der Zwietracht aus der Vergangenheit heraufbeſchwören. Hoffen wir, daß der letzte parlamentariſche Kampf des April 1847 den Grafen Arnim innig überzeugt hat, wie nach innen und außen Preußen nur dann groß und kräftig ſein kann, wenn es den Weg der gewaltſamen, ungeſetzlichen Maßregeln, vor allem den der Halbheit und, wir müſſen es ſagen, der Unaufrichtigkeit verläßt, wenn der Verfolgungseifer gegen Andersdenkende auf politiſchem wie auf religiöſem Gebiete gänzlich aufgegeben wird, wenn der Präponderanz der Geburt und des Vermögens die Schranken möglicher Gleichheit entgegengeſetzt und dieſe feſtgehalten wird. Wir enthalten uns für heute die Maßregeln anzudeuten, die wir für allein erſprießlich, für nothwendig halten: Dem Könige, dem Miniſterium bleibe die Ehre der Initiative; aber die Preſſe wird ihre Schuldigkeit erfüllen. Sie wird wachen und prüfen, ſie wird warnen und, wo nöthig, die ganze Macht ihres Credits anwenden, ſie wird ohne Erbitterung, aber mit aller Entſchiedenheit und Klarheit zu Werke gehen, ihr erſter Gedanke, ihr letztes Wort wird «das Vaterland» ſein, ſie meint Preußens Wahlſpruch habe eine Aenderung erlitten, es heiße nicht mehr: «Mit Gott für König und Vaterland», ſondern: «Mit Gott für Vaterland und König.»"

---

*) Berliner Zeitungshalle.

Man ſieht, daß dieſe Worte die eines Mannes ſind, der die Zukunft im Auge zu behalten das Verſtändniß und den guten Willen hat.

9.

Wegen der herrſchenden Stimmungen, die nicht ſelten Erbitterung und Rückſichtsloſigkeit von beiden Seiten angenommen hatten, beſuchte ich meine bekannten Häuſer wenig. Der allgemeine, zum Theil ſinnloſe Jubel in der Stadt war mir läſtig, da ich keinen Grund ſah ſich zu freuen, die nunmehr herriſch und gebieteriſch auftretenden Maſſen beengten und verleideten jeden Spaziergang, namentlich waren „die Linden“ faſt unzugänglich gemacht durch die Ueberzahl von Placaten, die an den Bäumen hafteten und eine große Menge Leſender und Sprechender vor ſich ſammelten, die dann lärmend von einem Baume zum andern zogen. Mein Weg führte mich daher täglich hinaus vor die Stadt, und da war es das freundliche Städtchen Charlottenburg, das ſich mir zum Ziel der Wanderungen bot. Der Weg durch die Baumpartien des Thiergartens konnte als eine angenehme ſchattenreiche Straße gelten, die überall vertheilten Ruhebänke gaben, wenn der Wanderer ein Buch mit ſich führte, für ein Viertelſtündchen ein vom Baumſchatten anmuthig überwölbtes Leſecabinet. Auf einer dieſer Excurſionen fand ich den Mann, dem ich, ohne daß er etwas davon erfahren, ein Andenken geſtiftet habe. Ich will dem Leſer die Scene dieſer Begegnung vorführen: ſo einfach ſie iſt, erſcheint ſie doch charakteriſtiſch für die Zeit.

Es war einer der erſten warmen Frühlingstage, zwar noch immer von kühlen Windesſchauern durchweht, doch aber ſchon den lebensvollen Athem des kommenden Sommers in ſich tragend, da fand ich, als ich die Bank erreichte, die ich mir zu meinem Ruheplatz auserſehen, dieſelbe ſchon beſetzt, und zwar von der Geſtalt eines tiefgebeugten Mannes mit grauem Haar und Bart, und in einen Uniformsüberrock gekleidet, wie ihn die invaliden, penſionirten Offiziere zu tragen pflegen. Der Mann ſah nicht auf wie ich kam, und ſchien auch nicht willens, mir Platz zu machen. Ein Hund lag zu ſeinen Füßen, der mich mit feindlichen Blicken und mit leiſem Murren empfing. Herr wie Hund, beiden kam ich nicht gelegen. Ich ſetzte mich ziemlich eng, in die Ecke der Bank gedrückt, und fing an zu leſen. Meine Aufmerkſamkeit haftete jedoch nicht an den Zeilen des unter dem Scheine chriſtlicher Geſinnung ihren Nebenmenſchen morden und plündern?“

„Dionys!“ rief ich zürnend, „Dionys!“ bedenke, was du ſprichſt.“

„Ich habe es bedacht. Als mein Vater in's Elend wanderte, und ich an ſeiner Seite mich anſchickte, das Brod vor den Thüren zu betteln, um den Hunger des alten Mannes zu ſtillen, da dachte ich darüber nach, was chriſtliche Duldung meiner edlen Glaubensgenoſſen hieße.“

„Dein Vater war ſchuldig.“

„Ja wohl war er ſchuldig. Er zeigte, daß Luther ein paar gleichgültige Worte aus dem Urtexte unrichtig überſetzt habe.“

Ich brach von dieſem Gegenſtande ab, denn ich wußte, daß er die Quelle unerſchöpflicher Bitterkeit für den Sohn des Verbannten war. Es that mir leid, daß unſer Geſpräch dieſe Wendung genommen, ich hatte nicht den Muth es fortzuſetzen. Er bat mich zu verſchweigen, was ich

Buches, ſie ging vielmehr auf den Mann über, deſſen Thun und Treiben mir je länger je mehr eine Art theilnehmender Scheu einflößte. War dies ein unglücklicher Irrer? Was murmelte er vor ſich hin, und weshalb ſchrieb er Zeichen in den Sand, und wem endlich drohte er mit hochaufgehobenem Bambusrohr, das er gegen den Baumſtamm des nahen Erlenbaumes ſchwang? Der Hund war offenbar Theilnehmer der Gemüthsbewegungen ſeines Herrn, er bellte laut auf, wenn der Alte den Stock ſchwang, und wenn er den Stock wieder fallen ließ, kroch er winſelnd zu den Füßen ſeines Herrn, und barg ſich unter der Bank, als wollte er ihm ſeine Treue und Ergebenheit gerade in dem Augenblick beweiſen, wo ſein Gebieter von Zorn und Schmerz gequält wurde. Endlich dauerte mir dieſes ſtumme Spiel dieſer beiden ſeltſamen Geſchöpfe zu lange, ich eilte mich hineinzumiſchen. „Was iſt Ihnen, mein Herr“, fragte ich, „es ſcheint, es hat Ihnen Jemand etwas zu Leide gethan.“ — Er ſah mich an, antwortete mir aber nicht, ſchob ſich vielmehr auf der Bank in eine Lage, in der er mir, mehr noch wie bisher, den Rücken zuwandte. — „Entſchuldigen Sie“, ſagte ich jetzt, „ich glaubte mit einem preußiſchen Offizier zu ſprechen.“ — „Der bin ich auch“, entgegnete er, und ſah mich wieder ſcharf an. Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er hinzu: „vielmehr der war ich. Was hat das hier zu ſchaffen?“ — „Die preußiſchen Offiziere,“ ſetzte ich die Rede fort, „ſind bekannt als artig und gebildet; unmöglich kann bei Ihnen eine von Theilnahme zeugende höfliche Frage unbeantwortet bleiben.“ — „Frage?“ rief er in einem gepreßten Tone. „Wozu wird gefragt? Es gibt heutzutage Leute, die einen ehrlichen Mann durch Worte, und nichts als Worte zur Verzweiflung bringen können. Ich, meinestheils, bin ein Liebhaber des Schweigens.“ — „Ich möchte das Gegentheil behaupten!“ — „Was meinen Sie damit? Sehe ich aus wie ein Schwätzer?“ — „Das nicht; aber wie Einer, dem es das Herz abdrückt, daß er ſchweigen muß.“ — Dieſe Worte machten meinen Alten mürbe, er mochte ſie nicht erwartet haben; mit einem offenen Blick und einem freimüthigen Tone rief er: „Sie haben Recht! Gerade ſo iſt es mit mir beſtellt. Wer ſind Sie?“ — Ich nannte meinen Namen, den er nicht kannte, aber er erfuhr, daß ich kein Landeskind ſei. „Es thut mir leid“, hub er an, „daß Sie gerade zu dieſer Zeit hier ſein müſſen, wo wir ſo böſe Wirthſchaft im Hauſe haben. Das hätte nicht ſein ſollen. Nun gehen Sie nach Hauſe, und erzählen den Ihrigen, was Sie geſehen haben. Wir haben aber auch ruhmvolle Tage erlebt, auch glückliche — ja, auch glückliche!“ — Dieſe Worte ſagte der alte Mann mit einem ſo weichen ſchmerzvollen Tone, daß mein ganzes Herz ihm zugewendet wurde. Mit einem Blicke überſah ich jetzt des Mannes Kummer. Es war die gekränkte Ehre des Standes, dem er einſt wirkend angehörte und zu dem er ſich noch zählte. — „Wenn ich etwas daheim erzähle“, hub ich wieder an, „kann es nur etwas ſein, das zum Ruhm und zur Ehre der preußiſchen Waffen gehörte.“ — „Sie ſind ſehr gütig“, ſagte er kurz. „Indeſſen bedarf es deſſen nicht, wer an der Thatſache zweifelt, daß es nur Eine Armee in der Welt gibt, und daß dies die preußiſche iſt, der iſt nicht werth, daß man trachtet, ihn in ſeinem Urtheil wankend zu machen. Wir haben nie gefragt, was der Ausländer von uns denkt, wir ſind, wie wir ſind. Ich mag es ſogar nicht einmal hören, daß man von uns ſpricht.“ — „Es gibt indeſſen“, ſagte ich vorſichtig, „doch auch noch andere tapfere und ehrenwerthe Männer in der Welt!“ — „Wer leugnet das? Einzelne Brave — ja! Aber eine Armee wie die unſerige, der ich die Ehre habe anzugehören“ — und er nahm dabei ſeine Uniformkappe ab —

„eine ſolche gibt es nicht. Das muß ich wiſſen! Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen.“ Damit erhob er ſich raſch, und mit allen Zeichen des Unwillens und der Entrüſtung ging er von dannen. Der gute Alte, er wußte nicht, daß gerade in der Stimmung, in der ich mich befand, er für mich eine unwiederbringlich köſtliche Erſcheinung war. Ich nahm mir vor, ihn, es koſte was es wolle, wieder zu einem tête-à-tête zu bringen; doch mußte ich in meinen Reden vorſichtiger ſein, denn mein Mann ſchien über alles Maß hinaus gereizt und argwöhniſch.

Drei Tage vergingen, ich ſah ihn nicht wieder, am vierten kam es mir ſo vor, als leuchtete der wohlbekannte rothe Kragen in einiger Entfernung durch die Baumſtämme. Es konnte Niemand anders ſein als der Oberſt, denn dies war ſein militäriſcher Rang, hatte er mir geſagt; doch machte mich der Umſtand irre, daß ihn ſein Hund nicht begleitete. Es kann noch mehr ſolche alte ſcheue Murrköpfe geben, ſagte ich zu mir, warum ſoll er es gerade ſein, auch geht er zu ſchnell, mein Alter humpelte etwas, denn das Gehen ward ihm ſauer. Aber gerade dieſer angeſtrengt raſche Gang zeigte mir, als ich näher kam, daß ich meinen Mann vor mir hatte, er wollte mir entlaufen; offenbar behagte es ihm gar nicht, mir und meiner Neugier nochmals Rede zu ſtehen. Die Bemerkung jedoch, die ich über die preußiſchen Offiziere gemacht, bewirkte, wie es den Anſchein hatte, daß er ſeiner mürriſchen Laune Gewalt anthat, oder machte es die Ueberzeugung, daß er doch nicht hoffen konnte, mir zu entfliehen, kurz, er mäßigte ſeine Schritte und ſetzte ſich endlich keuchend auf die Bank. Er grüßte mich flüchtig, und ſtarrte dann vor ſich hin. „Wo iſt Ihr Hund, Herr Oberſt?“ fing ich die Unterhaltung an. — „Zu Hauſe, erkrankt! Ja, es iſt eine Zeit, daß ſelbſt ein Beeſt krank werden kann! Hm! Aber ich bitte das nicht weiter zu ſagen. Die Herren in der Stadt könnten es übelnehmen. Sie haben neulich das Haus des Herrn von Preuß demolirt, ſie können auf den Einfall kommen, es mit meiner Hütte ebenſo zu machen, und aus keinem andern Grunde, als weil darin ein paar alte biſſige Hunde wohnen, die man todtſchlagen muß. O, auch ich belle und knurre manchmal! Alſo fort mit ſolchem Gethier!“ — Ich erwiderte hierauf nichts, und der Alte fuhr fort: „Ja ſehen Sie, mein Herr, ein Hundeſtall iſt jetzt Das, was ich für den reſpectabelſten Fleck auf Gottes Erdboden halte: da liegt denn die alte ehrliche Treue! ſie iſt lahm, ſie hat keine Zähne, um zu beißen, ſie iſt nichts nütze, hat

Einer einen Fußtritt übrig, er gibt ihn dort ab — und doch, es iſt die alte ehrliche Treue! Nachts, wenn der Herr kommt, den ſie aus ſeinem Beſitze weggejagt haben, und der nun wie ein Dieb ſchleichen muß, um zu ſehen, ob irgendetwas noch zu retten, wer winſelt ihm da entgegen, wo kommt's da hergekrochen, was rührt ſo leis und warm an ſeine Hand? — es iſt die alte Treue, die da kommt, um ihrem Herrn eine Reverenz zu machen. Am Morgen heißt es, Diebe ſind in der Nacht dageweſen, warum hat der vertrackte Hund nicht gebellt, ſchlagt ihn todt. Und ſie kommen, und ſie zerren ihn heraus aus ſeinem Häuschen, und ſie ſchlagen Alle auf ihn los, bis er todt iſt. Da haben ſie die Treue aus der Welt geſchafft.“ — „Lieber Herr Oberſt, es werden andere Zeiten kommen.“ — „O ja, das reden Sie, aber ich ſehe nur nicht ein, weshalb ich gerade das erleben mußte, ich! Mir drückt es das Herz ab, ein Anderer kann eine Viertelſtunde darauf wieder ein Glas Wein trinken und dabei ein Lied ſingen — aber ich, ich — gehe zugrunde!“ Er faltete hier zitternd die Hände, und große Thränentropfen rollten über ſeine gefurchten Wangen. —

Ich brauche dem Leſer mehr nicht zu ſagen, wenn er meine „Novaliſten“ geleſen hat, daß dieſer alte

Brave das Original jener Copie iſt, die ſich manches Beifalls erfreut hat. Es gelang mir ſpäter noch, um Vieles bekannter mit dieſem würdigen Veteranen zu werden, und jeder neue Charakterzug, den ich von ihm kennen lernte, erhob und ergänzte mir ſein ehrwürdiges Bild. Er hatte die Befreiungskriege mitgemacht, ſich rühmlich ausgezeichnet, und ſein Misgeſchick ließ ihn aus ſeiner fernen Heimat gerade nach dem Städtchen Charlottenburg ziehen, wo er dem Schauplatze der Entwickelungen eines ſo unheilvollen Kampfes nahe war. Entfernt in ſeiner Provinz lebend, wären ihm ſicherlich noch ein paar Lebensjahre mehr zugezählt worden, die ihm jetzt durch die Erſchütterungen, die ſein Geiſt durch die Vorfälle des Tages erhielt, genommen wurden. In meiner Novelle wird dem Alten noch eine Art friedlicher Ausſöhnung mit der Zeit, die er bekämpfte, bereitet, in der Wirklichkeit jedoch ſtarb er, in vollem Sinne des Worts, am „gebrochenen Herzen". Ich habe ihn noch beſtatten helfen. Es war als wenn die alte Zeit zu Grabe getragen wurde. Friede ſeinem Andenken! —

Ich beſchäftigte mich noch mit dem Schickſale dieſes Mannes, als mir die Kunde von einem andern, nicht minder tragiſchen Geſchicke zukam. Auch dieſer

Verfall iſt für die Zeit, in der er ſich ereignete, charakteriſtiſch, und in ſeiner Einfachheit einfach erzählt, ſollte ich meinen, wirkt ſein rührender Inhalt am lebhafteſten auf den Leſer. Ich will es wenigſtens wagen, die Geſchichte, wie ich ſie damals hörte, und wie ſie auch wenigen meiner Freunden durch mich bekannt wurde, hier einzuſchalten.

Zu ſpät.

Ein junger Advocat, der an dem Polenproceß damals betheiligt war und die Sache eines jungen vornehmen Polen zu führen hatte, der [illegible] dem Zellengefängniß bei Moabit eingekerkert ſaß, führte mich eines Abends in die Geſellſchaft einer Anzahl Politiker von gemäßigter Art. Es waren Männer, die auch noch für etwas Anderes Sinn hatten, als was gerade die aufgeregte große Menge beſchäftigte. Wir wollten über wiſſenſchaftliche Dinge, ja ſogar über Poeſie ſprechen. Es gelang nicht. Hartnäckig trieb ein ſchadenfroher Dämon, der der Hölle irgendeines Clubs, der im Werden begriffen, entſtiegen war, uns der Flamme der Politik zu, wo denn unſere Geſprächsſtoffe, wie die Motten, bald ſo nahe heranflogen, daß ſie ſich die Flügel verſengten. Wir kamen auf das Stichwort des Tages, auf das unglückliche „zu ſpät!“ Ich weiß nicht mehr, was es war, aber irgendetwas war entweder zu ſpät geſagt, oder zu ſpät gethan worden. Mein Freund, der junge Rechtsgelehrte, hatte kaum jene zwei Worte gehört, als er haſtig ſeinen Hut ergriff, mich unterm Arm nahm und nun aus dem Zimmer ſtürmte. Draußen in einer der einſamen Gänge des Thiergartens entgegnete er auf meine Fragen. „Du weißt nicht, wie dieſe albernen Worte, die jetzt auf eine ſo läppiſche Weiſe faſt von jedem Gaſſenjungen gebraucht, oder vielmehr gemisbraucht werden, auf mich einen wahrhaft entſetzlichen Eindruck machen, wie ſie mir ein Seelenleiden ins Gedächtniß zurückrufen, deſſen Schrecken ich kaum überſtanden habe. Du ſollſt die Geſchichte hören, die ich Niemandem mitgetheilt habe, denn wer hätte wol jetzt Sinn für Dergleichen.“

„So ſprich doch“, rief ich neugierig. „Hängt vielleicht dieſes Ereigniß mit deiner Zerſtreutheit in den letzten Tagen zuſammen, mit den geheimnißvollen Briefen, die du geſchrieben, und endlich mit der Erſcheinung jenes Fremden, den ich einſt in deiner Stube fand, an deinem Halſe hängend, und mit Thränen in den Augen dir ewige Freundſchaft ſchwörend?“

„Es hängt zuſammen mit allem Dieſen", entgegnete Arnold, „ſo will ich den jungen Rechtsanwalt nennen. Der Fremde war ein Pole."

„Das ließ ſich vermuthen, und wahrſcheinlich Derſelbe, deſſen Sache du geführt?"

„Freilich — ohne Erfolg, wie du weißt. War es nun meine wenige Geſchicklichkeit, war es das unſelige Geſchick, das über dieſen Armen hing, ich ſprach mich müde und richtete nichts aus. Der 20. März mußte kommen und uns traurige Ritter, die wir im Turnier der alten Federfuchſerei uns tummelten, mit Einem Schlage zum Tempel hinausjagen, um von der andern Seite her die ewig junge Göttin Juſtitia in ihrer ga[illegible] Schöne hereinzuführen. Genug der Einleitung, höre nun meine Geſchichte.

„Du weißt, ich bin aus Polen, ſelbſt ein halber Pole, meine Mutter war eine Deutſche, eine Altpreußin, aus den glücklichen Gefilden der Mark, mein ganzes Sinnen und Trachten war, in dieſem Proceſſe eine Rolle zu ſpielen. Ich hatte wenig Hoffnung dazu. Mein Diplom war noch von einem verwünſcht jungen Datum, da erhalte ich eines Tages ein Schreiben nach Poſen, wo mich eine unbekannte Dame, eine Gräfin Z—ka einladet, ſie auf ihrem gehört hatte, und ich verſprach es ihm. Meine Unruhe und meine Qualen wuchſen aber von Tage zu Tage. Ich ſchlich Dionys nach, wo er ging und ſtand, immer war ich, ohne daß er es ahnete, in ſeiner Nähe, um ein Unglück zu verhüten. Es geſchah jedoch nichts und vierzehn Tage vergingen in größter Ruhe.

Unterdeſſen ſchickte ſich der Vater zur Abreiſe an. Er hatte ſich ſichtlich bei uns erholt, ſah geſund und ſtark aus. An einem Abende trat er herein, um Abſchied zu nehmen. Wir entließen ihn mit gerührtem Herzen, denn wir hatten uns an ſeine Gegenwart gewöhnt. Ganz in der Frühe wollte er aufbrechen. Die Nacht war ſtürmiſch. Ich bemerkte, daß der Vater und Dionys ſich einander Zeichen gaben; dieſes war genug, um meine ängſtliche Wachſamkeit auf's höchſte zu ſchärfen. Sie verließen beide das Haus und ich folgte ihnen. Die Nacht war ſo finſter, daß ich öfters in Gefahr kam, ſie aus meinen Blicken zu

Landgute zu beſuchen, um mit ihr einen Streitfall zu beſprechen. Dergleichen Invitationen ſind bei Unſereinem nichts Seltenes: dieſe vornehme Damen haben Langeweile, ſie citiren ebenſo ihren Arzt, wenn er jung iſt, unnützerweiſe aus dem nahen Städtchen zu ſich, wie ſie es mit einem ſogenannten Rechtsconſulenten machen, von dem ſie wiſſen, daß er jung und unbeſchäftigt iſt. Ich ritt hin. Ein altes verfallenes Schloß nahm mich auf, deſſen Portal, wie die Halle einer Kirche, mit zerfetzten Fahnen verziert war, ich glaube ſogar, der halbe Mond war darunter. In dieſem Bauungethüm war nur der linke Flügel bewohnbar, und dieſer auch nur für eine polniſche Familie. Du kennſt dieſe Wirthſchaft nicht, die ſprichwörtlich geworden iſt. Wenn ich ein Nachkomme des Sir Walter Scott wäre, oder wenn auch nur unſer einheimiſcher Walter Scott, Maſter Häring, mir eine kleine Ader ſeiner romantiſchen Malergabe mitgetheilt, ſo würde ich dir die Zinnen, die alterthümlichen Schanzen, die Gräben, die hohen Linden des alten Schloßhofes aufſteigen laſſen, und zwar noch in der Beleuchtung des glänzenden Vollmonds, wie ich ſie zum erſten male erblickte. Aber mein Gebiet ſind Menſchen, die Ver- und Entwickelungen ihrer Verhältniſſe, darum folge mir nur ſogleich durch den langen Corridor, in dem deine Tritte hallen, als wenn du gewappnet daherſchritteſt, in das Familienzimmer, wo die Gräfin und ihr Hauskaplan beim düſtern Schein von zwei Kerzen, die auf einem zweiarmigen ſilbernen Leuchter glänzen, dich empfangen. Ich hatte meinen Anzug auf das beſte eingerichtet, ich trug das Meiſterſtück eines poſenſchen Schneiders, einen damals in unſerer entlegenen Gegend noch ganz neuen Paletot, den ich auf phantaſtiſche Art mit Schnüren und Knöpfen garnirt hatte, dazu hohe Reiterſtiefel, und barg mein widerſtrebendes Haar unter einer Art Studentenkappe, die in prächtigen Farben glänzte. So ausgeſtattet, konnte ich für alles Andere als für einen Ritter d[illegible]hemis gelten, den unſere Altvordern nicht anders gewohnt waren ſich zu denken als mit einem kalbsledernen «Corpus juris» unterm Arm und mit der ſteifſten Grandezza in Gang und Miene. Die Gräfin nahm mich gütig auf, und da es ſpät war, noch an dieſem Abend über die beſagte Rechtsſache zu ſprechen, ſo kamen andere Dinge aufs Tapet. Ein gutes Souper, eine untadelhafte Weinſorte, halfen den Knoten der Bekanntſchaft raſch ſchürzen. Der Kaplan war ein Schwätzer der angenehmſten Sorte, die Gräfin keine Spielverderberin, und ich — ach, wo ich ſolche

Weltkinder fand, konnte ich da wol den Cato ſpielen? Wir waren noch im beſten Durcheinanderſcherzen, als die Thür ſich öffnete und ein junger Mann hereintrat, der von Allem das Gegentheil war, was bei uns herrſchte. Wir waren munter, er war mürriſch, wir lachten — er machte eine Miene, als wollte er uns die Kehle durchſchneiden, mit einem Worte, denke dir einen großen finſtern, aber dabei ſchönen Mann, etwa ſo, wie man ſich den Manfred des Lords Byron denken kann. Die Gräfin ſtellte ihn vor als ihren Sohn. Himmel! dachte ich, wie kommt dieſe Mutter zu dieſem Sohn. Von dem Augenblick an, wo dieſe «Figur von Erz» in unſer Zimmer getreten, war die Fröhlichkeit daraus verbannt. Die Geſpräche wurden kalt, die Späße gefroren, die Laune wurde ſäuerlich und dann ſauer, das Ende war, wie Prinz Hamlet ſagt, Schweigen. Wir trennten uns, und ich machte dem Grafen ein ceremoniöſes Abſchiedscompliment, indem ich ihn zugleich heimlich zu allen Teufeln wünſchte.

„Mein Schlafzimmer lag in einer Ecke dieſes bewohnten Flügels, und ich konnte nur dahin gelangen, indem ich einen Saal durchſchritt, der voll Bilder hing und in dem eine alte Uhr ſtand, die einen wahren Mordlärm anhub, wenn ſie die Stunde zu verkünden hatte. Einſt war dieſer Charivari eine Muſik geweſen, allein die verroſteten Stifte dieſes älteſten aller alten Leierkäſten humpelten jetzt in einem wüſten Sturmtempo durcheinander, und wahrlich, nirgends hat die Zeit, die nie ſich rühmen kann, eine melodiſche Stimme gehabt zu haben, eine ſo ſchreckenerregende wie hier ſich angeeignet. Der Diener, der mich bei dieſem Teufel von einer Uhr vorüberführte, blieb ſtehen und erklärte mir das abſcheuliche Wunder, indem er mir lächelnd mittheilte, daß dieſe Uhr auch «wecken» könne, und daß ich nur zu befehlen brauchte, ſo würde ſie ſo liebenswürdig ſein, mich morgen in aller Frühe zu wecken. Ich verbat mir das. Wenn ſie ſchon ſo ſp[illegible], da ſie ſanft ſprechen will, wie wird ſie erſt ſein, wenn ſie «weckt»! dachte ich ſchaudernd bei mir. Ich erzähle dir dieſe Dinge etwas breit und ſcherzend, aus keinem andern Grunde, als um mir ſelbſt Muth zu machen, zu dem Düſtern, Schrecklichen und ſchmerzvoll Betäubenden dieſer Geſchichte zu gelangen.

„Höre weiter. Ich lag in meinem Zimmer ſchlafend auf dem Lager. Die Uhr hatte zwölf geknarrt, gekeift, nenne es wie du willſt, und jetzt begann ſie die polniſche Nationalhymne, von der ſie zum Glück nur zwei Sätze innehatte, ein wohlthätiger Genius hatte die Stifte aus den Walzen gezogen, die beſtimmt waren, das Lied zu Ende zu führen. Ich dankte mit Rührung meinem Geſchick, und machte mich bereit, in Morpheus' Arme zu ſinken. Da klopft's an meiner Thür. Iſt's der Ahnherr dieſes Hauſes? frage ich mich ſelbſt, indem ich aufſpringe, um den Riegel zurückzuſchieben; nur herein! Wer erſcheint? der Graf, der in einen geblümten Schlafrock gehüllt iſt, eine Kerze in der einen Hand trägt, in der andern — ein Käſtchen mit Cigarren. So pflegen die Ahnherren nicht herumzugehen. Er ſetzt ſich ohne Umſtände auf mein Bett. «Sie rauchen doch wol ein gutes Blatt?» fragt er mich. «Gewiß.» — «Nun hier iſt eins.» — Eine Pauſe, während wir unſere Cigarren anbrennen, dann: «Sie gefallen mir!» — «Sie mir nicht ganz.» — «So, und das ſagen Sie mir ſo offen heraus.» — «Weshalb nicht?» Ich ſetzte hinzu: «Ihr Weſen erſcheint mir für Ihre Jahre zu ernſt.» — «Mag ſein. Ich finde wenig Freude am Leben. Doch das iſt's nicht, weshalb ich hergekommen; ich habe wichtigere Dinge im Sinne als den Wunſch, allgemeine Betrachtungen anzuſtellen.» — «Laſſen Sie hören.» — «Meine Mutter», — er hielt inne und blickte mich von der Seite mit einem halb lauernden halb lächelnden Blick an — «eine vortreffliche Frau, eine Dame — tadellos; aber ſie hat zwei Eigenſchaften, die mir nicht behagen, ſie iſt neugierig und mistrauiſch. Das könnte ſie immerhin ſein, allein ſie bringt dieſe Charakterſchwächen bei mir in Ausübung, und das beläſtigt mich. Aus welchem Grunde, glauben Sie, hat ſie Sie hierher citirt? Wegen einer Proceßſache? Bagatell! ſie hat keine Proceſſe. Das Ganze iſt eine Streitigkeit, die ſie mit unſerm Verwalter hat, den wir abgeſchafft haben und der uns nun verklagt hat. Deshalb incommodirt man einen Gentleman wie Sie nicht. Ich will Ihnen offen ſagen, weshalb Sie hier ſind: Sie ſollen mich ausſpioniren; Sie ſollen bei mir als Wächter angeſtellt ſein.» Er lachte und ſagte dann: «Das iſt das Ganze; nun wie gefällt Ihnen das?» — Ich war in Verlegenheit, was ich antworten ſollte, die Situation war mir neu, aber der Sprecher fing an mir zu gefallen. Er war wie umgewandelt, von dem ſtolzen, verſchloſſenen und hochfahrenden Weſen keine Spur mehr. — «Herr Graf», ſagte ich, «bei uns Juriſten gilt ein alter Spruch, er lautet: ‚Audiatur et altera pars.‘ Wir wollen Ihre Frau Mutter hören.» — «Gut. Natürlich wird ſie Ihnen nicht reinen Wein einſchenken. Ueberlegen Sie, was Sie thun. Treten Sie auf meine Seite, ſo haben Sie mich für Ihre ganze Lebenszeit zum Freunde, und wer weiß, wo ich Ihnen nützlich ſein kann. Wir ſind Beide jung, wir haben Beide das Leben vor uns, wir können noch manche Cigarre miteinander rauchen. Treten Sie jedoch auf die Seite meiner Mutter, ſo geben Sie Acht, Sie werden einen ſchweren Stand haben, ich werde mir die Ehre geben, Ihnen ſofort mit Allem zu Leibe zu gehen, was nur irgendeinen unangenehmen Effect auf Sie äußern kann. Dazu bin ich der Mann. Es wird mir ein unbeſchreibliches Entzücken gewähren, mich Ihnen auf alle Weiſe fatal zu machen.» — «Sehr verbunden.» — «Alſo auf Wiederſehen, morgen!» — Er ſtand auf, machte mir eine leichte Verbeugung, und einen Augenblick darauf ſah ich die ſchlanke Geſtalt in dem nachflatternden Schlafrocke aus der hohen Bogenthür verſchwinden.

„«Ausſpioniren!» rief ich—«ach, Frau Gräfin, ſehe ich aus wie ein Spion? Beim Barte des Juſtinian, das fodert Rache. Aber wer weiß, welch ein Früchtchen der Sohn iſt, wer ſagt uns, ob ein bekümmert Mutterherz nach langen, zweckloſen Verſuchen nicht anders gekonnt hat, als auf dieſes Mittel fallen? Hm! Nun wir werden ja ſehen, fürs erſte wollen wir ſchlafen.» Und mir träumte, daß ich ein polniſcher Magnat ſei, zur Zeit Auguſt's des Starken, und daß ich mit einer wohlgepuderten Perücke an den Hof ging, und daß ich gleich darauf am Galgen hing, weil ich, ich weiß nicht was, verbrochen hatte. Vom Galgen herab hielt ich eine Rede, und mit den letzten Worten dieſes langen Sermons erſtickte ich und — erwachte zugleich.

„Die Gräfin empfing mich in einer etwas ceremoniöſen Stimmung, die Haltung und Miene von Jemand darſtellend, die ſich in einen wichtigen Handel einzulaſſen gedenkt, in dem ſie als Patronin ihres Gerichtsbezirks zu agiren hatte. Der beſagte Handel war wirklich eine Bagatelle. Als ich mein Gutachten abgegeben, fuhr die Gräfin in ihrer Rede, aber mit etwas weniger Pathos, fort: «Jetzt, da wir unſere Geſchäftsſachen abgemacht haben, Herr Aſſeſſor, wollen wir an Ihr Vergnügen denken. Sie ſind mir von einem Freunde recommandirt worden, der ein Mann von Anſehen und Kenntniſſen iſt und der mir über Ihre ‚Geſinnung‘ viel Rühmliches geſagt hat. Demzufolge beabſichtige ich Sie, ſoviel es Ihre Geſchäfte erlauben, näher an mein Intereſſe zu binden. Mein Schloß iſt nicht fern von der Stadt, kommen Sie ſo oft Sie wollen und machen Sie das jetzt vorhabende Jagdvergnügen mit. Nicht zu gedenken, daß Sie einer alten Frau durch ihr Erſcheinen eine heitere Stunde bereiten, Sie werden auch für meinen Sohn einen willkommenen Geſellſchafter abgeben. Es fehlt ihm gar nicht an jungen Leuten ſeines Alters, allein ich habe Gründe zu bewirken, daß er nicht ſtets mit ſeines Gleichen verkehre, daß er auch andere Meinungen höre und andere Sitten ſehe.»

„Ich verbeugte mich dankend für ſoviel Freundlichkeit, und meine Audienz war zu Ende. Einige Tage ſollte ich bleiben, dann mein Haus beſtellen und auf Monate wiederkommen. Alles Das hatte, ich leugne es nicht, genugſam Reiz für mich. Wäre nur die Alternative nicht geweſen! Es hatte alſo ſeine Richtigkeit mit dem Spion.

„Abends auf dem Spaziergange ſprach ich mich mit Stanislas, ſo hieß der junge Graf, aus. «Lieber Graf», hub ich an, «es gibt ſehr zärtliche, ſehr beſorgte Mütter, Mütter, die ein zärtlicher und ergebener Sohn nicht genug ſchätzen und verehren kann, wenn auch die Wege, die dieſe Mütter gehen, nicht ganz nach dem Geſchmack des Sohnes ſind. Die Gräfin beabſichtigt, Sie von irgendeinem Unheil, oder einer Verirrung, ich kenne beide nicht, abzuhalten, und ſie ſcheint mir die Abſicht zu haben, ſich in Kenntniß zu ſetzen, ob die Gefahr wirklich in dem Grade vorhanden iſt, wie ſie fürchtet. Mich hat ſie auserſehen, ſie über dieſen Zweifel hinwegzuheben. Heißt es nun den Spion ſpielen, wenn ich ihr dieſen Dienſt nach beſten Kräften leiſte, verſteht ſich, nachdem Sie, Herr Graf, mich mit Ihrem Vertrauen beehrt haben werden, und ich wiſſen werde, um was es ſich handelt? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß keine Silbe von Ihren Geſtändniſſen, ohne Ihr Wiſſen, über meine Lippen kommen ſoll. Handelt es ſich hier um Dinge, die ich nicht billigen kann, ſo reiſe ich noch heute ab, und weder die Gräfin noch ſonſt ein Sterblicher erfährt etwas von Dem, was ich weiß.»

„«Bravo!» rief er, «ſo hab' ich mir Ihren Entſchluß gedacht. Dabei ſoll es bleiben, ich habe Ihr Ehrenwort. Geſtändniſſe kann ich Ihnen nicht machen; Sie ſollen aber mich und meine Freunde kennen lernen.»

„Und was lernte ich kennen? Eine Anzahl jugendlicher Conſpirirter in optima forma, die ihre Verſammlungen, ihre Eidſchwüre, ihre weitausſehenden Plane hatten, um Polen in ſeiner alten Herrlichkeit wiederherzuſtellen. Die Zuſammenkünfte fanden in einem alten verfallenen Prunkſaal ſtatt, der das Souterrain des unbewohnten Schloßflügels einnahm und den alle Welt floh, weil behauptet wurde, daß es darin ſpuke. In dieſem Saale befanden ſich auch verlieren; dicht mich an ihnen haltend, ſchlich ich ihnen durch die nächtlichen Gebüſche wie ihr Schatten nach. Es ging an den Fluß. Hier ſah ich zu meinem Erſtaunen mehre Leute verſammelt. Ein Wagen hielt und man war beſchäftigt, die Fähre vom Ufer los zu machen. Eine Blendlaterne bewegte ſich hin und her, durch ihr Licht wäre ich verrathen worden, wenn ich gewagt hätte, näher zu ſchleichen; daher ſtellte ich mich hinter einen Baumſtamm, und beobachtete, was ſich am Ufer zutrug. Meine Aufmerkſamkeit war auf Dionys gerichtet, allein ich hatte ihn bald in der Gruppe ſchwarzer Geſtalten verloren; das beängſtigte mich entſetzlich, denn ich fürchtete, er würde mir auf ewig entführt werden. Faſt bewußtlos vor Schmerz und Unruhe, drückte ich meine Stirne an den feuchten Baumſtamm und hörte das Rauſchen der Wellen, die Stöße des Sturmwinds und das Gemurmel der Menſchen am Ufer wie im Traume. Die Laterne kam auf allerlei ſeltſame Embleme und Decorationen aus früherer Zeit, wo ſich hier ein vom Großvater des Vaters des jungen Grafen geſtifteter Orden verſammelte, der einige Aehnlichkeit mit dem Freimaurerorden hatte. Alſo ein Apparat zur Geheimnißkrämerei. In dieſem Saale kamen die jungen Männer zuſammen, tranken, ſangen Lieder mit gedämpfter Stimme, und ließen das Vaterland leben. Ich — ein gut preußiſcher Unterthan und Royaliſt, ſaß an dieſer Tafelrunde.

„Am Morgen einer ſolchen durchſchwärmten Nacht ließ mich die Gräfin zu ſich bitten und fragte mich mit einem holdſeligen Lächeln: «Nun wie finden Sie es bei uns?» — «O, ganz nach meinem Geſchmack.» — «Das freut mich. Wie gefällt Ihnen denn mein Sohn?» — «Ein braver junger Mann, an dem das Vaterland Ehre erleben wird.» — «Das Vaterland? Er iſt ein Preuße.» — «Ganz recht.» — «Sie ſind nicht offen gegen mich.» — «Gräfin!» — «Ja, als ich mich Ihnen anvertraute, hoffte ich einen andern Mann in Ihnen zu finden.» — «Einen andern?» — «Der einer bekümmerten Mutter zu Hülfe käme, der es nicht mit einem Sohne hielte, der tadelnswerth iſt.» — Ihre Stimme war bewegt, als ſie dies ſagte, ſie bedeckte ihre Augen mit dem Tuche. Mein weichmüthiges Herz blutete. Ich wollte ſprechen, aber ſie machte eine abwehrende Bewegung. »Wozu die Worte«, rief ſie, »wenn Sie mich verſtanden hätten, wußten Sie ſchon längſt, was Sie mir zu ſagen hätten. O, und ich habe mit ſolcher Feſtigkeit auf Sie gebaut. Ein Traum ſagte mir, daß Sie Der wären, den ich ſuchte; derſelbe Traum gab mir die Zuverſicht, daß in einer Gefahr, die mich und mein Haus bedroht, Sie uns eine helfende Hand reichen würden. Das iſt nun Alles nichts!« — Ich ſtand in einer kläglichen Situation da. Wohl wiſſend, auf welch ein gewiſſes Etwas dieſe Anſpielungen ſich bezogen, konnte ich unmöglich mit frecher Stirn mich unwiſſend ſtellen, und nun noch dazu einer bekümmerten Mutter gegenüber, die alle ihre Hoffnungen, ihren Stolz, die Ruhe und das Glück ihres Lebens auf dem Spiele ſtehen ſah, und nu[illegible]ahe dem Verſinken nach einem Strohhalm, das heißt, nach mir griff. Beſagter Strohhalm ſpielte eine erbärmliche Rolle. Zum Glück kam mir Papa Juſtinian zu Hülfe. Hatte ich denn irgendeine Verpflichtung übernommen? War es mir zu beweiſen, daß ich den verſteckten Sinn der guten Gräfin verſtanden hatte, als ſie mich bat, Geſellſchafter ihres Sohnes zu ſein, der ſich, wie ſie mir andeutete, in übeln Händen befand. Während ich mit Juſtinian und meinem Gewiſſen kämpfte, richtete die Gräfin einen forſchenden Blick auf mich, und aus ihren ſchmerzvollen Zügen begann ein ſanftes Licht der Hoffnung zu leuchten, ich ſei doch nicht ganz ſo verſtockt, wie ich ſchiene. Von neuem faßte ſie Muth, es mit mir noch ferner zu wagen, und ſie hub mit einer gewiſſen Zuverſicht im Tone an: «Sie ſind ein Mann von Ehre, und zugleich ein guter Patriot, Sie werden wiſſen, was Sie zu thun haben, und wenn Sie nicht helfen wollen, ſo wird Ihnen die Ehre verbieten Denen zu ſchaden, die ſie gaſtfreundlich bei ſich aufgenommen.» Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.

«Und ich? — war entſchloſſen ſofort abzureiſen. Was ſollte ich auch hier länger? Mitwiſſer eines Geheimniſſes ſein, deſſen Kundgebung, wenn es zur Oeffentlichkeit kam, einer edeln Frau das Herz brach? Auf der andern Seite, einen Freund verrathen, der ſich mir rückſichtslos in die Arme geworfen? Nein! Schweigen und abreiſen! Das die Loſung! Obgleich die Fleiſchtöpfe Aegyptens gar lieblich dufteten, und mir das ſchöne, freie ungebundene Jugendleben, das fröhliche Jagen und Reiten gar zu wohl behagte.

«Ich theilte Stanislas meinen Entſchluß mit. Er drang in mich zu bleiben, ich theilte ihm nun auch die Unterredung mit der Mutter mit, und jetzt ſah er ein, daß er mich ziehen laſſen mußte. Es wurde ihm ſchwer, wir waren Freunde geworden. Bis zum nächſten Sonntage, wo ein Familienfeſt ſtatthatte, ſollte ich bleiben.

„Der Tag kam heran. Am Morgen nahm ich Abſchied, mitten im Feſtgelage, Abends hätte ich dies nicht in der Weiſe thun können, wie ich's beabſichtigte. «Theurer Freund», ſagte ich — wir nannten uns Du und Freunde — „ſei vorſichtig. Da deine Mutter ſieht, daß ſie mit mir nicht zum Zweck hat gelangen können, wird ihre Wahl ohne Zweifel auf einen Andern fallen, und dieſer Andere könnte anders handeln, wie ich gehandelt habe. Alſo Vorſicht! Ich muß dir offen bekennen, deine und deiner Genoſſen Pläne mögen ſein, welche ſie wollen, die Behörden ſind bereits aufmerkſam [illegible]macht worden; nicht gerade auf dich — im Allgemeinen auf die Jugend dieſes Landes. Von ruſſiſcher Seite ſind uns die erſten Andeutungen gekommen. Es iſt nichts leichter, als daß ein Schurke ſich in euer Vertrauen ſtiehlt und dann ſeine Rapporte macht.»

„Stanislas lächelte. «Die einzige Macht, die ich fürchte, iſt ma chere mere —, es fließt kein polniſches Blut in ihren Adern. Du ſollteſt nur unſere andern Weiber ſehen! Es thut mir leid, daß ich dich nicht mit Einer bekannt machen kann, ach dieſe Eine — welch ein Weib iſt das! Aber ſtill. Das gehört nicht hierher. Was deine Befürchtungen betrifft, ſo ſei ruhig: es ſoll Keiner weiter nach dir kommen.»

„«Ich habe dich gewarnt!» ſagte ich. «Bringe wenigſtens deine Papiere in Sicherheit.»

„«Gut, es ſoll geſchehen. Dabei kannſt du mir helfen. Komm in den Saal hinab, ich weiß einen Ort, wo ſie Niemand finden ſoll.»

„Wir gingen hinab. «Wo?» ſagte ich, «doch nicht in den Wandſchrank dort?»

„«Nein, eine gute Maus hat der Löcher viele.» Mit dieſen Worten drückte er an einer Feder an der Wand, zwiſchen zwei Fenſtern. Die Wand theilte ſich, und ein ſchwarzbehangenes Cabinet wurde ſichtbar, gerade ſo geräumig, als die maſſiven Mauern erlaubten, die gerade hier eine gewaltige Dicke hatten. In dieſem Cabinet ſtand ein Ruhebett, darin ein Tiſch mit einem Todtenkopfe, und gegenüber ein Sarg, deſſen Deckel offenſtand. Der Sarg war leer. Ich trat einen Schritt zurück, als ich dieſes lugubre boudoir erblickte. «Mein Himmel!» rief ich, «was ſoll das?» — «Kinderei. In dieſem Cabinet wurden die armen Tröpfe geängſtet, die in den confuſen Orden meines ehrwürdigen Aeltervaters ſich aufnehmen ließen. Mancher Angſtſchweißtropfen iſt hier gefallen. Meine Mutter weiß von dieſen Teufeleien nichts, ich aber habe ſchon als Knabe hier herumgeforſcht, und mit Hülfe eines alten Dieners, der jetzt todt iſt, dieſe und andere Heimlichkeiten entdeckt. Raſch ans Werk! Wir wollen die Papiere, die Bilder, die Symbole, und was ſonſt dergleichen aufregender Apparat iſt, hier in die Tiefe der Todtenlade verſenken. Nicht wahr, dann kannſt du ſchon um Vieles ruhiger abreiſen?»

„Ich beſtätigte dies, und wir brachten alſobald mit vereinten Kräften den Stolz und die Hoffnungen des künftigen Polens in Sicherheit. Da waren unter anderm die Abbildungen der Krone und des Schwertes der erſten Jagellonen, dann geweihte Roſenkränze, die direct von S[illegible]Heiligkeit dem Papſte kamen, und Fahnen, von ſchönen Händen geſtickt, beſtimmt, in der Luſt der Freiheit zu flattern; Alles, ein ſchlimmes Omen, in den Sarg!

„Als wir das Cabinet ſchloſſen, fuhren eben die Wagen in den Schloßhof, die die Gäſte brachten. Das alte Schloß wurde lebendig. Auch wir konnten uns der Geſellſchaft nicht länger entziehen. Stanislas ſchickte mich voraus, indem er verſprach, ſogleich nachzukommen. Indeſſen er kam nicht. Niemand wußte, wo er zu finden, nur ich hatte Kenntniß von ſeinem Aufenthalte. Es war mir unbegreiflich, wozu er bei den Papieren noch verweilte, ich ging ihn zu rufen. Auffallenderweiſe fand ich die Thür des Saales verſchloſſen, einige Schritte weiter war eine Seitenthür angebracht, durch dieſe trete ich in den Saal. Der Saal iſt leer. Ich rufe — Niemand antwortet. Mit raſchen Schritten eile ich auf das Cabinet los, das noch offenſteht. Wer malt mein Erſtaunen, als ich Stanislas hervortreten und mir mit vorgeſtreckter Hand eine abwehrende Bewegung machen ſehe. Er ſuchte zugleich den Eingang zum Cabinet möglichſt zu decken, doch aber war mein Blick bereits ſoweit hineingedrungen, daß ſich in der Nähe des Sarges eine Dame in einen ſchwarzen Schleier gehüllt ſtehen ſah, deren bleiches Geſicht aus der Dunkelheit gleichſam geſpenſtiſch hervorleuchtete. Natürlich wich ich zurück und that als hätte ich nichts geſehen. «Man ſucht dich oben», rief ich, «wirſt du nicht bald kommen?» — «Sogleich!» erwiderte er mit gedämpfter Stimme, und winkte nochmals, daß ich mich entfernen ſollte. Ich ging, nicht wiſſend, was ich aus dieſem ſonderbaren Auftritt machen ſollte.

Sarg, Dame und Stanislas — Alles kam mir gleich geheimnißvoll und räthſelhaft vor. Es war aber nicht die Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Und wenn es jetzt nicht die Zeit war, ſo war ſie es ſpäter noch weniger. Das Feſt geſtaltete ſich ſehr geräuſchvoll, und als meine Stunde der Abreiſe herankam — die Poſtkutſche wartete nicht — ſtahl ich mich aus dem Gedränge, Mutter und Sohn hatten eben nur Zeit, mir ein paar Abſchiedsworte nachzurufen.

„Dies meine Abenteuer auf dem Schloſſe.

„Zwei Jahre waren vergangen, und die Unruhen im Großherzogthum Poſen brachen aus. Mittlerweile war ich auf meinen Wunſch nach Berlin verſetzt worden. Von Stanislas hatte ich ſeit lange keine Nachricht. Eines Tages erhalte ich einen Brief von unbekannter Hand, mit einem gräflichen Wappen verſiegelt. Mir ahnet, von wem er iſt, ich breche ihn haſtig auf. Die Unterſchrift lautet: «Anna, Gräfin Z—ka.» Es iſt Stanislas' Mutter. «Wenn das Andenken an eine unglückliche Frau noch in Ihrem Gedächtniſſe lebt», hebt der Brief an, «ſo nehmen Sie ſich meiner und meines armen Sohnes an. Er iſt gefangen und befindet ſich mit vielen ſeiner Landsleute im Kerker zu Berlin. Beſuchen Sie ihn, bringen Sie ihm meine Grüße, und erleichtern Sie ihm ſeine Lage, ſoviel es in Ihren Kräften ſteht, ich habe Hoffnung, daß man milde mit ihm verfahren wird. Mein Herr, denken Sie an Ihre eigene Mutter, und Sie werden fühlen, was es heißt, den Dank einer Mutter ſich erwerben.»

„Alſo Stanislas gefangen! Ich konnte es mir denken. Die Romantiker fallen zuerſt in die Schlinge der Polizei, die Poeten ſind ſchon von vornherein verdächtig. Ich ließ mich ſogleich in die Liſte Derjenigen eintragen, die ſich zur Vertheidigung der Sache der Polen gemeldet hatten. Es war eine lange Liſte; die Polen waren Mode geworden, und mancher alte Sünder, an deſſen Händen das Blut der unterdrückten Unſchuld klebte, hoffte ſich durch eine ſo romantiſche Sache, wie die Aufhülfe eines unterdrückten Volks, ſeinen bleichen, hektiſchen Ruf neu zu ſchminken. Mit der Eintrittskarte von dem Chef meines Collegiums trat ich in die Zelle meines Freundes, der mir lächelnd und mit einer Cigarre im Munde entgegenkam. «Zu viel Umſtände», rief er mir zu, «daß du dich herbemühſt, ich hoffe, dieſen Gaſthof ſchon in ein paar Tagen zu verlaſſen.» — Mit ernſter Miene mußte ich ihm dieſe ſanguiniſche Hoffnung benehmen. Wir wechſelten nur noch einige Worte, es traten Fremde hinzu, ich verließ

Stanislas, indem ich verſprach, ihn baldmöglichſt wiederzuſehen. Schreiben durfte er mir nicht. Der Gräfin antwortete ich, daß mich ihr Vertrauen ſchmeichelhaft berühre, und daß ich aufs beſte trachten würde, es mir zu verdienen.

„So ſtanden die Sachen, als etwa vor vier Wochen ein junger Mann, der in einem Gaſthofe hier angelangt war, mich zu ſich beſcheidet. Es iſt ein Pole. Gleich beim erſten Anblick beſchäftigte mich der Fremdling auf das angenehmſte. Man kann keine glücklichere Bildung ſehen, ſchlank, zierlich gewachſen, nicht ſehr groß, zeigt in einem zarten Antlitz Züge, in denen ſich die liebenswürdigſte Sanftmuth, der feurigſte Geiſt gebettet haben. Große, dunkelglänzende Augen ſcheinen die Macht zu haben, Demjenigen bis in die Tiefen der Seele zu ſchauen, dem ſie ſich forſchend nähern. Ich war ein ſolcher. Offenbar hatte der junge Mann bereits von mir gehört, und er kam, um mir ſeine Freundſchaft anzubieten. Briefe von Stanislas zeigten mir, daß er in den Kreis von deſſen nähern Freunden gehörte, ich konnte nicht an dieſem Umſtande zweifeln, obgleich ich, als ich noch auf dem Schloß Z — lebte, nichts von dieſem Jüngling gehört hatte, der doch ohne alle Frage mir als der bedeutendſte in dieſer Geſellſch[illegible] mich zu, allein ich war unfähig, mich von meinem Platze zu bewegen. Ich hörte die Stimme des Vaters. Er und noch ein paar andere Männer in Mäntel gehüllt traten in meiner Nähe zuſammen, und die Laterne wurde auf die verfallene Gartenmauer geſetzt. Wie erſchrack ich, als ich Dionys nun mitten unter dieſen Männern ſah. Sie ſtanden jetzt drei zuſammen, mein Freund, der Vater und ein Dritter, den ich nicht kannte. Er war groß gewachſen, ſeine Züge, wie ſie mir das flackernde Licht zeigte, hatten etwas Feines, Vornehmes. Sein Mantel ſchlug auf, ich erblickte eine koſtbare Kleidung und blitzende Ringe. Nachdem der Vater Dionys ihm vorgeſtellt hatte, ſah ich den Fremden ein Päckchen unterm Mantel hervorholen und es Dionys überreichen. Dieſer machte eine ſtumme Verbeugung, alle drei gingen wieder auseinander, der Fremde, um ſich über den Fluß ſetzen zu laſſen, mein Freund, den Weg nach dem Garten erſchienen wäre, und den ich, einmal erſchaut, nicht wieder vergeſſen hätte. Es war nicht ganz leicht, ihm zu erwirken was er wünſchte, nämlich eine Zuſammenkunft mit Stanislas; ein Brief von dem Präſidenten der Provinz, in welchem der junge Mann als völlig unverdächtig genannt wurde, half dieſes Ziel erreichen. Ich war bei der erſten Zuſammenkunft nicht gegenwärtig, allein, als ich am Abend in die Wohnung Kaſimir's von Borisky kam, fand ich ihn dergeſtallt aufgeregt und nervös leidend, daß ich glaubte die Pflicht zu haben, einen Arzt herbeizurufen. Kaſimir verbat ſich das aufs angelegenſte. «Ich bleibe nur ein paar Tage noch hier», ſagte er, «und will mit Niemandem in Berührung kommen als nur mit Ihnen, es ſoll Keiner wiſſen, wo ich bin und was ich hier ſuche. Ich beſchwöre Sie, bewahren Sie mein Geheimniß!» — Ich verſprach es ihm. Im Gaſthofe ſagte man mir, der junge Mann ginge nirgends hin, ja er verließe kaum das Zimmer, und bis tief in die Nacht hinein ſchriebe er Briefe. Stanislas bat mich, mit ſeinem Freunde bisweilen Abends einen Spaziergang zu machen, doch nicht in die Gegend des Gefängniſſes hin, weil der Anblick deſſelben den ſchon ohnedies Traurigen noch niedergeſchlagener machen würde.

„Nun hatten wir damals gerade unſere bewegteſte Zeit; es war ſchwer eine Gegend in der Nähe der Stadt zu finden, die nicht von irgendeinem Trupp unruhiger Leute durchzogen worden wäre. Selbſt die einſamen Partien des Thiergartens waren nicht einſam mehr. So wanderte ich denn einſt mit meinem jungen Freunde auf — den Kirchhof hinaus: es war der vor dem Halleſchen Thore. Dort glänzt ſo mancher berühmte Name auf den Steintafeln. Wir ſetzten uns auf eine Bank, an einem dieſer Gräber, und da es ein ſchöner Abend war, das Geräuſch der Stadt nur aus weiter Ferne zu uns herübertönte, überkam unſere Seelen jene ſüße Friſche ruhender Betrachtung, die dem Geiſte, indem ſie ihm die raſche Vergänglichkeit alles Irdiſchen vorhält, zugleich den Blick in ferne Paradieſe öffnet, die einſt unſer warten, wenn der ſchwere Mantel des Staubes von unſern Schultern fällt. Es war natürlich, daß wir von Polens Zukunft ſprachen, und — o ich höre noch die Worte — eine Melodie der reinſten Art entzückte mein Ohr, ein Zuſammenklingen heiliger Begeiſterung und glühender Liebe. Was iſt nicht ſchon Alles über die Vaterlandsliebe geſagt und geſchrieben worden? Hier aber durchzitterte dieſelben Saiten, über welche ſchon mancher ſtürmiſche

Hauch hingefahren, der unmittelbare Athem einer reinen Gottesſeele. Was das älterliche Haus Ehrwürdiges, der heimatliche Herd Dauerndes, der Boden, auf dem die Geſchlechter emporwachſen, und den ſie nach einem ſtürmiſchen Leben ſich ruhig betten, Großes an ſich hat, das ward mir hier in der tiefſten Bedeutung, in den lieblichſten Bildern geſagt. Ich ſprang entzückt auf, ſchloß den Jüngling in meine Arme und rief freudetrunken: «Das Land, das ſolche Söhne zeugt, es kann nicht untergehen!» — Ein jungfräuliches Erröthen flog über die Wangen des jungen Redners; er ſchwieg wie erſtaunt und beſchämt über die Wirkung, die ſeine Worte hervorgebracht. Ich hielt ſeine Hand in der meinigen. Der Abendhimmel flammte ſein ſchönſtes Roth über unſere Häupter dahin. Die Geiſter, die hier ihre Hülle abgeſtreift hatten, ſchienen uns zwei Glückliche zu umſchweben, die wir, indem wir die reinſten Entzückungen gegeneinander austauſchten, halb und halb ſchon zu ihnen gehörten.

„Es war bereits Nacht, als wir vom Kirchhofe uns entfernten. In den Morgenſtunden kam ein Bote aus dem Gaſthofe, der mich mit der Nachricht erſchreckte, der junge Fremde ſei ſchwer erkrankt und wünſche mich zu ſprechen. Gerade an dieſem Morgen hatte ich eine patriotiſche Rede zu halten, die ich in einer Verſammlung, welche Exceſſe beabſichtigte, beſchwichtigend vortragen wollte. Die Rede unterblieb. Ich ſaß am Krankenlager Kaſimir's. Er gab mir Schriften und Bücher und bat mich, damit alſobald in das Gefängniß zu Stanislas zu eilen. Es war nicht die Stunde, wo die Gefangenen zu ſprechen waren. «Eilen Sie mein Freund», ſagte der Jüngling, «ich weiß nicht wie lange ich noch dazu Zeit haben werde, die Papiere müſſen in ſeine Hand gelangen, und zwar noch heute. «Ich mußte verſprechen mein Möglichſtes zu thun. Als ich die Uhr hervorziehe, um zu ſehen, ob mir noch Zeit bleibe, in die Verſammlung zu eilen, bemerkte ich, daß Kaſimir den Inhalt einer Schale verbirgt, indem er ein Tuch darüber wirft. Seine Aeußerung von vorhin hatten mich aufmerkſam gemacht, jetzt fahre ich ſchnell hin und ziehe die Schale hervor, — ſie iſt mit Blut gefüllt. Alſo Blutauswurf! Ein Symptom der Schwindſucht! Jetzt iſt mir die Schwäche, die hektiſche Röthe im Geſicht, jetzt iſt mir der Zuſtand der ganzen abgemagerten feinen Geſtalt erklärt. Eine Trauer überfällt mich, und ich will ſogleich fort, den Arzt herbeizuſchaffen. «Wozu?» ſagt er bittend, indem er zum erſten mal ſeinen Arm um meinen Nacken ſchlingt

— «guter, edler Freund, was Sie ſehen, darf Sie nicht beunruhigen. Ich habe mich nie einer ſtarken Geſundheit erfreut, und — was ich in letzter Zeit erlebt, das Scheitern unſerer Hoffnungen, die Gefangennehmung unſerer Freunde, der Tod, der ihnen droht, vielleicht auch mein eigenes, allzu regſames Herz — haben mich zu Boden geworfen, und der Himmel weiß, ob ich mich je wieder erhebe. Nur keinen Fremden herbeigerufen! O nur keinen Fremden!» — Ich vermochte nichts zu erwidern, ich fand keinen Troſt. Meine Hand unterſtützte ſeinen Kopf, und indem ich ihm half eine bequeme Lage auf dem Sopha anzunehmen, bat ich ihn, ſeinen Ueberrock abzulegen. Er weigerte ſich deſſen ſtandhaft. Ich glaubte zu erkennen, daß es ein Rock war, den ich bei Stanislas geſehen; er war dem zarten Körper des Jünglings viel zu weit. Ich wollte die Halsbinde losknüpfen, auch das erlaubte der Kranke nicht, das Einzige war, daß ich die Wellen des ſchönen weichen, dunkelbraunen Haares ſanft von Wangen und Hals entfernen durfte. Dieſe Schüchternheit befremdete mich auf einen Augenblick, ohne jedoch mein Nachdenken anzuregen; wäre dies der Fall geweſen, ich glaube, ſchon in jener Stunde wäre ich Herr eines Geheimniſſes geworden, in deſſen Beſitz ich wenige Tage darauf gelangte.

„Unter den Papieren, die ich von Stanislas erhielt und von denen einige zu den Acten gelegt werden ſollten, fand ich ein Zettelchen, auf welchem offenbar das Concept eines Briefes ſich befand. An wen? urtheile ſelbſt. Der Brief lautete ungefähr: «Liebe Lucie, ich beſchwöre dich, kehre heim. Dein Hierſein, weit entfernt, dir und mir nützlich zu ſein, kann nur dazu dienen, uns Beide in Gefahr und Unruhe zu ſtürzen, die wir vermeiden können. Wie lange glaubſt du, daß dein Geheimniß ſich wird bewahren laſſen? Selbſt den Freund zu täuſchen hoffe nicht länger; ich bin überzeugt, daß er längſt ſchon durch den Schleier ſieht, daß jedoch ſein Edelſinn und ſeine Discretion ihn hindern, merken zu laſſen, daß er weiß, was er weiß. Und wenn du vollends krank würdeſt — der fremde Arzt! — ich gefangen, unfähig dir beizuſtehen, der Freund durch ſeine Geſchäfte abgehalten! Welch ein Geſchick das! Und meine Mutter verſöhnſt du auf dieſe Art nimmer. Kehrſt du aber heim und warteſt ab, wie ſich die Sachen geſtalten — und ich hoffe, daß ſie ſich gut geſtalten werden — ſo ſieht die Stolze darin, daß du dich zu fügen weißt. Arme Lucie!

Welch ein böſer Stern hat dich in meine Bahnen geworfen! Alle, die meinen Namen tragen, ſoweit ich hinausſorſchen kann, ſind nicht glücklich geweſen; es iſt wie ein alter Fluch, der auf dem Hauſe laſtet, dem ich entſproſſen —»

„Soweit das Briefſragment. Ich rollte das Papier unruhig in meiner Hand, meine Pulſe flogen faſt fieberhaft. Dieſer Brief — jene Vorfälle am Morgen — Kaſimir war — Lucie! Ein Mädchen, das ihrem Geliebten gefolgt war, und zwar war dies Mädchen kein anderes als jene Schwarzverhüllte, die ich im Cabinet im alten verfallenen Saale geſehen. Aber wo waren auch meine Sinne, daß ich das nicht Alles früher gemerkt? Die zarte Geſtalt, die ſchöne Hand, die ich ſo oft in der meinen gehalten! Wo hätte das ein Jüngling ſein ſollen! Wahrlich, es muß die Politik den Kopf Einem ſo wüſte machen, als es mit mir geſchehen war, um ſowenig geiſtigen Taſtſinn, ſowenig Lavater'ſche oder ſonſtige Phyſiognomik kundzugeben, als ich es gethan. Du willſt ein Juriſt ſein! dachte ich mir ſelbſt, du ein Criminalbeamter, der das Gras wachſen hören muß, dem kein Faden zu fein geſponnen ſein darf, ohne daß er an die Sonne gelange, und verſtehſt ein verkleidetes Mädchen nicht von einem

Jungen zu unterſcheiden! O weh — o weh! welche Carrière ſteht dir bevor. Unglücklicher! weiche hinfort von den Stufen des Tempels, in welchem du nie zur Prieſterſchaft gelangen wirſt. — Mit dieſem Urtheilsſpruche machte ich meinen Kopf herunter, nun gings aber auch über das Herz her. Du willſt zartfühlend, zu Zeiten ſogar empfindſam ſein! Armſeliger, und du kannſt ein liebendes, in Thränen ſchwimmendes Auge nicht von einem in ſtarrer Gleichgültigkeit glotzenden unterſcheiden? Werden zwei Freunde ſich ſo geberden? Kann etwas wol unähnlicher der Freundſchaft zwiſchen zwei Jünglingen ſein als Zittern, Ohnmachten, Herzklopfen, und nun gar — Schwindſucht! Ich bitte dich, ſchlage im Capitel der Leidenſchaften nach, und du wirſt finden, was du ſchon auf der Schulbank hätteſt finden müſſen, wenn du nur irgendetwas getaugt hätteſt, daß das Alles Symptome der Liebe ſind.

„Bei dem Worte Liebe trat der Diener des Gaſthofes ein, und rief mich wiederholt zu dem fremden Herrn. Ich ging. Lucie! rief ich — Lucie! armes Mädchen! Wenn ich dir deinen Geliebten nun nicht befreien kann, wenn das Schwert der Themis, an deſſen Griff auch ich zu Zeiten die Hand zu legen die Ehre habe, den Knoten deiner Liebe unbarmherzig zerhaut! Wenn ewige Gefangenſchaft — vielleicht ſchmachvoller Tod — o dann geh' in dein Grab, Mädchen! bevor du das Unſelige erlebſt! In dein Grab! In dein Grab! —

„Ehe ich zu meiner Schönen eintrat, hatte ich mir die Rolle zurechtgelegt, die ich ſpielen wollte. Ich erſchien ſogleich als Mitwiſſer ihres Geheimniſſes, und wenn ſie forſchte, wie ich's erfahren, ſo ließ ich dunkel durchblicken, daß Stanislas ſelbſt meinem ohnedies ſchon wachgewordenen Zweifel zu Hülfe gekommen. Dann wollte ich den Beleidigten ſpielen, daß das liebenswürdige Geſchöpf, dieſer Engel von einem Kinde, mir nicht mehr Zutrauen geſchenkt.

„Ach, alle dieſe Entſchlüſſe zerfielen in Nichts, als ich nun das Jammerbild vor mir ſah, das mir die Arme entgegenſtreckte. Die Arme, wahrlich ihre Tage waren gezählt. So nahe dem Ende, ſchien ſie ſelbſt nicht mehr großen Werth auf die Einhaltung ihres Geheimniſſes zu legen; es wurde kein Wort weiter darüber gewechſelt. Ich ſagte ihr jetzt feſt und entſchloſſen, daß ich gehen und mit dem Arzte wiederkommen wolle.

„«Wozu? Es gibt nur ein Mittel mich zu retten», ſagte ſie, «es iſt Stanislas' Befreiung. Können Sie mir dazu Hoffnung geben?»

„Ich ſchwieg.

„«Dann will ich die Erſte ſein, die ihn jenſeits begrüßt, dort, wo die unverwelllichen Ehren blühen, die kein Despot raubt. Verſchonen Sie mich mit Ihrem Arzte und laſſen Sie mich allein, ich habe an meinem Tagebuche zu ſchreiben.»

„Ich ging; es war Sonnabend in der Frühe. In den Nachmittagſtunden brachen die Flammen der Revolution aus. In dieſer Nacht entſchwand Alles meinen Blicken, was nicht Vaterland und König hieß. Ich war in die neugeſchaffene Bürgerwehr eingetreten und machte eben meine Wachtexercitien, als ein Bote aus dem Gaſthofe eintraf, der mir ein Zettelchen brachte. Die wenigen Zeilen waren mit «Lucie» unterſchrieben und enthielten die Auffoderung zu kommen. Ich durfte nicht vom Platze. Der ganze Tag verlief, ich ſah ſie nicht, der 20. März brachte die Befreiung der Polen.

„Nun flog ich zu Lucie. Ich konnte ihr das Lebenselixir bringen, die Nachricht: Stanislas iſt frei!

„Wie ich die Schwelle des Hauſes überſchreite, tritt mir aus ihrem Zimmer eine todbleiche Geſtalt entgegen, ein wandelnder Marmor — es iſt Stanislas! Er iſt ſchon vor mir hier angelangt, die einſchlagend. Vorher nahm er noch auf's zärtlichſte vom Vater Abſchied. Nach Verlauf einer kleinen Viertelſtunde war alles wieder dunkel, der Fluß rauſchte, die Lichter brannten jenſeits, tiefe Finſterniß lag um mich her verbreitet.

Als ich nach Hauſe kam, ſah ich Dionys wie immer an ſeinen Büchern ſitzen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ich war ſo entzückt, ihn wieder zu haben, daß ich ihm um den Hals fiel und ihn ungeſtüm küßte. Er ſah mich befremdet an, fragte jedoch nicht. Wir ſchieden ſtillſchweigend von einander, um uns zur Ruhe zu legen.

Nie war ſpäter über dieſen nächtlichen Auftritt unter uns die Rede. Ich forſchte ihn nicht aus, und er, der ſonſt kein Geheimniß vor mir hatte, wich hier dem geringſten Geſtändniſſe vorſichtig aus dem Wege. Bald darauf ſollte auch mein eigenes Schickſal meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen.

erſten Schritte, die ihm auf freier Erde vergönnt waren, hat er hierhergelenkt.

„«Was iſt das!» ſchrie ich, und trat einen Schritt zurück.

„«Zu ſpät!» ſagte er tonlos. «Sie iſt hin. Eine Stunde vor meiner Ankunft ſtarb ſie.» Er verhüllte ſein Antlitz und ſchritt leiſe an mir vorüber.

„Draußen hallte der Jubel ſeiner Landsleute. Die polniſche Fahne flatterte hoch in der Luft. Armer Stanislas! — —

„Dies, mein Freund, iſt die Geſchichte, die in mir lebendig hervortrat, als jene Männer das unglückſelige Wort Zu ſpät! ausſprachen.“ —

Ende des vierten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

i 4671(5

Erinnerungsblätter.

Fünfter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible]
München
Bibliothek

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1.

„Berlin unter der Herrſchaft der Anarchie!“ oder beſſer „Berlin unter der Herrſchaft der Confuſion!“ ſo ſollte die Ueberſchrift der Geſchichte der Wochen und Monate heißen, die unmittelbar nach den tragiſchen Hauptmomenten der Revolution folgten. Die Bühne war von den Schauſpielern geräumt, die das Fach der Heldenrollen und der Fürſten übernommen hatten, der Chorus war geblieben, der nun wild durcheinander lärmte und ſchrie, und aus den Couliſſen traten Figuren hervor, die ſich auf den Augenblick mit der Toga bekleideten und die Herrſcher ſpielten. Der König war fort, die Prinzen waren fort, die Generale ſammt der Garniſon waren fort, es gab keinen Glanz einer Hauptſtadt mehr; Alles war entwichen, was noch vor wenigen Wochen imponirt und geherrſcht, ſelbſt die Wappen an den Häuſern und Läden verſchwanden, und gar zu gern hätte man auch die Paläſte verſchwinden gemacht, die noch mit ihren Säulencolonnaden und prunkenden Façaden dem Volke einen gehäſſigen Anblick boten, wenn ſich Steine ſo bequem wegräumen ließen als ein paar bunte Schilder und Fahnen. Man ſagt, der König habe gleich beim Beginn des Sturmes flüchten wollen, und ſchon habe man die Wagen im Schloßhofe bereit gehalten; es iſt dies aber nicht erwieſen und man kann annehmen, was noch das einzige Gute bei der Sache iſt, daß der König nicht weichen wollte. Der Fürſt iſt bei ſolchen Gelegenheiten gleich dem geringſten vereideten Soldaten, er darf ſeinen Poſten nicht verlaſſen. Daß damals ſo mancher Fürſt eilig entfloh, hat wahrlich nicht dazu gedient, die fürſtliche Autorität aufrecht zu erhalten, und den fürſtlichen Stand bei den Nationen populär zu machen. Es gibt Gelegenheiten und Lagen, wo der Fürſt mit ſeiner Perſon herhalten muß, wo es völlig unzulänglich iſt, daß er ſeine Garden oder ſeine Miniſter vorſchiebt. Alle großen Herrſcher, oder auch nur alle ſolche, die ſich Eins mit ihrem Volke fühlten, haben nie an Flucht gedacht. Ein von der Flucht heimkehrender König iſt kein König mehr; die Völker wiſſen da ſehr genau zu richten. Es iſt ein großes Glück für den König von Preußen, daß er in dem Augenblicke der Gefahr nicht aus Berlin verſchwand, daß er erſt fortging, als Alles abgethan war. Freilich hätte er, wenn er geflohen wäre, jene troſtloſen Auftritte nicht erlebt, er hätte aber auch nicht den Triumph gehabt, daß er zu ſeiner Umgebung ſagen konnte: Ihr ſeid es, auf die aller Tadel fällt, ihr habt die ganze Schwere der Verantwortung zu tragen! Ich ſtehe als der Beleidigte, nicht als der Beleidiger da! Beim Aufſtande in Petersburg, beim Beginn der Regierung des Kaiſers Nikolaus bin ich zugegen geweſen und habe den perſönlichen Muth des Fürſten bewundert. Er trat aus dem Winterpalaſt hervor, gebot ſeiner Umgebung zurückzubleiben, und er allein, der einzelne Mann, trat den Aufrührern entgegen, deren Menge den ganzen unermeßlichen Platz vor dem Palaſte anfüllte, und deren Mordgewehre auf ihn gerichtet waren. Dieſer perſönliche Muth entwaffnete die Menge; eine Rede von einem Adjutanten gehalten hätte es wahrlich nicht gethan; noch weniger wäre es erreicht worden, wenn der Kaiſer aus Petersburg geflohen wäre und auf eines ſeiner Luſtſchlöſſer ſich zurückgezogen hätte.

Der König war in Potsdam, die Garden waren auf den nahegelegenen Dorfſchaften vertheilt, man ſah keine Uniform auf den Straßen, keine Hofequipage rollte auf dem Pflaſter. Die Mitglieder der

Ankunft in meinem väterlichen Schloſſe. — Der Orden
vom Senfkorn.

Am Morgen eines Herbſtages traf ich im Zimmer des Vater Bernhard einen Mann, der mir wegen ſeiner reichen Kleidung und ſeines vornehmen Aeußern imponirte. Er beugte ſich tief vor mir, und hier erfuhr ich zum erſten Male jene beſchämenden Zeichen faſt knechtiſcher Ehrfurcht, die ein Menſch dem andern erzeigt, wenn das Schickſal ihn nicht mit Verdienſten, ſondern mit einem erbärmlichen Titel, mit einem Vorurtheil mehr beſchenkt hat. Wie bemitleide ich mein Jahrhundert um dieſen Gottesdienſt vor einem goldenen Kalbe. Ich erröthete vor dieſer Verbeugung, denn ſie war die erſte Gaukelpoſſe, die in ein Leben voll Natur und Wahrheit hinneuen Nationalverſammlung gingen zu Fuße oder ließen ſich in beſcheidenen Droſchken zum Sitze ihrer Beſtimmung führen; und hier und da ſah man einen Bürgergardiſten auf einem ungeſchulten Pferde paradiren oder einen Diener der berittenen Polizei bald in dieſes, bald in jenes Stadtviertel jagen, wo der ſouveräne Pöbel es für nöthig erachtet hatte, irgendeine gar zu ſkandalöſe Kundgebung ſeiner Macht an den Tag zu legen. Kleinere Ungebühr aller Art mußte ertragen werden: dazu gehörte die aus Rand und Band gerathene Straßenjugend Berlins, welche in Scharen umherlief, Reden hielt und als „fliegende Buchhändler“ mit irgendeinem Blatte, das bald dieſer, bald jener Club, oder ein beliebter Volksredner hatte in die Oeffentlichkeit flattern laſſen, ſich breit und läſtig machte. Einer bettelnden Volksknospe etwas abſchlagen, hatte ſein Gefährliches, denn alsdann rotteten ſich mehre Burſchen zuſammen und es gab Schimpfreden und ſogar Steinwürfe. Die fliegenden Buchhändler machten ſich bald ſo beſchwerlich, daß ſelbſt die ſehr nachſichtige Polizei ihrem Herumſchwärmen und ihrem Handel Einhalt thun wollte, doch dieſe glückliche Jugend fand ihren eigenen Advocaten in der Perſon des Herrn Lewald, des Bruders der bekannten Schriftſtellerin. Advocat und Client ſchienen ſich bei dieſem Handel gleich wohl zu befinden. Einen ernſtern Charakter nahmen die Widerſetzlichkeiten der Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber an. Eine Menge Geſellen jedes Handwerks, von den kleinen demokratiſchen Clubs aufgereizt, ſagten ihre Dienſte auf und zogen geſchäftslos in ganzen Banden umher, oder ſtifteten ihrerſeits wieder Clubs, in denen Reden gehalten wurden. Unterdeſſen waren die Werkſtätten leer, und die unglücklichen Meiſter konnten ihren Kunden nicht gerecht werden. Ein ſehnſüchtig erwarteter Paletot blieb aus, weil die Hände, die ſich mit ſeiner Vollendung beſchäftigen ſollten, ein Protokoll der Reden führten, die in dem Geſellenclub zur Verbeſſerung Deutſchlands gehalten wurden. Oft entleerte ſich an einem Abende der ganze Inhalt der Drucker- und Setzerſtube einer beliebten Zeitung, und der nächſte Morgen ſah leere Blätter und händeringende Redacteure. So trat der Fall ein, den der ehrliche berliner Philiſter nie für möglich gehalten, die „Voß'ſche Zeitung" erſchien eines Morgens nicht, und ein de- und wehmüthiges Bekenntniß des Beſitzers der Officin that dem Publicum kund, daß ſämmtliche Setzer ſich entfernt hätten. Die Arbeiter in den großen Eiſengießereien hielten ebenfalls nicht auf ihrem Poſten ſtill, und ſie waren es, die vorzüglich die Agitationen unterſtützten, die einige beliebte Führer der Volkspartei auf die Bahn brachten. Einen noch empfindlichern Verluſt, als die davongelaufenen Lehrlinge und Geſellen, fügten dem Erwerbe die Bürgerwachen zu, denn dieſe wurden von den Meiſtern und Hausbeſitzern gegeben, welche unterdeſſen, daß ſie mit der Muskete auf der Schulter auf den ihnen angewieſenen Plätzen umherwandelten, ihre Arbeitsſtube und ihr Haus dem willkürlichen Verkehr abwechſelnd ſchlechter und guter Freunde hingeben mußten, und dabei die Zeit verloren, die ihnen zum Ordnen ihres Haushalts und zum Betrieb ihrer Geſchäfte nöthig war. Ich kannte einen alten Uhrmacher, einen ehrlichen braven Mann, der trotz ſeiner ſiebzig Jahre es ſich nicht nehmen ließ auf die Wache zu ziehen, und während er in einem dünnen Paletot um das Wachthäuschen herumflatterte, benutzte ſeine junge Frau die Zeit, um nach den Uhren ihres Mannes bis auf die Minute das Eintreffen ihres Cicisbeo zu berechnen, der von der Wache abgelöſt wurde, während ihr Mann aufzog. Es gab die ergötzlichſten Ein- und Misverſtändniſſe. Die junge Kaufmannſchaft, die ſich darin gefiel, die Lieutenants der Wache zu ſpielen, empfingen ihre Damen in den Localen der Haupt- und andern Wachen. Man trank Champagner, man amuſirte ſich, und der eigentliche Dienſt wurde untergeordneten, oft für wenig Geld erkauften Individuen anvertraut. Nach und nach, wie der Eifer erkaltete, zogen ſich auch die Meiſter von dem improviſirten Heldenthum zurück, und überließen ihre Poſten den Geſellen und Lehrlingen. Ich habe Geſtalten auf den Wachtplätzen geſehen, die ebenſo die Lachluſt wie das Erbarmen rege machten. Fortwährend wurde man durch Lärmſignale erſchreckt. Wenn irgend an einem Ende der Hauptſtadt ein Tumult ausgebrochen war, ſo mußte es das andere Ende erfahren; dazu kamen die fortgeſetzten falſchen Gerüchte von neuen Aufſtänden und nahenden Gefahren. Die Geſchäfte ſtockten, die Gerichte hielten unregelmäßige Sitzungen. Im Schauſpielhauſe gab die Nationalverſammlung ihre ſtürmiſchen Zuſammenkünfte, und man drängte ſich hinzu, um Plätze zu erhalten, wenn bald dieſer, bald jener beliebte Redner die Tribüne beſtieg. Die Volkswahlen nach der Kopfzahl machten die neuen Vaterlandsfreunde ſchwärmen, es war in ihnen der Grundſatz ausgeſprochen, daß hinfort kein Unterſchied des Standes und Vermögens, ja kaum einer des Alters von der Berathung öffentlicher Angelegenheiten ausſcheiden ſollte. Der Beſitzer von mehren Millionen und der Hausknecht in ſeinem Dienſte ſaßen auf einer und derſelben Bank als Wahlcandidaten. Selbſt Fremde, wie ich zum Beiſpiel, erhielten Zettel als Urwähler ins Haus geſchickt, und ein ſolcher Zettel mußte als Zeugniß und Anerkennung politiſcher Rechte gar ſehr hoch gehalten werden. Ich bewahre noch mein Urwählerdiplom, als ein intereſſantes Document aus jener Zeit, obgleich ich keinen Gebrauch davon gemacht und ich mich zu den Verſammlungen, wo Wahlen vorgenommen wurden, nicht eingefunden habe. Wem hätte ich auch meine Stimme geben ſollen? Ich wußte unter der ganzen Reihe meiner Bekannten keinen Einzigen, dem ich, ſoweit es in meinen Kräften ſtand, zu der Ehre eines Volksrepräſentanten hätte befördern mögen. Mein Hauswirth wäre vielleicht der vorzuſchlagende Candidat geweſen, doch der hatte ſeinen Grund ſich fürs erſte aus dem Spiele zu halten. Er gehörte zu der Partei, die ſich im Stillen bildete und aus deren Mitte die „Kreuzzeitung“ ſpäter hervorging.

Da ich ſoeben jene Zeitung genannt habe, ſo muß ich noch ein paar andere erwähnen, die ihre Entſtehung dieſer Periode der Aufregung verdankten. Sobald der Tumult der Straßen ſich gelegt hatte, zog ſich der Gährungsſtoff dahin zurück, wo er hingehörte, nämlich auf die Tribüne und in die Preſſe. Unmöglich konnten von dem rohen Geſchrei der Maſſen die Stimmen der Agitatoren länger übertäubt bleiben, ſie brachen ſich Bahn und man nahm nunmehr eine Zeitung zur Hand, wenn man ſich über den täglich wechſelnden Stand der öffentlichen Angelegenheiten belehren wollte. Jeder Zeitung flatterten gleichſam als Fahnen und Fähnchen eine Anzahl Placate, Aufrufe, Demonſtrationen, Verdächtigungen, Inſinuationen, aufregende Bekanntmachungen voran, und dieſe Literatur, die an den Straßenecken und an den Baumſtämmen der Linden und im Thiergarten haftete, mußte ebenſo genau beachtet werden als die Zeitung ſelbſt, deren Lehren ſie populär machte. Das alte geordnete Berlin hatte drei reſpectable Zeitungen gehabt, die in anſtändiger Sprache und mit großer Rückſicht auf den Hof, die Miniſter und die bevorzugte Geſellſchaft, gehorſam der Cenſur, die Dinge beſprachen, die man bisjetzt „Politik“ genannt hatte, ein alterthümlicher Ausdruck, der nirgends mehr paſſen wollte. Dieſe Zeitungen waren die „Staats-Zeitung“, die „Voß’ſche“ und die „Spener’ſche“, von denen eine noch den antiquirten Titel führte, der an die Zeiten von Ramler und Nicolai erinnerte: „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.“ Außerdem war noch das „Militär-Wochenblatt“, das die Avancements in der Armee verkündete. Dieſes Material genügte. Die „Voß'ſche Zeitung“ war ganz beſonders beliebt, denn ſie brachte nicht allein Recenſionen über das Theater, das ein Hauptgegenſtand der Beſprechung des alten Berlin war, ſondern auch hier und da über literariſche Erſcheinungen Notizen, und verbreitete ſich nebenbei über alle und jede Zweige des öffentlichen Verkehrs und Handels und der loyalen Intereſſen. Herr Rellſtab, eine berliner Figur, ſtand an ihrer Spitze. Eine loyale Anſicht, mit einer ganz kleinen Doſis Liberalismus gemiſcht, gerade ſoviel wie eine Cenſur-Apotheke ihn zu verabreichen allenfalls berechtigt iſt, brachte die Leitartikel, die ſich über die Zuſtände der Staaten Europas verbreiteten, zuſtande. Ein beliebter Winkel in dieſer Zeitung lag immer mit altem Plunder angefüllt, der den Duft heimatlicher Zuſtände und Erinnerungen an ſich trug, ſo wollte denn Niemand bei dieſer Zeitung Herrn Friedrich Förſter's patriotiſche Excurſionen, und Herrn Rellſtab's alljährliche Weihnachtswanderungen entbehren. Die zweite Zeitung, die „Spener'ſche“, hatte ſchon ein etwas pretiöſeres Anſehen, und Herr Spieker, ein vornehmer Literat, gereiſter und beleſener Mann, dazu in gewichtiger amtlicher Stellung, gab den Mitarbeitern ſeines Blattes Winke, wie ſich die höhere Bildung, die er vertrat, zu benehmen habe, um nach oben hin nicht misfällig und nach unten hin nicht trivial zu werden. Die „Staats-Zeitung“ war die perſonificirte Cenſur, von oben bis unten kalt, nüchtern, reſpectvoll, wenn es ſein mußte, ſehr viel ſprechend und nichts ſagend. Bei ihr war die Hauptſtadt der Welt Petersburg, der ruſſiſche verſteinerte Autokratismus ihr Ideal. So war die Preſſe an der Schwelle des Jahres 1848, ſoweit ſie die in der Hauptſtadt erſcheinenden Blättern in ſich faßte. Kurz nach dem Märzmonat hatte ſich die Zahl der Zeitungen auf das dreifache, ja vierfache erhöht. Die beiden alten Blätter, die „Voß'ſche“ und „Spener'ſche Zeitung“, blieben, und ſtimmten ſo gut es gehen wollte in die neue Tonart ein; die „Voß'ſche“ erlaubte ſich ſogar einen Freudenſprung nach links hin, der ihr von ihren Freunden und Gönnern arg verübelt wurde, und das „Extrablatt der Freude“ war lange Zeit der Gegenſtand der Sticheleien der loyalen Partei, zu der das leichtfertig gewordene Blatt, nach kurzem Taumel, wieder zurückkehrte. Seitdem haben beide Blätter die Fahne des gemäßigten, in keiner Weiſe an- und aufregenden Liberalismus, eines Liberalismus, der ſich mit der Politik der Pfefferdüten und Zimmtſtengel verträgt, ausgeſteckt. Zu genialen Leitartikeln haben es beide nie gebracht, aber auch nie zu abſolut irreleitenden und verſchrobenen. Der Berliner nannte ſeine beiden Veteranen die Tante Voß und den Onkel Spener; ſehr bezeichnende Witznamen. Unter den neuen Blättern, die am Zeitungshimmel aufſtiegen, glänzten als Sterne erſter Größe, die „National-Zeitung", die „Conſtitutionelle", und ein kleines, aber ſehr energiſch redigirtes Blatt, die „Volks-Zeitung". Mit allen dieſen hatte es die „Kreuzzeitung" zu thun, oder die „Neue preußiſche", wie ſie ſich nannte. Sie allein trat mit unerhörtem Muth dieſer Phalanx von Zeitungen, Placaten und Clubs entgegen. Ich habe ſchon an einer andern Stelle geſagt, wie ſehr dieſer Muth anerkennenswerth iſt, und wie ehrenwerth die damaligen nur wenigen Männer, unbeſchützt und unprotegirt ihre Perſon und ihre Meinung dem Haß und dem Andrang der gebietenden öffentlichen Stimme bloßſtellten. Von den Oppoſitionsblättern wurde unſtreitig die „Conſtitutionelle" am verſtändigſten und gemäßigten, die „National-Zeitung" aber am genialſten geführt; es fanden ſich in beiden Blättern Aufſätze, die an Klarheit der Begriffe, an Schwung der Ideen und an Wärme und Charakter der Geſinnung als kleine Meiſterſtücke im Felde der Politik gelten konnten, und, was die Schärfe der Satire betraf, der Feder eines Swift nicht unwerth waren. Sie beide wurden noch von der „Kölniſchen Zeitung“ übertroffen, die aber nach Seiten hin verſtieß und beleidigte, die ſelbſt die Oppoſition, wenn ſie überhaupt ſegensvoll wirken wollte, zu ſchonen hatte. Jedes dieſer genannten Blätter hatte ſeinen Club und ſein Witzblatt zur Seite. Der „Kladderadatſch“, der „Krakehler“, das „Berliner Großmaul“ waren dem „Conſtitutionellen Club“, dem „Nationalclub“, der „Ewigen Lampe“ beigegeben, und brachten in theils feinen, theils ſehr groben Witzen und Späßen dasjenige Material unter die Menge, was die Spalten der Zeitungen und die Reden im Club ernſthaft verhandelten. Von allen Witzblättern hob der „Kladderadatſch“ am ſiegreichſten ſein Haupt; er hatte die beſten Kräfte für ſich und den beſten Zeichner für ſeine Caricaturen. Die wildeſte Polemik ging mit der ausſchweifendſten Satire Hand in Hand, und dem Griffel des Zeichners entſchlüpften ſo geiſtreiche Blättchen, wie ſie nur je der „Punch“ und der „Charivari“ in Paris und London geliefert. Es war eine Friſche, ein Muthwille in dieſen Gruppen und Porträtfiguren, die alle Forderungen befriedigten, die der Kenner an die Schöpfungen dieſer Muſe nur immer ſtellen kann. Es iſt zum einſpielte, der erſte gebeugte Rücken, der ſich nicht vor Gott, ſondern vor einem ſchwachen Menſchen beugte. Der ehrliche Pfarrer vermehrte noch meine Befangenheit, er näherte ſich mir, und indem er mir jenen Mann vorſtellte, nannte er mich zum erſten Male bei meinem vollen Namen: Graf Florus von Saint-Sylvan, ſehen Sie hier den Hofmeiſter, den Herrn Magiſter Braun, der von dem Grafen, Ihrem erlauchten Vater, abgeſendet worden iſt, um Sie auf Ihr väterliches Schloß zu führen. Fügen Sie ſich dem Befehle des Grafen.

Dieſe Rede wirkte wie ein Donnerſchlag, ſie betäubte mich. Mein erſter Gedanke war an Bertrada, dann an Dionys. „Mich von Ihnen trennen, mein Vater!“ rief ich und ſtürzte an den Hals des Alten. „Unmöglich!“ — „Es muß ſein,“ entgegnete er feſt. „Die Jahre unſeres Zuſammenſeins ſind vorüber. Gott ruft Sie in einen höhern Lebenskreis. Folgen Sie, wo

Theil auch noch ſo geblieben, obgleich man dem Vogel die Flügel geſtutzt hat. Immer noch iſt es das geiſtvollſte ſatiriſch-politiſche Zeitblatt, das Deutſchland beſitzt und das ſeiner ganzen Natur und Eigenthümlichkeit nach nur in Berlin entſtehen und gedeihen kann. Betrachtet man die Erzeugniſſe dieſer Art, die damals Wien entſtehen ſah, ſo iſt ein Unterſchied wie zwiſchen Nacht und Tag ſichtbar. Die „Reichsbremſe", die in Leipzig erſchien, war zügelloſer in ihren Ausfällen, aber es ſtand ihr nicht der Witz, die feinere Satire zur Seite, und vollends pöbelhaft waren andere ſüddeutſche Blätter, von denen glücklicherweiſe keine Erinnerung mehr übrig geblieben. Man hat in Deutſchland die Sitte, und hatte ſie früher noch mehr, auf den Witz und beſonders auf den „politiſchen Witz" ſehr wenig Werth zu legen, dagegen cultivirte man ſtets den pedantiſchen Ernſt, die ſogenannte Gründlichkeit und Tiefe, bis wir mit aller Gründlichkeit und Tiefe recht gründlich und recht tief in die Miſère geriethen und uns nicht würden zu helfen gewußt haben, wenn der große Sturm von Frankreich hier nicht Alles bei uns drunter und drüber geworfen hätte, wo wir denn neu bauen konnten. Die neuere Generation, die ſich praktiſch mit den wirklichen Verhältniſſen beſchäftigt, und das Erbe der Väter nicht auf Treue und Glauben den Vormündern überläßt, weiß auch den Witz zu ſchätzen, der mit keckem, langem Arm dahin reicht, wohin die ernſthafte Beſtie, der Reſpect, nie hinzutaſten wagt. Wie hat der einzige Lichtenberg ſchon die Luſt geſäubert, wie haben Börne und Heine, der Letztere freilich auf Koſten des guten Geſchmacks und der Sitte, vortheilhaft gewirkt! Und doch könnten wir noch ein halbes Dutzend Börne brauchen. Es gehört um fein, ſcharf und wirkſam zu ſatiriſiren eine tüchtige Doſis Urtheil und Kenntniß dazu; man denke nicht, daß die ſo leicht zu finden ſei. Witz, der nicht aus dem Boden wächſt, den Verſtand, Kenntniß und Urtheil gedüngt haben, iſt eine Federblume, die das nächſte Lüftchen ſpurlos verweht, während der echte Witz im Bewußtſein einer ganzen Generation Wurzel ſchlägt und raſch Früchte beſſerer Erkenntniß und wirkſamer Fortbildung trägt. Man verwechſele hier den politiſchen Witz nicht mit der Gabe zu ridicüliſiren, die frivole Sucht, Alles und Jedes lächerlich zu machen, eine Unart, die wir in unſern Tagen öfters begehen ſehen und der man den Namen Witz und Satire fälſchlich beilegt. Je geſinnungsloſer ein leerer Kopf iſt, je weniger es ihm um Wahrheit und Beſſerung zu thun, je leichter wird ihm der falſche Wortwitz, der feige und ſchwächliche Spott werden, mit dem er Zuſtände und Perſonen überfällt, die unendlich hoch über ihm und ſeiner Faſſungskraft ſtehen. Die Menge belacht oft einen ſolchen Witzbold und erweiſt ihm die Ehre, ihn für gefährlich zu halten, aber Beides, Ehre wie Witz, ſind in den nächſten acht Tagen ſchon wieder vergeſſen: die angetaſteten Gegenſtände bleiben in ihrer Würdigkeit ſtehen, während ein einziger echter Witz wie die Poſaunen vor Jericho feſte Mauern umſtürzen kann. Während wir hier der politiſchen Satire das Wort geredet, wünſchen wir unſerm guten Freunde, dem „Kladderadatſch“, eine robuſte Geſundheit und langes Leben. Wir wollen nicht dem Altvater Gottſched gleichen, der den Hanswurſt öffentlich begraben ließ, nur ſoll er nie platt, langweilig und gemein ſein, das ſind Bedingungen, die das Jahrhundert der Humanität an ſeinen Spaßmacher ſtellt. Ein Blatt, das ſich mit Aufrühren und Kundmachen von allerlei anſtößigen Dingen abgab, die in der Region des Adels, der Beamten- und Hofwelt ſollten vorgefallen ſein, war die „Ewige Lampe“, ein wahres enfant horrible der Partei, denn es ſchwatzte Alles aus, mit einer naiven Unverſchämtheit, die keine Grenze und Schranke kannte, und deshalb der Sache, der es diente, mehr ſchadete als nützte. Es war das Organ einer höchſt rührigen Partei, die im Dunkeln eines Kellers am Umſturz des Staats arbeitete, die aber das Misgeſchick hatte, von jeder beſſern Natur, von jeder edeln Kraft ihrer Doctrin, desavouirt zu werden. Alle dieſe Blätter, und noch eine große Anzahl mehr, fand man in den Localen der „Zeitungshalle", eines an der Ecke der Jägerſtraße in den Tagen des Kampfes in einem berüchtigt gewordenen Hauſe gegründeten Etabliſſements, in welchem die Parteien der verſchiedenſten Färbung ſich zuſammenfanden, natürlich alle der Umwälzung angehörend. Es ging in der Regel ſehr lärmend hier zu, doch gelang es dem Unternehmer, der zugleich Redacteur der aus dieſem Leſeinſtitute hervorgehenden Zeitung: der „Zeitungshalle" war, Herrn Dr. Julius, ſo ziemlich ein anſtändiges Aeußere aufrecht zu erhalten. Hierher ſchlich ſich manchmal in einer Stunde, wo das Local weniger beſucht war, der gute ehrliche Bürger aus alter Zeit, der bekümmerte Patriot, der Landedelmann des ancien régime, der in die Stadt gekommen war, um an die Thür irgendeines verſchollenen Miniſters oder geflüchteten Präſidenten zu klopfen, und haarſträubend laſen dieſe Edeln jene erſchütternden Reden und dictatoriſchen Beſtimmungen, die ſich eine, wie aus der Erde emporgeſtiegene Regierung angeſichts der königlichen Würde und der alten geheiligten Staatsinſtitutionen zu erlauben wagte. Hier fand man die erſten Nachrichten von dem wie ein Meteor aufſteigenden „Parlament“ zu Frankfurt, und alle andern Märchen der „Tauſendundeine Nacht“, wie ſie auch immer heißen mochten. Da ich dieſes revolutionäre Leſecabinet öfters beſuchte, betrieb ich eifrig ein Studium der Phyſiognomien und Gruppen, und brachte manches „wunderliche Geſicht“ mit nach Hauſe. Da ich aber ſelbſt auf der Liſte der Proſcribirten ſtand, und man mir bereits die Ehre erwieſen hatte, mich in einem der großen Bilderbogen, die den Sieg der Revolution darſtellten, an die Laterne zu bringen, ſo mußte ich vorſichtig zu Werke gehen und durfte mir Herrn Held's prächtigen rothen Bart nur heimlich in mein Skizzenbuch rauben. Die große Naſe Herrn Crelinger's wurde mit ebenderſelben Vorſicht bei Nacht und Nebel in das Album gebracht. Das Treiben fing mir an Spaß zu machen. Ich hatte in meinen „Royaliſten“ meine Meinung tapfer und derb ausgeſprochen, ich hatte damit das Meinige gethan und fühlte, da ich es mitten in der Gefahr gethan, mich beruhigt. Nun mochte es kommen wie es wollte, dem Stachel war ſeine empfindliche Spitze abgebrochen. Ich empfand nicht mehr leidenſchaftlich, ich beobachtete. Nun war ich gerettet. Hätte es mit der innerlichen Wuth und Erbitterung ſo fort gehen ſollen, ich hätte wahnſinnig werden müſſen. Das rührige neue Leben übte ſeinen Zauber auf mich aus. Es war nicht zu leugnen, kein Tag glich dem andern, keine Stunde ihrer Vorgängerin. Immer etwas Neues, immer etwas Unerhörtes. Ich verſuchte mir Eingang in einige Clubs zu verſchaffen, ich beſuchte die Nationalverſammlung, die ihre Sitzungen im Schauſpielhauſe hielt. Ueberall gab es Gelegenheit, Skizzen zu ſammeln. Der volksthümliche Miniſter Rodbertus, mit der Cigarre im Munde ſeine miniſteriellen Conferenzen abhaltend, war eine noch nicht dageweſene Figur, die Phyſiognomie eines andern Miniſters zu beobachten, in deſſen Salon, während er einen Thee gab, die Steine von der Straße flogen, war auch eine dankenswerthe Studie. Die begeiſterten Redner von der äußerſten Linken in der Nationalverſammlung gaben Köpfe und Geſtalten dem Beobachter, die man nicht draſtiſcher ſehen konnte. Wenn ich Abends zu dem Miniſter Meyendorff kam, ſo wurden die Blätter meiner Mappe mit Antheil beſchaut. Der Miniſter foderte mich auf, einige dieſer Skizzen zu veröffentlichen. Ich ging auf ſeine Idee ein, und ſo entſtand in kurzer Friſt ein Heft Umriſſe, die nach des geiſtvollen Töpfer's „Monſieur Jabot“ gehalten, das Leben und Treiben eines Bürgerwehrmanns in 24 Blättern darſtellten. Es führte den Titel: „Herrn Talpil's Leben und Abenteuer.“ Soviel mir bekannt iſt, hat es jedoch keinen ſonderlichen Antheil im Publicum gefunden, vielleicht war die Sache ſelbſt zu wichtig, zu neu, für Viele ein Gegenſtand des Haſſes, wie für Andere einer der Bewunderung, als daß man hätte dieſe Form der Auffaſſung billigen und ertragen mögen. Mein Herr Talpil machte Fiasco, und bis auf wenige Exemplare blieb die ganze Auflage liegen; doch nicht zum Schaden des Verlegers, dem das Geld zur Herſtellung des Heftchens gegeben worden. Ein Exemplar, das ich ſelbſt colorirte, fand den Weg in das Boudoir der Kaiſerin in Petersburg, die ſich allerlei derartige Sächelchen kommen ließ, ohne anderes Intereſſe daran zu haben, als weil es Productionen waren, die ihre geliebte Vaterſtadt hatte entſtehen ſehen.

2.

Ich will hier die Porträts von einigen Perſönlichkeiten einſchalten, die ſich bei dem Schauſpiel, von dem ich gerade ſpreche, auf der Bühne zeigten, um wenn auch nur vorübergehend die Aufmerkſamkeit an ſich zu ziehen. Es iſt darunter ein ſehr ehrenhafter und ſehr liebenswerther Mann, der General von Pfuel, der in der grenzenloſen Verwirrung der Parteien und Begebenheiten auf kurze Zeit das Portefeuille des erſten Miniſters an ſich nahm, um es ohne Ruhm, aber nicht ohne Ehre wieder abzugeben. Nicht leicht kann Dem, der Menſchen ſucht, nicht Larven, eine Figur vor das Auge kommen, ſo würdig, von der Feder eines Plutarch feſtgehalten ſowie von dem Pinſel eines Tizian dargeſtellt zu werden. Man denke ſich einen Kopf voll Ausdruck und Würde, und doch dabei eine kleine Beimiſchung der Züge eines Don Quixote darin, aber eines liebenswürdigen, ſich in Schalkheit und Anmuth auflöſenden Don Quixote.

Der tapferſte Degen und zugleich der ſpaßhafteſte Geſchichtenerzähler, zu deſſen Novellen man jedoch einen handfeſten Glauben mitbringen mußte. Man muß wiſſen, daß Don Quixote nach der neueſten Auffaſſung ein Mann iſt, über den gar nicht zu lachen iſt, ein Mann, der das Beſte, das Edelſte erſtrebt und ſich nur darin irrt, daß er die Welt für ſo ehrlich und gut hält, als er ſelbſt iſt. Ein ſolcher politiſcher Don Quixote kann noch heutzutage mit Mühlen kämpfen und dabei ſich das Mitgefühl und die Achtung der Edelſten der Nation bewahren. Unſer herrlicher alter General hatte ein bewegtes Leben durchgelebt, und ſchon waren ſeine vollen Locken über und über ergraut, als er friſch wie nur irgendein jugendlicher Kämpfer in die Arena des Jahres 1848 trat. Ein Liebling der Armee, ein Freund ſeines Königs, ein Kampfgenoſſe der alten Preußenhelden, ward er von der Oppoſitionspartei mit neidiſchem und begehrlichem Auge angeſehen: es galt, ein ſo koſtbares Standbild auf den Altar der neuen Freiheit zu ſetzen und zu einer Volksfigur zu machen. Man ging dem General mit Schmeicheleien zu Leibe. Es gibt eine Art zu ſchmeicheln, die das Herz im Leibe trifft und der Seele gleichſam einen Stoß gibt, daß ſie nicht anders kann, als ihren Platz verändern.

Dieſe Art von Schmeicheleien wandte man an, und es waren ehrenwerthe Männer, die ihre Ueberzeugung trieb, dieſe Kunſt zu üben. So wurde ein alter Royaliſt ein junger Fanatiker. Zu Allem konnte man den General bringen, wenn man ihm nur zeigte, daß Jugend und Kraft dort war, wohin man wies. Wir haben ſchon bemerkt, daß die Revolution keine Revolution geworden, ſondern ein Straßenkampf geblieben wäre, wenn nicht ein Kern ehrenhafter Männer ſich in der Mitte der Maſſen befunden. Dieſe ehrenhaften Männer veranlaßten nicht, leiteten nicht, ja begünſtigten ſogar nicht den Umſturz, allein ſie — ließen ihn geſchehen. Dieſe ehrwürdige kleine Anzahl hielt in ſich die Zukunft geborgen. Es waren alte Männer, die innerlich Jünglinge waren, feurige Jünglinge, mit der ganzen vollen ſchwärmeriſchen Liebe für die Größe ihres Vaterlandes beſeelt. In die Zahl dieſer Männer trat der alte General, nachdem einige von ihnen ſchmeichelnd ihm die Bruderhand dargeboten. Der General von Pfuel kam aus Neuſchâtel zurück, wo er den Poſten eines Gouverneurs bekleidet hatte, als daſelbſt die Empörung gegen die preußiſchen Fahnen ausgebrochen war; er kam nach Berlin, als hier daſſelbe Schauſpiel ſich vorbereitete. Ich habe ſchon bemerkt, daß er in einem

Ihr Stand und die Verdienſte Ihrer erlauchten Ahnen Sie hinrufen. Mich werden Sie, ſo der Himmel will, noch öfters wiederſehen.“

Die Veränderung meiner Lage war mir nicht überraſchend. Ich wußte ſchon lange vorher, daß man mich bald aus dieſer ländlichen Einſamkeit ziehen würde. Die ehrgeizigen Pläne waren mir nicht unbekannt, aber als nun geſchah, was geſchehen mußte, fühlte ich das ganze niederſchmetternde Gewicht der Trennungsſtunde. Der Magiſter Braun ließ mir Zeit, mich zu faſſen. Er entfernte ſich, und ich ſah ihn in den zwei Tagen, die es mir noch vergönnt war, auf der Pfarre zu bleiben, nur auf kurze Augenblicke.

Ich übergehe die Scenen des Abſchieds, da ich ſpäter noch einmal in dieſes Paradies meiner Jugend zurückkehrte, und führe dich, mein Leſer, jetzt raſch in das alterthümliche Schloß eines Feudalherrn der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

kritiſchen Augenblicke von ſeiner Stellung als Gouverneur in Berlin entfernt wurde. Sicherlich wußten ſeine Feinde, daß er zur Milde rathen würde, und man wollte und begehrte einen ſolchen Rath nicht. Hiermit fing ſchon ſeine bisherige Stellung an wankend zu werden; er wandte den Blick nach Denen, die hinter ihm ſtanden und die ihre verlangenden und feurigen Blicke auf ihn richteten. Eine Natur wie die ſeinige war nicht gemacht, ſtarren Formen zu huldigen; das Mittel der Schmeichelei, von dem ich oben geſprochen, wurde angewandt; man appellirte an die Jugend des Greiſes, an ſeinen feurigen Kopf unter dem Schnee des Alters, mit Einem Worte man rief den Mann der Ideen an, nicht den preußiſchen General. Und dieſen Ruf vernahm Pfuel. In den Wogen der Revolution ſehen wir ihn nun, das Haupt hoch über den Wellen, bald hier bald dort auftauchen. Es konnte nicht fehlen, daß Hände ſich nach ihm ausſtreckten, die nicht die reinſten waren, und daß der General, einmal in jene Regionen hinübergleitend, manchen ſeltſamen Schritt that, manches auffällige Wort ſprach. Bei dem Siege der alten Ordnung ſah man den General, aller ſeiner Aemter, die ihm die ſtürmiſche Zeit umgeworfen, entkleidet, ſich in die Stille des Privatlebens zurückziehen. Hier entwickelte er nun alle Liebenswürdigkeit ſeines Geiſtes. Nie hat ein edler Mann die Ungnade des Hofes und der Höflinge würdiger getragen als der alte General. Man ſah ihn in einem entfernten Gartenhauſe wohnend ſich mit der Wiſſenſchaft und den Ereigniſſen des Tages, die mit der Politik nichts zu thun hatten, mit jugendlichem Geiſte beſchäftigen. Die Fortſchritte der Phyſik, die Erzeugniſſe der Induſtrie, ja ſogar die der Mode, der Theaterwelt, der geſelligen Kunſt, fanden ihn ſtets bereit zu würdigen und zu prüfen. Er unternahm Reiſen, um bald dieſe bald jene Kunſtausſtellung, den pariſer wie den londoner Kryſtallpalaſt in Augenſchein zu nehmen, und immer, wenn er wiederkam, hatte er die Taſchen voll ergötzlicher Neuigkeiten, die er ſeinen Freunden mittheilte, harmlos und unbekümmert, als hätte er nie ernſten Thatſachen ſelbſtthätig gegenübergeſtanden. Oft, wenn ich im geſelligen Kreiſe dieſem Manne mit den weißen Silberlocken, dem prophetiſch flammenden Auge und dem kindlich lächelnden Munde gegenüberſaß, und ihn, den Greis, die Jugend rund um ihn her in heiterm Humor, in unerſchöpflicher Darſtellungsgabe beſchämen ſah, mußte ich unwillkürlich an ein edleres, untergegangenes und untergehendes Geſchlecht tüchtiger Männer glauben, dem die Schuhriemen aufzulöſen wir Nachgeborenen nicht würdig waren. Es iſt nicht ungehörig hier zu bemerken, daß er der Erſte war, der die preußiſche Jugend erfolgreich mit einem mächtigen Feinde kämpfen lehrte, diesmal nicht mit einem Feinde mit Bajonnet und Pulvertaſche, obgleich er auch gegen dieſen Feind kämpfen lehrte, ſondern mit einem Feinde, der einmal beſiegt, ſich ſofort in einen treuen Bundesgenoſſen und Freund umwandelt, nämlich mit dem Waſſer. Der General errichtete die erſten zweckmäßigen Militär-Schwimmſchulen, und als Lehrer in dieſer Kunſt iſt ſein Name populär geworden. Er ſelbſt war und blieb bis ſpät in die Jahre hinein ein rüſtiger Schwimmer. Das Element der Friſche und Beweglichkeit erhielt ihn friſch und beweglich. Nicht ſelten geſchah es, daß wenn er Gäſte bei ſich auf ſeinem kleinen Landgute ſah, an dem ein herrlicher See grenzte, er den Meererſchütterer Poſeidon ſpielte und die alten Freundinnen ſeiner Jugend erſchreckte, indem er ſein waſſertriefendes Lockenhaupt dicht in ihrer Nähe aus dem Schilfe emporſtreckte.

Auch ein alter General, aber von ganz anderer Sorte, war der ſpäter in die höchſten militäriſchen Würden einrückende General von Wrangel, dem die wieder ihren Platz einnehmende loyale und royale

Bevölkerung den Titel „Vater Wrangel" gab. Was bei Jenem Liebenswürdigkeit und Einfachheit wirkte, ſollte bei dieſem Geſpreiztheit und Affectation wirken. Von Holſtein heimkehrend, wo er nicht mehr und nicht minder geleiſtet, was jeder preußiſche General geleiſtet hätte, kam er gerade zur rechten Zeit, um die letzten Athemzüge der Revolution zu hören und kampf- und ſieglos in die Hauptſtadt einzuziehen, wohin man die Garniſon wieder zurückzurufen endlich den Muth gefunden hatte. Er bezog das königliche Schloß, wo er mit königlichem Anſehen bekleidet Gericht hielt und nach Grundſätzen des alten preußiſchen Militärcodex die Schafe von den Böcken ſonderte. Er zog dabei gelegentlich durch die Straßen und ließ ſich als einen Retter des Vaterlandes von weißgekleideten Jungfrauen mit Blumen bewerfen. Alles an dieſem Manne war Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit, es lebte kein humaner Gedanke in ihm, kein auch noch ſo leiſes Verſtändniß Deſſen, was die Zeit wünſchte und erſtrebte. Knöchern wie ſein Körper war ſein Geiſt, und die verzerrte Grimaſſe huldvoller Freundlichkeit, die auf ſeinem unſchönen Geſichte ſtets dieſelbe Decoration von Falten und Fältchen bildete, machte auch aus ſeinem Thun und Treiben eine klappende Maſchine, die ohne Geiſt und

Leben ihr Tagewerk abhaspelte. Daß dieſer Mann ein Mann des Volks ſein könne, glaubte er gewiß nur allein. Was er aber in der That war, war ein Mann der Zuchtruthe, und der Reſtauration mochte gerade ein ſolcher willkommen ſein, da ſie ſo viel zu züchtigen hatte; unter ihm erblühte der Treubund und die „Kreuzzeitung". Welch eine lächerliche Abgötterei das wieder auf den Thron geſetzte berliner Philiſterthum, die mit ihrer Treue und Ergebenheit jetzt prunkende Bourgeoiſie, die Lakaien mit und ohne betreßten Rock, mit dieſem „Vater" trieben, wie ſogar Verſe auf ſeinen „Schimmel" gemacht wurden, und er keck dem altehrwürdigen Helden Blücher an die Seite geſetzt wurde, muß man erlebt haben, der Beſchreibung iſt kaum Glauben zu ſchenken. Ich ſah ihn bei einem glänzenden Balle im Hotel des ruſſiſchen Geſandten, wo er in eine enge Taille geſchnürt, in ſeiner weißen Küraſſieruniform ſich wohlgefällig unter die Gruppen der jungen Damen miſchte und dort ſein fehlerhaftes Deutſch, ſein hartnäckiges Verwechſeln mit „mir" und „mich" und ſeine zudringliche alterthümliche Galanterie in Curs ſetzte. Es wurde ihm natürlich von allen Seiten geſchmeichelt. Der treffliche Porträtmaler Magnus mußte ihn malen in einem der Prunkgemächer des königlichen Schloſſes ſtehend. Der ehrliche alte Degenknopf Blücher hätte dergleichen nie gethan noch gewollt, und er war ein Mann, der bei Fürſtenthronen ſtehen durfte, ſo wie er in der Bauerhütte ſtand. Als der „Vater“ Wrangel ſein Säuberungsgeſchäft endlich beendet, und das königliche Schloß verlaſſen hatte, beſchenkte ihn der König mit der neugeſchaffenen Würde eines Oberbefehlshabers in den Marken. Damit war denn ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen; höher hinauf ging es nicht. Er wohnte nun auf dem Pariſer Platz, zu den Füßen der Victoria, und wenn es eine Parade gab, ſo ſah man den „Vater“ immer dicht hinter dem Könige, und wenn es eine Blumenausſtellung gab, ſo ſah man wiederum den „Vater“ wie er eine Roſe brach und ſie einer ſittſam und in überſchwenglicher Freude erröthenden Geheimrathstochter überreichte.

Ich gehe jetzt zu Perſönlichkeiten anderer Art über. Eine Skizze, die die Ausſtellung der zahlloſen Särge der Gefallenen auf dem Gensdarmenmarkte darſtellte, brachte mich dem Maler Adolf Menzel näher. Welch eine geiſtvolle und anregende Natur hatte ich da gefunden! Wie viele glückliche Stunden, voll der reichſten Kunſtgenüſſe, brachte dieſer Mann in mein Leben! und wie dankbar bin ich ihm, dem

Anſpruchsloſen, dem Tüchtigen und Trefflichen dafür! Schon ſein Charakter als Menſch, wie liebenswerth erſcheint er, er der treue Pfleger und Ernährer einer kränkelnden Mutter, die bis an ihr Ende in ihm, dem geliebten Sohne lebte. Menzel zeichnete ſich ſeine Laufbahn ſelbſt vor. Er fand, als er auftrat, die Wach'ſche ſüßliche Schule und die düſſeldorfer, noch viel ſüßlichere, in voller Blüte. Das ſogenannte Kunſtideal, zu dem ſich ein frömmelnder, myſtiſch träumeriſcher Sinn geſellt hatte, führte den jungen Trotzkopf raſch in die entgegengeſetzten Gleiſe, er ſuchte Wahrheit, nichts als Wahrheit, Natur, nichts als Natur. Er trat gleichſam in ein Bündniß gegen die Schönheit. Ein wunderliches Ereigniß. Man iſt ſo gewohnt, die Künſtler im Gefolge der Grazien und der Muſen zu ſehen; hier fand ſich einer, der beharrlich den Grazien auf die Füße trat und den Muſen den Rücken zuwandte. Und dennoch welch eine Grazie und welch ein Wiſſen und welch ein Studium! Die Geſchichte, beſonders die Geſchichte ſeines Vaterlandes zog in ihren bedeutſamſten Geſtalten in einem prächtigen Zuge an dem Geiſte dieſes Jünglings vorüber; ſeine Phantaſie, eine lebendigere hat es ſelten gegeben, ſah nicht, nein ſie faßte die Gegenſtände; es waren keine Bilder, es waren

Menſchen, die er ſchuf. Das mächtige Talent wurde zuerſt in kleinen Skizzen erkannt, die der Schüler in radirten Blättern kund gab, die irgendeine Kunſthandlung den Muth hatte herauszugeben, da noch kein Name voranleuchtete. Nun erſchien die „Geſchichte Friedrich's des Großen“ von Kugler, und hier in einer zahlreichen Folge, oft im Holzſchnitt verfehlter, immer aber von Geiſt und Leben durchleuchteter Blätter trat unſer junger Künſtler zum erſten mal hinter den Couliſſen hervor. Sein Ruf war gemacht. Correcte Zeichnung, geniale Auffaſſung, ſcharfe Motivirung und die eben geſchilderte, nicht malende, ſondern ihren Gegenſtand greiſende Phantaſie, machte die Betrachter dieſer Skizzen, in denen die Keime von großen hiſtoriſchen Bildern ſchlummerten, ſtaunen. Mancher jugendliche Ungeſtüm, manche Bizarrerie, manches mit Willen Geſchmackloſe konnten als Schlacken gelten, die von dem Golde durch die Zeit gelöſt werden mußten. Wie geſagt, unſer Künſtler gefiel ſich darin, nirgends der conventionellen Schönheit huldigen zu wollen, denn er hielt ſie, wie ſie es in der Regel denn auch iſt, für die Unwahrheit. Dies ſchreckte Viele zurück: auch das fromme Element war nirgends ſichtbar, dies ſchreckte noch Mehre zurück, kurz die Modewelt, die protegirenden

Großen, die Frommen, die männlichen und weiblichen Lüſtlinge warf und wies die jungfräuliche Herbigkeit der Muſe unſers Künſtlers von ſich. Das Auge, das aber die Größe ſuchte, das der Innigkeit und Würde einer erhobenen Idee nachging, dieſes Auge wurde immer wieder von neuem vor die Bilder dieſes jungen Kunſtathleten gezogen, der die ſchwierigſten Stoffe keck zum Kampfe herausforderte. Ziemlich raſch nacheinander gingen jetzt Bilder von Bedeutung aus dem Atelier Adolf Menzel's hervor: ich will hier nur das bekannte Friedrichsbild nennen, das den gekrönten Philoſophen von Sansſouci unter ſeinen geiſtreichen Freunden bei der Tafel zeigt. Dieſes Bild iſt ein glücklicher Wurf, einer von den Gedanken, die dem Künſtler als Inſpirationen kommen, und die das Ganze und Volle eines Gegenſtandes darſtellen, nicht einzelne Theile aphoriſtiſch zuſammengefügt, mühſam gehalten durch Reflexion und Studium. In dieſem Friedrichsbilde iſt der Held des Jahrhunderts und ſeine Zeit und Umgebung in wenigen, auf das äußerſte charakteriſtiſchen Figuren wiedergegeben. Es iſt hier wieder dieſe Phantaſie, die mit ihrem Gegenſtande lebt, ihn faßlich und greifbar vor uns hinſtellt. Der Raum und der Zweck dieſer Blätter geſtattet nicht, ſich über dieſes

Bild, und ein anderes, das bald darauf folgte und den König in einem Privatconcert bei Hofe, Flöte blaſend, darſtellt, weitläufig zu verbreiten; es genüge, angedeutet zu haben, wie und in welchem Grade dieſes Künſtlers Genius auf mich und meine Kunſtanſchauung gewirkt hat. Dabei hatte ſein ſcharfes, beſtimmtes, im Leben wie in der Kunſt jeder lügneriſchen conventionellen Form ſorgſam ausweichendes Weſen etwas beſonders Anziehendes für mich. Ich beſuchte ihn öfters und ſah ſeine Mappen durch, in denen originelle Skizzen in Menge ſich befanden, von denen er mir ein paar geſchenkt hat, die ich als Koſtbarkeiten aufbewahre.

Wenn ich an eine gewiſſe Gattung Bücher denke, aus denen des Autors redliches und mühevolles Streben hervorgeht, ſeinen Gegenſtand möglichſt erſchöpfend zu behandeln, und die trotz dieſer Mühe und trotz dieſes Strebens ihre Wirkung auf den Leſer verfehlen, ſo tritt mir Alfred von Reumont's Geſtalt vor die Seele. Es gibt wenige Sammler, die ſo unermüdlich geſammelt, und wenige Forſcher, die ſo redlich geforſcht haben als dieſer feine Kenner der Literatur und Kunſt. Ich ſpreche abſichtlich zuerſt von den Büchern dieſes Mannes, weil er außerordentliches Gewicht gerade auf ſeine ſchriftſtelleriſche

Noch ſteht lebhaft vor mir der dunkle koloſſale Bau mit ſeinen Thürmen, doppelten Mauern und tiefen Gräben, eine wahre Zwingveſte; nördlich von der Saale umrauſcht; im Weſten und Süden von einem dichten Föhrenwalde eingeſchloſſen. Von der Warte des Thurmes erblickte man die Thürme von Naumburg und die Zinnen des alten Kloſters Pforta. Die Gegend umher war einſam und öde, völlig im Charakter des alten Erzſtiftes, das ſich mit dem glücklichen ſonnenglänzenden Meißen nicht meſſen darf. Dafür war aber auch hier das Vaterland der Sage. Nie bezog der einſame Handelsmann die unwegſamen Höhen des Thüringerwaldes, ohne an die geſpenſtiſche Verſammlung zu denken, die jährlich in der Mainacht auf der Spitze des Brockens gefeiert wird, und nie ſang der arme Fiſcherknabe ſein Abendlied an den Fluthen der Saale, ohne von jenen reizenden Weſen zu träumen, die, Bewohnerinnen kriſtallener Schlöſſer, nächt-

Thätigkeit legt. Sein Leben, ſein eigenthümliches Auftreten in der Geſellſchaft und das Glück, das ihn begünſtigt, ſind meiner Anſicht nach wichtiger. Es ſind mir nur zwei Naturen vorgekommen, die etwas eigenthümlich Myſtiſches, ja ich möchte ſagen Dämoniſches bei ihrem Auftreten exhalirten; es waren dies Alfred Reumont und der General Radowitz. Beide haben ſich unauslöſchlich meiner Erinnerung eingeprägt. Ich habe ſehr viel verſchloſſene und wichtig ſchweigſam thuende Höflingsnaturen geſehen, es war aber nichts hinter der Gardine verborgen, die ſie über ſich hinzogen, wie Bilder, die man verſchleiert um anzudeuten, daß ihr Gegenſtand kein öffentlich zeigbarer ſei; mit jenen zwei war es aber anders beſtellt. Es guckten hinter dem Vorhang hier ein paar Füße, dort ein halber Kopf hervor, die unbeſchreiblich den Neugierigen reizten, die Gruppen und Figuren zu erſchauen, zu denen jene äußerſt kleinen Fragmente gehörten. Aber man bekam nichts zu ſehen. Daß Beide ſtreng orthodoxe Katholiken waren und ſich in der nahen Umgebung des Königs in ſehr kritiſchen Momenten befanden, daß bei jedem nur irgend wichtigen politiſchen Ereigniß man ihre ſtillen vorüberwandelnden Schatten hineingeworfen ſah in die buntgefärbte Gruppe der Bewegten und Handelnden im

Vorgrunde, machte ſie zu Gegenſtänden, die immer von neuem zu denken und zu ſprechen gaben. Sie ſelbſt aber ſprachen nie, wenigſtens nicht öffentlich und nicht laut. Herr von Reumont, ſpäter erſt geadelt, ſtammte aus einer rheinländiſchen Familie und kam unbemittelt und ohne Einfluß nach Berlin, wo er, dem König nahe gebracht, deſſen beſondere Gunſt ſich erwarb und nun raſch eine einflußreiche Stimme und eine eben ſolche Stellung ſich erhielt. War es nun ſein immenſes Wiſſen, war es ſeine beſcheidene und doch ſich geltend machende Perſönlichkeit, war es etwas Anderes, kurz es zweifelte Niemand, daß mit dieſem plötzlich aus der Dunkelheit hervortretenden jungen Rheinländer und eifrigen Katholiken der König etwas Großes vorhabe. Es iſt nachher zwar nicht ſo hoch hinauf mit ihm gegangen, als ſeine Freunde erwarteten und ſeine Feinde fürchteten; doch aber hat ſein Einfluß, wenn auch nicht in einer glänzenden Stellung nach außen hin, in den Verhältniſſen nach innen gewiß nie aufgehört ſich wirkſam zu zeigen. Dabei wird ſeine Unterhaltungsgabe gerühmt; er iſt ein treuer Freund ſeiner Freunde und ein durch und durch rechtlicher Charakter. Die vielen Orden, mit denen er ſich zu ſchmücken, der undurchſichtige diplomatiſche Schleier, in den er ſich zu hüllen weiß, gehören zu den Attributen, die er meint ſeiner äußern Erſcheinung anheften zu müſſen. Stets iſt er in Italien beſchäftigt und ſtets neben ſeiner diplomatiſchen Miſſion mit literariſchen Forſchungen, die er bis an die Grenze treibt, wo ſein leidender Körper ihm die Dienſte zu verſagen beginnt.

Dieſen mehr oder minder ernſthaften Figuren will ich ein paar, wenn auch nicht geradezu poſſenhafte, doch wenigſtens ſeltſame folgen laſſen. An einem der Abende, wo auf der Straße geſchoſſen wurde, trat ein Herr, der öfters unſern kleinen Abendcirkel beſuchte, herein, das runde vollwangige Geſicht mit Pulver geſchwärzt, die Augen, die ohnedies glotzten, noch weiter aufgeriſſen, in der Bruſttaſche des Rockes auf beiden Seiten zwei Terzerole. „Ich habe mich ſoeben durch andringende Maſſen durchſchlagen und nach rechts und links Schüſſe austheilen müſſen!“ rief der ſpäte Gaſt, indem er ſich erſchöpft auf einen Lehnſeſſel niederwarf. Bei jedem Andern hätte dieſe Nachricht auf das zuhorchende Publicum den tiefſten Eindruck gemacht, hier — lächelte man. Man wußte, die Piſtolen waren nicht geladen, das Geſicht war abſichtlich geſchwärzt, unſer Held kam aus einer ſehr gefahrlos hingebrachten Punſchſoirée. Es war Delonner-Monmarqué. Ein Literat, dem es mit ſeinen

Büchern nicht glückte, ein Lebemann, dem es ebenſo wenig glücken wollte, ſich Reichthum zu erwerben, ein Frauenjäger, dem die Frauen aus dem Wege gingen, ein Muthiger, wie wir geſehen haben ohne Muth, kurz ein Mann, dem gerade die Eigenſchaft immer fehlte, mit der er prunkte. Das einzige unbeſtreitbare Verdienſt, das er beſaß, war: vortrefflich franzöſiſch zu ſprechen und zu ſchreiben, obgleich er, wenn er franzöſiſch ſprach oder ſchrieb, womöglich noch mehr bei der Wahrheit vorbeiſtreifte, als er es im Deutſchen that. Ein Libertin durch und durch, wußte er nicht im entfernteſten, welchen Begriff man den Worten Wahrheit, Ernſt, Charakter, Religion, Gewiſſen in dem geſellſchaftlichen Verkehr unter Menſchen ſeit uralten Zeiten beizulegen pflegt. Ihm war der Genuß das Einzige, was zu erſtreben und den Beſitz möglichſt zu verlängern, der Mühe werth war. Seine cyniſchen Ausſprüche, die ich von ihm, durch die einſamen Gänge des Thiergartens wandelnd, hörte, machten mich oft ſtaunen und lachen zugleich. Wollte man die Depravation großer Städte ſchildern hören, ſo war er dazu wie geſchaffen; als Mitwirkender ſowie als Augen- und Ohrenzeuge hatte er auf dieſe Weiſe Paris und London durchkoſtet, und aus dieſem Schmuz knetete er ſich eine Art Diderot'ſcher Philoſophie zuſammen, aber ohne Diderot's Geiſt. Eine unerſchöpflich gute Laune vibrirte in ſeinem Falſtaffkörper, und obgleich dieſer ſo oft in Anſpruch genommene Körper ihm längſt nicht mehr den Gefallen erwies zu verdauen, ſo aß er doch unbeſchreiblich viel und oft. Sohn eines achtbaren Gelehrten, kam er früh nach Paris, und es glückte ihm dort eine reiche Mulattin zu einer Ehe zu bewegen, die aber nur kurze Zeit dauerte. Ohne das Geld der Frau zu bekommen, auf das es abgeſehen war, wurde er von der Frau genöthigt, ſie ſchleunigſt wieder zu verlaſſen und ſich nie wieder vor ihren Augen darzuſtellen. „Welch ein Glück für mich“, ſetzte er hinzu, als er mir dieſe Geſchichte erzählte, „daß ich von dieſem Weibe nicht Kinder erhielt. Welch eine diaboliſche Race hätte das gegeben! Meine Figur, die ohnedies mit der des Apoll von Belvedere nicht zu verwechſeln iſt, und dann dazu die gräulich-grünliche Farbe der Mutter, es hätten polizeiwidrige Ungeheuer werden können! im günſtigſten Falle hätte ich einen zweiten Alexander Dumas producirt.“ — „Wenn man Sie von Ihrem Glück bei Frauen ſprechen hört, liebſter Oelsner“, erwiderte ich darauf, „ſo kann ich nicht glauben, daß Sie ſich für einen häßlichen Mann halten.“ — „Um dieſes Glück zu erringen“, entgegnete er lächelnd,

„braucht man nicht ſchön zu ſein. Ich beſitze Anziehungskraft und Reiz mehr als mir lieb iſt und ich zu haben wünſche; glauben Sie mir das. Ich habe Frauen von der Höhe der Tugend mir zu Gefallen herabſteigen ſehen, von denen die Welt alles Andere nur nicht das erwartet hätte, obgleich ich gern bekennen will, daß ich das Meiſte bei bereits depravirten Frauen erreicht!“ Nun kamen Geſchichten im Stil von Caſanova. In der Politik, in die er ſich auch miſchte, und gerade als Correſpondent geleſener franzöſiſcher Blätter zu der Zeit, von der ich eben ſpreche, viel berichtete und correſpondirte, konnte er wol kaum anders als verderblich wirken, da er völlig geſinnungslos war, und doch zugleich nicht genugſam Talent hatte, um das geſinnungsloſe Spiel mit jener Fertigkeit zu treiben, die es anziehend und täuſchend für die Menge macht. Als novelliſtiſcher Autor, wo man hätte denken können daß er etwas leiſtete, brachte er nur ein paar Bände ſalopp zuſammengeſchürzter Erzählungen zuſtande. Eine ſchmerzhafte Operation, der er ſich in Paris unterwarf, machte dieſer behaglich luſtigen, cyniſch ſorgloſen Exiſtenz ein Ende.

Die zweite Figur iſt etwas beſſerer Art, dazu phantaſtiſcher und wunderlicher. Sie ließe ſich vortrefflich in einem Märchen à la Hamilton brauchen.

In der Johannisgaſſe zu Berlin öffnete ſich auf den Klingelzug der Eingang zu einer Wohnung, die, wenn man ſie im Dämmerlicht des Mondſcheins betrat, einen glauben machte, man wäre in die Elyſäiſchen Felder eingetreten. Meilenweite Fernen zeigten ſich dem Blicke, paradieſiſche Seen, fruchtbeladene Gärten, Springbrunnen und am Horizont eine Kette abendlich durchglühter Alpen. Welch eine Welt! und das Alles dicht an einem alten Kaſernenſchuppen und im Innern einer engen winkeligen Gaſſe. Ein kleines palaſtartiges Gebäude lag vor dem Eintretenden und an den Säulen des Eingangs hielten märchenhafte Figuren, Rieſen in glänzenden Stahlpanzern und Chineſen mit langen Bärten und Zöpfen Wacht. Die Zauberpracht dieſer ſchönen Welt in der Johannisgaſſe verlor zwar etwas an ihrer Wirkung, wenn man nach und nach bemerkte, daß Alles nur auf den Wänden der hohen Mauern, die Garten und Haus einſchloſſen, gemalt, daß Rieſen und Chineſen nur auf Holz geheftete Pappe waren; allein es blieb für den einmal im Bereich des Staunens befangenen Gaſt doch immer noch Wunderbares genug übrig. Das Seltſamſte war der Hausherr ſelbſt. Auf einem Divan hockend zeigte ſich ein Männchen mit einem grauen Barte und mit einem indiſchen Shawl umwickelt. Es war dies der Graf Roß, bekannter Sonderling und Curioſitätenſammler. Nicht immer hatte er einen grauen Bart gehabt, nicht immer hatte er auf einem Divan gehockt, und nicht immer hatte er ſich ſelbſt unter lauter Curioſitäten zur Curioſität gemacht. Das Leben dieſes Mannes hatte ſeinen eigenen Schwung genommen, es war darin abenteuerlich zugegangen, und es hätte, wenn das Schickſal es ſo gewollt, aus ſo viel gutem Stoffe und geiſtiger Begabung etwas ganz Brauchbares für die menſchliche Geſellſchaft hervorgehen können. Der Vater des Grafen bekleidete einen hohen Poſten in Indien; von dort kam die Witwe mit dieſem Sohne und großen Reichthümern nach dem Tode ihres Mannes nach Europa und wurde als eine Frau von großer Schönheit in den Salons von Paris und Wien mit Auszeichnung aufgenommen. Die Witwe lebte ſehr heiter. Die koloſſalen Reichthümer ſchmolzen, aber dennoch blieb genug übrig, um den heranwachſenden Sohn mit Allem auszuſtatten, was ein junger Wüſtling, der in die Welt tritt, zu ſeinem Fortkommen nöthig hat. Bildſchön, leichtfertig, ein großer Liebhaber der Maskenbälle und der kleinen Geſellſchaften mit Punſch und Operntänzerinnen, koſtete der Sprößling der Lotosblume, wie er ſich ſelbſt nannte, ſo ziemlich Alles durch, was ſeine Vorgänger in dieſem Fache durchgekoſtet hatten und wozu Wien von jeher reichlichen Stoff gegeben. Die Mutter war noch ſchön und lebensfroh, als der Sohn ſein Treibjagen begann, und ſo geſchah es denn oft, daß Mutter und Sohn, Jedes in ſeiner Weiſe auf Raub ausgehend, in der ſtürmiſchen Nacht eines Maskenballes einander unerkannt in die Arme liefen. Welch ein Lachen, welch ein köſtlicher Spaß! Bei einer ſolchen Gelegenheit verliert die Mutter eine Perlenſchnur, die eine Viertelmillion an Werth hat. Was thut ſie? Sie bietet dem Finder — ſich ſelbſt zum Preis. Ganz Wien ſucht. Die Perlenſchnur wird nicht gefunden; endlich entdeckt ſie in irgendeinem Boudoir, wohin ſich die intereſſante Witwe mit einem ihrer Freunde zurückgezogen — der Sohn. Alſo wieder Mutter und Sohn! Neues Gelächter, neuer köſtlicher Spaß! Aber die wiedergefundenen Perlen ſind der beſte Spaß. Das Vermögen des verſtorbenen Nabobs iſt bereits ſo geſchmolzen, daß eine Perlenſchnur mehr oder weniger eine Sache von Bedeutung iſt. Der Sohn behält die Perlen. — Auf dem Congreß zu Wien behauptete der Graf den König von Preußen aus einer großen Gefahr gerettet zu haben, deshalb fiel er dem Fürſten Wittgenſtein mit Geſuchen um Anerkennung und Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte läſtig. Der Fürſt war aber gerade der Mann, mit derlei Prätendenten fertig zu werden. Eine Weile beſuchte der Graf noch die große Welt und den Hof, dann zog er ſich in ſeine Klauſe zurück und wurde eine Curioſität. Aus Indien noch hatte er eine Anzahl Waffen, Geräthe, Prieſter- und andere Gewänder mitgebracht; dieſes bildete den Kern der Sammlung, um die ſich mit den Jahren eine dicke Schale ſchloß. Ohne allen Plan nur das Seltſame, Bizarre, Abenteuerliche ſammelnd, befand ſich ein wirkliches Kunſtwerk neben einer läppiſchen Spielerei, und beide gleich hoch beachtet. Das Haus, das er bewohnte und das nicht groß war, hatte er in vier Welttheile geſondert, und noch ein Cabinet für römiſche Kunſtgegenſtände aus der Kaiſerzeit abgetheilt. Hier waren die Möbel nach Form der bekannten Muſter, die man auf den Wandgemälden aus Pompeji gefunden, gearbeitet, und in dieſem Cabinet hing das Porträt der Gräfin-Mutter als Aſpaſia. In einem der größern Gemächer ſtanden in den vier Winkeln koloſſale Pagoden; in dem Bauche einer derſelben nahm der Graf Platz, um durch den Nabel, der ein Guckloch bildete, diejenigen Beſuche zu beobachten, die da an gewiſſen lich emporſteigen, um durch Geſang und verführeriſchen Liebreiz die Kinder der Sterblichkeit zu verlocken.

Mein Vater war ſtolz darauf, unter der Regierung dreier Churfürſten von Sachſen ruhmvolle Thaten vollbracht zu haben; er wußte ſich ſogar auf Johann Georg II. zu beſinnen. Unter deſſen Sohne und Enkel war ſeine Jugend und ſein Mannesalter hingeſchwunden, Friedrich Auguſt entließ mit den ehrenvollſten Zeichen der Gunſt nach wiederholt erbetenem Abſchiede den alternden Helden in die Abgeſchiedenheit ſeiner väterlichen ererbten Schlöſſer. Unſere Familie hatte früher das Vorrecht, Reichsunmittelbar zu ſein, allein mein Großvater büßte dieſe Souveränität in einem Kampfe mit dem damaligen Reichsoberhaupte ein. Von der Zeit an ſchloß ſich unſer Stamm eng an das Churhaus Sachſen an, wurde lutheriſch und tauſchte den Freiherrntitel gegen den eines Grafen aus. Die Sage

Tagen kamen, um die Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen. Er hörte oft eben nicht ſehr gefällige Ausſprüche über ſich und ſeine Sammlung ertönen. Ein Diener führte die Fremden umher und machte auf die Zettel aufmerkſam, die bald an dieſe bald an jene Curioſität geheftet waren und Sprüche aus Jean Paul, Goethe und Schiller enthielten, die durchaus keinen Zuſammenhang mit dem Dinge hatten, bei dem ſie lagen. Man wußte in der That nicht, weshalb man bei einem Stück Mammuthsknochen an den Ausſpruch Schiller's erinnert wurde: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, der Uebel größtes aber iſt die Schuld“, oder bei einem Stück Seidentaffet an das Wort: „Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht.“ Eine ſehr gelungene Nachbildung der Mediceiſchen Venus aus carrariſchem Marmor und jene ſchon erwähnte Perlenſchnur machten die Glanzpunkte der Sammlung aus, dann viele altindiſche Gemälde auf Papier aus Pflanzentheilen.

Der Graf war ein harmloſer alter Schwätzer, der keiner Seele etwas zu Leide that, und der zufrieden war, wenn man ihn und ſeine Sammlung beachtenswerth fand. Als die Maſſen der Aufſtändiſchen in die Wohnungen drangen und nach Waffen ſuchten, kamen ſie auch in das Haus in der Johannisgaſſe. Die beiden Chineſen am Eingange ſcheuten ſie nicht, und der Graf kam ihnen freundlich lächelnd entgegen, indem er ein paar alte verroſtete Sackpiſtolen in den Händen hielt. Man nahm ſie mit Dank, und dadurch aufgemuntert, brachte der Hausherr, der erwartet hatte, man werde in ſeinem Hauſe das Unterſte zu oberſt kehren, noch einen unermeßlich langen befiederten Pfeil von der Wand und erklärte mit geheimnißvollem Flüſtern, die Spitze dieſes Pfeils ſei vergiftet, wobei er um Erlaubniß bat, mit der gefährlichen Spitze einem ſeiner Gäſte auf die Hand zu tippen, wodurch ein ſolcher Schrecken bei allen entſtand, daß ſie, die geſchenkten Waffen im Stich laſſend, eilends aus dem Hauſe flohen. Der Graf legte den Pfeil ruhig wieder an ſeinen Ort, und er und ſein Haus blieben hinfort von jedem Zuſpruche verſchont. Eines Tages begegnete er in der einſamen kleinen Gaſſe, in der außer ihm nur ein paar Leute wohnten, einem Grabgeleite. Sogleich that er den Ausſpruch, daß der nächſte Leichenwagen, der ſich über dieſes Pflaſter bewegte, ihn tragen würde; und ſo geſchah es auch. Seine Sammlung kam zum Beſten einer frommen Stiftung unter den Hammer des Auctionators. Er und der Hofrath B. — auch ein Sonderling und Sammler — verkehrten viel miteinander, und ich erlebte öfters, daß der Eine mit einer alten Porzellanvaſe unter dem Mantel, der Andere mit einem Fetzen ſeidengeſtickten Brocats bei mir vorſprachen und ſich mit wechſelſeitigem Lobpreiſen ihren Fund mittheilten. Gewöhnlich kam der Graf allein, und ſeine Erſcheinung war ſo abenteuerlich, daß, wenn er plötzlich in der Dämmerung mit ſeinem langen weißen Barte in meinem Zimmer ſtand, ich auf den Gedanken verfiel, eine Figur aus meinem Märchen „Fortunat“ komme mir einen Beſuch abzuſtatten. Wenn er Zeit und Gelegenheit fand ſich auszuſprechen, ſo ging ein Zug von Trauer durch ſeine Reden; man hörte daraus, daß ſein Leben ihm nutzlos vergeudet erſchien, und daß er wünſchte, es anders gelebt zu haben. Die Einſamkeit und die Schatten eines freudeloſen Alters machten ihn mitten unter ſeinen hunderttauſend blitzenden und ſchillernden Sächelchen vor Froſt ſchaudern. Einſt fand ich ihn, wie er ſich im weißen Prieſtergewande eines Braminen der Länge nach auf dem Sopha niedergelegt hatte und ſtarr wie eine Leiche lag. „So“, ſagte er, „will ich begraben ſein.“ Bald darauf, bei einem guten Souper, waren die Sterbegedanken wieder verbannt, ſowie der Anzug abgelegt. Durch dieſen Mann iſt mir das Sammeln verleidet worden, zu dem ich früher wol einige Neigung in mir ſpürte. Wie geiſtlos thürmt ſich ein ſo widerwärtiger Plunder um uns her auf, wie wenig ſind wir zuletzt im Stande die Maſſe zu beherrſchen, und wie erſtirbt jede Beweglichkeit des Lebens, jede Regung einer freien Stunde unter dem unverſtändlichen Wuſte, der endlich unſere Freunde uns, und uns unſern Freunden entzieht. Noch nie habe ich einen Sammler geſehen, der nicht mit der Zeit ein Pedant wurde.

3.

Der Ruf als enragirter Royaliſt, in den ich mich durch mein Buch, das in den Händen von Jedermann war, der in der Hoffnung lebte, die alten Zuſtände wieder zurückgeführt zu ſehen, gebracht hatte, bewog eine große Anzahl ſich mir zuzuwenden, ſowie andererſeits ich gerade durch dieſe Schrift treffliche Freunde verlor. Der Redacteur der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ ſuchte mich auf und bat um Beiträge für das Feuilleton ſeines Blattes. Der Miniſter von Meyendorff ließ nicht von der Anſicht ab, daß ich politiſch wirkſam ſein könne und müſſe. Da wir früher von Literatur und Kunſt geſprochen, ſprachen wir jetzt von der Art und Weiſe, wie ein Zeitungsartikel abzufaſſen ſei, der die Verwirrung bekämpfte und die Anſichten lichtete. Lange Zeit wich ich jedem Anſinnen derart aus, wohl wiſſend, wie wenig mein Talent ſich eigne auf dieſem Felde zu agiren. Ich hätte lieber zwei, drei Novellen ſchreiben mögen als einen einzigen Zeitungsartikel, ich wußte durchaus nicht wie ein ſolcher anzufangen war, und überdies war mir zur Genüge bekannt, daß der Miniſter Federn im Solde hatte, die für ihn arbeiteten. Aber ich ſollte es durchaus ſein. Der Miniſter ſchloß ſich mit mir ein und ging mit mir die Verdienſte durch, die Rußland gegen Preußen ſich ſtets erworben und noch erwarb. Wir ſtellten uns die glorwürdige Zeit der Befreiungskriege vor Augen, wir zogen in Paris ein, und wir machten, unter dem ruſſiſchen Doppeladler, nicht allein Preußen, ſondern ganz Deutſchland glücklich und dankpflichtig. Dieſe Verdienſte ſollten von neuem jener undankbaren Partei vorgehalten werden, die einen Einfluß Rußlands auf Ordnung der Angelegenheiten Deutſchlands nicht allein für entbehrlich, ſondern gar für ſchädlich hielt. Jede ſolche Sitzung machte, daß ich betäubt nach Hauſe kam. Wo war die ſchöne, freie Unabhängigkeit meines Schreibtiſches geblieben? Wo das Reich der feſſelloſen Phantaſie? Broſchüren, franzöſiſche und ruſſiſche Zeitungsblätter, mit von dem miniſteriellen Rothſtift angeſtrichenen Stellen, füllten den Raum auf meinem Schreibtiſche, der ſich von der Büſte des berberiniſchen Faun bis zu der kleinen Porphyrvaſe ausdehnte, die ich als Geſchenk von Joukowſky erhalten. Dieſe Vaſe mit ihrem grünen lockenden Glanze hatte ſchon oft als Sinnbild des fernen mächtigen Reichs mir geleuchtet, das unter ſeinen unermeßlichen Länderſtrecken auch die kleine Provinz einſchloß, die ich meine Heimat nannte. Oft hatte die Vaſe in verſtändlichen Worten zu mir geſprochen: Kehre zurück! Ich verſpreche dir Reichthum und Anſehen! und deutlicher als je tönten jetzt aus der Tiefe ihrer lockenden ſchönen Rundung dieſe Sirenentöne. Der Miniſter hatte mir für eine erfolgreiche politiſche Thätigkeit ein reichliches Einkommen verſprochen, doch ſollte ich mich freilich ganz und völlig der Politik weihen, nie die Feder zu andern Zwecken wieder anſetzen. Ich bekenne offen, alle dieſe Ausſichten und Anträge hatten etwas Lockendes. War ich doch völlig mit meiner Ueberzeugung und meinem Gewiſſen bei der Partei, der ich dienen ſollte, was konnte mir alſo willkommener ſein als mit Einfluß und Freiheit — Beides ſicherte mir das mächtige Wort des Miniſters zu — unter ihrer Fahne zu arbeiten. Dennoch, ich bekenne es, ging ich nur mit Grauſen daran, einen Zeitungsartikel abzufaſſen; es gehörte auch wenig Scharfſinn dazu, bei jeder meiner Phraſen das fehlende Etwas zu vermiſſen, das einer politiſchen Theſe die eigentliche Schärfe und Bedeutung gibt. Leben und Colorit, ſchöne Beweglichkeit und gelenke Anmuth, die bei poetiſcher Production den Stil machen, iſt bei der Zeitungsphraſe nicht zu brauchen, ſie würden nur ſtören; Facta, frappant zuſammengeſtellt, Zahlen in ein bedeutungsvolles Luſtre geſetzt, doctrinäre Rhetorik voll Schärfe und Kälte des Verſtandes bilden die politiſche Zeile. Ich gab mir unendliche Mühe, mich in den Zeitungs- und Broſchürenſtil hineinzuarbeiten, und nachdem ich im Schweiße meines Angeſichts eine ſo vertracte Arbeit zu Stande gebracht, und ſie dem Miniſter vorlas, zuckte der mitleidig die Achſeln und fand bald dieſes, bald jenes Factum ausgelaſſen, bald dieſen, bald jenen Paſſus zu unbeſtimmt ausgedrückt. Ein unbedingtes Lob von Perſonen und Zuſtänden durfte nie ausgeſprochen werden, es mußten Thatſachen ſprechen; aber gerade Perſonen und Zuſtände, wenn ich hätte jene nennen und dieſe ſchildern dürfen, hätten, wie ich die Sache auffaßte, mehr Theilnahme und Lob erweckt, weil ich ſie mit Wärme und Leben geſchildert hätte, als eine Reihe von Jahreszahlen und Regierungsberichten. Ich beſinne mich noch, mit welcher Verzweiflung ich meine erſte und letzte Broſchüre „Erfurt“ ans Tageslicht förderte. Sie ſollte damals in ruſſiſchem Sinne bei einer abzuhaltenden Zuſammenkunft der deutſchen Regierungen in Erfurt wirken. Die Koſten für den Druck dieſer Broſchüre, außerdem eine Summe von 200 Thlrn. zu einer Reiſe nach Erfurt erhielt ich vergütet, ſonſt aber, wie man damals von einer ruſſiſchen Penſion fabelte, auch nicht den kleinſten Antheil von den enormen Summen, die Rußland für die Beſtrebungen der Reaction nach Deutſchland überfluten ließ, und ch bin meinem Geſchick dankbar, daß es ſo gekommen, daß ich in vollem Maße mir meine Freiheit und Selbſtändigkeit habe bewahren mögen, indem ich zu dem beſcheidenen Theile Arbeit zurückkehrte, die mir die Muſe auferlegte, und bei der ich keinen ruſſiſchen Miniſter und keine officielle Zeitungspreſſe neben mir hatte. Ueberdies mit dem gerühmten „Einfluß“ und der verſprochenen Freiheit wäre es ohnedies eine problematiſche Sache geworden. Von oben her ging in Rußland damals der Grundſatz aus, und einer der erſten Günſtlinge in der Umgebung des Kaiſers hatte es öffentlich ausgeſprochen, daß mit aller „Federfuchſerei“ nichts zu machen ſei, daß die einzige ſpitzige Feder, mit der man zu ſchreiben habe, das Bajonnet ſei. Bei einer ſolchen Nichtachtuyg und Verſpottung literariſcher Talente konnte auch die Zeitungsfeder eines Peel oder Brougham zu den entbehrlichen Dingen gerechnet werden. Im beſten

Falle alſo, wenn ich mich durch einen jahrelangen Frohndienſt in ſteter Selbſtqual und Selbſtverleugnung genugſam geplagt hatte, ſo wäre meine Belohnung vielleicht geweſen, daß mein Name in den großen Keſſel mit tauſend andern geworfen worden, der über dem Feuer ſiedete und brodelte, und in welchem man den zähen Schleim von tauſend käuflichen Seelen und Federn zu dem bekannten Brei verdichtete, mit welchem man den Schreiern die Mäuler zu ſtopfen die Geſchicklichkeit und den guten Willen hatte. Ein trauriger Ruhm. Und wäre nun noch hinzugetreten, was ſpäter hinzutrat, als ich die Vorgänge der Reaction vor Augen ſah, daß meine ultraroyaliſtiſche Anſicht wankte, was dann? Hätten dann nicht Orden, Penſion und geſtickter Kragen mich zu dem elendeſten Geſchöpfe gemacht, zu einem Geſchöpfe, das ſeinem gnädigen Chef nachtretend, die letzten Silben von deſſen Rede devoteſt widerhallen muß? Wenn ich jetzt ein Wort für meine Partei, für den durch Humanität gereinigten Ariſtokratismus ſage, wenn ich jetzt zu Gunſten edler und großer Fürſtenperſönlichkeiten mich ausſpreche, mag immerhin dieſe Stimme unter dem Chorus viel ſtärkerer und gewichtigerer Stimmen verklingen, es iſt doch die Stimme eines freien Mannes.

erzählt, daß der Begründer unſers Hauſes ein Beherrſcher jener unermeßlichen Waldſtrecken geweſen ſei, die zwiſchen der Elbe und der Donau ſich ausdehnten, und von denen jetzt der Harz und der Thüringer-Wald nur ſchwache Reminiscenzen ſind. Deshalb der Name Sylvan. Deshalb noch im Wappen ein Waldgott mit abenteuerlichem Schmuck. Ich begrüßte dieſe Zeichen über dem Thore unſers Schloſſes mit einem Gemiſch von Ehrfurcht und Rührung.

Mein Vater liebte nicht die Sentimentalität, ſelbſt die ſo natürliche und erlaubte nicht, die die Bande des Blutes bezeichnet. Er empfing mich, wie er einen Vaſallen zu empfangen pflegte. Man hatte mir zuvor genau die Anzahl der Verbeugungen eingeſchärft, die ich machen mußte, wenn ich auf Befehl mich ſeinem Sitze näherte. Er blickte mich lange ſchweigend an, dann ſagte er: „Kommſt du nun, dein Erbe zu empfangen?“ Ich antwortete: „Ja.“ — „Welches

Meine Reiſe nach Erfurt benutzte ich, um dieſe alte intereſſante Stadt und ihre Denkmäler kennen zu lernen. Nebenbei ſtattete ich meinen Freunden in Weimar einen Beſuch ab, zu denen vor Allen der harmloſe edle Menſch und Dichter Maltitz gehörte. Man kann ſich denken, daß wir nicht über Politik ſprachen: er las mir die erſten Geſänge eines Epos vor, zu deſſen Helden er den Ewigen Juden genommen. Dieſer oft behandelte Gegenſtand erhielt in dieſer Skizze einen eigenthümlichen Reiz durch die Darſtellung, die der Dichter von den Leiden des Dreißigjährigen Kriegs gab und von dem jahrhundertelang nachwirkenden Elende, das von dieſer grauſenvollen Periode der Zerfleiſchung Deutſchlands über alle politiſchen und ſocialen Verhältniſſe ausging. Ich kaufte in Erfurt ein paar Glasmalereien, mit denen ich den Miniſter zu beſchwichtigen hoffte, über die mangelhaften, und zuletzt gänzlich ausbleibenden Berichte, die ich ihm machen ſollte. Was konnte ich auch berichten? Etwa die Reden, die im Parlament, zu dem man, wie in Frankfurt, auch hier eine Kirche genommen, gehalten wurden? Ich hatte ſie nicht gehört, ſtets verſäumt, und wenn ich von einer Excurſion in irgendeinen entfernten Stadttheil zurückkehrte, und in die Verſammlung kam, ſo wollte es das

Misgeſchick, daß immer einer der Schwachen und Schwächſten redete. Grenzenlos zuwider wurde mir dies Treiben. Es tauchte nirgends eine Geſtalt von Bedeutung auf, und der Boden der Geſellſchaft war von tauſend und abertauſend Eiferſüchteleien, kleinen Ränken und offenen oder geheimen Befehdungen unterminirt. Man konnte nicht drei Worte ſprechen, ohne daß man einen moraliſchen Rippenſtoß austheilte oder erhielt. Die beſten Freunde und Genoſſen ſahen ſich oft ſchielend und mistrauiſch an. Und dabei wußte Niemand, wohinaus das Alles ſollte. — Schwanken, halbe Maßregeln, Zugeſtändniſſe und wieder ſchroffe Abweiſungen überall. Die preußiſchen Royaliſten Bismark-Schönhauſen und Kleiſt-Retzow ſpielten als geſinnungstüchtige und zuſammenhaltende Männer eine hervorſtechende Rolle. Genial-dämoniſch-myſtiſch ging die verhüllte Geſtalt von Radowitz über die Bühne. Mit ihm führte mich ein günſtiger Zufall auf der Zurückfahrt nach Berlin in dem Eiſenbahnwagen zuſammen. Wir Beide allein. Der damals allmächtige General und Miniſter anfangs ſchweigſam und in die Blätter ſeines corpulenten Portefeuille, das er ſtets bei ſich auf dem Polſter des gegenüberliegenden Sitzes liegen hatte, vertieft, dann ſich in intereſſanten Auslaſſungen mir zuwendend. Ich war erſtaunt, daß er mich und meine Schriften kannte. Ich ſehe noch die dunkeln Augen mir zugewendet, mit einem forſchenden und wenig humanen oder gütigen Ausdruck. Dabei waren aber ſeine Worte gütig. Er theilte mir mit, daß er damit umginge, die Adelsſymbole und Wappendeviſen zu ſammeln; ein wunderliches Unternehmen, das ſpäter auch ans Licht getreten iſt. Wenn der Zug an einer Station anhielt, ſammelten ſich Gruppen Neugieriger vor dem Fenſter unſers Wagens; alsdann nahm der Miniſter ſein großes Portefeuille und vertiefte ſich darin. Ich, der ich keinen ſo prächtigen Fächer hatte, um mich dahinter zu verſtecken, mußte die Gloſſen über meine Perſon ergehen laſſen, die man draußen machte, und von denen einige ſo arg in die Irre gingen, daß ſie mich für den Miniſter nahmen. Wie viele Tauſende, innerhalb des preußiſchen Staats, hätten ſich an meinen Platz gewünſcht, zu einem tête-à-tête mit dem Berühmten und Gefürchteten, während einer ziemlich langen Fahrt.

Hiermit war meine politiſche Miſſion zu Ende. Der Miniſter ließ mich wie einen Unheilbaren gehen, an dem kein Reizmittel ſeiner politiſchen Apotheke mehr Wirkung machte, und wenn ich wieder zu ihm kam fingen wir wieder an von Calderon und der ſpaniſchen Literatur zu ſprechen.

Ich habe vergeſſen, des Kriegs in Schleswig-Holſtein zu erwähnen. Er hatte von neuer Seite her Regung und Bewegung gebracht. Ich hatte junge Freunde, die im Feuer ſtanden. Man wußte nicht wohin mit all den Soldaten, die man vor Verführung möglichſt ſichern wollte; es erſchien alſo als willkommener Vorwand, ſie hinaus an die deutſchen Grenzmarken zu ſchicken, um gegen eine Sache zu fechten, die auf dem Boden der Legitimität ruhend, ſpäter zwang, dieſelben Kräfte im Kampfe für ſie ins Feuer zu ſenden. Unſeliger Wankelmuth, unſelige Halbheit. Indeſſen war für die Jünglinge, die die Gefahr ſehen wollten, trefflich geſorgt, es ſauſten Todeskugeln um ihre blonden Häupter, und manchem Leichtfertigen wurde der Ernſt menſchlicher Dinge durch ein Loch im Mantelkragen bemerkbar gemacht. Ich bewahre noch einen rührenden Brief von einem jungen Manne, der mit einem wahren Freudentaumel ſchreibt, daß er in Todesgefahr geweſen, daß dicht neben ihm ein Soldat gefallen. So hat der lange Friede die Jugend lüſtern gemacht nach Gefahr.

Zu dieſer Zeit ungefähr traf auch Ludwig Uhland in Berlin ein, der nach Frankfurt zum Parlament ging. Man konnte keinen beſſern Mann und keinen ſchlechtern Redner dorthin ſenden.

4.

Von der Politik mich abwendend, wendete ich mich der Politik zu. Nie konnte Eins von dem Andern verſchiedener ſein als Das, was ich bisjetzt Politik genannt, von Dem, was ich jetzt ſo zu nennen mich veranlaßt ſah. Das Eine trocken, dürr, eine ohne Urtheil und Prüfung angenommene conventionelle Lehre, ein völlig Fernes und Fremdes und das Andere ein mächtig neben mir Emporwachſendes, ein wild Lebendiges, ein Princip des neuen Menſchen, der plötzlich alte Hüllen abſtreifend den Athem der Weltſeele über ſich hinbrauſen fühlt. Für dieſe Politik wurde ich gewonnen, durch die koloſſale deutſche Kaiſerfrage. Welch eine unermeßlich großartige Frage! Als zuerſt die Kunde aus Frankfurt kam, daß man damit umginge, einen neuen deutſchen Kaiſer zu wählen, ein Oberhaupt, würdig, groß und dem Zweck des neuerwachten Völkerbewußtſeins gemäß, da erſt überkam mich die Ueberzeugung, daß es doch etwas damit ſei, was man neue Ideen nannte. Jetzt fing ich an, da ich es früher gezwungen gethan hatte, mit Leidenſchaft und Begierde Zeitungen zu leſen. In den Geſellſchaften wurde hin und her disputirt, ob der König, wenn man ihm die deutſche Kaiſerkrone anbieten würde, ſie annehmen werde. Es herrſchte darüber eine ſeltſame Ungewißheit, eine ſeltſame, weil man nach Allem, was vom Könige ſeit jenen Tagen der Begeiſterung, wo er ſich ſelbſt in den drei Farben gezeigt, ausgegangen, doch wol genugſam überzeugt ſein konnte, er werde es nicht thun. „Wenn Friedrich der Große noch lebte!“ riefen einige Stimmen, „würde er wol zögern, ſich den Purpur Karl's des Großen um die Schultern zu werfen?“ Ja — Friedrich der Große! Aber es war hier keiner. Es iſt wahr, die Wahlelemente, aus denen dieſe Krone hervorging, waren keine legitimen nach dem alten Sinne, aber ſie waren rechtliche nach dem neuen Völkerbewußtſein. Ein Herrſcher, der ſich berufen fühlte, einen mächtigen Augenblick zu ergreifen, um Deutſchland glänzend, einheitlich und groß zu machen, konnte, wenn er auch noch ſo ſehr ſich Fürſt von Geblüt fühlte, doch dieſe Krone ergreifen, und dann einmal im Beſitz der Macht, auf der hier Alles ankam, ſich die Außendinge, den Zubehör dieſer

Macht, ſo geſtalten, daß ſie ausgleichend nach allen Seiten hin das alte Recht nicht kränkte, indem es das neue auf den Thron hob. Es läßt ſich Alles machen, wenn nur der rechte Mann da iſt. Und dieſes war ein Moment, der nie wiederkam. Es ſchwebte über Deutſchland, ja über Europa, ein großes Verhängniß, aber es war ein kleines Geſchlecht von Menſchen, das dieſem Geſchick nicht gewachſen war. Noch einmal fühlten die modernen Nationen den Willen und den Wunſch, ſich einer Krone zu beugen; es hätte eine große gewaltige Krone ſein können, eine impoſante Fürſtengewalt, die auf lange Zeit hinaus wieder das Inſtitut der Fürſten mit Glanz und Anſehen bekleidet hätte, es ſollte aber nicht ſein, und wie Spreu im Winde flogen nun die Intereſſen auseinander, in alle vier Winde und — das Geld, der Materialismus in ſeiner craſſeſten Geſtalt ſchwang ſich auf den Thron, den die Humanität und die Fürſtenehre leer gelaſſen hatte. Jetzt wird es ſchwer ſein, wenn auch der große Mann ſich findet, daß ihm wieder Platz gemacht wird und man auf ſeine Stimme hört. Die Fürſten jedenfalls haben doppelt und dreifach ſchweres Spiel, denn es kommt darauf an, daß ſie ſich wieder *bedeutend* machen. Zart und rückſichtsvoll auf dem Throne ſein, heißt *klein* ſein, und das Kleine wird von Dem, was noch kleiner iſt, nicht beachtet und gleichgültig unter die Füße getreten. Hat Katharina II. rückſichtsvoll und zart gegen ihren Gemahl gehandelt, als ſie die Hand nach der Zarenkrone ausſtreckte? Hat Friedrich der Große zart und rückſichtsvoll gegen Oeſterreich gehandelt, als er ſich Rechte auf Schleſien anmaßte; und endlich die edle Maria Thereſia, hörte ſie wol auf die Geſetze der Rückſicht und Zartheit, als ſie ſich Theile von Polen aneignete? Und dennoch ſind dieſe Fürſtennamen große Namen in der Geſchichte.

Der Tag erſchien, als die Deputation mit dem Geſchenk aus Frankfurt anlangen ſollte. Sie kamen; aber wie kamen ſie! Unter den Linden drängte ſich die Menge, um den Zug anzuſehen, und dieſer Zug beſtand in einer Reihe Miethwagen, in welchem jeden ein paar Herren in ſchwarzen Fracks und mit weißen Halsbinden ſaßen. Spießbürgerlicher und kläglicher konnte man die Sache nicht einrichten; auf dieſe Weiſe hatte man in Berlin oft eine kleine Bürgerhochzeit zuſtande kommen ſehen, wo auch der Bräutigam und deſſen Verwandte in dem obigen Coſtüm ſich producirten, nur daß hier die Braut fehlte. Ein allgemeines unwilliges Ach! der Enttäuſchung ließ ſich hören. „Freilich“, ſagte man ſich, „dieſe

Herren ſind Repräſentanten der deutſchen Stämme, ſie tragen in ſich die Würde, ſie brauchen ſie nicht äußerlich zu zeigen!" Schon gut; allein man hätte hier ein Uebriges thun müſſen. Die Pracht des ancien régime, die Paraden, die glanzvollen Aufzüge, die ſchönen Equipagen — Alles war der Menge noch zu ſehr im Andenken, als daß ſie Sinn gehabt hätte für dieſe puritaniſche Simplicität. „Ne! die wollen unſern König zum Kaiſer machen!" hörte ich einen Straßenjungen in meiner Nähe ausrufen, „die Männeken mit de weißen Binden! Na nu jut! Da kann der Meeſter ſagen wat er will, ick bleibe beim Alten." — Der Zug der Droſchken fuhr vors Schloß, wo der König mit den Miniſtern bereits die Deputation erwartete. Das Reſultat der Audienz war das bekannte. Unter höflichen Ausdrücken dankte Friedrich Wilhelm für die ihm zugedachte Ehre, indem er bemerklich machte, daß es gegen ſein Gewiſſen ſei, in die Rechte ſeiner Vettern, der übrigen deutſchen Fürſten, zu greifen.

Es war vorbei und abgemacht.

Preußen blieb wieder Preußen.

Bald hierauf wurde Herr von Meyendorff von ſeinem Poſten abberufen und ſeinem Wunſche zufolge nach Wien verſetzt. Er hatte eine ſchwere iſt das Erbe eines Grafen von Saint-Sylvan?" — Ich: „Die Ehre und der Ruhm." — Er: „Du ſollſt ſie aus meinen Händen empfangen." — Ich mußte niederknieen und er berührte meine Schultern mit ſeinem Degen. Zugleich ſchenkte er mir dieſe Waffe und ermahnte mich in kurzen Worten, eingedenk zu ſein des Namens und der Thaten meiner Ahnen. Ich leiſtete ihm dann noch eine Art von Schwur und er entließ mich.

Ich zitterte, als dieſe Scene zu Ende war; ſo wenig war ich in meiner ländlichen Einſamkeit ſolcher Eindrücke gewohnt. Der lange ſilbergraue Bart meines Vaters erregte in mir Schrecken und Ehrfurcht. Seine Kleidung, ſeine Worte, das Unbewegliche ſeiner Stellung, alles ſchien mir nicht dieſer Welt anzugehören. Ich fand es unerklärbar, wie die Natur mich zum Sohne dieſes Mannes hatte machen können; es war wenig Verwandtſchaft zwiſchen uns. Der milde, freundliche Greis, den ich verlaſſen, zu ihm paßte der

Zeit in Berlin durchgemacht und bedurfte der Ruhe. Seine Geſundheit war leidender wie je. Er war der letzte Diplomat aus der alten Schule, ſein Nachfolger war einer derjenigen, die den Ausſpruch bewahrheiteten, daß nur das Bajonnet die Feder ſei, mit der man ſchreiben müſſe, daß Kunſt, Wiſſenſchaft, feine geſellige Bildung nichts gelten und nur der „Wille des Herrn“, in blindem Gehorſam befolgt, die einzige Richtſchnur ſei eines Mannes, der emporzukommen hoffte, ſei es in welcher Stelle es wolle. —

Ich hatte einen kleinen Kreis um mich geſammelt und wir laſen eifrig die Schriften, die über die Neugeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe publicirt wurden. Alles intereſſirte, Alles beſchäftigte mich. Ein Mann wie Gagern, wie Auerswald u. A. nahmen meine ganze Theilnahme in Anſpruch. Jetzt hätte ich gern über Politik etwas ſchreiben mögen, allein ich getraute mich nicht. Mit Beſchämung wurde ich inne, wie blind und taub ich bisjetzt in den Tag hineingelebt hatte, wie die öffentlichen Angelegenheiten mich gar nicht gefaßt hatten und wie das Ding, das ich bisjetzt für Politik gehalten, ein ſeelenloſes Phantom geweſen. Das Volk, deſſen beſſere und edlere Männer jetzt zuſammen beriethen, um die großen Intereſſen des Vaterlandes zu wahren, ich gehörte ja auch dazu. Auf deutſchem Boden war meine Familie entſproſſen, deutſche Bildung, deutſche Sitte, deutſches Recht hatte über meine Ahnen gewaltet, und ich — mitten in den Stürmen mich befindend, die dieſe edle Nation in ihrer Geſammtheit bewegten, ich hätte abgeſondert und ſtarr, unwiſſend Deſſen, was Alle wußten, daſtehen ſollen! Unglücklicherweiſe hatte ich durch meine Theilnahme an der „Kreuzzeitung" — doch ſei dabei geſagt, daß dieſe nach wie vor ehrenwerth gegen mich handelte — mir den Zutritt zu den Männern verſperrt, deren politiſche Anſicht jetzt die meinige geworden war, und mit denen ich gern in ein intimeres Verhältniß getreten wäre. Es ließ ſich aber nicht machen. Die Fortſchritte der Reaction, die Art und Weiſe, wie die Sieger mit Gewalt der Waffen an den Unterliegenden handelten, wie ſich jener alte finſtere Kaſtengeiſt, dem eine bittere Lehre nutzlos gegeben worden, mit verdoppeltem Hochmuthe wieder hob, wie perfid Freund vom Freunde ſich ſchied, wenn es galt, eine geſicherte Stelle im jetzt beſchützten Lager der ehemals Verhaßten und Verfolgten zu erlangen — alles dieſes und noch viel mehr machte einen unſäglich trüben Eindruck auf mich. Ich ſah moraliſch ſinken, was ich bisher hochgeſtellt und verehrt hatte. — Nichts mehr davon! —

Schon lange hatte ich eine Reiſe nach Wien beabſichtigt. Das Jahr 1851 war erſchienen: die Zuſtände überall entweder wieder ins alte Gleis geſchoben oder auf einige Zeit hinaus, mit wirkſamen Stützen, in gefahrloſen Stand geſetzt. Die Geſelligkeit war vom Grund aus zerſtört; es gab keine Geſellſchaften mehr. Es gab Leute, die zuſammenkamen und zwei bis drei Stunden beieinander aushielten; allein Furcht, Neid, Beſorgniß, geheimer und offener Widerwille machten dieſe Leute Einen dem Andern zu Gegenſtänden des Verdruſſes. Die Fürſten grollten mit ihren Unterthanen und hatten ihre Reſidenzen verlaſſen; dieſe waren öde Plätze geworden: der Handel ſtockte, das Geld fehlte; wo das Auge hinblickte, ein zerſtörtes Leben und Wirken. Unbehaglich bis aufs Aeußerſte war ſelbſt im Schooſe der Familien Zwiſt und Streit aller Art. Und das Unſeligſte war, Jedermann ſagte ſich, der Kampf iſt nicht zu Ende gekämpft; ein matter, haltloſer Friede iſt auf beiden Seiten geſchloſſen. Der Sieg iſt kein Sieg geweſen, die Unterlage kein Erliegen. Tödtliche Feindſchaft, unerſättlicher Haß, ſie leben noch, ſie haben ſich nur verſteckt. Welch ein Zuſtand das! —

Indeſſen man mußte weiter leben. Es gab ſich die ſiegende Partei das Wort „froh“ ſein zu wollen. In Wien hieß es — geht es wieder in alter Weiſe zu. Das glückliche, das frohe Wien, es iſt völlig wieder das alte. So ſeltſam dieſes klang, Viele glaubten daran und unter dieſen war auch ich. Eines Morgens packte ich meinen Koffer, erhielt mit einiger Mühe einen Paß von dem öſterreichiſchen Geſandten und machte über Breslau die Reiſe nach Wien.

Dieſe uralte Kaiſerſtadt hatte immer großes Intereſſe für mich gehabt. Auf meiner erſten Ausflucht nach Deutſchland war es mir nur wenige Tage vergönnt geweſen, in ihren Mauern zu weilen; jetzt nahm ich mir vor, einen Theil des Winters, beſonders den Faſching daſelbſt zuzubringen. Wenn es wirklich das alte fröhliche Wien war, wo konnte man beſſer all den wüſten Inhalt vergangener Tage vergeſſen, als gerade hier.

Doch ehe ich weiter fortfahre und meinen Leſer an das Ziel meiner Reiſe führe, ſei es mir erlaubt, ein Geſchichtchen hier einzuſchalten, das mit dem Vorangehenden in Berührung ſteht, und ein Bild gibt, das auf dunkelm Hintergrunde der Zeit die Hand der Jugend mit lebhaftem Farbenzauber hinmalt.

Das Abenteuer in Schleswig
oder
die ſchuldloſen Schuldbewußten.

Unter den jungen Offizieren, die aus Holſtein heimkehrten, waren zwei, die mir genauer bekannt waren und die öfters, noch in ruhigen Tagen, meine Abendgeſellſchaft in Berlin hatten vermehren helfen. Der ältere von ihnen war dreiundzwanzig Jahre, der jüngere aber erſt zwanzig geworden; jeder in ſeiner Art war eine anziehende Perſönlichkeit; Severin galt für einen Schlaukopf, er war ein luſtiger Burſche, ſtets bei gutem Humor und voll ergötzlicher Einfälle; Karlott, nach ſeinen Vornamen Karl Otto, die zuſammengezogen wurden, ſo genannt, war was man einen hübſchen Jungen nennt; er ſtand bei den Schützen und ſeine dunkelgrüne Uniform kleidete ihn beſonders gut. Die erſten Tage nach der Zurückkunft waren allein der Erzählung der Waffenthaten gewidmet, und man konnte wenig Anderes von den jungen Helden erfahren, als welches Bataillon ſich mehr als das andere ausgezeichnet habe, wie oft Vorpoſtengefechte und Recognoſcirungen ſtattgefunden, und welche Waffenthat bald dieſem bald jenem Kameraden gelungen. Eines Abends ſaß die kleine Waffenbrüderſchaft bei der Punſchbowle zuſammen und bis zur Ermüdung wurden wieder die Kriegsthaten durchgeſprochen.

„Es iſt genug!“ rief Einer aus der Geſellſchaft; „wir wollen jetzt von etwas Anderm hören. Habt ihr denn kein Abenteuer mit ſchönen Frauen gehabt?“

Eine Pauſe von einigen Secunden erfolgte. Severin kräuſelte ſich den Bart, den er von Holſtein mitgebracht hatte, und ſchwieg lächelnd. Karlott beſah nachdenklich ſeine Cigarrenſpitze, als ſollte die für ihn antworten, und machte ſich dann mit der Punſchterrine zu ſchaffen, ſcheinbar beſorgt, ob ihr Inhalt noch für eine fünfte Füllung der Gläſer langen werde.

Niemand antwortete. Die Frage wurde wiederholt.

„Mit Frauen?“ nahm endlich der ſchlaue Severin das Wort; „Abenteuer? Nun ja, es möchte wol etwas derart ſich finden, und wenn meine geehrten Kameraden und beſonders wenn Karlott erlaubt, will ich ſchon erzählen.“

„Und ich“, fuhr der jüngere Schütze auf, „ich erlaube es nicht. Ich weiß nicht, Severin, wie du ſo ganz vergeſſen kannſt, daß wir unſer Wort gegeben haben —“

„Ach was! Es war kein Ehrenwort, und jedes andere Wort braucht man nicht zu halten.“

„Und dann bedenke — der Ruf der Damen!“ ſetzte Karlott hinzu.

„Was geht mich der an? Haben ſie ihn meinetwegen aufs Spiel geſetzt? Bin ich der Begünſtigte, der Geliebte? Ich habe kein Intereſſe daran, gewiſſe intereſſante Schwachheiten zu bemänteln; ich würde es thun, wenn ſie mir zu Liebe begangen wären.“

„Egoiſt!“

„Und überdies“, fuhr der Sprecher fort, „kann nicht der nächſte Poſttag ſchon das Geheimniß enthüllen? Wir befinden uns hier unter Freunden, wo kein Misbrauch der zarten Geſchichte zu befürchten iſt. Aber nochmals, erlaube Freund, daß ich erzähle.“

„Wenn du nicht anders kannſt, Plaudertaſche, ſo erzähle! Doch nicht in meiner Gegenwart. Und kleide die Sache ſo zart ein wie nur möglich. Verſtehſt du?“

„Sei beruhigt.“

Karlott ſchnallte ſeine Waffe um und nach dem Helme greifend rief er den Freunden zu, daß er auf die nahe Poſt eilen werde, um nach Briefen zu ſehen.

Severin hub ſeine Erzählung an:

„Wir hatten einen ſchweren Tag gehabt. Ein Gefecht erwartend, das ausblieb, hatten wir auf unleidlichem Terrain und bei üblem Wetter einen anſtrengenden und dazu fruchtloſen Marſch gemacht. Ein Landhaus in anmuthiger Gegend, an einem ſchönen See gelegen, winkte uns behaglich zu. Wir wurden erwartet und im Dorfe waren die Häuſer der Bauern zu unſerm Empfange eingerichtet. Die Preußen kommen! rief Jung und Alt, und man freute ſich. Für unſern Hauptmann war Quartier im Herrenhauſe bereitet, aber der brave Soldat zog es vor, in der Nähe ſeiner Leute zu bleiben, und machte ſich zum Gaſte bei dem Pfarrer des Orts, einem ehrwürdigen Geiſtlichen, der neben den Wahrheiten ſeines Katechismus auch für die Einheit Deutſchlands ſchwärmte. Ich ſehe den guten Mann noch vor mir; er hatte eine auffallend rothe Naſe, die er, wie er behauptete, in ſeiner Jugend erhalten, als er, ein tüchtiger Schlittſchuhläufer, ich weiß nicht welche desperate Excurſion unternommen hatte. Andere ſagten ihm nach, daß er bei ſeiner Paſſage durch das rothe Weinmeer dieſes glühende Abzeichen bekommen. Ich erhielt die Ehre, als Ordonnanz auf das »Schloß« geſchickt zu werden, um das Nichterſcheinen des Herrn Hauptmanns zu entſchuldigen. Es war ſpät in der Nacht, als ich mich auf den Weg machte; ein Bauernburſche mit einer Laterne leuchtete mir. Der Mond ging auf, während wir an den Ufern eines Sumpfes dahingingen, und in einer Anwandlung echtdeutſcher Sentimentalität richtete ich meinen Blick auf das Antlitz Selenens und that dabei die geheimnißvolle Frage an das Schickſal: Werde ich auf dem Schloſſe noch ein Abendbrot bekommen oder nicht? Denn es hatte im Dorfe ſchon elf geſchlagen und ich war ſeit dem Morgen dieſes verhängnißvollen Tages ſo gut wie nüchtern. Das Gequake der Fröſche im Sumpfe ſchien mir eine höhnende Antwort auf meine wichtige Frage zu ſein, und der keuſche Mond ſchien mir Vorwürfe zu machen, daß mir, einem echtdeutſchen Jünglinge, in dieſem Augenblicke die Frage um ein Souper wichtiger erſcheine als die Ausſicht auf die Einheit Deutſchlands. Wir wandelten weiter; plötzlich blieb mein Führer ſtehen, und ſich nach mir umwendend ſagte er platt und geheimnißvoll lächelnd: «Hier geht's nicht weiter, ſie haben die Breter weggeriſſen!» — «Um Gottes willen, Menſch!» rief ich; «ſoll ich denn hier im Sumpf ſtecken bleiben?» — «Ich will zurück ins Dorf und Hülfe holen», ſagte der junge Meerumſchlungene und ſetzte einſtweilen ſeine Laterne dicht vor mir hin. Schnell wie ein Schatten in die Nacht war er verſchwunden. Da ſaß ich auf einem Baumſtamme, vor mir die Laterne, die ihre Lichtſtrahlen in das geheimnißvolle Düſter des Sumpfes warf und darin manche Schlafkammer eines friedlichen Sumpfbewohners unangenehm durchleuchtete, hinter mir der Vollmond, der das nahe belegene und doch unerreichbare Landhaus beſchien. Ich zählte die Säulen des Eingangs, und mein ſcharfes Auge ließ mich ſogar das eine mit einem rothen Vorhange bekleidete Fenſter unterſcheiden, das auf dem linken Flügel gelegen. «O du ewige Gerechtigkeit!» rief ich vor mich hin jammernd, «da in ſicherer Stube, beim wärmenden Kaminfeuer, ſitzt vielleicht die Gute, die mit dem Thee auf uns wartet. Himmliſches Weſen! Weib, Jungfrau — oder was du ſonſt biſt — warte nicht länger. Wir kommen nicht. Hier ſitzt in trüber Nacht dein armer Sumpf-Leander und kann es nicht wagen, zu dir, ſchöne Hero, durch dieſe ſtinkende faulende Jauche zu ſchwimmen. Geh in dein Bett, Holde, der Retter deines Vaterlandes, der gekommen iſt, dich und dein Volk mit dem ſchönen Vaterlande Herrmann's und Thusneldens zu verbinden, er iſt gefangen und in Banden. Der ſchnöde Sumpf hält ihn feſt!»

Vatername, zu ihm die Neigung meines Herzens. Ich war ein Knabe, eben zum Jüngling gereift, und er war ein Greis. Die zwiſchen dieſer gewaltigen Kluft liegende Geſchichte war mir unbekannt. Ich hatte meine Mutter nie geſehen, ſie war bei meiner Geburt geſtorben, mein Vater hatte ſich als ein faſt Sechzigjähriger mit ihr vermählt. Wen kann es alſo wundern, daß ich ihm, eben ſo wie er mir, fremd erſchien? Eine ganze Generation ſchien zwiſchen uns überſprungen — wo ſollten unſre Erinnerungen anknüpfen? Er — die Tradition, — ich — ein Traum der Zukunft. Dieſes Mißverhältniß durchſchauend und frühe den traurigen Folgen deſſelben ausbeugend, hatte er ſich entſchloſſen, meiner weichen Jugend die Erinnerungen ſeiner eiſernen Zeit ferne zu halten, indem er mich auf's Land ſchickte und von einem Geiſtlichen, den er kannte und achtete, erziehen ließ. Ich danke ihm dieſe zarte Rückſicht, ſie iſt ſehr weit entfernt von dem

„Dieſe Klagerede Jeremiä verhallte in der Einöde und in der Stille der Nacht. Endlich leuchtete etwas in der Ferne. Ich hebe meine Laterne vom Boden und leuchte hinaus in das Weſenloſe! «Wer da?» rufe ich. «Gut Freund!» tönt eine bekannte Stimme. «Was Teufel!» rufe ich, «du!» «Was zum Kukuk — du!» tönt es entgegen. Ich ſehe im Schein meiner Rettungslaterne einen jungen Gardeſchützen, von oben bis unten oder vielmehr von unten bis oben — denn die Revolution hatte hier auch von unten angefangen — mit Schmuz und Schlingpflanzen bedeckt vor mich hintreten. «Halt!» rufe ich, «bis hierher und nicht weiter! Kein Schritt mehr, Unglücklicher! Wo du auch herkommſt, ſetze dich ruhig neben mich und harre aus! Gott iſt groß, und der Deutſche kommt doch endlich weiter!» Wir umarmen uns und ich nehme dabei, ohne es zu wollen, einige Schlingpflanzen von ſeiner Bruſt auf die meinige.

„«Wo kommſt du her?»

„«Vom Recognoſciren. Die Burſche haben mich verlaſſen und ſind wie ſinnlos links gerannt; ich merke es zu ſpät, gelange auf dieſen verteufelten Knüppeldamm, mache einen Fehltritt und nehme ein kaltes Sumpfbad.»

„«Armer Karlott!»

„«Aber wo kommſt du her?»

„«Ich ſitze hier als Didone abandonnata. Mein Führer iſt fortgelaufen, um als tüchtiger Pionnier hier eine Noth- und Eilbrücke zu ſchlagen. Meine Ordre heißt mich, oben in jenes Landhaus, Schloß genannt, zu rücken, um unſern Hauptmann zu entſchuldigen, der die Nacht im Dorfe bleibt.»

„«Armer Severin! Aber Gott ſei Dank, du biſt nicht naß!» — Und das ſagend preßt er ſich zärtlich an mich, ich glaube aus keiner andern Abſicht als um mich naß zu machen.

„«Geh — rücke etwas zur Seite!» bitte ich. «Ich habe Gründe, dies zu wünſchen. Einer von uns muß doch in einem vorſtellbaren Zuſtande oben bei den Damen erſcheinen.»

„«Alſo Damen!» ruft mein Freund Schütze und reibt ſich vergnügt die Hände. «Ich werde mit dir gehen. Du wirſt die Güte haben mich und mein Coſtüm zu entſchuldigen. Ach, was für einen vergnügten Abend werden wir noch erleben! Gewiß ein ganz excellentes Souper mit Champagner auf Eis —»

„«Ich bitte, ſchweig!» rufe ich. «Wer wird nur ſogleich ans Eſſen denken! Das iſt ſo proſaiſch!»

„Und jetzt keucht es wieder —

„Unſere Befreier kommen. Wir werden flott gemacht, und in einer halben Stunde nach einem kleinen Scharmützel mit einem zänkiſchen Hof- und Kettenhunde ſtehen wir, gereinigt und geſäubert, in einem hellerleuchteten kleinen Saale vor einem Manne in weißen Haaren und in einem Militärüberrock. Es iſt der Herr des Hauſes, der Graf — Nun, der Name thut nichts zur Sache. Händedrücken, Bedauern, daß man ſein Aſyl verſchmähe, einſtweilen Freude, daß wenigſtens zwei junge Preußen, ſeine Lieblinge, erſchienen ſeien. Dann eine Frage an den Diener mit dem ſilbernen Armleuchter, ob die Comteſſe ſchon ſchlafe, ob das Fräulein noch wach ſei. Der Diener erwidert, daß die Damen kommen würden. Eine Nebenthür wird geöffnet und man ſieht eine gedeckte Tafel zu zwölf Perſonen. Das ſcharfe Auge meines Kameraden glaubt ſogar die ſilberköpfigen Flaſchen zu ſehen, die aus einer Kühlvaſe emporragen. Kann man liebenswürdiger empfangen werden?

„« Ich hoffe, meine Herren, Sie werden Hunger haben », ſagte der alte Oberſt, denn dieſen Rang bekleidete unſer Wirth, und zwar hatte er kurz vor Ausbruch der Kataſtrophe in activen Dienſten geſtanden; « geben Sie meiner Tochter, und Sie, mein Herr, meiner Nichte dort den Arm. Mademoiſelle

Pimpenel und ich werden die Ehre haben zu folgen.“ Und ſo ging der kleine Zug zur Tafel.

„Mademoiſelle Pimpenel, die ehemalige Gouvernante, jetzt Hausfreundin, war auf eine betrübende Weiſe ſowol mit ihrem Geſicht als mit ihrem Gehör entzweit; es war deshalb ein vergebliches Bemühen, ſie mit in die Converſation zu ziehen; ſie legte vor und machte dies ſo graziös, daß ein Theil des Schenkels eines Puters auf das Tiſchtuch ſtatt auf meinen Teller zu liegen kam. Gelächter und Scherz hierüber. Wir Beide aßen jeder für drei Mann. Als wir aufſtanden, war Mitternacht vorüber und man wies uns unſer Schlafzimmer an. Nur ich konnte von dieſer Güte Gebrauch machen; mein armer Kamerad mußte, noch feucht vom Schlammbad wie er war, in die Nacht wieder hinaus. Wir bekamen Beide die Aufforderung, uns zum Geburtsfeſte des Oberſten, das auf den nächſten Sonntag fiel, wieder hier einzufinden und, wenn es uns beliebte, auch einige Kameraden mitzubringen. Ein Soldat im Kriege kann nichts verſprechen; doch ſagten wir zu, im Fall Bellona's Laune uns das Worthalten geſtatten würde.

„Der Tag kam, und Karlott, ein paar Freunde und ich, diesmal auf ſchmucken Pferden paradirend, lenkten unſern Weg dem Landhauſe zu.

„«Ihr habt nichts von den jungen Damen erzählt», ſagte einer unſerer Gefährten.

„«Hm! Was läßt ſich da ſagen? Es ſind Holſteinerinnen; das ſagt Alles.»

„«Das ſagt nichts. Als wenn nicht Holſteinerinnen auch hübſch ſein könnten!»

„«Die Eine könnte einen guten Gardereiter abgeben; ſie iſt groß, ſtark und hat einen courageuſen Zug um Mund und Auge. Es iſt die Tochter des Alten und ſie erbt von ihm ein gutes Stück Geld, ſoll aber — und dies iſt ein avis au lecteur — ſchon verſprochen ſein. Ihre Couſine iſt faſt dieſelbe Sorte, nur ein weniges kleiner, und hat ein klein wenig dunkleres Haar. Sonſt ſind ſie zum Verwechſeln.»

„«Haben ſie Geiſt?» fragte der unermüdliche Frager weiter.

„«Wahrhaftig, Liebſter, wir waren den Abend ſehr hungerig und ſehr müde.»

„Wir kamen an und fanden faſt die ganze Nachbarſchaft verſammelt. Es war ein amuſanter Tag und ein höchſt belebter Abend. Die beiden Mädchen tanzten wie die Grazien, der Punſch war excellent, und Papa Oberſt in ſeiner rothen holſteiniſchen Gardeuniform bewegte ſich wie ein Kreiſel inmitten der luſtigen Jugend, die ihm tauſend ſchöne Dinge ſagte. War es nun der Krieg, war es die Liebe, war es der Punſch — wunderbar ſchnell fanden ſich die Herzen zuſammen. Ich ſchloß mit Robert Freundſchaft, einem jungen Offizier, der der Anbeter Juliens war, von ihr aber nicht beachtet wurde; dagegen gab ſie deutliche Zeichen, daß ihr Karlott gefiel. Dieſer junge Taugenichts aber, unempfindlich wie er immer iſt, that nicht als wenn er das Geringſte verſtände und empfände.

„Wir ſollten noch den nächſten Tag bleiben; alsdann ſollte es dem Feuer entgegengehen; die ſchon lange beabſichtigte entſcheidende Schlacht war dicht vor der Thür. Lange Zeit, einen Roman einzufädeln und ihn mit gehörigem Anſtand zu Ende zu führen, war alſo nicht. Julie hatte ſich in Karlott verliebt und erklärte dem Vater und dem Verlobten aufs entſchiedenſte, ſie werde nur den Mann ihrer Wahl heirathen; und überdies: ſie vergöttere die Preußen und wolle nur einen Preußen zum Manne haben. Welch ein Schlag für den armen Robert! Aber nicht allein die ſtolze Julie, auch die ſanfte Heloiſe iſt in Karlott verliebt. Es iſt nicht zu ſagen, was der Junge für Glück hat! Aber Heloiſe macht ſich keine Hoffnungen; ſie iſt gewohnt, ihrer viel ſchönern und in jedem Betracht vom Schickſal günſtiger ausgeſtatteten Couſine zu weichen. Nur im Geheim liebt ſie Karlott; nur im Geheim ſeufzt ſie, nie die Seine werden zu können. Ihr fragt mich, wie ich dies Alles erfuhr? Nun, auf dem kürzeſten Wege, indem ich Fräulein Pimpenel's erklärter Anbeter wurde. Dieſe edle Seele, längſt über die Jahre der Thorheit hinaus, fand Wohlgefallen an dem kindlichen Zärtlichkeitstribut, den ein ehrlicher Knabe, der nichts von ihr begehrte und nicht danach trachtete ſie zu beerben, ihr zollte. «Haben Sie nie geliebt?» fragte das alte Fräulein mich in einer vertrauten Stunde, indem ſie verſuchte, ſich ein ungefähres dunkles Bild von meiner Perſönlichkeit zu verſchaffen; «mich dünkt, Sie ſehen nicht übel aus.» — «Täuſchung, liebe Mademoiſelle Pimpenel, nichts als Täuſchung.» — «Hm, in meiner Jugend wußte man mehr von Liebesgeſchichten; ich hatte eine Freundin, die drei mal aus ihrem älterlichen Hauſe entſchlüpfte, und zuletzt nahm ſie einen Mann, der ſie rein ausplünderte. Doch das gehört nicht hierher. Sprechen wir lieber von unſern Planen, wie wir hier im Hauſe Ruhe und Ordnung ſchaffen.» — «Ja, davon ſprechen wir.» — «Allons! Aber mit dem Sprechen iſt's nicht gethan.» — «Freilich nicht.» — «Ça ira!» rief das alte Fräulein und trommelte dabei mit den Fingern die Marſeillaiſe auf der Marmorplatte des Tiſchchens, vor dem wir ſaßen; «Juliette muß ſich fügen, ſie muß den Robert nehmen; er iſt wohlhabend, von guter Familie, ſieht gut aus, ſoviel ich ſehen kann, und enfin die Aeltern haben dieſe Heirath ſchon gewollt. Und dann — für meine alten Tage — ich möchte gern zu meinem Lieblingskinde, zu der Juliette ziehen. Geht ſie aber nach Preußen, welche Albernheit!» — «Recht ſchön, Fräulein; aber wenn ſie nun nicht will?» — «Ach, man muß ſie zwingen!» rief die Gouvernante und ſchloß ihre Marſeillaiſe mit einem kleinen Trommelwirbel. «Gibt es kein Mittel, ſie zu zwingen?» — «Ich wüßte keins; aber doch — nein, nein, das geht nicht.» — «Wo gucken Sie hin?» — «Was iſt das für ein ſeltſam geſtaltetes Häuschen dort?» — «Ein chineſiſcher Pavillon; er iſt innen ſehr hübſch eingerichtet.» — «Unter uns, Fräulein Pimpenel; aber Sie müſſen mir Verſchwiegenheit geloben: wir ſind Bundesgenoſſen.» — «Freilich. O, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen, mein junger Herr. Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich könnte für Sie durchs Feuer gehen.» — «Zu viel Güte.» — «Und da die arme Heloiſe, auch ſie iſt in den Wildfang, in dieſen Taugenichts verliebt, der noch obendrein, wie Sie ſagen, daheim eine Braut hat.» — «So iſt's!» — «Abominable! Aber Sie ſehen ſchon wieder nach dem Pavillon. Schleicht ſich vielleicht Jemand dort hinein? Wir haben ein ſehr hübſches Kammermädchen, wie Sie bemerkt haben werden, und unter Ihren Kameraden ſind ſo viele Leichtſinnige; deshalb kann es wol ſein, daß gerade dieſer Pavillon ...» — «Uns zu unſerm Ziele führt!» rief ich in einer Art Inſpiration, die Rede des alten Fräuleins plötzlich unterbrechend. — «Was ſoll das?» fragte ſie, «der Pavillon ...» — «Still, unſer Geſpräch wird zu laut. Wollen wir uns in die Tiefe des Zimmers zurückziehen? Ich ſehe dort durch den Bogengang im Garten die Geſellſchaft auf uns zukommen.» — «Laſſen Sie uns flüſtern.» — «Ja, flüſtern!» rief ich bei mir ſelbſt; «es flüſtert ſich auch mit dir, altes Täubchen. Ich werde nicht unklug ſein, meinen Plan dir mitzutheilen, damit du ihn in einem Anfall von Gewiſſenhaftigkeit oder Prüderie — beide kann ich hier nicht brauchen — vereitelſt! Nein; erſt wenn Alles gelungen iſt, ſollſt du mir die Wege zum weitern Fortkommen bahnen.»

„Meine Alte erfuhr alſo nichts. Ich hatte mir vorgenommen, Julie mit Robert und den ſchönen Karlett mit der liebenswürdigen Heloiſe zu verheirathen. Karlott dachte nicht daran, Heloiſen, Julie nicht daran, Roberten zu nehmen. Sie mußten gezwungen werden. Auf, ihr Götter der Intrigue und der Liſt, begeiſtert einmal einen preußiſchen Lieutenant, der, wenn er auch keinen andern Gewinn aus dieſem patriotiſchen Kriege davonführt, doch den Dank ſich erringt, einem braven Freund zu ſeinem Glücke und einem hübſchen Mädchen zu dem Gegenſtand ihrer Wahl verholfen zu haben.

„Das Erſte und Wichtigſte war: Karlott, der hier eine Hauptrolle zu ſpielen hatte, durfte nichts erfahren; er ſollte völlig als Marionette nur von dem Fädchen, das meine Hand zog, in Bewegung geſetzt werden. Nur ſo konnte es gelingen. Nachdem ich mich mit Freund Robert beredet hatte, der mir ſchon im Gefühl des Gelingens meines dreiſten Plans dankend um den Hals fiel, ſchrieb ich in Karlott's Namen ein zärtliches Billet an Julien, in welchem ich ſie bat, da die Abſchiedsſtunde herannahe, mir eine Zuſammenkunft im Pavillon zuzugeſtehen. Eine ſpäte Abendſtunde war beſtimmt, und während die Geſellſchaft ſich im Saal mit Tanz und Spiel beſchäftigte, konnte das Verſchwinden der Liebenden nicht auffällig ſein. Ich beobachtete Julien, als ſie nach Leſung dieſes Schreibens wieder im Ballſaale gewöhnlichen Egoismus der Eltern, die immerdar trachten, aus ihren Söhnen ganz genau daſſelbe zu formen, was ſie ſelbſt waren. Mein Vater duldete es, daß ich fromm, religiös und einfach erzogen wurde, da er ſelbſt einſt frivol, barbariſch und luxuriös aufwuchs. Das achtzehnte Jahrhundert, — hatte er einſt unſerm Burggeiſtlichen geäußert, — flößt mir durch ſein ernſtes Auftreten eine Art Reſpekt ein, es ſcheint weiſe und mäßig ſein zu wollen; das ſiebzehnte war frech, roh und ungeſtüm. Was haben wir, die wir es zu Grabe trugen, für unſre Wunden um daſſelbe zum Lohne erhalten? Den Spott der Fürſten und den Mißmuth des Volkes. Niemanden haben wir es recht gemacht. Ein ſchwacher Kaiſer und ein noch ſchwächerer Papſt zerriſſen um die Wette die Einheit der Meinungen und der Länder. Ich kenne nichts Schlimmeres, als für einen tüchtigen Mann eine elende Zeit.

In dem Groll über dieſe Ueberzeugung wurerſchien. Ihre Blicke ſuchten Karlott, der gerade in dieſem Augenblicke ſie mit dem gleichgültigſten, ja ich möchte ſagen mit dem dümmſten Auge anſtarrte. «Himmel!» rief ich, «dieſer unglückliche Adonis! Sein Geſicht und ſein Billet ſind fürchterlich im Widerſpruch. Wenn ich nur für dieſen Abend etwas wie Liebesfeuer in dieſe Augen zaubern könnte!» Doch ich bedachte nicht, daß die weibliche Eitelkeit die geſchickteſte Taſchenſpielerin iſt, die es je gegeben. Gerade dieſe Gleichgültigkeit legte die entzückte Julie als ein Kennzeichen aus der zarteſten, der innigſten Liebe, die vor der Welt nicht das kleinſte Merkmal ſich wollte entſchlüpfen laſſen. Wie war ich erſtaunt, als, während ſchon die bezeichnete Stunde herannahte, plötzlich Karlott meinen Arm ergreift und mir zuflüſtert: «Ich habe dir etwas zu vertrauen.» — «Was, mein Theurer?» — «Ich habe heute Nacht ein Liebesabenteuer im Sinn.» — «Du?» — «Ja, ich. Du erräthſt es wol ſchon, mit wem? Ich kann nicht fortgehen, ohne dem lieben Mädchen ein Lebewohl zu ſagen.» — «Dem lieben Mädchen?» — «Nun, mein Himmel, ja; du haſt mir ja ſelbſt dieſe Liebſchaft gleichſam an den Hals gehängt; ich meine die Florette.» — «Ach, die Florette!» rief ich aufathmend; ich glaubte ſchon, du hätteſt dich bekehrt und machteſt

Anſtalten, deine Wünſche der ſchönen Couſine zu erklären.» — «Nein, nein!» — «Aber ſie iſt eine Frau für dich. Bedenke, das Verhältniß in Berlin zu deiner Couſine hat ſich halb und halb ſchon wieder gelöſt.» — «Es wird ſich ganz löſen; ich heirathe überhaupt noch nicht.» — «Hier findeſt du Jugend, Schönheit, Vermögen!» — «Aber ich will nicht. Um die vierte Morgenſtunde, verſtehſt du, halte Wache ein wenig vor dem Pavillon. Nicht wahr, den Freundſchaftsdienſt thuſt du mir? Um ſechs Uhr ſollen wir ausrücken; es iſt alſo ein zärtlicher Abſchied fürs ganze Leben, den ich von Floretten nehme.» — «Gut, ich werde die bezeichnete Stunde nicht verſäumen.» — Als er fort iſt, rufe ich freudig: «So hab' ich Beide wo ich euch haben will, und eine Nacht entſcheidet Amor's Angelegenheiten; der morgende Tag gehört dem ernſten Mars!»

„Robert iſt Karlott ähnlich, in Wuchs, in Stimme; wenn er die preußiſche Uniform trägt und das gehörige Dämmerlicht herrſcht, kann man den Einen für den Andern nehmen. Und Julie nahm den Einen für den Andern. Als ſie den Pavillon verließ, erhitzt, das Taſchentuch vor die Wangen haltend, in ihre Mantille gehüllt, und ſich durch den kleinen Fliederheckengang in ihr Zimmer flüchtete, glaubte ſie dem Einen zu gehören und gehörte dem Andern. Sie ſchrieb folgende Abſchiedszeilen, die ſie Floretten übergab, welche ſie mir auslieferte:

„« Mein Geliebter! Werde ich dich morgen wiederſehen? Wenn nicht, ſo nimm das Angedenken jener Stunde mit, die mir keine Reue erweckt, weil ſie mir als ein Triumph meines liebenden Herzens über meinen Stolz gilt. Unſere Geſchicke werden ſich bald entſcheiden; ich folge dir, wohin du gehſt. Deine Julie.»

„Dieſen Brief — ſo war es verabredet — mußte Julie als durch einen ſchlimmen Zufall in meine Hände gefallen betrachten. Sie ſah ſich verrathen; denn wir waren niemals ſehr gute Freunde geweſen; ihr Ruf ſtand auf dem Spiel. Zu gleicher Zeit hatte ich Floretten benachrichtigt, welche Rolle ſie zu ſpielen hatte. Sie mußte zuerſt die Schäferſcene im Pavillon ſpielen, dann durch einen verſteckten Ausgang forteilen und nun, vom Schloſſe kommend, dem unglücklichen Schäfer in der Eile zuflüſtern, daß ſie nicht habe kommen können, daß das Fräulein dieſe Nacht im Pavillon geſchlafen, und daß ihr keine Zeit und keine Gelegenheit geblieben, den jungen Herrn von dieſen veränderten Umſtänden zu benachrichtigen. Karlott mußte alſo glauben, er habe Heloiſen ſtatt Floretten die Schwüre ſeiner Zärtlichkeit gebracht.

„Nun, Freunde, hättet ihr am andern Tage — denn wir blieben noch bis gegen Mittag — dieſe beiden ſchuldloſen Schuldbewußten ſehen ſollen! Julie, in wunderſamer Zärtlichkeit, in tiefer Scham erglühend gegen den völlig gleichgültigen und von nichts wiſſenden Karlott, und Heloiſe wieder nicht begreifend, weshalb Karlott, ſein Benehmen gegen ſie plötzlich ändernd, wie ein Mädchen erröthete, wenn er ſie ſah, und jeden Augenblick in kindiſcher Unbeholfenheit im Begriff war ſie um Verzeihung zu bitten. Robert und ich beluſtigten uns köſtlich. Die Stunde des Abſchieds rückte heran. In eine Fenſterniſche zurückgezogen flüſterte Julie: «Welche männliche Feſtigkeit, welche Verſtellungskunſt! Die Welt ahnt nichts.» — «Wirklich? Ahnt ſie nichts? Ich bin ſo ungewohnt in dergleichen! Auf Ehre, ich zittere daß mein Geheimniß an den Tag kommt.» — «Es ſoll auch an den Tag kommen!» — «Ich wäre verloren! Wie könnte ich das unverzeihliche Verbrechen gutmachen!» — «Die Liebe verzeiht; das Band der Ehe umſchlingt zwei thörichte Herzen und macht ſie glücklich.» — «Das Band der Ehe?» — «Nun ja.» — «Wirklich, es wird nichts Anderes übrigbleiben; ich werde einen reumüthigen Brief an Heloiſen ſchreiben.» — «An Heloiſen?» — «Ach, ſie ſoll mir verzeihen!» —

«Was ſoll ſie verzeihen?» — «Mein Gott, als wenn ſich das ſo ſagen ließe!» — «Alles darf die Liebe ſagen, denn die Liebe verzeiht Alles. Karlott, ich verzeihe dir!» — «Sie mir, mein Fräulein?» — «Ja, ich dir! Fort mit der Maske!» Sie legt ihren Arm auf ſeine Schulter, ihr Auge ſucht das ſeinige und ... ein tiefer Seufzer entſteigt ihrem Buſen. Sie wendet ſich, verbirgt ihr Auge im Taſchentuch und verliert ſich unter der Menge der Gäſte, die jetzt in den Saal ſtrömen. Karlott ſteht verblüfft ein paar Minuten, dann will er forteilen; da tritt ihm heiter lächelnd Heloiſe entgegen. «Nun, mein tapferer Herr, es ſoll alſo wirklich geſchieden ſein?» — «Ach, mein Fräulein!» — «Weshalb ſo beſtürzt?» — «Dieſe Stunde des Abſchieds!» — «Iſt wie jede andere Stunde; man geht auseinander, man tröſtet ſich! Wirklich zum erſten mal ſeh' ich Sie bewegt, gleichſam erſchüttert. Was iſt Ihnen?» — «Sie können fragen?» — «Hat man Sie beleidigt?» — «Ich habe beleidigt.» — «Das iſt nicht gut; dann bitten Sie hübſch ab.» — Karlott ſtürzt ſich auf Heloiſens Hand, er ſtammelt: «Wenn ich hoffen dürfte? Ach, Heloiſe, Ihr zürnendes Bild wird einſt an mein Lager treten, wenn ich mit dem Tode ringe!» — «Mein Himmel, nicht doch! Wie käme ich dazu, auf Sie zu zürnen?» — «Hätten Sie mich Sinnloſen zur rechten Zeit gewarnt!» — «Ich, Sie warnen? Wovor?» — «Aber kein Laut Ihrer Stimme ſagte mir ...» — «Was?» — «Ach, es iſt zum Verzweifeln! Aber nie, nie wieder will ich einem Pavillon zu nahe kommen.» — «Einem Pavillon?» — «Um Gottes willen, kein Wort weiter; man könnte uns belauſchen. Das Ohr eines Verräthers brächte unſerm Bündniß Gefahr.» — «Was ſagen Sie da? Ich verſtehe kein Wort.» — «Genug, die nächſte Zeit bringt Entſcheidung. Entweder ich falle auf dem Felde der Ehre und mein Leichtſinn wird durch Tod geſühnt, oder Sie ſehen mich bereit, Heloiſe, meine Heloiſe, als ein Ehrenmann mir Ihre Verzeihung zu erbitten!» Damit ſtürzte der junge Mann fort und ebenſo erſtaunt und ebenſo ſinnend, wie früher er, bleibt Heloiſe zurück.

„So weit, meine freundlichen und nachſichtigen Zuhörer, unſer Abenteuer in Schleswig. Die Ereigniſſe, die bald darauf folgten, wiſſen Sie. Ich habe die beiden Heldinnen des kleinen Doppelromans, ſowie meine angebetete Mademoiſelle Pimpenel und den gaſtfreien Oberſten nicht wiedergeſehen. Wir kamen hierher zurück, und wie ſich das Drama noch entwickeln wird, das wiſſen die Götter! Karlott fand es ſeiner Ehre gemäß und ich rieth ihm auch ernſtlich dazu, um Heloiſens Hand anzuhalten. Er erwartet mit jeder Poſt das entſcheidende Ja oder Nein. Sein Verhältniß hier in Berlin hat er aufgelöſt. Doch da iſt er ſelbſt.“

„Ein Brief aus Schleswig!“ rief der Eintretende. „Ich habe ihn bereits unterwegs am Licht einer Laterne geleſen.“

„Nun — kann man Glück wünſchen?“ fragte Severin.

„Wiſſen die Freunde hier ſchon?“

„Alles.“

„Nun — ich habe das Jawort. Ich bin der Glücklichſte unter den Sterblichen. Heloiſe geſteht, daß ſie mich immer geliebt. Aber — ſonderbar! ſie bleibt dabei, ſie will nicht ihre Schwäche eingeſtehen.“

„Das thun die Frauen nie.“

„Aber hier iſt ja kein Grund. Ich eile ja, mein Verſehen gutzumachen.“

Man lachte, und Severin ſchüttelte dem Freunde herzlich die Rechte: „Aber nun rathe ich dir, künftig nicht auf Kammermädchen Jagd zu machen; du möchteſt auf eine ſtoßen, die nicht ſo gefällig ihr Recht einer Andern abtritt?“

„Was willſt du damit ſagen?"

„Nichts, mein guter Karlott. Sei glücklich mit deinem hübſchen Weibchen, mein Junge, und denke, daß es eine gute Sache iſt um Freunde, die zur rechten Zeit die Hand ins Spiel bringen. Steht denn ſonſt nichts Neues im Briefe?"

„Doch ja! Eine zweite Heirath. Julie reicht ihre Hand Roberten. Robert handelt edel; um den Ruf Juliens, der ich weiß nicht durch welchen Umſtand gelitten hat, zu retten, erneut er ſeine frühern Anträge, und Julie, die ſtolze Julie, ſagt jetzt nicht Nein."

„Vortrefflich!"

„O die Schickungen des Himmels ſind immer weiſe geordnet. Wir wollen mit dieſem troſtreichen Spruche den Reſt der Bowle leeren."

„Gewiß, mein guter Karlott! Dann dieſes Glas deiner Schönen und dir; endlich dieſes der großmüthigen Julie und dem guten Robert, und das letzte Glas, wenn ihr erlaubt, trinke ich auf das Wohl der tugendbelobten Jungfrau Pimpenel, meiner Dame."

„Ach, du Armer! Eine alte, blinde und taube Gouvernante! Das iſt traurig. Wenn wir doch für dich eine ſchöne Frau fänden!"

„Ich danke; ich weiß wie man zu Frauen kommt. Wenn ich dereinſt als ein Junggeſelle mein Haupt zur Ruhe lege, ſo iſt «das Abenteuer in Schleswig» daran ſchuld.“

5.

Ich kam in Breslau an bei ſehr üblem Wetter, dadurch erſchien mir die Stadt, die ohnedies nicht zu den beſtgebauten und freundlichſten gehört, vollends düſter, beengt und ungaſtlich. Die engen Straßen waren faſt ungangbar gemacht durch die Reſte, die der letzte ſehr reichliche Schneefall zurückgelaſſen. Ich ging die Reiterſtatue Friedrich's des Großen zu betrachten, die mir ſehr wohl gefiel, trotzdem daß ſie nicht von Rauch war, und es deshalb nicht Mode war, von ihr großes Weſen zu machen. Die beſte Statue Friedrich's kann ich mich entſinnen in Stettin geſehen zu haben, wo der König zu Fuße ſich zeigt, in Stellung und Miene höchſt charakteriſtiſch. Friedrich war recht gemacht für plaſtiſche Darſtellung; nur mußte man jedes Beginnen aufgeben, ihn zu idealiſiren. Man konnte im Gegentheil bei ihm faſt bis an die Grenze des Charakteriſtiſchen gehen, da wo daſſelbe in Caricatur übergeht, und immer beſſer und immer ſchärzelte ein Theil des ewigen Mißmuths meines Vaters. Er glaubte, nicht genug gethan zu haben, und er war gleichſam neidiſch auf meine Zeit. Dunkel ſchwebten ihm die philoſophiſchen Geſtirne vor, die ihren Aufgang feierten und mit deren leuchtendem Diadem ſich ſpäter das achtzehnte Jahrhundert ſchmückte. Er konnte an ihrem Glanze ſich nicht mehr erfreuen. Die Hallen ſeines Schloſſes, die Wappenſchilder ſeiner Waffengefährten, die Trauerflöre über geliebte Erinnerungsmale füllten ſeine Seele mit ewig wiederkehrender, düſterer Melancholie, und zeigten ſeiner unruhigen, ſtrebenden Kraft die engen Grenzen, die ihr geſetzt waren. Zum letzten Male wollte er ſich als ein Mitſpieler auf der Bühne ſeiner Zeit zeigen, er wollte in eigener Perſon mich an den Hof Friedrich Auguſt's bringen und mich der Gnade dieſes Fürſten empfehlen. Von dieſem letzten pomphaften Auftreten verſprach ſein Stolz ſich eine große Wirkung. Obgleich es noch auf ſer trat ſeine Eigenthümlichkeit hervor. Der Krückſtock, der dreieckige Hut, der lange Zopf — Alles ſehr unſchöne Dinge, und es mußte eine gewaltige Perſönlichkeit dagegen eintreten, um das Misfällige zu beſiegen, das in dieſen Attributen der Hinfälligkeit und des verdorbenen Geſchmacks liegt. — Den Buchhändler Max beſuchte ich aus Rückſicht für das Andenken der edeln Paalzow, die mit ihm in langjähriger Correſpondenz geſtanden. Dieſe Briefe ſind nunmehr gedruckt, und es iſt nicht eben vortheilhaft für die Frau, daß es geſchehen; es prägt ſich gar ſo ſehr eine ungemeine Eitelkeit in dieſen Blättern aus, und wenn man nur aus dieſen Briefen ihre Bekanntſchaft machte, ſo könnte man ſie für eine in faſt lächerlicher Selbſttäuſchung über ihren Werth und ihre Stellung befangene Frau halten. Das war ſie aber nicht. Sie nahm, wie man leider aus dieſen Zeugniſſen ſieht, die unerhörten Schmeicheleien, die ihr vom Hof und von Perſonen der Umgebung des Hofes geſagt wurden, als baare Münze auf, aber dennoch war ſie innerlich beſcheiden und fügſam, ſonſt hätte nicht die beſſere Natur bei ihr die Oberhand behalten. Sehr amuſant iſt's, wie ihr Humboldt verſichert, daß er vor lauter Intereſſe für den Roman „Thomas Tyrnau“ eine ganze Nacht ſchlaflos zugebracht, und wie ſie gutmüthig genug war, dieſe Phraſe für Wahrheit zu nehmen. Aber man ſieht hieraus immer von neuem, wie man mit derſelben Lockſpeiſe immer dieſelben Vögel fängt. Es ſollte bei dem wahren Talente endlich einmal der Stolz erwachen, daß er es verſchmäht, von den höhnend hingeworfenen Brocken der Höflinge und Günſtlinge des Glücks zu leben, die heute eine gutgerathene Paſtete faſt mit denſelben Worten, wie morgen ein treffliches Gedicht oder eine ſchöne Kunſtproduction preiſen. Die Kundgebung dieſer Zeichen von Schwäche und Urtheilsloſigkeit hätte Herr Max ſeiner Gönnerin und Freundin erſparen können.

Durch Herrn Max erfuhr ich, daß eine Schriftſtellerin von Bedeutung, Ida von Düringsfeld in Breslau lebe, und zwar als verehelichte Baronin Reinsberg. Sogleich ſtand mein Entſchluß feſt, ſie aufzuſuchen. Was konnte mir Beſſeres begegnen, die Einſamkeit meiner Gaſthofexiſtenz erfreulich zu unterbrechen. Man mußte ziemlich weit hinauswandern, um dieſe ſchleſiſche Muſe in ihrer Zurückgezogenheit aufzufinden. Die Gegend ſogar, verſicherte man mich, war unſicher, und bei meiner ſpätabendlichen Heimkehr begleitete mich der Baron, und indem er auf dieſe Weiſe die Pflichten der Gaſtfreundſchaft ſogar bis auf die Straße hinaus verlängerte, zeigte er ſich mir als einen ebenſo angenehmen als nützlichen Führer. Frau von Reinsberg lebte damals in einer nicht ſehr glücklichen Lage; ſie hatte ſich mit ihren ſehr nahen Angehörigen entzweit und hatte ſich mit dem Mann ihrer Wahl in eine unabhängige, wenn auch mit Sorgen verknüpfte Exiſtenz geflüchtet. Alle Ehre machte es dem ſittlichen Ernſt ihres Charakters, der Feſtigkeit ihres Willens, daß ſie ein trübes Loos in Freiheit einer behaglichen und geſicherten Exiſtenz im Gefolge geiſtiger Unterdrückung und Bevormundung vorzog. Wenn ich die Dichterin und Schriftſtellerin nicht ſchon geſchätzt, ich hätte die Frau und Mutter achten müſſen, und ich hätte einen Grund ſie aufzuſuchen. Dabei, wie das immer zu gehen pflegt, verſagt der Körper ſeine Dienſte, wenn die Seele ihre ſtärkſten Kämpfe kämpft; Frau von Reinsberg war leidend, hinfällig, war körperlich gebrochen, gerade in dieſer Zeit, wo ihr Geiſt ſeine Stärke, ihr Wille ſeine volle Energie im Kampfe mit den Verhältniſſen zu zeigen hatte. Wie wir am Theetiſche beiſammenſaßen, lag ſie auf dem Ruhebette, gequält von einer nicht endenden Migräne, und dennoch galt es, Plane und Geſtalten zu immer neuen Productionen der Phantaſie abzunöthigen. Mein Wohlgefallen, das ich an ihrem größern, reich colorirten, geſchichtlichen Roman, der die ſchöne und gefährliche Kokette, die Gemahlin Heinrich's IV. zur Heldin hat, kundgab, machte ihr Freude. Die mit keckem, muthvollem Griffel ſcharf und doch leicht hingeworfenen Gemälde ſinnlicher Leidenſchaft, die in dieſem Bilde vorkommen, machen dem Beſchauer einen angenehmen Eindruck, der an den verſchwommenen, weichen und markloſen Pinſel gewöhnt iſt, den die heute ſchreibende prüde und kindiſch ſich geberdende Damenwelt in der Hand führt. Leider haben die ſpätern Erzeugniſſe der Düringsfeld wenig mehr von dieſer Friſche und Keckheit aufzuweiſen, ſie ſind mehr oder weniger amuſante und pikante Salonplaudereien geworden, wie ſie ſich an jedem Theetiſch, der von den Muſen nicht gerade mit dem Rücken angeſehen wird, ſprechen laſſen. Sie haben den ewig wiederkehrenden Gegenſtand der „Liebe“ ſich erkoren, nämlich wo eine ſchöne launenhafte Sie einen intereſſanten Er findet, und ſie eine allerliebſte Toilette und er einen muſterhaften Backenbart zur Schau trägt. Dieſes unſelige Genre hat gemacht, daß man eine ganze ſchöne Romanenwelt nicht mehr mag, lediglich weil Backenbärte und ſchöne Toiletten darin vorkommen, und daß man ſich, um nur dieſen Dingen zu entgehen, den Gänſemädchen und den Dorfpfarrern in die Arme wirft. Die Gräfin Hahn, Ida von Düringsfeld und noch ein paar Andere haben die Gefühls- und geſellſchaftlichen Romane in ſo ſchlimmen Miscredit gebracht, daß nur dadurch allein es möglich wurde, daß der Ungeſchmack, der die Maske der Volksthümlichkeit und der einfachen Natur vornimmt, ein ſolches Glück hat machen können. Dieſe Damen in hübſcher Toilette, in graziöſer Fächerhaltung, gelangweilt, voll alberner Prätenſionen, und dieſe Legationsſecretäre mit den vornehmen „Allüren" und in den glänzenden lackirten Stiefelchen ſind freilich eine Sippſchaft, die man je eher je lieber aus dem Tempel hinauswerfen ſoll, aber ſind denn dieſe Puppen die Welt? Müſſen wir denn deshalb zu den ebenſo unwahren, ebenſo gekünſtelten Gänſemädchen, die hinter ihrer Heerde jeanpauliſiren und goetheſiren, überlaufen? Es gibt für den wahren Dichter überall Leben und dieſes Leben ſchildert er. Ida von Düringsfeld's Zierromane und Romänchen, wie ſie alle heißen mögen, ſind nichts beſſer und nichts ſchlechter als die ähnlichen Productionen der Hahn, nur daß die Hahn eine noch koloſſalere Selbſtvergötterung trieb und noch mehr der „ſouveränen Frauennatur", die in Liebe wie im Haß, im

Gemüth wie im Geiſt ſtets hoch über den Männern ſteht, ſchmeichelte. Die ſchriftſtellernde Frau ſoll noch geboren werden, die wieder vor dem Manne gehörigen Reſpect hat, wie es ſein muß; denn „er ſoll dein Herr ſein!“ Freilich müſſen wir Männer uns denn auch zuſammennehmen, damit wir einer übermüthig und ausgelaſſen gewordenen Frauenwelt in großen und ſchönen Muſterproductionen vorangehen. Ganz leicht iſt die Sache jetzt nicht mehr; denn es flutet überall ein Wiſſen, ein Fühlen, ein Können in der Atmoſphäre, das mit der Leichtigkeit, womit jetzt die techniſchen Schwierigkeiten beſiegt werden, unverſehens zur Production wird, die dem nicht ſcharf prüfenden Auge ſich glänzend und fertig genug darſtellt. So geht es mit den Künſten, ſo mit dem Schreiben.

Die Dichterin par excellence unter den ſchreibenden deutſchen Frauen bleibt immer Betty Paoli ich ſtelle ſie, ſelbſt was die gewaltige Innerlichkeit ihrer Gemüthsklänge, die leidenſchaftliche furcht- und zwangloſe Aeußerung derſelben betrifft, über die zeitgenoſſiſchen Lyriker unter den Männern, namentlich über Geibel, der ſo ſehr gerühmt wird. Niembſch (Lenau) kommt ihr am nächſten, übertrifft ſie aber nicht. Das großartigſte Talent, das aber nicht zur

Klarheit und Durchbildung kam, fand ſich bei Annette Droſte-Hülshof. Dieſe zwei hochbegabten dichtenden Frauen können der Stolz unſerer Tage ſein, und gerne wollen wir dieſer zwei Purpurträgerinnen wegen die vielen Theaterprinzeſſinnen, die rothgefärbten Kattun ſtatt Purpur um die Schultern ſchlagen, hinnehmen. Es müſſen ihrer nur nicht gar ſo viele werden, ſonſt muß wirklich die Kritik mit dem Beſen dreinfahren, wenn auch aus keinem andern Grunde, als nur um „Platz zu ſchaffen“. —

Ida von Düringsfeld-Reinsberg beſitzt ein ſchönes Talent, Schöpfungen in fremden Sprachen in die unſerige herüberzuholen, und zwar ſo, daß auf dem Transport, nicht wie bei Kiſten mit Glaswaaren, die ſchönſten Stücke zerbrochen ankommen. Ihre aus dem Czechiſchen überſetzten Lieder leſen ſich wie deutſche, ſie ſind leicht, voll Wohlklang und Anmuth. Auch der Baron, ihr Mann, überſetzt und ſammelt, und ſomit iſt das fleißige Ehepaar, das öfters auf Reiſen iſt, und ſich gegenwärtig bei Brüſſel niedergelaſſen hat, wo denn Ida auch über vlämiſche Kunſt, Sprache und Literatur ſich vernehmen läßt, als redliche Arbeiter auf dem Felde der ſchönen Künſte und Literatur zu betrachten. Neuerdings hat Frau von Reinsberg einen kleinen Roman in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und verſpricht noch mehre dergleichen folgen zu laſſen, auch eine poetiſche Biographie Goethe's zu ſchreiben, die eigens für Franzoſen berechnet ſein ſoll. Dieſer à la française zubereitete Goethe kann ein ſchmackhaftes Gericht werden, ich zweifle aber, daß dann etwas von dem „Herrn Geheimrath" übrig bleiben wird, der durch und durch eine „deutſche" Figur iſt, und den die Franzoſen nie werden verſtehen lernen, ſo wunderſam miſcht ſich der götterglühende Dichterheros und der frankfurter Patricierſohn und die ſteife Miniſterialpuppe in dieſem wunderſamſten aller wunderſamen Menſchen. Schiller wäre eher für die Franzoſen zuzurichten, ſowie die franzöſiſche rhetoriſche und declamatoriſche Poeſie in Schiller bei weitem mehr annähernde Elemente fand als bei Goethe. Doch Beides iſt, bei Lichte beſehen, ein zweckloſes Beginnen, und iſt damit viel zu viel Artigkeit dem Nachbarvolke bewieſen. Es kann ſelbſt kommen, wenn es das Bedürfniß fühlt, und unſere großen Geiſter ſich holen, will es das nicht, wir ſind nicht dazu da, ihnen entgegenlaufend bald dieſen, bald jenen unſerer „Matadore" ihnen hinzutragen.

Das Geſpräch am Theetiſch kam, ohne daß wir es dahin lenkten, auf die Begebenheiten, die nahe hinter uns lagen, und ich freute mich, in unſerer Wirthin eine gemäßigte Ariſtokratin und Legitimiſtin zu finden. Ich erzählte ihr, wie ich zum letzten mal die Gräfin Hahn in Berlin geſehen und wie dieſe, in einer faſt wahnſinnigen legitimiſtiſchen Wuth, ſich über die Ereigniſſe ausgeſprochen. Wirklich konnte die Frau, ſo wie ſie ſich damals geberdete, nur zwei Wege gehen, entweder ins Tollhaus oder ins Kloſter. Sie hat den letzten gewählt. Am ärgſten wüthete die Verfaſſerin der „Fauſtine“ gegen die Prinzeſſin von Preußen, und einmal übers andere rief ſie mir zu: „Nicht ſechs Pferde ziehen mich in den Salon dieſer Frau!“ In der That war damals das Benehmen der Prinzeſſin das Tagesgeſpräch und wurde von den Fanatikern für das alte Schwarz-Weiß mit misbilligenden Blicken angeſehen. Die Folgezeit hat bewieſen, wie richtig die kluge Frau manövrirte und wie ſcharf ſie in die Zukunft ſah. Wenn ſie Männer wie Camphauſen, Auerswald und Andere mit Auszeichnung, trotz der Kälte, die der Hof und ſeine Partei dieſen Männern zeigte, behandelte, ſo hing vielleicht von einem zur rechten Zeit angebrachten ſchmeichelnden und gütigen Worte die glückliche Wendung mancher auf der Schwebe ſtehenden Geſinnung ab. Das wollten und wollen auch noch jetzt die Männer der Legitimität und des germaniſch-chriſtlichen Staats nicht zugeben. Sie und ihr Gemahl wirkten mit Nachdruck einer gewiſſen Partei entgegen, die bisjetzt gewohnt war, unbedingt in Preußen zu herrſchen und einen mumienhaft einbalſamirten, ſiebenfach eingeſchloſſenen, verknöcherten Abſolutismus als das Lebensprincip des Staats und des Völkerdaſeins aufzuſtellen. Ich kann es mit einer Art freudiger Genugthuung verkündigen, daß ich auch nie, auch nicht das kleinſte Zeichen ihres Wohlwollens oder ihrer Gunſt erhalten, nie habe ich mich ihr in den Weg geſtellt und werde es auch nicht, deshalb iſt die Verehrung, die ich ihr widme, völlig Sache meiner Ueberzeugung. Die Baronin Reinsberg theilte mir einige Details über breslauer Vorfälle mit, die ich hier nicht mit einflechten will, da die Zeit längſt über unerfreuliche Dinge aller Art ihren Schleier geworfen.

ein Jahr hinaus verſchoben war, ſo traf er doch ſchon heimlich jetzt Anſtalten zu dieſer Reiſe und die zahlreiche Dienerſchaft war immerdar und geheimnißvoll beſchäftigt.

Mein Vater hatte eine Schweſter, die zwar jünger wie er, dennoch eine hochbetagte Matrone war. Dieſe meine Tante verfügte ſich mit beſonderer Förmlichkeit auf unſer Schloß, als ſie meine Ankunft daſelbſt erfahren hatte. Sie kam in einer vergoldeten Karoſſe in ſo kleinen Tagereiſen angefahren, daß ſie zu einer Wegſtrecke, die ich reitend in einem Tage zurucklegte, eine Woche brauchte. Ihre Läufer, deren zwei ihrem Wagen voran eilten, liefen ſich wahrlich nicht außer Athem. Wie ſie mich begrüßte, mußte ich uber die Form und Große ihres Kopfputzes erſchrecken; er ſah vollkommen einer Veſtung im Kleinen ähnlich, mit Mauern und Schießſcharten von geſteiſten Blonden. Ihre Kleidung war genau nach dem Muſter, wie ſie bei der Vermäh-

6.

Nachts um zwei Uhr verließ ich Breslau und nach einer peinlichen Stunde Wartens in Oderberg, wo wir die guten preußiſchen Wagen gegen die öſterreichiſchen vertauſchten, kam ich gegen elf Uhr in Wien an, in das im „Belagerungszuſtande“ ſtehende Wien. Schon dieſer Umſtand dämpfte ein wenig das Feuer der Erwartung von dem in alter Luſtigkeit ſchwärmenden Wien. Die Kanonen auf den Baſteien paßten ſchlecht zu den Strauß'ſchen Walzern. Im Gaſthofe zum Römiſchen Kaiſer ſtieg ich ab.

Da ich bereits in einer kleinen Schrift, „Der Faſching in Wien“, über die Perſonen und Gegenſtände, die ich damals, im Februar 1851, in Wien gefunden, geſprochen, ſo will ich hier nur flüchtig Einiges nachholen und beſonders über gewiſſe Perſönlichkeiten etwas hinzufügen, was ich in jenem, unter öſterreichiſcher Aufſicht, um nicht zu ſagen Cenſur, geſchriebenen Büchelchen nicht habe ſagen können. Daß ich Meyendorff hier wiederfand, und wie es schien in einer behaglichen Lage und in gebeſſertem Geſundheitszuſtande, kam mir gelegen, denn ich konnte jetzt hoffen, mit der öſterreichiſchen Ariſtokratie, um die es mir zu thun war, in Berührung zu kommen. Zum Glück hatte ich es nicht nöthig, die Hülfe des ſo ſehr in Anſpruch genommenen Mannes mir zu erbitten, ein Landsmann von mir, ein Mann, der in der großen Welt lebte und zahlreiche Bekanntſchaften hatte, übernahm es, mir diejenigen Häuſer zu öffnen, in denen ſich, einem Fremden oft völlig unzugänglich, die „crême der crême“ der Geſellſchaft zuſammenfand. Auch dem Grafen Stackelberg, dies war der Name dieſes Landsmanns, wäre hierher der Zutritt ſchwerlich geöffnet geweſen, wenn nicht eine Dame unſers Landes, eine Gräfin Tiefenhauſen, vermählt an den öſterreichiſchen Miniſter Grafen Ficquelmont, als eine Verwandte ſeiner Frau ihm behülflich geweſen. Man weiß, wie excluſiv die wiener Geſellſchaft iſt, wie ſie ſich von Launen beherrſchen läßt, und wie es gar wenig zur Sache thut, Fürſt, Graf oder Baron, oder ſonſtwo an einem Hofe wohl angeſchrieben zu ſein, um dadurch in dieſe Cirkel zu gelangen. Oft kommt ein Mann ohne Namen und Stellung, der nur das Glück gehabt, dieſer oder jener Dame der Excluſiven gefallen zu haben, mitten in dieſe myſtiſche Freimaurerverbrüderung, wohin ihm kein Fürſtentitel und kein Ordensband zu folgen im Stande iſt. Die Gräfin Ficquelmont und ihre Tochter, die junge Fürſtin Clary, hatten das Glück, zu der crème der crème zu gehören, und in dem Salon dieſer Damen ſich erblicken laſſen, galt für eine Eintrittskarte auch in die andern Räume. Ich wußte ſelbſt nicht gehörig dieſe Ehre zu ſchätzen, und hielt es für etwas, was auch wol andern ehrlichen Menſchenkindern geſchehen konnte, aber Wiener ſelbſt belehrten mich, wie ich da zu einem ganz beſondern Glücke gelangt ſei. Die liebenswürdige Gräfin Ficquelmont übrigens konnte für eine ſehr angenehme Acquiſition gelten, ſie wäre nun in jedem beliebigen Hauſe zu finden geweſen. Die echte vornehme Bildung hat gerade das zum Charakteriſtiſchen, daß ſie ſich der ſchönen Humanität, der Offenheit und Natürlichkeit in einer Weiſe nähert, daß, wenn ſie auch nicht die vollkommene Güte und Schönheit ſelbſt iſt, doch dieſem ihrem Vorbilde zum Verwechſeln nahe kommt. Deshalb wird man ſich in der Nähe dieſer wahren vornehmen Bildung immer wohl fühlen, und dieſes Sichwohlfühlen iſt das Kennzeichen, daß man in eine Atmoſphäre gerathen iſt, die zu unſerm Gedeihen weſentlich nöthig iſt. Ich kann dies nur von ſehr wenigen vornehmen Frauen und Männern meiner Bekanntſchaft ſagen, während ich manche Bürgerliche ſo vornehm gefunden habe.

Faſt alle Abende, die mir frei blieben, denn das Theater machte kein Hinderniß, da man erſt nach demſelben zuſammenkam, brachte ich im Salon der Gräfin zu, die mir hier und da biographiſche Notizen gab, bald über dieſen, bald über jenen berühmten und bekannten Namen. Da fand ich auch zuerſt meinen eigenen wieder, indem der Diener, der die Thür öffnete, den Namen „Sternberg“ hineintönen ließ. Es war ein junger Graf mit ſeiner Gemahlin. Unſere Wappen verbeugten ſich gegeneinander, und dabei blieb es. Es ging mir flüchtig durch den Kopf, daß es doch ſehr ſchön wäre, ich ſäße auf dem alten Stammſchloſſe in Prag, ſtatt dieſes, meines ehrenwerthen Herrn Vetters, dann aber kam mir wieder die philoſophiſche Grille, die Voltaire zum Stützpunkt einer ſeiner komiſchen Romane gemacht, daß in dieſer beſten der Welten Alles aufs beſte eingerichtet ſei, und ich zürnte nicht meinem Urahnherrn, daß er unter die blinden Heiden gegangen, um die Fahne der heiligen Jungfrau an die Ufer der Düna zu bringen, obgleich er bei der Gelegenheit ſeinen Grafentitel verlor.

Ich fragte immer wieder nach dem „luſtigen Wien“. Man ſagte mir: „Gehen Sie in die, gehen ſie in jene Gegend und Sie werden Strauß ſpielen hören.“ Ich hörte Strauß ſpielen unter lauter Zuckungen und Grimaſſen, aber das luſtige Wien war das nicht. „Mein Gott!“ ſagte man mir, „ſo gehen Sie auf einen der Bälle in den «Sperl», in den «Apolloſaal» u. ſ. w.“ Ich ging hin, aber das „luſtige Wien“ war auch dort nicht. „So gehen Sie in die Kaffeehäuſer“; aber da kam ich gerade recht, da herrſchte nun vollends Grabesſtille, und jeder Gaſt verſteckte ſein Geſicht, oder vielmehr die Geſichter, die er ſchnitt, hinter ein ungeheures Zeitungsblatt. So ſtill war es in Berlin, das doch auch unter dem Segen des Belagerungszuſtandes ſeufzte, lange nicht; und doch war jenes das ernſte Berlin, und doch war dieſes das „luſtige“ Wien. Mit dem Glockenſchlage neun Uhr Abends fing aber die Luſtigkeit an, und das war wahrſcheinlich die, von der immer geſprochen wurde, die Wagen rollten endlos über das Pflaſter und die erhellten Ballſäle füllten ſich mit geſchmückten Herren und Damen. Hier freilich ſah man keine Kanonen und keine „bezeichneten“ Laternenpfähle, hier ſah man friſche jugendliche Geſichter, die dem erſten Galopp oder der erſten Françaiſe ſo glänzend heiter entgegenſahen, als gäbe es in der ganzen Weltgeſchichte von Anfang bis zu Ende nichts als Françaiſen und Galoppaden. — Was ich früher an Bällen geſehen, war ein Kinderſpiel hiergegen, Terpſichore flatterte hier als Königin der Welt in ellenbreiten brüſſeler Kanten und mit den friſcheſten Blumen und den ſchönſten Diamanten geziert. Hier lohnte es ſich doch jung zu ſein, denn ein Meer von Lichtern zeigte den Contour der feinſten Linie, die Rundung der lieblichſten Form; hier war es auch kein Unglück und kein Verbrechen, alt zu ſein, denn dieſelben Lichter brachen ſich in den ſchönſten Rubinen und Smaragden, die die halbe Jahrhunderte alten Hälſe vergeſſen ließen, an denen ſie hingen; und endlich war es hier auch durchaus nicht beſchämend nichts zu ſein, denn wiederum kamen die Lichter und machten auch den kleinſten Orden und niedlichſten Schlüſſel auf der Hüfte bemerkbar, die dem „Nichts“ beigegeben waren. Die wundervolle Pracht der Säle, und vor allem die feenhafte Beleuchtung durch rieſenhafte Candelaber in den Ecken und koloſſale Luſtres-Pyramiden, die von der Decke niederſchwebten, konnte durch nichts in dieſer Art, was frühere Tage zeigten, übertreffen werden: es war aber auch das Feſt der Neubelebung, das gefeiert wurde, und die häßlichen Schatten, die an dieſen Wänden hingehuſcht waren, ſollten bis auf die letzte kleinſte Spur verſchwinden. Wien war gerettet, Wien hatte einen jungen Kaiſer — und dies waren die erſten Winterfreuden, die erſten glänzenden Bälle, und Häuſer, wie Schwarzenberg und Liechtenſtein, übernahmen es die Honneurs des wiedererſtandenen „prächtigen“ Wien zu machen. So hatte ich denn nicht das „luſtige“ Wien, ſondern das prächtige Wien gefunden.

Kein Wort von Politik!

Windiſchgrätz, Haynau, Heß, Schlik — alle dieſe Illuſtrationen vor Augen und — kein Wort von Politik.

Es war als hätte ein Zauberer geſprochen, ein unvorſichtiges Wort über eure Lippen, und augenblicklich verſinkt die Zauberpracht wieder in die Tiefe!

Und Niemand ſprach ein unvorſichtiges Wort.

Mich plagte die Neugier, den jungen Kaiſer zu ſehen, dieſen Glücklichen, der auf ſeinem noch faſt knabenhaften Haupte den Kronenreif Karl's des Großen trug! Dieſen Glücklichen, der eine harmloſe Exiſtenz hinlebend, plötzlich eine Hand ihn ergreifen fühlte, die ihn auf den älteſten Thron Deutſchlands hob.

Welch ein Geſchick! Man hatte von dieſem Prinzen nichts gehört, auf einmal ſollte man nur von ihm hören. Franz Joſeph! Welche ſchön zuſammenklingende Namen! In allen Häuſern, die ich beſuchte, hatte ich ſchon ſein Bild geſehen. „Wer iſt dieſer junge Menſch zu Pferde?“ fragte ich eine nervenſchwache Dame, die dicht vor ſich eine Gyps-Reiterſtatuette hatte. „Mein Gott, der Kaiſer!“ flüſterte ſie erſchrocken. „Wer iſt der junge Fähnrich, deſſen Bild dort mitten unter den Kriegshelden und beſternten alten Herren hängt?“ „Mein Gott, der Kaiſer!“ entgegnete Se. Excellenz mit zurechtweiſender Miene. So war überall dieſer knabenhafte Jüngling zu ſehen. Aber ich wollte nicht ſeinem Bilde, ich wollte ihm ſelbſt begegnen. Bei Hofe mich vorſtellen zu laſſen, dazu waren allerlei Dinge nöthig, die ich nicht bei der Hand hatte, Uniform u. ſ. w. Es war leichter, den Gegenſtand meiner Neugierde an einem andern Orte zu ſehen. Ich konnte ihn auf dem Glacis ſehen, wie er eine Parade abhielt, ich konnte ihn im Theater ſehen, endlich konnte ich ihn auf einem der Bälle ſehen, die in Ausſicht ſtanden. Auf dem Balle beim Fürſten Liechtenſtein ſah ich ihn endlich zuerſt und ganz in der Nähe. Die Geſellſchaft war ſchon verſammelt, als dem Herrn und der Frau des Hauſes ein Zeichen gegeben wurde. Der kaiſerliche Wagen war vorgefahren. Die Fürſtin eilte an den Eingang ihrer Appartements, der Fürſt hinunter bis auf die Straße. Alles drängte ſich in die vordern Säle; ich war nicht der Letzte. Und endlich die ſchöne Fürſtin Liechtenſtein, dieſe ſtolze und impoſante Geſtalt, endlich ſahen wir ſie durch die Straße, die die Gäſte gebildet hatten, heranſchreiten am Arme des Kaiſers. Es war die bekannte weiße Uniform, die rothen Beinkleider und auf der Bruſt nur ein kleiner Orden, und dies war ein ruſſiſcher. Alles verneigte ſich. Der Gruß, den der Kaiſer ſpendete, war nicht in freier ungezwungener Bewegung. Wo ſollte er auch das gelernt haben; ſo plötzlich, ſo unerwartet war er auf dieſe Höhe geſtiegen. Alte Fürſten haben Zeit, alle die kleinen Manöver ſich anzulernen, die zur Repräſentation gehören, das huldvolle, das graziöſe, das warme Lächeln, das gemeſſene, das kühle, das kalte und das eiskalte Grüßen; daß Franz Joſeph das Alles noch nicht wußte, gab ſeiner Erſcheinung einen Reiz mehr. Es war wirklich das Bild der Jugend, die mit Erſchrecken ſah, in welcher Lichtglorie ſie daherſchritt. Auch die übliche Converſation der Fürſten hatte er noch nicht gelernt, dieſe Wichtigkeit über ein Nichts, dieſes abſichtliche kokette Spiel, abwechſelnd mit Spannung hinzuhören, dann zerſtreut wegzuſehen, durch die Lorgnette eine ferne Gruppe zu betrachten, während in der Nähe zu ihm geſprochen wird. Auch verſtand er nicht zu markiren, bald halb, bald ganz einer misliebigen Perſönlichkeit den Rücken zuzukehren, einer beliebten ſchon von ferne einen gütigen Blick zuzuſenden; bei Franz Joſeph ſah man, daß er in den ehrlichen guten Grundſätzen aufgewachſen war, das Alter und das Verdienſt zu ehren, und daß er ſich jetzt nicht recht darein finden konnte, ſo viele greiſe Häupter, ſo viele hohe Würdenträger ſich tief vor ihm, dem Jüngling, der erſt ins Leben trat, ſich erſt Verdienſte erwerben ſollte, beugen zu ſehen. Und dieſer Zug war auch ein ſehr liebenswürdiger. Er gab Zeugniß von der edeln Beſcheidenheit eines unverdorbenen, jugendlichen Sinns. Wie viele kleine Prinzchen ſieht man ſich mit hoher und allerhöchſter Keckheit und Sicherheit vor dem ehrwürdigen Alter und dem Verdienſte ſpreizen. Franz Joſeph hätte nun gewiß gern die ſchönen jungen Damen aufgeſucht, deren eine ganze Fülle vorhanden war, denn er war unter den jungen hübſchen Offizieren der jüngſte und hübſcheſte; aber da ſaß die Frau Erzherzogin Sophie, die kaiſerliche Mutter, da ſtanden dieſer lung Ludwig XIV. von den Palaſtdamen der Königin getragen wurde. Dieſer Aufwand der Toilette hatte ſeinen beſondern Grund; ich erfuhr, daß ich die Veranlaſſung deſſelben ſei. Meine edle Tante war unverheirathet und äußerſt fromm. Sie hatte mit mehrern andern Damen ihres Standes und ihrer Geſinnung einen Orden geſtiftet, zu dem ſie ſich die Autoriſation von drei Königinnen zu verſchaffen gewußt hatte, und den ſie den Orden vom Senfkorn nannte. Ein ſehr miſteriöſer Name, wer ſeine Bedeutung nicht kennt. Er war urſprünglich gegen jede weltliche Zerſtreuung gerichtet, erhielt aber eine beſondere Celebrität, weil die frommen Damen anfingen, damit junge Leute beiderlei Geſchlechts zu belehnen, und ihnen zur Pflicht machten, zwei geſellige Ausſchweifungen ganz beſonders zu meiden: den Tanz und das Spiel. Wer im Orden vom Senfkorn aufgenommen war, durfte bei ſtrengſter Ahndung ſich nie in einem Tanzſaale oder an

Miniſter und jener Oberhofmarſchall, und von den Blicken dieſer hohen Exiſtenzen gingen unſichtbare telegraphiſche Leiter aus, die immer anderswohin einen Pflichtgang bezeichneten als zu den hübſchen Mädchen, und Se. Majeſtät gelangten endlich zu den hübſchen Mädchen, als der erſte Walzer ſeine zauberhaften Klänge von dem Orcheſter herab ertönen ließ. Nun waren all die Excellenzen beſeitigt, all das gezwungene Geſpräch, und das achtzehnjährige Reichsoberhaupt hatte die Freiheit, eine allerliebſte kleine Unterthanin, die ſchöne Gräfin Hunyady, in den Arm zu ſchließen, um auf den Flügeln eines prächtigen Strauß'ſchen Walzers auf dem herrlichen Parquet dahinzufliegen. „Der Kaiſer tanzt!“ flüſterte man ſich zu. „Er amuſirt ſich! Er geht ſelbſt zu engagiren! Wie iſt das ſchön und wunderbar! Wie lange hat man dergleichen nicht geſehen! Ueberall die weiße Uniform, und überall im Walzer dahinfliegend! Ein Fähnrich, der zum erſten male die Offizierepauletten angelegt, kann nicht lebhafter tanzen, kann nicht fröhlicher in den Pauſen mit ſeiner Tänzerin ſprechen. Das iſt ſchön! Das iſt herrlich! Und die Erzherzogin Sophie, ſie ſitzt da, eine glückliche Mutter; alle ihre Söhne wirbeln ſich im Cotillon herum. Da iſt der blaſſe junge intereſſante

Admiral, ein Prinz, der immer eine Lorgnette vor den Augen und einen guten Einfall auf der Zunge hat; da ſind noch zwei andere Prinzen, deren Miſſion für die Zukunft noch nicht ganz deutlich iſt, die aber fürs erſte glücklich ſind und — tanzen. Ein ganzer jugendlicher Hof, ein ganzes Bouquet glücklicher Herzen, die in Liebe zueinander vereinigt ſind, die noch nichts von den alten erbärmlichen Uebeln und Narrheiten der Welt zu leiden gehabt haben. Funfzig Jahre ſpäter und die Welt hat die friſchen Geſtalten in die grauen Staubmäntel der Etikette, der Misgunſt, des Neides, des Lebensüberdruſſes gehüllt und ſie ſind zuſammengewelkt unter der Fürſtenhypochondrie, der Langeweile."

Dieſe Gedanken bewegten mich, als ich dicht hinter der ſchlanken Geſtalt des jungen Kaiſers ſtand, der erſchöpft vom raſchen Tanze einen Augenblick träumeriſch und nachdenklich vor ſich hinſah. —

Wenige Tage darauf ſah ich den Kaiſer, ſeine Mutter und ſeine Brüder nochmals auf dem Ball bei dem Fürſten Schwarzenberg.

7.

Ich merkte wohl, daß, wenn ich mich ſtets in den Kreiſen bewegen wollte, in die ich nun gerathen war, ich mich bald würde abgenutzt haben, und ich wollte Friſche und Empfänglichkeit behalten für noch andere Erſcheinungen. Als ich alſo in den Salons die Celebritäten der damaligen Welt, die geprieſenen Sieger und Helden, Windiſchgrätz, Schlik, Heß und Andere geſehen hatte, ſuchte ich wieder zu verſchwinden, was mir gar nicht ſchwer wurde, denn raſch wird eine ſolche Lücke von Einem, der da geht, von Einem, der da kommt, ausgefüllt. Die politiſche Schwüle, die über allem Leben ſich hinbreitete, machte jede freie Aeußerung unmöglich, und man kam zuſammen, aber man gehörte nicht zuſammen. Die ſchönen Frauen, hatte man ſie einmal geſehen, hatte man ſich gemerkt, wie die eine es in ihrer Art hatte, das Köpfchen links, die andere, es rechts zu ſenken, wie dieſe mit ihrem Fächer, jene mit ihrem Armband zu ſpielen pflegte, und hatte man ſich die Anzahl junger Legationsſecretäre, herumvagabundirender kleiner Fürſten und faſhionabler Lieutenants gehörig angeſchaut, ſo war ein Geſellſchaftsabend genau wie der andere, ein Ball wie der andere. Die Converſationen fielen mager aus. Man hatte ſich nichts zu ſagen. Die Excluſiven waren noch excluſiver, als ſie es jemals geweſen. Da war es in Berlin doch beſſer; es war doch Bewegung dort, trotz der Kanonen des Belagerungszuſtandes. Von Intriguen hörte man gar nichts mehr, und die alten luſtigen Gräfinnen, die früher ſoviel Confuſion in die genealogiſchen Tabellen brachten, ſchienen ganz ausgeſtorben. Eine von dieſer alten Garde beſuchte ich; ich fand ſie hinter einem grünen Schirm, der die Augen deckte, die einſt ſo eroberungsſüchtig und ſo unerbittlich geweſen waren. Nun iſt aber ein grüner Augenſchirm bei einer Frau für mich immer eine deteſtable Vorkehrung; es iſt ſolch ein Schirm ein für immer aufgeworfener Damm gegen alle und jede weltliche Anfechtung, ſie möge auch von der unſchuldigſten Natur ſein. Es iſt eine dünne, ſchwache, aber dennoch unüberſteigliche Kloſtermauer, hinter die eine ſolche alte Heloiſe ſich zurückgezogen hat, um ſich gegen die verſpäteten Abälards zu ſchützen, die eben jetzt noch die Luſt zeigten, Angriffe zu machen. Man hat bei ſolchen grün zugepflaſterten Augen es nur mit dem Munde und mit der Naſenſpitze zu thun, die einzigen Fragmente, die von einem Geſicht übrig geblieben ſind, in welchem Alles einſt Liebhaberrollen ſpielte, vom Kinn an bis oben zu den Haarwurzeln. Meine alte Leichtfertige wußte nichts zu erzählen, ſie fingirte eine mir ſehr unwillkommene Gedächtnißſchwäche und Zerſtreutheit, und ſtatt mir von dem Wien zur Zeit des Congreſſes zu erzählen, erkundigte ſie ſich, ob ich ſchon das Hospital zu den Barmherzigen Schweſtern geſehen hätte. „O du alte Barmherzige", dachte ich bei mir ſelbſt, „wie tückiſch und boshaft iſt es von dir, mich und meine Wünſche nicht verſtehen zu wollen, Wünſche, die du erfüllen kannſt, trotzdem daß du nahe an achtzig Jahre alt biſt!" Als ich mich empfahl, bemerkte ich im Vorzimmer, halb verſteckt hinter einer Blumenvaſe, das Bild eines jungen Mannes in ungariſcher reicher Militärkleidung. Ich ſah es mir an; es war aus der Zeit des Congreſſes und es hatte ſchöne dunkle, ſiegreiche Augen. Wenn ich nur etwas über dieſen jungen Offizier gewußt hätte! Allein ich getraute mir nicht umzukehren und die alte Kalypſo über das Original dieſes hinter Immergrün und Myrten verſteckten Jünglings zu befragen. Sie würde ohne Zweifel auch hier ſich nicht haben beſinnen können und die Vergeßliche geſpielt haben. So ging ich denn und gelangte zu einer andern Dame ohne Augenſchirm, die etwas mehr wußte und etwas mehr erzählte, aber im beſten Erzählen geſtört wurde, indem ihr Neffe eintrat, ein junger Unſchuldiger von ſiebzehn Jahren. Ich erfuhr alſo auch hier nichts weiter, als wie der Schlitten ausgeſehen, in welchem der Kaiſer Alexander mit der ſchönen Fürſtin Eſterhazy geſeſſen. Man muß, um ſolche Nachrichten zu ſammeln, längere Zeit in Wien ſein und in Kreiſen Zutritt erhalten, die jetzt nicht mehr in der Mode ſind. Dann erfährt man aber auch die köſtlichſten Geſchichtchen, zuweilen aber auch nächtliche Gebilde, die Einem das Haar ſträuben machen, denn es iſt ganz toll drunter- und drübergegangen am Schluß des vorigen und beim Beginn des jetzigen Jahrhunderts. Wien, München und Manheim waren die Hauptſtapelplätze dieſes Treibens. Aberglaube, Freigeiſterei, Bigoterie, Libertinage — Alles durcheinander! und die allerentſetzlichſten Conflicte inmitten der Familien!

Von den wiener Schriftſtellern, Halm, Bauernfeld, Caſtelli u. ſ. w., habe ich bereits in jenem obenangeführten Büchelchen geſprochen. Von ihnen ſagte mir Münch-Bellinghauſen (Halm) am meiſten zu, obgleich die oberflächliche Bekanntſchaft, die ich mit ihm machte, kaum für eine zu rechnen iſt. Der ſpecifiſch wiener Schriftſteller und Dichter iſt ein völlig für ſich beſtehendes und excluſives Weſen, und ſelten wird er und ſeine Productionen dem Nord- und Mitteldeutſchen auf die Länge der Zeit zuſagen. Es geht ein Zug von Weichlichkeit und von Selbſtgenügen durch ihr Weſen und ihre Werke, der die Empfindung abſtumpft und den Geiſt unthätig ſtimmt. So kam es mit Lenau bei allen ſeinen ſchönen Gaben doch eigentlich zu nichts, ſo welkte Grillparzer raſch zuſammen und ſo iſt auch Halm mit ein paar erfolgreichen, obgleich in einem falſchen Geſchmacke gewonnenen Debuts raſch wieder von der Bühne abgetreten. Sie wollen Norddeutſchland das Supremat der Bildung nicht zugeſtehen, und doch können ſie für ſich allein nicht beſtehen. Die einzige Saite auf der Lyra, die ſie mit Erfolg anſchlagen, iſt die in friſcher Sinnlichkeit erglühende Volkspoeſie, nämlich die harmloſe, gemüthliche, für die die Norddeutſchen wol Sinn, aber kein Talent haben. Wenn zu dieſem innigen, blutwarmen Liederton des Volks eine gleiche religiöſe, nämlich immer nur katholiſche, Innigkeit hinzukommt, ſo kann ein wunderſames, heiterfriſches und doch dabei ſo heimlich glühendes Gebilde entſtehen, wie es nirgends auf einem andern Boden wachſen kann. Geſellt ſich zu jenem ſinnlichen Volksliederton eine weltliche Schalkheit, eine rein profane Tändelei, ſo kann auch wiederum ein ſo entzückend frivoles Liedchen entſtehen, das wir Norddeutſchen mit unſerer bewußten Witz- und Verſtandesweiſe nie erreichen können. Darum ſind die ſinnlichen Volksdichter, wenn ſie nichts weiter ſein wollen als das, ſo unerſchöpflich wahr und herzinnig ſchalkhaft. Unerträglich wird es, wenn der Berliner dieſe Weiſe nachmachen will, ſowie des Birch-Pfeiffer'ſchen „Lorle“ Gequik und Gequak das Unleidlichſte an Unnatur iſt, was es geben kann. Dieſe Art Literatur, wenn man ſie ſo nennen will, iſt den Frescobildern gleich; ſie ſind auf die Wand des Volkes gemalt, man kann ſie nicht mitnehmen, oder man müßte die ganze Wand mitnehmen, was ein Ding der Unmöglichkeit iſt.

Wenn ich nicht in den Geſellſchaften zu finden war, wenn mich nicht die Abende in Anſpruch nahmen, wo Herr Laube einen Kreis Literaten um ſich verſammelte, bei welcher Gelegenheit Frau Laube ihr ganz eigenthümliches Talent entwickelte, eine Geſellſchaft zu beleben und zuſammenzuhalten, wenn endlich, was nicht oft geſchah, mich nicht die engen Räume des Burgtheaters aufnahmen, ſo ſuchte ich, auf der

Baſtei und dem Glacis herumwandernd, mir friſche Luft zu ſchöpfen; denn in dem dichten Häuſercomplex der Stadt iſt dies durchaus unmöglich. Die Schottenbaſtei war mir die nächſte. Da ich ſelten ausging, ohne mein Skizzenbuch mitzunehmen, ſo war dies auch an einem Abende der Fall, wo ich die Ehre hatte mit einem kleinen Mann in einem grauen Ueberrocke zuſammenzutreffen, der mit einem ganz beſondern ſchlauen Lächeln mich von der Seite anſah und ſchwierige Verſuche machte, ſich auf die Fußſpitzen hebend, mir über die Schulter in mein Buch zu ſehen. Er gewahrte, wie eine Gruppe Offiziere fertig wurde, die in ihren langen weißen Reitermänteln, von der Abendſonne beſchienen, eine ganz gute kleine Skizze abgaben. „Sie zeichnen wol auch?“ fragte ich meinen unbefugten Zuſchauer, indem ich ihm Gelegenheit geben wollte, ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen, was er unfehlbar beabſichtigte. „Nein“, erwiderte er, „dieſes Talent beſitze ich nicht.“ — „Aber es erfreut Sie, Zeichnungen zu ſehen?“ — „Gewiß; beſonders ſolche, die ich vor meinen Augen entſtehen ſehe.“ — Mein kleiner Mann ſchwieg und fing wieder an ſich auf die Fußſpitzen zu heben, um noch andere Skizzen zu erhaſchen, die ihm beim Umwenden der Blätter bemerkbar wurden. Ich ſchlug das Buch zu,

Univ. Bibl.
München

ſteckte es in die Taſche und ſagte dann: „Wenn es Ihnen lieb iſt, ſo wandern wir miteinander bis an das nächſte Thor.“ — „Recht gern; ich habe nichts zu verſäumen.“ Infolge des Geſprächs erfuhr ich, daß mein Grauer der zweite Organiſt bei der St.-Stephanskathedrale war, alſo in ſeiner Art eine wichtige Perſon. Er war gebildet, hatte aber eigenthümliche und manchmal barocke Anſichten, die eine Folge ſeines einſiedleriſchen Lebens zu ſein ſchienen, denn er bemerkte mir mit einem gewiſſen Triumphe, daß er nun vierzig Jahre mit ſeinen Notenbüchern allein lebe und weder Freunde noch Feinde habe. Er hatte Beethoven gekannt und in ſeiner früheſten Jugend auch Haydn und Mozart. Da es ſchon anfing dunkel zu werden, machte er mir den Vorſchlag, in den St.-Stephan mit ihm einzutreten, wo er mir etwas auf der Orgel vorſpielen wolle. Nichts konnte mir willkommener ſein als dieſer Vorſchlag. Die Orgel iſt von jeher ein Inſtrument für mich geweſen, mit dem ich, ich weiß nicht was alles für wunderſame Träume aus meinen Kindertagen in Zuſammenhang bringe, und nun dazu der alte Rieſenbau des St.-Stephan, dieſer Steincascade, die ihren Strahl bis in die Wolken hinaufſtreibt. Wir traten durch ein Hinterpförtchen ein und gingen an einigen Gruppen einem Spieltiſche erblicken laſſen. Unerbittlich waren die ſtrengen Urtheilſprecherinnen, der Verdammte blieb ohne Gnade verdammt. Ueberall durch alle Länder vertheilt, gab es Aufpaſſerinnen, ihren ſcharfen Blicken und denen ihrer Spione entging nichts. Der Lohn waren Medaillen, Ordensbänder, nachdrückliche Empfehlungen bei den Höfen, einflußreiche Verbindungen, Pfründen und reiche Geſchenke. So mancher Unbemittelte hatte auf dieſe Weiſe ſein Glück, mancher ſchlaue Heuchler eine glänzende Laufbahn gemacht. —

Es war nicht zu leugnen, daß dieſer Orden ſein Gutes hatte. Das hohe Spiel, wie es in der Zeit meiner Jugend an allen Höfen und größeren Geſellſchaften Sitte war, hatte Manchen ruinirt; der Tanz, nicht in demſelben Grade Schaden bringend, wurde als unſittlich betrachtet, und meine Tante war ſehr ernſtlich der Meinung, daß er eine Erfindung des Teufels vorüber, die in Andacht hingegoſſen dalagen, im wahren Sinne des Worts lagen, denn ein Knien konnte man das nicht nennen. Es waren gewiß wahre Andächtige; Herzen, die zerknirſcht und zertreten ſich aus dem Wirbel der Welt hierher in den dunkeln Kirchenwinkel, vor das düſtere Lämpchen, gerettet hatten. Wir gingen ſo leiſe wie möglich an dieſen Betern vorüber, erſtiegen einige Treppen, und mein kleiner Mann ließ ſich vor einem Notenpult nieder, das die aufgeſchlagenen Blätter irgendeines Oratoriums trug. Ehe er anfing zu ſpielen, zeigte er in das Schiff der Kirche hinunter und ſagte dabei: „Dort ſaß der Kaiſer Alexander, neben ihm der König von Dänemark und andere Fürſten, und ſie hörten das Requiem mit an, das der Fürſt Talleyrand, boshaft wie er war, vor den verſammelten Monarchen zum Gedächtniß an den unglücklichen Ludwig XVI. aufführen ließ. Mitten im Taumel dieſer galanten Feſte, mitten in den Siegen, die die wiedereingeſetzte Legitimität feierte, hatte der Mann den Muth, dieſe Kronenträger daran zu erinnern, daß das Haupt des legitimſten Königs auf Befehl des Volks dem Henkerbeile verfallen war. Wirklich, der Fürſt mochte dies nun gethan haben aus welcher Abſicht er es immer wollte, es war ein großer Gedanke, und gewiß nie iſt in den Hallen dieſes Domes eindringlicher gepredigt worden als damals, und ich liebe den Fürſten deswegen.“ Der kleine Mann ſetzte ſich, nachdem er dieſe Herzensergießung angebracht, an die Taſten ſeines prächtigen Inſtruments. Es war Nacht und Stille um uns her, ein eigenthümliches Sauſen abgerechnet, das um die hohen Fenſter, wie das Schwingen von koloſſalen Flügeln, die ſich oben bewegten, ertönte. Langſam, wie aus tiefer Bruſt, begann eine der Rieſenflöten aufzuſeufzen und weckte wie als Antwort einen ähnlichen Klagelaut von der andern Seite her. Es war nur ein kurzes Präludium, das er ſpielte. Als er ſich wieder erhob, und ich, ſoviel die Dunkelheit geſtattete, mir den Bau der Flöten betrachtete, ſagte er in ſeinem halb wehmüthig klagenden, halb ſpottenden Tone: „Nicht wahr, ein großartiges Bauwerk das! Das echte Bild einer legitimen Autokratie: Alle Flöten, die rieſengroßen wie die winzigkleinen, durch Einen in Bewegung geſetzt! Und merken Sie wohl — die Harmonie, die uns entzückt, die wir für eine Schöpfung des Himmels halten, durch — Fußtritte wird ſie hervorgebracht. Die allergetreueſten Unterthanen, um harmoniſch zuſammenzuwirken, müſſen gehörig — getreten werden.“ Der kleine Mann, indem er mir dies ſagte, ſchien in den ungewiſſen Umriſſen, die ich von ihm gegen die hellere Fläche des nahen Fenſters ſah, zu wachſen und ſeine Stimme klang mir auch befremdend. „Sie ſind ja ein arger Politiker!“ ſagte ich ihm. Er antwortete nicht, ſondern beſchäftigte ſich mit Ordnen der Notenbücher, die er ſehr geſchickt im Dunkeln zu finden wußte. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich an die Treppe, die wir hinaufgekommen waren. „Wir gehen einer ganz beſondern Zeit entgegen“, ſagte er, „und es werden Orgeln errichtet werden von ganz beſonderm Bau. Aber“, ſetzte er ſeufzend hinzu, „getreten wird auch da werden müſſen; es geht nun einmal nicht anders. Zwiſchen «Treten» und «Fußtritte geben» iſt aber doch noch ein Unterſchied.“ Er zeigte mir eine Stelle, wo der Abt Vogler immer zu ſitzen pflegte, wenn er ſich von den wiener Damen wollte belauſchen laſſen: „Da ſaß denn der gute Abt und verdrehte die Augen, und es ſollte dies darſtellen, daß er ganz erfüllt ſei von den himmliſchen Accorden, die ich eben angeſchlagen; im Geheimen dachte er aber wol an irgendeine kleine Intrigue, die er tief unten in der Stadt angeknüpft. Nun wir ſind Alle Menſchen. Wenn erſt die Tauſende reden ſollten, deren Gebeine hier unten in den Katakomben aufgeſchichtet liegen, was würde erſt da für Heuchelei, Ungerechtigkeit, Hochmuth u. ſ. w.

an den Tag kommen! Haben Sie die Todtenkammern unten ſchon geſehen?"

Ich verneinte dies mit dem Bemerken, daß es ſeit einigen Jahren nicht mehr geſtattet ſei, die Gewölbe zu beſuchen.

„Ganz recht", erwiderte er, „ſeitdem die naſeweiſe Miſtreß Trollope allerlei davon ausgeplaudert hat, was den Herren, die hier etwas zu ſagen haben, nicht gefiel. Allein es iſt doch noch möglich, hinunterzugelangen, und ich — will Ihr Führer ſein. Freilich können wir nur in die oberſte Etage eintreten; die zwei untern Stockwerke ſind jedem Eingange unzugänglich gemacht, weil dort die Zerſtörung ſo arg die Oberhand gewonnen, daß Alles darunter- und darüberliegt und man fürchten muß, daß ein Gaſt, der ſich hineinwagt, in eine bodenloſe Tiefe, in einen Wuſt von Moder ſtürzen könne."

Um meinen kleinen Grauen durch eine abweiſende Antwort nicht zu beleidigen, nahm ich ſeinen Vorſchlag an, obgleich ich überall, wo ich dergleichen Orte habe ſehen können, es gern vermieden, mich lange mit ihnen zu beſchäftigen. Das Bild des Todes hat etwas Beruhigendes und Tröſtendes, wenn man ihn betrachtet als Verwalter und Vertheiler der Lebensſtoffe, der hier nimmt und dort gibt; hält man aber auf künſtlichem Wege ſein Vermittleramt gleichſam in Banden, ſo kommen die widerlichen Fratzen und Unformen zu Tage, die ein geſtörter und gehemmter phyſiſcher Proceß zur Folge hat: die jahrtauſendelang erhaltenen, in klebrigem Harze geſättigten Knochen eines Schädels oder ſonſtiger Körpertheile. Auch ſchon ein Sarg erſcheint mir als ein Hemmniß. Ein Korbgeflechte, in welchem die zu verwandelnden Stoffe gebettet und, gleichſam als ein Blumenkorb für künftige Blumen, der Natur für ihr großes Pflanzenhaus zugeſchoben werden, iſt meiner Anſicht nach die paſſendſte Form einer Beſtattung. Die abergläubiſchen Schrecken, mit denen ſich Jahrhunderte getragen haben, finden für den Forſcher faſt einzig ihren Grund in dem häßlichen Spiel, das man mit der Verweſung getrieben hat, die ein Naturproceß iſt, wie jeder andere, der einem Lebensacte ſich anſchließt oder ihm vorhergeht. Ein Gerippe zu ſehen, ſeinen ingeniöſen und künſtlichen Bau zu betrachten, kann nicht anders als Freude machen; allein daſſelbe Gerippe ſich durch irgendeine geheimnißvolle Kraft als belebt gedacht, macht uns erblaſſen und jeden unſerer Nerven erbeben. Zum Glück ſind wir durch das Licht der Naturwiſſenſchaft und durch die Erfolge einer echten Humanität ſo weit gelangt, daß die mittelalterlichen Schrecken keinen Einfluß auf unſer Leben mehr gewinnen werden, wenn man auch ſich die Mühe geben wollte, unter irgendeiner Form ſie wieder wachzurufen. Auch ſich den Tod unter der ſo beliebten Geſtalt, als Schlaf zu denken, iſt mir immerdar zuwider geweſen. Man ſchläft nicht und verliert im Schlaf bald dieſes bald jenes Glied, gleichſam wie ein zerſtreuter Mann ſeine Tabatière oder ſein Schnupftuch liegen läßt. Was wäre das für ein Schlaf! Tod iſt Tod und ſoll Tod ſein und nichts Anderes, ein völliges Dahingeben an die große Naturwerkſtätte, in der ein mächtiger und allgewaltiger Meiſter ewig und, wie wir annehmen müſſen, aufs beſte das Hin- und Herſtrömen der gewaltig brauſenden Naturſtröme leitet und wobei immerfort neues Leben, neue Schönheit, neuer Lebens- und Daſeinsgenuß, formwechſelnd, auftaucht.

Mit dieſen Gedanken ausgerüſtet, begab ich mich eines Morgens mit meinem Führer, der einen Mann mit Fackeln mitgenommen, in den unterirdiſchen St.-Stephan. Aber wir gelangten nicht weit, und was ich geſehen habe, iſt eigentlich nicht der Rede werth. In der alten Abteigruft zu Quedlinburg, wo ich die Ehre hatte, Auroren von Königsmark, der ſchönen Geliebten Auguſt's des Starken, von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberzuſtehen, bahnte ſich mehr poetiſcher Zauber zu meiner Phantaſie den Weg, als hier im Vorhof der Katakomben des alten heiligen Stephan. Ein einziger Anblick konnte einen phantaſtiſch-grauſigen Stoff bieten. Es war nämlich eine der unterirdiſchen Mauern, die eine ganze Schicht Gerippe zu tragen hatte, geborſten, und aus dem Spalt ſtürzten nun mit halbem Leibe, wie auf der Flucht begriffen vor etwas Entſetzlichem hinter ihnen, die entfleiſchten Körper, halb in ihre Grabtücher gehüllt, hervor. Wie ein mitternächtliches Heer hülfe-rufender Geſpenſter, die von Teufeln gejagt wurden, drangen ſie durch den Mauerſpalt und ſahen mit ihren augenloſen Schädeln auf den untenſtehenden Beſchauer herab. Mit dieſer Anſicht hatte ich genug, und es drängte mich, wieder an die Oberwelt zu gelangen. Eine Skizze, die ich mir an demſelben Tage aufzeichnete und die ich noch bewahre, macht einen ſeltſamen Contraſt mit den Gruppen, die ich auf dem Balle des Fürſten Schwarzenberg aufgefaßt.

Mein Grauer war ſichtlich erbaut von der Art, wie ich dieſe Expedition mitgemacht; er war zufrieden, mich von dieſem Anblick nicht ſehr in Bewegung geſetzt zu ſehen. Ich geſtand ihm, daß eine einzige halbe Stunde ſeines wunderbaren Orgelſpiels bei Mondſchein in den alten Hallen des Stephan mir unendlich viel mehr werth ſei als ein ganzer Tag unter den intereſſanten Forſchungen im Reiche der Todten. Er gab mir Recht und ſagte lächelnd: „Man trage ſie einmal alle hinaus, dieſe Gebeine, und dünge mit ihnen irgendein Feld, und in die leer gemachten Gewölbe ſchaffe man Ungarwein in Fäſſern, meinethalben wie das Heidelberger Faß ſo groß, und mit dieſem geſunden Odem im Leibe kann dann der alte Stephan ganz anders zu dem lebenden Geſchlechte ſprechen, viel wirkſamer, viel eindringlicher!“ Dieſe ketzeriſchen Gedanken flüſterte mir mein Grauer ganz heimlich zu. „Es iſt aber nicht recht“, ſetzte er hinzu, „ſo zu urtheilen, denn der Wiener iſt ohnedies ſo ſinnlicher Natur, er hat vielleicht mehr als ein Anderer ein Gegengewicht nöthig, daß er nicht gar zu viel lebe und liebe.“ — „Das Gegengewicht wird ſchon da ſein“, entgegnete ich; „es iſt überall in der Natur vorhanden, dazu iſt dieſe Anhäufung von Todtenknochen nicht eben nöthig.“ — „Ich meine nur“, ſagte der Graue, „es muß auch einen ſolchen «Congreß» geben, einen Congreß, wo man nicht tanzt.“

8.

Meine Bekanntſchaft mit dem gelehrten Hammer-Purgſtall, der Einer von der guten alten Schule der Wiſſenſchaftsmänner war, die es verſtanden, ihre Schätze dem Laien durch eine muntere belehrende und gefällige Umgangsform zugänglich zu machen, und durch den ich tauſend und eine amuſante und charakteriſtiſche Anekdote oder Schilderung aus dem Leben im Orient in Vorzeit und Gegenwart erfuhr — dieſe Bekanntſchaft erinnerte mich an einen öſterreichiſchen Dichter und Diplomaten, der mir ſeinen liebenswürdigen Umgang in Berlin gönnte, und den ich herzlich ſchätzen und verehren gelernt habe, obgleich wir nicht lange im Verkehr blieben, und uns nicht oft ſahen, woran ſeine Stellung als Geſandter, die vielen und verwickelten Geſchäfte, die gerade damals einem Manne in dieſem Amte aufgebürdet waren, die Schuld trugen. Es iſt dieſer Mann der Freiherr Prokeſch-Oſten, der, ſoviel mir bekannt, aus einer niedern militäriſchen Stellung ſich durch ſein Talent und ſeinen Charakter zu ſo anſehnlichem Wirkungskreiſe berufen ſah. Dem Fürſten Schwarzenberg gebührt das Verdienſt, die Talente ſeines Schützlings frühe anerkannt und richtig gewürdigt zu haben. Nie iſt mir ein Mann vorgekommen, der ſo ſehr das Gepräge einer edeln, tiefen, ſchönen und poetiſchen Natur in ſeinem Geſichte trug als er: eine gewölbte Stirn, Augen, die ſo geheimnißvoll glühten, dabei ſo lieblich und bezaubernd freundliche Strahlen ausſenden konnten, ein wohlgeformtes Oval, ein Mund, der im Schweigen beredt ſein konnte, in Allem ein wunderſam ſchöner Kopf, den man wahrlich nicht unter dem Volke der Diplomaten ſuchte, wenigſtens nicht unter der Sorte, die ſich mit dem Grundſatze brüſtete, die einzige Feder, mit der man noch wirkſam thätig ſein könne, ſei die Spitze des Bajonnets. Meine Bekanntſchaft mit ihm knüpfte ſich auf eine originelle Weiſe. Er kannte mich, ich aber ihn nicht, da ich in der letztern Zeit meines Aufenthalts in Berlin wenig mehr die Geſellſchaften beſuchte. Eines Abends machte ich einen Spaziergang im Thiergarten, und war feſt überzeugt, in einem einſamen Gange mich ungeſtört meinen Träumereien überlaſſen zu können, als ich plötzlich eine Hand meine Schulter ſei; beide Vergnügen konnten wenigſtens leicht bei jugendlichen, feurigen Gemüthern zu leidenſchaftlichem Uebermaaß führen. Die edle Dame ſetzte mir dieſes auseinander, ehe ſie zu der wirklichen Aufnahme in den Orden ſchritt. Dieſe war prächtig und ceremoniös. Unſere ganze Dienerſchaft verſammelte ſich, der Geiſtliche mußte eine Rede halten, meine Tante weinte und wir übrigen ſangen. Nach Ende eines langen Pſalms kniete ich nieder und ſie hing mir an einem unſcheinbaren ſchwarzen Bändchen eine kleine goldene, herzförmige Kapſel um, auf der die Worte aus den Sprüchen Salomonis eingegraben waren: „Die Albernen erben Narrheit: aber es iſt der Witzigen Krone, vorſichtig handeln.“ Nach dieſem feierlichen Aktus reiſ'te ſie wieder ab, und bald darauf ſtarb ſie.

Mein Aufenthalt auf dem Schloß meiner Väter ſollte beſonders dazu dienen, meine Zeit ritterlichen Uebungen zu widmen. Obgleich mein leicht berühren fühlte. Unangenehm erſchreckt ſah ich mich um und ſah nun einen Mann mir zur Seite, der mit freundlich-ernſtem Gruße mich anredete und ſich mir ohne weiteres anſchloß. Dergleichen unaufgeforderte Spaziergäſte, die die Langeweile antreibt, oder ſonſtige Gründe, ſich einem ebenfalls einſamen Wandelnden anzuſchließen, ſind im Thiergarten nichts Seltenes. Ich glaubte anfangs, einen ſolchen vor mir zu ſehen; doch die erſten Worte, die der Mann ſprach, ſein Weſen voll Lieblichkeit, Würde und einem vornehmen Weſen, das ſich ſogleich fühlbar machte, überzeugten mich von dem Ungrund meiner Annahme, und nicht lange dauerte es, ſo erfuhr ich ſeinen Namen. Nun entſpann ſich ein lebhaft angeregtes, von meiner Seite mit einem überraſchten und dankbaren Gefühl, daß mir eine ſo angenehme Bekanntſchaft ungeſucht, wie ein plötzlich mir zufallendes Geſchenk zutheil geworden, geführtes Geſpräch. Er erzählte mir, dichteriſch aufgefaßt, ſein Leben und Treiben in Athen, wo es ihm gelungen, eine koſtbare Antike den Händen der Türken mit Liſt zu entreißen. Es war eine Minerva. „Nie“, ſagte er lächelnd, „iſt es wol einem Manne ſchwerer geworden, eine Frau zu entführen, als mir, und ich würde dieſes Wageſtück nicht zum zweiten male zuſtande bringen.

Aber ich war damals jung, und es reizten mich die Schwierigkeiten, die ſich mir in den Weg warfen, zu verdoppelter Anſtrengung.“ Ich erwiderte ihm ſcherzend, daß eine Frau von Marmor ein Weſen ſei, das zu ſehr ins Gewicht falle, um nicht ſelbſt für die Kräfte eines noch ſo jugendlichen und feurigen Liebhabers zerſtörend zu wirken. Er ſprach jetzt ſo Vieles über das Leben im Orient, über die Zukunft dieſes einſt ſo geſegneten Landes, und mit ins Feld der Betrachtungen ernſteſter Natur wußte er die anmuthigſten Geſchichtchen zu weben, die ſcherzendſten Ausfälle bald auf dieſe, bald auf jene pedantiſche Richtung unſerer Tage. Er war ganz Poet, wenn er von der Kunſt ſprach, und ganz feiner Beobachter und Weltmann, wenn er ſeinen Blick auf die Salons und die traurige Wichtigthuerei mancher ſeichten und rohen Naturen, gerade jetzt im Felde der Diplomatie, richtete. Ich war mit einem Exemplar dieſer letztern Sorte, dem die Ehre zugefallen war ein großes Reich zu repräſentiren, gerade in den letztern Tagen zuſammengetroffen, und deshalb waren mir dieſe Schilderungen doppelt intereſſant. In einzelnen Zügen, auch in dem Imponirenden des Aeußern, erinnerte mich Prokeſch an Radowitz, nur war Prokeſch jugendlicher und beweglicher. Später hatte ich noch oft die Freude, bei ihm als Gaſt einzuſprechen; ſtets, wenn ich kam, legte er, wenn auch nur auf Augenblicke, die er ſeinem Schreibtiſche abmüßigen konnte, den Geſchäftsmann und Diplomaten ab, und wir plauderten über Poeſie und Kunſt. Auch ſeine liebenswürdige Frau und ſeine ſchönen Söhne lernte ich kennen. Leider, für mich zu früh, wurde Prokeſch von dem Poſten in Berlin abberufen und das gaſtliche Haus auf dem Pariſer Platz ſchloß ſich für mich.

Die großen Gemäldeſammlungen in Wien ſind bekannt, es iſt auch hier nicht der Ort, über ſie zu ſprechen; ich will nur einer kleinen Privatſammlung Erwähnung thun, in die ich zufällig gerieth, und auch nicht wegen der Bilder, ſondern wegen ihres Beſitzers, der ein Schuſter war. Dies klingt ſeltſam, iſt es aber längſt für den eingeborenen Wiener nicht, denn es iſt bekannt, daß reiche Ouvriers ſich Sammlungen von Gemälden und Kunſtſachen anlegen, dabei aber immer, was ſehr zu loben iſt, bei ihrem Handwerk bleiben. Mein Schuſter war ein Mann, der in ſeiner Art ſich mit der Kunſt zu beſchäftigen ein Dutzend ſogenannter Kunſtmäcene aufwiegen konnte, er wußte, was er wollte, und hatte mit richtigem Auge und unverſchrobenem Urtheil Das gewählt, was ihm gefiel, und was die Kräfte ſeines Beutels ihm zu erſtreben geſtatteten. Das Meiſte waren Copien, aber gute; unter den Niederländern war ein unbezweifeltes Original von Metzu, das auch dem Meiſter ganz beſonders zuſagte. Es ſtellte einen Mann vor, der ſich in der Nähe eines Wildpretladens mit einer Frau über die Beſchaffenheit eines ausgeſtellten Haſen unterhielt. Dem Wildprethändler kam offenbar dieſe Kritik nicht gelegen, denn er zeigte ſich mit einer halbverſchobenen Nachtmütze und einem äußerſt verdrießlichen Geſichte am Fenſter. Ich fand das allergrößte Behagen in der Behauſung des kunſtliebenden Handwerkers und ich kann mir denken, ehe noch die langweilige und froſtige Erfindung mit den Galerien Mode wurde, wo man zu Tauſenden die Bilder aufſtapelt, und durch dieſe Menge und durch dieſes Durcheinander den Beſchauer verwirrt macht, ihn durch die Maſſenhaftigkeit des Schönen, das ſo plötzlich auf ihn zuſtürzt, das einzelne Schöne überſehen macht, daß, meine ich, dieſe Art, die Kunſt in das Leben einzuführen, ſo recht ein lieber Gebrauch geweſen. In den flandriſchen Städten, als die niederländiſchen Schulen blühten, war es gewiß gerade ſo. Ein reicher Handwerker, ein Gelehrter, ein bemittelter Handelsherr, ſie Alle hatten die Bilder im Hauſe und erfreuten ſich mit den Freunden und

Genoſſen an dem Kunſtwerk, das täglich und ſtündlich, auf einem Ehrenplatz im Zimmer aufgeſtellt, zur Anſicht war. Nicht zu beſtimmten Stunden wurde man in eine ſonſt ſorgfältig geſchloſſene Galerie gehetzt, um dort nach dem vorgeſchriebenen Zeitmaß ſich mit der Kunſt zu beſchäftigen, und um dann ermüdet und erſchöpft wieder entlaſſen zu werden, man ſah mit dem Bilde auch den Beſitzer deſſelben, und Beide machten die Theile eines Ganzen, und dieſes Ganze war eben das Leben ſelbſt, nicht ein Abgeſondertes, Apartes, Excluſives. Ein Mann, der bei verhältnißmäßig doch geringen Geldmitteln 300 Dukaten für ein Bild gab, war ein Gegenſtand der Beachtung für eine Perſon, und es konnte angenehm ſein, mit dem Bilde auch den Mann ſich zu beſchauen. War es ein vornehmes und reiches Haus, ſo entdeckte das Auge des Beobachters ſogleich, daß die Wahl der Gemälde mit dem Charakter ihres Beſitzers eine weſentliche Aehnlichkeit hatten, und daß die prächtigen Gewänder eines Paul Veroneſe, die ſchönen üppigen Weiber von Rubens, oder die Ueberladung an effectvollen Scenen von Caracci ſo recht in dieſe Säle hingehörten, durch welche ſchöne Frauen rauſchten und elegante Cavaliere ihnen folgten, Hof und Hofluſtbarkeiten herrſchten. Im Cabinet des dicken

Domherrn ſehen wir den einſchmeichelnden Poelemburg, mit ſeinen badenden Nymphen, und wir werden bekennen, auch hier hat der Beſitzer mit ſeinen Bildern eine und dieſelbe Geſchmacksrichtung. Es iſt freilich wahr, daß ein Kunſtkenner ſehr viel damals reiſen mußte, er mußte unzählige kleine Sammlungen aufſuchen, und oft mochte es vorkommen, daß er ſein ganzes Leben lang nach Einem Bilde auf der Jagd war; allein es will mich bedünken, daß die Kunſtkennerſchaft, auf dieſe Weiſe erworben, eine mehr mit Blut und Leben durchſogene war, als es die iſt, die der Katalog unſerer Galerien, auf leichtem Wege, heutzutage jedem kritiſchen Dilettanten beibringt. Es iſt nicht zu ſagen, welche Heuchelei und Oſtentation gerade mit den Bildern getrieben wird, wie Wenige wirklich ſehen, wenn ſie gleich nur zwei Schritte von ihrem Gegenſtand entfernt ſtehen. Die Freude an Bildern müßte ſonſt, wenn man wirklich mit dem Auge der Liebe das Gebilde einer Seele, die da ihr Innerſtes ausſtrömte, betrachtete, viel größer ſein; allein man ſchwatzt ſinnlos nach, was ſinnlos vorgeſchwatzt worden, und übrigens läßt man Bilder — Bilder ſein, und eilt nach Hauſe, um die Suppe nicht kalt werden zu laſſen. Ich finde bei dieſem frivolen Treiben beſonders als Hauptgrund unſerer

Galerien, wo es auf der einen Seite dem Publicum zu bequem gemacht wird, oberflächlich ſich mit der Kunſt zu beſchäftigen, andererſeits wieder zu ſchwer, indem es dem wahren Liebhaber der Kunſt in einer Galerie faſt unmöglich iſt, zu der Ruhe und Sammlung zu gelangen, die da nöthig iſt, um unter dem Wuſte von Nebeneindrücken, die ihn belagern, gerade für ein Bild das Verſtändniß zu finden.

Ich beſah mir die Sammlung des Schuſters in Geſellſchaft einer Dame, der Witwe eines ſehr geachteten Künſtlers in Petersburg, der zugleich die beſondere Gunſt des Kaiſers Nikolaus beſaß, der öfters kam, um die Künſtlerfamilie bei ihrem Frühſtück zu überraſchen, und gelegentlich dem arbeitenden Künſtler ſeine Aufmerkſamkeit auf ein paar Augenblicke zuzuwenden. Die Dame theilte mir mit, als wir eben die Bilder von Teniers betrachteten, auf welche eigenthümliche Weiſe ſich der Kaiſer Nikolaus mit der Kunſt zu beſchäftigen pflegte. Er ließ ſich, wenn er zu dem beſagten Künſtler kam, ein Blatt Papier geben, das immer ſehr fein und glatt ſein mußte, und darauf fing nun Se. kaiſerliche Majeſtät an das Kunſtwerk ins Leben zu rufen, das Dero Phantaſie vorſchwebte. Es war ſtets ein Soldat in voller Uniform; und zwar fing der erhabene Zeichner mit den Füßen des Soldaten an, und zeichnete ſo aufwärts den ganzen Mann fertig, was bewunderungswürdig ſchnell ging, aber eine gewiſſe Monotonie nicht verleugnete, indem immer ein Grenadier völlig ſo ausſah wie der andere. Es lag dies freilich auch in der Wahl des Gegenſtandes. Nie war ein Knopf vergeſſen, nie eine Falte angegeben, die vorſchriftsmäßig nicht hätte exiſtiren dürfen, das Bild war vollendet zu nennen. Doch begnügte ſich auf die Länge Se. Majeſtät nicht mit dieſen freien Handzeichnungen, ſie ging auf das Feld der Oelmalerei über, und da ereignete ſich ein Umſtand, der bedenkliche Folgen haben konnte für die kaiſerliche Gemäldeſammlung in der Eremitage. Es befanden ſich nämlich zufällig zwei Landſchaften im Atelier des Künſtlers, die er ſoeben vollendet hatte. Der Kaiſer betrachtete eines dieſer Bilder mit Aufmerkſamkeit, ergriff dann den Pinſel und fing an, in dem Gemälde Aenderungen anzubringen; er malte hier und da Soldaten hinein, die unbekümmert um die Regeln der Perſpective in gleicher Größe im Hintergrunde wie im Vordergrunde ſtanden. Obgleich durch dieſe Zugaben das Bild ungemein viel Leben erhielt, ſo war der Künſtler doch nicht ganz mit dieſer Staffage einverſtanden. Wie ſehr erſchrak er aber, als

Se. Majeſtät eines Tages ſich über einen Teniers hermachte und daſelbſt eine alte Frau, die mit ihrem Reiſebündel im Vorgrunde ſaß, in einen Trommelſchläger, das Bündel in eine Trommel zu verwandeln begann. Als dieſes Werk vollendet war, befahl Se. Majeſtät noch andere Teniers aus der Galerie herbeizuſchaffen, um auch dieſe den Bedürfniſſen der Zeit anzupaſſen. Zum Glück fand der Maler, der koſtbare Schätze der Galerie bedroht ſah, den Ausweg, dem Kaiſer Copien jener Bilder unterzuſchieben, die denn auf obige Weiſe verändert und umgeſtaltet wurden. Solche kleine Züge, wenn ſie auch etwas Erheiterndes an ſich haben, können dem Bilde eines großen Mannes nicht ſchaden. Niemand verlangt von dem Kaiſer Nikolaus, daß er Kenner von Gemälden, ein Mäcen der Künſte habe ſein ſollen; er leiſtete dafür Anderes.

9.

Mein Aufenthalt in Wien hatte ſich bereits zu drei Monaten verlängert, da er doch nur auf einen berechnet war. Allein eine Stadt wie Wien iſt, wie Paris und London, nicht in kurzer Friſt zu überſchauen. Man wandelt auf einem hiſtoriſchen Boden und dieſer will ſein Recht haben, er kann nicht wie die neuen Kunſtbauten, die der Wille eines Einzelnen entſtehen ließ, in raſchem Ueberblick ſeinem Werthe nach gewürdigt werden. Ich kam immermehr zu der Ueberzeugung, daß Wien durchaus nicht der Ort ſei, um meine ganze Exiſtenz auf dieſen Boden zu verſetzen. War es nun, daß ich das „luſtige“ Wien immer noch nicht hatte finden können, oder war ſelbſt das luſtige Wien kein Ort für mich. „Warten Sie nur“, rief man mir zu, „wenn nur erſt die Kanonen von unſern Wällen verſchwinden!“ — „Die Kanonen?“ dachte ich — „wenn die nur allein zu verſchwinden hätten!“ Ich eilte, meine Abſchiedsbeſuche

Vater das Jahrhundert, in dem ich zu leben beſtimmt war, für kein kriegeriſches erklärte, ſo fand er doch für nöthig, daß ich die Waffe im Zweikampf führen lerne und auf dem Pferde eine gute Figur mache. Meine Stunden waren daher während dieſes Jahres zwiſchen den Meiſtern dieſer beiden edlen Künſte getheilt; nur wenig Zeit blieb mir übrig, die liebgewordenen Bücher zur Hand zu nehmen. Auch den Tanz und das Spiel lernte ich, beide, um ſie zu kennen, nicht um ſie auszuüben.

bei meinen beliebteſten Spazierplätzen, in den Galerien und in den Theatern zu machen. Noch ein paar mal ſah ich den jugendlichen Kaiſer bei Revuen und im Theater, noch einmal die militäriſchen Notabilitäten im Salon der jungen ſchönen Fürſtin Clary; im Theater ſah ich Raimund's „Bauer als Millionär“, eines ſeiner beſten Stücke, in welchem mehr geſunde Poeſie enthalten iſt als in einem Dutzend geprieſener Modedramen der neueſten Zeit. Im Burgtheater ließ ich mich noch einmal durch Laube's unerträgliche „Königin Chriſtine“ ärgern, die ohne die franzöſiſchen Narrheiten im Dialog und in den Situationen ein gutes Stück hätte werden können, wenn Laube ſeinem Talent gefolgt wäre, nicht geſchmackloſen Modemuſtern. In der Galerie nahm ich mit Wehmuth von Rubens Abſchied, der in fünf bis ſechs köſtlichen Bildern die ganze Fülle ſeiner brauſenden Künſtlerſeele ergoß. Solch ein Mann und ſolch ein Schaffen! Das erquickt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich an unſers Heinſe vortreffliche Schilderungen der Rubens'ſchen Bilder erinnern; ſie verdienten neu aufgelegt und dem heutigen Publicum, das ſie vergeſſen zu haben ſcheint, wieder vorgeführt zu werden. Ich halte nichts davon, Bilder zu beſchreiben, wenn es aber geſchieht, ſo muß es ſo geſchehen.

Auch meinen Orgelſpieler hörte ich nochmals; aber entweder er oder ſeine Pfeifen waren nicht in Stimmung, der Vortrag fiel dürftig aus. Dafür erzeigte er mir die Ehre, mich auf dem Wege zur Eiſenbahn zu begleiten, und mir den Weg durch ſeine originellen Bemerkungen, die alle ſtark auf die linke Seite neigten, zu kürzen. Bei Gelegenheit eines Reiſewagens, den wir auf die Bahn hinaufſchaffen ſahen, rief er: „Wahrlich, die Eiſenbahn iſt eine Erfindung ganz ebenbürtig der Druckerpreſſe und dem Schießpulver. Wir werden durch ſie noch Großes erleben. In dem Kriege, den die einzelnen Rangclaſſen der Geſellſchaft unter ſich führen, iſt dieſe Erfindung wie das Schießpulver, ſie verändert die ganze Taktik der Kriegführung. Sehen Sie nur unſere Vornehmen und Excluſiven, wie erbittert und mit Recht ſie gegen die Eiſenbahn ſind. Daß ſie raſch an irgendeinen Ort hinkommen, daran liegt ihnen wenig, aber daß ſie nicht mehr auf ihre Weiſe die Reiſe machen ſollen, daß iſt ein Gräuel. Wie? ein Häuflein untergeordneter Creaturen, Krämer, Handwerker, Künſtler, reiſender Poſſenreißer, Alles das hat ſich zuſammengefunden und zwingt einen Vornehmen, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen? Er muß ſo recht eigentlich nach der Pfeiſe dieſer Menſchen tanzen, denn ſie wollen reiſen, und er ſoll mit ihnen reiſen, wenn er überhaupt reiſen will. Und der Staat, was thut er? Er begünſtigt dieſe teufliſche demokratiſche und revolutionäre Erfindung, ja auch noch mehr, das Oberhaupt deſſelben fährt ſelbſt mit Gevatter Schneider und Handſchuhmacher zugleich ab. Früher hatte man ſeinen Reiſewagen, ſeine Dienerſchaft, Alles das hing von dem Befehl des Herrn ab, er ließ ſtundenlang bei grimmer Kälte oft Poſtillon und Diener warten, dann bewegte ſich der prächtige Wagen, ſo wie der Herr es wollte, langſam oder ſchnell und nie konnte es ſich ereignen, daß beſagter Wagen oder ſein Inhalt mit der Crapüle in Berührung kam. Das iſt anſtändig, da hatte man doch ſichtlich und greifbar etwas vor der Menge voraus, aber jetzt, wenn man auch noch ſo theuer ein Coupé miethet, das Fatale iſt, man muß anhalten, wenn die Menge anhält; das Fatale iſt, man muß fahren, wenn die Menge fährt. Wahrlich, der Spaß iſt ganz verdorben worden, und es bleibt für unſere Hochtories nur noch übrig, daß ſie ihre Landhäuſer oder Schlöſſer gar nicht mehr verlaſſen, und kleine Hofhaltungen darauf etabliren, wo ſie nur ihresgleichen zu ſehen bekommen. Denn die Bäder ſind auch gleichſam verderbene Späße geworden, ſeitdem jeder reiche Parvenu, jedes namenloſe Weſen ſich namenlos dort amuſirt. Sehen Sie da, reines Schießpulver! Ganze Colonnen ſind mit Einem Schlage niedergeſtreckt. Ein ganzer rechter Flügel iſt vom Centrum abgeſchnitten und rathlos in die Enge getrieben. O, dieſe Eiſenbahnen, dieſe Eiſenbahnen! Dieſe Preßfreiheit auf Rieſenfoliobogen ganzer Länderſtrecken. Denn was läuft nicht jetzt Alles zuſammen und tauſcht Anſichten und Meinungen aus! Himmel, täglich werden an ſechstauſend Misvergnügte mit ſechstauſend Wagehälſen zuſammengeführt, und das ſoll dann keine Exploſion geben! Jeder vollgeladene Politiker, der auf der Bahn dahinſauſt, iſt eine Bombe für ſich, die in das feindliche Lager geſchleudert wird."

„Ich ſehe nicht ſo grau", ſagte ich zu meinem Grauen. „Wenn ſich die Thorheit, die Unvernunft, der böſe Wille auf die Eiſenbahn ſetzt, ſo fährt zu gleicher Zeit die Weisheit, die Mäßigung, das geſunde Urtheil mit. Freilich, der Kampf iſt da; ſich abſchließen wollen, oder überhaupt die Möglichkeit annehmen, daß man vornehm und excluſiv im alten Sinne bleiben kann, iſt ein beklagenswerther Dünkel."

„Mir kann Alles gleich ſein", rief der kleine Mann und rieb ſich vergnügt die Hände, „ich habe meine Orgel. Wenn es drunter und drüber geht, ich habe meine Orgel. Haben Sie bemerkt“, ſetzte er hinzu, „was man Alles jetzt baut! Es iſt ein ganzer Kölner Dom, aber auf die Fläche hingedehnt, nicht in die Höhe zugeſpitzt. Was ſage ich ein Kölner Dom? Nein zwei haben wir ſchon zuſtande gebracht, wenn wir alle die Eiſenbahnwege mit ihren Tunneln und Viaducten betrachten! Rieſenwerke, und namentlich die, die man jetzt in der Schweiz aufführt! Und Alles damit Menſch zu Menſch komme, das heißt Meinung zu Meinung! Die ganze Menſchheit ballt ſich zu einer ſo ungeheuern compacten Maſſe zuſammen, daß zuletzt ſelbſt nicht das Meſſer eines Napoleon ſie wird in gehörige mund- und magenrechte Portionen zerſchneiden können. Aber wie geſagt, ich habe meine Orgel.“

„Bei der Sie auch bleiben ſollen, wie der Schuſter bei ſeinem Leiſten“, nahm ich das Wort. „Wenn die Vornehmen und Excluſiven, wie Sie ſie nennen, wenn der Adel und die Höfe jetzt auch zurückgeſetzt erſcheinen, ſo muß man doch bedenken, daß trotz aller ihrer Schwächen, Thorheiten, ja ſogar Laſter ſie dennoch die Lehrer der Menge geweſen ſind, die jetzt über ſie läſtert und ſchreit.“

„Was haben ſie gelehrt? Unſern Töchtern die

Verführungskünſte, unſern Söhnen das Schuldenmachen!“ rief der Graue.

„Alles Dinge“, entgegnete ich, „die ſie jetzt ſo gut begriffen haben, daß ſie ihren Lehrern Unterricht geben können. Ihre Einwendungen ſind Gemeinplätze. Bedenken Sie aber, daß der Adel in einer Zeit, wo ganz Deutſchland noch in Barbarei verſunken war, an den Höfen die feine Sitte wahrte, die Leichtigkeit der Umgangsformen, daß er den Wiſſenſchaften und Künſten Pfleger ward, und daß er an die Spitze des Staats ſeine beſten Kräfte ſetzte, und dem Gemeinweſen große Männer in allen Fächern gab.“

„Das ſoll meinethalben Alles wahr ſein, aber für unſere Zeit gilt es nicht mehr.“

„So möge man wenigſtens bei den Nachkommen jener Männer, denen man viel dankt, Pietät zeigen.“

„Pietät und Eiſenbahnen“, lachte mein kleiner Grauer. „Das ſind Dinge, die man nicht in einem Athem ausſprechen darf. Jetzt gilt's mehr wie je; der Beſitzende und Mächtige hat Recht und wir ſind die Beſitzenden, wir ſind die Mächtigen! Wir, die wir Eiſenbahnen gebaut haben, wir, die wir Kryſtallpaläſte errichtet haben, alles ohne Zuthun der Fürſten, ohne ihren Befehl und ohne Zuthun der Excluſiven, die zwar auf unſern Damaſtpolſtern ſich breit niederlaſſen, ſie aber nicht herbeizuſchaffen verſtehen. Nur ein ganz loſes, loſes Band hält uns noch an dieſe Herren, und kann über Nacht plötzlich zerſchnitten ſein; es kann aber auch durch kluges Weſen erſtarken und ſich auf die Dauer befeſtigen. Denken Sie nur immer daran, daß die Eiſenbahnen unſer Schießpulver ſind.“

Im Bahnhof angelangt, fielen mir des Grauen Behauptungen ein, als ich eine junge reiche ungariſche Gräfin mit ihrem Manne, den ſie erſt vor wenig Tagen in Wien geheirathet, vor dem Waggon erſter Claſſe ſtehen ſah. Alles Gepäck war bereits aufgeladen, der elegante Reiſewagen thronte bereits auf ſeinem ihm zugewieſenen Platze, wo er ſtatt zu fahren gefahren werden ſollte, die Dienerſchaft war paſſend untergebracht, als die Dame ſich plötzlich weigerte einzuſteigen. Es war ein ſo trotziges Geſichtchen, ein ſo eiſenfeſtes Stirnchen, ein ſo gebieteriſch flammendes Augenpaar, daß ich ſogleich erkannte, daß hier ein Exemplar der obenbeſchriebenen Sorte in vollendetſter Geſtalt zu erblicken war. Sie wollte nicht in den Waggon einſteigen, weil — Jemand darin geſeſſen haben mußte, der Tabak geraucht. Wer dieſer Jemand geweſen und wann dieſes Verbrechen begangen worden, vielleicht vor vielen vielen Stunden, das konnte man freilich nicht errathen, die Gräfin wußte aber, daß ein ſolcher Jemand dageweſen und daß er geraucht habe, und ſie wollte nun um keinen Preis der Welt einſteigen, indem ſie das Taſchentuch vor das Näschen hielt und empört ſich von dem Eingange dieſes Höllenpfuhls abwendete. Vergebens verſchwendete der Mann alle liebkoſenden Worte ſeines Eheſtandsdictionärs; er nannte dieſen kleinen Teufel einen Engel und beſchwor ihn einzuſteigen. Unmöglich könne Alles wieder ausgepackt werden, und jeden Augenblick könne die Pfeife ertönen, die die Abfahrt gebiete. Umſonſt! Sie ſtampfte mit dem Fuß, und mit einem Ausdruck von Indignation, den die Rachel nicht ſchärfer ausſprechen konnte, rief ſie auf franzöſiſch: „Wie? Ich ſoll hier ſitzen, und ich weiß nicht wer da vorher geſeſſen hat? Unmöglich! Ich erſticke vor Verdruß und Ekel! Ich will nach Hauſe, ich will nicht reiſen.“ — „Aber mein Engel!“ — „Nein, ich will nicht. Ich will nicht.“ — Einige umſtehende Herren und Damen ſahen dieſem ſonderbaren Kampfe lachend zu. Indem erklang die diaboliſche Pfeife. Was nun zu machen? Dem geängſteten Mann fiel eine Liſt ein; er flüſterte ihr zu: „Man wird auf der nächſten Station die Koffer öffnen; deine Sachen, deine koſtbaren Spitzenmantillen, wenn wir nicht dabei ſind, werden von den Händen der Zollbeamten durchwühlt werden.“ Dieſes wirkte. Sie ſah ihn an mit einem Blick, als wollte ſie ſagen: „Alſo ſo weit kann gegen alle göttlichen und menſchlichen Geſetze der Frevel gehen!“ und war mit Einem Sprunge im Wagen. Raſch ließ der Mann die Thür ſchließen.

Somit ſagte ich denn der alten Kaiſerſtadt und dem jungen Kaiſer Lebewohl.

10.

Von Wien kommend, macht Dresden nicht den Eindruck einer großen, wohl aber einer freundlichen heitern Stadt.*) Man könnte ſagen, es bewirkt dies der Fluß, allein Petersburg hat noch mehr Waſſer und Niemand wird Petersburg eine freundliche Stadt nennen; es muß alſo an andern Dingen liegen, daß Dresden auf den erſten Anblick dieſen Eindruck macht, und ich nehme an, daß es das Verhältniß iſt, in welchem die einzelnen Theile der Stadt zueinander ſtehen, und der die Stadt umſchließende ſchöne Kranz von Anhöhen. Kommt man vom Norden, ſo ſieht das Auge hier zuerſt einen wellenſchlagenden Horizont. Ohne Zweifel hätte es die Elbe hinauf intereſſantere Plätze gegeben, um eine Hauptſtadt des Landes hinzuverlegen, man denke nur an den Königſtein; allein es wäre dann keine Stadt für den modernen Verkehr geworden, und große Städte haben wie große Menſchen es zu vermeiden,

---

*) Dieſe Bemerkungen beziehen ſich auf das Jahr 1858.

Meine Beſuche im Pfarrhauſe werden immer ſeltener. — Ich rüſte mich zu meinem Eintritte in die große Welt.

Ich ſetzte meine Geſpräche mit Bertada über die Unſterblichkeit und die angebornen Ideen brieflich fort. Der Herbſt und der ſchnell darauf folgende Winter machten meinen häufigen Excurſionen ins Pfarrhaus ein Ende. Ich konnte nicht ſo oft herüber kommen, um meine Briefe zu erklären und mich in der zärtlichen Schwärmerei zu üben. Der zarte und glühende Styl philoſophiſcher Erörterungen litt unfehlbar unter dem mißlichen Umſtande, daß wir uns nicht perſönlich nahe waren und uns nicht einander in die lieblichen Augen ſehen konnten, während wir von der Unſterblichkeit der Seelen ſprachen. Bertrada's Briefe wurden dunkel, die meinigen kurz.

daß ſie nicht für die Menge unzugänglich ſind. Uebrigens hat die Natur dicht um Dresden eine Anzahl Proben von faſt allen ihren Schönheiten, die ſie anderswo im Ganzen und Großen zeigt, hinverſtreut. Der Plauenſche Grund iſt ein kleines Tirol, die Gegend um Schandau eine kleine Schweiz. Gott ſprach zu den Sachſen: Wenn ihr recht artige gute Kinder ſeid, ſo will ich euch auch etwas ganz Beſonderes ſchenken, und die Sachſen waren artig und ſie bekamen eine kleine Schweiz. Seitdem ſie dieſe haben, ſind ſie ganz glücklich. Leipzig macht gegen Dresden gehalten den Eindruck eines fleißigen betriebſamen Mannes von bürgerlichem Stande, der eine eitle altadelige Frau hat, die unbeſchreiblich viel ausgibt und nichts erwirbt. Der Mann muß Alles herbeiſchaffen, und es iſt ein guter ehrlicher Mann, der jeden Tag es ſich ſauer werden läßt auf ſeinem Comptoir. Vor hundert Jahren hatte dieſes Gleichniß noch mehr Wahrheit; da verſchwendete das eitle Weib, Dresden, an Gemälde, an Tänzerinnen und Caſtraten, an glänzende Feſte ungeheure Summen, während die Meſſen zu Leipzig Geld in Menge herbeiſchafften. Heutzutage liegt freilich, gegen den Glanz jener Tage gehalten, Dresden todt und einſam da, und wenn man es nicht gerade im Sommer ſieht, wo die Fremden die Straßen füllen, macht Leipzig weit mehr den Eindruck einer großen Stadt als Dresden. Der rege Verkehr in Leipzigs Straßen gibt das Bewußtſein, daß hier Leben und Erwerb iſt.

Wenn man in einem Hauſe lange Jahre lebt, ſo weiß man von deſſen ſchlechter Bauart und Unbequemlichkeiten zuletzt nichts; der Fremde jedoch ſieht ſogleich, daß eine dunkle Treppe hinaufführt, daß die Fenſter zu klein oder unpaſſend vertheilt ſind, daß man in dieſem dunkeln Winkel ſtolpert, in jenem nicht Platz findet, ſich umzuwenden, — alles Das ſieht der Fremde. Deshalb muß der Fremde ſich nicht einbilden, daß er beſonders ſcharfſichtig iſt, oder daß er mehr und beſſern Geſchmack hat als der Einheimiſche; er iſt nun eben der Fremde, und weil er den Dingen und die Dinge ihm neu ſind, ſo tritt das Verhältniß ein, das oben geſchildert worden, daß er in dunkeln Ecken ſich ſtößt, auf finſtern Treppen ſtolpert und in Kellerthüren hineinfällt. Wenn man die gute Stadt Dresden zum erſten male ſieht, ſo kann man ſchlechterdings nicht begreifen, warum manche Dinge ſo ſein müſſen, wie ſie ſind; warum zum Beiſpiel eine große Stadt und eine Reſidenz einen engen Tunnel haben muß zum Haupteingange in die Stadt, in dem nur ein Wagen zur Zeit hindurchfahren kann; warum gerade allen Blicken ſichtbar an dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes ein Wäſchetrockenplatz angelegt iſt, und mehr aufwärts ein baufälliger lang hingedehnter Schuppen von der allergewöhnlichſten Sorte. Die Wäſche, denkt der Fremde in ſeiner Einfalt, könnte füglich anderswo getrocknet werden, der Schuppen durch ein ſchönes Gebäude, deren ſo viele in Dresden entſtehen, erſetzt werden. Wenn man dem Fremden noch weiter zuhören will, ſo wird er noch mehr ſagen. Er wird zum Beiſpiel ſagen: Ihr habt einen ſo ſchönen Fluß; was kann es nun ſo Großes koſten, wenn ihr ihn mit Steineinfaſſungen ſchmückt? Ihr habt eine ſo ſchöne Terraſſe, mit einer Ausſicht, wie ſie in ganz Deutſchland keine andere Stadt hat; weshalb ſchafft ihr von dieſem Platze nicht Alles fort, was ihn verunziert und ihn beengt? Da ſteht ein alter verwitterter Pavillon, den Eulen und Fledermäuſe umſchwirren und den Moder und Dunkel einhüllt. Was ſoll das? Auf dieſem ſchönſten Platze der Stadt das abſcheulichſte alte Gerümpel von Gebäude, das man ſich denken kann. Dann — man ſieht, der Fremde wird immer kecker — wozu ſitzt die Akademie, oder was ſonſt für eine Anſtalt in dem ſchönſten Locale, in dem Hauſe auf der Terraſſe? Iſt es nöthig, daß ein fleißiger

Schüler, der ohnedies nicht aus dem Fenſter gucken ſoll, gerade ein ſo unbezahlbar reizendes Local einnehme, um ſeinen Act zu zeichnen oder ſeine Bleiſtifte zu ſpitzen. Man baue ein ſolches Haus um, verſehe es mit hellen ſchönen Räumen und vermiethe es zum Beſten der Stadt, und man wird ſehen, welche Summen man einnimmt. Ebenſo und noch viel mehr paßt dieſes auf das große ſtattliche Gebäude, das unter Brühl zu einer Gemäldegalerie diente und in welchem auch jetzt von Zeit zu Zeit Ausſtellungen, bald von Blumen und Früchten, bald von Gemälden ſtattfinden und in welchem der Profeſſor Rietſchel ein Bildhaueratelier hat. Blumen, Früchte, Bilder, Bildhauer — Alles könnte anderswo ebenſo gut ausſtehen und arbeiten, und dieſe herrlichen Säle mit ihrer entzückenden Ausſicht müßten den Fremden zu Geſellſchafts- und Spielſälen geöffnet ſein. Welche enorme Summen würde der Pachter eines ſolchen Locals der Stadt zahlen, und für einen Theil dieſes Geldes könnte dann — der Fremde wird noch lecker — gegenüber, wo der prachtvolle Schuppen ſteht, ein elegantes, wenn auch nicht gerade prachtvolles Gebäude hingeſtellt werden, wohinein man Blumen, Profeſſoren und Bilder verſetzen könnte, die ſich dort ebenſo gut, wo nicht beſſer als auf ihrem jetzigen

Platze befänden. Dresden verdankt den Fremden ſehr viel, denn im Sommer wird ganz Dresden Ein Gaſthaus; es kann alſo etwas für dieſe Fremden thun, und da die Fremden ſich gewöhnlich auf der Terraſſe ſammeln, ſo können ſie wol erwarten, daß man ihnen einen Platz anweiſt, wo ſie ſich zahlreich, ungehindert und mit dem Comfort, den jetzt faſt jede kleine Provinzialſtadt, durch die die Eiſenbahn geht, bietet, aufhalten können. Es iſt ja oft ein Jammer, anzuſehen, wie bei plötzlich niederſtrömendem Regen alle die Löwen und Löwinnen faſt von ganz Europa hier wirr durcheinanderrennen und nicht wiſſen, wohin ſie ihr triefendes Haupt legen ſollen. Dieſe ſchönen Geſellſchaftsſäle könnten — o Entſetzen — vielleicht auch mit einem kleinen Spielſalon verſehen werden. Die Regierungen dulden ja überall anderswo dieſe Höllen, weshalb alſo nicht in einer Stadt, wo die Fremden zu Zeiten die eigentlichen Einwohner ſind. Alles das würde Geld — ſehr viel Geld — einbringen, und um dieſen Mittelpunkt bewegt ſich doch nun einmal unſere ganze Exiſtenz, und wenn durch das Geld der Fremden eine Stadt weſentlich verſchönert wird, weshalb ſoll man nicht ſuchen es zu erlangen? Uebrigens kann der Fremde ſchon etwas wagen und mit ſeinem Tadel hervortreten; denn ſchwärzt er die Stadt an, die Stadt ſchwärzt ihn noch mehr an. Das Letztere iſt nicht bildlich zu verſtehen. Es fallen zu Zeiten ſchwarze Flocken vom Himmel, die aus irgendeiner diaboliſchen Wolke von ſchwarzem Schnee kommen. Dieſe Flocken legen ſich ſanft und gemüthlich auf Alles, was von der Natur und der Mode beſtimmt iſt, rein und weiß zu ſein. Jedes offenſtehende Fenſter leitet eine Atmoſphäre ins Zimmer, die aus kaum ſichtbaren ſchwarzen Atomen beſteht, welche in jedes Fältchen des Anzugs, ſowie in die Poren der Haut eindringen. Eine ſchöne Sachſin, die die Reinlichkeit liebt, ſchlüpft aus einem Bad ins andere, und fremde Schönen, die von dieſem ſchwarzen Schneegeſtöber noch nichts wiſſen, erwachen alle Morgen mit neuem Entſetzen. Die Gebäude werden ehrwürdig, ehe ſie noch alt werden, und manches enge Gäßchen ſieht aus, als wäre es eben aus einem pompejiſchen Aſchenregen ausgegraben. In den Häuſern bringt der Gebrauch der Steinkohle und Braunkohle als Brennmaterial ebenfalls eine mehr oder minder ſchädliche und läſtige Unbequemlichkeit hervor, indem ſelten eine völlig geruchloſe warme Luft, oft aber auch hier der ſchwarze Staubregen auf eine für die Lunge und für die Reinlichkeit gleich zerſtörende Art erzeugt wird.

Man kann ſich ſchon denken, daß dieſer Uebelſtand nicht wegzubannen iſt; allein ſollte nicht ſo viel wenigſtens gethan werden können, daß die Baupolizei darauf ſieht, daß die größten und beſchäftigtſten Eſſen in nicht zu großer Nähe, am wenigſten im Umkreiſe der Stadt ſelbſt angelegt werden? Zwei häßliche Gebäude derart, die aus der Ferne wie zwei koloſſale ſchwarze Zähne ausſehen, ſtehen nahe am Flußufer und von den ſchönſten Gebäuden nur wenige Schritte entfernt.

Da, wie man ſieht, der fahrende Recenſent, oder der recenſirende Touriſt ſich ſchon ſo viel herausgenommen, ſo nimmt er ſich noch etwas heraus, und zwar etwas, was ihn nun ganz und gar nichts angeht, er fragt nämlich: Warum wohnt der König ſo eng und ſchlecht? Es könnte eine Wette gemacht werden, man ſolle das königliche Schloß ſuchen, man wird es nicht finden, ſo eingeklemmt und in Straßen und Straßenecken verbaut liegt die alte „Sachſenburg“. Wenn Schreiber dieſes der König von Sachſen wäre, er erbaute ſich ein ſtattliches Schloß, da wo der Gaſthof „Bellevue“ liegt. Da gibt es Raum, Licht und Luft, und gar ſehr zugute käme ein ſolches königliches Reſidenzſchloß mit einer breiten, bildſäulengeſchmückte Treppe nach dem Fluſſe hinab, dem Platze, wo Opernhaus, Kirche und Muſeum bereits ſchon trefflich für die Schönheit der Stadt vorgearbeitet haben. Das grundhäßliche „Italieniſche Dörfchen" mit dem womöglich noch häßlichern Hauſe des Herrn Vogel von Vogelſtein müßte alsdann von der Oberfläche der Erde ſpurlos verſchwinden. Der Leſer wird mir zurufen: Nun genug! und ich will gehorſam kein Wort weiter über ſchwarzen Schnee, Steineinfaſſungen und pompejiſche Gäßchen reden, nur muß man mir geſtatten, ein paar Worte über die Menſchen zu ſagen, die hier wohl oder übel zuſammenwohnen.

Den eigentlichen Sachſen lernt der Fremde nie kennen; er exiſtirt, das iſt gewiß, aber wo und wie, das erfährt man nicht. Die excluſiven adeligen Häuſer ſind hermetiſch verſchloſſen, ſie öffnen ſich nur für den Einheimiſchen. Baſe geht mit Vetter, Vetter mit Baſe um. Gaſtfreundſchaft für den Fremden exiſtirt nicht, der Hof thut auch nicht das Mindeſte für die Geſellſchaft, nicht einmal ein Miniſter iſt da, der die angeſehenen und intereſſanten Fremden in ſeine Säle zu ziehen beauftragt iſt. Denn die vorgeſchriebenen langweiligen Diners und Bälle bei Hofe und bei den Geſandten, die wird doch Niemand für Gaſtfreundſchaft oder für Geſelligkeit nehmen? Die

Fremden, die überwintern, ſind alſo ganz ſich ſelbſt überlaſſen und der Geſelligkeit, die ſie unter ſich zu Stande bringen. Da gibt es denn einige recht angenehme Häuſer. Iſt ein ſolches Haus etablirt, dann hat wol ein Sachſe die Gnade und läßt ſich dort bewirthen, aber er bewirthet nicht wieder. Freilich kann man gegen dieſe Sätze anführen, daß der Zudrang der Fremden ſo groß iſt, daß Koſten und Zeit übermäßig müßten in Anſpruch genommen werden, um unter dieſen Umſtänden ein „Haus“ zu machen. Es mag dies wahr ſein, allein in den meiſten Fällen wird dieſer Ausſpruch auch nur als Schild gebraucht, um dahinter die Bequemlichkeit, die Theilnahmloſigkeit für alle geiſtige Anregung, die Indifferenz und die Apathie, mit der ein Tag wie der andere hingebracht wird, mit einem Worte, den Mangel an Gaſtfreundſchaft und Geſelligkeit zu verſtecken. Dazu kommt, daß das „on dit“ nirgends mehr im Umlauf iſt als unter den vornehmen, wie unter den niedern Kreiſen Dresdens. Es iſt unglaublich, welch eine Anzahl von Zungen täglich in Bewegung iſt, um über den lieben Nächſten, wie über den lieben Fernſten zu urtheilen. Denn man weiß nicht allein die Gegenwart, man weiß auch aufs genaueſte die Vergangenheit, ja nicht ſelten erräth man wunderbar die Zukunft der armen Fliegen, die die Eiſenbahn hier in das Netz der Spinne „Mediſance“ führen. Dieſe erſchreckliche Allwiſſenheit macht auch, daß mancher Fremde gleich von vornherein verzichtet, mit ſeinen unerbittlichen Richtern in nähere Berührung zu kommen, und ſo leben hier in Dresden Familien jahrelang, ohne einen andern Sachſen kennen gelernt zu haben als ihren Schneider und ihren Schuſter.

Uebrigens iſt dieſes Abſchließen, dieſes Umhegen, daß die Art nur ja unter ſich bleibe, dieſes bis ins Lächerliche getriebene Excluſivſyſtem in Wien ebenfalls und in einem viel größern Maßſtabe zu Hauſe. Ein paar tauſend Menſchen treffen das Uebereinkommen, immer nur unter ſich zu heirathen, und dies führen ſie ſeit Jahrhunderten fort; man kann ſich denken, was zuletzt dabei herauskommt. Der Adel hat geiſtig und körperlich gewiß durch nichts ſo gelitten als durch dieſes „mit ſich ſelbſt Zufriedenſein“. Die lieben Vettern und Baſen haben zuletzt immer dieſelben Geſichtszüge, immer dieſelben Anſichten und Urtheile, immer denſelben kleinen beſchränkten Horizont, und was das Schlimmſte iſt, immer denſelben Hochmuth. Der engliſche Adel nimmt ſeine Frauen größtentheils aus dem Bürgerſtande, und darum die kräftige und beſſere Race.

Wir verſtanden uns immer weniger, je öfter wir einander verſicherten, daß wir uns vollkommen verſtänden.

Eines Tages hatte ich mich ziemlich ſpät auf den Weg gemacht; es wurde Abend, ehe ich das Dorf erreichte, und ein dichtes Schneegeſtöber, das erſte im nahenden Winter, machte das Vordringen beſchwerlich. Ich ritt den mir bekannten Pfad am Fluſſe hin und überließ mich den wehmuthigen Erinnerungen, die dieſer Boden bei mir hervorrief. Der Mond ging auf und warf durch die Nebel und treibenden Schneeflocken ein bleiches Licht, das eben nur hinreichte, die nächſten Gegenſtände erkennen zu laſſen. Der Fluß rauſchte, die dürren Zweige der Weiden am Ufer ſchlugen an einander. Vom Pferde geſtiegen und tief in meinen Mantel gehüllt, nahte ich mich der Pforte in der Mauer. Sie ſtand offen, ich erblickte im Zwielicht zwei dunkle Geſtalten, die ſich bei meiner Annäherung trennten, und von denen die eine auf

Da ich nun doch einmal auf das Capitel der Misbildungen gekommen bin, ſo muß ich nur geſchwind noch etwas beibringen, was ich auf die guten Dresdener auf dem Herzen habe, nämlich, daß man ſo gar viel misgebildete Leute auf den Straßen ſieht. Es iſt dies eine eigenthümliche Erſcheinung, und nirgends anderswo in dieſem Grade zu betrachten. Wer ſich die Mühe geben will, dieſe unnormalen Bildungen näher ins Auge zu faſſen, wird ihre Zahl ins Unglaubliche gehend finden. Hier iſt ein Arm zu kurz, dort ein Bein, hier ſitzt der Kopf ſchief, dort wackelt und wankt der ganze Körper, hier ein ſeltſam hüpfender Gang, der ſeinen Grund, der Himmel weiß, in welcher Unform der Hüfte hat, dort verdrehte Beine, die Alles nach innen gekehrt haben, was naturgemäß nach außen hingeſtellt ſein ſoll, alsdann eine Anzahl Höckerige in jeder möglichen und denkbaren Misform. Auch Zwerge ſind nicht ſelten. Oft iſt es als wenn ein ganzes orthopädiſches Inſtitut plötzlich ins Freie gelaſſen würde. Das iſt für den Menſchenfreund recht ſehr betrübend. Man fragt ſich unwillkürlich, warum muß der arme Menſch gerade ſo leiden? Warum ihm dieſe ſchrecklichen Verzerrungen, und warum läuft das Thier ohne Ausnahme mit geſunden Gliedern herum. Es gibt

Aerzte, die über alles Mögliche und noch etwas darüber ſchreiben, die lächerliche Syſteme und Theorien erſinnen, die ſie dann der Wiſſenſchaft aufbürden, aber es gibt keinen Arzt, der über dieſes ſchreckliche Leiden der Menſchheit, als ein Igel zur Welt zu kommen, mit überallhin ausſtarrenden Höckern und Aeſten, ein recht gutes, recht nützliches Buch ſchriebe. Namentlich wäre das die Sache eines dresdener Arztes. Es iſt ohne Zweifel der leidenden Menſchheit weit nützlicher, zu erfahren, wie ſie geſunde Kinder zur Welt bringe, als ob der Daumen und der Zeigefinger eines Spitzbuben ſo oder ſo gebogen ſei. Es gibt in Dresden kleine Marterkaſten, die mit einem häßlichen Gequike ihrer Räder überall herumfahren und wie große Walnüſſe ausſehen, in denen ein kleines, zuſammengekrümmtes gelbes Würmchen ſitzt. Dies ſind Kinderwagen, und die gelben Würmchen ſind Kinder. Sollten nicht dieſe Wagen Urſache ſein, daß die Beine des darin im Kiſſen zugeſtöpſelten kleinen Weltbürgers frühe ſich verkrümmen, und daß der Rücken ebenfalls eine ſolche Neigung bekommt? Das ſind natürlich Betrachtungen und Fragen eines Laien, die irgendeinem hochgelehrten Aesculap, wenn er auf ſeinen Lorbern ruhend ſein Nachmittagsſchläſchen hält, ſanft an die Naſe kitzeln mögen.

Von der körperlichen Misbildung zu der ſittlichen und geſellſchaftlichen Ungeſtalt iſt nur ein Schritt; doch was wir hier vorbringen, geht Dresden nicht mehr an als alle andern Städte. Die Verwilderung der geſellſchaftlichen Sitten und das wahrhaft muthwillige „Hineinarbeiten in das Häßliche“ geht heutzutage unglaublich weit. Es thäte noth, daß man Schulen anlegte, eigens zu dem Zwecke, um die Leute ſprechen, gehen, ſitzen, ſich mit Anſtand verbeugen zu lehren, mit einem Worte alle die kleinen Kinderlehren bei großen Flegeln von zwanzig Jahren wieder in Anwendung und zum Gebrauche zu bringen. Wenn doch in unſern Tagen, wo ſo viel geſchrieben wird, ein Buch ans Licht gefördert würde, das da handelte über „Erziehung der Menſchheit zum Schönen“. Das Buch könnte Nutzen ſtiften. Man hat geſagt, daß Napoleon III. an ſeinem Hofe wieder die „Verbeugung“ eingeführt habe, nämlich die Kunſt, ſich mit „Anſtand“ zu begrüßen, eine Kunſt, die bekanntlich verloren gegangen war; man hat geglaubt, über dieſe Neuerung ſpötteln zu müſſen, aber ums Himmels willen, man frage ſich nur, wohin gelangen wir endlich mit unſern Bärentatzenmanieren? Und iſt es nöthig, um edel, tiefſinnig und patriotiſch erhaben zu ſein, daß man zugleich ſeinem Nächſten die Füße platt tritt? Wenn man einen Blick in eine Bedientenſtube oder in eine Matroſenherberge thun könnte, man würde dort im Vergleich zu unſern öffentlichen Localen, wo ſich die „gebildeten“ Stände zuſammenfinden, bewunderswürdig feine Umgangsformen und vortrefflichen Anſtand finden. Vier Dinge ſind es, anſcheinend ſehr geringfügige Dinge, die das Schiff unſerer geſellſchaftlichen Sitten in den Grund gebohrt haben; dieſe vier Dinge ſind: die Cigarren, die Brillen, der Paletot und das Bierglas. Man unterſuche, und man wird immer eine gräßliche, ekelhafte Unart, an einem dieſer Dinge haftend oder aus ihnen hervorgehend, finden. Das Uebermaß des Cigarrenrauchens füllt und verpeſtet jedes öffentliche Local und zwingt eine Anzahl Menſchen, die wahrlich nichts dafür können, daß die Mehrzahl ſich einem brutalen pöbelhaften Genuſſe ergibt, mehre Stunden hintereinander eine verdorbene Luft einzuathmen. Und das Alles: car tel est notre plaisir! Ein Act der Souveränetät des Pöbels, da iſt keine Appellation möglich. Es gab früher eine alte Sage, daß man wenigſtens den Frauen einige Rückſichten ſchuldig ſei, doch längſt glaubt Niemand mehr daran. Der Raucher kennt das Wort Rückſicht nicht, er hat es aus ſeinem Dictionnär ausgeſtrichen. Die Brille oder das eingekniffene Glas arbeitet mit der Cigarre im Verein das Geſicht häßlich zu machen und jede Miene der Höflichkeit und Wohlanſtändigkeit zu vernichten, denn mit dem Ausdruck eines Affen, den das eingekniffene Glas gibt, und mit dem herabgezerrten Mundwinkel, den die Cigarre hervorbringt, kann keine artige, freundliche, wohlgefällige Miene mehr Platz finden. Das Geſicht iſt kein Geſicht mehr, es iſt eine Schnauze; beſonders wenn der überallhin wuchernde Bart, der oft nur die Naſenſpitze frei läßt, dazu kommt. Was würde Vater Goethe ſagen, der keine Brille ſehen mochte und der den Tabacksqualm verabſcheute! Was würden alle die großen Geiſter der Vorwelt und Nachwelt ſagen, wenn ſie ſähen, in welche ſchmuzige Unſitte unſer Geſchlecht verſunken iſt. Alsdann bleibt noch der Paletot zu betrachten. Es iſt wahr, er iſt bequem, aber dieſe Bequemlichkeit, dieſe Natur eines Kittels oder Hemdes, die ihm anhaftet, macht, daß ein Sansfaçon heutzutage ihn ſo nachläſſig als möglich zu tragen ſich gleichſam für befugt hält, wobei denn aller Anſtand verloren geht. Man ſage nicht, daß der Rock, den wir täglich tragen, eine Nebenſache iſt für die geſellige Sitte. Der Schuh und Seidenſtrumpf lehrte, „feiner und zierlicher“ gehen als der Stiefel und die herabgehende Hoſe. Der dreieckige Hut, ſowie der runde, machten den Gruß anſtandsvoller, als der Calabreſer es thut, der Ueberrock mit Taille läßt ein gewiſſes ausgeſtrecktes Herumlungern und Hin- und Herflegeln nicht gedeihen. Dabei iſt die menſchliche Geſtalt durch jene Kleidungsſtücke gezeichnet und gehoben, während ſie durch den Sackpaletot erniedrigt und verhüllt wird. Ueber Alles herüber ragt jedoch, man verzeihe mir den Ausdruck, die wahrhaft „ſäuiſche“ Unſitte des maſſenhaft geübten Biertrinkens, das ſchon bei früher Jugend ſeinen Anfang nimmt. Das Bier iſt ein finſteres, ſchweres, nicht in einen Rauſch, ſondern in einen „Duſel“ verſetzendes Getränk, wenn man es im Uebermaße trinkt. Dieſer „Duſel“ iſt eine Zuſammenſetzung von Stumpfſinn und thieriſchem Wohlbehagen: die edlern Elemente der menſchlichen Natur, wie ſie im Weinrauſche doch immer noch vorhanden bleiben, verſchwinden hier gänzlich. Nun denke man ſich eine ohnedies ins Häßliche und Rohe neigende Jugend mit dieſem Nahrungswaſſer täglich, ja oft ſtündlich aufgeſäugt, welch ein Geſchlecht daraus entſtehen muß! Da ſind denn auf immer alle guten Geiſter geſellſchaftlichen Zuſammenſeins verbannt, alle häuslichen Tugenden in den Staub getreten, ja, ich behaupte ſelbſt die menſchliche „Würde“ bis ins Innerſte verletzt. Mancher wird dieſe Beſchreibung für übertrieben halten, allein ſie iſt es nicht; man bedenke nur, welch einen Einfluß die Gewohnheit übt. Das Auge hat ſich bereits daran gewöhnt, immer dieſelbe Unform, immer denſelben Mangel an Wohlanſtändigkeit und Sitte zu ſehen, es fällt nicht mehr auf, nichtsdeſtoweniger iſt es aber doch da. Ich beſinne mich noch ganz wohl, welch einen „Schrecken“ es in der Geſellſchaft verbreitete, als man den erſten engliſchen Flegel ſich in Gegenwart von Damen aufs Sopha werfen und die Füße auf den Stuhl legen ſah. Man ſprach davon wie von einem Ereigniß; ſpäter ſprach man nicht mehr davon, die Wohlerzogenen zuckten höchſtens die Achſel, wenn ſie dergleichen ſahen, die junge Welt fing aber an, etwas, was ihrem natürlichen Hange zum Sichgehenlaſſen ſo ſehr zu ſtatten kam, raſch nachzuahmen.

Die Leſer mögen verzeihen, daß ich dieſes Bändchen mit obigen Betrachtungen ſchließe. Vielleicht iſt unter ihnen Einer, der das Buch: „Erziehung der Menſchheit zur Schönheit“, zu ſchreiben beabſichtigt, und dann wäre mir meine Mühe, alle die kleinen Unarten, die zuſammen eine große ausmachen und unſer geſellſchaftliches Leben ſo unerquicklich, ja faſt unmöglich machen, aufzuzählen, reichlich vergolten.

Ende des fünften Theils.

ti. 4671 (6

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

dem Wege verſchwand, den ich gekommen war, die andere ſich durch den Garten entfernte. Ich glaubte, Bertrada erkannt zu haben, und jener Wegeilende ſchien mir Dionys zu ſein. Ein ſeltſames, heftiges Gefühl — ich will es Eiferſucht und Schreck zuſammen nennen — bemächtigte ſich meiner und übermannte mich dergeſtalt, daß ich umkehrte, mein Pferd wieder beſtieg und heim ritt, ohne weder den Vater noch die Tochter geſehen und begrüßt zu haben. In einiger Entfernung war ein zweites Dorf gelegen, allein die Nacht war jetzt ſo finſter, das Wetter ſo arg, daß es lange dauerte, ehe ich die ſpärlichen Lichter durch die Fenſter ſchimmern ſah. Der Kampf meiner Gefühle ſtieg bis zu einer unerträglichen Höhe. Mein Pferd einem Diener übergebend, miſchte ich mich in der Gaſtſtube der Dorfſchenke unter die Menge Bauern und ärmlicher Reiſenden, die gerade heute, als einem Sonntage, hier an Tiſchen verſammelt waren. Ihre Reden beſchäf-

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

1.

Als ich meine Biographie der Herzogin Dorothea von Kurland ſchrieb, kam die Herzogin von S— durch Dresden. Ich fand es für paſſend, da ſie die einzige noch lebende nahe Angehörige der Herzogin iſt, ſie von meiner Arbeit zu benachrichtigen und ſie zu bitten, mir Notizen zu geben, die mich in den Stand ſetzen konnten, hier und da, wo meine Quellen mich verließen, beglaubigte Züge dem Gemälde hinzuzufügen. Ich ſchrieb ihr artig, höflich, ganz erfüllt von dem liebenswürdigen Bilde, das zu fertigen ich eben unter der Hand hatte, voll Vertrauen, daß ſie mit Freuden das Ihrige dazu beitragen würde, um daß ein befriedigendes Ganze zu Tage gefördert werde. Ich erwartete, daß ſie mir perſönlich darauf antworten oder mich zu ſich einladen werde; es geſchah aber keines von beidem.

Wenige Tage nach Abgang meines Briefs findet ſich ein Mann bei mir ein, der ſich nicht nennt, von der Fürſtin abgeſendet zu ſein vorgibt, um mir zu bedeuten, daß die Frau Fürſtin es unnöthig fände, daß eine neue Biographie ihrer Verwandten erſcheine, da eine ſolche bereits aus der Feder des Herrn Tiedge exiſtire. Verwundert ſah ich den Mann an. Soviel ich wüßte, entgegnete ich, hätte ich nicht die Fürſtin um Erlaubniß gefragt, ob ich die Schrift ſchreiben ſolle oder nicht. Ich ließe ihr demnach für ihre Mittheilung danken, und würde thun was mir gefiele. Hiermit drehte ich ihm den Rücken zu und ließ ihn ohne Abſchied gehen. Der Mann entfernte ſich indem er noch einige Entſchuldigungen angebracht. Später erfuhr ich, dieſer Bote, den ich für einen Diener gehalten, ſei ein ſächſiſcher Landſtand geweſen. Er hatte ſich die Art des Empfangs ſelbſt zuzuſchreiben: hätte er ſich genannt, würde er anders aufgenommen worden ſein.

Anfangs war ich ſo erbittert über dieſes rückſichtsloſe Betragen, das ſo grell contraſtirte gegen die Weiſe der Frau, deren Leben ich eben ſchrieb, daß ich etwas von dem Leben der Frau Herzogin in die Schrift wollte einfließen laſſen, dann aber fiel mir ein, daß der Charakter des Buchs dadurch unfehlbar leiden müßte und daß dieſe Rache kaum an ihrem Platze ſei. Das Buch wurde fertig geſchrieben und liegt bereits ſeit einiger Zeit der Oeffentlichkeit vor.

Dieſer Vorfall iſt unbedeutend; er führt aber zu einer Beobachtung, die bereits ſeit geraumer Zeit jedermann zu machen im Stande iſt, der etwas genauer die Lage der Literatur in Deutſchland beobachtet. Es iſt dies das Zerwürfniß, und infolge deſſen die Spannung, die mit dem Adel und den Hofkreiſen und der ſchöngeiſtigen Literatur der Neuzeit entſtanden iſt, die ihren Urſprung in den politiſchen Händeln hat. Vor funfzig, vor ſiebzig Jahren zurück war dies anders; es iſt am ſchlimmſten geworden ſeit 1848, wo die beſſern Kräfte der Literatur ſich bewogen fühlten, ſich der Bewegung der Maſſen anzuſchließen. Die Urſache des Zerwürfniſſes aufzufinden iſt unnöthig: jedermann kennt ſie. Sie iſt von der Zeit geboten und von der Zeit ausgeführt. Die Ariſtokratie hat unrecht, ſich mit der Literatur auf böſen Fuß zu ſetzen, und die jungen Kräfte haben ebenfalls unrecht, es mit der Ariſtokratie zu verderben, indem ſie thun als bedürften ſie derſelben nicht. Beide Theile ſchaden ſich, und ein kluges Nachgeben von beiden Seiten würde eine beſſere Zeit heranführen. Dieſes Nachgeben iſt aber noch lange nicht zu erwarten. Die Ariſtokratie glaubt in ihren Rechten zu ſein, wenn ſie von der Literatur verlangt, ſie ſollte ſich ihr und ihren Intereſſen ausſchließlich weihen. Und welches ſind dieſe Intereſſen? Sie beſtehen in einer Maſſe abgelegter Vorurtheile, mit denen nichts mehr anzufangen iſt, die als abgeſtanden und nutzlos von dem Genius der Geſchichte beſeitigt worden ſind und jetzt keine Sympathien mehr finden. Die Throne wie die, die zunächſt ihnen ſtehen, haben aufgehört, die Beſchützer der Literatur zu ſein, ſie findet jetzt an dem großen Ganzen der gebildeten Mittelklaſſen ihre Leſer und ihre Stütze. Was dieſes große Ganze will, das wird geſchehen, und es will offenkundig nichts über das, was man die gute Geſellſchaft von ehemals nennt. Da hilft nun kein vornehmes Ueberſehen, kein Naſerümpfen, kein legitimer Urtheilsſpruch. Die Höfe und der Adel müſſen ſich dem neuern Geſchmacke ergeben oder ſie leſen eben nichts. Das letztere thun ſie, aber wie lange ſie es aushalten werden, wird die Folge zeigen. Schon die Annäherung an die Dorfgeſchichtenliteratur iſt ein Zeichen von demokratiſcher Richtung.

Aber ſo kann es nicht bleiben. Entweder die demokratiſche Literatur verändert ſich und wird Salonliteratur, oder die Salonliteratur, was man bisjetzt ſo heißt, ſchließt gänzlich und für immer. Wenn die Fürſten und der Adel die Literatur begünſtigen wollen oder können, ſo iſt anzunehmen, daß ſich die Dorfgeſchichtenliteratur ihnen wieder zuwendet, wie hierzu ſchon in dem „Barfüßle“ des Herrn Auerbach der Anfang gemacht worden iſt, in welcher die Hauptperſon ſchon ſehr wenig von dem eigentlichen Treiben und Weben des Volks an ſich hat. Die übrige demokratiſche Literatur würde doch unbehindert ihren Gang gehen, denn ſie iſt zu ſehr mit den eigentlichen Intereſſen der Nation verwachſen, iſt keine reine Unterhaltungsliteratur, ſondern arbeitet mit an Veredlung, Hebung und Klärung des Volks. Es geſchieht dies zwar bisjetzt auf eine etwas ungeſchickte Weiſe, indem gar keine Rückſicht genommen wird auf die Eleganz des Stils, auf die Schönheit der Form, auf das allgemein Faßliche des Inhalts, wie die Franzoſen es bereits bei ihrer demokratiſchen Literatur beobachten. Doch würde das mit der Zeit kommen, denn eine ganze Richtung ändert ſich nicht ſo raſch, und in Deutſchland will alles Zeit und Weile haben. Die Goethe'ſche Feinheit und Eleganz des Stils mit der Literatur der Tolpatſche und Greteles zu verbinden, iſt keine leichte Sache, ohne daß, wenn es nicht geſchickt gemacht wird, auf beiden Seiten weſentliche Dinge verloren gehen.

Von den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis zu den dreißigen des jetzigen war die goldene Zeit der Literatur. Es herrſchte noch keine Spaltung, noch kein Mistrauen. Die Höfe und die Vornehmen fanden eine Ehre darin, mit den Häuptern der Literatur zu verkehren, und dieſe Häupter ſuchten, mitunter etwas zu angelegentlich, die Höfe und den Adel. Indeſſen ſchloß der bemittelte und einflußreiche Bürgerſtand und die Beamtenwelt ſich willig dem Antheil an, den die höhern Schichten der Geſellſchaft an den Geiſtesproducten nahmen. Goethe erſcheint als der große Vermittler. Wie er ſelbſt Freund eines Fürſten war, ſehen wir ihn und ſeinen Anhang als Höflinge, Staatsmänner, Künſtlerfreunde und Volkslehrer auftreten. Er war allen recht. Die Mannichfaltigkeit ſeiner Werke gab jedem etwas. Die excluſive Literatur der Hälfte des Jahrhunderts, die Literatur Voltaire's und ſeines Anhangs, die es nur mit den Höfen und der vornehmen Geſellſchaft zu thun hatte, fand in Goethe eine Vermittelung und wurde dem Volke nahe gebracht, das ſich aus ihr die lebensfähigen Elemente holte, die zuſammen mit der von Rouſſeau ausgegangenen, durch Campe und Baſedow auf deutſchen Boden verſetzte Volkserziehung zu einem großen, gemüthlichen Ganzen zuſammenſchmolz, an welchem alle Stände gleich thätig ſich betheiligten. In jenen Zeiten wäre die Impertinenz jener Frau gar nicht möglich geweſen. Die Fürſten ſuchten die Dichter und Schriftſteller, der Adel ahmte ihnen nach. Goethe und der Großherzog von Weimar, Jean Paul und der Herzog von Gotha, der König Friedrich und Matthiſſon, Tiedge und die Gräfin von der Recke, die Fürſtin Golitzin und Jacobi und Haman — alle dieſe dienen als Beleg. Der Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution änderte nichts in der Lage der Dinge; außer daß die deutſchen Dichter, Klopſtock an der Spitze, hochmüthige Apoſtrophen gegen die Tyrannen ausſtießen und mit dem Adel und den Fürſten Krieg führten, als lebten dieſe im äußerſten Winkel von China und nicht gerade mitten unter uns. Niemand fiel es ein, dieſe Dinge und ihre Bekämpfung auf Deutſchland zu beziehen. So ſchloß das Jahrhundert. Alle Keime lagen da, aber die langſame und friedfertige Natur nahm keinen auf. Erſt als die großen Napoleoniſchen Kriege beendet waren, als der Congreß von Wien und die darauf folgende Enttäuſchung der Nationen eintrat, die ſich ſteigerte bis zu Ende der dreißiger Jahre, erſt von der Zeit an nahm die Literatur den Charakter der Feindſeligkeit an, die in verſteckten Angriffen ſich auf das Wirkliche und Beſtehende richtete und den Umſturz des ariſtokratiſchen Salons ſammt ſeiner Literatur beanſpruchte. Es ward jetzt Sache der Nation, daß Dinge durch die Literatur zur Sprache kamen, die eine gänzliche Wandelung aller Verhältniſſe in Deutſchland erheiſchten. Da war es, wo die Dorfliteratur ſich Bahn brach, eine Oppoſition gegen die Salonliteratur. Dies war nicht jene unbefangene Sorte von Geſchichtchen, wie ſie vor dreißig Jahren zurück von Salzmann, Peſtalozzi und andern geboten wurden, ſie kommt ſogleich gewappnet auf und maßt ſich an, jeden andern Unterhaltungsſtoff zu unterdrücken, indem ſie immer auf das Volk hinwies, auf ſeine Tugenden, auf ſeinen einfachen Sinn, auf ſeine Schmuckloſigkeit und auf die rein ſittliche Baſis ſeiner Exiſtenz. Dabei wurde der Höfe, des Adels, der oberſten Beamtenwelt nur mit Tadel gedacht. Galt es einen Böſewicht aufzuſtellen, ſo war es ſicherlich ein Adelicher. Der Adel las dieſe Satire auf ſich ſelbſt anfangs mit Wohlgefallen, vom Jahre 1848 merkte er jedoch wohin es mit dieſer Literatur hinwollte, und zog ſich zurück. Die politiſchen Verhältniſſe kamen durch den Erfolg von Zwangsmaßregeln ſo ziemlich wieder in das alte Gleis, die Literatur aber wollte nicht zu dem kindlichen, argloſen Charakter zurückkehren, ſie war und blieb von der Peſt angeſteckt. Der Adel, der auf ſeinen einſamen Gütern gerne ſich mit einem Buche die Zeit vertreiben und die Stimmung hinwegtreiben wollte, die die widerwärtigen Zeitungen ihm erregten, fand bald nichts was ihm zuſagte. Die Liſte wurde immer geringer der Bücher, die zu leſen erlaubt war, in der keine „Ideen“ glänzten, in denen nicht irgendwie reformirt und gebeſſert, in denen nicht direct oder indirect auf den Adel geſcholten wurde. Geradezu amuſante Bücher wurden gar nicht mehr geſchrieben. Wer die Dorfliteratur mit ihrem verſteckten Zwecke nicht mochte, hatte gar nichts. Selbſt im Theater waren wieder „die Ideen“. Die Schriftſteller nahmen ihre Stoffe aus der Gegenwart, wie bei Fanny Lewald, alsdann waren ſie rein demokratiſch, oder aus der Vergangenheit, alsdann wurde ein Mäntelchen umgehängt; das war ſo dünn und kurz, daß die Abſicht leicht errathen wurde, wie bei Gutzkow und andern. Der Adel und der Hof, gänzlich über den Zuſtand der Literatur ins Klare gebracht, gab endlich jede Hoffnung auf, daß für ihn noch irgendetwas zu hoffen tigten mich wenig, mein Auge glitt theilnahmlos an den Geſichtern hin, und meine Aufmerkſamkeit erwachte erſt, als ich einer Geſtalt in einem düſtern Winkel anſichtig ward, die mir bekannt vorkam. Je länger ich ſie betrachtete, deſto gewiſſer wurde ich meiner Sache: es war der Vater Joachim, den ich hier in veränderter Kleidung vor mir ſah. Er trug den Rock eines böhmiſchen Krämers, wie man ſie in der Gegend um Naumburg öfters zu Geſichte bekommt; ſein Gepäck lag neben ihm, und er las, während die übrigen Gäſte ſprachen, in einem Buche. Dieſe Entdeckung beſchäftigte mich noch, als ich dicht neben mir am Fenſter pochen hörte. Ich öffnete es und ſah, wie eine ſchwarze Geſtalt forthuſchte, und in demſelben Augenblicke verließ der Vater die Stube. So flüchtig der Anblick geweſen war, ſo glaubte ich doch auch hier wieder Dionys zu erkennen. Ich kam erſt nach Mitternacht zu Hauſe. Dieſer nächtliche Ritt hatte mein Geſei, und las kein Buch mehr, es ſei denn daß er zu ſeinen frühern Lieblingen, zu Spindler, zu Tromlitz, zu Fouqué zurückkehrte. Die Literatur, auf ihren böſen Wegen, vermißte durchaus nicht den Abgang der Adelichen und der Höfe. Schon längſt war man gewohnt, dieſe nichts mehr für die Literatur thun zu ſehen; ſie hielt ſich an die mit Anſehen und Macht ausgeſtatteten Mittelklaſſen, wo jetzt ihre Beſchützer zu ſuchen ſind. Die Schriftſteller, wohl wiſſend, daß ſie verſchloſſene Thüren finden würden, machten gar nicht einmal den Verſuch, ſich mit den Höfen und dem Adel zu befreunden, ſie ſuchten ihre Freunde und Genoſſen anderswo.

So ſtehen die Sachen heutzutage. Von einer Geſammtliteratur kann nicht die Rede ſein, es ſind nur immer Sonderintereſſen, und die kleinſte Zahl derſelben ſind auf ſeiten des Adels. Will er ſeine Alluren, ſeine hochadelichen Liebhabereien, das Getreibe der Legationsſecretäre, neben der wichtigen Liſte ihrer Liebſchaften, will er das Volk der Lakaien beſchrieben ſehen, ſo bietet ihm Herr Hackländer den Stoff mit dankenswerther Ausführlichkeit, mit wahrhaft glänzendem Talente. Geibel, Redwitz und Putlitz geben ihm poetiſche Blumen und Blüten, die Birch-Pfeiffer ſchreibt ihm Theaterſtücke. Dies iſt wenig, aber es iſt doch etwas, und es iſt gänzlich rein von dem Anhauche des Meinungsſtreits, inſoweit etwas, was in der Zeit lebt, frei ſein kann von dem, was der Zeit Leben iſt.

Dieſer Zuſtand iſt jedoch etwas Unnatürliches. Wenn unſer politiſches Leben Beſtand und Feſtigkeit gewinnt, etwas, was es noch lange nicht hat, ſo müſſen der Adel und die Höfe ihre Ausnahmeſtellung aufgeben und mit der Nation fühlen und denken lernen, und die Nation muß wieder von dem Adel die ſchöne, gebildete Form annehmen, die Grazie des Ausdrucks, den Reiz der Mannichfaltigkeit, der immer nur in den Klaſſen der Geſellſchaft zu finden iſt, die lange Zeit den erſten Platz eingenommen haben. Aber heißt das nicht einen Umſturz predigen? Der Umſturz iſt bereits da, nur will ihn niemand ſo nennen. Ueberall in unſerm öffentlichen Leben herrſcht ein anderes Geſetz, eine andere Zeit, andere Meinungen. Mit dem Falle der Legitimität in Frankreich haben die Höfe ein anderes Anſehen gewonnen. Trotz der unglaublichen Anſtrengungen der Kirche, läßt ſich nicht wieder aufrichten, was einmal geſunken. Wir müſſen bekennen, das Jahr 1848 hat uns zu einer völlig andern Geſellſchaft vereinigt, die zwar noch die Namen alter Zuſtände trägt, dieſe aber ſelbſt längſt eingebüßt hat. Es iſt unmöglich, daß die Literatur dieſes Bewußtſein nicht haben, nicht ausſprechen ſollte. Wir wollen jetzt etwas näher auf einen Stimmführer der Literatur eingehen.

Es iſt dies Gutzkow. Das Leben dieſes Mannes, den das Feuer des Ehrgeizes verzehrt, iſt nur ein ängſtliches Vorwärtstreiben auf dem Wege der literariſchen Celebrität. Ich bin mit ihm bekannt ſeit dem Beginne ſeiner Laufbahn, wo er in Stuttgart bei Herrn Menzel ſeine Studien und erſten Anfänge machte. Ich wüßte nicht, daß Lenau, Schwab, Pfizer, die damals in Stuttgart lebenden Dichter ſich um ihn gekümmert hätten, obgleich in unſerm Kreiſe von dem damals erſchienenen „Maha Guru“ die Rede war, das Cotta verlegte. Eine Menge kleiner Aufſätze und Schriften folgten dann; der Autor verließ Herrn Menzel und trieb ſein Weſen unbekümmert um die Blitze deſſelben, die ihm auf ſeinen Pfaden folgten. Das Junge Deutſchland wurde etablirt und darunter glänzte Gutzkow's Name beſonders hell. Das große Publikum nahm aber keine Notiz von ihm; ſein Bekanntwerden mit demſelben fing erſt an, als die dramatiſchen Arbeiten des unermüdlich fleißigen und thätigen jungen Mannes anfingen, ſich den Weg über die Breter zu bahnen. Man war mit

Raupach unzufrieden: ſeine Bearbeitung der „Hohenſtaufen" für die Bühne war die letzte Anſtrengung des Mannes geweſen, der nun in Ruhe fiel und in dieſer Ruhe unbedeutende Dramen ſchrieb, welche ſelbſt den müßigen Theaterjäger nicht mehr zufrieden ſtellten. Die Jungen Deutſchen erfaßten das Theater und ſchrieben capriciös geiſtreiche Stücke, wie Laube den „Monaldeschi", Gutzkow „Richard Savage". Frankreich und die Julirevolution ſpiegelte ſich in der ganzen Faſſung, in dem Dialog und der Wirkung der Stücke. Gutzkow, mit ſeinem Ohr für die Wünſche der Allgemeinheit, brachte Iffland's und Kotzebue's Gemüthlichkeit mit ins Spiel, und ſo wurden Stücke wie „Zopf und Schwert", „Werner" und andere, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Inwieweit er ſich in die auftauchenden Zeitideen miſchte, weiß ich nicht; daß er ihnen aber nicht ganz fremd geblieben iſt, läßt ſich vermuthen. Seine neuen Dramen, die er nun ſchrieb, gefielen nicht ſonderlich: er erfaßte daher den Roman und ſchrieb ein Werk in neun Bänden, die „Ritter vom Geiſte", das die Zeitideen, ihre Hoffnungen, ihre künftigen Siege, ihre durch die Philiſterei und den Widerſpruchsgeiſt der Tage erzeugten Niederlagen, kurz den ganzen Umfang der Geſellſchaft, wie ſie ſich heute gebildet hat und noch bildet, darſtellt. Das demokratiſche Element war hier in bunte Papiere gewickelt und als Bonbons dargeboten. Ein neues Werk, über das er jetzt brütet, der „Zauberer von Rom“, ſoll nach der emphatiſchen Vorrede die Zwiſtigkeiten der Kirche behandeln und das große „Für“ und „Wider“ der religiöſen Partei, die die Einheit Deutſchlands nun bereits ſeit drei Jahrhunderten zerriſſen, enthalten. Von dieſem zweiten koloſſalen Roman ſind jetzt (Ende 1859) erſt fünf Theile erſchienen. Sie verſprechen dem Leſer, der mehr ſucht als romanhaftes Intereſſe, Spiel der Phantaſie, und anmuthsvollen Wechſel poetiſcher Fictionen, der die poetiſche Literatur dicht an die Werke der Philoſophie und Geſchichte geſtellt wiſſen will, viel Unterhaltung und Belehrung. Für den Leſer der Romane ſind einige ſtarke Reizmittel ausgeſtreut, die aber wenig geordnet ſind und von dem ſpeculativen Geiſte des Buchs überragt werden.

Man mag nun ſagen über dieſe enorme Thätigkeit was man will, eingeſtehen muß man, daß ſie conſequent iſt und daß ſie nie ihr Ziel und ihren Inhalt wechſelt. Es iſt von der erſten Zeile an, die Gutzkow geſchrieben hat, bis zu der letzten, die in dieſen Tagen ſeiner Feder entquillt, immer derſelbe Mann, dieſelbe Richtung, dieſelbe Ausdauer und daſſelbe Streben. Wenn wir von ſeinen ſelbſt ſich empfehlenden Worten abſehen, die faſt jeder Ausgabe ſeiner Bücher voranſchreiten, ſo bleibt immer noch Lobes genug übrig. Wir ſehen dieſen Mann nie ſeine Meinung wechſeln, die ein geſunder Fortſchritt auf geiſtigem Felde iſt. Wir ſehen ihn nie in der Literatur zum Lobe irgendeiner hochſtehenden Perſönlichkeit abweichen, er folgt nie der Anreizung, die ihm gegeben wird, wenn ſie nicht mit ſeinem eigenen Willen und Zwecke übereinſtimmt. Es mag ſein, daß die Höfe und die Ariſtokraten heutzutage nichts für die Literatur thun, es mag ſein, daß ſehr wenig Vortheil dabei zu finden iſt, wenn man ihnen folgt; dennoch gibt es immer, auch noch heute, Wege und Mittel, wie man eines freien Mannes Leben umgarnt, und zu ſeinem Willen umformt. Gutzkow iſt, abgeſondert von ſeinen Freunden, die damals das Junge Deutſchland bildeten, ſeinen Weg allein für ſich gegangen. Allein! Darunter verſtehen wir, keine Anregung von oben hat ihn verleitet; Anregungen von der Literatur ſelbſt hat er in Maſſe an ſich herangezogen. Während ſich die fürſtlichen Theater ihm ſchließen, öffnen ſich die Volkstheater, ſo wie wir ſie haben, ſeinen Stücken. Die gebildete Mittelklaſſe, die die Journale lieſt, greift nach ſeinen Romanen, die der Adel und die Höfe zurückweiſen. Er iſt der Mann, der trotz des Adels, trotz der Höfe, ſeinen Weg macht. Aber welche Mühe hat es ihm gekoſtet, welche Unzahl von Schriften hat er gehäuft, um dahin zu gelangen, wo er jetzt ſteht. Seine äußere Erſcheinung hat etwas Kaltes, Zurückſtoßendes, wozu noch kommt, daß, weil er nicht gut ſieht, das Auge jeder Offenheit, jedes warmen Ausdrucks von Wohlwollen und Freundlichkeit entbehrt.

Neben der berückſichtswerthen Stellung Gutzkow's, neben dem verdienſtvollen Streben ſo manches Autors vermißt der Freund der Literatur doch die Innigkeit und das warme, liebevolle Verhältniß des Publikums zu ſeinen Schriftſtellern, wie es in frühern Tagen, ehe dieſe unſeligen Zerwürfniſſe ſich dazwiſchenlegten, ſtattfanden. Der eine Theil läßt ſie zu ſehr empfinden die Rolle, die ſie beim Parteikampfe geſpielt haben und noch ſpielen, der andere miſcht zu viel Gleichgültigkeit in die Zeichen ſeines Wohlwollens, ſodaß dieſe ihre Wirkung einbüßen. Die allgemeine Liebe, mit der Goethe in ſeiner Jugendzeit aufgenommen wurde, der Enthuſiasmus, der Schiller entgegentrat, die Liebe, mit der Jean Paul gehätſchelt wurde, die Ehrfurcht, die man Klopſtock bewies, die herzliche Neigung, die Gellert einflößte —

alles dieſes fehlt. Es iſt ſchwer in einer Zeit wirkſam zu ſein, die ſo bar iſt alles Enthuſiasmus. Es iſt unmöglich zu beſtimmen, was das Publikum jetzt in Wärme bringt. Die dramatiſche Kunſt hat ihre Blüte gehabt und welkt, die lyriſche und epiſche iſt zum politiſchen Liedchen hinabgeſunken. Die Schriftſteller greifen ins Blaue hinein nach Stoffen, keiner beſchäftigt, keiner intereſſirt auf die Dauer. Den Literaturen unſerer Nachbarvölker geht es ebenſo. Es iſt als müßte irgendetwas geſchehen, was die Menſchen wieder zu den Büchern treibt.

2.

Ich kehre zurück zu dem Faden meiner Erzählung. Von Wien zurückgekehrt, nahm ich in Berlin meinen erneuten Wohnſitz, mir die Perſonen und Dinge anſehend, wie ſie nach Einführung der äußern Ruhe geworden. Ich merkte an allem eine große Veränderung. Die ſiegreiche Reaction war überall ſichtbar. Wieder füllten elegante Equipagen die Straßen, wieder tönte der Lärm der vornehmen Welt durch die Vorſäle und Gemächer der Prinzen und der Miniſter, wieder ſah man Soldatenmaſſen auf Paraden und Plätzen. Es fehlte aber viel, daß dieſes ſo war, wie es früher ſich geſtaltet hatte. Es fehlte das feſte Vertrauen, die naive Sicherheit, der man ſich früher überlaſſen, und überall glaubte man verſteckten Feinden zu begegnen. Die Zuſammenkünfte wurden läſſig, die Geſellſchaften über allen Begriff hinaus ſteif und monoton; die Hoffeſte hatten gänzlich aufgehört. Der König, ſich in Sansſouci aufhaltend, kam erſt nach einer langen Pauſe nach Berlin, und verließ es bald wieder. In dieſer Zeit war es günſtig, die bewundernswerthen Leiſtungen der Mademoiſelle Rachel zu ſehen, die wie ein Ableiter wirkte, um die Gemüther zu beruhigen, den verhaßten Streit der Meinungen auf das friedliche Gebiet der Kunſt hinüberzuleiten. Feind und Freund begegneten ſich hier in gleicher Anerkennung, in gleicher Bewunderung, oder, wenn ein Zwiſt entſtand, war er anderer und verſöhnlicher Natur.

Ich ſah ſie als Phädra und in einem Luſtſpiele, wo ſie eine junge Liebende, mit franzöſiſcher Koketterie ausgerüſtet, uns in die alten Römerzeiten verſetzte. Beide Rollen waren höchſt eigenthümlich. In der Phädra gab ſie die verſteckte Sinnlichkeit etwas zu ſehr hervorleuchtend, um einem deutſchen Auge und Ohr zu behagen, in dem Luſtſpiele war ſie jedoch unnachahmlich ſchön, gewandt, lieblich, bezaubernd. Noch ſehe ich ſie vor mir, wie ſie in der Tragödie von ihrem antiken Seſſel ſich erhebend, in maleriſcher Anordnung ihrer Gewänder, und halb gelehnt auf ihre Begleiterin, ſehnſüchtig dem Erſcheinen ihres Stiefſohns entgegenſieht. Nie war wol eine Schauſpielerin ſo ſehr bedacht auf das Aeußere als ſie, nie mehr befähigt, dieſes zur Wirkſamkeit zu bringen. Sie war nicht muth ſo angegriffen, daß ich einen Fieberanfall bekam und längere Zeit das Zimmer nicht verlaſſen durfte. Ich hielt Bertrada für untreu und Dionys in gefährliche Verbindungen unrettbar hineingezogen. Für Beide litt und ängſtigte ſich meine Seele.

Die Beſorgniſſe für den Letztern beſtärkten ſich, als ſeine plötzliche Entfernung aus Schulpforta, wo er ſeit unſerer Trennung ſich hinbegeben hatte, bekannt wurde. In jene Periode fielen die unruhigen Auftritte in Thorn, der Kampf der katholiſchen und evangeliſchen Geiſtlichen und die öffentlichen Beſchimpfungen der Jeſuiten. Ueberall hin verbreiteten ſich die Gerüchte über Aufſtände und heimliche Verfolgungen. Die Land- und Stadtbehörden erhielten geſchärfte Befehle, nach Perſonen von bedeutendem Range zu ſpähen, ihre Papiere zu beſichtigen, von ihren Verhältniſſen Erkundigungen einzuziehen und einer beſonders dazu feſtgeſetzten geiſtlich-weltlichen ſehr hoch gewachſen, allein mit einem feingegliederten, geſchmeidigen Körper verſehen, der ihr in allen Intentionen auf halbem Wege entgegenkam. Sie hatte ein gewiſſes Zittern an ſich, ein nervöſes Schwanken, ein leichtes willenloſes Berühren, das ſie nur höchſt ſelten anbrachte, das aber dann von großer Wirkung war. So bei der Scene, wo ſie mit Hippolyte in einer vertraulicher werdenden Situation bis auf die Grenze der ſinnlichen Umarmung vordrang. Es war die mit einer dünnen Roſenkette gefeſſelte Lüſternheit: eine einzige Armbewegung, und die Kette war geſprengt. Ihr Geſicht war nicht regelmäßig, aber es war ſprechend; es ließ ſich zu allem brauchen. Dieſe Augen „flammten“ wenn es ſein mußte, und dieſer Mund konnte mit ſeinen Zuckungen die Beſchauer zu jeder Empfindung hinreißen. Ihre Begleitung beſtand aus Mitgliedern ihrer Familie, zum Theil aus Schauſpielern dritten und vierten Ranges, folglich aus Perſonen, die nicht fördernd, aber auch nicht ſtörend wirkten, gemacht um ein Bild in einen Rahmen zu faſſen, wie das Publikum, das nur die Rachel ſuchte, es ſehen wollte.

Die Umgebung der Mademoiſelle Rachel hat mich auf einen Gedanken gebracht, der vielleicht geeignet ſein könnte, den daniederliegenden Zuſtänden der heutigen Bühne wieder unter die Arme zu greifen. Das feſtſtehende Perſonal eines Theaters muß ſich auflöſen, und nur wandernde Truppen daſſelbe einnehmen. Es gibt allezeit einzelne große Talente, in der unſern ſind ſie zwar ſehr ſparſam, aber ſie ſind immerhin vorhanden. Jetzt wähle man Stücke, wo dieſe Talente ihren Platz finden, und bilde dieſe Stücke bis in die kleinſte Figur, bis in die geringſte Beſonderheit aus und laſſe ſie ſo über die Bühne gehen. Eine Geſellſchaft gruppirt ſich um die Hauptperſon: dieſe Geſellſchaft bleibt immer dieſelbe, und ſo zieht ſie denn von einem großen Theater zum andern. Dadurch entſtehen zwei weſentliche Vortheile: einestheils behält die Nation ihre großen Dichterwerke immer in Erinnerung, indem ſie ſtets wieder, in der möglichſt vollendetſten Darſtellung geboten werden, zweitens wird dem widerlichen Durcheinander der dramatiſchen Production, das heutzutage dem denkenden Zuſchauer von den Bänken der Bühne treibt, ausgewichen. Man könnte noch, drittens, hinzufügen, wäre dieſe Manier eine vortreffliche Schule für den Künſtler, der immer nur eine Rolle, aber dieſe auch nach allen Richtungen hin gründlich erlernte. Das Repertoire einer ſolchen Geſellſchaft könnte immer nur etwa zehn, höchſtens zwanzig Stücke ſein. Eine an dere Geſellſchaft gäbe wieder zwanzig und ſo wären, wenn auch nur zehn ſolcher Geſellſchaften vorhanden wären, doch immer 200 Stücke, Meiſterwerke, dem deutſchen Publikum ſicher. Freilich müßte die ekle Sucht, immer Neues, wenn auch Schlechtes zu ſehen, aufhören und die Zuſchauer ſich gewöhnen, ein und daſſelbe Stück mehrmals zu ſehen. Garderobe, Zuthaten, Couliſſen — alles könnte darauf eingerichtet ſein. Dieſe Geſellſchaften müßten nach dem Namen ihrer berühmten Mitglieder heißen. So die Geſellſchaft Dawiſon, und andere mehr. Es wäre augenſcheinlich, daß die Kunſt dadurch gewänne, der alltägliche, langweilige Schlendrian ſich verlöre, die Faulheit der Penſionirten verſchwände und jeder, an der Stelle, die ihm angewieſen wäre, ſein Möglichſtes thäte. Dabei käme jedes Theater dazu, einmal eine neue Zuſammenſetzung zu ſehen, neue, ihm nicht bekannte Kräfte in einer Geſammtwirkung an ſich vorübergehen zu laſſen, und die großen Künſtler hätten nicht, wie Muſikdirectoren, immer wieder mit dem Formen und Zuſammenbilden der mit ihnen Spielenden zu wirken. Bei der Rachel war dieſe Zuſammenſetzung keine glückliche, ſie war nur durch das jedesmalige Bedürfniß herbeigeführt, franzöſiſch ſprechende Individuen um ſich zu verſammeln; man kann aber dieſe Idee zu etwas Einflußreichem und Schicklichem ausführen, wenn man ſie auf das ganze Gebiet der Kunſt überträgt. Ich bin überzeugt, daß die antike Bühne ähnlich wirkte. Wir wollen z. B. die „Maria Stuart" wählen. Die zwei Hauptrollen müſſen von den erſten tragiſchen Künſtlerinnen beſetzt ſein; ſie müſſen ſich dadurch, daß ſie immer dieſelbe Rolle geben, ſo ſehr in ihren Charakter einſtudiren, daß dem Zuſchauer kein gewöhnliches Theaterbild, ſondern eine hiſtoriſche Erſcheinung entgegentritt, bis in das kleinſte Detail durchgeführt, in Coſtüm, Nebenſachen, in allem und jedem dem Bilde getreu, das der Dichter von ihnen entworfen. Die Nebenrollen, bis zu dem geringſten Diener hinab, ſind alle Kunſtwerke in ihrer Art; nichts wird verabſäumt, um dem Ganzen zum Triumph zu verhelfen. In derſelben Art iſt „Torquato Taſſo" denkbar, „Egmont" u. ſ. w. Die Schauſpielkunſt könnte nie verwildern, denn ſie hätte ſtets einen gewiſſen Kern an dieſen Muſterſtücken. Dadurch könnte auch erreicht werden, was der Wirkung auf dem Theater ſtets ſo hinderlich iſt, die Aufhebung der Monotonie in gewiſſen Rollen, wo immer das beſtimmte Rollenfach, die zärtlichen Aeltern, die geſchwätzigen Vertrauten, immer dieſelben charakterloſen Mienen und Geſten zeigen, die an die

Routine in dieſen Fächern mahnen, die der Natur und deren Nachahmung ſchnurgerade entgegen ſind. Die Vertraute der Königin Maria, die im Luſtſpiel wie im Trauerſpiel die Vertrautenrolle ſpielt, trägt auch in dieſem Falle dieſelben Mienen, dieſelben charakterloſen Geſichtszüge, dieſelbe Art der Rede vor, während die Amme der Königin, wird das Stück nach dem vorgeſchlagenen Muſter gegeben, eine ganz beſondere und eigenthümliche Erſcheinung wird, mit nichts zuſammenzuſtellen. Und ſo mit allen Charakteren.

Doch genug hiervon und zu der Rachel zurück. Es fiel auf, daß der König ſtets mit dem Buche in der Hand den Darſtellungen folgte. Die größte Anzahl der Zuſchauer ahmte ihm hierin nach, und betrog ſich um den eigentlichen Genuß, der darin beſtand, mit prüfender Aufmerkſamkeit dem „Spiel" der lebendigen Züge unſerer Künſtlerin zu folgen. Das Auge, indem es an den trockenen Lettern haftete, vergaß das Leben auf der Bühne, und die Hauptſache ging verloren. Nur um zu prüfen, ob ſie kein Wort weglaſſe, gab man die ganze Erſcheinung hin. Die Rede der Rachel war nicht ebenmäßig, ſie ging über ganze Stellen flüchtig hin, und ſprach ganze Paſſagen im Geſellſchaftston, trocken, flüchtig, um dann zu einem tragiſchen Sturme auszuholen, der ſeine losgelaſſenen Wellen maßlos über das Parterre dahinjagte. Dieſer Sturm war überwältigend. Ihrem Zorne konnte niemand widerſtehen, ihrer ſchmeichelnden Bitte verſchloß ſich kein Ohr, ihrem flüſternden Drohen, dem Glanze ihrer Augen folgte man mit Schrecken und Ergebung. Die gewöhnlichen Abgänge, für die mittelmäßige Künſtlerſchaft ſo wichtig, benutzte ſie nur, um die Reihe der Effecte, die ſie während ihres Spiels ausgeſtreut, mit raſcher Hand zu einem Ganzen zu vereinigen, und abziehend mit hinten nachſchleppendem Königsmantel ſchied ſie wie eine erzürnte Muſe von ihren Bewunderern. Adrienne Lecouvreur wurde gerühmt und von dieſer Darſtellung behauptet, daß ſie in der Scene des Sterbens die Windungen und Kämpfe ſehr geſchickt nachgemacht und dem pathologiſchen Kennerblick eines Arztes ſelbſt Genüge gethan. Auf dieſe Art Künſtlerſchaft gebe ich jedoch nichts, und gewiß hat ſie ihr Streben nach Naturwahrheit zu weit geführt. Wo die Hand des Todes an das Kunſtwerk rührt, hört es auf Kunſtwerk zu ſein und erliegt den Bedingungen der Materie, die ihr Werk für ſich, und wenig ſich kümmernd ob ſie Zuſchauer hat, betreibt.

In Potsdam las ſie einzelne Stücke vor, mit keinem recht günſtigen Erfolge. Sie entfernte ſich aus

Berlin, nachdem ſie ſich mit der Intendanz überworfen und mit dem Publikum, das ſie nicht beifallſpendend genug fand, entzweit hatte. Ihrem Geize war das Geſchenk des Königs, das er ihr überreichen ließ, zu unbedeutend.

Als ſie fort war, fiel alles über ſie her. Man fand ſie manierirt, übertrieben, man tadelte ihr Privatleben, man wußte ſich tauſend ärgerliche Anekdoten zu erzählen, kurz, der Charakter der großen Stadt, die von einem Extrem zum andern ſchwankt, zeigte ſich auch hier wieder. Mir wird ſie eine unvergeßliche Erſcheinung bleiben. Nach langer Zeit wurde mir das Theater wieder wichtig; ich begriff, daß es darauf Figuren geben könnte, denen der Geiſt nie Bedeutung einblies, die ſie fähig machte, eines großen Mannes Intentionen ſichtbar vor die Menge zu führen. Nach ihr kam wieder die alte bekannte Gewöhnlichkeit, der geiſtesdürre Aufputz, das längſt und immer Dageweſene, die uralte Unnatur, dieſe greiſe Spinnerin, die nie aufhört ihr Geſpinſt zu ſpinnen, wenn ihr nicht das Genie in den Weg tritt und die zahlloſen Fäden mit einem Streiche zerreißt.

Die Pracht und Bauliebe des Königs machte ſich bei beruhigten Zuſtänden wieder kund. Das Standbild Friedrich's des Großen wurde fertig, das Neue

Muſeum wurde ausgebaut, die Brücke vor dem Schloſſe mit Marmorgruppen verſehen. Es war als ſollte man vergeſſen, was geſchehen war, im Anſchauen des vielen Neuen, das ſich dem Auge darbot. Je ungeſchmückter und ungefälliger der Zuſtand der Geſellſchaft war, um deſto mehr ſchmückten ſich die Häuſer und Plätze. Nur der Dombau ſtockte fortwährend, und das Campo Santo, wozu Cornelius den Carton der Gemälde fertig hatte, kam nicht zu Stande. Das Friedrichsmonument, das Rauch's Ruhm unmäßig vergrößert hat, iſt meiner Anſicht nach eines der ſchwächſten Werke dieſes Künſtlers; es fehlt ihm gänzlich die edle Einfachheit, die ein ſolches Monument haben muß, um auf die Nachwelt zu gelangen. Schon die vorſpringenden vier kleinen Pferde ſind unziemlich und kleinlich. Die große Maſſe von Figuren ſtellt die Hauptgeſtalt zurück, das Auge wird zerſtreut, ſtatt geſammelt und auf einen Gegenſtand gelenkt zu werden. Auch iſt die Figur des Königs in der Uniform mit dem Königsmantel nicht dem Auge erfreulich, indem dann, wenn der Mantel genommen wurde, auch eine mehr der Phantaſie anheimgegebene Kleidung hätte beibehalten werden ſollen: ſo iſt es der „alte Fritz“ doch nicht, und zu einem prachtvollen Königsbilde gehört eine idealiſche Kleidung. Ohne Mantel wäre es paſſender. Zum Mantel gehört eine Lorberkrone und fliegendes Haar.

Rauch genoß unendlicher Ehre, als das Monument fertig wurde; es wurden Toaſte, öffentliche Dankſagungen, Summen Goldes ihm zugewendet.

Mit den Figuren auf der Brücke beſchäftigten ſich jüngere Künſtler. Sie wurden nach einer Zeichnung ausgeführt, die Schinkel hinterlaſſen und die noch das Gepräge ſeiner Zeit trug. Schinkel war ein ungemein talentvoller Kopf, aber in den nebeligen Ideen der Naturphiloſophie befangen, daher alle ſeine Entwürfe etwas griechiſch Nacktes, myſteriös Empfindſames an ſich tragen. Ueberall iſt ein Geheimniß vorhanden. Seine phantaſiereichſten Compoſitionen ſind fürs Theater. So ging in den Couliſſen zur „Zauberflöte“, die er erfunden und zuſammengeſetzt, durch den Brand des Theaters ein wahrer Schatz verloren, der durch nichts zu erſetzen iſt. Solche kecke Bögen, ſolche wunderſam ſchwindelnde Paläſte, die im Mondſchein glänzen, ſolche wilde, phantaſtiſche Säulenordnungen kann nur der ſchwärmende Sinn des Poeten erfinden. In ſeiner Stube eingeſchloſſen, bei einſamer Nachtlampe erfand er ſich eine Welt, in der er ſich heimiſch machte, über deren

Zauber er ſelbſt in den Stunden des ernſten Tags und der gewöhnlichen Sorge ſtaunte. Da er die chriſtliche Mythologie nicht liebte, dagegen ganz dem neuplatoniſchen Heidenthume, wie es die Naturphiloſophie darbot, huldigte, gingen ſeine Modelle von öffentlichen Gebäuden immer geradeswegs dem chriſtlich Lieblichen entgegen, dem alten Griechenland und deſſen Standbildern und Häuſern zu. So erbaute er Wachthäuſer, die alten griechiſchen Tempeln ähnlich ſahen, ſo ſchuf er in Berlin das alte Muſeum nach dem Muſter des Parthenon, und um deſſen Wände zu zieren malte er ſelbſt eine mythiſche Geſchichte der Entwickelung des Menſchengeſchlechts unter unmittelbarer Führung der Götter. Nichts kann es geben, das undeutlicher, unfaßlicher und gegen alle heutigen Geſetze der Kunſt anſtoßender wäre als dieſe mythologiſche Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Der König, voll Pietät für den Künſtler und deſſen Zeit, die auch die ſeiner glücklichen Jugend geweſen war, beſtand darauf, trotz aller mahnenden Stimmen, dieſes confuſe Durcheinander von nackten Figuren an die Wände des Kunſttempels malen zu laſſen. Sie iſt noch zu ſehen. Ebenſo wie Schinkel das mythiſch-dämoniſch Geheimnißvolle, ſo liebte er auch das poetiſch Nackte, und da waren ihm die Gruppen auf

Commiſſion Rapporte abzuſtatten. Ein ehrenvoller Beweis von dem Anſehen, in dem unſre Familie und beſonders mein Vater ſtand, war, daß jene Beamten die Grenzen unſeres Schloſſes nicht betreten durften. Mein Vater erkannte dieſe Auszeichnung und wachte daher mit doppelter Strenge über ſeine Untergebenen, daß nichts geſchah, was ihn hätte compromittiren können. Ein beſonderes Mißgeſchick wollte, daß ich ihm die erſte kränkende Veranlaſſung dieſer Art geben ſollte.

Kurze Zeit nachdem die Flucht Dionyſens aus Schulpforta ruchbar geworden, ſah ich ihn auf einem meiner einſamen Ritte plötzlich aus einem Gehölze auf mich zuſpringen. Er hatte dort auf mich gewartet. Jeder andere Weg, mich zu ſehen, war ihm verſperrt. Unſer Wiederſehen war ſchmerzlich, aber nichts deſto weniger nach alter Weiſe zärtlich. Mein Herz grollte ihm nicht; in dem Augenblick, wie ich die der Schloßbrücke gerade recht, um ſein Gelüſte, ſchöne junge Männer darzuſtellen, an den Tag zu legen. Gegen dieſes Gelüſte iſt nichts zu ſagen. Unfehlbar läßt ſich einem Volke, das die Mythologie der Griechen und Römer bis auf die letzte Figur vergeſſen hat, begreiflich machen, daß Minerva die Göttin des Kriegs war und daß ſie die Ausbildung und Führung des jungen Kriegers übernahm. Hier war man ſchnell fertig: Minerva und ein Krieger ſind die immer wiederkehrenden Gruppen. Zwar entſetzte ſich Berlin, als die ſchönen jungen Burſche mit ihren weiblichen Unteroffizieren auf die Gerüſte kletterten, und ſich allem Volke zeigten, doch man beruhigte ſich wieder; aber vor den Schinkel'ſchen Bildern an der Wand des Muſeums beruhigte man ſich nicht, weil man ſie nicht verſtand, ſelbſt mit dem Buche in der Hand nicht. Bilder und Figuren werden verſchwinden, ſobald der König ſeine Augen ſchließt, denn er war es, der beide entſtehen hieß und der ſie ſchützt.

Der Geſchmack des Königs theilte ſich auch den Gemächern und dem Treppenhauſe des Neuen Muſeums mit. Hier war Schinkel nicht mehr an ſeiner Seite, und er verfiel ins Bunte, Abenteuerliche, Prachtvolle. Ich habe bereits ſchon anderswo mich darüber ausgeſprochen. Das Aeußere des Neuen

Muſeums iſt viel zu prächtig und nicht zuſammenſtimmend mit ſeinem Inhalte. Um dieſe Räume auszufüllen, wären drei dresdener Galerien nöthig. Gleich beim Eingange war es die Idee des Königs, die berühmten Koloſſe zu Montecavallo hier unter Dach und Fach zu bringen, und ſie gleichſam als Schildwachen dem Eintretenden vorzuſetzen. Sie ſind von einer erſchreckenden Höhe. Koloſſale Gipsberge, die durch ihre Weiße wie durch ihre Formen das Auge blenden. Nichts Beluſtigenderes kann es geben als einen berliner Profeſſor mit Brille, Kampherſtöpſelchen in den Ohren und in ſchwarzem Frack mit weißer Halsbinde neben dem ungeheuern Schenkel des Halbgottes zu ſehen, deſſen Geſtalt thurmhoch über ihn herüberragt. So die Welt der Kleinen gegen jene Rieſengeſchlechter der alten Zeit.

Geht man die Treppe hinauf, ſo begrüßen einen die Gemälde Kaulbach's, die allbekannt ſind.

Noch als etwas Widriges, durch die Umgeſtaltung des rieſig Großen in das zwerghaft Kleine, gilt der Theil des Muſeums, der die Alterthümer Aegyptens enthält. Die Welt der ägyptiſchen Wunder iſt ſo unermeßlich, ſo formlos koloſſal, als kein Bild es zu erreichen ſtreben darf, am wenigſten vermögen es die kleinen Mauſelöcher, die hier die Eingänge zu den Pyramiden darſtellen. Die Räume ſelbſt ſind wieder das Beſte. Sie ſind vortrefflich bemalt und die Wandgemälde geben Darſtellungen der Ufer des Nil. Ein Profeſſor hat ſich die Mühe gegeben, eine ſchmeichelhafte Auskunft über den König im Stil der Notizen über alte ägyptiſchen Pharaonen über der Eingangsthür des Saals zu verfaſſen. Dieſen Räumen gegenüber führt die Thür zu der Sammlung der altſkandinaviſchen und altdeutſchen Alterthümer. Dieſe Abtheilung war im Bau begriffen, als ich Berlin verließ, ich weiß alſo nichts darüber zu ſagen. Die obern Räume enthielten die griechiſchen Bildwerke und das Kupferſtichcabinet, das ſehr reich iſt. Der ganze Bau iſt großartig, prachtvoll und für eine Kaiſerſtadt paſſend, was Berlin vielleicht auch einſt werden wird. — Man kann ſagen, der König hat kaiſerlich für ſeine königliche Hauptſtadt geſorgt.

3.

In dieſe Zeit fällt auch Tieck's Hinſcheiden. Sein Tagewerk war vollendet; er hatte das geleiſtet, was ihm aufgetragen; er hatte dafür den Ruhm geerntet, der ihm beſchieden. Er hatte Deutſchland jene duftende Waldblume Poeſie gegeben, die ſich in poeſieloſer Zeit blühend erhob, und dem Deutſchen zeigte, wie ſeine frühern Jahre mit Kränzen behangen waren, die zwiſchen den eiſernen Markzeichen des Jahrhunderts gehängt, aus der Nacht ſtürmiſcher Jahrhunderte bis zu uns herabglänzten. Aber nur dieſe Märchenpoeſie war das ihm gegebene Feld, und das Reinigen des Zeitbodens von der falſch verſtandenen Philoſophie des 18. Jahrhunderts war ſein ihm übergebenes Arbeitsgebiet. Hier ſteht er mit den Gebrüdern Schlegel, mit Novalis, mit Solger und mit Schelling in einem ſchönen Bunde. Das Uebrige, das er ſich zu leiſten anmaßte, namentlich ſeine dramatiſchen Kämpfe und

Anmaßungen, ſeine ans Kindiſche grenzende Verehrung Shakſpeare's und das Unzeitgemäße ſeiner literariſchen Beurtheilungen und Anſichten — alles dieſes, unfähig ſeinen ſchönen Namen zu verherrlichen, hat ihn herabgezogen und ihn unpopulär gemacht. Er ſelbſt wußte hiervon nichts. Im Bunde mit ſeinen Freunden, die ihn in ähnlicher Befangenheit beſchützten und umgaben, hielt er ſich für ſeine Zeit ordnend, maßgebend, unentbehrlich. Nur das völlige Kaltwerden der Nation gegen ihn, zum Theil herbeigeführt durch die hirnloſen Abſonderlichkeiten, die ſeine Nachahmer auf ſeine Koſten trieben, machte ſich in den letzten Lebensjahren bemerkbar und ſtörte ſeine Ruhe, die ihm der König in einem völlig ſorgenloſen Leben bereitete. Der Ausbruch der Revolution fand ihn als den Tagesintereſſen völlig abgeſtorben, als einen verſteinerten Royaliſten, dem nicht die leiſeſte Kunde gekommen war von dem, was die Nationen begehrten. Er war ſelbſt das Waldvögelein, das hinter den Stäben ſeines goldenen Kerkers immer wieder die alten Lieder von Waldeinſamkeit abſang. Die letzten Jahre ſeines Lebens verbitterte noch ein ſchamloſes Weib, das mit Empfehlungen aus Dresden ſich an ihn drängte und den alten Dichter zu allerlei Unziemlichkeiten veranlaßte, die ein Genoſſe von ihm und ſeiner dresdener Zeit in ein poetiſch ſein ſollendes Gewand einkleidete, wodurch die Ungebühr erſt recht hervortrat. Die alte Gräfin, die mit dem Gefährten ihrer Jugend alt geworden war, ſaß noch immer bei ihm und hörte ihn leſen, ſie, die einzige Zuhörerin. Es fehlte ihm nicht an Anerkennung, nur kam ſie von einer mit ihm alt gewordenen Partei, die mit ihm über den Zeitumſchwung ſchalt. Der König ſah ihn nicht ſehr häufig, und wenn er an einem Abende beſtellt ward, ſo konnte es doch nicht zu dem Leſen kommen, wie er es liebte und forderte. Der König war zu ungeduldig. Mit dem Bleiſtift in der Hand, und Skizzen zu allerlei Bauwerken ſchaffend, ſaß der Fürſt da und zeichnete, hier und da eine Frage an die Königin richtend, oder einen Scherz mit einer der Hofdamen oder mit einem der gegenwärtigen Cavaliere machend. Dies war eine Unterbrechung für den Vorleſenden, eine ſehr unangenehme, und wenn ſie mehrmals wiederholt wurde, ſo ſchwieg endlich Tieck. Eine unbehagliche Pauſe trat ein, die der König nicht merkte, weiter zeichnete, dann erſtaunt auffuhr und fragte, weshalb nicht weiter geleſen würde. Dergleichen kam öfters vor und verleidete die Hofabende dem vorleſenden Dichter, der nach dresdener

Weiſe die höchſte Stille und Aufmerkſamkeit als den ihm zukommenden Tribut forderte.

Die Gräfin erblindete endlich völlig und ſtarb bald nachher. Tieck's Bruder war ebenfalls unter betrübenden Umſtänden dahingegangen. Tieck ſtand allein. Eine kurze Krankheit raffte ihn endlich hinweg: Berlin nahm dieſen Todesfall gleichgültig auf. Man ſagte mir, daß er in den Tagen, die vor ſeinem Tode dahingingen, öfters religiöſe Geſpräche geführt. Dies erſchien mir durchaus nicht unwahrſcheinlich. Tieck war eine religiöſe Natur, eigentlich eine myſtiſche, hinter den Vorhang lauſchende, die mit einem kecken Worte oft weiter drang in das Weſen der Dinge als alle ſeine theologiſchen und philoſophiſchen Freunde zuſammengenommen. Aber er war dunkel und nur über dieſes Dunkel hinwegzukommen griff er zum Scherz, und dieſer Scherz, wenn er heilige Dinge betraf, war platt und anſtößig. Sein Zuſammenhalten mit den Myſtikern und Theoſophen aller Jahrhunderte, ſeine Bewunderung Jakob Böhme's war ein Kennzeichen ſeiner innerſten Natur. In einigen ſeiner Novellen hat er das Thema der Religion mit einer beiſpielloſen Kühnheit behandelt, doch immer nur bis auf eine gewiſſe Grenze; alsdann trat jener Scherz ein, der plötzlich alles wieder vernichtete und anders aufbaute. Er nannte dieſes Ironie, und verſprach ſich von der Anwendung derſelben große Wirkungen. Seine Nachahmer, die den eigentlichen Beſtand und Sinn derſelben nicht einzuſehen vermochten, ſchufen Gebilde, die ſich ſelbſt verwiſchten, und wo dem Leſer nichts in der Hand blieb als ein bischen Seifenſchaum von der zerplatzenden Kryſtallkugel.

Mit ihm und Schelling gingen die letzten Romantiker von dannen. Der König war ſo ſehr beſchäftigt und in Anſpruch genommen von der Zeit, daß er dem Tode ſeines einſt ſo ſehr bewunderten Poeten wenig Theilnahme ſchenkte. Nur Humboldt, dieſer Grabesbote, der nach und nach jede Berühmtheit Berlins zu Grabe geleitet, der auf dem Grabe von Steffens, Raupach's, des Bildhauers Tieck, Chamiſſo's geweilt hatte, ging auch mit Tieck's Leiche zur Ruheſtätte. Es war ein kühler Morgen, als das Trauergeleite aufbrach und den alten Poeten des „Phantaſus“ zum Kirchhof brachte.

Der große Poet bringt mich auf die kleinen Dichter, deren Berlin damals mehrere hatte, und die ſich in einem von dem bekannten Poſſenreißer Saphir gegründeten Lokal „Der Tunnel“ vereinigten. Die Revolution war dazwiſchengetreten und hatte auch hier zwei Lager geſchaffen, die ſich aber nicht ſehr bemerkbar machten. Vor der Zerſpaltung hatte der Liederkreis Poeten aufzuweiſen wie Strachwitz, Budberg, Scherenberg, Bernhard von Lepel, Fontane und andere. Später traten noch Paul Heyſe, Grimm der jüngere, ein Sohn des bekannten Sprachforſchers, und Kugler hinzu. Dieſe ſind alle jetzt mehr oder minder genannte Namen geworden: zu meiner Zeit waren es vielverſprechende Anfänger. Geibel ſtand als vollendeter Dichter dieſem jungen Anwuchs, von dem ich Kugler ausnehme, der ebenfalls, als Schwiegerſohn Hitzig's und als bekannter Kunſtkenner und Kunſtſchriftſteller ſeinen Weg ſchon gemacht hatte, zur Seite. Dieſer Kreis lebte den neuen Ideen, und war mit der Zeit in lebhaftem Verkehr. Von hier aus gingen Bande in das Gefängniß Kinkel's, und deſſen Epos „Otto der Schütz“ fand beſonders an dieſem jungen Zuwachs eine begeiſterte Theilnahme. Roquette und ſein „Waldmeiſter“ proſperirten hier zuerſt. Der kleine, zuletzt große Kreis recenſirte ſich einander ſehr ſcharf. Bei den Productionen, die vorgeleſen wurden, ertönte viel öfter die ſpottende und zurecht weiſende Stimme als die lobende. Auch dies war zeitgemäß. Die alten Dichter des Mittwochskreiſes hatten ſich gelobt, die jungen Meiſter im Tunnel mußten demnach ſich tadeln. Das weichliche Element ſollte völlig abgeſchieden werden, und ein junger Mann, der dem Vaterlande ſich erzog, mußte das Herbe des Tadels, wenn er von Genoſſen und Mitſtreitern kam, willig hinnehmen. Zu gleicher Zeit beſchäftigte man ſich, die alten Namen todt zu ſchlagen. Pietät herrſchte nicht. Durch ein paar meiner jüngern Freunde ſollte ich in dieſem Kreiſe eingeführt werden, allein es kam nicht dazu. Vielleicht wäre ich auch übel weggekommen und hätte für manche Schriftſtellerſünde zu büßen gehabt, die ich nach dem Urtheil dieſer Ariſtarche mir aufgebürdet. Das Beſte iſt in ſolchen Fällen, man geht ſich aus dem Wege. Das Gute an dieſen Kräften hatte ich an ihren Büchern, die nach und nach ſich ins Publikum drängten. Den Grafen Strachwitz hatte ich perſönlich kennen und lieben gelernt, es war eine durchweg wahre und kräftige Natur, der mit einer gewiſſen Keckheit und Ritterlichkeit den Vers handhabte, ſodaß er unter ſeinen Händen lebte und Wunden ſchlug; nicht ſo Herr von Budberg, der empfindelnd und unverſtändlich ſüßlich ſich kümmerlich dahinwand, mehr von Ueberſetzungen als von eigenen Gedanken lebend. Sie beide ſind dahin.

In dem Varnhagen'ſchen Kreiſe, von deſſen Nichte geliebten Züge ſah, durch haſtige Flucht und durch Kummer entſtellt, fühlte ich nur die mächtigen Bande, die mich an ihn feſſelten. Ich ſprang vom Pferde, und wir ſetzten uns am Wege auf eine mooſige Erhöhung des Grabens. Er ſah mich eine lange Zeit mit einem wehmüthigen Lächeln an und ſagte dann halb vor ſich hin: „Wie das Schickſal uns ſchon grell zu ſcheiden beginnt! Dich hat es als Ritter gekleidet, mich als Bettler; an Dein Kleid ſetzte es goldene Borten, in das Meinige riß es Löcher! So frühe, ſo frühe fängt dieſes ärmliche Poſſenſpiel an."

„Dionys!" rief ich und warf mich an ſeinen Hals, „Du kränkſt mich bitter. Was geht Dich mein Kleid an? haſt Du es doch einzig mit meinem Herzen zu thun."

„Recht, — mit Deinem Herzen. Die Zeit drängt. Ich habe drei Tage und Nächte an dieſem öden Wege gelauert, gleich einem Jäger auf dem Anſtand, um ein ſo edles Wild, als das ſehr bevorzugt, zeigte ſich ein junger ſchweigſamer Dichter, der Bände von Romanen ſchrieb, dabei aber kein Wort ſprach, und von den Frauen ſehr intereſſant gefunden wurde; es war der ſogenannte „grüne Heinrich", ein Herr Keller, den ich nicht perſönlich kennen gelernt, deſſen Bücher, die an Jean Paul erinnern, ich ſchätze. Ueberhaupt, wie ich bereits erwähnte, hatte Varnhagen es an ſich, junge literariſche Kräfte an ſich zu ziehen, ſie, wenn ſie ſeine Richtung einhielten, zu begünſtigen, und ſeine geiſtvolle Nichte unterſtützte ihn darin aufs beſte. So ſah er einige Zeit bei ſich im Hauſe: die Declamatrice Fräulein Schmidt, den Schriftſteller Max Ring, den obengenannten Keller, die Schriftſtellerin Schlichtkrull, ſowie er in frühern Tagen die Frau Mundt bei ſich geſehen hatte.

Herr Wagener, der Chefredacteur der Neuen Preußiſchen Zeitung, mit dem ich noch in einiger Verbindung war, ließ mich eines Tags zu einer kleinen Verſammlung Herren invitiren, die darüber debattirten, ein neues Blatt zu gründen, das heftweiſe monatlich erſcheinen und nach Art der pariſer und londoner Revuen eingerichtet und über allerlei Politik, Wiſſenſchaft, ſchöne Künſte berichten ſollte. Das Fach des Romans ward mir zugetheilt. Da ich das

Vorhaben der Zeitſchrift lobenswerth fand und geeignet gute Früchte zu bringen, da übrigens die Bedingungen ſehr vortheilhaft waren, ſo zögerte ich nicht, meinen Beitritt zu erklären. Die Verſammlung ging auseinander, nachdem die nothwendigſten Punkte feſtgeſetzt waren. Ich fing an, mein Penſum zu bearbeiten. Mittlerweile wurde es ſtill; ich hörte nichts von der neuen Zeitſchrift. Ich glaubte nicht anders als daß Herr Wagener, den ich perſönlich ſchätze und der ſich immer in beſter Weiſe gegen mich benommen, das Redactionsamt übernehmen würde, ich richtete daher ein fertiges Manuſcriptheft an ihn, erhielt es zurück mit der Bitte, mich an den Redacteur, den Grafen — zu wenden. Mein Manuſcript wandert zu ihm hin und nach Ablauf einiger Zeit erhalte ich's zurück mit dem Anſuchen, ganze Paſſagen daraus zu ſtreichen und anders zu ſetzen. Ich erwiderte, daß ich dazu mich nicht verſtehen könnte. Darauf erhalte ich von dem Herrn einen ſonderbaren Brief, in welchem er erklärt: er wäre Redacteur und nach ſeinem Urtheil und Behagen müßten ſich alle Beiträge richten. Wenn ihm etwas zugeſendet würde, das ihm nicht gefiele, ſo würfe er es fort und ſchriebe es ſelbſt von neuem. Dieſe ſpaßhafte Notiz, die an jenen Mann erinnert, der dem Schiffer, dem koſtbare Statuen übergeben wurden, zuruft: wenn irgendetwas zu Schaden kommt oder auf der Reiſe verunglückt, ſo erſetzeſt du es, indem du es neu machſt, bewirkte, daß ich mich hierüber ärgerte und meine Arbeit zurückzog. Es war auch ſchon einer gefunden, der meine Stelle beſetzte und einen höchſt patriotiſchen, der Zeitung wohlgefälligen Roman zu Stande brachte. Ich ſah ein, daß es darauf abgeſehen war, daß dieſer Herr und ſeine Genoſſen, dem ich aus irgendeinem Grund nicht gefiel, mich beſeitigen wollten. Sie hatten gewonnenes Spiel; ich trat von dem ganzen Unternehmen zurück, und nur zu bedauern hatte ich die Zeit, die ich im Correſpondiren hingeopfert. Ich erkannte daran, wie die Partei, der ich früher mich zugezählt und der ich Dienſte geleiſtet, dieſe zu vergüten gewohnt iſt.

Durch meine Bekanntſchaft mit dem Hofbuchhändler Decker entſtand eine Sammlung meiner kleinen Novellen, die früher das „Morgenblatt“ gegeben, und die ich jetzt unter dem Titel „Nachtlampe“ erſcheinen ließ, zugleich einen Roman „Das ſtille Haus“, den ich einer Sage dankte, die mir den erſten Stoff dazu gab und die ich dem Leſer mittheilen will, da ſie kurz iſt.

Das öde Haus.

Wenn man von Berlin nach Schöneberg geht, bevor man die Karlsbäder erreicht, ſtand noch vor wenigen Jahren in einem der Seitengäßchen ein Haus von beſonderer Bauart. Es war offenbar entſtanden zu einer Zeit, wo es noch keine Geſetze über den regelmäßigen Bau einer Straße gab, vielleicht gab es in dieſem Theile der Stadt überhaupt keine Häuſer, die ſich in Straßen zuſammenfanden, und nur einzeln baute jemand, dem gerade die Gegend gefiel, ſeinen Wohnplatz gerade dorthin, wo es ihm behagte. Das Haus, von dem wir hier ſprechen, war urſprünglich zweiſtöckig, beſaß einen geräumigen Hof und die Fenſter, deren es drei an jeder Seite hatte, waren ein jedes mit einem Balcon verſehen. Dieſes wäre eben nicht auffallend geweſen; das Beſondere war jedoch, daß zu jedem Fenſter ſich auch eine Thür fand, das Haus alſo nicht weniger als zwölf Eingänge hatte. Die meiſten derſelben waren nur ſcheinbar und waren nie zu öffnen, von denen jedoch, die im Gebrauch waren, machte immer eine zur Zeit ihre Dienſte, nur wußte man nie, welche es war; denn der Hausherr liebte es, die Leute, die ihn beſuchten, zu täuſchen über den Ort, wo er ſich gerade befand. An jeder dieſer Thüren war eine Klingel angebracht, ein Fußbret um ſich die Füße zu reinigen und ein kleines Regendach zum Schutz gegen das Wetter. War man ſo glücklich, die eigentliche Thür zu finden, die ſich aber durch nichts von den übrigen auszeichnete, ſo ſtand man vor einer Treppe, die ein Drittel des Hauſes einnahm, mit ſo verſchwenderiſcher Ausdehnung war ſie angelegt. Sie leitete unten nach den Zimmern, die gewöhnlich für die galten, die der Hausherr bewohnte, für gewiß konnte man dieſes jedoch nicht behaupten, denn öfters fand man ihn in den obern Zimmern, dann unter dem Dache des Hauſes in einem Manſardenſtübchen, zuweilen ſogar unter der Treppe in einem kleinen, niedern und dunkeln Gemache, das er zu ſeiner Bequemlichkeit und für die Arbeiten, mit denen er ſich beſchäftigte, eingerichtet hatte. Als ich das Haus ſah, waren ein Theil ſeiner Thüren verſchwunden, es befand ſich eingeklemmt zwiſchen zwei Nachbargebäuden, und durch nichts war es bemerkbar als durch die Oede und Verlaſſenheit, die es von innen und von außen umgab. Es weilte nie lange ein Miether darinnen, weil es im Rufe ſtand, daß es darin ſpuke. Das alterthümliche Haus ſah ſeltſam und unheimlich genug aus: es blickte in die kleine Gaſſe wie ein altersſchwacher Mann, blödſinnig und verlaſſen und des nahen Todes gewärtig. Die Balcone an jedem Fenſter zeigten ihre morſche Einfaſſung und ihre ſeltſamen Eiſenfiguren von Roſt überzogen nur mühſam in ihren Fugen hängend. Auf den Tritt wagte ſich niemand hinaus, weil man fürchtete, er könne unter einem zuſammenbrechen. In dem Innern des Hauſes, denn bis dahin drang ich, waren noch Spuren der großen Treppe, allein ebenfalls wüſte und leer; ſie wurde nicht mehr gebraucht; eine kleine Stiege war ſeitwärts angebracht, auf der man den obern Stock erreichte, deſſen Stuben noch vermiethet wurden, wenn ſich jemand fand, der ſie miethen wollte. Die große Treppe hatte einen Theil ihrer Stufen, nebſt Schutt und Steinen hinab in das Gemach geſendet, das ehemals bewohnt wurde und von dem ich geſprochen habe als wie von dem Arbeitszimmer des Hausherrn. Durch dieſen Einſturz war das Cabinet verſchüttet worden. Die untere Etage mit ihren baufälligen Räumen diente einem Gärtner zur Aufbewahrung ſeiner überwinternden Gewächſe, zu Blumentiſchen und Gartenbänken, die hier aufgeſtapelt lagen. Der Vorplatz vor dem Hauſe bewahrte noch einen verkrüppelten Baum, früher hatten rund um das Haus Bäume geſtanden; dieſer eine übrig gebliebene mit ſeinen verkümmerten und verdorrten Aeſten trug das Seinige zu dem Abenteuerlichen und Verödeten des Hauſes bei.

In den letzten Regierungsjahren Friedrich's des Großen bewohnte dieſes Haus ein gewiſſer Herr Pierre, ein Franzoſe von Geburt, der mit der Anzahl ſeiner Landsleute, die auf des Königs Aufforderung ins Land kamen, mit eingewandert war. Er war ein vielfach geſchickter Mann, wußte mit edeln Steinen umzugehen, verſtand ſich auf deren Schleifung; nebenbei fertigte er mechaniſche Arbeiten und ſpielte mehrere Inſtrumente. Er war ein Mann nahe an funfzig, groß und hager gewachſen und trug eine kleine ſchwarze, anliegende Perrüke und kleidete ſich aſchgrau: Rock und Beinkleid von einer Sorte Halbſammt, das ſehr dauerhaft war und ſchon ſo manches Jahr auf dem Leibe des Herrn Pierre geſeſſen haben mochte. Er war unverheirathet. Bald nach ſeiner Niederlaſſung nahm er einen alten Diener an, der trefflich zu ihm paßte, den er ebenfalls in Grau kleidete, und Herr und Diener ſah man ſelten miteinander ſprechen; ſie ſchienen ſich durch Zeichen zu verſtändigen. Die Umgegend, d. h. die wenigen Leute niedern Standes, die um ihn wohnten, nannten ihn einfach Herr Peter, und wenn Herr Peter den Abend ſeine Vorhänge geſchloſſen hatte, ſo trat am Morgen darauf ſicherlich ſchlechtes Wetter ein, dies war eine ſo ſichere Regel, daß ſelbſt Bauern von den nahe liegenden Landgütern nach den Fenſtern des Herrn Peter zu ſehen pflegten, wenn ſie Plane auf das gute Wetter des nächſten Tages bauten. Dieſes war aber nicht allein eins von den Wunderwerken Peter's. Er zog in ſeinem kleinen Garten, den er ſelbſt bebaute, eine Gattung Kürbiſſe, die ſo groß geriethen, wie man ſie nie in dieſer Gegend geſehen hatte, und dabei wohlſchmeckend wie Waſſermelonen. Alsdann heilte er den Bauern böſe Geſchwüre durch bloßes Handauflegen und machte Lahme geſund durch einige Schnitte einer Frucht, die er auf das leidende Bein legte, und von der man nie erfuhr, wie die Frucht heiße und wo ſie herzubekommen ſei. Man nannte ſie den Petersapfel, obgleich man nicht wußte, ob es ein Apfel oder eine Gurke war; genug es war etwas, das wie eine Frucht ausſah.

Dieſe Dienſtleiſtungen, die er ſeinen Nebenmenſchen zukommen ließ, wurden alleſammt mit einer gewiſſen Geheimnißkrämerei ausgeübt, die da bewirken ſollte, daß Peter nicht überlaufen wurde von allerlei Geſindel, das da vorgab krank zu ſein, um unter dieſem Vorwand in die ſtreng verſchloſſene Behauſung des Arztes zu bringen. Nur an den drei erſten Tagen des Vollmonds in jedem Monat erſchien Herr Pierre auf dem mittelſten Balcon ſeines Hauſes und überſah ſich die Anzahl der Hülfsbedürftigen und ließ auf ihre Anforderungen durch ſeinen Diener ihnen die Mittel zukommen, die er zu ihrer Geneſung für dienlich hielt. Dieſes dauerte ſo lange, als die Aerzte es duldeten, die gegen Peter's Curen revoltirten und den Zulauf, der zu ihm geſchah, ſo ſehr zu mindern wußten, daß zuletzt nur ſehr wenige ſich einſtellten, und dieſe ſchlichen in den Vollmondsnächten leiſe aus den Gebüſchen hervor, um von den aufgeſtellten Wachtpoſten der Polizei nicht bemerkt zu werden. Peter ſchien dieſes Abnehmen ſeiner Praxis ſehr gelegen. Sehr viele behaupteten, er habe ſelbſt die Aerzte gegen ſich aufgeregt, um gegen den Andrang Ruhe zu finden.

Indeſſen gab dieſer Umſtand Gelegenheit, daß der König von Herrn Pierre's Aufenthalt in ſeiner Reſidenz Kenntniß nahm. Er beſchied ihn zu ſich, und von der erſten Stunde, die er mit ihm verplauderte, ſchloß er den ſeltſamen Mann ſo ſehr in ſeine Gunſt, daß er ihm nicht allein erlaubte, öfters zu ihm zu kommen, ſondern ihm auch Steine anvertraute, die er reinigen oder denen er eine Faſſung geben ſollte, wie der König ſie begehrte. Stets wurde die Arbeit raſch und zu der Zufriedenheit des Herrn vollendet.

Durch die Arbeiten, die er für den König machte, wuchs Herrn Pierre's Wohlſtand zuſehends und er konnte ſich jetzt ein Haus kaufen und nach ſeinem Geſchmack und ſeinen Bedürfniſſen ausbauen. Dies geſchah. Er errichtete ſich nicht weit von ſeinem vorigen Aufenthalte das wunderliche Gebäude, das wir beſchrieben haben. Um eine Stube zu haben, die ſich nicht ſogleich dem Beſchauer des Hauſes kund gab, ſchlug er die breite Treppe herüber; unter dieſer Treppe befand ſich das Cabinet, in welchem ein Schmelzofen und allerlei Apparate zu chemiſchen Arbeiten, auch die kleine Werkſtätte befindlich war, an welcher er ſeine Goldſachen arbeitete, ſeine Steine ſchliff und ſonſt noch allerlei Geheimnißvolles trieb. In dieſes Cabinet, welches ſcheinbar keinen Eingang hatte, gelangte man, wenn man ein paar Stufen der Treppe emporhob und ſo hindurchkroch. Eine ähnliche verſteckte Kammer befand ſich oben unter dem Dache. Als das Haus fertig war, ritten, fuhren und gingen ſehr viel Menſchen hin es zu ſehen; als ſie ihrer Neugierde genuggethan, ließen ſie das Haus und ihren Beſitzer unangefochten. Es hieß, es wohne darin ein Franzoſe des Königs, und dies

Herz eines wahren Freundes, zu erhaſchen. Nimm dieſe unglückſeligen Papiere. Sie ſind der Grund, warum ich den Vater, Bertrada, Dich — meine Pflicht — verlaſſen habe. Der Himmel iſt mein Zeuge, ich kann ſie nicht länger ſicher bei mir behalten und lege ſie in Deine Hände, weil Du und ich eine Perſon ſind. Wie ich auf meinen Gott vertraue, ſo auf Dich. Mit unverletztem Siegel empfange ich ſie wieder aus Deinen Händen, und wenn ich erſt nach Jahren wiederkomme.

Ich nahm die Brieftaſche und ſteckte ſie mechaniſch zu mir. „Du willſt fort?“ rief ich und meine Stimme zitterte.

„Das iſt nicht meine Abſicht,“ entgegnete er; „im Gegentheil, da ich meinen Schatz jetzt in Sicherheit weiß, ſtelle ich mich dem Rektor freiwillig, damit jeder Verdacht von mir falle.“

„Welch ein Verdacht, Dionys? Ach! ich finde, daß Du nicht mehr ſo aufrichtig gegen mich biſt.“

war genug um Reſpect zu verbreiten und den Mann in Ruhe zu laſſen.

Nicht ſo die Bauern und das Landvolk. Unter dieſen hatte es ſich verbreitet, daß der Fremde ein Tauſendkünſtler ſei, daß er Umgang mit geſtorbenen Menſchen habe, ja ſogar, daß ein ſolches Phantom bei ihm wohne, mit ihm zu Tiſche ſitze und ſeine Abende durch ſchauerliche Geſpräche und Erzählungen von unglaublichen Dingen kürze. Es lebten einige, die da geſehen haben wollten, wie Herr Peter ſich ſeinen Gaſt vom Kirchhof holte: es war eine ſchauerliche Novembernacht, es fiel Regen und Schnee vom Himmel und am Himmel ſtand ein bleicher Mond, der nur gerade ſo viel hinter den Wolken vorſah, als nöthig war, Peter die Leuchte zu halten auf ſeinem Wege vom Gottesacker nach Hauſe. Er führte die mitgenommene Geſtalt vorſichtig unter ſeinem weiten Mantel und machte abſichtlich kleine Schritte, damit das Weibsbild, denn ein ſolches war es nach allen Vermuthungen der dabei Betheiligten, mit ihm fortkönne. Ein anderer Theil der Zeugen behauptete, die Gefährtin Peter's ſei ein lebendes Weib, das ihm nachgekommen ſei aus Frankreich und jetzt bei ihm unter ſtrengem Verſchluſſe lebe. Geſehen hatte ſie niemand.

Wegen dieſer Dinge, die man nicht erklären konnte, hieß Peter der Zauberer und ſein Haus, war es von Anfang an nicht auf großen Zuſpruch eingerichtet, wurde immermehr verlaſſen, je weiter dieſe Andeutungen und Erklärungen ſich im Volke erſtreckten.

So ſtanden die Sachen, als plötzlich ein Befehl des Königs die Behörden veranlaßte, ſich um Pierre's Umſtände unter der Hand zu kümmern. Der Zuſammenhang war dieſer.

Der König beſaß eine Tabatière, eingefaßt in Diamanten von einem etwas grauen Schimmer. Er hegte den Wunſch, dieſe Steine, die ihm ohne dieſen gräulichen Schein ſehr werthvoll erſchienen, von dieſem Makel zu befreien. Er ſprach darüber mit Herrn Peter. Dieſer verſicherte ihn, der graue Schimmer ſei zu beſeitigen, und auf Befehl des Königs nahm er die Doſe zu ſich. Nach Verlauf eines Monats brachte er die Doſe zurück mit Steinen, wie ſie nicht beſſer und heller zu wünſchen waren. Der König erfreut, zahlt ihm den bedungenen Lohn. Der Juwelier des Königs, der die Doſe ſah, ſchüttelte den Kopf, und auf Befragen des Herrn geſtand er, daß es ihm vorkäme, die Diamanten ſeien keine, ſondern ein beſonders ſchöner Bergkryſtall, wie er in den ſchleſiſchen Gebirgen zu finden ſei. Der König lachte darüber und verſicherte, er werde doch ſeine Steine kennen; es ſeien dieſelben, die Pierre mitgenommen. Hierauf ſchwieg der Juwelier und die Sache kam nicht wieder zur Sprache. Mochte es nun ſein, daß der König bei wiederholter Prüfung dennoch ein Mistrauen gegen die Steine faßte, mochte es aus einem andern Grunde geſchehen, kurz, er gab einem Polizeiofficianten Auftrag, den Mann zu beobachten. Doch fügte er der Ordre hinzu, daß dieſes mit großer Vorſicht zu bewerkſtelligen ſei, indem er nichts gegen den Fremden habe, daß er ihn im Gegentheil für einen ehrlichen Mann halte, daß er nur wünſche, einiges über ſein Leben und Treiben zu erfahren, da ihm mancherlei zu Ohren gekommen ſei, was ihn neugierig mache.

Dieſes der Auftrag des Königs. Der, dem er ihn gab, konnte in gewiſſer Beziehung nicht ſchlimmer gewählt werden. Nicht daß Herr von der Haue, ſo hieß der Polizeirath, irgendwie im Eifer und in dem Wunſche, dem Könige zu gefallen, es fehlen ließ, ſondern vielmehr darin, daß er in dem Verlangen ihn zu erfüllen, ohne es zu wiſſen und zu wollen, die Decke von dem Geheimniß lüftete. „Sei Er vorſichtig“, hatte der König geſagt, und Herr von der Haue befolgte dieſen Befehl, indem er ſich in Civilkleider warf und ſich in der Nähe des Hauſes, deſſen Bewohner er beobachten ſollte, niederließ. Dies war jedoch nicht ſo leicht. Wir haben ſchon bemerkt, daß das ſeltſame Gebäude vereinzelt auf dem Felde ſtand, daß damals noch keines der Häuſer ſich daranreihte, die ſich jetzt dort befinden, und daß nichts in der Nähe war als eine kleine Branntweinſchenke, ungefähr einige dreißig Schritte vom Hauſe entfernt. In dieſe Schenke kehrten die niedern Zollbeamten von der nahen Zollinie ein, reiſende Handwerksburſchen und ſonſtiges herumziehendes Volk. In dieſer Geſellſchaft konnte ein Mann von Stande ſich unmöglich ſehen laſſen; Herr von der Haue nahm alſo einen Anzug an, ähnlich dem eines auf den Märkten herumreiſenden kleinen Krämers, und ſchloß mit dem Wirthe der Kneipe einen Freundſchaftsbund. „Ich werde öfters hierher kommen“, hatte er zu dem Manne geſagt, „weil ich von hier aus einen Transport Trödelwaaren erwarte, den mir mein Genoſſe zuträgt.“ Der Wirth war hiermit zufrieden; beſonders da der fremde Krämer guten Wein trank und jedesmal einen kräftigen Imbiß dazu genoß. Es wurden nun Fragen nach dem Beſitzer des Hauſes gegenüber angeſtellt. Die Gäſte der Schenke erzählten dem zuhorchenden Gaſte mancherlei. Alle ſchwatzten durcheinander und es kamen die ſeltſamſten Märchen auf das Tapet. Da hieß es, daß öfters nachts um die zwölfte Stunde zu allen zwölf Thüren mit einem male ein und derſelbe Mann ins Haus ſchritte, daß zu Zeiten alle Fenſter des Hauſes erleuchtet ſeien, daß Muſik darin erſchalle und es dort einen Ball gebe. Klas Richards, ein kecker Zollbeamter, hatte ſich einmal den Spaß gemacht und auf einer Leiter in eins der Fenſter hineingeblickt durch einen Spalt des Vorhangs, und da habe er geſehen, wie teufliſche Geſpenſter ſich nach einer vom Hausbeſitzer geſpielten Fiedel herumdrehten. Zufälligerweiſe habe er ein Geräuſch gemacht, indem er mit dem Aermel gegen das Fenſter geſchlagen, da ſei alles plötzlich finſter geweſen und todt. Der, der ihm hälfe bei ſeinen Arbeiten, ſei der Teufel in eigener Perſon, der immer in jedem Monat einmal komme und die Nacht dort zubringe.

Herr von der Haue war, obgleich im Dienſte der Polizei, doch keineswegs frei von den Anſichten und Meinungen ſeiner abergläubiſchen Landsleute. Er hörte dieſe Dinge, und in der traulichen Plauderſtube der Schenke kamen ſie ihm nicht unwahrſcheinlich vor. Er kannte jedoch den ſtrengen Wahrheitsſinn ſeines Königs und getraute ſich nicht, mit dieſen Nachrichten ihm zu kommen, wenn er ſie nicht näher geprüft hatte. Er verabredete alſo mit Klas Richards einen Abend, wo wieder eine unheimliche Beleuchtung des einſamen Hauſes ſtattfand, um mit ihm vereint einen Entdeckungsausflug zu unternehmen. Es war eine finſtere Nacht, dabei ſtürmiſch und recht geeignet zu unheimlichen Dingen. Die Leiter war angelegt, um vom Boden aus in das obere Stockwerk hineinzuſchauen. Nach einer kräftigen Labung, die aus einem tüchtigen Schluck aus der Flaſche beſtand, ſchlichen ſich die beiden Männer auf ihren Standpunkt, und dort angelangt, lugten ſie einer nach dem andern in die helle Stube hinein. Was ſie hier erſchauten, war für den Rath hinlänglich, um ſeinen Bericht an den König abzuſtatten.

„Nun was hat Er erfahren?“ fragte ihn dieſer ziemlich barſch.

„O, Sire, ſchreckliche Dinge.“

„Inwiefern?“

„Der Herr Pierre lebt mit einer Frau zuſammen, die —“

„Die ſeine Frau iſt!“ fiel ihm der König in die Rede.

„Der Teufel allein weiß was ſie iſt!“ ſtöhnte der

Rath und ſah beſorgt um ſich. „Ich habe Greuel erſchaut, die unausſprechbar ſind.“

„Die ſich aber doch wol werden ausſprechen laſſen“, bemerkte der König.

Herr von der Haue erzählte jetzt umſtändlich, wie er durchs Fenſter bemerkt habe, daß Herr Pierre am Tiſche geſeſſen und vor ſich ein Weibsbild gehabt, mit dem er geſprochen. Plötzlich ſei er aufgeſprungen, habe die Frau niedergeworfen, ihr das Kleid geöffnet und mit einer langen ſpitzigen Nadel ihr ins Herz geſtochen. Dieſes könne auch Klas Richards bezeugen, der es mitangeſehen, dem er aber das Verſprechen abgenommen, kein Wort von dem zu ſagen, was er erſchaut.

„Und weiter?“ fragte der König.

Alsdann ſei Herr Pierre mit dem meuchlings ermordeten Weibsbilde, das entſetzlich über ſeine Schulter hinweggehangen, ins Cabinet geeilt, wo ſie ihn weiter nicht haben ſehen können.

Der König ſchwieg ſtill, öffnete ſeine Doſe, nahm eine Priſe und ſagte dann: „Dies ſind Narrenspoſſen.“

Der Rath ſchwor Stein und Bein zuſammen, daß es die lautere Wahrheit ſei, die er berichtet. Der König ſagte nach einer Weile: „Er muß genauer prüfen; ins Haus zu dringen ſuchen: aber alles mit Vorſicht! Stelle Er ſich als wenn Er ein fremder Juwelier wäre, ſuche Er ihn vertraulich zu machen, und ſpähe Er nach, wen er im Hauſe findet.“

„Das wird ſchwer gehen, Ew. Majeſtät!“ bemerkte der Rath.

„Einem Polizeimann iſt nichts unmöglich“, rief der König. „Er ſieht, er hört alles, was andere Menſchenkinder nicht hören und nicht ſehen. Nur hüte Er ſich, mir Lügen aufzubinden! Beſonders trachte Er ſein Laboratorium zu erſchauen: Ihr könnt ihm auch ſagen, daß Ihr gehört habt, er bekäme Aufträge von mir, bei welcher Gelegenheit Ihr auf mich ſchimpfen könnt, auf meinen Geiz, auf meine Rechthaberei; was Euch gerade einfällt. Dadurch macht Ihr ihn geſprächig und löſt ſeine Zunge. In acht Tagen bringt Ihr mir die Antwort.“

Schwitzend vor Angſt und nicht wenig entſetzt über die Aufträge, die er erhalten, ſich in Perſon in das Haus des Mörders zu begeben, verließ Haue den Palaſt, und am nächſten Tage befand er ſich wieder in der bekannten Schenke. Es waren wieder die alten Kunden da, und das Geſpräch kam von neuem auf den fremden Wundermann. Der Wirth nahte ſich dem Herrn von der Haue und fragte: „Ihr habt ja neulich durchs Fenſter geſehen, was habt Ihr bemerkt, mein Herr?"

„Nichts — gar nichts!" erwiderte der Rath und machte dazu ein gleichgültiges Geſicht, indem er verſtohlen Klas Richards zuwinkte. Ihr werdet mich aber verbinden, wenn Ihr mir ſagt, wenn ich am beſten dem fremden Herrn meinen Beſuch abſtatten kann."

„Wie, Ihr wollt in die Herberge des Teufels Euch begeben?"

„Laßt das meine Sorge ſein."

„Nun mir kann es gleich ſein!" erwiderte der Wirth achſelzuckend. „Wenn er nicht beim Könige iſt, denn man ſagt, daß er für denſelben arbeite, ſo iſt er zu Hauſe. Aber er nimmt keine Beſuche an. Noch nie hat man jemand in das Haus gehen ſehen."

„So werde ich der erſte ſein!" meinte der Rath. „Durch welche Thür geht man hinein?"

„Das iſt ſchwer zu ſagen. Durch die dritte von der Ecke her hab ich den Briefträger eingehen ſehen, als er neulich einen Brief erhielt. Der Arzt geht jedoch durch die erſte Thür."

„Er hat alſo einen Arzt!" rief der Rath nun wieder beruhigt.

„Freilich hat er den. Er hat Perſonen bei ſich, die ärztliche Hülfe bedürfen."

„Sicherlich!“ brummte der Rath zwiſchen den Zähnen. „Wenn man Frauen bei ſich hat, denen man ſpitzige Nadeln in die Bruſt ſtößt.“

„Sein alter Diener war noch vorige Woche krank, da kam der Arzt alle Tage einmal“, bemerkte der Wirth. „Aber er bleibt nur immer wenige Augenblicke und entfernt ſich immer raſch wieder.“

„Ich laſſe mich eher in Kochſtücke zerhacken!“ rief einer der Gäſte, „ehe ich mich entſchließen könnte in das Haus einzudringen. Es iſt nur unbegreiflich von unſerm Herrn, daß er ſich das fremde, abenteuerliche Geſindel ſo auf den Hals ladet. Wozu hat er nur dieſen Strauchdieb?“

„Es iſt darüber allerlei zu ſagen!“ bemerkte ein dicker, unterſetzter Mann am Ende der Tafel. „Es gibt Leute, die da behaupten —“

„Was behaupten?“ fragte der Rath.

„Nichts!“ rief der Wirth. „Ihr werdet mir in meiner Schenke doch nicht die Spürnaſen der Polizei einführen, die ohnedies in jede Schüſſel hineinriechen.“

Der Rath verſteckte unwillkürlich ſeine Naſe.

Endlich ſagte einer der Gäſte: „Es hat niemand den Arzt von der Frau ſprechen hören, die dort in dem Hauſe wohnt, und die doch wahrſcheinlich auch manchesmal krank ſein wird.“

Er ſah mich finſter an. „Ein harter Vorwurf!“ ſagte er nach einer Pauſe. „Ich denke, Du trauſt mir nichts Böſes zu.“ —

„Was iſt gut? was bös? Wir kennen nur die einfachen Unterſcheidungen, die man uns als Leiter unſrer Jugend gegeben hat. Ich fürchte, ſie paſſen für das große und verworrene Spiel des Lebens nicht.“

„Wir werden jetzt beide in dieſem Spiele unſre Rollen übernehmen müſſen.“

„Wie graut mir davor! Dionys.“

„Mir nicht. Nur wenn man die Menſchen liebt, kann einem vor dem Spiele der Welt grauen. Mir haben ſie hart gebettet, ſo ſollen ſie auch an mir einen harten Burſchen finden.“

„Nein, nein!“ rief ich ängſtlich — „Du ſollſt lieben, ſollſt vertrauen.“

„Ich liebe nur einen Menſchen, der biſt Du; ich vertraue nur einem, der biſt Du. Sieh da die Kokarde von Deinem Hute droht ſich abzu-

Der Wirth entgegnete: „Das iſt ſehr natürlich, meine Herren, weil der Arzt überhaupt nicht ſpricht. Er hat den älteſten, eigenſinnigſten und tückiſchſten Geſellen aufgetrieben, der nur zu finden war. Für ihn könnte der Teufel im Hauſe ſein, er würde nach wie vor hineingehen, und kein Wort käme über ſeine Lippen. Ja, es gibt ſolche Aerzte. Da ſie für den Tod arbeiten, ſo ſind ſie ſchweigend wie er.“

„Uebrigens die Frau“ — hub einer der Gäſte an.

„Mit der iſt's nicht richtig“ — erwiderte ein anderer.

„Ei wie ſo das?“ fragte der Rath.

„Sie nimmt kein Medicament!“ war die Antwort. „Sie lebt nicht, ſie ſtirbt nicht, ſie iſt überhaupt kein Menſch!“

„Was iſt ſie denn?“ fragte der Polizeimann entſetzt. „Wie kann man mit jemand zuſammenwohnen, mit ihm an einem Tiſche ſitzen, mit ihm Noth und Freude theilen, und doch kein Menſch ſein! Ich begreife das nicht.“

Die Stimme, mit der der Rath dieſe troſtloſe und unergründlich geheimnißvolle Frage ſtellte, hatte ſo etwas Niederbeugendes für die Umgebung, daß eine allgemeine Stille eintrat. Es traten Gäſte ein und die Unterredung kam auf andere Gegenſtände.

Herr von der Haue entſchloß ſich zu dem Herrn Pierre zu gehen; er wählte dazu den letzten, ihm übrig bleibenden Tag; den darauffolgenden mußte er dem König Bericht abſtatten. Der Wille deſſelben war ausdrücklich, daß er allein in das Haus dringen ſollte. Ein ganz verwünſchter Auftrag! Und die Mittagsſtunde, denn das war doch die geeignetſte, um mit unheimlichen Dingen und Menſchen zuſammenzutreffen, ſah ihn an der Thür, durch die der Briefträger einzugehen pflegte, und zwar drang er mit demſelben zugleich hinein, gleichſam unter deſſen Schutz.

Der alte Diener, nachdem er den Briefträger abgefertigt, fragte nach ſeinem Namen und nach ſeinem Begehr. „Sage Er Seinem Herrn“, brachte Herr von der Haue mühſam hervor, „ich ſei ein Goldarbeiter aus Antwerpen und wollte mit dem Herrn ſprechen.“

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür, und er ſtand vor Herrn Pierre, der ihn freundlich bat einzutreten. Der Polizeimann hatte ſich ſeine Rolle einſtudirt, er hatte aber faſt alles wieder vergeſſen, als er in dem Zimmer ſtand, wo die Greuelthat geſchehen. Furchtſam und ſcheu ſah er ſich um. Das Auge des Herrn Pierre ruhte feſt und ſicher auf ihm. „Sie ſind ein Goldſchmied, mein Herr, ich freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Unzweifelhaft haben Sie weite Reiſen gemacht und kommen jetzt auch unſere Stadt zu beſehen und zu prüfen, was ſie in unſerm Fache leiſtet. Da haben Sie ſich an den Unrechten gewandt. Ich treibe die edle Goldarbeiterkunſt nur als Dilettant, und bin durchaus kein Mann, wie Sie ihn ſuchen. Es gibt hier ſehr bedeutende Künſtler in dem Fache, da iſt zum Beiſpiel —“

„Vergeben Sie“, fiel ihm der Gaſt in die Rede, „es iſt mir geſagt worden, daß Sie bedeutende Beſtellungen für den König übernommen, und auch zu ſeiner Zufriedenheit ausgeführt haben.“

„Kleinigkeiten!“ entgegnete Herr Pierre. „Mehr Spielereien als eigentliche Arbeiten. Aber wenn Sie ſie ſehen wollen, ſie ſtehen Ihnen zu Dienſten: ich behalte von jedem Stücke, das ich abliefere, immer ein kleines Modell in Wachs. Wollen Sie ſich in jenes Zimmer begeben, ich hole die Schlüſſel zu meinem Laboratorium.“

Er entfernte ſich, und Herr von der Hane befand ſich allein in dem Gemache, das er ſich auch durch das Fenſter von außen angeſehen. Dort ſtand das Sofa, dort der Tiſch — es war alles in Richtigkeit. Der Polizeirath glaubte noch Blutſpuren auf dem Fußboden zu betrachten. Eilig entſchloß er ſich das Gemach zu verlaſſen, er ging auf das Zimmer zu, das ihm bezeichnet worden, öffnete die Thür und — ſah ſich ſelbſt, in ſeiner Polizeiuniform, wie er an den Hof ging, vor ſich ſtehen. Die Geſtalt ſtarrte ihn an mit weitaufgeriſſenen todten Augen.

Der Rath ſprang entſetzt zurück, ſchloß die Thür wieder und taumelte auf das Sofa.

Nach einer Weile erſchien Herr Pierre wieder und erſuchte den Gaſt ihm zu folgen; allein keine Gewalt der Erde hätte den Rath vermocht, durch jenes Cabinet zu gehen, wo er ſich ſelbſt Wache ſtehend wußte. Leichenblaß und ſtammelnd wand er ſich auf dem Sofa und machte nur zur Erwiderung auf die Aufforderung eine unverſtändliche Pantomime nach der Thür zu.

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte der Herr des Hauſes.

„Daß ich nicht wüßte“, entgegnete der Gaſt. „Es hat mich nur ein leichter Schwindel befallen, der bald vorübergehen wird.“

„So kommen Sie denn!“ rief der Herr Pierre und ſchloß das Gemach auf. Die Geſtalt war verſchwunden. Er ſchritt voran und Herr von der Haue folgte zitternd, indem er vor ſich hinmurmelte: „Das bedeutet meinen Tod. Sicherlich! das bedeutet meinen Tod. O wäre ich nie in dieſes verwünſchte Haus getreten.“

Sie begaben ſich über ein paar Stufen, die abwärts führten, in eine Kammer, die ihr Licht vom Hofe aus empfing, wo eine Anzahl Schränke ſtanden, angefüllt mit Koſtbarkeiten und Modellen. Herr Pierre ſchleß einen Schrank nach dem andern auf, zeigte und erklärte deſſen Inhalt. Der Rath ſah alles mit einem halben Blicke an, und bezeigte ſeine Zufriedenheit.

„Der König iſt ein eigenſinniger Herr!“ hub der Hausherr an, „man muß ſich mit ihm in Acht nehmen. Oft drückt er ſeine Zufriedenheit dem Arbeiter gegenüber aus, und zugleich gibt er den Befehl ihn näher zu prüfen und zu ſondiren, wie einen Spitzbuben.“

„Das iſt wahr, abſcheulich eigenſinnig!“ bemerkte der Rath. „Und herriſche Befehle kann er geben, das iſt zum Entſetzen. Er kümmert ſich nicht, ob einer Familienvater iſt, ob er Pflichten für die Seinigen hat, er hetzt ihn, wenn es ihm ſo anſteht, in Gefahr und Tod.“ Dabei wiſchte ſich der arme Mann den Schweiß von der Stirn und ſah fortwährend hinter ſich, als lauſche dort ein Geſpenſt.

„Wo kennen Sie ihn ſo genau?“ fragte Herr Pierre anſcheinend verwundert. „Haben Sie mit ihm zu thun gehabt?“

„Kleinigkeiten“, ſtammelte der Rath. „Alsdann, man hört ſo vieles über ihn.“

Herr Pierre zeigte noch mancherlei; da er aber bemerkte, daß ſein Gaſt fortwährend an Zerſtreuung litt und auf nichts achtete, ſo kürzte er den Beſuch ab, und dieſer war froh, als ſich die Thür hinter ihm ſchloß und er mit heiler Haut auf der Straße ſtand.

Er fand für gut, von der Erſcheinung, die er gehabt, dem Könige nichts mitzutheilen, da er nur deſſen Spott zu hören erwarten durfte.

„Hat Er die Oefen betrachtet?“ fragte der König, nachdem die Beſchreibung des Hauſes beendet war.

„Die Oefen, Ew. Majeſtät?“

„Nun ja, die Schmelzöfen, wie ſind ſie conſtruirt. Wie iſt die Feuereſſe angebracht?“

„Meiner Treu, die Oefen ſehen aus wie gewöhnliche Oefen!“ ſagte ſtotternd der Gefragte. „Ach, Ew. Majeſtät, wenn man ſo etwas zu ſehen bekommt, wie ich geſehen habe, ſo läßt man Oefen Oefen ſein.“

„Alſo wieder Geſpenſter“, ſagte der König.

„Und welche, Sire! Ich habe mich ſelbſt geſehen!“

wehklagte der Rath. „Von jetzt an weiß ich, daß ich nur noch drei Tage zu leben haben werde. Ich bitte Ew. Majeſtät auf das inſtändigſte, auf meine arme Familie ein gnädiges Auge zu werfen, wenn ich nicht mehr ſein werde.“

„Wir müſſen dem Spuk ein Ende machen!“ rief der König. „Nehm' Er ſich drei handfeſte Leute mit, und arretire Er den Monſieur, und zwar noch heute. Schaff' Er ihn in einen Wagen und bringe Er ihn in das Zimmer, gegenüber der Wache. Dort will ich ihn ſelbſt ſprechen. Aber, verſteht Er, mit höchſter Vorſicht muß alles geſchehen.“

„Ach, ich möchte bitten, benamten Auftrag jemand anders zu übertragen“, bat der Rath, „ſintemal meine Zeit um iſt.“

„Wer ſagt Ihm das? Ich zähle auf Seine Dienſte, und Er wird gehen um nach meinem Willen zu thun. Ich erwarte Ihn heute Abend.“

Der unglückliche Polizeirath, feſt überzeugt, der König beabſichtige ſeinen Tod, ſchwankte zwiſchen Ungehorſam, Flucht und treuer Pflichterfüllung. Sein Troſt war, daß es ihm vergönnt war, bei der ſchwierigen Expedition drei Gehülfen mitzunehmen, und zwar handfeſte Geſellen, auf die man ſich im Nothfalle verlaſſen konnte. Aber was bedeutete menſchliche

Stärke gegen die Macht der Geiſter? Konnte nicht gerade bei dieſer halsbrechenden Unternehmung das Vorzeichen ſeines Todes ſich wahr machen, und er die heutige Nacht nicht mehr erleben?

Er begab ſich nach Hauſe, nahm von ſeiner Familie Abſchied, indem er angab, vom Könige einen Auftrag bekommen zu haben, der ihn mit einem gefährlichen Spitzbuben zuſammenführte, bei welchem heftiger Widerſtand zu befürchten ſei. Dann begab er ſich in ſein Studirzimmer, ſetzte dort ſeinen letzten Willen auf, und gegen zehn Uhr abends war er bereit, ſich der Gefahr in den Rachen zu ſtürzen. Vorher hatte er in der Schenke beobachtet, ob der Gewiſſe zu Hauſe ſei. Er entdeckte in der großen Stube Licht, und wenn man genau hinſah, konnte man den Kopf des Mannes ſehen, der daſaß und ſchrieb.

Herr von der Haue theilte jetzt, da die Sache einen officiellen Charakter angenommen hatte, dem Wirth der Schenke ſeinen Stand und ſein Unternehmen, den Fremden zu arretiren, mit. Allgemeines Entſetzen theilte ſich dem Wirthe und den paar Beſuchern mit, die gerade in dem Hauſe gegenwärtig waren. Die drei Helfer hatten ſich in der Stube an den Ofen geſetzt: man erwartete den Schlag der Uhr, die eben drei Viertel ſchlagen ſollte. Im Hofe der Schenke ſtand der Wagen bereit.

Unverändert blickte das Licht aus dem Fenſter.

Jetzt ſchlug die Uhr und die drei Männer, hinter ihnen der Rath, traten in die dunkle Nacht hinaus und bewegten ſich auf das Haus zu. Klas Richards hatte ſich der Expedition angeſchloſſen. Dieſe fünf Männer ſtellten ſich an der Thür auf, durch die Herr von der Haue ſchon einmal eingelaſſen worden war. Mit dem Ziehen der Klingel läuteten alle zwölf Glocken mit einem male. Die Thür öffnete ſich, ohne daß jemand bemerkbar wurde. Die fünf Männer gaben ſich Zeichen des Einverſtändniſſes. Es wurde nach dem Lichte geſehen: es befand ſich noch immer auf dem alten Platze. Jetzt galt es, wer zuerſt eintreten ſollte. Die Männer wollten dem Rathe die Ehre laſſen, dieſer aber befahl dem ſtärkſten und muthigſten ſeiner Begleiter die Treppe hinaufzugehen. Dies geſchah. Oben auf dem Vorplatze angelangt, ſtellten ſich alle vier in Ordnung auf und erwarteten nun die weitern Befehle. Jetzt mußte der Polizeirath ſich entſchließen voranzugehen. Die Thür langſam öffnend, gab er ſeinen Nachfolgern einen geheimen Wink, ſogleich bei der Hand zu ſein, wenn etwas vorfiele.

Im Zimmer ſah er den Franzoſen beim Licht an einem Tiſchchen ſitzen und ſchreiben, und zwar befand er ſich bereits im Nachtcoſtüm. Eine Schlafmütze deckte das Haupt, ein weiter Schlafrock die Glieder. Er ſaß gebückt, die Feder in der Hand. Durch das leiſe Oeffnen der Thür wurde er nicht aufgeſtört. Ein leiſes, dann ſtärkeres Huſten blieb ebenfalls unbeachtet.

„So geht doch vor, Herr Polizeirath", flüſterte einer der Officianten; „verhaftet ihn; Ihr ſeht, er ſitzt ja ruhig da."

„Stille!" gebot der Beamte.

Die ganze Gruppe rückte nun näher heran.

„Im Namen Sr. Majeſtät" — hub der Rath an — „kommen wir" — immer noch dieſelbe Ruhe und Stille. — „Seltſam!"

Draußen, unter dem Hauſe verſammelten ſich der Wirth und ſeine Gäſte. Etwas Entſcheidendes mußte geſchehen. „Werft ihm einen Mantel über und dann raſch mit ihm in den Wagen", bemerkte der Officiant. „So iſt's recht!" rief ſein Nebenmann; und ohne den Befehl ihres Obern abzuwarten, wurde ein mitgenommener Mantel dem Schreibenden raſch um Arme und Beine gewickelt, zwei Männer erfaßten ihn, und ſo ſchnell als man bei löſen. Schenke ſie mir zum Andenken an dieſe Stunde, wo wir einander Großes gelobt haben.“

„Nimm ſie,“ rief ich. „Du biſt ein ſonderbarer Menſch.“

Wir hörten jetzt Pferdegetrappel, ein Troß Reiter kam die Straße herab. Dionys blickte ſich ſcheu um. „Ich muß fort,“ rief er. „Halte mich nicht länger; es könnte Dein und mein Unglück ſein. Gedenke Deines Wortes! Bald ſehen wir uns wieder.“ Er wollte enteilen, da feſſelte ein lautes: Halt! ſeine Schritte. In jenen unruhigen Zeiten pflegte einem ſolchen Zuruf, wenn er nicht beachtet wurde, unmittelbar ein Büchſenſchuß zu folgen. Wir ſtellten uns alſo dem Verhör der Reiter, die ſich als Söldner des Rektors von Schulpforta auswieſen. Sie waren bewaffnet und offenbar auf der Spurjagd. Der Anführer erkannte Dionys und nahm ihn augenblicklich in Haft, ein Gleiches ſollte mir geſchehen, allein bei Nennung meines Namens der halbdunkeln Treppe vorwärts kam, ging es mit dem Gefangenen hinab und man warf ihn mehr, als daß man ihn ſetzte in den Wagen. Zwei Mann ſetzten ſich mit ihm in den Wagen auf den Vorſitz. Der Rath, dem das Herz gewaltig klopfte, nahm auf dem Kutſcherſitze Platz, und ſo ging es raſch vorwärts. Willenlos, ſchien es, duldete der Gefangene alles, was man mit ihm vornahm.

„Hat er geſprochen? hat er etwas geſagt?“ fragte flüſternd der Rath die beiden Männer, die mit ihm im Wagen ſaßen.

„Nichts!“ entgegneten dieſe. „Es war uns als hörten wir ihn ſeufzen.“

„Seltſam!“ bemerkte der Fragende. „Sprechen Sie ihn an! Fragen Sie, ob er ein Glas Waſſer will.“

„Er ſchüttelt den Kopf!“ klang ebenſo leiſe die Antwort.

„Wer weiß, worüber er brütet!“ klagte der geplagte Beamte. „Nie in meinem Leben übernehme ich wieder ſolche Aufträge. Ich gebe meinen Abſchied noch heute ein.“

Unterdeſſen war der Wagen mit dem Gefangenen in dem Schloſſe angelangt. Das Zimmer war bereit zu dem Empfange. Man hob den Mann heraus, da er nicht ſelbſt ausſteigen wollte, und noch in den Mantel gewickelt, ſetzte man ihn hin, um dem Könige deſſen Ankunft zu melden. Herr von der Haue begab ſich zum Monarchen, der ſich in ſeinem Schreibzimmer befand. Als man ihn gemeldet, wurde er eingelaſſen. Friedrich befand ſich mit jemand im Zimmer, der etwas für ihn ordnete und an einem Tiſche ſtand, ſodaß der Schatten auf ihn fiel.

„Nun, was bringt Er?“ fragte der König.

„Sire, den Gefangenen“; antwortete der Gefragte mit gedämpfter Stimme, denn er wußte nicht, ob der Zeuge es auch hören dürfte. „Eine ſchreckliche Arbeit das! Wir haben ihn gefeſſelt durch einen Ueberwurf, und ihn ſo hierher gebracht. Unten in der Stube ſitzt er eingeſchloſſen. Was ſoll mit ihm werden?“

Indem richtete ſich der Mann am Tiſche in die Höhe, trat in den Lichtſchein und richtete ſeine Blicke auf den Rath. Dieſer fuhr zurück und ſuchte ſich an einem Stuhle zu halten.

„Alle guten Geiſter“ — ſtammelte der Entſetzte.

„Er ſieht, der Gefangene iſt ſchon da!“ rief der König und zeigte auf den Herrn Pierre, der in ſeiner Stellung verharrte.

„Alsdann ſind Sie doppelt, mein Herr! denn unten ſitzen Sie ebenfalls!“ rief der Geängſtete. „Der Teufel wird mit Ihnen fertig, ich kann es nicht!“ Beſtürzt über dieſe unehrerbietige Aeußerung machte er vor dem Könige eine ſtumme Verbeugung.

„Nun ſo ſeh' Er nach, wen Er unten eingefangen hat!“ rief der König lachend. Man ſchaute nach, es war eine täuſchend ähnlich gearbeitete Wachspuppe. „Ich ſehe wohl“, hub der König wieder an, „in der Polizei kann ich Ihn nicht brauchen, ich befördere Ihn zum Rath in einem neuen Collegium, und lege Ihm 100 Thaler zu ſeinem Gehalte zu. Das iſt für den gehabten Schrecken. Nun wird Er ſich wol die andern Figuren, die Er beim Herrn Pierre geſehen hat, zu erklären wiſſen.“

„Bis auf meine eigene Geſtalt!“ entgegnete unter den erfreulichſten Dankſagungen der Beſchenkte. „Wie wußte der Herr Pierre“ —

„Das kann ich erklären, wenn Ew. Majeſtät erlauben“, hub dieſer an. „Herr von der Haue ließ ſich in meiner Nachbarſchaft nieder, ich ſah ihn öfters mit dem Wirthe der Schenke verkehren. Es war eben nicht ſchwer herauszubekommen, wer der Herr eigentlich war, und ich nahm mir vor, ihn durch einen kleinen Schreck, den ich ihm einjagte, zu beſtrafen."

„Gut", rief der König. „Die Wachsbüſte, die Sie von dieſem Herrn gemacht, kaufe ich, und damit iſt die Sache zu Ende."

„O, Ew. Majeſtät; allzu ſchmeichelhaft für Dero getreueſten Knecht!" murmelte ſich bis auf die Erde niederbeugend der geweſene Polizeibeamte.

Der Vorfall mit der Wachsfigur wurde in der Stadt bekannt und ergötzte auf Koſten des Herrn Polizeirath nicht wenig. Es bewirkte auch, daß die abenteuerlichen Gerüchte die von dem öden Hauſe herumliefen, ſich verloren. Herr Pierre, der Herr Peter, wie ihn die Berliner nannten, blieb nach wie vor bei dem König in Gnaden, von dem man nicht gewiß wußte, inwieweit er in der Myſtification des ſchlauen Fremden ſelbſt verflochten war. Es ließ ſich annehmen, daß Herr Pierre ihn ſpäter ſelbſt in Kenntniß ſetzte, als die Dinge eine ernſthafte Geſtalt annahmen, und daß er ſich ſelbſt dem Könige ſtellte, als er wußte, daß die Beſuche des Polizeimanns auf deſſen Befehl geſchahen.

Wie verändert hat ſich die Welt! Die Zeiten ſind längſt dahin, wo ſolche Geſchichten vorfielen und ſo luſtig endigten.

Nach dem Tode des Herrn Pierre und dem des Königs fing man an die Straße zu bauen, und da kam das Geſpenſterhaus in diejenige Lage, in der man es noch vor wenigen Jahren ſehen konnte und die ich am Anfange der Geſchichte beſchrieben.

4.

Mein Landsmann Jegor von Sievers kam nach Berlin und ſuchte mich auf. Er wurde mir durch Herrn von Varnhagen bekannt gemacht, und gehörte fortan unſerm Cirkel, der ſich bei Fräulein S— zuſammenfand. Sehr viele Vorzüge vereinigten ſich in ihm, worunter nicht der kleinſte ſeine Anſpruchloſigkeit und Beſcheidenheit war, da er wohl das Recht hatte, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Als ein junger Mann hatte er es bei ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland vorgezogen, ſtatt nach Paris zu gehen, wie es ſeine Landsleute gewöhnlich thun, ſeine Geldmittel dazu anzuwenden, unbekannten und wenig beſuchten Gegenden einen wiſſenſchaftlichen und ernſten Beſuch abzuſtatten. Er ging nach Centralamerika, und von dort war es, wo er eben jetzt heimkehrte. Ein Bändchen Gedichte, „Palmen und Birken“ betitelt, zeigte ihn als einen berufenen Jünger der Kunſt. Sie enthielten ſchöne Sachen, wobei

Form und Inhalt gleichzeitig ausgebildet ſich zeigten. Von ſeiner Reiſe, die mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft war, brachte er uns Skizzen, die vielfach Anregung und Beifall verbreiteten, nur ſchade, daß ſie über ein Land ſich darboten, das ſo wenig, wenigſtens für mich, bekannte und gewohnte Dinge berührte, und ich nichts weniger habe vertragen können, als von völlig fremden Zuſtänden zu hören. Wenn man mir nicht ein Fremdes mit einem Bekannten verknüpft zeigt, ſodaß ich mit Hülfe des Bekannten das Fremde faſſe und in mir aufnehme, ſo nützt mir eine bloße Aufzählung und Benennung des völlig Unbekannten wenig. Meine Aufmerkſamkeit erſchlaffte daher bald bei den fremden Bäumen, Gebirgen, Thierſorten, die ich zu hören bekam, und ich hielt mich an die wohlbekannten Gegenſtände, die den Inhalt der Gedichte des jungen Reiſenden ausmachten. In mir ſteckte kein Entdecker, kein mit Gefahren nach fremdem Pol Ausfahrender, ich hatte nie eine Sehnſucht empfunden, in unwirthbare Gegenden zu eilen, ich ſuchte die Stoffe, die mir nöthig waren, um meine Phantaſie zu befruchten und mein Denkvermögen zu nähren, in der Nähe. Paris, London, Rom ſchienen mir in jeder Beziehung beherzigenswerthere Zielpunkte für eine Reiſe als die Küſten fremder Welttheile; nöthigenfalls konnte ich mich auch in eine Stadt zurückziehen, die ich unausgeſetzt bewohnte und die ich nach allen Seiten hin ausbeutete. Nur durfte dieſe Stadt nicht zu klein ſein. Dies hatte in Weimar mich ſtets geſtört während der vielen Jahre, die ich dort wohnte; Berlin war mir gerade umfangreich genug. Einſam unter Menſchen, das iſt mein Wahlſpruch. Ein noch ſo poetiſches Leben mit der Natur zuſammen, wo ich nichts als dieſe ſähe, wäre für mich nicht geſchaffen. Ich würde das ſchönſte Panorama fliehen und mich in einer volkreichen Stadt einmiethen, wo ich ſtets eine wechſelnde Bewegung vor mir herziehen ſähe, ohne mit ihr in Berührung zu kommen, wenigſtens nur ſo viel, als ich ſelbſt dazu Luſt empfände. Ich gebe zu, daß dies nicht ſehr kosmopolitiſch gedacht iſt, daß der Menſch, vorzüglich der Menſch der Eiſenbahnen, viel mehr Vielſeitigkeit und Kenntniß der Welt und Menſchen erſtrebt durch Herumziehen als der bequeme Beobachter an einer Stelle. Aber früher, wo die Mittel zu reiſen ſehr ſparſam waren, wie war es da? Gezwungen waren die Leute, ſich in die Tiefe einzubohren, da die Ausbreitung auf die Fläche ihnen beſchränkt war, und dies waren doch die Zeiten, wo ein Luther, ein Albrecht Dürer, ein Newton entſtanden. Die Stille und das Nichtreiſen müſſen alſo wol auch ihre Verdienſte haben; daran halte ich mich, wenn ich fortwährend den Zug der Eiſenbahnen über die Erde hinfliegen ſehe. Wenn alſo Herr von Sievers von den Wundern des Palmenlandes ſprach, hörte ich unaufmerkſam zu, wenn er aber von dem Birkenlande ſprach, erwachten in mir alte Erinnerungen. Das Land der Birken, es war ja auch mein Vaterland! Der ſchlanke, zierliche Baum, mit ſeinem weißen Stamme, mit ſeiner Krone lichtheller Blätter, wie oft hatte ich ihn bei uns geſchaut, wie manchesmal aus ſeinem Innern jenen mouſſirenden Champagnerſchaum getrunken, den man in jenen Gegenden ihm zu entlocken verſteht. Und nun die lieben Ortſchaften, die Einſamkeit der Wieſen und Triften, die mäßig verſtreuten Dörfer und dann das Landgut des Beſitzers, das mit ſeinen Gärten und Nebengebäuden in der Stille der Kornfelder prangte. Wie glücklich war ich in einem jener Landſchlöſſer geweſen, die ihre alterthümlichen Namen noch aus grauer Vorzeit herſchreiben; wie friedlich war meine Jugend dort vergangen, welch ein heiteres Daſein hatte ſich dort mir bereitet! Ich ſah im Geiſte die Stube wieder, wo ich als achtjähriger Knabe von meiner älteſten Schweſter begrüßt wurde, von ihr die liebevollſte, freundlichſte Aufnahme fand, wenn mich der Wagen Sonnabends zu Mittag von der ein paar Stunden entfernten Penſion zu ihr brachte, um den Sonntag dort zu verleben. Sie bewohnte mit meinem Schwager das alterthümliche Haus mit ſeinen vielen Zimmern, Sälen und Stuben, und jedes Plätzchen war mir bekannt und vertraut. Mit meiner jüngſten Schweſter durchzog ich den weitläufigen Garten, wir verloren uns in das benachbarte Gehölz, und da war es, wo die Birke mir in meiner früheſten Erinnerung immer als der Heimatsbaum genannt wurde, den ich mit einer gewiſſen Achtung anſchaute, ihn ſpäter verſuchte zu ſkizziren, als ich des Griffels kundig war, und der mir noch viel ſpäter, als ich ihn in Deutſchland unter andern Bäumen im Park zu Weimar wiederſah, ſtets eine mit Wehmuth gemiſchte Freude bereitete. In dem Wäldchen, wohin ich meine jüngſte Schweſter begleitete, und das Birkenwäldchen genannt wurde, weiß ich noch, brachten wir manchen heißen Auguſtnachmittag zu, wo wir hinausgeſchickt wurden, um die Schweſter nicht zu ſtören, die ihre Nachmittagsruhe hielt. Es führte uns dorthin ein Diener unſers Vaters, Ado mit Namen, der eine ſehr einflußreiche und denkwürdige Perſon in meiner ließ man mich auf mein Ehrenwort, mich dem Rektor zu ſtellen, frei in einiger Entfernung dem Zuge folgen.

Die Knechte ſchienen froh zu ſein, in dieſer einſamen Gegend unverhofft eine gute Beute gemacht zu haben, ſie beeilten ſich, und noch vor Abend langten wir vor den düſtern Mauern des alten Kloſtergebäudes an. Ich fühlte durchaus keine Furcht, eher beleidigten Stolz, daß man mich zum erſten Male in meinem Leben zu etwas hatte zwingen wollen. Dionys ſah feſt und ruhig aus. Wir wechſelten nur flüchtige Worte mit einander, aber wir befeſtigten unſer Vertrauen auf einander mehr als durch die längſten Reden.

Die aller ſtrengſte Disciplin herrſchte in dieſer klöſterlichen Landesſchule. Man ſah ſie als die Pflanzſtätte des reinen evangeliſchen Lutherthums an; die Söhne der edelſten Familien empfingen hier jene ehrwürdigen Lehren, die auf blutigen Schlachtfeldern die ſächſiſchen Fürſten mit ihrem

Jugenderinnerung ſpielt; denn aus ſeinem Munde hörte ich ſo manche ſeltſame Geſchichte, die mir ſpäter wieder zu Sinn gekommen iſt. Obgleich urſprünglich ein Bauer, der auf dem Gute erzogen war, hatte Ado doch eine Art Bildung durch ſeine vielen Reiſen mit ſeinem Herrn ſich erworben, die ihn befähigten, eine beſſere Rolle in der menſchlichen Geſellſchaft zu ſpielen, als ſie gewöhnlich Leuten ſeines Schlages zufällt. Er wurde von meinem Vater öfters nach Petersburg mitgenommen, reiſte auch wol einmal gelegentlich nach Moskau, kleine Fahrten nach Pernau, Hapſal und im Lande herum ungerechnet. Wenn wir Kinder in das Exil im Birkenwäldchen hingewieſen wurden, ging Ado mit, wenn er gerade auf dem Gute gegenwärtig war, und im Graſe liegend oder auf einem abgehauenen Stamm ſitzend, theilte er uns, die wir ihn mit Begierde anhörten, bald dieſes, bald jenes mit.

Aber wohin reißt mich die Erinnerung an Herrn von Sievers' „Birken“! Ich vergeſſe ganz, daß ich in Berlin bin und daß ich von Herrn von Sievers zu ſprechen habe. Doch er iſt ſelbſt daran ſchuld. Er beabſichtigte, eine Nachricht von den in Eſthland, Livland und Kurland lebenden und gelebt habenden Dichtern zu geben, und aus dieſem Grunde ging er mich an, ihm Notizen aus meinem frühern Leben, und Gedichte zu geben, die ich etwa aus jenen Tagen aufgehoben. Ich erwiderte ihm lachend, daß ich ihm nicht mehr als ſechs Trauerſpiele geben könne, die ich alle verfaßt hatte, als ich noch als Vierzehnjähriger das Gymnaſium zu Dorpat beſuchte. Er fragte nach Gedichten, und ich ſuchte ein Convolut alter Papiere durch und nahm einige Blätter heraus, die er, zu nachſichtig und allzu wohlwollend für mich, für ſeine Sammlung paſſend fand. Ich erinnerte mich dabei an Ade's Erzählungen, und beſonders fand ich in meiner Phantaſie ein Märchen zuſammen, das ich von ihm hörte, als aus dem Munde des Volks kommend. Später, als ich gedachte ein Bändchen ſolcher Märchen und Sagen herauszugeben, arbeitete ich dieſes Stück ganz beſonders aus. Ich kann mich nicht enthalten, es hier dem Leſer mitzutheilen, der daraus ſehen mag, wie mich in meiner Heimat ruſſiſche Stoffe und Geſchichten intereſſirten. Eine Neigung, die ſich freilich ſpäter bis auf wenige Ausnahmen, ganz verlor.

Das wilde Mädchen.

Ein Märchen.

„Anna Petrowna, wir müſſen unſere Tochter erziehen laſſen, und wir thun am beſten, wir geben ſie in eine Kronsanſtalt, damit ſie gebildet werde.“

„So iſt auch meine Meinung, Iwan Kalugiſch!“

„Wo iſt unſere Tochter, Anna Petrowna?“

„Gott weiß es wo ſie iſt.“

„Wie, Gott weiß es? Weißt du es nicht?“

„Soll eine arme kranke Frau alles wiſſen? Sechs Tage irrt unſere Tochter im Walde umher, und man weiß nicht, wo ſie iſt.“

„So muß man ſie einfangen. Ich werde Leute ſchicken, die dieſes beſorgen.“

Und er rief ſeine Diener; die mußten das ganze Gehege umſtellen, wie bei einem Wildjagen, und endlich nach vielem Suchen fand man Anna Iwanowna, wie ſie unter einer Schlehdornhecke ſaß und Holzbirnen aß. Sie war ſo wild, daß ſie nach denen biß, die ſie anfaſſen wollten. Aber man fing ſie dennoch, und an Händen und Füßen gefeſſelt wurde ſie in die Hauptſtadt gebracht, wo die „Erziehungsanſtalt für junge Fräulein“ ſich befand. Der Vater hatte ihr einen Sack voll Geld mitgegeben, und die

Mutter einen gelben Rock und ſechs ganz neue Hemden.

Die Oberin der Erziehungsanſtalt ſtand gerade auf der Treppe ihres Hauſes, als man Annuſchka heranbrachte.

„Was bringt ihr mir da?“ fragte ſie. „Iſt's ein Kalb oder ein junges Fohlen?“ Denn das Mädchen hatte ſich im Heu verſteckt, und wenn ſie den Kopf hob, ſo fielen ihre langen Haare über ihr Antlitz, ſodaß man nicht unterſcheiden konnte, welcher Art das Geſchöpf war, das im Wagen ſich befand.

„Frau“, entgegnete einer der Leute, „wir bringen Euch unſer Landfräulein, mit Namen Iwanowna Kalugiſch. Sie iſt gerade in ihr ſechzehntes Jahr getreten, untadelhaft an Gliedern, nur ein bischen wild.“

„Das wird ſich geben“, ſagte die Oberin, „bringt ſie nur her!“ Die Oberin nahm den Geldſack und die Annuſchka in Empfang und die Leute kehrten mit dem leeren Wagen heim.

Jetzt ging man daran, das Mädchen zu „bilden“. Zuerſt wurde ſie ſechs Tage lang in eine dunkle Kammer gethan, woſelbſt ſie nicht gerade ſtehen konnte, und wo ſie nur ſehr wenig Nahrung erhielt.

Als ſie aus der dunkeln Kammer entlaſſen wurde, ſagte ſie: „Nun will ich erſt wild ſein! Gebt Acht, was ich jetzt für Streiche machen werde!“

Und ſie kehrte im ganzen Hauſe das Unterſte zum Oberſten; was rechts ſtehen ſollte, ſtellte ſie links, und was auf den Beinen ſtehen ſollte, ſtellte ſie auf den Kopf.

„Unſer Kind will die Ruthe haben!“ rief die Oberin, „man gebe ſie ihr.“

Und es kamen zwei ſtarke Männer herein, die banden das Mädchen an Händen und Füßen und gaben ihr 50 Ruthenſchläge. Als das Mädchen dieſe empfangen hatte, ſprach ſie: „Nun will ich erſt recht wild ſein! Ihr ſollt ſehen, welche Streiche ich jetzt ausführe.“

Und ſie nahm ein Neſt voll junger Katzen, legte es der Oberin heimlich in die Haube, und als dieſe am Morgen die Haube aufſetzte, liefen ihr die jungen Katzen übers Geſicht und zerkratzten die arme Frau ganz jämmerlich. Dies war aber nicht genug; als ſich die Frau ins Bette legen wollte, hatte das Mädchen die eine Hälfte des Bettuchs mit feinen Dornen beſtreut, die andere Hälfte mit Salz. Die Oberin legte ſich zuerſt auf die Dornen, und als ſie ſich raſch umwenden wollte, gerieth ſie mit ihrem zerfleiſchten Körper aufs Salz und ſchrie nun ſo arg, daß das ganze Haus zuſammenlief und die Feuerglocke läutete.

„Man gebe unſerm Kinde 150 Ruthenſchläge und ſchließe es 14 Tage lang krumm!“ rief die Oberin.

Als Annuſchka die Strafe überſtanden hatte, rief ſie: „Nun will ich erſt recht wild ſein, und ihr ſollt ſehen, was ich jetzt für Streiche ausführe!“ Und ſie legte Feuer an und ſetzte die ganze Kronserziehungsanſtalt in Brand. Mit genauer Noth retteten die Oberin und die Fräulein ihr Leben, indem ſie barfuß über Feld liefen. Nach dieſem letzten Streiche ließ ſich das Mädchen nicht weiter ſehen. Sie nahm ihre ſechs Hemden und ihren gelben Rock und wanderte aus. „Auf dieſe Weiſe zwingt man mich nicht!“ ſagte ſie.

Das Mädchen befand ſich jetzt auf offener Landſtraße. Sie ſetzte ſich unter einen Baum, und da ſie an nichts zu denken hatte und auch für nichts zu ſorgen, ſo ſchlummerte ſie ein. Unterdeſſen wurde es Nacht, und der Mond und die Sterne ſchienen.

„Was meinſt du?“ ſagte der Mond zu einem Sterne, „was aus unſerer Anna Iwanowna Kalugiſch werden wird.“

„Nichts Gutes, ſicherlich!“ antwortete der Stern. „Da ſitzt ſie nun, und weiß nicht wohin! Zu ihren Aeltern darf ſie nicht zurück, denn es iſt im ganzen Lande bereits bekannt, daß ſie die Kronserziehungsanſtalt angezündet hat, und daß durch ihre Schuld die Oberin ſechzig Tage und ſechzig Nächte krank daniederliegen muß.“

Der Mond erwiderte hierauf: „Das iſt ſtark!“

Annuſchka hörte dies Geſpräch, lachte laut auf und rief: „Kümmert euch nur nicht um mich! Ich werde ſchon mein Unterkommen finden, Lumpengeſindel ihr!“

Der Mond und die Sterne, die ſich ſo ſchimpfen hörten, ſchwiegen ergrimmt ſtill und das Mädchen legte ſich auf die andere Seite und ſchlief ruhig weiter.

Da kam des Weges daher eine alte Frau; die verlor einen ihrer Schuhe, der in dem tiefen Sande der Straße ſtecken geblieben. Da ſie halb blind war, konnte ſie den Schuh nicht wiederfinden, ſo lange ſie auch danach herumtaſtete. Endlich wurde von ihrem vielen Seufzen und Klagen das Mädchen wach. Sie richtete ſich auf und erblickte die Alte, wie ſie im weichen Sande ſuchte und wühlte. Sie rief: „Die Alte ſucht ihren Schuh; ſie ſieht nicht und kann alſo lange ſuchen. Ich will hingehen und ihr helfen. Alten Leuten muß man Hülfe leiſten!" Und ſie ging hin, fand den Schuh und legte ihn der Alten an den Fuß.

„Wie heißt du?" fragte die Alte.

„Ich heiße ſo wie das Meſſer heißt, das keine Klinge hat und keinen Griff."

„Das heißt man gar nicht", rief die Alte, „denn das iſt nichts."

„So bin ich auch nichts", ſagte das Mädchen, „und jetzt geht Euerer Wege, es iſt genug geplaudert."

„Haſt du ſo große Geſchäfte?"

„Ich gehöre zu einer großen Diebesbande, und muß dem lieben Herrgott heute noch einen ganzen Tag ſtehlen", erwiderte das Mädchen. „Sagt, wie fange ich's nur recht klug an, daß er nichts merkt? denn ich will den ganzen Tag mit Sonne, Mond und Sternen in den Sack ſtecken; da ſoll auch kein Flecken übrig bleiben. Gelt, das iſt ein Stück Arbeit!"

„Ich will dir etwas ſagen!" hub die Alte wieder an. „Ich ſehe ſchon, du biſt ein armes Dirnlein, das da ausgeht zu ſuchen, wo es etwas findet. Nun, paß auf! Kommſt du einmal in Noth, ſo rufe die Worte: Are-li-pa! da werde ich bei dir ſein und werde dir helfen! Nun wie heißen die Worte?"

„Are-li-pa!" wiederholte das Mädchen.

„Gut", ſagte die Alte, „wir ſehen uns wieder!" und humpelte davon.

Als ſie fort war, rief das Mädchen lachend, einmal ums andere: Are-li-pa! Da ſtand die Alte wieder da, hob zornig die Krücke auf und rief: „Du liederliche Hummel, was rufſt du mich? Hab ich dir nicht geſagt, nur wenn du in großer Noth biſt, ſollſt du das Wort ausſprechen?" Damit ging ſie zornig fort.

Als Annuſchka wieder allein war, dachte ſie darüber nach, was ſie jetzt beginnen und wohin ſie ſich wenden ſollte. Ein Weg führte rechts, ein anderer links und einer geradeaus. Sie wählte den letztern. Als ſie eine Strecke gegangen war, ſah ſie einen Mann quer über dem Wege liegen; der war todt, Räuber hatten ihn erſchlagen. „Ei du einfältiger Todter", rief ſie, „bald wäre ich über dich gefallen!" und damit gab ſie dem Leichnam einen Stoß mit dem Fuße. Da rief eine Stimme: „Die Todten beleidigt man nicht!" „Ich kümmere mich ſo viel um die Todten!" rief das Mädchen und ſchlug ein Schnippchen in die Luft.

„Das werden dir die Todten gedenken!“ rief abermals die Stimme.

Jetzt kam das Mädchen an einem Hauſe vorüber, das ſtand einſam am Wege und die Fenſter waren verhangen, und drinnen waren Spieler und ſpielten. Als das Mädchen vorüberging, war eben ein großer Lärm darinnen, und es wurde gottesläſterlich geflucht. „Ach, wie dieſe Vögel gut zwitſchern können!“ ſagte das Mädchen.

Da kam ein Mann des Wegs daher, der that ſehr eilig: es war der Teufel. Er führte die ganze Taſche voll falſcher Würfel bei ſich, die er unter die Spieler vertheilen wollte. Da das Mädchen ihm im Wege ſtand, rief er: „Fort aus dem Wege, du Balg!“

„Oho!“ rief Annuſchka. „Wer ſeid Ihr, daß Ihr mich ſo anlaſſen dürft?“

„Ich bin der Teufel.“

Da ſchlug ſie abermals ein Schnippchen und rief: „Ich kümmere mich nicht ſo viel um den Teufel.“

„Das ſoll dir in der Hölle bezahlt werden!“ rief der Teufel und ging wüthend in das Haus hinein.

Wieder eine Strecke Wegs weiter ſtand ein Heiligenbild. In dem Augenblicke, als das Mädchen

Leben beſiegelt hatten. Dieſe hohen Säle, dieſe dunkeln Hallen, dieſe Kreuzgänge, in denen ein ewiges Dämmerlicht und ein miſteriöſes Schweigen herrſchte, tönten nicht mehr von der Sandale des Mönchs wieder, der langſamen Ganges, die Litanei vor ſich hermurmelnd, dahin wandelte; es waren die kräftigen Streiter, die wilden Söhne der Augsburgiſchen Confeſſion, die unermüdlichen theologiſchen Klopffechter des ſiebzehnten Jahrhunderts, die hier ihre ſtreitſüchtigen Katheder aufgeſchlagen hatten, und ihre lärmenden Dogmen verpredigten. Nichts war in dieſen Räumen verhaßter, als der Geruch des Papſtthums. Von hier ging die zelotiſche Lehre eines Franke aus, die auf den Hof und den Charakter des Königs Friedrich von Preußen einen ſo düſtern Schatten warf, eine Lehre, die allen Reiz vom Leben ſtreifte, und eine altergraue, widerwärtige Tugend predigte. Ich ſehe noch jene jugendlichen, bleichen Geſtalten vor mir, voll Feuer in den dunvorübergehen wollte, rief eine Stimme: „Verrichte deine Andacht vor dieſem Bilde!“

„Was iſt das?“ fragte das Mädchen, „wer ſpricht hier?“

„Ich bin die heilige Anna“, ſagte das Bild.

Und zum dritten male ſchlug das Mädchen ein Schnippchen und rief: „Sei wer du willſt, ich kümmere mich nicht ſo viel um dich!“

„Das ſollen dir die Heiligen entgelten!“ ſagte das Bild.

Im Graben am Wege ſaßen ein Froſch und eine Eidechſe beieinander; die letztere ſagte: „Unſere Anna Iwanowna Kalugiſch iſt doch zu frech und wild! Nicht genug, daß ſie die Kronserziehungsanſtalt angezündet hat, ſie verſpottet auch Tod, Teufel und die Heiligen. Das kann kein gutes Ende nehmen.“

„Sicherlich nicht!“ quakte der Froſch. „Aber wenn die Weiber einmal wild ſind, ſo ſind ſie es zehnmal mehr als wir Männer! Ich war in meiner Jugend auch ein ſehr wilder Burſche, und es war mir kein Sumpf zu tief. — Aber was zu viel iſt, iſt zu viel!“

„Freilich, liebſter Vetter!“ ſagte die Eidechſe, und damit ſchlüpften beide tiefer ins Gras, denn Annuſchka kam dicht an den Graben, drehte mit der

Fauſt hinein und rief: „Wollt ihr wol ſtille ſein, grüner Unrath ihr! Ich bin wie ich bin, und ihr werdet mich nicht beſſern! Habt ihr's verſtanden?“

Der Froſch und die Eidechſe ließen kein Wort weiter hören.

So hatten die ewigen Geſtirne des Himmels, und die Thiere auf der Erde die Annuſchka gewarnt; aber ſie hatte nicht hören wollen.

Es war Mitternacht, als das Mädchen den Gottesacker vorbeikam, deſſen Gitter gerade offen ſtand, denn der Todtengräber hatte gerade drin etwas zu ſchaffen gehabt. Da der Mond ſo hell ſchien, dachte das Mädchen: du willſt doch hineingehen, und dir die Kreuze und Steine beſehen. Als ſie die Kreuze und Steine genugſam angeſehen, wollte ſie wieder zurück; aber da kamen die Todten aus den Gräbern, hielten ſie zurück und riefen: „Halt! du bleibſt hier! Wir haben noch ein Hühnchen miteinander zu pflücken!“

Und Annuſchka mußte bei den Todten bleiben.

Sie mußte ihnen allerlei Dienſte verrichten und das war ſchrecklich genug, denn die Todten ſahen fürchterlich aus. Einige waren nur Knochen, andere hatten noch etwas Fleiſch an den Beinen, einige aber — und die waren die ſcheußlichſten — ſahen noch aus gläſernen, ſtarren Augen heraus und waren als wenn ſie lebten, lebten aber nicht.

Die einen riefen: „Mach mir mein Bett zurecht! Es liegt ſich ſo hart darin!“ Die andern: „Wecke mich morgen zu guter Stunde, denn ich muß in die Stadt, meine Geſchäfte beſorgen!“ Einige ſogar ſagten: „Komm zu mir, lege dich zu mir ins Bett, wir wollen miteinander koſen!“ Du lieber Gott, wie klang das in dem Munde eines Todten.

„Ich will nur thun, was ſie begehren“, ſagte das Mädchen ſtill für ſich, „vielleicht laſſen ſie mich dann gehen.“ Und ſie ſchüttelte dem einen das harte Ruhekiſſen etwas locker, dem andern ſagte ſie um ſechs Uhr, er müſſe aufſtehen, aber er ſtand nicht auf, und zu dem dritten ging ſie, ſetzte ſich zu ihm und erzählte ihm Märchen die ganze Nacht hindurch. Als es Tag war, hatte ſie Ruhe, aber ſie war wie gebannt, ſie konnte nicht fort. In der Nacht ging die Arbeit wieder los. Bald wollte der eine dieſes, der andere jenes, und ſie winkten und riefen ſie überall hin.

„Das wird mir faſt zu arg!“ rief ſie.

Da kamen ihre ſieben Vettern, die ſämmtlich todt waren, zu ihr und der eine ſagte: „Rücke mir mein Maul zurecht, es ſitzt mir ganz ſchief.“

„Kein Wunder“, rief das Mädchen, „die Würmer haben es zerfreſſen!“

„Die Würmer? Wie käme ich zu Würmern?“

„Narr, weil du ſchon ſeit Monden todt biſt und im Grabe liegſt!“

Da tobten alle ſieben Gerippe, und ſchlugen auf das Mädchen los und ſchrien: „Wie darfſt du uns das ſagen? Wir ſollen todt ſein, und gerade ſind wir in unſern blühendſten und ſchönſten Jahren! Wir können alle Tage freien, und die ſchönſten Mädchen ſind unſer.“

Die Todten aber, wenn ſie mit ihren fleiſchloſen Fäuſten ſchlagen, ſo iſt das viel ſchrecklicher als wenn ein Lebender einen Lebenden mishandelt. Das mußte jetzt Annuſchka erfahren.

Es kam ein alter Herr zu ihr und ſagte: „Siehſt du, was ich für eine ſchöne Uhr in der Taſche habe!“ und damit zog er eine häßliche Kröte zwiſchen den Rippen hervor.

„Geht!“ rief das Mädchen, „das iſt ja eine Kröte!“

„Eine Kröte? Wie käme ich zu einer Kröte, du Unart!“

„O Alterchen, weil Ihr todt ſeid und bereits ein Jahr im Grabe liegt!“

Da wurde das Geſpenſt überaus boshaft, und indem es mit den Armen und Fäuſten auf das arme Kind loshämmerte, rief es: „Ich todt? Warte nur — ich todt? es iſt keiner ſo friſchen Lebens wie ich. Komm, gib mir ſogleich einen Kuß.“

Um alles in der Welt willen hätte das Mädchen das nicht gethan; ſie lief fort und verkroch ſich unter einem Steine, ſodaß die Todten, die wieder alle hinter ihr drein waren, ſie nicht finden konnten.

So vergingen ſieben Tage und ſieben Nächte, da riß dem Mädchen die Geduld und ſie ſeufzte: „Ach wenn ich doch die Alte hier hätte! Aber ich habe das Wort vergeſſen, das ich mir merken ſollte. Wer mir nur das Wort ſagte!“ Da flog zufällig eine Droſſel vorbei, und ihr Geſang klag: Wa-wa-ling — Wa-wa-ling! — „Nicht ſo!“ rief Annuſchka, „aber ähnlich: Are-li-pa! So hieß es.“

Und im Augenblick ſtand die Alte bei ihr.

„Nun was gibt's?“ fragte dieſe.

Als das Mädchen ihre Noth geklagt, ſagte die Alte: „Du kannſt noch Jahre lang hier aushalten; die Todten werden dich nicht fortlaſſen, wenn du nicht ihren Willen thuſt.“

„Was ſoll's denn?“ rief das Mädchen; „ich mache ihnen ja ihr Lager zurecht, ich ſinge ihnen Märchen vor, ja ich habe ſogar einem von ihnen, der kein Hemd hatte, eins von meinen ganz neuen gegeben!"

„Das iſt's nicht!" entgegnete das Mütterchen, „du verſiehſt es dabei in einem Stücke!"

„Und das iſt?"

„Du ſagſt ihnen, daß ſie Todte ſind. Die Todten wollen aber nichts davon wiſſen, daß ſie todt ſind. Man muß ihnen gerade ſo ſchmeicheln wie den Lebendigen."

„Ich will's mir merken!" Und die Alte ging.

Nachts um die zwölfte Stunde kamen ſie alle wieder aus ihren Gräbern. Den ſieben Vettern ſagte das Mädchen, ſie wären junge, rüſtige Burſche, und ſie ſollten nur aufs Freien gehen; es könnte ihnen gar nicht fehlen, ihre Lippen wären friſch wie die Kirſchen und ihre Wangen wie der Vollmond ſo rund. Da lachten die Todten und ſagten: „Man ſieht, du haſt einen guten Geſchmack. Hier haſt du ein Stück Geld, und geh deiner Wege, wir haben deiner nicht mehr nöthig!" Und Annuſchka empfing von jedem ein altes Geldſtück in einem Stück vermoderter Lumpen eingewickelt. Dem alten Herrn ſagte ſie: „Wer wie Ihr eine ſo ſchöne Uhr hat, der kann lachen! Ueberhaupt Ihr ſeid ſo friſch und rüſtig, Ihr könnt noch hundert Jahre leben!“

„Das iſt wol möglich!“ ſagte der alte Herr, und lachte, daß der nackte Schädel ihm auf den Schultern wackelte. Dabei gab er dem Mädchen ebenfalls ein Stück Geld und hieß ſie gehen. Ebenſo machten es die andern Todten und Annuſchka konnte nunmehr den Kirchhof verlaſſen. Sie lief was ſie laufen konnte, und erſt als ſie ſich überzeugt hatte, daß niemand ihr folgte, ſetzte ſie ſich am Wege nieder und ruhte aus.

Zwei Tage und zwei Nächte war Annuſchka gelaufen, da war ſie ſehr müde und ihre Füße ſchmerzten ſie; da ſah ſie einen Wagen gar ſchnell auf ſich zufahren, drin ſaß ein Mann, der hatte den Hut tief ins Geſicht gedrückt, und zwei andere Männer ſaßen auf dem Bocke und kutſchirten ihn. „Ach liebe Herren“, rief ſie den Kutſchern zu, „könnt ihr mich nicht hinten aufſitzen laſſen?“

„Recht gern!“ Und das Mädchen ſchwang ſich hinten auf. „Wohin fahrt ihr?“ fragte ſie, und die Antwort lautete: „Wir bringen den Zaren Iwan Waſiljewitſch, den Schrecklichen, in die Hölle!“ Wie gern wäre ſie jetzt wieder hinabgeſprungen vom Wagen, aber der ging ſo ſchnell, daß ſie es nicht konnte! So fuhr ſie denn mit Iwan Waſiljewitſch, dem Schrecklichen, in die Hölle.

Den Eingang der Hölle bildete ein großes, weites Thor, überall mit feurigen Backſteinen ausgeſchlagen, und es wehte ſo heiß daraus hervor, daß man zu erſticken fürchten mußte. Dennoch ging es holter und polter hinein, daß die Wagenräder ächzten. Darauf wurde das Thor zugeſchloſſen.

Nun ſaß ſie in der Hölle.

Die Teufel ließen ſie nicht hinaus, denn ſie ſagten: „Wir haben mit dir noch ein Hühnchen zu pflücken! Du biſt das wilde Mädchen, und du biſt uns ſchon gut empfohlen worden!“

Wegen der großen Hitze legte ſie ihren gelben Rock weg, und alle ihre Hemden bis auf eins, das ſie anbehielt. Und nun ſagte ſie: „Was ſoll ich thun?“

„Das wollen wir dir ſagen. Du ſollſt ſieben Eier hart kochen für des Teufels Großmutter zum Frühſtück.“

„Nichts mehr?“ rief das Mädchen lachend. „Das ſoll mir ein Leichtes ſein!“ Und zu ſich ſagte ſie: „Die alte Frau will ihr Frühſtück gut bereitet haben; da hat ſie recht, daß ſie es einer gewiſſenhaften Perſon anvertraut, und nicht einem ſolchen Flegel, der immerdar in Flammen ſteht. Paßt auf, ich verſtehe Eier zu kochen, das iſt das Einzige, was ich in meiner Aeltern Hauſe gelernt habe.“ Und damit ſetzte ſie ſich hin an den Keſſel und fing an, die Eier zu kochen.

Aber die ſieben Eier wurden nicht hart.

„Wo bleiben meine Eier?“ ſchrie die alte Frau.

Annuſchka fühlte es kalt und heiß den Rücken überlaufen; ſie wußte, es war mit der Alten nicht zu ſpaßen, wie ſie zu Zeiten mit der Oberin der Kronserziehungsanſtalt geſpaßt hatte. Der Teufel kam ſelbſt in die Küche und fragte grimmig: „Warum bringſt du nicht die Eier für meine Großmutter?“

„Gnädigſter Herr, weil ſie nicht hart werden wollen!“

„Dafür ſollſt du ſieben Tage ſelbſt im harten Feuer ſitzen!“ Und man brachte das arme Mädchen in einen Ofen, worin ſie unbeſchreibliche Pein litt, und zuletzt ſo braun anlief wie die braune Brotrinde. Als man ſie wieder hinausließ, ſagte man ihr: „Nun koche die Eier!“ Aber die Eier wurden nicht hart und wurden nicht hart. Und die Teufel kamen alle und riefen: „Seht, das wilde Mädchen, nun wird ſie ſchon zahm werden!“ Und nochmals ſieben Tage mußte ſie an das harte Feuer. Da rief ſie in ihrer

Noth einmal ums andere: Are-li-pa!“ Und die Alte war da. Als ihr das Mädchen ihren Jammer erzählte, ſagte jene: „Kind, du kannſt noch ſiebenmal ſieben Jahre in der Hölle ſitzen, und die Eier wirſt du nicht hart bekommen, wenn du's nicht machſt ſo wie ich's dir ſagen werde! In den Kohlen, über denen dein Keſſel ſteht, ſitzt ein kleiner Teufel, kaum ſo groß wie eine Erbſe; er iſt hellgrün von Farbe und ſitzt zuſammengekauert, weil ihn immerdar friert. Sieben Millionen Jahre iſt er bereits in der Hölle, und er kann ſich nicht erwärmen. Wo er ſich hin verliert, da hat das ſtärkſte Feuer keine Macht, nur daß man ihn nicht immer zu finden weiß; denn, wie geſagt, er iſt ſo winzig klein und verkriecht ſich immer in die Kohlen, weil er da am eheſten ſich zu erwärmen hofft. Nimm ihn heraus, und du wirſt ſehen, die Eier werden alſobald hart. Und dann nimm dich auch in Acht, die Zahl drei auszuſprechen. Man hört ſie nicht gern in der Hölle, und du könnteſt dir damit wieder Unannehmlichkeit machen. Nun lebe wohl!“ Damit verſchwand die Alte und Annuſchka eilte ſogleich zu thun, wie ihr angerathen worden.

Sie ſuchte emſig in den Kohlen, unter dem Keſſel, und endlich entdeckte ſie den Teufel, der mitten keln, tiefliegenden Augen, voll eigenſinniger, proteſtantiſcher Beredſamkeit auf den ſchweigenden Lippen, wie ſie uns, eingehüllt in ihren ſchwarzen Talaren, umſtanden. Hier und da blühte ein bleiches Roth auf den Wangen, es zuckte hier und da eine Lippe — das ſüße Lied und Leid der Jugend glänzte verſtohlen in einem Augenpaar — aber dann tönte das Commandowort des Decurio, und alle ſtanden ſie ſoldatiſch geordnet, und alle ſchlugen ſie die Augen zu Boden, und alle brachen ſie zugleich in einen lateiniſchen Hymnus aus, der Gott loben ſollte, ihn aber eigentlich höhnte, denn das wohlgefälligſte Loblied auf der Lippe der Jugend iſt Frohſinn.

Der Rektor ließ uns einzeln vor ſich kommen. Er ſtellte mit mir ein kurzes Verhör an, das von beiden Seiten mit Artigkeitsbezeigungen endigte. Ich wurde entlaſſen und konnte ungehindert nach Hauſe reiten.

Ich hoffte, dieſen Vorfall meinem Vater

in der entſetzlichen Glut vor Froſt klapperte und die Beine hoch hinaufgezogen, zuſammengekauert daſaß. Mit einer Zange faßte ſie ihn und warf ihn aus dem Fenſter der Hölle ins Meer. Da fiel er hinein, und von dieſem Augenblicke gefror das ganze Meer, und heißt von daher das Eismeer. Und das Eis thaut nicht auf, ſolange die kleine grüne Erbſe auf dem Grunde deſſelben liegt.

Jetzt wurden die Eier hart, und die Großmutter verzehrte ſie mit vielem Appetit, und ſchenkte dem Mädchen einen harten Thaler. Sie hieß ſie zugleich gehen, denn nun war ihr Dienſt nicht mehr nöthig; die Eier wurden hart, auch wenn ein anderer ſie kochte. Annuſchka wollte aber nicht ohne ihren gelben Rock und ihre Hemden aus der Hölle gehen. „Ich weiß, daß ich noch drei Hemden übrig hatte, als ich herkam!“ rief ſie, aber kaum hatte ſie das Wort „drei“ ausgeſprochen, ſo entſtand ein ſolcher Lärm um ſie, und alle Teufel hoben ihre Fäuſte auf, daß ſie geſchwind machte daß ſie aus dem Thore entſchlüpfte, ſonſt hätte man ſie in tauſend Stücke zerriſſen. So verlor ſie denn ihren Rock und ihre Hemden, aber ſie war aus der Hölle erlöſt.

Sie ſetzte ſich auf einen Stein am Wege und rief: „Aber wild bin ich, wild werde ich bleiben! So zwingt man mich nicht!“ dabei fiel ſie um, denn ihre Schmerzen und ihre Wunden ließen ſie nicht länger aufrecht ſitzen.

Dem heiligen Patriarchen und apoſtelgleichen Kirchenfürſten Nikon macht der Märchenerzähler ſeine Reverenz!

Er macht ſeine Reverenz dem heiligen Athanaſius, dem Märtyrer!

Den heiligen Nikolaus Boroſius bittet er — jetzt da er von den Heiligen ſprechen will — ihm die würdigen Ausdrücke und Reden in den Mund zu legen!

Auch das wunderthätige Bild zu Kaſan bittet er um ſeine Fürſprache!

Als das Mädchen ſo zerſchlagen und ohnmächtig am Wege lag, ging in menſchlicher Geſtalt eines jener gebenedeiten Weiber vorüber, die mit dem Lächeln ihres roſigen Mundes die Verdammten aus der Hölle ziehen können. Sie ſah die tiefe Schmach und Verirrung des wilden Mädchens, hob ſie auf, ſchloß ſie in ihre Arme und ſchwebte mit ihr zum Himmel hinan.

Ach wie erſchrak das wilde Mädchen, als ſie ſich ihrer Schuld bewußt war, als ſie die ſaphirenen

Gewölbe des Himmelshauſes vor ſich ſah, und die diamantenen Säulen ihr in die Augen blitzten! „Wie wird es mir hier ergehen!“ ſeufzte ſie einmal übers andere. „Wie wird es mir hier ergehen! Ich habe nichts um meine Blöße zu decken; wie kann ich's wagen, vor das Antlitz der ewig Reinen zu treten, die ich beleidigt habe.“

Da wurde ihr ein helles, weißes Gewand umgelegt.

Und unſichtbare Hände kamen und bedienten ſie, und ihre Wunden wurden gewaſchen und geſalbt, und ihre häßlichen Narben mit heilenden Kräutern zugedeckt. Als ſie aufſtand, war ſie jung und ohne Schmerzen.

Und um ſie her tönten Harfen und Flöten.

Und lieblicher Schein floß von dem Gewölbe nieder, das das Allerheiligſte verbarg.

Da ging ein ſcharfes Schwert durch das Herz des wilden Mädchens, und ſie rief: „O hört auf mit euerer Güte! Schlagt mich, verſtoßt mich — denn das hab' ich verdient.“

Aber immer ſüßer wurde das Klingen.

Immer wonnereicher der Schein!

Und eine Stimme rief: „So ſtrafen die Heiligen.“ „O — Oh — Oh!“ rief das wilde Mädchen, „mein Herz bricht!“ Und ſie fiel auf ihr Antlitz und ſie wand ſich wie ein Wurm im Staube. „Gebt daß ich euere Fuße küſſe!“ ſchrie ſie; „daß ich den Staub von euern Füßen küſſe!“

Da that ſich die Wolke auf, und wie Millionen Roſenblätter flogen Morgenſtrahlen in den Himmel, und aus dem Glanze trat die heilige Anna hervor. Die Heilige ſagte: „Ich ſah dein Herz, und ſah daß es nicht ganz verloren war; ich prüfte dich in der Geſtalt der alten Bettlerin, und du erwieſeſt mir eine geringe, aber doch mildthätige That. Dieſe eine geringe That hat dich gerettet. So wenig gehört dazu, auf daß unſer Herz den Sterblichen zugeneigt werde! Wo nur ein Senfkorn Güte verborgen liegt, da verdrießt uns nicht die Mühe, ganze Berge zu durchgraben, um dazu zu gelangen. Auf, auf und wandle noch weiter auf Erden! dein Trotz iſt gebrochen, deine Wildheit iſt gezähmt!“

Und als ſie das geſprochen, verſchwand ſie. Das Mädchen erwachte wie aus tiefem Schlafe, auf der Schwelle ihres älterlichen Hauſes liegend. Da ging ſie hinein und das erſte Wort, das ſie ſprach, war: „Laßt mich meinen alten Vater und meine Mutter pflegen, das iſt meine Pflicht!“

Die Dienerſchaft war erſtaunt und fragte ſich untereinander: „Wie kommt unſer Fräulein zu ſo ſanfter Rede? Was iſt mit ihr geſchehen? Und wie geht ſie leiſe umher, und wie iſt ſie ſäuberlich gekleidet, und noch hat ſie niemand geſtoßen, und niemand aus dem Wege gedrängt! Was iſt nur das?“

Annuſchka that aber als hörte ſie dieſes nicht. Sie ging an das Sterbebett ihres Vaters und empfing deſſen Segen, dann auch den Segen der Mutter. Als ſie den beiden Alten die Augen zugedrückt, nahm ſie ihr Erbe und baute damit das Haus der Oberin wieder auf, und ging dann zu ihr und ſagte: „Laßt mich Euere Hände küſſen und nehmt mich jetzt wieder auf; „ich will folgſam ſein und Euch dienen wie nur eine Magd es kann.“

Und die erſtaunte Frau that, wie das Mädchen es verlangte.

Und das Mädchen wurde 80 Jahre alt und drei Monate, und war ein Muſter der Milde, Sanftmuth und aller weiblichen Tugenden.

O ihr Töchter der Erde, wandelt ihr nach!

Dem Märchenerzähler jedoch, dem wünſcht, daß er ein Weib bekomme dieſem ähnlich.

Das Seltſame in dieſer Erzählung iſt das Anrufen der Heiligen, als von einer heiligen Sache der Bekehrung des Mädchens die Rede iſt. Etwas Aehnliches finden wir in altdeutſchen Sagen, beſonders ſolchen, die in Legendenform auslaufen.

Herr von Sievers war krank aus Amerika heimgekommen und brauchte in Berlin eine Waſſercur, die er auf das ſtrengſte für ſich nutzte. Abends, wenn wir am traulichen Tiſche beiſammenſaßen, verließ er uns um die achte Stunde, um ſich in ſeine naſſen Tücher wickeln zu laſſen. Für einen jungen Mann eine ſeltene Gewiſſenhaftigkeit, die wir öfters, wiewol immer vergeblich, zu erſchüttern verſuchten. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit wurde auch in andern Dingen von ihm auf das eigenſinnigſte beobachtet; in ſeinen Arbeiten, ſeinen Papieren, ja ſogar in ſeinen Erinnerungen, die er ſorgſam ordnete, ſichtete und zuſammenſtellte zu eigenem Gebrauch. Ich habe ſelten eine Natur gefunden, die wie die ſeine mit trefflichen Anlagen geboren, Arbeit und Fleiß, durch Treue und Ordnung, ſowie die genaueſte Gewiſſenhaftigkeit im Verkehr mit ſeinen Bekannten und Freunden vereinigte. Durch ihn aufgemuntert, entſchloſſen ſich ſo manche, bisher unbeachtete Talente, mit ihren Productionen ans Licht zu treten und um den Beifall der Kenner zu buhlen. Man erkannte aus ſeiner Sammlung vaterländiſcher Dichter, wie ſchöne Blüten das Vaterland beherbergte; es fehlte nur bei der Entfernung vom allgemeinen deutſchen Vaterlande an Gelegenheit für dieſe Dichter, bekannt zu werden. Dieſe Gelegenheit bot nun Sievers. Seine eigenen Schöpfungen, die an Werth voranſtehen, ließ er in beſcheidener Weiſe zurücktreten und ordnete ſie denen ſeiner Freunde unter. Das Buch kam, gut ausgeſtattet, in Berlin in der Schröder'ſchen Buchhandlung heraus, und hatte nur den einzigen Fehler, daß es zu einem zu großen Umfange angeſchwollen war. Eine zweite Sammlung hatte zum Zwecke, für die verwundeten ruſſiſchen Krieger im Kaukaſus zu dienen; es enthielt demnach Schilderungen, die auf dieſen Zweck Bezug hatten. Seine amerikaniſche Reiſe ſoll noch erſcheinen, und Kenner ſind darauf geſpannt. Als ich ihn in Dresden wiederſah, war er munter und wohl, ging aber dennoch nach Ilmenau, um die Waſſerheilanſtalt zu beſuchen.

5.

Es war an einem Novemberabend 1849, als ich am Theetiſche bei Fräulein S— weilend, einen kleinen Kreis von Freunden dort zuſammenfand, die ſich auf die munterſte Weiſe über Tagesneuigkeiten beſprachen. Ludmilla Aſſing, die Nichte Varnhagen's, ſah mich in einem Briefe leſen und fragte ſcherzend, von wem ein ſo wichtiges Schreiben komme, das mich für die Geſellſchaft unbrauchbar machte. „Ich weiß wirklich nicht“, entgegnete ich ihr, „was ich Ihnen ſagen ſoll. Es iſt ein Brief, den ich heute erhalten habe, der aber ſo undeutlich geſchrieben iſt, daß ich, obgleich ich immer von neuem wieder anſetze, doch nicht über den Anfang hinauskomme. Die Unterſchrift kann ich nun gar nicht leſen, und es bleibt für mich ein Geheimniß, wer die Dame iſt, die ſich ſo freundlich für mich intereſſirt, und ſogar mich kennen zu lernen wünſcht.“

„Ach“, rief Ludmilla, „alſo ſo viel haben Sie doch herausgebracht?“

„Errathen", entgegnete ich.

„Zeigen Sie, ich bin nicht unglücklich im Dechiffriren unleſerlicher Hände."

Ich gab ihr den Brief hin. Sie begann, an der Unterſchrift ſich zu üben, allein dieſe Uebung fiel ſchlecht aus: ſie errieth ebenfalls nicht, was die ſeltſam verſchlungenen Arabesken zu bedeuten hatten, die die Namensunterſchrift zu Ende des Briefes bezeichnete, oder erſetzten. Endlich rief Frau von T—, die die Handſchrift von ferne ſah: „Ach, das iſt ja meine gute alte Freundin, die Frau von W—! Hat ſie an Sie geſchrieben? Ei wie ſeltſam, ohne mir auch nur ein Wort von dieſem ihrem Plane zu ſagen. Laſſen Sie doch ſehen! Der Brief wird wol kein Geheimniß enthalten. Sie iſt berühmt wegen der ſchönen, ausdrucksvollen und lebendigen Briefe, die ſie zu ſchreiben verſteht. Uebrigens können Sie ſich's zur beſondern Ehre anrechnen, daß die originelle, geiſtreiche alte Frau ſich an Sie gewendet hat."

„So hab' ich alſo endlich einen Interpretator gefunden!" rief ich freudig. „Das Räthſel wird gelöſt. Alſo eine Frau von W— iſt's."

„Zeigen Sie, wir wollen alle wiſſen, was ſie ſchreibt."

Der Brief wurde vorgeleſen. Er enthielt die freundliche Aufforderung, eine alte Frau zu beſuchen, die in der Einſamkeit lebend, keine andere Mittel wußte, ſich mit der Welt und ihren Abſichten auf dieſelbe verſtändlich zu machen, als eben durch die Feder. Sie geſtand ein, daß ſie vor einigen Tagen ein Buch geleſen, das ihr ganz beſonders gut gefallen habe, ſo gut, daß ſie daraus den Wunſch habe aufſteigen fühlen, den Mann, der das geſchrieben, kennen zu lernen. Läge die Befriedigung dieſes Wunſches nicht in meinem Intereſſe, ſo ſollte ich thun, als wäre er gar nicht mir bekannt geworden; eine alte Frau wäre daran gewöhnt, daß ſie ſo manches ſich verſagen müßte, es würde auch hier daſſelbe ſein, und die Sache wenig auf ſich haben.

„Geſtehen Sie“, rief ich den Damen zu, „daß der Schluß etwas Auffälliges hat, beinahe Beleidigendes.“

„Ja, ſo iſt ſie!“ rief Frau von T—. „Mit der liebenswürdigſten Manier kann ſie einem einen coup de patte geben, den der Empfänger fühlt. Aber fahren Sie zu ihr; Sie werden eine der wenigen intereſſanten Perſönlichkeiten finden, die uns noch aus alten Tagen übrig bleiben. Sie war unter dem vorigen Könige eine ſehr einflußreiche Dame, die ihm manches, was der Herr ſonſt nicht gern hörte, geheim zu halten, allein er war ihm ſchon verrathen worden, bevor ich auf dem Schloſſe anlangte. Sein Schreck und ſein Zorn hierüber kannten keine Grenzen. Man hatte ihm geſagt, daß ich mit Zwang von den Knechten des Rektors fortgeführt worden ſei, und dieſe empörende Handlung ſchien ihm doppelt ſtrafwürdig, da er ein Patron der Schule, und der Rektor in ihm einen Vorgeſetzten anerkennen mußte. Er ließ mich ſogleich zu ſich kommen, und mäßigte ſeinen Zorn in ſo weit, daß er mich ruhig einen Bericht von dem ganzen Vorgange abſtatten ließ. Meine Worte enthielten manches, was ihn beſänftigte, allein nun verlangte er zu wiſſen, ob ich in irgend eine Verbindrng getreten, ob ich Mitwiſſer eines Geheimniſſes ſei. — Was ſollte ich antworten? Meine Lage war im höchſten Grade peinlich. Sollte ich den Freund verrathen? ſollte ich den Vater täuſchen? — Beides war mir unmöglich. Sein dunkles, durchdringendes Auge ruhte auf in der beſten, heiterſten Weiſe beizubringen wußte. Sagen Sie das der Frau von W—, hieß es oft; wenn ſie ſich der Sache annimmt, ſo iſt's ſo gut als wäre ſie durchgeſetzt! Und Frau von W— war die willkommene Dolmetſcherin und Erklärerin ſo mancher zarten Herzensſache, ſo mancher Intrigue."

„Sie wohnt in Charlottenburg", ſagte ich. „Soeben leſe ich dieſes am Eingang des Briefes."

„Dahin hat ſie ſich bei der Verheirathung ihrer älteſten Tochter, die dort geſtorben iſt, zurückgezogen!" erklärte eine andere Dame. „Früher hat ſie hier in Berlin gewohnt und ein Haus gemacht. Haben Sie denn nie von ihr ſprechen gehört?"

Ich verneinte dies.

„Fahren Sie zu ihr. Laſſen Sie ſich unter keiner Bedingung eine ſo anziehende Bekanntſchaft nehmen", rief Frau von T—. „Eine ſolche alte Dame finden Sie nicht wieder, Sie mögen ſuchen ſoviel Sie wollen."

Dieſem Rathe folgte ich. Ein junger Verwandter von ihr, ein Ulanenoffizier, miethete einen Wagen und ſo fuhren wir eines Abends nach Charlottenburg. Wir kamen an und wurden auf das beſte empfangen. Die alte Dame kam mir entgegen, dankte mir für die Erfüllung ihres Wunſches, ich wurde ein paar Bekannten vorgeſtellt und mit der Tochter bekannt gemacht. Die Unterhaltung war etwas einſilbig. Das Souper, das darauf folgte, war auch nicht viel geſprächiger, und ich ſchied, nicht angenehm und nicht unangenehm berührt. Von der Originalität der alten Dame hatte ich nicht viel zu hören bekommen, ſie war einſilbig und ſchien mehr beobachtend als ſelbſt thätig; die Herren trugen die Laſt der Unterhaltung. Ich berichtete in dem Kreiſe der Fräulein S— von dieſem Empfang, und vernahm, daß dieſes der gewöhnliche erſte Eindruck ſei, daß ich mich nicht abſchrecken laſſen und den Beſuch baldigſt erneuen ſollte. Frau von T— fragte mich neugierig, wie mir Frau von W— gefallen. Ich erwiderte, ſie hätte ein bedeutendes Geſicht, hätte die Formen einer alten Norne, und es würde mich gar nicht wundern, wenn ſie mir im Traume erſchiene als Meg Merillis mit ihrem Runenſtabe. Uebrigens ſähe man, daß ſie eine ſchöne Frau geweſen und daß ſie es eigentlich noch war, wenn man die Schönheit der menſchlichen Geſichtsbildung in der Bedeutſamkeit ſeiner architektoniſchen Formen und Linien ſuche. Das war alles, was ich von dieſem erſten Beſuche mit nach Hauſe nahm.

Der zweite folgte erſt ſehr viel ſpäter. Es hatte ſich allerlei dazwiſchengeſchoben; ich hatte Charlottenburg und meine neue Bekanntſchaft faſt vergeſſen, wenigſtens war ſie in den Hintergrund getreten vor neuen Erſcheinungen und Bekanntſchaften. Bei dem zweiten Beſuch, den ich am Vormittag abſtattete, fand ich die beiden Damen, Mutter und Tochter, allein, und da erfreute mich ſchon dieſes trauliche liebevolle Weſen, das ſie gegeneinander behaupteten, und die Mutter, die jetzt frei ſprach und ohne Rückhalt ſich über einige Perſonen unſerer beiderſeitigen Bekanntſchaft äußerte, machte mich ſtaunen über ihr richtiges Urtheil, über ihre Kenntniß der Menſchen und Dinge. Sie trug ihre Anſichten mit geſundem Humor und mit Witz vor, ſodaß ich ſah, eine ſolche Weiſe müſſe gerade einem Manne, wie Friedrich Wilhelm III. war, gefallen haben. Nichts an ihr war herkömmlich, wie bei andern alten Frauen, ſie war ſo originell friſch, ſo, ich möchte ſagen, muthwillig heiter, daß ihr Geſpräch mich feſſelte und ich lange über die beſtimmte eine Stunde blieb, und wie ich wegging, mir die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen. „Kommen Sie, wenn Sie wollen“, erwiderte ſie freundlich zutraulich, „Sie werden mich immer auf dem Platze finden. Eine alte Frau wie ich geht nicht mehr aus.“

Auf dieſe Aufforderung kam ich nun öfters, zur Theeſtunde, wo ich ſtets beide Damen, ſelten noch jemand drittes zuſammenfand, am Vormittag, wo ſie mich öfters allein annahm. Ich kann nicht ſagen, welch einen Zauber ich hier empfing, welch eine Welt des Beſondern und Eigenthümlichen mir ſich hier öffnete, wie ich die alte Dame, in ihren Sonderbarkeiten, in ihrem kräftigen männlichen Weſen, das doch dabei mit echt weiblicher, liebevoller Empfänglichkeit gepaart war, vor mir ſitzen ſah und während ihre Nadel beſchäftigt war, die ſchönſten Blumen in Wolle zu ſticken, das lebendige Wort ihren Lippen entſchlüpfte, das immer das Richtige traf und ſagte. Dabei gewannen ihre Züge, die mich früher hart und ſteinern angeſprochen, einen Zug unendlicher Liebe und des ſchönſten Vertrauens. Ihre Kleidung war die größte Einfachheit ſelbſt, völlig ohne allen modiſchen Schmuck, aber auf das äußerſte ſauber. Das ergraute Haar war unter einer vielfach gefältelten Krauſe verſteckt, die ziemlich tief in die Stirn reichte, über der weißen Haube befand ſich für gewöhnlich noch eine ſchwarze, taffetne. Bei feſtlichen Gelegenheiten legte ſie noch einen ſchwarzen Schleier darüber, der dann unters Kinn zuſammengeknüpft wurde. Ein weißer Kragen und eine ſchwarze

Mantille ſchloſſen ſich daran, ein einfacher Rock beſchloß den Anzug. Nichts von Puffen und wattirtem Ueberwurf, nichts von beſondern Aermeln, modern zugeſchnitten, endlich nichts von falſchem Haar und ſonſtigen Toilettenkünſten, mit denen Frauen, die das Alter ſcheuen, ſich eine erlogene Jugend feſtzuhalten ſtreben. Die prächtige gute Alte war ganz ſo, wie ich mir ſtets eine würdige Matrone gedacht habe, in der Einfachheit wahr und natürlich, in der Herzlichkeit offen und ehrlich. — Dabei erinnerte mich ein Zug im Geſichte an meine eigene Mutter, ſodaß ich mir kein größeres Glück denken konnte, als die mütterliche Liebe dieſer ſeltenen Frau mir zugeſichert zu ſehen.

Sie bekümmerte ſich, als wir näher bekannt wurden, um meine kleinen häuslichen Erforderniſſe, ſie gab mir Rath, und wenn wir eben über Menſchen und Situationen ſo ernſt und ſo erſchöpfend geſprochen hatten, wie es das Thema erforderte, ſo kam ſie mit einer heitern Wendung auf meine Angelegenheiten und da war ſie ganz die vorſorgliche, praktiſche Frau, die nichts außer Acht läßt, die über alles nachgedacht, es ſelbſt beſorgt, unter ihrer Anleitung hatte beſorgen laſſen, und die, mit einem Worte zu ſagen, immer auf dem Platze war, und ſich über nichts täuſchen ließ. Da ſie eine vornehme Frau war, ſtets in der großen Welt gelebt hatte, ſo war dieſes beſonders auffallend. Sie wußte über Küchen- und Wirthſchaftsgegenſtände mit dem richtigſten Ermeſſen zu walten, ihre Vorrathskammer enthielt in weiteſter Ausdehnung die koſtbarſten Producte wie die einfachſten, alle unter ihrer Leitung zubereitet, in ſaubern Gläſern und Flaſchen eingepackt, und es war ihr Stolz, wenn ich dieſe Schätze muſterte und ſchätzte. „Sehen Sie, lieber Sternberg", ſagte ſie bei ſolchen Gelegenheiten, „alle dieſe Dinge, an und für ſich unbedeutend, erlangen ihren Werth, wenn man ſich ſelbſt mit ihnen beſchäftigt hat und ihre eigentliche Natur kennen gelernt. Dieſes Gläschen mit ſauern Gurken habe ich ſechsmal umkochen laſſen, ehe ich die rechte Art hervorbrachte, die gerade dieſe Früchte haben wollen, um ſich als ſchmackhafte Biſſen zu präſentiren. Was man ſo gewöhnlich findet, iſt grobe Waare, dem Zufall und der engen Küchenkenntniß ihrer Bereiter überlaſſen." Dabei war die Frau die Mäßigkeit und Enthaltſamkeit ſelbſt; ſie ſelbſt aß nur wenig; es war alles für ihre Freunde, die ſie beſuchten, und denen ſie oft ganze Körbe von ihren Schätzen mitgab. Dieſer Topf, dieſes Glas, dieſe Schachtel iſt von Frau von W—! galt in dem ganzen Kreiſe ihrer Bekanntſchaft als ein unantaſtbares Zeichen der Vortrefflichkeit der Waare.

Ihre frühern Schickſale waren, wenn auch nicht auffallend, doch ungewöhnlich, ſie bezeichnen ſo ganz den Gang, den dieſe eigenthümliche Natur zu gehen beſtimmt war. Ihr Vater war preußiſcher Legationsrath in Portugal und verlebte gerade das merkwürdige Erdbeben, das halb Liſſabon in Trümmer legte. Seine Rettung war mit beſondern Umſtänden verknüpft, die eine genauere Freundſchaft mit einer portugieſiſchen Familie zur Folge hatten, von der er zum Angedenken einen großen Rauchtopas, von der Größe eines Taubeneies, zum Geſchenk erhielt. Dieſer Stein iſt noch in der Familie und wird beſonders geſchätzt. Der mehr als wohlhabende Mann, der für reich gelten konnte, hatte nur eine Tochter, die er faſt männlich in Entbehrungen und mit der Natur in engſter Vertrautheit erzog. Der „Emil“ des Rouſſeau mochte hier wol unbewußt zum Vorbild gelten. Die Erziehungsmethode fiel gut aus. Das kleine Mädchen emancipirte ſich von ihrer Gouvernante, ſtrich öfters allein in den Umgebungen des Guts umher, und brachte gelegentlich auch wol eine Nacht im Freien zu, auf einem Heubündel gebettet. Der Vater, in ſeinen Geſchäften, kümmerte ſich wenig um die Kleine, die raſch und kräftig emporwuchs und den andern Mädchen ihrer Bekanntſchaft als Vorbild diente. Als ſie das ſechzehnte Jahr erreicht hatte, legte ſie ſelbſt Hand an ihre praktiſche Ausbildung; das heißt, ſie that ſich in die Lehre zu einer Hausfrau und Wirthin und hier ſtand ſie ſelbſt dabei, wenn geſchlachtet wurde, lernte den Schlächtern, Bäckern, Köchen ihre Kunſtgriffe ab, und war nichts als eine eifrige Wirthin. Der Vater, der ſie gewähren- ließ, hatte nur immer nöthig zu erinnern, daß die Geiſtesbildung nicht dabei zurückbleibe. Als die Jahre dahin waren, wo ſie der Landwirthſchaft und den praktiſchen Vorkenntniſſen, die eine künftige Hausfrau und Wirthin wiſſen mußte, ihren Tribut abgetragen, trat ſie als hübſches, ſchlankes, kluges und artiges Mädchen in die Geſellſchaftsſäle. Ihre freie Offenheit, die Kühnheit, mit der ſie ſich ausdrückte, das Gefühl von Selbſtbewußtſein, zogen viele Bewunderer und Freunde heran. Dabei lockte auch die volle Börſe des ſchönen Kindes. Ein Herr vom Adel bewarb ſich um ſie, ſie war ihm gut, aber doch nicht ſo ſehr, daß ſie nicht forſchte was er treibe, womit er ſich beſchäftige, und als ſie hörte, daß er künftig nur von ihrem Gelde behaglich leben wollte, hatte ſie den Muth, ihm aufzuſagen. Dieſe kecke That wurde bekannt, der Herr wurde verſpottet und das Mädchen gerühmt. Ueberall hatte man von dem ſeltenen Naturkinde gehört; jedermann wollte das achtzehnjährige Wundermädchen ſehen, ſie bekam Freundſchaftsanträge, Liebesbewërbungen, denen ſie in ihrer Weiſe genügte. Es kam zu keiner Verbindung. Der Vater wurde diplomatiſch benutzt, er verließ Berlin um Reiſen zu machen, unterdeſſen blieb die Tochter bei ihrer Gouvernante, als Genoſſin einer hochachtbaren Familie, mit deren Töchtern ſie in Geſellſchaften erſchien. Das damalige Berlin war nicht ſo excentriſch, ſo verwöhnt, ſo von Luxus eingenommen, wie es heutzutage iſt, es konnte alſo nicht auffallen, mitten unter den geſchmückten jungen Schönheiten dieſes Mädchen der Natur zu finden, die ihr ſchönes Haar frei in Locken auf die Schultern fallen ließ, die nichts von Putzſtücken an ſich trug als eine ſchöne Schnalle, mit der das große, blaue Gürtelband, das ihre Taille umſchloß, feſtgehalten wurde. So beſuchte ſie Theater, Soiréen, Bälle, Concerte mit ihren Freundinnen, zuweilen auch allein mit der Gouvernante. Es konnte nicht fehlen, es mußte bald ein neuer ernſtlicher Antrag kommen, und diesmal war das kluge Mädchen nicht klug, ſie griff zu, wo ſie früher, als der Gegenſtand nicht ſo reizend war, erſt lange geprüft und zuletzt verworfen hatte. Der junge Mann, der ſehr ſchön war und dabei ein dichteriſches Talent beſaß, hieß Herr von Kleiſt, ein Vetter von jenem berühmten Dichter Heinrich von Kleiſt. Herr von Kleiſt, der ſelbſt ohne Vermögen war, ſah ſich vom Glück begünſtigt, mit einem Schlage eine ſchöne junge Frau und ein bedeutendes Vermögen zu bekommen. Seine Freunde wünſchten ihm Glück, riethen ihm aber an, die Reſidenz zu verlaſſen und ſeinen Schatz in Sicherheit zu bringen, da er wahrſcheinlich viele Neider haben würde. Er kaufte mit dem Gelde ſeiner Frau ein hübſches Beſitzthum und richtete ſich darauf mit großer Behaglichkeit ein. Jahre des Glücks und der ſchönſten Eintracht vergingen dem verbundenen Paare. Außer einigen Anfällen von Eiferſucht, die beſonders bei einem Beſuche der berühmten Frau von Staël rege wurden, die es darauf anlegte, den jungen Ehemann an ſich zu feſſeln, legte ihm ſeine Frau kein ſtörendes Motiv in den Weg, er ihr aber ſo manches. Die Bewirthſchaftung des Guts erwies ſich als planlos und leichtfertig. Große Summen wurden verſchleudert, und die junge Frau ſah ihr Beſitzthum ſchwinden. Sie legte den liebenswerthen Verſchwender leichte Hinderniſſe in den Weg, ſie beſorgte verſtändige Vermir. Ich bat mir Bedenkzeit aus, um, wie ich vorgab, mich zu prüfen, ob ich irgendwo und irgendwie Dinge geſprochen und begangen hätte, die im Stande waren, den Verdacht rege zu machen. Mein Vater entließ mich; aber ſein Blick verrieth Mißtrauen. Er griff, um ſchnell und ſicher Gewißheit zu haben, zu einem Mittel, das ich nicht billigen kann. Er ließ heimlich mein Zimmer durchſuchen, und jenes Briefpäckchen, das ich wohl aufbewahrt hatte, wurde gefunden. Jetzt war meine Liſt vergeblich. Ich hatte mit meinem Vorgeben Zeit zu gewinnen geſucht, um das Anvertraute in Dionyſens Hände ſchleunigſt wieder zurück zu liefern; jetzt, da das Unglück geſchehen war, konnte ich nicht anders, als durch ein freimüthiges Bekenntniß einen Theil meiner Schuld mildern. Ich flehte meinen Vater an, den unglücklichen Fund ohne Nennung irgend eines Namens an die Behörde auszuliefern, er erwiederte mir ſtrenge, daß er ſelbſt wiſſe, was walter, welche wieder gut machen ſollten, was der Herr verderben; alles vergebens. Die Verwalter wurden abgeſchafft und ein einziges Wort des geliebten Mannes, eine Verſicherung, ein Schwur und die beglückte Bethörte wandelte auf ihrer Bahn weiter. Endlich wurde das Gut mit mäßigem Schaden verkauft und man war im Begriff ein neues zu erhandeln, als Herr von Kleiſt erkrankte und ſtarb. Die Ehe hatte nur wenige Jahre gedauert, ſie war ſchön und heiter geweſen, aber ſie hatte auch die Hälfte des Reichthums der Frau dahingenommen. Mit einer Tochter, ein Sohn war ſchon früher geſterben, zog ſich die junge Witwe nach Berlin zurück.

Ein neuer Heirathsantrag zerſchlug ſich. Frau von Kleiſt erklärte, ſie werde nicht wieder heirathen. Einer ſtreng ſittlichen Frau, wofür ſie in ihrem Freundeskreiſe bekannt war, ſtand dieſer Widerwille gegen die Heirath beſonders ſeltſam an. Sie war eine junge Witwe von noch nicht voll dreiundzwanzig Jahren. Ihre urſprüngliche Schönheit hatte ſich entfaltet, und war ſie bereits früher von den Kennern der Reize einer wohlgebildeten Frau beachtet worden, ſo eilte man jetzt Bilder von ihr zu beſitzen, denn ſie galt für eine Schönheit des Tags. Herr von Kleiſt hatte ein Büchelchen herausgegeben, worin er ſich und ſie in der idylliſchen Mode der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte darſtellen laſſen, wie ſie mit ihrem Kinde in einer Laube ſaßen. Das Gedicht, das dieſem Bilde zugegeben war, pries die ländlichen Reize des Lebens in der freien Natur und das Glück gefühlvoller Herzenseinigkeit. Das Büchelchen machte die Runde im Bekanntenkreiſe, und manche gefeierte Schönheit pries mit einem erſtickten Seufzer das Glück, neben einem ſo hübſchen jungen Manne zu ſitzen, fern von dem neckiſchen Treiben und den buhleriſchen Launen der Glücksgöttin.

Herr von W—, ein mecklenburgiſcher Edelmann, von altem Adel, ein rechtlicher, achtungswerther und dabei reicher Mann, trat unter den Kreis der Verehrer der Witwe. Sie wählte ihn. An ſeiner Seite war ihr Leben nun ein völlig verſchiedenes von ihrem frühern. Hier befand ſie ſich neben einem praktiſchen, lebenserfahrenen Manne, der weit entfernt durch dichteriſche Träumereien den Reſt ihrer Habe zu gefährden, dieſe ſchützte und durch zweckmäßige Verwerthung wieder zu einem beachtenswerthen Umfange anſchwellte. Mit ihm in Mecklenburg auf dem Lande lebend, überſtand ſie die böſen Kriegsjahre, die Napoleon über Europa brachte, und mit bewunderungswürdigem

Muthe ſah man ſie handeln und das Richtige ergreifen, während der Gemahl von dem Gute abweſend, ſeinen ſonſtigen Geſchäften oblag. Die franzöſiſchen Offiziere erkannten ihre praktiſchen Maßregeln an, und manches Unheil wurde von dem Beſitzthum abgewendet. Als die Kinder, vier an der Zahl, emporwuchſen, trennte ſie ſich von ihrem Manne, der auf dem Gute zurückblieb, und wählte Berlin zu ihrem Aufenthaltsorte. Hier ſah ſie ſich nach tüchtigen Kräften im Erziehungsfache um und warb dieſe für ſich an. Die jungen Mädchen empfingen eine Gouvernante, die Knaben mußten vorbereitende Studien treiben, die den einen für das Militärfach, den andern zum Landwirth tüchtig machten. In dieſer Zeit war es, wo ihr Haus ein Verſammlungsort der höhern Geſelligkeit wurde, wo Schriftſteller und ſchreibende Damen von Ruf ſich hier ſahen. Varnhagen mit ſeiner berühmten Rahel, Frau von Hohenhauſen, Helmina von Chézy kamen an beſtimmten Abenden hier zuſammen und fanden hier einen Kreis von Männern, unter denen ſich der Kurländer Schilling, Herr von Maltitz, damals als ruſſiſcher Attaché an der Legation von Berlin angeſtellt, und mehrere höhere Militärperſonen befanden, denn die Kleiſt'ſche Tochter der Frau von W— hatte ſich unter-

Univ. Bibl. München

deſſen mit einem Dragoneroffizier verheirathet, und dieſer führte ſeine Kameraden heran. Dieſe Abende waren nach der damaligen Art, Geſellſchaften zu geben und zu beſuchen, ſehr munter. Die Offiziere trieben ihren Scherz mit den ſchriftſtellernden Damen und dieſe ließen wieder ihre Verehrer nicht ungeneckt. Geheime Liebſchaften wurden ausgekundſchaftet und zur Beſchämung und Entrüſtung der betreffenden Perſonen ans Licht gezogen. Das Ganze endigte ſich gewöhnlich mit ausgelaſſenem Lachen und unter lauten Scherzen. Unter dieſen luſtigen Gäſten zeigte ſich der ewig ernſte Maltitz als eine auffällige Erſcheinung und erregte die Theilnahme der Frau des Hauſes, die öfters in ihn drang, ihr die Quelle ſeiner geheimen Leiden zu offenbaren. Ich weiß nicht, ob es zu einer Erklärung kam, ſo viel iſt jedoch gewiß, daß dieſe ernſte Maske gewählt wurde, um ſich von manchem, was ihm nicht behagte, fern zu halten. Die rohe Manier der Offiziere war dem feinen Dichter und Denker nicht behaglich und nicht förderlich. Nach zwei oder drei Geſellſchaftsſtunden vereinte dann ein treffliches Souper die Geſellſchaft nochmals, um ſie alsdann zu baldigem Wiederſehen zu entlaſſen.

Bei der heranwachſenden Jugend des Hauſes, wo die Töchter die Hofgeſellſchaften zu beſuchen anfingen, die Söhne ihrer Beſtimmung nachgingen; der eine die Kaſerne bezog, der andere auf die Univerſität ging, veränderte ſich der Zuſchnitt des Hauſes und ſeiner Geſelligkeit. Jetzt mußte die verſorgende Mutter darauf bedacht ſein, ihren Töchtern in den Kreiſen, wohin ſie ſie jetzt führte, die beſte Aufnahme zu bereiten, zugleich für Tänzer zu ſorgen, denn ſie wollte nicht zu den Müttern gehören, die ihre Töchter nur in die Tanzſäle führen, um ſie nach Ablauf von fünf mit beharrlichem Sitzen hingebrachten Stunden mit Staub bedeckt nach Hauſe zu bringen. Daran war jedoch nicht zu denken. Die Töchter waren zarte, mit Jugendreiz reichlich ausgeſtattete Geſtalten, und die Mutter war dem Könige bereits bekannt als eine muntere Dame, mit der ſich ein Wort ſprechen ließ. Dies war genug, um allen dreien eine gute Aufnahme zu bereiten. Der einſiedleriſch lebende König fragte bei Anfertigung der Balliſten immer zuerſt: „Iſt Frau von W— nicht ausgelaſſen?“ Er ſah die Töchter und die Mutter auf ſeinen kleinen Dejeuners, und da war es, wo er, der ſo ſelten mit Frauen ſprach, oft ſtundenlang ſich mit Frau von W— unterhielt, ſich von ihr wohlgefällig allerlei ſagen ließ, das niemand anders ihm zu bieten gewagt. Die gerade Offenheit, der gute Humor, die Rückſicht auf andere, denn nie bat oder wünſchte Frau von W— etwas für ſich, mochten dem alten Herrn angenehm auffallen, weil ſie ſo ſelten ihm vorgekommen waren. Sie liebte auch den König wahrhaft, und ſprach mit Rührung von ihm, ebenſo von ihrem alten Jugendfreunde, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, mit dem ſie bis an ihr Lebensende in Correſpondenz blieb. Den Hof von Strelitz betrachtete ſie übrigens als zu ihrer Familie gehörig. Jede freudige Begebenheit, die ſich dort ereignete, jeder Trauerfall war ihr perſönlich angethan; ſowie ſie denn auch zur Zeit der Unruhen des Jahres 1848 bedeutende Dienſte der großherzoglichen Familie leiſtete.

Frau von W— dankte ihre Ausbildung wenig den Büchern, obgleich ſie viel las, doch meiſtens nur leichte Lectüre, ſondern einzig ihrem Naturell. Wie die meiſte Zahl der Frauen damaliger Zeit, war ſie weit entfernt, eine gelehrte Bildung, ja nicht einmal eine Schulbildung zu beſitzen. Was ſie an Schulbildung beſeſſen, hatte ſie ſchon längſt wieder vergeſſen, und ihre Verſtöße im Deutſchſprechen waren zahlreich; aber man hätte um alle Schätze der Bildung dieſes köſtliche, derbe und bezeichnende Deutſch, das ſie ſprach, nicht hingeben mögen. Es war ihre

Sprache; ſie hatte ſie ſich gebildet, ihrem Geiſte, ihren Urtheilen angepaßt, und es lag in ihrer Ausdrucksweiſe ſo viel Mannichfaltigkeit, und eine ſo geſunde Keckheit, daß man ſogleich wußte, woran man war. Sie ſchmeichelte zwar, weil ſie glaubte, dieſes im Verkehr mit den Menſchen nöthig zu haben, aber ihre Schmeichelworte, wenn ſie im Gefolge dieſer offenen und einfachen Sprache kamen, galten nicht für ſolche, ſondern für baare Wahrheit und erfreuten den Empfänger um deſto mehr. Auch ihre berühmten Briefe waren oft vom Anfange bis an den Schluß nichts als ſchmeichelnde Phraſen, aber ſie klangen wie derbe Wahrheiten, die der Schreiber nothgedrungen auftiſcht, um ſich eine Pflicht vom Halſe zu wälzen. Es war nur zu bedauern, daß ſie, namentlich in ſpätern Jahren, dieſes geſchickte Medicament jedem austheilte, und daß es dadurch an ſeinem Werth und ſeiner Wirkung verlor; auch waren die Briefe oft ſo ſchlecht geſchrieben, was die Handſchrift betraf, daß man ſie, wer ſie nicht bereits ſchon öfter erhalten hatte, halb ungeleſen beiſeite legen mußte.

6.

Dies war die Frau, die meine Schwiegermutter wurde. Ich habe ſie herzlich geliebt und verehrt, trotz mancher Mishelligkeit, die hier und da zwiſchen uns ſich einſchlich. Sie iſt nun ſeit Jahren dahin, allein meine Frau und ich vermiſſen ſie, als wenn ſie geſtern von uns gegangen. Sie erreichte ein Alter von nahe an 80 Jahren, und nie ward dieſe große Zahl von Jahren durch Krankheit getrübt. Eine kernhafte Geſundheit gehörte zu ihren Lebenselementen, die man von Kindheit auf nicht durch Verweichlichung und böſe Angewohnheiten in ihrer Kraft geſchwächt hatte. Sie hatte von dem Luxus und der jedesmaligen Mode nur ſo viel angenommen, als ſie für ſich paſſend fand, und das war immer nur ein kleines Theil. So auch in ihrer Umgebung. Nirgends fand man bei ihr koſtbare Möbel, keine Nippes und das vielerlei bunte Durcheinander, das Wohnungen auszeichnet, in denen Leute, die ſich zu den wohlhabenden Ständen rechnen, haushalten, und dennoch fehlte kein Möbel, keine noch ſo geringe Kleinigkeit, die zu dem wirklichen Lebensbedarf dient. Dieſelbe Ordnung und Einfachheit befolgte ſie in ihrer Tageweiſe. Schon bei frühem Morgen, im Sommer ſchon um 4 Uhr, war ſie wach, und nachdem ſie ihren einfachen Morgenanzug und ihr Frühſtück beendet hatte, nahm ſie ihren gewohnten Platz am Fenſter ein und empfing die Morgenbeſuche, die da kamen um mit ihr zu plaudern, oder ihr ihr Herz auszuſchütten. Dieſe Art von Vertraulichkeit begünſtigte ſie, theils durch natürliches Wohlwollen verleitet, theils durch Neugierde veranlaßt, denn in ihrer Einſamkeit hörte ſie gern von den Dingen in der Welt ſprechen, gab Rath und ließ ſich des breiten Familienangelegenheiten vortragen, deren Schluß immer irgendeine Bitte machte um Verwendung oder um thätige Hülfe. Beides gewährte ſie. Ein großer Theil ihres eigenen Vermögens floß auf dieſe Weiſe in fremde Taſchen, und ein großer Theil ihrer Correſpondenz wurde geführt, um fremde Angelegenheiten zu ordnen und zu beſorgen. So manche einflußreiche Stelle hat ſie vergeben, ohne daß ſie davon Redens gemacht. Nach ihrem einfachen Mittagsmahle machte ſie gegen den Abend eine Promenade, die nicht weiter ſich erſtreckte als bis zum Ende der Straße, oder zu einem Gang in den Garten. Später hörten auch dieſe Gänge auf, und ihre ganze Abwechſelung beſtand darin, daß ſie von ihren Zimmern hinüber zu uns kam und beſonders die Theeſtunde nicht fehlte, wo ich ſie ſehnlichſt erwartete, denn immer von neuem hatten wir uns etwas zu ſagen. Der Abend vereinte uns wieder, und da war es, wo ſie ihr ſeltenes Talent des Vorleſens entwickelte, und oft zwei, ja drei Stunden hintereinander mit unerſchöpften Kräften beim Buche blieb. Wenn meine Frau nicht zu Hauſe war, und wir allein blieben, ſo benutzte ſie die Zeit, mir allerlei humoriſtiſche Geſchichtchen aus ihrem reichen Leben zu erzählen, und da waren einige darunter, die in der Weiſe des Boccaccio die ärgerlichen Händel zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Frau und Liebhaber erzählten, in jener freien Manier vorgetragen, wie ſie ihre Jugendzeit charakteriſirte, wo das frivole, philoſophiſche Berlin eine Meiſterſchaft unter den Städten erreichte. Keine mir bekannte Familie, deren gealterte Mitglieder jetzt ehrbar dahinlebten, kam ungeneckt davon. Ueberall hatte der Kobold, in der Geſtalt einer alten ſchalkhaften Frau, auf die graziöſeſte Weiſe dreinzuſchlagen. Trotz der Vortrefflichkeit und der er ſich und dem unantaſtbaren Rufe ſeiner Familie ſchuldig ſei. Ich war in Verzweiflung. Da mich mein Vater von dieſem Moment an auf unbeſtimmte Friſt in gefänglicher Haft hielt, konnte ich nichts thun, als in der Eile durch einen treuen Boten Dienys von dem Vorfall in Kenntniß zu ſetzen. Er hat dieſen Brief nie erhalten.

Drei bange Wochen vergingen, ohne daß ich von ſeinem Schickſale das Mindeſte erfuhr. Eben ſo blieb mir unbekannt, was mein Vater mit den Papieren begonnen hatte, die er mir räuberiſch entzogen. Ich vernahm nur, daß die Nachforſchungen in der Umgegend fortgeſetzt wurden und hier und da bedrohliche Reſultate geliefert hatten. Mein Fechtmeiſter, ein gutmüthiger, ehrlicher Menſch, dabei mir ſehr ergeben, legte ſich auf Kundſchaft und brachte mir die Nachricht, man habe einen herumſtreichenden Jeſuiten, der ſich bald für einen Hauſirer, bald für einen Quackſalber und bald für noch etwas Anderes ausge-

Güte ihres Herzens war ſie eine Peſſimiſtin, ſie traute keiner ſogenannten guten Handlung, ſie forſchte ſo lange unter den Motiven, die dieſes oder jenes hatten entſtehen laſſen, bis ſie das tugendhafte Werk untergraben und zerſtört hatte. Poſitive Religion hatte ſie nicht; dies gehörte nicht zu der Erziehungsmethode, nach der ſie aufgewachſen, aber ſie hatte die einfachen Hauptideen der Religion, ſie beugte ſich vor Gottes Allmacht, und kein Tag verging, wo ſie ſich nicht im Gebete an ihn wandte, in der einfachen Art eines Abendſegens. Sie verdammte keine andere Anſicht, ſie war nur eben zufrieden mit dem Theil von Religion, der ihr beſchieden war. Ich habe ſie nie über Pietiſten und Schwärmer ſchelten hören, nie ſich über Ungläubige ſeltſam geberden ſehen, ſie ging ihren Weg mitten unter ſie hin, die andern mochten ſehen wie ſie den ihrigen gingen. Da die größere Anzahl ihrer Kinder vor ihr ſtarb, hatte ſie Kummer zur Genüge erfahren, ich habe nie gehört, daß irgendein ſolcher Anlaß ſie bewogen hätte, Troſteswege zu ſuchen, die zu gehen ihr nicht gewohnt waren. Sie blieb bei ihrer Abendpoſtille und bei ihrem einfachen herzlichen Gebete.

In den letzten Monaten vor ihrem Tode fragte ſie mich einſt: „Was halten Sie vom Wiederſehen, beſter Sternberg? Glauben Sie daran, daß wir uns künftig wiederſehen werden?“ Ich geſtand ihr offen meine Zweifel, und wie ſehr ich wünſchte, darüber belehrt zu werden; nur ſei das, was man mir bisjetzt über dieſen Gegenſtand geſagt, nicht geeignet geweſen, meine Ueberzeugung zu ändern. Sie neigte ſtill ihr Haupt bei dieſer Antwort und erwiderte: „Ich glaube daran; weil eine Exiſtenz ohne die Meinigen mir nicht denkbar iſt, und völlig alles in Nichts aufzulöſen, das ſtreitet mir gegen die Güte Gottes, die doch am Ende unzweifelhaft iſt.“

Vielleicht habe ich bereits zu viel von dieſer ſeltenen Frau geſprochen. Der Leſer möge mir verzeihen. Sie gehört zu ſehr zu meinem Leben; ſie bildet in demſelben einen ſo weſentlichen Theil, daß es unmöglich war, über ſie flüchtig hinwegzuſchlüpfen. Sie wurde ja meine Mutter, wie kann man jemals zu viel über eine Mutter ſprechen. Und dieſe hier gewann ich in meinen reifen Jahren, wo man viel fähiger iſt, die Würde und den Werth einer ſolchen Frau zu fühlen, als in jenen erſten Jugendtagen, wo ich meine eigentliche Mutter verlor.

Eine Schattenſeite an ihr war ihre Eigenſucht und ihre Rechthaberei in der Liebe. Sie wollte, daß die,

die zu ihr gehörten, ihr unbedingt, ſogar mit Ausſchließung ihres eigenen Willens angehörten. Sie vergalt dieſe Liebe alsdann auf das wärmſte, aber ſie konnte ungerecht werden, wenn ſie ſah, daß ihre Kinder ihre eigenen Wege gehen wollten. So war es ihr nicht recht, daß ihre Tochter ſich maßlos einem Schmerze hingab um den Tod ihrer Schweſter; ſie wollte, daß ſie anerkennen ſollte, daß ſie noch vorhanden ſei. Die Tochter, durch die innigſte Liebe mit der Mutter verbunden, fand dennoch dieſen Zwang unleidlich und beklagte ihn insgeheim mit vielen Thränen. Als ſie ſich mit mir verband, ſagte die Mutter: „Ich bin Ihnen dankbar, denn ich ſehe, daß Luiſe jetzt etwas ihre Schweſter vergißt. Sie übernahm ſich in Trauer, und es war kaum mit ihr zu leben.“ Sie bedachte nicht, daß ſie ſelbſt den Grund zu dieſem Schmerz gelegt, indem ſie ihre beiden Töchter ſo erzogen hatte, daß ſie völlig auf ſich angewieſen waren, keinen weiblichen Umgang hatten, keine Mädchenfreundſchaften, keine von den tauſend Mitteln, die geeignet ſind, in jungen Herzen den Trieb zu wecken, ſich mit der Welt und deren Erſcheinungen anhaltend zu beſchäftigen. Auch dies war eine Eigenwilligkeit ihrer Liebe.

In meinem Leben wurde wenig durch meine

Heirath geändert. Ich hatte zu ſpät geheirathet, als daß ich in meinen Gewohnheiten, meine Frau in den ihrigen dadurch geſtört worden wäre. Nur eine größere Bequemlichkeit trat ein. Wenn ich früher durch mäßiges Arbeiten mir eine gute Exiſtenz geſchafft hatte, und nur meinem Unvermögen zu rechnen und zu ſparen es zuzuſchreiben war, daß ich mich mit Schulden belaſtete, ſo wurde jetzt die Nothwendigkeit der Arbeit auf ein ſehr kleines Maß zurückgeführt, und mir blieb viel freie Zeit. Ich kann aus dieſer Periode nur eine Arbeit anführen, den kleinen Roman „Selene“, der trotz ſeiner geringen Ausdehnung doch eines meiner gediegenſten und durchdachteſten Bücher iſt. Die Lehre, die darin ausgeſprochen wird, iſt gar ſehr der Beachtung eines Pſychologen werth, und der Schluß, der aus den Thatſachen gezogen wird, kann der Moralphiloſophie etwas zu denken geben. Das Büchelchen iſt wenig bekannt geworden, verdient aber es zu werden. Dann ſchrieb ich einen Schluß zum „Deutſchen Gilblas“, der aber nicht veröffentlicht worden iſt, indem der Verleger von dem Unternehmen ſchied, ehe es beendet worden, und ich keinen andern dafür gewinnen mochte.

Das kleine Charlottenburg, wo ich jetzt lebte, bot mir außer der Zerſtreuung und Unterhaltung, die ich im Hauſe hatte, wenig für meine Intereſſen dar. Ich entſchädigte mich durch öftere Fahrten nach Berlin und durch die Reiſe nach Wien.

Unter den Männern, mit denen ich in Charlottenburg verkehrte, waren zwei beachtenswerthe: der Rittmeiſter von Kroſegk und der Prediger Meinhold. Der erſtere war ein ſehr durchgebildeter, eigenthümlicher Mann, dem einige Poeſien, die er zu patriotiſchen Zwecken veröffentlicht hatte, ganz beſonders gut gelungen waren, der in ſeinem Hauſe ein einfaches, aber mit geiſtiger Würze belebtes Treiben führte, und ein genauer Bekannter meiner Schwiegermutter war, von der Zeit an, wo ſie nach Charlottenburg gezogen. Da er in demſelben Hauſe mit uns wohnte, ſo war ſeine Geſellſchaft bald herbeizucitiren. Eine bequeme Natur, wie er es war, legte man ihm alles zurecht, wie er es liebte, und ich kam ihm ſtets mit einigen guten Cigarren entgegen, um ihn in ſeinem Genuſſe des Tabackrauchens nicht zu unterbrechen, einem Genuß, dem er leidenſchaftlich ergeben war. Sein früheres Leben war ein dem Studium und den Wiſſenſchaften ergebenes geweſen, ich weiß mich nicht mehr zu beſinnen, was ihn vermochte, die Militärcarrière, wo er immer ein wiſſenſchaftlicher Offizier blieb, zu ergreifen. Wenn wir zuſammen waren, ſprachen wir von poetiſchen Stoffen, und er, der ein guter Lateiner und Grieche war, wußte nach dieſer Richtung hin mein Wiſſen zu bereichern und mir geeignete Anſichten aufzuſchließen. Neue Bücher las er nicht; er war gänzlich in die Welt vertieft, in die wir begabte Schulmänner gerathen ſehen, die man in die Einſamkeit ihrer Studien unbehindert verſinken läßt. Deshalb konnte er auch etwas Pedantiſches annehmen, was aber im Laufe der Unterhaltung bald wieder verſchwand. Ich beſprach mit ihm den Plan zu einer Tragödie „Nero“, an der er vielen Antheil nahm, zum Theil wegen des Stoffes, zum Theil aber auch in Rückſicht des Versmaßes, in welchem es geſchrieben werden ſollte, und zu dem er mir zu gefallen in dem Schatze ſeiner antiken Versmaße herumwühlte, um eines zu finden, das würdig war, dieſen Gegenſtand zu umkleiden. Er fand kein geeignetes, und wir kamen darin überein, das Stück in Proſa zu ſchreiben, ſchon wegen der leichtern Aufführbarkeit. Ich habe den Plan beiſeite gelegt; es war wieder eine der vielen Anregungen, die mir kamen, mich mit der Bühne zu beſchäftigen.

Der zweite war jener ſonderbare Mann, der des

Königs Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte, demzufolge er ſeine bisherige Stellung verließ, um ſich in der Nähe des Monarchen, der ſpäter nicht mehr an ihn dachte, niederzulaſſen. Durch eine Schrift, in dem Stil alter Documente gehalten, angeblich unter dem Polſter eines Kirchenſtuhls in der entlegenen Kirche gefunden, machte er einen merkwürdigen Hexenproceß bekannt, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts ſpielte. Die Heldin dieſes Romans hieß Sidonia von Bork. Mit dieſem Buche täuſchte er den König ſowie viele Alterthumskenner, die das Machwerk für ein echtes Ueberbleibſel aus jenen finſtern Jahrhunderten hielten. Man ging daran, mehrere Schriftſtücke, die auf gleiche Weiſe entſtanden waren, zu ſammeln und auf königliche Koſten in den Druck zu geben. Dazu war nöthig, daß man den Mann, der dieſes alles gefunden zu haben behauptete, in der Nähe habe. Er kam, und ſein Erſcheinen war nicht geeignet, das günſtige Vorurtheil, das man für ihn gewonnen, zu beſtärken. Es war ein Mann, weit über die Funfzig, mit einem ſchlau gutmüthigen Geſichtsausdruck, der unendlich viel ſchwatzte, und unter den Dingen, die er auskramte, Teufel und Hölle zuſammenmiſchte, ſodaß man nicht wußte, ob er im Ernſte oder im Scherze ſprach. Er erzählte von Geiſtererſcheinungen, die er gehabt, von Offenbarungen und ſeltſamen Kennzeichen, die ihm geworden, und zuletzt behauptete er, die Gabe zu beſitzen, gleich Swedenborg mit Verſtorbenen zu verkehren. In dieſem Sinne ſammelte er nun ſeine Werke und ließ ſie auf königliche Koſten prachtvoll erſcheinen. Das Ueble an der Sache war, daß die Eitelkeit ihn verleitete, das begangene Falſum zu geſtehen, und ſich für den Autor jenes unter dem Kirchenſtuhl befindlichen alten Manuſcripts auszugeben. Damit ſank das ganze Gebäude ſeiner myſtiſchen Sendung zuſammen, und man ſah in ihm nichts weiter als einen mittelmäßigen Novellenſchreiber. Laube, der dieſen Stoff, auch im guten Glauben an ſeine Echtheit, zu einem Drama bearbeitet hatte, ſah ſich gleichfalls auf eine unangenehme Weiſe getäuſcht. Dieſer Mann nun, von einer mäßigen Penſion in Charlottenburg lebend, war öfters zum Abende bei mir, und erzählte ſeine Geſpenſtergeſchichten mit großer Ausführlichkeit und mit myſtiſcher Bedeutſamkeit. Meine Frau, die ihn gern ſah, begünſtigte ihn, während meine Schwiegermutter ihn beharrlich von ſich wies. Herr von T—, der ihn eines Abends ſprechen hörte, geſtand, daß es ihm vorkomme als lebte man im 16. Jahrhundert.

Mich erinnerte er an Juſtinus Kerner, nur daß dieſer bedeutender war und ſeine Geſchichten mehr in dem Tone eines Arztes vortrug, der die menſchliche Natur, von allen Seiten ſtudirend, auch die dunkle, vom Licht abgewandte Seite, der Beachtung für würdig erklärte. Meinhold dagegen ſprach als abergläubiſcher Dorfpfarrer, der mit Hülfe der Religion ſeinen Berichten Glauben verſchaffte. Ich konnte mir denken, daß ſeine Gemeinde ihn nicht weiter gemocht, denn er war ſehr wenig zeitgemäß und ganz dazu geeignet, die Religion noch um den letzten Credit zu bringen, den ſie unter dem Landvolk beſaß. Er ſtarb in Charlottenburg und es war nicht weiter die Rede von ihm.

7.

Nach dem Tode meiner Schwiegermutter äußerte meine Frau lebhaft das Verlangen, Charlottenburg und mithin auch Berlin zu verlaſſen. Es war nun die Frage wohin? Sie überließ mir die Wahl und ich wählte Dresden, das ich nur oberflächlich kannte, und wo ich damals, als ich aus Rußland kam, angenehm einige Wochen verlebt hatte, in Geſellſchaft von Tieck, den ich damals kennen lernte, des Barons Ungern-Sternberg, eines Namensvetters von mir, und des Barons Otto von Stackelberg, zu unſerm künftigen Aufenthalt. Sie, die allen meinen Wünſchen ſich willig fügte, that es auch hier, obgleich ſie damit ſich weiter von ihrer Heimat, Mecklenburg, entfernte, und eine ihr völlig fremde Stadt zum Wohnort auswählte. Sie hatte nichts, was ſie an Berlin hätte feſſeln mögen, da alle ihre Verbindungen durch die Länge der Zeit gelöſt waren. In Charlottenburg, wo ſie ſo herbe Verluſte erlitten, geben habe, eingezogen, und als ein räthſelhaftes und gefährliches Subject nach Dresden geſendet. Ich konnte nicht zweifeln, daß dieſes der Pater Joachim ſei, und bei dieſer Ueberzeugung wurde mir doppelt bange für Dionys. Meine Ruhe war dahin. Sinnbilder verfolgten mich überall, wo ich ging und ſtand. Ich hatte mich nicht mit ihm verſtändigt; er konnte mich verabſcheuen, mich für einen elenden Verräther halten. Er, der von aller Welt ſich verlaſſen wähnte, konnte glauben, daß auch ich ihn verlaſſen habe, und bei einem ſo düſtern Charakter, wie Dionys, wohin konnte dieſe ſchreckbare Vorſtellung führen? Alle zärtlichen Betheurungen, die Schwüre unſrer ewigen, unwandelbaren Freundſchaft kamen mir lebhaft in den Sinn, und meine Qual erreichte den höchſten Gipfel. Ich mußte ihn ſehen, ihn ſprechen, an ſeinem Buſen weinen, es koſte, was es wolle. Demnach ſann ich auf ein Mittel, mich aus meiner Gefangenſchaft auf einige Stuntrennte ſie ſich leicht von den wenigen Bekannten, die ihr von der Zeit der Mutter noch daſelbſt blieben. Sie reiſte voran. Der Umzug war beſchwerlich, da eine große Menge von Sachen mitgenommen werden mußten. Ich blieb noch in Berlin zurück, weil Verbindungen, die ich mit Decker eingegangen war, mich feſſelten. Später, als mir ihre Briefe meldeten, daß ſie ein Quartier gefunden, paſſend für uns beide, zog ich ihr nach, und ſomit wurde auf mehrere Jahre Dresden unſer Aufenthalt.

Das Quartier, das meine Frau ausgeſucht hatte, und das ſie mir in ihren Briefen als ſehr paſſend beſchrieben, indem es in einer Parkanlage lag, war nicht günſtig. Es machte mir zur Pflicht, täglich ein paar mal die Brücke zu überſchreiten, ein Umſtand, der für diejenigen, die Dresden nicht ſtets bewohnen, Grund zu unzähligen Erkältungsübeln werden kann. Das Haus, ſchlecht und übereilt gebaut, von einem Baumeiſter, der mehr die Flaſche als die Baukunſt cultivirt hatte, war in ſeinen Räumlichkeiten dürftig ausgeſtattet und dazu für dresdener Preiſe viel zu theuer. Allein meine Frau fühlte ſich, im Triumph, einmal etwas ſelbſt ausgeſucht zu haben, glücklich in dieſer Abgeſchiedenheit, die noch dazu das Schlimme an ſich hatte, daß niemand zu uns kam, außer wenn wir ihn baten. „So weit hinaus wohnen Sie?“ war immer die erſte Frage, wenn wir jemand Bekanntes einluden. Zuletzt ließen wir das Einladen ganz bleiben. Ich habe von jeher im Leben, wenn die Leute nicht Luſt hatten, mich aufzuſuchen, mir wenig Mühe gegeben, ſie aufzuſuchen; das iſt der Grund ihres Misbehagens, das ſie über mich ausſprachen, denn nichts vergibt man weniger als ein Sichſelbſtgenugſein. Dazu kam das herannahende Alter, ich hatte die erſte Hälfte des Jahrhunderts hinter mir; die Jahre, die mir etwa jetzt noch geſchenkt wurden, hatte ich anzuwenden mit den ſtillern Genüſſen, die Lectüre, Zeichenkunſt und rückwirkende Menſchenbetrachtung mir gewährten. Es war mir alſo ganz lieb, daß wir einſam wohnten. Meine Frau hatte ähnliche Neigungen. Ich hatte das Spiel der Welt erfahren, obgleich in kleinen Ereigniſſen, war es mir doch in dieſen Miniaturbildern vergönnt, auf das Große und Allgemeine zu ſchließen. Ich hatte zu ſehen Gelegenheit gehabt, wie wandelbar die menſchliche Neigung ſich feſſelt, wie man in heftiger Leidenſchaft diejenigen Grundſätze zu verleugnen im Stande iſt, die allein ſichern Beſtand im Leben, und Troſt für den Blick in die Zukunft geben.

Was Sache der Ueberzeugung iſt, wird zum Poſſenſpiel herabgewürdigt, und meine eigenſten Erfahrungen, meine ernſteſten Ueberzeugungen mußte ich von dem Pöbel der Journaliſten und den Mantelträgern der Politik als eine Sache der Berechnung, und als eine Folge der Umſtände gedeutet ſehen. Es mag darum ſein: ich gehe meinen eigenen Weg. Ich habe die Machthaber nicht zu fürchten gehabt, weil ich weder durch Familie, für die ich zu ſorgen nöthig hätte, noch durch ein Amt, das mir eine Meinung zur Pflicht macht, in ihre Hände gegeben bin; und die Wegwerfung der Kleinen erwidere ich mit derſelben Wegwerfung. Meine Ueberzeugung iſt's, die mich tröſtet, und dieſe ruft mir zu, daß ich nie ein Wort geredet oder geſchrieben habe, das nicht mein war, das heißt, das mir vom Glück oder der Macht vorgeſchrieben wurde, und daß ich ſomit trage, was ich verſchuldet habe, aber auch an keinem jener entſetzlich elenden Zuſtände zu leiden habe, die mitten im Reichthum und in den Ehren, den freien Mann peinigen, weil ſie ihm zurufen: Das iſt das Joch der Dienſtbarkeit, unter dem du ſchmachteſt! Es iſt möglich, daß hierfür ſehr wenige Sinn haben; ich habe aber immer den ſchärfſten Sinn dafür gehabt.

Eine Laſt der Verbindlichkeiten, die ich von Berlin mitbrachte, mußte getilgt werden, dies erſchwerte mir die erſten Jahre meines dresdener Aufenthalts bedeutend. Ich knüpfte neue buchhändleriſche Verbindungen an. So lernte ich, als ich einſt müßig die Straßen Leipzigs durchwanderte, und an einer Firma hinanſah, die mir unbekannt war, den Buchhändler Ernſt Keil kennen, der das Journal „Die Gartenlaube“ herausgab. Ich hatte von dem Manne nur flüchtig ſprechen gehört, ſein Journal noch nie geſehen, ich trat zu ihm ein und gerieth mit ihm in ein Geſpräch. Aus dieſem merkte ich, daß er früher, zu meiner weimarer Zeit, dort als Commis in der Handlung eines Buchhändlers Hoffmann gelebt und mich von dort her kannte. Er forderte mich auf, für ſein Blatt zu ſchreiben. Ich gab ihm keine beſtimmte Zuſage, nahm aber mehrere Hefte ſeiner Zeitſchrift mit ins Gaſthaus. Ich erkannte bald, daß das Blatt eine humane demokratiſche Tendenz hatte, und nun hörte ich auch von deſſen für deutſche Verhältniſſe unermeßlichem Abſatze. Der Mann und das Blatt gefielen mir beide. Ein offenes, freimüthiges Betragen, eine gute, männliche Rede zeichneten ihn aus. Ich gab ihm eine kleine Erzählung, die einen etwas myſtiſchen Charakter hatte, er gab ſie mir zurück, indem er mir ſagte: „Dergleichen gebe ich meinem Publikum nicht; es würde daſſelbe im Aberglauben beſtärken, den ich mit aller Gewalt bekämpfe. Und wenn ich meinestheils es auch aufzunehmen willens wäre, der Arzt B—, ein vertrauter Freund und langjähriger Mitarbeiter, würde Zeter darüber ſchreien. Aber ich muß Sie ſehr bitten, mir etwas anderes zu geben.“ Ich ſchrieb für ihn einiges, und er nahm es auf. Wir verſtändigten uns auf das beſte. Ich lernte aus ſeinen Geſprächen, wie er ſich thätig ſeiner Freunde angenommen, wie er dem Schriftſteller Storch eine Sammlung ſeiner Werke veranſtaltet und ſo manches andere, was mir wohlgefiel. Eine dauernde Verbindung ward angeknüpft. Sein Journal war dabei Nebenſache, denn ich mußte bald bemerken, wie wenig deſſen Tendenz und Inhalt mir eigentlich zuſagte; wie ich erkannte, daß dieſes Hinweiſen auf materialiſtiſche Stoffe in unſerer Zeit ſein Gutes habe, zu meinem Thun und Weſen aber gar nicht paſſen wolle. Ich merkte ihm an, daß er manches von mir, namentlich über Kunſt und Kunſtproductionen nur nahm, weil ich es ihm gab. Nie habe ich jemand geſehen, dem es ſo Ernſt war mit ſeiner Unternehmung, als gerade ihm. Sein Journal war ſein Leben: alles was er ſah und hörte, was ihm aus allen Welttheilen Wiſſenswerthes und Brauchbares zugetragen wurde, trug er für ſein Blatt ein, und da er die Beiträge gut honorirte, ſo hatte er eine ganze Cohorte Tagesſchriftſteller, auch eine Menge einſam lebender Gelehrten, zur Auswahl. Mit ſeiner Abonnentenzahl konnte er aber auch höher honoriren als mancher andere. Er theilte mir im Laufe des Geſprächs mit, wie ſein Journal entſtanden war. Er befand ſich gerade in mislichen Verhältniſſen und brachte ſchlummerloſe Nächte auf ſeinem Lager zu. In einer dieſer Nächte kam ihm die Idee des Journals, und als Titel ſchwebte ihm eine glückliche Zeit vor, die er in einer Gartenlaube bei einer befreundeten Familie einſt verlebt. Geſchwind faßte er den Entſchluß, eine Zeitſchrift mit dem Titel „Die Gartenlaube“ herauszugeben. Die Umſtände waren anfangs nicht günſtig. Erſt nach und nach klärte ſich der Himmel: es traten Freunde hinzu und gaben ihm ihr Wort, ihn zu unterſtützen, und ſiehe da, die erſten Nummern der „Gartenlaube“ erſchienen. Seine ſtreng eingehaltene Tendenz, ſein Auge auf alles, was die Zeit wollte und bedurfte, brachte die Zeitſchrift bald empor. Jetzt iſt ſie ein allgemein verbreitetes Blatt, und er ein wohlhabender Mann. Es iſt ſchön, ſo beachtenswerthe Thätigkeit ſo belohnt zu ſehen.

8.

Ich hatte beſchloſſen, als ich nach Dresden kam, den Hof und die adelichen Kreiſe nicht aufzuſuchen. Dieſe Welt konnte mir nichts Neues mehr bieten, ich hatte an großen und kleinen Höfen durchgekoſtet, was daran Schmackhaftes war, ich konnte weitere Erfahrungen miſſen. In Dresden vollends war nichts zu finden, was in dieſem Felde neu und anſprechend genannt werden konnte: es war ein rechtlicher, ſittlicher, gutmüthiger Hof, der Adel, nach Oeſterreich gewendet, verſchloſſen, ſehr wenig ſich um das kümmernd, was die Welt intereſſirte, auf alten Vorurtheilen beharrend, ſo wie ich ihn im allgemeinen habe ſchildern hören, denn ich ſelbſt habe ihn, wie geſagt, nicht kennen gelernt. Der König iſt eine intereſſante Perſönlichkeit. Gelehrt wie zehn Profeſſoren zuſammengenommen, wäre es ihm ohne Zweifel lieber geweſen als Profeſſor in Bologna oder Padua auf die Welt zu kommen, als Erklärer des Dante der gelehrten Welt vorzuleuchten, als eine Krone zu tragen. Nach aller Wahrſcheinlichkeitsberechnung ſtand ihm beim Regierungsantritt ſeines Bruders die Krone auch ziemlich fern, er bekam ſie durch jenes unglückliche Ereigniß, das der Welt bekannt iſt. Sein ſtreng legitimiſtiſcher und ariſtokratiſcher Sinn ſind bekannt. Er trägt in ſeinem Geſicht ſeine ganze Perſönlichkeit zur Schau. Es ſind die ernſten Züge des florentiniſchen Philoſophen und es fehlt nur die Kopfbedeckung, um ihn zu einem Porträtkopfe Dante's zu machen. Da er nur ſtreng wiſſenſchaftliche Studien liebt, ſo findet alles, was ſonſt auf dem Parnaſſe geſchieht, an ihm keinen Theilnehmer und Beſchützer. Er geht kalt an der Literatur vorüber, und es iſt kein Beiſpiel vorhanden, daß er ſich mit irgendeinem lebenden Talente abgegeben hätte, obgleich er deren mehrere in ſeiner Hauptſtadt hat. Selbſt gegen die ſchönen Künſte verhält er ſich theilnahmlos. Was geſchieht, geſchieht gerade, weil es geſchehen muß, Reparaturen und hier und da kleinere Kunſtwerke. Den Zwinger hat er reſtauriren laſſen, weil er drohte über dem Haufen zu fallen. Dagegen rühmt man ihn als vortrefflichen Finanzier, Sachſen hat unter ſeiner Regierung ſich trefflich hervorgearbeitet, und die Stände, die nicht durch Vorlagen incommodirt werden, allerlei Unnützem, wenn auch Schönem, emporzuhelfen, geben gern das Wenige, was ſie geben. Es ſcheint, daß das Schickſal dieſes Landes, das durch die Pracht und die Verſchwendung ſeiner Fürſten durch ganz Europa bekannt war, jetzt iſt, durch die weiſe Sparſamkeit derſelben ebenſo bekannt zu werden. Da der König keine Art von Schaugepränge liebt, ſo ſind die Feſte bei Hofe nur auf die erforderliche, durch die Etikette vorgeſchriebene Zahl beſchränkt. Das Publikum, das dieſe Bälle beſucht, fühlt das, und das nicht Mitfreuen des Fürſten, wo es auf Freude abgeſehen iſt, macht dieſe Vereinigungen, die alle Carnevale vor ſich gehen, läſtig und trocken. Ebenſo iſt ihm jedes militäriſche Spectakel zuwider, und dieſes bedauern die Militärfreunde, die gern dem Militär ſeinen Theil an Glanz und Pracht dahingäben. Im Kreiſe ſeiner Familie fühlt er ſich am wohlſten, und es mag allerdings ſein, daß ein Herrſcher heutzutage dort den Prunk findet, wo er am engſten und zuverläſſigſten mit der Menſchheit zuſammenhängt.

Unter den Miniſtern iſt einer, ausgezeichnet an Geiſt und Perſönlichkeit, es iſt Herr von Beuſt. Er iſt der Gabe der Rede vollkommen mächtig, und kein Landtag vergeht, wo er davon nicht überraſchende Proben ablegt. Seine Erſcheinung nimmt für ihn ein; er hat einen biegſamen, ſchlanken Körper, ein ausdrucksvolles Geſicht. Es thut mir leid, ihn nicht näher zu kennen; doch meinen Grundſätzen gemäß, keine Beſuche zu machen, habe ich auch ihm keinen gemacht. Er vereinigt an beſondern Tagen, am Geburtstage des Königs zum Beiſpiel, die ganze vornehme Welt Dresdens in ſeinen Räumen, und da ſoll er einen ſehr angenehmen Wirth machen. Angenehm heißt, ſoweit dies heutzutage möglich iſt, wo wir mit aller Welt in verſtecktem Kampfe liegen und jedermann ſich befähigt glaubt, das glatte Terrain des Parquet zu betreten, deſſen Vorfahren darauf gewandelt ſind, ohne die Grundſätze dieſer Vorfahren zu haben. Ein Graf Brühl konnte anders auftreten, er wußte wen er vor ſich hatte; heutzutage weiß ein Miniſter dieſes nicht, weil es keine Geſellſchaft gibt, das heißt, keine Anzahl von Menſchen, die ſich das Wort gegeben haben, nach gewiſſen Grundſätzen und Regeln ſich zu betragen, durch ganz Europa hindurch.

Ein Mann von Wichtigkeit für mich war der Oberbibliothekar; ich ſuchte deſſen Wohlwollen nach und es ſchien mir zu glücken es zu erreichen. Es iſt der Hofrath Klemm, bekannt durch ſeine Werke in culturhiſtoriſcher den fortzuſchleichen. Das Wageſtück war wahrlich nicht gering; der ſchon einmal ſo heftig gereizte Zorn meines Vaters mußte, wenn ihm nochmals Nahrung gegeben wurde, zu einer furchtbaren Stärke anwachſen; aber ich bedachte dieſes nicht. Unter der Verkleidung Monſieur Dupré's, meines Fechtmeiſters, mit dem ich von gleicher Größe war, ſchlich ich mich Nachts aus dem Schloſſe und beſtieg mein Pferd, das ein Bauerburſche außerhalb der Ringmauer bereit hielt. Ich habe dieſen treuen Knaben ſpäter zu meinem Diener angenommen. Er iſt es, der mich auf manchem gefährlichen Gange begleitete, und deſſen Treue und Verſchwiegenheit ich bei dieſer kecken Unternehmung prüfte. Den Dienern meines Vaters, ſo ergeben ſie ſich auch mir zeigten, traute ich nicht. Meinem wiederholten Befehle Folge leiſtend, ſaß der Knabe hinter mir auf und wir zogen ins Weite. Die Nacht war ſtürmiſch. Wir jagten, als wir den letzten Wach-

Hinſicht; ein tüchtiger Arbeiter und ein glücklicher Sammler. Er hat in ſeinem Hauſe eine Sammlung angelegt, die den ganzen obern Theil des Hauſes einnimmt und zum Vortrag über culturhiſtoriſche Dinge ſich eignet. Bedeutende Geſchenke fließen ihm zu, denn da man weiß, daß der Mann das beſondere Wohlwollen des Königs beſitzt, ſo gibt mancher ſich Mühe, durch Ueberſendung irgendeines wichtigen Stücks das Intereſſe des Sammlers auf ſich zu ziehen. Durch den Großfürſten Konſtantin ſind ihm ruſſiſche Alterthümer überkommen, die recht artig anzuſehen ſind. Mit dem König, als dieſer noch Prinz war, machte er eine Reiſe nach Italien, befand ſich auch in der Geſellſchaft, der der Prinz unter dem Namen „Philalethes“ präſidirte. Sein Werk „Ueber die Frauen“ iſt bekannt; es enthält ſechs inhaltreiche Bände, es führt aber auch das ganze Geſchlecht in ſeiner Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neueſten Zeiten. Ein Misgriff, meiner Anſicht nach, iſt es, daß er das Buch der Königin gewidmet hat; damit hat er ſich gerade vor dem intereſſanteſten Theil deſſelben ein Schloß vorgelegt, denn es will ſich nicht ziemen, in einem Buche, das einer Frau gewidmet iſt, die noch dazu Königin iſt, von den anziehenden Schwächen des Geſchlechts zu ſprechen. Gewiſſe Abnormitäten, ſeltſame Extravaganzen, die ihren Grund in der Geſchlechtsbeziehung haben, ſind natürlich ganz ausgeſchloſſen, und wer ſucht nicht gerade dieſe, wenn einmal von bizarren und abenteuerlichen Weibern die Rede iſt. Diejenigen Frauen, von denen mit Anſtand geſprochen werden kann, die ſich in Staat, Kirche oder Kunſt Ruhm erworben, ſind etwas zu fragmentariſch abgefertigt. Das Buch iſt jedoch von großem Werthe, namentlich für ſolche, die im Stande ſind, die gegebenen Skizzen näher auszuführen und die zu dieſem Zwecke vortreffliche Vorarbeiten finden. Als Chef des Inſtituts, dem er vorſteht, iſt er der liberalſte, freundlichſte und gefälligſte Mann, den ich gefunden; es iſt nichts bei ihm zu entdecken von der pedantiſchen Aengſtlichkeit, dem vorſätzlichen Zurückhalten der Bibliothekſchätze und das Erſchweren ihres Gebrauchs durch willkürliche Maßregeln, wodurch die Benutzung einer öffentlichen Bibliothek oft ſehr erſchwert wird.

Unter den Fremden, die Dresden beſuchen und einen mehrjährigen Aufenthalt daſelbſt nehmen, wählte ich mir das Haus des Staatsraths Grimm, der mich einlud, die Abende bei ihm zuzubringen. Meine Wahl konnte keine geeignetere ſein, um intereſſante Perſönlichkeiten kennen zu lernen, die durch Dresden kamen; allerdings immer nur Fremde, denn Einheimiſche habe ich dort faſt nie gefunden. Er ſelbſt hatte eine ruhmvolle Thätigkeit in Rußland hinter ſich; er war der Erzieher des Großfürſten Nikolaus geweſen, ſpäter ſein einſichtsvoller Berather und ſein thätiger Begleiter auf den Reiſen, die der junge Fürſt auf Wunſch ſeines Vaters unternahm, und die ihr Ziel in Taurien und am Hofe des Großſultans in Konſtantinopel hatten. Eigentlich hatte er ſich vorgenommen, nachdem das Werk der Erziehung vollendet war, und er ſich am Beginn der funfziger Jahre befand, überdies durch ein hartnäckiges Uebel geplagt wurde, ſich in Dresden in den Ruheſtand zu ſetzen. Aber das Schickſal wollte es anders. Durch den Tod des Kaiſers Nikolaus kam der jetzige Throninhaber zur Regierung, und deſſen Gemahlin hatte bereits ſchon lange ihr Auge auf den Mann gerichtet, deſſen ſegensvolles Wirken ſie im ſtillen beobachtet und gutgeheißen hatte. Es war natürlich, daß ſie für ihre Kinder einen ähnlichen Informator wünſchte. Wie weit nun hier Zufall oder Grimm's eigener Wunſch im Spiele war, will ich nicht unterſuchen; kurz, ſtatt eines Mannes, den er ihr vorſchlagen ſollte, der die Erziehung überaufſichten und leiten ſollte, nahm er ſie ſelbſt an. Das Hinderniß ſeines vorgerückten Alters, ſeiner Kränklichkeit, konnte nicht in Betracht kommen, wo es ſo wichtige Dinge durchzuführen galt. Man rühmte ihn, man hielt ihm das Opfer vor, das er brachte, und der ehrliche, rechtſchaffene Mann verließ ſeinen bequemen Sorgenſtuhl, um ſich von neuem in den Strudel eines Hofes, wie Petersburg ihn darbot, zu ſtürzen, nicht wiſſend, wie er die zahlloſen Intriguen, die Anfeindungen aller Art beſtehen werde, doch das Beſte hoffend in Zuverſicht auf ſeine erhabene Beſchützerin. Dieſe Zuverſicht ſchlug nicht fehl und er iſt jetzt in Petersburg, die Aufſicht und die Erziehung der kaiſerlichen Kinder überwachend.

Dieſen Mann lernte ich nun kennen und ſchätzen. Es ſchien mir, daß etwas Aehnliches mit ihm ſich zutrug, wenigſtens that der Vielbeſchäftigte und vielfach Aufgeſuchte gegen mich immer etwas Beſonderes und hatte ſtets ein Wort der Theilnahme für mich auf der Zunge. Einen Freund zu finden iſt eine ſchöne Sache. Wir waren viel beiſammen, wir tauſchten unſere Anſichten aus und er machte mich zum Theilnehmer ſeiner poetiſchen Expectorationen, von denen einige werthvoll und beachtenswerth waren, nur ein wenig veraltet, da Grimm ſie in Petersburg geſchrieben hatte, wo nur ausnahmsweiſe etwas von dem neuen Treiben unſerer Literatur hinkam. Seine Reiſe in die Krim und nach Konſtantinopel hat vielen Beifall gefunden und verdient ihn auch. Außer daß er Poet war, zeigte er ſich auch als Muſikausübender und als Gemäldeſammler. Zu den letztern, zu den Originalen, die er beſaß, war er auf folgende Weiſe gekommen: An den Höfen, wo er mit ſeinem Prinzen erſchien, ſuchte man ſich ihm gefällig zu bezeigen, und gab ihm die Wahl zwiſchen einem Orden oder einem ſchönen Kunſtgegenſtand. Grimm wählte den letztern, und ſo füllten ſich nach und nach die Wände ſeiner Wohnung mit hübſchen Gemälden, ſeine Mappen mit werthvollen Blättern. Er hatte ſie ſo geordnet, daß ſie bei einem Vortrag über Kunſtgeſchichte als Illuſtrationen dienen konnten; denn alles was dieſer Mann berührte, nahm unter ſeinen Händen die Form eines Lehrvortrags an, wobei ihm ein großes Rednertalent zu ſtatten kam. In ſeinem Hauſe wurde natürlich ſehr viel muſicirt, und das war es, was mich, der ich nicht muſikaliſch bin, öfters von dort vertrieb. Grimm hatte es an ſich, daß er nicht gern ſprechen hören mochte, wenn er nicht daran theilnahm, oder vielmehr das Geſpräch führte; trat alſo dennoch ein ſolches Geplauder ein, ſo ſetzte er ſich an das Klavier und ſpielte ſo laut und ſo anhaltend, daß die Redenden wol bald ſchweigen mußten, und das war es, was er wollte. Zugleich that er dieſes mit der größten Harmloſigkeit, es war ſo, als beachtete er gar nicht, daß ſein Spiel ein lautes und ſtörendes war. Wer Muſikkenner war, mochte freilich lieber dieſes Spiel als die angenehmſte Unterhaltung hören; aber in einem Salon, wo man ſich bunt durcheinander miſcht, pflegen ſich nicht viel ſolche Kenner einzufinden. Seine Gemahlin ſang und ſein kleiner Sohn ſpielte die Geige; alſo eine Ueberfülle von Muſik. Seine Bemerkungen über Welt und Menſchen hatten immer einen prägnanten Charakter; obgleich er höchſt discret nie Dinge berührte, nie Namen nannte, nie ärgerliche Geſchichtchen erzählte, wo er fürchten konnte die Perſonen bloßzuſtellen. Was er mir in dieſer Art mittheilte, war nicht in einen, ſondern in dreifache Schleier gehüllt; darum fiel es mir doppelt auf, als er im letzten Halbjahre ſeines Hierſeins das Manuſcript eines Romans uns vorzuleſen begann, das ruſſiſche Zuſtände in ihrer Verderbtheit ziemlich nackt hinſtellte. Es war eine grauſame Willkür und eine Vermögensprellerei der Gegenſtand dieſes Bildes, das mit großer Kenntniß der Zuſtände aufgefaßt war. Dem Roman als Roman fehlte es an Beweglichkeit und

Friſche, die Liebesſcenen darin waren oberflächlich behandelt, doch war es darauf auch wol nicht abgeſehen. Das Buch, als es erſchien, fand durch die Stellung des Verfaſſers, der gerade damals ſeinen Wirkungskreis in Rußland antrat, viel Leſer und erregte Theilnahme. Skizzen über ſein Zuſammentreffen mit Roſſini in einem der deutſchen Bäder hatte er dem Gutzkow'ſchen Journal übergeben. Als er fortreiſte, nahm ich mit Rührung von ihm Abſchied, denn ich konnte mir denken, daß ich ihn nicht wiederſah, und ſo iſt's auch bisjetzt gekommen. Er iſt über die anfangs bedungene Probezeit hinaus geblieben, die Familie iſt ihm nachgefolgt, die ungeheuere Hauptſtadt hat dieſen edeln, rechtlichen Mann verſchlungen, wie ſie ſo viele in ihrem Schos birgt, die raſtlos, mit Ehrgeiz und Eitelkeit einem Ziele nachjagen, und dann mit zerrüttetem Körper, wie wunde Krieger, erſt ſpät, eine dann nicht mehr lange Ruhe ſuchen. Ich verlor an ihm viel; da er der einzige war, der mich geſellſchaftlich mit Dresden verband. Er gab ſich unſagliche Mühe, die trägen Elemente, wie ſie nach hergebrachter Ordnung ſich hier langſam fortbewegen, durch ſeine Anfeuerungen zu raſcherm Gange zu ſtacheln; ſo weiß ich, daß er mir erzählte, wie er in einem Verein, wo man ein Feſtmahl feierte, den Anweſenden, er ein Fremder, Weber's Verdienſte entwickelte. Eine Bewunderung, die ich nicht mit ihm theilte, hatte er für den alten Miniſter Schröder, einen ſo trockenen, eiteln und egoiſtiſchen Müßiggänger und ſervilen Beamten, wie ich wenige in meinem Leben geſehen. Nicht allein daß er nichts that, wo es doch bei ſeinen großen Mitteln und ſeiner eheloſen Stellung geziemt hätte, er verhinderte neidiſch und boshaft jede Unternehmung, die ſich auf etwas Höheres bezog, als auf die Bereitung einer Aalpaſtete oder eines Hummerragout. Er war ſo recht das Vorbild jener Sorte von Diplomaten, die innerlich hohl und nichtsbedeutend, ſich durch Speichelleckerei bei den Großen, durch Stöße in die Seiten bei Geringern Geltung zu verſchaffen wiſſen. Dieſem hielt Grimm eine prachtvolle Grabrede, die auch ſpäter gedruckt wurde. Eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung war ſeine Schwiegermutter, eine Frau von Bistram, die alle Donnerstage einen kleinen Kreis von Freunden bei ſich ſah, natürlich auch die Grimm'ſche Familie. Die würdige Dame hatte ein Leben voll ſegensreicher Wirkſamkeit zurückgelegt, und nahm jetzt als ſechzigjährige Matrone die Früchte dieſes reichen Lebensbaums in Ruhe im Empfang. Eine elegant ausgeſtattete Wohnung, die ſie ſelbſt hatte einrichten und nach ihrem Geſchmack möbliren laſſen, machte einen Haupttheil ihres Wohlbehagens aus. Eſthländerin von Geburt, war ſie meine directe Landsmännin; ſie hatte ihr Vaterland ſchon frühe verlaſſen, um in Petersburg ihr Glück und die Erziehung ihrer Kinder zu begründen. Beides hatte ſie erreicht. Als ſie in der Reſidenz mit ihren Kindern ankam, war der Hof und die Stadt in Unruhe und Beängſtigung verſetzt durch eine Ueberſchwemmung, die diesmal umfangreicher und gefährlicher ſich geſtaltet hatte, als es ſonſt wol zu geſchehen pflegte, bei dem Austreten der Newa. Sie fand nach einiger Zeit des Wartens Berückſichtigung und Fürſprache, ja es wurde ihr der Unterpoſten einer Aufſeherin in dem Katharinenſtift, der größten und umfangreichſten Erziehungsanſtalt Petersburgs, anvertraut. Von dieſer Stellung ſtieg ſie, als die Oberin bald darauf ſtarb, zu dieſer Rangerhöhung heran, und leiſtete etwas Ungewöhnliches in dem Pflichtenkreiſe, den ſie jetzt übernahm, und wo ſie nur die Kaiſerin über ſich hatte, der ſie Rapport über alles, was die Anſtalt betraf, abſtatten mußte. Das Stift iſt wie eine kleine Stadt für ſich; es enthält im Umkreiſe ſeiner Mauern Handwerker, Geſchäftsleute, Beamte, ja ſogar ein Detachement Militär, dem aufgegeben iſt, den Befehlen der Directrice ſich zu fügen. Die Directrice iſt die oberſte Behörde, der alle Klaſſendamen, alle Unter- und Oberaufſeherinnen untergeben ſind. In dieſer ehrenhaften Stellung hielt Frau von Bistram fünfundzwanzig Jahre aus, alsdann begehrte ſie ihren Abſchied, und nachdem ſie dieſen unter ehrenden Beifügungen erhalten, zog ſie ihre unterdeſſen erzogenen Kinder aus ihrem Wirkungskreiſe und nahm ſie mit ſich nach Deutſchland, wo ſie jetzt glücklich verheirathet ſind. Wenn man dieſe ehrwürdige Dame von ihrem Leben ſprechen hörte, ſo fühlte man ſich gedrungen, ihr die Achtung zu zollen, die das Betreten eines ſchweren Lebenswegs und das Hindurchdringen zu einem Ziele jedem unwillkürlich auferlegte. Hier in Dresden blieb ſie indeſſen, wie ich ſie ſah, nur wenige Jahre; alsdann brachte die veränderte Stellung ihres Schwiegerſohns auch ſie fort.

Solange dieſe liebenswürdigen Leute hier wohnten, fühlte ich nicht das Bedürfniß nach anderweitigem Umgange; indeſſen wurde auch der mir gewährt. Das Haus des Majors Serre, dieſes bekannte, gaſtfreie Haus, wo ſich die geiſtvolle Geſellſchaft des erſten Viertels dieſes Jahrpoſten hinter uns hatten, in geſtrecktem Galopp dahin; endlich ſahen wir in der Finſterniß die Thürme von Schulpforta undeutlich ſich in den Nachthimmel erheben. Jetzt galt Vorſicht. Das Zimmer, in welchem die in ſtrenge Strafe verfallenen Eleven gehalten wurden, war mir bekannt; wie aber war es möglich, hineinzukommen? wie auch nur Dionys meine Gegenwart merken zu laſſen? Vielleicht befand er ſich nicht einmal mehr in dieſen Mauern. Unſchlüſſig, was zu thun ſei, ſtanden wir beide an der Einfaſſung des Kanals, der einen Theil des Fluſſes durch das Gebäude leitet. Es ſchien Alles innerhalb des Kloſters in tiefen Schlaf verſenkt, nirgends Licht, nur in dem Erdgeſchoſſe, aus der Klauſe des Wächters, blickte ein ſchwacher Schimmer in die Nacht. Der Sturm brach ſich heulend um die Ecke des Hauſes und trieb die Wetterfahnen ſchrillend auf den Giebeln. „Ich weiß ein Mittel, hineinzukommen,“ flüſterte mir mein treuer Georg hunderts getummelt hatte, wurde auch mir geöffnet. Die Frau des Hauſes macht eine glückliche Ausnahme von dem ſtarren und verſchloſſenen Charakter der Sachſen. Sie hat Tieck bei ſich wohnen gehabt, ſolange er in Dresden weilte, ſie hat Thorwaldſen in ihren Räumen aufgenommen, ſie hat ſogar ein exotiſches Exemplar überſeeiſcher Berühmtheit, einen malenden und dichtenden afrikaniſchen Prinzen lange bei ſich beherbergt. Sie fährt nun jetzt fort, den jungen Anwuchs auf dem Parnaß bei ſich zu ſehen. Ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit iſt gegen alle gleich, und das iſt ſehr zweckmäßig, denn wenn ſie ſich auf Coterien einließe, würde ſie wenig in unſerer coterieſüchtigen Zeit wirken. Der Major, ihr Mann, iſt ſehr thätig im Fache der Stiftungen: von ihm rührt die Tiedgeſtiftung her, und neuerdings beſchäftigt er ſich mit dem Andenken Schiller's, dem er ebenfalls eine Lotterie widmet.

Jedermann weiß, daß die Künſtlerwelt hier ſehr ſchwach vertreten iſt; dennoch gelang es mir, eine Notabilität, Herrn Rietſchel, kennen zu lernen und ihn an ſeiner Goethe-Schiller'ſchen Gruppe arbeiten zu ſehen. So wenig ich unbedingter Verehrer Rauch's bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß ſeine Skizze zu dieſer Gruppe, wo die beiden Geſtalten in idealem

Coſtüm erſcheinen, mir gelungener erſcheint als die wenn auch glücklich bezwungene Steifheit, die auf der Rietſchel'ſchen Zuſammenſtellung ruht. Die Steifheit der Fracks und des Ueberrocks iſt bezwungen, es bleibt aber immer die Steifheit der Figuren, die ſich in ihrer gewohnten Kleidertracht zu einem poetiſch ſymboliſchen Acte zuſammenfügen. Man denke ſich Goethe mit Schiller in dieſer Spielerei mit dem Kranze in ihrer Stube, und man wird es lächerlich finden, während das idealiſche Coſtüm vermittelnd und von der Alltäglichkeit trennend auftritt.

Ich wollte jedoch von Rietſchel ſprechen: es iſt ein freundlicher, gefälliger Mann, der im gewöhnlichen Umgange ſehr gewinnt. Von ihm erhielt ich meine Büſte angefertigt, das heißt ein Schüler von ihm fertigte ſie, er überarbeitete das Werk. Es wird von Kennern gerühmt, nur wird die Aehnlichkeit nicht ſehr groß gefunden.

9.

Eine Reiſe, die ich in neueſter Zeit nach Weimar machte, brachte mir die Bekanntſchaft eines ausgezeichneten Künſtlers, Herrn Genelli. Sein Name iſt bekannt: er hatte früher in Berlin gelebt, ſpäter in Dresden, ganz zuletzt in München, von wo es ihm nun gelungen iſt, nach Weimar überzuſiedeln. Möchte er nun dort aushalten. Der Großherzog hat die Abſicht, die er auch bereits zum Theil verwirklicht hat, eine Malerſchule in Weimar zu gründen, und er hat dabei als Rathgeber einen trefflichen Künſtler, Herrn Preller, gleich vortrefflich im Landſchaftsfach, wie ſeine Gebirgspartien Skandinaviens beweiſen, wie auch in hiſtoriſchen Bildern, wozu die Auffaſſung der Bilder aus der Odyſſee Zeugniß geben. Dieſer begabte Mann ſchlug dem Großherzoge, als er von deſſen Plane Kenntniß genommen, vor allen Dingen einen tüchtigen Künſtler im hiſtoriſchen Fache vor, und da war es nun eben Genelli, den er ihm nannte und den zu berufen er ihn aufforderte. Genelli, der in München in nicht ſehr glänzender Lage ſich befand, ſagte zu, und jetzt iſt er ein Weimaraner geworden.

Der Streit, der zwiſchen den Künſtlern heutzutage auszubrechen droht, wo er nicht ſchon ausgebrochen iſt, beſteht darin, daß ein Theil die Antike, die Mythologie und alles vom griechiſchen Leben, was damit zuſammenhängt, nicht will, ein anderer darin gerade ein gewünſchtes vermittelndes Motiv findet, um Ideen dem Beſchauer bemerkbar zu machen, die ſonſt unentwickelt blieben, oder auf gebahntem und geſuchtem Wege zu Grunde gingen. Kaulbach würde zum Beiſpiel durch Anwendung der Sprache der Mythologie leichter verſtändlich ſein, als er es jetzt iſt, wo er nach fremden und gelehrten Symbolen haſcht. Die Mythologie, Dank ſei es der romantiſchen Schule und den Nazarenern, iſt dem heutigen Geſchlechte ſo unbekannt geworden, daß man kaum weiß, wer Amor iſt, auf welchem Wege Minerva zur Welt kam und welche Fahrten Ulyſſes machte. Zu dieſer vergeſſenen Kenntniß führt nun Genelli wieder ſein Publikum. Alsdann gibt er, was ebenfalls heute vergeſſen werden, wieder nackte Geſtalten in ihrer Schönheit und ihrem mächtigen Zauber. Eine kleine enge Moral, doppelt unzugänglich für den Künſtler, hatte uns in die Kleinkinderbewahranſtalten und in die Muhmen- und Baſenzimmer eingeſperrt, wo es nicht erlaubt war, ein entblößtes Knie zu zeigen. Die Stoffe, die man wählte, waren ſo eingerichtet, daß man die Arbeit des Schneiders, nie aber die des lieben Gottes zu ſehen bekam, und der iſt doch der erſte und beſte Schneider aller Zeiten. Solange man nichts als Genreſtückchen malte, ging es; aber wenn man große hiſtoriſche Stoffe, wie Kaulbach ſie wählte, malte, da merkte man, welch ein Mittel der Verſtändigung man außer Verkehr gebracht hatte. Es iſt alſo wol keine Frage, daß das Studium der Mythologie recht eigentlich für den Künſtler ein Bedürfniß iſt, und da man mythologiſche Gegenſtände nicht malen kann, ohne zugleich Kenntniß des Nackten zu haben, ſo iſt es wiederum Bedürfniß, ſich mit Studien nach der Natur, ſoviel ſie unſern Künſtlern zugänglich iſt, abzugeben. Genelli hat nichts als mythologiſche Stoffe gewählt, einige wenige Bilder aus der Bibel ausgenommen, die aber auch griechiſch gedacht und ausgeführt ſind. In einigen kühnen Gruppirungen und Stellungen erinnert er an Michel Angelo. Er hat Zeichnungen zu Wandgemälden gemacht, die vortrefflich ſind, und er fährt fort, antike Gegenſtände mit ſeltenem Geſchick zu behandeln, trotz des Geſchreies ſeiner Feinde. Ich habe von ihm einen ſchlafenden Amor geſehen, den eine Löwin umſchleicht, ein vortreffliches Motiv der ungebändigten weiblichen Natur, die in der Liebe ein Myſterium ahnt, das ſie um ihre Freiheit und Ungebundenheit bringen kann. Sie geht ihm aus dem Wege, und wird doch immer wieder zu ihm hingezwungen. Dann die drei Grazien, wo die dritte den Schlaf ihrer beiden Schweſtern benutzt, um ungeſehen Amor zu empfangen und zu küſſen, ein in kühnen Stellungen abſonderliches Blatt. Dann Ganymed und Juno, ſich um die Herrſchaft bei Jupiter ſtreitend, Apoll unter den Hirten, die Entführung Europa's, beſonders ſchön gedacht und gruppirt, dann die Zeichnung zu einem bedeutungsvollen Theatervorhange. Alle dieſe Blätter zeugen von der eminenten Begabung unſers Künſtlers, dem es nicht ſchwer fallen wird, in dem Streite zu ſiegen, wenn er nur ſeine Art und Weiſe nicht verläßt, und nicht zu einem andern Stil übergeht, auch ſich nicht abſchrecken läßt durch die Menge und Mannichfaltigkeit ſeiner Vorbilder, namentlich der großen italieniſchen Maler bis auf den Niederländer Rubens, die alle mythologiſche Stoffe bearbeitet haben, Rubens ſogar in engſter Vermiſchung mit dem Coſtüm ſeiner

Zeit und den kirchlichen Functionen, wie es ſich im Leben der Maria von Medicis zeigt, wo ſie, am Altar ſtehend, von dem Pomp der katholiſchen Kirche umgeben, während Amor ihr die Schleppe trägt und Hymen ihr vorleuchtet. So etwas, was wir in unſern jetzigen Begriffen von der Kirche und ihrem Gebiet einen Misgriff, eine Geſchmackloſigkeit nennen, iſt es nicht, ſondern nur ein erklärendes Symbol, das für ſich wieder eine ſchöne nackte Form und freie Stellung und Bewegung unter dem ſteifen Prunk damaliger Zeit zuläßt.

Als eine erklärende Zugabe erſchien mir des Künſtlers Selbſtbiographie in Bildern, die nicht für die Veröffentlichung beſtimmt, unter befreundeten Beſuchern herumgezeigt wird. Es deutet in funfzehn bis zwanzig Bildern in kleinem Format die Hauptſchickſale und die beſtimmenden Momente aus des Künſtlers Leben an, freilich nur dunkel für den, dem die nähere Erklärung mangelt, aber durchweg ſchön gezeichnet und mit Keckheit und Freiheit erfunden. Als Titelblatt iſt ein Geſpräch in den Wolken angegeben, das das Schickſal des Künſtlers beſtimmend, in ähnlicher Weiſe hier auf der Erde geführt ſein mag. Auf der einen Seite, die Sache des Künſtlers führend, iſt der Vater deſſelben, er ſelbſt und ein paar Freunde; auf der andern ſieht man Winckelmann, Carſtens und den Maler Koch und noch ein paar andere. Der Ausdruck in den Mienen des erklärenden und deutenden Vaters iſt vortrefflich, nicht minder die belehrende und zurecht weiſende Miene Winckelmann's. Ein folgendes Blatt führt uns in die Knabenjahre Genelli's, wie er auf einem Tabouret zeichnet, was ihm die Damen des Hofs, die um ihn gruppirt ſtehen, aufgeben. Alsdann ein Blatt, wo der ſchwer lernende Jüngling zur Seite eines Mannes ſteht, der mit Zirkel und Winkelmaß ihm Belehrung gibt. Dann mehrere Blätter, die Liebesabenteuer darſtellen: eines beſonders ſchön, wo er auf dem Boden ſich wälzt, voll Schmerz und innerer Zerrüttung, und Amor ihn mit dem Fuße zurückſtoßend zürnend entflieht. Kann man wol treffender eine unedle Leidenſchaft darſtellen? Die Auffaſſung iſt des beſten der antiken Dichter würdig. Endlich die Liebe eines Künſtlers, wo an ſeiner Staffelei eine edle ſchöne nackte Geſtalt ſinnend lehnt, während er an einem Bilde arbeitend ſorgenvoll auf einen Dornenkranz ſieht, der neben ihm auf dem Boden liegt. Wie zart, wie ſinnvoll iſt hiermit die Sorge angedeutet, die den Künſtler an die Erde feſſelt; während dem gewöhnlichen Auge nur die Dornenkrone des Heilands dabei in den

Sinn kommt, und er an das Bild denkt, das etwa der Maler eben auf der Staffelei hat.

Einen chriſtlichen Gegenſtand hat er ebenfalls in ſeiner Weiſe aufgefaßt. Maria und Joſeph ſind auf der Flucht begriffen. Sie ſind beide ermüdet entſchlummert, das Kind wacht und ſitzt geſpenſtiſch aufrecht, unheimlich in Kindesform einen Erwachſenen darſtellend, und ſpricht mit einem Engel, der gekommen iſt es zu beſuchen. Was das für Worte ſein mögen, die dieſe beiden gegeneinander austauſchen! Man möchte lauſchen und doch wieder nicht lauſchen, denn gewiß iſt es eine zerſchmetternde Offenbarung, ein künftiges Weltgericht, wovon der Knabe in dem ſtrahlenden Kranze ſpricht, wenigſtens iſt die Miene des zuhörenden Engels tieftraurig. Der Schlaf der beiden irdiſchen Aeltern iſt feſt und dauernd, wie es bei ermüdeten Erdenpilgern zu ſein pflegt. Joſeph, in der Umhüllung eines Mantels, liegt gerade ſo, daß das Bild abgerundet und geſchloſſen wird. Noch nie iſt mir unter den zahlloſen Chriſtusbildern eine ähnliche Auffaſſung vorgekommen, und ſie liegt doch ſo nahe, wenn man die gegebenen Umſtände bedenkt.

Durch die Freundlichkeit der Fürſtin Wittgenſtein, die ſehr viele Skizzen von dem Künſtler in ihren Mappen aufbewahrt, wurden mir dieſe und andere Gegenſtände zugänglich, und ich konnte ſie mit Muße betrachten, mit den geiſtvoll erklärenden Worten der Fürſtin begleitet, die ebenſo eine ſo große Verehrerin der zeichnenden wie der muſikaliſchen Kunſt iſt. Die biographiſchen Blätter zeigte mir der Künſtler ſelbſt, dieſe kannte die Fürſtin nicht.

Im Leben ſoll Genelli wechſelnder Natur ſein, leidenſchaftlich, zu Haß und zu Liebe angeregt, dabei wie ein echter Künſtler ſich feſſelfrei jedem Eindrucke hingebend. Gegen mich war er freundlich, aber zurückhaltend: das Leben mochte ihn wohl gelehrt haben, auf ſeiner Hut zu ſein. Bei der Hofmalerin Fräulein Seidler war ich mit ihm einen Abend zuſammen, und da ſprach er ſich, bei einem Glaſe Wein, lebhaft über allerlei Gegenſtände aus, woraus ich merkte, daß er von Antipathien und Sympathien beherrſcht wurde. Seine Stellung in Weimar iſt keine ganz leichte: dem entſchiedenen Widerſpruche ſeiner Feinde ausgeſetzt, ſteht er ſo ziemlich allein, aber er iſt der Mann dazu, dieſes zu ertragen und hinzunehmen. Nur iſt zu fürchten, daß ſein Sarkasmus, dem er ſich hingibt, keine Brücke ſchlagen wird, um ſich zu vermitteln mit der gewöhnlichen zu, indem er ſeine Jacke abwarf. „Mit Knechten aus Naumburg war ich oft im Kloſter; ich weiß, daß dieſer Kanal in den innern Hof leitet, und von dort führt ein geheimer Gang in die Gefängnißgemächer. Laſſen Sie mich nur machen, gnädiger Herr, gleich bin ich wieder da.“

Er warf ſich mit dieſen Worten in's Waſſer. Auch ich konnte ſchwimmen, und bedachte mich keinen Augenblick, ihm zu folgen, nachdem ich meinen Mantel, Degen und Rock abgelegt. Wir zwangten uns durch die enge Oeffnung unter der Mauer durch, und indem Georg behende, wie eine junge Katze, voran ſchwamm, kamen wir in aller Stille im Kloſterhofe an. Triefend von Waſſer und vor Kälte zitternd, gelangten wir durch den Gang vor eines der verſchloſſenen Gemächer, aus dem Lichtſchimmer hervordrang. Ich klopfte an, und welch ein Entzücken! — Dionyſens Stimme antwortete. Wie aber ſollte ich das Schloß öffnen? — Georg war auch hier

Welt um ihn her. Wenn man ſeine Zeichnungen ſieht, muß man ihn lieb gewinnen, denn es iſt Adel, Schwung und echte Poeſie in ihnen, oft auf eine kindlich harmloſe, immer aber in einer bedeutenden Weiſe wiedergegeben.

Es iſt hier der Ort, um etwas hinzuzufügen über die neuen Gemälde Preller's, des genialen Künſtlers, der mit Genelli kunſtverwandt iſt und mit ihm Eine Richtung verfolgt. Es ſind hier beſonders die Compoſitionen gemeint, die er zu der Odyſſee geſchaffen und die vorzüglich ſind. Zwei von dieſen Gemäldeſkizzen beſitzt die Fürſtin Wittgenſtein, und es ſind gerade ſehr ausgezeichnete: das eine den Geſang der Sirenen darſtellend, während man das Schiff des Ulyſſes mit dem Sturme kämpfen ſieht, das andere die Erſcheinung der Leukothea auf dem Gipfel einer ungeheuern Welle, die zu dem ſich rettenden Helden niederſchaut. Das erſtere iſt lieblich, in der Gruppe der Frauen auf dem Felſen, das zweite großartig kühn in der Erſcheinung der Göttin und in dem vortrefflich gezeichneten Meere, in welchen Naturſchilderungen Preller bekanntlich Meiſter iſt. Als einen ſolchen habe ich ihn immer zu ſchätzen gewußt, ich 'kannte in ihm aber nicht die Begabung für poetiſche Situation und die Kraft, dieſelbe in allen ihren Motiven darzuſtellen. Hier weiß man allerdings nicht, iſt die Handlung Staffage oder iſt ſie die Hauptſache, ſo vortrefflich ſind beide Theile, Landſchaftliches und Hiſtoriſches, ineinander verſchmolzen und dargeſtellt.

Ende des ſechsten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Die

Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Oft, wenn ich die Werke der großen Maler betrachtet habe, iſt mir der Gedanke gekommen, ob es denn kein Mittel gebe, dem Verſtändniß, oder wenn ich ſo ſagen ſoll, der Liebe des Beſchauers ein herrliches Gemälde näher zu rücken, als es durch eine Beſchreibung und Erklärung geſchehen kann. Und um ein ſolches Mittel zu finden, habe ich in dem Leben der alten Maler geleſen, und es iſt mir gelungen, zwiſchen dieſem und den Bildern ein verknüpfendes Band zu entdecken. Es hat ſich irgendeine Geſchichte zugetragen, ein Ereigniß trat ins Leben, wichtige Vorfälle machten ſich in Nähe oder Ferne geltend, bei denen der Maler betheiligt war. Die Umſtände zwangen ihn, den freien Sohn der Kunſt, bald für dieſe, bald für jene

Partei ſich zu entſcheiden, bald in dieſer Tragödie eine Rolle zu ſpielen, bald in jener Poſſe ſeine Kräfte mitwirken zu laſſen. Ohne daß ſie es ſelbſt oft wußten, gingen die befreundeten oder befeindeten Elemente in ihre Werke über. So iſt manches Erlebniß die Quelle eines trefflichen Bildes geworden, das nicht nach dieſem Erlebniß genannt wird, ſondern einen fremden Namen führt. Hier hinter dem Vorhang zu lauſchen, iſt gar ergötzlich. Und wenn wir die wahren Perſonen des Dramas erfahren haben, die unter der prunkenden Maske der Götter und Göttinnen des Alterthums, oder der Madonnen und Propheten vor uns ſtehen, dann beſchäftigen wir uns ganz anders und lebhafter mit dem Bilde. Wir ſehen den Maler vor uns wie er haßt und liebt, wie er verzweifelt und wie er lächelt, und jene ſchöne Wärme geht in unſern Herzen auf, die erfoderlich iſt, um ein Werk der Kunſt, das immer auch zugleich — wenn es ſich um die echte Kunſt handelt — ein Werk des liebenden, des gebeugten oder des triumphirenden Menſchenherzens iſt, zu würdigen und zu verſtehen. Wer ein Bild anſieht, und man ſagt ihm die Schule, aus der es ſtammt, man ſagt ihm die Jahreszahl, in der es muthmaßlich entſtanden, und endlich zählt man ihm die Vorzüge vor, die der Meiſter zu Tage förderte in Colorit, Gruppirung, Zeichnung, — ſo hat man zum äußern Verſtändniß genug gethan, und die meiſten Kenner und die meiſten Beſchauer von Bildern begnügen ſich auch damit, weil es ſie im Grunde genommen wenig anficht, in das innere Heiligthum der ſchaffenden Künſtlerſeele einen Blick zu thun; Namen, Merkmale und Zeichen genügen ihnen vollauf. Anders jedoch iſt's mit Denen, die etwas von den alten Malern, die nicht immer alte Maler waren, wiſſen wollen, um ſich für ihre Schöpfungen bleibend zu intereſſiren. Ihnen gilt oft ein hingeworfenes Wort, eine kleine flüchtige Nachricht, eine wenig beglaubigte Anekdote mehr als der vollſtändigſte gelehrte Apparat. Sie wiſſen dann, an welchem Zipfel ſie ihren Gegenſtand zu faſſen haben. Sie können den Mann gleichſam in Nacht und Dunkel, unter dem Gewirre von tauſend Andern, wieder bei der Hand. Er ſtahl ſich auf den Zehen in die Klauſe des Wächters und raubte dieſem, der im tiefen Schlafe lag, den mächtigen Schlüſſelbund. Wir mußten lange bald dieſen, bald jenen Schlüſſel verſuchen, ehe der rechte ſich fand, und ich wonneſchauernd in's Gemach ſtürzte.

Dionys ſaß auf einem ärmlichen Lager. Er erhob ſich nicht, als er mich ſah, er richtete nur einen Blick auf mich, den ich nie vergeſſen werde. Meiner Umarmung, ſelbſt meinem Händedruck wich er aus. — Wo ſind meine Papiere? fragte er in einem ſchneidend kalten Tone. Ich erzählte ihm den Hergang der Sache; er ſchüttelte den Kopf und ſah unverwandt vor ſich auf den Boden. Ich warf mich zu ihm auf's Lager, ich preßte ihn an meine Bruſt, ich benetzte ihn mit Thränen — umſonſt! keinen Blick erhielt ich. Nur die wiederholte Frage: „Wo ſind meine Papiere?" tönte mir in's Ohr. „Du biſt entſetzlich, Dionys!"

unter dem Geſchrei und Gelärm des Marktes wiederfinden, denn ſie haben ihm ins Auge geſchaut, er iſt ihnen bekannt und lieb geworden.

Wer den Weg kennt, den die künſtleriſche Thätigkeit nimmt, weiß, daß derſelbe oft lang und beſchwerlich iſt. Auf dieſem Wege finden ſich tauſend kleine Hinderniſſe, ſowie eine große Menge Aufmunterungs- und Belebungsmittel. Unter welcher Form ſich hindernde und fördernde Antriebe geſtalten: das zu unterſuchen, iſt Sache des Pſychologen. Die Biographie eines Künſtlers leiſtet wenig, wenn ſie nur die äußern Momente aufzählt, an denen ſich, gleichſam auf Pfeilern, das Gewebe des Lebens hinzieht; ſie muß auch über dieſe hinaus auf die kleinen Vertiefungen und Erhöhungen des Horizonts hinweiſen und die Schlangenlinie manches kleinen Seitenpfades, der ſich ins Gebüſch verliert, aufzudecken wiſſen.

Die nachſtehende Sammlung verdankt dem Wunſche, dieſer Anfoderung gerecht zu werden, ihre Entſtehung. Wer die berühmte Galerie Dresdens ſieht, kann leicht die einzelnen Bilder herausfinden, bei denen es dem Schreiber dieſer Zeilen vergönnt war, Anknüpfungspunkte für ſeine Sammlung zu gewinnen. Bei andern Bildern war dies unmöglich; das Leben ihrer Schöpfer lag entweder nicht ſo offen dem Blicke des ſpätern Beſchauers dar, oder ſie hatten beizeiten Sorge dafür getragen, daß man den Schleier nicht lüfte, der dieſe oder jene intereſſante Perſönlichkeit ihrer Zeit deckte. So, um nur Eins anzuführen, weiß man bis heute noch nicht, wer die jugendliche männliche Geſtalt iſt, die zu den Füßen der berühmten Tizian'ſchen Venus ſitzt; man glaubt annehmen zu können, daß es Philipp II. ſei, in faſt knabenhaftem Alter. Wie anziehend wäre es, dies genau zu wiſſen. Tizian befand ſich am Hofe Karl's V. allerdings zu der Zeit, wo dieſer Prinz noch ſehr jung war, und das alte Verzeichniß der Dresdener Sammlung, wie uns Prof. Hübner in ſeinem neu erſchienenen Geleitbuche für die Galerie erzählt, nennt uns geradezu dieſen Prinzen, indem es der Venus den Namen „Donna Laura" gibt. Und ſo mit vielem

Andern. Es iſt vielleicht einer ſpätern Zeit vorbehalten, bei dem gründlichen und umfaſſenden Streben kritiſcher Forſchung, das heutzutage rege geworden, Licht zu bringen auch auf dieſe Gebiete der Kunſtgeſchichte. Bis jetzt hat man ſtets faſt ausſchließlich die Gemälde, ſelten die Schickſale der Maler ins Auge gefaßt, oder man hat dieſe Schickſale der Aufmerkſamkeit gewürdigt, ſie aber nicht in unmittelbare Verbindung zu bringen geſucht mit den Werken, die wir vor Augen haben. Beide aber ergänzen einander, und verhalten ſich Eins zum Andern in eben dem Maße, wie ſich ein Autor zu ſeinen Büchern verhält.

Möge dieſe kleine Sammlung Beifall erhalten und das Ihrige dazu beitragen, daß dieſer Juwel Deutſchlands, die bewundernswerthe Galerie Dresdens, den Beſuchern immer werther und theuerer erſcheine.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Die Gräfin von Flandern. — Rembrandt 1

Die Burg der Hündchen. — Asselyn 35

Die Roſe von Haarlem. — Van der Neer 65

Eine Büſten Holbein's. — Holbein 81

Die Hexenküche. — Teniers 125

Schleier und Mantel. — Cignani 165

Der Unbekannte. — Paul Veroneſe 191

Der Künſtler-Vagabund. — Brouwer 229

Der Liebesgarten. — Rubens 261

Das Grab des Juden. — Ruysdael 291

Die Gräfin von Flandern.

Rembrandt.

Auf dem Wege, der von dem Dorfe Leyersdorp aufwärts nach Leppen führt, dem Walde von Kenkerk entlang, zeigte ſich eines Morgens die ſchlanke Geſtalt eines jungen Burſchen, der, ſein Ränzel auf dem Rücken, die Anhöhe emporſtieg. Er war der Sohn eines Müllers, und die Mühle, die er verlaſſen, hob im friſchen Morgenwinde aus der Ferne noch ihre ſchwerfälligen Arme auf, gleichſam trachtend Den feſtzuhalten, der gegen Willen und Gebot das Vaterhaus verließ. Der Jüngling ſah nicht hinter ſich: er mochte etwas davon empfinden, daß es dahinten nicht ganz geheuer war, daß der Kirchthurm des Dorfs im Bunde mit der Mühle ihm Vorwürfe nachrief, daß die Gebüſche flüſterten von dem Verrath des Kindes gegen die Aeltern. Im

Grunde genommen war es aber mit dieſem Verrath nicht ſo ſchlimm. Der Sohn hatte ſchon oft ſein Verlangen kundgethan, in die Fremde auszuwandern, der Vater hatte zwar immer verneinend dreingeredet, allein der Widerſpruch war merklich ſanftmüthiger und nachgiebiger geworden, je öfter der Sohn ſeine Sehnſucht bekundete. Nur das Fortgehen ohne Lebewohl war und blieb ein unkindliches Thun und konnte mit nichts entſchuldigt werden. Da hatten Kirchthurm, Mühle und Gebüſche Recht.

Auf einem Hügel angelangt, wo ſich zwei Wege kreuzten, warf ſich der Jüngling ins Gras, und das Haupt auf den Arm geſtützt, ſah er in die morgenhelle Landſchaft hinaus, die vor ihm ausgebreitet lag. Zur Seite hob ſich der dünne, ſpitzige, ſeltſam geſtaltete Kirchthurm des Dorfes Neukerk in die Lüfte; links glitzerte das Waſſer des Rheinſtroms, der hier in dünne Arme ſich getheilt. Alſo vor ſich hinträumend erblickte er, auftauchend aus der Tiefe der Thalſchlucht, eine junge Frau zu Pferde, von einem gleichfalls berittenen Diener begleitet. Sie näherte ſich dem Kreuzwege, und indem ſie vor der aufſteigenden Sonne die Hand ſchützend vor Augen hielt, ſpähte ſie den Weg entlang, ob ſich nichts erſchauen laſſe, von Dem, was ſie erwartete. Und ſiehe da, es dauerte nicht lange, ſo ſprengte jenſeit hinter dem Gebüſch hervor ein Reiter mit fliegendem Mantel und wallendem Federbuſch. Er kam ſo eilig daher, daß ſein Antlitz, dem der Windſtrom entgegen, von einer flammenden Röthe glühte, und der ſchöne Jüngling wie der verkörperte junge Tag anzuſehen war, der ſeinen eiligen Ritt begann, von den nachflatternden Morgenwolken begleitet, um der Erde, die ſeinem Kommen entgegenharrte, Licht und Glut zu bringen. Die ihm entgegenharrende Erde war diesmal das ſchöne Fräulein, das auf dem weißen Zelter auf der Spitze des Hügels Halt machte, um ihn zu erwarten. Endlich waren ſie dicht beieinander. Ohne vom Pferde zu ſteigen, reichten ſie ſich die Hände, und das Morgenlicht blitzte in ſeinen feurigen Augen, mit denen er das Willkommen zuwinkte. Sie ſcherzten und beſprachen ſich frei miteinander:

rief ich außer mir. „Iſt das die Freundſchaft, die Du mir geſchworen?“

Er erhob ſich langſam und ſagte in einem feierlichen Tone: „Vergeſſen Sie, Herr Graf, was Kindiſches und Uebereiltes zwiſchen uns vorgefallen. Von jetzt an kann nicht mehr die Rede davon ſein. Ich bedaure, daß Sie ſich für mich bemüht haben.“

Mein Athem ſtockte, als ich dieſe Worte vernahm. „Reize mich nicht zum Zorn, Dionys!“ rief ich ſtammelnd. „Du weißt, daß wir beſtimmt ſind, mit einander durch's Leben zu gehen. Du weißt, daß ich nicht von Dir laſſen werde.“

„Und auch ich nicht von Ihnen,“ erwiederte er, indem ſeine dunkeln Augen mit einem eigenen feuerſprühenden Ausdruck auf mir hafteten.

„Was ſoll das?“ ſchrie ich und preßte meine glühende Stirn an die kalte Kerkermauer.

„Was es ſoll?“ rief er und trat ganz dicht an mich heran. „Wir werden unzertrennlich an den im Graſe abſeit liegenden Jüngling dachte Niemand. Aber dem Lauſcher entging nichts. Er merkte, daß er zwei Liebesleute vor ſich hatte, die die einſame Haide benutzten, um ſich hier eine vertrauliche Zuſammenkunft zu geben. Der alte Diener blieb in einiger Entfernung zurück. Plötzlich, als Beide noch im beſten Geplauder waren, die Dame auf ihrem Sattel hinüber gebeugt zum ſchönen Begleiter, und Dieſer mit dem hellächelnden Munde faſt ſo nah an dem ihrigen, daß es ſchien, ſeine Worte ſeien Küſſe, erklang der helle Ruf einer Trompete, der aus dem Dorfe hinaufſchallte. Es mochte dies das Zeichen ſein, daß die Zuſammenkunft ihr Ende erreicht. Der alte Diener wurde gleichfalls unruhig und näherte ſich ehrfurchtsvoll. Die junge Dame blieb aber immer noch ruhig in anmuthiger Haltung hinübergebeugt, feſt und zärtlich in die Augen des Jünglings ſchauend, in denen das wehmüthige Lebewohl lag. Ach, wie iſt jede Secunde ſo ſüß, die man noch der unerbittlichen Scheideſtunde abſtiehlt! Aber die Trompete ſchmetterte noch einmal, und jetzt wendete die junge Schöne langſam ihr Roß und winkte mit der Hand ihr Lebewohl. Es lag etwas ſo fürſtlich Vornehmes in dieſem Wink, und doch dabei glänzten die Liebesaugen voll ſüßer Hingebung und Zärtlichkeit. Der Ritter ſprengte den Hügel hinab, und die Dame ſetzte ihren Weg, die große Straße entlang fort. Ehe ſie verſchwand, hatte ſie einen Blick auf den Wanderer im Graſe geworfen, und dieſer Blick ſah wie die Frage aus: Was willſt du hier? Haſt du erlauſcht, was wir ſprachen? Aber gleich darauf ſpielte ein übermüthiges Lächeln um die Lippen, als die Worte zu ſprechen ſchienen: Meinethalben! Du kennſt uns nicht.

Und daß der Wanderer dieſe ſchöne Dame nicht kannte, that ihm in der Seele weh. Wie lieblich hatte ſich ihre ſchlanke Geſtalt gegen den Morgenhimmel abgezeichnet; die eine weiße Feder wogte auf dem purpurrothen, eng anſchließenden Häubchen, unter dem die goldgelben Haarkränze hervorquellen! Dann das ſchwarze Leibchen und der weithin in ſchweren Falten ſich ergießende hellgelbe Seidenrock! Von den Schultern hinab war das Mäntelchen gefallen, von dunkelbraunem Sammet mit Hermelin; Alles ſchön, Alles übereinſtimmend und für das Auge eines Malers unvergeßlich. Und nun mußte er ſich ſagen, daß er die Dame nicht kenne, daß er ſie nie wiederſehen werde.

Mitten im Verdruß dieſes trübſeligen Nachdenkens kam es die Straße wieder daher mit eiligen Roſſeshufen, und der alte Diener zeigte ſich und hielt an vor dem Jünglinge, der ſich halb aufgerichtet hatte, und jetzt neugierig dem Heranſprengenden ins Geſicht ſchaute. „Mit Verlaub,“ rief Jener, „meine Gebieterin läßt fragen, wie Ihr heißt und welches Standes oder Berufs Ihr ſeid.“

Der Jüngling ſah dem Fragenden ins Antlitz. „Das läßt ſie fragen?“ rief er. „Ei ſeht, wie neugierig: ich dachte ſchon, ſie hätte zu jedem andern Dinge ſich wenig Zeit erübrigt. Doch meinethalben, es handelt ſich hier um kein Geheimniß. Ich heiße van Ryn und mein Vater iſt Beſitzer einer Mühle. Was meinen Stand betrifft, ſo bin ich dermalen nichts; allein ich hoffe etwas zu werden, und wenn Eure Dame es mir erlaubt, ſo will ich dereinſt ihr Bildniß malen.“

„Junger Burſch, Ihr ſeid frech!“ rief der Diener entrüſtet. „Gewöhnt Euch an beſſere Sitten!“

„Es ſind die, die in meiner Mühle einheimiſch ſind. Erlaubt mir nun auch eine Frage: Wer iſt Eure Gebieterin und was thut ſie hier?“

Der alte Mann entgegnete mit dem größten Ausdruck von Strenge: „Danach habt Ihr nichts zu fragen! Hohe Damen wollen nicht von Jedermann gekannt ſein. Seid froh, daß Ihr gewürdigt werden, eine fürſtliche Jungfrau in ihrem Glanze vor Euch erſchaut zu haben; Ihr könnt das noch Euren Kindern und Kindeskindern erzählen, wenn der Himmel es zugibt, daß ein Gelbſchnabel wie Ihr ein reſpectvolles Alter erreicht.“

„Vielleicht ein höheres als Ihr, das Euch ſo wenig weiſe und artig gemacht hat. Uebrigens was kümmert mich der Hohen Hoheit! Weiß man denn immer, wie dergleichen endet? Was gilt die Wette, Alter, ich ſehe Eure Dame noch einſt in Schmach, Armuth und Erniedrigung! Sagt ihr das und grüßt ſie von dem Müllersſohne!“

Der Diener hob den Arm gegen den Jüngling auf, dieſer aber floh unter Lachen den Hügel hinab. Jener lenkte ſein Pferd zum Rückzuge und verſchwand eilig hinter dem Gebüſch.

Mehre Jahre waren vergangen, da machte in der Stadt Antwerpen ein junger Maler durch ſeine Werke großes Aufſehen. Er war eines Müllers Sohn aus der Nähe von Leyden, und hieß Rembrandt van Ryn. Fürſten und große Herren ließen bei ihm ihre Bildniſſe malen, und belohnten ihn auf das anſehnlichſte. Außer den Bildniſſen malte er Stücke eigener Erfindung, und dieſe Schöpfungen zeigten etwas Beſonderes. Gemeiniglich waren es in düſterm Lichte aufgefaßte Gruppen geheimnißvoller, verhüllter Geſtalten. Darin zeigte ſich die feinſte Stimmung des jungen Mannes, der ſich vor aller Welt verſchloß, und nur mit wenigen Genoſſen umging. Gänzlich verſchieden von dem lebhaſten, dem Genuß zugewendeten Streben der Maler ſeines Landes, neigte er ſich in ſeinem grübelnden Ernſte jener Schule zu, aus der Albrecht Dürer, Cranach, Holbein hervorgingen. Man ſagte, daß dies den frühen Lebensſchickſalen des Jünglings zuzuſchreiben ſei; doch dieſe Schickſale hatten, außer dem baldigſt vorübergehenden Zerwürfniß mit ſeinem Vater, keine ſchwarze Färbung angenommen, im Gegentheile die glücklichen Erfolge, die der noch nicht zum Manne gereifte junge Künſtler bereits erworben, gaben eher vom Glück als vom Misgeſchick Zeugniß. Es mußte alſo in der innern Natur, in der umwölkten Lebensanſchauung der Trübſinn des Künſtlers, der ſich auf ſeine Werke ausdehnte, ſeinen Grund haben. Und ſo war es auch. Wo Tauſende die Lichtſeite eines Gegenſtandes ſahen, ſah er allein deſſen Schatten. Die dunkeln verſteckten Züge, die einem Antlitz voll Adel und Schönheit den tiefen bedeutſamen und den Beſchauer mit Scheu und Aengſtlichkeit erfüllenden Charakter gaben, fand ſein Auge mit Scharfblick heraus. Ein ewiges Lächeln, eine Unſchuld ſonder Makel, eine Hoheit ohne Beiſatz von Niedrigkeit, war für ihn nicht vorhanden. Ueberall ſah er den „gefallenen“ Menſchen heraus. Deshalb übten ſeine Bilder einen ſo dämoniſchen Eindruck auf den Beſchauer, der ſich gleichwol von dieſer auf ihn einwirkenden Macht keine Rechenſchaft zu geben wußte; denn das verneinende Princip war ſehr vorſichtig und gleichſam nur mit unſichtbaren Pinſelſtrichen dem Gemälde beigefügt. Aber es fand ſich überall: man konnte ſicher darauf zählen, es war nirgends ausgelaſſen. Am lebhafteſten trat es hervor, wenn Rembrandt van Ryn Gegenſtände aus der heiligen Geſchichte malte. So erzählt ein älterer Biograph von ihm, daß lange Zeit in einer Kirche der Stadt Gent eine „Flucht nach Aegypten“ von ihm zu ſchauen geweſen, ſpäter jedoch, wie behauptet wurde, auf Antrieb des Künſtlers ſelbſt ſpurlos verſchwunden ſein ſoll, die des Seltſamen, Fremdartigen, mit dem Gegenſtande nicht zu Vereinbarenden Vieles enthalten habe. Die Tafel ſtellte Maria vor, die das Chriſtkind auf dem Schooſe hielt; allein Mutter und Kind waren abſichtlich ſo in den Schatten, dagegen eine ſeltſame Figur, verhüllt vom Haupte bis zur Fußſpitze, die den Hügel hinaufſchritt, in ſo helles Licht geſetzt, daß die Deutung des ganzen Bildes darüber in Zweifel gerieth und Niemand die wunderliche Figur ſich zu erklären wußte, die hier die Hauptrolle ſpielte. Der Künſtler hatte damit die ungewiſſe Zukunft der chriſtlichen Religion und die düſtern Schreckniſſe andeuten wollen, die ihre Bekenner erfahren ſollten.

Es war damals Sitte, daß die Frauen vom Stande nicht in das Atelier des Künſtlers kamen, ſondern dieſen rufen ließen und dieſer dann mit zwei Schülern oder Dienern, die ihm das Geräthe nachtrugen, im Palaſte ſich einfand. Dieſer Gebrauch hatte für den Künſtler viel Unbequemes. Beleuchtung und Räumlichkeit waren ſelten gerade ſo vorhanden als ſie gefodert wurden; dann kam noch der Uebelſtand hinzu, daß das unvollendete Bild, das nicht wohl über die Straße hin- und hergebracht werden konnte, in jenen fremden Räumen zurückblieb und manchen ſtörenden Zufälligkeiten ausgeſetzt war. Rembrandt war der Erſte, der ſich entſchieden dieſem Gebrauch widerſetzte. Er malte in einem Atelier, wie es wol kein zweites auf der Welt gab. Das Licht fiel in das Gemach durch eine einzige, in der Decke angebrachte Oeffnung, die erweitert und verengt werden konnte, und der einfallende Strahl gelangte auf ſeinem Wege auf Zwiſchenwände, die ſo geſtellt waren, daß Reflexe von eigenthümlicher Art zu Stande kamen. Auf dieſem Wege hatte der ſtets forſchende und ſeinem innern originellen Drange nachgrübelnde Meiſter jene Schöpfungen eigenthümlicher Art ins Leben gerufen, die die Kenner das „Helldunkel“ dieſes Künſtlers nennen. Das Licht ſpielt in dieſen wunderlichen Experimenten die Rolle eines ſtets um ſeine Exiſtenz kämpfenden Weſens, das durch die Gefahren, die daſſelbe rings umſtellen, zu den kühnſten Wendungen, zu den überraſchendſten Ausflüchten gezwungen wird. Immer auf dem Sprunge zu unterliegen, findet es ſtets unerwartet Hülfe, und wir ſehen den hellen Strahl, der unverfälſcht und gleichſam in jugendlichem Uebermuthe ſich in dieſes dunkle Labyrinth ſtürzt, mit der Finſterniß einen heldenmüthigen Gang beginnen, der dennoch zu ſeinem Siege ausſchlägt. Und zu welch einem Siege! Wir begrüßen mit Freuden dieſes Licht, das ſich ſo tapfer der Nacht entringt, ohne die Finſterniß völlig vernichten zu können, ſie doch ſo klar und durchſcheinend macht, daß das Auge wie in einem köſtlichen tiefen Waldquell darin badet, ſich in die geheimnißvollſten Tiefen mit Wonne zu verſenken eilt. Dies ſind die wunderſamen, lichtdurchglühten Schatten Rembrandt's. Ein Künſtler, der in dieſer Weiſe zu ſchaffen gewohnt war, konnte begreiflicherweiſe nicht an jedem beliebigen Orte, am wenigſten in einem hellen Prunkgemache ſeine myſteriöſen Bilder hervorzaubern. Die vornehme Welt erſtaunte über die Kühnheit, daß man ſie zwingen wollte, in ſein. Ja, gehen Sie nur, edler Graf, Ihre ſtolze Laufbahn dahin; an Ihre Ferſen wird ſich ein Geſpenſt ketten, das Sie nie verläßt; es iſt der arme vertriebene Bürgerſohn, der an Ihrem Buſen als Freund ruhte, und dem Sie die Geliebte, die Ehre und die Freiheit ſtahlen.“

Dieſe empörende Rede war ich nicht vermuthend. Meine Kniee wankten, ein Fieberfroſt ſchüttelte mich; Georg, der hinter mir eingetreten war, mußte mich halten. Ich beſann mich jedoch, daß ich noch etwas Wichtiges zu ſagen hatte und, meine Kräfte zuſammenraffend, rief ich: „Du biſt ungerecht gegen mich, Dionys; doch laſſen wir das jetzt. Ich komme, Dich zu retten, Dich zu befreien; folge mir.

„Nein!“ erwiederte er kurz. „Mein Schickſal mag ſich nun auf dieſe oder die andere Weiſe erfüllen; ich fliehe nicht.“ Er wandte ſich ab, und als ich ſeine Hand ergreifen wollte, zog er ſie, wie vor der Berührung einer Schlange eine „dunkle Höhle“ zu kriechen; denn ſo nannten die Spötter und Feinde Rembrandt's ſein Atelier. Die bezaubernden Schönheiten in Atlas und Seide zögerten, den kleinen Fuß zu dieſer Wanderung in Bewegung zu ſetzen; die Erſte die ſich hierzu entſchloß, war die ſchöne Gräfin von Flandern. Und nachdem ſie es gethan, thaten es die Andern auch.

Eines Tages öffnete ſich die niedrige, kellerartige Thür des dunkeln Thurmgemachs, in dem der Künſtler arbeitete, und in einem Strom von Licht trat eine jugendliche Hebe herein, ſtrahlend in Putz, gefolgt von einer Schar Diener, und geführt von einem jungen Cavalier, deſſen geſtickter Mantel und deſſen Spitzenkrauſe das Allervollkommenſte in dieſer Art war, was man ſehen konnte. Nicht Daſſelbe ließ ſich von dem Antlitz des Ritters ſagen. Er ſah verblüht aus, zeigte eine Anzahl häßlicher Narben und ſchielte. Nachdem er den Künſtler vornehm begrüßt, ließ er vom Gefolge einen Thronſeſſel aufſchlagen, mit Polſterkiſſen und Decken; auf dieſem mußte die junge Dame Platz nehmen.

Er ſelbſt ſtellte ſich hinter den Stuhl des Künſtlers, der ſeine Arbeit begann. Aber das Zuſchauen bei einem Werke, von dem man nichts verſteht, hat ſein Langweiliges. Der Herzog begann bald zu fühlen, daß er nicht im Stande ſein würde, lange in dieſem myſtiſchen Gemache, in welchem alle Dinge anders ausſahen als ſie außerhalb ſich zeigten, auszuhalten. Er beurlaubte ſich von ſeiner Dame, indem er verſprach wiederzukommen um ſie abzuholen; mit ihm verſchwanden die Mohren, der Affe, der Papagai und die buntgekleideten Lakaien. Es wurde wieder ſtill in dem Heiligthum der Kunſt.

Rembrandt hatte bis jetzt nur gethan als zeichnete er; ſein Rothſtift glitt auf der Fläche zwecklos hin. Ein mächtiges Gefühl dunkler Erinnerungen hatte die Bruſt des Künſtlers eingenommen; ſein Auge ruhte auf dem ſchönen und kummervollen Antlitz, das er vor ſich ſah. Dieſe Züge hatte er bereits einmal erſchaut; aber wo? Sie hatte damals anders ausgeſehen, kühner, jugendlicher, wenn auch nicht ſchöner. Ein Künſtlergedächtniß iſt von beſonderer Art; es greift wie ein Kind zuerſt nach Form und Farbe. So waren Form und Farbe, wie ſie hier zuſammen vereinigt waren, ihm ſchon begegnet. Die hellbraune Locke hatte ebenſo bereits auf dem lichten Grunde einer feingewölbten Stirn geſpielt: der feuchte bläuliche Schimmer, der aus dieſem Auge glitt, und der wie eine geiſtige Blume durch die Luft zitternd dem liebevollen Verſtändniß entgegenblühte, dieſer Schimmer war ſchon einmal, aber in anderer Umgebung, und durch ein häßliches Gelbroth, über das er hinweggleiten mußte, geſtört, in ſein Auge gedrungen. Und dann dieſes Profil, — es hatte ſich damals von dem Goldgrund einer hellfarbigen Morgenwolke abgehoben: — und jetzt wußte er es! Die Morgenwolke, der gelbrothe Mantel, die auf der runden Stirn ſich wiegende Locke, alles dies gehörte zu dem Bilde jener Reiterin, die er ſah, als er auf dem Hügel lag, eben erſt der väterlichen Wohnung entflohen. Aber, o Himmel, was mußte unterdeß dieſer Reiterin begegnet ſein! Wo war der wilde Trotz, der

Uebermuth, die Zärtlichkeit, das Lächeln, der Stolz, die Sicherheit, mit einem Worte, die Lebensfreudigkeit dieſes Geſichts geblieben? Es war ſanft geworden, leidend, nachdenkend, verſchloſſen. Heimlich mit der Vergangenheit ſprechend, ſah dieſes ſchöne Auge träumend nieder. Und die blaſſe feine Hand! Sie faßte nach den Falten des Hermelinmantels; aber es ſchien als faßte ſie mit ängſtlichem Drucke nach dem Herzen.

Ob ſie mich wiedererkennt? dachte der Künſtler bei ſich, indem er anfing ſeine Farben zu miſchen, nachdem er den Umriß des Bildes ſcharf und genau entworfen. Aber freilich, ich lag in dem Graſe des Hügels hingeſtreckt, eine rothe Mohnblüte hielt ihre Fackel dicht vor mein Antlitz; ſie hat mich kaum angeſehen. Und wie ſollte ſie den wandernden müßigen Burſchen in mir wiederkennen? Dazu gehört mehr als ein verliebter Weiberkopf zu Stande bringt!

Mit dieſem Selbſtgeſpräch war der Künſtler noch nicht zu Ende, als der Bräutigam wieder erſchien. Der Herzog war übler Laune, denn er hatte unterwegs entdeckt, daß der Mohr des Statthalters eine dunklere Schwärze hatte als der ſeinige. Er ließ das Misbehagen, das er empfand, der Dame und dem Künſtler entgelten. Die nächſte Sitzung war auf den folgenden Tag angeſetzt: an dieſem kam die Gräfin allein, nur von einer alten Anſtandsdame begleitet, die ſich in den Winkel ſetzte und einſchlief. Der Künſtler traute ſeinen Augen nicht. War das daſſelbe Geſicht von geſtern? Die Augen lagen tief, eine Wolke des herbeſten Kummers hatte ſich über dieſe reinen Züge gelegt. Und das war das Werk Einer Nacht. Unter welchen Qualen mußte dieſe durchwacht worden ſein. Zu dieſem blaſſen Colorit paßte nunmehr der hellbraune Mantel nicht mehr, es mußte ein kräftiges Braunroth werden; dem Schatten im Geſicht mußte durch Reflexe aufgeholfen werden; ſowie ſie jetzt waren, taugten ſie nichts. Eine helle Wand wurde aufgeſtellt, die das Licht auffing und gedämpft wiedergab. Nun war ein Schimmer von Jugend und Fülle da, und die Schatten tiefliegender Augen verloren die unheimliche Düſterheit. Während der Künſtler die Gewänder ordnete, ſiel aus den Falten des abgelegten Mantels ein zuſammengefaltetes Papier hervor. Die Gräfin, indem eine lichte Glut ihr Antlitz überflog, rief mit raſcher Bewegung und einer halb bittenden, halb befehlenden Stimme: „Gebt her — o gebt her!“ Der Künſtler erlauſchte dieſe ihm ſo willkommene Röthe; er flog an ſeine Staffelei und miſchte raſch die Farbe. Erſt als ihm das Feſthalten des glücklichen Moments gelungen war, dachte er über den Brief nach und deſſen muthmaßlichen Inhalt. Wie erſtaunt war er, als die Dame ſelbſt eilte, ihn über ſeine Vermuthungen ins Klare zu ſetzen!

„Würdiger Meiſter“, hub ſie an, nachdem ſie einen flüchtigen Blick auf die ſchlafende Alte geworfen, „legt Euern Pinſel hin und gebt mir auf eine Viertelſtunde Gehör. Erfahrt, daß ich auf Euch, wie auf meinen Retter ſehe. Ich habe Niemand, dem ich mich vertrauen darf, ich wähle Euch zu meinem Vertrauten. Ihr könnt dieſen Thränen glauben, die aus meinen gequälten Augen fließen, daß mein Elend groß, ja unermeßlich iſt. Ihr ſeid jung, und ich ſehe in Euerm Antlitz den Zug von Muth, der Männer beſſer kleidet als die größte Schönheit. Wohlan, ſo wißt denn, daß ich damit umgehe den Meinigen zu entfliehen, und Euch erwählt habe, um mir auf dieſer Flucht beizuſtehen. Sprecht nicht — ich bitte, unterbrecht mich nicht, laßt mich ausreden! Aus einem freien und edlen Geſchlechte ſtammend, habe ich ſtets die Schmach der Unfreiheit für die drückendſte Feſſel gehalten, die man einem edlen Herzen anlegen kann. Mir iſt dieſe Schmach zu tragen auferlegt worden. Frühzeitig verlor ich meine Aeltern, und ein Mann, den ich nicht achten und nicht lieben kann, ward erwählt, über mein Schickſal zu beſtimmen. Ihm mußte ich Folge leiſten, und er iſt es, der mir den widerwärtigen Freier, den Ihr geſehen habt, aufgedrungen hat. Ich würde gegen das Loos eines Weibes, das da geboren iſt, früh oder ſpät einen Mann als Herrn über ſich anzuerkennen, nichts einwenden, wenn nur die Wahl nicht gar ſo unglücklich gerade auf dieſen Verhaßten gefallen wäre, und wenn — doch hier laßt Euer Auge nicht ſo ſcharf auf mir ruhen — wenn nicht in meinem Denken und Wollen bereits ein Bild bei mir eingezogen wäre, das ſich mir als mein einziger und ewiger Beherrſcher angekündigt hat. Ich liebe einen Jüngling, der mir ſchon ſeit Jahren den Schwur der Treue abgelockt."

Hier ſchwieg die ſchöne Erzählerin und ſenkte ihre Augen zu Boden.

Der Künſtler erhaſchte einen ſchönen bläulichen Schattenton, der ſich durch das Senken der Wimper auf der Wange hinlagerte. „Dachte ich's doch!" murmelte er bei ſich, „es iſt der hübſche Reiter. Nun, wir werden ja weiter hören!"

„Mein Geliebter", floſſen die Bekenntniſſe weiter, „iſt arm und der Krieg ſein Unterhalt. In fremder Herren Dienſte mußte er ſich begeben, da ihm das Vaterland keine Gelegenheit bot, ſeinen tapfern Arm zu brauchen. So weiß ich ihn ſtets in Gefahr und zittere. Die letzte Botſchaft, die er mir geſendet, zeigt wie ſehr ich Grund hierzu habe; ein Gefecht iſt vorgefallen, und mein Auserwählter liegt ſchwer verwundet in einem Dorfe an der Grenze. Ich muß ihn ſehen, muß ihn bald ſehen. Eine zweite Nacht, wie ich ſie heute durchlebt, ertrüge ich nicht. Wie ich mit meinem Schmerze rang, kamt Ihr mir plötzlich in den Sinn, edler Herr, und als Ihr das Papier aufhobt, rief eine Stimme in mir: Vertraue dich ihm! Zögere nicht! Nun denn, wollt Ihr mein Begleiter ſein? Ich darf Niemand mitnehmen: meine Umgebung ſteht im Solde meiner Tyrannen. Wir Beide reiten allein. In den erſten Stunden der Nacht brechen wir auf. Bis zur Grenze iſt es nicht weit; eh' man im Palaſte meine Abweſenheit entdecken kann, bin ich wieder zurück. O Meiſter, Meiſter! gebt einem armen Weibe die Ruhe und den Frieden ihrer Seele wieder!"

Als die Gräfin dieſe Worte ſprach, rang ſie die Hände, und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen.

Rembrandt lag in ſeinem Seſſel; die Pallette war ſeinen Händen entſunken. Er ſtand auf, ging ein paar mal im Gemach auf und ab, und ſagte dann raſch: „Ich begleite Euch!“

Es war eine ſtürmiſche Nacht. Der Maler und die Dame flohen die Landſtraße entlang und bogen dann in einen Waldweg ein, der ſie raſcher zum Ziele führte. Die Pferde waren gut, ihr Gang ſicher; ſelbſt als ſie an dem Flußabhange vorbeikamen, ſtrauchelten die treuen Thiere nicht und brachten ihre Gebieter wohlbehalten den Lichtern eines halb im Walde verſteckten Dorfes entgegen, in deſſen unſcheinbarer Herberge ſie einkehrten. Ein kranker Offizier wurde hier verpflegt. Der Maler ging in das kleine, niedere Gemach, um die Dame anzumelden; ſie folgte ihm auf dem Fuße, und an dem Lager niedergeſunken, wurde ſie von den Armen des jungen Mannes umſchloſſen, der mit einer vor Entzücken bebenden Stimme mehrmals ihren Namen rief.

erſchreckend, eilig zurück. Ich verließ das Gemach. Ohne Georgs treue Hülfe hätte ich den Rückweg nicht machen können, ſo wenig wußte ich, was um mich geſchah, und welche Maaßregeln der Sicherheit ich zu nehmen hatte. Ach, man liebt nur ein Mal im Leben mit dieſer maaßloſen Glut, mit dieſem Sturm des Entzückens und Schmerzes! — Als ich auf meinem einſamen Zimmer angelangt, mich unter Thränen auf's Lager warf, war es mir, als wenn meine Jugend jetzt geſchloſſen ſei. Ich hatte den verloren, den meine Seele glühend liebte; was konnte jetzt noch folgen, werth, daß ein Athemzug den Buſen hebe?

Kaum war der Tag angebrochen, als ich zu meinem Vater eilte und ihn beſchwor, ſich des Schickſals Dionyſens anzunehmen. Ich fand ſein Ohr taub meinen Bitten. Unſre nahe Reiſe, meine Vorſtellung bei Hofe beſchäftigten ihn einzig. Er ſah ein glänzendes, langes Leben für

Dieſe Gruppe war tief in den Schatten geſtellt, dies war das Einzige, was dem Maler an ihr nicht gefiel; im Uebrigen war ſie ganz nach ſeinem Sinn. Als Licht gebracht wurde und eine dicke Figur von Wirth erſchien, ſammt einem Dorfbarbier, der hier die Stelle des Aesculap einnahm, und als dieſe charakteriſtiſchen Geſtalten ſich vortheilhaft um das Licht herumgruppirten, ſaß unſer Künſtler ſtill in der Ecke des Gemachs, und ſein Geiſt entwarf künftige wirkungsvolle Bilder. Der kranke Offizier, der kein Maler war und den es wenig kümmerte, ob ſich der Wirth und der Barbier in guter oder in ſchlechter Beleuchtung zeigten, ſuchte das Zuſtandekommen eines Gemäldes dadurch zu verhindern, daß er mit guter Manier ſämmtliche Anweſende hinwegtrieb, außer ſeiner Dame, die er bei ſich behielt bis zum erſten Hahnſchrei. Als dieſer ertönte, ritt der Maler mit der Schönen wieder fort. Dieſe nächtlichen Ritte wurden ſolange mit Glück wiederholt, bis der Offizier zu ſeinem Commando zurück mußte. Der Maler war jetzt vollſtändig als Vertrauter der Liebenden eingeſetzt. Es entging ihm nicht, daß der Offizier ein arger Wildfang war, daß ſeine Sitten nicht die beſten waren, und daß der Krieg ihm gewiſſe Grundſätze beigebracht hatte, die ſchnurſtracks Dem entgegenliefen, was man im gewöhnlichen Leben einen ehrbaren Lebenswandel zu nennen pflegt. Allein Künſtler ſind ſelten ſtrenge Sittenrichter, und der unſerige war ſo zerſtreut und ſo ſehr beſchäftigt mit dem dunkeln und geheimnißvollen Schaffen ſeines Genius, daß er wenig mehr als die flüchtigen, äußern Erſcheinungen der Verhältniſſe in ſich aufnahm. Sein nächſter Troſt beſtand darin, daß er ſich ſagte: Gut daß die Dame heirathet, und daß ſie demnach nicht in die Lage kommen wird, ihr Geſchick dieſem hübſchen Jüngling, der die ſchönſten braunen Augen mit den ſchlimmſten Sitten vereinigt, anzuvertrauen!

Es kam aber dennoch ſo. Die Gräfin, nachdem ſie die Heirath eingegangen war, der ſie nicht entgehen konnte, blieb ihrem Geliebten treu, obgleich dieſer ihr nicht mehr treu blieb.

Es vergingen wol zehn Jahre, während welcher der Maler, der unterdeſſen Reiſen machte und eine Menge ehrenvoller Aufträge bekam, nichts von dem Liebespaar hörte. Das Zuſammentreffen, das jetzt folgte, war von ſehr ſchroffer und eigenthümlicher Natur. Es gehörte die ganze Fülle der Romantik dazu, die in der Bruſt des Künſtlers lebte, um ihn die Schmerzen ertragen zu machen, die ihm der Anblick der einſt ſo Gefeierten erregte.

Es war eine Tagereiſe von der Stadt Antwerpen entfernt, in einem dichten Walde, als der einſam von einer Geſchäftsreiſe heimkehrende Künſtler von zwei Banditen angefallen und ſeines Gepäcks beraubt wurde. Die Reichthümer, die die Räuber fanden, mochten nicht von der Art ſein, daß ihre Erwartungen befriedigt wurden; ſie verlangten darum mehr, und da der Reiſende nichts Werthvolles bei ſich hatte, banden ſie ihm die Hände, ſetzten ihn aufs Pferd und führten ihn ins Dickicht hinein. Der Gefangene verſchwendete keine Bitten, er wußte, daß dieſe nichts fruchten würden; er verlangte nur, vor den Befehlshaber der Bande geführt zu werden. Dieſes geſchah. In einer Höhle angelangt, ließ man ihn anfangs in einer finſtern Abtheilung dieſer unheimlichen Behauſung allein, unter dem Vorwande, ihn zu melden, in Wahrheit aber, damit die Begleiter keine Zeit verlören, an dem Gelage theilzunehmen, das in dieſer Nacht gefeiert wurde.

Eine Stunde nach der andern verging; der Gefangene ſaß in Nacht und Einſamkeit. Die Felſenwand ſeiner Kammer, wenn man eine unregelmäßige Höhle, in der das Waſſer ſich geſammelt hatte, das von der Decke niedertropfte, ſo nennen kann, ließ in Mannshöhe durch eine Oeffnung einen Blick in die große, anſtoßende Halle, in der das Gelage gefeiert wurde, frei. Hier legte ſich der Künſtler auf die Lauer, obgleich er dabei bis an die Knöchel im Waſſer ſtehen mußte. Aber was er erblickte, feſſelte ihn dergeſtalt, daß er ſeine peinvolle Lage völlig vergaß. Wen ſah ſein Auge hier? — An einer Tafel, die mit ſilbernem Geräthe, mit Früchten und Eßwaaren bedeckt war, ſaß ein Dutzend wilder Geſellen in zum Theil phantaſtiſchen Coſtüme. Dieſer hatte ſich ein geraubtes prachtvolles Tuch als Turban um den Kopf gewunden, Jener ſich einen goldgeſtickten Mantel umgeworfen. Goldene Ketten und Juwelen blitzten im Schein der Fackeln, die die Höhle erleuchteten. Unter einem Baldachin ſaß eine bleiche Geſtalt mit niedergeſchlagenen Augen, köſtlich geſchmückt, aber mit einem Zuge unbeſchreiblichen Leids in Mienen und Stellung. Mit einem Schrei des Schreckens fuhr der Lauſcher zurück — die geſchmückte, blaſſe Frau war ſeine Gräfin! Hier, in dieſer Umgebung ſah er ſie wieder! Die Neugier zwang ihn nochmals, ſein Auge der Oeffnung zu nähern, und jetzt erkannte er neben ihr den Mann, den ſie geliebt und der ſie in dieſes Elend gebracht. Er war häßlich geworden, und in ſeiner zunehmenden Verwilderung leuchtete keine Spur von der einſtigen eleganten Würde ſeines Aeußern. Er hatte ſich auf den Polſtern zurückgelehnt und beſprach mit einigen ſeiner Genoſſen, die ihn mit gezwungener Aufmerkſamkeit und Furcht anhörten, irgendeine Angelegenheit von Wichtigkeit. Auch ſein Anzug war überladen von geborgtem Schmuck; doch machte dieſer Putz keinen ſo verletzenden Eindruck bei ihm als bei der bleichen Frau, die ſtill und ergeben wie ein zum Tode beſtimmtes Opfer hier unter der lärmenden Menge ſaß. Die übrigen Frauen und Mädchen waren gemeine Dirnen, deren freche Geſichter grell abſtachen gegen das Antlitz unter dem Baldachin.

Es gehört nicht hierher, zu erzählen, wie unſer Künſtler ſeine Befreiung fand; wol aber müſſen wir dem Leſer mittheilen, daß in dem Rathhauſe zu Amſterdam, wenige Monate nach den eben erzählten Vorfällen, ein Bild ausgeſtellt ward, das die Kenner faſt gewaltſam an ſich zog und feſſelte. Rembrandt's Ruhm ſtieg durch dieſes Bild höher als bisher. Wir haben dieſes Bild vor uns, wenn wir jenen Saal in der Dresdener Galerie betreten, wo Rembrandt's Schöpfungen den bewundernden Blicken dargeboten werden. Da ſehen wir die Geſellſchaft, von der wir eben erzählt, in ihrer wilden bacchantiſchen Laune; wir ſehen das Leidensgeſicht dort eben an der Tafel unter dem Baldachin, das Bild des unglücklichen Weibes, das von der Höhe ihres Ranges hinabſtieg, um dem Geliebten in Schande und Gefahr zu folgen. Doch wäre es ihr Geliebter! Aber die ſtille Ergebenheit und Duldung in ihren Mienen zeigt an, daß ſie in des rohen Mannes Nähe die tiefe, troſtloſe Entwürdigung fühlt, der ſie preisgegeben iſt, und daß ſie aus ihrem Elend keine Rettung und keine Hülfe ſieht. Unter der Tiſchgeſellſchaft machen wir auf jenen bleichen Mann mit dem entſetzlichen, faſt aller Menſchheit baaren Ausdruck aufmerkſam, der mit frechem Lachen die Geſchichte der an dieſem Tage vollbrachten Schandthaten erzählt, und zwar einem Publicum erzählt, das wenig Aufmerkſamkeit ihm ſchenkt, denn das Weib neben ihm hat genug zu thun, über den Tiſch hinwegzuſchielen, um die heimlich ihrer Collegin zugeſteckte Börſe zu erlauſchen, und hierüber ihre Bemerkungen zu machen.

Sehr wenige Zeitgenoſſen des Künſtlers, die ſich an dem Bilde erfreuten, wußten die geheime Geſchichte ſeiner Entſtehung, und in ſpätern Zeiten ging ohnedies jene Deutung verloren. Da das Bild jedoch einen Namen haben mußte, nannte man es „die Hochzeit des Simſon“, obgleich augenſcheinlich nicht der kleinſte Umſtand am Bilde, weder Coſtüm noch Charakter kundgeben, daß der dargeſtellte Gegenſtand mit jenem fabelhaften iſraelitiſchen Helden in Berührung zu bringen iſt. So iſt die geheime Geſchichte der Entſtehung der Bilder oft eine völlig verſchiedene von der ſpäter dieſen Bildern aufgenöthigten Deutung.

Rembrandt ging auf der Bahn der großen Künſtlerbegabung, die ihm geworden, muthig weiter. Da er nur Das malte, was er innerlich erlebte, ſo iſt ſicherlich die Geſchichte ſeiner Bilder, wenn wir ſie nur von allen ſo wüßten, wie zufällig von dieſem, zugleich die Geſchichte ſeines Lebens. Dieſer Umſtand iſt es, der ſeinen Schöpfungen den Stempel des Geheimnißvollen, des Tiefen und der Seelenerfahrung aufdrückt. Die Welt der griechiſchen Schönheit war ihm ferne; er trachtete auch nicht ſie zu erlangen. Seine wunderſame Natur liebte ihren eigenen Weg zu gehen. Er war ſogar ſtolz darauf, nicht in Italien geweſen zu ſein, und als Van Dyk ihn einſt beſuchte, machte er dieſem den Vorwurf, weshalb er nicht daheim geblieben und auf dieſe Weiſe ein unſtreitig größerer Künſtler geworden ſei. Van Dyk, der feine Höfling und Lebemann, lächelte über dieſe Behauptung, ohne der Mühe werth zu finden ſie zu widerlegen.

Rembrandt heirathete eine Pachterstochter aus dem Dorfe Ransdorp, mit der er in glücklicher Ehe lebte, und die ihm einen Sohn gebar, dem er den Namen Titus beilegte; dieſer wurde ein mittelmäßiger Maler. Dieſe Nachricht gibt uns Sandrart, der übrigens nicht gut auf unſern Künſtler zu ſprechen iſt, indem er ihn des Geizes beſchuldigt und ihm nachſagt, daß er ſich lieber in ſchlechter als in guter Geſellſchaft befunden.

Die Burg der Hässlichen.

Aſſelyn.

mich voraus; ich ſelbſt hielt es für beendet. Um meine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, befahl er mir, über meine künftige Einrichtung, Garderobe und Wahl der Diener nachzudenken. Ich behielt für's Erſte meine Lehrer bei, und erhielt außer dieſen einen ordentlichen kleinen Hofſtaat. So fand es der Stolz und Reichthum meines Vaters für paſſend. Er wollte nicht, daß ein Graf von Saint-Sylvan in Dresden unter der Menge prunkender polniſcher und ſächſiſcher Großen ganz bedeutungslos verſchwinde. Wie fern lagen dieſe Betrachtungen mir jetzt! Zu jeder andern Zeit wäre durch ſie mein jugendlicher Ehrgeiz, meine Liebe zu einem glänzenden Leben erwacht — jetzt zeigten ſie mir nur den Geliebten in Armuth und Gefahr, während ich der Sonne des Glücks entgegen ging.

Der Tag unſrer Reiſe war nun feſtgeſetzt. Ein geſchäftiges Leben füllte die Mauern unſers Schloſſes. Mein Vater war wieder jung gewor-

Es gibt nichts Leichtfertigeres und Ungebundeneres in dieſer Gotteswelt, als ein junges Malergenie, das ſeine guten Tage vor ſich hat und in die Welt hinaus wandert, um ſich nach Belieben umzuſchauen. Welche Tollheiten! Welche Einfälle! Welche Verkehrtheiten und welche Gefahren! Es muß ganz beſondere ſchützende Genien geben, die einen ſolchen wilden Burſchen in Obhut nehmen. Duelle, Liebeshändel, nächtliche Schlägereien, bei Tage Tumult und Lärm, Abends beim Mondlicht gefährliche Einbrüche in Wohnungen, wo junge ſiebzehnjährige Schläferinnen liegen — alles das bunt durcheinander und in ſteter Wiederholung. Und dann — ein unendliches Trinken! Habt ihr je einen Maler gekannt, der nicht die Flaſche liebte? Es gibt keinen. Der Wein fließt in das Colorit eines Rubens über und gibt ihm jene Blumenfriſche und fruchtfeuchte Saftigkeit, die wir bewundern. Der Weinrauſch ſitzt in den Fingerſpitzen des Van der Neer, wenn er melancholiſch ſeine Mondpoeſien dichtet. Ohne den belebenden Trank gibt es kein Genie, und vor Allem kein Malergenie. Sie müſſen das Blut der Traube trinken, um das Phlegma der Erde zu beſiegen, jenes berüchtigte Phlegma, das ſich wie Blei an jeden Fittich hängt, der zum Lichte ſtrebt, jenes berüchtigte Phlegma, das den Pedantismus und die Philiſterei geſchaffen hat und noch täglich ſchafft und ernährt.

Doch genug: wir kommen von Johann Aſſelyn ab, mit dem wir es zu thun haben, und der da trank, ſpielte, Abenteuer ſuchte, auf Reiſen ging, ſich in Handgemenge ſtürzte, Raufereien hatte, wie kein Anderer, dabei aber ein wahrer ernſthafter Maler war, ein Geiſt, dem man jene Sprünge verzeiht, weil er dabei Großes leiſtete und unſerer Achtung und Bewunderung würdig iſt.

Aſſelyn war von einer abſchreckenden Häßlichkeit, und deshalb widerfuhr ihm auch die Ehre, das Abenteuer zu erleben, von dem wir jetzt erzählen wollen.

Von Zeit zu Zeit befällt die niederländiſchen Maler die Luſt, Italien zu ſehen, und ſie machen ſich auf den Weg und kommen nach Rom und kommen nach Venedig, und alles dieſes hilft doch nicht und ſchützt ſie nicht, daß ſie, wieder heimgekommen, doch niederländiſche Maler ſind und bleiben. Selbſt der große Rubens hat wenig mehr von ſeiner italieniſchen Reiſe heimgebracht, als die Manier Paul Veroneſe's, deſſen ſammetne Gewänder und ſchöne Tafelzierathen — im Uebrigen blieb er Peter Paul Rubens, der Niederländer. Und es iſt auch gut; dadurch haben wir eine ſo eigenthümliche Schule, faſt ganz intact erhalten, als es die niederländiſche iſt.

Auch Johann Aſſelyn ließ ſich aufſchwatzen die Reiſe nach Italien.

Eine Reiſe nach Rom war damals keine Kleinigkeit; man konnte beſtohlen werden, man konnte eingefangen und in einem feuchten Burgverließ aufbewahrt werden, man konnte unterwegs gezwungen werden Soldat zu ſein, endlich konnte man dicht vor Rom von dem Meſſer eines Banditen fallen. Der letzte Umſtand machte dann die ganze Reiſe unnütz. Dennoch, ein Genie läßt ſich nicht abſchrecken, und Talent hat Muth, die Jugend weicht nicht zurück. Auch unſer Johann kam nach Rom.

Es hatte ſich in jenen Zeiten des heitern Künſtlerlebens eine Genoſſenſchaft in der Stadt des heiligen Petrus gebildet, die ſich nach dem Apoſtel der Maler die Akademie von St. Lucas nannte. In dieſen Verein wurden fremde, herzugewanderte Maler mit großen Ceremonien aufgenommen und bekamen ihre beſondern Namen, die ſie wieder ablegten, wenn ſie in ihre Heimat zurückgekehrt. Unſer Aſſelyn wurde wegen ſeiner Ungeſtalt „Krabatje“ genannt, das heißt Seekrebs, weil er nicht allein buckelig war, ſondern auch ganz eigen misgeſtaltete Hände hatte, mit aufwärts verdrehten Fingern und einem gekrümmten Handgelenk. Es war zum Bewundern, daß er mit dieſen Händen die Pallette halten und den Pinſel führen konnte, und Beides gelang ihm doch dergeſtalt, daß er ein berühmter Maler werden konnte. Unſer Seekrebs befand ſich ganz wohl in der Geſellſchaft der Künſtler. Er machte den ernſthaften Leuten Poſſen vor, und den luſtigen gab er einen ſo ſtarken Zuſatz zu ihrer Luſtigkeit, daß alle Welt mit ihm zufrieden war. Dabei malte er gute Bilder, die er in Rom zu annehmbaren Preiſen an den Mann brachte.

An einem ſchönen Sommerabende verſammelte ſich die Akademie von St. Lucas zahlreich in einem Weinberge, und zwar in den Ruinen eines alten Aesculaptempels. Die zerſtörten und umherliegenden Säulenſchafte und Capitäle dienten den Malern zu Seſſeln und Tiſchen. Es wurde von der Schönheit der Frauen geſprochen. Jeder Maler lobte die ſeines Landes. Der Seekrebs ſchwieg, denn er hatte nicht den Muth, ſeine dicken Niederländerinnen den feurigen Franzöſinnen, den ſchlanken Spanierinnen, oder gar den üppigen Römerinnen an die Seite zu ſtellen. Zudem fehlte ihm jegliche Erfahrung bis jetzt in dieſem gefährlichen und anſtößigen Gebiete. Das war ſein Glück; denn — armer Aſſelyn, wo wollteſt du das Weib finden, das ſich von dir mit deinen verkrüppelten Armen umarmen, das ſich von dir an deinen breitgeſpaltenen Mund und deine kleine Stumpfnaſe zum Kuſſe herabziehen ließ? Aſſelyn, bleibe den Weibern fern! Sei ein luſtiger Junggeſelle dein Leben lang! Es geht auch ſo.

Doch wollen wir hören, was die Maler ſprachen. Dort in der Ecke, unter dem Lorbergebüſch, ſitzt ein bildhübſcher junger Mann, er hat bis jetzt geſchwiegen, nun ergreift er das Wort und ſpricht: „Ihr habt von ſchönen Frauen geredet, ich will von häßlichen erzählen.“

„O beim Bacchus! ein ſchönes Thema!“ riefen Einige.

„Laßt ihn!“ ſetzten Andere hinzu, „unſer Seneca weiß, was er ſagt, und will er uns eine Geſchichte erzählen, ſo iſt's ſicherlich ein ſelbſterlebtes Abenteuer, denn Niemand ſieht und hört ſo Seltſames, als unſer Philoſoph.“ Dieſen Beinamen führte der junge Landſchaftmaler Leonardo bei den Verbündeten.

„Weil ich viel und allein umherſchweiſe“, entgegnete in einem beſcheidenen Tone und mit einem anmuthigen Lächeln der ſchöne Jüngling. „Ihr verderbt euch die beſten Abenteuer, weil ihr ſtets lärmend und zu ganzen Haufen herumtobt. Das Wunderbare iſt ein ſcheuer Vogel, man muß ihm im Verborgenen Netze ſtellen, fährt man mit Ungeſtüm auf ihn los, iſt er raſch entſchlüpft.“

„Sehr weiſe bemerkt!“

„Mich dünkt, auch an dem häßlichſten Menſchen iſt etwas Lobenswerthes“, ſagte der Seekrebs.

„Sicherlich, Krabatſe! Wer die Schönheit eines Weibes lobt, lobt nur was lobenswerth iſt, wer aber auch bei einem häßlichen Weibe Verdienſte und Vorzüge entdeckt, der, ſo iſt meine Anſicht, verdient wegen ſeines Verſtandes und ſeiner Mäßigung unſer volles Anerkenntniß. Nun hört meine Geſchichte.“

„Ich hatte damals die Landſchaft gemalt, die der Cardinal mir ſo gut bezahlte; meine Reiſetaſche befand ſich daher in geſegneten Umſtänden, und ſie gebar mir Glück und Freude; Glück, inſoweit als es Glück zu nennen iſt, wenn unſere Bruſt geſunde Athemzüge thut, unſerm Gaumen der Kitzel nicht fehlt, den ein gutes Mahl auf ihn auszuüben beſtimmt iſt, und endlich unſern Füßen die Muskelkraft in Fülle anhaftet, die zum Bergeerklettern und Abgründehinabrutſchen unumgänglich nöthig iſt. Ein anderes Glück begehre ich nicht.“

„O, weiſer Seneca!“

„Merkt ihr wohl, Freunde“, rief Brutus, der Schlachtenmaler, „wie unſer Genoſſe uns bei jeder Gelegenheit zu beſſern und zu unterrichten ſtrebt? Wie der Zuckerbäcker über die Erzeugniſſe ſeines heißen Ofens farbigen Kandis ſtreut, ſo er Blumen der Betrachtung über ſeine Rede.“

„So iſt's“, ſagte Otto, das Spazierſtöckchen, ein kleiner ſpindeldürrer Franzoſe, der vortrefflich Marinen malte; „doch wir wollen nun zur Geſchichte kommen.“

„Laßt mich nur erſt auf den Gipfel des Monte di San Barnabe kommen“, rief Leonardo, „den ich eben zu erklimmen im Begriff ſtehe und der eine der gefährlichſten Spitzen unſers Albanergebirgs iſt. Die Sonne ſteht bereits niedrig, der Schweiß rinnt mir in großen Tropfen von der Stirne, und noch will ſich nicht die kleine graue Thurmſpitze des Hospiz zeigen, wo ich mir das Ziel meiner diesmaligen Wallfahrt geſteckt habe. Was ich gleich befürchtet hatte, beſtätigte ſich, ich war vom rechten Wege abgekommen. Der Himmel weiß, welch eine verwünſchte Baumgruppe mich abgeleitet hatte; oder war die rothangeglühte Felswand daran ſchuld, die mich nachdenken ließ, welch ein Gemiſch von Ocker und Neapelgelb die verteufelt gut gelungene Lichtkante des Felſens wol wiederzugeben im Stande ſei, mit einem Worte, ich hatte mich verirrt, und ſaß nun bei einbrechender Nacht in dem allerhübſcheſten Dickicht, das ſich nur je ein Bravo gewünſcht, um ſich dahinter zu verbergen. Ich, der Sohn meiner Aeltern, war dem Hungertode, oder etwas dem den. Ich ließ die Unruhe und das Getümmel hinter mir und benutzte den letzten freien Abend, um meinen Abſchiedsbeſuch in der Pfarrwohnung zu machen.

Noch ſchweben mir lebhaft jene Stunden vor der Seele. Es war Frühling geworden, die Gebüſche ſtanden mit friſchem Grün bekleidet, die Wieſe voll Blumen. Im Spiegel der Gewäſſer ſchimmerte die kriſtallene Bläue des ſchönſten Himmels wieder. Indem ein laues Lüftchen meine Locken wehte, ſog ich mit voller Bruſt den friſchen Lebensathem ein, und mein Herz wandte ſich wieder der Freude und der Hoffnung zu. Die Spitze des alten Thurmes, wie ſie nach und nach aus den Baumgipfeln auftauchte, goß alte Erinnerungen in meine Seele. Ich fand den guten Vater Bernhard vor ſeiner Hausthüre ſitzen, die Wärme der Frühlingsſonne genießend. Bertrada war im Hauſe beſchäftigt. Beide empfingen mich mit aufrichtiger Freude. Der

Aehnlichen ausgeſetzt! Welch ein Verluſt für die Welt, wenn ich hier verkümmerte! Wer ſollte fürder den Cardinal die Landſchaften malen, die, wie Seine Eminenz ſich auszudrücken beliebt, nicht ſchöner im Paradieſe gefunden werden? Ach, Freunde, ein alter Baumſtamm nimmt ſich in einer gut componirten Gegend vortrefflich aus und ich bin ganz der Mann, ihn in ſeinen Reizen, in ſeiner ganzen, mit Moos und Borke bekleideten Anmuth getreulich wiederzugeben; allein an demſelben Baumſtamme zu ſitzen und dem Tode entgegenzuſchmachten, das iſt etwas ganz Anderes."

„Weiter! Weiter!" riefen mehre Stimmen.

„Gut; ich verhungerte nicht. Ein Köhler kam des Weges und dieſer menſchenfreundliche Waldmann brachte mich auf die rechte Fährte zurück. Es war bereits lichter Morgen, als ich in einer Gegend im Gebirge anlangte, die zwar immer noch wild und wüſt ſich darſtellte, aber doch gegen die bedrohliche Einöde, die ich verlaſſen, civiliſirt genannt werden konnte. Ich erblickte die Ueberreſte eines alten

Baues und ging gerade darauf los. Mein Führer ſagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: «Da wohnen verrückte Weiber; nehmt Euch vor dieſem Platze in Acht!» «Verrückte Weiber», wiederholte ich, «was willſt du damit ſagen, Alter?» Aber der ehrliche Mann ſchüttelte den Kopf, ſagte kein Wort weiter und ging ſeines Weges, unbekümmert darum, was weiter mit mir werden ſollte.“

„Da ſtand ich nun vor der Ruine. Nirgend ein Eingang zu ſehen. Schauerliche Einſamkeit überall. Die Bergwaſſer ſtürzten ſich über Steine und gaben ein Geräuſch von ſich, als wenn mehre Stimmen durcheinander ſprächen; Waldvögel krächzten dazwiſchen. Wie ich noch ſo unſchlüſſig ſtehe, guckt ein Geſicht über die Mauer, nein, ein Geſicht, ſage ich euch — ein Geſicht —“

„Nun — was iſt's denn damit?“

„So etwas von Häßlichkeit könnt ihr euch gar nicht denken, und ich kann's auch gar nicht beſchreiben. Die größte Schönheit hat das mit der ärgſten Fratze gemein, daß beide nur angeſchaut, nicht aber beſchrieben ſein wollen. Es iſt etwas Ueberirdiſches und Unterirdiſches in beiden, ganz was Ungeheures!“

Der Seekrebs ſah beſchämt zu Boden. Es war ihm als hörte er von einem Mitgliede ſeiner Familie ſprechen.

Die Andern achteten darauf nicht, und der Erzähler fuhr fort: „Ich grüßte dieſes liebe Weibsbild und ſie, um mir zu danken, öffnete einen Mund — Gott im Himmel! einen Mund, ſo groß, ſo tief, ſo unergründlich — nein, nein! an gewiſſe Dinge muß man ſich nicht erinnern. Um kurz zu ſein, ich begehrte Einlaß und erhielt ihn. Nun befand ich mich in einem ſeltſamen, alterthümlichen Bau, der aber nichts Unbequemes und Störendes hatte, und von dem einige Gemächer ſogar mit Pracht und Luxus ausgeſtattet waren. Meine Führerin fragte mich, womit man mir dienen könne. «Donna», ſagte ich kleinlaut, «wenn Ihr gütigſt für etwas Speiſe und Trank ſorgen wolltet, ſo thätet Ihr ein gutes Werk an einem armen Reiſenden.» «Ihr ſollt haben, was Ihr begehrt» entgegnete ſie und ging. Ich ſah ſie den langen Säulengang hinabwatſcheln, mit dem anmuthigen Schwanken einer alten Ente, die eben aus der Pfütze geſtiegen. «Gott ſegne dich, Gute!» rief ich. «Wie paſſend für dich, daß du hier in dieſem unvergänglichen Felſenneſte die Tage deiner thörichten Jugend verlebt haſt; ſicherlich haſt du nie erfahren, wie bitter Liebeständeln ausſchlägt, wenn es nicht erwidert wird!» Meine Donna brachte mir Wein, Früchte und eine auserleſene Paſtete. Ich aß für drei Mann. Wie es vollbracht war thaten ſich meine Augenlider zum Schlummer zu. Wie ich erwachte, ſaß mein Ungethüm neben mir am Lager, und ſah mich mit einem ſeligen Lächeln an. Ich erſchrack faſt zum Sterben. «Was gibts?» rief ich, «iſt Feuer im Schloſſe ausgebrochen?» «Schatz!» ſagte ſie, «nicht im Schloſſe, in meinem Herzen, in meinem jungfräulichen Herzen.» Dabei ſeufzte ſie und ſpielte mit den roſenfarbigen Bändern ihres Bruſttuches."

Alle lachten.

„Ihr habt gut lachen. Setzt euch nur in

meine Lage. Aber zur Ehre dieſes guten Weibchens muß ich hinzuſetzen, daß ſie ihre Verfolgungen nicht weiter fortſetzte, als ſie ſah, daß ich unempfindlich war. Sie hatte nur einen ſchwachen Moment, wie es ſchien, anſtatt daß tauſend andre Weiber tauſend Momente haben. Meine Kleine war die Ehrbarkeit ſelbſt, und ich war der aufmerkſamſte und beſcheidenſte Ritter. So kamen wir vortrefflich miteinander aus. Man muß ſich die Frauen erziehen, das iſt ein alter Spruch.

«Habt Ihr viele Gefährtinnen» fragte ich.

«O, eine große Anzahl.»

«Was treibt ihr denn hier?»

«Wir leben friedfertig zuſammen. Wir beſchäftigen uns mit den Künſten, mit den Wiſſenſchaften, wir gehen ſpazieren aber nur innerhalb eines gewiſſen Bezirks, den wir nicht zu überſchreiten das Gelübde gethan haben. Unſer Leben iſt lauter Friede, Ruhe und Ordnung.»

«Weshalb flieht ihr die Welt?»

«Sie hat uns ausgeſtoßen.»

«Ausgeſtoßen? Weshalb? Habt ihr Verbrechen begangen?»

«Das allergrößte!» ſagte meine Gefährtin. «Wir haben den Beifall der Männer verſcherzt.» Sie ſagte dies in einem Tone, der nicht wie Spott klang, ſondern den trocknen, bittern Ernſt zeigte. Es machten dieſe Worte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, und ich fing an meine Gefährtin mit ganz andern Blicken zu betrachten. Ich ſah in ihr ein Weſen, das ſcharf und eigenthümlich zu denken gewohnt war, und das mir Wahrheiten und Aufſchlüſſe ſagen konnte, die ich anderswo nicht zu hören bekam. Mein ganzes Beſtreben ging jetzt dahin, ſie noch mehr ſprechen zu machen. Allein ſie ging auf nichts ein. «Fragt unſere Oberin, die Prinzeſſin», ſagte ſie; «hat ſie den guten Willen, Euch über unſer Verhältniß und Leben Aufſchlüſſe zu geben, ſo iſt das ihre Sache. Wir untergeordneten Frauen wollen und dürfen nur ſoviel ſagen, als es die Ordnung des Hauſes erheiſcht.»

Somit war ich an die Prinzeſſin verwieſen.

Ich ſuchte um die Erlaubniß nach, ihr aufwarten zu dürfen. Ich erhielt dieſe Erlaubniß und gelangte vor eine Dame, die den übrigen Frauen, die ich bereits an dieſem Orte geſehen, an Misgeſtalt nichts nachgab, wenn ſie ſie nicht ſogar übertraf. Um dies richtig unterſuchen zu können, hätte in dem Audienzſaal helleres Licht herrſchen müſſen; allein die Vorhänge waren vielleicht abſichtlich zugezogen. Wir geriethen in eine Art vertraulichen Geſprächs, das bis zu dem Grade anwuchs, daß die hochgeſtellte Häßliche zuletzt meine Hand ergriff, mir mit einem wehmüthigen Lächeln ins Auge ſah und ausrief: «Warum ſeid ihr Männer ſo geartet und nicht anders!»

«Meine Gnädige», ſtammelte ich, «wie ſind wir denn eigentlich geartet?»

Ich merkte, daß ich eine einfältige Frage gethan, allein ſie war nun einmal meinen Lippen entſchlüpft und ich mußte erwarten, wie die Prinzeſſin ſie beantworten werde.

«Ach», ſagte ſie, «wie ſoll ich's machen, daß ich meine Anklage gegen **Euer Geſchlecht**, mein liebenswerther Pilger, ſo gelind anbringe als möglich, damit ich Euch, der Ihr mein Gaſt ſeid, nicht in dem Geſchlechte, das ich zu tadeln eben im Begriff ſtehe und zu dem Ihr gehört, beleidige. Doch der allgemeine Tadel trifft bekanntlich den Einzelnen nicht, dem es immer freiſteht, ſich als Ausnahme anzuſehen. Von dieſer Freiheit macht Gebrauch, ich bitte Euch — oder ich muß meine Lippen wieder ſchließen und meine Rede, der ſchon die Flügel wachſen, wieder in das Neſt des Herzens zurückſcheuchen.«

»Dame«, rief ich, von dem Verſtand, der Beſcheidenheit und der Anmuth dieſer Rede gefeſſelt, »was Ihr auch ſagen möget, glaubt mir, ich werde jedes Euerer Worte in einem dankbaren Herzen bewahren und Ihr ſollt es weder mit einem Thoren noch mit einem Unehrerbietigen zu thun haben.«

»Nun wohlan!« ſagte ſie. »Ich klage euch Männer der höchſten Ungerechtigkeit an. Ihr ſeid blinde, beſtechliche, unzurechnungsfähige Richter. Keine Wahrheit iſt ſo ohne allen Zweifel, wie dieſe, und keine verbreitet ſo großes

Unglück unter uns Menſchenkindern, die wir einmal beſtimmt ſind, miteinander dieſen dunkeln Planeten zu bewohnen. Ihr ſeid die Mörder von Millionen meines Geſchlechts. Wollte man die Gräber öffnen Derer, die in bitterm Leide dahingegangen, die an gebrochenem Herzen ſtarben, oder die ein zweckloſes Leben muthlos und ohne Freuden führten, ſo würdet ihr an dieſen durch euch Gemordeten ſchwere Anklägerinnen finden, die vor dem Throne des Allgütigen, der keines ſeiner Geſchöpfe zur Qual geſchaffen, euch zur Rechenſchaft zögen. Warum gebt ihr eure Liebe nur dem ſchönen Weibe? Warum? Weil die ſchöne Form euern Sinnen ſchmeichelt, und weil ihr zu ſehr auf euer Wohlgefallen und Wohlergehen Bezug nehmt, als daß ihr euch die Mühe geben mögt, zu unterſuchen, ob nicht die edelſten Tugenden, die ſchönſte Fülle der Liebe, der Ergebung, der Demuth oft in jener von euch misachteten Hülle ſtecken mögen! O, und um einer ſchönen Larve willen täuſcht ihr euch wiſſentlich und ladet Unglück und Jammer nicht allein auf das Haupt Derer, die ihr verachtet und verſchmäht, ſondern auch auf euer eigenes Haupt. Denn die Blume der Schönheit welkt ſchnell und aus ihrer Aſche erwächſt das Geſpenſt der Reue.»

Sie hielt hier inne, und eine ängſtliche Pauſe entſtand zwiſchen uns Beiden.“

„Ich bin neugierig was du antworteteſt, Seneca!“ bemerkte der Seekrebs.

„Was ſollte ich antworten? Ich machte eine klägliche Miene und that ſo als ſuchte ich Stecknadeln auf dem Boden.

«Habt Ihr etwas verloren?» fragte ſie.

«Meinen Stolz», entgegnete ich. «Ich kam ſo übermüthig und ſicher zu Euch, und Ihr habt mich kleinmüthig und nachdenklich gemacht. Ach, was iſt's um jede Erdengröße, wenn man ſie näher unterſucht. Ich glaubte die Männer, meine Brüder, im Rechte, wenn ſie der Schönheit huldigten, und ich ſehe, daß dem nicht ſo iſt.»

«Dem iſt wohl ſo!» rief ſie. «Misverſteht mich nicht. Der Schönheit huldigen ſoll alle Creatur, denn ſie iſt der Athem der Schöpfung, das nothwendige Geſetz ihres Beſtehens, nur

Erſtere behandelte mich immer noch ganz wie ſeinen Sohn, Bertrada mit einiger Scheu. Vergebens ſuchte ich den alten Ton ſchwärmeriſcher Vertraulichkeit anzuſtimmen, ſie wich mir aus, halb mit Schüchternheit, halb mit Lächeln. Von Dionys ſprachen wir nicht. Dieſer Zwang wurde uns nicht leicht, denn ich bin überzeugt, daß jedem von uns Dreien ſein Name auf der Zunge ſchwebte. Als die Stunde meines Scheidens kam, drückte mich Bernhard mit einer Zärtlichkeit und Rührung in die Arme, die mich erſchütterte. Wir ſtanden unter der großen Linde und die letzten Sonnenſtrahlen umſpielten wie eine Glorie den Scheitel des ehrwürdigen Greiſes. „So ziehſt Du denn von mir, Sohn meines Herzens!“ rief er mit zitternder Stimme, „und ich muß Dich von mir laſſen, wie einſt der alte Tobias ſeinen Sohn. Ich kann Dir keinen ſichtbaren Engel mitgeben, aber mein Gebet wird Dir folgen, und das Angedenken an eine reine Jugend ſei Dein ſoll die Schönheit der Form, der Schönheit des Geiſtes nicht vorgezogen werden. Die ewigen Tugenden ſind auch Schönheiten, und wenn ein Weib ſich dieſer befleißigt, ſo ſoll ein Mann, dem Weisheit am Herzen liegt, dieſes Weib ebenſo ſeiner für würdig halten als Die, die mit äußern Vorzügen begabt iſt.«

Ich gerieth über dieſe Worte, die mir der Inbegriff aller Weisheit ſchienen, dergeſtalt in Entzückung, daß ich, nicht wiſſend was ich that, beide Hände der Dame ergriff, ſie an mein Herz zog und ſtammelnd ausrief: »O meine Tugendreiche, kehret in die Welt zurück, deren Zierde Ihr ſeid! Geſtattet uns Männern, jahrelange Unbill an Euch, an Euerer liebenswerthen Perſon wieder gut zu machen.«

Sie ſah mit einem ſchalkhaften Lächeln zur Erde und ſagte: »Es iſt zu ſpät. Ich lebe hier glücklich und zufrieden; weshalb meinen Lebensnachen nochmals den Stürmen ausſetzen, die ihn ſchon einmal an die Klippen geworfen haben? Es iſt mit euch Männern nichts anzufangen, ich habe euch aufgegeben. Die, die mir hierher gefolgt ſind, haben ſich entſchloſſen, Daſſelbe zu thun. Sucht nicht unſere Entſchlüſſe wankend zu machen. Glaubt mir, daß, als ich noch in der Welt lebte, es mir nicht an Bewerbern fehlte, ſelbſt nicht an Bewunderern, denn ſo falſch und ſchmeichleriſch, wo es euere Zwecke gilt, ſeid ihr Männer; allein ich erfuhr ſchnell die wahre Lage der Dinge. Einmal getäuſcht, wollte ich nicht zum zweiten mal dieſen Hohn erleben; im Gegentheil, ich wollte Trotz mit Trotz vergelten. Darum ſammelte ich alle Die um mich her, die an demſelben unverzeihlichen Makel litten; ich wollte nichts Schönes mehr um mich ſehen, es ſollte fortan Alles meine Farbe tragen. Und mit dieſem Schwarm von Häßlichen zog ich in die Einöde. Meine Reichthümer verſchafften allen dieſen Ausgeſtoßenen eine behagliche Exiſtenz, und ich lehre ſie hier in der Einſamkeit die ewige Schönheit verehren, die über gebrechliche Form erhaben iſt, und das tändelnde Spiel der Sinne fällt von ſelbſt in ſein Nichts zurück. Sollte ſich aber dennoch ein Mann finden, der eine meiner Pflegebefoh lenen zur Ehe verlangt, ſo werde ich nicht dagegen ſein, im Gegentheil eine reiche Ausſtattung wird dieſer aus unſerer Mitte Scheidenden zu Theil werden, doch würde ich an dieſen Mann eine Bedingung ſtellen.»

«Und welche iſt die?» fragte ich geſpannt.

«Daß er ebenſo häßlich iſt als Die iſt, die er freit. Alsdann wird er ihr doch wenigſtens keine Vorwürfe machen dürfen.»

Unſer Geſpräch ward hier unterbrochen, indem man, ich weiß nicht was für ein häusliches Geſchäft vornahm. Ich wurde verabſchiedet, und verließ bald darauf die Burg. Dies iſt, Freunde, das Abenteuer, das ich euch mittheilen wollte; es ſoll mich freuen, wenn es euern Beifall hat. Jetzt bitte ich aber, mir meinen Becher wieder zu füllen, denn ich habe mir die Kehle trocken geſprochen.“

„Und du haſt deinen Beſuch nicht wiederholt?“ fragte Einer.

„Was ſollte ich da?“ entgegnete der Gefragte. „Als Freier mich dort melden? Würde man mich angenommen haben?“

Dieſe Worte wurden mit einem leiſen Zug von Spott um die ſchöngeformten Lippen geſprochen. Der junge Maler that damit ſtillſchweigend das Bekenntniß, daß er ſich nicht für häßlich halte.

Ein Jahr war vergangen. Johann Aſſelyn ſchickte ſich an, in ſeine Heimat zurückzukehren. Er ging mit Schätzen und Ehren beladen. Seine Genoſſen hatten ihn herzlich liebgewonnen. Leonardo war noch zuletzt da, als der Abreiſende ſchon ſeine Sachen zuſammenpackte. Ein Bild ſtand noch auf der Staffelei und ſollte eben in die Kiſte gelegt werden. Der junge Landſchaftmaler richtete den Blick auf dieſe Tafel und rief dann erſtaunt und einen Schritt zurücktretend aus. „Was iſt das, Freund Aſſelyn? Trau' ich meinen Augen? Das iſt ja die Burg der Häßlichen, und das iſt ja Dame Crescentia, die mir damals die Thore öffnen ließ. Iſt's nicht als wenn ich wieder an dieſen

Mauern ſtände, wie an jenem denkwürdigen Morgen! Doch ſprich, wie kamſt du zu dieſem Allen?"

Der Seekrebs lächelte, als er dieſe Fragen hörte.

„Ich will dich noch mehr in Erſtaunen ſetzen", ſagte er nach einer kleinen Pauſe, ging an die Thür der Kammer, öffnete ſie, und auf der Schwelle ſtand Dame Crescentia ſelbſt, in der ganzen Glorie ihrer wunderbaren Häßlichkeit.

„Das iſt mein Weib", ſagte der Seekrebs.

Leonardo ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Alſo du biſt auch in die Burg der Häßlichen gekommen?" rief er endlich.

„Es iſt mein Familienſchloß", entgegnete Aſſelyn mit friſchem Humor. Ich kam zu den Meinigen. Anfangs trieb mich Neugier hin, dann lernte ich bei öftern Beſuchen das gute Herz meiner Crescentia kennen, und als ich endlich als Bewerber auftrat, machte man mir keine Schwierigkeiten. Ach, Leonardo, wie ſehr Recht hatte jene edle Dame, die ſich mit dir in ein weitläufiges Geſpräch einließ, wie ſehr

Recht, als ſie behauptete, an dem Weibe gäbe es noch eine andere Schönheit, als die des Körpers. Ich habe das beſte Herz, das treueſte Gemüth heimgeführt und — das Uebrige kümmert mich nicht. Darf ich übrigens Anſprüche machen, — ich — ich, der Seekrebs?"

„Guter Junge, ſei glücklich! damit iſt ja alles abgethan!" rief der weiſe Seneca. Und er umarmte Creſcentia, und dann ſchloß er auch Aſſelyn in die Arme, indem er Beiden verſprach, das nächſte Jahr zu ihnen nach Holland zu kommen.

Als die erſten Freudenbezeigungen und Glückwünſche vorüber waren, heftete Leonardo nochmals ſeinen Blick auf das Bild, und fragte dann: „Aber weshalb haſt du dich nicht ſelbſt darauf hingeſtellt?"

„Der junge Bauer", entgegnete Aſſelyn, „der das Vieh vorüber treibt, ſollſt du ſein. Ich wollte mir zugleich ein Andenken an dich mit nach Hauſe nehmen. Was hätte es mir genutzt, mein eigenes Conterfei im Bilde zu haben? So aber habe ich auf meiner Tafel euch Beide, die ihr in meinem Leben eine bedeutende Stelle einnehmt. Die Nachwelt wird dieſes Bild wie viele meiner andern Bilder anſchauen, ohne deſſen Geſchichte zu kennen; für mich aber und meine Nachkommen ſoll es ein Heiligthum ſein.“

Und Aſſelyn nahm ſein Bild und ſeine Frau mit in die Heimat.

Leider behielt er die Letztere nicht lange. Crescentia konnte das holländiſche Klima nicht vertragen, ſie welkte hin und ſtarb zum großen Leidweſen des armen Aſſelyn, der ſie geliebt hatte, als wäre ſie die ſchönſte ihres Geſchlechts geweſen. Der Witwer heirathete ſpäter nochmals, und zwar die Tochter eines Kaufmanns zu Lyon, bei dem er auf ſeiner Reiſe damals eingekehrt war. Dieſe Frau war ebenfalls häßlich, ſie beſaß aber dabei nicht die Herzensgüte Crescentia's. Dieſe zweite Heirath fiel auf das Jahr 1645.

In Amſterdam, wo unſer Maler nun lebte fand er Freunde die Menge, ſo wie ſeine Gemälde Käufer. Er war der Erſte, der die damaligen Landſchaftmaler, die wahren Farben der Natur lehrte; durch ihn wurden die grünen Tinten Fouquiere's und Paul de Bril's, ſo wie die ebenſo unwahren blauen des Breugel und Savery verbannt, und eine Landſchaftsauffaſſung kam in den Geſchmack, die an die ſchönen Gebilde Claude Lorrain's erinnert.

Unter Denen, die Aſſelyn's großes Talent anerkannten, befindet ſich auch Sandrart, der große Kunſtkenner, der ſich rühmte, in ſeiner Sammlung ein vorzügliches Gemälde des Künſtlers zu beſitzen. In einem Alter von 50 Jahren, 1660, ſtarb Aſſelyn zu Amſterdam.

Unter ſeiner Nachlaſſenſchaft fand man das Bild, das wir beſchrieben haben. Er hatte alle andern weggegeben, von dieſem jedoch hatte er ſich nicht trennen wollen. Betrachten wir es mit Liebe und Rührung, das Andenken des Künſtlers feiernd.

Die Rose von Harlem.

Van der Neer.

Schutz in einer verderbten Welt. Ziehe freudig hin!“ —

Es war ſchon tief in der Nacht, als ich, ungefähr einen Büchſenſchuß vom Schloſſe entfernt, in der Dunkelheit mehrere Männer auf der Straße beſchäftigt ſah, einen Gegenſtand, den ich nicht unterſcheiden konnte, auf den Wagen zu heben. Ich konnte mir keine Rechenſchaft geben, warum bei'm Anblick dieſer Menſchen mich ein heftiges Zittern überfiel. Das Dunkel der Nacht, die Schwule, das dumpfe Rollen eines aufſteigenden Gewitters, das geheimnißvolle, lautloſe Arbeiten jener Männer — Alles zuſammen mochte meine Phantaſie aufregen und mir unbegründete, dunkle Ahnungen einflößen. Ich wollte mich in meinen Mantel hüllen und vorbeiſprengen, da klang es im ſchauerlichen Geflüſter des Gewitterwindes, als riefe Jemand meinen Namen. Ein Schmerz, wie ich ihn nie gefühlt hatte, beklemmte meine Bruſt. Jener Zuruf ſchien mir Dionyſens

Nichts iſt rührender, als die Geſchichte zweier Herzen, die ſich finden, die ſich meiden müſſen, von denen dann das eine in Gram und Reue bricht. Dieſe Geſchichte läßt ſich in wenigen Worten erzählen, aber jedes dieſer Worte enthält den fruchtbaren Keim von unzähligen melancholiſchen Gedanken, von Träumereien und Deutungen, die ſich auf des Lebens unerforſchliches Räthſel beziehen. Wir wollen verſuchen, eine ſolche Geſchichte hier dem Leſer vorzuführen.

Unſere berühmte Galerie beſitzt ein Bild, das, obgleich von einem weltbekannten Maler ſtammend, doch nur allein durch die einfachen Regungen, die es auf das Gemüth des Beſchauers ausübt, nicht durch die Fülle der Kunſt, die daran verſchwendet worden, ſeine Wirkung äußert. Es ſtellt ein junges Mädchen dar, das am Tiſche ſitzt, auf dem Notenblätter liegen, und das ſeine Zither ſtimmt, wahrſcheinlich um ſich zu dem Geſange zu begleiten, den es eben anſtimmen will. Sie iſt einſam, kein Zuhörer belauſcht ſie; es iſt alſo anzunehmen, daß ſie auf den Wellen des Geſangs ungeſtört ihre bekümmerte, von Freud oder Leid bewegte Seele wiegen will. So haben Tauſende ſchon vor ihr geſungen, ſo haben Tauſende nach ihr geſungen; das iſt die Art, wie ein fühlendes Herz die ganze, volle Süßigkeit dieſer göttlichen Kunſt auszukoſten verſteht: einſam — mit einem ſchweren Herzen, das durch die Töne erleichtert und entfeſſelt wird! Der leichte, aber zierliche Anzug der Schönen, ihr geordnetes Haar, das Atlasmäntelchen mit der Pelzverbrämung zeigen, ſowie die Ausſtattung des Zimmers, der ſtattliche Marmorkamin im Hintergrunde, daß hier ein Mädchen aus den reichen, bevorzugten Ständen uns ſich zeigt. Aber mehr als Kleidung und Umgebung ſagt uns das feine, vornehme

Geſichtchen, mit den bleichen Zügen und dem durchgeiſtigten Ausdruck des Auges, daß unſere Sängerin die Sorgen ihres Herzens, aber nicht die des Lebens zu überdenken hat. Wollen wir uns mit ihr näher bekannt machen.

Adrian van Delft, ein berühmter Rechtsgelehrter, wurde durch Umſtände veranlaßt, ſich und ſeine Familie aus ſeiner Vaterſtadt Harlem auf einige Zeit nach Lyon überzuſiedeln. Dieſe Umſtände betrafen zum Theil einen Proceß, den er zu führen übernommen, und wobei die betheiligten Perſonen die Nähe ihres Sachwalters dringend nöthig fanden. In Lyon ſtarb Adrian's Frau, und er ſah ſich mit ſeiner heranwachſenden Tochter als Witwer vereinſamt in der ihm fremden Stadt. Doch ein Geſchäftsmann findet ſelten Zeit, ſich mit melancholiſchen Träumereien abzugeben; deſto mehr Zeit fand die ſchöne Margareth dazu, die ihre Mutter zärtlichſt geliebt hatte und ſich jetzt der Obhut einer alten Ehrenwächterin anvertraut ſah. Im Hauſe des Kaufmanns Bertholet in Lyon, wo Vater und Tochter lebten, herrſchte wol Luxus, aber keine geſellige Freude. Berthelet war ein geiziger, alter Hageſtolz, der nur Das that, was zur Aufrechterhaltung ſeiner Firma ihm unumgänglich nöthig ſchien, im Uebrigen aber ſich in ſeinem Comptoir am glücklichſten fühlte, wo ihm ſeine Rechnungsbücher die liebſte Geſellſchaft waren. Adrian hatte dagegen aus ſeinem Vaterlande den Sinn für Kunſt mitgebracht; er ſammelte ſelbſt koſtbare Gemälde, und da er zugleich ein Kenner und Liebhaber der Muſik war, ſo beſtand er darauf, daß Margareth dieſe Kunſt erlernte und übte. Er hätte, wenn es auf ihn angekommen wäre, ſie auch gern zur Malerei erzogen, aber es ſchien nicht, als wenn ſie dazu Talent gehabt, wenigſtens waren ihre erſten Verſuche, in denen ſie das ernſte faltenreiche Geſicht der Duenna abconterfeit hatte, nicht ſehr hoffnungeinflößend.

Der Proceß, den Delft führte, war zwar nicht unmittelbar, doch gleichſam durch die dritte Hand gegen den damaligen Statthalter von Oranien, den Grafen Dohna gerichtet, es mußte alſo darin die Sache hochgeſtellter Perſonen vertreten werden, und es gehörte Kühnheit und Sicherheit in der Geſchäftsführung dazu, dieſe Angelegenheit zu führen. Um einen Vermittelungsweg einzuſchlagen, ſchickte der Graf einen jungen Mann zu dem Sachwalter, der bereits ſeit einem Jahre in ſeinen Dienſten ſtand. Die Vorſicht und die Klugheit erforderte, dieſen Abgeſandten aufs beſte aufzunehmen, und der junge Van der Neer fand daher die zuvorkommendſte Gaſtfreundſchaft im Hauſe des Advocaten, und ſolange er in Lyon ſich aufhalten würde, war er aufgefordert, ſich als Hausgenoſſe zu betrachten. Auch der alte Bertholet hatte ſeine Gründe, den Schützling des mächtigen Grafen auf alle Weiſe in ſein Intereſſe zu ziehen.

Auf dieſe Weiſe vergingen mehre Monate; mittlerweile fand ſich ein Bewerber um Margareth's Hand ein. Sie war zu einem ſiebzehnjährigen ſchönen Mädchen erblüht und man nannte ſie in Lyon „die Roſe von Harlem“. Jedermann wußte, daß ſie ein großes Vermögen ihrem Zukünftigen mitbringen werde; Gründe alſo genug, daß ſich ſowol die reichen Kaufmannsſöhne Lyons als auch der benachbarte kleinere Adel um den Beſitz dieſer Perle bemühten. Adrian, da er ſah, daß ſeine Tochter in ihrer Wahl ſchwankte, entſchied für ſie, und der Sohn eines ſeiner Geſchäftsfreunde ward der beſtimmte Bräutigam des lieblichen Kindes. Aber dieſes Kind begann zu fühlen, und zwar trat dieſer Zeitpunkt des Mündigwerdens ihres Herzens gerade zu der ungelegenſten Stunde ein, nämlich in der, wo ihr Vater die Zuſage gegeben hatte. Eglon van der Neer, die Verhältniſſe kennend, hatte ſich wohl gehütet, eine andere Stellung in dieſem Hauſe einzunehmen, als die eines Gaſtes, der Höflichkeit mit Höflichkeit erwidert. Aber auch bei ihm war eine Aenderung vorgegangen. Je näher die Stunde heranrückte, wo er ſcheiden ſollte, und das ſicherlich auf immer, denn welch einen Grund ſollte er fürs künftige finden, in dieſes Haus, in das Haus ſeines Gegners, einzudringen, deſto ſchwerer wurde ihm ums Herz. Sowie ſein Creditiv abgelaufen war, ſo mußte ihn Adrian nothwendig als einen Aufdringling betrachten, deſſen längeres Verbleiben, wenn dieſes auch nur auf Stunden ſich ausdehnte, ihm läſtig fallen, ja ſogar ſeinen Argwohn rege machen mußte. In ſolchen Fällen treten unerbittlich die Geſchäftsverhältniſſe in ihre Rechte, und Adrian von Delft war ein zu berüchtigter und berühmter Advocat, als daß er auf dieſem Felde auch nur einen Schritt gewichen wäre. Alſo ein Abſchied auf immer — und Eglen liebte, und Margareth liebte! Und Beide thaten ſich dieſes Geſtändniß. Welch ein Schrecken, welch ein Gram für dieſe erwachenden Herzen! Aber die Jugend hat einen engen Bund mit der Hoffnung geſchloſſen: die Liebenden machten ihren Plan für die Zukunft. Fürs Erſte mußte Margareth es übernehmen, ihren läſtigen Bräutigam, ohne Aufſehen zu erregen, fernzuhalten und den Zeitpunkt ihrer Vermählung ins Ungewiſſe und Weite zu rücken; ſie kannte die Macht, die ſie über ihren Vater hatte, und konnte hoffen, daß er ſich hierin ihrem Willen fügen werde. Eglen ſeinerſeits war entſchloſſen, ſeine reichdotirte Stellung bei dem Statthalter, der ihm ein gütiger Beſchützer und Beförderer war, aufzugeben, um durch dieſes Opfer die Hand Margareth's zu erreichen. Nur unter dieſer Bedingung war überhaupt an eine Einwilligung des Vaters zu denken: ſie war denkbar, aber noch lange nicht wahrſcheinlich. Welche Hinderniſſe waren auch dann noch zu beſiegen! Wie war es wol möglich, den jungen Mann, der das Wort des Vaters hatte, zum Rücktritt zu bewegen. Aber auch Das wollte dann Margareth übernehmen. Mit dieſen Zuſicherungen reiſte Eglon ab.

Es verging ein Jahr, es verging das zweite zur Hälfte, da war es Eglon gelungen, ſich von ſeinen Banden frei zu machen; er war aus dem Dienſte des Statthalters entlaſſen, und um ſich einen Lebenserwerb zu verſchaffen, hatte er ſich auf Erlernung der Malerkunſt gelegt. Er wußte, daß Margareth's Vater die Maler ſchätzte, und er hoffte, durch unermüdlichen Fleiß es bald dahin zu bringen, daß er die Blicke der Kenner auf die Schöpfungen ſeines Pinſels werde richten können. Das Bild der Geliebten folgte ihm auf dieſem mühevollen Wege. Während er ſo angeſtrengt arbeitete, blieb die Tochter des Advocaten einige Zeit ohne Nachrichten von ihm; ſie wußte ſich dieſes Stillſchweigen nicht zu deuten, oder vielmehr ſie deutete es nach den Einflüſterungen ihres kummerbewegten und zerriſſenen Herzens. „Er hat mich verlaſſen“, rief ſie ſchmerzlich, „und er weiß doch, wie harten Kampf ich um ſeinetwillen zu kämpfen habe!“ Dieſer Kampf beſtand darin, den immer mehr in ſie eindringenden Vater fern zu halten; denn das arme Kind wagte nicht, ihm die volle Wahrheit zu geſtehen. Endlich mußte dies doch geſchehen, und hier entſchied ſich nun raſch das Geſchick der Unglücklichen. Der Advocat, der ſich mit dem Sturze ſeiner Lieblingspläne bedroht ſah, zeigte die volle Strenge eines unerbittlichen Gewalthabers und der Tag der Hochzeit wurde beſtimmt. Welch eine ſchreckenvolle Wendung! Noch bis auf die letzte Stunde harrte die Arme und vertraute einem günſtigen, vom Himmel ihr zugeſchickten Glücke. Dieſes Glück blieb aus. Gerade um dieſe Zeit machte

Stimme. Ich ſprang vom Pferde und näherte mich dem Haufen Männer. „Was giebt's?“ fragte ich ſie. „Wir haben hier im Graben einen todten Mann liegend gefunden und wollen ihn jetzt in's nächſte Dorf ſchaffen.“ antwortete mir ein junger Bauer.

„Wer iſt's?“ fragte ich und meine Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt an einander.

„Niemand kennt ihn. Sein Geſicht iſt voll Blut und Wunden. Die Bruſt iſt von drei Meſſerſtichen zerriſſen. Der Schulze meint, daß er ſich ſelbſt entleibt habe; aber ich glaube, man hat ihn umgebracht, und zwar müſſen es keine gemeinen Mörder geweſen ſein, weil er die wenige Baarſchaft noch bei ſich führt. Vor drei Monaten zurück ereignete ſich auch ſchon ſolch ein Fall. Es war der alte Martin, den haben die Katholiſchen, weil ſie glauben mochten, er beſäße viel Geheimniſſe, die er verrathen könne, meuchelmörderiſch aus dem Wege geſchafft.

Eglon Anſtalten, ſich mit ſeinem erſten Bilde vor das Tribunal einer Kunſtausſtellung zu begeben, um dann, wenn er den Preis erlangt haben würde, ſich auf den Flügeln der Liebe zur hoffenden und harrenden Geliebten zu begeben. Sie ſchrieb ihm, und in dieſen Zeilen, die der tiefſte Gram nicht rührender der verzagenden Liebe in die Feder dictiren kann, ſchilderte ſie ihm ihre verzweiflungsvolle Lage und beſchwor ihn, zu kommen, um ſie zu retten. Sie wollte Alles wagen, ſelbſt ſich dem äußerſten Zorn ihres Vaters ausſetzen. Dieſer Brief blieb ebenfalls ohne Antwort; Eglon erhielt ihn nicht, er war ja auf der Wanderſchaft. Nun brach das Herz der Armen; ſie ſah ſich verlaſſen, dem Elend preisgegeben. Wir ſehen ſie auf unſerm Bilde, wie ſie in der Einſamkeit ihren rührenden Schmerz in melodiſchen Klagen aushaucht; wir ſehen, wie ſie mitten im Geſang innehält, die Blicke nach der Thür richtet, indem ſie Tritte den Gang hinauf zu hören glaubt. O du Beweinenswerthe, lauſche nicht vergeblich! Er iſt es nicht! Nein — nein, er kommt nicht!

Ach, dieſes bleiche Geſicht, von dem Lächeln ſchmerzvoller und doch ſüßer Erinnerungen umſpielt, wie lebhaft ſpricht es zu unſerm Herzen! Armes Mädchen! Welche grauſame Pein erleideſt du, und wie troſtlos wird die Reue Deſſen ſein, der, unverſchuldet, dir dieſen Kummer bereitet!

Wenige Tage nach der Hochzeit erkrankte Margareth. Das Uebel nahm ſchnell zu und wurde lebensgefährlich. Ein Keim dieſes Uebels hatte ſchon von Kindheit an die Blüte ihres zarten Körpers bedroht, es war ein erbliches Bruſtleiden. Der Kummer hatte die Krankheit ſchnell zur Reife gebracht. Wenige Tage, und ſie lag hoffnungslos darnieder. Der Schmerz des Vaters, des jungen Gatten war grenzenlos.

Am Todestage Margareth's langte Eglon an. Er kam mit den freudigſten Hoffnungen, in der glücklichſten Stimmung, denn ſein Erſtlingswerk war mit dem Beifall der Richter gekrönt worden. Eine Zukunft voll Triumphe, mit ſicherm Erwerb verbunden, blühte ihm entgegen. In dieſem Siegestaumel trat er — an den Sarg

Margareth's! O, auch ihm ſank mit einem Schlage die Krone nieder vom Haupte des Lebens — er war vernichtet! Auf dieſes blaſſe Todtenantlitz war er nicht gefaßt. Alle Schrecken des Lebens hätten ihn mannhaft gerüſtet gefunden, nur dieſes durfte nicht kommen!

Die ſchöne „Roſe von Harlem“ war im Sturm gebrochen.

Eine Frucht hatte dieſe unglücklichſte Periode ſeines Lebens dem Zurückbleibenden gegeben, ſie hatte ihn zum Künſtler geſchaffen. Der Name Van der Neer wäre in den Annalen der Malerkunſt vielleicht gar nicht, gewiß aber nicht in dieſem Glanze erſchienen, wenn dieſe Liebe nicht in ſein Leben getreten. Margareth wurde aus einer ſterblichen Geliebten der unſterbliche Genius der Kunſt für ihn. Der Ruhm vollendete, was die Liebe begonnen. Bei jedem neuen Triumphe, den der Künſtler ſich erwarb, dachte er an Margareth und rief ihr ſeinen Dank zu. So blieb er ihr auch im Tode treu. Das Bild, das er von ihr malte und wo er ſie darſtellte wie ſie in jenen Stunden trauernd ſeiner dachte, blieb als ein Heiligthum in ſeinem Beſitz, und erſt nach ſeinem Tode verkauften es die Erben.

Eglon van der Neer war zu Amſterdam **1643** geboren, ein Sohn jenes berühmten Mondſcheinbildermalers Arthur van der Neer. Er empfing den erſten Unterricht von Jakob Vanloo. In ſeinen ſpätern Jahren, in denen er ſich bald nacheinander zwei mal verheirathete, trat er als Hofmaler in die Dienſte des kurpfälziſchen Hofes zu Düſſeldorf, wo er **1703** im ſechzigſten Jahre ſtarb. Der Hof hatte großen Einfluß auf die Richtung ſeines Talents; während er früher mehr ländliche Scenen gemalt, ging er jetzt zu Terburg's Genre über und nahm die galanten Hofgeſchichten zum Gegenſtande. Er war darin jedoch nicht ſo glücklich wie Terburg, Van der Werff und Andere. Seine Phantaſie gab ihm nicht das Feine und Graziöſe in den Pinſel, Eigenſchaften, die dergleichen Darſtellungen nie fehlen dürfen. Geachtet von ſeinem Fürſten, geliebt von ſeiner Umgebung, ſchied er aus dem Kreiſe der Lebenden. Seine Witwe blieb am Hofe und beſchäftigte ſich mit Bildnißmalen.

Eine Vision Holbein's.

Holbein.

Es war an einem ſtürmiſchen Herbſtabende, als aus dem Thore Baſels ein Jüngling einſam hinausſchritt und ſeinen Weg über die verödeten Felder nahm. An der Kirchhofmauer eines Dorfes blieb er ſtehen, und ſich an das Gemäuer lehnend, richtete er melancholiſche und träumeriſche Blicke auf das Todtenfeld. Der Sturmwind brauſte und die Dohlen umringten kreiſchend den alten Thurm der Dorfkirche. Es war einſam; auf der fernen Landſtraße bewegte ſich langſam ein ſchwerbeladener Frachtwagen; es gingen Männer den Hügel hinauf und gegen den rothen Streifen des Abendhimmels zeichneten ſich ihre dunkeln Geſtalten ab. Aus der Sacriſtei der Kirche ertönte ein einförmiger ſchleppender Geſang und in einiger Entfernung von der

Mauer öffnete ein friſchgegrabenes Grab ſeinen dunkeln Schlund. Der Jüngling ſchien ſeine Blicke ganz beſonders auf dieſes düſtere Schlummerbett zu richten. Plötzlich veränderte er ſeine Stellung, er beugte ſich weit über, als verfolgte er den raſchen Gang eines Weſens, das über die Gräber dahinſchritt, dann ſchlug er die Hände vors Antlitz und ſtöhnte laut. Wie er von ſeinem bleichen Geſicht die Hände fallen ließ, glitten über ſeine Lippen die Worte: „O Herr des Himmels! Alle Creatur iſt vergänglich, und du haſt ſie nur geſchaffen, damit ſie das Bittere des Todes erfahre! Grauſames Geſetz, womit haben wir dieſe Strenge verdient!“

Er hielt inne, und nahm ſeine frühere, nachdenkende Stellung wieder an.

Unterdeſſen hatte von der Landſtraße her, ein Reiter dem Dorfe ſich genähert. Es war ebenfalls ein junger Mann, aber in halb ritterlicher, halb vornehm bürgerlicher Kleidung. Er ſtieg vom Pferde ab, und als er den Mann an der Kirchhofmauer erkannt, ſchritt er raſch auf ihn zu.

Während dieſer Worte hatte ich mich an den Wagen gedrängt. Der Leichnam lag auf einem Bund Stroh, das Geſicht mir zugekehrt. Mehrere helle Blitze zerriſſen zu gleicher Zeit die ſchwarze Wolkendecke, ich blickte dem Todten in's Antlitz, es war — Dionys! —

zwingen“, fuhr der Andere fort. „Alles, nur das nicht. Meine Landsmänninen, ſie mögen alle Tugenden der Welt in ſich vereinigen, aber wenn man die Franzöſinnen, und vollends die Spanierinnen kennen gelernt hat, ſo kann man ſich in die prüde Ehrbarkeit dieſer Jungfrauen, die wie Kirchenbilder daherſchreiten und paarweiſe, mit geſenkten Blicken der Mutter Tritt auf Tritt folgen, nicht vertraut machen. Soll ein ſolches Winkelmaß die Mutter meiner Kinder ſein? Soll ich die Sommernächte koſend mit einem ſolchen Linial auf der Terraſſe eines Hauſes ſitzen? Werden mir die Lippen nicht eingeklemmt werden, wenn ich verſuche, ſie an dieſen hartgeſchloſſenen ernſten Mund zu bringen? Nein, nein! Ich weiß, was es heißt, ſeine Hand um einen elaſtiſchen biegſamen Leib legen; ich habe einen kleinen Fuß geſehen, der ſich bequem neben mir auf den Teppich des Sitzes niederlegt und ich liebe dieſe ungenirten Frauen über alles Maß hinaus. Aber du hörſt mich wol gar nicht an, Freund? Was iſt dir nun wieder? Komm in die Stadt zurück, wir wollen muntere Geſellſchaft aufſuchen. Oder willſt du lieber zu meinen Aeltern gehen? Chriſtel wird dich erwarten. Aber ſetze dieſem Kinde nichts in den Kopf — hörſt du? Sie fängt ſchon auch an, nach deinem Vorbilde den Kopf zu hängen, und wunderliche Dinge zu ſehen, die Niemand anders ſieht.

So plaudernd ergriff der junge Reiter den Arm des Freundes und brachte ihn mit Gewalt von der Kirchhofmauer fort. Mit der andern Hand führte er ſein Pferd am Zügel ſich nach. Sie gingen der Stadt zu. Der Wind blies in die rothen und gelben Federn auf der Mütze des Reiters, und ſeine hellen Locken flatterten den Nacken hinab. Er war, was die Friſche und die Lebhaftigkeit ſeines Geſichts betraf, ſchön zu nennen, einen ſeelenvollen Ausdruck jedoch zeigte das Antlitz ſeines Genoſſen, der ſich Hans Holbein nannte, und ſich der edlen Malerkunſt ergeben hatte. Der Reiter war der zweitgeborene Sohn des reichen und angeſehenen Bürgermeiſters von Baſel, des Hieronymus Meyer, eines Mannes, der wegen ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Verdienſte um die Stadt, in hohem Anſehen ſtand.

Als die Jünglinge ſchon nahe am Thore waren, ſah ſich Hans nochmals um. „Wonach ſiehſt du?“ fragte Hubert.

„Folgt er uns nicht?“ ſagte jener.

„Wer?“

„Frage mich nicht. Es iſt ein Mann in einem erdfahlen Mantel, den er oben beim Kinn feſt zuſammenhält, damit er nicht flattere und ſeine Geſtalt verrathe. Haſt du ihn nicht, als wir an der Mauer ſtanden, drüben, jenſeit der Kirche hingehen ſehen.“

„Narrheiten!“ ſagte Hubert verdrießlich. „Ich habe Niemand geſehen und es hat ſich auch Niemand gezeigt. Du wirſt machen, daß ich mich ganz von dir zurückziehe, wenn du dieſe Poſſen nicht läßt.“

„Das nennſt du Poſſen!“

„Freilich; ſchwarzgallige, finſtere Poſſen, wie es luſtige, warmblütige Poſſen gibt, das ganze Leben iſt nichts als Poſſe. Lerne das von mir.“

„Weiß Gott“, ſagte Johannes mit düſterer Stimme, „ich tränke, ſpielte und liebte auch mit dir, wenn es nur ein häßliches Ding nicht gäbe!“

„Und dieſes iſt?“

Johannes ſchauerte zuſammen und ſagte, ſich umſehend, leiſe: „der Tod!“

Sie ſchritten durchs Thor hindurch.

Im Hauſe des Bürgermeiſters waren die Fenſter erleuchtet, man bewirthete dort einen Vornehmen. „Wer iſt dieſer Mann mit den ernſten und doch gütigen Zügen?“ fragte Johann ſeinen Freund, als ſie in einer Fenſterniſche zuſammenſtanden und ſich die kleine Geſellſchaft betrachteten, die bei Früchten und Wein am runden Tiſche beiſammenſaß.

„Der berühmte Erasmus von Rotterdam“ entgegnete Hubert. „Das Licht aller Federfuchſer und Foliantenfreſſer. Der große Mann erzeigt uns die Ehre, in unſer Haus jedesmal einzuſprechen, wenn er ſeine große Tour macht, das heißt, wenn er ſich alle Weihrauchfäſſer und Becken, die es gibt, von ſeinen Verehrern an den Kopf werfen läßt. Betrachte ihn mit Ehrfurcht, vielleicht kannſt du ſein Bild malen, womit dem Wackern eine große Freude geſchähe. Dieſe Naſe, mein' ich, ſollte leicht zu treffen ſein, ſie iſt gehörig groß und ausgebildet. Der Mund hat nicht das Anſehen, als wenn er ſich viel mit Liebeshändeln abgegeben und auch die Augen ſcheinen mir nicht zum Tändeln geſchaffen."

„O ſtille!" rief Johannes, „verleide mir dies Geſicht nicht, das mir gefällt."

Die kleine Chriſtine kam, um ihrem Freunde und Gönner einen guten Abend zu bieten. Johannes richtete ein paar freundliche Worte an das Kind.

„Wie mein Papa glücklich iſt!" fuhr Hubert fort, die Gruppe am Tiſche betrachtend, „ſieh nur, wie ſein Auge leuchtet! Gewiß iſt er noch ein ſchöner Herr! Man kann nicht mildere und doch zugleich feſtere, männlichere Züge haben, als er ſie hat. Die ſchwarzen Augen hab' ich von ihm, das blonde Haar aber von der Mutter. Die Tante Jacobäa, des Papas

Schweſter, iſt eine echte altbaſeler Wittib, ſtreng, fürchterlich ernſthaft und immer mit einem weiſen Sprüchlein auf den Lippen. Für ſie bin ich mit Haut und Haar ein verlorener Burſch. Tröſtet Euch, liebe Tante, es können nicht alle Leute heilige Johanniſſe werden, die ihr Frühſtück darin finden, einige Dutzend Heuſchrecken, friſch wie ſie eben aus der Luft fallen, zu verſpeiſen.“

„Was ſteht ihr ſo allein? Kommt doch an den Tiſch!“ tönte die Stimme der Bürgermeiſterin herüber. Holbein kam heran, und wurde dem Erasmus vorgeſtellt. Der berühmte Gelehrte, dem die Bildung des Jünglings gefallen mochte, wendete während des Verlaufs des Abends mehrmals die Rede an ihn, und erfreute ſich ſichtlich an den einfachen, aber ſinnvollen Antworten des Jünglings. Er vernahm, daß dieſer Maler ſei, und fragte ihn dann, ob er noch kein größeres Werk geliefert. Statt ſeiner antwortete der Bürgermeiſter: „Noch nicht, aber bald, hoffen wir Alle. Er ſoll auf der Mauer des Kirchhofs zu St. Peter uns ein

Bild nach ſeinem Geſchmack und nach ſeiner Wahl malen. So hat es der Rath ausgemacht, und ich habe gern dazu meine Zuſtimmung gegeben.“

„Oder vielmehr, Vater! Du haſt den Plan angegeben“ rief Hubert. „Ohne dich wäre der hochweiſe Rath auf Herrn Holbein nicht aufmerkſam geworden. So kommt mir wenigſtens die Sache vor.“

„Und ſo iſt ſie auch“, ſagte Johannes kurz.

„Nun wir wollen denn der Dinge harren, die da kommen ſollen“, ſagte der berühmte Gelehrte. „Seid ihr denn ſchon einig über den Gegenſtand, junger Mann?“

„Eine Grablegung unſers Herrn“, erwiderte Johannes. „So denke ich wenigſtens, ſoll's werden. Aber freilich die Gedanken gehen mir etwas ſonderbar im Kopfe herum und ich weiß nicht, wie es noch ſich geſtalten wird. Gott wird mir's zeigen.“

„Das wird er“, wiederholte der Gelehrte, beifällig das Haupt neigend, dann zu Hubert hinaufſehend, fragte er, „was wird denn aus deinem Zweitgeborenen werden?“

„Ich erziehe ihn zum Landbebauer“, entgegnete Meyer.

„Eingedenk des Spruchs Horatii“, ſetzte Erasmus hinzu: „Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bovis suis exercet.“

„Der Teufel hole die Gelehrten!“ flüſterte Hubert zu Johannes. „Was hat er da geſagt? Man ſpricht Latein in der Meſſe, aber man ſpricht nicht Latein an einer geſelligen Abendtafel.“ Er ſtand auf und entfernte ſich mürriſch.

„Des Lebens Mühen und Wirren“, fuhr der Bürgermeiſter fort, „wer ſie kennen gelernt, bekommt ſie herzlich ſatt. Es dürſtet der Seele nach Frieden. Warum ſoll' ich, der ich dieſen Frieden erſt ſpät erlangt, warum ſoll ich ihn nicht frühzeitig meinem Jungen gönnen? Mag er ſehen wie er ſich einrichtet. Hat die Stadt ſpäter ſeine Kräfte nöthig, ſoll ſie ihn rufen. Allein ſo früh, wie ich es thun mußte, mit der Welt Händel ſich befaſſen, das ſoll er nicht. Seine Männerehre ſoll in der Stille reifen. Die Welt iſt eitel und wenn ſie kann, ſo macht ſie uns auch eitel. Ich hab's erfahren, und danke Gott in meinem Kämmerlein, daß ich in dieſem Treiben ein klein Körnlein Demuth habe retten können, denn ſie haben mir auch ihre goldenen Ketten umgehängt, und mich auch ihren lieben Sohn genannt, daran hat es nicht gefehlt."

„Du haſt als guter Hausvater dein Haus beſtellt", ſagte Erasmus. „Freundes Lob iſt nicht Schmeichlers Lob; ſei darum zufrieden."

Die Frauen hörten dieſe Worte des berühmten Mannes mit freundlichem Lächeln an. Die kleine Geſellſchaft blieb noch bis ſpät in die Nacht hinein beiſammen.

Die Aeltern waren ausgegangen um einem Feſte beizuwohnen. Chriſtine war zu Hauſe geblieben, Holbein malte ſie. Das Bild ſollte eine Ueberraſchung für die Mutter ſein, deshalb war dieſe Stunde gewählt. Die Tante Jacobäa hatte ſich anfangs bei der Sitzung eingefunden, dann aber hatte ſie ſich entfernt, um häusliche

Geſchäfte zu beſorgen. Johannes ſaß da, den Pinſel müßig in der Hand haltend und mit ſtarrem Blicke vor ſich hinſehend. Endlich fragte das junge Mädchen, was ihm ſei, ob ihm unwohl geworden.

„Ich will abwarten“, entgegnete er, „daß die Wolke ſich entferne, die jetzt die Sonne verhüllt. Auch iſt mir heute keine gute Malerſtunde beſchieden.“

„So wollen wir's laſſen“, ſagte Chriſtine aufſtehend, „die Aeltern werden ja ohnedies bald wieder da ſein. Auch ich möchte viel lieber mit dir ſprechen, lieber Hans, als ſo ſtill da ſitzen und vor mich hinſehen.“

„So ſprich!“ rief der junge Maler.

„Haſt du die Theophania Willmannin gekannt?“ fragte das Mädchen.

Er neigte bejahend das Haupt.

„Sie iſt geſtern Nacht geſtorben — plötzlich — faſt unerklärlich!“

„Ach!“ rief Johannes und ließ entſetzt den Pinſel fallen, „ſo iſt's mit dieſer Einen bereits eingetroffen.“

Romanze.

„Was willſt du damit ſagen?“

„Höre mich an. Nur dir erzähle ich's; die Andern wollen und können mich nicht verſtehen. Mir iſt in dieſen Tagen etwas Seltſames geſchehen. Mädchen, etwas ſehr Seltſames. Wenn wir in den Zeiten der Propheten und Seher lebten, könnte ich glauben, Gott hätte mich auserleſen, um dem verblendeten Geſchlechte die furchtbaren Schrecken des Gerichts, die unſer warten, in lebendigen Bildern vorzuhalten. Doch zur Sache. Du weißt, ich gehe öfters an Orte hin, wo ich weiß, daß fröhliche Menſchen beiſammen ſind, wo es geräuſchvoll und luſtig hergeht. Ich thue das, um den innern Drang in mir zu bekämpfen, der immerdar mich zur Einſamkeit, zur Trauer, zur melancholiſchen Betrachtung treibt. Zuweilen gelingt es mir den Dämon zu bannen, und ich kann dann mit den Frohen froh ſein. So war ich am vergangenen Sonntage im Dorfe Allenzell, wo die Kirmes gefeiert wurde. Das ganze Dorf war mit fröhlichen Menſchen angefüllt. Alles trieb ſich bunt durcheinander;

die Fideln erklangen, die Flöten jubelten, die Metallbecken ſchlugen hell zuſammen und in dieſe Fanfaren der Muſik miſchte ſich die ſingende Menſchenſtimme, die aus hundert hell geſtimmten Kehlen emporwirbelte. Ich trat in die große Halle der Dorfſchenke. Soeben begann der Tanz. Die Abendſonne warf ſchräg ihre rothen Lichter durch die niedrigen, geöffneten Fenſter, vor denen Weinlaub und Epheu ſpielten. Ich ſetzte mich in einen Winkel und ſah zu. Ich ſah und ſah, und mein Auge gerieth ins Starren. Wie im Traum hörte ich, daß man zu mir ſprach und mich auffoderte mitzutanzen. Ich antwortete nicht; Muſik und Lärm tobten weiter. Mit einem male war es mir, als ſähe ich mitten unter den Tänzern ein Etwas, das ſich raſch bewegte, bald auftauchte, bald verſchwand, bald hier, bald dort zu ſehen war, und deſſen eigentliche Beſchaffenheit und Geſtalt mir nicht deutlich werden wollte. Es war ein Etwas, das in einem langen, von Wind und Wetter gebleichten Mantel gehüllt war. Wo es auftauchte, hatte es irgend einen Tänzer, oder eine Tänzerin im Arm, und es tanzte mit. Die Anſtrengung, mit der ich dieſes geheimnißvolle Weſen verfolgte, machte, daß mir die Augen ſchmerzten und ich ſie mit der Hand auf wenige Secunden bedecken mußte. Ich redete mir ein, daß Das, was ich für ein ſelbſtändig Ding hielt, nichts als ein blaßgelber Mantel ſei, den einer der Tänzer ſich umgehängt; aber wenn ich nun wieder in den wilden Knäul der Tanzenden hineinblickte, ſah ich ganz deutlich, und höher wie die Andern, das Weſen mit ſeinem flatternden Tuche auftauchen und wilde, entſetzliche Sprünge machen. Niemand, als nur ich, ſchien dieſen fremden Eindringling zu ſehen. Sie alle tanzten fort, ja ſogar mit ihm, ohne ſich zu verändern.“

„Halt ein!“ rief Chriſtine ſchaudernd. „Ich weiß, wer es war!“

„So nenne ihn nicht!“ flüſterte der Erzähler und ſah ſich ſcheu um.

Tiefe Stille herrſchte im Gemache.

„Höre weiter. Sie tanzten und dieſer gräßliche Tänzer tanzte immer mit. Wie wild waren die Sprünge, die er machte! Welch ein Hohn lag in der graziöſen Haltung, die er zuweilen annahm, und mit welcher entſetzlichen Gefallſucht, wie ein verliebter Zierbengel nahte er ſich einer hübſchen Dirne und legte ſeinen entfleiſchten Arm um ihren Leib. O über Alles war dies Bildniß ſchrecklich! Wen er berührte, wurde bleich, aber er tanzte fort; ja er tanzte um ſo wilder. Zuletzt deckte faſt alle Tänzer die Bläſſe des Grabes, denn in faſt Aller Armen hatte der Entſetzliche geruht. Doch nicht allein bleich wurden ſie, eine noch grauſenvollere Wandlung ging mit ihnen vor; ſie verloren das Fleiſch von ihren Gebeinen, wie man ein Gewand verliert. Die blonden Lockenflechten des ſchönen Mädchens fielen wie Zunder von ihrem Haupte, und ſie tanzte weiter mit dem nackten Schädel, ohne es zu bemerken. Unter den Händen des Tänzers ging der volle Buſen der Tänzerin verloren und er hielt die Rippen der Bruſthöhle an ſich gepreßt. Der kräftige Arm des jungen Tänzers wurde dünn und der weite Aermel ſchlotterte herum. Die Knochenhände krallten ſich bald um dieſe, bald um jene Hüfte, und die fleiſchloſen Geſichter grinſten einander an. Aber immer tanzten und wirbelten die Paare durcheinander, und immer höhere Sprünge machte der Entſetzliche in ihrer Mitte, der ſich jetzt nicht weiter verhüllte und wie ein Sieger über Alle thronte. Länger konnte ich's nicht anſchauen, mein Herz drohte zu brechen. Gott, Gott, rief ich, haſt du Dieſem ſoviel Macht gegeben, und was iſt's dann um das Leben deiner Creatur! Grauſamer Gott, warum uns ſchaffen, um uns dann unerbittlich Dieſem anheim zu geben! Meine Seele zitterte wie ein Blatt im Winde, und ich hätte Ströme Thränen weinen mögen, um das Geſchick der Menſchen, meiner Brüder.

Eine Stimme rief: »Schau auf!« Und ich ſah mich ſelbſt im Tanze und ein beſonderes gräßliches Ungethüm hielt mich umſchlungen. Freilich war ich alt, aber ich war es und ich mußte für den verbrecheriſchen Seufzer, den ich ausgeſtoßen mein eigenes Ende erblicken, wie es mit ungewöhnlichen Schrecken begleitet ſein wird.

O dieſe Stunde werde ich nie vergeſſen. Wie ich die Halle, das Dorf verlaſſen habe, ich weiß es nicht.

Ich habe alſo noch lange Jahre vor mir, aber mein Ende wird ſchrecklich ſein.

Jenes Mädchen, das du genannt, war eine der Erſten, die ich erbleichen ſah.“

Der Erzähler hielt hier inne, übermannt von der Fülle der Eindrücke, die neu auf ſeine Seele einſtürmten. Seine Zuhörerin richtete kummervolle Blicke auf ihn. Auch ſie war erſchüttert und ihr ſonſt ſo ſanftes Auge leuchtete in fieberhafter Glut.

„Sahſt du auch mich?“ fragte ſie leiſe.

Er ſchüttelte das Haupt. „Weder dich, noch einen der Deinigen.“

Sie blickte mit dankbarem Auge gen Himmel, dann ſagte ſie tröſtend zu dem Freunde. „Glaube mir Johannes, ſo ſehr ich an eine Geiſterwelt glaube, die uns abwechſelnd Schrecken und Tröſtungen zuſchickt, ſo weiß ich doch Traum vom Leben zu unterſcheiden Du haſt geträumt, Freund und Bruder. Die Hitze der Halle hatte dich in Schlummer gewiegt, und dir die Gebilde gezeigt.

Ohne etwas hierauf zu erwidern, ſagte Johannes: „Seitdem ſah ich oft den »Verhüllten« an mir vorbeiſchreiten. Kürzlich noch, als ich mit deinem Bruder zuſammentraf, ging er über ein friſchgeſchaufeltes Grab und hinter der Kirche weg. Es iſt, als foderte er mich zu Etwas auf, als müßten wir in Compagnie ein Werk ſchaffen. Es geht mir wie ein Gedankenſturm im Gehirn umher. Wo ich hinſehe, ſehe ich ihn. Er iſt überall und immer winkt er mir, doch nicht ſo, als ſollte ich ihm folgen; nein, als begehrte er etwas von mir, als ſollte ich ihm dienen, zu ſeinem Ruhme, zu ſeiner Ehre und Verherrlichung etwas beitragen. Was iſt das? Was will der Schreckliche von mir, gerade von mir? Kann ich ihn loswerden? Ach, ich fürchte nicht eher, als bis ich ihm ſeinen Willen gethan.

Nun, er ſoll ſeinen Willen haben. Er ſoll ſeinen Triumph ſehen, aber zugleich alle die Schrecken, die er verbreitet, den ſcheußlichen

Hohn, mit dem er ſeine Werke treibt, kurz ich will ihn als den Beherrſcher der Welt zeigen, aber mit einem Antlitz, vor dem Jeder zurückbebt. Er ſoll wiſſen und ſehen, wie grenzenlos ihn Alles ſcheut und flieht was da lebet. Freut es ihn ſo auf dem Siegesthron zu ſitzen, ſo ſoll er dieſe Freude haben. Gott, der die Liebe iſt, wird dieſen gräßlichen Dämen einſt für ſeinen Hohn züchtigen."

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Künſtler, denn er war nicht in der Stimmung, die heimkehrende Familie zu empfangen.

Es war am Himmelfahrtstage, als das neue Gemälde an der Kirchhofmauer zu St. Peter enthüllt und der Menge öffentlich gezeigt wurde. Der Gegenſtand war neu und ſeltſam. Der Tod war dargeſtellt, wie er alle Stände und jedes Alter des Lebens zum Tanze auffodert. Zum Tanze! Wie wunderſam! Der Tod — tanzend! Nie hatte man dergleichen ſich vergeſtellt. Der junge Meiſter ward das Geſpräch des Tages. Man lief in Scharen hin, um dieſen Todtentanz zu ſehen. Grauſen und Schrecken bemächtigten ſich der Stadt; Niemand wollte mehr tanzen. Die jungen Burſchen auf den Kirmeſſen fanden keine Tänzerinnen, denn die ängſtlichen Mädchen waren alles Ernſtes überzeugt, daß die friſche Wange ihres Geliebten nur eine erlogene ſei, daß er, während er ſeine Beute im Tanze herumwirbelte, ſeine Maske plötzlich abwerfen und als jener fürchterliche Tänzer an der Kirchhofsmauer erſcheinen werde. Kein altes Mütterchen getraute ſich ſpät Abends an dem ehrwürdigen Gottesacker von St. Peter vorbeizugehen, denn ſie mußte gewärtig ſein, daß der Tänzer hervortreten werde, um ſie zu einem Tanze aufzufordern. Und daß dieſer Tänzer zugleich Muſikant war, erſchien als doppelt ſchreckenerregend, denn nun brachte er in Verruf, weil einige Dirnen behaupteten, ſie hätten im Traum den ſcheußlichen Tänzer nach dieſer Melodie die fleiſchloſen Glieder ſchwingen ſehen. Doch nicht allein das Volk und die Jugend geriethen über das neue Bild außer ſich, auch die höhern Stände, die Bürgerſchaft der Stadt, der hochweiſe Rath, die umwohnenden Ritter, die Prälaten, Alles ſprach und zürnte, denn Jeder ſah ſeinen Stand repräſentirt, bis zum Papſt und Kaiſer hinauf, bei dieſem Grabesballet. Nur daß der Tod dabei ſo guter Dinge war, daß er das fleiſchloſe Maul bis weit hinter die Ohren in ungeheurer Luſtigkeit aufſperrte, machte, daß die Beſchauer ſich gar nicht mehr zu faſſen wußten. In die Gewalt dieſes Scheuſals war alſo die ganze Menſchheit gegeben: an dieſes Ungethüm ſah man ſich verrathen und verkauft! O Entſetzen über Entſetzen! Die Prediger auf den Kanzeln gaben

bringen. Man glaubte ihnen nicht, man zeigte auf die Mauer zu St.-Peter und rief: „Das iſt er! ſo ſieht er aus!“ Vergebens bemühten ſich die gelehrten Poeten, aus den alten Schriften zu zeigen, wie die Griechen den Schrecklichen unter der Geſtalt eines, die Fackel ſenkenden Genius dargeſtellt; man lachte ſie aus, man zeigte auf die Kirchhofmauer zu St.-Peter und rief: „Das iſt ſein getreues Conterfei!“

Das unbeſchreibliche Aufſehen, das dieſes Bild machte, lenkte Aller Blicke auf den noch jungen Maler. Unter den Vielen, die für ſeine Zukunft zu ſorgen ſich entſchloſſen, war Erasmus von Rotterdam nicht der Letzte. Er forderte den Künſtler auf nach England zu gehen und gab ihm ein Empfehlungsſchreiben mit, an den Kanzler Thomas Morus, jenen berühmten Günſtling Heinrich's VIII. Holbein entſchloß ſich zu reiſen.

Vor ſeinem Scheiden machte er auf

Familie des Bürgermeiſters kniet. Meyer war damals in Beſorgniß, daß ihm nicht lange mehr gegönnt ſein könne, mit dem Seinigen die Ruhe und den Frieden zu genießen, die ihm bis jetzt zutheil geworden. Die kriegeriſchen Begebenheiten, die politiſchen Unruhen nahten ſich immer mehr dem Gebiete der ſchweizeriſchen Städte. Es wetterleuchtete von allen Seiten am Horizont, und mehr als ein Wetter zog heran. Bei ſolchen Ausſichten wollte der fromme Mann ſich und die Seinen recht ſichtbarlich dem Schutze der mächtigen Gottesmutter empfohlen ſehen. Er wollte ſeine größten irdiſchen Schätze, ſein Weib und die Kinder, die ſie ihm geboren, vor der Himmliſchen kniend niederlegen. Dieſes Bild ſollte der Hort der Familie ſein; um ihn herum ſollten ſich künftige Geſchlechter ſcharen. Es war ein rührendes Zeichen großer Anerkennung, daß der würdige Mann die Ausführung dieſes Bildes Holbein übertrug, und unſer Johannes

In England angelangt, malte er daſelbſt das Bild des Kanzlers nebſt ſeiner ganzen Familie, nachdem er ihm das mitgebrachte Porträt des Erasmus zum Geſchenk gemacht. Thomas Morus wußte einen Künſtler wie Holbein zu ſchätzen, er machte den Ankömmling mit dem König bekannt, und Heinrich VIII. nahm den Künſtler gütig auf. Morus hatte dem König die Bilder, die Holbein für ihn gemalt, nämlich das eben erwähnte Familienbild zum Geſchenk gemacht, der König ſchickte ihm dieſe Gabe wieder zurück mit dem Bemerken, jetzt da er die Hand beſitze, die dieſe Kunſtwerke ſchaffen könne, brauche er die Bilder nicht. Und in der That brachte Holbein's Pinſel, im Dienſte des Königs, große Schöpfungen hervor. Heinrich ſelbſt ließ ſich von ihm malen und dann ſeine Gemahlinnen, ſeine Kinder. Der Hof folgte dieſem Beiſpiel und es war faſt keine hochgeſtellte Perſon zu finden, die nicht das Poreinige Monate in die Einſamkeit, aufs Land zurückziehen, um nur zu ſich ſelbſt kommen zu können. Das Bild des Hofgoldarbeiters Morett, das die Galerie beſitzt, iſt eines der beſten Bilder aus jener Zeit.

Darüber waren Jahre vergangen. Heimgekehrt in ſein Vaterland, machte er ſich jetzt daran, das Bild der Meyer'ſchen Familie zu vollenden. Er war jetzt ein gereifter Mann, und ſtand auf der Höhe ſeiner Kunſt. Er wagte es nunmehr, das jungfräuliche Ideal der Himmelskönigin, wie es in ihm lebte, zur Darſtellung zu bringen. Und er ſchuf das herrliche Meiſterwerk, das wir vor uns ſehen. Es iſt ein Bild, wie es die glühendſte Andacht, der innigſte Glaube, vereint mit der vollendetſten Kunſt und dem feinſten Schönheitsſinne nur ſchaffen können. Ein Bild, für alle Zeiten zum Troſt und zur Freude gemalt.

In der Familie

Bürgermeiſter und die Seinigen hatten flüchten müſſen, der würdige Mann hatte Drangſale aller Art erfahren und manches bittere Geſchick war über ſein ergrauendes Haupt hereingebrochen. Endlich war er zum Sitze ſeiner Väter heimgekehrt, allein die, die ihm bisher immerdar gefolgt, folgten ihm jetzt nicht mehr: ein Grab in der Fremde deckte die Gebeine ſeines Weibes. Auch der Sohn, der Kriegsdienſte genommen, war verwundet und erkrankt ins Aelternhaus zurückgekehrt, nur mit Chriſtine war eine erfreuliche Aenderung vorgegangen, ſie war zu der ſchönſten, lieblichſten Jungfrau erblüht, und jetzt wurde ſie Holbein's Gattin.

Der Bürgermeiſter, in den Zeiten ſeiner Noth, hatte das kleine Bild, das damals der Künſtler gemalt, ſtets bei ſich geführt, er wünſchte jetzt die daſelbſt angebrachten Figuren gerade ſo ausgeführt zu ſehen, wie ſie ſich auf dieſer Skizze zeigten. Dieſem Wunſche willfahrte Johannes er raſch, was das Jünglingsauge geſchaut, das Jünglingsherz empfunden. So trat das Große, das Schöne, das Vollendete zu Tage. Hubert, der kecke, friſch in das Leben hinausſchauende junge Mann, iſt auf unſerm Bilde noch der Jüngling, wie ihn der Anfang unſerer Erzählung gezeigt, man ſieht in ihm die werdende, männliche Schönheit. Er iſt knieend dargeſtellt und legt die Hand auf ein hübſches, gelbgelocktes Kind, dem jüngſten Sprößling der Familie. Meyer ſelbſt iſt ganz der edle, kernhafte Mann, voll Adel und Gewiſſensreinheit, wie wir ihn hier zu ſchildern verſucht. Dieſes ehrliche Auge mit ſeiner Glaubenstiefe, hat ſogleich unſer Herz für ſich gewonnen, und wir gewinnen den Mann lieb, der noch aus der Ferne der Jahrhunderte ſo menſchlich wahr und lebendig treu zu uns ſpricht. Ein echter Hausvater, im wahren Sinne des Worts. Alles an ihm Biederkeit, Knie niedergelaſſen, neben der Schweſter ihres Mannes, die zunächſt der heiligen Jungfrau kniet, und die in ihrer verhüllenden Witwentracht wenig von ihrem Antlitz ſehen läßt: wir können aus dieſen Zügen nicht herausleſen, ob wahre oder nur verſtellte Frömmigkeit ſie an dieſen Platz geführt, wir wollen das erſtere annehmen. Am zarteſten hat des Künſtlers Pinſel die feinen Contouren an der Geſtalt des jungen Mädchens gebildet, die eben auf der Grenze ſteht, auf der das Kind zur Jungfrau übergeht. Auch ſie iſt nicht ſchön, aber ſie iſt lieblich, in naiver Jungfräulichkeit rührend, und der Zug von Nachdenken und Träumerei, der um das niedergeſchlagene Auge lagert, zeigt an, wie ſie frühzeitig befähigt war, unſerm Künſtler zu folgen, wenn ſeine düſtere Phantaſie ihn gefahrvolle und einſame Pfade führte. Sie verſtand ihn, wo ihn vielleicht noch Niemand verſie muß erſchaut und — angebetet werden. Es iſt, Raphael's Madonna ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, das vollendetſte Madonnen-Ideal, das geſehen werden kann. Vielleicht hat Raphael's Madonna noch mehr Hoheit, dafür hat dieſe mehr Demuth und Liebe. Das Kind, das einen kranken Ausdruck hat, gleichſam als hätten die irdiſchen Leiden des Gottesſohns in dieſem Alter ſchon angefangen, ſtreckt das Händchen aus, um die Familie zu ſegnen. Es iſt die Behauptung aufgeſtellt worden, das Kind auf dem Arme der Mutter Gottes ſei das erkrankte Kind des Bürgermeiſters und ihr eigenes ſtehe unten. Doch nirgends findet ſich eine Nachricht, die dieſe Hypotheſe bewahrheitet; es wäre dies auch völlig dem kirchlichen Herkommen ungemäß. Es läßt ſich nicht denken, daß die Madonna ihr eigenes Kind auf den Boden ſetzen und ein fremdes auf die Arme nehmen werde. Sie thut dies nicht einmal mit dem heiligen Johannes, und zu ihr verehrend aufſchaut, wo ſie und ihr Kind alſo nothwendige, göttliche Perſönlichkeiten ſein müſſen. Das Chriſtkind wird überhaupt von ſeiner Mutter höchſt ſelten in fremde Hände gegeben. Nur die heilige Anna hat es einmal, auch die heilige Eliſabeth, Beide gleichſam als Wärterinnen, da die Mutter auf Augenblicke ſich entfernt hat. Die Maler durften hierin nicht willkührlich und ſentimental walten. Die ganze Chriſtenheit wäre gegen ſie aufgeſtanden, und ſie wären möglichen Falls vor ein Inquiſitionstribunal beſchieden worden, das die Familienangelegenheiten Gottes feſtzuſetzen und zu ordnen ſich zur Aufgabe geſtellt. Da die Madonna, Alles was ſie iſt, blos durch das Kind iſt, ſo läßt ſich ſelbſtredend denken, daß, wo ſie als Gegenſtand der Anbetung auftritt, ſie nie ohne ihr Kind auftreten wird. Unſer Holbein iſt von dieſer Anſicht gewiß nicht abgewichen; am wenigſten würde er dies gethan

Holbein befand ſich wieder in England. Das Familienbild des Bürgermeiſters war auf Wunſch mehrer Kenner zu einer Ausſtellung von Holbein'ſchen Werken hinübergeſchafft worden. Eines Tages befindet ſich der Künſtler in dem Ausſtellungsſaal, doch verſteckt durch eine Tapetenwand, denn er liebte es, die Urtheile, die man über ſeine Bilder fällt, zu hören und, ſelbſt ungeſehen, Diejenigen ins Auge zu faſſen, die ſich vor den Bildern einfanden. Der große Rubens pflegte es auch oft ſo zu machen, und mehre Künſtler haben dieſe Manier angenommen, denn es iſt in der That die einzig richtige, um hinter das wahre Urtheil der Menge zu kommen. Befindet ſich der Maler in ſeinem Atelier, oder zeigt er gar ſelbſt ſeinen Gäſten die Bilder, ſo kann er ſicher ſein, daß er kein wahres Wort zu hören bekommt. Den meiſten Malern iſt aber an dieſem „wahren Worte" wenig gelegen, das unwahre oder ſchmeichelnde Wort iſt ihnen das

Wir halten einen prächtigen aber etwas alterthümlichen Einzug in Dresden. Mein Vater hat das Unglück, der Frau von Coſel auf den Fuß zu treten. Deshalb meine wenig günſtige Aufnahme bei Hofe.

Mein Vater faßte den Entſchluß, das Ceremoniell unſrer Reiſe, die Anordnung der Dienerſchaft und die Präſentation bei Hofe nach einem Programm einzurichten, das ſich in unſerm Familien-Archiv handſchriftlich vorfand, und das die Reiſe und Präſentation eines Reichsgrafen von der Ruhl auf das Genaueſte ſchilderte. Mein Vater fand, daß, da er in gleichem Rang mit dieſem vornehmen Herrn war, ihm auch ein gleiches Gepränge oblag. Es war nur das Mißliche, daß der Graf von der Ruhl ſeine Reiſe fünf und zwanzig Jahr vor uns angetreten, und daß befindliche Geſtalt, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er trug die Uniform eines Schweizerregiments, und ſein Arm lag in der Binde. Ihm zur Seite zeigte ſich eine junge, hübſche Frau mit dem Ausdruck des Glücks und der Freude in dem wohlgebildeten Geſichte. Beide traten vor das Bild und blieben lange Zeit in ſtummem Anſchauen deſſelben verloren. Endlich rief die junge Frau:

„Alſo ſo ſahſt du aus? Hubert, ich würde dich in dieſem blonden Knaben nicht wieder erkannt haben!“

„Bedenke die Zeit, liebes Weib“, entgegnete er, „ich war damals eben erſt achtzehn Jahre geworden, und Holbein ſelbſt auch nicht viel älter. Wir waren Beide die beſten Freunde, nur mußte er mir mit ſeinen Viſionen und Träumereien nicht kommen. Er ſah immer mehr als andere ehrliche Leute ſahen!“

„Ja, in der That!“ rief die junge Frau

erſt ſie betrachte. Gnade, Gnade! Königin des Himmels!“ Und mit dieſen Worten ſenkte ſich die ſchöne Geſtalt auf die Knie und das Haupt auf die gefalteten Hände gebeugt, lag ſie in Andacht und Liebe verſunken da. Ueberraſcht von dieſem ſchönen Bilde trat Holbein hervor, und betrachtete ſich gerührt die Kniende. Hubert erkannte ihn, doch er verſtand das Zeichen, das Jener machte, zu ſchweigen. Erſt als die Andächtige ihr Gebet vollendet, trat der Künſtler zu dem glücklichen Paare heran.

„Nun, wo iſt dein Wort“, ſagte er nach den erſten Begrüßungen zum Freunde, „daß du keine Landsmännin heimführen wollteſt? Erinnerſt du dich noch des Geſprächs, das wir damals an der Kirchhofmauer führten? Jetzt ſeh ich doch eine Schweizerin an deiner Seite.“

„Ich war ein Thor!“ entgegnete Hubert, die Welt mit ihren bunten Erſcheinungen, die drücklich Lügen zu ſtrafen. Lob und Ehre jetzt allen Schweizermädchen!“

„Ja wol, Lob und Ehre!“ wiederholte Holbein, auf das Bild Chriſtine's blickend und eine Thräne von der Wange trocknend. „Sie, die mir beſchieden war, iſt mir wieder genommen worden. Der Tod hat ſich gerächt! Dafür, daß ich ihn der Verachtung und dem Schrecken preisgegeben, hat er mir mein Liebſtes genommen. „O, er möge auch mich hinwegführen!“

Die kleine Gruppe vor dem Bilde verſank nach dieſen Worten in Trauer und Nachdenken. Wie vieles hatte ſich geändert, ſeitdem dieſe Tafel aufgeſtellt, ſeitdem dieſe Farben aufgetragen worden. Stumm und bewegt ſchieden die Freunde voneinander.

Das Geſchick, das er in der Viſion erſchaut, ereilte den Künſtler wirklich. Eine anſteckende

Ehre gegeben, die Heimat hatte ihn ziehen laſſen.

Holbein malte meiſtens Bildniſſe, mit einer bewundernswürdiger Wahrheit und Treue und mit einem ſo friſchen Colorit, daß ſein Pinſel ſelbſt unter den beſten Coloriſten der Italiener Bewunderung und Anerkennung fand. In ſeinen Gewändern erinnert nur hier und da ein trockener und ſtarrer Faltenwurf an die Schule, aus der er hervorgegangen und an Albrecht Dürer's Manier. In allem Andern iſt er von der Auffaſſung der Schule ſehr weit verſchieden. Es mag ſein, daß England und die große Welt, die er täglich vor ſich ſah, ihn gebildet. In dieſer Schule reifte auch das Genie des großen Rubens zu ſeiner ſchönſten Blüte heran. Ein kleiner Kreis der Erfahrungen und Anſchauungen drückt das größte Talent herab, indem es daſſelbe durch die ewige Wiederkehr des Alltäglichen und Geringen ermüdet. Dürer hatte in Baſel eingeſperrt, auch nicht Das geleiſtet, was er leiſtete.

Nur zwei große allegoriſche Bilder hat er gemalt, und ſie ſind beide nicht das Beſte, was er geleiſtet, obgleich ſie, wie der Todtentanz, Kunde geben von der eigenthümlichen auf das Myſtiſche und Beſondere gerichteten Anlage ſeines Genies. Beide Bilder befinden ſich in London, das eine ſtellt den Triumph des Reichthums, das andere den der Armuth vor. Welch ein Gedanke! Die Armuth triumphirend! Es iſt faſt wie der Tod, der tanzt. Es lag ihm daran eine moraliſche Idee zur Anſchauung zu bringen, nämlich die bittere Wahrheit, wie die Unbedeutendheit im Golde ſchwelgt, und das Verdienſt die Feſſeln der Armuth trägt. Eine Lehre, die die Weltgeſchichte gibt, und die heute noch gilt, wie ſie vor Jahrtauſenden galt. Holbein verging ſich nur darin, daß er die Namen der verdienſtvollen Armen dem ſie mordet und ſchlachtet täglich neu, nur daß man nicht erfährt, wen ſie gerade unterm Meſſer hat. Holbein wollte aber damit einigen ſeiner Freunde dienen, von denen er wußte, daß ſie in elenden Umſtänden ſich befanden.

Zum Beweiſe, wie er in England geachtet war, und wie er unter dem unmittelbaren Schutze des Königs ſtand, diene zum Schluß noch eine Anekdote. Holbein liebte es nicht, wie alle Künſtler es nicht lieben, bei ſeiner Arbeit geſtört zu werden, am wenigſten mochte er eine Sorte Beſucher leiden, die ungeſtüm und dreiſt in die Ateliers dringen, ſich lärmend und plaudernd die Bilder beſehen, und ſich oft ungeſcheut dem arbeitenden Künſtler nahen, um über ſeine Schulter hinüber auf das im Werden begriffene Bild zu ſehen. Die Engländer ſind von jeher ſtark geweſen in dieſer Art von Dreiſtigkeit, in ihrem eigenen Lande ſind ſie es weniger, weil ſie nirgends verſichtiger die ſich als Schäferin Dorinde, eine Figur aus einem beliebten Paſtoralballet, darſtellen ließ. Sie hatte demzufolge ein etwas leichtes Coſtüm gewählt und zählte dabei auf die Diſcretion des Malers. Ein junger Lord, ein bekannter Wüſtling und ein dreiſter Abenteuer Suchender erfuhr von dieſer geheimnißvollen Sitzung und beſchloß ſie durch ſeine Dazwiſchenkunft zu ſtören. Er erſchien, wie es damals Sitte war, von einer Anzahl Diener begleitet, und drang in das Atelier ein, nachdem er Holbein's Pagen, den dieſer vor der Thüre Wache haltend aufgeſtellt hatte, bei Seite geworfen. Erſchreckt erhob ſich die Dame, erzürnt Holbein. Die Schöne raffte ihre flatternden Gewänder zuſammen und flüchtete hinter eine Tapetenwand. Der Lord wollte ihr nach, ſah ſich aber von dem Maler aufgehalten, der ihm feſten Schrittes in den Weg trat. Es entſtand ein Wortwechſel, der damit endete, daß Holbein den Unverſchämzu laufen, und alle mit einem male ſtürzten ſich in die Gemächer, um auf ihres Herrn Befehl, todt oder lebendig, den Künſtler zu fangen. Ein ſolcher Tumult war damals nichts Neues; die ausgelaſſenen reichen und vornehmen Wüſtlinge pflegten es oft ſo zu machen und immer endete eine Scene der Art zum Schaden des Unglücklichen, der es gewagt hatte, dem Uebermuthe ſich zu widerſetzen. Es hätte auch hier ſo geendet, wenn Holbein nicht raſch in ſein Cabinet geflohen, die Thüre verriegelt, und nun ſich durch den Rauchfang auf das Dach gerettet hätte, wohin ihm die Verfolger nicht ſo leicht nachfolgen konnten. Er gewann einen ſichern Weg, und als er ſich auf der Straße ſah, eilte er, ſowie er ging und ſtand, zum Könige, bei dem er freien Eintritt hatte, und trug ihm den Vorfall vor. Heinrich nahm ihn in Schutz und ein beſonderer königlicher Befehl verbot zum Tode, ſich an den Künſtler

Solch ein tapferer Mann zugleich und ehrenwerther Degen war unſer trefflicher Künſtler. Ehre ſeinem Namen!

Die Hexenküche.

Teniers.

ſich nothwendig in den Sitten und Gebräuchen manches verändert haben mußte. Damals herrſchte der Churfürſt Johann Georg IV. und jetzt Friedrich Auguſt: welch ein Abſtand unter den Formen! Johann Georg, wie ſein Bild in unſerm großen Saale zeigte, war eine Geſtalt, vom Kopf bis zu den Füßen in eiſerner Rüſtung eingeſchnürt; er ſtand da, wie aus Marmor gehauen, eine Miene von feudaliſtiſchem Trotze im harten Geſichte. Der Scepter in ſeiner Rechten drohte wie eine eiſerne Zuchtruthe herab, und der alte ſächſiſche Churfürſtenhut lag grau und verwittert neben ihm. Im Hintergrunde des Bildes ſtiegen Pulverwolken aus wildem Schlachtgewühl empor. Ganz anders Friedrich Auguſt. Auch er hatte einen Panzer, aber dieſer erſchien als Toilettenſtück, nicht als eine Schutzwaffe; der Hals des jugendlichen Fürſten war entblößt, ein leichter Spitzenkragen flatterte mit den gepuderten Locken um die Wette um das ſchöne Oval des ſeitwärts

Kein Maler hat ſich in dem Grade die Freundſchaft der Großen zu erwerben gewußt, als David Teniers; ſie verfolgten ihn gleichſam. Um ihnen zu entgehen und um, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, ruhig malen zu können, begab er ſich von Antwerpen weg und ſuchte ein kleines Dorf auf, Namens Perk, das zwiſchen Mecheln und Antwerpen lag. Von dieſem Augenblicke an wurde Perk ein Wallfahrtsort für die vornehme Welt. Es wurde Mode, nach Perk zu gehen, ſich dort auf einige Wochen ländlich einzumiethen, um — in der Geſellſchaft des berühmten Künſtlers zu ſein. Der arme und Abends kam man zuſammen in der großen Halle des Gaſthofs zum „Gelben Engel“, wo man wußte, daß der Künſtler malte. Am Abend malte [illegible] nicht, da konnte man ihn ſtören; aber man ſtörte ihn auch da, wo er malte. Am Abend ging man zu ihm und erzählte ihm Geſchichten. Die vornehme Welt von ganz Flandern kam und ging. Die ſchönſten Frauen ſaßen in einer räucherigen Küche, neben aufgehängten Schinken und angefüllten Butterfäſſern. Niemand fand daran ein Aergerniß. Das Ländliche war Mode. Die Herren gingen verkleidet als Bauern auf die Kirmes, wurden geprügelt und zur Schenke hinausgeworfen, und kamen dennoch immer wieder, um von neuem geprügelt und hinausgeworfen zu werden. Ein Vergnügen erhält ſeinen größten Reiz durch die Neuheit. Man ſagt, daß Don Juan von Oeſtreich ſelbſt, der Held des Tages und das Entzücken der vornehmen Damenwelt von Londen, ſchen Fauſtſchläge erfahren habe, als er ſich einfallen ließ, einem hübſchen Kinde verkleidet nachzulaufen, das ſchon verſagt war. Wie dem auch ſei, Perk war ein ſehr amüſanter Ort. Der Biſchof von Mecheln legte ſeine Steifigkeit und ſeine Perücke ab, um ſich in den kleinen Abendgeſellſchaften im „Gelben Engel“ ungezwungen und als ein Verehrer der Damen zu zeigen.

Don Juan von Oeſtreich, der mit dem Gott der Schlachten ein Bündniß geſchloſſen zu haben ſchien, damit er ihn immer ſiegen laſſe, legte auf wenige Augenblicke ſein Heldenſchwert nieder und ergriff den Pinſel, um ein herzlich ſchlechter Maler zu werden. Er kämpfte mit den kleinen Farbentöpfen und verlor hier eine Schlacht nach der andern; Teniers lachte, die Damen lachten, die des Prinzen Landſchaften betrachteten, aber er ließ ſich nicht ſtören und malte fort und fort. Dieſe Hartnäckigkeit war wöhnlich in der Halle verſammelt. Man ſprach von Dieſem und Jenem; endlich trat der Biſchof von Mecheln ein und machte eines jener graziöſen Complimente, die er ſich zueigen gemacht hatte und die, wie er behauptete, durchaus nichts vom Kirchenſtile an ſich hatten.

„Herr Biſchof, nichts Neues?“ fragte der Prinz.

„Nichts, gnädiger Herr, als daß man mich angeht, eine Hexe verbrennen zu laſſen und einen Teufel auszutreiben.“

„Ah!“ rief eine ältliche Dame, „alſo gibt es doch dergleichen! Man ſagte ſtets, in Holland gediehen die Hexen nicht, das Klima wäre ihnen zu feucht und ſie liebten die ſüdlichere Natur.“

Man lachte über dieſe Bemerkung, und die alte Dame, die da glaubte, eine wichtige Wahrheit geſagt zu haben, ſah empfindlich und gereizt aus. Der Biſchof wurde aufgefordert, ſich näher zu erklären nur behauptet man, daß er zu viel Blau in ſeine Hintergründe bringe und daß er einmal eine Kuh mit fünf Beinen gemalt habe. Ich habe nicht die Zeit, dergleichen Dinge genau zu unterſuchen. Nun, dieſer Maler rührt ſeit einem Jahre keinen Pinſel mehr an, weil er behauptet, ſeine ſämmtlichen Pinſel ſeien behext. Der Fall iſt vor die geiſtlichen Gerichte gekommen und ich ſehe mich in der That genöthigt, einzuſchreiten.“

Der Prinz ſah kopfſchüttelnd Teniers an. Dieſer ſagte, indem er ſich aus ſeinem Lehnſtuhle dicht am Kamin etwas verbeugte, mit einer artigen Wendung gegen den Prinzen: „Ja, gnädiger Herr, die Sache hat ihre vollſtändige Richtigkeit; Salomon Knütters iſt behext — oder ich verſtehe mich überhaupt nicht auf Zauberweſen und Hexerei. Daß es dergleichen im Volke gibt, iſt ausgemacht; die Damen mögen nun lachen oder nicht.“

Niemand lächelt, ſagte die alte Dame

an, daß er mir klagte, er habe einen Schmerz im rechten Arm, der ihn hindere, den Pinſel zu führen. Ich rieth ihm, die Bäder von Spaa zu brauchen, weil ich die Krankheit für ein Erkältungsübel anſah. Er verſicherte mich, daß keine Arzenei helfen werde, und daß er wohl wiſſe, woher das Unheil ihm komme. Ich drang in ihn, ſich offen zu erklären, und endlich geſtand er mir Folgendes. Ich würde die Seltſamkeit der Thatſache bezweifeln, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden, mich mit meinen eigenen Ohren und Augen zu überzeugen.“

„Nun, was geſtand er?“ fragten mehre Stimmen lebhaft.

Man rückte näher zum Kamin heran.

„Er geſtand mir — Aber bin ich auch überzeugt, daß keine Hexe und kein Zauberer mitten unter uns iſt?“ fragte der Künſtler plötzlich.

Die Geſellſchaft ſah ſich anfangs erſchreckt

Damen ſich nicht auf das Zaubern verſtehen und daß nicht in dieſem Falle mehr wie eine Hexe unter uns weilt. Doch ich ſage gut für Euch, Freund Teniers, daß ſie Euch nichts Leides zufügen ſollen. Fahrt nur fort!“

„Er geſtand mir, daß er eine junge Dame liebe, deren nahe Anverwandte eine böſe, in der ganzen Gegend anerkannte Hexe ſei, ja, daß er nunmehr überzeugt ſei, ſeine Geliebte ſelbſt ſei auch nichts Anderes. Er habe deutliche, überzeugende Beweiſe. Seitdem er dieſer unangenehmen Wahrheit innegeworden, habe er ſich von ſeiner Schönen losgeſagt; aber ſie verfolge ihn jetzt, und da er nicht zu ihr zurückkommen wolle, habe ſie ihn zur Arbeit unfähig gemacht, um ihn dem Elend und der Schande preiszugeben. Sie würde auch noch weiter gehen. — Bald darauf erfuhr ich, daß er keinen Pinſel mehr anrühre, weil er behauptete, auf jedem befände ſich einölliſches Merkmal, das die

Mögliche, ihm dies auszureden; ich kaufte ihm anderes Geräthe, aber er konnte mit dieſem auch nichts machen. Er behauptete, während er male, käme ein Thier, halb Affe, halb Hund, ſetze ſich vors Fenſter und gucke durch die Scheiben ihn unverwandt an. Jetzt ließ ich ihn einige Wochen bei mir wohnen und war zugegen, wenn er arbeitete. Ich ſelbſt habe von der Erſcheinung nichts bemerkt; ich ſah aber, daß der Arme nach einer Stunde, die er an der Staffelei geſeſſen, plötzlich leichenblaß wurde, in heftigen Schweiß ausbrach, die Pinſel hinwarf und in eine Ecke des Zimmers ſtarrte, wo er behauptete das geſpenſtige Weſen hocken zu ſehen. Der traurige Zuſtand dauerte fort. Endlich entſchloß ich mich, der Sache auf den Grund kommen zu wollen; ich bat ihn, mich zur Wohnung ſeiner frühern Geliebten zu führen. Er that dies willig, und ich machte die Bekanntſchaft eines artigen, noch jungen und mich beſinnen kann, aus Oſtfriesland. Keine Spur im Hauſe dieſer Dame zeigte auf ein myſteriöſes Weſen, und ich fing ſchon wieder an meinen Freund der leeren Träumerei zu bezüchtigen, als ein Umſtand ſich ereignete, der plötzlich meinen Gedanken eine andere Richtung gab. Ich habe hier einen Ring am Finger, den ich einſt in Amſterdam von einem Antiquar erhandelt habe, welcher behauptete, der Stein ſei früher im Beſitz des berühmten Albertus Magnus geweſen und ſei ein Drudenſtein, der gegen Zauberei ſchütze. Nicht immer trug ich den Ring; zufällig hatte ich ihn eines Abends am Finger, als ich jene beiden, einſam wohnenden Frauen beſuchte, immer noch in Angelegenheiten meines Freundes. Kaum war ich ins Zimmer getreten und wir hatten uns zum Geſpräch niedergeſetzt, als ich bemerkte, wie eine heftige Unruhe ſich meiner beiden Wirthinnen bemächtigte; ſie ſtanden auf, ſie gingen hin und her, ſie holten gewandten Kopfes. Ueber den hellen Stahllichtern des Panzers lag in maleriſchem Faltenwurf der Hermelin; die rechte Hand hielt mit graziöſer Beugung einen ziemlich gutgearbeiteten und mit Juwelen geſchmückten Scepter, die linke ruhte auf dem Fürſtenhut. Ein breiter Purpurvorhang zog ſich nur ſo weit im Hintergrunde weg, um die Ausſicht auf die prachtvollen, wollüſtigen Gärten von Moritzburg zu zeigen. Dieſe beiden Bilder mußten nothwendig meinem Vater, wenn er hätte darauf aufmerkſam ſein wollen, die große Verſchiedenheit der Umgebung und der Geſinnung beider Fürſten zeigen. Johann Georg war noch der alte Ritter; an ſeinem Hofe herrſchte die ſtrenge, barbariſche Etikette, wie ſie zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aus Spanien einwanderte. Friedrich Auguſt nahm ſich den Hof von Verſailles zum Muſter, er war der deutſche Ludwig XIV., dem er gleich kam in ſeinen galanten, wie in ſeinen kriegeriſchen Abenteuern. Er der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung ſei, errieth ihn aber nicht, bis endlich eine der Frauen auf mich zukam, mich bittend, den Ring vom Finger zu ziehen, der ihnen einen widrigen Eindruck mache. Ohne weiter zu fragen, that ich was ſie begehrten. Es wurde kein Wort weiter darüber geſprochen, ich ging nach Hauſe, und faſt hatte ich das Ereigniß vergeſſen, als ich beim Entkleiden den Ring aus meiner Taſche, wohin ich ihn geſteckt, fallen hörte. Nun gingen mir eigenthümliche Gedanken durch den Sinn. Mein Freund fand mich, als ich gerade den Ring betrachtete. »Haſt du nun die Gewißheit in Händen?« fragte er mich, als ich ihm mein Abenteuer erzählt; »jetzt will ich dich auch an den Ort führen, wo ſie ihre hölliſchen Künſte treiben. Es ſteht auf der Haide ein einſames Haus, das die Beſitzer verlaſſen, weil es darin ſpukt; dorthin will ich dich morgen in der Mitternachtsſtunde führen.« Ich ſagte zu, und um in das Getöſe der Lüfte hinein und es ließen ſich überall heulende und wehklagende Stimmen hören. In unſere Mäntel gehüllt, ſchritten wir raſch vorwärts. Ich hatte Waffen zu mir geſteckt und mein großer Wolfshund folgte uns. Wir begegneten zwei Dieben, die von dem Hochgerichte kamen, wo ſie einen Gehenkten geplündert hatten; ſie ſchlichen an uns vorüber und mochten denken, daß wir zu ſpät kämen, daß ſie die Ernte uns ſchon vor dem Munde weggenommen. Ein altes Weib ſaß auf einem Stein am Wege, und vor ihr lag etwas in ein Tuch gewickelt, das wir nicht erkennen konnten; mein Hund ging winſelnd und heulend um Beides herum. Als ich mich nochmals umſchaute, ſah ich, wie die Alte ein Meſſer in den Händen hielt und in das Verhüllte hineinſtach. Weiter gehend erblickten wir etwas auf dem Wege liegend; war es nun ein Ohnmächtiger oder Todter, es blieb keine Zeit, dies zu unterſuchen. Der gelangt, das einen hohen ſpitzigen Giebel hatte und altersgrau und verfallen ausſah. Mein Gefährte brachte mich in einen Winkel, wo ein rothverhangenes Fenſter in die Nacht hinaus leuchtete; er hieß mich ſtille ſein und auch den Hund zur Ruhe zu verweiſen. Wir krochen auf dem Gerüll nahe heran, um in das Fenſter zu ſehen, deſſen Vorhang einen Spalt offen ließ.“

In dieſem Augenblicke hielt der Erzähler inne; es geſchah ein heftiger Schlag an das Fenſter, wie mit einer bewaffneten Fauſt geführt. Alles fuhr in die Höhe, die Damen verſteckten ſich hinter die Herren und dieſe ſuchten einer Waffe habhaft zu werden. Der Prinz ergriff ein Licht und ging ans Fenſter. Er öffnete es und ſah hinaus; es war Niemand zu erblicken. Er kam zurück und ſagte: „Beruhigt euch, meine Freunde; ein Nachtvogel hat mit ſeinen Flügeln ans Fenſter geſchlagen.“

war, was man ſonſt in den Wohnungen der Menſchen zu erblicken pflegt. Doch traf mein Blick nur vorübergleitend dieſe Gegenſtände, er blieb bald an der Geſtalt eines alten Weibes haften, das am Tiſche ſaß und etwas Flüſſiges in einem Tiegel rührte. Dieſe Alte erkannte ich, es war die Geſellſchafterin oder Verwandte der Dame. Sie ſah in dieſem Augenblicke wild, unheimlich und verſtört aus. Da das Zimmer hoch gewölbt war, konnte ich nicht recht unterſcheiden, was an der Decke ſich bewegte; doch kam es mir vor, als ſäßen allerlei Ungethüme oben, als reckten und ſtreckten koloſſale Spinnen ihre haarigen Glieder von oben herab, und dann als führe Etwas, das wie das Gerippe eines Thieres ausſah, in der Luft herum und ein bläulicher Schein ginge von ihm aus. Wie ich noch hinauf ſah, ging die Thür einer Nebenkammer auf und ich erblickte Etwas, was mich mit Entſetzen erfüllte. Ha, welche teufliſche

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12165/026

Frauen waren es, die auf dieſer teufliſchen Schaubühne die Hauptrollen ſpielten. Ich ſah, völlig entkleidet, die verbrecheriſche Schöne, die ehemalige Geliebte meines armen Freundes, am Herde ſtehen und ſich mit Hülfe eines zweiten alten Weibes ſalben und zur nächtlichen Reiſe bereit machen. Dieſe Reiſe hatte ſchon eine Andere angetreten, deren verwandelte Geſtalt ich nur noch zum Theil aus der Oeffnung der Eſſe hervorblicken ſah und die augenblicklich meinen Augen entſchwand. Zögernd weilte noch die ſchöne Frau, bis die Hexe ihr einen gewaltſamen Stoß gab, der ſie gleichſam in die dunkeln Lüfte emporſchleuderte. Auch ſie war fort. Die beiden Alten blieben allein, und nun füllten ſich die Gemächer mit den abenteuerlichſten Gebilden, die wild um die Flamme des Herdes und des Lichtes durcheinanderfuhren. Die beiden Alten ſchwangen dabei ihre magern Glieder in einem entſetzlichen Tanze. Wir enteilten. — Nach Hauſe gekommen, fiel ich in ein Fieber, das einige Wochen mich an das Lager feſſelte. Konnte es anders ſein? Meine Natur hatte ſich geſträubt, das Tolle und Widerſinnige, das Schreckbare und Häßliche in ſich aufzunehmen; ſie ließ mir es nun entgelten, daß ich ſie dazu gezwungen. Dies, mein gnädiger Herr, meine Damen und Herren, iſt die Geſchichte des armen Knütters, und wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen noch dazu das Bild dieſer Nacht zeigen; denn ich habe gemalt, was ich geſchaut.“

Man verlangte das Bild zu ſehen, und der Künſtler ging und kam bald darauf mit einer kleinen Tafel zurück, auf der in lebendiger Weiſe dargeſtellt war, was er eben beſchrieben hatte. Das Bild ging von Hand zu Hand. Als eine junge Dame es anſichtig wurde, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und ſank in Ohnmacht. Die Herren ſprangen auf, die Damen eilten ihr zu Hülfe, und die alte Dame rief, indem ſie ihr Riechfläſchchen hervorholte: „Dies hat irgend einen unerklärlichen Zuſammenhang mit der Geſchichte, die eben erzählt worden, und mit dem Schlag am Fenſter von vorhin!“ Der Prinz gab ihr einen Wink, zu ſchweigen, und als die

Erkrankte hinausgebracht worden war, um im Nebengemache verpflegt zu werden, ſagte er halbleiſe zur Geſellſchaft: „Meine Herren, dies iſt die junge Gräfin Roſenſtern, die Tochter eines meiner verdienteſten Generale, die einem ſeltſamen Schickſal verfallen iſt. Da wir einmal bei der Erzählung wunderſamer Vorfälle ſind, ſo will ich der Geſellſchaft mittheilen, was ich von dem Leben dieſer Dame weiß. Ich bin dazu ermächtigt, denn der unglückliche Vater hat ſelbſt mich gebeten, die Sache öffentlich zu machen; er hofft auf dieſe Weiſe hinter ein düſteres Geheimniß zu kommen, das den Schrecken und die Trauer ſeiner alten Tage ausmacht. So hören Sie die Geſchichte der jungen Dame, die wir ſoeben aus unſerm Kreiſe haben ſcheiden ſehen.“

Der Maler kam aus dem Cabinet zurück und verſicherte, die Frauen ließen Niemand ein; allein man hatte ihm durch den Spalt der Thüre zugerufen, es ſei weiter keine Gefahr vorhanden, er ſollte nur ſein verteufeltes Bild fortſchaffen, denn das ſei an dem unglücklichen

Vorfalle allein ſchuld. „Somit will ich denn“, ſagte er, „dieſes mörderiſche Bild den Flammen übergeben; es ſoll zugleich mit dem Gedächtniß jener Nacht zu Aſche brennen.“

Er trat an den Kamin; doch der Biſchof und der Prinz warfen ſich beide ihm in den Weg. „Wo denkt Ihr hin!“ rief der Erſtere, „ein Bild von David Teniers in den Flammen! Und — wenn es zum Proceſſe kommt, wo ſollen beſſere Anklagebeweiſe gefunden werden?“

„So gebe ich es denn in Eure Hände, würdiger Herr“, ſagte Teniers lächelnd und mit einer achtungsvollen Verbeugung; „nehmt die Tafel und macht mit ihr was Ihr wollt.“

„Ich biete dafür hundert Dukaten!“ ſagte ein Herr aus der Geſellſchaft, und ſogleich ſetzte ſein Nachbar hinzu: „Und ich zweihundert!“ „Und ich“, rief der Prinz aufſtehend und nach dem Bilde greifend, „dreihundert!“ Alle lachten.

„Gnädiger Herr“, hub der Biſchof an, „im Fall die Kirche es nicht mehr brauchen ſollte, wird ſie ſich eine Ehre daraus machen, das Bild in Euere Hände für dieſen Preis gelangen zu laſſen."

„Ich dachte nicht, daß der Teufel ſo theuer wäre!" rief der Maler.

Man drängte jetzt den Prinzen, ſeine Geſchichte zu erzählen.

„Was ich zu erzählen habe", hub dieſer an, „iſt nicht ſo ſchauerlicher Art; ja, es könnte ſogar ſpaßhaft gefunden werden, wenn nicht leider das Elend einer ganzen ehrenwerthen Familie dadurch hervorgerufen und bedingt wäre. Als ich mich vor zwei Jahren in Neapel befand, in Aufträgen meines Hofes und ausruhend von den Beſchwerden eines langwierigen und erfolgloſen Feldzugs, ſah ich die Gräfin zum erſten mal; ſie war damals achtzehn Jahre alt und Hofdame der Königin. Jung, ſchön, reich, aus einer der erſten Familien ſtammend, war ſie der Gegenſtand der Bewunderung und des Neides zugleich. Die Königin ſprach eines Tags mit mir über dieſe intereſſante Schönheit, und drückte mir ihren Wunſch aus, ſie nach Deutſchland verheirathet zu ſehen. «Nichts leichter war der erſte Monarch, der die franzöſiſche Sitte und die moderne Bildung an die düſtern Höfe Deutſchlands verſetzte. Mit ihm ging eine Sonne des Glanzes und Ruhmes über den Norden auf, deſſen erſte Morgenröthe in den wohlgemeinten, aber barocken Beſtrebungen jener Schwedenkönigin zu ſuchen iſt, die den angeerbten Thron verließ, aus Verdruß, weil es ihr nicht gelang, ihn mit den exotiſchen Gewächſen der Kunſt und geiſtreicher Sitte zu umpflanzen, und weil ſie ſich ohne dieſe Ausſchmückung auf ſeinen purpurnen Kiſſen langweilte.

Es kann Dir wenig daran liegen, mein Leſer, die Details der Anordnung unſers Reiſezuges umſtändlich hier angeführt und erklärt zu ſehen; es genügt Dir, wenn ich Dich verſichere, daß er wahrhaft fürſtlich anzuſchauen war. Alles, was in unſern Garderoben und Waffenkammern an koſtbaren Geſchirren, purpurnen und geſtickten Decken, Federbüſchen, goldglänzenden Anzügen, als das«, erwiderte ich; »ſchicken Ihre Majeſtät ſie nach Wien, und ich werde dafür ſorgen, daß ihr ein Loos fällt, wie ſie es verdient.« Die junge Dame kam auch in der That mit ihrem Vater nach Wien, und es gelang mir, den Letztern vortheilhaft bei der Armee anzuſtellen und mir ſeine Freundſchaft zu erwerben. Die Tochter, ſo ſah ich mit Freuden, gab den Bewerbungen eines jungen Offiziers Gehör, der in meiner unmittelbaren Nähe ſich ſeine erſten Lorbern erwarb und in jeder Beziehung ein Mann für meine Schöne war. Wer war glücklicher als ich; Vater und Tochter — Beide aufs beſte verſorgt! Ich konnte hoffen, meine übernommene Miſſion erfüllt zu haben. Da geſchah das Unerwartete. Jetzt geben Sie Acht, meine Herren, und lachen Sie nicht, wenn ich Das erzähle, was nun folgen ſoll.

„Wir hatten bei dem Regimente, deſſen unmittelbarer Chef ich bin, einen kleinen buckeligen Trompeter. Das Ideal der Häßlichkeit kann nicht vollkommener gefunden werden, als in dieſem misgeſtalteten Geſchöpf, das zum Hohne den Namen eines Menſchen führte, da es doch den Namen eines Froſches oder Affen hätte führen ſollen. Zwei Drittheile ſeiner Höhe nahm der Kopf ein, und dieſer Kopf hatte die Form eines Kürbis, in welchem zwei glotzende Augen dem Beſchauer entgegenſtarrten, und wahrlich, der Mund, die Naſe und das ſtruppige rothe Haar ſtimmten vollkommen zu dem Ausdruck und der Form dieſer Augen. Sein Körper war, wie geſagt, nach allen Richtungen verwachſen, und der ganze Mann bildete einen ſtacheligen Knäuel, der verwundete, wo man ihn auch anfaßte. Dieſes Geſchöpf beſaß die Liebe des ganzen Regiments; er war Aller Spaßmacher und Freund, und ich hätte Niemandem rathen wollen, den Vorſchlag zu machen, den Trompeter Jopſen aus den Reihen der Braven zu entfernen, die ihn mit vollem Rechte zu den Ihrigen zählten, denn Muth beſaß er wie ein Teufel und man hatte ihn oft mitten im ärgſten Feuer geſehen, wie er, ſeine Trompete an den Mund ſetzend, ſeine Kameraden zu neuem Angriff anfeuerte. Auch ich, abgeſehen von ſeiner Häßlichkeit, fand nichts an ihm zu tadeln. Eines Tags ſitze ich in meinem Zelte und Jopſen ſteht davor und bläſt. Da trägt man eine Sänfte heran, und der voranlaufende Page meldet mir den Beſuch einer Dame. Ich eile hinaus, und empfange die junge Gräfin Roſenſtern, die da kommt, mir ihre Verlobung mit dem jungen Offizier, von dem ich geſprochen, anzuzeigen, und zugleich mir ihren Dank zu ſagen für den Schutz, den ich ihr hatte angedeihen laſſen. Wir ſtehen im Zelte, deſſen Vorhang offen iſt. Ich verſichere die Schöne meiner fortgeſetzten Hochachtung und theile ihr die Freude mit, die ich empfinde, ſie für die Zukunft ſo wohl verſorgt zu ſehen. Indem ich noch ſpreche, bemerke ich, daß ihre Blicke einen Gegenſtand außerhalb des Zeltes aufſuchen und daß ſie nur zerſtreut auf meine Worte hört. Plötzlich ſtürzt ſie hinaus und — umarmt vor Aller Augen, ich ſage Euch, vor Aller Augen umarmt ſie — den buckeligen Jopſen, indem ſie ausruft: »Endlich treffe ich Euch, Euch, den ich ſchon ſo lange im Bilde verehrt habe, endlich in Perſon, um Euch meine Hochachtung und meine Bewunderung zu bezeigen! Großer Mann! Trefflicher, herrlicher Charakter!» So ſpricht ſie, und ihre blonden Haarflechten fallen aufgelöſt auf den Höcker des kleinen Scheuſals, der ſich ſtolz emporhebt und mit kühnen und triumphirenden Blicken um ſich ſchaut, als wollte er ausrufen: Hab' ich's euch nicht ſchon längſt geſagt, das ſchönſte Weib, das zu finden, wird mir einſt um den Hals fallen und mir öffentlich ihre Liebe erklären? — Ich trete hinzu und ſage leiſe: «Meine Theure, welch ein ſeltſamer Spaß!» Sie aber richtet ſich auf und ſagt mit feierlichem Ernſte: «Kein Spaß, mein Prinz. Jetzt, da ich ihn gefunden, für den ich beſtimmt bin, ſowie er für mich, kann von keiner andern Verbindung die Rede mehr ſein. Auf, Herr General! Führt dieſen Mann in das Zelt, bewirthet ihn köſtlich und laßt mich an ſeiner Seite ſitzen!» Bei dieſen Worten umſchlang ſie mit ihrem weißen Arm ſeinen Nacken und blickte ihm zärtlich in die Augen. Was war zu thun? So entſetzt und erſtarrt ich war über das, was ich ſah und mir nicht erklären konnte, ich mußte gute Miene zum böſen Spiel machen, und um das öffentliche Spectakel raſch zu endigen, rief ich: «Die gnädigſte Dame hat gehört von dem Muthe und der Tapferkeit unſers Trompeters und begehrt ihn auf dieſe Weiſe zu ehren.» Zugleich ließ ich ihn ſeine Trompete ablegen und in das Zelt führen, deſſen Vorhang ich zufallen ließ. Seit dieſem Tage fand ich die unglückliche Schöne täglich in meinem Zelte; nicht Wetter und Weg hielten ſie ab; ſie kam zu Pferde, einmal ſogar zu Fuße, und wenn ſie ihren Auserwählten nicht bei mir fand, ſo ging ſie ſelbſt ihn im Lager zu ſuchen. Dies durfte ich nicht dulden, ſchon ihres ehrwürdigen Vaters wegen nicht, deſſen Schmerz und Schrecken nicht zu beſchreiben iſt. Jopſen wurde auf immer entfernt, und ſie weiß bis auf dieſe Stunde nicht, wo er geblieben. Es gelang unſern vereinten Bemühungen, ſie von ihrem Wahnſinne inſoweit zu heilen, daß ſie wieder unter vernünftigen Menſchen zu leben im Stande iſt; aber, bei Gott! ich weiß nicht, wie lange es dauern wird. Der heutige Abend ſcheint einen bedenklichen Rückfall anzukündigen.“

So ſprach der Prinz, und Aller Augen waren auf die Thüre des Cabinets gerichtet, aus der man die junge Dame hoffte bald hervortreten zu ſehen. Die Theilnahme für ſie war in den Herzen aller Männer rege, und Teniers rief: „Es iſt nur zu gewiß, ſie hat einen Liebestrank bekommen, und jene alte Hexe, die in dem Leben meines Freundes eine Rolle ſpielt, iſt auch ihr nicht unbekannt geblieben.“

„Wie wäre das möglich?“ rief Don Juan. „Sie, die ſo behütet worden, — und welch einen Zuſammenhang hätte alles dieſes?“

„Das hoffe ich noch zu erfahren, gnädigſter Herr“, entgegnete der Maler; „doch jetzt laßt uns hiervon abbrechen, denn da erſcheint ſie ſelbſt.“

Schöner wie je, trat die Gräfin aus der Kammer hervor. Die Frauen folgten ihr, und die Geſellſchaft nahm ihre frühern Plätze ein. Es wurde von Dingen anderer Art geſprochen. Erſt ſpät nach Mitternacht trennten ſich die

Gäſte, indem ſie ihrem freundlichen Wirthe Dank ſagten. Der Biſchof nahm das Bild mit, und die alte Dame befahl ihren Dienern, ſie ſollten an dieſem Abend eine Fackel mehr vor ihrer Sänfte anzünden, denn da ſie nunmehr wiſſe, daß das feuchte und kalte Klima für die Exiſtenz der Hexen kein Hinderniß abgebe, wünſche ſie doppelt gut bewacht zu werden.

Einige Tage nach dieſem Abende ſagte der Feldherr zum Maler: „Wir haben wieder etwas erlebt mit der armen Gräfin, ſie iſt auf und davon, Niemand weiß wohin. Der Vater läßt ſie überall ſuchen, auch ich habe Boten ausgeſendet; Beides bis jetzt fruchtlos. Es iſt doch ein ſeltſames Geſchick!“

„Das iſt eine üble Nachricht, ich kann dagegen eine gute geben“, erwiderte der Künſtler. „Mein Freund arbeitet wieder, und ich habe heute eine recht hübſche Landſchaft im Beginn bei ihm geſehen. Er verſichert mich, ſeitdem die beiden Frauen aus der Gegend verſchwunden ſeien, habe er wieder ſeinen Pinſel brauchen können. Die abſcheulichen Weiber ſcheinen Kunde erhalten zu haben von den Verfolgungen, die man gegen ſie einleitet, und ſind entflohen.“

„So haben wir mit ihnen“, rief der Prinz unwillig, „die letzte Spur verloren, die darauf hindeuten konnte, die räthſelhaften Vorgänge im Leben der jungen Gräfin aufzuhellen!“

„Jetzt thut es mir leid, das Bild aus den Händen gegeben zu haben“, bemerkte Teniers; jedenfalls ſpielt es eine wichtige Rolle in dieſem unheilvollen Schauſpiele. Doch hat ja der Biſchof verſprochen, ſeinerſeits das Mögliche zu thun, um in der Sache Licht zu verſchaffen. So wollen wir denn das Beſte hoffen.“

Die beiden Männer trennten ſich. Der Prinz verließ bald darauf Perk, um ſich zur Armee zu begeben.

Ein Jahr war vergangen nach den obigen Vorfällen, als ſich David Teniers auf einer ſeiner Wanderungen befand, die er jährlich in großer Zahl machte, um das Volk zu beobachten und ſomit Gegenſtände zu neuen Darſtellungen in ſeiner beliebten Manier zu finden. Er wanderte anſcheinend zwecklos umher und fand ſich dann bei einem Kirchweihfeſte ein, wo manche ältere Bauern und Gaſtwirthe ihn kannten und mit großer Freudigkeit begrüßten, denn der freigebige Künſtler machte am ländlichen Tiſche unter der ſchattigen Linde des Dorfs ebenſo den angenehmen Wirth, als wir dies ihn haben thun ſehen in ſeinem Hauſe zu Perk, wo Fürſten und Grafen ſeine Gäſte waren.

Man hatte noch nicht lange beiſammen geſeſſen, als eine geräuſchvolle Unruhe entſtand und Einige an den Zaun eilten, um auf die Landſtraße zu ſehen. Ein misgeſtalteter Reiter hielt dort, der eine Frau hinter ſich auf dem Pferde ſitzen hatte und jetzt von der Wirthin eine Kanne Wein federte, die er leerte, ohne ſeiner Gefährtin, die ſichtlich erſchöpft war, etwas davon anzubieten. Dies erregte den Unwillen mehrer Zuſchauer und einige riefen: „Ei ſo gebt doch dem jungen hübſchen Weibe auch einen Tropfen!“ Der Reiter lachte und entgegnete: „Die da hat nichts nöthig, die lebt von der Luft und von der Liebe!“ Alles lachte und die Frau auf dem Pferde verhüllte ihr Antlitz.

Teniers war in dieſem Augenblicke hinzugetreten und ſein ſcharfes Auge hatte — die junge Dame aus Perk erkannt. Sie ſah bleich und verſtört aus. Er trat an ſie heran, und während ihr Führer mit der Menge lachte und ſpaßte, flüſterte er leiſe: „Dame, kann ich Euch in irgend etwas dienen, ſo befehlt über mich. Ich bin Teniers, der Maler, der das Glück hatte Euch bei ſich zu ſehen in dem Dorfe Perk, wenn Ihr Euch deſſen gütigſt beſinnen wollt.“ Als er anfing zu ſprechen, wollte die Dame ihr Antlitz anfangs abwenden und ſich nicht zu erkennen geben, dann aber änderte ſie raſch ihren Entſchluß und ſagte mit feſter Stimme: „Ihr ſeid ein edler Mann, ich vertraue Euch! Wartet auf mich eine Stunde nach Sonnenuntergang dort an jenem Meilenzeiger!“ Mehr zu ſagen erlaubten die Umſtände nicht. Der Reiter ſprengte geſchmückten Wagen und herrlichen Wappenſchildern zu finden war, ausgeſucht, zuſammengeſtellt und auf paſſende Weiſe zu einem Ganzen geordnet wurde. Ich und mein Vater ſaßen in einer mit vergoldeten Beſchlägen gezierten Karoſſe, die von vier Pferden gezogen wurde, deren lange, herabhängende Decken ſie beinahe am Laufen verhinderten. Allein auf's Laufen war es hier auch nicht abgeſehen, wir brauchten zu einer Stunde Wegs faſt zwei Stunden Zeit; dennoch fand der Lieblings-Läufer meines Vaters, der aus der Uebung gekommen war, daß wir ſtark eilten, und, wie er ſich ausdrückte, wie Vögel flögen. Mein Vater lächelte über dieſe Metapher, aber er hatte dabei doch ſein inniges Mitleiden mit ſeinem keuchenden und ſchwitzenden Läufer. Die Karoſſe war der Bräutigamswagen meines Vaters geweſen und zeigte in der Stickerei ihrer Polſter eine Menge ſchmeichelhafter Embleme auf die Schönheit und den hohen Stand meiner Mutter. Sie

BAYERISCHE
STAATS-

fort und der Maler zog ſich unter die Menge zurück.

Zur angegebenen Zeit befand ſich Teniers an der freigelegenen Anhöhe und ſah eine in ein grobes Tuch gehüllte weibliche Geſtalt auf ſich zukommen. Als er die Unglückliche erkannte, eilte er ihr entgegen und fing ſie, die einer Ohnmacht nahe war, in ſeinen Armen auf.

„Seht“, rief ſie und ihre Thränen floſſen, „ſo weit bin ich gekommen! In dieſem Aufzuge müßt Ihr mich wiederſehen! Ich, die in Reichthum und Wohlleben auferzogen, von geliebten Aeltern gepflegt, von reichen Verwandten geliebkoſt worden, — ich ſtehe jetzt als verachtete und verhöhnte Bettlerin vor Euch! Ach, das iſt ein bejammernswerthes Loos, und wehe der Armen, die es aus der Urne des Schickſals ſich gezogen!“

„Theuere Gräſin“, entgegnete der Maler mit bewegter Stimme, „ſprecht nicht ſo! Ihr ſeid nicht ſo elend, wie Ihr Euch dünkt. Mächtige Freunde ſind zu jeder Stunde zu Euerm Schutze bereit; ſchenkt ihnen nur Vertrauen.

Was Ihr eingebüßt, läßt ſich erſetzen, und habt Ihr durch eine unbekannte Hand Schmach zu erdulden gehabt, ſo ſoll die Strafe dafür die Thäter treffen, und Euch wird man wieder auf den Thron des Glanzes, der Lieblichkeit und der Schönheit ſetzen, wohin Ihr gehört.“

„Was ſagt Ihr, edler Mann?“ rief ſie, und ihr mattes Auge erhielt wieder Glanz und Leben; „wäre es möglich, daß ich wieder zu den Meinigen käme, und daß dieſe ſo ſchwer durch mich gekränkten Theuern mir verziehen?“

„Sicherlich werden ſie das, Dame!“ verſicherte der Künſtler. „Sagt mir nur, wie Alles ſo hat kommen können, wie es gekommen; denn Verheimlichen und Verſchweigen hilft Euch nichts. Seht mich als Euern Beichtvater an.“

„Das will ich!“ entgegnete ſie nach einer Pauſe, und nachdem ſie ſich auf die Moosbank des Hügels niedergelaſſen, ihrer Bruſt durch einen langen, ſchweren Seufzer Luft verſchafft, hub ſie an: „Wie es gekommen, wollt Ihr wiſſen, dieſes Elend, das über mich hereingebrochen; ja, wüßte ich das nur ſelbſt! Doch ſollt Ihr erfahren, ſoviel ich ſagen kann. Ihr wißt, daß man wünſchte, da, wo ich erzogen worden, mich fortzuſchaffen, und ich kam nach Deutſchland. Der eigentliche Grund dieſer halberzwungenen Entfernung war, weil man kein anderes Mittel wußte, mich den Verfolgungen eines Wüſtlings zu entziehen, der, reich, vornehm und mächtig, wäre ich geblieben, ſchon Mittel gefunden hätte, mich zu ſeiner Beute zu machen. Die Verachtung, die ich ihm beim Abſchiede zeigte, reizte ſeinen Zorn dermaßen, daß er mir, bleich und bebend vor Wuth, ins Ohr ſtammelte: »Ihr werdet es bereuen! Nicht ein Jahr wird vergehen, und Ihr ſollt erfahren, wie ich mich räche!« Zu dieſen Worten lachte ich, denn im Schutze der Meinigen, weit entfernt von dieſem Unholde, wie hätte ich ihn fürchten ſollen! Nun hört weiter. In Deutſchland angelangt, vergaß ich bald alles Widrige, das ich jenſeit der Alpen zurückgelaſſen, und ich begann mich meines jungen Lebens zu freuen. Eines Tags ritt ich auf die Jagd, und kehrte ermüdet mit meinen Cavalieren in einer Hütte im Walde ein. Sie wurde von einer alten Frau bewohnt, die ſehr geſchäftig that, uns zu bewirthen. Wie ſie am Herde ſtand und das Feuer ihr runzelvolles Antlitz erhellte, war es mir als hätte ich ſie ſchon einmal geſehen und zwar unter der Schar von Bettlern, die täglich meinen Palaſt in Wien belagern; damals war ſie mir aufgefallen durch ihre Zudringlichkeit. Ich dachte noch flüchtig über dieſen Umſtand nach, dann bezwang mich die Müdigkeit und ich ſank in Schlummer. Als ich erwachte, ſah ich die Alte, die ſich über mich gebeugt hatte und einen Becher in den Händen hielt. «Ihr ſeid ſo erhitzt, gnädige Dame», rief ſie; «nehmt dieſen kühlenden Trank, ehe Ihr weiter reitet.» Ich leerte den Becher, der eine wunderſam erfriſchende und belebende Flüſſigkeit enthielt. Meine Geſellſchaft brach auf; ich gab der Alten einige Goldſtücke, ſie küßte mir die Hand und verneigte ſich tief. Seitdem habe ich ſie nicht wiedergeſehen. Als Ihr an jenem Abende uns das Bild zeigtet, erſchrak ich lebhaft, denn die im Vordergrunde ſitzende Alte, die in einem Tiegel rührt, war ihr lebendiges Bildniß. O hätte ich ſchon damals Euch, theurer Freund, vertraut, hätte ich meinen Beſchützern die ganze Wahrheit mitgetheilt, vielleicht wäre mir zu helfen geweſen! Was ſpäter erfolgte, wißt Ihr, denn meine Schmach iſt weltbekannt. Glaubt nicht, daß mir nicht ſelbſt ſehr gut bekannt war, wie thöricht ich handelte; allein ich konnte nicht anders. Eine Gewalt, der zu widerſtehen mir unmöglich fiel, riß mich fort. An dieſen rohen und häßlichen Mann war ich gekettet, er konnte mit mir machen was er wollte! War dies nun die Folge jenes Racheſchwurs des Entſetzlichen? Faſt muß ich's glauben. Alsdann war jene Alte das teufliſche Werkzeug, deſſen er ſich bediente. Doch ich darf nicht ſo laut ſprechen; die Unholde umgeben mich von allen Seiten. Rettet mich, edler Mann, rettet mich!"

Mit dieſen Worten warf ſich die ſchöne Unglückliche lautweinend in die Arme unſers Künſtlers, der keinen Augenblick darüber unſchlüſſig war, was er hier zu thun habe. „Vor allen Dingen", rief er, „eilige Flucht! Euer Kobold liegt betrunken im Dorfe, wie ich weiß; er wird Euch nicht verfolgen. Wir nehmen ſchnelle Pferde, und wenn Ihr mich zum Begleiter annehmen wollt, ſo erreichen wir in kurzer Zeit Mecheln, wo ich Euch fürs erſte in die Hände des Biſchofs gebe, der Euer Bewunderer und Freund iſt und um Euere traurigen Angelegenheiten weiß. Wollt Ihr das?"

„Thut mit Gott, was Euch gut dünkt!" rief ſie ſchluchzend.

Es geſchah nun Alles, um die Verfolgte zu ſchützen. Ihren Freunden gelang es, ſie vollkommen von den verderblichen Banden, die ſie bis jetzt umſchlungen gehalten, zu trennen. Es kam dazu, daß Jopſen infolge ſeines wüſten Lebens bald nach ſeiner Trennung von der Gräfin ſeinen Tod fand; auf dem Sterbelager legte er das Bekenntniß ab, wie er mit jener Alten bekannt geworden, wie ſie ihn durch große Summen beſtochen und er um ihre Zaubermittel gewußt habe. Er zerſtörte bei der Gelegenheit ein Amulet, das er bis dahin auf der Bruſt getragen. Mit dem Tode des Mannes hörte der Zauber auf, und die Gräſin genas völlig. Sie kehrte zu den Ihrigen zurück, und nicht lange darauf ſchloß ſie ein ihrer würdiges Ehebündniß. Zu ihrer Vermählung fanden ſich der Prinz, Teniers und der Biſchof ein. Der Letztere händigte dem Prinzen das bewußte Bild ein, indem er ſagte: „Hier, gnädiger Herr, iſt das merkwürdige Bild, das uns Allen geholfen: Euch, um eine lebhafte und guterzählte Geſchichte uns vorzutragen, unſerm Maler, um ſeinen Ruhm zu vermehren, und mir, um die Welt von dem ſchädlichen Gezücht der Hexen und Zauberer zu befreien!“

„Vergeßt mich dabei nicht, würdiger Herr!“ ſetzte der junge Ehemann lächelnd hinzu. „Ich bin dieſem Bilde und ſeinem Schöpfer den größten Dank ſchuldig, denn es hat mir zum Beſitz des koſtbarſten Kleinods verholfen, das ich auf Erden kenne.“ Mit dieſen Worten ſchloß er die Gräſin in die Arme, die erröthend ihr Antlitz an ſeiner Schulter barg.

David Teniers wurde 1644 zum Director der Akademie zu Antwerpen ernannt, einer ſehr bedeutenden Stellung. Sein Ruhm wuchs von Tag zu Tag und verdunkelte den Namen des ältern Teniers, ſeines Vaters, der bis daß der Sohn auftrat, in nicht geringem Anſehen geſtanden hatte. David Teniers war in dem Grade Liebling der Großen, daß er faſt täglich Beweiſe ihrer Gunſt empfing. Der Erzherzog Leopold ſchickte ihm das Diplom eines Kammerherrn und ſchenkte ihm ſein Bildniß an einer reichen goldenen Kette; die Königin Chriſtine, dieſe capriciöſe und wunderliche Tochter des großen Guſtav Adolf, bat ihn, nach Schweden zu kommen, und da er nicht kam, ſchickte ſie ihm ihr Bildniß mit den Worten: Da er nicht zu ihr kommen wolle, ſähe ſie ſich gezwungen, zu ihm zu kommen. Der König von Spanien ließ eigens eine Galerie bauen, um Teniers darin aufzuſtellen. Nur Ludwig XIV. machte eine Ausnahme; eines Tags, als in ſeinen Gemächern Gemälde unſers Künſtlers aufgeſtellt waren, ſagte er mit einer Miene der Geringſchätzung: Man nehme dieſe Poliſſonerien weg! Dafür waren der Biſchof von Gent und der Prinz von

Oranien ſeine Beſchützer und Freunde. Er ſtarb 1694 im 84. Jahre zu Brüſſel. Zwei mal war er verheirathet; die erſte Frau war die Tochter des bekannten Breughel, der unter dem Namen Sammet-Breugel florirte. Der große Rubens, der den Vater Teniers' unterrichtet hatte, ſchenkte dem Sohne in ſo hohem Grade ſeine Gunſt, daß er Bilder von ihm in den Gemächern aufhing, die er zu ſeinen Wohnzimmern beſtimmt hatte.

Nach dem Tode Teniers' nahmen noch viele Hexenproceſſe ihren Anfang, zum Beweiſe, wie feſt die damalige Zeit an das Vorhandenſein dieſer nächtlichen Erſcheinungswelt glaubte.

war Abkömmlingin einer Nebenlinie eines deutſchen Fürſtenhauſes geweſen, und mein Vater, wenn er von ihr ſprach, verfehlte nie, ſie Prinzeſſin zu nennen.

Wir nächtigten noch kurz vor Dresden, weil mein Vater es nicht leiden mochte, daß der Glanz ſeines Zuges in die Dunkelheit einer ſpäten Abendſtunde gerathe. Um zehn Uhr den Morgen fuhren wir in die Reſidenz ein und vor unſer Haus in der Pirnaiſchen Gaſſe. Die Gefühle, mit der mein Vater dieſe Straßen und Plätze wiederſah, die ihn an eine bewegte Jugend erinnerten, mochten ſehr heftiger Natur ſein, denn auf ſeinem ſonſt ſo unbeweglichen Antlitz ſah ich den Ausdruck leidenſchaftlicher Erregung. Er antwortete auf keine meiner Fragen, ſondern ſaß in einer peinlichen Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Von Zeit zu Zeit warf er nur einen befriedigten Blick auf die Menge Volks, die unſern Wagen umgaben und ihm mit ehrer-

Schleier und Mantel.

Cignani.

Im Kreuzgange des Kloſters zu Placenz wandelten zwei Nonnen umher, und unterhielten ſich über den Maler, der vor kurzem eingetroffen war und das Altarbild im Kloſter angefangen hatte zu malen.

„Iſt er ſchon auf dem Gerüſte?“ fragte die ältere der beiden frommen Damen, indem ſie des kühlen Morgenwinds halber ihre Arme in die überhängenden Aermel barg und mit flüchtigem Blicke in die halbangelehnte Thür ſah, die in den Chor der Kirche führte.

„Schon ſeit einer Stunde, Placida“, entgegnete die Gefragte.

„Wie nannteſt du ihn doch?“

„Cignani.“

„Cignani? Und was weiter? Schüler von wem? Das muß man ja alles heutzutage wiſſen, wo alle Welt über Bilder und Maler ſchwätzt. Ich kann doch, wenn die Mutter Aebtiſſin ihre Kunſtgeſpräche anfängt, nicht völlig ſtumm daſitzen! Alſo wer iſt dieſer Signani, und weſſen Schüler iſt er? Iſt er ein Genueſer oder iſt er ein Venetianer?“

„Keins von Beiden.“

„Nun, und was denn? Er wird doch nicht ein Römer ſein?“

„Alsdann wäre er dein Landsmann, Schweſter.“

„Und ich — will ihn nicht zum Landsmann haben. Er iſt viel zu wenig höflich und rückſichtsvoll gegen mich. Als ich neulich in der Kirche erſchien, glaubſt du wol, daß er mich grüßte? Er that als ſähe er mich nicht.“

„Das kam, weil du in Geſellſchaft der Schweſter Aurelia kamſt. Wäreſt du allein erſchienen —“

„Freilich, er hat nur Augen für die Schweſter Aurelia — und doch — ſie iſt älter wie ich. Es war gerade als man den großen Ochſen zu Ehren des heiligen Rufus auf dem

Marktplatze ſchlachtete, als ſie ins Kloſter kam. Es iſt nun zwölf Jahre, und ſie mochte damals zwanzig Jahr alt ſein. Ich kam ins Kloſter ſechs Jahre darauf und war ebenfalls zwanzig Jahre alt — dem zufolge —“

„Wärſt du ſechs Jahre jünger! Aber ſie ſieht noch jung aus, dieſe ſchöne Aurelia.“

„Nur bei Kerzenlicht — nur bei Kerzenlicht! Wenn man ſie beim Morgenlicht beſieht, ſo hat ſie eine Falte am Mund und zwei an den Augen; auch hat ſie am linken Naſenflügel ein kleines braunes Mal. Wie entſtellend iſt ſolch ein Mal —“

„Das Niemand bemerkt.“

„Niemand bemerkt? — Weil du blind biſt, arme Cornelia; aber andere Leute ſind ſehend. Doch ich tadle Niemand; meinetwegen mag die gute Schweſter, von der die Rede iſt, die Kokette ſpielen auch in den Mauern, die beſtimmt ſind, die Frömmigkeit zu beherbergen.

„Man kann ihr nichts nachſagen.“

Nun gut. Von ihrem vorigen Leben weiß man nichts!“

„Weiß man von dem unſrigen etwas?"

„O, was mich betrifft, ich bin die Tochter des Goldarbeiters und päpſtlichen Künſtlers, Albertus Rufus in Rom. Jedermann kennt das Haus meiner Aeltern. Als man das Vermögen meines Vaters theilte fand ſich's, daß nichts für die Töchter des Hauſes übrig blieb, und daß demzufolge das Schicklichſte war, daß wir ins Kloſter gingen. Meine Schweſter ging nach Bologna und ich — kam hierher. Dieſe Verfälle gehören gleichſam der Weltgeſchichte an und Jedermann weiß davon. Aber dieſe Donna —"

„Still, da kommt ſie eben. Sie biegt ab, ſie geht nicht in die Kirche. Welch einen leichten, ſchwebenden Gang ſie hat! Warum geht ſie nicht in die Kirche? Wahrſcheinlich um mit dem Herrn Cignani nicht allein zu ſein. Sie vermeidet ihn, in dem Grade wie er ſie ſucht."

„Cignani! Nun, du wollteſt mir ja von ihm ſprechen."

„Er iſt aus Bologna gebürtig. Schon viele berühmte Kunſtwerke hat er geliefert, und dies iſt der Grund, daß der Herr Cardinal, auf ſeiner Durchreiſe hier, ihn der ehrwürdigen Mutter empfohlen hat. Er iſt ein ſchöner Mann, und kann ſo in der Mitte der Vierziger ſein."

„Ich ſehe nie einen Mann auf ſeine Schönheit an, ich frage bei den Männern einzig danach, ob ſie tugendhaft, ob ſie weiſe ſind, und dieſer Herr Cignapani oder Cignani, wie du ihn nennſt, ſcheint mir weder das Eine noch das Andere zu ſein. Iſt es wol klug, ſich einer ſo thörichten Leidenſchaft zu überlaſſen, wie er es thut, und iſt's weiſe, dieſe Thorheit ſo offen zu zeigen? Ich ſage dir, daß ſogar unſere alte Mutter Aebtiſſin, obgleich ſie blind und taub iſt, davon Kenntniß genommen hat."

„Das heißt, du biſt hingegangen, ihr zu erzählen."

„Ich hielt das für meine Pflicht und Schuldigkeit. Im Kloſter, in welchem ich mich befinde, darf nichts Ungebührliches vorfallen."

„Ungebührliches? Iſt es ungebührlich, daß ein Maler einer Dame im Kloſter Aufmerkſamkeit beweiſt? Und dies in allen Ehren.

Denn du wirſt bekennen müſſen, Schweſter Aurelia iſt die Tugend ſelbſt. Aber ſie hat dabei Bildung und weiß über Bücher und Malerei zu ſprechen. Da iſt denn nichts zu verwundern, daß ein kenntnißreicher Mann ſich mit einer ſolchen Frau über die Dinge, die Beide beſchäftigen, beſpricht. Und übrigens die Maler, ſie ſind alle ſehr geſelliger Natur; ich kannte Einen, der ſich auf den Marktplatz hinſetzte und malte, weil er behauptete, er könnte nicht genug um ſich her ſchwatzen und lärmen hören.“

„Setze nur hinzu: Die Maler ſind auch ſehr verliebter Natur. Ich weiß, was es mich für Mühe gekoſtet, den Zudringlichkeiten eines ſolchen Geſchöpfs zu entgehen, als ich noch in dem Hauſe meiner Aeltern wohnte. Alle Augenblicke ſagte er mir ſchöne Dinge. Bald war es mein Arm, der ſeinen Beifall hatte, bald meine Schulter, und immer wollte er, daß ich die Theile, die er lobte, entblößen ſollte, bis ich ihm denn endlich ſehr ſcharf die Wahrheit ſagte, und meine Brüder darauf ſahen, daß er nicht mehr über unſere Schwelle kam. Welch eine Unverſchämtheit! Und ich bin überzeugt, dieſer Herr Signapanzi macht es ebenſo. Doch da tritt er aus der Kirche heraus; wahrſcheinlich will er ſich umſehen, wo ſeine Schöne geblieben iſt. Laß uns zur Seite treten, er könnte auf den Einfall kommen, uns anzureden."

Und aus der Kirchenthüre trat in ſchwarzer Kleidung ein ſchlanker, hochgewachſener Mann hervor, blieb auf der Stufenerhöhung ſtehen, und richtete ſeine Blicke nach den feurigen Farben des Morgenhimmels. Sein Geſicht war voll Ausdruck und Schönheit, obgleich die Tage der Jugend dieſen Zügen bereits entflohen waren. Die Nonnen betrachteten ihn mit Neugier. Seine Blicke ſchienen einen Gegenſtand zu ſuchen; als er ihn nicht ſah, zog er ſich wieder zurück, nachdem ſeine Bruſt einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen hatte.

„Der arme Mann", ſagte die eine Nonne, „er leidet ſichtlich. Man ſagt, daß er keine Nahrung zu ſich nimmt, und daß er ſo anhaltend arbeitet, lediglich um ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er ſollte aus dem Kloſter fort; aber freilich wer ſollte dann das Bild vollenden!“

Die Glocke ertönte, und die beiden Nonnen eilten nun, in den Betſaal zu kommen.

In ihrer kleinen düſtern Zelle mit der Ausſicht auf die Gräber des Kloſterkirchhofs ſaß die Nonne Aurelia, und blickte, das Haupt geſenkt, auf die Bläter des Buches, ohne daß ſie die Schrift derſelben las. Ihre Gedanken waren anderswo. Da wurde die Thüre leiſe geöffnet und die Schweſter Pförtnerin trat ein; eine alte Nonne mit einem freundlich lächelnden Geſichte. „Schweſter“, rief ſie und hielt einen Zipfel ihres Schleiers vor dem zahnloſen Munde, um anzudeuten, daß Das, was ſie ſagte, etwas Geheimnißvolles ſei, „Schweſter, ſie ſind Alle bei der Proceſſion und der Mann läßt fragen, ob er dir ſeine Aufwartung machen dürfe.“

„Du weißt, daß ich ohne Erlaubniß der ehrwürdigen Mutter ihn nicht bei mir ſehen darf“, entgegnete die Nonne.

bietig abgezogenen Hüten eine Weile folgten. Er grüßte, wie ein großer Herr zu grüßen pflegt, der ſich eines reinen Gewiſſens gegen das Volk bewußt iſt, ruhig, mit einer anſtandsvollen Aufmerkſamkeit. Meine Grüße dagegen waren ſtolz und flüchtig, die Einwohner und reichen Bürger der Hauptſtadt behandelte ich wie einen Haufen Vaſallen, deren Achtungsbezeigungen Pflicht waren. Noch hatte Niemand mich auf den Unterſchied der Stände und die verſchiedenen Stufen der Geſellſchaft aufmerkſam gemacht. Auch war es mir nicht entgangen, daß in der Menſchenmenge, die uns folgte, ſich hier und da ein Mund zu ſpöttiſchem Lächeln verzog, und dieſes, da ich den Grund nicht einſah, ärgerte mich.

Es war nicht Sitte, nach Ankunft in einer fremden Stadt ſich früher ſeinen Freunden und Verwandten zu zeigen, als bis man den Gottesdienſt mitgemacht hatte. Wir hatten alſo einige Tage Zeit, die wir einſam in unſerm weitläu-

„Die Ehrwürdige“, erwiderte die Dienerin, „hat dir dieſe Erlaubniß einmal für allemal gegeben; ich war ſelbſt dabei, wie ſie dies that. Alſo damit entſchuldige dich nicht. Etwas Anderes wäre es, wenn du gerade religiöſe Uebungen verhätteſt oder du dich, was Gott verhüten möge, unwohl fühlteſt.“

„Das Letztere iſt in der That der Fall“, ſagte die Nonne, „du kannſt ihm meinen Gruß bringen und ſeinen Beſuch auf ein andermal erbitten.“

„Da iſt er ſelbſt!“ rief die Alte, zog ſich ſchnell zurück und der Maler Cignani trat ein, ſich tief verbeugend vor der Nonne, und dann, auf ihren Wink den Platz am Fenſter einnehmend. Beide ſaßen ſtumm eine Weile gegenüber.

„Ihr ſeid ſeit ſechs Tagen nicht in die Kirche gekommen!“ hub endlich der Künſtler an, und richtete den Blick ſeiner dunkeln Augen mit forſchendem Ausdruck auf das bleiche Geſicht der Angeredeten. Was war der Grund davon, Donna?“ —

Sie ſchwieg.

„Mein Bild rückt nicht vorwärts“, ſetzte er ſeine Rede fort, „wenn Ihr nicht kommt, es zu betrachten. Deshalb bin ich auch jetzt zu Euch eingedrungen, gleichſam, gegen Eure Erlaubniß, denn ich will wiſſen, ob mein Bild leben oder ſterben ſoll.“

Sie ſchwieg noch immer.

„Ich könnte hinzuſetzen, ob der Schöpfer des Bildes leben oder ſterben ſoll“, ſagte er mit einer tiefen, durchdringenden Betonung. „Donna, Ihr handelt nicht recht an mir.“

Sie ſah ihn an und ihr ſchönes Auge ſchien ſich mit Thränen füllen zu wollen, doch ſie überwand dieſe Aufregung und mit dem Ausdruck des Friedens und der Ruhe erwiderte ſie: „Ihr ſeid es, Meſſer Cignani, der nicht ſo handelt wie er ſollte. Habt Ihr mir nicht eine ehrerbietige, aufrichtige und treue Freundſchaft zugeſagt, und welcher Art ſind nunmehr die Foderungen, die Ihr an mich ſtellt? Ihr wollt mich täglich ſehen, täglich ſprechen, und immer ohne Zeugen, und wenn ich komme, ſo ſind es nicht Bilder und Kunſtgegenſtände, über die Ihr meinen Rath verlangt, ſondern über den Zuſtand Euerer Seele wollt Ihr meine Meinung wiſſen. Euere Reden nehmen eine Innigkeit, eine Aufgeregtheit an, die, wenn ich eitel und weltlich wäre, leicht für mich die Deutung gewinnen könnten, als ſuchtet Ihr meinen Lippen ein gewiſſes Geſtändniß zu erpreſſen, das, in meinen Jahren einem Manne gegenüber ausgeſtoßen, mich vor der Welt lächerlich und verächtlich machen könnte, und doppelt mich erniedrigen würde in dem heiligen Stande, in dem Ihr mich ſehet. Alſo wo iſt da Euere Freundſchaft? Wollt Ihr Euere Freunde erniedrigen? Wollt Ihr ſie auf Irrwege führen, um nachher über ſie mit Recht Euch beklagen zu können? Meſſer Cignani, nicht ich, ſondern Ihr ſeid der anzuklagende Theil, und daß ich die Anklage ſo mild und ſacht thue, ſoll Euch ein Beweis ſein, wie viel der von Euch ſo leichtſinnig verſcherzten Freundſchaft in meinem Buſen für Euch lebt."

„Ach!" rief der ſchöne Mann erſchüttert aus: „wozu hier noch mit langen Reden ſtreiten?

Mit einem Worte, ich liebe Euch! Macht nun mit dieſem Geſtändniß, was Ihr wollt!“

Sie erhob ſich und ging mit raſchen Schritten an die Thüre, dann blieb ſie ſtehen und ſagte halb zu ſich ſelbſt: „Keine Thorheit!“ Nach einer Pauſe wandte ſie ſich zu dem Manne, der zweifelnd und geängſtigt da ſaß, und ſagte mit feſter Stimme: „Ihr müßt das Kloſter verlaſſen.“

„Als wenn ich das könnte!“ entgegnete er.

„Ein Mann kann Alles!“ ſagte ſie. „Seid ein Mann!“

Er warf ſich ihr zu Füßen: „Flieht mit mir — werdet mein Weib!“ ſo ſtammelte er und hielt ihre Knie umſchloſſen.

„Nimmermehr! nimmermehr!“ rief ſie. „Ich ſollte von neuem mich in das Meer voll Klippen ſtürzen, jetzt, da ich endlich den Hafen gewonnen? O ewige, göttliche Mutter, das wolleſt du verhindern! Dein bin ich, dein will ich in aller Ewigkeit bleiben.“

Sie ſtand mit hochgehobenen Händen, die Blicke gen Himmel gerichtet.

Ein tiefes Schweigen herrſchte in dem Gemach. Er lag noch zu ihren Füßen, ſein dunkler Lockenkopf war halb von ihrem Schleier verhüllt.

„Ich ſollte in die Welt zurückkehren“ ſetzte ſie hinzu, „die mir den Wermuthbecher an die Lippen brachte, wenn ich Labſal trinken wollte! Ich ſollte dieſes heilige Aſyl, das mich aufnahm, als ich von Schmerzen beladen hier an die Pforte klopfte, ich ſollte es meineidig und in feiger Flucht verlaſſen? Ach, was wäre ich, wenn ich das thäte! Gott, du haſt die Stunden meiner Erniedrigung, meiner tiefen Schmach geſehen, dein Arm richtete mich Gefallenen empor, dein Bild wohne ewig dafür in meinem Herzen!“

Sie hüllte ſich in ihren Schleier, und blieb aufgerichtet ſtehen. Im Wahnſinn der Leidenſchaft umſchlang ſie Cignani, und wollte ſie auf den Sitz niederziehen. Mit einem Schrei des Entſetzens entwand ſie ſich ſeinen Armen und entfloh. Ihr Schleier blieb in ſeinen Händen zurück.

Einige Wochen waren vergangen; während deſſen war in der Seele des Künſtlers eine entſchiedene Wandlung vor ſich gegangen. Er hatte gegen ſeine hoffnungsloſe Leidenſchaft gekämpft, und es war ihm gelungen, ſie zu überwinden. Raſch wollte er das Bild vollenden, um das Kloſter verlaſſen zu können. Er arbeitete anabläſſig, verließ die Kirche ſelten und ſah die Nonne Aurelia nicht. Er hörte, daß ſie ihr Zimmer nicht verlaſſe, daß ſie ſtrengen Andachtsübungen obliege. Als das Bild fertig und der Tag ſeiner Abreiſe aus Placenz feſtgeſetzt war, ſuchte er um die Erlaubniß nach, von ſeiner ehemaligen Beſchützerin und Gönnerin Abſchied nehmen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde ihm gegeben. Er trat in das Zimmer der Nonne mit einem Päckchen unterm Arm, das er ſorgfältig unterm Mantel bewahrte. Aurelia empfing ihn ſanft, würdevoll und gelaſſen. Er beugte ſich auf ihre Hand, und ſagte mit einer leiſen und bebenden Stimme: „Vor allen Dingen, Signora, Verzeihung für Das was geſchehen! Ihr ſehet einen Reumüthigen und Gebeſſerten vor Euch!" „Alsdann", ſagte ſie, „begrüße ich meinen Freund, der mir wiedergegeben, mit dem Gruße des Segens und des Friedens!"

Sie ſetzten ſich ſtill beieinander, und Cignani ſprach von ſeinem Bilde, und von den Unternehmungen, die er auf Beſtellung in nächſter Zeit vorhabe, und die ihn nach Rom riefen. Aurelia hörte ihm mit Vergnügen zu; es war als wenn die Vergangenheit mit einem tiefen Schleier vor Beider Blicken bedeckt worden. Aurelia, die ſich jetzt ihres Freundes ſicher glaubte, wollte die Abſchiedsſtunde nicht vorübergehen laſſen, ohne daß ſie Das, was ſie auf dem Herzen hatte, ablöſte. Sie hub darum mit einem anmuthigen Lächeln zu fragen an. „Wollt Ihr mir denn aus Eurem frühern Leben nichts erzählen? So erzählt mir doch irgend ein Abenteuer daraus.

„Signora", entgegnete er, „was ich zu erzählen habe, würde ſich kaum für Euer Ohr ſchicken es anzuhören. Ich habe meine jungen Jahre in wüſtem Taumel vollbracht. Leider bei uns Malern iſt's gebräuchlich, daß wir dem Lebensgenuſſe ungebührlich nachjagen. Wollte man ſich auch zurückziehen, es würde nicht gelingen und — wenn wir die Sache recht betrachten, iſt es denn nicht auch nöthig, daß man das Niedrige und Entweihende kenne, um das Hohe und Reine um ſo mehr ſchätzen und erreichen zu lernen? Euch, meine Freundin, zum Beiſpiel, würde es nicht ſo gelungen ſein mein ganzes Weſen zu feſſeln, wenn ich nicht vorher Frauen kennen gelernt, die das Gegentheil von Dem ſind, was Ihr ſeid."

„O ſo ſprecht doch! Was waren das für Frauen?"

„Fragt mich nicht!" bat er ausweichend.

„Doch — doch! Ihr könnt's mir ja ſchon ſagen. Wir haben ja Frieden geſchloſſen, und können mit Ruhe über dieſe Dinge ſprechen. Was waren das für Frauen? ſagt doch!"

„Signora, es ſind ſchon dreißig Jahre her; ich beſinne mich in der That nicht genau —"

„Mein Freund, dies ſind Ausreden."

„Nun wohl, um Euch zu zeigen, was für unwürdige Frauen es auf der Welt gibt, ſo will ich ſprechen. Doch nochmals Vergebung für meine Worte. In Rom lebte eine berüchtigte Buhlerin. Sie war jung, ſchön und viele von uns Künſtlern rühmten ſich ihrer genauern Bekanntſchaft. Ich war funfzehn Jahre alt, kannte die Welt nicht, kannte die Frauen nicht, ich war keuſch und ſtreng im älterlichen Hauſe erzogen worden. Da nahmen mich einſt die Kameraden mit zu der Signera Stephania, wie jene ſchöne Schlange, die einen eigenen koſtbaren Palaſt bewohnte, hieß. Was ſoll ich weiter hinzuſetzen? Man ſagt, ich ſoll damals ein hübſcher Junge geweſen ſein, ſie wollte an mir den Triumph ihrer Reize zeigen. Aber ich — blieb ſtandhaft. Ich entfloh, nachdem ich meinen Mantel in ihren Händen zurückgelaſſen. Buchſtäblich die Geſchichte von dem Joſeph in Aegypten. Meine Genoſſen lachten abwechſelnd über mich und ſchalten mich. Ich kam mir ſelbſt einfältig vor, und nur ein Jahr ſpäter hätte ſich das Ereigniß zutragen ſollen, wahrlich ich hätte anders gehandelt. Ich verließ Rom und — dies, fromme Schweſter, iſt mein erſtes Abenteuer mit Frauen von einer gewiſſen Art. Wollt Ihr die andern auch noch hören?"

Sie ſchüttelte das Haupt; ihre Blicke waren mit dem Ausdruck einer ſeltſamen Verwirrung zu Boden gerichtet.

„Was iſt Euch?" ſagte der Maler beſtürzt. „Hab' ich nicht geſagt, für Euer heiliges Gemüth paſſen ſolche Dinge nicht. Doch Ihr zwangt mich dazu."

„Habt Dank", ſagte ſie leiſe. „Erfuhrt Ihr nichts von dem fernern Schickſal jener — Frau?"

Cignani hub an zu lachen.

„Mein Himmel, warum lacht Ihr?"

„Sie ſoll ſich in die Tiber geſtürzt haben", entgegnete er „und zwar weil ſie ſich darüber gegrämt, daß es ein männliches Weſen gegeben, das ihr hat Widerſtand leiſten dürfen! Die Wahrheit iſt, daß man ſie bald darauf in Rom nicht wieder ſah."

„Vielleicht hat ſie Euch wirklich geliebt!" ſagte die Nonne.

ſigen Hotel zubrachten, indem wir uns in unſrer Gefangenſchaft langweilten. Endlich war der Sonntag da und nach unſerm Kirchgange meldete ſich mein Vater beim Könige. Er erhielt die Weiſung, den beiden Majeſtäten und auch dem Kurprinzen aufwarten und mich vorſtellen zu dürfen.

Bis hierher war Alles genau nach dem Programm des Grafen von der Ruhl gegangen; bei dem Erſcheinen bei Hofe jedoch mußte ſich nothwendig eine Aenderung zeigen, denn mein Vater war nicht Reichsgraf und unſer Wappen hatte die drei Goldquaſten an der Krone verloren. Doch niemals war der edle Graf von Saint-Sylvan geneigter, über dieſe Angelegenheiten hinweg zu ſehen, als gerade jetzt, wo der Augenblick da war, daß er ſeinen erlauchten, mit ihm gealterten Jugendfreund wiederſehen ſollte. So Vieles war unterdeſſen geſchehen, wozu mein Vater ſeine Billigung offen und freimüthig verſagt hätte,

„Frauen dieſer Art ſind keiner Liebe fähig.“

Die Nonne ſchwieg. Nach einer Pauſe fragte ſie: „Wißt Ihr Euch denn gar nicht zu beſinnen wie ſie ausſah? Habt Ihr kein Bild von ihr?“

„Ihr fragt ſehr umſtändlich. Allerdings habe ich in ſpäterer Zeit ein Bild gemacht, wo ich mich ſelbſt als Joſeph und ſie als das bekannte Weib des Potiphar dargeſtellt. Es fand Beifall und iſt mir gut bezahlt worden. Wer es gekauft, habe ich nicht erfahren, und ich möchte es wol wiederſehen, um eine Copie davon zu nehmen, denn, ich weiß mich zu beſinnen, daß es ein gutes Bild war, und zudem ein Stück aus meinem Leben.“

„Vielleicht kann ich hierin Euern Wunſch erfüllen.“

„Ihr Signora?“

„Ich kenne den jetzigen Beſitzer des Bildes, und er wird auf mein Begehren es Euch gern auf die Zeit, die Ihr nöthig habt, es zu copiren, geben.“

„So werde ich Euch zu Dank verpflichtet ſein. Und jetzt laßt mich, da ich das Bekenntniß meiner Schuld und der aufrichtigen Reue dafür, daß ich Euch in Euerm frommen Wandel gekränkt, auch das äußere Zeichen jener unglücklichen Stunde in Euern Beſitz zurückgeben.“ Hiermit zog er das Päckchen hervor, es enthielt den Schleier, der, als die Beſitzerin deſſelben geflohen, in ſeinen Händen zurückblieb. Die Nonne nahm den Schleier, öffnete den kleinen Wandſchrank und nahm, ſorgfältig in ein Tuch gehüllt, einen Gegenſtand heraus, den ſie ihm überreichte, mit den Worten: „Hier, Meſſer, nehmet auch Ihr etwas von mir an, das Euch gehört. Aber ich bitte Euch, öffnet das Tuch erſt wenn Ihr auf Euerm Zimmer ſeid. Wir ſind quitt. Jetzt lebet wohl, reiſet glücklich, und wenn es Euch gut geht, ſo gedenkt in Euerm Gebet der Büßerin im Kloſter zu Placenz!“

Mit dieſem Worte entfernte ſie ſich. Als Cignani das Verhüllte hervorzog, war es ein leichter, ſeidener Mantel, deſſen Stickerei bereits verblichen war. Mit dem höchſten Erſtaunen erkannte er ſeinen eigenen Namen, in die Ecke geſtickt. Es war ſein Mantel; er beſann ſich jetzt, einen ſolchen als Schüler getragen zu haben. Aber wie kam dieſer Mantel — ins Kloſter — in den Beſitz einer Nonne? Die Gedanken wirbelten ihm im Kopfe herum. Plötzlich ſank es wie ein Schleier vor ſeinen Augen. Eine Aehnlichkeit, die ihm bereits dunkel und wie im Traume einmal ſchon aus dem Antlitz der Nonne entgegengeblickt, wurde jetzt zur deutlichſten Anſchauung. Sie war es, die Nonne Aurelia, die fromme Beterin, ſie war jene Donna Stephania aus Rom! Darum ihr Anliegen, die Geſchichte jener Bekanntſchaft aus ſeinem Munde zu hören! Darum jene räthſelhaften Worte beim Abſchied: Wir ſind quitt! Ihr Schleier, ſein Mantel. Sie hatte ihn bezahlt. Trotz des Demüthigenden, das in dieſem Abenteuer für ihn lag, für ihn, den ſchönen Mann, der überall zu ſiegen gewohnt war, wo er ſich nahte, mußte er doch über die liebliche Anmuth, die ans Schalkhafte grenzende kleine Rache, die ſie nahm, lächeln, und die ſchöne Nonne wurde ihm nur noch theurer. Er machte einen Verſuch ſie nochmals zu ſehen, doch vergeblich, er mußte das Kloſter verlaſſen ohne dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen.

In Rom angelangt, überbrachte ihm ein Unbekannter das Bild, das er einſt ſelbſt gemalt. Er wußte jetzt, von wem es kam und wer der Beſitzer des Bildes war. Er ehrte das Geheimniß, und nachdem er mit Rührung und Liebe eine Copie von ſeinem eigenen Werke, das ihm jetzt ſo werth geworden, genommen, ſchickte er es auf dem angegebenen Wege der Eigenthümerin zurück.

Dies war das kleine Abenteuer, das die Geſchichte des Bildes ausmacht, das wir in unſerer Galerie vor uns ſehen, und das durch ſeine geiſtvolle Zuſammenſetzung, durch den Schmelz ſeiner Farben, durch die Wahrheit in den Geſichten und Stellungen das Auge des Kenners wie das des Liebhabers entzückt.

Carlo Cignani ſtammte aus einem alten bologneſiſchen Geſchlechte und Baptiſta Cairo war ſein Lehrer, ſpäter der berühmte Albani. Die beiden erſten Gemälde, die ſeinen Ruf begründeten, waren: Der Einzug Franz I. von Frankreich, der bei ſeiner Durchreiſe durch Bologna die an Kröpfen Leidenden zu ſich beſcheiden läßt, um ſie durch ſeine Berührung zu heilen, und der feierliche Beſuch, den der Papſt Paul III. dieſer Stadt macht. Beide Werke fanden ungetheilten Beifall. Demzufolge erhielt er Aufträge über Aufträge. Der Herzog Franz von Parma machte ihn zum Grafen und Ritter, und der Kurfürſt von Baiern erbat ſich ihn nach München, wohin er jedoch nicht ging, ſondern nur ein Bild hinſchickte. Papſt Clemens XI. machte ihn zum Director der neugegründeten Malerakademie zu Bologna. Als er den Tod herannahen fühlte, der ihn **1719** im **91.** Jahre hinwegnahm, wollte er einige Gemälde von ſeiner Hand, die ihm zu frei dargeſtellt ſchienen, verbrennen, namentlich jene Potiphar, von der wir geſprochen, doch ſein Sohn Felice hinderte ihn daran, indem er dem Vater verſprach, einen Schleier über die entblößten Schultern zu malen. Dieſer Schleier unterblieb.

Seine Manier der Auffaſſung vereinigt die glücklichen Gaben, die einem Guido Reni, einem Correggio und einem Caravaggio die Liebe und Bewunderung der Menge erwarben; doch war er nicht Original. In der Kapelle Davia zu Bologna findet ſich ein Marienbild von ihm, in eigenthümlicher Auffaſſung; das Chriſtkind theilt darin zwei Roſenkränze aus, dem heiligen Johannes einen von rothen Roſen, der heiligen Thereſe einen von weißen Roſen.

Der Unbekannte.

Paul Veroneſe.

In ſpäter Abendſtunde, bei heftigem Sturme und einem Unwetter, daß man nicht einen Schritt vor ſich ſehen konnte, langte vor dem Landhauſe der Peſani, unweit Venedig ein Fremder zu Pferde an, gefolgt von einem Diener, und erbat ſich Einlaß. Man gewährte ihm dieſen. Herr und Diener wurden in eine Halle im untern Geſchoß geführt, wo ſie ihr Gepäck ablegten, und während man ihre Thiere verſorgte, vergönnte man ihnen Zeit, ſich von den Beſchwerden einer nächtlichen Reiſe unter ſolchen Umſtänden zu erholen. Es wurden die Wandleuchter mit Lichtern verſehen, und Feuer in dem Kamin gemacht. Der Herr, wie er jetzt ſeinen Mantel ablegte, zeigte ſich als ein ſtattlicher Mann in den beſten Jahren mit ſchwarzem Lockenkopf und einem ſchönen Barte um Lippen und Kinn. Seine Kleidung, obgleich durch das Unwetter in Unordnung gebracht, war von koſtbaren Stoffen, und an ſeinem Seitengewehr, das er auf den runden Marmortiſch in der Mitte der Halle niedergelegt hatte, zeigten ſich Edelſteine von nicht unbedeutendem Werthe. Während er, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, auf und abſchritt, klirrten ritterliche Sporen an ſeinen Füßen, und wenn die Flamme des Kamins gerade in ihrem hellſten Scheine auf die grüne Sammetumhüllung ſeines Oberkleides fiel, ſo zeigte ſich in den Spalten deſſelben etwas Blitzendes, und dies konnte nichts Anderes als ein Bruſtharniſch ſein, den der nächtliche Reiter, zur Vorſicht, unter ſeinem Kleide verſteckt hielt. Der Diener war ein Mohr von nicht häßlicher Geſichtsbildung, doch drückten ſeine Züge Schweigen und finſtere Entſchloſſenheit aus. Er verfolgte mit ſeinen Blicken, indem das Weiße des Auges abwechſelnd im dunkeln Geſichte bald dorthin, bald hierhin leuchtete, jede Bewegung ſeines Herrn mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Er ſchien wenn der Freund noch wie früher ihn um ſein Urtheil befragt hätte. Aber es ſchien, daß Friedrich Auguſt jetzt mit andern Rathgebern ſich umgab. Am lebhafteſten hatte mein Vater ſich gegen die Annahme der polniſchen Königskrone ausgeſprochen; er blickte in die Zukunft und ſah die ungeheuern, zum Theil wenig ehrenvollen Opfer voraus, die die Behauptung dieſes ſarmatiſchen Thrones den Erblanden des geliebten aber eitlen Fürſten koſten werde. Er ſah das Blut der treuen Sachſen auf zahlloſen Schlachtfeldern fließen, und ich erinnere mich einer Zeit, wo wir kein Zeitungsblatt vor ſeine Augen bringen durften. Der Friede zu Alt-Ranſtadt erregte ihm ein Fieber, und von dieſem Moment an ſprach er ſelten und mit merklicher Kälte von Friedrich Auguſt. Der zweite große Kummer, den ihm die neueſte Zeit brachte, war der Uebertritt des Kurprinzen zur katholiſchen Religion. Sein ritterliches Gefühl hatte der Vater, ſein religiöſes der eines Befehls gewärtig, der jedoch nicht erfolgte. Der Herr ſtand in der Mitte der Halle ſtill und betrachtete ſich das Deckengemälde, dann ging er zur Betrachtung der einzelnen Bilder über, die an den Wänden befeſtigt waren. Während deſſen machte ſich der Mohr mit einer kleinen Kiſte zu thun, die er bald hierher, bald dorthin trug, immer dabei mit den Augen den Herrn um Verhaltungsbefehle angehend.

Es währte eine Weile, dann zeigte ſich eine dicke Geſtalt in der Thüre, mit einem Schlüſſelbunde an der Seite. Der Mohr ſtieß jetzt ſeinen Herrn leiſe an, indem er auf den Eintretenden zeigte. Der Reiſende wandte ſich raſch um und ging mit einem ebenſo freien als höflichen Gruße auf den Mann zu, der mit ſeinen Schlüſſelbunde klappernd auf der Thürſchwelle ſtehen blieb.

„Ein böſes Wetter, Signor!“ hub der Dicke an.

„Wahrlich ja! lieber Herr.“

„Wie ſeit Menſchengedenken nicht“, fuhr

jener fort. „Und wir haben gerade ein hübſches junges Fräulein, das heute Nacht auf der See ſchwimmt. Ihr werdet die Güte haben, für ſie zu beten, Signor. Die Familie iſt gerade bei der Andacht, und kann deshalb nicht die Ehre haben, Euch vor ſich zu laſſen. Morgen werdet Ihr ſie begrüßen. Macht es Euch bequem und ſeht mich als zu Euerm Dienſte beſtimmt an. Ich bin der Intendant des Schloſſes und man nennt mich Meſſere Roſa. Ich bin jedoch kein Verwandter von dem Cardinal Roſa, von dem Ihr gehört haben werdet. Es wäre jedoch nicht übel, wenn ich es wäre. Mit einem Vater der Kirche verwandt zu ſein, kann nicht anders als Ehre und Vortheil bringen. So denke ich wenigſtens, Signor."

Der Fremde machte im Geheimen die Bemerkung, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der zugleich neugierig und ſchwatzhaft war.

„Ihr begehrt gewiß einen Trunk guten Weins", fuhr der Intendant fort, „und den haben wir. Das Haus der Piſani iſt mit Allem verſorgt, was zu des Leibes und der Seele Nothdurft gehört. Wir laſſen mehre unſerer Vorräthe über Meer kommen, und in unſern Kellern ſtehen Fäſſer, deren Inhalt weitere Reiſen gemacht, als Ihr und ich zuſammen, Signer.“ Während er dieſes ſprach, betrachtete er den Mohren mit Aufmerkſamkeit, der ſich noch immer mit der Kiſte trug.

„Stelle das Gepäck dort in die Ecke des Saals,“ gebot der Reiſende, ärgerlich über das viele Hin- und Hergehen des Dieners.

„In der Kiſte befinden ſich wol Gegenſtände mit denen Ihr handelt, etwa Pretioſen!“ ſagte der Intendant. „Wenn ich richtig gerathen habe, ſo wünſche ich Euch Glück, Signer, daß Ihr gerade hier mit dieſem Krame eingetroffen, denn wir ſtatten eine Braut aus, und obgleich es nicht an Schmuck fehlt, der dieſem edeln Kinde mit freigebigen Händen dargeboten wird, ſo könnte doch immer noch etwas fehlen, oder zu fehlen ſcheinen. Denn in ſolchen Fällen erſcheint das Ueberflüſſige nothwendig. Ich will einen der kleinen Wandſchränke öffnen und Euch den Schlüſſel übergeben. Die Schlöſſer ſind von dem geſchickteſten Meiſter gearbeitet und ſchließen vortrefflich. In dem Landhauſe der Piſani gibt es nichts an Geräthen und Möbeln, das nicht andern Häuſern und Einrichtungen zum Muſter dienen könnte.“

Mit dieſen Worten ſchob er das Käſtchen, es vorher in den Händen wiegend, in einen Eckſchrank, deſſen Thüren mit Heiligenbildern bemalt waren, und gab mit einer gewiſſen Förmlichkeit den Schlüſſel an den Reiſenden. Dieſer bedankte ſich höflich und befeſtigte den Schlüſſel an ſeinem Gürtel.

Eine Pauſe entſtand und da der Fremde merkte, daß der Intendant ſich, unwillig, daß ſeine erſte ihm nicht beantwortet worden, zu einer neuen Frage rüſtete, kam er ihm zuvor und fragte ſeinerſeits: „Alſo im Landhauſe des Procurators Piſani habe ich die Ehre mich zu befinden? Ich dachte es mir wol, obgleich ich in der Richtung des Wegs nicht ganz gewiß meiner Sache war. Schon lange hatte ich den Wunſch, dieſes berühmte Haus, berühmt ebenſo ſehr durch den Rang, die Würde und die edle Gaſtfreundſchaft ſeiner Eigenthümer, als durch die Schönheit ſeines Baues, kennen zu lernen.“

„Alſo Ihr gedenkt — “

„Noch Eins, Herr Intendant: Wißt Ihr nicht, ob die beiden Brüder des Procurators, der Almoſenierer und der Hauptmann der Wachen ſich gegenwärtig hier befinden?

„So iſt's, mein Herr. Der Capitano, und Monſignore Almoſeniere ſind Beide hier. Die Tochter des Erſtern iſt's gerade, die wir verheirathen.“

„Und ſie iſt's auch, die auf dem Waſſer ſchwimmt?“

„O, bei allen Heiligen, nein! Sie ſchwimmt nicht auf dem Waſſer; es iſt Annunciata, ihre Schweſter. Die Arme — bei dieſem Sturme! Aber der Patron unſers Hauſes wird ſie nicht verlaſſen. Er wird wiſſen, daß es keine Kleinigkeit iſt, ein Mitglied der Piſani in Gefahr zu ſehen. Man muß im Himmel ſelbſt ein Uebriges für uns thun. Das ſcheint mir nicht mehr wie billig. Doch Ihr, Signor, kennt Ihr den Herrn Capitano und den Monſignore? Habt Ihr Geſchäfte mit —“

„Welches ſind die Frauen des Hauſes, Herr Intendant? Man muß ſich doch nach der ſchönern Hälfte der Einwohnerſchaft eines Hauſes erkundigen.“

„Vollkommen eines Cavaliers würdig, Signor. Unſere Frauen beſtehen in der ſehr ehrwürdigen Frau Procuratrice, Donna Celinde, Laura, Clementina. Sie ſtammt aus dem herzoglichen Geſchlechte der Pferzi ab, doch werdet Ihr ſehen, daß ſie weder hochmüthig noch adelſtolz iſt. Dergleichen überlaſſen wir Denen, die aus der Dunkelheit emporſteigen und nun nicht genug wiſſen, wie ſie ihre Vorzüge ſollen ans Licht bringen. Ihre Schweſter iſt die Aebtiſſin des Kloſters zu den fünf Wundenmalen. Dies iſt ſicherlich die luſtigſte und aufgeweckteſte Aebtiſſin, die es jemals gegeben. Sie lebt hier, weil ſie es in ihrem Kloſter zu einſam findet. Und wahr iſt's, in dem Hauſe der Piſani geht es ſo munter zu, daß ſelbſt ein Todtkranker ſich hier neu beleben muß, er mag wollen oder nicht. Aber dabei wird der Anſtand und die Würde nie aus den Augen geſetzt! Das iſt ein Ding, das ſich von ſelbſt verſteht. Aber Ihr wolltet mir ſagen, Signor, ob Ihr —“

„Und Ihr — Ihr wolltet mir gütigſt einen Trunk Wein bringen!“ rief der Fremde lebhaft dazwiſchen. „Thut, was Ihr Euch vorgeſetzt, ich bitte darum.“

Der Schlüſſelbewahrer des Hauſes ging, indem er vor ſich hinmurmelte: „Dieſer Mann kann durch vieles Fragen Einem läſtig fallen. Er antwortet nicht, ſondern er fragt. Das Unwetter hätte dieſe Unart auch aus ihm heraustreiben ſollen, wie es die Motten aus ſeinen Kleidern herausgeklopft hat. Nichts widriger, als bei einem Manne Neugierde! Indeſſen wir wollen ihn nicht verſchmachten laſſen! Im Hauſe der Piſani iſt noch Niemand durch unſere Schuld in elende Zuſtände gerathen.“

Der Fremde, der zurückgeblieben, trat wieder an die Wand, um die Bilder zu betrachten und ſagte vor ſich hin: „Alſo zwei alte Damen, zwei junge! Die eine der letztern ſchwimmt zwar noch auf dem Waſſer, allein ſie wird doch endlich aufs Trockene kommen und dann drei Männer, Nobili in Amt und Würde und reſpectabel, obgleich man von dem Großalmoſenier der Republik in Venedig Geſchichtchen hören kann, die den beſten im Decamerone nichts nachgeben. Der Capitano mag etwas weiſer mit der Zeit geworden ſein, denn er hat nunmehr erwachſene Töchter, vor deren Augen er ſich in Acht nehmen muß. Gegen den Procurator, den Chef der Familie, weiß man nichts zu ſagen; er iſt ein edler, weiſer und tugendhafter Mann. Nun wir wollen die Geſellſchaft bei Tage etwas näher ins Auge faſſen, ſowie wir die Architektur des Schloſſes näher prüfen wollen. Alles das kann man uns nicht verbieten. Einſtweilen wollen wir den Becher leeren, den der gute Mann uns da bringt, und dann wollen wir uns zur Ruhe legen. Jupiter, der heute ſtürmen läßt, wird morgen die Aurora küſſen, und ihr befehlen, die Sonne leuchten zu laſſen. Alles auf dieſer Welt iſt dem Wechſel unterworfen. Carlo, lege mir das Tigerfell hier an das Kamin, ich will mich zur Ruhe begeben. Hörſt du, alter Burſch! und ſei nicht mistrauiſch; in dieſem Hauſe können verfolgte Fürſten ihr Haupt niederlegen, es geſchieht ihnen nichts, wie vielmehr ein armer —" Er endete nicht, denn der Intendant war dicht an ſeinem Ohre und hörte die letzten Worte des Selbſtgeſprächs.

„Ihr wolltet, Signor?" —

„Euch eine gute Nacht wünſchen, Meſſere Roſa!"

Der Schlüſſelbewahrer machte eine Verbeugung und ging.

Bereits war der Gaſt einige Tage im Landhauſe der Piſani, ſtand mit der Familie auf einem vertrauten Fuße und noch wußte Niemand wer er ſei. Die Gaſtfreundſchaft verbot eine directe Frage und einer Andeutung wußte er ſtets geſchickt auszuweichen. Der Mohr, ſein Diener, war ſtumm wie das Grab. Die Aufgabe, Stand und Namen des Fremden zu erforſchen, war beſonders dreien Perſonen zugetheilt, oder dieſe hatten ſich vielmehr ſelbſt dieſe Pflichten aufgelegt. Von dieſen Dreien war Signora Laura, die Tochter des Capitans, ihre Tante, die Aebtiſſin und Meſſere Roſa, der Intendant. Im Solde der ſchönen Signora Laura ſtand das ganze männliche Perſonal des Hauſes, ihr Vater und ihr Bräutigam an der Spitze. Dieſem hübſchen Kinde, das die Munterkeit und die Anmuth ſelbſt war, konnte Niemand eine Bitte oder einen Dienſt verweigern. Es halfen alſo ſämmtliche Männer ihr das Räthſel löſen. Weniger günſtig war die muntere Aebtiſſin geſtellt, dieſe mußte ſich auf ihre eigene Forſchergabe und auf die Augen und Ohren ihrer Kammerfrau verlaſſen, welche freilich ſehr ſchlau und ſehr unternehmend war. Am wenigſten unterſtützt war jedoch der gute Schlüſſelbewahrer des Hauſes, denn er hatte kein anderes Mittel, da ſeine perſönlichen Angriffe ohne Erfolg geblieben, als ſich in ein freundſchaftliches Verhältniß mit dem Mohren einzulaſſen, um auf

Sohn auf das heftigſte angetaſtet. Er hielt es nicht fur möglich, daß ein Fürſt durch eigenhändige Unterſchrift ſich zum Schattenkonige ohne Macht und mit dem ſpottenden Klange eines leeren Titels erniedrigen konne, und eben ſo unmöglich fur einen zum Manne reifenden Jüngling die Ueberzeugung, ſeine Jugendlehre hinzugeben für die Hand einer Kaiſertochter. Doch kampfte er dieſe Bitterkeit gewaltſam nieder: angeſichts des Thrones ſchien ſie ihm an der unrechten Stelle. Gewohnt, in der Einſamkeit ſeiner Schlöſſer den unumſchränkten Herrn zu ſpielen, war ihm die uberwiegende, ſelbſtſtändige Macht des Urtheils unverſehens zu einer Art Despotismus herangereift; jetzt, wo der Vaſall und Unterthan ſeinem Herrn gegenüber ſtand, war es nöthig, einige Stufen herabzuſteigen und Betrachtungen, die man nicht ausſprechen durfte, in ein ehrfurchtsvolles Schweigen zu hüllen. So fühlte mein Vater, als er den König noch nicht geſehen hatte.

dieſe Weiſe hinter die Geheimniſſe ſeines Herrn zu kommen. Doch auch dieſer Weg zeigte ſich als einer, der nicht zum Ziele führte.

Die ſchöne Laura präſidirte an der Familientafel und ſtellte eben ein Examen an, über die Leiſtungen der von ihr ausgeſendeten Truppen. Zuerſt heftete ſie ihr Auge auf die ehrwürdige Geſtalt ihres Oheims, des Procurators, und fragte mit anmuthigem Lächeln: „Nun, mein theurer Onkel, was habt Ihr herausgebracht?“

„Mein Kind“, antwortete dieſer, „ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich der Republik, Gott ſegne ſie, ſtets mit Treue gedient, daß ich aber nie mich dazu hergegeben, die Dienſte eines Spions zu leiſten, alſo entſchuldige mich!“

„Ihr ſeid von jeder fernern Dienſtleiſtung freigeſprochen, Signor!“ ſagte die junge Dame mit Ehrerbietung, „ebendaſſelbe gilt Euch, ſehr edler Herr Almoſenierer; aber nun was Euch betrifft, höchſt tapferer Hauptmann der Wachen, ſo kann für Euch nicht gelten, was bei dieſen Herren gilt. Ihr habt die Ehre, der Vater einer Tochter zu ſein, die ohne Ruhm zu melden, die weiſeſte und vorſichtigſte ihres Geſchlechts iſt, und deren Pläne und Anſchläge zu unterſtützen jedem Cavalier eine Ehre und ein Ruhm ſein muß, Ihr alſo, Signor Padre, Ihr werdet hiermit aufgefodert zu berichten, ob Ihr Eure Schuldigkeit gethan, und gehörig geforſcht habt, wer der räthſelhafte Fremde iſt, der ſeit einiger Zeit bereits in unſern Mauern weilet. Denn es ſteht in den Sprüchen der Weisheit geſchrieben: »Siehe zu mit wem du umgehſt und merke dir deine Freunde und Feinde.« Alſo, Herr Hauptmann, was antwortet Ihr?“

Der alte Soldat, an dem dieſe Worte gerichtet waren, der im Dienſte der Republik einen Arm eingebüßt, und dieſen Mangel an körperlichen Reizen dadurch zu erſetzen ſuchte, daß er ſich eine ſtets glühende Naſe angeſchafft, die von ſeiner Kenntniß der guten Weine ſeines Kellers Zeugniß gab, ſah ſeine Tochter mit einem ſchlauen Lächeln an und ſagte: „Es iſt ein Goldmacher, Kind. Ja, glaub's nur! Er führt ſein Laboratorium mit ſich. Ich habe ihn ſelbſt durch den Spalt in der Thüre arbeiten ſehen. Ja, ja, es iſt ein Alchymiſt, und wenn du dich um ſeine Gunſt bewirbſt, mein Täubchen, können wir alle Krösuſſe werden.“

„Wie, gnädiger Herr!“ ſagte der junge Soldat zu ſeiner Seite, „Ihr gebt in allem Ernſte meiner Braut den Rath, ſich um die Gunſt eines fremden Cavaliers zu bemühen? Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Stille, mein Knabe!“ begütigte der Gefragte, „es iſt hier nur die Rede davon, wie wir hinter das Geheimniß des Fremden kommen.“

„Giacomo hat hier nichts dareinzuſprechen!“ rief Signora Laura, ihren Verlobten mit einem ernſten Blicke anſehend. „An ihn wird ſchon die Reihe kommen, mir Bericht abzuſtatten. Das Verhör geht weiter. Wißt Ihr ſonſt nichts, Signor Padre?“

„Nichts, mein Kind! Wir wollen die fromme Mutter fragen.“

Die Aebtiſſin hatte, wegen der Hitze des Tags, die Kapuze abgeſtreift, und ihr munteres, bewegliches Köpfchen ſah mit den hellen Augen, die immer zu lachen ſchienen, ungezwungen umher. Sie verzehrte eben den Flügel eines Kapauns und dies war der Augenblick, wo ſie einige Zeit brauchte, auf eine geſtellte Frage zu antworten. „Die Sauce taugt nicht!“ murmelte ſie vor ſich hin, „die Kapern werden ſchlecht, man muß für neue Vorräthe ſorgen.“ Was ſagt Ihr, theurer Bruder? Ich habe es nicht gehört.“

„In Betreff des Fremden, Ehrwürdige! Was meint Ihr dazu?“

„Glaubt Ihr, daß er ein Geldmacher iſt?“ fragte die Nichte.

„Ein Geldmacher? Es iſt möglich. Ich will Niemand die Freude nehmen, eine Entdeckung gemacht zu haben. Was mich betrifft, ich habe eine andere Anſicht der Sache. Claudia, mein Töchterchen, komm doch hervor! lauſche nicht hinter der Thüre, komm und erzähle, was du geſehen!“

Eine alte Jungfer kam herein, klein, verwachſen und mit einem langen, gelbbraunen, finſtern Geſichte, das ein Drittel ihres Körpers einnahm. Claudia verneigte ſich vor der Verſammlung, blieb an der Thüre ſtehen und fing an, mit theatraliſcher Händebewegung, eine etwas unglaubliche Geſchichte zu erzählen. Sie habe nämlich für ihre Gebieterin im entlegenen Theile des Gartens Roſen pflücken wollen, da ſei ein Mann auf ſie zugekommen, habe ihr die Roſen geraubt, und gerufen, die brauche er gerade; dieſer Mann habe ſo entſetzliche Blicke auf ſie geworfen, daß ihr Angſt geworden, und ſie mit lauter Stimme den Gärtner gerufen. Als dieſer gekommen, ſei der Fremde ſchon fort geweſen, der Gärtner habe ihn aber noch gehen ſehen und ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit entdeckt, dieſer Fremde ſei der gefürchtete und überall geſuchte Bandit Berthelani, der ſich hier im Schloſſe eingeſchlichen. „Ach Madonna!" rief die Zofe händeringend, denkt Euch — ich — ich unter den Händen eines Straßenräubers! — Was hätte geſchehen können, wenn nicht die Engel des Himmels über meinem Haupte gewacht! Man kann bei ſolchen Gelegenheiten noch mehr verlieren als das Leben!" Mit dieſen Worten wandte ſie ſich beſchämt hinweg.

„Arme Claudia, mein Täubchen!“ rief ihre Gebieterin, „du biſt indeſſen nur mit dem Verluſte der Roſen davongekommen. Geh, mein Töchterchen, nimm dieſen Becher Wein und tröſte dich. Gib aber Acht, daß du nicht wieder unbeſonnen in vereinſamten Gegenden Roſen pflückeſt, du kleine Närrin!“

Claudia eilte auf ihre Gebieterin zu, küßte ihr den Saum ihres Gewandes und entfernte ſich dann, nachdem ſie wol an zehn Verbeugungen gegen die Geſellſchaft gemacht.

„Was ſagt ihr nun?“ rief die Nonne. „Ein Räuber in unſerer Mitte! Ha, da iſt er ſelbſt! Um Gotteswillen, ſtill!“

Alle fuhren unwillkürlich auf, als jetzt durch die offen gebliebene Thüre die hohe, ſtattliche Geſtalt des Gaſtes hereinſchritt. Man hatte ihn ſo früh nicht erwartet, gewöhnlich blieb er in ſeinen Gemächern eingeſchloſſen, bis die Schatten des Abends ſich über die Gegend lagerten. Heute aber kam er, während die Familie noch bei der Tafel beiſammenſaß. Der Procurator ſtand auf, ging ihm entgegen, führte ihn an den Tiſch und gab ihm den Platz neben ſich und ſeiner Nichte.

„Ich will nicht hoffen, daß ich ſtöre!“ hub jener an, „doch ich konnte es mir nicht verſagen, Euch Herr Procurator, ſowie dem gelehrten und tapfern Herrn, dem Vater der Dame anzuzeigen, daß ich dieſen Morgen Briefe aus Venedig erhalten, die die Ankunft Eurer Nichte Annunciata melden. Sie wird in dieſer Stunde ſchon in Euerm Palaſte wohlbehalten abgeſtiegen ſein. Ein Handelsfreund, der von der Ankunft des Schiffes allerdings ſchon ſehr zeitig unterrichtet worden, hat nicht verfehlt, mir ebenſo raſch von dieſer Nachricht, von der er wußte, daß ſie mir höchſt willkommen ſein mußte, Kunde zu geben. Ihr werdet alſo, Ihr Eure Tochter und Ihr — Eure Nichte, Ihr, Signora Laura, Eure Schweſter und Ihr, ehrwürdige Frau, Eure Tochter — baldigſt in Eurer Mitte ſehen.“

Ein allgemeiner Dank war die Antwort auf dieſe Mittheilung. Jedermann mühte ſich die Eindrücke, die die frühern Geſpräche hervorgerufen, zurückzudrängen. Der Gaſt, der ſolche Nachrichten brachte, konnte nicht anders, als willkommen ſein. Dabei hatte der Fremde ſo gewandte und ſo höfliche Manieren: es lag in ſeinem Weſen eine ſo impoſante Ruhe, ſodaß man glauben konnte, er verhülle ſeinen Stand, weil dieſer zu hoch ſei, um nicht in dem Kreiſe, in dem er ſich gegenwärtig bewegte, Störungen zu veranlaſſen.

Die Richtung des Blickes des Fremden bemerkend, hub der Procurator an: „Ihr betrachtet da das Gemälde, Signor? Es iſt von Tizian Vercelli, einem berühmten Künſtler, von dem Ihr doch wol auch gehört haben werdet.“

Der Fremde neigte bejahend das Haupt. „Von ihm ſelbſt wol nicht“, ſetzte er nach einer Weile hinzu, „aber die Copie iſt leidlich.“

„Nicht von ihm ſelbſt!“ riefen der Procurator und der Almoſenier. „Was ſagt Ihr da! Das werdet Ihr wol nicht beweiſen können.“

„Ich beſitze von demſelben Künſtler, der dieſes copirt hat, ein Bild, daher kenne ich ſeinen Pinſel. Seht nach, an der Ecke links, auf dem ſchwarzen Grunde werdet ihr den Namen leicht mit dem Pinſelſtiel eingeſchabt finden.“

Man zündete eine Kerze an, und eifrig wurde nach dem angegebenen Zeichen geſucht. „Richtig! hier ſteht der Name!“ rief Laura, und ſich ſchalkhaft gegen den Fremden wendend, rief ſie: Wie heißt er?“

„Paul Cagliari — oder, wie er ſich auch nennt, Paul Veroneſe —“ antwortete dieſer ruhig.

„So iſt's! Ihr müßt ein ſeltener Kenner von Gemälden ſein!“ rief jetzt der Procurator.

„Ein wenig Uebung!“ erwiderte der Gaſt leichthin.

„Ihr malt vielleicht ſelbſt?“

„Hier und da etwas“, war die Antwort.

„Wenn das Bild auch nicht ein Original Tizian's iſt, ſo iſt es doch von dem großen Veroneſe, den ich ebenſo achte und faſt höher ſtelle, als den Tizian!“ ſagte der Procurator. „Dieſer Paul Cagliari verbindet die Großheit der Auffaſſung Michael Angelo's und Raphael's mit dem glänzenden Colorit unſerer einheimiſchen Maler. Es thut mir leid, ihn nicht geſehen zu haben. Er ging damals mit meinem Collegen, dem Procurator Grimani, den die Republik an ſeine Heiligkeit als Geſandter ſchickte, nach Rom; ich hätte ihn dort ſehen und kennen lernen können, der Zufall aber vereitelte jede meiner Bemühungen, die nach dieſem Ziele hinſtrebten."

„Ihr hättet dieſes Ziel auf kürzerm Wege erreichen können. So viel ich weiß, lebt Paul Cagliari jetzt wieder in ſeiner Vaterſtadt.

„Ich weiß wohl; allein hier am eigenen Herde hat man der Geſchäfte zu viele, als daß einem Zeit zur Erfüllung eines Lieblingswunſches bliebe. In Rom führte ich dagegen ein müßiges Leben."

Während zwiſchen dem Hausherrn und dem Gaſte dieſe Worte gewechſelt wurden, trat ein langer, hagerer Mann herein, in halb geiſtlicher, halb weltlicher Kleidung, der in ſeinem Antlitz die Miene von verſtelltem Ernſte und einer lächerlichen Würde zeigte. Seine Reden waren mit einem falſchen Pathos und in einer

Nach den erſten Worten, die Friedrich Auguſt an ihn richtete, war er wie umgewandelt. Der König empfing ihn, als wenn er noch Reichsgraf geweſen wäre. Auf eine ſo überraſchende Gnade war natürlich Niemand vorbereitet.

Was mich betrifft, ſo brachte das Gepränge des Hofes keinen günſtigen Eindruck hervor. Ich war ſchüchtern, befangen und wollte es doch nicht eingeſtehen. So viele fremde Geſtalten umſtanden mich, ſo viele Augen waren auf mich und meine Kleidung gerichtet; ich glaubte auch hier denſelben Zug von Lächeln und verſtecktem Spott zu bemerken, und dieſes brachte mich noch mehr aus der Faſſung. Vom Könige fuhren wir zur Königin, die in einer abgeſonderten Abtheilung des Schloſſes wohnte, und, wo unſer Empfang nicht minder ehrenvoll war, von dort zum Kurprinzen und von dieſem zu zwei bis drei Prinzen von Geblüt. Immer dieſelben Verbeugungen, immer dieſelben Redensarten. Erſchöpft kamen großſprecheriſchen, aburtheilenden Manier vorgetragen. Die Familie nannte ihn den Abbate und man gab ihm einen Platz neben dem Capitano und deſſen zukünftigem Schwiegerſohne. Der Fremde richtete einen ſcharfen Blick auf den Ankömmling, es war, als wenn er ſich deſſen auffällige Phyſiognomie genau einprägte.

„Wovon war die Rede?“ fragte der Abbate.

„Von dem Maler Paul Veroneſe“, entgegnete der Hausherr.

„Den ich ſehr gut gekannt habe“, rief lebhaft der hagere Mann. „Ich kann wohl ſagen, wir waren ein Herz und eine Seele. Wo man den Einen ſah, ſah man auch den Andern.“

„Ei, mein Herr!“ rief der Fremde. „Wo war das?“

„Wo es war? Das gilt gleich. Kann der Ort da entſcheidend ſein? Genug, da ich alle berühmten Männer kenne, kenne ich auch ihn.“

„Wie ſieht er denn aus, Signor?“ fragte der Fremde.

„Klein, dick, unterſetzt — etwa wie unſer Freund, der Intendant, der dort am Eingange ſieht und meine Worte hört“, antwortete der Abbate mit einer prahleriſchen Handbewegung und indem er ſich auf ſeinen Seſſel zurücklehnte.

„Viel Ehre für mich!“ rief der dicke Schlüſſelbewahrer mit einer tiefen Verbeugung.

„Hätte ich doch nicht gedacht, daß er ſo ausſähe!“ rief der Fremde lächelnd. „Man beſchrieb ihn mir anders.“

„Dann hat man Euch unrecht berichtet, Signor! O wie oft ſagte ich zu ihm: «Mein Paul, willſt du nicht mein Bild malen?» «Recht gern», erwiderte er, «doch du ſiehſt mir noch zu jugendlich aus; warte noch ein wenig, dann will ich dich als heiligen Stephan malen.» «Gut», entgegnete ich, «könnteſt du mich nicht aber ſchon jetzt als heiligen Sebaſtian darſtellen? Du weißt, ich bin ſchön gewachſen und die Pfeile, die mich durchbohren, könnte man gerade ſo ſtellen, daß ſie Merkzeichen abgäben, um gerade die hervorſtechendſten Reize zu beſtimmen.» «Du biſt ein Schalk», antwortete er, «du weißt, daß die Frauen beſonders dieſen Heiligen lieben, und du willſt bei den Frauen dein Glück machen.‹ Ich ſtritt dagegen, aber nur ſcheinbar, denn im Herzen mußte ich ihm Recht geben. Alle Zeit habe ich geſtrebt, der Knecht der Damen zu ſein!“

Dieſe Worte waren an Signora Laura, an ihre Mutter und ihre Tante gerichtet, aber auch Claudia bezog ſie auf ſich, denn ſie machte, von Niemand bemerkt, eine tiefe Verbeugung im Hintergrunde des Zimmers, und wandte ihr Geſicht ſchamhaft zur Seite.

„Welch ein bewundernswürdiges Gedächtniß Ihr habt, Signor“, ſagte der Fremde. „Ich werde den Künſtler, von dem man ſpricht, vielleicht morgen ſchon kennen lernen und alsdann werde ich ihm von Euch erzählen.“

„Wie, Ihr wollt ſchon fort?“ rief Laura. „Das darf nicht ſein, Ihr müßt die Ankunft meiner Schweſter erwarten. Ja, das müßt Ihr.“

„Es gibt Befehle, denen ich ſtets Gehorſam leiſte“, entgegnete der Gaſt mit höflicher Verbeugung. So will ich denn morgen noch bleiben. Allein ich fürchtete, ich blieb ſchon zu lange.

Acht Tage bereits hat mich dieſes gaſtliche Haus in ſeinen Mauern geſehen."

„Das heißt, acht Tage Genuß und Ehre in unſerm Hauſe bezeichnen", hub der Procurator an. „Wollt Ihr uns von dieſer Gabe nicht noch mehr zukommen laſſen?"

„Ihr ſeid ſehr gütig. Ich, ein unbedeutender Mann, ein Abenteurer, der durch die Irre ſtreift."

Die Aebtiſſin ſah ihre Dienerin mit einem bedeutſamen Blicke an.

„Ein Mann, der nicht ſagen kann und will, womit er ſich beſchäftigt —"

Der Capitano ſah bedeutſam ſeine Nichte und die Aebtiſſin an.

„Ein Mann, der ſein Gewerbe nicht nennt —"

Der Schlüſſelbewahrer ſchlich ſich hinter den Stuhl des Almoſeniers und ſtieß dieſen leiſe an.

„Kurz, ein ſolcher Gaſt, ehrwürdiger Herr, kann Euerm geſegneten Hauſe weder Ehre noch Freude bringen. Ihr duldet mich, das iſt Alles, was Ihr unter dieſen Umſtänden thun könnt und ich danke Euch beſtens dafür. So laßt mich denn wieder reiſen, denn ich habe auch meine Geſchäfte. Ich habe es mit kleinen wunderſamen Dienern zu thun, die alle Augenblicke ihre Geſtalt verändern, die, obgleich ſie in allen Farben glänzen, doch die größte Neigung haben, mir unter der Hand in häßliche, farbloſe Kittel zu ſchlüpfen, wenn ich nicht ſehr auf ſie Acht habe."

„Ha, ein Zauberer!" rief Claudia und lief mit einem lauten Schrei aus dem Saal.

Alle lachten und die Aebtiſſin entſchuldigte mit ein paar Worten das Betragen ihrer Dienerin.

„Wenn Ihr denn durchaus uns verlaſſen müßt", hub der Procurator an, „ſo ſchenkt uns, wie bereits meine Nichte gebeten, den morgenden Tag. Es iſt der Tag des heiligen Laurentius, des Schutzpatrons meines Hauſes, und ich weiß, daß meine zweite Nichte nicht verſäumen wird, dieſen Tag in dem Kreiſe der Ihrigen zuzubringen."

Der Fremde ſprach nochmals ſeinen Dank aus, und gab die Verſicherung, daß er bleiben wolle. Man trennte ſich zeitig, um Kräfte zu ſammeln für den kommenden Tag.

Schon ſehr früh war die große Wieſe, die am Ausgange des Parks lag, zum Schauplatz ländlicher Luſtbarkeiten eingerichtet. Es fehlten die Ladentiſche der Verkäufer nicht, auch nicht die kleinen Puppentheater, die ihre ergötzlichen Darſtellungen in der Eile erſtehen laſſen, wie ſie ſelbſt raſch erſtanden ſind. In den Laubgängen des Parks luſtwandelten die Bewohner des Hauſes mit ihren Gäſten; vor Allen ſtrahlte die ſchöne Annunciata hervor, die an Würde und hoher Schönheit ebenſo hervorleuchtete, wie ihre Schweſter in Anmuth und Lieblichkeit. Sie erzählte von den Begebniſſen ihrer Reiſe, und ihre Verwandten und jungen Freundinnen hörten ihr aufmerkſam zu. Der Bräutigam übte mit einigen jungen vornehmen Venetianern Waffentänze ein, die den Reſt des Tages ſollten verherrlichen helfen; der Abbate ſaß mit dem Intendanten in einem der weitläufigen Keller, und ſonderte und prüfte die edlen Weinſorten, die heute die Tafel ſchmücken ſollten. Dame Claudia war beſchäftigt, für ihre Gebieterin einen Putz zurechtzulegen, der in einer reichen weltlichen Kleidung beſtand: denn die ehrwürdige Frau hatte die Erlaubniß, an ſolchen Tagen ſich ihrer Kloſtertracht zu entledigen.

Oben, auf der großen vorſpringenden, von Säulen getragenen Plateform wurden die Tafeln gedeckt für die Geſellſchaft. Die Diener liefen eilig hin und her; koſtbare Gefäße wurden herzugetragen, farbenreiche Teppiche fielen in maleriſchen Draperien über die Marmoreinfaſſung, und über Alles hin funkelte der Glanz einer aus ungetrübter Himmelskuppel niederleuchtenden Sonne. Noch hatte dieſe Sonne nicht den Grad der Glut angenommen, der es unmöglich macht, in ihrem Lichtmeere zu weilen; noch warfen die hohen Baumgruppen ihre bläulichen Schatten auf den Marmorboden, und demnach waren die mächtigen Zeltwände noch nicht entrollt, die über der Plateform an vergoldeten Stangen, die zugleich prächtige Candelaber hielten, angebracht waren. Auf die breite Terraſſe hinaustretend, die im Halbrund die Stufen des Eingangs umgab, konnte man den edlen Stil dieſes palaſtähnlichen Landhauſes, das ein berühmter und dem Hauſe befreundeter Meiſter gebaut, in ſeiner ganzen Schönheit auffaſſen. Hier war auch nicht das kleinſte Ornament ohne Bedeutung oder überflüſſig; Alles ſtimmte in den Charakter des Ganzen ein, der Heiterkeit, Anmuth und Eleganz athmete. Der tiefblaue Himmel gab einen trefflichen Hintergrund für die gelbliche Farbe der hochemporragenden Giebelfelder, in denen ſchöne Gruppen in erhabener Arbeit glänzten. Teppiche und Blumengewinde hingen aus einzelnen Fenſtern herab und funkelten wie Edelſteine in farbigem Schimmer. Aus dem Innern des Hauſes klang Geſang und Spiel hervor; die Künſtler auf den Inſtrumenten übten ihre Feſtgeſänge ein, die ſie bei der Tafel wollten erſchallen laſſen. Ein Bild der Freude, der Erwartung, der Heiterkeit und des Genuſſes.

Die beiden Schweſtern wandelten, von der Umgebung ein wenig abgeſondert, den Säulenporticus des Eingangs entlang; da zeigte Annunciata auf zwei zur Hälfte verhangene Fenſter. „Wer wohnt da?“ fragte ſie.

„Das iſt ja eben der räthſelhafte Fremde“, entgegnete dieſe halb unwillig, „von dem ich dir erzählt, und der uns deine Ankunft früher als wir ſie ſelbſt wußten, gemeldet hat.“

„Und dem ich deshalb zürne“, rief die ſtolze Schöne, „denn er hat mir den Spaß verdorben; ich wollte euch überraſchen und plötzlich unter euch ſtehen. Statt deſſen ſah ich meinen theuern Papa, wie er ſein Schlachtroß beſtiegen und mir eine Meile Wegs entgegengeritten war. Es fehlte wenig, daß man mir eine Ehrenpforte gebaut.“

„Die du nicht verdient hätteſt, Theuere, denn du biſt in der Welt herumgeſtreift, oft ſelbſt ohne uns Nachricht über dich zu geben. Wir mochten nun um dich uns grämen ſoviel wir wollten. Mach es wie ich, heirathe und laß dich irgendwo ruhig nieder.“

Die majeſtätiſche Schöne warf das Haupt ſtolz zurück, ohne ihrer Schweſter darauf zu antworten. Endlich ſagte ſie: „Wenn ich mir einen Mann wählte, könnte es nur ein Künſtler ſein. In unſerer Zeit, ſcheint es, hat ſich alle männliche Tugend in dieſer einen Richtung zuſammengedrängt. Die Gemälde eines Raphael, eines Michel Angelo ſind ebenſo gut Heldenthaten, wie die Schlachten des Alexander, die Syſteme eines Ariſtoteles, die Geſetze eines Solon. Jede Zeit hat ihre Größe; die der unſerigen beſteht darin, daß wir für alle künftige Zeiten der Welt Modelle aufſtellen, wie man malen muß.“

„So heirathe doch einen Künſtler!“

„Ah! es findet ſich auch gleich Einer, dem nach mir verlangt!“

Die Geſellſchaft hatte ſich wieder zuſammengefunden, und in dieſem Augenblicke trat auch der Fremde in den Kreis. Er hatte mit den Männern einige Worte gewechſelt, und näherte wir den Abend in unſerer Wohnung an, aber hier wartete ſchon ein eigenhändiges Billet des Königs auf uns, das meinen Vater und mich zur Frau von Coſel hinbeſchied. Eine neue Toilette mußte gemacht werden, und ich ſah es meinem Vater an, wie ihn ſo viel Ehre angriff.

In den Gemächern der Reichsgräfin war eine kleine Geſellſchaft verſammelt, die in der Karte ſpielte und ſich ehrerbietig erhob, als der König eintrat. Er kam durch eine kleine Thüre, ohne Gefolge, in der reichen Kleidung eines Privatmannes, und gerade auf meinen Vater zu. Indem er ihn in eine Fenſterniſche zog, ſprachen beide lange vertraulich mit einander. Ich hatte Zeit, den König genau in's Auge zu faſſen, beſſer, als ich es am Hofe vermochte. Er ſchien mir ſehr wenig ſeinem Bilde ähnlich, der freundliche Zug um den Mund und die dunkeln, ſchönen Augen waren dieſelben, aber die Jugendfriſche und die ſich jetzt den Frauen, als Annunciata einen Ruf der freudigen Verwunderung ausſtieß.

Der Gaſt fand Mittel, ihr unbemerkt einen Wink zu geben, und Annunciata ſagte zu ihrer Schweſter auf deren Frage: „Eine Aehnlichkeit, mein Kind, eine Aehnlichkeit mit einem meiner Bekannten aus Bologna.“

Aber dieſe Ausrede genügte Niemandem. Wie ein Lauffeuer ging es herum: „Annunciata kennt ihn! Es iſt ein vornehmer Herr, ein Prinz, ein Herzog, der unerkannt reiſen will!“

Jetzt trat auch die Aebtiſſin hervor, wie eine Flora geſchmückt, mit Blumen gleichſam überdeckt.

„Ehrwürdige Mutter!“ riefen der Almoſenier und der Hauptmann, indem ſie auf die Eintretende zuſtürzten; „was macht Ihr da? Iſt es erlaubt, ſo ſchön zu ſein, wenn man hinter Kloſtermauern ſitzt? Ihr macht uns ja alle unſere jungen Mädchen abtrünnig; denn welche wird noch in der Welt bleiben wollen, wenn ſie weiß, daß das Kloſter ſo gut die weiblichen Reize zu erhalten weiß?“

Die Geſchmeichelte ſchlug lachend mit ihrem Fächer dem zunächſt Stehenden auf die Hand. Jetzt ordnete man ſich paarweiſe und ſchritt hinauf zu den Tiſchen; die Muſik erſchallte und die breiten Marmorſtufen füllten ſich mit dem aufwärts ſich bewegenden Strom der Gäſte. Federbüſche wallten, Fächer wedelten, Atlasſchleppen rauſchten, zierliche Degen blitzten, goldene Ketten ſchimmerten, Edelſteine funkelten, weite Spitzenſchleier wehten im Winde und über dieſes flutende Meer von Farben ſchwebten die Blumengerüche aller Zonen. In den hohen Kronen der Pinien rauſchte und flüſterte es, als durchflöge ein ganzer Zug von Liebesgöttern die dunkeln Zweige und ſähe lächelnd nieder auf den Glanz und die Pracht dort unten.

An den Tiſchen ließ man ſich in bunter Reihe nieder. Der Platz für den Fremden war noch leer; er ſtand unten und betrachtete das Gewühl oben. Man ſah, daß er bald dahin, bald dorthin eilte, um bald dieſe, bald jene Anſicht zu gewinnen; dann ſtieg er die

Treppe hinauf und ſetzte ſich an die Seite Annunciata's. In den Pauſen, die die Muſik machte, bewegte ſich das Geſpräch lebhaft; gegen das Ende der Mahlzeit wurde auf das Wohl der Republik und ihrer bedeutendſten Männer getrunken. Ein Gaſt erhob ſich, ergriff den gefüllten Becher und rief: „Laßt uns unſern großen Landsmann, den Maler Paul Cagliari nicht vergeſſen; er, dem die Procuratoren die goldene Ehrenkette zuerkannt haben, er, der es noch kürzlich ausgeſchlagen hat, dem Rufe zu folgen, der ihn unter den vortheilhafteſten Bedingungen an den Hof Philipp's II. in Spanien einlud, lediglich um ſeine Vaterſtadt nicht zu verlaſſen, die er mit den Werken ſeines Geiſtes ziert, er, der Freund und Genoſſe unſers großen Tizian, er erhalte unſer Lebehoch! Wäre er nur in unſerer Mitte, daß wir ihm perſönlich huldigen könnten!“ Alle erhoben ſich von ihren Sitzen, und unter den rauſchenden Fanfaren der Muſik erſcholl der Name Paul Cagliari unter frohen und begeiſterten Ausrufungen. Annunciata füllte den Becher des

Fremden und gab ihm denſelben lächelnd, indem ſie ſagte: „Ihr werdet doch nicht allein Euch von dieſem Gruße ausſchließen wollen?“

Der Abbate erhob ſich, dankte im Namen des Gefeierten und verſicherte, er wolle ihm dieſes freudige Ereigniß baldigſt kundthun, denn er ſei ſein genauer Freund. Man wünſchte ihm Glück zu einer ſolchen Freundſchaft; nur Annunciata rief halblaut: „Ihr ſeid ein Unverſchämter, Abbate! Ihr verdientet, daß Ihr endlich einmal den Lohn für Euere Lügen und Prahlereien erhieltet!“

Erſtaunt und beleidigt ſah der hagere Mann ſie an, indem er in ſeine verquellenden, ſtarren und nichtsſagenden Augen ſo viel Ausdruck als möglich zu bringen ſuchte. Er wollte etwas erwidern, doch die Nichte des Procurators rief: „Laßt es nur gut ſein! Hier, mein Nachbar legt ein gutes Wort für Euch ein, deshalb ſei Euch verziehen!“

Nach aufgehobener Tafel zerſtreute ſich die Geſellſchaft im Park und auf den Wieſenplätzen. Die junge Welt tanzte; die Aebtiſſin war auch darunter. An der Hand des Bräutigams ihrer Nichte flog ſie leicht dahin, und ihre Blumen und Bänder flatterten; die jüngern Mädchen folgten ihr, und bald ſchwang ſich ein bunter Kreis um die Bildſäule des Bacchus, der, eine vollendet ſchöne Antike, auf dem Platze ſtand, deſſen Boden zum Tanze geebnet war. Dame Claudia, in abergläubiſcher Furcht, da ſie ihrer Sache nunmehr gewiß war, der Fremde ſei ein mächtiger Zauberer, wagte ſich nicht anders hervor, als das Antlitz mit einem dichten Schleier bedeckt, weil ſie behauptete, ſchon einmal habe man einen Verſuch gemacht, durch den «böſen Blick» ſie ihrer ſchimmernden weißen Hautfarbe und des Glanzes ihrer Augen zu berauben. Ihre Gebieterin lobte ſie wegen dieſer Vorſicht, und die boshaften Männer fanden, daß die Welt nichts dadurch verlöre, wenn das Antlitz der Dame Claudia auf alle Zeiten hin verhüllt bliebe.

Als die Geſellſchaft voneinander ſchied, trat der Fremde auf den Procurator und ſeinen Bruder zu. „Gott und der heilige Marcus“, ſagte er mit bewegter Stimme, „erhalte euch und euer Haus, edle Herren! Ich ſcheide von euch und nehme Liebe und Verehrung für euch im Herzen mit. Daß ihr keinen Unwürdigen unter euerm Dache beherbergt habt, das ſoll die kleine Gabe anzeigen, die ich zum Dank zurücklaſſe und die ihr nach meiner Abreiſe in den Gemächern, die ich bewohnt, finden werdet. Hebt Das, was ich euch gebe, in gutem Andenken an mich freundlich auf. Und nun, Gott befohlen.“

Er reichte die Hand hin, die die drei Männer herzlich drückten. Von den Frauen wurde der Abſchied ebenſo aufrichtig und treuherzig genommen. Am Morgen darauf war der Fremde fort. Man ſuchte in ſeinem Zimmer und fand — das Bild, das wir auf unſerer Galerie vor uns ſehen.

Es ſtellt die Hochzeit zu Kana vor, eines der berühmteſten Bilder Paul Veroneſe's.

Welch ein Erſtaunen! Welch ein freudiger Schreck! Welch ein vielſtimmiger Ruf der Freude, als Alle riefen: „Alſo er war es!

Cagliari! der große, der gefeierte Künſtler! Iſt es denn möglich, daß auch Niemand ihn erkannt hat?“

„Hier ſein Buſenfreund nicht einmal!“ rief Laura, auf den Abbate zeigend.

Alle lachten und riefen: „Ja, Signor Abbate! Wie geht das zu?“

„Ich geſtehe“, ſagte der unerſchrockene Mann, „um die allgemeine freudige Stimmung zu erhöhen, hab' ich mir einen kleinen Scherz erlaubt. Wer kann denn auch alle dieſe Helden des Pinſels heutzutage kennen, deren Zahl Legion iſt?“

„Und wir Andern“, hob der Almoſenier an, „wenn wir ihn auch einmal flüchtig geſehen, wie mochte es uns in den Sinn kommen, daß dieſer anſpruchsloſe Mann gerade der gefeierte Künſtler ſei? Doch — erkannt oder unerkannt — er wird mit unſerer Aufnahme zufrieden ſein. Dies beweiſt das treffliche Bild, das er uns hinterlaſſen und das wir jetzt näher betrachten wollen; denn es ſcheint mir, daß Allerlei darin iſt, was uns wol näher angehen möchte!“

„Freilich! So iſt's!" riefen einige Stimmen, und Alles drängte ſich hinzu, die aufgerollte Leinwand ganz in der Nähe zu betrachten. Lachen, Ausrufe der Freude und Verwunderung tönten laut durcheinander. Faſt Jeder der Geſellſchaft fand ſein Bild. Die ſchöne Laura ſaß mit dem Rücken dem Beſchauer zugekehrt, doch das liebliche Geſicht voll Jugend und Heiterkeit im Profil vorgewendet, und ſchien ihrem Nachbar etwas zuzuflüſtern, der Niemand Anderes als der Almoſenier war, durch einen orientaliſchen Kopfputz bemerkbar gemacht, der daran erinnerte, daß der edle Herr einſt in die Gefangenſchaft nach Tunis gerathen war. Links vor der ſchönen Laura ſieht man ihre Schweſter, und zwiſchen beiden Schweſtern blickt, halb in den Schatten geſtellt, die etwas große Naſe der Aebtiſſin hervor. Der Nächſte an Annunciata iſt der Verlobte Laura's, ihm zunächſt der Vater, der Capitano, der geſprächig und fragend mit der Hand nach dem Vordergrunde zeigt. Die edle Geſtalt, die hier die Mutter des Heilands vorſtellt, iſt die Procuratorin, und in Chriſti frommen und edlen Zügen kann man, idealiſirt, den Herrn des Hauſes und das Oberhaupt der Piſani erkennen. Der Procurator wies zwar beſcheiden und halb entrüſtet dieſe Aehnlichkeit von ſich, doch wurde ſie allgemein gefunden. In der Mitte des Bildes, das Glas hoch emporhaltend, gleichſam der Familie Wohl ausbringend, ſteht in hochgelber Kleidung, in reichem venetianiſchem Coſtüm, der Maler ſelbſt, und der Ausdruck ſeines ſchönen männlichen Kopfes iſt Würde, Freude und Wohlwollen. Ihm zur Rechten ſehen wir die vortrefflich gemalte Figur des dicken Intendanten, der, in ein blaues Gewand gekleidet, ſich in ſeinem Seſſel nach hinten zu überlehnt, um zu erfahren, ob für ihn nicht auch ein Becher des durch ein Wunder neu erſchaffenen Weines vorhanden ſei. Dieſe Geſtalt iſt ſo ſehr nach dem Leben, daß wir noch heutzutage ihr oft zu begegnen wähnen. Im Hintergrunde ſehen wir die zweite komiſche Figur unſerer Erzählung, den magern Abbate, der hier verſchönert und veredelt aufgefaßt, doch noch die

Grundzüge ſeines Weſens uns offen darlegt. Er ſchlürft gierig an dem friſchen Quell eines Weins, den ſeine prüfende Zunge bisher noch nicht gekannt; man ſieht ihm an, ſowie er den Becher niederſetzt, wird er der Geſellſchaft erzählen, daß er dieſes Wunder auch zu bewirken verſtehe, ja daß er es bereits hier und da glücklich ausgeführt. Die übrigen Geſtalten, können wir annehmen, ſind ebenfalls dem gaſtlichen Hauſe angehörig; ſelbſt der Mohr iſt nicht vergeſſen. Der Knabe, der im Vordergrunde die Katze hält, iſt ein kleines Bild für ſich, voll Heiterkeit und Natur. Die ſchöne Architektur des Landhauſes iſt ebenfalls ins beſte Licht geſetzt. — Man kann ſich darüber wundern, daß Chriſtus hier unter lauter Venetianern ſitzt; bei Dürer und Cranach ſitzt er unter Nürnbergern und Augsburgern; dies ſchadet der Wirkung des Ganzen nicht, im Gegentheil, das Bild erhält dadurch das Bürgerrecht, es iſt nicht mehr kalt, fremd, vornehm in die Ferne gerückt, es iſt unter den Lebendigen zu Hauſe. Es iſt nicht anzunehmen, daß die alten Maler graziöſe Heiterkeit des Bildes waren nicht zu finden. Eine tiefe Falte lagerte ſich über die hochgezogenen, ſchwarzen Brauen, die Wangen ſchienen mir geſchminkt, die Grübchen derſelben zu unerkennbaren Runzeln in die Länge gezogen. Bei Hofe hatte eine ungeheure ſchlohweiße Perrücke dieſe Defekte überſchattet und verdeckt; hier entgingen ſie meinem ſcharfen Auge nicht. Die Größe und Haltung dieſes ſo bewunderten Fürſten waren aber zugleich anmuthig und ehrfurchtgebietend. Er hatte einen gewiſſen Blick des Auges, der ſtreng, forſchend und beinahe finſter war, allein es war auch nur ein Blick, er war im Moment wieder verſchwunden. Mein Vater bewegte ſich nur ſchwerfällig neben der leichten prächtigen Geſtalt ſeines Jugendfreundes; es lag etwas in den Mienen und Geberden des edlen Grafen, das man mit dem Ausdruck „ſtattlich“ bezeichnen mußte; der König gerade vermied dieſe Art von Haltung, er ſchien gänzlich ungenicht gewußt, wie ſich die Leute zu Chriſti Zeiten in Paläſtina gekleidet; die Venetianer namentlich in ihrem lebhaften Verkehr mit dem Morgenlande wußten recht gut hierüber Beſcheid, allein man verlangte von ihnen dieſe und keine andere Auffaſſung des Gegenſtandes und ſie ſelbſt fühlten ſich darin von jeder zwingenden Feſſel befreit; die Natur, die ſie umgab, konnten ſie frei in ihr Gemälde übertragen.

„Nun noch eine Ueberraſchung!“ rief Annunciata, als Alle ſich genugſam an dem Bilde erfreut und es erſchöpfend betrachtet hatten, — „betrachtet mich als Braut des Künſtlers!“

„Als Braut Cagliari's?“ rief der Procurator.

„Ja, mein theurer Oheim. Mein guter Vater hat mir vollkommene Freiheit gegeben, meine Hand zu vergeben an wen ich will, und ich habe die Bewerbung dieſes trefflichen und großen Mannes mit Freuden angenommen. Schon ſeit einem Jahre haben wir gegenſeitig unſer Gelübde ausgetauſcht. Er wußte, daß er mich hier finden würde; zugleich wollte er auf eine ungezwungene Weiſe euer Aller Bekanntſchaft machen und um euere Liebe und Achtung werben. Jetzt iſt er nach Venedig geeilt, um eine nothwendige Arbeit zu vollenden; dann kehrt er hierher zurück, um bei meinen theuern Aeltern und Verwandten um mich zu werben. Wir wollen dann der Hochzeit zu Kana eine Hochzeit zu Venedig entgegenſtellen!“

„Nicht zu Venedig“, rief der Procurator, „hier auf dem Landhauſe der Piſani ſoll deine Vermählung ſein, ungehorſame Nichte, die du hinter dem Rücken deiner Beſchützer Liebeshändel anknüpfeſt. Doch es ſei dir vergeben, weil deine Wahl auf dieſen Mann gefallen.“

Laura ſchloß die Schweſter in die Arme und flüſterte ihr ins Ohr: „Mich betrügt man nicht ſo leicht; ich habe Derartiges ſchon geahnt, gleich bei euerer erſten Begrüßung unten im Garten.“

Die glückliche Braut empfing die Glückwünſche Aller.

Paul Veroneſe wurde nicht alt. Er ſtarb an einer Erkältung, die er ſich zuzog, als er einer Proceſſion folgte, im 56. Jahre, 1588. Die Mönche von St.-Sebaſtian ließen ſich die Ehre nicht nehmen, den Körper des Dahingeſchiedenen, der ſoviel zu dem Ruhme ihres Kloſters beigetragen, innerhalb der Mauern deſſelben zu beſtatten. Seine beiden Söhne, Gabriel und Carletto, waren zugleich ſeine Schüler. Der Letztere hatte die großen Gaben ſeines Vaters geerbt und wäre bedeutend in der Kunſt geworden, wenn ihn nicht ein früher Tod dahingerafft; Gabriel gab die Malerkunſt bald auf, wurde Kaufmann und ſtarb an der Peſt, 1631.

Zu den größten Werken des Paul Veroneſe gehören ſeine Schöpfungen im Palaſte von St. Marcus, wo er im Saale der Nobili jenes berühmte Bild aufgeſtellt hat, das die Stadt Venedig vorſtellt, wie ſie von dem Ruhm gekrönt wird. Eine reiche Zuſammenſetzung voll bedeutſamer Embleme und Allegorien. In demſelben Saale befinden ſich die berühmten

Darſtellungen von den Schlachten der beiden Feldherren der Republik, Mocenigo und Loredano. Kaiſer Friedrich I. zu den Füßen Papſt Alexander's III. iſt wegen der vielen darin angebrachten Bildniſſe berühmter Zeitgenoſſen eine bemerkenswerthe Schöpfung. Die vier großen Bilder, die unter dem Namen der vier Gaſtmahle des Paul Veroneſe bekannt ſind, ſtellen die Hochzeit zu Kana vor (jenen Gegenſtand, den wir eben geſchildert, im Großen ausgeführt, 30 Fuß lang und beſtehend aus 120 Figuren), die Mahlzeit bei Simon dem Ausſätzigen, für die Kirche zu St.-Sebaſtian beſtimmt, nochmals die Mahlzeit bei Simon auf eine andere Art ausgeführt, und die Mahlzeit bei Levi, dem Zöllner. Die Kirche von St.-Sebaſtian zu Venedig iſt ganz von ſeiner Hand ausgeſchmückt; dort befinden ſich auch die drei bekannten Darſtellungen aus der Geſchichte der Eſther. Unſere berühmte Galerie beſitzt, außer dem oben beſchriebenen, noch vierzehn Bilder von dieſem Meiſter.

Der Künſtler-Vagabund.

Brouwer.

Nicht wegen ſeiner Bilder, deren die Galerie ſechs an der Zahl beſitzt, und die alle, mit wenig Unterſchied, dieſelben niedrigen Gegenſtände, niedrig aufgefaßt dem Beſchauer geben, ſondern wegen ſeines Lebens, das der wahre Typus eines Vagabonden Künſtlerlebens iſt, nehmen wir Adrian Brouwer in den Kreis unſerer Darſtellungen auf.

Adrian war der Sohn eines armen Tagelöhners in dem Dorfe Oudenaarde in Flandern. Der Vater ſtarb früh und die Mutter ernährte ſich durch die Geſchicklichkeit ihres Sohnes, der Muſter zeichnete zu den Hauben und Mützen, die das Landvolk damals trug. Dieſe Muſter beſtanden in allerlei bunten Vögeln und Blumen, die die äußere Umhüllung einer ſolchen männlichen und weiblichen Kopfbekleidung ausmachte. Die Mutter beſuchte mit dieſen Zeichnungen ihres Sohnes die Märkte und Kirchweihen. Der Erwerb war nicht groß, aber er war ſicher. Der Knabe erhielt von dem Erlös des kleinen Handels einen Sonntagsrock, ein Paar Schuhe und ein geiſtliches Liederbuch. Adrian war damals noch ein geordnetes und geſittetes Menſchenkind; ſpäter wurde es anders.

Eines Morgens ſaß er vor der Thür der Hütte und zeichnete einen Vogel ab, den er auf einem Baumaſte vor ſich ſitzen ſah. Der Maler Franz Hals ging vorüber. Er wurde auf den Knaben aufmerkſam, trat heran, und betrachtete deſſen Zeichnung. Sie gefiel ihm. Er knüpfte mit dem Knaben ein Geſpräch an, und erkannte deſſen muntern Geiſt und fröhliche Gemüthsart. „Willſt du bei mir das Malen lernen, Burſche?“ fragte der Maler. Der Knabe nickte bejahend. „So ſollſt du bei mir in die Lehre kommen.“ Die Mutter, als ſie von dieſem Anerbieten des fremden Herrn hörte, war höchlich erfreut. Sie brachte jetzt alle vorräthige Mützen und Hauben hervor, und zeigte ſie dem neuen Beſchützer, der einen gleichgültigen Blick auf dieſen Putz warf, und nur die Zeichnungen betrachtete. Die Sache wurde in Richtigkeit gebracht, und der junge Adrian verließ das Dorf und folgte dem Meiſter nach Harlem.

Franz Hals war ein Mann, der aus ſeiner Kunſt Geld zu ſchlagen wußte. Er benutzte ſeine Schüler, daß ſie für ihn arbeiteten, während er in den Schenken umherlag und mit den Bauern trank und ſpielte. Was die Schüler gearbeitet, gab er für ſein Werk aus und verkaufte es gut. Der berühmte Adrian von Oſtade wurde zugleich mit unſerm Brouwer Schüler bei Hals. Beide Eleven ſchloſſen einen Freundſchaftsbund miteinander. Hals bemerkte dies, und da er aus dem innigen Zuſammenhalten dieſer jungen Leute nichts Erſprießliches für ſich und ſeine Intereſſen erwachſen ſah, ſo ging er darauf aus, ſie zu trennen. Adrian Brouwer erhielt einen erbärmlichen Verſchlag auf dem Boden des Hauſes, wo er abgeſondert von allen Hausgenoſſen acht Stunden des Tages anhaltend malen mußte, ohne daß irgend Jemand erfuhr was er malte, und was aus den Bildern wurde, die aus dieſer ärmlichen und gezwungenen Werkſtätte hervorgingen. Der arme Junge arbeitete ſich faſt zu Tode. Er erhielt Farben aber kein Eſſen; wenigſtens nicht genug um daß er ſatt wurde. Hals kam alle Tage drei mal hinauf, um zu ſehen, ob er arbeitete und wie viel er geſchaffen. Das Fertige nahm er fort und gab Neues an, das fertig ſein mußte zur beſtimmten Zeit. War dies nicht der Fall, ſo hungerte Brouwer, und er hungerte manchmal zwei Tage, ſo daß er matt wurde, daß er nicht den Pinſel halten konnte. Hals fand dies Alles in der Ordnung, und verſicherte als das arme Jammerbild ihm ſeine Klagen verbrachte, das ſei nun einmal das Loos jedes armen Künſtlers; er habe es in ſeiner Jugend auch nicht beſſer gehabt.

Aber dieſe Lüge hielt nicht lange Stand. Oſtade fand Mittel, ſeinen frühern Kameraden in ſeinem Verſteck aufzuſuchen und mit ihm eine geheimnißvolle Zuſammenkunft zu halten. „Brouwer!“

zwungen, ob er es in der That war, konnte ich damals nicht entſcheiden.

Nach Abbrechung des vertraulichen Geſprächs wollte mein Vater ſich entfernen, that einen Schritt zurück, der König griff ihm an den Arm und rief: „Halt! halt!“ Es war zu ſpät, ein kleiner Schrei ertönte, und eine Dame, die ſich hatte dem Könige nähern wollen, trat bleich im Geſicht und ſich an einen Pfeilertiſch haltend zurück. Mein Vater machte ſeine Entſchuldigungen, daß er ihr auf den Fuß getreten, ſie zwang ſich zum Lächeln; gleich darauf gab ihr der König den Arm, indem er ſie leiſe auf franzöſiſch fragte: „Hat man Dir weh gethan, ma mie!“ Sie errothete und ſchwieg. Er ſtellte meinen Vater und mich ihr vor, ſie ſprach wenige Worte, wie es ſchien, in Verlegenheit. Der Vorfall ging vorüber, ohne daß weiter ein Gerede entſtand; mein Vater ziſchelte mir in's Ohr: „Alle Teufel, das iſt die Coſel! Sie iſt nahe daran, ihr ſagte er zu ihm, „weißt du auch, daß deine Bilder in Amſterdam Beifall finden und gekauft werden! Daß aber der Meiſter hier das Geld in die Taſche ſteckt! Weißt du das?“

Ach der arme Brouwer wußte es nicht; wo ſollte er es her wiſſen? Lebte er doch wie im Gefängniß, und ſah und ſprach Niemand. Aber welch ein Lichtſtrahl fiel jetzt in ſeine Finſterniß! Er ſchloß den Freund in die Arme, und rief: „Adrian, hilf mir hier aus meinen Nöthen! Hilf mir, und ſo wahr Gott lebt, er wird's dir vergelten!“

„Ich —, Brouwer, wo denkſt du hin? Welch eine Feindſchaft würde der Meiſter auf mich werfen! Und nun gar des Meiſters Frau, die weit ſchlimmer iſt als er! Nein, fodere das nicht von mir.“

Der arme Brouwer! Da war er nun wieder allein, aber ein Gedanke verließ ihn Tag und Nacht nicht: ſeine Bilder wurden geſucht und gekauft! Freilich er hatte ja ſo viel gemalt; irgend etwas davon mußte doch in die Welt gekommen ſein. Die fünf Sinne, die vier Jahreszeiten, das hatte er gemalt, und Franz Hals konnte dieſe Stücke nicht für ſein Machwerk ausgeben, denn Franz Hals war nur als Bildnißmaler bekannt. Vielleicht war alſo auch ſein Name genannt! Wenn nur Oſtade ein Bischen mehr Muth hätte! Die Flucht müßte gelingen; aber ſie wird auch vielleicht gelingen ohne Oſtade.

Und Adrian entfloh. Er kam nicht weit. In den zerlumpten, zerriſſenen Kleidern, frierend, bettelnd wurde er aufgegriffen hinter dem Chor einer Kirche, wohin er ſich verſteckt, und zu Hals gebracht, der ihn ſchon eifrig geſucht. Der eigennützige Mann ſtimmte jetzt ſein Betragen anders; er ſah wohl ein, daß ſein Zögling durch Härte nicht zu gewinnen ſei, er gab deshalb ſcheinbar nach und machte die für ſeinen Geiz auffällige Conceſſion, dem Flüchtling nicht allein zu verzeihen, ſondern ihn auch mit einem neuen Kleide und einer neuen Mütze zu beſchenken. Dazu wurde ihm in ſeiner Bodenkammer, denn dort verſchloß man ihn wieder, einige Zeit hintereinander ein reichlicheres Mittagsbrod gegeben. Adrian malte jetzt wieder in Frohnarbeit, aber er malte wie der Galeerenſträfling, der bereits weiß, daß es Mittel gibt zu entkommen. Er war klüger geworden, und er gab ſich das Wort, eine zweite Flucht ſollte beſſer ausfallen. Dieſe zweite Flucht führte ihn nach Amſterdam, und hier beginnt nun ſein eigentliches Leben, das er für ſich und nicht mehr für Andere lebte.

In Amſterdam wohnte er bei einem Gemäldehändler, der ein redlicher Mann geweſen zu ſein ſcheint, wenigſtens drückte er unſern jungen Künſtler nicht und zog aus deſſen Unerfahrenheit nicht den Vortheil, den er hätte ziehen können. Adrian machte jetzt die Bekanntſchaft einiger Gemäldeliebhaber, von denen Einer ihm ein Bild abkaufte, das Spieler in einer Schenke darſtellte. Der Käufer verlangte den Preis zu erfahren und der Händler hatte ſeinem Hausgenoſſen die Summe vorgeſchrieben, die er fodern ſollte. Dieſe Summe war nach Adrian's Begriffen ſo übermäßig hoch, daß er daran verzweifelte, auch nur die Hälfte zu erhalten. Schüchtern nannte er alſo, da man in ihn drang, den Kaufpreis, und welch ein freudiges Erſtaunen bemächtigte ſich ſeiner, als ihm die hundert Dukaten ſofort ausgezahlt wurden. So viel Geld hatte er noch nie beiſammen geſehen: ſeine kindiſche Freude darüber ging ſo weit, daß er die Goldſtücke auf ſeinem Lager ausſchüttete und ſich auf ihnen herumwälzte, indem er zugleich ein ſo lautes Freudengeſchrei ausſtieß, daß das ganze Haus zuſammenlief. Am beſten wäre es geweſen, der Händler hätte das Geld an ſich genommen und dem jungen Schwärmer nur gerade ſoviel übergeben, als für erlaubte und mäßige Genüſſe erforderlich war; ſtatt deſſen floh Brouwer mit ſeinem Gelde in die weite Welt hinaus, lief durch alle Schenken Amſterdams, trank und ſpielte, tanzte und tändelte und — in zehn Tagen war das letzte Goldſtück verſchwunden. Nun kehrte er zum Gemäldehändler zurück, zeigte dieſem ſeine leeren Taſchen und ſagte mit großer Zufriedenheit: „Erſt jetzt befinde ich mich wieder wohl, da ich von dem verdammten Zeuge nichts mehr an mir habe. Jetzt will ich wieder arbeiten!“

Und er ſetzte ſich an die Staffelei und arbeitete.

Das Spiel wiederholte ſich. Gewinn — Verſchwendung! Prahlender Reichthum auf ein paar Tage und — hungernde Dürftigkeit. Die Flaſche, oder vielmehr der flandriſche Bierkrug erhielt immer mehr Anziehungskraft für unſern Helden. Er konnte Tage lang in einer erbärmlichen Taverne ſitzen, dem Spiel, den Zänkereien, den plumpen Liebeshändeln der Bauern zuſehen und daran ſeine größte Freude haben. Seine Freunde ſuchten ihn auf und brachten ihn trunken nach Hauſe. Der Hut, der Rock, den er in ſolchem Zuſtande an ſich hatte, waren nie ſeine eigenen: im Tumult hatte man ihm ſeine Kleidung genommen und eine alte zerriſſene dagelaſſen, die er dann gelaſſen und vergnügt zu ſeinem Eigenthum annahm. Ueberhaupt, die äußern Dinge, die Mode und Wohlanſtändigkeit geboten, waren ihm herzlich gleichgültig. Seine ganze Kleidung hielt oft nur ein Knopf zuſammen: wußte man dieſe Achillesferſe zu durchſchneiden, ſo ſank die ganze Umhüllung ab.

Seine Freunde machten ſich öfters dieſen Spaß. Daß man das Haar und den Bart reinlich halten müſſe war ihm unbekannt, er war von den Bauern, mit denen er verkehrte, auch in dieſer Beziehung nicht zu unterſcheiden, ja er übertraf ſogar die ſtärkſten Virtuoſen in dieſem Fache. Man konnte ihn nicht anders dazu bringen, daß er ein Bad nahm, als wenn man ihn trunken unter den Strahl einer Pumpe brachte, und dieſen ein paar Minuten lang über ihn hinſtrömen ließ. Bei allem dem ſchätzte, ja liebte ſogar der große Rubens dieſen Mann. Er mußte alſo doch Eigenſchaften haben, die für ihn ſprachen.

Dieſe Eigenſchaften beſtanden einestheils in der Gutmüthigkeit ſeines Charakters, die durch alle Leichtfertigkeit hindurchſchimmerte, anderntheils in der Trefflichkeit ſeiner Bilder; Beides Dinge, die ein Menſchen- und Bilderkenner wie Meiſter Rubens zu ſchätzen und zu beurtheilen wußte. Er verließ daher den Brouwer nicht in allen Fährlichkeiten, die dieſen betrafen. Nur auf deſſen ganz dunkele und ſchmutzige

Wege konnte er ihm nicht folgen, dazu war dieſer Grand seigneur unter den Künſtlern zu hoch geſtellt und zu ariſtokratiſch erzogen.

Zugegeben, daß es ein Genre in der Malerei gibt, das uns mit Ekel erfüllt, das aber doch als eigenthümliche Richtung und Gattung ſeinen feſtgeſetzten Stand hat, ſo iſt unſer Brouwer ein ebenſo großer Künſtler in ſeinem Fache, als es Raphael in dem ſeinigen war. Niemand, ſelbſt Teniers, Mieris, Metzu, die beiden Breughel und wer alles in dieſem ſchmutzigen Tavernengenre malte, hat die Keckheit, die Friſche und die Urſprünglichkeit Brouwer's erreicht. Seine „Läuſe“ leben, ſagt ein franzöſiſcher Kritiker von ihm. Es iſt ein troſtloſer Beruf, ewig Fratzen zu malen, aber wenn man ſie malt, müſſen ſie unnachahmlich wahr ſein. Und unſers Brouwer's Zerrbilder leben. Kein breitmäuliger Biertrinker, keine zerlumpte halbtrunkene Hökerin, die nicht gerade ſo kann ausgeſehen haben, als ſie noch unter den Lebendigen wandelten. Man ſehe nur auf unſerer Galerie den Bauer an, der das Kind reinigt; welch eine

Wahrheit, welch ein uns faſt „anſchreiendes“ Leben! Der Gegenſtand iſt in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten, nach allen Richtungen hin erſchöpft. Dieſes Kind iſt wirklich ſchmutzig, dieſer Bauer iſt wirklich bemüht, es zu reinigen; da iſt kein Zweifel, dieſe Handlung geht vor ſich und verläuft ſo, wie ſolche Thatſachen und Vorfälle zu verlaufen pflegen, das heißt, das abſcheulich häßliche kleine Geſchöpf wird gereinigt, wieder auf den Boden geſtellt, und der Mann geht ſeine Wege. Damit iſt Alles abgethan. Der Maler hat gegeben was er verſprochen. Etwas Anderes iſt es, daß er dies nicht hätte verſprechen, dies nicht hätte geben ſollen. Darüber haben wir nicht mit ihm, ſondern mit der Kunſt zu rechten, die in ihrem Gebiete ſo unzählige Felder und Abtheilungen hat, wie das Leben ſelbſt, deſſen Verkündigerin ſie iſt.

Zurück zu unſerm Brouwer. Einſt wurde er, da er an den unwirthbaren Küſten herumſtreifte, von jenen Horden, die damals der Krieg ausbildete und begünſtigte, überfallen und bis aufs Hemde geplündert. Was thut der Arme?

Es iſt im nächſten Dorfe Kirchweih, wo er nicht fehlen darf, aber er will nicht in das Dorf einziehen als ein halbnackter Bettler; für die letzten paar Groſchen, die ihm übrig geblieben, kauft er ſich Farben und ein Stück grobe Leinwand, ſchneidet ſie zurecht, näht die Stücke zuſammen, und bemalt ſie nach Art jener koſtbaren Stoffe, die damals in Mode waren, mit den ſchönſten Blumen. So angethan ſtolziert er mit gravitätiſchen Schritten in das erſtaunte Dorf hinein. Die Einwohnerſchaft läuft zuſammen um dieſen prächtigen Fremden anzuſtaunen. Der Fremde hält ſich klüglich etwas in der Entfernung, denn er hatte ſeine guten Gründe zu wünſchen, daß man ſein Kleid nicht anfaſſe, daß man die goldenen Ketten und Schaumünzen, die ihm um den Hals hingen, nicht betaſte. Endlich wächſt das Aufſehen, das er macht, zu einem Sturm an, die Weiber vor Allen wollen zu ihren Röcken ähnliche Stoffe haben, und unſer Spaßvogel, von allen Seiten bedrängt, iſt endlich genöthigt dem Spiel ein Ende zu machen. Er ſpringt auf eine Tonne, und wiſcht vor Aller Augen mit einem Schwamm alle die ſchönen Blumen und goldenen Ketten herunter. Welch ein Erſtaunen und darauf — welch ein Gelächter! Noch Kinder und Kindeskinder werden von dieſem Stückchen zu erzählen wiſſen.

Bald darauf hatte er ſich ein wirkliches, nicht ein gemaltes Sammetkleid angeſchafft. Einige hochmüthige Leute, die ihn ſonſt, wenn er als Bauer umherging, verachteten, luden ihn jetzt ein, da er ein Sammetkleid hatte. Aus Aerger hierüber tunkte er den erſten Biſſen, den er bei dem Feſtmahle nahm, in eine fette Brühe und beſudelte damit von oben bis unten das Sammetkleid. Als man ihm heftige Vorwürfe machte, ſagte er ruhig: Da ich lediglich meines Rockes wegen gebeten bin, ſo ziemt ſich, daß auch dieſer, mein Rock, das Erſte und Beſte vom Schmauſe erhalte.

Als er Amſterdam auf einige Zeit verließ, um nach Antwerpen zu gehen, ſetzte man ihn in letzterer Stadt gefangen, weil man ihn für einen Spion hielt. Die unruhigen Zeiten erklärten vollſtändig dieſen Unglücksfall. Jetzt

Wochenbett zu halten, und ich habe ihr auf den Fuß getreten.“

Man ging zum Soupé. Eine junge Dame hatte lange Zeit allein auf dem Kanapee geſeſſen und mich lächelnd, faſt unverwandt, angeblickt; ſie ſtand jetzt auf, und da die übrigen Gäſte Paar und Paar ſchon aufgebrochen waren und ſie mich ohne Dame ſah, legte ſie, ohne mir ein Wort zu ſagen, ihren Arm in den meinigen und ließ ſich von mir zu Tiſche führen. Wie wir in den Saal traten und ich mich gegen ſie verbeugte, ſah ich, daß ſie ein Lächeln hinter ihrem Tuche barg und ſich ſchweigend neben mich ſetzte. Der Saal glänzte von Lichtern, das ſchöne Meißner Porzellan ſchimmerte mit dem Silber um die Wette und hohe Blumen-Vaſen ſtreuten Düfte umher. Der König ſaß etwas abgeſondert mit Frau Coſel allein an einem Tiſche, doch ließ er von Zeit zu Zeit Dieſen oder Jenen aus der Geſellſchaft zu ſich kommen; mein Vater genoß die ſaß unſer Künſtler in der Citadelle von Antwerpen. Eine neue Situation. Unter den Gefangenen befanden ſich hohe und erlauchte Perſonen, ſo auch der Herzog von Ahrenberg, und dieſem entdeckte ſich Brouwer, um ſeinen Schutz bittend. Der Herzog war ein Kenner und Liebhaber der Kunſt, Brouwer's Name war ihm nicht unbekannt, und in der Langeweile des Kerkerlebens kam es ihm ganz gelegen, einen ſo wunderlichen Kauz in ſeiner Nähe zu haben. Brouwer hatte ſchon geſchwind eine kleine Skizze gemacht, eine Gruppe ſpielender und trinkender Soldaten, wie er ſie durch die Gitterſtäbe ſeiner Zelle beobachtet hatte. Dieſe Skizze gefiel dem Herzog ungemein, und als er den Tag darauf einen Beſuch von Rubens erhielt, zeigte er dieſem das Blatt. Rubens erkannte ſogleich den Brouwer. Der Herzog theilte ihm mit, daß der Maler ſich unter den Gefangenen befinde, und der große und mächtige Rubens verſprach dem Fürſten, für die Befreiung des Malers Sorge zu tragen.

Was ein Rubens verſprach, hielt er. Brouwer wurde frei, und in dem Hauſe ſeines Befreiers wurde ihm freie Wohnung und jegliche Unterſtützung gegeben. Aber das war nicht, was dem Brouwer gefiel. Er ſollte ein geordnetes Leben führen, er ſollte mit ehrbaren Leuten umgehen, er ſollte lauter Geſichter um ſich ſehen in Faltenkragen und in Sammetmänteln — das ging über ſein Vermögen. Er entlief, und zwar undankbarerweiſe, ohne auch nur ein Wort hierüber, geſchweige denn einen Dank an Rubens zu hinterlaſſen. Das Entlaufen war recht eigentlich ſeine Sache; er hatte ſich darin gleichſam während ſeines ganzen Lebens eingeübt. Rubens ließ ihn gehen, zürnte ihm nicht, ließ ihn aber auch nicht aufſuchen.

Brouwer war damals zwanzig Jahre. Die Natur hatte ihn nicht übel gebildet, allein die frühen Ausſchweifungen hatten an dem Ruin ſeines Körpers gearbeitet; ein wenig Ruhe, ein wenig Mäßigung und er hätte ſein Leben noch um Jahrzehnde verlängern können. Aber hatte er früher unordentlich gelebt, ſo verdoppelte er jetzt jede Art von Debauche. Er reiſte herum und gab ordentlich „Gaſtrollen“ im Trinken, indem er ſich anheiſchig machte, bald dieſen, bald jenen berüchtigten Trinker zu Boden zu trinken. Dabei gerieth das Malen ins Stocken. Was er jedoch malte war ſo gut wie in ſeinen beſten Tagen. In ſeinen ausgeführteſten Sachen übertraf er den Teniers, den er ſich zum Muſter gewählt.

In dieſe Zeit fällt ſeine Freundſchaft mit Joſeph Graesbecke, einem Bäcker, der ſich aber auf das Malen gelegt hatte, und noch fratzenhafter und noch burlesker malte als ſein Freund Brouwer. Beide wurden ein Herz und eine Seele. Man ſah ſie Arm in Arm alle Schenken durchziehen. Dabei hatte Graesbecke eine hübſche Frau, der Brouwer den Hof machte. Die Frau war dem Manne treu und Brouwer erreichte nichts. Dennoch prahlte er gegen ſeinen Freund mit Gunſtbezeigungen der Madame Graesbecke. Der Mann, eiferſüchtig gemacht, griff zu einem ſehr originellen Mittel, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob ſeine Frau ihn liebe oder nicht. Er malte ſich eine ungeheure

Wunde auf die Bruſt, warf ſich auf ſein Lager hin, ſtöhnte und röchelte und geberdete ſich wie ein Sterbender. Das blutige Hemde und das neben dem Bette liegende Meſſer ſollten glauben machen, Räuber hätten ihn überfallen und zu tödten geſucht. So liegend, lauerte er, ob ſeine Frau kommen und, wenn ſie käme, welche Miene ſie machen werde. Welch ein Triumph für ihn, als er die Frau herbeieilen und weinend zu ſeinen Füßen niederſinken ſieht! Dies konnte keine Verſtellung ſein, und war es auch nicht.

Brouwer glaubte ſeine Umſtände zu verbeſſern, wenn er auswanderte, aber er verſchlimmerte ſie. In Paris, wohin er ſich begab, liebte man ſeine Manier nicht, und es wurde ihm nichts abgekauft. Er kam arm und elend nach Antwerpen zurück. Hier hatte man unterdeſſen ſeinen Freund Graesbecke feſtgeſetzt, weil er es der Sicherheitsbehörde zu arg gemacht hatte, und man drohte Brouwer mit einem ähnlichen Geſchicke, wenn er ſich nicht raſch aus dem Staube machte. Er entfloh, kehrte aber nach einer Weile, weil er ſich auf die Hülfe von Rubens verließ, doch wieder nach Antwerpen zurück, erkrankte, und wurde in ein Hoſpital gebracht, wo er **1640** im zweiunddreißigſten Jahre ſeinen Geiſt aufgab, buchſtäblich auf der Strohmatte des Hoſpitals liegend. Rubens erfuhr zu ſpät dieſe kläglichen Umſtände; er ließ dem Todten in der Karmeliterkirche ein anſtändiges Leichenbegängniß beſorgen.

Dies iſt das Leben Adrian Brouwer's, des Maler Vagabunden, des Genies der Landſtraße, des Raphael's der Tavernen.

Er hinterließ keine andern Schüler als den Gonzales Coques und den bereits erwähnten Bäcker Joſeph Graesbecke. In alle Gemäldegalerien Europas verſtreut ſind die kleinen „häßlich-ſchönen“ Bildchen dieſes Malers, der den Typus der Bauern- und Schenkenbilder am ſchärfſten in ſich ausgebildet hat.

Der Liebesgarten.

Rubens.

Es iſt bekannt, daß Rubens, neben den großen Meiſterwerken des Pinſels, die er der Welt gegeben, auch diplomatiſche Aufträge übernahm und zu Stande brachte. So befand er ſich 1630 am Hofe Karl's I., um einen Frieden zwiſchen England und Spanien zu vermitteln. Der König zeichnete ihn auf alle Weiſe aus; er ſchlug ihn zum Ritter, gab ihm in der vollen Verſammlung des Parlaments Degen und Ring. Ebenſo der König von Spanien Philipp IV., der ihn zum Secretär des Staatsraths der Niederlande ernannte und ihn mit einem goldenen Schlüſſel decorirte. Bei allen dieſen Würden und Auszeichnungen malte Rubens unausgeſetzt fort und ſchuf ſeine herrlichen Werke. Folgende Erzählung wird zeigen, auf welchem Wege er zur

Compoſition eines ſeiner zierlichſten und poetiſchſten kleinen Bilder gelangte. Es iſt dies das Bild, das unter dem Titel „Der Liebesgarten“ bekannt iſt und eine der Hauptzierden der Galerie ausmacht.

Der Herzog von Buckingham, der Gönner und, was mehr ſagen will, der perſönliche Freund Rubens', gab auf ſeinem mit fürſtlichem Prunk eingerichteten Landſitze Feſte während der Anweſenheit des Künſtlers. Alle Schönheiten des Hofs und der Stadt waren bei dieſen Luſtbarkeiten gegenwärtig, und der Herzog, ſelbſt ein großer Kenner in dieſem Felde, erfreute ſich an den Beobachtungen und Bemerkungen des Malers; er fügte die ſeinigen hinzu, und Künſtler und Hofmann ergänzten einer den andern auf eine bewundernswürdige Weiſe.

Eines Tages war von den Liebeshändeln die Rede, ſowol von denen, die bei Hofe, als denen, die in der Stadt zur Kenntniß der galanten Forſcher gekommen waren. Ein reichhaltiges Thema. Der Herzog und der Künſtler hatten ſich auf einer Gartenbank niedergelaſſen

Ehre am längſten, bei ihm zu verweilen und ihr Geſpräch wurde ſo ungezwungen und ſo laut geführt, daß es keine Mühe koſtete, es zu erlauſchen. Es betraf die alten Erinnerungen der Belagerung von Mainz, wo Friedrich Auguſt als Jüngling ſeine erſten Kriegslorbeeren pflückte und mein Vater Befehlshaber eines Corps der Reichsarmee geweſen war. „Ich verſichere Sie, Madame,“ ſagte der König zur Frau von Coſel, „man ſah nie einen tapfrern und ehrlichern Mann, als unſern Grafen hier, und ich wüßte keinen meiner Freunde, den ich über ihn ſtellen möchte in der Neigung, die ich zu ihm empfinde.“ Er reichte meinem Vater die Hand und ſagte gleich darauf zu einem Herrn, der bei dieſen Worten aufgeſtanden war und eine überraſchte Miene machte: „Fürchten ſie nichts, Graf! Saint-Sylvan iſt kein Ehrgeiziger; er zieht es vor, auf ſeinen Schlöſſern ſelbſt den Fürſten zu ſpielen, als hier um die Gunſt eines Fürſten zu buhlen.—

und plauderten, während um ſie her das Feſt ſeinen Fortgang hatte und die bunten Gruppen ſich über den ganzen Umkreis der feſtlich geſchmückten Terraſſe verbreiteten. Der Hof hatte ſich ſoeben entfernt, die Unterhaltung wurde ungezwungener; es fanden ſich Die, die ſich finden wollten. Der Künſtler beobachtete, der Herzog erzählte.

Nachdem die Verhältniſſe einiger Perſonen von Anſehen leichthin berührt worden waren, verfiel der Herzog in Nachdenken und ſein Blick weilte ſinnend auf einer Gruppe junger Frauen und Männer, die ſich an dem Marmorbecken eines Springbrunnens verſammelt hatten. Der Künſtler richtete ebenfalls ſein Auge dorthin und that dann die Frage: Welcher Gegenſtand die Aufmerkſamkeit des geiſtvollen Mannes feſſele?

„Ich muß unwillkürlich“, ſagte der Herzog, „an das Eigenthümliche, das menſchlichen Geſchicken in der Liebe anhaftet, denken, wenn ich jene Frauen betrachte, von denen jede Einzelne Urſache hat, mit ihrem Looſe zufrieden zu ſein, und dennoch eine Jede in die Neigungen ihres Herzens ein gewiſſes Etwas ſich miſchen ſieht, das den vollkommenen Frieden ſtört, ja dem Glücke überhaupt Gefahr droht. Ich möchte es „die hindernden Umſtände“ nennen, die einer Liebe ſich in den Weg ſtellen.

„Deren gibt es viele“, entgegnete Rubens, „Zwang der Verhältniſſe; herriſcher Wille der Aeltern, Entfernung —“

„Alles das nicht! Die Hinderniſſe und Störungen kommen hier nicht von außen, als dann wäre an ihnen nichts Auffallendes; ſie entſtehen und wachſen vielmehr aus der Liebe ſelbſt empor, und man ſollte denken, dies wäre ein Widerſpruch. Denn kann man annehmen, daß Einer, der da will, auch zugleich nicht will? Und doch im Geſchicke dieſer Liebespaare, die ich dort vor mir ſehe, iſt recht eigentlich jener dämoniſche Geiſt entfeſſelt, der mit uns Sterblichen ſein Spiel treibt, indem er uns ſelbſt zu Werkzeugen braucht, um uns ſelbſt zu vernichten, oder vielmehr, indem er unſere brennendſten Wünſche ſo zu lenken ſucht, daß ſie ſelbſt es ſind, die die Flammen in unſerer Seele auslöſchen und erſticken.“

Rubens hörte dieſe Worte mit geſpannter Aufmerkſamkeit; nach einer Pauſe bat er den Herzog, ſich näher zu erklären.

„Faſſen wir erſt die Perſonen ins Auge, um die es ſich hier handelt“, ſagte dieſer. „Dort die drei ſchönen Frauen, von denen die Eine blond iſt und einen etwas ſtrengen Ausdruck in ihren regelmäßig geformten Zügen hat, ſollen zuerſt mir zu Erklärerinnen dienen; es ſind drei Schweſtern, Miß Jeane, Miß Leonore Aſtone und Lady Pembroke.“

„Die Letztere habe ich bereits geſehen“, rief der Künſtler, „und wenn ich nicht irre, ſo war dies am Hofe der Königin Maria von Medicis.“

„Sie hielt ſich einige Zeit dort auf, kurz nach der Trennung von ihrem Manne. Dieſe drei Frauen werden von einem Cavalier begleitet, der für den Erwählten der mittlern Schweſter gilt, während er die jüngſte liebt. Es iſt der Marquis von Selborn, einer unſerer eleganteſten Hofleute und unſerer tapferſten Krieger.“

„So wünſche ich ihm auch in dieſem Kriege den Sieg!“ rief Rubens.

„Er hat es mit einem hartnäckigen Feinde zu thun, denn Herzenskälte, Gefallſucht und Eitelkeit ſind die Feinde, die in dem Buſen der drei jungen Schönen Platz genommen haben. Sie lieben, aber ſie lieben auf ihre Weiſe.“

„Erzählt, gnädiger Herr, erzählt!“

„Man wirft meinen Landsmänninnen“, hub der Herzog an, „öfters im Gegenſatze zu den Franzöſinnen und Italienerinnen, eine gewiſſe Starrheit, Prüderie, Kälte vor, und wenn dieſer Vorwurf gegründet iſt, ſo iſt er allerdings ein dunkler Schatten, der auf den Glanz der weiblichen Liebenswürdigkeit fällt; denn wodurch können wir Männer mehr beleidigt werden, als durch ein Mistrauen, das man uns zeigt, indem man unſere Bewerbungen froſtig aufnimmt und hochmüthig duldet. Allein ich glaube nicht, daß dieſer Makel in Wahrheit den Töchtern dieſer Inſel anhaftet, vielmehr wenn ſie nicht die Lebendigkeit und das Entgegenkommen der Frauen des Continents zeigen, ſo iſt dies nicht als Eigenſchaft ihres Herzens oder Charakters auszulegen, ſondern als eine Frucht ihrer Erziehung, die von frühester Jugend an mit großer Strenge geleitet wird. Man erzieht ihnen die Unliebenswürdigkeit an. Der Schutz, den die Tugend gewährt, beſteht aber nicht darin, durch künſtliche Mittel zu ſchrecken, ſondern vielmehr in der Ausbildung der ſanften Gewalt, die ein allmächtiges Gefühl, das vom Himmel ſtammt, und uns zum Himmel führt, ganz beſonders in den Buſen eines edeln Weibes niedergelegt hat. Einer ſolchen Herrſchaft wird kein edler Mann ſich entziehen, und der unedle hat die mindeſte Ausſicht, mit den ſchwachen Waffen, die er führt, in eine ſolche Feſtung zu dringen. Aber wir kommen von unſern drei Schweſtern ab. Lady Conſtanze iſt im Verdacht, etwas von jener Herzenskälte an ſich zu haben, wenigſtens beſchwerte ſich ihr Mann hierüber, der ſich herzlich unglücklich an ihrer Seite fühlte, und endlich mit einer Schauſpielerin entfloh, nachdem er ſein ganzes Vermögen ſeiner ihn nicht liebenden Frau großmüthig zurückgelaſſen hatte.

Die junge Dame war frei, in Beſitz großer Schätze, und ſie ſchenkte ihr Herz dem Marquis von Selborn. Aber dieſelbe Kälte, die jenen erſten Bund getrennt, kam auch hier zum Vorſchein; wenigſtens beklagte ſich der Marquis, nicht ſo geliebt zu werden, wie er liebte. Ohne das Verhältniß zu Conſtanze zu löſen, ging er allmälig auf ihre zweite Schweſter über und — jetzt hat er ſich bis zur dritten „hindurchgeliebt.“ Miß Jeane legt den entgegengeſetzten Charakter ihrer Liebe bei, ſie wechſelt launenhaft: iſt heute glühend zärtlich, morgen zerſtreut, übermorgen ſtarr wie Eis, um dann wieder in Flammen der Neigung zu glühn. Das iſt nicht ganz nach dem Geſchmack unſers Ritters, doch fühlt er ſich bis zu einem gewiſſen Grade hin gefeſſelt, und will auch hier nicht der Erſte ſein, der die Feſſel bricht. Die dritte Schweſter iſt es, die ihn gegenwärtig in Beſitz genommen, doch ſie iſt ſehr jung, eigentlich noch ein Kind, und es iſt Eitelkeit, den ſchönen und berühmten Mann ihren Schweſtern entziehen zu können, was ſie antreibt, ihrer

Liebe die Krone Hymens ſo bald als möglich aufzuſetzen. Wenn mein armer Marquis dies merkt, wird er auch hier nicht die Stätte entdecken, auf der er den Tempel ſeines Glücks wird errichten wollen.“

„Sie iſt jedoch reizend!“ rief Rubens; „ein Zug von Schalkhaftigkeit, von kindlicher Friſche, der um ihre ſchönen Wangen ſpielt und ihren Mund zu röthen ſcheint, wirkt verführeriſch. Iſt Lady Conſtance eine Juno, Jeane eine Minerva, ſo iſt dieſe kleine Eleonor die Göttin von Paphos ſelbſt.“

„Wir wollen weiter gehen. Dort, aus jenem Baumgange hervor, treten drei junge Damen, gefolgt von einem Manne, den ſeine Haltung und ſeine Manieren uns als einen Zögling der großen Welt bezeichnen. Es iſt Sir Horace Welſtone, der Enkel jener berühmten Herzogin von Welſtone, der drei unſerer Könige den Hof machten und die eben im Begriff war auch den vierten zum Verehrer zu erhalten, als die Peſt, die damals London verheerte, ebenſo unerbittlich wie ſie ſelbſt, ſie dahinraffte. Auch hier iſt die Liebe auf Hinderniſſe gerathen. Miß Lydia Halkins, die älteſte dieſer Schönen, iſt dem Horace beſtimmt; allein ſeine Wahl iſt noch nicht entſchieden; beide Couſinen Lydia's, Clémence und Polixène Gräfinnen von Delchyne, haben ſich Rechte auf das Herz des jungen Ritters erworben; aber werden ſie dieſe Rechte behaupten können? Lydia iſt kalt, ruhig, verſtändig; ſie wartet ab, welch ein Geſchick ihr vom Himmel zugeſchickt wird; ſelbſt ſich eins zu wählen, dazu iſt ſie zu indifferent. Um Alles in der Welt willen mag ſie nicht aus ihrer Ruhe geſtört werden. Ihre beiden Geſpielinnen ſind anders geartet. Clémence, die junge ſechzehnjährige Unbefangene, weiß von Amors Pfeil noch nichts, er naht ſich ihr, indem er ſeine Waffe ſorgſam verbirgt, und dieſe Unkenntniß ihres Herzens geht ſo weit, daß ſie ein hemmendes Hinderniß in den Fortſchritten der Liebe wird, denn nichts verſtehen können iſt ſicherlich ebenſo verderbenbringend als nichts verſtehen wollen. Ihre Schweſter Polixène handelt entgegengeſetzt; ſie geht vor, wenn ihre

Couſine ſtehen bleibt und ihre Schweſter zurück weicht. Zu weit Entgegenkommen iſt aber auch dem Glücke der Liebe hinderlich. Alle drei jungen Nymphen verſehen es auch alſo hier, obgleich auf eine völlig von den obigen verſchiedene Weiſe. Es ſoll mich nicht wundern, wenn Horace Keine wählt.“

„Welche tiefe Blicke, theuerſter Herzog, werfet Ihr in das weibliche Herz!“ rief der Künſtler mit einem ſtaunenden Lächeln. „Ihr malt — und wahrlich, Eure Farben übertreffen die meinigen an Lebendigkeit und Wahrheit. Aber nun mögt Ihr ſo gütig ſein und meine Neugierde noch ferner befriedigen. Seht jene liebenswürdige Erſcheinung dort! Sie zeigt in ihrem Antlitze Züge von Schwärmerei und Andacht. Ihr ſchönes Auge iſt gen Himmel gerichtet. Sollte ſie etwa fromm ſein? Dem widerſpricht jedoch ihr gewählter Anzug, und die Umgebung, in der ich ſie ſehe. Auch ſcheint der junge Cavalier, der ſich flüſternd zu ihr neigt, nicht die Miene eines Beichtvaters zu haben.“

„Sie iſt nicht fromm“, entgegnete der Herzog, „aber dennoch exaltirt, überſpannt. Ich fürchte ſogar für ihren Verſtand, wenigſtens inſoweit, daß der Geiſt nicht im Stande ſein wird, die Verirrungen und Uebertreibungen des Gefühls zu bändigen und zu ordnen. Es iſt Lady Arabella Southampton, erſtes Hoffräulein der Königin. Sie ſpielt die Laute, wie man ſagt, bezaubernd, und dazu fügt ſie eine Stimme, die, wie unſer großer Dichter bemerkt, die Engel im Paradieſe nicht ſchöner haben hören laſſen. Ich verſtehe davon nichts; für mich iſt eine ſingende Frau eine läſtige Unterhaltung. Als Materialiſt in der Liebe glaube ich, daß in einer zärtlichen Zuſammenkunft eine Schöne ihren Mund beſſer brauchen kann, als ihn aufzuſperren, um kunſtgerecht eine Reihe von Tönen hervorquellen zu laſſen, die ich auf dem Theater beſſer hören kann, und die genau genommen nichts mit dem Beweggrunde gemein haben, weshalb ich gekommen bin. Ich will lieber ſehen, daß meine Dame tanzt, als daß ſie ſingt; beim Tanze kann ſie meinem Auge Schönheiten

„Eure Majeſtät haben meine Dienſte nicht mehr nöthig,“ entgegnete mein Vater mit einer Verbeugung, „aber der Himmel ſoll mich bewahren, daß ich in den Ruf käme, als bedürfte ich nicht der Gnade meines Königs. Ich erflehe dieſelbe für meinen Sohn.“

„Du wendeſt Dich an den Unrechten,“ entgegnete Friedrich Auguſt in großer Munterkeit. „Hier ſitzt der König. Ich vollſtrecke nur die Befehle, die aus dieſem ſchönen Munde kommen. Was ſagen Sie zu dem Begehr des Grafen, Madame?“

Mein Vater winkte mir und ich trat vor den Tiſch des Königs. Er ſah mich vom Kopf bis zu den Füßen an und ziſchelte der Frau von Coſel etwas in's Ohr. Dieſe blickte mit einer Miene von Gleichgültigkeit, mit halb zugekniffenen Augen einen Augenblick zu mir empor und ſagte mit einem kalten Lächeln: „Sire, ich empfehle Ihnen den jungen Mann. Er ſcheint zeigen, die ich noch nicht kannte, und die mit dem Zweck der Liebe auf das innigſte zuſammenhängen. Doch dies ſind meine beſondern Anſichten die, ich gebe es zu, für tauſend andere Männer Ketzereien ſind, die man nicht entſchuldigen kann. Niemand ſoll mir vorwerfen, daß ich ungefügig bin; ich will alle Arten ſich zu vergnügen gelten laſſen, nur ſoll mir dann auch die meinige frei ſtehen. Alſo wieder auf Lady Arabella zu kommen, ſo fürchte ich, ſie ſchmachtet und ſingt und dichtet und phantaſirt etwas zu viel für den Geſchmack des jungen Herzog von Belmont, der ihr erklärter Verehrer iſt. Die Königin will dieſe Heirath, und ſie wird auch wol zu Stande kommen.“

„Ich mag es wohl leiden, daß man mir, während ich male, Muſik macht“, bemerkte Rubens, „doch hab ich noch lieber, wenn vorgeleſen wird. Auf dieſe Weiſe habe ich viele treffliche Dichter kennen gelernt, deren Werke zu weitſchweifig ſind, als daß es mir gelingen könnte, ſie ſelbſt durchzuleſen. Aber, theurer Herzog, laſſet uns weiter ſchreiten in unſern Betrachlungen. Ich ſehe das Reich der Liebe, offen will ich's bekennen, hier von einer ganz neuen Seite an.“

„Es iſt dies das unerſchöpflichſte Thema, das ſich denken ließ“, erwiderte der Erzähler; „jeder Einzelne gründet ſich ein eigenes Reich in dieſem unermeßlichen Beſitzthume. Das Paar, das wir jetzt in den Rahmen unſerer kleinen Galerie ſchieben wollen, iſt dasjenige, das am wenigſten ſcheinbar von den Gefahren, die der Liebe drohen, zu fürchten hat und das dennoch ſein Fahrzeug ſo lenkt, daß es kaum einer der gefährlichſten Klippen im Meere der Liebe entgehen wird. Zu wenig Hingebung, haben wir geſehen, ſtört die Liebe, zu viel vernichtet ſie raſch. Das junge Mädchen dort, das am Arme ihres Geliebten hängt, und ihn zärtlich anblickt, ſie iſt eine vermögenloſe Waiſe, aber von guter Familie, Miß Clara Haſtings, die Sir Robert Monfort, einen Ritter des Bath-Ordens, und einen, wie man ſagt, großen Liebling der Frauen, für ſich zu erobern gewußt hat. Er hat ihr zu Gefallen ſeine übeln Sitten abgelegt und iſt zahm geworden. Er rührt keine Karte mehr an, er ſucht keine Händel und, was das Meiſte ſagen will, er nimmt den Becher nicht ſo oft zur Hand. Die gute Miß Clara dankt ihm dieſe Opfer, die er ihr gebracht, durch eine Zärtlichkeit, die keine Grenzen kennt. Sie neigt ſich ewig zu ſeinem Ohr, ſie flüſtert ewig etwas hinein, ſie umſchlingt ihren Geliebten, und der Himmel thut ſich ihr auf, wenn ſie mit ihm allein auf irgend einem verſteckten Plätzchen »Geheimniſſe« austauſchen kann. Dieſe Geheimniſſe beſtehen in der ewig wiederholten Frage, ob er auch wiſſe, wie ſehr ſie ihn liebe, worauf er erwidert, ob ſie auch das von ihm wiſſe, worauf ſie erröthend liſpelt, ſie glaube zu ahnen, daß ſie es dereinſt wiſſen werde. Er fragt ſie ſcheinbar zürnend: warum ſie es nicht ſchon jetzt wiſſe, worauf ſie in zärtliche Thränen ausbricht und geſteht, ſie glaube es ſchon jetzt zu wiſſen, aber um Alles in der Welt willen möchte ſie darin keine unumſtößliche Wahrheit geſprochen haben, ſondern erwarte die Verſicherung aus ſeinem Munde, daß ſie ſich nicht ganz und ohne alle Hoffnung getäuſcht habe. Er fragt ſie, ob ſie dieſe Verſicherung nicht in ſeinen Augen läſe? Und dieſe Frage gibt Veranlaſſung, ſich gegenſeitig in die Augen zu ſehen, die in Zärtlichkeit ſchwimmen und in denen ein ſanftes Feuer um den Vorrang über das ebenſo ſanfte Waſſer, das Naß der Thräne, ſtreitet, bis Feuer und Thräne in einem Kuſſe untergehen, der dazu beſtimmt iſt, das tauſend und erſte Gelöbniß der Zärtlichkeit zu beſiegeln."

„Möchte Sir Robert ſtandhaft bleiben!" rief Rubens. „Eure Herrlichkeit haben Recht; zu große Hingebung von Seiten der Weiber bringt ihnen Nachtheil. Wir wollen als Eroberer und Sieger auftreten, iſt der Feind ſchwach, ſo erlahmt unſer Feuer und unſere Waffen ſind machtlos. Träge nehmen wir unſere Beute in Beſitz, die uns ohne Anſtrengung zutheil geworden."

„Wir kommen zu dem letzten Pärchen unſerer Liebesgruppen", nahm der Herzog wieder das Wort und dieſes zu charakteriſiren fällt dem Beobachter nicht ſchwer. Wir ſehen die ſchöne Eliza Belſers vor uns und den Capitän Holborn, einen trefflichen und ehrenwerthen Mann, den ich perſönlich mir befreundet weiß. Es ſind bereits ſieben Jahre, daß dieſe Liebenden ſich kennen, und es iſt die Ausſicht vorhanden, daß noch weitere ſieben Jahre verfließen werden, ehe es zum Abſchluß kommt. Wer kann ſie nachher noch jung nennen? Wenn wir fragen, welches der Grund dieſes zögernden Glücksſchrittes iſt, ſo lautet einfach die Antwort: Sie können nicht zum Entſchluſſe kommen. Stets erwachſen Zweifel in ihren Seelen, ob, wenn ſie ſich ſchon jetzt völlig entſcheiden wollten, es nicht zu früh ſei, ob es nicht gerathener, ſich noch ernſtlicher zu prüfen, ſich noch gewiſſenhafter zu fragen, und dann — o es findet ſich ja noch immer zeitig genug der Augenblick, der die glückliche Zeit der Jugendtändeleien endet! — alſo warte man. Und über dieſes Warten miſcht ſich manch farbloſes Härchen unter die braunen Locken Sir Richard's und manche feine Falte legt ſich um Mundwinkel und Auge der ſchönen Eliza. Alles dieſes iſt unvermeidlich, aber es wird von den Liebenden nicht bemerkt; bis denn eines ſchönen Tages Sir Richard als alter Mann aus dem Bette ſteigt und Eliza vor ihrem Spiegel findet, daß ſie auffallend ihrer Mutter ähnlich ſieht, als dieſe funfzig Jahre zählte. Alsdann weiß ich nicht, ob das Bündniß noch zu Stande kommen wird, ob nicht vielmehr Beide es vorziehen werden, die Beſchwerlichkeiten des Alters, Jedes für ſich in geſonderten Verhältniſſen abzuwarten."

„Ich fürchte das Letztere", bemerkte Rubens. „Eine Ehe unter gealterten Liebesleuten thut ſelten gut. Man hat ſich ſo gründlich kennen gelernt, man hat ſich ſo völlig ausgeſprochen, daß wenn man den Becher nun leeren will, man als Neige Ueberdruß und Langeweile findet."

„Ihr ſolltet dieſe Gruppen in ein Bild bringen, Meiſter Paul", ſagte der Herzog nach einer Weile, „und auf Eure Weiſe bildlich die Erklärung geben, die ich ſoeben in Worten vorgebracht. Meint Ihr nicht, daß das ginge?"

„Laßt mich die Sache überlegen, gnädiger Herr. In Wahrheit ich ſpüre ſchon etwas von einem Bilde in meiner Seele. Dies machen Eurer Herrlichkeit treffliche Erzählungen, und der unmittelbare Anblick jener Schönen mit ihren Rittern.“

„So geht ans Werk, ehe Euer Feuer erliſcht!“ ſagte lächelnd der Herzog.

„Laßt uns die gute Stunde abwarten!“ rief der Künſtler.

„Beide miſchten ſich jezt wieder unter die Gäſte.

Ein Jahr war vergangen und der Herzog machte eine Reiſe nach Antwerpen, und der Erſte, den er beſuchte war ſein Freund Rubens. Er fand ihn an einer großen Kreuzabnahme malend. Der Saal, in dem er malte, war angefüllt von vornehmen Herrn und Damen, die da kamen, um den großen Künſtler, der in ſeiner Vaterſtadt Antwerpen wie ein Fürſt lebte ihre Bewunderung zu bezeigen. Der Künſtler verließ zu Zeiten ſeine Arbeit, während ſein Lieblingsſchüler daran weiter arbeitete um ſich mit dieſem Prinzen, mit jenem Herrn, mit dieſer Gräfin, mit jener Fürſtin zu unterhalten. Als der Herzog erſchien, eilte er ihm mit einem lauten Ausruf der Freude entgegen. Der Herzog umarmte ihn aufs zärtlichſte. Das Gedränge im Saal neigte ſich flüſternd zuſammen und fragte wer der Ankömmling wäre, als man es erfahren, eilten die Herren ſich ihm vorſtellen zu laſſen, und die Damen warfen von fern dem ſchönen und mächtigen Herzoge aufmerkſame und bewundernde Blicke zu. Während ſeines Aufenthalts in Antwerpen war der Herzog der Gaſt Rubens', ſo wie dieſer es in England im Hauſe des Herzogs geweſen. Feſte auf Feſte drängten ſich, die theils der Künſtler, theils ſeine Freunde gaben und die durch ihre Pracht und ihren gewählten Geſchmack den verwöhnten Kenner ſelbſt in Verwunderung ſetzten.

Als der Tag der Abreiſe gekommen war, führte Rubens ſeinen Gaſt mit einer gewiſſen geheimnißvollen Förmlichkeit in ein Cabinet, deſſen ganzer Schmuck ein auf eine Staffelei geſtelltes Bild von mittler Größe war. „Hier, Herr Herzog“, hob der Künſtler an, „gebe ich Euch ein Andenken auf die Reiſe mit. Es wird Euch an glückliche Stunden erinnern, die wir einſt zuſammen verlebten. Habt die Güte die kleine Gabe von mir anzunehmen, die eigentlich mehr Euch als mir gehört.“

Der Herzog ſah fragend bald den Künſtler, bald das Bild an.

„Erinnert Ihr Euch des Auftrags, den Ihr mir gegeben?“ hub endlich Rubens an.

„Ich — Euch einen Auftrag? Ihr ſcherzt, Meiſter Paul“, ſagte der Lord. „Wo hätte ich dann den Muth finden ſollen? Bin ich denn ein regierender Herr, der ſich herausnehmen darf, Euch Aufträge zu geben? Einer Bitte beſinne ich mich wohl, die ich damals, in froher Laune, Euch ans Herz legte. Ja, wahrhaftig, dies ſind bekannte Geſtalten! O ich errathe — doch — bitte — ſprecht! Erklärt!“

„Mit vielem Vergnügen. Eure Herrlichkeit wiſſen, es war die Aufgabe, die hemmenden

Umſtände anzugeben, die der Liebe in den Weg treten. Es war nicht ſo leicht, dies in einem Bilde darzuſtellen und ich mußte zu Amor meine Zuflucht nehmen, den ich hier perſönlich erſcheinen laſſe. Der Schauplatz ſtellt einen Theil des Parks von Eurer Herrlichkeit Garten dar, und zwar iſt es der Tempel der Cyklopen, deſſen Fronte ich hier dargeſtellt habe, mit kleinen Abänderungen, wie es mein Zweck erheiſchte. Das Baſſin mit der Statue der Amphitrite, die aus den Brüſten Waſſerſtrahlen ſpritzt, iſt unverändert geblieben. Zu Füßen der Göttin, und zum Theil etwas von ihr entfernt, habe ich die Gruppen vertheilt. Gnädiger Herr, tretet etwas näher und betrachtet Euch dieſe Geſichter und Geſtalten."

Der Herzog folgte der Aufforderung und man ſah in ſeinem Geſicht, während er die einzelnen Schönheiten des Bildes muſterte, Staunen und Lächeln wechſeln.

„Hier, rechts von dem Beſchauer", erklärte der Künſtler, „fängt das Liebesſpiel mit jenen drei Schweſtern und ihren Verehrern an, mir würdig zu ſein, eine Stelle in Ihrer Leibgarde einzunehmen.“ Sie ließ bei dieſen Worten ihren Fächer fallen, und als ich ihn aufhob, ohne dabei ihre, einen Augenblick zögernde Hand zu küſſen, ſah ſie mich verwundert lange an, ohne etwas zu ſagen. An der Miene des Königs bemerkte ich einen flüchtigen Unwillen. Bald darauf entfernte ſich Frau von Coſel und mit ihr verſchwanden die zwei oder drei andern Frauen, die mit ihr am Tiſche ſaßen. Das Soupé verwandelte ſich jetzt in ein Trinkgelage. Der König forderte meinen Vater auf, zu beweiſen, daß er noch immer ein ſo tüchtiger Trinker ſei, wie damals bei der Belagerung von Mainz; zugleich befahl er, daß ein Lehnſeſſel herbeigebracht wurde, weil bei dem Treffen, das jetzt geliefert werden ſollte, das Tabouret, auf dem mein Vater ſaß, einen zu unſichern Stützpunkt abgab. Dem König zur Linken ſaß ein Herr von der Pleißenburg, ein Podagriſt und ein heldenmäßiger Trindie auch in der Erzählung den Reigen eröffneten.“

„Ich ſehe, ich erkenne ſie!“ rief der Herzog. „Im weißen Gewande, Lady Conſtance, wie ſie lebt! Das iſt die kalte, regelmäßige Schönheit, die zugleich anzieht und abſtößt. Nur habt Ihr ihr einen etwas zu kleinen Wuchs gegeben; ſie iſt höher, ſchlanker. Dafür iſt ihre Schweſter Jeane, die Minerva, ganz dem Original entſprechend; ebenſo die Kokette, die ſchöne Eleonor, die meinen guten Marquis nach ſich zieht, als wollte ſie ſagen: »Komm nur, zu mir gehörſt du, bei mir ſollſt du bleiben!»“

„Amor iſt dieſen Dreien entſchlüpft“, ſetzte der Künſtler hinzu, „und hat ſich auf den Schoos der reizenden aber etwas ſtrengen Miß Lydia Halkins gerettet. Der arme kleine Götterknabe ſoll Ruthenhiebe bekommen, aber er ſieht trotzend in die Höhe und ſcheint zu ſagen: »Straft mich nur, während ihr euch ſelbſt ſtrafen ſolltet!»“

„Vortrefflich“ rief der Herzog. „Wie erſchöpfend iſt der Charakter wiedergegeben, und wie allerliebſt iſt das Knäbchen gemalt, das, indem es ſich retten will, gerade die Theile frei gibt, denen die Gefahr droht! Lydia, die dem Amor zwar auf ihren Knien eine Zufluchtsſtätte bereitet, aber keine in ihrem Herzen iſt, ſo wie ſie daſitzt in ihrer bequemen Lage, das Bild der apathiſchen Ruhe, die unfähig ſich ſelbſt zu bezwingen, auch keinen Andern bezwingt. Die junge Clémence — es iſt die Blondine dort, die zweifelnd daſitzt, während Amor ihr zuflüſtert, den Pfeil ſorgſam verſteckend, hat ſo wenig Anwartſchaft auf den endlichen Triumph in dieſem Kampfe als die ſchöne Polixène, die in ihrem Entgegenkommen ſogar ſo weit geht, daß ſie den zweifelnden Horace mit ihren Armen umfaßt und vom Boden aufzurichten ſich beſtrebt. Schade, daß ich des jungen Helden Antlitz nicht ſehe, er iſt mit dem Rücken gegen den Beſchauer gewendet, ich würde dann entſcheiden können, welche von den drei Schönen ſich Hoffnung zu machen hat."

„Ich habe mit Abſicht", ſetzte der Künſtler hinzu, „den Beobachter in Zweifel gelaſſen, welche Miene Der, der die Hauptrolle in dieſem Kampfe ſpielt, zu den Kunſtgriffen um ihn her macht. Doch meine ich, daß ich die hübſche kleine Clémence mit ſo viel Anmuth ausgeſtattet habe, daß es kaum anders möglich iſt, Amor, der ihr ſo beharrlich zuflüſtert, verhilft ihr auch zum Siege.“

„Jetzt zu unſerer Sängerin!“ rief der Herzog. „Ach — da ſitzt ſie! Ja, das iſt das entzückte Auge, die ſchmachtende Haltung! Welch ein Seelenmaler ſeid Ihr, Meiſter Päul! Wie wißt Ihr die Aehnlichkeit der äußern Erſcheinung mit dem Charakter zu verbinden. Dies iſt Lady Arabella — und zwar in ihren Weihemomenten. Mein Himmel, welch ein langweiliges Geſchöpf! Und der Geliebte ſpielt zu ihren Geſange die Laute, und — Amor hält das Notenblatt! Gut! — gut — ich geb' es zu, der Geſang mag vortrefflich ſein, doch die Liebe — taugt nichts.“

„Ich habe das Paar deshalb auch in tiefen Schatten der Roſenbüſche geſetzt“, erklärte

Rubens, „weil ich die lebendige, die thätige, die lebhafte Regung der Leidenſchaft in den Vorgrund zu bringen die Verpflichtung hatte.“

„Wo ſie auch hin gehört. Fort mit aller ſchwächlichen Schwärmerei!“ ergänzte der Beſchauer. „Und nun Die, die hier im Graſe ſitzen! So ganz miteinander beſchäftigt, als gäbe es für ſie nicht «Sonne noch Planeten» wie der Dichter ſagt.“ „Das iſt meine kleine Haſtings, meine zärtliche Clara, und jener etwas ältliche Cavalier, der zuſammen gekauert im Graſe ſitzt und ſeiner leichtgläubigen Schönen etwas vorſchwatzt, daran er ſelbſt nur ſo lange glaubt, als er im Graſe ſitzt, iſt Sir Robert Monfort. Trefflich! Ja, dieſe Leichtgläubigkeit, dieſe Hingebung, wie gefahrbringend ſind ſie! Indeſſen, für dieſen Augenblick wenigſtens ſind Beide vollkommen miteinander zufrieden. Das iſt ſchon etwas.“

„Bemerket nur, mein Gönner“, ſetzte der Künſtler hinzu, „wie Amor in den Lüften einen Pfeil auf ſie abſchießt, der matt zur Erde niederfällt.“

„Damit iſt Alles geſagt!“ rief der Beſchauer. „Wollen wir nun zu letzterm Paare übergehen. Ha! Amor ſchiebt und ſtößt ſie weiter. Die ewig Zögernden ſollen endlich einmal zum Ziel kommen. Dieſe Gruppe iſt meiſterhaft und ich möchte dieſe zwei Figuren mit dem treibenden und ſtoßenden Amor als Bild für ſich haben. Welch ein anmuthiger Scherz, welch eine köſtliche Satire!“

Mit dieſen Worten umarmte der Herzog den Künſtler und dieſer wiederholte nochmals die Bitte, das Bild als Geſchenk anzunehmen. Endlich willigte der Herzog ein. Er machte ſpäter dem Künſtler ein Gegengeſchenk in zwei koſtbaren Pferden, die er aus ſeinem Marſtalle nahm.

Dies iſt die Geſchichte des ſchönen Bildes, das wir in der Galerie vor uns ſehen, und das unter dem Namen »der Liebesgarten« bekannt iſt.

Bald nach dieſen Ereigniſſen brachen die unruhigen Zeiten in England aus. Der Herzog verlor in einer Schlacht, die er im Heere der

Königlichen mitmachte, ſein Leben, nachdem er ſchon vorher ſein Vermögen eingebüßt hatte. Das Bild Rubens' kam nach Antwerpen zurück und ging nach des Künſtlers Tode 1640 in den Beſitz der Gräfin de la Verrue über; 1742 befand es ſich in der Galerie Carignan, woſelbſt es für 15,000 Livres für Dresden gekauft wurde.

Das Grab des Juden.

Ruisdael.

Zur Zeit der großen Judenverfolgung zu Antwerpen lebte daſelbſt ein Mann, der ein Gewerbe als Goldarbeiter trieb und eine gute Kundſchaft hatte. Er war bei Jahren und um ihn blühte eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Die Söhne hatten geheirathet und deren Söhne waren ebenfalls ſchon in dem Alter, wo ſie ſich nach Gefährtinnen und Mitträgerinnen der Sorgen und Gefahren des Lebens umſahen. Denn es war keine friedliche Zeit. Die Städte ſtanden miteinander in Kampf und während der Mann im Kriege lag, mußte die Hausfrau daheim oft monatelang dem Hauſe und der Familie kräftige Stütze ſein. Die antwerpener Frauen wußten das gar wohl und es war keine Sitte, keine Putznärrin unter ihnen; es war ein derber, geſunder Schlag von Weibern, tüchtig zu Rath und That und doch dabei dem Manne ein anmuthig Bild im Hauſe voll Reiz und Schönheit, wenn auch Beides in etwas kräftiger Art. An die feinen Französinnen reichten ſie freilich nicht heran; dafür hatten ſie aber deren Schalkheiten und böſe Liſten nicht, die einem ehrlichen Mann die Stirn kraus zu ziehen im Stande ſind. Der Enkel des alten Gottfried van Bryl, ſo hieß der Meiſter, hatte unter den Töchtern ſeiner Vaterſtadt gerade eine herausgefunden, die die obigen Eigenſchaften in höherm Grade als ihre Mitſchweſtern beſaß, und ſomit hätte ſeine Ehe eine glückliche ſein können, wenn nicht der leidige Zwiſt und der Hader der Zeit hindernd ſich zwiſchengelegt hätten.

Der alte van Bryl galt als Haupt der Calviniſten und ſeine Familie und Verwandtſchaft wüthete ganz beſonders gegen die Juden. Der reiche Baruch Abraham Selim Abaſi, der Stern Gottes, wie ihn ſeine Anhänger nannten, hatte Antwerpen verlaſſen und über die Stadt jenen ker, weiter hin ein Pole, blaß, ſchmächtig, mit kleinen, funkelnden Augen, ein für mich widriges Geſicht. Nach den erſten paar Flaſchen trat eine Art von Ungebundenheit ein, die ſcharf mit dem ſtrengen Hofzwange von heute Morgen contraſtirte. Alles ſprach und Alles erzählte durch einander, der König lachte und gebot von Zeit zu Zeit Stillſchweigen, wenn er etwas näher hören wollte. So ließ er ſich ſehr genau die Umſtände bei dem Tode des unglücklichen Carl XII. erzählen. Dieſer Tod hatte endlich die ſchwankende polniſche Krone auf ſeinem Haupte befeſtigt; es war daher erklärlich, daß er mit einem nur ſchlecht verſteckten Wohlgefallen von ihm erzählen hörte. Derſelbe mir ſo mißfällige Pole, den man einen Grafen Berzoki nannte, ſagte dem Könige, die Kugel ſei durch beide Schläfe durch gegangen, und dieſes beſchrieb er mit einer ſo widrigen Ausführlichkeit und einer grauſamen Freude, wie es mir ſchien, am Morde, alttestamentariſchen Fluch ausgeſprochen, der da gebot, die Mauern ſollten ihre eigenen Bewohner erſchlagen, die Flüſſe zurückfluten, um in ihrem tobenden Waſſer alles Lebendige zu verſchlingen. Mit dieſem Fluche auf den Lippen war der weiſe Rabbi entflohen, und mit ihm zog der Stamm der Auserwählten, ſeine Freunde und Genoſſen. Die Verfolgung begann. Uralter Haß entzündete ſich und jede kleine Unbill des Tages, jeder Grund geringfügiger Klage ward nun in doppelter und dreifacher Züchtigung den zurückgebliebenen Juden auf den Hals geworfen. Verbrechen war es, einem Juden Obdach nur auf eine Stunde zu geben, und die Hungrigen zu ſpeiſen, die Nackten zu kleiden, wurde ſelbſt auf den Kanzeln und in den Klöſtern als eine himmelſchreiende Sünde ausgerufen. In den Familien gab es feſſelloſen Streit. Die Religionsſekten hatten ſich hineingemiſcht, und während die unglücklichen Juden den Haß aller Parteien auf ſich ruhen fühlten, wühlten nebenbei dieſe Parteien unter ſich, und beobachteten einander mit dem giftigen Auge der Zwietracht, des Verraths und des Neides. Bald hieß es, die Katholiken thäten den Juden Vorſchub, bald machte man der neuen Lehre Luther's dieſen Vorwurf, und die Calviniſten waren es, die auf dieſe Weiſe die Anhänger der Lehre, aus deren Schooſe ſie doch ſelbſt hervorgegangen, verdächtigten. Die Spaltungen und der Zwiſt erreichten eine ſolche Höhe, daß zahlreiche Familien ſich entſchloſſen, die Fremde zu ſuchen, und mit den flüchtigen Juden, die auf allen Heerſtraßen dahinzogen, ſah man auch antwerpener Bürger ſich in die Schweiz aus den Stürmen retten, die unaufhaltſam und wie es ſchien ohne Ausſicht auf baldige Aufhör über die reiche Stadt und die geſegneten Fluren dahinbrauſten.

Wir bleiben mit unſerer Erzählung in der Stadt, ja wir haben es recht eigentlich mit dem Kampf und mit dem Streit innerhalb der Mauern zu thun. Die Partei der Calviniſten hatte dadurch, daß angeſehene Mitglieder in den Rath gewählt worden, zeitweiſe die Obermacht gewonnen, und an der Spitze dieſer Mächtigen ſtand die Familie van Bryl, deren Verwandten und Anhang. Wo der Name van Bryl genannt wurde, zitterte der Jude; er klang ihm gleichbedeutend mit der Hetzpeitſche, der Kette, dem Hungerthurm. „Sie haben Gott gekreuzigt!“ rief ein van Bryl auf offenem Markte, „wie dürfen wir ihnen jemals vergeben!“ Und mit ihm ſchrie der Haufe: „Tod! Untergang den Verfluchten!“

Der junge Adrian van Bryl, deſſen Heirath wir ſo eben mit einer derben Antwerpnerin verkündet haben, zeigte Luſt, mit ſeinem jungen Weibe die Flitterwochen anderswo vergnügter zu verleben, als in dem Lärm und Toben ſeiner Vaterſtadt. Allein es wurde ihm unterſagt. Der Vater Adrian's warb gerade ein Häuflein Söldner unter dem Namen des Grafen v. Lynd, und es galt einen Kriegszug gegen die benachbarte Stadt, die ihre Thore den Ausgewieſenen und Flüchtlingen geöffnet hatte, welche die Stadt Antwerpen verfolgte. Adrian machte einen Sommer über den Feldzug mit; dann aber fand er Gelegenheit, zu entſchlüpfen, und mit Weib und Kind ſiedelte er ſich in der Stadt Harlem an, berühmt wegen ihrer Tulpenzwiebeln und ſchönen Frauen. Beides eine bunte und eitle Waare. Hier in Harlem wurde unſer Jakob geboren. Der Vater, um ſich deſto ſicherer vor ſeinen Verwandten zu verſtecken, änderte ſeinen Namen und nannte ſich Ruisdael, was ſoviel als abwärts brauſendes Waſſer heißt. Und in der That, der Name paßte gut zu ſeinem Träger, denn das Leben deſſelben ließ ſich mit dem Lauf eines in ſeinem Gange öfters gehemmten, daher unwillig niederſtürzenden Waldſtroms vergleichen. In Harlem legte ſich Adrian auf die Kunſt, feine Hölzer zu bearbeiten, ſie zu allerlei koſtbarem Hausgeräth zu verwenden, und dazu erfand er einen ſchönen, glänzenden Firniß, der dem Holze die Glätte und die Farbe der verſchiedenen Marmorarten beizubringen befähigt war. Hierdurch war für ſeinen Unterhalt geſorgt.

Unterdeſſen nahmen in der Stadt Antwerpen die Händel ihren Fortgang. Die Familie van Bryl ward auf eine recht verdrießliche Weiſe mit hineingemiſcht. Sei es, daß der Hochmuth, zu dem einige der Mitglieder dieſer ſo ſehr begünſtigten Familie ſich hingeriſſen fühlten, ſei es, daß ihr Ehrgeiz in der That in die Privilegien der übrigen vornehmen Bürger griff, oder ſchlechtweg war es die Laune des Glücks, das ſeine Kugel drehte, genug, die Familie wurde beſchuldigt, es trotz aller öffentlichen Demonſtrationen heimlich mit den verfolgten Iſraeliten zu halten, und namentlich ward gegen das greiſe Oberhaupt der Sippſchaft die Verdächtigung erhoben, als habe er zu einer gewiſſen Zeit, wo er ſich unbeachtet glauben konnte, einem Juden bei ſich Obdach und Schutz verliehen. Die Sache machte ungemeines Aufſehen. Es traten Zeugen auf, die an dem Morgen des bezeichneten Tages den alten Meiſter Gottfried im Geleit eines verhüllten Mannes die Wohnung hatten verlaſſen ſehen. Wenige Schritte von der Hausthür, da wo der Weg ſich um die Mauer eines Gärtchens wendet, hatte der Fremde den Mantel verloren und man hatte in ihm den Rabbi Baruch Abraham erkennen wollen.

Die Familie that ihr Möglichſtes, den Gegenbeweis gegen dieſe Anklage zu führen, und es wurde dargethan, daß an dem Morgen, als Obiges ſollte geſchehen ſein, der Meiſter Gottfried krank in ſeiner Kammer gelegen, unfähig ſich zu rühren, von einem ſchweren Gichtleiden geplagt. Dies bezeugten die Frauen der Söhne, die an dem Bette gewacht; dies bezeugte auch der Arzt des Hauſes, der gerade um die frühe Morgenſtunde in der Nähe ſich befunden und ohne Zweifel von einem ſolchen Ausgange des ſchwer Erkrankten würde benachrichtigt worden ſein. Aber die Menge glaubte dennoch was ſie glauben wollte, und die Stimmung für die Bryls war nach dieſen Vorfällen lange nicht ſo günſtig als ſie es vor denſelben geweſen war.

Jahre vergingen. In der Stille, in dem Frieden des ſichern Zufluchtsorts wuchs der junge Ruisdael heran. Er wurde ein Knabe von ganz beſonderer Schönheit. Die reizende Mutter ſah in ihm ihr eigenes Bild, und die Hoffnungen, die ſie faßte, und die ſich mit der Zukunft ihres Lieblings beſchäftigten, ließen ſie den Kummer vergeſſen, die Thürme der prächtigen Stadt Antwerpen nicht mehr ſchauen zu dürfen, und nicht das Antlitz ihres Vaters, der, den Drangſalen erliegend, einen raſchen Tod gefunden, ehe es ihm gelungen, die geliebte Tochter, die ihm entflohen war, wiederzufinden.

Was ſollte Jakob werden? Kunſtſchreiner, wie ſein Vater? Nein, die Mutter wollte ihn in Anſehen und Würden wieder in der Vaterſtadt ſehen, und ſich dazu, auf ihre alten Tage, ausgeſöhnt mit all den Muhmen und Baſen, mit all den lieben Vettern und Oheimen, und vor allen Dingen wieder in gutem Vernehmen mit den Geldſäcken des alten Großpapa, der für einen der reichſten Bürger der reichen Stadt gehalten wurde. Jakob wurde befragt, als er eben in guter Laune war. Er ſtand vor einer ſehr großen, ſchönen Tulpe, die ihren farbigen Pokal eben bis an den Rand zu mit dem klarſten Sonnenlichte gefüllt hatte und nun im Morgenwinde leiſe ſchwankte, wie der gefüllte Römer mit dem Blute der Traube ſchwankt in der zierlich emporgehobenen Hand des Trinkers.

Jakob ſtand wie ein junger Bacchus da, dem dieſer Pokal geweiht war. „Vater“, ſagte er, „laß mich Blumenhändler werden! Gib mir die Zwiebel der aſchgrauen, mit Purpur gezeichneten Tulpe, die wir die Prinzeſſin von Oranien genannt haben, und laß mich damit in die Welt ziehen. Gib Acht, die ſchöne Prinzeſſin verläßt mich nicht, ſie macht mich zum reichen Manne. Und dann komme ich zurück und kaufe mir die Hälfte dieſes Neſtes Harlem, und du bauſt dir daraus ein kleines Antwerpen, mit den Kirchthürmen, die der Mutter ſo ſehr gefallen.“

„Das iſt Narrheit, mein Sohn!“ entgegnete der Vater.

„Doch nicht ganz“, ſetzte die Mutter hinzu; „der Plan mit den Blumenzwiebeln —“

„Iſt der Plan eines Narren! Wo wird der Junge die Klugheit und Verſchmitztheit, die Liſt und die Gewandtheit ſich verſchaffen, um den zahlloſen Blumenhändlern, die dieſen großartigen Handel jetzt betreiben, den Rang abzulaufen? Er wird bald genug am Hungertuche nagen und ſeine Tulpenzwiebeln zuletzt auf einer Butterſchnitte verſpeiſen.“

Jakob hatte unverwandt in den Kelch der Blume geſehen. „Wo ſie nur dieſe Farben her hat? Wie ſchön das ineinander geht! Vater, laß mich Maler werden!“

„Ja doch! Das wird man auch ſogleich auf dem Platze!“

„Einer meiner Vetter malt Blumen, auf denen Käfer und Spinnen ſitzen“, ſagte Frau Ruisdael. „Aehnlich dem Leben bis zum Täuſchen. Schade, daß er dem Glaſe zu oft zuſpricht, und daß deshalb ſeine Hand zittert. Er wäre ein ſchöner Mann, wenn er nicht unglücklicherweiſe den Höcker hätte, und ſeine Beine gerader wären als ſie es ſind.“

„Nun ja, da geht's! Wenn die Mutter nur von ihrer Verwandtſchaft ſprechen kann, dann iſt ſie glücklich!“ rief der Sohn.

Die Berathung nahm ein Ende, indem der Vater erklärte, er wolle Jakob's wegen mit dem Gerichtsſchreiber ſprechen; es ſei ja wol in der Amtsſchreiberſtube ein Platz frei. Ein Gedanke, der dem Sohne höchſt zuwider war; denn nichts behagte ihm weniger, als eine dumpfe Stube, angefüllt bis oben an mit alten Scripturen, die für ihn gar keine Bedeutung hatten. Er liebte es, in Feld, Wald und Wieſe umherzuſtreifen und womöglich auch die Nächte im Freien zuzubringen, eine Liebhaberei, deren Ausübung ihm jedoch ſtreng von den Aeltern unterſagt worden war.

Einſt lag er an einem Sommerabend am Abhang eines Waldhügels und träumte von ſeiner ſchönen Prinzeſſin von Oranien, die in einem Reifrock von Goldbrocat als umgekehrte Tulpe zu ihm kam und ihn auffoderte, mit ihr in die Welt zu ziehen, als ein Finger leiſe ſeinen Oberarm berührte. Er fuhr aus dem Schlafe auf und ſah einen Mann von räthſelhaftem Ausſehen vor ſich ſtehen. Ein langer, dunkelfarbiger Mantel deckte die Geſtalt, ein ſchimmernd weißer Bart quoll daraus hervor und ein ſchwärzliches Geſicht, das ſtark gegen dieſen Schnee des Bartes abſtach, war mit unzähligen Runzeln bedeckt und zeigte zwei glühende daß der ohnedies Gehäſſige mir noch doppelt unertraglich wurde. Das Geſpräch in ſeinem raſchen Wechſel ging von Frauen und unſittlichen Liebesſchilderungen auf Hexen und Zauberer über. Es war Tags vorher ein räthſelhaftes Individuum der Art nach kurzem Prozeß lebendig gerädert worden. Mein Nachbar, ein kleiner Herr in einem zimmetbraunen Rock und einer knöchernen Papagaiennaſe, ſchüttelte bei dieſem Bericht das Haupt. „Das darf nicht!“ ſagte er, „das darf durchaus nicht! Das Rädern iſt eine bei ſolcher Gelegenheit ganz unſchickliche Procedur.“ „Und welche würden Sie dafür vorſchlagen?“ fragte der Pole mit ſpöttiſchem Lächeln. „Ein Zauberer von der letzten und ſchönſten Sorte,“ entgegnete die kleine Geſtalt und verdrehte dabei ſeine dunkeln, feuerſprühenden Augen, „wird in einen Sack geſteckt, zuſammt einer ſchwarzen Katze und einer Schlange, und ſodann in den Fluß geworfen. Das iſt die einzige und richtige

Augen, ebenfalls unter einer weißen Schneedecke.

„Wer biſt du? Was willſt du?“ fragte der Knabe.

„Haſt du Muth?“ flüſterte die Geſtalt und legte ſich halb knieend, halb liegend zu dem Jungen ins Gras. „Wenn du Muth haſt, ſo ſoll reicher Lohn dir werden.“

Jakob ſetzte ſich auf und ſtarrte dem Fremden ins Geſicht. „Zu was willſt du meine Hülfe?“ fragte er raſch.

„Zu etwas, was dir Ehre bringen wird, Kleiner. Du ſollſt einem alten Manne, wie ich bin, den ſeine Kräfte verlaſſen haben, die deinigen borgen.“

„Es iſt doch ein chriſtliches Werk, was du verlangſt?“

Der Alte ſchnitt ein häßliches Geſicht. „Chriſtlich?“ rief er, — „nun ja, wie du willſt, jedenfalls iſt es löblich und gerecht. Sieh, da liegt ein Todter, du ſollſt mir helfen, ihn zu ſeiner Ruheſtätte zu tragen. Bis hierher habe ich es gethan, weiter kann ich nicht; meine

Knie zittern und ich muß fürchten, daß ich die theuere Laſt den Abhang hinabfallen laſſe. Komm, mein Bürſchchen, komm!“

Jakob erhob ſich willig, folgte ſeinem Führer und faßte den in Tücher gehüllten Todten an den Füßen, der Alte unter die Arme. So ging es raſch vorwärts. Der Wald wurde immer dichter; ſie kamen an eine Stelle, wo das Tageslicht verſchwand und die dichten Gipfel der uralten Stämme im Sturme gegeneinander rauſchten, daß es ein wahrhaft betäubendes Brauſen gab. Dabei lärmte ein vom Regen angeſchwollener Waldbach über Steingeröll in die Tieſe hinab. Die Stelle war ſo wunderſam wild, daß dem Knaben das Herz erbebte, aber der Schrecken war kein niederdrückender; im Gegentheil es hob ſich die Bruſt in dieſem Getobe der Naturlaute, als wollte ſie freiere und kühnere Athmenzüge thun. Beide Träger ſtanden ſtill und ſchauten ſich um. Die Wolken thürmten ſich immer höher und dichter und jetzt war der ſpärliche Abendſchein, der bis hierher durch die Bäume geſchimmert, völlig erloſchen. Der

Donner rollte und der Sturm raſte. Es brachen Baumſtämme und ſtürzten mit lautem Krachen nieder, Vogelſtimmen, rufend und kreiſchend, ließen ſich fern und nah hören, und mitten in dieſem Getöne erhob der Alte ſeine Stimme und ſang ein wunderſames altes Lied mit ſolcher Anſtrengung, daß ſein ganzer Leib erzitterte und ſeine Hände ſich krampfhaft ballten. Es kamen Stellen im Geſange vor, die wie Flüche klangen und in die der Donner grollend hineinrollte, als wolle er beſtätigen, was der Alte ſagte. Als er das Lied geendet, ſchritt er drei mal eilig im Kreiſe um den auf der Erde liegenden Todten, indem er ſeinen Mantel weit ausbreitete, ſodaß er wie ein ungeheurer Nachtvogel ausſah. Im Schein der Blitze erblickte Jakob in der Tiefe der nächtlichen Baumſchatten einige Grabdenkmale. Er ſtarrte nach der Gegend hin und es wurde ihm immer herzerſchütternder zu Muthe. Solch ein Gefühl hatte er noch nie erlebt; dabei entging ihm nichts von der furchtbaren, aber doch dabei wunderbaren Schönheit des Bildes. Auf einen Baumſtamm ſich niederſetzend, ſah er bald auf die Gräber drüben, wenn ſie in dem hellen Scheine ſichtbar wurden, bald auf den Alten, der ſich immer noch mit dem Todten beſchäftigte. Die Gegenwart Jakob's ſchien er vergeſſen zu haben; plötzlich erinnerte er ſich daran, oder er ward auch des Knaben hellbeleuchtete Geſtalt anſichtig; genug er trat auf ihn zu, drückte ihm ein Beutelchen in die Hand und ſagte befehlend: „Geh, Knabe, ich bedarf deiner nicht mehr, was jetzt hier geſchieht, das darfſt du nicht mit anſehen."

„Gut", ſagte Jakob, „aber wie werde ich den Weg zurückfinden?"

Der Alte legte die Hand an die Stirn und ſann nach. Du haſt Recht; du würdeſt in die Irre gehen und die Deinigen würden um dich bekümmert ſein, wenn du nicht zur Nacht nach Hauſe kommſt. Das darf nicht ſein. Komm, gib mir die Hand, ſei nicht furchtſam, ich bringe dich in eine nahe Köhlerhütte, dort warteſt du bis ich komme und dich mitnehme."

Sie gingen. Jakob wurde in eine kleine Kammer gebracht, die der Alte hinter ſich zu ſchloß. Das Fenſter war vergittert. In dieſem Kerker harrte der Gefangene über eine Stunde aus; dann kam der Alte und Beide gingen ſchweigend durch den Wald. Das Wetter hatte nachgelaſſen, der Mond kam hinter zerriſſenen Wolken hervor. Am Waldesrande, da wo ſie ſich getroffen, trennten ſie ſich wieder. Der Alte war mürriſch und ſprach ſelbſt beim Abſchiede kein Wort. Als er den Hügel hinanſchritt, flog wieder ſein Mantel in ſeltſamen Schwingungen und wieder ſang er die unverſtändlichen Liederverſe.

Als Jakob das Abenteuer daheim dem Vater erzählte, wußte er nicht anzugeben, weder wer der Mann, der ihn zu dem nächtlichen Werke geworben, noch wer der Todte geweſen. Er hatte nach keinem Dinge gefragt. Auch der Ort im Walde fand ſich nicht, obgleich Vater und Sohn einen Verſuch machten, dahin zu gelangen. „Du haſt wol das Ganze geträumt“, ſagte der Vater. „Nein; denn hier iſt das Beutelchen, das mir der Alte im Walde gab“, antwortete Jakob. Die kleine Ledertaſche enthielt drei Goldſtücke von altem Gepräge.

Mittlerweile hatte ſich eine Verſöhnung zwiſchen Adrian und ſeinen Geſchwiſtern und Verwandten eingeleitet. Er ließ die Frau und den Knaben zurück und ging nach Antwerpen zum Beſuch. Als er zurückkam, erzählte er ausführlich, wie er die Seinigen gefunden; zu ihnen zurückkehren wollte er jedoch nicht. Beſonders viel ſprach er von dem alten Großvater, der viel über die Neunzig alt war, und der in ſeinem Weſen den Eindruck eines Mannes mache, der in einem kleinen Wirkungskreiſe vieles Große und Ruhmwürdige geleiſtet, und der jetzt dem Ende ſeiner Tage mit Ruhe entgegenſah. Adrian's Vater war des Greiſes Liebling, und ſomit auch Adrian und ſein Sohn in deſſen Gunſt mit eingeſchloſſen. Von Jakob, ſeinem Urenkel, ließ er ſich viel erzählen, und Alles, was Adrian von dem Knaben — der jetzt ſchon zum Jünglinge heranreiſte — verbrachte, machte dem Alten Freude. „So war ich, wie ich jung war!“ rief er, „ich erkenne mich in dieſem Knaben! Macht, daß ich ihn ſchaue, ehe mein Auge bricht! Zögert nicht, ich will den Knaben ſehen, hört ihr, ich will ihn in meinen Armen halten! Ueber ſein Haupt will ich den Segen ſprechen, der den Kindern Häuſer baut und ihrem Gut Gedeihen ſchafft!" Adrian verſprach dieſes Begehren ſobald wie möglich zu erfüllen. Jakob hörte mit großem Stolze dieſen Wunſch des Hauptes der Familie und ſchickte ſich an, mit ſeiner Mutter nach Antwerpen zu reiſen. Aber zu dieſer Reiſe kam es nicht.

Seit dem Vorfall im Walde waren zwei Jahre vergangen. Jakob beſorgte jetzt kleine Geſchäftsreiſen für ſeinen Vater auf die benachbarten Dörfer. Auf einem dieſer Wege traf er auf einen Handelsmann, der aus Antwerpen kam; es entſpann ſich ein Geſpräch.

„Nichts Neues aus der großen Stadt?"

„Nichts, außer daß der alte van Bryl geſtorben iſt."

Jakob horchte auf. „Was ſagt Ihr?" rief er athemlos, „der alte van Bryl?"

„Ja, und der Erbe des alten Mannes ſoll

einer ſeiner Urenkel ſein, ein Nichtsnutz, der ſich im Lande herumtreibt, und deſſen Vater ſchon den Seinigen entlaufen iſt. Daß doch ſtets die Vagabunden in dieſer Welt Glück haben!“

Ueber die Wichtigkeit der Nachricht, überhörte der junge Ruisdael die Schmähungen, die ihr beigefügt waren. Er ſuchte einen Vorwand, ſich von dem Wanderer zu trennen und nach Hauſe zu eilen und dieſe Nachricht dort raſch zu verkünden. Der Handelsmann ſah ihm erſtaunt nach, als er mit ſeinem kleinen Fuhrwerk raſch um die Ecke des Feldwegs wieder zurück die Straße, die er eben gemacht, eilte. Aber noch hatte Jakob das kleine Gehölz nicht erreicht, das die Grenze des väterlichen Gebiets bildete, als aus dem Schatten des Gebüſches, beglänzt von den Strahlen der Morgenſonne, ihm ein alter Mann entgegentrat, deſſen Blicke und ganze Erſcheinung ſogleich ihm ein Gefühl einflößten, als ſuche dieſer Mann ihn und als gehöre er zu dieſem Greiſe.

„Jakob Ruisdael?“ fragte der Fremde,

gleichſam wie ſchon der bejahenden Antwort gewiß.

Jakob neigte bejahend das Haupt und grüßte ehrerbietig.

„An mein Herz!“ rief der Greis und wankte auf den Jüngling zu. „Ich bin Gottfried van Bryl, der Großvater deines Vaters.“

Ein Schauer flog durch die Glieder Jakob's; der ſoeben Todtgeſagte trat ihm entgegen. Er ſtand eine Weile unbeweglich. Der Blick des Greiſes übte eine gewaltige Macht aus. Dies war nicht das Auge eines Betrügers, nicht das Auge eines Trugbildes — der Urgroßvater ſelbſt ſtand vor ihm.

Jüngling und Greis lagen einander in den Armen.

„Du biſt nicht zu mir gekommen; ich aber ſuche dich auf!“ rief Gottfried van Bryl, indem er mit liebevoll ſchmeichelnder Hand die friſche Wange des Jünglings berührte; „doch ſtill, mein Beſuch gilt nur dir! Gelobe mir dieſes Schweigen! Deine Aeltern dürfen nichts von meinem Hierſein erfahren. Deshalb ſtehe ich hier ſchon länger als eine Stunde und habe auf dich gelauert. Man hat mir geſagt, du ſeieſt des Weges gezogen, und würdeſt bald wieder heimkehren. Jakob, mein Kind, ich habe Wichtiges mit dir zu reden. Der Aelteſte kommt zum Jüngſten. Aber ſo geht es: Gott lenkt das Herz und den Willen, und mir hat er Beides zu dir gelenkt. Nochmals, gelobe dem Vater deiner Väter ein redliches, treues und verſchwiegenes Herz. Dieſe Stunde wird dein Glück gründen oder dein Glück zerſtören. Beides iſt in deine Hand gegeben. Führe mich nun an einen Ort, wo wir ungeſtört Das miteinander beſprechen können, um deſſenwillen ich alter Mann hierhergekommen."

Jakob mußte einen Eid ſchwören, ſeinen Aeltern nichts von dem Vorfalle mitzutheilen.

„Aber, Urgroßvater", ſagte er ſchüchtern; „wird Das, was du mir zu ſagen haſt, nicht viel beſſer paſſen, daß mein Vater es vernehme? Er, der dich ſo liebt und ſo achtet?"

„Nein du — mein Kind — du allein ſollſt des alten Mannes ſchweres Geheimniß wiſſen!"

Art, wie man ſich ſolche gefährliche Geſchöpfe vom Halſe ſchafft.“

„Aber in unſerm Lande ſind keine Schlangen“ fragte der Herr von der Pleißenburg.

„So nimmt man eine gemalte,“ antwortete der Kleine. „Aber eine Schlange muß dabei ſein. Haben Sie in Ihrer Gegend, Herr Graf, auch Währwölfe?“ fragte er, zu meinem Vater gewendet. „Nein,“ ſagte dieſer trocken, „aber dafür Flußnixen.“ — „Undinen? ich kenne ſie, es ſind boshafte, kalte Geiſter. Was mich betrifft, ich ziehe die Währwölfe vor, obgleich dieſe zottig, ſchmutzig und nicht eben wohlriechend ſind; aber es hilft gegen ſie der Andreasſegen und gegen Undinen hilft er nichts.“

„Auf meinem Schloſſe,“ hub der Herr von der Pleißenburg an, „geht ein Mönch um, der ſeinen Kopf unterm rechten Arm und unter dem linken eine Laterne trägt.“

ſagte der Greis und ſeine Stimme zitterte. Er hielt die Hand vor die Augen als blendete ihn die Sonne. In ſeinem ganzen Weſen kämpfte etwas, gewaltſam an die Oberfläche zu dringen. Jakob ſah ſich um, ob Niemand ihm folgte; dabei unterſtützte er den Alten und brachte ihn vorſichtig den kleinen Wieſenpfad hinab, der zu einem einſam ſtehenden Brunnen führte, den der Hirte mit ſeiner Heerde aufzuſuchen pflegte, aber nicht um dieſe Stunde. Der Brunnen und die darum befindlichen Bänke ſtanden einſam. Die Sonne war unter Wolken getreten; eine ſchwüle Hitze lagerte ſich über die weite Fläche. Der Greis und der Jüngling gingen langſam ihres Weges; endlich war der Brunnen erreicht und unter dem Schatten eines Ahorngebüſches ließ ſich der Alte auf die Bank nieder. Erfurchtsvoll blieb der Urenkel vor ihm ſtehen.

„Kind meiner Kinder!“ rief der Alte. „Nicht vergebens heißt du Jakob. Jakob war der Auserwählte des Herrn, Einer der Väter des Bundes! Jehova's Geiſt war mit ihm, und ſo ſehr er auch irrte, er wich doch nie von dem alleinigen

Gott. So will auch ich, daß du dereinſt ſeieſt wie er war! Jakob! Jakob!“

„Jakob war Jude —“

„Das war er. Lange vor den Chriſten waren Juden die Bekenner Gottes und des Geſetzes. Willſt du den Sohn höher ſtellen als den Vater? Gebührt nicht dem Vater die Ehre? Alſo ſteht der Jude höher als der Chriſt.“

„Da ſei Gott für!“ rief Jakob heftig. „Das darf nicht ſein!“

Der Greis fuhr zornig in die Höhe; er ſtand im Begriff, heftige Worte auszuſtoßen, doch unterdrückte er ſie, und indem er kummervoll das Haupt in die Hand ſtützte, ſeufzte er vor ſich hin: „Wie will ich's anders haben? Er iſt erzogen in der Lehre! Ich habe keine Zeit ihn zu bekehren! Meine Stunde naht. Gut denn; ich will Alles auf einen glücklichen Wurf ſetzen!“ Und den Jüngling zu ſich heranziehend, ihn ſchmeichelnd um den Leib faſſend, ſprach er: „Liebſt du mich, mein Jakob? Liebſt du mich? Und wenn du mich liebſt, ſo folge mir nach. Wiſſe, daß ich Jude bin.“

Jakob trat einige Schritte zurück und verhüllte ſein Antlitz.

Der Greis fuhr fort, ſcheinbar ohne dieſe Zeichen des Schreckens und Abſcheus zu bemerken. „Ja, der heilige Glaube dieſes verbannten und verfolgten Volkes iſt der meinige. Lange Jahre habe ich geheuchelt, öffentlich Moſes und das Geſetz verleugnet und heimlich Buße gethan. Es iſt mir ſchwer geworden, daß weiß Gott. Aber die Welt foderte dies Opfer. Sollte ich die Meinen ins Unglück ſtürzen? Nach den Begriffen ihrer Lehre Schande über ſie bringen, ihr Leben, ihr Glück gefährden? Nein, lieber duldete ich, litt und kämpfte. Mehr als einmal war es nahe daran, daß mein Geheimniß verrathen wurde, doch die Klugheit meiner Getreuen und meine eigene deckte es geſchickt wieder zu. Aber ich wollte nicht mit der Lüge aus der Welt gehen. Einer meines Stammes, ein Sproſſe meines Blutes ſollte um mein Geheimniß wiſſen, und nach Allem, was dein Vater mir von dir erzählt, wählte ich dich. Der weiſe Baruch iſt von meinem Entſchluſſe unterrichtet;

er wird dich im Geheimen in den Lehren des Talmud unterweiſen, und dich, wenn die Zeit da iſt, aufnehmen in den Schoos der Gläubigen. Ich werde dich im Lichte Jehova's, des einigen Gottes, dereinſt wiederſehen. Mein Sohn, mein Sohn! Welch ein Entzücken für mich! Willſt du mir dieſen Troſt im Tode verſagen? Wenn ſie Alle, die ich zeugte, vor mir gehen, ein langer Zug, um ſich vor Maria's Sohn niederzuwerfen, ſo wirſt du allein, du mein Jüngſter, du mein Liebling, zu mir eilen, und ich werde dich mit Triumph den Vätern zeigen. Die Propheten des Alten Bundes werden dir ihre flammenden Segensgrüße ſpenden, über dich werden die ewigen Harfen tönen und die Pſalmen David's dich umrauſchen. Kind! Was iſt der Himmel der Chriſten gegen die uralte Herrlichkeit Salome's? Was ihr dürftiger Glaube gegen das Geſetz, das einſt vom Berge Sinai Gott ſelbſt ſeinen Kindern verkündete?“

Jakob war noch immer ſtumm.

„Ich fodere nicht, daß du dich jetzt gleich entſcheideſt“, fuhr der Greis fort. „Ich gebe deiner Seele die Ruhe, deren ſie bedarf, um das Ueberraſchende, Unerhörte zu faſſen. Dann geh' zu Baruch. Er hat für dich ein Geſchenk in Händen, das meine Liebe für dich bereit hält. Nimm es, genieße es als mein Kind. Und jetzt laß mich gehen! Die Sonne rückt höher; der Hirte mit der Heerde naht ſich. Ich darf hier nicht erblickt werden."

Er erhob ſich mühſam. Der Morgenwind wühlte in ſeinem weißen Barte. Unruhig und forſchend blickte er auf das Antlitz des Jünglings, deſſen Blicke noch immer von ihm abgewendet waren. „Er faßt nicht an! Er willigt nicht ein!" murmelte er vor ſich hin.

Der geängſtete Zuhörer erholte ſich endlich und brach in die faſt ſtürmiſch hingeworfenen Worte aus: „So iſt's doch gut, Vater, daß du noch lebſt — daß du noch deinen Sinn ändern kannſt. Wenn du nun todt wärſt, wie man mir geſagt, ſo könnte nichts mehr geändert werden."

„Hoffe nichts!" rief der Greis. „Ich kenne das Uebel, an dem ich ſterbe, nur wenige Tage bleiben mir noch. Die Kunde von meinem Tode wird ſich bald bewahrheiten."

Neuer Schrecken überkam Jakob. Er faßte krampfhaft die dürren Hände des Alten und preßte ſie an ſeine Bruſt.

„Wenn ich todt bin", ſagte der gebeugte Mann, „ſo werden Männer kommen und mich heimlich zu den Bekennern meines Volkes bringen. Du ſollſt ihnen folgen und Zeuge ſein, wie ſie meinen Leib der Erde geben. Ich werde bei den Gebeinen Derer ruhen, die ich im Leben verfolgte. Die Buße iſt gerecht. Der Jude zu den Juden! Wenn du angeſchaut, wie ſie mich beſtatteten, ſo eile zu Baruch und bringe ihm meinen Segen und meine letzten Grüße. Und nun, mein Sohn, wiederhole nochmals den Eid, den du mir geſchworen, mein Geheimniß Niemand zu verrathen; du würdeſt, wenn du redeteſt, dich und die Deinigen in endloſe Gefahr ſtürzen und machen, daß mein Andenken verwünſcht würde."

Jakob leiſtete den Eid und der Greis ſchloß ihn weinend in die Arme.

Vom nahen Kirchthurm tönten die Glocken, die den morgenden Feſttag einläuteten. Der Alte wählte einen Seitenpfad, hieß den Enkel zurückbleiben und verſchwand ihm aus dem Geſichte.

Es war wieder ein dunkler ſtürmiſcher Abend, als drei Männer, von denen der mittelſte noch jung war, dem Walde zuſchritten, und ſich in deſſen Tiefen verloren. Angelangt an dem Platze, den wir ſchon kennen, wurde die entſeelte Hülle des Meiſters Gottfried van Bryl von vermummten Geſtalten in Empfang genommen und die Beſtattung ging vor ſich. Jakob ſtand in einiger Entfernung und ſchaute zu, andächtig die Hände gefaltet und mit Thränen im Blick. Als Alles geſchehen war, verließen die Männer den Ort. Ein Stein mit einer hebräiſchen Inſchrift bedeckte die Ruheſtätte.

Der junge Ruisdael hielt ſeinen Eid; von ihm erfuhr Niemand die Vorgänge dieſer Nacht und das Ende des Hauptes der Familie. Den

Unterricht, den ihn der weiſe Baruch ertheilen wollte, wies er zurück; er blieb Chriſt, doch nahm er nicht Theil an dem Verfolgungseifer ſeiner Verwandten. Das Vermögen, das ihm der Alte unter der Bedingung ſeines Uebertritts vermacht, kam zu gleichen Theilen an die Erben. Ein großes, wunderſames Geſchenk hatte ihm, wider Wiſſen und Willen, der Alte durch ſeinen Tod vermacht: er hatte ihn zum Maler geſchaffen. Nach Hauſe gekommen, wußte der junge Mann jene Eindrücke, die ihm im Walde geworden, in einem Bilde zuſammenzufaſſen. Es gelang ihm über Erwarten. Die geheimnißvolle Sprache, die die Natur zu den Eingeweihten ſpricht, war ſeinem Ohr ſchon längſt verſtändlich; ſie wurde es jetzt ſeinem Auge, und die Hand gewann die Geſchicklichkeit, dieſes Verſtändniß auszuſprechen. So hatte ein großer Moment für ſein ganzes Leben entſchieden. Die erſte, noch ſchülerhafte Skizze führte er viele Jahre ſpäter, als ſein Name ſchon mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt wurde, in großem Stile und mit der genialſten Kraft ſeines Pinſels aus. Es iſt eines der ſchönſten Bilder, welches die Dresdener Galerie von ihm beſitzt. Wir ſehen im Dunkel des Waldes die halbverfallenen Grabmonumente und Leichenſteine ſchimmern, von denen eines hebräiſche Inſchriften trägt: es iſt das Grab jenes Mannes, deſſen Schickſale und Ende wir ſoeben geſchildert. Dieſes Andenken dem Greiſe zu ſtiften, konnte ſich der Künſtler nicht verſagen. Doch wie geſagt, nur er wußte um das Geheimniß dieſes Grabes.

Der Beſchauer dieſes herrlichen Bildes fühlt, wenn ihm poetiſche Begabung innewohnt, die düſtern Räthſel der verſteckten Grabeswelt ihren kühlen Hauch ihm entgegenſenden. Er hört die Bäume rauſchen, die ihre Gipfel vereinigen über den irdiſchen Reſten Derer, die das Geſchick hier in geheimnißvolles Dunkel verſinken ließ. Wer ruht unter jenem Sarkophage, zu dem die drei Stufen von ſchwarzem Marmor hinaufführen? Wir wiſſen es nicht. Vielleicht ebenfalls ein Verfolgter, ein Verbannter, dem heimlich Liebe und Verehrung dieſes koſtbare Andenken ſtiftete. Und dann die übrigen Steine, die tief in den Boden ſchon eingeſunken! Welche Gebilde verſchwanden hier in die Schatten? Welche Schauer wehen über dieſem Gottesacker im Walde! Wer nur eine Stunde an dieſem Bache ſitzen dürfte um ſeinem Rauſchen zuzuhören, um ſeine klaren Wellen in Haſt über das Steingeröll hingleiten zu ſehen! Und dann die Stille! Die wahrhaft göttliche Stille dieſes Ortes! Hier kann die Seele ihre ewigen Offenbarungen ſchöpfen, und wie der Durſtige aus der Quelle, ſo kann ſie aus der Fülle der Gottesſtille Muth für die Kämpfe eines ganzen Lebens trinken. Dank dem Künſtler, der uns dieſes Bild dichtete! Noch Tauſende werden nach uns vor dieſer Schöpfung ſtehen, und in ihre aufmerkſamen Seelen werden Gebilde des geheimnißvollen Jenſeit ziehen, das hinter dieſen Grabſteinen ſich verbirgt. Wie Vielen, die da noch kommen werden, werden dieſe Bäume rauſchen, dieſes alte Gemäuer, im blaſſen Schein des Mondes, wird ihnen Schauer einflößen, und der Waldbach wird ihnen Träume bringen,

„Sie irren ſich,“ ſagte der Kleine, „das iſt kein Mönch, ſondern eine Jungfrau.“

Der Herr von der Pleißenburg blickte ihn mit weit aufgeriſſenen, weinrothen Augen an und ſtammelte: „Wie kommen Sie mir vor, Herr! Glauben Sie denn, daß ich nicht einen Mönch von einer Jungfrau unterſcheiden kann?“

„In Ihrem vernünftigen Zuſtande, ja!“ erwiederte der Kleine kalt.

„Und in welchem bin ich denn jetzt?“ Jener wandte ſich ab, ohne zu antworten. Der dicke Herr ſtand auf und wollte nach ſeinem Stocke greifen. Sein Nachbar hielt ihn zurück, indem er ihm zurief: „Stille in Gegenwart des Königs!“ Der Beleidigte fuhr erſchrocken zuſammen und machte eine tiefe Verbeugung. Friedrich Auguſt lachte. — „Die kleine Kröte will Alles beſſer wiſſen,“ murmelte der Zurechtgewieſene und ſchob ſeine Perrücke wieder zurecht, die auf's eine Ohr ebenſo tief, klar und erfriſchend wie ſeine nächtlichen Wellen.

Ewige, heilige Schöpfungskraft, du, die du dich in die ſchwache Hand des Menſchen legſt und durch ſie himmliſche Gebilde in die Nacht unſerer trüben Erdenwelt ſendeſt — welch ein Lob wäre dir zu bringen, völlig würdig deiner Größe und Güte. Welch ein Segen wäre reich genug deinen Segen zu vergelten, der niederträufelt auf jeglich Herz, das empfängliche Pulſe ſchlägt! Wenn die Mühen des Lebens, des ſtaubigen, trockenen, angſtdurchtönten Lebens uns welk hinwerfen auf unſer Lager, dann geſchieht es wol, daß ein einſt mit Inbrunſt angeſchautes Bild wieder wie Mondſchein in unſerer Erinnerung auftaucht, und fernab fliehen alsdann die bittern Leiden.

So wirkt die Kunſt! Beugt vor ihr eure Knie! Sie iſt die Tröſterin des Müden, die Verſchönerin des ganzen Lebens. Ach, wer möchte ohne ſie — in der Hütte wie im Palaſte — wohnen! Sie iſt's, die Licht in beide bringt.

Jakob Ruisdael wurde nicht alt; er ſtarb 1681 im Alter von 41 Jahren. Eine Fülle reicher Schöpfungen bezeichnet den Gang dieſer Jahre; aber nicht alle tragen, wie das Bild, deſſen Geſchichte wir erzählt, den Stempel des Genies in dem hohen Grade an ſich, weil nicht alle ſich an ein bedeutſames inneres Erlebniß anſchließen. Viele Bilder malte er für die reichen Sammler und Liebhaber, und ſie zeigen in ſchöner Ausführung nichts als einfache Gegenden, denen der Zauber innewohnt, den ein naturverſtehendes und naturliebendes Künſtlerauge auch über den unſcheinbarſten Gegenſtand hinzugießen vermag.

Die Dresdener Galerie beſitzt einige ſehr werthvolle Landſchaften von ihm.

Er heirathete nicht, um ſeinem alternden Vater um ſo unbeſchränkter Sorge und Pflege angedeihen zu laſſen. Je weniger ihn Familienbande feſſelten, um ſo feſter war das Band geſchlungen, das edle Freundſchaft und Genoſſenſchaft in der Kunſt um den Strebſamen knüpften. Doch war dieſe Freundſchaft nicht ganz ohne

Intereſſe was die Zwecke unſers Künſtlers betraf. Er fühlte ſich nicht ſicher, wenn ſeine Hand das Feld der Landſchaftsmalerei verließ, und das der menſchlichen oder Thiergeſtalt betrat. In dieſem Falle nahm er die Hülfe ſeiner Freunde in Anſpruch. Wouverman, Oſtade und van der Velde werden als Diejenigen genannt, die ihren Pinſel dem trefflichen Landſchafts- und Naturdichter liehen, um ſeine Schöpfungen mit der paſſenden Staffage zu beleben. Es waren immer nur wenige Geſtalten und Gruppen, und ſie waren ſehr einfach erfunden, ſehr naiv zuſammengeſtellt; ſo wollte es der Genius der Poeſie Ruisdael's. Eine lebhaft decorirte Scene hätte ihn in ſeiner innigen Naturauffaſſung beeinträchtigt und verwirrt. Wouverman wußte dies, und wenn er daran ging, ſeines Freundes Landſchaften zu beleben, ſo nahm er aus der Fülle ſeiner Geſtalten nur die heraus, welche am wenigſten befähigt waren, die Augen des Beſchauers auf ſich zu ziehen. Eine ſeltene freundſchaftliche Discretion, eine zarte Enthaltſamkeit, dem Freunde zu Dienſten! Dagegen gab Ruisdael wieder einige ſeiner ſchönſten Vorgründe, ſeine duftigſten Fernen den Freunden, wenn ſie ihre Bilder landſchaftlich verklären wollten. Mit dem Maler Nikolaus Berghem ſchloß Ruisdael eine dauernde Freundſchaft fürs ganze Leben. Die beiden Genoſſen ſah man ſtets beiſammen; ſie machten Reiſen miteinander, ja es wird ſogar behauptet, daß Berghem ſeinen Freund zu einer Reiſe über die Alpen verleitete; allein über dieſe großartige Wanderſchaft fehlen beglaubigende Nachrichten. Doch iſt es gewiß, daß er Antwerpen und dann auch Amſterdam zu einem längern Aufenthalte nutzte, und daß er daſelbſt für ſeine Bilder einen ſehr einträglichen Markt fand. In Harlem ſtarb er. Von der Familie van Bryl fehlen weitere Nachrichten; gewiß iſt, daß der Künſtler keinen Grund hatte, ſeinen rühmlich ſich erworbenen Namen mit jenem der ihm fremd gewordenen Sippſchaft zu vertauſchen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Zweites Bändchen.

Die

Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

Zweites Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

gerathen war. „Ich habe mehr Jungfrauen in meinem Leben geſehen, wie er Sperlinge.“

„Sire, ich trage darauf an,“ nahm der Pole das Wort, indem er aufſtand und ſich verbeugte, „daß uns der Herr von der Pleißenburg ſein Liebesabenteuer mit der Dulac erzähle.“

„Wenn er es noch im Stande iſt,“ ſagte der König lächelnd.

„Eure Majeſtät, — was die Dulac betrifft, ſo iſt ſie eine unverſchämte Creatur, würdig an einen Pflug geſpannt zu werden, um einen Acker urbar zu machen,“ ſchrie der Dicke. „Vorgeſtern ſagte ſie mir, ſie wolle eine Vaſe haben, um ſie auf den Kamin zu ſtellen. Ich renne zum Töpfer und bringe ihr eine; hol' mich der Teufel! da iſt es nicht die rechte. Wie ich Abends komme, mir den Dank zu holen, finde ich die Thüre verſchloſſen. Dulac!“ rufe ich, „und noch drei Mal: Dulac! — die Kröte hört nicht. Ich trete die Thüre ein, und die Treppe hinauf, geradezu in

Vorwort.

Das Vorwort, das dem erſten Bändchen beigegeben iſt, zeigt die Idee, die dieſen „Geſchichten und Bildern“ zugrunde gelegt iſt. Wir können auf daſſelbe verweiſen, indem wir eine Fortſetzung hiermit der Oeffentlichkeit übergeben. Das erſte Bändchen war ein Verſuch, zu prüfen, ob eine ſolche Darſtellung des Gegenſtandes Beifall finden würde: das Reſultat hat ſich lohnend herausgeſtellt und ſomit erhält der Autor Muth, ſein Beginnen weiter zu führen.

Der reiche Inhalt der weltberühmten Galerie iſt übrigens auch mit dieſem zweiten Bändchen nicht erſchöpft und es ſollen, wenn die Theil nahme des Publicums dieſelbe bleibt, und nicht anderweitige Umſtände hindernd dazwiſchen treten, im Laufe des nächſten Jahres noch ein drittes und viertes Bändchen folgen.

Dresden, im Spätherbſt 1857.

Inhalt.

Seite

Vorwort ... V

Die Marquiſe Pescara. — **Tizian** ... 1

Die Nacht. **Correggio** ... 31

Die Freunde. — **Lukas van Leyden** ... 65

Die Dame im Schleier. — **Van Dyck** ... 89

Die grüne Spinne. **Peter Breughel der Jüngere** 139

Die Kuh des Potter. **Paul Potter** ... 183

Die büßende Magdalena. — **Ribera** ... 213

Die dicke Frau zu Mecheln. — **Jordaens** ... 251

Der Traum der Aebtiſſin. — **Holbein** ... 273

Der alte Schulmeiſter. — **Gerhard Douw** ... 287

Die Marquiſe Pescara.

Tizian.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Unter den ſchönen Frauen Roms, zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, war Junia, die Fürſtin Romagnola, die ſchönſte. Ihr Wuchs hielt ſich in dem reinſten Ebenmaß der Antike, ihr Antlitz zeigte, bei aller Vollendung der Form, wenn man etwas tadeln wollte, zu große Ruhe, man möchte ſagen, Kälte. Nichts erſchütterte dieſe junoniſchen Züge. Ein Reiz von Gefälligkeit und Lieblichkeit wäre eine Unmöglichkeit geweſen, allein er würde es bezaubernd gemacht haben, während es jetzt nur befehlend und herrſchend war.

Junia war die einzige Tochter eines der reichſten Adelshäuſer Roms, ihr Vater, der Fürſt Romagnola, ſtand in hohem Anſehen, er hatte den Ruf eines ſtrengen Mannes von untadelhaften Sitten. Sein Name wurde zuerſt genannt, wenn es auf Vollbringung einer That ankam, dem Vaterlande wichtig und der Geſammtheit von Nutzen. Wenn man ihn ſuchte, fand man ihn, aber man mußte ihn ſuchen, da wo man die ſtolzen Edeln ſuchte, die ſich ihres Werthes bewußt waren. Fügſamkeit und Geſchmeidigkeit war nicht ſeine Sache, obgleich er höfiſcher Sitte zugethan war. Der Papſt Paul III. erhob ihn zu einem Großwürdenträger des römiſchen Stuhls und Karl V. fügte in das Wappen des römiſchen Edeln die drei rothen Lilien des caſtilianiſchen Adels. Dieſe Auszeichnungen erfreuten den Fürſten, aber ſie überraſchten ihn nicht: ſein Stolz war auf ſie gefaßt.

Aehnlich dem Vater war Junia. Auch ſie trug das Haupt hoch. Man ſagte ſich in Rom, daß ſie des Vaters Geheimſecretär ſei, wenigſtens wußte man, daß ſie mit ihm arbeitete, und daß, wenn man ſie aus der Thüre des Cabinets ihres Vaters treten ſah, irgendeine wichtige Entſcheidung zur Reife gediehen ſei. Die fremden Fürſten, ſowie ihre Geſandten blickten zuerſt auf die umwölkte oder auf die heitere Stirn Junia's, wenn ſie ſich Gewißheit verſchaffen wollten, ob Das, was ſie durchzuſetzen gekommen waren, durchſetzbar war oder nicht. Ein zürnendes Auge der jungen Fürſtin erſchreckte, ein ſinnendes weckte Hoffnungen, ein niedergeſenktes lähmte dieſe Hoffnungen und ein offenes, freies machte Glückliche. Ein lächelndes ſah man nie. Eher hätte man ſich Pallas Athene lächelnd denken können.

Paul der Dritte hatte den päpſtlichen Thron beſtiegen mit ſchwankendem Fuße und unſicherm Blick. Mistrauend, wie er war, ſah er dicht neben ſeiner Erhöhung ſeinen Sturz. Der Boden unter ihm ſchien zu beben und er getraute ſich keinen ſichern Schritt zu thun. Aus der dumpfen Enge einer Kloſterzelle hervorgegangen, hatte er nie gelernt, einen großen und freien Blick auf die Geſchicke der Menſchen zu werfen und ſein Geiſt nahm die Richtung zu Kleinlichem und Armſeligem hin. Romagnola war es, der ihm Stütze und Halt wurde. Der Stolz und der Trotz dieſes Mannes legten in die Seele dieſes

Greiſes zu Zeiten feſte Entſchlüſſe und eifrige Thaten. Aber es gab Augenblicke, wo dieſer Günſtling ihm ebenfalls verdächtig wurde, ſo wie er alle Welt beargwöhnte, und dieſe Zeichen der Schwäche benutzten des Fürſten Feinde, um ihn zu ſtürzen. Es gelang ihnen ihr Plan nicht, aber ſo viel erreichten ſie, daß Romagnola durch Geſandtſchaftsreiſen öfters dem perſönlichen Verkehre mit Seiner Heiligkeit entzogen wurde. Und dies war ihnen ein mächtiger Vortheil.

Wir richten unſern Blick auf Junia; denn mit ihr haben wir es ausſchließend zu thun. Sie verließ ihren Vater nie. Mochte es ſein, daß man ihn nach Spanien ſandte, an den Hof Frankreichs oder zu einem der kleinen italieniſchen Fürſten, ſie war ſtets in ſeinem Gefolge. So ſehen wir ſie denn auch jetzt, wo unſere Erzählung beginnt, an dem Hofe zu Ferrara, wo damals ſich drei berühmte Männer aufhielten: Arioſt, Aretino *) und — der noch junge Tizian,

---

*) Ein italieniſcher Claſſiker des 16. Jahrhunderts, ein feiner Kunſtkenner, damals gefürchtet wegen ſeiner

ihr Schlafzimmer. Dulac!“ rufe ich, „haſt Du die Vaſe erhalten? Keine Antwort. Ich tappe hin und finde auf dem Polſter einen runden Gegenſtand, einen Kopf! — Stern Donnerwetter! — ein Manneskopf! Iſt das die Vaſe, Dulac?“ frage ich. — „Ja,“ antwortet ſie, „und zwar eine aus japaniſchem Porzellan, wie ich ſie mir gewünſcht habe; die Deinige war nur von gemeinem Töpferthon.“ „Ho, ho!“ ſchrie ich „und ergreife den Kopf — nein die Vaſe — oder doch den Kopf und werfe ihn zum Fenſter hinaus, wo er in tauſend Stücke zerbricht; die Vaſe ſteigt aber aus dem Bette und macht ſich auf ein Paar Beine.“ —

„Die Vaſe? bravo, bravo! Ihr habt kein Glück mit den Weibern. Aber trinkt doch! — trinkt doch!“

„Kann nicht mehr, Brüderchen! Ich bin nicht, wie Du, König von Polen, der Alles kann. Apropos, ich wünſchte, daß Du die veraber bereits durch geniale Schöpfungen ſeines Pinſels bekannt. Man kann ſich denken, welchen Eindruck auf dieſe an ſich ſo verſchiedenen poetiſchen Naturen die Erſcheinung eines Weibes machte, von dem großartigen Schönheitsgepräge der jungen Fürſtin. Sie entſchloſſen ſich alle Drei, ihr den Hof zu machen, und ſie fanden einen Nebenbuhler in dem Herzog, der ſich beeilte, den Vater mit Gunſtbezeigungen zu überſchütten, um dadurch die Tochter für ſich zu gewinnen. Doch die Göttin blieb auf ihrem Siegeswagen, ſie ſtieg nicht herab, um Einen aus dieſem Gefolge zu wählen. Der berühmte Sänger des „Orlando“ fand keine Demüthigung des Stolzes darin, die Nächte hindurch wie ein gewöhnlicher Citherſpieler unter dem Fenſter des Palaſtes zu ſtehen, um ſein Lied zu ſingen — vergebens. Tizian bemühte ſich, um nur eine Sitzung, um eine Skizze zu vollenden, die er im Geheimen

---

ſcharfen Satire und ſeines ſtets ſchlagfertigen Witzes, als Menſch aber wegen ſeines wüſten Lebens und ſeiner Zügelloſigkeit wenig geachtet.

angefangen; er erhielt dieſe Gunſt nicht, und Aretino's ſchönſte Sonette blieben unbeachtet. Nur den Artigkeiten des Herzogs wurde ein gemeſſenes Entgegenkommen gezeigt, aber dieſes galt der Diplomatie, nicht der Liebe. Verzweifelnd über die Kälte des göttergleichen Weibes entſchloß ſich Arioſt, den Hof zu verlaſſen, Tizian ſtürzte ſich in ein theologiſches Thema und malte ein Concil der Kirchenväter, die über die unentweihte Empfängniß Maria's disputirten, nur Aretino, der boshafte, der tückiſche Aretino, beleidigt, ſich abgewieſen zu ſehen, verließ den Gegenſtand früher ſeiner Liebe, jetzt ſeines Haſſes, nicht und ſann auf eine Gelegenheit, um ſich zu rächen.

Der Fürſt verließ mit ſeiner Tochter den Hof von Ferrara; Aretino begleitete ihn nach Rom. Er war der angenehmſte Geſellſchafter, den man ſich wünſchen konnte. Geiſtvoll, witzig, immer bereit, ein treffendes Wort zu geben und zu nehmen, ſtets in heiterer Laune und voll von Aufmerkſamkeiten gegen Die, denen er ſich verpflichtet zeigen wollte. Ein gewandter Weltmann, wie es keinen zweiten gab, hatte er den weiteſten Horizont vor ſich, und da die Empfindlichkeit und Reizbarkeit ſeines Gewiſſens ihn nicht beengte, ſo erweiterte er dieſen Horizont auch gelegentlich nach Richtungen hin, wo das Auge eines ehrlichen Mannes nicht hindringt. Boshaft bis in die tiefſte Falte ſeiner Seele hinein, zeigte er die offene Stirn und das heitere Lächeln einer Natur, die Urſache hat, zu glauben, daß ſie ſich ebenſo mit dem Himmel wie mit der Erde gut ſtehe. Er, der ſeine Feder angeſetzt hatte, um die berüchtigten Gemälde Julio Romano's ſo zu erklären, daß die Linien, die die Feder zog, noch die an Zügelloſigkeit übertraf, die der Griffel vorgezeichnet hatte; ich ſage, dieſer Mann machte, wenn er wollte, ſo reizende Schäfergedichtchen, daß ſie die Unſchuld ſelbſt mit Entzücken las. Junia wußte, was ſie an ihm hatte; ſie wollte ihn auch gern zum Geſellſchafter, nur nicht zum Liebhaber, und da Aretin auf dieſe Stellung verzichtet hatte, ſo gab ihm Junia Erſatz, indem ſie ihm zeigte, wie ſehr ſie mit ihm harmonirte, wenn es darauf ankam, über

Bücher, Menſchen und Dinge ein Urtheil zu fällen.

„Sie iſt ein Teufel“, ſchrieb er an Arioſt, „aber ich werde ſie zu meinen Füßen legen. Ich oder ſie — Einer von uns muß ſiegen. Nie hat mich ein Weib ſo beſchäftigt, wie dieſes — das ſoll ſie mir entgelten. Ich ſinne über meine Rache, wie ein Poet über ſein Gedicht. Ich ſitze Nächte lang auf und ziehe ſie heimlich groß, und freue mich an ihrem Wachsthum. Armer Arioſto, der du glaubteſt, dieſes Weib könne durch einen ſchönen Vers beſiegt werden! Es ſind andere Mittel nöthig — um daß ſie falle. Fürs Erſte habe ich ſchon bemerkt, daß ſie mit ihrer Stellung nicht zufrieden iſt, ſie will noch unabhängiger daſtehen, als es bei dieſem ſie verzärtelnden Vater der Fall iſt. Dies kann nur durch Heirath geſchehen. So weit habe ich ſie. Jetzt gilt es, den Mann zu finden. Ich will mich unter meinen Schülern umſehen. Es iſt nicht die erſte Frau, die ich verderbe! Erkundigt Euch, Freund Arioſto, nach einem gewiſſen Bernardo, er muß jetzt in Neapel verweilen, wenn er nicht [illegible] Bravo im albaneſer Gebirge umherſtreift. Denn wie ich ihn verließ, war er von allen Mitteln entblößt, und wurde von den Sbirren verfolgt. Schreibt mir, was Ihr über ihn in Erfahrung gebracht habt. Lange Zeit habe ich mich damit abgegeben, dieſen jungen Mann zu bilden — für meine Zwecke; dann wurde mir die Arbeit zu mühevoll und ich ließ ihn ſeiner Wege gehen. Es thut mir leid, mein Entſchluß war vielleicht zu raſch, ich hätte länger ausharren ſollen; allein der Draht, den ich befeſtigte, um ihn nach Gefallen daran zu ziehen, wollte nicht haften, ich wurde ungeduldig, was ich doch ſonſt nicht leicht werde. Jetzt will mir ſein Bild nicht aus dem Kopfe. Er iſt über alles Maß hinaus wild, frech und zügellos, aber dabei mir gehorſam. Wir wollen ſehen, was ſich nachholen läßt. Vor allen Dingen muß er aus dem Schlamm gezogen werden, in welchen er ſich jetzt geſtürzt. So können wir ihn nicht brauchen.“

Einige Wochen ſpäter ſchrieb Aretin nochmals:

„Was Ihr mir von dem Bernardo ſchreibt, trifft zu. Er war alſo eingefangen und ſollte bereits auf die Galeere abgeliefert werden. Der Commandore, dem Ihr mein Schreiben abliefert, der mein Freund und mir Dank ſchuldig iſt, weil ich ihn einſt aus einer häßlichen Geſchichte geriſſen, hat, wie ich es gewünſcht, raſch gehandelt und den Bernardo entſchlüpfen laſſen. Nun will ich mit ihm eine Zuſammenkunft halten und ihn inſtruiren. Sollte er für dieſen Zweck nicht tauglich ſein, ſo bringe ich ihn in päpſtliche Dienſte, und er muß mir als Spion Diejenigen überwachen, von denen ich etwas zu fürchten habe. Doch ich hoffe, er wird meine Erwartungen erfüllen. Ihr ſchreibt mir, theurer Bruder, daß Ihr den Burſchen nicht ſo ſchön findet, als Ihr nach meinen Andeutungen ihn zu finden den feſten Glauben gehabt. Laßt ihn nur erſt in ſeinem genueſiſchem Sammet ſtecken, mit der goldenen Kette um den Hals! Sein ſchwarzes wildes Lockenhaar, ſeine dunkeln, glühenden Augen! Ich will ihm ſchon die Kunſt lehren, alles dieſes und noch manches Andere ins gehörige Licht zu ſtellen! Dazu bin ich der Mann. Beim Bacchus, wozu hätte ich denn meine Weiberkenntniß! Der Fürſt geht nach Madrid, ſeine Tochter natürlich mit ihm, ſie ſollen Karl V. von Seiten Seiner Heiligkeit beglückwünſchen und ihn nach Rom zur Krönung einladen. Der Fürſt, der ohne mich nicht leben kann, hat mich gebeten, ihn zu begleiten. Ich gebe mir die Miene, als folgte ich aus Höflichkeit und erzwungen dieſer Einladung, die mir das Erwünſchteſte iſt, was mir hätte kommen können."

Nach Verlauf dreier Monate ſehen wir Junia am Hofe zu Madrid. Sie iſt die Sonne, um die ſich Alles bewegt. Karl, der Held des Tages, nicht mehr jung, aber immer noch ein Glücksjäger bei den Schönen, wetteifert mit ſeinem jugendlichen Sohne, Philipp, der ſchönen Römerin ein Lächeln zu entlocken. Feſte folgen auf Feſte; der ſpaniſche Adel tummelt in Feſtturnieren ſeine andaluſiſchen Roſſe, um den ſtolzen Blick der jungen Fürſtin auf ſich zu lenken. Die Sonne von Sevilla hat farbige Früchte gereiſt, glühende Romanzen und Notturnos, und dieſe werden unter dem Balcone der kaiſerlichen Hofburg von verführeriſchen Stimmen in die blaue Mondnacht geſendet. Was tauſend Frauen rührt, Junia rührt es nicht. Sie bleibt kalt, ruhig, leidenſchaftslos, immer bedacht, die Schritte ihres Vaters zu leiten, auf ſeinem Wege die Hinderniſſe hinwegzuſchaffen, kurz, immer mit Politik beſchäftigt, und wenn ſie ſich eine müßige Stunde gönnt, ſo verplaudert ſie dieſe mit Aretin, mit dem ſie zuſammen Sonette dichtet und Epigramme fertigt. Auch mit Arioſt bleiben Beide im Briefwechſel. An den Letztern ſchreibt Aretin:

„Erwäge meine Lage! Immer in der Nähe eines Weibes, das ich bis zum Wahnſinn begehrt habe und das ich jetzt vernichten will. Je liebenswürdiger ſie ſich mir zeigt, um ſo ſchärfer wetze ich mein Meſſer. Ich hole aus zum Stoße, während ſie, nichts ahnend, lächelnd und ſicher an meiner Seite ſitzt. Kalt und berechnend, gehe ich Schritt vor Schritt weiter, und ziehe meine Pflanzen, wie der ſorgſame Gärtner groß, indem ich ſie vor jedem Nachtwind, jedem Sturmwind hüte."

Im Gefolge des Geſandten der Republik von St.-Marco erſchien am Hofe Karl's ein Marquis Pescara, ein Mann, der die Blicke auf ſich zu lenken wußte. Groß, ſchön gewachſen, mit dem Anſtand eines Fürſten, machte er zugleich den Eindruck eines Piraten, der die Welt, mit tauſend Gefahren kämpfend, durchzogen hatte. Unbeugſamer Trotz lag in ſeinen Augen und Wildheit und Spott leuchtete unter den ſchwarzen Wellen ſeines gekräuſelten Bartes. Man war neugierig über ſeine Herkunft, doch waren die Zeugniſſe da, daß ſein Wappen ein untadeliges ſei, und Mitglieder ſeiner Familie ſich in den Regiſtern des Goldenen Buches des venetianiſchen Adels fanden. Dies genügte. In einer Zeit, wo ſo viele glückliche Abenteurer umherzogen, die Söhne von Vätern, die dieſe Söhne nicht anerkannten, wollte und konnte man nicht ſo genau prüfen. War doch Don Juan von Oeſtreich ſelbſt ein ſolcher Abenteurer. Der Marquis Pescara wurde mit Beifall aufgenommen, und Aretin führte ihn in dem Hauſe des Fürſten Romagnola ein. Junia gab nicht das mindeſte Zeichen, als wenn ſie ſich mit dem neuen Ankömmlinge beſchäftige, und doch war dem ſo.

Eines Tages ſagte ſie zu Aretin, als ſie eben die Satiren des Lucian geleſen hatten, eine Lectüre, die Junia liebte und die Aretin vortrefflich zu illuſtriren wußte, indem er ſie auf die Gegenwart anwendete: „Signor, gebt mir einen Rath, ſoll ich mich vermählen?“

„Wozu? ſeid Ihr mit dem Manne nicht zufrieden, den Ihr habt?“

„Ich, einen Mann?“

„Nun ja, Ihr habt Euch ſelbſt; die ſchöne Hülle iſt eine Lüge: ein Weib ſeid Ihr nicht.“

„Ihr ſucht das Weib nur in der Schwäche.“

„Sollen wir ſie in der Stärke ſuchen, was ſind wir Männer denn?“

„Was ihr ſtets geweſen ſeid; ſo lange die Stärkern, als kein Stärkerer kommt.“

„Sei es; doch was hat das mit der Ehe zu thun? Die großen Geiſter heirathen überhaupt nie. Sie ſchließen augenblickliche Verbindungen, die ſie raſch zerreißen, wenn ſie ihnen dammten Hunde aus dem Lande jagteſt. Ich wünſche das — hörſt Du? ich. Teufel! heute laden wir wieder einmal tüchtig. Aber die Polen fort! — die Polen fort!“ —

„Herr von der Pleißenburg! Sie reden ſich um den Kopf;“ rief der Kleine. „Wenn Sie je einen gehabt haben,“ lachte der Pole. Der Dicke lehnte ſich weit über den Tiſch, ſah den König mit ſtarren Augen an und ſtammelte mit ſchwerer Zunge: „Höre, Friedrich Auguſt — wir Sachſen lieben es, bei'm Weine zu plaudern. Unſre Vorältern haben das ſchon gethan; die Sitte muß nicht untergehn. Weg da mit Hofgeplapper und Titelkram! Mann gegen Mann, das Weinfaß zwiſchen uns! — Wie Du es treibſt, mein Junge, ſo geht es nicht weiter. Deine Mädchen koſten Dir nicht ſo viel, als die Hunde, die Polen. Laß ſie. Biſt Du nicht deutſcher Kurfürſt? Iſt das nicht mehr werth, als eine lumpige Krone, die ich nicht meinem Kettenhunde läſtig fallen. Nur der große Haufe ſchließt Ehen, weil es des großen Haufen Geſchäft iſt, die Welt zu bevölkern. Was macht ſich ein Philoſoph daraus, Vater genannt zu werden? Er, der die Ideen ſeine Kinder nennt?“

„Genug! was ſagt Ihr von dem Marquis Peſcara?“

„Der Venetianer?“

„Derſelbe.“

„Wenn ich zu wählen hätte, würde ich ihn nicht wählen, er beweiſt zu wenig Fügſamkeit und Unterwürfigkeit. Hat er auch noch je eine Serenade gebracht?“

„Iſt das nöthig?“

„Wenn er auf den Saiten eines Herzens ſpielen will, muß ich vorher ſehen, daß er die Saiten der Cither zu rühren weiß, ſagt die Catalonierin.“

„Ich liebe die ſingenden Männer nicht, ſie ſollen reden oder ſchweigen.“

„Letzteres iſt die Eigenſchaft unſers Helden.“

„Sagt ihm, daß er heute bei dem Feſte nicht fehle, das man meinem Vater zu Ehren gibt. Es iſt das Abſchiedsfeſt, morgen gehen wir nach Rom zurück.“

„Ich werde Euren Auftrag beſtellen, Signora.“

Aber er beſtellte dieſen Auftrag nicht. Wie die Kerzen im hellglänzenden Prachtſaale ſchimmerten, war unter der Menge Einer nicht zu finden, und dieſer Eine war der Marquis von Pescara. Junia hatte ihn ſchon geſucht und ſie flüſterte jetzt ihrem Vertrauten zu: „Habt Ihr ihn herbeſchieden, wie ich geſagt?“

„Signora, dieſer Wildfang hat es vorgezogen, eine Jagdpartie, die ſchon längſt verabredet war, heute abzuhalten. Er läßt ſich entſchuldigen.“

Die Fürſtin erwiderte nichts; es war nicht der leiſeſte Zug von Bewegung in ihrem Geſichte zu leſen, und dennoch las Aretin darin, daß er geſiegt habe. Dieſe Vernachläſſigung, die erſte, die ſie erfuhr, reizte die Stolze. Aretin wußte jetzt, daß er raſch vorwärts ſchreiten durfte. Er gab ſeiner Creatur Befehl, ſich um das Opfer zu bewerben, das reif war, zu fallen.

Das Abſchiedsfeſt war vorüber, einige Tage mußte der Fürſt noch zugeben: als es wirklich zur Reiſe kam, erſchien der Kaiſer, den Herzog von Olivarez an der Hand führend.

„Ich komme als Brautwerber, Fürſtin!“ ſagte der mächtige Herrſcher mit der gütigen Stimme eines Protectors: „hier, einer der erſten Granden meines Reiches wirbt durch mich um Eure Hand, Donna Junia! Werdet Ihr Euch weigern, einem würdigen Manne, der zugleich mein Freund iſt, anzugehören?“

„Sire“, entgegnete die junge Römerin, „Seine Hoheit, der Herzog kommt zu ſpät; vor einer Stunde habe ich mich mit dem Marquis Pescara verlobt!“

Welche Worte! der ganze Hof iſt ſprachlos vor Erſtaunen. Man blickt auf den Vater; auch dieſer ſcheint zum erſten mal dieſe Nachricht zu hören. Indeſſen läßt ſich nichts Anderes hier thun, als dem Marquis Glück zu wünſchen, der über den Herzog von Olivarez den Preis davon getragen hat, ohne daß man wußte, daß er überhaupt nach dieſem Preiſe ringe.

Junia triumphirte und über Junia triumphirte Aretin.

In Bologna wurde die Hochzeit mit fürſtlicher Pracht gefeiert, dann begaben ſich die jungen Vermählten nach Rom. In der Vorhalle des Palaſtes Romagnola fand folgendes Geſpräch ſtatt.

Aretin: „Kennt Ihr ſchon, Signor, den ganzen Umfang des Vermögensantheils, der Euch zugefallen?“

Der Marquis: „Vollkommen. Es ſind Landgüter und baare Geldſummen.“

Aretin: „Die erſtern behaltet, von den letztern gehört mir die Hälfte.“

Der Marquis: „Euch, Signor?“

Aretin: „Mit vollkommenem Rechte; ich zog Euch aus der Niedrigkeit empor und habe Euch erſtens eine Stellung und dann dieſe Heirath verſchafft. Ihr wißt, Ihr waret genöthigt, einen falſchen Namen anzunehmen, und doch hat Euch die Gerechtigkeit gefunden. Ihr waret verloren, wenn ich nicht kam, Euch zu retten. Euere Familie hat ſich von Euch losgeſagt.“

Der Marquis: „Soll ich Euch für alles dieſes dankbar ſein?“

Aretin: „Haltet es damit, wie Ihr wollt.“

Der Marquis: „Nun denn, ich halte es ſo, daß ich Euch keinen Dank und auch kein Geldſtück zahle! O, ich weiß auch, wie ich in der Welt mich zu benehmen habe!“

Einen Augenblick leuchtete ein Blitz in Aretin's Auge, dann ſagte er mit ſeinem gewohnten kalten Lächeln: „Gut, Signor, ich habe ja die Papiere des Commandors über Euch in meinen Händen. Morgen erfährt ganz Rom, daß Bernardo und der Marquis Pescara eine und dieſelbe Perſon iſt.“

Der Marquis gab nach, indem er mit den Zähnen knirſchte und ſeinen Dolch in der Scheide zuckte. Jetzt war Aretin's Miſſion vollendet: Das, was nun folgen ſollte, konnte er getroſt ſeinem Zöglinge überlaſſen.

Sieben Jahre waren vergangen und nun entrollten die letzten Scenen dieſer Tragödie. Wir haben es jetzt mit dem Bilde zu thun, das die Meiſterhand Tizian's ſchuf und auf dem die

Heldin unſerer Erzählung uns zum letzten male und in einer gänzlich umgeſchaffenen Geſtalt entgegentritt. Wir ſehen ein ſtolzes Herz gebrochen, einen wilden Sinn gebeugt. Laßt uns nun die Geſchichte dieſes Bildes erzählen.

Wir haben es jetzt mit Tizian zu thun. Eines Abends ſitzt der berühmte Künſtler mit einigen Freunden bei einem kleinen Feſtmahle in der Villa des Cardinals Orſini in Rom, da wird ihm gemeldet, daß Jemand ihn zu ſprechen wünſche. Es iſt der Bote einer vornehmen Dame, die ihn zu ſich beſcheidet. Der Name dieſer Dame klingt dem Künſtler fremd ins Ohr, dennoch machte er ſich ſogleich bereit, dem Diener zu folgen, nachdem er ſeine Freunde nur wenige Augenblicke zu verlaſſen gedenkt. Er wird in einen Palaſt geführt und in einem prachtvoll decorirten Gemache allein gelaſſen. Bald öffnete ſich die Thür und eine hoch und ſchlank gewachſene Frau, in ſchwarze Schleier gehüllt, tritt herein, bleibt ſtehen und ſcheint ſich die Züge und die Geſtalt des Künſtlers mit Aufmerkſamkeit zu betrachten. Endlich nimmt ſie einen Seſſel ein, ihrem Gaſte gegenüber. Als ſie den Schleier zurückſchlägt, glaubt Tizian, dieſe edlen, reinen Formen, die die Schönheit, aber auch die Kälte des antiken Marmors an ſich tragen, ſchon einmal geſehen zu haben.

„Ihr erkennt mich nicht wieder, Meiſter“, hebt ſie an, „es ſind über zehn Jahre, daß wir uns in Ferrara geſehen haben.“

„Fürſtin Romagnola!“ ruft der Künſtler.

„So hieß ich damals“, entgegnete ſie.

„Ihr ſeid vermählt?“

„Geweſen.“

Nach dieſen Worten entſteht eine Pauſe. Die Dame ſieht zu Boden nieder und ihre Stirn iſt umwölkt, die ſtarre Bläſſe ihres Geſichts ſcheint ſich noch geſteigert zu haben. Mit Anſtrengung nimmt ſie endlich wieder das Wort und ſagt: „Damals, Meiſter Tizian, wünſchtet Ihr mein Bild zu malen, ich hatte Gründe, Euch dieſes Begehren, obgleich es meiner Eitelkeit ſchmeichelte, abzuſchlagen, ich komme, um Euch zu bitten, dieſes Bild jetzt zu ſchaffen.“

„Ihr ſollt in mir Euern gehorſamen Diener finden, Signora. Beſtimmt mir nur den Tag und die Stunde, denn ich mache diesmal nur einen kurzen Aufenthalt in Rom."

„Laßt es morgen in der Frühſtunde ſein."

„Wohl. Ihr wünſcht doch ein Bildniß?"

„Nicht das allein. Ihr ſollt mich in Verbindung bringen mit der Madonna und dem Chriſtkinde, und zwar will ich als Reuige und um Vergebung Flehende vor der Mutter Gottes erſcheinen."

Tizian glaubt ſeinem Ohre nicht trauen zu dürfen, als er dieſe Worte hört. Die ſtolze Junia eine Fromme! Die Freundin Aretin's eine Devote! Dieſe Gedanken müſſen in dem offenen und freien Antlitz des großen Mannes zu leſen geweſen ſein, denn die Dame ſchlägt verwirrt und finſter die Blicke von neuem zur Erde, und von neuem entſteht eine Pauſe beiderſeitiger Befangenheit.

„Wollt Ihr?" fragt ſie.

„Gewiß", erwidert er, „nur laßt mich über dieſe Aufgabe nachdenken. Ich habe ſchon mehr als eine galante Dame vor den Thron der jungfräulichen Gottesmutter gebracht, aber es war nicht gerade nöthig, ſie in Reue und Zerknirſchung darzuſtellen. Ich habe dieſe ſchönen Frauen dargeſtellt, wie ſie eine anſtändige und reſpectvolle Verbeugung vor der Mutter Gottes machen, dies iſt, dünkt mich, genug. Wozu ein Weiteres? Soll die Welt unnützerweiſe Dinge erfahren, die ſie nichts angehen? Wenn ich Euch als Magdalena male, mit Thränen im Auge, und zaghaften Schrittes dem Throne der Madonna ſich nähernd, ſo wird alle Welt fragen, was hat die Fürſtin verbrochen, warum kommt ſie in ſolcher Geſtalt vor die Gottesmutter? Aber dies ſind nur meine beſondern Anſichten, Signora, thut was Euch gefällt, ich bin nur froh, daß Euere erhabenen Züge ſich endlich einmal meinem Pinſel anvertrauen.“

Den andern Tag wurde das Bild begonnen. Der Künſtler hatte eine Skizze mitgebracht. Auf dieſer ſah man die Mutter Gottes in der Hütte ſitzen, das Kind auf dem Arme, und mit dem Gepränge einer Fürſtin, gefolgt von einer

Dienerſchar, trat die ſchöne Frau in ihrem weltlichen Glanze in dieſen beſcheidenen Raum.

„So will ich's nicht", rief die Dame etwas heftig, „die Madonna ſoll auf dem Throne ſitzen und ich will als niedere Magd vor ihr ſtehen. Seht her, in dieſem Gewande!"

Und damit warf ſie den langen ſchwarzen Schleier ab und ſtand in einem einfachen weißen Kleide vor dem Künſtler, der, geblendet von der Schönheit und dem wunderſamen Ernſte dieſer Geſtalt, mit langen prüfenden Blicken auf dieſer Form weilte. Es war allerdings nicht die Demuth und Zerknirſchung einer Magdalena, wie man ſie gewöhnlich darſtellt, es lag zu viel Trotz, zu viel finſterer Unmuth in dieſen Zügen, aber es war dennoch eine irdiſche Größe, die ſich vor der himmliſchen beugte. Das wundervolle Gemälde, das Tizian geſchaffen, zeigt uns den Seelenzuſtand, dieſes ſtolzen, nicht gebeugten, nur gebrochenen Weibes.

Dieſes Bild feſſelte unſern Künſtler ſo ſehr, daß er ſtatt der Tage, die er bleiben wollte, Wochen blieb. In dieſer Zeit wurde er mit aufſetzen würde? Iſt's wahr? wer widerſpricht mir?“

„Geht zu Bette! geht zu Bette!“

„Wie ſie Grimaſſen ſchneiden! — ſagt, daß ich lüge, und ich will der erſte Pleißenburg ſein, der ſich ſeines Vorrechts begiebt, mit ſeinem Herrn und Könige ein Wort im Vertrauen zu ſprechen. Zur Hölle mit den Polen! das iſt mein Trinkſpruch und jedes ehrlichen Sachſen, wenn er beim Wein ſitzt. — Iſt's wahr? wer widerſpricht mir?“ —

„Zu Bette! zu Bette! — Ein trefflicher Spaßmacher,“ ſagte der Pole mit grinſendem Lächeln. — Der Herr von der Pleißenburg wollte ſich erheben, um von neuem nach ſeinem Stocke zu greifen, aber er fiel auf den Stuhl zurück, dieſer brach unter ihm in Stücke und die derbe Geſtalt lag auf dem Boden. Während dieſes Aufruhrs entfernte ſich der König. Ich ſah ihn an der Thüre mit dem Arzte der Gräfin ſprechen.

der Marquiſe ſo vertraut, wie es überhaupt möglich war, mit ihr vertraut zu werden. Allein das finſtere Geheimniß, das ihre Seele einſchloß, erfuhr er nicht. Den Verluſt ihres Vaters beklagte ſie innig, von ihrem Gemahl, den ſie vor wenigen Jahren verloren, ſprach ſie nicht, ebenſowenig von zwei Kindern, die bald hintereinander geſtorben. Dieſen Umſtand erfuhr der Künſtler durch Andere. Aber ein Geſpräch hatte er eines Tages mit ihr, deſſen Inhalt ihn mit einem namenloſen Grauſen erfüllte und, wenn er die einzelnen Andeutungen, die in den Worten dieſer Frau lagen, weiter zu verfolgen verſuchte, ihn vor ihr zittern machten. Welch' eine Welt von Stolz, von Eigenmacht, von wilder Rachgier und kalter Grauſamkeit lag in dieſem Weibe? Welche Verbrechen belaſteten ihre Seele!

Es war von dem Geſchick der Frauen im Allgemeinen die Rede geweſen, plötzlich fuhr die Marquiſe auf und ſagte:

„O, nennt mir irgendein Schreckniß in der Welt, eine entſetzliche Qual, eine die Seele zerreißende Demüthigung, es iſt alles nichts gegen das Geſchick eines Weibes, das von einem Manne, den ſie haßt, die Pfänder einer ſchmachvollen Ehe unter dem Herzen tragen muß! Da iſt Alles beiſammen, was Erniedrigung und Elend heißt. Von dem ein Leben zu hegen, der unſers Lebens Feind! O, ihr ewigen himmliſchen Gewalten, kann es da anders kommen, als daß in der Hand dieſes niedergetretenen Weibes Dolch oder Gift ihre willkommenen Dienſte leiſten?“ — Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: „Ihr habt mich auf meiner Höhe geſehen, ich bin von dieſer Höhe vor der Welt nicht herabgeſtiegen, und wenn mir ein ſolcher Sturz drohte, ſo würde ich ihm raſch zu entgehen wiſſen. Daß ich mich mit dem Himmel verſöhnen will, iſt nur allein mein Entſchluß, keine äußere Gewalt bringt mich dazu. Ich will dieſes Bild, das Ihr auf mein Geheiß malt, in meinem Gemache aufſtellen, und wenn es mir gelingt, mein Herz zu bezwingen, ſo will ich, demüthig, wie ich hier im Bilde ſtehe, vor die Gebenedeite hintreten und ihr ſagen:

Bereuen kann ich nicht, was ich gethan habe: ich konnte nicht anders! Doch gib mir Frieden, heiligſte und reinſte der Frauen — gib mir Frieden — Frieden!“

Dieſe letzten Worte wurden mit einem herzzerreißenden Tone geſprochen, der in dieſem ſtolzen Munde ganz beſonders erſchütternd klang.

Wenige Jahre nach dieſen Vorfällen erfüllte Rom die Kunde von einer entſetzlichen That, die Thäterin ſelbſt war nicht mehr unter den Lebenden. Die Marquiſe Pescara, ſo hatten jetzt die Nachforſchungen ermittelt, hatte ihren Mann und ihre Kinder vergiftet. Der Verdacht war bereits einmal ſchon rege geworden, doch hatten die Stellung der Verbrecherin und ihre mächtigen Verwandten ihn niedergehalten, es kam jetzt zur öffentlichen Anklage. Aretin — hatte dieſe Anklage erhoben. Die Marquiſe fand man eines Morgens todt in ihrem Gemache. Rom hatte ſein ſchönſtes, aber auch ſein verbrecheriſchſtes Weib verloren.

Das Bild Tizian's von ihr gewann an großer Bedeutung, juſt da die Schickſale dieſer

Frau bekannt wurden. Auch wir, die ferne Nachwelt, ſtehen mit ganz anderm Gefühl vor dieſem Bilde, da wir ſeine Geſchichte kennen, als wenn wir nur die Meiſterſchaft des großen Künſtlers zu bewundern hätten.

Ueber Tizian ſelbſt fügen wir kein Wort weiter hinzu. Sein Leben und ſeine Werke ſind weltbekannt.

Die Nacht.

Correggio.

Will man einen Maler der Heiterkeit, des blühenden Lebensgenuſſes, der unvergänglichen Schönheit, ſo wähle man Correggio; man findet keinen Zweiten. Unter ſeinem Pinſel wird ſelbſt der Schmerz anmuthig, die Trauer begehrungswerth, das Leiden liebenswürdig. Deshalb verdammen ihn die Frommen; er iſt ihnen nicht zerknirſcht, nicht gebrochen, nicht trocken genug, um einen Platz einzunehmen unter den Malern, die es mit der Paſſion Chriſti zu thun haben und mit den ſieben Schwertern, die das Herz ſeiner göttlichen Mutter durchbohrten. Correggio weiß nichts von der Andacht eines Giotto, der Buße eines Fieſole, die ihre Bilder knieend und unter Vergießung heißer Thränen malten; er malt die ſeinigen lächelnd und mit dem guten Herzen eines frommen Mannes, der die Welt liebt und ſich ihrer freut. Und die Welt, das heißt die große herrliche Schöpfung Gottes, vergalt dieſe Liebe, indem ſie ihrem edelſten Sohne jene unvergeßlichen Lichter und Farben auf die Pallette ſtreute, die für unſer Auge den ſchmeichelnden Reiz nicht endender Liebkoſungen haben. Alles, was es Süßes gibt in dem Schwunge einer ſchönen Linie, in dem Anſchwellen einer lieblichen Form, in dem Glanze eines Auges, das ſich halb unter Entzücken und Lächeln ſchließt, wußte er aus dem Vorrath aufgehäufter Schätze der Schöpfung herauszufinden. Und der Himmel weiß, wer ihm dieſes Colorit lehrte, das unter unſern Augen zu erröthen, zu erbleichen ſcheint! Wer lehrte es ihm? Sagt mir, ihr die ihr täglich auf euerer ſtillen Kammer um Farbe bittet, die ihr das Klopfen des Pulſes unter dem Alabaſter der Haut wiedergebt, die ihr die zeugende Kraft anfleht, euch nur ein Theilchen jener Gabe zu ſchenken, warme Schatten über eine lichte Fläche hinzuhauchen, ſo hinzuhauchen, daß es ſcheint, als würfe ſie der nächſte Moment wieder fort, — ſagt mir, worin beſtand dieſes Mannes Geheimniß? Ihr wißt es nicht. Und dieſer Mann hatte keine Schüler, er malte Alles ſelbſt und oft bei verſchloſſener Thüre. Ob der heilige Lucas ihm nicht zu Hülfe kam? O nein; erſtlich malte der heilige Lucas ſelbſt herzlich ſchlecht, wenn wir dem Joſephus glauben ſollen, und dann — wie hätte ein Heiliger zugegen ſein wollen, wenn eine Leda entſtand, eine Danaë, eine Jo — alles Geſtalten ſkandalöſer Hiſtörchen, grundverderbter Sitten, von denen ein Apoſtel nichts weiß und nichts zu wiſſen braucht? Nein, der heilige Lucas half unſerm Correggio nicht; wenn ihm Jemand den Pinſel führte, ihm die Ideen zu ſeinen Bildern eingab, ſo war es die ewig heitere Muſe des Boccaccio, dieſe ſchalkhafte Plaudertaſche, dieſe niedliche kleine Kaffeeſchweſter des heidniſchen Olympos, die zur Erde niederſtieg, um die Menſchen wieder lachen zu machen, die das Lachen unter all den finſtern Mönchserfindungen vergeſſen hatten. Wir nehmen den Hut ab vor dem tiefen Ernſte eines Murillo, wir beugen uns vor der erhabenen Würde eines Rafael, wir ſehen aus der Ferne, aber mit Reſpect, auf die trocken heilige Abgelebtheit der Figuren eines Dürer, aber wir lieben — nur Correggio. Er ſchmeichelt ſich in unſer Herz, und wenn wir ein Bild von ihm ſehen, ſo iſt es uns, als hätte unſer Leben Reiz und Anmuth gewonnen, als könnten wir Manches leichter tragen, geduldiger hinnehmen, was uns früher unerträglich war. Das iſt die Kraft des Liebenswürdigen, — eine ſtarke, ſtill wirkende Kraft, die die Schönheit nicht entbehren kann, worin ſie in ihrer ganzen Fülle wirken, ſich unſerer Seele bemächtigen will.

Es iſt eine Fabel, daß Correggio ſo arm war, daß er faſt betteln gehen mußte mit ſeiner Kunſt; er war ein Mann, der das Seinige zu bewahren verſtand und der gut bezahlt wurde. Wie hätte auch ein hungernder Bettler den Reiz der üppigen Erdenfreuden darſtellen können, wo hätte er wol Gelegenheit gehabt, dergleichen Studien zu machen? Allein wahr iſt's, er verließ ſein Vaterland nicht, er ging nicht nach Rom; doch das hatte andere Gründe. Nicht

Ein Kammerherr erſchien und beurlaubte die Geſellſchaft im Namen Sr. Majeſtät. Der Herr von der Pleißenburg und noch ein paar Andere, die wenig geredet, aber deſto mehr getrunken hatten, mußten nach Hauſe getragen werden.

Ich fühlte mich auf's höchſte empört von dem, was ich gehört und geſehen. In meinem Ohr klangen noch die unſaubern Späße und die ſchreienden Reden nach, als ich in der Einſamkeit meiner Stube auf- und abſchritt. „Iſt das die Welt," rief ich — „die glänzende, ſchöne Welt, auf deren Anblick du dich mit ſolchem Entzücken vorbereiteteſt? Wilde Thiere haſt du geſehen, die ſelbſt die Gegenwart ihres Herrn und Führers nicht bändigen konnte, — Affen, Löwen — ſchlaue, gefährliche Füchſe!" — Ich war nicht gewohnt, Wein zu trinken; das Uebermaaß, das auch ich hatte verſchlucken müſſen, machte mein Blut kochen und reizte meine Einbildungskraft zu phantaſtiſchen Bildern; ich verließ mein Zimdie Armuth hielt ihn ab, Reiſen zu machen, denn ſein Pinſel hätte ihm überall das Reiſegeld verſchafft; es war vielmehr, wenn wir nach einem Grunde forſchen wollen, Eigenſinn; er wollte zeigen, daß man im Lande bleiben und doch ein großer Künſtler werden kann.

Im Jahre 1519 ſehen wir ihn in Parma, wo er die Kuppeln zweier Kirchen malt, und nebenbei die Nonnen des Kloſters zu St. Paul mit einem wunderſamen Gemälde beſchenkt, das zuerſt ihn als den Maler üppigen Lebensreizes zeigt. Es iſt auffallend, daß dies in einem Nonnenkloſter geſchah. Allein die Nonnen zu St.-Paul waren, wie uns Vaſari verſichert, emancipirte Nonnen, ſie lebten ohne Clauſur, ſie gaben Feſte, ordneten Tänze an, man aß bei ihnen, man ſpielte die Laute, und endlich führten dieſe Nonnen auch Krieg. Wir wollen dieſes Kloſter etwas näher ins Auge faſſen.

Die Bürgerſchaft der Stadt Parma hat bei Gelegenheit ihrer Unterwerfung unter die Macht des Heiligen Stuhls den Statthalter Petri, er möchte doch die Nonnen zu St.-Paul dazu bewegen, eine Clauſur anzunehmen, denn ſie lebten allzu frei. Madonna Giovanna Piacenza führte damals als Aebtiſſin den Hirtenſtab, und ſie fühlte ſich beleidigt, daß man ſie zu Etwas zwingen wollte, was ihr nicht anſtand. Mit einem Gefolge von ſechzig Damen pilgerte ſie nach Rom, und nahte ſich dem Throne Julius des Zweiten, um für die unangetaſtete Souveränetät ihres Kloſters Fürbitte einzulegen. Der Papſt erſchrack über ſo viel ſchöne Frauen, die ebenſoviel ungezogene Lämmer waren, welche ſich dem Krummſtabe des Oberhirten nicht beugen wollten. Indeſſen was war zu thun. Die Aebtiſſin erhielt eine väterliche Ermahnung der Stadt Parma — dieſer guten Stadt, die einſt dem heiligen Patrunculus, als er auf der Flucht war, ein Aſyl darbot — kein Aergerniß zu geben, indem dies weder chriſtlich noch klug ſei. Donna Giovanna kehrte heim, und gab ſie früher ſchon Aergerniß, ſo gab ſie es jetzt erſt recht. Das war nicht die Art, ſie zur Vernunft zu bringen. Nicht allein daß das Kloſter früher ſehr weltliche Räume aufzuweiſen hatte, dieſe Räume ſollten jetzt auch bemalt werden, nicht etwa mit der Marter des heiligen Paulus, des Schutzpatrons des Kloſters, ſondern die Aebtiſſin hatte ihr Auge auf Correggio geworfen, und dieſen kaum zwanzigjährigen jungen Künſtler berief ſie, um ihr Empfangzimmer mit Gemälden zu zieren. Correggio malte die Jagd der Diana, ein bewundernswürdiger Cyklus der ſchönſten Bilder. Das war Etwas für die guten Bürger von Parma; ſie wußten ſich in ihrer Wuth nicht zu mäßigen, und von neuem wurde die Aebtiſſin zu St.-Paul beim Heiligen Stuhle verklagt. Julius beſchied die widerſpenſtige Tochter nach Rom, allein ſie kam nicht, die letzte Reiſe mochte ihr kein großes Vergnügen gemacht haben; es machte ihr mehr Freude, in ihren neuen ſo ſchön decorirten Sälen Geſellſchaften zu geben. Sie ließ noch einen zweiten Saal bemalen und zwar dieſen von Aleſſandro Araldi, einem parmeſaner Künſtler; dieſer Saal gerieth aber lange nicht ſo gut als der von Correggio gemalte. Ueber dem Kamin ſah man die jungfräuliche Diana von bezaubernder Schönheit. Sechzehn Lünetten befanden ſich an jeder Wand, unter der Wölbung der Decke, und die Figuren fingen ungefähr eine halbe Elle vom Boden an. Unter einer Menge mythologiſcher Geſtalten ſah man auch zwei Veſtalinnen, die eine mit einer Taube, als dem Symbol der Menſchheit, auf der Hand, die andere mit einem Kinde auf dem Arme. Dieſes Kind war Jupiter, der der Veſta zur Pflege anvertraut war. Die ſchönſte Gruppe und zugleich die am meiſten Anſtoß erregende waren drei junge Frauen, völlig nackt, die in einer Umarmung zuſammenſtanden und von denen die eine ſich vom Rücken, die andere von vorn und die dritte im Profil zeigte. Jedermann ſah, daß dies die drei Grazien waren, allein es liefen ärgerliche Gerüchte herum, die noch auf etwas Anderes als auf die Grazien deuteten. Das unglückliche Kloſter, wie arg wurde es verklatſcht! Dann ſah man auf dieſen Bildern die Strafe der Juno, die bekanntlich von ihrem Gemahl nicht ein mal, ſondern wiederholt aufgehängt wurde, mit zentnerſchweren Gewichten an den Beinen, und ſo hängen gelaſſen, bis ſie ihr Unrecht einſah und Abbitte that. Dieſe Juno war auch völlig nackt. Um dieſe ſchönen Geſchichten herum ſchlangen ſich Feſtons von Früchten und Blumen, die nicht ſchöner gemalt werden konnten. Der Saal war mithin ein wahrer Tempel des guten Geſchmacks, und es war gewiß ſehr zu beklagen, daß dieſer Saal oder dieſe gewölbte Halle 1524 dem Publicum verſchloſſen wurde, denn in dieſem Jahre, unter dem Pontificat Leo's X., ſetzten die Parmeſaner es durch, daß das Kloſter eine Clauſur annehmen mußte. In der Folgezeit waren dieſe Räume für Niemanden zugänglich, und die darin enthaltenen Schätze trauerten in Dunkel und Einſamkeit. Wir wüßten auch bis auf den heutigen Tag nicht, was der ſchöne Saal enthielt, wenn nicht gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Geſellſchaft Künſtler und Architekten ſich Eingang in die Clauſur verſchafft hätten und wenn nicht der Prinz Ferdinand von Bourbon und der gelehrte Pater Ireneo Affo ihnen gefolgt wären und ſomit die herrlichen Gemälde gleichſam neu entdeckt wurden. Nun verbreitete ſich die Kunde überall hin; nun eilte man Zeichnungen und Copien zu machen.

Da das Leben und die Schickſale unſers Künſtlers ſo wenig bekannt ſind, da ſogar das Jahr ſeiner Geburt ein Gegenſtand des Streites iſt, ebenſo wer ſein erſter Führer in der Kunſt geweſen, ob es Montegna oder ob es ſein Oheim Allegri war, und endlich da es nicht einmal beſtimmt werden kann, ob er in Rom geweſen, ſo haben wir für unſere kleine Sammlung begreiflicherweiſe auch nichts finden können, was zu einer novelliſtiſchen Skizze Stoff geboten, aus der wir die Entſtehung dieſes oder jenes Bildes dieſes Meiſters hätten herleiten können. Wir können den Leſer daher nur über den Meiſter ſelbſt unterhalten, und von den herrlichen Gemälden ſprechen, die die Dresdener Galerie enthält und in welcher Beziehung ſie einzig in der Welt daſteht: denn es iſt bekannt, daß die ſchönſten Werke Correggio's und die am beſten erhaltenen ſich durch einen glücklich gelungenen Ankauf des Königs Auguſt III. in derſelben befinden.

Zu Parma malte Correggio noch zwei Kuppeln von Kirchen, und dieſe Kuppeln geriethen bewunderungswürdig. Bisher hatte noch kein Maler gewagt, den architektoniſchen Raum zu durchbrechen und den ganzen freien Himmel mit darin herumflatternden Engeln und Heiligen zu füllen. Correggio ließ den erſten Engel in den Himmel ſteigen; er verlor ſich in das Blau der Lüfte und das menſchliche Auge ſah ihm ſtaunend nach. Und in der That, welche Kunſt gehörte dazu, Etwas, was man nie ſah, ſo darzuſtellen, als könne man es täglich ſehen. Die ältern Maler hatten auch fliegende Geſtalten in Menge gemalt, aber ſie malten ſie auf einzelne abgeſchloſſene Bilderflächen und beabſichtigten keine Täuſchung, als ſolle das Auge den wirklichen Himmel und einen wirklich fliegenden Engel ſehen. Selbſt Rafael, wenn er gewölbte Räume zu bemalen hatte, theilte ſie in einzelne Felder und gab jedem derſelben ein für ſich beſtehendes Bild. Correggio durchbrach die Mauern, er bevölkerte den Himmel bis in die fernſte Höhe hinauf mit Geſtalten, die ſich frei in der Luft hielten und von unten hinauf beſchaut werden mußten. Dazu gehörte eine Kenntniß der Verkürzungen, die eine ganze Welt voll Wunder in ſich ſchloß. Jetzt hatte der Andächtige kein Bild mehr vor Augen, er ſah den Himmel ſelbſt erſchloſſen vor ſich, und mit der ſichtbar vor ſeinen Augen hinaufſchwebenden Maria konnte auch ſein Geiſt ſich hinaufſchwingen in die ewigen Lichtſphären. Die zwei Kuppeln wurden auf dieſe Weiſe bemalt; die eine war die der Kirche St. Giovanni, die andere die des Domes zu Parma. In der erſtern iſt Chriſti Himmelfahrt, in der zweiten die der heiligen Jungfrau dargeſtellt; das letztere Werk beſonders iſt von einer ſolchen Schönheit, daß Rafael Mengs bekennt, er habe nie eine herrlicher gelungene Kuppelausmalung geſehen. Und dieſe Rieſenwerke ſchuf der Künſtler allein, denn es iſt nirgends die Rede von einem Künſtler, der ihm geholfen oder mit dem zuſammen er die Arbeit vollbracht hätte. Welche ſchöpferiſche Thätigkeit! Und nicht genug hiermit, gab er der Welt gleichſam nebenbei zwei Werke, die das Entzücken und die Bewunderung der Nachkommen ausmachen, die berühmte „Nacht“ und den „heiligen Hieronymus“. Alle dieſe Schöpfungen entſtanden, wie man nachgewieſen hat, in dem kurzen Zeitraum von 1519 bis 1526, alſo in nicht voll acht Jahren. Dabei muß bedacht werden, daß wir nur die Hauptwerke genannt, daß er außerdem noch für die Tribüne des Hauptaltars der St.-Johanniskirche die Krönung der Jungfrau malte und mehres Andere.

Was den „heiligen Hieronymus“ betrifft, ſo ſind die Zeitgenoſſen des Meiſters ſowie alle ſpätern Kenner voll Bewunderung über dieſes Werk, und Einige wollen es ſogar der „Nacht“ vorgezogen ſehen, denn es enthalte eine Gruppe, die über Alles lieblich und entzückend ſei, nämlich Magdalena, die ihr Haupt dem Chriſtkinde in den Schoos legt, mit einer ſo rührenden Naivetät, einer ſo bezaubernden Innigkeit und Unſchuld, wie ſie nur das Auge dieſes Meiſters der Natur ablauſchen konnte. Annibal Caracci ſchreibt über dieſes Bild an Ludovico Caracci, indem er es mit Rafael's berühmter „Cäcilia“

zu Bologna vergleicht: „Bei Gott, ich möchte keine dieſer Geſtalten mit denen auf dem Bilde der heiligen Cäcilia vertauſchen! Sagt nur, iſt die Grazie dieſer Magdalena, die mit ſo vieler Anmuth ihren Kopf auf den Schoos des ſchönen kleinen Heilands legt, nicht ſchöner als die heilige Magdalena Rafael's? Dieſer ehrwürdige Greis, der heilige Hieronymus, iſt er nicht größer gedacht und zarter ausgeführt als jener Paulus, der mir vorher ein Wunderwerk ſchien und mir jetzt ſo hart und ſchneidend vorkommt, als ob er von Holz wäre.“ So viel Gewalt übte die Liebesſchönheit des Correggio ſelbſt über den wilden trotzigen Annibal aus, der Rafael bisher über Alles verehrt hatte. Das Bild wurde auf Beſtellung der Donna Briſeis Colla, der Witwe des Orazio Bergonzi, gemalt, die es der Kirche des heiligen Antonius, des Abtes, ſchenkte, von wo es durch viele Hände ging und 1797 in das franzöſiſche Nationalmuſeum kam. Mengs ſagt von dem Kopf der Magdalena: „Wer dieſen Kopf nicht geſehen hat, der weiß nicht, wie weit die Kunſt der Malerei es brinmer und brachte den noch übrigen Theil der Nacht auf einer der offenen Gallerieen zu, die nach dem Hofe herausgebaut waren und eine Ausſicht auf einen Theil der Stadt und der königlichen Gärten darboten. Die Morgenſonne fand mich hier, überwacht und in der mißmuthigſten Stimmung.

Ich erklärte meinem Vater, daß ich wieder auf unſer Schloß zuruckkehren wolle; er ſchlug es mir mit durren Worten ab. Ich bat ihn inſtändigſt, ich machte ihm eine treue Schilderung der widrigen Eindrücke, die die Präſentationen und beſonders der geſtrige Abend auf mich gemacht. Er lächelte verächtlich: „Was biſt Du für ein Saint-Sylvan,“ rief er nach einer Pauſe, „daß Dich die Ehre, der Glanz, die Macht nicht lockt?“ — „Der Glanz? die Ehre?“ ſagte ich erſtaunt, „war geſtern davon das mindeſte zu merken?“ — „Der König liebt die Debauchen,“ erwiederte mein Vater; „ſein Großvater liebte ſie noch gen kann. Bei allem Lobe wird aber doch bemerkt, daß, ſo ſchön die Magdalena ſei, ſie doch etwas Weichliches, Lüſternes habe, ein gewiſſes Lächeln, das unglücklicherweiſe an ihren frühern Stand erinnern könnte.

Dieſen letztern Vorwurf machen weltliche Kunſtkenner; wie mögen erſt die Frommen urtheilen, wenn ſie überhaupt kritiſiren! In der That, hier liegt ein Tadel nahe, der der Kunſt des ſechzehnten Jahrhunderts anhaftet, nämlich daß ſie zu ſehr ſelbſtändige Kunſt war und zu wenig Magd und Dienerin der Religion. Die großen Meiſter rangen um den Preis, ſchöne Frauen darzuſtellen, und fragten wenig danach, was eine Maria, wie ſie die einfältig-fromme Ueberlieferung gibt, eigentlich ſei; ſie brachten bewundernswürdige Gruppen hervor, ſtellten ſie in Beleuchtung und Faltenwurf trefflich zuſammen; aber wer waren dieſe Figuren? Es waren ſchöne junge und alte Männer, ſchöne junge und alte Frauen, aber es waren nicht die Apoſtel und Heiligen, die die erſte Legende zeigt. Auf dieſe Weiſe füllten ſich die Kirchen mit Meiſterwerfen, und die Kunſtkenner kamen, nicht die Andächtigen, ſie zu bewundern. Wir dürfen hier nicht zu weit abſchweifen und wollen nur bemerken, daß Correggio Derjenige war, der am loſeſten den Zügel der Andacht in der Hand hielt, der ſich den heiterſten Muthwillen erlaubte, ohne dabei in offene Oppoſition gegen das Ehrwürdige und Heilige zu treten, mit den überlieferten Geſtalten der Kirche. Er läßt Engel auf Wolken reiten wie Knaben auf Steckenpferden, die Madonna iſt ſtets bei ihm lächelnd, ihr Kind ſtets von einer ausgelaſſenen Luſtigkeit. So ſehr uns auch das gefällt, ſo ſehr misfällt es, wie wir annehmen können, den Frommen. Schon jenes oben gerügte Lächeln der Magdalena, wie peinigend muß es für eine moderne, wirklich bekehrte Magdalena ſein, ihre Namensſchweſter ſo lächeln zu ſehen. Sie, die nie mehr lächelt, wird ſie an eine Bekehrung in dieſer Form glauben? Eine hagere, dürre, mit tief eingeſunkenen Augen, mit eingeklemmtem Munde ſich auf dem Boden windende Magdalena, die wird für den frommen Sinn die einzig wahre ſein;

alle andern ſind weltlich, und der Maler hat mit ſeinem Gegenſtande ſeinen freventlichen Hohn und Spott getrieben.

Deshalb, wo Correggio nicht die Kirche und die Frommen vor ſich hatte, athmete er wie von einer Feſſel befreit, und mit wahrer Luſt ſtürzte er ſich in die friſchen Wellen anmuthiger Sinnlichkeit; dies beweiſen ſeine Leda, ſeine Io, ſeine Danaë und viele andere Bilder, die unſere Galerien zieren.

Wir kommen aber auf ſeine ernſtern Bilder zurück. Neben dem „Hieronymus“ wird auf gleiche Weiſe „die Nacht“ geprieſen, und dieſe haben wir in unſerer Galerie, als ein viel bewundertes Kleinod der Sammlung. Dies Bild iſt unzählige mal beſchrieben worden, in großer Menge vervielfältigt, darum wollen wir nichts darüber ſagen. Wenn das Wort hier nicht zu hart klänge, ſo ſprächen wir: Correggio in ſeiner ganzen Frivolität zeigt ſich uns hier am auffälligſten. Was ſoll dies Spiel mit der künſtlichen Beleuchtung? Doch nur dem Künſtler, nicht ſeinem Gegenſtande den Triumph bereiten, einen Stoff, der unzählige mal ſchon bearbeitet werden, auf eine neue, pikante Weiſe zurechtzulegen. Rafael, in ſeiner großen Einfachheit, in ſeiner tiefen Glaubensfülle, die noch mit der Kunſt im Bunde, nicht von ihr getrennt war, ſchuf ſolche Bilder nicht. Er machte nicht unſern Herrn zu einer kleinen Nachtlampe, um mit ihm ein Bündel Heu, einen Eſel und ein paar Hirten zu beleuchten. Man ſehe ſein Madonnenkind, wie ſieht das groß und geiſtig flammend in die Welt, und wirft mehr Strahlen in ſie als das kleine roſenrothe Würmchen auf den Windeln der Correggio'ſchen Madonna. Doch immerhin, es war ein blendender Einfall, wenn auch eben nichts als ein Einfall, das Licht in tiefer Nacht von dem Gotteskinde ausgehen zu laſſen, und Correggio hatte zuerſt dieſen Einfall, ſo wie er der Erſte war, der Engel wirklich fliegen ließ, und ſomit war ſein Ruhm begründet. Das Neue beherrſcht die Welt, und wer dieſes Neue mit ſoviel Genialität, mit ſoviel Studium der Natur und mit ſo großer, edler, ungeſuchter Grazie verbindet, der verdient auch zu herrſchen.

Die beiden andern großen Altarbilder, die die Galerie beſitzt, zeigen Correggio's Schönheiten mehr als ſeine Schwächen. Beide ſtellen auf dem Throne ſitzende Marien vor, von Heiligen umgeben. Hier ſind ein paar Köpfe bemerkbar, die bei Correggio immer wiederkehren und die uns mit denſelben Lächeln als alte Bekannte begrüßen. Der heilige Johannes iſt der junge Hirte in der „Nacht“ und Sebaſtian in dem Bilde gleiches Namens. Die Madonna iſt daſſelbe Köpfchen der Madonna in der Nacht. Die Engelknaben haben, ſo ſchön ſie ſind, allzu große Aehnlichkeit untereinander. Der große Künſtler muß immer dieſelben Modelle benutzt haben. Beſonders kehrt der ſchöne Jüngling, wie eben bemerkt, immer wieder; vielleicht war es des Künſtlers Sohn, Pomponio, der ſpäter ein mittelmäßiger Maler wurde, die Madonna war vielleicht des Künſtlers Frau, Girolama Martini, die er als Fünfzehnjährige heirathete. Bei der Abgeſchloſſenheit, in der unſer Meiſter lebte, läßt ſich wol annehmen, daß er ſich ſeine Modelle im nächſten Kreiſe ſuchte.

Was die „Nacht“ betrifft, ſo iſt ſie von Alberto Pratonieri, einem parmeſaniſchen Edelmanne, beſtellt und mit 208 Lire bezahlt worden; aus der Galerie des Herzogs von Modena kam ſie nach Dresden, eine Copie von Nogari blieb in Modena zurück. Das Bild, welches unter dem Namen „der heilige Georg“ bekannt iſt, wurde für die Brüderſchaft St. Petrus des Märtyrers in Modena gemalt; jenes „der heilige Sebaſtian“ genannte, wurde von der Brüderſchaft des heiligen Sebaſtian beſtellt, und beide kamen in die Galerie des Herzogs Alfons und von dort nach Dresden.

Es bleibt uns noch von der berühmten „Magdalena“ ein Wort zu ſagen übrig, womit dann die Reihe der Bilder ernſter Gattung, die die Galerie beſitzt, geſchloſſen iſt. Dieſe Magdalena wird bekanntlich für ein unerreichtes Wunderwerk der Kunſt gehalten; wenn wir aber unſer Urtheil ſagen dürfen, ſo verleugnet ſich auch hier Correggio nicht, als Künſtler der Schönheit, der Anmuth, des heitern, ſinnlichen Zaubers, nicht als der der Tiefe, der Innigkeit und der Religioſität. Dieſes ſchöne Mädchen, das im Walde liegt und in einem Buche lieſt, iſt keine reuige Sünderin, demnach keine Magdalena. Sie lieſt ein ernſtes Buch, das wollen wir glauben, und damit iſt ſchon ſehr viel erreicht, wenn eine ſo blühende Schönheit ſich herabläßt, in der Einſamkeit ernſte Bücher zu leſen. Correggio wollte nicht weiter gehen, und wir müſſen mit ſeiner Magdalena zufrieden ſein. Die frivole Welt iſt es nur zu ſehr; ſie wünſcht ſich nie andere Magdalenen als dieſe, die immer zu verführen fortfahren, und wo man ſich Hoffnung machen kann, ſie immer wieder verführt zu ſehen. Correggio hat dieſe Frivolität gewiß nicht beabſichtigt; er war kein Schalk, kein Wüſtling, wie wir ſchon bemerkt haben; er lebte nicht, wie die ſpätern Maler, in offener Oppoſition mit dem Heiligen, obgleich ſie fortfuhren, Heiligenbilder zu malen; er konnte nur nicht heucheln, und ohne Glauben, wie er war, malte er auch Bilder, die keinen Glauben beanſpruchten und keinen vorausſetzten.

Dieſe kleine Magdalena hat ſeltſame Schick ſale gehabt. Aus der Galerie des Erzherzogs Leopold von Oeſtreich kam das Bild in den Beſitz des Hauſes Eſte, und aus Modena gelangte es nach Dresden und dieſes Stück der modeneſiſchen Sammlung allein wurde mit 27000 römiſchen Scudi bezahlt. In einem koſtbaren, mit Edelſteinen verzierten Rahmen wurde es in Modena in einem beſondern Schränkchen gehalten; in Dresden bewahrte man es ebenfalls aufs ſorgfältigſte, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß ein frecher Räuber, Georg Wogaz, durch Einbruch in die Galerie es ſtahl; der Raub wurde jedoch dem Verbrecher, der vierzehn Jahre aufs Zuchthaus kam, wieder abgenommen, und ſeitdem hat man klugerweiſe den allzu auffallenden Rahmen von dem Bilde entfernt.

Mengs ſagt von dieſem Bilde, es faſſe alle Schönheiten in ſich, die man ſich in der Malerei nur denken kann, ſowol was die fleißige Vollendung betrifft, als die Vertreibung der Farben, die Weichheit, die Anmuth und das Verſtändniß des Helldunkels. Berühmte Maler, wie Albani, Tizian und Andere, haben dieſe „Magdalena" des Correggio copirt, und unzählige andere Copien ſind in alle Theile der Welt gegangen.

Wir gehen jetzt zu den profanen Bildern Correggio's über. Der Herzog von Mantua kam bei Gelegenheit der Krönung Karl's V. in Bologna auf den Gedanken, dem Kaiſer ein Geſchenk zu machen. Man kannte Karl's Geſchmack für lüſterne Bilder, Tizian hatte ihm ſchon dergleichen in Fülle malen müſſen; was lag alſo näher, als zu dieſem Zwecke einen Maler zu finden, der den kaiſerlichen Kenner zu befriedigen befähigt war. Giulio Romano, der ſich gerade in Mantua befand, hätte wol auch dergleichen zu Stande gebracht, allein er gab die Dinge nicht fein genug, er malte anſtößig, und der Kaiſer liebte nicht, was den guten Sitten mit der Fauſt vor den Kopf ſchlug. So wurde alſo Correggio gewählt, und man hätte keinen Beſſern finden können. Er malte eine Leda, eine Io und eine Danae. Vaſari, der die Bilder wol nur aus Hörenſagen kannte, beſchreibt ſie unrichtig und nennt das letztere eine Venus, zu deren Füßen ein klares Waſſer und im Hintergrunde eine herrliche Landſchaft ſich befinde; alles Nebenſachen, die auf das Bild der Leda paſſen. Die zwei Gemälde „die Leda“ und „die Jo“ ſind bis auf unſere Tage gekommen; von der „Danaë“ wiſſen wir aber nichts. Vielleicht iſt ſie bei der Plünderung Mantuas durch die Kaiſerlichen zugrunde gegangen, oder ſie befindet ſich irgendwo verſteckt im Privatbeſitz, vielleicht in England, wohin ſo viele Kunſtwerke ſpurlos verſchwinden. Die „Jo“ und die „Leda“ erlebten nicht minder tragiſche Schickſale als ihre ſchöne Schweſter, die „Magdalena“ in Dresden; ja, dieſe Schickſale waren von der Art, daß es faſt als ein Wunder zu betrachten iſt, daß wir die Gemälde noch haben. Der Kaiſer, wird erzählt, ſchickte zwei dieſer geſchenkten Bilder, die Jo und die Leda, nach Prag. Dort blieben ſie bis zum Jahre 1648, wo die Schweden unter Königsmark Prag einnahmen und plünderten. Die Sieger ſchickten die Gemälde nach Stockholm. Die Königin Chriſtine muß keine Kenmehr, ſein Bruder und ſein Vater tranken gleichfalls. Du ſiehſt, daß man bei ſolchen Gelegenheiten ein freimüthiges Wort mit ihm reden kann. Der alte Bleißenburg iſt ein Stück von Hofnarr, aber die Wahrheiten, die er geſtern vorbrachte, gefielen mir. Aber ſage mir, weßhalb haſt Du der Frau von Coſel nicht die Hand geküßt?“

Ich erröthete und ſtockte. Erſt auf wiederholte Frage erwiederte ich, „daß es mir nicht möglich geweſen wäre, die Hand einer Buhlerin mit meinen Lippen zu berühren.“

Mein Vater ſchwieg, allein aus ſeinen Mienen glaubte ich zu bemerken, daß meine Antwort ihm nicht mißfalle. Halblaut ſetzte er ſpäterhin zu: „Ich habe ihr auf den Fuß getreten, und Du haſt verfehlt, ihr die Hand zu küſſen. Wir haben Hand und Fuß gegen uns, und wenn ſie beide gebraucht, Dich vom Hofe zu ſtoßen, ſo werde ich Dich zeitig genug auf meinem Schloſſe wieder anlangen ſehen.“

nerin und Liebhaberin der Kunſt geweſen ſein, denn als der franzöſiſche Maler Bourdon, dem die Königin fünf „Correggios“ ſchenkte, dieſe Meiſterwerke aufſuchte, fand er ſie — in einem der königlichen Ställe, wo ſie dazu dienten, die ſchlecht verwahrten Fenſter vollends zu ſchließen. Man denke ſich die Io des Correggio als Fenſterladen in einem Stalle! Als Chriſtine erfuhr, welch einen Werth die Bilder hatten, nahm ſie ſie ohne Umſtände dem armen Bourdon wieder ab, ließ ſie einpacken und brachte ſie mit ſich nach Rom, um ſie dem Cardinal Azzolini, in deſſen Gunſt ſie ſich einſchmeicheln wollte, zum Geſchenk zu machen. Nach dem Tode des Cardinals wanderten Leda und Io durch die Hände des Prinzen Odescalchi an den Herzog von Bracciano, der ſie an den Regenten von Frankreich, den Herzog von Orleans, verkaufte. Bis dahin war es den armen nackten Schönen noch ſo leidlich gegangen, das kleine Intermezzo im Pferdeſtall etwa ausgenommen; nun kamen aber ihre böſen Tage. Der Sohn des Herzog Regenten, durch ascetiſche Mönche erzogen, war dergeſtalt geiſtig verwahrloſt, daß er gegen alle Kunſtwerke wüthete, die nach ſeiner Meinung der Welt ein Aergerniß gaben. Mit eigenen Händen ſchnitt der Armſelige den lieblichen Kopf der Jo aus dem Bilde und ließ ihn verbrennen. Die „Leda“ wurde in mehre Stücke geſchnitten und ſollte auch den Feuertod erleiden; da erbat ſich Charles Coypel, ein Günſtling des blödſinnigen Prinzen, die Bilder für ſeine Sammlung, und erhielt die Fetzen, die er wieder zuſammenfügte. Bei dem Tode Coypel's wurden die Bilder für den König von Preußen in einer öffentlichen Verſteigerung theuer erkauft und nach Sansſouci geſchickt. Dort oder vielmehr in Berlin befinden ſie ſich noch. Der Genius des Schönen hat verhindert, daß ſie untergingen; in unverwelklicher Jugend und Anmuth entzücken ſie noch jetzt den Beſchauer. Hier ſtrahlt Correggio in ſeinem vollen Glanze; die Jo iſt das Höchſte, was eine geniale Schöpferkraft im Feuer des ſinnlichſten Liebesreizes ſchaffen kann. Hier ſieht man, daß, wer ſo malte, unmöglich einen chriſtlichen Himmel mit Heiligen bevölkern konnte. Hier iſt die Erde und nichts als die Erde, aber die Erde in ihrem blendendſten und ſüßeſten Zauberreize. Das zurückgebogene Köpfchen der Jo iſt eine Hymne auf die Brautnacht der Liebe. Die Leda iſt dargeſtellt, wie ſie den Schwan, der auf ſie losſtürmt, abwehrt, und entzückend iſt dieſe mit Neugier nach dem Verbotenen gepaarte jungfräuliche Scham, die den kindlichen Muthwillen zu Hülfe nimmt. Die Gefährtinnen ſind ſchon gewitzigter, ſie hüllen ſich raſch in ihre Gewänder ein.

Wir wollen zum Schluß noch von dem Amor ſprechen, der in der Dresdener Galerie unter die Werke des Correggio geſetzt iſt. Wir glauben nicht, daß er von ihm iſt. Es iſt nicht der wohlbekannte Correggio'ſche ſchöne Knabe, auch lächelt er nicht auf die bekannte Weiſe. Fiorillo ſtützt ſeine Anſicht, daß dieſer Amor, der an ſeinem Bogen ſchnitzt, von Correggio ſei, auf den Umſtand, daß er ſich in derſelben Stellung der Beine zeigt, wie der heilige Georg in dem oben beſchriebenen Bilde. Dies hat ſeine Rich tigkeit; aber kann es entſcheidend ſein? Die ganze Auffaſſung des Gegenſtandes, vor allem der Kopf des Amor und die Köpfe der beiden unten angebrachten Kinder, von denen eines weint, das andere lacht, ſind durchaus nicht im Geſchmack unſers Meiſters dargeſtellt. Zudem, wer dieſen Amor ſchuf, hatte etwas Beſonderes im Sinn; es war kein Bild für Alle und Jeden. Man muß in die Irrgänge der menſchlichen Leidenſchaften eingedrungen ſein, um zu errathen, was dieſer Amor ſagen will, der ſo ſtolz ſich umblickt und der ſo ſiegreich ſeine Reize zeigt. Unten iſt das Symbol einer Liebe angegeben, die ihrem Gegenſtand wehethut; denn das Kind weint bei der Umarmung ſeines Kameraden. Auch das iſt bezeichnend. Genug, dieſes ſchöne Werk, das da ſpricht für Den, der ſeine Sprache verſteht, iſt nicht von Correggio. Fiorillo ſelbſt, der dieſe Arbeit für die des Correggio gehalten wiſſen will, macht uns zweifelhaft, indem er eine Stelle aus dem Taſſoni anführt, die ſo lautet: „Der Cupido des Parmegiano wurde in Spanien von einem der dortigen Barone für tauſend Goldſcudi gekauft. Es iſt ein nackter und geflügelter Knabe, dem Anſehen nach von vierzehn oder funfzehn Jahren, der ſich einen Bogen macht; hinter ihm ſind zwei kleinere Bilder, welche das Lachen und das Weinen vorſtellen. Auf dem Kopfe des Amor ſcheinen die Haare zu beben und zu wallen, und unter ſeiner Stirn die Augen zu funkeln, als wenn er lebte. Er ſteht über ſeinen Bogen gebückt, den er abglättet, und nach der Haltung der Hände und der Arme ſcheint er das Eiſen wirklich an ſich zu ziehen und zu bewegen. Seine Glieder halten auf die zarteſte Weiſe die Mitte zwiſchen der kindlichen Weichheit und der männlichen Anmuth, und indem er die Muskeln und Gelenke ſehen läßt, entfaltet er ſeinen ganzen ſchönen Körper ſo, daß nichts davon verborgen bleibt.“ Kann wol eine Beſchreibung beſſer auf ihren Gegenſtand paſſen, als eben dieſe? Es iſt Parmegiano's Werk.

Um auf unſern großen Meiſter zurückzukommen, ſo wollen wir nur noch das Wenige anführen, was über ſeinen Tod vorhanden iſt.

Der Umſtand mit den 60 Scudi, die er in Kupfermünze nach Hauſe getragen haben ſoll, iſt eine Erdichtung, welche, der Himmel weiß aus welchem Grunde, Vaſari ſich erlaubt. Fiorillo bemerkt, daß es ſchon ein Ding der Unmöglichkeit ſei und daß die Kraft eines Hercules dazu gehöre, 60 Scudi in lauter Quatrinen allein den weiten Weg von Parma nach Correggio zu tragen, und alsdann könne von einer Erhitzung und dadurch erfolgtem Fieber, an dem er geſtorben im Monat Februar, nicht wohl die Rede ſein; am 5. März 1534 ſtarb Correggio. Auch ſeine vermeintliche Armuth iſt hinzugedichtet; er erhielt für ſeine Bilder, wie wir ſchon angezeigt haben, eine für damalige Zeit ganz gute Bezahlung. Für die „Himmelfahrt Mariä“ im Dom zu Parma, eines ſeiner letzten Werke, erhielt er 350 Golddukaten, für die „Himmelfahrt Chriſti“ in St.-Giovanni 472 Golddukaten, u. ſ. w. Auch lebte er in ſeinem Hauſe zwar bürgerlich einfach, aber keineswegs ärmlich; ſeine Schweſter ſtattete er mit 100 Dukaten in Gold aus, und kaufte Grundſtücke, die er vortheilhaft anlegte. Alles Beweiſe, daß es mit ſeinen Vermögensverhältniſſen nicht übel beſtellt war.

Dieſer große Genius verließ die Erde in ſeinem vierzigſten Jahre. Der Tag ſeines Todes iſt in den Sterberegiſtern der Franciscaner zu Correggio angegeben. Seine Vaterſtadt berieth ſich anderthalb Jahrhunderte ſpäter, ob ſie ihm ein Denkmal ſetzen ſolle, und zur Schmach der Berathenden kam dieſes nicht zu Stande; Girolamo Conti ſetzte ihm einen einfachen Stein mit einer Inſchrift. Dies ſei als Troſt geſagt für uns Deutſche, die wir, wenigſtens früher, auch oft lange warten ließen, ehe wir dem öffentlichen Andenken unſerer großen Männer den ihnen gebührenden Zoll bezahlten.

Die Freunde.

Lukas von Leyden.

„Ach wäre ich ſchon da!“ rief ich und bedeckte die väterliche Hand mit Küſſen. „Du ſollſt bleiben!“ ſagte er ſtreng und wies mich von ſich.

Mein Vater mußte nun noch eine Sauhatz mitmachen, er mußte eine Oper von Pallavicini mit anhören, er mußte die Schönheiten von Moritzburg und die wollüſtigen und koketten Stellungen in den Portraits der Gräfinnen Orzelska und Bilinska bewundern, dann ein Trinkgelage, dann nochmals eines, endlich eine Soldatenmuſterung, ein neues Ballet und ein Tabakscollegium, nach Muſter des vom König Friedrich in Berlin geſtifteten, beſuchen, dann erhielt er die Erlaubniß, ſich beurlauben zu dürfen, um wieder auf ſeine Schlöſſer zurückzugehn. Der König gab ihm in Hinſicht meiner wiederholte, glänzende Verſprechungen, und am Morgen des Abſchiedstages erhielt ich einen Degen mit Diamanten beſetzt und dazu das Diplom als Kapitain bei der Garde.

Man wirft dem Albrecht Dürer einen ſcheuen und mistrauiſchen Charakter vor; in ſeinem Freundſchaftsverhältniß zu Lukas von Leyden hat er dies nicht bewieſen. Wir haben hier zwei liebenswerthe und auf gleiche Weiſe in edlem Geiſtesverkehr Einer den Andern gleichſam ergänzende Künſtler als Freunde vor uns. Dürer war um vieles älter, dennoch war er es, der die Reiſe nach Leyden nicht ſcheute, um ſeinen Freund inmitten ſeiner Umgebungen und Arbeiten aufzuſuchen. Lukas vergalt ihm dies durch eine Anhänglichkeit, die bis an das Ende ſeines Lebens andauerte, das leider früh eintrat, denn Lukas wurde nicht älter als neununddreißig Jahre.

Den erſten Anſtoß zu dieſer Geiſtesbrüderſchaft gab nicht die Muſe der Malerei, ſondern ihre untergeordnete Schweſter, die Kupferſtecherkunſt. Schon mit ſeinem neunten Jahre fing Lukas an in Kupfer zu ſtechen. Der eigentliche Name unſers Künſtler war Dammeze und Hugo Jakob Dammeze erhielt dieſen Sohn im Jahre 1494 zu Leyden. Ein ſo frühes Emporblühen des Talents konnte wol zu ſchönen Hoffnungen berechtigen, und der glückliche Vater, der zwar ſelbſt Maler, aber nur ein ſehr mittelmäßiger war, brachte ihn in die Schule des Meiſters Cornelius Engelbrechtſen, der von Johann van Eyk das Oelmalen erlernt, und dieſe Kunſt nach Holland gebracht hatte. Man kann ſich denken, in welchem Rufe dieſer Mann in ſeinem Vaterlande ſtand, und wie ſich am Namen Engelbrechtſen alle jene ſtolzen Hoffnungen knüpften, welche die erſt in ihrem Entſtehen begriffene Malerſchule Hollands, für ihre Zukunft faßte. Meiſter Cornelius ſelbſt war ein beſcheidener Mann, der wohl wußte, daß er nicht gut zu malen verſtand, der aber hoffte, daß Die, die nach ihm kommen würden, die neue Kunſt raſch ihrer Vollendung entgegenführen würden. Seine

Söhne Lukas und Cornelius, und ſein Schüler, unſer Lukas von Leyden, berechtigten den alternden Mann zu dieſen freudigen Erwartungen.

Der Bürgermeiſter Hieronymus Horn, ein reicher Mann, und ein Kunſtkenner, beſuchte den Meiſter Engelbrechtſen hier und da. Bei einem dieſer Beſuche wurde er durch eine eben fertig gewordene Platte erfreut, auf der der heilige Hubertus dargeſtellt war. Der Stich konnte gelungen genannt werden, und Hieronymus war begierig, den Namen des Künſtlers zu erfahren. Man nannte ihm Lukas. Ein zwölfjähriger Knabe und dieſe Sicherheit, dieſe Kunſtgeübtheit in der Führung des Grabſtichels, in der That, wer hätte dieſe hier geſucht! Der erfreute Kunſtfreund beſchenkte unſern kleinen Kupferſtecher mit ebenſo vielen Goldgülden als er Jahre zählte. Dies war unſers Lukas erſter Gewinn. Nicht Geldgier, nicht Eitelkeit, nicht Streben nach äußerer Auszeichnung wurde bei ihm durch dieſe erſten glücklichen Erfolge geweckt, im Gegentheil, ein ſeltener Beweis des wahren, echten Talents; es erwuchs ein Mistrauen in ſeine Kräfte bei dem hoffnungsvollen Knaben. Er vernichtete ſelbſt einige Platten, weil er ſie nicht für gut genug hielt, dem Auge der Kenner ſeiner Vaterſtadt ausgeſetzt zu werden. Meiſter Engelbrechtſen mußte ihn abhalten, noch weiter Platten zu zerſtören, und halb gezwungen gab er eine ſchöne und gewagte Compoſition heraus, „Mohammed, wie er einen Prieſter ermordet.“ Der Prophet iſt dargeſtellt, wie er, an zu häufig genoſſenem Wein in eine Art Wahnſinn verfallen, eine That begeht, die ihn ſpäter gereut und die nunmehr Urſache iſt, daß er ſeinen Anhängern den Genuß des Weins völlig unterſagt, aus ſeinen eigenen Beiſpiele ihnen zeigend, wie leicht ein unſträflich wandelnder Mann und Bekenner der heiligen Lehren in böſe Verſuchung fallen kann. Vierzehn Jahre war Lukas alt, als er dieſen Gegenſtand wählte, wie viel Nachdenken und originelle Lebensanſchauung gehörte nicht dazu, ein Laſter gerade unter dieſer Form und Umgebung verächtlich darzuſtellen, während ſeine Landsleute, weit entfernt, vor dem Uebermaß des Weingenuſſes zu warnen, mit einer gewiſſen Gier gerade die ſchmuzigſten Scenen der Ausgelaſſenheit in den Dorfſchenken und auf den Landſtraßen ſich zum Gegenſtand ihrer Darſtellungen wählten. Bald nacheinander kamen nun neun runde Platten, auf denen die Leidensgeſchichte des Erlöſers zu ſehen war, dann eine Verſuchung des heiligen Antonius und endlich die Bekehrung des Apoſtels Paulus. Dieſe Gegenſtände machte der junge Künſtler auf Beſtellung; zu ſeinem eigenen Vergnügen fertigte er ein Bild des erſten Menſchenpaars im Paradieſe, und hier war die Eva mit ſolcher Vorliebe behandelt, daß Meiſter Engelbrechtſen Urſache hatte, zu glauben, ſeine jüngſte Tochter habe dazu Modell geſtanden. Er wurde darüber dem Schüler gram, und obgleich der Ungrund dieſes Argwohns ſich ſpäter genügend herausſtellte, war das alte gute Verhältniß zwiſchen Meiſter und Schüler nicht wieder herzuſtellen. Lukas verließ das Haus.

In dieſer Zeit wurde Albrecht Dürer von einem jener unheilbaren Anfälle von Trübſinn befallen, die in der Seele dieſes großen Meiſters die dunkeln Schatten waren, welche auf den Schöpfungen ſeines Pinſels wiederſchienen. Er lag krank, müde des Lebens, müde der Kunſt, unfähig einen tröſtenden Gedanken für die Zukunft zu faſſen. Was für die Mehrzahl ſolcher Leidenden ein Troſt iſt, ein liebendes Weib, die die Genoſſin der hellen und der dunkeln Tage iſt, für ihn, den Armen, war gerade das Daſein eines Weibes die Quelle noch andern unſäglichen Leidens. Ein rohes, herrſchſüchtiges und vor allem geldgieriges und geiziges Weib nannte er das ſeine. Ungerührt von den Leiden des Mannes, der ſeinen Ruhm und ſeine Arbeitsfrüchte mit ihr theilte, überſchüttete ſie den matt Dahingeſunkenen mit Vorwürfen, die doppelt beleidigend aus einem Munde klangen, der nicht mehr ſchön war, der es eigentlich nie geweſen, denn kann eines Weibes Reiz gedacht werden ohne jene Linien der Anmuth, der Kindlichkeit, der ſüßen Scham, des holden Lächelns, die ſich um einen lieblichen Frauenmund lagern? Die Frau Dürer ging in das Haus ihres Mannes, nicht um deſſen Sorgen zu theilen, ſondern um ſie zu ſchaffen. Der einfach lebende Künſtler wußte erſt, ſeitdem er ſich ein Weib gewählt, was Halskrauſen, gepuffte Mieder, goldene Ketten, geſteifte Schleppen und Perlenhalsbänder waren. Er mußte alle dieſe Dinge für die unerſättliche Gier ſeines eiteln Weibes herbeiſchaffen, und zum Dank dafür erlaubte ſie ihm — ſie im Coſtüm der Eva zu malen. Wehe dem Unglücklichen, wenn ſich auf Schleichwegen, im ſorgſam verſchloſſenen Arbeitszimmer ein anders Modell zur Eva fand. Der Hauskrieg brach auf eine furchtbare Weiſe aus; er mußte für ſeinen Leichtſinn büßen. Frau Dürer verwandelte ſich in einen Drachen, der wochen-, ja mondenlang Feuer ſpie. Dann ſaß der ſchöne, ſanfte Meiſter da, mit ſeinem geſcheitelten Haar, ſeinen niederfließenden langen Locken, ſeinen ernſten ruhigen Zügen, und über ſich herüber ließ er die Donner des böſen Weibes rollen. Doch machten oft wiederholte Auftritte dieſer Art ihn krank. Dann geſchah es, daß er eines Morgens nicht mehr die kleine, mit Eichenholz getäfelte Thür zu ſeiner Arbeitsſtätte öffnete, und wenn man ihn ſuchte, lag der hohe, ſtolze Mann auf ſeinem Lager mit geſchloſſenen Augen, und mit dem Anſehen eines Todten. Ein furchtbarer Kopfſchmerz wühlte alsdann in ſeinem Gehirn und ſo wenig er ſeine Leiden kundthat, ſo erſchütternd wirkte doch gerade dieſe leichenartige Ruhe auf ſeine Freunde. Sie wußten nun, was ſie zu thun hatten; vor allen Dingen durfte Frau Dürer nicht die Schwelle des Zimmers ihres Mannes überſchreiten. Wenn ſie auch auf kein Gebot achtete, auf dieſes achtete ſie doch; denn man hatte ihr geſagt, daß ihr Anblick ihren Mann tödten werde, und Frau Dürer wußte, was es hieß, einen Mann verlieren, der Säcke Goldes ins Haus ſchaffte.

Wie geſagt, der edle nürnberger Meiſter lag hart danieder, als ihm der Zufall ein Blatt von der Arbeit des jungen Lukas Dammeze in die Hand ſpielte. Es war jene Platte, auf der Adam und die dem Künſtler ſo übel mitgeſpielt habende Eva zur Schau ſtanden. Dürer fand Beides, Bild und Behandlung, gleich beachtenswerth, und ſeine Freunde, die am Bette wachten, erzählten ihm von der Geſchichte des Künſtlers, ſoviel ſie davon wußten. Dürer faßte den Entſchluß, dieſen jungen Mann kennen zu lernen, ſobald ſein Geſundheitszuſtand ihm eine Reiſe würde geſtatten können. Es vergingen indeſſen Jahre, ehe dieſer Entſchluß zur Ausführung gedieh. Unterdeſſen hatte Lukas von Leyden große und herrliche Erfolge erreicht; er war auf den Gipfel des Ruhms mit raſchen Schritten herangeſtiegen. Als Dürer kam, ihn zu beſuchen, fand er einen angeſehenen, in Reichthum und Anſehen ſchwelgenden Künſtler; an ſeiner Seite ein Weib, das zwar nicht die Tochter des Cornelius Engelbrechtſen, von dieſer aber in Betreff der Schönheit nicht abweichend war. Die Ehe war eine glückliche.

Ehe die beiden Männer ſich perſönlich begegneten, hatte ein Austauſch ihrer Geiſter ſtattgefunden. Dürer, völlig ohne Neid und Misgunſt gegen ein aufſtrebendes Talent, hatte dem viel jüngern Lukas einige ſeiner beſten Blätter geſchickt, und dafür die neueſten

Schöpfungen deſſelben entgegengenommen. Dürer's berühmter Kupferſtich „die Melancholie" hatte auf Lucas einen nicht zu bewältigenden Eindruck gemacht, und mit Staunen ſah er an die Größe eines Mannes heran, der ſolche Gedanken in ſeinem Buſen beherbergen, ſolche Träume finſterer Schrecken ſeinem Geiſte abzunöthigen im Stande war. Noch hatte er kein Bild von Dürer geſehen; er dachte ſich ihn als einen gebeugten, finſtern Alten, vor der Zeit dem Grabe zueilend, und nun, da er ihn vor ſich ſah, erblickte ſein überraſchtes Auge einen Mann, geſchmückt mit der Anmuth der Tugend, ſtrahlend in dem Lichte heiterer Poeſie. War dies der Schöpfer der „Melancholie"? Unmöglich! Und doch — Dürer hatte nur wenige Worte geſprochen, und ſchon fühlte der junge Freund, daß er einen Kenner der Schmerzen des menſchlichen Buſens vor ſich habe. Dürer's große und ernſte Seele konnte ſich nicht verſtellen, ſo hell und ſchimmernd ſeine äußere Erſcheinung für den erſten Anblick auch war; Der, der ihn ſehen wollte wie er war, ſah ihn

Glänzender konnte man nicht die Verdienſte des Vaters im Sohne ehren. Dennoch verließ mein Vater die Stadt, unzufrieden mit dem Glanze des Hofes, unzufrieden mit den Trillern des Monſieur Bufardin, unzufrieden mit den kurzen Röcken der Operntänzerinnen und den langen Säbeln der Polen, unzufrieden mit den drei hundert Baſtarden ſeines Königs und den ſtolzen Anmaaßungen des Statthalters, des Prinzen von Furſtenberg, und endlich leidenſchaftlich aufgeregt über die Liſte der verkauften Ländereien, der ſchimpflich abgetretenen Provinzen, die geopfert wurden, um Geld zu bekommen.

bald durch die Hüllen hindurch. Dagegen fand Albrecht Dürer, daß ſein Freund, der ſo vortrefflich den zürnenden Propheten Mohammed und den dornentragenden Heiland dargeſtellt hatte, zu ſehr einem Lebemann glich, der ſich um nichts zu kümmern pflegt, als wo der beſte Wein und die auserleſenſte Tafel zu finden ſei. Beide geſtanden ſich einander dieſe getäuſchten Erwartungen. Lukas gab bei der Gelegenheit zu erkennen, daß ihm nicht viel daran gelegen ſei, ob man ihn für einen frommen Mann halte; die dahin bezüglichen Gegenſtände male er nur, weil ſie gefodert würden, ſonſt würde er ſich ſchwerlich mit ihnen abgeben. Dürer war dieſer Anſicht nicht, aber er ſagte deshalb dem jüngern Genoſſen, der die Schatten des Lebens noch nicht kennen gelernt, die Freundſchaft nicht auf. Beide malten nun Einer des Andern Bildniß, um es zum Angedenken zu behalten. Während Dürer das Porträt des Lukas malte, ſaß deſſen junge Frau dabei und rührte die Saiten der Cither, indem ſie bald ſchwermüthige, bald heitere holländiſche Lieder ſang. Gebot der ſinkende Tag den Pinſel niederzulegen, ſo füllte ſich das ſchöne Haus mit heitern Gäſten, die da kamen, den Abend mit dem berühmten Gaſte zuzubringen. Ein reichliches Mahl in echt niederländiſcher Fülle, vereinigte die Freunde des Bechers, und während die Männer zechten, führten in der offenen Halle neben der Tafel junge Frauen Tänze auf, und ſtellten ſich in Gruppen, die das Beifallrauſchen der Tafelrunde in einem ſolchen Grade erreichten, daß man den frohen Lärm auf der Straße hören konnte. Der in anſtändiger Züchtigkeit in der ſteifen Reichsſtadt aufgewachſene Dürer befand ſich in einem frohen Erſtaunen über dieſe entfeſſelten Reize des Lebens, die auf ihn verjüngend wirkten. Dennoch konnte er es nicht unterlaſſen, Lukas einige Warnungen beizubringen, unter andern die, daß er nicht den Körper habe, um auf die Länge unmäßig leben zu dürfen. Dieſes Bedenken war nicht ohne Grund. Lukas war ſchwächlich, reizbar, durch frühes Geiſtesleben erſchöpft. Die Mittel, die er anwendete, ſich ſcheinbar neue Kräfte zu geben, waren ſchädliche Reizmittel.

Als Lukas nun Dürer's Porträt malte, bat ihn dieſer, er möchte ihm drei Pfeile in die Hand geben. Dieſe Pfeile, erklärte der Künſtler, bezeichnen die drei ſchrecklichen Laſter und Untugenden, die ſich gleich Pfeilen mit vergifteten Spitzen in mein Herz gebohrt haben. Es iſt der Neid, die Gottesläſterung und die Unkeuſchheit. Lukas wollte von dieſen drei böſen Eigenſchaften nichts bemerkt haben, und weigerte ſich, die Pfeile zu malen. Dürer erklärte ihm, daß er von früher Jugend auf an Neid gelitten, daß er nie und nimmer habe ſehen wollen, wie Beſſere und Stärkere es ihm vorausgethan, daß er aber gegen dieſes Laſter männlich gekämpft. Ferner habe er nie erkennen wollen Gottes weiſe Fügung, die ihm ein ſchweres Leiden im Hauſe beſchieden, daß er aber auch gegen dieſes gotteslaͤſterliche Murren angekämpft, und endlich ſei ſein Auge ſo beſchaffen, daß es mit Gier ſinnlichem Reize nachſtrebe und ihn auffaſſe; auch dagegen habe er gekämpft, indem er in allen ſeinen Bildern die üppige Venus ſtets unter Zaum und Gebiß gehalten und lieber minder ſchön als minder tugendliebend gemalt habe. Dies wollte der Meiſter unter den drei Pfeilen verſtehen, die ihre Spitzen gegen ſeine Bruſt kehrten, und nach ſeinem Geſtändniß noch nicht aufgehört hatten ihn zu bedrehen. Lukas erkannte mit Rührung die echt männliche Demuth des Mannes und die kindliche Redlichkeit ſeines Charakters. Das Bild mit den drei Pfeilen wurde gemalt. Beide Porträts beſitzt durch ein glückliches Zuſammentreffen, unſere Galerie.

Dürer's beſorgliche Andeutungen in Betreff des allzu luxuriöſen Lebens des Lukas gingen alſobald in Erfüllung. Der reich gewordene Künſtler unternahm Reiſen, zu denen er ſich ſelbſt ein Schiff ausrüſtete. Wo er hinkam, gab er Feſte. Alle bedeutenden Künſtlergenoſſen mußten von ſeiner Freigebigkeit, ſeinem Lebensgenuß Zeuge ſein, er duldete nicht, daß auch nur Einer ſich ausſchloß. Gent, Mecheln, Antwerpen ſahen ihn in ihren Mauern, und überall war ein Gedränge von Lebemännern und Zechern um ihn her. So kam denn der traurige Schluß raſch heran. Gefährliche Krankheitserſcheinungen hemmten ſeine Schritte, und als er ihnen übermüthig trotzen wollte, warfen ſie ihn aufs Lager. An ſeinem Siechbette folterten ihn entſetzliche Träume; er glaubte ſich vergiftet, und zwar behauptete er, Johann von Mabuſe habe ihm das Gift beigebracht. Bei dieſem hatte er in Middelburg ein Gaſtmahl eingenommen, und ſeit dieſem ominöſen Gelage lag es wie Blei in ſeinem Innern. Es wurde ihm begreiflich gemacht, daß Mabuſe keinen Grund habe, ſeinen Tod herbeizuziehen, allein Lukas hatte auf alle dieſe Vorſtellungen nur eine Antwort: Gehet hin und ſehet des Meiſters Dürer „Melancholia“ Gebt Acht, ſowie das unſelige Weib dort ſitzt, in ſich zuſammengeſunken, den Blick drohend aus der Tiefe ihrer umnachteten Seele emporgeſendet, ſo ich, der ich viel zu gläubig und unbekümmert bisher das Leben angeſchaut, jetzt aber, da ich deſſen ſchlimme Bosheit und tückiſche Art kenne, jenem Weibe ähnlich bin, das mehr weiß als es ausſpricht, und doch genung ausſpricht, um Alles, was da athmet, elend zu machen.

So rächte ſich der Leichtſinn des Mannes, und des Freundes Geſtalt trat nochmals, aber jetzt ſehr ernſt und bedeutſam vor ſein Schmerzenslager.

Lukas lag mehre Jahre im Bette, immer behauptend, vergiftet zu ſein, und mit der ſchwärzeſten Melancholie kämpfend. Er, der ohne Geſang und Becherklang nicht hatte leben können, umhüllte ſich jetzt mit dem Schweigen einer Mönchszelle. Nur ſeine Kunſt ließ er nicht von ſich. Er klammerte ſich gleichſam an ſie, wie ein Ertrinkender an das Bret in den Wogen. Ein eigenes Gerüſt erfand er, um im Bette die Kupferplatte bearbeiten zu können, ſo wie Leinwand zu bemalen. So lag der wenig über dreißig Jahr alte Mann, mit ſeinem Leben, ſeinem Wirken völlig zu Ende. Dürer vergoß Thränen, als er das Geſchick des Freundes erfuhr; zum Glück erlebte er deſſen Tod nicht. Dürer ſtarb vor Lukas.

Uebrigens ſteht dieſer Glaube, Gift bekommen zu haben, hier nicht vereinzelt da. In jener Zeit wurden mehr oder minder alle bedeutende Künſtler von dieſer dämoniſchen Furcht geplagt. Der große Ruben's litt unter ihr, und Van Dyck machte, daß er ſo raſch wie möglich aus Sicilien und Neapel fortkam, indem er die vollgültigſten Beweiſe zu haben glaubte, man ſtelle ihm nach dem Leben. Dies mochte jedoch nur von den ausländiſchen Künſtlern gelten; was konnte die inländiſchen bewegen, ihren Landsmann einer ſo teufliſchen Rache zu opfern? Erklärlich war es, daß die Italiener, ihrem Charakter gemäß und von Neid getrieben über die Verdienſte des Fremden, der über die Alpen herüberkam, ihnen Brod und Ruhm zu rauben, dieſem nach dem Leben trachteten; aber in dem friedlichen Holland, ein befreundeter Maler dem andern — wo iſt da das Motiv zum Mordverſuche? Und zudem, der gute Lukas, er war ein trefflicher Künſtler, nicht zu leugnen iſt's; doch ein Stern erſter Größe, ein Mann, den der Neid um jeden Preis fortgeſchafft hätte ſehen mögen, war er nicht. Sandrart lächelt über dieſe Phantaſien des armen Lukas, der da ſtarb aus keinem andern Grunde, als weil er, wie tauſend ihm gleiche Künſtlernaturen, ſich in ſinnlichen Genüſſen maßlos übernahm.

Doch ſei ſein Ende für uns betrübend, ſein Leben und Wirken bleibt glänzend und erfreulich. Die Werke, die er in ſeinen guten Tagen geſchaffen, ſind Bilder ſchöner Heiterkeit und Geiſtesfriſche. Freilich Dürer'ſche Tiefe muß man bei ihnen nicht ſuchen; dies wird am deutlichſten da, wo beide Meiſter im Wettkampf einen und denſelben Gegenſtand behandelten; ſo in dem Bilde, „Tod und Sünde, die einen einſamen Reiter begleiten“, dann in der „Verſuchung des heiligen Antonius“, die auch Beide, aber wie verſchieden, darſtellten; endlich auch in dem Bilde „Adam und Eva“, wo nun freilich Lukas wieder den Preis über Dürer gewinnt, der die üppige „Venus“ unter Zaum und Zügel legt. Die religiöſen Bilder Dürer's ſind nun vollends gar nicht mit denen des Lukas zuſammenzuſtellen. Dürer war ein durchaus ernſt religiöſer und in ſeinem Glauben ſchöpferiſcher Meiſter; von keinem der niederländer Maler können wir das ſagen. Nicht ein einziges großes religiöſes Genie findet ſich unter ihnen. Ein Dürer konnte nur auf deutſchem Boden wachſen.

Da der Grundton ihres Weſens demnach ſo verſchieden war, ſo iſt bezweifelt worden, ob die Freundſchaft zwiſchen Beiden wirklich beſtanden habe; es iſt aber an ihrer Exiſtenz nicht zu zweifeln. Wie wir gleich im Anfange unſers Nachweiſes geſagt haben, das Band dieſer Bekanntſchaft wurde durch die Kunſt des Grabſtichels, die Beide mit Meiſterſchaft übten, geknüpft: perſönliches Zuſammenleben bildete dieſe Künſtlerannäherung zur Herzensannäherung aus. Es konnte nicht fehlen, daß der ernſte und viel ältere Dürer den Leichtſinn ſeines Genoſſen tadelte; aber wir müſſen bedenken, daß auch Dürer eine echte Künſtlernatur war, und daß einer ſolchen, mag ſie auf einer noch ſo ſtrengen ſittlichen Baſis ſtehen, doch niemals das Leben und der Lebensgenuß fremd wird. Die Sinnlichkeit, die wir die ſchöne nennen wollen, da ſie bildend und fördernd wirkt im Gegenſatz zu der unſchönen, die hemmend und zerſtörend auftritt, iſt und bleibt Lebensnerv und Lebenselement beim bildenden Künſtler. Wir haben geſehen, wie Dürer das frohe Treiben in den reichen niederländiſchen Städten, wie er die Feſte, die ſein Wirth ihm gab, mit Freuden hinnahm; es war nur der Unterſchied zwiſchen ihm und dem Lukas, daß der Letztere bei der Sinnlichkeit ſtehenblieb, ohne den Willen und den Wunſch zu hegen, durch ſie hindurch zum Ernſt und zur geläuterten ſittlichen und religiöſen Kraft ſich Bahn zu brechen, Dürer hingegen raſch, wenn es ſein mußte, den Mantel der Sinnlichkeit von ſich warf, um das Prieſtergewand der Kunſt anzulegen, in dem allein er ſich auf die Dauer wohl befand. Alsdann werden wir auch nicht aus dem Auge laſſen dürfen, daß Dürer, wie wir ſchon geſagt, an Schwermuth litt, an Hypochondrie, an körperlicher und geiſtiger Misſtimmung, und daß ihm da nicht der gleichgeſinnte, ebenfalls das Leben ſchwer und ernſt

Der Leſer wird gebeten, ein Kapitel ſeines eignen Lebens nachzuſchlagen, wenn er dieſe Zeilen lieſ't.

Ich hatte mich nun eingerichtet. Mit dem ſchnellen, ſichern Blick, der immer der Jugend eigen iſt, war Alles beſeitigt worden, was nicht zu dem paßte, was ich täglich vor mir ſah. Mein Hotel erhielt ein modiſches Anſehen, die wenigen Gemächer ausgenommen, die mein Vater ſich vorbehalten hatte, und an deren alterthümliches Anſehen ich weder taſten wollte noch durfte. Das ehrwürdige Bild des Mannes, dem ich mein Leben verdankte, prangte mit den Draperieen zerfaſerten Goldſtoffes und unter den ergrauten Wappenſchildern wie ein Hausgott auf ſeinem unentweihbaren Altar. Leicht bemerkte ich, daß bei meinem erſten Erſcheinen der Putz, den mein nehmende Genoſſe, ſondern der heitere, lebensfrohe, ſogar leichtfertige und muthwillige Freund willkommen war.

Lukas von Leyden ſtarb 1533. Kurz vor ſeinem Tode arbeitete er noch an einer Platte, die man unter ſeinem Bette verſteckt fand und die eine Pallas darſtellte. Eine Tochter überlebte ihn, und deren Sohn erhielt den Namen des Großvaters, und wurde ein Maler nicht ohne Verdienſt.

Was die beiden Bilder betrifft, die in unſerer Erzählung eine ſo wichtige Stelle einnehmen und gleichſam als Zeugen auftreten für das Beſtehen des Freundſchaftsbundes zwiſchen den beiden Malern, ſo iſt das, das Dürer gemalt hat, unſtreitig das beachtenswerthere. Nur will der Ausdruck des Kopfes dem Beſchauer nicht gefallen. Man ſieht darin nicht, daß Lukas ein hübſcher junger Mann war, wie ihn doch die Zeitgenoſſen ſchildern; vielmehr hat Dürer ihn mit einem häßlichen, welken Zuge um Mund und Augen begabt, der, wenn er in der Natur ſo ſich vorfand, ſchon allein einem jugendlichen Kopfe den Reiz nehmen kann. Wir wollen annehmen, daß Dürer, der nicht glücklich im Bildnißmalen ſich zeigte, auch hier es nicht war, daß Lukas anders und beſſer ausgeſehen hat, und daß nur das Aeußerliche ſeiner Erſcheinung, und zwar in keinem günſtigen Moment zur Erſcheinung gebracht wurde. Dagegen hat Lukas ſeinen Freund Dürer zwar nicht ganz ähnlich, wenn wir die andern Bildniſſe, die wir von dieſem Meiſter beſitzen, aber doch ſo aufgefaßt, daß man den ernſten und doch dabei mildfreundlichen Mann in ihm nicht verkennt. Die drei Pfeile ragen drohend ihm zur Seite.

Da Lukas von Leyden ſehr viel in Kupfer ſtach und in Holz ſchnitt, ſo hat man keine große Anzahl Gemälde von ihm vorzuweiſen. In Leyden ſind die vorzüglichſten; dort zeigt man ein „Jüngſtes Gericht", eine „Maria Magdalena" und einen „heiligen Hubertus" von ſeiner Hand, die die Aufmerkſamkeit der Kenner feſſeln.

Die Dame im Schleier.

Van Dyck.

Nahe bei Utrecht in einem Wäldchen lag das Wohnhaus einer Dame, die die Bewohner der Umgegend „die Dame im Schleier“ nannten, weil man ſie nie anders erblickte, als in einen ſchwarzen Schleier eingehüllt, den ſie nach Weiſe der vornehmen Witwen trug. Selbſt zu Pferde, und man ſah ſie oft einen Ritt in die Umgegend machen, legte ſie den Schleier nicht ab. Vor einigen Jahren war ſie hier angelangt, früher hatte ſie im Haag gewohnt. Als ſie in die Gegend kam, hatte ſie noch eine zahlreiche Dienerſchaft; von dieſer jedoch verlor ſich Eins nach dem Andern, und bei dem Beginn unſerer Erzählung führte ein Haushofmeiſter, ein Greis von beinahe achtzig Jahren, ihren Haushalt. Er und noch ein kleiner Jokei, welcher gebraucht wurde, um Beſorgungen in der Stadt auszurichten und die Dame bei ihren Ritten zu begleiten, waren das ganze noch übrige Dienerperſonal. Die Vermögensverhältniſſe der Witwe mußten alſo ſtark gelitten haben. Dennoch vertheilte ſie Almoſen, und an gewiſſen Tagen erhielten die Armen der Umgegend Speiſung in ihrer Küche. Ihren Namen, ihren Stand wußte Niemand anzugeben, ſie war aus weiter Ferne eingewandert, und wenn man einigen Gerüchten trauen wollte, die über ſie in Umlauf waren, ſo hatte ſie, ehe ſie zur Ruhe gelangte, eine große Anzahl abenteuerlicher Schickſale erlebt.

Das Haus lag mitten im Wäldchen, unmittelbar an einem tiefen und ſchwärzlichen See, der in ſeinem Spiegel die Säulen des Eingangs und die einfachen Linien des Gebälkes des Daches wiedergab. Eine vollkommene Stille und Einſamkeit herrſchte um das Haus her und machte es zum geeigneten Aufenthalt für die Seele, welche, des Anblicks der unruhigen und tumultuariſchen Erde überdrüſſig, ihren Blick dem Himmel zuwendet. Tauſend Schritte von dem Landhauſe befand ſich die Clauſe eines Einſiedlers, und dieſer Mann, der wenig mehr als ein roher Bauer war, der, nachdem er als Soldat gedient, ſich hier anſäſſig zu machen die Erlaubniß bekommen, erhielt von der Dame die Vergünſtigung, von Zeit zu Zeit in das Herrnhaus zu kommen, um der Einſamen Neuigkeiten von der Umgegend zu bringen; denn die Witwe hatte zwei Töchter, und dieſe, mismuthig über die Abgeſchloſſenheit, die die Mutter gewählt, ließen ſich gern von der Welt und den Welthändeln etwas erzählen. Der Einſiedler hieß Hubert, war ein Mann von einem gedrungenen Körperbau und von einer unerſchöpflichen guten Laune; die beiden Mädchen nannten ihn nur den Vater Hubert, und freuten ſich, wenn er erſchien.

Es war an einem naßkalten Herbſtabende, der See hatte ſich in Nebelſchleier gehüllt, die Wege waren durch anhaltenden Regen faſt unfahrbar geworden, und der Poſtwagen, der aus Utrecht kam, hatte beim Durchziehen durch das Wäldchen bereits ſein Glöckchen ertönen laſſen, zum Zeichen, daß, wenn Reiſende ſich fänden, ſie jetzt einſteigen könnten.

„Wer wird in dieſer Nacht reiſen?“ hub Arabella an, die am Fenſter ſtand und in die Dunkelheit hinausſah.

„Ich!“ rief Joanna, die jüngere Schweſter, „ich, ſogleich! Ich gehe, wohin du willſt, an der Welt Ende; es kommt mir nicht darauf an, ob ich bei Mamluken oder Lappländern ankomme. Nur fort aus dieſem Neſte, wo wir wie ein paar Eulen in einem hohlen Baumſtamme ſitzen! Iſt das die Art, wie man junge Mädchen aufzieht? Es iſt dem Himmel zu klagen! Ich weiß nicht, wie du über dieſe Dinge denkſt, Schweſter, aber ich denke, daß ſie kaum auszuhalten ſind.“

Die blonde, kaum dreizehnjährige Kleine, die dieſe Worte ſprach, ging dabei geſchäftig und unmuthig im Zimmer herum, um die Lichter herbeizuſuchen, die auf den großen dreiarmigen Leuchter geſteckt wurden, der ſeinen Platz auf dem runden Tiſche mitten im Zimmer hatte, das ſich mit einer breiten Thüre nach dem See öffnete und mit Büſten und Gemälden verziert war.

„Wenn du bedenkſt, Joanna“, ſagte die Aeltere mit einer kalten und tonloſen Stimme, „daß es der Wille der Mutter iſt, daß wir hier leben und daß wir ſo leben, wie wir leben, ſo wirſt du dich in das Unvermeidliche fügen. Wir leiden übrigens an nichts Mangel, wir wachſen auf in mütterlicher und ſorgſamer Pflege, wir haben Bücher, wir haben gute Menſchen, die uns ſchreiben und denen wir wieder Briefe ſchicken, und endlich haben wir Unterweiſung in der chriſtlichen Religion und in dem Sittengeſetze. Wo gäbe es zwei Mädchen, die einſt gute Hausfrauen werden wollen, welche ſo gut wie wir ſich geſtellt ſähen.

„Der Himmel weiß“, entgegnete die Kleine, die ſich mühte, eine widerſpenſtige Kerze in den Leuchter zu zwängen, „daß ich nichts eifriger wünſche, als eine Hausfrau zu werden; nur muß es bald geſchehen.“

„Es wird ſchon dahin kommen.“

Das Glöckchen tönte nochmals.

Die Kleine griff raſch nach ihrem Hute und ihrem Schleier und rief: „Ich komme ſchon, ich komme ſchon!“ Dann blieb ſie mitten im Zimmer ſtehen und ſagte leiſe: „Nein, ich komme nicht.“ Sie ſetzte ſich hin und fing an vor Verdruß zu weinen. Statt ihrer beſorgte nun Arabella das Anzünden der Lichter.

„Im Haag war es doch beſſer“, ſchluchzte Jene; „da kam doch die Muhme des Statthalters zu uns, und die Offiziere der Garniſon ritten an unſerm Fenſter vorüber. Beſinnſt du dich noch auf den kleinen Zinnoberteufel?“

„Ich beſinne mich auf Nichts, was einen ſo albernen und unſinnigen Namen hat.“

„Ach, du biſt immer die Weiſe, Altkluge. Uebrigens bin ich es nicht, die dem kleinen Offizier, der ſo vortrefflich ritt, den Namen gegeben, ſondern Meiſter Rubens. Als er einmal bei uns am Fenſter ſtand und Jener vorübergalloppirte, ſagte er lächelnd: «Das iſt ein Kerlchen, das ganz in Zinnober getaucht iſt, vom Kopf bis auf die Zehe.» Das war aber unrecht, über des armen Jungen rothes

Vater mir ausgeſucht, die lächelnden Blicke und halblauten Bemerkungen mir zugezogen hatte; er wurde mit einem modiſchen Anzuge vertauſcht und Niemanden fiel es jetzt ein, an mir zum Ritter werden zu wollen, indem ich ihm Gelegenheit gab, über einen unzeitigen Spott mir Rede zu ſtehen. Eine Schaar von Dienern füllte mein Vorgemach; meine drei Kammerlakaien ſtrotzten von Gold und mein Thürſteher war eine nicht um einen Thaler minder koſtbare Perſonnage als die, welche der Prinz Belinsky, einer der polniſchen Großen, deſſen Luxus Stadtgeſpräch geworden, am Eingange ſeines Palais zur Beſchauungsluſt des Dresdener Pöbels aufgeſtellt hatte. Meine Pferde waren von anerkannt guter Zucht und mein Stallmeiſter hatte mich frühzeitig die kleinen Kunſtſtücke gelehrt, die gute Reiter anzuwenden pflegen, wenn ſie mit den angelernten Launen ihres Pferdes kokettiren wollen; dazu hatte ich einen franzöſi-

Haar zu ſpotten. Meiſter Rubens hätte wiſſen ſollen, daß ſeine eigene Frau rothes Haar hat, und dann, was konnte der Arme dafür, daß ſeine Uniform roth war? Weißt du nicht auch, daß das boshaft war?"

„Da kommt Jemand durch den Nebel."

„Wer? Wer? Um Gotteswillen, wer?"

„Es ſind zwei."

„Noch beſſer!" rief die Kleine. „Ich will nur gehen und mein blaues Mieder anlegen. Wer hätte es gedacht, daß heute Jemand kommen würde! Ob ich auch das Häubchen aufſetze mit den drei gemalten Tulpen? Aber das würde zu geſucht und zu auffallend ausſehen. Man könnte glauben, wir ſäßen hier Tag und Nacht in Häubchen mit Tulpen und in Atlasmiedern."

Sie ging, aber nicht ohne einen Blick auf die Thüre zurückzuwerfen, die eben geöffnet wurde, und durch welche die derbe Fauſt des Hubert einen jungen Fremden mehr hineinſchob als führte, denn der Fremde wollte nicht eintreten.

Arabella trat den Beiden entgegen.

„Dieſer Mann, mein Töchterchen“, ſagte der Einſiedler, „iſt ſoeben mit dem Wagen aus Utrecht gekommen, er kann jedoch nicht weiter. Unterwegs hat ihn ein Blutſturz befallen und er will in meiner Zelle übernachten. Zufälligerweiſe beherberge ich aber gerade heute ſechs Landsknechte, die mir der Biſchof von Mecheln, Ehrwürden, überſchickt hat mit einer Art Geleitsbrief; ich kann alſo den Fremden nicht aufnehmen. Willſt du es deiner Mutter ſagen, Kind, daß ſie ihn bei ſich beherberge. Gottes Lohn dafür, verſteht ſich.“

„Wir nehmen niemals Fremde auf, Väterchen“, ſagte Arabella und warf einen mistrauiſchen Blick auf den Kranken, der in dem dunkeln Winkel, den die Thüre mit dem Ofen bildete, ſtehengeblieben.

Durch die halboffene Thür rief die Stimme Joanna's: „Wartet nur, ich komme gleich.“

„Ihr könnt doch, meine lieben Kinder“, fing Hubert von neuem an, indem er ſeine große behaarte Fauſt halb drohend, halb lächelnd emporhob, „einen Chriſtenbruder nicht in einer ſo dunkeln Nacht auf der Straße laſſen!“

„Ich gehe“, ſagte der Fremde. „Gott wird mir Kräfte verleihen.“

Er näherte ſich der Thür; doch in dieſem Augenblicke ſchoß Joanna aus der Kammer hervor, faßte den Arm des Fremden, zog ihn ans Licht, nahm ihm den Hut ab, und ſagte in ſehr beſtimmtem Tone: „Ihr bleibt! Ich will es — Ihr bleibt.“

Der Fremde zeigte ſich als ein junger Mann, dem blonde Locken auf Bruſt und Schultern fielen und der in ſeine großen dunkeln Augen einen gewinnenden und ſeelenvollen Blick zu legen wußte. Er war bleich, doch ſeine Lippen von einer ſchönen Röthe und ſeine Zähne wie Perlen; ſein Wuchs war ſchlank und voll.

Joanna ſah ihm feſt ins Auge, und während Hubert und die Schweſter miteinander redeten, fragte ſie: „Wer ſeid Ihr?“

„Ein Maler aus Antwerpen, der ſich auf einer Geſchäftsreiſe befindet.“

„Gut, mein Herr, und was mich betrifft,

ſo heiße ich Joanna. Habt Ihr mich verſtanden?“

„Vollkommen, mein edles Fräulein.“

„Ja, ein Fräulein bin ich und edel bin ich auch. Wir leben hier zwei Schweſtern mit unſerer Mutter. Ich habe fünf Brüder, die alle ſich in der Welt herumtreiben und von denen zwei uns ſehr viel Kummer machen. Ich weine oft mitten in der Nacht, blos weil ich Brüder habe, die nichts taugen.“

„Ihr habt ein gefühlvolles Herz, mein Fräulein.“

„Sehr gefühlvoll.“

Der Fremde wandte ſich ab und lächelte, während Joanna zu ihrer Schweſter lief und dieſer zuflüſterte: „Bella, was iſt das für ein hübſcher Mann! Ich habe ihn ſchon ausgefragt, es iſt ein Maler. Wir wollen ihn oben in die Dachkammer legen, wo die getrockneten Aepfel liegen. Da wird er wie ein Gott ſchlafen.“

„Vor allen Dingen wollen wir hören, was die Mutter ſagt“, bemerkte Arabella ernſt; „da kommt ſie.“

Die Vorhänge des mittlern Eingangs thaten ſich voneinander, und in dieſer Einfaſſung der Draperien erſchien in majeſtätiſcher Schönheit „die Dame im Schleier". Hier hatte ſie jedoch keinen Schleier. Der Fremde blickte ſie ſtaunend an, und Hubert machte eine ungeſchickte Verbeugung.

„Bei Gott, dieſe Frau iſt ja wie eine Königin!" flüſterte der Fremde vor ſich hin.

Arabella und Joanna küßten die Hände der Mutter.

Es wurde jetzt der Frau des Hauſes erzählt, wer der Fremde ſei und unter welchen Umſtänden er Einlaß begehre. Ein Blick auf den Jüngling überzeugte die Dame, daß ſie ohne Bedenken ſein Begehren erfüllen könne. Sie that noch mehr; ſie gab einige Mittel ihrer Hausapotheke her, die dazu dienen ſollten, im Verein mit der nöthigen Ruhe das Bruſtübel des Erkrankten zu verſcheuchen. Er erhielt ein Zimmer und den Jekei zur Bedienung. Hubert wurde heimgeſchickt mit dem Auftrage, morgen bei guter Zeit einen Arzt aus der Stadt herbei zuſchaffen. Damit ging das Abenteuer dieſes Abends zu Ende. Joanna und Arabella unterhielten ſich noch bis tief in die Nacht über den Fremden.

Der Arzt kam bei guter Zeit, und als er den Kranken verlaſſen hatte, trat er in das Zimmer ein, wo die kleine Familie zuſammenſaß und ſchon auf den Augenblick wartete, wo ſie ihn würde ausfragen können.

„Nun, wie geht es meinem Gaſte?“ fragte Frau Eliſabeth, wie wir die Dame im Schleier nennen wollen.

Der Arzt that einen Blick in den Spiegel, um zu prüfen, ob ſich die Locken ſeiner Perücke nicht verſchoben hätten, dann ſagte er mit einem ſtolzen Lächeln: „Edle Dame, das ganze Leiden dieſes jungen Menſchen, den ich nicht zum Sohne haben möchte, beſteht darin, daß es in ſeinem Kopfe nicht recht richtig iſt.“

„Um Gotteswillen, er iſt doch nicht verrückt?“ rief Joanna.

Der Arzt warf einen ſchielenden Blick auf das junge Mädchen und murmelte vor ſich hin:

„Wie dieſer Vogel häßlich zwitſchert! Ich kann die Gelbſchnäbel nicht leiden.“ Und laut ſetzte er hinzu: „Ja, mein engelſchönes Kind, der Fremde iſt verrückt und zwar recht arg, er hat ſich in eine dieſer Damen verliebt, ſo heftig, daß, als ich in ſeine Stube trat, ich ihn über einem Bilde brütend fand, das er ganz gegen Sitte und Anſtand auf die Wand, an der ſein Bette ſteht, gepinſelt hatte. Natürlich nahm ich einen Schwamm und wiſchte das einfältige Zeug weg. Denn wenn Einer krank ſein will, muß er mit Pillen und Latwergen ſich beſchäftigen, nicht mit Zeichnungen und Schmierereien.“

Alle drei Damen ſchwiegen. Man kannte die grobe Weiſe des alten Doctors, der zugleich den jüngſten Mädchen den Hof machte und ſehr erzürnt war, wenn ſie ihn abwieſen. Deshalb auch ſein Widerwille gegen Joanna.

„Ihr ſeid — nun ich will verſchweigen, was Ihr ſeid, Doctor!“ rief Joanna und wandte ihm den Rücken.

„Ihr ſagtet vorhin, der Fremde ſei in Eine von uns verliebt“, hub Eliſabeth lächelnd an;

„ich möchte jetzt fragen, in welche von meinen Töchtern?"

„Gnädigſte, habe ich geſagt, daß es eine Tochter war?"

Frau Eliſabeth lachte laut. „Doch nicht in mich?" rief ſie.

„Nun, bin ich denn daran ſchuld?" ſchrie der Alte und fuhr einen Schritt zurück. „Soll ich für die Thorheiten dieſes Narren gezüchtigt werden? Er hat Euer Bild an die Wand gemalt, Dame, Euer Bild! Und als ich hereinkam, fuhr er mich an wie ein Wüthender und rief: «Wer iſt dieſe Frau? Was will ſie hier? Warum ſitzt ſie hier im Walde, wenn ſie ſo ein Geſicht hat? Bei Gott, entweder hat ſie eine Krone getragen, oder ſie wird noch eine tragen!» Seht Dame, ſolch ein Unſinn kam über die Lippen dieſes Narren!"

Beide Töchter eilten auf die Mutter zu, ſchmiegten ſich um ihre Knie, und ſuchten koſend die Hände fortzubringen, die Jene vor das Antlitz geſchlagen. „Mutter, Mutter!" rief Arabella, „wie kann dich die Rede dieſes Mannes, der es nicht übel meint, ſo erſchüttern? Eben lachteſt du noch und nun fällt Thräne auf Thräne unter deinen Händen herab!"

„Es iſt die Hand des Schickſals, die mich plötzlich faßt", ſagte Eliſabeth leiſe. Und noch leiſer ſetzte ſie hinzu: „Laßt euch nichts merken, es wird vorübergehen."

„Der Fremde ſoll fort, er ſoll den Augenblick fort!" rief Joanna und ſtampfte mit dem kleinen Fuße. „Iſt das eine Art, unter dem Vorwande, krank zu ſein, ſich hier einzuſchleichen und der Mutter Thränen zu erpreſſen? Geht, Doctor, und ſagt ihm, er ſoll ſich in des Teufels Küche ſcheren und dort Bilder an die Wand malen."

„Ei, mein liebes Fräulein", ſagte ſchmunzelnd der Alte, „Ihr würdet nicht ſo bitterböſe ſein, wenn er ſtatt der Mama Bildniß das kleine liebe Näschen von Dero Gnaden über ſeinem Bette abconterfeit hätte."

Joanna flog auf den Doctor zu, riß ihm ſeine Perücke vom Kopfe, verſtopfte ihm damit den Athem, indem ſie ſie ihm ins Geſicht drückte, und ſchob ihn in einen Winkel, wo er über Stühle ſtolpernd in die Ecke fiel.

„Bravo, bravo!“ erſcholl es laut, und der junge Maler ſtand in der Thür, den Auftritt mit Luſt betrachtend. „Welch ein tapferes Junkerlein iſt das, werth an König Artus' Tafel zu ſitzen!“

Joanna ſtand wie eine Heldin im Zimmer. Ihr Haar hatte ſich gelöſt, die langen blonden Locken flogen um den Nacken, ihr Auge rollte, ihre Wangen glühten, ihr kaum entwickelter Buſen hob ſich unter heftigen Athemzügen.

„Fort, fort! Alle, die ich nicht leiden kann!“ rief ſie, „ich bin eine Königstochter, ich befehle!“

Arabella und die Mutter eilten auf das heftige Kind zu und führten es raſch ins Nebenzimmer ab. Der Doctor kroch aus dem Winkel hervor, nahm eine leere Pillenſchachtel und warf ſie gegen die Thür: „Ein dummes, einfältiges Gänschen ſeid Ihr, mein Püppchen, und keine Königstochter. Wo dieſe hochmüthigen Närrinnen nur alle hier ſich zuſammengefunden haben!“

ſchen Koch und in meinem Prunkgemach eine Bildſäule von Bernini. Dieſer feine Luxus bei einem Unverheiratheten zeigte an, daß ich nicht mit meinen Kameraden, was den ſoldateſken Cyniſmus anbelangt, rangiren wollte. Ich las Bücher und ſie laſen keine, ich ging in die Oper und ſie gingen in's Weinhaus, ich brachte die Nächte mit Schlaf zu und ſie pointirten im Hazardſpiel, ich langweilte mich auf die anſtändigſte Weiſe und ſie ſuchten und fanden unanſtändige Vergnügungen in Menge.

Dieſe Eintheilung meiner Zeit beweiſ't, daß ich von Außen nicht ſehr in Anſpruch genommen wurde, und ſo war es auch. Man ließ mich vollkommen thun, was ich wollte; es war, als wenn ich gar nicht exiſtirte. Ich war Kapitain der Garde, allein ich hatte noch nie einem Soldaten ein Wörtchen ſagen dürfen. Ich erſchien bei Hofe, und man ließ mich in einem Winkel ſtehen und ſchickte mich nach Verlauf einer Stunde

„Die Mutter die Himmelskönigin, die Tochter ein St.-Georg!“ rief der Maler und ſah noch immer ſtaunend der Entſchwundenen nach.

„Und was bin ich?“ fragte wüthend der Alte.

„Der Drache!“ erwiderte mit Lachen der junge Maler. „Hier habt Ihr Eure Perücke wieder, ſie iſt ein wenig zerzauſt. Aber ich bitte Euch, ſagt mir, wer ſind dieſe Frauen?“

„Bettlerinnen ſind es, hochmüthige, naſeweiſe Bettlerinnen!“ tobte der Gefragte. „Ich komme um Jeſu Chriſti Wunden willen in dieſes Haus, lediglich um meine Sünden zu büßen, denn ſeit einem Jahre ſchon erhalte ich keinen Dreier Honorar. Aber wenn mein Klepper je wieder ſeine Naſe nach dieſem Neſte zu richtet, ſo ſoll er und ich verdammt ſein! Seht doch — eine Prinzeſſin will ſie ſein! Und man hat im Haag ſie ankommen ſehen, ſie und die Mutter, auf einem Karren, wie die Komödianten im Lande herumfahren. Damals war die Brut nur noch zahlreicher; es waren auch einige Buben dabei, die unterdeſſen landſtreicheriſch die Fremde geſucht haben.“

„Es iſt genug!“ rief der Jüngling. „Die Frau mag ſein wer ſie will, ſie iſt eine Frau, und Männern geziemt es nicht, Frauen zu verläſtern. Nehmt dieſes Goldſtück, es wird Euch für Euern Ritt hierher entſchädigen.“

Der Doctor umarmte den jungen Mann und küßte ihm beide Hände. „Herr Ritter, ich empfehle mich Euch“, ſagte er; „meine Wohnung werdet Ihr auf dieſem Blättchen angezeigt finden, wenn Euch Euer Weg nach Utrecht führen ſollte.“

Die Beiden trennten ſich.

Der Jüngling war allein im Zimmer. Er fühlte, daß ſeines Bleibens ſchicklicherweiſe hier nicht länger ſein konnte, und ließ alſo bitten, von den Damen Abſchied nehmen zu dürfen. Er erhielt zur Antwort, die Frau vom Hauſe ſei erkrankt, könne Niemanden vor ſich laſſen und wünſche ihm eine glückliche Reiſe. So war in ſeltſam freundlicher und unfreundlicher Weiſe ſeine Gegenwart in dieſem geheimnißvollen Hauſe nur auf wenige Stunden beſchränkt geweſen. Aber um ſo lebhafter waren die Bilder, die ihm die Erinnerung vorhielt. Er wollte nun um jeden Preis über die Familie Gewißheit haben.

Der fromme Einſiedler Hubert ſtand vor ſeiner Zellenthür und betrachtete, an einen Baum gelehnt, mit freudigem Lächeln ein ſilbernes Trinkgeſchirr, das ihm die Soldaten hinterlaſſen hatten zum Lohn für Beichte und Abſolution, mit denen er ſie bedient. Die wenigen gelblichen Haare, die den dicken Schädel umſpielten, ſchimmerten goldig in dem Strahl der Abendſonne, der ſich durch die Blätter des Weinſtocks ſtahl, welcher an der Hüttenwand emporrankte. Die ungeſchlachten Beine waren übereinandergelegt, die wohlgenährte Körperfülle ſpaltete das grobe Gewand, das in weiten Falten auf die Steinbank herabfiel, auf der eine Flaſche und zwei Becher ſtanden. Der Gaſt, der hier geſeſſen, war eben aufgeſtanden, und brachte ſich aus der Hütte ein Stück Kohle, mit welcher er nothdürftig und mühſam auf eine Tiſchplatte

Figuren zeichnete. Das Geſpräch, das die Beiden führten, betraf einen Gegenſtand, den wir nicht zu nennen brauchen, den der Leſer ſogleich errathen wird.

„Ihr hättet nicht ſo raſch aufbrechen ſollen“, bemerkte der ehemalige Soldat, „Ihr habt das Ding nicht am rechten Zipfel angefaßt. Wer, zum Teufel, hat Euch denn gehen heißen? Keine von den Weibsſtücken. Sie waren nur alle böſe auf den Doctor; das ging auf Jenen und nicht auf Euch. Ich an Eurer Stelle hätte brav mitgeſchimpft und dann hätte ich auch das gute Kind bei den Weibern geſpielt.“

„Ihr habt Recht“, entgegnete der junge Maler, „aber es überkam mich plötzlich wie Scham und Reue. Sind dieſe Menſchen wirklich früher groß und vornehm geweſen und jetzt ſo herabgekommen, daß ſie die groben Sitten eines ſo elenden Pedanten leiden ſollen, oder iſt es ihr freier Wille, daß ſie in Armuth und Verachtung leben?“

„Verachtung? Wer verachtet ſie denn? Fragt nur weiter nach, und Ihr werdet ſogar

Lob und Ruhm von der Frau hören", ſagte der alte Hubert.

„Ach, wie gern hörte ich das!" erwiderte der junge Mann mit zärtlichem Ausdruck.

„Aber", hub der Einſiedler wieder an, „laßt Euch den Plan aus dem Kopfe ſpielen, die Tochter zu entführen. Dieſes Mädchen iſt nicht für Euch."

„Weshalb nicht? Das Kind einer Schauſpielerin?"

„Laßt's gut ſein; genug, ſie iſt nicht für Euch."

„Geſtern bin ich eine ganze Stunde mit ihr allein im Walde geweſen. Die Mutter ritt mit dem Diener voran, und abſichtlich lenkte ich unſere Pferde ſo, daß wir hier dicht ins Gehölz kamen. Ach, Freund, wie iſt dieſes Kind liebenswerth! So traulich offen, und doch dabei, wenn man ſagt oder thut was ihr nicht gefällt, ſo raſch, ſo kühn, ſo gewaltig!"

„Nun ja, Ihr habt es ja mit dem Doctor geſehen."

„Sie kann mir's ebenſo machen. Ich möchte nichts bei ihr wagen und doch — möchte ich Alles wagen.“

„Macht daß Ihr wieder fortkommt! Ihr liegt nun ſchon vierzehn Tage hier, gleichſam wie der Jäger im Hinterhalt nach dem Wilde. Was ſoll das? Ich ſage Euch, Ihr gelangt zu nichts.“

Der Jüngling ſeufzte ſtatt der Antwort. Sein ſchönes Geſicht war dem Abendſcheine zugekehrt, und nie ſah man eine vollendetere jugendliche Bildung. Alles an dieſem Kopfe war ſchön, die Form, der Ausdruck, die Friſche und Weihe der Jugend. Und jetzt, da ſich die Sehnſucht der Liebe in dieſen Zügen malte, waren ſie wahrhaft verführeriſch. Selbſt auf die rohe Natur des Soldaten wirkte der Zauber, und er murmelte, indem er den Becher vor ſich hinſetzte: „Der liebe Gott hat Euch ſo untadelhaft gemacht, wie dieſer Becher es iſt. Wohl dem Manne, der von den ſilbernen Lippen des einen, und wohl dem Weibe, das von den rothen Lippen des andern labende Küſſe nippt!“

Eine Stunde ſpäter befand ſich der Jüngling wieder mitten im Wäldchen, und ſchloß ſich, nachdem er ehrerbietig gegrüßt, der Dame im Schleier an, die diesmal mit ihren beiden Töchtern und dem Diener den gewohnten Ritt machte. Der Zug ging der Wohnung eines Pächters zu, der für die Familie einen Auftrag ausrichten ſollte. Während die Mutter und Arabella im Hauſe ſich befanden, ſtand Joanna an der Quelle und ſah zu, wie ihr Pferd getränkt wurde. Der Jüngling ſetzte ſich auf die Einfaſſung des Brunnens, das Mädchen ſtand ihm zur Seite. Es wurde bereits kühl, die letzten Abendlichter ſtreiften durchs Laub. Beide ſchwiegen lange, endlich ſagte Joanna:

„Gefällt's Euch ſo ſehr hier in der Gegend, lieber Nachbar, daß Ihr ſo lange hier verweilt?"

„Bleib ich Euch ſchon zu lange?"

„Gewiß nicht; es freut mich, daß Ihr da ſeid. Ich habe Jemanden, der ſich mit mir beſchäftigt. Nur denke ich, Ihr ſeid Maler und müßt wieder an Euere Arbeit."

„Ich verliere meine Zeit —“

„Und werdet abenteuerlich. Junge Männer, die nichts zu thun haben, fallen auf Abgeſchmacktheiten. Iſt's wahr, daß Ihr die Mutter malen wollt?“

„Wenn ſie mir zum Bilde ſitzen will.“

„Das wird ſie nicht. Mein Oheim hat ſie ſchon ſo oft darum gebeten.“

„Euer Oheim? Lebt er hier zu Lande?“

„O nein. Ihr dürft mich nichts fragen. Die Mutter erlaubt, daß ich mit Euch allein ſein darf, weil ſie mich ſchon für ſo verſtändig hält, daß ich weiß, was ich zu thun und zu ſagen habe.“

„Wißt Ihr das wirklich? Wenn ich Euch nun um einen Kuß bitte, liebes, herziges Mädchen?“

Er ſprang auf und ſchlang ſeinen Arm um ſie. Lächelnd blickte ſie ihn an, dann hob ſie drohend den Finger:

„Was habe ich Euch geſagt: Ihr werdet abenteuerlich! Ihr habt ſchon gleich ein ganz anderes Geſicht bekommen; die Sanftmuth und der gute Anſtand ſind fort daraus, und es hat ſich etwas Spitzbübiſches eingefunden."

„Etwas Zärtliches, engelſchönes Mädchen."

„Geht! wenn ich Euch küſſen will, werde ich es Euch ſchon ſagen. Legt auch nicht den Arm um meinen Leib! Das paßt ſich nicht für Euch, ich bin eine Dame."

„Und was bin ich?"

„Seid ſtill. Ihr ſeid närriſch. Was Ihr für luſtige Augen machen und wie Ihr tief damit ſchauen könnt! Es wird dunkel, wir wollen ins Haus gehen."

„Nicht eher, als bis Ihr mir geſagt habt, daß Ihr mich lieb habt."

„Nun denn, ich hab' Euch lieb."

„Und wollt die Meine werden?"

„Sicherlich nicht. Wo denkt Ihr hin! Seid Ihr denn ganz verrückt? Wißt Ihr denn, wer ich bin? Ich könnte Euch für einen ſolchen Spaß hängen laſſen."

„Tolles Mädchen!"

„Gewiß, das verdientet Ihr! Wenn ich den Fuß aufhebe, ſo zertrete ich Euch wie einen Wurm."

„Und eben ſagtet Ihr, daß Ihr mich lieb hättet!“

„Ja — lieb haben! Das iſt etwas Anderes. Ich kann Euch das nicht erklären; es iſt etwas Politiſches. Genug, Ihr habt Euch einfältig benommen.“

„So will ich gehen und nie wiederkommen.“

„Liebes Herrchen, ſo iſt's nicht gemeint. Nicht böſe ſein, nicht böſe! Kommt, gebt mir einen Kuß. Ich bin Euere beſte Freundin. Nicht wahr, Ihr wollt nicht böſe ſein? Das liebe Auge ſoll wieder ſo treu und heiter auf mich ſchauen. Nun iſt's gut.“

Er nahm den angebotenen Kuß mit Heftigkeit. Seine Wange wurde bald bleich, bald roth. Die Locken, die ihm in die Stirn gefallen waren, warf er in den Nacken zurück. Ein ſchwerer Seufzer entpreßte ſich ſeiner Bruſt. Ohne ein Wort zu ſagen, verlor er ſich in den Wald. Hinter den Bäumen ſah er Arabella's Geſtalt, welche kam, die Schweſter abzuholen. Beide ſchlanke ſchöne Mädchen verſchwanden in die mit dem andern Schwarm wieder fort. Der König ſieht ſchlecht, ſagte man mir, Sie müſſen näher herantreten; und wenn ich nun näher herantrat, ſo kam ich gerade zur rechten Zeit, um den mir zugewendeten Rücken Sr. Majeſtät zu ſehen. Das verdroß mich auf die Länge; ich kam nicht mehr, wenn man mich rief und trieb mein Weſen für mich, indem ich meine Pferde tummelte, Briefe ſchrieb, mit meinem Georg lachte, mir von ihm Geſchichten erzählen ließ und ebenfalls nicht machte, als wenn ein König und ein Hof auf der Welt exiſtirten. Auf dieſe Weiſe glaubte ich meine Rechnung mit Friedrich Auguſt abgeſchloſſen zu haben.

Zwei Monate waren vergangen, und ich hatte einſamer mitten in dem Strome der üppigen Hauptſtadt, als auf meinem väterlichen Schloſſe gelebt. Eines Tages befand ich mich mit Monſieur Dupré, meinem Fechtmeiſter, der aus Anhänglichkeit an meine Perſon bei mir geblieben war, Hütte. Noch auf der Schwelle ſah ſich Joanna ſuchend nach ihm um.

Am andern Morgen war der junge Maler aus der Gegend verſchwunden.

Rubens hatte es in ſeiner Art, bei der Arbeit ſeinen Schülern etwas zu erzählen. Es waren gemeiniglich Begebenheiten aus ſeinem Leben, öfters Schilderungen von Städten und Gegenden, ſtets Etwas, was die jungen Leute, indem es ſie unterhielt, zugleich belehrte und weiter förderte. Die Arbeit ging nie beſſer von ſtatten, als wenn der Meiſter erzählte.

Eben hatte die Herzogin von Parma zu ihrem Bilde geſeſſen; ſie hatte ſich mit dem Schwarm ihres Gefolges, den Damen und Herren, die eine Atmoſphäre von Ambra und Roſenduft um ſich verbreitet hatten, entfernt, und es war Ruhe und Stille im Atelier eingetreten. Ein prächtiger Marmortiſch, der mit Früchten bedeckt war, konnte als Erinnerung an die Geſellſchaft gelten. Als die Diener kamen, um ihn abzuräumen, ſagte Rubens mit dem gewohnten heitern Tone: „Laßt ihn ſtehen; ich wette, Freund Jordaens hat ſchon den Pinſel angeſetzt, um die Gruppe von Melonen, Trauben und Ananas, ſowie den Granatenzweig darüber, auf die Leinwand zu bringen.

Alle ſchauten hin, und wirklich war Jakob Jordaens mit der Melone und der Ananas beſchäftigt.

Man lachte, und die Staffeleien wurden wieder an ihre gehörigen Plätze gerückt. Die Arbeit begann. Es waren noch drei ſchöne Morgenſtunden, die mit ihrem herrlichen Lichte nicht ungenutzt hingehen durften.

Rubens lächelte vor ſich hin, indem er einen Aermel roth färbte und eine kleine goldene Kette darüber hinfallen ließ.

„Wahrhaftig", hub er an, „wenn ihr mich fragt, wer dieſe Herzogin von Parma iſt, ſo muß ich euch erwidern: Ich weiß es nicht. Als ich in Madrid war, hörte ich von einer Frau ſprechen, die drei mal ihrem Manne fortgelaufen und die er deshalb gezwungen war in einem Kloſter hinter Schloß und Riegel zu legen. Dies hinderte aber nicht, daß ſie mit der Aebtiſſin gemeinſchaftliche Sache machte und zum vierten mal davonlief. Ich meine gehört zu haben, daß dies eine Herzogin von Parma war. Nun, wenn das hier Dieſelbe iſt, ſo wollen wir ihr nicht zürnen, und ſie ſoll deshalb keine ſchlechtern Arme und keinen geringern Buſen bekommen als ſie hat. Dyck! ein wenig von deinem Carmin, wenn ich bitten darf, der meinige iſt mir ausgegangen.“

Der Gerufene brachte die Farbe, und Rubens' Blick fiel auf den Schüler, dem er aus vielen Gründen ganz beſonders zugethan war.

„Tony, du ſiehſt bleich aus! Fehlt dir etwas, mein Freund?“

Der Jüngling ſchüttelte das Haupt und ging zu ſeinem Platze zurück.

Rubens malte weiter.

Jordaens hatte ſeine Melone nun von allen Seiten genugſam betrachtet und begab ſich mit einem unzufriedenen Murren an ſeinen Platz.

„Dieſe Melone", flüſterte er vor ſich hin, „hat ſehr zur Unzeit etwas von einem Kürbis an ſich; ich werde ſie durchſchneiden müſſen, um zu zeigen, daß es eine Melone iſt."

Tiefe Stille herrſchte; Alle malten.

„Wieder auf unſere Herzogin von Parma zu kommen", hub Rubens an, „ſo iſt nicht zu leugnen, daß das Geſchick vornehmer Frauen, die in abenteuerlicher Weiſe mit widrigen Verhältniſſen zu kämpfen haben, weit mehr Beklagenswerthes hat, als wenn Frauen niedern Standes buntgemiſchte Schickſalslooſe zufallen. Mir dient hier jene unvergleichlich ſchöne und tugendhafte Frau zum Beiſpiele, die ich ſelbſt kennen zu lernen Gelegenheit fand und die ihr Leiden mit ebenſo viel Größe als Ergebenheit trug. Sie weilt noch unter den Sterblichen, obgleich, wie ich fürchte, mit gebrochenem Herzen und unfähig, je wieder ihr Haupt zu erheben, das beſtimmt war, im Glanze irdiſcher Größe zu prangen. Vernehmt, meine Freunde, was ich von dieſer Frau zu erzählen mir erlauben darf. Jakob, König von Schottland, hatte mit der däniſchen Prinzeſſin Anna eine Tochter, die früh der Stolz der Eltern wurde. Man erzog ſie in der proteſtantiſchen Lehre auf, und Lord Harrington ward, als ſie nach London kam, der Leiter ihrer Studien. Ich ſage mit Abſicht Studien, denn die junge Prinzeſſin that ſich in den Wiſſenſchaften wie ein Mann hervor, und der erſte Gebrauch, den ſie von der Kenntniß der alten Sprachen und gelehrten Forſchungen machte, war, daß ſie in einer Abhandlung die Vortrefflichkeit des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes bewies. Man kann ſich denken, wie ihre Lehrer in Staunen geriethen, und es hielt ſchwer, die junge philoſophiſche Muſe in die Geleiſe des wirklichen Lebens zu führen, wo ſie alſobald Pflichten zu erfüllen hatte. Es galt ſich ſelbſtändig und der Hoffnungen ihrer Freunde würdig zu beweiſen. In die ſtille Abgeſchloſſenheit von Combe-Abbey in Warwickſhire hatte man die Prinzeſſin hingeflüchtet, um die Pläne der Aufrührer zunichte zu machen, die damit umgingen, im Verlauf der bekannten Pulververſchwörung ſie auf den erledigten Thron zu ſetzen. Im Jahre 1609 befand ſie ſich in London am Hofe, wo nun die Bewerbungen um ihre Hand begannen. Unter den Freiern wurde, auf Fürſprache Moritz' von Naſſau, der junge Pfalzgraf Friedrich erwählt, der mit der Prinzeſſin von gleichem Alter war. Dieſer Prinz war unter dem Herzoge von Bouillon gebildet; er war beſtimmt, das Haupt der Union, welche die proteſtantiſchen Fürſten zum Schutze der Freiheit ihres Glaubensbekenntniſſes geſchloſſen, darzuſtellen. Konnte es wol eine glänzendere Zukunft geben für einen ehrgeizigen und tapfern jungen Herrn, und konnte wol für Eliſabeth, die für ihren Glauben ſchwärmte, eine tauglichere Stütze für das ganze Leben gefunden werden? Sie nahm den Bräutigam mit Freuden auf und nur die Königin erklärte ſich gegen dieſe Heirath; ſie richtete jedoch nichts aus, da der König und der Prinz von Wales dafür waren. Ich hatte das Glück, im Gefolge dieſes neuvermählten Paares mich zu befinden, als ſie auf ihrer Reiſe auf dem Continent die flandriſchen Städte beſuchten. Ueberall, wo die junge

Fürſtin hinkam, war ſie das Entzücken der Künſtler, die in ihrem Kopfe das würdige Modell zu einer Himmelskönigin fanden. Ich hatte Mühe, den Andrang meiner Kunſtgenoſſen von ihr fernzuhalten, da ſie, die die Beſcheidenheit ſelbſt war, nicht gewußt haben würde, wie ſie ſich bei einer ſo ſtürmiſchen Bewerbung der Enthuſiaſten hätte benehmen ſollen.

Rubens hielt inne, indem ein Lärm auf der Straße die Maler veranlaßte, an das Fenſter zu treten. Ein wunderlicher Zug kam daher. Auf einem roth behangenen Pferde ritt ein hagerer übelgeſtalteter Mann in ſchwarzer Kleidung und mit einer unmäßig großen Halskrauſe geziert, der ſtolze und gebieteriſche Blicke um ſich warf, ſein Pferd nachläſſig am Zügel haltend. Hinter ihm thronte auf einem Eſel ein Diener in bunter Livrée, der ein mächtiges Medicinglas hoch emporhielt und mit lauter Stimme rief: „Dem verehrlichſten Publico thut der weltberühmte Herr Doctor Calipſius aus Utrecht kund und zu wiſſen, daß er im Beſitz eines neu entdeckten Arcanums iſt, welches gegen jegliche

Uebel der Welt Dienſte leiſtet, und deſſen Verkauf am nächſten Montage auf dem Markte dieſer edeln Stadt vor ſich gehen ſoll.“ Während der Diener ſprach, richtete der Herr aufmerkſame Blicke auf die Fenſter umher, und plötzlich geſchah es, daß er den Hut tief abzog und vor den herausſchauenden Malern ſich verbeugte. Er that noch mehr, er warf ein Kußhändchen herauf, und dies bewog den jungen Van Dyck, ſich erröthend und unwillig vom Fenſter zurückzuziehen.

„Alſo der Gruß galt dir, Tony!“ ſagte Rubens lächelnd. „Wo haſt du dieſen ſehr achtbaren und unvergleichlichen Herrn Doctor Calipſius aus Utrecht kennen gelernt? Wahrhaftig, ein würdiger Gegenſtand für den Pinſel meines armen Freundes Brouwer!“

Die andern Maler beſtürmten nun gleichfalls den Genoſſen mit Fragen, und Alle lachten über die poſſenhafte Erſcheinung.

„Ich beſinne mich nicht mehr, wo ich ihn fand“, entgegnete Van Dyck ausweichend.

„Wer es glaubt!“ rief Jordaens. „So grüßt man keine oberflächliche Bekanntſchaft. Wir ſollen nicht erfahren, welche Mittel und gegen welches Uebel der graziös lächelnde Aesculap zu verordnen Gelegenheit fand. Was mag in der Apotheke dieſes Narren ein Liebestrank koſten?“

„Ich habe nie eines ſolchen Tranks bedurft“, ſagte Van Dyck kurz.

„Es iſt doch ärgerlich“, hub David Teniers hämiſch lächelnd an, „wenn man von den Doctoren gegrüßt wird. Die ganze Straße weiß jetzt, daß unter uns Einer ſich befindet, der mit ſeinem Körper auf irgendeine Weiſe zerfallen iſt. Dergleichen merken ſich die Frauen, und wenn Einem von uns nun einfiele, gerade bei einem Mädchen oder einer Wittwe in dieſer Straße anzuſprechen, ſo —“

„Bekäme er einen Korb“, rief Jordaens, zu dem Sprecher hinſchielend, „und wenn er ſich noch ſo ſchön und verführeriſch für die Frauen dünkte. Jedem Narren iſt ſeine Ruthe gebunden.“

„Gilt das mir?“ fragte Teniers mit rauher Stimme, ſeinen Pinſel niederlegend. „In der

That, ich wüßte nicht, wie ich in der Leute Mäuler käme; hab' ich doch bis jetzt keine Venus gemalt, die eine ganze Verſammlung von Kunſtkennern für ein Waſchweib erklärt hat."

„Meine Venus iſt *meine* Venus!" murmelte Jordaens. „Es geht Niemandem etwas an, wie ich mir die Göttin der Schönheit vorſtelle. Es gibt Leute, die über einen alten Küchentopf nicht hinwegkommen und nicht eher ruhen, als bis ſie ihn in allen ſeinen Riſſen und Schrammen dargeſtellt, ſodaß jede Köchin den ihrigen wiedererkennt."

„Meine Freunde, Ruhe!" bat der kluge und beſcheidene Snyders. „Wir wollen die Erzählung des Meiſters weiter hören."

Alle ſahen auf Rubens, der unterdeſſen ſeine Blicke aufmerkſam auf Van Dyck gerichtet hatte, welcher vor ſeiner Staffelei müßig ſaß, das Haupt in die Hände geſtützt.

„Wir haben unſere Prinzeſſin auf der Reiſe zurückgelaſſen", nahm der Meiſter das Wort. „Der Pfalzgraf führte ſie im Triumphe nach Heidelberg, in das Stammſchloß ſeiner Ahnen.

als ich die andern Lehrmeiſter verabſchiedete, auf der Jagd. Ein ſtarker Regen fiel und wir ſuchten Schutz unter einer Baumgruppe. Nicht lange verweilten wir hier, ſo ſahen wir zwei Reiter herangeſprengt kommen, von denen der eine etwas zurückblieb, der andere mich mit einem leichten Gruße fragte, ob ich nicht den Jagdzug des Königs hätte vorbeikommen ſehen. Ich verneinte es. Er ritt näher zu mir heran und ſagte in demſelben Tone wie früher: „Mein Freund! Er hat da ein vortreffliches Jagdmeſſer; will Er es mir borgen? Das meinige iſt eben bei'm Abfangen einer Sau gebrochen.“ Ohne ein Wort zu erwiedern, machte ich mich ſogleich daran, das Meſſer von der Kette loszuhäkeln; vielleicht hielt er die hierdurch veranlaßte Verzögerung für ein Zeichen von Mißtrauen oder Bedenklichkeit, denn er ſagte mit Lächeln: „Ich bin der Graf Dohna, hier iſt mein Ring zum Pfande, daß Sie Ihr Meſſer wieder erhalten.“ Ich über-

Wer von euch kennt die herrliche Pfalz? Niemand? Seht, Freunde, ſie iſt der Garten Deutſchlands. Nie ſah ich ein Ländchen, ſo ganz dazu geſchaffen, dem glücklichen Bewohner der Erde die Fülle und Lieblichkeit derſelben zu zeigen. Es gibt ohne Zweifel eine Menge Gegenden, die durch großartige Formenbildungen meine ſchöne Pfalz beiweitem übertreffen; aber dieſen geprieſenen Naturwundern geht alsdann der magiſche Reiz des Idylliſchen und Lieblichen ab, der ſich nie mit imponirender ſchroffer Größe paart. Als ich zum erſten mal nach Frankreich reiſte, brachte ich ſechs glückliche Wochen in dem paradieſiſchen Neckarthale zu; ich werde dieſe Zeit nie vergeſſen. Ich machte Studien, aus denen ſpäter einige meiner beſten Landſchaftsbilder hervorgingen; ich entwarf Köpfe und Gruppen, zu denen mich die geſunde und vollſaftige Menſchenbildung jener Gegenden auffoderte. Was die junge Pfalzgräfin betrifft, ſo verlebte ſie ſechs glückliche Jahre in dieſer freudebelebten Weltentfernung; allein da ſie ehrgeizig war, und der Ruhm ihres Mannes ihr mehr am Herzen lag als das Glück einer idylliſchen Einſamkeit, ſo miſchte ſie ſich früh in die politiſchen Händel, die damals gerade Böhmen ſich zum Schauplatze erwählt hatten. Die Partei der Unzufriedenen, an ihrer Spitze Bethlen Gabor, errang den Sieg, und die Krone Böhmens wurde ein herrenloſes Gut. Sie wurde dem Pfalzgrafen angetragen, und trotz der lebhaften Abmahnungen, welche die Herzoge von Baiern und Sachſen dem Fürſten zukommen ließen, nahm er ſie an. Wie wir wiſſen, hat dieſes Königreich kurzen Beſtand gehabt. Die katholiſche Liga waffnete ſich im Bündniſſe mit Frankreich gegen Friedrich, und die Schlacht am Weißen Berge nahm ihm die Krone vom Haupte. Der Pfalzgraf floh nach Breslau, arm, verlaſſen, von jeder Hülfe entblößt. Auch aus dieſem Zufluchtsorte vertrieben den Unglücklichen die heranziehenden Truppen des Herzogs von Sachſen. Eliſabeth trennte ſich von ihrem Gemahl, welcher verkleidet als Bauer in ſeine Erblande heimkehrte, um hier zu retten was noch zu retten war. Seht, meine Freunde, das iſt

Unglück genug für eine arme Frau, die in Glanz und Hoheit erzogen worden. Doch hat man mir verſichert, daß ſie ihr Misgeſchick mit männlichem Muthe ertragen. Sicherlich der herbſte Theil deſſelben war das liebloſe Betragen ihres Vaters, der ſein Kind in der Fremde umherirren ließ, ohne daß er zu deſſen Hülfe und Ehrenrettung das Mindeſte zu thun ſich aufgefodert fühlte. Vor kurzer Zeit hat die Fürſtin auch ihren Gemahl verloren, ſowie einen hoffnungsvollen Sohn; ſie iſt jetzt nur noch im Beſitze von zwei Töchtern, die ich als ſchön und liebenswerth kenne, und fünf Söhnen, von denen zwei ihr Glück im Getümmel der Welt verſuchen, einer nach England gegangen iſt, um dort ſeine Verwandten zum Schutz der Mutter und zur Wiedererlangung der Kurwürde zu bewegen, und zwei in Frankreich ein zweifelhaftes Glück verfolgen. Die Mutter befindet ſich in unſerm Lande, und als ſie mit ihren Töchtern noch im Haag lebte, genoß ich öfters die Ehre, ihr aufwarten zu dürfen. Sie iſt noch immer eine der ſchönſten Frauen, die ich kenne. Das Unglück hat ſie nicht gebeugt. Wie ich höre, ſteht ſie jetzt in lebhaften Unterhandlungen mit ihrem Heimatlande, deſſen Scepter jetzt in der Hand des edlen Karl I. ruht, der ſeine Schweſter nicht verlaſſen wird, wie es der Vater gethan. Wollen wir das Beſte hoffen!“

Meiſter Rubens ſchloß hier ſeine Erzählung, indem er den Pinſel und die Pallette niederlegte und mit einem prüfenden Blicke ſeine faſt vollendete Arbeit betrachtete. Die Schüler unterhielten ſich über das ſoeben Mitgetheilte, und Niemand hatte auf Van Dyck Acht, der außer ſich vor innerer Bewegung ſeine glühende Stirn an die Marmorbekleidung der Wand lehnte und laut vor ſich hin ſeufzte: „O welch ein Thor war ich, mich in dieſe unglückſeligen Bande zu verſtricken! So liegt denn mein Elend offen und vor aller Welt Augen; ich bin der unglücklichſte aller Menſchen!“ Thränen ſtürzten über ſeine Wangen und er eilte raſch hinaus.

In den dunkelſten Laubgängen des Gartens verſteckte ſich der Arme, als wolle er Licht und

Menſchen auf ewig meiden. Seine Klagen tönten hier noch lauter und ungezwungener, er rief den Namen: Joanna! und mit einem aus der tiefſten Bruſt geſchöpften Seufzer ſagte er ihr Lebewohl. Die Gewalt, die das reizende Kind über ihn gewonnen, wurde ihm erſt jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung klar, und entſetzenvoll war ihm der Gedanke, daß er ohne ſie jetzt weiter leben ſollte.

Mitten in den Ausbrüchen ſeines Schmerzes weckte ihn eine ſanfte Stimme aus ſeinem Taumel, und aufblickend erkannte er die ſtolze, aber mild auf ihn niederblickende Geſtalt ſeines Meiſters und Freundes. Rubens war dem Verzweifelnden gefolgt; ein Kenner der Herzen, wie er ein Kenner der Größe und Schönheit war, hatte er ſogleich den Tumult im Innern des Jünglings wahrgenommen und deſſen verborgenen Grund geahnt. Liebevoll umſchlang ſein Arm den Nacken ſeines Freundes, und ihn auf die Bank zu ſich niederziehend, begann er ſorgſam freundlich den Schleier von deſſen Geheimniß zu ziehen. Als er Alles wußte, was er wiſſen wollte, war es ihm möglich, die rechten Worte des Troſtes zu ſprechen und den rechten paſſenden Rath zu ertheilen. Lange ſprachen Beide zuſammen, und als ſie ſich trennten, fühlte Van Dyck den ganzen Werth des Geſchenkes, das ihm durch den Beſitz eines ſolchen Freundes zutheil geworden. Er liebte jetzt Rubens mit einer wahrhaft ſchwärmeriſchen Neigung, und Rubens vergalt ihm dieſe durch die Sorge eines Vaters, gemiſcht mit der Zärtlichkeit eines Bruders. Van Dyck ſollte Ruhe und Zerſtreuung in vermehrter Arbeit ſuchen, und demzufolge gab ihm der Meiſter den Plan zu einem Bilde, an welchem Beide — welche Ehre! — gemeinſchaftlich arbeiten ſollten.

Jahre waren vergangen. Van Dyck befand ſich in England, ein berühmter, mit Reichthum und Anſehen überſchütteter Künſtler, am Hofe Karl's I. ein geſuchter und beneideter Günſtling. Die Schönheit ſeines Aeußern machte ihn für die Frauenwelt ebenſo beachtenswerth, wie für die Männer gefährlich. Eine Menge Liebesintriguen gaben hiervon Zeugniß, manche mit Gefahren verknüpft, die jedoch der Sohn des Glücks immer ſiegreich überwand. Das Abenteuer ſeiner Jugendjahre blieb nicht vergeſſen. Jenes Haus im Wäldchen am ſtillen See, jene Klausnerhütte im Walde waren die Zielpunkte ſeiner Phantaſie, wenn ſie auf Wanderungen nach der Heimat ſich begab. Rubens ſchrieb ſeinem Schüler und Freunde, daß das ſicherſte Mittel, ſich bei der Fürſtin, die ihren Aufenthalt noch nicht geändert, in voller Gunſt einzuführen, ſei, ihr eine Copie jenes Bildniſſes ihres königlichen Bruders zu ſchicken, das in England ihm ſo großen Ruf erworben. Van Dyck ſchickte das Bild Karl's I. und bat Rubens, daſſelbe perſönlich an die „Dame im Schleier“ abzugeben. Dies geſchah. Die unglückliche Eliſabeth freute ſich über die Maßen, ein ſo vortreffliches Bild und von einem jungen Manne zum Geſchenk zu erhalten, den ſie, als er ſich in ihrer Nähe befand, beleidigt zu haben fürchtete. Rubens beruhigte ſie hierüber. Er hatte ihr jedoch noch ein Bild zu übergeben, und hier bangte ihm in der That, der Fürſtin ernſt demüthig-fromme Geſinnung kennend, vor einem üblen Empfang. Deshalb entſchleierte er nur zögernd die zweite Gabe, die ſein jugendlicher Freund und Genoſſe überſendet hatte. Eliſabeth ſah ſich ſelbſt, jedoch als Himmelskönigin dargeſtellt, mit dem Chriſtusknaben in den Armen.

„Verzeiht, hohe Frau“, ſagte Rubens ſchmeichelnd, „wir Künſtler haben den Auftrag von unſerm Patron, dem heiligen Lucas, die Züge der Madonna zu nehmen, wo wir ſie finden. So dürft Ihr nicht meinem guten Antonio zürnen, daß er eine Maria nahm, wo er eine fand. Bei meinem Eide, ich hätte es nicht anders gemacht. Und das Bild iſt ein herrliches Bild, Ihr könnt mir's glauben; es ſieht Euch ähnlich. Ich ſelbſt ſah Euch ſo vor mir ſtehen, als Ihr mir damals im Haag ſagtet: «Meiſter Rubens, die Krone iſt von meinem Haupte gefallen, aber ich fühle mich darum nicht gebeugt und zertreten.» «Ihr ſeid Königin mehr als je!» ſagte ich darauf.“

Die Fürſtin lächelte düſter. „Woran mahnt Ihr mich, Freund!“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Vergeßt nicht, daß eine alte Frau vor Euch ſteht, welche alle Eitelkeit der Welt weit hinter ſich hat. Nehmt das Bild wieder mit, Ihr ſeht wohl, daß ich's nicht bei mir behalten darf. Für das Bild des Königs aber ſagt dem Meiſter Van Dyck meinen Dank, und komme ich nach meinem Vaterlande, wie ich jetzt Hoffnung habe, ſo werde ich mich bemühen, ihm nützlich zu ſein.“

Sie kam nach England, aber lange darauf, als eine Vergeſſene, Verſchollene. Faſt Niemand erinnerte ſich ihrer. Unterdeſſen war das Haupt Karl's I. auf dem Blutgerüſte gefallen, Cromwell's Schreckensregierung war raſch vorübergegangen, und Karl II. hatte andere Dinge zu betreiben, als ſich um die alternde Tante zu bekümmern. Sie war am Abend ihres Lebens völlig allein. Arabella hatte ſich dem Studium der Philoſophie ergeben, war die Freundin und Schülerin des Descartes geworden und glänzte in der großen Welt; Joanna, die muntere Joanna war — gegen den Willen der Mutter zur katholiſchen Kirche übergetreten und hatte ſich in die Mauern eines Kloſters eingeſchloſſen. War es Van Dyck's jugendlich ſchönes Bild, das ihr dahin folgte? Vielleicht. — Von den Söhnen gelangte keiner dazu, eine bedeutende Rolle auf dem Welttheater zu ſpielen. Es verſank das Geſchlecht, deren Stammmutter Eliſabeth war, in Nacht und Dunkel.

Doch ſie ſelbſt leuchtet ſchön uns entgegen. Da ſehen wir ſie im Glanz der Krone, mit dem Scepter in der Hand, eine reizende Königin, wenn auch keine Himmelskönigin. Unverkennbar iſt die Aehnlichkeit mit dem Bilde ihres Bruders, Karl's I., welches, ebenfalls ein Original von Van Dyck, an der benachbarten Wand befeſtigt iſt. Wie anziehend iſt es, dieſe zwei Bilder miteinander zu vergleichen. Der Ausdruck „verklärten Leidens" im Antlitz Eliſabeth's iſt unnachahmlich ſchön, mit Hoheit und Edelſinn der herrlichen Geſtalt gepaart. Doch eine Maria iſt ſie nicht. Eine Magd des Herrn — iſt dieſe Frau nimmer! Da gehören andere Züge.

reichte es ihm und wies den Ring zurück. Er prüfte und bewunderte laut den Reichthum der Waffe, zugleich ſah er mich forſchend an. „Darf man fragen, wo Sie dieſes ſeltene Stück erlangten?“ — „Es iſt ein Pathengeſchenk meiner Muhme, der Königin von Dänemark,“ erwiederte ich trocken. — „Ihrer Muhme?“ fragte er und ein flüchtiges Roth bedeckte ſein Geſicht, doch gleich darauf faßte er ſich wieder, lüftete ein wenig ſeinen Federhut und machte fortſprengend eine leichte Verbeugung.

„Sehen Sie, Dupré,“ ſagte ich zu meinem Gefährten, „das war der ſchönſte Mann in Sachſen. Sind Sie nicht geblendet von ſeinem Anſchau'n? Bei Gott! er that mir die Ehre an, mich für ſeinen Stallknecht zu halten.“

„Unſer Anzug iſt aber auch ſo einfach,“ — ſagte Dupré achſelzuckend.

„Das will ich gerade,“ — entgegnete ich mit unwilligem Stolze. „Ich bin es müde, daß ein anderer Ausdruck, eine andere Körperhaltung dazu. Van Dyck war ein Lebemann wie der große Rubens; Beide hatten keine frommen Inſpirationen, Beide waren Söhne der Erde, aber rechtmäßige Söhne, Lieblinge dieſer alten Mutter, die ihren Segen träufeln ließ ohne Unterlaß über beide Häupter. Wie manche ſchöne Fürſtin mag vor dieſem Bilde geſtanden und bei ſich geſprochen haben: „Ja, ſo will auch ich meinethalben die Maria darſtellen, ſo will ich mich in meiner Hauskapelle hinſetzen und anbeten laſſen! Eine ſchöne Frau würde ich dann doch ſein und bleiben, und dabei würde Niemand vergeſſen, daß ich Königin bin; das iſt die Hauptſache. Der Maler, der dies Bild gemalt, muß ſtets in guter Geſellſchaft gelebt und gewußt haben, auf welche Art wir Fürſtinnen vor der Welt auch als Heilige dargeſtellt ſein wollen!“

Mit dieſem Selbſtgeſpräch, das vielleicht nie, vielleicht aber auch ſehr oft vor dieſem Bilde gehalten worden, ſprechen wir über Van Dyck den Tadel aus, der ihn uns als Schmeichler der großen Welt erſcheinen läßt. Niemand wußte beſſer als er jenen Duft der Vornehmheit wiederzugeben, der über Geſtalten und Geſichter gleitet, die nicht auf der ſittlichen, ſondern auf der Convenienzhöhe ihrer Zeit wandelten. Deshalb wurde auch ſein Atelier belagert. Er wurde es zuletzt überdrüſſig, immer dieſe ſtolzen Herren und dieſe lächelnden vornehmen Damen zu malen, und ſehnte ſich danach, große, ernſte, hiſtoriſche Compoſitionen zu ſchaffen. Aber es war zu ſpät; ſein Genius verſagte ihm das Begehrte. Die Welt, der er diente, hatte ihn geknechtet. Er fand keine großen Gegenſtände, keine heroiſchen Entwürfe in ſeinem Geiſte. Verzweifelnd und von Krankheit aufgerieben, welche ihm die ſchwelgeriſchen Tafeln und die verhüllten Ruhebetten, zu denen er ſich hinlocken ließ, zugezogen, legte er den Pinſel nieder und ſank aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder aufſtand. Noch nicht voll 42 Jahr alt ſtarb er in England, und er, der niederländiſche Maler, erhielt eine Ruheſtätte in der Paulskirche.

Die grüne Spinne.

Peter Breughel, der Jüngere (Höllen-Breughel).

Bei einbrechender Dunkelheit ging ein Mann rüſtigen Schrittes über den Moorgrund, der ſich von Breda ſüdlich bis zu dem Dorfe Breughel hinzieht. Es war im Spätherbſt; die Nebel erfüllten die Niederung, und der ohnedies ſchwer erkennbare Fußpfad, der über einige kleine Brücken führte und an Gräben hinleitete, mußte unter dieſen Umſtänden beſonders vorſichtig aufgeſucht und eingehalten werden. Jedoch war der Wanderer ſo ziemlich ſeines Weges gewiß; er war aus dieſer Gegend gebürtig, und ſchon als Knabe hatte ihn der Vater dieſen kürzern Seitenpfad gehen laſſen, wenn es galt, für den Unterhalt der Familie Einiges aus dem Städtchen herbeizuholen. Später, als Jüngling, hatte Peter, ſo hieß der Maler, den wir hier vor uns haben, den Weg öfters ſelbſt geſucht, um mit ſeiner Geliebten ungeſtört allein ſein zu können. Denn mitten im Moor fand ſich ein altes verfallenes Bauwerk, das Haus Peter Grool's genannt, das ſeit Jahren den Liebenden und den Spitzbuben der Gegend zum Vereinigungsplatze diente. Nur freilich gehörte Muth dazu, hier bei Nachtzeit einzuſprechen, denn Peter Grool war ein Mann geweſen, der nicht anders mit einem übel angewandten Leben hatte fertig zu werden gewußt, als daß er ſich eines ſchönen Tages die Kehle abſchnitt, und der jetzt zur Strafe dafür die halb ins Moor verſunkenen Reſte ſeines ehemaligen Aufenthalts zu umwandeln pflegte. Aber was kümmert einen beherzten Gauner, der die gewonnenen Schätze in Sicherheit bringt, ein herumwandelnder Schatten? und vollends was fragt ein junger Burſch, der ſein Mädchen im Arme hält, ob das fahle Geſicht, das dort über die Mauer guckt, der aufgehende Mond, oder ſonſt etwas Anders ſei. Genug, Peter hatte hier ſeine ſchönſten Liebesſtunden verbracht in der Nähe und im angenehmſten Einverſtändniſſe mit Petruncula Doyln, einer ſaubern und anſtändigen Jungfer, die hinter Aelſt an der Mühle des Meiſter Dortmund Ryn zu Hauſe war und in dieſe Gegend gekommen war, um einen alten Oheim zu beerben. Da aus der Erbſchaft nichts wurde, ſollte auch aus der Ehe Peter's mit der Jungfer Doyln nichts werden, aber hier ſetzte der junge Mann ſeinen Kopf darauf, wenn er auch darüber aus dem Hauſe und aus der Lehre ſeines Vaters fortziehen ſollte. Dies waren aber alles Dinge, die drei bis vier Jahre bereits vor ſich hatten; denn Peter Breughel, wie er ſich nach ſeinem Vater nannte, hatte ſeine Petruncula geheirathet und, nachdem er mit dem Vater und dem Bruder Johann, ſich leidlich auseinander geſetzt, ſeine eigene kleine Wirthſchaft bezogen und ſich eigene Kunden, die ihm Bilder abkauften, verſchafft. Es ging zwar nicht ſehr herrlich mit ihm, doch hatte er ſein Auskommen, wenn er nur genügſamer geweſen wäre. Aber Peter war ein Phantaſt, dem nichts Gegebenes genügte, ſondern der immer noch mehr und Anderes wünſchte.

Dergleichen ging auch jetzt in ſeinem Kopfe herum, als er um dieſe Stunde über das Moorfeld ging, und ſich der alten Zeiten erinnerte. Die bleiche Mondſcheibe kam über die dunkle, dampfende Ebene daher und ſtieg gleichſam träge und läſſig an dem Himmel hinauf, der voll kleiner, zerriſſener Wolken hing, die mit Hülfe des Nachtwinds hinſegelten. Nirgends, ſoweit das Auge ſah, ein lebendiges Weſen. Endlich traten aus dem Nebel die Umriſſe jenes Hauſes hervor, das wir ſchon beſchrieben haben. Peter Greol's Hütte war ein Gegenſtand für unſern Wanderer, bei dem er nicht ſo ohne Weiteres vorübergehen mochte; er ſetzte ſich alſo auf eine morſche Bank, legte ſein Bündel beiſeite, in welchem Leinwand, Pinſel, Farben und eine Flaſche gebrannten Waſſers enthalten war, und das Haupt auf beide Hände geſtützt, blickte er in die öde, von Gott und Menſchen gleichſam verlaſſene Gegend hinaus. Es überkam ihm ein Schauer. So viele Menſchen waren gewandelt dieſe armſeligen und dunkeln Pfade, und ſie alle hatten ſich fortgemacht und lichtere Felder geſucht. Die Oede war öde geblieben. Und doch hatte ein Mann es über ſich vermocht, gerade dieſen verlaſſenen und gemiedenen Fleck der Erde zu ſeinem Aufenthalt zu wählen. Aus dieſen kleinen, engen Fenſtern hatte er herausgeſchaut und hatte ſeinen Abendſegen gebetet, wenn er überhaupt zu beten pflegte. Sollte nicht für Peter Breughel ein ähnliches Loos in Bereitſchaft liegen? Die Welt hatte ſo gar wenig Anziehendes für ihn. Die Liebe ſeines Weibes war für ihn eine abgenutzte und abgethane Sache, die Kunſt, ſowie der Vater und der Bruder ſie übten, galt ihm für eine ohnmächtige Spielerei, die die Seele zufriedenzuſtellen nicht im Stande war. In Italien, in Frankreich — da mochte es anders ſein, aber wie ſollte er dahin gelangen, er ein armer Mann, der ſich von ſeiner Hände Arbeit von Tag zu Tag weiter fördern mußte? Der Vater und der Bruder waren glücklich in ihrem Stande, ſie waren Bauern und wollten nichts Anderes ſein; daß ſie ſich dabei auch Künſtler nennen durften, war ihr Stolz. Aber alles das war armſelig. Peter wollte mehr — oder nichts. Ganz verſchwinden vor dem Auge der Menſchen wollte er, oder von ihnen mit einer Art Schauder und Entſetzen genannt ſein, wie Einer, dem übernatürliche Kräfte zugebote ſtehen.

Dies war ſo in ungewiſſen Umriſſen, was er ſich dachte. Er rührte dabei mit ſeinem Wanderſtabe den Grund auf, welcher die Trümmer eines Bildwerkes enthielt, womit ehedem die eine Wand dieſes ſonderbaren Hauſes geſchmückt geweſen. Er hob die einzelnen Stücke auf und ſuchte zu erkennen, was auf ihrer Fläche dargeſtellt werden. Bei dieſer Arbeit überraſchte ihn der Schatten eines Mannes, der an der Ecke des Hauſes ſtehen mußte, denn von daher kam das Mondlicht.

Peter ſtand auf und trat näher hinzu; da ſah er denn, daß eben ein ſolcher Wanderer, wie er ſelbſt, hier von einem mühevollen Gange ausruhte. Der Fremde hatte ſich in ſeinen Mantel gehüllt, lehnte an der Mauer und meine Ehre und Bedeutung immer nur von der Dicke der Goldborte abhängt, die der Schneider mir an den Kragen heftet.

Den andern Morgen trat der ſächſiſche Achill in mein Zimmer. Dieſen Namen führte der Graf durch ſeine Schönheit und Tapferkeit. Aber es gefiel ihm nicht, immer kriegeriſch aufzutreten; heute rauſchte er in Seide herein und ſtreute Blumengerüche in mein Zimmer. Er gab mir mein Meſſer zurück, dankte mir auf das artigſte und pries ſich glücklich, daß dieſer Zufall ihm meine Bekanntſchaft verſchafft habe. Das Geſpräch erlahmte bald, denn mein mißtrauiſcher Stolz fand ſich durch die leichten, gefälligen Formen des Weltmanns beleidigt. Doch ließ er ſich nicht abſchrecken. „Sie ſagen mir, daß Sie ſelten in Geſellſchaft gehen," hub er nach einer Weile an, „ich finde das ganz erklärlich; wer, wie Sie, die Liebe für die Studien beſitzt, den langweilen die immer wiederkehrenden Nichtigkeimurmelte einige Worte vor ſich hin, die wie eine Verwünſchung klangen. Die Bekanntſchaft war ſchnell gemacht, und Peter bot dem Fremden einen Zug aus ſeiner Flaſche zur Erquickung an.

Nach den erſten gleichgültigen Reden hob Jener an: „Ich bin auf der Flucht, und habe keine Hoffnung, daß ich meinen Feinden werde entſchlüpfen können, darum will ich mich freiwillig eines Kleinods entäußern, das, ſolange es in meinem Verwahr geweſen, mir nichts als Vergnügen gewährt hat. Doch iſt es nicht mein Eigenthum, ſein Beſitzer iſt mir unbekannt: wäre er gekommen und hätte es von mir gefodert, ſogleich hätte ich ihm es ausgeliefert. Dieſe Bedingung ſtelle ich auch Euch.“

Mit dieſen Worten nahm der Verhüllte einen Ring vom Finger und reichte ihn Petern dar. Peter dankte und ſchob den Ring, in ein Papier gewickelt, in die Bruſttaſche ſeines Rocks.

Der Fremde ſagte nochmals: „Vergeßt nicht, daß, wenn der Eigenthümer ſich meldet, Ihr das Kleinod ihm ſofort ausliefert; thut Ihr das nicht, ſo wird es Euch zu Schaden und Verdruß gereichen; die guten Eigenſchaften des Ringes werden ſich in böſe verwandeln.“

Damit ging der Fremde fort, und bald war ſeine Spur im Nebel der Haide verloren.

Peter's Ring war ein ſehr ſchöner Ring. Es war ein Goldreif, der einen grünen Stein von ziemlicher Größe, aber nicht ganz heller Färbung einfaßte. Der Fremde hatte nicht geſagt, welches die angenehmen Eigenſchaften ſeien, die dem Ringe anhafteten, und auf welche Weiſe man ſie zur Erſcheinung brächte. Es mußten alſo Verſuche angeſtellt werden. Wer war glücklicher als Peter; er hatte nun etwas Beſonderes, Geheimnißvolles, mit dem er ſich Tag und Nacht beſchäftigte. Es konnte nicht lange dauern, ſo mußte er innewerden, daß die Kapſel des Ringes ſich öffnen ließ und das zwiſchen den zwei grünen Schalen des Steins ein Etwas verborgen lag, das recht eigentlich das Geheimniß des Ringes war. Und welch ein Geheimniß! In dem kleinen grünen Smaragdbette lag zuſammengekauert, von der Größe eines Stecknadelkopfs, eine Spinne, die mit großer Schnelligkeit hervorgekrochen kam, als der Stein ſich öffnete. Auf dem Tiſche, an dem Peter ſaß, und auf welchem die Spinne ihren erſten Ausflug in die Welt unter Vormundſchaft ihres neuen Herrn machte, begann jetzt eine eigenthümliche Erſcheinung ſich kundzugeben. Während die Spinne hin und her lief, bildete ſich unter ihren Füßen ein wunderherrlicher grüner Raſenteppich; es war eine Wieſe im Kleinen, die nicht heller und friſcher gedacht werden konnte. Auf dieſer Wieſe entſtanden nun Bäume, es entſtanden Häuſer, es ſchlängelte ſich ein Fluß durch dieſelbe, und ganz am Ende des Tiſches, wo dieſe kleine Wunderwelt ein Ende hatte, erhob ſich auf einem Hügel ein prächtiger kleiner Palaſt, mit Säulengängen und einem Blumenplateau vor dem Eingange. Peter ſchlug die Hände zuſammen, als er dies Alles ſah. Er hielt ſeinen Athem an, denn er fürchtete einen Sturmwind zu erregen, der dieſe Pracht über den Haufen warf. Die Spinne war noch nicht fertig. Bald aus dieſem

Gebüſch, bald hinter jener Hecke ſah man ſie hervorkommen um noch etwas Vergeſſenes nachzuholen. Dieſes Vergeſſene waren ohne Zweifel die Menſchen. Alſobald öffnete ſich die Thür des Palaſtes und eine — Prinzeſſin trat hervor. Es konnte kaum anders ſein, als daß dieſe Dame, die die Größe einer Mücke hatte, eine Prinzeſſin war. Ihr Antlitz war ſo lieblich, ihr Gewand ſo prächtig. Sie hatte ein kleines Hündchen bei ſich, das vor ſie her lief, und mit einem kaum hörbaren Glöckchen klingelte. Die Prinzeſſin wandelte über die Wieſe und kehrte in eine Bauerhütte ein, wo getanzt wurde und eine luſtige Geſellſchaft ſich auf dem freien Platze tummelte. Peter ſah ſich die kleinen Leute mit großem Vergnügen an, und als nun gar ein Streit unter ihnen entſtand, nahm er nach Maßgabe ſeines Urtheils über dieſe Angelegenheiten, Partei für eine kleine tapfere Schar nußbrauner Bauern, die eine friſche kleine kugelrunde Frau Wirthin in ihrer Mitte hatten, auf deren Reize ein ungebührlicher Angriff von betrunkenen Soldaten gemacht worden.

Die Schloßdame legte ſich in das Mittel, allein ſie erreichte nichts, als daß ſie und ihr Hündchen zugleich in Gefahr kamen und daß beide eilig flüchten mußten. Es war ſehr beluſtigend, und Peter hätte mit dieſer kleinen Welt ſich noch ſtundenlang beſchäftigt, wenn die Spinne nicht plötzlich wieder hervorgeſchoſſen wäre, und die ganze Wieſe nebſt Palaſt und Bauerhütte mit einem feinen grauen Schleier überzogen hätte, worauf denn Alles wieder zur braunen Holzplatte wurde, was es ehedem geweſen. Die Spinne ſchlüpfte wieder in ihre Behauſung. Peter merkte ſich bald, wenn die Spinne hervorkommen wollte, ſo ließ ſich die Kapſel mit Leichtigkeit öffnen, ſonſt aber nicht.

Peter vergaß jetzt Alles andere über ſeiner Spinne. Wenn der alte Trübſinn über ihn kam, und er mit Gott und der Welt grollte, war ſeine Freundin, die Spinne, da, und führte ihn auf das anmuthigſte auf Reiſen. Denn es war nicht immer daſſelbe Gebilde, das ſie webte. Sie führte ihren Herrn in fremde Länder und Gegenden, und ließ ihn Menſchen und ihre

Sitten ſehen, wie ſie in Flandern nicht beobachtet werden konnten. Die Spinne war Reitpferd und Reiſekutſche. Doch immer war bei ihren Bildern eine ſchöne Frau dabei; dieſe Galanterie gegen ihren Herrn vergaß ſie nie, denn ſie wußte wie ſehr Peter ſchöne Frauen liebte; nur hätte er gewünſcht, ſie hätten von etwas größern Dimenſionen ſein können. Aber ſo klein ſie waren, betrugen ſie ſich doch ſo ſchalkhaft und nahmen ſo herausfodernde Manieren an, daß Peter ſich ſofort zu ihrem feurigen Liebhaber erklärte. Nicht ſo gut glückten der Spinne die Männer, dieſe ſahen immer etwas wie ſtaubige Fliegen aus, wenn es auch Herzoge und Prinzen waren. Die Spinne und Peter vertrugen ſich vortrefflich miteinander.

So ging ein Jahr hin. Peter theilte ſeinem Bruder Johann ſo viele ganz neue ſchöne Gegenſtände zu Bildern mit, daß dieſer die vortrefflichſten Stücke zuſtande brachte, welche er dann theuer verkaufte. Der Vater pflegte zu ſagen: „Peter iſt ein Träumer; er träumt ſich Alles, aber wenn Niemand da iſt, der ſeine

Träume in gute, wirkliche Dinge überträgt, ſo nutzt's ihm nichts. Er ſelbſt verſteht das Malen nicht. Peter verſtand aber wol zu malen, er wollte nur nicht; es war ihm bequemer, daß er die ſchönen Sachen ſah, und der Bruder malte.

Wieder kam der Herbſt heran und Peter befand ſich jetzt im Beſitz des Ringes ein ganzes Jahr, ohne daß Irgendjemand gekommen wäre, ihm denſelben ſtreitig zu machen. Es war zur Zeit des großen Kirchenfeſtes zu Utrecht. Eine zahlloſe Menge Fremder war aus allen Gegenden herbeigeſtrömt, und die Menge der Reiter und Wagen, die die Heerſtraßen bedeckten, war nicht zu überblicken. Peter und ſein Bruder Johann fanden ſich ebenfalls bei dem Feſte ein. Beide hatten ſich einen neuen ſchönen Anzug machen laſſen, und einen kleinen Pagen gemiethet, der Nachts, wenn ſie ins Wirthshaus gingen, mit einer Fackel ihnen vorleuchtete, und am Tage, wenn das Gedränge ſehr groß war, mit lauter Stimme rief: „Platz, ihr Herren! Es kommen die zwei berühmten Maler, Herr

Johann und Herr Peter Breughel!“ Solche Sitte war aufgekommen, weil die flandriſchen Maler, ſeitdem alle Welt von ihren Werken kaufte, ſo eitel und ruhmſüchtig geworden, daß Jedermann von ihrem Erſcheinen und Verweilen ſollte unterrichtet werden. Der große Rubens jedoch machte dieſe Sitte nicht mit, aber er verſäumte auch nicht, wenn er eines ſeiner prächtigen Pferde ritt, zwei bis drei Diener hinter ſich her traben zu laſſen, in ſchöne bunte Farben gekleidet.

In einer Straße, in der das Gedränge beſonders ſtark war, und verhinderte, daß die beiden Maler von der Stelle kamen, ſtand auch die Sänfte einer vornehmen Dame ſtill, die gelangweilt und verdrießlich ſich aus dem Fenſter hervorneigte, mit einem gleichgültigen Blicke die Menge muſternd. Sie war blond, hatte einen hochſtehenden Spitzenkragen und war in gelben geblümten Atlas gekleidet; ihr ſchön gerundeter, weißer Arm lag auf dem Purpurpolſter des Fenſters der Sänfte. Peter ſah dieſe Frau, und ſie gefiel ihm; dieſe Frau ſah aber Petern nicht.

Endlich glitt ihr Blick über ihn hin, und dieſer Blick wurde um nichts wärmer durch die feurigen Augen, die Peter machte. Plötzlich aber ſchien die Dame etwas an Peter's Anzuge zu bemerken, und es dauerte nicht lange ſo war ſie es, die jetzt feurige Augen machte. „Aha!“ dachte Peter, „jetzt wirkt's!“ Die Dame ſah auf Peter — und ſah und ſah, als hätte ſie darüber blind werden wollen; aber nicht eigentlich auf Peter's Geſicht, ſondern immer ſchärfer und immer länger auf die Gegend zwiſchen Magen und Herzgrube. Mit einem Worte, die Dame ſah auf den Ring, den Peter an einer Kette trug und der ziemlich weit auf dem Wams herabhing. Die Dame gab einem ihrer Diener leiſe einen Auftrag. Unterdeſſen entwirrte ſich der Menſchenknäuel, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Die Dame in der Sänfte wurde weitergetragen.

Die Feierlichkeit war beendet, die beiden Brüder ſaßen in der Schenke: da nahte ſich ein reichgekleideter Diener und begehrte Peter zu ſprechen. Peter erhielt eine Einladung zu einer vornehmen Dame. Nichts konnte ihm erwünſchter kommen. Er folgte dem Diener, nachdem er ſeinen Anzug geordnet und eine goldene Kette, die eigentlich Johann erhalten hatte, auf die er aber ebenfalls Anſprüche machte, ſodaß ausgemacht worden, daß beide Brüder ſie abwechſelnd tragen ſollten, ſeinem übrigen Schmucke beigefügt hatte. Trotz alledem empfing ihn die Dame kalt. Peter ſah mit Freuden, daß es dieſelbe war, die er auf dem Wege zur Kirche angetroffen. Die Dame ließ Diener und Zofe ſich entfernen, und als nun Beide allein waren, nahm ſich Peter die Freiheit ihr die Hand zu küſſen, und auf eine zärtliche Weiſe nach ihrem Begehr zu fragen. Als die Blicke der Dame wiederum auf ſeiner Bruſt umherzuirren begannen, rief Peter mit großem Feuer: „Sucht Ihr mein Herz, Dame! Hier iſt es! Es gehört ganz Euch!“ Damit neſtelte er ſein Wamms auf, und zeigte mit einer verliebten Geberde ihr die entblößte Bruſt. Bei der Gelegenheit fiel der Ring, den er eingeſteckt, aus den Falten des Kleides und raſch griff die ten, denen man in unſern geſchmückten Sälen begegnet. Ich kann Ihnen verſichern, theurer Graf, daß ich eben ſo denke, und es iſt nicht meine Wahl, wenn Sie mich immer auf der Straße oder auf dem Felde ſehen. Sehr frühe hat man mich für brauchbar erklärt, und das iſt mein Unglück geweſen, denn man hat mir wenig Zeit gelaſſen, an meiner Fortbildung als denkendes Individuum zu arbeiten. Mein höchſter Ruhm iſt, eine gehorſame Maſchine zu ſein und das iſt ein grauſames Loos. Sie, mein jugendlicher Freund, haben klug dieſes drohende Mißgeſchick vorausgeſehen, und ich muß Sie deßhalb loben.“

Ich erwiederte etwas Gleichgültiges, und er ſtand auf, um meinen Bücherſchatz zu muſtern. „Horaz,“ rief er, indem er einen dicken Band hervorzog, „iſt mir als Dichter zu kalt. Er trifft nirgends unmittelbar die Seite der Empfindung, aber als Philoſophen für die Welt nehme

Dame danach. Mit einem Ausruf des Entzückens betrachtete ſie das Kleinod von allen Seiten, küßte es, und rief: „So hab ich dich endlich wieder, du Seele meiner Seele!“ Und zu dem erſtaunten Peter ſich wendend ſagte ſie kalt: „Wie kommt Ihr dazu fremdes Gut zu bewahren? Dieſer Ring iſt mein; er iſt mir entwendet worden, und ich nehme ihn jetzt um ihn zu behalten!“ Sie ſtand auf und rauſchte in ihrem ſtarren ſeidenen Kleide zu einem Eckſchränkchen, wohinein ſie den Ring bergen wollte. Aber Peter eilte ihr nach. Bei dieſer Wendung der Dinge, und da er ſich betrogen und gehänſelt ſah, erwachte der Bauer in ihm, dem es am liebſten iſt mit Knüppeln drein zu ſchlagen, und dem die Feinheit eine beſchwerliche und ungewohnte Sache iſt. „Wie verſtehe ich das?“ rief er zornig. „Ihr geht mit meinem Eigenthum fort? Wie kommt Ihr mir vor Dame! und was iſt das für ein Haus, in das ich gerathen! Gebt mir meinen Ring!“

„Euren Ring!“ rief die Dame höhniſch. „Seit wann tragen Bauerflegel herzogliche

Kleinodien an ihren plumpen Fingern? Geht, oder ich rufe meine Leute, und laſſe Euch in Gewahrſam bringen. Die Macht dazu habe ich."

Das war zu viel für Petern. Man behandelte ihn wie einen Dieb. Mit einem raſchen Griff hatte er die ſchlanke Dame um den Leib gefaßt, warf ſie auf den Teppich des Zimmers nieder, band ihr mit einem Tüchelchen den Mund zu, kümmerte ſich um die Ohrfeigen nicht, die ſie ihm ertheilte, und nachdem er den Ring wieder im Beſitze hatte, ging er ungehindert durch den Vorſaal und durch die Reihen der Diener.

So endete das Abenteuer Peter's, das er für ein verliebtes gehalten hatte.

Jetzt war aber ſeines Bleibens nicht länger in der Stadt. In Verlauf einer Stunde war er ſchon bereits aus ihren Mauern, denn er konnte ſich wol denken, daß die Gräfin, die er ſo unſanft niedergelegt hatte, alle Mittel aufbieten würde, ihn zu verfolgen. Zum Glück hatte er ihr weder ſeinen Namen noch ſeinen Stand geſagt.

Der Ring war nun wieder der ſeine. Es vergingen mehre Tage, ehe die Spinne Luſt bezeigte, herauszukommen. Endlich kam ſie; allein es ſchien Petern als wäre ſie nicht bei guter Laune. Sie ging ſehr langſam an ihr Geſchäft, und ſchien ſich mit allerlei Nebenſachen zu beſchäftigen, die gar nicht dazu gehörten. So fing ſie eine Fliege, was ſie ſonſt nie gethan, tödtete aber die Fliege nicht, ſondern bekleidete ſie mit einem ſonderbaren grünen Anzuge, ſodaß dieſe halb poſſirlich, halb ſchreckbar ausſchaute. Es war ein kleiner grüner Drache mit einem Vogelſchnabel und mit Fledermausflügeln. Dieſes Geſchöpf begleitete nun die Spinne auf Tritt und Schritt, wie ein Page ſeine Gebieterin. Eine zweite Fliege wurde in einen häßlichen kleinen Molch verwandelt, der ein menſchliches Antlitz hatte und kleine Kinderhände, die er manchesmal wie bittend emporſtreckte. Es dauerte nicht lange, ſo folgten acht bis neun ſolche kleine Ungeheuer der Spinne, die triumphirend vorausging, als wäre ſie ſich keines Fehls bewußt. Nichts von einem Garten, nichts von ſchönen Roſenbüſchen und lieblichen Frauen- und Märchenköpfen; die graue Tiſchplatte blieb eine graue Tiſchplatte und auf ihr krochen, humpelten und rutſchten die häßlichen Ungeſtalten. Als Peter ſie verſcheuchen wollte, krochen ſie an ihn heran, und glitſchten mit ihren kalten Krötenbäuchen über ſeine nackten Arme, ſodaß er aufſprang und wie toll im Zimmer herumlief, laut rufend: die Teufel hätten ſich ſeiner bemächtigt, man ſolle ihn befreien! Als Leute kamen, war alles fort.

Dieſe ſeltſame Erſcheinung brachte Petern auf den Gedanken, daß die Dame doch wol Recht gehabt, daß der Ring ihr Eigenthum ſei, und daß er Unrecht gethan, ihn ihr nicht auszuliefern. Doch in der nächſten Stunde dachte er wieder anders, und es war ihm lieb, daß er ein ſo ſeltenes Werthſtück nicht aus ſeinen Händen gelaſſen. Die Spinne kam jetzt Tag und Nacht nicht aus ſeinen Gedanken. Er wartete auf den Augenblick wo ſie wieder hervorkommen würde, und da wollte er dafür ſorgen, daß ſie keine Fliegen fände, im Fall ſie wieder Luſt bekame, andere als freundliche und beluſtigende Schöpfungen hervorzubringen. Die Spinne kam. Sie ging ein paar mal über die Tiſchfläche: da ſie keine Fliege entdeckte, ſchien ihr Unmuth zu wachſen, ſie fiel über die Sandkörner her, die aus der Sandbüchſe verſchüttet herumlagen und — welch ein häßliches Wunder! in wenig Secunden waren dieſe Körner verwandelt und die ganze Tiſchplatte wimmelte von ekelhaften kleinen Misgeſtalten, die indem ſie gegeneinander rannten und ganze Straßen klebriger Flüſſigkeit ausſpritzten, einen unleidlichen Geſtank verbreiteten. Peter faßte ſich ein Herz, blies über die Tiſchplatte hin, und Alles war im Nu vom Tiſch herab und in alle Winkel des Zimmers verſtreut. Die Spinne rannte in voller Wuth und ohne, wie ſie ſonſt pflegte, ihre Schöpfung wieder zu vernichten, in den Ring zurück, der ſich von ſelbſt ſchloß und nicht wieder aufzumachen war.

Es wurde Abend, es wurde dunkel im Zimmer: Peter ſaß im Lehnſtuhl und träumte, da kitzelte ihn etwas am Ohr. Er wandte raſch den Kopf und ſiehe da, auf ſeinem Hemdkragen ſaß ein Teufelchen, und einen weiten Rachen aufſperrend hauchte es ihn kalt und ſtinkend an. Er wollte danach greifen, es war fort. Gleich darauf hörte er es dicht an ſeinem Ohre mit einer häßlichen heiſern Stimme flüſtern, und es ſaß auf ſeiner Schulter eine Kröte mit einem alten Weibergeſicht, die bewegte die blaſſen Lippen und zwiſchen den grünen Zähnen hindurch floß Geifer und zwei ſtechende alte Weiberaugen blickten ihn giftig an. Kaum von dieſem Ungethüm befreit, fühlte Peter, daß ſich etwas an ſeine Wade anſchmiegte und ſah ein häßliches Gewürm mit mehren Köpfen, die es unaufhörlich bewegte. Peter zündete ſchnell Licht an, denn er glaubte, das Zwielicht, das in der Kammer herrſchte, erſchaffe den böſen Spuk. Aber kaum brannte die Flamme der Kerze, als ſich rund um dieſelbe ein ganzes Heer von teufliſchem Lumpengeſindel lagerte, und mit blitzenden Augen bald in die Flamme, bald auf Petern ſah. Es iſt kaum zu beſchreiben, was das alles für Geſtalten waren! Viele beſtanden ganz aus Kopf und ſchleppten einen kleinen winzigen Körper nach, der ſchwarz und behaart war, andere beſtanden einzig aus einem Theile, der dem Kopfe entgegengeſetzt iſt, und dieſer Theil bewegte ſich ſelbſtändig für ſich auf zwei hohen Storchbeinen. Wieder andere Gebilde ſtellten verwachſene greiſenhafte Menſchenkörper vor, denen die Naſe zu einen muſikaliſchen Inſtrument verlängert war, und die auf ihrer eigenen Naſe Clarinette blieſen. Wieder andere waren geharniſchte Fröſche, mit goldenen Gnadenketten behangen und mit feuerrothen Beinen. Am widrigſten war ein Thier, das wie eine Kanone geladen und abgeſchoſſen wurde. Kaum hatte Peter eine häßliche Gruppe näher betrachtet und glaubte nun ihren Inhalt zu kennen, als neue ekelhafte Thiere hervorſchoſſen und, unter ſeiner Hand blitzten ihn zwei Augen an und ein Schlangenleib ringelte ſich um ſeine Handknöchel. Er ſprang auf, ſchlug gewaltig auf den Tiſch und Alles war wieder fort. Aber in den Ecken des Zimmers lauerten und lauſchten die Vertriebenen, und ehe der arme Geplagte es ſich verſah, waren ſie wieder um ihn her. Als er es gar nicht mehr aushalten konnte nahm er ſeinen Hut und rannte ins Freie.

Am Himmel ſtand der Mond. Aber Peter erkannte den alten Mond nicht mehr. Er ſah auf ſeiner ſtillen Scheibe ebenfalls ein Gewimmel von Teufelchen und eklen Fratzen. Wo er hinblickte, im Gebüſch, auf der Wieſe — immer verfolgte ihn der Spuk. Ermüdet und abgehetzt kam er in ſein Zimmer wieder an, warf ſich auf ſein Bette und fiel in einen Todtenſchlaf.

Peter's Qual dauerte bereits drei Wochen, ſo lange war die Spinne nicht hervorgekommen, und ſie ließ auch jetzt noch auf ſich warten. Peter war willens, wenn ſie ſich zeigen würde, ſie zu tödten, denn er fühlte ſich unbeſchreiblich elend. Das Leben war ihm zu einer Teufelsfratze geworden: ſein Bruder, ſeine Angehörigen, ſein Haus alles ſchien ihm verwandelt und misgeſtaltet. Wie ein Sinnloſer irrte er in der Einſamkeit umher, und wußte nirgends Hülfe zu finden. In dieſer troſtloſen Lage griff er eines Tages nach dem Pinſel und verſuchte es das Gethier ſich dadurch vom Halſe zu ſchaffen, daß er es malte. Damit ſchienen auch die Unholde ganz einverſtanden zu ſein. Sie nahmen ſich Einer dem Andern mit einer Art Neid den Platz vor der Staffelei weg, und Peter malte eine Verſuchung des heiligen Antonius, wo er die ganze Tafel bevölkerte mit Figuren, wie er ſie ſtündlich und täglich vor ſich ſah. Nun machte ihm die Sache einigen Spaß. Gar ſo häßliches Gewürm mußte zwei, drei mal ſitzen ehe es Porträtähnlichkeit empfing, und eine Kröte auf ſieben Beinen mit einem Hintertheil, das als Trommel benutzt werden konnte, auf der ein kleiner gelber Käfer zu Zeiten einen Wirbel ſchlug, ſaß wie eine eitle vornehme Dame mit großer Würde vor der Staffelei. All das andere Zeug guckte zu, wenn Eins gemalt wurde. Auf dieſe Weiſe ſchloß ſich Peter von aller Welt ab und brachte ſehr ſonderbare Dinge zuſtande. Wenn er eines dieſer Bilder zeigte, ſo liefen die Leute zuſammen, denn ſo etwas hatten ſie noch nicht geſehen und da Peter nicht ſagte wo er es her hatte, ſo gab man ihm den Namen Höllenbreughel, denn es behaupteten Einige ſteif und feſt er hätte ein Pact mit dem Satan geſchloſſen. Peter ſeufzte und dachte bei ſich: Etwas Aehnliches iſt es auch.

Er trachtete nun eifrig danach die Spinne loszuwerden, denn ſie kam aus dem Ringe nicht mehr hervor, und die Spukgeſtalten, die ſie in die Welt geſetzt, plagten den armen Mann ohne Unterlaß. Aber wo ſollte er die Dame, der das Kleinod gehörte, auffinden? Er wäre ihr jetzt gern meilenweit nachgelaufen, damit ſie ihn nur vom Ringe befreite.

Peter magerte ab, und wurde ganz hinfällig. An keinem Dinge auf der Welt hatte er Freude. Eine friſche luſtige Geſellſchaft, in der es Händel gab, verliebten Streit, und verliebte Verſöhnung, Becherklang und Geſang — war ſtets das Mittel geweſen, ihn aus ſeinem Trübſinn emporzurütteln, wenn er darein verfiel; jetzt galt ihm auch dies Mittel nichts.

Wiederum wurde es Herbſt, und ein ganzes Jahr war nunmehr verfloſſen, ſeitdem der Geiſt ich ihn mir unbedingt zum Muſter. Nirgends fand ich noch für den Umgang mit Menſchen ſo unzweideutige und geſunde Maximen. Seine Epiſtel an Lollius iſt noch jetzt immer die trefflichſte Verhaltungsregel für den Höfling. — Livius, — Salluſt; — mein Muſter iſt Tacitus. Wie weit ſind wir Moderne noch von der wahren Weiſe entfernt, wie man Geſchichte ſchreiben muß! Wie erbärmlich geht man zu Werke, als müßte nothwendig immer nur von den hundert fünfzig Leuten die Rede ſein, die oft ſehr uneigentlich und unwahr die Namen Könige, Kaiſer, Päpſte, Feldherren und Miniſter führten. Ich glaube vorauszuſehen, daß man ſchon nach fünfzig Jahren etwas Anderes und Beſſeres in unſern Geſchichtsbüchern finden wird." „Und was denn?" fragte ich etwas kleinlaut. — „Das Leben, das unmittelbare Leben," erwiederte er, „oder wenn Sie es anders nennen wollen, das Volk. Es iſt keine Seele in den Puppen —; ich will von dem des Ringes Peter's erbitterter Feind geworden, ihm Plage über Plage bereitend. Er beſchloß nach Antwerpen zu gehn, weil er gehört, daß dort viele Kunſtſammler zuſammenkämen, und er hoffte, einige ſeiner ſonderbaren Gemälde dort vortheilhaft an den Mann zu bringen. Der Eindruck, den die große, volkreiche Stadt auf ihn machte, das Gewühl auf den Straßen und die große Anzahl geputzter Herren und Frauen, die ſich in den Fenſtern und in den Erkern zeigten, zerſtreute ihn und ließ ihn auf wenige Augenblicke wieder Gefallen an der Welt finden. Seine Bilder ſtellte er aus, und es fand ſich hier und da ein Liebhaber, der auf eine Tafel bot, im Ganzen aber fanden ſie nur geringen Beifall, denn man wußte nicht recht was man aus ihnen machen ſollte; ſie waren gar zu ſeltſam und wunderlich. Da plötzlich geſchah es, daß ſie in Mode kamen, und zwar durch folgenden Umſtand. Peter hatte ein Bild verkauft an einen kleinen alten übelgeſtalteten Mann, der vornehmen Standes zu ſein ſchien, denn er hatte ſechs Diener hinter ſich, die auf ſeine Winke lauſchten. Dieſer Alte war mit dem gekauften Bilde unter dem Mantel fortgegangen, und kam nun und wollte ein ähnliches haben. Der Maler gab ihm eins und ſagte dabei, er freue ſich einen Liebhaber und Kenner für dieſe Gattung Malerei gefunden zu haben. „Ich?“ rief der Alte erſtaunt, „ich liebe dergleichen nicht. Wie ſollte ich ſolch Ungethüm mir für mein ſchweres Geld anſchaffen? Aber meine Tochter iſt wie vernarrt in dieſe Albernheiten, und ihr zu Gefallen muß ich ſie ja wol kaufen.“ Mit dieſen Worten zog der Alte verdrießlich die Börſe und zahlte den ausbedungenen Preis. Als er ſchon aus der Thüre war, kam er zurück und ſagte: „Meiſter Farbenklexer, wenn ihr Euch zutraut ſelbſt ſo unterhaltend zu ſein, wie Eure Bilder es ſind, ſo kommt doch zu mir, und erheitert meine arme Tochter durch Eure Gegenwart. Sie wünſcht Euch kennen zu lernen.“

Dieſe Auffoderung ließ ſich Peter nicht zweimal ſagen. Als er in ein großes, altes, palaſtähnliches Haus geführt worden, fand er in einem

Zimmer, deſſen Fenſter halb verhangen waren, ein junges Mädchen von kaum ſechzehn Jahren, von einer bewundernswürdigen Schönheit. Sie lag auf einem Ruhebette und hielt das Bild vor ſich, das der Alte ihr gekauft. Ihre Züge drückten freudige Aufregung aus. „Was ſeid Ihr für ein Mann!“ rief ſie mit kindlicher Unbefangenheit, indem ſie dem Ankommenden die Hand entgegenſtreckte, „wie habt Ihr ſo ganz meine Bewunderung und Liebe Euch erworben! Gewiß Ihr müßt ganz beſondere Gaben und Kenntniſſe haben, und ein Geiſt muß in Euch leben, der weit verſchieden iſt von Dem was man gewöhnlich ſieht und erfährt.“

Dieſe Worte machten auf den Künſtler nicht den Eindruck, den ſie ſollten; er hörte ſie kaum, ſo ſehr war er überraſcht und gleichſam gebannt durch die Schönheit dieſes jungfräulichen Kindes. Denn man wußte nicht, war ſie Kind, war ſie Jungfrau; ſie konnte zum Model eines Engels dienen.

Zwei Ehrendamen traten ein, und durch ſie erfuhr Peter, daß das ſchöne Mädchen die einzige Tochter des Herzogs von Bezelas ſei, eines unermeßlich reichen Mannes, Liebling und Rath des Königs, und daß der Herzog eingewilligt habe, ſeine Tochter mit dem Statthalter zu vermählen, der nunmehr bald eintreffen werde, ſeine Braut abzuholen. Das Mädchen ſei ſtets von ganz beſonderer Art geweſen und es habe immer mit munterm Sinn ſich ſeinen eigenen Spaß geſucht. So ſei denn das auch mit dieſen Bildern, obgleich man nicht begreife, wie Etwas, was für alle Welt nichts als abſcheuliche Fratzen ſeien, in ihr dieſes Ergötzen erwecken könne.

Die kleine Prinzeſſin, die die letzten Worte gehört hatte, ſagte raſch und indem ſie ihre leuchtenden Blicke zürnend auf die Duenna richtete: „Das will ich euch ſagen. Ich bin der ſchönen Engel und Heiligen, die ihr mir in mein Zimmer hängt, und auf Tritt und Schritt nachſchleppt, herzlich überdrüſſig. Ich will dieſe Geſichter nicht mehr ſehen, die bald ſo, bald anders die Augen verdrehen und mir Langeweile machen; hier ſind luſtige Figuren, gerade wie ich ſie liebe, und wenn es in der Hölle ſo fröhlich zugeht, ſo möchte ich je eher je lieber darin ſein.“

Die beiden alten Damen erſchraken über dieſen heilloſen Wunſch und verwieſen auf das ernſtlichſte ihrer Gebieterin ſolches Begehren. „Hoheit!“ riefen ſie, „was müſſen wir hören! Wenn die allerheiligſte Inquiſition in unſerm Vaterlande das vernähme! Ihr ſeid im Schooße der alleinſeligmachenden Kirche erzogen, von frommen Leuten gehütet und jetzt gebt Ihr uns die Betrübniß, daß ſolch ein Teufelsſpaß Euch gefällt! Ei, ei, was iſt nur das?“

Die Prinzeſſin lachte und rief ein mal um das andere: „Er gefällt mir aber doch! Ich will Spaß und Unterhaltung! Ihr ſeid alle langweilig, mein Vater iſt's auch und mein Bräutigam erſt recht. Mit dem Maler Peter Breughel will ich Freundſchaft ſchließen, der iſt der Mann für mich.“

Und Peter vergalt dieſe Freundſchaft von Herzen. Er gewann das ſonderbare bildſchöne, verwöhnte und verhätſchelte, eigenſinnige aber dabei doch herzensgute Kind ſo lieb als wäre es ſein eigenes. Er ſaß ſtundenlang an ihrem Bette und erklärte ihr die Bilder, und je mehr er mit dieſer lernbegierigen Schülerin verkehrte, um ſo leichter wurde ihm zu Sinn, und der Teufelsſpuk verlor immer mehr ſeine Macht. Einige dieſer Ungeſtalten ließ ſie ſich beſonders abconterfeien und hing ſie in prächtigen Rahmen über ihrem Bette auf. Der alte Herzog ſchüttelte das Haupt, und die zwei Ehrendamen bekreuzten ſich. Das ſchöne Kind lachte. „Der da“, rief ſie, „deſſen Naſe in eine Clarinette ausläuft, ſoll auf meiner Hochzeit zum Tanze aufſpielen, ich finde keinen, nach deſſen Muſik ich lieber meine Sprünge machen möchte, und jener Froſch im Harniſch mit der rothen Feldbinde ſoll mich an den Altar führen, er wird das höchſt anſtändig und mit größerer Würde thun, beſſer als der Großſeneſchall, mein Oheim, es vermag. Was ich mit der Kröte machen ſoll, die mit der Trommel verſehen, weiß ich noch nicht; vielleicht läßt ſie ſich herab, mir als Ehrendame zu dienen, nur muß ſie eine lange Schleppe tragen um die Trommel hinten zuzudecken, denn nicht alle Welt liebt eine ſolche Sorte von Anſtandsdamen.“

So ſcherzte und lachte das ſchöne Kind, und der alte Herzog und die Damen lachten endlich ſelbſt mit. Die Nachbarſchaft trug ſich mit den Erzählungen dieſer Vorfälle und bald wurde der Maler und ſeine Bilder Stadtgeſpräch. Jedermann wollte dieſe Bilder ſehen, und ſein Urtheil darüber abgeben. Die Meiſten fanden, daß die Herzogstochter eine kleine verrückte Perſon ſei, die ſich über Etwas freue, was vernünftigen Leuten nur Ekel und Abſcheu errege. Nichtsdeſtoweniger wollte man von dieſen Bildern auch eines beſitzen, und ſo machte Peter gute Geſchäfte. Das Bizarre und Außergewöhnliche muß ſich immer erſt durch gewiſſe Autoritäten, die ſich dafür ausſprechen, Bahn brechen. Dieſes geiſtvolle Kind, das die humoriſtiſchen Verzerrungen liebte, weil es durch fade und geiſtloſe Schönheit beläſtigt und gelangweilt worden, war hier das Mittel, womit Peter's originelle Schöpfungen Eingang fanden.

Eines Tages ſagte Lauretta, ſo hieß die Tochter des Herzogs, zu ihm: „Heute müſſen wir ernſthaft ſein, und nichts von unſern Poſſen vorbringen, denn meine Tante, die Prinzeſſin Della Croce wird kommen, und ſich nach meinem Befinden erkundigen. Ich habe bereits meine Muſikanten und meinen Hofmarſchall an der Wand gehörig verhüllt; ſie muß nichts von ihnen gewahrwerden, dagegen habe ich die langweilige heilige Petronella aufgeſtellt. Alsbald kam die Herzogin herein, und ließ ſich mit großem Gepränge auf einem mit Purpurſammet beſchlagenen Lehnſeſſel nieder. Wie freudig überraſcht aber zugleich wie peinvoll erſchüttert war Peter, denn die Prinzeſſin Della Croce war Niemand anders als die Dame des Ringes, die er einſt auf den Boden geworfen, weil ſie ihr Eigenthum zurückverlangt hatte. Jetzt war ſie da, und jetzt konnte er ſeines Ringes endlich ledig werden. Aber wie ſeltſam! Die Dame ſchien ihn nicht zu kennen, nicht durch die kleinſte Miene deutete ſie an, daß ſie Peter'n irgend einmal ſchon geſehn. Als er ihr genannt wurde, blickte ſie auf ihn mit derſelben fremden, kalten Höflichkeit, wie auf die Andern. Als ſie ſich fortbegab, ging Peter ihr nach, faßte ſich Muth, ließ ſich auf ein Knie ehrerbietig vor ihr nieder und ſagte indem er den Ring ihr vorhielt: „Gnädigſte Frau, Verzeihung für meine einſt begangene Unbeſonnenheit und Frevelthat, ich habe ſie bitter bereut. Seid nun ſo gütig und nehmt den Ring, der Euch gehört, zurück.“ Die Prinzeſſin, durch dieſe Rede in Staunen geſetzt, ſah den fremden Mann forſchend an und ſagte dann: „Ich kenne Euch nicht, Herr, und weiß auch von dieſem Ringe nichts.“ — Damit ließ ſie den über alle Begriffe aus der Faſſung gebrachten Peter ſtehen, und rauſchte von dannen. Er wußte zu gut, daß er ſich nicht geirrt; was war nun aber das? Warum nahm ſie nicht was ihr gehörte, und wonach ſie früher ſo heftig geſtrebt? Peter machte noch einen Verſuch, der Prinzeſſin den Ring aufzunöthigen; allein es fehlte wenig, daß er nicht als ein zudringlicher und ſeiner Sinne nicht recht mächtiger Mann von den Dienern der Dame hinausgeworfen wurde.

Nun verſank Peter von neuem in ſchweren Trübſinn. Sollte er die Zeit ſeines Lebens mit dem Teufelsſpuk behaftet bleiben? Welch ein Gedanke das!

Doch es ſollte nicht ſo ſchlimm werden. In der großen Stadt, in der er ſich befand, und die einen ſo ſtarken Zuſammenfluß von Fremden aus allen Ländern enthielt, machte er die Bekanntſchaft eines Mannes, der als Heilkünſtler herumreiſte, von dem ſeine nähere Umgebung jedoch behauptete, daß er im Beſitz magiſcher Künſte und Gaben ſei. Dem Doctor Remualdus theilte Peter das Abenteuer mit dem Ringe mit, und erwähnte dabei umſtändlich des Zuſammentreffens mit der räthſelhaften Dame. Der weiſe Mann ließ ſich den Ring zeigen, und nachdem er ſorgfältig den Stein unterſucht und ihn gegen das Licht haltend geprüft, erwiderte er: „Es iſt keinem Zweifel unterworfen, dieſer Stein mit dem darin eingeſchloſſenen Dämon iſt ein Kunſtwerk der

Geſchichtsforſcher, daß er nur ſeine Zeit organiſch gebildet, als Pflanze, eigenthümlich durch die Bedingniſſe des Bodens, der Luft hervorgerufen zeige. So fühle ich, kann man Geſchichte ſchreiben, und warum thut man es nicht? Warum langweilt man uns durch die Herzählung von Friedensſchlüſſen und Schlachten, die unter ſich wenig oder gar keine Verbindung haben, als — daß ſie im Buche an einander geheftete Blätter ſind.“

„Ich wußte nicht, daß Sie Philoſoph ſind, Herr Graf,“ ſagte ich halb verwundert, halb lächelnd. Er ſcherzte über meine Bemerkung, und nach einer Weile entfernte er ſich. Als ich mich allein fand, gab ich mich dem Eindruck ſeiner Worte hin. Sie beſchäftigten mich lange und ernſthaft. Ich hatte früher noch nie geahnt, daß man aus einem alten Autor, wie Horaz, eine unmittelbar auf's Leben anwendbare Beziehung herausfinden könne. Ebenſo neu war mir die Anſicht von der Geſchichte und ihrer Auffaſſchwarzen Magie und ſein Beſitzer iſt ein den finſtern Mächten angehöriges Weſen. Ihr müßt jedenfalls vom Ringe befreit werden, und zwar müßt Ihr ihn ſeinem Beſitzer wieder zuſtellen. Wo dieſer ſich nun befindet, das wiſſen wir nicht. Da er die Gabe beſitzt, jede ihm gefallende Geſtalt anzunehmen, ſo hat er ohne Zweifel damals auf dem Kirchweihfeſte zu Utrecht unter der Geſtalt der vornehmen Dame, die Ihr in dieſen Tagen geſehen, ſich in den Beſitz des Ringes ſetzen wollen; da es ihm nicht gelang, ſo ſchweift er wol jetzt unter andern Verkleidungen umher. Das Beſte iſt, Ihr ſucht eine verrufene Stätte auf, einen Kreuzweg im Walde, oder etwas dergleichen und legt dort um Mitternacht den Ring nieder, indem Ihr laut drei mal den Beſitzer auffodert, ſich ihn hier zu holen. Der Ring wird dann verſchwinden und Ihr ſeid deſſen ledig."

Peter bedachte, daß dieſer Rath der einzige ſei, der ihm auszuführen bliebe. Er begab ſich alſo zu jenem Gemäuer auf der öden Haide, wo er das verhängnißvolle Geſchenk bekommen, und wo er nun hoffte, es wieder los zu werden. Er wählte zu ſeinem Vorhaben eine finſtere Nacht, in der ein heftiger Sturm wüthete. Angelangt an dem Hauſe Peter Grool's, legte er den Ring auf die Steinbank am Eingange, und nachdem er ſich einige Schritte entfernt hatte, ſprach er jene Worte aus, die ihm Romualdus gelehrt. Eine Weile blieb der Ring unangetaſtet auf der Stelle liegen, wo er hingelegt werden: dann war es plötzlich, als ginge eine Wolke über das Haus, und bei einem heftigen Stoße des Sturmwinds ſtürzte Etwas aus der Höhe wie ein dunkler Schatten, und — der Ring war fort.

Peter kehrte heim, beruhigt und beglückt. Von dieſer Zeit an hatte er von dem geſpenſtiſchen Spuk nicht mehr zu leiden, und er malte auch keine Bilder mehr in dieſer Art, im Gegentheile ſuchte er ſich die ſanfte Manier ſeines Bruders Johann anzueignen, deſſen Landſchaften und Proſpecte ſehr geſucht wurden. Johann pflegte zu ſagen, das ganze Abenteuer mit dem Ringe habe Peter'n geträumt. Er habe einen alten Familienring bei der Theilung des Erbes bekommen, und dieſen Ring, der einen ſchönen grünen Stein enthalten, habe er ſpäter nachläſſigerweiſe verloren. Da er von jeher ein Träumer und ein ſeltſamer Menſch geweſen, habe er auch gewähnt, im Verkehr mit übernatürlichen Weſen zu ſtehen. Peter wurde böſe, wenn er dies von ſeinem Bruder behaupten hörte; er entgegnete ihm dann: „warum kann ich denn jetzt nichts mehr in dieſer Art malen? Jetzt, da ich den Ring nicht mehr habe? Und verſuche Einer es, dem es nicht gegangen iſt wie mir, dieſe abſonderlichen, von keinem Auge noch erſchauten, Figuren darzuſtellen? Alſo muß ich's doch erlebt haben.“ — Darin ſtimmten ihm auch ſehr Viele bei, die fortfuhren ihn den Höllenbreughel zu nennen.

Peter wurde nicht alt; er erreichte nicht das funfzigſte Jahr. Vor ſeinem Ende hatte er noch die Freude, ſeine geliebte kleine Lauretta zu ſehen, die jetzt eine große vielvermögende Dame geworden, und in einem prächtigen Palaſte wohnte. Aber Peter Breughel's Bilder waren ihr doch die liebſten. Ihre frohe Kinderlaune erwachte immer neu, wenn ſie dieſe Gebilde ſah. Sie verſuchte ſie auch im Leben nachzumachen und ließ ihre drei Hofzwerge bald in dieſer, bald in jener wunderlichen Verkleidung einhergehen: So traf denn auch hier der Satz ein, daß die Contraſte ſich gegenſeitig aufſuchen und daß die größte Schönheit nirgends lieber wohnt als bei der verzerrteſten Unform, ſo wie die himmliſche Güte am liebſten die tiefſte Verwahrloſung und Verderbtheit aufſucht.

Unſere Galerie zeigt jenes Bild, von dem wir geſprochen haben, „Die Verſuchung des heiligen Antonius“. Der Leſer mag ſich die hundertauſend Verzerrungen und tollen Zuſammenſetzungen ſelbſt hervorſuchen, die hier in einem kleinen Raume durcheinander wimmeln; er wird keine einzige unbedeutende oder nur flüchtig angedeutete Fratze und Figur finden, alle haben ihr eigenthümliches Leben, und bewegen ſich, wenn ſie auch nur ein paar Glieder haben, auf ganz charakteriſtiſche Weiſe. Wer da weiß, auf welchem Wege die Phantaſie zu

Werke geht, wenn ſie Etwas ſchaffen will, was in der Natur nicht da iſt, der muß bekennen, daß gerade in den Bildern Peter Breughel's etwas ganz Außerordentliches geleiſtet werden, faſt an ein Wunder grenzend, und kaum anders zu erklären als wie wir es hier gethan, durch das Beiwirken einer magiſchen Kraft, die in die Tiefen der Formbildungen dringt und ganz neue Schöpfungen zu Tage fördert. Man verſuche es nur, ſich auch nur eine Fliege zu denken mit einem andern als einem Fliegenkopfe, und man wird gleich auf die Schwierigkeit ſtoßen, wie dieſer fremde Kopf dem Rumpf der Fliege anzufügen ſei, ohne daß auf den erſten Blick die Unmöglichkeit des Zuſammenlebens dieſer beiden fremden Körper dem Beſchauer klar werde. Die Zuſammenfügung muß ſo gebildet werden, daß das neue Geſchöpf leben und ſich bewegen kann. Peter Breughel's Fratzen, ſo toll ſie ſind, können ſo exiſtiren, wie ſie erſcheinen, und hierin beſteht das Wunder ſeiner Phantaſie, worin ihn ſpäter kein Nachahmer erreicht hat.

Die Kuh des Potter.

Paul Potter.

Zwei junge Domherren zu Würzburg ſaßen bei der Flaſche beiſammen. Ueber ihnen hing unter andern Bildern das berühmte Bild Potter's: „Die Kuh". Wenn mich der Leſer fragt was dieſes Bild vorſtellt, ſo kann ich's nicht ſagen. Die Kuh des Potter iſt — die Kuh des Potter! Es iſt durchaus nicht möglich, mehr über dieſen Gegenſtand zu verrathen. Uebrigens kennt alle Welt dieſes Bild, das durch ſeine hübſche Landſchaft, durch ſeine „Naturwahrheit" und durch die ſeltſam echt niederländiſche Grille des Künſtlers, gerade einen ſolchen Gegenſtand zu wählen, ſich den Kennern und Liebhabern empfiehlt.

Unſere jungen Domherren, Beide im eleganten Coſtüm und vorſchriftmäßig gekleidet, denn ſie warteten eben, um beim Fürſtbiſchoff vorgelaſſen zu werden zur Morgencour, beſprachen ſich über die Ereigniſſe ihres frühern Lebens. Dieſes Leben war reich an Abenteuern geweſen. Zufällig fiel der Blick des einen dieſer Herren, indem er ſich nach oben richtete um nach den Zeigern der Uhr zu ſehen, auf das kleine Bild, von dem wir eben geſprochen. Ein Lächeln ging über ſeine Züge, und er wandte ſich zu ſeinem Nachbar, indem er ſagte: „Jene Kuh iſt ſchuld, daß ich dieſes ſchwarze Kleid trage!“

„Und ſie iſt ſchuld“ entgegnete der Andere, „daß ich's ablegen muß!“

„Ei wie das?„ fuhr der Erſtere lebhaft heraus. „Es wird ſo kommen, gib Acht, Aegid! Die Kuh bricht mir den Hals. Ich habe es aber auch zu toll getrieben; es geſchieht mir recht.“

Du ſprichſt in Räthſeln, mein Lieber!

„Die du dir mit einigem Scharfſinn ſelbſt löſen kannſt.“

„Nein, beim Bacchus, ich kann es nicht. Du biſt ſeit einiger Zeit mit dem Landgrafen, ſunz. Daß ein eleganter Weltmann die klaſſiſchen Schriften ſo genau kannte, war für jene Zeit ſchon auffallend genug; daß er ſie aber noch gar in lebendiges Fleiſch und Blut zu verwandeln verſtand, gehörte zu den wunderbaren Erſcheinungen, und der ſächſiſche Achill wurde mir jetzt ein Gegenſtand des lebhafteſten Intereſſes. Ich ſuchte ihn auf und trug ihm auf eine noch immer etwas ſcheue Weiſe meine jugendliche Freundſchaft an. Wir fanden uns nun öfters zuſammen und unſer Geſpräch betraf faſt immer das Studium und die Wiſſenſchaften. Achill, (ich will ihn von jetzt an ſo nennen,) zeigte ſich immer gleich. Er war unermüdlich, das dürre Feld des Schulwiſſens mittelſt des Zauberſtabs ſeiner Phantaſie und ſeiner Weltkenntniß mit lebendigen Geſtalten zu bevölkern. Er kam meinem jugendlichen Drange nach Ideen entgegen; er zeigte mir die glänzende Bühne der Welt, nicht als ein ärmliches Marionettentheater, wo bemalte Pupdeinem Onkel, geſpannt, er will deine Schulden nicht bezahlen, das allerdings weiß ich; aber was hat das mit der «Kuh» zu thun?“

„Laſſen wir das; es iſt eine verdrießliche Geſchichte. Von der heutigen Audienz erwarte ich viel, wenn nur der Gnädige in gnädiger Stimmung ſein wird. Seit einiger Zeit hat er es aber auf uns Junge gemünzt, wir ſollen an Allem ſchuld ſein. Es iſt zum Lachen! Als wenn die Alten viel beſſer wären! Wir haben die es erſt in ihrer Jugend getrieben! Wenn man da erzählen dürfte! Ich kenne Domcapitulare —“

„Still! wozu das!“

„Du haſt Recht, wozu das! Klingle doch dem Diener, daß er noch eine Flaſche bringt, wir werden noch ein Stündchen warten müſſen, ich ſah zwei Profeſſoren aus Göttingen hineingehen, und ehe die ihren gelehrten Plunder ausgekramt haben —“

„Wird man uns hier ruhig ſitzen laſſen — du könnteſt recht prophezeit haben.“

Er klingelte und die Flaſche wurde gebracht.

Aegid legte ſeinen Arm auf die kleine Marmorplatte des Tiſches mit großer Eleganz indem er die Hand in eine graziöſe Stellung brachte und die Spitzenmanchette halb darüber hinfallen ließ, dabei ſuchte ſein Blick den Pfeilerſpiegel gegenüber und er überzeugte ſich, daß das ſchwarze Käppchen gehörig weit aus der Stirn heraus auf den gepuderten Löckchen wie „hingehaucht“ ſaß. Sein dunkles Auge, voll Schalkheit, winkte ſich ſelbſt dabei Grüße zu, und eine leichte Kopfbewegung ſchien zu ſagen: Dieſer junge Mann dort gefällt mir. Gewiß iſt er von guter Erziehung und von nobeln Grundſätzen. Er iſt ein Geiſtlicher — aber das ſchadet nichts, er wird ſein Glück machen, und wenn man die Frauen auch nicht zum Altare führen kann, man weiß ſie nichtsdeſtoweniger an ſein Intereſſe zu feſſeln. Das läßt ſich machen. In dieſer Welt läßt ſich vieles machen. Die ſelbſtzufriedene Miene, die der Diener der Kirche am Schluſſe dieſes Selbſtgeſprächs zeigte, bildete einen Contraſt zu dem verſchleierten Auge und dem düſtern Hinſtarren ſeines Nachbars.

Er erhob ſein Glas und ſich zu Jenem hinüberbeugend, rief er: „Sei kein Kopfhänger, Florus — ſtoß an! Bedenke wie oft hätte ich verzweifeln müſſen in meinem Leben, wie oft war mir Grund zur Kopfhängerei gegeben, aber ich habe mich immer oben erhalten. Wie findeſt du dieſen Rüdesheimer? Gut, nicht wahr? Ich habe dem Kellerintendanten eine Adreſſe gegeben, die ich noch aus den Zeiten bewahrte, wo ich die Huſarenjacke trug. O das waren glückliche Zeiten!“

„Warum biſt du nicht bei der Armee geblieben?“

„Nun das iſt's ja eben. Daran iſt die Kuh ſchuld.“

„Erzähle.“

„Sehr gern. Ich ſpreche gern von mir und meinen Abenteuern. Du wirſt ſehen, es liegt ein gewiſſer Schwung in Allem, was ich unternommen habe und noch unternehme. Andere erleben auch allerlei, aber das geſchieht in einer ſchläfrigen Manier, die ſie verhindert, ſich und Andere zum rechten Bewußtſein ihres

Leichtſinns zu bringen. Ich aber kenne mich und weiß, daß ich außerordentlich wenig tauge, aber daß ich dabei für mich und Andere ein ſpaßhaftes und nützliches Subject bin. Nützlich meine ich inſofern, als die Menſchen immer Jemand haben müſſen, an dem ſie ſich reiben, den ſie aufziehen, dem ſie bald dieſe, bald jene Lächerlichkeit ſchuldgeben können. Ich dulde Alles; und obgleich ich, ohne Ruhm zu melden meine Spötter oft ſehr tief unter mir erblicke, ſo weiß ich mich doch ſo in ihren Augen zu ſtellen, als wenn ſie mir unbeſchreiblich imponirten."

„Gut, dem iſt allerdings ſo; wenn du dich aber in Gunſt geſetzt haſt, ſo verdirbſt du es dann plötzlich wieder durch irgendeinen Streich, den du ausführſt."

„Das iſt eben meine Natur, theurer Florus. Ich habe von Kindheit auf das Necken nie laſſen können. Doch du willſt meine Geſchichte hören — ſo höre ſie. Sie iſt zum Glück kurz. Vorerſt eine Frage: Du haſt doch meine Tante, die hochwürdige Aebtiſſin von Gandersheim gekannt?"

„Wie ſollte ich nicht? Als Collegialſchüler zu Münſter hatte ich die Ehre zum heiligen Dreikönigsfeſte ihr die Hand zu küſſen, wenn ſie nach Münſter kam um ihre Andacht im Dom zu verrichten.“

„Damals hatte ſie noch einen Schimmer, ſpäter wurde ſie ganz blind, die arme Frau. Aus den Zeiten ihres «Schimmers» datirt nun die Geſchichte, die ich dir erzählen will, und die der Grund war, daß aus einem jungen, wilden Huſarenlieutnant ein — ehrwürdiger Prieſter wurde.“

„Die Kirche wird ſich eben nicht ſehr zu dieſem Erwerb gratuliren können. Doch immerhin! Du biſt nicht ſchlimmer wie hundert Andere. Wenn ich an meine zwei alten Capitulare denke.“

„So laß doch die Capitulare ruhen, Florus, oder du zwingſt mich, unſer Geſpräch ſchnell abzubrechen. Welch ein Einfall, Etwas ſchwatzen zu wollen, was Schaden bringt. Nun ſo höre. Meine Tante hatte ihre Gunſt, abgeſehn von meinen andern Geſchwiſtern, ausſchließlich mir zugewendet. Es war dies eine mütterliche, ehrwürdige, echt liebenswerthe Gunſt, die ſich hauptſächlich dadurch kundgab, daß ſie gewiſſe leere Taſchen immer zur rechten Zeit wieder zu füllen wußte. Kluge Tanten können darin Unglaubliches leiſten. Ich war damals ſechzehn Jahr alt, und hatte ſchon mein Offizierpatent in der Taſche. Meine Tante kam auf den glücklichen Gedanken, daß ein Huſar ein Pferd haben müſſe, und die alte Dame ſah ſich danach um, wo ſie eines kaufen könne. Ich half ihr ſuchen und wir fanden einen prächtigen Apfelſchimmel, der ſeines Gleichen nie geſehen hatte. Das ganze Kloſter kam in Aufregung, und es war während drei Wochen von keinem andern Gegenſtand die Rede als von meinem Apfelſchimmel. Ich machte meiner Tante begreiflich, daß ein ſo auserleſenes Thier unmöglich dürfte alle Tage im gewohnten Dienſte angeſtrengt werden, und daß ich ein zweites Pferd, gewöhnlicher Art haben müſſe. So brachte ich ſie nach und nach dahin, daß ich einen Marſtall von zwölf Pferden hatte, und daß alle Kameraden ſich von mir ihre Thiere borgten. Du kannſt dir denken, wie beliebt ich dadurch im Regiment wurde. Das war die große Güte meiner liebenswerthen Tante. Aber nun kommt mein Undank. Eines Tages ſitzen wir Beide zuſammen in dem Cloſet meiner Tante, das war ein hübſches Zimmer, mit den Fenſtern nach dem Kloſtergarten, mit Teppichen und mit Gemälden verziert und mit einem großen Kamin verſehen, in das ich Holzklötzchen hineinſchob; denn wenn ich bei der Tante war, ſo durfte Niemand ſie bedienen, nur ich allein. Ich kochte ihr den Kaffee nach der Tafel, und wenn das Getränk auch nicht gerieth, ſie trank doch ihre zwei Taſſen leer, «denn», murmelte ſie für ſich: «man muß den guten Jungen nicht kränken, er verſteht es nicht beſſer, und er macht es ſo gut er es kann.» Das Fußbänkchen ſchob ich herbei, ich ging hinaus, und ſah nach dem Wetter, ich ſtellte die Uhren und klopfte an das Gehäuſe des Barometers, damit das Queckſilber immer flüſſig bleibe, dann nahm ich ein Buch und las vor, mit immer leiſerer Stimme bis ich wußte, daß ſie eingeſchlummert war. Dann ſchlich ich in den Corridor, wo ich noch einige nöthige Aufträge dem Kammermädchen zu geben hatte. Meine Tante hatte die unangenehme Gewohnheit, ſehr ſchnell wieder zu erwachen und deshalb fielen die nöthigen Inſtructionen draußen etwas übereilt aus, und Manches mußte nur mimiſch und durch Geſten angedeutet werden. So zum Beiſpiel bedeutete ein Händedruck: «Vergeſſen Sie nicht, Katharine, den Morgenpelz meiner Tante ſtets zu wärmen, ehe Sie ihn ihr umhängen.» Ein Umſchlingen der Taille mit dem rechten Arm hieß: «Nur nicht den Kaffee kalt aufgetragen!» Mit dem linken: «Den Hofhund an die Kette!» Ein Kuß hieß: «Die Sonntagshaube muß zierlich geplättet werden.» Katharine verſtand dieſe Sprache vortrefflich und ich gelangte zu einer ſolchen Uebung in ihr, daß ich faſt keine Worte mehr nöthig hatte, ſondern immer durch Zeichen ſprach; beſonders ließ ich ſehr viele Hauben plätten. Dabei hatte ich das angenehme Bewußtſein, meine Tante durch meine angeſtrengten Bemühungen für ſie immer gut bedient zu wiſſen. Aber wie geſagt ein Moment des ſchwarzen Undanks kam.“

„Wir ſaßen vor dem Kamin, ich mit dem Buche in der Hand, meine Tante in ihrem Lehnſeſſel. Eben hatten uns ein paar Kloſterdamen verlaſſen, deren Geſpräch auf uns Beide einſchläfernd gewirkt hatte. Um mich zu ermuntern, richtete ich meine Blicke auf einen alten zerbrochenen Spiegel, der über dem Kaminſims befeſtigt war. «Wohin ſiehſt du, mein Sohn?» fragt meine Tante. «Auf den häßlichen Spiegel», erwiderte ich. «Du haſt ganz recht, er iſt unnütz und häßlich zugleich. Als ich das Haus übernahm, befand er ſich unter dem Inventarium, und obgleich ich das Recht habe, ihn fortzuſchaffen, hab' ich es doch bis jetzt unterlaſſen. Doch ich will, daß er verſchwinde. Was bringen wir aber an ſeine Stelle?» — «Ein Bild, liebe Tante!» — «Ah, ein guter Einfall! Ja, ein Bild! Das wird gehen. Ich will ſehen, wo ich ein gutes Bild bekomme.» — «Ich will Ihnen ſuchen helfen!» — «Schon wieder! Aber es muß nicht ſo ablaufen wie mit den Pferden, verſtehſt du? Ich habe da entſetzlich viel Geld ausgegeben!» — «Wir wollen diesmal einen guten Handel machen. Ich kenne einen Mann, der Bilder verkauft.» — «Nun, das läßt ſich hören. Wähle mir nur einen Gegenſtand aus, der für das Zimmer einer alten Frau paßt. Denn du mußt wiſſen, ich empfange hier viele angeſehene Fremde, Herren und Damen. In den alten Spiegel hat Niemand hineingeſehen; aber ein Bild, das wird betrachtet werden.» — «Haben Sie keine Sorge; ich will es ſchon machen.» — Und ich erhalte eine Geldrolle, die Sache iſt abgemacht.“

„In der Stadt und bei meiner Garniſon angelangt, begebe ich mich in den Laden eines alten Händlers, der zugleich als Wucherer figurirte, unter welcher Eigenſchaft ich ſeine Bekanntſchaft geſucht und gemacht hatte. Im dunkeln Laden des Trödlers erfaßt mich mein Geſchick unter der Geſtalt dieſer verwünſchten «Kuh». Ich renne in mein Verderben. Der Leibhaftige ſelbſt flüſtert mir ein, dieſes Bild zu nehmen und es über dem Kamin meiner Tante einrahmen zu von ihre dürftigen, unverſtändigen Bewegungen machen, ſondern beſtimmt, um ein großes herrliches Geſchichtsdrama, vollendet und bis in die kleinſten Details hinein motivirt und verknüpft, darzuſtellen. Achill's Charakter kannten nur Wenige; man wußte nur, daß er tapfer, ſchön und den Frauen gefährlich war; hätte man in ſeine Seele ſchauen können, ſo wären die eigentlichen, gefahrdrohenden Kräfte nicht verborgen geblieben: dieſe beſtanden in einem ſcharfen, durchdringenden Geiſte und einem völlig vorurtheilsfreien Blicke.

Meine Bücher wurden mir jetzt von nuem lieb, allein Achill duldete es nicht, daß ich mich bei ihnen einſchloß. Er hatte ſo viel Gewalt über mich gewonnen, daß ich ihm willenlos folgte, wohin er zu führen mich für gut fand, und dieſes war — in die Kreiſe der Frauen. „Es iſt kein Zweifel,“ ſagte er mir, „daß die Gräfin Coſel Ihnen feindlich geſinnt iſt, ſie hat den König laſſen. Für wenige Thaler erſtehe ich das Kunſtwerk, den übrigen Theil der Rolle ſtecke ich in meine Taſche, denn ich habe ja der Tante verſprochen, einen guten Handel zu machen. Mittlerweile wird der Spiegel von ſeinem Platze entfernt und das Bild an deſſen Stelle geſetzt. Der Aebtiſſin lüge ich vor, daß das Gemälde den Bethlehemitiſchen Kindermord vorſtelle. Meine Tante glaubt es, obgleich ſie, indem ſie ſich ſehr anſtrengt etwas von dem Gegenſtand des Bildes zu erkennen, verſichert, ſie könne nirgends Kinder entdecken. «Geliebte Tante», ſage ich, «es iſt hier im Saale ſtets etwas dunkel, und dann hat der Maler aus angeborenem Zartgefühl dieſe armen Kleinen, die hier unter dem Meſſer der Tyrannenknechte verbluten, abſichtlich ins hohe Gras geſteckt, wo man ſie nicht recht finden kann.» «Es iſt ſchon gut, entgegnete meine Tante, «ich kenne das. Alte Bilder werden immer je ſchwärzer deſto mehr geſchätzt. In dem Hauſe meines ſeligen Herrn Vaters hing eine Magdalena, die wie eine Negerin ausſah, bis meine Mutter auf den Einfall kam ſie zu waſchen, wo ſie denn zu großer Freude von uns Kindern wieder weiß und hübſch wurde.» — «Ja, geehrte Tante, aber der Bethlehemitiſche Kindermord darf nicht gewaſchen werden.» — «Es ſoll auch nicht geſchehen, ſei nur ruhig!» entgegnete ſie. Darauf war von dem Bilde nicht wieder die Rede."

„Nach einer Weile beſuchte der Biſchof von Mecheln meine Tante. Er wurde in das Cloſet geführt. Der ehrwürdige Herr hatte über Angelegenheiten des Kloſters zu ſprechen, plötzlich hält er inne und wirft einen erſtaunten Blick auf das Bild. Meine Tante, die ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt hatte, daß ihre Gäſte mit einem ſonderbaren Lächeln jenes Kunſtwerk betrachteten, Manche auch raſch das Auge wie beleidigt, wegwandten, fragt lebhaft wie es ihm gefalle. Der Biſchof nimmt eine Priſe und ſieht wie erſtarrt in das muntere Geſicht der Fragenden. Endlich als ihr alter Jugendfreund ſagt er ihr mit großer Strenge in Blick und Miene. «Liebe Schweſter, ich kann es nicht dulden, daß Sie muthwillige Bilder in Ihren

Zimmern aufhängen!» — «Wie?» ruft meine Tante, «muthwillig? Der Mord der Unſchuldigen — muthwillig?» — «Ich ſehe hier keine Unſchuldigen und keinen Mord!» — «Nicht? und was ſehen Sie denn, lieber Vetter?» — Verſtimmt und aufgebracht erhebt ſich der Prälat, denn er glaubt, man will ſeiner ſpotten. Er geht, trotz der Beſtrebungen meiner Tante ihn zu halten, und auf der Schwelle ſagt er noch: «ich werde nicht eher wiederkommen als bis jenes Bild entfernt worden.»

„Nun ſchöpft meine Tante Verdacht. Sie läßt Kerzen anzünden, ſteigt auf einen Tiſch und mit ihrer ſchärfſten Brille bewaffnet unterſucht ſie jetzt den Bethlehemitiſchen Kindermord. Ach ſie ſieht, was ſie nie hätte ſehn ſollen. Herabſteigend ſteckt ſie ihre Brille ins Futteral und nur die wenigen aber inhaltſchweren Worte entgleiten ihren Lippen: «Der Junge ſoll mir nie wieder über meine Schwelle kommen!» So war ich denn geſtürzt! Von dem Geldbeutel entfernt, von dem Teſtament ausgeſchloſſen. Nun traf Unglück auf Unglück! Ich verlor im

Spiel, meine ſchöne Marie lief mit einem Kameraden davon, ich wurde wegen Schulden aus dem Regiment entfernt. Ich konnte von Glück ſagen, daß mein alter Großpapa, der mich nie hatte leiden mögen, doch auf ſeinem Sterbebette zu einer beſſern Einſicht kam, und mich unter der Bedingung, daß ich den geiſtlichen Stand wählte, hier einkaufte. Was ſollte ich machen? Der Welt den Rücken wenden? Gut, ich habe es gethan, und bereue es nicht. Das iſt meine Geſchichte, nun die deinige.“

„Du ſollſt ſie gleich hören“, nahm der Freund das Wort; „aber mir war es, als wenn die Klingel im Cabinet uns riefe.“

„Ich hörte nichts.“

„Warſt du ein loſer Burſche von früh auf“, nahm Florus das Wort, „ſo war ich ein frommer Knabe, frühzeitig von der Kirche gepflegt und für die Kirche aufgezogen.“

„Ich weiß es, ehrwürdiger Herr; dies hinderte aber nicht, daß Ihr beizeiten noch ein recht arger Sünder wurdet! Geh, geh, Florus! Du wirſt mir doch nicht aufbinden wollen, daß du um ein Haar beſſer ſeieſt als ich! Wir kennen uns, Freund, wir kennen uns. Laß die Heuchelei aus dem Spiele, ich bitte.“

„Ich bereue aufrichtig —“

„Was?“

„Zu ſpät die wahren Güter des Lebens erkannt zu haben.“

„Und dieſe ſind?“

„Klugheit und Gehorſam. In dem Stande, den wir uns gewählt, ſind beides goldene Regeln; die Schüler Loyola's können uns das beweiſen.“

„Miſche nicht unnöthig Ernſt in unſere heitere Unterhaltung.“

„Höre nur, und du wirſt dieſe Betrachtung nicht unangemeſſen finden. Ich hatte meine geiſtlichen Studien beendet, und Die, die ſich die oberſte Leitung meines Lebensweges angemaßt hatten, gewährten mir auf meinen Wunſch eine Reiſe und einen längern Aufenthalt in Paris. Bevor ich mich auf immer band, wollte ich die Welt kennen lernen. In Paris lernte ich die ſchöne Gräfin Guiccioli kennen; ſie eine Franzöſin, ihr Mann ein Italiener. Laß mich kurz ſein. Die Neigung zu dieſer Frau hielt mich von vielen Thorheiten zurück."

„Sie war indeſſen ſelbſt eine Thorheit."

„Still! urtheile nicht zu ſcharf. Es iſt wahr, ſie eine Vermählte, ich, halb ſchon Eigenthum der Kirche — mit welchen Blicken mußte die Welt dieſe Annäherung anſehn? Aber fragt die Jugend nach dergleichen? Wir waren glücklich, weiter verlangten wir nichts. Mein geringer Jahrgehalt, der mir ausgezahlt wurde, reichte nicht, er wäre ſchon zu gering geweſen lediglich um die Erfoderniſſe meiner Toilette zu beſtreiten. Die Folge war, daß ich Schulden machte und zwar auf den Namen des Grafen, für deſſen intimſten Freund ich galt. Drei Jahre vergingen ſo, da kam die Stunde wo ich mich entſcheiden ſollte, entweder raſch dem Gebote der Pflicht zu folgen, oder — mit Hintanſetzung aller irdiſchen Vortheile, und mit Zerſtörung des Lebensglückes Anderer einzig meiner Leidenſchaft zu leben. Cöleſtine, ſo hieß meine ſchöne Freundin, gab mir den Rath der Klugheit mit Aufopferung ihres eigenen Glücks. Sie rieth mir, nach Deutſchland zurückzugehen und mich unter allen Umſtänden mit meinen Verwandten zu verſöhnen. Sie that noch mehr, ſie gab mir die Mittel, wenigſtens einen Theil meiner zu einer enormen Höhe angewachſenen Schulden zu tilgen, ohnedies hätte man mich nicht reiſen laſſen, oder unſer Geheimniß und der Misbrauch, den ich mit des Grafen Credit getrieben, wäre offenbar geworden. Ich reiſte. In Deutſchland angelangt, ſchrieb ich ihr, zeigte ihr meinen einſtweiligen Aufenthalt an, und beſchwor ſie, meinem Angedenken treu zu ſein. Die Verhältniſſe in meiner Heimat hatten ſich ſo geſtaltet, daß ich noch ein ganzes Jahr zu warten hatte, bis ſich eine feſte Stellung, verbunden mit einer Einnahme für mich fand. Wäre ich klug geweſen und gehorſam den weiſen Geboten meiner Freundin, ſo hätte ich dieſes Jahr angewendet, um feſten Boden in der Gunſt meiner Vorgeſetzten zu faſſen; allein wozu wendete ich's an? In den Bädern von Spaa trieb ich mich herum, verlor im Spiel, und nach

Verlauf weniger Monate ſah ich mich aufs neue von einer Schuldenlaſt faſt erdrückt. Mein Rettungsengel in Paris ſollte von neuem helfen. Sie antwortete mir auf meinen bittenden Brief: Sie könne über kein eigenes Vermögen mehr disponiren, allein ſie beſäße aus der Nachlaſſenſchaft ihres Vaters ein paar werthvolle Bilder, die wolle ſie mir überlaſſen, wenn ich hoffen könnte, ſie bei irgendeinem reichen Kunſtliebhaber, oder in einer fürſtlichen Galerie vortheilhaft zu verkaufen. Dies war ein Hoffnungsſtrahl. Mein Oheim, der regierende Landgraf, ſammelte für ſeine Galerie, ich ging zu ihm, bekannte ihm offenherzig meine Verlegenheit, bat um ſeine Hülfe, und als er mir dieſe geradezu und mit ſehr derben Worten abſchlug, brachte ich jene Bilder in Erwähnung, von denen mir die Gräfin geſchrieben. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er das Papier in der Hand mit der Aufregung eines Enthuſiaſten die Worte ausrief: «Ein Original von Potter! Die berühmte Kuh! — Ja, Neffe, wenn du mir die ſchaffen kannſt, ſo will ich deine Schulden bezahlen.»

Wer war glücklicher als ich! Raſch wurde nach Paris geſchrieben, und in Zeit weniger Wochen war ich im Beſitz des Bildes. O, ich Thor! wäre ich nur gleich mit meinem Schatze in die Kunſtkammer meines edlen Onkels gerannt — aber ich war gerade in Leipzig zur Meſſe. Ein Gewühl von Fremden aller Stände! Die ſchönſten Frauen, die Roués von Paris; deutſche und ausländiſche Fürſten — welch ein Tummelplatz für meine Lebensluſt! Ich ſpielte, ich hatte Abenteuer und — zuletzt keinen Heller mehr im Beutel!“

„Halt ein, du Unglücksmann! ich errathe“ — rief Aegid, „da thateſt du das Entſetzliche und verkaufteſt“ —

„Die Kuh!“

„Raſender!“

„An einen Kunſthändler in Leipzig, der ſie bald darauf wie ich hörte, für den dreifachen Preis, den er mir gezahlt, dem Kurfürſten anbieten ließ.“

„Dein Unglück war gemacht! Ich ſehe den Landgrafen zurücktreten, und ohne Erbarmen dich den Stürmen deines Geſchicks preisgeben. Zum dritten mal hilft dein pariſer Engel nicht.“

„Auch hätte ich's nicht gewagt, ſie nochmals um Rettung anzuſprechen. Ich ſah mich für ruinirt an. Um ſo überraſchender war mir ein Schreiben des Capitels, das mir den Eintritt in meine Stelle hier ankündigte. Der Fürſtbiſchof, von dem Glanze meines alten Namens beſtochen, und ſich wenig kümmernd um die Dinge, die in der Welt, außerhalb dieſer ſtillen Mauern geſchehen, hatte anbefohlen, mir den Vorrang zu geben vor mehren andern Bewerbern, die ohne Zweifel alle würdiger ſind als ich.“

„Ei wie beſcheiden, mein Freund.“

„Noch kann ich aber jeden Augenblick wieder aus der Zahl der Erwählten entfernt werden. O Himmel, Aegid, heute iſt der Tag wo ſich's entſcheidet, ob ich zur Tugend und zu einer ehrenhaften Stellung zurückkehre oder ob ich — entſetzlich iſt's zu ſagen — ein verlorenes, räudiges Schaf in die Welt hinausgeſtoßen werde. Der Fürſtbiſchof iſt durch den Landgrafen von ebenfalls gleichgültig gegen Sie geſtimmt, aber das Alles darf Sie nicht abhalten, ſich hier eine Exiſtenz, ſo gut es gehen will, zu verſchaffen. Hier haben wir es mit lauter Weibern zu thun; iſt die eine uns entgegen, ſo muß deren Feindin uns nothwendig gewogen ſein. Haben Sie denn bis jetzt kein Geſicht, kein Geſpräch gefunden, das Sie intereſſirt?“ —

„Doch“ — entgegnete ich lächelnd, „an jenem Abende bei der Coſel, von dem ich mit Ihnen ſchon öfters geſprochen habe, ſaß ich neben einer Frau, die groß, ſchön und, wie es mir ſchien, von einem ſonderbaren, muthwilligen Charakter war.“

„Beſchreiben Sie ſie mir etwas genauer.“

Ich beſchrieb ihm meine Tiſchgenoſſen, allein er ſchüttelte den Kopf und behauptete, in ganz Dresden kein ſolches Weſen zu kennen. Wir ſtritten uns noch eine Weile und gingen dann zuſammen in eine glänzende Geſellſchaft mit der Abſicht, meine Unbekannte zu finden, doch ſie

Allem unterrichtet, und da er ein ſtrenger Herr iſt, ſo —“

„So, fürchteſt du das Schlimmſte!“

Hier ertönte die Klingel im Cabinete. Die Thür öffnete ſich und die zwei Profeſſoren aus Göttingen gingen hinaus.

Bleich und zitternd ſah Florus ſeinen Freund Aegid an.

„So komm! Wir dürfen nicht warten laſſen.“

„Ich bitte dich — geh voran!“

„Nicht doch — geh du voran!“

Nochmals ertönte die Klingel. Beide ſtürzten zugleich in die geöffnete Thür.

Nach einer Weile kam Aegid wieder heraus, indem er vor ſich hinmurmelte: „Man hat mich nicht nöthig, man will nur mit ihm ſprechen. Das hätt' ich wiſſen ſollen! Die kleine Schauſpielerin Marguerite hört heut die Meſſe. Wie das einfältig iſt, Leute von wichtigen Geſchäften abzuhalten, indem man ſie unnützerweiſe citirt, um ihnen zu ſagen, daß man ihnen nichts zu ſagen hat. Einſtweilen will ich die Zeit benutzen, ich will ein zärtliches, anonymes Briefchen an die kleine Hexe ſchreiben."

Er rief den Diener, hieß ihn die leeren Flaſchen fortſchaffen und dagegen Papier, Feder und Tinte bringen. Die Briefbogen, die ihm gebracht wurden, waren mit den biſchöflichen Inſignien geziert, er bemerkte dieſe erſt, als er den wohlſtiliſirten Brief fertig hatte. Voll Wuth zerriß er ihn wieder, indem er ausrief: „Welch ein einfältiges Papier das! Es verräth den Schreiber. Vielleicht wäre die Kleine noch gar auf den Einfall gerathen zu glauben, daß ſie eine Eroberung an — Narrheit! Narrheit! Ich muß von neuem mein Werk beginnen, diesmal werde ich aber nur die Hälfte des Bogens nehmen, die frei von allen Emblemen iſt."

Aber er vollendete auch dieſen Brief nicht, er wurde davon gehindert durch die Umarmungen ſeines Freundes, der aus dem Cabinet hervorgeſtürzt kam, und ihm die Freudensworte zurief: „Ich bin gerettet. Der Landgraf ſelbſt hat für mich ſich verwendet. Er iſt zu dem Beſitze des Bildes gelangt, und aus Freude darüber vergibt er mir und — bezahlt. Das Uebrige findet ſich. Der Fürſtbiſchof hat mir eine ſalbungsvolle Rede gehalten, und mein Beichtiger wird mir eine Buße auferlegen.“

„Ich wünſche dir Glück.“

„Noch eine dritte Flaſche! Wir wollen ſie auf das Wohl der »Kuh« leeren.“

„Es ſei.“

Sie füllten die Gläſer, indem ſie ſich vor das kleine Bild hinſtellten, das eine ſehr gelungene Copie des werthvollen Originals darſtellte.

„Von nun an weiſe und vernünftig, für die ganze folgende Lebenszeit!“ rief Florus, ſeinen Freund umarmt haltend.

„Für die ganze Lebenszeit!“ wiederholte dieſer. „Aber jetzt laß mich, ich muß in die Meſſe gehen, nothwendig habe ich dort mit Jemandem zu ſprechen.“

„Mit der kleinen Marguerite? Auch ich habe ihr etwas zu ſagen.“

Beide verließen lachend den Saal.

In der obigen Skizze ſind wir von unſerm urſprünglichen Plane abgewichen, den Künſtler in unmittelbarer Berührung mit ſeinem Bilde zu bringen, um dann die Geſchichte des Urſprungs deſſelben zu erzählen. Dagegen haben wir das Bild zum Mittelpunkt einer kleinen Novelle gemacht. Der Leſer wird dies entſchuldigen, wenn er bedenkt, daß über die Motive, die den Künſtler veranlaßten, gerade ein ſolches Bild zu malen ſich nichts ſagen läßt. Paul Potter liebte die Natur bis in ihre kleinſten Eigenthümlichkeiten und auf ihren verſteckteſten Wegen zu belauſchen, dabei war er genugſam Niederländer, um wie der größere Theil ſeiner Genoſſen vor keinem etwas ekelhaften Gegenſtande zurückzuſchrecken. Die Richtung des damaligen Geſchmacks unterſtützte ihn darin. Man erblickte in der Wahl ſolcher Gegenſtände einen Humor, den man ergötzlich fand, und es iſt nicht zu leugnen, es iſt auch ein gewiſſer Humor darin, nur will er für unſere Zeit nicht paſſen. Potter war übrigens nicht der Mann, um immer ſolche Späßchen zu machen, obgleich er wohl wußte, daß man ſie ihm ſehr gut bezahlte. Er malte am liebſten ſchmuckloſe Gegenden, einfache Landſchaftpartien mit köſtlichem Baumwuchs, und da er keine menſchlichen Figuren zu malen verſtand, belebte er dieſe einſamen Triſten und Waldplätze mit Thieren, denen er eine große Naturwahrheit gab, ſo auch beſonders den Hunden. Die dresdener Galerie beſitzt ein Bild, auf welchem eine Koppel Jagdhunde in den mannichfaltigſten und naturgetreueſten Stellungen gruppirt iſt, dazu ein vortrefflicher Waldgrund mit Stämmen hochwüchſiger Buchen.

Potter, der ſchon mit dem funfzehnten Jahre ein Maler von Bedeutung war, erreichte kein hohes Alter. Er war zu Enkhuyſen 1625 geboren und ſtarb ſchon 1654 zu Amſterdam. Dieſer frühe Tod ward zum Theil ſeinem übermäßigen Fleiße zugeſchrieben, denn er arbeitete unermüdlich, und zwar arbeitete er nicht eben mit raſchem Pinſel. Von der Mühe der ſorgfältigen Ausführung zeugen auch ſeine Bilder, die faſt in alle Cabinete und Galerien Europas verſtreut ſind. Sein berühmteſtes Bild,

„die Kuh“ kam aus der kaſſeler Galerie nach Paris, dort, aus der malmaiſonſchen Galerie, kaufte es der Kaiſer Alexander I. für die Summe von 6000 Thalern, und es prangt jetzt in der Galerie der Eremitage in Petersburg.

Die büssende Magdalena.

Juſepe Ribera.

Es war im Jahre 1648. Kurz vorher hatte der Aufſtand, an deſſen Spitze Maſaniello ſtand, Neapel erſchüttert; noch waren die Nachwehen zu ſpüren. Um die Sicherheit auf den Straßen wieder herzuſtellen, zogen zahlreiche Patrouillen durch dieſelben, und um Neapel herum lagerten in einzelnen Abtheilungen drei Regimenter Caſtilianer, welche Don Juan von Oeſtreich mitgebracht, als er auf Befehl ſeines Vaters, Philipp's des Vierten, nach Neapel kam, um den bedrängten Vicekönig in ſeinen Rechten zu befeſtigen und dem ruheloſen Lande den Frieden wiederzugeben.

Trotz des kriegeriſchen Zuſtandes, worin ſich Stadt und Land befand, hielten die Feſte und Luſtbarkeiten nicht einen Augenblick in ihrem

Pauſe inne; man konnte, wenn man Nachts die Hauptſtraßen und Plätze durchſchritt, die Paläſte nicht zählen, aus deren hellglänzenden Fenſtern der Schall der Cymbeln und Pfeifen, der Klang der Becher niedertönte, ſowie man die verzierten Altane, über deren teppichbelegte Baluſtraden geſchmückte und vom Tanz erhitzte Frauen ſich niederbeugten, nicht überſehen konnte. Auf der Straße wurden Verhaftungen vorgenommen, oben im Palaſt tanzte man; unten bloß Blut, oben Wein! An der Straßenecke verhauchte unter dem Stahl der Sbirren ein heldenmüthiger Jüngling aus dem Volke ſein Leben, auf dem Altan dicht darüber tauſchte ein junger Nobile verrätheriſche Küſſe mit der Frau ſeines Gaſtgebers.

Zwei Jünglinge, in ihre Mäntel gehüllt, gingen langſamen Schrittes an einem ſchönen, mit Säulen verzierten Hauſe vorbei, aus welchem lauter als aus allen andern der Jubel des Feſtes in die Nacht herniedertönte. Der Mond warf ſein Licht auf den reichen architektoniſchen Schmuck des Hauſes, und man erkannte das Wappen war nicht da. Ich ſuchte jetzt angelegentlich nach ihr, aber immer vergeblich. Endlich nahm ſich der Zufall meiner an.

An einem Morgen kommt mein getreuer Georg mit ſchlecht unterdrücktem Lachen in mein Zimmer und meldet mir einen Beſuch. „Wie heißt der Herr?“ fragte ich. Georg platzte jetzt in lautes Lachen aus und will mir den Namen nicht ſagen; endlich, da ich unwillig werde, nennt er mir den Herrn von der Käfernburg. — „Iſt denn der Name ſo lächerlich?“ — „Das gerade nicht, gnädigſter Herr,“ entgegnete mein Jocriſſe noch immer lachend, „allein es iſt gar zu komiſch, daß der Herr ſelbſt wie ein Käfer ausſieht. Er iſt braun, hat dünne Beine, eine große krumme Naſe und Augen — gerade wie ein tüchtiger Hornkäfer ſie haben muß.“ — „Still!“ rief ich, beſorgt, das Original erführe etwas von der Copie; — „führe ihn herein!“

Meine Bekanntſchaft von jenem Abende trat

Spaniens von zwei Genien getragen, von denen der eine die Inſignien des Kriegs, ein Schwert und eine Fahne trug, der andere Malergeräthſchaften und einen Lorberkranz.

Einer der Jünglinge deutete hinauf und fragte in verwundertem Tone ſeinen Nachbar: „Was ſoll das heißen? Wohnt hier etwa der ſpaniſche Geſandte?“

„Ein Narr wohnt hier“, antwortete kurz der Gefragte, „ein hochmüthiger Narr, der, weil er von ſpaniſcher Abkunft zu ſein behauptet, ſich nicht entblödet, das Wappen unſers Herrn über den Eingang ſeiner Taverne zu ſetzen. Es ſollte ihm füglich herabgeriſſen werden.“

„Und die kleinen Figuren oben?“ fragte Jener weiter. „Was iſt das, was der Eine trägt? Ich kann es im Mondenlicht nicht recht erkennen.“

„Malergeräthſchaften.“

„So iſt der Eigenthümer ein Maler?“

„Jawohl; Giuſeppe Ribera.“

Der Erſtere der Jünglinge ſtand jetzt ſtill, betrachtete nochmals die hellerleuchtete Fronte des Hauſes, richtete einen langen forſchenden Blick auf das Wappen, und ſagte dann:

„Ribera? Ja, ja! Er hat eine hübſche Tochter. Der Vicekönig ſagte mir das; zugleich ſtellte er mir den Vater als Hofmaler vor. Nun, Don Pedro's Hofmaler kann ja wol ſchon Feſte geben, und wenn er wirklich ein Spanier iſt, wer will ihn hindern, jenes Wappen an die Spitze ſeines Hausgiebels zu heften? Ich ſehe darin kein großes Unrecht.“

„Wie man's nimmt“, erwiderte der Gefährte. „Dieſe Menſchen werden ſo übermüthig. Ich wollte einmal ſehen, wenn dergleichen in Madrid vorfiele —“

„In Madrid! Wir ſind nicht in Madrid.“

„Ich weiß wohl; wir ſind in einem Lande, wo man noch vor einem halben Jahre das Oberſte zuunterſt kehrte. Deshalb ſollte man, meiner Anſicht nach, mit der geringſten Ungebühr nicht Nachſicht haben. Alles wird unter den Händen dieſer Menſchen Aufruhr! Sie haben keinen Gedanken am Tage, keinen Traum bei Nacht, der nicht ein Verbrechen enthielte.

Ich, wenn es auf mich ankäme, würde ganz anders als es bisher geſchehen, das Beil des Henkers in Bewegung ſetzen. Und was thut die heilige Inquiſition? Sie ſchläft. Der Cardinal Großinquiſiter ſieht durch die Brille des Prinzen Toloſa, und — Hundert gegen Eins zu wetten! — dieſer Prinz ſäße gar zu gern auf einem Throne, wenn er ihn auch mit Hülfe der Fäuſte des Volks ſich erobern müßte."

Dieſe Rede wurde von Dem, an den ſie gerichtet war, nicht gehört. Der junge Mann hatte den Perron des Hauſes erſtiegen, und ſtand jetzt vor einem der bis an den Boden reichenden offenen Fenſter, deren Seitenvorhänge wie rothe Flammen in die Nacht hinausflatterten und den Blick freiließen in den kerzenhellen Saal, in welchem eben die Federbüſche der Damen im Tanze hin- und herwegten wie ein üppiges Aehrenfeld im Lichte der Nachmittagsſonne. Der Schein, der aus dem hohen Fenſter fiel, beleuchtete die ganze Geſtalt des Lauſchers. Er ſtand da, die Rechte auf die Hüfte geſtützt, die Schultern zurück, den Kopf mit den ſchweren dunkeln Locken etwas vorgebeugt, ein Bild jugendlicher Schönheit in der Fülle blühender Reize. Die dunkeln Augen drangen in den Saal, und die Linke rührte an den feinen Bart, der ſich über die vollen Lippen hinzog. Alles an dieſem jungen Manne war Adel und Schönheit. Obgleich er einfach gekleidet war, konnte man doch bemerken, daß an dem Griff ſeiner Waffe, die er unter dem zurückgeſchlagenen dunkelfarbigen Mantel trug, ein Diamant ſeine gelb-grünrothen Farbenblitze hervorſchoß.

Nur einen Augenblick ſtand der junge Mann im vollen Lichte, dann zog er ſich in den Schatten zurück, vorſichtig mit dem Blicke einen Gegenſtand verfolgend, den er im Saale gefunden, den er ſehen, von dem er aber ſelber nicht geſehen werden wollte. Er winkte ſeinem Genoſſen und auch dieſer erſtieg den Perron.

„Guter Freund“, begann er zu dem Hinzutretenden, „ſchärfe deine Augen ein wenig und ſage mir, wer das Mädchen iſt im rothen Mieder, mit der Granatblüte im Haar.“

„Das iſt die Gräfin Oſſuna.“

„Nicht doch! die kenne ich. Neben ihr — jetzt nicht mehr — nun iſt ſie hinter der Säule! Ha — da, da! Haſt du ſie?“

„Welche? Es gehen dort Drei zuſammen.“

„Drei? Ich ſehe nur Eine! Nun, ſiehſt du nun? Es ſpricht ſie ein Mann mit grauem Haar an.“

„Den Alfonſo del Xante di Xibero!“

„Teufel! Will ich denn wiſſen, wie der Alte heißt? Du haſt ein Narrenhaus im Kopfe! Da, nun kommt ſie aufs Fenſter zu; wallen wir raſch hinter die Säule.“

„Ich ſehe ſie jetzt.“

„Endlich!“

„Es iſt Donna Roſa Ribera.“

„Alſo die Tochter des Malers?“

„Ja, und da iſt der Vater. Nun kannſt du die Beſtätigung meiner Worte ſehen. Schreitet er nicht daher wie einer unſerer Granden? Ganz in Schwarz gekleidet, der Narr! Und einen Degen trägt er an der Seite? Mit welchem Recht? Und ſein ſchwarzer Lockenkopf — er ſchüttelt ihn, als wenn er ein Brutus wäre;

dazu der Blick aus den tiefliegenden Augen! Ich glaube, dieſer Menſch iſt gefährlich, und ſollte er auch zehn mal der Hofmaler des Vicekönigs ſein.“

„Dieſes Lächeln iſt bezaubernd!“ rief der Lauſcher. „Sieh nur wie rund ihre Schulter iſt; wie ſie das Köpfchen auf eine Seite zu neigen verſteht, daß das Blitzen der dunkeln Augen, die ein entzückender Liebesſchatten umrändert, in die Seele brennt. Roſa nannteſt du ſie? Ja, ſie iſt eine Roſe, eine prächtige, volle Roſe, ein Kind der Sommernacht; eine Roſe, die ich brechen muß.“

„Ach, brechen wir nichts, denken wir nur daran, wie wir Ruhe ſchaffen. Sind wir erſt wieder daheim, dann kann es ans Roſenbrechen gehn. Dort blühen Roſen ohne Dornen.“

„Aber gerade die Dornen ſind es, die mir die Roſen doppelt lieb machen.“

„Die Gefahr alſo? Nun die können wir haben. Wir befinden uns mitten unter einem empörten Volke, das vor wenig Monden öffentlich, jetzt heimlich ſeinen Dolch wetzt. Ach

Juan, du wirſt nicht lange deine Lorbern tragen, du ſetzeſt ſie leichtſinnig um jede Betteldirne aufs Spiel."

„Und du, Freund Perez, haſt von ſpaniſchem Blute keinen Tropfen in dir —"

„O — was die Ehre betrifft —"

„Ehre ohne Liebe, iſt eine kalte Winternacht, Sterne flimmern zahllos, aber man friert. Komm laß uns jetzt nach Hauſe gehen. Ich weiß jetzt was ich wiſſen will."

Und die beiden Jünglinge durchbrachen den Haufen Zuſchauer, der ſich in einiger Entfernung um den Palaſt geſtellt, und verſchwanden in eine Seitenſtraße einbiegend.

Der Maler Don Giuſeppe Ribera ſtand in ſeinem reichgeſchmückten Zimmer vor der Staffelei, doch der Pinſel in ſeiner Hand rührte ſich nicht. Er hatte verſprochen, für die Brüderſchaft der Kapelle del Teſoro ein großes Bild zu fertigen, das die Mörder des heiligen Januarius darſtellte, und der Tag, wo dieſes Werk vollendet ſein ſollte nahte heran. Eine Woche war vergangen, ohne daß der Meiſter gemalt. Es waren andere Dinge, die ihn beſchäftigten. Nach langer Zeit einmal fühlte er andere Sorgen an ſeinem Herzen nagen als die waren, die ihm ſein Ehrgeiz ſtets bereitete. Von glühender Begier getrieben, der erſte Maler ſeiner Zeit zu heißen, verfolgte er mit allen Mitteln, die ſein Haß und ſeine verrätheriſche Klugheit ihm eingaben, die Künſtler, die ſich am Hofe von Neapel der Aufmerkſamkeit des Vicekönigs, deſſen Günſtling er war, zu erfreuen anfingen. Er war es, der Domenichino's Tod veranlaßte, indem er dieſen unglücklichen Fremdling, der es gewagt mit ihm zu wetteifern, in Gefahren und Ränke aller Art ſtürzte. Die Gunſt, die ihm der Herrſcher ſchenkte wandte er dazu an, ſich ein ſtolzes Reich zu gründen, in welchem er unumſchränkt thronte, und Gnaden und Auszeichnungen verlieh. Der Haß der Künſtler gegen den ſtolzen Ribera war deshalb ein glühender, um ſo verderblicher je geheimer er gehalten wurde. Die Gemälde Ribera's, die er in der Zeit ſeines Glanzes ſchuf, trugen ebenfalls dazu bei, ihn in Anſehen und Schrecken bei der Menge zu erhalten. Die düſtere Manier Merigi's ſeines Lehrers, noch überbietend, wählte er ſich nur Stoffe zur Darſtellung, die das Grauſen und das Entſetzen der Hölle umgab, Marterſcenen, die das Gefühl auf die Folter ſpannten, Darſtellungen gräßlicher und unmenſchlicher Leiden, die das Blut in den Adern des Beſchauers gerinnen machten, die aber auf die vornehmen Sünder eben dieſelbe ehrfurchtgebietende Macht ausübten, wie ſie es auf den Naturſinn des Volkes thaten. Ein Mann, der in ſeinem Geiſte ſolche Offenbarungen trug, mußte mit den Mächten einer höhern Gewalt im engen Bunde ſtehen, daß ſie ihm Blicke thun ließ in das Innere jener entſetzlichen Strafhäuſer der Hölle, wo Teufel Qualen erſinnen, daß durch ſie Heilige geprüft werden. In der That, die Marter des heiligen Bartholomäus, ein Bild, durch das Ribera zuerſt ſeinen Ruhm gründete, enthält der Schrecken ſoviele, daß man dem Maler den Vorwurf machen kann, er wolle in Blut und Entſetzen ſchwelgen. Und Ribera ſchwelgte wirklich darin. Sein Charakter war abgewendet von jeglichem Lichte, ſein Sinn war völlig erſterben für die Lieblichkeit und Schönheit der Welt, er haßte, er verachtete die Menſchen, und eine Luſt war es ſeiner wilden ruheloſen Seele, dieſe Schar, die er verfolgte, mit allen Geißeln zu züchtigen, die eine dämoniſche Kunſt, ihm in die Hand gab. Wer das verzerrte Antlitz ſieht jenes Henkerknechts, der in der Marter des Bartholomäus, dem Heiligen, der hülfeſtehend die entfleiſchten Arme zum Himmel hebt, den letzten Todesſtoß zu geben bereit iſt, der zweifelt, ob die Kunſt, die ſolche Züge ſchuf, noch göttlichen Urſprungs ſich rühmen darf. Allen Haß, alle Bitterkeit, die ſich in der Seele des Malers gehäuft hatte, heftete er an die Spitze ſeines Pinſels und trug ſie auf die Leinwand über, die nun ein Schlachtfeld wurde, auf dem der Tod und die Hölle triumphirten, die Tugend blutend niederſank. Und doch gab es noch eine Stelle an Ribera's Herzen, in's Zimmer. Wir begrüßten uns auf die ceremoniöſeſte Weiſe und der Herr Graf fand für gut, ſehr bald auf den Gegenſtand ſeines Beſuches überzugehen. Er zog ein Buch aus der Taſche und zeigte mir, ſehr fleißig ausgemalt, mein Wappen. Er entfaltete auch einen Stammbaum, auf dem er nachwies, daß die Kafernburge mit den Sylvans durch Nebenlinien in Verwandtſchaft getreten. Wir ſtanden bei dieſem glänzenden Reſultate unſrer Forſchung beide auf und verbeugten uns gegen einander, ſo daß die Locken unſrer gepuderten und friſirten Köpfe ſich berührten, dann ſetzten wir uns wieder und verfolgten das Gezweige unſrer Stammbäume noch höher hinauf. Da fand ſich's, daß ich mit faſt allen ſächſiſchen Familien die Ehre hatte verwandt zu ſein. Neues Aufſtehen, neue Umarmung. „Ich wußte es," ſagte der Kleine, indem er eine ungeheure Priſe in ſeine Papageiennaſe ſchob, „daß in Ihnen das uralte Blut wo er noch menſchlich fühlte, doch gab es in ſeiner Seele noch einen Ton, der aus einem verlorenen Paradieſe herüberklang, doch hatte dieſer kalte, harte, trotzige und ſtarre Menſch noch ein Weſen, das er mit Liebe umſchloß, und dieſes Weſen war ſeine Tochter.

Er hatte nur dieſe eine. Wir haben gehört, daß ſie ſchön war, und Ribera, der auf ſeine Bilder ſtolz war, war es auch auf ſeine Tochter. Er, der Vater, der berühmteſte Maler ſeiner Zeit, ſie, die Tochter, die ſchönſte und tugendhafteſte Jungfrau Neapels! So war es in ſeinem Sinne feſtgeſtellt. Die letzten Tage hatten dieſe Rechnung umgeſtoßen. Auf Roſa's Tugend drohte ein Schatten zu fallen. Ribera war außer ſich, Ribera tobte — aber, wie er gewohnt verſchloß er den Vulkan im Herzen hinter einer ſtarren Decke. Er ließ ſeine Tochter kommen; kalt, ruhig — ſogar gütig empfing er ſie, die im Putze eintrat, denn ſie wollte ſo eben an einer Luſtpartie theilnehmen, die man ihr zu Ehren veranſtaltete. Als ſie eintrat, lag Giuſeppe in ſeinem mit purpurnem Stoffe überzogenen Armſtuhl, ſeine Kleidung war wie immer ſchwarz, ein Mantel, mit Hermelin beſetzt lag halb über die Stuhllehne gebreitet und gab dem ſtolzen Maler das Anſehen eines Fürſten. Die dunkeln Augen unter buſchigen Brauen ſcharf auf die Eintretende gerichtet, hieß er ſie näher kommen und nahm, ehe er ſeine Worte an ſie richtete, ein mit Silber durchwirktes Tuch von ihren Schultern ab, indem er vor ſich hinmurmelte: „Verträgt ſich wohl dieſes Gelb mit dem Roth des Rockes? Ribera's Tochter, und weiß nicht mit Farben umzugehen!“

Das Mädchen legte ſtillſchweigend das Tuch ab und blieb wartend an die Säule des Eingangs gelehnt ſtehen.

„Mein Fräulein“, hob der Maler an, „Euer Vater will Euch ein Wörtchen im Vertrauen ſagen; ſeid Ihr geneigt, ihn anzuhören?“

Sie neigte das Haupt.

Er ſprang jetzt auf, ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme und indem er ſein Haupt wie ermüdet an ihre Schulter legte, rief er mit zitternder Stimme: „Roſa — mein Kind! Mein herzig geliebtes Kind! Was haſt du aus deinem Vater gemacht? Ich wollte ſtreng mit dir ſprechen — ich kann es nicht! Der Kampf der letzten Nächte, wo ich mich ſchlaflos auf meinem Lager wälzte hat meine Kraft gebrochen. Ich komme, dich zu bitten, verlaß mich nicht!“

„Mein Vater!“ rief das Mädchen verwundert und aus ſeinen Armen ſich freimachend, „was iſt Euch, mein Vater? Womit hab' ich Euch beleidigt? Welcher Schuld klagt Ihr mich an?“

Er hörte ſie an, gleichſam als wollte er dieſe Stimme, die ihm die einzige in der Schöpfung war, die in ſein Inneres drang, mit Gier einfangen, dann legte er von neuem ſein Haupt auf ihre Schulter und ſtammelte kaum hörbar: „Verlaß mich nicht!“

Roſa erwiderte die Umarmung des Vaters und wollte ihn zum Lehnſeſſel zurückführen, da richtete ſich der ſtolze Mann kräftig empor und die Hand der Tochter faſſend, brachte er das Mädchen vor ein kleines Bild, das in der Ecke des prachtvollen Gemachs an der Wand hing.

„Meine Faſſung iſt wiedergekehrt“, hub er an, „und du ſollſt erfahren was ich mit dir zu reden habe. Sieh hier das Bild, ich hab’ es gemalt, um mich vergangener Zeiten zu erinnern. Der kleine Bettelknabe, der dort an den Stufen des Palaſtes lehnt, ein Almoſen empfangend, das ein Prieſter ihm zuwirft — bin ich. Ja, mein Kind — jener Bettelknabe iſt dein Vater. Nicht Jedem vertraue ich das trübe Loos meiner Knabenjahre an. Der eigene Vater trieb mich mit einem Fluche aus dem Hauſe; ich irrte umher, heimatlos, verlaſſen. Mit einem Stückchen Kohle zeichnete ich eines Tages ein kleines Heiligenbild an die Mauer eines Kloſters. Der Zufall fügte es, daß der fromme Cardinal Balſano, er mein Beſchützer, mein zweiter Vater, vorbeiging und auf die Zeichnung aufmerkſam wurde. Durch ihn kam ich in eine beſſere Lage, doch er ſtarb, und von neuem ward ich dem widrigſten Geſchicke hingegeben. Du kennſt nicht die Misgunſt, den Haß, den Neid, die nie ſchlummernde Zwietracht und die ewig rege Verfolgungsſucht, die in unſerer

Künſtlerwelt herrſcht. Aus Rom, wohin ich wanderte, vertrieb man mich; Cabalen aller Art wurden gegen den Hülfloſen geſchmiedet, ich floh. Endlich fand ich hier in Neapel ein mäßiges Glück, meine Verdienſte bahnten mir den Weg, und endlich erhaſchte ich die Gunſt unſers Fürſten. Meine Feinde mußten das Feld räumen und — Ribera triumphirte! Für wen, meinſt du, habe ich ſo Großes geleiſtet, ſo Drohendes überwunden? Für dich! einzig für dich! Während ich aber daran ging, an dem ſchönen Bau die letzten Steine zu fügen, legteſt du die Hand daran, es einzureißen. Ich ſage dir nur ein Wort: Der Prinz."

Roſa wich erſchreckt zurück und eine dunkle Glut bedeckte ihre Wangen.

„O ich Thor!" ſetzte der Vater mit bebender Stimme hinzu, „ich eitler prahleriſcher Thor. Da gab ich ein Feſt, ich lade dazu den jungen Fürſten ein, und dieſes unglückſelige Feſt hat die Folge, daß ganz Neapel davon ſpricht Roſa Ribera ſei des ſpaniſchen Prinzen Geliebte."

„Mein Vater —“

„Still! Du täuſcheſt mich nicht. Niemand täuſcht mich. Zu tiefe Blicke hab' ich werfen gelernt in die Seele der Menſchen. Ich kenne die Leidenſchaften, denn ich ſelbſt war ihr Opfer.“

„Dennoch — mein Vater!“

„Hier kann nur Flucht retten — nur Flucht Und du ſiehſt mich bereit, mit dir Neapel zu verlaſſen. Wir gehen Morgen in der Frühe nach Rom; dort hab' ich Freunde, die dich und mich ſchützen werden.“

Roſa flog auf ihren Vater zu, ſchloß ihn in ihre Arme, und rief mit dem Tone der höchſten Leidenſchaft: „Vater, deine Flucht iſt unnütz! Ich werde zu widerſtehen wiſſen, ich bin deine Tochter! Nur laß uns nicht aus Neapel fliehen!“

„Und wenn ich bliebe,“ ſagte Ribera, indem er forſchend in das Auge der Tochter ſah, „welche Gewißheit gibſt du mir, daß nicht Gewalt dich von meiner Seite reißt? Du kennſt nicht die Macht des Prinzen! Du kennſt dieſen Don Juan nicht, dem bisjetzt noch keine Weibertugend widerſtanden hat."

„Der Prinz iſt ein edler Mann, mein Vater."

„Edel — ja bis zur Grenze, wo die Leidenſchaft ihn fortreißt. Dann aber wird er keine Schranken kennen. Lehre mich die Fürſten kennen!"

„Nun denn, mein Vater, ich beſitze einen Dolch, und weiß zu ſterben."

In Ribera's Augen leuchtete es auf wie ein prächtiger Siegesglanz, er ſchloß entzückt ſein Kind an die Bruſt. „Recht ſo, meine Roſa!" rief er — „denkſt du alſo, ſo bin ich ſicher. Vergib, daß ich auch nur ein Wort, das wie Argwohn klang, hinwarf. Geh' jetzt auf das Feſt, bleibe bis ſpät in die Nacht — du biſt Ribera's Tochter! Wir reiſen nicht."

Die Duenna trat ein, um ſich zu erkundigen, wo die junge Signora bliebe, da unten auf der Straße bereits die Geſellſchaft wartete um der Sänfte der Damen das Geleit zu geben. Noch einmal umarmte Roſa ihren Vater und flog aus der Thüre. Ribera blickte aus dem Bogenfenſter nach, wie ſie unten in die Sänfte ſtieg, ſie winkte ihm mit dem Tuche. Die Cavaliere grüßten ehrerbietig. Don Perez und der Prinz befanden ſich an der Spitze des kleinen Zuges. Man eilte die Gondeln zu beſteigen, um ins Meer hinauszufahren.

Als Ribera allein war, nahm er das blaßgelbe ſilberdurchſtickte Tuch der Tochter und preßte es an die Lippen, heiße Küſſe darauf drückend.

An der Kuppel der Kapelle del Teſoro malend begegneten ſich die beiden Maler Lanfranco und Fracanzano. Sie ſahen ſich von ihren hohen Gerüſten einander an und Lanfranco mit dem Pinſel auf das leerſtehende Gerüſte in der Mitte zeigend fragte: „Wo bleibt er?“

„Beim Bacchus“, erwiderte Fracanzano, „ich glaube, daß er heute auch nicht kommt.“

„Weshalb?“

„Wißt Ihr's denn nicht, lieber Bruder, die Stadt iſt ja voll davon.“

Lanfranco miſchte eine ſtarke Portion Mennige mit Schwefelgelb um damit die Tunica des heiligen Paul zu malen, der im Begriff ſtand der Mutter Gottes ſeine Aufwartung zu machen, von der erſt die Füße fertig waren.

„Ich kümmere mich wenig um die Geſchichtchen, die man ſich in der Stadt erzählt; auf meinem Weinberge wohne ich ziemlich abgeſondert von aller Welt.“

„Nun ſo erfahrt, der ſtolze Spanialette, das kleine Spanierchen, (ſo wurde Ribera im Spott von den Künſtlern genannt) hat ſeine Tochter dem Prinzen Juan von Oeſtreich abtreten müſſen. Sie iſt mit Gewalt in den prinzlichen Palaſt geführt worden. Der Alte ſoll ſich die Haare darüber ausraufen; aber was will er machen? Geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern; ſein Kind iſt eine Buhldirne, er zeitlebens beſchimpft.“

„Hm, Meſſer Fracanzano, was Ihr mir da erzählt macht mir Spaß“ hub Lanfranco an, „beim Barte des heiligen Lucas, ſo iſt es! Ei ſeht doch, Spanialetto mein Väterchen, Spanialetto mein Zuckerſöhnchen, alſo ſo weit haſt du's gebracht mit deinen Kniebeugungen vor den Großen! Es geſchieht dir recht! Erkenne darin den Zorn Derer, die du beleidigt haſt; erkenne die Rache, die der Himmel für den armen Stanzioni an dir nimmt, dem du aus Neid das Bild in der Karthauſe mit beizendem Waſſer beſpritzteſt, ſodaß es für alle Zeit verloren war, und für die Unbill, mit der du eine Menge Andere verdrängt und beleidigt haſt. Haben wir ſelbſt nicht, Freund Fracanzano, an ſeiner Thüre ſtehen und um Arbeit betteln müſſen? Wir, die wir, ſo glaub' ich wenigſtens, etwas mehr werth ſind als ein Dutzend kleine Spanier zuſammengenommen? Wir, Lanfranco und Fracanzano! Hört's Neapolitaner! Aber wir wollen bei dieſem Anlaß als Chriſten handeln, wir wollen dieſen Ehrenraub Niemand erzählen, damit es nicht hieße, wir verbreiteten die Nachricht. Die Einzige, der ich's beim Nachhauſekommen ſagen will, iſt meine alte Battiſta! Hahaha! Die gute Alte iſt im Stande und läuft noch heute durch das ganze Dorf und der Käfernburge wallte, mir ſagte es eine Simpathie; Sie glauben doch an Simpathie?“ — Er ging jetzt auf ſeinen zweiten Lieblingsgegenſtand, auf den Geſpenſterglauben, über. „Ich hoffe, daß Sie in Ihrem Schloſſe auch eine weiße Frau haben; Sie müßten denn nicht zu dem alten Grafenhauſe gehören?“ Ich bejahte es, und der Graf von der Käfernburg nahm jetzt beruhigt Abſchied. Aber er hatte noch etwas Wichtiges vergeſſen; er machte mich darauf aufmerkſam, daß meine drei Kammerlakaien einen gelben Rock mit einer dunkelblauen Einfaſſung trugen; dieſe Farbe war wappenwidrig, es mußte himmelblau ſein. Ich verſprach, auf das ſchnellſte dieſes Verſehen abzuſtellen. Er lächelte befriedigt und bat mich mit einer huldreichen Miene, ihm meinen Beſuch zu ſchenken. „Ich lebe ſehr einſam“ ſagte er; „mein Umgang iſt einzig und allein auf Se. Majeſtät den König beſchränkt. Die Formen des heutigen Adels gefallen mir nicht.

ruft Jedem ins Ohr: «Giuſeppe Ribera's Tochter iſt eine weltkundige Dirne!» — Nun man muß der Alten dieſe Freude gönnen."

Meiſter Lanfranco lachte, daß das Gewölbe der Kuppel widerhallte.

Eine Menge Malerſchüler kamen in die Kirche. Als ſie den Platz Ribera's leer ſahen, fingen ſie laut untereinander zu ſcherzen und zu ſpotten an, und die Neuigkeit des Tages ging von Lippe zu Lippe. Viele darunter hatten ſich der ſchönen Roſa genaht, waren jedoch theils von ihr unbeachtet geblieben, theils mit Stolz abgewieſen worden. Jetzt triumphirten ſie.

Es war eine ſtürmiſche finſtere Nacht. Eine alte Frau trug eine Laterne voraus, eine in einen groben Mantel gehüllte weibliche Geſtalt folgte ihr. Der Weg ging über einen ſteinigen Acker. Der Wind war ſo heftig, daß beide Wanderinnen öfters ſtill halten mußten, um neue Kräfte zu ſammeln im Kampf gegen die

Elemente. Die Alte murmelte etwas vor ſich hin, das halb wie Flüche, halb wie Gebete klang. Stumm, gebeugten Hauptes ſchritt dicht hinter ihr her die Geſährtin. Man gelangte zu einer kleinen Brücke, über dieſe ſchritt ſoeben ein Prieſter mit dem Sacrament. Die Alte wich zur Seite und kniete nieder, die Junge warf ſich in ganzer Länge auf den Weg, indem ſie den Prieſter anflehte, über ſie weg zu ſchreiten. Dieſer verſuchte mit einigen tröſtenden Worten die Liegende aufzuheben, da dies nicht gelang, ſetzte er ſeinen Weg fort. Tief in die Nacht verſchwand das Gnadenlichtlein, es war alles wieder finſter und ſtill, immer noch lag die verhüllte Geſtalt auf dem Wege, das Antlitz tief in Gras und Kräuter gedrückt. Endlich gelang es der Alten ſie aufzurichten. Man ging weiter. An der Mauer eines Kloſterkirchhofs führte der Weg vorüber; der Geſang der Nonnen drang aus der erleuchteten Kapelle herüber, von neuem hielt die Pilgernde an und an die Mauer gelehnt miſchte ſie ihre erſchöpfte und klangloſe Stimme mit dem Bußpſalm der frommen Sängerinnen. Sie weilte bis der letzte ſcharfe Klang verhallt war.

„Wir werden zu ſpät an Ort und Stelle anlangen“, mahnte die Alte, aber ihre Worte blieben ungehört.

„Im Namen unſerer lieben Frau“, murmelte Jene, „ich glaube ſie iſt wahnſinnig. Was ſoll ich mit ihr in Nacht und Einſamkeit wenn ſie mir hier liegen bleibt und ſtirbt!“

Sie trat mit ihrem Leuchter nahe an das Antlitz der Dahingeſunkenen, es war bleich, leblos, die Augen geſchloſſen!

„Erwacht! erwacht!“ rief ſie, „der Weg iſt noch lang! Ermuntert Euch, Frau! Im Gebirge gibt's Banditen und Geſindel, wenn ſie uns fänden, wäre es um uns geſchehen!“

Die Angeredete erhob ſich ſeufzend, und wankte weiter. Als ſie über das Stückchen Ebene dahinſchritten, die bis zur nächſten bewaldeten Hügelſpitze ſich hindehnte, blieb die in ihre weiten Tücher gehüllte Frau ſtehen, erhob ihre Arme zum ſternenbeſäeten Himmel und ſtieß einen ſo herzzerſchneidenden Jammerlaut aus, als ſollte es das längſt in der Erde begrabene Gebein in der Tiefe erwecken. Die Alte zog ſie am Gewande fort, indem ſie jetzt heftig ſcheltend rief: „Was macht Ihr? Hier iſt's nicht geheuer; es jagen Nebelgeſtalten umher und uralter Zauberſpuk treibt hier ſein Weſen. Seht ihr nicht, wie es dahin in die Ferne wandelt, ein unabſehbarer Zug?“

„O Jammer über mich, altes Weib, daß ich mich willig finden ließ, Euch zu geleiten! Ich hab' den Lohn für meine Thorheit. Doch da ſchimmert ja das Licht aus dem Hauſe, wo wir hin wollen! Kommt, kommt! bringt durch Euer Zögern mir und Euch nicht Unheil. Ich ſage Euch, wenn wir in ſicherm Gewahrſam ſind, dann können wir jammern, jetzt aber gilt's ſo flüchtig zu ſein wie ein Reh. Mir nach, mir nach!“

Und ſie zog die immer noch zu den Sternen Aufſchauende mit Gewalt nach ſich.

Endlich war ein finſteres Gemäuer erreicht, das mit Giebel und Thurmſpitze ſich gegen den Nachthimmel abzeichnete. Ein ſchmales erleuchtetes Fenſter blickte in die Dunkelheit; unheimlich rauſchte der Nachtwind im Gebüſche. Ein kleines Gitterthor verſchloß den Vorplatz. Die Alte ſuchte in ihren Taſchen nach einem Schlüſſel, ſie fand ihn, und fragte, ob ſie hineingehen ſollte; ſie erhielt keine Antwort. Mit ſtarrem Auge in das Fenſter blickend, lehnte die Verhüllte am Gitter und rührte ſich nicht. Endlich, müde der vergeblichen Anfrage, ſchloß die Alte auf, ging mit ihrer Laterne über den Vorplatz und verlor ſich, einige Stufen hinaufſteigend, in das Haus, das ein verlaſſenes Jagdſchlößchen zu ſein ſchien. Der Wind erhob ſich und rauſchte ſtärker im Gebüſche, die Sterne flimmerten. Innen im Hauſe wandelte ein Licht hin und her, endlich erſchien eine männliche Geſtalt in Nachtkleidung und zwiſchen den Säulen des Eingangs vortretend, den Armleuchter mit den Kerzen weit vorſtreckend, fragte eine tiefe Stimme: „Wer iſt da? Wer begehret Einlaß?“ — „Deine Tochter, Vater!“ tönte die Antwort, und die Verhüllte hatte ſich hochaufgerichtet, beide Arme weit emporgeſtreckt und ſo dem Lichtſchein ſich bloßſtellend, als eine geiſterhafte Nachterſcheinung. Die Kerzen zitterten in der Hand Deſſen, der ſie hielt, als dieſe Stimme ertönte. Und nochmals rief es mit ſchneidendem Wehelaut: „Vater, Vater! Deine Tochter kommt, um ſich zu deinen Füßen zu werfen.“ Er antwortete nicht, er zögerte — dann ſtieg er die Stufen hinab, und in dieſem Augenblick flog die Gitterthür auf und zu den Füßen des Mannes wand und krümmte ſich tief in die Schatten der Erde hinein ein unglückliches Weib, ein verführtes elendes Weib, eine in Jammer und Schande gebadete Tochter. Das war die ſchöne Roſe Neapels, das die ſtolze Tochter Giuſeppe's Ribera? — O der Wandlung! Habt Erbarmen, ihr Geiſter der Nacht, legt auf thränenleere heiße Augen eure kühlende Schatten, mildert den Feuerſtrahl in den Vaterblicken, gießt Troſt nieder von den ewig heitern Geſtirnen auf dieſe bange Stunde, wo Vater und Tochter ſich wiederſehen! Wenn irgend in eurem Schooſe, Geiſter der Nacht, Quellen der Tröſtung vorhanden ſind, laßt ſie niederfließen hin auf ein unſelig Menſchenpaar, das in innigſter Liebesglut zueinander aufgewachſen, durch eine grauſame That, ſich auf ewig geſchieden ſieht. Ribera hebt ſeine Tochter aus dem Staube auf, die als eine Königin von ihm ging, und als eine Bettlerin zu ihm zurückkehrt.

Doch wenn der Himmel durch Reue verſöhnt wird, wie ſollte es nicht auch ein Menſchenherz. Roſa war aus dem Palaſte entflohen, in den der Entführer ſie gebracht, ſie hatte alle Pracht und Größe zurückgelaſſen, um im härenen Bußgewande zu ihrem Vater zu eilen, der ſich aus Neapel in ein entferntes Beſitzthum zurückgezogen, ihm ihre Sünde zu beichten, ſeinen Segen, ſeine Verzeihung zu erhalten. Und Ribera, als er von dem Seelenzuſtande ſeines Kindes ſich überzeugt, verſagte den Troſt nicht, den es heiſchte. Es war ja mit ihr ſein eigenes Glück, ſein Leben, ſeine Sonne zurückgekehrt.

„Wir wollen fliehen“, flüſterte er ihr zu, „ans Ende der Welt fliehen, wo man dich, wo man mich nicht kennt! Da werden uns noch ſchöne Tage erblühen. Aber, mein Kind, wie ſiehſt du aus; wie hat der Schmerz deine Züge verſtellt! Ha, welch ein Auge! Nie ſah ich ein ſolches! Wahnſinn und Verklärung betten ſich zugleich in dieſem düſtern Stern!“

„Hinweg mit dieſem Auge, mein Vater!“ ſtammelte ſie, „es wußte zu lächeln, zu locken, es flog voran und zog den Geiſt nach ſich in das Verderben. Durchbohre, mein Vater, dieſes Auge mit der Spitze deines Dolches, laß es zuerſt ſterben, dann folge das Herz, wenn es erſt die volle Bitterkeit der Zerknirſchung gekoſtet, ihm nach. Vater, Vater! Den Tod von deiner Hand iſt Alles was ich von dir erbitte.“

Ribera ſchloß ſie in ſeine Arme. „Rede nicht ſo, mein Kind!“ rief er, „du tödteſt mich, indem du hoffſt dich zu tödten! Laß uns Beide zu Gott aufſchauen, zu deinem und meinem Richter! Wenn deine Buße wahrhaft iſt, ſo wird er dir verzeihen, wie ich dir verzeihe.“

Und Roſa blieb bei ihrem Vater; verborgen vor aller Welt. Ihre Tage waren der Buße geweiht. Ins nahegelegene Kloſter begleitete ſie der Vater, er brachte ſie hin, er holte ſie ab. Niemand kannte die fremde Büßende.

Ribera traf ſeine Anſtalten, um den Ort zu wählen, wohin er mit ſeiner Tochter fliehen wollte. Fürs Erſte ſollte es Modena ſein; wo ſein Lieblingsmeiſter der große Correggio gelebt hatte, wo ſeine Werke ſeinen Ruhm verkündeten, da wollte Ribera einige Zeit weilen, während er ſeine Tochter unter ſicherer Geleitſchaft nach Spanien ſchickte, und zwar in ein Aſyl bei Verwandten, die ſie ihm ſicher aufbewahren ſollten, bis er ſie wieder zurückfodern würde. Indem dieſe Entſchlüſſe in ihm reiften, vollendete er ein großes Bild, an dem er mit voller, glühender Seele malte, es ſtellte ſein eigen Kind dar, im Zuſtande der Buße, mit jenem geiſterhaft zerrütteten und zugleich verklärten Weſen, wie ſie ihm in jener Nacht erſchienen, da ſie zu ſeinen Füßen lag, die Blicke zu ihm erhoben. Er malte dies Bild, um mit ſich und ſeinem Schmerz gleichſam Frieden zu ſchließen. All das Weh, das die Vaterbruſt durchſchnitten, all die Hoffnung, die der Himmel der wahren Buße verheißt war in dieſes Bild der büßenden Magdalena ausgegoſſen, und ſo wie ihm dieſe Schöpfung zum Quell der Befriedigung und des Troſtes wurde, ſo ſollte ſie es auch werden für kommende Jahrhunderte und Zeiten. Denn allüberall ſündigt und bereut die Creatur! Sie fällt, ſie wird aufgerichtet. Magdalena iſt in dieſem wunderſamen Bilde dargeſtellt wie ſie an ihrer eigenen Gruft kniet, und wie ein Engel erſcheint, die arme Leidende in ein Grabtuch zu hüllen. Das iſt keine nur zum Schein Büßende, das iſt keine mit ihrem Schmerze Liebäugelnde, mit einem Worte, das iſt kein ſüßes, liebliches, vollbuſiges Mädchen, das, wenn ſie die Höhle verließ, in der ſie eine melancholiſche Stunde zugebracht, ebenſo und mit derſelben Leichtigkeit wieder ſündigte, wie ſie das bisher gethan, nein es iſt die in Wahrheit mit dem Wahnſinn der Zerknirſchung ringende, in ihren Grundtiefen erſchütterte Seele, die die Sünde der Welt für immer von ſich weiſt. Wir kennen nichts Erhabeneres als eine ſolche Magdalena, und als Ribera dieſe Magdalena geſchaffen, Meine Nichte lebt bei mir und unterhält meine düſtern Stunden durch ein kunſtreiches Spiel auf der Theorbe. Das iſt ein altes, wenn man ſo ſagen darf, adeliges Inſtrument. Seit der Invaſion der Polen iſt ein Ding, das ſie Guitarre nennen, Mode geworden, allein meine Nichte ſpielt die Theorbe.“ Ich begleitete den Grafen bis an die Thure und wollte noch weiter dringen, doch er ſtieß mich unwillig zuruck, indem er mit ſtarker Stimme rief: „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie fruher Reichsunmittelbar waren, und daß keiner der Käfernburge es leiden wird, daß ein Saint-Sylvan ihn bis in's Vorgemach geleite. — Ich mußte zuruck bleiben.

Auf meinem Tiſche hatte der Graf zum Behuſe meines Selbſtſtudiums einige Adelslexica und Turnirbucher nachgelaſſen. Ich ſchlug Lerchius de Durnſtein auf und blatterte zerſtreut darin. Ein Duft von Weihrauch drang mir entgegen, und ich beſann mich darauf, daß der Graf katholiſch durfte er ſeinen Pinſel niederlegen und ruhen; es war ihm ein für alle Zeiten koſtbares Werk gelungen.

Mit der Beſchreibung dieſes Bildes und der Erzählung der Urſache ſeiner Schöpfung ſollte billigerweiſe unſere Erzählung ſchließen. Es iſt dies ein vollkommen abgerundetes Ganze. Die, aus ihren Verirrungen heimkehrende Tochter, der Vater, der vergibt und ſegnet, ein ſchönes Bild, das dieſen neugeſchloſſenen Bund auf die Nachwelt bringt unter der Form der bekannten bibliſchen Büßerin. Was bliebe dem Leſer noch zu wünſchen übrig? Wie könnte er Verlangen tragen zu erfahren, was weiter aus den Perſonen wurde, die ſich ſeine Theilnahme erwarben, jetzt da er ſie befriedigt und glücklich ſieht? Dennoch müſſen wir den Schleier von dem Gemälde heben, das als Schlußbild zu malen dem Himmel gefallen hat. Der arme Ribera kommt dabei übel weg. Die ſchöne Büßende ward zum zweiten male entführt, oder wenn dies nicht zu hart klingt, ſie ließ ſich zum zweiten male entführen. Der Prinz brachte ſeine Beute diesmal in gute Sicherheit, er führte ſie in ein Kloſter zu Palermo. Die Wirkung, die dieſes zweite Verſchwinden auf den Vater machte, war entſetzenerregend. Er ſah ſich in ſeinem Glauben an Gott und Menſchen betrogen, er hatte dem Herzen ſeines Kindes getraut, und dieſes hatte ihn getäuſcht. Sein Stolz duldete nicht ſich beklagt zu ſehen, er entwich aus der Geſellſchaft der Menſchen, und — nie hat man etwas von ihm erfahren. Spurlos verſchwunden war dieſer berühmte, dieſer angeſehene Mann. Welche Mittel man auch anwandte ihn wiederzufinden, ſie blieben ohne Erfolg. Es iſt wahrſcheinlich, daß er durch Selbſtmord endete, und daß es ihm gelungen, ſich und ſeine That auf immer vor den Blicken der Menſchen zu verbergen. Stolz, gebieteriſch, finſter, ſtarr, einſam und ſelbſtgenugſam wie ſein Leben war ſein Ende. Er verſchwand von der Erde — ohne Lebewohl geſagt, ohne ſich mit Gott und der Welt verſöhnt zu haben. Seine Werke jedoch hinterließ er der Nachwelt, und dieſe ſprechen noch zu unſern Tagen als beredte Zeugen eines großen kühnen wenn auch finſtern Strebens.

Es iſt auffallend und kann einen Blick in das Innere der Bildungsgeſchichte des Genies geſtatten, daß ſich der finſterſte, ungefälligſte, ſtarrſte der Maler zu dem gefälligſten, anmuthigſten, lächelndſten und in blühendſter Lebensluſt ſich bewegenden hingezogen fühlte: ſo Ribera zu Correggio. Wenn es ihnen vergönnt geweſen wäre, ſich im Leben zu begegnen, vielleicht wäre ein Freundſchaftsbund hier für beide Theile förderndd, möglich geworden.

Das Bild der Magdalena, das unſere Galerie beſitzt, und das wir ſoeben beſchrieben, iſt eines der mildeſten des Meiſters. Die Martergeſchichten, die er gewöhnlich zu malen pflegte, waren über alle Beſchreibung hinaus die Seele des Beſchauers verletzend. So der Heilige, dem die Haut abgezogen wird, dann der heilige Januarius, der in den glühenden Ofen geſtoßen wird, ja die profane Geſchichte plünderte er ſogar, um ſich verrenkte Glieder daraus zu holen. Er malte einen Marus, der ſo haarſträubend gerieth, daß ſich eine ſchwangere Frau daran verſah und ein Monſtrum zur Welt brachte. Ein ſeltſamer Triumph für die Kunſt!

Die dicke Frau zu Mecheln.

Jakob Jordaens.

Es war einmal eine dicke Frau zu Mecheln, die wollte durchaus und mit aller Gewalt eine Venus ſein. „Hab' ich nicht Geld", pflegte ſie zu ſagen, „und wer Geld hat, iſt der nicht ſchön? Zudem auch wenn ich kein Geld hätte, hab' ich nicht ſchöne blaue Augen? Iſt mein Mund nicht klein, meine Naſe nicht zierlich? Hab' ich nicht Alles was zu einer Venus gehört? Nur daß ich ein wenig corpulent bin; aber ſchadet denn das etwas? Iſt die wirkliche Venus nicht ein mageres ſchwindſüchtiges Ding, das kaum auf den dünnen Beinen ſtehen kann? Und wie ſind Arme und Füße ſo gebrechlich! Hier in den Niederlanden würde die Perſon kein Glück machen, ſoviel weiß ich; allein ich hoffe noch einen Künſtler zu finden, der mich der Welt als Venus darſtellt."

So ſprach Frau Aloiſa Wollenplont, die reiche Witwe des Rathsviertelmeiſters zu Mecheln zu ihrer Vertrauten, einem ebenfalls ſehr dicken Weibe, die aber ledigen Standes war, und die der Frau Wollenplont an ihrem Putztiſche Dienſte leiſtete, denn Aloiſa putzte ſich drei mal am Tage und legte immer neue koſtbare Gewänder, Spitzen, Perlenſchnüre und farbige Bänder um. Zuletzt fing ſie an zu ſchwitzen und ſagte dann: „Es iſt genug; obgleich ich nur ein paar mal meine Arme gerührt, ſo bin ich doch faſt außer Athem gekommen, es iſt eben ein heißer Tag und meine Wohnung iſt nicht kühl genug.“

Die Wohnung war aber kühl und es war im Herbſte, wo es in Flandern nicht ſchwül zu ſein pflegt. Fräulein Thereſe hütete ſich aber wohl, ihrer Gönnerin und Freundin zu widerſprechen, vielmehr griff ſie nach ihrem Fächer, erregte einen Luftzug und ſeufzte dabei: „Ja, es iſt eine wahrhaft mörderiſche Hitze, und der Palaſt iſt wie ein Backofen.“

„Nun was meinſt du, Thereſa, wegen der

Venus?“ hub Frau Wollenplout wieder an, indem ſie ſich im Spiegel beſchaute.

„Wenn Seine Excellenz der Herr Statthalter nur nichts dagegen haben“, erwiderte Thereſe.

„Der Herr Statthalter? Was ſollte er dagegen haben, und hätte er etwas, nun was kümmerte das mich? Wie redeſt du nur, mein Liebchen.“

„Ich meine nur“, ſagte Thereſe und that als wenn ſie vor Hitze erſticken wollte, „wenn das Bild öffentlich zur Ausſtellung käme. Es ſind neuerdings einem Maler drei unverſchämte Bilder vom Gericht weggenommen worden.“

„Ich will nicht hoffen, daß du ein Bild, das mich vorſtellt ein unverſchämtes nennſt“, rief Frau Aloiſa und verſuchte ſich umzuwenden, um der Gefährtin einen durchbohrenden Blick zuzuſchicken. „Erkläre dich deutlicher.“

„Sicherlich wird es ein Bild ſein, das alle Männer bezaubern wird“, hub Thereſe ſchüchtern wieder an, „allein nur wegen des Coſtüm's — man verſteht was ich meine.“

„Ja ſo“, entgegnete Aloiſe lächelnd. „Da iſt freilich der alte Statthalter nicht der Paris, der hier entſcheidet. Du hörſt, Thereſe, daß ich in der Götterlehre bewandert bin. Aber dergleichen Gründe bringen mich von meinem Vorhaben nicht ab. Ich will mit dieſem Bilde nicht prunken, es ſoll auch Niemand es ſehen, als wer es ſehen will. Es iſt nur, damit ich ſagen kann, in Flandern gibt es Frauen, die ſich ebenſo gut und beſſer dazu ſchicken, als Göttinnen der Liebe und Schönheit zu prangen, als das Weibsbild, das man in dem närriſchen Lande Italien, jenſeit der Alpen, als ein ſo hehes Muſter verehrt. Alsdann wird es heißen hat Italien ſeine Venus, Flandern hat die ſeinige. Ich kann nichts weniger leiden, als daß etwas für alle Welt daſſelbe gelten ſoll. Haben wir doch unſer Land für uns, und was wir ſchön nennen, das nennen wir ſchön, und das iſt es auch. Ob es für Andere ſchön ſei, iſt gleichgültig. Wenn wir ein Haus bauen und wollten dabei fragen, wie baut man es in Italien, wäre es nicht lächerlich? Ebenſo iſt es mit der menſchwar. Ich fühlte nicht die mindeſte Luſt, die Bekanntſchaft der Nichte und ihrer Theorbe zu machen. Indem ich das Buch wieder zuſchlug, flog ein feines Blättchen Papier heraus, eng beſchrieben und, wie es ſchien, von einer weiblichen Hand. Meine Aufmerſamkeit erwachte, ich nahm es und las in franzöſiſcher Sprache folgende Zeilen:

„Mein Engel! ich habe geſtern eine anziehende Bekanntſchaft gemacht. Denke Dir einen jungen Mann von zwanzig Jahren, unerfahren, blühend, geſund und mit Augen von kriſtallheller Friſche. Seine Stirne iſt nicht übertrieben hoch, die Naſe fein und an der Spitze gehoben, der Mund nicht klein, aber die ſchönſten Lippen und die glänzendſten Zähne. Sein Wuchs iſt nicht groß, aber kräftig, ohne dabei unzierlich zu ſein. Schöne Hände und kleine Füße. Du ſiehſt, ich habe mir ihn ſehr genau betrachtet, und ich wünſchte, daß er Dir eben ſo lebhaft vor der lichen Geſtalt. Ich gefalle hier zu Lande, wer weiß, ob ich in Italien gefallen würde."

Mit den letztern Worten, nämlich, daß ſie in ihrem Vaterlande gefalle, hatte Frau Wollenpleut nicht ganz Unrecht, ſie gefiel wirklich; nur daß ſehr wenige Leute ſich bewogen fühlten, ſie für eine Venus zu halten. Dazu waren die guten Nachbarn und Gevattern der Frau Wollenpleut doch zu aufgeklärt, die meiſten hatten eine dunkle Vorſtellung von Dem wie eine Venus ausſehen müſſe, und da wollte es nicht zutreffen mit Dem was ſie vor ſich ſahen. Zudem gilt der Prophet im Lande nichts. In Mecheln hatte man die Frau Aloiſa aufwachſen und allmälig dick werden ſehen, man wußte wo ſie's her hatte, in ihrer Familie lag es; dann wußte man auch, wie und wann ſie heirathete und von welcher Art Herr Wollenpleut war, es konnte alſo keine Verehrung wie für etwas Göttliches oder ganz Beſonderes für die Frau in ihrer Vaterſtadt aufkommen. Deshalb dachte ſie auch daran, in die Fremde zu gehen. Vorher ſuchte man ihr aber die ganze Sache aus dem Kopfe zu reden. Man ſtellte ihr vor, daß Herr Wollenplout ein Mann bei der Stadt geweſen, daß er nebenbei einen einträglichen Handel mit überſeeiſchen Waaren getrieben, daß er Frau Aloiſen geheirathet, als die Tochter eines Seidenwirkers und daß es ihm nicht im Traume eingefallen, ſich und ſeine Frau in das Gerede der Leute zu bringen, indem er oder ſie etwas Abſonderliches unternähme. Es ſei aber gegen alle Ordnung, daß eine ehrbare Frau ſich nackend wollte darſtellen laſſen, als eine heidniſche Landläuferin und liederliche Perſon, denn etwas Anderes ſei die Frau Venus nicht geweſen. Man kenne ſie. Ueber dieſe Reden lächelte Frau Wollenplout und ſeufzend ſagte ſie: „O wie ſind meine Landsleute ſo einfältig! Ihre Reden klingen ſo komiſch, als wenn eine Henne über Stoppeln läuft. Aber ſie ſollen es doch erleben, mich als Venus gemalt zu ſehen, und zwar weil dieſe Göttin immer von drei Kammerfrauen umgeben iſt, die man die Grazien nennt, ſo ſollſt du, Thereſe, und dann die Portiuncula, meine Baſe, und deren Schweſter, die Alinta, meine drei Grazien ſein. So ſoll es ſein. Wenn wir nur ſchon einen Maler hätten! Denn ein berühmter Maler muß es ſein, einem Pfuſcher ſitze ich nicht.“

Darauf ließ Frau Aloiſa einpacken, und zog zuerſt nach der ſchönen Stadt Antwerpen. Damals lebte und malte Meiſter Rubens in dieſer Stadt; aber mit ihm noch viele andere Maler. Ueberhaupt wurde in dieſer Stadt viel gemalt, und es war ein großer Zufluß von Fremden daſelbſt. Einige kamen um Bilder zu beſtellen, Andere um die bereits vorhandenen zu kaufen; wieder Andere aber dienten, ohne daß ſie es wußten, den Malern zu Modellen, die ſie in ihren Bildern anbrachten, ſei es als ſchöne oder als häßliche oder als komiſche Figuren. Als die vier dicken Frauen aus Mecheln ankamen, denn Frau Aloiſa hatte ihre drei Grazien ſtets mit ſich, ſo konnte es nicht fehlen, daß ein paar Maler aufmerkſam wurden, und ihren Kameraden die Neuigkeit zuſteckten, worüber denn in den Kneipen und Schenken geſprochen wurde. Denn in der That vier ſo ſonderbar dicke Frauen, alle viere blond und alle viere nicht häßlich, wenn auch ungeſtalt, konnten ſchon die Blicke auf ſich ziehen. Dabei ließ die Mechlerin Geld blicken und machte Aufwand und gab Feſte. Ihr Wunſch war, Meiſter Rubens nahezukommen, allein das war kaum zu erreichen. Der reiche vornehme Maler, der zugleich Ritter und Hofcavalier war, und bei dem Fürſten und große Herren ein- und ausgingen, öffnete ſeine Thüre nicht alſogleich der Tochter eines Strumpfwirkers aus Mecheln, wenn dieſe auch noch ſo reich war. Zugleich hatte er bereits allerlei ſprechen hören von den Sonderbarkeiten dieſer Frau und ihrer mehr als komiſchen Erſcheinung. Eines Tages öffnete ſich aber ſeine Thüre und — Frau Aloiſa trat ein. Sie trug ein Kleid von ſilberdurchwirktem brabanter Stoff, geblümt mit veilchenblauen Ranunkeln und kleinen gelben dortrechter Tulpen, eine Schnürbruſt ganz von Perlen, gemiſcht mit rothen Sternchen aus Korallen; im Haar hatte ſie eine lange weiße Feder, die nach rückwärts gebogen war und zum Theil auf den weißen fetten Nacken niederhing, überdies wurden zwölf kleine hellgelbe Löckchen auf der Stirn durch ein Perlenband gehalten, das ebenfalls nach dem Nacken zurückging, wo es einen reichen blonden Haarknoten hielt. An jeder Hand hatte Frau Aloiſa ſiebzehn Ringe, ſie hatte ſie ſo geordnet, daß ſie die Hand dabei bewegen konnte, jedoch mit einiger Schwierigkeit, allein genug um einen Fächer aus Kolibrifedern zuſammengeſetzt zu halten. Vorn an der Bruſt trug ſie eine große Tulpe aus Diamanten geformt und an eine Zitternadel geſteckt. Ihre Schuhe und Handſchuhe waren von weißem Atlas mit Perlen geſtickt. So trat ſie ein, gefolgt von einem kleinen Mohren, der ihr ein Käſtchen mit wohlriechenden Waſſern nachtrug. Ihre Sänfte wartete unten. Meiſter Rubens, höflich wie er ſtets gegen Frauen war, ging ihr entgegen, und ſämmtliche Schüler im Atelier machten ihr eine anſtandsvolle Verbeugung. Frau Aloiſa trat jedoch mit dem Meiſter in eine Fenſterniſche, wo ſie zuſammen flüſterten. Bei der Antwort des Meiſters ſah man den Verdruß in den Zügen der

Dame, und die diamantne Tulpe ſchwankte gewaltig an der Bruſt, als ſie faſt höhnend ihm ihr Abſchiedscompliment machte. Rubens führte ſie zur Thüre und machte ihr da eine tiefe Verbeugung. Er hatte ihr geſagt, daß er ſie nicht malen könne, und wie hätte er das auch vermocht! Er, dem die ſchönſten Frauen als Modell ſtanden, der eben aus England heimgekehrt, ein Bild mitgebracht hatte, an dem er noch malte, und das das Urtheil des Paris vorſtellte, bei welchem ihm zum Bilde der Venus die wunderſchöne berühmte Herzogin von Devonſhire geſtanden hatte, wie hätte er Frau Aloiſa's Wunſch berückſichtigen können; doch theilte er ſeinen Schülern mit, was die Dame begehrte. Sie alle lachten laut auf, und Snyders, der gerade an einem Fruchtſtück malte, ſetzte einer dickbäuchigen Melone einen kleinen Kopf auf, ſetzte ihr ein paar kurze Beinchen an, und ſiehe da, die Venus war fertig. Welch ein Jubel! Noch nie hatte man im Atelier eine ſo luſtige Stunde verlebt. Die Venus aus Mecheln wurde das Geſpräch des Tages, und Jeder der jungen

Meiſter wußte immer noch einen Zug mehr zu geben, der das Bild der Dame vervollſtändigte. Endlich ergriff Snyders eine große gelbe Tulpe, ſteckte ſie ſich an die Bruſt, und auf und ab ſtolzierend rief er: „Ich bin der Ritter der Dame, ich weihe mich ihr zu unſterblichen Liebesdienſten! Wer gegen ſie iſt hat es mit mir zu thun. Es lebe Aloiſa Wollenplout, die Venus von Mecheln!“

Den Namen, nebſt Wohnort hatte die Frau hinterlaſſen, im Fall Meiſter Rubens ſich doch noch beſänne.

So ſtanden die Sachen, als von einer Reiſe Jakob Jordaens zurückkehrte. Er hatte für den Meiſter Gelder einkaſſirt, und aus Spanien eine Ladung mit Wein herübertransportiren helfen und darüber quittiren müſſen. Er kam in der beſten Laune zurück.

„Freund Jordaens!“ ſagte Rubens, „du liebſt ſo ſehr die dicken Weiber; für dich hat ſich ein Prachtexemplar hier eingefunden, eile ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Und nun wurde ihm die Caricatur gewieſen, die in dem Atelier gefertigt worden. Jordaens lachte nicht; er war von Herzen ſo gutmüthig, daß es ihm weh that, wenn eine Creatur mit Spott übergoſſen wurde. Dabei war er in der That Allem, was dick war, von Herzen zugethan; er konnte es nicht leugnen, und wenn er es geleugnet, ſeine Bilder hätten gegen ihn geſprochen. Er fand das Dicke ſo vollkommen, das Magere unvollkommen, denn was wäre das Fett, wenn es nicht eine Schöpfung Gottes wäre, der damit gleichſam die letzte Hand anlegte an eine ſchöne Menſchenform. Die bloßgelegte Muskel, oder gar der bloßgelegte Knochen, wie häßlich, wie ſtörend! Wie ganz anders ein wundervoll tief in das Fett eingehendes Grübchen, das da anzeigte, welche ſchwellende Form und Fülle zu durchbrechen iſt, ehe man an das trübſelige Knochengerüſte kommt, das allem Lebendigen zum unentbehrlichen Fundamente dient, wie einem ſchönen Palaſt das dunkle Kellergeſchoß. Und dann für die Hand, das wonnevolle Taſten an eine elaſtiſche runde warme Maſſe, die immer höher anſchwillt, um ſich dann wunderſam tief zu ſenken! Man denke ſich dazu über dieſe herrlichen Wellen die weißeſte, glätteſte Haut, ſo ſtramm geſpannt, daß das kleinſte Runzelchen nicht Platz findet; dann iſt das Entzücken gegeben, und der Kenner befriedigt. Jordaens ſprach aber von dieſer ſeiner innigſten Ueberzeugung nicht zu den Leuten, er wußte, man verſtand ihn nicht; beſonders war es der blaſſe ſchöne Van Dyck, ſein Mitgenoſſe, den er fürchtete, denn der huldigte den alten Schönheitsprincipien, welche unwiſſende Völker, die in einer Zeit lebten, wo an das Verhungern ſtreifende Geſtalten ſchön gefunden und nachgebildet wurden, aufgeſtellt hatten. Jordaens hielt von dieſen Schönheitsprincipien und von dieſen alten Völkern nichts.

Er ging alſo zu Frau Aloiſa, nicht als Maler ſondern vorläufig als Fremder, der einen Beſuch machte. Als er zu Hauſe kam, ſetzte er ſich hin, ſtützte traurig den Kopf auf beide Hände und ſeufzte: „Ach, die Frau iſt doch gar zu dick! Ein klein wenig weniger würde beſſer ſein."

Das war das Ergebniß des erſten Zuſammentreffens zwiſchen Jakob Jordaens und Frau Aloiſa Wellenploent.

Rubens kümmerte ſich weiter nicht darum, auch die Schüler hatten das Ereigniß bald vergeſſen, denn täglich drängten ſich die anziehenden Erſcheinungen in dem Atelier des berühmteſten Malers der damaligen Zeit, wie die Niederländer zu ſagen pflegten. Unterdeſſen machte Jakob wieder einen Beſuch bei der Witwe, er machte einen zweiten, und endlich einen dritten. Frau Aloiſa ſah den jungen Mann mit großem Vergnügen wieder erſcheinen, denn da ſie gutmüthig und ohne Arg war, faßte ſie ſchnell Vertrauen zu einem Menſchen, in deſſen Blicken und in deſſen ganzem Weſen ſie etwas Gerades und Ehrenhaftes zu ſehen vermeinte, denn gerad und ehrlich war der gute Jakob, das mußten ihm ſelbſt ſeine Feinde laſſen. Bei einer vertrauten Unterhaltung ſagte die Witwe, indem ſie leiſe aufſeufzte: „Ach, myn heer, wenn Ihr doch ein Maler wäret!“

„Und was dann?“ fragte der junge Mann,

Phantaſie ſtände, wie mir. Es war, wie gewöhnlich, ein kleiner cercle: die Coſel war übler Laune, die übrigen Gäſte langweilten mich; da trat er herein, und von dem Augenblicke an hatte ich etwas zu ſehen und zu beobachten. Er muß meine Blicke bemerkt haben; allein er trat keinen Schritt mir entgegen, und ich mußte ihn gleichſam zwingen, mir bei Tafel Geſellſchaft zu leiſten. Trotz ſeiner Schweigſamkeit und Befangenheit hatte er etwas, was mir imponirte, und ich wette, daß er Geiſt jusqu'au bout des angles hat. Er iſt mit ſeinem Vater in die Stadt gekommen, um hier employirt zu werden; es iſt jetzt die Jahreszeit, wo die alten Bären ihre Jungen zu Markte führen. Er ſteckte in der lächerlichſten Kleidung von der Welt; ſein braunes Haar ſträubte ſich gegen den ungewohnten Puder und fiel zum Theil in natürlichen Locken auf die Schulter. Ich ärgerte mich, daß man heimlich über ihn lachte; dieſe hohlen, abgelebten indem er mühſam die Freude unterdrückte, die ihm dieſe Bemerkung machte.

„Ihr ſolltet mich malen."

„Liebe Frau Wollenpleut, da könnt Ihr ſchon Einen finden, zum Beiſpiel gleich Peter Aalhappes dort an der Ecke; er hat zwar bis jetzt nur Thierſtücke gemalt, zuweilen aber auch einen Tiſch mit Käſe, Heringen und einem ausgeputzten Lichte daneben, aber —"

„Nein, mein verehrter Herr, ein Mann, der bis jetzt nur Käſe gemalt hat, wird nicht geeignet ſein, eine Dame von meiner Diſtinction auf die Leinwand zu bringen. Es liegt mir nicht daran, wer mich malt, ich will von einem berühmten Maler, oder wenigſtens von dem Schüler eines berühmten Malers gemalt ſein. Kennt Ihr Herrn Jakobus Jordaens, er iſt ein Schüler des Meiſters Petrus Paulus Rubens?"

„Ich kenne ihn. Habt Ihr von ſeiner Hand etwas geſehen?"

„Ja, eine bußfertige Magdalena, die von ſtarkem Leibesumfang war, und die, wenn ſie willſt, bedenke aber nur das Eine: wir Holländer dürfen uns vor der übrigen Welt nicht lächerlich machen, ohnedies ſtehen wir in dem Rufe, daß wir das Edle, Erhabene und Feine in der Natur nicht aufzufaſſen verſtänden und daß wir, wenn ein ſolcher Gegenſtand uns vorkommt, oder wir ihn aus der Phantaſie ſchaffen ſollen, wir hinter den italieniſchen, den ſpaniſchen, ja ſelbſt hinter den deutſchen Malern weit zurückblieben, was die Großartigkeit, die Würde und das elegante Ebenmaß in den Formen bei unſern Schöpfungen betrifft. Ich ſelbſt entgehe dem Vorwurf nicht, daß meine Madonnen viel zu irdiſche und gewöhnliche Frauen ſeien. Es mag ſein; ich will offen bekennen, es iſt etwas Wahres an der Sache. Als ich in Italien war, hab' ich wohl geſehen, daß es Weiber gibt, die ſchön ſind ohne dabei in ihren Formen auszufließen, und von den Spanierinnen und Franzöſinnen gilt Daſſelbe. Dennoch — ich liebe mein Vaterland, und will nichts Anderes ſein als ein niederländiſcher Maler. Die Frauen hier zu Lande ſind mir ſo lieb, daß ich bereits jetzt die zweite ſchon mir zur Gefährtin gewählet, obgleich ich manche hübſche Franzöſin, manche glühende Spanierin hätte haben können. Genug, es geht aus Allem hervor, was uns die Welt vorwirft, daß wir vorſichtig und auf unſerer Hut ſein müſſen. Ja nicht über eine gewiſſe Grenze hinaus! Du verſtehſt mich. Was wir noch ſchön nennen, nennen andere ſchon längſt häßlich. Gelangt ein ſolches Bild, in dem uns gleichſam der Niederländer in den Nacken ſchlägt, in die Fremde, dann entſteht ein heilloſer Lärm, und des Spottens über unſere brave ehrliche Kunſt wird kein Ende. Und das thut mir in der Seele weh, denn Niemand weiß beſſer wie ich, was wir werth ſind, und wie ſauer wir es uns werden laſſen, das Unſerige zu leiſten.“

So ſprach Meiſter Rubens, und Jordaens hörte ihm kleinlaut zu, denn ſeine Venus war ſchon fertig. Gerade an dem Tage wo dieſe Predigt gehalten wurde, hatte er den letzten Pinſelſtrich an ſeinem Bilde gemacht. Auf dieſem Bilde ſah man Frau Wollenplout als Venus, umgeben von ihren drei Grazien, und einen gewaltig dicken Pan, der dieſen Göttinen Früchte und Blumen bringt. Wer das Bild anſieht muß lachen, denn man kann ſich nichts Tolleres denken, als dieſe drei wampigen Grazien, und etwas über ſie erhoben dieſe dicke Venus auf ihrem Blumenthron wie in einem Lehnſtuhle ſitzend und auf den Beſchauer niederlächelnd. Es wird Einem ſchwül, nicht aus Aufregung, denn dieſe vier Göttinnen üben nicht den mindeſten Reiz aus, ſondern nur weil man ſich unwillkürlich in die Nähe ſo vieler heißen und ſchwitzenden Körper verſetzt fühlt, die alle auf einen kleinen Platz zuſammengepackt ſitzen. Nichts könnte beſſer die Grillen verſcheuchen, als wenn man dieſes Bild in ſeinem Zimmer aufgehängt vor ſich ſähe, denn der gutmüthige Ausdruck der Venus, ihre große Selbſtzufriedenheit und ihre naive, faſt möchte man ſagen kindliche Laune macht einen heitern Eindruck und löſcht alles Widrige aus, das ſonſt wol an einem ſo gänzlich verfehlten Gegenſtande haften würde.

Als Rubens dies Bild ſah, wurde er ernſtlich böſe und verbot, daß es öffentlich zur Schau geſtellt werde, und daß Jordaens ſich als deſſen Schöpfer nennen ſollte. Jordaens begriff von alledem nichts, er hatte in allem Ernſte ein ſchönes, ſelbſt verführeriſches Bild zu malen gemeint, und in jeder Fettfalte ſeiner Göttin ſah ſein flamändiſches Auge Liebesgötter lauern. Uebrigens das Ende vom Liede war, daß er die Witwe heirathete. Er brachte dieſes große Packet Reize an ſich, er wurde der Mars dieſer Venus. Frau Wollenplout hatte nicht umſonſt ſich gerühmt, die Mutter des Cupido zu ſein, ſie wurde jetzt von einem der Pfeile ihres leichtfertigen Sohnes durchbohrt. Uebrigens brauchte man kein guter Schütze zu ſein, um Frau Wollenplout nicht zu fehlen, wenn man es einmal darauf anſetzte ſie zu treffen, ſie bot allzuviel Seiten ihrem Verderben dar.

Dies iſt die Geſchichte der dicken Witwe zu Mecheln, die gern als Venus gemalt ſein wollte. Nun gehe hin, Leſer, und betrachte dir das Bild auf der Galerie.

Der Traum der Aebtissin.

Holbein.

„Beate, bringe meiner Schutzheiligen, der guten Anna, dieſen Ring. Er iſt von Diamanten und in der Mitte hält er einen Rubin von großem Werthe. Der Rubin bedeutet mein Herz, das ich ihr widme.“

Die Kloſterſchweſter ging.

Die Aebtiſſin ſank in ihren Armſtuhl zurück. Sie war zufrieden mit ſich. Seit ſie den Scepter im Kloſter führte, blühte die fromme Anſtalt. Von nah und fern kamen ihr Beweiſe von vornehmen Herrn und Damen, die ihre Verdienſte anerkannten, Geſchenke ihr überſendeten, die ſie dem Schatze des Kloſters übergab. Alles war in Ordnung. Wie glücklich ſind Die, die ſich keinen Vorwurf zu machen haben, die, wenn ſie auf ihr Leben zurückſchauen Alles ſo finden, wie es ſein ſoll. Es gibt deren gewiß Wenige, aber es gibt deren doch. Das ſoll uns tröſten, wenn wir ſelbſt Gerechte klagen hören, daß es ihnen nie gelingen will, ihrer Pflicht ganz zu genügen, und die immer noch etwas an ſich zu ändern und zu verbeſſern finden.

Die Aebtiſſin, bevor ſie in Schlummer ſank, warf einen Blick durch das Fenſter, das auf den Vorplatz des Hauſes führte. Sie ſah ein Bettelmädchen dort ſtehen, das auf eine Gabe wartete. Die Schaffnerin kam hervor, übergab dem Kinde eine kleine Schüſſel mit Milch und ſagte dabei: „Die Hälfte iſt für dich, die Hälfte für deine alte kranke Mutter.“

Die Aebtiſſin hörte noch dieſe Worte, dann entſchlummerte ſie.

Im Traume ſah ſie den Himmel geöffnet.

Die Aebtiſſin hatte ſich ſchon lange gewünſcht den Himmel zu ſehen, jetzt ſah ſie ihn. Sie erblickte Maria auf dem Throne, und ein andächtiger Schrecken überflog ſie, als ſie das helle Geſicht ſah, in welchem überirdiſche Mienen

Burſchen verhielten ſich gegen meinen kleinen Landmann wie die Pappfiguren in einer Weihnachtsbude zu dem heiligen Johannes von Raphael. Der Vater hat der Coſel auf den Fuß getreten, und zwar ſo gewaltſam, daß ſie beinahe zu einer fausse couche gebracht wurde; natürlich darf Niemand jetzt den Namen weder des Vaters noch des Sohnes vor ihr ausſprechen. Beide ſind in Ungnade. — Morgen, mein Engel, reiſe ich mit der Königin; wir werden Monate lang getrennt ſein, aber unſre Liebe wird nichts darüber verlieren. Es umarmt Dich Deine

Polyxena.“

Ich hatte den Brief nicht ohne lebhafte Bewegung zu Ende gebracht, faltete ihn jetzt zuſammen und ſteckte ihn zu mir. Nie hätte ich ahnen können, daß die Stammbäume des ehrlichen Dürnſtein eine ſo ſüße Frucht für mich tragen würden. Obgleich ich abwechſelnd im Briefe mit einem jungen Bären und mit dem Johannes von glänzten, und in welchem doch noch die irdiſchen Züge des Mutterglücks und der Mutterfreude hindurchſchienen. Maria ſaß da und ſah dem Feſte zu, das gefeiert wurde. Es galt eine ſchöne Handlung zu belehnen, die auf der Erde war vollführt worden, irgendein Sieg, den die Gottnatur über die widerſtrebende Weltnatur davon getragen. Es wurde in himmliſchen Zungen geſprochen und die Aebtiſſin bedauerte, daß ſie nicht verſtand, wovon die Rede war. Dabei rauſchten die Fittiche der Engel ſo klingend durcheinander, es floſſen die Geſtalten wie Wolken bald dahin, bald dorthin, endlich ward es ihr ſo gut, daß ſie im Gewirre die heilige Anna bemerkte, die eben der Mutter Gottes in tiefſter Demuth Bericht abſtattete. „Nun wohl“, ſagte die Aebtiſſin, zufrieden lächelnd, „nun werden wir doch hören, um welches Menſchen Tugend der Himmel ſo viel Aufhebens macht.“ Die heilige Anna machte eben die dritte Verbeugung vor der Himmelskönigin, dann zeigte ſie hinab auf die Erde, und ſagte: „Nimm meine Fürbitte an, Maria, und beglücke mit deiner

Gnade das weibliche Weſen, das dort den Kampf der Tugend gekämpft und darin geſiegt hat.“ — Die Heilige zeigte dabei ganz deutlich auf die Kloſtergebäude, die man ganz in der Ferne auf der dunkeln Erde ſich erheben ſah. — „Ah“, ſagte die Aebtiſſin, „ſie meint mich.“ — Da tauchte an der andern Seite der Mutter Gottes eine Heilige auf und ſagte: „Erlaube, Maria, die Sterbliche, von der hier die Rede iſt, kämpft noch, — ich ſeh' es: wollen wir abwarten, bis ſie ſiegt?“ — „Wer bringt uns hierüber Nachricht?“ fragte Maria. „Der Bote naht ſchon“, entgegnete die Heilige. Und die Wolken theilten ſich und heranflatternd, in einem prächtigen blauen Mantel, der in breiten Falten ſich um ſeine Glieder ſchlug, nahte ſich der heilige Petrus ſelbſt dem Throne. Alles an dieſem würdigen Greiſe war Heiterkeit und ſchöne frohe Ueberraſchung. „Sie hat geſiegt!“ rief er, und in dieſem Augenblicke ſtimmten ſechzigtauſend Harfen einen jubelnden Hymnus an. Zu gleicher Zeit flogen die heilige Thereſe und Agathe in einem reizenden Tanz auf die

Wolkenbühne. Nichts Schöneres konnte man ſehen, als dieſe lieblichen Himmelsblumen, die wie zwei weiße Roſen an einem Stiele, die der Morgenwind bewegt, gegeneinander ſich neigten, und anmuthig wieder zurückwichen. Die Harfen wütheten gegeneinander: ein Strom von Melodien floß in die erhellten Wolkenhallen. Als Thereſe und Agathe in einer ſchweſterlichen Umarmung, in einer entzückenden Gruppe, den Tanz geendet, ſchwiegen auf einen Moment die Harfen und man ſah vor ihrer Orgel Cäcilie ſitzen und himmliſche Klänge ihr entlocken. Nach dem Takte dieſes herrlichen Spiels ſtellten ſich die Engel bald in dieſe, bald in jene ſchöne Gruppe zuſammen; eine immer entzückender als die andere. Alles war Licht, Alles war Freude. Da rollten ungeheure Wolkenmaſſen auseinander, die Accorde einer Jubelhymne, von Millionen Stimmen in einem Tumult des Liebeswahnſinns ausgetönt, machte die Gewölbe des Himmels zittern, und oben auf dem Wolkenaltane erſchien, Gott Vater, den göttlichen Sohn an der Hand. Beide hatten bis jetzt in geheimer Berathung ſich in das Innerſte des Himmels zurückgezogen. Eine Welt jenſeit des Saturn war durch Sünden und Verirrungen in tiefe Zerrüttung gerathen, ſie mußte gerettet werden, und dieſer unglückliche leichtſinnig umherirrende Weltball war der Gegenſtand der Berathung der höchſten Liebe und Weisheit geworden. Jetzt da die Sache entſchieden war, der Rettungsplan feſtgeſetzt, jetzt erſchienen Vater und Sohn wieder im Kreiſe der Bewohner des Himmels. Der Erzengel Gabriel kam, eine tiefe reſpectvolle Verbeugung zu machen, gleich hinter ihm erſchien die göttliche Mutter, die, als ſie in Verehrung niederſinken wollte, von dem Vater liebevoll zu ſich herangezogen wurde. Die geſammten Himmelsſcharen feierten dieſe Begrüßung durch einſtimmigen Ausruf bewundernder Freude. Von neuem begann das Concert. Eine einſame Flöte klagte in Tönen grenzenloſen Schmerzes und erfüllte die Hallen des Himmels mit Trauer. Sie ſtellte die Seele vor, die da ſuchet und nicht findet. Aus der Tiefe des Empyrämus antwortete ihr eine andere Flöte und dieſe

Stimme goß eine Süßigkeit unnennbar wie die Seligkeit ſelbſt in weichen Melodien aus. Es war die Stimme des rettenden Geiſtes. Die klagenden Töne kamen von Wolke zu Wolke immer näher, endlich fanden ſie die rettende Stimme und ſchmolzen mit ihr in einen entzückenden Wohllaut zuſammen. Die Töne verkörperten ſich, zwei Liebende ſanken ſich einander in die Arme. Jetzt ſtrömten die Harfen Siegeslieder aus, und aus der Höhe der ewigen Räume ſenkte ſich eine Wolke hinab, die aus ihrem Schooſe ein Schneegeſtöber von Lilien niederwehen ließ. Silberhelle und roſenfarbene Scheine floſſen an Wolkenſäulen nieder. Als dieſer ſchöne Anblick beendet war näherte ſich die heilige Anna nochmals dem Throne der Jungfrau, und empfing von ihr den Befehl, jene Sterbliche, die ſo ſchön geſiegt, hinaufzuführen und ihr im Traume den Himmel zu zeigen.

Die Aebtiſſin hatte bis hierher ruhig zugeſchaut, jetzt war ſie mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ſie ſich würdig dem verſammelten Himmel zeigen ſollte, denn es unterlag bei ihr keinem

Zweifel, daß Anna abgeſendet worden, um ſie zu bringen. Im Traum war es ihr, als müſſe ſie ſchnell eilen, um wieder auf ihren Lehnſeſſel zu kommen, damit die Heilige ſie finden könne, und nicht genöthigt ſei, ſie zu ſuchen und dadurch Zeitverluſt hervorzubringen. Auch dachte ſie daran, daß das Spitzenhäubchen, das ſie aufgeſetzt, als ſie ſich behaglich zur Ruhe geſetzt, nicht der vorgeſchriebenen Nonnentracht entſpräche, und daß es wol leicht Anſtoß erregen könne, als zu weltlich und wenig für die Würde und das Alter ſeiner Trägerin paſſend. Wie ſie noch im Traume mit dem Spitzenhäubchen beſchäftigt war, erblickte ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Anna bereits wieder zurück war, und an ihrer Hand ein Weſen führte, das ſehr ſchlank und fein gebaut war, in ein Mieder von Kattun, ein grobes wollenes Röckchen und eine blau und weiß gewürfelte Schürze gekleidet war. „Hm!“ ſagte die Aebtiſſin, „ich kann mich wirklich nicht beſinnen, daß ich ſollte in meiner Jugend einen ſo dürftigen Anzug getragen haben; indeſſen es muß doch ſo ſein. Es iſt nur auffallend, daß die heilige Anna mich nicht nimmt wie ich jetzt bin; aber freilich auch ſchon in meiner Jugend brachte ich Dinge zuſtande, die alles Rühmens werth waren. Es kann ſein, daß eine ſolche frühe gute Handlung, die unterdeſſen in Vergeſſenheit gerathen, jetzt nachgeholt wird. Das iſt ganz hübſch und ſehr gütig und aufmerkſam von meiner Heiligen gehandelt.“ Während die fromme Dame noch ſo ſprach, konnte man das bleiche, in Entzückung emporgehobene Antlitz der Kleinen ſehen, die Anna an der Hand hielt, und ihre magern gehobenen Händchen, die ſie gleichſam demüthig bittend, als wolle ſie all den Glanz und die hohe Ehre von ſich abwenden, gegen die Heilige richtete. Jetzt ſah die Aebtiſſin, daß ſie es nicht war, daß es das arme Bettelkind war, das ſie hatte auf der Hausflur ſtehen und die Schale mit Milch empfangen ſehen. Sie rieb ſich im Traume die Augen, als ſähe ſie ſchlecht und nicht deutlich. Aber die kleine Bettlerin war es und Niemand anders, und wegen eines ſolchen Geſchöpfes dieſes Aufhebens im Himmel! Und was hatte ſie gethan? Nicht der Rede werth! Sie hatte, trotzdem daß ſie bereits zwei Tage gehungert, ihrem Gelüſte widerſtanden, und die ihr zukommende Milch ebenfalls der kranken Mutter gegeben. Die Aebtiſſin fand dieſe ſogenannte gute That ſo miſerabel, daß ihr bei all dem Gepränge und Gejauchze im Himmel wegen des Bettelkinds übel wurde, und ſie im Traume nach dem kleinen Gläschen mit Magenelixir griff, das neben ihr im Eckſchränkchen ſtand. Sie verließ den Himmel und erwachte in ihrem Lehnſeſſel, indem die Kloſteruhr zwölfe ſchlug. Sie rieb ſich die Augen, und rief: „Beate!"

„Was befehlen Ihro Gnaden?"

„Geh hinab in die Kapelle und nimm der heiligen Anna den Ring wieder weg, den ich ihr heute geſchickt habe."

Mit dieſem Traumgebilde im Zuſammenhange mag ſich der Leſer das Bild zeigen laſſen, das Holbein gemalt, und das eine ſelbſtzufriedene, wohlgenährte, ſtattliche Dame vorſtellt, die ſich in ihrer weltlichen Tracht dem Beſchauer zeigt. Es iſt unſere Frau Aebtiſſin, die nach Aufhebung der Klöſter in dieſer Geſtalt dem Maler bekannt wurde. Sie hat im Vertrauen ihm jenen Traum erzählt, und daß es ihr demzufolge keine eben allzugroße Ueberwindung gekoſtet, das fromme Gewand abzulegen. Sie iſt jetzt eine reiche Frau, der Alles zu Dienſten und zu Willen geht, und der es nie begegnet, daß ein elendes Bettelkind ihr vorgezogen wird.

Raphael verglichen wurde, fand dabei meine Eigenliebe doch ihre Rechnung. Der Stil zog mich an; er war capriziös, nachläſſig und dabei anmuthig; ich ſah die ſchöne, hohe Geſtalt wieder vor mir, deren blitzendes Auge auf mich gerichtet blieb, und um deren Lippen Schalkhaftigkeit und Muthwille ſpielten. Jetzt konnte ich mir erklären, warum ich ſie nicht gefunden; vielleicht war der Tag nahe, wo ſie zurückkam; ich hoffte es wenigſtens und entſchloß mich, ſobald als möglich zu dem edlen Grafen von der Käfernburg zu gehen. —

,,Geliebte Marie! Dein Schatten umſchwebt mich jetzt, da ich zum erſten Male in dieſen Denkwürdigkeiten Deinen Namen hinſchreibe. Geiſt der Liebe! reinſter Frauenengel! lächle mir zu, daß der Schmerz mich nicht erfaſſe, jetzt, da ich die Tage der Jugend und des Glückes

Der alte Schulmeister

Gerhard Douw.

Wollt ihr einen ehrlichen alten Mann ſehen, ſo ſeht den Meiſter Hieronymus Lobskin, den alten Schulmeiſter wie ihn Gerhard Douw in unübertrefflicher Weiſe dargeſtellt hat. Er ſteht vor dem Fenſter und ſpitzt ſich eine Feder zu; hinter ihm in der Tiefe des Zimmers iſt die Schule.

Um euch zu zeigen, wie Meiſter Lobskin's Weiſe ſeine Schüler zu unterweiſen war, will ich eine Betrachtung mittheilen, die er bei Gelegenheit eines Geſprächs in der Schenke zum goldenen Faſſe den Gäſten zum beſten gab. Sie lautete ſo.

„Wie ich in meiner Jugend mancherlei Städte und Gegenden ſah, machte ich meine Betrachtungen über die einen wie die andern.

Ich will euch ſagen, in mir ſteckte ſchon der künftige Schulmeiſter, obgleich ich damals andere Dinge trieb und andere Dinge im Kopfe hatte. Aber der Menſch arbeitet unbewußt nach einem Ziele hin, das ihm der Himmel weiß welche Hand ſteckte. Mancher, dem die ſchönſten Mittel zugebote ſtanden, ſich zu etwas Großen auszubilden, arbeitet ſich ordentlich künſtlich zum Taugenichts aus, und wenn er mit ſeiner Arbeit fertig iſt, ſteht er als gemachter Mann in ſeiner Art da, Andern zum Exempel. Vielen ſteckt eine kleine Gabe, eine winzige Kunſtfertigkeit in der Seele, die ſie ſo lange bei ſich herumrühren und hin und her wälzen bis etwas daraus wird, und ſie Ruhm und Ehre einlegen, da doch Jedermann dachte, ſie würden ſpurlos ihren Weg gehen. In mir ſteckte, wie geſagt, der Schulmeiſter. Wenn ich in eine fremde Stadt kam, ſo ſah ich mir die erſte beſte Straße an und dachte mir dabei, nach welcher Ordnung ſie wol gebaut ſei. Da fand ich denn Häuſer, eins wie das andere, und Keiner der Bauherrn hatte gewagt, auch nur um wenige Schritte aus der Linie hervorzutreten, oder ſeinem Hauſe etwas anzufügen, das der Nachbar nicht hatte, etwa einen hübſchen Erker oder ſonſt etwas. Im Ganzen war dies zu loben, denn ich konnte mir ſchon denken, daß wenn gar keine Ordnung dabei gewaltet, der Eine ein arg bös Bauwerk, der Andere ein leichtfertig Gaukelhäuschen, der Dritte einen ſchwerfälligen alten Kaſten hingeſtellt haben würde; welches denn der Stadt einen böſen Leumund verſchafft haben würde, als wenn Leute daſelbſt gebaut, die im Kopfe nicht recht richtig. Allein auf der andern Seite, die allzugroße Regelmäßigkeit gefiel mir auch nicht. Ich dachte mir, in jenem Hauſe ſitzt vielleicht ein Mann, der viel Licht liebt, dem nicht genug Sonnen- und Mondlichter ums Haupt tanzen können, und der es nun dulden muß, daß er, wie ſein Nachbar, aus einem engen Fenſterloche hervorſchauen muß. In jenem Hauſe lebt vielleicht ein Fräulein, das ſich gar ſo gern in linden Sommernächten auf einem platten Dache ergehen möchte, von wo aus ſie ihren Freunden winken könnte, und die Entfernten grüßen; und dieſes Fräulein muß nun ihre Tage in dem engen geſchloſſenen Gemach verleben. Ohne Zweifel wird ſie mürriſch und ſie gleitet von dem Wege der Tugend ab, lediglich deshalb, weil ſie nicht ſo viel Freiheit, Licht und weite Fernſicht hat, als ſie zu ihrer Entwickelung nöthig hat. Und ſo Mancherlei. Iſt es mit der Erziehung anders? Bauen wir nicht da auch Straßen, ſchnurgerade und eine ſo wie die andere? Geſtatten wir ein breites Fenſter, wo eines ſo nöthig wäre? Meſſen wir nicht Licht und Raum Einem gerade ſo zu wie dem Andern. Meine Freunde, das iſt es, was ich ſchon damals dachte, als ich die Fremde beſuchte, und als ein junger Burſche mir die Städte und Gegenden anſah. Später als ich Schulmeiſter wurde, beſchloß ich meine kleinen Bauten ganz beſonders einzurichten. Ich nahm mir vor, Straßen anzulegen, wo nicht ein Haus ſein ſollte, wie das andere, aber auch nicht aberwitzig und albern, ſondern nach einem feinen Plane, den ich mir in meinem Kopfe ausgeſonnen, und der auch den Beifall der Welt haben ſollte. Denn ein Sonderling wollte ich nicht ſein, und Einer, dem die Pflicht obliegt, an eines Menſchen Thun und Treiben die erſte ſchaffende Hand zu legen, der ihn gleichſam als Haus in eine Straße einſetzen ſoll, die der Stadt, das heißt dem Gemeinweſen, zur Zierde dienen ſoll, darf nicht leichtſinnig nach leeren Phantaſtereien hanthieren, ſondern ſtrenger Rüge des ewigen Bauherrn gewärtig ſein. Alſo wie erzog ich meine Kinder? Ich kann euch ſagen, es iſt Keiner genau ſo wie der Andere aus meiner Werkſtätte hervorgegangen, und ich darf es zu Gottes Ehre behaupten, es hat in meiner Straße kein ganz misrathenes Haus geſtanden, das man hat wieder einreißen müſſen, weil keine Creatur darin hat wohnen mögen. Woher kam das? Nun ich merkte mir, wo ein großes weites Fenſter nöthig und wo mit einem engen ſchmalen konnte vorliebgenommen werden. Ich ſpürte nach, wo viel Raum und Blick in die Ferne Bedürfniß, und wo andererſeits beſcheidene Enge und Abgeſchloſſenheit ein Glück war. Funfzig Jahre baue ich nun nach dieſem Plane, und ich kann wohl ſagen wunderliche Häuſer waren darunter. Beſinnt ihr euch auf Jert Blicher, der bei Seiner Ehrwürden, dem Erzbiſchof zu Lüttich, Haus- und Hofmeiſter wurde, und den man nach Italien ſandte um mit, ich weiß nicht welchem Cardinal über irgendeinen wichtigen Pact zu unterhandeln. Nun der iſt als ein Haus mit lauter Erkern gebaut worden. Weshalb? Weil ich bei dem Burſchen frühzeitig eine ganz beſondere Luſt verſpürte, überallhin, und ſo weit wie möglich auszuſchauen. Er wollte wiſſen, was in dem nächſten Gäßchen geſchah und was auf einem entfernten Berge ſich zeigte. Hätte ich dem alle Schaulöcher verklebt und hätte aus ihm ein Haus gemacht, wie die übrigen, mit fein ordentlich vertheilten Fenſtern, es wäre etwas ganz Ordinäres geworden. Ihr habt ja Jans van Brugger geſehen? Armer Leute Kind, das ich in meine Schule bekam an jenem kalten Wintermorgen, als die Grete van Timpel erfroren auf dem Teiche beim Dorfe gefunden wurde. Es ſind nun über dreißig Jahre her. Ich ſehe den Morgen wie heute. Der Knabe wollte zu keinem Dinge taugen. Mismuthig ſaß er da, die Augen geſenkt, das Haar über die Stirne hingekämmt, und die langen magern Hände auf beiden Knien vor ſich hingelegt. Was ſollſt du aus dem für ein Haus machen? dachte ich. Ich fing an zu bauen. Das Untergeſchoß war ſchon fertig, da merkte ich, es taugte nicht, riß es wieder ein. Ich legte ein Vor-Haus mit Säulen an, und einem weiten Vorplatz, weil ich dachte, in dem tiefſinnigen Burſchen ſteckt vielleicht ein Künſtler. Aber auch das nicht. Endlich baute ich einen dunkeln, verſchloſſenen Bau, darin wenig Licht, aber viel Ordnung, feſte Treppen, große Speicher, geräumige Keller. Und ſiehe da, unſer Jans van Brugger iſt nun der große Handelsherr und reiche Wechsler, den ich jedesmal beſuchen muß, wenn mich alle fünf Jahre einmal mein Weg in das prächtige reiche Antwerpen führt. Und ſo hab' ich meine Straße gebaut, und baue noch. Gott gebe Segen."

So der alte Schulmeiſter.

Habt ihr ihn aus dieſer Aeußerung achten gelernt, ſo ſollt ihr ihn jetzt auch lieben lernen. Es war zu der Zeit, als die Niederländer damit umgingen, das ſpaniſche Joch von ſich abzuwerfen. Hieronymus, oder wie ſein Vater ihn nannte, Rony war damals ſiebzehn Jahr alt, und ſchickte ſich an, ſeine erſte Wanderſchaft in die Welt zu beginnen. Aber da war Claas Ryps' Tochter, die ſchöne Bathſeba, die widerſetzte ſich dem Anſinnen Rony's in allem Ernſte, ohne doch dabei ein Wort zu ſprechen oder durch eine Miene ſich es merken zu laſſen. Es war etwas in dem Weſen der Jungfrau, das, wenn Rony ihr auf dem Kirchwege begegnete, ganz deutlich und zugleich in allen Sprachen der Welt ihm zurief: „Du gehſt nicht! Du bleibſt!“ — Was ſollte daraus werden? Hieronymus mußte fort, es war die höchſte Zeit, denn die flandriſchen Städte warben überall Soldaten, und wenn er nicht wollte, wohl oder übel, in einen bunten Rock geſteckt ſein, ſo mußte er fort. Er faßte ſich alſo ein Herz und als er eines Abends Claas Ryps' Tochter, wie jene erſte Bathſeba allein im Garten ſah, aber nicht beſchreiben will, die Tage unſrer Liebe. Wer du auch ſeieſt, ſpäter Leſer, reiche mir über die Kluſt des Jahrhunderts die Hand! fühle mit mir, und leſe mit einer andächtigen Scheu die wenigen Zeilen, in denen Dir verkündet wird, wie glücklich ein Herz war, das jetzt längſt in Staub verweſ't iſt. Hätte der Himmel mich zum Dichter erſchaffen, ſo müßte dieſer Theil meiner Memoiren ein ſchönes Gedicht ſein, denn die Doppelſonne der Jugend und der Liebe ſtrahlte über meinem Haupte. — Ich bin jetzt alt, meinen Scheitel deckt Silberhaar, aber jene Sonne wärmt noch mein Inneres. So iſt es denn wahr, daß eine heilige, keuſche Jugendliebe der rettende Engel unſers Daſeins iſt; daß unſer ganzes ſpäteres Leben eine anbetende Kniebeugung vor jenem heiligen Momente iſt, in dem zwei für einander beſtimmte Seelen ihr ernſtes Begegnen feiern. —

Was ſoll ich von Dir ſagen, Marie? Wird

habend, trat er zu ihr heran, und ſagte: „Was iſt es, Mägdlein, warum läßt du mich nicht ziehen?“

„Ich? Euch nicht fortlaſſen? Wer hat Euch das geſagt?“

„Dein Auge.“

„Ei, ſeht, Herr Hieronymus, ſo hab' ich ein Auge, das einfältige Reden führt.“

„Ach, nur gar zu liebliche.“

„Geht! Ich will Euch gute Reiſe wünſchen! Seht, das ſagt Euch mein Mund.“

„Wer nun der Lügner von Beiden iſt, das iſt die Frage.“

„Ihr ſollt ſchweigen.“

„Gut, ſo laß auch ich mein Auge ſprechen.“

„Und was ſagt das?“

„So ſchau hinein, Mägdlein.“

„Ich mag nicht durchs Fenſter, das man unvorſichtig offen gelaſſen, in fremde Häuſer ſchauen.“

„Verſuch's nur einmal, das Fenſter iſt mit Abſicht offen gelaſſen.“

„Gut, ich will hineinſehen, aber kann ich hinausjagen was ich im Hauſe finde, was mir unangenehm iſt?“

„Das ſollſt du immerhin dürfen. Das ganze Haus ſollſt du nach deinem Willen ordnen und umgeſtalten.“

„So will ich meine Anſicht ſagen: prüft ob ſie richtig iſt. Im Innern des Hauſes ſitzt eine Weibsperſon, die laßt darin ſitzen, ſie ſchadet Euch nicht, im Gegentheil ſie wird das Haus in Ordnung halten, und darauf ſehen, daß die Fremde Euch keine ungefügigen Gäſte hineinbringe!“

„Ach, du liebes Mädchen! Alſo mit dir im Herzen ſoll ich in die Fremde ziehen, und du willſt bei mir bleiben, mich nicht verlaſſen, wohin ich auch gehe?“

„Hab ich das geſagt?“

„Freilich!“

„Nun ſo iſt Mund und Auge bei mir beides nichts nutze!“

„Ich will ſie ſtrafen!“

Und der glückliche Jüngling drückte Küſſe auf Mund und Auge. Es iſt aber ein altes

Unglück bei den Bathſebas, ſie werden immer belauſcht. So auch hier. Herr Claas Rypps war Zeuge geweſen von dem Strafkuß, er kam herbei, und jetzt ſollte die erſte Silbe ohne die zweite zur Wahrheit werden, aber das Liebespaar flehte ſo rührend, daß doch die letzte, der Kuß, die Oberhand gewann, und zwar als väterlicher Verſöhnungskuß. Seba und Rony waren ſonach von Gott und Welt einander zugeſprochen.

Könnt ihr euch den guten alten Schulmeiſter denken als feurigen Liebesknaben? Ach ja! In dem ehrlichen Geſicht ſitzt unter den vielen Runzeln das Fältchen der Zärtlichkeit in den Augenwinkeln verborgen. Dies Auge hat einſt ſchelmiſch geblitzt.

Der junge Burſch zog nun in die Fremde. Ein Pröbchen von Dem, was er auf Reiſen lernte, haben wir ſchon gegeben. Drei Jahre waren vergangen, da kam er heim, ganz plötzlich, ganz unerwartet, ganz heimlich. Im Dorfe gab es viel Leben. Graf Hoorn hatte ſein Quartier dorthin verlegt, und in allen Gaſſen wimmelte es von Soldaten. Bei Meiſter Ryps war ein Lieutnant einquartirt, ein blutjunges, vornehmes Herrchen, das ſich ſeine erſten Lorbern verdienen wollte. Er fing es nur verkehrt an. Die ſchöne Tochter Claas Ryps' ſchien ihm die verwandelte Daphne, von deren Armen und Buſen er die Lorberblätter pflücken wollte. Rony erfuhr dies Vorhaben, und, machte ſich obgleich er kaum von einem ſchweren Krankenlager erſtanden, raſch auf den Weg, das bedrängte Mädchen zu befreien. Er kam zu ſpät. Der Frevel war geſchehen, das arme Kind überlebte ſeine Schmach nicht, es gab ſich ſelbſt den Tod. Das war ein ſchwarzer Tag für unſern armen Hieronymus! Mußte er darum aus der Fremde heimgekehrt ſein!

Jahre vergingen; Hieronymus war von neuem in die Welt gezogen und jetzt kam er heim um daheim zu bleiben. Er war ein Mann über vierzig Jahre hinaus, lebte unverheirathet, und war ein wohlbeſtellter Schulmeiſter.

Eines Abends klopfte es an ſeine Thür. Er öffnete, und eine derbe Geſtalt, blutbefleckt, und den Arm in der Binde trat ihm entgegen.

„Ihr ſeid der Schulmeiſter des Orts?“ fragte Jener.

„Das bin ich.“

„Wir führen einen Verwundeten bei uns, man verfolgt uns, könnt Ihr den Mann nicht für heute Nacht bei Euch bergen? Morgen kommen wir und holen ihn ab.“

„Wo iſt Euer Mann?“

„Braucht Ihr das zu wiſſen? genug, er wird verfolgt, und Ihr könnt ihm ſein Leben retten.“

„So bringt ihn.“

In der ſtillen Kammer, auf dem Lager des Schulmeiſters lag der Bewußtloſe. Leiſe mit der Leuchte an ihn herantretend, ſchob Hieronymus das Tuch fort, das ſich halb über das Antlitz des Liegenden gebreitet. Wen erblickte er? Jenen Elenden, der ihm ſein höchſtes Gut einſt geraubt, den Mörder ſeines Mädchens, den Zerſtörer ſeiner ſchönſten Lebenshoffnungen. Es zuckte durch ſeine Seele, wie ein Blitzſtrahl, leiſe deckte er das Tuch wieder über das bleiche Antlitz. Jetzt donnerten Schläge an die Thür. Sie wurde mit Gewalt geöffnet, Söldlinge drangen ein. Die ſpaniſchen Truppen hatten das Dorf beſetzt, man ſuchte den ehemaligen Genoſſen des auf dem Blutgerüſte gefallenen Grafen Hoorn.

„Hat ſich kein Verbrecher unter dein Dach gerettet?“ lautete die Frage.

„Ich wohne mit meinem kranken Bruder allein in dem Häuschen“, entgegnete feſt Hieronymus. „Ich bitte euch, ſtört die Ruhe des Todtkranken nicht, der eben in einen leichten Schlummer geſunken. Dabei öffnete er die Thüre der Kammer und zeigte auf den in den Decken Gehüllten. Die Soldaten wichen zurück, der Anführer winkte, die erſte, ruhige Sprache des Mannes hatte ſie überzeugt, daß er ſie nicht täuſche. Wenige Augenblicke darauf, und das Häuschen war von ſeinen läſtigen Beſuchern befreit.

Am andern Morgen wurde der Verfolgte vollends in Sicherheit gebracht. Nie hat er erfahren, wer ihn in jener Nacht gerettet. Seht, das war eine That unſers Schulmeiſters.

Ihr habt nun gehört wie er ſeine Kleinen zu Männern heranbildete, ihr habt geſehen, wie er ſelbſt als Mann zu handeln verſtand, denn einem Manne wie er ſein ſoll, geziemt nicht, das Schwert der Rache zur Hand zu nehmen, wenn ohnmächtig der Gegner daliegt. Ja, damals als Hieronymus ſelbſt noch ein wilder Burſche war, und ein nicht minder wilder der junge Offizier, da hätten Beide nicht auf einem Wege zuſammentreffen dürfen.

Genug jetzt von dieſem Schulmeiſter, den uns unſer trefflicher Meiſter Gerhard Douw ſo unübertrefflich in ſeinem ganzen Thun, Treiben und Weſen vor Augen gebracht hat, wir wollen etwas von dem Künſtler ſelbſt hinzufügen.

Er war der Jahre eines Glaſermeiſters, 1613 zu Leyden geboren. Der Vater beſtimmte ihn Glasgemälde zu fertigen, allein da einmal das Unglück geſchah, daß der junge Gerhard, eben als er in ein ſehr hoch gelegenes Fenſter, eine Glastafel einfügen wollte, von der Leiter glitt, und einen, zum Glück nicht lebensgefährlichen Fall that, ſo wollte der Vater weiter nichts mehr von der Kunſt der Glasmalerei wiſſen, und brachte den Sohn 1628 zu dem berühmten Meiſter Rembrandt, deſſen ausgezeichneter, mit Ruhm bedeckter Schüler er wurde, und von dem er nun das Oelmalen lernte. Es iſt zu bedauern, daß er von der freien kühnen Manier ſeines Meiſters nichts ſich anzueignen verſtand, daß er im Gegentheil frühzeitig in das Kleine, ja in das Kleinliche überging. Er malte ſelten Bilder, die die Höhe eines Schuhs überragten. Alles in dieſen Bildern war auf das minutiöſeſte ausgeführt. Er machte dadurch die Kenner ſtaunen, und entzückte die Liebhaber, die nichts angelegentlicher wünſchten, als ihre Cabinete und Schreibtiſche mit ſolchen kleinen Wunderwerken des Pinſels zu ſchmücken. Sandrart ſelbſt geſteht, daß er außer ſich ſelbſt gerathen ſei bei dem Anblick eines Beſenſtiels, den der Künſtler mit einer ſolchen handgreiflichen Natur, und zugleich in ſolcher zierlichen Glätte ausgeführt, daß man,

man mochte ſuchen wo man wollte, nichts Aehnliches im Bereiche der darſtellenden Kunſt entdecken konnte. Freilich, es blieb ein Beſenſtiel, und Douw hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe drei volle Tage nur an dieſem Stiel gemalt. Für Diejenigen, die ſich von ihm porträtiren ließen, wurde dieſe Aengſtlichkeit in der Ausführung zur Marter. Er rückte nicht vor. Der Sitzende verlor die Geduld, in ſeinem Geſichte zeigten ſich jene abgeſpannten und trockenen Muskeln, die der Phyſiognomie etwas unendlich Nichtsſagendes geben, und die unwillkürlich dem Beſchauer von den Qualen einer langen und gelangweilten Sitzung Kunde geben. Man zeigt in Paris das Bildniß einer jungen Dame, die nicht allein gelangweilt, ſondern ſelbſt zornig und innerlich ergrimmt ausſchaut. Die Arme, ſie hatte vielleicht hundert Sitzungen zu überſtehen gehabt, und es fehlte ihr die philoſophiſche Ruhe eines Beſenſtiels. Dabei war Douw ſtolz auf dieſen Fehler: er antwortete einem beſcheiden Tadelnden: „Wenn ich nicht ſo langſam arbeitete würde ich dann wol für die Unſterblichkeit arbeiten?“ Welch ein Irrthum!

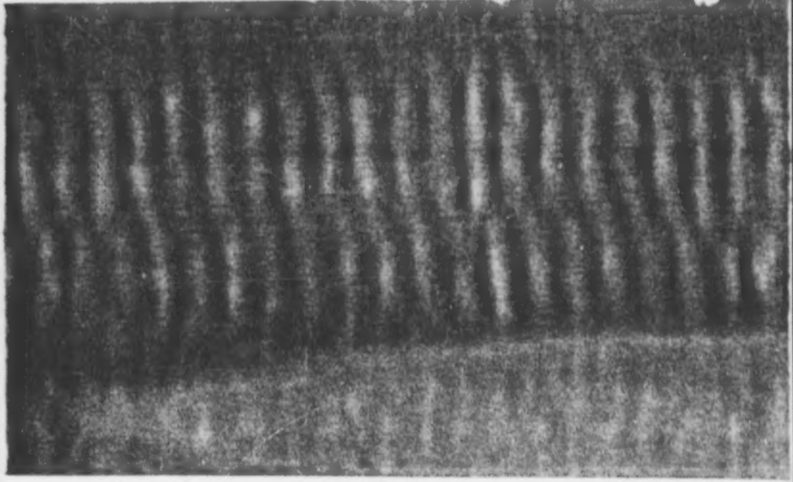
Beim Porträt iſt die geniale Auffaſſung des Lebens die Hauptſache, und dieſe gewinnt nie ein Maler, der anatomirend an ſeinem Original herumarbeitet, und während er an einem Härchen herumtiſtelt, gerade die Schwingung eines vibrirenden Nervs, der in dieſem Augenblick eine Muskel in Bewegung ſetzt, unbeachtet läßt. Eine andere üble, ja verderbliche Methode hatte ſich der Meiſter angewöhnt, die ebenfalls keinen andern Grund hatte, als das Verlangen, nur recht genau den gegebenen Gegenſtand aufzufaſſen. Nämlich er brachte einen Rahmen mit in Quadrate gezogenen Fäden zwiſchen ſein Auge und den Gegenſtand, der gemalt wurde, und da malte er in jedes Quadrat nur gerade ſoviel hinein, als er in der Natur darin eingeſchloſſen ſah. Eine verdammenswerthe Methode, und es iſt wahrlich anzunehmen, daß Gerhard Douw nicht wegen derſelben, ſondern trotz derſelben ein guter Maler wurde. Mit einem Worte, ſeine Bildniſſe haben keinen großen es mir gelingen, Dein einfach, innig Weſen zu ſchildern? Wäreſt Du mit ſtrahlender Schönheit geſchmückt, ſo konnte ein reiches, blendendes Gemälde Dich wiedergeben, — aber Deine Schönheit beſteht in jenem ſtillen, unbeſchreibbaren Reize, der wie der Duft der Blumen auf die Sinne, ſo den unmittelbaren Aushauch von Liebe auf die Seele wirkt. Keine Bewegung, kein Blick Deines Auges läßt ſich ſo malen, wie ihn die Empfindung aufnahm, und wie er, gleich Muſik, lange in der aufhorchenden Seele nachtönte. Immer wieder zogſt Du Sinne und Gedanken nach Dir ſo leiſe und doch ſo unwiderſtehlich, wie die weiche Welle des Stromes den Kahn des Fiſchers. In Deiner holden, ſanften Miene lag nichts von Ueberraſchung und Leidenſchaft: aber hatte man in Dein Auge geſehen, ſo legte ſich ein ſtiller Friede auf das Herz, wie wenn der Wandrer den ſpäten Mond über das Gebirge herein ſchimmern ſieht. Er wirft ſich

Werth, deſto größern die, die wie der Kopf unſers Schulmeiſters, er nicht nach dem Leben, ſondern aus dem Leben auffaßte. Es mußte das Werk im Innern ſich ihm zu einem neuen und beſondern umgeſtalten, dann erſt kam das Verdienſtliche zu Tage; ein gegebenes Modell faßte er wie den Beſenſtiel auf, mit einer grauſamen und für den Künſtler ſelbſt verbrecheriſchen Treue.

Angeſehen und ein großes Vermögen hinterlaſſend ſtarb Douw ungefähr ums Jahr 1680. Unter ſeinen Schülern iſt Mieris der berühmteſte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Eliſabeth Charlotte.

dw
P. o. germ. 1412
1 – 3
34 c

Eliſabeth Charlotte,

Herzogin von Orleans.

Ein biographiſcher Roman

von

A. v. Sternberg.

> Wir haben hier allezeit das Unglück gehabt, daß Deutſchland Frankreich nicht allein nachafft, ſondern auch alles doppelt macht was man hier thut, derowegen wundert mich's nicht, daß man in Deutſchland Frankreich zu copiren ſo toll lebt.
>
> Menzel's Briefe
> von Eliſabeth Charlotte.

Erſter Band.

* * *

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1861.

Vorrede.

Der Charakter der Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, iſt ſo eigenthümlich und beſonders, daß deſſen Auffaſſung, abgeſondert von der ſtreng hiſtoriſchen, kaum einer Dichtungsart gelingen möchte, es ſei denn die hier gewählte, wo nur ſo viel von dem Romanelement hinzugethan worden iſt, um den Gegenſtand flüſſig zu erhalten und als Charakterbild in allen ſeinen Theilen dem Beſchauer verſtändlich zu machen. Auf der Bühne, wie neuerdings verſucht worden, möchte grade die Eliſabeth Charlotte derjenige Stoff ſein, der in allen ſeinen

Beziehungen am wenigſten geeignet iſt, von dem Dichter aufgefaßt zu werden, denn erſtens (eine alberne Eigenheit unſerer modiſchen Bühne), duldet ſie keine Heldin, die nicht ſchön iſt, und Charlotte war das letztere anerkanntermaßen nicht, und dann gehn ihr alle Mittel ab, dieſe nicht ſchöne Heldin ohne Liebesintrigue hindurchzuführen, denn ebenſo wie Charlotte nicht ſchön war, war ſie auch nie verliebt. Alſo was ſoll ſie auf dem Theater? Man kann höchſtens ein ſehr verblaßtes, in ſeinem weſentlichen Theile unwahres Bild von ihr machen? Dagegen treten alle ihre Charaktereigenſchaften ins lebendigſte Licht, wenn wir ſie zum Gegenſtand einer erzählenden Darſtellung machen, wo ſie von ihrer Jugend bis zum Alter in allen den Situationen geſchildert wird, die in Wahrheit den Charakter einer Frau bilden, und ganz beſonders den ihrigen. Sie galt als das Urbild eines deutſchen Sinnes im Gegenſatz zu dem franzöſiſchen, auch war ſie eine freiſinnige Fürſtin für die damalige Zeit. Wie wenig die Franzoſen ſie in ihm zu eigen und vertraut ſeinen nächtlichen Weg ſeinem klaren, milden Lichte. Erſt lange, lange nachher, da ich Dich nicht mehr ſah, wußte ich, daß ich Dich liebte, Maria; in Deiner Nähe hatte ich nur das Gefühl, daß mir nichts fehlte. Die Erhöhung und Vergeiſtigung meines ganzen Weſens nahm ich hin, als etwas, das ſo ſein mußte; erſt als ich Dich nicht mehr ſah, verarmte ich plötzlich, und ich wußte nun, was ich Dir ſchuldete. —

Geſchwätziges Herz eines Greiſes! Wie ſeltſam klingt Deine Sprache zu dem muntern Geräuſch jener Tage! Ich will meine Jugend malen, und da ich an deren Blüthe, die Liebe, komme, entſinkt mir die Feder, und ich ſtammele berauſcht Mährchen der Erinnerung. Faſſe Dich, Herz! Ein wenig Trunkenheit ſteht Dir wohl an, dann aber ſtelle klug und beſonnen Stein an Stein zuſammen, daß der Tempel erbaut werde, in dem des Mannes Gottheit, die ihrem eigentlichen Werthe zu ſchätzen wußten, zeigt vor allen Dingen die Auffaſſung eines Saint Simon, der von ihr nichts zu ſagen weiß, als daß ſie beſtändig am Schreibtiſche ſaß und die Geheimniſſe der franzöſiſchen Regierung nach Deutſchland ausplauderte. Freilich that ſie dies, aber wie that ſie es? mit dem lebendigen, beflügelten Worte, das ſtets mit derber Wahrheitsliebe die Schäden der damaligen politiſchen und ſocialen Welt aufdeckte. Unſchätzbar ſind dieſe brieflichen Mittheilungen, von denen wir nur einen Drittheil beſitzen, während die zwei andern Drittheile verloren gingen, oder noch in irgend einem Archiv unzugänglich modern. Wir haben in unſerer Darſtellung nichts gemieden, was dieſe derbe Wahrheitsliebe kund zu geben im Stande war, und wenn dem ohrenzarten Publikum manche Stelle in unſern Berichten anſtößig erſcheint, ſo haben wir nichts darauf zu erwidern, als daß wir es nicht anders geben wollten, als es uns gegeben worden war. Wer in die ſtarke Verwilderung der Sitten jener Zeit nicht hineinſchauen will, der laſſe das Buch bei Seite. Jedem andern Vorwurfe wollten wir uns nothgedrungen ausſetzen, nur iſt dem ein verblaßtes, verſüßlichtes, geſchminktes Bild von dieſer urderben, urkräftigen Frau geliefert zu haben. Wir ſind daher erbötig, für jede auffallende Stelle Belege in dem Briefwechſel der Prinzeſſin ſelbſt, ſowie in den Memoiren der damaligen Zeit zu geben.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Jugend der Prinzeſſin.

Der Sommer des Jahres 1655 war ein beſonders heißer; es ſtanden bald nacheinander zwei Kometen am Himmel, die die Aſtronomen wie die Aſtrologen ſtark beſchäftigten und aus dem die letzten allerlei prophezeiten, das auf die folgenden Jahre Bezug hatte. Dann herrſchte im ſüdlichen Deutſchland eine Theuerung, die in der Gegend von Schwaben und Franken in eine Hungersnoth ſich geſtaltete, und in ihrem Erfolge Seuchen und Krankheiten hatte.

Um Heidelberg herum war die Atmosphäre rein und erquickend; ſei es nun, daß das Neckarthal dieſe Eigenſchaft beſonders an ſich hatte, oder daß es eine beſondere Gunſt klimatiſcher Einflüſſe war, die Milde und Klarheit der Luft, die Geſichertheit der Sonnenwärme, unangetaſtet von den mephitiſchen Dünſten, die ſich überall anderswo entwickelten, herrſchten hier ungeſtört und machten, daß die Reiſenden beſonders dieſe Gegend aufſuchten und einmal hier angelangt, auch gern verweilten. Wir ſehen zwei Wanderer beſonderer Art vor uns, die die Straße des Neckarthals hinaufwanderten und ſich der Heidelberger Brücke näherten. Die Sonne hatte ſich von dem Gipfelpunkt ihrer Macht bereits geſenkt und die Schatten verlängerten ſich; ein warmes Lüftchen bewegte die Baumgruppen und führte den Reiſenden die Gerüche friſchduftender Blumen zu, die in der Umfriedung der Gärten ſtanden, die zu beiden Seiten des Weges ihren Reichthum entwickelten. Dieſe Blumenwelt, im Verein mit den Bäumen der ſchönen Straße, die ebenfalls unter einer koſtbaren Decke reicher Blüthen ſtanden, bildeten eine entzückende und anmuthige Umgebung, doppelt erquicklich für die Wanderer, da dieſe offenbar zum erſten Mal dieſe Gegend betraten, und ihren wunderſamen Flor anſtaunten. Es waren zwei Männer in reicher Kleidung; der Eine, der ältere war von Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gehüllt, mit einer ſchweren, goldenen Kette um den Hals. Er hielt den kleinen, mit Federn gezierten Hut in der Hand, wodurch das ausdrucksvolle Geſicht, mit einem vollen, ſchwarzen Bart, mit kurzem Haar und ſchwarzen Augen, ungehindert und keck aus den Spitzen der Halskrauſe hervorleuchtete. Der Zweite war ein junger Mann von noch nicht voll zwanzig Jahren, deſſen Kleidung ebenfalls höhere Abkunft zeigte, deſſen Manieren aber nicht die Eleganz und die vornehme Leichtigkeit ſeines Gefährten hatten.

Als ſie die Brücke überſchritten hatten, näherten ſie ſich einem kleinen Grasplatze, der innerhalb der Feſtungsmauer angelegt war und dazu beſtimmt ſchien, für die Bewohner der Burg eine willkommene Stelle abzugeben, wo ſie ſich unbelauſcht und unangefochten von der übrigen Bewohnerſchaft der Umgegend, ergehen konnten. Man ſah von dieſer kleinen, mit Laub und Blumen geſchmückten Ebene, wenn das Thor der Brücke offen ſtand, auf das nahe Ufer und auf das, was daſelbſt ſich ereignete, ohne doch wieder geſehen zu werden. Als die Fremden, die wenigen Stufen hinaufſtiegen, die ſich hier, um in das Innere der Burg zu gelangen, zeigten, gewahrten ſie, an das Gitter gelehnt, das hier den kleinen Garten umzäunte, ein Kind ſtehen und aufmerkſam eine Gruppe ſpielender Kleinen betrachten, die ſich am Ufer des Fluſſes tummelten. Der Ausdruck des Kindes, ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit auf ſeine kleinen Gefährten dort unten, hatte ſo etwas Eigenthümliches, daß die beiden Wanderer nicht umhin konnten, ſtehen zu bleiben, um die Kleine zu betrachten. Es war ein geſundes, friſches Mädchen, von nicht voll vier Jahren, in einem Röckchen von rothem Stoffe, auf dem blonden Kinderkopfe eine hohe, mißgeſtaltete Mütze, an der ein ſchwarzer, kleiner Florſchleier herab fiel. Die Kleine wandte, als ſie merkte, daß ſie Gegenſtand der Neugierde war, ihre hellen, kleinen Augen mit dem Ausdruck beſonderen Muthwillens zu den Fremden und that ihr Verlangen kund, über die Umzäunung des Gärtchens gehoben zu werden.

Willſt Du hinüber zu Deiner Freundin, Kleine? fragte der ältere der Herren das Mädchen, indem er an den Gartenzaun heran trat.

Das Mädchen ſah den Mann fragend an; offenbar hatte ſie die Sprache des Herrn nicht verſtanden; erſt als der zweite auf Deutſch hinzuſetzte: Sollen wir Dich hinüber heben? nickte ſie mit dem Kopfe, indem ſie den Fuß auf eine der Sproſſen der Umzäunung ſetzte.

Sie wurde hinübergehoben und hier, nachdem ſie einen flüchtigen Blick umher geworfen, und ſich unbeobachtet ſah, war ſie mit wenigen Sprüngen hinunter an das Ufer und ſtand jetzt unter den Kindern, die ſich neugierig um ſie ſchaarten. Sie ließ ſich von vorn und vom Rücken betrachten, dann ergriff ſie eines der Mädchen an den Händen und fing an ſich mit ihm herumzuſchwingen, ſo daß der ſchwarze Schleier an ihrer Mütze im Winde flog, und ſagte dann: Nun ſingt euer Lied nochmals! Ich kenne es und will das Spiel mit euch ſpielen.

Alſobald ordnete ſich ein kleiner Zug; das kleine Mädchen ging voran und die andern ſangen. Du biſt der Sommer! ſagte ein hübſcher Bube indem er vor der Fremden Kleinen einen Kratzfuß machte; oder willſt Du lieber die Fürſtin ſein?

Ich bin die Fürſtin! erwiderte das Mädchen ſtolz.

Und der ganze Kreis ſang:

Nun ſind wir in der Faſten,
Da leeren die Bauern die Kaſten.
Wenn die Bauern die Kaſten leeren,
Wolle uns Gott ein gut Jahr beſcheeren.
Strii, ſtrii, ſtra! der Sommer, der iſt da!

Und ſich zu ihrer Umgebung umwendend, wiederholte die Kleine: Strü, ſtrü, ſtra! der Sommer, der iſt da! —

Es war ein liebliches Bild, am Ufer des Stroms, die luſtige Kinderwelt ſpielen zu ſehn. Die beiden Fremden ergötzten ſich daran, und der Aeltere ſagte, indem er auf das Mädchen wies: Die kleine Dicke möcht' ich mit mir nehmen, ſie wäre ein guter Spielkamerad für meinen trübſeligen Philipp! —

Ach! rief der Andere, was fällt Ihnen ein, beſter Oheim. Giebt es denn im ſchönen Frankreich nicht der luſtigen Kinder genug; müſſen wir nach Deutſchland gehen um daſſelbe zu plündern?

Ich liebe dieſes Land, das eigentlich uns gehört, und das uns auch noch einmal zufallen wird! rief der ernſte Mann mit einem lächelnden Ausdruck, indem er über die Schulter herüber ſeinen jungen Gefährten anblickte. Gefallen Dir denn dieſe ſchönen Ufer nicht, Gaſton? Das Ganze iſt ein Garten, und dazu das ſchöne Schloß dort oben. Wie prachtvoll muß es ſich hier leben laſſen.

Der junge Mann ſchien von dem Enthuſiasmus ſeines Gefährten Nichts zu begreifen. Er neigte bejahend das Haupt, war aber mit ſeinen Gedanken bei der Kleinen unten am Fluſſe.

Plötzlich ließ ſich ein ängſtlicher Schrei hören. Die Beiden ſahen ſich um, und bemerkten jetzt eine ältliche Frau, die ängſtlich im Gärtchen hin und her irrte und Jemand zu ſuchen ſchien. Es zeigte ſich alsbald, daß ſie das Kind vermißte, das ſie hier ſpielend verlaſſen hatte.

Madame ſuchen die Kleine! hob der ältere Herr an: ſie iſt dort unten.

Ich danke Ihnen, mein Herr, erwiderte die Frau franzöſiſch: aber wie iſt ſie dort hingekommen?

Ich habe ſie herübergehoben, erwiderte die ruhige und feſte Stimme des Mannes.

Die Frau blickte erſtaunt den kühnen Befreier ihres Schützlings an, und ſagte dann: So eilen Sie, ſie wieder zu ſchaffen. Es iſt die Tochter des Kurfürſten. Es iſt uns nicht erlaubt, dieſen Garten zu verlaſſen.

Beruhigen Sie ſich, Madame! hob der jüngere an. Sogleich ſoll ſie wieder da ſein!

Er eilte die Stufen hinab, und kam mit dem Kinde auf dem Arme bald wieder. Er hob es von Neuem über den Zaun und legte es in den Arm der Frau, die es mit ſanften Worten ſchalt.

Nicht böſe ſein, Mutter Joli! rief die Kleine.

Sie ſpielten unten und ſangen das bekannte Liedchen; da mußte ich dabei ſein! Du ſiehſt ein, es ging nicht anders, ich mußte dabei ſein.

Das war durchaus nicht nöthig! rief die Frau. Ich ſehe, ich kann Dich nicht eine Minute allein laſſen. Papa hat Recht, wenn er ſagte: Es iſt uns eine ungehorſame Tochter geboren worden.

Schon wieder ſagſt Du das! rief das Kind halb weinend und mit dem Fuße ſtampfend, der Vater ſagt das nicht; er kann es nicht ſagen, aber Du, Du ſagſt es, nur um mich zu ärgern, böſe Mutter Joli!

Die Alte ſah mit einem Ausdruck von Zufriedenheit in das blühende, erhitzte Geſicht der Kleinen, dann ſagte ſie zu beiden Männern: Meine Herren, darf ich um Ihre Namen bitten, damit wir wiſſen, mit wem wir die Ehre haben. —

Nennt mich, liebe Dame, General Duprez! und dieſer hier iſt mein Neffe, der Marquis von Rohan.

Ah! rief die Frau reſpektvoll, und die beiden Herren der Kleinen vorſtellend, ſagte ſie: Hier Madame, iſt der Herr General und der Herr Neffe des Generals, die das Vergnügen haben, Euch vorgeſtellt zu werden. Nehmen Sie ihre Mütze ab und grüßen Sie.

Ehre, thronet. Ich habe in einem ſtillen Haine den Frühgottesdienſt gefeiert, den Dienſt der Liebe, aber unaufhaltſam ſteigt der Tag, und ſtrenge Pflichten ſind es, die uns rufen.

Nach dieſem Ausruf und Gebet gleichſam wird es mir nun leicht, in einfacher Schilderung dem Leſer den Verlauf meines Bekanntwerdens mit Marien zu geben. Ich ſah ſie beim Oheim, und da dieſer ſeltſame Alte, wie er mir geſagt, wirklich in ſteter Einſamkeit lebte, war ich oft ganze Abende mit der Nichte allein. Ich Thor hatte ihr Spiel beſpöttelt, und Niemand konnte ſo reizend wie ſie das alterthümliche Inſtrument beleben. Es wurde eine Waffe mehr, um mich zu beſiegen. Wir laſen abwechſelnd dem Oheim aus ſeinen Adelsbüchern vor, und dieſe geiſtloſe Lektüre, in der tauſend mich heftig anwidernde Narrheiten vorkamen, wurde für mich eine ſo

Das Mädchen that wie ihr geheißen, mit einem feinen und zierlichen Anſtande, dann wieder die Kopfbedeckung mit dem Schleier aufſetzend, rief ſie mit kindlicher Freude, halb zu ihrer Erzieherin gerichtet: Was ſagſt Du Mutter, wenn ich die Herren oben in die Burg führe? ihnen zeige, was ſie ſehen wollen? Der Vater iſt nicht zu Hauſe, und die Mutter hat ſich eingeſchloſſen. Niemand wird uns ſtören.

Auf eine Kopfneigung der Mademoiſelle Joli erfaßte die Prinzeſſin die Hand des Generals und führte ihn den Gang hinauf. Der junge Mann und die Gouvernante folgten.

Oben angelangt, waren die Fremden erſtaunt über die reiche Ausſicht, die ſich von dem Plateau des Burghofes ringsumher dem Auge bot. Das ganze, ſchöne Neckarthal, mit ſeinen Hügeln und Thälern lag vor ihnen, und durch die Ebene ſchlängelte ſich der Fluß, deſſen Ufer alte Burgen und neue Anpflanzungen zierten. Rundum ſchmückten Statuen den innern Burghof, und gaben mit ihrer majeſtätiſchen Ruhe dem Ganzen den Charakter einer wahren Königsburg, die ſtolz und ſicher die Gegend beherrſcht.

Das ſind ſämmtlich meine Väter, ſagte die Kleine, auf eine Treppenſtufe ſich ſtellend und auf die ſteinernen Geſtalten zeigend. Dies hier iſt der Georg, dies der Wilhelm, jener der Heinrich! ſie haben alle gelebt, Gott weiß, wann, aber ſie ſind alle Herren des Landes geweſen, und ich — ich ſtamme von ihnen!

Der Ausdruck des Stolzes, des Selbſtbewußtſeins, mit dem die Kleine dieſe Worte ſprach, hatte ſo etwas eigenthümliches und komiſches, daß die beiden Herren lachten, und der ältere auf das Kind zulief, es in ſeine Arme ſchloß und einen Kuß auf ſeine Wangen drückte, indem er dazu rief: O Du niedliche Kleine! Sage mir, freuſt Du Dich auch, ſo große Herren zu Deinen Vorfahren zu haben?

Das Mädchen ſah ihre Erzieherin an, und dann antwortete ſie langſam: Ich darf es eigentlich nicht ſagen, man hat es mir verboten, aber ich ſage es doch: Wir ſind viel reicher als der Kaiſer in Wien, denn meine Papa's ſind älter als er, und ſeine Papa's. Mein Großvater war König. Und wenn ich einmal heirathe, werde ich auch nichts anders als einen König nehmen.

Madame Joli miſchte ſich hier ins Geſpräch, indem ſie rief: Laſſen Sie ſie, meine Herrn, Sie hören ſie ſpricht thöricht. Man muß auf Kindesworte nicht achten.

Ich ſpreche nicht thöricht, ich rede die Wahrheit! rief das Kind entrüſtet. Wenn die Herrn mich hören wollen, ſo laß ſie doch! Mußt du denn immer dazwiſchen fahren? —

Die Herren und die Gouvernante lachten über das zornrothe Kind, das beſchämt darüber ſich in den ſchwarzen Schleier wickelte, und hinter der alten Dame ſich verſteckte. Indem kamen noch ein paar Herren hinauf, die die erſtern zu ſuchen ſchienen. Sobald ſie ſie entdeckten, entblößten ſie ihre Häupter und blieben ehrfurchtsvoll ſtehen.

Sind die Wagen in Bereitſchaft? fragte der ältliche Herr.

Sie ſind's, gnädiger Herr! erwiderte Einer der Männer.

So laßt uns gehn. Er wandte ſich an die Erzieherin. Haben Sie Dank, meine Dame, ſagte er, für Ihre Güte, mit der Sie uns hier aufgenommen. Melden Sie ihrem Herrn, daß wir als Reiſende unſere Straße ziehen, ſonſt würden wir uns die Ehre geben, ihm aufzuwarten. Und Sie, mein Prinzeßchen, geben ſie uns die Hand zum Abſchiede.

Das Kind war durchaus nicht erſtaunt, als ſie erfuhr mit wem ſie ſprach. Sie hielt ein kleines goldenes Bildchen in ihren Händen, das der junge Mann an einer Kette trug. Wen ſtellt das vor? fragt ſie den Prinzen.

Einen Heiligen, wie ſie hier mehrere ſehen! erwiderte der junge Mann.

Gebt es mir! rief die Kleine; ich liebe Bilder, ich möchte es haben.

Ohne ein Wort zu erwidern neſtelte der junge Mann das Bild los, und gab es der Prinzeſſin. Dafür ſollſt Du einen Kuß haben; ſagte das muthwillige kleine Mädchen. Da du ein Marquis biſt, kann ich Dich küſſen.

Der Kuß wurde gegeben, unter herzlichem Gelächter der beiden Herrn, und die Geſellſchaft trennte ſich. Der Graf und der Marquis gingen voran, die Herrn aus ihrem Gefolge begleiteten ſie. Madame Joli ſtand noch lange mit der Kleinen auf dem Arme und ſah die fremden Herrn über die Brücke gehen, drüben ſich auf der Landſtraße verlieren. —

Der Schlag ins Geſicht.

Der Pfalzgraf Carl Ludwig emfing bei ſeiner Zurückkunſt die Nachricht von den zwei Fremden; er tadelte ſeine Tochter über das erbetene Geſchenk und befahl der Gouvernante, daß ſie künftig dergleichen nicht dulden ſolle; denn er, wie ſein Haus, begehre von Niemand etwas.

Die Stimmung des Herrn war eine ſchwer gedrückte. Er ſetzte ſich an einen Tiſch in der Halle und ſtützte das Haupt in die Hand. Wenn man das Antlitz, wie es ſich jetzt, halb beſchattet von der Hand, zeigte, anſah ſo war es das eines noch ſchönen Mannes, obgleich die Jahre merklich darüber hingezogen waren. Das Auge war groß und dunkel, aber zugleich geheimnißvoll und düſter;

die Brauen hingen tief hinein, und ſie ſowohl als die Barthaare hatten einen Anflug von Grau, obgleich der Herr noch nicht volle vierzig zählte. Seine Geſtalt war voll und ſtark; der einfache Jagdrock zeigte die Schönheit und das Ebenmaaß der Glieder. In der Jugend war Carl Ludwig ſchwächlich geweſen, und der mindeſt ſchönſte von den ſchönen Kindern des unglücklichen Böhmenkönigs und der lieblichen Prinzeſſin von England; ſpäter aber hatten Kriegsübungen ſeinen Körper geſtählt, und die trüben Erfahrungen ſeiner Jugend waren ihm Lehrer der Weisheit und Vorſicht geworden.

Das Kind, das noch immer mit ſeinem goldenen Bildchen ſpielte, drückte ſich zwiſchen die Kniee des Vaters, und indem es die klaren Augen nicht von der kummergedrückten Miene deſſelben wegwandte, liebkoſte es ſchüchtern den trauernden Mann, indem es mit ſeinem Händchen über die breite und nervige Hand des Vaters fuhr. Madame Joli hatte ſich entfernt.

Was haben Dir die Herrn geſagt? fragte der Vater ſeine Tochter, indem er ſie mit mißtrauiſchen Blicken anſah.

Nichts, Papa, gar Nichts. Die waren ja ſelbſt fremd! erwiderte das Mädchen.

Vielleicht waren es Späher, murmelte der Fürſt vor ſich hin. Ich habe überall Feinde.

Die hatten ſo offne, gute Geſichter, ſagte die Kleine. Wenn ſie alle in Frankreich ſo ausſehn, möchte ich wohl hin.

So? ſagte Carl Ludwig, und ſeine Miene verzog ſich etwas zum Lächeln. In zehn Jahren wollen wir weiter davon ſprechen. Ich werde Dich aus dem Hauſe geben, Mädchen!

Das Kind ſah den Vater an. Fortgeben willſt Du mich? frug es unwillig und überraſcht: Wohin denn? Gehör ich nicht hierher? Bin ich nicht Dein Kind?

Du ſollſt zu Deiner Tante, der guten Kurfürſtin von Hannover.

Zu der? Zu der Tante, die mir zu Weihnachten die ſchöne Puppe geſchickt hat? Ja, zu der will ich.

Die Kleine ſah zufrieden und ſtolz aus indem ſie dieſes ſagte. Der Vater ſagte: Alſo Du gehſt gern von mir?

O — Vater! rief ſie, und hing ſich an ſeinen Hals, wie kannſt Du nur ſo ſprechen. Ich denke, Du kommſt mit! ſagte das Mädchen.

Wie kann ich? rief der Vater finſter. Weißt Du denn nicht, daß ich hier bleiben muß?

Wegen Fräulein Louiſe? fragte das Kind.

Still! rief der erſchreckte Mann und hielt die Hand dem Kinde vor den Mund. Du darfſt nicht von ihr ſprechen. Hörſt Du? Nie ihren Namen nennen. Die Arme hat es ſo ſchon ſchwer genug hier im Hauſe! —

Die liebe Tante Sophie! rief das Kind, plötzlich wieder heiter. Wird ſie mich aber auch wollen, wenn ich ohne Dich komme? —

Mama Joli wird Dich hinbringen; dort wirſt Du eine andere Gouvernante erhalten, die Dir die Tante ausgeſucht hat.

Wo bleibt Joli? ſagte die Kleine.

Sie geht nach Frankreich zurück, wo ſie ihre Verwandten hat, entgegnete der Vater, und ſtrich mit der Hand über das Lockenhaupt des Kindes. Er hielt plötzlich inne und lauſchte nach einer Gegend hin. War es nicht als ginge die Thüre an der Mutter ihrer Kammer? fragte er ſich umſehend.

Nein, nein! entgegnete die Kleine; hier iſt alles ſtill und todt. Es iſt wie im Grabe. Seitdem die Mutter böſe iſt, hört man keinen Laut hier. Zum Eſſen kommt aber Vetter Ernſt; er hat es ſagen laſſen.

Hat man es der Mutter gemeldet?

Mama Joli iſt drin geweſen, erwiderte das

Kind, ſie hat mit dem Kopf genickt, geſagt hat ſie nichts.

Der Fürſt war in Nachdenken verſunken. Er ſah auf das Antlitz ſeines Kindes und ihm die Haare aus dem Geſicht ſtreichend, verſenkte er ſich tief und forſchend in die hellen Augen. Wirſt Du auch einmal die Qual und die Marter eines Mannes werden? flüſterte er.

Ruht auch in Dir der giftige Lindwurm, der unſere Tage verzehrt und uns vor der Zeit reif zum Grabe macht? Mädchen, Mädchen! Es wäre beſſer Du wäreſt nie geboren! Hier mit dieſer Hand könnte ich Dich erwürgen! Dich von der Erde hinwegreißen giftiges, kleines Unglücksgeſchöpf!

Seine Augen nahmen den Charakter einer ungezähmten Wildheit an, und das Kind, das ſonſt nicht furchtſam war, ſenkte ſeinen Blick und ſuchte zwiſchen den Knieen des Vaters zu entſchlüpfen. Er hielt ſie aber nur feſter.

Bleib! rief er drohend, und höre was ich Dir ſage. Du weißt wo ich geſtern Abend war, zwiſchen zehn und eilf Uhr?

Das Kind neigte das Haupt bejahend.

Dein Tod iſts, wenn Du es der Mutter wieder erzählſt! ſagte der Vater mit leiſer und einſchüchternder Stimme. Hörſt Du — Dein Tod!

Ich werde Niemand etwas ſagen! verſicherte das Mädchen.

Darum mußt Du fort! ſagte der Zürnende, halb vor ſich hin. Vor Teufeln kann ich mich wehren, aber nicht vor Engeln, die die Rolle der Teufel ſpielen. Jetzt geh und ſieh ob der Tiſch gedeckt iſt. Ich komme gleich hinab, ſage das der Mutter, und ſei freundlich und froh.

Die kleine Eliſabeth Charlotte, ſchon jetzt eingeweiht in die geheime Geſchichte ihres Hauſes, war die Vertraute des Vaters und der Fräulein Louiſe von Degenfeld, während ſie gegen die Kurfürſtin, ihre Mutter, geheimnißvoll und verſchloſſen blieb. Dieſe Rolle, die das Kind ſpielen mußte, drückte ihre Spuren in den offenen und freien Charakter deſſelben. Sie verſtand, ſo jung ſie war, ſchon zu heucheln und ſich zu verſtellen. Dies machte den Kummer und die Sorge der kleinen unſchuldigen Seele aus, die gern die ganze Welt zu Freunden haben wollte. Im Vorzimmer wartete die Joli auf ſie, nahm ſie auf den Arm und brachte ſie ins Ankleidezimmer, wo der ſchöne rothe Feſttagsrock lag, den ſie heute anlegte.

Der Haushalt der Pfalzgrafen und Kurfürſten damaliger Zeit hatte etwas Einfaches, beinahe Bürgerliches. Frühmorgens ſtand der Herr auf, frühſtückte anziehende Beſchäftigung, daß ich tagelang vorher mich darauf freute.

Eines Abends, als ich früher wie gewöhnlich in die Stube trat, fand ich in dem Scheine des goldnen Abendlichts auf den Polſtern hingeſtreckt die ſchöne Geſtalt liegen, die ſich meiner Phantaſie ſo lebhaft eingeprägt hatte. Es war Polyxena, eine Jugendfreundin Maria's. Wir erneuerten unſre Bekanntſchaft, und ſie wünſchte mir mit demſelben muntern Tone Glück zu meinem veränderten Anzuge und Anſehen, wie ſie damals über beides geſpottet hatte.

Beide Mädchen, ihrer Natur nach gänzlich verſchieden, bildeten zuſammen ein Ganzes anmuthiger und feſſelnder Weiblichkeit. Maria war blond, klein und von einem äußerſt zarten Körperbau; Polyxena groß, von dunkeln Augen und lebhaft gefärbten Wangen. In allen ihren Bewegungen raſch, entſchieden, zeigte ſich in großer Reizbarkeit und wechſelnder Laune die verzärtelte allein, trank dazu eine Kanne Bierſuppe, dann ging er auf den Altan ſeines Schloſſes, wo er ſeine Vertrauten hinbeſtellt hatte, auf und ab, und ſich der herrlichen Fernſicht erfreuend, an ſchönen Morgen ungeſtört und unbelauſcht, beſprach er mit dem Kanzler Wellentritt die Angelegenheiten ſeines Hauſes und ſeines kleinen Reiches. Wellentritt war ein ältlicher Mann, deſſen Jugend in Kriegslagern dahingezogen war, im Dienſte des Böhmenkönigs, Carl Ludwig Victor. Dann ging der Kanzler ſeinen Geſchäften nach, und der Kurfürſt begab ſich in die untern Räume, wo gewöhnlich einige Herrn von der Regierung ſich einfanden, die Befehle erhielten und die Landeswünſche vortrugen. Alsdann wollte es die Pflicht, daß der Kurfürſt in den Gemächern ſeiner Gemahlin ſich einige Augenblicke aufhielt, von wo dann zur Tafel gegangen wurde. Dieſe, wenn keine Gäſte da waren, wurde in alt hergebrachter Weiſe zuſammen mit den Kindern, den zwei Edelfräulein der Kurfürſtin, und den Ammen und Wärterinnen der Kinder zugebracht. Waren Gäſte zugegen, ſo wurden nur die beiden Fräulein an die Tafel gezogen, die übrige kleine Welt tafelte geſchieden, doch immer in demſelben Zimmer. Den Nachmittag ging der Kurfürſt aus, und blieb oft bis zum Abend fort, wo dann ein ebenſo häuslicher Nachtimbiß die kleine Burggeſellſchaft verſammelte. Gab es feierliche Gelegenheiten zu begehen, ſo war der Kurfürſt durchaus kein Feind von Gelagen und ſpäten Nachteſſen. Alsdann erglänzte die alte pfalzgräfliche Burg zu Heidelberg vom Glanz der Lichter bis ſpät in die Nacht, und unten die getreuen Städter erfreuten ſich am Schall der muſikaliſchen Inſtrumente, die bis tief zur Morgenröthe hinein, tönten.

Ein ſolches Feſt wurde gefeiert als das junge Fräulein von Degenfeld an den Hof kam, um die Stelle einer Dame der Kurfürſtin anzutreten. Damals war Alles Freude und Glanz. Die Kurfürſtin hatte die Mutter des jungen Fräuleins geliebt, ſie hatte ihr auf ihrem Todtenbette verſprechen müſſen, für das Mädchen zu ſorgen, und als ſie nun herangewachſen ſich ihr vorſtellte, glaubte die Beſchützerin in ihr alle Eigenſchaften zu entdecken, die werth waren das Glück zu gründen, das durch den neuen Ankömmling herbeibeſchworen war. Louiſe von Degenfeld war eben ſo ſchön, wie ſie ſanft und liebenswürdig war. Dem kurfürſtlichen Hauſe war in ihr ein Stern aufgegangen, der ſeine friedebringenden Strahlen weit über alle Verhältniſſe des Hauſes warf. Alle

Mißhelligkeiten wurden verſöhnt, Widerwärtigkeiten geſchlichtet, neue freudige Annäherungen geſchloſſen, bis plötzlich, in einer unglücklichen Stunde der Genius der Zwietracht erwachte, und der böſe Engel der Eiferſucht ſich des Herzens der Kurfürſtin bemächtigte.

Die Gelegenheit war auf einem Balle. Schon war Louiſe drei Jahre Hausgenoſſin geweſen, und der Kurfürſt, ſeiner Gemahlin treu, hatte ihr nicht die mindeſte Annäherung gezeigt. Während die tanzenden Paare im Saale ſich bewegten, vermißte man Louiſen. Sie wurde geſucht und nicht gefunden. Die Kurfürſtin flüſterte ihrem Gemahl zu, daß ſie bemerkt habe, wie der Truchſeß von Leuburg, der ſchon lange für das ſchöne Fräulein brannte, in eines der Nebengemächer mit ihr verſchwunden ſei. Dieſe Nachricht wurmte den Herrn; er hatte bis jetzt den Ruf des Fräulein für unverletzbar gehalten, und jetzt mußte er vernehmen, daß ſie im Einverſtändniß mit einem Manne ſich heimlich von der Geſellſchaft entfernt habe. Er beſchloß ſogleich ſie ſelbſt zu ſuchen, und fände er ſie mit dem Truchſeß zuſammen, vor aller Welt die Verbindung zu verkündigen; denn er wollte durchaus nichts Heimliches in ſeinem Hauſe dulden. Er ging die große Stiege hinab, er durchſuchte die Gemächer, die abwärts vom Tanzſaal lagen; er öffnete die Kabinette, die von der höhern Dienerſchaft bewohnt wurden, nirgends entdeckte er etwas. Endlich näherte er ſich dem Zimmer des Fräuleins. Leiſe ſchluchzende Worte drangen an ſein Ohr; er glaubte die Stimme des frechen Ehrenräubers zu erkennen. Einem Tritt des Fußes wich die Thür. Was erblickte er? Auf dem Boden hingeſtreckt lag eine alte Frau, in elende Lumpen gekleidet, und über ſie gebeugt, mit einem Tuche in der Hand, kniete Louiſe. Beim Eintritt des Herrn ſprang ſie auf, und nahte ſich ſchüchtern und um Verzeihung bittend, dem finſter Forſchenden.

Wie? Sie hier mein Fräulein, und in dieſer Tracht Krankenwärterin? rief der Kurfürſt, angenehm überraſcht, ſeine Vermuthung nicht beſtätigt gefunden zu haben.

Gnädiger Herr, erwiderte das Fräulein, dieſe Frau begegnete mir auf der Treppe, als ich im Begriff ſtand in den Ballſaal zu gehn. Sie war hinfällig und krank, unfähig den Gang zu vollenden, den ſie ſich vorgenommen, und der ſie mit einer Bitte zu Euer kurfürſtlichen Gnaden führen ſollte: was ſollte ich thun? Sie ihrem Schickſal eines Dieners hierher, und hier beſchäftige ich mich mit ihrer Pflege.

Der Fürſt ſah die alte Frau genau an, und fragte: woher biſt Du?

Aus Hechingen, gnädiger Herr! erwiderte ſie, ſich mühſam aufrichtend. Mein Sohn hat die Ehre in kurfürſtlichen Dienſten zu ſtehn. Man ſagte mir, er ſei in Ungnade gefallen, und ſollte ſeines Dienſtes entlaſſen werden. Da machte ich mich auf, für ihn Fürbitte einzulegen.

Während die Alte ſprach hatte der Kurfürſt ſeinen Blick auf die jungfräuliche Geſtalt der helfenden jungen Dame gerichtet. Mochte es nun das Ungewohnte der Situation, mochte es die ungewöhnliche Färbung ſein, die ihr Geſicht durch das Niederbeugen röthete, er fand ſie ſchön, und ſagte ihr dieſes mit leiſem Flüſtern, indem er ſich umwendend bemerkte, daß ein Diener ihm gefolgt war. Er gab ihr den Arm, überließ dem Diener die Alte und führte ſie in den Tanzſaal, indem er daſelbſt laut vor der Kurfürſtin und den Gäſten die ſchöne That des Fräuleins lobpreiſend ausſprach.

Von dieſer Zeit an entſpann ſich ein Verhältniß zwiſchen dem Kurfürſten und dem Fräulein.

Kurfürſtin kämpfte dagegen mit allen Waffen, die Eiferſucht und beleidigte Eitelkeit ihr eingaben: aber vergebens. Sie bewirkte nur, daß die Flamme, die ihr Gemahl für das ſchöne, tugendſame Fräulein hegte an Lebhaftigkeit zunahm und an Dauer wuchs.

An dem Abende, von dem hier die Rede iſt, ſollte der eiferſüchtige Kampf zu einer Entſcheidung gedeihen. Es war nur ungünſtig, daß die Nähe eines Dritten, und zumal des Fürſten von Baden, dabei zugegen war.

Als man ſich bei Tiſche verſammelte, [illegible] der Kurfürſt eine Wolke auf der Stirn [illegible] Gemahlin. Sie ſaß ſchweigend und ſtill da, während der Prinz und der Kurfürſt eine gezwungene Unterredung führten. Fräulein von Degenfeld hielt ein Unwohlſein auf ihrem Zimmer gefeſſelt. Die kurfürſtlichen Kinder mit ihren Bonnen und Gouvernanten ſaßen an einem Tiſchchen in der Ecke des Gemachs.

Der Unwille des Fürſten ſtieg von Minute zu Minute. Er muthmaßte, ſeine Gemahlin habe ſich beim Gaſte über ihn beſchwert, und er drang jetzt darauf ein freundliches Geſicht von ihr zu ſehn.

Warum ſo übler Laune, Madame? fragte er

er es zu thun pflegte beim Heranrücken eines Sturmes.

Sie fragen mich, mein Herr? bemerkte die Kurfürſtin in einem gleichgültigen Tone.

Wen ſonſt? entgegnete er. Was iſt Ihnen geſchehen, was ihre Laune dermaßen verſchlimmert hat, daß ſie ganz zu vergeſſen ſcheinen, daß wir einen Gaſt haben?

Die Frau Couſine, bemerkte der Prinz von Baden, war noch vor einer Stunde die Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit ſelbſt.

So! Alſo meine Gegenwart iſt's alsdann, die ſo übel wirkt, ſagte der erzürnte Fürſt. Iſt's ſo, Madame?

Keine Antwort. Nur ein ſtilles, verdrüßliches vor ſich Hinſehen.

Ich will Antwort! rief der Fürſt jetzt im vollen Zorne. Man ſpreche es laut aus, was mißfällt und was man anders wünſcht.

O ſehr Vieles! ſagte jetzt die Kurfürſtin in einem ſchnellen und leidenſchaftlichen Tone. Wenn das Ausſprechen nur hülfe. Kann man einen Hof ſehen, an welchem es übler zugeht wie hier!

Wer beträgt ſich hier ſchlecht? rief der Fürſt wahnſinnig laut.

So ſei dies die Antwort! ſchrie der Fürſt indem er ſeiner Gemahlin einen Schlag ins Geſicht ertheilte, der ſogleich machte, daß die Tiſchgäſte entſetzt aufſprangen. Die Kurfürſtin warf ihrem Gemahl einen Blick zu, in dem ſich Zorn und Verachtung ausſprachen, verhüllte das Antlitz und verließ den Saal. Ich will Ruhe haben! tobte der Zornige weiter, und kann ich ſie nicht auf anderen Wegen erreichen, ſo auf dieſem. Sie iſt die Tückiſche, die mich immerdar zum Zorne reizt. Es muß anders werden. Ich ſchwöre es bei dem Angedenken meines Vaters.

Die Kinder hatten ſich erhoben. Der Knabe lief der Mutter nach, das kleine Mädchen aber kam zum Vater, klammerte ſich an deſſen Kniee und bat: Schlage mich, Vater, wenn Du Jemand ſchlagen willſt, nur nicht die Mutter.

Der Zorn des Fürſten war verzogen. Er hob das Kind auf, küßte es und rief unter vorquellenden Thränen: Es iſt gut, meine Kleine; es wird Alles gut werden! O was das Daſein eine Qual iſt.

Das Fenſterkreuz.

Es wird nöthig ſein etwas vom Charakter Louiſens von Heſſen zu ſagen.

Der Kurfürſt, als er ſich am Hofe des Landgrafen befand, war gerade damals auf dem Gipfelpunkt ſeines Mißgeſchicks. Die Fürſten, die kaum ſich beruhigt hatten, den Vater des jungen Prinzen von ſeinem uſurpirten Throne geſtoßen zu haben, berathſchlagten darüber, welche Strafe ſie über die Söhne verhängen ſollten. Es hieß, daß Keiner derſelben das Recht auf den pfälziſchen Thron erreichen ſolle. Da gelang es Julianen, der Wittwe eines der Vettern des Kurfürſten am Hofe des Kaiſers eine günſtige Stimmung für das ausgeſchloſſene Haus zu erwecken.

Man beſchloß einen Verſuch zu machen, ob Einer der unglücklichen Prinzen befähigt ſei die Erblande des Verſtorbenen zu regieren. Man wählte den älteſten, der proviſoriſch eingeſetzt wurde, mit der Ausſicht den Thron ſofort wieder einzubüßen, wenn die Stände des Reiches eine Klage gegen ihn vorbrächten. So betrat Carl Ludwig das Erbe ſeiner Väter. Die Zeitumſtände beſſerten ſich wider Erwarten; jene Formel wurde beſeitigt und hinfort war nicht weiter die Rede von einer anderweitigen Beſetzung des Thrones. Als der Prinz noch zweifelhaft war, ob ihn das Glück begünſtigen werde, oder ob es ihn fallen laſſen würde bis tief in das Bodenloſe eines verzweifelten Mißgeſchicks, befand er ſich gerade in der freundſchaftlichen Nähe des Vaters Louiſens, der auch ſtets der warme Anhänger des unglücklichen Böhmenkönigs war.

Das Mißgeſchick feſſelte die Herzen und machte den, der davon betroffen, anziehend und wünſchenswerth. Dies empfand Louiſe. Mit einer Liebe im Herzen, war ſie abgeneigt auf jedes neue Anerbieten einzugehn, das ihr gemacht wurde. Der Landgraf ließ nicht undeutlich ſein Verlangen merken die Prinzeſſin dem Sohne ſeines ehemaligen Freundes zu geben. Louiſe ſchwankte. Sie

Schöne, die zu gefallen ſtrebt, ohne ſelbſt gefeſſelt ſein zu wollen. Alles wurde in ihren reizenden Händen zum Spielwerke; weder Freund noch Feind war ſicher vor den Geſchoſſen ihrer Laune und den endloſen Beziehungen witziger Neckerei. Am frivolen Hofe Auguſt's erzogen, beſtändig in der Nähe ſeiner Favoritin, hatte ſie in ihren Sitten einen grenzenloſen Abandon angenommen. Wer ſie nicht genauer kannte, hielt ſie für eine gefällige Schöne in der vornehmen franzöſiſchen Manier; allein ein Beweis ihrer Klugheit oder ihrer guten Grundſätze war, daß ſie Anträge des Königs zurückgewieſen hatte. Man ſagte, daß ſie es gethan, um die allgewaltige Frau von Coſel nicht vom Throne zu ſtoßen und ſich der grenzenloſen Verfolgungsſucht dieſer gefürchteten Favorite auszuſetzen; doch lag in Polyxena's Weſen etwas, das dieſer Vorausſetzung widerſprach. Es war ſchwer, einen freimüthigern und ſelbſt kühnern weiblichen Charakter zu finden, linge mit ſeinem offen hingeſtellten Verlangen hervorzutreten. Was konnte er ihr bieten? Welches Schickſal ihrer Jugend entgegentragen? Sollte ſie die Beſitzende, die Sicherberechtigte ſich dem Wellenſchlage eines Flüchtlings-Geſchicks hingeben? mit dem, den ſie wählte, Flucht und Verbannung theilen? Nimmermehr. Carl Ludwig verſchloß tief im Buſen ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen. Da zerriß der Tod das Band des frühern Bündniſſes: Louiſe war frei, und das Reſultat ihrer Freiheit war ihre Entſcheidung für Carl Ludwig. Die Eltern der Prinzeſſin prieſen das Glück des jungen Paares, beſonders da nun die günſtige Entſcheidung ſeiner äußeren Verhältniſſe hinzu kam, der Weg zum Throne ihm gebahnt war. Die im Haag lebende Mutter des Prinzen, die mit ihren Kindern dorthin geflüchtet war, und die nebſt ihrem eigenen trüben Looſe das Geſchick ihres Bruders, jenes unglücklichen Carl I. von England, zu beweinen hatte, erfuhr dieſe freudige Nachricht mit hoher Befriedigung. Sie machte ſich mit ihren Töchtern auf den Weg und traf in Caſſel ein, um die Hochzeit ihres älteſten Sohnes mit feiern zu helfen.

Louiſe zog mit ihrem Gemahl in Heidelberg ein. Die reizende Umgebung, die herrliche Lage des Orts trugen das Ihrige dazu bei, das Glück des jungen Paares zu erhöhen. Bald nach einander genaß die Pfalzgräfin zweier Kinder, die im Laufe von fünf Jahren das Licht der Welt erblickten. Davon waren ein Sohn und eine Tochter, jene Eliſabeth Charlotte, das lebendige, aufgeregte Kind, das wir vor uns geſehen haben. Carl Ludwigs Charakter neigte nichtsdeſtoweniger zur Schwermuth; je mehr er ſeine äußere Exiſtenz ſich befeſtigen ſah, je deutlicher das Glück ſich für ihn ausſprach, um ſo düſterer umzog ſich ſein innerer Himmel. Er erlebte Tage, wo ihm Alles was er errungen hatte zweifelhaft ſchien, wo er von Neuem den Sturm des Schickſals ſich gegen ihn entfeſſeln ſah, und wo nichts ihn zu retten verſprach, als eine Entfernung vom Schauplaz der Thätigkeit in eine einſame Klauſe der Weltentfremdung. Solche Augenblicke benuzte ſeine Gemahlin, um ſich ihm im Gefolge der einſchmeichelnden Kunſt zu nahen, deren Meiſterin ſie war. Sie ſpielte die Theorbe, ſie ſang, ſie trug die Mährchen und Sagen ihres Vaterlandes in einfacher ſchlichter Weiſe vor, und immer gelang es ihr, den kranken Mann aus ſeiner Erſtarrung zu reißen und ihn dem Leben und dem Hoffen neu

Dieſes ſchöne Verhältniß hatte zehn Jahre gedauert, als jenes Ereigniß, von dem wir Kunde gegeben, dazwiſchen trat. Die Kurfürſtin ſah ſich zurückgeſetzt, einem jüngern, lieblichern Weſen, daß ſie neben ſich auferzogen hatte, hingeopfert. Der Schmerz, den dieſe Entdeckung ihr verurſachte, war peinvoll. Sie machte Verſuche ihr früheres Anſehn wieder zu erreichen, aber umſonſt. In jenem Augenblicke des Trübſinns, die jetzt öfter ſich einſtellte, war ihre liebevolle Nähe ihrem Gemahl nicht genügend; ſein Sinn ſtrebte nach Etwas, was ihm fehlte, und hätte auch nichts die Gemüthsverfaſſung des Fürſten verrathen, die plötzliche Erſcheinung des jungen Fräuleins von Degenfeld hätte es thun müſſen, die, wenn ſie erſchien, plötzlich das finſtere Gewölke zerriß, und einen himmliſchen Strahl der Freude und der Befriedigung emporrief. Die Kunſt der Kurfürſtin beſaß das Fräulein nicht, ſie ſang; aber ihre Stimme war nicht ſo edel gebildet und klangvoll, als die ihrer Meiſterin; dennoch brachte ſie größere Wirkung hervor. Der Kurfürſt hörte ſo gern dieſe Stimme. Er ſah ſo gern die Züge dieſes Antlitzes, die die ſanfte Schönheit mit dem Stempel ihrer eigenthümlichſten Reize verſehen hatte.

Ach! rief einſt der Kurfürſt im halben Traume, indem er die Arme in die Luft nach einem Gegenſtand ausbreitete, der flüchtig nach oben zu verſchwinden ſchien: warum ſendet mir der Himmel dieſen Engel, deſſen Leitung ich nicht folgen darf?

Die Kurfürſtin ſaß am Lager, und hörte dieſe Worte. Sie drangen tief in ihr Inneres. Sie wußte es nun, ſie war ihrem Gemahl nicht mehr das, was ſie ihm geweſen, was ſie ihm bis an den Tod zu ſein hoffte. Sie antwortete nichts; leiſe ſchlich ſie ſich aus dem Zimmer, und in dem ihrigen angelangt, fühlte ſie brennende Thränen ihr Auge netzen und ein herbes Weh ihr Inneres zerriſſen. Hin war ihr Glück! Hin ihre Zufriedenheit und Ruhe.

Ein verzeihliches Gefühl des beleidigten, weiblichen Stolzes trieb ſie an, Diejenige zu quälen, von der ihre eigne Qual ihren Anfang nahm. Sie behandelte das Fräulein mit rückſichtsloſer Strenge, ſie neckte ſie mit kaltem Hohn, ſie ließ ſie auf alle Weiſe ihre Ueberlegenheit fühlen. Louiſe von Degenfeld, weit entfernt, hierüber beim Kurfürſten Klage zu führen, verdoppelte ihren Eifer der Gebieterin zu dienen, ohne doch jemals hoffen zu können, es ihr zu Willen zu machen. Dieſer ſchlecht verſteckte Zwiſt konnte nicht verfehlen, auf beiden Seiten Partheigänger zu ſchaffen. Auf der Seite der Kurfürſtin trat ihre Mutter, eine eitle, ränkevolle Frau, die ihre Zeit damit hinbrachte, am Hofe ihrer Tochter Mißvergnügen und Streitigkeiten zu veranlaſſen, indem ſie behauptete Friede und Eintracht unter die Vermählten zu bringen. Auf des armen Hoffräuleins Seite trat die Fürſtin von Wied, die das Degenfeldiſche Haus kannte, und deren Alter geeignet war, die Verſuche zur Sühne, die ſie anſtellte, zu entſchuldigen, indem Frau von Degenfeld, Louiſen's Mutter die Jugendfreundin der Fürſtin geweſen war. Sie erſchien am Hofe zu Heidelberg mit der ausgeſprochenen Abſicht, Louiſen von dort zu entfernen, um ſie mit ſich zu nehmen, wo ſie mit einer ihrer Töchter ſollte zuſammen die Stütze und Freude ihres Alters ausmachen. Dieſem Plane widerſetzte ſich jetzt der Kurfürſt, der Louiſen nicht aus ſeiner Nähe verlieren wollte.

So ſtanden die Angelegenheiten, als der Zeitpunkt erſchien, von dem ſoeben die Rede geweſen. Die Fürſtin Sophie von Heſſen befand ſich, als der unſelige Streit durch die Gewaltthätigkeit des Kurfürſten zu einer nicht wieder zu beſeitigenden Aufregung angewachſen war, gerade in Wien, wo ſie die Geſchäfte des Landgrafen von Heſſen bei den Miniſtern leitete. Die Fürſtin von Wied lag krank in Heidelberg, und zu ihr flüchtete Carl Ludwig ſeine Geliebte, als er ſie im eigenen Hauſe nicht mehr ſicher wähnte.

Die Kurfürſtin hatte ſich nämlich durch ihren jähzornigen Charakter zu einer auffallenden That verleiten laſſen. Nachdem ſie ein paar Tage in finſterm Groll ſich in ihre Gemächer eingeſchloſſen, wartete ſie nur die Entfernung ihres Gemahls ab, um mit ihrem Plane hervorzutreten. Mit einem Piſtol bewaffnet, nachdem ſie ihre Umgebung unter irgend einem Vorwande entfernt hatte, legte ſie ſich in die Fenſterecke ihres Gemachs auf die Lauer, um das gegenüberliegende Fenſter, wo ſie wußte, daß Louiſe von Degenfeld ihren Platz zu nehmen gewohnt war, im Auge zu behalten. Lange lauerte ſie, wie die blutdürſtige Tigerkatze, ehe es ihr gelang, ihr Opfer ſicher zu faſſen. Kaum hatte das bleiche Antlitz ihrer Feindin von der gegenüberliegenden Treppenſtufe ſich ihr gezeigt, als ſie das Gewehr abſchoß und in demſelben Augenblick einen durchdringenden Schrei vernahm, der durch die weiten Hallen des Pallaſtes bis zu ihr drang.

Einen Moment ſpäter, und ſie warf ſchaudernd die Todeswaffe von ſich.

Mit verhülltem Geſicht ſtand ſie in der Mitte ihres Zimmers, und die Schande der That, die ſie ſo eben vollbracht, legte ſich wie dunkles Gewölk um ihre Seele.

Mörderin! hauchte ſie vor ſich hin. Was haſt du gethan? Wohin riß dich die verzweifelte Wuth! O wäre ich doch nie geboren worden!

Sie that einen Schritt vorwärts, ſie blieb ſtehn — ſie lauſchte.

Ein dumpfer Lärm tönte von unten hinauf. Sie vernahm Männerſtimmen, unter dieſen, die des Kurfürſten. Man kam die Treppe hinauf.

Es war unmöglich ſich zu verbergen; auch dachte die Fürſtin nicht daran. Sie blieb ſtehn, mehr einer Bildſäule gleich, als einem lebenden Weſen, als ſie ihren Gemahl bei ſich eintreten ſah.

Er blickte ſie an, er ſah das abgebrannte Piſtol zu ihren Füßen; er ſagte nichts, aber ſeine Blicke ſprachen.

Dies für den Schlag! ſagte ſie mit lautloſer Stimme.

Elende! rief der Kurfürſt. Wir können nicht mehr unter einem Dache wohnen. Morgen verläßt Du dieſes Haus. Danke es dem gütigen Geſchick, das Deinen Mordpfeil am Fenſterkreuze zerſplitterte, ſonſt bezahlte Dein Tod den ihrigen.

Thue, wie Du willſt und wie Du kannſt! ſagte leiſe die beleidigte Frau. Meine That und mein Leben ſtehen Beide vor Gott. Nur unendlicher Jammer hat mich handeln laſſen, wie ich gehandelt habe.

Sie glitt in das Nebengemach, das ſie hinter ſich abſchloß.

Das ganze Schloß war von Leuten angefüllt. Man mußte Wachen ausſtellen, um fernern Zudrang zu hindern. Die arme Louiſe lag noch immer in Ohnmacht. Die auf ſie gerichtete Kugel hatte das ſtarke, ſteinerne Kreuz, daß das Fenſter einſchloß, ſo hart getroffen, daß es abbröckelte und eine tiefe Spur hinterließ.

Als Louiſe von Degenfeld wieder zu ſich kam, befand ſie ſich in der Stadt, in der Wohnung der Fürſtin von Wied. Der Kurfürſt ſah ſeine Gemahlin nicht wieder. Die Mutter kam aus Wien, und nahm ſie mit ſich nach Caſſel. Als ſie fort war, nahm Fräulein von Degenfeld mit dem Kurfürſten das Schloß in Beſitz. Er erhob ſie zur Raugräfin und lebte mit ihr, wie man ſagt, heimlich vermählt.

Der Sohn des Kurfürſten kam auf ein paar Jahre, zu einem Verwandten des Fürſten nach Neuburg, die Tochter reiſte mit Madame Joli nach Hannover, wo die Kurfürſtin Sophie, die Schweſter Carl Ludwig's ſchon bereit war, ſie zu empfangen.

Das ſiebzehnjährige Mädchen.

Wir übergehen in unſerer Erzählung den Zeitraum von dreizehn Jahren, in denen nichts für uns Wichtiges vorfiel und haben jetzt unſere junge Prinzeſſin vor uns, am Hofe Ernſt Auguſt's, Herzogs, ſpätern Kurfürſten von Hannover.

Die Zeugniſſe der Geſchichte geben der Tante Eliſabeth Charlottes, der Kurfürſtin Sophie einen bedeutenden Rang. Sie war ebenſo vorzüglich was den Geiſt betrifft, als vorſorgend und zärtlich was ihre Pflichten als Gattin und Mutter angeht. Ernſt Auguſt war einer der Fürſten, die höher zu ſtehen verdienen, als das Schickſal ſie geſtellt. Anfangs Biſchof von Osnabrück, gelangte er ſpäter zur Herzogswürde in Hannover und als ſie ihn an den Tag legte. Man ſah ſie jedem Vorurtheile trotzen und jeder Meinung, die ihr nicht behagte, offen den Krieg zu erklären. Als Hofdame der Königin genoß ſie nur eines geringen Anſehens, aber eines deſto beſſern Rufes. Alles, was dieſe Fürſtin umgab, hielt die öffentliche Stimme für tugendhaft und langweilig; was zum Umgang der Favorite gehörte, für boshaft und intriguant; und was dem König gefiel, für ſinnlich und ausgelaſſen. In allen dieſen drei Regionen ſuchte Polyxena Boden zu faſſen, in alle drei Richtungen ging ſie nur in ſo weit ein, als es ihr Vergnügen machte und es nöthig war, um ein Extrem zu vermeiden.

Ich will es verſuchen, einen der Abende, wie wir ſie mit geringer Veränderung faſt das ganze Jahr hindurch mit einander zubrachten, näher zu beſchreiben. Der Oheim hatte, wie er mir geſagt, wirklich äußerſt wenigen Umgang. Ein Theil der Geſellſchaft war ihm zu frivol, ein alsdann war die Klugheit ſeiner Gemahlin noch mehr als ſeine eigene, Urſache ſeines Emporſteigens zum Beſitze des Kurhuts, der ihm vom Hofe zu Wien verliehen wurde, nicht ohne Widerſtreit der anderen Kurfürſten, in deren Reihe er trat. Er war klug, vorſichtig, zurückhaltend und hörte auf guten Rath. Sein älterer Bruder, der in Celle regierte, hatte dieſe Eigenſchaften nicht, oder nur im geringen Grade, und deshalb war er zurückgeblieben, während Ernſt Auguſt vorwärts ſchritt.

Drei Söhne hatte er, von denen Georg, der älteſte, ſpäter König von England, der Gegenſtand der beſonderen Liebe der Mutter, einen finſtern und kalten Charakter zeigte. Ein Plan des Vaters, durch welchen er danach trachtete, die beiden Häuſer Celle und Hannover zu vereinigen, war es, der die Heirath des Kurprinzen mit ſeiner Couſine, der Tochter des Herzogs von Celle zu Wege brachte. Dieſe Prinzeſſin, die damals ſehr jung war, was ihre Geburt betrifft, war nicht ebenbürtig, ſie war es nur geworden indem ihre Mutter, eine Franzöſin von geringer Herkunft, in den Fürſtenſtand erhoben worden war. Sophie Dorothee zeigte ſich durch die Einredungen ihrer Eltern zu dieſer Ehe willig, und erſchien mit dieſen als Georg's zukünftige Gemahlin am Hofe zu Hannover gerade zu der Zeit wo unſere pfälziſche Prinzeſſin ihr ſiebzehntes Jahr erreicht hatte. Man kann ſich denken, welch ein Gegenſtand der Neugierde und des weiblichen Intereſſes ſie dem jungen Mädchen wurde, das damit ein neues Mitglied ihrem weitläufigen Verwandtenzirkel beigezählt erhielt.

Der Hof zu Hannover war ein lebhafter, anziehender und vielfach beſchäftigter. Die geiſtvolle Kurfürſtin, der edle Fürſt, der ſeiner jungen Angehörigen mit Vertrauen und väterlicher Würde entgegentrat, der Kurprinz, der ſie auf jede Weiſe auszeichnete, und ſie ſeiner zukünftigen Gemahlin als Umgang empfahl, die übrigen Mitglieder des Hauſes, ſo wie deſſen entferntere und nähere Umgebung, alles beeiferte ſich das kluge, geſcheute und regſame Mädchen mit Ehren und Freuden unter ſich aufzunehmen. Dies zeigte ſich beſonders als ſie das obenbezeichnete Jahr erreichte, wo man darauf ſann ſie eine paſſende Parthie ſchließen zu laſſen. Das kleine „Rauſchen-Platten-Knechtchen“ wie man ſie, beſonders ihrer Wildheit wegen, in früheren Jahren genannt, war jetzt zu einer folgſamen, liebenswürdigen Jungfrau herangereift, die, nicht hübſch, doch durch einen Zug friſcher Jugend und frohen Lebensmuths unwillkürlich für ſich einnahm. Alle Gegenſtände dienten ihrem muntern Geiſt zum Scherze, und ihr gerader Sinn, der abhold jeder Intrigue, ſtets die Wahrheit liebte und ſagte, machten ſie zu einer Feindin jedes im Dunkel ſchleichenden Heuchel- und Schmeichelgeiſtes. Ihr Körper hatte ſich zu der ihm beſtimmten Vollendung entwickelt; er war kräftig, feſt und ſicher gebaut. Ihre Taille war nicht ſchlank, nicht biegſam, aber ſie zeugte von Ausdauer und Widerſtandskraft gegen die Uebel, die die Mode damals über die junge Damenwelt brachte, und die darin beſtanden, daß ſie durch heftiges Einſchnüren die innern Theile leidend machten. Charlotte beſaß eine ſo feſte, ſtarke Natur, daß ihr kein Schnürleib etwas anhaben konnte. Ihr ſchönes, volles, halbblondes Haar lag in Locken über der Stirn geſcheitelt den Nacken herab, und war nur durch künſtliche Mittel zu der Höhe emporzutreiben, die ebenfalls die damalige Mode den jungen Damen verſchrieb. Ihre Arme waren voll und weiß, ſehr ſelten mit Ringen und Geſchmeide beſetzt. In ihrem Antlitz vermißte man, wenn ſie ernſthaft war, die Regelmäßigkeit der Züge, wenn ſie aber ſcherzte und lachte, ſo machte der muthwillige Ausdruck der Augen, das Licht das ihnen entſtrömte, und der eigenthümliche Ausdruck kecken Muthwillens, der aus ihnen blitzte, aus dem nichts weniger als ſchönen Geſichte, eine anziehende Erſcheinung. In dieſem Falle war der Mund, den ſchöne Zähne zierten, ebenfalls in der ihm eigens gebotenen Ordnung, das heißt, er übte auf den Beſchauer den beſonderen Zauber, den Heiterkeit und Jugend ſtets zu üben pflegen. Ein kleiner Fuß und eine hübſche, obwohl mit allzukurzen Fingern verſehene Hand, waren ihr als nicht zu verwerfende Beigabe an Reizen gegeben. Sie war ein ſo ſonderbares Mädchen, daß ſie auf Jeden, der ſie zum erſtenmale ſah, faſt den Eindruck machte, als ſtände ein verkleideter Knabe vor ihm. Dies war auch Charlotten's geheimer Wunſch: ſie wollte dieſen Eindruck hervorrufen. Sie hatte ſich von früheſter Jugend gewöhnt an ein mehr knabenhaftes als mädchenhaftes Weſen: ſie ritt' vortrefflich, ſie ging mit dem Onkel auf die Jagd, ſie machte lange und ermüdende Spaziergänge und mit nichts konnte ihre Erzieherin, eine Frau von Hörling, die an Madame Joli's Stelle getreten war, ſie mehr aufheitern und belohnen als indem ſie ihr ſagte: Sie haben Dieſes oder Jenes wie ein Knabe gethan oder geſprochen. Die Kurfürſtin zähmte dieſe Luſt ein wenig, indem ſie das aufwachſende Mädchen öfters bei ſich in ihrem Zimmer hielt, ſie hier weibliche Arbeiten machen und auf weibliche Weiſe ſich beſchäftigen ließ. Dabei aber war die männliche Richtung, die der Geiſt, zuſammt dem Körper nahm, der ernſten, geiſtvollen Frau, doch ſo willkommen, daß nichts ſie bewegen konnte, dem Mädchen auch hierin Zwang und Feſſeln anzulegen. Oft ließ ſie ſich von ihr Bücher vorleſen, die ein philoſophiſches Wiſſen enthielten und da freute ſie ſich, wenn ſie die liebe Pflegetochter nach Dingen forſchen hörte, die über die Grenzen der gewöhnlichen weiblichen Kenntniſſe weit hinaus waren. Sie durfte dabei ſein, wenn Leibnitz erſchien, und die Betrachtungen über Gegenſtände der Natur, die der berühmte Forſcher anſtellte, fanden an dem jungen Pagen, wie ſie ſich ſelbſt nannte, einen aufmerkſamen Zuhörer und einen unermüdlich thätigen Hülfeleiſtenden, wenn es etwas anzuordnen oder zu ſchaffen gab.

Von Liebe, von Zärtlichkeit, von all den Empfindungen, die eine weibliche Bruſt berühren, wenn ſie zu gewiſſen Jahren gelangt iſt, wußte und empfand ſie nichts. Eine empfindſame oder galante Regung begeiſterten ſie ſtets zu einer poſſenhaften oder komiſchen Parodie, die ſie ſtets mit großem Muthwillen ausführte. Die Kurfürſtin erlaubte ihr dergleichen ſelten, und nie in Gegenwart vieler Perſonen, indem ſie ihr vorhielt, daß nichts die Menſchen mehr erbittere, als ſich in ihren Gefühlen, mochten dieſe nun ächt oder erlogen ſein, lächerlich gemacht zu ſehn. Charlotte hatte hierauf immer nur eine Antwort: Mein Gott! ſagte ſie, ich will ſie ja nicht lächerlich machen, nur das was ſie thun und ſagen erſcheint mir ſo, wie ich's darſtelle. Kann ich dafür, wenn es lächerlich erſcheint! — Doch war nur eine einzige Rüge der vón ihr verehrten und geliebten Tante genügend, ſie zurück zu halten und ihr Gelüſte zu dämpfen.

Das Schickſal ihres Hauſes war der Gegenſtand der Geſpräche der Kurfürſtin, wenn ſie mit dem Kinde allein war. Alsdann wurden die Geſchichten herangezogen, die irgend ein beklagenswerthes und trauriges Gefühl in dem Buſen der würdigen Mutter erregten. Das Unglück ihres Vaters, ſein Fall und der Hohn und der Spott derer, die ihn ſelbſt verleitet hatten, jene unglückliche Würde anzunehmen. Es war ein ganzer Himmel voll Trauer und Düſterheit, der ſich auf die Seele Sophien's legte, wenn ſie den Namen des König Friedrich's nannte; noch mehr klagte ſie, wenn das Andenken der edlen engliſchen Fürſtentochter, die ſie als Mutter liebte und verehrte. in ihre Erzählungen ſich einmiſchte. Der Tod des erſten Carl's zeigte ſich ihrem Geiſte als furchtbares Zeichen des ſchnellen Hinſchwindens alles deſſen, was menſchliche Größe und menſchliche Höhe bezeichnet. Sie weinte bittere Thränen als ſie die Flucht ſchilderte, die ſie damals mit ihrer armen Mutter, heimathlos und geächtet, bis nach Holland gemacht; ſie ſchilderte das Leben der Fürſtin, wie ſie mit jeder Noth kämpfend, kaum ſoviel beſaß um ihren dürftigen Haushalt zu unterhalten, ihre liebſten Schätze, ihre Kinder vor Mangel und Erniedrigung zu ſchützen. In jener Schule hatte die edle Seele der Fürſtin ſich frühzeitig bilden gelernt, und jene Feſtigkeit, jenen ernſten, männlichen, energiſchen Geiſt erreicht, der jetzt ihre vorzügliche Zierde war.

Aber, theure Tante, hub das junge Mädchen an, indem ſie ſich die Thränen aus den Augen trocknete, was that der Großvater, was die Großmutter, um ſo viel Unglück zu verſchulden? Welch ein tyranniſches Mißgeſchick liegt darin, diejenigen leiden zu laſſen, die an dem Mißlingen der Pläne der Ehrgeizigen die geringſte Schuld haben? O welche Welt iſt dies, meine Tante! Welch ein Gemüth von Ungerechtigkeit und blinder Willkühr.

Verſündige Dich nicht, mein Kind, hub Sophie an: Wir verehren die Allmacht und die Allwiſſenheit Gottes auch dort, wo wir ihren Weg nicht mit unſern ſterblichen Augen meſſen und beurtheilen können. Du ſprichſt von einer Ungerechtigkeit, wie, wenn in dieſer ſcheinbaren Ungerechtigkeit der Himmel einen der ſchönſten Keime von Belehrung verborgen hätte! Wenn der jetzige Inhaber des engliſchen Thrones ſtirbt, wenn die nächſten Thronerben, ebenfalls dahingerafft werden, alsdann trete ich und mein Sohn in unſer Recht, und die drei Kronen Englands ſind eine Vergütigung für jenes Elend, das unſre Vorfahren erlitten.

Möchte es dem Himmel gefallen dieſen Weg einzuſchlagen! rief Charlotte mit Wärme, er wäre der einzige und richtige um die Seele, die über das Unerforſchliche brütet, mit den Geſchicken der Welt zu verſöhnen.

Er wird es zum Beſten lenken, rief Sophie; darum laß uns getroſt ſein. Wir können nichts weiter thun, als nach unſerer Einſicht und nach beſtem Rath die Dinge ordnen, wie ſie aber alsdann vom Geſchick zuſammengeſtellt werden, das iſt nicht unſere Sache. Es komme, was da will, haben wir das Unſrige gethan, können wir in Ruhe und Ergebung uns fügen.

Solche Geſpräche führte die verſtändige Tante oft mit ihrer jungen Nichte, in deren feuriger und thätigen Seele ſie frühzeitig Züge entdeckte, die mit ihrem eignen Charakter harmonirten. Sie ſprach auch von ihren Brüdern, den Oheimen, der jungen Prinzeſſin, und da war einer darunter, den frühzeitig der Tod hinweggerafft hatte, der in Sophiens Herzen jedoch den oberſten Platz eingenommen. Als das Unglück uns erreichte, hub ſie an, war Carl nicht viel über fünf Jahre alt, und ſeine Erziehung fiel beſonders mir anheim, da ich zehn Jahre älter war, und die Mutter das Vertrauen in mich ſetzte, daß ich ganz nach ihrem Sinn den Knaben leiten würde. Er war ſchüchtern und verlegen; ſeine Charaktereigenſchaften hatten, da ſie ſich in der Zeit unſeres Unglücks entwickelten, etwas furchtſames, ängſtliches angenommen, und weit entfernt den thätigen, feurigen Geiſt der übrigen Söhne zu hegen, wünſchte und hoffte er Nichts, als daß es gelingen möchte völlig unſere Anſprüche aufzugeben, und im Privatleben zu verſchwinden. Wenigſtens wollte er ſo handeln. Ich ſuchte ſeine Seele zu beleben, zeigte ihm die großen Tugenden unſerer Vorfahren, und ſuchte ſeine Thatkraft anzufriſchen ihnen nachzuſtreben. Umſonſt! Er knüpfte deshalb, ohne Wiſſen ſeiner Mutter, als er in die mannbaren Jahre getreten, ein Verhältniß mit einem Mädchen an, das edel und tugendhaft, aber nichts weniger als ihm ebenbürtig war. Wie oft hab ich ihn damals gewarnt, ihn mit Thränen gebeten ſeiner Abkunft zu gedenken, des Glückes, das uns noch theilhaftig werden konnte, es half Nichts: Er trat mit ſeiner Erwählten heimlich vor den Altar, und eine kleine Kirche in Gent war der Ort, wo ein katholiſcher Prieſter die Ehe einſegnete, die weiter Niemand, als nur mir bekannt wurde. Ich ſorgte für die Neuvermählten, und als das Geſchick den Bruder mir nahm, erſtreckte ich meine Sorge auch auf die junge Wittwe, die mit einem Knaben niedergekommen war. Es huben damals die unſeligen Unruhen in den vereinigten Provinzen zu wüthen an, die die Länder verwüſteten und die Hälfte der Einwohner zwangen auszuwandern, um in den Nachbarſtaaten vor des Krieges Flamme Schutz zu ſuchen. Die arme Mechthild Sparre, dies war der Name der Wittwe meines Bruders, kam zu andrer hielt wegen des Adels nicht die Probe, ein dritter überſtieg die ſehr mäßige Höhe von Kenntniſſen und Lebensanſichten des Grafen von der Käfernburg ſo bedeutend, daß an keinen fortgeſetzten Gedankentauſch zu denken war. Wir waren alſo allein. Ich ſaß zwiſchen den beiden Mädchen, von denen Polyxena ſich mit dem Papagai beſchäftigte und Maria mit einer Handarbeit; der Oheim ſtand am Kamine und wärmte ſich, indem er von Zeit zu Zeit ſeine Doſe mit Geräuſch öffnete und eine Priſe nahm. Er ſah mich eine lange Weile an und ſagte dann lächelnd: „Sonderbar! wer ſollte in Ihnen, lieber Graf, einen Abkömmling jener alten, räuberiſchen Ritter ſehen, die der gemeine Pöbel die „Waldteufel" nannte? Ha, ha! die Sache iſt nicht aus der Luft gegriffen. Sie heißen in den alten Urkunden Sylvanus, Sylvanus atrox — Waldgott — im Sprachgebrauch der niedern Klaſſen — Waldteufel! ho, ho! Sie ſollten ſich Graf mir, und kündigte mir an, daß ſie in Geleitſchaft eines Verwandten mütterlicher Seits, nach Frankreich auszuwandern beabſichtige. Sie nahm dorthin ihren Knaben mit. Ich konnte Nichts thun; es wäre thöricht geweſen mich ihrem Geſchick zu widerſetzen, ich gab ihr alſo meine beſten Wünſche, das Wenige was ich an Koſtbarkeiten beſaß mit, und ſo ſind ſie und ihr Kind meinen Blicken entſchwunden. Als ich ſpäter mein glückliches Ehebündniß ſchloß, unterließ ich nicht mich nach Mechthild zu erkundigen, doch ſtets ohne die geringſte Frucht. Sie war und blieb verſchwunden. Meinem Bruder in der Pfalz, deinem Vater, habe ich die Geſchichte mitgetheilt, und ſollte es ihm gelingen des Knaben Aufenthalt zu erkundſchaften, ſo wird er an ihm handeln, wie es einem Oheim gegen ſeines Bruders Kind, geziemt.

Charlotte ſtand lange da, mißmuthig ſinnend, und als die Tante zu ſprechen aufgehört, ſagte ſie: Liebe Tante, da ſiehſt Du das Unglück das ſich ſtets an Diejenigen heftet, die ihrem Stande entgegen Bündniſſe ſchließen. Nichts kann ich weniger leiden als ſolche Thorheit. Iſt einer ein Fürſt, ſo ſoll er ſtets und immerdar fürſtlich handeln; ein niederes Mädchen aber durch ſein fürſtliches Wort bethören, ſie als ſeine Gemahlin heimführen iſt gegen Gottes und Menſchen Geſetze freventlich gehandelt, und bringt immerdar Schande und Unglück. Das iſt meine Meinung und meine Anſicht von der Sache.

Eliſabeth Charlotte ſieht ſich etwas in der Welt um.

Die Grundſätze, die ſich in der aufkeimenden Jungfrau entwickelten, ihr feſter, unbeugſamer Sinn, ihre Offenheit und Wahrheitsliebe wurden bald ihrer Umgebung bekannt, die ſie ſchätzte und liebte, oder wie es der Charakter der Beobachtenden mit ſich brachte, tadelte und floh nach dieſen Merkmalen. Immer hatte ſie aber ihre Tante, die Kurfürſtin, zur Freundin, und Bundesgenoſſin.

Die junge Prinzeſſin aus Zelle, wie ſie ſich denn bei Allen einzuſchmeicheln ſuchte, gab auch unſerer Charlotte die freundlichſten Zeichen ihres Wohlwollens. Charlotte betrachtete ſie mit mißtrauiſchen Blicken: ſie traute ihr nicht. Des Kurprinzen ſtille und feſte Gradheit, ſein an hartem Stolze grenzender Charakter, machte auf Charlotten einen günſtigen Eindruck. Den Stolz hielt ſie für männlich, die Schweigſamkeit für Charakter, und ihr Vetter Georg war ihr lieb und theuer. Sie begleitete ihn auf der Jagd, ſie machte kleine Reiſen in ſeiner Geſellſchaft, und der finſterblickende Jüngling hatte für ſie immer ein gefälliges Wort, eine freundliche Handlung. Einſtmals fragte ſie ihn: Liebſt Du Deine Couſine, Georg?

Der Prinz ſo raſch und ſo beſtimmt gefragt, erwiderte einlenkend: Würdeſt Du denn Sophie Dorothea nicht lieben, wenn ſie Deine Frau wäre.

Das iſt unmöglich, rief Charlotte kurz. Wenn ich ein Mann wäre, könnte ich nie der Tochter einer Putzmacherin meine Hand reichen.

Aber Charlotte — iſt denn Sophie Dorothea die Tochter einer Putzmacherin?

Verſteht ſich. Ob die franzöſiſche Mamſell ſpäter Herzogin wurde, thut nichts zur Sache, ſie bleibt was ſie war. Aber artig und gefällig iſt ſie, das geb ich zu.

Ich hoffe, ſagte der Prinz nach einer Pauſe, daß, wenn ich ſie einſt heirathe, Du ſie als die Mutter meiner Kinder achten und ſchätzen lernen wirſt.

Daß iſt wohl möglich! erwiderte das junge Mädchen mit Stolz; indeſſen das beweiſt Nichts. Hiermit war das Geſpräch abgebrochen.

Es koſtete wenig Mühe für das lebhafte und aufmerkſame Auge der Prinzeſſin zu erforſchen, daß der Kurfürſt, ihr Onkel, eine Geliebte hatte, die von der Kurfürſtin geduldet wurde. Gegen dieſe war ſie artig, freundlich, zuvorkommend, ſo daß das ſtolze Gemüth der Gräfin Platen dadurch für ſie eingenommen wurde. Eine Geliebte durfte ein König, ein Prinz haben; dies war keine Gemahlin, dadurch wurden die Rechte der Kinder nicht beeinträchtigt, kein falſches und unächtes Blut in die Reihefolge der Nachkommen gebracht.

Mit ihren jüngern Vettern ſtand ſie auf gutem, kameradſchaftlichem Fuße. Sie ritt umher mit dem Einen, ſie exercirte die Soldaten in Männerkleidung mit dem Andern, ja ſie führte manchen Spaß aus in einem Coſtüm, das nicht das ihrige war. Ein junges Mädchen in einer Mühle, wohin ſie öfters mit dem Prinzen Max ritt, fand den jungen Lieutenant im Gefolge des Prinzen, ganz nach ihrem Geſchmack. Sie machte ihm in beſter Form eine Liebeserklärung, und der junge Lieutenant erwiderte dieſe mit den üblichen Geſchenken und kleinen Gunſtbezeugungen.

Der kleine Handel ging ein paar Sommermonate hindurch ſeinen Gang, bis des Mädchens Neigung ſo heftig wurde, daß Charlotte in die Enge gebracht, ihr ſich entdeckte. Die beiden Mädchen wurden nun Freundinnen. Charlotte brachte ihre ehemalige Liebſchaft an den Hof und ſie wußte ſich ſo wohl zu betragen, daß der Kurfürſt und die Kurfürſtin ſie beſchenkten und ihr Gunſt bewieſen. Sie hieß immer des Lieutenants Geliebte.

Auch nach Zelle ging ſie hinüber, um den dortigen Onkel, den ſie ſo nannte, weil es ihre Tante verlangte, zu begrüßen; aber ein Zuſammentreffen mit der Gemahlin deſſelben, hatte eine kalte, förmliche Begrüßung zu Folge, kein „freundliches Compliment,“ wie die Hannöverſchen Herrſchaften gewünſcht hatten. Nach Hauſe gekommen, erging ſich Charlotte in den tollſten Späßen über die franzöſiſche Mamſell, wie ſie die Herzogin nannte. Dies mußte heimlich geſchehen, um die Tochter nicht zu beleidigen. Du biſt und bleibſt doch das ungezogene Rauſchenplattenknechtchen! rief Sophie; es iſt nicht anders, und Niemand wird es anders machen.

Ja, ja, ma tante! rief Charlotte, indem ſie die Hände der verehrten Frau küßte; ich bin nur glücklich, wenn Du das arme Rauſchenplattenknechtchen nicht von Dir jagſt! Was die übrige Welt thut, kümmert mich nicht.

Mit der Frau Hörling ſetzte ſie ſich bald auf den beſten Fuß. Sie war ihr liebes Mütterchen und ſie nannte ſie ſtets nach dem früheren Namen derſelben Frau Uſſeln. Frau Uſſeln konnte ihr ungeſcheut manchen Eigenſinn, manche ungerechte Anſicht und Meinung aus dem Sinn reden.

Auch nach Berlin reiſte Charlotte, begleitet von einem ihrer Vettern, um Sophien's Tochter, die Kurfürſtin, die Gemahlin Friedrich's, des nachmaligen erſten Königs von Preußen zu begrüßen. Der Hof von Berlin war voll Glanz und Etikette. Friedrich liebte Beides, und wußte ſich in ſeiner Stellung als Kurfürſt ganz gut zu benehmen. Dieſe Reiſe machte Leibnitz mit, der der Kurfürſtin gelehrte Mittheilungen und Aufträge von der Mutter brachte, beide eigends beſtimmt für die Tochter, die gleiches Intereſſe und gleiche Studien mit der Mutter hatte. Einen Abend in Charlottenburg brachte die junge Prinzeſſin mit ihrer Couſine und inmitten der gelehrten Freunde zu, den ſie ſpäter ihrer Tante auf höchſt ergötzliche Weiſe ſchilderte. Sie ahmte die Berliner

Akademiker nach, die nicht wüßten, ob ſie ſich ſetzen durften, und wenn ſie ſaßen, ob und wie lange ſie ihren Platz behaupten ſollten. Dann das Zuwinken und Zuflüſtern der gelehrten Herren untereinander, und zuletzt ihr lautes Reden und Abſprechen, als ſie einige Gläſer Glühwein getrunken hatten. Oft erſchien es ihr, als habe die Kurfürſtin ihre ganze gelehrte Umgebung zum Beſten, ſo laut ſcherzte ſie mit ihnen; erwiderte ihre Einfälle lachend, die oft nur die Unverſchämtheit, nicht den Witz und die Feinheit für ſich hatten. Als die Geſellſchaft in den Garten hinaustrat, um ſich ſpazieren gehend zu erfreuen, gab der Zufall Charlotten einen alten Pedanten zum Begleiter, der ſich befließ, ihr philoſophiſch zu erklären, auf welche Weiſe man einen Garnknäul zu Stande brächte, wobei er ſehr ſinnreich die verſchieden laufenden Fäden des Knäuls mit den disharmonirenden philoſophiſchen Schulen und Lehren verglich, und wie dann doch am Ende aus einem ſo verworrenen Gewebe ein geordnetes, feſtes Ganze herauskäme. Dies beluſtigte die Zuhörerin dermaßen, daß ſie verſprach bei dem nächſten Knäul, den ſie machen würde, des Herrn Akademikers zu gedenken und ſich dabei in der Erinnerung ſeiner Belehrung zu erfreuen. Der gelehrte Mann dankte ihr freundlich und bat ſich zur Anerkennung ſeiner Bemühungen für die philoſophiſche Bemühung dieſen Knäul als Geſchenk aus. Charlotte lachte herzlich, fertigte während ihrer Anweſenheit in Berlin den Knäul und verehrte ihn ihrem neugewonnenen Freunde.

Mit dem Prinzen von Schwedt und ihrem Vetter machte ſie in Berlin auch eine Jagd mit, bei der ſie das Mißgeſchick hatte, da ſie ein wildes Pferd ritt, von dieſem herabgeworfen zu werden, und ſich den Arm zu verſtauchen. Der Kurfürſt und die Kurfürſtin waren ihretwegen in nicht geringer Beſorgniß; allein Charlotte kümmerte ſich wenig um den Unfall; am nämlichen Abend zeigte ſie ſich dem verſammelten Hofe bei einem Balle mit dem Arme in der Binde. Ja ſie wagte es ſogar, zum Schrecken der Oberhofmeiſterin, die dieſen Verſtoß gegen die Etikette auffällig fand, mit dem Arme in der Binde zu tanzen. Zur Bewunderung der jungen Herren des Hofes, führte ſie den Tanz zum Entzücken gut aus, und kehrte freudeglühend und ſtolz in die Arme ihrer Couſine zurück, die ſie ſchalt und tadelte, aber in der freundlichſten Manier. Die junge pfälziſche Amazone wurde das Tagesgeſpräch und lange nachdem das kecke, faſt wilde

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12166/027

Waldteufel nennen, ſo wie wir Grafen Manteufel haben. Das „Saint“ iſt eine franzöſiſche Verſtümmelung, ſo wie wir in dieſen Tagen durch die Aufhebung des Edikts von Nantes manchem deutſchen oder lateiniſchen Namen eine franzöſiſche Silbe anfliegen ſehen, wie eine Mücke auf eine Naſe.“

„Florus,“ nahm Polyxena das Wort, die ſich gewöhnt hatte, mich, wenn wir allein waren, bei meinem Taufnamen zu nennen, „geht jetzt in die Welt, und darum ſein modiſches Weſen.“

„Ich begreife,“ ſagte der Oheim; „in meiner Jugend machte ich es eben ſo; allein — offen geſtanden, junger Herr, was finden Sie beſonderes an unſern Geſellſchaften? Laſſen Sie uns einmal ein vertrauliches Wort ſprechen. Sie ſehen da den Feldmarſchall, Grafen Flemming, einen Mann voll eingebildeter Verdienſte, einen prahleriſchen und geſchwätzigen Großen, einen unermüdlichen Zänker und Rechthaber; Sie und eigenthümliche Fürſtentöchterchen fort war, hieß es noch immer in dem Kreiſe der Höflinge: Das that ſie, das ſagte ſie, ſo benahm ſie ſich! Und wie kleidete ihr das Alles ſo vortrefflich!

Sophie Charlotte ſchrieb ihrer Mutter: Wir ſenden Ihnen, gnädigſte Frau und geliebte Mutter, ihren wilden Vogel wieder zurück, der hier den ganzen Hof toll gemacht hat, ſo daß wir in dem Zeitraume, den ſie hier zubrachte, in der That nicht wußten, wo uns der Kopf ſtand. Alle Tage neue Poſſen, neue Seltſamkeiten. Möchte es Eure Liebden gelingen, aus dieſem völlig wilden, knabenhaften Mädchen, eine anſtandsvolle Prinzeſſin zu bilden, die das thut, was die übrigen ihres Standes thun, und zwar mit den beſten Manieren und den gehorſamſten Anſichten.

Da ihr Vetter, der Kurprinz von Hannover eine weitere Reiſe unternahm, kehrte Charlotte mit Leibnitz nach ihrer Heimath zurück, nachdem ſie dem Kurfürſten das Verſprechen gegeben hatte, das nächſte Jahr wieder nach Berlin zu kommen.

Das Abenteuer im Walde.

Wenn der Hof in dem Luſtſchloſſe Herrnhauſen ſich befand, ſo war die Etikette aufgehoben, und es war erlaubt für die jungen Damen, allein oder in Begleitung Spaziergänge zu machen, zwar nur in dem engern Bezirk des Gartens, und der Anlagen. Eliſabeth Charlotte jedoch erklärte in ihrem Sinne dieſe Anlagen für ſehr ausgedehnt, und ſo geſchah es denn öfters, daß ſie in Geſellſchaft ihrer zwei Lieblingshunde, die ſie groß gezogen hatte, und die ihr auf das Treueſte anhingen, bis weit über das nächſte Dorf hinaus ſich am Ufer des Fluſſes, und weiter hinaus bis in das Innere einer Waldung verler, die die Südſeite des fürſtlichen Luſtſchloſſes umgab.

Es war an einem heißen Julitage, als die Prinzeſſin, die weit über die Mittagſtunde hinaus, herumgeſtrichen war, Hunger zu empfinden anfing und ſich ſomit nach einer Wohnung umſah, wo ſie für Geld und gute Worte ein ländliches Mittagsmahl einzunehmen hoffen konnte. Das Dorf hatte ſie bereits hinter ſich gelaſſen, dahin umzukehren, ſchien ihr nicht thunlich, ſie hoffte an der Grenze der Waldung eine Köhlerhütte anzutreffen, und ſchritt deshalb der friſchen Kühlung der Baumſchatten zu. Im Walde angelangt, ſah ſie zwei Wege vor ſich; es fragte ſich, welchem von dieſen ſie ſich vertrauen ſollte. Der Eine war breit, ausgefahren und ſchien in irgend eine Beſitzung zu führen, die jenſeits des Waldes, alſo ſehr weit entfernt lag, der Andere war klein, eng und ſchien ein Fußweg für Wanderer zu ſein. Dieſen wählte die Fürſtin und wandelte nun gemächlich, umrauſcht von hohen Fichten und Erlenbäumen, mit ihren zwei Hunden auf dem Pfade immer tiefer in den Wald hinein. Bald war ſie ſo weit gekommen, daß ſie, entfernt von jeder menſchlichen Wohnung, nur die Einſamkeit des

Forſtes ſie einſchloß. Die Sonne fing an zu ſinken, die Prinzeſſin wanderte noch immer.

Endlich blieb ſie ſtehn, und blickte ſich um. Rings Waldesſchatten und das ferne Klingen und Rauſchen jener geheimnißvollen Töne, die man oft im Walde hört, ohne ſich erklären zu können von wo ſie kommen. Die Sonne warf ein Streiflicht durch eine Gruppe alter Fichten, die am Wege ſtanden, und beleuchtete einen Baumſtamm, der am Boden lag, und gleichſam eine natürliche Bank bildete, auf der die Fürſtin ſich niederließ. Ihre Hunde lagen zu ihren Füßen, ſie ſang mit heller Stimme eines jener kleinen Lieder, die ſie noch aus der Kinderſtube gebracht, und die in einfacher Weiſe die Schönheit einer lieblichen Gegend prieſen. Sie hatte den dritten Vers kaum begonnen, als ein Geräuſch in ihrer Nähe hörbar wurde. Die Hunde ſchlugen an, und ſie wandte ſich um, zu ſehn, was es ſei.

Ein Mann, in einem einfachen, grauen Rock ſtand nicht weit an einem Baume, und hörte ihr zu. Das Geſicht dieſes Mannes übte eine beſondere Anziehungskraft auf das überraſchte Mädchen; er war ernſt, würdig, und im Schmucke der ergrauten Haarlocken und Brauen, konnte er dem Bilde einer jener Eremiten, die ehemals ſich in

Wäldern niederließen, zum Muſter dienen. Aber die Kleidung war nicht die eines Einſiedlers; ſie zeigte Spuren der Arbeit eines Profeſſioniſten. Ein breites Schurzfell machte ſich über dem grünen Rock Platz, und im Gürtel ſah man einen Hammer und eine Zange ſtecken.

Er blickte unverwandt auf die Sängerin, die längſt aufgehört hatte zu ſingen, und nickte mit dem Kopfe, wie Jemand, der zufrieden war mit dem, was er gehört hatte.

Mein Kind, wo haſt Du dieſes Lied her? ſagte er, indem er dabei ein wenig ſeine Mütze zum Gruße lüftete.

Die vertrauliche Art der Anſprache befremdete die Prinzeſſin, doch nahm ſie ſich zuſammen und ſagte kurzweg: von meiner Amme.

Alsdann muß Deine Amme aus Schwaben oder aus der Pfalz ſein.

So iſt es auch.

Denn hier zu Lande, fuhr er fort, ſingt man dieſe Weiſen nicht. Biſt Du aus Schwaben?

Aus der Pfalz; erwiderte die Prinzeſſin.

Die Gegend? fragte er weiter.

Aus Heidelberg.

Ach! rief er, da wünſche ich Dir Glück mein Kind. Nirgends wohnt ſich's beſſer, als in der uralten Stadt, deren Namen Du eben genannt haſt, und die der ſchöne, prächtige Neckar durchfließt. Einſt durfte ich auch dort wohnen, und zählte viele Bekannte und Freunde. Wo iſt jetzt der Herr der ſchönen Veſte, eben auf dem Berge? Der kurfürſtliche Stuhl war einige Zeit unbeſetzt.

Du ſprichſt von früheren Zeiten, Alter! rief Charlotte plötzlich lebhaft, jetzt iſt der gnädige Herr Carl Ludwig Herr des Landes und auch der Veſte. Gar herrlich wohnt ſich's da, deſſen kannſt Du verſichert ſein, und ich hätte in Deiner Stelle das ſchöne Land nicht aufgegeben.

Verhältniſſe! erwiderte er trocken und ſah vor ſich hin.

Wer biſt Du? fragte die Prinzeſſin.

Er ſah ſie an, und nach einer Weile antwortete er: Ich bin der Waldſchmidt; meine Wohnung liegt nicht weit von hier.

So erlaubſt Du, daß ich mit Dir gehe, rief das ermüdete Mädchen. Mich hungert und Du haſt vielleicht etwas Eßbares bei Dir zu Hauſe.

Gewiß hab ich das, erwiderte er lächelnd. Ihr Stadtjungfern ſeid alle etwas verwöhnt, es fragt ſich nur, ob das, was ich Dir biete, Dir genügt.

Es wird ſchon; bringe mich nur in Deine Behauſung.

Sie erhob ſich, faßte den Arm des Schmidts und Beide machten ſich auf den Weg. Die Hunde folgten. Alſo Du kennſt Heidelberg, Alterchen? fragte Charlotte im Gehen.

Der Schmidt antwortete nur durch ein ſtummes Nicken mit dem Kopfe; er ſchien es nicht zu lieben, während des Gehens zu ſprechen. Er ſah ſich öfters nach den Hunden um: Werden ſie ſich auch mit meinem Roland vertragen? fragte er halb für ſich. Ich liebe nicht, weder das Menſchen noch Thiere ſich innerhalb meiner Wohnung beißen und zanken. Ich habe oft genug, als ich noch in der Welt lebte, den Verſöhner ſpielen müſſen und möchte es jetzt nicht wiederholen.

Wenn der Roland nur halb ſo artig iſt, wie ſein Herr, ſo macht er willig den beiden Fremdlingen Platz, die beſcheiden und friedfertig ſind, bemerkte Charlotte.

Du weißt Dein Wort hübſch zu ſetzen! ſagte der Mann mit Wohlgefallen. Aber das lernt man bei euch, ich weiß das. Sieh', da liegt mein Beſitzthum; es iſt hübſch, nicht wahr?

Als man um den Vorſprung einiger dichten Bäume hervortrat, ſah man eine niedrige Hütte vor ſich liegen, umgeben von zwei Häuſern ähnlicher Bauart. Die Fenſter des Gebäudes waren mit wildem Wein faſt ganz überwachſen, ebenſo die Thüre, die offen ſtand und wo auf einer Bank ein Knabe ſaß und Netze ſtrickte. Seitwärts war eine, aus wenigen Stämmen gebildete Vorkehrung getroffen, um Pferde daran zu binden, die beſchlagen werden ſollten. Es ſtand gerade eines daran, das ein breitſchultriger Knecht mit neuen Eiſen verſah.

Alſo Du biſt wirklich nichts, als ein Schmidt! ſagte der Gaſt mit einiger Entmuthigung. Ich glaubte immer Dein Schurzfell ſei nur Maske.

Hier giebt es keine Masken! ſagte der Mann plötzlich ernſt und verdrüßlich. Wenn Du mein Gaſt ſein willſt, ſo laß den Plunder, von dem Du kommſt, weit hinter Dir.

Den Plunder? rief die Prinzeſſin. Seht doch, ich komme vom kurfürſtlichen Hofe.

Und kämſt Du vom Kaiſer; entgegnete der mißgeſtimmte Schmidt. Für mich iſt alles Plunder. Setze Dich auf dieſe Bank, ich bringe Dir was. Zu Deinem Glück iſt Roland nicht zu Hauſe, ſondern mit meinem Knechte im Forſte. Hier iſt Käſe, hier iſt Brod! Was willſt Du mehr.

Charlotte dankte. Der Diener hatte unterdeſſen ſeine Arbeit vollendet, und brachte das Pferd in den Stall.

Das iſt ein ſchöner Fuchs, bemerkte die Prinzeſſin. Gehört er Dir?

Er gehört dem Manne, der hier ſeine Pferde beſchlagen läßt.

Iſt er vom Hofe?

Es mag ſein. Ich frage die Leute nicht, woher ſie ſind, entgegnete der Schmidt.

Du wohnſt ſchon lange hier? fragte ſie.

Der Mann ſah auf; machte ein finſteres Geſicht, das ſich jedoch bald wieder glättete und er rief, indem er das Meſſer erhob, drohend: Kleiner Naſeweis!

Das iſt zum erſten Mal, das ich ſo genannt werde, ſagte die Prinzeſſin ſcherzend. Wenn ich das Mutter Uſſeln erzähle, ſie wird lachen. Nun alter, ſpaßhafter Mann, was bin ich Dir ſchuldig für Deine Butter und den Käſe? Mehr als einen halben Thaler darfſt Du nicht fordern, denn mehr hab ich nicht bei mir.

Ich will Nichts! entgegnete er beſtimmt. Du ſollſt mir nur jenes Lied nochmals ſingen, das ich Dich im Walde ſingen hörte.

Gern. Und ſie ſetzte ſich wieder hin, und ſang mit heller Stimme das kleine, kindiſche Liedchen. Es lag ſo viel Natur und Einfachheit, ſo viel Friſche und kindlicher, froher Sinn in dem

Klagen und der Weiſe der Sängerin, das es Jedermann erfreuen mußte, der es hörte. Unvermuthet ſang der alte Mann mit, und er führte das Lied endlich ganz zu Ende; ſogar wußte er die Strofen, die Charlotte vergeſſen hatte.

Alter Graubart! rief ſie, wie Du prächtig ſingen kannſt.

Er ſah ſie an, und lachte.

Jetzt muß ich gehen; ſonſt komme ich nicht vor Dunkelwerden nach Hauſe, und Frau Uſſeln bekommt meinetwegen Schelte. Daß ich wiederkommen kann, erlaubſt Du doch?

Ja, aber nur Freitag und Sonnabend nicht, da würdeſt Du mich nicht finden, ſagte der alte Mann, der in dieſem Augenblicke wie ein alter Herr ausſah, ſo prächtig, ſo ſtattlich, mit einem ſo würdigen Ausdrucke im Geſichte. Charlotte konnte nicht umhin ihm ihren wahren Stand zu nennen. Weißt Du auch Alterchen, wer ich bin? ſagte ſie, ich bin die Tochter des Mannes, der jetzt im Heidelberger Schloſſe, und im ganzen, pfälziſchen Lande herrſcht.

So! erwiderte er trocken.

Charlotte, die gemeint hatte, er würde außer ſich vor Entzücken ſein, eine Prinzeſſin bewirthet zu haben, fand dieſes „So!“ ſehr unverſchämt, ſehen den Grafen Vitzthum, den Liebling und das Faktotum ſeines Königs. Haben Sie je bemerkt, daß eine ernſthafte Miene in dem Geſichte dieſes Mannes Platz finde? Immer Lächeln, immer Gehorſam und Bereitwilligkeit, und hinter'm Rücken die kleinlichſte Ränkeſpinnerei, der maaßloſeſte Eigennutz; ich will nicht einmal berühren, daß Beider Grafenkrone noch ſehr jung iſt und ein Machwerk des Reichsvikariats unſers Königs. Sie finden da ferner einen Miniſter, der den unbegreiflichen und lächerlichen Stolz hat, ſich mit einer Thatſache zu brüſten, die ihm ſo wenig Ehre macht. Sie kennen ohne Zweifel die Geſchichte der Frau von Coſel? Sie war, was man eine tugendhafte Frau nennt, die, beſcheiden auf dem Lande lebend, ihren Pflichten auf's beſte nachkam. Da fällt es dem Miniſter, ihrem Manne, ein, den man betrunken gemacht hat, zu behaupten, ſeine Frau ſei die ſchönſte Dame in ganz Sachſen. Der König ſieht das für eine Auf-

und ſie wendete ſich von ihm mit Widerwillen ab. Als er Miene machte ſie zu begleiten, rief ſie herriſch: Bleib, alter Flegel! ich werde mich ſchon allein fortfinden.

Und ſo ging ſie, den Pfad den ſie gekommen und der ſie wohlbehalten bis an das Dorf führte, das dem Luſtſchloſſe zunächſt lag. Dort fand ſie ſchon die Prinzen Georg und Max, die beide auf ſie warteten, und ſie mit Freuden begrüßten. Tante Sophie war böſe und ſagte, ſie ſolle nie wieder allein ausgehen; aber Charlotte wußte, daß es nicht ſo gemeint war. Sie erzählte von dem Waffenſchmidt, und man ſchien ſich eben nicht ſehr über dieſe Erſcheinung zu wundern. Der Schmidt Hubert war ſeit Jahren in der Gegend bekannt, obgleich er nie an den Hof gekommen, und nur ſelten die Waldgrenze überſchritten hatte.

Nach Verlauf von zwei Wochen, als die Geſellſchaft ſich wieder bereit machte, das Luſtſchloß zu verlaſſen, ſchlich ſich Charlotte nochmals in den Wald. Sie hatte ihre Hunde zu Hauſe gelaſſen, und kam leiſe an die Wohnung heran, in deren Umkreis ſie alles öde fand. Schon wollte ſie umkehren, als ſie plötzlich den Schmidt bemerkte, im Geſpräche mit — ihrem Onkel, dem

Kurfürſten. Beide Männer hatten ihr den Rücken gekehrt. Der Kurfürſt ſchien ſehr vertraulich mit dem Schmidt zu ſein, und dieſer gleichfalls mit dem Herrn. Als ſie von einander Abſchied nahmen, umarmten ſie ſich, und ſie hörte den Schmidt ſagen: Lebewohl Bruder! Gottes Segen über Dich, und Dein Haus!

Sie war höchlich verwundert über das Erſchaute und Gehörte; ſie hielt es für einen Traum, ſo unwahrſcheinlich kam es ihr vor, daß ihr ſtolzer Onkel den einfachen Mann im Walde auf ſolche Weiſe begegnete. Als ſie ſich nach Hauſe ſchlich, um der Tante das Geſchehene mitzutheilen, ſagte dieſe lächelnd: Du wirſt Dich geirrt haben. Seine Liebden ſind den ganzen Tag nicht aus dem Hauſe geweſen, ſie ſind in ihrem Kabinette und unwohl. —

Zwei Bewerber melden ſich.

Die jungfräuliche Blüthe entwickelte ſich, nicht ohne Sommervögel anzuziehen. Obgleich Charlotte keineswegs zu den Mädchen gehörte, deren Reiz den Männern in die Augen fällt, und deren frühentwickelte Kunſt zu gefallen, ſie auf ſie aufmerkſam macht. Im Gegentheil, man merkte es ihr an, daß ihr Nichts an dem Beifall junger Männer gelegen war, und daß ſie gerne ihren Weg für ſich ging. Die Unterredungen mit „ma tante“ wurden jetzt häufig auf den bewußten Gegenſtand gerichtet, der allen jungen Mädchen, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, von den Müttern gepredigt wird; wie viel eher einer Prinzeſſin, der einzigen Tochter, dem Kinde auf deſſen Haupt die Politik ihre Rechte geltend machte.

Daß Charlotte nicht ſchön war, daß ſie im Gegentheil etwas Mißgefälliges an ſich haben konnte, wenn ihr Gegenſtände nahe kamen, die ſie nicht mochte, war etwas, das die Unterhandlungen bedeutend erſchwerte. Sie beſaß Nichts von dem gefälligen einſchmeichelnden Sinne Sophie Dorothee's, der Tochter der Franzöſin. Wenn man ſie hierüber zur Rede ſtellte, pflegte ſie ſte's zu ſagen: Gut, dafür bin ich aber auch eine Prinzeſſin: das Schmeicheln und das Gefallenwollen hab ich nie gelernt! Man ſagte ihr, daß dieſes jedes Mädchen, ohne Unterſchied des Standes lernen müſſe, ſonſt wäre ſie für ihr ganzes Leben unglücklich; denn die liebenswürdigſten Männer ſeien zugleich diejenigen, auf die die Schmeichelei den größten Eindruck mache. Später, wenn man ſich verheirathet hätte, könne man ſich ſchon etwas erlauben, und mit ſeinem wahren Charakter langſam hervorkommen.

Nein, nein! rief die Prinzeſſin ungeſtüm, das verſtehe ich nicht, und will es auch nicht verſtehn. Will mich Einer haben, ſo wie ich bin, gut: Etwas Anderes vorſtellen, kann ich nicht, und dabei kommt auch, meiner Anſicht nach, Nichts heraus, als daß ein armer Teufel geprellt wird und ſpäter wenn er ſieht was für ein Früchtchen er eingehandelt, völlig tückiſch und böſe wird, und dann zu irgend einer Maitreſſe überläuft.

Man lachte über dieſe Aeußerung, und ließ die Sache fürs Erſte ihr Bewenden haben. —

Bald zeigte ſich, daß Charlotte dieſe Anſichten ins Leben zu überſetzen verſtand.

Es meldeten ſich, kurz nacheinander, zwei Bewerber.

Dem Einen war Charlotte gut, und ſie hätte ihn genommen wenn ihr ehrlicher offener Charakter es hätte dulden können, in einer andern Frau Rechte zu treten. Der junge Prinz war der Erbprinz von Curland, deſſen Eltern dieſe Verbindung vorgeſchlagen hatten, ohne den Sohn zu fragen, der eine heftige Liebe zu einer Tochter des Herzogs von Würtemberg, Maria, gefaßt hatte. Der Herzog Ulrich wollte in der Sache keinen Schiedsrichter abgeben, hatte demnach ſeiner Tochter befohlen, nichts von ihrer Neigung zu dem Prinzen laut werden zu laſſen. So ſchwiegen denn nothgedrungen beide junge Herzen und auf Charlotte kam es an, den Bann zu löſen, und die, die ſich liebten, zu vereinen. Sie that es mit der heiterſten, anmuthigſten Art.

Der junge Prinz auf ſeiner Reiſe nach Frankreich kam durch Hannover, und hatte eine Unterredung mit dem Kurfürſten, dem er ſich vorſtellte, und der von ſeinen Abſichten in Kenntniß geſetzt ihn zu ſeiner Nichte ſchickte.

Die Prinzeſſin empfing ihren Bewerber im Garten. Sie gingen auf und ab, anfangs ſtumm und Beide verlegen. Keines konnte Worte finden. Der Prinz ſeufzte und Charlotte ſah ihn theilnehmend und auffordernd von der Seite an. Seine dunkeln Locken hingen ihm halb über die Stirne, das ſchöne Auge war mit Thränen gefüllt.

Was iſt Ihnen, mein Herr? fragte Charlotte, weshalb weinen Sie?

O, meine theure Prinzeſſin, wenn ich Ihnen das ſagen dürfte!

Weshalb nicht? Reden Sie, mein Herr. Durch gegenſeitige Aufrichtigkeit und Offenheit gewinnt man viel im Leben.

Das iſt wahr! entgegnete er. Und ich will es wagen zu ſprechen, wenn ich auch Gefahr laufe Ihren Zorn zu erregen.

Den erregen Sie nicht. Da ſorgen Sie nicht. Ich kann mich über Nichts ärgern was ich nicht ſelbſt verſchuldet habe. Nur die eignen Fehler ſind es, die unſern gerechten Zorn erregen.

Alsdann faſſe ich Muth; denn das was ich Ihnen zu klagen habe, hängt von Keinem von uns Beiden ab, ſondern iſt lediglich ein Befehl Anderer. Hierbei ſah er ſtarr zu Boden, als ſuchte er da den Muth ſo fortzufahren, wie er angefangen.

Sie meinen unſere Heirath? ſagte die Prinzeſſin.

Der Prinz neigte leiſe bejahend das Haupt, ſchwieg aber fortwährend.

Sie lieben bereits? fragte die Prinzeſſin weiter.

Der Prinz ſah ſie forſchend an, ſchwieg jedoch hartnäckig.

Ich weiß es, Sie lieben eine Andere! Sprechen Sie; was ſoll daraus werden, wenn wir beide ſchweigen? Sie lieben, und getrauen ſich nicht den Gegenſtand ihrer Neigung mir zu geſtehn; weil Sie fürchten ich werde auf den von Ihren Eltern mir gemachten Antrag beſtehn, bemerkte Charlotte; aber vernehmen Sie mich. Ich bin ſo wenig mit dem Willen ihrer Eltern einverſtanden, daß ich Ihnen ſelbſt erkläre wie ich ſie willig Ihrer gezwungenen Zuſage entlaſſe. Es wird für uns Beide gut ſein, ich behalte meine Freiheit, und Sie Ihre heimlich Geliebte.

Der Prinz küßte ihr feurig die Hand: Gott vergelte Ihnen Ihren heldenmüthigen Entſchluß, rief er höchſt freudig. Jetzt berichtete er ſeiner Freundin, wie er die Prinzeſſin von dieſem Augenblick nannte, ſein Verhältniß zu der Würtembergerin, und erging ſich in der Beſchreibung ihrer Reize ſo ausführlich, daß die Prinzeſſin ihn mit Lachen darauf aufmerkſam machte, daß er das was er ſagte, ſeiner ehemaligen Braut erzähle. Charlotte übernahm es die Sache ihren Eltern auseinanderzuſetzen, und der Prinz von Curland reiſte ab. Die Stunde Geſpräch hatte zwei Glückliche gemacht. Charlotte lief ſogleich zu ihrer lieben „ma tante“ und berichtete ihr den Ausgang der Unterhandlung. Sophie lobte ſie wegen ihres Freimuths, fügte indeß kopfſchüttelnd hinzu: Ich weiß nicht, liebes Kind, wie wir Dich werden unter die Haube bringen. Du biſt glatt wie ein Aal wenn es darauf ankommt der Ehe zu entſchlüpfen; und dennoch mußt Du dran! —

Der zweite Bewerber war ein Markgraf von Durlach, den ihr Bruder ihr ausgeſucht hatte, der jedoch eine Eigenſchaft an ſich hatte, die ihn ſogleich, ohne alle weitere Erforſchung und Unterſuchung für Charlotte unerträglich machte; er war nämlich ein Zierbengel von der abgeſchmackteſten Art. Das derbe natürliche Mädchen ſollte mit einem unwiſſenden Stutzer durch's Leben gehn! Welche Zumuthung! Das erſte Zuſammentreffen war entſcheidend. Der Prinz war wie ein Papagei in alle Farben gekleidet und ſein Geſpräch war ebenfalls der Ausdrucksweiſe dieſes Vogels abgeborgt; und enthielt immer dieſelben Worte, die er bald ernſthaft, bald lachend, immer wieder anbrachte. Als er fort war übernahm ſein Leibarzt die Verhandlung und erklärte, daß der Prinz eigentlich auf den Wunſch ſeines Vaters eine Prinzeſſin von Holſtein heirathen ſolle, daß aber ſeine Neigung ſich für Charlotte entſchieden hätte. Dieſe ergriff die Gelegenheit und ſchrieb an den Prinzen, indem ſie ihn aufforderte nur ja nicht ſeinem Vater ungehorſam zu ſein. Er möchte die ihm beſtimmte Braut heirathen, ſie würde ſich mit dem Gedanken tröſten ihn glücklich zu wiſſen.

So war auch dieſer Angriff abgewendet. Charlotte machte ihrem Bruder Carl bemerkbar, wie ſehr verdienſtlich für ſeinen Freund es ſei, ſich in die Wünſche ſeines Vaters zu fügen, und wie Nichts den Kindern mehr Segen brächte als gehorſam gegen ihre Eltern zu ſein.

Jetzt bin ich zwei Bewerber los! ſagte ſie zu Frau Uſſeln, ich will nun ſehen ob ſich ein dritter meldet, oder ob man mich meine Wege gehn läßt.

Es meldete ſich aber der Dritte, und dieſer mußte genommen werden.

Rückkehr nach Heidelberg.

Charlotte war jetzt neunzehn Jahre, als ſie ihre väterliche Burg wiederſah. Vieles fand ſie darin verändert. Der Vater lebte von ihrer Mutter gänzlich getrennt, ſtatt der Gemahlin herrſchte die Geliebte, die ſanfte, anmuthige Degenfeld. Sie war unterdeſſen Mutter mehrerer Kinder geworden, als Charlotte einzog, und ſogleich eine herzliche Freundſchaft mit der Degenfeld ſchloß. Der älteſte Sohn, dem der Vater den Titel Raugraf beigab, war nur wenige Jahre jünger als die Prinzeſſin, ein ſchlanker, ſchöner junger Mann, der zu Charlotten die Neigung eines Bruders faßte, was ihm die Prinzeſſin erwiderte, wodurch forderung ſeiner Unfehlbarkeit an und befiehlt dem Statthalter von Fürſtenberg, dem Manne eine Wette anzubieten von tauſend Dukaten, die dem Miniſter ausgezahlt werden ſollen, wenn ſich fände, daß die Frau wirklich ſo ſchön ſei, als der Mann geprahlt. Was geſchieht? Die Dame muß zur Stadt und an den Hof. Sie iſt wirklich ſchön, die tauſend Dukaten werden gezahlt, und Madame Hoym hört auf, eine Frau zu ſein, die tugendhaft und auf dem Lande lebt. Statt ihrer kommt eine Reichsgräfin Coſel zum Vorſchein, ein Teufel — was Intrigue, Putzſucht und Libertinage betrifft. Was glauben Sie, daß der Palaſt koſtet, in dem ſie jetzt wohnt? allein fünf mal hundert tauſend Thaler für das Ameublement. Zu meiner Zeit durfte eine Maitreſſe nicht mehr koſten, wie ein Reitpferd. Es iſt ein adeliges Vergnügen, wie jedes andere; ich ſehe nicht ein, warum man dafür den Preis ſo übermäßig erhöhen ſoll. Das iſt eine von den neuen ſie ſich den Dank ihres Vaters verdiente, der dieſe Zuneigung als eine ihm erwieſene Hingebung betrachtete.

Aus Hannover nahm Charlotte die faſt mütterliche Zuneigung ihrer lieben Tante mit, die nicht leben zu können verſicherte, ohne ihr geliebtes Rauſchen-Platten-Knechtchen. Sie mußte ihr verſprechen ihr regelmäßig zu ſchreiben, und nichts hielt Charlotte getreulicher als das Verſprechen das ſie hier gab. Auch von Frau Hörling, die in Hannover verheirathet, zurückblieb, wurde auf das Zärtlichſte Abſchied genommen.

Welche glücklichen Tage verlebte ſie in Heidelberg. Wie verſtand ſie die ganze Schönheit und den Reichthum der Gegend, mit welchen ganz andern Augen ſah ſie ſich in jedem reizenden Winkelchen des Schloßgartens um, und wie brünſtig waren die Bitten, die ſie zum Himmel ſchickte, ſie hier unvermählt leben und ſterben zu laſſen. Sie wünſchte nichts ſehnlicher als den Vater in ſeinem jetzigen Glücke als liebende Tochter an der Seite zu ſtehn, die Hülfeleiſtungen im Innern des Hausweſens, wenn die junge Mutter bettlägrig war, zu übernehmen. Abends wenn die Geſchäfte des Tages abgemacht waren, ſaß ſie an der Wiege des jüngſten Kindes und erzählte den kleinen Geſchwiſtern Mährchen und Geſchichtchen, die ſie ſelbſt erfunden hatte. Den Tag über ergötzte ſie ſich mit Ausflügen in die Umgegend, wo ſie bald ihr Halbbruder, bald der Jägermeiſter ihres Vaters begleitete. Die Ausflüge gingen oft ſehr weit, und wenn es irgend möglich war, ſo wurde Schwetzingen beſucht und die dortige, weitläufige Faſanerie betrachtet.

Mehrmals im Jahre machte die Prinzeſſin einen Beſuch bei ihrer Mutter in Caſſel, die ſich, je mehr die Zahl der Jahre zunahm, immer friedfertiger gegen den Schöpfer ihres abgeſonderten und getrennten Lebens bewies. Charlotte arbeitete daran, dieſe gute Stimmung der Kurfürſtin zu benutzen, um eine Verſöhnung anzubahnen, die aber doch nicht zu Stande kam. Die Kurfürſtin verlangte, daß Louiſe von Degenfeld das Schloß zu Heidelberg räumen ſollte, und dazu wollte dieſe ſich wohl, nicht aber der Kurfürſt verſtehn. So blieben die Sachen beim Alten.

In ihren neuen Gemächern eingerichtet, und unter ihren Sachen Ordnung bringend, entdeckte Charlotte das kleine goldene Heiligenbild, das ihr vor vielen Jahren der junge Mann gegeben hatte, der aus Frankreich kam. Sie nahm es, betrachtete es und entdeckte den Namen des Mannes auf der Rückſeite der kleinen Figur. Marquis Hippolite de Rohan ſtand darauf. Werde ich dieſen Mann wohl jemals widerſehn! rief ſie bei ſich, und ſchob das Bild unter ein Päckchen Briefe, die ſie von ihrer Mutter hatte.

Die Herberge zu den drei brennenden Herzen.

Wir führen den Leſer einen Zeitraum von zehn Jahren zurück um ihn mit einer Perſon bekannt zu machen, die beſtimmt iſt in dieſer Geſchichte eine Rolle zu ſpielen.

In einer der engſten, und dunkelſten Gaſſen einer der belebteſten Vorſtädte von Paris befand ſich die Herberge zu den drei brennenden Herzen. Es war dies ein kleines, übelgeſtaltetes Haus, mit einem unverhältnißmäßig hohem Giebel, und einem unförmlich ausgebauten Erker. Wenn man das Profil dieſes Hauſes betrachtete, ſo fiel Einem das Bild eines Buckligen ein, der, auf der Erde ſitzend, eine ſpitzige, ſeltſame Mütze aufgeſetzt hatte, deſſen Antlitz von der Straße abgewendet war, und deſſen Höcker in die Straße hineinragte.

In den unruhigen Zeiten des alten feudaliſtiſchen Paris, das wir dem Leſer als die Zeit der Erbauung dieſes Hauſes vorführen, hatte die Schenke anfangs zur Zufluchtsſtätte und als Verſammlungsort von allerlei verdächtigem Geſindel gedient; ſeitdem man jedoch angefangen dieſes Stadtviertel zu ſäubern, war die Schenke in den Beſitz eines Mannes übergegangen, der ſeinerſeits die Ruhe und die Ordnung begünſtigte, und mit der nächtlichen Schaarwache. in gutem Vernehmen lebte. Herr Jacques Bertholet war der Sohn eines ehemaligen Aufwärters in den Lehrſälen der Sorbonne; es war ihm daher in der Wiege bereits etwas gelehrter Staub angeflogen, und er behielt die Zeit ſeines Lebens hindurch eine gewiſſe Anhänglichkeit, wenn auch nicht Achtung vor Büchern beſonders waren ihm Manuſcripte, und unter dieſen wieder die vergilbten und unleſerlichen ein Gegenſtand einer, ihm und Andern unerklärlichen Verehrung, denn er ſelbſt las keine Zeile in dieſen Schätzen, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht leſen gelernt hatte. Aber hie und da geſchah es, daß ein Schriftkundiger in die Bibliothek des Meiſters Bertholet kam, und dieſer fand zu der großen Befriedigung des Beſitzers eine genügende Zahl der merkwürdigſten Aufzeichnungen in dieſen ſybilliniſchen Blättern.

Seines Zeichens war Bertholet ein Koch, und ſeine Gäſte verſicherten, daß früher, bevor die unglückliche Leidenſchaft für vergilbte Manuſcripte ſich ſeiner Seele bemächtigt hatte, die Speiſen ſeiner Garküche von einer untadelhaften Beſchaffenheit waren, daß ſie jedoch in dem Grade unſchmackhaft wurden, je offenkundiger der Koch mehr für ſeine Bibliothek wie für ſeine Küche lebte. Zuletzt war die Schenke ſo weit heruntergekommen, daß nur noch Studenten darin verkehrten, bekanntlich für eine öffentliche Küche die den wenigſten Ertrag bringenden Gäſte. Aber Meiſter Bertholet wußte ſich zu helfen; fielen die Zahlungen aus, ſo nahm er Bücher, und er hatte einige der Zöglinge Minervas ſo rein ausgeplündert, daß ſie auf einige Zeit unfreiwillig ihre Studien einſtellen, und in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen nach einem andern improviſirten Broderwerb ſich umſehen mußten; ein Umſtand der in Betracht ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung vom höchſten Nachtheil war und regelmäßig eine Mißachtung ihrer Commilitonen zur Folge hatte, die dieſe bücherloſen Genoſſen gleich dem Federvieh anſahen, dem man die Federn ausgerupft hatte. Soweit ließ auch ſelten ein Leichtfertiger es kommen, in der Regel behielt er noch ein Buch, und zwar das ſchwerſte und Heiligſte das er beſaß, und das er nicht verfehlte, wenn er ſich auf der Straße zeigte, unterm Arm zu nehmen, um zu zeigen, daß er noch im Beſitz von den ihm zukommenden Schätzen war.

Bei alledem waren die kleinen Trinkgelage, die bei Meiſter Bertholet gefeiert wurden, doch ganz wunderſam angenehme kleine Feſte.

Die Schenke zu den drei brennenden Herzen beſaß ein Aushängeſchild, das eines Rubens würdig war, und das Einer der genialen Mitglieder dieſes glücklichen Vereins gemalt hatte; ein Anderes hatte die Wände der Schenkſtube und des Verſammlungszimmers illuſtrirt; ein Drittes hochbegabtes Talent hatte die große Tafel, auf der Herr Bertholet ſeine ausſtehenden Poſten mit miſteriöſen Hieroglyphen anzukreiden pflegte, mit den Strophen eines langen Gedichtes geziert, das einen zweiten Petrarca verrieth. Der kleine Eckſchrank, in dem ſich die Bücher und Manuſcripte befanden, war ebenfalls von der Hand eines Stammgaſtes in Eichenholz geſchnitzt und mit der Portraitfigur des Sammlers und Eigenthümers ziert. Am verſchwenderiſchſten jedoch hatten ſich die Quellen der Produktion bei der Schöpfung einer Art Tagebuch oder Gedenkbuch der Schenke ergoſſen, einer Sammlung merkwürdiger Annalen, die die Vorfälle einzelner beſonders wichtiger Sitzungen und beſonders intereſſanter Schmauſereien enthielten. Hier hatten die Dichtkunſt und die Malerei ſich die Hand gegeben und hatten ihre Schweſtern die Muſik- und die Bildhauerkunſt mit herangezogen, denn das Buch enthielt Muſikſtücke und Holzſchnitzereien. Der Inhalt der Blätter war weit entfernt für keuſche Ohren und Augen berechnet zu ſein, es waltete vielmehr darin eine unendlich cyniſche Ausgelaſſenheit, die das Maß alles Erlaubten überſtiegen hätte, wenn nicht zum Glück die Kritiker, die über dieſe Schöpfungen zu urtheilen hatten, ſehr nachſichtiger und verſöhnlicher Natur geweſen wären. Zuvörderſt war der Urſprung des Namens der Schenke in dieſen Illuſtrationen weitläufig erklärt. Es waren die brennenden Herzen des Trinkers, des nach Liebe Schmachtenden und des Streitſüchtigen oder Händelmachers damit gemeint. Der unbekannte Erklärer wandte ſeinen ganzen Scharfſinn an, dieſe drei Haupttugenden eines Mannes, der eine Schenke beſucht, in ihrer vollen Würde und

Bedeutung hinzuſtellen, und zeigte dabei, daß ſein eigenes Herz abwechſelnd von dieſen drei Flammen war durchlodert worden.

Wir wollen von dieſen Beſonderheiten der äußern Ausſtattung der Schenke auf ihr Inneres übergehn, und vor allen Dingen wollen wir unſeren Blick auf die Gruppen der Gäſte richten, die gerade an dem Abend, von welchem unſere Erzählung ſpricht, die Bänke und die Tiſche der Halle füllten, die zur ebenen Erde ſich unter dem Erker ihrer alterthümlichen Spitzbögen erhob. Es war acht Uhr Abends und neun Uhr war die Stunde, wo die Schaarwache beauftragt war, jeden öffentlichen Vergnügungsort, ſowie jedes Weinhaus zu ſchließen. Aber Meiſter Bertholet erfreute ſich eines ſo guten Rufes, als anſtändiger und ruheliebender Bürger, daß man mit ſeinem Hauſe eine Ausnahme machte, und der Führer der Wache, wenn er den Lärm und das Getöſe durch die geſchloſſenen Läden des Untergeſchoſſes vernahm, dieſen Tumult als den Streit der Gelehrten erklärte, von denen es bekannt ſei, daß ſie ewig uneins und verſchiedener Meinung untereinander ſeien. Es war alſo um die achte Stunde, als es ganz beſonders heiter in der Schenke zuging. Man unterhielt ſich von

Händeln und Liebſchaften und miſchte einige Neckereien und Scherze mit hinein, die den Profeſſoren der Sorbonne galten. Meiſter Bertholet ſtand mitten unter einem Rundbogen, der den Eingang zu einem Seitengemach bildete, das als Schenkſtube benutzt wurde, und wo ein wandhohes Gerüſt mit Tellern, Schüſſeln und Trinkgefäßen von aller Form und Größe prangte. Aus dieſem Allerheiligſten drang ein lieblicher Duft von heißen Dämpfen geiſtiger Getränke, untermiſcht mit dem fetten Aroma einer Hammelskeule oder kleiner Paſtetchen. Die Hände auf dem Rücken, ſtand der Inhaber dieſer Räume und ſah ſich mit einer Miene, in welcher ſich ein pflegmatiſches Wohlgefallen ſpiegelte, die lärmende Jugend an, der er hie und da einen Zügel anzulegen für gut befand, damit der Uebermuth nicht jede Schranke durchbreche. Er nickte beifällig, als ſich jetzt die Thür öffnete und ein junger Burſche von vierzehn Jahren eintrat, der ſein beſonderer Liebling war. Er ging auf den Eintretenden zu, faßte mit ſeiner ſchweren, plumpen Hand in die blonden Locken des Jünglings und rief, indem er den Kopf zurückbog und in die blitzenden Augen des Jünglings ſchaute: Wo haſt Du denn geſteckt, Bübfranzöſiſchen Moden. Aber das iſt eine Sache für ſich. Sie finden ferner einen Herrn von Bellmann, einen gemeinen, pöbelhaften Menſchen, der ſich vom Stallknecht bis zu einem Großen des Hofes aufgeſchwungen; ferner einen Grafen Covenzel, dem der König eine jährliche Rente von ſechs tauſend Thalern bezahlt, lediglich, damit er ſein kurzes Gedächtniß behalte, und ſich nicht erinnere, eine junge, hübſche Frau zu haben. Sie finden einen Finanzminiſter, der die Pächter ausſaugt, um die verwachſene Schulter ſeiner Frau mit Brillanten zu bedecken. Sie finden endlich ruinirte Spieler, Verſchwender, die fürſtliche Titel führen und das Brod, das ſie eſſen, ſchuldig bleiben; Väter, die ihre Töchter für einen Orden ausbieten; landſtreichende Meſſalinen und unbekannte Baſtarde. — Das alles macht jetzt die Hofgeſellſchaft aus. Mit dieſen Leuten ſitzt man an einem Spieltiſche zuſammen, man leert mit ihnen ein Glas, man läßt ſich's an chen? Man hat Dich ja eine volle Woche hindurch nicht geſehn.

Mein lieber Vater, ſagte der junge Burſche lachend, ich habe ſtudirt. Und weil ich jetzt keine Bücher mehr nöthig habe, komme ich her, Dir mein letztes, noch übriges Buch anzubieten. Ich will und muß mir, nach ſo vieler Mühe und Anſtrengung einen luſtigen Abend machen.

Du haſt vollkommen Recht, mein Sohn! ſagte Bertholet, indem er die hingehaltene Taſche öffnete und die gelehrten Schätze des Studenten muſterte. Es waren ein paar ſeltene Bücher, die der Wildfang bis heute aufgeſpart und die Herr Jacques jetzt für ein Billiges erſtand, immerwährend dabei klagend, wie hoch er dieſe alten, werthloſen Lederbände bezahlen müſſe, lediglich nur, um ſeinen Kindern nicht die Mittel zu rauben, ſich einen luſtigen Abend zu machen. — Der junge Student murmelte vor ſich hin, als er dem Wirthe den Rücken kehrte: Wenn ich Dich an den Galgen bringen könnte, für die Hiebe, die Du uns über's Ohr ertheilſt, alter Schelm, ſo wäre es eine Erhöhung, Deinen Verdienſten würdig. Mit dieſem wohlgemeinten Wunſche, trat er in den Kreis der Freunde, die ihn laut und freudig bewillkommneten.

Was treibt Ihr hier? fragte er.

Nichts von Bedeutung! antwortete eine Stimme. Wir ſprachen eben von der kleinen Madrilena, der Tänzerin in der Gauklerbude auf dem Platze nebenbei. Wahrhaftig, wenn es erlaubt iſt, eine Sylphe mit einem Bären zu vergleichen, ſo hat es Vinzent getroffen, der uns eben einige Sprünge vorgemacht hat, die er für den Tanz der Madrilena ausgab.

Vinzent? rief der junge Blondkopf, Du überſetzeſt einen ſchönen, griechiſchen Vers in Dein plumpes Patois. Ich glaube, da wäre ich noch eher im Stande, Euch die Madrilena vorzutanzen. —

Ja — ja! Du kannſt es, Du allein! riefen jetzt Alle im Chor. Tanze kleiner Eros, tanze Du hübſcher Bachus — tanze uns die Madrilena. Dein Körper hat die Biegſamkeit, die dazu erforderlich iſt, ein verwildertes, kleines Weib darzuſtellen, wie ſie die weißen Arme in die Höhe wirft und den jungen Buſen, wie zwei Büſchel weißer Roſen, gen Himmel glänzen läßt. Tanze kleiner Eros, tanze hübſcher Bachus.

Und der Student warf ſein Kleid ab, knüpfte ſich den Hemdkragen los, machte einen Theil der Bruſt und den einen Arm frei, ſchlang ſich ein rothes Tuch um die Hüfte, das leicht und flatternd bis auf die Kniee niederfiel, und ſo gerüſtet trat er vor und in den Kreis hinein, der ſich um die eine von der Decke herabhängende Lampe gebildet hatte. Ein Trio von hellen Stimmen gab die Takte des Tanzes an, und das Zuſammenklappen der Zinndeckel der Kannen und Gläſer bildete den Rhytmus dieſer ausgelaſſenen Balletmuſik.

Immer wilder wurde der Tanz, in immer muthwilligeren Stellungen ſchwang ſich der junge Tänzer umher. Seine blonden Locken flogen, ſeine weiße Bruſt athmete voll, ſeine Wangen glühten wie in Purpur getaucht, die weißen Zähne und die dunkeln Augen blitzten.

Dieſer junge Deutſche hat den Teufel im Leibe! murmelte Meiſter Bertholet.

Ein großer, finſterer Mann ſtand neben ihm der während des Tanzes unbemerkt in die Schenke getreten war.

Dieſer Gaſt forderte einen Becher Wein und ſetzte ſich in eine Ecke der Halle.

Jetzt trat der Tänzer erſchöpft bei Seite oder er fiel vielmehr einem ſeiner Kameraden in den Schooß.

Bravo! rief der ganze Kreis. Das nennen wir tanzen! Bravo Bachus! Recht ſo, Eros!

Wenn die Kleine ſelbſt zugeſchaut, ſie hätte bekennen müſſen, daß ſie noch von Dir hätte lernen können.

Der Tänzer ſtreifte wieder ſein Gewand über, und zog ſein kleines, ſchwarzes Röckchen an, über deſſen abgenutzten Sammetkragen er die gleichfalls abgenutzte, weiße Halskrauſe breitete. Dann ergriff er eine Zither und hub an zu ſingen.

Der finſtre Mann in der Ecke der Halle hatte ſich unbemerkt erhoben und lauſchte den Tönen des Liedes.

Was ſingſt Du da Bachus? fragte einer der Studenten. Iſt das chineſiſch?

Es iſt ein deutſches Lied! antwortete der Gefragte.

Ah — vom Geſtade des Eismeeres wahrſcheinlich?

Wenigſtens nicht weit davon, lachte der junge Wildfang.

Höre, Bachus; wir lieben das Brummen der Eisbären nicht, behalte dieſe muſikaliſche Koſtbarkeit für Dich. —

Es fällt mir auch nur eben zufällig ein. Oder ſoll ich es keinen Zufall nennen? Wenn ich recht ausgelaſſen fröhlich bin — dann überkommt es mich plötzlich und ich muß, ich mag wollen oder nicht, ein paar Strophen jenes alten Liedes ſingen, das von der fernen — fernen Heimath herüberklingt. In dem Liede fliegen die Schneeflocken und ſauſen die Stürme.

Gut — aber ſinge uns Lieder, wo Mailüfte wehen und man Küſſe rauſchen hört.

So will ich Euch ein Lied ſingen, rief der Jüngling, das ich kürzlich von einem andaluſiſchen Mädchen lernte. Hoffentlich wird Euch dabei nicht frieren.

Der lange, finſtre Mann trat wieder in die dunkle Ecke zurück. Während des Singens näherte ſich der Knabe der Schenke vorſichtig dem Sänger und flüſterte ihm etwas zu. Der Blondkopf ſtand auf, gab die Zither ſeinem Nachbar, der wohl oder übel das Lied fortſetzte, und folgte dem Boten hinaus auf dem Flur. Dort ſtand im Schleier gehüllt eine Frau, die den Jüngling bat, näher heran zu treten.

Es iſt derſelbe! murmelte die Verhüllte, ich habe mich nicht getäuſcht. Meſſire, wendete ſie ſich raſch zu dem jungen Mann, darf man auf Eure Verſchwiegenheit bauen?

So gut, wie Ihr auf Eure Tugend baut, ſchöne Dame.

Die Verhüllte zögerte einen Augenblick, dann

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

ſagte ſie leiſe. Findet Euch um die zwölfte Stunde heute Nacht an der St. Magdalenenkirche ein, dort, wo die Bildſäule des heiligen Nepomuk ſteht, ihr werdet eine vornehme Dame in einer Porte-chaiſe vorbeitragen ſehn. Sie wird ſich herausbeugen und Euch ein Zeichen geben, alsdann folgt ihr. Giebt ſie Euch kein Zeichen, ſo bleibt zurück. Beim Lichte der Fackeln werdet Ihr die Dame deutlich ſehen können, und hoffentlich werdet Ihr ſie ſo ſchön finden, wie Ihr nur irgend wünſchen könnt; und es kommt nur auf Euch an, ſie eben ſo großmüthig und verſchwenderiſch zu finden, als ſie ſchön iſt. —

Ich komme, Dame.

Nun gut. Der heilge Nepomuk beſchütze Euch und mich!

Die Verhüllte war im Dunkel der Nacht verſchwunden. Als der Jüngling in die Halle zurückkehrte, glitt mit ihm zuſammen die ſchattenhafte Erſcheinung des hagern Schwarzen herein. Er hatte das Geſpräch auf dem Flur belauſcht.

Unter den Singenden und Trinkenden hatte ſich unterdeſſen ein Streit eigner Art entſponnen. Es kam drauf an zu beſtimmen, welchen Werth das Talent, die Schönheit, die körperliche Geſchicklichkeit oder die erlangten Kenntniſſe in der gangbaren Münze ausgedrückt, in der Welt habe. Mit einem Wort, wie theuer jeder Mann, ſich als Waare genommen, veranſchlage. Dieſe Unterſuchung hatte einen Schein von praktiſcher Nützlichkeit für ſich und war deshalb von dem Präſidenten der luſtigen Brüderſchaft vorgeſchlagen worden, dem gelehrten Poraclet.

Ich bin unter Brüdern meine fünfhundert Goldſtücke werth! rief Vinzent hochmüthig, indem er ſeinen Kopf zurückwarf und die Miene eines Doktors dreier Fakultäten annahm.

Und ich! ſagte Robertus, ein ſchlanker Piemonteſe — ich bin unbezahlbar. Wer mich kaufen wollte, müßte die Schätze Golkonda's haben, denn ich bin gelehrt, wohl gewachſen, in der Beredſamkeit gut bewandert, ich verſtehe mich auf meine Waffe, und obgleich ich kein Händelmacher bin, ſo geht mir doch Jedermann aus dem Wege. Wenn ich mich öffentlich zeige, ſo findet man meinen Anzug untadelhaft, und wer ein Auge für einen zierlichen Gang hat, entdeckt bald, daß an dem meinigen zwei Reize in gleichem Maße ſich ausgebildet finden; die Anmuth und die Kraft. Dabei verſtehe ich es ein treuer, aufopfernder Freund zu ſein und meine Geliebten, ſo viel ich deren gehabt habe, ſind gut mit mir zufrieden geweſen und — bei dem Barte der heilgen Urſula, ſie hatten Urſache dazu.

Hör auf! riefen einige Freunde; Du biſt unbezahlbar, damit iſt ſchon Alles geſagt. Wahrlich, wenn wir die Prahlhänſe unter uns fragen wollten, wir hätten einen übeln Markt und die Käufer liefen uns ſchnurſtracks davon.

Und um Eins nicht zu vergeſſen! rief Robertus. Mein Zitherſpiel! Freunde, mein Zitherſpiel! Ihr wißt wie ich die Seiten zu rühren pflege, wenn —

Ich meine Kehle gehörig mit Wein ausgeſpült! Ja das wiſſen wir; riefen die Ungläubigen lachend. Sei jetzt ſtill; wir bitten darum. Nichts iſt einem Manne ungeziemender als maßloſe Prahlerei. Nun Du, Bachus — es kommt die Reihe an Dich. Wie hoch veranſchlagſt Du Deinen hübſchen kleinen Körper, der ſo biegſam wie eine Weidenruthe iſt. Was forderſt Du für Deine Stimme, die ſo gut alte nordiſche Balladen ſingt. Sprich — ſei nicht blöde. Neben dem Prahler Robertus wird ſich Deine dreiſteſte Forderung immer noch wie Beſcheidenheit ausnehmen.

Ach — was bin ich? was hab ich? ſagte der Blondkopf plötzlich niedergeſchlagen und die Arme über die Bruſt gekreuzt. Ich kam hier arm in dieſes Land und in dieſe Stadt, in der Tauſende ſich Reichthümer und Anſehen erwerben, und wenn ich gehe, werde ich arm ſcheiden wie ich arm gekommen bin. Für mich blüht kein Glück, Freunde, weder in der Heimath noch in der Fremde. Sicherlich, ſo wie Ihr mich vor Euch ſeht, bin ich Nichts werth, nicht mal jenen ſchäbigen Kupferdreier, den die Bettlerin hingab, um ſich dafür ein Kind zu miethen, mit dem auf dem Arme ſie das Mitleid der Vorübergehenden in doppeltem Grade zu beanſpruchen gedenkt.

Oho, Bachus! nahm hier der Gelehrte Paraclet das Wort, Du übertreibſt es wieder in der Kleinmüthigkeit. Was fehlt Dir, mein Junge? Du warſt ja vor Kurzem die Ausgelaſſenheit ſelbſt.

Gebt ihm Wein, mehr Wein! riefen Einige. Die kleine Beſtie hat einen ausgepichten Magen, der Eimerweiſe den Wein in ſich aufnimmt! Was dieſe Deutſchen trinken können! Meine Großmutter, ſetzte Einer hinzu, hat mir ein naturgeſchichtliches Beiſpiel erzählt von einem Deutſchen der nach Paris kam, ſechs Wittwen und fünf Jungfrauen mitbrachte und im Zeitraume von einem Jahr ſich Vater ſah bei den ſämmtlichen Weibern und dabei zwölf Weinſchenkenhalter ruinirt hatte, deren Vorräthe er durch die Gurgel jagte, ohne ihnen auch nur einen Sous zu bezahlen. Meine Großmutter pflegte hinzuzuſetzen, daß dies ein Mann geweſen ſei, mit einem rothen Barte, von ſtarken Knochen und nicht beſonders fett.

Merkwürdig! riefen die Zuhörer.

Aber nun, Bachus! Willſt Du wohl uns zu Willen ſein! Setze einen Preis auf Dich! Mach geſchwind! —

Der Wirth der Herberge zu den drei brennenden Herzen trat jetzt in den Kreis und ſagte: Ich biete ihm zwölf Goldſtücke jährlich, wenn er bei mir bleiben und den Schenken hinter meinem Ladentiſche machen will. Dabei ſoll er für den Sonntag und den Feiertag einen neues Wams haben und ſechs Wochen im Jahr Urlaub zu einer Wanderſchaft.

Das läßt ſich hören Meiſter Jacques Bertholet! rief der Blondkopf. Wenn ich wüßte, daß Ihr es ehrlich meintet —

Geh doch — Du willſt doch nicht den Muſen untreu werden, Bachus? rief Paraclet unwillig. Schäme Dich, Jünger der Wiſſenſchaft!

Ich weiß wirklich nicht was ich thun ſoll; entgegnete der Geſcholtene kleinlaut. Ich habe heute meine letzten Bücher verkauft! —

einer Tafel mit ihnen wohl ſchmecken. Die Frage: wer iſt der Mann? wer waren ſeine Vorfahren? von wo ſtammt die Familie? gehört zu den veralteten, pedantiſchen. Man muß immer Miene machen, als wäre man in der allerbeſten Geſellſchaft, und doch iſt man überzeugt, es mit einem verlaufenen polniſchen Schneider oder einem franzöſiſchen Haarkräusler zu thun zu haben. Habe ich nun Recht, wenn ich Sie frage: was finden Sie in dieſer Geſellſchaft?“

Ueber dieſe boshafte Invective des Alten war es dunkel geworden; die große Lampe im Familienzimmer wurde angezündet, und Marie nahm die Laute, um eines der ſanften Lieder vorzutragen, in denen ſie Meiſterin war. Nach einer Weile ſchlummerte der Oheim, und ich blieb mit den Mädchen allein. „Iſt es denn wahr?“ fragte Polyxena, indem ſie ſich dabei mit dem ihr eigenthümlichen Lächeln zu mir beugte, „daß

Es geht auch ohne Bücher! Sieh, wir Alle haben keine mehr.

Während der junge Mann noch unſchlüßig daſtand, drängte ſich eine an dieſem Orte ungewöhnliche Geſtalt in den Kreis. Es war der finſtere, große, in einem bis auf die Ferſen herabhängenden ſchwarzen Mantel gehüllte Fremde, der nun plötzlich mitten unter den Jünglingen ſtand und ſeine dunkeln rollenden Augen im Kreiſe herumgehen ließ.

Ein guter Chriſt bietet nicht mehr für eine ſo leichte, loſe Waare! ſagte der Schenkwirth, indem er ſich wieder hinter ſeinen Tiſch zurückzog.

So mag der Teufel mich theurer bezahlen! ſchrie der junge Deutſche wieder in ſeine frühere Luſtigkeit übergehend. Für hundert Goldſtücke ſoll mich der Fürſt der Nacht haben. Dies ſchwör ich beim Namen meines Vaters.

Hier iſt das Gold! rief der Fremde und — Du biſt mein!

Ein allgemeiner Aufſchrei des Erſtaunens wurde hörbar. Man ſchloß den Kreis dichter, Aller Augen leuchteten. Die Scene war ſo neu wie überraſchend. Der Teufel, kam um ſich Angeſichts einer luſtigen, ſorgloſen Menge, auf die unverſchämteſte Weiſe ſeine Beute zu holen. Einige umſchloſſen mit nervigen Armen den Jüngling und zogen ihn mit ſich fort aus dem Kreiſe heraus, Andere hoben ihre Fäuſte drohend gegen den Unbekannten auf, dem ſie zuriefen, daß er ſich ſogleich entfernen ſolle.

Das iſt der reiche, fremde Ritter, der den Erker in dem Hauſe drüben inne hat, murmelte der Wirth, der ſich unter die jungen Raufbolde miſchte um Friede zu ſtiften, denn der Ruf der Schaarwache ließ ſich bereits zum dritten Male dicht an den geſchloſſenen Läden hören. Die Glocke vom Thurm der Auguſtiner verkündete Mitternacht.

Bachus riß ſich von den Armen ſeiner Genoſſen los, es fiel ihm ein, daß er die Stunde der Zuſammenkunft mit der Dame verſäume. Als er auf dem Vorplatz des Hauſes ſich befand, erfaßte ihn dort der kräftige Arm des Fremden und zog ihn mit ſich fort in die Nacht hinaus.

Die Reiſe.

Es gelang dem behenden und geſchmeidigen Körper des Jünglings ſich von dem Arm ſeines Begleiters frei zu machen, und er begann pfeilſchnell ſeinen Lauf durch die dunkeln, einſamen Straßen der Stadt. Er durchflog mehrere kleine enge Gäßchen und gelangte, immer in der Abſicht ſeinen Verfolger zu täuſchen, auf einem Umwege zu dem Orte ſeiner Beſtimmung. Hier fand er die wartende Zofe und dieſe führte ihn zu der Portechaiſe ihrer Herrin.

In einem Gemache, das mit Pracht ausgeſtattet war, und zu dem ein geheimer Eingang führte, empfing den Jüngling eine Dame, die durch eine Halbmaske ſich unkenntlich gemacht hatte und die bei dem Eintritt des Gaſtes ihre Dienerin entfernte. Der Morgen blickte ſchon durch das verhüllte Fenſter als er ſich von dem üppigen Lager erhob und ſich zum Abſchied rüſtete, ohne daß eine zweite Zuſammenkunft verabredet wurde. Die Dame that geheimnißvoll, ſie ſprach von Verfolgungen, denen ſie ausgeſetzt ſei und die ſie zur Vorſicht zwängen. Sie zog einen koſtbaren Ring vom Finger und bat, dieſen zum Andenken zu behalten.

Auf der Straße angelangt wollte der junge Abenteurer den erworbenen Ring zu den hundert Goldſtücken legen, um dieſen Reichthum zu dem er ſo plötzlich und unerwartet gelangt war zu einem Freunde in der Nachbarſchaft zu tragen, bei dem der Schatz ſicher aufbewahrt lag, als er mit Schrecken bemerkte, daß das Gold aus ſeiner Taſche verſchwunden war. Nirgend anderswo als in dem Hauſe, das er eben verlaſſen, konnte der Raub vollführt worden ſein. Er erkannte in was für Hände er gerathen war und ſtürmte eilig zurück. Erſt nach langem heftigen Andringen wurde ihm geöffnet, doch nicht von der Zofe ſondern von einem rieſigen handfeſten Knechte, der ſich ihm trotzig in den Weg ſtellte und kaum in Kenntniß geſetzt von ſeinem Begehren, mit den Fäuſten auf den Unbewährten eindrang, ihn niederwarf und unter Flüchen ſo arg mishandelte, daß der Arme halbtodt auf dem Pflaſter liegen blieb. Zugleich erſcholl aus dem geöffneten Fenſter oben ein Spottgelächter.

Ein Vorübergehender nahm ſich des Unglücklichen an. In dieſem Helfer erkannte der Jüngling den ſchwarzen Unbekannten aus der Schenke, deſſen erkauftes Eigenthum er war. In dieſem Augenblicke erſchien ihm der Fremde jedoch nicht ſo ſchreckeinflößend als wenige Stunden vorher. Machte es nun das Licht des Morgens das die Geſtalt in vortheilhafte Erſcheinung, brachte oder waren es die peinigenden Gefühle der äußerſten Hülfloſigkeit die jeden Beiſtand, er mochte geleiſtet werden von wem er wollte, als willkommen erſcheinen ließen; unſer Straßenheld nahm willig den Arm des Mannes an und ließ ſich von ihm geduldig in deſſen Wohnung führen. Hier legte er ſich auf ein Ruhebette nieder, ſeiner Kleider wurde er entledigt und um die wunden Stellen ein Verband gelegt. Die Sonne ſchien bereits hell durch die bunten Fenſter des hohen, mit Büchern und Inſtrumenten gefüllten Gemachs, als er aus einem erquickenden Schlummer erwachte. Sein Beſchützer ſaß neben ſeinem Lager.

Von deſſen Aeußerm war jede Spur der nächtlichen Schrecken verſchwunden; es war von der Teufelsmaske nur der finſterblickende, hohläugige und faſt bis auf die Knochen ausgedörrte Mann übrig geblieben. Auch zeigte ſeine Kleidung ein einförmiges Schwarz; ein ſchwarzes Wamms, ſchwarze enge Beinkleider, ein ſchwarzes Mäntelchen und eine ſchwarze Kappe auf dem Kopfe. Die langen magern Finger ſchüttelten eben den Inhalt einer kleinen Phiole aus, in der eine dunkelrothe Flüſſigkeit ſchwebte, von der er wenige Tropfen in einen Becher, der zur Hälfte mit Wein gefüllt war, fallen ließ. Phiole und Becher wurden einſtweilen auf ein Tiſchchen, dicht an dem Ruhebette hingeſtellt. Die lange dürre Hand näherte ſich jetzt dem Arm des Jünglings, ſtreifte das Gewand vollends zurück und taſtete an dem Pulſe, dann legte ſich der Kopf an die Bruſt und das kalte pergamentartige Ohr ruhte an dem vollen weißen Hügel der Jünglingsbruſt, um auf die Schläge des Herzens zu lauſchen. Als dieſe Forſchungen beendet waren ging die große, ſtarr aufgerichtete Geſtalt gemeſſenen Schrittes ein paar Minuten lang im Gemache auf und ab. Dabei klangen und wisperten verſchiedene Uhren und künſtliche mechaniſche Werke ſeltſam durcheinander und von Zeit zu Zeit ertönte ein dumpfer Schall als fiele ein ſchwerer Körper von der Decke zum Boden nieder.

Der Geneſende gab auf alle dieſe Dinge Acht; ſie erſchienen ihm ſeltſam, aber ſie flößten ihm keine Furcht ein. Er war bekannt mit den Erſcheinungen und Apparaten der Wiſſenſchaft und ſagte ſich leicht, daß jener Mann, dem es gefallen hatte geſtern in der Schenke die abentheuerlichſte und wunderlichſte Rolle zu ſpielen, nichts Höheres und nichts Geringeres ſei, als einer jener Schüler des Aeskulap, von denen das damalige Paris angefüllt war, und die, um ſich mehr Kunden und Anhänger ihrer Kunſt zu verſchaffen, für gut fanden, die Probleme der Wiſſenſchaft, die ſie oft glücklich genug löſten, mit dem Schleier einer myſtiſchen Geheimlehre zu umſpinnen. Dieſe Schleier waren oft mehr oft minder fein gewebt, je nachdem der Magier und Arzt für ein vornehmes oder für ein niedriges Publikum zu wirken hatte. Dieſer Mann ſchien unbedingt der erſten Kunſt anzugehören. Schon das Geſchenk — hundert Goldgulden, machte dies unzweifelhaft.

Die Erinnerung an den einſtigen Beſitz des Goldes machte den Jüngling als er die Kräfte ſeines Gehirns wieder beiſammen hatte, im hohen

Grade befangen. Was ſollte er dem mildthätigen Manne ſagen, wenn dieſer, wie gar nicht zu bezweifeln war, ſich nunmehr nach dem Daſein der Summe erkundigte? Wie ſchimpflich war es ihm die Geſchichte des Verluſtes derſelben zu erzählen. Aber der Mann fragte nicht; er ſetzte ſich wieder an das Lager und diesmal, nachdem er den Jüngling lange ſtumm und forſchend angeblickt, brachte er das erſte Wort für ihn über die Lippen. Die Stimme klang dumpf und die Worte wurden hart und ſcharf betont.

Werden abreiſen, wenn die Kräfte wieder hergeſtellt.

Abreiſen? und wohin?

Keine Fragen. Mein Eigenthum! Mir erkauft. Ohne Widerrede thun was ich will. Dann Belohnung. Wenn Ungehorſam — blutige Züchtigung! Verſtanden? Keine Rettung aus meinen Händen; aber ich meine es gut.

Dieſe Befehle und Drohungen waren untermiſcht mit kurzen Flüchen in einer fremden Sprache; auch war das Deutſch gebrochen und wenig verſtändlich. Der Jüngling wandte ſich unmuthig von dem Manne weg und richtete ſein Antlitz gegen die Wand. Nach einer Weile klagte er über Schmerzen am Arm. Die Verbände wurden abgenommen und durch neue erſetzt. Dann ging der geheimnißvolle Hausherr fort und ſchloß hinter ſich ab.

Es vergingen Tage wo er nicht wieder kam; die Zelle hatte ſich in ein vollſtändiges Gefängniß verwandelt. Ein alter Diener, der ſtumm wie ſein Herr war, kam zu Zeiten, leiſtete die ärztlichen Dienſte, die noch nöthig waren, brachte das Eſſen und zündete die Ampel an der Decke an, wenn die Nacht kam.

Tiefe Stille herrſchte. Das Geräuſch von der Straße tönte nur dumpf herauf, die bunten, halb verſchloſſenen Fenſter über die noch zum Theil ſchwere Teppiche hingen ließen keinen Blick nach Außen frei. Innen im Gemache rührte ſich nichts, die Uhren pickten, die Räder an den Maſchinen liefen kniſternd über die Metallgleiſen, der dumpfe Ton des fallenden Körpers wiederholte ſich in regelmäßig wiederkehrenden Pauſen. Alle Gegenſtände in dieſem düſtern Raume waren bereits von dem Kranken auf das Genaueſte unterſucht worden; von Einigen wußte er ihren Zweck und ihre Beſtimmung, Andere waren ihm völlig neu und unerklärlich. Die Uhren und Maſchinen wagte er nicht zu berühren, aus Furcht ihren Gang zu ſtören. Auf die Bücherſammlung blickte er mit

Scheu und Ehrfurcht und gedachte dabei der guten und gelehrten Schriften, die er ſelbſt einſt beſeſſen und in denen er manche Nacht bis zum erwachenden Morgen fleißig ſtudirt, als er noch nicht ſo leichtſinnig und ſo vergnügungsſüchtig war, wie er es jetzt geworden. Es fielen ihm die verlorenen Stunden und Tage ein, und zugleich die erniedrigenden und beſchämenden Erfahrungen, die er in letzterer Zeit gemacht. Waren es nun dieſe reumüthigen Gedanken, oder war es die beängſtigende Stille und Verlaſſenheit in der er ſich befand, er warf ſich auf das Lager, barg ſein Geſicht in Unmuth und Schmerz tief in ſeine Hände und lag ſo, unempfindlich für Alles was um ihn vorgehen mochte, wohl halbe Tage lang unbeweglich. So fand ihn der heimkehrende Gebieter. Er faßte ihn mit ſtarker Fauſt an die Schulter, zwang ihn ſich raſch zu erheben, und ſagte ihm dann in barſchem Tone, daß die Stunde zur Abreiſe gekommen ſei. Zu gleicher Zeit erſchienen Knechte, die das im Vorgemach aufgeſpeicherte Gepäck ergriffen. Ein Herr in einem Pelzmantel und in einer Spitzenkrauſe erhielt die Schlüſſel des Gemachs und behauptete ſich als den nunmehrigen Bewohner deſſelben. Es wurde zwiſchen den beiden Männern kein Wort gewech-

Sie die Welt und die großen Geſellſchaften ſo lieben?"

„Gewiß nicht," erwiederte ich mit offener Miene; „ich bin in Einſamkeit und Stille erzogen worden, und beſitze daher keines der Talente, die Frauen unterhalten und Männer anziehen können."

„Und welches ſind dieſe Talente?" fragte Polyxena.

„Soll ich Ihnen das erklären?" antwortete ich zerſtreut, indem ich auf den ſeelenvollen Geſang Maria's lauſchte. „Mich dünkt, ein Mann iſt ſchon übel genug daran, wenn er eingeſteht, daß er ſich nicht im Stande fühle, einer Frau Intereſſe einzuflößen."

„Das iſt eine Unwahrheit," rief ſie lebhaft; „Sie wiſſen recht gut, daß Sie gefallen. Seien Sie um's Himmels willen immer wahr, Florus!"

„Nun denn," ſagte ich erröthend; „ich

ſelt, auch die Abziehenden mit keinem Abſchiedsworte bedacht.

Es herrſchte bereits Dämmerung auf den Straßen als der Jüngling und ſein Führer raſch ihren Weg machten. Sie gingen an einem Hauſe vorbei, in deſſen Erdgeſchoß Licht brannte und man einen eifrig in einem Buche Leſenden am Tiſche ſitzen ſah. Dies war der Student Paraclet und gern hätte ihm der flüchtig Dahinziehende ein paar Abſchiedsworte zu gerufen, wenn ſein Führer es erlaubte. Doch dieſer zog ihn am Arme heftig mit ſich fort. Die nachfolgenden Diener ſchienen beauftragt, jeder widerſetzlichen Bewegung nach Kräften entgegen zu arbeiten. So erreichte man das Thor der Stadt: dort wurde in einem bereitſtehenden Wagen Platz genommen und die Reiſe ging die Nacht durch. Die Begleiter beſtiegen Pferde und hatten Waffen bei der Hand. Alles dieſes kam dem Jünglinge ſehr ſeltſam vor; zugleich beſchäftigte es ſeine Einbildungskraft, und da dieſe vorherrſchend bei ihm war, und er die Abenteuer liebte, ſo träumte er ſich zuletzt ganz ergötzlich in allerlei phantaſtiſche Zuſtände hinein. Es war ihm, als ſei er ein verfolgter Prinz, den ſeine Freunde geheimnißvoll bei Seite zu ſchaffen und vor drohenden Gefahren zu bergen bemüht waren.

Dann erſchien ihm wieder der Arzt als einer jener mächtigen alter Magier, die in den romantiſchen Sagen ſeiner Heimath eine ſo große Rolle ſpielen, und er war völlig darauf gefaßt, daß die Reiſe, wenn ſie auf der Erde Hinderniſſe fände alſobald durch die Lüfte würde fortgeſetzt werden.

Der luſtige Muth, den dieſe Gebilde und Träumereien ihm eingaben ſchien ſeinen Wächtern und Begleitern zu gefallen, eine Zither wurde ihm gegeben, und wenn die kleine Geſellſchaft im Walde oder auf der Wieſe Halt machte, ſtreckten ſich die bärtigen Geſellen in's Gras und lauſchten dem Spiel und Singen des jungen Burſchen. Nur der finſtere Herr und Gebieter dieſer Karavane nahm nicht an dieſen muntern Stunden Theil; er blieb entweder im Wagen ſitzen, oder wandelte ernſthaft und gravitätiſch durch den Wald, und es war als lauſchte er der Sprache der Vögel, oder deutete die Geſtalten der vorübergleitenden Wolkenſchichten am hohen Himmelsraume.

So gelangte man ans Meer. Die kleine Geſellſchaft ſchiffte ſich ein und nun wurde aus einer ſtillen Landreiſe, eine ſehr bewegte Seereiſe. Stürme brauſten und mehr wie einmal war das Schiff dem Untergang nahe.

Die Dienerſchaft des finſtern Reiſenden half jetzt den Matroſen, und die vereinten Kräfte, ſowie die ſeltene Geſchicklichkeit des Steuermanns brachten das Schiff glücklich immer wieder aus der Gefahr. Endlich nach einer ſchlimmen Fahrt, die mehrere Nächte und Tage gedauert, näherte man ſich felſigen Küſten, die von einer Anzahl von prächtigen, großen Vögeln umkreiſt wurden, die ihre kreiſchenden Stimmen in der Luft ertönen ließen, ſo daß es von fern faſt wie eine Art kriegeriſcher Muſik erklang und man glauben konnte, ganze ſiegreiche Heere, die in den Wolken gekämpft, ſchmetterten jetzt ihre Schlachtgeſänge auf die dunkle Erde nieder, und miſchten dieſe ſchauerlichen Töne mit dem Brauſen und Ziſchen der ſchwarzen Gewäſſer, die um die Klippen und Riffe toſeten.

Dieſe Küſte war die Küſte Schottlands.

Das Schiff lief in einen engen, düſtern Hafen ein. Ueberall Felſen, nächtliches Dunkel, brauſen der Wellen und tiefe Einöde.

Es war dies wie das Land der Träume! Wie die Wohnungen der Schatten, die man aufſuchte.

Aus dem luſtigen, lärmenden, zankenden, ſingenden Paris war es ſeltſam und aufregend ge=

nung dieſe Küſte zu betreten. Der Arzt ſchritt langſam über das hingelegte Brett ans Ufer und ging ſtill in dieſes finſtre Land ein, gleichſam wie ein Sohn der in ſein Vaterhaus zurückkehrt. Nie hatten ein Land und ein Mann beſſer zu einander gepaßt.

Der Jüngling folgte zaghaft. Er blickte zu den Felſenzacken hinauf, und fürchtete jeden Augenblick, ſie würden über ſeinem Haupte zuſammenfallen. Ein kalter Wind pfiff aus den Schluchten empor, und aus den Tiefen der Felſenſpalten klang es wie rufende Stimmen. Uralte Geheimniſſe waren in die Tiefen verſenkt, Geheimniſſe ſaßen in den Grotten, das Echo bewohnten noch einzelne Strophen von Liedern, die vor Jahrhunderten hier geſungen waren.

Dies war die Küſte von Schottland.

Das Jeſuiten-Collegium.

In einer engen Thalſchlucht, rings von himmelanſtrebenden Felſen eingeſchloſſen, lag das alte Schloß Udallan, das Beſitzthum eines Geſchlechts, das ſeine Ahnen weit hinauf zählte, in jene Zeiten wo noch nicht der Klang der Stimme fremder Eroberer auf der Inſel gehört wurde.

Die Herren von Udallan beſaßen einſt große Schätze, ſie hatten ſie geopfert in den bürgerlichen Kriegen, die ihr Vaterland vor einem halben Jahrhundert beunruhigt hatten; ſie beſaßen jetzt wenig mehr, als dieſe alte Stammfeſte im Gebirge und noch eine Anzahl Ländereien, in dem heitern und ſonnigen Theile der Hochebene im Süden der Grafſchaft. Dorthin hatte ſich der Theil der Familie begeben, der noch Luſt empfand, mit der Welt zu verkehren; der morſche Stamm dieſes abſterbenden Baumes, der alte Graf von Udallan reſidirte einſam in dem Schloſſe und war menſchenſcheu und finſter. Von ihm gingen ſeltſame Gerüchte im Lande um. Es hieß, daß er in ſeinem düſtern Verſteck mit den Geiſtern ſeiner Ahnen verkehre und daß ſie kamen ihm die Geſchicke zu verkündigen, die den geliebten Heimathheerd einſt treffen würden. Niemand hatte Luſt den Einſiedler in ſeiner Höhle zu beſuchen, nur einmal im Jahre, und zwar am Tage des heilgen Patrick, kam der älteſte Neffe des Grafen, ſein Erbe, auf einem kleinen Gebirgsgaul, ohne Gefolge, nicht einmal von einem Diener begleitet über die Brücke geritten, die die Grenze des Nachbargebiets bildete, und die über ein zu Zeiten wildes Gebirgswaſſer führte An dieſem Tage war die enge, ſchmale, baufällige Zugbrücke niedergelaſſen, und der junge Graf ritt über dieſe, nicht ohne Lebensgefahr, um dann endlich in die Arme ſeines Oheims zu gelangen, der ihm zu Ehren ein Bankett anrichtete, wo die Humpen im alten Ritterſaale beim Scheine düſter brennender Kerzen, zwiſchen den beiden Männern und den wenigen hinzugeladenen Gäſten kreiſten. Allemal war Graf William froh, wenn der Tag des heiligen Patrick vorüber war, und er das Schloß Udallan nebſt ſeinem Bewohner auf ein ganzes Jahr wieder vergeſſen durfte. Der junge Mann war lebensluſtig, ein guter Jäger, ein Liebhaber von Wettrennen und ein Freund großer Städte, fröhlicher Gaſtmahle und der Zuſammenkünfte ſchöner Frauen. Wie ſollte ihm der Geſpenſterſpuk auf Schloß Udallan gefallen?

Ein Mann, der offenbar in dieſe Mauern gehörte, war Onofrius, der Arzt, der Hexenmeiſter, der Tauſendkünſtler, oder wie wir ihn ſonſt nennen wollen, den wir eben haben mit dem erkauften und geraubten Jüngling an dieſer Küſte landen ſehn. Onofrius führte ſeine Beute dem alten Herrn des Schloſſes zu. Dieſer ſaß, als Beide in den Saal traten, in einer Ecke an einem Tiſche, der mit Büchern bedeckt war. Trotzdem es noch hoher Tag war, brannte wegen der durch die überall einſchließenden Felſenwände erzeugten Dunkelheit eine Lampe vor dem Alten, und beleuchtete deſſen ſcharfe Züge durch eigenthümliche Lichter. Die weit vorhängenden, ſchneeweißen Augenbrauen ließen die darunter liegenden Augen in ihren tiefen Höhlen um ſo dunkler und wilder erſcheinen; der lange Silberbart warf ſeine Wellen über die Pergamentblätter des rieſigen Buches hin, in dem der einſam Studirende eben las. Eine Hand, ausgedörrt bis auf die Knochen, hielt gekrümmt einen Stift, und war in ihrer ſchwarzbraunen Färbung einem Gebilde aus Holz geſchnitzt ähnlich. Eine kleine Mütze, aus prachtvoll gefertigtem Goldſtoffe geformt, wie eine kleine Krone geſtaltet, deckte den Scheitel, und warf bei der gebückten Stellung des Mannes einen zackigen, ſeltſamen Schatten über die hochgewölbte und gefurchte Stirn. Hinter der Stuhllehne, ſtanden wie aufwartenden Pagen, zwei koloſſale Skelette, deren Schatten durch die Lampe faſt bis an die Decke hinaufgeworfen wurden, und deren weiße, ſchimmernde Schädel ſich von der geſchwärzten Lederwand der Tapete grell abhoben. Dieſe Skelette hielten ein kleines Wappen empor, das in die Mitte zerbrochen war, und deſſen beide Hälften kaum noch zuſammen hielten.

Als Onofrius mit dem Jüngling ſich nahte erwachte ein gezähmter und erblindeter Adler, der zu den Füßen des Greiſes ſaß und hob die Flügel. Der alte Graf ſah empor und die Lampe zur Seite ſchiebend erkannte er die Nahenden. Er begrüßte ſie, beruhigte zugleich den unruhig gewordenen Vogel und richtete dann ſeine volle

Aufmerkſamkeit auf den Jüngling. Auf eine ſtumme fragende Bewegung antwortete ihm Onofrius.

Ja — er iſt's!

Jetzt zog der Greis den jungen Mann an ſich und umarmte ihn. Eine lange Pauſe trat ein. Onofrius hatte ſich auf einen Lehnſeſſel zur Seite des Tiſches geſetzt und beobachtete ein feierliches Stillſchweigen.

Enkel meines erſten und einzigen Freundes! rief der Greis mit einer vor Rührung bebenden Stimme, ſei mir gegrüßt!

Georg iſt Dein Name?

Ja, Du trägſt die Züge meines Friedrick's! — Komm! Willſt Du bei mir bleiben? — Willſt Du? — Sprich.

Onofrius nahm das Wort, als Jener zögerte zu antworten und verwirrt und unſtät ſeinen Blick bald zu Boden richtete, bald über den Tiſch hingleiten ließ. Laßt ihn, gnädiger Herr, ſich erſt ſammeln. Bedenkt daß die Jugend lebhafte Eindrücke in die Seele aufnimmt. Es iſt nicht wie bei uns die wir überwunden haben. Dieſer Knabe hat vor wenig Wochen noch ein wildes, zügelloſes und in buntem Wechſel hinſpielendes Leben geführt, ich habe ihn mitten aus dem Schooße des frechen Sinnentaumels geraubt; iſt es da nicht erklärlich, daß die tiefe, heilige Stille dieſes Landes, dieſer Gegend und dieſes Hauſes ihm entgegenſtarrt wie das Haupt der Meduſa, das die Sinne lähmt und ſprachlos macht? Laßt ihm Zeit ſich zu faſſen, Herr.

Du haſt Recht, Onofrius. Führe ihn in ſeine Gemächer. Ich will mich für's Erſte begnügen ihn erſchaut zu haben und zu wiſſen, daß er gerettet, und daß er in meinen Mauern weilt. Nach Verlauf von einigen Tagen will ich meine Worte von Neuem anheben, und zum Enkel meines Jugendfreundes ſprechen. Du bleibe hier und berichte mir, wie Du meinen und der Brüder Auftrag ausgerichtet.

Onofrius führte Georg fort und kam dann zurück. Die beiden Männer blieben bis tief in die Nacht im Geſpräche zuſammen.

Nach Verlauf einer Woche trat Georg von Neuem in die Halle. Diesmal war die Begrüßung, die der Alte ihm angedeihen ließ, minder leidenſchaftlich, ſie trug mehr das Gepräge eines Ceremoniels an ſich; auch war der Arzt nicht zugegen.

Sproſſe eines ruhmwürdigen Geſchlechts! hub der Graf an, wiſſe das mein Auge Dich auf Deinen Bahnen verfolgt hat, und daß ich im Sinne wünſche nicht zu gefallen, der Ausdruck war übel gewählt, — ich wünſche geliebt zu ſein.“

„Da fragt ſich's, ob Sie auch lieben können; haben Sie nie geliebt in Ihrem Leben?“

Bei dieſer Frage, die dem ſtürmiſchen, offnen Weſen Polyxena's ſo ähnlich ſah, ſtimmte Maria ihr Spiel unmerklich herab. Ihre Finger gingen ſo leiſe über die Saiten, daß ich deutlich merkte, ſie wolle meine Antwort nicht überhören. Dieſe Zeichen ihrer Neugier machten mein Herz erbeben. Ich fürchtete, mich zu verrathen und antwortete daher ſchnell: „Urtheilen Sie ſelbſt, Polyxena, ob das Liebe iſt, was ich ihnen eben ſchildern will. Ich malte ihr jetzt, ziemlich treu nach der Natur, mein Verhältniß mit Bertraden, unſre einſamen Geſpräche, unſre ſtundenlangen Erörterungen. Beide Mädchen hörten zu; es ſchien ihnen jedes Wort, jede Wendung neu zu ſein, und als ich geendet hatte, entſtand eine lange Pauſe. „Das iſt Liebe,“ ſagte Maria und ſogar auf den ausdrücklichen Wunſch der Deinigen handle, wenn ich mich von jetzt an Deines Schickſals bemächtige. Erkenne in mir Deinen Freund, Deinen zweiten Vater. Sprich offen! Entweihe Deine Seele und mein Ohr durch keine Lüge. Wie verließeſt Du Deutſchland und wie kamſt Du nach Frankreich?

Herr Graf, hub der Jüngling an, wenn Euch die Geſchicke meiner Familie bekannt ſind, ſo iſt Euch mehr bekannt als mir ſelbſt. Auch der Name mit dem Ihr mich genannt, iſt nicht der meinige. Ich heiße Tybalt, und bin der Sohn einer armen Wittwe, die mit mir nach Paris kam um einen Freund dort aufzuſuchen, den ſie nicht fand. Sie ſtarb bald nach ihrer Ankunft, und ich blieb in der fremden Stadt zurück. Zum Glück fand ſich ein Ernährer für mich, ein alter einſam lebender Gelehrter, dem ich Dienerdienſte erwies, und der mich dafür in den Wiſſenſchaften und Künſten unterwies. Bis zu meinem eilften Jahre blieb ich in dem Hauſe dieſes Mannes, den ich den Doktor Van Loo nannte; als dann war ich fähig die wenigen erworbenen Kenntniſſe anzuwenden um bei Kindern von ſechs Jahren den Lehrer zu ſpielen. Leider verlor ich ſtets die ſichere Stelle, die man mir gab; ich war zu leichtſinnig, gnädiger Herr.

Der alte Graf ſchüttelte das Haupt und ſagte dann: Fand ſich denn Niemand, der Dich mit Deiner Herkunft, mit Deinen Verwandten bekannt machte?

In Wahrheit, Niemand! entgegnete der junge Mann. Sie mochten wohl auch Niemand bekannt ſein. Erſt durch Andeutungen des Herrn Onofrius und ſpäter durch Ihre Begrüßung hörte ich einen Namen, der mir bisher unbekannt war, und ich höre jetzt, daß es der meinige iſt.

Armer, verwahrloſter Knabe! rief der Graf.

Georg, ſo wollen wir jetzt den jungen Abentheurer nennen, ſah ſich, während der alte Herr aufmerkſam in einem Buche las, aber ſtets verſtohlen die Augen auf den Jüngling hatte, die Halle an, beſonders heftete ſich ſein Blick auf die zwei Skelette, die das zerbrochene Wappen trugen.

Du blickſt auf dieſes Wappen! rief der Graf. Es iſt das meinige. Als der letzte meines Stammes geh ich zur Gruft.

O Herr! ſo habt ihr Niemand, der um Euch trauert? Erlaubt daß ich es ſein darf, der auf Eurem letzten Gange Euch geleitet.

Der Graf zog den Jüngling an ſich und ſchloß ihn herzlich in ſeine Arme: So ſei es, Enkel meines Freundes! rief er. Unter all den gleichgültigen Verwandten, die mir zur Gruft folgen, ſei Du das einzige fühlende Herz! Doch noch ſind wir nicht ſo weit. Noch lebe ich und ich lebe um Dich in Deinen Stand, in Deine Würden einzuſetzen. Daher ſollſt Du jetzt ein Mitglied unſrer Geſellſchaft werden! Zeig Dich ihrer würdig. Hat Dir Deine Mutter nie von Deinem Vater erzählt?

Sie hat es gethan, edler Graf, aber ich war ſo jung, daß ich ihre Worte vergeſſen habe. Er war, ſo ſagte ſie, ein deutſcher Herr von vornehmen Stande.

Er war der Sohn König Friedrich's, Knabe.

König Friedrich's?

Deſſelben, den die Schlacht am weißen Berge um die Krone Böhmens brachte„ entgegnete Graf Udallan. Ich kämpfte in jenen Tagen dicht neben ihm, aber mir gelang es nicht den Schickſalsſchlag, der ſein Haupt bedrohte, von ihm abzuwenden.

Wie, Herr Graf, mein Großvater war jener Böhmenkönig, von dem ich ſo viel erzählen hörte?

Sein jüngſter Sohn iſt Dein Vater.

Und weßhalb hat man mich ſo lange in Elend und Dunkelheit gelaſſen?

Ein Auge wachte über Dich! es iſt das des Onofrius. Er wußte das Geheimniß Deiner Geburt, er ſtand mit jenem Arzte in Verbindung, der Dich aufnahm und Dich erzog. Er nannte Niemand Deinen Namen, weil er Dich ſelbſt erretten wollte. Er hat redlich Wort gehalten.

O wo iſt er, daß ich ihm danken kann! rief der junge Mann freudig.

Er hat die Inſel bereits wieder verlaſſen, erwiederte der Graf, Du wirſt ihn nicht wieder ſehen. Betrage Dich, ſo wie ich es von Dir erwarte, und nach Ablauf eines Jahres ſollſt Du Deinen Verwandten übergeben werden. Aber nur wenn Du Dich ſo führſt, wie ich es von Dir erwarte. Geſchieht es nicht, ſo bleibſt Du für immer in dem Schooße dieſer Berge verborgen. Die Geſellſchaft giebt kein unwürdiges Glied der Welt, ſie bewahrt den Irrenden ſo lange, bis ſie gewiß iſt, daß er nicht mehr zu ſtraucheln im Stande iſt.

Wer iſt dieſe Geſellſchaft? fragte der Jüngling mit beſcheidenem Tone.

Noch biſt Du nicht würdig ſie zu nennen! erwiderte der Greis und ein dunkler Schatten glitt über ſeine hohe Stirn. Einſt wirſt Du ſie lieben und verehren lernen. Jetzt geh' und beginne Deine Lehrzeit.

Die Lehrjahre.

Dicht an dem Schloſſe, nach der Nordſeite hin, ſtieß an die Mauern der uralte, heilge See von Conongate. Seine ſchwarzen Gewäſſer lagen ewig unbewegt in der ſichern Umfriedung der himmelhohen Felſen, die ihre zackigen Kronen in dem düſtern Spiegel beſchauten. Wenn der Mond die hohe Gebirgszinne überragte, ließ er das Silber ſeines Lichts nur mit Scheu in die Tieſe niedergleiten, gleichſam, als fürchtete er die Strahlen, die wie liebliche Kindergeiſter in die Nacht ſich verirrten, um ſich nicht wieder zurückziehen zu können. Ewiges Schweigen umgab die Ufern des See's von Conongate. Als die Küſten Caledoniens noch von den Urbewohnern der Inſel bevölkert wurden, geſchahen an dieſem See Thaten, eben ſo finſterer Natur, als das Element und ſeine Umgebung es ſind. Heidniſche Myſterien wurden hier gefeiert, die, ſo viel die Sage von ihnen berichtet, grauſenerregende Erſcheinungen bildeten. Der See von Conongate war berüchtigt durch die ſeltſamen Gebilde, die im Nebel über ſeine Fläche dahinſchwebten, ſowie die Felſenwände von einem ungewöhnlichen Echo, das die Geiſterſtimmen grauer Jahrhunderte vernehmen ließ, wiedertönte. In der erſten Mainacht war es nicht rathſam, ſich weit weg von dem Schloſſe zu verirren, um den Windungen zu folgen, die das geheimnißvolle Waſſer weithin im Gebirge machte. Es hieß dann, daß die Zauberer, die früher dieſe Küſte beherrſchten, ſich hier verſammelten und daß ſelbſt Merlin es nicht verſchmähte, in dieſen Verſammlungen den Vorſitz zu führen. In dieſer Nacht hörte man Geſänge, deren Töne nicht über irdiſche Lippen glitten, und es war gefährlich, dieſen Tönen zu lauſchen. Aus der Tiefe des Waſſers ſchoſſen Lichtſtrahlen, ſie kamen aus den Straßen und Häuſern der verſunkenen Stadt Hath, die in der Tiefe des See's ruhte. Erreichte der nächtliche Pilger die Kapelle des heilgen Dunſtan, die in der tiefſten Schlucht verſteckt war und den finſterſten Waſſerſpiegel zu ihren Füßen ſah, ſo erbebte er und erſchaute Dinge, die ihm das Herz erſtarren machten. Er ſah die Geſchicke, die vergangenen und die künftigen, in wunderſamen und ſchreckenerregenden Gebilden an ſich vorübergehen, und wehe ihm, wenn er den Anwandlungen eines Zauberſchlafs unterlag, die Geiſter führten ihn in den Lüften fort und nie ward ſeine Spur wieder gefunden.

In dieſer Umgebung wuchs jetzt der junge Georg auf. Sein Tag ward regelmäßig eingetheilt, er mußte fleißig in den Schriften leſen und ſich in den Wiſſenſchaften unterrichten, die der Graf für ſeine fernere Ausbildung und zu ſeiner dereinſtigen Beſtimmung unerläßlich erachtete. Meiſter Ulrich hieß der Mann, der ihn und noch einen Jüngling zu Schülern hatte. Früher Mönch eines ſchottiſchen Kloſters war er zum Orden übergegangen und hatte ſich der freien Wiſſenſchaft gewidmet. Finſter und verſchloſſen ſah er auf ſtrengen Gehorſam und auf ausgeſetzten, unermüdlichen Fleiß. Trat dieſer düſtre Schulmonarch ab, ſo nahm ein Mann ſeine Stelle ein, deſſen Amt es war, die Spiele, die Spaziergänge und die freien Stunden der beiden Jünglinge zu überwachen. Dieſer Mann hieß Antonius; es ſchwebte ein Dunkel über ſeinen eigentlichen Namen und über ſeine früheren Schickſale. Der Graf ließ ſich nie über ihn aus, und im Schloſſe folgte man dieſem Beiſpiel. Antonius war klein von Geſtalt und da ſein Körper dabei unterſetzt und muskulös war, ſo machte er den Eindruck eines Zwergs oder wunderlichen Kobolds; dazu trug die feuerrothe Kleidung die er anhatte, das Ihrige bei. Auf den alten Bildern war man gewohnt, die „kleinen Leute,“ wie die Gnomen hießen, die das Innere der Gebirge bewohnten, in einem Scharlachgewande abgebildet zu ſehn, wenn ſie nicht in ihrer Amts- und Geſchäftstracht, das heißt, mit dem ſchwarzen Schurzfell bekleidet und in dem Kittel der Grubenarbeiter erſchienen. Die wenigen Bewohner des Schloſſes waren überzeugt, und ließen ſich für dieſe Ueberzeugung das Leben nehmen, daß Meiſter Antonius, oder wie er auch genannt wurde, Maſter Tony, ein Gnom von vornehmer Abſtammung ſei, und mit dem Menſchen auf der Oberfläche der Erde nichts gemein habe, als die zufällige Aehnlichkeit mit der menſchlichen Körperbildung. Denn es konnte zufällig genannt werden, daß der dicke Kopf des Maſter ſich mehr zu einem Menſchen, als zu einem Ochſenkopfe neigte, eine kleine Aenderung der Form oder auch nur die Verſchiebung von ein paar Linien, ein geringer Zuſatz an einem Höcker hier oder einen Büſchel Haare dort, konnte den Ausſchlag für die Thierbildung geben. Aber wenn dieſes Weſen ſprach, und es ſprach oft, viel und mit großer Lebendigkeit, ſo war kein Zweifel weiter geſtattet, daß es dem höhern Weſenrange angehörte. Tony hatte Verſtand, Witz und eine wahrhaft blendende Gabe des Vortrags. Man mußte ihm von den alten Tagen ſeiner Heimath erzählen, mit nicht ganz unanmuthiger Stimme die caledoniſchen Lieder ſingen hören, um zu erfahren, was eine Erzählung und ein Lied zu wirken im Stande waren. Auch ließ ſich Tony herab, den Clown zu machen, wenn es die Gelegenheit erforderte, das heißt einmal im Jahre, wenn der Patrick's Tag eintraf und das ſchon erwähnte Bankett im Ritterſaale gegeben wurde.

Das Amt, das Maſter Tony bei den beiden Jünglingen verwaltete, haben wir in ſeinen äußeren Umriſſen bereits angegeben, doch die vorgeſchriebenen, umgrenzenden Linien füllte er auf ſeine Weiſe aus. Wenn es ihm anbefohlen war, daß er die Knaben nicht dürfe müßig dahinſchlendern laſſen, ſo war damit noch nicht geſagt, womit er ihnen die Stunden zu füllen habe. Das und lehnte ihr Haupt ſanft auf die Schulter. „Das iſt nicht Liebe," rief Polyxena und ſah mich mit lebhaften Augen an.

„Wie? Du willſt dieſe ſanfte Vereinigung der Herzen und Gedanken nicht Liebe nennen?" fragte Maria verwundert; „dann kennſt Du Liebe nicht."

„Dann kennſt Du ſie nicht," rief Polyxena. „So liebt man ein Buch, eine Laute, eine ſchöne Gegend, einen hübſchen Traum, aber nicht den Geliebten." —

„Ich würde mich beglückt fühlen, wenn ich mit dem Manne meiner Wahl durch jene Seelenharmonie verbunden wäre, die alle Leidenſchaftlichkeit und allen Wechſel ausſchließt. Was bedarf man mehr, als das Bewußtſein in ſtiller Bruſt, daß man ſich verſteht und treu bleibt? — Sie griff wieder zu ihrer Laute und ſpielte weiter. Polyxena umſchloß ſie, beugte ſich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

war Maſter Tony's Sache und er ließ ſich hier auch nichts vorſchreiben. Jeder Andere, der nicht die unerſchöpflichen Fundgruben des Witzes hatte, die dem Zwerge zu Gebote ſtanden, würde auf einem Schauplatz wie der, den wir eben geſchildert, bei der Einförmigkeit und der Stille dieſer „ewig unveränderten“ Natur um den Stoff verlegen geweſen ſein, mit dem er den Geiſt ſeiner Zöglinge zerſtreue und labe; aber Maſter Tony wußte ſtets Auskunftsmittel. Er kletterte mit ſeinen jungen Genoſſen im Gebirge umher, ſtieg auf deſſen Höhen und ließ ſich in die Schluchten hinab. Das Dorf Conongate mit ſeiner am Bergeshange gelegenen Meierei und ſeinem alten in Trümmer fallenden Kloſter, war zweimal die Woche der Zielpunkt der Wanderungen, die früh in den Nachmittagsſtunden, und wenn der Sommer vorrückte nach der Abendvesper unternommen wurden. Im Mondſcheine kehrte dann die kleine, wandernde Geſellſchaft, zu der ſich oft einige Knechte des Schloſſes oder der Pfarrer des Kirchſprengels von Heathwood geſellte, zurück. Mehrentheils machte Antonius ſeine Streifereien mit ſeinen zwei jungen Gefährten allein.

Wenn dann der Mond über die Bergſpitzen, die den See von Conongate einſchloſſen, emporſtieg, oder wenn er ſich auf die weithinſchimmernden Wieſen der weſtlichen Thalfläche mit ſeinem Glanz hinbreitete, ſo ſaß der Zwerg an irgend einer bequemen Stelle und erzählte ſeine Geſchichten. Am häufigſten ſah man ihn auf einem kleinen Felſenplateau Platz nehmen, das hoch eben über dem See befindlich war und nicht ganz ohne Gefahr von rüſtigen Kletterern erreicht wurde. Hier ſchwebte die kleine Geſellſchaft, wenn die Nebel des See's aufſtiegen, wie in einer Wolke und die Lieder, die das Landvolk hörte und den Geiſtern des Gebirges zuſchrieb, tönten dann von den Lippen der drei nächtlichen Genoſſen.

Auf die an wilde, wechſelnde Genüſſe gewohnte Seele Georg's fiel dieſe Einſamkeit zu Anfang wie eine Art Qual und wie ein Unglück. Erſt nach und nach gewöhnte er ſich aus dem Fenſter ſeines kleinen Studirzimmers, das einen Erker nach dem See hin bildete, immer dieſelbe ſchwarze Wand der Felſen, immer daſſelbe unbewegliche, dunkle Gewäſſer zu ſeinen Füßen zu ſehn. Er beklagte bitter nicht mehr die luſtige Schenke des guten Mannes Bertholet betreten zu dürfen, keinen Becher mehr zu leeren mit Paraclet, ſeinem gelehrten und würdigen Freunde, und keine Abenteuer mehr erleben zu können, ähnlich dem, das ihm den Verluſt der hundert Goldſtücke eingetragen. Selbſt dem finſtern Herrn Onofrius, der ihm dieſe Veränderung gebracht, wäre er gern wieder begegnet, da dieſer ihn an das verlorene Paradies lebhaft erinnert hätte, aber der Arzt oder Magier war nicht zu erſpähen; er war und blieb fort. Meiſter Ulrich war dem Jünglinge verhaßt und er folgte nur gezwungen deſſen Befehlen und Rathſchlägen. Nur Tony wurde ſein guter Freund und leiſtete ihm Erſatz für den Verluſt gewohnter Freuden und eines ungebundenen, freien Lebens. Maſter Tony erkannte dies mit Dank an und neigte ſich mehr zu ihm, als zu dem jungen Olivier, dem Mitſchüler oder vielmehr Mitgefangenen Georg's.

Olivier ein Jahr älter wie Georg, war der Enkel eines Edlen, deſſen Großvater ein Jugendfreund des Schloßherrn geweſen; doch war er ein Schotte von Geburt. Der junge Deutſche und der junge Schotte vertrugen ſich nicht zum Beſten miteinander. So lebhaft und genußſüchtig Georg war, ſo ernſt, verſchloſſen und träumiſch war Olivier, den Tony mit Anſpielung auf einen alten Helden der Tafelrunde, und im Betracht der Vorliebe, die der Jüngling für die Ufer des See's von Canon=

gate hegte, „den Ritter vom See" nannte, ein Name den ſich der ſo Getaufte gern gefallen ließ.

In dem Kopfe Oliviers ſpukten alle Helden, Geſpenſter und Gnomen ſeines ſagenreichen Vaterlands. Obgleich hoch und kräftig gewachſen, zeigte er doch in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Weichliches, faſt Weibiſches. Er war träge, unentſchloſſen, träumeriſch. Nur gezwungen muthete er ſeinem Körper Anſtrengungen zu. In ſeinem bleichen Antlitz ſchimmerten dunkle große Augen mit einem geiſterhaften Glanze; von ungemeiner Friſche waren Lippen und Wangen und ein faſt bläulicher Schatten überkleidete die hohe Stirn über die die lichtbraunen Locken in wilder Unordnung niederfielen. Er trug die Arme und Beine, die von großer Schönheit waren, gern entblößt, auch ſchmückte er ſich mit Ringen von denen einige koſtbare Steine mit geheimnißvollen Charakteren geziert, enthielten.

Olivier war Meiſter Ulrich's Liebling in ſoweit ein ſo ſtrenger finſterer Mann eine vorherrſchende Neigung zu irgend einem Menſchen oder Dinge zu fühlen vermochte; er wirkte ihm immer wieder Verzeihung bei dem Schloßherrn aus, wenn der junge Schotte gegen das ausdrückliche Geſetz, das gemeinſame Spaziergänge vorſchrieb, Tage und

Nächte lang ſich allein im Gebirge umhertrieb und wenig der Vorwürfe Maſter Tony's achtete, der endlich aufs Beſtimmteſte erklärte, daß wenn ſeinem Pflegebefohlenen einſt ein Unglück zuſtoße, ſeine mangelnde Beaufſichtigung nicht daran Schuld habe.

Was treibt Dich nur immer zu der Kapelle des heiligen Dunſton, mein Sohn? fragte der Zwerg eines Abends als die drei Genoſſen auf der Felſenplatte im Mondenſcheine beiſammen ſaßen und Antonius eben einige ſeiner ſchönſten vaterländiſchen Sagen erzählt und Georg ein Lied ſeiner Heimath dazu geſungen hatte. Was ſuchſt Du dort? In der verfloſſenen Nacht biſt Du meiner Aufſicht wiederum entſchlüpft und wo haben Dich die ſuchenden Knechte gefunden? Auf den Altarſtufen dieſes alten heidniſchen Trümmerhaufens liegend, und in einen Schlummer geſunken, der viel zu feſt und viel zu ungewöhnlich war, als daß er ein natürlicher hätte ſein ſollen.

Der Jüngling hörte die vorwurfsvollen Fragen mit einer Miene der Gleichgültigkeit an, die den Fragenden verletzte und ihn von weiterer Nachforſchung abhielt. Du antworteſt mir nicht, hub er nach einer Pauſe an; ohne Zweifel hälſt Du mich nicht für würdig der Theilnehmer Deiner Geheimniſſe zu ſein; zu dieſem Amte berufſt Du lieber den erſten den beſten ungeſchlachten Köhler und Sackträger. Nun ich muß es zufrieden ſein, und wie ich in meinem ganzen Leben in keines Menſchen Heimlichkeiten habe eindringen wollen, ſo will ich auch nicht den Schleier lüften, der auf Deinen ſchwarzen Stunden ruht, armer Junge. Denn daß es ſchwarze Stunden ſind, davon bin ich überzeugt, Du würdeſt ſonſt nicht ſo bleich ausſchauen und ſo ſcheu und verwildert heimkommen, wenn Du einmal wieder die Nacht im Gebirge zugebracht haſt.

Was hat Dir der William gethan, daß Du auf ihn ſchmähſt? ſagte Olivier. So viel ich weiß iſt er Dir nie in den Weg gekommen. Er bringt ſeine Kohlen, liefert ſie an dem beſtimmten Ort ab und geht weiter. Es giebt kein harmloſeres Geſchöpf als dieſer Alte. Freilich ſind die Säcke, in denen er ſeine Waare trägt, ſchwarz und wenn Du, da ich mich ihm zur Hülfe oft mit dieſen Säcken belade, meine Kleider ſchwärze, dies meine ſchwarzen Stunden nennſt, ſo ſollſt Du Recht haben.

Nein, nein, ſo meine ich's nicht! ſagte Maſter Tony unmuthig. Lehre mich den Alten nicht kennen. War ich nicht gegenwärtig als er Dir einmal verſprach, er wolle Dich, der Himmel weiß durch welch ein Zaubermittel in die Tiefe des See's bringen und Dich dort in den Straßen und auf den Plätzen der verſunkenen Stadt wandeln laſſen?

Das dunkle Auge Olivier's blitzte auf. Ja, rief er, das hat er mir verſprochen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß er ſein Verſprechen zu halten vermag! Denkt nur, Freund Antony, wie herrlich es ſein muß, wenn ich in ſtiller Mitternacht dort unten wandeln und mir die Schlummernden, die in einem viele hundert Jahre dauernden Schlafe liegen, anſchauen werde! Aber ſie ſchlafen nicht Alle. Ich weiß es. Die ſchöne Jungfrau die in dem Pallaſte einſam auf ſilberſchimmernden Polſtern ruht, in der Hand das Scepter von Corallen und auf der Stirn die Perle der Königin Laraith, ein Talismann der ewige unzerſtörbare Jugend und Schönheit verleiht, dieſe ſchlummert nicht. Aber der See iſt nicht das Einzige und nicht das Wichtigſte was mir Willy zu zeigen vermag; er iſt der Herr über noch ganz andere Geheimniſſe.

Er iſt der Herr über tauſend Narrheiten! rief der Zwerg unwillig. Ich kann mich mit den Leuten nicht vertragen, die ſtets mit wunderſamen Dingen ſich umgeben und nur dunkelem und verbotenem Wiſſen nachſtreben.

Alsdann muß Dir auch der Schloßherr als ein verachtungswerthes Weſen erſcheinen, ſagte Olivier raſch; denn ſchließt er ſich nicht ganze Tage und Nächte mit Onofrius ein, wenn dieſer auf ſeinen geheimnißvollen Reiſen hier einmal einen längeren Aufenthalt macht? und beſchwört er nicht mit dieſem Gehülfen Geiſter und macht Gold? Wir wollen davon nicht ſprechen, ſagte Antonius kurz abbrechend. Was der Mann thut und was der Knabe thut — kann nicht Ein und Daſſelbe ſein, wenn es auch denſelben Namen führt. Was ſagſt Du, Georg; möchteſt Du auch die Stadt Hath ſehen auf dem Seegrunde?

Viel lieber die alte Stadt Paris auf der lichten Erdoberfläche! rief der Gefragte. Ach, welch' ein ſchönes Leben, dort drüben auf der ſonnebeſchienenen Erde Frankreichs! —

Mich ſchaudert wenn ich an das Gewühl der Städte denke! ſagte Olivier. Was erſchaut nur das Auge an dieſen zahlloſen durcheinander irrenden Geſtalten? Alles irdiſch, vergnügungsſüchtig eitel und mit dem läſtigen Drange nach einer ewigen Beweglichkeit und getrieben von einer leeren Sucht nach Gepränge und Ziererei.

Denke an die ſchönen Frauen! warf Georg ein.

Gerade die ſind mir am meiſten verhaßt. Du lieber Himmel, was ſind das für Weiber. Wenn man ſie anſchaut, überfällt Einen der Ekel und man fühlt ſich an alles Erbärmliche erinnert was die Erde trägt.

Freilich, für Einen der in den Grüften und unter einem Sargdeckel ſeine Liebſchaften aufſucht, ſind dieſe armen Weiber nichts! ſagte Antonius. Dieſe Worte waren ſo leiſe hingeſprochen, und der Schall wurde abſichtlich zu den Nebeln des Sees hingelenkt, daß beide Jünglinge nichts von ihm vernahmen; aber in das Ohr eines Dritten gelangte ſie; dies war der Köhler William, der auf einem Vorſprung des Felſens, wenige Fuß tiefer ſtand, und unbemerkt und unbeweglich an die finſtere Wand ſich lehnend, dem Gange der Unterhaltung der über ihm Sitzenden gefolgt war.

Ei wie klug! murmelte er vor ſich hin! Was weißt Du, rother Lichtkäfer von den Liebſchaften meines Jungen? Sieh doch! Sei vorſichtig, mein Olivier.

Georg erzählte jetzt von ſeinen Wanderungen in früher Jugend und ſeinem Aufenthalt in den volkreichen Städten, Olivier und Antony hörten ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Es war weit über Mitternacht als die drei Nachtſchwärmer nach Hauſe kamen.

In dem ſeelenvollen Auge Maria's lag ein ſo himmliſcher Ausdruck von Güte und Unſchuld, daß ich unwillkührlich zu ihren Füßen ſtürzte und in Thränen ausbrach. Es war dieſes nichts Ungewöhnliches. Beide Mädchen wußten, daß es in meiner leidenſchaftlichen Weiſe lag, dem Andrang des Gefühls rückſichtslos mich hinzugeben. „Spielen Sie nicht mehr!" ſagte ich zu Maria, „wenn Sie nicht wollen, daß ich mich in Thränen auflöſen ſoll. Ach, warum haben Sie all' dieſe Geiſter in mir aufbeſchworen!" Sie ließ die Laute ſinken, und ihre Hand ruhte mit einer ſchweſterlichen Theilnahme auf meinem Haupte, indem ſie mir die Locken aus der Stirn ſtrich.

„Du verderbſt ihn," ſagte Polyxena achſelzuckend, „Du machſt ein gar zu weichherziges Geſchöpf aus ihm."

„Und Du möchteſt gerne einen Spötter aus ihm ziehen," entgegnete Maria. „Aber ich verſichere Dich, er wird nie in die Reihen jener

Die Freunde.

Es pflegt in der Welt wohl ſich zu ereignen, daß Charaktere, die ſich anfangs gegenſeitig abgeſtoßen, ſpäter ſich eben ſo lebhaft Einer den Andern anziehen, wie ſie ſich früher gemieden. ſo war es bei Olivier und Georg. Oft gaben zu dieſen Annäherungen Zufälligkeiten die Veranlaſſung; aber dieſe geringen Anläſſe würden nie im Stande geweſen ſein, eine nachhaltige Wirkung auszuüben, wenn nicht in den beiden, bis jetzt noch von einander abgewendeten Individualitäten, bereits der Keim eines künftigen, innigen Aneinanderſchließens gelegen hätte. Des jungen Schotten düſtere Verſchloſſenheit, ſeine Vorliebe für die Einſamkeit, ſo gänzlich entgegen beides dem heitern Sinne ſeines Genoſſen war, verfehlten doch nicht, anfangs deſſen Neugier zu reizen, aus welcher dann eine lebhafte Theilnahme wurde. Hätte Georg, wie bisher, im Verkehr mit vielen Altersgenoſſen gelebt, hätte er die Wahl gehabt, welchem von dieſen er ſich zuwenden wolle, ſo wäre ohne Zweifel ein ſolcher Bund, wie wir ihn beſchreiben wollen, nie oder auf ſehr langſamem Wege zu Stande gekommen. So aber that das ſtete Beiſammenſein und die Entfernung aller andern zuſtimmenden Elemente des Umganges das ihrige. Hatte Georg es einmal erreicht, die Lippen ſeines Genoſſen zu einem Geſpräche, zu einer Mittheilung, zu einem Geſtändniß zu öffnen, ſo war die unausbleibliche Folge, daß das, was Olivier ihm vertraute, ſeine Aufmerkſamkeit im hohen Grade rege machte. Die Weltanſchauung des Einſamen hat immer Reiz für den weltlich Geſinnten; ſchon der Neuheit der Bilder, des Unerwarteten in der Reihenfolge der Betrachtungen und Urtheile wegen. Wenn dies bei Männern der Fall iſt, wie viel mehr bei der leicht erregten Jugend. Mit funfzehn Jahren giebt es noch keine Menſchenhaſſer. Olivier ſeinerſeits fand ſich unbewußt angetrieben, für ſeine Sinnesweiſe Anhänger zu gewinnen; die friſche Lebendigkeit und

Empfänglichkeit Georgs reizten ihn. Er gewöhnte ſich, in dieſer muntern Laune nicht mehr einen unbeſiegbaren Feind zu ſehen und ſpäter gab er ſich ſogar der Hoffnung hin, in ihr einen Bundesgenoſſen zu ſeinen Bekehrungsplänen zu finden. Der Köhler, vor dem er keine Geheimniſſe hatte, rieth ihm lebhaft ab, ſich dem jungen Deutſchen anzuſchließen, als er jetzt auf ſeinem Willen beſtand, mußte ſich der Alte dazu verſtehen, dieſem Gelüſte den Zügel ſchießen zu laſſen. Olivier wählte jetzt die einſame Köhlerhütte, tief im waldigen Gebirge, zum Zielpunkte der Wanderungen, die er mit Georg antrat, und wo ihnen Antony nicht folgen konnte, da ein hartnäckiges Uebel ihn an das Krankenlager feſſelte. Meiſter Ulrich, dem einſtweilen die Pflicht zuertheilt wurde, die Jünglinge zu begleiten und zu beaufſichtigen, wußte ſich von dieſer läſtigen Verbindlichkeit frei zu machen.

Haſt Du ſchon von unſerer baldigen Aufnahme in den Orden etwas vernommen? fragte Georg ſeinen ſchweigſamen Begleiter, als beide in der finſtern Waldſchlucht dahinwandelten.

Nein, und ich zweifle, daß wir das geringſte Wort früher erfahren, als bis der Tag und die

Stunde da iſt, wo dieſe Aufnahme ſtattfindet, entgegnete der Gefragte.

Wozu nur dieſe Geheimniſſe?

Wozu? Kann das ein Jünger Loyalas fragen?

Loyala? Der war der Stifter der Jeſuiten? fragte Georg zweifelnd.

Er war der Glückliche, der Gottgeliebte, dem wir hier dienen; ſagte der Jüngling mit ſchwärmeriſchem Blicke.

Es iſt aber ſchon lange her, daß er lebte? Wohl ein Jahrhundert iſt darüber vergangen.

Mag es. Die Zeit ändert hier nichts.

Wie, ſie ändert nichts? Wir denken und fühlen gewiß nicht mehr ſo, wie man damals dachte und fühlte. Und der Orden — er iſt unterdeſſen — ganz etwas Anderes geworden.

Er iſt derſelbe geblieben.

Den Beweis hiervon zu liefern würde Dir ſchwer fallen, Olivier. Alle Dinge ändern ſich in der Welt, wie ſollte es hier allein anders ſein.

Dennoch iſt es ſo. Daß die Jeſuiten nie von ihrer Regel laſſen, nie ihre Geheimniſſe enthüllen, das macht ſie zu der gewaltigen Macht, die der Welt Geſetze vorſchreibt.

Ach, ich glaube, die Welt iſt dem Leitſeil entwachſen.

Läſtre nicht.

Haben wir nicht die großen Wahrheiten, die Luther verkündete, ſich offen der Welt zu ihrem Heile hingeben ſehen?

Lange vorher ſchlummerten ſie als Geheimniſſe in dem Innern der Kirche.

Da ſie nun aber einmal offenkundig geworden, ſo iſt der Orden unnütz.

Der Orden wird nie unnütz ſein. Während die alten Geheimniſſe wie gereifte Früchte dem Markte des Lebens anheimgegeben werden, zeitigt er neue in ſeinem Schooße. Er iſt der tief in der Erde wurzelnde Stamm, der ſeine Aeſte zum Himmel kehrt und an deſſen Zweigen ſilberne Aepfel in goldenen Schaalen hängen. Aber Baum und Früchte hüllt ein undurchdringlicher Nebel ein, und die Wurzeln des Baumes dringen in der Tiefe durch geſprengte Gräber und der Saft der Verweſung nährt ſie.

Wie man mir geſagt, iſt die Lehre Luthers dem Orden ein Gräuel.

Sie iſt ihm ein Aergerniß, weil ſie unrichtig und halbverſtanden ins Leben trug, was er lehrte. Dann iſt ſie eine hochmüthige Doktrin, die ſich über ihre eigene Lehrerin und Mutter ſtolz erhebt. Sie muß gezüchtigt und in ihre Schranken zurückgewieſen werden. Aber ich glaube, das ſind Dinge, über die zu urtheilen wir Beide noch nicht berufen ſind. Auf den Stufen des Tempels ſtehen wir, und noch nicht einmal die Pforte des äußern Einganges hat ſich uns geöffnet. — Hat ſich Dir nicht geöffnet. Setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

Ich habe, obgleich Du Dich abgewendet, dennoch vernommen, was Du ſagteſt. Mir trauſt Du nicht ſo viel Kenntniß der geheimen Dinge zu, als Dir ſelbſt! ſagte Georg mit einem Tone leichter Gereiztheit.

Vergieb, Freund. Ja ſo iſt es auch. Aber ich habe einen Lehrer gehabt und habe ihn noch, der Dir fehlte. Deshalb kann ich ſo ſprechen, wie ich ſpreche. Achte es nicht als leere Prahlerei und kindiſchen Dünkel.

Wer iſt dieſer Lehrer?

Du ſollſt ihn kennen lernen. Dort wohnt er.

Ich ſehe nichts als eine elende Köhlerhütte.

Und in dieſer Hütte wohnt ein Märtyrer und Heiliger.

Als die Jünglinge ſich näherten, trat der Greis hervor mit einem Spaten in der Hand und einem Korbe am Arm, in welchem allerlei Waldkräuter lagen.

Mein Vater, ſagte Olivier mit großer Demuth, Du haſt mir erlaubt, Dir meinen Genoſſen und Bruder zuzuführen, hier iſt er.

Er iſt willkommen, grüßte der Köhler den Jüngling.

Die Drei gingen jetzt den Waldweg entlang. Der Greis in der Mitte, ſeine beiden Begleiter ihm zur Seite.

Georg betrachtete ſeine neue Bekanntſchaft, und ſie ſchien ihm nichts Außergewöhnliches an ſich zu haben, er faßte daher den Muth und fragte: Vater Willy, wie lange glaubt Ihr wohl, daß uns der Wille des ehrwürdigen Schloßherrn hier zurückhalten wird?

Olivier machte ihm ein Zeichen, daß dieſe Frage kühn und unüberlegt ſei. Der Köhler zögerte mit der Antwort, dann ſagte er raſch: Ich weiß es nicht. Was geht mich überhaupt der Schloßherr an? Ich bin in ſeinem Dienſte, das iſt wahr, allein wenn ich ihm von dem Gewinn meiner Arbeit gebe, was ihm zukommt, ſo habe ich weiter nichts mit ihm zu thun.

Setze Deine Worte, wie Du willſt, hub Georg wieder an, mich täuſcheſt Du nicht, Alter. Du haſt mehr Einfluß auf den Grafen, als Du eingeſtehen willſt, und das iſt ja auch ganz natürlich. In der Einſamkeit des Ortes können der Herr und ſein Diener lange nicht ſo getrennt und geſchieden von einander leben, als dies in der Welt der Fall iſt, die groß genug iſt, daß man ſich einander ausweichen kann, wenn man nicht zuſammentreffen will.

Sind wir denn ſchon zuſammen getroffen? ſagte der Köhler, dem die offene Sprache des Jünglings nicht zu mißfallen ſchien.

Das wäre ohne Zweifel mit der Zeit geſchehen, bemerkte Georg. Wenn ich angefangen hätte den Forſt nach dieſer Gegend hin zu durchſtreifen, was ich mir ſchon lange vorgenommen, ſo wäre ich nothwendig auf Euch geſtoßen. Es iſt aber beſſer, daß ich Eure Bekanntſchaft auf dieſe Weiſe mache. Olivier hat Euch mir gerühmt, und Olivier rühmt und preiſt nicht leicht Jemand. Wenigſtens habe ich ihn viel öfter tadeln als loben hören.

Mein Sohn, wer die Welt kennt, findet auch wenig an ihr zu loben.

Was mich betrifft, ich habe ſie ſehr beluſtigend gefunden, und ich ſehne mich zu ihr zurückzukehren. —

Olivier näherte ſich hier dem Greiſe, und flüſterte ihm ein paar Worte in's Ohr.

Noch nicht! entgegnete dieſer abwehrend.

Sie gingen den Waldpfad weiter bis er auf einem freien Platz mitten im dichten Forſte ausmündete. Auf dieſem Platze lag ein Trümmerhaufen; es ſchienen hier die Reſte eines uralten Bauwerkes ſich dem Beobachter darzuſtellen, anziehend genug um einige Augenblicke zu verweilen. Die drei Wanderer nahmen einen Raſenſitz ein, der ſich in der Nähe dieſer merkwürdigen alten Steine befand.

Dies war ein heidniſcher Opferaltar, erklärte der Greis, und auf dieſer Stelle floß einſt das Blut von Menſchenopfern. O Freunde, wir leben auf einem merkwürdigen Platze der Erde. Dieſer Boden iſt gleichſam mit Geheimniſſen bedeckt. Geh, Olivier, und öffne den verborgenen Eingang. Der Befehl wurde ausgerichtet. Hinter einem der Trümmerhaufen wurde eine morſche Fallthür ſichtbar und nachdem man ſich mit einer kleinen Blendlaterne ausgerüſtet hatte, ermahnte der Köhler die jungen Leute vorſichtig die Stufen hinabzuſteigen und folgte ihnen. Der Gang war gewölbt und niedrig und führte tief unter die Erde. Ein Toben und Toſen, wie von verſchloſſenen unterirdiſchen Waſſern füllte das Ohr und erzeugte in der Seele undeutliche Vorſtellungen von nahen Schrecken und von drohender Gefahr.

Folge mir nur kecklich, ſagte Oliver, indem er die Hand des Gefährten an ſich zog. Ich bin dieſen Weg ſchon oft gegangen.

Der Köhler blieb auf einem Vorſprunge ſtehn, Olivier hob die Leuchte als wollte er den Zögernden zur Eile mahnen; doch Jener rührte ſich nicht. Die Jünglinge gingen noch einige Stufen hinab, dann blieben ſie wieder ſtehen und ſchauten nach ihren Begleiter um. Die graue Geſtalt ſtand oben unbeweglich. Jetzt eilten ſie zurück, und wie ſie mit der Kerze hinleuchteten ſahen ſie zu ihrem Schrecken daß das, was ſie für die Geſtalt des Köhlers gehalten, ein Theil der grauen Felswand war. Der Greis war verſchwunden. Zu gleicher Zeit war der Ausgang verſchloſſen worden.

Er hat uns hier allein gelaſſen, der Alte! ſagte Olivier mit einem leichten Schauder zu ſeinem Gefährten.

Allein? In dieſer grauſenvollen Höhle? ſagte Georg.

Es iſt nicht ſo ſchlimm! bemerkte der Freund.

jungen, ausgelaſſenen Herren treten, die Dich mit ihren Zudringlichkeiten belagern, und deren Geſchmack und Sitten auf gleiche Weiſe verdorben ſind."

„Ich behaupte nichts weiter," rief Polyxena mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „als daß er nicht immer zu unſern Füßen liegen wird; daß wir ihn bald verlieren werden, und daß es für eine männliche Treue ſchon genug iſt, einen ganzen Winter mit uns ausgedauert zu haben."

Maria blickte mich fragend an, und als ſie mich lächeln ſah, wandte ſie ſich erröthend ab. „Liebe Schweſter!" rief ich, „Sie geben ſich allerdings zu viel Mühe um mich; es wird, fürchte ich, ganz vergeblich ſein, mich jetzt noch erziehen zu wollen. Die Verhältniſſe mehr noch, als mein eigener Geſchmack, haben jedoch ſchon für Polyxena's Meinung entſchieden. Ich muß die Welt aufſuchen, denn ich bedarf ihrer. Glau-

Komm, folge mir; ich weiß hier Beſcheid. Du biſt doch nicht furchtſam?

Furcht? ſagte Georg im feuchten Gange weitertappend, Furcht gerade fühle ich nicht! Aber ich möchte über den Alten zürnen, daß er ſich erlaubt hat mit uns ſeinen Scherz zu treiben.

Du kennſt ihn ſchlecht, wenn Du ihm dergleichen zutrauſt, Georg. Er handelt bei ſeinem geringſten Thun und Laſſen nach den Geſetzen, die ihm die tiefſte und erhabenſte Weisheit vorſchreibt. Wenn Du ihm näher treten willſt, ſo mußt Du blind ihm gehorchen, und ohne Rückhalt ihm vertrauen. So bin ich ſein Schüler geworden, und ich bereue es nicht.

Halte mich hier! rief Georg, mir ſchwindelt. Was iſt das für eine dunkle Tiefe, in die wir hinabſchauen? —

Das iſt der See Genezareth.

Ein See? —

Deſſen Tiefe noch kein Senkblei ermeſſen.

Wie grauſenvoll! Welch eine Stille, kein Laut regt ſich! Alles ſchwarz, Alles ohne Klang und Farbe! Hier könnte ich nicht lange ausdauern.

Was die Nacht liebt, findet ſich auch hier zurecht! ſagte Olivier und ſeine Stimme klang leiſe und geheimnißvoll. Dennoch weckte dieſe gedämpfte Stimme ein Echo und es war als ſprächen drüben über dem See einige umherwandelnde Perſonen.

Sind wir nicht allein hier? fragte Georg.

Ein Eingeweihter iſt nie allein, entgegnete der Gefragte. Wenn ihn nicht die lebenden Genoſſen umgeben, ſo thun dies die verſtorbenen. Gieb mir die Hand und folge mir dieſe engen Stufen hinab, die uns zum Ufer des Sees führen. Faſſe mit der andern Hand das Seil, das an der Felswand angebracht iſt, doch greife daran ſo leicht wie möglich, es iſt naß und ſein Anſchlagen an die Steine bringt in dieſem Orte der Stille ein dumpfes Donnern hervor.

Als ſie unten angelangt waren beſtiegen ſie einen Nachen und Olivier ſetzte ein Ruder in Bewegung. Die Leuchte wurde mitten in den Kahn geſetzt und zwar ſo ſicher geſchützt, daß ſie nicht umfallen und auslöſchen konnte; denn die Gefahr wäre groß geweſen wäre dies geſchehen. Auf dem dunkeln Gewäſſer dahinfahrend war es Georg als ſähe er darauf Phantome ſeltſamer Art ſchwimmen. Bald waren es bleiche Todtenantlitze die mit geſchloſſenen Augen aus der dunkeln Flut tauchten und aufgerichtet dahin glitten, bald waren es blutige Hände, die aus der Tiefe hinaufgriffen.

Der einſame und ſpärliche Lichtſtrahl gab nur ungewiſſe Umriſſe dieſer Schreckniſſe zu erkennen. Das Niedertauchen der Ruderſtange, und das Abfallen der Tropfen von der gehobenen Schaufel, verurſachte ein Geräuſch als flüſterten und wimmerten Stimmen aus der Nacht herüber. Endlich gelangte der Nachen an ein ſteiniges Ufer und die Jünglinge ſtiegen aus. Olivier befeſtigte das Fahrzeug. Ein roh gearbeitetes Portal zeigte ſich, einige Stufen führten in die Höhe und eine mit Eiſen beſchlagene Pforte auf der eine Inſchrift angebracht war, gab den Blicken einen neuen Gegenſtand der Beachtung. Olivier bückte ſich zu Boden, einen Gegenſtand ſuchend; er fand ihn, es war ein Schlüſſel, mit dem er die Pforte öffnete. Ein kalter Zugwind, vermiſcht mit Moderdüften, wehte ihnen entgegen. Eine Halle, von ſechs Säulen getragen, die die Dicke kleiner Thürme hatten, bot ihren mit regelrechten Steintafeln gepflaſterten Boden den Eintretenden. Seltſam hallten die Tritte wieder, doch war der Schall hier begrenzter und es ließ ſich deutlich unterſcheiden, daß ein geſchloſſener Raum ſie erzeugte.

Hier, ſagte Olivier indem er ſich an eine Säule lehnte, ſiehſt Du den uralten Bau der Templer, wie ihn Hugo von Payens, der Gründer und erſte Meiſter des ſchottiſchen Ordens gebaut. Mit Robert Brunce's in's Land ziehend, fand er hier an dem äußerſten Ende Schottlands, unter den Felſen, die das Meer beſpült, und die Nacht in Schrecken einhüllen, die paſſende Stätte um den Brüdern der Nacht zu entgehen, die ihm nachſtellten. Hieher rettete er den Kern des Ordens, die wenigen Getreuen, die ihm anhingen, und hieher brachte er auch die heiligen Symbole, die die Weisheit der Braminen als ein koſtbares Erbe uns hinterlaſſen hat. Der Orden der Templer iſt aufgelöſt, wenigſtens iſt das, was in der Welt noch dafür gilt, ein elendes Gaukelſpiel, ein armſeliges Scheinbild: der ächte wahre Orden exiſtirt jedoch noch hier. Hier ſind ſeine Schätze, ſeine Trophäen, ſeine Geſetzestafeln. Alle zehn Jahre, ſtets im erſten wachſenden Monat der zweiten Jahreshälfte kommen aus allen Theilen der Erde, aus Nord und Süd, von Aufgang und Niedergang die Brüder, die alten, ehrwürdigen Templer um hier ihre Gelübde zu erneuen. Denn wiſſe, der Sorkophag, den ich dir gleich zeigen werde, enthält die Aſche eines edlen Märtyrers, ein treuer Bote brachte ſie uns von dem Holzſtoß geſammelt, auf dem die Wüthriche ihn gerichtet.

Dieſe theuren Ueberreſte ruhen neben denen Hugo von Payens des Stifters des Ordens. Dieſen Sitz haben die Jeſuiten für ſich umgeſchaffen.

Als Olivier dieſe Worte geendet trat er in eine Seitenhalle, und ſeinen Genoſſen mit ſich fortziehend, überſchritten Beide ein aus Marmor gearbeitetes rieſiges menſchliches Skelett, das auf dem Boden lag.

Komm, komm! rief der Jüngling, erſchrecke nicht. Was Du ſiehſt diente rohen, wilden Jahrhunderten zu nothwendigen Prüfungen. Ein Templer mußte mit den Schreckniſſen des Grabes ſo vertraut ſein, wie mit der Zelle in der er täglich arbeitet und ſchläft.

Auf einem Würfel von ſchwarzem Baſalt erhob ſich der Sarkophag, von dem Olivier eben geſprochen.

Sechs verhüllte weibliche Geſtalten ſaßen auf den Stufen deſſelben. Olivier drückte an einer Feder, die ſechs Figuren verſanken in den Boden und ſtatt ihrer erſchienen eben ſo viele geharniſchte Männer, zugleich hob ſich langſam der Deckel des Sarkophags, und eine Geſtalt in lange Gewänder gehüllt, erſtand aus der Tiefe der nächtlichen Behauſung.

Olivier beugte ſein Haupt. Georg ſtand da und wußte nicht ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Langſam verſchwanden die Gebilde wieder und das Grab nahm ſeine frühere Geſtalt wieder an. Erkläre mir alles das! flüſterte Georg, doch ein bedeutſamer Wink und das ernſte Auge des Gefährten hieß ihn ſeine Neugier aufgeben. Beide traten jetzt in eine zweite, größere Halle, und dieſe war augenſcheinlich zu Zuſammenkünften eingerichtet. Auf einem Altar thronte ein Gegenſtand, der ſorgſam verhüllt war. Die Sitze aus Stein, in einem Halbkreiſe um den Altar, ſchienen jeden Augenblick gewärtig eine ehrwürdige Schaar nächtlicher Pilger in ſich aufzunehmen. Grabesſtille herrſchte auch hier. An den Wänden ſtanden koloſſale Steinbilder, aber auch ſie waren verhüllt.

Du haſt jetzt erſchaut, was Du erſchauen darfſt, ſagte Olivier, laß uns jetzt den Rückweg antreten. Vielleicht kehrſt Du bald wieder hierher zurück, aber dann in anderer Geſellſchaft, als der meinigen.

Den Rückweg, Olivier? ſagte Georg. Wie willſt Du den finden?

Folge mir getroſt. Wie gerne hätte ich Dir noch mehr gezeigt, aber ich darf nicht. Haſt Du nicht bemerkt, wie er das Haupt verneinend ſchüttelte, als ich ihn im Geheimen fragte?

Du haſt mir ſchon genug des Wunderbaren gezeigt! rief Georg. Mein Himmel, nie hätte ich mir früher träumen laſſen, daß es dergleichen giebt! Welch' eine Welt iſt das! Wie viel Erhabenes, Großes und zugleich wie viel Schrecken. Es war doch eine große Zeit die, der unſern vorherging!

Wir ſind geſchaffen, ſie wieder herbeizuführen! rief der Jüngling begeiſtert. Gieb mir die Hand drauf, daß Du mit mir arbeiten willſt die Zeit der edlen Helden, der ſtarken Martyrer neu hervorzurufen! Schwöre mir das, hier beim Grabe Hugo von Payens!

Ich ſchwöre Dir, rief Georg. Wir wollen unſerer Väter würdig ſein.

Es iſt genug! ſagte Olivier. Wir ſind jetzt verbunden in Leben und Tod. Wie ſich auch unſere Lebenspfade wenden, wir bleiben einig. Am Grabe der Bekenner haben wir es beſchworen.

Mit dieſen Worten wendete er ſich raſch zur Seite, öffnete eine niedrige Pforte und hier zeigte ſich eine enge Wendeſtiege, die aufwärts führte, doch gelangte ſie nicht im Walde zur

Oberwelt, ſondern durch eine enge Felſenſchlucht, in der Nähe des Wegs der zum Schloſſe führte.

Beide Jünglinge trennten ſich mit dem gegenſeitig abgelegten Gelöbniß, Niemand etwas von dem zu vertrauen, was ſie an dieſem Tage erlebt. Ein baldiger Beſuch bei dem Köhler wurde verabredet.

Die Jünglinge werden in die Welt entſendet.

Faſt zwei Jahre hatte Georg in dieſen einſamen Bergſchluchten und an dieſem verſteckten Orte der Welt zugebracht, er hatte vierzehn Jahre gezählt, als er gekommen, er war ein ſechzehnjähriger Jüngling, als er dieſe, ſeine zweite Heimath wieder verließ. Der kurze Aufenthalt hatte eine bleibende und tiefgehende Spur in ſeinem Charakter hinterlaſſen. Es war, als hätte auf dem wilden Knaben eine ſegnende Hand geruht; zur rechten Zeit war die böſe Wirkung der Welt vernichtet worden, und ohne die Blüthe der Jugend und des Frohſinns in ihm zu brechen, war doch das Unſtäte und Verderbliche des jugendlichen Leichtſinns wirkſam bekämpft worden.

Es war im Beginn des Hochſommers, als auf Schloß Udallan geheimnißvolle Anſtalten zum Empfang von Gäſten getroffen wurden. Man ſah fremde Männer anlangen, die ihre Diener mit ſich brachten und in den weitläufigen Baulichkeiten des Schloſſes untergebracht wurden. Die Jünglinge wurden vom Meiſter Ulrich von dem Herannahen gewiſſer Feierlichkeiten unterrichtet, die zunächſt auf ſie Bezug hätten. Olivier war ſeit einigen Wochen in einer Art ſchwärmeriſcher Aufregung; er kam mehrere Nächte hintereinander nicht nach Hauſe und Tony behauptete, er nächtige in der Köhlerhütte im Walde.

Um die Mitternachtsſtunde der Zeit des erſten wachſenden Monds im Junius geſchahen drei Schläge an die Thüre des Schlafgemachs Georg's. Als er öffnete, ſtanden zwei vermummte Geſtalten davor, die ihn in ihre Mitte nahmen und aus dem Schloſſe führten. Der Weg ging zu der Kapelle des heilgen Dunſtan, und von dort ſeitwärts ins Gebirge. Georg erkannte alsbald den Felſenſpalt wieder, aus dem er damals mit Olivier auf die Oberwelt hinausgetreten. Er fragte nicht, denn er wußte ſo ziemlich, was ihm bevorſtand. Wie er in der Halle unten angelangt war, verließen ihn ſeine Führer und auf den ben Sie mir, Maria, es wird mir ſchwer genug; die Erziehung, die ich genoſſen, hat einen träumeriſchen Zwang zur Einſamkeit in mir genährt; ich könnte Tage, Wochen lang mich einſchließen und meinem Lieblingsgedanken nachhängen. Es bedarf gewaltſamer Mittel, um mich mit den fremden Geſichtern, die mich anwidern und den Urtheilen und Meinungen, die zu mir keine Beziehung haben, bekannt zu machen. Sie werden finden, daß zu dem Lebensberuf, den ich mir gewählt, nichts ſchlimmer paßt, als gerade dieſe ſchüchterne Weichlichkeit, in der Sie mich beſtärken, Maria! und aus der Sie mich herausreißen wollen, Polyxena!“

Maria ſah mich mit einem wehmüthigen Blick an, ohne zu antworten, und Polyxena reichte mir triumphirend die Hand. Zufrieden, dieſen Sieg über ihre Freundin davon getragen zu haben, beſchäftigte ſie ſich für den Reſt des Abends nicht

Schall einer Glocke öffnete ſich eine verborgene Thür in der gegenüberſtehenden Wand, und das Innere einer erhellten Halle ward ſichtbar, die mit mehreren Männern in der Ordenskleidung der Jeſuiten gefüllt war. Ein ſchwarz verhangener Tiſch ſtand in der Mitte, an dem Tiſche ſaß der Graf Udallan, als Prieſter gekleidet. Er winkte den Jünglingen näher zu treten, und richtete folgende Worte an ſie: Junge Männer! die Zeit von der ich geſprochen habe, iſt um: Ihr ſeid Beide ein Jahr, unter unmittelbarer Aufſicht des heilgen Ordens von Loyala in dieſer menſchenleren Wüſte geweſen; Eure Herzen ſind geprüft, Eure Geiſter gereinigt worden; jetzt beginnt Eure Laufbahn. Du, Georg, Graf von der Pfalz, kehrſt in die Welt zurück unter vorläufiger Aufſicht des Vaters Antonius, der Dich dahin führen wird, wo Dein Wirken beginnen ſoll; Du Olivier, Graf von Otronte begiebſt Dich zu Deiner weiteren Ausbildung in den Pflichten des Ordens, in das Profeß-Haus nach Paris, unter Leitung des Bruders William, der Dir beigegeben iſt. Lebt wohl, junge Freunde! Möge Euch im Strudel der Welt oft im ernſten Augenblicke das Schloß am See Conongate einfallen, und ſein greiſer Beſitzer, der Euch wohl will. Die Geſellſchaft wird mit Euch correspondiren, und jährlich werden wir Berichte von Euch empfangen. Lebt wohl!

Mit dieſen Worten neigte ſich der würdige Greis, und entließ die Jünglinge, die knieend ihm die Hände küßten. Meiſter Antonius und der Köhler William, beide in Ordenstracht ſtanden, jeder zur Seite des ihm zugewieſenen Jünglings. Vater Tony ſchloß Georg mit einem Seegensſpruche in die Arme, der geheimnißvolle Köhler that desgleichen mit dem jungen Grafen, der ſie ihm an den Hals warf, und an ſeinem Buſen heiße Thränen vergoß.

Bis zum Feſte auf dem Schloß, blieben Beide noch im Lande. Alsdann nahm Graf Udallan Abſchied von ſeinem lieben Sohne Georg. Der ſechszehnjährige Jüngling hing mit Thränen der innigſten Rührung an dem Greiſe. Wo wäre ich, wenn ich nicht in Eure Hände gefallen, edler Herr. Wie würdig ſange ich jetzt mein Leben an, und wie danke ich Euch das ſchöne Andenken, das Ihr meinem unglücklichen Großvater zollt.

Der Graf von der Pfalz langt in Heidelberg an.

Es war ein ſchöner, ſonniger Morgen, als die Schloßthürme des alten Otto Heinrich Baues zu Heidelberg den beiden Reiſenden die Nähe des Ziels ihrer Wanderſchaft ankündigten. Sie waren Beide in ritterlicher Kleidung und zu Pferde.

Ich muß Dich auf Jemand aufmerkſam machen, den wir dort finden werden! hub Meiſter Tony mit ſeiner fröhlichen, gewohnten Stimme an, und ſehr ſeltſam ausſehend in ſeiner ehrwürdigen Ordenstracht. Du wirſt gut thun, ihn nicht als einen alten Bekannten zu begrüßen, da er ſich dies wahrſcheinlich verbitten würde. Ich meine den edlen Doktor Onofrius.

Ich werde ihn mit Ehrfurcht begrüßen.

Mit Ehrfurcht? erwiderte der Begleiter; das wäre zu viel. Du biſt der Graf von der Pfalz, der Sohn des jüngſten Bruders des Kurfürſten. Er iſt nichts, als ein einfacher Doktor.

Ich kann mich in meine neue Würde noch nicht finden, bemerkte der Jüngling erröthend. Die Jahre der Freiheit und der Unbefangenheit. —

Die weiß Niemand, als Du allein! erwiderte Antonius. Sorge, daß ſie nicht bekannt werden. Du biſt im Schutze des Ordens von Deinem dritten Jahre aufgewachſen. Ein Vermächtniß Deiner Mutter hat Dich uns übergeben. Im Jahre Deiner Mündigkeit hatten wir den Auftrag, Dich der Welt und Deinen Verwandten zu übergeben. So lautet die Erzählung Deiner Jugend! Vergiß das nicht.

Ich werde alſo einen neuen Onkel finden? Wird er mich für ſeinen Neffen erkennen?

Sorge nicht. Der Graf Udallan hat Alles geordnet. Deine Papiere ſind in den Händen des Kurfürſten. Er erwartet Dich! —

Hier hielten die beiden Reiter unter dem Burgthore, an derſelben Stelle, wo wir vor funfzehn Jahren die kleine Eliſabeth Charlotte mit ihrer Bonne begrüßt haben. Auch jetzt ſtand die Prinzeſſin, aber auf dem Söller des Schloſſes, und betrachtete die Ankömmlinge. Neben ihr ſtand

Louiſe von Degenfeld mit dem älteſten Raugrafen Carl Ludwig, ihrem Sohne.

Das iſt der neue Vetter! rief Eliſabeth Charlotte, und klopfte in die Hände! Welch ein hübſcher Burſche! Wie gewandt er zu Pferde ſitzt! Sie wiſſen nicht wohin ſie ſollen. Dort hinauf! meine Herrn; dort hinauf.

Die Reiter blickten nach dem Orte, von wo die Stimme tönte. Der junge Mann nahm den Hut ab. Charlotte grüßte lächelnd.

Zuerſt führte der dienende Jeſuitenbruder ſeinen Pflegebohlenen zu dem Kurfürſten, der ihn freundlich begrüßte, ihn bei der Hand nahm zu den Damen führte, und zu der Prinzeſſin gewendet ſagte: Hier haſt Du, Charlotte, einen Vetter, den Du noch gar nicht kennſt. Es iſt der Sohn meines jüngſten Bruders Friedrich. Und zu dem jungen Manne bemerkte er: das iſt meine Tochter, Eliſabeth Charlotte, begrüßt Euch! —

Der junge Graf neigte ſich auf die Hand der Prinzeſſin, die ihn zu ſich zog und durch einen herzhaften Kuß erfreute. Gott grüß Dich lieber Vetter! rief ſie: wir wollen zuſammen gute Freundſchaft halten.

Das wollen wir! beſtätigte der erfreute Jüngling.

Nachdem Georg den übrigen Frauen vorgeſtellt war, näherte ſich ihm auch Carl Ludwig, der junge Raugraf. Nur wenige Jahre Unterſchied war zwiſchen Beiden. Carl Ludwigs offenes Weſen ſagte Georg zu, und die beiden Jünglinge ſchloſſen eine herzliche Freundſchaft.

Der Kurfürſt bemerkte zu ſeiner Tochter im Geheim: Dafür daß ihn die Schwarzröcke erzogen haben, iſt er anſtändig, offenherzig und gutartig gerathen. Nicht wahr Du kannſt ihm gut ſein?

Von Herzen, Vater! rief die Prinzeſſin. Er hat ſo ſchöne, dunkle, treuherzige Augen. Gerade ſo habe ich mir den armen Onkel vorgeſtellt, den Euch das Geſchick ſo frühe entriſſen. Nur ſchade, daß ſeine Mutter keine Prinzeſſin iſt.

Gleich nachher that ihr das Wort leid, indem ſie an ihres Vaters Verhältniß zur Degenfeld dachte; aber es war zu ſpät. Der Kurfürſt runzelte die Stirn, ſein Auge trübte ſich, und er erwiderte: Muß es denn immer eine Prinzeſſin ſein, die uns unſern ſchweren Stand ertragen lehrt, die uns armen Fürſten mit der Erde und ihrem Leid ausſöhnt? O meine Tochter, Du verdienteſt das Opfer Deiner Vorurtheile zu ſein Du verdienteſt, daß der Dir entzogen wird, den Du liebſt, und Du dem in die Arme gelegt wirſt, der Nichts für Dich hat als die Strahlen ſeines Sterns.

O, Vater, welch ein grauſamer Wunſch.

Dann würdeſt Du lernen was es heißt nach ſeinem Stande heirathen! ſagte der Kurfürſt.

Dieſe Worte hatten Charlotten tief gekränkt. Sie dachte über ihren Sinn nach und unbewußt that ſie einen langen ſchweren Blick in eine freudloſe Zukunft. Georg ſtörte ſie in den finſtern Gedanken; er trat zu ihr, faßte ſie an der Hand und ſagte ſchmeichelnd: Warum traurig, Couſinchen! die Welt iſt ja ſo licht und ſo ſchön.

Habt Ihr ſie nie dunkel und trübe erſchaut? fragte Charlotte.

O wohl! erwiderte er; in Schottland, am Geſtade des See's Conongate, um das Schloß des alten Grafen Udallan; da war es einſam und furchtbar; aber hier, in dem ſchönen lichten Heidelberg iſt es faſt ſo luſtig wie in Paris.

Waret ihr in Paris? fragte die Prinzeſſin.

Des jungen Grafen Wange übergoß ſich mit Purpur; er wußte nicht was er ſagen ſollte. Einmal, erwiderte er, die Väter des Collegiums machten eine Reiſe, und nahmen mich mit, aber es war nur auf ganz kurze Zeit.

Paris muß ſchön ſein; erwiderte die Prinzeſſin.

Ich möchte wohl dort ſein. Ich möchte auch den großen König ſehen, von dem in ganz Europa ſoviel geſprochen wird. Habt Ihr ihn geſehn, Vetter?

Ich, — wie käme ich dazu? rief Georg beſtürzt. Ein armer Student den großen König! Aber ſich gleich drauf verbeſſernd fügte er hinzu: auch hätten die Vater mir nie erlaubt die Umgebungen des Hofes in Augenſchein zu nehmen. Das iſt nichts für einen jungen Geiſtlichen, dem ſein Brevier das Wichtichſte auf der Welt ſein muß.

Auch ich werde ihn wohl nie ſehen, ſagte die Prinzeſſin. Papa reiſt nicht, und ma tante iſt auch nicht zu einer Reiſe nach Paris zu bewegen. Wenn ich unvermählt bleibe ſo iſt's demnach nichts und wenn ich einen kleinen deutſchen Fürſten heirathe, ſo kann das mich auch nicht dorthin bringen.

Außer Ihr heirathet einen franzöſiſchen Prinzen! rief Georg plötzlich ſehr lebhaft.

Laß' uns davon ſchweigen! bemerkte Charlotte, den Kopf ſchüttelnd. Ich will nicht heirathen; das Leben iſt ſo luſtig wenn man ledig iſt. Der Papa thut Alles was ich will, mir fehlt nichts, als daß es immer ſo bliebe. Geht ihr gern auf die Jagd, Vetter Georg?

Sehr gern; aber ich habe bis jetzt noch wenig Erfahrung.

Ihr ſollt mit mir gehn! rief Charlotte. Ja, das ſollt Ihr. Ich will Euch alle Kunſtgriffe zeigen. Carl Lutz iſt noch zu jung; auch geht er morgen nach Trier, um mit ſeinem Präceptor dort etwas für den Vater zu beſorgen. Juchhe! wie wollen wir hübſch jagen in dem ſchönen Forſte um Heidelberg herum! Es ſoll eine Luſt ſein.

Und die Prinzeſſin veranſtaltete eine wilde Schweins Jagd in dem Forſte zu Heidelberg. Früh um ſechs Uhr brach die kleine Geſellſchaft auf. Es war ein ſchöner Tag, die Sonne leuchtete vom unbedeckten Himmel; das Paar ritt die Bergſtraße hinab, zu beiden Seiten wogende Kornfelder, im Hintergrunde eine gebirgigte Landſchaft.

Wie gefällt Euch die Pfalz? fragte Charlotte, ihrem Pferde die Zügel nachlaſſend, und bequem ſich auf dem Sattel ſchaukelnd um dem Gange des Geſprächs zu folgen.

Ein ſchönes Land, erwiderte der Gefragte, die Blicke um ſich werfend, ſo ſchön, daß ich wünſchte hier leben und ſterben zu dürfen.

Das Erſte iſt Euch gewährt; an das Andere dürft Ihr noch nicht denken, entgegnete die junge

Fürſtentochter. Für uns Beide ſoll die Zeit noch geboren werden, wo wir ſtreben und wirken.

Es iſt wahr; entgegnete der Graf, ich vergaß das! Wie leicht kommt Einem das, was man ſchon erlebt und gethan als genug vor, und es iſt ſo wenig.

Für einen Mann ſicherlich zu wenig! Ach wer doch auch ein Mann wäre!

Iſt dies Euer Wunſch?

Von jeher geweſen. Und ich denke ich werde es noch, ſagte die Prinzeſſin, mit einem aus Muthwillen und Trübſinn gemiſchten Ausdruck.

Wie verſteht Ihr das? fragte Georg.

Habt Ihr nie von dem Mädchen Germaine gehört; die wurde in ihrem zwanzigſten Jahre vermittelſt eines Sprunges aus einem Mädchen ein Jüngling. Gott! was habe ich in meinem Leben ſchon geſprungen, einzig aus dieſem Grunde.

Georg ſah vor ſich hin, und lächelte.

Seht, einem Manne, dem gehört die Welt, fuhr das fürſtliche Mädchen fort, iſt er vornehm, und von unſerem Stande, ſo ſind ſämmtliche Weiber ihm unterthan, von der Königin bis zur Bauermagd. Er iſt der Herr. Mit dem Degen in der Fauſt, erwirbt er ſich unſterbliche Lorbeeren, mit der Feder kämpft er und erſtrebt ſich unbeſtreitweiter mit uns, ſondern ſetzte ſich zum wiedererwachten Oheim und ſprach mit ihm. Maria und ich rückten näher zuſammen, und ſie gab mir die Laute, um die einfache Begleitung darauf zu ſpielen, die ſie mich gelehrt, während ſie ſelbſt ſang. Dieſe Muſikſtunde hatte etwas eigenthümlich Feſſelndes für mich. Meine völlige Talentloſigkeit für Alles, was Takt und Melodie hieß; meine Ungeduld, dennoch etwas davon begreifen und mir aneignen zu wollen; der Eifer, mit dem ich meine falſchen Griffe that und dadurch das Ohr meiner jungen Leſerin zerriß; die zornigen Blicke Polyxena's und das laute Lachen des Oheims, Alles zuſammen machte eine ergötzliche Scene, die immer mit einer Erklärung beider Mädchen endigte, daß ich für die Muſik ein Mal für alle Mal verdorben ſei. Heute aber, da ich Maria nicht aufgelegt ſah zu ſcherzen, gab ich mir alle erſinnliche Mühe, die paar Noten, die ich zu greifen hatte, richtig hervor zu bringen, bare Verdienſte, und dann die Hauptſache — Niemand lebt der ihn zwingen kann zu lieben, und zu heirathen. Wir armen Mädchen müſſen es dulden, daß man uns heerdenweiſe zur Schlachtbank treibt, wo die es am beſten hat, die ſich recht gefügig und willig in den Willen des Schlächters findet.

Es giebt unter uns Männern auch ſolche willenloſe Schafe!

Alsdann ſind es keine Männer! rief die Prinzeſſin. Sie haben nur den Anſchein es zu ſein. Ein ächter Mann kann nicht gezwungen, nicht beſiegt werden. Er iſt immer Herr. Habt Ihr ſchon die Weiber kennen gelernt?

Georg erröthete bei dieſer eilig ausgeſtoßenen Frage. Er dachte an ſeine frühe Jugend, und an das Gaſthaus des Herrn Bertholet; an das Abenteuer, das ihm die hundert Gulden gekoſtet und er zögerte mit der Antwort.

Sprecht! rief die Fürſtin dringender; mir könnt Ihr vertrauen, ich plaudre nicht. Es ſcheint mir, als wüßtet Ihr noch nichts von der Liebe.

Von der Liebe? entgegnete der junge Graf von der Pfalz; da mögt Ihr Recht haben. Denn das, was ich erfahren, kann nicht Liebe genannt werden.

Alſo ſchleicht ſich in den Klöſtern Eures Ordens auch niedrige Sinnlichkeit ein? rief ſie, und ſah ihn halb mitleidig, halb boshaft lachend an. Das hätte ich nimmermehr geglaubt.

Nicht eigentlich in dem Kloſter, ſtammelte der Befangene. Ich war damals in der Freiheit; aber fragt mich nicht, ein ſolches Abenteuer paßt nicht für Euch, es paßt auch nicht für mich, wie ich jetzt ſehe, da ich Frauen edler Art kennen gelernt.

O, man muß Alles in der Welt durchmachen und kennen! rief Charlotte lebhaft. Schon in der Schrift heißt es, der Himmel werde ſich mehr freuen über einen bekehrten Sünder, als über neunundneunzig bei ihrer Tugend beharrte Gerechte.

Alsdann habe ich Hoffnung, denn ich bin ein ſolcher bekehrter Sünder, rief Georg, und verſank gleich darauf in trübes Nachdenken.

Das iſt noch alles zu früh! rief die Prinzeſſin. Ihr werdet noch viel ſündigen, und ich werde es auch. Die Sünde will ihr Recht haben.

Gott behüte, mein Fräulein! Was ſind das für Grundſätze!

Charlotte blickte ihn an und lachte: Nicht wahr, ich bin ein wahres Teufelskind! Gar nicht auszukommen mit mir? Ganz wild und unbeſonnen! Nicht einmal die Religion hat Macht über mich. Kommt, gebt mir einen Kuß.

Sie ſtiegen eben vom Pferde; Georg näherte ſich ihrer Hand, die er eben in der ſeinigen hielt, er wollte ſie küſſen, aber ſie ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken, zog ſeinen Kopf an ſich heran, und drückte einen herzhaften Kuß auf ſeine Lippen. So! ſagte ſie, das war ein pfälziſcher Kuß. So küßt man hier zu Lande, das Ihr's nun wißt.

Durch des Jünglings Kopf zogen die alten, leichtfertigen Erinnerungen; er wähnte in dieſem Augenblick jede Schranke gefallen, und glaubte ſich einer jener Frauen gegenüber, die er einſt ſo oft in den Straßen von Paris ihm feurige Blicke hatte zuſenden ſehn. Die Einſamkeit des Waldes, die Stille des Orts machte ihn kühn. Mit einem raſchen Griffe hatte er die junge Prinzeſſin umſchlungen und ſuchte ſie zu Boden zu werfen, indem ſich ſeine Lippen ihrem Buſen näherten. Allein, wie eine Tigerkatze ſprang das Mädchen zur Seite, und die fünf Nägel ihrer rechten Hand in die Wange des Jünglings begrabend, rief ſie zornſprühend: Was iſt das? Iſt er toll, Freund?

Was ſoll das? Weg mit der Hand, oder es iſt ſein letzter Augenblick.

Georg wich zurück und ſah ſie erſchrocken und fragend an.

Die Prinzeſſin ſtieß ihren Fänger wieder in die Scheide, ſtreifte ihre Kleider wieder in Ordnung und ſagte dann, indem das heftige Roth des Zorns von der Wange wieder ablief: Nun wollen wir die Jagd beginnen! Dort ſtehn unſre Leute.

Aber liebſte Couſine, Ihr ſeid mir doch nicht böſe! ſtammelte Georg vor ihr auf ein Knie ſinkend. Bedenkt, Ihr habt mich ſelbſt dazu aufgefordert.

Was? rief ſie höhniſch, ich, aufgefordert? Sinnlos das! Kann man denn nicht einmal einem jungen Burſchen einen Kuß in Ehren geben, ohne daß er ſogleich darüber zum Narren wird. Geht, geht, Ihr ſcheint mir ein ſchönes Jugendleben geführt zu haben! — Herr Graf, dort wartet der Jäger auf Euch! —

Georg ging ſtumm auf ſeinen Platz. Er konnte ſich nicht leugnen, die Jungfrau gefiel ihm; er hätte um's Leben gern nochmals ſeinen Angriff wiederholt, doch das ging nun und nimmer. Charlotte machte ein ernſtes Geſicht, die ganze Jagd über, und erſt, als ſie zuſammen nach Hauſe ritten, ließ ſie ſich von ihm vom Pferde heben und dankte ihm freundlich.

Georg reiſt nach Hannover.

Den andern Morgen erſchien Meiſter Tony mit einem Schreiben an ſeinem Bette. Kleidet Euch an, junger Herr, wir müſſen reiſen. Hier iſt ein Brief vom Pater Provenzial.

Was will er?

Der Herr Graf oder vielmehr der ehrwürdige Vater begehrt von Euch, daß Ihr nicht hier in Heidelberg ſitzen bleibt, er hat Euch Briefe mitgeſchickt nach Hannover. Ihr ſollt daſelbſt ihre Liebden, die Frau Kurfürſtin Sophie, Eure Tante begrüßen.

Hat das ſolche Eile? fragte Georg unmuthig. Ich möchte vorher gern meine liebe Prinzeſſin Charlotte auffordern, nochmals mit mir eine Jagd zu verſuchen.

Der Befehl des Obern! entgegnete Maſter Tony ernſt und kurz.

Georg nahm Abſchied von Heidelberg, und reiſte mit dem Bruder Antonius ab. Vorher hatte er noch eine Unterredung mit Charlotten, der er die Verſicherung gab, in Zeit eines Monats wieder zurück zu ſein. Die Prinzeſſin gab ihm Briefe an ihre Tante mit.

Als er aus dem Burgthor hinausritt, begegnete er dem Doktor Onofrius. Auf ſeine Grüße dankte Jener ernſt und feierlich.

Die Kurfürſtin Sophie empfing ihn wie ihren eigenen Sohn. Sie hatte nichts von ihm gehört, ſeitdem ſie von der Mutter Abſchied genommen; ſie ließ ſich Alles erzählen, was unterdeſſen mit ihm ſich zugetragen, bei welchem Anlaſſe der junge Mann Gelegenheit hatte, mit Umſicht und Klugheit ſeinen Bericht abzuſtatten. Die Kurfürſtin fuhr ihm mit der Hand über die Stirne, glättete ſein Haar und ſagte mit großer Freundlichkeit: Das ſind ſeine Augen! O ich kenne ſie. So treu, ſo lieb und ſo verſchmitzt. Mit ſolchen Augen hat er mich angeſehn, wenn es darauf ankam mich zur Theilnahme an irgend eine kleine Büberei zu beſtimmen, die er vorhatte. Ach, Gott habe ihn ſelig, den armen Herrn! —

Georg faltete die Hände, und ſah ſehr andächtig zu dieſem Wunſche aus.

Hier iſt noch ein Andenken, das er mich bat, von ihm in Verwahrung zu nehmen, und das ich jetzt Dir, ſeinem Sohn überreichen will, hub die würdige Frau an, indem ſie ein kleines Kruzifix von Gold aus einer Schachtel löſte, und es an ſeinem Kettchen dem Grafen hinhielt; nimm es, und trage es zum Andenken an Deinen Vater, Georg.

Der Jünglig küßte die ſchöne Hand, die es ihm gab, und verſprach es gut zu wahren.

Hoffentlich bleibſt Du nicht beim Orden, nahm die Dame wieder das Wort. Für Dich iſt die Welt! Du mußt Kriegsdienſte nehmen und es zu etwas bringen. Mein Mann ſoll Dir Empfehlungen an den kaiſerlichen Hof mitgeben.

Für's Erſte muß ich warten, was ein edler Freund meines Großvaters, der Graf Udallan über mich beſtimmt; erwiderte Georg. Er iſt's, dem ich Vieles danke; er leitete meine frühere Jugend, und ſo viel ich weiß, iſt er noch jetzt beſchäftigt, nachdem er mich ein Jahr unter ſeinem unmittelbaren Schutz gehabt, für meine Zukunft zu ſorgen.

Der Graf Udallan! rief die Kurfürſtin, lebt er noch? Wo iſt er jetzt?

In dem ſchottiſchen Gebirge lebt er vor aller Welt verſteckt, erwiderte Georg. Ich ſoll hier einen Mann aufſuchen, an den er mir Briefe übergeben hat, und mit dem er befreundet iſt.

Der Herzog von Naſſau-Siegen! erwiderte die Kurfürſtin; er lebt hier ebenfalls in der ſtrengſten Zurückgezogenheit; in einem Walde bei Herrnhauſen. Frage nur nach dem Waldſchmidt. Dir kann ich das Geheimniß wohl ſagen, Du biſt an ihn gewieſen.

Wie, nicht an Eurem Hofe?

Nein! Er verabſcheut alle Höfe, entgegnete die Kurfürſtin; man muß ihm ſeinen Willen laſſen. Zuweilen, aber auch nur verſteckt, verkehren wir mit ihm. Er will den Orden der Templer mit dem Jeſuitenorden verbinden, und deshalb führt er eine eifrige Korrespondenz mit dem Grafen Udallan. Beide arbeiten auf einen Zweck los. Die Jeſuiten wollen noch nicht; ſie halten ſich allein für mächtig genug, und wollen den alten Prunk der Geheimniſſe nicht, mit dem die Templer ſich umgeben. Dennoch hofft der Herzog, daß das Projekt zu Stande kommt.

Ich danke Euch, daß Ihr mich darin einweiht, rief Georg. So werde ich ihm Rede ſtehen können, wenn er mich in ſeinen und meinen Angelegenheiten fragt.

Du biſt klug und erfahren genug, daß Du es hören darfſt! ſagte die Tante. Zugleich warne ich Dich, laſſe Dich nicht mit dieſen Männern ein, ſie wollen Dich abziehen von der Welt, wohin Du gehörſt, und Dich irgend in einen dunkeln Winkel ſtecken, wo Deine Jugend und Dein Leben zu Gunſten irgend eines alten chimäriſchen Planes zu Grunde geht. Wenn ſie Dich zwingen ſollten, ſo ſage Dich los; ich werde Dir zur Seite ſtehen.

Georg dankte für die Güte ſeiner Tante, und entfernte ſich, indem er Tony in den Wald bei Herrnhauſen folgte. Die Waldſchmiede war bald gefunden.

Sie begrüßten den Schmied, der ſich für nichts anderes gab, als was ſein Aeußeres bekundete, erſt als Antonius ſich zu erkennen gab, und die Briefe vorzeigte, ging des Herzogs Antlitz aus dem Stumpfſinn und der ernſten Begrüßung in das des Entzückens und der Freude über das dieſe Nachricht in ſeiner Seele bereitete. Sohn meines Herzens! rief er, Georg in ſeine Arme ſchließend, alſo Du kommſt von ihm! Gott ſei gelobt; alſo endlich Nachricht von dem ehrwür-

und ſie gelangen mir auch zum Verwundern. Als das Lied zu Ende war, war ich roth vor Anſtrengung, und ſchöpfte erſt wieder Athem, als die letzten melodiſchen Klänge über die Lippen der Sängerin glitten. Sie ſah mich verwundert an und ſagte leiſe: „Heute haben Sie einmal richtig geſpielt.“

Ich blickte mit einem verlegenen Lächeln auf meine Hand. In der Anſtrengung des Spiels hatte ich mir die ſcharfe Spitze einer Schraube am Griffbrett in den Finger gedrückt und dieſer blutete heftig. Sie ſchnitt eilig von dem Bande der Laute ein Stück ab und knüpfte es um den verwundeten Finger. Während meine Hand in ihrem Schooße ruhte und ſie ſich herabbeugte, wagte ich es, leiſe meinen andern Arm um ihre ſchlanke Taille zu ſchlingen und ſie kaum merklich an mich zu ziehen. Sie blickte nicht auf, und ich wollte ihr zuflüſtern, daß ich bereit ſei, digen Greiſe! Komm! Dir darf hinfort nichts Geheimniß bleiben, womit ich mich umgebe.

Er nahm den Jüngling an die Hand, er führte ihn eine Treppe, die mehrere Stufen abwärts in einen unterirrdiſchen Saal führte, der nur ſpärlich erleuchtet war, und wo das Auge, wenn es ſich an die Dämmerung gewöhnte, Geräthe entdeckte, das mit dem Orden der Tempelherrn in Verbindung ſtand. Ein runder Tiſch befand ſich in der Mitte; daran ſaßen die Herrn in geiſtlicher Kleidung, denen Georg vorgeſtellt wurde, die aber ſogleich ihre Arbeit, in der ſie geſtört worden, fortſetzten. Der Herzog zog den Jüngling zu einem Sitze in der Niſche, und nachdem er ihn lange und prüfend angeſchaut, ſagte er: Udallan findet Dich für würdig zu uns zu gehören, doch er läßt Dir freie Wahl. Was willſt Du thun?

Georg ſchwieg, und Jener fuhr lebhaft fort:

Wir ſind in der Arbeit, deren Ziel es iſt, eine Vereinigung beider Orden zu Stande zu bringen. Biſt Du bekannt mit den Geheimniſſen der ſchottiſchen Häuſer?

Nicht ſehr ausführlich; antwortete Georg. Eure Durchlaucht werden ſich aus den Mittheilungen, die man Ihnen über mich gemacht, beſinnen, daß ich nur etwas über ein Jahr in Schottland weilte. Ich kann alſo nur ſehr oberflächlich mit den dortigen Einrichtungen bekannt ſein. Es iſt wahr, daß jene Grotten und unterirrdiſchen Gemächer die man mich ſehen ließ, einen mächtigen Eindruck auf meine Seele machten; allein ich wurde nicht für würdig geachtet über das Weſen dieſer Dinge belehrt zu werden.

Der Jeſuitenorden, nahm der Herzog das Wort, iſt zu einſeitig weltlich. Das Gemüth des Menſchen bedarf des Geheimnißvollen. Es liegt ein koſtbarer Schatz von ſolchen Kräften und Mitteln in den Erinnerungen der Templer, der Johanniter, der deutſchen Herrn verborgen. Ihr, mein Herr Graf, ſeid dazu geſchaffen unſre Pläne zu begünſtigen. Eure Zukunft in der Welt iſt unſicher und berechtigt zu wenig Hoffnungen. Schon Eure zweifelhafte Abſtammung, die Mesalliance Eures Vaters, legt Euch Hinderniſſe in den Weg, wolltet Ihr Euer Glück an den Höfen ſuchen; als Ordensoberhaupt ſchwindet jede Feſſel, und Ihr könnt viel, wenn auch im Geheimen wirken. Ich lebe mehr in der Welt als es der Graf Udallan thut, ich gebe Euch den Rath, ſchließt Euch uns an.

Georg, als er dieſe Worte hörte, bedachte den Rath der Kurfürſtin und er fand Muth in ſich, dem Herzog eine ausweichende Antwort zu geben, bei welcher dieſer ſich anfangs beruhigte. Er blieb noch ein paar Stunden im Walde, dann nahm er Abſchied vom Herzog, der ihn freundlich entließ mit der Bitte ihn bald wieder zu beſuchen. Maſter Tony blieb dort, weil er mit dem Herrn noch mancherlei zu beſprechen hatte. Erſt nach drei Tagen ſtellte er ſich wieder bei Hofe ein, wo Georg ihn bereits erwartete, um mit ihm ſeine Rückreiſe nach Heidelberg anzutreten.

Der Kurfürſt und ſeine Gemahlin baten ihn zu bleiben, allein der junge Mann ließ ſich nicht halten. Die Kurfürſtin lächelte und ſagte: Wenn ich nur wüßte, welch ein Magnet Euch nach Heidelberg hinzieht?

Das kann ich Euch ſagen, liebe Tante, meine edle, herzliebe Couſine iſt's, die mir nicht aus dem Sinne geht, des Kurfürſt von der Pfalz Töchterlein.

Die hat Euch zum geiſtlichen Stande beredet? fragte die Kurfürſtin erſtaunt.

Sie hat mich nicht beredet, erwiderte ſtockend der Gefragte, aber —

Nun, was denn? —

Georg verſteckte ſein Antlitz und ſagte: Ich ſchäme mich es zu ſagen, gnädige Frau. Sie hat mir's angethan, und da ich weiß, daß ſie für mich zu hoch ſteht, ſo will ich lieber die Welt und alle Weiber verlaſſen! Ja, das iſt die eigenſte und lauterſte Wahrheit.

Die Fürſtin ſah ihn freundlich an: Georg! rief ſie; keine Narrheit wie ſie Dein Vater oft trieb. Was nicht gleich ihm dargeboten wurde, das ſtieß er von ſich, und wollte es nicht.

Ja, das Blut meines Vaters iſt in mir! rief der Jüngling. Leicht und ſorglos durch's Leben gehen, das mag ich, kommt mir etwas in den Sinn, was ich nicht durchzuſetzen vermag, da möchte ich, daß es ſogleich aus mit mir wäre.

Alſo Du liebſt, armer Junge! rief die Kurfürſtin, liebſt Deine Halbcouſine.

Georg ſenkte das Haupt und ſchwieg.

Das iſt freilich ſchlimm! entgegnete die Kurfürſtin. Sie iſt hochmüthig und auf ihre Geburt ſtolz, ich kenne ſie, denn ich habe ſie lange Zeit bei mir gehabt. Auch will der Vater mit ihr hoch hinaus.

Darum will ich Mönch werden! Da iſt uns Beiden geholfen, ſagte Georg.

Nicht Mönch, rief die Kurfürſtin, nur ja nicht Mönch! So lange es einen Degen in der Welt giebt, iſt auch Ausſicht für einen jungen, beherzten und kräftigen Burſchen wie Du biſt. Sich mal die Söhne meines Bruders, die jungen Raugrafen; das iſt ein Blut mit dem Deinen; auch ſie haben keine ebenbürtige Mutter. Verbinde Dich mit dem älteſten und zieht Beide in die Welt, Euern Ruhm durch Euern Degen Euch erwerbend.

Mein Schickſal iſt trüber, ſagte Georg. Dadurch, daß mein Vater frühe ſtarb, konnte er nicht die Verbindung mit meiner Mutter ſanktioniren laſſen. Die Welt ſah ſie für ſeine Maitreſſe an, ſie war aber mehr, und dadurch daß ich bei ihrem Tode in völlige Schutzloſigkeit verſank, wurde mein Gedächtniß gänzlich getilgt bei meinen Angehörigen. Nur die edlen Männer, die um mein Daſein wußten, ſammelten die Papiere und die Beweismittel, in deren Folge ich in meine Rechte eingeſetzt wurde. Die jungen Raugrafen wachſen neben ihrem Vater und ihrer Mutter auf; ſie haben keine Prüfungs- und Läuterungsperiode durch zu machen gehabt.

Gleichviel! rief die Kurfürſtin, folge meinem Rathe! Das iſt das einzige womit ich Dir dienen kann. Nur werde nicht aus albernem Trotze ein Mönch. Die Kutte läßt ſich nicht wieder abſtreifen, bedenke das. Es iſt juſt wie mit Deinem Vater, der auch behauptete, mit uns ſei es zu Ende, und wir ſollten für immer vom Throne abtreten: ſieh da, wir haben es nicht gethan, das Glück hat ſich gewendet, und wir ſtehen mit größeren Hoffnungen da, als wir je haben hegen dürfen.

Georg küßte der Tante die Hand, und entfernte ſich niedergeſchlagen. Den andern Tag war er fort. An Vater Antonius ſchrieb er, daß er ſich Bedenkzeit ausbäte, und trug ihm auf ihn beſtens bei dem Herrn Herzog zu empfehlen.

Venus und Adonis.

Mit welcher Glut der Empfindung ſah der junge, feurige Liebhaber die Thürme Heidelbergs aus der Ferne leuchten. Er ſtieg ab vom Pferde brachte ein Stück Papier hervor und ſchrieb Verſe nieder, die der liebliche Schein der Abendröthe in ihm wach gerufen. Es war ein Liebesgedicht an Charlotten. Als er es vollendet brach er ein großes Blatt vom Baume, wickelte die verliebten Strophen hinein und ſteckte es mit einer Nadel feſt. Sie ſollte es finden, und nicht wiſſen von wem es ſei. So ſchlich er langſam näher. Als er in die Schatten des Thores eintrat, kam ihm ein Weib entgegen, das er öfters oben in der Burg geſehen, die grüßte ihn. Er dankte ihr und ſagte in gutem Muthe: was macht Fräulein Lottchen? Die ſah ihn verwundert an und antwortete: Geſtern haben wir ſie begraben!

Georg wurde ſchlimm; ihm drohte Finſterniß vor den Augen, kaum hielt er ſich am Brückpfeiler. Als ihm wieder beſſer wurde, ſtürzte er auf die Frau zu und ſchrie wie wahnſinnig: Was ſagt Ihr? die Prinzeſſin todt!

Ei nicht Die! rief Jene, zurückweichend, wer ſpricht von der Prinzeſſin. Fräulein Charlotte Bärweiler, meines gnädigen Herrn Tochter mein ich. Sie war eine gute Freundin des gnädigen Fräuleins auf dem Schloſſe.

Wie Du mich erſchreckt haſt! rief Georg, und richtete ſich bleich wieder in die Höhe. Er ſtürmte weiter, und kam eben in dem Schloſſe an, als man zu Abend ſpeiſte. Der Kurfürſt begrüßte ihn, nahm ihm die Briefe von ſeiner Schweſter ab, Charlotte war nicht gegenwärtig. Als Georg gegen die Thür ſtehend, düſter vor ſich hinſah, kam ſie die Stiege hinab, das jüngſte Kind ihres Vaters auf den Armen. Es war ein Bübchen, ſchon ſechs Jahre alt; als ſie Georg erblickte, ließ ſie das Kind zu Boden gleiten, lief, ganz roth vor Freude, auf den Zurückgekommenen zu und rief: Grüß Dich Gott, lieb Vetterlein! biſt Du wieder da! —

Er ſchlug in ihre dargereichte Hand ein, und ſah ihr ſo glücklich in die freudeblitzenden Augen. Er mußte ſich jetzt hinſetzen und erzählen. Alles vom Hofe zu Hannover, erfreute die Prinzeſſin; vor Allem fragte ſie nach ihrer lieben Tante, von der ſie nicht genug hören konnte. Von dem Projekt des Mönchwerdens ſprach er nicht; es war ihm jetzt völlig unmöglich, auch nur ein Wörtchen von dem wieder zu ſagen, was er mit dem Herzog geſprochen. Nur von ſeiner Reiſe nach Wien ſprach er, und bat, daß ſie ihn dahin begleiten möchte, ſie habe ja Wien noch nicht geſehn, und ihre Mutter habe dort hohe Freunde und Verwandte.

Wenn es Papa erlaubt! ſagte ſie verlegen nach dem Kurfürſten umſchauend.

Der blickte von ſeinen Briefen auf, die er noch durchlas, ſchüttelte mit dem Haupte und ſagte:

Jetzt darfſt Du von hier nicht fort; Du weißt, wen wir erwarten.

Wie der Herr Vater befehlen! ſagte das gehorſame Mädchen, und ſah auf ihren Teller nieder. Die Raugräfin Degenfeld zog ſie zu ſich herüber, raubte ihr einen Kuß und ſagte ihr ſchmeichelnd etwas ins Ohr.

Ach nein! rief Charlotte; ſind ſie erſt hier, dann iſt es mit meiner Freiheit zu Ende!

Georg begriff nicht, wovon die Rede war; er ſah abwechſelnd die Couſine und dann die Degenfeld an: Charlotte nickte ihm unter Thränen zu. Es iſt nicht anders, ſagte ſie, Fürſtenkind, gefangnes Vögelein! O wer der Freiheit genießt! Wer der ſchönen Welt ſich erfreut in Wald und Flur! Ade, Ade! Du liebes Heimathsland! —

Sie war ſo betrübt, daß ſie nicht länger mit den Uebrigen am Tiſche ſitzen konnte, ſie nahm ihren Hut, und ſchlich ſich die Stiege hinab in den Garten. Vorher hatte Georg jedoch in den Hut das grüne Blatt mit dem Briefe hineinrollen laſſen.

Als ſie fort war, kam der Kurfürſt auf den Plan des Herzogs von Naſſau, den er auch gar wohl kannte. Er ſowohl, als der Graf Udallan hatten ihm geſchrieben und ſeinen Rath nachgefragt, was mit Georg zu beginnen ſei. Es ſchiene ihnen, daß er nicht ganz Luſt zu dem Lebensberuf habe, den ſie für ihn ausgeſucht. Und iſt es denn wahr? fragte der Kurfürſt den Jüngling. Bedenke, die Jeſuiten ſind jetzt gar mächtig; wie leicht kann es Dir werden, als Beichtvater eines für Sie mein Blut und mein Leben hinzugeben, aber von dieſer ritterlichen Erklärung kam nichts als der Name: „Maria“ — zu Stande.

Die köſtlichen Stunden des Abends erreichten ihr Ende, und ich entfernte mich, mehr wie jemals erfüllt von dem Bilde meiner Göttin. —

Fürſten in eine hohe Stellung zu kommen. Freilich, Du biſt noch gar jung, ein zehn Jahre wirſt Du noch in ihren Schulen Dich vorbereiten müſſen.

Nimmermehr! rief Georg; Herr Onkel, ich kann nicht Mönch werden; ich kann es nicht. All der Kram mit den Geheimniſſen iſt mir zuwider! Friſch, frei und in der Welt, da iſt meine Stellung! Gebt mir etwas in Wien für Euch auszurichten, Ihr ſollt ſehn, ich habe Geſchick und bin nicht ohne Kenntniſſe der Welt. Ruhig ſitzen und auf die Thorheit der Menſchen lauſchen, daraus einen Plan für mich bauen, oder mit anderer Leute Geld Häuſer für den Orden errichten, das iſt nichts für mich! Ich kann es nicht.

Der Kurfürſt blickte ihn ernſt und finſter an, und ſagte dann: Wir wollen das überlegen. Er ging fort; Georg trieb es aber in den Garten. Er beantwortete kurz die liebreichen und freundlichen Fragen der Raugräfin, und als irgend ein günſtiger Augenblick vorhanden war, entſchlüpfte er und befand ſich alsbald in den dunkeln Laubgängen des alten Gartens, wo er Charlotten auf und ab wandeln ſah, die junge Raugräfin Louiſe an ihrer Seite. Sie laſen den Vers auf dem Papier und Charlotte lachte laut.

Georg blieb ſtehn, und ſah ſie fragend an.

Hört nur, was ein verliebter Fant hier ſchreibt! rief ſie; ich fand das Kleinod in meinem Hute. Sie ſah Georg's ernſten, kummervollen Blick, und geſchwind änderte ſie den Ton. Setzt Euch etwas, lieber Herr? ſagte ſie, wie ſchaut Ihr aus?

Georg blickte auf die junge Gräfin.

Liebes Louischen! rief ſie, willſt Du mir wohl meine Arbeit bringen, ich habe ſie im Saale zurückgelaſſen?

Als das Mädchen forthüpfte, ſah ſich Georg nochmals ringsum; als er ſich mit Charlotten allein ſah, ſank er mit überſtrömenden Thränen ihr zu Füßen und rief: Lacht nur, die Worte ſind von mir. Ob mir das Herz bricht, wen kümmert das?

Sie hob ihn vom Boden auf, ſtand lange ſinnend da, und ſagte endlich weich und gefühlvoll: daß Ihr ein ſo fertiger Poet ſeid, habe ich nicht gewußt, und ich danke Euch für Eure Verſe. Ich habe gemeint ſie ſeien von unſerm Stallmeiſter, der erſt ſeit ein paar Wochen hier iſt. Verzeiht, lieber Georg, Ihr ſeid mir nicht in den Sinn gekommen.

Sie ſchwieg wieder, und als ſie die kleine Louiſe herankommen ſah, begnügte ſie ſich ſtumm die Hand Georg's zu drücken, der ihr mit einem glühenden Blicke antwortete.

So gingen die Drei noch lange den ſchattigen Gang auf und ab, bis ſie die helle Mondſcheibe durch die Bäume flimmern ſahn. Es ward verabredet, daß morgen eine Jagd ſtattfinden ſollte. Der Prinz von Baden und einer von Heſſen waren dabei; es ſollte ein prächtiges Jagen werden. Der ganze ſchöne Weg am Fluſſe, bis zu Neckar Steinach war dazu auserſehen und oben auf der alten Burg ſollte zu Nacht geſpeiſt werden. Mit Fackelſchein ſollte es dann nach Hauſe gehn.

Das Jagen ging vor ſich. Unglücklicherweiſe ward Georg dabei beſchädigt indem er ſich einer wilden Sau entgegenſtürzte, deren Kräften er nicht gewachſen war, die ihn umwarf und leicht an der Hüfte ritzte. Die ganze Jagdgeſellſchaft kam zuſammen in dem Augenblicke als das Unglück geſchehen war. Der Kurfürſt, den Geſchäfte verhinderten die Jagd mitzumachen, ſah gegen Abend Leute mit einer Bahre ſich der Burg nahen. Er ſtürzte an's Fenſter in voller Beſorgniß zu wiſſen wer der Verunglückte ſei, da winkte ihm ſeine Tochter mit dem Tuche und der Zug kam in die Burg. Zu gleicher Zeit ſprengten die beiden Prinzen ein, die ſich ſogleich zum Kurfürſt begaben und ihm folgende Erzählung machten während Charlotte um den Verwundeten beſorgt war und ihn auf's Beſte unter zu bringen ſuchte.

Eure Liebden, nahm der Prinz von Baden das Wort, haben das Glück die uralte Hiſtorie von Frau Venus und ihrem Amanten, dem jungen Jäger und Schäfer Adonis ſich in Dero eigenen Pfählen wiederholen zu ſehn.

Ja, ſo iſt's! lachte der Prinz von Heſſen, gerade ſo iſt's!

So erzählt doch, geehrte Herren Vetter, was gab es? fragte der Kurfürſt. Ich ſehe wohl, daß der junge Mann, der Graf von der Pfalz, verwundet iſt, weiß aber nicht auf welche Art und Weiſe.

Wir hatten, hub der Prinz von Baden an, kaum die Höhe von Burg Neckar Steinach erreicht als aus dem Dickicht die ſchönſte wilde Sau, die ich in meinem Leben geſehen, herausbrach und gerade auf uns zu —

Mit Verlaub, Herr Vetter; unterbrach ihn der Prinz von Heſſen, nicht ſo gerade auf uns zu, ſondern mit einer Biegung nach der Seite hin, wo Ihro kurfürſtliche Liebden, die Frau Prinzeſſin auf ihrem Falben hielten. —

Ja, doch — etwas nach links hin! rief der Badenſer.

Nicht nach links, nach rechts hin, — widerſprach der Heſſe.

Aber ich werde doch wiſſen —

Ich kann mich durchaus nicht täuſchen! rief der Heſſe mit einer leichten Anwandlung von Zornesröthe.

So laſſen wir das! beſchwichtigte der Kurfürſt. Wir wollen annehmen die Sau kam gerade auf meine Tochter los. —

Ja, ihre Hoheit nahmen den Weg —

Was ſagt Ihr, Vetter, lachte der Badenſer, Ihr macht die Sau zur Hoheit! Die beiden Herren lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen kamen, und der Prinz von Baden nahm nach einer Weile das Wort: Wollte ſagen, ihre fürſtlichen Liebden ſtanden auf dem Wege den die Sau nahm. Plötzlich erſchaut dies der Junker, als er ſich von ſeinem Pferde wirft, und mit einem Fänger der wilden Beſtie in den Weg ſtürzt.

Ja, in den Weg ſtürzt, nahm der Prinz von Heſſen das Wort. Geradezu in den Weg. Ihr könnt Euch daher Aller Schrecken denken, als wir den jungen Mann in Gefahr des Lebens ſahen.

In der That wurde er auch umgerannt, und das Thier verſetzte ihm mit ſeinem Hauer einen Hieb in die Hüſte. —

Gleich darauf ſtachen die Leute die herbeigeſtrömt waren; die Sau nieder, ſchloß der Badenſer. Die Verwundung des Junkers kann nur unbedeutend geweſen ſein, aber das mochte ihre Liebden nicht wiſſen. Sie ſtürzte ſich auf ihn, gerade wie in unſerer Bildergallerie die heidniſche Göttin thut und fing an ſeine Kleider los zu neſteln um die Wunde zu unterſuchen. Während deſſen lag der junge Burſche immer wie ohnmächtig auf dem Graſe.

Nie in meinem Leben, hob der Prinz von Heſſen an, hab ich ſo viel Attachement und Senſation erblickt als ſich hier zeigte. Die Prinzeſſin kniete auf dem Boden; ſie hatte ſich das Tüchelchen losgemacht, das ihren Hals zierte und da es zu kurz war um des jungen Burſchen Taille zu umſpannen, nahm ſie ſich ihre Jagdbinde ab und verband damit die Wunde, und alles das ganz ungeſcheut um uns Alle, die wir dort herum ſtanden. Als es geſchehen war, ſtand ſie auf, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und ſagte zu uns halb höhniſch: Jetzt, meine Herrn, können

Sie nach Hauſe reiten, ich werde das Hinwegtragen des Verwundeten beſorgen.

Ja, ſo war es: ich werde das Hinwegtragen des Verwundeten beſorgen.

Und damit ließ ſie ihn auf eine aus Zweigen gebaute Bahre legen, und ihr Pferd wieder beſteigend, begleitete ſie dieſelbe, mit aufmerkſamen Blicken jede Bewegung des Kranken begleitend. Hahaha! Das war eine beſondere Jagd!

Ja, eine ſehr beſondere Jagd, wiederholte der andere Prinz.

Faſt etwas zu beſonders!

Ja, beinahe unglaublich! verſetzte der Nachbar.

Könnte faſt zu einer Geſchichte Anlaß geben, lachte der Prinz von Baden.

Zu was für einer Geſchichte? fragte der Kurfürſt ernſt. Ihr lieben Vettern, bedenkt, daß es Chriſtenpflicht war, einem Verwundeten zu helfen. Mich wundert, nur daß Ihr ſo geduldig meine arme Tochter vollführen ließet, das viel beſſer Euch zugeſtanden.

Aber fanden wir denn dazu Zeit? fragten Beide wie aus einem Munde. Das Fräulein war ja wie der Blitz vom Pferde herunter, und an des armen Mannes Seite. Kein Jäger, kein Piquer konnte raſcher ſein.

Da kommt ſie ſelbſt! rief der Vater, und ging ſeiner Tochter entgegen, die auf der Thürſchwelle ſtehen blieb, verlegen fragend ob es ihr erlaubt ſei einzutreten. Die beiden Prinzen benutzten den Augenblick um ſich einander zuzumurmeln: Verrückter Hof das! Alberne Leute, man wird noch geſcholten wenn man von die Dinge, ſo geſchehen, einfach erzählt. In unſerm Leben haben wir nicht eine Prinzeß ſo handeln ſehn!

Während deſſen hielt der Kurfürſt ſeine Tochter umarmt. Er ſchloß ſie in ſeine Arme und drückte ihr Haupt an ſeine Bruſt. Dazu ſprach er kein Wort. Die beiden Prinzen ſtanden da und lächelten.

Eure Liebden werden durch die Herren Vettern bereits Alles erfahren haben, ſagte Charlotte; es iſt nur noch hinzuzufügen, daß der junge Graf wieder in ſo weit wohl iſt, daß er ſich dem gnädigen Herrn beſtens empfehlen läßt, und für all das Ungemach, das er angerichtet um Entſchuldigung bittet.

Iſt ihm verziehen! ſagte der Kurfürſt; nur

Du mein Kind hätteſt aufmerkſamer auf Dich und Deine Umgebung ſein ſollen. Es wird nicht alles in der Welt ſo gedeutet, wie es unſer Herz wünſcht und hofft. —

Le Chouan, der Amorettenmaler.

Aus dem Krankenzimmer Georg's, der von dem Unfall auf der Jagd, bei der ganzen Hofgenoſſenſchaft den Beinamen Adonis erhalten hatte, trat Charlotte heraus um einem Boten zu folgen, der ſie hinauf in das Arbeitszimmer ihres Vaters rief.

Der Kurfürſt ſaß am Tiſch, vor ihm eine Anzahl Bildniſſe ausgebreitet, ein Mann von ernſtem Anſehn, mit einem langen, ſchwarzen Bart, und einer goldnen Gnadenkette ſtand zur Seite und machte der eintretenden Prinzeſſin eine tiefe Verbeugung.

Nimm Platz! rief der Kurfürſt, und ſieh Dir dieſe Bildniſſe an.

Die Prinzeſſin blickte auf die Portraits und

Ich gelangte wieder zu Gnaden. — Umſtände, die hierzu beitrugen.

Der Haß der Favorite gegen mich war zu einem ſolchen Grade geſtiegen, daß ich mich gegen Ende des Jahres aus allen Kreiſen verbannt ſah, wo ihr gewaltiger Name hin reichte. Man rieth mir, Dresden zu verlaſſen und anderswo mein Glück zu ſuchen, das hier ewig mir den Rücken zukehren werde. Aber gerade zum Trotz blieb ich jetzt; ich wollte ſehen, wie weit die Laune einer Frau gehen könne. Der König war abweſend zu einem Reichstage in Polen; Frau von Coſel benutzte dieſe Zeit, um ſich etwas Freiheit zu verſchaffen. Ich erfuhr erſt jetzt, daß Achill von ihr begünſtigt wurde. Er ſelbſt vermied, mit mir über ſeine Liebesabenteuer zu ſprechen, ſand in allen hübſche Köpfe aber mit einem gezierten Ausdrucke und in einem mährchenhaften, phantaſtiſchen Anputze. Sie geſtand dies ihrem Vater.

Es iſt dies die Mode, entgegnete der Kurfürſt, man will alle Leute ſo und nicht anders geputzt ſehen. Welcher Anzug würde Dir am beſten gefallen? —

O, Eure Liebden, kein einziger, antwortete die Tochter. Dieſe hier ſieht wie verrückt aus, mit ihrem kleinen Schäferhütchen, Jene iſt eine Göttin mit einer Wolke verſchleiert und man ſieht nicht wie ſich's mit ihrem Kopfe und ihrer Friſur endigt; und hier, die Kleine hat Flügel an den Schultern.

Das iſt die junge Herzogin von Duchaine, erwiderte der Mann, die Flügel ſollen verdecken, daß ſie auf einer Schulter einen Höcker hat.

Ei, weshalb hat man ihr nicht ihren Höcker gelaſſen.

Der Kurfürſt ſah den Maler an, und lächelte·

Nun ſo antworte, ſagte der Kurfürſt von Neuem, in welchem Anzuge möchteſt Du Dich am liebſten ſehen?

In keinem, gnädigſter Herr Vater, ich müßte ja glauben, daß Alle, die mich ſo ſähen mich für nicht richtig im Kopfe hielten. Geht irgend Jemand wohl mit einer Wolke auf dem Kopfe herum?

Du würdeſt alſo am liebſten Dich ſo gekleidet ſehen, wie Du jetzt biſt? fragte der Fürſt.

So ziemlich, ja; lautete die Antwort, nur, wenn es ſein müßte, würde ich einen Blumenkranz aufſetzen. Das iſt einfach, natürlich und hübſch.

Was ſagt ihr dazu, Herr Chouan?

Je nun, es käme auf einen Verſuch an, entgegnete der Gefragte, der Prinz hat zwar —

Pſt! winkte der Kurfürſt.

Es herrſchte eine kleine Pauſe, dann nahm der Fürſt wieder das Wort, und that den Ausſpruch: Gut, es bleibe beim Blumenkranz; dazu ein paſſendes Koſtüm, vielleicht das einer Schäferin? —

Vielleicht im Hintergrunde, bemerkte der Maler, einen Amor mit Pfeil und Bogen?

Ein Amor? fragte Charlotte, das iſt ein kleiner nackter Knabe mit Waffen? Nein, bei Leibe nicht, das deutet auf Liebe, das will ich nicht!—

Das wollen Ew. Durchlaucht nicht? fragte Chouan verwundert.

Nein, das will ich nicht, entgegnete die Prinzeſſin beſtimmt. Wer es ſieht, könnte denken, ich ginge auf Liebeshändel aus. Es muß hübſch anſtändig ſein, ſo etwa wie das Bild meiner Großmutter, der Königin, die ſich auch als Schäferin hat malen laſſen, aber damit Niemand an Liebe denken ſoll, hat ſie ein kleines Hündchen zur Seite, und auf der andern Seite ein Schäfchen, im Hintergrunde ſteht die Krone.

Es bleibt dabei, rief der Kurfürſt. Wann fangen Sie an?

Morgen, wenn es der durchlauchtigſte Herr ſo befehlen.

Er packte ſeine Bilder zuſammen, und verließ das Zimmer.

Als er fort war, fragte Charlotte ihren Vater fur wen ſie ſich ſolle malen laſſen?

Für Deinen Freier, entgegnete er

Mein Himmel! hab ich denn ſchon Einen?

Du mußt einen bekommen, entgegnete der Vater.

Ach, Eure Liebden ſcherzen. Wenn Einer da wäre, müßte ich's ja wiſſen. Oder ſollte vielleicht mein allerliebſter Herr Vater den armen Georg berückſichtigen?

Der Kurfürſt zog eine finſtere Miene. Georg kann nie Dein Mann werden! ſagte er. —

Der arme Junge! ſeufzte Charlotte.

Was iſt das? fragte der Vater verſtimmt. Hat er denn jemals etwas derartiges geäußert?

O nein, nein! rief ſie lebhaft. Wie ſollte er auch? Er iſt ja noch ſo jung.

Das wäre kein Grund dagegen. Oder haſt Du jemals an eine Heirath mit ihm gedacht?

Charlotte ſtand, wie mit Blut übergoſſen; aber ihr treuherziges offenes Auge ſah bald wieder vom Boden auf und in das Auge des Vaters; dann ſah ſie wieder zur Erde und kaum hörbar ſagte ſie: Gedacht hab ich ſchon! Dann raſch drauf: Aber wie geſagt; ich will nicht heirathen. Frei ſein iſt das Beſte, und ſomit ſchlage ich alle derlei Gedanken in den Wind.

Er zog ſie an ſich, legte ſeine Hand auf ihr Haupt und ſagte dann langſam und traurig: Lotte, meine Tochter, Du warſt ſo feſt und ernſthaft, als Du die beiden Prinzen neulich ausgeſchlagen, ohne daß ich ein Wort dazwiſchen zu ſprechen hatte, wie biſt Du denn jetzt? So hat Dir der blonde Bube das Herz getroffen? Ich will's nicht hoffen.

Sicherlich nicht, mein Vater, erwiderte ſie, und die Thränen waren ihr nahe. Ich dachte nur: ein arm fürſtlich Mädchen, dem es an Ländereien und großem Namen gebricht, die ſich ſo herumwinden und kriechen muß, wenn Jemand von etwas Hohem ſich um ſie kümmern ſoll, thut am beſten ſie wählt ſich einen armen Jungen von ihrer Art zum Begleiter durchs Leben.

Wer ſagt Dir, rief der Kurfürſt, daß Du ein armes deutſches Fürſtenkind biſt? Das Haus Pfalz iſt hochgeachtet im deutſchen Fürſtenbunde, und hat Dein Großvater ſich die Frau vom Throne der drei Kronen geholt, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich mit Dir niedriger hinaus ſoll? Zudem erhälſt Du einen namhaften Ehepfennig mit, nach dem ſchon mancher Königsſohn lüſtern ſein ſoll. Ich will nicht hoffen, daß Du niedriger von Dir denkſt, als es Dir zukommt?

Charlotte ſchwieg.

Das Geſpräch war beendet. Es kamen Herren, die von Geſchäften ſprechen wollten, und die Tochter entfernte ſich. Sie ſchlich durch die Dämmerung in den alten Fürſtenſaal. Der Mond war ſoeben aufgegangen und warf ſein Licht durch die hohen Fenſter. Da drüben an der Wand hingen die Bilder ihrer Ahnen. Sie hatte ſie oft beobachtet, jetzt plötzlich kamen ſie ihr in einem andern Sinne vor; ſie erblickte ſich in ihrer Mitte. Dabei fiel ihr das trübe Geſchick ihres Stammes ein, die vielfachen Hemmniſſe und traurigen Schickſale, die ihre nächſten Vorfahren erlitten, und es erſchien ihr zum erſtenmale ihr Loos ein ſtrenges, unerbittliches. Es war als ließe ſich ein Vorhang nieder vor ihre Kindheit, die ſie unſchuldsvoll und heiter in Hannover und hier zugebracht, und ſchnitte ſie plötzlich von Allem ab was Heimath und Freude war. Das Geſchick der Fürſtinnen ging drohend an ihr vorüber, ſie erkannte gar viele unglückliche Frauen darunter, manche Märtyrinnen und manche elend um jede Lebensfreude Betrogene. Sie ſah ſich ſelbſt im dunkeln Trauerflore, und hinter ſich eine brennende Stadt. Eine Stimme rief: das wird Dein Loos ſein!

Aengſtlich fuhr ſie zuſammen. Die Schatten des Saals hatten ihn nach und nach eingehüllt, die Mondlichter waren kalt und ſchneidend, es war ein ſchauerlicher Aufenthalt, ſie eilte ihm zu entfliehen. Als ſie die Thüre öffnete ſtand die Raugräfin auf der Schwelle. Sie ſtürzte ſich in ihre Arme, und Louiſe umſchloß ſie ſanft. Sieh da, rief Sie, Dein Kranker kann ſchon ſein Zimmer verlaſſen, er folgt mir! Da iſt er.

Und dem Diener, der Lichter brachte, folgte Georg, bleich aber ohne den Arm ſeines Führers. Er grüßte freundlich die beiden Frauen.

Mein liebes Vetterchen! rief Charlotte; ach, Du armes Käuzchen, was wird aus uns Beiden werden?

Keine Jäger, fürs Erſte! rief die Raugräfin, denn wer ſich nicht vor der Sau zu ſchützen weiß, ſoll ſich ihr nicht in den Weg ſtellen. —

Gerade recht, Tantchen! rief Georg. Jetzt will ich mein Lebtag nichts als Jagen. Ich will meinen Unfall auslöſchen vor dem Angedenken der Menſchen. Ach, wenn Paraclet, das geſehen hätte; er der mich immer ſchalt weil ich ihm zu weibiſch war.

Wer war Paraclet? ſagte die Raugräfin.

Nichts! entgegnete Georg zerſtreut und unwillig, es iſt nur eine Erinnerung aus dem Kloſter. Darf ich hinauf zu Eure Liebden gehn? fragte er Charlotten.

Jetzt nicht, erwiderte dieſe. Der Vater hat Beſuch; es ſind Herrn da mit denen er ſich eifrig unterhält. Sie ſind heute Nachmittag gekommen. Wir wollen ſpäter Beide zuſammen hinaufgehn. Ich muß ihm doch meinen Kranken, nunmehr Geſunden, vorſtellen.

In dem Augenblick ward die Saalthür aufgeriſſen. Es wurden mehre Lichter gebracht und der Kurfürſt trat mit zwei Herren herein, die er der Raugräfin vorſtellte. Der Eine ein nicht mehr ganz junger Mann war elegant und vornehm gewachſen, er hatte einen dunklen Blick und ſah ſich damit überall forſchend um. Er wurde als Gaſton, Marquis von Rohan genannt; der ihm folgte, war ungefähr von demſelben Alter.

Charlotte glitt unvermerkt aus dem Saale Georg folgte ihr.

Vor der Thür flüſterten ſie mit einander.

Was Sie nur wollen! ſagte Georg.

Ich weiß es nicht! entgegnete Charlotte, aber ſie zitterte ſo heftig, daß ſie ſich auf Georgs Schultern ſtützen mußte.

Die Werbung.

Die beiden fremden Herren waren noch da. Der Maler malte. Es war ein wunderliches, verſtecktes, bewegtes Leben auf der Burg.

An einem Morgen ſaß die Prinzeſſin in einer Laube im Garten, der Kurfürſt kam hinzu, und ſetzte ſich zu ihr, indem er freundlich den Arm um ihren Nacken ſchlug. Was machſt Du hier, mein liebes Kind, ſo einſam, ſo allein?

Die Prinzeſſin erwiderte, daß ſie ſoeben erſt von der Raugräfin verlaſſen ſei, die hinaufgegangen um etwas zu beſorgen.

Der Fürſt ſchwieg. Er ſpielte mit den Ringen ſeiner goldenen Kette

Werden die franzöſiſchen Herren noch lange hier bleiben? fragte die Tochter.

Weshalb nennſt Du ſie ſo fremd? entgegnete der Kurfürſt; der Eine behauptet mit Dir bekannt zu ſein.

Mit mir bekannt?

Einſt, vor mehreren Jahren hat er Dich als Kind geſehn, und Dir ein kleines goldenes Bild geſchenkt; bemerkte der Vater.

Ach, alſo iſt er es doch! rief Charlotte lebhaft; es war mir als hätte ich ihn im Traum geſehen, Er war damals ein junger, hübſcher Mann.

Er kommt jetzt um ſein Andenken bei Dir zu erneuern.

Wozu die vielen Umſtände; er hätte es laſſen können, erwiderte die Prinzeſſin. Man kennt ſich und man kennt ſich nicht, weil man einander vergeſſen hat.

Er will aber von Dir nicht vergeſſen ſein.

Gar zu gütig. Was haben Eure Liebden da?

Der Kurfürſt zeigte ihr ein Bild in Miniatur das er in der Hand hielt. Wie gefällt Dir dieſer Herr, liebes Kind?

Ach, abſcheulich! rief ſie; er hat ja eine entſetzlich lange rothe Naſe, und der Mund, wie iſt der geziert und gekniffen. Dabei ſcheint er ein vornehmer Herr zu ſein.

Sogar ſehr vornehm! erwiderte der Vater la-

und ich hatte die Vorſicht, ihn nie zu erkennen, wenn ich ihn oft in der Nähe von Gärten oder in dunkeln Straßen, in ſeinen Mantel gehüllt, herum ſchleichen ſah. Ein früherer Liebling, ein Schweizer von Geburt und ein Malteſerritter, war ſeinetwegen verabſchiedet worden, und deßhalb erbittert und auf Rache ſinnend. Er nahm ſie auf eine ſehr unedle Weiſe. Am Palaſte der Gräfin ſtellte er ſich am wohlbekannten verſteckten Ausgange nächtlicher Weiſe auf und überfiel ſeinen Nebenbuhler, als dieſer, nichts ahnend und unbewaffnet, heraustrat. Das Glück wollte, daß ich, eben aus der franzöſiſchen Comödie kommend, mit meinem getreuen Dupré und Georg, der uns eine Fackel vortrug, die Seilerſtraße einſchlug, und, durch den nächtlichen Lärm aufmerkſam gemacht, eilig den Streitenden mich näherte. Achill rief mich an; ich ſah ihn von fünf verhüllten Männern angefallen, die mit Degen und Stöcken auf ihn eindrangen. Sogleich entblößten chend; ſo vornehm, daß man darüber ſein unſchönes Weſen vergißt.

Ich nicht; rief Charlotte. Und wie mag er erſt in der Natur ſein, denn die Maler ſchmeicheln immer. Ew. Liebden haben die Güte, dem Herrn Chouan zu befehlen, daß er mir nicht ſchmeicheln ſoll.

Thut er das?

Gewiß. Ich ſehe es ſchon; er macht aus mir eine hübſche Perſon! rief die Prinzeſſin.

Liebes Kind, in der Welt regiert der Schein, ſagte der Kurfürſt. Wenn Du nur dem Manne, für den das Bild iſt, gefällſt, das iſt die Hauptſache.

Dem Manne? Alſo iſt es für einen Mann beſtimmt?

Für dieſen! rief der Fürſt, und zeigte auf das in den Händen habende Portrait.

Um Gotteswillen! rief die Prinzeſſin aufgeregt; ſoll ich dieſem Manne gefallen? Es iſt wohl gar der für mich beſtimmte Bräutigam, von dem Du ſtets in dunklen Reden geſprochen haſt? O Vater, Vater, wenn das wäre! Wenn Du, ohne mich zu fragen, mich verkauft hätteſt! Ich könnte des Todes ſein, wenn das wahr wäre! Aber es iſt nicht wahr! Sprich, es iſt nicht.

Laß das jetzt! rief der Fürſt lächelnd; wir wollen ein anderes Mal davon ſprechen.

Die Prinzeſſin ſtürzte ſich an ſeinen Hals. Nun ſiehſt Du! rief ſie, ich hab es gleich geſagt, das iſt ein Scherz von Dir. Nun iſt alles gut.

Der Kurfürſt ſtand auf, und machte ſich bereit zu gehen. Die Aufregung, in der ſich ſeine Tochter befand, war ihm nicht lieb. Er hatte geglaubt, der Angriff, den er auf ſie beabſichtigt, würde ſie gefaßter und ruhiger finden. Es war ſeine einzige Tochter: in dieſem Augenblicke wurde es ihm ſchwer, ja faſt unmöglich, ihr den Abſchluß der Verhandlungen zu entdecken, die ihretwegen ſtattgefunden hatten. Er war ſogar zweifelhaft, ob er nicht den ganzen Plan aufgeben, die Geſandten mit abſchläglicher Antwort zurückſenden ſollte; auf der andern Seite war der Antrag zu ſchmeichelhaft. Die Ausſicht, mit Ludwig XIV. in Verbindung zu treten, der damals für alle Höfe als Ideal eines Herrſchers, wie er ſein ſollte, galt; die Ehre, einem Hofe anzugehören, wo die feinſte Sitte, der vornehmſte Adel, die ſchönſten Frauen regierten, hatte für einen Kurfürſten von der Pfalz etwas ſo Blendendes, daß er einen Moment darauf wieder feſt bei ſeinem Entſchluſſe beharrte; nur wollte er Jemand anders beauftragen, ihn der Prinzeſſin kund zu machen. Die Raugräfin entzog ſich einem Auftrage, dem ſie ſich nicht gewachſen fühlte, und der ihr, wie ſie fühlte, die Liebe und das Zutrauen des Mädchens auf immer entziehen könnte; ſo war denn Niemand da als die Frau v. Rothmannshauſen, die mit der Frau v. Hörling zuſammen, die Erziehung der Prinzeſſin geleitet hatte, und die ihr jetzt nach Heidelberg gefolgt war. Es war eine ſtille freundliche Frau, und von der Prinzeſſin aufrichtig geliebt.

Eine Stunde darauf, als der Kurfürſt gegangen, das Portrait jedoch auf dem Tiſche hatte liegen laſſen zeigte ſich die Frau von Rothmannshauſen am Eingange der Laube.

Die Prinzeſſin war in tiefe Gedanken verſunken, und merkte anfangs den Eintritt der ältlichen Dame nicht, die Frau Räthin näherte ſich ihr mit einem Briefe in der Hand.

Ach, ſeid Ihr da? liebe Frau; ſprach die Prinzeſſin.

Ich bringe ein Schreiben aus Hannover, ſagte die Räthin; es iſt von Frau von Hörling und einen Gruß der Frau Kurfürſtin ſchließt es ein.

Charlotte nahm den Brief, öffnete ihn und legte ihn dann bei Seite. Ich kann nicht leſen!

rief ſie, den Kopf wieder auf den Arm geſtützt; mein Auge iſt trübe, der Papa iſt hier geweſen und hat mir ſo wunderliche Dinge geſprochen. Es iſt eine traurige Zeit heutzutage. Junge Leute läßt man nicht jung und glücklich ſein!

Welch ein ſchöner Mann, rief die Räthin, das Portrait betrachtend.

Der Vater hat es hier liegen laſſen! ſagte die Prinzeſſin unmuthig und dem Weinen nahe. Geh, bringe es ihm zurück.

Weißt Du auch, wer es iſt, liebes Lottchen! fragte die Räthin in dem Tone vertraulicher Rede der ihr vergönnt war.

Mir gleich! entgegnete dieſe.

So rathe einmal! fuhr die ältliche Dame fort.

Ich kann es nicht. Es iſt ein Menſch, der ſich mir nähern will! rief die Prinzeſſin; ſchon das iſt genug, ihn mir zuwider zu machen.

O Jeſus! Wer wird denn gleich ſo ſein! Ich würde doch fragen, wer derjenige ſei, der mich zur Frau begehrt; bemerkte die Räthin tröſtend.

Nun, und wer iſt es?

Der Bruder des Königs von Frankreich.

Charlotte ſah auf, und lange Zeit mit ſtummem Staunen der Räthin in die Augen. Dann nahm ſie nochmals das Bild, betrachtete es und legte es dann wieder hin, indem ſie leiſe vor ſich hin ſagte: Sehr viel Ehre!

Das iſt es auch! triumphirte die Räthin. Kind, eine ſolche Heirath darnach lüſtert es ſo mancher Königstochter, ſo mancher Erzherzogin. Du wirſt in Paris einziehen! In Paris, denke Dir das! Du wirſt den großen König ſehen, den wir Alle bewundern! Er wird Dich als Schweſter empfangen. Kann man mehr Glück wünſchen und verlangen? O Kind, wenn Du da nicht mit beiden Händen zugreifſt, ſo machſt Du, daß ich alte Frau den Verſtand verliere. Kann eine irdiſche Glückſeligkeit wohl jemals höher getrieben werden! Kann Dein fürſtliches Haus wohl je auf eine Ehre rechnen, die dieſer ähnlich kommt? Von neuem kommen die Zeiten für uns, wo wir die Hand nach Königskronen ausſtrecken, von Neuem die Zeiten, wo der prachtvollſte Glanz ſich vor unſeren erſtaunten Blicken aufthut.

Die Prinzeſſin hörte dieſe Rede, indem ſie mit dem Kopfe ſchüttelte und vor ſich hin ſah.

Was ſoll ich ſagen, fuhr die alte Dame fort, ſoll ich noch ſagen, daß Dein Vater, daß ſeine fürſtliche Durchlaucht, der gnädigſte Herr Kurfürſt es will? Soll ich ſagen, daß Ihre Mutter, edles Fräulein, es ebenfalls will, daß Ihre hohen Verwandten, die gnädigſte Tante von Hannover und die Aebtiſſin von Herfort es ebenfalls wollen und daß endlich Eure treue Dienerin, die jetzt zu Euch ſpricht, nebſt Frau von Hörling nichts mehr wünſchen und verlangen, als unſere geliebte Fürſtin zu dem Range einer Tochter von Frankreich erhoben zu ſehen? Ach, iſt denn das Alles nicht genug, nicht übergenug, um Euer Herz zu dem Bunde zu neigen, welcher Euch vorgeſchlagen wird?

Die Prinzeſſin erhob ſich und ſagte mit feſter Stimme: Sagt, liebe Juliane, denen, die Euch zu mir geſendet haben, daß ich in dieſe Ehe nicht willige, daß ich nicht heirathen will und werde.

Sie ſtand auf und entfernte ſich, obgleich die Räthin ſich alle Mühe gab, ſie feſtzuhalten. Wie ſie durch den Garten ging, ſah ſie Georg am obern Ende eines Baumganges ſtehen und ſie mit liebenden Augen verfolgen. Lieber Vetter! ſagte ſie ſanft; ſeid getroſt, ich willige nicht ein. Man will mich zu einer Heirath zwingen, aber ich — ich will nicht.

Wieder entſchlüpfte ſie in ihr Kabinet, ſchloß hinter ſich ab und warf ſich auf ihr Ruhebette.

Folgen des Widerſpruches.

Am nächſten Morgen ſtand ein Wagen vor der Thüre. Herr von Stromberg, Obriſt der Garde, kam und meldete, daß er Befehl habe, ſie auf der Reiſe nach Caſſel, zu der Frau Mutter zu begleiten. Charlotte wollte ihren Vater ſprechen; er ließ ihr ſagen, daß er beſchäftigt ſei. So ſtieg ſie denn in die Kutſche; die Frau Räthin begleitete ſie. Auf der ganzen Reiſe ſprachen Beide kein Wort mit einander.

In Caſſel angelangt, führte ſie der Obriſt in den Pallaſt, den die von ihrem Manne getrennte Fürſtin bewohnte. Charlotte weinte bittere Thränen, als ſie das theure Antlitz ihrer Mutter wiederſah.

In Folge des Geſprächs brachte ſie die Kurfürſtin auf den Gegenſtand, wegen deſſen ſie ſich hier befand. Die Dame ſprach erfurchtsvoll von ihrem Gemahl; ſie hatte ihm den Fehltritt, den er begangen, und in Folge deſſen die Trennung dieſer Ehe ſtattgefunden nicht vergeſſen und nicht verziehen; allein ihr mütterlicher Sinn fand es für unſchicklich, in dieſem Augenblicke davon zu ſprechen, wo ein gemeinſchaftliches Intereſſe die beiden Ehegatten vereinigte. Liebe Tochter, ſagte ſie, es iſt im Werke, Dich eine gute Parthie machen zu laſſen, ich hoffe es von Dir, ja ich erwarte es, daß Du nichts dagegen einwenden wirſt. Dies ſagte Luiſe mit dem beſtimmten Tone, der ihr eigen war, und der den unbeugſamen Sinn dieſer vielgeprüften Frau verrieth.

Liebſte Frau Mutter, entgegnete Charlotte, ich kenne den Mann nicht, den man mir giebt.

Wer kennt je die Männer, die wir bekommen, entgegnete die Fürſtin. Immer iſt's Zufall, wenn ſie leidlich ſind. Man hat daher ſtets zu gehorchen.

Aber wenn ich mit ihm unglücklich werde?

So wirſt Du es! entgegnete die Fürſtin kalt und trocken.

Charlotte erſchrack. So hatte ſie die Mutter noch nie ſprechen gehört. Das ganze Leiden ihres

Hauſes kam ihr in den Sinn, und mit Thränen in den Augen ſprach ſie: Mutter! bedenkt was Ihr ſagt: Ein ganzes jammervolles, zertretenes, geſchändetes Leben!

Es iſt das Loos einer Fürſtin, entgegnete die Kurfürſtin in demſelben Tone.

Und ohne das Recht zu haben, ſich zu beklagen, ſich trennen zu dürfen! rief Charlotte.

Was haſt Du erreicht, wenn Du Dich von dem Manne, der Dich unglücklich macht, trennſt? Ich habe es gethan; ich lebe verlaſſen und unglücklich. Wenn mein Stolz nicht dagegen wäre, ich hätte längſt wieder den Platz an Deines Vaters Seite eingenommen; denn einer Frau giebt die Welt kein Recht; ſtets ſchlimm behandelt iſt ſie, ſtets ſchlimm gerichtet. Und was iſt Liebe? Was Einigkeit zwiſchen Ehegatten? Eine Seifenblaſe, die der Wind hinwegführt. Der Mann liebt ſtets neu, und ſetzt es durch den Gegenſtand ſeiner Liebe zu beſitzen; was nutzt da die Trauer der Frau? Sie iſt da um zu dulden, ſich zu fügen und zu reſigniren. Der Rang, das Anſehen muß Dich tröſten, das iſt die Vergoldung der Pille, die man uns zu ſchlucken giebt.

Charlotte lag an ihrer Mutter Halſe, und weinte.

Ich habe es mir ſo ſchön gedacht, die Hälfte meiner Tage wollte ich hier, bei Ew. Liebden zubringen! ſeufzte die Prinzeſſin.

Der Herr ſoll mich bewahren! rief die Kurfürſtin: ſelber verſtoßen, auch noch mein verſtoßenes Kind zur Seite! Nein, meine Tochter, das iſt ein unglücklicher Plan, dazu würde ich nie meine Zuſtimmung geben.

Ihr verlaßt mich, Mutter! Ach, wen hab ich zu dem ich mich rette! ſeufzte die arme Fürſtin, und hob die Hände gen Himmel.

Monſieur iſt ein liebenswürdiger Herr; man hört ihn überall loben, fuhr die Kurfürſtin fort. Er iſt großmüthig, gütig, er liebt und ehrt die Frauen; es iſt kein Grund vorhanden, daß er Dich nicht gut behandeln ſollte.

Kein Grund? rief Charlotte bleich; ſeine vorige Frau ſtarb vergiftet.

Das war die Schweſter Carl's II. Engländerinnen haben oft ſeltſame Launen; wer weiß, wie es mit der Geſchichte zuſammenhängt, bemerkte Luiſe.

Und dann ich? rief die Tochter, ich, mit einem deutſchen Herzen, mit einem deutſchen Sinne, mit meinem Glauben an Tugend und Rechtlichkeit! Wie habt Ihr mich erzogen? Habt Ihr auch wir unſere Waffen; leider waren dieſe nur die gewöhnlichen ſchwachen Prunk-Degen, wie die franzöſiſche Mode ſie damals eingeführt hatte, dennoch leiſteten ſie uns gute Dienſte. Georg that das Seinige und ſchlug mit einem derben Prügel tapfer auf ſeine Leute los, von denen bald drei entliefen, und zwei, hart getroffen, in unſerer Gewalt zurückblieben. Der Eine war ein Prinz von Barby, der Andere ein junger Pole; beide zwei ausgelaſſene Raufbolde und Wüſtlinge. Dadurch, daß Dupré ihnen die Masken abriß, erkannte ich ſie, denn ſie waren in die Livree ihrer eigenen Bedienten gehüllt.

Der Vorfall machte kein Aufſehen, denn ſämmtlichen Theilnehmern lag daran, ihn geheim zu halten; deſſen ungeachtet erfuhr ihn der Statthalter, ein erbitterter Feind der Reichsgräfin. Achill, der in der rechten Schulter eine gefährliche Wunde erhalten, wurde in meine Wohnung mich gewöhnt Lüge und Falſchheit um mich zu dulden, ſelbſt ſie zu üben, wenn es nöthig ſein ſollte? Nein, ich durfte ſtets wahr ſein; Ihr gabet mir ſelbſt das Beiſpiel, ich habe mich nie zu verſtellen nöthig gehabt, und nun ſoll ich in die Fremde hinaus, an einen Hof wo nichts als Verſtellung, Lüge und Falſchheit herrſcht! Neben einem Mann ſoll ich als ſein ehelich Gemahl ſtehen, der der Vergiftung ſeines Weibes angeklagt iſt! O Gott, heißt das nicht ſein Kind in den feurigen Ofen ſtecken! Kann man eine ärgere Strafe erſinnen um damit die leidende und gehorſame Unſchuld zu verfolgen? —

Du ſiehſt das Alles mit den Augen eines Kindes an, rief die Kurfürſtin, eines Kindes, das ſein Spielwerk verlangt, und da man es ihm nicht geben will, ungebärdig wird. Vieles von dem, was Du ſagteſt iſt noch nicht erwieſen. Daß der Herzog ſelbſt zur Vergiftung ſeines erſten Weibes beigetragen, wird von Perſonen geleugnet, die es wiſſen können. Alſo Muth gefaßt! übrigens haſt Du auch keinen Ausweg; Dein Vater will es, und er wird nie von ſeinem Willen abgehn; das glaube mir.

Charlotte ſank auf ihre Kniee zu Boden! Sie rang die Hände und rief auf's bitterſte weinend:

Himmel, ſo gieb mir denn Deinen Troſt, da die Menſchen mich verlaſſen.

Die Kurfürſtin ſah mit einem kalten Blick die Knieende an.

Eine Pauſe herrſchte.

So iſt das Euer letztes Wort; ſagte Charlotte, ſich erhebend; Ihr ſteht mir nicht bei, Mutter? Ich hatte es ſo ſehr gehofft.

In dieſer Angelegenheit nicht, mein Kind! entgegnete die Kurfürſtin.

Dieſer Ausgang des Geſprächs mit der Mutter hatte einen tiefen Eindruck auf das Herz der Tochter gemacht. Sie ſah ſich geopfert, dem Intereſſe der Eltern hingegeben; ein feſter Widerwille, ein eiſerner Trotz keimt in ihren Buſen. So ſei es! rief ſie bei ſich, ich bin nichts als ein Stück Möbel, das man für einen guten Preis dem Käufer überläßt. So will ich denn hingehn und heirathen — wen man will.

Nach dieſem Entſchluß war ſie ruhig.

Die Rückreiſe nach Heidelberg wurde raſch zurückgelegt.

Die Prinzeſſin ſtieg bleich und ſchweigend aus dem Wagen. Der Kurfürſt ſtand auf der Treppe ſie zu empfangen. Sie beugte ſich und berührte ſeine Hand mit einem Kuſſe. Hinter ihm ſtand

Frau von Degenfeld. Alle erwarteten, daß ſie etwas ſagen würde, doch ſie ſprach nichts. Sie begab ſich auf ihr Zimmer.

Der Kurfürſt hatte das Ende dieſer Reiſe mit Spannung abgewartet; er erfuhr nichts. Sollte er zu dem letzten Mittel, zu Zwang ſeine Zuflucht nehmen? Sollte er die Ungehorſame einſperren? Sollte er — doch nein! Zuerſt ſchickte er die Räthin ab, um ſich nach dem Reſultat der Reiſe zu erkundigen. Charlotte hörte die Abgeſandten an, und ſprach dann: ſaget Ew. Liebden, dem Herrn Kurfürſten, daß ich ſeine gehorſame Tochter bin, und daß ich thun werde, wie er es will.

Kaum war dieſe Antwort abgeſendet als der Kurfürſt bei ſeiner Tochter eintrat. Er überſchüttete ſie mit Liebkoſungen; er nannte ſie ſein liebes, ſein einziges Kind: Er ſprach von ihrem Gehorſam, ihrer Treue, ihren liebenswürdigen Tugenden. Charlotte ſagte weich und ſanft: Lieber Vater, wenn Ihr mich ſo liebtet, wie ich Euch liebe, hättet Ihr mich nicht zu dieſer Heirath gezwungen, in die ich nur aus purem Gehorſam willige. Damit wandte ſie ſich ab, und ſtand ſtill am Fenſter.

Der Kurfürſt erwiderte: Du wirſt mich einſt läugnen für das was ich für Dich gethan. Jetzt entſchließe Dich, und gieb den Herren Abgeſandten Deine Antwort; ſie wollen zurück nach Paris. Morgen iſt die Abſchiedsaudienz.

Und ſo geſchah es. Den andern Morgen war der Audienzſaal auf der alten Burg zu Heidelberg feſtlich geſchmückt; viele Gäſte aus der Stadt waren zugegen. Charlotte wurde hereingeführt von der princesse palatine, einer Verwandten des Kurfürſten. Sie begrüßte die Herren; der Marquis von Rohan trat auf ſie zu, und erinnerte ſie, daß ſie ihm ein Gegengeſchenk für ſeine Gabe ſchuldig ſei, und daß er erwarte es werde ein Gruß an Monſieur, den Bruder des Königs ſein.

Bringt der Hoheit dieſes Geſchenk! ſagte Charlotte und überreichte ihm ihr Bild, und dankt ihm für den Antrag, den er die Güte gehabt mir zu machen.

Wir eilen, dieſe erfreuliche Botſchaft Monſieur zu überbringen, der mit Ungeduld auf uns wartet.

Der Kurfürſt unterſtützte ſeine Tochter, als er merkte, daß ſie ſchwankte.

Der feierliche Akt ging ohne Störung vorüber! Am andern Tage waren die beiden Herren, nebſt ihrem Gefolge abgereiſt.

Die Verlobung.

Die Tage die jetzt folgten gingen in großem Jubel dahin. Die Kurfürſtin von Hannover kam zum Beſuch nach Heidelberg, die Aebtiſſin erſchien mit Gefolge, die Verwandten von väterlicher Seite, die Pfalzgrafen von Pfalz-Simmern; das alte Schloß konnte alle ſeine Gäſte nicht faſſen; der Haushalt war auf ein paar Zimmer im Parterre beſchränkt. Alle wünſchten Glück; alle ſprachen von der ſchönen und glänzenden Zukunft der Braut. Nur Einer war da, dem es ſchwer auf dem Herzen lag, der da meinte ſein Leben ſei jetzt zu Ende und es ſei Zeit ſich den Tod zu geben, das war der arme Georg. Er hatte ſich in eine kleine Kammer zurückgezogen, die hoch oben, faſt unter dem Dache lag, und von wo er die ſchönſte Ausſicht auf den Neckar und die alte Stadt Heidelberg hatte.

Gegen Abend, als Alles in der Burg durcheinander lief und man die Gäſte, die immer von Neuem zuſtrömten, bewillkommnete, klopfte es leiſe an die Thür des Zimmers.

Georg ſtand auf und öffnete. Wer ſtand da? die Prinzeſſin. Sie ſah freundlich und heiter aus, und grüßte ihren lieben Vetter auf das Beſte.

Kommt Ihr noch meiner zu ſpotten, ſchlimme Baas! rief er und drohte ihr.

Nicht böſe ſein! bat ſie; es iſt alles gut wie es gekommen. Ich gehe nach Frankreich, und Ihr — Ihr kommt mit. Ich habe mir bereits bei dem Vater dies ausgebeten.

Wie? ich nach Frankreich? fragte der Jüngling verwundert und erſtaunt.

Ja, nach Frankreich? rief ſie. Ich muß doch Jemand haben bei dem ich mich tröſte. Sie ſchlang ihren Arm um ihn, und ein Kuß, eben ſo offen und frei gegeben als damals im Forſte, brannte auf ſeinen Wangen.

Aber Lottchen! rief er befremdet.

Was iſts? entgegnete ſie; die Welt iſt einmal ſo! Was ſich gern hat, muß beiſammen bleiben und der ſteifen, albernen Welt eine Naſe drehn! Wir ſind einander gut! ſchön, ſo laßt uns zuſammen bleiben. Eine Stelle in dem großen Paris, wird es ſchon für Dich geben, da laß mich nur dafür ſorgen.

Wie wird es aber werden? fragte der zaghafte Jüngling.

Ei ſieh! entgegnete ſie; jetzt fehlt ihm der Muth! Nun ſoll ich ihm wohl in das Herz ſprechen! Pfui, ſchauet auf, Herr Vetter! —

Wird man es dulden, daß ich Euch begleite? fragte er von Neuem.

Man wird es nicht allein dulden, man wird es auch befehlen, alberner Junge! rief ſie, und ſchloß ihm mit der Hand den Mund. Nur ſtill ſein! ganz ſtill, oder ich werde böſe. Die Briefe an die Ordensgeiſtlichen ſind auch ſchon geſchrieben: Ihr ſeid frei.

Georg ſank auf's Knie, preßte die Hände der Prinzeſſin an ſeine Lippen und rief: Gott ſei Dank, daß Euch ſo viel Verſtand vom lieben Herrgott gegeben worden; mir wäre das nimmermehr eingefallen. Ja ſo geht es: wir bleiben zuſammen.

Ihr müßt Euch nun hübſch an meine weibliche Dienerſchaft halten, beſonders an die Rathmanshauſen, die Euch gern hat; denn Ihr werdet eine Art Stallmeiſter ſein und Eure Pflichten als ſolcher leiſten. Nun, ich werde es Euch nicht ſchwer machen. Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.

Danke, danke! theuerſte beſte Prinzeſſin! rief Georg. Ach Lottchen welch eine Welt iſt's, in der wir leben!

Hab ich überwunden, rief die Fürſtentochter ernſt, ſo kann es ein Anderer auch. Alle iſt Weinen und Traurigſein. Es ſoll nichts als Freude herrſchen! Hört Ihr? Jetzt muß ich wieder zur Geſellſchaft! —

Sie enteilte und gleich darauf war auch Georg in ſeinem beſten Anzuge unten im Saale, wo die Paukenſchläger und Pfeifer aufſpielten zu einem feierlichen und ſchönen Tanze.

Bei Tafel brachte man die Geſundheit der Braut aus, ſie dankte freundlich und führte ihren Becher, auf die Geſundheit ihres Herrn Vaters und ihrer Frau Mutter zum Munde. Dann kam die Geſundheit des Herrn Bräutigam's, und derjenige der in ſeinem Namen gegenwärtig war, erwiderte den Trinkſpruch auf's Beſte.

Am nächſten Tage kam die Geſandſchaft an, und brachte die Brautgeſchenke nebſt einem Schreiben des Prinzen. Auf den dritten Tag war die Abreiſe feſtgeſetzt. Es mußte noch Alles bis zu dieſer Friſt bereitet werden; es koſtete Zeit und Mühe, daß es zu Stande kam, ſowie es ſein ſollte. Jeder der Verwandten wollte ſich noch durch irgend ein freundliches Andenken bemerkbar machen, und Geſchenke wurden auf Geſchenke gehäuft, ſo daß die Wagen es kaum faſſen konnten. Der Kurfürſt war in der beſten Laune der Welt; er ging überall ſelbſt herum, ſah nach Allem und ſagte Jedem eine Freundlichkeit, beſonders war er mit ſeiner Tochter zufrieden, der er nicht oft genug davon Beweiſe geben konnte.

Die Kurfürſtin von Hannover war die Erſte, die Abſchied nahm; es drängte ſie nach Hauſe wo ebenfalls eine Vermählung ihrer wartete, die ihres Sohnes mit der Prinzeſſin von Celle. Frau von Hörling nahm auf das Rührendſte Abſchied von ihrem einſtigen Zögling; ſie gab der Räthin, die mit nach Paris ging, die beſten Rathſchläge und Lehren mit, und beide Frauen trennten ſich, indem ſie ſich zu ſchreiben verſprachen.

Der Kurfürſt wollte ſeine Tochter noch eine Weile geleiten; es wurden die Wagen beſtellt, und Alles auf's Beſte eingerichtet. Viele Bürger von Heidelberg, die vornehmen Herrn vom Lande kamen um der Tochter ihres Fürſtenhauſes das Geleit zu geben. Es gab einen langen Zug. Charlotte grüßte auf's Freundlichſte, und der Kurfürſt dankte für die ehrerbietige Geleitſchaft. So brach an einem ſchönen Morgen der feſtliche Zug mit der jungen Braut auf; die Glocken läuteten und den ganzen Weg auf der Straße nach Weinheim, waren Guirlanden mit Blumen und ſchönen Kennzeichen von Feſtlichkeiten errichtet.

Im Herzen Charlotten's war, trotz der Freude auf ihrem Antlitz, Kummer und Noth die Menge. Sie wollte gar nicht daran denken was der nächſte Tag bringen würde. Sie blickte auf Georg, und freute ſich, daß ihn keine Sorge zu beläſtigen ſchien: er lenkte ſeinen feurigen Blick auf ſie, und tummelte ſein Roß das lebhaft und freudig ſeine Sprünge machte.

gebracht und auf's beſte verbunden und verpflegt. Frau von Coſel, der man geſagt hatte, er ſei ermordet, fiel von einer Ohnmacht in die andere, und erſt, als ſie die genaueſte Nachricht von ſeiner Lage erhalten, kehrte ſie ins Leben zurück. Die allernächſte Folge dieſes Abenteuers war für mich eine glänzende Aufhebung der Achterklärung und die vollſtändigſte Gunſt. Als bald darauf der König wieder erſchien, ging die Sonne meines Glücks zur Verwunderung des Hofes glanzvoll auf. Ich machte zum erſten Male die Erfahrung, wie wandelbar und verächtlich das käufliche Ding iſt, das wir öffentliche Meinung nennen. Meine Tugenden und Vorzüge, wie ich ſie täglich nennen und herzählen hörte, erſchienen mir ſo lächerlich, daß ich nahe daran war, eine Schmeichelei der Art mit einer Ausforderung zu vergelten. Jetzt, wo ich mich von „Freunden“ umgeben ſah, fühlte ich, daß ich keinen hatte, und mehr als jemals wurde mir der

Die Religionsänderung in Metz.

An der Grenze ſeines Landes nahm der Kurfürſt Abſchied von ſeiner Tochter. Er war ſehr bewegt, was für ſeinen Charakter eine auffallende Erſcheinung war, da er ſeiner Umgebung ſtets ein gleiches Antlitz zu zeigen pflegte.

Die Prinzeſſin an der Spitze ihres Gefolges hatte bereits den Fuß über die Grenze geſetzt, als ſie von ihrem Vater zurückgerufen wurde. Er ſtand und erwartete ſie. Indem er die Volksmenge, die den Platz umgab, zu vermeiden trachtete, führte er ſein Kind in die Nähe einer kleinen Pächterwohnung, in deſſen untere Stube er mit ihr trat; hier, wo Niemand zugegen war als der Prinzeſſin ſtete Begleiterin, die Frau von Rathmansbauſen, ergriff der Kurfürſt die Hand ſeiner Tochter und ſagte zu ihr mit bewegter Stimme: Liebes Kind, ich will Dir jetzt einige Abſchiedsworte ſagen, und zugleich ein paar väterliche Erinnerungen beifügen.

Die Prinzeſſin ſchwankte als ſie dieſe Worte hörte, und ſie, die während der ganzen Reiſe ſchon ſehr bewegten Gemüthes geweſen war, verlor hier ſo ſehr ihre Faſſung, daß ſie ſich auf die Schulter ihres Vaters ſtützte und die Augen, mit ſchmerzlichen Thränen erfüllt, zu Boden ſchlug.

Meine Tochter, fuhr der Kurfürſt fort, Du kommſt jetzt in ein fremdes Land, vergiß Dein Vaterland nicht! Bleibe treu deſſen Sitte, handle offen und wahr gegen Jedermann und gehe in keine Sache ein, die wider Gott, Dein Gewiſſen und die deutſche treue Geſinnung geht. Dabei ſei klug, und miſche Dich nicht in die verwickelten Händel des Landes und des Hofes. Suche Dir Freunde zu erwerben, aber nicht auf Koſten Deiner Wahrheitsliebe. Erwachſen Dir aus Deiner Geſinnung Feinde, ſo ſuche ſie von der Aufrichtigkeit Deiner Grundſätze zu überzeugen, gelingt Dir dies nicht, ſo gehe Deinen Weg fürder, ohne zu ſorgen, was dieſe Menſchen gegen Dich unternehmen, denn ihr Thun und Treiben iſt alsdann nicht Deine

Sache, ſondern Gottes. Denn wir können gegen Feinde und Widerſacher, die uns der Himmel als Prüfung auf unſern Weg ſtellt, nichts ausrichten. Suche Dir das Wohlwollen des Königs zu erwerben, aber nicht durch Schmeichelkünſte, in denen Du wohl ſchwerlich wirſt mit den Franzöſinnen wetteifern können, ſondern durch Wahrheit, Offenheit und Treue, damit er Deine Stütze ſei im Fall Dein Gemahl und Herr Dir abhold wäre. Vor allen Dingen geh' aber darauf aus, Dir deſſen Wohlwollen zu erwerben, denn wenn zwei Eheleute einig mit einander leben, ſo iſt der Dritte nicht nöthig. Zähle in keiner Deiner Angelegenheiten auf mich; ich kann Dir in keiner Sache von Nutzen ſein, denn mein Wille iſt, daß Du in Paris beſtehſt, und daß Du mir dort von Nutzen ſeieſt, wenn es deſſen bedarf. Ich bin ein kleiner Fürſt, und nach mir und meiner Willensmeinung wird Niemand fragen; wohl kann ich aber in den Fall kommen, die hohe Verwandtſchaft in Frankreich in Anſpruch zu nehmen. Alſo ſei klug, vorſichtig und überlegt. Lebe wohl, meine Tochter, und ſei glücklich!

Die Prinzeſſin weinte an dem Halſe ihres Vaters: Ach, mein theurer Vater, rief ſie einmal über's andere, wie ſchwer wird mir dieſer Gang, den Du mich thun läßt.

Es muß ſo ſein! erwiderte er.

Ich kenne dort Niemanden, wer wird dort meine Stütze ſein? rief die Prinzeſſin, von Neuem in Thränen gebadet.

Deſſen bedarfſt Du nicht, ſagte der Kurfürſt. Für's Erſte zeige Dich was Du biſt und wie Du zu leben gewohnt biſt; ſpäter nimmſt Du von den fremden Rathſchlägen das an, was Dir gut und dienlich ſcheint. Das Uebrige überlaß Gott! Sei eine gehorſame Tochter, mein Kind. Wir Fürſten ſind gemacht uns dem Schickſal, das über uns widerſtandslos gebietet, zu fügen.

O Gott! Gott! ſeufzte die Prinzeſſin.

Der Kurfürſt wandte ſich zum Gehen.

Die Prinzeſſin eilte ihm nach, und rief: Aber ſchreiben darf ich doch Ew. Liebden?

Nein! entgegnete der Fürſt. Richte Deine Briefe an Deine Mutter oder an die Raugräfin. Ich habe keine Zeit Deine Schreiben zu beantworten. Ich liebe überhaupt nicht, wenn Weiber ſchreiben. Jetzt leb wohl, und nimm meinen Segen! —

Er legte einen Augenblick ſeine Hand auf ihr Haupt, ſie küßte ihm mit Inbrunſt beide Hände, und Beide ſchritten zur Thür hinaus. Der Kurfürſt ſchwang ſich auf ſein Pferd, wandte es heimwärts und trabte fort. Seine Cavaliere folgten ihm. Die Prinzeſſin ſtand noch lange und ſah, mit vor die Augen gehaltener Hand, dem Vater nach, dann wandte ſie ſich zu der Räthin und ſagte unter Thränen: Den ſehe ich niemals wieder! —

Das Gefolge wartete. Als die Fürſtin ſich wieder dem Zuge näherte, ſtand der Marquis von Rohan, an ihrer Kutſchenthüre, um ihr hineinzuhelfen. Als ſie ſich auf ſeinen Arm ſtützte flüſterte er ihr zu: Es wird Alles gut gehn! Man muß die Hoffnung nicht verlieren! Charlotte drückte ihm die Hand, und wandte ihm einen freundlichen Blick zu.

Wir müſſen eilen! rief die Princesse palatine, die im Wagen gewartet hatt; die Sonne neigt ſich ſchon zum Niedergange.

Als die Grenze Frankreichs überſchritten war, ſank Charlotte in die Polſter des Wagens zurück. Jetzt iſt's geſchehen! rief ſie; Gott laß mich nur den Heimweg finden.

Die Prinzeſſin zog ein Geſicht, als wollte ſie ſagen: Ich ſollte nur an Deiner Stelle ſein, unvernünftiges Mädchen, wie ganz anders würde ich handeln.

Ein Weib ging des Weges, die Blumen im Korbe trug; Charlotte rief ſie an. Sie ergriff durch das Kutſchenfenſter den Blumenſtrauß und warf ihr ein Stück Geld hin. Kommt; kommt, meine lieben pfälziſchen Blumen; wir wollen mit einander welken! —

Georg kam an den Wagenſchlag, und frug nach Befehlen. Charlotte ſchüttelte mit dem Kopfe. Die Thränen ſtanden ihr zu nahe, ſie konnte und wollte nichts ſagen. Georg wandte ſich ab, und ritt raſch fort. —

Dieſes waren jedoch die letzten Zeichen ihres tief verwundeten Innern, die die Prinzeſſin merken ließ; von jetzt an nahm ſie ſich männlich zuſammen, und ging den ihr vorgeſchriebenen Weg feſt und ſicher weiter.

In Metz empfingen ſie die franzöſiſchen Behorden, und geleiteten ſie zu dem Pallaſte des Erzbiſchofs, der ihr auf der Treppe entgegenkam, um ſie in die für ſie beſtimmten Gemächer zu führen. Hier wurde die Reiſe auf einige Zeit unterbrochen, die man für nöthig erachtete, um die Wichtigkeit des Schrittes zu überlegen, den die Fürſtentochter zu thun ſich entſchloſſen hatte. Es galt nämlich die katholiſche Religion anzunehmen ohne welche es keiner Fürſtin erlaubt war den Thron von Frankreich einzunehmen, wie viel weniger eine Stellung neben ihm. Charlotte wußte das. Mit ihrem guten Catechismus von Martin Luther in der Taſche, mit dem dazu gehörigen Geſangbuche, von dem ſie viel auswendig wußte, glaubte ſie allen Einflüſſen der Katholiken trotzen zu können, beſonders da ihr das Ganze nur wie eine Art Schauſpiel vorkam, gehörig zu ihrer Stellung.

Während ihr Gefolge, die Princesse palatine an der Spitze, ſich die Sehenswürdigkeiten von Metz anſah, und die Ehren empfing, die eigentlich ihr zugedacht waren, befand ſich Charlotte in den Gemächern des erzbiſchöflichen Palaſtes, der religiöſen Betrachtung hingegeben. Religion, das heißt die öffentliche, auf ein beſtimmtes Bekenntniß begründete, war nie ihre Sache; ſie beſaß die einfachen Wahrheiten, die den Grund geben zu einem ehrlichen, offenen und rechtlichen Leben, und die ſich in wenige Sätze zuſammenfaſſen laſſen, was darüber ging, in proteſtantiſcher wie in katholiſcher Weiſe, hielt ſie für ein beſonderes Eigenthum der Prieſter, womit dieſe ſich ihre Exiſtenz und ihren Lebenszweck gründeten, und dadurch bekanntlich Händel und Streitigkeiten in die Welt führten, die das Ganze der chriſtlichen Lehre befleckten, ohne im Stande zu ſein, dem Glanze derſelben irgend etwas beizufügen. Es war ihr demnach ſo ziemlich gleichgültig, ob ſie zu dieſer oder jener Confeſſion zählte, ihre Religion im Herzen konnte ſie des äußern Beifalls und der Zuſtimmung ganz wohl entbehren.

Als die Zeit der Abſperrung für ſie beendet war, wurden ihr drei Biſchöfe vorgeſtellt, die ſie in den Pflichten des Glaubens unterweiſen ſollten. Alle drei waren von einander ſehr verſchieden. Der Eine, ein Weltman, näherte ſich ihr unter den Formen der Geſellſchaft, brachte die Religion wenig oder gar nicht in Betracht, und legte, ehe er ſchied, der Prinzeſſin ein Glaubensbekenntniß vor, das im Allgemeinen die Grundzüge der apoſtoliſchen Lehre des heiligen Stuhls enthielt. Die Prinzeſſin nahm das Blatt aus ſeiner Hand und gab ihm ſtatt deſſen, eins das ſie mit dem Bekenntniſſe des Lutherthums, ebenſo oberflächlich angefüllt hatte, dem ſie entſagte. Damit war die Bekehrung vollendet. Die beiden anderen, auf das Zeugniß der Prinzeſſin fußend, gingen nunmehr auf die innere Wahrheit der Weltreligion des Katholicismus über und ſagten bei dieſer Gelegenheit Vieles was Charlotten, bei ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Triebe im Felde des Geiſtes zu forſchen, Gelegenheit gab nachzudenken, und ſich manches für die Folgezeit zu merken. Die Klugheit der Jeſuiten ſpielte eine große Rolle. Es wurde ihr mit halben Worten geſagt, daß den Fürſten ſo ziemlich Alles erlaubt ſei, was für den Unterthan eine Sünde ſei und bleibe, nur Eins nicht — ſich dem Einfluß der Väter zu entziehn. Dies empörte den offenen freien Sinn des Beichtkindes; ſie wußte es ſchon ſeitdem ſie in Hannover dem Geſpräch der geiſtreichen Tante zugehorcht, ſie fand jedoch nicht für nöthig hierüber irgend eine beſondere Meinung auszuſprechen, und der Biſchof war von ihrer Fügſamkeit, oder wie er es bei ſich nannte, ihrem lenkſamen Indifferentismus, völlig befriedigt. Der dritte Bekehrer brachte nebſt dieſem jeſuitiſchen Beiſatz auch noch ein mönchiſches Element in's Spiel, dem zufolge es ihm wünſchenswerth erſchien, daß die Prinzeſſin, wenn ſie dieſe Ehe geknüpft hätte, ſie alsbald wieder trennen laſſen möchte um in der Stille der Clauſur Klöſter und fromme Stiftungen zu bedenken. Charlotte dankte dem alten Manne für ſeinen guten Rath, gab ihm jedoch zu bedenken, daß die Schließung einer Ehe eine zu wichtige Sache ſei, um ſie ſofort wieder anderen Zwecken aufzuopfern. Freilich! ſagte der Biſchof mit Salbung, iſt die Ehe ein Sakrament, mit dem ſich nicht ſpielen läßt, und das völlig unlösbar iſt, doch giebt es Mittel zwangvollen Verhältniſſen zu entgehen, um Gott zu dienen.

Der Tag der Aufnahme war erſchienen. In die Hände des Erzbiſchofs legte die Prinzeſſin ihr neues Glaubensbekenntniß nieder. Die Kirche war gedrängt voll Menſchen. In den Augen Vieler ſah ſie eine Freude leuchten, die ihr unbegreiflich ſchien: für ſie war dieſes der erſte Schritt in läſtigen ceremoniellen Pflichten, auf dem Wege, den ſie ſich zu gehn entſchloſſen.

Am Abend dieſes Tages erquickte ſie ihren lieben Vetter Georg und die Rathmannshauſen mit dem alten Lutherſchen Spruche:

Soll's ja ſo ſein,
Daß Straf und Pein
Auf Sünden folgen müſſen;
So fahre fort:
Und ſchone dort,
Und laß mich hier wohl büßen.

Gedanke an den verlornen Dionys quälend und beunruhigend.

Dazu kam noch ein ſonderbarer Umſtand. Georg hatte mir erzählt, daß er öfters am ſpäten Abend einen einſamen Spaziergänger bemerkt habe, der unter meinen Fenſtern ſtille ſtünde, und, wenn er oben Licht gewahre, minutenlang unverwandt hinaufblicke. Dieſe Erſcheinung hatte ſich in der letzten Zeit faſt regelmäßig wiederholt. Der Fremde wußte, wie es ſchien, ſehr genau um meine Gänge, denn er kam an ſolchen Abenden nicht, wo ich in Geſellſchaft war oder ſelbſt welche hatte. Nur wenn ich allein am Fenſter ſitzend ſchrieb oder las, konnte ich ſicher darauf zählen, an den gegenüber liegenden Häuſern jene dunkle Geſtalt ſich bewegen zu ſehen, auf die Georg mich aufmerkſam gemacht. Alle Verſuche, mit ihr ſelbſt zuſammen zu treffen, blieben fruchtlos. Sie verſchwand, wie ein wahrer Nachtſchatten, wenn ich auf ſie zuging oder ihr den

Ankunft in St. Germain.

Auf dem ganzen Wege waren Neugierige vertheilt, die das Gerücht herbeigerufen hatte, daß eine deutſche Prinzeſſin käme, um ſich mit Monſieur, dem Bruder des Königs, zu vermählen. Man war neugierig ſie zu ſehn. Charlotte, die das wußte, aber keine Luſt hatte den neugierigen Blicken Stand zu halten, hatte ſich in die Tiefe der Kutſche zurückgezogen und überließ den ihr zukommenden Platz der Prinzeß palatine, die ihn mit allem Stolz und aller Würde einer königlichen Braut ausfüllte; manchmal aber doch etwas zu hören bekam, was ihr nicht ganz wohl behagte.

Ei, man ſehe; rief eine alte Frau ziemlich nah an der Kutſche, wie dieſe Prinzeſſin alt iſt! Dieſe ſoll noch nicht zwanzig Jahr ſein? Nimmermehr! ſie iſt über Vierzig.

Die Unglückliche! rief eine heiſere Stimme ganz in der Nähe, da geht ſie hin, und was wird ihr Loos ſein? Ach, der Giftbecher! Es iſt kein Glück für die deutſchen Fürſtentöchter auf dem Boden Frankreichs.

Teufel, wie ſie alt iſt! rief ein junger Burſche, faſt unwillig und beleidigt, und bewirkte dadurch, das zeitweiſe Verſchwinden der Dame vom Kutſchenfenſter.

Charlotte bog ſich in ihrer Ecke zuſammen, um das Lachen zu verbeißen.

Haſt Du bemerkt, rief ein junges Mädchen ihrer Gefährtin zu; es iſt noch Eine bei ihr; ein junges Ding; ſie liegt in der Tiefe des Wagens, ob die wohl die deutſche Kammerjungfer iſt? Wenn ich in des Prinzen Stelle wäre, ich ſchickte beide zurück nach Hauſe.

Die Bemerkungen wurden immer leiſer und immer weniger, je näher die Kutſche und ihre Umgebung der Stadt kam, zuletzt hörten ſie gänzlich auf, und machte den Beifallsrufen Platz, die von allen Seiten erſchollen.

Das iſt Frankreichs Erde! rief die Prinzeß palatine, begeiſtert! Himmel wie glücklich ſind alle dieſe Menſchen! Wie ſelig muß es ſein unter ihnen zu leben, und hier zu ſterben! O glückliche Couſine! Womit haben Sie all dieſen Schimmer, dieſen Glanz verdient?

Mit nichts! entgegnete dieſe trocken; und Gott weiß es, ich würde ihm herzlich danken, wenn der Wagen umkehrte und ich mein geliebtes Heidelberg wieder ſähe.

Dieſes Neſt! rief die Prinzeß verächtlich. O nein, ſprechen wir in dieſem Augenblick nicht von jenen Armſeligkeiten.

Der Wagen fuhr in das Pallaſtthor von St. Germain ein. Da ſind wir! ſchrie die Prinzeß mit Entzücken.

Da ſind wir, ſeufzte die arme Charlotte.

Hier wird die Vermählung gefeiert, bemerkte die Prinzeſſin weiter, und von hier werden wir nach Verſailles gehn. Da iſt der Oberkammerherr des Prinzen, er wird uns in unſere Gemächer führen. Der einfältige Georg, was er ſich nur einbildet, als könnte er hier nur irgend etwas vorſtellen! Er iſt überall; allen Leuten rennt er in den Weg.

Mein guter Georg! ſprach die Prinzeſſin leiſe.

Die Prinzeſſin ſtieg an der Hand des Oberkammerherrn aus. Georg ſchob ſich zwiſchen indem er rief: Excellenz verzeihen: dort iſt die Prinzeſſin Braut!

Der Mann ließ die Hand der Dame los, und griff nach der Charlotten's. Die Prinzeſſin warf dem Jünglinge einen wüthenden Blick zu.

Jetzt war der Moment gekommen, wo beide Verlobte ſich von Angeſicht zu Angeſicht ſehen ſollten. Beide hatten die betreffenden Portraits bei ſich. Nach der Sitte der damaligen Zeit ſollte das Zuſammentreffen in die Form eines Spiels eingekleidet werden, das der Prinz angab, und das „l'attraction joyeuse“ genannt wurde. Es beſtand darin, daß dreißig Herrn aus der Umgebung des Prinzen, mit dreißig Damen aus der Nähe der Prinzeſſin ſich in zwei Abtheilungen theilten und auf folgende Weiſe gegen einander tanzten oder ſpielten. Der Saal war in eine Art Wäldchen verwandelt mit zwei Taxuswänden von der Höhe, daß ſie einen Menſchen verdeckten. Der Kreis der Herren, die ſich einander an der Hand gefaßt hatten, befand ſich hinter der Taxuswand, die Damen waren, ebenfalls zu einem Kreiſe geſchloſſen, vor derſelben. In der Wand befand ſich eine Thür, oder ein Eingang, gerade ſo groß, daß eine Perſon davor ſichtbar wurde. Jetzt begann ein Lied, nach einer einfachen Melodie, in welches ſämmtliche Herren und Damen einſtimmten, und das daher einen hübſchen Effekt hervorbrachte. Die Kreiſe fingen ſich nun an zu drehen aber ein jeder nach der entgegengeſetzten Richtung. Erſchien nun ein Herr an der Oeffnung, ſo wurde er von der Dame, die ihm gerade gegenüber ſtand mit den Worten begrüßt: Er iſt ſchön; aber er iſt nicht der ſchönſte! Darauf bewegten ſich wieder die Kreiſe bis der zweite Herr an die Reihe kam, dem die zweite Dame gegenüber ſtand, wobei die Dame denſelben Spruch ausſprach, worauf mit Lachen und Scherzen die Kreiſe ſich wieder in Bewegung ſetzten. Es war dieſes urſprünglich ein alter Hochzeitsſcherz aus der Normandie; damals war er in Paris Mode geworden, und der fröhliche Charakter des Prinzen, der ein Vergnügen daran fand alte Gebräuche, wenn ſie ihm zuſagten, wieder aufzufriſchen, hatte ſich dieſen ausgeſucht, um dadurch ſein Zuſammentreffen mit der ihm Beſtimmten zu feiern. Zuſätze, die urſprünglich zu dieſem alten Tanze gehörten, aber etwas bäuriſch anſtößiger Natur waren, hatte man weggelaſſen. Das Lied war von dem Prinzen ſelbſt componirt, und der alten Weiſe beſtmöglichſt angepaßt. Der letzte der Herrn war der Prinz, die letzte der Damen die Prinzeſſin, hatte alſo dreißig Mal der Spruch ſich wiederholt, ſo erſchien am einunddreißigſten Male der Prinz ſelbſt vor der Oeffnung und wurde von der Prinzeſſin mit dem Spruche begrüßt: Dies iſt der ſchönſte! Worauf der Prinz niederkniete und ausrief: Hier iſt die Schönſte der Schönen. Beide begrüßten ſich auf das Zierlichſte, und jetzt wurde bunte Menge gemacht; Jeder Kavalier wählte ſich ſeine Dame, die Muſik ging in eine lebhafte Weiſe über und der Prinz mit der Prinzeſſin an der Spitze, führte den ihnen nachfolgenden Zug durch alle Gänge des Lokals, wobei gelacht und geſcherzt wurde, und der Saal ſich nach und nach mit Zuſchauern füllte, die dem Prinzen und der Prinzeſſin ihre Glückwünſche darbrachten.

Dieſes kleine ländliche Vergnügen ſollte über das Läſtige der förmlichen Zuſammenkunft hinwegleiten, und die beiden Verlobten ſogleich in ein freundſchaftliches vertrauliches Verhältniß bringen. Dies geſchah auch: was Beide übereinander dachten blieb verſteckt, und ward erſt ſpäter laut gegen ihre beiderſeitigen Vertrauten.

Am andern Tage gingen die Vermählungsfeierlichkeiten vor ſich. Sie wurden nach aller Form abgehalten. Die Neuvermählten wurden vom König begrüßt, der mit ſeinem Dauphin, einem Knaben von zehn Jahren erſchienen war, um ſeine Glückwünſche abzuſtatten und Madame, welchen Titel ſie jetzt führte, der Konigin vorzuſtellen.

Von St. Germain fuhren die Kutſchen nach Verſailles.

Wir wollen es verſuchen den Eindruck widerzugeben den die Prinzeſſin beim Prinzen, ihrem Gemahl und am Hofe machte; alsdann wollen wir den berühren, den ſie empfing und demzufolge die Aeußerlichkeiten und die Geſtalten dieſes bewunderten Hofes, ſowie ſie auf das offene natürliche Weſen Eliſabeth Charlottens bei ihrem erſten Erſcheinen wirkten.

Erſte Eindrücke.

Der Prinz Philipp von Bourbon, Herzog von Orleans, befand ſich in ſeinem Kabinet, im Begriff, ſich feſtlich anzukleiden, um an den Hof zu gehen. Dies war die Stunde, wo er mit ſeinen Lieblingen frei verkehrte, und ein Paar derſelben Lorraine und Lancret befanden ſich im Kabinet und verrichteten beim Anziehen Kammerdienerdienſte.

Der Herzog, der eine Halbweſte von einem modiſchen Stoffe anprobirt hatte, zog ſie unwillig aus, warf ſie hin und rief ärgerlich: Soll mir denn nichts mehr paſſen? Bin ich etwa alt geworden? Will mir Luclot damit andeuten, daß die Halbweſten für mich nicht mehr ſind? Weshalb bekomme ich immer dieſelbe elende Arbeit?

Gnädigſter Herr, ſie müſſen Luclot den Abſchied geben; bemerkte Lancret.

Und wen nehmen? fragte der Prinz. Er iſt der Einzige, der Kleider zu machen verſteht, Lulu bei wem läßt Du arbeiten?

Lorraine, der mit vertraulichem Namen Lulu genannt wurde, kehrte ſich zum Prinzen um und erwiderte: Colliot, gnädiger Herr.

Hm, die Beſtie! murmelte der Prinz, wenn er nicht gerade gefangen ſitzt, will ich es mit ihm verſuchen. Haſt Du den Marquis zu mir gerufen. Lulu? —

Da kommt er eben.

Der Marquis von Rohan trat ein und machte die übliche Verbeugung. Der Prinz ging mit Lachen auf ihn zu. Ach, Du Närrchen, rief er indem er den Marquis an ſeinem Knebelbart zupfte, was haſt Du gemacht? He? Was haſt Du mir gebracht? Welch eine Kaſtanie haſt Du mir da aus der Aſche gezupft? Wie? Warſt Du es nicht, der mir ſagte, die Prinzeſſin hätte ein niedliches Geſicht?

Gewiß, gnädiger Herr, — erwiderte der Gefragte.

O ſeht doch! ein niedliches Geſicht! ſchrie der Prinz indem er die Wange aufblies, und zu ſeiner

Umgebung eine Grimaſſe ſchnitt! Das nennt der Herr ein niedliches Geſicht! Ei, mein Freund, ich möchte wiſſen, wie bei Dir häßliche Weiber ausſehn?

Die beiden Favoriten lachten, und der Marquis erwiderte nicht ohne Anflug von Empfindlichkeit: Gnädiger Herr, als ich von dem niedlichen Geſichte der Prinzeſſin von der Pfalz ſprach war ſie vier Jahr alt; jetzt iſt ſie neunzehn. Das iſt ein Zeitraum, in welchem das hübſcheſte Geſicht Zeit hat ſich zu verändern.

Da haſt Du Recht, und gerade dieſes Geſicht hat ſeine Zeit gut benutzt. Wahrlich ich wußte nicht was ich ſagen ſollte, als ich dieſes deutſche Schätzchen zum erſten Mal erblickte, und nicht ohne Lachen konnte ich meine Worte: Das iſt die ſchönſte der Schönen! beim Spiel ausſprechen.

Es iſt wahr, Ew. königliche Hoheit, machten ein ſo ſpaßhaftes Geſicht, daß uns Alle das Lachen ankam! Dies ſagte Lauret und lachte dabei aus vollem Halſe; Lorraine ſtand abgewendet und bemühte ſich mit der abgelegten Weſte. Dem Prinzen fiel das Stummſein auf, und er fragte ob Lulu vielleicht anderer Meinung, wie gewöhnlich, ſei.

Der junge Mann, der bildhübſch und kaum ſiebzehn Jahre zählte, fand für nöthig, hier eine ſeiner Launen zur Geltung zu bringen. Ohne ſich

Weg zu vertreten ſuchte. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an dieſes myſteriöſe Spiel und gab mir weiter keine Mühe, es zu enträthſeln, bis es mir wieder mit Folgendem in Erinnerung gebracht wurde.

Da der nur langſam geneſende Achill an hypochondriſchen Launen litt, verſammelte ich, um ihn zu zerſtreuen, öfters eine luſtige Geſellſchaft um ſein Bette. Wir zechten, ſangen Lieder, declamirten pathetiſche Gedichte, ſpielten Comödie; mit einem Worte: ſiebzehn bis zwanzig lebensfrohe Geſellen ergaben ſich dem lärmenden Frohſinn der Jugend. Niemals jedoch nahm unſre Verſammlung den Charakter ausſchweifender Orgien an, wie ſie faſt allnächtlich um uns her faſt in jedem Hauſe gefeiert wurden. An einem Abend hatten wir es toller als jemals getrieben. Als ich die luſtigen Cameraden nach Hauſe geſchickt und mich gegen Morgen zur Ruhe begeben wollte, erſchien Georg zitternd und bleich daher aus ſeiner Stellung, die halb abgewendet vom Prinzen war, zu bemühn, erwiderte er: Ganz Recht, wenn einer lacht, lachen die Andern, ich aber lache nicht.

Und weshalb nicht? fragte der Herzog indem er den Jüngling zwang ſich umzuwenden, und ihm gerade gegenüber zu ſtehen.

Weil ich das Mädchen hübſch finde.

Ei, beim heiligen Denys! Das iſt etwas Anderes! rief der Prinz; Lulu findet ſie hübſch, da muß ſie es alſo wohl ſein. Nun erkläre Dich näher; worin beſteht ihre Schönheit?

In der Unähnlichkeit mit Ihnen, gnädiger Herr! erwiderte der Liebling kurz.

Die beiden Herrn erſchracken, ſie lauſchten auf die Mienen des Herzogs; der jedoch unbekümmert ſagte. Ein Mann ſieht nicht wie ein Weib aus, damit iſt nichts geſagt.

Es giebt Männer, die wie Weiber ausſehen, und gegen ein ſolches iſt die Frau Pfalzgräfin eine Schönheit! rief Lorraine. Hiermit hatte er das Maß deſſen, was er glaubte ſagen zu dürfen, erſchöpft, und zog ſich alſo wohl weislich aus dem Spiele, indem er ſich zur Thüre wandte, und bei einer drohenden Bewegung des Herzogs, daraus entſchlüpfte.

Der Herzog drohte mit der Fauſt, indem er vor ſich hin murmelte: Gut, daß Du gehſt! — Welcher Hohn, mich ein Weib zu nennen! Und wäre ich's, ich würde ein ſehr ſchönes, ein ſehr gefährliches, ein höchſt kokettes Weib ſein. Doch wieder auf die Dame aus Deutſchland zu kommen. Du ſagſt alſo Arthus, daß ſie Zeiten hat, wo ſie beſſer ausſieht? Wir wollen es hoffen, und den üblen Eindruck, den ſie auf mich gemacht hat, auf das Eſchauffement der Reiſe ſchieben. Aber welche Taille? Die Hüften ſind ihr bis auf die Ferſen hinabgeſunken! Das iſt etwas was ich nicht liebe! Meine erſte Frau war ganz anders! Wie eine Sylphide gewachſen; aber freilich, ſie hatte dafür wieder Untugenden, die alle hübſchen Weiber haben, und die dieſe wahrſcheinlich nicht haben wird. Meiner Treu, ſieht ſie wohl ihrem Bilde ähnlich?

Ihr werdet bedenken, gnädiger Herr, daß Bilder ſtets geſchmeichelte Abdrücke ſind; bemerkte der Marquis achſelzuckend.

Und ſeit Du ſie geſehen iſt es weit über funfzehn Jahre; freilich das entſchuldigt; ſagte der Prinz. Gott, dieſe Augen! Indeſſen ſind ſie doch voll Schalkheit und Frohſinn! Die Lippen ſind nicht ſchön, aber die Zähne ſind es! Der Hals, der Buſen, die Arme ſind untadelhaft. Das Schlimmſte an ihr woran ich mich nicht gewöhnen kann, iſt ihr Zärtlichthun! Ich fahre aus der Haut, wenn ein Weib mir ſo nahe rückt!

Das läßt ſich abgewöhnen! rief Lancret. Was dieſen Punkt betrifft, da ſind Ew. Hoheit Meiſter. Niemand verſteht es ſo vortrefflich, den vornehmen Herrn zu ſpielen, mit ſolcher Würde und mit ſolchem Ausdrucke Alles, was ihnen mißfällt, in die Entfernung zu ſchieben. Gott! Wenn ich an die Marquiſe de St. Marçan denke, die ſich einbildet Ew. Hoheit ſeien verliebt, während ſie es doch in Dero Hoheit war. Mit einer einzigen Handbewegung war ſie für immer abgewieſen, und daß noch in Gegenwart des ganzen Hofes! Es war ein Anblick zum Entzücken.

Der Herzog hörte dieſes Lob gleichgültig an. Er ſetzte ſich eben hin um mit dem Pinſel in der Hand das Roth auf die Wangen zu tragen. Er verabſchiedete dabei den Marquis, der ſich ebenſo unterwürfig empfahl, wie er gekommen.

Wo iſt Lorraine? fragte der Herr.

Darf ich meine Dienſte anbieten! ſagte Lancret.

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtrich der Prinz mit dem Pinſel den Fragenden über's Geſicht und rief: Fort von hier, Affe! Schicke mir meinen

Kammerdiener her. Ihr ſeid doch zu nichts nutze, wo es etwas Wichtiges giebt. —

Der junge Mann ſchlich ſich fort, und L'Auxerrois, ein Mann nahe an ſechzig, mit einem kalten, gemeſſenen Weſen, näherte ſich dem Herzog, der ihm ſogleich den Farbentopf und den Pinſel überreichte. Hier Antoine, mache Deine Sache gut. Ich brauche heute viel Roth, weil man erwartet, daß ich freudig und überraſcht ausſehen ſoll. O, mein Bruder, in welche verwünſchte Tinte hat er mich geführt! Mich, den gutmüthigſten, gefälligſten Mann von der Welt! Es iſt zum Erbarmen.

Lorraine war erſchienen, und machte ſich im Hintergrunde des Zimmers etwas zu thun. Der Herzog ſah ihn.

Iſt's dem gnädigen Herrn gefällig geweſen wieder zu erſcheinen? rief er. Nur näher, mein Herr, nur näher, wenn ich gehorſam bitten darf.

Lorraine kam und ſtellte ſich gegen die Brüſtung des Fenſters gelehnt, die Arme über einander geſchlagen. Der Herzog blinzelte ihm zu, ſchnalzte mit den Lippen, erhielt aber dagegen nichts weiter als ein mattes Lächeln der Augen.

Biſt Du krank, mein Väterchen? fragte der Herzog ſpottend. Was fehlt Dir? Haſt Du

Sorgen über Deine Kinder, Deinen Haushalt, Deine Familie? Sprich, erleichtere Dir Dein Herz?

Lorraine antwortete nicht, ſondern beſchäftigte ſich, die Roſetten ſeiner Schuhſchnallen zu betrachten.

Weißt Du was? fuhr der Prinz fort; ich will Dir ein ſchönes Aemtchen übergeben. Alle Welt ſagt Dir, daß Du ein hübſcher Junge biſt; vielleicht findet daſſelbe auch die Pfalzgräfin. Ich gebe ſie Dir! Mach ihr die Cour, ſuche ihre Liebe zu gewinnen und mache, daß Du ihr den Kopf verdrehſt! Verſtehſt Du?

Was denn? fragte der Jüngling zögernd.

Was denn, fuhr der Herzog fort, das Uebrige wird ſich ſchon finden. Ich ſage Dir, ich werde Dich nicht ſtören! Mach es ſo mit ihr, wie Laſſeaut mit meiner erſten Frau.

Aber gnädiger Herr! rief der Favorit erſchreckt, ſie ſcherzen in ſehr ſeltſamen Ausdrücken, und bei Ohren, die dergleichen Späße mißdeuten könnten. Wahrlich, die Frau Herzogin enthält Alles, was ich an weiblicher Schönheit nur jemals mir habe träumen laſſen. Das iſt die Wahrheit, gnädiger Herr!

Der Herzog warf einen Blick auf Antoine, und ſagte dann ruhig: Dieſen hier kenne ich, und er kennt mich; es bleibt Alles unter uns. Auf ein

Wort, Lorraine, beginne den Spaß; ich ſage nichts weiter. Aufhören läßt ſich's ſchon, wenn wir wollen.

Sehr wohl, gnädiger Herr! erwiderte Lorraine und verbeugte ſich, indem er einen Zettel auf den Toilettentiſch des Prinzen legte, und ſich dann entfernte.

Der Prinz, geſchmückt und friſirt, warf einen Blick in das Blatt; es enthielt eine Summe. Der Prinz nahm einen Stift, ſtrich eine der Nullen aus, und legte es wieder hin. Aus Tauſenden wurden damit Hunderte gemacht.

Damit war die Toilette beendet und der Prinz fuhr an den Hof.

Wir wollen uns jetzt zu der Prinzeſſin wenden und hören, wie ſie ſich gegen ihre zwei Vertrauten, gegen Georg und gegen die Räthin Rathmannshauſen den Abend, nachdem ſie den Hof verlaſſen, ausſpricht. Sie fanden ſie wider Erwaren ziemlich munter: war es nun der Muth der Verzweiflung? Das konnten die Beiden nicht beurtheilen.

Ich habe ſie nun Alle geſehn, dieſe Götter der Erde! hub ſie an, und — ach, ich wünſchte, ich wäre in meiner Dunkelheit geblieben!

Wie? gnädigſte Frau! rief die Rathmannshauſen förmlich: der glänzende Hof hat keinen Eindruck auf Sie gemacht? Wie wäre das möglich!

Und gerade Du fragſt das? rief Charlotte, Du, die Du weißt was mir Freude macht, und woran ich Wohlgefallen finde? Siehe das finde ich häßlich von Dir. Haſt Du mich nicht in Heidelberg vor Freude glühen geſehn, wenn ich auf meinem braunen Pferde auszog in der Morgenfriſche, die Hunde und die Diener um mich her, und nun die Jagd begann? Wie? oder haſt Du vergeſſen, wie lieb es mir war des Vaters Frühſtück zu theilen, das er auf der Zinne einnahm, wo der Blick über all die ſchönen Berge meines ehrwürdigen deutſchen Vaterlandes dahin ſchweifte? Wie ich mir dachte: da lebſt Du und da wirſt Du ſterben!

Mein Gott, liebes Lottchen! Das ging doch nun einmal nicht.

So ſprich mir nicht, daß Du mich kennſt, Du kennſt mich nicht! rief die Prinzeſſin. Viel beſſer verſteht mich Georg? Nicht wahr, Vetterchen, Du fühlſt es, daß ich hier unglücklich bin, daß ich hier unglücklich ſein muß?

Wir wollen das Beſte hoffen! erwiderte der junge Graf; erſt ſeit wenigen Tagen ſind wir hier.

Und in dieſen wenigen Tagen, rief die Prinzeſſin, fühle ich, daß ich es mit Allen verdorben habe. Sie ſpotten über mich, heimlich, aber ich weiß es, ich fühle es. Keinen giebt es, der mir auch nur ein Glas Waſſer reichte, wenn ich verdurſten wollte! Dieſes Gefühl habe ich. Und all mein Freundlichſein iſt ihnen nichts, ſie ſehen darin nur ein Mittel mehr mich zu verſpotten; und du lieber Himmel, ich kann doch nichts weiter als mich eben um ihr Wohlwollen bemühn auf die Weiſe wie ich's verſtehe. Aber ſo ſoll es ſein; ich ſoll brav unglücklich werden, damit Andere davon den Nutzen ziehn. Ich will mich auch nicht beklagen, ich will nur ſehen, wie weit ſie's treiben, und wenn ſie bemerken, daß meine ehrliche Natur ihnen Widerſtand leiſtet und ich gegen all ihre Nadelſtiche gewappnet bin, dann werden ſie zu dem Giftbecher greifen, wie ſie es mit meiner Vorgängerin gemacht haben, um mich ſchnell bei Seite zu ſchaffen. Auch gut, ſo ſchlafe ich, zwar in fremder Erde, aber ich ſchlafe und Keine dieſer Fratzen iſt im Stande mich aufzuwecken.

Sind es denn Alle boshafte Kreaturen? rief die Räthin. Beſtes Prinzeßchen, nur nicht ungerecht geurtheilt!

Sie mögen unter ſich ganz gut auskommen, rief Charlotte, gegen mich aber ſind ſie alle böſe!

Das habe ich bemerkt, und zwar von der Sorte böſe, wie ich's gar nicht vertrage, lachend böſe, immer Hohn und Spott in jedem Wörtchen! und unter der Miene Einem etwas recht Freundliches zu ſagen, hat man plötzlich einen recht häßlichen Flecken weg! Als der liebe Herrgott die Teufel werden ließ, hat er gewiß Frankreich geplündert, denn es iſt rein unmöglich, daß man in der übrigen Welt, ſo exemplariſch höhniſch und boshaft ſein kann, wie ſie es hier Alle ſind.

Ihr Gemahl hat doch einen gutmüthigen Zug im Geſichte? rief die Räthin.

Ein gutmüthigen nicht, lautete die Antwort, höchſtens einen luſtigen, ſpaßhaften; aber dahinter verſteckt er die Bosheit ſeines Charakters. Er iſt dabei noch der ehrlichſte von dem ganzen Troß, denn er hat mir offen gezeigt, wie unangenehm ich ihm bin. Als ich, gleich nach der Trauung ſeine Hand ergreifen wollte, um ſie, wie ich's bei meinem Vater thue, zu küſſen, indem ich ihm freundlich zuſprach, zog er die Hand zurück und machte dabei ein Geſicht, als wenn eine Schlange ihn biſſe. Entſchuldigen Ew. Hoheit! ſagte ich darauf demüthig und freundlich, aber der Mann war mir ſeit dieſem Augenblick zuwider. Und wie ſieht er aus? Himmel; auch nicht ein Zug von ſeinem Bilde obgleich ſchon dieſes nicht ſehr ſchön iſt. Die Naſe nimmt kein Ende! Einen kleinen Mund hat er, aber ſchlimme Zähne darin! Die Augen ſind ſo von Runzeln eingefaßt, daß man ſie kaum bemerkt, und jede ſeiner Manieren iſt weibiſch und nicht im Mindeſten wie ein Mann ſein muß. Küſſen darf man ihn gar nicht, wenn man nicht den ganzen Mund voll rother Farbe haben will! Seine goldenen Kettchen, ſeine Edelſteine, ſeine Perlen — alles ſchön, wenn nur das, was ſich damit ſchmückt ſchöner wäre. Oft, wenn ich ihn von der Seite anſehe, denke ich, es iſt ein ſpaßhafter Mann, mit dem iſt gut lachen und fröhlich ſein, dann trifft mich aber ſein ſcharfer giftiger Blick, und eines jener Worte entgleitet ſeinen Lippen, von dem man nicht weiß, ſoll man ſich darüber ärgern oder ſoll man lachen. Es iſt zum Erbarmen! Es wird im Leben nichts mit uns. Wir ſind geſchaffen und ausgeſucht uns mit einander zu quälen, bis Einer von uns, freiwillig oder gezwungen, den Abſchied nimmt.

Das iſt freilich traurig! ſeufzte die Räthin. Ich habe aber die gewiſſe Hoffnung, daß es nicht ſo ſchlimm iſt, als es Ihnen, auf den erſten Blick erſcheint, liebes Töchterchen. Alsdann nehmen Sie Alles in Allem! Welch ein glänzender Hauswie eine Bildſäule vor mir. Auf meine wiederholten Fragen legte er endlich ein zuſammengefaltetes und geſiegeltes Papier auf den Tiſch und ſetzte dazu: „Dieſes hat das Geſpenſt für Sie abgegeben.“ Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Ich mußte ihn fortſchicken, denn er ſtammelte verwirrtes Zeug', wie einer, der im Traume redet.

So ermüdet ich war, öffnete ich dennoch den Brief und las Folgendes:

„Wie lange wird Ihnen dieſes müßige Leben gefallen? Mich dünkt, Sie treten in die Jahre, wo es Bedürfniß wird, die Welt kennen zu lernen, die Menſchen mit uns in Berührung zu ſetzen. Dieſes eitle Hofleben zeigt Ihnen nur die eine Seite, und zwar die minder intereſſante; gehen Sie tiefer ein, ſteigen Sie zu den niedern Klaſſen (nach Ihren hochmüthigen und falſchen Begriffen geſprochen) herab, lernen Sie das Weh kennen, den unerträglichen und nicht länger zu halt! Einen Hof ganz für ſich, mit Allem was dazu gehört!

O, theure Charlotte, haben Sie jemals daran gedacht! Sie haben Niemand der Sie beaufſichtigt, Sie können leben wie Sie wollen; die paar Stunden, wo Sie mit Ihrem Herrn Gemahl zuſammen ſind, enthalten allen Zwang, ſind ſie vorüber, iſt Ihnen die ganze Welt offen. Sie werden ſpazieren fahren, Sie werden Jagden halten, Sie werden reiten! Ach und dann — iſt es etwa etwas Kleines, des größten, jetzt lebenden Königs Schwägerin zu ſein? Eines Königs, dem alle Potentaten der gebildeten Welt nachzuahmen trachten, Brudersfrau zu heißen? Und die Pracht und der Glanz, die er um ſich verbreitet, Sie können, wenn Sie nur irgend wollen, deſſen theilhaftig werden! Iſt dieſes nichts? Iſt es nicht werth, daß wir uns darum ein paar heimlich geweinte Kummerthränen gefallen laſſen? Ich, mein Fräulein, würde in ihrer Stelle mein Geſchick ſegnen! bitten würde ich den Himmel, daß er mich recht lange deſſen theilhaftig werden läßt.

Charlotte warf ſich an den Hals der treuen, mütterlichen Freundin, und rief: Ja rede nur! ſprich mir deiner Weisheit ein, damit ich fühle, was ich bin, und was ich ſein ſoll. Ja, ja, Du haſt Recht? Ich beſinne mich jetzt, als ich von Madame ihrem Schickſal und ihrem traurigen Ende hörte, da dachte ich: ſicher iſt ſie ſelbſt Schuld geweſen, mir ſollte ſo etwas nicht begegnen.

Nun denn, theure Charlotte, Ihnen wird es auch nicht begegnen. Fahren Sie nun in ihrer Beſchreibung fort. Sie wurden ja geſtern dem verſammelten Hofe vorgeſtellt? Wie geſchah Ihnen da? Wie fanden Sie vor allen Dingen den König?

Ein ſtattlicher Herr! rief Georg.

Ja, das iſt er, beſtätigte die Prinzeſſin. Von allen Männern hier hat er mir am Wenigſten mißfallen. Er iſt groß, ſchlank und in ſeinen Worten und in ſeinen Mienen liegt eine gewiſſe zarte Vorſorge und ritterliche Galanterie gegen Damen. Seine Augen ſind nicht groß oder ſchön, aber ſie haben einen Strahl von Güte, der das Herz feſſelt; obgleich man auch ſie nicht näher prüfen muß, wenn man nicht Alles will ſchwinden ſehen. Ihm ſah ich's an, daß er für meine verlaſſene Lage Antheil hatte. Ich ſah es ihm an, wie er forſchte womit er mich erfreuen und erheitern könnte, da den Andern nur Spott und Hohn ins Antlitz geſchrieben ſtand. Er kam auf mich zu, und während er mir ſeinen Sohn vorſtellte, ſagte er verbindlich: Madame, wir rechnen Sie jetzt zu den Unſeren; es iſt nicht mehr wie billig, daß Sie meinen Sohn kennen lernen, der ſich ein Vergnügen daraus machen wird, ſie ſeine Tante zu heißen. Ich dankte, gab dem Jüngelchen die Hand, und der König reichte mir den Arm, mit mir den Saal durchſchreitend, und mit allen denen gütig ſprechend, die ſich ihm darſtellten. So kamen wir ins Freie, und er nöthigte mich in ſeinen Wagen zu ſteigen. Bei Hofe angelangt, verließ er mich keinen Augenblick. Durch alle die Säle und Säulengänge und prachtvollen Gemächer ſchritten wir, und alles bückte ſich vor uns bis auf die Erde.

Ach, wenn das Ihr Herr Vater geſehen hätte! rief die Räthin entzückt. Wenn Ihre Frau Mutter davon eine Ahnung gehabt, wie würde ihr Herz mit ſtolzer Freude erfüllt worden ſein!

Als wir uns dem Thronſaal näherten, flüſterte der König zu mir: Sein Sie nicht bange, Frau Herzogin, fürchten Sie nicht die Königin, ich bin überzeugt, ſie fürchtet ſich in dieſem Augenblicke vor Ihnen. Sehn Sie, da ſteht ſie! die Dame im weißen, geſtickten Kleide, nahe am Thronſeſſel! ſie bemerkt ſchon, daß wir kommen und faßt Sie ins Auge.

Eine Gruppe hatte ſich dazwiſchen gedrängt, allein ſie wich mit einer Geſchwindigkeit bei Seite als führe der Wind leichte Halme von dannen: die Königin ſtand allein. Ich hatte mir, durch meinen Führer angeſpornt, ein Herz gefaßt und ſah ihr grade in die Augen. Sie ſchlug den Blick nieder, hob ihn dann wieder, und ihre anfangs verwirrte Miene, löſte ſich in Lächeln auf. Sie that einen Schritt vor, und bewegte die Hand, wie als wollte ſie mich willkommen heißen. Meinen Gemahl zur Linken, den König zur Rechten, ſtand ich vor ihr.

Hier iſt die Frau Herzogin von Orleans, die ich Ew. Majeſtät vorſtelle, ſagte der König und machte halb zu mir gewandt, eine graziöſe Verbeugung. Ich knixte, aber indem ich es that, verwickelte ſich mein Fuß in meinen Kleiderbeſatz und ich ſchwankte; ſtützte mich aber dabei etwas herzhaft auf des Königs Arm. Ein flüchtiges Lächeln glitt über das Antlitz der Königin, der König aber blieb ernſt und that, als wenn nichts geſchehen wäre. Das werde ich ihm nicht vergeſſen; denn es hat mich mächtig über eine Verlegenheit hinweg geholfen.

Iſt die Königin groß oder klein? fragte Georg.

Sie iſt eher das letztere als das erſtere; aber ſie trägt ſich ſo ſicher und ſo königlich, daß man ſie nicht überſehen kann. Als Spanierin hat ſie die dunkeln Augen ihres Vaterlandes, und dazu ſticht die blonde Hautfarbe trefflich ab, entgegnete die Prinzeſſin. Aber Herz hat ſie auch nicht, das habe ich ihr angeſehn. Als ich meinen Stuhl wählte, fand ich den König wieder an meiner Seite, der mir ein Zeichen gab, wenn ich aufſtehen mußte, ſobald irgend ein Prinz von Geblüt eintrat. Aller Augenblicke kam ein neues Geſicht, und ein neuer Titel; vergebens ſah ich mich nach einer Perſon um, die hier alles gilt: nach der Marquiſe von Montespan; aber ſie war nicht da. Unter all den Sternen, Ordensbändern, unter den Brillanten und Fächern fand ich nirgends eine ſo himmliſche Geſtalt, wie Sie mir beſchrieben worden.

Wen ſuchen Sie? fragte der König.

Stotternd nannte ich meine Begleiterin, die Prinzeß Palatine.

Sie ſpricht dort mit der Königin! ſagte der König. Soll ich ſie zu Ihnen beſcheiden?

Nicht doch, Ew. Majeſtät, ich bin zufrieden ſie ſo gut aufgehoben zu ſehn.

Durch die Aufmerkſamkeit, die der König mir bewieß, wurde mein Gemahl bewogen ſich mehr um mich zu kümmern. Er kam und bot ſeine

Dienſte an. Der König übergab mich ihm, und er führte mich im Saal herum. Ich lernte mehrere hohe Herren und Damen kennen, deren Namen wie ein Hauch an meinem Ohr dahinwehten, und die ich ſogleich wieder vergeſſen habe. Von jedem wußte der Herzog irgend eine ſpaßhafte Anekdote zu erzählen. Als wir unſere Tour gemacht hatten, führte er mich zum König zurück. Ich widerſtand, indem ich ihm zuflüſterte, daß dieſes Sr. Majeſtät unfehlbar läſtig ſein würde; aber er behauptete lachend dazu den Befehl erhalten zu haben. Als ich wieder beim König ſaß, fragte dieſer vertraulich: Nun, hat ihr Führer Sie mit einigen Perſonen des Hofes bekannt gemacht.

Er hat es, erwiderte ich.

Welche Perſonen haben ihren Beifall? fragte der König.

Wenn ich aufrichtig beichten ſoll, erwiderte ich, vermiſſe ich eine Dame, die man mir als die ſchönſte und intereſſanteſte des Hofes geſchildert?

Welche iſt das? fragte er. Sie ſind doch Alle gegenwärtig.

Nicht Alle. Es iſt die Marquiſe v. Montespan, ſagte ich.

Ach! rief der König und lächelte, Sie ſollen ſie in dieſen Tagen kennen lernen; für heute muß ſie auf die Ehre verzichten, denn ſie iſt leidend, und in ihrem Zimmer eingeſchloſſen.

Ich ſah es ihm an, daß er nicht gerne dieſe Auskunft gab, und daß ich etwas Unpaſſendes gethan hatte, ihn nach der Dame zu fragen. Mein Mann der hinter meinem Stuhl ſtand, huſtete. Endlich war es mir erlaubt, den Platz neben dem Könige zu verlaſſen. Der Herzog blieb noch, ich jedoch ſchützte Unwohlſein vor, und verließ im Geheimen den Hof. Und ſo ſeht Ihr mich hier! ſagte die Prinzeſſin zu ihren beiden Vertrauten.

Die Fortſetzung des Geſprächs wurde unterbrochen: die Prinzeß Palatine kam um Abſchied zu nehmen. Die Vermählung war vorbei, die Feſte gefeiert, ihre Miſſion war erfüllt.

Die ſpaniſche Romanze.

In einem prachtvoll ausgeſtatteten, mit Teppichen und Gemälden gezierten Gemache ſaß auf einer Bergère eine junge Dame von blendender Schönheit. Sie ſtützte ihren Arm auf die Polſter ihres Sitzes und ihre Augen waren auf den Mann geſenkt, der ihr zu Füßen auf einer kleinen Bank ſaß, eine Guitarre in der Hand hielt und eine Romanze ſang. Die Dame war die Marquiſe Montespan, der Mann der König.

Die Gruppe war ſchön; recht gemacht, um verewigt zu werden, und zu dieſem Zwecke ſaß auch Herr Teniers da, mit Staffelei und Pinſeln, um ein Gemälde anzufertigen. Es ſollte die Marquiſe vorſtellen, zu ihrer Seite, als Amor, den jungen Prinzen, den ſpätern Herzog von Maine, den ſie dem Könige geboren hatte.

Es war eine Ruhepauſe eingetreten. Das Kind hatte ſich mit ſeiner Erzieherin, der Wittwe Scarron entfernt, der Maler hatte ſich in die Vorzimmer zurückgezogen, und Ludwig hatte den Platz des Knaben eingenommen, und war eben im Begriff, eine ſpaniſche Romanze die er ſelbſt componirt, der ſchönen Frau vorzutragen.

Die Marquiſe ſah mit dem ruhigen Ausdrucke befriedigter Eitelkeit zu ihm nieder; denn allerdings war dieſe Scene geeignet ihr alles zu gewähren, was ihr Herz begehrte. Ein König, zu ihren Füßen und dazu dieſer König, vor dem ſich halb Europa beugte, eine Stellung, ſo geſichert und ſo ruhig ihre Anſprüche anerkennend, ſie ſelbſt im Glanze der Jugend und Schönheit — was konnte ihr zu wünſchen übrig bleiben? Das kurze Geſpräch, das zwiſchen den Strophen des Geſanges ſtatt fand, betraf eine Frau untergeordneter Stellung, für deren Zukunft die Marquiſe geſorgt hatte, es war dies die Wittwe Scarron, die der König auf ſeiner Geliebten Bitten, zur Erzieherin ſeines Kindes berufen und mit jährlichen Einkünften verſehen hatte. Die beſcheidene, im Rufe großer Sittenſtrenge lebende Frau, verdiente Beides. Immer von Neuem ließ ſich die Frau von Monteſpan von dem Gegenſtande des Geſprächs ablenken, durch ſchöne und zärtliche Parthien des Geſanges. Sie miſchte zuletzt ihre Stimme mit der des Königs, und Beide ſangen den Schlußvers mit einer Zartheit und Vollendung die nichts zu wünſchen übrig ließ.

Der hereintretende Maler blieb an dem Teppich des Eingangs ſtehn, und mußte den Wink des Königs abwarten um näher zu treten. Er that es und ſetzte ſich nieder an ſeine Staffelei. Zu gleicher Zeit kam Frau Scarron und der kleine Knabe, der den König an ſeinem Platze ablöſte, der ſich mit ihm ſcherzend im Zimmer herumjagte, bis er ihn ergriff und ihn auf den Stuhl niederſetzte, ihm ernſtlich befehlend ſtill zu ſitzen.

Während der Maler malte, und der Knabe und ſeine Mutter ſaßen, unterhielt ſich der König mit der Scarron, die hinter dem Platze der Marquiſe ſich umher bewegte, einiges anordnend und zurecht ſetzend.

Dieſe Unterhaltungen ſtörten ein wenig die Frau Marquiſe, die ein ziemlich lautes Ziſchen hören ließ, um die Lebhaftigkeit derſelben zu dämpfen.

verheimlichenden Zwieſpalt, der den freien Mann vom Staatsverband losreißt. Was kann es Ihnen nutzen, ein halbes Hundert Hofſchranzen und Wüſtlinge um den entweihten Altar einer Buhlerin tanzen zu ſehen? Sie ſind zu etwas Edlerem berufen. Ich täuſche mich nicht. Wenn ich Abends beim Lichtglanz auf das genaueſte Ihr Profil beobachte, ſcheint mir darin etwas zu liegen, was weit entfernt iſt von dem Gepräge der Eitelkeit, Dummheit und des jämmerlichen Stolzes, das den Phyſiognomieen Ihrer Standesgenoſſen aufgedrückt iſt. Ich prophezeihe Ihnen eine große Zukunft; ſtrafen Sie mich nicht Lügen.

Meine Anſicht iſt — da Ihnen die Favorite günſtig iſt — daß Sie ſich von ihr einen Geſandtſchaftsposten geben laſſen. Am geiſtlichen Hofe zu Mainz giebt es gerade jetzt für Sie etwas zu thun, und Sie werden dort mit einem Manne zuſammentreffen, der Ihnen zeigen wird, wie

Wie finden Sie, Madame? ſagte der König leiſer, meine neue Schwägerin.

Ich habe ſie noch nicht geſehn! erwiderte die Gefragte; doch ſagt man mir, daß ſie das Glück hat, Eure Majeſtät zu gefallen.

In der That, bemerkte der König; ich entdecke an ihr ein gutes, ehrliches Gemüth.

Bei wem? fragte die Marquiſe.

Es iſt von der Herzogin von der Pfalz die Rede, erwiderte der König.

Auch ich wünſche ſie zu ſehn, ſagte Frau von Monteſpan. Hat man ihr nicht geſagt daß ich um dieſe Zeit ſichtbar bin? —

Ein Page öffnete den Vorhang der Thüre und trat herein. Madame d'Orleans! meldete er. Der König erhob ſich raſch, ging gegen den Eingang, und empfing dort die Angemeldete, deren Damen draußen blieben, während ſie am Arm des Königs eintrat.

In der kurzen Zeit, wo vor der Thüre die Begrüßungen ſtatt fanden, wechſelte die Favorite einen ſpöttiſchen Blick mit Madame Scarron, die ſich in den Hintergrund des Zimmers zurückzog. Madame de Monteſpan fand es nicht für nöthig ſich aus ihrer Stellung zu erheben, während eine Prinzeſſin von Geblüt kam, um ihr einen Beſuch zu machen. Mit der entzückenden Freundlichkeit, die ihr eigen war, wenn ſie es wollte, erhob ſie ſich halb aus ihrer liegenden Stellung, und indem ſie eine Handbewegung machte, die voll Demuth und mit ſehr deutlicher Phraſe zu verſtehen gab, wie unendlich ſchmeichelhaft ihr der Beſuch der Prinzeſſin war, entſchuldigte ſie ſich mit Unwohlſein, das ſie von Allem ausſchloß und empfing die vertrauliche Handgebung der Prinzeſſin, die der König ſelbſt an die Liegende heranleitete.

Es waren nur wenige Minuten, die beide Frauen mit einander ſprachen, und es waren nur herkömmliche Redensarten, in die der König ſich nicht miſchte, die ſie mit einander austauſchten, dann empfahl ſich die Herzogin wider, indem ſie zuerſt dem König, und dann der Marquiſe eine Verbeugung machte. Ihre Damen nahmen ſie im Vorzimmer in Empfang, der König geleitete ſie hinaus. Er kehrte wieder und ſah es ſogleich an den Mienen ſeiner Freundin, daß ihr der Beſuch nicht gefallen hatte. Anfangs herrſchte Stillſchweigen, dann fragte die Marquiſe, halb zum König halb zur Scarron gewendet: Wie alt mag ſie ſein?

Die Scarron rieth auf dreißig.

Sie iſt noch nicht zwanzig, rief der König lachend. Man ſieht wie ſchlecht Sie ſich auf die Beurtheilung einer Ihnen mißfälligen Dame verſtehen.

Mißfällig? fragte die Monteſpan, es überhörend, daß der König zur Scarron geſprochen, ſie iſt mir nicht mißfällig. Aber daß ſie eine Deutſche iſt ſieht man auf den erſten Blick! Sie hat etwas zum Erſchrecken Fremdartiges! Auch ſind ihre Manieren nicht die, wie wir ſie gewohnt ſind. Dabei machte die Marquiſe die Mundbewegung der Prinzeſſin nach, und ſo gut, daß der König lachte.

Sie dürfen ſie nicht in Ihre Werkſtatt nehmen! rief er, da könnte eine ſchöne Figur mehr in Ihre Sammlung gerathen.

Wenn nur Monſieur mit ihr zufrieden iſt! ſagte die Monteſpan; ein Anderer hat ja eigentlich nichts zu ſagen.

Und er iſt mit ihr zufrieden, ſagte der König mit Beſtimmtheit; ich weiß es, er iſt es.

Daß ſie ihm nicht, wie ſeine erſte Gemahlin, Streiche ſpielt, könnte ich verbürgen, rief lachend die Marquiſe. Wenn man ſo ausſieht, kann man ſeine Vogelſtange mit Leim überziehn ſoviel man will, man fängt doch nichts.

Alle drei lachten. Ein Page kam und meldete etwas; Der König erhob ſich, und der Frau

Marquiſe die Hand küſſend, entfernte er ſich. Die beiden Damen blieben allein.

Nun was ſagen Sie, Scarron? fragte die Dame, die plötzlich aufſtand und im Zimmer auf und ab zu wandeln anfing.

Man muß ſie in Zucht nehmen! rief die Wittwe, und damit werden Sie ſich beſchäftigen Madame. Für's Erſte hat ſie etwas zu Hochmüthiges in ihrem Auge. Sie muß erfahren, wen ſie vor ſich ſieht, dieſe kleine Deutſche.

Meinen Sie? Ich glaub es auch! rief die Dame. Ich will heute an den Hof gehn um ihm zu zeigen, daß mein Unwohlſein nur Sache der Bequemlichkeit und Laune war. Ich will ihr zeigen, daß ich ihren Beſuch bei mir gefordert habe. —

Ende des erſten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen ferner:

Gerſtäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. 2. Auflage. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana, Lyriſch-epiſche Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenſchmidt). Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung: Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Eliſabeth Charlotte.

Eliſabeth Charlotte,

Herzogin von Orleans.

Ein biographiſcher Roman

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1861.

Die ausgelöſchte Kerze.

Charlotte ſchlief in ihren prächtigen Gemächern allein in ihrem reichverzierten Bette. Der Prinz war nach Marli gereiſt, mit dem Verſprechen am andern Tage zurückzukehren. Sie hatte ihre Damen entfernt, und eben auch der Räthin Rathmannshauſen, die ſtets die letzte bei ihr war, geheißen, ſich zur Ruhe zu begeben. Alles in der Umgebung war ihr fremd und ungewohnt, ihr Blick hing an den Tapeten, an den koſtbaren Stoffen und plötzlich fiel es ihr ein, wie dies Alles ohne Bewachung ihr anheim gelaſſen war. Sie hatte die Gewohnheit von Hauſe, wenn ſie ſich zu Bette legte, ſelbſt die Kerzen auszulöſchen, damit keine Feuergefahr ſich einſtellte, es kam ihr verächtlich ein Staat und ein Individuum ſich macht, das nur dem Glanze fröhnt.

Welche ſind Ihre Anſichten über Menſchenwerth und Menſchenwürde? Ich glaube, Sie haben darüber noch nicht nachgedacht. Thun Sie es bald! denn es kommt eine Zeit, wo Sie und die Ihrigen den Mangel dieſes Nachdenkens bereuen werden.

Von Zeit zu Zeit werde ich mich mit Ihnen über ernſte Dinge beſprechen. Es iſt gleichgültig und dazu faſt unmöglich, daß Sie mir antworten, doch erfahre ich Ihre Gedanken auf einem andern Wege; die meinigen werden Sie ereilen, wo Sie ſich auch befinden. Geben Sie ſich keine Mühe, mich aufzuſpüren; wir können uns nie körperlich begegnen, nur unſre Geiſter werden, wenn Sie es wollen, eine Vereinigung knüpfen.

Ich bitte, wenn Sie ſich den nächſten Abend wieder an Ihren Studirtiſch ſetzen, es einzuin den Sinn es auch hier zu thun. Sie ſprang aus dem Bette auf und begab ſich in das Nebengemach. Alles war hier ſtill und leer, die Kerzen brannten, ſie ergriff die Lichtputze und löſchte ſie aus; alsdann warf ſie noch einen Blick in das Gemach nebenan; auch dort brannten zwei Kerzen auf der Kamineinfaſſung. Ohne zu bedenken, daß für dieſe Lichter ſchon Jemand Sorge tragen würde, ſchlüpfte ſie in das Zimmer und löſchte auch hier die Kerzen. Kaum war die letzte ausgethan, als ſie plötzlich ein Geräuſch in ihrer Nähe vernahm. Es kam aus dem Kamin, oder aus der Nähe deſſelben; da es überall finſter war, konnte ſie nichts weiter unterſcheiden. Da ſie keine Furcht kannte, hielt ſie ſich auch hier in vollkommener Faſſung, und rief; wer da ſei. Statt der Antwort fühlte ſie ſich umarmt: zwei kräftige Arme umſchloſſen ihre unbekleideten Beine und ein Kuß brannte auf ihren Knien.

Der Ueberfall war unvorbereitet und zeigte von einer ſolchen Kühnheit, daß ſie anfangs unſchlüſſig war, was ſie thun ſollte. Doch der unbekannte Lüſtling ließ ihr keine Zeit; er drang mit ſeinen Angriffen immer höher, und die Prinzeſſin nicht wiſſend was ſie that, brauchte die Lichtputze, die ſie hielt, dem Angreifer einige Stöße zu verſetzen.

zugleich ſich mit Händen und Füßen zu wehren. Einer der Stöße der Lichtputze ſchien getroffen zu haben, mit einem dumpfen Aufſchrei: Diable! wich die Geſtalt von ihr, und ließ ſie frei. Sogleich eilte ſie in ihr Schlafzimmer zurück, ergriff dort eine Kerze und wollte in das eben verlaſſene Gemach zurück, als deſſen Thür mit Gewalt zugeſchlagen wurde.

Die Prinzeſſin ſuchte die Thüre zu ſprengen; ſie rüttelte daran und wirklich gelang es ihr, die eine Hälfte derſelben ſo weit zu öffnen, daß ſie einen Blick in das Gemach thun konnte; da erblickte ſie den Boden mit Blut befleckt. Sogleich kam ihr gutes Herz ins Spiel; ſie dachte ſie hätte Jemand, der ſie für eine ihrer Kammermädchen gehalten, verwundet und ſie rief laut: Wer Sie auch ſein mögen, fürchten Sie nichts! Es thut mir leid, Sie verwundet zu haben!

Auf dieſe Anrede folgte keine Antwort.

Das Geräuſch in der Nähe des Kamins dauerte fort.

In dieſem Augenblicke wurde die Thür im Vorſaal aufgeriſſen. Lichter und Leute traten ein, es war der Prinz, der unvermuthet frühzeitig heimkehrte. Charlotte hatte ein Nachtgewand übergelegt, und erwartete ihn an der Thür. Ehe er eintrat hatte er ein Geſpräch mit dem Manne im Kabinet, das die Prinzeſſin mit anhörte.

Wie? Du hier, und verwundet? Was iſt geſchehen? fragte die Stimme des Prinzen.

Gnädiger Herr! lautete die etwas gedämpfte Antwort, ich habe mich an der Kaminecke geſtoßen, und meine Stirne blutet.

Teufel, wie ſiehſt Du aus! Geh, und reinige Dich!

Neues, leiſes Geſpräch, wobei Charlotte nur ihren Namen verſtand. Der Herzog lachte. Wohl, das hätteſt Du vorausſehen können! Ueberfällt man die Leute auch bei Nacht und Nebel?

Wer hätte das vorausſehen können! ſprach die Stimme wieder; ſie kam um die Kerzen auszulöſchen: dies galt mir für das Zeichen, das ich zu haben wünſchte. Ich glaubte mit einem Sprunge zum Ziele zu kommen.

Du biſt ein Kind! Sei ruhig. Die ganze Sache wird ohne Aufhebens vorübergehn. Ein andermal klüger.

Der Prinz, der ſeine Begleitung fortgeſchickt hatte, trat in das Gemach wo ſich Charlotte befand, die ſo eben ihren Entſchluß gefaßt hatte. Sie kam hervor, begrüßte den Herzog und bat ihn denjenigen nicht hinaus zu laſſen, der ſich im Kabinet befand.

Im Kabinet? ſagte der Herzog, noch immer lachend, dort iſt Niemand.

Charlotte öffnete die Thüre, eilte hinein, und brachte den Chevalier von Lorraine hervor. Er hatte ſich vom Blute, das über ſeine Stirne floß, ſo eben gereinigt, und ſeine ſchönen und frechen Züge, weit entfernt den Blick der Herzogin zu ſcheuen, ſahen mit Trotz und Hohn auf ſie, während ſie ihn am Aermel hielt und vor den Herzog hinzerrte.

Hier, mein Herr! rief ſie, dieſen jungen Menſchen beſtrafen Sie! Thun Sie es jetzt und in meiner Gegenwart; ſonſt, ich ſchwöre es Ihnen zu, verlange ich morgen vom Könige ſeine Beſtrafung.

Ihre Stimme, ihre Mienen, ihre Stellung — alles kündete an, daß eine beleidigte, ſchwer gereizte Frau vor dem Prinzen ſtand. Er blickte abwechſelnd ſie, dann den Chevalier an und wußte nicht ob er lächeln, oder ernſthaft ſprechen ſollte.

Werde ich bald Ihren Entſchluß vernehmen, mein Herr; rief Charlotte.

Mein Gott, wie heftig, Madame! Das Ganze iſt ja nur eine Kinderei! Halten Sie dem jungen Menſchen in ſeiner Unbeſonnenheit etwas zu Gute.

Er hat geglaubt eine ſeiner Liebſchaften, deren er unter ihrem Gefolge hat, vor ſich zu ſehn! Nicht wahr, Lulu! das haſt Du gemeint?

Ja, gnädiger Herr! ſagte der junge Mann, mit einer frechen Miene, die deutlich nein! ſagte.

Indeſſen, ſagte der Prinz, mußt Du die Frau Herzogin für Deinen Irrthum um Verzeihung bitten. Man beleidigt nicht die Leute, die einem gut ſind. Die Frau Herzogin wird ein Uebriges thun, wenn Du ihr zeigſt, wie leid Dir das Vorgefallene thut. Geh, und küſſe ihre Hand.

Dieſer Befehl wurde lachend ertheilt. Der Jüngling ging auf die Prinzeſſin zu, ließ ſich auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand. Charlotte holte aus, und gab ihm eine ſo derbe Ohrfeige, daß ihr ſelbſt die Hand danach ſchmerzte: Schandbube! der Du biſt! rief ſie, ich weiß Alles und weiß, daß Du Dich nicht geirrt haſt, doch ſorge dafür, daß dergleichen Dir nie wieder in den Sinn kommt.

Der Chevalier hielt ſich die Wange und ſah mit einem giftigen Zornblick die Herzogin an, die ihm den Rücken kehrte und in ihr Schlafkabinet ging. Der Herzog folgte ihr, zum erſten Male erſchreckt und entſetzt über den Muth einer Frau, die ſo viel wagte. Nichts konnte ihn ſo in

Schrecken ſetzen, als eine ſo raſche Thatkraft, die er nicht vermuthet hatte. Weit entfernt ſeinem Liebling Troſtesworte zuzuſprechen, verließ er ihn, ohne ihn auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben, und eilte neben ſeiner Gemahlin Platz zu nehmen, die ihn mit freundlichen Worten bat, der Sache nicht weiter zu gedenken.

Ich bin ſelbſt an dem Vorfalle ſchuld! ſagte ſie, aus kleinlicher Vorſorge für des Hauſes Ordnung. In meiner Heimath bin ich gewohnt geweſen, die Lichter ſtets ſelbſt auszulöſchen, ſo that ich's auch hier, und ging in meinem Eifer ſo weit, daß ich jenes fernliegende Kabinet erreichte, wo der junge Mann ſich verborgen hielt.

Der Herzog hörte dieſe Worte, und dachte ſich dabei, was er wollte.

Am andern Morgen machte er ſeinem Favoriten Vorwürfe. Es iſt ganz gleich, ſagte er, ob Du in Deiner Vorausſetzung Recht haſt oder nicht, jedenfalls haſt Du unvorſichtig gehandelt. Du hatteſt noch nicht genug um ihre Gunſt geworben, oder höchſtens hatte das, was Du in dieſer Art gethan, ſie noch nicht auf den Gedanken geführt, daß Du ſie liebſt. Dein Angriff mußte ihr alſo zu früh und zu unerwartet kommen, in beiden Fällen konnte Deine Unvorſichtigkeit nur auf Dich zurückfallen.

Mein Prinz, ſtotterte der Jüngling — wenn man ſo glücklich iſt ein Weib unbekleidet, in dieſer Nähe —

Schweig! rief der Herzog zornig! Wie, willſt Du vor mir den Verliebten ſpielen? Ich verbiete Dir jetzt alles Ernſtes jeden Angriff! Ich will es, und Du wirſt gehorchen. Mein Auftrag war übrigens nur Scherz! Das hätteſt Du wiſſen ſollen.

Nur Scherz? —

Nichts anders! ſagte der Prinz. Ich weiß wie die Herzogin denkt, und es iſt mir nicht im Traum eingefallen, ihre Tugend auf eine Probe zu ſtellen. Alſo nichts weiter davon! —

Wie Sie befehlen, gnädiger Herr! ſagte Lorraine, und zog eine ſo boshafte, heuchleriſche Miene dabei, daß der Prinz ſich wegwandte, um das Lachen zu verbeißen. Lorraine wollte gehn, der Prinz rief ihn zurück. Er kam um ſeinem Herrn die Hand zu küſſen; dieſer riß ihn am Ohrläppchen indem er rief: Ah — alſo verliebt! Etwas Neues, Schurke! Du biſt doch ſonſt nicht ſo leicht entzündet? Wie kommt das? He? Antworte!

Ach, mein königlicher Herr! rief der Favorit, indem er ſeinen Blick gen Himmel wandte und ſeinen Zügen den Ausdruck ſchmerzlichen Gefühls gab. Wenn Eure Hoheit mir nichts erlauben, was ſoll aus mir werden! Wohin ſoll ich mich wenden. Verfolgt und gehaßt von meinen Kameraden habe ich nichts als Ihre Gunſt. Bin ich zu weit gegangen, ich bereue es!

Es iſt gut! rief der Prinz, die Sache iſt vorbei. Doch höre, Lulu! lüge nicht, ſage diesmal die Wahrheit. Wie weit warſt Du? Nun, ſprich! die Thüre iſt zu, es hört uns Niemand.

Sicherlich nicht allzuweit! rief der junge Mann mit Lächeln. Es bleibt für Eure Hoheit noch genug übrig.

Die Beſtie! rief der Prinz, man höre! Jetzt iſt er der Großmüthige, der mir mein Eigenthum läßt. Doch genug! der Stoß mit der Lichtſcheere ſagt Alles! Dieſe deutſchen Weiber haben den Teufel im Leibe! Henriette war gefälliger. Doch der Baum fällt nicht auf den erſten Hieb. Für Dich iſt alles aus, hörſt Du! Ich habe nicht geglaubt, daß Du ſie hübſch fändeſt.

Der Chevalier ſtand noch da. Als der Prinz ihm winkte zu gehn, ſagte er in einem beſcheidenen Tone: Darf ich eine Bitte wagen?

Nun gut, was iſt's?

Eine Ehrenſache, rief der Jüngling; der Graf von der Pfalz, der Begleiter der Herzogin, hat mich gefordert. Darf ich mich mit ihm meſſen?

Der Graf von der Pfalz? widerholte der Prinz. Ei ſeht doch! Ihr jungen Hähne! Man muß Euch die Federn ausrupfen. Der hübſche junge Burſche, der der Prinzeſſin gefolgt iſt? Nein, das verbiete ich.

Der Chevalier zuckte die Achſeln. Ohne Zweifel ſchickt ihn mir die Herzogin über den Hals.

O nein! rief der Prinz lachend; die hat das Ihrige ſchon gethan. Eine ſolche Ohrfeige! Tauſend Teufel, die wiegt ſchon zwei Kämpfe auf, ſollte ich meinen. Du biſt dem jungen Herrn ſonſt auf irgend eine Weiſe unangenehm; daran liegt es. Sage ihm, ich ließe ihn zu mir fordern! Hörſt Du? Ich will ihm die Narrheit aus dem Kopfe bringen.

Wie ſie befehlen, gnädiger Herr; allein daß es nur nicht ſo ausſieht als fehle es mir an Muth. Ich fürchte den Teufel nicht, am wenigſten einen über den Rhein hergelaufenen Deutſchen.

Schon gut, jetzt gehe — rief der Prinz. Nimm dieſen Ring und trage ihn zum Andenken an dieſe Stunde. Hörſt Du, Bürſchchen! Trage ihn zum Andenken an dieſe Stunde. Und keinen Zweikampf! Ei, ei! wo denkt ihr hin; keinen Zweikampf!

Die Verſöhnung.

Charlotte brachte ihre liebe Räthin aus deren Gemächern zu ſich herüber. Komm, liebes Mütterchen! rief ſie ſchmeichelnd, ich habe Dir etwas zu ſagen.

Die Räthin folgte. Sie wußte es war wieder eine Klage. Sie ſah die Prinzeſſin an, ſie war mit dunkler Gluth bedeckt, ihr Buſen arbeitete heftig: diesmal mußte es etwas Wichtiges ſein.

Beide Frauen ſaßen ſich gegenüber. Die Zimmerthür war abgeſchloſſen.

Sieh mich bereit dieſen Hof zu verlaſſen; hub die Herzogin an.

Die Räthin that als hörte ſie einen Scherz.

Die Fürſtin widerholte den vorigen Satz.

richten, daß der hellgelbe Vorhang nicht ſo weit vorfalle, daß er mir einen Theil Ihres Kopfes ſammt dem Nacken verdecke; ich will, ſo viel möglich, Ihre volle Geſtalt ſehen; es kränkt und ſtört mich unendlich in meinen Betrachtungen, wenn nur das mindeſte verloren geht. —“

Dieſer ſonderbare Brief war mit einem Kreuze und Palmzweige ſtatt der Namensſchrift unterzeichnet. Ich las ihn mehrere Mal durch, bis die Ermüdung und das vergebliche Nachſinnen den Schlaf gewaltſam auf mein Auge herabgezogen. Am Morgen war mein erſter Gedanke die Stimme des unbekannten Mahners. Ich zeigte den Brief an Achill, und auf dieſen machte er einen noch ſtärkern Eindruck, als auf mich. Seine Krankheit hatte, wie es mir ſchien, ohnedies das Heitere, was in ſeinem Charakter lag, getrübt; ich fand ihn ſeit der letzten Zeit beſonders aufgelegt zu ernſten Geſprächen und Beſchäftigungen, und ſo kam es denn, daß die dunkeln Stellen

Aber, liebes Lottchen! theures Prinzeßchen! rief endlich kopfſchüttelnd die Alte; wie ſoll ich das verſtehn? Verläßt man auch ſo mir nichts dir nichts einen Hof? Und wohin ſollen wir uns wenden?

Gleichviel wohin! rief die Prinzeſſin in Thränen ausbrechend: zu meinen Eltern darf ich nicht; ſo laß uns denn zu meiner Tante ins Kloſter.

Die gute Frau ſchüttelte das Haupt. Was iſt denn vorgefallen? fragte ſie endlich, mit beſorgten Blicken in das glühende Antlitz ihres geliebten Kindes ſehend.

Ich bin beſchimpft! rief die Gefragte, beſchimpft, wie man nur beſchimpft werden kann. Die Räthin fragte weiter, und endlich, in Bruchſtücken von Thränen und Verwünſchungen unterbrochen, erfuhr ſie die Geſchichte der Nacht. Auch ſie fand die ganz tollkühne, ſeltſame Unternehmung im höchſten Grade beſchimpfend für die Ehre der Prinzeſſin, und es war ihr nur lieb als ſie vernahm, daß Charlotte die Klugheit bewogen hatte dem Prinzen nichts von dem merken zu laſſen, was in ihr vorging.

Aber theures Kind, hub ſie nach einer Pauſe an; biſt Du Deiner Sache auch ganz gewiß?

Theure Mutter, rief die Prinzeſſin unter Thränen, ich war ja ſchon ganz bereit, die ſchimpfliche Zuſammenkunft auf ein Spiel des Ungefährs zu ſchieben! Ich bat ihn ja um Verzeihung wegen des Stoßes, den ich ihm gegeben, da kam der Prinz, und das kurze Geſpräch, das er mit dem jungen Wüſtling hatte, und von dem er nicht ahndete, daß ich es anhörte, belehrte mich eines Andern. Alſo preisgegeben war ich! Hingeopfert dem Schelmenſtück eines frechen Burſchen von noch nicht voll ſiebzehn Jahren! Es hätte gelingen können, was dann? Die Zügelloſigkeit des Menſchen ließ alles befürchten.

Da kenne ich Euch! rief die Räthin. Zwölf Männer bringen nichts bei Euch zu Wege, ſprecht nicht ſo! Ihr wollt mich nur ängſtlich machen. —

Gut! rief die Prinzeſſin. Ich bin ein deutſches Mädchen! Es iſt wahr! Ich weiß die Kräfte zu brauchen, die ich von der Natur erhalten. Du haſt Recht! Man hätte mich erſt in Stücke reißen ſollen, ehe ich nur die Breite eines Haars gewichen wäre! Aber er! War es nicht ſein Wille, ſeine Abſicht, daß ich hätte weichen ſollen?

Ich kann es mir nicht denken, beſchwichtigte die Räthin. Das Ganze war ein Scherz! Und noch iſt es zweifelhaft ob er wirklich darum gewußt hat?

O davon bringt mich Niemand ab! rief die Prinzeſſin.

So vergiß es! Thu ſo als wäre was geſchehn; ein keder, unerlaubter Spaß geweſen. Es wird nicht wieder geſchehn. Die Art wie Du Dich benommen, iſt die richtige geweſen, rief die Räthin. Die Drohung mit dem Könige war am Platze. Der Herzog fürchtet und reſpektirt den König, wie einen Vater. Damit kannſt Du ihn im Zaum halten. Aber ich bitte Dich, nichts vom Davongehn! Um Gotteswillen nur das nicht! Wir armen Frauen müſſen viel ertragen, und man muß uns erſt viel bieten, ehe wir weichen. Ich könnte Dir Geſchichten erzählen, beſonders von Ehemännern, die ſie an ihren jungen Weibern probirten. Das Geſchlecht iſt zu wild, und zu gewohnt zu herrſchen. Wir kommen erſt nach und nach, und indem wir immer dieſelbe Tugend der Geduld und Klugheit üben, zur Herrſchaft! Er weiß nun was er an Dir hat; daß Du auf dieſe Weiſe nicht mit Dir ſpielen läßt; er wird es ſein bleiben laſſen Dich zum zweiten Male in Zorn zu jagen. Auch der junge Menſch weiß es, denn eine Ohrfeige iſt eine ſehr deutliche Sprache.

Frechheit über Frechheit! rief die Prinzeſſin. Was hätte nun kommen ſollen, wenn das Bubenſtück gelungen wäre! Glaubte er mit einem Weibe leben zu können, das gleich ſo anfängt? Wollte er mich los werden? Wollte er mich beim Könige verklagen? Gott weiß es! So viel aber iſt mir klar; mit dieſem Menſchen muß man eine feſte, ſichre Sprache führen. Wenn ich an dieſem Hofe bleibe, ſo ſoll man mich kennen lernen.

Da ſag ich Amen dazu! rief die Räthin. Thu, was Dir gut dünkt, es wird ſtets das Richtige ſein, nur laß das Weggehn bis zuletzt, wenn alle Stricke reißen. —

Es wurde an die Thüre geklopft, die Räthin öffnete: Georg trat herein.

Die Prinzeſſin flog auf ihn zu. Mein guter Georg! rief ſie, was iſt Dir? Weßhalb ſiehſt Du ſo aufgeregt aus?

Nichts von Bedeutung! rief der junge Menſch ich komme um Euch um Erlaubniß zu bitten zum Herzog zu gehn; er hat mich rufen laſſen.

Zum Herzog! Nun ſo geh! rief die Prinzeſſin.

Der Jüngling ſtand einen Augenblick zweifelhaft, dann ſagte er: Ich will bekennen, es würde mir lieb ſein, wenn Ihr es mir verbieten würdet.

Wie kann ich das! rief Charlotte. Geh, mein Junge. Wer weiß, was mein Gemahl Dir zu ſagen hat?

Es iſt nichts, erwiderte der junge Graf, und ich werde von einem wichtigen Gange abgehalten. Wahrlich, ſagt, daß Ihr mich irgendwohin geſendet habt. Es wird Euch ja ſo leicht, und mir thut Ihr einen großen Gefallen.

Du haſt einen Gang vor? fragte die Prinzeſſin. Was ſoll das bedeuten?

Nun denn, wenn ich es doch ſagen muß, ich will dem eitlen Prahlhans, dem Chevalier von Lorraine, eine kleine Lehre geben, mit einem deutſchen Degen! rief Georg.

Dem Chevalier von Lorraine? fragte Charlotte erglühend, warum grade dem? Sprich, warum grade dieſem?

Weil er — weil er, ſtotterte Georg, weil er ſich prahlt von Euch eine Gunſtbezeugung erhalten zu haben. Mir iſt das Bürſchchen zuwider.

Ach, Georg! und das glaubſt Du? rief die Prinzeſſin lachend. Welch eine Thorheit von Dir mein Freund! Nun geh und thu, was Du willſt!

Ich weiß, daß der Affe nur Lügen ſpricht! ſagt Georg; aber dieſe Lüge ſoll Niemand hier am Hofe von Euch ſprechen! Niemand, ſo lange ich lebe! Was wäre ich, wenn ich das litte! Ihr ſteht hier allein, ſie ſind Euch Alle nicht wohl geneigt! Ich hab es gemerkt, Niemand iſt der

Eure Partei nimmt. So will ich es ſein. Vor meinem Degen ſoll jeder franzöſiſche Haſenfuß ſich fürchten, und wäre er ſelbſt an den Stufen des Thrones geboren.

Die Räthin machte eine erſchreckte Geberde, und lauſchte nach der Thüre.

Still, ſtill! lieber Georg! rief die Fürſtin.

Darum bitte ich, gebt mir ein Auftrag, ſo daß ich vor dem Herzog nicht zu erſcheinen brauche. Irgend etwas; es wird ſich ja ſchon finden. Denkt etwas nach.

Nein Georg! ſagte die Prinzeſſin ernſt, ich kann Dir keinen Auftrag geben. Geh zum Herzog; er wird Dich nicht lange aufhalten, und dann — wie geſagt, thu was Du willſt. Du verſtehſt die Waffe zu führen; es iſt mir um Dich nicht bange.

Georg ging, nachdem er ehrfurchtsvoll eine Verbeugung vor der Fürſtin gemacht. Siehſt Du wohl, die kleine Schlange hat bereits gezischt! rief Charlotte.

Es iſt wenig daran gelegen, was ſolch ein junger Windbeutel plaudert! rief die Räthin. Wir wollen thun, als wüßten wir von der Sache nichts; Du wirſt ſehn, es wird ohne alles Gerede vorübergehn. An dieſem Hofe ſcheint man dieſe Dinge wie Spielereien anzuſehn.

Aber ich ſehe ſie nicht dafür an! rief die Herzogin. Es hat mich einen tiefen Blick in den Charakter des Herzogs thun laſſen. Häßlich an Leib und Seele!

Er iſt Dein Mann! rief die Räthin bedeutungsvoll.

Der Herzog wartete unterdeſſen in ſeinen Gemächern auf das Erſcheinen Georg's. Er ſaß auf dem Stuhle vor dem Spiegel. Er hatte Putz angelegt und war eben beſchäftigt, ſich ein weibliches Armband umzubinden, deſſen Steine und Faſſung ihm gefielen. Georg war eingetreten: er ließ ihn ſtehn und warten, weil das Armband ihn beſchäftigte.

Teufel! rief er aufſpringend; dieſer verdammte Stein hat ſeinen eignen Kopf und will nicht! Kommt, lieber Freund, und helft mir die Schnalle zumachen.

Georg ſah ſich um, ob Jemand da war, dem dieſer Ruf gelten konnte, da er Niemand bemerkte, blieb er ruhig auf ſeiner Stelle ſtehn.

Nun Ihr! — Herr Graf — Habt Ihr mich nicht gehört? fragte der Herzog, groß den Jüngling anſtarrend. Ich meine doch ſehr laut geſprochen zu haben.

Verzeihung, gnädiger Herr, erwiderte der

Jüngling, ich wußte nicht, daß ich zu ſolch einem Dienſte herbeſchieden war.

Ah, Herr Graf! nahm der Herzog mit veränderter Stimme und höflich das Wort; es iſt an mir um Verzeihung zu bitten. Sie ſind bei meiner Gemahlin angeſtellt; ich weiß, daß ich Ihnen nichts zu befehlen habe. Alſo in aller Freundſchaft, lieber junger Mann, kommen Sie und helfen Sie mir dieſes verteufelte Armband befeſtigen.

Georg kam und that was man von ihm wünſchte. Während er an den goldenen Ketten arbeitete, benutzte der Herzog die Zeit ihm das Haar zu ordnen und die Wangen zu ſtreicheln.

Es ſitzt feſt, gnädiger Herr! ſagte der junge Stallmeiſter zurücktretend.

Nun werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen als Dank das andere Armband ſchenke was ich ſoeben abgelegt habe. Es ſind koſtbare Steine darin. Kommen Sie, ich will es Ihnen ummachen. Er nahm des Jünglings Arm, und machte, trotz deſſen Widerſtreben, und ungeachtet dieſer behauptete, es nicht tragen zu können, da es ein Damenſchmuck ſei, das Band an dem Arme feſt. Es thut nichts, entgegnete er, Diejenigen, die ich auszeichne, tragen Alle ſolche Armbänder von mir.

Sie können die Manchette drüber machen, ſo ſieht es Niemand.

Eure Hoheit ſind zu gütig! bemerkte Georg mit erröthendem Geſicht.

Aber eine Bedingung iſt dabei! rief der Herzog lächelnd.

Da Georg aufhorchte, ſagte er: Diejenigen, die das Armband haben, müſſen Freunde ſein, und in Gefahr und Tod zuſammenhalten! das iſt das Geſetz meiner Ordensſtiftung.

Ich werde mich bemühn — ſtotterte der neue Ritter.

Nicht bemühn, gleich ausführen und halten! rief der Fürſt. Ich will Ihnen dazu die Gelegenheit geben, Lorraine!

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete ſich, und der Gerufene erſchien auf der Schwelle. Die beiden Jünglinge ſahen ſich finſter und ſchweigend an. Der Herzog trat einen Schritt zurück und lächelte höhniſch, indem er die Blicke der Beiden beobachtete; dann ſagte er: Mein Freund Lulu! Hier iſt ein neuer Ritter! zeig ihm, daß Du daſſelbe Zeichen trägſt, dann umarmt Euch als Freunde! —

Gnädiger Herr, Sie werden entſchuldigen! rief Georg, und wollte eine Verbeugung machen das Zimmer zu verlaſſen. Der Befehl meiner Gebieterin ruft mich von dannen.

Sie wird einen Augenblick warten! rief der Herzog.

Die Jünglinge blieben in derſelben Stellung, den Rücken einander zugewendet. Der Herzog ſchritt auf ſie zu, wendete ſie um und führte ſie lachend zuſammen. Wollt Ihr Euch wohl Einer den Andern anſehn, ihr kleinen Beſtien! Muß man ſich ſo viel Mühe geben um Euch! Geſchwind, ich habe nicht viel Zeit; umarmt Euch! Wird's bald?

Herr Graf! rief Lorraine.

Herr Chevalier! brachte nach einer Weile der gutmüthige und leicht beſchwichtigte Georg hervor. Wenn ich wüßte, daß Sie jene Aeußerungen, um die es ſich hier handelt, nicht gethan hätten, und die ich als Diener meiner Prinzeſſin nothwendig rächen müßte —

Meine Geſinnung gegen Madame, bemerkte Lorraine, mit Blicken auf den Herzog, ſind vollkommen einer Dame von ſo hohem Stande, und ſo ſeltenem Verdienſte angemeſſen geweſen; dies behaupte ich und beſiegle ich mit meinem Ehrenwort.

Alsdann bin ich falſch berichtet worden! nahm Georg das Wort, und ich eile in Gegenwart Sr. Hoheit mein Unrecht wieder gut zu machen, indem ich Ihnen, Herr Chevalier die Hand reiche.

des Schreibens auf ſein Gemüth eine beſondere Wirkung machten.

Was mich betraf, ſo gab es Anlaß genug, dieſen ſo wie jeden andern Ernſt fern von mir zu halten. Ich ſchwamm in einem Meer von Vergnügungen und Dunſt. Meine ſtarke, ungeſchwächte Natur erprobte damals zuerſt ihre Tüchtigkeit. Der Grundſatz meines Vaters, „daß Trinken die Schwachheit eines ehrlichen Mannes ſei,“ weil, wer etwas Schlimmes im Schilde führe, ſich wohl hüte, ſeine Beſinnung im Weine zu verlieren, hätte mich beinahe verführt, die Unmäßigkeit lieb zu gewinnen. Meine Freunde verſicherten mich, daß ich nie beſſer gefiele, als wenn mich der Wein begeiſtere, und wirklich fühlte ich in ſolchem Zuſtande eine Feſſel um Kopf und Bruſt geſprengt. Der flüchtige Nektar der Traube vom Johannisberg fachte die jugendliche Flamme des Hochgefühls in dem Grade in mir an, daß ich, ohne eine einzige Geiſteskraft einzubüßen, des

Er gab redlich und offen die Rechte hin. Der Chevalier ſchlug nicht ein, aber er legte beide Arme um Georgs Nacken, und ſah über deſſen Schultern herüber. Dies galt für eine Umarmung. Der Friede war geſchloſſen; von Georg's Seite mit guter und treuherziger Miene, von Lorraine's Seite mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit und Verſtocktheit.

Es iſt gut! rief der Herzog, und nun tauſcht Eure Degen gegen einander aus. So will es die Ordenspflicht.

Ich muß bedauern, rief Georg, mein Degen iſt ſehr einfach, der Chevalier hat, wie ich ſehe, einen ſehr koſtbaren!

Er wird erſt koſtbar, entgegnete der neue Freund, mit einer graziöſen Verbeugung, wenn er ſich an Ihrer Seite befindet. Erlauben Sie, verehrter Graf, daß ich Ihnen ſelbſt die Waffe umſchnalle. Er that es, und Georg befeſtigte dagegen ſeine Waffe um die Hüften des Chevaliers. Der Herzog ſtand dabei und lächelte äußerſt zufrieden. So iſt's recht! Herr Graf! rief er! das macht mir Freude. Ja wahrhaftig ſo iſt's! Nichts Schöneres giebt es, als die Freundſchaft. Er ging und die Freunde folgten ihm, Arm in Arm. —

Der Beſuch.

Beim Herzog war große Damenaſſemblée. Die Zimmer waren geöffnet; in dem mittelſten derſelben, das von Spiegeln, ſchönen Stoffen und vergoldeten Figuren prangte, ſaß der Herzog und war bemüht der Frau Marſchallin von Grançay aus einem Buche vorzuleſen. Es ging nicht beſonders; der Herzog machte öfters Fehler, die von den Damen unter Lachen verbeſſert wurden. Er trug einen gelben Seidenrock mit einer Stickerei von braun und Gold, ſein Haar war friſirt nach der Weiſe der hohen Damenſcheitel. Roth und Weiß war dem Geſichte ſtark aufgelegt, in welchem ſeine kleinen ſchwarzen Augen von Vergnügen blitzten, ſich in ſo guter und angenehmer Geſellſchaft zu ſehn. Sein Beinkleid war von dunkelm

Roth, die Strümpfe wiederum gelb mit Strumpfbändern von Diamanten zuſammen gehalten, auf den Schuhen, die hohe Büſchel von farbigen Bändern trugen, prangten ebenſolche Schnallen. Während er las, beſchäftigten ſich die Damen mit Arbeiten. Ein Theil der jungen Schönen ſaß an dem Fenſter, und blickten verſtohlen in den Gang hinüber, der mit Glasthüren verſchloſſen war, und in welchem ein paar hübſche Gardeſoldaten wachehaltend auf und ab ſchritten. Die älteren Frauen hatten ſich dicht um den Herzog geſetzt und begleiteten jede Miene, jede Bewegung deſſelben mit Ausrufungen ſchmeichelhaften Lobes. Die Marſchallin lag auf einem Ruhebette, und hatte den Blick ihrer ſchönen Augen abwechſelnd auf ihre Umgebung, und auf den Vorleſer gerichtet. Sie verbarg ein Gähnen hinter den goldnen Stäben ihres Fächers.

Der Roman, der vorgeleſen wurde war „la reine de Navarra“ den Fräulein de la Force geſchrieben und der Prinzeſſin Conti gewidmet hatte.

Es iſt genug! rief die Marſchallin, als eben wieder eine ſchwierige Stelle überwunden worden war, wo zwei fremde Namen, die beide von dem

Vorleſer falſch ausgeſprochen wurden, vorgekommen waren.

Es kommt jetzt zur Liebesſcene! bemerkte der Herzog.

Wir haben ſchon zwei ſolcher Scenen erlebt! rief die Marſchallin. Legen Ew. Hoheit das Buch hin, und helfen Sie mir etwas Goldfaden zupfen.

Mit Vergnügen. Uebrigens wieder auf den Roman zu kommen, ſo iſt nichts leichter als eine mittelmäßige Geſchichte mit fremden Namen auszuputzen. Man kann davon ſehr viele und ſehr ſonderbare erfinden, die ſämmtlich für den Vorleſer ſchwierige Aufgaben bilden.

Indeſſen waren jene zwei Namen in Languedoc ſehr gebräuchlich! bemerkte die Marquiſe. Haben Ew. Hoheit nicht die La Force gekannt?

Ich habe ſie gekannt, und man ſagt ſogar, daß ſie mich in ihr Herz geſchloſſen hat; erwiderte der Herzog. Allein man ſagt dies von ſo vielen Damen meiner Bekanntſchaft, daß ich auf dieſen einzelnen Umſtand kein Gewicht legen will. Einige ältere Frauen ſahen ſich bei dieſer Bemerkung lächelnd und fragend an. Der Herzog fuhr fort. Mademoiſelle La Force begnügt ſich nicht allein Romane zu ſchreiben, ſie ſpielt auch welche, und man hat mir verſichert, daß ihr Leben den eigenthümlichſten Roman, den man finden kann, gebildet habe.

Ei, erzählen Sie! rief die Marſchallin.

Zuvörderſt ſehen wir ſie als ein armes Fräulein im Vorzimmer der Herzogin von Guiſe ihren Platz einnehmen. Dort lernte ſie den Marquis von Nesle kennen, den Vater des jetzigen, und bringt es zu Wege, daß dieſer elegante und geſuchte Kavalier ſich in ſie ſo ſterblich verliebt, daß er auf ſeine Verwandten nicht hört, ſondern ſie heirathen will. Sie müſſen wiſſen, daß Fräulein von La Force häßlich war.

Wie geſchah denn das Alles? fragte die Herzogin von Nellville.

Hören Sie. Der große Condé, dem der Marquis nahe verwandt war, führte ihn, um ihn zu heilen, mit ſich nach Chantilly. Dort waren alle Verwandten verſammelt, die nochmals erklärten, ſie würden die Heirath nicht zugeben. Der Marquis erklärte nie eine Andere nehmen zu wollen. In Verzweiflung lief er in den Garten und würde ſich ohne Zweifel das Leben genommen haben, wenn er nicht zufällig an der Schnur geriſſen an der ein Amulet hing, das ihm Fräulein de la Force gegen Alpdrücken umgehangt hatte. Das Band reißt, das Amulet fällt zur

Erde, und von dem Augenblick iſt er von aller Liebesqual befreit. Er kehrt zur Geſellſchaft zurück und erklärt ihr das. Man beſichtigt das Amulet und findet —

Nun, was findet man? fragten mehrere Damen neugierig.

Zwei Krötenpfoten, erzählte der Herzog weiter, die hielten ein Herz, von einem Fledermausflügel umwickelt, und um das Ganze ein Stück Papier gehüllt, beſchrieben mit Charakteren.

Ei, wie ſonderbar! Doch dabei nicht ohne Beiſpiele! rief die Herzogin von Allion. Ich kannte einen Herrn in Lille, der konnte einem Liebe eingeben mit Krebsſteinen. Dieſe Liebe dauerte gerade vier und zwanzig Stunden.

Vier und zwanzig Stunden zu lange! bemerkte das junge Fräulein von Montfort.

Mademoiſelle halten nicht viel von der Liebe? bemerkte eine alte Ducheſſe ſpitzig.

Wenigſtens nicht von der, die den Krebsſteinen anhaftet! ſagte das junge Mädchen lachend. Ich halte es mit der, die ein paar hübſche Augen und ein gefühlvolles Herz eingeben.

Ach, ja — ſeufzte eine junge Dame von vierzig Jahren, mit einer ſolchen halte ich's auch! —

Ein Gelachter entſtand; die Dame ſah ſich fragend um; da Niemand antwortete, arbeitete ſie fort.

Wider auf die la Force zu kommen! fing die Marſchallin an. Was wurde denn zuletzt aus ihr?

Mein Gott, ſie lebt noch! rief der Herzog in komiſcher Verwundrung. Soll ich ſie etwa Ihnen zu Gefallen todtſchlagen, Madame? Später liebte ſie den Schauſpieler Baron. Der war nicht verhext, alſo dauerte die Liebe nicht lange. Dann die hübſcheſte Geſchichte in ihrem Leben! Sie liebte den jungen Bilhuet. Die Eltern wollen die Heirath wieder nicht zugeben und ſperren den Sohn ein. Was geſchieht. Ein Trupp Bärenführer zieht durch den Ort. Fräulein La Force macht ſich an einen der Muſiker, überredet ihn, ſie in ein Bärenfell zu nähen und ſo auf den Hof zu führen, von wo der Geliebte zuſchauen kann. Dem hat ſie geſchrieben, daß einer der Bären ſie wäre. Er kommt aus ſeinem Gefängniß heraus, nähert ſich dem kleinen, gefälligen Bären, der ihm die Hand küßt, und will endlich mit dieſem Bären allein ſein. Man führt ihn in eine Abtheilung des Hofes, und dort unterhalten ſich die ſonderbaren Liebenden aufs Beſte, bis die Trompete das Zeichen zum Aufbruche der Truppe giebt. Die Hauptſache bei dem Ständchen war den jungen Mann zu überreden, die Heirath bei ſeinen Eltern durchzuſetzen. Was der Geliebten in Menſchengeſtalt nicht gelingt, führt die Bärenhafte richtig aus. Die Heirath kommt zu Stande. Als Madame de Vilhuet hab ich ſie geſehn, denn ſie kam nach Verſailles, wo ſich der König ihrer annahm.

Nach dieſer Erzählung brach ein allgemeines Gelächter der Damen aus. Niemand wollte die Geſchichte glauben, und der Herzog hatte viel zu thun, jeder Einzelnen die Wahrheit ſeiner Worte zu beſchwören. Er that dies mit der größten Geläufigkeit indem er mit kleinen Schritten im Saal hin und her lief, und jede der einzelnen Damen am Rocke faßte um ihr umſtändlicher die ganze Geſchichte nochmals zu erzählen, und ihr dabei den Herzog von St. Simon zu nennen, den wahrheitliebendſten Mann bei Hofe, der ihm als Beweismann diente.

Mittlerweile, als eben der Sturm am lebhafteſten war, trat einer der Garden des Vorzimmers herein und meldete den König.

Sogleich wurden die Thüren aufgeriſſen, und ſeine Majeſtät erſchien. Der von Frauen wimmelnde Saal ſchien ihn anfangs etwas beſtürzt zu machen; doch merkte man ihm dies nicht an. Mit gewohnter Sicherheit ſchritt er herein, und ſeine Blicke ſuchten nicht ſeinen Bruder, denn der war ihm ſchon zur Seite, ſondern die Herzogin, ſeine Gemahlin.

Ich bitte, meine Damen, rief er, mit der liebenswürdigſten Artigkeit überall hin grüßend, laſſen Sie ſich nicht ſtören, und zu ſeinem Bruder gewendet ſetzte er hinzu: Wo iſt Madame?

Sie wird ſogleich erſcheinen! rief der Herzog von Orleans, in ſubmiſſeſter Stellung.

Der König faßte ihn vertraulich unterm Arm und beide Brüder verſchwanden in dem dritten Salon, deſſen Thüren offen blieben. Hier zog der König den Herzog etwas in die Fenſterniſche und ſprach mit ihm. Die Kavaliere, die mit dem König gekommen waren, vertheilten ſich im Gemach unter die Damen.

Unterdeſſen war die Herzogin erſchienen.

Alles drängte ſich um ſie her, um ihr Ehrfurcht zu bezeigen. Die Frage des Königs war nicht ſo leiſe gethan worden, daß ſie nicht vom ganzen Kreiſe gehört worden war. Deshalb dieſer Empfang. Zwei alte Gräfinnen blieben fortan immer in der Nähe der Herzogin, die ſich befremdet im Saale umſah, denn ſie wußte nichts von ihrem erhabenen Gaſte, und war nur auf den Ruf ihres Gemahls erſchienen, der ihr ziemlich ſonderbar erſchienen war, da ſie ſich bereits gewöhnt hatte, niemals dabei zu ſein, wenn der Herzog Damen empfing.

Endlich flüſterte ihr einer der Kavaliere zu: Der König iſt da!

Sie ſah ſich raſch um! Im dritten Salon erkannte ſie ihn. Er ſchien etwas unwillig geworden zu ſein, wenigſtens konnte man dies aus der verlegenen und betretenen Haltung des Herzogs an ſeiner Seite ſchließen. Doch trennten ſie ſich herzlich und vertraut, und der König kam auf die Herzogin zu, küßte ihr die Hand, und führte ſie zu dem Platze zurück, den ſie eben verlaſſen hatte.

Es wird unterdeſſen nöthig ſein, die Unterredung der beiden Brüder etwas genauer zu beachten; ſie war wichtig für die zukünftige Stellung unſerer Heldin.

Mein Herr Herzog, hub der König an, indem er einen jener Blicke annahm, deſſen Schärfe und Strenge der Angeredete zur Genüge kannte; Ihr habt Euren ganzen Palaſt voller Damen, und Eure Gemahlin fehlt? Wie hängt das zuſammen?

Eure Majeſtät erſchrecken mich! ſtammelte der Herzog. Sollte ich in irgend einem Stücke gegen Dero Willen mich vergangen haben? —

Gebrauches aller in einem erhöhten Grade mächtig wurde. Für gewöhnlich lagerte ſich ein gewiſſer düſterer Ernſt auf mein Weſen, der meine Züge beſchattete, und, ohne daß ich es ſelbſt ahnete, die Gemüther mir entfremdete. Nur durch anhaltende Beherrſchung und Uebung iſt es mir ſpäter gelungen, dieſen Mißſtand zu beſeitigen und der Welt bei den heftigſten Stürmen, die in meinem Innern wütheten, jene ſtolze Philoſophenmaske einer ungetrübten Heiterkeit zu zeigen, die unſere Feinde täuſcht, ohne unſern Freunden als Heuchelei zu gelten.

Dresden war zu jener Zeit der Schauplatz unaufhörlicher Feſte. Kaum waren die von dem kaiſerlichen Glanze des Einzugs der Kurprinzeſſin geblendeten Augen ein wenig zur Ruhe gelangt, als der Beſuch des Königs Wilhelm von Preußen auf's neue die Hauptſtadt in ein Freudenfeuer ſetzte. Was ſoll ich von dieſem ſonderbaren König erzählen? Die Nachwelt wird ſein

Ich will, daß Sie mit ihrer Frau anſtändig leben.

Die Frau Herzogin zieht es vor in ihren Gemächern zu bleiben, wenn ich Geſellſchaft habe; ſagte der Herzog.

Sie zieht es vor, nahm der König das Wort, weil Sie ſie nicht auffordern. Bedenken Sie, daß Ihre frühere Ehe, mein Bruder, nur unglücklich war, weil Sie es an Allem fehlen ließen, was eine Frau von ihrem Manne fordern kann. Ich wünſche, daß dieſe nicht ebenſo ſich geſtalte! Bemerken Sie wohl, ich wünſche es. —

Der Herzog verbeugte ſich.

Die Umgebung ſpricht bereits allerlei, fuhr der König fort, ich will es nicht beachten. Doch iſt's nichts Schmeichelhaftes für Sie. Unſere Frauen können nur zur Geltung kommen, wenn wir ſie dahin bringen! alſo iſt's unſere Pflicht unſere Gemahlin, die Mutter unſerer Kinder vor allen Andern, emporzuziehn. Nehmen Sie ein Beiſpiel an mir. Die Königin kann ſich, was ihre Stellung und Würde vor der Welt betrifft, in keinem Stücke über mich beklagen. Dies im Vertrauen mein Bruder, und jetzt laſſen ſie uns zur Geſellſchaft zurückkehren.

Der Herzog machte eine ſo tiefe Verbeugung, daß er faſt mit den friſirten Locken ſeiner Perrücke die Knie des Königs berührte; dieſer zog ihn an ſich heran, und beide Brüder küßten einander, zur großen Freude und Genugthuung des Hofes, der bereits zu fürchten anfing, das alte gute Verhältniß ſei durch irgend einen unerklärlichen Vorfall erſchüttert worden.

Der König, indem er ſich auf der Schwelle der Thüre zeigte, erſchien als eine ſo edle und impoſante Geſtalt, daß Niemand, auch wer gänzlich fremd den Verhältniſſen in den Saal geblickt, hätte zweifeln können, wer er war. Die breite Bruſt, die ſich unter keinem Ordensſtern, ſondern im Gefühle männlicher Kraft und Würde hob, zeigte das Ebenmaß der Glieder, die nichts Aehnliches erſchauen ließ. Es war ein Heros, der zugleich das Diadem königlicher Würde trug. Sein Blick war ſtolz, doch war es nicht der Stolz, der von Außendingen ſeine Färbung annimmt, es war der Stolz des Mannes, der da herrſcht, weil er würdig war, zu herrſchen. Eine unendlich liebliche Miene um Mund und Wangen milderte dieſen Titanenzug. So ſtand er einen Augenblick, doppelt ſichtbar und auffällig neben ſeinem Bruder, der klein, ſchwarz und unterwürfig ergeben, die glanzloſe Gegenparthie der Gruppe bildete, ehe er auf die Herzogin, ſeine Schwägerin losſchritt, und ſie aus der Anzahl von Damen, die ſie umgab, frei machte, und ſie auf den ihr gebührenden Ehrenplatz führte.

Um den König und die Herzogin bildete ſich die übrige Geſellſchaft, zu der auch der Herzog ſich geſellte. Es war kein Hofzirkel, auch fehlten ſehr viele der berühmteſten Namen, es war nur ein kleiner Kreis, der ſich zum Plaudern zuſammenfand, und in welchem die Grazien angenehmer Unterhaltung das Uebergewicht erhielten über die Etikette und den Zwang der großen Repräſentationen. Der König war guter Laune, er ſcherzte und forderte die Damen auf, zu ſprechen. Viele machte dieſe königliche Aufforderung ſtumm, die meiſten ſprachen nur, um dem König nicht die Laſt des Alleinſprechens aufzulegen; nur Eine befand ſich in dieſem Kreiſe, die mit Vergnügen ſprach, die frei und offen erzählte, und dadurch den König zum Lachen brachte; dieſe Eine war die Herzogin. Madame, noch nicht bekannt mit der Hofſitte dieſes Kreiſes, ſah in dem König nichts als den gefälligen, artigen, liebenswerthen Mann, der ihr mit Vergnügen zuhörte, und ſie legte den Schatz ihrer kleinen pfälzer Geſchichten mit Anmuth und mit Lebhaftigkeit aus. Sie erzählte von ihrem Vaterlande, von dem dortigen treuherzigen, ehrlichen Volke, und mitten drin erſchien ſie ſelbſt als fröhliches Kind, die Geſänge des Volkes mitſingend, und tauſend alberne Poſſen treibend, um ihre Umgebung, die die Einwohnerſchaft eines Dorfes war, zu beluſtigen. Von der Anmuth, Friſche und Lebendigkeit dieſer ſonderbaren Erzählung, die manche Herzogin wie Märchen aus der tauſend und einen Nacht anhörte, und nicht begriff, verſtand nur der König etwas. Seinem natürlichen Sinne war jede Eigenthümlichkeit, wo ſie ſich zeigte, verſtändlich, und hier fand er etwas, was er bisher nirgends in der Sphäre, in der er geathmet, entdeckt hatte, die köſtliche Friſche und Unberührtheit eines urſprünglichen Gemüths, das die Welt noch nicht verdorben hatte. Er forderte die Erzählerin durch ſeinen Wunſch auf, zu immer neuen Skizzen, und endlich ſchwamm der ganze Kreis in Lachen und Luſtigkeit. Der König ließ ſich verleiten, eine kleine dramatiſche Scene mit der Herzogin aufzuführen: er ſelbſt machte einen pfälziſchen Bauer, der im Begriff war, bei ſeiner Schönen, die die Herzogin war, anzuſprechen. Nichts konnte amüſanter ſein, als die bäuriſch verlegene Miene des Königs, der ſein gebrochenes, elſaſſer Franzöſiſch vorbrachte, und darauf die luſtigen Antworten ſeiner Geliebten empfing. Noch nie war der Hof auf eine ſolche Weiſe beluſtigt worden. Jede der Damen verſuchte auf ihre Weiſe deutſch zu radebrechen, und jede mißglückte auf eine ſo komiſche Weiſe, daß das Gelächter ohne Aufhören wurde.

Nach dieſem Auftritt war die Stellung der Herzogin entſchieden. Man wußte, daß ſie Glück beim König gemacht, das war genug. Der Herzog war von jetzt an der feinſte Hofmann gegen ſie. Charlotte mußte ſich fragen: Wodurch iſt dies entſtanden? Was iſt geſchehen, daß plötzlich die Dinge um mich her ſich verändert haben? — Man hätte ihr erwidern können: das iſt die Luft des Hofes!

Die Familie des Arztes.

Georg hatte noch nicht Zeit gefunden, ſich Paris zu beſehen. Sein Dienſt bei ſeiner Couſine verhinderte ſein Ausgehen; jetzt hatte er einen halben Tag frei, und er beſchloß ihn dazu anzuwenden, Erkundigungen einzuziehen, ob noch irgend etwas von dem Etabliſſement des guten alten Jacques vorhanden war, oder ob Alles, was ihn damals umgab, rettungslos in dem ewigen Umgeſtalten und Verſchönern der Stadt verſchwunden war. Er nahm ſich vor, bei ſeinen Nachforſchungen vorſichtig zu Werke zu gehen, denn er bedachte, daß er ſowohl als ſeine ganze Umgebung ſich völlig umgeformt hatten, und daß ein Erkennengeben von ſeiner Seite mit unangenehmen Folgen verbunden ſein konnte.

Auf den Treppenſtufen des Palais Royal, woſelbſt die Wohnung des Herzogs ſich befand, entdeckte er einen träumeriſchen jungen Mann, der ihn anfangs fremd anblickte, dann lebhaft aufſprang und ihn auf das Freundlichſte begrüßte. Georg erkannte einen der Favoriten des Herzogs. Ei ſiehe da! Lafiat! rief er, was thun Sie hier? Iſt Ihnen etwas Schlimmes begegnet? —

Durchaus nicht! rief der junge Mann lebhaft, und jetzt, da ich Sie ſehe, halte ich den Tag für einen glücklichen. Wo wollen Sie hin? Darf ich Sie nicht begleiten?

Georg war der Vorſchlag nicht ganz angenehm. Bedarf Ihrer der Herzog nicht? fragte er, um anzuzeigen, daß die Begleitung ihm nicht gefiele.

Nein! rief der junge Mann mit einem trüben Blicke. Lorraine iſt bei ihm, und wenn der bei ihm iſt, ſo hat er uns Anderen nicht nöthig.

Georg ſchwieg, und ſie gingen beide die Treppe hinab.

Welch einen ſchönen Degen Sie haben, mein Herr Graf, hub ſein Begleiter nach einer Weile an, indem er ſeine Hand an den Griff der Waffe legte, es iſt mir doch, als hätte ich ihn bereits geſehen. Hat nicht der Chevalier einen ähnlichen?

Es war früher der ſeine, entgegnete Georg. Wir haben die Waffen getauſcht.

Ach, nun begreiſe ich! rief der junge Mann, und ſie haben ihm die ſchöne Waffe gegeben, mit der er jetzt herumgeht.

Die ſchöne? bemerkte Georg lächelnd. Sagen Sie das im Spott?

Sicherlich nicht. Es iſt ein prachtvoller Smaragd am Knopfe oben; Dieſer Stein allein iſt über fünftauſend Livres werth.

So hat er meinen Degen bei Seite geſtellt! rief Georg. Das ſieht ihm ähnlich. Was ſollte ein Zierbengel mit einem einfachen Eiſen? Ich werde etwas Aehnliches mit dem ſeinen thun. Zudem liebe ich dieſe koſtbaren Spielereien nicht.

Der Teufel ſoll meine Zunge holen! rief Laſiat. Es ſieht, bei meiner Treu ſo aus, als hätte ich da einen dummen Streich geſpielt? Ich habe nicht gewußt, daß Sie die Waffe getauſcht haben. Wie kann ich aber auch ſo einfältig ſein! Ich muß Sie um Verzeihung bitten, wegen meines Geſchwätzes, Herr Graf.

Lieber Laſiat, wozu die Umſtände! rief Georg. Was ich durch Sie erfahren habe, hätte ich auch ohnedies erfahren. Wir wollen von der Sache nicht weiter ſprechen.

O, ich bitte ſehr! ſagte der Jüngling ſchmeichelnd; es liegt mir Alles daran, Ihre Freundſchaft zu gewinnen, theurer Graf, und ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen gefällig zu ſein.

Sehr verbunden. Sie kennen den Chevalier.

Lorraine? O, ſicherlich! war die Antwort, ſo weit man einen ſo buntſchäckigen Burſchen kennen kann. Es iſt wahr, er iſt ein ſehr ſchöner Junge, aber weiter iſt auch nichts an ihm, und Sr. königl. Hoheit haben ſich da ein hübſches Präſent gemacht.

In wiefern?

Wir wollen die Sachen ruhen laſſen, bemerkte Laſiat. Da ich mit zu der Brüderſchaft gehöre, ſo will es ſich nicht ſchicken, wenn ich meine Zunge daran ſetzte, ſie hübſch vor anderer Leute Augen herauszuputzen. Aber Lorraine iſt, ſo jung er iſt, der verderbteſte unter uns. Er weiß Alles, was in des Teufels Küche gebraut wird, und wo er es irgend machen kann, iſt er auch der Erſte, der davon koſtet. Kennen Sie die Geſellſchaft der Müllerknechte.

Nein.

Dahinein ſollen Sie; da lernen ſie Paris kennen, und beſonders den Hof, ſagte Laſiat mit einem Tone der Würde, die ſeltſam zu ſeinem runden, friſchen Geſichte ſtand. Da giebt es Geſchichten! Wenn wieder Vereinigungstag iſt, werde ich es Ihnen kund thun. Da müſſen Sie aber für eine geſpickte Börſe ſorgen, denn in der Mühle wird hoch geſpielt.

Während dieſes Geſpräches waren die Zwei rüſtig vorwärts geſchritten, und kamen jetzt in eine Gegend, wo mehrere kleine Wege ſich kreuzten. Georg blieb ſtehen und ſah ſich um. Er machte Miene, den Erſten Beſten anzuſprechen; Laſiat bemerkte dies und ſagte gefällig: Was wollen Sie wiſſen? Fragen Sie mich; ich kenne ſo ziemlich dieſe Gegend.

Ich möchte wiſſen, wo die Straße Recolliet ſich befindet, fragte Georg.

Dieſe Straße iſt weiter rechts; aber es iſt eine Winkelgaſſe und Niemand wohnt dort von unſerer Bekanntſchaft, entgegnete Laſiat.

Thut nichts, liebſter Laſiat; vielleicht wohnt doch der Mann dort, den ich ſuche.

Ah, das iſt möglich! hier iſt die Gaſſe.

Gleich am Anfang der Straße lag das Gaſthaus zu den drei brennenden Herzen, was Georg auch ſehr wohl wußte. Er ſah ſich darnach um

Bild durch geſchicktere Federn, als die meinige, auf's getreueſte gemalt erhalten. An mir wandelte dieſer große gekrönte Tabakraucher, mit dem Halle'ſchen Geſangbuch unterm Arm, in der ſteifen, blaurothen Uniform wie eine groteske Erſcheinung vorüber. Ich hatte noch nie etwas ſo Ungeſtaltetes, Schwerfälliges geſehen. Er und ſein Rieſe Jonas ſahen wie die fabelhaften unförmlichen Götter der Edda aus, die preußiſche Uniform angezogen hatten, um nun mit ihrem Tabaksrauch, ihren antidiluvianiſchen Sitten und ihrem Jargon, den Niemand verſtehen konnte, ſich an dem Geſchlechte der armen Sterblichen für ihre Entthronung zu rächen. Unſer Hof umgab dieſen in ewigen Dampf gehüllten Jupiter in flüſternden Gruppen; unſere hübſchen Frauen, unſere ſchlanken Pagen lachten hinter ihren Tüchern. Man trat den Prinzeſſinnen auf die Schleppen, man lief dem Könige in den Weg, um abſichtlich ſeinen Zorn rege zu machen, der ſich ſand es nicht; ſtatt ſeiner ſtand ein großes Haus da mit den Fenſtern nach dem Platze zu. Hat hier nicht früher eine Schenke geſtanden? fragte er ſeinen Begleiter.

Ja, zu den drei brennenden Herzen.

Ganz recht; wo iſt die?

Sie hat aufgehört zu exiſtiren, erklärte der junge Page. Der Wirth machte banquerott, das Seinige wurde ihm genommen, und eine reiche Wittwe kaufte das alte Haus, ließ es ausbauen, und bewohnt es nun.

Der arme Jacques Bertholet! rief Georg.

So hieß der Mann! rief der Jüngling. Sie werden ihn finden in dem kleinen Gäßchen der blinden Leute, drüben, jenſeits des Fluſſes. Er hat einen kleinen Bücherladen von Scripturen, die er ehemals den Studenten abgenommen, und die er jetzt verkauft. Mein Vater kennt ihn, und hat manchen guten Handel mit ihm gemacht.

Ihr Herr Vater? fragte Georg erſtaunt.

Er iſt Arzt, entgegnete der junge Mann, und ſetzte ſeufzend hinzu: aber leider mit keinem ſehr guten Auskommen. Er hat eine große Familie zu ernähren, von der bis jetzt nur ich und eine Schweſter verſorgt ſind. Meine Schweſter, die um ein paar Jahre älter iſt als ich, iſt in Schloß

Rambouillet bei der Dame des Hauſes, als Vorleſerin angeſtellt.

Jn Schloß Rambouillet? fragte Georg. Das iſt ja wohl der Ort, wo die modiſchen Schöngeiſter ſich verſammeln? —

Früher! ſagte der Page, als die Frau von Sevigné dort lebte. Die jetzige Herrin vom Schloß Rambouillet iſt eine Freundin Racine's und Corneillès, ſie macht ebenfalls Verſe, aber ich glaube nicht, daß ſie ſich einbildet, den Ruf den das Schloß ſich durch die Gegenwart der liebenswürdigſten Frau der Monarchie erworben, fortzuſetzen, oder vielmehr neu zu begründen. Sie heißt Ninon de Lenclos.

Und dort iſt Jhre Schweſter, Lafiat?

Dort iſt ſie! Ach! —

Worüber ſeufzen Sie?

Obgleich wir beide ſcheinbar ſehr gut untergebracht ſind, bemerkte der junge Mann mit einem trüben Blicke, ſo wiſſen wir doch Beide nur gar zu wohl, wo uns der Schuh drückt. Doch wieder auf Jacques Bertholet zu kommen. Sie kennen ihn alſo?

Jch? Nein? erwiderte Georg raſch; ein junger Mann meiner Bekanntſchaft aus Deutſchland hat mich gebeten, mich nach ihm zu erkundigen.

Das können Sie am Beſten thun, wenn Sie hier, im Hauſe der Wittwe den Herrn Parcalet, Bonhomme zu ſprechen ſuchen. Er war einer von den Stammgäſten des guten alten Bertholet, und war dabei, als die Schenke verkauft und niedergeriſſen wurde.

Paraclet? rief Georg ſtürmiſch. Wo — wo iſt er?

Wir brauchen nur hier an der Glocke zu ziehen, ſo wird man uns aufmachen. Ohne Zweifel wird man nicht darauf gefaßt ſein, ſo vornehmen Beſuch zu beherbergen. Er ſtreckte die Hand nach dem Glockenzuge aus, als Georg ihn verhinderte, indem er ſagte: Ein andermal, lieber Laſiat, ein andermal! Was ich mit dem Herrn Bonhomme zu ſprechen habe, hat Zeit. Was ſagten Sie, iſt Ihr Herr Vater? Arzt?

Ja, erwiderte der junge Mann und blickte Georg zweifelnd von der Seite an. Haben Sie einen nöthig? ſetzte er dann verlegen lächelnd hinzu. Dazu wird aber mein Vater ſich nicht hergeben: er iſt ſehr eigen und rechtlich.

Nicht doch! rief Georg lachend, was ſollte mir fehlen, und wodurch ſollte ich in den Fall kommen einen Aeskulap um ſeine Pillen zu bemühn?

O das iſt ſehr leicht hier in Paris! entgegnete Laſiat.

Meine Gebieterin ſucht Einen! rief Georg. Sie hat zwar ihre eigene Anſicht über die Kunſt der Aerzte, und unter uns geſagt, ſie hält wenig davon; allein man hat ihr vorgeſtellt, daß ihr Haus eines Arztes bedürfe, und da hat ſie ſich entſchloſſen einen zu wählen, der wo möglich in Deutſchland ſeine Studien gemacht hat.

Das trifft ja vortrefflich! rief der junge Laſiat erfreut. Mein Vater hat ſich in Heidelberg einſchreiben laſſen, und iſt ein halbes Jahr daſelbſt geblieben, dann iſt er auch in Wittenberg geweſen, wo er aber bald, einer Schlägerei wegen, hat das Feld räumen müſſen. Sie werden den Vater kennen lernen, werther Herr Graf; erlauben Sie, daß ich Sie ihm vorſtelle.

Das iſt mein Wunſch! rief Georg. Laſſen Sie uns unſere freie Zeit benutzen, und gleich zu ihm gehn.

So ſei es! rief der junge Laſiat.

Sie gingen noch ein paar Straßen, dann kamen ſie an ein großes ärztliches Inſtitut für Kranke; dort erkundigte ſich der Sohn, und man wies ihn in ein Zimmer. Von dort zurückgekommen rief er ſeinem Gefährten zu: Wir wollen ihn im Hauſe aufſuchen, wo er jetzt iſt. Eine Wohnung im Nachbarhauſe war die des Arztes. Herr Laſiat Gervais befand ſich grade in ſeinem Studirzimmer als ihm ſein Sohn mit einem fremden Herrn vom Hofe angemeldet wurde. Der Arzt trat aus ſeinem Zimmer und nachdem er ſeinem Sohne freundlich die Hand gereicht, ſah er ſich mit einer Miene von Mißtrauen den fremden Jüngling an, ehe er deſſen Gruß erwiderte. Mein Vater, begann der junge Laſiat, hier iſt der Herr Graf von der Pfalz, der mit unſerer neuen Herzogin aus Deutſchland gekommen iſt, und Dich kennen lernen möchte, aus keinem andern Grunde als weil er von mir gehört, daß Du in Heidelberg und Wittenberg ſtudirt haſt.

Wie? ſagte der Vater, haſt Du dem Herrn Grafen geſagt, daß ich in jenen beiden Städten ſtudirt habe? Ich habe daſelbſt nichts weiter gethan, als in dem erſten einem jungen Manne meiner Bekanntſchaft eine Wunde verbunden und in dem zweiten habe ich mir ſelbſt eine Wunde ſchlagen laſſen. Nennt man das ſtudiren? —

Die Weiſe, in der Herr Laſiat Gervais dieſes ſagte, war ſo komiſch, daß Georg laut auflachen mußte, und freimüthig entgegnete, daß man das allerdings nicht ſtudiren nennen könnte!

Aber ich achte die deutſche Kunſt, und ihre Jünger haben mir Reſpekt eingeflößt! Das iſt wahr, und dieſe Wahrheit bin ich überall zu betheuern erbötig! ſagte der Arzt. Wollte der Himmel man könnte daſſelbe von unſeren Aerzten ſagen. Doch dieſes unter uns, mein junger Herr und Freund. Man macht ſich eben keine Freunde, wenn man ſeine Herrn Mitbürger verläſtert. Paris hat große Aerzte, wer wollte dies leugnen, und es hat in ſchwierigen Fällen noch immer ſeinen Mann gewieſen. Arthur, Du wirſt Deine Schweſter heute bedeutend beſſer finden; geh hin mein Sohn, beſuche ſie, und frage ob wir auch kommen dürfen.

Der Jüngling entfernte ſich, und die beiden Zurückbleibenden vertieften ſich in eine Unterſuchung über die Vorzüge und Mängel einer großen Stadt, wie Paris. Georg gewann den Mann lieb, der einfach und natürlich, nicht ohne Beimiſchung einer unſchuldigen Satyre, ſich ausſprach und er war eben daran, ihm das Wahre und die Eigenthümlichkeit einer deutſchen Stadt, im Vergleich zu Paris zu ſchildern, als Arthur zurückkam und verſicherte, Madelaine würde ſich ſehr freuen in ihrer Krankenſtube den Vater mit ſeinem Gaſte zu ſehn.

So laſſen ſie uns denn gehn! ſagte der Arzt, und ſchob Georg vor ſich hin. Der Page folgte. Sie traten in ein helles, luftiges, reinliches Zimmer, wo zwei junge Mädchen in ſittſam bürgerlicher Kleidung, mit Schürzen und Häubchen verſehen, ihnen bewillkommnend entgegen traten. Dies iſt meine Tochter Madelaine rief der Arzt, ein blondes, blauaugiges, ſiebzehnjähriges Mädchen Georg vorſtellend, und dieſe da iſt ein kleiner Unhold, ein böſer Kobold, mit Namen Suſanne, und ſcheinbar eine Freundin Madelaines, eigentlich aber ihr und unſer Aller Ruheſtörerin und Hausfeindin.

Das junge Mädchen, das ſo vorgeſtellt wurde, machte eine empfindliche Miene, und drohte dem Arzte mit dem Finger; worüber die Andern alle lachten. Sie war kleiner als die Tochter, ſchwarz von Haar und Augen, mit einem hübſchen Mündchen und wundervollen Zähnen, die ſie nicht verfehlte bei jedem Worte, wobei ſich ein Lachen als Begleiter anbringen ließ, zu zeigen.

Wenn ich böſe bin, rief ſie, ſo habt Ihr mich dazu gemacht; denn keinem menſchlichen Geſchöpfe wird ſo übel mitgeſpielt, als mir. Schon öfters hab ich ernſtlich daran gedacht, dieſes Haus aus der Reihe meiner Bekanntſchaften auszuſtreichen, immer aber fiel mir ein, daß es die Stätte ſei, in welcher meine beſte Freundin lebt, und da habe ich es ſtets wieder ſein laſſen.

So iſt's recht! rief Herr Gervais mit Lachen. That doch der liebe Gott nicht anders, als er damit umging, eine verhaßte Stadt ſammt ihren Einwohnern von der Erde zu vertilgen; er ließ ſich zuvörderſt die herausholen, die ihm gefielen. So hoffe ich, daß wenn Fräulein Suſanne Paris den Flammen übergiebt, ſie zuerſt mich, meine Frau, meine Tochter und vielleicht auch meinen Sohn herausführen laſſen wird, oder darf ich dieſen freundlichen Wunſch auch auf unſern Freund hier, er wies auf Georg, ausdehnen?

Suſanne ſtand mit Erröthen dem Genannten gegenüber. Es iſt möglich, ſagte ſie, daß Monſieur ſich ſo artig beträgt, daß er den Beweis führt von ſeinem Rechte zur Ausnahme. Für's Erſte weiß ich's noch nicht.

Da haben wir's! rief der Arzt. Sie giebt nichts zu. O Suſanne, Suſanne, wo iſt ein Kraut gewachſen für Deinen Starrſinn und Eigenſinn! —

So war gleich beim Beginn der neuen Bekanntſchaft, durch Gervais' munteres Weſen eine

Art vertraulicher Bekanntſchaft eingeleitet, die ſich durch Erzählungen und Geſpräche anmuthig fortſetzte. Madelaine war, gegen ihre Freundin gehalten, ſtill, aber man ſah ihr an, daß ſie dem Geplauder mit Aufmerkſamkeit folgte, und kein Wort von dem was die Andern ſprachen, verlor. Als eine Pauſe entſtand, wandte ſie ſich zu ihrem Bruder und fragte nach Babet, der älteren Schweſter, die bei Fräulein v. Lenclos ſich befand. Ich habe ſie ſeit einer Woche nicht geſehn, und alles, was ſie mir Freundliches erwieſen und geſchickt, erhielt ich durch eine ihrer Freundinnen, die hier in der Nähe in einem Putzladen beſchäftigt iſt.

Du mußt ſie entſchuldigen, antwortete der Bruder. Fräulein Lenclos ändert ihr Quartier ſie zieht in die Faubourg St. Germain, und da hat Babet alle Hände voll zu thun, ihr behülflich zu ſein. Sie hat uns in dieſen Tagen, im Namen ihrer Dame einladen laſſen, die neue Wohnung zu beſehn. Was mich betrifft ich werde nicht verfehlen hinzugehn! Schon um alle die Bewohnerinnen des Schloſſes Rambouillet beiſammen zu ſehn, und ihren glänzenden Unſinn anzuhören, iſt es nöthig ſich hinzu begeben.

Lieber Freund, ſagte Madelaine, Du ſpotteſt nach der Weiſe der jungen Herrn, über Dinge, die Du nicht verſtehſt. Die jungen Damen ſind voll Kenntniß und haben den feinſten Geſchmack, wie man ihn bei Hofe nicht einmal kennt.

Oho! bei Hofe! rief der Bruder. Ich möchte wiſſen, wo die Prüden und Preciöſen das her haben, wenn nicht vom Hofe? Nur was bei uns ſich im Sinne einer edlen Einfachheit und wahrer Würde entwickelt hat, haben ſie übertrieben und daraus ein Zerrbild gemacht.

Gleichviel! rief die Schweſter empfindlich: Fräulein Lenclos iſt keine Prüde.

Ja, weiß Gott! riefen Vater und Sohn, das iſt ſie nicht.

Und auch keine Preciöſe! ſetzte Suſanne hinzu. Sie iſt eine artige, ſchöne, reiche Weltdame, die alle Welt bei ſich ſieht, folglich auch die Bewohnerinnen des Schloſſes Rambouillet.

Wir wollen Alle hingehen, da uns Babet einladet! rief der Vater Gervais. Man muß jedes Ding in der Welt ſelbſt betrachten und ſeine Vorzüge und Mängel kennen lernen und ſollte dieſes Weſen auch ſo widerhaariger Natur ſein, als es Mademoiſelle Suſanne iſt.

Ei ſeht doch, mein Herr! Ich will mich aber nicht betrachten und unterſuchen laſſen! rief die Aufgezogene munter. Ich habe allen Reſpekt vor ungeſcheut in den karrikirten Ausdrücken der Berliner Pöbelſprache ergoß. Die Prinzeſſin Charlotte, ſeine Tochter, die nachmalige Markgräfin von Baireuth, ein hübſches blaſſes Geſichtchen mit dunkeln ſchwermüthigen Augen, war die einzige, die vor dem Richterſtuhle unſerer frivolen Jugend Gnade fand.

Der König hatte ſich alle Feſtlichkeiten verbeten, aber Friedrich Auguſt, dem es daran lag, das ziemlich locker gewordene Bündniß mit dem preußiſchen Hofe recht feſt zu knüpfen, ſuchte alle Hebel in Bewegung zu ſetzen, um ſeinem Gaſte Ehre und Vergnügen zu erweiſen. Der Geſchmack in den Feſten hat eine bedeutende Aenderung erlitten. Der feine Sinn für Allegorie und Poeſie hatte noch nicht den mächtigen Schwung erhalten, den die großen Geiſter des achtzehnten Jahrhunderts ihm zu geben wenige Jahrzehnte ſpäter berufen wurden. Wir hatten zum Vorbild die grotesken Schöpfungen des Mittelalters, und

Ihren Salbentöpfen und getrockneten Eidechſen. Hu, man ſehe nur in das Laboratorium eines Chemiſten! Was brodelt, kocht und verliert ſich nicht Alles daſelbſt. Eine ganze Küche des Teufels. Nein, nur keinen Arzt, habe ich immer meiner Mutter geantwortet, wenn ſie das endloſe Thema vom Heirathen begann.

Und Sie werden doch einen Arzt heirathen, Suſanne! rief Arthur ſie vom Rücken aus plötzlich umarmend, und ihr einen Kuß raubend. Die Aerzte wiſſen recht gut was jung und hübſch iſt, gerade weil ſie immer mit etwas Trockenem und Veraltetem zu thun haben.

So ſpielte ſich der luſtige Auftritt noch eine Weile weiter. Georg war, nach Verlauf der erſten Stunde in dieſem Familienkreiſe ſo bekannt, als wäre er darin aufgewachſen. Er entfernte ſich mit dem Verſprechen bald wieder zu kommen. Im Nachhauſegehn dankte er Laſiat für das Vergnügen, das er ihm verſchafft. Noch hatte er Herrn Laſiat Gervais nichts von dem Wunſche der Prinzeſſin geſagt; er nahm ſich vor dieſes beim nächſten Beſuche zu thun.

Die Müllerknechte.

Georg ging um ſich bei der Prinzeſſin zu beurlauben, da er mit Lafiat die Abendgeſellſchaft beſuchen wollte, die unter dem Namen, die Verſammlung der Müllerknechte, bekannt war. Er fand Charlotte ſehr fröhlich. Mein Geſchick, lieber Georg, hat ſich glänzend gewendet, redete ſie ihren Vertrauten an, ich bin geachtet und angeſehn. Das alles hat eine Unterredung mit der Majeſtät bewirkt. Ich habe einen glänzenden Hofſtaat bekommen, der mir ein ſchweres Geld koſtet, den ich aber meinem Range gemäß haben muß. Ein Hofmarſchall und Oberſtallmeiſter, eine Hofmarſchallin, ſechs Fräulein, und ich weiß ſelbſt nicht was noch alles. Geſtern ſind ſie mir Alle vorgeſtellt worden, und der ganze Vormittag iſt mit Reden und Empfangsfeierlichkeiten hingegangen. Auch ſogar mein Witthum iſt feſtgeſetzt; es iſt das Schloß und die Domaine Montargis. Von meinem Gelde hat ſich Monſieur ſogleich die Hälfte genommen, nach dem Ehekontrakt, das Uebrige geht auf den Haushalt auf. Ich würde keinen Louis beſitzen, wenn nicht des Königs Majeſtät mir ein Einkommen von 20,000 Louis, eigends für meine kleinen Ausgaben zahlen ließ. Monſieur hat eine Eintheilung der Gemächer und Säle beordert, nach der ich die ganze Seite der Zimmer nach dem Garten hin bewohne, und er die, die auf die Straße führt. So iſt alles abgemacht und feſtgeſetzt. Iſt das nicht ſchön, lieber Georg?

Gewiß, Madame, erwiderte der junge Mann mit einem freudigen Ausdruck, doch ließ ſich's erwarten; für eine Schwägerin Sr. Majeſtät konnte nicht weniger geſchehn.

Aber nun die Courtage! ſeufzte Charlotte, die tauſend Feſte und Namenstage — Gott, wer kann das Alles behalten! Oft ſteh ich auf mit dem Kalender in der Hand, und mein erſter Gang iſt zu der Herzogin von Eſtemps, meiner erſten Dame, und ich quäle ſie mir zu ſagen, wohin ich heute gehen, was ich thun ſoll. Sie ſagt mir ſtets: Madame, ihr erſter Gang iſt immer zur Meſſe. Dort finden Sie gewöhnlich den König, der ſelten verſäumt den Gottesdienſt anzuhören. Das iſt alte, gute Ordnung hier in Paris. Madame Reine-mère, die Mutter Sr. Majeſtät und meines Herrn ließ ſich in ihrem Armſeſſel ſtets um dieſelbe Zeit zur Meſſe tragen, auch ſelbſt als ſie ſo ſchwach war, daß ihre Hände das Brevier nicht mehr halten konnten. Nun ſeht, lieber Georg, ich kann nicht mehr thun, als Reine-mère that. Künftige Woche will ich nach Monbouiſſon um ma tante, der Aebtiſſin, einen Beſuch zu machen. Ach, wenn es doch die liebe Kurfürſtin von Hannover wäre, wie glücklich wäre ich da, Jemand in der Nähe zu haben, der es ernſtlich gut mit mir meint.

Einen ſolchen habt Ihr in der Nähe! rief Georg treuherzig. Charlotte reichte ihm die Hand die er küßte. Er ſprach von dem Beſuch beim Arzte, und erhielt von der Herzogin den Auftrag ihn für ſie an zu werben. Dann ſprach er ihr von der Geſellſchaft, in die er heute eingeführt werden ſollte; auch dorthin gab ihm die Prinzeſſin die Erlaubniß. Die Müllerknechte! rief ſie, ich habe ſchon davon gehört; es iſt eine alterthümliche Societät, iſt von Ludwig dem XIII. geſtiſtet, der ſich dort „den Müller“ nennen ließ. Es gehen Prinzeſſinnen und Herzoginnen hin, doch will es ſich nicht recht ſchicken dort ertappt zu werden; man ſpricht nicht eben ſehr viel Gutes von den Leuten. Habt Ihr denn einen weißen Hut, mit weißen Federn? denn dort muß alles eine weiße Kopfbekleidung tragen; früher kam man ſogar mit einer Maske hin, doch das hat aufgehört, wie ich höre.

Georg ging und kam in einen prachtvollen Saal der glänzend erleuchtet war, und in dem ſich bunt durch einander eine Geſellſchaft von Herren und Damen bewegte. Es wurde Muſik gemacht, jedoch Niemand tanzte, aber ſehr viel gelacht, geplaudert und Neckereien wurden verübt. Alles kannte ſich, ſo ſchien es wenigſtens; Georg ließ man bei Seite ſtehen, es kannte ihn Niemand und ſein Weſen behagte nicht ſonderlich. Auch ſein Gefährte Laſiat ſpielte hier eine ziemlich untergeordnete Rolle, dagegen glänzte der Chevalier Lorraine, der zwei Damen am Arme, durch den Saal ſchritt, ganz beſonders, um ihn drängten ſich Gruppen der Geſellſchaft.

Plötzlich als ſie durch das Gedränge ſich durchwenden, ſtieß Arthur einen freudigen Ruf aus und begrüßte Babet, die am Arm einer andern

Dame, aus einem der Nebenzimmer herangeſchritten kam. Sie zeigte eine Miene von Wichtigkeit, und war anfangs nicht recht Willens ihren Bruder hier zu begrüßen, dieſer rief aber: Iſt's möglich, Babet! Du hier? Seit wann beſucht Ihr dieſe Orte? —

Babet ließ ihren Blick auf Georg hinſchweifen, indem ſie antwortete: Mein Himmel, warum denn dieſes Geſchrei? Iſt es denn nicht erlaubt Paris kennen zu lernen, und kann man das beſſer als hier, wo Alles, Vornehm und Gering zuſammenfluthet und ſich ergötzt? Der Herr Marſchall von Rochenbont iſt der gefällige Müllerknecht, der uns hierher geführt.

Georg beſah ſich den Herrn Marſchall, der mit der Gefährtin von Babet im eifrigen Geſpräch begriffen war. Es war ein ſchöner Mann, aber mit etwas durchlebten Zügen, über die ein mattes Lächeln hinglitt. Er machte der Gefährtin Babet's den Hof und hielt ihr eine Düte mit Zuckerwerk vor, aus der die Schöne naſchte. Das Geſpräch beſtand in ziemlich geſchraubten Gemeinplätzen, die Georg manchmal zum Lachen brachten. So ſagte der Ritter mit glatter Freundlichkeit zur Dame: Was würden Sie ſagen, Schöne, wenn die Sonne der Mond wäre, und der Mond die Sonne?

Ich würde erwidern, nahm das Fräulein das Wort, daß die Sonne ein abgeblaßter Mond ſei, und der Mond eine hochroth geſchminkte Sonne! — O himmliſch! göttlich! ſagte der Kavalier, aber ich würde ſagen an Stelle des Mondes: daß ich ſo roth und glühend bin, zeigt an, daß ich die größte Schönheit der Zeit geſehn, und als Sonne würde ich ſprechen: Ich bin ſo traurig und verblüht weil mir das Glück nicht zu Theil wird, die größte Schönheit der Zeit bewundern zu können! — Darauf würde ihm die größte Schönheit der Zeit ſagen, erwiderte das Fräulein. Sei Mond wieder Mond und Sonne ſei wieder Sonne, denn nichts kann naturloſer, zweckwidriger ſein, als ein Mann, der ſich ſeiner Würde begiebt, um zu klagen, und eine Frau, die ſich ihrer Schönheit überhebt, um andere Weſen in den Schatten zu ſtellen!

Meiſterhaft! rief der Kavalier: daß iſt in glücklicher Kunſtloſigkeit geantwortet, und dabei lieblich dem Hörenden, und anſchaulich dem freundlich Anſchauenden.

In dieſer Weiſe ging das Geſpräch der Preciöſen fort, ſo daß Georg vor lauter blumenreichem Unſinn übel wurde, und er ſeinen Gefährten drängte mit ihm fortzugehn.

Sie kamen an einen kleinen Saal, deſſen Thür nur angelehnt war, und in welchen beide hineinſchauten. Ein grüner Tiſch ſtand in der Mitte des Gemachs, und rund um ihn drängten ſich Gruppen die ſpielten, und mit geheimnißvollem Schweigen ihr Geld verloren. Georg erkannte den Chevalier de Lorraine, wie er an der Seite eines Mannes von widrigem Geſicht, Goldſtücke auf eine Karte legte, die verlor. Er wiederholte daſſelbe Manövre mit demſelben Erfolge. Endlich verließ er den Platz, ging in die Ecke des Saals, wohin er ſeinen Degen gethan, legte ihn um, und ſtellte ſich wieder an die vorige Stelle, indem er leiſe ein paar Worte zu dem Kavalier ſagte, der die Bank hielt. Es wurden wieder die Karten beſetzt, und die Karte des Pagen verlor von Neuem. Bleich und fluchend nahm er den Degen ab, er ſtellte ihn an die Seite des Bankhalters, hinter deſſen Stuhl. Er ſah mit wildem Auge vor ſich und neben ſich, endlich entdeckte er Georg an der Thür. Er kam auf ihn zu. Mein theurer Herr und Bruder! rief er leiſe, indem er ihn von Laſiat wegzog, ich ſehe, Sie haben einen Degen an, darf ich Sie bitten ihn mir auf einen Augenblick zu borgen. Sie ſollen ihn ſogleich wieder haben.

Mit Vergnügen! rief Georg und löſte ſeine Waffe vom Bande los. Der Chevalier eilte damit fort.

Was thun Sie? rief Lafiat, Sie geben ihm Ihren koſtbaren Degen: der Menſch verſpielt ihn.

Meine Waffe! das wird er nicht wagen! rief Georg.

Sie ſehen, da geſchieht es eben! rief der Gefährte leiſe.

Und in der That, dieſelbe Handlung, wie mit dem vorigen Degen, ging auch mit dieſem vor ſich. Georg ſah, wie ſein Degen verloren wurde, und bald hinter dem Stuhle des Bankhalters verſchwand. Entrüſtet drängte er ſich durch den Eingang, vergebens von Lafiat zurückgehalten, gewann er alsbald den Platz neben dem leichtſinnigen Spieler. Ich bitte Sie, Herr Chevalier, mir meine Waffe wieder zu geben! raunte er ihm in's Ohr. Lorraine ſah ihn mit erſtaunten Blicken an: Ihre Waffe, ſagte er, es war die meine.

Das war ſie, bemerkte Georg leiſe, jetzt gehört ſie mir.

Sie erinnern mich an den Scherz des Prinzen! rief der Gemahnte, indem er eine heitere Miene annahm; doch augenblickliche Verhältniſſe zwingen mich, mein Eigenthum wieder zurückzugeben; ich eile, Ihnen das Ihrige zu geben. Er ſchob ſich durch's Gedränge, verlor ſich im großen Saal; Georg, der ihm entrüſtet nachblickte, ſah ihn in dem Zimmer der Garden verſchwinden. Dort ſtanden die Diener, die ihre Herrſchaft hierher begleitet hatten, dort befand ſich auch der Reitknecht des Chevaliers. Dieſem nahm er die Waffe ab, und brachte ſie zurück in den Saal. Er ging damit auf Georg zu, und überreichte ſie ihm, der, ſprachlos vor Staunen über dieſe beiſpielloſe Frechheit, ſeinen wohlbekannten Degen wieder erkannte.

Vortrefflich, Herr Chevalier, ſagte er, die Waffe annehmend, Sie wiſſen gut mit den Befehlen Ihres Gebieters zu ſpielen; ich bewundere Sie, wie Sie Ihre Spielverluſte zu erſetzen verſtehen. Uebrigens war mir an der Waffe, die an eines ſolchen Menſchen Hüfte geprangt, nicht viel gelegen; ich nehme mein gutes Eiſen mit Vergnügen wieder.

Der Chevalier blickte ihn an, roth vor Zorn. Ich verſtehe nicht, was ſie meinen, ſtotterte er; ſollte jedoch Ihre Bemerkung eine Erklärung nöthig machen, ſo finden Sie mich Morgen in der zehnten Stunde, bevor ich mich in die Tanzes war noch in der That zu verwundern, daß unſere Künſtler noch ſo viel Geſchmack bewieſen, als ſie es thaten. Von den ungeheuern Jagden, wo eine Maſſe von Wild, hinreichend, um einen Urwald Amerika's zu bevölkern, in wenigen Tagen erlegt wurde, will ich nicht einmal ſprechen; ich zähle nur die Vergnügungen auf, an denen die Kunſt und die Grazien, wenn auch nur einen vorübergehenden, doch einen entſchiedenen Antheil hatten. Ein ſolches war die „Wirthſchaft;“ (ſo viel mir bekannt, ein ächt deutſches Maskenfeſt). Der Palaſt wurde zum Gaſthaus, König und Königin zu Wirthen, Fürſten verſahen Kellnerdienſte und Prinzeſſinnen ſah man als Laufmädchen und Ausgeberinnen handthieren. Es lag dieſem Scherze eine den damaligen Zeiten angemeſſene hochmüthige Idee zum Grunde. Die fürſtlichen Perſonen, gelangweilt durch die immer gleiche Unterwürfigkeit, die man ihnen zeigte, und zugleich fühlend, daß der Stachel der Eitelkeit ſchule begebe. Leben Sie wohl, Herr Graf von der Pfalz.

Beide wandten ſich den Rücken; Georg, im höchſten Grade erbittert über die zügelloſe Unverſchämtheit des jungen Mannes, den er jetzt mit einem Blicke durchſchaute, den er aber nicht weiter zu verfolgen beſchloß, weil er ihn gründlich verachtete.

Schon lange hatte er die Verfolgung einer Maske erduldet, die, mit einer leichten Halblarve verlarvt, ſich ſtets ihm zur Seite befand. Jetzt trat ſie ihm wieder in den Weg.

Darf ich bitten um Ihren Namen? fragte die Maske.

Weshalb? tönte Georg's lakoniſche Antwort.

Weil ich Sie warnen will; entgegnete die Maske. Sie ſind ein Fremdling in Paris, wie ich ſehe, und befinden ſich zum erſten Male hier. Es giebt hier Gefahren, die auf den Ungeweihten lauern.

Er nahm hier Georg's Hand und drückte ſie auf eine eigenthümliche Art.

Georg, ohne den Druck zu erwidern, blickte die Maske an, und ſagte höflich: Mein Herr, ich bin ein Deutſcher. Was ſollte Ihnen daran liegen, meinen Namen zu wiſſen, genug, daß ich hier eingeführt bin, und das Recht habe, mich hier aufzuhalten.

Daran zweifle ich keinen Augenblick, erwiderte die Maske, und blickte unverwandt mit ihren blitzenden Augen den Jüngling an.

Alſo, ich bitte, laſſen Sie mich gehen.

Ich möchte Sie gern mit einigen Herren meiner Bekanntſchaft zuſammenführen, rief die Maske, und wiederholte den Druck der Hand. Sehr angeſehene, ſehr achtbare Herren; dazu iſt's aber nöthig, daß ich ihren Namen weiß.

Georg wollte ſich eben mit einer Entſchuldigung von der räthſelhaften Figur abwenden, als er Laſiat ſah, der die Fragen des Herren vernommen hatte, und nun raſch und ſehr unwillkommen erwiderte: Dieſer Herr iſt der Reiſemarſchall Ihrer Hoheit, der Madame d'Orleans. Es iſt mein Freund, der Herr Graf von der Pfalz.

Der Fremde wich ein paar Schritte zurück, und machte eine tiefe Verbeugung.

Georg wendete ſich zum Pagen.

Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, Sie, Kleiner! rief er Laſiat zu. Vielleicht habe ich das Vergnügen, den Herrn Grafen bald wieder zu ſehen.

Er entfernte ſich, und Georg war nicht fähig, ſeinen Unwillen über Arthur's unbefugtes Dazwiſcheintreten kund zu geben, indem er ihm ſagte: Welche vorſchnelle, unvorſichtige Weiſe, lieber Laſiat! Es war ja möglich, daß ich mit dieſem Herrn gar nicht bekannt ſein wollte! —

Wie? theuerſter Graf! Was ſagen Sie da? rief der Page. Eine Ehre iſt's, mit einem der vornehmſten Herrn des Hofes, mit dem Grafen von Vermandois, bekannt zu ſein. Er war maskirt, wie manche Herren es thun, die hierher kommen, um hier Geſchäfte zu machen. Denn Sie müſſen wiſſen, man macht hier Geſchäfte.

So! rief Georg, von welcher Art?

Wollen Sie es wiſſen? fragte der junge Mann, geben Sie mir Ihre Hand, ich will es Ihnen durch ein Zeichen ſagen.

Georg wandte ſich unwillig von ihm. Sie ſind nicht recht klug, Arthur! rief er. Haben Sie Ihre Schweſter verlaſſen? ſetzte er nach einer kleinen Weile, und ſich im Saal umſehend, hinzu.

Sie ſteht dort in einer Geſellſchaft von Prüden, und ſieht den Späßen des Polichinell zu. Wollen wir auch hinzutreten?

Mir recht! entgegnete Georg, und bald ſtanden ſie in dem Haufen Menſchen eingeſchloſſen, der einer kleinen, improviſirten Bude gegenüberſtand und ſaß. Der Inhalt des Stückes war folgender: Polichinell hatte eine Frau, die er gern los ſein wollte, und die ihm durch ihre Zärtlichkeit inkommodirte; er zieht Scaramouche zu Rathe, wie er das beginnen ſolle. Scaramouche räth ihm, die Frau verliebt in Pantalon zu machen. Pantalon iſt aber ein alter, ſteifer und lächerlicher Geck, über den ſich alle Welt aufhält. Es iſt unmöglich ihn und ſie zuſammen zu bringen. Endlich wirft der gequälte Polichinell den Pedanten Pantalon zum Fenſter hinaus, und begiebt ſich zu einem Schwarzkünſtler. Dieſem klagt er ſeine Noth, und er erhält von ihm eine Pillenſchachtel, auf der mit großen Lettern ſteht: Poudre de Succession. Er öffnet die Schachtel, nimmt eine ungeheuere Pille hervor, und giebt ſie ſeiner allzu zärtlichen Frau, die ſie verſchluckt, und alsbald darauf ſtirbt, im Tode aber ein Bekenntniß ausſpeiht, dem zu Folge ſie geſteht, ſechshundert Kinder geboren zu haben, die nun alle herbeikommen, und der Vater mit Säbeln und Dolchen verfolgen. Unter lautem Gelächter des Publikums fiel der Vorhang.

Man ſehe! riefen zwei Männer hinter Georg's Rücken, wie dieſe Poſſenreißer frech werden! Sie wagen es, königliche Perſonen und ihr Schickſal auf die Bühne zu bringen.

Freilich! antwortete der Andere: Wer erkennt nicht den Duc d'Orleans, den Herzog von Guiche und Madame Henriette d'Angleterre? Das iſt arg.

Gewiß iſt's arg! Doch weshalb erlauben ſich die großen Herren, ſolche Streiche auszuführen; ſie müſſen's hinnehmen, wenn man auf ſolche Weiſe mit Fingern auf ſie weiſt.

Wie lebt der Duc mit ſeiner Gemahlin? fragte eine dritte Stimme, weiß man nichts darüber?

Gut! entgegnete die zweite. Wie kann man auch anders mit einer kleinen deutſchen Köchin leben, als gut. Sie ſchabt ihm das Gemüſe, das er zu verzehren liebt, und läßt, was die Favoriten betrifft, fünf gerade ſein.

Laſiat verbarg ſich hinter Georg, bei dieſem Theil der Rede; das geht auf uns! rief er. Georg ſah den Sprecher drohend an, merkte aber an deſſen gutmüthigen, lachendem Geſicht, daß er keine Ahnung hatte, etwas Beſonderes geſagt zu haben. Verfluchter Schwätzer! murmelte der Jüngling zwiſchen den Zähnen. Laſſen Sie uns fortgehen von hier.

Eine junge Dame, mitten im Haufen, hatte

Georg in's Auge gefaßt. Sie zog jetzt ihr Glas hervor, um ihn genauer zu betrachten.

Georg ließ ſich betrachten.

Als die Dame ihre Muſterung beendet hatte, die von Schultern bis auf die Fußſpitzen reichte, wandte ſie ſich zu ihrer Nachbarin, und flüſterte dieſer etwas in's Ohr. Sogleich ſtanden Beide von ihren Sitzen auf, und begannen im Saale zu ſpazieren. Endlich, als ſie merkten, daß Georg ihnen nicht folgte, ſtellten ſie ſich wieder vor die Bude, und zwar ſehr nahe an den jungen Mann. Endlich legte die ältere den Arm auf ſeine Schulter, indem ſie lächelnd ſagte: Erlauben Sie, mein Herr, ich bin müde.

Ich bitte, rief Georg artig, verfügen Sie nur über meine ganze Perſon.

Iſt's wahr? entgegnete ſie lachend. O, wenn ich Sie beim Wort nähme! Sie wandte ſich zu ihrer Gefährtin und rief halblaut: Dieſer Junge iſt reizend. Ich wette, daß er noch unverdorben iſt.

Sie gingen nochmals den Saal hinab, alsdann verſchwanden ſie in den Säulen des Eingangs, die Aeltere richtete ihre Blicke rückwärts. Georg nahm von ſeinem Begleiter Abſchied und ſchritt ihnen nach. Sie nahmen zwei Portechaiſen.

Georg folgte den Trägern bis in eine Straße vor einem erleuchteten Hauſe, wo ihnen Diener entgegenkamen, die ſie mit Lichtern hinaufführten. Die ältere Dame winkte einzutreten; der junge Mann ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Er kam in einen eleganten Salon, in welchem der Tiſch mit Speiſen und Weinen gedeckt ſtand. Die Damen nahmen Platz. Georg ſtellte ſich hinter den Stuhl der Jüngern. Die Diener trugen auf und entfernten ſich dann.

Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Herr! hub die ältere Dame an, indem ſie einen Stuhl zu ihrer Rechten hinſchob. Wir müſſen ihnen, einem Fremden, die Honneurs der Stadt machen.

Georg verbeugte ſich.

Die jüngere Dame lachte ihn mit holdeſter Freundlichkeit an. Er betrachtete ihre Hand, die weiß und voll war, und an der ein Goldreif ſchimmerte, der ihm bekannt vorkam. Es war der Ring, den er damals, in jener Nacht, wo er von Onofrius aufgenommen wurde, ſammt dem Gelde verloren hatte. Er wandte den Blick auf die ältere Dame; ſie erſchien ihm nicht fremd.

Sollte mich der Zufall, hub er bei ſich an, zu derſelben Circe geführt haben, die mich als dreizehnjährigen jungen Burſchen beraubte? Er ſah nochmals den Ring an, und fragte die Schöne, von welchem ihrer Verehrer ſie ihn habe.

O die Geſchichte dieſes Rings, rief das Fräulein, iſt ſehr komiſch. Vor Jahren lernte meine Freundin einen knabenhaften Fremdling kennen, der ſo arm war, daß er nicht vollſtändig bekleidet ging. Es war ein hübſches, dummes Knäbchen. Zufällig hatte er den Abend von einem reichen Manne ein Almoſen erhalten. Wir lockten ihn hierher, er kam, und ließ, nachdem er ein Glas über den Durſt getrunken, ſein Geld und ſeinen Ring hier. Ich weiß wahrhaftig nicht was aus dem armen Thierchen geworden?

Georg erhob ſich. Hier ſteht er vor ihnen, meine Damen! ſagte er mit rauher Stimme. Ich komme, Ihnen den Dank zu ſagen für das gütige Andenken, das Sie dem armen Jungen, den Sie unter Ihren Klauen hatten, bewahren.

Die Damen erhoben ſich erſchrocken.

Fürchten Sie nichts, ſagte Georg. Was Sie dem armen Knaben gethan haben, der Jüngling hat es vergeſſen. Doch hüten Sie ſich, Ihr Gewerbe ſo öffentlich zu treiben, wie Sie es thun, Sie haben Jemand, der Sie kennt und beobachtet. Der Marquis d'Argenſon iſt mein Freund!

Der Name des Polizeiminiſters verbreitete den größten Schrecken. Die Damen wußten ſich nicht zu laſſen. Ihre Frechheit hatte der kleinlichſten Furcht Platz gemacht. Georg überließ ſie ihrem Zuſtande, grüßte und verließ das Haus.

Die Schüſſel mit Sauerkraut.

Die Prinzeſſin ſaß in ihrem Arbeitsgemache, und ließ den Arzt kommen, den ihr ihr geliebter Georg ausgeſucht. Herr Laſiat Gervais trat ein.

Mein lieber Herr, Gott grüße Sie, ich bin nicht krank.

Das iſt mir lieb zu hören, erwiderte Herr Gervais.

Deshalb ſollen Sie aber dennoch bei mir bleiben; wahrhaftig Sie gefallen mir. Geben Sie mir die Hand.

Zu viel Ehre, Madame. Dieſe Hand iſt nur gewohnt, mit Lanzette und Spritze umzugehen; ich wage ſie Ihnen nicht anzubieten. Dabei küßte der Arzt die Hand der Dame.

Sie haben Heidelberg geſehen?

einer neuen Schöpfung von Zeit zu Zeit bedurfte, gefielen ſich darin, von ihrer Höhe herabzuſteigen und die Stelle der niedrigſten Volksklaſſen einzunehmen. Geſchah es mit harmloſer Laune, ſo wurde das Verwundende, das für das Volk in dieſer Spielerei mit ſeinem Elend lag, gemildert, und es konnte ſogar für Popularität gelten, und die Fürſten jener Tage, noch nicht mißtrauiſch und eiferſüchtig auf das ihnen Gebührende gemacht, ſpielten ihre Rollen mit einer Naivetät, die wirklich liebenswürdig erſchien. Man mußte Auguſt, dieſen gefeierten Helden des Tages, dieſes edle Muſter ritterlicher Größe und königlichen Glanzes, inmitten ſeiner Hauptſtadt, mit der grünen Kellnerſchürze bekleidet, herumlaufen ſehen, ängſtlich bemüht, einen Tiſch, an dem ehrliche Meiſter der Schloſſer-, Schneider- und Tiſchlerzunft mit ihren Weibern ſaßen, mit hellglänzenden Silberpokalen, voll des trefflichſten Weines, zu bedienen, oder die Königin, dieſe

Freilich! Madame, den dicken Thurm, in welchem das große Heidelberger Faß ſteckt!

Ach, das iſt ein Faß! Nicht wahr, einem rechten Weintrinker läuft der Mund voll Waſſer. Mein Vetter, der Markgraf von Baden-Durlach, hat ſich einmal vermeſſen, er wollte das Faß leer trinken; aber er kam nur bis zu dreißig Kannen, da mußte er inne halten.

Ich hätte nicht die Hälfte zu bewältigen vermocht.

Das glaube ich! die Franzoſen und die Franzöſinnen ſind überhaupt keine Trinker. Es iſt hier Alles ſchlecht! Kein ordentliches Gericht, das man eſſen mag. Immer die verteufelte Bouillon, wobei einem ganz übel wird. Mein Koch, denk' er ſich, Herr Gervais, verſteht kein Sauerkraut zu machen; er macht ſtatt deſſen einen elenden Brei aus grünen Faſern, die er für Kraut ausgiebt.

Sauerkraut! rief Gervais. O dürfte ich mir erlauben, Ew. königliche Hoheit an meine beſcheidene Mittagstafel zu führen, da würden Sie Sauerkraut finden, ſo gut wie ich es immer nur in Deutſchland gegeſſen.

Ach, was Er ſagt! Herr Gervais! rief die Prinzeſſin. — Ja, zu Ihm gehn! Das kann ich nicht! Aber weiß Er was: ſchicke er mir einmal heimlich ein Schüſſelchen! Ja? Es kann ja für Medicament gelten.

Verſteht ſich, gnädigſte Frau; es iſt ja auch für Viele ein Medicament.

Aber nur Würſte dazu! bemerkte die Prinzeſſin. Verſteht Er mich, Würſte! So ächte derbe Schweinswürſte.

Die laſſe ich von meinem Schlächter holen.

Macht er welche? —

Wenn ich's ihm befehle, ſo thut er's, erwiderte der erfreute Doktor, der ſtolz war, einmal keine Pillen und Latwergen, ſondern Wurſt und Sauerkraut zu verſchreiben.

Ach Gott! welche Freude! rief die gute Prinzeſſin, indem ſie ſich von ihrem Stuhle erhob und laut nach der Räthin rief. Dieſe kam.

Liebſtes Mamachen! rief ſie dieſer zu. Denke Dir doch, hier iſt ein Mann, der will mir mein Leibgericht beſorgen! Sauerkraut und Würſte! Dieſer goldene Mann heißt Herr Laſiat Gervais, iſt der Vater eines der Pagen meines Mannes, und will mein Arzt werden.

Die Räthin begrüßte Herrn Gervais mit großer Freundlichkeit. Es wurde verabredet, wann die Speiſe überſchickt werden ſollte. Der Tag wurde feſtgeſetzt. Ich weiß nur nicht, ſagte der

Arzt nach einer kleinen Pauſe, ob ich alsdann noch werde das Glück haben, Madames Leibarzt zu ſein.

Weshalb nicht, Herr Gervais?

Ihro Hoheit kennen hier nicht die Sitten und Gewohnheiten. Die gnädigen Herrſchaften haben nicht viel zu ſagen bei der Beſetzung der Stellen ihres dienenden Perſonals. Das Geld entſcheidet, und Herr Artiveaux bietet eine größere Summe, als ich geben kann.

Herr Artiveaux? rief die Prinzeſſin, das iſt der lange, dürre Mann, der mir geſtern einen Beſuch machte, und mir ſogleich etwas verſchreiben wollte! O den will ich nicht.

Wenn er mehr bezahlt wie ich, ſo werden ihn Ew. Hoheit ſchon nehmen müſſen; erwiderte Herr Gervais achſelzuckend. Hier ſind alle Stellen käuflich; von dem Range Ihres Oberhofmarſchalls, bis zu dem Poſten, den Ihr Ofenheitzer an der Ofenthür einnimmt.

Aber wenn ich es will! rief Charlotte. Iſt denn der Wille einer Schweſter des Königs nichts?

Herr Gervais zuckte nochmals die Achſeln. Verſuchen es Ew. Hoheit, aber ich zweifle, daß Sie es werden durchführen können. Doch ſollte ich auch nicht zu dem Glück gelangen, daß mir die Geſundheit der beſten, edelſten Frau hier zu Lande anvertraut wird, ich werde doch Ihr ergebenſter Diener, Ihr treueſter Rathgeber bleiben. Dies ſchwöre ich.

Guter, lieber Gervais! ich danke Ihm herzlich! rief die Prinzeſſin. Weiß Gott, ich habe treue Freunde nöthig! Ja wahrlich, Niemand hat ſie nöthiger als ich. Sie barg ihr Antlitz in den Armen der mütterlichen Freundin, und ihre Thränen floſſen.

Der Arzt ſtand, auf ſeinen Stock gelehnt, und ſah voll Mitleid und Rührung die junge Fürſtin an, die ihm in dieſem Augenblicke ſo einſam und verlaſſen vorkam. —

Ew. Hoheit erlauben, daß ich Ihnen meine Tochter ſenden kann? fragte er nach einer Pauſe. Sie wird das Glück haben, Ihnen die beſtellten Speiſen zu bringen.

Sie ſoll kommen! rief Eliſabeth Charlotte. Als die Tochter eines ſo braven Mannes, wird es mich freuen, das gute Mädchen zu empfangen. Und nun, Herr Gervais, leb Er wohl! Es iſt die Zeit, wo ich mich ankleiden laſſen muß, um in die Meſſe zu gehn. Sie ſtand auf, und nachdem ſie den Arzt bereits zum Abſchiede begrüßt hatte, blieb ſie auf der Schwelle ihres Gemachs ſtehn, winkte ihm heran, drückte ihm ein kleines Päckchen in die Hand und ſagte dabei: Aber Niemand es wiederſagen! Hör Er, Gervais! Niemand! Die Aerzte taugen alle nichts; ſind lauter Charlatane! Ich will mein Lebtag keinen Arzt haben. Hat Er mich verſtanden? —

Herr Gervais empfahl ſich. Er nahm ein koſtbares Geſchenk, das in einem Ring mit edlen Steinen beſtand, mit ſich.

Es kam, wie der Arzt es vorausgeſehn. Herr Artiveaux bekam die Stelle. Von dem Augenblicke an ſah ihn die Prinzeſſin niemals. Wenn er im Vorzimmer erſchien, ließ ſie ſtets herausſagen, ſie befände ſich vortrefflich. Einmal gebot ſie ihrem Leibarzte, Artemiſe, ihre Lieblingshündin zu curiren, die ſich eine Indigeſtion zugezogen! Er ließ ihr entgegnen, er ſei kein Hundearzt. Da haben wir's, rief ſie, nicht einmal das können dieſe Leute und ich würde augenblicklich ſeinen Hund kuriren, wenn er ihn mir anvertraute. In dieſer Hinſicht kenne ich keinen Stolz! —

Herrn Laſiat Gervais' Tafelgaſt wurde ſie jedoch, und manches gute Gericht Sauerkraut kam aus der Küche des Arztes in ihre Gemächer, und zwar jedesmal mußte die ſchöne Madeleine es ihr bringen. Ich werde ihm doch einmal von Dienſten ſein! rief ſie bei ſich; Herr Gervais ſoll an mich denken! Es wird ſich ſchon etwas für ihn entdecken.

Kaum fand ſie etwas Zeit, Ordnung in ihre Geſchäfte zu bringen; ſo war der Tag auch ſchon feſtgeſetzt, wo ſie nach Monbouiſſon in's Kloſter zu ihrer Tante ging. Die alte Aebtiſſin, die eine luſtige, etwas zerſtreute Weltdame war, empfing ihre Nichte mit großem Vergnügen.

Wie halten Sie es nur aus, ma tante! rief die Prinzeſſin, Nonne zu ſein und in den Kloſtermauern zu leben? —

Liebes Kind! rief die Aebtiſſin, Alles hat ſeine leidliche Seite, ſo auch das Kloſterleben. Ich habe nur eine Nonne um mich, die taub iſt. So brauche ich nicht mit ihr zu ſprechen.

Aber das Nachtgebet! rief Charlotte, das Licht beim frühen Morgen in den dunkeln Kreuzgewölben! Wie iſt das unangenehm!

Das nutzt einer Malerin, liebes Kind! Ich beurtheile die Lichteffecte, die der Schein in die ſchwarzen Gewölbe wirft. Jetzt, da Sie in Frankreich ſind, liebe Nichte, müſſen Sie recht oft kommen, und mich beſuchen.

Gewiß, ma tante! Man läßt mich nur nicht ſo gar oft hinaus. Ich lebe in einem goldenen Käfich; die Thüre wird nicht aufgemacht.

Man ſagt, daß der König nächſtens nach Holland geht, rief die fromme Dame, da müſſen Sie mit. Nichts Angenehmeres, als eine Reiſe mit dem Hofe. Ueberall Feſte, überall Vergnügungen. Und die Holländer ſind ein luſtiges Völkchen. In meiner Jugend habe ich dort gelebt. Ich weiß, daß einſt eine große Maskerade war, und ich eine Maske ſuchte. Ich fand ſie nicht; ſie war, Gott weiß, wohin verlegt. Statt der Maske ergreiſe ich in der Zerſtreuung einen ſilbernen Kammertopf und will ihn vor's Geſicht binden. Aber Luischen! rufe ich meinem Kammermädchen zu, was iſt das für eine Maske! Sie hat keine Löcher für die Augen, und dazu ſtinkt ſie abſcheulich. Seit dieſer Zeit hat man's aufgebracht, daß ich zerſtreut ſei.

Charlotte lachte herzlich. Und man hatte nicht ganz Unrecht! erwiderte ſie.

Und doch, was iſt dieſe kleine Diſtraction gegen die, die ſich Mr. de Brancas erlaubte, als er die Herzogin von Duras beſuchte, ſagte die Aebtiſſin. Die Ducheſſe befand ſich gerade in ihrem Hofe, ſie hatte eine Dame an ihre Kutſche begleitet. Damals trug man im des-habillé Schürzen von weißem Tuch. Die Herzogin hatte eine ſolche an. Herr von Brancas kommt in den Hof, und ehe er hinaufgeht, der Herzogin ſeine Aufwartung zu machen, ſtellt er ſich an die Dame mit der Schürze, die er für eine Mauer anſieht, und will ſein Waſſer abſchlagen. Die Herzogin fing an zu ſchreien: eh fi! cela ce ne fait point! Da erkannte er ſeinen Irrthum. Und was geſchah dem Duc de Sully? Er zog ſich an, um in die Kirche zu gehen, vergaß aber nichts, als nur die Hoſen. Es war im Winter und kalt. Ich weiß nicht, ſagt der Herzog, mir iſt ſo kühlerlich; ich ſollte meinen, ich hätte das Fieber. Einer ſagt ihm: vielleicht iſt's auch nur, weil Sie ſich nicht warm genug angekleidet. Mit dieſen Worten hob er den Rock des Herzogs auf, und Jedermann ſah, was ihm fehlte.

Das iſt noch beſſer! rief Charlotte und lachte mit ihrer Tante um die Wette über dieſe Späßchen. Ich weiß nicht, was es heißt, zerſtreut ſein, ſagte ſie. Es muß ſein, daß ein Kopf ſo wenig Gedanken hat, daß er im Stande iſt, ſie immerdar geordnet bei ſich zu behalten.

Beide Damen trennten ſich, indem ſie ſich tauſend gute Wünſche Eine der Andern gaben. Die Prinzeſſin mußte verſprechen, bald wieder zu kommen.

Madeleine Laſiat Gervais war mit ihrer Freundin, der kleinen Suſanna, im Palais royal geweſen, und hatte an den Küchenmeiſter von Madame ihre kleine Sendung abgegeben. Beide junge Mädchen ſtanden auf den letzten Stufen der Treppe, und ſahen ſich nach ihrem Miethswagen um, der unterdeſſen fortgefahren war. In ihren Sonntagskleidern zu Fuß zu gehn, beſonders da die Straßen vom letzten Regen ſchmutzig waren, konnte für keine ſehr angenehme Aufgabe gelten, und die beiden Freundinnen ſtanden deshalb lange berathend und zweifelnd da, als ſie Georg daher kommen ſahen, der Papiere in der Hand hielt und eilig zu ſein ſchien. Kaum bemerkte er die Mädchen, als er freundlich auf ſie zu kam.

Die Frau Herzogin iſt nicht zu Hauſe! ſagte Suſanne. Wir haben hier etwas Beſtelltes abgegeben, und können nun nicht nach Hauſe, weil unſer Wagen fort iſt.

So werde ich Ihnen einen verſchaffen! entgegnete der junge Mann bereitwillig.

Wir danken beſtens! rief Madeleine, ihre Freundin anblickend; ſo beſinne Dich doch, Suſanne, haſt Du denn Niemand, bei dem Du auf ein halbes Stündchen abſteigen kannſt? Ich denke, die Frau des zweiten Portiers unten am Flügel des Hauſes? —

Das iſt wahr! rief das Mädchen erfreut; an Madame Gallache habe ich nicht gedacht. Dort wollen wir einſprechen; komm!

Aber meine Damen! rief Georg artig, wollen Sie denn mich ganz allein abfahren laſſen, da ich Ihnen einen Platz in dem Wagen der Frau Herzogin anbieten kann? Sie ſehen, dort kommt er eben. Ich führe Sie zu Ihrem Herrn Vater, mein liebes Fräulein, und von dort ſetze ich meine Fahrt weiter fort.

Der Wagen kam und hielt. Nach einigen Ueberredungen und Artigkeiten, die von beiden Seiten gewechſelt wurden, gelang es Georg, die beiden Mädchen in den Wagen zu bringen. Er ſelbſt nahm den Vorderſitz ein, und die Kutſche rollte fort.

Nun können wir uns denken, daß wir vornehme Damen ſind! hub Suſanne an. Wie ſchön iſt's, in einem ſolchen Wagen zu fahren! Wie ganz anders ſieht man die Welt an, aus ſo hellen, ſchönen Fenſtern! Ach, Madeleine! ſieh mal, dort geht Herr Pierre, der Freund des Herrn Gervais, der faſt alle Abend zu ihm kommt, um mit ihm Schach zu ſpielen! Er ſieht uns nicht. Wie er ängſtlich und ſorgenvoll dahin geht! Ja, wenn man zu Fuß geht, hat man Sorgen.

bigotte Prinzeſſin, die Sachſen wie eine Heilige verehrte, von ihrem Kummer und ihrer ſchwarzen Capuze befreit, mit lächelnder Miene und in dem kleinen goldgeſtickten Mieder einer reichen Bäuerin aus Altenburg, auf den Stufen ihres Palaſtes ſtehend, die Vorübergehenden anrufend, ob ſie nicht zur Schenke zum weißen Adler einkehren wollten. Hinter dem Wirthstiſch ſitzt die Gräfin Orſelska, dieſe berühmte Buhlerin ihrer Zeit, ſchön wie eine Göttin des Olimps und zu ihrer Harfe ſpielend eine jener luſtigen Liederweiſen, wie ſie im niederſächſiſchen Dialekt die verſchämte Liebeserklärung eines jungen Burſchen an ſein Mädchen enthalten. Sie weiß die naive Anmuth hineinzulegen, die ein Lied der Art erfordert, und entzückt durch ihr geſenktes dunkles Auge und ihre blendenden Arme den Kreis des Hofes, der ſie in ländlicher Tracht verkleidet umſteht. Vor dem Schloſſe läßt Herzog Adolph von Weißenfels, als ungariſcher Bauer verkleidet, Man hat ſie auch in dem Wagen! ſagte Madeleine, indem ſie ihre Blicke ſenkte, um den hellen, freundlichen Augen ihres vis-à-vis nicht zu begegnen, die mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet waren.

Suſanne, die etwas von dem Einverſtändniß der Beiden bemerkt hatte, bemühte ſich, ſie nicht zu ſtören, ſondern zeigte ſich auf das Angelegenſte mit den Außendingen beſchäftigt. Sie ſah aus dem Fenſter und berichtete laut und vergnügt, was ſich ihr zeigte. Ach, rief ſie, da iſt eben Einer in den Schmutz gefallen! Er erhebt ſich wieder; aber das ſchöne Kleid iſt dahin. Und er hat Strümpfe mit Zwickeln an! Zu wem er nur will? Vielleicht hat der arme Mann eine Braut. Ja, man ſoll im ſchmutzigen Wetter nicht zu Fuß ausgehn, wenn man ſich elegant und vornehm will irgendwo ſehen laſſen. Das ſollte als Geſetz überall angeſchlagen werden.

Madeleine machte einen Verſuch, ihre kleine Hand aus Georg's Rechten langſam und unvermerkt los zu machen.

Uebrigens, plauderte die Kleine wieder, wenn ich ſo glücklich wäre, einen Bräutigam zu haben, würde ich ihn nie im Schmutze ausgehen laſſen. Er müßte, wenigſtens ſo lange er nicht Ehemann wäre, ſich ſtets einen Wagen oder eine Portechaiſe halten. Es iſt nichts unangenehmer, als wenn man von einer Freundin hört: Dein Liebſter iſt geſtern in den Schmutz gefallen! Dafür klingt es hübſch, wenn man hört: Ich habe geſtern Ihren Allerſchönſten geſehen; er ſaß ſtattlich in einer Kutſche und ließ ſich an mir vorüberfahren. Gar hübſch iſt's, wenn man noch hinzu ſetzt: er hielt einen hübſchen Blumenſtrauß in der Hand.

Sie haben neulich meine Schweſter geſehen? fragte Madeleine. Wie gefiel ſie Ihnen?

Ihre Schweſter, mein Fräulein? Nein! erwiderte der junge Mann zerſtreut.

So hat mir mein Bruder etwas vorgeſchwatzt! ſagte das Mädchen.

Doch ja! allerdings, in der Verſammlung der Müller! O wo hab ich nur meine Gedanken! Ach mein Fräulein, was iſt dieſe Schweſter für eine gezierte Perſon; und die, mit der ſie ſich Arm in Arm gefaßt hatte, war ein wahres Aeffchen! Ich könnte mit ſolchen Geſchöpfen nicht einen Tag, was ſag' ich, nicht eine Stunde zuſammen leben! ſagte Georg.

Es iſt jetzt der Modeton! bemerkte Madeleine.

Ein ſehr häßlicher Ton, rief Georg; ich habe ihn bei wirklich vornehmen Damen noch nicht bemerkt! Sie ſind auch ſchon mit ihren ſuperfeinen Sitten auf's Theater gekommen. Die Prinzeſſin hat mir von einem Stücke geſprochen, wo dieſe Sorte von Weibern lächerlich gemacht wird. Sie ſowohl als die Männer, die wo möglich noch gezierter und alberner ſind.

Gehen Sie viel in das Theater? fragte Suſanne.

Ich bin bis jetzt nur einmal darin geweſen! erwiderte Georg. Das iſt nicht meine Sache. In meiner Jugend habe ich zuweilen ſelbſt etwas geſungen, geſpielt und dazu agirt. Es mußte aber gerade ſein, wenn ich Laune hatte, oder wenn es den Kameraden Spaß machte.

Wir Beide lieben das Theater ſehr! rief Suſanne. Und wenn Herr Gervais es irgend möglich machen kann, ſo giebt er uns ein Billet in die Oper, das er ohne Geld von einem Schauſpieler erhält, den er in der Kur hat. Dann kommen wir Beide auf das eine Billet hinein. Eine ſitzt immer abwechſelnd auf dem Schooß der Andern.

Ach, wie gern möchte ich da in Ihrer Stelle ſein, Fräulein Suſanne! rief Georg, und ſah mit glühenden Blicken die ſtille, ſittſame Tochter des Arztes an. Aber ſo gut wird es Einem nicht hier in der abſcheulichen Stadt. Die Prinzeſſin ſagt oft: Wenn ich nur eine Stunde könnte in einem großen deutſchen Walde einſam auf einem Baumſtamme ſitzen, und mir in der Stille etwas träumen. Und ſo iſt's auch! Ich habe ganz Ihre Anſicht! Aber freilich möchte ich nicht allein im Walde ſitzen, ich wüßte ſchon, wer mit mir ſäße.

Beide Mädchen ſchwiegen; und der Wagen rollte in den gepflaſterten Hof der alterthümlichen Wohnung des Arztes. Georg faßte ſich ein Herz und ſagte muthvoll: Jetzt fordere ich meinen Lohn! Beide Mädchen müſſen mir einen Kuß geben.

Suſanne reichte zuerſt ihre Wange hin, dann kam Madeleine an die Reihe. Nicht einen Kuß, nein, ein halbes Dutzend wurden ihr, halb mit Gewalt, geraubt, und wenn der Wagenſchlag nicht von einem Diener aufgeriſſen worden wäre, wer weiß, was das arme Mädchen noch hätte erdulden müſſen. So hob Georg ſeine beiden Pflegebefohlenen heraus, nahm ihren Dank und die Bitte, ſie der Prinzeſſin pflichtſchuldigſt und gehorſamſt zu Füßen zu legen.

Als er aus dem Hofe heraus war, ließ er den Wagen nach Hauſe fahren, und ſetzte zu Fuß ſeinen Weg fort. Ich kann dieſe engen, ſchwülen

Kaſten nicht leiden! rief er vor ſich hin. Es geht ſich weit beſſer in der freien Straße.

Noch ganz voll von Liebesträumen, und ganz erhitzt von dem ſchönen Platz neben den geliebten Mädchen, rannte er faſt an einen Mann an, der, von mehreren Dienern begleitet, die Straße herauf kam. Es war der Polizeiminiſter, Herr d'Argenſon, dem Georg eine Gefälligkeit zu erzeigen die Gelegenheit gehabt hatte, und die ihm der Herr Miniſter mit beſonderem Wohlwollen vergalt.

Ach, Herr Graf! rief der ſtolze, groß und ſchlank gebaute Mann, indem ein vornehmes Lächeln ſeinen Mund umſpielte, ſieht man Sie endlich auch einmal.

Georg verbeugte ſich, und ſtotterte in der Schnelligkeit ein paar artige Phraſen hervor.

Der Polizeichef ſchien nicht beſonders auf ſeine Worte zu achten; er zog ihn in die Ecke eines Hauſes, und hier fragte er: Sind Ihnen zwei Damen bekannt, die — hier nannte er das Haus und die Straße — wohnen, und eine koſtbare Einrichtung halten, und Leute bei ſich ſehen?

Georg hörte mit Erſtaunen die Namen der zwei Betrügerinnen, die er vor ein paar Tagen nach Hauſe geleitet und mit denen er das Abenteuer gehabt.

Meine Leute geben ſie mir als Beutelſchneiderinnen an, nahm der Chef wieder das Wort. Ich kann es nicht recht glauben, daß ſie Namen aus der guten Geſellſchaft tragen, und man ſie auch in ſehr anſtändigen Häuſern ſieht. Nun hat man mich verſichert, daß Sie ſie vor kurzer Zeit nach Hauſe begleitet haben. Iſt Ihnen nichts mit ihnen paſſirt? Sprechen Sie offen, ich muß es wiſſen. Neulich iſt dem Grafen von Noailles eine große Summe abhanden gekommen; er behauptet, daß der Raub dort begangen ſei. Es fehlen aber alle Beweiſe, um gegen die Frauen einzuſchreiten. Iſt mein Verdacht gegründet, ſo gehören dieſe Weiber zu einer weit verbreiteten Geſellſchaft, der ich bereits auf der Spur bin, und der ich den Garaus zu machen Willens bin.

Georg, dem nichts mehr zuwider war, als den Angeber zu machen, und der ſich entſchloſſen hatte, von dem Spitzbubenſtück, obgleich er es entdeckt, nicht weiter zu ſprechen, ſah ſich hier genöthigt, die Wahrheit zu bekennen. Er that es mit einfachen Worten, und konnte bemerken, wie willkommen dem vornehmen Manne dieſe Eröffnung ſei. Er wandte ſich, indem er einen ſeiner Begleiter zu ſich heranwinkte, mit freundlichem Gruſſe von Georg ab, der ſeinen Weg weiter fortſetzte. So iſt's mir gelungen, rief er bei ſich, den armen, verlaſſenen Knaben zu rächen, der damals in ihre Netze fiel.

Dieſes Ereigniß hatte ihm die vergangenen Tage wieder in's Gedächtniß gerufen. Er ſah ſich ſelbſt: frierend, obdachlos, durch Gaſſen irren, nicht wiſſend, wo er den Hunger ſtillen, bei welchem ſeiner ebenfalls elenden Genoſſen er ſich ein augenblickliches Obdach erbetteln ſolle. Er zog ein Büchelchen hervor, das er ſtets bei ſich hatte, und ſah nach der Wohnung des ehemaligen Speiſewirths. Sie war nahe, und er beſchloß hinzugehen.

Ein kleiner Laden nahm ſich am Schluſſe der Straße, eben von der Sonne beleuchtet, ganz angenehm und behaglich aus, auch wenn das freundliche, runde Geſicht nicht in demſelben geleuchtet hätte, das jetzt gerade herausſah. Es war Jacques Bertholet! Kein Zweifel, obgleich mit einer oder zwei Fettfalten mehr geſchmückt, als er früher gehabt hatte. Georg blieb ſtehen, und beſah ſich den alten Gauner mit Wohlgefallen. Es war nicht ſeine Abſicht, ſich ihm zu nähern, oder gar ſich ihm zu erkennen zu geben, nur der Zeit wollte er ſich mit Muße erinnern, wo dieſes Fettgeſicht als eine Art Macht über ihn und ſein Geſchick geherrſcht, wo er ihn als König der Geſellſchaft in ſeiner Schenke, in der halbrunden Einfaſſung der Niſche, wo die Getränke geſchenkt wurden, hatte ſtehen ſehen. Bertholet, der den vornehmen jungen Mann an der andern Seite der Straße, ſcheinbar müßig, hin und herſchreiten ſah, bemühte ſich, deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, zuletzt ſah er ihn das Käppchen abnehmen, und hinaus auf die Straße grüßen. Als auch dies nicht half, ließ er ſeine Stimme ertönen, die da rief: Es iſt wohl erlaubt Eure Gnaden zu bitten etwas näher zu treten! Wollen Eure Gnaden nicht einige koſtbare Büchererxemplare in Augenſchein nehmen für Dero künftige Büherſammlung? Hier iſt der Thomaſius — faſt ganz neu und wohl erhalten! Hier der Hortus juventutis mit guten Holzſchnitten, ebenfalls wie aus den Händen des Buchdruckers kommend! Alles vortreffliche Werke! Wenn Eure Gnaden nur die Güte haben wollen, in Perſon in meinen ſchlechten Laden zu treten.

Du Gauner und Erzſchelm! fluchte Georg leiſe vor ſich hin. Prahlſt mit den abgepfändeten Büchern der Studenten. Dem Verkäufer, der eben die Halbthür ſeines Ladens öffnete, und ſich an=

ſchickte, mit zwei Büchern unter dem Arm auf ihn loszukommen, machte er eine flüchtige Verbeugung, und entfernte ſich.

Die Uhr ſchlug und zeigte ihm an, daß es Zeit ſei, an dem Orte ſeiner Beſtimmung einzutreffen. Er eilte daher fort. Bertholet ging in ſeinen Laden zurück, indem er vor ſich hinmurmelte: Straf mich Gott, aber dieſer junge Mann ſah dem blonden Knäbchen ähnlich, das ehemals, als ich noch Beſitzer der Schenke „zu den drei brennenden Herzen“ war, Tänze aufführte und zur Guitarre ſang. Wo das Jüngelchen nur hingekommen ſein mag!

Die heilige Portiuncula.

In ſeinem Toilettengemache, am Putztiſchchen ſaß der Herzog von Orleans, und bemühte ſich eben, das Innere eines Döschens zu unterſuchen, das ihm ſein Hofparfümeur zugeſandt hatte, und das eine neue cosmetiſche Salbe enthalten ſollte, geſchickt, die Haut fügſam und die Runzeln verſchwinden zu machen. Er nahm etwas davon mit der Spitze eines kleinen goldenen Meſſers, hielt es mit Vorſicht an die Naſe, und legte es dann ſorgſam wieder zu dem Uebrigen in dem Döschen.

Der Teufel weiß, was das iſt, rief er mißtrauiſch ſeinem Kammerdiener entgegen, der eben eintrat, vielleicht iſt es ein Geſchenk, das mir Henriettens Liebhaber aus London zuſchicken ließ. Eine Art Succeſſions-Pulver!

einen Bären tanzen, deſſen ungeſchickte Sprünge immer wieder ein unauslöſchliches Gelächter hervorrufen; aber dieſer arme Bär (es iſt der Hofpoet) hat noch lange Verſe zu recitiren, und flüſtert ſeinem Führer zu, ihn nicht ohne Noth zu ſehr zu ermüden. Der Bär hielt ſtill und aus ſeiner zottigen Hülle ging ein Profeſſor aus Leipzig hervor in Perrücke und Degen, berühmt durch eine Abhandlung über die verlornen Bücher des Livius und jetzt als Hofpoet fungirend. Er beſang in regelrechten Verſen die ſonderbare Schenke und ihren ſonderbaren Wirth. Unterdeſſen wurden die bunten Lampen angezündet und durch die dunkeln Gänge des Schloßgartens flatterten die farbigen Sterne wie ein in Unordnung gerathenes Sonnenſiſtem. Eine prahlende Sonne ſtellte ſich endlich als Mittelpunkt feſt und warf ihre Strahlenbündel in manches verſchwiegene Bosket, wohin das Geheimniß und die Liebe ſich geflüchtet hatten. Geſchrei, Gelächter und Muſik: —

Der Kammerdiener beſah das Töpſchen, und ſtellte es dann wieder hin, ohne ein Wort zu ſagen.

Nun ſo ſprech Er doch, Menſch! klagte der Herzog, und ſah mit einem verdrießlichen Staunen in das immer gleiche Angeſicht ſeines alten, vertrauten Dieners.

Ew. Hoheit haben ja die Latwerge nicht nöthig, bemerkte L'Auxerois; Jedermann ſagt, daß Sie eine Haut, glatt und fein wie Atlas haben.

Sagt das Jedermann? fragte der getröſtete Herzog. Nun gut, ſo geben wir das dem Herrn Junot zurück, der ſich ſelbſt damit ſein körniges, runzelliges Eſelsfell ſchmieren kann. Aber was haſt Du, L'Auxerois? Wie ſiehſt Du aus? Wie die ſieben mageren Kühe, die zu Pharaos Zeiten an den Ufern des Nil ſpazieren gingen und die Leute erſchreckten.

Ach, Ew. Hoheit ſind beleſen! rief der Kammerdiener.

Nicht wahr? rief der Herzog! Das verwundert Dich! Es iſt auch kein geringes Stück Weisheit, wenn man nimmt, daß mich und meinen Bruder der Kardinal nichts lernen ließ; denn, pflegte er zu ſagen, wozu das Leſen der Bücher? Wir wollen Könige und königliche Prinzen, aber keine Gelehrten auf dem Throne. Aber was iſt Dir, mein Sohn? Warum ſiehſt Du ſo trübſelig aus?

Während Eure Hoheit fort waren, hat ſich der Kammerdiener Sr. Majeſtät nach Ihnen erkundigt.

Der Herr Malquin? fuhr der Herzog auf, und die Röthe des Zornes färbte ſein Antlitz. Schon wieder? Was wollte er?

Ich habe ihn nicht verſtanden, erwiderte der ſchlaue Diener. Ich ſollte Ew. Hoheit von Seiten Sr. Majeſtät fragen, ob Sie noch nichts zu beſtellen hätten an die Heilige Portinncula?

Der Teufel ſoll ſie holen! ſtürmte der Herzog heraus, aber gleich darauf ſagte er, ſich tief verbeugend: Aber nein! Was ſage ich da? Gott ſei mir Sünder gnädig! Wie gräulich und entſetzlich kann ſich der Menſch verſündigen! Dieſe heilige Portinncula — verſtehſt Du mich L'Auxerrois — iſt meine Pathe. Die verſtorbene **reine-mère** ſuchte, als ſie mit mir ſchwanger ging, lange Zeit im Kalender nach, ob ſie nicht eine geeignete Heilige finden könne für mich. Der Herr Kardinal half ihr ſuchen, und endlich entdeckten beide im Winkel des Kalenders die oben gedachte Heilige. Nun fragte es ſich freilich, ob die Königin auch eine Prinzeſſin zur Welt befördern würde, denn Du kannſt Dir denken, die heilige Portiuncula hat es immer nur mit Weibern zu thun. Die Königin behauptete, es genau zu wiſſen, daß nun eine Prinzeſſin kommen würde, da kurz vorher ein Prinz dageweſen, Se. Eminenz erdreiſtete ſich aber der Frau Königin zu widerſprechen, und einen Prinzen zu prophezeihen. Darüber entſtand eine Art Zank. Hahaha! Und was war die Folge? Ich kam zur Welt!

Und die Königin behielt ihren Willen? ſagte der Kammerdiener.

Sie behielt ihn; bemerkte der Prinz, mir wurde die heilige Portiuncula gegeben, die zum erſtenmal das Vergnügen hatte, einem Prinzen vorzuſtehen. Viele wollen behaupten, daß aus dieſem Umſtande auch meine unglückliche Neigung hervorgerufen ſei, daß ſie, die ſtets Weiber unter ſich gehabt, darüber erboſt, daß man ihr einen Mann untergeſchoben, ſich gerächt habe, indem ſie mir die Paſſionen einer Frau eingeflößt.

Das iſt allerdings ſehr merkwürdig! ſagte Herr L'Auxerrois mit ſehr ernſtem Blick.

Ja, das iſt merkwürdig, wiederholte der Prinz, aber auch zugleich ſehr widerwärtig. Siehſt Du nicht ein, L'Auxerrois, daß ich ein ganz anderer

Menſch wäre, wenn dieſe Umſtände nicht vorgefallen? Ich würde wie mein Bruder ſein! Ich würde die Weiber lieben, verſtehſt Du, ich liebe ſie auch jetzt, ich könnte nicht ohne ſie ſein, allein mit einigem Unterſchied! Verſtehſt Du mich? Mit einem unmerklichen Unterſchied. Ich würde gerne auf die Jagd gehn, ich ritte gerne, kurz, ich würde alle Paſſionen eines Mannes haben. Dies iſt nicht geſagt, daß ich irgend mit mir unzufrieden bin, ſo wie ich einmal bin! Es muß auch ſolche Männer geben, und es iſt gut, wenn ſie in den höhern Regionen der Geſellſchaft zu finden ſind, damit die Welt ſieht, es iſt nicht Alles nach einem Schnitt gemacht, und es verträgt ſich mit dieſer Art zu empfinden, wie ich ſie habe, ſehr viel Größe der Seele und treffliche Gemüthsanlagen. Alſo bin ich zufrieden, nur giebt es kleine Häkeleien und Seltſamkeiten hierüber mit meinem Bruder, die, wenn ich nicht ſehr vorſichtig wäre, leicht zu offenem Streite ausſchlügen. So gleich dieſer Fall! Er weiß, ich habe geheirathet, lediglich auf ſeinen Wunſch, denn er weiß zugleich, daß mir nichts unbequemer iſt, als der Verkehr mit Weibern in dieſer Art. Ich kann die Zärtlichkeit nicht leiden. Mit Henriette war derſelbe Tanz. Sie war jung und hübſch, er glaubte, daß eine ſolche Frau meine natürliche Antipathie beſiegen würde, und er zwang mich, mit ihr zu Bette zu gehen. Was erfolgte: die Kinder wurden geboren, aber ich litt darunter. Ich konnte den Abſcheu vor dem Weibe nicht beſiegen. Sie nahm ihren Bruder, den König Carl zum Geliebten! Sie hatte zugleich Bruder und Neffen, Vater und Sohn zu ihren Schätzchen; ſo ſagte man damals! Mein Bruder, dem etwas von dieſer Liebe zu Ohren gekommen ſein mag, ließ mich von der Zeit an ungezwickt; ſpäter ſtarb ſie. Jetzt die neue Geſchichte! Ich ſoll durchaus einen Sohn haben! Noch iſt die Herzogin glücklich in dem Zuſtande, wie ich ſie erhalten habe! Das ſoll aber nicht ſein. Die Winke, die Andeutungen, die verſteckten, ſcherzhaften Fragen nahmen bei Sr. Majeſtät den Anfang. Ich komme nicht an den Hof, ohne daß ich mit einem beſondern Blicke von ihm angeſehen werde. Neulich ſagte er mir: Sie ſehen bleich aus, mein Bruder, thun Sie nur nicht zu viel! Die Herzogin muß ebenfalls ſeine Bemerkungen hören, die nun gar nicht weiß, wovon die Rede iſt. Neulich ſagte er ihr auf der Jagd: Sie lieben die Jagd, Madam? — Ja, und wie ich ſehe, treffe ich da mit meiner Neigung zuſammen, mit Ew. Majeſtät. — So iſt's! aber ich liebe nicht die Jäger, die nichts treffen, die nach Hauſe kommen und ihren Hirſchfänger nicht aus der Scheide gezogen haben! — Sie lachte unbefangen und erwiderte: Sire, das iſt auch meine Meinung. Der König blickte mich mit einem triumphirenden Auge an.

Der Kammerdiener, der ſich während dieſes Geſprächs über das Haar ſeines Herrn hergemacht hatte, verzog den Mund ein wenig zum Lächeln.

Da alles nichts fruchten will, fuhr der unglückliche Prinz fort, ſchickt er einen ſeiner Vertrauten, immer mit denſelben Fragen, faſt jeden Morgen zu. Ich kann es nicht mehr aushalten.

Es wird nichts anderes übrig bleiben, bemerkte L'Auxerrois, als Ew. Hoheit machen ſich an das Werk. Gott und die himmliſchen Heerſchaaren werden Ihnen beiſtehen.

Der Prinz ſeufzte ſchwer auf.

Jedes Gott gefällige Werk, nahm der Kammerdiener wieder das Wort, hat in ſich ſeinen Dank! Ew. Hoheit werden fühlen, wenn Sie Ihren Pflichten vor Gott und den Menſchen genügt haben, wie leicht, wie gloriös Ihnen zu Muthe ſein wird. Die ganze Welt wird Ihnen in einem andern Lichte erſcheinen: Sie werden ſich fühlen erhoben und veredelt als Chriſt und als Prinz.

Der Prinz ſeufzte nochmals.

Geſetzt, Sie würden Ew. Majeſtät ungehorſam, fuhr der Sprecher fort, oder Sie belögen ihn, ſchöben Alles auf den Widerſtand der Natur, auf eine unglückliche Conſtitution der Frau, was würde die Folge ſein? Daß ſich Se. Maj. bei der Dame ſelbſt erkundigte nach der Beſchaffenheit, und dieſe würde in ihrer kindlichen Unſchuld alles ausplaudern, oder, wenn es uns auch gelänge, ihrer Zunge Feſſeln anzulegen, würden wir ſie hindern können, zu ihrer Vertrauten von den Worten oder Fragen des Königs zu ſprechen, und Ew. Hoheit wiſſen, was es heißt, bei Hofe ein Geheimniß zu bewahren. Das iſt durchaus unmöglich! Alsdann würde Se. Majeſtät doch erfahren, was er erfahren will, und Ew. königliche Hoheit würden in ſofortige totale Ungnade ſtürzen.

Es iſt wahr, es iſt kein Winkelzug möglich, ich habe bereits daran gedacht! erwiderte der Herzog kleinlaut. Rede mir nicht von Vergleichen vor; es ginge ja doch nicht. Gieb mir ſtatt deſſen einen guten Rath. Das iſt das, was ich von Dir verlangen kann.

Ich wüßte wirklich keinen andern, als ſich dem Willen des Königs fügen.

So? Und wenn ich nun wie bei Henrietten lauter Töchter zur Welt förderte? rief der Prinz aufgebracht.

So würde Ew. Majeſtät ſehen, daß Ihr Wille wenigſtens vollbracht iſt, daß aber die Natur durchaus ſich nicht zwingen läßt.

Wenn Lorraine nur ein etwas geſcheuterer Burſche wäre! murmelte der Herzog vor ſich hin. Ich würde ihm die Hälfte meiner Einkünfte geben.

Hoffen Ew. Hoheit von dieſer Seite nichts! ließ ſich der Kammerdiener vernehmen, die Prinzeſſin iſt tugendhaft und durchaus mit keinem Hange zur Liederlichkeit geboren. Sie würde das Recht, von dem die Rede iſt, nur ihrem Manne geſtatten. Ich habe ſie beobachtet und kann darüber mitſprechen. Frau Henriette hatte ja die Nacht vorher, ehe ſie mit Ew. königlichen Hoheit zu der Ehre gelangte, ihren kleinen Küchenbuben im Arme gehabt.

Hofklatſchereien! rief der Prinz. Wollen wir davon ſchweigen. Man hat der guten Frau auch immer zu viel nachgeſagt. Gut denn, heute Nacht! Aber Du und mein Leibarzt müſſen im Nebenzimmer ſchlafen, daß ihr raſch bei der Hand ſeid, im Fall mir ein Unglück begegnen ſollte.

Welch ein Unglück könnte Ew. Hoheit begegnen?

Man kann es nicht wiſſen! rief der Herzog. Ich bin nicht der jüngſte Knabe mehr! Man ſagt, daß die Natur ſich rächt für das Verſäumniß und die Nichtachtung, die man ihr angethan, und daß ſie dazu den Augenblick wählt, wo ihre Dienſtleiſtungen uns am nothwendigſten ſind.

Wir werden zur Stelle ſein! bemerkte der Vertraute.

Haſt Du meinen Reliquienbüſchel bereit gelegt, auch die Sammlung von Bildern und Medaillons? fragte der Herzog.

Sie ſind beide in meinen Händen. Doch wollte ich mir noch eine Bemerkung erlauben.

Noch eine? fragte der Herzog beſorgt. Und welche iſt die?

Wird die Prinzeſſin nicht erſchrecken, wenn Ew. Hoheit mit den raſchelnden kleinen Bildern zu ihr in's Bett ſteigen. Frauen ſind in der Regel ängſtlicher Natur.

Sei ruhig, mein Freund, ich werde es ſchon einzurichten wiſſen. Allenfalls laß ich den Büſchel ſert und nehme nur die kleinen Medaillen und Bilder in die Hand.

Könnte man nicht dieſe vor dem zu Bette gehn, als Gegenſtände der Andacht betrachten, und ſein Gebet vor ihnen halten? fragte der Kammerdiener.

Nein, nein! da würden ſie nichts helfen. Sie müſſen an gewiſſe Orte hingebracht werden, damit ſie erfahren, um was es ſich handelt, und was man von ihnen erwartet. Mein Beichtvater hat mir die ganze Prozedur umſtändlich erklärt.

Alſo haben Ew. Hoheit den frommen Vater zu Rathe gezogen?

Ich habe ihm nur geſagt, daß wenn ich die Bilder und Medaillen brauchte, auf welche Weiſe ich dies anzufangen hätte. Da hat er mir das geantwortet, was ich Dir eben geſagt.

Gut, gut! So wäre denn die Sache in Ordnung!

Der Prinz ſprang von ſeinem Stuhle auf und rief giftig: Gut, gut! Was iſt denn gut, Du Einfallspinſel? Hat man je eine ſo trockene und langweilige Maſchine geſehen, wie Du biſt! Dein Herr und Gebieter geht einer großen Gefahr ent-

Eine einzelne Hoboe klagte in langen Nachtigalltönen durch die Nacht und ein frivoles Gelächter von dreißig klimpernden Guitarren folgte ihr auf dem Fuße. In den obern Sälen des Palaſtes war ein Theater geordnet, und ein komiſches Ballet: „die Hochzeit des Don Quixote“ verſammelte den Hof und ſeine Gäſte. Man ſah hier den Ritter von der traurigen Geſtalt, gequält durch die Liebe, in maleriſcher Stellung da liegen und mit ſeinen Seufzern die Gebirge von La Mancha erfüllen. Die Einöde belebt ſich, ein Chor von Hirten, den Schäfer Amintos in ihrer Mitte, führt einen ländlichen Tanz auf, endlich erſcheint auf der Höhe des Hügels Dulcinea. Sie ſucht ihren Ritter. Die Muſik klagt mit ihr um den Verlorenen; die Hirten beweinen ſie. Endlich finden ſich die Liebenden und ein groteſkes Pas de deux ſchließt den Akt: Dulcinea, ſich in kleinen Sprüngen bewegend, während Don Quixote um ſie herumflattert, immer lächelnd, in gegen, und die Seele aus Pappendeckel weiß nichts anderes zu ſagen, als: es iſt gut! —

Mein Himmel! rief L'Auxerrois und wich einen Schritt zurück; ſollte man nicht glauben, Ew. Hoheit ginge einem Kampf mit einem Drachen entgegen! Während es ſich doch um nichts weiter handelt, als ein Abenteuer mit einem jungen Weibe, wonach alle Männer lüſtern ſind.

Ich ſage Dir aber, wüthete der Prinz, daß dieſes Weib für mich ein Drache, ein Molch, eine giftige Kröte iſt, daß mir nichts ärgeres geſchehen kann, als was mir heute Nacht droht. Gott im Himmel! haben denn alle Heiligen mich verlaſſen, daß ein ſolcher Schöps von einem Diener mich verſpotten darf. Wenn Du dreißig Jahre jünger wäreſt, Du Eſel, würde ich Dir zeigen, wie ich ſo etwas ſtrafe. Pack Dich nun fort! Dein Geſicht iſt mir läſtig! —

Der Kammerdiener, an die Grillen ſeines Herrn gewöhnt, entfernte ſich kopfſchüttelnd, kam jedoch bald wieder zurück, indem er einen Weihbüſchel und eine kleine Quaſte von aneinander gebundenen goldenen Bildern und Medaillen vor den Prinzen hinlegte, der dieſe Heiligthümer mit einem dumpfen, finſtern Blicke anſtarrte.

Als der Diener wieder fort war, nahm er die

Quaſte und fing an, ſie vor ſich hinzubreiten, jedes einzelne Bildniß und jede Medaille geſondert auf den Tiſch zu legen. Dann faltete er die Hände und fing an die Gebete an jede einzelne Heilige herzuſagen. Die heilige Portiuncula, die größte Medaille in der ganzen Sammlung, lag obenauf und wurde zugleich mit jeder einzelnen Heiligen angerufen! Von Zeit zu Zeit erhob ſich der Prinz von ſeinem Stuhle, machte nach der Weiſe der Damen einen kleinen Knix und ſetzte ſich dann wieder, um weiter zu beten. Zwiſchendurch griff er nach einer Tabatière, in der parfümirter Schnupftabak enthalten war und nahm eine Priſe, die er mit vielem Geräuſch in die Naſe zog. Er lächelte dabei, als er die Doſe ſchloß, und ſie einen eigenthümlichen klagenden Ton bei dieſer Gelegenheit von ſich gab. Als die ganze Reihe der Bilder und Gebete vollendet war, ſtand er auf, trat vor den Spiegel und betrachtete ſein Haar und ſeine Halskrauſe, beide waren durch die Andacht in Unordnung gerathen; er brachte ſie Beide in den rechten Stand.

Dann ging er zu einem kleinen Schränkchen, das in der Tapete eingefügt war, öffnete es mit einem beſonders am Gürtel getragenen Schlüſſel und ſuchte unter einer Anzahl Doſen und

Döschen, bis er eine fand, die ihm die rechte dünkte. Er öffnete den Deckel, roch an die darin enthaltene Subſtanz und ſchloß ſie wieder, indem er ein ſauerſüßes Geſicht zog.

Das iſt der bewußte Staub! rief er, eine Meſſerſpitze voll! Wir wollen hoffen, daß ihn die Jahre nicht kraftlos gemacht haben! In dem Fall müßte er etwas aufgefriſcht werden. Wir wollen einige Tropfen der Tinktur darauf gießen.

Er that es und roch dann wieder daran. Es ſchien ihm jetzt in den rechten Zuſtand gelangt zu ſein, und er legte die kleine Schachtel auf den Tiſch, zu den Reliquien und Bildern.

Welch ein verdrießliches Geſchäft iſt es, ſo nahe dem Throne zu ſtehen! rief er vor ſich hin. Wäre ich Meiſter Jacob oder Hannes, würde ich den Henker danach fragen, ob meine Race ausſtirbt! Halt! man kommt! Fort mit Allem dieſen; man darf nichts merken.

Und mit feſter, eleganter Haltung ſchritt der Prinz dem anlangenden Beſuche entgegen. Am ſpäten Abend verfügte er ſich mit mit dem Arzte und L'Auxerrois in die Gemächer der Prinzeſſin. Die beiden Begleiter machten ſich bereit, in einem der Vorzimmer zu bleiben.

Der Abendzirkel.

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren, während welcher Zeit ſich manches Wichtige bei Hofe zugetragen, was auf die Herzogin Bezug hatte. Zuerſt müſſen wir melden, daß ſie Mutter zweier Kinder geworden war, von denen eines eine Prinzeſſin, das andere ein Knabe war. Sie nahm ſich der Erziehung nach guter deutſcher Sitte eifrig an, erlitt aber das Mißgeſchick, daß der Prinz ſich ſtörend hineinmiſchte und die Kinder der Mutter zu entfremden verſuchte, indem er, wenn ſie etwas begangen hatten, ihnen ſtets mit der Mutter drohte. Er ſelbſt war nicht im Stande, ſie zu beſtrafen, ſondern fiel etwas vor, wo eine Zurechtweiſung nöthig wurde, ſchickte er die Kinder zur Mutter, mit dem Anſuchen, die kleinen Unartigen zu züchtigen. Charlotte that es nach deutſcher Sitte, ſtreng und gerecht, beklagte ſich aber bei ihrem Gemahl über dieſe verkehrte Erziehungsmaßregel.

Der Dauphin, Sohn Ludwigs XIV., hatte geheirathet. Die Dauphine, eine bairiſche Prinzeſſin, war nicht glücklich. Sie ſchloß ſich an die Herzogin an, die mit Zutrauen und Liebe ihre Hinneigung erwiderte, bis der wachſende Einfluß der Frau von Maintenon dieſe Neigung zerſtörte.

Das Geſtirn der Frau von Montespan war im Abnehmen begriffen. Sie erwählte das Mittel, um den König an ſich zu feſſeln, daß ſie ſelbſt ihm Geliebten zuführte. So war es Fräulein von Fontange, die durch ſie dem Könige bekannt wurde, der anfangs ſich von ihr abgewendet hatte, und geſagt: Das iſt ein Wolf, der mich nicht freſſen wird.

Fräulein von Fontange war eine Schönheit erſten Ranges. Man hatte ſie als Hoffräulein der Herzogin beigegeben. Dort ſah ſie der König, wenn er kam, ſeine Schwägerin zu beſuchen. Wie eine meiſterhafte Bildſäule aus Marmor, war das Fräulein Alles, was man wünſchen konnte, nur fehlte ihr der Geiſt. Sie wußte ſich in ihrer ſchwierigen Stellung nicht zu benehmen. Sie vernachläſſigte ihre Pflichten gegen die Königin, vergaß den reſpektvollen Gruß, auf den Ludwig drang, und that oft ſo, als ſei für ſie die Königin nicht vorhanden. Dies war es, was ſie ſtürzte. Die Geburt eines Sohnes und das Abnehmen ihrer Reize vollendeten, was ihre Ungeſchicklichkeit begonnen hatte. Ludwig wurde kalt, und die Monteſpan ſah ihn wieder mit erneuter Gluth zu ſich zurückkehren.

Wir nehmen den Faden unſerer Erzählung auf, indem wir die Herzogin in eine jener kleinen Abendunterhaltungen führen, die Ludwig im innern Kreiſe, das heißt mit Frau von Monteſpan, ſeinen mit ihr gezeugten Kindern, zu dem außerdem Herzog von Maine, der Graf von Vexin, Fräulein von Nantes und Fräulein von Tours gehörten — Fräulein von Blois und der Graf von Touloufe kamen erſt ſpäter — und die Wittwe Scarron, die damals noch nicht den Namen Maintenon, von dem Gute, das ſie geſchenkt bekommen hatte, als Erzieherin der königlichen Kinder angenommen hatte, zubrachte. Erſt ſeit Kurzem war der Eintritt hier der Herzogin vergönnt, was ſchon gegen den Willen der beiden Damen geſchehen war.

Ah, da kommt unſere Herzogin! rief Ludwig, als die Thür ſich öffnete und Charlotte in ihrer gewohnten guten Laune eintrat, und ſich vor dem König verneigte.

Kommen Sie, liebe Herzogin! rief der König, helfen Sie uns über eine böſe Laune hinaus, die uns ein kleiner Streit mit der Frau Marquiſe zugezogen. Frau von Fontange befindet ſich im Kloſter; ſie iſt krank und will mich vor ihrem Ende ſehen. Iſt es nicht recht, daß ich zu ihr gehe? Kann man hier verhindern, ein gutes Werk zu thun? Die beiden Damen wollen dies. Ich ſoll ſie nicht ſehen. Wozu rathen Sie mir, Madame?

Die Monteſpan, die ſeit einiger Zeit die Herzogin offen durch ihren Haß verfolgte, machte eine Miene voll Trotz und Widerwillen, als ſie den König ſo ſprechen hörte. Sie blickte verſtohlen die Scarron an, die nach gewohnter Weiſe gleichgültig vor ſich hinſah.

Charlotte blickte beide Damen an, ehe ſie ſich anſchickte, dem König eine Antwort zu geben.

Nun? ſagte der König ungeduldig.

Die Frömmigkeit, erwiderte die Herzogin, würde erheiſchen, daß Ew. Majeſtät hingingen;

denn ein ſterbender Menſch iſt nicht mehr unſer Feind, wie er nicht mehr unſer Freund iſt.

Gut! rief der König, für eine Dame ohne Religion ganz vortrefflich geantwortet.

Weshalb benennen mich Ew. Majeſtät mit dieſem beſchimpfenden Titel? fragte die Herzogin. Ich glaube wohl, Religion zu beſitzen; nur iſt mir das, was die Prieſter ſagen, gleichviel von welcher Sekte, nicht ſo ausſchließlich heilige Wahrheit, als ſie es mehren Andern iſt. Das macht meine Erziehung. Mein Vater, ganz anders wie jetzt mein Bruder, liebte nur, ſeine Kinder in voller Freiheit aufwachſen zu laſſen. Dadurch habe ich, vielleicht etwas zu viel, Selbſtſtändigkeit erhalten.

Ich bitte, keine religiöſen Geſpräche! rief die Marquiſe.

So laſſen Sie doch, Madame! bemerkte der König. Unſere Frau Herzogin iſt in Allem original, folglich auch hierin. Ich liebe es, mit ſolchen Perſonen zu ſprechen.

Alſo ich ſoll zur Herzogin gehen? begann der König nach einer Pauſe. Die Religion, oder vielmehr die Frau Herzogin wollen es.

Das iſt ſchön, beide zuſammen zu nennen, rief die Marquiſe lachend. Es iſt, als wenn Sie den Teufel und die Mutter Gottes zuſammen kuppelten.

Der König wollte etwas erwidern; doch er beſann ſich und ſchwieg ſtill. Der Zuſtand der Marquiſe ließ ihn vorſichtig ſein. Sie befand ſich im ſiebenten Monate ihrer Schwangerſchaft. Die Herzogin ahmte ihm nach; ſie that, als hätte ſie den Ausſpruch der Marquiſe nicht gehört. Ein dankbarer Blick des Königs war hierauf die Belohnung; er brach das Geſpräch ab, und ſprach von etwas Anderem.

Sie kommen aus dem Theater, Herzogin? rief er.

Ja, Sire. Das Theater iſt eine meiner Hauptvergnügungen. Es wird hier vortrefflich geſpielt.

Zum Glück habe ich einige gute Dichter, die für das Theater ſchreiben! bemerkte Ludwig. Sie haben ja wohl Racine bei mir geſehen?

Auf die Bejahung der Herzogin ſetzte er hinzu: Es iſt ſchade, daß er ſo reizbar und ſo empfindlich iſt. So kann ich ihm nicht ſeinen Groll gegen Corneille ausreden, deſſen Manier zu ſchreiben er die eines Schulknaben nennt. Und doch achte ich Corneille mehr als ihn; aber ich wage es nicht, es ihm zu geſtehen. Was hat man Ihnen heute gezeigt?

Den Tartuffe von Molière, ſagte die Prinzeſſin.

Ach, das iſt etwas Verbotenes! entgegnete der König. Es hat mir Mühe gekoſtet, es frei zu geben. Alle Prüden hat es gegen ſich.

Ich kann es mir denken! Die Scene mit dem Schnupftuch, das er dem entlößten Halſe zuwirft, iſt meiſterhaft.

Der König lachte, und Frau von Montespan rief: So, Madame, das finden Sie meiſterhaft? Und ich finde, es iſt der erbärmlichſte Gaſſenhauerwitz, den ich mir denken kann. Nicht wahr, Scarron? —

Die Wittwe neigte bejahend ihr Haupt.

Es thut mir leid, daß unſer Geſchmack ſo auseinander geht! rief Charlotte.

Hier iſt von keinem Geſchmack die Rede! rief die Marquiſe mit lebhafter Röthe auf den Wangen, ſondern lediglich vom geſunden Urtheile. Ich bin wahrhaftig keine Prüde, und dennoch wiederhole ich, was ich bereits geſagt habe: die Scene iſt aus der Küche oder aus dem Bedientenzimmer geſtohlen.

Charlotte ſah ſie an und lächelte.

weiten Sätzen und mit fliegendem Gewande. Amintos beſingt am Schluß die Liebe und den Tanz.

Ich hatte dieſe poſſenhaften Erfindungen bis ans Ende mit angeſehen, beſonders weil ich nicht verſäumen wollte, Polyxena, die eine Rolle in einem prächtigen Aufzuge übernommen hatte, zu bewundern. Sie erſchien im Gefolge der perſonifizirten Elbe als Flußnimphe in einem waſſerblauen Gewande, mit Silber garnirt und war ſo ſchön, daß ſie ſelbſt die Gräfin Orſelska verdunkelte. Maria und der Oheim, die ſie zu ſehen wünſchten, hatten ſie gebeten, in ihrer Maskentracht zu erſcheinen, und ich hatte das Vergnügen und die Ehre, die bewunderte Flußnimphe in einer Sänfte bis in die entlegene Wohnung des alten Käfernburg zu begleiten; ich — in einer Tracht als Bauer, ſie — ſtrahlend in Silber und Diamanten. Als beide Freundinnen ſich umarmten, fand ich dennoch Marien in ihrem ein-

So, lächeln Sie, Madame. In Deutſchland mögen ſolche Stücke Glück machen, denn aus Deutſchland haben wir unſere ſchlechten Sitten, unſere Mesallianzen, unſere Fadaiſen. In Deutſchland, dieſem alten gothiſchen Stück Landes, ſtellt man den albernen Grundſatz auf, daß ein Fürſt ſich erniedrige, wenn er Jemand anders heirathet, als eine Prinzeſſin.

Dieſen gothiſchen Irrthümern bin ich auch unterworfen! rief die Herzogin.

Ich finde das, gelind geſagt, abſurd! bemerkte die Wittwe Scarron.

Meine Damen, keinen Streit! rief der König. Wir verlieren dabei nur unſere gute Laune, und das iſt ein unerſetzlicher Verluſt. Laſſen Sie uns von etwas Anderem reden. Sie haben doch von der Königin Chriſtine gehört?

Gewiß, Sire! entgegnete die Herzogin, an welche die Frage gerichtet war.

Sie theilte mit Ihnen die Luſt am Theater. Als ſie hier war, hat man ein Stück zwölfmal nacheinander geben laſſen, lediglich weil es ihren Beifall hatte. Der Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig war ſtets um ſie, und rühmte mir ihre geiſtvolle Unterhaltung. Er theilte mir einige beluſtigende Anekdoten mit. So pflegte ſie ſtets ohne Nachthaube zu ſchlafen; ſie brauchte zu dieſem Zwecke eine Serviette, die ſie ſich um das Haupt band. Einſt, als ſie nicht ſchlafen konnte, ließ ſie die Sänger ihrer Oper vor ihr Bett kommen. Ein Kaſtrat ſang ihr beſonders angenehm; ſie riß, während er ſang, die Vorhänge des Bettes auseinander, und mit dem Kopfe heraus ſehend rief ſie: Mort-Diable! qu'il chante bien! Alle erſchracken über dieſes Geſicht mit der Serviette dermaßen, daß die ganze Muſik verſtummte. — Hier in Fontainebleau hat ſie einen ihrer Begleiter ermorden laſſen, weil ſie fürchtete, er könnte etwas erzählen, was ſie nicht wollte, daß es bekannt ſein ſollte. Ihre Liederlichkeit war der Art, daß man kaum davon ſprechen kann. Sie hatte ein ſchwarzſammtnes Sopha; auf das legte ſie ſich, völlig unbekleidet, hin, und ließ ſich auf dieſe Weiſe von ihren Günſtlingen anſtaunen. Zu dieſen Günſtlingen gehörten auch Weiber. Madame de Bregié, ſie kann etwas von ihrer barocken Luſt erzählen; ſie hat ſie kennen gelernt. Die ſchmutzigſten Dinge ſprach ſie, aber, wie mir der Herzog verſichert, mit einer Art und in einer Laune, daß man nicht anders konnte, als ſie gern anhören. Bourdelot, den Condé nach Stockholm ſchickte, hat ſie in ſeine Schule genommen, und man kann ſich denken, was ſie da werden mußte. Er war der abſcheulichſte Debouché, den ich gekannt habe.

Die Wittwe, als der König von der Königin von Schweden zu ſprechen anfing, hatte die Kinder in's Nebenzimmer geführt, um ſie dort zu beſchäftigen. Der Herzog von Maine, ein dreizehnjähriger Junge, blieb an der Thüre ſtehen, und lauſchte lachend. Der König ſah ihn nicht, wohl aber ſeine Mutter, und dieſe winkte ihm vergebens, hinaus zu gehn. Endlich kam die Wittwe, nahm ihn am Arm, und führte ihn mit ſich fort.

Der Dauphin mit ſeiner Gemahlin kamen herein. Die Herzogin erhob ſich von ihrem Platze und ſtand; die Marquiſe blieb liegen und gab nichts zur Begrüßung als eine kleine Miene von Freundlichkeit und ihre Hand der Dauphine, die ſie ergriff und feurig drückte.

Haben Sie, mein Prinz, fing der König an, nachdem er die Herzogin wieder zum Sitzen gebracht hatte, Louvois heute geſprochen? Ich ſchickte ihn zu Ihnen.

Der Prinz verbeugte ſich, indem er dabei murmelte: Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen.

Er geht morgen zur Armee, und ſollte ſich von Ihnen beurlauben, Ihre Befehle entgegennehmen! bemerkte der König.

Sire, ich habe keine Befehle zu geben! ſagte der Sohn in der unterwürfigſten Stellung. Sein Vater, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen lächelnd anſah: Sie fahren fort, ſich in keiner Weiſe in die Geſchäfte zu miſchen?

Meine Schuldigkeit! rief der Prinz.

Sagen Sie lieber, Ihre Laune! bemerkte die Marquiſe. Sie ſind träge, und wollen aus Ihrer Ruhe nicht herausgebracht werden. Oder ſoll ich ſagen, mein Prinz, Sie ſind ohne Ehrgeiz? Klingt Ihnen das beſſer?

Ganz, wie Sie befehlen, Madame! erwiderte der Geſcholtene; ich bin das, was Sie aus mir zu machen die Güte haben werden.

O wie das ſchimpflich iſt! Sich ſo ganz in die Hände einer Frau geben! Betrachten Sie Ihren Vater! Er iſt König, und obgleich er uns Alle beherrſcht, glauben Sie wohl, daß er ſich die kleinſte Mühe giebt, uns im Guten zu beherrſchen? Ein Zuck ſeiner Augenbrauen iſt genug, uns Alle vor ihm tanzen zu machen.

Der König lachte. Was ſagen Sie dazu? fragte er die Herzogin.

Ich finde ſehr viel Wahrheit in dieſen Worten, erwiderte die Gefragte; obgleich es nicht ſo ausgeſprochen wird, als wenn es eine Wahrheit wäre.

Da haben ſie Recht, meine Liebe! Es giebt eine Art zu verſpotten, die die Maske der Unterwürfigkeit annimmt.

Frau von Montespan blickte den König an, mit dem weichſten und ſchmelzendſten Ausdrucke der ihr zu Gebote ſtand, und rief dabei mit einer Stimme, die unter Thränen ſich hervorkämpfte: mir das, Ludwig! —

Der König faßte ihre Hand, küßte ſie, und liſpelte ihr ein paar Worte in's Ohr.

Die Wittwe Scarron erſchien auf der Schwelle der Thür, und ſah ſich die Geſellſchaft an. Nach einer Pauſe ſagte ſie: Die Stunde ſchlägt, wo es der Kranken erlaubt iſt, etwas mehr Ruhe zu fordern.

Die Herzogin erhob ſich von ihrem Stuhle, bereit, dem König ihre Abſchiedsverneigung zu machen. Der König zog ſie auf den Stuhl zurück. Dieſe kurze Pauſe benutzte der Dauphin, um eines ſeiner Späßchen zu machen, die er ſich ſtets mit der Herzogin erlaubte. Er ſchob ſeine Hand, mit in die Höhe gehaltenem Daumen unter den Stuhl der Herzogin, und erwartete nun, daß ſie ſich auf die Hand ſetzen ſolle. Aber die Prinzeſſin wandte ſich, feuerroth im Geſicht, zu dem Prinzen herum und rief: Ich muß ernſtlich bitten, Monſeigneur, keine Plaiſanterien der Art, ich kann ſie nicht vertragen, und ich würde mich im Augenblick der widrigen Ueberraſchung verleiten laſſen, Ihnen eine Ohrfeige zu geben.

Alle Perſonen lachten; der König jedoch winkte ſeinem Sohne, und dieſer verbeugte ſich ſtumm vor der Herzogin, die ſich ruhig wieder hinſetzte. Der Herzog von Maine war wieder an der Thür erſchienen, und miſchte ſein Gelächter mit dem der Andern.

Sie ſind zu nichts gut! rief die Marquiſe dem Prinzen zu. Während wir uns Mühe geben, Ihnen die großen Tugenden Ihrer Vorfahren in's Gedächtniß zu führen, Ihnen Geſchmack und Talent für die Arbeit beizubringen, haben Sie Ihre gewohnte Poſſe im Kopfe.

In der That, ich bin ein ganz unwürdiges Mitglied der Familie! rief der Prinz, ſich demüthig verneigend vor der Marquiſe. Es iſt nur gut, daß eine Frau etwas gelindere Anſichten über mich hat.

Dieſe Worte waren an die Dauphine gerichtet, die noch immer in den Polſtern ihres Sitzes im vollen Lachen über das eben ausgeführte Stückchen ihres Mannes lag.

Lachen Sie nicht ſo ſehr, gnädige Frau! rief die Wittwe Scarron in einem befehlenden Tone. Es ziemt ſich nicht.

In der That! bemerkte der Herzog von Maine mit Lachen, ich habe noch nie einen Hintern geſehn, der ſo wenig eines Angriffs gewärtig iſt, als der von Madame. Ich beklage Sie; denn was fängt man an mit einem ſo unnützen und reizbaren Gliede unſers Körpers.

Still! flüſterte ihm die Wittwe mit einem unwilligen Blicke zu. Kann denn das alberne Geſpräch nicht zu Ende kommen? Gehen Sie zurück zu Ihren Geſchwiſtern, mein Prinz! —

Der junge Herzog ſchlich ſich wieder in die Verſammlung ſeiner Schweſtern, die ihn langweilte. Wann werde ich endlich einmal, zu den Erwachſenen gezählt werden! rief er maulend. Wann werde ich ihre Geſpräche und Reden anhören dürfen? Ich wünſchte, der König ſähe meine üble Lage ein, und thäte ein Machtgebot.

Lieber Freund, rief ihm die Wittwe zu, dieſes Machtgebot würde nichts helfen, ſo lange nicht die Jahre da ſind, die es unterſtützen. Es iſt ganz gut, daß Sie ehrgeizig ſind, aber Sie müſſen auch alt genug ſein, um Ihre Pläne ſelbſt in die Hand nehmen, und ſie durchführen zu können. Wenn dieſe Zeit gekommen ſein wird, wollen wir zuſammen arbeiten.

Ja, meine gute Freundin! rief der junge Herzog, das wollen wir. Sie ſind viel verſtändiger, als meine Mutter, die mit ihrer Gereiztheit und ihrem Zorne Alles verdirbt.

Den Verlauf des Abends füllte noch ein ſcherzhaftes Geſpräch des Königs mit der Herzogin aus, zu dem die Marquiſe laut gähnte. Als ſie fort war, ſagte die Marquiſe: Ich wünſche Ew. Majeſtät Glück zu den Rathſchlägen, die Ihnen dieſe soeur pacifique giebt.

Sie ſind gut, und ich werde Ihnen folgen, erwiderte der König.

Gegenſeitiges Uebereinkommen.

Der Arzt, ſeine Tochter Madeleine und deren Freundin Suſanne fanden ſich bei Fräulein Ninon de Lenclos ein, die dieſen Abend Leute bei ſich ſah. Eine Geſellſchaft Damen füllte den Salon, unter denen die meiſten zu der ſo ſehr verrufenen Sorte der Preciöſen gehörten. Babet war unter ihnen, und mehrere Herren führten dort das Wort in der hergebrachten Weiſe. Die ſchöne Wirthin ſaß mit einem ihrer Verehrer, dem Herrn von Villacroix, etwas abgeſondert von den Uebrigen, am Kamin. Als der Arzt eintrat, erhob ſie ſich, ging ihm entgegen und erwiderte ſeine freundliche Begrüßung. Doppelt erkenntlich muß ich für Ihren Beſuch ſein, Herr Laſiat Gervais, da Ihr neuer Wirkungskreis ſie ſicherlich viel in Anſpruch nimmt.

Im Gegentheil, mein ſchönes Fräulein, bemerkte der Arzt. Wer in den Dienſten des Hofes ſteht, hat immer Feiertage. Es iſt eine Seltenheit, daß mein Vorgeſetzter, der Herr Fagon, mich beſchäftigt. Wenn mir nicht erlaubt wäre, einen Theil meiner frühern Praxis beizubehalten, ſo wäre ich ein völliger Müſſiggänger. Geſtern habe ich einen hübſchen jungen Mann zu Grabe tragen ſehen, den mir zu retten mit aller meiner Kunſt nicht gelingen wollte.

Wer war das? fragte das Fräulein.

Der Herzog von Vermandois, erwiderte der Arzt, der Sohn der Herzogin von La Vallière.

Ah, rief Ninon gerührt, ſo hat die Dulderin auch dieſes Unglück noch zu ertragen! Es iſt entſetzlich, wie man mit ihr umgegangen, und erbaulich iſt's, zu betrachten, mit welcher himmliſchen Güte ſie die Schlechtigkeit und die Verfolgungen der Welt dahingenommen hat.

Es iſt wahr, ſie war ein Engel, ſagte der junge Villacroix, der unter lauter Dämonen zu leben beſtimmt war.

Mir war es nicht vergönnt, ihr nahe zu treten, ſo lange ſie in den Regionen des Hofes lebte, ſagte Ninon; ſpäter, als ſie dieſen verließ und ſich in die Stille des Kloſters der Carmeliterinnen zufachen Hauskleide, (denn dem Oheim zu gefallen, hatte ſie keines der Feſte mitgemacht), ſchöner und reizender.

Von hier begab ich mich zu einem Feſtgelage, das ein reicher, junger Sachſe, ein naher Verwandter des Statthalters, gab. Hier war faſt die ganze vornehme Jugend des Hofes und der Stadt verſammelt, Sachſen und Polen. Der Wein floß in Strömen, und als ich in das Haus trat, wurde eben die Stiege herab der alte Herr von der Pleißenburg getragen, um mit noch ein paar anderen Schlachtopfern im Hofe unter die Brunnenröhre gelegt und mit einem belebenden Sturze kalten Waſſers bedient zu werden. Der Lärm, das Geſchrei, die hergebrüllten Toaſte, waren alle beinahe auf die höchſte Stufe geſteigert. Der alte Käſernburg, der mich gewarnt hatte, hinzugehen, hatte Recht; es konnte in dieſem Zuſtande der Gemüther an Zänkereien und Händeln nicht fehlen. Ich erinnere mich rückzog, habe ich ſie zu Augenblick geſehen. Nie hörte ich ſie klagen über ihren treuloſen Freund, der ſie ausgeſucht kränkte und beleidigte, nie ein Wort des Vorwurfs über jene zwei Frauen, die ſie verfolgten; ſie litt Alles, was über ſie kam, als eine gerechte Strafe dafür, daß ſie gegen den Willen Gottes geſündigt. Haben Sie ſie geſprochen? Was ſagte ſie, als man ihr den Tod ihres Sohnes ankündigte? Ihre Worte waren, erwiderte der Arzt: So vernehme ich denn den Tod deſſen, über deſſen Geburt ich mich noch nicht getröſtet habe.

Dieſe Geſinnung für eine Dame, die faſt ganz Frankreich beklagt, ehrt Sie, mein Fräulein! rief der Arzt gerührt. Sie führt den Beweis, daß Sie nicht die frivole Weltdame ſind, für die man ſie hält. Er drückte hierbei warm die Hand der ſchönen Frau, die in ihrem Schmerz doppelt reizend vor ihm ſtand. Jetzt, fügte er hinzu, verliert die Marquiſe auch die zweite Nebenbuhlerin, das Fräulein von Fontange; denn auch ſie liegt auf dem Tode.

Die junge, üppige, ſtolze Fontange? rief das Fräulein betroffen. Mein Gott, was wirſt denn die darnieder? Sie hatte ja nicht den Geiſt der Vallière, die ihr Unglück erſt zu etwas Niederbeugendes machte; ſie war ein frohes, unbedeutendes Kind? Was kann der ankommen, zu ſterben?

Man munkelt von geheimen Künſten! rief Herr von Villacroix. Man ſpricht von vergifteter Milch, die man der Armen zu trinken gereicht.

Das iſt ja entſetzlich! rief Ninon. Wann wird dieſer ſchwärzeſte der Teufel der Hölle, der Vergiftungstod endlich einmal zu wüthen aufhören? Mein Himmel, man muß mit Schaudern an die Höhen der menſchlichen Geſellſchaft denken, wenn ſolche Stürme dort brauſen. Was ſagt denn der König dazu? —

Er iſt gleichgültig gegen die Arme geworden, rief Herr von Villacroix. Seitdem ſie aufhörte, ſchön zu ſein, exiſtirte ſie für ihn nicht mehr. Unrettbar ſteckt der Fürſt in dem Netze, das vier Hände über ihn zuſammenziehen.

Vier Hände? wiederholte Ninon. Ich verſtehe Sie nicht.

Wiſſen Sie denn nichts von der Rangerhöhung der Wittwe Scarron? ſagte Villacroix. Sie iſt geadelt worden, hat unbedingte Vollmacht in Betreff der Erziehung der Kinder des Königs, hat ihm nur Rechenſchaft zu geben von den Maßregeln, die ſie unternimmt; und da ſie ſich jetzt ein Gut gekauft hat, wählt ſie ſich den Namen nach dieſem, dem König zu Gefallen, dem Scarron ein unangenehmer Laut iſt.

Welche Neuigkeit! rief Ninon erſtaunt; von dem Allen weiß ich nichts. So geht es, wenn man ſich zu ſehr abſchließt von der Welt; man ſtirbt für ſie ab.

Um ungeſtört ſeinen Freunden anzugehören! rief der junge Mann mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit. So iſt's recht, liebenswürdige Ninon; ſo gefallen Sie ihren Bewunderern. Was kümmert es uns, ob die berühmte Wittwe Scarron's Madame Surgères oder Frau von Maintenon ſich nennt.

Wie nannten Sie ſie? fragte Ninon mit einem anmuthigen Zug von Scherz um ihre Lippen: Madame Suggère? Das iſt ein gutgewählter Name! das heißt „beigebracht". Frau von Sablière hat ihr beigebracht, den Krüppel Scarron zu heirathen; der Marſchall d'Albret, der Herzog von Richelieu, die drei Brüder Villarceaux haben ihr beigebracht, denſelben zu betrügen; der Abbé Gobelin hat ihr beigebracht, die Prüde zu ſpielen; irgend Jemand hat ihr beigebracht, daß ſie einſt eine große Dame werden wird, und jetzt hat ſie ſich ſelbſt beigebracht, ihre Wohlthäterin, die ſie dem Elend entriß, zu verdrängen.

Vortrefflich! rief der junge Villacroix, der Einfall iſt ſüperb; doch heißt ſie nicht Suggère, ſondern Surgères, was aber ſo ziemlich daſſelbe iſt. Einige der Prüden hatten den Scherz Ninon's gehört; ſie kamen herbei, umgaben ſie und klatſchten ihr Beifall.

Ach, meine Damen, ich verdiene dieſen Beifall nicht, denn noch immer zählt die Wittwe Scarron mich zu ihren Freundinnen! rief die ſchöne Spötterin; und ich möchte durchaus nicht, daß ſie meinen Scherz wiedererführe.

Auch das Wort Maintenon, bemerkte die Gräfin Lafebre, eine von den gekünſtelten Schöngeiſtern, könnte man in Maintenant ändern.

Auch gut! riefen ſämmtliche Damen. O, ſie mag es anfangen, wie ſie will, ſie wird keinen Namen finden, der nicht auf irgend eine Weiſe zu ihr paßt! rief die Gräfin. Dieſe kalte Heuchlerin, die es wagt, über uns zu ſpotten, wie ſehr iſt ſie mir zuwider. Ich könnte ſie ruhig hinſterben ſehen; nicht den kleinen Finger würde ich um ſie rühren.

Ei, Frau Gräfin, wie grauſam! rief Ninon. Geziemt das den Damen, die den Plato, den Ariſtoteles ſtets im Munde führen? die mit den erhabenen Grundſätzen eines Sokrates prunken?

Es iſt wahr, rief die Gräfin, die Gemeinheit der Welt zieht eine ſchöne Seele manches Mal hinab, daß ſie ſich mit dieſen profanen Dingen beſchäftigt; aber nur auf einen Moment: man wird ſie ſogleich wieder an ihrem Platze finden. Bei dieſen Worten richtete ſie die Blicke gen Himmel und nahm eine verklärte Stellung an. Mehrere der Pretiöſen ahmten ihr nach.

Wie können Sie ſich nur mit dieſen Närrinnen umgeben? fragte leiſe der Herr von Villacroix ſeine Freundin, die ihm lächelnd erwiderte: man muß mit der Mode mitgehen. Die Gräfin gilt für einen der erſten Schöngeiſter von Paris. Sie ſchreibt Briefe wie die Sevigné, ſie hat La Fontaine zum Freunde, der ihr ſeine Fabeln vorlieſt, oft ehe er ſie der Marquiſe von Montespan bringt; ſie ſieht Fénélon bei ſich, der ihr den Plan zu ſeinem Telemach mitgetheilt hat, und durch ſie habe ich Pascal kennen gelernt, der die „Briefe aus der Provinz" herausgab. Das iſt Ruhm genug, um ſich über die kleinen Bosheiten Molière's hinwegzuſetzen.

Aber wie kleidet ſie ſich! rief der junge Mann, indem er die im Gemache mit einem ihrer Bewunderer herumſtolzirende Gräfin betrachtete. Was ſoll dieſer kurze Rock? dieſe unmäßig hohe Friſur, auf deren Spitze etwas, wie ein Lorbeerkranz liegt? Und wozu trägt ſie dieſe papageifarbigen Handſchuhe? Man muß ſehr viel Geiſt haben, um der Welt alle dieſe Seltſamkeiten vergeſſen zu machen.

Und den hat ſie! rief Ninon. Würde ſie ſonſt Leute, wie den Herzog von St. Simon bei ſich ſehen, der ſeine Vormittage in dem Hotel Laſebre zubringt.

Der Herzog ſammelt Beiträge zu ſeinen Memoiren! rief Villacroix; das iſt der Grund jedes ſeiner Beſuche, und dieſes in's Beſondere. Sehen Sie nur, was giebt's da? Weshalb ereifert ſich die gelehrte Gräfin? Sie ſpricht mit der Tochter des Arztes.

Allerdings war die kleine Madeleine der Gegenſtand der Unterſuchungen der Gräfin und der übrigen Damen geworden. Babet hatte geſtanden, daß ihre Schweſter liebe, und daß der Gegenſtand ihrer Liebe gegenwärtig nicht in Paris ſei; deshalb ihre Niedergeſchlagenheit. Mein liebes Kind, nahm die Gräfin das Wort, erkennen Sie bei dieſer Gelegenheit die Nichtigkeit ihrer, ſowie jeder Neigung. Sie lieben den jungen Stallmeiſter der Herzogin von Orleans? Gut, aber liebt er ſie wieder? Ich zweifle, ſonſt würde er ſich nicht von ſeiner Gebieterin haben wegſchicken laſſen, gerade zu einer Zeit, wo er hätte ſeine Liebe deklariren ſollen.

Gnädige Frau, erwiderte Madeleine, roth vor Zorn und Scham, ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht giebt, unedel von meiner Schweſter ausgeplauderte Geheimniſſe auf dieſe Weiſe gegen mich anzuwenden.

Wer mir das Recht giebt? wiederholte die Dame, indem ſie ſich lächerlich ſpreizte und eine beſondere Haltung annahm. Erfahren Sie, kleines Kätzchen, daß eine Frau von meiner Stellung immer das Recht hat, gebietend und ordnend aufzutreten, geſchieht etwas in Ihrer Nähe, was den Anſtand verletzt. Ihre Liebe iſt unanſtändig und deshalb erfährt ſie meine Zurechtweiſung.

Die Thränen brachen bei der armen Geſcholtenen aus, und ſie entfernte ſich ſchnell. Ihre Schweſter ſah ihr höhnend nach. Suſanne entfernte ſich mit ihr: Beide ſuchten den Arzt auf, um von ihm nach Hauſe geführt zu werden. Er war nicht zu finden. Es war ein Bote gekommen, der ihn plötzlich abgerufen hatte. Fräulein Lenclos ließ ſie in ihrem Wagen nach Hauſe fahren.

Iſt das junge Mädchen wirklich die Braut des Grafen von der Pfalz? fragte Villacroix.

Man ſagt es! entgegnete das Fräulein; doch iſt's allerdings auffallend, daß, wenn das Gerücht wahr iſt, er ſich gerade jetzt von ſeiner Couſine nach Heidelberg ſchicken läßt. Es ſcheint, als wolle ſie dieſe Verbindung nicht. —

Herr Laſiat Gervais eilte unterdeſſen zu ſeiner Beſchützerin, deſſen Botſchaft ihn zu ihr berufen hatte. Er fand ſie neben dem Bett ihres Kindes, des Herzogs von Chartres, ſitzen, der ein Fieber hatte, und ſo eben in einen unruhigen Schlaf gefallen war. Im Vorzimmer fand er den Arzt der Herzogin, der ihm den Eingang in die Gemächer verweigerte. Ich komme, erwiderte der Arzt, Ihrer Hoheit eine Privatnachricht mitzutheilen, ſagte Gervais. Das iſt etwas Anderes, entgegnete der Andere. Herr Gervais trat in das Krankenzimmer ein.

Ich habe ihn rufen laſſen, weil ich zu dem Musje draußen kein Zutrauen habe, hub die Herzogin an. Sehe er den Prinzen an: das Knäbchen iſt ſeit geſtern leidend.

Herr Gervais ſetzte ſich an das Bett und unterſuchte den Zuſtand des Erkrankten, den er unbedeutend und gefahrlos fand. Er ſagte dies der Mutter und die Herzogin erwiderte: Das iſt wieder einmal etwas von der Unbeſonnenheit meines Mannes. Geſtern iſt der kleine Herzog von Burgund, der Sohn des Dauphins zum erſtenmal in den Appartements des Königs erſchienen. Se. Majeſtät haben ſehen wollen, wie das Kind ſich zeige. Um es bei Laune zu erhalten, hat Monſieur ſich erbeten, ſeinen Sohn mitzubringen. Dies hat dem Könige gefallen. Unvernünftig iſt mein Knabe angeſtrengt worden, den andern Kleinen zu beſchäftigen und zu unterhalten, daher die Ueberreizung, das Krankſein. Es iſt ſoviel Narrheit hier mit den Kindern. Kinder ſind noch keine Menſchen, ſind Thiere, wollen wie dieſe ruhig gehalten ſein, und wenn ſie unartig ſind, beſtraft; hier macht man aus ihnen ſogleich fertige Erwachſene, die empfinden und denken wie wir. Daher der Unſinn und der Jammer! Ich kann nichts thun, als immer dieſelben Dinge ſprechen: Monſieur thut dabei, was er will. Komme ich nach Hauſe, frage nach den Kindern, ſie ſind nicht da! Wo ſind ſie? Bei irgend einer Ducheſſe oder Prinzeſſin, um dort ihre Künſte zu machen; ich muß dann nach ihnen laufen, ſie mir wieder einfangen, und ihnen den Text leſen, daß ſie ſich haben fortführen laſſen. Wirklich, ich bin dieſer Narrheit müde.

Der Arzt lächelte bei dieſer Klage der Herzogin. Wir wollen das Beſte hoffen, erwiderte er.

Es iſt ein ſchlimmes Ding, wenn Vater und Mutter uneinig ſind bei der Erziehung der Kinder.

Die Herzogin neigte das Haupt, ſetzte ſich hin und verharrte in einer Miene von Ermüdung und Ueberdruß. Hat er den Fagon nicht geſehen? fragte ſie nach einer Weile.

Nach dem Tode des Herzogs von Vermandois nicht, erwiderte der Arzt. Da zeigte er ſich auf einen Augenblick, verordnete und verſchwand dann wieder.

Der junge Herzog, ſagt die Prinzeſſin, war ein liebenswürdiger Menſch. Ich weiß, was es mich koſtete, ihn mit ſeinem Vater wieder auszuſöhnen, der ihn durchaus nicht ſehen wollte, weil die Maintenon, wie ſie jetzt heißt, ihn verklatſcht hatte. Der arme Junge, er mußte ſterben; die elende Umgebung, die er ſich zuletzt wählte, der Lorraine, und ſein Bruder, der Herr von Marſan, haben ihn zu Grunde gerichtet; ohne dieſe Beiden lebte er noch. Durch ſie wurde er verleitet, überall herumzugehn, und für ſeine Leidenſchaft Opfer zu ſuchen. Wie oft hab ich ihm zugeredet, dieſen Umgang zu fliehn; ich war das ſchon ſeiner Mutter ſchuldig, die ich von Herzen liebe. Hat Herr Fagon noch immer den Ton nicht, was die improviſirte Gelegenheit gab, auch mich in einen ſolchen Streit zu verwickeln; das Reſultat war jedoch, daß ich und meine zwei Gegner ſich aus der Geſellſchaft entfernten, um auf der Stelle, ohne die mindeſten Unterhandlungen weiter, unſre Sache auszumachen. Das Palais, in dem das Feſt gefeiert wurde, war ein ehemaliges Kloſter; Zeugniß hiervon geben noch ein wohlerhaltener, prachtvoller Kreuzgang und im Erdgeſchoße große Gewölbe, die jetzt nach veränderter Beſtimmung des Gebäudes leer ſtanden und gerade für unſern Bedarf einen vortrefflichen Schauplatz abgaben.

Erhitzt von Streit und Wein taumelten wir in einem verworrenen Haufen die gewundene Stiege herunter; unten wehte uns eine Kellerluft kühl an und brachte uns, verbunden mit der Einſamkeit und Stille des Orts, zur Beſinnung. Ein paar Fackeln wurden angezündet, die das ungeheure Kreuzgewölbe nur ſpärlich erleuchteten, von Kälte und Ueberlegenheit gegen ihn? fragte die Herzogin.

Noch immer! entgegnete Gervais. Es iſt kein Unterſchied eingetreten, im Gegentheil iſt es ſchlimmer geworden. —

Geht er noch ſo oft zu der Frau von Maintenon?

Sehr oft, erwiderte der Arzt kurz.

Frau von Rathmannshauſen zeigt ſich an der Thür.

Geſchwind, lieber Gervais, geht fort! rief die Prinzeſſin aufſpringend, mein Mann kommt, er darf ihn hier nicht finden. Sie ſchob den Arzt zu einem Ausgange, deſſen Thüre ſie abſchloß; draußen empfing ihn die Räthin und geleitete ihn hinaus.

Der Herzog, gefolgt von Lorraine, den wir jetzt als einen jungen Mann von ſechsundzwanzig Jahren erblicken, traten ein. Lorraine verbeugte ſich an der Thür vor der Herzogin. Haben Sie ihm Aufträge nach Heidelberg zu geben, Madame? fragte der Herzog. Er geht in dieſen Tagen hin: der König ſchickt ihn an Turenne.

Die Herzogin bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, ohne ein Wort zu antworten.

Betrüben Sie ſich doch nicht ſo ſehr! rief ihr

Gemahl. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Keine Thräne baut Ihnen ein Haus im Dorfe wieder auf.

Als die Herzogin die Hände wieder vom Geſicht nahm, war es leichenblaß.

Man kann im Leben viel Traurigeres erfahren, als es das Aufbrennen von einem Paar Dörfern iſt! bemerkte der Herzog. Die reine mère pflegt zu ſagen: Schlöſſer laſſen ſich wieder aufbauen, aber jung kann man nicht mehr werden.

Die Herzogin ſchwieg noch immer.

Der Prinz wendete ſich zu ſeinem Begleiter: Bringt ſelbſt Eure Worte an Herr Marquis! rief er. Herr von Lorraine trat vor, und bat in ehrerbietigen Ausdrücken die Herzogin ihm zu erlauben, daß er das Bewußtſein ihrer Verzeihung mit ſich auf die Reiſe nehme. Er fühle wohl, daß ſie ihm nichts aufzutragen, ihm, der zu dem Krieg führenden General ginge.

Die Herzogin ſtand auf, reichte ihm ihre Hand zum Kuſſe und winkte ihm dann zu gehen. Lorraine, mit einer höhniſchen Miene, die für den Herzog berechnet war, und von der Herzogin nicht geſehen werden konnte, ſchlüpfte zur Thür hinaus.

Nun Madame, begann der Bruder Ludwigs,

werden Sie mir nun ſagen, wie lange ſie noch traurig ſein werden? Der ganze Hof iſt beſtürzt, der König fragt nach Ihnen, Ihre Munterkeit fehlt Allen. Was iſt das? Iſt Ihnen ſo ungewohnt, daß der Krieg plündert und brennt? Was iſt bei der ganzen Sache zu verwundern? Ich faſſe das nicht, muß ich aufrichtig geſtehen.

Mein Herr! rief die Prinzeſſin, wir werden nie über dieſen Punkt einig ſein. Ich gebe es auf, und bitte Sie nur, mich nicht mehr über dieſen Gegenſtand zur Rede zu ſtellen. Mein Himmel, welch ein Geſchick hat man mir bereitet! Ich ſelbſt trage die Fackel, um die Stätte in Brand zu ſtecken, wo meine Wiege ſtand! Kann man wohl unglücklicher ſein?

Es iſt wahr! rief der Herzog kalt, es liegt ein Mißgeſchick darin; aber was iſt zu thun. Der König ſieht die Pfalz durch den Tod Ihres Herrn Vaters, und jetzt auch durch den Ihres Herrn Bruders, als ſein Eigenthum an. Der Kaiſer iſt nicht der Meinung. Deshalb muß der Krieg entſcheiden.

Die Herzogin ſchwieg. Es lag ihr nichts daran, unnütze Worte zu verſchwenden. Der Herzog ging ein paarmal in der Stube auf und ab, blieb dann vor dem Bett ſeines Kindes ſtehn und ſah in das ſchlummernde Antlitz deſſelben.

Charlotte beugte ſich über das Kind, um ihre Thränen zu verbergen.

Noch Eins, Madame! hub der Prinz an, Sie ſind jetzt in einer weichen, gefälligen Stimmung, die muß man benutzen. Ich eile Ihnen daher einen Vorſchlag zu machen. Ich biete Ihnen ein geſondertes Lager an. Sie ſchlafen gern ungeſtört, ich habe daſſelbe Verlangen. Ich habe Sie ſchon oft damit inkommodirt, daß ich im Schlafe nicht berührt, oder vielmehr nicht angerührt werden will. Ich weiß, daß es kaum möglich iſt, dieß nicht zu thun, wenn man in einem Bette liegt. Jede Bewegung des einen Theils iſt immer verbunden mit einer Berührung des Andern. Nehmen Sie mir daher dieſe Bitte nicht übel. Wir haben ja erreicht, was wir wollten.

Ich werde mich in mein Zimmer zurückziehen, erwiderte Charlotte.

Thuen Sie das, Madame. Ich werde mich in das meinige allein betten.

Nur muß ich bitten, daß dieſes ohne Groll geſchieht, bemerkte die Herzogin. Ich muß verſichert ſein, daß Sie, gnädiger Herr, mir eben ſo gewogen bleiben, als Sie es mir bisher waren.

Ich gebe Ihnen mein Wort, liebe Charlotte, daß dem ſo iſt.

Nun wohl. Ich geſtehe Ihnen, daß ich oft des Nachts aus dem Bette gefallen bin, und geräuſchlos mich wieder aufgemacht und hingelegt habe, lediglich um Sie nicht im Schlafe zu ſtören.

Ha! welche Güte! rief der Prinz. Daran erkenne ich ſie! Aus dem Bette fallen, wieder aufſtehen, ſich hinlegen, wieder herausfallen, und in dieſem kleinen Kriege die ganze Nacht zubringen! Das iſt das Aeußerſte von Aufopferung, der eine Gemahlin fähig iſt. Die ſchöne Henriette hätte eher mich aus dem Bette geworfen, als daß ſie ſich dazu verſtanden, es zu räumen, um nicht zu inkommodiren.

Es trägt dazu viel mein Charakter bei, rief die Herzogin. Ich habe es nie geliebt, das fatale Geſchäft, Kinder zu machen. Auch liebe ich die Nähe eines Mannes nicht; es iſt mir am angenehmſten, gänzlich frei und für mich zu leben und zu ſchlafen.

Sehr ſchön! rief der Herzog, Sie lieben die Männer nicht, lieben Sie etwa die Frauen?

Die Herzogin ſah ihn forſchend an, und ſagte dann: Wie verſtehen Sie das?

Mein Gott, wie man das verſteht! rief der Herzog. Machen Sie mir nur kein Geſicht, Madame? Sie werden doch wiſſen, was ich meine. Bei Hofe giebt es darin keine Geheimniſſe, und ich weiß, daß Sie das Intereſſe, ja die Leidenſchaft einer ſchönen Frau erregt haben, nach deſſen Beſitz die Männer vergebens ſtreben.

Dieſe iſt? fragte die Herzogin.

Die Herzogin von Grammont, Madame Monacco! rief der Prinz mit Lachen. Ach, ſehen Sie, Sie werden roth! Die Sache iſt demnach nicht ganz ohne. Ja, die ſchöne Herzogin! Thun Sie ſich meinetwegen keinen Zwang an; ich erlaube es Ihnen. Ja, ja, ich bin tolerant in dieſer Beziehung.

Aber mein Herr! rief Charlotte zürnend, wie fällt es Ihnen ein, in Gegenwart dieſer Unſchuld — ſie zeigte auf den ſchlafenden Knaben — ſolch ein ſinnloſes Zeug zu ſchwatzen? Mag die Prinzeſſin von Grammont empfinden, was ſie will, und mag ſie dieſe Empfindungen äußern gegen wen ſie will, was kümmert das mich. Daß ſie artig und freundlich gegen mich iſt, vielleicht mehr als gegen andere, das ſetze ich ihr nicht als Verdienſt an.

Alſo keine Hoffnung für die arme Monacco? rief der Prinz immer noch lachend. So wollen wir dieſen Gegenſtand fallen laſſen. Sie ſind kalt Madame! kalt wie Eis. Sie ſind geſchaffen, ohne Begehrlichkeit weder für Männer, noch für Frauen. Sprechen Sie, ſind Sie denn nicht eiferſüchtig.

Auf wen? fragte die Herzogin.

Auf mich! rief der Prinz. Sie ſehen mich täglich, ja ſtündlich mit Frauen verkehren, unter denen welche ſind, die für ſehr ſchön und reizend gelten, ſo zum Beiſpiel die Frau von Grançai. Iſt Ihnen denn nie in den Sinn gekommen, daß ich von dieſer Schönheit könnte gefangen und Ihnen entführt werden?

Nein, mein Prinz, ſagte Charlotte, ein ſolcher Gedanke iſt mir nie gekommen.

Ei, wie ſeltſam! rief der Herzog aufbrauſend. Seh ich denn aus wie ein getreuer Ehemann? Hab ich denn gar nichts von meiner Rage an ſich, die für die Frauen ſo gefährlich zu ſein den Ruf hat?

Die Herzogin blickte ihn an und lächelte.

Sprechen Sie! rief er; was heißt das? Sein Sie eiferſüchtig auf mich, ich will es! hören Sie, ich will es! —

Dies läßt ſich eben ſo wenig befehlen, als ich Ihnen befehlen kann, auf mich eiferſüchtig zu ſein! rief die Herzogin. Wollen wir froh ſein, daß unſere Ehe lediglich auf Achtung, Anerkennung, Freundſchaft gegründet iſt. Das ſind die ſicherſten Stützen der menſchlichen Glückſeligkeit. Und nun, mein Herr, ich wünſche Ihnen die erſte, getrennte gute Nacht.

Sie machte ihm eine Verbeugung und entzog ſich ihm in's Nebenzimmer. Der Herzog wollte ihr nachſtürmen; er fand die Thüren verſchloſſen. Wahrhaftig! rief er, die Frau fängt an, intereſſant zu werden. Sie iſt völlig kalt, kann man etwas Wünſchenswertheres finden für einen Weiberfreund. Anfangs hat mich ihre Zärtlichkeit zurückgeſchreckt, ich war ein Thor, es war nur eine Larve. Sie hat ſie jetzt, als überflüſſig abgeworfen, und jetzt bin ich es, der ihr nachſtellt.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſuchte der Herzog ſein einſames Lager.

Der Tod der Königin.

Der Hof, ja ganz Paris wurde erſchüttert durch die Nachricht von der Krankheit der Königin. Das Uebel fing gering an, ſo daß man es für ein vorübergehendes Unwohlſein hielt; aber es entwickelte ſich raſch. Es war ein Geſchwür unter dem Arme. Herr Fagon, der erſte Leibarzt des Königs, der vertraute Freund der Frau von Maintenon, war gleich bei Beginn der Krankheit gegenwärtig und er war es der jetzt einen Aderlaß anordnete. Herr Gervais, der ihm aſſiſtirt, vernahm den Befehl mit großer Verwunderung; dieſer ging in Schrecken über als er den Oberarzt in ſeiner Anſicht beharren ſah. Herr Fagon, rief er leiſe, bedenken ſie was ſie thun, ein Aderlaß könnte hier tödtlich wirken. Man muß durch innere Mittel zu heilen ſuchen.

Ich halte es mit dem Aderlaß! rief der herrſchſüchtige und entſcheidende Mann, indem er ſich dabei auf ſeinen Stock ſtützte und mit einer Miene von Geringſchätzung vor ſich hin ſah.

So laſſen Sie uns doch wenigſtens erſt einen Verſuch mit einem andern Heilmittel machen, bat ihn Herr Gervais.

Mit welchem? rief der Arzt, ich wüßte keins, das augenblickliche Beſſerung verſpricht. Uebrigens bin ich nicht gewohnt, daß man meinen Beſtimmungen entgegenarbeitet.

Was mich betrifft, rief Gervais, ſo iſt's meine Pflicht Ihnen zu gehorchen; allein ich will nur mein Gewiſſen befreien. Nach meiner Kenntniß der Medizin iſt hier ein Aderlaß geradezu tödtlich.

Nach Ihren Kenntniſſen, Herr Gervais! rief Fagon. Man ſehe! Die meinigen werden doch auch einiges Gewicht haben! Sein dickes, aufgeſchwollenes Geſicht überzog ſich hier mit einer ins bläuliche ſtreifenden rothen Farbe. Die Inſtrumente her! Und an das Bett der fürſtlichen Kranken tretend, ſagte er dieſer, daß man damit umgehe und wir ſtellten uns zum Kampfe. Ich bemerkte erſt jetzt, daß ich die Unvorſichtigkeit begangen hatte, mir keinen Gefährten mit zu bringen, da mein Gegner deren drei hatte; doch tröſtete ich mich mit der feſten Ueberzeugung, daß man keinen ungeſetzlichen Angriff auf meine Sicherheit wagen würde. Ich hatte mich getäuſcht. Die Geſetze einer offenen chevaleresken Ehrenhaftigkeit, wie wir junge Sachſen ohne Unterſchied befolgten, wurden uns von unſern natürlichen Gegnern, den jungen Sarmaten mit verſteckter Bosheit und Hinterliſt vergolten. Auch hieraus ſchon zeigt es ſich, wie verkehrt die Politik handelte, aus dieſen beiden Nationen eine zu machen. Unter den drei Begleitern, die uns folgten, befand ſich der Prinz von Barby und jener Pole, die mir beide den üblen Empfang vor der Thüre der Reichsgräfin noch ſchuldeten. Nach den erſten Gängen, die ich und mein Gegner machten, merkte ich, daß die Waffe in ſeiner Hand ſehr ihr eine Ader zu öffnen und ihr darauf ein Brechmittel zu geben.

Die Königin hörte dieſe Worte gleichmüthig an; ſie hatte die Blicke auf den König gerichtet, der am Bett ſaß und auf das Geſpräch der beiden Aerzte hingehorcht hatte. Er betrachtete beide mit dem Auge des Zweifels. Herr Gervais war ihm von ſeiner Schwägerin rekommandirt worden, er hielt die Pfalzgräfin für keine Gelehrte, er wußte, daß ſich ihre ganze Kenntniß der Heilkräfte nur auf Beobachtung der Natur ſtützte, aber gerade dieſer Umſtand gab ihm Vertrauen zu ihren Ausſprüchen. Wie ſie, war auch er ein entſchiedener Gegner der ärztlichen Künſte, er nahm ſie nur in den äußerſten Fällen zu Hülfe, und zum Glück waren dieſe ſelten, da er für gewöhnlich der geſundeſte Mann war an ſeinem Hofe. Herr Fagon beſaß ſein Vertrauen, ſo wie ein Arzt es beſitzen konnte, es hatte nur an einer Gelegenheit gefehlt, dieſes Vertrauen zu enthüllen; dieſe war jetzt vorhanden. Ein Mann, der die Ehrlichkeit und Offenheit ſelbſt war, was den Ausdruck ſeines Phiſiognomie betrifft, der von einer Frau ihm anempfohlen worden, die ebenfalls die Quackſalberei bis in den Tod verachtete, dieſer Mann widerſetzte ſich jetzt den Verfügungen des Leibarztes.

Ein Aderlaß! rief der König, kann denn ein Aderlaß ſo bedeutend ſein?

Gewiß Sire, entgegnete Gervais, an den die Frage gerichtet war. Ein Aderlaß zur unrechten Zeit angebracht, kann die Krankheit dahin wenden, daß ſie den Tod mit ſich führt.

Den Tod! rief der König leiſe und erſchreckt. Alsdann wollen wir ihn laſſen, Herr Fagon!

Wie Ew. Majeſtät befehlen, erwiderte dieſer mit gleisneriſcher Freundlichkeit. Dann habe ich hier weiter nichts zu ſuchen, und muß bitten, mich zu entlaſſen. Er ergriff ſeinen Hut, und mit einem wüthenden Blick auf ſeinen Gefährten, machte er ſich bereit, das Zimmer zu verlaſſen.

Gervais, hoch erfreut, ſah den König an; er hoffte, daß er feſt bleiben werde; aber Ludwig, bei den Zeichen des Zorns ſeines Leibarztes, ſchwankte, und hielt ihn am Arm zurück. Bleiben Sie, rief er, keine Kinderei! Machen Sie, was Sie für gut finden.

So muß ich Ihre Majeſtät bitten den Arm herzureichen! rief Herr Fagon. Thun Sie Ihre Schuldigkeit, herrſchte er dem Unterarzte zu.

Dieſer ergriff das Inſtrument, ließ es aber auf dem Wege nach dem Arme der Patientin fallen, und rief: Um Gott, ich kann es nicht! — ich kann es nicht!

Wollen Sie gehorchen! rief Fagon mit mühſam unterdrückter Wuth, Herr Gervais den Arm ſchüttelnd. Soll ich einen Andern kommen laſſen, der weniger eigenſinnig und kindiſch iſt, wie Sie?

Sie befehlen mir alſo daß ich meiner Königin den Tod geben ſoll? rief Gervais in äußerſtem Grade der Aufregung. Ich — ich ſoll ihr aus dem Leben helfen? Hierbei faltete er die Hände, Thränen floſſen über ſeine Wangen und er bebte heftig.

Die Königin in der beſten Laune, und an ihrer Beſſerung nicht einen Augenblick zweifelnd, hielt den Arm hin, und rief über den weich geſchaffenen Wundarzt ſpottend, dem Könige zu: Welche Albernheit! Ich würde es ſelbſt thun, wenn ich es könnte!

Dieſe Worte goſſen plötzlich wunderbaren Muth in die Seele Gervai's. Er ermannte ſich, nahm das Inſtrument kunſtgerecht in die Hand, und ſchlug die Wunde, aus der Blut hervorrieſelte. Es war eilf Uhr Morgens. Zu Mittag bekam die Königin das Brechmittel, um drei Uhr war ſie todt.

Dieſer plötzliche Tod bildete den Schrecken des

Hofes. Der König, für deſſen Geſundheit man fürchtete, entſchloß ſich nach St. Cloud zu gehn; er blieb daſelbſt vom Freitag, dem Todestage der Königin bis zum Montag, wo er nach Fontainebleau ging. Niemand wagte es ſich Herrn Gervai's anzunehmen, weil man hierdurch den allgewaltigen Fagon würde beleidigt haben, allein im Geheimen behielt er den Sieg. Frau von Caylus allein hatte den Muth zu ſagen: Künftig wird man der Frau Pfalzgräfin beſſern Glauben ſchenken, wenn ſie ſich in die Angelegenheiten der Medizin miſcht; hier hat ſie offenbar den rechten Mann, und dieſer das rechte Mittel vorgeſchlagen.

Ludwig war bald getröſtet; es beſchäftigte ihn eine andere Angelegenheit. Schon längſt war es bei ihm beſchloſſen, er wollte ſich von Frau von Montespan trennen. Sie hatte ihm unterdeſſen noch zwei Kinder geſchenkt, Fräulein von Blois und den Grafen von Toulouſe. Er theilte der Frau von Maintenon dieſen Entſchluß mit, die ihn zum Schein bekämpfte, und zwar unter der heuchleriſchen Theilnahme für die Frau, der ſie ihr Glück dankte. Aber der König blieb bei ſeinem Vorſatz der Montespan durch Frau von Maintenon ihr Schickſal verkünden zu laſſen. Endlich fügte ſich die Widerſtrebende, aber ſie bat, daß man die Bitte in einen Befehl verwandeln möge. Mit dieſem Befehl ging ſie an die Montespan ab, die ſich gerade auf einem ihrer Luſtſchlöſſer befand. Frau von Montespan, nicht länger zweifelnd, daß es dem Könige Ernſt ſei mit ſeiner grauſamen Entſchließung, brach in Klagen und Verwünſchungen aus. Sie machte die bitterſten Vorwürfe an Frau von Maintenon, die ſie eine Falſche, eine Abtrünnige nannte, ſie warf ihr die Wohlthat vor, die ſie von ihr empfangen. Frau von Maintenon erwiderte hierauf mit dem ihr eigenthümlichen kalten Lächeln, und bemerkte, daß ſie ſich dem Befehl des Königs widerſetzt, der König aber darauf beſtanden habe, und ihr nichts übrig geblieben ſei, als den unangenehmen Auftrag auszuführen. Sie bat ihr das nicht zur Laſt zu legen.

Frau von Montespan brach zuſammen. Das Gefühl ihres Unglücks, ihrer Verlaſſenheit kam mit einer ſolchen Gewalt über die ſtolze Frau, daß ſie unfähig war auch nur eines Wortes, einer Miene. Sie lag wie todt da. Ihre Frauen kamen, um ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.

Frau von Maintenon ſtand mit Lächeln da und als dieſes Lächeln bemerkt wurde, änderte ſie es raſch in die Miene der Demuth und der Zerknirſchung. Sie faltete die Hände und beugte ſich ſo über die in Ohnmacht Dahingeworfene.

Frau von Montespan ſprang auf, ſtieß ſie von ſich, und rief, daß man ihr den Wagen vorfahren laſſen ſolle.

Wohin? ſagte die ehemalige Gouvernante, indem ſie ſich ihr in den Weg ſtellte.

Nach Paris! rief die Unglückliche, zum König!

Sie werden ihn nicht finden, Madame. Er iſt auf einem ſeiner Luſtſchlöſſer, wo er die Vorkehrungen zu ſeiner Reiſe trifft.

Zu ſeiner Reiſe? rief Frau von Montespan. Wohin reiſt er?

Die Aerzte haben ihm die Bäder von Barèges anempfohlen, entgegnete die Gefragte, er geht in dieſen Tagen dahin ab.

So werde ich ihn begleiten! rief die Dame.

Die Liſte der Damen, die ihm folgen, iſt bereits gemacht, rief Frau von Maintenon mit eiſiger Kälte. Sie, gnädige Frau, ſind nicht darauf.

Aber Sie ſind es wahrſcheinlich! rief die in wahnſinnige Wuth Ausfahrende. Sie ſind darauf!

Der König befiehlt es! entgegnete die Gefragte.

O ja, der König befiehlt es, weil Sie es ihm eingeben! rief die Verzweifelte. O ich bin ſchändlich verlaſſen! Wie eine Ueberläſtige werde ich von der Thür gewieſen! Doch Sie, Madame, Sie, die Sie auf meinen Sturz lauern, Sie ſollen erfahren was es heißt mich zur Feindin zu haben.

Mein Schickſal ſteht in der Hand des Höchſten! rief Frau von Maintenon mit demüthiger Stimme. Ich werde erleiden, was er mir zu leiden aufgiebt.

So trennten ſich dieſe zwei Frauen, deren Loos es war, lange Zeit Hand in Hand zu gehen, um ſich in die Ehre zu theilen, den König zu beherrſchen. Die, die am meiſten Selbſtüberwindung und geiſtige Macht hatte, ſiegte endlich über die Andere. Frau von Maintenon empfand jetzt, daß ſie die Auserwählte ſei, und daß es an ihr war, den Weg zu gehn, den ihr höhere Mächte, die dieſe Leidenſchaft in ihre Bruſt gelegt, anordneten. Das Wehgeſchrei der geſtürzten Nebenbuhlerin kümmerte ſie wenig. Immer kalt, immer freundlich unterließ ſie auch jetzt nicht, mit den Zeichen des äußern Gefühls und Rückſicht ſich von der Frau Marquiſe zu trennen, indem ſie verſprach ihr Möglichſtes bei dem König anzuwenden, dieſelbe wieder in Gunſt zu bringen.

Doch war es voraus zu ſehen, daß wenn ſie auch in Wahrheit geſtrebt hatte, das lügneriſche Verſprechen in ſeiner ganzen Ausdehnung in Anwendung zu bringen, das doch nichts genützt hätte. Der König war der Marquiſe überdrüſſig; ſie hatte ihn zu despotiſch beherrſcht, ihn zu häufig ihre Launen fühlen laſſen, er athmete wieder auf, als er ſich von ihr befreit ſah. Die vorgehabte Reiſe nach den Bädern von Borèges unterblieb, weil des Königs Uebelbefinden ſich verzog. Er ließ dies der Marquiſe ſagen, die es für ein Zeichen ſeiner widerſtehenden Liebe betrachtend, raſch nach dem neuerbauten Verſailles kam, wo der König ſich aufhielt, doch ſie mußte bald merken daß das, was ſie für Neigung gehalten, nur Form der Höflichkeit war.

Frau von Montespan zog ſich in das Nonnenkloſter von St. Joſeph zurück.

Das Wiederſehen der Freunde.

Die Sonne war im Sinken, ſie warf die Schatten der Gegenſtände lang vor ſich hin, als aus dem Dunkel eines Gebüſches ein junger Mann zu Pferde heranritt, den auf ein Dorf losſprengte, das ſich am Ufer eines Baches in maleriſcher Ländlichkeit ausdehnte.

Dieſer junge Reiſende war der Graf Georg von der Pfalz, der ſeine Gebieterin und Couſine aus Paris entfernt, weil ſein Streit mit dem mächtigen Günſtling ihres Mannes, dem Marquis von Lorraine, ſich neu entzündet hatte, und ſie bei deſſen Hülfsquellen nicht mehr ſicher war, ihren Liebling gegen Gefahren zu ſchützen, die doppelt gefährlich waren, da ſie von der Hand eines heimtückiſchen Ehrloſen kamen, der ihr und ihren Angehörigen ewige Feindſchaft geſchworen hatte. Zu gleicher Zeit mit dieſem Zwecke ſeiner Sicherſtellung, war auch der verbunden, Nachricht aus der bedrängten Pfalz zu erhalten, der ſich die Armeen Turenne's näherten und deren Bewohner vor der andringenden Gefahr ſchon die Flucht ergriffen.

Georg machte bei dieſer Reiſe, die er allein mit zwei Reitknechten unternahm, einen Umweg durch das ſüdliche Frankreich, weil er hoffen konnte, einen Genoſſen früherer Tage wieder zu ſehen, deſſen Schickſal zu erfahren er begierig war. Es war dies der Graf Otronte, den wir uns aus der Skizze erinnern, die wir aus dem Leben beider Jünglinge in den Gebirgen Schottlands gegeben haben. Graf Otronte, ein begeiſterter Anhänger der Lehre, ein Fanatiker für den Glauben war dem Wege gefolgt, den die ſchottiſchen Meiſter ihm angaben. Nach einem kurzen Aufenthalte in einem Jeſuitenkollegium in Paris, war er wiederum von dort verſchwunden, und wie die über ihn gegebenen Nachrichten lauteten, nach Indien gegangen, wo er als Prieſter zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens unter Gefahren mancherlei Art, die Miſſionen unterſtützte, die die Schüler unſicher geführt wurde. Entſchloſſen, mich meines Vortheils nicht zu bedienen, beſchränkte ich mich darauf, mich zu vertheidigen, ohne anzugreifen, als plötzlich mir der Degen aus der Hand geſchlagen und ich vom Rücken aus angepackt und niedergeworfen wurde. Ich ſtieß einen Schrei aus; einer der Schurken ſetzte mir ſein Knie auf die Bruſt und der andere holte zu einem Streiche aus, mir den Kopf zu ſpalten. In dem Augenblicke ſprang eine ſchwarzverhüllte Geſtalt aus einer Ecke des Gewölbes hervor und warf ſich, ein langes Meſſer ſchwingend, mit einer ſolchen Wuth und Geſchicklichkeit auf meine Feinde, daß es ihr gelang, ſie zu erſchrecken und in die Flucht zu treiben. Sie kehrten wieder zurück, da ſie ſahen, daß ſie es nur mit einem einzelnen Mönche zu thun hatten; während deſſen war ich aufgeſprungen und, meiner Waffe vollkommen mächtig, brauchte ich ſie jetzt, wie man ſich gegen Wegelagerer und Buben vertheidigt. Zwei der-

Loyolos dort begründet hatten. Eine neue Ordre der Congregation hatte ihn mit dem Erzprieſter, dem Abbé von Chayla, nach Europa zurückberufen, und Georg war heute die Möglichkeit gegeben, den Mann wiederzuſehn, mit dem er ein glückliches Jahr in gemeinſchaftlicher Richtung fortſchreitend, in den einſamen Gebirgen Schottlands zugebracht. Er träumte ſich das Aeußere des eifrigen Jeſuiten düſter und ſeltſam, er malte das Bild mit den Farben aus, die die damalige Richtung des Jünglings ihm angaben, und von neuem glaubte er ihn an der Seite ſeines mächtigen und geheimnißvollen Freundes, des Köhlers, daherwandeln zu ſehn, den alterthümlichen, ſchauerlichen Sagen des Hochlandes lauſchend. Von neuem bereitete der See von Kanongate ſeine dunkeln Gewäſſer vor ſeinen Blicken aus, und wieder klang der eintönige, ſchauerliche Vortrag des ehrlichen Bartholomäus über die Vorzeit dieſer einſamen Landſtrecke, durch die Seele des Zuhörenden. Er vergaß über dieſem Gebilde ſeiner Phantaſie die Wirklichkeit, und erwachte von dem Rufe eines ehrlichen Bauers, der ſein Pferd anhielt, um ihn zu fragen wohin er wolle.

Nach Chanpelet, erwiderte der Ritter.

So müßt Ihr nach jener Richtung, erwiderte der Bauer, hier kommt Ihr geradeswegs in das Lager der königlichen Truppen.

Er folgte der Weiſung, und jetzt ſehen wir ihn vor dem Dorfe halten, vor deſſen einſamer Schenke bereits ein Maulthier mit einem Knaben Raſt machte. Georg fragte den Knaben, ob ſeine beiden Reitknechte nicht bereits hier angelangt ſeien.

Der Gefragte blickte ihn mit großen, dunkeln Augen an, erwiderte aber nichts als daß er tief aufſeufzte und dann zuſetzte: Gott iſt groß!

Georg blickte das Kind an, das etwas über zehn Jahr alt ſein mochte, und ſagte dann: Wem gehörſt Du an, Knabe?

Dem Herrn Doktor, entgegnete er.

In dieſem Augenblicke trat der Doktor heraus. Es war ein ſtattlicher Mann, mit einer geſunden Fröhlichkeit in dem breiten Geſicht und in dem hellen Auge. Georg wollte an ihm vorbeigehn in's Gaſthaus, als jener ſeine Blicke, ihn ſcharf fixirend, auf ihn richtete und endlich auf ihn zu trat, fragend: Habe ich nicht die Ehre den Stallmeiſter der Prinzeſſin von Orleans zu ſehn?

Allerdings, der bin ich, erwiderte Georg.

Und ich — und ich! ſtammelte der Mann mit großer Freundlichkeit, ich bin Paraclet Bonhomme.

Wir haben uns in Paris verfehlt um uns hier in der Einöde, in den Cevennen wiederzuſehn.

Die Freunde lagen ſich in den Armen.

Ich weiß Alles was ſich mit Ihnen zugetragen, begann der Doktor; nicht ſo werden Sie in Kenntniß ſein, mit dem was ſich mit mir ereignet. Es iſt in einen paar Worten zu ſagen. Ich bin Schulmeiſter und der Mann der Wittwe, deſſen Haus Sie in Augenſchein genommen. Wir erziehen Beide muhamedaniſche und jüdiſche Kinder zum Chriſtenthum; da iſt ſogleich Eins, das der chriſtlichen Lehre entgegen reiſt, für's Erſte aber noch ein Maulthier hüten muß. Ich bin hier um eine rückſtändige Schuld für meine Frau einzukaſſiren.

Ach, Paraclet! wie ſeltſam haben ſich unſere Schickſale entſchieden! rief Georg, ich, der arme Straßenjunge, der Sohn eines Prinzen, während Du der Mann einer reichen Wittwe geworden. Es fragt ſich, wer von uns es beſſer getroffen.

Ich denke Du! rief Paraclet. Allem Anſchein nach biſt Du dem Glück im Schooße. Weißt Du nichts von dem Doktor Onofrius? —

Ich? Nicht viel! erwiderte Georg. Er wird jetzt beim Grafen Udallan ſein. Oder iſt er vielleicht irgend in einer Catakombe verſunken, und wandelt jetzt als Geſpenſt innerhalb des Reiches des Todes, dem er ſchon hier angehörte. Es war ein unheimlicher Gaſt; und obgleich ich ihm viel verdanke, denn er war der Vollſtrecker des Willens meiner Verſorger, möchte ich ihn doch nicht wiederſehn.

Beide Freunde machten jetzt Pläne, wie ſie beiſamen bleiben wollten. Georg that ſeine Abſicht kund, in dem Lager der Truppen den Abbé Chapla aufzuſuchen.

Ein entſetzenbringender Name! rief Paraclet. Nimm Dich in Acht ihn hier auszuſprechen! Du würdeſt die ganze Bevölkerung zuſammen treiben.

Doch ſoll es ein würdiger Mann ſein, nur für den Glauben Fanatiker, bemerkte Georg.

Das iſt er, erwiderte Paraclet, aber in einem Maaße, wie man es wenigſtens in Europa nicht gewohnt iſt; unter den Braminen Indiens mag es etwas ſchon Dageweſenes ſein. Der König als er darauf ausging, die Verſprechungen und verbrieften Verheißungen ſeiner Vorgänger, und mithin ſeine eigenen, wieder aufzuheben, konnte er keine geeigneten Vollſtrecker ſeiner Befehle finden, als dieſen blutgetränkten Prieſter? Doch Du wirſt ihn ja ſelbſt ſehn.

Man ritt über eine Ebene, die ſich vom Dorfe ab ſeitwärts gegen eine ſtarke Waldung ausdehnte;

Georg und der Bekehrer oder Krämer, denn Beides war in der ſehr ehrenwerthen Perſon des Herrn Paraclet Bonhomme vereinigt, voran, die beiden Reitknechte, die den kleinen Muhamedaner abwechſelnd auf eines ihrer Pferde nahmen, hinterdrein. Eigentlich war der Platz des Knaben mit auf dem Mauleſel ſeines Herrn; jetzt aber, da die Gelegenheit ſich bot, ließ ſich's der Letztere gefallen, daß die Bürde, die ſein Thier zu tragen hatte, nicht allzuſehr beſchwert wurde.

Man kam bei einer Menge junger Dorfbewohner vorbei, die einexercirt und zu disciplinfähigen Truppen gebildet wurden. Sie hatten Alle ein muthiges, friſches Anſehen, nur mit den Regeln des Dienſtes wollte es nicht recht fort; der Anführer war nicht fähig, ſie ihnen beizubringen; er war ſelbſt ein Bauer, und zu ſehr vertraut mit ihnen, um daß ſeine Befehle und Geſetze ſehr beachtet würden. Bedenkt! rief er ihnen zu, daß Euch der Herr beruft, für ihn zu fechten, daß dem Glauben Gefahr droht, daß Ihr dazu da ſeid, die Satzungen der Väter, an denen unſer Heil geknüpft iſt, aufrecht zu erhalten. Wir ſind Calviniſten; Calviniſten fechten immer gut; alſo beweiſet das auch hier.

Ein Mann trat aus den Reihen heraus. Er

war älter als ſeine Kameraden, trug eine Art geiſtlicher Kleidung, einen langen ſchwarzen Mantel, den er aufgeknöpſt hatte und dabei ſeine kriegeriſch bewehrten Beine ſehen ließ, die in hohen Stulpenſtiefeln ſteckten. Er eilte, einen Baumſtamm, der abgehauen war und die Höhe einer kleinen Tribüne erreichte, einzunehmen, ſtellte ſich darauf und fing an, ſeine Gefährten zu haranguiren.

Es giebt Krieg, Freunde, Krieg! Der Herr der Heerſchaaren wird mit uns ſein! Die ganze Gegend wird in Blut ſchwimmen; aber wir werden den Sieg erringen. Geht muthig voran. Der Schatten des großen Heinrich, der uns unſere Privilegien gab, wird mit uns ſein, die verruchte Bande von Papiſten zu Haufen zu treiben. Mögen ſie Prieſter kommen laſſen aus den äußerſten Enden der Welt, mögen dieſe fremde und nie erhörte Martern mitbringen, nur Muth, wir ſiegen doch. Und bedenkt die Freude, die uns wird, wenn wir die Ungläubigen brandſchatzen werden! Es giebt viel Reichthümer unter den Königlichen! Jeder Offizier zieht mit ſeiner Maitreſſe in's Feld! Die Maitreſſe hat ihr Schmuckkäſtchen. Schlagen wir ſie todt, ſo ſind die Schätze Euer. Ich bin in meiner Jugend in Paris geweſen; ich war Thürſteher in einem Kloſter daſelbſt, wo viele vornehme Herren hinkamen, mit den Damen Kurzweil zu treiben; ich kenne das Leben, das die papiſtiſchen Hunde führen. Es iſt nichts als ſtinkende Sünde und geheime Unthat. Ehe ich mich bekehrte, ſtand mein Sinn ebenfalls nach den Schätzen Babels; aber ich dachte: René, bleibe lieber arm, als daß Du reich werdeſt auf Koſten Deiner Seele. Nichts als Unzucht, ſage ich Euch, nichts als Unzucht. Und die Prieſter, die vorangehen ſollten, mit der Lehre und dem guten Beiſpiel, womit beſchäftigten Sie ſich? Ha! mit Zählen ihrer Geldſäckel, und mit Liebesbrieſchen, die ſie den Nonnen ſchrieben. Ich ſelbſt habe ſolche Brieſchen an ihre Adreſſe beſtellt. Ich frage Euch, iſt das erlaubt? Iſt das eine Kirche, wie ſie unſer Herr und ſeine Apoſtel gegründet? ſind das Diener des Herrn? Es ſind ſimpelweg Laſterknechte, räudige Hunde! faules Stroh, das da verdient, in den Ofen geworfen zu werden. Der Tag iſt da, wo gewürfelt wird, wer die Welt ſein Eigen nennen ſoll die Baalsknechte, oder wir, die wir einfach und ehrlich unſerm Gotte dienen, und nichts von der Ungebühr der Erde wiſſen wollen. Ha! Wem glaubt Ihr, werden die Würfel zufallen? Wem anders als uns! Mag der König und ſeine Maitreſſe, der Erzbiſchof mit der ſeinigen ſchreien, ſo viel ſie wollen, ſie werden herunter müſſen von ihren Stühlen, und wir werden kommen und uns hinſetzen.

Gut, gut! rief der militäriſche Anführer, damit das aber ſo komme, müßt Ihr ordentlich auf Disciplin halten. Kinder, es geht nicht anders! Mit bloßem Muth iſt's nicht gethan! es gehört die Flinte dazu, und die will gehandhabt ſein! Es gehört die gerade Linie der aufgeſtellten Soldaten dazu, die da fechten auf Commando, und dann noch ſo manches Andere.

Er erneute ſeine Beſtrebungen, aber ſie wurden durch einen Umſtand zu nichte gemacht. Die Weiber waren aus dem Dorfe gekommen, ſie hatten in Körben das Mittagseſſen mitgebracht. Sogleich ſtürzte ſich die Menge darüber her, auf kein Commandowort hörend. Es entſtand eine Art Balgerei über den Inhalt der Körbe. Die Weiber ſtanden dabei und lachten.

Wollen wir nicht auch zuſprechen? fragte der bäueriſche Prieſter den bäueriſchen General, und Beide machten ſich über den Inhalt eines Korbes her. Paraclet und Georg lachten und ritten von dannen.

Und doch ſind das vortreffliche Soldaten, wenn es gilt! rief der Erſtere. Ich treibe mich ſchon einige Zeit hier umher und kann es wiſſen. In den erſten Treffen, die es gegeben hat, haben ſie den Sieg davon getragen; nur mit der Disciplin wollen ſie ſich nicht recht abgeben. Die Senſe, die Ofengabel, das Beil ſind ihre Waffen, und damit machen ſie Wunderdinge.

Einen ganz andern Anſtrich gewannen die Scenen, als die Reiſenden ſich den Landſtrecken und den Dörfern näherten, die im Beſitz der königlichen Truppen waren. Zelte waren hier errichtet, und man ſah Soldaten zu einzelnen Gruppen, ſich unter Leitung ihrer Offiziere mit den Waffen beſchäftigen. Georg gab ſich als Offizier im Dienſte des Hofes zu erkennen, und wurde ehrenvoll empfangen. Er ließ ſich in die Wohnung Chayla's bringen. Paraclet und die beiden Reitknechte, nebſt dem kleinen Abu Haſſan blieben zurück.

Es war nicht leicht, den Erzprieſter der Cevennen zu ſehen. Stets gefaßt, verfolgt zu werden, und ängſtlich vor einem Ausfall aus dem Hinterhalte, verließ er ſelten ſein Gemach; geſchah es dennoch, ſo ſchloß ihn eine ganze Cohorte Mönche ein, und dieſe wurden wieder von berittenen Soldaten eskortirt. Hier war jedoch eine Ausnahme. Georg trat in ein düſter erleuchtetes

Gemach, das mit einem Betpult und einer Menge Heiligenbilder verziert war, und erblickte auf einem Ruhebette zuſammengekrümmt, eine menſchliche Geſtalt liegen, die ihm das Antlitz zuwandte. Nichts konnte ſchrecklicher ſein, als dieſes Geſicht, das entſetzliche Merkmale von Martern an ſich trug, die der Prieſter einſt ausgeſtanden, als er noch in Indien lebte. Er hatte damals, gegen den Befehl des Kaiſers von Siam, die Grenze des Reichs Cochinchina überſchritten, war von den Soldaten des Monarchen feſtgenommen worden, und hatte, gefragt, ob er abſchwören, oder die Marter ausſtehen wollte, das letztere gewählt. Alle grauſamen Werkzeuge der indiſchen Tortur waren an ihm geübt worden, und hatten ſeinen Körper mit tauſend Wunden zerfleiſcht, ſeine Bruſt einſtürzen gemacht, ſeine Arme und Beine gebrochen. So, als todt anerkannt, hatten ihn ſeine Quäler an einem Baum aufgeknüpft, als warnendes Beiſpiel für die Vorübergehenden. Ein armer Mann des Volkes hatte ihn gefunden, ihn abgebunden und noch Leben in ihm entdeckt. Auf Requiſition des franzöſiſchen Geſandten wurde er ſpäter nach Frankreich ausgeliefert. Die Geſchichte dieſes heldenmüthigen Martyrerthums hatte Aufſehen gemacht, Luwig erinnerte ſich dieſes Mannes, ſelben verwundete ich ſo heftig, daß ſie mir nicht mehr ſchädlich ſein konnten, die beiden andern ſtürzten, das Terrain nicht kennend, eine Stufe herab und wurden von uns entwaffnet. Sie ergriffen die Flucht mit der Drohung, in verſtärkter Anzahl wieder zurück zu kehren. Die Klugheit gebot, einen neuen Angriff dieſer betrunkenen Schaar nicht abzuwarten, ich folgte daher meinem Führer, der durch einen verſteckten Gang mich in eine Nebenhalle und durch dieſe in den Kreuzgang brachte. Er nahm von mir Abſchied, indem er mich in lateiniſcher Sprache warnte, nicht wieder in eine ähnliche Falle zu gehn. Ich ſagte meinem Retter den aufrichtigſten Dank und bat ihn zugleich, daß er ſeine Capuze, die ihm bis zum Kinne herabhing, abnehmen möchte. Er ſchüttelte das Haupt. Ich bat ihn, mir ſeinen Namen zu nennen; er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Als ich dieſe ergriff, fühlte ich einen leiſen Druck. Befremdet und

und da er Jemand wünſchte, dem er ſein vorzuhabendes Werk ſicher anvertrauen konnte, wurde er gewählt für die Miſſion nach Mende. Die Marter, die er ſelbſt erduldet, beſchloß er jetzt gegen die armen Hugenotten anzuwenden, die ihm in die Hände fallen würden. Georg entſetzte ſich an der Blutgier, die in dieſen verzerrten Zügen lag. Ein ungeheuerer Mund ſpaltete das Geſicht in zwei Theile, und gab dem Ausdruck deſſelben jenen Charakter von Wildheit, der nicht zu beſchreiben iſt. Mit einem Arme, der von der Tortur an zwei Stellen gebrochen war, und ſich nur unvollkommen bewegen konnte, winkte der Prieſter dem jungen Mann, der ihn zu beſuchen kam.

Georg hub an, ſich nach dem Jeſuitenpater Rodebert zu erkundigen, unter welcher Bezeichnung der Graf Otronte in den Orden getreten war.

Der ehrwürdige Pater iſt nach der Abtei von Montvert abgezogen, wo ſich Unruhen gezeigt haben; ich werde ihm ſelbſt in dieſen Tagen dahin folgen! entgegnete der Abbé.

Wollen Sie mir, mein Vater, die Erlaubniß geben laſſen, bat Georg, den Pater Rodebert dort aufzuſuchen?

Gern, einer meiner Mönche ſoll ſie hinbringen, erwiderte Chavla. Doch will ich Ihnen rathen, noch ein paar Tage mit Ihrer Abreiſe dahin ſich zu gedulden; denn Rodebert bringt Kinder der Ketzer im Kloſter unter! Sie ſollen dort für ihre Angehörigen beten. Ich ſelbſt bin beſchäftigt, dies hier zu thun; zugleich werden wir Morgen eine Prophetin vor Gericht ziehen, Franziska des Brets, die ſich unterſtanden hat, zu predigen und uns unſere Soldaten weggelockt hat.

Ich würde demnach ſtören, wenn ich hier bliebe! ſagte Georg.

Nicht im mindeſten, entgegnete der Abbé; ich ſetze voraus, daß Sie ein guter Chriſt ſind; dennoch wird es Ihnen Freude machen, wie wir hier aufräumen.

Ein lautes Geſchrei unterbrach hier das Geſpräch, das aus einiger Entfernung herübertönte, jedoch nicht die Ruhe aus dem Geſicht des Prieſters ſcheuchte. Er ſagte: Ich laſſe eine Anzahl Weiber peitſchen, die heute Morgen mit den Waffen in den Händen eingefangen ſind.

Die Ordonnanz meldete einen Mann, der den Abbé zu ſprechen wünſche.

Führt ihn herein, doch habt wohl auf ihn Acht. Er wälzte ſich tiefer in die Ecke ſeines Ruhebettes und ſah einen großen, ſtark gebauten Menſchen, der unter ſeinen dichten Augenbrauen mit unheimlichem Blicke den Prieſter ſuchte, der ſich in der Dunkelheit ſeiner Ecke verſteckt hielt.

Was wollt Ihr? fragte er.

Dich um Gnade anflehen! entgegnete der Mann. Mein Vater, meine Brüder ſind Deiner Wuth erlegen, die Soldaten haben ſie fortgeführt, und ſie ſind den Peitſchenhieben erlegen, die Du ihnen haſt geben laſſen; mein Weib, die Freundin und Anhängerin Franziska's des Brets, iſt heute mir geraubt worden; ich hatte nur noch einen Sohn, einen Liebling, den hat man mir genommen, um ihn in ein Kloſter zu ſtecken.

Und da kommſt Du, Dich ſelbſt auszuliefern? fragte der Abbé. Du willſt zum Glauben zurückkehren.

Nein! entgegnete der Mann mit einer eiſernen Stimme. Ich gab dies als Grund an, um vor Dich geführt zu werden; allein mein Wunſch und meine Bitte iſt: Gnade für meinen einzigen Sohn, meinen Liebling zu erbitten. Gott ſchuf die Menſchen gut, ſollteſt Du allein eine Ausnahme machen?

Die Deinigen ſind dem Geſetz verfallen! rief der Prieſter.

So verfalle Du, Ungeheuer, dem Geſetze dieſer

Fauſt! ſchrie der Mann plötzlich und ſtürzte ſich auf den Abbé. Das Meſſer in ſeiner Hand blitzte auf, und ehe der Gefahrbedrohte ſeine Umgebung zu Hülfe rufen konnte, wäre er ein Opfer der Rache geworden, wenn nicht Georg mit aller Anſtrengung, deren er fähig war, ſich zwiſchen den Abbé und den Raſenden geſtürzt, eine Wunde am Arme erhalten, aber den Prieſter gerettet hätte. Der Angreifer wurde im ſelben Augenblick von ſechs Armen erfaßt, die ſich ihm um Leib und Schulter ſchwangen.

Chayla, ohne eine Miene zu verziehen, ſah den Mann zu ſeinen Füßen verbluten und ſprach zu den Wächtern: Was hab ich Euch geſagt, Ihr ſolltet aufmerkſam ſein! Dann wendete er ſich zu Georg, und mit einer freundlichen Miene, die in ſeinem zerſetzten Geſichte den Ausdruck unheimlichen Grinſens annahm, rief er: Ich danke Ihnen, mein Herr! Sie ſehen, mein Geſchäft iſt nicht ſo ganz leicht. Es wurde gemeldet, daß der Sohn des Getödteten draußen warte.

Hebt ihn auf, er ſoll die Tortur erleiden! rief der Erzprieſter. Er iſt ein junger Körper, an dem kann man ſich üben, auch brechen ſie nicht ſo leicht zuſammen. Wir ſind den Leuten hier noch ein Schauſpiel ſchuldig.

Bei dieſen Worten ſtürzte ein junger Mann von achtzehn Jahren, ſchön wie ein junger Kriegsgott, zu den Füßen der Leiche des Vaters. Tyran! ſchrie er in achtloſer Wuth zu dem Prieſter empor. Wer gab Dir das Recht, der Teufel unter Deinen Brüdern, den Menſchen zu ſpielen! Ich fordere Gott zum Zeugen zwiſchen Dir und mir!

Er wollte die Leiche vom Boden aufraffen; in demſelben Augenblick wurden ſeine Arme gebunden. Ein Tuch machte ihn ſprachlos und er wurde fortgeführt.

Im Nebenzimmer hörte man, wie die Marterinſtrumente angebracht wurden; man vernahm das qualvolle Stöhnen des armen Opfers und das Gelächter der rohen Soldaten, die als Zuſchauer hingelaſſen worden waren.

Georg fühlte die Unmöglichkeit, länger Zeuge dieſer Scene zu ſein. Unter dem Vorwand, ſeine Wunde zu pflegen, beurlaubte er ſich beim Prieſter, der ihn bat, auf ſeiner Zurückkunft aus dem Kloſter wieder bei ihm einzuſprechen. Georg ging.

Das ſind die Folgen, rief er bei ſich, des entſetzenvollen Entſchluſſes, zu dem einen Monarchen, der ſonſt die Stimme der Menſchheit zu hören verſtand, die Wuth ſeines Beichtvaters und die ſchlaue kunft einer Buhlerin gebracht haben. Der Widerruf des Edicts von Nantes ſetzt die Cevennen in Flammen! Welche Auftritte werden nach dieſen folgen?

Haſt Du ihn geſehen? fragte Paraclet. Wie ſieht er aus?

Laß mich ſchweigen! rief Georg, ſein Antlitz verhüllend. Ich habe zum erſtenmale die Schrecken des Fanatismus geſchaut, ich ſah zum erſtenmal einen Menſchen, der aufgehört hat, dieſen Namen zu tragen. O Gott, welch ein Elend gebiert die Erde! —

Und dieſer Mann, rief Paraclet, iſt ſelbſt mit ſich zerfallen. Glaube nicht, daß er ſo ſelbſtſüchtig handelt; nein, er handelt weil er muß! Er folgt der innern Stimme, und dieſelbe Stimme wirft ihn, wenn er Blut auf Blut vergoſſen hat, zerknirſcht nieder, und er bittet Gott um ein baldiges Ende ſeines Lebens, das er nicht zu verdammen, aber auch nicht zu preiſen wagt. Er hat ſein Grab in der Kirche zu St. Germain erbauen laſſen, weil er nur wenige Jahre zu leben hofft, in derſelben Kirche, die Papſt Urban IV., als er noch Biſchof von Mende war, hat erbauen laſſen.

So erſcheint er mir! rief Georg, als ein Ungeheuer, das, mit ſich uneins, nur gezwungen und zögernd den Pfad der Schrecken betritt! Solch ein Geſchöpf war zum Unglück dieſer armen Menſchen geſchaffen; er lehrt ſie ſo theuer als möglich, die himmliſchen Schätze ſich erwerben, die für ſie beſtimmt ſind.

Aber Du bluteſt, mein Freund! rief Paraclet beſtürzt; erlaube, daß ich Dir die Schulter verbinde. Ich bin Arzt, ſollſt Du wiſſen, und ich will Dir zeigen, daß ich nicht vergebens ſtudirt habe, obgleich oft ohne Bücher, wie Du, und eben ſo ſorglos und unbefangen die Natur befragend, wo ſie ſich mir gerade zeigte.

Sie hielten inne, und die leichte Stichwunde, die Georg an der Schulter erhalten, wurde von Paraclet auf das Beſte unterſucht und verbunden. Wir müſſen jetzt einige Tage ruhen, ſagte er, damit Du die Reiſe zum Arzt fortſetzen kannſt.

Nur hier nicht! rief Georg. Mir würde das Schmerzgeheul der armen Opfer dieſes Prieſters ewig in die Ohren tönen!

So komm in jenes Dorf, deſſen Kirchthurm wir ſchimmern ſehen! bemerkte Paraclet. Dort wohnt eine Muhme miener Frau; da werden wir ein ſicheres Standquartier halten können.

Das Wiederſehen der Freunde.

Fortſetzung.

Nach der Ruhe einiger Tage brach die kleine Reiſegeſellſchaft nach der Abtei von Montvert auf; Georg, Paraclet und der Franziskanermönch, der der Wegweiſer ſein ſollte, dann die Diener und der kleine Abu Haſſan.

Man zog durch eine der ſchönſten Gegenden des ſüdlichen Frankreichs. Am Orte der Beſtimmung angelangt, wurde Georg von Rodebert empfangen, der in ihm den Genoſſen ſeiner Jugendzeit mit Freuden wiederſah. Die Freunde hielten ſich lange umarmt. Georg fand den Pater ſehr verändert; er war mager, und die Jahre eines thätigen Lebens, in Entbehrungen und Opfern aller Art hingebracht, hatten ſeine Haare gebleicht und ſeine Züge mit tiefliegenden Furchen bedeckt, dennoch war das Auge voll Feuer und Leben. Der Anzug war die einfache Tracht des Jeſuitenordens.

In dem Garten der Abtei ſpaziren gehend, tauſchten ſie gegeneinander die Erlebniſſe ihrer Wirkſamkeit aus, und Georg war beſchämt, den ungeheuern Anſtrengungen des Freundes nichts entgegenzuſetzen, als das Leben eines vom Schickſal begünſtigten Schützlings des Glücks und den Genuß höfiſcher Verhältniſſe. Er gab ſich Mühe, ſeine Gebieterin dem Freunde auf das Günſtigſte zu ſchildern, und hiermit fand er Gelegenheit, ſich ſelbſt ein wenig emporzuheben, indem er ſich als den Vollſtrecker der Rathſchläge der edlen Fürſtin zeigte.

Der Pater hörte ihm ruhig zu, und fragte dann nach dem Eifer, den die Prinzeſſin für die Kirche darlege. Da mußte Georg ſchweigen. Nach einer Weile ſagte er: Was dieſen Punkt betrifft, theurer Olivier, müſſen Sie die Fürſtin nicht nach dem gewohnten Maßſtabe der Weltkinder abmeſſen. Sie iſt, wie Sie wiſſen, in den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche erzogen; ſpäter, bei ihrer Heirath, iſt ſie zum Katholizismus übergegangen; iſt es zu verwundern, wenn ſie jetzt beiden Kirchen, und eigentlich keiner eingen angehört. Ihr rechtlicher Sinn, ihr felſenfeſter Charakter, deſſen Grundlagen deutſche Treue und Rechtlichkeit ſind, beſtimmen auch ihre religiöſen Anſichten. Sie dient Gott, ſie liebt ihre Nebenmenſchen, thut Gutes, wo ſie es kann — da haben Sie ihre ganze Religion.

Der Graf ſchwieg. Die Freunde gingen noch einige Zeit mit einander umher, alsdann rief der Graf einen Diener und fragte, ob die junge Dame bereits angelangt ſei?

Noch nicht, ehrwürdiger Vater, wurde ihm geantwortet.

So ſagt mir's, wenn ſie kommt. Es iſt eine Prinzeſſin von Soiſſons, bemerkte er, zu Georg gewendet. Ihre Eltern ſind im Calvinismus geſtorben, und ich habe Befehl, ſie in's Kloſter ſtecken zu laſſen.

Was haben Sie für Nachrichten aus Schottland? fragte Georg.

Der Graf Udallon iſt todt! war die Antwort; er iſt geſtorben, ehe er die Realiſirung ſeines Lieblingsplanes, der Vereinigung unſeres Ordens mit den alten Templern, erlebte. Jetzt iſt das Werk in's Stocken gerathen. Wir haben die Hand geboten, aber man verlangt zu viel von uns. Wir ſind ſelbſtſtändig. An einem Paar Geheimniſſen mehr kann uns nicht viel liegen. Wir ſind von einer ſeltſamen Ahnung ergriffen, ſtreifte ich ein wenig an der Capuze hin und warf einen forſchenden Blick auf die dadurch flüchtig enthüllten Züge; ſie ſchienen mir die von Dionys zu ſein. Ein Entſetzen, wie bei einer Erſcheinung aus einer andern Welt, packte mich; ohne ein Wort zu ſagen, ließ ich die Hand aus der meinigen gleiten und zitterte heftig. Der Verhüllte ſtand noch eine Weile unbeweglich vor mir, dann verſchwand er in den Morgennebeln den Kreuzgang hinauf. Ich hatte nicht den Muth, ihm zu folgen. Mein ganzes Weſen war in einer fieberhaften Aufregung.

Als ich nach Hauſe kam, erleichterten Thränen meine Bruſt. Die lebhafte, mit Schrecken gemiſchte Erinnerung an den geliebten und verlorenen Freund meiner Jugend übermannte mich mit einer unglaublichen Stärke. Ich tadelte mich bitter, daß ich im Geräuſch meiner frivolen die Beſitzer der weltlichen Verhältniſſe. Der Fürſt von Naſſau, der früher ſein Weſen in der Nähe von Hannover trieb, iſt jetzt an die Stelle des alten Grafen gekommen; doch wird auch er keine Seide ſpinnen. Der Pater Ulrich iſt Prinzipal des Ordens geworden und lebt in Coimbra, der gute ehrliche Maſter Thony, der uns die ſchönen Geſchichten erzählte, iſt Prior in einem Kloſter zu Grenoble geworden und mein ehrwürdiger Lehrer, der als Köhler die wichtigſten Geſchäfte betrieb und leitete, lebt noch in Schottland und unterrichtet Jünglinge, die wir ihm zuſchicken. Vom Doktor Onofrius weiß ich nichts. Man hat ihn geſehen in England, dann Andere in der Wüſte Thebais, er taucht auf und verſchwindet, ein geheimnißvoller Charakter, der ſich aber egoiſtiſch ſelbſt verzehrt.

Und nun, Du theurer Freund, wie hat ſich Dir das Räthſel des Daſeins entſchloſſen? fragte Georg. Rede offen zu mir, ich werde jedes Deiner Worte im ſtillen Schreine meines Herzens verſchließen.

Der Graf verharrte lange im Stillſchweigen, endlich, ehe er ſprach, richtete er einen langen, forſchenden Blick auf den Freund. Ich denke, ich werde Dir nur wenig ſagen können, unſere Wege liegen zu ſehr von einander ab. Du wirſt wiſſen, daß ich in Indien war.

So wurde mir geſagt! Du biſt mit dem Erzprieſter Chayla verbunden?

Nicht verbunden! rief Rodebert, er hat mich gewürdigt an dem Werke, das er ſchafft, Theil zu nehmen. Das kann man nicht mit einander verbinden nennen. Ich verehre ihn wie einen Heiligen; er ſieht mich, was ich auch bin, nur für einen Menſchen an. Welch ein Mann iſt das! Was hat er für den Glauben gelitten! Ich war ſein Pfleger, als man ihn zerſchlagen, geſchunden, zerbrochen in unſere Niederlaſſung brachte. Als wir ihn als ſterbend betrachteten, und an ſeinem Lager beteten, ſahen wir ihn mit verklärten Augen gen Himmel ſchauen, und die Worte entglitten ihm: Ich danke Dir, Gott! daß Du mich dieſer Qualen für würdig gefunden! — Die andern Brüder wurden von dieſer Glaubensfreudigkeit erſchüttert, ich aber wurde hingeriſſen! Mit einem theuern Eide gelobte ich mir, ihm zu folgen, in ſeine Fußſtapfen zu treten.

Georg war bis zu Thränen gerührt! Er ſchloß des Prieſters Hände in die ſeinigen und rief: Olivier! iſt's möglich, Du, ein Chayla!

Nun, und weshalb nicht? fragte der Prieſter ſtrenge.

Ich kann, ich darf nichts weiter ſagen! rief der Freund. Ja, Du haſt Recht, unſere Wege trennen ſich! Es iſt kein Uebereinkommen möglich. O Himmel! Wer hätte das gedacht.

Beide ſchwiegen.

Warum dieſer Trotz? Dieſe Schmähung auf einen Mann, der dem Himmel, den Heiligen gehört? fragte der Prieſter.

Kein Trotz, keine Schmähung! rief Georg außer ſich, nur gänzliche Unfähigkeit, dies zu begreifen! Dieſer Mann, den Du für einen Heiligen anſchauſt, mir erſcheint er — als ein Wüthrich, als ein Henker des Menſchengeſchlechts. Hier haſt Du unſern abweichenden Glauben! Ach, laß uns nicht mehr davon ſprechen. Hoffentlich wirſt Du menſchlicher ſein, wenn Du an ſeine Stelle berufen würdeſt.

Menſchlicher? rief Rodebert. Was nennſt Du menſchlich? Beharren in der Sünde, und mit der Sünde zum Teufel fahren? Iſt Dir das menſchlich?

Um Gottes Willen, nein! rief Georg. Menſchlich iſt Menſchenrechte anerkennen, und Menſchenrecht iſt ſeinem Glauben folgen. Wer hat Dich geſetzt über Deinen Nächſten, ihm mit Feuer und Schwerdt vorſchreiben, was er glauben ſoll? Selbſt ſchwache Irrende gehen wie als eingebildete Herren den andern Irrenden voran!

Irrende? rief der Pater. Du vergißt, daß wir Prieſter eines Ordens ſind, der nicht irrt, der die Glaubensreinheit bewahrt, und zur Pflicht hat, ſie der ſchwachen Menſchheit einzuprägen.

Es iſt genug! rief der junge Mann, hier iſt kein Streit möglich. Laßt uns abbrechen.

Der Diener kam und meldete, daß die Prinzeſſin den Pater erwarte.

Georg folgte ſeinem ehemaligen Genoſſen in den Empfangſaal der Abtei; dort fanden ſie ein junges Mädchen von blendender Schönheit und von ſechszehn Jahren ungefähr. Sie ſaß am Fenſter, und blieb auch ſitzen, obgleich der Pater vor ihr ſtand.

Was wollen Sie von mir, fragte ſie mit vollem Tone, Sie haben mich herbeſchieden?

Mein Fräulein! erwiderte der Jeſuit, ich habe den Auftrag, Ihnen anzukündigen, daß Sie in das Kloſter müſſen. Die Benedittinerinnen des einige Stunden von hier entfernten Aſyls ſind bereit, Sie aufzunehmen.

Aber ich will nicht hinein! ſagte das junge Mädchen mit großer Entſchiedenheit, indem dabei ihre dunkeln Augen den Pater durchbohrten.

Weshalb nicht? fragte dieſer.

Weil ich Papa immer habe ſagen hören, daß die Klöſter nur voll Närrinnen ſtäken, die nicht wüßten, was ſie wollten. —

Ihr Herr Vater war im Irrthum! bemerkte Rodebert mit ſanfter Stimme.

Er war im Irrthum? rief ſie, nun gut, ſo bin ich auch im Irrthum. Ich gehe nicht in's Kloſter.

Machen Sie nicht, daß die liebende Mutter die Kirche Sie zwingt, hineinzugehen.

Ich will ſehen, was man mit mir machen will! begann die Prinzeſſin. Sie haben mir alles genommen; die Beſitzthümer meiner Aeltern ſind fort, ſelbſt was mein Vater als Eigenthum beſaß, hat man genommen. Meine Mutter iſt todt, ich habe keine Geſchwiſter, ich bin ganz allein in der Welt, meine Verwandten haben ſich den Prieſtern beigeſellt. Gut, ich will ſehen, was man mit mir anfängt. Ich proteſtire gegen das Kloſter, wird man mich dahin ſchleppen?

Man wird auf Sie, mein Fräulein, angeſehen

Ihrer verlaſſenen Lage, durch Ueberredung und durch Lehre zu wirken ſuchen.

Nun, ſo beginnen Sie! Belehren Sie mich! Ich höre!

Dieſe Belehrung wird im Kloſter vor ſich gehn.

Ach, alſo im Kloſter! rief die Prinzeſſin, wenn man bereits die Thüren hinter mir zugemacht hat, dann will man mir beweiſen, daß man ein Recht gehabt, mich dahinzuſtecken. Das nennt man betrügen, nach unſerer Sprache! —

Bedenken Sie, hub der Prieſter von neuem an, daß die Welt Ihnen nichts bietet, was würdig Ihrer Achtſamkeit wäre, daß ſie im Kloſter frühzeitig gegen alle Schmeichelkünſte der Erde geſchützt werden.

O, was dieſe Schmeichelkünſte betrifft, rief die junge Dame, da ſoll man mir erſt Zeit laſſen, zu unterſuchen, ob ſie in der That ſo verderblich für mich ſind, als man es behauptet. Ich bin in die Schule bei meinem Vater gegangen, und der hat mich gelehrt, daß der albernſte Unſinn, die verrückteſte Dummheit, die verderblichſte und boshafteſte Lüge auf Seite der Pfaffen iſt.

Rodebert ſchwieg und gab einem Dominikaner, der ihm gefolgt war, einen Wink. Dieſer näherte ſich dem jungen Mädchen und bat ſie aufzuſtehn.

Die Prinzeſſin gehorchte. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür des Saales, und die Aebtiſſin der Benedictinerinnen erſchien auf der Schwelle der Thür. Es war eine große impoſante Figur, mit einem ſtolzen und befehlenden Ausdruck.

Die Prinzeſſin wandte ſich ab, und that als ſähe ſie ſie nicht.

Rodebert hatte die Aebtiſſin mit einer tiefen Verbeugung begrüßt; dieſe fragte mit einem ſtummen Winke, ob jene die Aufzunehmende ſei. Auf die Bejahung ſchritt ſie auf die Prinzeſſin zu, erfaßte ihre Hand, und war bemüht ſie mit ſich fortzuziehn.

Madame, ich gehe nicht mit Ihnen! rief die kleine Widerſpenſtige. Und wenn ich gehen muß, ſo werden ſie ſehn, daß ſie es zu bereuen haben.

Meine Tochter folge mir! rief die Matrone mit einer Stimme, der man den Gehorſam unmöglich verſagen konnte. Du wirſt einmal die getreueſte Dienerin des Himmels werden, und wozu man Dich heute zwingen muß, übers Jahr wird es Dein eigner Wille ſein. Folge mir.

Die Prinzeſſin blickte die Aebtiſſin an, mit einer Miene als wollte ſie ſagen: Woher weißt Du das, was Du mir eben geſagt? Allein ſie ſchwieg und beide verließen den Saal, von dem

Prieſter ehrfurchtsvoll bis an die Thür begleitet. Als ſie fort waren, ging eine Miene des Triumphs über das finſtere Antlitz des Jeſuiten. Sie iſt in ſichern Händen! Kerker und Geißel warten ihrer. Der teufliſche Unſinn, den ihr der wahnſinnige Vater beigebracht, er wird nicht lange Stand halten gegen die Bemühungen dieſer Weiber.

Ich kann nicht leugnen, hub Georg an, die kindliche Widerſetzlichkeit der Kleinen hatte etwas rührendes für mich! Die wenigen, weichen Worte der Aebtiſſin, wie ſie ſogleich beruhigend auf ſie wirkten, machen mich glauben, daß mit irgend einer menſchlichen Behandlung die Bekehrung raſch vor ſich gehen wird. Doch Strenge würde alles verderben; der würde ſie Trotz entgegenſetzen, und dieſen ſo weit treiben, daß ihr Leben auf dem Spiele ſtehen würde! —

Georg blieb noch einen Tag. Es wurde Manches zwiſchen den ehemaligen Verbündeten geredet; allein das Band des Vertrauens fehlte. Sie trennten ſich, indem Jeder der feſten Ueberzeugung war, daß keiner den Andern jemals wiederſehn würde.

An der Grenze Languedoc's nahm auch Paraclet von ihm Abſchied. Der kleine Muſelmann hatte den Wunſch ihn begleiten zu dürfen; ſein Pflegevater nahm dies ſehr übel. Wie? rief er, auf dem Wege zu Deinem Heile, im Begriff den Glauben anzunehmen, willſt Du mit dem fremden Herrn wieder in die Welt ziehn?

Allah iſt groß! rief der Bewunderer von Georg's heldenmüthiger Geſtalt.

Aber Du biſt klein! erwiderte der Pflegevater. Begieb Dich wieder hinter mich auf Deinen Platz, Du gehſt mit mir wieder fort. Der Kleine gehorchte: Georg zog ſeines Wegs weiter.

Der Brand des Heidelberger Schloſſes.

Nach einer Abweſenheit von einem Jahre trat Georg in das Kabinet ſeiner Couſine. Die Pfalzgräſin war eben beſchäftigt ein Päckchen Briefe nach Deutſchland zu ſenden. Sie begrüßte ihren Boten mit der größten Freude. Georg, mein Georg! rief ſie, biſt Du wieder da? Nun was bringſt Du?

Nichts Gutes Herzogin! erwiderte der junge Mann. Ich komme von den rauchenden Trümmern Ihres väterlichen Schloſſes.

Georg! mein guter Junge! ſo hat alſo der Herr über mich entſchieden! Haſt Du's brennen ſehen? fragte die Herzogin.

Bis auf den letzten Augenblick war ich thätig Unheil zu verhindern, aber es war nicht gelun-

Umgebung ſeine ernſte Todesſtunde ſo ganz aus dem Sinne verloren hatte. Gegen die grenzenloſe Liebe und faſt heilige Treue, die er mir gewidmet, erſchien mir jetzt Alles, was ich von dieſen beſeligenden Gefühlen erfahren, nur kalt und unbedeutend. Troſtlos vor Schmerz und Reue wand ich mich auf meinem einſamen Lager, immer wieder den Namen Dionys ausrufend, mit einer ſo klagenden und rührenden Stimme, daß Achill, davon erwachend, in meinem Zimmer erſchien, um nach dem Grunde dieſer Wehelaute zu fragen. Ich erzählte ihm, daß ich den Geiſt meines Freundes geſehen; doch er, kälter und unbefangener geſtimmt, machte mich glauben, daß meine aufgeregte Phantaſie Schuld an dem ſcheinbar Außerordentlichen dieſes Vorgangs ſei. Ich warf ihm mit Härte vor, daß er ungläubig ſei, und er antwortete mir mit großem Ernſte, daß er in gewiſſen Fällen eine unmittelbare Berührung einer uns fremden Welt zugebe, auch an gen. Die Burg Ihrer Väter, liebe Charlotte, liegt in der Aſche. —

O Gott! und ich lebe hier! lebe hier in Feſſeln! kann nicht hin, nicht meine Thränen mit denen meiner lieben Pfälzer miſchen! jammerte die edle Frau. So hat mich der elende Lorraine auch damit betrogen: er verſicherte mich, daß man die Burg ſchonen würde.

Gerade er brachte den Befehl Louvois ſie zu verbrennen! rief Georg.

Erzähle mein Junge.

Nichts möchte ich Euch ſagen, rief der Aufgeforderte, von den Landſtraßen und den Dörfern und Flecken, die ich durchzogen, ſie alle gaben mir das Bild der Verwüſtung, ſo ſchrecklich, ſo entſetzlich, wie ich's mir nur denken konnte. Ich traf auf ganze Züge von Landleuten, die ihrer Habe beraubt, den Bettelſtab ergriffen hatten. Die Heerden waren fortgetrieben, die Frucht auf den Feldern zertreten, die Häuſer verbrannt. Als ſie mich erkannten, riefen die Meiſten derſelben mir Verwünſchungen nach. Sie nannten auch ihren Namen, Prinzeſſin, und zwar als Urheberin des Elends, das über ſie gekommen. Die wenigſten hielten meinem Worte ſtand, und die mich anhörten, ſuchte ich von der Wahrheit der Verhältniſſe zu überzeugen, daß Ihr völlig unſchuldig ſeid, daß Ihr für ſie gebeten, aber umſonſt.

Tage habe ich durchweint, die Nächte nicht geſchlafen! rief die Prinzeſſin händeringend.

Es fruchtete wenig, was ich auch ſagen mochte, fuhr Georg fort. Sie, ſie iſt an dem maaßloſen Elende ſchuld! riefen immer Einige dazwiſchen. Weshalb hat ſie geheirathet! Weshalb hat ſie ſich und ihr treues Land dem Fremden hingegeben!

Es iſt wahr! rief im dumpfen Schmerze Charlotte.

Ich machte ihnen dagegen begreiflich, daß der Tod von Ihrem Bruder, der ohne Erben geſtorben, das Land den Franzoſen freigegeben! Daß der Kaiſer Sie aber nicht verlaſſen würde! daß ganz Deutſchland zu Ihrem Schutze aufſtehen werde. Ach, ſie glaubten es nicht.

Und ich glaube es auch nicht! rief Charlotte. Wenn es ſchon ſo weit gekommen iſt, was iſt da noch zu retten. Es fehlt nur der franzöſiſche Prinz, der ſich ein neues Verſailles auf den Trümmern der Stätte deutſcher Herrlichkeit gründet. Und dieſer Prinz wird bald gefunden ſein! Oder der König giebt es Louvois, als ein Zeichen ſeiner Gunſt, und ich — ich muß dem neuen Herzog von der Pfalz hier huldigen! Grauſames, unerbittliches

Geſchick, wann wirſt Du aufhören, mich und die Meinen zu verfolgen! Noch geſtern habe ich den König unter Thränen gebeten, mich hinreiſen zu laſſen. Wozu, Madame! ſagte er; es iſt alles in Ordnung! Wie könnte ich's je verantworten, Sie dem Trotz und dem Uebermuth eines eroberten Landes preis zu geben?

Und es wäre auch nicht gut, rief Georg, wenn Sie jetzt kämen, Couſine! Die Aufregung iſt zu groß! Eine Geſchichte unter unzähligen. Sie kennen ja wohl noch den Prediger Henſel?

Er hat mir den erſten Religionsunterricht ertheilt? rief die Herzogin.

In ſeinem Hauſe wohnte ich, ſagte Georg, ſo lange der Unglückliche noch ein Haus hatte. Er iſt über ſiebzig Jahr alt; ſein Sohn iſt Prediger in Neckarſteinach, war damals gerade mit ſeiner Familie in Heidelberg. Die Franzoſen, heißt es, ſtürmen die Stadt! Man wollte es nicht glauben, weil Tags vorher ein Parlementair in's franzöſiſche Lager geſchickt worden und gute Nachrichten gebracht. Wir ſitzen, ich und der ehrwürdige Greis eben bei einer Parthie Schach, als es heißt, der Feind iſt da. Schüſſe fallen, Tumult in den Straßen. Ich eile zu der Abtheilung Soldaten, die ich mir ausgebeten, und die ich befehligte.

Sie beſetzen die Straße. Ein franzöſiſcher Anführer dringt auf mich ein. Freund oder Feind? fragte er. Diener der Frau Herzogin von Orleans! rufe ich. So ſchließen Sie ſich an uns! entgegnete er. Ich ſtehe auf Seite der Städtiſchen! wie ich! Ihren Degen, mein Herr! herrſcht mir der Mann zu, und zu gleicher Zeit umzingelt man meine Leute, die ſich anfangen zu wehren. Wie? rufe ich, was ſoll das? Der Magiſtrat hat das Recht ſich Söldner zu halten, um Unordnungen in der Stadt zu verhüten! — Es giebt keinen Magiſtrat mehr! ruft er, der Befehl iſt gegeben, die Stadt für erobertes Eigenthum zu erklären. Entſetzt, verwirrt, gab ich meinen Degen. Von meinen Soldaten verlaſſen, ſtehe ich da ohne Waffen. Landsmann! ruft der Offizier leiſe; als einen Diener der Herzogin bin ich Ihnen Achtung ſchuldig. Nehmen Sie hier Ihren Degen, aber geben Sie es auf für die Stadt etwas zu thun, ſie iſt verloren.

Mit dieſen Worten erhoben die Sturmglocken ihren Lärm! Alles ſtürzt aus den Häuſern; der Tumult, der Lärm auf den Gaſſen wächſt.

Ich eile zu dem Hauſe, daß ich vor einer Stunde verlaſſen! Himmel! wie finde ich's wieder. Soldaten ſchleppten eben gefeſſelt den alten Henſel mir entgegen! Retten ſie meine Kinder, mein Enkel! ruft der ehrwürdige Greis und verſchwindet. Ich breche mir Bahn in's Haus, da ſehe ic eben zwei Grenadiere mit der Frau und der Tochter ringen, deren Kräfte eben ſchwinden. Zurück! rufe ich und ſtoße die Frechen fort. Di junge Frau, die Schwiegertochter des alten Henſe fällt mir um den Hals, nennt mich ihren Rette eben daſſelbe thut die jüngſte Tochter, ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren.

Kommen Sie! Folgen Sie mir! rufe ich ihne zu! Die Gartenthüre iſt offen, wir flüchten dor hinaus! Wo iſt Ihr Mann?

Beim Magiſtrat! rief mir die Frau zu. E iſt mit einem der Stadtverordneten verwandt.

Wir eilen durch den Garten. Das jüngſt Kind der Mutter iſt auf ihrem Schooße, das ältere Mädchen führt ſie an der Hand, ich hab den Jungen an der meinigen.

So gelangen wir bei anbrechendem Abend glücklich nach Handſchuhheim. Bei einer befreundeten Familie finden die Flüchtlinge Platz, ich eile wieder fort, um mich nach dem Geſchick de Vaters und des Sohnes zu erkundigen. Ich hatte einen franzöſiſchen Orden angelegt; man machte mir überall Platz. Ich erkundige mich nach dem

Prediger Henſel, man weiſt mich zu einer Gruppe Gefangenen, die abgeführt werden ſollen. Das Geſicht eines alten Mannes, der halb von mir abgewendet an einem Baume ſteht, kommt mir bekannt vor; ich ſuche zu ihm zu dringen; in dem Augenblick ſieht er ſich um, es iſt ein gänzlich Fremder! Mein Freund, ſpreche ich ihn an, haben Sie nichts von dem Prediger Henſel gehört. Dort iſt er! ſpricht er, zeigt kalt auf einen Haufen Todter. Der Kolbenſchlag eines Soldaten hat ihn getödtet. O brächte er auch mir den Tod! Ich habe die Meinigen zu meinen Füßen ſterben ſehen.

Unfähig ſeinen Schmerz zu theilen, eile ich auf die Leiche zu. Da liegt der würdige Greis! ſeine Kleider ſind von Blut geröthet! Vielleicht iſt noch Leben in ihm! rufe ich, und ziehe ihn mit Anſtrengung unter den ihn Ueberdeckenden hervor. Ach, umſonſt: er hat vollendet! Ich trage ihn mit einem Soldaten in ein leerſtehendes Haus. In dieſem Augenblicke wird der Schwiegerſohn vorbeigeführt. Er erkennt uns und eilte zu uns. Sein Führer widerſetzte ſich, ein kurzes Gedränge entſteht, und unwillig hierüber verſetzt ihm der eine Soldat einen Hieb auf den Kopf. Er taumelt und fällt! Todt? ruft der Soldat, der hugenottiſche Hund! iſt er todt? Ich ſpringe hinzu, und reiße dem Soldaten die Waffe aus der Hand. Er weicht zurück, und ich ſchreie ihm zu, daß der Unglückliche ein Freund von mir iſt! Es gelingt mir den Armen betäubt in daſſelbe Haus zu führen, wo der Vater als Leiche liegt. Er dankt mir unter Thränen und bittet mich nach ſeinem Weibe, ſeinen Kindern zu ſehn. Ich verſpreche es ihm, wähle zwei Soldaten, die ich als Poſten vor die Thür ſtelle und eile fort.

Aber ehe ich das bekannte Haus in Handſchuhheim erreiche, übermannt mich die Müdigkeit! Ich hatte allerdings an dieſem ſchrecklichen Tage meinem Körper zu viel zugemuthet; er verlangte, daß ich ihm Ruhe gönnte. In einer ehemaligen Schenke trete ich ein, und werfe mich auf einen Seſſel nieder. Das Zimmer iſt voller Mönche, die ſich aus dem Kloſter hierher geflüchtet haben. Die Soldaten erweiſen ihnen Ehrfurcht, und ich ſehe, wie ſie ihr Amt verſehn bei einigen Verwundeten und Sterbenden, die man ihnen zuträgt. Einer darunter ruft ganz laut: Sieger! Sage der neuen Regierung, ſie wird den hugenottiſchen Kurfürſten hinausbringen; wir werden wieder, was wir längſt zu ſein wünſchten, in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche verſammelt werden.

Hund, von einem Papiſten! ſchrie ein derber pfälziſcher Bauer, der mit verwundetem Arm hier lag. Willſt Du ſchweigen. Waren wir nicht glücklich unter dem Pfalzgrafen, dem Vater der Herzogin? Haſt Du nicht ſelbſt Haus und Hof unter ihm Dir erlungert? und jetzt ſprichſt Du ſo!

Er holte mit einer Hacke aus, die neben ihm lag; die Mönche hielten ſeinen Arm. Der Geſcholtene lachte!

Ich raffte mich auf und ging weiter. Das Haus im Dorfe war bald gefunden, aber es ſtand leer. Plündrer hatten hier gehauſt; Blutſpuren überall ſichtbar. Mein Entſetzen war groß, ich wagte kaum einen Schritt in den Garten zu thun! Himmel, was ſah ich dort. An einen Baum geknüpft, mit Wunden bedeckt, ſchwankten die Leichen der beiden Weiber vor mir, zu ihren Füßen lagen die Kinder mit zerſchellten Köpfen. Der Knabe fehlte. Als ich weiter ging, hörte ich etwas ſtöhnen, ich bleibe ſtill, da kriecht das Knäbchen unter einem Gebüſch hervor, mit halb zerſpaltenem Gehirn, aber noch lebend, bittet es mich um den Tod. Ich ſtehe und ſehe mit Entſetzen den armen kleinen Zuſammengehauenen an. Es fehlt ihm ein Arm, der Schädel war geſpalten! Ich nehme ihn in den Arm, unter erbarmungswürdigem Gewinſel ſtirbt der Kleine!

O Himmel! rief die Herzogin, und hielt ſich die Hände vor's Geſicht.

Was ſoll ich noch ſagen? nahm Georg wieder das Wort. Darf ich auch von dem Schickſal des einzig übrig gebliebenen Mannes ſprechen? Muß ich nicht fürchten, Euch zu ſehr zu erſchüttern?

Bejammernswerthe, unglückſelige Stadt. Kaum habe ich mich von dieſer Scene des Schreckens losgeriſſen und eile über die Brücke, ſo ſehe ich den Himmel ſich röthen. Wolkenmaſſen von Rauch wirbeln in die Höhe und mit allmächtigem Glanze, wie der Krater eines feuerſpeienden Berges erheben ſich die Flammenſäulen aus der Höhe des Schloſſes gen Himmel. Das Schloß brennt! rufen einige Stimmen. Unmöglich! erwiderten Andere. Die Unantaſtbarkeit des Juwels in der Pfalz iſt ja verbrieft und beſchworen! — Was iſt denn das? fragen die erſten Stimmen, die Flammen ſteigen aus den Gemächern des Schloſſes! Alles bleibt ſtehen und ſtarrt empor. Da durchzuckt ein wilder Schrei die Lüfte! Ganze Schaaren Fliehender ſtürzen ſich den Weg hinab, ſie kommen vom Schloſſe. Sprecht! rufen wir ihm entgegen, was iſt das? Wo brennt es?— Der Otto Heinrichsbau! iſt die Antwort. Die

Nichtswürdigen! ſie brechen jeden Vertrag, ſie haben Feuerbrände in den uraltheiligen Bau geworfen! Es iſt aus mit Heidelberg! — Die Raſenden! rufen wir! Führt man ſo Krieg? Mordbrenner ſind es! Auf, rettet die alte Burg unſeres Herrn!

Ich rufe es, es ziehen mit mir eine Anzahl beherzter Männer, die mit hinauf ſtürmen. Der gewöhnliche Weg iſt verſperrt! die Steine des Bodens ſind aufgeriſſen und daraus eine Abwehr gebildet, die den Fuß der Stürmenden hemmt! Wir, nicht einen Augenblick unentſchieden, wählen den ſteilen Pfad, der zwiſchen Häuſern, zum Theil über dieſe hinüber, hinaufführt. Die Flammen ſchlagen uns entgegen! Tumult, Geſchrei, Schießen, wilder Beifallruf und knirſchendes Wuthgeſchrei vermiſchen ſich mit einander. Eilig ſind wir oben. Da ſtürzen die herrlichen Steinbilder ſoeben von ihren Geſtellen. Der ehrwürdige Saal, zum Empfange der Fürſten eingerichtet, mit den Gemälden des Stammſitzes der pfälziſchen Familie geziert, er ſteht noch unverſehrt. Wir dringen ein, es gelingt uns, an der Südſeite eine Verbindungswand niederzureißen. Mit dem wenigen Waſſer, das der Schloßbrunnen, die zwei andern ſind verſchüttet, liefert, verſehen wir uns und ſich erfahren habe; bei meinem Abenteuer dieſes aber nicht zugeben könne.

Die Geſpräche, die ich hierüber mit Achill führte, entwickelten mir immer mehr die ſtolze, ehrenhafte und ungewöhnliche Färbung ſeines Charakters. Schon früher, bei Gelegenheit meiner Bücherſammlung, die er muſterte, habe ich angeführt, wie er in einer knechtiſch ſervilen Zeit politiſch kühn und frei dachte. Wenn es in den damaligen Verhältniſſen Deutſchlands gelegen hatte, Männer hervorzurufen und heran zu bilden, wie ſie England in ſeinen Walpole's und Bolingbrocke's aufzuweiſen hatte, ſo hätte gerade der Graf von Dohna ein ſolches hellleuchtendes Meteor ſein müſſen; allein das zerſtückelte Staatenſiſtem Deutſchlands hat nie große politiſche Talente begünſtigt. Dieſe Lehre giebt ſchon das unglückliche Schickſal Patkul's. Von Souverainen, die abwechſelnd ihn brauchten, abwechſelnd auf das kleinlichſte verlaſſen, forderte richten es gegen die brennenden Balken des Nachbarbaues. Eine Weile gelingt es, den ſchönen Saal zu retten; doch umſonſt, die Flammen ſind zu gewaltig. Dort, wo der Saal durch eine Gallerie mit dem nördlichen Theile des Schloſſes zuſammenhängt, gelingt es der Flamme, ſich Bahn zu brechen. Mit entſetzlicher Schnelligkeit ergreift ſie die gemalten Decken des Ganges, und ſich an den hölzernen Pfeilern anklammernd, überſchwemmt ſie bald die Giebel des Saals, die er ſtolz emporſtreckt. Von den brennenden Giebeln bis zur Ueberhandnahme im Saale iſt nur ein Schritt; er wird vom Feuer raſch gethan. Wir, die wir an den verſchiedenſten Theilen des Baues beſchäftigt ſind, ſehen kaum die Gefahr, die uns droht, bis die brechenden Gerüſte, auf denen wir ſtehen, ſie uns zeigen. Wir ſind wieder im Saal vereinigt! Jetzt gilt's zu fliehen, rufen ein paar der Genoſſen; es iſt Alles verloren! Kommt, ich führe euch eine Treppe, die ich weiß. Wir dringen dahin: ſie iſt verſchüttet. In dieſem Augenblick ſtürzt die Decke des Saals nieder und hüllt uns in einen dichten Schleier von ſchwarzem Staube. Die Flamme iſt erſtickt. Wir erklimmen die Balken und nach wenigen Momenten gefahrvollen Kletterns gewinnen wir die große Steintreppe, die von Flammen umwogt wird, ſelbſt aber unverſehrt iſt. Ueber dieſe Stufen retten wir uns; ich der letzte. Meine Blicke hängen noch an den theuern Ueberreſten, die von dem Elemente verzehrt werden! Da ergreift mich ein Arm und eine Stimme ruft: Um Gottes willen! fort! Siehſt Du nicht den Thurm, der brennend und ſich ſenkend auf uns hinzuſtürzen droht? Es war dem ſo! Der ſchöne Bau, auf dem ihr Herr Vater, Couſine, und ſie ſelbſt in mondhellen Nächten oft geweilt, und ſich die Schönheit der nächtlichen Welt des geſtirnten Himmels ihren hinaufſchauenden Blicken offenbarten, er war in ſeinen Grundfeſten erſchüttert und drohten über uns zu fallen.

So wichen wir denn! Langſam zogen wir uns in den nahen Wald, bis hinauf zum Wolfsbrunnen! Da ſaßen wir einſam! Um uns flüſterten die Bäume im Weſtwind, unter uns das Meer von Flammen, das das Schloß und die Stadt verzehrte. Es war ein Anblick, den ich nie, ich mag ſo alt werden wie nur irgend möglich, vergeſſen werde. Die Stille oben, das Geſchrei, der Tumult, das Wehgeheul unten. In dieſem großen Moment fanden ſich unſere Seelen zueinander. Wir faßten Einer die Hand des Andern und mit deutſchem Bruderſchlag gelobten wir die Schmach zu rächen, die fremde Plünderer an den Heiligthümern unſeres edlen Vaterlandes verübten. Wir gelobten, ſo Wenige wir waren, Jeder auf ſeine Weiſe den Vernichtungskampf gegen dieſe nichtswürdige Nation, die auf dieſe empörende Weiſe Krieg zu führen gewohnt iſt, zu kämpfen. Und wir werden dieſen Schwur halten. Jeder der Jünglinge zog ſeine Straße: es waren derbe, unverdorbene Naturen. Die Folgezeit wird lehren, was ſie leiſten, und wenn Jahrhunderte darüber vergehen, der Saame iſt ausgeſtreut: von Geſchlecht zu Geſchlecht erbt er fort. Der Brand Heidelbergs iſt die Sonne geweſen, an deren Gluthſtrahlen er Kräfte ſammelte! —

Georg hielt hier inne in ſeiner Erzählung; ein Blick auf ſeine Zuhörerin ſagte ihm, daß er zu weit gegangen war in der Schilderung des Gräuls, den er mit angeſehen. Charlotte immer aufmerkſamer zuhörend, immer bläſſer werdend, vermochte zuletzt nicht dem Drange ihres empörten Gefühls Einhalt zu thun. Sie lehnte in ihrem Stuhle zurück, ſie ſchloß die Augen, und ein Marmorbild ſaß vor dem entſetzten Sprecher. Was iſt Euch? rief er aufſpringend und ſich nach der Thür wendend, wo er hoffte, die Damen der Herzogin zu finden. Die edle Rathmannshauſen kam ihm entgegen. Sie lief auf den Stuhl ihrer Dame zu, faßte ſie in ihre Arme.

Um Gotteswillen! rief Georg — daran bin ich Schuld! Sie wollte es erfahren, ich Thor, ich habe ihr ihren Willen gethan! Sie iſt ohnmächtig.

Nur ſtill! rief die Räthin, ſie erholt ſich wieder. Entfernt Euch, theurer Graf. So etwas will in Stille und Einſamkeit durchduldet ſein! Die arme Frau; dieſes Unglück Heidelbergs! es kann ihr Tod ſein. Sie kümmert ſich, ſie weint, ſie wacht jede Nacht im Bett, und von Zeit zu Zeit erhebt ſie die klagende Stimme: Warum mir dieſe Qual, mein Gott! Warum mir dieſe Strafe! Hab ich es gewollt, dieſen Platz hier am Hofe? Hab ich ihn mir gewählt? — Sie erwacht! Meine theure Herrin! kommt zu Euch!. Faßt Euch! Der Himmel ſende Euch Tröſtung in dieſen Leiden.

Georg hörte nur noch die letzten Worte: er ſtand auf der Thürſchwelle. Er ſah ſeine Couſine ſich erholen und ihr Haupt an die Bruſt der Vertrauten lehnen.

Iſt er fort? fragte ſie leiſe.

Er ging, untröſtlich über die Wirkung, die ſeine Worte hervorgebracht! ſagte die Räthin.

Der gute Junge! Ich hab ihm nicht gedankt!

Die Belagerung von Namur.

Nach Verlauf dieſer Friſt ließ ſie Georg mehrmals zu ſich berufen. Nachdem ſie ihm gedankt hatte für das, was er in der ewig ſchmerzlichen Begebenheit geleiſtet, und wie er es ihr mitgetheilt, ſagte ſie: Ich habe noch einen Auftrag für Dich, mein Georg. Du mußt Paris wiederum verlaſſen.

Ihr könnt mir nichts Erwünſchteres gebieten, Herzogin! erwiderte der Stallmeiſter, indem er ſich auf die Hand der Dame niederbeugte. Seit jenen Gräueln, die ich mit angeſchaut, wird es mir unmöglich, die Leute zu ſehen, die ſie anbefohlen haben.

Wen meinſt Du darunter? fragte die Prinzeſſin.

Den Marquis von Louvois! entgegnete der Gefragte. Von ihm kam der Befehl Heidelberg einzuäſchern. Turenne hatte den Krieg menſchlich geführt; es kam nach ſeinem Tode Louvois und er war es, der ihn wie einen Sohn der Hölle führte. Monſieur wußte die Veränderung in der Führung der Armeen, er täuſchte auch nur; deshalb ſandte er ſeinen Zögling, den feigen und grauſamen Lorraine dorthin. Uebrigens, wenn man das Geſicht dieſes allmächtigen Günſtlings des Königs, dieſes Louvois ſieht, kann man in demſelben die Geſchichte mehr als eines Mordbrandes bemerken. Er iſt kalt, unerſchütterlich und nur auf Verderben ſinnend.

Laſſen wir das jetzt! begann die Herzogin. Du gehſt, lieber Georg, nach Hannover. Dort ſollſt Du ma tante berichten, was Du erlebt haſt. Sie iſt mit betheiligt an den Vorfällen, denn ſie gehört ja zu uns. Bringe Ihr Grüße von mir, und berichte ihr, wie Du mich hier haſt leben ſehen! Verſchweige nichts, aber ſetze auch nichts in gutgemeintem Eifer hinzu.

Georg verneigte ſich.

Noch Eins! fuhr die Herzogin fort. Der Herr Laſiat Gervais geht mit Dir! Ich habe ihm, da ſeine Stellung hier ſeit dem Tode der Königin, ützlich ja faſt unmöglich geworden, eine Stelle u Hannover verſchafft. Seine Tochter und deren Freundin gehen mit ihm.

Sie hielt hier inne und beobachtete Georg, auf deſſen Antlitz ſie den Eindruck erlauſchen wollte, den dieſe Nachricht auf ihn machte. Als Georg kein Zeichen der beſondern Theilnahme oder Aufregung von ſich gab, wiederholte ſie nochmals: Seine Tochter Madeleine geht mit ihm. Du wirſt der Schutz der ganzen kleinen auswandernden Familie ſein. Iſt das Dir Recht?

Wenn ſich Herr Gervais mir anvertrauen will? ſagte Georg, ſo werde ich mein Möglichſtes thun, ihn ſicher ſammt ſeiner Frau nach Hannover zu ſchaffen.

Man ſpricht hier — hub die Herzogin nach einer kleinen Pauſe an — daß das Mädchen Dir gut iſt, und daß Du ihr das Verſprechen der Ehe gegeben?

Das iſt nicht der Fall! ſagte Georg ehrlich und offen.

Das hab ich gleich geglaubt, rief die Fürſtin erfreut. In dem Falle würde ich mich wohl hüten, den Wolf zum Hüter zu ſetzen. Eine kleine Liebelei! das thut nichts zur Sache. Herr Gervais iſt von meinem Willen in Kenntniß geſetzt, und weiß, daß ich nie meine Zuſtimmung dazu geben werde, daß ſeine Tochter die Deine wird. Durch widrige Umſtände haſt Du bereits zu viel von Deinem fürſtlichen Range eingebüßt, eine Mißheirath würde Dich ganz in die Menge zurücktreiben. Es würde Niemand mehr von Dir ſprechen, und meine Bemühungen, Dir den Charakter eines Prinzen von der Pfalz zu verſchaffen, wozu ich bereits Schritte gethan, würden gänzlich fruchtlos ſein. Madeleine iſt ein liebes, gutes, beſcheidenes Mädchen, geſchaffen das Glück eines Mannes zu machen, ſo wie ihre ältere Schweſter, die alberne Närrin geſchaffen iſt, das Unglück eines Mannes zu ſein; aber hierher paßt ſie nicht. Herr Gervais hat einen Verwandten, der auch Arzt iſt, deſſen Hausfrau kann ſie werden.

Georg blickte ſeine Verwandte mit ſtummer, aber bedeutungsvoller Miene an und zum erſtenmale glaubte er in ihr die Schärfe und die Ungerechtigkeit hervortreten zu ſehen, für die ſie bekannt war, wenn es Mißheirathen betraf. Er ſah hier eine Frau, die durch eine unglückliche Ehe niedergebeugt, ſich demnach hartnäckig der Schließung einer glücklichen widerſetzte. Doch hatte er noch nicht ernſtlich an eine ſolche gedacht; er gab her willig ſein Verſprechen, das mit dem Wunſche er Herzogin übereinſtimmte. —

In wenigen Tagen waren die Anſtalten zur Reiſe getroffen, und die kleine Colonie, an die ch noch ein paar auswandernde Familien ſchloſn, machte ſich auf den Weg.

Wir müſſen nachträglich noch einer Reiſe erzählen, der einzigen, die die Herzogin während res Aufenthalts in Frankreich, das heißt während ihres Lebens, machte, nämlich mit dem Könige und einem Theil des Hofes nach Flandern, zu den Schlachten und Belagerungen beizuwohnen, die daſelbſt ſtatt fanden. Fürs Erſte die Belagerung und Einnahme Namurs. Die flandriſchen Städte, ihr Glanz und ihr Reichthum, die eigenthümliche Sitte, die hier herrſchte; alles dieſes gab der Prinzeſſin Gelegenheit ihre Anſichten zu bereichern, und eigenthümliche Erfahrungen zu machen. Damals lebte die Königin noch. Die Herzogin war jung, voll Lebensluſt und beſonders gern zu Reiſen. Ein Vergnügen, das ihr dieſesmal zum ten und zum letzten Male gewährt wurde, denn bekanntlich kam ſie, die kleinen Wanderungen zwiſchen den franzöſiſchen Schlöſſern, von Paris nach Verſailles, nach St. Germain, nach St. Cloud, nach Mar- nach Fontainebleau ausgenommen, nirgends hin.

man den Staatsmann vor ein unſtatthaftes Gericht bürgerlicher Moral, und zuletzt endete man damit, ihn wie einen gemeinen Verbrecher ſterben zu laſſen, und dieſer Mord perſönlicher Rache, von einem Könige verübt, fand in der minorennen Stimme deutſcher Politik keine Rüge und kein Urtheil. Erfahrungen der Art mußten eine ſtarke, feſte, männliche Seele, wie die Achill's, mit Bitterkeit erfüllen. Er konnte die Fürſten nicht achten, denen er diente, er fand in dem kleinlichen perfiden Treiben der Politik keine Stütze und keinen Schwung, und dennoch war er dazu berufen, dieſer Politik ſein Leben zu widmen. Es kann für einen hochgeſtellten Mann keinen tiefern Schmerz geben, als mit ſeiner Zeit und Generation zerfallen zu ſein; keine größere und ſchmerzlichere Demüthigung, als berufen zu ſein, Pläne zu bilden, Entwürfe zu geſtalten, deren Realiſirung von der öffentlichen Meinung verkannt und mit Hohn zurück gewieſen wird; wenn

Es war ein Zeichen von der Prunkliebe Ludwigs, daß er zu einer Unternehmung, die rein kriegeriſcher Natur war, die Damen ſeines Hofes als Zuſchauerinnen mitnahm. Die Reiſe wurde dadurch unendlich koſtſpielig, in der Art, daß eine ſpätere Wiederholung derſelben, zum Anfange des Frühjahres 1691, die Belagerung von Mons durch den Widerſpruch Louvois, der auf die Koſten hinwies, unmöglich gemacht wurde.

Die Damen des Königs führten im Kriege ein Leben, wie ſie es in Paris gewohnt waren. Am ſpäten Morgen wurde Toilette gemacht, dann ausgefahren um die Feſtungswerke herum, hier und da mit einem bekannten Officier, der einen Poſten hatte, geplaudert, und zu Mittag fand man ſich wieder zuſammen. Der König hielt offene Tafel, was er in Paris nicht that, ſpäter ging's in die Comödie, die wegen ihres unvollſtändigen Werthes ſehr beluſtigend war. In Dünkerken ſah man den Mitridate. Den Schauſpieler, der dieſe Rolle gab, verließ das Gedächtniß gerade wo er mit Monime ſprach und er fuhr im niedrig flandriſchen Dialekt mitten hinein in die franzöſiſche Phraſe, was unbeſchreiblich zu lachen gab. Der unglückliche Mitridate, dem dieſe

Wirkung ſeines Impromptus nicht entging, wandte ſich zur Dauphine und bat ſie um Verzeihung, indem er anführte, die Mutterſprache verlange ihr Recht und man müſſe ihr auch etwas zu Gute halten. Ueber dieſe Erklärung wurde noch heftiger gelacht und getobt. Der Prinz von Conti, der Gemahl der Tochter Ludwigs, lachte dergeſtalt, daß er ſich auf dem unſichern Sitze, eben auf dem Theater, vor den Lampen nicht zu halten vermochte, und hinunter in das Orcheſter ſiel. Im Fallen wollte er ſich an etwas halten, ergriff eine Schnur, die über ihm hing, und zog dadurch den Vorhang herab, der mit Gepolter niederſtürzte. Die Flamme der zertrümmerten Lampen ergriff das Tuch und braunte einen Theil davon heraus, ehe es gelang, ſie zu löſchen. Verwirrung, Gelächter und Furcht! Der Vorhang kann nicht wieder hinaufgezogen werden und die Zuſchauer mußten ſich's gefallen laſſen, das noch übrige Stuck durch das Loch des Vorhanges anzuſehn.

Wenn das Schauſpiel zu Ende war, kam man zum Nachteſſen zuſammen. Nach dieſem fingen die Feuerwerke an und braunten die halbe Nacht durch, zur großen Freude der Damen, die ſo koſtbare und ſo geſchickt angeordnete noch nicht geſehen hatten.

Die Spazierfahrten waren beſonders bezaubernd. Gewöhnlich fuhr der König ein paar Damen und zeigte ihnen ſelbſt die eigenthümlichen Reize der flandriſchen Gegenden. Die Königin und eine ihrer Damen machten gewöhnlich den Anfang, dann kamen die Marquiſe von Montespan und eine ihrer Vertrauten, alsdann die Herzogin und ihre Damen. Alles ging in gutem Vernehmen her und der Frohſinn der Geſellſchaft wurde durch keinen Zwiſchenfall, durch keine Laune, durch keine der vielen kleinen Intriguen geſtört, die ſonſt ſtets bei der Hand ſind, wo es gilt, ein Vergnügen bei Hofe zu verderben.

Während der Belagerung von Namur erlebte die Herzogin ein Abenteuer beſonderer Art. Als ſie von einem Wege, den ſie mit einer ihrer Damen gemacht, zurückkehrte und von ſechs Pagen begleitet wurde, die Fackeln trugen, bemerkte ſie, daß einer der Knaben unregelmäßig ging und auch ſeine Fackel nicht ſo gerade hielt, als die Andern. Sie zeigte ihn dem Haushofmeiſter, der dem Zuge voranſchritt, dieſer, um ſeine Fürſorge für die Prinzeſſin zu beweiſen, rief dem Knaben zu, daß er gerade gehen ſollte, und indem er ihm einen Tritt gab, riß er ihm die Fackel aus der einen Hand und ſteckte ſie in die andere. Vergebt, rief er der Herzogin zu, es iſt wahrſcheinlich, daß der Junge betrunken iſt, ſonſt würde er ſich nicht ſo aufführen.

Der Knabe, bei dieſem Vorwurf, ſah ſich um, und die Herzogin erblickte ein ſchönes in Thränen gebadetes Antlitz, von dunkeln Locken umwallt, das ſie bittend anſchaute. Sie ließ ihn aus der Reihe heraustreten und fragte ihn, wer er ſei. Der Knabe ſtammelte etwas, ohne daß man verſtehen konnte, was er ſagte. Darauf trat er in die Reihen und der Zug ging weiter. Am andern Morgen ließ ſich ein Cavalier bei der Herzogin melden, und brachte ihr in gutgewählten Ausdrücken ſeinen Dank dar. Wofür bedankt Ihr Euch? fragte die Prinzeſſin.

Der Mann erröthete, und erſt nach nochmaligem Fragen erwiderte er: Ich habe eine Geliebte bei mir, die in Pagenkleidung mir folgt! Geſtern hatten Ihro königliche Hoheit die Gnade, ſie vor der Roheit des Hofmeiſters zu ſchützen. Leider iſt ſie unwohl, ſonſt wäre ſie ſelbſt hier, ihren Dank dem meinen zuzufügen.

Eure Geliebte? fragte die Herzogin neugierig. Iſt es Brauch hier zu Lande, daß die Damen auf dieſe Weiſe ihren Cavalieren folgen?

O nein, Hoheit, erwiderte er. Meine Geliebte iſt die Tochter des Herzogs von St. Juſte. Wir erhielten nicht die Erlaubniß, uns zu heirathen, und da faßte Arabella den Entſchluß, in Pagenkleidung ſich zu maskiren. So iſt ſie mir von England hierher gefolgt. So viel ich kann, beaufſichtige ich ſie, geſtern jedoch war dies mir unmöglich, weil ich ſelbſt durch den Dienſt abgehalten wurde.

Was wird denn aus Euch Beiden? fragte die Herzogin verwundert.

Wir warten den Tod des Vaters meiner Dame ab, entgegnete der junge Officier. Alsdann kann nichts mehr unſerm Glück entgegenſtehn. Er iſt bereits alt und kränklich.

Indem er ſo ſprach, drängte ſich aus dem Vorſaal ein Diener des Gaſthofes hinein, indem er dem Officier zurief: Monsieur, courrez vite, votre Page accouche! Der junge Mann entfernte ſich, indem er verwirrt und verlegen der Herzogin ein Compliment machte.

Die ſeltſame Anzeige des Dieners hatte den ganzen Vorſaal lachend gemacht. Die Damen der Herzogin kamen herbei und das Gelächter wurde allgemein. Der König erfuhr davon, er verlangte zu wiſſen wie die Sache zuſammenhinge, die Herzogin, ſelbſt noch immer lachend, erklärte ihm den

Vorgang mit dem Pagen. Man fand Mittel, das ſeltſame Liebespaar zu beſchützen. Die Prinzeſſin hielt ihr Wochenbett in aller Form, alsdann, auf ihren Wunſch, ſchickte man an den Herzog, ihren Vater, der ſelbſt herüberkam und ſein Kind, das unter ſo hohe Protekten gerathen war, mit freundlicher Miene bewillkommte. Der Officier erhielt einen höhern Rang, und ſomit wurde er dem Vater als Schwiegerſohn vorgeſchlagen, der nunmehr nichts gegen die Heirath hatte. —

Der Erzieher.

Wir nehmen wieder den Faden unſerer Erzählung auf.

Die Herzogin ſaß in ihrem Kabinet, und hatte ihren Sohn bei ſich, den ſie aus einem deutſchen Buche zu leſen befohlen hatte. Der Herzog trat ſchwitzend und außer Athem herein. Ach! rief er, finde ich den kleinen Tauchenichts hier? Bei ſeiner Frau Mama weilt der unartige Junge! Manſche, und ich laufe nach ihm mir die Beine wund!

Der Knabe, als der Vater eingetreten, hörte auf zu leſen, blickte den Vater an und ſagte dann mit feſter Stimme: Madame hat mir befohlen, ihr vorzuleſen. Ich leſe deutſch.

O Teufel! deutſch! hat man je ſo etwas gehört? rief der Herzog, ſich in einen Lehnſtuhl werfend; ein Sohn Frankreichs lieſt in einem deutſchen Tröſter!

Es iſt die Geſchichte der Bartholomäusnacht! antwortete die Herzogin. Er ſoll daraus ſehen, wie Fürſten nicht handeln ſollen.

Wie, Madame? Sie lehren ihn Oppoſition machen gegen die Geſetze des Landes? rief der Herzog und ſah mit großen Augen Charlotten an.

Nicht gegen die Geſetze des Landes! erwiderte ſie, ſondern gegen die, die dieſe Geſetze falſch und zu ihrem eigenen Beſten anwenden. Ein Fürſt ſoll frühzeitig gegen die Feinde ſeines künftigen Ruhmes und ſeiner Größe kämpfen lernen.

Gott, der Allmächtige, ſchütze mich! rief der Herzog. Was ſind das für Grundſätze. Sie wollen doch nicht den Knaben zu einem Staatsgelehrten machen? Man hat mir immer geſagt, daß die Bartholomäusnacht nur ein Scherz der Königin-Wittwe geweſen iſt.

Ein blutiger Scherz! rief Charlotte.

Und überdies, ſie war Königin, ſie konnte thun, was ihr wohlgefiel, murrte der Herzog weiter.

Das iſt's eben, was ich beſtreite, rief die Mutter. Wenn die Fürſten dazu da ſind, mit den Völkern ihr Spiel zu treiben, ſo wird man ſie bei Seite ſchaffen.

Die Fürſten bei Seite ſchaffen! ſchrie der Herzog. Um Gotteswillen machen Sie nicht, daß man Sie hört. Man wird vermuthen, daß hier in meinen Räumen gegen die geheiligte Perſon des Königs conſpirirt wird. Nichts in der Welt wäre mir unangenehmer als ein ſolcher Glaube. Sie ſind nicht bekehrt, Madam, Sie ſind Hugenottin geblieben und ſind es noch.

Die Herzogin lächelte. Wozu dieſer Eifer, rief ſie, wir ſprechen ja nur über dieſe Dinge, die doch einmal mit zur Welt gehören, in der wir athmen. Nicht wahr, Philipp, ſagte ſie zu ihrem Sohne, Du willſt nicht Carl IX. gleichen?

Gewiß nicht, Madame! ſagte der Knabe.

Nenne mich nicht Madame! Sage Mutter. Und was würdeſt Du mit einer Dame anfangen, die wie Catharine handelte, obgleich ſie Deine Mutter wäre?

Ich — würde ſie einſperren laſſen.

Recht, Bube. Daran würdeſt Du gut thun, rief die Herzogin. So Dich böſe Buben locken, folge ihnen nicht, und wenn es ſelbſt die eigene Mutter wäre.

Aber der Vater? frug der Herzog.

Auch der ſoll mir nichts Böſes rathen! rief der Knabe herzhaft.

Ei, ſeht doch! kleiner Großinquiſitor! Ich werde Dich lehren, Deinem Vater gute Rathſchlüſſe zu geben. Komm her! Er erfaßte den Knaben und zog ihn hin und her, und ſchüttelte ihn tüchtig. Der Knabe dagegen faßte in ſeine Perrücke, zog ſie ihm vom Kopf und lief damit im Zimmer umher. Der Herzog hinterdrein.

Satan von einem Sohn! ſchrie er. Madame, befehlen Sie ihm ſogleich, daß er mir meine Perrücke wiedergiebt!

Befehlen Sie es ihm ſelbſt.

Er hört ja nicht auf mich! rief der Kahlköpfige. Hat man jemals eine ſolche Brut geſehn! Her damit! Sogleich her! Du zerrſt mir ja alle Locken auseinander.

Endlich hatte der Vater den Sohn erhaſcht, ſich der Perrücke bemächtigt, und ſchob den Uebelthäter der Mutter zu, indem er rief: Sieh, die Augen der Mutter! Wie ſie Dir zürnt! Wie wird ſie Dich ſchlagen! Aber ich ſchlage Dich nicht, Junge! Nein, ich nicht! —

Es iſt nicht freundlich von Ihnen, daß Sie mich zum Popanz machen! ſagte Charlotte. Ich man überhaupt von einer „öffentlichen Meinung“ in damaliger Zeit ſprechen kann.

Ich war gereift genug, um dem eigenthümlichen Gange der Ideen Achill's zu folgen. Er ſprach auch gerne und oft mit mir. Die Verſchiedenheit des Alters ſchien ſich mit jedem Tage faſt mehr auszugleichen. Obgleich er nie auch den mindeſten Verſuch machte, mich von irgend einer jugendlichen Ausgelaſſenheit zurückzuhalten, ſo wußte er doch auf eine unmerkliche Weiſe mich in einen gewiſſen Kreis ernſter Anſichten und Geſpräche zu bannen, aus dem ich nachher nicht wieder heraus konnte.

Er machte, wie ich jetzt erfuhr, Pläne, Dresden zu verlaſſen. Sein Aufenthalt in dieſer Reſidenz eines ihm befreundeten Fürſten fing an jetzt nicht mehr die Annehmlichkeiten zu bieten, die ſie ihm früher in ſo reichlichem Maaße gewährt hatte. Die Animoſität des Statthalters muß mir dieſes allen Ernſtes verbitten. Ich züchtige meine Kinder nur, wenn ſie Strafe verdienen. Nicht wahr, Philipp, Du erhälſt von mir nur Schläge, wenn Du unartig biſt.

Ja! ſagte der Knabe; aber Du ſchlägſt mich ſehr oft.

Dabei liebe ich Dich aber doch! Du biſt doch mein Söhnchen, daß ich mit Schmerzen geboren, das mein Herzblut mir entreißen wird, wenn Du einſt mir meine Mühe um Dich übel vergiltſt. Vergiß das nie, Kleiner. Sie nahm ihn in die Arme, küßte ihn und ließ in wieder frei.

Soll ich weiter leſen?

Nein. Um dem Vater eine Freude zu machen, ſo ſage eine Fabel von Herrn Lafontaine her, die Du neulich gelernt.

Die vom Hahne? fragte der Prinz.

Charlotte nickte und der kleine Deklamator fing an, die Fabel von dem Hahne herzuſagen, den die Mädchen tödteten, weil er ſie zur Unzeit aus dem Schlummer weckte.

Vater und Mutter klatſchten Beifall.

Das iſt etwas für den Polizeiminiſter, ſagte der Knabe.

Warum für den? fragte die Mutter erſtaunt.

Weil er auch ein Hahn iſt, deſſen Krähen manchen Leuten ſehr unangenehm iſt.

Da haſt Du Recht, Bube, rief die Fürſtin. Sieh, das haſt Du gut herausgefunden! Der Herzog bemerkte jedoch: Für uns Fürſten, lieber Sohn, giebt es keinen Polizeiminiſter. Wir thun, was wir wollen und ſind nur Gott und den Heiligen Verantwortung ſchuldig. Die Herzogin ſchüttelte unwillig das Haupt. Der Knabe ſah bald den Vater, bald die Mutter an, als wollte er fragen, wer hat Recht?

Es wird Zeit, daß wir dem Prinzen einen Erzieher geben! hub der Herzog mit einer wichtigen, vielſagenden Miene an. Ich ſage, es wird Zeit ſein! Das Kind iſt kein Kind mehr, er thut Fragen und Ausſprüche, die über ſeine Jahre hinausgehn. Da iſt ein junger Mann, der mir empfohlen worden iſt, ein Herr Dubois! Darf ich ihn Ihnen vorſtellen, Madame?

Ich kenne ihn ſchon! erwiderte die Fürſtin.

Wie? ſo iſt er zuerſt bei Ihnen geweſen, ehe er bei mir ſich vorſtellte? fragte der Herzog gereizt.

So iſt es, rief die Herzogin. Er hatte Sie nicht gefunden, und kam zu mir.

Ach ſo! Das iſt etwas Anderes. Nun?

Er gefällt mir wohl! Er hat etwas Beſcheidenes, und ſcheint nicht ohne Kenntniſſe zu ſein.

Er ſcheint? rief der Herzog; Ich ſage, der Mann ſtrotzt vom Wiſſen. Wo man ihn anrührt, ſpringt eine Kenntniß, ein Wiſſen hervor. Er hat mir die römiſchen Kaiſer alle nach ihrer Reihenfolge genannt! Das iſt zum Erſtaunen! Ich ſagte ihm, daß ich das bewunderte.

Da haben Monſieur eine große Unvorſichtigkeit begangen.

In wiefern?

Weil Sie ihm unverholen Ihre Bewunderung kund gethan, ſagte die Herzogin. Der Mann iſt eitel, er wird jetzt noch eitler werden, und dann iſt dieſe Probe ein ſeltſames Stück Gelehrſamkeit. Was liegt an den römiſchen Kaiſern? Man kann ihre Reihenfolge wiſſen und doch dabei ein ſehr ſchlechter Erzieher ſein.

Möglich! rief der Herzog verdrießlich; doch wüßte ich im Augenblick nicht, worüber ich ihn ſonſt hätte fragen ſollen; es wäre denn geweſen, daß er mir die Reihenfolge der Päbſte hätte herzählen können. Dieſe Probe wäre noch entſcheidender geweſen.

Für mich war es wichtig, begann die Herzogin, daß er ein Stück aus Fénélon's Telemach vortragen konnte.

Aha! die Liebeshändel der Colipſo! rief der Herzog zufrieden lachend.

Nein! erwiderte die Herzogin, ſondern die Weisheitslehre des Mentor. Wir wollen es mit dem jungen Manne verſuchen. Ich werde die erſten Stunden, die er giebt, überwachen. Finde ich etwas, das ich tadeln muß, werde ich es Ihnen mittheilen.

Ach ja! Oder theilen Sie mir's lieber nicht mit! bemerkte der Herzog. Ueberwachen Sie, beurtheilen Sie, und jagen Sie ihn weg, wenn er nichts taugt. Ich habe in dieſen Tagen ſehr viel zu thun. Ich werde mich in den Orden von Maltha als Comthur aufnehmen laſſen, da iſt viel wegen des Coſtüms noch zu beſprechen. Meine Juwelen müſſen anders gefaßt werden! Der König liebt Pracht, und dieſem Willen muß Genüge geleiſtet werden.

Er ging. Auf dem Gange, wo die Thüren zu den Zimmern von Lorraine lagen, blieb er ſtehn und lauſchte. Er glaubte Weiberſtimmen zu vernehmen. Es wurde gelacht.

Madame de Grançai's Stimme! rief er. Gut, daß ſie beiſammen ſind. Ich habe ſie beide ſatt; ſie mögen ſich mit einander ergötzen! Der Lorraine iſt ein zu verdorbener Taugenichts. Zudem nahe an dreißig Jahre alt! fi donc!

Er entfernte ſich von der Thüre und ging am Ende des Ganges an eine andere Thür lauſchen.

Tiefe Stille! rief er, jetzt Guitarrengeklimper! Eine Ballade! ziemlich gut vorgetragen. Das iſt der junge Soiſſons! den ich in dieſen Tagen angenommen. Er iſt vornehm aber arm! Er ſoll mir die Schleppe des Comthurmantels tragen! Gut! Das bringt ihm vom Könige ein Geſchenk von 100 Luisdor ein! Ich gebe auch 100 dazu. Das bringt ein hübſches Sümmchen mein Sohn! Spiele nur, ſpiele! Wie der ſchöne Rizzio bei Maria Stuart, wird Dir Deine Maria auch den Dank nicht ſchuldig bleiben? —

Er entfernte ſich lächelnd, und ſchritt an der Wache vorüber, die ihm ſalutirte. —

Während der Prinz ſich entfernte, zögerte auch nicht der neu gewählte Erzieher des Fürſtenſohnes, ſeine Beſuche dort abzuſtatten, wo man ſie erwartete. Frau von Maintenon empfing den Mann und erwiderte ſeine bis an den Boden gerichteten Bücklinge mit einem gnädigen Lächeln. Ihr zur Seite ſtand ein Mann in einfacher, ſchwarzer Kleitung, der einer der wichtigſten Perſonen am Hofe war, der Pater Lachaiſe, der Beichtvater des Königs. Beide richteten ihre Blicke mit Aufmerkſamkeit auf den neuen Ankömmling.

Nun Herr Abbé! rief der Pater, wie geht's mit Ihrer Anſtellung? Iſt Alles in Richtigkeit?

Ich hoffe es, tönte die beſcheidene Antwort; Monſieur hat die Güte gehabt, mich zu prüfen, und mir als das Zeichen ſeiner Gunſt die gebotene Stelle zu geben.

Ich möchte wiſſen, in welchem Zweige des Wiſſens der prüft! ſagte Frau von Maintenon leiſe zu dem Pater, der mit einem kleinen Lächeln und Achſelzucken antwortete:

Nun und weiter? fragte der Pater. Was ſagte Madame?

Dieſe war ſchon ſchwieriger! Es galt hier wirklich etwas Poſitives zu wiſſen. Sie beſitzt, wenn auch keine Gelehrſamkeit, doch hat ſie eine dunkle Kenntniß von dem, was in der Welt ſo genannt wird. Mit Flitterkram iſt bei ihr nicht anzukommen.

Frau von Maintenon machte eine kleine hochmüthige Schwenkung mit ihrem Tuche. Der Pater hatte daſſelbe bedeutungsvolle Lächeln.

Nun? was ſprach ſie? rief er.

Sie ſprach mir, rief der Erzieher, ein Langes und Breites über das, was ein Prinz heutzutage wiſſen müſſe. Vor Allem, ſagte ſie, prägen ſie ihm ein, daß er dem Herzoge und mir Gehorſam ſchuldig iſt. Das mir war mit einem Tone geſagt, der mir andeutete, das Uebrige, was damit verbunden war, zu überhören. An dieſem Hofe, ſagte ſie, herrſchen verſchiedene Willen, es iſt nöthig, daß der Prinz frühzeitig erkenne, daß der Wille der Seinigen, auch für ihn der einzige richtige ſei. Verſchiedene Willen! auch das betonte ſie ſehr ſcharf. —

Frau von Maintenon ſah den Pater an und beide lächelten:

Es iſt überflüſſig, das beſonders zu bemerken, ſagte Frau von Maintenon. Madame weiß, daß der Wille des Königs der einzige iſt, dem Alle ſich fügen müſſen.

Dennoch ſchien ſie andeuten zu wollen, bemerkte der Candidat, daß der Wille des Königs von einer gewiſſen Seite her beſtimmt würde.

Madame mag ſich in Acht nehmen mit ſolchen Bemerkungen zu laut zu werden, ſagte Frau von Maintenon. Wie finden Sie den Knaben? —

Empfänglich! erwiderte Herr Dubois, mit einer ausdrucksvollen Pantomime begleitet.

So wird ja alles gut werden! nahm der Pater das Wort. Wir wollen unſere Gebete vereinigen, daß dieſes Kind Frankreichs zur Ehre des Herrn und ſeiner Kirche emporwachſe! —

Hiermit war die Audienz zu Ende, die der Abbé von ſeinem geheimen Vorgeſetzten empfing. Er eilte froh hinweg, indem er Anſtalten traf, ſeine Sachen in das beſtimmte Zimmer ſchaffen zu laſſen, das man im Palais für ihn eingerichtet hatte.

Die erſte Lection.

Der Abbé Dubois wartete im Gemach des Prinzen auf deſſen Erſcheinen; plötzlich wurde von einem andern Knaben, dem Sohne des Herzogs von Noailles, die Thüre aufgeriſſen, und hineinſchreitend erſchien der kleine achtjährige Prinz mit der Würde und dem Anſtande eines Königs, ſeine Schulbücher unterm Arm. Ein Gruß an den kleinen Herzog, ein zweiter an den Abbé bildeten den Eingang dieſer Scene. Pierre! Sie können gehn! rief er dem jungen Noailles zu, worauf dieſer ſich in eben ſo ceremoniöſer Weiſe entfernte. Worauf der Prinz ſich hinſetzte, eines der Bücher ergriff, es öffnete und darin las, ohne den Erzieher viel zu beachten.

Dieſer machte ſich jedoch ſelbſt bemerkbar, in dem er fragte: Iſt dies die Weiſe, wie Sie, mein Prinz, mich täglich zu empfangen gedenken?

Ja, mein Herr.

So muß ich Ihnen ſagen, daß die Herzogin, Ihre Frau Mutter, eine ganz andere Art Ihres Eintritts in die Lehrſtunden eingeſetzt hat.

Eine andere Art? fragte der Prinz, welche?

Ohne Ceremoniel! erwiderte der Abbé. Uebrigens iſt der kleine Herzog nicht Ihr Diener.

Nicht? ſagte der Knabe. Der Vater ſagte, daß alle Franzoſen meine geborenen Diener ſind. Meine Mutter wird wahrſcheinlich hierin auch anderer Meinung ſein.

Allerdings! Sie hält die Fürſten für dazu geboren, über die Rechte und das Glück des Volkes zu wachen.

Ach! Dieſe kleine Canaille, der Herzog, wache ich nicht über ſein Glück, wenn ich ihm erlaube, die Thüre vor mir aufzumachen? fragte der Prinz.

Nicht ſo eigentlich! erwiderte der Abbé. —

Nun dann! Was ſoll ich denn ſonſt für ihn thun?

Wir wollen den Herzog unbeachtet laſſen, bemerkte der Erzieher, da er nicht der Gegenſtand unſerer Beachtung ſein kann. Es iſt von allgegegen die Reichsgräfin und ihren Anhang war Schuld, daß jener nächtliche Auftritt nicht verſchwiegen blieb und ſogar zu Ohren des Königs gelangte. Man wußte, daß Friedrich Auguſt im höchſten Grade eiferſüchtig war; Frau von Coſel, wenn ſie überhaupt geſtürzt werden konnte, war nur von dieſer Seite angreifbar, und ihre Feinde aufmerkſam und wachſam genug, um eine ſo treffliche Gelegenheit, wie ſie ſich jetzt bot, nicht vorbeigehn zu laſſen. Nach einer heftigen Scene des Königs mit ſeiner Geliebten, in der er die Gräfin, wie man verſicherte, vergeblich zu einem Geſtändniß aufgefordert, ſchickte er nach mir, weil man ihm ſagte, daß ich auf's genaueſte vom ganzen Hergang der Sache unterrichtet ſei. So wie ich dieſen Befehl erhielt, war auch mein Entſchluß gefaßt. Ohne Furcht und Mißtrauen erſchien ich vor Friedrich Auguſt.

Er entfernte bald nach meinem Eintritt die Perſonen, die ihn umgaben, und indem er mich meinen Grundſätzen die Rede, die die Richtſchnur unſerer Handlungen ſein ſollen.

Die Richtſchnur unſerer Handlungen? Schön geſagt! rief der Prinz ſpöttiſch. Wie viel Jahre zählen Sie?

Dreiundzwanzig!

Wenn ich ſo alt ſein werde, rief der Prinz, werde ich der Welt bewieſen haben, was in mir ſteckt. Es iſt nur Schade, daß ſo ſehr viel Leute mir im Wege ſtehen. Da iſt Numero eins, dann Numero zwei, dann drei und dann vier! Können Sie mir nicht ſagen, wie ich alle dieſe Nummern fortſchaffe?

Wie, mein Prinz, ich verſtehe Sie nicht.

Sie ſind ein Einfallspinſel! —

Der Abbé unterdrückte eine zornige Antwort; er erwiderte ruhig: Gut mein Prinz, ein Einfallspinſel kann nicht ein Erzieher ſein. Ich werde meinen Abſchied nehmen und Ihren Herrn Vater von dem Grunde meines Fortgehens in Kenntniß ſetzen.

Der Knabe ſah ihn ſchmollend, boshaft und verächtlich an, und ſagte dann: Thun Sie das! Für's Erſte geh ich zu Ihrer Frau Mutter!

Zu dieſer nicht, mein Herr, rief der Prinz, ſeinen Stuhl verlaſſend, und den Abbé beim

Arm nehmend. Hören Sie, zu dieſer nicht. Das will ich nicht!

Meine Pflicht fordert es! erwiderte der Abbé beſtimmt.

Der Prinz ſtampfte mit dem Fuße, und roth vor Zorn rief er mit heiſerer Stimme: Ich verbiete Ihnen das! Hören Sie? Wir werden nie gute Freunde, wenn Sie ſo anfangen, Herr Abbé.

So widerrufen Sie Ihr Wort! rief der Erzieher.

Noch mehr! ſagte der Prinz, ich will es mit einem ehrenvollen vertauſchen. Sie ſind ein weiſer, vorſichtiger und kluger Mann! Sind Sie nun zufrieden? — O ich bin ſehr gutmüthig! Man kann mit mir machen, was man will, man muß mich nur recht nehmen. Sie können mich auch ſchelten, ich werde es nicht übel nehmen. Nennen Sie mich, zum Beiſpiel, Haſenfuß, Prinz Prahlhans, oder nennen Sie mich Herzog von Maine, das iſt das Schlimmſte, was Sie ſagen können.

Das werde ich mir nicht erlauben!

Erlauben Sie ſich's nur, ich werde es nicht wiederſagen, rief der Prinz, aber ich werde wiſſen, was Sie damit gemeint haben, und werde mich beſſern. Die übrigen Kinder der gnädigen Frau ſind nicht ſo ſchlimm, obgleich die Mutter behauptet, daß ſie alle nichts taugen. Da iſt der Graf von Verin, der nun todt iſt, dann Fräulein von Nantes, dann Fräulein von Tours, die auch todt iſt, Fräulein von Blois, die lebt und zwar ſehr gut auf iſt, und endlich der Graf von Touloufe. Das nenne ich eine gute Portion Kinder. Meine Mutter lacht immer darüber, aber der Papa zieht immer ein ernſthaftes Geſicht, wenn von ihnen die Rede iſt, nicht anders, als wenn er von den Kindern des Dauphin's ſpricht.

Sollen wir nicht jetzt zu unſern Büchern greifen?

Noch nicht. Können Sie mir nicht ſagen, wie man Gift bereitet?

Wie, mein Prinz! Welche Frage! rief der Abbé erſchreckt. Seh ich aus wie ein Giftmiſcher?

Es muß dies doch auch in den Büchern ſtehen. Ich glaube diejenigen, die über Kräuter handeln, und ihre Zubereitung angeben, dieſe beſchäftigen ſich auch mit der Kunſt, Gift zu bereiten. Ich habe die le Voiſin nicht gekannt; aber es muß ein verteufeltes Weib geweſen ſein. Meinen Sie nicht auch? Ich glaube, daß — doch ich will nichts ſagen.

Sprechen Sie, mein Prinz.

Der Lorraine verſteht es, ſagte der Gefragte leiſe. Er und ſein Bruder; aber Sie müſſen das nicht weiter ſagen. Ueberhaupt was wir unter einander ſprechen, ſoll nicht unter die Leute kommen. Wollen Sie mir das verſprechen?

Gern erwiderte der Abbé; wenn es eben Dinge ſind, die ich verſchweigen kann, ohne Ihnen und mir zu ſchaden. Gewiſſe Sachen muß ich melden.

Gut! So hören Sie weiter kein Wort von mir!

Aber mein Prinz! —

Kein Wort! Ich kann auch ſchweigen! —

Wie? gegen Ihren Lehrer, Ihrem erſten Vertrauten, Ihrem Freunde wollten Sie ſo grauſam ſein? Gewiß, das ſähe einem großmüthigen, edelgeſinnten Prinzen nicht ähnlich.

Philipp zuckte mit den Achſeln. Ich mag die Männer nicht, die da plaudern, ſagte er, und die, die da offiziell plaudern, das heißt die, die ſich dafür bezahlen laſſen, die mag ich nun gar nicht. Die erfahren von mir gar nichts.

Aber Sie bedenken nicht, mein Prinz, daß ich auch gegen Andre Pflichten habe, erwiderte der Erzieher.

Gleich viel! Machen Sie das mit ſich ab.

Sie haben mir doch ſchon ſo Manches geſagt.

Kleinigkeiten. Ich weiß noch viel mehr.

Der Abbé ſah den jungen Prinzen an, in deſſen klaren und verſtändigen Augen der Entſchluß, verſchwiegen zu ſein, aufblitzte. Er ſagte darauf: An Ihrem Vertrauen zu mir liegt mir ſehr viel. Ich will Ihnen ſagen, wie wir die Sache einrichten wollen. Ich ſage Ihnen vorher, was ich berichten werde; ſonſt kein Wort! Iſt Ihnen dieſes genügend?

Das würde mir genügend ſein.

Gut, ſo laſſen Sie es dabei! Alsdann müßte ich Sie bitten, um dieſelbe Rückſicht von Ihrer Seite auf das, was ich Ihnen mittheilen werde.

Auf dieſe können Sie ſich verlaſſen! Hier iſt meine Hand! rief der Prinz mit feſter Stimme. Der Vertrag gilt für's Erſte auf vier Wochen. Später kann er verlängert werden. Aber nehmen Sie ſich in Acht, wenn Sie dagegen handeln. Ich erfahre Alles was geſchieht, Herr Abbé. Und nun ſagen Sie mir, wo kann ich etwas über die Zubereitung der Gifte finden?

Wenn Sie mir zuvor verſprechen, Ihre Kenntniß, die Sie ſich erwerben werden, nicht übel anzuwenden, ſo will ich's Ihnen ſagen.

Welche Narrheit! rief der Prinz. Ich werde doch Niemand vergiften? Sind Sie bange für Ihr Leben? Zittern Sie vor meinen Schmelztiegeln? Alsdann ſind Sie nicht mein Mann.

Ich will glauben, daß Sie mit der Ihnen gewordenen Kenntniß nicht freveln werden, bemerkte der Abbé; und wiſſen Sie, weshalb ich dies glaube?

Nun?

Weil es feig iſt, mit Gift zu morden, und feig ſind Sie nicht! rief der Abbé mit Nachdruck.

Der Prinz lief auf den Erzieher zu und fiel ihm um den Hals, indem er rief: Haben Sie Dank, lieber Mann, für dieſes Wort, das Sie da geſprochen! Sie ſollen mich nie mit Gift morden ſehen. Das verſpreche ich Ihnen. —

Gut! rief der Abbé. Sie ſollen die Bücher haben.

Und jetzt, ſagte der Prinz, etwas von einer andern Materie: hier iſt ein Briefchen; wollen Sie es übernehmen, es an die Perſon, die auf der Adreſſe ſteht, zu beſorgen? aber es muß noch heute in ihren Händen ſein.

An Mademoiſelle Zepherine — las der Abbé. Was ſoll das?

Ein Liebesbriefchen, erwiderte der Knabe unbefangen. Zepherine iſt die Tochter unſeres Hausintendanten. Sie wohnt eine Treppe höher; klopfen Sie an diejenige Thüre, an der eine große Drei ſteht. Aber das bleibt unter uns.

Der Abbé ſah mit einem eigenthümlichen Blicke den Prinzen an, dann ſagte er mit Lächeln: Ich werde das Briefchen an die Frau Herzogin bringen! —

So! rief der Knabe; an die iſt es freilich nicht geſchrieben. Doch thun Sie, was Sie wollen. Er wandte ſich ab und ging ſchmollend an das Fenſter. Der Abbé folgte ihm, das Briefchen in der Hand. Soll ich? fragte er.

Kann ich es hindern? entgegnete der Prinz trotzig. Ich werde alsdann ſagen, daß ich den Brief nicht geſchrieben.

Wie, eine Lüge, mein Prinz? Das iſt unmöglich! Dazu ſind Sie zu ſtolz, das werden Sie nicht ſagen. Sie werden eingeſtehn, daß Sie dies Briefchen geſchrieben haben und dafür die Strafe dulden, die Ihnen Ihre Mutter diktiren wird.

Der Prinz ſah ihn fragend an.

Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, hub der Abbé wieder an. Ich will Ihr Briefchen beſorgen, übernehmen Sie es, eines von mir zu beſtellen. Dann bin ich in Ihren Händen, wie Sie in den meinigen. Wir haben einander nichts vorzuwerfen.

Gut; alſo Sie haben eine Freundin, mein Herr Abbé?

Nicht eine — drei!

Alle Wetter, und zu allen Dreien ſoll ich hinlaufen? Das iſt ein wenig ſtark. Wiſſen Sie auch, was es heißt, einen Sohn von Frankreich zum Liebesboten zu haben?

Sie werden nicht als Sohn von Frankreich meine kleine Angelegenheit beſorgen! rief der Abbé. Ich ſchaffe Ihnen eine beſcheidene Kleidung, die Sie vollkommen verbirgt.

Als Ihr Jockei? Das iſt beluſtigend. Geben Sie ſchnell die Briefe her, ich brenne vor Begierde, ſie zu beſorgen. Sie ſollen mit mir zufrieden ſein. Das iſt eine vortreffliche Geſchichte! —

Hier ſind ſie. Das erſte Briefchen iſt an Henriette d'Alvill, zu erfragen im Portierhäuschen zu Marly. Das zweite iſt an die Gräfin von Trebiſonde in der Vorſtadt St. Germain, und das letzte iſt an Heri Gurlit im Garten des Kloſters der barmherzigen Schweſtern.

Ei, wir ſeltſam. Das letztere iſt ein Mann! rief der Prinz.

Still, mein junger Herr; es iſt eine Nonne.

Ach! eine Nonne! das iſt zum Todtlachen! rief der Prinz, im Zimmer auf einem Beine herumſpringend. Wie iſt das luſtig! Wie iſt das überraſchend und wie iſt das keck! Eine Nonne, die einen Mannsnamen führt, und zu der ich komme, um ihr ein Briefchen meines Lehrers zu beſtellen! Der Teufel erfindet doch immer etwas Neues! So alt die Welt iſt, ſie bleibt immer dieſelbe leichtfertige Dirne, die ſie zur Zeit der Erzväter war. Wann ſoll ich gehn?

Morgen, fuhr der Abbé fort, geht Ihre Frau Mutter mit dem Könige auf die Jagd. Sie bleibt den ganzen Tag fort; Ihr Herr Vater beſchäftigt ſich anderswo, uns bleibt Muße hinzugehen, wohin wir wollen. —

Der Prinz ſprang auf, umarmte nochmals den Abbé und rief: Sie ſind mein Mann! Wir werden vortrefflich miteinander auskommen! Jetzt zu den Büchern! ich höre meine Mutter kommen. Wir wollen ihr die Freude machen, uns in unſern Studien verſenkt zu finden. Er ſchlug das erſte

eſte Buch auf, ſetzte ſich zurecht, und indem er
inem Genoſſen einen bedeutungsvollen Blick zuarf, fing er an, in dem Buche zu leſen. Die
Herzogin kam, verbat ſich jede Störung und ſetzte
ch an das Fenſter, um zuzuhören.

lange mit einem kummervollen Blick, über deſſen Deutung ich nicht ungewiß ſein konnte, betrachtet hatte, wollte er eben beginnen zu ſprechen, als ich ſchnell mir Muth faßte und, mich ihm zu Füßen werfend, in die Worte ausbrach: „Sire, ich bitte um eine Gnade. Man hat mir geſagt, daß Eure Majeſtät mich würdigen wollen, meine Ausſage in Betreff eines wichtigen Geheimniſſes zu vernehmen. Noch ging kein Wort über Ihre Lippen, Sire, ich weiß alſo noch nicht den Gegenſtand, um den es ſich hier handelt, und ehe ich ihn erfahre, bitte ich meinen gnädigſten Herrn, zu bedenken, in welche qualvolle Lage ich mich verſetzt ſehe. Geſetzt den Fall, ich wäre Mitwiſſer in dem Geheimniß, ſo bin ich gezwungen, entweder an einem Freunde, der ſich mir vertraute, zum Schurken zu werden, oder die noch größere Nichtswürdigkeit zu begehen, einen König, den ich als Muſter jeder Tugend und ritterlichen Größe verehre, durch ein falſches Wort zu hin-

Mutter und Sohn.

Im Kloſter zum heiligen Joſeph, das ſie ſelbſt gegründet, hatte ſich die Marquiſe von Montespan eine Reihe fürſtlich dekorirter Gemächer vorbehalten, in denen ſie die Beſuche des Hofes, ihrer Familie und der Würdenträger der Kirche und des Reiches empfing. Stolz wie eine Königin ſaß ſie unter ihren fürſtlichen Kindern, nichts war an ihrem Weſen bemerkbar, das auf Verminderung ihres Anſehens, oder Zurückſetzung in ihrer Stellung deutete, denn noch war die Ungunſt Ludwigs nicht deklarirt, auch kein Schritt gethan, der ſie als abgeſetzte Maitreſſe bezeichnete. Sie aber ahnte ihr Schickſal, aber ſie ſetzte Alles daran, dieſe Ahndung Lügen zu ſtrafen, indem ſie die ganze Energie und Lebendigkeit ihres Charakes anwandte, die wenigen Zeichen der Gunſt, die ſie noch empfing, zu dem zu machen, was ſie nicht waren, zu den Zeichen der Liebe und Ergebenheit des Königs. Sie empfing mit Stolz die Beſuche der Aebtiſſin des Kloſters, die da jeden Morgen kam, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, dann gab ſie ihren Almoſenier den Befehl, diejenigen Summen, die ſie für dieſen Zweck bei Seite gelegt, zu vertheilen. Alsdann nahmen zwei Stunden des Tages ihre Zeit hin zu andächtigen Werken, in denen ſie auf's Aeußerſte gewiſſenhaft war. Die darauf folgende Zeit war zum Empfang der Beſuche eingetheilt, die manchmal die Form von Huldigungen annahmen, wie ſie ſie einſt gewohnt war. Ihre Töchter als legitimirte Kinder des Königs, nahmen, wenn ſie ſie beſuchten, Plätze ein, die ihrem Range zukamen, ſie wußten ſehr geſchickt das Gefühl der Kinder des Hauſes mit dem der Herzoginnen und Töchter Frankreichs zu verbinden. Den übrigen Theil des Tages brauchte ſie, Fahrten zu machen, die ſie oft weit heraus in die Umgegend von Paris und den Luſtſchlöſſern führte. In allen dieſem merkte man nichts von Abnahme oder Verminderung ihrer Stellung, außer daß ſie ſich nicht in der Nähe des Königs befand; dies konnte jedoch auch ihr eigener momentaner Wunſch ſein, ſo wie ſie das öfters bewieſen hatte zur Zeit ihrer wohlgegründeten und anerkannten Herrſchaft. Nur das ſchärfer blickende Auge erkannte einen Unterſchied. Die Boten, die der König abſendete, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, kamen immer ſeltener, und wurden immer ungeduldiger erwartet. Oft blieb die Frau von Montespan zu Hauſe, um einen ſolchen Boten zu erwarten, der nicht kam; es wurde dies auf die Zerſtreutheit und die Fülle der Geſchäfte des Königs geſchoben, aber die gut Unterrichteten wußten, daß bei Ludwig nie Geſchäfte oder eine Laune ihn hinderten, das zu thun, wozu ihn ſein Herz trieb. Und dann hatte die Abweſenheit der Dame von dem Könige nie ſo lange gedauert, als es jetzt der Fall war; ſelbſt im Kloſter fiel dies auf, und die Aebtiſſin, obgleich die Unterthänigkeit und der Gehorſam ſelbſt gegen ihre durchlauchtige Koſtgängerin, unterließ doch nicht, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß, ſeit der König ſeine Reiſe in die Bäder aufgegeben, er müſſig in Paris ſich befinde, und daß man nicht recht wiſſe, womit er die Zeit ſeiner Muße ausfülle. Die Marquiſe überhörte dieſe Bemerkungen, die ihr von allen Seiten her zukamen, alsdann aber war es kaum möglich, ſie unbeachtet zu laſſen; die Unruhe der Dame bewog ſie, ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob ihre geheimen Befürchtungen Grund hätten. Sie entſchloß ſich an den Hof zu gehen, gleichſam gegen, oder vielmehr ohne Erlaubniß des Königs, nur wollte ſie dieſen Entſchluß ſo plötzlich ausführen, daß kein Widerſpruch möglich war, und keine Bedenklichkeit Platz finden konnte. —

In dieſen Tagen der Ungewißheit langte ein Brief der Frau von Maintenon an, der ſeltſam über Alles und Jedes ſich verbreitete, aber nicht ein Wort enthielt von einem Wunſche des Königs, oder einen Befehl, daß ſie ſich wieder bei ihm einfinden ſolle. Die ſtolze Frau fand dies empörend, doppelt beleidigend, von einer ihr untergebenen, von ihr emporgehobenen und unterſtützten Frau, die jetzt im Tone völliger Gleichſtellung an ſie zu ſchreiben wagte. Gerade jetzt wollte ſie reiſen, Sie fand es unziemlich, von hieraus eine Aufforderung oder einen Ruf zu erwarten. Sie beſann ſich, in welchen Ausdrücken ſie mit dem König von dieſer Wittwe Scarron geſprochen, und plötzlich erſchien ſie ihr wieder ſo unbedeutend und ſo wenig Einfluß auf ihre Entſchlüſſe ausübend, daß ſie ſich wunderte, nur irgend ein Wort der Zuſtimmung von dieſer Unbedeutenden erwartet zu haben.

Der Befehl war gegeben, die nothwendigen Sachen waren gepackt, als der Herzog von Maine anlangte. Dieſer Günſtling des Königs, ſein „geliebter Sohn," wie er ihn oft nannte, gab plötzlich der Angelegenheit eine andere Wendung. Er erſchien ihr als der willkommene Bote, der da kam, ſie im Triumphe abzuholen. In der That hatte die Miene und die Manier des Herzogs etwas von einem Glücksboten an ſich. Freudeſtrahlend, mit dem Zuge der Güte und der Hinneigung, die der erfahrene Heuchler ſchon ſo frühzeitig ſeinem Geſichte einzuprägen verſtand, erſchien er vor ſeiner Mutter, die ihm entgegenflog und ungeduldig ſeinen Handkuß duldete. Da der Salon voll von beſuchenden Damen und Herren war, geſchahen die erſten Bewillkommnungsgrüſſe ganz in der Form, wie ſie üblich war, und nichts entdeckte dem aufhorchenden Ohre und den lauſchenden Augen, die eigentliche Sendung des Herzogs. Erſt als es ihm gelungen war, ſeine Mutter in ihr Kabinet zu ziehen, wohin Niemand ihr folgte, kam der entehrende und für einen Sohn, ſeiner Mutter gegenüber, nichtswürdige Auftrag, zu deſſen Ueberbringung der Herzog ſich hinzugedrängt hatte, um dem König und der Frau von Maintenon ſich gefällig zu beweiſen. Das Geſpräch zwiſchen den beiden war kurz, enthielt aber dabei Alles, was es nur Beleidigendes und Durchbohrendes für die unglückliche Frau geben konnte.

Sie machen Anſtalten zur Reiſe? fragte der Herzog.

Wie Sie ſehen, mein Sohn. Ich gehe zum Könige, der bereits ſehr lange ohne mich iſt.

Des Herzogs Antlitz nahm einen Zug von heuchleriſcher Freundlichkeit an. Aber meine theure Mutter, entgegnete er, ſind ſie auch gewiß, daß der König Ihre Abweſenheit mit Unwillen bemerkt hat?

Frau von Monteſpan entfärbte ſich. In dieſem Augenblick und bei dem Tone dieſer Frage wurde ihr Alles deutlich. Sie wußte nun, weshalb ihr eigener Sohn ſich zu ihr bemüht hatte. Mit blitzenden Augen und mit geballter Fauſt, die ſie auf den Tiſch ſtützte, rief ſie: Aus welcher Abſicht ſind Sie hierher gekommen, Herr Herzog?

Meine theure Mutter! rief dieſer, ſich auf die Hand niederbeugend, die ihm jedoch entzogen wurde. Welch ein trauriger Dienſt iſt mir zu

Theil geworden! Ich hoffte ſie gefaßter, ruhiger zu finden.

Sie ſind ein Nichtswürdiger, mein Herr!

Mein Himmel! rief der junge Mann, und richtete ſein Auge gen Himmel, dieſer Empfang eines Sohnes von Seiten der Mutter.

War Niemand anders da, fuhr die Zürnende fort, indem der Unwille und die Verachtung eine Höhe bei ihr erſtiegen, die ſie faſt ſprachlos machten, einen ſolchen ſchmutzigen Auftrag zu übernehmen? Mußte der eigene Sohn ſich zum Büttel hergeben, um der Mutter Feſſeln anzulegen? Ein ſchändlicher, ein erbärmlicher Verrath!

Ihre dunkeln Augen waren auf den Sohn gerichtet, der Alles, nur nicht dieſen Wuthanfall vermuthet zu haben ſchien, und der nicht wußte, wohin er ſich vor den Flammen, die ihm entgegenwehten, retten ſollte! Als ich Sie dem Hofe gebar, fuhr ſie fort, wußte ich, daß ich Sie der Schlechtigkeit, dem Verrathe, dem Treubruch ſchenkte, aber ich wußte nicht, daß Sie ſelbſt das Schlimmſte dazu thun würden, um ſich in dieſer ſtinkenden Atmoſphäre hineinzuarbeiten. Ich habe einem nichtswürdigen, elenden Feigling das Leben gegeben, der es dazu braucht, ſeiner Mutter, auf Befehl der ſchädlichen Kreaturen dieſes Hofes, die Kehle zuzuſchnüren. Gehen Sie, mein Herr! Wo Sie auch ſein mögen, und ſäßen Sie bis an die Zähne im Purpur, Sie werden immer der ſchmutzige, gemeine Gaſſenjunge bleiben, der Sie ſind. Fort aus meinen Augen! Ich werde mir Mühe geben, zu vergeſſen, daß jemals ein ſo widerlicher Schandfleck mein Gewand berührt hat, wie Sie ſind.

Ich bitte um ein wenig Platz für einen Auftrag, ſagte der junge Herzog, bleich wie eine Leiche und mit ungewiß ſchwankender Stimme.

So reden Sie!

Der König will jedes Verhältniß mit Ihnen, Madame, gelöſt ſehen; er will ſie nicht wiederſehen. Sein Befehl iſt ſogar, Sie zu hindern, vor ihm zu erſcheinen. Dies ſeine Worte. Was Frau von Maintenon betrifft, ſo iſt ſie untröſtlich. —

Genug! rief Frau von Montespan, und eine gebieteriſche Würde zeigte dem Ueberbringer ſo übler Nachrichten die Thüre, die dieſer auch nicht verfehlte, ſo raſch wie möglich zu erreichen. Sagen Sie dem Könige — doch nein, ſagen Sie ihm nichts. Gehen Sie und bringen Sie meinen Gehorſam an den Thron.

Auf der Schwelle ſtillſtehend, warf der Herzog von Maine noch einen fragenden Blick zurück auf ſeine Mutter. In dieſem Augenblick ſchien es als begriff er erſt das volle Gewicht ſeiner Sendung. Eine Anwandlung von Reue überſchlich ihn, und das beſſere Gefühl des Sohnes, der mit Verrath und ſchwerem Undank die Gefühle derer, deren Herz einſt für ihn geſchlagen, lohnte, überkam ihn. Er war im Begriff umzukehren, allein der Blick, den er ſuchte, war von ihm abgewendet. Streng und kalt ſtand die beleidigte Frau inmitten ihres Gemachs, nur allein die Schmach überdenkend, die dieſe bittere Minute ihres Daſeins über ſie brachte. Sie überſieht den Glanz ihrer Stellung und jetzt das jammervolle Ende! und ein unbeſchreibliches Gefühl der Verachtung aller irdiſchen Größe, alles deſſen, was für Menſchen Werth hat, erfüllte ihre Seele. Abgeſchloſſen und beendet war für ſie das Schauſpiel der Eitelkeit, in dem ſie ſo lange einem niedrigen, hohnlachenden Publikum gegenüber die Hauptrolle geſpielt, und ſie ſchauderte vor dem Gedanken, daß es auf's neue beginnen, durch ihre flehende Bitte angeregt, beginnen ſollte. Sie beachtete nicht, daß der Ueberbringer dieſer troſtloſen Nachrichten noch daſtand, und auf einen mildern Schluß der heftigen Scene wartete; er ging, ſie hatte ſich nicht nach ihm umgeſehen. Und einſt! wie hatte ſie ihn geliebt! Wie glücklich war ſie auf dem Gipfelpunkte ihres Glanzes geweſen, als Mutter, als Frau und jetzt — was war ſie jetzt? Eine Mutter, von der die eigenen Kinder ſich abwendeten, eine Frau, die der eigene Mann verſtieß?

Sie verſchloß ihr Antlitz mit den Händen. Es war ihr als meldeten ſich Thränen, aber das Auge blieb trocken. Thränen wären ein Labſal für den Schmerz einer ehrloſen Frau, die den Verluſt deſſen beweint, was ſie einſt ihr Eigenthum genannt, was ſie mit Stolz vor aller Welt an ihre Bruſt gedrückt, der verſtoßenen Maitreſſe gebührt keine Thräne.

Sie ſchritt auf und ab! Nie war ihr die Einſamkeit ſo verhaßt geweſen. Sie ſehnte ſich eine Bruſt zu finden, mit der ſie die Klagen, mit der ſie die Treuloſigkeit und den Undank der Welt verachten könne. Keine ihrer Umgebung taugte zu dieſem Poſten. Sie alle waren tief unter dem Schmerze, der jetzt ihre Bruſt durchwühlte. Es hätte ein Herz ſein müſſen, das in den Flammen geprüfte Freundſchaft für ſie brannte, und ein ſolches Herz hatte ſie nicht in ihrer Nähe, hatte ſie nie geſucht ſich zu erwerben in den Tagen ihres Glücks. —

tergehn. In beiden Fällen iſt meine Ehre auf ewige Zeiten dahin. Ich weiß mir in dieſer fürchterlichen Lage nicht anders zu helfen, als Eure Majeſtät fußfällig zu bitten, mich nicht erfahren zu laſſen, worum es ſich hier handelt."

Die Wirkung dieſer Rede, die ich unter dem ſtärkſten Herzklopfen und in einer wahren Todesangſt vorbrachte, war ſo günſtig, wie ich ſie mir nie hätte denken können. Die ritterliche Geſinnung Friedrich Auguſt's mußte durch meine Worte unmittelbar berührt worden ſein. Er blickte mich eine Weile an, in ſeinen Augen lag Ernſt und Nachdenken, dann ſagte er mit ſehr gütiger Stimme, indem er mir einen Wink gab, aufzuſtehen: „Sie haben Recht, mein Getreuer, ich will Sie nicht zum Angeber machen." — Ich warf mich bei dieſen Worten von neuem zu ſeinen Füßen und küßte ſeine Hand mit einer Inbrunſt und einem Entzücken, wie ich mich nie

Das Gewühl in ihren Gemächern zeigte ihr an, daß die Perſonen, die gekommen waren, ſie zu begrüßen, ſich nunmehr eilig und mit ungeſchickter Haſt entfernten. Die Nachricht von ihrer Ungnade war bekannt geworden! Die Geſchöpfe des Hofes verließen die Wohnung einer in die Verlaſſenheit Geſtürzten. Man eilte ſo ſehr, daß man ſogar vergaß, ſich in der gehörigen Form zu empfehlen. Wozu auch? Bei einer Verlaſſenen Rückſichten? Nur der Graf von Toulouſe, ihr jüngſter Sohn, war geblieben? erwartete die Mutter. Als ſie erſchien, lief der Knabe zu ihr, klammerte ſich an ſie an, und rief: Aber meine theure Mama, was geht hier vor? Warum laufen dieſe Leute alle fort? Selbſt die Schweſtern ſind mit dem Schwarme weggezogen?

Dies bedeutet, entgegnete Frau von Monteſpan mit einem bittern Lächeln, daß mein Reich zu Ende iſt. Auch Sie, Herr Graf, werden gehn, und werden nun wieder zu mir kommen, wenn Seine Majeſtät der König es Ihnen erlaubt.

Was iſt das? Mir erlaubt? rief der Knabe. Braucht er mir zu erlauben, zu Ihnen zu kommen?

Von jetzt an, ja, erwiderte die Mutter. Er iſt Ihr Herr und Ihr Vater, Sie werden ihm gehorchen!

Wenn es nicht auch Ihr Wille iſt, daß ich mich entfernen ſoll — ſtotterte der kleine Graf.

Nun denn, ja! Es iſt auch mein Wille. Gehn Sie! Folgen Sie den Andern! Wir werden uns ſchon wiederſehn. Sie ſchob den Kleinen mit Gewalt fort, der in Thränen ausbrach und ſich an ihr Gewand kettete. Erſt als er in der Kutſche ſaß und dieſe mit ihm fortrollte, ſtreckte die arme Verſtoßene ihre Hand verlangend nach ihm aus! —

Was ſie auch verbrochen, dieſer Augenblick verſöhnte Vieles!

Um dieſe Zeit fuhr eine andere Mutter, auch keine Glückliche, aber glücklich in der Liebe zu ihrem Sohne und in der dankbaren Neigung deſſelben zu ihr, in das Carmeliter-Kloſter, um dort eine Darſtellung der Kinder, die die Geſchichten aus der Paſſion gaben, mit anzuſehen. Die Jeſuiten richteten dieſe theatraliſchen Verſuche ein, und die vornehme Welt von Paris drängte ſich in das Kloſter, um die Kleinen ſpielen zu ſehen. Auch die Herzogin von Orleans kam in der Geſellſchaft der Aebtiſſin von Monbouiſſon, um ihre beiden Kinder hier im Koſtüm der heiligen Jungfrau und des Engels Gabriel zu ſehen. Es war das letztemal, daß der achtjährige Prinz mitſpielte, und er that es auf eine Weiſe, die da zeigte, daß es ihm nicht um die Rolle zu thun war, die er übernommen, ſondern nur um ſeiner Mutter eine Freude zu machen, die, wie er wußte, dieſe theatraliſchen Darſtellungen aus ihrer eignen Jugend her liebte, und es gern hörte, daß der ſchöne Knabe in der Kleidung des Engels von einigen ihrer Bekannten aus den Hofzirkeln bewundert wurde. Bei dem Erſcheinen der Mutter war er gegenwärtig halb im Gewande des Engels, die ſchön geformten Beine in Tricots gezwängt, Schuhe von weißem Atlas und darüber die Uniform, in der er gekommen war. Das Haar in Papilloten gewickelt.

Endlich kommen Sie, Madame!! rief er; es iſt ſchon zum drittenmal geblaſen worden. Adam und Eva ſtehen ſchon auf der Bühne.

Die Herzogin winkte ihrem Sohne, der Aebtiſſin ſeine Verbeugung zu machen. Der Prinz flog auf die Dame zu und küßte ihr die Hand. Die beiden Frauen wurden von dem père decorateur empfangen, und in die für ſie beſtimmte Loge geführt.

Die Herzogin war die Vornehmſte des Hofes, die gegenwärtig war; ſo wie ſie erſchien, ging das

Spiel **an.** Die beiden Frauen beluſtigten ſich, die Vorgänge auf der Bühne eine Weile ruhig mit anzuſehen; alsdann fingen ſie an zu plaudern, und die lebhafte Aebtiſſin vergaß ganz den heiligen Ort, wo ſie ſich befand, und erzählte aus ihrer Jugend Geſchichtchen, die überall anders wohin, gar nicht hier, bei Aufführung der Geburt Chriſti und unter die unſchuldige Jugend paßten.

Ihr Sohn iſt ſehr niedlich! ſagte ſie zur Herzogin, und ich verſpreche ihm große Erfolge in der Welt. Ach, ich hatte einen ähnlichen Sohn, ein Kind der Liebe! Der Vater war Tambour bei der flandriſchen Garde! Welch ein Vater war das, und welch ein Sohn!

Aber, ma tante! rief Charlotte, ſprechen wir etwas leiſer.

Sie haben Recht, ma cousine! Obgleich wir in der Loge allein ſitzen, könnte man von drüben und von der Seite doch hören. Wiſſen Sie etwas, wollen wir deutſch ſprechen! Ich will ſehen, ob ich noch ſo viel Phraſen zuſammen leſen kann, wie zu einem komiſchen Bericht über ein komiſches Leben gehört. Denn in der That, komiſch war mein Leben! Das wird Niemand leugnen können! Vierzehn uneheliche Kinder zu haben, und dann als

Aebtiſſin zu ſterben, das iſt es, was mir eine Andere nachmachen ſoll.

Sie galten aber auch für eine außerordentliche Schönheit, ma tante! rief die Herzogin. Ich beſinne mich auch, daß mein Vater von Ihnen ſprach, als von einem Wunder!

Schön und verliebt! rief die Aebtiſſin ſeufzend. Ja, das war ich.

Daß Ihnen nur glückte, alle Ihre kleinen faux pas zu verbergen! rief die Prinzeſſin.

Das will ich Ihnen ſagen, ma cousine! rief die alte, heitere Dame, ich zog viel in der Welt umher. Suchte man mich hier, ſo war ich dort! Fing hier eine ärgerliche Klatſcherei an, ſo ſaß ich unterdeß bereits am andern Ende der Provinz. Und dann, lachte die Aebtiſſin heimlich und ziſchelte der Prinzeſſin in's Ohr: ſehr viele meiner kleinen Streiche hat die Welt nicht erfahren. Ich hatte eine Kammerfrau, eine ehrliche Seele, dieſe kam für mich nieder und auf deren Namen wurden meine kleinen Impromptü's getauft. Sechs meiner Kinder tragen ihren Namen Hahaha! Ja, man muß ſich nur in der Welt zu helfen wiſſen. Eine Hand wäſcht die andere. Ich gab ihr dafür Manches an Koſtbarkeit, was mir entbehrlich war. Jetzt iſt ſie im Himmel. Als ich mit ma m kleinen Antonius niederkam, wollte ich auf lte Weiſe das Kindlein ihr in die Schuhe ſchieben. Weſſen iſt das Kind? fragte man mich. Ach! rief ich, von der guten Madam Brumaire, ie war hier und iſt damit vor drei Wochen unefähr niedergekommen. Ha! rief der alte Pfarr, und vor zwei Monaten iſt Madame Brumaire dt! — Sackerlot! das habe ich nicht gewußt. Maame, rief der alte Prieſter verdrießlich, fragen Sie och, ob die Leute, denen man Kinder aufbürdet, auch och am Leben ſind! Was hätten wir da für eine öne Geſchichte gemacht! Nun, was weiter! rief e, ſo taufen wir das Kind unter einem andern amen. Dieſer kleine Antonius dient unter dem rinzen Eugen, und iſt dieſem unentbehrlich. Ich abe Nachricht von ihm! bemerkte die fromme Dame mit großer Selbſtzufriedenheit. O, ma coune, wie iſt das Leben ſchön, wenn man es nur cht zu gebrauchen verſteht! Sie, meine Theure, alten es mit der Tugend, gut, ich habe nichts agegen! Hat man kaltes Blut, und langweilen Einen die Männer, ſo iſt das allerdings der beſte Ausweg! Denn unter uns geſagt, ganz frei von Klätſchereien bleibt man doch nicht. So iſt's mir gangen, und ich habe nur geſiegt, indem ich ffen eingeſtand, was ſich doch nicht verheimlichen ließ. Bei einer Streitſache in Achen ſagte ich dem Mandatarius: Wiſſen Sie, mein Herr, worauf ich ſchwöre? Das fällt Ihnen gewiß nicht bei. Ich ſchwöre auf dieſen Leib, der vierzehn Kinder zur Welt gebracht hat. Ha? war das nicht eine Antwort? Ich wünſche Ihnen Glück, mein Fräulein, erwiderte er darauf lächelnd, das iſt allerdings ein ſeltener Fall. Nicht ſo ſelten; rief ich, nur daß ich's eingeſtehe iſt ſelten.

Die Herzogin, die während des Geplauders das Auge nicht von der Bühne abgewendet hatte, rief jetzt: Sehen Sie Madame, wie finden ſie meinen Jungen? Nicht wahr, das iſt eine Art grand-seigneur von einem Engel, der ſich herabläßt, einem kleinen Mädchen einen Gruß zu bringen! —

Vortrefflich! rief die Aebtiſſin, wie er da ſteht! Es fehlt nur die Reitpeitſche in ſeine Hand, mit der er ſich auf die Beine klatſcht. Der Junge muß doch gar nichts von der Rolle begriffen haben, die er giebt; oder die guten Paters haben nie einen engliſchen Gruß geträumt!

In dieſem Augenblick hörte man den jungen Prinzen die Worte ſagen: Madam, notre Seigneur vous salue. —

Die Geſtalt des Knaben, ſein weißes Ober-

Kleid, die großen goldenen Flügel, der dreiſte, kecke Blick, mit dem er ſich im gedrängt vollen Saale umſchaute — alles gefiel ungemein. Die Mutter dankte, von ihrer Loge aus, dem Beifallsgeklatſche aus den andern Logen.

Die Herzogin von Ducage, an deren Seite Ninon de Lenclos ſaß, tadelte etwas an dem Coſtüme der kleinen Jungfrau. Laſſen Sie ſie, rief Ninon, ſie iſt die einzige im ganzen Saal, der ein frommer Gedanke in der Seele lebt. Alles Uebrige iſt verderbt oder iſt Puppe.

Die kleine Prinzeſſin iſt überhaupt ein ſehr wohlgezogenes Mädchen, bemerkte die Herzogin.

Nennen Sie ſie nicht ſo! rief das Fräulein; ſie iſt unendlich viel mehr wie wohlgezogen. Darunter verſtehe ich die Dreſſur des Lebens; ſie aber hat die Wohlgezogenheit einer ſchönen Seele. Das Mädchen iſt ſo rein und demüthig, daß man nicht begreift, wie ſie in ſolche Sphäre gekommen iſt.

Rechnen Sie die Mutter für nichts? fragte die ältliche Dame.

Nun denn! bemerkte Ninon, ſo iſt es das deutſche Blut, das wir hier ſehen.

Die Aebtiſſin warf der kleinen Prinzeſſin ein Kußhändchen zu, indem ſie rief: Charmant! ma ma petite! charmant! Und der kleine Geck muß auch ein Wörtchen des Lobs hören! ſetzte ſie hinzu und klatſchte Beifall dem Engel Gabriel. Ich hatte einen Bedienten, ſagte ſie leiſe zur Herzogin, er mochte ungefähr zehn Jahr älter ſein als der junge Prinz, dem hatte ich angewöhnt, daß er mich ſtehend — Sie verſtehen mich — im vollen Anzuge und kurz vorher, ehe ich in die Geſellſchaft ging. Davon bekam ich den feuchten Glanz der Augen, den man ſo reizend fand und wo man hin und her rieth, auf welche Weiſe ich ihn zu Stande brachte, ohne daß man das Richtige traf. —

Das Schlußtableau feſſelte die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer. Der ganze Himmel war ſichtbar und durch die erhellte durchſichtige Gaze bemerkte man eine Reihe Engelsköpfchen dicht nebeneinander, was einen ſchönen Eindruck machte. Jetzt begann eine geiſtliche Muſik. Das habe ich in meinem Kloſter auch! rief die Aebtiſſin, laſſen Sie uns gehn.

Ich ſehe ein paar Damen, denen ich im Vorübergehen einen Gruß geben möchte! rief die Herzogin. Wollen Sie indeſſen voraus in den Wagen ſteigen, ich komme Ihnen nach.

Die alte Dame, auf ihren Stock geſtützt, winkte ten Begleitern und ließ ſich von da zum Wagen hren. Auf dem Gange vor der Loge kam der nge Prinz, begleitet von dem Abbé Dubois, r entgegen. Die Herzogin ſchloß ihn in ihre Arme. Jetzt kam auch die Prinzeſſin mit ihren Damen, auch ſie wurde von der zärtlich gerührten Mutter erzlich begrüßt.

beſinnen kann, die Hand meines Vaters geküßt zu haben. Er war ſichtbar gerührt durch den Ausbruch meiner Freude und ließ lange Zeit ſeinen Arm vertraulich auf meiner Schulter ruhen, dann wandte er ſich ab und ſein Antlitz nahm wiederum die kummervolle Miene an, die ich darauf beim Eintritt in's Gemach bemerkt hatte. Er entließ mich, und leicht, als hätte ich Flügel gehabt, durchflog ich den Vorſaal und die Gänge.

Bald darauf theilte mir Achill mit, daß er als ſächſiſcher Bevollmächtigter nach Wien geſchickt ſei. Ein glänzendes Exil. Ich blieb bis zur Zeit ſeiner Abreiſe der einzige Vertraute ſeiner Liebe und ſeiner ehrgeizigen Pläne. Der König wollte ihn entfernt wiſſen, bevor der neue Reichstag in Polen ſeinen Anfang nahm, und dieſe ſchnelle Abreiſe zeigte, wie ſtark der eiferſüchtige Argwohn des Königs war. Er

Frau von Maintenon.

Zu der Stunde, wo Ludwig der XIV. in ſeinen innern Gemächern verharrend ſeine ſämmtlichen Familienglieder um ſich zu ſehen pflegte, war gerade heute Niemand erſchienen. Frau von Maintenon bemerkte mit Unruhe die Leere der Zimmer, und blickte beſorgt den König an, der darüber ſeinen Verdruß nicht verhehlen konnte.

Man läßt mich allein! rief er, da ich keine Feſte gebe, verläßt man mich! Man geht dorthin, wo man ſich beſſer zu amüſiren hofft, als bei einem einſamen Manne, mit dem nichts mehr anzufangen iſt.

In dieſem Augenblick meldete der Diener die Herzogin von Orleans.

Ach! rief der König freudig; da erkennt man meine Freunde! Man begrüßt diejenigen Perſonen, die da kommen unſeretwegen, nicht unſeres Ranges halber. Sein Sie willkommen, Madame.

Mit dieſem Ausdruck der Herzlichkeit hatte Ludwig noch Niemand begrüßt. Die Herzogin empfand dies, und ihr Herz, das immer zu dem Könige ſich gezogen fühlte, ward ſo ſehr bewegt von dieſem zärtlichen Empfange, daß ſie nicht verhindern konnte, daß ihr Gruß das Gepräge der Empfindung einer Tochter annahm, die da kam, ihren Vater zu begrüßen. Frau von Maintenon ſah dies und ward auf das Empfindlichſte dadurch berührt. Sie erwiderte nichts, allein ſie blickte auf den König mit einem ſo froſtigen Blick, daß wenn er dieſes Auge erſchaut hatte, er ſchwerlich gewußt hätte, in welchen Händen er ſich befand.

Voll Höflichkeit gab ſie der Herzogin einen Lehnſtuhl, der gerade am Kamin ſtand.

Ich liebe die Lehnſtühle nicht! rief dieſe, und ade das Tabouret einnehmen.

Nein, meine liebe Schweſter! bemerkte der König, ſetzen Sie ſich auf dieſen Platz, den Ihnen die gute Frau anbietet. Niemand kann würdiger ihn einnehmen, als Sie. Nicht wahr, Sie verwundern ſich, es hier ſo leer zu finden?

[illegible] 17

Wo iſt der Dauphin, die Dauphine? fragte die Herzogin, ſich im Zimmer umſehend.

Ja, wo ſind ſie? wiederholte Ludwig. Vermuthen Sie ſie hinter der Tapete verſteckt? Aber nein! Es iſt in der That Niemand hier, als die liebenswerthe Frau, die mich nie verläßt. Er winkte der Frau von Maintenon einen Gruß zu. Ich hatte gehofft, ſeine Majeſtät den König von England nebſt Gemahlin bei mir zu ſehn, dies hätte ohne Zweifel auch die andern Flüchtlinge herbeigezogen; allein der König, hat er mir ſagen laſſen, iſt ſeit heute Mittag unwohl, und die Königin, eine zu gute Gattin, um ihren Mann zu verlaſſen, hat ſich ebenfalls entſchuldigen laſſen. Was den Dauphin betrifft, ſo giebt er ſelbſt heute eine kleine Abendverſammlung, dies hindert aber nicht meiner Anſicht nach, daß er und ſeine Damen auf ein paar Stunden vorher zu mir kämen. Ich will indeſſen Niemand zwingen. Ich weiß wohl, wenn ich befehle, ich das ganze Zimmer voll meiner Angehörigen haben würde; aber es würden gezwungene und gelangweilte Geſtalten ſein.

Er änderte den Ton ſeines Geſprächs und ſagte mit einer muntern Stimme: Wiſſen Sie, Madame, wovon wir eben ſprachen, als Sie eintraten? Von meinem Miniſter Colbert. Er, den ich allmächtig gemacht, glaubte in der That für mich allzuviel gethan zu haben. Auf ſeinem Sterbebette empfing er meinen Boten mit den Worten: Ich will nichts mehr von dem Manne hören! Hätte ich für Gott gethan, was ich für ihn that, ſo wäre ich meines Seelenheils zehnmal verſichert, während ich jetzt nicht weiß, was aus mir werden wird! Das erzählte mir eben die Frau von Maintenon; ich hatte es nicht erfahren. Aber ich vergebe ihm. Frankreich hat ſeit ſeinem Tode keinen großen Miniſter mehr; obgleich ich ſtets dagegen war, ihn bei Lebzeiten den Großen nennen zu laſſen.

Ein Titel, den er jedoch uſurpirte, ohne Ew. Majeſtät Erlaubniß dazu abzuwarten, bemerkte Frau von Maintenon. Sie werden es erleben, Sire, daß der, dem Sie theilweiſe die Aemter des Verſtorbenen übergeben haben, es eben ſo machen wird.

Sie meinen Louvois? rief der König lachend. Dazu ſind zwei Dinge unerläßlich nöthig, mein Wille und der Wille des Volks! Den letztern hatte Colbert, Louvois aber nicht.

Und der Himmel gebe, rief die Herzogin, daß er ihn nie bekomme! Ein Mann, der mit ſo kalter Grauſamkeit den Mordbrenner ſpielt, wie er es gethan hat, verdient einen ganz andern Titel.

Sie vergeſſen, Madame, rief Frau von Maintenon, daß das, was der Herr Marquis ſich im Kriege gegen die Pfalz erlaubt, auf Befehl Sr. Majeſtät geſchah.

Dieſe Rede begleitete die Dame mit einem unverſteckten Triumphlächeln.

Die Herzogin erwiderte mit Kälte darauf: Es iſt wahr: ich kann Ihnen hierauf nichts anderes erwidern, als die Worte Corneille's: Die Gerechtigkeit, die die Könige befehlen, wird, wenn ſie in die Hände ihrer ſchlimmen Diener fällt, zur fluchwerthen Grauſamkeit! —

Der arme Corneille! rief Ludwig, den Gegenſtand des Geſprächs ablenkend, ihm wird übel mitgeſpielt. Ich habe verſucht, ihn zu retten, indem ich befahl, alle ſeine Meiſterwerke aufzuführen. Er hat mir darauf durch ſchöne Zeilen geantwortet. Aber Racine läßt ſein Opfer nicht ſo leicht fahren. Da kenne ich ihn; ſelbſt im Tode verfolgt er ihn. Apropos, was war das für eine Geſchichte mit den zwei pfälziſchen Prinzeſſinnen, die ſich hier haben blicken laſſen? —

Frau von Maintenon lauſchte mit geſpannter Erwartung auf die Antwort der Herzogin.

Sire, nichts als ein Scherz, den einige Perſonen ſich erlaubt hatten, wahrſcheinlich um zu erproben, ob ich dazu ſchweigen würde. Man hatte zwei aus Deutſchland gekommene, übelberüchtigte Dirnen aufgegriffen und ihnen befohlen, ſich für Prinzeſſinnen von der Pfalz auszugeben. Ich hörte davon, und da ich zufällig eine dieſer Perſonen in dem Garten ſpazieren gehend finde, rede ich ſie an und frage ſie, wer ſie ſei. Sie antwortet mir, ſie ſei eine Prinzeſſin von der Pfalz. Ich ſehe ſie ſtaunend an und frage ſie, wie ſie dazu käme, ſich einen Titel und einen Namen anzumaßen, der ihr nicht zukäme. Sie blieb dabei, daß ſie eine Prinzeſſin, und zwar aus der Pfalz ſei. Darauf gab ich ihr eine Ohrfeige, und bedeutete ſie, ſogleich zu verſchwinden, oder ich würde die Polizei zu Hülfe rufen. Wie ich höre, haben dieſe liederlichen Dirnen ſeitdem ausgeſpielt und ſind verſchwunden.

Der König lachte. Sie ſind mit dieſen Pſeudo-Prinzeſſinnen eben ſo leicht fertig geworden, ſagte er, als mit der Spötterin, der Frau von Fiennes. Dieſe Frau, die alle Welt durch ihre Reckerei verfolgte, ſogar mich und meinen Bruder nicht ausgenommen, wagte ſich nicht an Sie heran.

Die Herzogin lächelte und rief: Sire, weil ſie mich lieb hat.

Sie liebt? rief der König, ein boshafter Spottgeiſt, der Niemand liebt? Ach, gehn Sie, Madame, da ſind Sie im Irrthum.

Ich weiß wie die Sache zuſammenhängt! bemerkte Frau von Maintenon.

So wie Sie auch wiſſen, wie die andere zuſammenhing, mit den zwei Prinzeſſinnen! rief die Herzogin, boshaft lachend.

Von jener Geſchichte iſt mir nichts bekannt, bemerkte die Dame mit ſtrengem Blick. Ich würde nie zugegeben haben, daß dergleichen hier unter den Augen des Königs ſich ereignete.

Gleichwohl hat man bei einer dieſer Schönen einen Brief einer Dame des Hofes vorgefunden.

Von mir, einen Brief? Das iſt unmöglich! rief Frau von Maintenon mit einer Zornröthe im Geſicht.

Die Herzogin ſah ihr lächelnd in's Geſicht.

Uebrigens was Frau von Fiennes betrifft, ſo weiß ich das von Frau von Sulanges, die die Unterredung, die die Frau Herzogin mit ihr gehabt, mit angehört; rief Frau von Maintenon.

Die Herzogin hat Frau von Fiennes in ein Fenſter gezogen und hat ihr geſagt: Madame, Sie haben ſehr viel Geiſt, und wiſſen ihn zur Beluſtigung der Geſellſchaft ſehr gut anzuwenden. Der König und der Hof laſſen ſich das gefallen, wahrſcheinlich weil ſie daran gewöhnt ſind; ich aber, Madam, bin nicht daran gewöhnt, daß man ſich über mich luſtig macht, und ich unterſage Ihnen das. Wenn Sie darauf hören, ſo werden wir gute Freundinnen bleiben, achten Sie aber nicht darauf, ſo weiß ich, was ich thue: ich ſage es Ihrem Herrn Gemahl, meinem Oberſtallmeiſter, mit dem Bemerken, daß er auf Sie einwirke; kann er es nicht, ſo werde ich ihn aus meinem Dienſte jagen. Auf dieſe Weiſe, Sire, iſt Madame Fiennes zum Schweigen gebracht worden.

Wem ſoll ich glauben? ſagte der König, noch immer lachend.

Glauben Ew. Majeſtät der Herzogin! rief Frau von Maintenon. Ich ſehe, es beluſtigt Sie der Streit, und ſo will ich gern das Opfer dabei ſein, bemerkte die Wittwe Scarron's mit Empfindlichkeit.

Sie mißverſtehen mich! rief der König plötzlich ernſt; es kam mir nicht in den Sinn, Eine der Damen, oder Beide zugleich kränken zu wollen.

Was die Herzogin betrifft, glaube ich Ew. Majeſtät.

Und Sie, Frau von Maintenon? fragte der König mit einem Zuge beſorgter Zärtlichkeit, Sie können wirklich glauben, daß ich —

O, nichts mehr davon! Ich bitte! rief die gereizte Dame. Wer wie ich durch Leiden und Kummer ſeinen Weg gemacht, der weiß ſich zu beſcheiden.

Sie ſchwieg und zog ſich in die Ecke des Gemachs zurück, wo ſie ſich zu einer Handarbeit niederſetzte. Der König war verſtimmt. Eine Stille herrſchte. Nach einer Weile ſtand er auf, näherte ſich der Frau von Maintenon und ziſchelte ihr ein paar Worte in's Ohr. Sie antwortete lachend. Da ſehen Sie! rief der König, die gute, kleine Frau, wie raſch ſie vergißt und vergiebt! —

Vergiebt? rief die Herzogin. Ew. Majeſtät erlauben mir zu bemerken, daß wenn hier Jemand Grund zu vergeben hat, es Frau von Maintenon nicht iſt. Auf mich häuft man Klatſchereien und Lügen, und erwartet, daß ich Alles geduldig hinnehme.

Seien Sie ruhig, Madame. Es iſt nichts vorgefallen, über das Sie ſich beklagen können. Wahrlich nichts — gar nichts. Sprechen wir von etwas Anderem. Von Ihrem Talente, Ohrſeigen auszutheilen. Wo haben Sie das her?

Von meiner Frau Mama! ſagte die Herzogin. Sie gab mir die erſte und letzte Ohrſeige, die ich überhaupt erhalten, bei einer Gelegenheit, wo ich mich bei einer Lüge hatte ertappen laſſen. Deshalb auch mein grenzenloſer Widerwille gegen alle Unwahrheit.

Eine ſeltene Tugend! rief der König. Ich wundere mich, daß es eine Wange am Hofe giebt, die Sie noch nicht berührt haben! Man müßte Sie mit dem Prinzen von Conti zuſammenführen; er verſteht es, den Leuten Naſenſtieber zu geben. Neulich hat er ein junges Mädchen, das er im Opernſaale mit ſeiner Mutter fand, faſt bis zu Tode genaſenſtiebert.

Ich bin eigentlich gekommen, um Ew. Majeſtät um eine Gnade zu bitten; ſagte die Herzogin.

Und dieſe iſt? fragte Ludwig ſehr heiter.

Es betrifft den Sohn, Monſieur's, meinen Sohn; bemerkte die Herzogin. Der junge Mann wünſcht nichts ſo ſehr, als ſich in den Waffen auszuzeichnen. Auch ein Verlangen iſt es ihm, aus dem verderbten Umgange hier in Paris ſich losbedauerte aufrichtig, die Gunſt und das Vertrauen ſeines Monarchen eingebüßt zu haben; aber er tröſtete ſich für dieſen Verluſt durch das Glück, eine Geliebte gefunden zu haben wie Frau von Coſel, und einen Vertrauten wie mich.

zureißen. Wäre es wohl möglich, daß man ihn irgendwohin ſchickte?

Iſt er nicht zu jung dazu? fragte Ludwig, über deſſen Stirn plötzlich eine düſtere Wolke glitt. Sollen wir nicht ein paar Jahre noch warten?

Wie Ew. Majeſtät befehlen, erwiderte die bekümmerte Mutter. Es war nur der Wunſch, ihn auch bei ſeiner Jugend, frühzeitig unter den Waffen zu ſehen.

Dieſer Wunſch iſt billig, und er ſoll erfüllt werden; ſagte Ludwig. Es iſt Schade, daß Condé todt iſt; das wäre ein trefflicher Lehrer geweſen. Unter meinen jetzigen Generalen wüßte ich Niemand, dem ich den Knaben anvertrauen möchte, es ſei denn der Marſchall von Duras! Catinat und Vauban ſind zu ſehr Höflinge; das taugt nicht für das Alter, in dem der kleine Prinz ſteht. Auch denke ich, ehe wir ihn in's Feuer ſchicken, müſſen wir ihn heirathen laſſen! Was ſagt mein Bruder dazu?

Monſieur iſt meiner Anſicht, bemerkte Charlotte, und baten mich, die Sache bei Ew. Majeſtät in Anregung zu bringen. Der König machte eine freundliche Bewegung, die Herzogin erhob ſich und nahm Abſchied. Als ſie fort war, rief Frau von Maintenon: Welch eine Perſon iſt das? Himmel! Ich weiß nicht, wo ich die Geduld hergenommen habe, ſo lange dieſes Geſpräch und dieſes Geſicht zu ſehen und zu hören! —

Ich ſage Ihnen, ſie iſt gar nicht ſo übel! rief der König. Ich weiß, daß Sie ſtets gegen Sie ſind; aber bezähmen Sie ſich. Wenn Sie ihr nicht wirklich einen Verſtoß gegen ihre Pflichten aufzuwerfen haben, ſo laſſen Sie ſie gehen.

Ich ihr nichts vorzuwerfen? rief die erzürnte Frau. Jedes nur Erdenkliche hab ich ihr vorzuwerfen. Ihr Hochmuth iſt daran Schuld, daß Alles hier verkehrt geht! Man weiß in der That nicht, ob es eine Königin giebt, ob keine, denn ſie gebehrdet ſich wie eine Königin. Hinter dem Rücken Ew. Majeſtät wendet ſie alle Mühe auf, den ganzen Hof gegen Sie, gegen mich aufzuhetzen!

Beweiſe, Madame; Beweiſe!

Sire, Beweiſe ſo viel Sie wollen. Die Dauphine, die auch eine Deutſche iſt, hielt mit ihr früher zuſammen, aber auch ſie kann den Uebermuth und die Herrſchſucht dieſer fremden, hergelaufenen Prinzeſſin, die eine Nußſchaale zum Beſitzthum hat, nicht länger dulden. Schon die altmodiſche Jämmerlichkeit mit ihrem Adel! Thut ſie nicht, als wenn ihre Aeltern in der Arche Noäh mit geſeſſen hätten! Auf ihre ſechzehn Ahnen ſchwört ſie, und jede Heirath, ſie mag noch ſo ſehr von Vernunft und Liebe gebilligt werden, ſchilt ſie, wenn ihr das gehörige Wappen fehlt. Glauben Sie, Sire, daß ſie die Kühnheit gehabt hat, Ew. Majeſtät zu tadeln wegen der Legitimirung ihrer Kinder?

Das ſind die Anſichten, in denen ſie groß geworden iſt! ſagte der König. Doch wird ihr Niemand den Ruhm ſtreitig machen, daß ſie eine muſterhafte Gattin iſt, daß man ihr nie etwas hat nachſagen können, und daß ſie ihre Pflichten auf das Beſte erfüllt. Wir müſſen gerecht ſein, Madame, wenn wir auch nicht immer ſtreng nach dem Sittenbuche der Geſellſchaft leben, ſo wiſſen wir doch, daß es Leute giebt, die darnach leben.

O Sire, Sie ſind zu gütig! rief Frau von Maintenon. Das Verdienſt iſt hier in der That nicht ſehr groß, wenn man ſo wenig ſchön iſt, wie Madame und dazu noch Fiſchblut in den Adern hat.

Liebe Franziska, ſagte der König und legte ſeinen Arm ſanft auf die Schulter der Frau von Maintenon. Wie kommen wir dazu uns zu ſtreiten? Laſſen Sie uns Freunde ſein. Wie lange wollen Sie die Zeit noch einhalten, wo kein Einverſtändniß zwiſchen uns herrſcht? Sie, die Sie der Geiſt und der Verſtand ſelbſt ſind, wollen Sie nur in dieſer einen Angelegenheit blind ſein?

Mit einem Flüſtern, das für die Liebe zu kühn, für die Offenheit zu überlegt war, entgegnete Frau von Maintenon, indem ſie ihre Hand der des Königs entzog. Dringen Sie nicht weiter in mich, Sire! Laſſen wir den Gegenſtand unſerer letztern Geſpräche. Dieſe Welt iſt nicht die, in der wir glücklich ſein ſollen! Darum Entfernung iſt das einzige, was Sie zufrieden ſtellt und mich rettet.

Sie glitt aus dem Arm des Königs und verſchwand in das Nebengemach.

Ludwig ſtand da, unſchlüſſig, unwillig, verwirrt, mit ſich ſelbſt und der Welt zürnend!

So fand ihn La Chaiſe, der die vorhergehende Scene hinter dem Vorhange der Thür mit angehört. Der König richtete einen finſtern, fragenden Blick auf den Pater.

Zum erſtenmale Widerſtand! flüſterte der König vor ſich hin.

Der Widerſtand der edelſten Tugend, Sire! ſagte der Beichtvater.

Von wem ſprechen Sie? fragte der König raſch.

Von Frau von Maintenon, antwortete La Chaiſe kalt und ruhig. Ich trat ein, wie jene ſeltene Frau Ew. Majeſtät eben verließ. O Sire, was iſt das für ein Weib!

Finden Sie das? fragte der König.

Sie liebt Sie glühend! fuhr der Pater fort, ihr ganzes Herz gehört Ihnen, und dennoch die Gebote der Religion gehen ihr höher, als alle irdiſche Glückſeligkeit.

Sie liebt mich? ſagen Sie.

Ich weiß es, fuhr der Pater fort. Ich kenne ihre Kämpfe, ihre blutigen Kämpfe, die ſie in den einſamen Stunden der Nacht, wo Alles rund um ſie her ſchläft, kämpft. Ich weiß, was dieſe Seele leidet, die ſo rein vor Gottes Auge daſteht, wie keiner der himmliſchen Geiſter! — Und der, um den ſie leidet, iſt der Einzige, der ihre Tugend verkennt und ſie verachtet.

Sprechen Sie von mir, mein Vater? fragte der König.

Von wem ſonſt? rief der Beichtiger. Wüßten Sie den Juwel zu ſchätzen, der in dieſem reinen ablichen Buſen glüht, ſie würden ſie vor aller Welt vertheidigen.

Sie ſind viel zu hart! rief der König. Ich weiß, daß ſie edel und trefflichen Herzens iſt, was ich an ihr tadle, iſt ihr Eigenſinn und ihre Härte. Warum ergiebt ſie ſich mir nicht?

Weil ſie ein Bündniß, über das die Kirche ihr Segenswort nicht geſprochen, nicht für angemeſſen hält, ſagte der Prieſter. Ihre ſchwache Natur hätte ſchon hundertmal eingewilligt, die Ihrige zu ſein, allein der ſtarke, lebendige Geiſt hält ſie immer wieder aufrecht. Unfähig, dieſe Qualen länger zu ertragen, iſt ſie Willens, den Hof zu verlaſſen und in ein Kloſter zu gehen.

In ein Kloſter? rief der König lebhaft; das wolle Gott nicht.

Er will es! ſagte der Beichtvater ſtreng. Gott will, daß das Laſterleben an dieſem Hofe aufhöre. Er ſendet Ihnen, bußfertiger Sohn, dieſen Engel, um Sie aus dem Pfuhl, in dem Sie die Sünde geſteckt, zu befreien!

Will er es, ſo gebe er mir die Mittel, hier zu ſiegen! ſeufzte der König vor ſich hin.

Dieſe Mittel kennen Sie, mein Sohn.

Ich kenne ſie nicht! ich darf ſie nicht kennen! Wiſſen Sie, was ſie fordern, mein Vater! die uralten Satzungen dieſes Landes ſoll ich umſtoßen? Die Bande löſen, auf deren Dauer und Haltbarkeit die Geſellſchaft gegründet iſt?

Nun dann, ſo ſei es eine Ehe, meinethalben eine heimliche! rief der Prieſter.

Eine heimliche? ſagte der König zweifelnd.

Ich ſehe keinen andern Ausweg! Oder wollen Sie, mein Sohn, daß ich ihr zurede, ſich gegen die Stimme des Gewiſſens und der Religion Ihnen zu ergeben? Sie iſt ein Weib, ſie liebt Sie glühend; es iſt möglich, daß ich ſiegte; aber wehe mir dann! Ich dürfte mein Auge nie wieder erheben! Vor Gott ſtände ich da als ein Verdammter. Er, der mich angeſtellt hat, die Reinheit ſeiner Geſetze zu wahren, er ſähe mich mit dem Frevel befleckt, ſie ſelbſt untergraben und geſchändet zu haben! Ich hätte, nicht genug mit dieſer laſtenden Bürde, auch die ihrer verführten und verzweifelten Seele und die jener Frau zu tragen, an deren Untergang ich gearbeitet! Welch ein verworfenes Weſen wäre ich alsdann, und wo wäre ein Mittel zu finden, mich von meinem Uebel zu heilen, und wieder in die Gemeinſchaft der Erlöſten zu bringen? Es gäbe kein ſolches. Um Gottes und ſeines Sohnes Willen, hier iſt keine andere Entſcheidung möglich, und jeder Ver ich eine zu ſuchen, würde ein todeswürdiges Verbrechen ſein.

Ludwig ſtand ſtumm da.

Indem öffnete ſich die Thüre und der Herzog von Maine trat ein. Der König richtete einen erſtaunten und fragenden Blick auf ihn.

Der Herzog ſchien in Thränen aufgelöſt. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und rief: O, Sire, was habe ich hören müſſen! Frau von Maintenon will den Hof verlaſſen! Sie will in ein Kloſter gehen! Dieſe Trennung kann ich nicht ertragen. Sie iſt mir mehr als Mutter; wo ſoll ich bleiben, wenn ſie fort iſt? —

Ludwig hob ſeinen Sohn vom Boden und ſagte ſtreng: Nichts als ein Gerücht, mein Sohn. Sie bleibt, ſie wird mich, ſie wird Dich nicht verlaſſen. Schweigen wir davon.

Der Pater Du Trévoux.

Der Herzog von Orleans war in ſeinem Kabinet eingeſchloſſen, und erwartete den Grafen von Soiſſons, ſtatt deſſen trat der Chevalier Lorraine ein. Der junge Mann hatte ſich übel zugerichtet: er war in der Zeit weniger Jahre abgefallen und mager geworden. Die ſtarke Schminke, die er auflegte, erſetzte die Jugend nicht, die ſich von dieſen Wangen abgewendet hatte. Noch nicht dreißig Jahre alt, hatte er das Anſehen eines Mannes nahe an Vierzig. Dabei waren die Manieren, die Art zu reden und ſich zu halten, noch ſeine frühere Weiſe geblieben, dies gab ein nicht ganz angenehmes Gemiſch von Vertraulichkeit und Härte. Die letztere, die in Folge ſeiner Ausſchweifungen ſich über ſein ganzes Aeußere lagerte, glaubte der verwüſtete Jüngling durch eine erhöhte Miene von Vertraulichkeit zu bekämpfen. Dies gelang ihm jedoch nicht. Das feine Auge des Prinzen, das für Schönheit der Formen ſo großen Sinn hatte, fand ſich zurückgeſchreckt durch das Fratzenhafte dieſer Erſcheinung, und er fragte deshalb ziemlich rauh: Was ſteht zu Dienſten, mein Herr? Wie kommen Sie in dieſer Stunde hierher? Ich bin beſchäftigt, entfernen Sie ſich wieder!

Aber Lorraine, weit entfernt ſich abſchrecken zu laſſen, blieb ſtehen, und blickte den Prinzen mit einem zärtlichen Auge an.

Nun? Was ſoll das? fragte der Prinz um Vieles gütiger. Sicherlich iſt der Beutel leer, und ich ſoll ihn füllen? —

Statt aller Antwort reichte der junge Mann einen Zettel dem Fürſten; dieſer ſah hin und ſchrie auf: Alle Teufel! Iſt heute ein Tag für Gauner. Schon mein Intendant hat mich um fünfhundert Louis heute prellen wollen. Mein theures Herrchen, Sie bekommen nichts mehr von mir! Wie? tauſend Louis? Und am Anfang dieſes Monats gab ich Ihnen dreihundert. Das iſt zu ſtark! Geh, mein Freund, und ſtehle Dir das Geld, bei mir kannſt Du nichts bekommen.

Dieſer Abſchnitt handelt von einem ſehr wichtigen Gegengenſtande, nämlich von einem Haarkräusler.

Je nachdem mich der König jetzt immer entſchiedener in ſeine Gunſt aufnahm, wurde ich der Gegenſtand der beſondern Aufmerkſamkeit der verſchiedenartigſten Partein. Mein geheimnißvoller Correſpondent erließ ſchnell auf einander folgend mehrere Schreiben, in denen er mich warnte, mir Rathſchläge gab und ſeine Beſorgniſſe für meine Zukunft ausſprach. Von anderer Seite her machte man ſich an meinen treuen Georg, um den zu gewinnen, und zwar dieſes auf eine ziemliche wunderliche Weiſe.

Schon lange unzufrieden mit meinem frühern Haarkräusler, hatte ich durch Georg's Fürſprache einen jungen Mann in Dienſt genommen, der

Ohne ein Wort zu erwidern, ſteckte der Chevalier den Zettel wieder zu ſich.

Wie, um Deine Weiber zu mäſten, fuhr der Prinz zornig fort, ſoll ich meine Chatoulle ausſchütten? Wegen Deiner liederlichen Abende, wo Du die berüchtigſten Straßennimpfen zuſammenbitteſt, um mit ihnen Karten zu ſpielen, und ein paar Saufbolde dazu, ſoll ich mich zum armen Manne machen? Laß Dir ſagen, Du allein haſt mir mehr gekoſtet als ein ganzes Regiment Pagen! Ich war ein Narr, daß ich an Deiner Naſenſpitze hängen blieb! Ich bin gerade in der Laune, Dich mit Deiner ganzen Sippſchaft fortzuſchicken.

Ew. königliche Hoheit! rief Lorraine, werden mich nicht meinen Feinden überantworten! Sie warten nur auf das leiſeſte Zeichen des Unwillens von Seiten meines Herrn, um in Schaaren über mich herzufallen.

So mäßige Dich! Schränke Deinen Haushalt ein! rief der Prinz. Schaff Deine Wagen und Pferde ab! Deine Dienerſchaft beſtiehlt Dich, laß ſie laufen. Die Grançay allein koſtet Dich über tauſend Louis jährlich.

Ich habe ſie von Ihnen bekommen? rief der

Favorit. Ich hielt es für meine Pflicht, ſie zu unterhalten.

Zum Teufel auch! ſchrie der Herzog. Laß ſie betteln gehn.

Sie wird zu Madame ſich verfügen und dieſer alles plaudern, was zwiſchen uns vorgefallen iſt.

Ei laß ſie doch! rief der Herzog. Madame iſt verſtändig, ſie wird ſie nicht anhören. Um die Sache kurz zu machen: hier ſind noch fünfhundert Louis! Sieh zu, wie Du Deine Angelegenheiten ordneſt. Hörſt Du, und komm mir nicht wieder! Hörſt Du — nicht wieder mit ſolch einer unverſchämten Bitte.

In dieſem Augenblicke trat der junge Graf von Soiſſons herein.

Lorraine machte ihm mit einem bittern Lächeln Platz.

Kleiner Narr! Weshalb ſo ſpät? rief der Herzog plötzlich ſehr heiter und aufgeräumt. Man muß euch träge Tagediebe mit Trommelſchlag aus den Betten ſtören, wenn man euch ſprechen will. Du darfſt nicht ſo viel ſchlafen, Jüngelchen! Du biſt erſt ſiebzehn Jahre geworden! Wie ich ſo jung war wie Du, hab ich früh aufſtehn müſſen. Mein Präceptor litt es nicht, daß ich mich lange im Bette herum bewegte. Man erhält auf dieſe Weiſe allerhand ſchlechte Gewohnheiten. Hahaha! Aber wer iſt denn da wieder im Vorgemach? Es iſt heute ein Tag für Schelme und Diebe! Man muß ſie nicht hereinlaſſen. Geh und ſchließe die Thüre.

Ehe der Graf den Befehl ausrichten konnte, hatte ſich bereits die lange, dürre Geſtalt des Paters du Trévaux hineingeſchoben.

Um aller Heiligen willen! rief der Herzog, heute iſt ja nicht Ihr Tag, mein Vater?

Du erlaubſt mein Sohn! ſagte der Beichtvater, indem er einen trockenen, unverſchämten Blick durch das Gemach gleiten und ihn alsdann auf den jungen Grafen haften ließ; ein Weg in das Kloſter der Nonnen zum geweihten Herzen führte mich hier vorbei, und da ich morgen nicht werde kommen können, indem ich einer Prozeſſion beiwohnen muß, ſo erlaubte ich mir heute bei Dir einzutreten. Aber ich ſehe, daß ich ſtöre, Du haſt Geſellſchaft! —

Meinen Pagen, ſonſt Niemand! rief der Herzog mit einem verächtlichen Blick auf den jungen Menſchen, der an der Thüre ſtehen blieb, jeden Augenblick den Wink erwartend, hinauszuſchlüpfen.

Noch nicht hinausgehn! mein Kind! rief der

Abbé mit ſeinen großen hervorſtehenden Augen, den Knaben vom Kopf bis zu den Zehen betrachtend. Wo biſt Du her, mein Söhnchen?

Mein Vater iſt der Graf von Soiſſons, antwortete der junge Menſch, der Sr. Majeſtät unſerm König in zehn Schlachten gedient hat.

Und Du dienſt ſeinem Bruder, indem Du ihm Waſſer auf die Hände gießt? ſagte der Abbé mit einem trockenen Huſten. Das iſt eine ſaubere Fortſetzung des Sohnes von der Berühmtheit des Vaters. Weiß Dein Vater, daß Du hier biſt?

Er hat ſelbſt um die Gnade nachgeſucht, mich bei Monſieur anſtellen zu dürfen! ſagte der junge Mann, der bei dieſen Fragen roth wurde wie das jüngſte Mädchen.

So! ſelbſt nachgeſucht! rief der Abbé.

Der Herzog, der in peinlicher Verlegenheit dieſem Examen beigewohnt, rief jetzt halb bittend, halb befehlend: Aber mein Herr, wie kommen Sie dazu, ſich ſo genau um das Geſchick meiner Pagen zu kümmern?

Das will ich Ihnen ſagen, Herr Herzog! rief der Geiſtliche, nachdem er dem jungen Menſchen ſich zu entfernen gewinkt hatte; weil die Stadt allerlei munkelt und klatſcht, was Ihrem Rufe Schaden bringen könnte.

Meinem Rufe? rief der Prinz, den Empfindlichen ſpielend.

Ja, Ihrem Rufe! Ich drücke mich weltlich aus, in geiſtlicher Hinſicht würde ich anders ſprechen. Die Fürſten haben auch einen Ruf. Man kann ihnen mit dem Geſetze nicht beikommen, um ſo mehr kommt man ihnen mit der Gewalt der öffentlichen Meinung bei. Und da iſt die Menge unerbittlich. Ueber Sie, mein Herr, hat ſie ſich ebenfalls hören laſſen, und das was ſie ſagt, iſt beachtenswerth.

Ich kümmre mich nicht darum, Herr Abbé, und wünſche lebhaft, daß Sie es auch nicht thun! —

O, gehorſamer Diener! Das werde ich wohl bleiben laſſen! rief der Prieſter, indem er huſtete und die Augen weit aufriß. Welch ein Seelſorger wäre ich alsdann, und ich will durchaus nicht irgend Jemand nachſtehen in der Sorge für Ihre Seele, mein Prinz.

Wenn Sie ſich in dieſe Angelegenheit miſchen, rief der Prinz wüthend, ſo werden Sie mich zwingen, meine Wahl auf einen andern Geiſtlichen zu richten.

Ganz wie Ihnen beliebt, mein Sohn! Ganz wie Ihnen beliebt! Ich werde dann in die Einſamkeit, in mein Dörfchen in der Bretagne zurückkehren, und der gerechte Gott wird mich tröſten, indem er mir das Bewußtſein ſchenkt, als ehrlicher Diener den Großen gedient zu haben. Er faßte hier ſeinen Hut und wollte ſich entfernen. Der Prinz hielt ihn zurück, indem er rief: Aber, mein Vater, wie kann man ſo leicht verletzt ſein! Iſt es Recht, die Stimme eines Freundes ſo mißzuverſtehen?

Ew. Hoheit haben Recht, daß Sie einen andern Beichtvater nehmen wollten! bemerkte der Abbé, noch immer auf ſeinem Trotze beharrend, und ich habe erwidert, daß ich damit vollkommen einverſtanden bin. War es nicht ſo?

Still! rief der Prinz und hielt ihm den Mund zu.

Glauben Sie, daß es eine leichte Sache iſt, den Fürſten die Wahrheit ſagen zu müſſen? brauſte der Pater hinter der ihm vorgehaltenen Hand. Ich ſage Ihnen, mein Herr Herzog, daß es eine verdammt ſchwere Sache iſt! —

Wie nennt man mich denn im Volke? fragte der Prinz.

Man nennt Sie einen zweiten Heinrich III.

Ach! rief der Herzog. Thut man das?

Man fügt hinzu: Seht ihr nicht, daß er eben ſo ſchwammig, ſo dickleibig, ſo kurzathmig iſt wie jener laſterhafte Prinz? Wird er nicht eben ſo endigen wie Jener?

Das iſt offenbar zu weit gezogen! bemerkte der Herzog. Was geht mich das Ende Heinrichs III. an? Schwammig, dickleibig? Das bin ich auch nicht! Ich habe noch eine vortreffliche Taille, und Sie ſollten mich tanzen ſehn. Wie ich da den Fuß ſetze! Aber was weiß der dumme Haufe davon? Genug, mein Vater, ich will Ihnen fürder keinen Grund zur Klage geben. Ich werde einige meiner jungen Freunde abſchaffen, bis auf drei, die ich nothwendig nöthig habe. Iſt's ſo recht?

Die drei auch, mein Sohn, die drei auch!

Unmöglich, mein Vater. Ich kann mich doch nicht von alten Knaſterbärten bedienen laſſen? Ich habe Sinn für Schönheit; ich will Schönheit und Jugend um mich ſehn! Iſt darin etwas Verwerfenswerthes? Wie handelt man um mich her? Wie? frag ich. Iſt es lauter Tugend, was ich um mich ſehe? Bin ich da mit meiner Leidenſchaft nicht noch einer von den Reinen? —

Wenn die ganze Welt um uns gottlos iſt, ſo ſollen wir dem Herrn dienen! rief der Prieſter ſtreng.

Fangen Sie doch von oben an! bemerkte der Prinz. Wie lebt Se. Majeſtät?

Auch er hat der Sünde entſagt. Die ſchöne Bettgenoſſin iſt verſtoßen, der Teufel hat zurückgenommen, was er zum Aerger der Frommen hergeliehen.

Der Herzog hatte ſo lange geſprochen, daß ihm jetzt der Athem fehlte, noch etwas hinzuzuſetzen. Er ließ ſich in einen Lehnſtuhl fallen, kreuzte die Arme über einander und ſchaute düſter vor ſich hin. Der Pater, der da glaubte, ſeiner Gewiſſenspflicht fürs Erſte Genüge geleiſtet zu haben, hörte eine kurze Beichte ſeines Beichtkindes an, ertheilte ihm die übliche Abſolution und entfernte ſich.

Der Prinz ſah ihm giftig nach. Wo bin ich hingerathen? rief er. Was nimmt der Mann ſich heraus? Er wird ja täglich unleidlicher! Es herrſcht eine ganz andre Luſt hier bei Hofe! Doch ich werde mich hüten, ihm zu gehorchen, und einen andern zähle ich auch nicht, denn welche Mühe gäbe es, ſich auf alle die Sünden zu beſinnen, die dieſer ſchon weiß.

Während dieſes Streites des Herzogs mit ſeinem Beichtvater irrte der Chevalier von Lorraine durch einen entfernten Stadttheil von Paris, um zu dem Kloſter der Benedictiner zu gelangen, wo ſich der alte Marquis von Lorraine, ſein Vaterbruder, niedergelaſſen hatte, um dort in Ruhe ſeine Tage zu beſchließen.

In einem einfachen Zimmer, doch mit den paſſenden Bequemlichkeiten für einen Mann von ſeinem Alter verſehen, ſaß der Marquis und las eben in einer alten Chronik, als der Diener ſeinen Neffen meldet. Der Beſuch war ein ſeltener. Der Marquis in ſeiner Einſamkeit hatte nur dunkel munkeln hören, daß ſein Neffe auf ſchlimme Pfade gerathen ſei und nichts tauge; er hatte deshalb keine große Neigung, ihn wiederzuſehn, und war dem jungen Manne ſehr dankbar, daß er ihm mit ſeinem Beſuche verſchonte. Jetzt kam ein ſolcher. Es war dem alten Herrn eine Pflicht, die er ſeinem verſtorbenen Bruder ſchuldig zu ſein glaubte, ihn anzunehmen, und gab dem Diener den Befehl, den Chevalier einzuführen.

Onkel und Neffe hatten ſich im Zeitraum von zehn Jahren nicht geſehen. Damals war der Chevalier ein junger, blühender, von Geſundheit und Lebensmuth ſtrotzender Jüngling, das leibhafte Ebenbild ſeines Vaters, als er ſo jung war nd mit dem Marcheſe zuſammen auf Abenteuer sging, die immer damit endigten, daß der eine oder der Andere in die Baſtille geſperrt oder en kecken Wegelagerern geplündert wurden, während ſie eine reiche Wittwe zu plündern gedachten. Der Marcheſe war zuerſt zur Vernunft gekommen, atte ſich mit einer Erbſchaft, die er ſehr zur rechten Zeit gemacht, zur Ruhe geſetzt. So leichtfertig n der Jugend, war er jetzt ein ſtrenger, mißtrauiſcher, geiziger Alter geworden, dem es Niemand gelang, einen Groſchen abzuzwicken. Er te kaum die Rede ſeines Neffen, der ihm ſehr ändert vorkam, mit jenem Lächeln an, womit ale, harte Geizhälſe die Worte Derer anhören, e hülfeſuchend zu ihnen kommen. Seinen von enig weißen Haarlocken umſpielten Scheitel bedeckte ein Käppchen, und ſeine Stirn, die in hlloſe Falten gelegt war, verlor ſich in zwei ſchigten, dichten, weißen Haarbüſcheln, die die Augenbrauen bildeten.

Wie ich höre, dienen Sie dem fürſtlichen errn, dem Herzog von Orleans! ſagte er dem effen, nachdem er deſſen Geſuch um eine Summe eldes ruhig angehört hatte, ohne etwas darauf u erwidern.

Katholik war. Die Geſpräche dieſes Orthodoxen beluſtigten mich während des langwierigen Geſchäfts, ein Haargebäude von großer Ausdehnung und beſonders künſtlichem Bau mir auf die Stirne ſetzen zu laſſen. Eines Morgens brachte er mir eine kleine Perrücke, von der er verſicherte, daß er ſie eigends für mich angefertigt habe. Als ich ſie nicht nehmen wollte, that er mir heimlich das Geſtändniß, daß darin einige Barthaare des heiligen Rochus eingewebt ſeien. Als ich auch dieſes Umſtandes nicht achtete, rief er verwundert: „Wie, mein Herr! ſie verſchmähen eine Perrücke, der der heilige Rochus gewürdigt hat, einige ſeiner koſtbaren Barthaare herzuleihen?“ — „Die Gunſt iſt nicht ſehr groß,“ erwiederte ich lächelnd. „Wenn der ſehr achtungswürdige Heilige wüßte, daß ein Proteſtant dieſe Perrücke tragen ſollte, er würde ſeine Barthaare nicht dazu hergegeben haben.“ — „Ach!“ rief Herr Cyrillus mit einer Miene aus Verachtung

So iſt's, mein theurer Oheim! rief der Chevalier.

Alsdann wird er Sie auch reichlich bezahlen! war die Antwort des grämlichen Alten. Ich habe damals, als ich Sie in die Welt einführte, Ihnen dasjenige mitgegeben, was Ihnen zukam. Hätte ich Schätze, ich würde eilen, ſie mit Ihnen zu theilen, denn Sie ſind der Sohn meines Bruders; aber ich habe keine. Was ich nöthig habe, giebt mir der Abt des Kloſters, der aus den Tagen meiner Jugend her mein Freund iſt.

Der Neffe fluchte im Geheimen dem Geize des Onkels, und ſchalt ſich, daß er hergekommen. Dennoch wollte er noch einen Verſuch machen, ehe er ging. Mein Herr giebt mir zu Ende dieſes Monats fünfhundert Louis, ſagte er, alsdann werde ich Ihnen dieſe Summe, die ich jetzt von Ihnen zu entlehnen wünſche, mit Vergnügen zurückzahlen.

Das glaube ich, mein junger Freund! ſagte der Oheim. Junge Herren pflegen immer wieder zu zahlen! Allein, wo nichts iſt, da hat der Kaiſer das Recht verloren.

Der Oheim und der Neffe trennten ſich; der Letztere wüthend über dieſe Bekanntſchaft mit ſeinem Verwandten, die er jetzt gemacht, und willens ihm es entgelten zu laſſen, wie er gegen ihn verfahren. Der Oheim gab den Befehl, beſagten Herrn nicht wieder vor zu laſſen.

Ohne Verzug eilte der Chevalier weiter. In die dunkelſten und engſten Straßen verſenkte er ſich, um den aufzufinden, den er jetzt ſuchte, und der Gründe hatte, ſich ſo weit aus dem Bereich der Geſelligkeit und des Lebens zurückzuziehen. In den Stadttheil, wohin er jetzt kam, war er bisher nur in Geſellſchaft von Genoſſen, die eine gute Klinge führten, gedrungen. Es war durchaus nicht räthlich, ſich ohne eine ſolche Begleitung in dem dunkeln Winkel, wohin er gelangte, zu begeben. Dennoch war ſein Geldbedürfniß ſo groß, daß es keine Verzögerung duldete.

Ein Trümmerhaufen, von der Zeit geſchwärzt, und kaum einem bewohnbaren Hauſe ähnlich, ſtand vor ihm. Der Chevalier ſuchte nach dem Eingange, und entdeckte mehrere Fuß von der Erde eine kleine Thür. Es war unmöglich, ohne Treppe hinauf zu gelangen, und er blickte zu einem der kleinen, trüben Fenſter hinauf, in der Hoffnung, daß auf ſein leichtes Huſten ſich Jemand zeigen werde, der ihm den Eingang erleichtern oder überhaupt möglich machte. Seine Hoffnung betrog ihn nicht. Nach einer Weile öffnete ſich das Fenſter, und ein Kopf ſteckte ſich heraus, von dem man nicht ſagen konnte, ob er zu dem männlichen, oder weiblichen Geſchlecht gehörte. Im Lichte des wenigen Tagesſchimmers, der in dieſe Regionen der Verkommenheit und des Elendes fiel, ſah man einen Schädel, dem die Hälfte der Naſe fehlte, der wild mit Haaren überwachſen war, und dadurch die Mißgeſtalt des Mundes, oder der zahnloſen Höhle, die deſſen Stelle einnahm, verdeckte. Mit dem einen Auge, das dieſem wüſten Kopfe geblieben war, ſtarrte die Ungeſtalt auf den unten befindlichen Gaſt und eine rauhe, finſtere Stimme rief die Worte: Qui êtes-vous?

Teufel, Männchen! kennſt Du mich nicht mehr? entgegnete der junge Mann eben ſo leiſe hinauf. Ein tiefer Ton, der halb wie ein Lachen, halb wie eine Verwunderung klang, tönte dagegen und die Geſtalt verließ das Fenſter. Die Thüre wurde geöffnet, und von innen eine Treppe hinabgelaſſen, mit deren Hülfe der Chevalier dieſe Burg erſtürmte, die ſonſt für ihn unbeſiegbar geweſen wäre. Nachdem er hinaufgelangt war, wurde die Treppe wieder heraufgezogen und die Thüre geſchloſſen.

In einer Art Küche, die mit allerlei Geräthen den beſonderem Bau angefüllt war, und auf deren Heerde ein Feuer brannte, bewegten ſich zwei Schatten, die man nur erkennen konnte, wenn das Auge ſich an die herrſchende Finſterniß gewöhnt hatte. Von dieſen zwei Schatten war der eine der Beſitzer dieſer Wohnung, ein zuſammengekrümmtes Männchen von einem zweifelhaften Alter, denn allerlei Umſtände, die ſonſt nicht in dem Laufe der Natur zu liegen pflegen, hatten hier eingewirkt, den Träger dieſer unglücklichen Mißgeſtalt zu dem zu machen, was er jetzt war. Es mochte ein Mann von nahe an den Fünfzigen ſein; ſein Gefährte war bedeutend jünger, doch hatte er ebenfalls das zuſammengezogene, gekrümmte und verzerrte Weſen angenommen, was ſeinen Herrn bemerkbar machte. Von dieſen zwei zwerghaften Kobolden wurde der Chevalier mit Freuden begrüßt, als ſie ihn erkannt hatten. Er wurde auf einen Sitz geführt, der gepolſtert und nahe an das Fenſter gerückt war, wo man die ſchöne Ausſicht bewundern konnte, wie der Herr der Wohnung ſich ausdrückte, und womit er den Blick auf die nächſten Dächer und Dachöffnungen meinte.

Wie geht es Dir, mein Bruder? fragte der Wirth.

Wie Du ſiehſt, Mathieu! antwortete der Chevalier. Nicht ſo gut wie Dir. Du biſt Dein eigener Herr und haſt Deine Wohnung für Dich. —

Ja, die habe ich, rief der Zwerg, indem er Anſtalt machte, ſich neben dem jungen Hofmann nieder zu ſetzen, es aber immer ſo unglücklich traf, daß er an dem Sitze hinabrutſchte, bis er endlich knieend die gehörige Stellung fand, die ihm möglich war. Ja, die habe ich. Gott ſei Dank, man hat mich vergeſſen, und ich bin ungeſtört.

Der Chevalier warf einen Blick auf die armſelige Figur zu ſeinen Füßen, und ſagte dann mit mitleidigem Tone: Armer Mathieu! Die Henkersknechte haben Dir arg mitgeſpielt! Du haſt ja kein einziges geſundes Glied mehr am Körper!

Du ſcherzeſt! rief der Krüppel. Sieh hier, meine Fauſt, der fehlt nichts als der kleine Finger, den man leicht entbehren kann. Das Armgelenk haben ſie mir zerbrochen, doch es iſt anders wieder zuſammengewachſen, ſo daß ich den Arm zu ſchließen ſcheine, wenn ich ihn öffne. Aber bemerke einmal mein Untergeſtell! Da wirſt Du nichts in Ordnung finden. Beide Beine in ihren Gelenken gebrochen! Die Füße verdreht!

Aber ich hielt auch den ſtrengſten Grad der Folter aus! das will etwas ſagen. Nicht der hundertſte Mann kann es, ohne zu erliegen. Ich ſage Dir, Chevalier, ich trat in die ſchwarze Kammer als ein gerad und ſchlank gewachſener Mann, und eine Stunde auf dem verfluchten Bette hatte mich dazu gemacht, was ich jetzt bin. Aber nicht ein Wort haben ſie aus mir herausbekommen! —

Schrecklich! armer Mathieu!

Als ſie mich fortbrachten, rief einer der Schinderknechte: wo ſollen wir dieſen Haufen Knochen und zermalmten Muskeln hinwerfen? Meine Wohnung iſt Straße aux petits compagnons, erwiderte ich! Da ſahen ſich Alle einander an, und Jedem lief es eiskalt über den Rücken, daß ich in dieſem Zuſtande noch Zeit zu einem Witze hatte. Ja, der Menſch kann viel aushalten; davon bin ich Zeuge und Beweis. Der Prozeß wegen der La Voiſin und der Vigoureux wüthete damals aber in ſeiner ärgſten Strenge. Man hatte die Weiber gefoltert, und von ihnen nichts erfahren, nun kam ich daran. Man wußte, ich war mit ihnen ſtets beiſammen, zugleich war ich bekannt mit mehrern Herren des Hofes, aus mir mußte nun Alles mit des Teufels Gewalt heraus. Und gerade aus mir bekamen ſie gar nichts zu hören. Darum ihre Wuth. Ich ſehe den Herrn von La Regnie noch vor mir, wie er mir zähneknirſchend zurief: Foltert mir den Vagabunden; er weiß Alles! Er muß bekennen! Wenn ich hätte bekennen wollen, ſo manche Herzogskrone hätte auf dem Haupte gewackelt. Die Herren ſind aber erkenntlich; ich bekomme manches Geſchenk von unbekannten Händen zugeſchickt! Nicht wahr, Belphor? —

Der Diener nickte mit dem Kopfe.

Schicke ihn fort! rief der Chevalier leiſe zu Mathieu, ich habe mit Dir ein paar Worte ohne Zeugen zu ſprechen.

Nachdem Belphor fortgegangen, bog Mathieu ſein Ohr ſeinem Freunde hin, der jetzt hineinzuflüſtern begann. Der Krüppel blickte ihn verwundert und lächelnd an: Geld willſt Du von mir? He! ich habe keins!

Scherze nicht, mein Bruder! ſagte der Chevalier mit ernſter Miene; ich weiß, daß Du auf Geld ſitzeſt. Auch will ich es nicht Dir entziehen; Du ſollſt Alles, was ich jetzt von Dir nehme, im Verlauf eines Monats wieder haben. Theile mir etwas von Deinem Pulver mit.

Von meinem Pulver? Kind, das iſt ſchon

lange in die Seine geſchüttet! rief der Krüppel ſeltſam lachend, wobei ſein verſtümmeltes Geſicht beſonders ſchrecklich ausſchaute.

Du haſt noch welches! rief der Chevalier.

Und Pulver und Geld willſt Du beides von mir haben? fragte Mathieu.

Das Eine iſt das Mittel, das Andere Dir wieder zu ſchaffen.

Kind, ich habe weder das Eine, noch das Andere!

Keine Narreteien! rief der Chevalier, oder Du machſt mich ernſtlich böſe. Wir kennen uns!

Ja, das thun wir! antwortete der Krüppel lachend. Ich weiß auch, wie der hübſche, freche Burſche, der Madame die Untertaſſe nahm, und ſie bei dieſer Gelegenheit mit dem Pulver füllte, wie er mir ſagte, auf Dich zeigend: Hier iſt Jemand, der uns einſt von Nutzen ſein wird. Hahaha! Du warſt damals faſt noch ein Kind.

Die gute Henriette! rief Lorraine. Daß ſie ſterben mußte.

Und nun ſoll es wohl über ihre Nachfolgerin her? fragte Mathieu.

Der Chevalier ſah ſich ſcheu und ängſtlich herum. Du Schwätzer! rief er. Wer ſpricht von der? Ich ſage Dir, mit dieſem deutſchen Magen iſt nichts anzufangen. Sie verdaut alles, auch unſer Gift. Auch ſtehe ich mich jetzt gerade gut mit ihr. Sie ſoll mich ſchützen, wenn es Monſieur einfallen ſollte, mich zu verjagen, woran er bereits häufig denkt, denn er hat ſich friſche Waare angeſchafft.

Du haſt ihn in Deinen Händen! rief Mathieu.

Glaube das nicht! rief der Chevalier. Ich ſtehe ihm gänzlich machtlos gegenüber. Wollte ich plaudern, würde man mir unter die Naſe lachen; denn alle Welt weiß es von ihm. Der König weiß es und lacht darüber. Es iſt eine zu verderbte Zeit! Mit dem Schein von Tugend kommt man auch nicht weit. Wenn nur die Pillen des Doktor Drondjean etwas werth wären! Wenn ſie mir gewiſſe Kräfte wiedergäben, die ich verſchleudert habe! Aber wozu Dir mit Klagen das Ohr füllen. Wer drin ſitzt muß durch, und da iſt mir mein ehrenwerther Onkel beigefallen, den ich gern möchte daran glauben machen.

Der Marquis de Lorraine? fragte Mathieu.

Derſelbe. Ich komme eben von ihm. Der Geizhals, dem Tode halb ſchon im Rachen, ſchlug mir jede Unterſtützung ab. Da ſchwor ich ihm

Genugthuung. Gieb mir ein Pulver! Ich bitte Dich drum, gieb mir ein Pulver.

Es iſt mir lieb zu hören, rief der Krüppel, daß es der iſt. Er lebt einſam, er iſt alt, ſein Tod wird kein Aufſehen machen. Ich möchte nicht gerne mit Leuten vom Hofe zu thun haben. Gut, Du ſollſt das Pulver haben, doch mit der einzigen Bedingung, daß Du mir ſieben Hundert Louis in Zeit von ſechs Monaten wiedergibſt. Unterdeſſen kann der Herr Marquis ſchon expedirt ſein. Willſt Du?

Zweihundert mehr als Du haben ſollteſt, Wucherer! Doch es ſei! rief der Chevalier. Komm, laß uns die Sache abmachen. Beide entfernten ſich ins Nebengemach! —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von [illegible]

und Staunen gemiſcht, „wofür halten Sie unſere Heiligen, mein Herr? Kann Sankt Rochus nicht gerade die Abſicht haben, durch dieſe Haare ein Wunder an Ihnen zu thun? Ich verſichere Sie, Sie ſind nicht der erſte, der durch ſolche Mittel ſehend geworden. Und die Sache läßt ſich äußerſt leicht begreifen: die Perrücke hat die nächſte Verbindung mit Ihrem eigenen Haar, dieſes wiederum die nächſte mit dem Schädel, dieſer mit dem Gehirn und dieſes mit der Seele, und in der Seele wird die jedesmalige Anſicht, die uns entweder ſelig macht oder verdammt, bereitet. Ha, was ſagen Sie nun?“ — Ich blieb dabei, daß ich die Perrücke nicht haben wolle. „Sie wiſſen nicht,“ ſagte Cyrillus etwas beleidigt, „daß der heilige Rochus ein ganz neuer ſächſiſcher Heiliger iſt, den der heilige Vater ganz eigen für uns creirt hat zur Feier der Vermählung des Kurprinzen. Und Sie glauben nicht, wie dieſer neue Heilige ſchon thätig für

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen ferner:

Körner, Friedrich, Profeſſor an der höhern Handelsakademie in Peſth. Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung: Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenſchmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. 2½ Thlr.

Erneſti, Louiſe, Geld und Talent. Ein Roman. 3 Bde. broch. 8. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illuſtrirt von Theod. Hoſemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 8. 3 Bde. broch. 3⅚ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südſee. Zweite Auflage. 8. 4 Bde. broch. 6 Thlr.

Eliſabeth Charlotte.

Eliſabeth Charlotte,

Herzogin von Orleans.

Ein biographiſcher Roman

von

A. v. Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1861.

Die Reiſegeſellſchaft.

Wir wollen unſere kleine Kolonie aufſuchen, wie ſie unter Georg's Führung ſich Frankfurt näherte, wo einige Tage Raſt gemacht werden ſollte. Georg beabſichtigte die Raugräfin Louiſe zu beſuchen, die dort mit ihrem Bruder Carl Ludwig lebte, und der er Grüße von der Herzogin zu überbringen hatte. Madeleine und Suſanne wanderten unter Begleitung ihres Vaters unterdeſſen in der Stadt umher, um ſie ſich anzuſehn. Der übrige Theil der kleinen Reiſegeſellſchaft blieb zum Theil hier, zum Theil nahm er von hier aus eine andere Straße, ſo daß der Arzt, ſeine beiden Damen und Georg allein die Reiſe bis Hannover machen mußten, ein Umſtand, der dem Stallmeiſter ſehr lieb war, weil er jetzt hoffen konnte, ſich mehr ſeiner Neigung noch zu beſchäftigen, indem die läſtige Sorge, die er für die mitreiſenden Familien aus allzugroßer Gefälligkeit übernommen hatte, jetzt wegfiel.

In Frankfurt traf er den Doktor Onofrius wieder. Hier war der ſeltſame Mann geſprächiger, und es gelang Georg, ihm Rede abzugewinnen über Manches, was er wiſſen wollte. Er hatte ſichtlich ſehr gealtert, und wenn man früher ihn für den Teufel halten konnte, ſo war er jetzt dem Bilde des Todes täuſchend ähnlich: die bis auf den Knochen abgedörrte Geſtalt, das bleiche, blutleere Geſicht, die erloſchenen Augen, alles trug dazu bei, die abenteuerliche Figur des Feindes alles Lebendigen darzuſtellen.

Mein Herr Doktor, hub Georg an, werden Sie hier meinen Dank entgegennehmen, den Sie mir in Heidelberg abzuſtatten verweigerten? In der That, ich ſchreibe die günſtige Wirkung, die mein Geſchick genommen, nur Ihrer Fürſorge zu.

Das iſt ganz und gar nicht der Fall, erwiderte der bleiche Mann; was ich that, that ich auf Befehl der Obern.

Doch dieſe Obern finden in Euch einen treuen, aufmerkſamen Diener, mein Herr! bemerkte Georg, dem es wehe that, ſich mit ſeinem Danke ſo abgewieſen zu ſehen. Ihr müßt mich von meiner Jugend auf gekannt und beobachtet haben? —

Das that ich.

Weshalb habt Ihr mich denn nicht gleich aus der Sphäre geriſſen, in der ich lebte?

Weil Ihr die Armuth, das Elend und die Noth des Lebens kennen lernen ſolltet, ſo hab ich wenigſtens den Willen meiner Obern mir gedeutet, erwiderte der Doktor.

Habt Ihr meine Mutter gekannt?

Sie legte in meine Hände die Papiere und Dokumente nieder, die ſie über Eure Geburt beſaß. Ihr waret damals vier Jahr alt, ſagte der Arzt. Ihr Wille war es, daß Ihr in den geiſtlichen Stand treten ſolltet; doch die Obern erkannten alsbald, daß dieſer ehrwürdige Beruf nicht für Euch gemacht war. Der Graf Otronte iſt ein glorwürdiges Mitglied des Ordens!

Freilich! ſeufzte Georg.

Beide trennten ſich und unſer Reiſender geſtand ſich ſelbſt mit Betheuerung, daß ſeine Jugend inſofern von ihm Abſchied genommen, als ihm alle die Geſtalten, die ihn damals umgeben hatten, die ganze nächtliche abenteuerliche Zeit in Schottland, die Verſuche, die man mit ihm anſtellte, ihn als Gebieter des Myſtiſchen herauszuziehn, ihm farblos und bedeutungslos erſchienen. Das Leben, das wirkliche, handgreifliche Leben war in ſeine Rechte getreten, und ſeine Freude, ſeine Schmerzen und ſein Kummer füllten die Beſtrebungen ſeiner Seele aus. So war es jetzt der Sturm und die Ohnmacht, die er in dem Buſen eines jungen, liebenswerthen und gefühlvollen Weſens erregt hatte, die ihn einzig feſſelten und anzogen. Er fühlte es, daß Madeleine gegen den Einfluß, der von ihm ausging, mit allen Kräften ihres Gemüthes kämpfte und daß dennoch es Stunden gab, wo ſie ſich dieſem Einfluſſe mußte gefangen geben. Dieſes Schwanken, dieſes Aufraffen und wiederum Hinſinken einer edlen weiblichen Natur hatte ſo großen Reiz für ihn, daß er ſich nur mit Mühe davon abwenden konnte, um den Geſchäften ſeines Berufs und ſeiner Beſtimmung zu genügen. Kaum hatte er, oft nur ſehr oberflächlich den Pflichten genügt, die ſeine Verpflichtung für ſeine Couſine ihm auferlegt, ſo war er wieder bei dem geliebten Mädchen, das ihn mit ſchuldloſer, erröthender Freude empfing.

Der Vater war zu ſehr mit den Intereſſen ſeines Amtes beſchäftigt, um ſeine Aufmerkſamkeit auf die Liebenden zu richten, und Suſanne war zu ſehr innige Freundin Madeleinens, um ihr nutzen zu können, indem ſie ſie warnte.

Die Raugräfin ließ ihn öfters zu ſich bitten, und erkundigte ſich aufs Genaueſte nach allen Umſtänden, die die Fürſtin betrafen, und der junge Raugraf fand es bequem, dem ältern Freunde und Verwandten alle die kleinen Heimlichkeiten einer erwachenden und vor der Schweſter geheim gehaltenen Neigung zu bekennen. Beide Freunde ſtrichen oft durch die Straßen Frankfurts, Einer am Arme des Andern, und im lebhaften Geſpräche vergingen Stunden wie Minuten. Der junge Graf erzählte von den Anerbietungen, die man ihm in Wien gemacht, aber das geliebte Mädchen, das in Frankfurt zu Hauſe war, erlaubte ihm nicht abzureiſen, und er mußte allerlei Vorwände erſinnen, um die Aufmerkſamkeit der Schweſter zu täuſchen, die ihn täglich mit Fragen beſtürmte.

Du glaubſt nicht, lieber Bruder! ſagte er einſt zu Georg, was die Weiber fragen können! Unendlich, ohne alles Ziel, ohne Rückſicht ſind ihre Erkundigungen, und ſagt man ihnen heute etwas, morgen haben ſie es bereits wieder vergeſſen. Sie wollen bis ins kleinſte Detail einer Geſchichte dringen, und wenn man ſich ihrer entſeine Gläubigen geweſen iſt! In ſo kurzer Zeit hat er ſchon zahlloſe Wunder gethan und fährt noch immer fort damit. Er giebt mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit ſeine Haare zu Perrücken, ſein Fett zu Pomade, ſeine allertheuerſten Gebeine zu Zahnſtochern für die Frauen hin. Er würde nichts für ſich behalten, wenn die Kirche, die darüber zu wachen hat, daß ein Heiliger ſich nicht gänzlich ausſpielt, es litte. Von Morgens früh bis Abends ſpät wird die Kapelle nicht leer, wo er verehrt wird, und zu ſeinen allergläubigſten Verehrerinnen gehört Ihre kaiſerliche Hoheit die Kurprinzeſſin ſelbſt.“ — „Was war denn der heilige Rochus im Leben?“ fragte ich. — „Ein Leinweber, Ihnen zu dienen,“ antwortete Cyrillus. „Ich habe die unſägliche Ehre, mütterlicherſeits mit ihm verwandt zu ſein, deßhalb wird mir auch die Vergünſtigung zu Theil, von Zeit zu Zeit, ſtreng gezählt, ein Dutzend Haare zu bekommen, die ich dann in meine Perrücken

rücken will, ſo muß man zu Erfindungen ſeine Zuflucht nehmen.

Die man jedoch nicht zu weit ausdehnen darf! rief Georg ſcherzend, denn ſonſt fällt man in ein Lügennetz, das man ſelbſt gewebt hat.

Sei ohne Sorge! rief der Raugraf. Meine eignen Lügen beißen mich nicht. Ich habe ſtets eine ſo große Anzahl vorräthig, daß ich ſtets wechſeln kann, und dieſelbe Lüge kommt ſelten zweimal vor. Jetzt hab ich eine ungriſche Gräfin, der ich in Wien den Hof mache, und die ich jetzt aus Sehnſucht, mich zu ſehn, herrufen laſſe. Man muß ſie erwarten, ſie kommt nicht, und damit habe ich Zeit gewonnen, die ich bei meinem hübſchen Kinde zubringe.

Indeſſen, bemerkte Georg, wenn Du lange genug gewartet haſt, ſo wirſt Du doch reiſen müſſen.

Allerdings muß ich das! rief Carl ſeufzend. Meine Schweſter iſt eine Tyrannin. Sie hat das Geld in Händen, und ſie giebt es mir nur, wenn ſie mich in den Reiſewagen eingeſperrt ſieht.

Sie waren im Plaudern an die Wohnung des Arztes gelangt. Georg machte ſeinem Freunde den Vorſchlag, ihn bei den Damen einzuführen. Biſt Du nicht ängſtlich und argwöhniſch? fragte Carl, ſich ſchalkhaft nach dem Genoſſen umſehend.

Verſuche Deine Künſte! rief Georg lachend.

Madeleine und Suſanne ſaßen eben allein, als die beiden jungen Männer eintraten. Wieder ein Deutſcher, den ich Ihnen bringe, meine beiden Damen! rief Georg, den Grafen vorſtellend.

Den wir freundlich willkommen heißen! rief Suſanne auf Deutſch.

Das Geſpräch war einſilbig. Madeleine ſprach nur wenige Worte, Suſanne's Deutſch war ebenfalls ſehr bald beendet, Carl erſchöpfte ſich in Artigkeiten und nichtsſagenden Galanterien. Er machte den Damen den Vorſchlag, ſie bei ſeiner Schweſter einzuführen. Beide nahmen dies mit großem Vergnügen an. Hat das Fräulein Aehnlichkeit von Ihrer Halbſchweſter, der Herzogin in Paris? fragte Suſanne.

Nur wenig! entgegnete Carl. Die Herzogin ſieht ihrer Mutter ähnlich, während meine Schweſter Züge vom Vater und der Mutter hat.

Es wurde ein Tag feſtgeſetzt, wo man den Beſuch machen wollte.

Auf der Straße ſagte Carl zu Georg: Höre, Freund; du haſt ja einen wahren Engel zur Geliebten! Welch eine liebenswürdige Beſcheidenheit! Welche reine und tadelloſe Schönheit! Bei meinem Barte, wenn alle Mädchen in Paris ſo ſind, ſo will ich dort leben und ſterben.

Du ſollſt nur ihr Herz kennen lernen! rief Georg. Sie iſt das beſte, edelſte Geſchöpf.

Aber auch die andere Kleine iſt nicht übel, plauderte Carl fort. Ein ſcherzhaftes, kleines Koboldchen! Meine Schweſter wird froh ſein, dieſe Bekanntſchaft zu machen.

Ich bin nicht ganz einverſtanden mit Dir, hub Georg an, daß Du die beiden Mädchen dort einführen willſt! Wozu ſoll das? Deine Schweſter correſpondirt mit der Herzogin, und dieſe —

Nun, und dieſe?

Will nicht, daß aus uns etwas werden ſoll. Du kennſt ſie, ſie iſt gegen jede Heirath.

Biſt Du von ihr abhängig?

Georg ſah den Frager forſchend an, dann ſagte er: Außer dem herzlichen, warmen Antheil, den ich immer für Charlotte fühlen werde, der mich antreibt, nichts zu thun, wovon ich vermuthen könnte, daß es ihrem Willen entgegen ſein könnte, bin ich auch in meiner Stellung an ſie gebunden, denn von ihr beziehe ich meinen Gehalt, und mein Amt als ihr Stallmeiſter iſt lediglich nur ihre Schöpfung.

Das iſt etwas anderes! rief Carl; alsdann ſagen wir nichts von Deiner Neigung.

Ich fürchte nur, ſie wird ſelbſt von ſich ſprechen, ohne daß wir es hindern können! rief Georg.

O ſchäme Dich! So wenig Verſtellungskunſt beſitzeſt Du? Da ſollteſt Du uns ſehen, mich und Cordelien! Niemand kann die leiſeſte Ahndung haben, wie weit wir miteinander gelangt ſind! bemerkte der junge Raugraf. Wir ſtehen einander völlig fremd gegenüber.

Nun ſo geſchehe, was geſchehen muß, hub Georg nach einer Pauſe an. Auch Luiſe iſt eine edle Frau, ich will ſie nicht täuſchen; nöthigenfalls kann ſie für mich ſprechen, wenn es ſo weit ſein ſollte.

Der Beſuch fand ſtatt. In der Wohnung der Raugräfin, die mit großer Behaglichkeit, als einzelne, unverheirathete Dame, für ſich wohnte, kamen die beiden jungen Mädchen von ihrem Vater und Georg begleitet. Luiſe unterhielt ſich mit dem Arzte, und über den ſeltſamen Vorfall, den er erlebt hatte, daß er Paris und den Hof verließ. Sie haben keine Vermuthung, rief die Raugräfin, daß irgend Jemand vom Hofe auf das Benehmen des Herrn Fagon's Einfluß gehabt hat?

Und wenn ich's hätte, erwiderte Herr Laſiat Gervais mit großer Beſcheidenheit; ich würde es nicht ausſprechen. Man kann ſo leicht in den Ruf der Geſchichtenmacherei verfallen, und überdieß iſt hier ein Fall, der mit der äußerſten Vorſicht behandelt ſein will.

Freilich wohl; entgegnete die Raugräfin. Meine Couſine ſchreibt mir mit großer Offenheit über dieſes unglückliche Ereigniß, das jetzt ſchon beinahe wieder vergeſſen iſt, daß eine einflußreiche, ihr feindliche Dame diejenige iſt, die Herrn Fagon geleitet hat.

Der Arzt zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Sie werden in Hannover Entſchädigung finden für Vieles, was Sie in Paris verloren, bemerkte die Dame. Die Kurfürſtin iſt eine treffliche Frau, mit der bekannt zu ſein, allein ſchon für ein glückliches Ereigniß gelten muß.

Während die Raugräfin ſprach, konnte man bemerken, daß ihr Blick öfters über die junge Welt hinglitt, die nicht weit von ihr, und wie ſie hoffen konnte, von ihr nicht bemerkt, ihr Weſen trieb. Sie hatte es ſogleich bemerkt, wie Georg und Madeleine mit einander ſtanden und als der Stallmeiſter ſich zu ihr wandte, ſagte ſie ſcherzend: Herr Graf, bedenken Sie wohl, daß wir beide, Ihre Couſine in Paris und ich hier in Deutſchland für Sie thätig ſind, um Sie in die Rechte Ihrer Geburt zu ſetzen, und daß wir für Sie ſchon alsdann eine Frau in Bereitſchaft halten.

Meine theure Gräfin! rief Georg, ihr mit Wärme die Hand küſſend, erlaubet mir, daß ich mich Ihnen und der Herzogin vollkommen widme, was meinen Dienſt betrifft, daß ich mir aber ein Fleckchen aufbehalte, wo ich allein regieren will, das iſt meine Heirath.

Ei, mein Freund; ich weiß nicht, ob ich Euch das erlauben darf. —

Auf Euer Fürwort rechne ich! rief Georg.

Meine Couſine, entgegnete ſie, iſt unbeugſam. Sie würde in dieſem Falle ihre Hand völlig von Euch abziehen.

Auch wenn Ihr für mich bittet? fragte Georg.

Auch dann.

Ein ſchwerer Seufzer entſtieg der Bruſt des jungen Mannes.

Nehmt einen Rath von Eurer Freundin an, hub die Raugräfin nach einer Pauſe wieder an.

Wenn Ihr Euer Herz nicht bezwingen könnt, ſo ſagt Euch von dieſer Reiſe los. Bleibt unter irgend einem Vorwande hier zurück. Sagt, daß ich es Euch befohlen habe, daß eure Couſine in Paris es Euch aufgetragen: kurz, ſagt was Ihr wollt, nur macht Euch von dieſer gefährlichen Reiſe frei. Was die Männer nicht vor Augen haben, vergeſſen ſie: ſo wird es auch mit Madeleine gehn, die, ich will es geſtehen, ein ſehr artiges, liebenswerthes Mädchen iſt.

Wie wird mir das gelingen! rief Georg verwirrt, und die Leidenſchaft machte, daß er kaum ſeiner Sinne mächtig blieb! Was ſoll ich beginnen, um das zu Stande zu bringen! Ich müßte von ihr ſcheiden, ohne ſie wiederzuſehen: denn ihren Thränen, ihrem Jammer, ihrem Elend könnte ich nicht widerſtehen.

Schwacher Mann! rief die Raugräfin, ihn mitleidsvoll und ernſt anſchauend. Nun, ſo geht heute Abend nach Heidelberg zurück. Ich werde es übernehmen, Euch bei der Familie des Arztes zu entſchuldigen, mit Aufträgen, die Ihr von Paris plötzlich bekommen. Die Uebrigen reiſen unterdeſſen weiter?

Und in Hannover?

Werdet Ihr ſie für's Erſte nicht finden. Der

Vater hat mir mitgetheilt, daß er ſeine beiden Mädchen nach Celle ſendet, um dort eine Tante zu beſuchen, die daſelbſt ihre Wohnung aufgeſchlagen. Und dann wird auch Eure Leidenſchaft in den Hintergrund getreten ſein. Man kennt euch Männer! Ihr vergeßt ſchneller als man glaubt!

Das Geſpräch der beiden war bereits ſo lebhaft geworden, daß es die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich zu ziehen begann; die Raugräfin brach daher raſch ab, und Georg entfernte ſich, indem er das Verſprechen gab, Madeleine heute nicht und auch morgen nicht wiederſehen zu wollen. Die Raugräfin war damit zufrieden.

Am Abend des dritten Tages nach dieſem Beſuche ſaß Madeleine niedergeſchlagen am Fenſter; ſie hielt einen Brief in der Hand. Suſanne, die ſich das Schreiben ausbat, las es und rief dann: Wie? nach Paris zurückreiſen! Und das in ſolcher Eile, daß er nicht Abſchied nehmen kann? O, das iſt nicht hübſch.

Er vertröſtet mich auf Hannover! ſagte das Mädchen unter Thränen.

Nach Hannover? Aber wer begleitet uns bis dahin? fragte Suſanne ſchmollend. Wenn wir nun verunglücken, weſſen Schuld iſt es dann?

Und was mich betrifft, ich bin gerade in der Laune zu verunglücken. Ich verunglücke, gieb Acht, ich verunglücke.

Mein Bruder kommt, und dem übergiebt er uns! rief Madeleine.

Dem Bruder? Das iſt ſchön! Einem Menſchen, dem nichts in Deutſchland bekannt iſt? Dem werden wir übergeben. Das iſt doppelt und dreifach ungeſchickt gehandelt!

Madeleine warf ſich an den Hals der Freundin, und ihren Thränen freien Lauf laſſend, rief ſie ſchluchzend: Er iſt in Paris und ich bin hier!

Nun tröſte Dich, mein Engel! rief Suſanne. Es iſt noch nicht aller Tag Abend. Wer weiß, ob er gereiſt iſt, ob er überhaupt reiſt! —

Er hat mir noch nie eine Unwahrheit geſagt! rief ſchluchzend das arme Mädchen.

Und er ſagt Dir auch jetzt keine! rief eine wohlbekannte Stimme hinter Madeleines Rücken: Er reiſt nicht! Deine Stimme hat wahr geſprochen.

Und die Liebenden ſanken ſich einander in die Arme. Ein Kuß, der erſte, der den jungfräulichen Lippen des ſchönen Mädchens geraubt wurde, beiegelte das liebliche Bündniß. Sie waren ſo lieb, ſo glücklich mit einander, daß Suſanne alle Ruhe hatte, um jede Entdeckung zu verhüten. Sie flog an jede Thür, lauſchte an jeder, und erſt als ſie vollkommen ſicher war, daß der Bund des Herzens keinen unwillkommenen Beobachter hatte, miſchte ſie ſich in das frohe, glückliche Geplauder der beiden Liebesleute.

Georg geſtand nicht, bis wie weit er ſich von der Raugräfin hatte überreden laſſen; er ſchämte ſich deſſen. Er ſchämte ſich der zwei Tage, wo er daheim im Gaſthofe geſeſſen hatte, nachdem er das Gerücht ſelbſt verbreitet hatte, daß er abgereiſt ſei. Er geſtand Madeleinen, daß er Nachricht aus Paris erhalten, die den vorigen Befehl wieder zurückgenommen, und daß er jetzt mit ihnen nach Hannover reiſen wolle.

Ein neuer Kuß war die ganze dankbare Antwort Madeleines.

Die kleine Reiſegeſellſchaft machte jetzt, daß ſie aus Frankfurt fortkam. Georg ſah die Raugräfin nicht wieder; den Bruder bat er, ihn bei ihr zu entſchuldigen und zu ſagen, daß er mit dem Arzt nach Hannover gereiſt ſei. Carl nahm auf das Zärtlichſte von ihm Abſchied. Du ſollſt bald von mir hören! rief er ihm zu. Prinz vertheile und in der Regel gute Geſchäfte damit mache. Aber die Proteſtanten, mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, ſind eiſerne Köpfe. Man könnte Manchen von ihnen ganze durch und durch heilige Perrücken aufſtülpen, ſie würden doch nichts ſpüren. Da iſt ein katholiſcher Schädel weit ſenſibler organiſirt. Aber freilich gehörten auch ſolche Köpfe dazu, um gegen Kaiſer und Reich durchzudringen. Aufrichtig geſtanden, Herr Graf, Sie mögen nun darüber ſich verwundern ſo viel Sie wollen, ich möchte nicht an der Stelle unſeres Königs ſein. Ha, die Proteſtanten müſſen aus dem Tempel herausgejagt werden! So lang Sachſen nicht ganz und überall katholiſch wird, hat der T—l immer ſein Spiel. Was hilft es, daß wir die „große Nation“ ſind, daß unſer König ein Held und ein Model iſt, daß unſere Heere immerfort ſiegen und unſere Flotten —“ „Unſere Flotten?“ rief ich verwundert. — „Ja ſo,“ erwiederte Cyrillus eilig, Eugenius bedarf treuer Gefährten auf ſeiner Siegeslaufbahn; er hat mich zu ſich berufen laſſen. Der Krieg! der Krieg! das iſt doch das Einzige, für uns Liebeskinder, was uns vor der Welt wieder zu Ehren bringt.

Die Reiſegeſellſchaft.

Fortſetzung.

Man war bereits zwei Tagereiſen von Frankfurt, als Arthur Laſiat anlangte und ſich an die Geſellſchaft anſchloß. Er brachte Nachrichten aus Paris. Die Herzogin war wohl, ſie ließ den Arzt und ihren Vetter grüßen.

In Arthur's Schickſal hatte ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte des Prinzen wirkſam eingegriffen; er war jetzt genöthigt, ſich eine andere Stellung zu ſuchen, und da war es ihm Pflicht, daß er des Vaters Rath dazu einholte. Der Prinz hatte ihn mit aller Güte und Freundſchaft entlaſſen, es hieß, daß die Zahl der Pagen vermindert werden ſollte, allein der Ausſcheidende fühlte nur zu deutlich den wahren Grund: er war dem Prinzen zu alt geworden, zu reizlos: die ſtets wechſelnde Laune des gnädigen Herrn verlangte nach Neuem. Dem Abſchiede war ein ſehr reichliches Geſchenk zugefügt worden, und ſomit kein Grund zur Beſchwerde vorhanden, die ſich der gutmüthige Arthur auch ohnedies nicht erlaubt haben würde. Er hing noch an dem Prinzen mit großer Ehrfurcht und Liebe, und wußte deſſen gute Eigenſchaften gegen Jedermann, der ihm Gehör ſchenkte, aufs Beſte herauszuſtreichen. Der Arzt rieth, mit dem Gelde des Prinzen ein Gut zu kaufen und dort ſich dem Landleben hinzugeben. Suſanne billigte dieſen Plan ganz beſonders, und es konnte nicht ſchwer fallen zu bemerken, wie ſie dabei an ſich dachte, denn ihre Neigung für Arthur ſprach ſich jetzt deutlicher und unverhohlen aus, da ſie ſein Band zum Prinzen gelöſt ſah. Arthur blieb unentſchieden, und die kleine Familie gefiel ſich darin, bald hierhin, bald dorthin Pläne zu machen, und einſtweilen das friſche Leben, das ſich ihnen in ſchöner reicher Gegend und beim günſtigen Vorwärtskommen bot, zu genießen.

Babet's Schickſal macht ſie jedoch Alle für die arme, verunglückte Dichterin ſorgen. Arthur hatte einen Brief von ihr mitgebracht, und daraus ging hervor, daß ſie gegenwärtig nicht in Paris ſei, ſondern im nördlichen Frankreich mit einem gimpelhaften Geliebten umherſchwärme, eine Beute ihrer eignen Thorheit und der Schlechtigkeit der Menſchen, denen ſie ſich überliefert hatte. Die Zeilen waren an ihre Schweſter gerichtet, und lauteten ſo:

„Meine inniggeliebte Schweſter! Bei des Helios erſtem Strahle ſitze ich hier auf einem Polſter von Stroh — die ſchöne Araminthe hatte ja auch kein beſſeres, als ſie ihren trübſeligen Abſchiedsbrief an den Lord Marfield ſchrieb — und meine Pſyche iſt mit Dir beſchäftigt. Dein elendes und erbärmliches Leben, bedrückt von dem Staub der Landſtraße, wie Du einem ehrgeizigen Vater nachziehſt, würde den Quell meiner Thräne immer neu für Dich fließen machen, wenn das Sacktuch raiſonabler Vernunft ſie nicht ſtets raſch wieder abtrocknete. Armes Mädchen! Du verſchwitzeſt in den groben Widerwärtigkeiten des Lebens, während ich frühzeitig in die Sphäre kühlen, liebevollen Müßigganges hingegeben worden, Deine Jugend. Ich kann Dir nicht helfen. Armes, armes Ding. Man muß Poeſie haben und Verachtung aller irdiſchen Dinge, um ſo zu exiſtiren, wie ich exiſtire. Kaum deckt ein Gewand meine frierenden Glieder! bereits ſeit drei Tagen habe ich nicht zu Mittag geſpeiſt, und dennoch, obgleich ich dreißig Jahre längſt hinter mir habe, jauchze ich täglich dem erſtehenden Helios entgegen, als eine ſeiner glücklichſten Creaturen. Olint, mein Bräutigam, geht mit der gehörigen Kühlung mit mir um. Oft ſehe ich ihn mehrere Tage nicht, wo der Edle allein in der Gegend umherirrt, vielleicht auch bei einem Bauer einſpricht, um eine Käſerinde zu erbeuten. Der Spaßhafte! Ich muß über ihn lachen, wenn ich ihn ſehe, und nenne ihn ſtets den Orlando furioso. Denn furios iſt er, und zwar auf mich, die er oft mit ſehr unwillkommenen Schlägen traktirt. Ich leide und ſinge dabei: O wie iſt der Liebe Thun ſo närriſch! Wie iſt ihr Reich voll der anmuthigſten Launen. Von Fräulein Ninon de Lenclos, der Hochmüthigen, habe ich mich in einem gelinden Schelten und Fluchregen getrennt. Sie wollte mir, wie ſie ſagte, Vernunft beibringen und mich zwingen, vom Olint loszulaſſen, aber ich habe ihr mit der Kühnheit der Minerva und der Grazie der Venus die Wahrheit geſagt. Ich hielt ihr ihre hundert Liebhaber vor, von denen immer Einer zur Zeit der Begünſtigte war, und dadurch brachte ich ſie zum Schweigen. Meine holde Grähn aber gab mir den Segen des Sokrates und ließ mich, wie er, den Giftbecher leeren, wenn das Leben mir anfinge ſeine Schattenſeite zu zeigen. Gottlob jetzt iſt noch Alles Wonne und Liebreiz um mich her. Das Geld, das mir die abſcheuliche Atropos gegeben, hab ich Olint in den Schooß geſchüttet, der darauf acht Tage fortblieb, und wie er zurückkam, hatte er nichts mehr. Seitdem fangen die Schläge an, und das immer wiederkehrende Fordern um Geld. Ich habe ihm ſchon geſagt: Gieb mir ein Saitenſpiel und Deine Celinde wird in die Dörfer gehn und um ein paar elende Goldſtücke ſingen. Albernes, verliebtes Geſchöpf, iſt dann ſeine Antwort, meinſt Du, daß im Dorfe die Goldſtücke ſo an den Bäumen hängen? Dieſer köſtliche Witz gab mir raſch Gelegenheit, ein allerliebſtes Triolet zu dichten, wo ich die Bäume redend einführe, wie wir, Olint und ich, unter ihrem Schatten wandeln, und ſie zum Dank für die Geſpräche, die ſie von uns hörten, Gold auf uns niedergleiten ließen. Sieh, ſo meine Liebe, führt Dein Kätzchen, Dein Weisheits Naspelchen, Dein gelehrtes Muſterchen, ihr exemplariſches Leben.

Der Zweck dieſes Briefes iſt nunmehr, daß Du mir etwas von dem gelben Staub ſchickſt, der

Dir in Menge zu Gebote ſteht; wenn nicht anders, ſo entwende etwas davon der Chatoulle unſers ehrlichen alten Vaters. Olint will es! Damit iſt genug geſagt. Ich ſchicke dieſen Brief an die Atropos, die ihn unſerm Bruder zuſtellen wird. Er wird Euch ſagen, in der Nähe welcher Stadt ich jetzt grade weile.

Armes Kind, Dein herzliebes Schweſterchen.“

Der alberne Ton dieſes unglücklichen Briefes brachte die Geſchwiſter, trotz der ſchlimmen Dinge, die er enthielt, immer wieder zum Lachen. Der Vater jedoch ſtand tiefbekümmert dabei, und machte ſich Vorwürfe, daß er die Verirrte nicht gerettet, da es noch Zeit war. Die Narrheit fing ſo gelind an, ſagte er, und ich hatte ſo großes Vertrauen zu Fräulein Lenelos feſtem, natürlichen Sinn, daß ich nie habe an einen ſo ärgerlichen Schluß glauben wollen.

Ja, die Pretiöſen ſind verteufelte Geſchöpfe! rief Arthur. Wer ihnen anheim fällt, kann von Glück ſagen, wenn er mit ſeinen geſunden Sinnen davon kommt.

Georg fiel der Abend bei den „Müllerburſchen“ ein, wo er die verdrehte Schöne zum erſtenmal und damals ſchon mit Widerwillen geſehn.

Es wird kein andres Mittel übrig bleiben, als ich muß ſelbſt hin, ſie aus den Händen des Nichtswürdigen zu befreien und ſie alsdann hierherzuführen! bemerkte Herr Gervais. Auf irgend eine Weiſe muß dauernd für die halb Sinnloſe gewirkt werden. Ich werde ſie zur Vernunft zurückführen, und ſollte es ſelbſt durch ſtrenge Mittel ſein.

Die Mädchen ſtimmten dagegen; auch Georg und Arthur wollten den Vater nicht fortlaſſen. Es muß ſein! ſagte der Mann. Wißt Ihr, was es einem Vater heißt, ein Kind verlieren? Dieſes geht verloren! Weshalb alſo noch zögern? Geht voraus nach Hannover und erwartet mich dort.

Dieſem Beſcheide war nichts entgegenzuſetzen: man kannte den alten Herrn, der ſeinen Willen durchzuſetzen verſtand. Madeleine und Suſanne packten ſeine nothwendigſten Sachen ein, und am nächſten Morgen war er ſchon auf dem Wege nach Frankreich.

Georg fühlte nach der Abreiſe des Arztes doppelt und dreifach die Verpflichtung, die ihm oblag, die ihm anvertraute kleine Geſellſchaft in dem Zuſtande abzuliefern, wie er ſie vom Vater erhalten. Er vermied es daher, Madeleine allein zu ſehn, er ging gefliſſentlich jeder Gelegenheit aus dem Wege, wo ein längeres Zuſammenſein, auch bei der Andern Gegenwart, mit der Geliebten ſtattfinden konnte. Sie verſtand ihn und war ihm getreulich behülflich, ſeinen Zweck auszuführen.

So befanden ſich die Angelegenheiten der kleinen Colonie, als man eine Tagereiſe noch von Hannover entfernt war. Es leuchtete ein ſchöner Sommerabend mit ſeinen herrlichen Farben eben über der Erde und erfüllte die Luft mit dem entzückenden Balſam der Gerüche, wie ſie die aufwachende Natur zu ſpenden pflegt. Georg und Arthur führten ihre beiden Damen ſpazieren; ſie ſtrebten eine Anhöhe zu erreichen, von wo aus ein ſchöner Blick die Bemühungen belohnen ſollte, die man anwenden mußte, um bis hierher zu gelangen. Arthur und Suſanne gingen voran, und war es nun, daß ſie Beide beſſer zu Fuß waren, oder gab es einen andern Grund zur Verzögerung, genug Georg und Madeleine blieben alsbald ſoweit zurück, daß Jene ſie nicht mehr ſahen. Ein Gewitter überraſchte die Fußgänger. Eine Mühle, die am Abhange lag, bot Georg einen willkommenen Schutz und er eilte, ihn mit ſeiner Genoſſin zu erreichen, grade als die erſten ſchweren Tropfen niederfielen. Das Häuschen der Mühle war nun klein, eine einzige Stube diente zum Aufenthalt der Familie, die aus vier Perſonen beſtand, von denen drei, der Vater, die Mutter und das Kind eben abweſend waren und die alte blinde Mutter der Mannes allein gelaſſen hatten, die mit großer Freundlichkeit die beiden Gäſte empfing, die Hülfe und Schutz gegen das Unwetter ſuchend, die Schwelle der ärmlichen Wohnung überſchritten.

Aus den Reden der beiden merkte die Alte alsbald, daß ſie es mit vornehmen Fremden zu thun hatte, und ſie wollte ehrerbietig ihnen das Zimmer räumen, doch Madeleine bat ſie ſelbſt zu bleiben.

Das Wetter ſtürmte. Ein ungewöhnlich ſtarkes Gewitter entlud ſich, und bald war der kleine Mühlbach in einem Zuſtande, daß er ſeine Ufer überſtrömend daher brauſte, gleich einem Strome. Die Alte jammerte und rief nach ihrem Sohne, obgleich ſie wohl wußte, daß der im Gebirge ſich zum Beſuche befand und nicht kommen konnte. Sie eilte ſelbſt an das Gewerk der Mühle und ſuchte deſſen Stärke baldmöglichſt zu hemmen.

Während die Alte oberhalb der beiden Ankömmlinge ihr Weſen trieb, und die Elemente

„wir haben keine Flotten, ſie ſind auch durchaus nicht nöthig; wir bleiben auch ohne Flotte Herr aller Meere, wenn wir nur den rechten Glauben hätten; aber ohne dieſen wird Alles, was der König unternimmt, doch nur Stückwerk bleiben.“ —

Einige Tage darauf ſah ich die beſprochene Perrücke auf dem Kopf Georg's. Die natürliche frohe Laune dieſes ehrlichen Burſchen war ſeit einem Monate ungefähr wie umgewandelt. Er ſchlich trübſelig umher, vernachläſſigte ſeine Pflichten und hatte lange Zuſammenkünfte mit Cyrillus. Eines Morgens geſtand er mir, daß es ihm unmöglich ſei, meine Kleidung in gehörigem Stand zu halten; denn alle Nacht komme ein böſer Geiſt und vernichte wieder, was er den Abend vorher in Ordnung gebracht. Derſelbe böſe Geiſt komme auch an ſein Lager, zwicke ihn mit glühenden Zangen und ſchlage ihn mit Ketten, indem er ihm dabei mit fürchterlicher Stimme zurufe:

durcheinander wütheten, befanden ſich die beiden Liebenden ihrem guten, oder vielmehr ihrem böſen Geſchick überlaſſen. Georg mußte die furchtſame Madeleine tröſten, die zuſammenfuhr bei jedem grellen Schein eines Blitzes, der das ganze Stübchen erleuchtete. Er that es auf die beſte und ſchonendſte Weiſe, indem er ſie ſelbſt gegen die Fenſter richtete, ſo daß der Blitzſchein ihr nicht unmittelbar in die Augen fiel, und indem er ſie ſchützend in ſeine Arme ſchloß, wenn das Rollen des Donners über ihren Häuptern dahin fuhr. Es konnte dieſe vorſorgliche Art nicht lange anhalten, ohne daß die Beſchwichtigung von Drücken in den Arm, in ein Suchen und Küſſen der Lippen überging. Madeleine, in zweifacher Gefahr, erhob ſich ein paarmal, entriß ſich gewaltſam den Armen und ſuchte die Stubenthüre zu erreichen, um durch Rufen die Alte herbeizuziehen. Dieſes half jedoch nichts. Die gute Müllerin war ſo emſig beſchäftigt bei ihrem Mühlwerke, daß ſie nichts hörte, und Georg faßte ſtets von neuem die Entſchwundene deſto feſter und ſicherer um den Leib, um ihr ſchützend gegen das himmliſche Feuer einen Platz an ſeinem Buſen zu bewahren. Plötzlich fiel ein ſo heftiger Schlag, daß man fürchten rengt. Eine feurige Lohe praſſelte dicht neben en beiden hin, die im erſten Schrecken in die andere Ecke des Zimmers flüchteten und dort auf in kunſtlos gearbeitetes Ruhebett niederſanken. Georg hielt Madeleine feſt umſchloſſen, und ſie agte nicht aufzuſchauen. Nach und nach zertheilte ſich der erſte Schreck; man merkte, daß der Blitz in einen der Bäume von dem Forſte eingeſchlagen, daß es aber ein unſchädlicher Strahl eweſen ſei.

In den Bemühungen zu tröſten bewies Georg ne ungemeine Geſchicklichkeit und Madeleine eine nglaubliche Unbeholfenheit. Sie war ſo entſetzt, aß ſie immer von neuem glaubte, die Flammen üßten um ſie herumſchlagen. Schon Georg auf em Schooße ſitzend, duldete ſie deſſen umſchließenden Arm und die Gluth ſeiner Küſſe fand ine Abwehr in ihren zerrütteten Sinnen. Eine fe Stille herrſchte im Umkreis des Lagers, indeß der Regen niederplätſcherte und die rollenden Schläge des abziehenden Wetters in der kleinen Stube wiederhallten.

Als die Liebenden aus ihrem Taumel erwachten, ſahen ſie die alte Müllerin vor ſich ſtehen, die mit Sorglichkeit ſich nach dem Befinden der goſſen; er gewann ſo viel Faſſung über ſich, daß er dem weinenden Mädchen wiederholt die Hand drückte und ihr leiſe verſicherte, wie alles gut werden ſolle; ſie möge nur nicht verzweifeln. Er ſprang auf, ſchob die Alte bei Seite, indem er ihr vorwarf, daß ſie nicht früher gekommen ſei, und öffnete ein Fenſter des Zimmers. Die friſche kühle Waldluft fuhr an ſeine brennenden Wangen nieder, und den Bergabhang hinab ſah er Arthur und Suſanne kommen, fröhlich und unbefangen, als ſei nichts geſchehen. Er konnte ihnen ſo nicht entgegentreten, wie er ſich eben befand, und enteilte in den Garten. Er hörte [illegible] rufen, doch antwortete er nicht.

Hier im einſamen kleinen Gärtchen ſtand er ſtille, lehnte, die Stirne an einen Baumſtamm gedrückt, in tiefem, ſeeligem Traume verſenkt, aus dem er nur ſchwach aus der Ferne das Geplauder der Andern hörte, die in die Hütte eingetreten waren und Madeleine ſchlafend darin gefunden. Das gute Mädchen hatte dieſe Ausflucht gewählt. Die Sonne ſchien, als auch der Müller mit Weib und Kind hereinkam, und die Geſellſchaft in ſeiner Hütte fand. Georg beſchenkte ihn reichlich und Alle machten ſich wieder auf den Weg in die Stadt.

Georg war glücklich wenn er Madeleine ſah, aber er zürnte ſich und ſchalt ſich bitter, wenn er ſie nicht ſah. War das die Treue, die Aufmerkſamkeit, die Sorgfalt, die er ſich gelobt hatte? Mit welchen Augen mußte er dem zurückkehrenden Vater entgegentreten? Wie, durfte er es wagen, ſeiner Couſine wieder in die Nähe zu kommen? Auf die Späße Arthurs hatte er immer nur die eine Antwort, ein mißmüthiges, eigenſinniges Schweigen. Suſanne hatte errathen, was vorgefallen, und ihr guter Takt hielt ſie ab, den leiſeſten Scherz mit dem Zuſtande ihrer Freundin zu machen. Sie war zärtlicher und aufmerkſamer als je, und die arme Madeleine vergalt ihr dies Zartgefühl mit dem lebhafteſten Danke. So langte die pilgernde Geſellſchaft in Hannover an.

Die beiden Brüder.

Die Schlachten bei Dünkirchen und Neerwinden waren die erſten Waffenthaten des jungen Herzogs von Chartres, dem Sohne der Herzogin, der damals vierzehn Jahre alt zum erſtenmal den Degen zog, um Frankreichs Ruhm und Ehre, was an ſeinem Theil lag, zu vermehren. Im Gewühl der Kriege, in denen die Monarchie Ludwig XIV. verwickelt war, konnten dieſe Siege nur als ein kleiner Theil der Gefahren und der Triumpfe des Königreichs gelten, immer aber waren ſie doch bedeutend genug, um dem jungen Helden Muth und Selbſtgefühl zu verleihen. Heimgekehrt vom Felde der Ehre wurde er von ſeiner Mutter mit Jubel begrüßt. Dies war der erſte Freudenſtrahl in ihrem, von den unangenehmſten Zufälligkeiten belüſteten Leben. Sie liebte ihren Sohn grenzenlos, ſie hing an ihm wie eine Mutter nur an ihrem Kinde hängen kann, ſie ſah ihn mit bangem Zweifeln ausziehen, jetzt erblickte ſie ihn wiederkehrend, ſiegreich und von den Höflingen des großen Monarchen mit Lob geprieſen.

Aber ihr lobpreiſendes Gefühl ſollte alsbald eine arge Demüthigung erfahren. Man ging daran, den Sohn zu verheirathen: man ging daran! Da lag der ganze Quell des Uebels! Nicht die Mutter wurde gefragt, die Einzige, die über dieſen wichtigen Schritt ihres Lieblings glaubte entſcheiden zu müſſen, man ſagte ihr kein Wort, bis die Sache abgeſchloſſen war. Hierin lag die bittere, grauſame Demüthigung, die ſich nicht neben der Freude über den ſiegreich zurückkehrenden Sohn ſtellte. Wie ſich Eliſabeth Charlotte dabei benahm, wird uns der Verfolg dieſer unſeligen Verhandlungen zeigen. Sie fingen damit an, daß Dubois öfters im Geheimen bei Frau von Maintenon ſich einfand, daß er daſelbſt den König und den Pater La Chaiſe fand. Anfangs war nur von dem Charakter des jungen Herzogs die Rede, von ſeinem Geſchmack an Frauen, und man tadelte den Hofmeiſter, daß er dieſer Neigung nicht Einhalt gethan. Der Geſcholtene entſchuldigte ſich mit der Unlenkſamkeit ſeines Pflegebefohlenen.

Unlenkſam? rief der König. Alſo würde er auch wohl keine Frau nehmen, die ich ihm gäbe?

Sire, entgegnete Dubois, ich glaube, daß der junge Herzog eher eine Frau nehmen würde, die Ew. Majeſtät ihm vorſchlüge als eine, die ſein Vater ihm gäbe.

So? Iſt er ſo ſehr gegen die Befehle ſeines Vaters? fragte der König.

Das wage ich nicht zu behaupten, bemerkte der Erzieher; er würde nur ſammt dem Vater nicht durchdringen bei ſeiner Mutter, der Herzogin. Dieſe würde jede Heirath, die nicht von Ew. Majeſtät ausginge, zu nichte zu machen wiſſen. Es ſei denn, daß dieſe Parthie eine von ihr gebilligte wäre.

Und welches wäre eine ſolche? fragte Ludwig?

Es iſt ſchwer zu ſagen, auf welche der Prinzeſſinnen Frankreichs und Deutſchlands die Frau Herzogin gerade ihr Augenmerk richtet, bemerkte Dubois. Jedenfalls müßte es eine Prinzeſſin von untadelhafter Abkunft ſein.

So? lachte der König. Man ſehe. Eine

Prinzeſſin alſo, die ihre ſechzehn Ahnen hat. Sie ſehen meine Liebe, wandte er ſich zu Frau von Maintenon, wir unternehmen ein hartes Stückchen Arbeit. Ich fürchte, wir werden uns umſonſt bemühen.

Ew. Majeſtät ſcherzen! rief die Dame lächelnd. Was kann hier für ein Hinderniß ſein? Die Mutter wird nicht gefragt. Auf den Vater werden Ew. Majeſtät wirken.

Was iſt Ihre Anſicht? fragte Ludwig den Beichtvater. Dieſer neigte das Haupt und murmelte vor ſich hin: Daß der junge Fürſt bei dieſem wichtigen Schritt geleitet werden muß, iſt außer allem Zweifel, darum iſt meine Anſicht: man leite ihn.

Nun gut, ſo wollen wir's verſuchen. Suchen Sie mein Herr, ſagte er zu Dubois gewendet, ſeine Anſicht über Mademoiſelle, dem Fräulein von Blois zu erforſchen. Wir geben Ihnen hier einen Auftrag, der den geſchickten Mann verlangt. Verſtanden? Nur ſeine Anſicht will ich wiſſen.

Dubois verneigte ſich.

Als der König ihn entließ, begab ſich der ſchlaue Mann zu ſeinem Zögling, den er umgeben von jungen Damen des Hofes fand, die ihm ſchmeichelten.

Eine Reihe Späßchen mußten erſt geduldet und abgemacht werden, ehe der unterwürfige Erzieher ſeine Stimme erheben konnte, um Monſeigneur zu bitten, ihm auf ein paar Minuten Gehör zu ſchenken.

Die Damen entfernten ſich. Die Meiſten gingen zu der Herzogin Mutter.

Nun was iſt's? fragte der Prinz ungeduldig.

Nur ein Bischen Faſſung, ein wenig Sammlung! bat der Erzieher. Es betrifft Ihr zeitliches und ewiges Glück, mein Prinz.

Narr! willſt Du mich an der Naſe herumziehen? Mein zeitliches und ewiges Glück! Das iſt eine Reminiscenz aus Deinem Brevier! rief der junge, übermüthige Prinz. Was ſoll es denn? Bringſt Du mir einen Gruß von meiner angebeteten Serv?

Nicht doch, mein Prinz! Laſſen Sie, ich bitte, alle dieſe Gedanken aus dem Spiele. Es iſt von nichts geringerem als von Ihrer Verheirathung die Rede.

Von meiner Verheirathung?

Man trägt ſich höhern Orts mit gewiſſen Plänen.

Höhern Orts? Das iſt bei meiner Frau Mama?

Der gefällige Mann machte eine ſtumme Verbeugung.

Nun und welche Dame ſchlägt man mir vor?

Dürfte ich bitten zu rathen!

Die Prinzeſſin von Würtemberg, die Närrin?

Der Hofmeiſter machte eine ſtumme, verneinende Bewegung.

Nun, wer denn? Ich wüßte wahrlich nicht! In Baiern iſt Eine, die zu alt iſt, und Eine, die zu jung iſt. Rede, Väterchen! rede! Ich bin nicht aufgelegt zum Rathen.

Das Fräulein von Blois.

Der Abbé mußte den Namen nochmals wiederholen; alsdann brach der Prinz, anſtatt aller Antwort in ein unauslöſchliches Gelächter aus.

Herr Dubois, den dieſer Empfang ſeiner Neuigkeit etwas aus der Faſſung gebracht, ſah erſt bei allen Thüren nach, ob auch Niemand ſie behorchte, und dann bat er den Prinzen ſehr ernſtlich, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

Und das ſchlägt mir meine Mutter vor? rief der junge Mann, noch immer lachend.

Ich habe das gerade nicht geſagt! erwiderte der Abbé.

„Dein Herr wird nicht eher wohl gereinigte Schuhe und Stiefel tragen, als bis er aufhört, ein Ketzer zu ſein.“ Eben ſo laſſe ſich das Geſpenſt angelegen ſein, ihn ſelbſt zur alleinſeligmachenden Kirche zu führen, und habe ihm deßhalb ein kleines Bild geſchenkt von der heiligen Jungfrau, die blutige Thränen weint, wenn man ſie anrührt.

Auf dieſe Mittheilungen des armen Geplagten ließ ich mir das Bild geben, und fand, daß es mit künſtlichem doppelten Boden verſehen war und an den Augen kleine, faſt unmerkbare Oeffnungen hatte, durch welche eine rothe Feuchtigkeit tröpfelte, wenn man das Bild bewegte. Um den nächtlichen Geiſt zu fangen, blieb ich mit einigen meiner andern Diener im Hinterhalte wach, und der Ertappte wies ſich als Herr Cyrillus aus, der auf der Flucht ſeinen Höllenapparat in unſern Händen ließ. Georg dankte mir unter Thränen ſeine Befreiung; allein, wie es im Charakter des Thüringers liegt, er ließ

Alſo aus Deinem Kopfe kommt das? Schelmenabbéechen? Vielleicht iſt etwas Einfluß und Einflüſterung von einer gewiſſen Seite dabei? Das nennſt Du höhern Orts? Ich würde das niedern Orts, oder vielmehr des niedrigſten Orts nennen! bemerkte der junge Herzog. O Gott, wie dumm! Und dazu ſoll ein Vater und eine Mutter ihre Einwilligung geben? Weißt Du, wie meine Mutter die Kinder der Monteſpan nennt! Hurkinder des Königs!

Damit wandte ſich der Prinz ab, ergriff das Quée eines Billards, und fing an in größter Ruhe die Bälle zum Spiel zu ordnen, dann ging er an die Thür, öffnete ſie und rief: iſt der Graf da? Ruft ihn, ich will ſpielen. Während er die Billardkugeln ordnete, lachte er vor ſich hin, indem er einmal über's andere ausrief: Fräulein von Blois! Das iſt gerade die, die Sr. Majeſtät am wenigſten gelungen iſt; ſie hat eine rothe Naſenſpitze und ſäuft wie ein Grenadier der Wache. Ein allerliebſtes Prinzeßchen das!

Der Abbé entſchlüpfte und brachte dieſe Nachricht, gemildert und in andern Worten als er ſie empfangen, der Frau von Maintenon. Dieſe empfing ſie ziemlich gleichgültig. Die Dame hatte mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun. Es iſt ſchon gut, entgegnete ſie, man wird das ſchon machen ohne den Prinzen. Thun Sie nur das Ihrige. Sie verabſchiedete den Abbé.

Durch den Herzog von Maine ließ ſie ſeine Schweſter, Mademoiſelle von Blois, zu ſich rufen. Die junge Dame verfehlte nicht ſich raſch einzufinden. Um dies thun zu können, hatte ſie ihre Toilette nur halb vollendet, zu der ſie immer ſechs Stunden brauchte. Doch gerade dieſe Eile, dieſer halbvollendete Anzug gefiel der Frau von Maintenon. Sie begrüßte die Prinzeſſin mit Freundlichkeit.

Schon in der Meſſe geweſen? fragte die ſtrenge, gebietende Dame.

Ich habe Diſpenſation wegen meines Unwohlſeins! entgegnete die Gefragte.

Frau von Maintenon kam jetzt raſch auf den Gegenſtand; ſie berührte den Ruhm und das Anſehen, das der Prinz von Chartres ſich durch ſeine Kriegsthaten, obgleich in ſehr jugendlichem Alter ſtehend, erworben, und fragte alsdann am Ende ihrer Lobſprüche, ob Fräulein von Blois ſich entſchließen könnte, den jungen Mann zu heirathen.

Das Fräulein war wie aus den Wolken gefallen. Sie hörte zum erſtenmal von dieſem Plan, und obgleich ſie zu indifferent war, um ſich beſondere Grillen über die Wahl eines Mannes in den Kopf zu ſetzen, ſo war ihr dieſer Vorſchlag doch etwas zu ſehr vom Zaune gebrochen. Sie erwiderte alſo erröthend: ſie werde ſich dies überlegen.

Es iſt nichts zu überlegen! nahm Frau von Maintenon wieder das Wort. Se. Majeſtät wünſcht es.

Alsdann, bemerkte das Fräulein, bin ich zu ſeinem Befehl.

Sie werden Ihr Betragen darnach einrichten, beſonders gegen den Prinzen, der ein trotziger Wildfang iſt, wie er denn nicht anders ſein kann, da er der Sohn einer ſolchen Mutter iſt! bemerkte die Frau von Maintenon.

Während das Fräulein fort ging, faſt taumelnd von der Neuheit und dem Unerwarteten, das ſie ſo eben gehört, und ſich bedenkend, wie ſie mit guter Manier dem jungen Prinzen eine überraſchte Liebende, eine ſich mit Hoffnungen im Geheimen Tragende würde darſtellen können, ſagte Frau von Maintenon zum Prinzen von Maine: Welche Anſtalt, welche Mühe ein ſo unbedeutendes Ereigniß koſtet! Sollte man nicht glauben, es wäre eine That der Wichtigkeit! eine Entſcheidung, auf die etwas ankommt, und es iſt nichts weiter als eine Heirath zwiſchen zwei Leuten, die ſich nehmen müſſen.

Fräulein von Blois war das dritte Kind, das der König von der Marquiſe von Montespan erhalten hatte. Sie war durch ihren Hang zur Bequemlichkeit, durch ihr wenig vortheilhaftes Aeußere, und durch ihren Hang, ihr Leben auf dem Sopha liegend, zuzubringen, der Gegenſtand der Spötterei ihrer Geſchwiſter geworden. Fräulein von Nantes und der Herzog von Maine ſtichelten beſtändig auf dieſes junge Mädchen, das zu ihren andern übeln Eigenſchaften auch noch die übermäßige Liebe für eine gute Tafel und ein Glas Wein hinzufügte. Dabei war ſie erſt ſechzehn Jahre alt. Der junge Prinz von Chartres, als ſie wußte, daß ſie ihm beſtimmt war, fing an, der Gegenſtand ihrer Beobachtungen zu werden, und er gewann von Tag zu Tag bei ihr. Sie entdeckte eine Menge lobenswerther Eigenſchaften an ihm und machte dieſes ihren Geſpielinnen bekannt. Dies kam dem Prinzen zu Ohren, und ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit. Er, ſeinerſeits, begann nun das Fräulein einer nähern Prüfung zu unterwerfen, und auch ſie hatte das Glück, daß ſie ihm, wenn auch nicht gefiel, doch ihm weniger ſchehen wäre. Auch des Abbé Dubois Bemühungen blieben nicht ganz ohne Erfolg. Der Prinz war gewohnt, in dem Abbé den Theilnehmer oder Anſtifter aller ſeiner geheimen Vergnügungen zu ſehen, deshalb war ihm ein Wink von demſelben ſtets beachtenswerth, wenn er auch nicht die Miene annahm, als wolle er ſich danach richten.

So ſtanden die Sachen, als dem Könige zu verſtehen gegeben wurde, daß Alles jetzt auf ein Geſpräch mit ihm und dem Vater des Prinzen ankäme. Hier war der König ſo ziemlich ſeines Erfolges ſicher; er kannte ſeinen Bruder, er wußte, in wie weit Schmeicheleien bei ihm eindrangen, und er übernahm es, zur Abwechſelung diesmal den Schmeichler zu ſpielen, eine ihm völlig ungewohnte Rolle. Er ließ den Herzog zu ſich bitten, zu einer Zeit, wo dieſer eine Einladung nicht erwartete und darum um ſo mehr eilte, ſich einzufinden. Er trat in das Kabinet des Königs in geſpannter Erwartung, was man ihm mittheilen würde. Die Röthe ſeines Geſichts, ſeit ein paar Jahren ſtehend geworden auf dieſen bleichen Wangen, war beſonders lebhaft und ſchmolz mit der der Naſe zuſammen, die beſonders heute in glühendem Colorit ſtand. Die Augen des Herzogs blitzten und ſein übermäßig kleiner Mund war in die graziöſeſten Falten gelegt, die man ſehen konnte. Er war ganz in Schwarz gekleidet, doch hatte ſein Anzug eine Menge kleiner Koketterien aufzuweiſen, die nur den Augen der Frauen, für die ſie beſtimmt waren, bemerkbar wurden. So hatte er jede einzelne ſchwarze Atlaspuffe und Schleife ſeines Wamſes mit ſchwarzem Schmelz belegen laſſen, und Streifen dieſes blitzenden Schmuckes liefen die Beinkleider hinab, und vereinigten ſich mit den diamantbeſetzten Kniebändern. Die Strümpfe waren violet mit ganz feinen gelben Streifen, die ſich hinaufzogen und die etwas zu volle Wade mit Zierlichkeit einfaßten. Eine braune Perrücke deckte den dicken Kopf, der zwiſchen den Schultern etwas tief einſaß, ſo daß es das Anſehn hatte, daß dem Herzog das Seitwärtsblicken oder das Kopfwenden faſt ein Ding der Unmöglichkeit wurde. Der König, als der Herzog eingetreten, ſchien einen Augenblick damit beſchäftigt, ſeine Geſtalt mit der ſeines Bruders zu vergleichen, und dieſe Vergleichung fiel offenbar zu ſeinen Gunſten aus. Der König, obgleich nahe den Funfzigern, war eher mager als fett, war noch wohlproportionirt gewachſen, und trug in ſeinen Zügen noch die volle Bedeutſamkeit und

Friſche der zweiten Jugend. Seine Wangen waren eingefallen, allein ſie waren nicht vertrocknet, ſie überzogen ſich noch mit einem friſchen Braungelb, ſein Mund, dem die Zähne nicht fehlten, hatte noch die Wölbung, die Eleganz, die ihn zum Hauptreiz dieſes ritterlichen und ſchönen Geſichts machten. Die Augen, nie ſehr groß und lange nicht von ſo blitzendem Schwarz als es Monſieurs Augen waren, hatten dennoch mehr den Charakter eines friſchen, muntern und kräftigen Sinnes. Mit einem Wort, der König, obgleich älter als ſein Bruder, ſah bedeutend jünger aus, und er ſchien dies auch zu wiſſen. Er ſchritt feſten Trittes auf den Eintretenden zu, der ſich ihm mit trippelndem Gange näherte. Mein theurer Philipp! redete er ihn an, darf ich wohl auf ein paar Augenblicke Deine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen?

Der Herzog riß die Augen auf, als er dieſen gütigen Ton vernahm: er ſetzte ſich und erwiderte in demſelben Tone: Was ſteht Ew. Majeſtät zu Dienſten?

Nicht Majeſtät und nicht Sire! rief der König. Wir Brüder ſprechen mit einem Du; da haben die zufälligen Rangſtufen der Geſellſchaft nichts zu thun. Es handelt ſich um das Glück Deines Sohnes.

Der Herzog war von Neuem enttäuſcht. Er hatte gehofft, der König werde ihm über die Kleidung, die er beim Feſte des Ordens der Maltheſer getragen, einiges Schmeichelhafte ſagen, ſtatt deſſen kamen Familienangelegenheiten zur Entſcheidung. Der König, der die Miene der Enttäuſchung an ſeinem Bruder merkte, fragte ihn um den Grund derſelben und der Herzog erwiderte lächelnd: Es iſt nichts, liebſter Herr Bruder, ich war der Anſicht, das Geſpräch ſollte über meine Schuhſchnallen ſtattfinden, die ich von Orange genommen hatte, anſtatt ſie von Kirſchroth herſtellen zu laſſen. Allein ich kann beweiſen, daß das Bild eines Ritters, das ich beſitze und das aus den Zeiten Franz des Erſten ſtammt, von dieſer Farbe die Zierrath auf den Schuhen hat. Das nur beiläufig. Was wollten mir Ew. Majeſtät über meinen Sohn ſagen?

Wir haben uns noch nicht ſo ohne Zeugen über die glorreichen Waffenthaten des jungen Mannes beſprochen, hub der König an, und ergriff die Hand ſeines Bruders, die er drückte, von wem ſollte er dieſen Muth, dieſe edle Tapferkeit, dieſes treffliche Betragen anders haben als von ſeinem edlen Vater?

O, zu gütig! rief der Herzog geſchmeichelt. Mir hat das Schickſal, neben einem ſolchen Bruder ſtehend, nur wenig Raum für glänzende Waffenthaten gelaſſen.

Ich zögerte anfangs, fuhr der König huldreich fort, ob ich den Wunſch, den mir Ew. Liebden durch die Herzogin mittheilen ließ, gewähren ſollte, indem mir das Alter des faſt knabenhaften Jünglings zu ſehr der Beachtung würdig ſchien, um ihn neben einen meiner erprobteſten Feldherrn zu ſtellen. Aber der Erfolg hat bewieſen, wie ſehr ich mich getäuſcht. Nun aber lieber Bruder, nun müſſen wir daran denken, dem jungen Helden eine ihm würdige Gefährtin zu geben. Die Huld Amors begründe und befeſtige das Werk des Mars.

Allerdings! rief der Herzog.

Wie wäre es, nahm der König wieder das Wort, wenn ich mich herbeiließe, eine meiner Töchter —

Ach! ſchrie der Herzog, vor Erſtaunen und Verwunderung faſt ſprachlos.

Eine meiner Töchter — widerholte der König.

Meinem einzigen Sohne? Ach, Ew. Majeſtät — rief der Herzog nochmals.

Haben Sie, mein Bruder, noch einen Sohn außer dieſem? rief der König mit einem ſpitzigen Lächeln; oder hoffen Sie noch einen zu bekommen?

Dem Herzog fielen bei dieſen Fragen die unmenſchlichen Anſtrengungen ein, die es ihm gekoſtet, dieſen Erben ins Leben zu rufen, ſo daß er zuſammenbebte bei der Frage, ob vielleicht ein zweiter Sohn unterwegs ſei.

Nein, Ew. Majeſtät, erwiderte er; mein Ausruf bezog ſich nur auf einen einzigen Sohn, deſſen Schickſal man doppelt bedenken müſſe, ehe man über daſſelbe entſcheide.

Da habt Ihr Recht, geliebter Herr Bruder. Was das Bedenken betrifft, ſo ſind wir ſo eben dabei. Ich gebe meiner Tochter eine Ausſtattung, wie ſie nur ein König ſeiner Tochter geben kann. Sie iſt eine Tochter Frankreichs, als wenn ſie im rechtmäßigen Ehebette erzeugt wäre.

Der Herzog ſagte hierzu nichts, ſondern machte nur eine Miene, die halb wie Bewunderung, halb wie eine Geringſchätzung ausſah. Der Bruder kannte dieſes Geſicht: es war noch nicht genug die einmal eingefangenen Grillen nicht wieder los, und in Zeit von einem halben Jahre mußte ich ihn ſeines Dienſtes entlaſſen, weil ſeine Treue zu mir und die neue Religion ſo arg mit einander in Kampf geriethen, daß ich fürchten mußte, er würde, entließe ich ihn nicht gutwillig, verrückt werden. Dieſer Umſtand verſtimmte mich nicht wenig, denn ich hatte Georg lieb gehabt.

Als in dieſe Zeit gehörend, muß ich noch meiner Reiſe in Begleitung des Königs nach Warſchau erwähnen, obgleich ſie keinen bleibenden Eindruck auf mich hervorgebracht. Ich ſah hier einen Hof, der, wie in der Oper, aus in der Eile zuſammengeſchlagenem rohen Gerüſte mit Goldflitter behängt, einen prachtvollen, aber täuſchenden Eindruck machte. Ich ſah hier Große des Reichs, Würdenträger einer Nation ſich untereinander mit den Waffen der kleinlichſten Intrigue bekämpfen; ich ſah einen Fürſten Primas, geſchminkt und koëſſirt wie eine Opernder Schmeichelkunſt aufgetragen worden, er fuhr alſo weiter fort.

Der Prinz bleibt Prinz! Er iſt Ihr Sohn und der Sohn einer der erſten Fürſtentöchter. Ich habe die größte Achtung vor dieſer Verbindung. Auch möchte ich nicht, daß man mir vorwürfe, daß ich ohne die geringſte Schonung in dieſem ſchwierigen Punkte verfahren ſei. Allein die ausgeſprochene Neigung, die die beiden jungen Leute für einander haben, bezeugt die Richtigkeit meines Scharfblicks in derlei Verhältniſſen, und läßt mich kühner handeln, als ich ſonſt gehandelt hätte, wenn dieſer Plan nur aus meinem Haupt entſprungen wäre.

Die ausgeſprochene Neigung? widerholte der Herzog. Davon iſt mir in der That nichts bekannt.

Weil Sie nie auf dergleichen Achtung geben! rief der König mit übler Laune. Ich weiß nicht, wo Sie Ihre Augen haben, allein auf die wirklichen Dinge in der Welt ſind ſie niemals gerichtet.

Ei, das wäre! bemerkte der Prinz.

Eine Schuhſchleife hat mehr Intereſſe für Sie, als das Herz Ihres Kindes.

Ich muß um Entſchuldigung bitten. —

Nun denn! Eingeſchlagen! Wozu die lange Berathung! rief der König, indem er ſich erhob und den Herzog mit ſich vom Stuhle zog. Wir Beide halten das Schwert in Händen, an uns iſt's, zuzuſchlagen! —

Ich habe nicht gewußt, bemerkte der Herzog, daß eine Ehe eine Art Hinrichtung ſei.

Du übernimmſt es, lieber Bruder Philipp, Deiner Frau Gemahlin meine, Deine Willenserklärung zu bringen.

Der Herzog fuhr bei dieſen Worten zuſammen, als würde ein Schlag nach ſeinem Haupte geführt. Meiner Gemahlin, der Herzogin von Orleans, ſoll ich dieſe Ehe bekannt machen?

Wer ſonſt? rief der König, indem er ſich emporrichtete und den Bruder lächelnd anſah. Seid Ihr nicht der Herr? Iſt ſie nicht die Frau? Wird ſie zögern, Euern Willen zu thun? —

Ich werde ihr ankündigen, daß dieſer Befehl von Ihnen, mein Bruder, ſtammt, und daß ich mich darein gefügt habe. —

Der König zuckte die Achſeln und ſah verächtlich zur Seite.

Ich ſetze mich ſonſt deſſen aus, fuhr der Herzog in heftige Aufregung gerathend, fort, daß ſie Erde und Himmel über mein Haupt zuſammenbeſchwört. Sie kennen ſie nicht, mein Bruder! Ihr iſt die Ehe ihres einzigen Sohnes Alles in Allem, und ehe ich ſie dahin bringe, daß ſie dieſe Heirath zugiebt, eher kann ich hoffen, ſie auf einem Schiebkarren auf die Thurmſpitze von Notredame zu bringen.

Eine Heirath mit meiner Tochter! rief der König, nun ebenfalls in Zorn gerathend, ich kenne Madame nicht wieder in dieſer unnatürlichen Weigerung. Es iſt nicht möglich! Sie ſehen dieſe Sache zu ſchwierig an. Ich wüßte keinen Fürſten Europas, der eine Heirath mit meiner Tochter nicht willig annähme.

Denken Sie an den König Wilhelm, und was er Ihnen antwortete, als er noch Prinz von Oranien war, rief der Herzog. Die hohen Herren denken über dieſen Punkt ganz beſonders ſchwierig. Die Genealogie iſt eine Sache, mit der ſich nicht ſpaßen läßt. Was heute ein lebender Herrſcher befiehlt, morgen, wenn er todt iſt, macht ein Anderer etwas Anderes daraus. Man kennt das! — Dies ſage ich nicht, als ſollte es eine Weigerung von meiner Seite bedeuten: ich gebe die Heirath zu, obwohl ſeufzend, indem ich ſie als Strafe für meine Sünden betrachte. Auch wird mein Sohn nie König von Frankreich werden, da ſtehen zu viel geſegnete Häupter zwiſchen ihm und dieſer kühnen Hoffnung, ich theile ſolche Bemerkungen nur Euch, meinem Bruder mit, um an die Hinfälligkeit aller irdiſchen Macht und alsdann auch an die Proteſtation der armen, zärtlichen Mutter zu mahnen, der wir Beide ſo eben das Meſſer in die Bruſt ſtoßen wollen.

Der König ſchien dieſen ehrenwerthen Widerſtand bei ſeinem Bruder nicht erwartet zu haben. Er ſchwankte einen Augenblick, dann ſagte er: Wir wollen den Knaben den erſten Schritt machen laſſen. Befehlen Sie ihm, daß er ſeiner Mutter ſeine Heirath ankündige, und dabei hinzufügen, daß es Ihr Wille ſei. Wir wollen ſehn, wie ſie ſie aufnimmt.

Der arme Junge! rief der Herzog, doch er hat Dreiſtigkeit genug, es mit dem Teufel aufzunehmen. Ich werde unterdeſſen eine kleine Reiſe unternehmen.

Thun Ew. Liebden das! rief der König. Sie wird in ihrer Furie zuerſt, wenn ſie Sie nicht findet, zu mir kommen. Sie möge kommen. —

Die beiden Brüder trennten ſich, gegenſeitig ausnehmend zufrieden mit der Weiſe, wie ſie ſich gegen einander betragen. Dem Herzog kam es nicht in den Sinn, daß er von ſeinem Bruder überliſtet worden, er fand nur, daß er ſich in einer ſchwierigen Lage mit würdigem Anſtande benommen, und der König wünſchte ſich Glück, ſeinen Plan mit ſo geringer Mühe gelingen zu ſehen. Freilich konnte er der Zuſtimmung ſeines Bruders gewiß ſein, doch er hatte gefürchtet, daß dieſer ſie ſich mit großer Gefälligkeit von Seiten des Königs würde bezahlen laſſen. Er war gefaßt, die Abtretung von einem paar Herrſchaften, die bereits ſchon früher der Gegenſtand des Streites zwiſchen den Brüdern geweſen, zu vollziehen; allein der Herzog dachte zu edel, um perſönliche Vortheile mit in die Verhandlung zu ziehen; er war hierin ſeinem Bruder überlegen, der gern überall, wo es ſich nur irgend thun ließ, Ländererwerb für erlaubt hielt. Damit war eine ungleiche und unglückliche Ehe beſchloſſen, nur fragte es ſich, was die Herzogin dazu ſagen würde, doch war jedenfalls auf ihren Widerſpruch der König vorbereitet.

Die mütterliche Antwort.

Der Herzog hatte ſeinem Sohne befohlen, ſeine Vermählung mit dem Fräulein von Blois, ſeiner Mutter anzukündigen, mit der Bemerkung, daß dies allein ſein Wunſch ſei, und daß der Vater noch nichts davon wiſſe, daß er aber hoffte, dieſen auf ſeine Seite zu bekommen. Der junge Mann hatte ſich dieſem Befehl in Gehorſam gefügt, zugleich aber bemerkt, daß dieſes Verfahren gar keine oder wenigſtens ein ſehr mißgünſtiges Reſultat nach ſich ziehen würde. Doch hatte der Herzog auf ſeinem Willen beſtanden, und war abgereiſet.

Unterdeſſen hatte Charlotte von den Damen ihrer Umgebung, beſonders von der Herzogin von Charteauroux, die ihre Vertraute war, bereits von der Neigung ſprechen hören, die ihr Sohn für die natürliche Tochter des Königs gefaßt, ebenſo wie von deren Liebe zu dem jungen Prinzen. Da ihr aber von den betreffenden Perſonen nichts davon bekannt gemacht wurde, ſo beharrte ſie mit großer Stille, bereit mit ihrer Warnung heranzutreten, wenn es an der Zeit wäre. Dieſer Moment ließ nicht auf ſich warten.

Die Herzogin pflegte beſonders in den Nachmittagsſtunden mit ihrem Sohne allein zu ſein. Zuweilen waren die Herzogin und zuweilen auch die Räthin alsdann bei ihr. Sie ergötzte ſich, die muntern Reden des jungen Prinzen, ſein geſundes Urtheil über die Perſonen ſeiner Umgebung und ſeine Scherze mit anzuhören, die er mit großem Freimuth vorbrachte. Mutter und Sohn harmonirten vortrefflich. Charlotte konnte ſich denken, wenn ſie ihren Sohn betrachtete, daß wenn das Schickſal ihren Lieblingswunſch hätte erfüllen wollen, ſie ein Knabe geworden wäre, grade in dieſer Weiſe, wie ihr Sohn ſich ihr zeigte: dieſelbe Kühnheit, dieſelbe Unerſchrockenheit, daſſelbe Lebensfeuer und die friſche kräftige Jugendluſt, wie ſie in der Bruſt dieſes Jünglings herrſchten. Dabei war ſein geſunder und feſter Körperbau ein Erbtheil, das ſie ihm zugebracht, ſo wie das nicht gerade ſchöne, aber eigenthümliche und charakteriſtiſche Geſicht, voll ſtrotzender Geſundheit und voll blitzender Lebensfriſche. Nur die ihm innewohnende Verſtellungsgabe war ein Geſchenk des Vaters; aber ſie hielt nicht lange an, immer von Neuem trat die natürliche Offenheit und Gradheit ſeines Weſens an deren Stelle.

Mama, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, hub der junge Mann an, indem er einen beobachtenden Blick auf die zwei Damen gerichtet hatte, die Beide beſchäftigt waren, ſich eine Neuigkeit des Hofes mitzutheilen.

Obgleich der junge Prinz ſchon Schlachten mitgemacht und er einen ziemlich hohen militäriſchen Rang bekleidete, herrſchte doch das alte mütterliche und kindliche Verhältniß zwiſchen Beiden, wie es von früherher üblich geweſen.

Was denn, mein Junge? fragte die Herzogin, die gleichgültig die Maſchen ihrer Stickerei überzählte, durchaus nicht vorbereitet auf das, was jetzt kommen würde.

Ich bitte um Aufmerkſamkeit! rief der Jüngling, indem er den Zuſtand der Mutter beachtete. Das, was Sie jetzt hören werden, werden Sie nicht alle Tage vernehmen. Es iſt etwas höchſt Wichtiges und Einflußreiches.

Nun, da bin ich neugierig, mein Sohn! ſagte die Herzogin.

Ich wünſche mich zu verheirathen.

So!

Die Zeit iſt dazu da, wie ich meinen ſollte. Ich bin nahe an achtzehn Jahre. In dieſer Zeit hat der Dauphin geheirathet, und er iſt jetzt bereits Vater; er hat zwei Söhne und wird das dritte Kind baldigſt erhalten.

Zu was ſoll das?

Zu was? Das ſollen Sie ſogleich hören, rief der Prinz. Der Abbé Dubois hat mich verſichert, daß ich ſehr viel Neigung zu Frauenzimmern habe; ſelbſt kann man das nicht ſo genau wiſſen. Zwar ich bekenne es, hier und da gefällt mir ein Geſicht, aber es iſt immer vorübergehend.

Die Herzogin verhielt ſich ruhig. Sie lauerte auf ein Bekenntniß.

Nun hab ich mein Auge hierhin, dorthin geworfen. Ueberall nichts von Bedeutung! Nichts von Geltung! Nichts Außerordentliches!

Kind, Du treibſt Poſſen! rief jetzt die Herzogin böſe. Du ermüdeſt mich! Sprich grade hinaus, Du weißt, das lieb ich.

Gut! Ich werde heirathen, und bitte Sie um Ihren mütterlichen Segen.

Wo iſt die Braut?

Des Königs natürliche Tochter, Mademoiſelle von Blois.

Kaum war der Name heraus, als die Herzogin aufſprang, ihren Sohn an der Schulter faßte und ihm eine derbe Ohrfeige gab. Unterſtehe Dich! rief ſie, ſchlechter Bub, mir mit ſolchen Späßchen zu kommen.

Der Herzog hielt die geſchlagene Wange, und war nahe daran, vor Zorn und Aerger in Thränen auszubrechen.

Der Vorfall hatte beide ältliche Damen aufgeſchreckt; ſie kamen herbei, und ſuchten die Herzogin zu beſchwichtigen, die noch roth vor Zorn und Aufregung dicht neben dem Sohne ſtand.

Es iſt abſcheulich! ſagte ſie, was der elende Junge mich ärgert!

Madame! rief der junge Mann, zitternd vor Wuth. Sie haben einen Neffen von Sr. Majeſtät dem Könige, Sie haben einen Sohn von Frankreich geſchlagen, Sie ſehen mich nie wieder!

Er ging, die Herzogin rang die Hände und brach in Thränen aus. Die Räthin umfaßte ſie und hielt ihr ein Fläſchchen mit flüchtigen Salze vor.

tänzerin vor dem verſammelten Glanze eines Reichstags erſcheinen; ich lernte Frauen kennen, die die Verſpottung der Sitte ſo weit trieben, daß ſie öffentlich mit den Künſten einer Meſſaline prahlten und die weibliche Würde und Schaam zur naiven Lächerlichkeit eines Kindermährchens herabbrachten. Mütter kauften ihren Töchtern ihre Liebhaber ab und dieſe liefen mit den Demanten beider davon. Wie in dem alten Byzanz ſpielte das Gift, dieſe feige Boſheit der Höfe, von neuem eine Rolle. Die feurigen Weine von Tokai verſprudelten ihre goldenen Schäume an den Credenztiſchen käuflicher Wahlherren und richteten in den Magen widerſpenſtiger Woiwoden eine gräßliche Verwüſtung an. Der polniſche Landtag, dieſer Stolz der Nation, war oft das Spiel eines Wucherjuden und einer Metze. Wild durch einander, wie auf offenem Markte, trieben ſich die Parteien, immer nur ſo lange mühſam die Empörung zurückhaltend, als

Die Herzogin eilte dem Prinzen nach, um ihn zurückzuführen. Alſo doch wahr! rief Charlotte, alſo doch wahr! Philipp! wo iſt der Junge? —

Die Herzogin von Charteauroux hatte ihn um den Leib gefaßt, und zerrte ihn in das Zimmer hinein. Die Herzogin ſtürzte von Neuem auf ihn los. Beide Frauen warfen ſich zwiſchen Mutter und Sohn! Sprich! rief die Mutter; von wem haſt Du dieſes erbärmliche Schelmſtück? Aus Deinem eigenen Kopfe iſt es gewiß nicht gekommen: darauf wollte ich wetten.

Der Herzog wandte ſich ab, und antwortete nicht.

So ſprich Bube! ſchrie Charlotte, außer ſich vor Wuth. Willſt Du ſprechen, oder ſoll ich Dir nochmals die Zunge löſen?

Um Gottes Willen, beſte, edelſte Freundin! rief die Herzogin von Charteauroux, nur nicht dieſe ſchreckliche Scene wiederholen! Und Sie, mein Prinz, bedenken Sie, daß Ihre Mutter zu Ihnen ſpricht, der Sie Gehorſam ſchuldig ſind. Reden Sie, machen Sie durch Unterwürfigkeit, durch Aufmerkſamkeit auf die Wünſche Ihrer Frau Mutter alles wieder gut.

Meine Ehre iſt verletzt! rief der Prinz.

Nicht doch, mein Prinz! rief die Herzogin:

Niemand hat dieſen Auftritt erlebt als die Räthin und ich, und auf uns beide können Sie ſich verlaſſen, daß wir nichts wiederſagen werden.

Nun, werde ich endlich eine Antwort bekommen? fragte die Herzogin.

Wenn Sie in dieſem Tone fragen, kein Wort! entgegnete der junge Prinz, und ſah mit ſtolzem, feſtem Blick ſeine Mutter an.

In athemloſem Erſtaunen betrachtete ihn dieſe.

Die Söhne Frankreichs ſind nur dem Könige Gehorſam ſchuldig. Ich eile zum Könige und werde mir ſeine Befehle erbitten.

Geh, Undankbarer! rief die Herzogin, und komm mir nie wieder vor Augen.

Sie fühlte ſich ſchwach werden, und wurde von den Frauen zu einem Sitze geleitet. Dieſer Anblick änderte im raſchblütigen Jüngling die Stimmung. Er näherte ſich ſeiner Mutter, erfaßte ihre Hand, und ſah ſie mit einem bittenden und zärtlichen Auge an.

Sie entzog ihm die Hand, und winkte ihm zu gehen.

Mama! ich kann nicht mit einer Lüge von Ihnen gehen, rief der Prinz, wir ſehen uns vielleicht niemals wieder! Erfahren Sie denn. —

In dieſem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen, und der Herzog trat ein.

Charlotte erhob ſich und grüßte ihn ehrerbietig.

Der Herzog war Willens geweſen abzureiſen, war aber nicht gereiſt, ſondern hatte ſich in den Hinterhalt gelegt, um den Ausgang der ganzen Angelegenheit zu beobachten. Jetzt, da er vernahm, daß ſein Sohn nahe daran war, ſeinen Namen zu nennen, fand er es für gut, ihm zu Hülfe zu eilen.

Er ſtand mitten im Zimmer, roth, aufgedunſen, mit dem gedrungeren Lächeln auf der Lippe, das ihm eigenthümlich war, wenn er in Verlegenheit ſich befand, was immer der Fall war, wenn man ihn mit irgend einer Zumuthung oder Antwort überraſchte.

Hahaha! Was giebt es? fragte er. Die Damen ſcheinen in Aufregung. Was giebt es, Philipp? Rede, mein Sohn, was iſt vorgefallen?

Alle ſchwiegen.

Nun? rief der Herzog, immer lachend, was ſoll ich davon denken? Iſt's ein Geheimniß für mich? —

Durchaus nicht, mein Herr! entgegnete Charlotte. Der Prinz hat mir ſoeben erklärt, daß er

ine Einwilligung zu einer Verheirathung mit
n Fräulein von Blois, mit des Königs natür=
per Tochter verlangt. Sind Sie davon unter=
htet, mein Herr?

Dieſe Frage war eine ſehr kitzliche! Sie ge=
ah ſo plötzlich und ſo direkt, daß der Herzog
ht wußte, was er in der Geſchwindigkeit ant
rten ſollte. Er wiegte daher den Kopf, ſah
d auf den Sohn, bald auf die Mutter, und
twortete dann: Es iſt ſeltſam, denſelben Wunſch
er mir heute Morgen vorgetragen.

Und Sie haben darauf geantwortet?

Nichts, meine theure Herzogin, nichts! Ich habe
orſcht, wo die Sache ihren Anfang genommen
, und da hat man mir Wunderdinge berichtet.

Die ich zu hören wünſche.

Der König —

Ach! da haben wir's! rief die Herzogin plötz=
in ihrer völligen Faſſung. Alſo von dort
kommt der Schlag! Ich habe meinem armen
gen umſonſt weh gethan. Komm, mein Bub,
wollen zuſammen denken und überlegen, wie
das Netz zerreißen, das die verrätheriſche
nne Dir und mir um die Beine gewickelt hat.
Ihr hättet Beide nicht zugeben ſollen! Ihr
Beide Männer wie ſie nicht ſein ſollen.

Die Herzogin von Charteauroux und die Räthin hatten ſich entfernt, als der Herzog eingetreten. —

Der Herzog hatte den letzten Theil der Rede überhört. Er war an's Fenſter getreten, und ſah zerſtreut ſich die rothe und gelbe Decke an, die man auf die Stufen der großen Treppe gebreitet hatte, wegen des Regenwetters, da der König ausfahren wollte. Er wandte ſich jetzt zu ſeiner Gemahlin und ſagte: Ihr thut der Frau von Maintenen Unrecht, wenn Ihr ſie allein verantwortlich macht für das was geſchehen. Sie iſt nicht Schuld an dieſem Heirathsplan: das iſt der König allein, der ſich's nicht nehmen läßt, über das Schickſal ſeiner Kinder Beſtimmungen zu treffen.

Er hat mit Euch darüber geſprochen? fragte die Herzogin.

Er hat es gethan, erwiderte der Herzog, und daraus habe ich geſehen, daß es recht eigentlich ſein Wille iſt. Darum werden wir gar nichts dagegen auswirken, wenn wir auch auftreten wollten.

Die Herzogin ſchwieg.

Bedenket ſelbſt, fuhr der Herzog fort, wie wir hier am Hofe geſtellt ſind. So nah ich dem Könige ſtehe, ſo gewiß iſt's auch, daß ihm über mich alle Macht gegeben iſt, die nur irgend dem Chef eines Hauſes zuſteht. Ich bin ſein Eigenthum, er kann über mich verfügen wie er will, und ich habe keine andere Rettung, als offene Empörung. Es aber dazu kommen laſſen, davor ſoll mich der Himmel und ſeine Heiligen bewahren. Er iſt mein vielgeliebter Bruder, und ich hänge an ihm wie mit Banden der innigſten Zärtlichkeit. Als er mir den Plan mittheilte, erſchrak ich, denn mir fiel ſogleich Ihre Oppoſition ein! Im Grunde gefragt, worauf baſirt ſich dieſe Oppoſition? Sie wollen, daß unſer Sohn eine ebenbürdige Prinzeſſin heirathet? Wo iſt jetzt eine ſolche zu haben, mit der zu alliiren es Frankreich Ruhm oder Nutzen brächte? Und dann wäre es wieder eine Fremde, und der Grundſatz des Königs geht da hinaus, die Einheit ſeines Hauſes und ſeiner Familie ſo wenig wie möglich zu zerſplittern. Hier findet ſich nun ein Fall, wo er ſeiner Anſicht nach ohne Gefahr handeln kann, denn mein Sohn iſt ſo gut wie ſein Sohn. Die legitimirte Prinzeſſin iſt kein uneheliches Kind mehr, und die Ausſteuer, die er der Tochter giebt, wird ſich höher belaufen, als ſie irgend ein Fürſt in Europa geben kann.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12167/028

Frau von Maintenon hat ihm dieſen Plan eingegeben! rief die Herzogin.

Glauben Sie doch das nicht! rief der Herzog. So wie ich meinen Bruder kenne, iſt das ein Ding der Unmöglichkeit. Frau von Maintenon mag darin eingeſtimmt haben, weil ſie wußte, daß ſie Sie dadurch kränken und beleidigen kann, allein den König dazu bewogen, hat ſie ſicherlich nicht. Auch iſt ſie gegenwärtig zu ſehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt.

Ich werde den König ſelbſt ſprechen.

Thun Sie das! Sie werden beſtätigt finden, was ich Ihnen ſage; rief der Herzog. Nichts wird durch eine ſolche Unterredung erreicht werden, als daß der König kühl gegen Sie wird, und die Heirath wird dennoch zu Stande kommen.

Er entfernte ſich bei dieſen Worten, und ließ die Herzogin mit ihrem Sohne allein. Sie ging im Zimmer auf und ab, und blieb endlich vor dem Prinzen ſtehn.

Alſo auch Dich ſoll ich hingeben, mein Sohn! Auch Du ſollſt das Schickſal der Mutter theilen, daß der Geier Politik Dir das Leben wegfrißt! Auch als Mutter fällt die Furie mich an, die mir ſchon den Brautkranz als eine Laſt aufs Haupt drückte, die mir mein Heimathland verwüſtete, hier raubt man mir den Sohn aus den Armen, um ihn an ihrem Altare zu opfern! O Frankreich, Frankreich! Du Nagel an meinem Sarge! —

Sie zerfloß in Thränen.

Der Prinz hielt ſie umſchloſſen und legte ſein Haupt auf ihre Schulter.

Die Heirath der Frau von Maintenon.

Die Herzogin gab jeden Widerſtand auf, ſie folgte hier nicht ſowohl dem Rathe ihres Gemahls, ſondern der eigenen Ueberlegung; ſie gab ſich nur Mühe zu erforſchen, wer derjenige geweſen war, der zuerſt dem Prinzen von dieſem Plan geſprochen, und da erfuhr ſie, daß es der Abbé Dubois geweſen. Von dieſem Augenblick an warf ſie einen Haß auf dieſen Mann, den ſie für treu, ihr ergeben und für einen ſorglichen Erzieher gehalten hatte. Sie erkannte, daß er nur einen ſchädlichen Einfluß auf den Prinzen ausübe, und machte ſich daran, ihn von dem jungen Manne zu entfernen. Dies war jedoch nicht ſo leicht. Der Prinz, unter dem Scheine ſeiner Mutter gehorſam zu ſein, behielt den Abbé dennoch bei ſich, und da er jetzt nichts mehr bis ein neuer Eroberer an die käuflichen Grenzen des Landes pochte. Trotz dieſes Elends umſtanden ſtolze Rittergeſtalten, reizende Frauen, beide würdig der fabelhaften Zeiten des Ruhms und der Minne, den Hof Friedrich Auguſt's. Nirgends ſah man ſo eng aneinander gepaart wahren Edelſinn und den gemeinſten Eigennutz, fürſtlichen Glanz und die ſchmutzige Kappe des Bettlers, keuſche Frömmigkeit und den liederlichen Reiz einer Phryne, Mönchsfanatismus und kluge weltliche Vorſicht. Wie beim Anzug der Dame der zerriſſene Strumpf und der Spitzenmantel ſich zuſammenfanden, ſo auch im Charakter die chevalereske Form und die barbariſche Geſinnung.

Hier war es wo Friedrich Auguſt, der ewigen Launenhaftigkeit und wiederholten Untreue der Frau von Coſel überdrüſſig, entſchieden in eine neue Verbindung willigte. Die Favorite, die Sachſen an zwanzig Millionen Thaler gekoſtet hatte, ſtürzte und zog in ihren Fall eine Menge in ſeiner Erziehung zu ſagen hatte, als Geſellſchafter, als guten gefälligen Gelegenheitsmacher, als Mann, der den Hof und alle die Winkelzüge kannte, die man hier zu gehen hatte, um zu etwas zu gelangen.

Der König war überraſcht von der guten Manier, mit der Madame ihre Einwilligung zu der Heirath gab. Er ahndete nicht, was ihr dieſes Spiel vor der Welt koſtete, aber ſie war nie dazu zu bewegen, einen Schritt ſelbſt in der Sache zu thun. Sie empfing die ihr gegebene Tochter, nicht als Tochter, ſondern als Gemahlin ihres Sohnes. Nichts konnte der Kälte gleichen, mit der ſie die Prinzeſſin behandelte: keine Miene des Beifalls, eine wenn noch ſo kleine Bezeugung von Gunſt und Freundlichkeit, nur die ſtrengſte Etiquette, die kälteſte und ausgeprägteſte Hofform. Der Herzog ſuchte gut zu machen, was ſeine Gemahlin verſchuldete; er war der freundlichſte, zuvorkommendſte Schwiegervater und die junge Prinzeſſin ſchien ſich damit auch begnügen zu laſſen. Ihre Apathie, um nicht zu ſagen Gleichgültigkeit, war grenzenlos. Sie ging dieſe Heirath ein, wie man eine Spielparthie bei Hofe annimmt.

Der König, dem dieſes Alles gezeigt und verborgen wurde, je nachdem es angenehm oder un=

angenehm zu ſehen war, gab ſeine höchſte Befriedigung zu erkennen. Er überſchüttete Madame mit Freundlichkeit und nöthigte ihr ein Geſchenk auf von dreißigtauſend Dukaten, die in einer koſtbaren Chatoulle verborgen waren, die er ſelbſt der Herzogin überbrachte. Dem Herzog wurde eine ähnliche Erkenntlichkeitsgabe gewährt; der Prinz erhielt ein Regiment. Die Ausſtattung des Fräuleins von Blois war nach Maaßſtab der einer regierenden Königstochter eingerichtet. —

Es iſt nun auch von der Heirath des Königs zu ſprechen.

Sie kam in der That zu Stande.

Dank ſei es den Bemühungen der Dame ſelbſt und ihrer Freunde, des Beichtvaters des Königs, La Chaiſe und Boſſuets, die ihr zu Gunſten redeten, während der Dauphin und Louvois, ſelbſt Fénélon ſich eifrig dieſer Heirath widerſetzten. In einer Kapelle des Verſailler Schloſſes wurde unter Zuziehung weniger Zeugen Ludwig XIV. der Mann der Wittwe Scarron. Louvois war nur unter der Bedingung Zeuge des ausdrücklichen Verſprechens des Königs, die Heirath nie zu veröffentlichen. Dem Dauphin wurde die Einwilligung zu entlocken geſucht, durch das Verſprechen eine natürliche Tochter vom ihm, die er von Fräulein von la Force hatte, zu legitimiren, einen Vorſchlag, den er empört ausſchlug.

Von dieſem Augenblick an nahm der Hof diejenige ernſte Haltung an, die er bis zum Tode des Königs beibehielt, und die darin beſtand, daß man alle Vergnügungen, die man genoß, mit einem Beiſatz von Heuchelei und affektirter Sittenſtrenge mitmachte. Der König, der nahe an funfzig Jahr, die Frau von Maintenon, die darüber hinaus war, begünſtigten dieſe Stimmung, nur trachtete die, auf eine ſo ſeltene Art erhöhte Favoritin danach, auch öffentlich anerkannt das zu ſein, was ſie im Geheimen war, allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Trotz aller Bemühungen, trotz dem, daß der König mehr als einmal es ihr verſprochen, trotz deſſen, daß man ſogar Geiſter Verſtorbener heraufbeſchworen, um die Angelegenheit zu betreiben, ſchlug ſie dennoch fehl. Nichtsdeſtoweniger nahm Frau von Maintenon doch eine Stellung an, die vor ihr und nach ihr keine Frau, ausgenommen die Königin, an dieſem Hofe eingenommen hatte. Sie beſaß ihre Gemächer dicht neben denen des Königs, ſie war ſtets in ſeiner Geſellſchaft, und der König arbeitete ſogar in ihrem Zimmer, wo die Miniſter vorher erſt von ihr beſtimmt und eingenommen nach ihrem geheimen Rathe ſtimmten. Die Ordnung der Plätze war folgende: zuerſt der Stuhl für den König, dann der für Frau von Maintenon, dann ein leerbleibender Stuhl, wo ſie ihr Arbeitskörbchen darauf liegen hatte. Der König empfing in ihren Zimmern, wenn er Geſellſchaft ſah; ſie ließ die Prinzeſſinnen, bis zur Dauphine hinauf, zu ſich kommen, ging aber ſelbſt zu keiner; und in welchem Tone ſprach ſie mit dieſen königlichen Kindern! Man konnte kaum die Ausdrücke einer erzürnten Wäſcherin von denen der Gemahlin des Königs unterſcheiden. Und ſie war faſt immer böſer Laune. Die Prinzeſſinnen ſchlichen nur furchtſam zu der allgewaltigen Dame. Eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Demüthigung vor ihr machte der Dauphin. Offen legte er den Widerwillen an den Tag, den dieſe Stiefmutter ihm einflößte. Er blieb beharrlich, trotz der wiederholten Einladungen des Königs an ſeinem kleinen Hoflager zu Meudon, und nie erblickt man ihn in den Gemächern der Frau von Maintenon. Dieſen Haß vergalt ihm die Dame redlich. Einen gleichen Widerſpruch fand ſie von Seiten Madame's, der Herzogin. Man fürchtete, dies würde ihr die Gunſt des Königs völlig entziehn, doch Ludwig wußte zu genau, wie aufrichtig und treu ihn die Herzogin verehrte, als daß er hier nicht eine Ausnahme gelten, und die er nur bei der Herzogin und ſeinem Sohne ſtattfinden ließ.

Bemerkungen.

Wir kehren zu dem Schickſal Georgs zurück. Während er in Hannover ſich befand, waren Madeleine und Suſanne in Celle bei einem Verwandten des Vaters. Der Zuſtand des armen Geſchöpfes konnte der Frau, bei der ſie wohnten, kein Geheimniß bleiben; dieſer ſchrieb an den Arzt, und der beeilte ſich, ſeine Geſchäfte abzubrechen um mit Beſorgniß und Liebe von der kranken Schweſter zu der ebenfalls erkrankten zu eilen. Als er ankam, legte ihm Madeleine eine aufrichtige Beichte ab, und der bekümmerte Vater wußte nun, woran er war. Sein erſtes Gefühl war Unwille mit Georg, der ſein Verſprechen gebrochen, alsdann griff eine mildere Anſicht um ſich. Er vernahm, daß der junge Mann die feſte Abſicht hatte, durch das Band der Ehe ſein Verſehen wieder gut zu machen, und daß er nur der Wiederkunft des Vaters gewartet hatte, um mit dieſem über ſein Vorhaben zu ſprechen. Gervais wußte jedoch ſeinerſeits ſehr beſtimmt, welche Anſicht ſeine Wohlthäterin über eine Ehe Georg's und gerade über dieſe hatte, und er ſagte entſchloſſen, lieber ſein Kind der Verlaſſenheit preis zu geben, als die zu beleidigen, der er mit unendlichem Danke und mit warmer Ergebenheit verbunden war. Als Georg nach Celle kam, entdeckte er ihm dieſen Entſchluß. Madeleine bleibt in meinem Hauſe! rief er, ſie ſoll dort Schutz und väterliche Fürſorge für ſich und ihr Kind finden, das ich wie mein eignes Kind lieben werde, aber von einer Ehe mit euch kann nicht früher die Rede ſein, als bis die Herzogin ihre Augen geſchloſſen. Ueberdauert, Ihr, mein Freund, dieſe, hoffentlich noch lange Zeit, und ſeid Ihr dann noch frei, ſo kommt, und holt ſie Euch.

Von dieſem Entſchluß war bei dem feſten Charakter des Arztes keine Aenderung zu erwarten. Er hatte ſich einmal über dieſe Angelegenheit ausgeſprochen, er erwartete, daß man ſich darnach richten werde. Madeleine hing an Georg's Halſe und dieſer tröſtete ſie ſo gut er konnte. Man machte aus, daß Georg jetzt nach Paris zurückreiſen ſollte, und der Herzogin, ohne ihr das Mindeſte von dem, was vorgefallen, zu erwähnen, Bericht abſtattete über die Dinge in Hannover, die er mit erlebt hatte, und unterdeſſen wollte Madeleine, ruhig im Hauſe ihres Vaters den Verlauf ihres Zuſtandes abwarten. Briefe ſollten Georg in Kenntniß erhalten, wie es mit dem Arzte ſtände. Arthur's Schickſal war um vieles glücklicher. Er erhielt Suſanne und dachte dann in der Nähe von Hannover ſich anzukaufen, um dort bei dem Vater und der Schweſter zu wohnen. Georg nahm mit traurigem Herzen von den Lieben Abſchied und wählte von Briefen der Kurfürſtin begleitet ſeine Straße nach Paris.

Er kam dort an, wie bereits alle Stürme, die dort wütheten, ausgetobt hatten. Der junge Herzog war bereits vermählt und im Begriff, Vater zu werden. Des Dauphins älteſter Sohn, der Herzog von Burgund, näherte ſich ſeinen Jünglingsjahren, während der zweite Bruder, der Herzog von Anjou, nachmaliger König von Spanien, ein ſchönes Kind war, dem nur der Fehler anhaftete, daß ſein Wuchs nicht ganz grade war, das bei dem Herzog von Burgund ebenfalls ſtattfand, und ſich hier ſo weit ſteigerte, daß er völlig bucklicht geworden war, und zwar dies aus dem Grunde des Heilmittels, das man dagegen gebraucht hatte, eine eiſerne Stange, die da machte, daß der Knabe ſich frühzeitig von dem Eiſen abwendend, dieſe Richtung ſeinem Körper gegeben hatte. Der Herzog von Berri war das jüngſte Kind des Dauphins, und bald nach der Geburt dieſes Sohnes ſtarb die Dauphine an Zufällen, welche vermuthen ließen, daß ſie Gift bekommen. Hiermit war das Zeichen gegeben zum Beginn der zahlloſen Unglücksfälle, die die Familie des Königs im Verlauf weniger Jahre betreffen ſollten, und die faſt alle ein zweifelhaftes Anſehn hatten, ſo daß bei Allen die Vermuthung ſich einſtellte, ſie ſeien nicht Folge natürlicher Krankheitsfälle, ſondern Ergebniſſe frevelhaften Verfahrens.

Es wird hier Zeit ſein, etwas über die übrigen Kinder des Königs zu ſagen. Von dem Grafen Vermondois und ſeinem Tode haben wir ſchon geſprochen. Es war ein bildhübſcher junger Mann von ſiebzehn Jahren als er ſtarb, und man ſagt, daß jene Leidenſchaft daran Schuld war, der er ſich rückſichtslos überlaſſen, und die ihm der junge Marjan Lorraine, und die Lieblinge des Herzogs, mitgetheilt. Seine Schweſter, das erſte Fräulein von Blois, eine liebenswerthe junge Dame, war von dem Könige ſehr vorgezogen, und von ihm dem Prinzen von Conti, den eine Faktion des polniſchen Reichstags zum König wählte, der jedoch von Auguſt dem Starken verdrängt wurde. Er lebte ſo ausſchweifend, daß ſein nicht ſehr kräftiger Körper frühzeitig unterlag. Dieſen beiden Kindern der Herzogin von La Vallière folgten die der Montespan. Da war der Graf von Vexin der älteſte; er war Abt von St. Denys und ſtarb im Alter von elf Jahren. Von dem Herzog von Maine haben wir ſchon geſprochen: nach dem Portrait, das der Herzog von St. Simon von ihm machte, war er einer der ſchwärzeſten Dämonen der Hölle, gebannt in eine liebenswerthe Form voll ſchmeichelnder Freundlichkeit, aber tückiſch, boshaft, verſchlagen, wo er es nur glaubte ſein zu dürfen. Der Verlauf unſerer Geſchichte wird ihn uns zeigen wie er war; der Beginn derſelben hat es bereits verſucht, wenn wir uns erinnern, mit welcher Ergebenheit und Freude er den teufliſchen Auftrag ausführte, der ſeine Mutter um alle ihre Hoffnungen brachte. Er war unbedingt ergeben der Frau von Maintenon, die ihm dies mit gleicher Gunſt vergalt. Seine Schweſter, das Fräulein von Nantes war eine angenehme, liebliche Erſcheinung, die auf den König ſtets eine

Perſonen von Anſehen, die ihre Stellung ihrem Verdienſte zu danken glaubten und jetzt erſt ſahen, daß ſie die Geſchöpfe einer Weiberlaune waren. Nie gab es in der Hauptſtadt einen größern Tumult, als die Nachricht von dem zu Ende geſpielten Romane einer ſo berühmten und berüchtigten Frau. Man vergoß Thränen und machte zugleich Epigramme. Eine franzöſiſche Lebendigkeit hatte ſich des ruhigen gemächlichen Sachſens bemächtigt; das Volk umſtand den Pallaſt der Reichsgräfin, und vor dem breiten Marmorportal deſſelben tanzten Arlequin und Colombine einen grotesken Tanz und hoben endlich das befreite Sachſen, eine Figur aus Pappe geſchnitzt, mit einer koloſſalen Krone auf dem Haupte, unter lautem Jauchzen empor. Unterdeſſen ſah man die Kutſche des Statthalters vorbeifahren, und konnte bemerken, wie der ſehr wenig großmüthige Feind der Dame ſich an dieſem Poſſenſpiel des Volks ergötzte.

wohlthuende Wirkung machte. Sie glich einer ſchönen Schlange, die bunt von Farbe im Gebüſch dahinglitt, die aber ihren giftigen Zahn hatte, den ſie brauchte, gegen wen ſie gerade wollte. Ihrer Spottſucht, ihrer Satire entging nichts. Sie war es geweſen, die bei Gelegenheit der Verheirathung des Königs mit Frau von Maintenon ein beißendes Epigramm veröffentlichte, das den Zorn des Monarchen in einem Grade reizte, daß er Auftrag gab, um jeden Preis den Verfaſſer aufzufinden. Man ſagte ihm, daß es von ſeiner eignen Tochter ſtamme, und er befahl, jede Unterſuchung niederzuſchlagen. Ein zweites Spottgedicht entſtand bei Gelegenheit, als ihre Schweſter den Herzog von Chartres heirathete. In dieſen Verſen warf ſie ihr die Neigung zum Genuß geiſtiger Getränke vor. Die Herzogin erwiderte ihr in einem ebenfalls beißenden Epigramm, daß ſie nicht zur Dichterin geboren ſei, und beſſer thäte, Apollos Lyra unberührt zu laſſen. Sie war eine lebhafte Feindin der Frau von Maintenon, der ſie auf alle Weiſe Poſſen ſpielte, und zwar waren dieſe oft ſehr kränkender Natur. Der König verheirathete ſie mit dem Herzog von Bourbon, wodurch ſie Schwiegertochter des großen Condé wurde. Die zweite Tochter iſt das uns bereits bekannte zweite Fräulein von Blois, die den Herzog von Chartres heirathete.

Dieſen folgte der Graf von Touloufe, verheirathet mit einem Fräulein von Noailles. Dieſer junge Mann war ein ſanfter, gutgeſinnter Charakter, der ſich wenig in die Händel bei Hofe miſchte, und den man nie umſonſt aufforderte, wenn es galt, ein Verſöhnungswerk oder irgend eine friedfertige und wohlthuende Handlung zu begehen.

Wir müſſen hier auch des Liebeshandels und der heimlichen Ehe der ſogenannten großen Mademoiſelle Louiſe von Bourbon, einer Tochter Gaſtons von Bourbon, eine Enkelin Heinrich IV. mit Herrn von Lanzun, einem kecken und dreiſten Abenteurer, dem unermeßliche Schätze durch die Hände des Fräuleins zufielen, der aber auch dafür in die höchſte Ungnade des Königs und in die Baſtille kam, ſpäter jedoch wieder entlaſſen wurde, nach England ging, von wo er die Königin, die Gemahlin Jakob II. nach Frankreich brachte, wo ſie eine Zuflucht ſuchte und fand. Durch dieſe Begleitung errang er wieder die Gunſt des Königs, der ihm verzieh.

Die Erwähnung der britiſchen Königsfamilie läßt uns das Schickſal derſelben, in ſo weit es

Ludwig XIV. berührt, erwähnen. Carl II. war 1685 geſtorben, der katholiſche Jakob II. war ihm gefolgt. Durch unvernünftige Begünſtigung der katholiſchen Religion in England untergrub er ſein Anſehen und machte ſeine Regierung ſchwankend und unſicher. Wilhelm von Oranien hatte ſeine Pläne auf den Thron ſeines Schwiegervaters gerichtet. Dieſe Pläne wurden durch die Geburt eines Sohnes gekreuzt. Wilhelm entſchloß ſich jetzt durch Gewalt der Waffen zu nehmen, worauf er anfangs nach dem Geſetze der Succeſſion gehofft hatte. Jakob ſendete ſeine Frau und ſeinen Sohn nach Frankreich, ſie erhielten ihre Reſidenz im Schloſſe zu St. Germain. Den Tag darauf kam er ſelbſt an. Ludwig richtete ihm einen vollſtändigen Hofſtaat ein und gab ihm einen Jahrgehalt von ſechsmal hunderttauſend Livres. —

Nachrichten aus Hannover.

Georg hatte ſeine mitgebrachten Briefe von der Kurfürſtin abgegeben, und wurde von der Herzogin erſucht, zu ihr zu kommen, um durch mündliche Mittheilungen die ſchriftlichen Notizen zu vervollſtändigen.

Mein Himmel! rief Charlotte, ihren Jugendfreund begrüßend, was geht in Hannover vor? Mord und Todtſchlag! Wie ſoll ich mir Dinge, von denen man mir in ungewiſſen, miſteriöſen Ausdrücken ſchreibt, zuſammenreimen? Erzähle mir, Freund Georg.

Georg nahm den angebotenen Platz an und hub an:

Ew. Hoheit werden ſich der Zeit beſinnen, wo Sie mich nach Hannover ſandten. Ich kam dort an, als gerade der Hof erfreut war über die Aufnahme des Grafen Königsmark im dortigen Militär. Beſonders der Kurfürſt begrüßte den jungen Mann mit großem Wohlgefallen. Es war auch allerdings ein guter Zuwachs zu der dortigen Geſellſchaft, denn man iſt leicht einem gewandten, ſchönen, eleganten Weltmann gewogen als der Graf Moritz war, der aus Dresden nach Hannover kam, und der den Ruf von intimer Freundſchaft des Kurfürſten von Sachſen mitbrachte.

Ich kenne die Familie Königsmark! rief Charlotte. Wir haben hier am Hofe längere Zeit einen der Brüder dieſes Grafen gehabt, ebenfalls ein gebildeter, junger Mann, der mit ſeiner Geliebten, die ihm als Page folgte, herumreiſte. Ich ſah dieſen verkleideten Pagen einſt bei einer Jagd.

Dies war der ältere Bruder, Philipp, entgegnete Georg.

Nun erzähle.

Es konnte nicht fehlen, daß die junge Kurprinzeſſin, die Tochter des Herzogs von Celle, eine ſchöne, junge Frau, den Grafen ebenfalls ſo intereſſant und angenehm fand, als die Andern bei Hofe thaten, beſonders da ſie mit ihm erzogen, und er einer ihrer frühesten Jugendbekanntſchaft war. Man ſagt dies Gefühl habe früh die Grenze überſchritten, wo es ein bloßes Wohlgefallen war, und ſei in die warme Theilnahme des Herzens übergegangen. Ebenſo ſei des Grafen Anweſenheit in Hannover, er verblieb daſelbſt bei der untergeordneten Stelle eines Gardiſtenoberſten, ein Beweis der Neigung dieſes Cavaliers für die junge Kurprinzeſſin.

Was ich ſehr gern glaube! bemerkte Charlotte, ich kenne ſie und habe nie begreifen können, wie man dieſe Heirath zugab mit der Tochter einer Franzöſin von bürgerlicher Herkunft. Sie war recht artig, das iſt alles, was ich von ihr behalten, aber ſie beſaß nichts von der Eigenſchaft, die einen ſo launenhaften und ſtrengen Herrn, wie mein Vetter Georg iſt, zu feſſeln verſtand. Auch war ſie nie klug genug, um ihre Stelle zu begreifen, und alles zu vermeiden, was hätte Anſtoß geben können. Nun weiter.

Während man ſich bei Hofe darüber ſtritt, ob die Kurprinzeſſin den jungen Grafen Königsmark leiden könne oder nicht, hatte eine Hofdame ſich offen in deſſen Gunſt geſetzt; es war dies die Gräfin Platen, die Frau des Oberkammerherrn, und geweſene Geliebte des Kurfürſten.

Auch ſie kenne ich, unterbrach die Herzogin den Erzähler, ein ſchlaues, intriguantes Weib. Sie war mir nie beſondere Freundin, ſowie ich nicht die ihrige, doch hat ſie nie gewagt, mir offen etwas in den Weg zu legen. Auch war ſie damals noch jung und im Beſitz der vollen Gunſt meines Onkels.

Ihre Neigung zum jungen Grafen, ſprach Georg weiter, war bald dem ganzen Hofe kein Geheimniß und man verſicherte, daß ſie keine einſeitige war. Ich vermuthe, der Graf that hier aus Klugheit etwas, was gegen ſein beſſeres Gefühl war. denn unmöglich war es, wer die Gräfin Platen in dem Augenblick der Aufregung ihrer Neigung ſah, konnte dieſes bereits alternde Weib liebreizend finden. Wie dem auch ſein mag, der Liebeshandel des Grafen und der Gräfin zog ſich mehrere Monate hin. Unterdeſſen, daß die Aufmerkſamkeit darauf hingelenkt wurde, ging die Intrigue der Kurprinzeſſin ihren Weg. Ein Zerwürfniß mit ihrem Gemahl, entſtanden aus deſſen Neigung zu einer Hofdame, half nach, um daß die Sache zum offenen Bruch kam. Die Gräfin Platen that hierbei ihr Möglichſtes, daß die beiden Ehegatten ſich entzweiten, ohne ſich wieder zu verſöhnen. Aber ihr Eifer wurde ſchlecht belohnt;

denn je tiefer ſie die Grube grub für jene ihr Verhaßte, deſto raſcher fiel ſie ſelbſt in ihr Unglück; ſie entdeckte nehmlich, daß des Grafen Liebe zu ihr nur eine erlogene, oder wenigſtens eine erkaltete war. Der Graf wendete ſich mit aller Gluth ſeiner erſten Gefühle, die er, wie man verſicherte, immer für die Kurprinzeſſin geäußert, ihr wieder zu, und es entſtand ein Briefwechſel zwiſchen beiden, von dem ich ſelbſt ein paar Briefe geleſen habe. Der Graf war nehmlich mit mir befreundet. Er ſchloß ſich mir an als an den Einzigen, den er an dieſem kleinen Hofe finden konnte, welcher ſeine Stellung und Lage zu würdigen im Stande war.

Ich nahm die freundſchaftliche Neigung, die er mir entgegen trug, nur unter der Bedingung an, daß er mir erlaubte, ihn warnen zu dürfen, wenn ich bemerken ſollte, daß ſeine Leidenſchaft ihn zu weit führte. Der Zorn der Gräfin, als ſie ſich verrathen und verlaſſen ſah, war grenzenlos. Der Graf verſuchte zwar, ſie auf's neue an ſeine Leidenſchaft für ſie glauben zu machen; allein es gelang nur ſchwach. Ich redete von der Gräfin, allein der Graf, der jetzt jede Rückſicht für ſie aus den Augen ſetzte, ſpottete öffentlich über die gealterte Kokette.

Dies war nicht klug, aber zugleich ſehr natürlich! bemerkte Charlotte.

So weit waren die Sachen gekommen, als wir eines Abends beiſammen ſaßen, und der Graf mir unter dem Siegel freundſchaftlichen Vertrauens mittheilte, wie er von der Kurprinzeſſin die Aufforderung erhalten hatte, ſie Abends gegen zehn Uhr zu beſuchen. Mir fiel die ſpäte Stunde auf und ich bemerkte ihm dies. Sie iſt nicht allein, erwiderte er, ihre Vertrauten, ein Fräulein von Kneſebek iſt bei ihr und ihr aufwartender Diener, ein Mohr, verläßt nicht das Gemach.

Dennoch, entgegnete ich, wird man es ſonderbar finden, wenn man es erfährt.

Man wird es nicht erfahren! rief der Graf. Und wenn man kommt, ſo wird man uns finden, ich die Guitarre ſpielend und ſie ein paar Lieder, die ſie ſelbſt componirt hat, abſingend. Das iſt Alles! Kann man unſchuldigere Zuſammenkünfte feiern?

Bedenken Sie, daß Sie hier eine Feindin am Hofe haben, die alles daran ſetzen wird, zu erfahren, was Sie thun, wohin Sie gehen, mit wem Sie verkehren! Und wehe Ihnen, wenn ſich eine üble Deutung entnehmen läßt.

Gerade dieſer Feindin zum Poſſen möchte ich etwas Auffälliges unternehmen, wenn hier nur von mir allein die Rede wäre, entgegnete der Graf; doch es betrifft den Ruf einer Dame, der ich Rückſichten ſchuldig bin; darum ſein Sie außer Furcht. Ich will Ihnen heute Abend ſagen, wie dieſes Rendez-vous abgelaufen iſt.

So geſchah es: wir ſahen uns noch den ſpäten Abend, und er ſprach mit Entzücken von den zwei glücklichen Stunden, die er bei ſeiner Schönen zugebracht, in Gegenwart der Geſellſchafterin und des vertrauten Dieners, der da ging und kam, wie ſeine Geſchäfte es mit ſich brachten.

Sie iſt ein reizendes Weſen! rief der Graf zu mir. O Himmel, Georg, weshalb iſt ſie mir nicht zu Theil geworden! Mit dieſem Buſen voll der edelſten und reinſten Liebe, was wäre ſie mir geweſen! Ich habe geſchwelgt in einem minutenlangen Kuſſe, den ich ihren Lippen entrang.

Alſo doch ein Kuß! rief ich. Nehmen Sie ſich in Acht Herr Graf.

Sie haben nie geliebt, Georg, erwiderte er, wenn Sie nicht faſſen, was ich Ihnen ſage. Dieſe junge, ſchöne, von ihrem rohen Gemahl vernachläſſigte Frau iſt mir mein Eines und Alles! Heute geh ich wieder zu ihr. Leſen Sie dieſen Zettel, den ſie mir geſchrieben. Wegen eines Hof-

Aber die Gräfin Coſel war nicht die Frau ſich mit ſo leichter Mühe entthronen zu laſſen. Sehr ſichere Anzeichen hatten ſie ſchon auf dieſe Kataſtrophe vorbereitet, und bei den erſten Schlägen des ausbrechenden Gewitters ſaß ſie in ihrem Reiſewagen und ſchlug den Weg nach Warſchau ein. Trotz des ſtrengen Befehls des Königs, in Dresden zu bleiben, reiſ'te ſie Tag und Nacht um ihr Ziel zu erreichen. Aber noch ſchneller wie ſie, war die ausſpürende Vorſicht ihrer Feinde. Der König erhielt Nachricht von ihrer baldigen Ankunft, und er ertheilte mir den Auftrag, ihr entgegen zu fahren und ſie zur Umkehr nach Dresden zu zwingen. Welch ein peinvolles Geſchäft für mich. Ich, der ihr ſo oft, im vollen Beſitze ihres Vertrauens, zum Boten ihrer zärtlichen Geheimniſſe für den entfernten Freund gedient, ich ſollte ihr jetzt ankündigen, daß ihr Reich zu Ende ſei. Dieſes Reich, dem auch ich, freilich ohne darüber erröthen zu müſſen, meine Erhöiſtes wird ſie etwas ſpäter mich erwarten. Ich habe mich krank melden laſſen. Wenn die Stunde ſchlägt, eile ich zu ihr.

Ich las das Briefchen, und beſchränkte mich auf einige Vorſichtsermahnungen, da ich wohl ſah, daß der Graf nicht in der Laune mich zu hören.

Es ſchlug elf Uhr, er war noch nicht von ſeinem Liebesgange heim. Ich hatte das Feſt mitgemacht und befand mich nunmehr in der Wohnung des Grafen, wo ich ihn erwartete. Da er nicht kam, warf ich ungeduldig meinen Mantel über und ſchlich mich den Gang entlang, der die Verbindung des Hauſes des Grafen mit dem kurfürſtlichen Schloſſe bildete. Es war bereits ſpät, ich begegnete Niemand als den Wachen, die mit einförmigem Tritt daher ſchritten und die ihnen überwieſenen Stellen und Plätze inne hielten. Ich ging durch die Gallerie und kam in den eigentlichen bewohnten Schloßtheil der alten Burg. In dem halbdunkeln Wege, den ich wandelte, glaubte ich überall, an den düſtern Mauern eine Geſtalt ſchleichen zu ſehen, die ich anzurufen im Begriff ſtand, bis ich bemerkte, daß es nur der Schatten der Lichter war, die dieſe auf die Mauer werfen. Ich näherte mich dem Anbau des Schloſſes, der einen Saal von mittler Größe bildete, den man den alten Saal der Garden nannte. Von hier hatte ich nur noch eine kleine Strecke zu gehen und die Zimmer der Kurprinzeſſin zeigten ſich mir. Auffallend war es mir, daß ich Licht in dem alten Saale entdeckte, nehmlich Licht, das von Perſonen getragen wurde, nicht das Licht der Laternen, die überall brannten. Ich ſah durch die Thürſpalte und erkannte, daß mehrere Perſonen in der Halle ſich befanden. Es waren zwei oder drei Männer und eine Frau.

Da ich in Rückſicht auf meinen Freund bereits den Verdacht auf den Saal gelenkt hatte, beſchloß ich zu unterſuchen, ohne mich irgend wie bemerkbar zu machen, was hier ſich begebe. Ich legte alſo ſo nah wie möglich mein Ohr der Thürſpalte und vernahm das Geſpräch der vier Perſonen, die ich deutlich jetzt vor mir ſah. Es war eine verhüllte Frau, die ich trotz ihrer Verhüllung ſogleich für die Gräfin Platen erkannte; ſie beſprach ſich mit den Musketieren der Garde. Ich habe Euch den Befehl des Kurfürſten gebracht, ſorgt, daß Ihr ihn getreulich vollſtreckt. Durch dieſe Thüre muß er kommen, ſtellt Euch zu Zweien dort auf, und der Dritte bewacht den Ausgang.

Wird es lange dauern? fragte einer der Männer die vermummte Geſtalt.

Nicht lange, erwiderte dieſe; die Schloßuhr hat bereits elf geſchlagen, er muß nun bald kommen! Wenn Euch ſchläfern ſollte, ſo erquickt Euch mit dem Tranke, den ich für Euch habe bereiten laſſen. Dort ſteht er.

Sollen wir von den Waffen Gebrauch machen? fragte wieder die erſte Stimme.

Nur wenn er ſich wehrt! rief die Dame, ſonſt bringt ihn lebend in die Gefangenſchaft. Ich werde Euch zur Seite bleiben.

Sie entfernte ſich, und die beiden Männer, die an der Thüre, hinter der ich mich befand, die Wache hatten, ſchoben einen Tiſch zurecht, dazu zwei Stühle und ſetzten ſich, indem ſie dem Punſchnapf zuzuſprechen begannen, der für ſie bereitet da ſtand. Der Dritte fand ſich ebenfalls ein, um ſein Glas zu füllen.

Ich begriff nun, daß mein Bleiben hier von der allergrößten Wichtigkeit war; ich faßte den Entſchluß, von dieſer Stelle, die mich zum Schlußakt des Dramas führen mußte, nicht zu weichen. Aber ich mußte vorſichtig ſein. Das kleinſte Geräuſch konnte meine Gegenwart verrathen, und alsdann war Gefahr für meine Perſon vorhanden, ohne daß dabei dem, dem eigentlich geholfen werden ſollte, irgend ein Nutzen geleiſtet worden wäre.

In die Mauerecke gedrückt, in halb liegender, halb ſtehender Stellung wartete ich über eine halbe Stunde, als plötzlich das Oeffnen einer Thür meine Aufmerkſamkeit wach rief. Dieſes Oeffnen geſchah mit der größten Vorſicht. Ein Licht wurde im Gange bemerkbar und leiſe Worte wurden geflüſtert. Die Musketiere hatten ſich, kaum war dieſes Geräuſch hörbar geworden, aufgerichtet und waren, nachdem ſie die Lichter bis auf eins, das ſie im Schatten des Kamins aufgeſtellt, ausgelöſcht, leiſe hinter die Thüre getreten, die, wenn ſie geöffnet wurde, ſie nothwendig verbergen mußte. In dieſem Augenblick wurde auch die Gräfin an der entgegengeſetzten Thüre ſichtbar, die leiſe die Männer anrief. Dieſe Aufmunterung war nicht nöthig, denn bereits waren die Betheiligten in der wachſamſten Laune.

Das Geräuſch im Gange kam näher. Es waren leiſe aber feſte Schritte. Jetzt verfolgte der Wandelnde die kurze Strecke, die ſich mit einer Treppe von vier Stufen endigte, waren dieſe vier Stufen überſchritten, ſo erſchien er in der Thur des Saals. Noch einmal hörte man die weibliche

Stimme die Worte rufen: Vorſicht! Dann ſchloß ſich eine Thüre. Jetzt erſchien in einen weißen Reitermantel gehüllt der Graf auf der Schwelle der Halle. Er trat ein, und während er langſam vorwärts ſchritt, fiel ſein Blick auf den Tiſch mit den Punſchgläſern; er ſtutzte, und dieſes augenblickliche Hemmniß auf ſeinem Gange benutzend, drangen die zwei Musketiere auf ihn ein. Wer da? rief er, und zog den Degen. Dies war das Zeichen auch für mich aus meinem Schlupfwinkel hervorzudringen. Aber welch ein ſeltſames Hinderniß hemmte meinen Schritt. Ein feſtes Drahtgitter ließ ſich von oben herab und hielt mich zurück, in dem Augenblick, wo ich vorwärts dringen wollte. Ich erkannte hier die Hand der Gräfin, die in der Thür ſichtbar wurde und deren Rechte ſich mit einer Schnure zu ſchaffen machte, die ſie anzog. Sie hatte mich erkannt, und mich in dem gefährlichſten Augenblick unſchädlich gemacht. Während ich an den Maſchen des Gitters ſchüttelte, das all meiner Kräfte ſpottete, geſchah der furchtbare Kampf nur wenige Schritte von mir. Der Graf, der die Waffe gezogen, hatte die Musketiere genöthigt, daſſelbe zu thun, ſie vereinigten ſich alle drei, und in dem furchtbaren Gedräng und Gemetzel, das jetzt vor ſich ging, enteilte ich, um an die andere Thür zu gelangen, die, wie ich wußte, an der rechten Seite des Kamins befindlich war. In der faſt ſinnloſen Wuth und Aufregung, mit der ich meinen Zweck zu erreichen ſtrebte, verfehlte ich den rechten Ausgang des ſchmalen Weges, der zu jener Seite hinableitete, und als ich ihn endlich gefunden, kam ich zu der gräßlichen Scene, wie die Kataſtrophe bereits vollendet war. Der Graf, mein Freund, lag am Boden, von den drei Männern entwaffnet und aus mehr als aus einer Wunde blutend. Sein ſterbendes Auge erkannte mich nicht mehr. Man ſchleppte ihn fort. Ich eilte nun, das ganze Schloß wach zu rufen, da trat mir im Vorſaal die Gräfin Platen entgegen. Sie ſperrte mir den Weg und zuckte einen Dolch nach mir. Ich rang mit ihr und wollte ihr die Waffe entreißen: ſie rief mir zu: Zurück, Unglücklicher! Kommt irgend ein Wort über Ihre Lippen, ſo wird Sie dieſe Hand zu treffen wiſſen, und ich werde alles leugnen! Bedenken Sie, daß zugleich der Ruf der Kurprinzeſſin von dem Ausgang dieſer Stunde abhängt!

Dieſe Worte übten auf mich eine Gewalt, wie ſie das verſteinernde Haupt der Meduſa nur ausüben konnte; ſie trafen mit den Bitten und dem

Befehl meines armen Freundes zuſammen, den Ruf der Prinzeſſin zu ſchonen. Furie! rief ich, wer hat Dir die Macht gegeben, ſo Entſetzliches zu vollbringen.

Sie zeigte auf ein Papier: ich erkannte die Unterſchrift des Kurfürſten.

Sinnlos blieb ich zurück, während ich rund um mich her die Halle ſich ihrer abenteuerlichen Bewohner entledigen ſah. Die Gräfin, nachdem ſie mir nochmals drohend zugewinkt, verſchwand mit den Musketieren, die den Leichnam des Ermordeten fortſchleppten. Wo ſie ihn hintrugen, weiß ich nicht; nur hörte ich bald darauf in den Souterrains der Halle ein unheimliches Gepolter.

Als das Gemach wieder leer war, kam — o es war der jammervollſte Anblick, den ich in meinem Leben gehabt, die arme Kurprinzeſſin, bleich wie der Tod, mit Mienen und Gebehrden, die ihren Schrecken kund gaben. Sie ſah mich, ſtürzte auf mich zu und zeigte mit den ſtieren Augen des Wahnſinns auf Blutflecke am Boden.

Um Gotteswillen! ſtammelte ſie, wo iſt er hin?

Ich antwortete etwas, ich weiß nicht mehr was. Sie hörte es nicht. Sie ſank zu Boden, und den Mund auf das friſche Blut drückend, trank ſie mit dieſem Kuſſe das ſchauerliche Gedächtniß an den Entſchwundenen ein.

Ich ſtand und zitterte.

Eben ſo wie ſie gekommen, glitt ſie wieder fort!

Gott der Allmächtige! rief die Geſellſchaftsdame, an mich heranſtürzend, ſie iſt wahnſinnig! Helfen Sie! Herr Graf, unterſtützen Sie uns. Wir ſind verloren!

Ich eilte ins Gemach; wir legten Beide die Ohnmächtige auf das Ruhebett. Eine fürchterliche Stille herrſchte. Alles war ruhig und todt im Schloß. Die Uhr ſchlug ihr Eins in die Nacht hinaus, die ſtürmiſch und unruhig war.

Wenige Wochen darauf verließ ich Hannover.

Hier endete der Graf ſeine Erzählung, der die Herzogin mit geſpannter Neigung zugehört. Es iſt gut, daß Du Dich nicht weiter hineingemiſcht! rief ſie. Tod iſt todt! ihn wiedererwecken hätteſt Du nicht gekonnt, nur in die endloſen Formalitäten eines Prozeſſes hätte Dich Dein Hineinmiſchen gebracht. Dieſe unglückliche Prinzeſſin! Was wird ihr Schickſal ſein? Wie wird ſich der Kurprinz gegen ſie betragen, nach dieſen offenkundigen Beweiſen ihrer Schuld?

Nochmaliger Beſuch in Hannover.

Wenige Wochen war Georg in Paris als er einen Brief vom Doktor Gervais erhielt, der ihn von der Krankheit Madeleines in Kenntniß ſetzte. Er mußte ſich entſchließen, nach Celle zurückzukehren, und erbat ſich die Erlaubniß dazu von der Herzogin, indem er einige Geſchäfte vorſchützte, die ihn zu dieſer Reiſe nöthigten. Charlotte gab ihre Einwilligung ungern: ſie mochte nicht ihren Jugendfreund vermiſſen, dem ſie allerlei Erfreuliches in kürzeſter Zeit zu melden hoffen konnte. Ihr Geſuch an den Kaiſer war abgegangen und ſie fand einen vertrauten Freund und Diener ihres verſtorbenen Mannes daſelbſt in hohen Würden ſtehend, und dieſer einflußreiche Mann hatte ihr zugeſagt, daß man die rechtmäßige Geburt des Grafen anerkennen und ihm demnach eine Stelle unter den kaiſerlichen Geſandtſchaften einräumen werde, wie ſie ihm zukomme. Nur einige unerwartete Zufälligkeiten verhinderten das Erſcheinen des Erkenntniſſes des betreffenden Gerichtshofes.

Georg eilte unterdeſſen auf den Flügeln der Liebe nach dem Wohnort ſeiner geliebten Madeleine. Er war entſchieden, wenn es ein Grund des bedenklichen Unwohlſeins ſeiner Erwählten war, die Unentſchiedenheit ihres Schickſals zu ertragen, er alles anwenden wollte, dieſe Qual von ihr zu nehmen, und ſie trotz der Vorſtellungen des Vaters und der Bitten ſeiner Couſine zu ſeiner Frau zu machen.

Dieſes verzweifelte Mittel war jedoch nicht nöthig. Madeleine empfing ihn anſcheinend in Beſſerung, der Vater jedoch vertraute ihm, daß ſeine Tochter an einem Uebel litte, das er für unheilbar hielte, an einer Art Schwindſucht, die es in ihrer Weiſe habe, ihre Opfer unerbittlich, oft ſehr raſch, hinwegzuraffen. Der Schmerz Georg's war unermeßlich, und der feſte Glaube, der Vater könne und müſſe ſich in der Beurtheilung der Krankheit ſeines Kindes irren, hielt ihn aufrecht. Von Beaten's Zuſtand waren ebenfalls bung dankte. In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen traf ich ſie. So wie ſie mich anſichtig wurde, flog ſie mit der Leidenſchaftlichkeit eines jungen Mädchens von ſechzehn Jahren auf mich zu, und an meiner Bruſt in einen Strom von Thränen ausbrechend, rief ſie: „Iſt es wahr, daß man mir ihn rauben will? Sie ſind mein guter Engel, jetzt, da ich Sie ſehe, glaube ich keines jener ſchändlichen und grauſamen Gerüchte, die mir in dieſen Tagen zu Ohren gekommen.“ — Ich brachte ſie nach langer Ueberredung, nachdem mein Begleiter ihr vergeblich mit Gewalt gedroht, denn er entfloh, als ſie ihm eine Piſtole vorhielt, zur Umkehr. Einige Wochen ſpäter wurde ſie auch aus Dresden verbannt und Friedrich Auguſt hielt mit der Gräfin Denhoff ſeinen Einzug in der Hauptſtadt.

keine erfreulichen Nachrichten eingelaufen. Gervais hatte das erkrankte Mädchen in ein Irrenhaus in Grenoble abgegeben, und von dort meldete man ihm, daß die Heilung nur langſam vor ſich ginge. So ſtand der arme Mann zwiſchen zwei ſterbenden Kindern! Konnte Beate geheilt werden, Madeleine blieb dennoch hoffnungslos auf dem Siechbette.

Keinen Tag, ja faſt keine Stunde, verließ Georg die Kranke, die ſich raſch von dem ſcheinbaren Wohlſein, das ihr die Erſcheinung des Geliebten gebracht, wieder zu einem Rückfall in die Krankheit neigte. Nichts konnte rührender ſein, als die Arme leiden zu ſehen. Je mehr ihre Kräfte ſchwanden, deſto inniger und ſtärker fühlte ihre Seele, die mit aller ihrer Kraft an dem Gegenſtande ihrer Neigung hing. Sie that nichts als hier ihren Vater, dort den Geliebten tröſten, und beide bedurften ſo ſehr des Troſtes, daß ſie kaum ihren herznagenden Kummer Einer vor dem Andern verbergen konnten. Auch Arthur und Suſanne, die ſchon das Band zuſammenhielt, das ſie ſich gewählt, kamen, um an dem Schmerze der Ihrigen Theil zu nehmen.

Eines Tages, als Georg allein am Bett der Sterbenden ſaß, kam das Geſpräch zwiſchen beiden auf die beabſichtigte Heirath, und Georg fragte Madeleine, ob es zu ihrer Beruhigung beitragen würde, wenn die Ehe jetzt geknüpft werde, oder ob ſie ihre völlige Geneſung abwarten wolle.

Mein theurer Georg! rief ſie, wozu dieſe Umſtände! Vor Gott bin ich Deine Frau; ob ich es vor der Welt auch bin, was liegt mir daran. Wenn über mein Leben entſchieden iſt und ich von dannen muß, alsdann würde eine ſolche Trauung nichts als ein unangenehmer Hemmſchuh für Dein künftiges Glück ſein, abgeſehen davon, daß es gänzlich gegen den Willen meines Vaters wäre.

Georg erwiderte, daß dieſer Grund für ihn keiner ſei, und daß er ſich über alle Hinderniſſe hinwegſetzen wolle.

So warte, rief ſie; in wenigen Wochen, vielleicht bereits in wenigen Tagen wird ſich mein Schickſal entſchieden haben; alsdann handle, wie es Dir Deine Rechtlichkeit und Dein ehrenhafter Sinn Dir eingeben.

Leider ward auch dieſem jede Entſcheidung abgeſchnitten. Madeleine genas nicht. Mit dem beginnenden Frühling fand ſie unter den Blüthen deſſelben ihr Grab. Georg konnte das Andringen des Schmerzes nicht vertragen; er ging auf mehrere Wochen in die Einſamkeit des nahen Gebirges, wo er ſich gänzlich entfernt von allen Menſchen in die Stille eingrub und ſeinen Betrachtungen nachhing. Dem armen Vater verblieb die Sorge, die weltlichen Geſchicke zu ordnen. Er zog nun ganz nach Hannover, wohin ſein Amt als Hausarzt der Kurfürſtin ihn hinbeſchied.

Georg wollte die Gegend nicht verlaſſen, ehe er Nachricht über das Ende ſeines Freundes erhalten. Vorſichtig, ohne ſich Jemand zu erkennen zu geben, denn jedes ſolches Erkennengeben hätte ihn nur aufgehalten und von ſeinem Zwecke abgeführt, näherte er ſich dem Schloſſe, und kehrte unten bei einem Manne ein, den ſein Dienſt in dem Theile des Gebäudes feſſelte, der der letzte Schauplatz der Begebenheiten geweſen. Er war Heizer, ein einfacher Bauer, dem ſich Georg ohne Gefahr entdecken konnte. Chriſtian ſelbſt ſagte ihm nichts, vielleicht wußte er auch nichts Genaues, aber Elsbeth, ſeine kranke Schweſter, die bei ihm wohnte, winkte Georg, eben als er ſich wieder entfernen wollte, vorſichtig zu ſich herein. Ohne daß der Bruder es bemerkte, machte die Stumme ihm ein Zeichen, das da andeutete, daß ſie über den fraglichen Gegenſtand etwas wiſſe. Georg wartete daher, und als der Bruder in Geſchäften ausging, theilte er der Schweſter ſein Verlangen mit, den Ort kennen zu lernen, wohin man den Leichnam gebracht. Sie machte ſich mit ihm auf den Weg. Ehe die Dunkelheit eintrat, mußte die Stelle gefunden ſein, ſpäter konnte nichts in dem an ſich ſchon finſtern Verſteck entdeckt werden. In dem untern Theile des Schloſſes war die Eintheilung noch völlig erhalten, wie ſie zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges beſtanden; auch noch früher hinauf reichten die Einzelheiten der Eintheilung der weitläufigen Kellerräume und unterirdiſchen Hallen. Mit einer Laterne ausgerüſtet, die Elsbeth trug, machte ſich das ſchweigende Paar auf die Wanderung. Eine Welt voll Schutt und Graus that ſich ihnen auf; viele der unterirdiſchen Gemächer waren noch mit einer Art Malerei geziert und hatten zum Aufenthalt geflüchteter Familien gedient, die hier verweilten, während ihre Verfolger ſie an entfernten Orten ſuchten. Wäre nicht der Gegenſtand, den man ſuchte, ſo wichtig geweſen, Georg hätte gerne verweilt, denn des eigenthümlich Intereſſanten gab es hier viel. Aber Elsbeth drängte weiter und ſie ſchritten durch eine dunkle, ſchweigende Halle, die ihr Licht aus einem kleinen Fenſter erhielt, das an der Decke angebracht war. Dieſer Kellerraum war gerade unter dem obern Saal, wo die That geſchehen. Eine Thüre mit Eiſen beſchlagen ſtand noch halb offen, ſie zeigte eine ſchmale Treppe, über deren halbzerfallenen Stufen die Mörder den Körper hinabgetragen. Die kleine, zuſammengebückte Geſtalt der Führerin, ihr altes, verſchrumpftes Antlitz, über das ein ſchweres Tuch ſeine Falten ſchlug, gaben dem Ganzen etwas beſonders Unheimliches. Sie blieb ſtehen, winkte ihren Begleiter an ſich heran, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie hier am Orte der wichtigſten Entdeckung angelangt ſeien. Nochmals lauſchte ſie den Gang hinab, den ſie gekommen, ob Niemand nachkomme, als ſie ſich hierüber genügende Sicherheit verſchafft, eilte ſie auf eine Thür zu, die klein und ſchmal in der dicken Mauer angebracht war. Es war ſchwer, ſie zu öffnen, und die vereinten Kräfte Georg's und der Alten brachten endlich das Werk zu Stande. Als die Oeffnung aufgeſchloſſen war, ſtarrte Georg in ein dunkles Waſſer, das in der Breite von mehrern Fuß hier durchfloß, und einen übeln Geruch verbreitete. Elsbeth blieb ſtehen und zeigte mit dem vorgeſtreckten Finger hier hinein. Georg bebte zurück: Alſo hier haben ſie ihn verſenkt! rief er. Elsbeth ſchüttelte mit dem Kopfe; ſie deutete an, daß die dunkle Fluth irgendwohin abfließe, und daß da die Entdeckung würde herbeigeführt worden, nochmals zeigte ſie mit der Hand auf eine Stelle in dem ſchwammigen Waſſer, die eine Einbucht in die ſchwarze, mit grünem Moos bedeckte Mauer bildete, und forderte Georg auf den mit wenigen, morſchen Brettern belegten Verſchlag zu öffnen, der ſich hier zeigte. Er that es und ſogleich fuhr er mit einem Schrei zurück. Das Haupt eines Menſchen wurde ſichtbar, aber es war weiß und kaum kenntlich; der Leib ſteckte in der Grube; das faule Waſſer reichte faſt bis zu dem Kinn des hier Verſenkten. Die ſeltſame weiße Farbe des Haares rührte von ungelöſchtem Kalk her, den man darüber geſchüttet. Ein Theil des Schädels und die tief eingeſunkenen Augen waren unter dem wild durcheinander gewühlten Haar ſichtbar. Schweigen und Dunkelheit herrſchte um dieſes ſchauervolle Grab!

Georg mußte ſich an der Mauer halten, ſo übermannte ihn das Gefühl des Entſetzens. Das war der einſt ſo gefeierte Held, der Liebling und Abgott der Frauen! In dieſem abſcheulichen Gefängniſſe verweſete ſein Gebein! Hier war er verborgen, den man ſuchte, deſſen Tod und Verſchwinden allgemeines Aufſehn erregt hatten.

Hier! hier in dieſem Loche! O Gott, was war menſchliche Größe, menſchliche Schönheit und Anmuth. Georg bewegte ſeine Hand wie ſegnend über dem grauſen Haupte des Hingemordeten, und ſchloß dann die Bretter wieder über dem Eingang. Die Alte legte die Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er ſchweigen ſollte; er winkte ihr zu, und Beide verließen den finſtern Aufenthalt der Schrecken.

Noch am ſelben Tage verließ Georg Hannover.

Angelegenheiten in Paris.

Wir kehren zum Hofe zurück. Dort hatte ſich Vieles verändert. Zuerſt wollen wir die Bemühungen der Frau von Maintenon nennen, ihr Verhältniß mit dem König öffentlich deklarirt zu ſehen. Sie brauchte dazu alle möglichen Mittel, doch ſcheiterten ſie an der immer wieder zurückgehaltenen Erklärung des Königs, der ſich von Fénélon und Boſſuet an das Verſprechen erinnern ließ, das er damals, als die Heirath ſtattfand, Louvois und ſeinem Sohne, dem Dauphin gegeben hatte, ſie zu keiner öffentlichen zu machen. Frau von Maintenon ſiegte nicht. Man ging in Verſailles und in Paris ſo weit, ihr die Theilnahme der Ereigniſſe zuzutheilen, die nunmehr den Hof in Trauer und Furcht verſetzten, und daß ſie dazu die Hülfe Fagon's, ihres alten Günſtlings, nöthig hatte. Fagon war ihr unbedingt ergeben; er hatte dies gezeigt, als die Königin unter ſeinen Händen ſtarb, er ſollte es auch gezeigt haben, behauptet man in Paris, bei Gelegenheit des Todes des Dauphin's. Aber hier täuſchten ſich die Gerüchte. Der Sohn Ludwig's ſtarb an den Blattern und die Herzogin, überall unſere Quelle, wo es auf Vorlegung der Wahrheit ankommt, erzählt uns ſelbſt, wie ſie an ſeinem Sterbebette, durch die üble Behandlung der Krankheit, den Tod habe erfolgen ſehn. Es mochte ſein, daß in dieſer üblen Behandlung ſich Fagon's Thätigkeit für Frau von Maintenon miſchte; bekannt war es, daß der Dauphin und jene Frau auf das Bitterſte einander haßten; konnte dies jedoch hier für einen Vergiftungsfall genügend ſein? Er ſtarb in Meudon.

Dieſem ſchreckenvollen Ereigniſſe folgten alſobald noch andere. Der Herzog von Burgund, der älteſte Sohn des Dauphin's, war mit einer Prinzeſſin von Savoyen verheirathet, eine junge, liebenswerthe und geliebte Frau, für die ſelbſt der König eine auffallende Neigung fühlte. Sie erkrankte plötzlich, und wie man behauptete nach Genuß eines Tabaks, den ſie aus einer Doſe ſchnupfte, die ſie offen in ihrem Zimmer ſtehen hatte. Ihr Tod war mit lebhaften Schmerzen und mit beklagenswerthen Zufällen begleitet. Der Dauphin, ihr Gemahl, erkrankte an demſelben Symptome des Uebels, und ſtarb noch nicht dreißig Jahr alt. Der Titel eines Dauphin's ging jetzt auf den älteſten ſeiner Söhne über, den Herzog von Bretagne, dem Urenkel Ludwigs, und ſeinen Bruder den Herzog von Anjou. Der König, der dieſe Kinder Beide Ludwig taufen ließ, hatte den Kummer, den Dauphin ebenfalls zu verlieren, und nur Ludwig, der Herzog von Anjou, blieb übrig, der ſpätere Ludwig XV. Eine troſtloſe, unglückliche Zeit herrſchte damals über dem Hofe des Königs. Ein und derſelbe Leichenwagen führte Vater, Mutter und Kind nach St. Denys.

Es war von der Familie des Sohnes Ludwigs nur noch der Herzog von Anjou, König von Spanien, und der Herzog von Berry übrig. Auch der Herzog von Berry ſtarb. Dieſe Todesfälle ereigneten ſich zum Anfange des Jahrhunderts. Einige Zeit vorher war Monſieur geſtorben. Hiervon wollen wir etwas ausführlicher reden.

Mit dem Tode des Bruders des Königs ging der letzte Zeuge von dannen, der noch den luſtigen, galanten und genußſüchtigen Hof geſehn und ihn zum Theil mit erſchaffen hatte. Die Fein-

Ich kehre zu meinen eignen Angelegenheiten zurück.

Der zurückgelegte Zeitraum, deſſen Begebenheiten ich in der Kürze geſchildert habe, betrug fünf Jahre. Ich trat jetzt mein fünfundzwanzigſtes Jahr an und mein Vater wünſchte, daß ich nach Hauſe kommen möchte, um gewiſſe, mit der Antretung des künftigen Beſitzes verknüpfte Förmlichkeiten mit mir vornehmen zu laſſen. Zugleich mit der Aufforderung an mich kam eine Einladung an den alten Käfernburg, die in Dresden mit meinem Vater geknüpfte Freundſchaft auf dem Schloſſe unſerer Ahnen noch feſter zu ſchließen. Mein Vater, der von den Angelegenheiten meines Herzens nichts wußte, handelte hier auf die überraſchendſte Weiſe meinen geheimen Plänen entgegen. Ich konnte mir ſchon denken, heit und gute Lebensart des Prinzen war bekannt, er hatte die Formen, Hof zu halten, von ſeiner Mutter geerbt. Anna von Oeſterreich liebte dieſen Prinzen ganz beſonders, ſie hatte ihn in ihre Schule genommen, und dadurch zum Theil ſeine Verweichlichung verſchuldet. Niemand wußte mit ſo graziöſer Manier ſich für die Menge, die ſtets nach äußern Dingen urtheilt, beliebt zu machen als der Prinz. Selbſt ſeine Schwächen wurden liebenswerthe Eigenſchaften, indem er ſie brauchte, um Glück und Freude überall hin zu verbreiten. Alles dies war nur zum Schein, innerlich war er wie alle Prinzen dieſes Hauſes, hart und grauſam, nach kleinlichem Triumphe lüſtern und Diejenigen quälend, die ſich an ihn ſchloſſen. Kein Ding hatte Werth für ihn, es ſei denn, daß es ſeine Freuden zu vermehren verſtand; alsdann wurde es angenommen, gleich jedoch nach Befriedigung ſeiner Lüſte verächtlich weggeworfen. Mit Perſonen machte er es eben ſo: ein Beiſpiel iſt ſeine Ehe mit Eliſabeth Charlotte, die durch undenkliche Mühe und Anſtrengungen es endlich ſo weit brachte, daß er ſie gelten ließ, ſich nicht über ſie ſpottend ausſprach und nicht duldete, daß man ſie bei ihm anſchwärzte. In ſeinem Urtheil über Perſonen und Dinge gab es nur Eins, was auf ihn wirkte, dies war der Wille des Königs, ſeines Bruders, dem er rückſichtslos ſich unterwarf, und nur da opponirte, wo es ihm auf's Dringendſte nothwendig erſchien. Dieſer kalte, gewiſſenloſe und leichtfertige Charakter ward durch eben einen ſolchen beſtraft und erzogen, durch den Willen des Chevaliers von Lorraine, der Anfangs ſein Liebling, ſpäter eine Art von Gebieter über ihn wurde, der ſich fürchten machte und den zu entfernen er ſich vergebens bemühte. Die Summen, die dieſer kühne Günſtling ihm koſtete, überſtiegen weit die Bedürfniſſe eines ganzen Serrails von Weibern. Durch die Kunſt, die Lorraine beſaß und ausübte, immer die geeignetſten Perſonen zu ſeinem Umgange anzuwerben, während er ſelbſt ſich den Ausſchweifungen mit Weibern rückſichtslos hingab, machte er ſich ſeinem Herrn beſonders unentbehrlich, und wirkte jedem Verſuche entgegen, der gemacht wurde, ihn aus ſeiner Nähe zu entfernen. Wir haben ſchon angeführt das Geſpräch des Beichtvaters: dieſe Zurechtweiſungen wiederholten ſich ſo oft, daß ſie den Herzog verſtimmten, ohne ihn zu ändern. Eliſabeth Charlotte hatte ſich zur Pflicht gemacht, nie dieſen Gegenſtand zu berühren, und ſie that es auch, unter der Bedingung, daß keiner der Favoriten die Pflichten der Unterwürfigkeit und des Anſtandes aus den Augen ſetzten, die ſie ihrem Range ſchuldig waren. Selbſt der Herzog konnte hieran nichts ändern. Die jungen Leute fühlten zu ſehr das Uebergewicht dieſer Frau, als daß ſie es gewagt hätten, irgendwie gegen die ihnen auferlegten Geſetze zu verſtoßen. Der Aufmerkſamſte war Lorraine, der bei den ſtets wechſelnden Launen des Herzogs, und bei den häufigen Anklagen, denen er durch ſein Betragen ausgeſetzt war, ſtets an der Herzogin einen Halt hatte.

Das Ende des Herzogs führte ein Streit mit dem König herbei. Der König hatte von den jugendlichen Ausſchweifungen des Sohnes, des Herzogs von Chartres, erfahren und glaubte es ſei ſeine Pflicht, den Vater hierüber zur Rede zu ſetzen. Dies war der Punkt, wo der Herzog ſich in ſeinem Rechte glaubte. Der Herzog von Chartres war zu ſeiner Ehe mit dem Fräulein von Blois gezwungen worden. Man wußte, daß weder der Herzog noch die Herzogin ihre Einwilligung freiwillig gegeben hatten, konnte man von einer ſolchen Ehe viel Regelmäßigkeit und Pflichtenſtrenge erwarten? Der Herzog gab dies dem König zu erkennen, der ſeinerſeits wieder die Neigungen des Herzogs zum Gegenſtand des Vorwurfs machte. Dies empörte den Gekränkten und er ſpielte auf des Königs eigenes Betragen an, zur Zeit als die Königin noch lebte und er in dem Wagen derſelben ſeine zwei Geliebten ſpazieren geſehen, die Frau von Montespan und das Fräulein von Fontange. Hierauf erwiderte der König in einem ſchreienden Tone: Dies könne nicht als Entſchuldigung für den Prinzen dienen, denn was er als König ſich erlaube, ſei noch keineswegs geeignet, von den Kindern ſeines Hauſes nachgeahmt zu werden. Der Streit gewann eine Heftigkeit und Stärke, die doppelt anſtößig war, da die offen ſtehenden Thüren einen Theil des dienenden Perſonals zu deſſen Zuhörern machten. Gleich darauf ging man zur Tafel. Der Prinz war feuerroth im Geſicht, ſeine Augen ſtanden vor und hatten etwas ſtarres, man ſah ihm an, daß ein apoplektiſcher Zuſtand ihm nahe war. Dennoch mäßigte er ſich nicht; er nahm ein reichliches Mahl zu ſich, nach deſſen Schluß er ſich übel befand. Er brachte noch ſeine Schwiegertochter zur Königin von England nach St. Germain, von dort zurückgekehrt befiel ihn ein Schlagfluß. Das damals in allen Fällen von den Aerzten angewandte Mittel, Brechmittel und Aderlaß wurde auch hier in Wirkung geſetzt, doch vergebens: er ſtarb.

Der König bezeugte übrigens an der Wittwe, wie an dem Sohne das natürliche Wohlwollen, das ihn für beide beſeelte. Obgleich dem jungen Herzog von Orleans, dieſen Titel nahm der Herzog an, zürnend, vermied er doch ſichtlich die Gelegenheit, ihm die Schwere ſeines Zornes fühlen zu laſſen, im Gegentheil er hatte die gütigſten Worte der Theilnahme für den Sohn, der am Sarge ſeines Vaters kniete. Er ließ ihm nicht allein die eigenen Penſionen, er fügte noch die des Vaters hinzu. Madame erhielt ihr Wittthum und das ihr Zukommende. Der Sohn erhielt achtzehnhunderttauſend Livres Renten, die Wohnung im Palais Royal, St. Cloud und ſeinen andern Beſitzungen. Außerdem hatte er ſeine Garden und Schweizer, einen beſondern Saal im Schloſſe zu Verſailles, einen eigenen Kanzler und einen Generalprokurator, auch blieb er Chef ſeiner Infanterie- und Kavallerie-Regimenter und bekam noch die Gensd'armen- und Chevaux-Legers-Kompagnien dazu, die der Vater beſeſſen.

Die Wittwe.

Sehen wir zu, wie die Herzogin dieſen Todesfall aufnahm. Er überraſchte ſie, ſie hatte ihn nicht erwartet. Sie vergoß bittere Thränen. Mein Himmel! ſchrieb ſie an eine Freundin, mußte ich auch hierin noch geprüft und geſtraft werden! Während einer dreißigjährigen Ehe, wo ich alles mögliche Herzeleid an ihm ertragen, ſtirbt er jetzt, da ich auf dem Wege war, mich mit ihm gut zu ſtellen! In der That war es ſo. Hatten die Jahre den Herzog mäßiger und milder gemacht, war es der armen Frau gelungen, die Seite an ihm aufzufinden, die empfänglich war für ein redliches, treues Bemühen um ſeine Gunſt, genug, ſie hatte das Glück, daß er die letzten zwei Jahre, die ſeinem Tode vorausgingen, in einem wahrhaft guten und freundſchaftlichen Verhältniſſe zu ihr ſtand. Sie theilten ſich einander mit, was Jeden bewegte und intereſſirte, ſie plauderten mit einander wie zwei gute Gatten wohl thun, die alles, was ihnen geſchieht als für beide gleich bedeutend und intereſſant erachten. Er brachte ihr unter Lachen Briefe, die er ſelbſt geſchrieben, da er aber die unleſerlichſte und fehlerhafteſte Orthographie, die überhaupt möglich war, ſich angeeignet hatte, ſelbſt ſie nicht mehr leſen konnte, und ſie las ſie ihm vor. Die Kinder, früher immer ein Zankapfel unter den Eheleuten, waren jetzt der Grund des Einverſtändniſſes. Sie freuten ſich beide, die Tochter gut verheirathet zu ſehen, ſie war dem Herzoge von Lothringen, einem deutſchen Prinzen zu Theil geworden, und über die Extravaganzen des Sohnes tröſtete Eins das Andere. Die Herzogin liebte den Sohn grenzenlos, und der Herzog, dieſe Neigung bemerkend, thàt nichts, ſie davon zurückzubringen; er entſchuldigte, wo er entſchuldigen konnte, und zeigte in Allem, daß der, deſſen Fehler ſie beweinte, deſſen große und gute Eigenſchaften ſie lobte, auch ſein Sohn war. So machten ſich die Angelegenheiten vortrefflich, als der Tod hinzutrat. An dem Bette des Sterbenden ſaß die Herzogin und weinte ihre Wittwenthränen. So biſt Du von mir gezogen! rief ſie bei ſich, jetzt da wir uns verſtehen, da wir uns lieben lernten! —

Der König war im Begriff, ſchlecht gegen die Herzogin zu handeln. Durch die ewigen Einflüſterungen, ihrer Feindin, der Frau von Maintenon, bewogen, ging er darauf aus, dieſe Gelegenheit zu benutzen, ſie gänzlich vom Hofe und ſeiner Perſon zu entfernen, indem er ihr anbieten ließ, ihren Wittwenſitz zu Montargis zu beziehen. Dieſer Wittwenſitz lag mehrere Meilen von Paris, ſie war dort gänzlich allein und verlaſſen; ſie ſchrieb an ihre Freundin: in Montargis könnte ſie Hungers ſterben, es würde Niemand nach ihr fragen! Sie erwiderte daher dem königlichen Vorſchlage, daß ſie nicht wüßte, wodurch ſie ſich die Ungnade Sr. Majeſtät zugezogen, daß ſie, für ihre Perſon, nichts mehr wünſche als am Hofe zu bleiben und um die Perſon des Königs zu ſein, den ſie hochſchätze und verehre wie einen Vater. Dieſe Sprache verfehlte nicht ihre Wirkung auf Ludwig; er bereute im Augenblick ſich ſo weit haben hinreißen zu laſſen, von feindlichen Perſonen, die wie er wußte der Herzogin zu ſchaden trachteten, und er eilte, ſein Unrecht wieder gut zu machen, indem er ſelbſt ſich zu der Herzogin verfügte. Er kam in die Gemächer derſelben und beſuchte die, die nichts weniger als auf die Ehre einer ſolchen Zuſammenkunft gefaßt war. Die von ihm ſo oft und ſo gern gehörte Sprache der Liebe und Treue, die Sprache, die von der Natur und Einfalt der Sitte, in mitten eines verfeinerten, überkünſtelten Hofes, zeugte, verfehlte in dieſem Augenblick, wo in herbem Schmerz ſie von den Lippen einer armen, verlaſſenen Frau tönten, ihre Wirkung auf den König nicht. Er hielt länger ihre Hand in der ſeinigen, er blickte ſie an mit dem Auge des Vertrauens und Thränen benetzten ſeine Wange. Meine theure Schweſter, hub er an, darf ich Sie auf etwas aufmerkſam machen, was ſtets zwiſchen Ihnen und mir ſich Unheil verbreitend emporhebt, es iſt die Geſtalt der Frau, die mir zu nahe ſteht, als daß ich ſie gänzlich unbeachtet laſſen dürfte, und die ſich wiederholt und bitter über ſie beklagt. Stiften Sie Frieden mit ihr: anders wird es nicht gehn. Wir werden zu keinem guten, ruhigen Verhältniſſe gelangen. Opfern Sie willig kleine Vortheile des Ranges und Ihrer Geſinnung auf, um ſich dieſer Frau zu nahen, die doch nun einmal zu uns gehört, und die zu beleidigen doppeltes

Unrecht wäre, da ſie Rechte auf Vertrauen und Zuvorkommenheit aufführen kann.

Ich errathe wen Ew. Majeſtät meinen! ſagte die Prinzeſſin. Ich kann Ihnen zu Gott verſichern; während meines ganzen Aufenthalts in Frankreich habe ich darnach geſtrebt, mir das Wohlwollen dieſer Frau zu erringen; allein es iſt mir ſtets unmöglich geweſen. Sie hat mich immer und immer wieder bitter empfinden laſſen, daß ich ihr eine Fremde und dem fürſtlichen Kreiſe Aufgedrungene bin. Mit Schmerz habe ich bemerkt, wie ſie ſich das Herz Ew. Majeſtät errungen, und wie ſie es benutzt, um mit dieſem edelſten Herzen ein unwürdiges Spiel zu treiben.

Sie thun ihr Unrecht, Schweſter! erwiderte der König. Sie iſt ſtreng dem Glauben zugethan, ſie achtet Sie für frivol und weltlich! das iſt das Ganze. So ſehr ſie ſich irrt, denn Niemand weiß das beſſer wie ich, ſo ſchwer hält es, ſie von ihrem Irrthum zu überführen.

Inwieweit ſie mit ihrem Glauben wahres Spiel ſpielt! rief die Herzogin, wage ich nicht zu unterſcheiden.

Halten Sie ein! bemerkte der König ſehr ernſt. Hier kommen wir an den Grenzpunkt, an daß der Alte, der ſich nie von ſeiner Nichte trennte, Marien veranlaſſen würde, ihn zu begleiten. So geſchah es auch. Meine Freude hierüber war grenzenlos. Konnte mein Geſchick mir wohl ein herrlicheres Feſt bereiten, als in den ſchönſten Tagen des Frühlings in Geſellſchaft des geliebten Mädchens eine Reiſe von mehreren Tagen zu machen? Polyxena ſchloß ſich an unſern kleinen Zug an.

Der alte Käfernburg, gewiſſenhaft in allen Förmlichkeiten, beſorgte, ehe wir abreiſ'ten, das übliche Kirchengebet und legte bei den Gerichten ein Teſtament nieder, obgleich wir in zwei Monaten wieder zurückzukehren hofften; dann ſtieg er mit den beiden jungen Damen in ſeine Staatscaroſſe und ich mußte hinterher in der meinigen fahren, obgleich ich viel darum gegeben hätte, einen Platz neben dem alten Herrn zu haben. Mit Neid betrachtete ich die goldnen Embleme und Sinnſprüche des Wagens, der mein Glück einſchloß.

dem auch ich einſt zweifelnd geſtanden, den ich aber jetzt überſchritten habe zur Freude der guten Frau, die ſich überglücklich dünkt, indem ſie weiß, daß ich das Heil auf demſelben einfachen Wege ſuche, wie ſie es ſucht und es gefunden hat. Sie iſt im Beſitz der Wahrheit! Kein Zweifel daran! Sie iſt's. Tauſend Proben haben mir das bewieſen. Würde ich wohl ſonſt zu dem Schritte mich haben verleiten laſſen, ſie mir auf immer zu verbinden? Kein weltlicher Ehrgeiz, keine Luſt an den Täuſchungen der Sinne brachte mich dazu; nur Würde des Glaubens, die Strenge moraliſcher und religiöſer Grundſätze war es, die mich dieſe Frau als mein Seelenheil, als meine Retterin und Freundin beizugeſellen hieß. Wie die Welt dieſes Verhältniß anſieht, was kümmert mich das? Ich ſtehe im Begriff, dieſe Erde voll Täuſchungen und Lügen zu verlaſſen; ich will es thun an der Hand dieſer edelſten Freundin. Sie ſoll mir die ſchweren dunkeln Wolken, die ſich in dem letzten Augenblick um die Stirne des Königs, wie um die des ärmſten Bauern lagern, vertheilen helfen. Ihr Beſtreben iſt dieſes. Sie liebt mich mit der ganzen begeiſterten Innigkeit ihrer Seele! Das iſt's, was ich will! Wo ich bisher einem Weibe genaht, hat mich und meine Schande, nur ſtets der leuchtende Mantel der Sinnlichkeit eingehüllt, hier endlich einmal, und wollte Gott es ſei nicht zu ſpät, kommt eine der Heiligen des Paradieſes, ſich menſchlich liebend einem Sterblichen zu nahen! Ach, Madame, wenn Sie wüßten, was ich für Augenblicke durchlebt! Wie ſich meine Seele krampfhaft zuſammenzog, Angeſichts der dunkeln Pforte, die in St. Denny ſich für mich öffnen wird! Welche Sterbefurcht, welch ein Entſetzen, wenn ich an die Auflöſung aller irdiſchen Bande dachte! Und jetzt! Wie anders denke ich jetzt über den Tod! Wie ganz anders! Doch nun genug davon. Das ſind Dinge, die Jeder in dem Innerſten ſeines Herzensſchreins durchzumachen hat. Aber das Wohlwollen gegen jene Frau, die ſo gegen mich gehandelt, noch immer fort handelt, das kann ich fordern bei denen, die mich lieb haben! Und da ſtehen Sie oben an, meine Schweſter. Gehen Sie fröhlichen Sinnes ihr entgegen! Umfaſſen Sie die arme Strenggeplagte, umſchließen Sie ſie mit den Armen der Liebe! Sie werden ſehen, wie Sie die ſtarre Rinde brechen, wie Sie mit Wonne werden empfangen werden. Und ich, ich werde endlich diejenigen Perſonen, die mir am nächſten ſtehen, nicht kalt, entfremdet, und in dieſer Entfremdung leidend, ſich gegenüberſtehen ſehen.

Der König hatte geendet und ſah mit einem fragenden Blick zur Herzogin auf, die vor ihm ſtand. So ſehr dieſe das ſelbſtgewebte Lügengewebe erkannte, in das der gute König ſich wickelte, ſo ſehr ſie die Unähnlichkeit des Porträts fühlte, das er vor ihr entrollte, ſie ging in dieſem Augenblick, aufgeregt durch ihr Gefühl, doch auf ſeinen Plan ein. Nun wohl, rief ſie, an mir ſoll der Widerſpruch nicht haften; nicht mich ſoll man anführen dürfen, wo man in vertrauter Stunde von hartnäckiger, unbeſiegbarer Feindſchaft redet, ich bin bereit, der Frau von Maintenon vertrauend entgegen zu gehen, um ihre Liebe, um ihre Gunſt, um ihre Freundſchaft zu werben!

Wohlan! eine gute Stunde iſt's, in der wir uns gefunden haben! rief der König, aufſpringend. Sogleich ſoll das edle Werk vollbracht ſein. Er eilte in das Vorgemach und gab dort den Befehl, Frau von Maintenon hierher zu beſcheiden. Sie iſt nahe, ſie wartet nur auf dieſen Ausgang unſeres Geſprächs! Ich weiß es! Da iſt ſie!

Die Thüren wurden aufgeriſſen, und auf der Schwelle des Gemachs erſchien, wie eine Bildſäule in grauem Marmor, die Gerufene, von

Oben bis Unten in ein einfarbiges Nonnengewand von grauer Seide gehüllt. Sie ſtand lange und ſah mit ihrem gleichgültigen Blicke den König und die Herzogin an. Der König ſchien anfangs erſchreckt von dieſem nichtsſagenden Geſichtsausdruck, der ſo wenig zu ſeiner aufgeregten Stimmung paſſen wollte; doch er faßte ſich ſchnell, ging auf ſie zu, flüſterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und führte ſie dann zur Herzogin, die ihren Seſſel verlaſſen hatte und in der Mitte der Stube erwartungsvoll ſtand.

Frau von Maintenon that, als gewahrte ſie erſt jetzt die Herzogin. Sie erwiderte den Gruß förmlich und ſteif.

Noch immer ſtanden die Frauen einander gegenüber, nicht wiſſend, was ſie mit einander thun ſollten. Die Herzogin lächelte, Frau von Maintenon ſah ſtumpf auf den Boden. Die kurze Pauſe, die jetzt entſtand, war genügend, der Prinzeſſin alles in's Gedächtniß zu rufen, was dieſe Frau, die jetzt zweifelnd und unentſchloſſen vor ihr ſtand, gegen ſie verbrochen. Doch nicht das allein, die Laſter dieſer heuchleriſchen und verſtockten Seele wurden vor ihrem Auge lebendig. Sie ſah ſie ſündigen, als Ehegattin die Ehe brechen, dann in Armuth verſunken, die Gunſt der allgewaltigen Geliebten erbetteln, dieſe durch demüthigen Bitte vermögen ſich für ſie zu verwenden; alsdann ſah ſie ſie dieſe, ihre Wohlthäterin mit Füßen von ſich ſtoßen, den Sohn zur unnatürlichen, grauſamen That gegen die eigene Mutter anreizen, alsdann ſich des Mannes bemächtigen, auf deren Beſitz ſie es abgeſehen, ſeine frömmelnde Seele zu Thaten der Hölle anfeuern, zum Morde von Tauſenden ſeiner Unterthanen, zur Wiederrufung deſſen, was er wie ſeine Vorfahren auf das Heiligſte verſprochen hatte. Noch nicht genug, verführt ſie ihn, einen verhaßten, von all den Seinen verwünſchten Bund mit ihm zu knüpfen, den ſie um jeden ſchändlichen Preis der Welt als eine preiswürdige Handlung darzuſtellen trachtete. Sie ſah dieſe ſchwarze Seele mit dem Giftmord beſchwert, den ſie und ihre Genoſſen ausgeführt und in der Tiefe des Hintergrundes gewahrte ſie allerlei verderbliche Pläne ſchlummern, denn noch war die Wirkſamkeit dieſer Verdammten nicht zu Ende! Mit dieſen Gefühlen ſtand ſie der Frau von Maintenon gegenüber, die von ihr Worte der Demüthigung, des gebeugten Selbſtbewußtſeins, des gefeſſelten Stolzes erwartete.

Hier, Madame! rief Ludwig, zwiſchen die beiden Frauen tretend, hier ſehen Sie unſere theuere

Schwägerin, die vor Begierde brennt, ſich Ihnen zu nähern. Kommen Sie ihr entgegen. Schließen Sie vor meinen Augen einen Bund, der mich beſeligen wird, weil er mir die Verſicherung giebt, daß edle Naturen, durch das Ungefähr der Umſtände auseinander gehalten, nur eines kleinen Anſporns bedürfen, ſich zu erkennen zu geben.

Wenn Madame die Verſöhnung will, ſo wird ſie ſie mir anbieten! ſagte die Frau von Maintenon.

Das thue ich! erwiderte die Herzogin. Kommen Sie, Madame, laſſen Sie uns vor dem Könige das Beiſpiel der Einigkeit geben. Umarmen Sie mich!

Mit Freuden! rief Frau von Maintenon.

Sie legte ihre Arme auf die Schulter Charlottens, die es vorzog, nach deutſcher Sitte ſie um die Taille zu faſſen und ſie ans Herz zu drücken. Als dies geſchehen war, wichen die feindlichen Elemente mit Genugthuung von einander. Die Heuchelei der Frau von Maintenon fand jedoch noch für nöthig, hinzuzuſetzen: Ich grüße Sie, meine Schweſter. Möge Gott Sie erleuchten! Wahrlich es wäre Zeit dazu.

Das Wort „Schweſter“ reizte die Empfindlichkeit der Herzogin, die nichts weniger vermuthete, als von der Wittwe eines miſerabeln kleinen Schriftſtellers „Schweſter“ genannt zu werden. Sie erwiderte alſo: Madame, das wollen wir dem Himmel überlaſſen.

Der König weinte.

Frau von Maintenon näherte ſich ihm, und ſich ihm auf die Schulter ſtützend, rief ſie: O Ludwig! Wie ſelig ſind die, die den Jämmerlichkeiten der Erde abgeſchworen haben! - Madame, ich grüße Sie. Wollen Sie mir heute die Ehre und die Annehmlichkeit Ihres Beſuches ſchenken, ſo hoffe ich, damit einen Wunſch Ew. Majeſtät zu erfüllen.

Die Herzogin dankte und der König führte Frau von Maintenon ab.

Als die Herzogin den Abend erſchien, fand ſie den König mit ſeiner Gemahlin allein; Beide waren in tiefer Trauer. Sie blieb eine Viertelſtunde, dann entfernte ſie ſich wieder. Der Hof erzählten ſich die beiden Frauen, ſei ſeit wenigen Stunden auf das innigſte mit einander verbunden.

Aeußere Lage Frankreichs.

Wir haben noch zwei Todesfälle zu berichten von Perſonen, die in dieſer Geſchichte eine Rolle geſpielt, von der Frau von Montespan und dem Chevalier von Lorraine.

Die Erſtere erlebte noch die Freude, wenn man dieſes anders eine Freude nennen darf, ihren ungetreuen Liebhaber noch einmal vor ihrem Tode zu ſehen. Es war dies auf einem Feſte, das der Sohn des Königs gab, und wo er vorher die Liſte der einzuladenden Perſonen dem Könige überſchickt hatte. Der König hatte den Namen der Marquiſe geleſen und die Liſte darauf, ohne ein Wort zu erwidern, eingeſteckt. Es war ein Feſt zu Ehren der jungen Herzogin von Burgund gegeben. Dieſe liebenswürdige junge Frau, die damals noch nicht den ſie entehrenden Liebeshandel mit dem Herrn von Maulevrier hatte, war in der Blüthe ihrer Gunſt beim Hofe, und in der perſönlichen Auszeichnung beim Könige. Auch ſie war neugierig Frau von Montespan zu ſehn und mit ihr waren es ſehr viele Damen der Umgebung dieſes Kreiſes. Frau von Montespan kam und wurde vom Könige mit Gleichgültigkeit begrüßt; das war Alles. In dem Kloſter, wo ſie ſich zurückgezogen hatte, fuhr ſie fort, Beſuche zu empfangen und ihre Zeit der Wohlthätigkeit zu widmen. Dabei beherrſchte ſie eine furchtbare Todesangſt. Sie unterhielt eigens eine Anzahl Perſonen, die den Auftrag hatten, die ganze Nacht über in ihrem Zimmer zu tanzen, zu lachen, zu ſpielen: es durfte keine Minute vergehn, wo ſie ſich allein und ohne dieſes gezwungene Accompagnement von Frohſinn befand. So kam das Ende dieſer berühmten Frau heran.

Was den Chevalier von Lorraine betraf, ſo gelang es ihm, ſich beim Hofe zu halten; allein verachtet vom Herzog und unbemerkt von der Herzogin. Er ſuchte um die Gunſt des Herzogs von Chartres, doch er erhielt ſie nicht. In ſeinem zügelloſen Leben, in welchem er ſich mit allen Laſtern umgab, nutzte es ihm nichts, daß er Reichthümer ſammelte; ſelbſt die Erbſchaft ſeines Onkels, die ihm zufiel, machte ihm keine Freude. Er ſtarb plötzlich, vom Schlage getroffen, geſchmäht, geläſtert und verachtet von ſeiner Umgebung und beſtohlen von ſeiner Dienerſchaft, grade in dem Moment, wo ein Prozeß gegen ihn anhängig gemacht wurde, der ihn der Theilnahme an verſchiedenen Giftmorden beſchuldigte.

Das Unglück, das den großen König traf inmitten ſeiner Familie, verfolgte ihn auch außerhalb ſeines Hauſes. Der Krieg wurde mit entſchiedenem Mißgeſchick geführt. Es ſei hier genug nur anzudeuten, welche Verluſte Frankreich trafen. Wilhelm III., der ſich in Beſitz des engliſchen Thrones geſetzt, war darauf geſtorben, indem er noch ſterbend ſeinem Feinde Ludwig XIV. ein feindliches Bündniß entgegenſetzte: es war dies die „große Allianz“. Der Zweck derſelben war, den Erzherzog Carl auf den ſpaniſchen Thron zu ſetzen. Um hierzu zu gelangen, ward Holland verpflichtet, hunderttauſend Mann zu ſtellen, England dagegen ſtellte zweimalhunderttauſend Mann, der Kaiſer neunzigtauſend. Portugal und Savoyen wurden als Bundesgenoſſen aufgenommen. Ludwig XIV. hatte in Folge des ausbrechenden Krieges die Schlacht von Blenheim, Ramilles, Ueber dem mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Schlage hatte der Alte die Worte ſchreiben laſſen: „Herr, laß Deinen Knecht in Frieden fahren!“ Dieſen eher über ein Grabgewölbe als auf eine Prachtkutſche paſſenden Spruch fand ich damals nicht ſo belächelnswerth, als er mir jetzt erſcheint. Maria ſaß ja in dieſem Wagen, ich dachte, ich ſah, ich empfand nur ſie — ihre reine, ſüße Gegenwart breitete über alles Ungeziemende und Lächerliche ihrer Umgebung einen verhüllenden und verſchönernden Schleier.

Da mein treuer Georg mir fehlte, ſo mußte ich den Reiſemarſchall ſelbſt machen, ich verließ daher bald meinen ſchweren langſamen Wagen, ſchwang mich auf ein Pferd und jagte dem Zuge voran, um die Nachtherbergen zu beſichtigen und in gehörigen Stand zu ſetzen. Dieſes war jedoch mit dem beſten Willen oft nicht möglich. Das Jahrhundert des Völkerverkehrs, der Fabriken, des Luxus und der Bequemlichkeit, wie ich jetzt

Turin und Malplaquet verloren. Die Schlacht von Blenheim hatte Frankreich eine treffliche Armee, die ganze Strecke zwiſchen der Donau und dem Rhein, und dem ihm verbündeten Hauſe Baiern ſein Erbtheil gekoſtet. Die Niederlage von Ramilles koſtete Frankreich ganz Flandern, das Mißgeſchick bei Turin koſtete Frankreich die Beſitzungen in Italien. Der Sieg bei Malplaquet, der blutigſte in dieſem Kriege, trieb die Franzoſen von den Ufern der Sambre bis nach Valenciennes zurück. Im Dienſte Frankreichs kämpften zwei berühmte Feldherrn, der Herzog von Vendôme in Italien und Villeroi in Flandern. Da man in Verſailles mit Beiden unzufrieden zu ſein Grund zu haben glaubte, ſchickte der König den Herzog von Orleans in Vendôme's Stelle. Er hatte als Gegner den berühmten Prinzen Eugen und den Herzog von Savoyen. Auch der Herzog kämpfte entſchieden unglücklich. Frankreich verlor im Zeitraum weniger Monate Mailand, Mantua, Piemont und endlich auch das Königreich Neapel. Bei ſeiner Rückkunft erhielt der junge Herzog das Generalkommando in Spanien, mit einer Vollmacht, die, wenn ſie ihm in Italien in dieſer Art geworden wäre, wahrſcheinlich die italieniſchen Provinzen Frankreich erhalten hätte. In Spanien angelangt, nahm er Lerida und wollte zur Belagerung von Tortoſa ſchreiten, aber die bereits zu weit gediehene Jahreszeit erlaubte dies nicht. Als er nach Paris zurückkehrte, empfing ihn der König ehrenvoll, indem er ihm ſeinen Glückwunſch machte, dort geſiegt zu haben, wo der große Condé ſich unverrichteter Sache zurückgezogen hatte. Das andere Jahr von Neuem nach Spanien geſendet, war ihm die dort herrſchende Hungersnoth und zugleich das Intriguenſpiel der Frau von Maintenon entgegen, die behauptete, er verlaſſe den Hof von Madrid nicht, weil er in die Königin verliebt ſei. Trotz dieſer Hinderniſſe nahm er Gineſtar und ſtürmte Tortoſa, deſſen Beſatzung kapitulirte. Mit ſeiner Zurückkunft nach Paris hatte den König von Spanien ſein guter Genius verlaſſen. Von dem Bunde wurde der Erzherzog Carl zum König erklärt und Vauban machte dem Könige Ludwig den Vorſchlag, ſeinen Enkel, den König von Spanien nach Amerika überzuſchiffen. Der König von Spanien floh unterdeſſen nach Pampelona. Carl bei ſeiner Ankunft in Madrid ſah bald ein, daß hier ſeines Bleibens nicht war, daß es ihm nie gelingen werde, ſich die Liebe der Spanier, die an Philipp V. hingen, zu erwerben. Alle Stände waren gegen ihn. Die verzweifelte

Lage des Königs bewirkte, daß die Widerſacher deſſelben den Herzog von Orleans angingen, ſich als König ausrufen zu laſſen, eine kecke That, die jedoch ihre Begründung hatte in dem Umſtande, daß der Herzog Enkel Anna's von Oeſterreich war. Der Herzog willigte nicht ein, ſchlug aber zugleich den angeregten Plan nicht ganz von ſich ab. Dies gab einen Grund ſeiner Feindin, der Herzogin von Urſinus, dieſen Verrath, noch ehe er gegangen war, der Frau von Maintenon zu melden, die ihn begierig auffaßte und den König davon in Kenntniß ſetzte. Der König, im höchſten Grad erzürnt, befahl dem Kanzler Pontchartrain, den Prinzen zu verhaften und ſeinen Prozeß einzuleiten. Der Kanzler erwiderte unerſchrocken, daß dies nicht wol zu thun ſei, daß der Prinz, wenn er ſich in Spanien vergangen, dort gerichtet werden müſſe, daß Frankreich nicht der Ort ſei, ihn für etwas zu ſtrafen, was er außerhalb von deſſen Grenzen verbrochen. Ludwig hörte auf dieſen Rath und die Sache unterblieb.

Jetzt war der König zu der unglücklichſten Periode ſeiner Regierung gekommen. Das Mißgeſchick ſchien ſich an ſeine Ferſen zu ketten. Alle ſeine Unternehmungen mißlangen. Die Feinde überall. Die Bedingungen, die er vorſchlug, und einzugehen Willens war, zeigten ihn in ſeiner ganzen troſtloſen Blöße. Er war erbötig, Spanien dem Erzherzoge zu überlaſſen und die Beſitzungen der neuen Welt noch hinzuzufügen, unter der Bedingung, daß Philipp V. Neapel, Sicilien, die ſpaniſchen Beſitzungen in Italien und Sardinien behalten ſollte. Nach den Unglücksfällen des Jahres 1709 gab er die ganze ſpaniſche Monarchie auf, die Häfen von Toskana, Mailand, die Niederlande, die amerikaniſchen Beſitzungen und behielt ſich nur Neapel, Sicilien und Sardinien vor. Um die Holländer für ſich zu gewinnen, gab er ihnen vier Feſtungen als Bürgſchaft, er entſagte der Souveränität des Elſaſſes, gab Straßburg und Breiſach hin, verſprach alle Feſtungen von Baſel und Philippsburg ſchleifen zu laſſen und überließ den Generalſtaaten eine Menge Städte. Hiemit noch nicht genug, verlangten die Alliirten, die während der Verhandlungen Siege bei Bethüne und Saragoſſa gewonnen, daß er ſelbſt ſeinen eigenen Enkel aus Spanien verjagen ſollte.

Bis hierher hatte das entſchiedenſte Unglück alle Schritte des alten Königs verfolgt, jetzt wendete ſich die Angelegenheit zum Beſſern. Der Herzog von Vendôme erſchien in Spanien und mit ihm ſiegten die königlichen Waffen. Der König bezog wieder Madrid. Der Sturz Marlborough's ſtimmte England für Frankreich, der Tod des Kaiſers in Deutſchland ließ den Bund bedenken, daß, wenn er gegen die Vergrößerung Frankreichs wirken wolle, er ebenſo gegen die Machterhöhung Deutſchlands gerüſtet ſein müſſe.

Im Jahre 1713 im Utrechter Frieden konnte Ludwig nach dem Siege bei Denin folgende günſtige Bedingungen mit den Mächten ſchließen. Vorher ging die Entſagung Philipp V. auf die Krone Frankreichs, ſowie die des jetzigen Dauphin's auf die von Spanien voraus. Der Herzog von Savoyen erhielt die königliche Würde und die Anwartſchaft auf die ſpaniſche Krone im Fall des Erlöſchens des Hauſes Philipp V. Holland erhielt die öſterreichiſche Oberhoheit der ſpaniſchen Niederlande. Dem Kaiſer war das Königreich Neapel und Sardinien angeboten, einen Theil des ſpaniſchen Flanderns und die Häfen der toskaniſchen Küſten, nebſt einem Antheil an der Lombardei. England bekam ſeine Forderung erfüllt, die Demolirung des Hafens von Dünkirchen; es behielt Gibraltar und Minorca, und in Amerika die Hudſondbai, die Inſel Neufundland und Neuſchottland, die früher franzöſiſches Eigenthum geweſen waren. Endlich wurden auf Englands Verlangen alle Hugenotten befreit, die ſich noch in den Gefängniſſen befanden. Der Kurfürſt von Brandenburg bekam den Königstitel, dazu Obergeldern und das Fürſtenthum Neuſchatel. Frankreich erhielt von dem König von Preußen das Fürſtenthum Oranien und die beiden Herrſchaften Chalon und Chatel-Belin in Burgund. Der Marſchall von Villars und der berühmte Eugen unterhandelten in den Vergleichen, die ziemlich ſtürmiſcher Natur waren.

Beim Schluſſe dieſer Angelegenheiten zählte der König ſechsundſiebzig Jahre, ſechzig Jahre hatte er die Krone getragen. —

Der Tod des Königs.

Der König zeigte gegen das Ende ſeines Lebens jenes ernſte und kummervolle Geſicht, das der Hof bereits ſeit einigen Jahren an ihm kannte, und das ſo gänzlich verſchieden war von dem heitern, ritterlichen, zu jedem Vergnügen aufgelegten Geiſte, der ihn früher beſeelte. Man ſchob dieſe Verödung der Frau von Maintenon zu; allein ſie war zum größten Theil Sache der Natur. Ein reiches Leben lag hinter ihm; alle Erſcheinungen hatten ſich abgenutzt, die Schmeichelei hatte ſich überboten, die falſche Bewunderung, der geheuchelte Glanz hatte ihm zum Spielwerk auserſehen, um ihm, dem armen Sterblichen glauben zu machen, er gehöre zu den unſterblichen Göttern. Die menſchlichen Geſetze in ihrer Unvollkommenheit begünſtigten die Richtung der Zeit, die ſich für die Fürſten ausſprach, ſie that Alles, dieſes Gewebe der Lüge in allen ihren Beſtandtheilen feſtzuhalten, und Ludwig hätte größer ſein müſſen als er war, um einzuſehen, wie die Zeitlaune mit ihm ſpielte. Er, der in ſeinem Stolz ſo weit ging, zu behaupten L'etat c'est moi, war in der That ein ſchimmernder Titel des Frankreichs geworden, das ſich im Gepränge und in den rauſchenden Beſtandtheilen der Macht gefiel. Wenig gute und für die Nachwelt erſprießliche Geſetze theilen ſich aus dieſer Periode des fürſtlichen Glanzes her, ein ſehr ſchädliches, die Einführung der ſtehenden Heere hat dieſes Zeitalter Ludwigs geboren. Dieſe ſtehenden Heere ſind die Handhaben der fürſtlichen Willkühr geworden, und ſie werden es bleiben, ſo lange es Fürſten giebt.

In ſeinem Pallaſte eingeſchloſſen, verträumte der gekrönte Greis ſeine Tage in unheilvollem Schweigen. Vergebens that man ihm kund, daß der Mangel an Bewegung ſeinen Zuſtand verſchlimmere, er war nicht zu bewegen, die zerſtreuenden und kräftigenden Spaziergänge und Fahrten, wie er früher gepflegt, zu unternehmen. Alles, wozu man ihn bringen konnte, waren auf dem Rollſtuhle kleine Excurſionen in den ſchattigen Baumgängen von Verſailles.

Die Gefährtin ſeiner Einſamkeit war die Frau, in deren Gewalt er ſich befand, und die ihm das bittere dieſer Abgeſchloſſenheit mit Abſicht fühlen ließ, weil ſie mit ihm grollte, da er ſich fortwährend weigerte, ihre Wünſche zu erfüllen. Von Tag zu Tag wartete ſie als Königin gekrönt zu werden, und von Tag zu Tag fühlte ſie ſich getäuſcht. Zuletzt gab ſie es auf und war nur bedacht, die Regentſchaft für ihren Liebling, den Herzog von Maine zu erwerben. Hierauf gingen jetzt alle ihre Künſte, ihre Verdächtigungen, ihre Anklagen. Zuerſt beſchuldigte ſie den Herzog von Orleans des Giftmordes, und ließ dies ſo deutlich dem Könige fühlen, daß ſie deſſen Herz von ſeinem Enkel abzog. Von ihr bezahlte Leute mußten überall, wo der Herzog öffentlich erſchien, ihm dieſen entſetzlichen Vorwurf entgegenhalten. Der Herzog, zu deſſen Parthei ſämmtliche Prinzen von Geblüt gehörten, faßte endlich den Entſchluß, dem Gerede kräftig entgegenzutreten. Er begab ſich zum Könige und forderte Unterſuchung und Gerechtigkeit von ihm. Ludwig gab ihm ausweichende Antworten, und als er ſich bereit erklärte, in die Baſtille ſich einkerkern zu laſſen, bemerkte der König, er würde ihn dort laſſen, wenn er hineingänge. Hierauf, durch dieſe kaltblütige, wegwerfende Rede empört, machte ſich der Herzog an der Spitze ſeiner ganzen Parthei nach St. Cloud. Herr von Pontchatrain, den wir ſchon einmal zu Gunſten des Prinzen haben auftreten ſehen, ergriff auch hier ſeine Sache; er ſtellte dem König vor, wie übel es für den Ruf und das Wohlergehen des Prinzen ſei, wenn durch das zweifelhafte Verhalten des Königs das Volk in ſeinem Glauben beſtärkt werde, und er erreichte es von Ludwig, daß er den Herzog völlig freiſprach von dem Verdacht des Mordes und den Chemiker Humbert, der ſich in die Baſtille begeben, frei zu laſſen befahl. Die Parthei, die ſich dieſe ſchwarzen Anklagen erlaubt hatte, die Parthei der Frau von Maintenon, und des legitimirten Prinzen war geſchlagen und mußte ſchweigen.

Jetzt begann die Bemühung, jene Früchte doppelten Ehebruchs, jene außer der Ehe erzeugten Prinzen ſo hoch zu heben, daß ſie mit den legitimen Kindern von Frankreich gleichen Rang hatten. Auch dieſes wurde erreicht, ja der König, halb ſchon ſterbend, unterſchrieb ein Teſtament, in welchem er den Herzog von Maine zum Regenten in Stelle des Herzogs von Orleans feſtdeſſen Schwelle betrete, läßt jene Zeit in ein faſt fabelhaftes Dunkel zurücktreten. Dicht hinter den Mauern prächtiger Städte, voll moderner Cultur, lag noch die Barbarei des Mittelalters. Unwegſame Straßen, undurchdringliche Wälder, Sümpfe, über welche ſchwankende, gebrechliche, halbe Stunden lange Brücken aus rohen Holzſtämmen führten, ſparſam vertheilte Dörfer und in dieſen elende Gaunerherbergen, gefüllt mit Geſindel aller Art, von Schmutz ſtarrend, wimmelnd von Ungeziefer und entblößt von jeder Bequemlichkeit, die ſelbſt die Hütte eines Irokeſen bieten würde. Der noch immer fortglimmende Krieg hatte die Wege unſicher gemacht; es gab Gefechte an der Straße, Lärm in den Gebüſchen, einzelne Reiterzüge durchſtreiften die Gegend, die ſich dem Reiſenden nach Willkühr anſchloſſen und ihn eben ſo wieder verließen, wenn die gemeinſame Gefahr vorüber war. Der Ausruf: „ein vornehmer Reiſender kommt die ſetzte Dieſes wichtige Papier übergab er dem Generalprokurator und hieß ihn, es beim Parlament verſiegelt niederzulegen.

So nahte der Feſttag des heiligen Ludwig's. Der König hatte ſich von Marly nach Verſailles begeben. Es war ein Feſt bei Hofe angeſagt, allein mitten in deſſen Entwickelung ſchwieg die Muſik und das Befinden des Königs wurde dergeſtallt Beſorgniſſe einflößend, daß man nach den heiligen Orten ſendete, und der Cardinal Rohan in eigener Perſon ſich beeilte, die Sterbeſakramente zu holen, während der Pater Le Tellier des Königs Beichte hörte. Frau von Maintenon und noch eine kleine Anzahl Perſonen umgaben das Bett des Königs, der vollkommen bei freiem Bewußtſein die letzten Augenblicke überhandelte und ſprach. Er ließ durch den Herzog von Villerois den kleinen Thronerben ſich bringen, umarmte das Kind, und ſegnete es; dann wandte er ſich zum Herzog von Orleans, ließ ihn zu ſich niederknien und ſprach lange leiſe mit ihm, ſo daß die Gegenwärtigen, die ſich auf ſeinen Wunſch etwas zurückgezogen hatten, nichts verſtehen konnten, was er ſagte. Der Herzog behauptete, er habe ihn für den künftigen König Frankreichs erklärt, im Fall der kleine Dauphin ſterben würde. Eine

Behauptung, der die Gegenpartei widerſprach, denn daſſelbe Verſprechen hatte der Herzog von Maine von ihm. Zu der Herzogin wandte er ſich und ſagte ihr beſonders freundliche Worte, die dieſe mit Thränen erwiderte. Frau von Maintenon, die dieſe Traurigkeit bemerkte, rief laut: Weinen Sie nicht, Madame, Sie regen dadurch den König auf, und ſchaden ihm. Die Herzogin erwiderte nichts auf dieſe harten und unpaſſenden Worte. Sie hatte vom König ſelbſt das Zeugniß erhalten, daß er ihren redlichen Willen anerkannt, daß er ſie achtete und daß alles boshafte Geſchwätz, das da beabſichtigte, ſie aus ſeinem Herzen zu entfernen, ihn gleichgültig ließ.

Als er allein mit Frau von Maintenon war, ſagte er zu ihr: Madame, wir ſehen uns bald wieder!

Frau von Maintenon erhob ſich und ging fort, ohne eine Silbe zu antworten. Als ſie in ihren Gemächern angelangt war, rief ſie! Und iſt das nunmehr alles? Soll mich dieſes alberne Rendezvous tröſten? Soll ich etwa dort oben auch mit dieſem langweiligen alten Manne allein ſitzen? Mein Himmel! man hat mich ſchön zum Beſten gehabt. Ich war jung und konnte auf Vergnügen Anſpruch machen! Was hat man mir gegeben? Langweile! Immer mußte ich mit dieſem alten Manne und ſeinem ebenſo alten Miniſterium zuſammen ſein, während ich junge Leute um mich ſehen wollte, um die Tage meiner Jugend zu genießen, ſo wie ich ſie alle Welt um mich genießen ſehe! Man ſehe doch! Das iſt das Ende der Poſſe.

Mit dieſen Worten ſtieg Frau von Maintenon in den Wagen und fuhr ab, ehe noch der König ſeinen letzten Athemzug gethan. Er fragte nach ihr, doch Niemand wußte, wo ſie geblieben. Der Marſchall von Villerois ſagte endlich aus, daß er ſie nach St. Cyr habe fahren ſehen.

In St. Cyr angekommen, merkte die allmächtige Frau die Ordnung der Verhältniſſe, die unterdeſſen ſich geſtaltet hatten. Die Aebtiſſin von St. Cyr weigerte ſich, ihre erhabene Koſtgängerin entgegenzunehmen. Wird es Sr. königlichen Hoheit, der Regent auch geſtatten, daß ich dieſe Frau bei mir beherberge, fragte ſie den Herrn von Convoye, dem die Dame dorthin gefolgt war.

Den 1. September 1715 war der Todestag des Königs, im ſiebenundſiebzigſten Lebensjahre und im zweiundſechzigſten ſeiner Regierung.

Der Regent.

Der König hinterließ bei ſeinem Tode eine Schuldenlaſt von zweimalhunderttauſend Millionen. Dieſe hielt ſich der Regent für verpflichtet, zurückzuzahlen, er antwortete daher dem Polizeiminiſter, der ihm hinterbrachte, das Volk nenne den König den Banquerottier: das letzte Mittel, das Volk zum Schweigen zu bringen, ſei, die Schulden des Königs zu tilgen. Um den Rohheiten der Menge zu entgehen, die den Sarg des Königs anhalten und ihn zerſtören wollte, ließ man das Leichenbegängniß heimlich und auf Umwegen nach St. Denys gehen, von Niemand begleitet, und von jedem königlichen, ja ſogar fürſtlichen Schmucke entblößt.

Der Herzog ſiegte über ſeine Feinde; er ſetzte ſich als Regent feſt, ließ ſich alle Gewalten übertragen und übergab nichts ſeinem Gegner, dem Herzog von Maine, der in Folge des Teſtaments des Königs Regent ſein ſollte, als die Oberaufſicht über die Erziehung des jungen Königs, den man nach Vincennes, der geſunden Luft wegen, führte. Das Teſtament des Königs ward über den Haufen geworfen.

Der Herzog kam zu ſeiner Mutter, ihr dieſe Neuigkeit mitzutheilen; ſie war höchſt erfreut darüber.

Jetzt denke ich daran, hub der Regent wieder an, wie ich auch Ihre gerechten Anſprüche befriedige; theure Mutter. Sie haben als alte Schuld dreimalhunderttauſend Francs zu fordern. Dieſe ſollen Ihnen bezahlt werden, und außerdem erhöhe ich Ihre Penſion mit hundertundfünfzigtauſend Livres.

Wie? rief die Herzogin erfreut; iſt Dir das möglich?

Ich ſehe dies für meine Pflicht an, die nicht ſowohl der Sohn als der Regent Ihnen darzubringen verpflichtet iſt.

Aber bei der großen Schuldenlaſt des Königs?

Laſſen Sie mich machen, liebe Mutter! Vor allen Dingen muß Ihnen das Ihrige werden.

Gut, mein Sohn. Ich verſpreche Dir, keinen Sous Schulden zu hinterlaſſen, wenn ich ſterbe. Der Unterhalt meines Hauſes koſtet mich jährlich nahe an dreimalhunderttauſend Livres. Um auszukommen, habe ich alle meine Diamanten abgeſchafft. Es iſt beſſer, ungeputzt zu erſcheinen, als ſein Haus mit Schulden zu belaſten.

Wollte Gott! rief der Sohn, alle die hohen Herren und Damen, die an Frankreich's Tiſch getafelt, hätten ſo gedacht. Aber man hat gewirthſchaftet, als käme hinter uns Niemand. Schon welch eine thörichte Verſchwendung trieb der König mit der engliſchen Emigranten-Familie, die er ſich auf den Hals ladete, und jahrelang die Ausgaben für ihren Hof, den ſie hier hielten, bezahlte. Aber mein feſter Entſchluß iſt es, den Chevalier de St. Georg nicht weiter zu unterſtützen.

Auch zu dieſem Entſchluß haſt Du meinen Beifall! rief die Herzogin. Dieſe unglückliche Familie hat keine Zukunft. Der Sohn wird wie ein Abentheuer endigen. Und nun noch etwas, mein Sohn, eine Bitte, die ich Dir vortrage: Schaffe den Spitzbuben, den Dubois ab.

Weshalb? inkommodirt er Sie?

Er iſt der gemeinſte Taugenichts, den Du im Umfang der Monarchie finden kannſt, rief die Herzogin. Bedenke Deinen Ruf als Repräſentant der höchſten Macht, und dieſe gemeine, ſchmutzige, leichtfertige Fliege Dir zur Seite. Was wird man ſprechen.

Ich gebe Ihnen mein Verſprechen, ihn fortzuſchicken.

Ja doch! das haſt Du mir ſchon oft gegeben! rief Charlotte. Nein, heute noch. Es muß reines Haus gemacht werden. Dieſe Creatur muß hinaus! Wie erbärmlich hat er gegen Dich gehandelt! Auf der Maintenon Rath Dich mit der Tochter der Beiſchläſerin verheirathet! Dafür ſich bezahlen laſſen!

Liebſte Mutter, alte Geſchichten!

Ich weiß es; aber von dieſen alten Geſchichten ſchreibt ſich mein Elend, meine geheime Sorge her. Sie verbittern mir mein Leben und kürzen meine Jahre.

Ich will es nicht hoffen, Mutter.

Auch in meiner Gunſt wußte ſich der Argliſtige zu ſchmeicheln, fuhr die Prinzeſſin fort; aber dem Himmel ſei Dank, ſeine ganze Nichtswürdigkeit wurde mir nur zu bald deutlich, als daß ich lange in ſeinen Feſſeln zu ſchmachten nöthig gehabt hätte. Wo blieb nur Monſieur's und mein gutes Einſehen, als wir dieſen Treuloſen unter uns aufnahmen, der gleich damit anfing, Dich, Du warſt noch nicht vierzehn Jahre alt, in ſchlechte Häuſer zu führen.

Kleine Späßchen, Mama!

Ich weiß alles! Es iſt nur nicht mehr die Zeit, davon zu ſprechen! —

Nein, wahrhaftig nicht, Mama.

Aber fort muß er. Ich will nicht eher mein Haupt zum Schlummer niederlegen, ſo lange der Schwarzrock bei Dir iſt. Laß ihn für ſeine vielen Sünden vor Gericht ziehen, begnadige ihn dann, wenn ſie ihm das Leben abſprechen, und laß ihn dann laufen, mit dem Beding, nie wieder in Paris ſich ſehen zu laſſen. Es iſt eine Schande, daß ein ſo offenkundiger Gotteslengner und Schandbube Dir zur Seite ſteht!

Gotteslängner?! rief der Prinz und blickte ſeine Mutter mit einem beſondern lächelnden Ausdruck an. Sind wir beide denn ſehr kirchlich fromm, Mama?

Schweig! rief die Herzogin.

Machen wir uns etwas daraus, wenn heute die Kirche und in ihr der liebe Gott abbrennt?

Schweig, ſchweig! rief die Herzogin. Was wir im Geheimen denken, das darf nicht in's Publikum bringen. Die Menge muß ihre feſte Religion, ihren angeſtammten Gott haben; das iſt in der Ordnung. Wehe dem, der Hand anlegt an die Heiligthümer des Glaubens; er wird ſehen, was er gethan hat! Nie haſt Du dergleichen von mir gehört. Es iſt wahr, durch das Spiel, das man an dieſem Hofe mit den religiöſen Dingen getrieben hat, bin ich angetrieben worden, beſonders eigenſinnig auf die einfache Religion zu halten, wie ſie ſtets das Bedürfniß meines Herzens geweſen, wie ſie der Troſt meines Alters iſt. Da kommt nichts von Gleichgültigkeit und Religionsſpott vor.

Ich will es gern glauben, meine Mutter! Wir wollen hiervon nicht weiter ſprechen.

Gut. Wann geht Dubois? fragte die Herzogin.

Laſſen Sie ihn noch etwas ſeine Angelegenheiten beſorgen! rief der Herzog. Ich kann nicht Einen, der Jahrelang um meine Perſon geweſen iſt, wie einen Dieb in der Nacht fortjagen? Dies bin ich ſchon dem Andenken des Herrn Saint Laurent ſchuldig.

St. Laurent hat uns ein hübſches Präſent mit ihm gemacht, rief die Herzogin. Was war der Menſch als er zu uns kam? Halb Bedienter, halb Schreiber bei dem Pfarrer in St. Euſtache; Sohn eines Apothekers zu Breves-la-Gaillarde. Man ſagte mir, daß ſeine Mutter vergeſſen habe, ihn taufen zu laſſen, und daß er gleich dort anfing, der Kammerfrau, der Frau von Gourgues, ein Kind zu machen.

Der Regent lachte.

Du lachſt? Das iſt empörend.

Madame, doch hab ich bei ihm allein etwas gelernt! rief der Sohn. Sie werden ihm doch zugeſtehen, daß er Kenntniſſe beſitzt. Alle meine übrigen Erzieher, was haben ſie gethan? Das Geld genommen, es eingeſteckt und mich gelaſſen, wie der liebe Gott mich geſchaffen. Da war der Marſchall von Noailles, der Marſchall von Eſtrade, der Herr Herzog von Vieuville, der ein ganz beſonderer Simpel war — ſie ſind alle dageweſen, aber gethan haben ſie nichts. Deshalb kamen Sie und Monſieur auf den geſunden Einfall, einmal einen Erzieher für mich anzunehmen, der kein Marſchall und kein Herzog war.

Es iſt wahr, bemerkte die Herzogin, wir befanden uns in einer kleinen Verlegenheit. Es war ein Entſchluß, den der Vater faßte, gerade

Straße!“ war ein Aufgebot für alle weniger gut verſehene Wanderer, die oft wochenlang in einer elenden Herberge auf eine ſolche Gelegenheit gewartet hatten. Sie kamen in ganzen Schaaren und der Zug wurde ſo groß, daß oft ein ganzes Dorf ihn nicht faſſen konnte. Nächſt der Unordnung, die eine ſolche Maſſe natürlich hervorrufen mußte, wurden auch die gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen höchſt läſtig. Niemand wollte geſtehen, daß die Noth ihn zu dieſem Reiſebündniß gezwungen, Jedermann wollte ſich die Miene geben, als ſuche er lediglich die Ehre und das Vergnügen, die Bekanntſchaft eines vornehmen Mannes zu machen. Daher oft tagelange Audienzen, Rangſtreitigkeiten, Ceremonien; bei allen fehlenden Bequemlichkeiten der Geſellſchaften in den Städten oft die ganze Laſt ihrer leeren abgeſchmackten Förmlichkeiten.

So ſehr ich dieſen Uebelſtand zu vermeiden trachtete, ſo wenig wollte es mir glücken. Die weil Du ſo klug warſt, daß wir nicht weiter mit Dir zurecht kamen. Hätten wir gewußt, daß es ſo endigen würde, wir hätten anders gehandelt.

Nun, es ſoll Ihrem Willen genügt werden! rief der Sohn. Laſſen Sie mir nur Zeit. Jetzt drängt ſich Alles zu mir. Ich bin überhäuft mit Geſchäften.

Mit dieſen Worten küßte der Regent ſeiner Mutter die Hand, und verließ ſie.

Wenige Tage darauf bewilligte er Dubois Geſuch als Staatsrath, indem er dazu ſagte: Nur Vorſicht, Herr Staatsrath.

Verwundert ſah ihn der Beförderte an.

Ich meine, erwiderte der Regent, daß Du in Rückſicht Deiner neuen Anſtellung vorſichtig ſein ſollſt. Für's erſte nicht davon ſprechen. —

Wie Ew. königliche Hoheit befehlen, erwiderte Herr Dubois. Nur wünſcht ich zu wiſſen, in Betreff welcher Perſon mir dieſe Vorſicht ganz beſonders anzuempfehlen iſt.

Es iſt meine Mutter. Sie will Dich von meiner Perſon entfernt ſehen.

Ach, ich begreife. Die Herzogin hat Urſache, mir gram zu ſein! rief Dubois. In ihrer Stelle wäre ich es auch. Doch will ich ſehen, ob es mir nicht möglich iſt, mich wieder in ihre Gunſt einzuſchmeicheln. Ich werde ihr viel von Ihnen und Ihrem Ruhme erzählen.

Für's Erſte wird ſie Dich nicht vorlaſſen! ſagte lachend der Regent.

Sie wird mich vorlaſſen! Was gilt die Wette. Ich werde ihr ſogar ſagen, daß ich dieſe neue Stelle ihrer Gunſt zu danken habe! Und wenn ſie läugnet, werde ich mich auf meine Kniee vor ihr niederlaſſen, auf meiner Behauptung beharren und ſie bei allen Heiligen beſchwören, mir ihre ſo unſchätzbare Gunſt nicht zu entziehen.

Verſuche es! rief der Regent. Frech dazu biſt Du genügend. Haſt Du mit der kleinen Demarets geſprochen?

Ja, Ew. Hoheit. Es hat Mühe gekoſtet, aber es iſt gelungen.

Mühe gekoſtet! Eine Schauſpielerin!

Ew. Hoheit wiſſen nicht, wie dieſes Kind erzogen worden, rief Dubois. Der Vater, als er vernahm, ſie ginge auf die Bühne, hat er ſeine Hand von ihr abgezogen und die Mutter hütet ſie, wie man nur ein ſechzehnjähriges Mädchen hüten kann.

Man kennt das!

Zum Beweiſe, gnädiger Herr, diene, daß, als ich von Ihnen ſprach, von der erſten und mächtigſten Perſon Frankreichs, ſie ihr kleines Haupt ſchüttelte und wenig Luſt bezeigte, als ich ihr aber ſagte, Sie ſeien der ſchöne junge Mann, den ſie ſchon mehrmals auf dem Theater geſehen, da klatſchte ſie in die kleinen Hände und rief: O, der allerliebſte Cavalier! der ſo liſtige, verliebte Augen hat, der immer ausſieht, als hätte er einen Champagnerrauſch! der ſo keck ſpricht und ſo ungenirt handelt! Ach, der iſt mein Mann.

Schon gut, man kommt, entferne Dich! —

Während die Thüre für ſpäte Gäſte geöffnet wurde, entglitt Herr Dubois in's Nebenzimmer.

Die Familie des Regenten.

Da der Regent im ſechzehnten Jahre geheirathet hatte, ſo beſaß er jetzt ſchon eine Familie von vier Töchtern. Die älteſte war die Herzogin Berry, die ſchon ſeit drei Jahren Wittwe war. Dieſes junge Geſchöpf war die Anmuth ſelbſt, aber auch zugleich von der heftigſten Laune geplagt. Sie führte beſtändig mit ihrer Mutter und ihrem Vater Krieg; ihrem Vater, den ſie doch liebte, und von dem ſie ſchwärmeriſch geliebt wurde. Sie war groß, ſchlank und ihre Hautfarbe war das durchſichtigſte Weiß, was man ſehen konnte. Als ein Kind von ſieben Jahren wurde ſie von einer heftigen Krankheit befallen, die die Aerzte ſo ſehr in Verlegenheit ſetzte, daß ſie an ihrem Aufkommen zweifelten. Da nahm der Vater die Kleine zu ſich, pflegte ſie auf's Beſte, curirte ſie mit Medikamenten, die er ſelbſt bereitete und hatte das Vergnügen, ſie geneſen zu ſehen. Als ein Werk ſeiner Geſchicklichkeit und Kunſt liebte er jetzt das kleine Mädchen mit einer ſo unvorſichtigen Neigung, daß der verderbte Hof daraus Beweiſe zog, daß bei dieſer Liebe ſich nicht alles ſo verlief, als es bei der Liebe eines Vaters zu ſeiner Tochter zu geſchehen pflegt. Die junge Herzogin kümmerte ſich um dieſes Gerede nicht, ſie lebte fortwährend in der genaueſten Gemeinſchaft mit ihrem Vater, ſie ſpeiſten zuſammen, bei welcher Gelegenheit ein Fräulein Vienne, die ihrerſeits ein mit allen Künſten der Verderbniß vertraute Perſon war, ihnen Geſellſchaft leiſtete, wo dieſe Geſellſchaft nöthig befunden wurde. Man hat aus dieſer Zeit noch ein Gedicht, zu dem der Herzog die Worte, wie die Muſik ſelbſt geſchaffen hatte, das im Feuer der zärtlichſten Neigung ganz dazu geeignet war, die Gerüchte zu beſtätigen, die in Beziehung dieſes Verhältniſſes im Publikum umherliefen. St. Simon entwirft von ihr ein Portrait, das nicht wohl in ſchwärzerm Schatten gemalt werden kann. Er nennt ſie eine Meiſterin in jedem Laſter, eine um ſo verderblichere Meiſterſchaft, da ſie äußerlich mit allem Glanz der feinen und geübten Sitte erſchien.

Die zweite Schweſter, Luiſe Adelaide von Chartres, war nicht minder ſchön wie die Herzogin, ihre Schweſter: ſie tanzte und ſang zum Bewundern, übrigens beſchäftigte ſie ſich mit den männlichen Fähigkeiten und Kunſtfertigkeiten, die ſie ihrem Vater üben ſah. Sie liebte die Gewehre, ſie machte ſich bekannt mit der Dreſſur von Pferden und Hunden, ſie half dem Vater in ſeinem chemiſchen Laboratorium arbeiten; ſie fertigte Feuerwerke und legte ſich eine Waffenſammlung an.

Ihre Schweſter, Fräulein von Valois, war nicht ſo hübſch als die beiden älteſten; doch hatte ſie prachtvolles Haar. Ihre Naſe war groß, der Kopf ſteckte ihr zu ſehr zwiſchen den Schultern, ſie hatte einen hervorſtehenden Zahn, der ſich ſtets ſehr bemerkbar machte.

Jetzt kam in der Zeitfolge ein Sohn; er war der einzige legitime, den der Herzog hatte, es war Ludwig von Orleans, der 1703 geboren wurde. Dann kamen noch zwei Töchter, von denen aber hier noch nicht die Rede ſein kann.

Dieſe Kinder wurden von der Herzogin, da ſie nicht ihre Einwilligung aus freien Stücken dazu gegeben hatte, daß ſie erſchienen, mit gleichgültigem Auge angeſehn. Sie konnte es nie vergeſſen, daß Fräulein von Blois, die Tochter ihrer Feindin, eine ihr aufgezwungene Schwiegertochter war, und ging mit ihr um, wie man mit einer fremden Perſon umgeht. Sie beſuchten einander zu Mittag, bei welcher Gelegenheit die Herzogin ſtreng darauf ſah, daß die Schwiegertochter in der paſſenden Kleidung vor ihr erſchien, das heißt in dem feſtgeſchnürten Leibſtück, das die ganze Taille in eine ſtrenge Richtung gefangen hielt, ſo daß an kein hin und her Schwanken, an kein Anlehnen oder Zurückbiegen zu denken war, ſondern die in dieſem Panzer befindliche Perſon ſtets grade und aufrecht da ſaß. Dieſes förmliche Kleidungsſtück, das ſchon längſt in dem Rufe ſtand, altmodiſch zu ſein, war bei dem jungen Hofe faſt gänzlich abgeſchafft, und nur bei hohen Anſtandsdamen, die in ein gewiſſes Alter getreten waren, wurde es getragen. So bei der Herzogin. Sie erſchien nie ohne den Panzer, der, je nach der Würde in dem Range der Perſonen, die zu ihr kamen, oder bei denen ſie erſchien, von Gold und Silberſtoff mit Spitzen und Diamanten bedeckt war. Die neueſte Mode wurde von den jungen Damen getragen und beſtand in den robes ballants, ſogenannte Flügelkleider, die vorn auseinanderſchlugen und nur ein kleines biegſames Leibſtück hatten. Dieſe hatte ſich die junge Herzogin auserwählt, weil die Tracht ihr am Beſten zuſagte, ihrer Trägheit Vorſchub that, und ihrem ſteten Müſſiggange und ihrem Herumliegen auf Bettſeſſeln oder Coucheusen am geeignetſten nachhalf. Dieſe Art Kleidung war jedoch der Herzogin ein Gräuel. Sie erlaubte nicht, daß irgend eine Dame, ſie mochte ſo vornehm ſein wie ſie immer wollte, und war man bei dem jetzigen Hofe vornehmer, als Madame, in dieſer Kleidung bei ihr erſchien. Die junge Herzogin hatte alſo immer die Qual, ihr altes abgelegtes Leibſtück anzupaſſen, wenn ſie im Palais royal bei ihrer Frau Mama zu Mittag ſpeiſte. Sie ließ ſich daher entſchuldigen und ſchickte eine oder zwei ihrer Töchter. Die Herzogin dagegen kam regelmäßig an den Tagen, die ſie dazu feſtgeſetzt hatte, zu ihrer Schwiegertochter und brachte dort zwei bis drei zeremoniöſe Stunden zu. Ein zweites Hinderniß, weshalb die junge Herzogin nicht bei ihrer Schwiegermutter erſcheinen wollte, war das Tabouret, das ihr daſelbſt angeboten wurde und von dem die Herzogin durchaus nicht abging. Die arme Frau, die nie anders gewohnt war zu ſpeiſen als liegend, die den ganzen Tag lag, mußte hier auf einem Stuhl mehrere Stunden ſitzen. Dies war eine Rache, die zu nehmen die Herzogin ſich erlaubte. Kam ſie jedoch zur Schwiegertochter, ſo litt ſie, daß dieſe zu Tiſche lag, denn es hieß, daß ſie krank ſei, und kranken Perſonen wurde Freiheit geſtattet.

Auch in die Erziehung der Enkeltochter miſchte ſich die Herzogin nicht. Sie waren ſo wie ſie waren; es kümmerte ſie nicht. Sie behandelte ſie wie völlig fremde junge Mädchen. Dieſe jedoch vergaßen nie auf das Allergenaueſte das Ceremoniel und die Rückſichten zu beobachten, in denen ihre Pflichten gegen die Großmutter beſtanden. Auch das ärgerliche Gerücht, das in Betreff der erſten Enkeltochter und dem Vater beſtand, hatte ſie wol gehört, beachtete es aber nicht, und nie kam ein Wort, dahin zielend, über ihre Lippen. Sonſt ſprach ſie gern über die Liebeshändel ihres Sohnes mit ihm, und er erzählte ihr Alles, was er für gut fand ihr mitzutheilen. Sie lachten und plauderten mit einander oft mehrere Stunden. Jedesmal ſchloß eine ſolche vertrauliche Mittheilung mit dem reſpektvollen Handkuß und dem üblichen Abſchiedsgruß des Sohnes.

Die Leibwache der Prinzeſſin.

Die Herzogin von Berry war durch ihren Vater verwöhnt. Von Natur ſtolz und hochmüthig im Uebermaß, wurde ſie es durch die verkehrten Erziehungsmaßregeln ihres Vaters nach Grundſätzen. Dieſe Erziehungsmaßregeln waren nichts als Galanterieen eines Liebhabers, der ſeiner Schönen womöglich alle Schätze der Welt zu Füßen legen wollte. Gleichen Schritt mit ihrem Uebermuth ging ihre Vergnügungsſucht und ihr Verlangen nach ausſchweifenden Genüſſen. In ihr lebte jene Julia wieder auf, deren Charakter einſt die Sorge und die Verzweiflung ihres Vaters, des ehrlichen Auguſtus gemacht hatte. Nur mit dem Unterſchiede, daß Auguſtus ſeine Tochter

Eitelkeit und das Verlangen, ſich gefällig zu beweiſen, machten den Oheim in allem Ernſte glauben, daß alle dieſe Leute nur gekommen ſeien, um ſeine Bekanntſchaft zu machen. Man becomplimentirte ſich auf offener Straße und es dauerte nicht lange, ſo ſaßen zwei alte Reichsgräfinnen, beide von ſtarkem Umfange, in der Caroſſe des Oheims und in der meinigen lag ein podagriſtiſcher Hauptmann von der Reichsarmee mit ſeinem eben ſo invaliden Beichtvater. Schon ſah ich im lebhafteſten Unmuth alle geträumten Herrlichkeiten dieſer Reiſe wie Schatten dahin ſchwinden.

Das erſte Nachtquartier war leidlich, das zweite befand ſich in einem Dorfe, deſſen einzige Herberge ich zu meinem Schrecken ganz angefüllt fand mit Krämern und Juden, die zur Naumburger Meſſe reiſ'ten. Meine Verſchwendung in Geld, Bitten und Drohungen hatten nur zur Folge, daß man mir ein geringes Strohlager liebte, aber nicht verliebt in ſie war. Mit einem feinen ſylphenartigen Körper, dem jede Anſtrengung zu viel ſchien, verübte doch die Prinzeſſin Ausſchweifungen, die man höchſtens einer derben Natur zutrauen mochte. Aber freilich war die Ausdehnung der Zeit, wo ſie ſich auf die Ausdauer und Genußfähigkeit ihrer Nerven verließ, nicht ſehr weit gemeſſen; ſie erlag bald einem Uebel, zu dem der Keim bereits in ihrer Conſtitution gelegt war.

In der Zeit, von der wir ſprechen, war die junge Herzogin das friſcheſte und reizendſte Weſen, das man ſehen konnte.

Die gewöhnlichen Auszeichnungen einer Tochter Frankreichs waren ihr nicht gut genug, ſie ſtrebte vor allen Dingen ein Palais zu beſitzen, deſſen Lage geſondert war von den übrigen fürſtlichen Wohnungen, von denen aus man ſie belauſchen konnte, ſie bat daher ihren Vater, ihr den Palaſt Luxembourg zu geben, und nachdem ſie dieſen erhalten, richtete ſie ſich darin ein, völlig nach ihren Launen. Sie empfing wen ſie wollte, und empfing ihn zu Zeiten, die ihr behagten. Die Nacht ward zum Tage gemacht. Alsdann ſtrebte ſie danach, eine eigne Leibwache zu beſitzen. Dieſes war eine ungewöhnliche Bevorzugung, die nur gekrönten Häuptern zukam, und die eine Prinzeſſin in Frankreich noch nicht beſeſſen hatte. Der Regent gewährte auch dieſen Wunſch, doch gab er der Angelegenheit ein gewiſſes Anſehn von Ehrfurcht, indem er zugleich ſeiner Mutter ebenfalls eine Leibwache bewilligte. Die gute Frau wußte mit dieſem koſtbaren Möbel nicht viel anzufangen. So wenig wie ſie ſich öffentlich zeigte, war dieſe prahlende Bewachung mehr ein Hinderniß, daß ſie erſchien, als daß es ein Beförderungsmittel geweſen wäre. Der Pomp der Waffen machte ihr einen unangenehmen Lärm, wenn ſie ihr Lieblingsſtündchen im Theater zubringen wollte, und die Befehle, die ſie ertheilen mußte, ſpannten ihre Aufmerkſamkeit unnütz auf einen Gegenſtand, der deren nicht werth war. Sie kam daher ein paar Mal mit ihrer Leibwache zum Vorſchein, ſpäter erhielt dieſelbe Wache Befehl, ſich zu der andern Beſatzung von Paris zu halten und dort mit dieſer die üblichen Manöver zu machen, nur das ſie den Namen Leibkompagnie der Frau Herzogin-Wittwe zu führen die Ehre hatte. Ganz anders nutzte die Nichte die ihr zugetheilten Truppen. Fürs Erſte ſorgte ſie dafür, daß es die ſchönſten Männer waren, die ſich auftreiben ließen, und zweitens ſetzte ſie ſie fortwährend in Athem. Bald hierhin, bald dorthin mußten ſie vorangehn, bald hier, bald dort mit Parade und Lärm auftreten, und die Blicke der Menge auf ſich ziehn. Es machte ſeine Wirkung, wenn ein langer Zug von berittenem Militär die Straßen hinaufzog im Schall kriegeriſcher Inſtrumente, alsdann der Wagen der Prinzeſſin folgte, und dann wieder die behelmten und betreßten Reiter den Schluß machten. Es ſchien in der Ordnung zu ſein, daß die höheren Offizierchargen zugleich die begünſtigſten Liebhaber der ſchönen Prinzeſſin waren, und ſo ſehr der Vater gegen dieſe Verwendung der ihr bewilligten Militärmacht proteſtirte, es geſchah doch, wenn auch heimlich. Ihre Hofdame, Frau von Pons, beſorgte dieſen Theil der Ueberwachung der Liebhaber vollkommen im Sinn der Prinzeſſin.

Eines Tages fanden ſie in den innern Hofräumen des Pallais einen jungen Menſchen von großer Schönheit bei einem Bündelchen mitgebrachter Sachen ſitzen und weinen. Was fehlt Dir mein Sohn? fragte die Prinzeſſin, die mit ihrer Hofdame unerkannt hier herumwandelte. Ach, Madam, ſagte der junge Burſche, indem er ſich mit der Hand die Thränen von den Wangen trocknete, dieſes verfluchte Paris! Hätte ich es doch nie geſehn, und dieſe verfluchte Herzogin, die ſich in das Glück der Familien eindrängt; wäre mir ihr Name nie genannt worden!

Ei! rief Frau von Pons, was fällt Dir ein, Burſche, weshalb ſchillſt Du auf die Prinzeſſin?

Weil ſie an meinem Unglück Schuld iſt, erwiderte der Rekrut.

An Deinem Unglück? Sprich, in wie fern?

Der junge Burſche ließ ſich nicht lange nöthigen. Er erzählte den beiden Damen, wie er an der Grenze der Schweiz zu Hauſe ſei, wie er ein liebes Mütterle habe und es ihm ganz gut gegangen ſei, da wäre der Werber erſchienen und hätte ihn mit nach Paris genommen, wo ſie ihm geſagt, daß er ſein Glück machen werde, weil er zur Leibwache der Prinzeſſin beſtimmt ſei.

Da haben ſie die Wahrheit geſagt! rief Frau von Pons. Sieh, hier iſt das Palais der Prinzeſſin! Sie ſelbſt iſt eine junge Frau, die Dir nichts zu Leide thun wird. Du wirſt Kameraden haben, die Dich lieb haben werden, und Du wirſt ein Leben führen wie der Herrgott in Frankreich.

Der junge Mann ſah die Sprechende mit ſeinen großen dunkeln Augen forſchend an, dann blickte er wieder zu Boden, indem er es nicht der Mühe für werth hielt, darauf zu antworten.

Die Prinzeſſin betrachtete unterdeß mit Aufmerkſamkeit ſeine Schönheit.

Plötzlich ſah der Rekrut wieder in die Höhe, und ſich an die Prinzeſſin wendend, fragte er mit Lächeln: Sie, junges Ding, weiß ſie mir nicht zu ſagen, wo ich ein gutes Gläschen bekommen kann? mich durſtet.

Frau von Pons eilte fort und kam bald wieder mit einer Flaſche und einem Glaſe. Die Prinzeſſin goß ihm ein, und er trank das Glas leer. Als er ihr es zurückgab, faßte er ihre Hand und drückte ſie gutmüthig. Was Du für eine kleine weiße Hand haſt! rief er. Bei Gott, Du biſt ein hübſches Mädchen! Ach, wenn ich nur wieder frei wäre!

Ich will bei der Frau Prinzeſſin für Dich bitten, ſie wird alsdann befehlen, daß ſie Dich wieder ziehen laſſen! rief die Herzogin.

Er ſprang auf, ſchloß ſie in ſeine Arme, und indem er ihr einen herzhaften Kuß gab, rief er: Goldmädchen! Wenn Du es zu Stande brächteſt, ich könnte Dir auf Deine ganze Lebenszeit gut ſein!

Die beiden Damen ſahen ſich um, ob die Scene keine Zuſchauer hatte, allein zufällig erſchien Niemand in dem abgeſonderten Winkel des Hofes.

Ich will Dir ſagen, hub Frau von Pons an, geh ſelbſt zur Prinzeſſin und trage ihr Deine Bitte vor.

Ich? zu ihr? Gott ſoll mich bewahren! rief der Rekrut. Wenn der Lieutenant das erführe! Nein, dergleichen wage ich nicht.

Gut, wir werden uns ſchon wiederſehn! bemerkte Frau von Pons. Wie heißt Du?

Auguſtin Brion.

Gut, Auguſtin, Du ſollſt Nachricht von uns erhalten.

Mit dieſen Worten entſchwanden die beiden Damen. Auguſtin war ſehr zufrieden, war nun der gute Geſchmack des Gläschens daran ſchuld, oder war es die Freundlichkeit und die Schönheit der jungen Perſon, die es ihm gegeben; er wußte es nicht: aber er fühlte ſich um Vieles leichter, und Paris fing an, ihm einen kleinen Beifall abzulocken.

Unterdeſſen war Befehl gegeben, Auguſtin Brion ganz beſonders gut zu behandeln. Frei kam er indeſſen nicht.

Der Unteroffizier machte ſich's zur Pflicht, ihm die hohen Herren und Damen des Hofes zu zeigen, damit er nicht verfehle vor ihnen zu ſalutiren, wenn er einen Poſten inne hatte. Als der

Regent ihm gezeigt wurde, rief er: Den kenne ich ſchon, der hat den Stern, den kein Anderer tragen darf; als man ihm ſeinen Chef, die Prinzeſſin zeigte, wurde er nachdenklich. Was iſt Dir, Brion? fragte der Corporal. Ich glaube dieſe Dame auch ſchon geſehn zu haben, erwiderte der junge Soldat reſpektvoll. Er ſagte aber nicht wo. Die junge Dame, als ſie ihn in Reih und Glied ſtehen ſah, betrachtete ihn mit beſonders freundlichen Augen. Aha! dachte Brion, ſie iſt's! Ich habe die Ehre gehabt, von einer Tochter Frankreichs ein Gläschen Brienzer Waſſer erhalten zu haben. Das iſt ein guter Anfang.

Obgleich Auguſtin Brion nicht frei kam, ſo diente er doch mit Freuden, denn er wußte, daß die Prinzeſſin ſich ſeiner erinnerte und daß ſie ihm gut war. Eines Tages ſtand er Poſten an einem Seiteneingang. Der Corporal hatte ihm geſagt, er ſolle Jeden einlaſſen, der da käme mit dem Schnupftuche in der rechten Hand. Es war dies ein Zeichen, wie es ſehr viele damals gab, denn die hohen Herren hatten mancherlei Gründe, Perſonen bei ſich einzulaſſen, die durch ein Zeichen, das ſonſt Niemand anders verſtand, kenntlich wurden. Der Soldat hatte nach einander vier Perſonen eingelaſſen, die ihm alle in einer gewiſſen

Beziehung verdächtig vorkamen. Es war der Fähnrich, dann der Lieutenant, alsdann der Kapitän der Leibwache. Sie alle waren hübſche Männer! man begriff nicht recht, was ſie bei der Prinzeſſin zu ſuchen hatten. - Zuletzt kam ein Mann mit einem zerſtreuten Anſehn, der kein Schnupftuch hatte. Er trug einen einfachen blauen Rock. Der Soldat ließ ihn nicht ein. Der Mann lachte. Was fällt Dir ein! rief er, weißt Du nicht, daß ich hierher gehöre? Ich weiß nur, entgegnete Brion, bereits übler Laune gemacht durch die Vorgänger des Mannes, daß Ihr das gehörige Zeichen nicht habt, um hier durchpaſſiren zu können. Der Mann ſah den jungen Soldaten nachdenklich an, endlich griff er in die Taſche und hielt ſein Tuch: Iſt's ſo recht? — Nein. — Wie? nicht? Du biſt ja des Teufels, Junge! — Herr! erlaube Er ſich hier nicht zu ſchimpfen, oder ich arretire ihn! — Mich willſt Du arretiren? rief der Mann und lachte aus vollem Halſe. Iſt's ſo recht? rief er und nahm das Tuch in die andere Hand. Auguſtin ließ ihn ein.

Als ſeine Stunden vorüber waren, kam ein Diener des Schloſſes und beſchied ihn zur Prinzeſſin. Sie war in einem zierlichen, mit aller Bequemlichkeit ausgeſtatteten Gemach, und ſaß auf dem Sopha und las. Als Brion eintrat, ſtand ſie auf, näherte ſich ihm und lächelte auf dieſelbe Weiſe, womit ſie das erſte Mal Brions Herz erobert hatte. Aber jetzt ließ er ſich nichts merken, er ſtand grade und ſteif vor ihr, wie es ein Soldat muß, wenn der Chef mit ihm ſpricht.

Brion, Du haſt heute einen Mann nicht eingelaſſen, der zu mir gehörte.

Befehlen königliche Hoheit.

Warum haſt Du das gethan?

Weil es ein miſerabler Wicht war; rief Brion, der keinen guten Rock auf dem Leibe hatte und dabei gegen mich grob wurde. Auch beſann er ſich nicht auf das Zeichen.

Der Mann war mein Vater! rief die Prinzeſſin lachend.

Brion ſchwieg. Dieſe Neuigkeit kam ihm zu überraſchend. Auch hatte er bei dem Regenten diesmal den wohlbekannten Stern nicht bemerkt. Ins Geſicht hatte er ihm wohl geſehen, aber nicht viel bemerken können, weil der Mann den Hut tief in die Augen gedrückt hatte.

Nun was ſagſt Du dazu, Brion? fragte die Prinzeſſin, immer in der beſten Laune. Du ſprichſt ja kein Wort.

Ich weiß mich nicht zu entſchuldigen, erwiderte der Soldat. Wenn es in der That Se. königliche Hoheit waren, muß ich meine Strafe erdulden.

Er hat Dir verziehn; er hat ſogar für Dich etwas bei mir abgegeben, rief die Prinzeſſin. Setz Dich, laß uns mit einander plaudern. Erzähle mir etwas von Deinem Vaterlande. Du weißt, wir kennen uns ſchon. Die Prinzeſſin machte dabei Augen voll ſo liebenswürdiger Schalkheit, daß dem Soldaten wieder das Herz aufging und er nicht bedachte wo er war. Ach ja, ſagte er, Sie waren es, königliche Frau, die mir das abſcheuliche Paris zum erſten Male ordentlich lieb machte. Ich dachte mir, könnteſt Du doch dieſes hübſche, engelgute Mädchen Deiner Mutter bringen, und ſie bitten, Sie lieb zu haben.

Das iſt ein Beweis Deines guten Herzens, Brion! rief die Prinzeſſin.

Nur Eins gefällt mir nicht, rief der Soldat.

Was iſt dies?

Daß Ihr ſo viel Geſellſchaft um Euch ſeht. Ihr ſolltet ganz allein ſitzen, und wenn Ihr doch Jemand um Euch ſeht, ſo ſollte dieſer Jemand — nun heraus —! ſo ſollte ich das ſein! —

Ach, Du biſt eiferſüchtig.

Ja, ſagte Brion treuherzig.

einräumte, gerade breit genug für die beiden Mädchen. Der Oheim und ich mußten auf einer Streu neben dem übrigen Volke Platz nehmen. Aber die Unverſchämtheit unſerer aufgezwungenen Gäſte ließ auch dieſe beſcheidenen Hoffnungen ſcheitern. Ehe wir uns es verſahen, lagen die beiden Reichsgräfinnen auf dem Lager, das für Polyxena und Maria beſtimmt war, und der Oheim fand ſich vom Invaliden vom Platze verdrängt. Ich räumte ihm den meinigen ein und hielt in der ſchönſten Sommernacht Wache vor der Kutſche, in welcher die beiden Mädchen ſich eingeſchloſſen hatten. Nie werde ich dieſe romantiſche Nacht vergeſſen. Der Lärm unſeres Zuges war endlich zur Ruhe gekommen; eine tiefe Stille herrſchte jetzt ſtatt des tobenden Stimmengewirrs. Der Mond glänzte von einem völlig reinen dunkelklaren Himmelsdome hernieder, die einſame Gegend umher und die Häuſermaſſen des Dorfes in ein zauberhaftes Dämmerlicht hüllend. Ein Chor

Das darfſt Du nicht ſein, Auguſtin. Siehe, Paris iſt groß, da giebt es viele Menſchen, die lieben und haſſen ſich durcheinander, wollte nun einer anfangen, immer an die ſich zu hängen, die er ſich einmal ausgeſucht, da gäbe es ein langweiliges Leben.

Gerade ſolch ein Leben liebe ich, rief der junge Soldat. Du und ich, und übrigens die ganze Welt, mag ſie zu Grunde gehen, beſonders die Herren mit den Schnupftüchern in der rechten Hand. Pfui, ein Papa, der auch mit den andern läuft! Kann der nicht anſtändig bei Tageslicht zu ſeiner Tochter gehn! Muß er wie ein erhitzter Spaßmacher, mit Gelächter und groben Späßchen zu ſeiner Tochter ſchleichen. Das gefällt mir nicht.

Das thut mir Leid! Dann mußt Du mich aufgeben, Auguſtin, rief die Prinzeſſin; denn anders bekommſt Du mich nicht zu ſehen. Sieh einmal, der grobe Wicht hat Dir hier ein Geſchenk gemacht; Sie zog eine Rolle von funfzig Dukaten hervor und legte ſie vor Auguſtin nieder, und ſeine Tochter, Deine gehorſame Dienerin, legt noch etwas hinzu. Dies ſagend, legte ſie zu den funfzig noch zwanzig! Iſt das nicht ein hübſches Geſchenk?

Ach, Ew. königliche Hoheit ſind ſehr gütig!

rief Auguſtin freudig, aber ſein Geld kann ich nicht nehmen. Wofür denn das? Dafür, daß ich ihn einließ, das war meine Pflicht. Aber die zwanzig werde ich nehmen und ſie meiner Mutter ſchicken. Ach, herzliebes Mädchen, jetzt, da wir allein ſind, iſt's erlaubt, Dich am Kopfe zu nehmen und recht herzlich abzuküſſen? Hol der Teufel alle Fähnrichs und Lieutenants, ſie mögen das Ihrige bekommen, es bleibt noch genug für mich übrig.

Und Auguſtin nahm ſich das, was für ihn übrig geblieben war.

Die Abendgeſellſchaften des Regenten.

Die Tagesordnung des Regenten war ſo ziemlich immer dieſelbe. Er arbeitete früh mit den Miniſtern und Räthen, empfing dann Beſuche, ſpeiſte zu Mittag ſehr wenig; nach Tiſche begab er ſich wieder an die Arbeit, und gegen neun Uhr hieß es, war er nicht mehr zu ſprechen. Dies war die Stunde, wo er ſich mit einigen Freunden und ein paar Damen ſeiner Umgebung einſchloß und den Befehl gab, ihn unter keiner Bedingung zu ſtören. Dies waren die berüchtigten Abende des Regenten. Sie dauerten ſo ziemlich bis an den Morgen. Er ſpeiſte ſtark, trank ebenfalls, und ließ jeder Lebensluſt die Zügel ſchießen. Seine Gefährten bei dieſen Feſten, die das

Aeußerſte von erfinderiſcher Lebensluſt enthielten, was das damalige Paris liefern konnte, waren die ſogenannten Roué's, ſo genannt mit einem Witzwort des Regenten, weil ſie gleichſam gerädert waren von allen Strapazen der Sünde. Es gehörte dazu der Marquis von Canillas, der Herzog von Brancas, der Graf von Broglie und mehrere Andere. Auch Dubois fand ſich zuweilen ein. Die Frauen waren: Florence, eine Operntänzerin, die Demarets, Schauſpielerin, Demoiſelle Uſé, Sängerin an der königlichen Akademie der Muſik. Dann Fräulein von Serry, die den Namen einer Gräfin Argenton annahm, Frau von Parabère und die Herzogin von Phalaris.

Ein alter Diener des Regenten hatte den Muth, ſeinem Herrn zu ſagen, indem er von ihm eine Aufforderung erhielt, in die Gemächer einzutreten, wo die Feſte gefeiert wurden: Vergeben Ew. königliche Hoheit, bis hier an die Schwelle geht mein Dienſt, weiter nicht. Ich beſuche nicht ſchlechte Geſellſchaften.

Und doch waren dieſe Feſte nicht, was man ſchlechtweg üble Geſellſchaften nennt, es waren von Geiſt und Leben durchblitzte Gelage, die neben dem, was die Sinne beſchäftigte, aufregte und ermüdete alles boten, was einem ausſchweiſenden, mit der Libertinage vertrauten Gelüſte genügen und unterhalten konnte. Es iſt ſchwer, den Inhalt dieſer Orgien wiederzugeben, da das Erzählbare nicht ihr eigentlicher Inhalt war, ſondern vielmehr das, was jedem Verſuche des Wiedergebens entſchlüpft, ein gewiſſer geiſtiger Athem, der darüber ſchwebte, und der als Erzeugniß der höchſten Lebenskraft, durch die überfließenden Mittel jedes ſinnlichen Reizes hervorgebracht. Die Geſetze, die die Welt kannte und ausübte, und die wir Sittlichkeit und Schamhaftigkeit mit ihren proſaiſchen Namen nennen, hörten hier auf, und an ihre Stelle trat jene unbeſchreibliche Willkühr, wie ſie im Tumult der Sinne ſich ſelbſt die Geſetze ihres Handelns giebt. Alles war in dieſem bewegten Meere Welle und jede Welle war die Zerſtörerin ihrer Vorgängerin, wie ſie die Erzeugerin der nach ihr kommenden war. Gedichte, Witzworte, halbe Anſpielungen, Scherze, die Wahrheit in ſich ſchloſſen, die einem Philoſophen Ehre gemacht hätten, wenn er ſie auf dem Wege ſeiner ernſtern Medidation entdeckt hätte, Dithiramben, bachiſche Ausflüſſe, die an die Satiren Juvenels, cyniſche Erörterungen, die an die geiſtvollen, ungezogenen Scherze des Petronius, Arabesken im Style des Aretin — alles bewegte ſich bunt durcheinander, angefeuert durch die Wärme und Fülle nackter Schönheit, die in ihrem berauſchenden Gehalt durch Kuß und Druck gekoſtet wurde. Nie erlahmte der Scherz, nie fiel er auf die Erde, wo Plattheit und Ekel ſich ſeiner bemächtigten, nie glitt er aus der freien, fühlenden Hand in die Regionen, wo freche Schamloſigkeit, widerlicher Schmutz ſich ſeiner bemächtigten. Es war immer das Aroma der geiſtigen Lebens- und Zeugungskraft, der ihn umgab. Selbſt die Trunkenheit hatte ihre Grazie, ſelbſt der wollüſtige Kitzel ſein erotiſches Spiel.

Wir wollen verſuchen, etwas von dieſen Abenden wiederzugeben in den beſchreibenden Worten des Regenten ſelbſt, die er ſeiner Mutter machte, die ihn öfters über dieſen Gegenſtand ausfragte, weil ſie wußte, daß ſie von Niemand beſſer die Wahrheit erfahren konnte. Er fand ſie, als er zu ihr kam, bei ihrem Medaillenkabinet, mit Ordnen der einzelnen Stücke beſchäftigt. Die Sammlung war ſehr reichhaltig und koſtbar. Der Marſchall von Villars, ſagte die Herzogin, hat mir alles in Unordnung gebracht, er war da um ſich die Sammlung anzuſehen, die ihm Boudelot erklärte. Ich winkte meinem guten alten Boudelot, daß er nicht ſo viel von Hörnern ſprechen ſollte, da bekanntlich der gute Marſchall von ſeiner Frau mit dieſem Schmucke reichlich verſehen wird. Aber hüte Du einen Gelehrten, wenn er ſein Steckenpferd reitet; beſtändig kam er wieder auf den Jupiter Ammon zurück, den er für den Kopf des Hauptmanns Cornificius erklärte. Ich mochte winken wie viel ich wollte, es half nichts. Später ſtellte ich ihn zur Rede; ja er hatte nichts gehört, und die ganz offenkundige Stadtgeſchichte war ihm ein Geheimniß geblieben; ich ſagte ihm, daß die Marſchallin von Villars mehr als einen Geliebten habe.

Während er den hübſchen Jungen nachläuft, erwiderte der Regent. Haben Sie die Geſchichte mit dem Prinzen von Eiſenach gehört, der beſtand darauf, ihn durchprügeln zu wollen.

Du ſiehſt übel aus, lieber Sohn! bemerkte die Herzogin. Biſt Du geſtern wieder ſehr lange wach geblieben?

Ich bin gar nicht in's Bett gekommen. Heute Morgen, gerade als ich mich hinlegen wollte, erweckte mich Dubois. Er kam aus England, wohin ich ihn geſendet und brachte mir ganz willkommene Nachrichten. Er iſt doch zú allerlei zu brauchen.

Von mir hat der Schelm unter Thränen der

Rührung Abſchied genommen; bemerkte die Herzogin. Es fehlte wenig, daß er mir zu Füßen fiel, um mir für die Gnade zu danken, die ich ihm bei Dir ausgewirkt, daß Du ihn noch länger bei Dir behielſt. Mein Herr entgegnete ich ihm, ich habe ganz im entgegengeſetzten Sinne bei meinem Sohne gewirkt, mir haben Sie es wahrlich nicht zu danken, daß Sie ſich noch bei ihm befinden. Aber er blieb bei ſeinem Danken. Ich habe ihn laufen laſſen. Mit dem Menſchen iſt in Güte wie im Böſen nichts anzufangen. Keine Beſchimpfung haftet an ihm, denn er iſt ehrlos, kein Lobſpruch wirkt auf ihn, denn er hält Alles für Lüge. Wie Du ihn auch behandelſt, er ſchlüpft immer durch, und iſt immer oben.

Er weiß die Menſchen zu brauchen, rief der Regent. Du wirſt ihn nur immer den Diener und den Hof machen ſehen, wo die Macht iſt. Er hat den Grundſatz: dem, der in Anſehen und Amt iſt, dem halte das Nachtgeſchirr, hat er beides verloren, ſo gieße es über ſeinem Kopfe aus.

Was habt Ihr denn geſtern getrieben? fragte die Herzogin.

Kleinigkeiten, ſagte lachend der Sohn. Wir erinnerten uns unſerer alten Liebſchaften und ich zählte die auf, die ich ſchon als Knabe gehabt.

Und als Jüngling, rief die Herzogin. Erinnere Dich an die Königin von Spanien.

Nein, Mama, an dieſe erinnern Sie mich nicht. Es kann keine langweiligere Liebesgeſchichte geben als dieſe. Die Fürſtin hatte romaneske Grillen im Kopfe, ſie wollte als Ritterdame geliebt ſein, voll chevaleresker Artigkeit, und nie iſt mir etwas widriger geweſen, als ſolch eine platoniſche Liebe voll Augenverdrehen und bleichem Zuwinken. Auch bin ich bei ihr zu nichts gekommen.

Muß man immer zu etwas kommen? rief die Herzogin.

Verſteht ſich! Im Bette iſt die Hauptſache. Ich mache die Sache derb und ſinnlich ab. Meine Natur iſt einmal ſo. Mondſcheinphraſen, die laß ich Andern. Auch will ich Abwechſelung haben. Mich von einer Geliebten zu trennen, die mir läſtig geworden iſt, hat immerdar große Mühe gekoſtet. Zum Glück habe ich jetzt lauter leichtfertige Schönen, die mit mir einen Grundſatz haben: Heute mir, morgen dir! —

Dabei achteſt Du auf Deine Geſundheit nicht, rief die Herzogin. Wenn Dir dieſes Leben nicht unſittlich erſcheint, ſo ſollte es Dir wenigſtens ungeſund erſcheinen. Höre Chirac an. Er war geſtern bei mir. Ihr Herr Sohn richtet ſich zu Grunde, ſagte er mir, dieſe reichlichen und ſpäten Mahlzeiten, die Menge des feurigen Weines, und die täglich ſich wiederholende Aufregung macht ihn vor der Zeit alt. Haſt Du die Demarets noch?

Gewiß, was iſt gegen die zu ſagen?

Daß ſie eben für Jedermann da iſt. Nimm Dich in Acht, lieber Sohn, bedenke die unangenehme Ueberraſchung, die Dir die Cordorcet machte im vorigen Jahre. Du hatteſt daran ſechs Monate zu heilen. Und jetzt gerade, Dein Auge bedarf ſehr der Schonung und der Ruhe.

Es iſt gut! rief der Sohn; ich kann darauf ſchon wieder mit einem kleinen Schimmer ſehen. Ach, meine theure Mutter, wozu leben wir denn? Wenn es nicht dieſe kleinen luſtigen Impromptüs ſind, die zwiſchen den langweiligen Tagen dahingeſtreut ſind? ſpäter kommt doch Nacht und Dunkel. In der ſchrecklichen Oede des Nichtſeins, da wird uns noch hier und da ein bloßer Schimmer von unſerer jetzigen Exiſtenz erquicken. Oder haben wir auch dieſen Schimmer nicht einmal? Gut, ſo iſt eben alles vorüber. Dubois hat Recht, keinen dümmern Gedanken giebt es, als ſich eine von Nachtigallen ſchmetterte in den nahen Gebüſchen und miſchte ihre Klänge mit dem Rieſeln eines Baches, der in weiter Entfernung eine Mühle trieb. Es war der einfache ſtille Reiz meiner vaterländiſchen Gegenden. Ach, vielleicht ſollte ich jetzt von ihnen auf immer Abſchied nehmen! Wer ſagte mir, was die nächſte Zeit mir brachte?

Wie ein alter Ritter der Tafelrunde hielt ich Wache vor dem theuerſten Schatze. Im Raum dieſer alterthümlichen Kutſche, deren goldne Knäufe und Zierden matt im Mondenlicht funkelten, ſaß die Heilige meines Lebens. Ihr waren meine Gebete geweiht in dieſer ſeltſam romantiſch-heiligen Nacht; ihr und dem väterlichen Boden, den ich betrat. Ich hätte niederknieen mögen und beten. Die Ermüdung der Reiſe überwand jedoch nach einigen Stunden der Aufregung die jugendlichen Kräfte. Ich ſchlief ein, auf dem Tritt des Wagens liegend, in meinen Mantel gehüllt, Ewigkeit auszudenken, wo alles nochmals durchgelebt wird, was wir hier erfahren, und wo uns ein langweiliger Präzeptor ſagt: dies war gut, jenes ſchlecht! Dafür verdienſt du auf die Finger geſchlagen zu werden, dafür eine Zuckermandel zu erhalten. — Könnte ich nur in Maſſen die Menſchen vor mich hertreiben, dem Abgrunde zu, und ihnen dann zurufen: Da hinab, einfältiges Zeug, und kommt mir niemals wieder. Es iſt gar zu erbärmlich, wie dieſe Elenden handeln; ein großer, wenn auch verbrecheriſcher Gedanke geht in ihr Gehirn nie.

Wer war geſtern bei Dir? fragte die Mutter.

Florence, die Demarets und die Herzogin von Phalaris.

Wie, die elegante, ſchöne Herzogin mit dem Komödiantenvolk?

Sie war die ärgſte. Als die Begeiſterung auf eine gewiſſe Spitze getreten war, räumten wir die Tiſche bei Seite, und die Skizzen von Aretin kamen zur Darſtellung. Die Herzogin war die Erſte, die alle Gewänder fallen ließ. Ein göttlich ſchönes Weib! Wir ſogen uns feſt an jeder reizend geſchwungenen Linie dieſes junoniſchen Leibes. Der Rücken, wenn ſie ſo halb gewendet, die Fülle der beiden weißen Erhöhungen hinten ſehen ließ, der Schatten, der hineinfiel und das warme weiche Licht deſto mehr emporhob, es war ein Anblick für Götter. Der Herzog von Brancas, ebenfalls entkleidet, lag zu ihren Knieen, küßte ihr die Füße! Dann immer höher hinauf, bis er die Fülle der ſchönen Geſtalt umſpannt hielt, und ſie unter wahnſinnigen Küſſen auf die Polſter niederzog. Nichts ſchöneres konnte es geben. Die kleine Demarets war ſchlank, faſt mager, und die häßliche Gewohnheit ſich zu ſchnüren, hatte ihren Leib mit rothen Strichen bezeichnet, die um die Taille liefen. Sie hatte zum Geliebten den kleinen Teufel Broglio, der wie ein Faun über ſie herfiel und ſie zuſammenzauſte; denn anders kann ich ſeine Manier, die Frauen wie ein Stück Wolle zu hecheln, nicht nennen. Er war dunkelroth im Geſicht, ſeine Augen funkelten wie Sterne, als es ihm endlich gelang, an den bläulich weißen Körper ſich zu ſchmiegen.

Und Du, mein Sohn?

Ich hatte den Aretin in der Hand und gab die Stellungen an. Florence ſaß neben mir, und half mir.

Geſtern habe ich ſie im Theater geſehen, als Iphigenie, die Unſchuld, die liebenswürdige Unbefangenheit ſelbſt! bemerkte die Herzogin.

O dieſe Weiber haben den Teufel im Leibe! rief der Regent. Und was iſt es denn auch? Wenn wir die Ordnung der Welt, wie ſie für uns geſellig gilt, umkehren, ſo ſind das wiederum heilige Handlungen, und die Gebete an die Gottheit knüpfen ſich daran. Denn an und für ſich iſt nichts dabei, was unbedingt verabſcheuungswerth wäre. Bevölkern Sie eine wüſte Inſel mit einem Menſchenpaare! Es werden alsdann ſich Mutter und Sohn, Bruder und Schweſter heirathen, und alles das wird in dem Gedanken der Ordnung und der Natur liegen. Oder die Hingebung der Frauen, die wir tadeln, die wir vor der Welt als etwas Beſonderes, Unerlaubtes verſtecken, geben ſie das Geſetz, das dieſes Hingeben eine gottesdienſtliche Handlung ſei, und ſie werden ſie auf offenem Markte geſchehen ſehen! — Das iſt's, was alle alberne Heimlichkeit aus unſerer Seele entfernt, wenn wir dergleichen anſehen oder es ſelbſt thun: die Allmacht der menſchlichen Natur! Wenn alles was geſchieht, erlaubt iſt, ſo gilt es nur den dummen Blick des neugierigen von außen zuſchauenden Bauerflegels, wie wir unſere hausbackene alderne Sitte nennen wollen, zu blenden oder zu betrügen.

Lieber Sohn, Du weißt, daß das nicht meine Anſichten ſind; wollen wir hierüber ſchweigen. Ich komme nur darauf zurück: Du verkürzeſt Dein Leben, Du giebſt Dich dieſem leichtfertigen, undankbaren Weſen hin, das, was Du hingiebſt, bekommſt Du nicht wieder.

Und wenn ich das, was ich hingebe, behielt, was wäre ich dann? fragte der Herzog. Der Phosphor, der in mir treibt, ſchafft in wenig Augenblicken mehr und Bedeutenderes zuſammen, als wenn ich Jahre lang als ſogenannte rechtliche Natur daſäße! Und darauf kommt doch alles an. Ich arbeite tüchtig, mir gelingt, was einem ſittſamen, ſparſamen, haushälteriſchen Manne, der mit der Ordnung der Welt zufrieden dahinlebt, nicht gelingt. In einer Minute fliege ich über Schwierigkeiten hinweg, die eine gewöhnliche Natur zu jahrelangem Grübeln und dann am Ende zu halber oder fehlerhafter Ausführung bringen. Ich kann zum Glück thun was ich will, darum laß es mich auf meine Weiſe thun. Niemand werde ich ſo offen wie Dir die innern Beweggründe meines Handelns ſagen, deshalb fordere ich auch, daß Du mit Nachſicht mich betrachteſt.

Aendern werde ich mich nie, denn alles was ich thue und denke fließt bei mir aus der Anſchauung der Natur. Ich glaube nicht an die Liebe eines Weibes, ich glaube an keine ſinnliche Aufopferung der Treue, ein Weib iſt nichts für mich als —

Dein Nachtſtuhl! rief die Herzogin. Geh, Du biſt unverbeſſerlich!

Aber trotz deſſen lieben Sie mich doch, Mutter?

Weil ich Dich lieben muß! rief die Prinzeſſin. Weil Du der Sohn meiner Schmerzen biſt. Weil mein Herz, das ſo einſam im Leben geſchlagen hat, in Dir endlich ſeinen Gegenſtand gefunden hat, und weil Du ein ehrlicher, guter Menſch biſt, trotz Deines Syſtems!

O, ich wußte es wohl, rief der Prinz, die Mutterliebe iſt die einzige, wahre Liebe, deren ein Weib fähig iſt. Gut, laſſen wir es dabei: lieben Sie mich, weil Sie mich lieben müſſen, ich werde Sie lieben, weil ich Sie lieben will.

Hiermit endigte ſich das Geſpräch, was für beide Theilnehmer charakteriſtiſch war.

Der Beſuch des Zaaren Peter.

Trotzdem, daß der Prinz die Weiber nicht liebte, konnte er doch keine Stunde ohne ſie ſein; aber ſie gewannen nie einen Einfluß über ihn. Nie ſprach er in Geſchäften mit einem Weibe, nie ließ er ſie Theil nehmen an ſeinen Sorgen und ſeinen Pflichten. Seine Mutter wäre die einzige geweſen, der er eine ſolche Theilnahme zugemuthet hätte, allein dieſe wollte es nicht. Ich werde alt, ich liebe die Ruhe, pflegte ſie zu ſagen, wozu mich in die Geſchäfte miſchen? Daſſelbe ſagte ſie Allen, die da kamen, um ihre Verwendung beim Regenten zu bitten, ſie erfüllte keine einzige dieſer Bitten, daher gewöhnte ſich der Schwarm von ihrer Schwelle weg, denn er wußte, dort war nichts zu finden.

Gleich nach dem Tode des Königs war ſie nach St. Cyr zur Frau von Maintenon gegangen. Ha! Was wollen Sie bei mir? hatte die Frau geſagt bei ihrem Eintritt.

Madame, hatte ſie erwidert, nichts will ich, als meine Thränen mit den Ihrigen meſſen, denn Ihnen iſt ein Mann geſtorben, den Sie geliebt haben.

O, was das betrifft, rief die alte Dame, ſo hat er Sie ebenfalls geliebt.

Er hat mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, trotz deſſen man ſich auf alle Weiſe bemüht hat, ſein Herz gegen mich aufzubringen.

Es iſt möglich, doch weiß ich davon nichts.

Genug! Ueber ſeiner Aſche ſei Friede. Ich reiche Ihnen die Hand zur Verſöhnung, Madame.

Sie reichte ihr die Hand; Frau von Maintenon gab ihr die ihrige, kalt, gleichgültig, als gälte es der Zuſage zu irgend einem gleichgültigen Verſprechen.

So trennten ſich zwei Frauen, die ſich einander während dreißig Jahren redlich gehaßt hatten, und von denen die Eine die ſtete Verfolgerin der Andern geweſen war, um ſich nie wieder zu ſehen. Frau von Maintenon verließ St. Cyr nicht und bald darauf erfolgte auch ihr Tod. Daß ſie jetzt ſtarb, ſchrieb die Herzogin an eine Freundin in Deutſchland, daran liegt nichts, aber ſie hätte vor zwanzig Jahren ſterben ſollen, welch ein Unglück wäre dadurch Frankreich erſpart worden.

Noch einen herben Kummer erlebte ſie; es war dies die verfehlte und vereitelte Verſchwörung, die ihr Liebling, der Herzog von Maine angezettelt, um den Regenten zu ſtürzen. Man ſagt, dies ſei der Grund ihres Todes geweſen, denn ſie hatte gehofft, durch den Herzog von Maine, wenn er Regent geworden, wieder an's Ruder der Geſchäfte zu gelangen; ein ehrgeiziger Plan, der ſie nie verließ.

Indem wir dieſe Verſchwörung ſpäter mittheilen wollen, nehmen wir jetzt Gelegenheit, von einem Ereigniß zu ſprechen, das damals Paris in Aufregung brachte; es war dies der Beſuch des Zaaren Peter. Schon bei dem verſtorbenen König hatte ſich dieſer Fürſt anmelden laſſen, war aber mit Höflichkeit fern gehalten worden, weil Ludwigs Alter, ſo auch die Zerrüttung ſeiner Verhältniſſe, die Trübſeligkeit des Hofes ihn verhinderte, mit dem gewohnten Glanze aufzutreten, um den Zaaren von Rußland zu empfangen.

Jetzt ſollte dieſer Beſuch vor ſich gehen. Peter, der gebildeten Welt bekannt durch ſeine Anſtrengungen, ſeine Ruſſen zu civiliſiren, durch ſein eigenes arbeitsvolles Leben mit der Zimmermannsaxt in Holland, dann durch den Krieg mit Carl XII., war ein Gegenſtand der Neugier geworden für die Pariſer Damenwelt. Er kam und fand nur theilweiſe Beifall. Die meiſten Damen begnügten ſich, ihn anzuſtaunen, wie man ein fremdes Wunder aus entfernten Zonen anſtaunt. Der Regent ließ ihm überall auf ſeiner Reiſe königliche Ehren erweiſen und empfing ihn in Paris mit großer Auszeichnung. Der Zaar war ein großer, ſtark gebauter Mann mit ausdrucksvollen Zügen, die nur zuweilen den Ausdruck der Grauſamkeit annahmen, wenn irgend etwas geſchah, was gegen ſeinen Willen war. Erſtaunt, daß ſo viel Beſucher kamen, um ihn zu ſehen, beachtete er ſie ſämmtlich nicht, ſondern gab ſeinen Wunſch zu erkennen, den König zu ſehen. Er gab offen zu verſtehen, daß er nicht eher ausgehe und ſich Paris anſehen würde, als bis ihm Se. Majeſtät ſeinen Beſuch gemacht hätte. Man zögerte nicht, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Der ſiebenjährige König erſchien, wurde vom Zaaren empfangen, der ihm bis an den Hof entgegenkam, und durch tauſend Liebkoſungen überraſchte. Am folgenden Tage erwiderte der Zaar ſeinen Beſuch. Es war ausgemacht, daß der König ihn empfangen ſollte beim Ausſteigen aus der Kutſche, allein kaum hatte der Zaar das Kind in der Vorhalle der Tuilerien erblickt, als er hinzulief, es auf ſeine Arme nahm und es hinauf in ſeine Gemächer trug. Der Verfolg der Viſite war derſelbe wie am vorigen Tage. Die Zimmerreihe im Louvre, die die Königin bewohnt hatte, war ihm eingeräumt, doch er hatte ſie zu koſtbar eingerichtet gefunden, und war in einen Miethwagen geſtiegen, um ſich anderswo eine Wohnung auszuſuchen.

Nachdem er ſich Paris beſehen, kam er auf den Einfall, auch St. Cyr ſich zu betrachten. Man ſagte ihm, daß die Bewohnerin dieſer Räume, da es noch früh war, ſchlafe. Er drang dennoch ein und verfügte ſich in das Schlafzimmer der Frau von Maintenon, die im Bette lag. Er lüftete die Vorhänge des Zimmers, zog die des Bettes auseinander und betrachtete ſich die Dame ohne ein Wort des Gruſſes oder der Entſchuldigung zu ſagen. Alsdann ließ er die Vorhänge wieder fallen und entfernte ſich.

Das Grab des Kardinals Richelieu machte bedie Rechte am Griff des Degens. Sehr reizend war die Scene, wie meine beiden Schönen, erwachend, ſich aus dem Kutſchenfenſter lehnten und mich mit Lachen und ſpottenden Morgengrüßen erweckten. Polyxena's Laune war unerſchöpflich. Trotz den zahlloſen Widerwärtigkeiten dieſer Reiſe verließ ſie der Geiſt des graziöſeſten Muthwillens keinen Augenblick. Keine Gefahr erſchreckte ſie, keine Verlegenheit brachte ſie außer Faſſung. Während einer Paſſage über einen Sumpf mußten beide Freundinnen den Wagen verlaſſen, und auf einer Sänfte Platz nehmen. Ich befehligte die Träger der Sänfte und an den gefährlichſten Stellen des Weges, wo wir faſt im Waſſer verſanken, ſaß ſie oben, Marien umſchloſſen haltend und mir lächelnd Muth zuwinkend. Als die Grenze meiner Beſitzungen endlich erreicht war, beſtand ſie darauf, daß der ganze Zug halten mußte, während ſie mir in verſtellter Unterwürfigkeit und mit komiſchem Pathos eine Dankſaſonders Eindruck auf ihn. Er küßte das marmorne Geſicht dieſes berühmten Meiſters und rief aus: daß er ihm die Hälfte ſeines Reiches geben würde, wenn er ihm lehren wolle, die andern zu regieren. In der Münze beſchäftigte man ſich, eine Medaille zu ſchlagen, die ſein Bild, mit einer paſſenden Unterſchrift trug, eine ihm ſehr angenehme Artigkeit. Zu den wenigen Damen, die er beſuchte, gehörte auch die Herzogin. Dies hatte einen beſondern Grund. Mit dem Chevalier von Crequi, dem Oberſtallmeiſter des Regenten, der beauftragt war, dem Kaiſer an der Grenze zu empfangen, war auch Georg bei ſeinem Eintritte in das Königreich gegenwärtig. Der Kaiſer hatte ſogleich eine große Zuneigung zu Georg an den Tag gelegt. In ſeinem gebrochenen Deutſch, das er zu ſprechen pflegte, wenn er guter Laune war, hatte er zu ihm geſagt: Du gefällſt mir: Du biſt ein guter General, willſt Du in meine Dienſte treten? Georg hatte auf dieſen raſchen Vorſchlag ausweichend geantwortet, und als der Kaiſer zudringlicher wurde, ihn auf die Herzogin verwieſen, als auf diejenige Perſon, die hierin zu entſcheiden hatte. Peter hatte ſich dies gemerkt, und als ſeine Viſiten zu Ende waren, ließ er ſich nochmals bei der Herzogin melden, zu der er, mit Georg an der Hand, eintrat. Charlotte empfing ihn etwas verwundert, ihn ſo eintreten zu ſehen, und begrüßte ihn nochmals, da ſie ihn bereits ſchon ſeine förmliche Abſchiedsaudienz gegeben hatte.

Der Kaiſer war ſehr guter Laune. Er eilte auf die Herzogin zu, ſchloß ſie in ſeine Arme und rief: Da ſiehſt Du mich noch einmal bei Dir! Ha! willkommen! Was ſagſt Du dazu? Ich komme, Dich um etwas zu bitten! Zaar von Rußland bitten ſelten: muß ihm alſo gewehrt werden.

Was wünſchen Ew. Majeſtät von mir? fragte die Herzogin.

Nichts geringeres als dieſes Männchen! erwiderte er. Gieb ihn mir, oder vielmehr erlaube, daß er mit mir zieht und mir in meinen Geſchäften hilft.

Georg lächelte zu dieſer ſonderbaren Bitte.

Charlotte ſah ihren alten Freund mit Bekümmerniß an. Sie ſollte ihn alſo wieder verlieren und zwar nach Rußland, einem Lande, von dem man ſo wenig wußte, deſſen Herrſcher zwar ſelbſt darum bat, aber dieſer Herrſcher war eine ſo ſeltſame, faſt närriſche Erſcheinung, daß er wenig Zutrauen für eine deutſche Prinzeſſin einflößen konnte. Seit ſeinem letzten Aufenthalte in Hannover hatte Georg eine Reiſe nach Wien gemacht und ſich dort, in Betreibung ſeiner Angelegenheit lange Zeit aufgehalten. Aus ſeiner Anerkennung und Feſtſtellung ſeines Ranges war indeß nichts geworden ,theils weil die Kriegsverhältniſſe dazwiſchen getreten, theils auch weil der Miniſter, der die Angelegenheit in Händen hatte, geſtorben war. Man hatte ihn auf den neuen Kaiſer vertröſtet, doch war es noch nicht gelungen, ihn für die Sache günſtig zu ſtimmen. In dieſem widrigen Zufallsſpiel hatte ſich Georg unmuthig von Wien wieder nach Paris zurückgewendet, und war jetzt ein Jahr hindurch wieder in Leitung der Geſchäfte ſeiner Couſine thätig. Doch ſah man es ihm an, wie gern er auf eignen Füßen zu ſtehen beabſichtigte, und wie daher der Vorſchlag des Zaaren ihm willkommen war. Derſelbe fuhr fort, die Herzogin auf ſeine Weiſe zur Einſtimmung zu überreden.

Du biſt ein altes Menſch, ſagte er, indem er vertraulich die Hand der Fürſtin faßte, was willſt Du doch an irgend Jemand beſonders hängen, den Du doch bald wirſt verlaſſen müſſen. Zaar bittet, willſt Du ihn mit abſchläglicher Antwort fortſchicken? Sieh mal, der Graf ſoll es ſehr gut bei mir haben! Der heilige Michael ſoll mich ſtraſen, wenn ich Dir nicht die Wahrheit ſage, und wenn es ihm nicht gefällt, ſo läßt Zaar ihn wieder gehn und giebt ihm auch Geld dazu. Meine Völker haben nöthig, deutſche Zuchtmeiſter, die ſie brav zuſammenprügeln, dann gehts gut; ein ſolcher ſoll der Prinz von der Pfalz ſein.

Ach, dazu iſt er gar nicht geſchaffen! rief Charlotte. Zum Prügeln taugen unſere deutſchen Fürſten überhaupt nicht.

Sag das nicht, ſie lernen es! rief der Zaar. Soll Eins noch ſo weichmüthig ſein, kommt nach Rußland, prügelt! Ich will Dir für Deine Erlaubniß ein ſchön Kleid von Perlen ſchicken, das laß Dir anziehen, wenn Du Dich begraben läßt. Da wirſt Du im Himmel große Freude machen. Nur mußt Du Wachen bei Deinem Sarge ſtellen, ſonſt kommen die Spitzbuben und ſtehlen Dir das Kleid und laſſen Dich nackend liegen. So iſt's meiner Mutter gegangen, die in Kaſan beigeſetzt wurde. Ich habe die Thäter zu Tode knuten laſſen. Nun, was meinſt? Schneide doch kein ſolches Geſicht, wenn Du Zaar gegenüberſitzeſt. Ich werde nicht eher von Dir fortgehen, als bis Du mir das Jawort giebſt.

Der Graf von der Pfalz kann ſelbſt entſcheiden! rief die Prinzeſſin. Ich will ihm an ſeinem Glücke nicht hinderlich ſein.

Nun, Männeken entſcheide! rief der Kaiſer und ſchlug Georg ſo herzhaft auf die Schultern, daß dieſer unwillkürlich zuſammenzuckte.

Ich gehe mit! rief er, doch müſſen mir Ew. Majeſtät erlauben, meine Bedingungen beſonders aufzuſchreiben.

Schreibe ſo viel Du willſt. Mein Kanzler wird es in ſeinen Reiſeſack ſtecken, rief Peter. Ich habe viele ſolche Scripturen bei mir. Und nun ernenne ich Dich zu meinem Generalen, und hänge Dir meinen Orden um.

Mit dieſen Worten löſte ſich der Fürſt ein Ordenszeichen vom Halſe und hing es Georg um, der ihm dafür die Hand küßte, vom Kaiſer aber umarmt und auf beiden Wangen geküßt wurde.

Die Herzogin lachte.

Lach nicht, alte Närrin! rief der Kaiſer gutmüthig. Das iſt eine heilige Handlung, die ich eben begehe, eine Ordensverleihung. Jetzt will ich mir auch bei Dir bedanken, deutſche Fürſtin, fügte er hinzu, und ſchloß die Herzogin in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Wange.

Ew. Majeſtät werden erlauben, daß ich von meinem theuern Bruder und Landsmann noch beſonders Abſchied nehme, rief die Herzogin. Ich weiß nicht, ob ich ihn in dieſem Leben noch wiederſehe.

Da haſt Du Recht, Mutterchen! Ich will Dir etwas ſagen: komm mit!

Wie ginge das? rief die Herzogin erſchreckt und erſtaunt.

Warum ſollte es nicht gehen! bemerkte der Fürſt empfindlich. Glaubſt Du, daß es in Rußland nicht Palläſte giebt? He! Ich will Dir ein ganzes Dutzend bauen laſſen und hundert Hofdamen ſollſt Du haben. Hier biſt Du doch ein unnützes Möbel! Eine Frau ohne Mann, die keine Kinder mehr bekommen kann, iſt zu nichts nütze. Dann bleibſt Du hübſch bei Deinem Georg.

Und wo ließe ich meinen Sohn? fragte Charlotte.

Der Regent? He! Er wird ſchon ohne Dich fertig werden. Glaubſt Du, daß ich mir viel aus meiner Frau Mama gemacht? In's Kloſter habe ich ſie geſteckt! He? wie gefällt Dir das?

Da ſein Vorſchlag, die Herzogin zur Mitreiſe zu bewegen, nicht angenommen wurde, begnügte er ſich, ſeinen Generalen, wie er Georg nannte, für's Erſte allein fortzunehmen. Er ging, indem er zwei Ruſſen von Anſehen zurückließ, die auf Georg's Befehlen zu achten beſtimmt waren. Die Abreiſe ſollte jetzt eilig vor ſich gehen, da Paris für ihn nun nichts mehr Sehenswerthes bot. Der Abſchied der Herzogin war ſo rührend, daß Georg ſich halb bewogen fühlte, den ganzen Plan mit der Reiſe aufzugeben. Wenn ich nur irgend ſähe, rief er, daß ich hier zu Etwas käme, und wenn mir die Franzoſen nicht ſo ſehr verhaßt wären, ſo würde ich noch bleiben, ſo lange es Euch gefiele. Aber hier mit Widerwillen und ohne Zweck verharren, nach Wien ohne alle Ausſicht zurückkehren — alles das iſt meiner Natur ſo zuwider, daß ich nur die übelſten Folgen vorausſehe, wenn ich bleibe. Mich verlangt nach einem Felde geregelter Thätigkeit, das bietet ſich mir jetzt. Ergreife ich es nicht, wer weiß, ob es jemals wiederkommt. Der Kaiſer iſt eine rohe, aber ehrliche und brave Natur, er hat mich lieb gewonnen, ohne daß ich gerade viel dazu gethan habe, die Macht, mich ehrenvoll zu beſchäftigen, hat er ſicherlich, und — daß ich es nur offen geſtehe — weit von Paris iſt auch weit von meinem Mißgeſchick; denn wie könnte ich jemals vergeſſen, Euer Unglück, Couſine, das Ihr ſo männlich getragen habt und das Unglück unſeres beiderſeitigen Vaterlandes, der armen Pfalz.

Du guter Georg! rief Charlotte — ja Du haſt Recht! So ziehe denn hin. Aneinander uns halten werden wir immer, und die paar Jahre, die wir noch zu leben haben, werden wir uns auch nicht fremd werden, wenn wir uns auch nicht täglich ſehen. Erwirb Dir dort einen geachteten Namen, gewinne in der Kriegslotterie ein gutes Loos, das Uebrige wird ſich dann von ſelbſt finden.

So zog denn Georg nach Rußland.

Das Complott Alberuni's.

Der Regent kam zu ſeiner Mutter, die er mit Ordnen der Nachlaſſenſchaft der Aebtiſſin von Monbuiſſon fand, deren Tod vielfältige Rechtsſtreitigkeiten erregte, indem eine Menge Erben ſich meldeten, deren Anſprüche unterſucht und berichtigt werden mußten. Nach den unregelmäßigen Tagebüchern und nach dem Briefwechſel, den die Alte geführt, mußte dies geſchehen, und es koſtete Mühe es zu Stande zu bringen. Man ſah hieraus wie ein heiteres, genußreiches Leben bis an's Ende geführt, für den, der es lebte ſehr angenehm, für die jedoch, die nach ihm kamen, etwas äußerſt Beläſtigendes an ſich hatte. Der ſtrenge Ordnungsſinn Charlottens, ihr Wunſch, ſowohl für ſich, wie für ihre Angehörigen durchaus keine Schulden und Verbindlichkeiten nachzulaſſen, wurde hier durch eine ſyſtemartige Unordnung betrübt, die ſich nicht allein auf die Perſon der alten Nonne, wie auch auf deren Eltern und Voreltern zurück hinleitete. Es war ihr daher lieb, daß ſie den Wuſt von Papieren von ſich ſchieben konnte bei dem Eintritt ihres Sohnes, um von dem nun einmal etwas Anderes und Intereſſanteres zu hören. Leider war der Beginn des Geſprächs kein eben willkommener, denn der Regent hub an: Ich komme, Ihnen eine Verſchwörung zu enthüllen, Mutter, die, wenn die Vorſicht nicht über unſer Haupt gewacht hätte, leicht uns Alle in's Verderben geſtürzt.

Mein Himmel, was hat es denn gegeben? fragte ſie.

Hören Sie. Fürs Erſte muß ich Ihnen wiederum das Lob eines Menſchen ſingen, den Sie nun einmal nicht leiden können, und der ſich mir nützlich beweiſt.

Herr Dubois?

Derſelbe.

Nun, was iſt's mit dem?

Sie wiſſen, daß ich ihn vor einiger Zeit nach England ſchickte, und daß er mir da ſehr gute Dienſte leiſtete. Vor einiger Zeit ging er nochgungs- und Bewillkommnungsrede hielt, die ich mit einer gleichen beantworten mußte.

Da dieſer Abſchnitt meiner Geſchichte beſtimmt iſt, das Bild meiner Jugend zu geben, ſo iſt es nöthig, in dieſer Romanze die ſüßeſten Verſe, die der Liebe, hervorzuheben. Ich will daher in dem Roſengarten den ſchönen Pfad verfolgen, bis dahin, wo er zu dem ſchauerlichen entſetzenvollen Abgrund führt. Du, mein Leſer, haſt keine Schilderung meines Schmerzes zu befürchten; ich habe dir ſchon geſagt, daß ich mein Leid für mich behalte. Nimm du die Thatſachen, laß mir die Schwächen, die Thränen, die ewige Reue, den Zweifel und die Erinnerung. Wo die Geſchichte anfängt für mich intereſſant zu werden, da hört ſie auf es für dich zu ſein. Bei jedem erſchütternden Vorfalle ſenke ſich ſchnell ein Vorhang herab; erſt wenn die neue Verwandlung fertig iſt, hebe er ſich wieder. Was hülfe es dir, wenn ich über meine Jugend philoſophirte?

mals hin, und jetzt iſt's ihm gelungen, durch übernatürliche Anſtrengungen, die er auf die Miniſter und Maitreſſen Ihres Vetters Georg angewendet, eine Quadrupelallianz zu Stande zu bringen, was bis jetzt immer noch an dem hartneckigen Widerſtande Königs Georg's geſcheitert iſt. Er reiſte von hier ab, bepackt mit allem möglichen Modeputz, den er an die Herzogin von Kendal mitbrachte, der Dame Georgs! Es kam darauf an, den Miniſter Pitt ebenfalls für uns zu gewinnen. Er hat dies bewirkt, indem er einen Diamanten, den der Miniſter verkaufen wollte, für zwei Millionen an ſich brachte. Der Stein kam hier an, er iſt wirklich bewundernswürdig und ſechs hundert Gran ſchwer. Ich zweifelte etwas, ob der Vertrag eben ſo raſch nachfolgen würde, und ſiehe da, wenige Tage darauf erhielt ich ihn, in beſter Form abgefaßt, die beabſichtigte Quadrupelallianz zwiſchen dem König von England, dem Kaiſer, mir und Holland. Durch dieſen Vertrag hab ich nun, was ich wünſche. Der Kaiſer verzichtet auf ſeine Anſprüche auf Spanien, während Philipp ſeine Rechte und Anſprüche auf die italieniſchen Staaten und in den Niederlanden freigiebt. Der Herzog von Savoyen giebt Sicilien dem Kaiſer zurück und nimmt dafür Sardinien.

Ich wünſche Dir Glück, mein Sohn! rief die Herzogin. Nur nimm Dich mit König Georg in Acht, er iſt der zäheſte und unzuverläſſigſte Geſchäftsmann.

Deshalb ſandte ich ihm einen viel zähern und unzuverläſſigern, ja ſogar ſpitzbübiſchen Unterhändler auf den Hals; dies war Dubois.

Der ſich jetzt bei Dir wieder feſtgeſetzt hat, wenn er irgend jemals loſe ſtand! rief die Herzogin.

Sie können ſich denken, daß ich ihm erkenntlich bin, rief der Sohn. Jetzt giebt ihm der Zufall auch noch eine Entdeckung in die Hände, die geradezu meine Exiſtenz bedroht. Hören Sie den teufliſchen Plan, den Herr von Maine mit einem italieniſchen Schufte zuſammen ausgeſonnen und es fehlte wenig, auch in's Werk gerichtet hätte.

Alſo der ſaubre Baſtard! rief die Herzogin. Ja, ich glaube es, er wird nicht ruhig ſein! Die alte Zott lebt auch noch. Für Beide wäre es eine Seligkeit, Dich vom Thron zu ſtoßen und Dir alles drei- und vierfach zu vergelten, was Du ihnen gethan.

Er iſt nicht ſowohl der Hauptheld dieſer albernen Tragödie, bemerkte der Herzog, als vielmehr ſeine Frau! Der kleine Pudel wirft täglich Gift und Galle aus, daß ſie und ihr Eheliebſter unthätig in Sceaux ſitzen müſſen. Dieſes monſtroſe, verwachſene Geſchöpf iſt viel mehr und viel wirkſamer Teufel als der Mann, der nichts kann als boshaft klatſchen und verläumden, wenn das nicht hilft, ſo ſitzt er da wie ein Soldat, der ſein Pulver verſchoſſen hat. Hören Sie, was dieſe Beiden ſich ausgeſonnen haben. Dem Herrn Vetter in Spanien, dem ſchwachen Philipp V., haben ſchon ſeit einem Dutzend Jahren Jeſuiten, Maitreſſen und Miniſter auf dem Halſe geſeſſen, um ihn zu bearbeiten. Er, ein Prinz von Geblüt, ein direkter Enkel Ludwig XIV. dünkt ſich weit über mich erhaben, und man braucht ihm nur ein Wörtchen in's Ohr zu flüſtern, ſo iſt er erbötig, ſeine Hand nach der Krone Frankreichs auszuſtrecken. Daß der König jetzt gerade ein krankes, ſchwächliches Kind iſt, das wirft Waſſer auf ſeine Mühle. Mit mir gedenkt Se. Majeſtät ſchon fertig zu werden. Dazu bieten jetzt ſaubere Helfershelfer ihre Dienſte an. Da iſt ein Makaroni-Koch aus Parma, ein gewiſſer Alberoni, ein unternehmender Spitzbube, der durch Vendôme, der damals in Italien unſere Armeen führte, ſein Glück gemacht hat.

Ich kenne die Geſchichte, rief die Herzogin. Vendôme, der die halbe Zeit ſeines Lebens auf dem Nachtſtuhle zugebracht, empfing auch gewöhnlich ſeine Beſuche darauf. Der Herzog von Parma ſchickte einen Biſchof an ihn ab. Der Biſchof bekomplimentirte ſich mit dem Herzog, und in Folge eines Scherzes, wie ſie der Herzog liebte, zeigte er ihm den Hintern. Der Biſchof geht empfindlich fort, ſchickt aber einen jungen Abbé, um mit dem Herzog zu unterhandeln. Dieſer, von den Liebhabereien des Herzogs unterrichtet, führte ſich ganz anders auf. Als der Herzog wieder daſſelbe Manöver macht, ruft er begeiſtert aus; ah! quel cul d'ange! Dem Herzog, dem dieſer Ausruf gefiel, behielt den Abbé bei ſich und brachte ihn bald darauf, da ihm der Befehl wurde, nach Spanien zu gehn, dorthin.

Ganz recht. In Spanien macht er nun ſein Glück! ergänzte der Regent die Erzählung ſeiner Mutter. Die Herzogin von Urſinus, die allgewaltige Maitreſſe von Vetter Philipp, nahm ſich des jungen, ſchönen Makaroni-Kochs an, und er wurde Miniſter. Später, bei dem Tode der Königin brachte er die Tochter ſeines frühern Herrn, des Herzogs von Parma, nach Spanien. Durch dieſe Heirath, die der Urſinus, die ſich von Albroni täuſchen ließ und von der jungen Königin eine ſolche Kühnheit nicht erwartet hatte, ihre Stelle und ihre Freiheit koſtete, wurde er erſter Miniſter und allmächtiger Würdenträger in Spanien. Eine ſeiner Hauptaufgaben, ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen, war nun den geheimen Plan des Königs auf die franzöſiſche Krone zu begünſtigen. Das Werk wurde ziemlich ſchlau ausgedacht Alberoni war der Träger der ganzen Intrigue. Durch die Briefe der Herzogin von Maine angefeuert, ſollte jetzt der Zeitpunkt gewählt werden, wo man losſchlagen wollte. Es ſollte damit beginnen, daß man mich gefänglich einzog und in die Zitadelle von Toledo ſperrte, darauf wurde dem Herzog von Maine die Regentſchaft übergeben, Frankreich von der Quadrupelallianz abgetrennt und der Prätendent Jacob III. mit einer franzöſiſchen Flotte nach England expedirt. Mit Schweden, Rußland und Preußen ſollte nunmehr eine Allianz geſchloſſen werden. Deutſchland ſollte den Kampf benutzen, um Neapel und Sicilien wieder zu nehmen, die ihm verloren gegangen waren. Das Großherzogthum Toscana bekam der zweite Sohn des Königs von Spanien, Sardinien erhielt wieder zum Herrn den Herzog von Savoyen, Mantua bekamen die Venetianer. Auf dieſe Weiſe ſchloß er ein großes Bündniß des Südens gegen den Oſten, und wenn der König Ludwig XV. ſtarb, ſo bekam Philipp V. die Krone Frankreichs, zuſammt der Herrſchaft der halben Welt.

Ein artiges Stück Arbeit für den kleinen Sudelkoch! rief die Herzogin.

Erfahren Sie nur, wie das Complot entdeckt wurde! fuhr der Herzog fort. Ein armer Schreiber bei der Bibliothek und eine Unterhalterin eines Hauſes öffentlicher Dirnen ſind Diejenigen, den wir das Scheitern der ſaubern Anſchläge danken; oder vielmehr der pfiffigen Schlauheit meines kleinen spiritus familiaris, Dubois. Der Schreiber erhält von einem Geſchäftsunterhändler des Prinzen von Cellamare, der ſich Prinz von Liſthney nannte, nicht mehr und nicht weniger aber als ein Kammerdiener des benannten ſpaniſchen Geſandten war, ein Päckchen Schriftſachen, die er abſchreiben ſoll. In dieſem Päckchen befindet ſich ein Zettel, auf dem unter dem Titel: Vertrauentliche Mittheilung, der ganze Plan der Verſchwörung enthalten iſt. Buvat, der ein Menſch von ſehr mittelmäßigem Verſtande iſt, beurtheilt dieſes eingelegte Schreiben anfangs ziemlich oberflächlich, und iſt ſchon bereit, nachdem er es abgeſchrieben, wieder an ſeine Stelle zu legen, als es ihm auffällt, mit welcher Sorgfalt man Truppeneintheilungen überall hinverlegt, wo ſie können den Aufrührern von Nutzen ſein. Da er ſelbſt aus der Normandie ſtammt, ſtaunt er darüber, daß nach Corentan ein Regiment hinpoſtirt worden. Er ſieht das Billet forſchend näher an, er beſchließt damit zu Dubois zu gehn. Er bringt das wichtige Dokument in die Canzlei meines Staatsrathes, wo gerade Dubois beſchäftigt iſt, der es mit großem Intereſſe empfängt und es ſogleich zu würdigen verſteht. Er bringt es mir. Ich gebe Buvat den Befehl, eine Abſchrift des Billets an den Prinzen Liſthney zu bringen, wie es abgemacht war, ſich übrigens ruhig zu verhalten. Den Tag darauf erſcheint Madame Tillion. Bei ihr hatte ſich ein junger Mann eingefunden, der mit einer ihrer Koſtgängerinnen ein Stelldichein verabredet hatte. Statt um acht Uhr zu kommen, erſchien er erſt um zwölf und hatte als Grund der Verzögerung angeführt, wie der Abbé von Porto-Carrero nach Spanien ginge, mit wichtigen Depeſchen des Geſandten befrachtet, ihn mit der Arbeit aufgehalten. Sie hätte dieſes

Geſpräch mit angehört und käme jetzt, davon Mittheilung zu machen. Dubois ließ ſofort dem abgegangenen Porto-Carrero nachſetzen, erfaßte ihn und bemächtigte ſich ſeines Gepäckes. Geſtern, wie ich aus der Oper komme, bringt mir Dubois die angenehme Beſcheerung. Der geöffnete Koffer zeigte mir den Beweis des Bubenſtücks liefernde Schriftſtücke.

Welch ein Glückfall für den Spitzbuben! rief die Herzogin.

Sie ſehen, wozu ich meine Leute brauche! bemerkte der Regent. Ein ehrlicher Mann hatte ſich nie dazu hergegeben, ſich das Zutrauen und die Verbindlichkeit eines Schreibers und einer Hurenwirthin zu erwerben! Das Geld, das man dieſen Leuten giebt, muß mit der guten Art ſie zu fangen, und zu Dienſten dieſer Art herbeizuziehen, zuſammentreffen.

Was wirſt Du nun thun?

Zuerſt den Herrn Prinzen Cellamare verhaften laſſen. Er wird ſich ohne Zweifel beim Kriegsminiſter melden und um die Freigabe ſeines Schützlings Porto-Carrero bitten. Dann muß Dubois auftreten und ihm die Briefe der Schuldigen vorweiſen.

Welch eine Unmaſſe von Verhaftungen und

Beſchuldigungen wird das geben! rief die Herzogin.

So viel ich die Schriften habe durchfliegen können, erwiderte der Sohn, iſt außer unſerm vortrefflichen Paar, dem Herzoge und der Herzogin von Maine, der Prinz von Cellamare, der Herzog von Richelieu, der Marquis von Pompadour, der Graf Oydie, Herr von Magny, ein Abbé Brigaud und der Abbé Mesnil dabei betheiligt.

Der Prinz warf ſich erſchöpft auf einen Stuhl und ſeine Mutter lächelnd anſehend, rief er: Was ſagen Sie dazu, Mutter? Iſt es nun bequem der Verwalter für des Königs Schätze zu ſein? Kann man nicht manchesmal auf die Idee kommen, den ganzen Bettel gegen die Wand zu werfen? Doch Eins iſt mir hierbei lieb, ich mache mit einem Gewaltſtreiche dem Herumkriechen des Ungeziefers ein Ende! Alſo darum ſammelte die Frau Herzogin von Maine einen Hof um ſich in Sceaux von all den Dichtern und Philoſophen, damit es hieße, ſie iſt viel zu ſehr mit der Literatur beſchäftigt, um ſich in die Politik zu miſchen. Darum produzirte ſie den erbärmlichen Poeten, Herrn Lagrange Chancel, der im Geheimen gegen mich conſpirirte, deshalb ſah ſie den jungen Menſchen, den Herrn Arouet von Voltaire, und befeuerte ihn, ein Stück gegen mich zu ſchreiben, den Oedipus! Ich habe das alles mit meinem gewohnten Gleichmuth mit angeſehen, nicht ahnend, daß ſich die gnädige Dame alles Ernſtes damit beſchäftigte, mich zu entthronen.

Traue dieſen giftigen Schlangen doch niemals! rief die Herzogin. Dein Fehler iſt die äußerſte Sorgloſigkeit. Glaube mir, ich lege mich nie zu Bette, ohne daß ich für Dein Leben fürchte. Es iſt dies keine kindiſche Angſt! Du haſt zu viel Feinde, die alle auf Dein Verderben ſinnen.

Ich bin Fataliſt, Mama! rief der Regent. Soll ich untergehen, ſo rettet mich Niemand! Es ſcheint aber, daß ich nicht untergehen ſoll. Mein Hauptgeſchäft iſt jetzt, der Nation den König zu geben, geſund und ungefährdet, damit man ſieht: ſo handelt der Giftmiſcher. Wenn irgend etwas den zügelloſen Pariſer Pöbel demüthigen kann, ſo ſind es Thatſachen. Man würde mir nimmermehr glauben, wenn ich den Himmel herab ſchwören und betheuern wollte, daß ich unſchuldig bin, aber hier — der König — aus meinen Händen unverſehrt hervorgehend! Das ſpricht für mich. Geben Sie Acht, Mutter, dieſes eine Zeugniß zu meiner Unſchuld wäſcht mich im Augenblick von allen Sünden frei. Dieſe Verſchwörung, die ich zu

Bekämſt du eine Darſtellung vom Frühling, wenn man dir alle ſeine Schönheiten zergliederte? Ich ſage dir, daß ich liebte, daß mich der Ehrgeiz ſtachelte, daß ich tauſend Thorheiten beging — damit habe ich dir auch geſagt, daß ich jung war. Ich habe nicht erklärt, was der Frühling ſei, ich habe dir ſeine Blumen, wie ich ſie gerade gefunden, hingeſtellt. In dem ſpätern Drama wirſt du keines dieſer wehmüthigen Kinderſpiele des Herzens finden, da ſiehſt du das Leben, da unterhalten dich ſeine ewigen Widerſprüche und Irrungen: — hier in dieſen wenigen Blättern haſt du noch das Herz — dieſes ſechstauſend Jahr alte Mährchen der Liebe, nimm es und bewahre ſorglich die zarten Bluthenhüllen, in denen ſein Geheimniß wie eine Kinderthräne ruht. Der Mann, der Greis wird für dieſe zarte Schonung danken. Wenn du mich ſpäter kalt findeſt, ſo erinnere dich, daß ich einſt glühte.

Bei unſerer Ankunft erſchreckten mich zwei einen Gunſten auszubeuten verſtehen werde, und ann der geſunde, friſche Knabe, den ich der ation übergebe, ob Du ſollſt ſehen, mit welchem Glanze ich abtrete!

Wollte Gott! ſeufzte die Mutter. Wirſt Du ie Maine's verhaftet laſſen.

Der Befehl dazu iſt ſchon gegeben! entgegnete er Prinz. La Villarderie iſt beauftragt, ihn in Sceaux zu verhaften, und ich will ihn nach dem Schloſſe Deulens in der Picardie bringen laſſen. Frau von Maine fällt dem Herzog von Ancenis, Kapitän der Leibwachen zu, und das Schloß Dijon iſt für ſie beſtimmt.

Welch ein Schlag für Frau von Mainnon! triumphirte die Herzogin. So mußte es kommen. Mit ihrem Liebling ſtürzt ſie ſelbſt auf mmer in das Dunkel hinab.

Zwei Parlamentsräthe kamen, um den Herzog u ſprechen. Er nahm von ſeiner Mutter Abſchied und entfernte ſich mit ihnen.

Der Tod der Herzogin von Berry.

Wir haben bereits dem Leſer von den männlichen Angewohnheiten und Liebhabereien der Herzogin von Chartres erzählt, der jüngern Schweſter der Prinzeſſin von Berry. Sie war eben im Begriff, ſich im Reiterkoſtüm einer Anzahl Cavaliere und Damen anzuſchließen, die einen Ritt nach Meudon vorhatten, als ihr Vater in ihr Boudoir eintrat. Dieſer Beſuch war etwas Neues. Man hatte den Herzog wohl in den Gemächern des Fräulein von Valois, ihrer Schweſter, geſehen, noch nie aber bei ihr um dieſe Stunde. Die junge Herzogin war erſt halb angekleidet; nach den erſten freundlichen Bewillkommnungsworten übernahm der Herzog das Amt der Kammerfrau, die er wegſchickte. Er ordnete den Stoff des Reitkleides und ſagte einiges über die Garnitur von Spitzen, die ihr um den Hals lag. Die Herzogin ließ mit Erröthen ihren Vater gewähren, dann ſetzte er ſich, zog ſie auf ſeinen Schooß und raubte ihrem Buſen und ihren Wangen Küſſe. Meine theure Tochter! rief er, tröſte mich! Du ſiehſt, in welche unglückliche Lage mich der Eigenſinn Deiner Schweſter geſtürzt hat! — Meiner Schweſter? fragte die Herzogin naiv, welcher? — Kind! rief der Vater, Du weißt, daß ich von Deiner älteſten Schweſter ſpreche. O Himmel! welche Bekümmerniß treffen das Herz eines Vaters, der es redlich mit ſeiner Familie meint.

Die Herzogin lächelte.

Wie, Du zweifelſt, Aglaë? Du zweifelſt daran, daß ich es redlich mit Euch, mit Dir meine? Abſcheuliches Mädchen, weshalb zweifelſt Du? Siehe, ich könnte Dich für die Beleidigung, die Du mir anthuſt, verwunden. Da, hier haſt Du einen Strich auf Deinen Arm!

Aber, Vater! Sie verwunden mich, und ich ſoll heute den Arm blos tragen.

Trage ihn nicht blos! Trage ihn verhüllt, und wenn man Dich fragt, ſo antworte ſeufzend: Ach, das hat die Hand der Liebe gethan!

Das iſt närriſch! rief die junge Prinzeſſin lachend. Der ganze Hof weiß, daß ich keinen Liebhaber habe!

Das iſt wohl Dein Stolz, übermüthige Kleine!

Allerdings! Da ich ſehe, daß um mich her die Liebe ſo viel Unruhe und Schrecken verurſacht, bin ich zufrieden, nicht von ihr beläſtigt zu ſein.

Da haſt Du noch einen Strich! rief der Regent in nachgemachtem Zorne.

Halt, nun iſt's genug, Herr Herzog. Dergleichen verbitte ich mir.

Ich werde die Wunden, die ich ſchlage, ſelbſt wieder heilen! rief der Vater, und drückte einen Kuß auf die Wunde. Die Prinzeſſin ſprang von ſeinem Schooße auf.

Wohin? rief der Herzog. Dein Kleid iſt ja noch nicht angelegt. Er hielt ſie am Kleide zurück, und duldete es, daß ſie ſich umwandte und ihm mit der einen Hand in's Haar fuhr. Papa! Wenn Sie mit ihren Scherzen nicht aufhören, ſo werde ich mich über Sie beklagen.

Ueber mich? Ei ſieh doch! und bei wem?

Bei — bei —

Bei der Mutter?

Nein, bei der Herzogin von Berry! Ich ſchwöre es Ihnen zu, das thue ich.

Du biſt ein Kind! Iſt es Dir denn noch nie geſchehen, daß ein Mann Dich hübſch fand? Der junge Herzog von Richelieu? Ha! Frevelhafte Du? Nicht wahr, das iſt etwas für Dich, kleine Minerva.

Der junge Herzog giebt mir Unterricht im Reiten, und ich ihm welchen im Zubereiten von Feuerwerken! Das iſt alles! —

Der Herzog erwiderte nichts. Er hatte ſeine halbangekleidete Tochter wieder erfaßt; er hielt ſeinen Arm um ihre Taille geſchlungen und ſah ſie zärtlich an.

Was iſt der Grund Ihres Beſuches? fragte dieſe endlich.

Eine Wolke von Schwermuth glitt über die Stirn des Herzogs, und er erwiderte: Ich ſagte es Dir ſchon, Kind! Deine Schweſter, deine alberne, kranke, gereizte Schweſter. Ach, ſie iſt lange nicht mehr ſo reizend wie Du biſt. Ihr Buſen hat keine Härte, keine Feſtigkeit mehr, wie der Deine.

Und was hat ſie denn? fragte die Prinzeſſin von Neuem, indem es ihr gelang, ſich aus dem Arme ihres Vaters los zu machen. Nachdem der ärgerliche Auftritt, den ſie im Kloſter verurſachte, vorüber iſt.

Das heißt, ſeitdem ſie wieder hergeſtellt worden! rief der Vater. Sie hat ſich, um ſich der Gerichtsbarkeit des Luxemburg und des Pfarrers von St. Sulpice zu entziehen, nach La Muette bringen laſſen. Aber, liebes Kind, laß mir doch die Hand! Sieh, hier iſt ein kleiner, ſchwarzer Fleck, das kommt vom Pulver. Willſt Du es auch ſo machen wie Deine Schweſter, Fräulein von Valois, die, um den Verführer Richelieu zu retten, ſich dem hingab, der über ſein Schickſal zu gebieten hatte? Willſt Du? Dieſe Worte waren etwas ſchüchtern und mit leiſer Stimme geſagt.

Lieber Vater! war die Antwort der Prinzeſſin, die offenbar den Sinn der Frage nicht verſtanden hatte, der Herzog von Richelieu iſt mir völlig gleichgültig, ich werde um ihn mich nicht im mindeſten bemühen.

Gott ſei Dank! rief der Herzog. So biſt Du wenigſtens verſchont geblieben. Dieſer gefährliche Mann raubt mir alle meine Geliebten, alle meine Lieben! wollte ich ſagen. Er muß fort, oder ich habe keine ruhige Stunde mehr.

Iſt er die Urſache des neuen ärgerlichen Vorfalls mit meiner älteſten Schweſter? fragte die Prinzeſſin.

Nicht ſo gerade er! rief der Herzog. Obgleich die Herzogin von Berry auch eine Zeit hatte, wo ſie für ihn ſchwärmte. Jetzt iſt's der junge Brion, für den ſie Thorheiten begeht, den ſie um jeden Preis der Welt heirathen will. Ich bitte Dich, bedenke dieſe Narrheit! Ihn heirathen? blos um ſeiner friſchen Lippen wegen. Einen Menſchen, den Sie aus dem Staube zu ſich emporgezogen, der durch ſie Gardeoffizier, ſpäter Oberſter geworden, und der, trotz der Uniform, mit der Sie ihn behängt, immer noch der derbe Schweizerjunge geblieben iſt, der er war. Der ſie mit eiferſüchtigen Vorwürfen überhäuft, der nicht dulden will, daß ſie mich bei ſich ſieht! Gegen dieſes Ungeheuer führe ich Krieg, wie ich vor vier Wochen gegen den Pfarrer von St. Sulpice Krieg führte! Das gottloſe Weib, ſie bekümmert ſich nicht darum, daß ſie mich unſäglich beleidigt! Ungeſcheut führt ſie mich an der Naſe umher, und läßt mich alles thun und bewilligen, was ſie will.

Die Herzogin hörte dieſe Klagen über ihre herrſchſüchtige und ſtolze Schweſter mit einiger Befriedigung an. Sie empfand dabei, was es heiße, eine Uebermüthige gedemüthigt zu ſehen. Was ſagt Mama dazu? fragte ſie nach einer Pauſe.

Ihr darf ich nicht mit meinen Klagen kommen! rief der Vater. Sie haßt Deine Schweſter und wünſcht ſie vor aller Welt durch dieſe ſchamloſe Heirath compromittirt zu ſehen.

Und Großmama? fragte die Prinzeſſin weiter.

Sie hat mir den Rath gegeben, den Brion aus dem Fenſter zu werfen.

Und ich gebe Ihnen den Rath Papa! ihn zu ſeinem Regiment nach Spanien zu ſchicken. Alle Obriſten ſind ſchon dahin aufgebrochen; hat er irgend Ehre im Leibe, ſo wird er eilen, ſeinen Kameraden nachzuziehen.

Auch das habe ich bereits verſucht; aber Deine Schweſter wüthet. Sie ſchwört mir zu, mit allen gottesläſterlichen Flüchen, daß ſie ſich mir nie wider — Ach! ich weiß nicht wohin mich wenden! Alle dieſe ſchrecklichen Auftritte machen mich kalt gegen die arme Herzogin. Es iſt unrecht, aber es iſt ſo. Wenn ich ſchon ihre magern Arme ſehe, die ſie über den Kopf ringt, wenn ich dieſes nicht mehr ſchöne Geſicht betrachte, wie es ſich in die Falte des Zorns und der Leidenſchaft legt, und mir ſo gegenüber droht, dann bemerke ich daß ich außer ihr noch eine Tochter habe, die Mitleiden mit mir hat, und die durch die Ausſchweifungen noch nicht hingerichtet worden.

Mein theurer Vater! kommen Sie in Ihrem Schmerze nur zu mir! Es iſt meine Pflicht Sie zu tröſten. Sie dauern mich unbeſchreiblich.

Der Herzog zog ſie wieder auf ſeinen Schooß. Angebetetes Kind! rief er im Enthuſiasmus. Ich wußte es wohl, Du würdeſt mich tröſten! —

Die Herzogin ſprang von ſeinem Schooße unwillig auf. Sie ſagte nichts aber ihr Blick mit dem ſie ihren Vater anſah, hatte etwas von dem Schmerz und dem Zorn einer Getäuſchten, die ſich verfolgt ſieht. Ich muß jetzt fort! rief ſie in einem ernſten Tone. Geben Sie mir Ihren Arm, Vater, begleiten Sie mich die Treppe hinab.

Der Herzog gab ihr gehorſam den Arm. Als ſie das Vorgemach erreichten, das voller Leute war, richtete ſich der Herzog wieder auf, nahm ſeine fürſtliche Haltung an, und mit lächelnder Miene die Hand ſeiner Tochter in die des Obermarſchalls gebend, der gekommen war um die Prinzeſſin zum Pferde zu geleiten.

Mit einem gnädigen Lächeln grüßte der Herzog die Tochter, die ſich ehrerbietig vor ihm verneigte ehe ſie das Pferd beſtieg. Die ganze Geſellſchaft, Herren und Damen beurlaubten ſich von dem Fürſten, der auf der Treppe ſtehen blieb, bis der blaue Federbuſch ſeiner Tochter um die Straßenecke bog.

Gebeugten Herzens und voll niedergeſchlagener Hoffnungen begab er ſich zu der andern Schweſter, die ihn in la Muette erwartete. Er kam leiſe, da er fürchtete, daß die Kranke ſchlafe, und ſetzte ſich an das Bett. Aber die großen offenen Augen ſahen ihn ſtrafend und zürnend an.

Du ſchläfſt nicht! Du ſollſt ſchlafen, mein Kind.

Wann werde ich Brion's Gemahlin? fragte ſie.

Wenn Du wieder geſund ſein wirſt; tönte die Antwort.

Sie ſind geſtern nicht bei mir geweſen? Weshalb? iſt der Weg vom Palais royal bis zu la Muette ſo weit?

Liebes Kind, Du weißt, daß eine Menge Geſchäfte mich gerade jetzt aufhalten.

Die Herzogin brach in Thränen aus, die ſo heftig waren, daß ſie ſich in ihrem Bett zuſammenkrümmte und ihre gefährlichen Fieberanfälle ſich erneuten.

Der Herzog ſah mit einem gleichgültigen Blick vor ſich hin.

Sie lieben mich nicht mehr, Papa? ſchluchzte die Kranke. Ich weiß, wen Sie lieben; aber ich werde dieſe Begünſtigte mit Dolch und Gift verbetrübende Ereigniſſe. Das erſte beſtand in einem heftigen Krankheitsanfall meines Vaters, wo zwar die Gefahr vorübergegangen, aber eine bedenkliche Schwäche geblieben war, das zweite war der Tod meines treuen Erziehers, des alten Vater Bernhard. Wie die Patriarchen der alten Zeit war er auf offenem Felde bei'm Anblick der Erndte, während um ihn her die Schnitter ihre Garben banden, entſchlummert, plötzlich von der Hand des Todes berührt. Ich knieete auf ſeinem Grabe und weihete ihm die dankerfüllte Thräne des Sohnes. Bertrada war kalt, ſtreng und verſchloſſen gegen mich. Ihr Aeußeres war verändert; ſie zeigte ſich in lange ſchwarze Gewänder gehüllt, ihr Antlitz bleich, ſie ſprach wenig und ihre Worte trugen das Gepräge einer finſtern aſcetiſchen Schwärmerei. Sie floh mich und ich fühlte keinen Antrieb, ſie aufzuſuchen. Ein anderes reizenderes Bild füllte mein Inneres.

Des Vaters und mein Beſtreben ging jetzt folgen. Der unterſte Schooß der Hölle ſoll die Verrätherin aufnehmen, und ſollte ſie mir auch noch ſo nahe ſtehen! O, ich kann entſetzlich ſein. Alle Qualen der Verdammten habe ich in meiner Hand, und ich werde ſie öffnen über Sie, mein Vater, und über jene Schändliche. Ich weiß, daß ich ſterben muß, o ſo werde ich mit einem Fluche über Ihr Haupt dahingehn! Verführer! der Sie ſind! Abſcheulicher, elender Henkersknecht der Hölle! Mein ſchuldloſes, reines Blut komme über Dich! Jämmerlicher! Ruchloſer!

Schade, daß Brion Dich nicht hört, arme Kranke.

O nichts von ihm! Sein und Dein Name durfen nicht zuſammen genannt werden. Er iſt ein armer Junge, den ich verführt habe, mit der Kunſtfertigkeit die ich von Dir gelernt! Es iſt troſtlos, daß er die verbotenen Früchte pflücken ſoll, wo er herrſchen und regieren könnte. Und er ſoll es! Er ſoll mein Mann werden. Ich werde vor den Richter treten und ihm zurufen: Sieh hier, ich Sünderin habe Dir dieſe reine Seele erhalten, indem ich mich ihr zu Füßen warf, und ſein Weib wurde.

Bedenke! rief der Vater, Du, früher die Stolze, die Uebermüthige, die Herrſchende genannt! Von dem Volke für die Königin der Prinzeſſinnen gehalten! Du willſt Dich erniedrigen, eines einfachen Offiziers Frau zu werden!

Ich will es! Und Sie, mein Vater, ſollen mir dazu verhelfen! —

Der Herzog blickte ſich um ob Niemand hinter der Thür lauſchte, und als er ſich überzeugt hatte, daß er und ſeine unglückliche Tochter allein waren, rief er: Du ſollſt Alles von mir erhalten, wenn Du erſt geſund ſein wirſt. Jetzt, Ruhe! Ich höre eben meine Mutter kommen! Bezwinge Dich! Laß ſie nichts von dem merken was in Deiner Seele vorgeht. Sie wird nicht lange bleiben.

Um Gottes und der Heiligen willen! Jetzt nicht! Ich kann ſie jetzt nicht ſehn! rief die Prinzeſſin, indem ſie ihre Hände vor das Geſicht preßte.

Bezwinge Dich! rief der Vater leiſe aber mit feſter Stimme.

Führe ſie fort! Ich kann ſie jetzt nicht ſehen! ſchluchzte die Kranke.

Auf der Schwelle der Thür ſtand die Herzogin.

Der Prinz war ihr entgegen geeilt, küßte ihre Hand, und führte ſie zum Bette der Tochter. Ich habe gehört, ſagte die Herzogin, Deine Tochter iſt beſonders unwohl und ich hielt es für meine

Pflicht zu kommen um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Die Herzogin ſtand vor dem Bette, in welchem die Prinzeſſin lag, zuſammengekrümmt und gegen die Wand gekehrt. Der Herzog faßte ſie leiſe an beiden Schultern und wendete ſie mit dem Geſicht zur Herzogin. Kaum traf einer der durchdringenden Blicke der Dame das Antlitz der Leidenden, als auch plötzlich alle Energie in ihr wach wurde. Sie that als ſähe ſie jetzt erſt die Herzogin, faßte ſchmeichelnd nach ihrer Hand, drückte einen Kuß darauf und ſagte dann in einem unterwürfigen Tone: Eure Hoheit ſind allzugütig an dem Bette einer Todtkranken ſich einzufinden.

Meine Pflicht! entgegnete die Fürſtin mit kalter Stimme und unbeweglichem Antlitz. Sie ſetzte ſich nieder, und ihre Blicke blieben unverwandt auf dem Antlitz der Kranken haften. Der Herzog ſah, wie ſeine Tochter unter dieſem eiſigen, vernichtenden Blicke litt.

Eine lange Pauſe herrſchte in der Niemand ſprach.

Das Uebel ſitzt Ihnen wieder in den Füßen? hub die Herzogin an. Zeigen Sie ſie mir! —

Der Herzog hob die Umhüllung von den Füßen der Kranken, ſie zeigten ſich hoch geſchwollen, und mit einer faſt durchſichtigen Haut bekleidet, die da zeigte welche Fortſchritte die Waſſerſucht gemacht. Die Herzogin zuckte die Achſeln, die Füße wurden wieder bedeckt.

Sie empfinden Schmerzen?

Die entſetzlichſten von der Welt! rief die Kranke mit faſt weinender Stimme.

Hat Ihre Tochter gebeichtet? fragte die Herzogin leiſe den Vater.

Die Kranke richtete ſich auf, ſah die Herzogin ſtarr an und erwiderte auf ihre Frage: Sie hat ſo eben gebeichtet.

Ich bin keinem Prieſter begegnet, rief die Herzogin.

Dort ſteht er! rief die Prinzeſſin, auf ihren Vater zeigend, der in einiger Entfernung vom Bett ſich hingeſtellt hatte. Er weiß um meine Sünden! Bin ich verloren, iſt er es auch! Dieſe Worte wurden mit einem ſchreckenerregenden Ausdruck geſprochen.

Die Herzogin ſah ihren Sohn an.

Sie phantaſirt ſeit heute Morgen, ſagte der Regent, indem er die Hand auf das fiebernde Haupt der Tochter legte. Nur Ruhe! Ruhe allein iſt nöthig.

Laſſen Sie den Aderlaß widerholen! bemerkte die Herzogin, ſich erhebend. Iſt irgend Rettung möglich, iſt's durch Aderlaß. Sie machte der Kranken eine Verbeugung und an der Hand des Sohnes ſchritt ſie aus dem Zimmer. Als ſie fort war weinte oder ſchrie vielmehr die Prinzeſſin vor Schmerz und Kummer. Wo iſt Brion! Ich will von ihm Abſchied nehmen.

Er iſt nicht hier, antwortete der Vater. Er iſt nach Spanien abgereiſet. Ich habe ihm verboten ſich vor Dir ſehen zu laſſen!

Ha Du! ſchrie die Prinzeſſin — mordeſt Dein Kind, nachdem Du es der Hölle geopfert! Zittre vor mir, wenn ich Dich vor dem Richterſtuhle Gottes wiederfinde!

Der Prieſter mit dem Sterbeſakramente traf ein. Der Herzog winkte ihn näher.

Nur her damit! rief die Sterbende. Oeffnet die Thüren. Alle Welt ſoll mich ſterben ſehen, und ſoll bekennen, daß ich eine reumüthige Chriſtin bin.

Du wirſt Dich wieder erholen! flüſterte der Vater. Schon zweimal haſt Du das Abendmahl genommen und biſt wieder geneſen.

Die Thüren waren geöffnet. Frau von Mouchy, die Kammerfrau, trat herein. Für Dich hab ich dieſes Geſchenk! rief die Sterbende, ein kleines

Käſtchen mit koſtbaren Ringen ihr hinreichend. Jetzt empfing ſie das heilige Abendmahl, indem Alle die im Vorzimmer waren, ſich aufs Knie niederließen. Es war als wenn eine Königin communizirte. Die Herzogin von Orleans hatte ſich eingefunden, und befand ſich unter den übrigen Hofleuten. Der Herzog ſtand am Bette, und wagte nicht die Sterbende zu verlaſſen; erſt als die Lähmung eingetreten war, und die Sprache die Kranke verlaſſen hatte, ließ er ſich vom Herzog von St. Simon ins Nebenkabinet leiten, wo er mehrere Minuten lang in einem ſtummen Schmerze verharrte. Als er das Sterbehaus verlaſſen wollte kehrte er noch einmal an das Bett der Todten zurück. Er ſah ſie liegen, ſtumm, bleich, regungslos und über ihren Körper gebeugt, vergoß er ſchmerzliche Thränen. Als er fort war übernahm der Herzog von St. Simon die Anordnungen der Trauerfeierlichkeit.

Die Umſtände bei der Leichenöffnung blieben geheim.

Brion erhielt den Befehl nicht wieder nach Paris zu kommen. Der arme Brion war untröſtlich. Er hatte wirklich die Herzogin geliebt; es war ihm ein heiliger Ernſt damit geweſen ſie zu bekehren, er hatte nicht darauf gerechnet, öffentlich als ihr Gemahl zu gelten, nur wollte er, daß das heilige Sakrament ſeinen Bund mit ihr heimlich einſegne, dann gedachte er, wenn er die Herzogin glücklich und beruhigt ſah, zurück in ſeine Berge zu gehen. Er ging auch jetzt dahin, aber gebrochenen Herzens. Es war ein ſchöner, aber unglücklich ſich endender Traum für den armen Jungen. Paris ſah er nie wieder.

Nicht lange nach dem Tode der Herzogin von Berry trat ihre Schweſter, die Herzogin von Chartres in das Kloſter der barmherzigen Schweſtern zu Chelles. Ein Jahr nach ihrem Eintritt ließ ſie ſich zur Aebtiſſin des Kloſters wählen. Niemand begriff den Entſchluß des jungen Mädchens ſich in die Mauern eines Kloſters zurückzuziehen. Das ſchreckliche Ende der Herzogin von Berry hatte dies bewirkt.

Die Actien des Miſſiſſipi.

Von Law und ſeinem betrügeriſchen Syſtem wollen wir nur wenig ſagen, da es eigentlich nicht hierher gehört.

Um der Finanznoth zu ſteuern und baares Geld in die erſchöpften Kaſſen zu leiten, war bald nach dem Tode des Königs das Edikt gegen die Steuerpächter erſchienen, die ſich durch Unterſchleiſe bereichert hatten. Dieſes Edikt war vom Volke mit Jubel empfangen worden, zeigte ſich aber doch nicht ſo wirkſam als man gehofft hatte. Eine große Anzahl dieſer vollgeſogenen Schelme wurden verhaftet und ihnen das Gold wieder entzogen, das ſie eingeſchlürft; eine nicht geringe Zahl fand aber in dem betrügeriſchen Adel, der ſich bereichern wollte, Schutz und Unterſtützung, ſo daß ihr Fall und Sturz nur ein eingebildeter war, und ſie mit einer geringen Summe, die ſie von ihrem unerlaubten Gewinne abließen, frei kamen. Alsdann fand eine Umprägung des Geldes ſtatt. Es wurde feſtgeſetzt, daß vom Januar des Jahres 1716 die Louisd'or zwanzig Livres, ſtatt vierzehn, und die Thaler fünf Livres, ſtatt drei und einen halben, gelten ſollten, dadurch gewann man eine Summe von zwei und ſiebzig Millionen. Das Edikt gegen die Steuerpächter brachte hundert und ſechzig Millionen ein, da es, wenn die Berechnungen hätten geltend gemacht werden können, drei hundert ſieben und vierzig Millionen Livres eingebracht.

Jetzt kam Law. Er war ein Engländer von Geburt, hatte ſich ſchon unter dem vorigen Könige in Frankreich gezeigt, wo er eine Pharobank errichtete, den Leuten das Geld abgewann, dann, von der Polizei verfolgt, ſich aus Frankreich nach Genf, Genua, Venedig, zuletzt nach Savoyen begab, wo er dem Herzoge ein Finanzſyſtem vorlegte, das man jedoch abwies, weil man nicht das Geld hatte, es auszuführen. Von dort kam er wieder nach Frankreich, und der Regent nahm ihn und ſein Syſtem auf. Dieſes Syſtem hatte zwei Abtheilungen: die Feſtſetzung einer Discontobank und die Bildung einer Handelsgeſellſchaft, die Länder ausbeuten ſollte, die anerkannt ſehr reich waren. Unter dieſe Landſtrecken gehörte auch der Handel des Miſſiſſippi, und dieſer Handel wurde unter der Firma „Weſtindiſche Compagnie“ geführt. Law wurde Director dieſer Compagnie. Jetzt fingen die Operationen an, die Frankreich an den Rand des Verderbens führen ſollten. Das geprägte Gold und Silber verſchwand; anſtatt deſſen kamen eine Unzahl Bankbillets zum Vorſchein, von denen jeder ſich welche verſchaffte, weil ſie, dem Edikte des Parlaments zu Folge, unermeßlichen Gewinn verſprachen. Es wurde verboten, mehr als für fünfhundert Thaler baares Geld im Hauſe zu haben. Alles ſchwamm der Bank zu; Paris und die Provinzen verarmten noch mehr, als ſie es ſchon waren, indem ſie ſich bereichert wähnten. Um die Menge zu täuſchen, wurden große Schenkungen gemacht, Alles in Papieren; der Regent, der es verabſcheute, ſich zu bereichern, gab ſeinen Gewinn an die öffentlichen Anſtalten. Das Haus des Director Herrn Law in der Straße Quincampoix wurde belagert. Allein vom Januar bis zum April hatte Law, dem königlichen Edikte folgend, für zwei und ſiebenzig Millionen Billete ausgegeben. Der Andrang war ungeheuer; ſelbſt aus England, ſogar aus Amerika dahin, unſern Gäſten den Aufenthalt auf dem Schloſſe ſo angenehm als möglich zu machen. Aus ſeinem Armſeſſel hervor gab mir mein Vater die Befehle und ich führte ſie aus; oft etwas verändert und verbeſſert, denn die Galanterie und feinere Hoſpitalität des ſiebzehnten Jahrhunderts war nicht die des achtzehnten. Ein alter Ceremonienmeiſter, der eine redlich verdiente Penſion bei uns verzehrte, ſchlug eine Menge alterthümlicher Beluſtigungen vor, wie ſie zur Jugend meines Vaters am Hofe des genußſüchtigen Pfalzgrafen Sitte waren. Mehrere befreundete Familien aus Naumburg und der Umgegend wurden mit Förmlichkeit geladen, und da ſie zahlreich erſchienen, tönten die alten, lange verödeten Hallen meines Vaterhauſes von einem frohen Lärm bunter Schaaren wieder. Maria und Polyxena waren die Königinnen dieſer Feſte. Ich ſuchte unermüdlich die glänzenden Muſter, die ich noch vor wenigen Wochen am Hofe zu Warſchau vor kamen Leute, die das Actienſpiel mitſpielen wollten. Law, ſeinem eignen Syſtem, oder deſſen Erfolgen, die nunmehr nicht mehr in ſeiner Hand lagen, ſondern wie ein losgelaſſener Sturm weiter fortwütheten, mißtrauend, ſetzte ſeine Gewinne in Güterkauf um. Er kaufte dem Grafen von Evreux für eine Million achtmalhunderttauſend Livres die Grafſchaft Troncarville in der Normandie ab, dem Prinzen von Carignan das Hotel von Soiſſons für eine Million viermalhunderttauſend Livres, dem Herzoge von Savoyen ſein Marquiſat von Rosny für eine Million ſiebenmalhunderttauſend Livres, und ſo mehreren Anderen. Indeſſen dauerte dieſes betrügeriſche Spiel nicht lange; es nahete ſeinem Sturze. Die bis zu fünfhundert Livres ausgegebenen Actien des Miſſiſſippi waren bis auf vierzehn und funfzehnhundert Livres geſtiegen; man ſah ein, daß ein weiteres Steigen unmöglich war. Die Anzahl der Billete überſtieg zu zwei Drittheilen alles Gold und Silbergeld. Ein Edikt erſchien, das eine Herabſetzung der Bankbillete und der Actien anbefahl. Jetzt war das Zeichen gegeben: die Actien waren in Mißcredit. Der eingebildete Werth des Papieres war durch das Steigen der Actien bis auf ſechs Milliarden geſtiegen, die wirkliche Summe bei der Ausgabe war zwei Milliarden, ſechshundert Millionen geweſen. Das gab durch ganz Frankreich einen unermeßlichen Verluſt.

Die Volkswuth richtete ſich gegen Law. Man zerſtörte ſein Hotel, er konnte ſich nirgends ſehen laſſen. Das Gedränge in der Straße Quincampoix war ſo groß, daß erſtickte Perſonen hinweggetragen und ihre Leichen in dem Hofe des Palais Royal, wo der Regent wohnte, niedergelegt wurden. Man fürchtete einen Aufruhr in Paris. Der Regent lachte über dieſe Gefahren. Mit dem ſichern Selbſtbewußtſein, das man an ihm kannte, wo es galt, perſönlich einer Gefahr entgegen zu gehen, und das ihn keine Minute ſeines Lebens verließ, zeigte er ſich überall öffentlich und traf Maßregeln, die Noth des Volkes, wenigſtens ſo viel als möglich, zu hemmen. Nicht ſo ruhig war ſeine Mutter. Sie hatte an dieſem furchtbaren Tage, wo der Sturm aus allen Ecken herblies, ihre Wohnung nicht verlaſſen. Sie ſaß zitternd bei einigen anonymen Briefen, die ſie erhalten hatte, und fürchtete für das Leben ihres Sohnes. Man hatte ihr geſchrieben, daß ſechshundert Flaſchen vergifteten Weines für den Regenten bereit ſtänden, daß man mit Pulver gegen ihn einſchreite, daß man mit Dolchen ihn verfolgen wolle. Alle dieſe ſchändlichen Drohungen, ſo wie ſie Gegenſtände des Spottes des Herzogs waren, galten der bewegten und erſchütterten Mutter für eben ſo viele wirkliche bereits in Thätigkeit geſetzte Mordverſuche.

Die Herzogin von Chatauthierre, ihre geprüfte und liebe Freundin, befand ſich neben der geängſtigten Mutter.

Man brachte ganze Züge zuſammengepreßter und in Banden geſchloſſener Aufwiegler durch die Gaſſen. Es tönte fortwährend ein wahrer Höllenlärm und ein brüllendes Geſchrei des Pöbels nach Geld und Brod hinauf. —

Nach dem Palais Royal! rief eine Stimme, zu ihm, er muß Brod ſchaffen! Er hat dieſen Spitzbuben von Law in's Land gebracht.

Die Herzogin lehnte weit aus dem Fenſter; ſie wollte dem Manne erwidern, daß er ſich irre, daß Herr Law ohne Zuthun des Regenten gekommen ſei. Zum Glück wurde ſie nicht bemerkt. Man vermuthete ſie nicht in dem untern Stock, wohin ſie ſich auch nur geflüchtet hatte, man wußte, daß ſie die oberen Zimmer bewohnte. Aber keine Drohung erſcholl, die Züge gingen ruhig an dem Palaſt der Herzogin vorüber.

Sie ging leidenſchaftlich im Zimmer auf und ab.

Der verwünſchte Law! daß er dies Unglück über uns bringt! rief ſie. Ich habe immer geſagt, er iſt ein Schwindler, die Miſſiſſipi-Papiere taugen nichts. Wir ſtürzen das Land ins Unglück! Jetzt iſt es da. Niemand hat weder Heller noch Pfennig, aber, mit Verlaub zu ſagen, auf gut Pfälziſch, A—wiſche von Papier genug!

Die Freundin blickte hinaus; der große Anlauf hatte ſich verzogen, die Straße war ruhig geworden.

Jetzt gehen die Strauchdiebe zu meinem Sohn! Gott! Was wird, was kann er ihnen anbieten!

Vor einer halben Stunde, rief die Vertraute, kam eine Maſſe von dort her. Man hat ihn geſehen, wie er ſich mit zwei Parlaments-Präſidenten becomplimentirte.

Gott ſei Dank! Möchte er ſich nur mit ihnen verſtändigen. Dann hört doch die Feindſchaft mit dem Parlamente auf. Er hat zu viel Feinde, mein armer Sohn! Und das Uebelſte iſt, daß nichts ihn kümmert, daß er immer nur lacht, wo einem Andern die Haut ſchaudern würde. Er weiß nicht, was es heißt, Furcht haben. Und mit ſeinen Feinden, ſo bald ſie nur Miene machen ihr Unrecht einzuſehen, iſt er gleich wieder verſöhnt. Den Richelieu hat er aus dem Gefängniß erlöſt und ihn umarmt. Das iſt ein ſo boshafter Vogel, wie es nur einen giebt. Was ſehen Sie da, liebe Victoire?

Eine Prozeſſion der jungen Damen von St. Cyr zieht vorüber, entgegnete die Herzogin. Es iſt noch immer eine der gottesdienſtlichen Handlungen, die die Maintenon bei ihrem Tode anbefohlen.

Und die ſie keinen Schritt weiter zum Himmel bringen werden! rief die Herzogin. Daß die alte Zott jetzt erſt verreckt iſt und nicht zwanzig Jahre früher, wird Frankreich einſt zu beklagen haben. Hat es jemals eine boshafte Creatur gegeben, ſo war ſie es. Nur thut es mir leid, daß mein Sohn ihr nicht den Vergiftungsprozeß gemacht hat, den ſie über meinen Sohn verhängen wollte. Sie und ihr alter Kamerad, der Heuchler und alte Pudel Fagon, ſie haben Beide gut zuſammengehalten. Das muß wahr ſein! Kein treueres Pärchen konnte es geben. Auch Chirac, der meiner armen Nichte, der Herzogin von Berry das Gift gegeben, gehörte zu der Genoſſenſchaft.

Ich kann es nicht glauben! rief Victoire, die Herzogin hatte zu übel gelebt.

Dennoch weiß ichs zu genau. Mein Sohn wollte einen andern Arzt nehmen, der durch ſeine Wunderkuren ſich Ruf gemacht hatte; kaum erfuhr das Chirac, als er der Prinzeſſin ein Tränkchen von ſeiner Kochkunſt einflößte, das das Medicament des andern Doctors zu nichte machte. Teufliſch lachend wünſchte er ihr darauf eine gute Reiſe. Ich ſage Dir, Victoire, die Doctoren ſind ein ſataniſches Geſindel: entweder es ſind Dummköpfe, dann taugen ſie zu nichts, oder es ſind Schelme, dann morden ſie wiſſent- und willentlich.

Ha! rief die Herzogin, da kommt wieder ein heller Haufen, ſie bringen einen Todten mit ſich. Es iſt eine Frau, die Kleider ſind ihr halb vom Körper geriſſen.

Ich weiß nicht, welch ein Teufel die Pariſerinnen regiert! rief Charlotte. Was ſie nur bei ſolchen Gelegenheiten wollen. Ich bliebe zu Hauſe! Aber ſie müſſen überall dabei ſein. So ein altes ſchwaches Weibſen wird dann hin und her getreten, ihr Kleid ihr vom Leibe geriſſen, und zuletzt wird ſie zu Tode gedrückt. Keine Gewalt der Erde brächte mich in ſolch einen Auflauf.

Früher, als das Einkaufen der Billete noch Mode war, bemerkte die Freundin, gab es die wunderlichſten Scenen. Law war nirgends zu ſprechen, weil man ihn zu arg überlief. Nun rannten ſie überall hin, wo ſie ihn zu finden hofften. Zwei vornehme Frauen fanden ihn in ſeinem Hofe, wie er eben ein Geſchäft abnehmen wollte. Meine Damen! rief er ihnen zu, ich kann Niemand ſprechen, ich muß eben mein Waſſer abſchlagen. Gut! riefen die Damen, piſſen Sie und hören Sie uns zugleich an. Eine andere Dame befahl ihrem Kutſcher, vor der Hausthür des Herrn Directors umzuwerfen. Es geſchah, er kam zu Hülfe, und ſogleich klammerte ſich die Dame an ſeinen Rock, um ihn mit ihrem Geſuche zu behelligen.

Mich hat er nie bei ſich geſehen! bemerkte die Herzogin. Es gab eine Zeit, wo ich nicht einmal das Wort Miſſiſſippi hören konnte, ſo verhaßt war mir der ganze Schwindel geworden.

Die Räthin Rathmannshauſen kam herein und meldete der Herzogin, eine junge Dame, Frau von Tenzin, ſei draußen, und verlange hereinzukommen. Sie iſt von dem Volkshaufen gedrängt worden und flüchtet hierher. Sie hat die Frau Herzogin am Fenſter geſehen, und glaubt, es ſei die Kammerfrau Ew. königlichen Hoheit.

Laß ſie nur herein! rief Charlotte.

Die Thür öffnete ſich und Frau von Tenzin ſchwebte hinein. Sie war modiſch geputzt, in einem eleganten Kleide, den Rock hoch aufgehoben, weil ſie von der Straße kam und ſich zu beſchmutzen gefürchtet hatte. Die Herzogin ſaß im Schatten des Vorhangs am Fenſter, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. Frau von Tenzin, die die Eine nicht ſehen konnte und die Andere nicht kannte, begrüßte ſie leichthin, als zum dienenden Perſonal der Herzogin gehörig.

Guten Tag, meine Damen; Sie erlauben, daß ich hier etwas unter trete. Das Gedränge iſt zu arg; man riskirt ſo übel behandelt zu werden, daß man ſich nirgends mehr ſehen laſſen kann.

Die Herzogin von Chatauthierre nickte mit dem Kopfe und ſchob der Dame einen Stuhl hin. Die Rathmannshauſen begab ſich zur Herzogin und Beide ſprachen mit einander.

Mit Erlaubniß! rief die Neuangekommene, meine Friſur hat gelitten; ich will ſie etwas in Ordnung bringen. Sie ſtellte ſich vor den Spiegel und ordnete ihre Locken.

Die Herzogin neigte ihr Haupt bei den Bemerkungen, die ihr die Räthin zuflüſterte, und begann nun, die Frau zu muſtern. Dieſe ſagte: Sie ſitzen hier ganz ruhig, meine Damen! Ich glaubs wohl, wenn man alt iſt wie ſie, ſo hat man kein rechtes Intereſſe mehr für die Dinge außer Einem. Ihre Gebieterin dort über uns wird anders ſprechen: Sie wird für das Leben ihres Sohnes zittern.

Sie glauben alſo, daß er in Gefahr iſt? fragte Frau von Chatauthierre.

Ob ich es glaube? Ich, die ich ſeine Geliebte bin, muß es wohl wiſſen. Er zittert wie ein Blatt im Winde. Es iſt auch keine Kleinigkeit: Paris im Aufruhr, und er der erſte Machthaber!

Sie ſind die Geliebte des Regenten? fragte die Frau von Chateauthierre.

Ich bin ſo glücklich, erwiderte die junge, hübſche und frohe Dame. Ich kam mit dieſer Abſicht nach Paris, und ich habe meine Abſicht erreicht.

Die Herzogin von Orleans erhob ſich von ihrem Platz. Sie ſchritt geradeswegs auf Frau von Tenzin zu, die ſie dadurch zwang, von ihrem Stuhl ſich zu erheben, indem ſie ausrief: Mein Himmel, wenn mir recht iſt, ſo ſehe ich Ihro königliche Hoheit vor mir.

Die ſehen Sie! rief die Herzogin, und zwar zur unglücklichen Stunde. Sie wagen es, Madame, meinen Sohn einen Feigling zu nennen, während Sie zugleich bekennen, daß Sie ſeine Geliebte ſind. Sie ſollten ſich ſolcher Aeußerungen ſchämen. Ich kenne ſie und weiß, was mein Sohn ihnen geantwortet hat. Ich liebe ſehr die

Huren, ſagte er, aber ich liebe nicht, mit ihnen von Politik zu ſprechen. So waren Sie von ihm abgefertigt und ſind jetzt des Herrn Dubois Beiſchläferin. O pfui! ſchöne Dame, ſo zu lugen! Wie Sie im Kloſter Montfleury in Grenoble waren, wohin Ihre Eltern ſie thaten, lebten Sie mit Ihrem Beichtvater in unkeuſchem Verhältniß. Durch ſeine Hülfe dem Kloſter entflohen, lebten Sie in Paris mit Ihrem Herrn Bruder, dem Abbé Tenzin in einem ſchmutzigen Liebeshandel, und da das Alles nicht Schande genug über ihr Haupt brachte, kamen Sie hieher und gingen mit frechen Künſten meinen Sohn an, der Sie auf zwei Nächte zu ſich nahm und Sie jetzt ſeinem Diener überläßt. Gehen Sie, verlaſſen Sie dieſes Haus, das Sie durch Ihre Gegenwart entweihen.

Mit dieſen Worten hob ſich die Hand der Sprechenden und zeigte zur Thüre. Frau von Tenzin gehorchte, ohne auch nur ein Wort zu erwidern.

Hab ich doch Einer dieſer Beſtien die Wahrheit geſagt, die an meines Sohnes Geſundheit und Ruf zehren! Die kam mir gerade recht! Es war, als wenn ſie ſelbſt zur Richtſtätte liefe.

Dieſe Frau von Tenzin war die Mutter des berühmten d'Alembert, den ſie außerehelich gebar.

Augen gehabt, ſo weit es die Mittel auf einem einſamen Ritterſchloſſe erlaubten, nachzuahmen, und Polyxena, über dieſe Bemühungen ſcherzend, pflegte mich den kleinen König Auguſt zu nennen.

Dieſer Tumult in einer ſonſt ſo ruhigen Gegend, der Ruf von Schönheit und hohem Rang der beiden Dresdener Damen, die Feſte, die ihnen zu Ehren gegeben wurden, brachten mancherlei Gerüchte in Umlauf. Es ſchien allen dieſen tiefſinnigen Beobachtern ausgemachte Sache, daß ich eine von den Schönen als die meinige heimführen wolle, nur wußte man nicht, und konnte auch aus meinem Benehmen nicht errathen, welche von beiden es ſein werde. Die bald jedoch ernſtlicher werdende Krankheit meines Vaters verſcheuchte dieſe Schaaren, und wir blieben allein.

Der Frühling war in einem ſo herrlichen Glanze erwacht, wie ich nie früher und ſpäter mich beſinne ihn geſehn zu haben. Wir waren herzlich erfreut über die uns geſchenkte Einſam-

Die Krankheit des Königs.

Herr Dubois verſtand es ſeine Beförderung bis auf den ihm erreichbaren Punkt zu treiben. Er wünſchte, Erzbiſchof zu werden, er wollte Cardinal, er wollte endlich auch Papſt werden. Das Letztere wurde er jedoch nicht.

Der Bruder der obigen Dame, mit dem ſie, dem Gerücht zufolge, in einem ärgerlichen Verhältniſſe lebte, der Biſchof Tenzin war nach Rom gegangen, um zu ſeinen Gunſten zu wirken. Dubois war, wie wir nachzuholen haben, Staatsſecretair geworden, durch den Tod des Erzbiſchofs von Cambray, des Cardinals de la Tremouille, war der erzbiſchöfliche Sitz frei geworden. Dubois bewarb ſich darum und ließ ſich durch König Georg dem Regenten zum Erzbiſchof von Cambray vorſchlagen. Der Regent, dem Alles daran lag, ſich dem Könige gefällig zu bezeigen, nahm die Empfehlung an und beſtätigte das Geſuch ſeines Staatsſecretairs, der hiermit Erzbiſchof von Cambray wurde. Bevor ſeine Weihe durch den Großalmoſenier, Herrn von Treſſan vollzogen wurde, gab es noch eine Schwierigkeit zu überwinden, Dubois war nämlich verheirathet. Es fanden ſich geſchäftige Schmeichler, die die Documente dieſer Heirath, ſowie die Frau ſelbſt bei Seite ſchafften. Durch ein ziemlich hohes Jahrgehalt wurde die Letztere zum Schweigen gebracht. Nachdem Herr Dubois die Weihen empfangen und die Salbung erhalten hatte, ging er ſeinen Weg weiter. Inzwiſchen ſtarb Clemens XI., der zwanzig Jahre Papſt geweſen, und der Wunſch, den Prinzen Conti zum Oberhaupte der Chriſtenheit erwählt zu ſehen, bewegte die franzöſiſche Geiſtlichkeit. Tenzin und der Jeſuit Lafitteau unterhandelten für Dubois in Rom, der Cardinal von Rohan reiſte aus Paris ab, um Conti zum Papſt und Hrn. Dubois zum Cardinal vorzuſchlagen. Was Niemand vorausgeſehen, gelang, zum allgemeinen ärgerlichen Staunen wurde Dubois Cardinal, nachdem Conti Papſt geworden. Paſſerini, der Beichtvater des neuen Papſtes, überbrachte ihm den Hut, den der König ihm überreichte.

Als dieſe Feierlichkeit beendet war, brachte ihn der Regent zu ſeiner Mutter, indem er ihm empfahl, hübſch demüthig aufzutreten. Doch dieſe Weiſung war unnöthig. Man kannte keinen Menſchen, der überraſchter war von der Würde, die ihm ſo plötzlich geworden, als dieſer Cardinal, der da kam, um bei Madame das Tabouret einzunehmen. Die Herzogin war nicht wenig neugierig, ihn zu ſehen. Sie hatte ſich gefaßt gemacht, ſeinen Stolz zu demüthigen, aber ſie entdeckte keinen. Er war der Beſcheidenſte der Beſcheidenen; er ſprach von ſeiner geringen Geburt, wie ihn der Regent hervorgezogen, wie er Alles, was er ſei, lediglich der Gunſt dieſes Fürſten und ſeiner hohen Eltern zu danken habe. Er nahm das Tabouret an, aber er ließ ſich nur auf einen Augenblick darauf nieder, im Uebrigen ſtand er vor der Fürſtin, die nicht anders konnte, als ſeine Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit rühmen. Alles, was ſie ihm zu ſagen beabſichtigt hatte, unterblieb, und die Strenge und die Kälte in ihrem Aeußern nahm, je länger der Herr Cardinal ſprach, den Ausdruck eines faſt ſanften Wohlwollens an.

Die Erhebung Dubois' zum Cardinal und die

Verheirathung des Fräulein von Valois, der zweiten Tochter des Regenten, mit dem Herzoge von Modena waren die zwei wichtigen Ereigniſſe, die der Krankheit des jungen Königs vorangingen.

Der Herzog von Richelieu, der zweien ſeiner Töchter bereits gefährlich geworden war, drohete es auch dieſer zu werden, deshalb die Eile, die der Herzog hatte, ſie zu verheirathen. Anfangs mit einem Prinzen von Piemont; aber Madame widerſtritt dieſem Plane. Sie ſchrieb an die Königin von Sicilien, mit der ſie correſpondirte: Ich liebe Sie zu ſehr, als daß ich Ihnen ein ſo ſchlechtes Geſchenk machen werde. Fräulein von Valois war die von ihren Enkeltöchtern, die die Herzogin am wenigſten mochte. Der Herzog von Modena war bekannt wegen Neigungen, die der Herzog von Vendôme, der Herzog von Valentinois und eine große Anzahl der vornehmen Herren damals hatten und ungeſcheut eingeſtanden; der Prinzeſſin konnte es alſo nicht gleichgültig ſein, in das Band einer ſolchen Ehe zu treten, die ſie in der Nähe, in ihrer eignen Familie von Hörenſagen kannte. Dennoch wurde im Februar 1720 dieſer Ehecontract bei dem Könige unterzeichnet. Die Mutter brachte ſelbſt die Tochter zu der Herzogin. Die junge Prinzeſſin küßte unter Thränen die Hände der Groſsmutter, die ihr kalt ihren Segen gab.

Den einunddreiſsigſten Juli erſchrak eine üble Poſt den Hof und ganz Paris. Der König befand ſich gefährlich unwohl. Er hatte Kopf- und Halsweh, und beide ſteigerten ſich gegen Mittag bis zu einem faſt unerträglichen Grade, indem Fieber ſich dazu geſellte. Herr von St. Simon, dem es ſein Rang und ſeine Stellung erlaubte, drang in das Zimmer des Kranken; er fand es leer, nur den Herzog von Orleans entdeckte er darin, wie er ſtumm an der Ecke des Kamins ſaſs. Frau von La Ferté, Schweſter der Frau Herzogin von Ventadour, trat ein, und ohne den Herzog von Orleans zu ſehen, rief ſie dem Herzog von St. Simon bekümmert zu: Herr Herzog, der König iſt vergiftet!

Sie ſchwieg, als ſie den Regenten erblickte.

Es wurden die Aerzte des Hofes, die berühmteſten der Stadt herbeigerufen. Sie waren alle uneinig. Ein Aderlaſs am Fuſse wurde vorgeſchlagen; man ſtritt dagegen, Herr Helvetius, der jüngſte der herbeigerufenen Aerzte, der Vater des ſpäter bekannten Philoſophen und Weltmannes, beharrte am Aderlaſs. Er wurde gegeben und hatte günſtigen Erfolg. Am zweiten Tage war der

König bereits ſo wohl, daß er das Bett verlaſſen konnte. Paris feierte dieſe Geneſung mit hohen Feſten.

Man ging jetzt daran, dem Könige ſeine Vermählung zu melden. Niemand hatte dem eilfjährigen Knaben noch davon geſprochen, obgleich die Angelegenheiten bereits ſo weit gediehen waren, wie Vermählungsſachen nur gedeihen können, ohne Wiſſen und Einwilligung des Bräutigams. Philipp V. ſchlug ſeine Tochter, ein Mädchen von drei Jahren, zur Braut vor. Das Ganze hatte etwas Komiſches und man fühlte dies, deshalb ſuchte man durch Uebermaß von Prunk und Feſtlichkeit die Würde hineinzubringen. Um den König zu dieſem Schritt zu bewegen, an deſſen Gelingen der Regent unfehlbar ſein Intereſſe hatte, da zugleich ſeine Tochter, Mademoiſelle von Montpenſier den Prinzen von Aſturien erhalten ſollte, wählte er ſich zwei Vertraute, die gegen den ihm feindlich geſinnten Erzieher des Königs, den Marſchall von Villeroi, der gegen dieſe Heirath Einſprache thun konnte, wirken ſollten. Dieſe Vertrauten waren Herr le Duc, Oberaufſeher der königlichen Erziehung, und Herr von Frejus, Erzieher des Königs. Beide wurden durch die vertraulichen Mittheilungen, die der Regent ihnen machte, geſchmeichelt und verſprachen ihre Einwirkung. Anfangs ſchien der Plan mißglücken zu wollen, denn nichts war im Stande, den König zu irgend einer Willensmeinung zu bringen, er beharrte bei einem undurchdringlichen Schweigen; dann endlich, in einer Sitzung des Regentſchaftsrathes, erklärte er ſeine Einwilligung, die kleine Infantin zu heirathen. Sogleich nach dieſem mit Mühe erhaltenen Conſens erſchien der Herzog von St. Simon am Hofe zu Madrid, um in aller Form um die Prinzeſſin anzuhalten, die ihm bewilligt wurde. Frau von Ventadour erhielt die Stelle der Erzieherin der jungen Prinzeſſin und wurde gleichfalls nach Madrid geſchickt, um ſie von dort abzuholen. Zu gleicher Zeit überſchritten beide Prinzeſſinnen die Bidoſſoa-Brücke, bekanntlich die Grenzſcheide zwiſchen Frankreich und Spanien, die kleine Infantin kam nach Frankreich, die Prinzeſſin von Montpenſier ging nach Spanien.

Die Krönung des Königs.

Das Jahr 1722 ſchloß ſich mit dem Ende der Regentſchaft und der Erklärung der Volljährigkeit des Königs Ludwig XV. Die Krönung zu Rheims ſollte dieſem Ereigniß die übliche Weihe geben.

Der König ging nach Rheims. Am 25. October fand die Feierlichkeit ſtatt. Sechs Prinzen von Geblüt ſtellten die ſechs weltlichen Pair's von Frankreich vor. Der Herzog von Orleans vertrat den Herzog von Burgund, der Herzog von Chartres den Herzog der Normandie, der Herzog von Bourbon die des Herzogs von Aquitanien, der Graf von Charolois die des Grafen von Toulouſe, der Graf von Clermont die des Grafen von Flandern und der Prinz von Conti die des Grafen von Champagne. Den Connetable ſtellte der Marſchall von Villars dar, und der Prinz Rohan den Oberceremonienmeiſter des Königs.

Bei der Rückkehr von Rheims begab ſich der König nach Villers-Coterets, wo ihm der Herzog von Orleans ſehr ſplendide Feſte gab, dann nach Chantilly bei dem Herzog von Bourbon, wo gleichfalls Feſtlichkeiten ſtattfanden.

Die Herzogin von Orleans, obgleich unwohl, wünſchte doch der Krönung beizuwohnen; ſie traf alſo Anſtalten zur Reiſe. Dieſe an Frankreichs Geſchicke ſo ſehr betheiligte deutſche Frau, die ihr ganzes Leben am franzöſiſchen Hofe zugebracht, wollte doch nicht das Leben verlaſſen, ohne ein ſo wichtiges Staatsereigniß, als es die Krönung eines neuen Königs iſt, mitanzuſehn. Ihre Freundinnen ſuchten ſie von der Reiſe abzuhalten, ihr Sohn rieth ihr, den Verlauf der Krankheit in Ruhe und zu Hauſe abzuwarten. Du verſtehſt davon nichts, ſagte ſie, ich muß dabei ſein. Ich will dieſe bedeutungsvolle Krone, an deren Laſt ich mitzutragen gehabt habe, auf das junge Haupt übergehn ſehn, als ein Symbol der Macht, noch nicht dieſe ſelbſt.

Sie hatte Recht, wenn ſie behauptete, daß ſie an der Krone mitzutragen gehabt hätte. Sie that es in beſter und edelſter Weiſe. Während die ſchamloſen Weiber, mit denen der König ſich umgab, die Laſt nur ſchwerer und ſogar zuletzt verhaßt machten, benutzte ſie die wenigen Stunden, wo ſie dem Träger der Laſt nahe ſtand, durch Belebung und Aufheiterung, durch Theilnahme für die Unterdrückten des Volkes, das in den Feſſeln des Fanatismus ſchmachtete, ihre edle Weltanſchauung kund zu geben; obgleich dies zuletzt vergeblich war, wo die ſchwarzen Mächte, die den König umſchloſſen hielten, jede Annäherung der Art fern zu halten verſtanden. Immer, wenn ſie erſchien, mit ihrem bleibend ruhigen und freundlichen Geſichtsausdruck, mit ihrem Scherz und ihrer Heiterkeit, mit denen ſie die auf ſie gezückten Waffen ihrer Feindinnen von ſich lenkte, oder wirkungslos machte, war ſie dem König eine willkommene und ſtets geſuchte Erſcheinung. Ihr Platz an der Familientafel, wenn er leer blieb, wurde ſtets vom König bedauert, der ſeine sœur pacifique vermißte, wo es ihm nur irgend möglich war. Daß ſie ſich nie in die Händel des Hofes miſchte, nie für Jemand ſprach, oder mit einer Anſicht durchdringen wollte, machte ſie ihm beſonders lieb, und gerade dies beunruhigte und beleidigte die herrſchenden Maitreſſen, die jede keit, und hier war es nun, auf langen Spaziergängen, die wir drei unternahmen, wo ſich das Geheimniß unſerer Herzen gegen einander erſchloß. Ich hatte Marien immer geliebt, ich hatte es ihr auch ſchon mehr als einmal geſtanden, nie aber von ihr ſo zarte und innige Zeichen deutlicher Gegenliebe empfangen.

Eines Abends durchſtreiften wir das Wäldchen, deſſen Eigenthümlichkeit ich anfangs näher beſchrieben habe. Wir gelangten an den Altar der Waldſtille. Dieſe Stelle war zu reich an Erinnerungen für mich, als daß ich hätte eilen ſollen, ſie bald wieder zu verlaſſen. Hier hatte ich den Bund der Freundſchaft mit Dionys beſchloſſen, hier ſeinen räthſelhaften Begleiter gefunden; jetzt waren zu den alten Erinnerungen neuere hinzugekommen. Nicht weit von dem Altar, dort, wo ſich das Gehölz zu lichten begann und das Auge auf die weite Ebene blickte, war, von einem kleinen Gartenzaun umfriedet, das Grab

Handhabe verloren, an der ſie ſie faſſen konnten. Frau von Monteſpan rief ihr mehr als ein Mal zu: Allez-Madame! vous êtes bon pour rien! — Dennoch war keine aufmerkſamer, wenn es galt ihre Stellung zu bewahren, und Niemand verſtand es ſo gut das paſſende Wort zu finden, wo dem Uebermuthe oder der Rückſichtloſigkeit Zaum und Zügel konnte angelegt werden. Es wagte darum zuletzt Niemand mit der sœur pacifique es anzubinden, weil man wußte, man zog immer mit einer Niederlage ab.

Der Verlauf dieſer Geſchichte hat gezeigt, welche Kränkungen ſie bei alledem erfuhr, wie man ihr Herz bluten machte und wie wenig man ſich darum kümmerte, ob ſie die Laſt der ſchweren Sorgen würde tragen können oder nicht. Ohne Zweifel wäre dem ganzen Hofe, den König vielleicht ausgenommen, ein Erliegen der Dulderin, wenn nicht willkommen, doch völlig gleichgültig geweſen. Aber ihr ehrlicher Gottesſinn, vereint mit der ſtarken Natur, die ſie mitbrachte, half ſie ſiegen, und zuletzt hatte eine Art Gleichgültigkeit ſich über ihre Seele gelegt, ſo daß ihr Alles, ihren Sohn ausgenommen, völlig einerlei war, was geſchah. Sie hatte ſo unzähligemal den Egoismus ſiegen, die Schlechtigkeit triumphiren geſehen, daß die einfache

Wahrheit, wie ſie ſie bewahrte und brachte, ein Gegenſtand war, den Niemand zu wiſſen forderte. Dann fühlte ſie auch, daß ſie mit ihren Anſichten, wie mit ihrer Kleidung altmodiſch geworden war. Die alte Frau, wie ſie in ihrem ſteifen Leibſtück, mit dem Goldbrokatkleide, grade und regungslos daſaß, hatte für die junge Welt etwas Abſchreckendes. Ihre Miene von Freundlichkeit wurde zur Grimaſſe. Man glaubte nicht, daß dieſer alten Dame noch irgend etwas einen wohlwollenden Zug entlocken konnte, und man hielt deshalb ihre lächelnde Miene für eine Maske. Zum großen Theil war ſie es auch. Noch bis in ihr ſpätes Alter mit ſcharfem Geſicht begabt, richtete ſie doch dieſe Schärfe und Sehfähigkeit auf keins der Dinge um ſie her, ſondern ſie ſah vor ſich hin, oder blickte theilnahmlos auf den Gegenſtand, der ihr gezeigt wurde. In der Kirche war es der Prieſter am Altar, obgleich ſie deſſen Thun und Treiben als mit ihrer Religion in keiner Weiſe zuſammenhängend, herzlich gering achtete; in der Geſellſchaft war es die vornehmſte Perſon. Da in allen Geſellſchaften, wo ſie ſich zeigte, es müßte denn der kleine knabenhafte König zugegen geweſen ſein, ſie die vornehmſte Perſon ſelbſt war, ſo verſank ſie bald nach ihrem Erſcheinen, in eine

Art halb wachenden, halb ſchlafenden Zuſtand, der ihr, außer der freundlichen Miene, die ſie immer beibehielt durchaus kein Merkmal der Seelenthätigkeit abnöthigte. Auch vermied ſie dieſe großen Geſellſchaften. Fanden ſie Abends ſtatt, kam ſie grundſätzlich nie hin, weil der herrſchende Ton daſelbſt zu frivol geworden und allzuviel „liederliche Weiber“ um ſie her ſaßen. Zu großen Mittagsfeſten, beſonders bei ihrem Sohne, ließ ſie ſich herbei und dort war immer für einen Kreis ernſter Männer und alter Damen geſorgt, der ſie einſchloß. Für gewöhnlich blieb ſie in ihren Gemächern, in ihrem geliebten St. Cloud, wo ſie zu beſtimmten Stunden ihren Sohn erwartete, der immer kam um ſie mit dem Neueſten bekannt zu machen, was ſich gerade in der Politik und in der Geſellſchaft ereignet hatte. Wir haben geſehen, wie freimüthig und offen ſie mit einander ſprachen, und das ganze Entzücken des Regenten war ſeine Mutter zum Lachen zu bringen, oder ihr einen jener körnigen, derben Späßchen zu entlocken, die bei zunehmenden Jahren bei ihr immer ſeltener wurden.

In Rheims hatte er dafür geſorgt, daß ſie mit all' den Auszeichnungen und dem Prunk ihres Ranges auftrat. Sie hatte ihre eigene Loge in der Kirche, und ſaß darin, goldglänzend und mit ihren Diamanten geſchmückt, wie ein altes koſtbares Bild aus einer unſchätzbaren Bildergalerie, ſo prächtig, ſo glänzend und ſo überaus vornehm. Dieſe Bemerkung machte Frau von Orleans, die mit den Damen königlichen Ranges eine beſondere Loge inne hatte. Die Blicke des jungen Königs trafen zuerſt auf dieſe ſeine erlauchte Verwandte und er behielt ſie im Auge, als er ſeinen Schwur ablegte, gleichſam als riefe er dieſe ehrwürdige Dame, dieſe fleckenloſe Tugend, dieſe Dulderin als Zeugen ſeiner Verſprechungen an. Sie war auch in der That von dem ganzen alten Hofe, der in Nacht und Dunkel verſunken war, die Einzige, die noch gegenwärtig war, um die volle Wichtigkeit des Königsaktes zu beurtheilen und ihm den Theil des Glanzes zu verleihen, der auf ihr Theil kam. Als das ceremoniöſe Feſt ſeinen Anfang nahm, als der Krönungszug ſich ordnete, war ſie es, der der junge König den Arm reichte, und es war ſeltſam zu ſehen wie die alte ſiebzigjährige Frau und der vierzehnjährige Knabe zuſammen dem verſammelten Hofe vorangingen, und die Muſik dann die große von Lolli komponirte Siegeshymne Frankreichs ſpielte.

Aber nicht allein das großartige Feſt, auch

Familienrückſichten hatten die kranke Herzogin bewogen dieſe Reiſe zu machen. Sie ſah bei der Gelegenheit den Herzog von Lothringen wieder, der ihr Eidam war, und ihre geliebte Tochter zur Frau hatte. Es war ihr, in ihrem goldnen Käfig in Paris eingeſperrt, nicht möglich eine Reiſe nach Lothringen zu ihrer Tochter zu machen; jetzt bei der Krönung in Rheims ſah ſie ſie endlich wieder. Die ungewöhnliche Gemüthserſchütterung wirkte ebenfalls nicht eben günſtig auf ihr körperliches Wohl. Sie kam nach St. Cloud zurück, bedeutend kränker als ſie ausgefahren war.

Der Tod der Herzogin.

Während des ſteigenden Krankheitszuſtandes der Herzogin wich ihr Sohn nicht von ihrem Lager. Er vernachläſſigte ſeine Geſchäfte, er verſäumte wichtige Antworten, er ließ Perſonen von Einfluß warten, er war nur mit ſeiner Mutter beſchäftigt. Er kam ſelbſt um ihr die verordnete Medizin einzugeben. Das Uebel, das mit einem Bruſtleiden angefangen, war nach und nach in eine Waſſerſucht übergegangen. Die Herzoin die nichts von der Kunſt des Arztes hielt, erklärte ſelbſt daß ſie an dieſem Krankheitsanfall ſterben werde, und Niemand durfte ihr mit Rath und That nahen als ihr Freund Gervais, der eigends aus Hannover herübergekommen war, bei dem erſten Verlauten des Unwohlſeins ſeiner treuen

Gebieterin und Freundin. Sie verordnete ſich ſelbſt einige Mittel und Gervais fand ſie paſſend und ließ ſie ſie einnehmen. Die Herzogin ſcherzte darüber mit ihrem alten Arzt, daß er gekommen ſei um etwas Neues zu lernen und gutzuheißen. Ich kann Gott nur für geſunde Tage danken, ſprach ſie, ich weiß es nicht was er heißt krank ſein, jetzt muß ichs lernen, jetzt da ich bald nichts mehr zu lernen finden werde.

Aber ſie ſprach nicht ganz der Wahrheit getreu; ſie kannte wohl das Krankſein. Sie litt an einer Anſchwellung der Milz, die oft ſo groß wurde, daß ſie in Form eines Kinderkopfes hervortrat; aber es dauerte nicht lange, und mit etwas Vorſicht war das Uebel leicht wieder gehoben. Auch konnte ihr Magen nicht jede Speiſe vertragen; Bouillon brachte ſie zum Erbrechen, während die ächt deutſchen Gerichte ihre Verdauung wieder in Ordnung brachten. Alles dieſes wußte ſie, brauchte daher auch nie einen Arzt dagegen, ſondern heilte ſich ſelbſt durch Vorſicht und Mäßigkeit.

Die freien Augenblicke, wo die Heftigkeit des Schmerzes nachließ, benutzte Gervais um auf die an ihn gerichteten Fragen nach ſeiner Familie genügende Antwort zu geben. Er theilte ihr mit daß er Madeleine verloren hatte und auch die Geiſteskrankheit der andern Tochter berührte er. Die Heirath ſeines Sohnes machte er ihr bekannt, und daß er bereits Vater dreier Kinder ſei. Dieſe Nachrichten beſchäftigten die Herzogin. Sie gab ihm dagegen die Neuigkeiten, die Georg betrafen, von ſeiner Anſtellung und ſeiner Wirkſamkeit in Rußland, wie er in dem Zaaren einen wahren Freund gefunden, der mit großer Thätigkeit ſeiner Angelegenheit ſich angenommen und deshalb an den Kaiſer ſelbſt geſchrieben. Es ließ ſich erwarten, daß dies eine vortheilhafte Antwort zur Folge haben würde; doch er ſei nun Fürſt, oder bleibe, was er jetzt war, dies könne in ſeinem dankbaren Gefühlen für den Zaaren keine Aenderung machen, die ihn verpflichten würden, ſtets, ſo lange ihm noch Kraft und Geſundheit blieben, in ſeinen Dienſten zu bleiben. Grüße voll Achtung für die Herzogin waren beigeſchloſſen.

So verliere ich denn ihn auch! rief ſie voll Schmerz, den ich herzlich geliebt habe, mit dem ich ſogar einſt willens war, den Lebensweg gemeinſchaftlich zu gehen. Ich gedachte, ihm ein Fürſtendiplom zu verſchaffen, er ſollte die letzten Tage ſeines Lebens mit mir zuſammen verleben; es ſollte nicht ſein.

Mit ihrem Sohne ſprach ſie noch zuletzt ihre Anſicht über ihren fürſtlichen Stand und über ihre Standesgenoſſen aus. Sie hatte das Inſtitut der Fürſten auf ſeinem Glanzpunkte geſehen, ſie prophezeite nun, daß es damit abwärts gehen würde. Die Geſellſchaft, die ſich die Ordner und die Halter ihrer Angelegenheiten ſelbſt ſchafft, wird bald merken, daß die Fürſten ſich ihrer Stellung überheben, und von dieſem Augenblicke an wird ſie gegen ſie gleichgültig werden. Alle kirchlichen und ariſtokratiſchen Hülfsmittel helfen nichts gegen eine zur Kenntniß der Menge gekommene Untüchtigkeit. Das Gericht wird ſtreng ſein. Die Raçe der Fürſten iſt nicht unerſetzlich, es werden ſich Stellvertreter finden, denen man die den Fürſten abgenommene Pflicht auferlegt und ſtreng darauf ſieht, daß ſie wirklich ausgeübt wird. Die Stimme der Völker iſt unerbittlich; ſie will die, die ſie über ſich ſtellt, auch dieſer Stellung würdig handeln ſehen; geſchieht das, dann wird jeder Glanz, jedes Wohlergehen ſie dafür belohnen. Aber jede Thorheit und Schwäche, ſo wie jede Unvollkommenheit muß zu einem gewiſſen Grade gedeihen, ehe die Geſammtheit ſie dafür erkennt, was ſie iſt; alsdann aber handelt ſie raſch und ſicher. Ich fürchte, ſo wird es mit den Fürſten gehen. Es werden ſchwache, es werden ſogar gute und redliche Fürſten kommen, allein die einmal eingeſehene Wahrheit wird dennoch ſich an ihnen rächen, und ſie werden rückſichtslos fallen.

Ich habe während meines ganzen Lebens für ſtolz gegolten, ich habe nichts weiter gethan, als was nach meiner Anſicht jeder Fürſt thun muß, ſeinen Stamm rein erhalten, ihn nicht durch Mißheirathen, die unendlichen, unberechenbaren Nachtheil bringen, hernieder zu ziehen. Es hat meine Anſicht nichts geholfen. Keck und unbedacht, übermüthig und ihre Stellung für ewig haltend, habe ich die Fürſten um mich her, ganz nach Willkür handeln ſehen. Sie werden es bereuen. Ich ſehe ſie ſinken, und wenn ſie einmal ſinken, wird nichts ſie vom Sturze aufhalten können. Der Adel iſt eine zweideutige Stütze; das Gute, das geſchieht, mißt er ſich zu, das Ueble dem Herrſcher, und ein neuer Herrſcher findet bald einen neuen Adel. Die Geiſtlichkeit vollends ſorgt für ſich und den Gott, den ſie geſchaffen hat; ſie iſt nur ſo lange auf Seite der Fürſten, als dieſe ſich ihrem Spiele beugen; bei einem Umſturz der Dinge iſt ſie ſogleich bereit, unter denſelben Formeln das Neue zu adeln, mit denen ſie das Alte unterſtützt hat. Es iſt die undankbarſte und raubgiedieſes Genoſſen meiner Jugend. Nach den ſtrengen Geſetzen jener Zeit hatte man ihm die Ruheſtätte auf dem Kirchhofe der Gemeinde verweigert, weil man ihn für einen Selbſtmörder gehalten. Für mich fand ich hierin kein Unglück; dieſe Stelle hatten die Thränen der Liebe eingeweiht; dieſer koſtbare Segen, der an Weihe keinem Segen der Kirche weicht, machte mir dieſen heiligen Ort noch heiliger. Ich hatte hier den ſchönen und den ſchmerzlichen Inhalt meiner Jugend beiſammen. An Maria's Seite nahm ich auf einer Bank Platz, ich hielt ihre Hand in der meinigen und ſie lehnte ihre Wange leiſe an meine Schulter. Die Abendglocken des Dorfes tönten zu uns herüber. Ein unnennbares Gefühl ſeliger Ruhe überſtrömte uns. Wir wünſchten, wir hofften nichts, wir hatten jedes Wunſches Gewährung in unſerer Bruſt. Wie ein Blumenkelch, gefüllt bis zum Rande mit dem kräftigen Lichte des Morgens, ſo war unſer Herz bis in rigſte Klaſſe der Staatsbürger. Das was wahr iſt, iſt zugleich ſo einfach, daß es bald geſagt iſt, dieſe gewinnſüchtige Klaſſe weiß aber daraus einen unendlichen Aberglauben zu machen, voll eingebildeter, vom Himmel ſtammender Geſetze und Geſchichten, um damit die Geiſter der Menge zu umſpinnen, daß ſie ſich nicht zu regen im Stande ſind. Es gehört viel dazu, ſie und ihre ewigen Pläne, ihr ſtetes Zuſammenhalten zu beherrſchen und nach einem vernünftigen Plane zu ordnen. Eine große Calamität beugt ſie, und der Staat muß an den Rand des Verderbens gebracht werden, alsdann gehen ſie von ihrem Hochmuth ab und laſſen ihre Gewinnſucht und ihr Ränkeſpinnen. Auch dazu wird es kommen.

Von ihren zwei treuen Gefährtinnen, der Räthin Rathmannshauſen, der letzten ihr übrig gebliebenen von denen, die ſie nach Frankreich begleitet hatten, und von der Herzogin von Chateauthierre nahm ſie beſonders Abſchied, empfahl Beiden die wenigen Angelegenheiten, die ſie unvollendet zurückließ, ihrem Sohn übergab ſie ihren letzten Willen, der ihn auf das Pünktlichſte vollzog. Die Herzogin von Orleans, die zwei noch übrig gebliebenen Töchter des Regenten und ſeinen Sohn, den Herzog von Chartres, ſah ſie noch zuletzt und ertheilte ihnen ihren Segen.

Den Herzog, der weinend an ihrem Bette kniete, zog ſie zu ſich heran und küßte ihn ſo zärtlich und ſo rührend auf die Stirn und auf die Wangen, daß die Umſtehenden in tiefe Rührung ausbrachen. Der Tod iſt ein ſchlimmes Ding! ſagte ſie, es läßt ſich auf keine Weiſe damit ſcherzen; man muß ihm nur etwas entgegenbieten, woran ſein Stachel ſich abſtumpft; das ſind ein paar kleine gerechte Handlungen! Die machen, daß das Andenken eines Menſchen nicht ſich verflüchtigt wie der Rauch, deſſen Säule der Wind hin und herweht und der zuletzt verſchwindet, Niemand weiß, wo ſeine Stätte geweſen.. Ein paar ſolche kleine gute Handlungen glaube ich verübt zu haben; es iſt der Gehorſam, mit dem ich die Befehle meines Vaters ausführte, obgleich ſie mir mehr als mein zeitliches Wohlergehen koſteten, und zweitens die Geduld und Treue, die ich gegen meinen Herrn, den Herzog, ausgeübt. Das Uebrige iſt Thorheit, Müßiggang und Eigenwillen, wie gewöhnlich bei dem menſchlichen Geſchlechte, von dem ich mich in keinerlei Weiſe losſage.

Den 8. December Morgens um vier Uhr ſtarb ſie in St. Cloud, nachdem ſie in üblicher Weiſe die Sterbeſakramente empfangen, und befohlen hatte, daß man ſie ohne Gepränge beerdigen ſollte.

Es wird noch nöthig ſein, etwas über das Ende des Regenten zu ſagen. Nachdem er ſeine Regentſchaft abgegeben und, wie wir geſehen haben, mit Ruhm und lebhaftem Danke des Königs und des Parlaments, zog er ſich in das Privatleben zurück. Vorher hatte er noch eingewilligt, den Kardinal Dubois zum erſten Miniſter zu machen, eine Auszeichnung, die der König beſtätigte. Doch genoß der neue Miniſter dieſe Ehre nicht lange, er ſtarb, von Gewiſſensbiſſen gequält und von der Verachtung der Menge begleitet, die in ſeinem Steigen nichts geſehen hatte, als das zeitweilige Erheben einer faulen Maſſe nach oben, die dann mit Geräuſch und Geſtank platzt und wieder nach unten ſinkt, wo ſie ihrer Beſtimmung nach liegen bleibt. Er ſtarb an einem Geſchwüre an der Blaſe. Der Chirurg, der die Operation an ihm vollzog, fand ſeine innern Theile verfault und die ganze Maſchine des Körpers nicht mehr lebensfähig. Der Herzog von St. Simon berechnete ſeine jährlichen Einkünfte auf eine Million, fünfmalhunderttauſend Livres.

Der Herzog überlebte ihn nicht lange. Jn den Armen der Frau von Phalaris überraſchte ihn ein Schlagfluß, der ihn augenblicklich tödtete. Er wurde neun und vierzig Jahre alt. Er hatte von Fräulein von Sery, die er zur Gräfin von Argenton gemacht hatte, einen Sohn, der zur Zeit, wo der Vater ſtarb, Großprior von Frankreich, General der Galeeren und Grand von Spanien war.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Leipzig** erſchienen ferner:

Reiſen
in die
Felſengebirge Nord-Amerikas
bis zum
Hoch-Plateau von Neu-Mexico,
unternommen als Mitglied der
im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten
ausgeſandten
Colorado-Expedition.
Von
Balduin Möllhauſen.

Mit 12 vom Verf. nach der Natur aufgenommenen Landſchaften, Abbildungen von Indianer-Stämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck.

Eingeführt durch
zwei Briefe Alexander von Humboldt's
in Facſimile.

Zwei ſtarke Bände von circa 65 Bogen Lexicon-Octav.
Preis complett circa 6½ Thlr. bis 6⅔ Thlr.

Andree, Dr. Karl, Forſchungsreiſen in Arabien und Oſt-Afrika, nach den neueſten Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Iſenberg, Ehrhardt und Anderen. Erſter Band. Mit 4 Tonbildern und zahlreichen Holzſchnitten. broch. circa 2⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Gold! Ein Californiſches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 1 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. circa 4¼ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der erſte Chriſtbaum. Ein Mährchen mit 6 color. Bildern. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1 Thlr.

Guſeck, Bernd v., Girandola. Novellen. 8. 4 Bde. Zweite Auflage. broch. 3 Thlr.

Guſeck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Hiſtoriſcher Roman. 8. 2 Bde. broch. 2¾ Thlr.

Gundling, Jul., Deutſche Hiebe. Oeſterr. und preuß. Soldatengeſchichten. 2 Bde. 8. broch. 1½ Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Heine, Wilh., Reiſe um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry’ in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der vereinigten Staaten. Deutſche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfaſſer aufgenommenen Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von Eduard Kretzſchmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Künſtlerbilder.

Künſtlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Erſter Band.

◆

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1861.

ſeine tiefſten Tiefen mit dem zärtlichen Bewußtſein unſeres Glückes durchdrungen. Jede Seele ging im vollen Genügen in der andern auf; wir fühlten keinen Drang nach Worten, unſere Gefühle waren ſo rein geſtimmt, daß ſie auch ohne Worte die göttlichſten Sympathien, die zarteſten Bebungen der Herzen uns offenbarten. Wir lauſchten dieſen Melodien, wie man der Muſik der Engel lauſcht, die auch nicht durch Worte zu uns ſprechen. Sie blickte in das Abendroth, wie es immer mehr am Himmel verglomm, und ich blickte in ihr Auge und ſah das himmliſche Feuer in einer Thräne ſich wiederſpiegeln, die es für mich zu einem ewigen Morgenroth machte. Ich zog ſie leiſe an mich und durch dieſe Bewegung entlud ſich das Auge ſeiner koſtbaren Fülle und einzelne Perlen rannen auf die kleine Hand, die ich in der meinigen hielt. Ich brachte ſie raſch an meine Lippen. Sie ließ ihr Haupt auf meine Bruſt ſinken, und indem ich ſie innig umſchloß,

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erſter Band:

Gertrud Mara 1

Zweiter Band:

Winckelmann 5

Dritter Band:

Raphael Mengs 1
Iffland 67
Watteau 173

Gertrud Mara.

Die alte Obſtfrau.

He! iſt denn Niemand hier zu Hauſe? —

Herr Gutrus! He! Aufgemacht! Was, zum Guckuck! treibt der alte Narr, daß er nicht hört, wenn Jemand klopft: He! He! Sackerlot, iſt das Neſt vernagelt! Herr Gutrus! Herr Gutrus! Spielt der Mann ſo eifrig, daß er nichts hört außer dem kratzenden Strich ſeiner Geige! Herr Gutrus!

Dieſe rufende Stimme gehörte einer alten Obſtfrau, die auf dem Treppenabſatz des vierten Stockwerks eines abgelegenen Hauſes ſtand, woſelbſt ein Dachzimmerchen von einem armen Muſikanten bewohnt wurde, der Gertrudus Schmähling hieß.

So ſoll ich mit meinen ſchönen Aepfeln wieder nach Hauſe gehen? murrte die Alte, indem ſie ſich auf die Stufe am Fenſter niederſetzte; und ich habe ſie doch ganz beſonders für den Mann ausεrleſen! Ei, er ſoll aufmachen! Spielen kann er zu jeder Zeit, nicht aber iſt zu jeder Stunde ein Geſchenk bei der Hand! Ich will einmal ſehen, ob ſich nicht irgendwo eine Oeffnung findet, wo man hineinſchauen kann; es war mir ſo, als hätte ich einſt ſo etwas dergleichen geſehen. Sie ging einen kleinen Gang hinab, der ſich zur Seite des Daches befand, und zu einer kleinen verſteckten Bodenkammer führte; hier entdeckte ſie ein Fenſterchen, das ſich nach innen öffnete, und von welchem man einen Theil der Wohnſtube überſchauen konnte. Sie ſtand ſtille, und hob ſich auf die Fußſpitzen und lauſchte mit einiger Mühe hinein.

Ei! rief ſie, Gott ſteh' mir bei, wahr und wahrhaftig, das Kind ſpielt! es iſt das Kind! ja das Kind und wie iſt's dabei! ganz roth iſt der kleine Pudelhans geworden im Geſichte! Wie ein kalekuttiſcher Hahn! He Kätzchen! So höre doch. He! Mach' die Thür auf – ich will hinein. Unverſtand! hörſt Du nicht? Ich bin es, die Frau Barthels, die Obſtfrau, ſchließ' doch auf.

Die Muſik hörte auf, und eine feine Stimme antwortete von innen etwas, das aber nicht zu verſtehen war.

Was ſagſt Du? Närrchen. Du kannſt nicht

herab von Deinem Stuhl? Richtig, wer hat die Klappe zugemacht? Was, keine Schlüſſel? Alſo auch nicht. Hat der Mann den vierjährigen kleinen Wurm am Stuhle feſtgemacht, iſt fortgegangen, und hat die Thür zugeſchloſſen. Das iſt 'ne ſchöne Beſcheerung. Nun Kind, was ſollen wir da machen? Wir müſſen warten, bis der Papa wiederkommt.

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr ſie, wie im Selbſtgeſpräch, fort: Oder ſoll ich dem Kinde die Aepfel geben? aber nein, ich habe dem Manne noch allerlei zu beſtellen. Wann kommt der Papa wieder, Kind? Du weißt es nicht. Nun, ein paar Minuten hab' ich Zeit. He! ſpiel' das letzte Stückel noch einmal, es war eine gar hübſche Muſike.

Das Kind nahm wieder die Geige zur Hand, und die alte Frau ergötzte ſich beim Zuhören. Sie ſchlug die Hände zuſammen, machte Bewegungen wie beim Tanze, und gab den Takt an mit dem Abſatze ihrer Holzpantoffeln. Dieſe Scene mochte eine Weile gedauert haben, als die Stimme eines Mannes erſcholl, der am Eingang des kleinen Ganges ſtehend, ſein Bravo! Bravo! rief, mit einem Tone, der wie das Gekrächze eines Raben klang. Die Alte blickte auf, und den Zuſchauer bei ihrer excentriſchen Luſtigkeit erkennend, rief ſie:

Sieh' da, der Herr des Hauſes! Guten Tag, Meiſter Gutrus, Ihr ſeht, wir machen uns luſtig.

Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe! rief dieſelbe mißmuthige und rauhe Stimme. Wer Teufel kratzt denn da die Violine?

Euer Kind, Eure Tochter! ſagte Frau Barthels. Wer ſollt' es anders ſein, da Ihr die Thür abgeſchloſſen habt? —

Wahrhaftig! rief Herr Schmähling, indem er durch das Fenſter blickte. Willſt Du wohl das bleiben laſſen, Trudel! Hat ſie eine der Geigen genommen, die mir zum Ausbeſſern übergeben worden. Warte, ich werde Dir das Handwerk legen.

Ei Vater! rief die Obſtfrau, ein anderer Mann würde froh ſein, wenn er erführe, daß ſein Kind ſchon ſo artig ſpielen kann. Potz Wetter! wenn das meine Tochter wäre! ich zöge mit ihr herum und ließe ſie ſehen. Wahrhaftig, ſo thäte ich!

Schackſchnack! brummte Herr Schmähling, Ihr thut nicht klug, daß Ihr dem Kinde ſo etwas hören laßt! Kommt, was bringt Ihr mir Neues?

Mit dieſen Worten ſchloß er das Zimmer auf und nöthigte die Obſtfrau einzutreten. Drinnen ſaß das kleine Wunderkind mit traurigen Geberden, denn es wußte ſchon, jetzt waren vom Vater

Drohungen, Scheltworte, wohl gar Püffe zu erwarten. Doch begnügte er ſich diesmal, die Kleine aus ihrem Gefängniſſe, dem Stuhl zu befreien, und ſie mitten im Zimmer auf ihre Füße zu ſetzen, und ſie ein wenig am Ohr zu zupfen, indem er nochmals ihr einſchärfte, die Geigen ruhig liegen zu laſſen, ſo wie er ſie hingelegt; dann wandte er ſich zum Gaſte, und nachdem er ſich vertraulich neben ſie geſetzt ſagte er: Nun, was habt Ihr für mich? denn ganz ohne Grund und Abſicht ſeid Ihr doch nicht die vielen Treppen mit Eurem kranken Fuße heraufgeſtiegen.

Zuerſt, ſagte die Frau, dieſe ſchönen frühreifen Borsdorfer! ich weiß, Ihr liebt ſie, und draußen müßt Ihr manchen Pfennig dafür ausgeben, wenn Ihr ſie kaufen wollt. Da habt Ihr den Schatz, der mir ordentlich durch ſeine Schwere die Taſche niedergezogen hat. Und dann hab' ich noch eine Neuigkeit für Euch, die iſt aber nicht ſo ſüß und ſchmackhaft, wie die Aepfel.

Nur zu! was iſt's? fragte der Muſikus.

Vor einem paar Tagen iſt die Frau geſtorben, die alte Dame, Ihr wißt es ſchon, deren Enkel Ihr heimlich Muſikunterricht gabt.

Frau Wille —

Ganz recht, die Rathsherrn-Wittwe, ſie wohnte drückte ich leiſe Küſſe auf ihr ſeidenweiches Haar. Ich weiß nicht, wie lange wir in dieſer Stellung blieben; die Welt war für mich verſchwunden; ich ſah mich, wie im Traum verſetzt auf eine öde Inſel: hinter uns war uns weites Meer, über uns ein Sternenhimmel, in uns der Gott, der die Flammen unſerer Seelen ſchürte. Die Zeit lebte nur noch in den Pulsſchlägen unſerer Herzen, wir fühlten nur das Fortbeſtehen des Lebens an dem leiſen Hauch unſeres Athems, der wie der Fittich ſeliger Geiſter an der Wange hinglitt. Aus dieſem Taumel weckte uns ein Geräuſch hinter uns. Ich blickte um mich, und in der Entfernung weniger Schritte, an einen Baumſtamm gelehnt, ſtand — Dionys.

Ein kalter Schauer drängte jede Bebung der Seligkeit tief in das Herz zurück. Ein Krampf zog es plötzlich zuſammen. Maria ſah eben ſo wie ich ſtarr auf die Erſcheinung. Ein matter bleifarbner Glanz lagerte ſich auf den bleichen in der Straße, die vom Thore ausführt; ehemals hatte ich meinen Stand dort, aber die Wache iſt in der Nähe, und das viele Hanthieren mit den Soldaten, das Kommandiren und zunächſt auch die langen Finger, die die Jungen machten, wenn ſie an meinen Aepfelkörben vorbeikamen, vertrieben mich von dort. Jetzt ſitzt die rothe Trine dort, das iſt ein Weib, für ſo etwas ganz wie gemacht, dreiſt und mit der Zunge voran, vor der haben die Burſchen ordentlich Reſpekt.

Nun Frau Barthels, wie iſt's mit der Wille?

Ja, die iſt nun todt, und der Kaufmann Roland, ihr Sohn, hat erfahren, daß Ihr ſeinem Knaben heimlich, ſo brodloſe, unnütze Künſte beigebracht —

Unnütze Künſte! brummte der Muſikant. Und was geſchah, that ich doch nur auf Wunſch der Großmutter.

Gewiß, deßhalb will er Euch auch nichts anhaben, ſonſt wäre er nicht übel Willens geweſen, Euch zu verklagen und auf Herausgabe des gewonnenen Geldes zu dringen; ſagte die Alte.

Ei ſeht mal, da ſoll ich wohl die vier Silbergroſchen herausgeben, die ich täglich für die Stunde bekam! zürnte der beleidigte Muſikus. Wahrlich, es iſt ein Verderb und eine Schande, und es thäte noth, ich lernte auf meine alten Tage das Holzhacken! Nun, was ſoll denn aus dem Jungen werden?

Kaufmann, was der Papa iſt, erwiderte die Frau. Er darf keine Note mehr anſehen, und ſeine Geige iſt ihm ſchon genommen, die bekommt er auch nicht wieder zu ſehen.

Da ſoll der Teufel drein fahren! zürnte der beleidigte Muſikus. Der Erwerb wird täglich geringer, die Ausgaben wachſen!

Das meine ich auch, bemerkte Frau Barthels, und deßhalb habe ich Euch einen Vorſchlag zu machen. Aber Ihr müßt mich ruhig anhören; es iſt, Gott weiß es, ein guter, annehmbarer Vorſchlag.

Nun? rief Vater Schmähling, indem er ſich wieder niederſetzte.

Seht, ſagte die Alte in einem vertraulich heimlichen Tone, ich komme in die Jahre, wo ich einen Gehülfen bei meinem Obſthandel brauche. Der Jakob, mein Neffe, geht in die Lehre bei einem Schuſter, und ſeine Stelle, was ſagt Ihr dazu, kann Eure Tochter einnehmen. Halt, laßt mich nur ausſprechen. Sie iſt nicht flink auf den Beinen, das braucht ſie auch nicht zu ſein, ſie ſitzt hinter ihren Körben und handelt ganz ruhig mit den Leuten, und Sonntags Nachmittag macht ſie mir etwas Muſik vor, die ich gar ſehr liebe, und wenn die Woche um iſt, ſo giebt es ein paar Pfennige, die ihr gehören und mit denen ſie machen kann, was ſie will. Dabei hat ſie Koſt und Wohnung bei mir, und was die Kleidung betrifft, da wird ſich ſchon etwas finden, was man zu einem Sommerrock und für einen Winteranzug für die Kleine zuſammenſchneiden kann.

Der Vorſchlag war gemacht, und die Alte freute ſich innerlich, daß ſie ihn heraus hatte. Jetzt ſaß ſie da und ſah gutmüthig freundlich den Mann an, der ſorgenvoll unruhig im Zimmer auf- und abging. Endlich ſtand er ſtill, winkte die Kleine herbei, gab ihr die Hand und fragte: Trudel, haſt Du gehört und verſtanden, was Deinetwegen geſprochen worden?

Die Kleine ſah den Vater aufmerkſam in die Augen, dann blickte ſie auf die Obſtfrau und erwiderte raſch: O ja, verſtanden hab' ich's wohl! Ich ſoll von Dir fort, und mit der Mutter da gehen. Aber das will ich nicht.

Trotzkopf! rief der Vater; geh' und bedanke Dich bei Frau Barthels für die Güte, die ſie gehabt hat.

Das Mädchen ging zu der Obſthändlerin, machte ihr einen Knix und ſtammelte dazu: Ich danke.

Die Alte nahm ſie, ſchloß ſie in ihre Arme, und rief halb böſe halb lachend, böſe Kröte Du, warum willſt Du nicht zu mir kommen? —

Weil ich vom Vater nicht weg will, ſagte die Kleine eben ſo raſch.

Aber Du ſiehſt ja, der Vater iſt ſelber oft nicht zu Hauſe, wo ſoll er mit Dir hin? Du biſt ihm zur Laſt, ſagte Frau Barthels.

So kann er mich auf dem Stuhle einſperren, wie Ihr mich heute gefunden habt, rief die Kleine, aber ich bin doch bei ihm. Wenn er nach Hauſe kommt, ſo bin ich da.

Närrchen, das biſt Du, das iſt gewiß! rief Herr Schmähling, unwillkürlich gerührt durch die naive Zärtlichkeit ſeiner Tochter. Er zog ſie zu ſich, und ſie zwiſchen ſeine Kniee nehmend, rief er: Ich habe Dir auch etwas mitgebracht! Da, da nimm! Er gab ihr ein kleines Stück Zucker, in buntes Papier eingewickelt. Die Kleine empfing es mit leuchtenden Augen, doch ohne einen Dank zu ſagen. Sie brachte dagegen die Bitte vor, der Vater möchte ihr die Geige heraus laſſen, wenn er wieder fortginge.

Die Geige, und immer die Geige! böſes Kind, rief der Muſiker, was haſt Du nur immer mit der Geige?

Ich ſpiele darauf, erwiderte die Kleine ernſthaft.

Du ſpielſt darauf, Du willſt ſagen, Du kratzeſt darauf! Das Inſtrument leidet darunter! ſagte der Vater.

Herr Chriſtoph hat geſagt, ich könnte ſchon mit Dir zuſammen ein Stückchen ſpielen, und dann ſollen wir in die weite Welt gehen und muſiziren.

Frau Barthels ſchlug ein lautes Gelächter auf. Man ſehe, rief ſie, wie dem Kinde ſchon der Kopf verdreht worden! In die weite Welt gehen! Muſiziren! Ei ja, das wäre was Rechtes. Nein Kind, da komm lieber zu mir, und ſteh' hinter den Aepfelkörben.

Der Vater ſah verdrießlich und bekümmert das Kind an, dann ſagte er: Hat der Herr Chriſtoph dies wirklich geſagt?

Gewiß und wahrhaftig! tönte die Antwort.

So iſt er ein Narr, ſagte Herr Schmähling, und dazu noch ein böswilliger, denn er ſetzt Dir unmögliche Dinge in den Kopf. Wann war er hier?

Gerade wie Du weggegangen warſt, heute noch.

Wieder ging der Muſikus auf und ab, dann blieb er ſtehen und ſagte: Nun ſo ſpiel' einmal!

Hören kann ich's ſchon. Er nahm die Geige, die er weggelegt hatte, und gab ſie der Tochter.

Dieſe ſetzte ſich mit Mühe auf dem Stuhl zurecht, faßte das Inſtrument, prüfte deſſen Saiten und den Bogen und zog dann ſicher und feſt die erſten Töne eines bekannten Liedes, das ſie den Vater oft hatte ſpielen hören. Dieſer ſtand dabei und ſchaute zu; Frau Barthels ſah abwechſelnd auf das Kind, und auf den Vater. Jetzt nahm der Mann ſeine Geige und ſpielte die Begleitung dazu. Dadurch angefeuert nahm die Kleine ſich zuſammen, trug ihre Noten ganz geſchickt und richtig vor, und das Lied wurde zur beiderſeitigen Zufriedenheit glücklich zu Stande gebracht.

Jetzt etwas Schwereres! rief der Vater, und fing an die erſten Töne eines Chorals zu ſpielen.

Die Kleine lauſchte, dann ſetzte ſie die Geige an und ſpielte die zweite Stimme des Chorals.

Was Kind! rief der Vater, die zweite Stimme! das weißt Du ſchon?

Die Kleine ſah rothglühend aus, die Augen funkelten ihr im Kopfe, ſie brachte auch den Choral richtig heraus. Als dies beendet war, legten Vater und Tochter die Geigen hin, und eine Pauſe entſtand, während welcher der Muſikus mit froher Ueberraſchung ſein Kind betrachtete. Dann nahm er es vom Stuhle, küßte es und ſetzte es wieder hin. Dafür ſollſt Du dieſe Geige haben! rief er, nimm hin, ſie iſt Dein! Du mußt Dich darauf täglich üben und wir wollen zuſammen ſpielen.

Die Kleine hielt die geſchenkte Geige in der Hand, und wußte verlegen und überraſcht nicht, was ſie thun ſollte.

Frau Barthels rief: Satanskind, ſo lauf' doch zum Papa und bedanke Dich. Biſt jetzt auch ein Spielmann, haſt Deine eigene Geige! Sapperment.

Furchtſam näherte ſich das Mädchen dem Vater. Papa! iſt das Dein Ernſt? hub ſie an, die Geige emporhaltend. Ein beifälliges Nicken war die Antwort, und ſogleich lag Gertrud dem Vater in den Armen. Jetzt will ich ſpielen! Jetzt ſoll geſpielt werden! rief ſie triumphirend.

Und getanzt! ſetzte Frau Barthels hinzu, und ergriff das Mädchen an beiden Händen, und walzte mit ihr in der Stube umher. Der Vater ſpielte dazu eine luſtige Melodie.

Das iſt meine kleine Muſikantin! rief die gutmüthige Obſthändlerin, habt Reſpekt vor ihr! Hört Ihr, Ihr Leute! O, die kann ſpielen, wie die Engelein im Paradieſe! Der Herr Chriſtoph iſt doch ein ganzer Mann, daß er das ſo herausgebracht hat! Gelt, jetzt iſt es nichts mit dem Obſthandel, jetzt geht es auf Reiſen!

Jetzt geht es in die Studirſtube! ſagte Meiſter Schmähling. Wir wollen mal ſehen, ob in dem Kinde etwas ſteckt. Noch wiſſen wir das nicht. Täglich ein paar tüchtige Arbeitsſtunden. Und iſt ſie träge, will ſie nichts lernen, da heißt es: Marſch, zu Frau Barthels, hinter die Obſtkörbe? —

Ein Monat war vergangen während fortgeſetzter Muſikſtunden zwiſchen Vater und Tochter, da lud Beide der Herr Chriſtoph, der unten im Hauſe das Materialwaaren-Lager hatte, zu ſich zu Tiſche. Als ſie kamen, war gerade der Muſikdirektor des Stadtmuſikcorps, der mit dem Handelsherrn in Verwandtſchaft ſtand, zugegen. Während des Eſſens kam das Geſpräch auf Muſik, und der Direktor, der von der Kleinen und ihrem Talent ſchon gehört, forderte ſie auf, ihm etwas vorzuſpielen. Dies geſchah, als der Mittagstiſch beendet war, und der fremde Mann äußerte ſich ausnehmend günſtig und anerkennend über das Gehörte. Jetzt drang man in den Vater, einen Entſchluß zu faſſen: er ſolle reiſen, mit der Tochter reiſen und ſich hören laſſen. — Sie iſt noch nicht ſo weit! war die einzige Antwort des Mannes.

Laßt mich nur machen, vielleicht gelingt es mir, ſie ſo weit zu bringen! Nur Zeit!

Noch ein paar ſchwere Unterrichtsmonate, wo das Kind wirklich das Unglaubliche leiſtete in Fleiß und Anſtrengung, und der Vater willigte in eine Reiſe. Herr Chriſtoph, der ein Enthuſiaſt für Muſik war, ſchoß eine kleine Summe vor, und die Reiſe ſollte zuerſt nach Wien gehen. Am Wagen erſchien noch Frau Barthels, um Abſchied zu nehmen. Nun geht meine kleine Muſikantin in alle Welt! rief ſie, und Thränen ſtanden ihr in den Augen. Ach, wir werden uns wohl nicht mehr wiederſehen! Leb' wohl, Kind, leb' wohl! — Wer kann das wiſſen, entgegnete der Vater, vielleicht mißglückt mein Plan und die Trudel macht es mir nicht zu Dank, dann bringe ich ſie wieder, und ſetze ſie ſelbſt hinter Eure Körbe. —

Die Kokette.

Sechs Jahre waren vergangen, Vater und Tochter hatten ſich unterdeſſen unabläſſig auf Reiſen getummelt, hatten in Wien einen längern Aufenthalt gemacht, dann die kleineren Städte in Oeſtreich beſucht, überall war ihnen eine leidlich gute Aufnahme geworden. Dies befriedigte aber den Vater Schmähling nicht, es hatte ihm ganz anders geträumt; auch das Mädchen war zu Zeiten mißmuthig, doch ließ ſie es ihrem Vater nicht merken. Ihr Fleiß blieb derſelbe, ja er nahm noch zu, je nachdem ihre körperlichen Kräfte wuchſen. Sie war jetzt eine geübte Violinſpielerin und trat als ſolche auch in allen kleinen Concerten auf, die der Vater veranſtaltete, wo ſie theils allein ſpielte, theils mit Anderen zuſammen, die ſchon einigen Ruf hatten.

ſchroffen Zügen derſelben, ſo viel ein dunkler weit übergeworfener Mantel von ihnen erblicken ließ. Ich ſprang auf und that einen Schritt vorwärts; mein Arm ſtreckte ſich wie beſchwörend aus: „Wer biſt du?" rief ich mit lauter Stimme, „der du es wagſt, die Züge deſſen, der hier unter dieſem Raſen ſchlummert, teufliſch nachzuäffen? Fort, Gebild der Nacht! Schon zum zweiten Mal trittſt du mir entgegen."

Ich zitterte, als ich dieſe Worte hervorgebracht, ſo heftig, daß ich mich auf das Geländer des Grabes ſtützen mußte. Die Erſcheinung blieb unverrückt an ihrer Stelle und ſah mich mit einem Blicke an, den ich nur zu gut kannte und der mein Blut erſtarren machte. Dann breitete ſie ihre Arme aus, gleichſam mich an ihre Bruſt lockend. Der Ausdruck des bleichen Geſichts nahm etwas unendlich Wehmüthiges an. Ich mußte mich abwenden. „Ich komme nicht," Es wurde eine Reiſe nach London beſchloſſen. Mit einem Virtuoſen auf dem Horn und einer Harfenſpielerin machte ſich Vater Schmähling auf den Weg. Jetzt kam man in's Land der Guineen, nun oder nirgends mußte es guten Erwerb geben. Aber die armen Muſikanten, wie ſollten ſich ihnen die Pforten zu Glanz und Reichthum öffnen? Wer ſollte ihnen den Schlüſſel geben in die Wohnungen des Ueberfluſſes? Sie wanderten mit ein in die ungeheure Weltſtadt, mit dem Geſindel der Tauſende von Bedürftigen, die aus aller Welt Enden hier täglich, ja ſtündlich nahten; Viele ſanken auf dem Wege ermüdet und von der Krankheit aufgezehrt hin, Andere raffte der Leichtſinn weg, wieder Andere fanden in der gänzlichen Mittelloſigkeit ein Hinderniß, kurz, vor den Thoren der ungeheuren Stadt langte nur ein verhältnißmäßig kleines Häuflein an. Unter dieſem befand ſich auch Vater Schmähling und ſeine Tochter. Der Virtuos auf dem Horn war erkrankt unterwegs, die Harfenſpielerin hatte einen leichtfertigen Freund gefunden, mit dem ſie durchging, nur der Vater mit ſeinem Kind an der Hand, wanderten in die Weltſtadt ein, und fand bei einem befreundeten deutſchen Händler ein nothdürftiges Unterkommen.

Jetzt dauerte es lange, ehe man Ohren und

Thüren fand, die ſich den Unbekannten, ohne Schutz und Vermittelung Auftretenden öffneten, der Zufall war ihnen günſtig.

In einer ſehr belebten Straße kamen mehrere Wagen ſo in's Gedränge, daß einer derſelben den Fußweg berührte und dort die Fußgänger in Gefahr brachte; Gertrud Schmähling war unter dieſen, und die Räder des Wagens gingen ſo dicht an ihrem Körper vorüber, daß ſie laut aufſchrie und es einen kleinen Auflauf unter der Menge gab. Man ſagte, ja Viele wollten wiſſen, das Mädchen ſei überfahren worden. Das Gedränge wurde ſo arg, daß der Wagen halten mußte und die darin ſitzende Dame ausſtieg und in den Laden trat, der mit Putzſachen angefüllt war. Hier bot man ihr einen Stuhl, ſie erkundigte ſich nach dem Unfall, und ſo kam es, daß Gertrud mit ihrem Vater mehr in den Laden geſchoben wurden, als daß ſie freiwillig eintraten. Sie ſah die junge Dame in ihrem Stuhl ſitzen, vor ihr der Kaufmann des Ladens, der ihr den ganzen Vorgang, den er mit angeſehen, erklärte; zugleich erſchien, völlig unverſehrt, das Mädchen vor ihren Blicken. So iſt's gut, ſagte die Dame, ſo iſt alſo kein Unglück geſchehen und die fremde kleine Miß iſt nur mit dem Schrecken davon gekommen. Sie winkte hiermit die Kleine zu ſich, ſtreichelte ihr die Wangen, erkundigte ſich, wo ſie ſei und was ſie in London ſuche. Als ſie theils von Gertrud ſelbſt, theils von ihrem Vater den Zweck der Reiſe erfahren hatte, zog ſie ein Täfelchen hervor und ſchrieb ſich den Namen auf, indem ſie dabei bemerkte, ſie würden von ihr hören. Nachdem ſie die Kleine aufgefordert hatte, etwas von den Putzſachen für ſich auszuſuchen, was ſie bezahlen wolle, und Gertrud ein einfaches Spitzenhalstuch wählte und ſich höflichſt dafür bedankte, ſtieg ſie wieder in ihren Wagen und fuhr ab. Man kann ſich denken, daß der Vater und die Tochter höchſt neugierig nach dem Namen und dem Stand der Dame waren, die ein vornehmes und elegantes Aeußere hatte. Der Kaufmann erwiderte auf ihre Fragen, die junge Schöne ſei allerdings ſehr reich und vornehm, die erſte Hofdame der Königin und gedenke ſich in kürzeſter Zeit zu vermählen. Beide, Vater und Tochter, waren jetzt ſehr geſpannt auf die verſprochene Hülfe. Dieſe langte noch zu Ende der Woche an, ſie beſtand in einer Einladung der Lady, bei ihr zu ſpielen, an einem beſtimmten Abende, wo eine kleine Geſellſchaft verſammelt war. Gertrud putzte ſich, ſo gut ſie konnte, vergaß nicht das Tüchelchen, das ſie der Güte der Lady verdankte, und fuhr mit ihrem Vater hin. Der Abend verging gut, die ſchöne Wirthin ſagte der kleinen Virtuoſin einige Complimente, und bemerkte zugleich, ob ſie nicht im Beſitz einer Singſtimme ſei, die ohne Zweifel beſſer paſſe zu ihren Concerten als die Violine, die immer bei einer Frau etwas Linkiſches habe. Gertrud erwiderte, daß ſie allerdings Verſuche im Singen gemacht, da aber Niemand ſie aufgefordert habe, darin fortzufahren, ſo habe ſie es gelaſſen. Ein anſehnliches Geſchenk wurde dem Vater eingehändigt, der davon entzückt war, denn es übertraf Alles, was er ſonſt bei derlei Gelegenheiten erhalten hatte. Es verging nicht eine Woche, als eine noch höhere Gunſt der Lady ſtattfand, eine Einladung zum Concert bei der Königin. Dies war ein Erfolg, den ſich viele in London anweſende Muſiker, durch alle ihnen zu Gebote ſtehende Mittel, zu erſtreben ſuchten, und den jetzt ein fremdes, unbekanntes Kind erreichte. Natürlich wurde der Neid rege. Vater Schmähling dankte in einem zierlichen Billet ſeiner hohen Gönnerin und gab kund, daß ſeine Tochter nicht im Beſitz eines zu dieſem Zwecke paſſenden Anzuges ſei. Statt der Antwort langte eine Kammerfrau der Lady an, die eine Menge Putzſachen, unter andern eine ſchöne, modiſche Robe mitbrachte, welches Alles der Kleinen zum Geſchenk gemacht wurde.

Am Morgen des Tags, wo das Concert bei Hofe ſtattfinden ſollte, ſaß die Königin an ihrem Putztiſche und ließ ſich friſiren; wie gewöhnlich war Lady Tembrocke, dies war der Name der Dame, ihrer Vertrauten und Lieblingsdame, bei ihr. Beide ſprachen vertraut über einige Vorfälle des Tags und über Dinge, die zu dem engſten Vertrauen der beiden Damen gehörten. Die Königin machte der Lady Vorwürfe, daß ſie die Bewerbungen eines angeſehenen jungen Cavaliers ſo kalt aufnahm, ſie forderte ſie auf, da ſie wiſſe, daß derſelbe ihr nicht gleichgültig ſei, ihm dies offen zu zeigen.

Ihre Majeſtät, erwiderte die Herzogin, geben mir da einen gefährlichen Rath, ich ſoll der Anmaßung eines ohnedies Trotzigen noch mehr Feld gewähren, als er ſich ſchon ſelbſt nimmt. Ich gedenke ihn unter ſcharfem Zaume und Gebiß zu halten.

Nur nicht zu ſcharf, meine theure Freundin, nahm die Königin wieder das Wort, denn man hat Beiſpiele, daß der Eigenſinn einer Frau dem Manne das ganze Handwerk der Liebe verleidet.

Wenn es ein Handwerk iſt, ſoll's auch verderben werden! —

Die Königin ſah die Lady mißbilligend an und erwiderte in einem ſcharfen Tone: Verſtehſt mich nicht, Lady Arabelle, ich meine, durch zu große Strenge ſcheucht man die Männer von unſerer Seite fort.

Nun wohl, meine allergnädigſte Fürſtin und Herrin, kann er nicht mein Weſen vertragen, bin ich ihm zu ſcharf, oder zu wechſelnd, was weiß ich, oder zu eigenſinnig, ſo mag er gehen. Mich kümmert es nicht, wenn er geht. Bin ich doch glücklich und zufrieden in dem Wohlwollen meiner Fürſtin. Der Männer Neigung iſt etwas, das man ſchlimmſten Falls entbehren kann.

Dieſes Mannes Neigung müßte hiervon eine Ausnahme machen, ſagte die Königin, er iſt, wie ich Wenige ſeines Gleichen getroffen habe, ernſt, würdevoll und ebenſoweit entfernt von modiſcher Zierlichkeit, als von rohem Trotze. Dazu hat er einen guten Namen und auch ein ſchönes Vermögen. Es iſt ein Mann, den ich gerne meiner Arabelle anvertraut ſähe.

Die Herzogin küßte voll Ergebenheit der Königin die Hand. Ich will es mir bedenken, antwortete ſie nach einer Pauſe. Heute, am Concertabende, werde ich ihn ja ſehen.

Ja, das Concert! rief die Königin raſch, es iſt gut, daß Du mich daran erinnerſt, iſt das kleine Mädchen dabei, von dem Du mir ſprachſt?

Sie wird nicht verfehlen zu erſcheinen, ſagte Lady Tembrocke. Es iſt ein kleines, närriſches Ding, für das ich gern Eurer Majeſtät Intereſſe ernte. Wahrlich, ich bin ordentlich verliebt in die Kleine, nur muß ſie die häßliche Violine wegwerfen. Sie hat heute mir ſchon etwas vorgeſungen: es ging ganz gut, Paradiſi, der gerade bei mir, war erfreut von ihren Anlagen.

Die Königin ſah lächelnd die Herzogin an. Da kenn' ich Dich, ſprach ſie, Muſik iſt von jeher Deine Schwachheit geweſen, nimm Dich nur in Acht, Arabelle, daß Du Dir nicht ein ungezogenes, rohes, undankbares Geſchöpf auf den Hals ladeſt, wie mit dem kleinen Sänger, den Du nur mit Mühe wieder loswurdeſt.

Ich werde mich vorſehen! ſagte die junge Dame. Es iſt uns lieb, wenn Eure Majeſtät das Mädchen heute hört; nach dem Urtheil, das Dero Huld über meinen Schützling fällt, ſoll ſich ihr künftiges Loos richten. Ich möchte die Reiſe, die ich vorhabe, gerne in Geſellſchaft eines Mädchens machen, deren Talente ich bei der Gelegenheit ausbilde.

Aber dieſe Reiſe wird doch nicht ſo bald vor ſich gehen? fragte die Fürſtin.

Wenn Eure Majeſtät die Erlaubniß mir dazu geben, ſchon in den erſten Tagen nächſten Monats, erwiderte die Herzogin.

Nun gut, doch muß vorher die Sache mit dem Viscount abgemacht ſein! ſagte die Königin. Nur unter der Bedingung gebe ich meine Erlaubniß. Sie ſtand von der Toilette auf, küßte die Herzogin auf die Stirn, und entfernte ſich dann in die Gemächer, wo ihre Damen und der König ſie erwarteten.

Das Concert fand ſtatt. Gertrud gab ſich die erdenklichſte Mühe, vor der Königin rühmlich zu beſtehen; dies bewirkte, daß ſie die größten Anſtrengungen auf ihrem Inſtrument hervorbrachte, und dadurch Verzerrungen zeigte, die einestheils Mitleiden, anderntheils die Spottluſt der Zuhörer hervorriefen. Die Herzogin bekümmerte dies, ſie hatte ſich des Mädchens angenommen, und jede ihm bewieſene Geringſchätzung nahm ſie gleichſam als ihr ſelbſt angethan hin, beſonders kränkte ſie das Lachen des jungen Cavaliers, der als ihr Verlobter galt, und ſie konnte dieſe Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, ihm einen Verweis zu geben. Wie können Sie ſo gefühllos und hartherzig ſein, Sir Charles, ſagte ſie zu ihm, und das arme Mädchen verſpotten? Kann denn ein Weib anders ein ſo albernes Inſtrument, als die Violine iſt, ſpielen? Muß man denn immer mit dem großen Haufen gehen? Giebt es nicht bevorzugte Geiſter, die ihre eigene Straße wandeln?

Aber theure Arabelle, erwiderte der Viscount, Sie ſehen, daß die Königin ſelbſt mit dem Lachen kämpfte.

That ſie das, ſo geſchah es aus einem andern Grunde, erwiderte die junge Herzogin.

Auf wann haben Sie Ihre Reiſe feſtgeſetzt? fragte der Ritter.

Auf den Anfang des nächſten Monats, verſetzte Arabelle.

Geben Sie nur zwei Wochen länger Zeit, bat Sir Charles, alsdann kann ich hoffen, Urlaub zu bekommen.

Unmöglich, erwiderte die junge Dame, meine Tante erwartet mich auf dem Continent, alle Beſtimmungen ſind ſchon getroffen.

Alsdann, ſagte der Officier mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, müßte ich auf das Vergnügen verzichten, Ihr Reiſemarſchall zu ſein.

Sie können nachkommen, rief die Dame lächelnd, oder Sie können auch ganz wegbleiben! Machen Sie es, wie Sie wollen. Wie kann ein alberner Dienſt, den Sie nur übernommen der Eitelkeit und der Langeweile wegen, ſolche Feſſeln auflegen?

Nicht der Eitelkeit wegen, noch weniger der Langeweile, erwiderte Sir Charles. Und wenn dies auch wäre, ich habe ihn einmal übernommen, jetzt iſt es meine Pflicht, die ich nicht verletzen darf.

Lady Arabelle wandte verſtimmt und mißlaunig ihm den Rücken.

Die Anſtalten zur Reiſe wurden getroffen. Gertrud ſollte dieſe mitmachen, der Vater blieb indeſſen in London. Sie freute ſich ganz beſonders darauf. Man wollte nach Paris gehen, und Gertrud hatte Paris noch nicht geſehen; aber je näher der Tag der Abreiſe rückte, deſto verſtimmter und mißlauniger wurde Lady Arabelle. Sie hatte in Erfahrung gebracht, das Sir Charles öfters ſeine Abende in dem Kreiſe einer Familie zubrachte, wo drei hübſche Töchter ſich befanden; es war für ſie keines weitern Beweiſes bedürftig, daß er einer derſelben den Hof machte. Deßhalb ſeine Weigerung, ſie auf der Reiſe zu begleiten.

rief ich dumpf. „Ich kenne dich nicht, — ich mag dich nicht kennen! Verlaſſe uns.“

Er ließ langſam die Arme ſinken, wandte ſich und verſchwand lautlos hinter den nächſten Baumſtämmen.

Bald darauf traten Polyxena und Bertrada aus dem Walde. Sie hatten ſich verſpätet und die erſtere war nicht wenig erſtaunt, mich in einem Zuſtand ſo ſeltſamer Aufregung zu finden. Ich fragte Bertrada, wer der einſame im Mantel verhüllte Wanderer geweſen, der ihr ſo eben begegnet ſein müſſe? Sie antwortete mir mit ihrer gewohnten Kälte und Ruhe, daß ſie Niemanden geſehen. Maria's Liebkoſungen und ihrer Freundin Scherze beſchworen allmälig den Sturm in meinem Innern; aber hatte ich am Tage das düſtere Bild verbannt, in der Nacht, in meinen Träumen, kehrte es noch lange immer wieder.

Die Zeit der Abreiſe unſerer lieben Gäſte ruckte jetzt heran. Der Gedanke hieran machte

Als der Reiſewagen vor der Thür ſtand, meldete ſich Sir Charles als Reiſebegleiter.

Wie? rief Arabelle, ich denke, Sie ſind im Dienſt?

Ich habe mich frei gemacht.

Auch bei Miß Cäcilie? fragte die Herzogin mit ſcharfer Laune.

Bei Miß Cäcilie? fragte verwundert der junge Mann. Wie kommt dieſe hieher?

Geſtehen Sie es, ſie war die eigentliche Urſache, daß Sie mir anfangs die Reiſebegleitung abſchlugen, und dazu den unpaſſenden Vorwand nahmen? fragte die Lady.

In der That, ich bin erſtaunt. Während ich mit tauſend Schwierigkeiten kämpfte, um den Urlaub zu erringen, haben Sie mich in einen ſo unwürdigen Verdacht geſtellt?

Es iſt gut, wenn man mich getäuſcht hat. Nun laſſen Sie uns die Reiſe beginnen, rief die Herzogin.

Sir Charles war zum erſten Mal in ſeinem Leben empfindlich. Er hatte die üble Behandlung, der die Herzogin ihn ausſetzte, wohl ſchon bemerkt, doch ſeine Jugend und ſein heiteres Blut hatten ihn immer über jede kleine Mißſtimmung hinweggeholfen, hier war aber mehr als dieſes.

Er hatte gehofft, mit freudigem Empfang bewillkommnet zu werden, und ſah ſich plötzlich mit Vorwürfen überhäuft, die, wie er geſtehen mußte, aus der Luft gegriffen waren. Doch wurde, was gerade vermieden werden ſollte, hiermit herbeigeführt; unwillkürlich fiel ihm die Miß Cäcilie, in ihrer Heiterkeit und Unſchuld, in ihrer argloſen frohen Laune öfters ein, während die Reiſe gemacht wurde. Vor der Abreiſe fiel noch ein Umſtand vor, der einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte. Die Königin ließ der Lady zum Abſchied ſagen, es ſei doch ſo, wie ſie gewünſcht hätte, und ſie reiſe als glückliche Braut fort. Arabelle ließ der Königin erwidern: Die Ergebenheit für Ihre Majeſtät wäre ganz die alte, das Uebrige aber wäre noch zu beſtimmen.

Kaum hatte man den Kanal überſchifft und war in Frankreich angekommen, ſo änderte Lady Arabelle ihre Laune, und nachdem ſie ihre Tante begrüßt, die gekommen, um mit ihr nach Paris zu gehen, gab ſie ihren Willen kund, wieder nach London zurückzukehren, indem ſie vorgab, nicht länger von der Königin, ihrer erhabenen Freundin, entfernt ſein zu können. Man richtete alſo die Fahrt wieder heimwärts. Zu Sir Charles ſagte ſie, der ſich bereitete, ſie wieder heim zu begleiten: Unmöglich kann ich zugeben, mein treuer Ritter, daß Ihr die drei Monate Urlaub, die Ihr habt, ungenutzt vorbeiſtreichen laßt; ich bitte Euch, gebraucht Eure Freiheit und macht allein eine Reiſe.

Eine Reiſe ohne meine angebetete Arabelle würde für mich keine Zerſtreuung, ſondern eine Plage ſein, erwiderte der Viscount.

Aha! Miß Cäcilie! dachte die Lady. Sie iſt es, die ihn zurücklockt.

Für Gertrud war dieſer Wechſel ſehr unangenehm, und ſie verwünſchte heimlich die Launenhaftigkeit ihrer eigenſinnigen Gebieterin. Doch benutzte ſie die Zeit, in London angekommen, um eifrig Geſangunterricht zu nehmen.

Sir Charles hatte jetzt freie Zeit, und es war natürlich, daß er ſie im Hauſe der Eltern der ſchönen Cäcilie zubrachte, da er nicht fortwährend die Mußeſtunden der Lady, die ſie im Dienſte der Königin hatte, welche unpäßlich geworden war, in Anſpruch nehmen konnte. Die Eiferſucht Arabelle's trieb ſie an zu erkunden, wo er ſich befände, und ſie brauchte die arme Gertrud zu Spionendienſten. Sie mußte, im Hauſe der Nebenbuhlerin bekannt gemacht, öfters dort erſcheinen und das Benehmen des Sir Charles beobachlen und ihre gewonnene Entdeckung dann ihrer Gebieterin mittheilen. Hierdurch wurden ärgerliche Scenen veranlaßt, die zuletzt zu einer ſolchen Höhe ſtiegen, daß ein vollſtändiger Bruch zwiſchen den Verlobten ſtattfand, und Sir Charles ſein gegebenes Wort zurückerhielt.

Ein halbes Jahr nach dieſem Ereigniß las man in den Londoner Zeitungen das Verlöbniß des jungen Officiers mit Cäcilie Warren. Mit dieſem Zeitungsblatt in der Hand traf ſie eines Morgens Gertrud, welche kam, um ſie nach einigen Tagen, wo Unwohlſein ſie gehindert hatte auszugehen, aufzuſuchen. Ihr Weſen zeigte eine ſo gewaltige Gemüthserſchütterung, die auffallen mußte, kannte man den ruhigen, lächelnden Charakter, den ſie gewöhnlich zeigte.

Um Gotteswillen, was giebt es, Frau Herzogin? fragte Gertrud erſchreckt.

Nichts, als eine Heirath! erwiderte dieſe, und gab ihr das Blatt.

Gertrud las die Namen, und ſie ſelbſt empfand eine Art Staunen, wie über etwas, das gegen alle Schicklichkeit und Wahrſcheinlichkeit geſchehen war.

Sie ſehen, Miß, fuhr die Herzogin mit dem Tone äußerſter Aufregung fort, wie die Männer lieben! Hüten Sie ſich vor ihnen! Dieſer war mir treu ergeben, bildete ich mir wenigſtens ein, nun kann ein einziges flüchtiges zorniges Wort, das vielleicht meinem Munde entſchlüpfte, ihn auf immer mir entreißen und ihn einer Andern in die Arme ſchleudern.

Gaben Ihro Herrlichkeit ihm nicht ſein Wort zurück? fragte Gertrud ſchüchtern.

Ja, im Scherz! erwiderte Lady Arabelle. Er hat es ernſt genommen, weil er mich nie geliebt hat, und froh war, die verhaßten Bande getrennt zu ſehen.

Sie brach hier in Thränen aus, und winkte Gertrud, ſich zu entfernen, da ſie allein und ungeſtört ſein wollte.

So verging eine Woche, während Gertrud die Lady nicht ſah, ſondern nur hörte, daß ſie fortwährend jeden Beſuch, er käme, von wem er wolle, abwies. Nur die Königin ſah ſie.

Man war im Winter, eine ſchneidende Kälte herrſchte. Der Hochzeitstag des Officiers war feſtgeſetzt, er ſollte im Hauſe der Eltern der Braut gefeiert werden; dieſes Haus war eine Art von Landwohnung und lag eine kleine Stunde von London entfernt. Zur Zeit, wo die Gäſte dort erſchienen, nahte ſich auch eine Kutſche, die nicht bis heranfuhr, ſondern am Eingange des weitläufigen Parkes hielt. Aus dieſem Wagen ſtieg eine Dame im vollen Ballcoſtüm, mit Blumen und Federn geſchmückt. Trotz des tiefen Schnees nahm ſie in ihrer leichten Fußbekleidung den Weg durch den Park in das Hinterhaus, und hier durch die Zimmer der Dienſtboten bahnte ſie ſich den Eingang in die Gemächer, die zunächſt dem Ballſaal lagen. Vor Froſt zitternd ſtand ſie hier und lauſchte durch ein Fenſter, das ihr die verſammelte Geſellſchaft zeigte. Allein ſie wurde erkannt und mußte ſich zurückziehen. Fliehend durch den Park nahm ſie den Weg, den ſie gekommen, zu ihrem Wagen, in dem ſie eilig Platz nahm, und zurück in die Stadt fuhr. Die Erkältung, die Aufregung, der Schreck zogen ihr dieſelbe Nacht ein bösartiges Fieber zu, das in Folge der nächſten Tage ſo ſehr ſich verſchlimmerte, daß die Aerzte erklärten, wenn nicht ſehr günſtige Umſtände hinzuträten, ſo könne der Wahnſinn, ja der Tod die unausbleibliche Wirkung davon ſein. Leider war das Erſtere der Fall. Lady Arabelle genas, aber ihr Geiſt blieb zerrüttet. Von allen ihren Pflegerinnen war ihr Gertrud die liebſte, und ſie mußte faſt immer bei ihr ſein. In ihrem Krankenzimmer nahm ſie ihre Muſikſtunden, und war etwas fähig, den düſtern Schleier zu lüften, der um die Sinne und die Urtheilsbefähigung der armen Kranken hing, ſo war es die rührende, zarte Stimme des jungen Mädchens, das mit zärtlicher Liebe ihr zugethan war.

Das Schickſal der Herzogin machte bei Hof und den Kreiſen, die ſie kannten, ungemeines Aufſehen; man beklagte ſie, und ſchob alle Schuld auf Sir Charles, doch ſie ſelbſt empfand und urtheilte darüber anders. In ihren einzelnen lichten Augenblicken ſprach ſie es auch, daß ſie ſelbſt die Quelle ihres Elends ſei und daß eine verdammenswerthe Kokketterie ſie dahin geführt habe, immer mehr launenhafte Proben von ihrem Geliebten zu fordern, bis ſie endlich die Grenze des Erlaubten überſchritten hatte und den jungen Mann zwang, ſich ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen.

Nur kurze Zeit dauerte die Krankheit der Lady Arabelle, ein plötzlicher Tod machte ihr raſch ein Ende. Ihre großen Beſitzungen fielen ihren Verwandten zu, Gertrud wanderte arm, wie ſie gekommen war, aus dieſem Hauſe; an ſie hatte Niemand gedacht. Nur eine ſehr werthvolle Geige, ein Geſchenk der Herzogin, war das Einzige, was ſie mitnahm, als ſie die Wohnſtätte des Reichthums und des Luxus verließ.

Der Sänger.

Der Vortheil, den unſre junge Künſtlerin aus dieſem Verhältniß zog, war, daß ſie ſich jetzt ganz für den Geſang entſchied. Der Vater gab hierzu ſeine Einwilligung, es war nur zu entſcheiden, wen ſie unter den Hunderttauſenden von Muſiklehrern, die dieſe ungeheure Stadt in ihren Mauern wahrte, wählen ſolle, der ſie auf der eingeſchlagenen Bahn vorwärts leiten ſollte. Als die Pflegetochter der einflußreichen Herzogin hatten ihr unzählige Mittel offen geſtanden, zu dieſem Zwecke eine Wahl zu treffen, jetzt mußte ſie ſich in die kleinen Verhältniſſe zurückgewöhnen, mit denen ſie angefangen hatte, als ſie nach London kam. Sie ging mit ihrem Vater zu Paradiſi. Dieſer berühmte Kaſtrat lebte in London in Wohlleben und Ueppigkeit. Er hatte ſich ein großes Vermögen erworben, und was er jetzt noch that, um es zu vermehren, beſchränkte ſich auf Stundengeben, das er in den reichſten Häuſern zu ertheilen pflegte. Auch dieſes brachte ihm große Summen ein. Natürlich konnte Gertrud nicht erwarten, daß er ſie unter der Zahl dieſer einträglichen Schülerinnen aufnehme, vielmehr hatte ſie ihre Hoffnung darauf geſetzt, eine Stelle zu erhalten unter den jungen Mädchen, die mit ihren Verwandten bisweilen den berühmten Sänger beſuchten und ſo in ſeinem Hauſe von ſeiner Kunſt Vortheil zogen. Paradiſi, als er ſie erblickte, erinnerte ſich der guten Honorare, die er früher in dem Hauſe der Herzogin empfangen, und aus einem natürlichen Gefühl von Dankbarkeit und Wohlwollen für die junge Sängerin, deren Talent er erkannte und ſchätzte, entſchloß er ſich, ſie unter ſeine „Zuläuferinnen“ aufzunehmen. Der Vater machte die Bedingung, daß er ſeine Tochter jedesmal zum Meiſter bringen und wieder abholen ſolle, doch dieſe umſtändlichen Beſuche koſteten dem alten Schmähling ſo viel Zeit, und ſchienen ſo unnütz, daß ſie nach und nach unterblieben, und Gertrud mit den ſechs anderen jungen Mädchen, die zu dem Meiſter kamen, kam und ging, wenn ſie wollte.

Der Kaſtrat war in den alten Tagen, denen er ſich ſtark näherte, weichlich und bequem geworden, er verwandte die Anzahl junger Mädchen, die zu ihm kam, zu allerlei Dienſten, die ihm im Hauſe nöthig waren. Auch hatte er ſeine ſcherzhaften Einfälle, denen er jedesmal nachgab, ohne zu entſcheiden, ob es den jungen Damen auch angenehm ſei, ſie auszuführen. Da die Schülerinnen zum größten Theil auch in der Oper beſchäftigt waren, und dort Knabenrollen machten, ſo hatten ſie ſich's angewöhnt, ſehr oft in ihrem männlichen Coſtum die Gänge zu thun, die eigentlich mehr für Knaben berechnet waren, als für Mädchen. Viele kamen gar nicht aus den Hoſen heraus. Dies gab natürlich Gelegenheit zu manchem unziemlichen Scherz, doch die harte Natur dieſer Mädchen hatte ſich ſo ſehr daran gewöhnt, daß ſie nichts Auffallendes mehr darin fanden. Sie gingen und beſtellten ihre Aufträge, unbekümmert darum, ob einer der alten Genoſſen ihres Meiſters, durch dieſe Art Briefchen und Beſorgungen zu erhalten, zu beſonderen Späßchen aufgemuntert wurde oder nicht. Bei Damen betrugen ſie ſich fein und artig, und man errieth ihr eigentliches Geſchlecht nicht. Lucille Harry war die älteſte dieſer Amazonen. Es war ein hübſches Mädchen, und als junger Mann nahm ſie ſich beſonders gut aus.

mich finſter und ſchwermüthig. Gezwungen auf dem Schloſſe zurückzubleiben, wußte ich nicht, wie ich die Trennung überſtehen ſollte. Ich verwünſchte die läſtigen Pflichten, die meiner warteten; es erſchien mir kein Glück auf Erden wünſchenswerth, als nur das, nach Dresden zurückkehren zu dürfen. Mein Vater jedoch war unerbittlich.

Es war am letzten Sonntag, als ich beide Mädchen an einer einſamen Stelle des Gartens fand. Sie waren offenbar in einem ernſten Geſpräche begriffen geweſen, als ich ſie ſtörte. Maria hatte den Arm auf die Marmoreinfaſſung des Springbrunnens geſtützt und erhob ſich von mir abgewendet, um mit langſamen Schritten einen Seitengang einzuſchlagen. Ich ſah ihr an, daß ſie geweint hatte, und wollte ihr beſorgt und eiligſt folgen, allein der Arm Polyxena's hielt mich zurück. Mit einer lächelnden Miene, die aber völlig frei von Spott war, forderte ſie mich auf, neben ihr Platz zu nehmen. „Aber

Dies wußte ſie, und war als Dick Harry überall in der Nachbarſchaft bekannt. Mit ihr ſchloß Gertrud Schmähling eine beſonders enge Freundſchaft; die Offenheit und die frohe Laune Dick Harry's behagten ihr, obgleich ſehr viele luſtige Streiche, die das ausgelaſſene Mädchen ſich erlaubte, nicht in dem Geſchmack der ſittſam erzogenen jungen Deutſchen waren. Jedesmal, wo dies der Fall war, geriethen die beiden Mädchen mit einander in Streit, und Gertrud ſagte ziemlich frei und offen ihre Meinung, die ihr Lucille nicht übel nahm, nur richtete ſie ſich nicht beſonders danach und blieb die wilde Fliege, die ſie immer war, nach wie vor. Eines Tages machten ſie Beide einen Beſuch bei Signora Annunciata, dies war die beſondere Freundin des Sängers. Es war mit dieſer Annunciata ein eigenthümliches Ding; Niemand hatte ſie beiſammen geſehen, und doch ſchrieben ſie ſich die zärtlichſten Briefe und ſchickten ſich Botſchaften. Annunciata war eine Frau über die Funfzig hinaus, von einem wohlbeleibten Umfang und liebte über die Maaßen Klatſchgeſchichten und trank gern Kaffee. Zu ihr ging Lucille ſtets in ihrer Knabenkleidung; ſie ſchien um das Geheimniß der Donna zu wiſſen, wenigſtens war ſie mit ihr außerordentlich vertraut.

Gertrud war in ihrer Mädchenkleidung heut zum erſten Mal mitgekommen.

Nun, was macht il tiranno! ſagte die Dame in einem ſcharfen Diskant, indem ſie dazu hinter den breiten Spitzen ihrer Dormöſe hervorblickte. Geht es mit ihm bald zu Ende? Hat er endlich die Reihenfolge ſeiner Schädlichkeiten durchgemacht! Der Verführer! iſt endlich ein Weib, eine Jungfrau vor ihm ſicher? — Ach, wo iſt der Inbegriff aller ſchmutzigen, abenteuerlichen Streiche, die nur je von einem Mann verübt worden! Ach! wer weiß das beſſer als ich!

Signor Paradiſi iſt ein ſehr anſtändiger Mann! ſagte Lucille.

Ein anſtändiger Mann? wiederholte die Dame, und wie meinſt Du das, meine Kleine, wenn er ſechs Wittwen unterhält, denen er allen ein Heirathsverſprechen gegeben? Ich bin eine dieſer Bejammernswerthen. Er iſt ein Teufel! will ich Dir ſagen, ein durchtriebener Teufel, dem die Hölle noch nicht weit genug iſt, der die Oberwelt aufſucht, um dort Verheerungen anzurichten.

Nein, Signora! rief Lucille, Ihr dürft ihn nicht verläumden, noch dazu in Gegenwart der Mademoiſelle dort. Er giebt ihr Geſangſtunden für nichts, wo findet man einen berühmten Meiſter, der ſo handelt, und ich, ſeht mich an, bin ich nicht ein gemachter Künſtler? Wie, was fehlt mir? Ich ſpiele Männer und Weiber, und ſinge im Chor ſo tapfer mit, daß man meine Stimme hindurch erkennt, wenn noch ſo arg geſchrien wird. Und wer hat mich zu dieſem Meiſterſtück gemacht? Wer anders als unſer theurer Lehrer, Ludovico Paradiſi. Drum nichts über ihn, denn Ihr habt es mit mir zu thun.

Ei, ei! ſagte die alte Dame, ſichtlich geſchmeichelt, wenn es ſo iſt, ſo will ich ruhig ſein. Nun Kinder, laßt uns mal etwas ſingen! Ihr wißt, ich liebe das.

Ja, meine alte gute Mutter, rief Lucille, Du liebſt das, und was Du liebſt, das muß geſchehen! Sie fügte dieſem Ausſpruch noch eine Menge Schmeicheleien hinzu; unter anderen ſchwang ſie ſich auf den Schoos der Dame, ſchlang ihre Arme um ihren Hals und trank in dieſer Stellung ihre Taſſe Kaffee aus, die ihr die Signora eingoß. Altes Schätzchen! ſagte ſie, he! nicht wahr, einen ſo jungen Liebhaber haſt Du noch nicht gehabt?

Schmeichelkatze! rief die Donna, aber wie ſteht es um den Geſang der Miß Trudchen? ſagte ſie, auf die junge Deutſche zeigend, ſie iſt ſo ſtill und wortkarg. Auf, munter, Fidelchen, mit ſolcher hängender Lippe wirſt Du nicht weit gelangen. Komm, in meine Arme, Fratze! Haſt Du gehört, oder biſt Du ſo ſittſam, daß Du noch nicht weißt, wozu die Arme da ſind?

Gertrud fügte ſich erröthend dem Verlangen, und Signora Annunciata, in beiden Armen ein Mädchen haltend, begann jetzt mit ſeiner Diskantſtimme eine beliebte Opernarie, die ſich zuletzt mit einem Terzett ſchloß, in dem beide Mädchen mitſangen. Als das Muſikſtück beendet war, ſagte ſie ſehr zufrieden: Das ging gut, da habt Ihr einen Kuß, und jeder will ich noch etwas Süßes mit auf den Weg geben. Sie ging zu einem Schränkchen und nahm ein paar italieniſche, in Zucker gekochte Früchte heraus, die ſie ihren Gäſten gab.

Als die Freundinnen fortgingen, ſagte Gertrud zu Lucille unwillig: Zu dieſer Alten geh' ich nicht mehr, Harry.

So wirſt Du auch nicht mehr zum Maëſtro Paradiſi kommen dürfen.

Wie verſtehſt Du das?

Ganz einfach, entgegnete die muntere Schöne, wer ſich mit der Geliebten überwirſt, kann auch den Geliebten nicht mehr ſehen.

Sind ſie denn ſo ſehr eng verbunden?

Sehr eng.

Welch' ein Geheimniß iſt das? fragte Gertrud, und wie hängt das zuſammen?

Ganz einfach, erwiderte Lucille, Annunciata iſt Paradiſi, und Paradiſi iſt Annunciata.

Ach, ich verſtehe. Es iſt dieſelbe Perſon. Welch' ein toller Einfall, ſich als Weib hinzuſetzen, um anzuhören, was man über ihn als Mann ſpricht.

Er iſt auch kein Mann!

In wie fern das?

Ach Kind, das verſtehſt Du nicht, rief Lucille lachend. Er iſt ein Kaſtrat. Da kann er das Eine ſo gut ſein, wie das Andere. Vor der Welt, wo er ſich geniren muß, ſpielt er den Mann, und zuweilen den ſehr ſtrengen, ernſthaften Mann, zu Hauſe, wo er ſich gehen läßt, holt er die alten Späßchen ſeiner Jugend hervor. Man ſagt, daß er als junger Menſch in Frauenkleidern ſein Glück gemacht hat.

O, was das für eine Welt iſt, in der wir leben! rief Gertrud, halb erſtaunt, halb entrüſtet. Weißt Du, Harry, daß der Herr Paradiſi mir jetzt zuwider geworden iſt.

Da thuſt Du ihm unrecht, ſagte Lucille raſch, und es thut mir leid, Dir das Geheimniß geſagt zu haben. Ich glaubte aber, Du wüßteſt es ſchon. Uebrigens muß man nur ſehen, wie die anderen

Italiener hier in London leben, alsdann findet man an Paradiſi's Schnurren und Marotten nichts auszuſetzen.

Du biſt ganz vertraut mit dieſem Unfug? fragte Gertrud ihre Freundin erſtaunt.

Muß man es nicht ſein? antwortete dieſe lachend. Man bekäme ja keine einzige Note richtiger Muſik in die Kehle, wenn man nicht mit dieſen Wölfen heulte, ſo gut es gehen wollte.

Ach, Gott ſoll mich behüten! rief Gertrud ſehr ernſt, wenn es ſo iſt, ſo will ich lieber gar nicht ſingen. Ich bin in einer kleinen deutſchen Stadt erzogen, und habe Frömmigkeit im Herzen. Ich will noch heute mit dem Papa ſprechen.

Thu' das nicht, Gertrud. Bedenk' Dein Schickſal: Du willſt Sängerin werden, wo kannſt Du das beſſer als hier? Die kleinen Narrheiten nimm in den Kauf.

Dieſe kleinen Narrheiten! ſieh doch! rief Gertrud.

Ja freilich, ſie ſind nichts als das! rief Lucille. Ich will Dir ſagen, willſt Du ganz geſchützt ſein, ſo nimm Dir einen Geliebten. Das hilft. Ich habe einen, und ſeitdem läßt mich der ganze Narrenſpektakel kalt.

Ei was! rief Gertrud, ich will keinen Geliebten haben.

Den kleinen Alf Patrick, der im Chor ſingt! rief Lucille, er iſt jetzt frei, und iſt zu haben. Du mußt nur etwas von Deinem Taſchengeld ihm mittheilen, damit er Dich zum Tanz führen kann, denn der arme Schelm iſt gewöhnlich ganz entblößt.

O pfui! Mein Vater bringt mich immer in die öffentlichen Säle hin, und ich wünſche gar keine andere Begleitung.

Dann weiß ich Dir nicht zu rathen! rief Lucille empfindlich.

Die beiden Freundinnen trennten ſich verſtimmt.

Am ſelben Abend ſagte Gertrud zu ihrem Vater, als ſie Beide bei ihrem kärglichen Mahle ſaßen: Vater, wird meine Lehrzeit bei dem Herrn Paradiſi nicht bald zu Ende ſein?

O Kind, noch lange nicht! erwiderte der alte Mann. Benutze ſie nur gut, einen ſolchen Meiſter kriegſt Du nicht wieder. Füge Dich in jede ſeiner Launen.

In jede, Vater?

Nun ja doch. Bedenke, daß die Schülerinnen ſich bei ihm um eine Stunde reißen und daß das Wenigſte, was ſie zahlen, fünf Guineen ſind, und Du giebſt faſt nichts, mein Kind.

Doch, ich gebe mehr als fünf Guineen, Vater.

Poſſen, Kind. Wo ſollten das herkommen?

Ich will Dir ſagen, ich gebe ſo viel von meiner Unſchuld und Unerfahrenheit hin, als für fünf Guineen Werth hat, wenn man überhaupt moraliſche Dinge nach dem Geldwerth berechnen kann.

Der Alte wurde aufmerkſam. Er ließ ſich von ſeiner Tochter den ganzen Vorfall mit Donna Annunciata und Lucille erzählen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte dann: Das iſt freilich ſchlimm. Man kann ihm nichts beweiſen, denn wer will ihm darthun, daß er und das Weibsſtück eine und dieſelbe Perſon iſt? Aber Du haſt recht, der Sache muß ein Ende gemacht werden. Geh' nicht mehr zu der Frau hin, oder beſuch' ihn nicht, wenn er als Frau angekleidet iſt.

Dieſer Rath wurde befolgt, aber er ſchützte nicht lange. Der Meiſter gab Aufträge unmittelbar an die Signora, und er erfuhr es natürlich bald, daß Gertrud ſie nicht beſorgte. Eines Tages, als wieder die Singſtunde beginnen ſollte, war er hart, ungerecht, zänkiſch und bei dem kleinſten Anlaß zum Verdruß erklärte er Gertrud, daß ſie gehen könne, die Lektionen hätten ihre Endſchaft erreicht. Gertrud ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Nach einem kurzen Danke packte ſie ihre paar Sachen zuſammen und verließ das Haus des berühmten Maëſtro.

Auf der Treppe begegnete ihr Lucille. Ich gehe! rief ſie zu dieſer.

Weiß Dein Vater davon? fragte das Mädchen.

Er billigt meinen Vorſatz. Grüße die Dame Annunciata. Sage, ich könnte nicht die Ehre haben, Abends bei ihrer Nachttoilette zugegen zu ſein.

Wie Du boshaft biſt! rief Lucille erröthend. Doch gehe! es iſt vielleicht gut, daß Du gehſt. Schon daß Du keine Männerkleidung anlegen wollteſt, hat er Dir übel genommen. Aber nicht wahr, wir beſuchen uns doch noch?

So lange ich in London bin, gewiß.

Aber Gertrud war nicht lange mehr in London. Einen Lehrer, wie Paradiſi, fand ſie nicht; beim Suchen wurde viel Geld und Mühe unnütz verſchwendet. Endlich entſchloß ſich Vater und Tochter, die theure Stadt zu verlaſſen und mit dem knappen Reſt ihrer Baarſchaft nach Deutſchland zu gehen.

Fleiß und Armuth.

Sie kamen nach Leipzig.

Dort hatte Hiller gerade ein Geſanginſtitut eingerichtet, dem er vorſtand. Hiller war ein Mann voll thätigen Sinnes für ſein erwähltes Fach, er war Enthuſiaſt für Muſik, dabei übte er doch Urtheil und Verſtand. Er nahm ſich nicht ſogleich Jemandes an, der ſeine Hülfe nachſuchte, er urtheilte zuvor, prüfte und fällte erſt die Entſcheidung, wenn er alle Umſtände erwogen hatte. Er ließ ſich das ſechzehnjährige Mädchen vorſtellen, er hörte ſie ſpielen, dann ſingen, und endlich gab er ſeine Zuſtimmung zu ihrem Beitritt in die wöchentlich von ihm arrangirten und geleiteten Concerte. Das war nun, was der alte Schmähling wollte. Aber Hiller ging weiter. Er erkundigte ſich nach ſeinem jungen Schützling, vernahm

Maria?“ rief ich zerſtreut und ängſtlich, indem ich noch zögerte, unentſchloſſen, was ich beginnen ſolle. „Laſſen Sie ſie,“ rief Polyxena mit feſtem Tone. „Bin ich denn nicht auch Ihre Freundin? und iſt es denn nicht der Mühe werth, einmal auch ein Viertelſtündchen mit mir zu verplaudern?“

„Das war ſchon lange mein Wunſch!“ rief ich und drückte die ſchöne Hand innig. „Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen, Polyxena. Niemand kann beſſer wie Sie mir mit Rath und That beiſtehen.“

„Sprechen Sie — ich höre ſo gern Geheimniſſe.“

„Ach — ſollte Ihnen das ein Geheimniß ſein?“ rief ich, und blickte mit einem tiefen Seufzer in den Bogengang, an deſſen Ende eben Maria verſchwand.

„Allerdings nicht,“ antwortete ſie lächelnd; „aber was ſind Sie zu thun entſchloſſen?“

von ihrer durch Armuth beſchränkten abhängigen Lage, und beſchloß zu helfen. Das Mädchen mußte vom Vater getrennt werden. Der Alte war durch die Zeit, durch manche unangenehme Erfahrung grämlich geworden, und ließ ſeine böſe Laune dem armen Mädchen entgelten, ſie lebten in fortwährendem Zank und Hader, dabei konnte von ruhigem Lernen und Studiren bei Gertrud nicht die Rede ſein. Hiller nahm ſie zu ſich in's Haus. Er hatte ſchon ein paar junge Schülerinnen, zu denen geſellte er Gertrud, und Allen machte er die ſtrengſte Arbeit und das ſparſamſte Leben zur Pflicht. Sie ſtanden früh auf, übten ſich dann faſt den ganzen Vormittag unausgeſetzt, nahmen dann ein ſehr kärgliches Mahl ein, und am Nachmittag ging es ebenſo weiter, bis dann am Abend eine willkommene Freiſtunde, und ein Geſpräch mit Vater Hiller ſtattfand, wo Jede ihre täglichen Erfahrungen mittheilte und über künftige Pläne ſich mit ihm beſprach.

Die drei artigen Mädchen bei Vater Hiller, die bei ihm Muſikunterricht erhielten und in ſeinen wöchentlichen Concerten mitwirkten, waren bald in der ganzen Stadt bekannt und beliebt. Man nannte ſie die Hiller'ſchen Grazien, oder die Schäferinnen zum Rebenſtock, denn das Haus, worin

Vater Hiller wohnte, hieß zum Rebenſtock. Die Namen der jungen Mädchen waren Sophie Elkan, die Tochter eines banquerotten Kaufmanns, Roſalie Roſenblut, die Tochter eines Schuſters, und nun eben unſere Gertrud. Sie ſchloſſen alle Drei ein inniges Freundſchaftsbündniß. Immer gleich gekleidet, ſah man ſie Arm in Arm ihre Spaziergänge im Roſenthal machen, und es wurde bemerkt, daß ſie beſonders eine entfernte, einſame Bank aufſuchten, dort vereint Platz nahmen und ihre Stimmen erſchallen ließen in irgend einem bekannten Opernliede, das gerade Mode war. Sie blieben aber bald nicht mehr einſam. Die Bank, wo die drei Grazien ſaßen, oder die Schäferinnen des Rebenſtocks, war bald der Zielpunkt der Wanderung von einer Anzahl junger Leute, die nichts Beſſeres zu thun wußten, als im Roſenthal ſpazieren zu gehen, gerade zu derſelben Stunde, wo die drei Freundinnen in demſelben einkehrten. Bald fanden ſich unter dieſen männlichen Beſuchern drei erklärte Verehrer und Freunde der jungen Damen. Dieſe errichteten eines Morgens heimlich an der Stelle, wo die Mädchen zu ſitzen pflegten, einen Altar, mit paſſenden Emblemen und ſchrieben auf jede Seite deſſelben einen der Namen der Huldgöttinnen. Natürlich war dieſer Name nach der damaligen Sitte der Zeit ein fingirter, ein ſogenannter Schäfername, den die Mädchen annahmen und unter dem ſie bei der jungen Welt bekannt waren. Sophie hieß Chloë, Roſalie Athanaïs und Gertrud hatte den Zunamen der ſpröden Mirtillis angenommen; ſo genannt, weil ſie allen zärtlichen Verkehr mit ihrem Getreuen ſorgſältig vermied, und auch ihre Freundinnen zu gleicher Strenge aufforderte. Die drei jungen Männer waren ebenfalls Schäfer. Sophiens Geliebter, der Sohn eines reichen Kaufmanns, hieß Daphnis, Athanaïs hatte Clorindel, einen jungen Fabrikanten zum Verehrer, und an die Seite der ſpröden Mirtillis ſtellte ſich der ſanfte und geduldige Amöt, ein Geigenſpieler, der ſich zum Virtuoſen ausbildete, und Pläne auf Gertrud's Hand hatte, durch deren Mitwirkung er ſich eine ſorgenfreie Exiſtenz gründen wollte.

Der Morgen, wo der Altar auf ſeinem Platze zum erſten Mal erſchien, war ein Feſttag für die Liebenden, und der Zeitpunkt, wo ſie ihre Neigung erklärten. Als die Mädchen ankamen, war die Sonne eben aufgegangen, ſie erblickten den feſtlich bekränzten Altar, und an jeder Seite ſtand in phantaſtiſchem Anputz einer der Verehrer, und begrüßte die herannahenden Jungfrauen. Man ſchloß jetzt den Kreis, und tanzte um die Stätte herum, indem man vereint Lieder erſchallen ließ, die Bezug hatten auf dieſe glückliche Uebereinkunft. Vater Hiller wurde mit in das Geheimniß gezogen, und er war ſo gütig, dieſe poetiſchen Neigungen in ſo weit zu begünſtigen, als keine Störung für den Fleiß ſeiner Schülerinnen daraus erwuchs.

Die Concerte hatten ihren Fortgang. In einigen derſelben hatte Gertrud Soli's, die zur Befriedigung der Kenner ausfielen, und mit denen ſie Lob einerntete. Ihr Name ward genannt und hatte bereits eine Art Berühmtheit erlangt. Dies brachte ſie jedoch nicht aus ihrer Beſcheidenheit heraus, ſie hielt das Lob nicht für ächt, ſie fand ſelbſt noch ſo viel zu tadeln, nur was Vater Hiller ihr ſagte, das erhob ſie und machte ihr Freude. Aber Vater Hiller ſagte wenig. Er hatte den Grundſatz, daß man durch nichts ſo ſehr ſchaden könne, als durch frühzeitiges Loben und Preiſen, deßhalb fand er, wo es irgend anging, noch immer einen Tadel heraus und brachte den zur Geltung. Gertrud mußte eine ſchwierige Parthie oft zwölfmal wiederholen, ehe ſie das beifällige Kopfnicken ihres Lehrers zu ſehen bekam. Wenn dieſes aber ſtattfand, war ſie froh; ſie theilte ihre Freude ihren Freundinnen mit und dieſe zogen ihre Geliebten mit in's Geheimniß, und manchmal war ein kleines Feſt die Folge dieſes Triumphes.

Sophie hatte ſich für die Oper entſchieden, ihre Studienzeit war beendet und ſie machte ſich bereit, in ein Engagement nach Wien abzugehen. Es wurde in dem Kreiſe Vater Hiller's allgemein beklagt, daß eine der Grazien aus dem Kleeblatt ſchied, und Daphnis, der von ſeinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, ſeine Dame, die mit einer alten Tante reiſte, nach Wien zu begleiten, machte großartige Anſtalten, das Feſt des Abſchieds zu feiern. Es wurde im Roſenthal gehalten. Die drei Freundinnen fanden ſich ſchon am Morgen beim Altar der Grazien ein und fanden da die drei Jünglinge vor, die in der Stille opferten. In dieſem andächtigen ruhigen Verhalten wurde das traurige Abſchiedsfeſt von den Theilnehmern begonnen. Man reichte ſich am Altar die Hände, man umwand ſie mit Roſen, man ſchwur ſich ewige Treue und ſtetes Andenken. Die Mädchen ſchwammen in Thränen, und die Abreiſende ſank ohnmächtig auf die Bank nieder, und wurde von Vater Hiller, der auch hier wieder im Vertrauen war, in die Arme geſchloſſen. Zu Mittag war eine ſplendidere Tafel, und Abends fand das eigentliche Feſt ſtatt, wozu einige Honoratioren der Stadt geladen waren, und was Gellert auch mit ſeiner Gegenwart beehrte. Der liebenswürdige Fabeldichter ließ ſich's nicht nehmen, eine Art Rede an die abreiſende Künſtlerin zu halten, worin er ihr alles erdenkliche Gute wünſchte und unter Anderm auch das Allerüberflüſſigſte, einen Mann. Jedermann ſah dabei mit Lachen den jungen Kaufmann an, der ſeine Blicke erröthend zu Boden ſenkte. Der Pokal ging im Kreiſe und vielfache Geſundheiten wurden ausgebracht, ſo auch des alten Schmähling ſeine, der gleichfalls gegenwärtig war und neben ſeiner Tochter ſaß. Man fragte ihn ſcherzend, ob ſeine Tochter nicht auch bald dem Beiſpiele folgen wollte, und on der Hand eines Mannes in die Welt ziehen? Ich weiß nicht, erwiderte er, aber ſie hat von Kindheit auf einen Rappelkopf gehabt, der immer that, was er wollte, und ſo hat ſie auch nie von Liebe und Liebesſachen etwas hören wollen. — Mein Vater hat recht, erwiderte Gertrud, und hat nicht Profeſſor Gellert eben geſagt, daß ein Mann das Allerüberflüſſigſte wäre, was ſich eine Sängerin wünſchen könne, warum ſollte ich alſo mit dergleichen mich befaſſen?

Nach dem Feſteſſen faßte ſich jedoch Amöt ein Herz und beſprach dieſes ſkabröſe Thema noch weitläufiger mit ſeiner Schönen. Meine theure Mirtillis, wollen Sie denn wirklich ewig die Spröde heißen?

Es wird wohl nicht anders werden, Herr Werner. Ich hab' juſt keine Penchant zu den verliebten Sachen.

Aber meine theure Gertrud —

Ach laſſen Sie meine Hand los. Solch' ein Drücken und Quetſchen kann ich nun gar nicht leiden.

Wie glücklich könnten wir zuſammen leben. Wir reiſten herum und gäben Concerte, fing der Liebhaber wieder an.

Ha! Concerte geben! Herumreiſen! rief Gertrud, das iſt Alles ſchon dageweſen. Bin mit meinem Alten herumgezottelt überallhin, es war nichts und ich will den Jammer nicht zum zweiten Mal erdulden.

Die Liebe würde ertragen helfen.

Nix hilft ſie. Sie iſt eine landſtreicheriſche Perſonnage, die für ſich nicht ſorgen kann und die man ſich noch zur Noth auf den Buckel ladet. Wenn Sie, Herr Werner, ein paar Thälerchen hätten und wir ſagen könnten, in der Stadt, wo es gut iſt, da wollen wir bleiben und Muſik machen, wieviel und was uns gefällt, ach! da ließe ſich ſchon davon ſprechen, ſo aber iſt Hunger und Kummer vor der Thür, und Weinen und Schmachten im Hauſe. Die Gertrud bleibt ledig. Machen Sie ſich meinetwegen keine Umſtände, Herr Werner, die Welt iſt groß, es laufen überall hübſche Mädchen herum, es gilt nur die Hand auszuſtrecken und ſie einzufangen. Diesmal für allemal. Ich bin Ihre gehorſame Dienerin.

Damit hatte der ſchmachtende Amöt einen ſehr bündigen Korb erhalten. Es half ihm nichts, daß er die Sache in's Sentimentale zog, daß er alle Abende „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille — in die Abendwolken hin!“ aus dem Dachfenſterchen ſeines Zimmers, das der Hiller'ſchen Wohnung gegenüber lag, auf der Geige ſpielte, Gertrud hörte nicht hin, oder wenn ſie darauf hörte, lachte ſie mit ihrer Freundin darüber. Ja, ſpiele Du nur den Mond an! Dudle ihm was vor! Er hört Dich — glaub' es mir. Es iſt doch nichts erbärmlicher auf der Welt als ein verliebtes Mannsbild! Gott ſteh' mir bei, es kann mir ordentlich ſchwach werden, wenn ich dieſe Mienen, dieſe Geberden, dieſe vertrakten Stellungen ſehe. Athanais, höre, wir wollen nie heirathen! Gieb mir die Hand darauf!

Die Hand will ich Dir wohl geben, wenn Du weiter nichts verlangſt, das Herz aber iſt nicht mehr mein! ſagte das junge Mädchen mit einem ſchwärmeriſchen Ausdruck.

Da haben wir's! rief Gertrud, der Clorindel ſitzt drin.

Statt der Antwort drang ein Seufzer aus dem Buſen und die Freundin ſank an die Bruſt Gertrud's.

Weiß Gott! rief dieſe, eine komiſche Welt! Wenn nicht das Bißchen Muſik in ihr wäre, könnte man wünſchen, wieder hinaus zu ſein ſo bald als möglich.

Als ſie an ihrem ſparſamen Abendtiſch beiſammenſaßen, begann Vater Hiller: Nun, liebe Gertrud, wie denkſt Du über Deine Zukunft?

Vater Hiller, ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht.

Da haſt Du unrecht gethan. Laß uns jetzt etwas überlegen. Du haſt dieſes ſchöne Talent, Kind; es iſt kein großes, aber es iſt ein ſchönes Talent, es kann bei allem dem ein großes werden, wenn Du wahrhaftig willſt. Dazu gehört, daß Du Dich ernſtlich anſtrengſt, noch ernſtlicher, als Du es bisher gethan haſt. Alsdann kann Deine Stimme eine Feſtigkeit und eine Kraft gewinnen, daß Du die erſte Kammerſängerin Deutſchlands wirſt. Ich ſage Kammerſängerin, denn für die

Bühne biſt Du nicht gemacht. Ich glaub' es wenigſtens nicht, Dein Körper hat nicht die Ausbildung erhalten, die dazu nöthig iſt, jedoch käme es auch hierin auf einen Verſuch an. Aber bleibe bei der Kammerſängerin. Dazu biſt Du jetzt ſchon geeignet, und ich will Dich noch weiter führen, nur mußt Du mir, wie geſagt, mit Deinem guten Willen entgegenkommen.

Daran ſoll es ſicherlich nicht fehlen, Vater Hiller, rief Gertrud und küßte die Hand des Mannes. Ich bin Ihnen, lieber Papa, ſo zugethan, wie ich für Niemand anders in der Welt fühle, ſelbſt meinen Vater nicht ausgenommen, denn er war immer zänkiſch und gebieteriſch gegen mich.

Nun laß es gut ſein, rief Hiller, der wird Dich nun weiter nicht beläſtigen. Wir haben für ihn geſorgt; Du haſt ihm von Deinem Einkommen einen anſtändigen Antheil abgegeben, er iſt damit zufrieden. Künftig, wenn Du mehr haſt, kannſt Du ihm noch etwas zulegen.

Aber Vater Hiller, werde ich denn jemals mehr haben?

Kind, Du kannſt über die Geldſäckel der Reichen und Vornehmen gebieten, wenn Du ſo thuſt, wie ich Dir ſage. Nur feſt ſein in ſeiner Kunſt, nur etwas Großes leiſten, und dieſes mit Sicher-

„Marien meine Hand anzubieten," rief ich ſchnell.

Sie ſah mich mit ihren großen dunkeln Augen fragend an, dann ſtand ſie auf, ſchloß ihren Arm in den meinigen und ſagte: „Kommen Sie, ich ſehe dort den Oheim herumwandeln; er könnte uns ſtören; was ich Ihnen jetzt zu ſagen habe, ſoll nicht unterbrochen werden."

Wir gingen mit einander, und ſie fuhr in ihrer Rede fort: „Ich billige Ihren Vorſatz nicht, und wäre es nach meinem Rathe gegangen, ſo unterblieb dieſe ganze Reiſe. Haben Sie bedacht, mein edler guter Freund, daß dieſe Heirath Ihr Unglück ſein würde?"

„Polyxena!" rief ich drohend.

„Ja — ja Ihr Unglück. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie ſind jung, ſtehen an der Schwelle des Staatsdienſtes. Eine ruhmwürdige Laufbahn öffnet ſich Ihnen; wollen Sie auf den Altar, der einſt beſtimmt iſt, die Bürgerkrone zu empfanheit leiſten, das iſt die Aufgabe. Siehſt Du die dumme Athanaïs, da ſitzt ſie und iſt eingeſchlafen. Es intereſſirt ſie nicht, was wir ſprechen. Eine tüchtige Sängerin muß immer Ohr ſein, wenn von Muſik geſprochen wird. Sie wird es nie weit bringen.

Sie hat mit mir heute Morgen Skala geſungen, da iſt ſie wohl ermüdet, ſagte Gertrud.

Sie ſoll nicht ermüdet ſein, das iſt's ja eben! rief Hiller. Ich komme ja ſo ſelten dazu, mit Euch in vertraulichen Abendſtunden über Muſik zu ſprechen, da muß Eines aufhorchen, um was für ſich zu gewinnen.

Gertrud war froh, daß ſie jetzt ihren lieben Lehrer ganz für ſich hatte. Sie hörte aufmerkſam auf jedes ſeiner Worte. Er ſprach von dem, was das Publikum von einer Kammermuſikerin verlangt. Er theilte mit, was er in dieſem Fache gehört hatte, und vieles Wichtige und Intereſſante kam vor. Es war nahe an Mitternacht, als dieſe Beiden ſich trennten. Gertrud ging höchſt aufgeregt zu Bette und träumte von den glänzendſten Erfolgen, die ſie ſich erwarb. Sie ſtrengte ſich jetzt noch mehr an, und Vater Hiller war zufrieden mit ihr.

Semiramis.

Die Kurfürſtin von Sachſen kam nach Leipzig. Es war gerade in der Meſſe und die großen Concerte unter Hiller's Leitung hatten ihren Anfang genommen. Die Kurfürſtin hörte eines dieſer Concerte mit an, ließ Hiller zu ſich kommen und drückte ihm ihre Zufriedenheit, ja ihre Bewunderung aus.

Sag' Er! fragte die Dame, was iſt das für eine Creatur, die ſo gut ſingt in Seinen Pieçen? Wo iſt ſie her?

Die Tochter eines armen Muſikers aus Kaſſel, Schmähling mit Namen.

Das iſt was Stupendes! Was hat das Menſch für eine Kehle! rief die Kurfürſtin, ich habe gehört und geſtaunt! Die muß auf's Theater! Mach' er, Monſieur Hiller, daß ſie dahin geht.

Auf die Dresdner Bühne.

Verſteht ſich! Wohin ſonſt? Wir haben ja jetzt gar nix.

Hiller zuckte die Achſeln. Sie hat noch nie die Bretter betreten, ſagte er beſcheiden, es wird nicht gehen. Ew. Hoheit können Sie anderswo verwenden; etwa für die Kammermuſik.

Auch das! Aber für's Theater zunächſt. Schick' Er ſie mir, ich werde ſie zuſtutzen, ſie muß auf die Bühne! Wir geben in nächſter Zeit die Semiramis, das iſt etwas für ihre Stimme.

Wie, Hoheit? Eine Parthie, die die göttliche Haſſe ſang.

Ja, aber ſie iſt nicht mehr da. Was denkt Er! Der verwünſchte Krieg hat uns ſo arm gemacht, daß wir alle unſre Leute abgeſchafft haben. Wir haben nichts, nichts — gar nichts! Es fehlte noch, daß ich ſelbſt auf's Theater ginge, damit die Dresdner nur wieder etwas hören. —

Alsdann würde dem Publikum und den Kennern nichts zu wünſchen übrig bleiben.

Meint Er? Nun Er kann ſich irren; ich bin nicht mehr das, was ich vor funfzehn Jahren war, als ich das erſte Mal die Ehre hatte, mit Ihm zuſammenzutreffen, Monſieur Hiller. Das waren ſchöne Zeiten!

Ja freilich waren ſie das! Dresden in ſeinem ſchönſten Glanze, die bedeutendſten Kräfte in der Muſik, in der Oper, im Ballet, und über Alle Ihre Königliche Hoheit wachend und hervorhebend, und ſorgend und ſelbſt mitwirkend, wenn es noth that.

Nun gut, rief die Kurfürſtin, es bleibt dabei, ſchaffe Er mir die Perſon nach Dresden, und wo möglich komme Er ſelber mit.

Als Hiller nach Hauſe kam, waren noch ſämmtliche Mitglieder des Concerts bei ihm verſammelt. Man wußte, daß er von der Kurfürſtin kam und beſtürmte ihn jetzt mit Fragen, was die erhabene Frau geſagt hätte. Die verwittwete Kurfürſtin, eine Bayeriſche Prinzeſſin, Marie Antonie mit Namen, war bekannt ſelbſt als eine thätige Beſchützerin und ſogar Theilnehmerin der ſchönen Künſte. Sie malte, dichtete und vor allen Dingen muſicirte und componirte ſie recht brav. Alles, was die Kunſt betraf, ſtand unter ihrer Oberleitung, und ſie miſchte ſich, mehr als dem jungen Kurfürſten, ihrem Sohne lieb war, in dieſe Dinge, weit über deren Grenzen hinaus, und verausgabte bei der knappen Zeit ſo viel Geld, daß ſie beſtändig in Schulden ſteckte. Was alſo hatte ſie geſagt? war die einſtimmige Frage des neugierigen

Concertperſonals. Hiller hatte ſeinen Spaß, ſie etwas hinzuhalten. Sie hat ſich tadelnd und mißbilligend ausgelaſſen! erwiderte er, und vor allen Dingen hat ſie die Arie der Jungfer Schmähling äußerſt ſchülerhaft gefunden.

Ei, wie iſt das möglich? riefen Alle, was hat die Dame denn für ein Urtheil! Das iſt ja ganz einfältig geſprochen, wenn man ſo ſagen darf! Und Sie, Jungfer Schmähling, nehme Sie das nicht zu ſehr zu Herzen, Sie hat ganz gut geſungen. Dieſe Worte ſagte der erſte Tenoriſt, der ſich etwas darauf zu Gute that, ein Urtheil zu haben.

Ach nein! rief Gertrud traurig, ich weiß wohl, daß ich noch weit zurück bin.

Hiller ſah ſich den Kreis mit einem triumphirenden Blick an, und ſagte dann: Nein, meine Herren und Damen, ich habe nur geſcherzt, die Frau Kurfürſtin hat mir lauter ſchöne Dinge an Sie aufgetragen; ſie iſt ſehr zufrieden mit Ihren Leiſtungen, und beſonders hat ſie mein gutes Trudchen gelobt. Sie hat mir aufgetragen, Dich, mein Kind, nach Dresden zu bringen, damit Du dort in der Oper ſingſt. Sie will Dich ſelbſt dazu vorbereiten. Das iſt eine große Ehre, Trudchen.

Gertrud fiel dem Vater Hiller um den Hals. Ach Vater! rief ſie, wie verdiene ich das?

Alle Mitglieder des Concerts vereinigten ſich nun, ihr Glück zu wünſchen. Man ſprach in Hiller hinein, ſie doch ja nach Dresden zu ſchicken. Dieſe Gelegenheit dürfe nicht verſäumt werden, und der erſte Tenoriſt erbot ſich, wenn Hiller Abhaltungen hätte, ſelbſt die junge Debütantin nach der Hauptſtadt zu bringen. Man beſtimmte ſogar den Tag der Abreiſe. Hiller und Gertrud ſagten Beide weder Ja noch Nein; man ſah es ihnen an, wie ſie innerlich überlegten, und zu keinem Reſultat kamen.

Als ſie Beide allein waren, fragte Hiller das Mädchen: Nun? Wie wird's? Was ſoll's?

Ich denke, Vater, wir ſchrieben ab, danken für die Ehre, und blieben ſtill zu Hauſe.

Aber Trude, bedenke doch!

Ich habe kein Geſchick für die Bühne! rief ſie in Thränen aufgelöſt, ſchon in England ſagte man mir, ich wäre aus Holz geſchnitzt, könnte mit meinen Ellenbogen Löcher in die Couliſſen bohren.

Das war damals, jetzt biſt Du ein erwachſenes Mädchen!

Bin aber nicht gelenkiger geworden. Ich würde nur gehen, wenn Sie es wollen, Vater Hiller. Sagen Sie, iſt es Ihnen Ernſt damit, dann will ich gehen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich's gerne ſähe. —

Gut, ich gehe. Die Sache iſt abgemacht, ich gehe.

Und ſie reiſte nach Dresden, nicht in Begleitung von Hiller, der wollte, offen geſtanden, ſie nicht mit ihrem erſten Verſuche ſcheitern ſehen, auch nicht mit dem gefälligen Tenoriſten, ſondern allein, mit Briefen an die Kurfürſtin von Hiller, und in Geſellſchaft einer alten Frau aus dem Hiller'ſchen Hauſe. Wie ſie in die Stadt kam und ſich gemeldet hatte, wurde ſie an demſelben Tage Abends zur Fürſtin hin beſchieden. Sie ging hin, und die Kurfürſtin war ganz zufrieden mit ihr, mit ihrem freien, furchtloſen Anſtand und ihrem offenen, redlichen Weſen. Habe Sie Muth, ſagte ſie ihr, indem ſie ihr auf die Schulter klopfte, und es wird ſchon gehen. Man weiß ſchon in der Stadt, daß ich Sie auf die Bühne bringe, darum wird man Sie ſchon deßhalb nicht fallen laſſen.

Ach Gott, dachte Gertrud bei ſich, deßhalb nicht! Weil ich eine von einer Fürſtin beſchützte Puppe bin, wird man mich nicht ausziſchen! Ich wollte, ich hätte Niemanden, der mich protegirt, und ſtände ganz allein für mich.

Nach der Anordnung der Kurfürſtin ſollte ſie täglich in's Schloß kommen, um unter der unmittelbaren Leitung der hochgeſtellten Dame die Rolle, die Semiramis, die man gewählt hatte, einzuſtudiren. Die Muſik hatte ſie ſchon in Leipzig gelernt. Sie kam und das Einlernen ging leidlich.

Mehr Grandeur muß Sie haben! rief immerfort die Kurfürſtin. Werf' Sie ſich in die Bruſt, Sie iſt ja Königin! Und was für eine Königin! Den Purpurmantel muß Sie ſchleppen laſſen, Sie darf ihn nicht aufnehmen. Seh' Sie, ſo muß Sie hereinkommen, daß Alle gleich auf die Kniee niedergeworfen werden! —

Und ſie machte die Attitüden mit meiſterhafter Sicherheit dem armen Mädchen vor.

Das machte ſie ſchülerhaft und ſehr gedrückt nach, aber im Geſang erhob ſie ſich wieder und da ſtrahlte in der That etwas von der Macht und der Allgewalt einer Semiramis aus ihr heraus.

Der Tag der Aufführung war angeſagt. Als das Theater bis in die oberſten Räume von Zuſchauern gefüllt war, als der Moment kam, wo ſie heraustreten ſollte, das Getöſe der Muſik, die Poſaunen und Trompeten ihres Gefolges lärmten und durcheinander wirbelten, ſank ihr der Muth und ſie konnte nicht vor. Man ſagte dies der Kurfürſtin; ſie kam ſelbſt hinter die Couliſſen, und ſchob mit einem kräftigen Stoß Gertrud vor die Lampen. Nun war es geſchehen. Sie ſtand vor der Menge, und nun konnte ſie ſingen, und ſie ſang ſo vortrefflich, daß einzelne Stimmen, die ſich ſchon zum Tadel bereitet hatten, in ihr Lob ausbrachen. Der Adel vereinigte ſich in der Loge der Kurfürſtin; man machte ihr Complimente, man wünſchte ihr Glück zu dieſem Erwerb für die Kunſt, aber die hohe Frau fühlte doch dabei, daß das Ganze nicht gut gegangen war, und ſie ſagte zu Gertrud, der Monſieur Hiller hat recht, Sie iſt nicht für die Bühne gemacht. Es geht nicht und ich mag thun, was ich will, es geht nicht. Aber wir wollen es nicht ganz ſein laſſen. Sing' Sie nur immer Ihre Concertmuſik, dann wollen wir wieder einmal mit einem Opernſtück herausrücken. Hier hat Sie ein Geſchenk, und jetzt kehre Sie nach Leipzig zurück und grüße Sie den Monſieur Hiller.

Sie ließ ihr hierbei ein Päckchen überreichen. In demſelben war feine Leinwand für ein Dutzend Hemden — ſolche nützliche Gaben verehrte die Kurfürſtin — ſeidene Stoffe für zwei elegante Roben, und in einem Säckchen hundert Thaler in Gold. Dies und das Honorar für's Spiel, das ſie auch noch bekam, bildete ihr materielles Reſultat von dieſer erſten ſächſiſchen Kunſtreiſe. Sie theilte es froh Hiller mit und der war damit zufrieden. Sie ſtattete nun über ihr erſtes Auftreten auf der Bühne Bericht ab, und da war Manches beſſer und anders zu wünſchen. Hiller ſah in Allem das Fiasco durch, das ſein Liebling gemacht hatte, ließ es ihr aber nicht merken, ſondern ſagte wie die Kurfürſtin, es müßte nochmals verſucht werden, da werde es ſchon gehen. Es wurde nicht wieder verſucht. Gertrud hatte einmal die Bühne betreten, und lange nicht wieder. Es blieb für ſie ein fremdes Feld.

Noch ein Reiſeabentheuer muß hier erwähnt werden. Unſre junge Sängerin verließ die Reſidenz, wie damals alle Reiſenden, die nach Leipzig wollten, mit der ſogenannten gelben Kutſche; das war ein Poſtwagen, der zwiſchen Dresden und Leipzig regelmäßig fuhr, zwei Tage und eine Nacht unterwegs war, und ziemlich ſicher, abgeſehen, daß er hier und da umwarf und ſeinen ſämmtlichen Inhalt auf die Straße ſetzte, ſeine Reiſenden an den Ort ihrer Beſtimmung brachte. Mit dieſer berühmten gelben Kutſche kam Gertrud an die Station, die zum Nachtquartier beſtimmt war. Das Gaſthaus war bis oben an's Dach beſetzt und es konnte ihr nichts gegeben werden, als eine kleine gen, frühzeitig den eitlen Hut eines arkadiſchen Schäfers legen? Um Gotteswillen keinen voreiligen Schritt. Sie lieben Marien — nun gut — dagegen habe ich nichts; ich nehme ſogar für gewiß an, daß Maria Sie wieder liebt — aber wo iſt da die Nothwendigkeit, ſich zu heirathen? Die Ehe, mein Freund, iſt ein abſcheuliches Inſtitut, ſie macht den Geiſt feige und den Körper träge, ſie feſſelt den Mann an die kleine Scholle Erde und macht ihn gleichgültig für den Ruhm. Der Ruhm aber iſt die erſte heiligſte Geliebte des Mannes; die Kinder, die er mit dieſer Geliebten zeugt, ſind ſeine einzig rechtmäßigen Erben. Der Feigling hinterläßt Kinder, der Starke Thaten. Runzeln Sie nicht Ihre ſchöne Stirne. Glauben Sie immer an die Wahrheit, wenn ſie auch aus dem Munde eines Weibes kommt, das Sie für eitel und genußſüchtig halten.“

Ein ſtummer Seufzer war meine Antwort. Sie ergriff meine Hand und fuhr eifriger fort:

Dachkammer. Sie nahm dieſe und richtete ſich ein. Nachts konnte ſie nicht ſchlafen und kam auf den Gedanken, die Parthie der Semiramis nochmals durchzuſingen. Die erſten Paſſagen gingen, dann aber fing im Nebenzimmer ein leiſes Fluchen an, das immer lauter wurde, zuletzt wurde ein unmäßiges Poltern daraus und ein Werfen gegen die Thür. Gertrud war ſo vertieft in ihren Geſang, daß ſie nichts hörte, es wurde nach einer Weile ſtill, und als ſie gerade die Bravour-Arie der Königin geendet hatte, wurde die Thür halb geöffnet und ein Mann im Nachtcoſtüm mit einer langen ſpitzigen Nachtmütze, ohne Hoſen und im Hemde zeigte ſich, machte eine Verbeugung und ſagte: ah, je vous fais mes compliments, mademoiselle! c'est charmant! Dies ſprechend ſchloß er wieder die Thür, und ließ Gertrud roth und erhitzt und verlegen mitten in ihrer Muſik ſtehen. Wer war es? Was wollte er? Was hatte dieſes Ganze zu bedeuten?

Sie ſchickte ihre alte Reiſegefährtin auf Erkundigung aus, dieſe brachte die Nachricht, ihr Stubennachbar wäre ein preußiſcher Kammerherr, der nach Berlin ginge, von dem Geſang aufgeweckt worden wäre, anfangs geflucht hätte, dann aber aufmerkſam geworden wäre und zugehört hätte.

Am Morgen ſah ſie den Herrn von Coccejus, der zu ihr an den Wagen kam, nochmals für die ſchöne Nachtmuſik dankte, ihr ſeine Karte gab, und ſie bat, wenn ſie nach Berlin käme, ihn doch zu beſuchen. Er ſah in der Toilette, die er gemacht hatte, ganz anders aus als im Nachtcoſtüm, wo ihn zuerſt Getrud erblickt hatte. Es war ein feiner Herr, mit einem Höflingsangeſicht, ältlich, aber die Runzeln verdeckt, das Haar unter einer ſchönen Perrücke geordnet. Gertrud machte ihre Entſchuldigung, daß ſie ihn geſtört, ſie habe nicht gewußt, daß er ihr Nachbar ſei, ſie zeigte ſich erbötig, ihm dafür einen Abend was Schönes vorzuſingen. Er nahm es an, drückte ihr die Hand, nannte ihr Zuſammentreffen une délicieuse aventure und machte nochmals das Wiederſehen in Berlin zur Bedingung.

Als Gertrud nach Leipzig kam, hatte ſie dieſen kleinen Zwiſchenfall auf ihrer Reiſe vergeſſen, doch ſie ſollte wieder daran erinnert werden, er bildete den Grund zu einer der wichtigſten Vorgänge in ihrem Leben.

Die Freundin.

Gertrud hatte ſich ſo ſehr eine Freundin gewünſcht, jetzt erhielt ſie eine, und gerade eine ſolche, wie ſie ſich gewünſcht hatte.

Corona Schröter kam nach Leipzig und bekam bei Hiller als Schülerin in der Muſik ihre Wohnung. Athanaïs verließ das Haus.

Wer kennt nicht Corona Schröter aus den begeiſterten Lobgedichten Goethe's. Dieſelbe Corona, damals ganz jung, voll Leben, voll glühender Vorliebe für die Kunſt, talentvoll, in Allem, was das Leben ſchön und anmuthig macht, gelehrig und erfahren, ſie wurde die tägliche Hausgenoſſin Gertrud's. Beide Mädchen gewannen ſich einander lieb, Gertrud's Neigung für die ſchöne Freundin nahm etwas Schwärmeriſches an, ſie bewunderte jede der Stellungen und Mienen der Virtuoſin im Schönheitsfach, dabei fühlte ſie ſelbſt ſich ſo hölzern, ſo ungeſchickt, ſo arm an Reizen, daß Corona nur immer zu tröſten, aufzumuntern hatte. Dagegen konnte Carona nur lernen an der ſeltnen Vortreſſlichkeit des Geſanges der Freundin, nur wünſchte ſie dieſem melodiereichen, herrlichen Vortrag mehr Empfindung beigemiſcht, aber das war Gertrud's Sache nicht. Was ſoll ich empfinden, was ſoll mir das Herz erwärmen? ſagte ſie oft ihrer Genoſſin. Erkläre mir nur das?

Wie läßt ſich das erklären! hatte Corona geantwortet. Ein jedes Mädchen weiß, was ich meine. Es iſt das, was uns eigentlich zu Frauen macht, der Strom der denkenden, glücklichen Empfindung, der unſere fühlende Bruſt belebt und ſie anſchwellt.

Ich liebe Gott, ich liebe Dich! was ſoll es mehr? war Gertrud's Entſchuldigung.

Nun gut, aber außer der Religion, außer der Freundſchaft kann man ja noch ein Drittes lieben?

Den Mann? ſagte Gertrud zögernd und hinhorchend.

Nenn' es wie Du's willſt! rief Corona. Nenn' es die Natur; unſer Zuſammenleben mit allem Guten und Schönen um uns. Wodurch gefällt Dir ein einfaches Lied, das ich oft ſinge, und das lange nicht Deine Kunſtfertigkeit athmet, womit

Du Alles durchdringſt, was Du angreifſt, allein durch das, was ich Empfindung nenne?

Ja, ſagte Gertrud nachſinnend, ich verſtehe wohl, was Du meinſt, es iſt auch in mir etwas, das da ſagt, dahin kannſt du nicht, da iſt ein Gut, was dir verſchloſſen iſt! Was iſt dabei zu thun? Man muß eben zufrieden ſein mit dem, was Einem der gütige Himmel in den Schoos geworfen hat.

Corona umarmte die liebenswürdige Gertrud, die ſo beſcheiden in ihrer großen Meiſterſchaft war. Laß es gut ſein, rief ſie. Kommt Zeit, kommt Rath; Du biſt erſt zwanzig Jahr alt.

Auf einem Spaziergange, den beide Freundinnen einſt machten, begegneten ſie zwei jungen Männern zu Pferde. Es gab eine natürliche Veranlaſſung zum Geſpräch. Der eine der Jünglinge war redſeliger, als der andere, der an ſein Pferd gelehnt, daſtand und zuhörte, mitunter ein Wort mit in's Geplauder warf und dann wieder ſchwieg. Es war von der Gegend die Rede. Der junge Mann, welcher immer ſprach, hatte ein geiſtvolles, denkendes Antlitz und doch dabei blühende Jugendſchönheit, er nannte die Gegend um Leipzig flach und unbedeutend, im Vergleich zu der, wo Dresden lag, das gab Corona nicht zu.

Was ſagt Er denn dazu, Monſieur? fragte Gertrud den ſchweigſamen Mann, findet Er Leipzig auch ſo kahl und freudlos daliegen?

Jeder Ort liegt mir ſchön, entgegnete der Fremde, wo mir liebe Menſchen wohnen.

Das iſt recht, rief Gertrud, alsdann iſt Leipzig ein ſehr ſchöner Ort, denn es wohnen ſehr viel liebe Menſchen dort. Sie wollte noch etwas fragen, aber der junge Mann hatte ſich abgewendet und betrachtete die Ausſicht.

Corona und der andere Jüngling ſprachen mit einander.

Sie ſind, lieber Herr, ſehr freundlich und gut, wir ſehen uns erſt zum zweiten Male und Sie denken ſchon an mein Schickſal. Würde ich denn in Weimar wirklich eine Anſtellung finden?

Gewiß! erwiderte der Mann, wenn ich es Ihnen ſage.

Ja, wer ſind Sie? fragte Corona mit einem Zuge von Verlegenheit. Ich kenne Sie ja nicht. Es iſt zur Begründung des künftigen Lebensglücks doch mehr nöthig, als wir von einander wiſſen.

Ich kenne viel von Ihnen, ſagte der Fremde mit Innigkeit. Man muß Sie nur ſingen und ſprechen hören, um zu wiſſen, wer Sie ſind.

Der Mann beim Pferde wandte ſich hier raſch um und fragte: Haben Sie nie den Namen Goethe gehört, wenn von Dichtkunſt und Gedichten die Rede war?

O ja! rief Corona, den Namen habe ich ſchon vielfach gehört, und ich ſelbſt habe von den Dichtungen des Mannes mit Vergnügen geleſen.

Nun gut, ſo ſehen Sie ihn da vor ſich, das iſt Goethe.

Die jungen Mädchen machten Verbeugungen gegen den Vorgeſtellten, dieſer ſah befangen vor ſich hin, der Andere lachte.

Die kleine Geſellſchaft verfiel in eine Pauſe, die ziemlich lange währte. Der junge Mann machte ſich mit ſeinem Pferde zu thun, ſein Gefährte faßte ſich den Muth, trat an Corona heran und ſagte: Nun wie ſteht's, Mademoiſelle? Geben Sie mir Hoffnung, daß Sie nach Weimar kommen.

Laſſen Sie mich, lieber Herr, nur vorerſt mit meinem Pflegevater ſprechen, antwortete die Gefragte.

Nun wohl, alſo an dieſer Stelle, heute über acht Tage ſehen wir uns wieder, da hole ich mir die Antwort. Leben Sie wohl, meine gute ſchöne Jungfer! Denken Sie auch zuweilen an mich.

Er faßte ihre Hand, wollte ſie an die Lippen führen, ließ ſie aber wieder frei, weil er das ſpöttiſche Lächeln ſeines Gefährten bemerkte. Gertrud wurde von beiden Männern gegrüßt. Sie ſetzten ſich wieder auf ihre Pferde und ritten davon.

Ei, was iſt das für eine Bekanntſchaft, mein Schätzchen? fragte Gertrud neugierig, als Beide auf dem Heimwege waren.

Du hörſt, ein Dichter, antwortete Corona. Ich lernte ihn bei Thomſon's kennen. Du weißt, ſie haben eine Reſtauration; ich beſuchte neulich die Tochter und da kamen dieſe zwei Herren. Sie genoſſen etwas und fingen mit uns Mädchen zu plaudern an.

So, davon weiß ich gar nichts.

Es iſt auch nichts Merkwürdiges dabei, ſagte Corona.

Ach, aber was für ein hübſcher Mann iſt das! Wie ſieht er ganz anders aus, als was man ſo gewöhnlich ſieht. Sein Auge ſchaut offen und kühn herum. Der Gefährte ſchien mir ein impertinenter Monſieur zu ſein. Als ich ihn allerlei fragen wollte, wandte er ſich ab und beſah die Gegend. Iſt das eine Manier?

Corona lachte.

Und das mit Weimar iſt wohl nichts — fuhr Gertrud geſchwätzig fort — das ſagteſt Du nur, um etwas zu ſagen? Nicht?

Nein, mein Trudelchen, ich habe wirklich die Abſicht, mich irgendwo feſtzuſetzen.

Aber nicht dort, rief Gertrud; ich bitte Dich, nicht dort. Der Herzog ſoll eine arge muntere Fliege ſein, da kämeſt Du gar zu Schaden. Bedenke das! Wenigſtens geh' ich dann mit Dir, um ſtets ein aufmerkſames Auge auf Dich zu haben. Ja, ja, Du biſt zu ſchön, zu reizend! die Männer müſſen hinter Dir drein ſein, es iſt nicht anders möglich.

Wir wollen das Alles noch überlegen, ſagte Corona. Acht Tage hab' ich noch Zeit zu überdenken.

Als die acht Tage verſtrichen waren, wurden die zwei Freunde in Thomſon's Garten beſtellt. Ein Billet von Corona wurde einem Mädchen übergeben, das ſollte es den zwei Herren abgeben; wirklich kamen ſie in den Reſtaurationsgarten. Corona und Gertrud hatten ſich unterdeſſen mit Goethe's Gedichten bekannt gemacht und begrüßten ihn mit großer Ehrerbietung, die damals noch für Alles herrſchte, was ſich durch den Druck bekannt gemacht. Er lachte und ſcherzte und war ſehr munter. Sein Gefährte entſchuldigte ſich leichthin und ſchlenderte im Garten umher. Gertrud hatte ſich an's Fenſter zur Tochter geſetzt, der Garten war leer von Beſuchern, die Zwei ſprachen mit einander. Es war wieder von Weimar die Rede, und Corona ſagte zu.

Gut, erwiderte Goethe freudig, der Herzog iſt damit einverſtanden, Sie werden aus ſeinen Händen Ihren Contrakt erhalten.

Aus des Herzogs Händen? ſagte Corona erſchreckt. Der Herzog ſoll ja ein ſo arger Wüſtling ſein?

Der Gefährte blieb ſtehen, als er dies hörte. Er fragte: Woher weiß Sie das, Jungfer?

Gertrud ſprang von ihrem Sitze auf, und ſagte: Ja, wir haben es gehört, man ſagt es allgemein! Das iſt ja abſcheulich!

Der Mann ſah ſeinen Gefährten an, und Beide lächelten.

Geſchwätz! ſagte Goethe. Man muß nicht Alles glauben, was die Leute ſagen.

O, ich bin auch gar nicht ängſtlich, antwortete Corona, ich komme ganz gewiß. Sagen Sie das Ihrem Herzog. Ich komme.

Wenn ich doch wüßte, wie der Herzog ausſähe, fing Gertrud wieder an. Ich möchte ihn gar zu gerne ſehen.

„Maria iſt kein Weib für Sie. Sie beſitzt keinen Ehrgeiz. Sie würden ihr zu Liebe allen glänzenden Ausſichten entſagen, zu denen Sie bis jetzt der Geiſt getrieben. Hören Sie auf dieſen Geiſt. Legen Sie ihm nicht muthwillig Stillſchweigen auf. Fliehen Sie die Ruhe und die Bequemlichkeit, die das Beſitzthum giebt; entäußern Sie ſich alles deſſen, was nicht „Sie ſelbſt“ iſt, und ſtürzen Sie ſich ſo ohne Ballaſt und Hemmniß in die Wellen des Lebens. Sein Sie kein bloßer Name, erringen Sie ſich einen Platz unter Ihren Zeitgenoſſen.“

„Was iſt der Ruhm gegen das Glück der Liebe?“ —

„O wie unmännlich!“ rief Polyxena und trat einen Schritt zurück.

Ich faßte ihre Hand, zog ſie an meine Lippen und indem mir die Thränen hervorſtürzten, ſeufzte ich leiſe: „ich kann nicht anders.“

Sie ſchwieg und wir gingen lange Zeit ſtumm

Iſt Sie ſo neugierig, kleine Jungfer Naſeweis? fragte der Gefährte.

Ja, ſagte Gertrud trotzig und beleidigt, Ihm zu dienen, Junker Obenaus.

Der Herzog wird herſchicken, Sie abholen und Sie einſtecken laſſen! rief der Mann.

Oho! entgegnete Gertrud, ich bin freie Bürgerin von Leipzig, das geht nicht. Ueberdies iſt noch der Herr Hiller da, der mich beſchützen wird.

Die drei Anderen lachten und der fremde Mann wandte ſich zu Goethe und ſagte: Mach' ihr eine Beſchreibung vom Herzog! Du haſt ihn ja geſehen.

Goethe ſtand da, ſinnend und mit ſich kämpfend. Er ſah auf, ſah mit einem halben Blick ſeinen Gefährten an, lächelte etwas und ſagte dann: Das iſt nicht ſo leicht, doch will ich es verſuchen. Denke Sie ſich einen jungen Mann, ſtattlich, wenn er im Rathe ſitzt, ächt fürſtlich, jede Miene befehlend und anordnend, und dieſen ſelben Mann denke Sie ſich unter uns, harmlos, ſo recht lieb und gut, daß unſer Eins glauben könnte, er gehörte zu uns, voll milder Weisheit und klugem Verſtändniß, und da hat Sie den Fürſten. Iſt Sie damit zufrieden?

So halb und halb, erwiderte Gertrud; indeß weiß ich noch immer nicht, wie er ausſieht. Doch hab' ich's ſchon, wie ich's machen werde. Wenn meine Freundin hier nach Weimar geht, werde ich ſie begleiten, und da werde ich mir neben anderen Merkwürdigkeiten auch den Herzog anſehen.

Mit dieſem Entſchluß befriedigten ſich alle Theile, und gingen froh aus einander.

Als Corona nach einiger Zeit nach Weimar abreiſte, und Gertrud ſie begleitete, wurden beide Freundinnen an den Hof beſchieden. Sie gingen hin, Gertrud hatte eines der ſeidenen Kleider, die ihr die Kurfürſtin geſchenkt, angelegt. Sie mußten einige Zeit warten, endlich wurden die Thüren geöffnet und — wer kam ihnen entgegen? Derſelbe junge Mann, den ſie damals in Leipzig geſehen. Er war freundlich und zu Corona gewendet, gab er ihr den von ihm unterzeichneten Contrakt und ſagte: Ich hoffe, Sie recht lange bei uns zu behalten, liebe Jungfer Schröter, und was Sie betrifft, meine liebe Mademoiſelle Schmähling, ſo bin ich überzeugt, daß Sie dem Junker Obenaus nicht weiter zürnen.

Beide Freundinnen waren auf's Höchſte überraſcht. Gertrud konnte ſich nicht zufrieden geben, daß ſie den Herzog ſo familiär behandelt. Sie gab in Weimar ein Concert, und ſang darin beſonders gut. Ich muß doch dem guten Herzog etwas geben für das böſe Wort, das ich an ihn geredet, ſonſt vergißt er es mir nie.

Friedrich II.

Vater Hiller verlor Corona mit ſchwerem Herzen, er hatte ſich an die edle Erſcheinung, an das heitere, ſeelenvolle Weſen des jungen Mädchens ſchon gewöhnt, Gertrud weinte nicht, ſie heulte mehrere Tage nach der entſchwundenen Freundin. Der Geſang wollte nicht mehr recht vorwärts und es bedurfte des ernſten Wortes Hiller's, ſie wieder zum gewohnten Fleiß zu bringen. Wie ſie wieder ſang, wollte ſie nichts als die empfindungsvollen kleinen Arien ſingen, die ſie bei Corona ſo ſehr geliebt und bewundert, das ging aber nur ſchlecht, und Vater Hiller kam auf ſeinen alten Vorwurf wieder zurück, daß ſie für die Gefühlsparthien nicht geſchaffen ſei. Dies quälte Gertrud, ſie konnte es aber nicht ändern.

Eines Abends empfing ſie Vater Hiller ganz beſonders feierlich bei dem einfachen Abendbrode. Was glaubſt Du, was es giebt? fragte er, und als Gertrud nichts zu rathen wußte, holte er einen großen Brief mit einem fürſtlichen Siegel hervor und legte ihn vor ſie hin. — Ach! aus Weimar! rief Gertrud.

Nicht aus Weimar. Sieh Dir doch das Siegel näher an: es iſt ein preußiſches.

Ein preußiſches? ſagte Gertrud beſtürzt. Was hab' ich denn in Preußen zu ſuchen?

Du haſt nichts zu ſuchen, erwiderte Hiller, man ſucht Dich.

Ei, wie ſeltſam!

Lies nur. Es iſt an mich gerichtet, betrifft aber ausſchließlich Dich.

Gertrud entfaltete den Brief und las ihn aufmerkſam; als ſie ihn beendet hatte, legte ſie ihn wieder ſorgfältig zuſammen und vor Hiller hin.

Nun was ſagſt Du?

Das iſt derſelbe ſpaßhafte alte Burſche, den ich auf meiner Reiſe nach Dresden fand und der mich Nachts belauſchte.

Spaßhafter Burſche! wiederholte Hiller ärgerlich, es iſt der königliche preußiſche Kammerherr, Freiherr von Coccejus. Er macht Dir den Antrag, nach Berlin zu kommen, um vor dem König zu ſingen! Donnerwetter! das iſt ſehr zu beachten. Du ſollteſt dem Himmel danken, der Dir ſolche Freunde verſchafft.

Ich glaube, der alte Mann will mich nur zum Beſten haben, erwiderte Gertrud.

Aber das königliche Siegel! erwiderte Hiller, macht man damit den Leuten Poſſen vor? Nein, Gertrud, ſchicke Dich an, in dieſen Tagen nach Berlin abzureiſen. Ich will Dir Briefe mitgeben.

Aber Vater, wir haben ja das große Oratorium vorzuſingen, in nächſter Woche.

Es ſoll verſchoben werden. Dieſer Auftrag iſt zu wichtig, rief Hiller. Denke Dir doch, der König iſt ſelbſt Kenner, er bläſt die Flöte. Graun iſt bei ihm. In Berlin liebt und treibt man Muſik. Ich habe ſchon lange daran gedacht, wie ich Dich dahin ſchaffte.

Nun, nun, iſt es denn ſo eilig?

Vater Hiller wurde ernſtlich böſe. Ich begreife Dich nicht, Kind, wie Du ſo läſſig ſein kannſt bei ſolcher Aufgabe. Sie kann Dein ganzes Lebensglück gründen.

Nun ja, ich werde hinreiſen, ſagte Gertrud. Aber kann ich über Weimar gehen, um meine theure Corona nochmals zu ſehen?

Ueber Weimar? rief Hiller, das geht nicht, das liegt zu weit ab. Du gehſt direkt nach Berlin, und ſteigſt im Hauſe des Herrn Kammerherrn ab, wie er gnädigſt Dir anbietet. Da erſparſt Du das Geld, das Dir die theuren Gaſthöfe in Berlin koſten würden.

Die Reiſe wurde abgemacht, und in vier Tagen langte Gertrud in Berlin an. Im Hauſe des Kammerherrn war gerade große Verwirrung, eines der Kinder feierte ſeinen Geburtstag. Gertrud bekam ihr Zimmerchen, und an dem Abend, wo ſie ankam, kümmerte ſich Niemand um ſie. Am Morgen des nächſten Tages wurde ſie auf das Feierlichſte von der ganzen Hausgenoſſenſchaft begrüßt. Es wurde ihr ein beſſeres Zimmer eingeräumt und der Kammerherr ſagte: Wir wollen ſehen, wenn wir Sie, liebe Jungfrau, beim König anbringen können. Ich hoffe, es ſoll bald geſchehen. Er iſt nur jetzt ſo übler Laune. Er hat nichts zu thun; wir haben unſere Noth mit ihm. Ein neuer Krieg läßt ſich nicht ſogleich herſchaffen, das wäre das Beſte für ihn.

Wenn er übler Laune iſt, ſagte Gertrud, ſo will ich nur wieder abreiſen, denn dann wird er mich ſchlecht behandeln.

Non, non, ça passera! rief der Kammerherr.

Nur da bleiben, und Ihre einzige Stimme hören laſſen.

Denſelben Morgen ging er nach Potsdam. Wie er in Sansſouci ankam, fand er das Vorzimmer voll Generale und Diplomaten, die alle warteten, vorgelaſſen zu werden, und von denen Keiner Zutritt hatte. Nun, das wird ſchön werden! flüſterte er bei ſich. Majeſtät ſcheinen ja miſerabel erwacht zu ſein! Er ſchlüpfte in's Zimmer und ſtellte ſich neben den Leibkammerdiener, der im Winkel ſtand und auch nicht wußte, was er thun ſollte. Drinnen im Zimmer ſaß der König am Schreibtiſch, den Kopf auf die Hand geſtützt, und ſchien nachzuſinnen. Papiere und Federn lagen vor ihm. Es war tiefe Stille. Da befahl der König einem Pagen, einen kleinen Broncekopf auf einer Conſole aufzuſtellen. Der Junge, ängſtlich und verlegen, machte es nicht recht, zwei-, dreimal ordnete der König es an, immer geſchah es nicht ſo, wie er es wollte. Endlich fluchte der König, und dadurch wurde der Page vollends von allen Sinnen gebracht, und ſchob den Kopf ſo, daß er mit dem Geſicht an die Wand hin ſtand.

So iſt's nicht! Umgekehrt wird ein Schuh draus! Dummer Teufel!

Der Page fiel vor Schreck vom Stuhl herab, und der König lachte.

Gott ſei gelobt! riefen wie mit einer Stimme der Kammerdiener und der Kammerherr. Der König bemerkte ſie erſt jetzt, und er fragte ſie verwundert, was es gäbe.

Daß Ew. Majeſtät wieder die Gnade haben zu lachen, das macht uns Freude! riefen die beiden Männer. Eine Woche lang kam der Ernſt und der Trübſinn nicht aus Dero Zügen.

Was giebt's Neues, Coccejus?

Ew. Majeſtät, ich wollte melden, daß die Sängerin angekommen iſt.

Was für eine Sängerin?

Die, die mir Ew. Majeſtät befohlen haben herzubeſcheiden.

Schick' Er ſie wieder fort. Ich will ſie nicht hören. Deutſche Sängerinnen! Welch' ein Unſinn! Ich will lieber ein Pferd wiehern hören, als dergleichen anhören.

Dieſe macht indeß eine Ausnahme, ſagte der Kammerherr mit Kühnheit. Ich habe Ew. Majeſtät bereits erzählt, wie ich mit ihr zuſammentraf.

Hab's wieder vergeſſen, ſagte der König; wie war's?

Im Gaſthof zwiſchen Dresden und Leipzig kam ich ſpät an, bin müde und krieche zeitig in's Bett. Kaum hab' ich die Augen geſchloſſen, fängt im Nebenzimmer Jemand zu ſingen an, aber auf eine ſo lamentable Weiſe, daß ich aus der Haut fahren will. Ich ſpringe auf, ich ergreiſe den Stiefelknecht unter'm Bett, den Leuchter, Alles bin ich bereit an die Thür des Nebenzimmers zu ſchleudern, wenn der verdammte Geſang nicht aufhört. Aber, was geſchieht? ich höre genauer hin, ich erkenne eine meiner Lieblingsarien aus der Oper Semiramis, und wie vorgetragen? Mit einer Schärfe des Ausdrucks, mit einer ſo ſchönen Modulation der Stimme, ſo klar, ſo deutlich, daß ich außer mich ſelbſt gerathe, die Thür aufreiße und ein paar freundliche Worte hineinrufe.

Notabene, im Hemde und mit der Schlafmütze auf dem Kopfe! fügte der Kammerdiener hinzu.

Er mag ſchön ausgeſehen haben! rief der König lachend.

Die Dame ſteht entrüſtet und purpurroth vor Schreck vor mir.

Das kann ich mir denken, ſagte der König. Die arme Seele wird nie ſo viel männliche Reize beiſammen geſehen haben.

Die Folge war, daß ich ſie einlud, zu mir, nach Berlin zu kommen.

neben einander; dann ſagte ſie: „Und iſt Maria denn Ihre erſte Liebe? Man hat mich verſichern wollen, daß jenes Mädchen, welches wir auf der Pfarre fanden, ſehr zärtliche Verſicherungen von Ihnen empfangen.“

„Bertrada?“ rief ich befremdet.

„Dieſelbe,“ entgegnete Polyxena und ſah mich ſcharf an.

„Sie war die Geſpielin meiner früheſten Jugend; ich liebte ſie immer und liebe ſie noch wie meine Schweſter.“

„Wie Ihre Schweſter? Das heißt, Sie empfinden jetzt nichts mehr für ſie. Von dem Augenblick an iſt ſie zur Schweſter herabgeſunken. Ach, ich kenne das. Wenn ich gewollt, hätte ich auch eine ſolche Schweſter werden können; aber ich gehöre zu den Frauen, die dieſe Metamorphoſen nicht lieben.“

„Ach, Sie verſtehen mich nicht! — Sie wollen mich nicht verſtehen.“

Und jetzt iſt ſie da! ſagte Friedrich. Ja, freilich, nun müſſen wir Seine Dummheit gut zu machen ſuchen, und ſie anhören, und zwar wollen wir ihr nicht noch einmal den Anblick eines Mannes ohne Hoſen gewähren, ſondern in anſtändigem Coſtüm ſie hören. Beſtellt ſie auf den nächſten Concert Abend zu mir.

Froh, die gute Laune des Königs wieder hergeſtellt zu haben, eilte der Baron nach Hauſe mit der Nachricht für Gertrud, daß ſie ſich bereit machen müſſe. Dies geſchah; an dem bezeichneten Abend fuhr ſie nach Potsdam. In dem bekannten Muſikſalon in Sansſouci fand ſie den König, zuſammengeſunken in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt. Aufmerkſam betrachtete ſie den berühmten Mann, und ſie konnte es nicht leugnen, nirgends hatte ſie Furcht empfunden, hier aber empfand ſie etwas dergleichen. Dem ſollſt du etwas vorſingen? dachte ſie bei ſich. Wie wird es gehen? — Der Flügel war geöffnet, der Concertmeiſter Franz Benda ſtand daneben. Eine Pauſe herrſchte. Endlich führte ſie Benda näher zum Könige, und der, ſeine Blicke immer ſtarr auf ſie gerichtet, fragte endlich: Sie will mir etwas vorſingen? —

Wenn Ew. Majeſtät befehlen; erwiderte Gertrud.

Na, ſing' Sie.

Gertrud trug nun eine Arie Graun's vor, worauf der König ſich beifällig äußerte, und dann fragte: Kann Sie auch a prima vista ſingen? Als ſie das bejaht hatte, brachte der König eine der ſchwierigſten Bravour-Arien Graun's, die ihr nicht bekannt ſein konnte, und forderte ſie auf, ſie zu ſingen. Das da, rief er auf die Partitur zeigend, wo einige große Rouladen vorkamen, das iſt dummes Zeug! Aber wenn es gut geſungen wird, klingt es doch hübſch. Gertrud trug das ſchwierige Muſikſtück ohne Fehler vor. Als ſie geendet hatte, ſagte der König: Ja, Sie kann ſingen.

Ein Sonnenglanz zog über das Geſicht des Kammerherrn, als er dieſe Worte hörte. Auch die wenigen Zuhörer im Salon brachen in ein Gemurmel des Beifalls aus.

Die ſchwierige Probe war beſtanden; der Widerwille des Königs gegen deutſche Kunſt beſeitigt, dazu die üble Laune verſcheucht. Was konnte man mehr wünſchen!

Nach wenigen Wochen, während Gertrud immer nach Potsdam abgeholt wurde, um dort zu ſingen, kam der Antrag des Königs, in ſeine Dienſte zu treten, mit einem Jahrgehalt von dreitauſend Thalern auf Lebenszeit. Hiller, dem ſie dies meldete, gab ihr den Rath, eine Reiſe nach Italien ſich auszubedingen, aber hier ſtieß ſie auf Schwierigkeiten. Der König hieß ſie bleiben, denn in Italien könne ſie nicht mehr lernen.

Nach einiger Zeit wurde ihr Gehalt auf's Doppelte erhöht. Sie hatte jetzt eine geſicherte, geachtete, ja ſogar angeſehene Stellung; in der Gunſt des Königs, die immer im Wachſen war, in der Liebe des Publikums. Sie trat neben den gefeierten Sängern auf, und glänzte neben Concialini und Porporino; kein Abend verging, wo ſie nicht geprieſen und belobt nach Hauſe kam. Sie lud ihren theuren Vater Hiller ein, ſie in Berlin zu beſuchen. Er kam. Sie führte ihn in ihre eigene Wohnung, zeigte ihm mit Stolz ihre Einrichtung, und zum Schluß ſagte ſie mit großer Rührung und Innigkeit zu Hiller: Das hab' ich Alles Ihnen zu danken, denn hätten Sie ſich damals des armen, verwahrloſten Mädchens nicht angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre!

Nicht alſo, mein Kind! erwiderte Hiller, das haſt Du Deinem Talent und dem Fleiß zu danken, den Du darauf verwendet.

Auch Corona Schröter lud ſie zu ſich ein: allein die war in Weimar zu beſchäftigt, um kommen zu können. Ihr Vater war bereits geſtorben, ſonſt hätte ſie ihn mit nach Berlin genommen. Sie war ſo glücklich, ſo zufrieden, ſie hätte alle Welt neben ſich verſammeln mögen, um Theil zu nehmen an ihrer Zufriedenheit.

Das Bachanal.

In dem Souterrain des alten Schloſſes Rheinsberg, wo Friedrich's Bruder, der Prinz Heinrich reſidirte, in dem ſogenannten Garderobe-Zimmer, hatten ſich eine Anzahl von der Capelle des Prinzen verſammelt, und feierten bei einem Trinkgelage das Geburtsfeſt ihres gnädigen Herrn und Patrons, des Prinzen, der ſelbſt nicht da war, ſondern in Berlin den Feſtlichkeiten beiwohnte, die ihm zu Ehren gegeben wurden.

Oben am Tiſch präſidirte, bei dem Trinkgelage, die große, maſſenhafte und athletiſche Geſtalt eines alten Dieners des Prinzen, den er aus Italien geſchickt bekommen hatte, und der nun ſchon fünfundzwanzig Jahre in ſeinem Dienſte war, Herr Sangrelli mit Namen. Viele wollten behaupten, er ſei nur ein ehrlicher Deutſcher, der in Italien die Sitte angenommen habe, ſeinem Namen einen fremdartigen Klang beizufügen, um ihm ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen, das er auf andere Weiſe ihm zu geben nicht im Stande war, und daß er kurzweg Sangerel heiße, und aus Nürnberg ſtamme, wo ſein Vater Briefträger war. Er hatte in Florenz ſich den Titel eines Concertgebers gekauft, der damals billig zu haben war, und reiſte als ſolcher, ohne Concerte zu geben, umher. Der Kurprinz von Sachſen nahm ihn in ſeine Dienſte, in der Abſicht, ihn nach Dresden zu bringen, er fand aber bald, daß Herr Sangrelli ein unnützes Möbel war, und brachte ihn mit guter Art in Preußen unter, wo er wegen ſeiner andern Verdienſte, die nichts mit der Muſik zu thun hatten, beim Prinzen Heinrich eine feſte Anſtellung fand. So lange er jung und hübſch war, beherrſchte er den Prinzen, als er dieſes nicht mehr war, behielt er noch immer einiges Anſehen, und ward beſonders der Capelle als Haupt vorgeſetzt, die er in Ordnung hielt und, wo es nöthig war, neu rekrutiren mußte, zu welchem Zweck er jährlich eine Reiſe in die beſondern Garniſonsſtädte machte und junge hübſche Muſiker aufſuchte, die er für die Capelle in Rheinsberg engagirte.

Neben Sangrelli ſaßen die Muſiker in bunter Ordnung und in der heiterſten Laune, denn aus dem Keller des Prinzen war guter Wein heraufgeholt worden, und der Koch hatte für ein anſtändiges und reichliches Abendeſſen geſorgt.

Nun, Freund Sangrelli! rief die erſte Violine, ein kleiner Mann mit einem lebhaften Geſicht, aus dem der Humor herausblitzte, füll' Dein Glas, alter Bruder, und laß uns auf das Wohl des Königs anſtoßen.

Des Königs? rief der Concertmeiſter, ich wünſchte, Du hätteſt unſern Prinzen genannt, Seyfert. Denn unter uns geſagt, was kümmert uns der König? Was thut er für uns? Giebt er uns reichlicher zu eſſen und zu trinken? He? Nichts von allem dem. Bei ihm heißt das dritte Wort: Sparen.

Der Teufel hole die Geizhälſe! rief der Baß, ein hübſcher junger Burſche, der vor Kurzem erſt eingetreten war.

Die Pauke ließ ein deutliches Gemurmel hören.

Sangrelli ſah ein, daß er zu weit gegangen war, er gab alſo dem Baß einen freundſchaftlichen Stoß und rief dabei: Willſt Du ſchweigen, Eſel! Der König iſt der König! Ueber ihn muß nicht geſprochen werden. Welch' einen herrlichen

Kriegsruhm hat er ſich jetzt erbeutet! Ganz Europa lag ihm zu Füßen. He? iſt's nicht wahr, Selling?

Dies war an die Pauke gerichtet, die jetzt in etwas freundlichen Tönen erwiderte: Ja, Herr Concertmeiſter, das iſt wahr! So wahr, wie nur irgend etwas ſein kann. Gottſchwerenoth, ohne dieſen König wären wir Alle nichts!

Sangrelli ziſchelte dem Baß in's Ohr: Merkſt Du nicht? Der da berichtet Alles, was hier geſprochen wird, nach Berlin! Drum! er legte den Finger auf den Mund. Verſtehſt Du? Hm!

Das iſt aber nichts! rief der junge Mann ärgerlich. Wo bleibt da die Freiheit und Ungezwungenheit? Wetter! Ich will fort!

Dableiben! rief der Meiſter, den Jüngling wieder auf den Stuhl zurückdrückend. Hier läuft man nicht fort, ſondern bleibt und ſingt. Wie war das ſchöne Lied, das wir neulich aus Halberſtadt bekamen? He? Weiß es Einer auswendig? Es war zum Lobe der preußiſchen Waffen und fing an „Iſt ein Gott im Himmel, muß er preußiſch ſein!“ —

Das Lied wurde geſungen, wobei die Pauke nicht verfehlte, jedesmal Schläge auf die Tiſchplatte zu thun, welche die energiſchen Töne ihres Inſtruments wiedergeben ſollte.

Niemand kann ſo gut patriotiſche Lieder vortragen, als unſer Violoncell, ſagte die zweite Violine. Wo iſt das Violoncello?

Man ſah im Kreiſe umher, man fand es nicht.

Wer weiß, wo der liederliche Vogel ſich rumtreibt! rief Sangrelli. Der iſt ja nie zu Hauſe. An dem ſind meine Lehren verloren. Der Prinz war anfangs die Güte ſelbſt, aber hat er's anerkannt? Jeder Schürze lief er nach.

Kehre es um! rief die Pauke, jede Schürze lief ihm nach. Hier in Rheinsberg konnte er Alles haben, was einen Unterrock trug, ſo viel iſt gewiß!

Das iſt's ja eben, was ich ſage, rief der dicke Meiſter. Es iſt keine Ordnung mehr, keine Disciplin mehr unter den Burſchen. Sie wollen Alle Künſtler ſein, und als ſolche genial über die Schnur hauen! Teufel! Ihr Leute, Ihr müßt pariren! Gehorſam müßt Ihr lernen. Ihr ſeid nichts als gewöhnliche Soldaten, muß ich Euch das ſagen? Soldaten, die unter dem Stock ſtehen!

Ein allgemeines Gelächter ließ ſich hören.

He! wer lacht? ſchrie der dunkelroth gewordene Concertmeiſter. Was iſt das für ein unanſtändiges Betragen? Haller! Rothenau! Ziphig!

Aufgeſtanden! Das Gewehr präſentirt, marſchirt, geſchultert!

Die Angerufenen erhoben ſich, hielten das Meſſer grade vor ſich, als ſeien es ihre Waffen und machten die Manöver eines Soldaten, während die Andern lachten. Die Pauke blieb ernſthaft.

Nun, nun! rief Sangrelli. Gar zu ſtreng will ich's auch nicht machen, muß ja daran denken, daß ich ſelbſt Künſtler bin.

Denkt an den Carneval in Venedig, rief die erſte Violine.

Ja, mein kleiner Arnold, daran will ich denken. Es war meine Glanzzeit. So viel Ehre und Ruhm iſt mir ſpäter nicht zu Theil geworden. Götter, wenn mir die liebreizende Bordoni einfällt! Den Abend, wo wir zuſammen auf dem Maskenballe verbrachten, und wo ſie mir die deutlichſten Zeichen gab, wie es um ihr Herz ſtand! Götter, was war das für ein Abend! Ich begleitete ſie zu ihrer Gondel — nur müßt Ihr nehmen, Jungens, wie ich damals ausſah, als venetianiſcher Nobile aus alter Zeit, ganz ſchwarz gekleidet mit rothen Bandroſen an den Beinkleidern und den Schuhen, das war ſchon allein ein Coſtüm, um ſich darein zu verlieben. Nun, ich begleitete die ſchöne Bordoni zu ihrer Gondel, und

„Nun, ſo will ich Ihnen meinen letzten Grund ſagen; hoffentlich wird doch der entſcheidend ſein. Maria liebt Sie nicht.“

Ich faßte ihren Arm krampfhaft an: „Polyxena,“ rief ich, „Sie dürfen ſich nicht alles erlauben, was Ihnen Ihre Laune eingiebt. Sagten Sie nicht noch vor wenig Augenblicken, daß Sie glaubten, Maria liebte mich?“

„Ja, ja ich ſagte das; allein was hilft es zu Ihrem Glücke, wenn ich es auch glaube? Die Wahrheit iſt deßhalb noch nicht ausgemacht. Sie wiſſen, wie Maria erzogen worden; anfangs im Kloſter, ſpäter in einem vielleicht noch engern Verſchluß. Sie kennt die Welt nicht, Sie ſind der einzige Mann, den ſie in der Nähe geſehen hat, ſie glaubt Sie zu lieben, — o wie gefährlich iſt das alles!“ —

„Gefährlich — allerdings für jedes andere Mädchen, nur nicht für Marien.“

da flüſterte ſie mir zu — ich höre ihre Worte noch heute — Schade, Sangrelli, daß ich Euch zu ſpät ſehe, ich würde mich ſonſt anders entſchloſſen haben? Wie ſo? Signora, fragte ich beſcheiden. Ich meine nur, jetzt heirathe ich Haſſen, alsdann würde ich Sie genommen haben. Das ſagte die Göttliche bei hellem Mondſchein. Bordonichen! rief ich liebestrunken, das war ein Wort, was ich von ihren Lippen gehört, was ich nie vergeſſen werde. Und dabei nahm ich eine Attitüde an, halb ſchwärmeriſch, halb begeiſtert.

Die Pauke ſtarrte den Erzähler an, und ſagte dann trocken: Damals müßt Ihr aber anders ausgeſehen haben.

Freilich! rief der Concertmeiſter empfindlich und zu ſeinem nächſten Nachbar gewandt, rief er Man ſehe doch den Burſchen! Was er für hübſche Bemerkungen zu machen weiß. Nun Kinder, trinkt, Ihr ſeid noch jung, Euch kann auch noch ſo etwas paſſiren, obgleich ich nicht gerade dafür ſtehen will, in der Sandbüchſe, wo Ihr geboren ſeid, und mit den ſtumpfen Sinnen, die Euch die gnädige Allmacht gegeben, daß es von der Art ſein wird, wie das eben Erzählte. Das paſſirt nur den Genies. Ah, da ſeht nur Einer! da kommt das Violoncello. He!

Mara! Wohin? Komm hieher, mein Sohn, wo biſt Du ſo lange geblieben?

Geſchäfte, mein Vater.

Ach, Papperlapapp! An dieſem Tage hat man keine Geſchäfte. — Der junge Mann, der eben eingetreten, war von blendender Schönheit, ſchwarzem Haar, dunkeln Augen, und hatte eine ſchöne Fülle im jugendlichen Geſichte, friſche Lippen, weiße Zähne. Er kam in ſeiner Uniform, die er aber ablegte, und den Hemdkragen niederſtreifend zeigte er Hals und Schultern, wie man ſie beim Antinous findet. Er begrüßte den Concertmeiſter mit einem Kuſſe, die Kameraden mit einem Handſchlage. — Nun, mein Engelchen! ſprich, wo warſt Du? fragte der dicke Meiſter.

Wahrhaftig, ich komme jetzt vom Schreibtiſche, war die Antwort, ich habe die Partituren zuſammengeſtellt zu Sereniſſimi Oper.

Davon iſt ja ſchon eine Probe gehalten worden! ſagte die Poſaune.

Ohne dieſe Frage zu beachten, legte ſich Mara gerade ausgeſtreckt auf ein Paar Stühle, ließ ſich das Weinglas von Sangrelli füllen, und ſchlürfte es behaglich aus, mit der vornehmen Uebertreibung, die er hier anzunehmen ſich erlaubte, dann gähnte er, eben ſo ungenirt, und fragte hierauf: Was giebt's

Neues? Da Niemand antwortete, ergänzte er ſeine eigene Frage, indem er hinzuſetzte: Ich wußte es wohl, dieſe Eſel erleben nie etwas, das ſich beſchreiben läßt. So will ich Euch denn erzählen, was ich neulich für ein Abenteuer beſtanden. Aber noch Wein! Wenn ich bitten darf, etwas Stille!

Aber nur nicht immer von Deinen Weibergeſchichten! bat Sangrelli.

Gerade von denen! rief der junge Muſiker.

Nun! ſo erzähle! Aber mach' es kurz; rief der Concertmeiſter, mir iſt dieſes Thema ſchon zum Ueberdruß bei Dir. Er ſchob ſich verdrießlich in ſeine Ecke, zündete ſeine Pfeiſe, die er nur höchſt ſelten in Brand ſetzte, an, und machte ſich bereit, die Erzählung ſeines Lieblings anzuhören.

Kennt Ihr ein Mädchen, das Schmähling heißt? fragte Mara den um ihn verſammelten Kreis.

Wie ſollen wir nicht? erwiderte die Poſaune Es iſt ja dieſelbe, die der König hat kommen laſſen und die die entſetzlich ſchweren Opern ſingt, mit Porporino um die Wette, das Wunder, wovon ganz Berlin voll iſt. Sie ſingt vom ungeſtrichnen G bis zum dreigeſtrichenen E.

Richtig, Sammo! Dieſelbe, mein Junge. Ich habe immer geſagt, der Sammo bekümmert ſich am Meiſten um die Dinge, die um ihn paſſiren;

rief Mara. Alſo wirſt Du auch wiſſen, daß dieſe neue Sängerin ein ziemlich hübſches Mädchen iſt, und daß ſie vom König für ihre Triller ſechstauſend Thaler erhält?

Nein, das hab' ich nicht gewußt, rief die Poſaune. Donnerwetter! Das iſt ja ſo viel als ein General bei der Armee.

Als ſechs Generäle bei der Armee! rief Mara mit Lachen. Nun dieſes theure Schätzchen war vorige Woche hier bei uns, das heißt, beim Prinzen, um mit ihm die neue Oper einzuſtudiren. Es ſollte ganz in der Stille ſein, deßhalb war ich nur hinkommandirt, um das Gedudel mit dem Inſtrument zu begleiten. Der Opernſal war halb dunkel, die Schmähling und die übrigen Komödianten waren in ihrer gewohnten Kleidung, ich ſaß im Orcheſter, hatte die Partitur vor mir und ſpielte. Gieß' mir das Glas voll, Sammo!

Was iſt denn aber — fing eine Stimme aus dem Haufen an.

Schweigen! donnerte Mara.

Als die Stille hergeſtellt war, fuhr der Erzähler in bequemer Weiſe fort: Der Prinz war ſelbſt auf der Bühne, wie er ſtets pflegt, wenn eine Piece von ihm dargeſtellt wird. Die Sängerin hatte eine Schäferin darzuſtellen, die da liebt und wieder nicht liebt, wie es dieſe Theaterprinzeſſinnen zu thun pflegen.

Du vergißt die große Oper Dido, ſchaltete Saugrelli ein, die ich in Florenz ausführen ſah. Ich ſollte den Aeneas machen, allein es kam nicht dazu. Gewöhnliche Theater-Cabale. Da liebt die Heldin wirklich! Das muß wahr ſein. Wenn man deßhalb den Scheiterhaufen beſteigt, dann weiß ich nicht, was man mehr thun ſoll.

Mara hatte mit Ungeduld dieſe Unterbrechung ertragen und fuhr nun fort: Als die Sängerin auf der Bühne iſt, merke ich, daß ſie ſich damit beſchäftigt, mich ſpielen zu ſehen. Und als ich aufhöre zu ſpielen, ſieht ſie mich doch immer noch an. Dem Prinzen ſogar fällt es auf und er frägt: Mais qu'est ce donc? Qu'avez vous là? Nichts, ſagte ſie zerſtreut und befangen, und der Geſang geht weiter. Mitten in ihrem Spiel frägt ſie auf einmal: Aber wer iſt denn der, der mich begleitet? Der Prinz fährt erſtaunt zurück, ſie bemerkt das, und ſetzt raſch hinzu: Aber, ich muß das wiſſen, er ſpielt falſch. Falſch? rief der Prinz erſtaunt, und mir fällt der Bogen vor Aerger aus der Hand. Ja, falſch, falſch! rief ſie, mit dem Fuße ſtampfend, ich muß das wiſſen. Der Prinz verſicherte ihr, ich ſei ſein beſter Violoncelliſt, es ſei pur unmöglich, daß ich die einfache Begleitung nicht richtig aufgefaßt hätte. Sie antwortet nichts, ſondern ſieht mich an. Dann ſpricht ſie zum Prinzen: Ew. Königliche Hoheit werden entſchuldigen, ich kann heute nicht ſingen, ein plötzlicher Kopfſchmerz beläſtigt mich. Ich muß bitten, nach Hauſe fahren zu dürfen. Der Prinz, immer artig gegen Damen, macht ihr eine Verbeugung; die Probe iſt aus. Als der Wagen vorfährt, bin ich bei der Hand, um ihr einſteigen zu helfen. Was thut ſie da? Sie ergreift meine Hand, drückt ſie und ſpricht: Vergeb' Er mir! Ich hab' Ihm unrecht gethan, Er hat richtig geſpielt, es war nur mein unglücklicher Kopf, der ſo ſchmerzte. Ich beuge mich auf ihre Hand und küſſe ſie; ſie ſteigt ein und fährt fort.

Nun? ſagte Saugrelli, als eine allgemeine Pauſe entſtand.

. Nun? Was denn nun? fuhr Mara auf. Ich denke, ich habe genug geſagt.

Ich dachte, ſie hätte Dich zu ſich kommen laſſen, nach Berlin, ſagte der Concertmeiſter.

Ah bas! Schnickſchnack, man läßt auch gleich zu ſich kommen! Alberne Poſſen! rief Mara verſtimmt, ſo etwas mag zu Deiner Zeit Mode geweſen ſein, Papa! als Du in den Gaſſen von

Florenz herumſchwärmteſt. Heutzutage drückt ein anſtändiges, deutſches Mädchen die Gefühle ihres Herzens anders aus. Kurz, die Dame liebt mich, das ſieht Jeder ein. Nicht wahr, Poſaune?

Feurig! Ueber alles Maß hinaus! war die Antwort.

Was iſt nun zu machen? fragte der glückliche Violoncelliſt.

Halt! rief Sangrelli mit geheimnißvoller Miene, indem er beide Hände ſeines jungen Freundes faßte und ihn in die Fenſterniſche zog, dieſe Sache muß geheim behandelt werden. Komm, ich will Dir einen Rath geben.

Aber die Poſaune kann doch dabei ſein? fragte Mara, indem er die Rockzipfel ſeines Genoſſen hielt.

Verſteht ſich, war die Antwort; aber dann auch Niemand weiter. Kommt hieher, Jungens; das iſt ein hübſches Winkelchen! Hier hört uns Niemand, und die Uebrigen ſind auch faſt Alle ſchon betrunken. Das lumpige Zeug kann nicht viel vertragen. Zu meiner Zeit war das anders! Als ich von Nürnberg wegging, ich war ein Burſche von etwas über zehn Jahren —

Wie, Meiſter, rief die Poſaune, ich denke, Ihr ſeid in Italien geboren?

Ganz recht, ich wollte auch nicht Nürnberg, ſondern Florenz ſagen, verbeſſerte ſich Sangrelli. Du mußt wiſſen, mein Junge, man nennt Nürnberg immer das deutſche Florenz; daher kam die Verwechſelung. Ja, wo blieb ich? Als ich von Florenz Abſchied nahm, um nach Venedig zu gehen — Ihr wißt ſchon — da lernte ich meine göttliche Bordoni kennen —

Der Teufel hole Deine Lügen! rief Mara. Sprechen wir jetzt von meinen Angelegenheiten.

Gut, von Deinen Angelegenheiten. Ich will Euch die Geſchichte, wie ich das Weintrinken kennen lernte, und wer mir dabei geholfen, ein anderes Mal erzählen, ſagte der Meiſter. Alſo Du biſt verliebt, mein Federigo? Zu Deutſch, mein Fritzchen?

Ich nicht, rief der Angeredete, ſondern ſie iſt es in mich.

Daraus muß etwas Ernſtes werden! verſtehſt Du mich? ſagte Sangrelli. Du mußt ſie mit aller Form unter die Haube bringen. Sie muß Madame Mara werden. Still! Nicht zu laut geplaudert!

Wie fangen wir das an? fragte der Violoncelliſt.

Nun ſiehſt Du, rief der Meiſter, was Du eigentlich für ein dummer Teufel biſt! Wenn es darauf ankommt, eine Intrigue ſorgfältig einzufädeln, ſo daß ſie ſich zu etwas Nützlichem geſtaltet, ſo weißt Du nichts Geſcheidtes, ſo ſtehen die Ochſen am Berge bei Dir. Du mußt ſie zwingen, daß ſie Dein Weib wird!

Ja, rief Mara, zwingen —

Wie zwingt man die Weiber? He? ſagte der Rathgeber. He? Wie macht man das? Man läßt ſie koſten, aber nur koſten von dem Honig, nach dem ſie Alle verlangen, und wenn ſie mehr wollen, heißt es, der Kirchenſchlüſſel öffnet die Lade. Haſt Du begriffen?

Ich verſtehe — und Du meinſt, ſie wird in die Falle gehen?

Alle Weiber gehen in die Falle, wenn man's nur klug anfängt. Es iſt das alte Lied der Mutter Eva, wobei, wenn wir nur nicht ſolche Eſel wären, und ſelbſt gleich freiwillig die Butter auf das Brod trügen, es uns gelänge, das ganze Weiberregiment unter den Pantoffel zu bekommen. Geh' nach Berlin, fuhr der Rathgeber fort, ſtell' Dich anfangs ſo, als wollteſt Du nicht zu ihr, laß Dich zufällig in ihre Nähe bringen, und wenn ſie dann auf das Thema kommt, faß ſie ſchnell und nimm ihr das Wort ab, das ſie bindet.

Denk' Dir, Fritzchen, wenn Du nun nach Hauſe kommſt und kannſt uns ſagen, die Frau iſt mein, und die ſechstauſend Thaler ſind ebenfalls mein! Was wird das für ein Jubel ſein!

Ich ſtoße ſogleich in die Poſaune! rief der Kamerad, damit alle Welt ſich mit uns freuet!

Nein, Kerl, das thuſt Du nicht! rief Sangrelli, denn Anfangs muß es geheim gehalten werden: der Prinz liebt nicht verheirathete Burſchen unter ſeiner Dienerſchaft. Doch eine geheime Trauung iſt ebenfalls eine Trauung. Ich war in Padua beinahe drauf und dran, eine reiche Wittwe zu prellen, gerade auf dieſe Weiſe. —

Ich geh' morgen nach Berlin, rief Mara begeiſtert. Kommſt Du mit mir, Sammo?

Verſteht ſich, entgegnete der junge Mann, wenn Du mich haben willſt.

Beide ſtanden auf, bereit, das Zimmer zu verlaſſen. Sangrelli heftete ſich noch an den Arm Mara's, indem er ihm in's Ohr ziſchelte: Wenn das Glück Dich krönt, mein Einziger, vergiß dann Deinen alten Lehrer nicht. Bedenke, daß ich es war, der Dich aus einem Haufen Rekruten herausfand, und Dich hieher brachte! Weißt Du noch in Schwedt, im Regiment des Prinzen Achim Archinbald, der jetzt in Berlin iſt? He! ſchöne

„O, Sie ſind allerliebſt! In wie fern macht ſie denn eine Ausnahme von uns andern?“

„Das will ich Ihnen ſagen. Weil ſie eben noch nicht die Männer kennen gelernt hat. Weil ſie noch nicht ohne Erwiederung geliebt hat, und noch nicht verlaſſen worden iſt, weil — aber was iſt Ihnen? Sie ſind bleich.“

„Nichts — ſprechen Sie nur fort.“

„Ich habe nichts mehr zu ſagen.“

„Sie wollten ja noch ein „weil“ hinzufügen.“

„Ich glaube Sie zu kränken, Polyxena, und deßhalb ſchweige ich.“

„Mich?“ —

„Ja Sie. Oder ſoll ich reden, um Sie für Ihren frühern Muthwillen zu beſtrafen?“

„Meinethalben ſprechen Sie. Ich habe nie ein Geheimniß aus meinem Leben gemacht. Von meinem Mangel an Grundſätzen plaudere ich Jedem vor; Sie wiſſen davon nicht mehr und nicht weniger als andere.“ Sie ſagte dieſe Worte

Zeiten das! Du, noch ganz jung, noch von keinem Dinge etwas wiſſend, ein hübſches, kleines Jüngferchen, gehorſam, verſtändig, mit ſo brennend ſchwarzen Augen, daß man damit Pulverfäſſer zum Springen bringen könnte. Nun geh', geh' und mache Dein Glück! —

Liebeskummer.

Der Plan wurde ausgeführt, gerade wie es Sangrelli angegeben. Die beiden jungen Muſiker kamen nach Berlin, Mara wußte ſich in's Haus zu ſtehlen, das Gertrud bewohnte, er fand ſie allein, ſie kamen mit einander in's Geſpräch, ein Wort gab das andere, und nach Verlauf einer halben Stunde trennte ſich Gertrud von ihm, indem ſie in die Probe fahren mußte, und zwar ſchied ſie mit einem ewigen Worte gebunden, ſie ſchied als ſeine Braut von ihm. Das Ganze war ſo überraſchend ſchnell gegangen, daß ſie ſelbſt nicht zu ſagen wußte, wie es gekommen. Sie, die früher nicht die geringſte Annäherung eines Mannes hatte vertragen können, war jetzt, wie man die Hand umdreht, die Verlobte eines Mannes. Es war nur noch die Bedingung zu erfüllen, daß der König ſeine Einwilligung geben mußte. Sie fuhr zu einem ihr bekannten Advokaten hin, ließ ſich das Bittſchreiben aufſetzen, und mit dieſem ging ſie zu dem Kammerherrn Coccejus. Der erſchrak, als er das Papier erblickte, und weigerte ſich ſtandhaft es abzugeben. Wo denken Sie hin, Mademoiſelle? Eine Heirath! Jetzt ſchon, ſo geſchwind! Der König wird nicht einwilligen. Wenigſtens will ich nicht der Ueberbringer ſein. Geben Sie es in die Commiſſion der Bittſchriften, ſo hat der König es noch heute Abend.

Dieſer Rath wurde befolgt. Die Bittſchrift kam zurück mit einer entſchiedenen, kurzen, abſchlägigen Antwort.

Gertrud war außer ſich.

Jetzt fingen von allen Seiten die Verſuche an, ihr den Heirathsplan wieder aus dem Kopfe zu bringen.

Erſt war es Frau Anna d'Aubigné, die Wittwe eines der vielen franzöſiſchen Angeſtellten, welche der König in's Land gerufen, die jetzt nach dem Tode ihres Mannes Portiers-Dienſte in dem Hauſe vertrat, wo Gertrud gemiethet. Sie war eine geſcheidte ordentliche Perſon, der Sängerin außerordentlich ergeben, und dieſe hing auch mit der Neigung an ihr, die einzeln ſtehende, unverheirathete Damen gern gegen ältere, würdigere ihres Geſchlechts zu äußern pflegen.

Liebſte Anna! rief Gertrud, denſelben Abend noch in das Zimmerchen der Portière niederſteigend, der König will nicht! Er verbietet die Heirath.

Im Grunde genommen, liebes Fräulein, hat er ganz recht. Schlagen Sie ſich's auch aus dem Sinne! Ich habe mich nach dem Menſchen, dem Mara, erkundigt, er taugt nichts.

Gertrud fuhr zornig in die Höhe. Wenn Sie ſo ſpricht, ſo verlaſſe ich augenblicklich Ihr Zimmer, Madame! rief ſie heftig.

Aber, liebes Kind, kann ich denn dafür? klagte die Wittwe. Ich habe zufällig einen Bekannten, der im Muſikcorps des Prinzen Heinrich dient, der hat mir die Geſchichten erzählt. Der Mara ſoll ſich Eurer Leidenſchaft für ihn gerühmt und die Kameraden bei der Flaſche damit beluſtigt haben.

Das iſt nicht wahr!

Der Selling lügt nicht, erwiderte Frau d'Aubigné. Sieh da! da kommt er gerade die Straße herab. Wie zur gelegenen Stunde. Ich rufe ihn herein, ſo könnt Ihr ihn gleich ſprechen. Der Muſikus wurde hereingenöthigt; er kam, und nachdem er den beiden Frauen viele Bücklinge gemacht hatte, nahm er auf dem angewieſenen Stuhle

Platz. Er war in ſeine Uniform eingeſchnürt und ſah roth und verlegen aus. Guſtav, hub die Wittwe an, die junge Dame will wiſſen, was der Mara über ſie geſagt hat; ich will hoffen, Du haſt Gott vor Augen und wirſt ihr kein unwahres Wort berichten.

Selling legte die Hand auf die Bruſt und zu ſeiner Verwandten gewendet, erwiderte er: Du weißt es, Mütterchen, ich lüge nicht. Seit zehn Jahren bin ich in des Prinzen Dienſten und Niemand wird mir etwas dergleichen nachſagen können.

Was hat er über mich geſagt? fragte Gertrud.

Sind Sie Jungfer Schmähling? ſagte der Gefragte, und auf die Bejahung gab er ihr das wieder, was er hatte Mara und Sangrelli über ſie reden hören.

Das iſt noch nichts Schlimmes; erwiderte Gertrud. Daß ein junger Menſch ſich rühmt, bei Frauen Eroberungen gemacht zu haben, iſt ſchon oft dageweſen. Was ſonſt?

Was ſonſt? rief Selling verwundert, bei Gott, wenn Jemand es wagte, ſo von meiner Schweſter zu ſprechen, ich würde ihm einen guten Hieb zwiſchen die Schulterblätter geben. Ueberhaupt iſt das eine loſe Bande; ich höre nur ſo verſtohlen ihre Worte, ſie ſprechen ſchlecht vom König, und der Mara treibt ſich überall herum, wo es nur Weibsbilder giebt, ſeine Taſche iſt nie leer von Geld, er bekommt von der Köchin ſowohl als von der gnädigen Frau, und immer muß genug daſein, daß er ſich einmal, auch wohl zweimal des Tages volltrinken kann.

Da hören Sie es! rief die Wittwe.

Nichts höre ich, ſagte Gertrud, als was man von jedem jungen Manne erzählt. Mit dieſen Worten ging ſie ärgerlich aus der Thür. Auf ihrer Stube angelangt, rief ſie laut im Gebet zu Gott: Lieber Gott, ich habe ihn ſo lieb! Mach' nicht, daß er ein böſer, ſchlechter Menſch iſt, denn dann müßte ich ihn ja haſſen. Laß ihn mir zu meinem einzigen Vergnügen! Ich habe bisher keinen Mann ausſtehen können, dieſer hat es mir angethan, dieſen liebe ich! Führe Du uns zu einem guten Ende!

Als Mara kam, ſagte ſie ihm Alles, was ſie von Selling über ihn gehört. Der ſchändliche Verräther! rief der Violoncelliſt, ich wußte es, er behorchte uns, um ſpäter über uns zu plaudern.

Es iſt gut, erwiderte Gertrud, bekenne Er nur, daß das Meiſte davon wahr iſt, ich mache mir nicht viel daraus, nur will ich nicht, daß man mich belügt.

Herzliebes Engelchen! rief Mara, und legte ſeinen Arm um ihre Taille, leugnen will ich nicht, daß ich vor Dir manchem hübſchen Mädchen ſchöne Dinge geſagt, und daß ich auch ein Glas Wein über die Maßen liebe, doch das ſoll Alles anders werden.

Er küßte ſie, und ſie entzog ſich ſeinen Küſſen nicht, endlich rief ſie: Halt! Erſt die Erlaubniß des Königs! So lange müſſen wir warten. Ich werde ſelbſt ein Papier aufſetzen, kein Anderer kann es ſo ſagen, wie ich es fühle. Das muß ſeine Wirkung äußern.

Das iſt recht! rief er, wir wollen Beide eine Schrift zuſammenſetzen.

Kann Er denn ſchreiben? fragte Gertrud.

Ein Wenig. Der Prinz hat es mich gelehrt.

Oho! was für ein hoher Schreibmeiſter! rief Gertrud.

Es iſt nicht dieſer Prinz, nicht der Heinrich, bei dem ich jetzt bin, ſagte Mara, ſondern der, bei dem ich in Schwedt war, ein gar lieber, junger Mann. Er iſt jetzt hier in Berlin der Prinz Archinbald, der bei den Dragonern ſteht. Du mußt wiſſen, liebes Mädchen, ich bin ein Waiſenknabe, mein Vater ſoll ein Italiener geweſen ſein, meine Mutter Eine vom Adel, ich kam aus der tiefſten

Armuth und Verlaſſenheit nach Schwedt, der Prinz nahm ſich meiner an und ich wohnte ſogar einige Zeit in ſeinem Hauſe.

Nun, und weiter! —

Und weiter? rief Mara. Als ich vierzehn Jahre alt war, kam Sangrelli, des Prinzen Heinrich Concertmeiſter nach Schwedt, und der nahm mich mit nach Rheinsberg, zum Prinzen. Da haſt Du Alles, was Du von Deinem Schatze wiſſen kannſt.

Wo lernte Er ſein Violoncello? fragte Gertrud.

Auch vom Prinzen Archinbald, entgegnete Mara. Der Prinz ſpielt ſelbſt ganz gut die Geige.

Gertrud war beruhigt. Noch einmal wurde der Plan mit der neuen Bittſchrift überlegt, dann nahm Mara Abſchied, und man beſchloß ſich erſt nach acht Tagen wiederzuſehen, unterdeſſen konnte die Antwort aus Potsdam daſein.

In Gertrud's Bruſt war ein ganz neues Leben erwacht! Sie fühlte und dachte ganz anders jetzt, die ganze Welt ſchien ihr von Neuem und viel prächtiger geſtaltet, als ſie früher geweſen. Immer war es ihr zu Sinn, als ſolle ſie Gott danken und ihn bitten, er möchte ſie nur ſo laſſen, ſie wollte ihm dann freudig wieder dienen, und zu ſeiner Ehre und ſeinem Lobe die ſchönſten

Pſalmen ſingen. Wie iſt die Liebe zum Manne doch das Schönſte, was das Weib haben und genießen kann hier auf Erden! ſagte ſie zu ſich. Ich habe es nicht glauben wollen, wenn die Freundinnen es mir ſagten; jetzt weiß ich's. O Du einziger geliebter Jüngling, bleibe Du mir nur, und alles Andere will ich ertragen, es mag noch ſo ſchlimm werden!

Zu Frau d'Aubigné ging ſie jetzt ſeltner, ſie vergaß es nicht, daß die Frau ſchlecht von Mara geſprochen. Sie ſagte ihr: ich habe ihm Alles wiedergeſagt und er hat mir Alles eingeſtanden. Er iſt jung und leichtſinnig und will anders werden. Gerade ſo war ich auch: da iſt kein Unterſchied zwiſchen uns.

Ein ſehr bewegliches Schreiben war an den König abgegangen. Der König hielt es noch in der Hand, als man ihm den Prinzen Achim Archinbald von Schwedt Bernfels meldete. Als der Prinz eintrat, ging der König auf ihn zu, begrüßte ihn und ſagte dann: Ich habe Ihn kommen laſſen, lieber Neffe, um mit Ihm etwas zu reden. Er ſoll mir nehmlich einen kleinen Dienſt erweiſen.

Der Prinz blieb militairiſch aufgerichtet vor dem König ſtehen, und fragte, was er zu befehlen habe.

Er kennt doch den Mara? fragte der König, den Violoncelloſpieler in der Capelle meines Bruders?

Der Prinz bejahte.

Nicht wahr, ein liederlicher Strick? rief Friedrich. Ein rechter Taugenichts?

Dazu hatte er die Anlage, erwiderte der Prinz. Doch habe ich ihn ſeit der Zeit, wo er beim Prinzen Heinrich iſt, nicht wiedergeſehen.

Schon recht; Ihr könnt Euch wohl denken, daß er die Anlage ausgebildet hat, ſagte Friedrich. Er hat die Frechheit gehabt, ſich an meine Sängerin, an die Schmähling, zu hängen. Sie bittet mich jetzt, ihn heirathen zu dürfen. Das iſt ein Unſinn. Jetzt hör' Er, mein Lieber, laß Er ſich bei der Jungfer anmelden und erweiſ' Er mir die Liebe, und mache Er ihr den Mara ſo ſchlecht, wie nur möglich. Hört Er? Hat Er mich verſtanden?

Zu Befehl! Ew. Majeſtät.

So ſchlecht mach' Er ihr den Mann, fuhr der König fort, daß ſie vor ihm ausſpuckt und Alles eher lieber möchte, als mit ihm zu Bette gehen. Es liegt mir viel daran, daß dies geſchieht.

Es iſt aber möglich, erwiderte der Prinz, daß ſie dennoch nicht von ihm laſſen will.

Alsdann ſoll ſie ihn zu was ſie will machen, nur nicht zum Ehemann; erwiderte der König.

eilig und mit Erröthen. Ich machte mir lebhafte Vorwürfe, ſo weit gegangen zu ſein. „Nein, Polyxena," rief ich mit einem ehrerbietigen und zugleich herzlichen Tone, „ich weiß nichts von Ihren Geheimniſſen; ich weiß nicht einmal, ob Sie ſolche haben. Meine Anſpielungen waren nur kindiſche Neckerei, hervorgerufen durch ihren kühnen Spott. Laſſen Sie uns Frieden ſchließen. Eine Bundesgenoſſin wie Sie darf ich auf keine Weiſe meiner Angelegenheit entfremden. Aber ſein Sie zugleich verſichert, wenn ich es in Marien mit einem Neulingsherzen zu thun habe, ſo iſt auch das meinige kein verderbtes." —

Wir waren wieder zum Baſſin zurückgekehrt. Polyxena fiel mehr, als daß ſie ſich ſetzte, auf die Bank. In ihrem Antlitz lag eine Todtenbläſſe und ein verzerrter Zug. Ich blieb im ſtummen Schrecken vor ihr ſtehen. Wir hörten Stimmen ſich nahen und nun entfernte ich mich.

Dieſe Unterredung befeſtigte mich noch mehr

Dem jungen Prinzen, der gutmüthig war und dazu ſelbſt vor kurzer Zeit geheirathet hatte, ging die Sache nicht recht zu Kopf, daß er zwei Liebende trennen ſollte, er wagte aber nicht dem König zu widerſprechen, ſondern nahm den Auftrag an.

Wie geht es der Herzliebſten? fragte der König wieder nach einer Pauſe.

Gut, Ew. Majeſtät, ſie iſt auf dem Wege, mich zum glücklichen Vater zu machen, erwiderte der Prinz in der Ueberfülle ſeines Glücks.

Der König nahm eine Priſe, lächelte und ſagte: Oho! ſchon ſo früh? Man ſieht, wie Ihr es treibt, Ihr bedenkt nicht, daß die Welt voller Menſchen ſitzt.

Ew. Majeſtät glorreiche Kriege, ſagte der Prinz etwas empfindlich, ſchaffen Platz.

An meinem Geburtstage gebt Ihr ein Feſt, Prinz! rief der König.

Stotternd und befangen erwiderte der Prinz: Wie gern möchte ich —

Der König ſah ihn ſtarr an. He! was giebt's? rief er polternd, ich will nicht hoffen. Er weiß, daß der Prinz Heinrich verreiſt um dieſe Zeit, ich ſchicke ihn nach Petersburg, ein paar Generäle, Anſtandsperſonen, ſind krank; es iſt Niemand da, die Honneurs des Tages zu machen. —

Der Prinz ſchwieg.

Nun ſo ſprech Er? rief der König heftig; iſt die Herzliebſte etwa in den Umſtänden, daß ſie den Spaß uns verſalzen kann?

Das nicht — der Prinz ſchwieg wieder, und richtete den Blick auf die zwei Pagen, die an der Thür ſtanden. Der König verſtand ihn augenblicklich und entfernte dieſe durch einen Wink. Nun? Was hat Er zu ſagen? fragte er dann.

Ich muß aufrichtig bekennen, ſtotterte der junge Mann verlegen, daß gegenwärtig der Zuſtand meiner Caſſe —

Ah ſo? rief Friedrich, und eine Rolle mit Dukaten hervorholend, überreichte er ſie dem Prinzen. Hier hat Er einen Vorſchuß; wenn die Gagen ausgezahlt werden, werde ich das Geld mir wiedergeben laſſen, ſagte er.

Zögernd nahm der Prinz das Geld.

Noch nicht genug? fragte der König barſch.

Seit ſechs Monaten bin ich meinen Hausbeamten ihren Sold ſchuldig geblieben. — Es wird kaum zureichen, dieſe Schuld zu decken.

Diable! rief Friedrich, Ihr Verſchwender! Was iſt denn da zu machen? Wißt Ihr was, laßt Euch alles Nöthige zum Feſt von den Dienern meiner Küche und meines Kellers geben. Ich drücke ein Auge zu, will nichts geſehen haben, es iſt ein Unterſchleif, den die Spitzbuben hinter meinem Rücken begehen.

Und ich ſoll ſie dazu bewegen? fragte der Prinz.

Poſſen! Er iſt nicht der Erſte, der es thut! rief der König lachend. Als ich jung war, hab' ich oft auf Koſten meines Vaters Feſte gegeben, und der König, müßt Ihr wiſſen, der rechnete ſtreng, die Kerle machten es doch möglich, mir gefällig zu ſein.

Es iſt unmöglich, in meinem Stande mit der Gage auszukommen, fuhr der Prinz klagend fort. Nach dem Willen meines Vaters ſollte jeder Sohn ſeiner Ehe eine kleine Apanage haben; meine zwei älteſten Brüder, die im Kriege ſtarben, haben ſie auch gehabt, bei mir aber wurde ſie eingezogen.

He! wer nahm ſie Euch weg? fragte der König.

Der Prinz ſchwieg zögernd, dann ſagte er: Es war damals nöthig, und auf höchſten Befehl mußten wir unſere Caſſe hingeben.

Der König antwortete nach einer Pauſe: Das war der Krieg! Mein guter Freund, weiß Er, was der Krieg iſt? Ein verteufeltes Ding das! Ich mußte damals viele Taſchen leeren, meine eigene nicht ausgenommen. Doch Er ſoll, behalten wir Frieden, Seine Apanage wiederhaben.

Ich könnte auskommen, ſagte der Prinz, wenn ich als Privatmann lebte, aber Ew. Majeſtät zwingen mich, Feſte zu geben, eine Umgebung zu unterhalten, die ſo koſtſpielig iſt, und die ich nicht bezahlen kann. Meiner Frau fehlt es an einer Staatsrobe —

Ich will an meine Schweſter ſchreiben, rief der König eilig, die ſoll eines ihrer Kleider hergeben! Wozu hat ſie ſie nöthig? So, jetzt iſt dieſe Sache geordnet! Alſo, auf Wiederſehn, mein lieber Neffe! Laſſe Er's an nichts beim Feſte fehlen, hör' Er? — Er machte dem Prinzen eine Verbeugung und dieſer trat ab. Verdammter Geizhals! murrte dieſer, als er die Treppe niederſtieg.

Der Fußfall.

Unterdeſſen verlebte Gertrud die Zeit mit Ungeduld. Seit fünf Tagen mußte der König ihre Bittſchrift ſchon in Händen haben, dies hatte ſie berechnet, und morgen hatte ſie Mara verſprochen, ihm mit der freudigen Nachricht, mit dem Jawort des Königs entgegenzukommen. Ihre Spannung war auf das Höchſte geſteigert; ihre Magd, die ſie angenommen hatte, ſaß den ganzen Tag auf der Poſt, um nur ja keine Minute zu verſäumen, wo die Bittſchrift beantwortet zurückkommen würde, ſie ſogleich ihrer Gebieterin zu überbringen. Die Arme, wenn ſie hätte ahnden können, was über ſie beſchloſſen war!

Gegen Mittag ließ der Prinz ſich melden. Ein ſo vornehmer Beſuch war nichts Neues mehr für Gertrud, ſeitdem ſie beim König ſo in Gunſt ſtand, dennoch fand ſie es für nöthig, dem gnädigen Herrn bis an die Treppe entgegenzugehen; er reichte ihr den Arm und führte ſie wieder hinein. Das erſte Wort des jungen Prinzen war: Ich werde vom König zu Ihr geſchickt, Jungfer, um wegen Ihrer beabſichtigten Heirath mit Ihr zu ſprechen.

Sogleich fiel Gertrud ein, der König habe dieſe ſeine Art gewählt, um ihr ſeine Zuſtimmung zu geben, und ſie rief freudig: So kann ich alſo, Ew. Hoheit, dem Könige meinen ergebenſten Dank abſtatten.

Wofür? fragte der Prinz verlegen.

Für ſeine Zuſtimmung, entgegnete Gertrud.

Die iſt nicht erfolgt, Jungfer; im Gegentheil, ich bin beauftragt, Ihr zu ſagen, daß er nicht einwilligt und daß von dieſer Heirath nicht mehr die Rede ſein ſoll.

O mein Gott! rief die arme Getäuſchte, und faltete, bleich wie der Tod, die Hände im Schoos.

Der Prinz heftete einen Augenblick das Auge auf ſie; ſie ſchien ihm in ihrer Trauer und Verlaſſenheit zu jammern, dennoch faßte er ſich ein Herz, und begann wieder: Sie weiß vielleicht nicht, Jungfer, daß der Mara ein Menſch iſt, Ihrer nicht würdig, daß er ſich frühzeitig ſchon dem Trunk, dem Spiel und den liederlichen Weibern ergeben hat. Niemand kann das beſſer wiſſen als ich, der ich ihn einige Zeit unter meiner Aufſicht gehabt habe.

Gertrud ſchwieg. Sie wollte und konnte auf dieſe bekannte Anklage nichts erwidern. Sie ſeufzte ſtill, und hielt die Hände im Schoos gefalten.

Der König meint, es wäre überhaupt noch zu früh für Sie, zu heirathen.

Das ſoll der König mir überlaſſen zu urtheilen, ob es zu früh oder zu ſpät ſei! ſagte Gertrud kalt und trotzig.

Wenn Sie ſich an dieſen Mara gehängt hat, fuhr der Prinz mit Widerſtreben fort, ſo ſoll Sie ſich ihn als Liebhaber zulegen, nicht aber als Ehemann.

Gertrud ſah den Prinzen groß an, als dieſe Worte ſeinen Lippen entglitten. Sie ſtand auf, ſtellte ſich vor ihn hin und ſagte: Und das ſagt Prinz Achim Archinbald, der in der ganzen Stadt bekannt iſt für einen braven, redlichen jungen Mann? Der vor Kurzem ſein junges Weib heimgeführt und ſie geheirathet hat, weil er ſie liebte, trotz des Widerſtrebens des Königs und der andern Verwandten? Der Mann kann nun kommen und mir einen ſo ſpitzbübiſchen Rath geben?

Gertrud hatte die wunde Stelle beim Prinzen getroffen. Er war ein ehrenhafter Jüngling und hatte den Gegenſtand ſeiner Liebe geheirathet, obgleich man in der ſittenloſen Zeit, in der er lebte, ihm den Rath gegeben, die Ehe zu umgehen. Er ſchwieg alſo, als Gertrud ſo ſprach, eine ganze Weile, dann ſagte er: Ich habe den mir gewordenen Auftrag ausgerichtet. Er erhob ſich, um zu gehen. Gertrud ſtürzte auf ihn zu und umklammerte ihn mit ihren Armen. Mein Prinz! rief ſie, ſeien Sie mein Helfer, mein Retter!

Sie vergißt Jungfer — ſtotterte der Jüngling.

Ich vergeſſe nichts! erwiderte ſie; ich weiß, zu wem ich ſpreche. Mein Prinz, der Mara mag nun ſein, wie er will, er hat mein Wort, ich heirathe ihn doch, und ſollten alle Fürſten der Erde dagegen ſein. Aber um großes Unglück zu verhüten, bitte ich Sie um Eins — um Ihren Einfluß zu unſeren Gunſten.

Um meinen Einfluß? rief der Prinz erſtaunt. Ich habe dem König verſprechen müſſen, die Sache zu hintertreiben.

Aber Sie ſehen nun, es geht nicht; jetzt ſeien Sie großmüthig und handeln Sie für uns.

Was fordert Sie!

Nur eine Kleinigkeit. Sie fährt mir eben durch den Kopf. Ich will beim Könige noch Alles verſuchen, ehe ich ihn aufgebe und ohne ihn handle. Des Königs Geburtstag iſt in dieſen Tagen, Sie geben ein Feſt, machen Sie, daß ich Se. Majeſtät ſprechen kann, aber, wo möglich, ohne Zeugen.

Unmöglich, Jungfer! Das wäre gerade gegen den Willen des Königs gehandelt.

Wozu brauchen Sie ſich um ihn zu kümmern, ſagte Gertrud ſtolz, hat er ſich doch auch Ihrem Willen entgegengeſetzt! Und dann, es iſt nicht direkt gegen des Königs Willen. Eine letzte entſcheidende Frage iſt erlaubt, iſt überall erlaubt.

Wenn Sie es ſo nimmt, Jungfer, ſagte der Prinz, wenn Sie noch einen Verſuch auf des Königs Gnade machen will, ſo kann ich nichts dagegen haben.

Dank, edler Mann! Sie wollte des Prinzen Hand küſſen, er litt es nicht, er umfaßte ſie und küßte ſie leiſe auf die Stirn. Sie wird nicht glücklich, Jungfer, mit ſo viel Gefühl iſt man ſelten zufrieden und glücklich. Dieſe Welt iſt hart, grauſam und kalt.

Der Prinz ging, nachdem er Gertrud ſein Wort gegeben hatte, es ihr wiſſen zu laſſen, wenn der König bei ihm wäre. Sie ſchieden als gute

Verbündete von einander, die beſtimmt geweſen waren, ſich feindlich einander zu begegnen.

Gertrud ſchrieb nun an Mara, und beſtellte ihn auf acht Tage ſpäter.

Sie war in einem verzweifelten Zuſtand. Jetzt kam Alles auf das letzte Mittel an, das ſie in Anwendung bringen wollte; ſchlug auch dies fehl, ſo war ſie entſchloſſen, Alles daran zu ſetzen, um ihren Willen durchzuführen. Es iſt nicht Eigenſinn! rief ſie entſchuldigend zu ſich ſelbſt, Gott ſieht in mein Herz, er wird wiſſen, daß ich nicht anders kann! Ihm gehöre ich an, ſein muß ich werden, und mag meine ganze Stellung darum auch in Trümmern gehen. Sie dachte daran, aus des Königs Dienſt entlaſſen, durch Stundengeben ſich ihr Brod zu verdienen. Aehnliche Befürchtungen gingen Mara durch den Kopf, und er beſprach ſich darüber mit Sangrelli.

Wenn der König nicht zuſagt? Was dann? fragte der Violoncelliſt. So wird ſie mich doch heirathen!

Freilich wohl, erwiderte Sangrelli.

Und dann wird ſie mit Schimpf und Schande weggejagt, und ich habe eine Frau am Halſe, die ich ernähren muß! rief der Muſiker wild.

Die Sache ſteht ſchlimm, ſagte der vorſichtige in meinem Entſchluß. Polyxena hatte ſich verrathen; ſie liebte, und der unwürdige Gegenſtand dieſer Liebe war ich. Aber dieſe Entdeckung machte mich nicht hochmüthig, ſie minderte nichts an der lebhaften Bewunderung, die ich für die Schönheit, für die Reize Polyxena's fühlte, aber ſie machte mich auch nicht ſchwankend in dem einen Gefühl, das mich gänzlich beherrſchte. Maria mußte mein ſein. Ich fühlte, daß die Bedingung meines künftigen Fortbeſtehens an dieſe Gewährung geknüpft ſei. Mein Ungeſtüm kannte jetzt keine Grenzen. Der Tag der Abreiſe rückte heran und die Nothwendigkeit mit ihm, daß der entſcheidende Schritt geſchehe. Ich ließ durch meinen getreuen Dupré die Geſinnung meines Vaters vorher erforſchen, ehe ich es wagte, ſelbſt mit ihm zu ſprechen; ſie fiel wider mein Erwarten nicht ganz ungünſtig aus. Jetzt erſchien ich ſelbſt vor ſeinem Bette.

„Schon lange vorher, ehe ich das Fräulein

Rathgeber. Ich würde jedenfalls, wenn die ſechstauſend Thälerchen flöten gehen, mich zurückziehen —

Und ſie ſitzen laſſen? fragte Mara.

Jedenfalls doch das, ehe ich mit Frau und Kind betteln gehe. Beim Prinzen hier haſt Du es verdorben, der nimmt Dich nicht mehr! da geb' ich Dir mein Wort. Er iſt ſchon ſo lange nachſichtig geweſen und hat Deine Streiche mit den Weibern immer geduldig mit angeſehen, dieſe Heirath bricht Dir das Genick.

Teufel, und wer war es, der mich zu dieſem unklugen Plane anfeuerte? fragte der junge Muſiker verſtimmt.

Alles nach Umſtänden, antwortete der Concertmeiſter gelaſſen. Jetzt, da die Sachen ſo ſtehen, rede ich Dir wieder ab. Ich bin Dein wahrer Freund!

Der Geburtstag des Königs war erſchienen. Der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, gab für den Adel und das diplomatiſche Corps ein Feſt, der Prinz Archinbald für das Militair; die Königin hatte die Prinzeſſinnen und einige vornehme Frauen bei ſich. Der König fand ſich bei jeder der drei Geſellſchaften ein, und blieb eine kurze Zeit. Zu Prinz Archinbald kam er zuletzt. Die Prinzeſſin, die Gemahlin des Prinzen, die ihm an der Treppe entgegenkam, in dem Kleide der Prinzeſſin Amélie, begrüßte er mit etwas ſpöttiſcher Freundlichkeit, die der jungen Frau das Blut in die Wangen trieb: Ei Madame, in königlichem Glanze kommen Sie mir entgegen! Er war ſehr huldvoll und gnädig, ſagte dem Prinzen Artigkeiten über die Anordnung des Feſtes und unterhielt ſich mit vielen Generälen, die gegenwärtig waren. Als er zuletzt in ein Cabinet trat und dort mit einem franzöſiſchen Oberſten ſprach, öffnete ſich, als er eben wieder fortgehen wollte, eine geheime Thür, und herein, in ihrem vollen Theaterſchmuck, als Iphigenie in der Oper, trat Gertrud. Sie ſah bleich aus, und ſchwankte ein wenig, als ſie ſich dem König näherte. Er blieb auf der Schwelle ſtehen und rief erſtaunt: Wie, kommen die alten griechiſchen Prinzeſſinnen auch her, um mich zu begrüßen!

Ew. Majeſtät ſehen hier eine höchſt erbärmliche Fürſtin vor ſich, ſtammelte Gertrud, die da kommt, in ihrer Noth Ew. Majeſtät um Hülfe anzuflehen.

Was kann ich für eine ſo hohe Dame thun? ſagte der König ſpottend.

O, Majeſtät, Alles, was nur irdiſche Größe thun kann! rief ſie, und in Thränen ausbrechend, warf ſie ſich zu den Füßen des Königs. Majeſtät, geben Sie mir den Mann meines Herzens! Willigen Sie ein in meine Wahl, thun Sie hier einen Akt Ihrer Gnade! Ich werde dann mit tauſend Freuden Ihnen dienen! Aber wenn ich ihn nicht bekomme, ſo iſt's mein Tod.

Der König ſah ſie lange an mit ſeinen durchdringenden Augen, dann gab er ihr die Hand und hieß ſie aufſtehen. Geh' Sie, Jungfer! ſagte er, ich hab' Sie für beſſer gehalten! Habe nicht glauben wollen, daß Sie ſo dem Geruch von Männerfleiſch nachlaufen würde! Na, wenn Sie es denn durchaus haben will, ſo nehme Sie ihn denn! Und zu dem franzöſiſchen Oberſten gewandt, ſagte er: Ein Weib, das ſich zur Metze macht eines Mannes wegen, iſt wie ein Jagdhund, je mehr Tritte er bekommt, deſto heftiger hängt er ſeinem Herrn an. —

Gertrud hörte von all' dieſen boshaften Spöttereien nichts, ſie hatte jetzt ihren Wunſch erreicht und war glücklich.

Nach acht Tagen war die Hochzeit. Mara erhielt eine berühmte Frau und ein ſchönes Stück

Geld. In der Stadt wurde die Heirath nicht mit Freude bewillkommt. Man wußte, daß der König mit Unwillen ſeine Zuſage gegeben, und man kannte Mara's Charakter. Aber nie hatte Gertrud ſo ſchön geſungen, als jetzt, in der Blüthezeit ihrer Liebe, es war ein Feſt, die kleinſte Arie von ihr vortragen zu hören, doch leider dauerte dieſe ſchöne Zeit nicht lange.

Enthüllungen.

Es konnte nicht fehlen, Gertrud mußte bald hinter die Schliche ihres Mannes kommen.

Eines Abends, wo ſie in Potsdam beim Könige ſang, war Mara allein im Hauſe. Sehr ſpät ließen ſich ſchwere Tritte auf der Treppe hören und Sangrelli trat ein. Er war erhitzt, hatte viel getrunken, hatte im Spiel verloren und kam jetzt zu Mara, den er zum erſten Male beſuchte, ſeitdem er in Berlin wohnte.

Bacchus ſegne Dich, mein Junge! rief der trunkene Mann wankend, wie geht es Dir? vortrefflich, wahrſcheinlich ſo gut, daß Du Deine Freunde in Rheinsberg vergißt. Er nahm erſchöpft Platz.

Wie kommſt Du ſo ſpät hieher? fragte der erſtaunte junge Mann.

Dich um ein Nachtlager zu erſuchen, erwiderte der Concertmeiſter. Ich habe keinen Pfennig in der Taſche, es iſt mir durchaus unmöglich, mich anderswo einzumiethen; auch ſind alle Gaſthäuſer ſchon geſchloſſen.

Hier willſt Du bleiben? rief Mara. Mann, biſt Du verrückt, weißt Du nicht, daß ich verheirathet bin? —

Wohl weiß ich das, Kätzchen, wohl weiß ich das! Mir zum Verdruß haſt Du dieſen einfältigen Streich gethan! doch weiß ich auch, daß Du nicht alle Nächte den getreuen Schäfer ſpielen wirſt.

Schweig! Es iſt ein Glück, daß heute meine Frau in Potsdam iſt, und daß ich mich krank bei ihr gemeldet habe, daher ich dieſe Nacht in meinem Zimmer ſchlafen werde.

Das trifft ſich ja ganz ſuperb!

Ja, aber vor Sonnenaufgang mußt Du wieder fort.

Weßhalb denn ſo eilig? Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Deine Frau zu begrüßen.

Sie wird juſt nicht allzugroßes Verlangen nach dieſer Begrüßung hegen, erwiderte Mara. Du könnteſt alte Geſchichten ihr vorſchwatzen, und damit wäre mir ſchlecht gedient.

Bruder! rief der trunkene Mann mit ſchlecht geſpielter Grandezza, wann hörteſt Du je, daß ich plauderte, und noch dazu aus der Schule ſchwatzte? Es könnte ſein, daß ich ihr meine unglückliche Geſchichte mit der Bordoni vertraute, ſagte er lächelnd, das würde ihr Spaß machen, da ſie auch ſo ein Stück Bordoni iſt, nur lange nicht ſo berühmt.

Nun ſo kleide Dich aus, und leg' Dich in mein Bett! ſagte Mara unwillig.

Soll gleich geſchehen, mein Junge. Vorher muß ich Dich bitten, haſt Du nicht etwas, um meine Taſche zu ſtopfen, ſie hat ein häßliches Loch.

Mara ſchlug einige Banknoten in ein Päckchen zuſammen und gab ſie dem Concertmeiſter. Hier haſt Du etwas, was die Taſche ausfüllt. Du gleichſt aber dem Faß der Danaïden, es giebt da zu viele Löcher zu ſtopfen! —

Ich habe bei Brental, dem franzöſiſchen Sprachmeiſter, ein kleines Trinkgelage für uns eingerichtet, in der kommenden Woche, ſagte Sangrelli, ſich auskleidend, da mußt Du mit dabei ſein, da wollen wir auf Deine Vermählung trinken.

Ich werde Gertrud mitbringen.

Kann es nicht ohne ſie ſein?

Hm! eine junge Frau will überall mitgenommen ſein! antwortete Mara. Ich habe ſchon Mühe genug, ſie von gewiſſen Gängen fern zu halten.

Nun, ſo mag ſie kommen, rief Sangrelli ſeufzend und ſich im Bette ſtreckend. Sie muß ſich doch früher oder ſpäter an unſere Bacchanale gewöhnen. Es iſt nun nicht anders! Die Leiden und Freuden des Eheſtandes, mein Fritzchen. Nun, was iſt das? Du kleideſt Dich an?

Ich geh' zu meiner hübſchen Wittwe, rief Mara, eine ſolche Nacht kommt nicht ſobald wieder. Schlafe Du nur ruhig Deinen Rauſch aus.

Das iſt der leibhaftige Teufel! rief Sangrelli lachend, das muß ich bekennen! Ein Anderer würde genug haben an einer neugebackenen jungen Frau, der ſucht noch Abenteuer. Wie ich jung war, hab' ich anders Haus gehalten mit meinen Kräften! Burſche, das wird nicht lange ſo gehen!

Mara hörte das Ende dieſer Predigt nicht mehr, er machte ſich, den Hausſchlüſſel in der Taſche, auf den Weg zur Nachbarin. Sangrelli löſchte das Licht aus, und war nach wenigen Minuten feſt eingeſchlafen. Das Concert beim König war beendet und Gertrud machte ſich nach Hauſe auf den Weg. Wie lang kam ihr dieſer vor; endlich war ſie angelangt. Sie wußte, daß Mara unwohl war, ſie ging alſo leiſe die Treppe hinauf. In ihrem Schlafzimmer ſuchte ſie aber vergeblich den Schlaf; es trieb ſie zu ſehen, was der Geliebte mache. Er kann es nicht übel nehmen, rief ſie bei ſich, wenn ich komme, ich komme ja nur, um zu ſehen und zu hören, wie es ihm geht.

Sie tappte im Dunkeln den Gang hinab bis zur Thür, dieſe leiſe öffnend trat ſie ein. Auf das Bett zuſchreitend, rief ſie leiſe: Schläfſt Du, mein Mara? Statt der Antwort tönten ihr die tiefen Baßlaute eines Schlafenden entgegen. Gut! rief ſie, er ſchläft. Da kann es nicht ſo arg mit ſeinem Unwohlſein geworden ſein. Sie ſetzte ſich auf's Bett, und ehe ſie's gedacht, hatte ſie ihr Nachtkleid abgeſtreift, und ſchlüpfte in's Bett, ihm zur Seite. Sie reckte den Hals und gab dem Schlafenden einen Kuß. Dieſer erwachte davon, und ſeinen Arm um ihren Hals legend, rief eine tiefe Baßſtimme: Biſt Du da, mein kleiner Teufel? —

He! was iſt das? das iſt nicht Mara! rief Gertrud aufſpringend.

Sangrelli hatte raſch, wie er einen weiblichen Buſen unter ſeiner Berührung fühlte, ſeine Hand zurückgezogen, lehnte jetzt im Bette, ſtarrte in die Finſterniß und rief endlich: Wer iſt da?

Aber dieſe Frage hatte Gertrud nicht abgewartet, ſie war eilig gelaufen, und kehrte jetzt mit dem Nachtlicht aus ihrem Zimmer zurück. Mit dieſem Lichte trat ſie jetzt wieder vor's Bette, und beleuchtete den Concertmeiſter, der ſich verlegen die Hand vor das Geſicht hielt.

Ah — wer iſt der Herr? Wie kommt es, daß der Herr in meines Mannes Bette liegt? fragte Gertrud, ſichtlich erleichtert, da ſie einen Mann im Zimmer gefunden hatte.

Ah, Madame! ich bin entzückt, Sie kennen zu lernen! rief der Concertmeiſter. Ich bin im Dienſte des Prinzen Heinrich, und ein langjähriger Freund Ihres Mannes. Mein Name iſt Sangrelli.

Gertrud, die ihr Nachtgewand wieder umgeworfen, machte eine Verbeugung. Ich habe ſchon von Ihm gehört, Signor Sangrelli! Er iſt der Italiener, der beim Prinzen die Capelle dirigirt. O ſehr obligirt, Ihn bei mir zu ſehen! Vergebe Er nur, daß ich Ihn für meinen Mann hielt.

O bitte! rief der Concertmeiſter, ein Kuß von einer hübſchen Frau iſt nie eine Beleidigung.

Wo iſt mein Mann? fragte Gertrud.

Denn wenn das eine Beleidigung wäre, fuhr der Concertmeiſter fort, wo bliebe ich denn? Wie oft bin ich da beleidigt worden! denn Sie müſſen wiſſen, Madame, ich ſah nicht immer ſo aus, wie ich mich Ihnen jetzt präſentire. Aber, o Himmel, ich bin noch immer im Bette! Erlauben Madame, daß ich mich erhebe und das Nothdürftige anlege —

geſehen,“ ſagte mein Vater, „wußte ich um deine Neigung für ſie. In mancher Hinſicht iſt's mir lieb, wenn du dich früh verheiratheſt; ich habe es gleichfalls gethan; ich ſehe dich dann geſichert vor einem Mißgriff, den ich nicht mehr verhüten könnte. Sie iſt ſanft, nachgiebig, von guter Familie, obgleich nicht von ſo großem Reichthum, wie ich es wünſche. Laß dir für's erſte hiermit genügen. So lange ich lebe, warte noch; wenn ich plötzlich ſterbe und du bis dahin keine andere Wahl getroffen, ſo verſprich mir, daß du dieſe nimmſt.“

Dieſe Worte, mit ſchwacher Stimme geſprochen, beſiegelte ich mit einem feierlichen Eidſchwur und einem kindlichen Kuſſe auf die Hand des Greiſes.

Ich durfte jetzt Maria mein nennen. Es wurde ausgemacht,' daß der alte Käfernburg mit ſeinen beiden Mädchen wieder nach Dresden heimkehren, ich aber nach Verlauf einiger Wochen

Wo iſt mein Mann?

Sogleich werde ich zu Dienſten ſtehen. Damit ſchlüpfte der dicke Concertmeiſter hinter einen kleinen Schirm, der ſich im Zimmer fand, und begann ſeine Hoſen anzulegen. Während deſſen ging Gertrud verzweiflungsvoll umher, immer ihre Frage wiederholend: Wo iſt mein Mann? Endlich kam Sangrelli hinter dem Schirme hervor, nachläſſig, aber doch leidlich angezogen. Er nahm einen Stuhl und ſetzte ſich neben die Dame, die er mit verliebten Blicken anzuſehen begann.

Ja, wo Ihr Mann iſt, Madame, ſagte er, das weiß ich wirklich nicht. Iſt er nicht bei Ihnen?

Würde ich denn ſonſt hier ſein? erwiderte Gertrud mit Unmuth.

Halt, ich weiß, wo er iſt! rief hier Sangrelli. Der Junge verdient, daß ich ihn verrathe, ſagte er bei ſich. Bei Madame Berg hier nebenan!

Wie? bei der Wittwe des banquerotten Kaufmanns? fragte Gertrud erſchreckt.

Sangrelli nickte mit dem Kopfe.

Da muß ich gleich hin! rief Gertrud, die Frau kenne ich, der muß ich das Handwerk einmal für allemal legen. Dieſe abſcheuliche Creatur ſoll nicht mir zum Poſſen ſo nahe ihre Streiche treiben. Sie flog in ihr Zimmer, und kam alsbald mit Hut und Shawl wieder. Bleibe Er hier, lieber Signor, ich bin gleich wieder da.

Kaum war ſie fort, ſo trat Mara ein. Du biſt ein ſchöner Freund! rief er Sangrelli voll Zorn in Mienen und in der Stimme zu. Warte nur, das will ich Dir gedenken!

Beim Jupiter! Da iſt er! Wie haſt Du denn das gemacht, in des Teufels Namen! rief der dicke Concertmeiſter lachend. Laß Dich umarmen, hübſcher Knabe. Dieſes Entkommen hätte ich nicht für möglich gehalten. Deine Frau ſucht Dich.

Ja, durch Dich ausgeſchickt? Schmutziger Angeber, Du!

Ich Dich verrathen? rief Sangrelli in der höchſten Entrüſtung, wie kannſt Du mir ſo etwas zutrauen? bin ich nicht Dein beſter Freund? He! Was iſt das für eine niederträchtige Anklage!

Wer ſoll es ihr denn ſonſt geſagt haben?

Wer? was weiß ich? Eiferſüchtige Frauen folgen den Eingebungen, die in der Luft ſchweben. Sie werden durch Zeichen und Töne, uns unbekannt und nicht von uns gehört, geleitet. Wie biſt Du ihr denn entſchlüpft? Seid Ihr Euch nicht auf der Treppe begegnet?

Unſer neues Kammermädchen iſt meine Vertraute; die eilte herüber, als ſie Dich mit meiner Frau ſprechen hörte, ſagte Mara. Auf der Hintertreppe kam ich hieher.

So, ſo — ſieh' den Fuchs! rief der Freund. Wie ſchlau er ſich ſogleich einrichtet. Nun Deine Frau wird unverrichteter Sache gleich wieder hier ſein! Das giebt einen ſchönen Spaß. Weißt Du was, nun wollen wir das praevenire ſpielen. Deine Frau hat nichts gefunden, ſie kommt zurück, ſie findet Dich hier, nun mußt Du ihr Vorwürfe machen! —

Hm! Ja, aber was ſoll ich ihr vorwerfen?

Was vorwerfen? rief der Concertmeiſter, ihre Eiferſucht, daß ſie Dich unſchuldigen Jüngling auf verbotenen Wegen ſuchen ging. Zudem hat ſie mir einen Kuß gegeben —

Dir einen Kuß? Das iſt nicht wahr.

So wahr, wie ich hier vor Dir ſtehe, verſicherte Sangrelli. Es war dunkel, ſie fand mich im Bette, hielt mich für Dich —

Ja, ſo kam es — rief Mara mit Lachen.

Das brauchſt Du aber nicht ſo anzunehmen, rief der Mann. Genug, ſie hat mir einen Kuß gegeben, in Deiner Abweſenheit. Ein allerliebſter Grund, um mit ihr zu zürnen.

Still! ſie kommt! rief Mara. Jetzt nun ganz ruhig! Er legte ein Tuch um den Kopf und ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter.

Gertrud trat ein.

Sie war verlegen, befangen. Sie hatte drüben nichts entdeckt, was ihrem Argwohn hätte Vorſchub leiſten können, ſie fand hier ihren Mann, wie es ſchien, ſchwer leidend. Sie grüßte ihn, und warf, von ihm nicht bemerkt, Sangrelli einen böſen Blick zu.

Wo biſt Du geweſen, mein Kind? fragte Mara ſeine Frau.

Bei der Nachbarin, erwiderte Gertrud erröthend, ich wollte ſie wegen des morgenden Feſtes etwas fragen. Und Du, mein ſüßes Männchen, wo haſt Du Dich denn umhergetrieben die ganze Nacht?

Die ganze Nacht? ſagte Mara erſtaunt. Erſt gegen Morgen ging ich zum Doktor, mir ein Mittel zu holen, weil der Schmerz zu arg wurde.

Zum Doktor? widerholte die junge Frau zögernd.

Wie weißt Du denn, daß ich fort war? tönte die Frage des Mannes.

Wie ich das weiß, ſagte die Frau, jetzt hoch erröthend, ich — ich war hier.

Ja, rief Mara heftig, und haſt Herrn Sangrelli einen Kuß gegeben. Eine Frau, die in Abweſenheit des Mannes fremde Männer küßt, ſollte nicht die Eiferſüchtige ſpielen.

So hat er geplaudert, rief Gertrud. Nun ja, es iſt auch kein Geheimniß dabei. Ich hielt ihn für Dich.

Wer es glaubt! rief Mara immer noch böſe.

Du biſt ein rechter Narr! rief ſie ſchmeichelnd, und ſuchte auf ſeinen Schoos ſich zu ſetzen. Mara ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab. Nichts kann mich mehr ſchmerzen, als unverdient in Verdacht zu kommen, und dabei zu bemerken, daß eine junge Frau auf Seitenwege ſchleicht.

Du beleidigſt mich ernſtlich! rief ſie jetzt empfindlich. Herr Sangrelli kann ſelbſt die Wahrheit bekennen. Signor, ſprechen Sie!

Der Concertmeiſter, der ſich vortrefflich amüſirte bei dieſem Streit, ließ ſich jetzt herbei, der armen Frau ihr Recht zu geben. Ja, ja, es iſt wahr, Mara, ich will bekennen, daß ich das Ganze nur als Scherz geſagt habe. Es war dunkel hier im Zimmer, und Madame glaubte, ich ſei Du. Das iſt das amüſante Räthſel.

Die arme betrogene Frau! Diesmal kam ſie nicht hinter die Wahrheit; doch hatte ſie ein Mißtrauen gegen Sangrelli gefaßt. Deſſen Dienſt beim Prinzen Heinrich, das, was ſie über den Charakter dieſes Dienſtes hörte, die vielen jungen Burſchen, die er zu zügeln und zu bewachen hatte, die Art, wie er dies that und ſo manches Andere, Eigenthümliche und Beſondere, was bei dieſer Gelegenheit in der Nähe des Prinzen vorfiel, Alles brachte ihr einen Widerwillen gegen den Concertmeiſter bei, und ſie ſuchte Mara von ihm frei zu machen. Das war auch Mara's Wunſch. Er mußte ſich eingeſtehen, daß ihm Sangrelli viel koſte, und daß er immer mehr verlangte, je öfter er was bekam. Der Schurke! rief er bei ſich, er geht darauf aus, mich zu plündern! aber ich will ihm nichts mehr geben. Er wird drohen, Alles über mich, was er weiß, zu plaudern! Mag er es thun!

So geſchah es. Das nächſte Wiederſehen mit dem Concertmeiſter gab einen Zank, ſpäter noch einen; Sangrelli wurde unmuthig und ſagte zuletzt: Burſche! Du willſt Dich emancipiren! Ich werde Alles von Dir Deiner Frau ſagen.

Gertrud hörte ſeine Ausſagen, die ſie für Verleumdungen erklärte. Sangrelli ward das Haus verboten, Mara ging nicht mehr nach Rheinsberg. Da der Prinz abweſend war, ſo konnte auf ſein

Geſuch, der Abſchied aus deſſen Dienſt, nicht gleich gegeben werden. So blieben die Sachen eine Zeit lang in der Schwebe. Sangrelli wurde Mara's erbittertſter Feind, der Alles that, um ihm zu ſchaden.

Schlimmer Gang der Angelegenheiten.

Doch nicht im Punkte der Liebe, auch andere Ausſchweifungen Mara's kamen an's Tageslicht.

Eines Tages, als er am Mittag nicht nach Hauſe gekommen war, erhielt Gertrud folgendes, mit Bleiſtift gekritzeltes Billet von ihm.

Liebe Frau, ich ſitze im Arreſt. Ein Streit mit einem Officier, den ich Deinetwegen führte, weil der Schurke Dich zu tadeln wagte, hat mich hergebracht. Es könnte ſein, daß ich auf ein Jahr nach Spandau käme, wenn die Sache angezeigt würde. Ein Jahr — von Dir getrennt! Welch' ein entſetzlicher Gedanke für mich! Thu' Dein Möglichſtes, liebes Trudelchen, begieb Dich, ſo wie Du dieſe Zeilen geleſen haſt, zu dem Prinzen Achim Archinbald, er iſt der Einzige, der hier helfen kann, und auch helfen wird, wenn Du ihn darum bitteſt. Sag' ihm, daß die Beleidigung im betrunkenen Zuſtande von mir geſchehen ſei, und daß ich Abbitte thun will.

Mit dieſem Schreiben, das die Arme nicht wenig erſchreckte, zeigte ſich zugleich ein Jude, der einen Wechſel von dreihundert, und einen von ſechshundert Thalern präſentirte, beide von ihrem Mann ausgeſtellt und in wenigen Tagen zahlbar. Sie acceptirte beide Papiere und ſchickte ſich an, zum Prinzen zu gehen.

Es hielt ſchwer, vorgelaſſen zu werden; der Prinz hatte eine Menge militairiſcher Geſchäfte vom König aufgebürdet bekommen, die er mit ſeiner gewohnten Gewiſſenhaftigkeit alle ſelbſt ordnete und beſorgte. Als ſie endlich vorgelaſſen wurde, kam ihr der Prinz unwillig entgegen, und rief ihr gleich beim Eintritt zu: Sie kommt wegen Ihres Mannes? Als Gertrud bejahte, rief der Prinz: Sieht Sie jetzt, was Sie ſich aufgeladen hat? Wer hat recht gehabt, der König oder Sie? Er iſt ein Nichtsnutz, der Sie noch an den Bettelſtab bringen wird.

Wir wollen nicht ſo hart urtheilen, Königliche Hoheit, ſagte Gertrud ſanft, mein Mann iſt jung! Viele ſeiner Fehler ſind Fehler der Jugend.

Wollte Gott, es wäre ſo! erwiderte der Prinz.

Nun, was kann ich zu Ihren Dienſten thun, meine liebe Madame?

Mara iſt im Arreſt.

So höre ich. Er hat gegen den Herrn von Selbitz den Degen gezogen; ein ſchweres Verbrechen, da er ſelbſt Soldat iſt. Der Streit hat vorgeſtern Abend im Kaffeehauſe der Frau Arnſtein ſtattgefunden.

Er ſchreibt mir, daß er betrunken geweſen iſt, — und daß er Abbitte thun will, ſagte Gertrud kleinlaut. Der Prinz ſah ihr mit Theilnahme und Mitleid in's Geſicht. Er bemerkte, daß ſie bleich war und daß ihr die Thränen nahe waren. Er erwiderte nach einer kleinen Pauſe: betrunken! Das iſt keine Entſchuldigung, er iſt ſelten nüchtern. Das mit der Abbitte — es könnte ſein! Wenigſtens wollen wir es verſuchen. Da muß Sie aber das Beſte dazu thun. Sie muß zu dem alten General Selbitz gehen, er iſt ein Muſiknarr und wird mit großer Freude und Ehre Ihren Beſuch entgegennehmen.

Ach Gott, wie ſoll ich — ſeufzte die arme junge Frau.

Ja, rief der Prinz, wenn Sie nicht etwas wagen will für Ihren Mann, ſo geht die Sache ihm dahin folgen ſollte. Der Abſchied wurde mir jetzt in der ſichern Ueberzeugung meines erreichten Glückes nicht ſchwer. Ich ſah eine ſelige Zukunft vor mir. Den letzten Abend, wo ich meine Maria an meinem Herzen hielt, zeigte ich auf meine väterliche Burg, auf die Ufer der Saale, an der wir ſtanden, auf die in weite Nebelform ſich hinziehende Landſchaft und ſagte: „Das iſt nun dein, Maria. Wir werden nun für ein ganzes langes Menſchenleben uns nicht mehr trennen. Hier iſt der Schauplatz unſeres Glückes! Jedes Plätzchen, jeder Schritt Erde wird dir einſt durch die zarteſten und ſüßeſten Erinnerungen geheiligt ſein. Hier, wo du jetzt als Braut wandelſt, wirſt du einſt als Mutter wandeln, hier wo du als blühendes Mädchen ſtehſt, einſt an derſelben Stelle wird die dankbare Greiſin ihre Blicke zum Himmel lenken. Betrachte jetzt dieſe alten Mauern, ſie werden unſere Welt ſein. Dort oben das Fenſter, das ein Balkon ziert, die kunſtihren Gang; ſie kommt vor's Gericht, und Mara ſpaziert auf die Feſtung.

Auf ein Jahr? fragte Gertrud.

Auf drei Jahre, erwiderte der Prinz. Die Strafen ſind vom König verſtärkt worden.

Um's Himmelswillen! rief die Frau. Ja, ich will zum General gehen. Wollen Sie mir ſeine Wohnung ſagen. Welch' ein böſer Gang!

Er lebt als Junggeſell, ſagte der Prinz, ſeine Frau iſt todt. Früh Morgens um neun Uhr kann Sie ihn ſprechen.

Wäre es nicht beſſer, ich wendete mich an den König! ſagte Gertrud.

Der König will nichts mit der Sache zu thun haben, war die Antwort. Wenn es bis zum König käme, würde er ohne Zweifel die Gerichte ihren Gang gehen laſſen. Schlage Sie ſich nur dergleichen ganz aus dem Sinn, Frau. Mit dem König hat Sie es einmal für allemal verdorben, was Ihren Mann betrifft.

Iſt er ſo rachſüchtig!

Gerecht iſt er! rief der Prinz.

Kann ich nicht meinen Mann ſprechen? fragte Gertrud.

Ich werde Ihr Jemand geben, der Sie zu ihm führt, erwiderte der Prinz, zugleich machte er ihr eine Verbeugung, und die Audienz hatte ihr Ende. Wenige Minuten darauf befand ſich Gertrud mit einem Unterofficier, den der Prinz ihr mitgegeben, auf dem Wege zum Arreſtlokal. Ew. Gnaden müſſen verzeihen, ſagte der freundliche Mann, wir gerathen aber hier in die Soldatenwirthſchaft, da iſt es nicht recht geheuer für Damen.

Es thut nichts, mein Lieber; wir wollen raſch gehen.

Durch Säle voll wüſten Lärms, wo die Mannſchaften theils exercirten, theils ſich müßig umhertrieben, ſchlechte Späße machten, oder ſich zankten, gelangte der Unterofficier mit ſeiner Dame in ein abgeſondertes Quartier der Kaſerne, hier wurde eine enge, kleine Thür geöffnet, und Gertrud ſah in ein Zimmer, das voll von Tabaksqualm war, aus dem man nur mit Mühe einzelne Geſtalten heraus erkennen konnte. Mara ſaß am Spieltiſch mit noch anderen lockeren Geſellen. Er ſtand auf und kam ſeiner Frau entgegen. Er begrüßte ſie freudig und leitete die Erſchöpfte auf einen Platz in einer kleinen Seitenkammer.

Iſt es möglich, daß Du ſpielen kannſt, während das Schwert über Deinem Haupte ſchwebt? rief ſie voll Unruh und Beſorgniß. Mara, Deine Sache ſteht ſehr ſchlimm.

Ich weiß es, meine kleine Frau, aber da Du Dich ihrer annimmſt, kann ſie nicht mehr ſchlimm ſein. Er ſetzte ſich, nahm ſie auf den Schoos und liebkoſte ſie. Was haſt Du für mich gethan? fragte er.

Noch wenig, allein ich gehe zum General Selbitz, erwiderte ſie.

Um Alles in der Welt nicht, rief er aufſpringend. Zu dieſem Weiberjäger, dieſem unverſchämten Lüſtling! Da laß ich Dich nicht hingehen!

Der Prinz hat es mir gerathen, rief Gertrud. Der Prinz wird mir nichts Gefährliches anrathen.

Ueberdies iſt er ein Querkopf, ein wunderlicher Kauz.

Thut Alles nichts! rief Gertrud, er iſt der Einzige, der hier helfen kann.

Er iſt ein Lump, der Prinz! rief Mara, kann er nicht durch einen Federſtrich die Sache abmachen?

Um Gotteswillen! bat Gertrud, ſprich nicht in dieſen kecken Ausdrücken von dieſem hohen Herrn! Du redeſt Dich vollſtändig um Deinen Hals. Ueberhaupt, Mara, verſprich mir bei dieſer Gelegenheit vorſichtiger und auch klüger zu ſein! Du ſiehſt, ich bin bereit, Alles für Dich zu thun, nur ſei von jetzt an ſelbſt etwas auf Deiner

Huth. Deine Geldausgaben müſſen auch eingeſchränkt werden, heute war ein Mann bei mir, der zwei Wechſel präſentirte, die ich einzulöſen verſprochen habe; aber —

Nichts aber! mein kleiner Schatz! rief Mara, Du bezahlſt die Schulden Deines Mannes, das iſt in der Ordnung. Hörſt Du dieſen Lärm? das iſt Alles Deinetwegen, Gertrud.

An der Thür der Kammer hatten ſich die Mitgefangenen aufgeſtellt, und brachten, ihre gefüllten Weingläſer in der Hand, der Frau ihres Kameraden ein Vivat. Es lebe die angebetete Primadonna! riefen Alle wie mit einer Stimme. Gertrud mußte vortreten, ein Glas leeren und danken. Ja, rief Mara, das iſt meine Frau! Die beſte Frau in ganz Berlin! Wer es nicht glaubt, hat es mit mir zu thun!

Durch den Tumult der Trunkenbolde ſowie der erhitzten Spieler drängte ſich Gertrud hindurch und fand draußen vor der Thür ihren getreuen Unterofficier, der auf ſie wartete. Sie ſetzten ſogleich ihren Gang durch die Kaſerne fort. Aber jetzt hatte ſich der Schauplatz verändert; die Soldaten hatten erfahren, daß die Dame die berühmte Sängerin ſei, und hatten beſchloſſen, ſo gut es ginge, ihr eine Ehrenbezeugung zu machen. Sie hatten ſich alſo in zwei Reihen aufgeſtellt, durch dieſe Straße mußte Gertrud mit ihrem Begleiter gehen. Während ſie durchpaſſirte, ſalutirten die Soldaten und riefen ein dreimaliges „Hoch!“ Sie ließ Geld austheilen und verließ die Menge dankend. In der Straße angelangt, erkundigte ſie ſich nach dem Hauſe des Generals, und ließ ſich's zeigen. Der Unterofficier kam bei der Gelegenheit beſcheiden an ſie heran und ſagte, er hätte gehört, welcherlei Geſchäfte ſie mit dem alten Herrn abzumachen gedächte, er wollte ihr den unterthänigſten Rath geben, wenn ihre Sache mit dem Vater nicht glückte, es mit dem Sohne zu verſuchen. Es ſei bekannt, daß dieſer ſehr in Schulden ſtecke, mit einem paar hundert Thalern könnte ſie ihm helfen, doch müßten ſie ſo gegeben werden, daß der Vater nichts davon erführe, der ein ſtrenger Ehrenmann ſei, und nicht dulden würde, daß die Sache mit Geld abgemacht würde. Er wolle das beſorgen und Gertrud die betreffende Quittung überbringen, wenn ſie ihm das Vertrauen ſchenken wolle. Sie dankte ihm und beſtellte ihn zu morgen zu ſich, wo ſie ihm Antwort ſagen wollte, wenn ſie den General geſprochen.

In der Morgenſtunde des nächſten Tages machte ſie ſich auf den Weg. Sie ließ ſich beim

General melden, der ſie erſt nach dreimaliger Nennung ihres Namens annahm. Der alte Herr ſtand von einem Muſikpult auf, kam ihr entgegen und rief überraſcht: Iſt es möglich? Seh' ich wirklich die berühmte Jungfer Schmähling bei mir? Wie in aller Welt komm' ich zu der Ehre? Setzen Sie ſich, meine Liebſte!

Ihro Excellenz werden verzeihen, ich bin nicht mehr Jungfer Schmähling, ſondern Frau Mara, die Frau des Muſikus aus der Kapelle des Prinzen Heinrich. Um ſeinetwillen komme ich hieher. Er iſt ſo unglücklich geweſen, mit Dero Herrn Sohn einen Streit zu haben.

Das runde, freundliche Geſicht des alten Herrn wurde bei dieſen Worten lang und düſter. Mit gänzlich veränderter Stimme ſagte er: Dero Herr Gemahl, meine liebſte Jungfer Schmähling, iſt ein ganz infamer Schurke, und verdient den Galgen. Er hat ſich beikommen laſſen, meinen Sohn auf öffentlichem Kaffeehauſe zu inſultiren.

Er iſt ſeiner Sinne nicht ganz mächtig geweſen durch zu viel genoſſenen Wein! Ew. Excellenz werden die Gnade haben, dieſen Fehler zu entſchuldigen.

Nein, nein, liebe Jungfer, ich entſchuldige es nicht, und habe ſelbſt darauf gedrungen, daß es angezeigt werde. Wo bliebe die preußiſche Armee, wenn es erlaubt wäre, daß jeder Vagabund ſie beleidigen dürfte. Der General war in höchſter Aufregung, ging im Zimmer auf und ab, in der Schlafmütze und in einem großgeblümten Schlafrocke. In der Ecke des Gemachs ſtanden acht Grenadiere, alle mit Notenblättern in der Hand. Eine verlegene Pauſe entſtand, während Gertrud nicht wußte, was ſie ſagen ſollte.

Somit fahrt fort, ihr Burſchen! Wo blieben wir ſtehen? Richtig, beim zweiten Vers. Zu Gertrud gewendet erklärte er: Das iſt ein Muſikſtück von mir. Ich habe den Marſch meines Regiments in Variationen gebracht, und laſſe dieſe von dieſem Plebs vortragen.

Der Marſch begann, verunglückte aber ſogleich durch die fehlerhafte Stimmenſetzung.

Ruhig, ihr Bärenhäuter! Wie ſingt ihr wieder! ſchrie der General, indem er dem Nächſten mit der Notenrolle einen Schmiß in's Geſicht gab, habt ihr nicht gehört, daß die berühmte Sängerin des Königs euch zuhört! Die Muſik begann von Neuem, und endigte eben ſo ſchlecht. Die Verzweiflung des Chores war rührend, und wenig hätte gefehlt, ſo hätte Gertrud, trotzdem, daß es ihr die Dankſagungen des Generals unterbrechend: nun, haben ſich Ew. Excellenz in Betreff meiner Angelegenheit auf einen freundlichern Ausweg beſonnen?

Meine liebe gute Jungfer, was ſoll ich ſagen! rief der General, offenbar gerührt durch den Dienſt, den ſie ihm geleiſtet. Dero Herzliebſter hat einen Subordinationsfehler begangen, es muß durch eine öffentliche Abbitte und Entſchuldigung wieder gut gemacht werden.

Dazu iſt mein Mann bereit.

So laſſen Sie ihn zum Prinzen gehen, mein Sohn wird ſich auch dort einfinden, erwiderte der erfreute Muſikus. So kann die Sache abgemacht werden, das heißt, wenn mein Sohn es will, denn auf ihn kommt doch Alles an.

Ew. Excellenz ſind ſehr gütig, ſagte Gertrud. Darf ich mich jetzt beurlauben? meine Stunde drängt.

Ja, meine gute Jungfer, das dürfen Sie! Ihr liebes kleines Händchen! kann ich mir erlauben, einen Kuß darauf zu drücken? Er nahm die Hand, und da Gertrud ihm die Wangen hinhielt, drückte er einen begeiſterten Kuß auf dieſe.

Die Angelegenheit wurde mit Hülfe der Ehrenerklärung und den geheim gezahlten dreihundert

Thalern, über die der Lieutenant dem Unterofficier eine Quittung gab, glücklich abgemacht. Mara war frei, und verſprach für die Folgezeit vorſichtiger zu ſein. Ein Verſprechen, das er nicht hielt. Der General beſuchte Gertrud noch häufig. Immer brachte er eine Notenrolle mit, wenn er kam.

Noch eine böſe Entdeckung machte Gertrud bei den Gängen, die ſie zu thun hatte, um ihren Mann zu befreien. In einer kleinen Winkelgaſſe kam ſie an einem Häuschen vorbei, aus deſſen Fenſter ein rothbackiger friſcher Junge von zwei Jahren mit einem ſchwarzen Lockenkopf herausguckte. Sie blieb ſtehen und ſah ſich den hübſchen Knaben an. Die Mutter kam hinzu. Sie ſtieß das Kind an und rief ihm zu: Grüß' doch Tantchen! Das iſt ja Tantchen! Kennſt Du ſie nicht, Fritz? — Der Knabe machte einen verlegenen Gruß und Gertrud ſah verwundert das Weib an, das dies dem Kinde geboten hatte. Die Mutter grüßte jetzt und ſagte lachend: Ew. Gnaden kennen mich nicht, aber ich kenne Sie!

Wer bin ich denn? fragte die Sängerin.

Die bekannte Theaterprinzeſſin, erwiderte das Weib, immer unverſchämt lachend, die vom König ſechstauſend Thaler bekommt.

So! Und wer iſt denn Sie?

reiche Hand des Gärtners ſoll es ſtets neu mit Blumen ſchmücken, damit du, die ſchönſte derſelben, auf mich niederſchauen mögeſt, wenn ich ausziehe in der Frühe, wie ein Ritter aus der goldnen Zeit der Poeſie, mit dem Falken auf der Hand, hinter mir ein reicher Jagdzug. Oder wenn ein frohes Familienfeſt uns vereint, ſchaukelt ſich wohl die bunt bewimpelte Gondel auf dieſen Wellen und Gelächter und Melodien erfüllen die Luft. Auch die langen Winterabende mußt du nicht vergeſſen. Dann ſitzen wir am Kamin; ein geſchwätziger Gaſt aus Dresden erzählt uns die neueſten Liebesgeſchichten der Hauptſtadt und wir freuen uns, wenn wir die muthwilligen Schwänke hören, daß wir eine Jugend verlebt haben, keuſch, rein und in den geheiligten Flammen reiner, geſitteter Liebe. Wir freuen uns, daß wir uns frühe hinausgerettet haben aus einem ſo gefährlichen Strudel, in dem oft die Edelſten ſcheitern und ſinken. Nicht wahr, Ich? rief das Weib, und verſteckte ſich lachend hinter ihre rothen Hände, die ſie vor's Geſicht hielt. Das iſt ein Geheimniß.

Schon wollte Gertrud gehen, überzeugt, dies ſei eine halb Verrückte, als das Weib ſich lebhaft zu ihr hinwendete und in einem flüſternden Tone rief: Das iſt Mara's Kleiner, und ich bin ſeine Mutter. Ein ſchallendes Gelächter begleitete dieſe Rede, in das noch ein paar Andere, liederlich ausſehende Weiber mit einſtimmten, die unterdeß herbeigekommen waren. Die Straße füllte ſich mit Menſchen und erſchreckt und beleidigt ſuchte Gertrud zu entkommen.

Zu Hauſe angelangt, brach ſie in Thränen aus! Das war zu viel für ſie; erſt der ärgerliche Handel mit dem Militair, jetzt dieſer Skandal mit einem liederlichen Weibsbilde, das ihr Mara's Kind mit Hohnlachen unter's Auge hielt, ſie wußte ſich nicht zu laſſen. O meine Freunde! rief ſie, an die Genoſſen ihrer heitern Jugend denkend, was werdet ihr von mir ſagen? Von dem elenden betrogenen Weibe, das ich jetzt bin? Du, mein guter Vater Hiller, welcher Ausdrücke wirſt Du Dich bedienen, wenn Du von der redeſt, die Dir einſt lieb war, und die Du mit lauter Freundſchaft und Sorgfalt unterrichteteſt, wenn Du jetzt hörſt, wie tief ich im ſelbſtverſchuldeten Elend ſitze?

Sie wollte auf- und davongehen; in eine Gegend, wo ſie all' ihrer Qualen ledig war, aber der Kontrakt mit dem König hieß ſie bleiben. Da kam Mara, war zärtlich und reuevoll wie nie zuvor, und ſie vergab ihm, aber ſie mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß dies Schwäche war.

Andere Unannehmlichkeiten kommen hinzu.

Wenn eine Tollkühnheit und Unvorſichtigkeit beſeitigt war, erſchien eine andere und nahm deren Stelle ein, ſo ging es fortwährend. An manchen Dingen hatte Mara nicht Schuld, ſie wurden ihm aufgebürdet, weil ſein Charakter einmal bekannt war und man ihm dergleichen zumuthen konnte. Kleine Streitigkeiten, grobe Zankſachen, er that faſt keinen Schritt aus dem Hauſe, ohne ſich in dieſe Händel zu verwickeln. Sangrelli erhob gegen ihn eine Klage, die, wenn ſie geglückt wäre, ihn auf immer hätte in's Zuchthaus bringen können. Er beſchuldigte ihn, Gelder und Effekten des Prinzen unterſchlagen, des Prinzen Uniform angelegt und ſich für ihn ausgegeben, im trunkenen Muthe Worte und Scherze des Prinzen wiedererzählt und auf ſeine Koſten Lügen verbreitet zu haben. Alle dieſe Dinge behauptete der Concertmeiſter gerichtlich beſchwören zu können; die Klage kam vor's Militairgericht; durch einen Befehl des Prinzen wurde ſie jedoch zurückgenommen, und die ganze Sache niedergeſchlagen. Aber frei kam Mara bei alledem nicht, er blieb nach wie vor der militairiſchen Capelle des Prinzen beigezählt, nur durfte er keinen Dienſt thun, und konnte in Berlin wohnen.

Dieſer vielfältige Verdruß und Kummer, und dann eine frühzeitige Niederkunft, mochten Gertrud's derbe Geſundheit erſchüttert haben und ſie mußte öfters das Bett hüten. Dies paßte mit ihrem Berufe als Sängerin, die wöchentlich wenigſtens einmal auftreten mußte, ſchlecht zuſammen, und der König war ein unnachſichtiger Vollſtrecker der Kontraktverbindlichkeiten. Sie mußte ſich alſo, krank wie ſie war, aufraffen, um ihren Poſten auszufüllen. Sie war mit einem Geſuch eingekommen, ein ausländiſches Bad beſuchen zu dürfen; der König hatte auf das Blatt mit eigener Hand geſchrieben: Freyenwalde thut es ebenſo gut. So blieb ſie denn in Berlin.

Der Großfürſt Paul von Rußland kam nach Berlin. Ihn zu empfangen wurden große Feſtlichkeiten angeordnet; eine Feſtoper gehörte weſentlich zu dem Programm des Tages. Gerade um dieſe Zeit war die Mara bedeutend krank. Sie ließ es dem Opern-Direktorium anmelden, und erhielt zur Antwort, der König wolle an dem Tage die Oper haben und es würden keine Entſchuldigungen angenommen. Der König hatte von ihrem Krankſein gehört, er ſchickte den Prinzen zu ihr, und ließ ſie warnen. Gertrud, empört durch dieſe Tyrannei, wie ſie es anſah, antwortete, daß kein Gott der Welt ſie zwingen könne, wenn ſie nicht ſingen könne, könne ſie nicht ſingen, und alle Urtheilsſprüche und Machtbefehle hälfen nichts. Friedrich faßte ſeinen Entſchluß. Als am Morgen des Tages der Aufführung von der Mara die Nachricht kam, daß ſie unmöglich den Abend ſingen könne, gab er ſeine Befehle. Zur Zeit des Anfangs des Stückes hielt ein Wagen vor ihrer Thür und ein Dragonerofficier mit acht Gemeinen ſtiegen aus, und begaben ſich in die Wohnung der Kranken. Einen heftigen Schrecken veranlaßte dieſe Erſcheinung. Zum Glück war Mara nicht zu Hauſe, ſonſt wären von ihm tauſend Unbeſonnenheiten und Unſchicklichkeiten begangen worden. Die Dienerſchaft im Hauſe lief hin und her, ſie ſtellte ſich vor die Thür des Krankenzimmers, doch der Rittmeiſter erzwang den Eingang mit einem derben Fluche, trat an das Bette und ſagte: Madame, ich muß Sie lebendig oder todt in's Opernhaus liefern! — Er ſieht, ich liege im Bette! antwortete Gertrud. — Wenn es nicht anders iſt, ſo nehme ich Sie mit ſammt dem Bette! —

Ehe er dieſe Drohung ausführte, entſchloß ſich Gertrud ſich anzukleiden. Der Dragoner verließ das Zimmer, ſtellte ſich im Vorzimmer auf, und todtmüde und erſchöpft ſchlich die arme Sängerin zu ihrem Spiegel und gab ihrer weinenden Dienerin Befehle, die Opernkleider zuſammenzupacken. Alles ging in Eile und ziemlich ſchief. Nach Zeit von zehn Minuten hing ſie ſich an den Arm des Officiers und ließ ſich die Treppe hinunterſchleppen. Nie war eine Schauſpielerin in einem erbärmlichern Zuſtande auf die Bühne gebracht worden. Im Wagen befiel ſie noch eine Ohnmacht, aus der ſie erwachte, als die ganze jammervolle Begleitung vor dem Opernhauſe hielt. Der Officier führte ſie in die Garderobe, machte ihr dann eine Verbeugung und empfahl ſich. Da ſtand ſie nun, während Kränze von Flittergold ihr umgehängt wurden, indem ein ſeidener Stoff ihre Glieder umrauſchte, zum Tode erſchöpft, vom Fieber geſchüttelt, und keines Lautes in ihrer Kehle mächtig. Ein Bild der erbarmungsloſen Verlaſſenheit. — Der Prinz kam auf's

Theater und fand ſie in dieſem Zuſtande. O mein theurer Herr! rief ſie: Wie hat man mich behandelt! Mit Henkersknechten auf die Bühne geſchleppt!

Liebe Madame, erwiderte er, nennt meine Soldaten keine Henkersknechte. Sie ſieht, hier geht Alles nach militairiſchem Fuße! Aber iſt Sie wirklich krank? Ich habe es nicht geglaubt, und auch der König hat es nicht für wahr gehalten.

Ich bin als einfaches deutſches Mädchen auferzogen, ſagte ſie, und weiß darum nicht von den Kunſtſtückchen der gefeierten italieniſchen Sängerinnen. Wenn ich mich krank melde, bin ich's wirklich, und jetzt bin ich es in einem Grade, daß ich nicht weiß, ob ich morgen noch lebe.

O, nur Muth! Es wird Alles gut gehen. Ich gehe, dem König zu melden, wie ich Sie fand. Sie ſoll nicht ſingen, wenn es Ihr wirklich ſchadet.

Nein, mein lieber Prinz, jetzt, da er mich hieher hat ſchleppen laſſen, ſoll er auch hören, welche Töne ich in meiner Kehle habe. Jetzt bleibe ich hier, und werde ſingen. Sagen Sie ihm das!

Der Prinz ging, und Gertrud vollendete ihre Toilette. Die erſte Scene ging matt, der ganze erſte Akt verfehlte jede Wirkung, gegen den Schluß faßte ſie aber alle ihre Kraft zuſammen, und da ſie ſah, daß der Großfürſt ihr aufmerkſam zuhörte, legte ſie ihre volle Kunſt bei der Haupt-Fermate in einer weit ausgeführten Cadenz, wie ſie noch in dieſen Räumen nicht gehört worden war, nieder und hatte die Genugthuung, den Fürſten entzückt aufſtehen und in ein begeiſtertes Applaudiſſement ausbrechen zu hören. Auch der König klatſchte befriedigt Beifall.

Der Prinz, der General Selbitz, mehrere ihrer vornehmen Freunde und Bewunderer umgaben ſie nach der Vorſtellung, ſie erhielt von Allen die größten Lobſprüche. Es beglückte ſie dies, es konnte ihrem Herzen aber keine Beruhigung geben. Der Gedanke, unter militairiſchem Kommando zu ſtehen, wie eine Strafgefangene ſingen zu müſſen, auch wenn ſie nicht wollte und nicht konnte, zerſchnitt ihr das Herz. Zum erſten Male hatte ſie den berühmten König von dieſer Seite kennen gelernt, und der Sieger über zweimalhunderttauſend Oeſtreicher kam ihr jetzt ſchrecklich bis zum Entſetzen vor. Sie fing an vor ihm zu beben, und jeder Fehler, den ſie ſich unbewußt zu Schulden kommen ließ, glaubte ſie gleich mit Feſſeln und mit einer Kerkerzelle in Spandau beſtraft. Nur zitternd kam ſie, um vor ihm zu ſingen, wenn es ihr befohlen wurde.

Mara wüthete über dieſen Vorfall, man mußte ihn hüten, daß er nicht Unbeſonnenheiten beging, die entſetzliche Folgen hätten haben können. Das Paar ſaß ſchmollend und grollend zu Hauſe und brütete Pläne aus, wie ſie ſich aus der Tyrannei, ſo nannten Beide dieſes Betragen des Königs, befreien könnten.

Mara rief: Sind wir denn ganz ohne Schutz? Steht uns nicht Europa offen? Was bietet man Dir in England für ein Concert?

Sechzehntauſend Thaler, erwiderte Gertrud, für drei Concerte.

Nun ja! rief Mara, und Reiſegeld war ja auch noch dabei?

Zweitauſend Thaler Reiſegeld.

Man ſehe! welche Summen wir uns verdienen könnten, wenn dieſer T—kontrakt nicht wäre! rief der Violoncelliſt. Und dazu kommt noch, daß Du die verwünſchte Krankheit Dir hier geholt haſt.

Gertrud wollte darauf erwidern, daß dieſe Krankheit eigentlich ihn zur Urſache hätte, ſeine Verſchwendung, ſeine tollen Streiche, ſeine dreiſte und unverſchämte Art, mit der er überall auftrat, ſogar gegen ſeine Frau, die doch die Liebe und das Nachgeben ſelbſt war, aber ſie ließ es ſein, überzeugt, daß doch kein Vorwurf mehr helfen würde.

Sie verſank von Neuem in Trübſinn. Vielerlei Pläne wurden gefaßt, aber bald wieder wegen ihrer zu großen Abenteuerlichkeit aufgegeben. Was war zu machen? Welchen Weg mußte man einſchlagen, um frei zu werden?

Sie ſannen hin und her.

Endlich ſprang Mara auf und ſchrie: Eine Flucht! Eine Flucht iſt das Einzige, was hier hilft!

Soll ich doch nicht lieber an den König ſchreiben? ſagte Gertrud.

An den König? rief Mara. Zu was? Was willſt Du ihm ſchreiben?

Er hat mir verſprochen, mich nach Italien zu ſchicken zur Verbeſſerung meines Geſanges, bemerkte Gertrud. Wenn ich ihn nun bitte, mir dieſe Reiſe jetzt zu gewähren, und ſtatt nach Italien gehen wir nach England und kommen dann gar nicht wieder. —

Das iſt ja Alles vergeblich! bemerkte der Mann. Bös' wie der König iſt, wird er Dir jetzt nichts geſtatten. Da kannſt Du ſicher ſein. Nein, wir fliehen und machen, daß wir ihm aus den Krallen kommen. Laß uns dabei feſtbleiben. Es iſt kein anderes Mittel, glaub' es mir.

Und die Flucht ward beſchloſſen.

Maria, ſo ſoll unſer Leben ſein, ſo wollen wir es bis an's Ende führen?“

Sie nickte mir zu mit dem heiterſten Lächeln, das auch nicht den leiſeſten Schatten trüber Ahnung zeigte. Und doch hatte ich ſie jetzt zum letzten Mal geſehn. Wo iſt nun der Engel der Warnung, von dem unſre Frommen fabeln? Wo der Blick in die Zukunft, der mitten im Glücke ferne düſtre Geſtalten ſieht? Wir waren glücklich wie die Kinder, und wir hegten die kindiſche Hoffnung, daß es nie anders werden könne.

Als ich nach ſechswöchentlicher Abweſenheit nach Dresden kam, fand ich Maria nicht mehr. Es hatte ſich ein betrübender ſeltſamer Vorfall ereignet; ſie war aus dem Hauſe des Oheims verſchwunden, Niemand wußte wohin. Unter der zügelloſen Jugend eines verderbten Hofes war eine Entführung nichts ſeltenes, aber wer kannte Marien? Wer wußte auch nur von dem Daſein dieſer ſtill in tiefſter Verborgenheit blühenden

Die Flucht.

Eine Station hinter Berlin fanden beide Ehegatten den beſtellten Wagen, wo ſie ſich hineinſetzten. Der Paß, den Mara geſchrieben hatte, lautete: Die Pächterin Anna Gumprecht mit ihrem Großknecht Jonathan Müller. Sie hatten eine Zeit gewählt, wo der König auf einer kleinen Fahrt, die ein paar Tage dauerte, abweſend war. Alles war mit der höchſten Vorſicht bereitet, nichts den vertrauten Freunden geſagt worden, Niemand wußte, daß die Mara Berlin verließ.

Sie kamen glücklich über die Grenze.

In einem ſächſiſchen Grenzſtädtchen, wo ſie Abends anlangten, beſchloß Gertrud die Nacht über zu bleiben. Sie waren ſo froh, daß ſie aus ihrem Käfig erlöſt waren, ſo nannten ſie Beide ihren Aufenthalt in Berlin, daß ſie auf der Wieſe, mitten unter freiem Himmel, ſich anfaßten und mit einander tanzten. Das Gaſthaus des Städtchens nahm ſie auf. Sie hatten ſich zwei geſonderte Zimmer beſtellt, weil ſie, dem Paß nach, nicht mit ihrem Großknecht zuſammenſchlafen wollte.

Der Wirth des Gaſthofes, ein kleiner, übelgewachſener Mann von ſechzig Jahren bekomplimentirte ſie äußerſt artig. Es fiel Mara auf, daß er ſeine Frau beſonders genau in's Auge faßte, und theilte dies Gertrud mit; dieſe war aber ſo freudig, daß ſie jede Warnung beherzt in den Wind ſchlug. Nach dem Abendeſſen war Herr Gelling, ſo hieß der Wirth, plötzlich verſchwunden.

Die Eheleute blieben noch bis ſpät in die Nacht auf. Sie berathſchlagten, wohin ſie ſich wenden wollten. Gertrud nannte Wien, Mara wollte direkt nach London. Wien, ſagte er, liegt dem Tyrannen zu nah', er kann uns dort leicht wieder einfangen. — Nun dann nach Italien! rief Gertrud, und ſie ſang ſogleich eine der ſchönſten Arien Paſiello's.

Still, ſtill! rief Mara beſorgt. Nur nicht ſingen. Die Pächterinnen ſingen nicht ſo kunſtvoll. Denk' an den Kammerherrn, den Du damit locktest.

Du haſt recht, Marachen! rief ſie. Ach, wie bin ich glücklich! So frei ſein, ungebunden, iſt doch das ſchönſte Geſchick auf Erden!

Dein Huſten hat ſich auch nicht wieder gemeldet! rief er.

Den hab' ich unſerm Kerkermeiſter zum Andenken hinterlaſſen.

Und die Eheleute ſchloſſen ſich einander in die Arme, und Beide dankten dem Himmel, aber ihre Dankſagung kam zu früh, das ſollten ſie ſogleich erfahren.

In den erſten Morgenſtunden wurde an die Thür des Gaſthofes geklopft. Die Frau des Gaſtwirths öffnete. Ein vornehmer Herr ſtieg aus der Chaiſe, die mit Poſtpferden beſpannt war. Er ließ ſich ein Frühſtück geben, und ging in der Paſſagierſtube auf und ab. Plötzlich erſchien auch Gelling. Sie ſprachen lange heimlich mit einander. Die Frau lauſchte, aber ſie vernahm nichts als die Worte des Herrn: Alſo ſie ſchlafen noch? — Ja, in aller Ruhe, war die Antwort. Jetzt kam der Amtmann, der die polizeilichen Obliegenheiten unter ſich hatte, er holte ein Papier hervor, das die Frau für den Paß der beiden Reiſenden erkannte; der fremde Herr ſteckte es zu ſich, und verabſchiedete den Amtmann, indem er ihm noch einige Befehle gab. Er ſtellte ſich, als der Mann fort war, an die Thür der Schlafkammer der fremden Dame und lauſchte. Drinnen waren Beide eben aufgeſtanden und Mara amüſirte ſeiner Frau, den König darzuſtellen, wie er böſe ſein würde, wenn er ihre Flucht erführe. Stellung, Manier, Redeweiſe, Alles war der Natur gut abgelauſcht. Es wurde drinnen gelacht und auch der lauſchende Herr lachte ein wenig. Es iſt richtig, rief er zu dem Gaſtwirth, es kann Niemand anders ſein, als die Sängerin. — Gnädiger Herr, erwiderte Gelling, ich habe ſie ja ſo oft geſehen, wenn ich im Theater die Lampen putzte, ich werde ſie doch wiedererkennen. Gleich auf den erſten Blick hab' ich erſchaut, wen ich bei mir hatte.

Der Wagen der Eheleute war um dieſe frühe Stunde beſtellt, und ſie machten ſich fertig abzureiſen. Mara ging aus, um mit dem Poſtmeiſter zu ſprechen, unterdeſſen trat der vornehme Herr bei der Frau ein. Er grüßte ſie ſehr artig und ſagte dann: Ich habe die Ehre, mit der Frau Pächterin Gumprecht zu ſprechen.

Die bin ich, ſagte Gertrud, was ſteht zu Ihrem Befehl?

Ich meine, da reiſen wir zuſammen; ich bin auch ein Pächter, und bereiſe den nächſten Viehmarkt.

So, erwiderte Gertrud mit einiger Verlegenheit.

Iſt es gefällig, in meinen Wagen zu ſteigen?

Ich habe meinen eigenen, erwiderte Gertrud, und beeilte ſich fortzukommen, denn der Fremde wurde ihr unheimlich. Dieſer aber, unbekümmert um ihre Worte, reichte ihr den Arm.

Ich erwarte meinen Großknecht, erwiderte Gertrud.

Mit dem Paß? Den hab' ich in der Taſche, erwiderte der Fremde.

Sie? mein Herr, wie kommen Sie dazu?

Da wir doch zuſammenreiſen, hab' ich mich des Papiers verſichert. Kommen Sie, Madame, Alles iſt ſchon in Ordnung. Ihr Knecht wird von unſerer Abreiſe benachrichtigt werden, und auf ſeine Weiſe uns nachkommen.

Wie, mein Herr? Wer ſind Sie?

Graf Solms, der preußiſche Geſandte am Dresdner Hofe.

Ein Schrecken, als ſollte ſie zum Tode geführt werden, bemächtigte ſich der armen Sängerin. Sie wankte und konnte nicht von der Stelle. Der Geſandte beluſtigte ſich, einige Zeit ihre Verlegenheit zu beobachten, dann ſagte er mit kaltem Tone: Ihre Flucht iſt entdeckt, Madame Mara, und ich werde Sie, meiner Pflicht gemäß, wieder nach

Berlin abliefern; für's Erſte reiſen wir nach Dresden.

Mein Herr —

Keine Bitten, keine Verſtellungen! Die Sache iſt ſehr einfach.

In dem Augenblick kam Mara; Gertrud, indem ſie zum Wagen des Miniſters geführt wurde, hatte nur Zeit ihm zuzuflüſtern: Wir ſind entdeckt! Suche Dich zu retten!

Mara ſtellte ſich ſogleich zornig dem Geſandten in den Weg, und ſuchte ſeine Frau von deſſen Arme loszumachen. Der Miniſter winkte ſeinen zwei Dienern, die ihm folgten, dieſe ergriffen den Wüthenden.

Wage Er nicht ſich zu widerſetzen! rief der Graf. Seine Strafe wird ohnedies groß genug ſein. Der falſche Paß ſpricht gegen Ihn! Herr Gelling, Sie wiſſen meine Befehle. Bemächtigen Sie ſich dieſes Herrn, halten Sie ihn hier feſt, bis Nachricht aus Dresden kommt. Der Gaſtwirth verbeugte ſich ehrerbietig, der Geſandte hob die Sängerin in den Wagen, ſtieg dann ſelbſt ein und fuhr mit ſeiner Beute fort. Einer der Diener des Grafen blieb zurück, um über die Ausführung der Befehle zu wachen.

Der Zorn Mara's war unbeſchreiblich. Er

wollte der Frau nach, er wollte ſich beim Ortsgericht beklagen, nichts gelang. Er wurde zurückgehalten und mußte ſich zuletzt in Geduld finden.

Unterdeß ging die Reiſe ſeiner Frau nach Dresden ohne Verzug weiter. Man langte im Hauſe des Geſandten an, wo gerade eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt war. Jedermann wußte um die Fahrt des Geſandten nach dem Grenzſtädtchen und konnte ſich deßhalb erklären, wer die Frau war, die an ſeiner Seite im Wagen ſaß. Viele der Damen waren neugierig, die berühmte Sängerin zu ſehen, Andere bewunderten den Muth der Widerſpenſtigen, die ſich zu einem ſo unſichern Fluchtverſuche hatte verleiten laſſen. Man bedauerte, daß der Mann nicht dabei war, denn auch von ihm hatte man gehört, und wünſchte ihn zu ſehen. Gertrud trat in den glänzend erleuchteten Saal, unter all' die geputzten Gäſte, an dem Arme des Miniſters, der ſie den Damen vorſtellte.

Hier iſt die berühmte Sängerin Mara aus Berlin, ſagte er, die auf ihrer Zurückreiſe in dieſe Hauptſtadt einen kleinen Unfall gehabt hat, und es daher vorzieht, ſich meines Wagens zu bedienen, um ihre Reiſe fortzuſetzen. Niemand widerſprach dieſer Erklärung, Jedermann war erfreut, die bekannte Reiſende zu ſehen, und man begrüßte ſie demnach ſehr freundlich. Im Geheimen traf der Miniſter Anſtalten, daß ſeine Gefangene ihm nicht wieder entſchlüpfe. Da ſie die Nacht dablieb, gab er ihr eine ſehr derbe, unternehmende Perſon auf's Zimmer, die dort ſchlafen und ihre Beaufſichtigte unter keiner Bedingung nur auf einen Augenblick allein laſſen ſollte. Man kann ſich denken, daß Gertrud dies merkte, und daß ſie ſich dieſer läſtigen Bewahrung zu entziehen ſtrebte. Als die Geſellſchaft ſich aufgelöſt hatte, befand ſich unſere unglückliche Sängerin allein in ihrem Zimmer, ſie faßte den Entſchluß zu entſchlüpfen und erkundigte ſich bei ihrer Begleiterin, wo der Ort ſei, den ſie vorgab beſuchen zu müſſen. Die Dame war bereit, ihr ihn zu zeigen. Gertrud hatte gehofft, daß ſie ſich entfernen würde, doch ſie ging mit. Man kam in einen Corridor, an deſſen Ende ſich das Kabinet befand. Hier iſt es! rief ſie und zeigte auf eine Thür; Gertrud ſchwankte hin. Dicht vor der Thür des Kabinets entdeckte ſie eine andere Thür, die halb offen ſtand, ſie blickte hinein und ſah eine Treppe; raſch, mit der Geſchwindigkeit des Gedankens, ſchlüpfte ſie in dieſen Ausgang. Sie eilte die Stiege hinab, die in ein ganz dunkles Zimmer endigte.

Kommſt Du endlich, Chriſtel! rief hier eine männliche Stimme, und zwei Arme ſpannten ſich aus, ſie zu umfaſſen. Sie glitt hinein. Aber die Arme öffneten ſich ſchnell wieder und dieſelbe Stimme murmelte: Sie iſt es nicht!

Mein Herr, retten Sie mich! rief Gertrud zitternd und immer nach oben horchend, ob der Tritt ihrer Wächterin ihr nicht folge.

Der Teufel rette Sie! murrte die Stimme, und der Herr entſchwand.

Durch die Thür, die er halb offen ließ, fiel ein Lichtſtrahl von Außen ein; Gertrud ſtürmte auf dieſen Ausgang los; er führte auf den Gang nach der großen Treppe, und war erleuchtet. Sie, ohne zu überlegen, eilte immer weiter, die Treppe hinab, und ſtand jetzt in der Hausflur. Die Hausthür war offen, ſie trat hinaus und ſah die Straße vor ſich. Es brannten die Laternen, und Menſchen gingen auf und ab.

Gott! wohin wendeſt du dich nun? rief Gertrud bei ſich. Doch immer die Verfolgung fürchtend, ſchloß ſie ſich dem erſten, beſten Vorübergehenden an, und kam an ein kleines Haus in einer Seitengaſſe, deſſen untere Fenſter ſie erleuchtet fand. Einen Augenblick zögerte ſie, ehe ſie vortrat, dann ergriff ſie aber die Klingel und zog dieſelbe leiſe. Eine Stimme fragte, wer da ſei? —

Eine Nachbarin! erwiderte Gertrud, die ein paar Worte zu ſprechen wünſcht.

Die Thür ging auf, und Gertrud ſah eine alte Frau mit dem Lichte vor ſich ſtehen. Ermuthigt durch dieſen Anblick drängte ſie ſich raſch in's Zimmer, und bewog die Frau, hinter ſich zuzuſchließen. Die Alte ſah ſie ſtarr und zweifelhaft an.

Meine gute Liebe! ſagte die Arme, ich bin nicht Ihre Nachbarin, ſondern eine unglückliche Verfolgte, die ſich hieher gerettet hat! Beſchützen Sie mich, retten Sie mich vor meinen Verfolgern!

Verfolgt? rief die Alte erſtaunt. Weßhalb verfolgt man Sie?

Ich bin unſchuldig! Glauben Sie mir!

Die Alte hatte in ihren Zügen unbeſchreiblich viel Gutmüthigkeit und Theilnahme; Gertrud's Aeußeres mußte wohl von der Art ſein, daß es jeden Argwohn raſch niederſchlug. Ich glaube Ihnen, liebe Jungfer! Aber Sie ſehen ſelbſt, ich habe keinen Raum, Jemanden zu verſtecken! Es müßte denn in jener dunkeln Kammer ſein; aber da ſchläft mein Sohn! Er iſt indeß jetzt nicht da. Sie zeigte ihr mit dieſen Worten das einfache Zim-

Blume? Ihr ſittſamer Reiz war wenig geeignet, die Blicke eines Lüſtlings auf ſich zu ziehen. Alle Umſtände dieſer frevelhaften That waren vom Zufall oder großer Klugheit ſo geordnet, daß bei der ſchärfſten Unterſuchung aus ihnen kein Reſultat zu ziehen war. Kein noch ſo geringes Anzeichen leitete auf irgend eine Spur, die man hätte verfolgen können. Ihre Zofe, ein ihr treu ergebenes Mädchen, war mit ihr verſchwunden.

mer, wo ſie ſelbſt an einem Theenapf ſaß und ein Spiel Karten vor ſich hatte, mit dem ſie patience legte, dann ſchloß ſie die Kammer auf, wo ein Bett und ein Tiſch ſtand.

Hier will ich mich verſtecken! rief Gertrud. Was iſt Ihr Sohn, liebe Mutter?

Er iſt Lakai beim preußiſchen Geſandten.

O um Gotteswillen! dann laſſen Sie mich gleich wieder gehen!

Die Alte hatte nur die letzten Worte gehört, und erwiderte: Sie wollen wieder gehen? So warten Sie doch, bis mein Anton nach Hauſe kommt, er kann Sie an einen Ort führen, wo Sie ſicher ſein können. Er wird gleich kommen.

In dem Augenblicke wurde die Klingel gezogen.

Gertrud glitt in die dunkle Kammer. Es war der Sohn. Er ſagte gleich nach den erſten Worten der Begrüßung zu ſeiner Mutter: Ich muß gleich wieder fort. Drüben beim Miniſter iſt großer Lärm; ein Weibsſtück, auf das er großen Werth legt, iſt ihm entlaufen, ſie ſchicken nun überall hin Leute aus, ſie wiederzufinden.

Wo willſt Du hin? fragte die Mutter mit zweifelhafter Stimme.

Meinen andern Rock anziehen! ſagte der Sohn.

Man beſchmutzt ſeine guten Kleider in dem Rennen durch die Straßen.

Er ging in die Kammer, und ſtieß daſelbſt auf Gertrud.

Wer iſt hier? rief er ſeiner Mutter zu.

Lieber Sohn, erwiderte dieſe, es iſt eine Frau, die ſich hier aufhält, um —

Er brachte die Verſteckte in den Lichtſchein, und rief erfreut: Das iſt ſie! — In ſprachloſer Freude, mit glänzenden Augen betrachtete er ſeinen Fund lange, der zitternd, mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtand. Mutter, es iſt die Entlaufene! Wahrlich, das wird ein gutes Trinkgeld abſetzen.

Mein Sohn, Du mußt ſie nicht angeben.

Narrenspoſſen, Mutter! rief der junge Burſche, und Gertrud's Arm faſſend, ſetzte er hinzu: Kommen Sie, Madame, gleich ſoll Se. Excellenz wieder in Ihrem Beſitz ſein.

Höre, mein Kind! rief die Mutter, wenn ſie wirklich unſchuldig iſt, und wird gegen Recht und Gerechtigkeit verfolgt — es iſt ja nicht das erſte Mal bei dem Geſandten, daß dergleichen vorfällt — ſo thu', als hätteſt Du ſie nicht geſehen. —

Mutter, erwiderte der Sohn, die Madame hier kann keine gewöhnliche Landſtreicherin ſein, ſie muß etwas Vornehmes ſein, und reich iſt ſie auch, und einen Dukaten Trinkgeld giebt es gewiß, das wird meiner Taſche ſehr willkommen ſein.

Mein Lieber! fiel hier Gertrud raſch ein, wenn Ihn das Trinkgeld reizt, von mir ſoll Er hundert Thaler haben, wenn Er mich beſchützt und macht, daß ich zu einem Pferde und Wagen komme.

Hundert Thaler! ſchrie der Burſche, indem er die Hände zuſammenſchlug; haſt Du recht verſtanden! Ei du meine Güte! Aber iſt es auch gewiß?

Hier ſind ſie! rief Gertrud, ihr Taſchenbuch hervorholend, das ſie immer bei ſich trug, und ihm die Banknoten hinhaltend. Er bekommt ſie, wenn ich im Wagen ſitze, und ich lege noch fünfzig für Seine Mutter dazu.

Gar ſchön obligirt, Madame! ſagte der junge Menſch. Nun kommen Sie, ich rette Sie. Es iſt aber keine Zeit zu verlieren! Hundertfünfzig Thaler, ſprach er vor ſich hin, ſo viel giebt mir der Herr nicht und wenn ich mich in Stücken reißen laſſe für ihn. Mutter, bete für uns, daß wir ſicher bis an's Thor kommen! Das iſt ein Abend, Hallo!

Er zog Gertrud mit ſich fort, die noch von der Mutter Abſchied nahm. An der Hausthür wandte er ſich links und ging über den Hof durch eine dort befindliche Thür auf die Straße. — Nachdem er eine Weile ſtillgeſtanden, zu lauſchen, ob Niemand in der Nähe, ſetzte er ſich raſch in Trab, und mit ſeiner Dame unter'm Arm, ſtürzte er ſich in eine der kleinen Seitengaſſen.

Nicht zehn Schritte hatten ſie gemacht, ſo hörten ſie hinter ſich herrufen: Burchardt!

Hör' Er? rief Gertrud, man ruft! —

Wollen wir nur eilen, entgegnete der junge Mann, man ruft nach mir. Wir müſſen machen, daß wir in das Gäßchen kommen.

Sie hatten die Straßenecke erreicht, und wollten eben um das Haus biegen, als die Tritte eines Laufenden hinter ihnen her erſchollen, und dieſelbe athemloſe Stimme rief: Aber iſt der Kerl des Teufels, ſo ſtehe doch ſtill, Burchardt! Was haſt Du da für ein Weibsbild am Arm?

Nichts, meine Schweſter! ſagte der Angerufene.

Man fragt nach Dir — oben! Du ſollſt nach der Poſt laufen, dort nachfragen, ich gehe in die Häuſer in der Nachbarſchaft.

Der Mann hatte ſich, indem er dieſes ſagte, Gertrud genähert und unverſchämter Weiſe den Schleier gelüftet, der ſie bedeckte. He! rief er, Spitzbube der Du biſt, das iſt nicht Deine Schweſter, das iſt das Frauenzimmer, das wir ſuchen! He!

Burſche, marſch, umgekehrt! Wo willſt Du mit ihr hin?

Daß Dich der Satan dafür peitſche! rief Anton, dem Kameraden einen tüchtigen Fauſtſchlag vor die Bruſt verſetzend, willſt Du wohl meine Schweſter in Ruhe laſſen! —

Sie kämpften und rangen mit einander; der Beſchützer Gertrud's, als der Schwächere, unterlag. Gertrud fühlte ſich von dem großen Lakai, dem noch ein zweiter und dritter zu Hülfe kam, gehalten, ſie brachten ſie im Triumph in das Haus, dem ſie eben entflohen war, zurück. —

Auf der Treppe des Hauſes empfing ſie die Aufwärterin, der ſie entſchlüpft war; dunkelroth vor Zorn und ſchweigſam, führte ſie ſie wieder in das Zimmer und ſchloß hinter ihr zu. Es war auch ein militairiſcher Poſten vor die Thür geſtellt. Am frühen Morgen hielt ein Reiſewagen vor der Thür. Der Secretair der Geſandtſchaft ſtieg hinein und ſetzte ſich neben Gertrud, die hineinzuſteigen gezwungen wurde. Die Duenna nahm ebenfalls Platz, auf dem Vorderſitz, drei Bediente waren gleichfalls mit von der Geſellſchaft, von denen der, welcher neben dem Poſtillon ſeinen Sitz hatte, Degen und Piſtolen bei ſich führte. Der Miniſter zeigte ſich nicht mehr; auch Niemand war da, von dem die Gefangene Abſchied nehmen konnte; nur das traurige Geſicht des armen Anton erblickte Gertrud, als ſie die Treppe hinabſtieg. Er dauerte ſie herzlich, gerne hätte ſie etwas gegeben, doch ſie wagte es nicht ſeinetwegen.

Die Reiſe ging ſchweigend und in großer Eile bis Berlin, dort gab der Secretair ſeine Begleiterin dem Operndirektor, der mit mehreren Dienern erſchienen war, ab, gegen eine Art Quittung, die er von dieſem Beamten empfing.

Somit war die Flucht verunglückt, und Gertrud befand ſich wieder in Berlin.

Kein Menſch ſagte ihr ein Wort über dieſe verfehlte Unternehmung; der König begrüßte ſie, als ſie zu ihm kam nach Potsdam, wie gewöhnlich, nur ſchien es Gertrud, daß er ernſter war, als er ſich ſonſt zeigte. Der Kammerherr Coccejus drohte ihr mit dem Finger und ſagte: Ei! ei! ei! — Im Hauſe fand ſie eine Aenderung; die Madame d'Aubigné verlor ihren Portierdienſt und es wurde ſtatt ihrer ein Diener des Theaters angeſtellt, der genau aufmerken mußte, wo ſich Gertrud hinbegab, wenn ſie einmal, außer ihrem Dienſt, Gänge zu machen hatte. Aber die arme Frau machte wenig Gänge; die Scham über das verfehlte Unternehmen, die alte quälende Sorge und der Kummer drückten ſie dergeſtalt nieder, daß ſie Niemand ſehen wollte; auch Mara's Schickſal betrübte ſie, ſie hatte noch nichts von ihm erfahren. Nach Verlauf von einer Woche erhielt ſie aus Cüſtrin einen Brief; er war von ihm. Man hatte den unglücklichen Mann zum Trommelſchläger gemacht, und ihn mit Abſicht von ſeiner Frau entfernt, damit ſie ſich gewöhnen ſollte ohne ihn zu leben. Sie vergoß ihre bitteren Thränen darüber.

Entmuthigung.

Eine ſehr trübe Zeit begann jetzt. Der König erreichte ſeinen Zweck nicht, Gertrud konnte es nicht vergeſſen, daß der, mit dem ſie Schmach und Elend getheilt hatte, jetzt von ihr entfernt in einem niedrigen, für den hochmüthigen Virtuoſen beſchimpfenden Dienſt weilte. Jedesmal, wenn die Parade an ihren Fenſtern vorüberzog und ſie die Trommel hörte, dachte ſie an ihn und brach in Thränen aus. Sie brachte die rührendſten Bitten auf's Papier, ſie verſprach ruhig ihrem Dienſte zu leben, wenn nur Mara frei und ihr zurückgegeben würde, und dieſes Geſuch ließ ſie an den König abgehen. Sie wartete die gewohnte Zeit ab, wo eine Antwort daſein konnte, es kam keine. Von Neuem ſchrieb ſie, ſie tauchte das Papier gleichſam in die blutige Qual ihres Herzens, wählte die Ausdrücke, von denen ſie glauben konnte, ſie müßten bewegen und rühren, es kam wiederum keine Antwort. Unterdeſſen liefen Briefe ein, die von dem Unmuth, der Verzweiflung des armen Trommelſchlägers ſprachen, der in der entwürdigenden Umgebung nicht auszuhalten drohte. Gertrud erſchrak über dieſe letztere Drohung ganz beſonders, ſie wußte, was Mara in der Leidenſchaft zu thun im Stande war, ſie ſah ihn im Geiſte auf der Flucht, die Flucht entdeckt, und er dem unvermeidlichen Tode preisgegeben. Noch einmal wandte ſie ſich an den König, und griff nun zu dem Mittel, von dem man ihr geſagt hatte, daß es vielleicht Wirkung haben könnte, ſie opferte die Hälfte ihres Gehalts auf, und verſprach für die, anfangs ihr gebotenen dreitauſend Thaler ihren Dienſt treu und gewiſſenhaft zu thun. Und ſiehe da, ſie hatte hier nicht vergeblich gehofft, Mara wurde frei gegeben, und der König nahm das Opfer an.

Ganz Berlin war entzückt über dieſe Gattentreue. Sie empfing öffentliche Merkmale von dem Wohlwollen des Publikums. Als ſie zum erſten Mal auftrat nach dieſer Entſcheidung, folgte ihr ein nicht endender Beifall, und ihre näheren Bekannten brachten ihr einen Kupferſtich, der eine

Scene aus dem Galeerenſclaven darſtellte, wo ſie als die Heldin dargeſtellt war, die dem Gefangenen die Ketten abnimmt. Die Unterſchrift lautete:

Ame tendre et généreuse,
Tu brisas mes fers —

Auf Mara hatte dieſe harte Strafe den Eindruck gemacht, daß ſein Uebermuth, der zuletzt wirklich nicht mehr zu ertragen war, ſich völlig gelegt hatte. Er war beſcheiden und furchtſam. Gertrud kannte ihn kaum wieder.

Jetzt gingen traurige Jahre an. Sie mußte für die halbe Einnahme ſehr viel ſingen und ſpielen. Der König zeigte ihr nicht das gewohnte Intereſſe, doch das Publikum blieb ihr mit erneuetem Wohlgefallen treu, ſo daß ihr dies ein Troſt wurde. Sie mußte ſich einſchränken; ſehr viele Genüſſe, die ſich Mara durch die bequeme Art der Exiſtenz bereits angewöhnt, mußten jetzt aufgegeben werden. Dies koſtete Ueberwindung und im Hauſe gab es Verdruß und Streit. Dazu kam ihre Kränklichkeit, die von Neuem und ſtärker ausbrach, und ihr jede freie Stunde verkümmerte. Seufzend und ihr trauriges Daſein heimlich verwünſchend, ging ſie oft in das Opernhaus, erſchöpft und in Thränen gebadet, kehrte ſie wieder von dort zurück. Mara ſaß dann und hatte Genoſſen um ſich, und ſpielte

die Nacht durch; am Morgen mußte ſie ihre ſpärliche Kaſſe ausſchütten, um die Schulden des nächtlichen Spiels zu tilgen. Der Unfug mit den liederlichen Weibern ging auch ſeinen Gang fort; zuletzt erſtarb bei Gertrud jedes Gefühl in einer Art Apathie. Es war ihr Alles gleichgültig, ſie zählte nur die Stunden, und es war ihr willkommen, daß wieder ein Tag zu Ende war. Sie ſang ſchlecht und unaufmerkſam, die Tonkunſt, ihre Freundin und Gebieterin, hatte für ſie faſt alle Macht verloren, es war ihr gleichgültig, wenn man ſie lobte, wenn man ihr die Tage des Ruhmes wieder vorführte, wo ſie Tauſende begeiſtert und erfreut hatte, ſie hörte nicht hin. Die Zuſprache der Freunde wirkte nicht mehr auf ihre ermüdeten Nerven.

So konnte es nicht bleiben.

Da trat Mara vor ſie. Er hatte einen neuen Plan zur Flucht.

Aber diesmal ſollte es noch vorſichtiger, noch verſteckter ausgeführt werden. Sie hörte darauf hin, und willigte ſtillſchweigend in Alles. Mara war unbeſchreiblich thätig; er beſorgte Alles, er ſah wohl ein, die arme Frau konnte nichts thun. Mag's gehen, wie es gehen will! ſagte ſie gleichgültig, wenn es nicht glückt, ſo iſt nichts dabei verloren; ſchlimmer als jetzt kann es doch nicht werden.

Und es glückte.

Zwar wurden ſie wiederum aufgegriffen, aber Friedrich, ſei es, daß er es müde war, die Widerſpenſtigen zu verfolgen, ſei es, daß er das Intereſſe für Muſik, das ihn früher ganz beſeelte, verloren hatte, er befahl, den Flüchtigen einen Paß und den Abſchied nachzuſchicken, und ſomit waren ſie frei, frei in der beſten Manier, wie ſie es nur je hätten hoffen können.

Der Flug durch Europa.

Sie war nun frei. Der Blick wandte ſich überall hin, überall zog es ſie hin, und überall wollte ſie bleiben. Zuerſt ging ſie nach Wien. Hier hatte Joſeph II. eine italieniſche komiſche Oper gegründet, deren Haupt die bewunderte Storace war; man engagirte ſie, dafür auch zu wirken, allein komiſcher Geſang, und noch dazu verbunden mit Spiel, das ebenfalls wirkungsvoll ſein mußte, war Gertrud's Sache nie geweſen. Sie trat ein paar Male auf und gefiel nicht beſonders, dagegen fand die alte Kaiſerin Maria Thereſia viel Geſchmack an ihr. Für ihren frommen Sinn ſang Gertrud gerade recht, und ſie wurde häufig aufgefordert, in den Zimmern der Kaiſerin ihr Talent geltend zu machen. Sie wurde reich belohnt, und die hohe Beſchützerin gab der Künſtlerin, was ſie höchſt ſparſam und ſelten that, ſogar einen Brief an ihre Tochter, Marie Antoinette, nach Frankreich mit. Das Vergnügung liebende, geräuſchvolle Wien, ſo ganz verſchieden von dem einſiedleriſchen Hofe zu Sansſouci, machte auf Mara einen glänzenden Eindruck. Die dortigen Vergnügen verleiteten ihn zu tauſend Thorheiten, die alle das an ſich hatten, daß ſie Geld koſteten. So gut auch Gertrud bezahlt wurde, war doch immer nichts in der Kaſſe, wenn ſie einmal etwas haben wollte. Sie entſchloß ſich daher abzureiſen, aber ſie kam nach Paris, und da war es noch toller. Mara war ſo glücklich, daß ſeine Frau jetzt wieder geſund und lebensfroh war, daß er deßhalb ſchon, wie er verſicherte, über die Schnur hieb, und all' das verrückte Zeug angab. Sie glaubte ihm und war zufrieden, nur ihn glücklich zu ſehen. Aber er war es nicht immer; manchmal, wenn gerade Ebbe in der Kaſſe war, zeigte er ſich mißlaunig, und zuweilen ſtieg ſein Unmuth ſo hoch, daß er die arme Gertrud körperlich mißhandelte. Das war freilich ein Grad von Ungebundenheit, der nicht höher gehen konnte, und dem Gertrud nichts Anderes entgegenzuſetzen hatte, als geduldiges Ertragen, denn längſt ſchon hatte ſie's aufgegeben, den Mann zu erziehen, ihn für ſich zu bilden. Sie fühlte ſich, wie an den Schweif eines wilden, unbändigen Roſſes gebunden, wo daſſelbe mit ihr hinrannte, an welchen Stein es ſie anſchleifte, das mochte der Himmel wiſſen, ſie konnte nichts mehr thun, ſie mußte ſich ſchleifen laſſen.

In Paris konnte ſie ihn nirgends mitnehmen, wo es feine, gebildete Geſellſchaft gab, denn er gefiel ſich darin, den derben, kräftigen Deutſchen zu ſpielen, eine Rolle, die er ſo ſchlecht durchführte, daß immer Prügel oder Hinausgeworfenwerden das Ende waren. Eines Abends, als ſie ſpät nach Hauſe kam, erfuhr ſie, daß ihr Mann in einem benachbarten Kaffeehauſe war, ſie begab ſich dahin. Der wüſte Lärm im Gaſtzimmer ſchreckte ſie ab, ſie ging zur Wirthin, und erkundigte ſich bei ihr nach den Gäſten, die noch im Kaffeehauſe verſammelt waren. Es ſind nicht mehr viele da, erwiderte die Gaſtwirthin, ſichtlich verdrießlich, und die wenigen werden aufgehalten durch einen Schwätzer, der den Preußen ſpielt und ganz Europa zuſammenhaut. Gertrud errieth, daß das ihr Mann war, ſie bat die Wirthin, ungeſehen horchen zu können, dieſe führte ſie in eine dunkle Kammer, die ihren Ausgang nach der Trinkſtube des Café hatte. Hier angelangt, ſah ſie nun ihren Mann, völlig betrunken, wie er gegen zwei oder drei Franzoſen die Ehre Friedrich's in Schutz nahm und die preußiſchen Waffen vertheidigte, aber auf eine ſo ungeſchickte Weiſe, daß die Franzoſen ihm keine Gründe mehr entgegenſetzten, ſondern nur lachend ſeine Behauptungen noch übertrieben.

Sie haben recht, Monſieur, ſagte der ältere Mann mit Satire, unſre Waffen ſind nur Spielzeug in den Händen des großen preußiſchen Ueberwinders. Man ſagt, daß er mit Europa fertig, jetzt noch nach China und Amerika übergehen werde, und daß er ſeiner Schweſter zum Weihnachtsgeſchenk den Kaiſer von China einfangen will, den er ihr in einer großen Pyramide zu übergeben gedenkt.

So, rief Mara, von dieſem Plane habe ich noch nichts gehört; aber es läßt ſich leicht denken, daß er auch dieſes vortrefflich ausführen wird, wenn er es ſich einmal vorgenommen hat. Wie geſagt, es iſt ein Teufelskerl! Auf ſeine Geſundheit, meine Herren! Ein wahrer Schuft, der nicht ſein Glas austrinkt. Er ergriff die Bouteille und leerte ſie auf einen Zug, dann warf er ſie in die Höhe und ließ das zerſplitterte Glas auf den Tiſch fallen. So, meine Herrn! ſehen Sie, das heißt trinken! So trinkt man bei uns! —

Die Wirthin ſtürzte heraus und rief: Ah Dieu! Welch' ein Lärm! Die Polizei wird ſich gleich in den Handel miſchen. Ich muß Sie bitten, mein Herr, meine Stube zu verlaſſen.

Was will das Küchenmenſch? ſchrie Mara. Wenn ich die Flaſche bezahle, kann ich ſie dann nicht auch zerſchlagen? He, raſch eine andere her!

Keinen Tropfen mehr, mein Herr! rief die Dame, ich dulde es nicht, daß man in meinem Kaffeehauſe ſich ſo beträgt.

Wie, kein Wein mehr? ſchrie der Unſinnige, indem er vom Stuhle auftaumelte. Jetzt will ich Ihr meine wahre Meinung mit der Fauſt in's Geſicht ſchreiben, Sie verdammte ſpitzbübiſche Creatur, Sie! Er warf ſich auf die Wirthin, die um Hülfe ſchrie, und von den zwei Franzoſen, die am Tiſche geſeſſen, beſchützt wurde. Bei der Gelegenheit bemerkte Mara ſeine Frau, die aus der Kammer hervorgetreten war.

Wer iſt die geputzte Närrin da? rief er, mit Federn auf dem Kopfe? Gottſchwerenoth! Tauſendſakrament! Das iſt meine Frau.

Mara, komm nach Hauſe! rief ſie ihm leiſe zu.

Was flüſtert ſie? Was will die Liebliche? Ich ſoll nach Hauſe? Nein, ich will nicht nach Hauſe; zu Hauſe iſt Langeweile! Ich will Geſellſchaft, Tumult, Lärm, Leben!

Madame, Sie haben eine ſchwierige Aufgabe mit dieſem Manne! ſagte der jüngere Franzoſe, indem er ſich höflich zu Gertrud wandte.

He! was iſt das für ein ſüßes Papperlapapp mit dem fremden Manne? rief Mara. Das dulde ich nicht. Fort, auseinander! Trudel, komm und zieh' mir die Stiefel aus! Das iſt ſo deutſche Sitte, meine Herren! wandte er ſich zu den Franzoſen.

Ich ſage Dir, Mara, komm mit mir nach Hauſe! rief die Frau eifriger, aber immer noch leiſe.

Zieh' die Stiefel aus! ſchrie er dagegen.

Sie bückte ſich, dieſes Gebot zu erfüllen. Mit einer Geduld, die von den Franzoſen bewundert wurde, vollbrachte ſie dieſe ſchwere Aufgabe. Ah, Madame iſt das Muſter einer Ehefrau! ſagte der junge Franzoſe mit Artigkeit.

Was iſt ſie? fragte Mara, das Muſter einer Ehefrau? Das iſt nicht wahr. Sie iſt die tükkiſchſte, boshafteſte, widerſpenſtigſte Creatur, die auf Erden wandelt. Ich war ein Narr, daß ich heirathete, ich hatte es in Sangrelli's Manier forttreiben ſollen, wäre viel geſcheidter geweſen! Aber man nimmt nie guten Rath an.

Gertrud, die nicht wußte, wie ſie ihn fortbringen ſollte, brachte jetzt einen Bankzettel hervor, ſteckte ihn heimlich ihm zu, und flüſterte dabei: Komm nur nach Hauſe, dort iſt noch mehr. Er ergriff das Geld und rief triumphirend: Ach, wenn Du ſo ſprichſt, ſo höre ich. Zur Wirthin gewendet, ſagte er: Hier, Madame, haben Sie für Ihren ſauren Wein das Geld, jetzt bringen Sie ſogleich noch eine Flaſche.

Die Wirthin zögerte und ſah fragend Gertrud an, dieſe ſchüttelte heimlich mit dem Kopfe. Dies bemerkte Mara, und wurde jetzt völlig ſinnlos vor Wuth. Was? rief er, dieſe beiden Canaillen ſtecken zuſammen! Ich will ſie Beide mit gehöriger Münze bezahlen. Er lief zu ſeiner Peitſche, die er auf's Fenſter gelegt hatte, denn er war ausgeritten, deßhalb auch die Stiefel, und näherte ſich damit den beiden Frauen, welche beiſammenſtanden. Seine Frau hatte den Muth, ihm entgegenzutreten, nach der Peitſche zu greifen, und ſie ihm zu entwinden, doch er holte aus, und der Schlag traf ſie, ſo daß ſie ſchmerzhaft zuſammenſchreckte. Da haſt Du etwas zum Vorgeſchmack, Teufelsliſe!

Die Franzoſen ſtürzten zu und entwaffneten ihn, in dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und eine Abtheilung der gewöhnlichen Straßenwache trat ein. Die Wirthin ſtürzte auf dieſe los, indem ſie laut ſchrie: Herr Commiſſair, hier iſt ein Mann, der ſeine Frau ſchlägt!

Während der Beamte im Kreiſe umherſah, hatte ſich Gertrud vollkommen gefaßt, und vor ihren betrunkenen Mann tretend, der in den Stuhl gefallen war, rief ſie: Nicht doch, mein Herr, es war nur Spaß!

Spaß? wiederholte die Wirthin, mit nichten! Ich habe geſehen, wie ſehr es Ernſt war, und die Herren hier werden es mir bezeugen.

Während die Wache ſich mit den Herren einließ, deren noch einige hinzugekommen waren, ergriff Gertrud ihren ſinnloſen Mann, der beim Anblick der Wache zu zittern angefangen hatte, weil er ſich wieder nach Preußen hinverſetzt meinte, und brachte ihn glücklich hinaus.

Als er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, ſagte er mit einer kleinen Miene von Verlegenheit zu ſeiner Frau: Das war wohl geſtern ein wüſter Abend, Trudchen? He?

Ein ſehr wüſter, antwortete ſie, ſo wüſt, daß ich ihn nicht zum zweiten Male erleben möchte.

Dieſe Rede [illegible] Mann und er antwortete darum [illegible]. Wenn es mir alſo gefällt, ſo wirſt

Saint-Sylvan.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1839.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Du es nochmals erleben! Ueberhaupt ſoll Niemand ſich einfallen laſſen, mir Geſetze vorzuſchreiben.

Alsdann kannſt Du auch für Dich allein leben.

Das will ich auch! Bei Gott! Das iſt auch mein Wille. Noch heute will ich von hier fortziehen; keine Minute länger will ich hier bleiben.

Gertrud fühlte das Bedürfniß einzulenken, und ſie ſagte deßhalb nach einer kleinen Pauſe: Früher, wenn Du Dich vergangen hatteſt, ſo bateſt Du mich um Verzeihung —

Das thu' ich nicht mehr! rief Mara.

Du kamſt und gelobteſt Beſſerung —

Ich that's, weil ich ein Schwachkopf, ein Pinſel war! verſetzte der Mann. Was hat eine Frau zu ſagen? Muß ſie ſich nicht in Alles fügen, was dem Manne zu thun beliebt? Du haſt geſtern einen Schlag von mir bekommen; gut, Du kannſt noch zehn von mir empfangen, wenn Du es danach machſt.

Das ſoll nicht geſchehen! rief hier Gertrud in vollem Trotze. Unwürdiger, ſchändlicher Mann, um den ich Alles litt, was nur eine Frau leiden kann! Die Achtung und Liebe der Menſchen auf's Spiel ſetzte.

Geh' Deiner Wege, wenn Du glaubſt, großes Verdienſt um mich zu haben! Geh'!

Das werde ich, und keine Gewalt der Erde ſoll mich zurückhalten! rief Gertrud.

Sie wandte ihn zum erſten Male in ihren ehelichen Streitigkeiten den Rücken und verließ die Stube. Er blieb darin zurück, mit dem finſtern Groll im Herzen, und mit dem feſten Entſchluß, keinen Schritt zu weichen, ſo ſehr hatte ſtetes Nachgeben ihn ſicher gemacht, ſo ſehr pochte er auf ſeine Allmacht, und erwartete wieder ein gütliches Entgegenkommen von ihrer Seite. Allein ſie kam ihm nicht entgegen. Der Tag verging, ſie erſchien nicht; es wurde Abend und Nacht, ſie kam nicht nach Hauſe.

Dieſes ernſte Zerwürfniß in Paris hatte ſeine Folgen. Das Verhältniß wurde nie wieder, wie es war; Gertrud war gleichgültig gegen ſeine kühle Aufmerkſamkeit, welche er ihr von Zeit zu Zeit ſchenkte, ſie entzog ſich ihm, wo ſie ſich ihm früher nicht entzogen hatte, und alle Zeichen deuteten darauf, daß es ihm endlich gelungen war, ihre Liebe zu ihm wankend zu machen. Ein junger Muſiklehrer war Gertrud's beſtändiger Begleiter, wenn ſie in die vornehmen Geſellſchaften ging. Er hieß Amati, war ein Italiener von Geburt, aber in Frankreich erzogen, ein junger, hübſcher, blühender Mann, der mit der höchſten Verehrung an Gertrud hing.

Mara nahm mit Hochmuth dieſes Verhältniß ſeiner Frau hin; es ſchien ihn nicht zu kümmern, daß es exiſtirte. Es war ihm genügend, wenn nur Geld in gehörigem Maaße da war, um ſeine Liebhabereien zu befriedigen und ſeine Genüſſe, die immer roher und zügelloſer wurden, zu erſchöpfen.

Unterdeſſen machte Gertrud in Geſellſchaft Amati's ihre Beſuche bei der Königin, der ſie das Schreiben abgab. Sie hatte darauf ein Concert in Verſailles. Marie Antoinette gab ihr lebhafte Zeichen des Beifalls, nach ihr richtete ſich der Hof, der ihr mit Verehrung entgegenkam; ſie wollte aber auch in Paris glänzen und kündigte deßhalb hier ein Concert an. Dort war die Todi, die gefeierte Sängerin, und es galt einen Wettkampf mit ihr. An körperlichen Vorzügen war die Todi der Mara überlegen, ſie war jünger, anmuthiger, wußte ganz die Stimmen für ſich zu gewinnen, durch geiſtvolles Spiel, wenn ſie in der Oper auftrat, Gertrud dagegen übertraf ſie im Geſang. Die Wirkung, die ſie bei ihrem Auftreten machte, war ſo groß, daß ſich ganz Paris in zwei Theile ſpaltete, in die Todiſten und Maratiſten, und daß ein lebhafter Streit in den Journalen über die zwei Sängerinnen entſtand. Es gab dieſes Zuſammentreffen ſogar Veranlaſſung zu einem ſehr artigen Calembourg. Die Königin hatte zwei Herren gefragt, die im Concert geweſen waren, welcher Sängerin ſie den Vorzug gäben. Der eine hatte geantwortet: Der Mara, worauf der andere erwiderte: Ah, c'est bientôt dit (c'est bien Todi).

Noch iſt eines Umſtandes aus ihrem Pariſer Aufenthalte zu erwähnen, ſie beſuchte nehmlich mit Mara eine der vielen Wahrſagerbuden, die damals in Paris exiſtirten. Sie hatte ſich eine ausgeſucht, die einen gewiſſen Ruf hatte, und kam Abends in einem Wagen angefahren und bezahlte ein reichliches Entrée. Sie wurden in ein kleines Zimmer geführt, deſſen Ausſtattung nichts von dem üblichen Anputze eines ſolchen Gemaches an ſich trug, vielmehr einer bürgerlichen, einfachen Familienſtube ähnlich ſah. Die Frau des Hauſes war die Prophetin. Sie nahm ihre Gäſte mit beſcheidener Freundlichkeit auf, und nachdem ſie ihr Begehren erfahren hatte, führte ſie ſie in ein Kabinet, in welchem ſich nichts befand, als ein großer Spiegel, vor dem zwei Seſſel ſtanden. Hier bat ſie die Zuſchauer Platz zu nehmen.

In dieſem Zauberſpiegel wird ſich Ihnen, ſagte ſie, wenn anders meine ſchwachen Kräfte es zu Stande zu bringen vermögen, ein Bild Ihrer künftigen Tage zeigen! Wenn es nicht gelingen ſollte, ſo ſchreiben Sie es der Mißgunſt der Stunde zu; die Geiſter ſind nicht aufgelegt mitzuwirken, wenn wir ſie zu unſerem Werke anrufen. Doch muß ich Sie bitten, während der ganzen Operation kein Wort zu ſprechen.

Die Frau verließ jetzt das Zimmer, und die Beiden blieben allein vor dem Spiegel ſitzen. Zuerſt hatte Mara ſein Geſchick erfahren wollen. Der Spiegel zeigte eine trübe, wie mit Wolken bedeckte Oberfläche, die ſich aufklärte und ein kleines Dorf ſehen ließ, wie es in dunkler Morgendämmerung eines Wintertages, am Fuße eines Gehölzes, dalag. Die melancholiſche Gegend belebte nur eine Figur, es war die Geſtalt eines ärmlichen Mannes, der, mit der Violine in der Hand, vor einem der Bauernhäuſer ſtand, und das Mitleid der Bewohner anſprach. Er war mehr durch Kummer und Ausſchweifungen, als durch die Jahre gebeugt. Das Bild machte einen entſetzlichen Eindruck, und Mara rief voll Schmerz aus: Das ſoll ich ſein? Welch' eine abgeſchmackte Lüge! Mit den erſten Worten ging ein ſeltſam hohler Laut durch die Stube und das Bild fiel wie zertrümmert zuſammen. Mara erhob ſich und verließ das Zimmer. Gertrud blieb auf dem Stuhle ſitzen. Sie war tief verſenkt in das prophetiſche Bild, welches ſie eben erſchaut. Wohl biſt Du es! rief ſie bei ſich, Deine Thorheiten und Deine Laſter werden Dich ſo weit bringen! Sie war noch im Sinnen verſunken, als ein zweites Bild ſich ihr darſtellte. Es war ihre Zukunft. Mit Schrecken ſah ſie eine brennende Stadt, ein ganzes Feuermeer wogte vor ihr! Aus den Thoren ſah man Menſchen flüchten; eine Greiſin ging gebückt einher, von einem jungen Mädchen unterſtützt, ſie ſchleppte ein kleines Päckchen mit ſich, ein paar gerettete Sachen. Gertrud verhüllte ihr Antlitz. Alſo das iſt das Ende! ſeufzte ſie tief in ſich hinein. Armuth, Elend, durch eine fürchterliche Feuersbrunſt veranlaßt. Beklagenswerthes Loos!

Sie erhob ſich und verließ mit Mara das Haus. Das bewegte Leben, die wechſelnden Eindrücke ließen ſie bald dieſe Stunde bei der Wahrſagerin vergeſſen; allein ſie ſollte ſpäter wieder daran erinnert werden.

Von Paris nach London.

In London war es, wo ſich die beiden Eheleute trennten. Mara nahm von ſeiner Frau ein beſtimmtes Jahrgehalt an, und verſprach ihr nicht mehr in den Weg zu kommen. Unter der Bedingung erhielt er das Geld. Er reiſte ſomit von London ab, und begab ſich nach Deutſchland. Anfangs lebte er in anſtändigen Verhältniſſen, ſpäter führte ihn ſein Hang zum liederlichen Treiben immer tiefer in eine feſſelloſe Unordnung, die ihn dem Elend nahe führte. Immer wieder entriß ſeine Frau ihn dieſem verhängnißvollen Schickſal, ſpäter beantwortete ſie keines ſeiner wirren und geiſtesſchwachen Schreiben mehr, und ſein Ende war wirklich demjenigen gleich, das er in Paris im Bilde geſchaut hatte. So löſte ſich eine Ehe, die nie hätte geknüpft werden ſollen, und die wenigſtens, was den einen Theil betraf, alle die Obliegenheiten erfüllte, die man nur von einer zärtlichen und ergebenen Gattin verlangen kann. Mara war bildſchön in ſeiner Jugend geweſen, im Alter wurde er häßlich. Dieſe gewiſſe Schönheit, die nur in der Form der Züge, in dem Glanz der Farben beſteht, die keinen geiſtigen Gehalt hat, der nicht durch die Zeit zu zerſtören iſt, ſchwindet bald dahin, und es bleibt nichts zurück als der Krater des Vulkans, ſchwarzbrüchig und von den Spuren der Flammen, die einſt hier brannten, vielfach beſchädigt.

Das Jahr 1784 ſah die Mara in London. Es ging ihr ſchon ein entſchieden vortheilhafter Ruf voraus: England nahm ſie mit Ehre und mit Freuden auf. Mit Wehmuth ſah ſie auf ihre frühere Exiſtenz in dieſem Lande zurück, ſie ſuchte die Spuren derſelben, wo ſie ſie finden konnte. Doch es war wenig zu finden. Der Kaſtrat Paradiſi, ihr launenhafter Gebieter von damals, war todt, ſeine Schüler und Schülerinnen hatten ſich über die Erde vertheilt, nur wenige waren in London geblieben. London ſelbſt hatte eine veränderte Geſtalt. Der junge, blühend hübſche Prinz von Wallis beſtimmte und ordnete Alles, was auf die Mode Bezug hatte, und er nahm ſich ſogleich

Gertrud's an, ſo wie ſie nur erſchien. Unter dieſer glänzenden Protektion konnte es ihr wohl nicht anders als glänzend gehen. Sie fing damit an, Concerte zu geben, die überfüllt mit Zuhörern waren und ihr gewaltige Summen einbrachten. Für jede Arie, die ſie in Geſellſchaften ſang, hatte ſie dreihundert Thaler beſtimmt, auf Rath ihrer Londoner Freunde, die den weichen Boden kannten, den ſie jetzt bearbeitete. Durch ihre Concerte im Pantheon gewann ſie in zwei Wochen fünfzehn tauſend Thaler. Aber den größten Ruhm, wenn auch nicht das höchſte Honorar, brachte ihr die Mitwirkung in dem großen Oratorium in der Weſtminſter-Abtei. Dieſe koloſſalen Concerte wurden jährlich einmal gegeben, und hatten faſt ganz London zu Theilnehmern, als Zuhörer oder als mitwirkende Sänger. Die ungeheuren Hallen der Weſtminſter-Kirche waren zu dieſem Zwecke geöffnet, dreihundert Sänger und tauſend Inſtrumentiſten leiſteten darin das Bewundernswertheſte in der Kunſt. Der Hof, beſonders der König, der dieſe Oratorien, die unter dem Namen Händel's, der für einen Engländer galt, ſo ſehr ehrte ihn die Nation, gefeiert wurden, leidenſchaftlich liebte, waren jedesmal gegenwärtig. Dieſe Art Geſang war Gertrud's eigentliches Feld. Der hohe einſache Styl, in welchem ſie componirt waren, die Schwere und Bedeutung ihres Textes, der ſich in gewiſſen Rhythmen bewegte, die Fülle und Fruchtbarkeit der Ideen, die es entwickelte, Alles dies war ihr von Jugend auf lieb und gewohnt. Hier konnte ſie nun in ihrer ganzen Größe ſchimmern. Auch dem Volke wurde ſie durch dieſe Oratorien verſtändlich und werth. Da ſie zum Beſten der Wittwen und Waiſen von Künſtlern gegeben wurden, ſo erlangte ſie, die ganz beſonders darin glänzte, auch bei den ärmeren Klaſſen beſondern Ruhm. Jetzt durfte faſt kein Concert in London gegeben werden, wo die Mara nicht mitwirkte. Triumph auf Triumph drängte ſich bei ihr, und immenſe Summen floſſen in ihre Caſſe. Wir wollen hier eine Stelle aus einem Briefe einflechten, den ein einfacher Londoner ſchrieb, und worin er die Mara in der Fülle ihrer mächtigen Kunſt ſchilderte, mit einfachen, aber, wie es uns ſcheint, paſſenden Worten.

„Ich kam ſpät und konnte nicht mehr hoffen einen Platz zu bekommen, da man mir ſagte, daß die Kirche ſchon beſetzt ſei. Es hatte ſich erſt vor einigen Tagen das Gerücht verbreitet, die Mara werde darin ſingen; daher der Andrang. Auf der Straße ſah man Billets zu dem vierten

Theil über den urſprünglichen Werth verkaufen. Zum Glück hatte Mr. Perth eine Abhaltung, und ſo erhielt ich ſein Billet. Schon am Morgen war die Kirche voll, und am Abend ſollte erſt das Concert ſtattfinden. Viele hatten ſich ihr Mittageſſen mitgenommen und verzehrten es ohne Scheu auf den Bänken der Kirche. Gegen den Nachmittag kamen die Sänger und die Inſtrumentiſten; ſie zogen im Chor auf, der Zug nahm gar kein Ende. Jetzt wurde die Kirche erleuchtet. Himmel! Welch' ein Glanz ſtrömte da in die düſteren Hallen! Es war, als würde es auf eine geheimnißvolle Weiſe Tag. Ein großer Leuchter, der von oben niederſchwebte, enthielt mehr als ſechstauſend Kerzen; zu den Seiten der Kirche erhoben ſich große Lichtpyramiden, die wieder von dort Helligkeit ausſtrömten. Ein Gewühl, ein Geſumme, als hätten ſich tauſend Bienenſtöcke ihres Inhaltes entladen, wogte in den ungeheuren Räumen und erſtarb in den Schwibbögen der Kirche, die bis in's Unermeßliche in die Höhe ſtiegen. Der goldene Prunk der verſchiedenen Grabmonumente ſchimmerte wie ebenſoviel Zeichen der Eitelkeit und Prunkſucht der Erde, und die Poſaunen, welche die ſteinernen Engel in der Hand trugen, ſollten bald einen wahrern und ſchimmernden Klang von ſich geben, ſo wundervoll, wie es die Erde noch nie vernommen.

Ich ſaß auf meinem Platze und ſtaunte, wie Alles dies ſo um mich her ward. Jetzt war die Kirche angefüllt bis in ihre kleinſten Räume hinan, da meldete eine Trompetenfanfare, daß der Hof käme. Alle Blicke flogen auf die königliche Loge, woſelbſt man alsbald, nach Vorgang der Hofchargen, den ehrwürdigen König, die Königin und den ſchönen Prinzen von Wallis, ſowie noch Alle, die zum Hofe gehörten, erſcheinen ſah. Sie ſahen klein aus und unbedeutend, denn die Majeſtät der Kirche iſt ſo unermeßlich, daß alle Pracht gegen ſie verſchwindet. Das Volk brach in den Siegesgeſang „Rule Britannia" aus. Als dieſer vollendet war, trat tiefe Stille ein, und Alles wendete ſich gegen die Plätze, wo die Tauſende von Muſikern verſammelt waren. Da ſtanden ſie! ein unermeßliches Heer, Alle mit ihren Notenblättern und auf einen Capellmeiſter ſehend, der in ihrer Mitte, hoch über ſie erhaben, den Taktſtock führte. Ich kann Dir nicht ſagen, welch' einen Eindruck dieſe Maſſe von Sängern und Spielern, alle an dieſelbe Richtſchnur gebunden, alle auf dieſelbe Note lauſchend, die im Geſang vorgeſchrieben war, auf mich machte. So bindet ein allmächtiger Wille das in der Irre treibende Geſchlecht der Erdgeborenen, und läßt ſie, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, die Befehle eines unermeßlichen Geiſtes mit der größten Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit vollbringen. Der Geſang begann: es war Händel's nicht genug zu rühmendes Oratorium „der Meſſias.“ In großen Schwingungen ging es daher, jede Tonwelle langſam und feierlich die andere verdrängend, bis ſie ſelbſt im Harmonienzauber dahinſchwand. Nun kam es an die Stelle, die mir immer das Herz im Leibe geweckt hat, zu den Worten, wo es heißt: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!“ Das iſt eine ſo mächtige Compoſition, daß, wenn die Erde voll Gotteslengner wäre, dieſer Geſang, in tiefer Stille um Mitternacht ertönend, ſie alle auf die Kniee niederwerfen würde. Ich ſah hin, wer die Worte ſang, und mein Auge fiel auf eine einſam daſtehende, weibliche Geſtalt, die einfach hintrat, in Weiß gekleidet, gerade wie ein armes Menſchenkind, das der allmächtige Schöpfer eben geſchaffen und das nun daſteht und ihn rührend und dankbar lobt. Dabei umleuchtete ſie ein wunderbarer Glanz; ſie war wie die Gebenedeite, die den Herrn geboren, unſchuldig und in ihrem Buſen den Gott tragend. Sie ſtand da und ſang die herrlichen Worte ſo klar, ſo verſtändlich, daß jedes Kind ſie faſſen konnte. Bei Gott, wer iſt die Wunderbare dort? fragte ich meinen Nachbar. Er lächelte und ſagte: Das iſt die Mara!

In meinem Herzen war es wie ein Gelübde, ich ſprach die Worte für mich hin: Dieſe Frau muß Großes thun, wenn ſie es will! Segen über ſie, wo ſie auch wandle! Wer dieſe heiligen Worte ſo ſingen kann, der hat etwas von den Geheimniſſen angeſchaut, vor denen wir anderen Alle in der Ferne anbetend knieen!

Wie ſie vollendet hatte — ſie ſang allein vor all' dem unermeßlichen Volk, — war es einen Augenblick ſtill, dann brach ein nicht endender Beifallsjubel aus. Ich habe nicht geglaubt, daß das engliſche Volk ſo jubiliren könne, aber es galt auch das Höchſte, was der arme Menſch hat und kennt. Auch ich ſtimmte mit ein in meiner beſcheidenen Ecke, und war froh, daß ich berufen war, dieſes Tages Entzücken mit zu theilen."

Dieſe Oratorien in der Weſtminſter Abtei, oder überhaupt ihr diesmaliger Aufenthalt in England, waren der Höhepunkt in den Leiſtungen Gertrud's, von da an ging es abwärts, abwärts mit ihren Kräften, abwärts mit ihrem Willen und ihrer religiöſen Bedeutſamkeit. Mit Mara's Abſchied verließ auch ſie die Pfade der Pflicht, ſie gab ſich dem hin, der ſie gerade hatte, ohne zu überlegen, ob es mit den Geſetzen ihres Innern und mit denen der öffentlichen Ordnung im Einklange war. Sie ſuchte den Genuß jetzt ebenſo eifrig, wie ſie ihn früher gemieden hatte. Das gab ihrem Weſen etwas Unſtetes, Zerfahrenes, ihrem Geſang einen Anflug von Salopperie. Sie war ſo ſehr ihres Triumphes ſicher, daß ſie nicht mehr auf ſich achtete, und da verflüchtigten ſich die edlen Kräfte, die nur gehalten ſein wollen durch beſtändiges, aufmerkſames Wachen über ſich ſelbſt. Es iſt ſchlimm zu ſagen, aber es muß geſagt werden, die Mara wurde ein gewöhnliches Weib, ein Weib mit ihren begehrlichen Launen, ihren täglichen Fehlern und dem thieriſchen Element, das ſchrecklich werden kann, wenn ſich das Weib ihm zwanglos überläßt. Der elegante, zierliche Amati, nur gemacht, ihre Stütze in den Geſellſchaftsſälen zu ſein, verlor bald ſeinen Poſten, und ein kräftiger, derber Mann trat in ſeine Stelle, Signor Florio, der mit der Caſſe der Sängerin noch übler wirthſchaftete, als es Mara gethan. Sie heirathete nicht, denn ſie fand die Ehe für unnütz, auch wollte ſie nicht ihren berühmten Namen dahin geben; ſie heirathete nicht, um die Freiheit zu bewahren, mit dem Individuum zu wechſeln, wenn es ihr nicht mehr behagte.

Indeſſen ſollte ſie in den zehn Jahren, die ſie in England blieb, und die zu ihrer Glanzperiode gehören, auch etwas von der grandioſen Unverſchämtheit der Nation kennen lernen, die ſie ihre Nationaltugend nennen, die aber nichts iſt als die arroganteſte Impertinenz, die man nur finden kann, und die deſto widerlicher wird, weil ſie auf Geld baſirt iſt, und durch das Geld ſich berechtigt hält, Alles ſich zu erlauben. Einen einzelnen Menſchen, der ſo auftritt, wirft man zur Thür hinaus, eine ganze Nation kann man nicht auf dieſe Weiſe beſeitigen, man muß ihren Unarten aus dem Wege gehen, und das thut jeder vernünftige und gebildete Continentbewohner. Wer aber kommt, um ihnen etwas zu bieten, kann ihnen nicht aus dem Wege gehen und muß ſtill halten, wenn ſie in ihrem Nationalgelüſte ſind, ihn ſchlecht zu behandeln. So alle Muſiker, alle Künſtler, die nach England gehen. Es iſt wahr, ſie werden gut für ihre Leiſtungen bezahlt, aber wehe ihnen, wenn ſie ſich einfallen laſſen, nicht das Geforderte zu leiſten, oder es nicht ſo zu leiſten, wie es vom Bezahlenden erwartet wird. Sie haben ſich der ſchimpflichſten Behandlung zu gewärtigen. Und oft kann die edle Natur eines Künſtlers, das kränkliche oder meinetwegen auch launenhafte Weſen, das in ſeiner Natur liegt, nicht eine Störung umgehen, die in ſeine Produktion eingreift, und ſehr unangenehm ſein kann, aber gelitten werden muß, da dringen dieſe rohen Naturen auf buchſtäbliche Erfüllung des Verſprochenen, und werden zügellos unbeſcheiden, wenn es nicht geleiſtet wird. So ging es Gertrud. Sie hatte von Berlin aus, wo ſie ſo viel gelitten hatte, eine Schwäche in ihrer Conſtitution empfangen, die es ihr unmöglich machte, lange zu ſingen oder auch lange zu ſtehen; außerdem daß es barbariſch iſt, ſehr verwickelte und ſchwierige Compoſitionen auf dem Flecke noch einmal zu verlangen. In Oxford geſchah ihr das. Sie war dahin gegangen, weil ſie vortheilhafte Bedingungen erreichte, die es ihr wünſchenswerth machten, auch die großen Städte in England zu beſuchen. Sie gab ein Concert in Oxford und trat mit einer Arie auf, die nicht leicht ihr Gleiches finden wird in ſchwieriger Zuſammenſetzung, in der Länge und dem künſtlichen Aushalten der Töne. Sie fand Beifall, aber gleich darauf erſcholl der Ruf „da capo!“ Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Sängerin war erſchöpft, ſie hätte ein plötzliches und raſches Wiederholen des Stückes nicht zu Stande bringen können, wenn ſie auch zweimal ſo viel Kräfte, Muth und Geſundheit gehabt, als ſie in der That beſaß. Sie wollte vortreten und ſich entſchuldigen, man ließ ſie nicht zu Worte kommen, ein ewiges Tremmeln und Pfeifen! Sie ließ den Lärm austoben, dann trat ſie vor und fing ihre zweite Arie an. Dieſe ließ man ruhig austönen, dann fing man wieder zu ſtürmen an. Jetzt regte ſich die Empfindlichkeit in ihr, ſie verſuchte nochmals zu ſprechen. Als ſie nicht gehört wurde, drehte ſie dem Publikum den Rücken und trat ab. Dies war eine neue Beleidigung. Der Schauſpieler darf nie den Rücken zeigen, er muß ſich künſtlich nach dem Ausgang hin drehen und ſchieben; es entſtand ein neuer ſchrecklicher Tumult. Am andern Morgen brachte die Zeitung einen ſie betreffenden Artikel, wo ein Herr Chapman, der Rector der Univerſität, ſie belehrte, daß Einiges an ihrer Erziehung noch fehle, daß Oxford ſie veranlaßt habe, die letzte Hand an ihre Erziehung zu legen, und daß man hoffe, daß dieſe jetzt vollendet ſei. Sie ließ dagegen die einfache Thatſache von ihrer leidenden Geſundheit einrücken, mit einem Tadel, der perſönlich dem Herrn Chapman galt.

Dieſe kleinen Zwiſchenſcenen kränkten die Künſtlerin wohl, aber beleidigten ſie nicht, oder hielten ſie nicht ab, in London zu bleiben. Die Mara war eine zu derbe Natur dafür, ſie konnte einen Puff vertragen. Und ihrem Begleiter waren die engliſchen Guineen eine zu wünſchenswerthe Zugabe.

Italien.

Von ihrem Aufenthalt in England machte ſie zwiſchendurch Ausflüge nach Italien, beſuchte Florenz und Venedig, aber ohne großen Erfolg. In Italien herrſchte die Oper, und die Oper war nicht der Mara ihr Hauptſchlachtfeld, auch fand ſie da Sängerinnen mit beſonders feiner Gabe für Intrigue, und dieſe traten ihr in den Weg. Nicht das Talent, ſondern die Bosheit überragte ſie hier. Die Mara war unfähig, eine Intrigue zu ſpinnen; ſie hatte eine zu gerade, offene Natur. Sie konnte derb ſein, aber nicht lächelnd boshaft und tückiſch freundſchaftlich.

Auf einer der Reiſen nach Italien, (ſie machte deren zwei), kam ſie im Jahre 1792 durch Paris. Sie hatte da einen erſchütternden Anblick; ſie ſah einen elenden Miethswagen, den eine große Menge

Drama.

Volks umgab, jubelnd und triumphirend in ungebührlicher Luſtigkeit. Da ihr Wagen durch dieſe Proceſſion aufgehalten wurde, ſo erkundigte ſie ſich, was es gäbe. Ein roher, häßlicher Menſch trat grinſend an den Schlag ihrer Kutſche und erwiderte: Wir bringen die Königin in das Gefängniß! Welch' ein Wort war das! Die gefeierte, angebetete Antoinette mit einem Pöbelhaufen in's Gefängniß geſchleppt! Sie konnte kaum ihren Ohren trauen! Doch beſtätigte ſich das Gehörte in einer nochmaligen Nachfrage. Ihr Gefährte machte ihr begreiflich, daß es gefährlich ſei, viel zu fragen, oder bei den Fragen Verwunderung und Schrecken zu zeigen. So barg denn Beides Gertrud in ihrem Buſen und verließ ſchaudernd das ſchöne Paris, das ſie ſo ſehr liebte, in dem ſie ſo gern früher geweilt. Sie konnte es nicht vergeſſen, daß es bis dahin hatte kommen können! Eine Königin im Gefängniß! Ja, ſie konnte bald darauf noch hinzuſetzen, eine Königin auf dem Blutgerüſte! Im Reiche der Töne lebend, in einem Jahrhundert groß geworden, wo die Fürſten eine unbeſchränkte Macht genoſſen, dazu in England weilend, wo die politiſchen Nachrichten, durch die Parteien getrübt, nur unvollkommen ihr Ohr berührten, welchen Schrecken mußte ſie empfinden, als ſie dieſen vehementen Schluß eines Volksproceſſes mit ſeiner Königin vernahm, von dem auch kein Schritt möglich war zurückzuthun. Die Gegenwart hatte mit ihrer Vergangenheit gebrochen. Sie wiederholte ſich fortwährend am Tage: Im Gefängniß! und ihre Träume hatten denſelben Inhalt. Sie hielt nichts mehr für ſicher, der Boden ſchwankte ihr überall. Alle Leute ſprachen von dieſem Ereigniß und überall hörte ſie verworrene und erſchreckte Antworten; nur ein Matroſe, der ſie im Kanal zu ihrem Schiffe überſetzte, erwiderte lachend: Ja, Madame, es iſt nun ſo! Wir haben Puppen und Männeken, die wir unſere Könige nennen; wenn die Schnüre unbrauchbar geworden ſind, an denen wir ſie ziehen, und ſie Bewegungen machen, die wir nicht wollen, ſo werfen wir ſie fort und nehmen andere! —

Hier in Italien merkte ſie erſt, daß der Geſchmack im Geſange ein anderer geworden war, daß man ſich von dem großen einfachen Styl abwendete, und dem gezierten, mit Schnörkeln und Verzierungen geſchmückten zuwendete. Auch fühlte ſie zuerſt das Abnehmen ihrer Stimme (ſie näherte ſich den Fünfzigen). Dieſe Betrachtungen waren nicht geeignet, ihr den Aufenthalt in Venedig und Florenz angenehm zu machen, und ſie eilte, als ſie ihre kontraktlichen Bedingungen erfüllt hatte, nach London zurück.

Hier angelangt fand ſie die alte Aufnahme. Die Engländer hatten ſich an ſie gewöhnt. Auch ihre veränderte Stimme, ſie war faſt unmerklich, wenn ſie ſich anſtrengte, verzieh man und wollte es abſichtlich nicht wahr haben. Sie gewann noch viel Geld, und gern wäre ſie hier noch länger geblieben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, einen totalen Schiffbruch mit ihrer Stimme zu erleiden. Jetzt ließ ſich der Schaden noch allenfalls verdecken, allein er konnte ſo groß werden, und ſo plötzlich eintreten, daß an kein Verſchleiern zu denken war. Alſo entſchloß ſie ſich England zu verlaſſen, ehe es ſie verließ. Ihr Abſchiedsconcert war noch von allen bedeutenden Künſtlern unterſtützt, und das Feſt, das darauf folgte, war eines der großartigſten, das man geſehen.

Zurück nach Deutſchland.

Nun kam ſie nach Deutſchland zurück.

Es empfing die Berühmte mit Achtung und Ehrerbietung.

Sie gab Concerte, ſie wurden beſucht, und die Belohnungen fielen ſo reichlich aus, als es deutſche Kräfte vermochten. Obgleich ſie im Gefolge von Napoleon und ſeinen ſiegreichen Fahnen daherzog, beachtete man doch die Künſtlerin, die am Abend ihres Lebens das Land ihrer Geburt aufſuchte, um da Lorbeeren zu pflücken. Weimar, Frankfurt, Gotha wurden von ihr beſucht, zuletzt kam ſie nach Leipzig.

In Leipzig lebte noch der alte Hiller.

Im Gaſthof ging er unangemeldet zu ihr hinein. Er ſtellte ſich vor ſie hin und fragte: Wer bin ich?

Sie wußte es nicht, ſie konnte ſich auf den alten, gebeugten Mann nicht beſinnen. Da erhob er drohend den Finger und rief: Trudel! Trudel!

Ach, Vater Hiller! rief die Fünfzigjährige entzückt und erſtaunt. So ſehen wir uns wieder.

Ja, ſo ſehen wir uns wieder!

Thränen ſtanden in Beider Augen, als ſie ſich jetzt feſt in die Arme ſchloſſen. Dann ließen ſie ſich wieder los, und ſahen einander an. Nicht wahr, rief Gertrud, ich bin alt geworden?

Ja, erwiderte er trocken.

Aber Er, Vater, wie iſt Er alt geworden! Es iſt grauſig!

Nun laß es gut ſein, Trudel! Wir wollen einander liebhaben, dann ſchadet es nichts, wenn wir alt ſind.

So ſoll es ſein! rief ſie, und von Neuem lagen ſie ſich in den Armen.

Das ganze Zimmer, als dieſe Scene ſpielte, war voll von alten Bewunderern und Freunden Gertrud's; ſie Alle empfanden die lebhafteſte Freude bei dieſem Begrüßungswillkommen Gertrud's und ihres alten Meiſters und Lehrherrn.

Nun ging es an ein Erzählen. Was hatte ſie nicht Alles geſehen, was hatte ſie nicht Alles gehört ſeit der Zeit, daß ſie von einander getrennt waren. Es war über dreißig Jahre. Aber nun ſollte ſie auch ſingen. Sie weigerte ſich lächelnd. Man drang in ſie, und ſelbſt Vater Hiller bat. Du wirſt es ſchon zu hören kriegen, erwiderte ſie, verlegen lachend, es iſt kein Wunderwerk mehr! Vater, verſtopfe Dir nur nicht die Ohren, das iſt das Einzige, was ich bitte.

Oho! oho! rief Hiller ſpottend. So arg wird es nicht ſein.

Ein großes Concert wurde veranſtaltet; Alles ſtrömte hin, denn Alle wollten die Mara hören. Auch Vater Hiller ging mit ſeinen Freunden hin. Ja, was er hörte, es war Geſang, es war ſogar ſchöner Geſang, aber der Geſang ſeiner Tochter war es nicht mehr. Kaum daß hier und da etwas daran mahnte; daß ein Anklang ſich von dem fand, was es früher geweſen. Eine herbe Wehmuth überkam ihn, und während das Publikum wie unſinnig klatſchte, zog er leiſe ſein Tuch hervor und trocknete ſich die Thränen ab. Nicht wahr, das heißt Geſang! die göttliche Mara hat geſungen! rief man ihm entgegen, als er hinaustrat. Ja, ſie hat geſungen, erwiderte er, und ſchlich ſich nach Hauſe. In ſeinem ſtillen Kämmerlein lebten die Tage wieder auf, die nun vergangen waren auf immer. Er ſaß wieder an ſeinem kleinen Rotenpult, mit der ſchwarzen Kante. — Da ſtand es noch, in der Ecke! — und um ihn ſtanden die drei Grazien, die Hiller'ſchen Grazien, und ſie ſangen alle, und durch die Stimmen der anderen zwei hörte und erkannte er den reinen Glockenton Gertrud's! Ach, durch alle Stimmen der Erde hätte er dieſe klare, dieſe ſchmeichelnde, ſüße Stimme wiedererkannt! Und das beifällige Nicken mit dem Notenblatte, ſo unmerklich es war, ſie merkte es doch und freute ſich deſſen. Wo fand er eine Schülerin wie ſie, eine, die ihm ſo unausſprechliche Freude machte und jetzt — ſo unausſprechlich viel Kummer! —

Da klopfte es an ſeine Thür, er rief „Herein!" und in's Zimmer trat — die Mara! —

Es hat mich nicht gelitten, ich wollte Dich ſehen, Vater, mit Dir ſprechen! rief ſie.

Zu viel Ehre, liebe Frau! antwortete er.

Still! rief ſie, wenn Du ſo ſprichſt, Vater Hiller, ſo ſcheuchſt Du mich gleich fort von hier. Und ſie ſtand auf und wollte gehen. Er eilte ihr nach und hielt ſie zurück. Sie ließ ſich halten, und indem ſie ihm in's Auge ſah, faßte ſie ſeine Hand, und führte ſie an die Lippen.

Nicht doch, meine Liebe! rief er.

Ja, Vater, ſagte ſie, das mußt Du dulden!

Haben ſie mir in der Welt die Hände geküßt, ja ſogar den Stuhl geküßt, worauf ich ſaß, ſo bin ich jetzt hier, und es iſt an mir, Dir die Hand zu küſſen.

Und nach einer Pauſe ſah ſie verſchämt in die Höhe und fragte leiſe: Wie hab' ich geſungen?

Der Vater Hiller ſtand ſtumm da.

Gut, erwiderte ſie, das iſt auch eine Antwort.

Beide ſchwiegen. Sie ſah ſich im Zimmer umher. Es war noch ganz ſo, wie ſie es vor dreißig Jahren verlaſſen; auch noch der Blumenſtrauß ſteckte am Spiegel, den ſie bei ihrer Abreiſe hier gelaſſen. Dies rührte ſie und Thränen traten in ihre Augen; Vater Hiller lief geſchäftig hin und her, und zeigte ihr Alles, was er wußte, das ſie es von Alters her kannte. Auch ein Notenblatt, auf dem er die erſten Aenderungen geſchrieben, die ſie bei ihrem Geſange zu machen hatte, fand ſich, und Gertrud ſagte: Das behalt' ich.

Nein, ſagte er, das gehört mir!

Ich geb' Dir dies dagegen! ſagte ſie, indem ſie eine kleine goldene Kapſel hervorzog und daraus ein Billet des Prinzen von Wallis, wo er ihr darin ſchrieb, daß ſie die einzige, die göttlichſte Sängerin wäre, die er gehört.

Gut, das nehm' ich! rief der Vater Hiller, aber das andere behalte ich dennoch! Wenn ich ſterbe, will ich Dir Beides zurückvermachen! Es wird nicht mehr lange dauern, Trudel, ſo bringen ſie den Alten hinaus!

Eine Pauſe entſtand, dann ſagte Gertrud mit demſelben ſchmeichelnden Ton wie früher: Aber nun ſage mir etwas über meinen Geſang, Vater! Ein einziges ſchwaches Wörtchen! Es iſt gar zu hart, ſo ſtillſchweigend von Dir wegzugehen. Nicht wahr, die Stimme hat gelitten?

Es iſt gar keine da! erwiderte Hiller.

Kaum war dieſes Wort geſprochen, ſo fiel Gertrud, wie in ſich gebrochen, auf den Stuhl, und die alte Frau weinte wie ein Kind.

Hiller empfand Mitleid mit ihr, auch mochte ihm ſein hartes Urtheil leid thun, er näherte ſich der Weinenden, erfaßte liebreich ihre Hand und ſagte: Gertrud, wir ſind Beide alt; es iſt der Lauf der Dinge, es kann nicht anders ſein. Bedenke, daß Du über fünfzig Jahr biſt. Sei vernünftig und mäßige Dich! Für die Menge biſt Du noch immer die bewunderte Sängerin, nur verlange nicht, daß Hiller, der Vater Hiller, der Dich in Deinen guten Tagen kannte, der da mitwirkte, Dich zu dem zu machen, was Du warſt, daß der mit einſtimmen ſoll in den Schrei der Menge. Wie geſagt, mäßige Dich, wähle keine zu großen Räume, ſondern immer kleinere Zimmer, die Deine Stimme noch ausfüllen kann, verſteige Dich nicht zu den koloſſalen Wunderklängen eines Händel'ſchen Oratoriums, dieſe himmeltragenden Gebirge konnteſt Du früher wohl erklettern, jetzt aber nicht mehr. Singe Arien von Haſſe, auch wohl welche von Graun, dieſe ſind noch für Deine Stimme, aber halt' Dich fern von dem, was Dir verſchloſſen iſt, und wo kein Schlüſſel der Welt es Dir wieder aufſchließt.

So ſprach Vater Hiller und Gertrud hörte ihn mit Andacht und Ergebung zu.

In Berlin fand ſie Alles verändert. Das große Heldenbild Friedrich's war in die Tiefe hinabgeſtiegen, der Thron war unterdeſſen zweimal leer geweſen und war zweimal beſetzt worden. Ein junger König herrſchte jetzt mit einer jungen Königin; Gertrud konnte ſich beſinnen, ihn als Kind geſehen zu haben, wenn Friedrich der Große einmal aufgelegt war, ſeine Nachfolgerſchaft zu muſtern, und den nachmaligen dicken König mit ſeinen Kindern in Potsdam erſcheinen ließ. Der Prinz Achim Archinbald war in eine entfernte Feſtung als Kommandant verſetzt worden, der Kammerherr Coccejus längſt todt, auch der General von Selbitz. Sie konnte ſich nicht überzeugen, daß es daſſelbe Berlin war, wo ſie ſo viel ge-

litten und ſo große Freude erlebt hatte, wenn ſie durch die Straßen wandelte. Nur ein Freund und Bewunderer ihrer Jugend lebte, der alte Nicolai, der ſich kindiſch freute ſie zu ſehen, und ſogleich ein Concert veranſtaltete, wo ſie ihre bekannten, herrlichen Wunderwerke vortragen ſollte. Trotz der Warnung Hiller's ließ ſie ſich doch verleiten Graun's Tod Jeſu zu ſingen, und fiel damit jämmerlich durch. Ach, ich wußte es wohl, daß Jeſus für mich geſtorben iſt! ſagte ſie mit trübem Doppelſinn.

Doch fanden, da ihr Ruf einmal feſt gegründet war, ihre Concerte Beifall, und ſie nahm auch viel Geld ein. Die wenige Zahl der Kenner nur fällte obiges Urtheil und dieſem ſtimmte auch der gelehrte Buchhändler Nicolai bei, dem es jetzt leid that, die Sängerin zu der gefährlichen Probe verlockt zu haben.

In einer der angeſehenſten Geſellſchaften der Stadt, wo ſie ſang, fand ſie einen jungen Mann, einen Ruſſen, der ſich beſonders warm bei ihr für den Genuß bedankte, den ſie ihm gegeben. Er kam zu ihr, grüßte ſie ehrerbietig und küßte ihr die Hand. Es entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Geſpräch über Rußland, und der junge Fremde äußerte den Wunſch, wenn es ihr doch gefallen möchte, in dieſe Gegenden zu kommen, dann würde ſie ſicherlich eine reiche Ernte von Ruhm und Gold einnehmen. Gertrud erwiderte, daß ſie ſtets gefunden, daß Jeder ſeine väterländiſchen Gegenden lobte.

Rußland iſt nicht mein Vaterland, erwiderte der Fremde.

Nicht? fragte Gertrud; wo ſind Sie denn her? Ihr Deutſch, das Sie reden, klingt ſo gebrochen und ſo fremd, auch iſt die Kleidung, die Sie tragen, eine ruſſiſche Uniform.

Gleichwohl bin ich kein Ruſſe.

Er ließ ſich auf keine weitere Erklärung ein, doch fuhr er fort, Gertrud mit Antheil zu betrachten, und auch ſie wendete öfters den Blick auf ihn. Es war ein ſchlanker, hochgewachſener junger Mann, deſſen Geſicht etwas unendlich Liebliches und Einnehmendes hatte. Sie wünſchte mit ihm näher bekannt zu werden, beſonders da ſie gehört, daß er nur kurze Zeit bliebe, daß er den Auftrag eines vornehmen ruſſiſchen Herrn auszurichten habe und dann wieder zurückkehrte, es fand ſich aber nicht die Gelegenheit dazu; auch ſchien es, als wenn ihr der Fremde gefliſſentlich ſeit ihrer letzten Unterredung auswiche. Eines Tages jedoch fand ſie ihn in einem Laden, wo er etwas einkaufte. Sehr artig bot er ihr den Arm, und wollte ſie nach Hauſe geleiten. Gertrud nahm die Begleitung an.

Unterwegs kam die Rede wieder auf Rußland, und der Fremde wiederholte ſeine Aufforderungen, dahin zu kommen, indem er, im Fall Gertrud auch Moskau beſuchen wollte, ihr ſeinen Schutz anbot und ihr ſeine Karte einhändigte. Gertrud nahm die Karte und las darauf den Namen: Oberſt Maratief. Sie ſah ihn lächelnd an und ſagte: Sie führen einen Theil meines Namens in dem Ihrigen, Mara-Maratief.

Er erröthete, antwortete aber nichts.

Gewiß werde ich Moskau beſuchen, wenn ich nach Rußland komme, fuhr Gertrud fort. Wie ſollte ich nicht Luſt haben, die alte berühmte Zaarenſtadt zu ſehen? Doch erſt werde ich nach Petersburg gehen, weil dort der Hof iſt.

Da thun Sie recht daran, antwortete er. Doch dann kommen Sie zu uns. Das Leben in Moskau iſt ſehr angenehm und wird Ihnen ſehr zuſagen.

Wann reiſen Sie ab?

Es iſt unbeſtimmt, ſagte er; vielleicht verzögert ſich mein Geſchäft, und in dem Falle bleibe ich noch einige Tage.

So haben Sie die Güte, und beſuchen Sie mich, Herr Oberſt.

Er dankte, und am nächſten Tage war er bei Gertrud. Das Geſpräch ging Anfangs über die bekannten Gemeinplätze der Unterhaltung, endlich fragte er zögernd und mit niedergeſchlagenen Augen, ob ſie kürzlich Nachrichten über ihren Gemahl habe.

Gertrud verneinte dies, indem ſie ſagte, daß ſie bereits ſeit drei Jahren keine Briefe mit ihm wechſele. Sie fragte, was der Grund dieſer Erkundigung ſei.

Es iſt mein Vater! erwiderte er.

Gertrud ſah ihn erſtaunt an; dieſe Enthüllung des Räthſels war ihr neu. Jetzt entdeckte ſie, was ihr früher entgangen war, eine flüchtige Aehnlichkeit des jungen Mannes mit Mara, zu den Zeiten, wo er jung und hübſch war. Es fiel ihr zugleich die Scene, die ſie einmal in Berlin gehabt hatte, auf und ſie erinnerte ſich des jungen ſchwarzäugigen Knäbchens, der ihr damals wegen ſeiner Schönheit aufgefallen war. Sie ſchwieg und blickte fortwährend den jungen Mann an, der ſeinerſeits höchſt verlegen war, und zuletzt ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß er ihre Hand nahm und ſie wiederholt zärtlich küßte. Verzeihung, meine liebe Madame, Verzeihung! ſtammelte er. Sie hätten mein Geheimniß nie erfahren, wenn Sie nicht ſelbſt gleichſam in mich gedrungen hätten; denn ich kann mir denken, wie es Ihnen unangenehm ſein muß, einen lebenden Zeugen von der Untreue Ihres Herrn Gemahls zu ſehen.

Mein lieber Freund, das iſt nicht Ihre Schuld! ſagte ſie, jetzt gleichfalls verlegen.

Freilich wohl! ſagte er, ein Kind iſt immer der unſchuldige Grund des Zornes und der Liebe ſeiner Eltern, es ſpricht zur Verſöhnung, denn in dem Augenblick, als die Sünde geſchah, die ihn in's Leben rief, wußte und ahndete er nichts von den kommenden Verhältniſſen der Welt, in der er einſt leben ſollte.

Wie kamen Sie denn nach Rußland? fragte Gertrud weiter.

Das iſt eine etwas weitläufige Geſchichte, entgegnete der junge Oberſt, doch will ich verſuchen, ſie Ihnen mit einem Paar Worten vorzutragen. Wie der König Friedrich ſtarb, waren hier mehrere Ruſſen, um der Beerdigung mit beizuwohnen, da war auch Einer darunter, der ſich General Saxatief nannte, ein herzenslieber, guter Mann, deſſen Gedächtniß ich nur ſegnen kann. Er ſah mich zufällig, ich gefiel ihm, und da er vernahm, daß ich ohne Eltern ſei, bereit, in das Waiſenhaus zu wandern, wo ich aufgezogen werden ſollte, wandte er ſich an meinen Vormund und erreichte von ihm mit leichter Mühe die Zuſage, daß er mich mit ſich nach Rußland nehmen könne. Ich ging, wie ein kleines Päckchen Waare, mit ihm in das fremde, große Reich. Daheim ſorgte er für meine Erziehung, ließ mich meine Mutterſprache fortlernen und brachte mir frühzeitig eine militairiſche Richtung bei. Er ſelbſt war ohne Kinder, und hatte ſeine Frau früh verloren, ſo daß es möglich war, daß er mich als Sohn annahm, nur ließ er mich in ſeinem Namen das S in ein M verwandeln, da er von meinem eigentlichen Schickſal der Geburt gehört hatte. Schon bei ſeinen Lebzeiten brachte er durch ſeine Verbindungen mich bei dem Regiment unter, dem er ſelbſt als General vorſtand; ſpäter, als er ſtarb, rückte ich ſchnell vorwärts, denn alle Menſchen; mit denen ich zu thun hatte, waren mir gut und mochten mich gern leiden. In Rußland iſt es anders wie hier; hier iſt es zu ſehr überfüllt mit Menſchen; Einer nimmt dem Andern den Lebensunterhalt fort, darum ſind ſie neidiſch und es herrſchen Mißgunſt und Habgier unter ihnen. Die weiten Ebenen von Rußland haben jedoch noch viel Platz für die Menſchheit, und kann ſich deßhalb mit Bequemlichkeit ausdehnen.

Dies war die Geſchichte des jungen Deutſch-Ruſſen, die Gertrud mit Intereſſe anhörte, theils weil ſie wirklich merkwürdig war, theils weil ſie in einem anſpruchloſen, natürlichen einfachen Tone von dem jungen Manne vorgetragen wurde. Er fragte ſie mit zarter Schonung, ob ſie keine Kinder hätte? Gertrud verneinte ſeufzend. Dieſes Glück hätte ſie ſtets entbehrt, und beklagte es jetzt doppelt, da ſie ihn ſähe. Wie würde ich Sie lieb haben, wenn Sie mein Sohn wären! — Er neigte ſich nochmals zu ihrer Hand, doch ſie umſchlang und küßte ihn. Er kam alle Tage zu ihr, die er noch in Berlin war. Eines Tages blieb er aus, und Gertrud erfuhr, daß er plötzlich hätte abreiſen müſſen.

Petersburg — Moskau.

Die Bekanntſchaft mit dem jungen Maratief hatte den Entſchluß bei ihr zur Reiſe gebracht, ſie wollte nun nach Petersburg. Ihre Berliner Freunde riethen ihr auch dazu. Die Jahreszeit war günſtig, es ging zum Winter, und der Winter mit ſeinen religiöſen Feſten iſt in Rußland ſo günſtig, daß das Heer der Sänger und Kunſtproducenten aller Art nicht verſäumt, ſich in dieſer Jahreszeit in dem großen Kaiſerreiche einzufinden. Gertrud machte ſich alſo bereit zur Reiſe. Sie nahm einen ältlichen Mann mit, der die Aufſicht über ihre Caſſe hatte, und ernſtlich und geübt ſie verwaltete. Die Jahre der Neigungen waren vorüber, es lag ihr jetzt daran, die Caſſe, die immer in untreuen Händen geweſen war, jetzt auf das Gewiſſenhafteſte ſelbſt zu verwalten und auf das

Genaueſte zu wiſſen, wie viel ſie erwarb, und das Erworbene gut beiſammenzuhalten. Es trug dieſe Anſicht auch ihre Früchte, Gertrud, die zu den Zeiten ihrer koloſſalen Einnahme immer, wenn ſie nachſah, eine Leere in der Caſſe gefunden hatte, bemerkte jetzt, wie ein Hundert ſich zu dem andern geſellte, wie ein Tauſend mit dem nächſtfolgenden vertraulich beiſammenblieb. Dies machte ihr Freude, denn ſie dachte an das Alter und an die Jahre, wo ſie wahrſcheinlich nicht mehr ſingen würde.

In Petersburg, wo ihr ein glänzender Ruf voranging, wurde ſie ſehr gut aufgenommen. Sie gab Concerte und ſang Abends in den Kreiſen der vornehmen Welt. Treu dem Rathe Hiller's, den ſie leider in Berlin außer Acht gelaſſen, vermied ſie es, große Meiſterwerke der Tonkünſtler zu geben, ſie wurden auch in Petersburg nicht verlangt, man war ſchon ſehr befriedigt, wenn man ein Paar ältere Sachen von Paëſiello, Jomelli und Anderen hörte. Im Ganzen hatte auch die neumodiſche Manier des Geſanges, in der die Catalani herrſchte, um ſich gegriffen, und man hörte nur dieſe prahlenden und blendenden Muſikſtücke. Nachdem ſie von dem Kaiſer und der kaiſerlichen Familie reich beſchenkt worden war, und auch von den ruſſiſchen Großen anſehnliche Honorare empfangen hatte, machte ſie ſich nach Moskau auf den Weg, wohin ſie ein eigener Zug des Herzens trieb. Es beherrſchte ſie das Verlangen, den jungen liebenswürdigen Oberſten Maratief wiederzuſehen, mit dem ſie fortwährend in Correſpondenz ſtand, und der ſie dort erwartete. Die Liebe zu Mara, die ſie einſt ſo beſeligt hatte, war in dieſem, ſeinem veredelten und verſchönerten Ebenbilde neu erwacht, und ſie dachte ſich ſchon das Entzücken, ihn „Sohn“ nennen zu dürfen, wozu ſie die Erlaubniß von dem jungen Manne ſich erbitten wollte.

Das große, ungeheure Moskau, mit ſeinen alterthümlichen Thürmen und ſeinen fremdartigen Kuppeln, nahm ſie auf. Sie ſtaunte, als ſie die Pracht der Paläſte ſah, die Großartigkeit der Bauten, das wunderſam fremde Leben, das durch die Gaſſen fluthete, und dabei das gemüthliche gaſtfreundliche Treiben der Eingeborenen wahrnahm, die ſich um die Ehre ſtritten, die berühmte Fremde zu beherbergen, ihr Ehre, Liebe und Güte, ſo viel es in ihren Kräften lag, zu beweiſen. Maratief war da, und führte ſie in ihre neue Wohnung ein, die prachtvoll und bequem ausgeſtattet war.

Darf ich nicht bei Ihnen wohnen, lieber Oberſt? fragte Mara.

Der Hof zu Bamberg.

Das Jahr 1740 war dazu beſtimmt wichtige Veränderungen herbeizuführen. Carl VI. Tod ſtürzte die Politik Europas in unendliche Verwirrungen. Der Lieblingsgedanke dieſes Fürſten, die pragmatiſche Sanction, wurde als er realiſirt werden ſollte die Quelle der Zwietracht der europäiſchen Fürſten. Vier Frauen gingen aus dieſen trüben Wirren der Zeit mit Glanz hervor. Zwei derſelben beſtiegen Kaiſerthrone, eine drückte als allwaltende Herrſcherin dem Marſchall Soubiſe den Heerführerſtab in die Hand, und die vierte, im Unglück groß, die Kurfürſtin von Sachſen, erſchwerte bis zu ihrem letzten Athemzuge dem Helden des Jahrhunderts jedes Vordringen auf der Siegesbahn.

Ich lebe als Officier und Junggeſell, erwiderte er; Beides wären keine paſſenden Eigenſchaften, um eine Dame bei mir aufzunehmen.

So ſeien Sie wenigſtens ſo oft mein Gaſt, als es Ihre Zeit geſtattet, lieber Sohn, ſagte die Sängerin.

Geben Sie mir wirklich dieſen Titel, rief er freudig, um den ich zu bitten nicht wagte. O, meine theure Mutter, wie ſehr beglücken Sie mich! Welch' eine Freude bereiten Sie mir! Wie ſoll ich Ihnen deutlich und treu meinen Dank abſtatten?

Dadurch, daß Sie die alte Sängerin lieb haben, erwiderte die Mara. Ich ſtehe allein in der Welt, es verlangt mich, Jemanden zu haben, der ſich um mich kümmert, mir die Augen zudrückt, wenn ich einſt ſterbe.

Er ſank vor ihr auf die Kniee, und drückte ihre beiden Hände an ſein Geſicht, das Thränen befeuchteten. O, wenn Sie ein Herz voll Liebe haben wollen, ſo iſt das meine ganz Ihren Wünſchen ergeben. Immer, wenn ich vergangene Tage und Ihr Geſchick betrachtete, dachte ich: Wie mag doch die Mara über dich denken! Sollteſt du es wagen dürfen, ihr unter die Augen zu treten? Aber immer hielt mich das Schickſal ab, mir auf dieſe Frage eine Antwort zu verſchaffen, immer war ich Ihnen fern, bis ein wunderſamer Zufall in Berlin mich in Ihre unmittelbare Nähe brachte.

Die Mara hörte dieſe Aeußerungen mit Vergnügen, ſie vergalt die Gefühle des jungen Mannes, indem ſie ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit in allen ſeinen Angelegenheiten mit Rath und That zur Seite ſtand. Als ſein Geburtsfeſt erſchien, zeigte ſie ſich als Eine der Erſten, die ihm ihre Wünſche und Gaben brachte. Sie fand ihn in ſeinem Kabinet, und bei ihrem Eintritt verbarg er Etwas raſch, was er eben in Händen gehabt hatte. Gertrud wollte nicht fragen, was es ſei, aber es that ihr leid, daß er vor ihr ein Geheimniß habe. Nach Mancherlei, was ſie mit einander zu ſprechen hatten, ſagte endlich der Oberſt ſeufzend: das Glück hat mich ſo reich bedacht, aber den Hauptgegenſtand meiner Wünſche entzieht es mir doch! — Welcher iſt der? fragte die Sängerin. — Sehen Sie dieſes Bild, theure Mutter, rief er, und brachte jetzt ſelbſt zögernd das Verſteckte hervor, und urtheilen Sie ſelbſt, da das Original die Copie tauſendmal an Reizen übertrifft, ob es nicht der Magnetſtein ſein ſoll, nach dem ſich alle meine Wünſche richten?

Gertrud nahm das zierliche Käſtchen, in dem das Bild eingeſchloſſen war, und ſah jetzt das Portrait einer Dame, die allerdings ſehr lieblich und reizend war. Wer iſt ſie? fragte ſie den Jüngling.

Die Pflegetochter unſeres Gouverneurs, antwortete dieſer.

Des Generals Solnikoff?

Deſſelben.

Ich kann mich nicht beſinnen, ſie geſehen zu haben, ſagte die Sängerin. Ich bin in dem Hauſe ſehr wohl bekannt, der General iſt Muſikkenner und wir verkehren viel mit einander.

Der Oberſt ſah trüb und nachdenkend vor ſich hin, dann ſagte er: Man hat ſie entfernt, weil man unſere Neigung nicht begünſtigen will, doch wird ſie in dieſen Tagen eintreffen zu dem Namenstage der Generalin. Sie heißt Afanaſia und wir lieben uns ſchon ſeit Jahren. O Himmel, was wird aus dieſer unglücklichen Liebe werden?

Was iſt der Grund der Weigerung? fragte Gertrud.

Nichts, als der Eigenſinn des Alten, war die Antwort, er will ſie keinem Militair geben, und hat das hübſche friſche Mädchen aus einem Anfall von Bigotterie dem Kloſter beſtimmt.

Die Mara tröſtete den Liebenden auf's Beſte, im Geheim nahm ſie ſich vor, in der Sache thätig zu ſein. Der alte General hing mit beſonderer Achtung und Theilnahme an ihr, ſie war faſt täglich in ſeinem Hauſe, was eines der beſuchteſten und beſteingerichtetſten in Moskau war. Er gab öfters kleine Concerte, und führte Symphonien und Quartette auf, in denen er ſelbſt mitwirkte. In ſeiner Jugend hatte er Deutſchland geſehen, und war durch ein beſonders günſtiges Zuſammentreffen mit der Todi, die damals in der Zurückgezogenheit von Paris lebte, bekannt geworden. Eine kleine Arie der Todi, angeblich auf und für ihn gemacht, hielt er als ein Heiligthum verborgen, und nur die Mara war die Bevorzugte, die das Blatt zu ſehen bekam und auch die Arie ſang.

Wie der Namenstag der Generalin erſchien, war auch Afanaſia gegenwärtig und Gertrud lernte ſie kennen. Allerdings war das Bild nur ein ſehr ſchwacher Abriß ihrer reizenden Eigenthümlichkeit. Sie bezauberte alle Welt durch ihre Beſcheidenheit, Anmuth und Lieblichkeit; zugleich war eine Wolke von Kummer, die ſich ihr unbewußt um das Geſicht lagerte, der fortwährende Beweggrund, die Theilnahme an ſich zu ziehen, denn man wünſchte ein ſo vollkommenes Weſen auch vollkommen glücklich zu ſehen. Der General behandelte ſie hart, roh und kalt. Die Närrin, ſagte er zu Gertrud, hat ſich etwas in den Kopf geſetzt, was ich ihr wieder heraustreiben will.

Immer mit dem Glücke ihres Lieblings beſchäftigt hatte ſich die Mara zu dieſem Tage etwas Beſonderes ausgedacht. Es wurden kleine Comödien aufgeführt, und die zahlreiche Verwandtſchaft des Generals gab ſich Mühe, dieſen Tag ſo feſtlich wie möglich zu machen. Ganz zuletzt trat Afanaſia auf mit einer kleinen Scene, die ihr die Mara eingelernt. Sie ſtand auf der Bühne in Trauer und Wehmuth verſenkt, ſie wurde gefragt, was ihr fehle, ſie zeigte auf einen todten Vogel, und ſagte, daß ihr treuer Freund, der theilnehmende Genoſſe ihrer Einſamkeit, geſtorben ſei. Man ſuchte ſie zu tröſten. Tröſtet mich nicht, ſagte ſie, für den, der wahrhaft trauert, giebt es keinen Troſt, und nun ſang ſie, aber nicht eigentlich ſie, ſondern die Mara ſang hinter den Couliſſen die Arie der Todi, die dieſen Gedanken ausführte. Es gelang wundervoll. Die Töne quollen mit einer ſo eigenthümlichen Rührung und in ſolcher Fülle und Rundung hervor, daß Alle bis zu Thränen bewegt wurden. Auch der General trocknete ſich die Augen, er ſtand auf und umarmte ſeine Pflegetochter und rief: Wenn ſolche Geiſter Dich beſchützen, mein Kind, da biſt Du glücklich! Zugleich brachte er die Mara hervor, ſtellte ſie als die eigentliche Sängerin der Arie vor, und da Jedermann dies ſchon wußte, ſo empfing die Sängerin die aufrichtigſten und zahlreichſten Lobeserhebungen.

Nun beſinnen Sie ſich, General, ſagte die Mara, in welcher Beziehung die berühmte Sängerin Ihnen dieſe Arie gab?

In welcher Beziehung? ſagte der alte Mann, ich war damals heftig verliebt und hatte lange keine Nachrichten von meiner Angebeteten, er faßte dabei ſeine Frau an der Hand, bekommen.

So gedenken Sie, theurer Freund, mit Nachſicht Aller, die in ähnlicher Lage ſind. Gedenken Sie meines armen Pflegeſohnes, des Oberſten Maratief. Mit dieſen Worten führte ſie den jungen Mann herbei, der ſeinerſeits wieder Aſanaſia vor den Vater brachte.

Ihr Pflegeſohn? rief der General überraſcht.

Er iſt's! ſagte die Mara. Die günſtige Stimmung, in der ſich der General befand, das Glück, das er ſelbſt genoß, die Erinnerung an die Angſt und die Verzweiflung, die er damals empfunden, die Nachricht, daß der junge Oberſt mit ſeiner theuren Freundin verwandt ſei, Alles wirkte ſo günſtig, daß er ſich gütig und hoffnungsvoll erklärte, und die Liebenden neuen Muth gewannen.

Gieb ſie zuſammen, Freund Frühſtück, ſagte ein alter Kriegskamerad zum General. Weil heute ein ſo gottgeſegneter Tag iſt, und weil unſere Freundin, die berühmte Eliſabetha Federowna darum bittet. Dies war nehmlich der ruſſiſche Name der Sängerin.

Es ſei, tönte die Antwort; nach Verlauf eines Jahres mag er wieder anfragen, unterdeſſen werden die Hochzeitskleider genäht werden. Die Liebenden waren glücklich, ſie dankten der Mara, als der Begründerin ihres Glückes; dieſe wehrte ab, und nannte den Gouverneur. Man war herzlich froh und ſcherzte und plauderte. Ich möchte nur wiſſen, fing die Mara an, indem ſie den Gouverneur anſprach, warum Sie Ihr Freund „Frühſtück" nannte?

Ach! erwiderte der Gouverneur lachend, das iſt eine Geſchichte aus meiner früheſten Jugend, und nur ſehr vertraute Freunde haben das Recht darauf anzuſpielen. Ich will ſie Ihnen erzählen. Es war zu den Zeiten unſerer gottgefälligen und allberühmten Kaiſerin Katharina, beſonders gottgefällig, weil ſie an mir wie eine Mutter gehandelt hat. Geſegnet ſei ihr Andenken! Ihr müßt wiſſen, Freunde, ich bin ein Findling! Das iſt keine Schande, obgleich es keine Freude gewährt. Ich ward von ſehr armen Eltern als ihr Sohn angenommen, und ſie hatten die Abſicht, mich gut oder böſe aufzuziehen, obgleich ſie ſelbſt ſchon zwölf Kinder hatten. Damals, als dieſes würdige Paar darüber nachſann, wie ſie mich anſchirren ſollten, daß ich, ſo jung ich war, ſchon helfen ſollte den Karren aus dem Schmutz zu ziehen, in dem die ſämmtliche Familie ſaß, geſchah es, daß die Kaiſerin Katharina, die eben den Thron beſtiegen hatte, hieher nach Moskau kam, um ſich dem alten Gebrauche gemäß krönen zu laſſen. Sie kam hier an, bereits kränklich, und wurde vollends krank, ſo daß man ein Dutzend Aerzte aus allen Enden des Reiches zuſammenberief, um ſie wieder geſund zu machen. Ihre gute Natur half ſich ſelbſt, oder, wenn wir es von der frommen Seite betrachten wollen, ein Pilgergang nach unſerem berühmten Kloſter in der Nähe brachte ſie wieder auf die Beine. Während ſie ſo krank lag, überlegte ſich das Landvolk, was zu thun ſei, denn alle Welt, beſonders der Bauer, wünſchte ſie geſund zu ſehen, denn ſie war ſo gar gut; meine Pflegeeltern überlegten auch, und da ſie herzenseinfältige, dick im Aberglauben ſitzende Leute waren, kam aus ihrem Ueberlegen etwas recht Dummes zu Stande.

Sie hatten gehört, die Kaiſerin verſpeiſte täglich ein neugeborenes Kind, und das gäbe ihr die gute Geſundheit. Nur war das abſcheulich, aber die Pflegeeltern glaubten es, und damit die Kranke bald wieder geſund werde, beſchloſſen ſie, da ich ihnen doch unnütz war, mich zur Speiſe der Landesmutter auszuwählen, und zwar brachten ſie mich „zum Frühſtück" der Fürſtin hin, mit etwas Pfeffer und Salz, denn, pflegte meine Pflegemutter zu ſagen, ohne dieſes kann rohes Fleiſch nicht gut thun.

Die Kaiſerin begriff nicht, was ſie wollten, als ſie mit dem geſunden, pausbäckigen Kinde erſchienen; ſpäter, als ſie es begriff, war ſie nahe daran, den Leuten den Kopf abſchlagen zu laſſen, da ſie aber einſah, daß der tolle Rath aus gutem Herzen kam, nahm ſie das Kind, dankte den Bauern und ließ mich auf ihre Koſten groß ziehen. Seht, Freunde, das iſt der Urſprung jenes Beiwortes, das ich lange Zeit führte, und das ich jetzt noch nicht abgelegt habe, wie mein Freund beweiſt. Der Kaiſerin „Frühſtück" hieß es ein adliges Cadettencorps, und als ich meine erſte Medaille bekam zur Auszeichnung, lautete es in den Liſten: Das Frühſtück hat ſich ausgezeichnet und hat einen Orden bekommen. Das Frühſtück hat dies und das gethan, das Frühſtück war dabei, als dieſe oder jene Sache vorfiel — immer war es das Frühſtück. Später, als ich durch die Gnade der Kaiſerin ſo hoch ſtieg, hörte der Spottname auf.

Man amüſirte ſich über die Geſchichte, und die Damen wunderten ſich über den Grad von Aberglauben und Rohheit unter den Bauern, der dieſe That überhaupt möglich machte.

Ihr müßt nur denken, liebe Freundin, welche Zeit es war, wie viele Jahre darüber vergangen ſind, und wie ſo etwas jetzt nicht mehr möglich iſt.

Das iſt ja rein chineſiſch oder vielmehr caraibiſch, rief die Mara. Was mußte die menſchenfreundliche Kaiſerin empfunden haben, als ſie das hörte! —

Sie hat noch ganz andere Dinge hören müſſen, rief der General. Machte doch eine religiöſe Sekte der Altgläubigen allen Ernſtes den Vorſchlag, ſie ſolle ſich ſelbſt aufſpeiſen laſſen zum Beſten der Religion und des Landes. Es wurde als Scherz gewendet, aber es war im Ernſt gemeint. —

Ich ſehe im Spiegel der Erinnerung mit Staunen die Thaten jener Tage. Ich ſehe den Stolz der Fürſten, den Enthuſiasmus der Völker und den Sturm der Empfindungen der Menge; aber neben dieſer Größe die Kleinheit der Kabinette, die niedre Heuchelei der Diplomaten, dieſer Scheidekünſtler der Staaten. Erbrochene Depeſchen, nachgemachte Schlüſſel, geſtohlene Chiffern, beſtochene Miniſter, käufliche Günſtlinge, ſchurkiſche Beamte und das gefährlichſte der Mittel, die Koketterie der Frauen, alles durcheinander ſehe ich angewendet, um die Palme des Tages dem Sieger zu entreißen. Mitten durch ſo viel Verrath tönen die Verſe der Poeten, die von Amor und den Grazien plaudern. Welch eine gräßliche Wirklichkeit und welch eine läppiſche Dichtung! Und dennoch liegt Größe, ſtaunenswerthe Größe in dem allem. Die Schlachten Friedrich's waren ohne ſeine Verſe nicht zu erklären. Seine Epigramme fingen den Krieg an, den ſeine Ka-

Schluß.

Die Mara hatte begonnen während der sechs oder sieben Jahre, die ſie jetzt in Moskau lebte, ſich vollkommen häuslich dort niederzulaſſen. Die Stadt und die Weiſe ihrer Bewohner ſagten ihr unbeſchreiblich zu, dabei hatte ſie ihren wohlerworbenen Beſitz, hatte ein Haus in der Stadt, das ihr eigen gehörte, und dann auch einen anſehnlichen Garten vor der Stadt, ebenfalls mit einem Hauſe und Treibereien verſehen. Sie gab im Jahre zwei oder drei öffentliche Concerte, die überfüllt beſucht wurden, die größten Honorare zahlten ihr jedoch die vornehmen und reichen Häuſer, in denen ſie Muſikunterricht gab. Es war Mode, von der Mara Anleitung im Singen zu erhalten; wer dieſen berühmten Namen nicht unter ſeinen Lehrern nennen konnte, deſſen Fertigkeit wurde nicht für vollkommen ausgebildet gehalten, deſſen Methode im Geſange war fehlerhaft. Zu ihren geſelligen Annehmlichkeiten gehörte in letzter Zeit auch das Haus ihres Stiefſohnes, deſſen Heirath mit Afanaſia Solnikoff ſie glücklich zu Stande gebracht hatte.

Welch' eine glückliche Zukunft blühte nicht der alten Dame! Wie geſichert hatte ſie ihre Exiſtenz! Der Ehrgeiz ſchwieg, oder ließ ſich mit leichter Koſt abfinden, und dieſe leichte Koſt gewährte ihr Moskau und deſſen reiche Ariſtokratie; England, Frankreich und Deutſchland war es freilich nicht, doch mußte ſie auch bedenken, ſie hatte nicht mehr die Mittel, um auf jenem hohen Welttheater eine Rolle zu ſpielen, und die beſcheidene Rolle, die ſie jetzt übernommen, dafür war Moskau ein dankbarer, überreicher Boden. Zuweilen kamen auch über Wien angeſehene Fremde nach Moskau, mit denen knüpfte ſie eine einſt kultivirte Bekanntſchaft wiederum an, und dieſe gaben ihr eine lebhafte Erinnerung an die einſtigen ſchönen Zeiten ihres Ruhms.

Sie glaubte nicht anders, als daß ſie hier ihr Leben beſchließen würde, aber es war anders im Buche des Schickſals verzeichnet. Napoleon's ſiegreiche Heere näherten ſich Moskau. In Folge der bekannten trübſeligen Ereigniſſe traf Moskau das große Unglück eingeäſchert zu werden. Faſt die ganze prächtige und reiche Herrenſtadt ging in Flammen auf. Alles flüchtete; unter den Flüchtlingen war auch die alte Sängerin, die am Arm einer ihrer ergebenſten Schülerinnen auswanderte. Hinter ihr wütheten die Flammen, ein ungeheures Flammenmeer, und vor ihr lag ein kleines Dorf, wohin ſie flüchtete. Mitten in dem Graus dachte ſie an das Bild, das ſie im Zauberſpiegel in Paris geſehen, und lebhaft fiel ihr die Wahrheit der prophetiſchen Darſtellung ein. Hier wanderte ſie nun, ihres Guts und ihrer Habe verluſtig, am Arm einer Schülerin, in's Elend! —

Unbeſchreiblich war die Verwirrung und das Unglück, das über die armen Einwohner der Stadt hereingebrochen war. Später, als die Fackel des Kriegs wieder verlöſcht war, lag die ſtolze Stadt, ein Trümmerhaufen, vor den Blicken der Zurückkehrenden. Die Mara hatte Alles eingebüßt; ihr Haus in der Stadt, der ſchöne Garten, Alles war in Trümmer verwandelt. Auch brauchte Niemand mehr eine Muſiklehrerin, zu Concerten gab es nun vollends keine Ausſicht, die unglückliche Sängerin mußte ihren Stab anderswohin wenden. Da ſchrieb ihr eine befreundete Familie in Ehſtland und lud ſie zu ſich ein. Mit Freuden ergriff die Obdachloſe dieſes Aſyl. Sie kam und fand willkommene Aufnahme in einem liebevollen Familienkreiſe, den ſie durch ihre Kunſt zu beleben verſtand.

Was den General Solnikoff betrifft, ſo erlöſte ihn das Schickſal von der herben Aufgabe, die Stadt, Napoleon gegenüber, vertheidigen zu müſſen, er ſtarb kurz vor dem Einfall des ſiegenden Heeres in Rußland. Der Oberſt Maratief fand den Tod in der Vertheidigung; ſeine junge Wittwe zog in der Gegend von Moskau zu einer Verwandten.

Somit war doch ziemlich gut für die alte Sängerin geſorgt. Sie hatte ihr erworbenes Vermögen verloren, aber ſie gewann dafür einen freundſchaftlichen Boden, wo der Baum ihres wechſelvollen Lebens noch ſpät Wurzel faßte, und zu einem ruhigen, vom Sturm nicht bewegten Wachsthume ſich entfaltete. Sie zog abwechſelnd von Liefland nach Ehſtland, immer den Schatz ihres Wiſſens mit ſich führend und mit dieſem und ihrer offenen liebenswerthen Natur überall willkommen, wo ſie ſich nur nahte. Sie war ſchon am Anfange der ſiebziger Jahre, als es ſie noch einmal gelüſtete, Deutſchland zu ſehen und wo möglich noch ein kleines Vermögen ſich zu ſammeln. Der Plan war unglücklich gefaßt, denn ſie konnte ſich denken, daß überall eine völlig andere Zeit gekommen war und daß Niemand mehr Sinn für die Berühmte des vorigen Jahrhunderts, wenn ſie ſich ſelbſt als greiſes Mütterchen zeigte, haben würde. So war es auch. Sie kam nach Caſſel, ihrer Vaterſtadt, man begrüßte ſie fremd und mit Verwunderung. Die Mara! hieß es überall, lebt ſie noch? Wer hätte das gedacht? Und wagt ſie wirklich noch zu ſingen? ſetzte man hinzu. Ja, die Greiſin ſang, aber wie? Man mußte lauſchen, um nur einen der leiſen zitternden Töne zu hören, die ihren Lippen entglitten. Aus einer Stadt, wo ſie ein Concert gab, ſtand in der Zeitung: Auch haben wir eine Merkwürdigkeit, nicht minder intereſſant als das Erſcheinen der fabelhaften Seeſchlange, zu berichten, wir haben die alte Sängerin Mara gehört, doch gehört iſt nicht das rechte Wort, ſie hat durch Zeichen mit uns geſprochen, die wir aus Mitleid übereingekommen ſind, Geſang zu nennen. Gott möge ſie, aus Mitgefühl für die gepeinigte Muſe des Geſangs, wie aus Liebe für die ſehr ehrenwerthe Künſtlerin, bald zu ſich nehmen.

Und Gott nahm ſie zu ſich. Sie kehrte betrübt und ohne etwas gewonnen zu haben nach Liefland zurück. Hier lebte ſie nur noch wenige Jahre, und eines Morgens, es war gerade am Jahrestage ihrer Verheirathung mit Mara, war ſie entſchlafen. Auf ihrem Sarge lag ein goldener Lorbeerkranz, und die Worte waren auf eine Tafel geſchrieben:

Der größten deutſchen Sängerin.

Ende des erſten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen ferner:

Bibra, Ernſt Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Kunſtreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr. 15 Ngr.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illuſtrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex. 8. Ein ſtarker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebunden mit vergold. Deckenverzierungen. 4 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. von, Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographiſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. 2. Auflage. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Künstlerbilder.

Künſtlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1861.

nonen endeten. Watteau's und Boucher's Amoretten und Demaret's Viola di Gamba ſtehen in der engſten Verbindung mit dem Marſchallſtab Soubiſens und der Schlacht bei Roßbach. Eine Philoſophie, die in ihren unberechenbaren Erfolgen noch nicht angefangen hatte die Throne und den Altar zu erſchüttern, kitzelte durch ungewöhnliche Reize den Muth der Fürſten, die Thatkraft der Völker auf. Noch einmal vor dem Herannahen der Erſchlaffung ſpielten alle Kräfte wild und jugendlich durcheinander. Deutſchland verzehrte in zwanzig Jahren eine Maſſe Lebenskraft, mit der es für ein ganzes Jahrhundert der Ruhe ausgelangt hätte.

Es kann nicht meine Aufgabe ſein, das ganze glänzende Gedränge dieſer ewig denkwürdigen Zeit deinem Auge, mein Leſer, vorbeizuführen. Ich ſehe ſchon im Geiſt Geſchichtſchreiber ſich mit dem ganzen Schmuck ihrer erhabenen Würde rüſten, um die ewigen Wahrheiten aufzubewahren, die ſie

[illegible]THECA
[illegible]IA
[illegible]NSIS.

Winckelmann.

I.

An dem Ufer eines Baches ſaß ein blaſſer, magerer, in ärmliche Lumpen gehüllter Knabe und hielt ein Buch in der Hand, in dem er eifrig las. Der Titel dieſes Buches lautete: „Metamorphoſen, oder ſeltſame Abenteuer etlicher fabelhafter Perſonen aus dem Alterthum, in curioſen Schilderungen zum Nutzen der Jugend erzählt von Ovidius Naſo, einem römiſchen Ritter. In's Deutſche übertragen von Friedbert Fröhlich.“ Die Schilderungen des Buches ſchienen ſo feſſelnder Natur zu ſein, daß der Knabe darüber ganz die Außenwelt verſäumte, und es nicht hörte, wie er mehrmals angerufen wurde, und endlich eine derbe Hand ſich ihm auf die Schulter legte.

Ich glaube, der Junge iſt taub! rief der Mann, der ihn an der Schulter gepackt hatte und ihn derb ſchüttelte. Willſt Du mir wohl ſagen, kleiner Bettelbub, ob dies der Weg nach Treuenbruch iſt?

Der Knabe wandte ſein Antlitz dem Frager zu und zeigte zwei große dunkle Augen, in denen Verwunderung und Empfindlichkeit blitzten. Ich bin kein Bettelbub, ſagte er ſehr ernſt.

Nun, meinethalben, ſei was Du willſt, entgegnete der Mann, nur beantworte mir meine Frage.

Treuenbruch? erwiderte der Knabe nach einigem Nachdenken, das iſt das kleine Kirchdorf, das rechts vom herrſchaftlichen Vorwerk liegt. Da müßt Ihr den nächſten Weg links einſchlagen.

Links? Ja, wo denn links? Der Weg geht ja, ohne ſich zu theilen, geradeaus! rief der Mann, verdrießlich über die undeutliche Beſchreibung.

Der Knabe hatte ſich wieder in die Lektüre ſeines Buches vertieft.

Ei, zum Henker! rief der Mann wüthend, ſo muß ich Dir den Bettel aus der Hand reißen, um Dich zum vernünftigen Sprechen zu bringen. Er faßte das Buch und wollte es dem Knaben mit Gewalt nehmen, dieſer jedoch ſprang auf und fing einen Kampf um ſeinen Schatz an, der ſo heftig wurde, daß Beide die Stimme eines Frauenzimmers nicht hörten, die dicht hinter ihnen ſtand.

Was giebt's da, Ewald? So laßt den Jungen doch los! rief ſie.

Der Bediente, denn das war er, als er ſah, daß er das Buch nicht erhalten konnte, ſtand zuerſt vom Kampfe ab, und als er ſeine Gebieterin hinter ſich bemerkte, wandte er ſich verlegen um und rief: Der Spitzbube will nicht antworten, er iſt verſtockt und eigenſinnig.

Die Dame richtete jetzt ihre Fragen an den jungen Menſchen, der ſorgſam mit dem beſchädigten Buche beſchäftigt war. Wer biſt Du? Wie kommſt Du hierher? rief ſie.

Ich bin der Sohn des Schuſters Winckelmann aus der Stadt, entgegnete er. Meine Freiſtunden bringe ich an dieſem einſamen Orte zu, und nehme ein Buch mit, das ich mir gekauft habe.

Gieb her! Was iſt's?

Sie nahm die mühſam an einander hängenden Blätter, und nachdem ſie das Buch betrachtet hatte, lächelte ſie und ſagte: Damit vertreibſt Du Dir die Zeit? Schäme Dich! Ich glaubte, Du läſeſt in einem Andachtsbuche. Wenn Du ein ſo eifriger Leſer biſt, ſo komm einmal zu mir auf's Schloß, da ſollſt Du Bücher haben.

Der junge Menſch dankte, und fragte, wo ſie wohnte.

Du wirſt doch wiſſen, wo das Schloß iſt, ſagte ſie mit Verwunderung. Jedermann kann es Dir ſagen, es iſt das einzige hier in der Umgegend.

Ich verlaſſe die Stadt ſelten, und dann iſt's immer dieſes Plätzchen am Waſſer, das ich aufſuche; ich weiß darum nicht, was in dem Umkreiſe liegt, erwiderte der Junge mit einem ſeltſam befangenen Ausdruck. Doch werde ich das Schloß ſchon finden, und werde von Ew. Gnaden Erlaubniß Gebrauch machen. Er machte bei dieſen Worten eine linkiſche Verbeugung.

Die Dame ſah ihn noch eine Weile aufmerkſam an und lächelte. Der Diener hatte unterdeſſen einen Vorübergehenden gefragt, und von dieſem einen ausführlichen Beſcheid erhalten. Er kam zurück, und die Dame ließ ſich von ihm zur Kutſche zurückführen, die ſie verlaſſen hatte, um den Streit mit anzuhören. Sie war eine Frau, über die Mitte des Lebens hinaus, in ihrem Wuchſe ſtattlich und voll Anſehen, doch aber mit einem kleinen Zuge von Niedergeſchlagenheit und Trauer in ihrem Antlitz, das ſonſt noch ſchön genannt werden konnte. Sie hieß in der Umgegend die Schloßdame, und war bekannt als wohlthätig und mittheilend. Ihr eigentlicher Name war Fräulein Terebintha von Hohenſtein; ſie war unverheirathet und lebte mit einem andern ältlichen Fräulein zuſammen, das ihre entfernte Verwandte war.

Als Johann, dies war der Name des jungen Schuſterburſchen, zu ihr kam, fand er ſie in einem runden Eckgemach, unter Büchern und Scripturen ſitzend und ſchreiben. Derſelbe Diener, den er ſchon kannte, führte ihn ein und nannte, als er ihn in's Zimmer ſchob, verdrießlich ſeinen Namen.

Ach! meine Bekanntſchaft vom Fluſſe her! rief die Dame aufſtehend. Nun, mein kleiner Junge, jetzt mußt Du mir berichten, was Du eigentlich an dem Buche haſt, in dem ich Dich leſend fand? Komm, ſetze Dich hierher. Du ſiehſt, ich ſchreibe und leſe auch; ſomit haben wir eine Art Verwandtſchaft mit einander. Nun, was haſt Du an dem Ovid? Sprich offen und frei! Ich liebe es, mit Leuten Deiner Art mich zu unterhalten.

Es iſt ein wunderſames Buch! brachte der Knabe nach langem Stocken und verlegenem Bedenken endlich heraus.

Wunderſam? In wie fern? rief die Dame. Findeſt Du nicht in der Bibel ähnliche Geſchichten, und die ſteht Dir frei zu leſen, ja, die mußt Du ſogar leſen.

In der Bibel! erwiderte Johann mit Verwunderung. Was in der Bibel ſteht, ſoll ja Alles wahr ſein! ſagt mir der Pfarrer.

Ach, alſo das Unwahre reizt Dich!

Johann wollte ihr erklären, daß er das Poetiſche meine, fand aber nicht das gehörige Wort dazu und ſchwieg endlich verlegen.

Eine Pauſe entſtand. Die Dame zeigte auf ein Wandgemälde, das zwiſchen den zwei Fenſtern des Gemachs angebracht war. Sieh, ſagte ſie, erinnerſt Du Dich dieſer Scene aus Deinem Buche?

Johann ſtarrte einige Augenblicke das Gemälde an, dann rief er mit ſicherſter Ueberzeugung: das iſt Semele, wie ſie den Jupiter bittet, ihr in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu erſcheinen.

Sieh einmal! rief das Fräulein, wie Du gelehrt biſt! und was ward daraus? Gab ihr Jupiter die Erfüllung ihres Wunſches preis?

Freilich. Sie ſtarb aber, denn ſie konnte den Glanz ihres himmliſchen Geliebten nicht ertragen.

So iſt's recht. Warum wünſchte ſie auch Unvernünftiges! rief die Dame. Hätte ſie ſich begnügt mit dem, was ſie hatte, wäre ihr wohl ein zufriedenes, glückliches Leben geworden. Man ſoll nie das Große, Ungewöhnliche, Außerordentliche wünſchen: man erreicht es nicht, und wenn man es erreicht, iſt es immer zu unſerm Nachtheil.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür und eine ſtrenge, ernſte Frau trat herein. Sie ſah ſich den Knaben verwundert an, und ſchien fragen zu wollen, wie er hierher käme; das Fräulein kam ihr zuvor. Sieh, Orlinde, dieſer kleine Mann iſt ein Profeſſor. Ich fand ihn am Bache leſend, und als ich ihn prüfte, überraſchte er mich durch ſeine Kenntniſſe.

Die ſtrenge Dame ſah unverwandt finſter und unwillig auf den Knaben herab.

Geh, küſſe ihr die Hand, Kleiner! rief Terebintha. Sie iſt eine fromme Dame, und wenn ſie Dir gut iſt, kann es Dein Glück ſein!

Johann näherte ſich bei dieſer Aufforderung der Frau, doch ihr Weſen hatte ſo viel Ungefälliges, daß er auf halbem Wege ſtehen blieb, und den Blick, den ſie auf ihn richtete, nicht zu ertragen vermochte. Sie iſt bös! murmelte er vor ſich hin. Ich liebe nicht böſe Weiber!

Dieſe Worte wurden von der Strengen nicht gehört, die ſich in einem Stuhl am Fenſter niederließ. Entferne ihn, liebe Schweſter, ſagte ſie aus den Erfolgen der Thaten einer Zeit für die Nachwelt ausgezogen haben. Ich ſehe Philoſophen mit geläuterter Kraft die kühnen Lehren benutzen, die unſere Seher ausſprachen, indem ſie eine neue gefährlich ſchwankende Brücke zwiſchen Verbrechen, Irrthum und Wahrheit mit keckem Fuße betreten, und endlich ſehe ich den Staatskünſtler, erſchreckt und belehrt durch die warnenden Beiſpiele dieſer wilden Zeit, das von den Schlacken gemeinen Eigennutzes und ſchmutziger Intrigue gereinigte Gold der Klugheit den Regierungen und Völkern vorlegen. Ich ſehe dieſes alles im Geiſte, und darum beſcheide ich mich nur Weniges von jenen welthiſtoriſchen Thaten zu berichten, die in die Jahre fallen, welche ich jetzt grade zu beſchreiben habe.

Friedrich Auguſt hatte ſeine ruhmvolle Laufbahn geendet, Friedrich Auguſt der Zweite beſtieg den Thron ſeines Vaters, und drückte, geſicherter nach einer Weile, Du weißt, der ehrwürdige Mann muß gleich hier ſein.

Geh in die Bedientenſtube, mein Freund! rief Terebintha zu Johann. Dort findeſt Du Geſellſchaft. Später hole ich Dich ab. Geh, mein lieber Kleiner. Sie führte ihn zur Thür und ließ ihn hinaus. In dem großen Zimmer, wo er jetzt ſich hinbegab, ſah er Niemand als einen jungen Menſchen, der an einem Tiſche ſaß und ſein Wehrgehäng putzte. Es war der Sohn des Förſters, der hier lernte ſich zum herrſchaftlichen Jäger auszubilden. Mit ihm machte nun unſer junger Freund Bekanntſchaft. Franz, ſo hieß der ſiebzehnjährige Burſche, war ein hübſcher Junge, dies wußte er wohl, und ſah daher ziemlich geringſchätzend auf den magern blaſſen Schuſterlehrling herab.

Viel Arbeit jetzt? fragte er, indem er von ſeinem Wehrgehäng ſeitwärts blickte. Ich kann ihm auch mit einem paar Stiefeln dienen, die geflickt werden müſſen. Unſer Schuſter, der für das Haus arbeitet, iſt vor ein paar Tagen geſtorben.

Schönen Dank, Herr Franz, ich arbeite aber keine Stiefel.

So! was machſt Du denn?

Ich will ſtudiren! rief Johann. Schon hab' ich mich gemeldet, um in der Stadtſchule aufgenommen zu werden.

Sie werden Dich nicht nehmen! rief Franz, mit einem Blick, in dem die äußerſte Geringſchätzung ausgedrückt war. Du haſt ja krumme Beine.

Man ſtudirt nicht mit den Beinen, erwiderte der kleine blaſſe Lehrling. Für Euresgleichen iſt ein geſunder, ſtarker Körper freilich die Hauptſache. Aber es giebt vielerlei Arbeit auf der Erde und mancherlei Geſchäfte unter den Lebendigen. Für mich iſt nun dieſes, was ich mir erwählt.

Franz ſchwieg, offenbar überſtimmt durch die Antwort, die er erhalten. Er war auch bös, denn er konnte nicht ſo ſcharf darauf antworten, wie er es wünſchte. Der blaſſe Knabe ſah ihn an, und ein Zug von gutmüthigem Mitleiden machte ſich in ſeinem Geſichte bemerkbar. Ich habe Euch doch nicht weh gethan? fragte er.

Weh? Was heißt das? Du haſt mich ja nicht berührt?

Ich meine mit Worten, ſagte Johann. Man kann mit Worten auch Jemandem weh thun.

Der Jägerburſche ſchüttelte den Kopf.

Laß uns Freunde ſein! rief der Knabe. Oreſtes und Pylades.

Waren das auch Schuſterjungen? fragte der Krauskopf.

Johann lachte. Nein! rief er, es waren ſchöne griechiſche Jünglinge. Ach! ſagte er plötzlich ernſt, es gab herrliche Zeiten einſt, Zeiten, wo ſchöne Menſchen die ſchöne Erde bewohnten, und wo dieſe ſchönen Menſchen frei waren, und nichts über ſich hatten als Götter, die ebenfalls ſchön, gefällig und gütig waren. Da, Franz, da galt es zu leben! Da war das Leben eine Freude; jetzt iſt es nur Aerger und Kummer.

Der junge Förſter ſtand auf, warf ſein Wehrgehäng auf den Tiſch und ſich vor Johann hinſtellend, rief er: Was willſt Du ſagen, kleiner giftiger Burſche! So, wie Du jetzt biſt, kannſt Du's freilich nicht verſtehen, was Leben heißt! Da muß man ſeine geſunden Glieder und ſeine munteren Augen im Kopfe haben. Komm 'mal mit mir zur Kirmeß, drüben im Dorfe, da wollen wir einmal luſtigen Tag machen, und ich will Dir zeigen, daß wir auch jetzt noch ſchöne Menſchen, wenigſtens ſchöne Mädchen haben.

Der Jägerburſche dachte ſich bei dieſem Vorſchlag aus, welchen Triumph er feiern würde neben dem blaſſen kränklichen Schuſterlehrling, wenn er neben ihm auf dem Tanzboden des Dorfes erſchiene. Johann jedoch fand Gefallen an dem kräftigen jungen Burſchen, der ſich ihm geſellte. So hatten Beide ihre Zwecke.

Gut! rief der Schuſter, ich gehe mit Dir. Wann brechen wir auf?

Uebermorgen, um drei Uhr Nachmittag, hol' ich Dich ab.

Sie gaben ſich die Hände, und ſchieden als Freunde.

Als Franz kam, ihn abzuholen, trat Johann ihm entgegen in ſeinem Sonntagsrock, mit weißer Halsbinde, mit kurzen Hoſen und Schuhſchnallen. Franz ſchlug die Hände zuſammen und lachte: Gerade wie unſer Herr Pfarrer! rief er. Ein putziges kleines Kerlchen, gleichſam um ihn in den Puppenſchrank zu ſtellen.

Es iſt mein Sonntagsrock! rief Johann ſtolz. Haſt Du, dummer Junge, noch keinen Sonntagsrock geſehen?

Sie gingen jetzt. Als ſie das Dorf noch nicht erreicht hatten, ſchallte ihnen ſchon die Muſik entgegen; ein Beweis, daß der Tanz bereits begonnen hatte. Franz und Johann miſchten ſich unter die Zuſchauer. Der Erſtere fand ſogleich viele Freunde, die ihn begrüßten, auch wurde er bald von einigen bekannten Mädchen zum Tanzen aufgefordert;

Johann blieb müßig ſtehen, denn ihn kannte Niemand, und keine der muthigen Tänzerinnen traute ſich an ihn heran, ſo ernſthaft ſah ſeine Miene aus, in Uebereinſtimmung zu ſeiner finſtern, altfränkiſchen Kleidung. Als er ſich endlich ein Herz faßte und ein Mädchen aufforderte, merkte er bald, daß ſeine Erſcheinung Aufſehen machte. Die Frauen ziſchelten mit einander, und die jungen Burſchen fingen an laut zu lachen. Er mußte allerdings ſeltſam ausſehen: ein langer, dünner Junge, in einen ſchwarzen Rock gehüllt, der zu weitläufig für ſeine Figur gemacht war, und in ſeinen langen Schößen bei jeder Schwingung des Tanzes um ſeine dünnen Beine herumflatterte, als wäre er dazu gemacht, die Fliegen abzuwedeln. Der Kopf, deſſen ernſtes, finſteres Geſicht gerade vor ſich hinſah, war mit einem Wuſte blonden Haares bedeckt, das hinten in einen kleinen Zopf gedreht war, der ſeinerſeits die wilden, ausſchweifenden Bewegungen des Rockes nachmachte, und bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinwankte. Das Mädchen, mit dem er tanzte, wand ſich aus ſeinen Armen los, ging auf ſeinen Platz zurück, indem es vor ſich hinmurmelte, daß es nicht gewohnt ſei, mit einem Faſtnachtsnarren zu tanzen. Johann, der dieſe Dinge nicht begriff, den Zorn des Mädchens ebenfalls nicht einſah, blieb verlegen und verdutzt ſtehen, und wurde endlich durch ein Heer derber Scherze der Burſchen aus dem Kreiſe der Tanzenden vertrieben.

Er ging in den Garten hinab. Dieſer war einſam, und er wandelte hier in einem Baumgange auf und ab. Die ungewohnte Erhitzung des Tanzſaales, die vielen geputzten Leute, die Fröhlichkeit und der Muthwille, der ſich unter dem männlichen Theile der Geſellſchaft bemerkbar machte, alles dies hatte ihn angeregt und er überdachte jetzt die Situation. Sie war ihm neu und intereſſant. Er gedachte nochmals hinzugehen, um einen neuen Verſuch zu wagen, ſich unter die fröhlichen Leute zu miſchen, vorher aber wollte er noch Einiges, was ihm beſonders aufgefallen war, in ein kleines Skizzenbuch, das er immer bei ſich führte, eintragen. Als er ſich zu dieſem Zweck einem einſamen Lichte näherte, das auf einem Tiſch am Eingang des Bogenganges ſtand, bemerkte er, daß in geringer Entfernung vom Lichte ein Liebespärchen ſich in dem Dunkel der Gebüſche verſteckt hatte. Er wollte nicht ſtören und blieb daher zurück. Das Mädchen hatte ihren Schatz umfangen und duldete ſeine Küſſe, die er ihr gab, mit ſeltener Hingebung; dabei wurde kein Wort gewechſelt, es ging ganz ruhig vor ſich und wäre auch bis an's Ende geſpielt worden, wenn nicht vom Ballſaale aus eine ſuchende Schöne gekommen wäre, die gerade auf das Liebespaar zuging, und ſie mit Scheltworten auseinander trieb. Der junge Burſche verlor ſich in die Gebüſche und mit einander heftig ſtreitend gingen die Mädchen fort.

Jetzt ſetzte ſich Johann zum Schreiben nieder, doch er wurde wieder geſtört, Franz kam, um ihn zu ſuchen. Er hatte das Gelächter und das Geſpötte im Saale gehört, und war nun gewiß, den armen Johann wenigſtens unter Thränen zu finden, ſtatt deſſen kam ihm dieſer wohlgemuth und fröhlich entgegen.

Die böſen Jungen haben über Dich gelacht, fing er an; doch das mußt Du Dir nicht zu Herzen nehmen. Es iſt Dein ſchwarzer Rock daran ſchuld.

Wie ſeltſam, und doch iſt's mein beſter Rock, den ich anziehen kann! rief der junge Schuſterlehrling verwundert. Aber Franz, was habe ich eben geſehen? Wärſt Du ein paar Minuten früher gekommen.

Was war es? fragte der junge Förſter.

Ein Pärchen, das der Liebe pflog, trotz einem

Schäferpaar Arcadiens, rief Johann, noch roth vor Scham und Unwillen.

Franz lachte. Das iſt nichts Seltenes an dieſem Tage! erwiderte er. Wo ſind ſie geblieben?

Man kam, um ſie zu trennen! rief der Empörte. Aber iſt ſo etwas möglich hier unter Leuten! unter dem lebenden Geſchlecht! Ja, wenn es im Buche geweſen wäre, mit den gehörigen Verſen beſchrieben, dann würde ich's natürlich finden.

Dieſe Leute lieben ohne Verſe! rief der junge Förſter, noch immer lachend. Warte noch ein Weilchen, und Du wirſt mich in eben ſolcher Situation erblicken.

Laß mich das nicht ſehen! ſagte Johann; ich könnte Dir ſonſt böſe werden.

Franz ſah ihn verwundert an. Biſt Du toll! rief er. Dazu iſt ja eine Kirmeß da? Was ſag' ich, dazu iſt ja das ganze Menſchengeſchlecht da!

Schweig! rief Johann. Laß uns von etwas Anderm ſprechen. Sage mir, weißt Du etwas von dem Fräulein oben auf dem Schloſſe? Wer iſt ſie? Was treibt ſie?

Franz antwortete: ich könnte Dir erwidern, ſie möchte eben daſſelbe treiben, was jene Liebesleute trieben, doch Scherz bei Seite, das arme Mädchen iſt wahrhaft zu beklagen.

Weßhalb? fragte Johann.

Komm, laß uns hier auf dieſe Bank ſetzen, rief der junge Jäger. Ich bin vom Tanzen erhitzt und hier läßt ſich's gut abkühlen. Sieh mal, die Hohenſtein's ſind ein altes, gutes Adelsgeſchlecht, das in dieſer Gegend vor langen Zeiten ſich niedergelaſſen hat. Es iſt ausgeſtorben bis auf das Fräulein, das Du oben geſehen haſt. Man will nicht, daß ſie ſich vermählte, das heißt ein Vetter, der auf ihr Erbe rechnet, will es nicht, und ihre Couſine, das alte häßliche frömmelnde Weibsſtück, das Du ebenfalls oben geſehen haben wirſt, will es auch nicht, und ſie und der Vetter arbeiten zuſammen, die arme Terebintha von jeder annehmbaren Parthie fern zu halten. Dennoch haben ſie nicht verhindern können, daß ſie in einen jungen hübſchen Mann ſich verliebte, der hier in der Nachbarſchaft wohnte und ihr den Hof machte. Die Sache wurde geheim betrieben. Jede Woche ein paar Mal ſahen ſie ſich, draußen an der Terraſſe im Garten, Nachts elf Uhr, da kam er geritten, oder gegangen und brachte Blumen, oder irgend ein anderes kleines Geſchenk mit, und ſie blieben ein halbes Stündchen mit einander plaudernd, und ſich die Zukunft golden ausmalend. Der Vetter kam dahinter, und ſeitdem ſind die Zuſammenkünfte geſtört, und das alte Fräulein iſt auf's Schloß gerückt, als Wache. Die hat ihrerſeits einen Prediger mitgebracht, und ſie ſetzen ſchon ſeit zwei Jahren dem armen Dinge durch geiſtlichen Zuſpruch zu, ſo daß ſie im Kopfe wirr geworden, und nicht mehr recht weiß, was ſie thut.

Wie abſcheulich iſt das! rief Johann.

Ja, das iſt die Manier unter Adligen! ſagte Franz lachend. Unſer Eins würde geradezu die Sache gehen laſſen, nur zur Heirath würden wir es nicht kommen laſſen. Das Mädchen iſt ſeit einem halben Jahre in ſtille Schwermuth geſunken, und jede Nacht, wo der Geliebte zu kommen pflegte, wandelt ſie allein an's Pförtchen, öffnet es, und ſteht und wartet. Es iſt ordentlich rührend. Wir Alle wiſſen es, wir dürfen aber nicht thun, als wenn wir es bemerkten, weil dann der pure helle Wahnſinn ausbrechen würde.

Was iſt denn aus dem heldenmüthigen Liebhaber geworden?

Man weiß es nicht. Einige behaupten, er lebe noch, und zwar ganz in der Nähe, aber von dem Vetter in Gewahrſam gehalten, Andere ſagen, er habe die wie er, die unglückſelige Königskrone Polens auf ſein Haupt. Ich ſchweige von den Vorfällen und Veränderungen im Vaterlande ſeit dieſem Regierungswechſel; ſie waren nirgends erfreulich und ermuthigend. Mein Vater erlebte die Periode des unglücklichen bejammernswerthen Haushaltes Sachſens nicht mehr. Was hätte er, der ſich ſo bitter über ein mit Diamanten beſetztes Jagdkleid ſeines Königs aufhielt, zu den ſiebenhundert gold- und ſilbergeſtickten Röcken des Grafen Brühl geſagt, die man nach deſſen Tode in ſeiner Garderobe fand, was zu den 40 Millionen Schulden, die auf den Erblanden laſteten, als dieſe ſchmachvolle Regierung endlich ſich ihrem Ende näherte? Ich ſah es für den ſchönſten Preis an, den ich erringen konnte, in dieſer Zeit fern von den Marken meines Vaterlandes zu ſein. Fünf Jahre Reiſen und wieder fünf Jahre, die ich der Adminiſtration meiner Güter widmete, füllten den Zeitraum aus, den ich hier überſpringe. Du findeſt mich, mein

Liebſchaft ſatt und ſei auf und davon in ferne Länder. Die Beſitzthümer werden nun an den Vetter fallen, wie dieſer es gewünſcht hat, denn die Dame heirathet jetzt nicht mehr. Aber ſieh da, es naht ſich uns das Glück. Mein Mädchen kommt, um mich hier aufzuſuchen, und ſie bringt noch eine Andere mit.

Die beiden ſchönen Kinder naheten ſich den Jünglingen. Franz ſprang auf ſie zu, und führte die Begleiterin ſeinem Freunde zu, indem er rief: Hier, zeige nun, daß Du etwas Ordentliches biſt und keine Zierpuppe! Da haſt Du ein derbes Mädchen!

Er ſelbſt verlor ſich mit ſeiner Erwählten, und Johann blieb mit dem Schätzchen zurück, das er ihm auserwählt hatte. Sie war auch nicht im mindeſten verlegen, ſondern nahm den Arm Johanns, legte ihn um ihre breite Taille, und näherte ihren Mund dem ſeinigen, mit einer ſehr deutlichen Aufforderung, geküßt zu werden. Doch der blöde Schäfer, dem es um keinen Kuß zu thun war, löſte ſich aus der Umarmung der Bauernymphe und ſagte ihr freundlich: Liebes Kind, einen Kuß bekommſt Du von mir nicht, aber ein Gedicht will ich auf Dich machen.

Ein Gedicht! rief ſie, ei ſchaut, wie ſpaßhaft!

Das Schulmeiſterle will gleich Verſe machen! Nun ſo mag es ſein.

Setz Dich hin, es wird gleich fertig ſein!

Sie nahm lachend Platz und Johann brachte das Gedicht zu Stande auf einem Blättchen, das er ſeinem Taſchenbuch entriſſen hatte. Er las es ihr vor und es gefiel ihr ſo gut, daß ſie bei jedem Abſchnitte des Gedichts mit der Zunge ſchnalzte, wie wenn ſie einen guten Biſſen genoſſen hätte. Sie lief damit fort, und man hörte ſie noch in der Entfernung lachen. Dann kam ſie wieder und brachte ein paar derbe Bauerburſche mit. Der Eine ſtellte ſich mit dem Gedicht in der Hand breit vor Johann hin und fragte: Du biſt wohl ein Satirikus?

Was wollt Ihr damit ſagen? fragte der Schuſterlehrling. Satiren, wie die alten Römer ſie ſchrieben, hab' ich noch nicht gefertigt, obgleich ich es gern thun möchte.

Nun alter Römer! rief der Bauer, indem er ſeinen Stock ſchwang. So nimm denn dies für's Erſte für Deinen Verſuch. Ich will Dir rathen, künftighin ein ehrliches Bauermädchen nicht zu beleidigen, indem Du Dich unterfängſt ſie anzuſingen. Mit dieſen Worten begleitete er ſeine Rede mit einem derben Schlage ſeines Stockes, der dem armen Poeten arg mitgeſpielt hätte, wenn er nicht geſchickt bei Seite geſprungen wäre. In dieſem Augenblick erſchien auch Franz, und nahm ſich ſeines Schützlings an. Es kam zu einer Schlägerei. Johann entſchlüpfte und die Mädchen ſahen lachend zu.

Später ſagte er zu Franz: Zu einer Kirmeß geh' ich nicht wieder. Die Leute ſind ja grob und unbeſcheiden. Wenn man ſie mit den Segnungen der Muſe bekannt machen will, laſſen ſie Prügel auf Einen herabregnen. Da bleib' ich doch zu Hauſe und ſinge unſerm alten Stiefelflicker meine Geſänge vor. —

II.

Ein paar Jahre waren vergangen und Johann war Schüler in der Schule ſeiner Vaterſtadt geworden. Ein kleines Kapital hatte man zuſammengeſchoſſen, an dem ſich beſonders das Fräulein vom Schloſſe betheiligt hatte, und dem jungen aufſtrebenden Menſchen waren die Mittel gegeben, ſich einen Platz auf den Bänken der Schule zu erwerben. Er kam jetzt häufig in's Schloß, um ſich bei ſeiner Wohlthäterin zu bedanken, und nach wie vor mit dem jungen Jäger Franz zu verkehren. Franz war ein aufgeräumter Burſche. Er war gerade nicht, was man einen aufgeweckten Kopf zu nennen pflegt, zeigte auch wenig Luſt, ſich mit Dingen zu beſchäftigen, die außerhalb der ihm zugetheilten Arbeit lagen, aber er hörte doch gern zu, wenn Johann von den alten Göttern und ihren Liebeshändeln zu erzählen anfing. Auch manche geſcheidte Bemerkung entſchlüpfte ihm, als er die Dinge hörte, die eine ganz fremde und ungewohnte Lebensanſicht ihm vorhielten. Die beiden jungen Leute waren daher oft beiſammen, und Johann erreichte es von ſeinem Freunde, daß dieſer nicht ſo häufig, wie er es ſonſt zu thun pflegte, von ſeiner Mädchenbekanntſchaft ſprach. Es iſt auch wahr! ſagte er, dieſe dummen Bauerkatzen, ſie wiſſen Nichts als immer nur ihre alten gewohnten Streiche, die unſer Einer bereits ſatt hat. Wenn es nur Einer einfiele, ſo zu ſprechen oder ſo zu handeln, wie es die arkadiſchen Schäfermädchen in Deiner Erzählung thun. Dann wär' es noch etwas Rechtes, bei ihnen Schäfer zu ſein. Man käme dann auf den grünen Zweig und erwärbe ſich die höhere Art der Liebeserklärung, die Einem nützlich werden kann, wenn man unter gebildete Leute kommt.

So iſt's recht, Franz. Bilde Dich zu etwas Geſcheidtem und Feinem aus! rief Johann. Laß die Liebe ganz aus dem Spiel! Glaube mir, es nützt nichts.

Ei was ſonſt? rief Franz. Womit ſoll denn unſer Einer das Leben würzen?

Mit den erhabenen Grundſätzen, die in den Büchern ſtehen.

Poſſen. Ich kann doch nicht immer ein Buch vor der Naſe haben. Sieh, Du biſt ſo ungelenk und trocken, blos weil Du immer in Deinen Büchern ſteckſt. Jedermann lacht über Dich, und einzig nur darum, weil Du in Deinen jungen Jahren ernſthaft und gelehrt einherſchreiteſt, als hätteſt Du bereits Deine Kenntniſſe zu Scheffeln angeſammelt. Das ſoll nicht ſein!

Und wie ſoll es denn ſein? fragte der ungeduldige Schüler. Soll ich etwa, wie die Gecken am Faſtnacht, bunt und albern herumſpringen? Mir gefällt's nun einmal ſo zu ſein, wie ich bin. Wer weiß, was noch aus mir wird!

Nur kein Bewohner eines Narrenhospitals! rief Franz.

Warum nicht? Wenn die Weisheit dort gepredigt wird, ſie aus der ganzen übrigen Welt verſchwunden iſt, ſo ſoll Nichts mich abhalten, mich dort einſperren zu laſſen.

Viel ſchwieriger als Franzens Bemerkungen und Ausſtellungen war der ernſtliche Tadel zu widerlegen, den Fräulein Terebintha an ihm ausließ. Ihr war das pedantiſche Weſen des jungen Mannes noch lange nicht ernſthaft und feierlich genug, und ſie drang darauf, ihn ſich von allen Vergnügungen und Zerſtreuungen ſeines Alters ausſchließen zu ſehen. Bedenke, Johann, ſagte ſie zu ihm, im Tone mütterlicher Vorſorge, Du ſollſt einmal Prediger werden; das Wort des Herrn ſoll über Deine Lippen gehen, willſt Du Dich nicht da entſchließen, mit Abſicht Alles zu fliehen, was Dich zerſtreuen, Dich von Deinem ernſten Beruf abziehen kann?

Das kann ich nicht, edles Fräulein, meine Zerſtreuungen ſind ebenfalls ernſter Art und ſie werden mich nicht hindern.

Ernſter Art? rief das Fräulein. Die Liebeshändel der Calypſo zu ſtudiren, das nennſt Du eine ernſte und paſſende Beſchäftigung? O Johann, die Zeiten werden kommen, wo Du an mein Wort zurückdenkſt! Wo die Eitelkeit der Jugend von Dir abgefallen ſein wird, wie ein mit Flittern beſetztes Kleid, und Du Dich umſehen wirſt nach einem Gewande, das Dich gegen das rauhe Wetter ſchützt.

Haben Sie immer ſo gedacht, mein gutes und edles Fräulein? fragte der Zögling mit aufmerkſamer und forſchender Miene.

Das Fräulein erröthete. Eben weil ich nicht immer ſo gedacht habe, erwiderte ſie, deßhalb hab' ich ein Recht, Dir jetzt zu empfehlen, was ich Dir gerathen habe. Glaube nur, ich büße ſchwer unter den Verirrungen meiner Jugend.

Sie ſenkte hier ihr Haupt auf die Hand, und ein Seufzer entſtieg ihrem Buſen. Johann hatte inniges Mitleid mit ihr. Er wollte noch etwas ſeinen früheren Reden hinzufügen, als die Thür ſich öffnete und das finſtere Geſellſchaftsfräulein eintrat. Ein drohender, befehlender Wink von ihr verſcheuchte den jungen Menſchen, der ſich demüthig zurückzog.

Dieſe Welt, die ich hier um mich ſehe, iſt doch viel anders als die in meinen Büchern! ſagte er zu ſich ſelbſt. Warum ſind ſie nicht Beide ganz gleich? Weßhalb dieſer Widerſpruch? — Seltſam! Woran ſoll man ſich nun halten? —

Er ging die einmal betretene Straße rüſtig weiter; er beſchäftigte ſich nur mit ſeinen Büchern und ließ die wirklichen Erſcheinungen des Lebens bei Seite liegen. Es gelang ihm, ſich das Wohlwollen und die Theilnahme des würdigen Direktors der Schule zu erwerben, und durch dieſen mehrere Gunſtbezeugungen, die er ſonſt nicht erhalten hätte. Er bekam die Aufſicht über die kleine Bücherſammlung, welche die Schule beſaß, und hier war es nun, wo er zuerſt mit Aufmerkſamkeit und in einer gewiſſen Folge zu leſen begann, auch ſich die Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache zu eigen machte. Da ſein Vater völlig mittellos war, die Beiträge, die für ihn geſammelt wurden, ſehr ſpärlich waren, ſo that das äußerſte Zuſammenhalten ſeiner Mittel ihm noth, und man ſah ihn oft in ungeheizter Stube die Nacht an ſeiner kleinen Lampe ſitzen, und die nächtlichen Stunden mit Studiren hinbringen. Als Herr Tappert, dies war der Name des Direktors, dies erfuhr, war ſeine Theilnahme für den Jüngling doppelt rege, und er entließ ihn jedes Mal, wenn er ihn zu ſich beſchied, mit einem kleinen Geſchenk. Später, als das Augenlicht des würdigen Greiſes ſchwach wurde, bekam Johann das ehrenvolle Amt, dem alten Manne vorzuleſen, und er vollbrachte dies ſo gut, daß eine immer ſtärkere Angewöhnung an ihn ſtatt fand, und zuletzt der Direktor ohne ſeinen Johann nicht leben konnte. Seine Stunden waren alſo dermaßen eingetheilt, daß ihm wenig Zeit blieb, das Schulhaus, wo er nun ganz wohnte, und ſeinen Lehrer und Gönner, dem er jede freie Minute widmen mußte, zu verlaſſen. Wenn ihm dies doch gelang, war ſein Gang zuerſt in's Schloß, wo das alternde Fräulein ihn mit derſelben Freundlichkeit und Milde empfing, die ſie ihm immer gezeigt.

Fräulein Terebintha war ſeit einiger Zeit leidend, und wurde von ihrer finſtern Muhme gepflegt. Eines Abends, wo dieſe nicht gegenwärtig war, ergriff die Kranke die Hand des jungen Schülers und hub in einem traurigen Tone an: Johann, ich werde jetzt bald ſterben! Ja, ſage mir Nichts, ich weiß ſelbſt Alles, was ich mir zu ſagen habe; auch will ich keinen Troſtſpruch aus Deinem Munde hören. Wenn die Jugend tröſtet, muß es ſchlimm mit dem Alter ſtehen. Thue mir vielmehr einen andern Gefallen, der weltlicher Art iſt. Es iſt heute Vollmond. Um eilf Uhr Nachts muß die Scheibe des Mondes gerade über dem Park ſtehen. Ich habe vor, dorthin zu gehen. Widerſprich mir nicht. Ich gehe. Dort werde ich vielleicht Jemand finden, mit dem ich weiter wandle. Du ſtehſt und warteſt. Hörſt Du? Und warteſt, bis ich wiederkomme, oder wenn ich wegbleibe, ſo gehſt Du zurück in das Schloß und ſagſt es den Bewohnern deſſelben. Sie werden dann ſchon wiſſen, was zu thun iſt. Haſt Du mich verſtanden?

Aber, mein Fräulein, ſagte Johann, ſollte es

Leſer, am Hofe von Bamberg als bevollmächtigter Staatsmann.

Erkennſt du mich wieder? Es tritt der Mann vor dich — bleich, düſter, in ernſter Haltung. Ich gleiche dem Portrait nicht mehr, das Polyxena's Hand einſt von mir entwarf. Der Muthwille, der raſche Ungeſtüm einer jugendlichen Seele iſt entwichen; eine trübe Erinnerung hüllt in ihre melancholiſche Schatten den Geiſt. Ich war was ich jetzt bin, iſt nicht mein Selbſt; es iſt die Todtenmaske jener erſtorbenen Jugendzüge meines Glückes. Oft lächelt über dieſe bleiernen kalten Züge eine bleiche Röthe, das iſt dein ſüßes Angedenken, Maria, das iſt der Wiederſchein meiner geſunkenen Sonne. Aber glaube nicht, Leſer, daß ich dieſem ſchwärmeriſchen Gedächtniß nun jede folgende Seite dieſes Buches widme. Nein, du ſollſt mich geputzt, lächelnd im Gedränge eines ſeltſamen Maskenzuges ſehen. Ich öffne dir den lauten Saal meiner Zeit, nicht beſſer ſein, wir verſchöben den Gang auf eine Zeit, wo Ihr beſſer wäret.

Nein, mein Junge; es muß heute ſein. Wenn Du mir nicht folgen willſt, ſo werde ich allein gehen.

Ich gehe mit! rief Johann entſchloſſen.

Gut, ſo komm in drei Stunden wieder, Du wirſt mich fertig finden. Die Anneliſe wird heute nicht zu Hauſe ſein; ſie iſt beim Walter, der auch unwohl iſt. Alſo bleibt's dabei.

Die Beiden trennten ſich. Als Johann wieder auf's Schloß kam, fand er das Fräulein ſchon in der Hinterthür des Schloſſes ſtehen in einem ſeidenen Gewande, mit Spitzen und Blumen verziert, einen kleinen Sonnenſchirm in der Hand, und auf ihn wartend. Sie hing ſich an ſeinen Arm, und der Duft der ſcharfen Wohlgerüche, mit denen ſie ſich beſtreut, erregte dem Begleiter faſt Kopfweh. Sie bogen in den Baumgang ein, der zu dem äußerſten Ende der Terraſſe führte, die von hier aus den Park begrenzte. Das Fräulein trippelte äußerſt behende, dann blieb ſie plötzlich ſtehen, keuchte ein wenig, öffnete dann eine Doſe, nahm etwas, das wie eine Pille ausſah, und ſetzte dann ihren ſchnellen Gang wieder fort. Den Sonnenſchirm hielt ſie gegen die Mondesſtrahlen, indem ſie behauptete, der Mond könne eben ſo gut wie die Sonne blenden und die Haut verderben. Als ſie zu einer Bank kamen, die ungefähr inmitten des Weges lag, nahm das Fräulein Platz und wiſchte ſich den Schweiß von Stirn und Wangen. Es iſt ungewöhnlich warm, ſagte ſie, oder es iſt das Fieber, das mir ſo zuſetzt. Wie leicht, wie fliegend habe ich früher dieſen Weg gemacht; aber freilich, ich war jünger, und ſie hatten mir noch nicht das Leben ſo verbittert, wie ſie es jetzt thun. Es iſt bös, Johann, in die Hände der Erbſchleicher zu fallen! Bedenke das, und wenn Du einmal Gut und Beſitzthum haſt, ſo verſtecke es vor Deinen Verwandten. Hörſt Du? Hätte ich dieſes einfältige Eigenthum nicht, beſäße ich nicht einen Theil dieſer alten aufgethürmten Steine da, die ſie das Schloß nennen, man würde mich ruhig meinen Weg gehen laſſen, und ich könnte ungeſtört mit dem Manne meiner Liebe zuſammenſein!

So ſprach ſie, und machte ſich dann wieder auf den Weg. Die Stelle am Pförtchen war bald erreicht, aber hier warteten ſie lange, lange, es wollte kein Reiter kommen. Es blieb immer der ſtille, kühle, weiße Mondſchein, der die Terraſſe überglänzte. Die Dame öffnete neugierig das Pförtchen, und guckte die Landſtraße hinauf und hinab; es kam Niemand.

O weh! ſeufzte ſie, und ſetzte ſich nieder. Soll ich auch heute umſonſt kommen, und ich habe doch ſo ſicher geträumt, ich würde mit ihm zuſammenſein! Johann, mein Sohn, komm her, nimm dieſen Ring. Er hat einigen Werth, trage ihn zu meinem Angedenken, und nun geh und ſieh nochmals nach, ob Du nicht einen Reiter bemerkſt. Er könnte auch zu Fuß kommen. Er hat einen blauen Rock mit blanken Knöpfen und gelbe Lederbeinkleider, ſage ihm, daß ich hier bin, und auf ihn warte.

Der Schüler hatte nur Zeit, ſich für die Gabe zu bedanken, dann ſetzte er ſich eilig in Lauf, um ſeinen Auftrag auszurichten. Er fand nichts. Als er wieder zurückkam, fand er das Fräulein todt auf der Bank; der Schlag hatte ſie gerührt.

Das ganze Schloß ward rege, als dieſe Nachricht bekannt wurde. Boten liefen eilig zu der Couſine und dem Vetter. Sie kamen herbei. Man rannte hin und her. Der plötzliche Todesfall hatte Alle erſchreckt; ſie fragten den jungen Mann, der dabei geweſen war, ängſtlich aus, er wußte nichts zu ſagen, als was er mitangeſehen. Man entließ ihn, und er kehrte in's Schulhaus zurück, wo er dem Direktor Bericht von dem Vorfall abſtattete. Nach einigen Tagen war das feierliche Leichenbegräbniß.

Auf Franz übte dieſes Ereigniß ebenfalls ſeine Wirkung; er kam vom Schloſſe fort, und zu einem Förſter auf einem benachbarten Gute. Die beiden jungen Leute trennten ſich. Franz war ein großer, vierſchrötiger Burſche geworden, dem die Mädchen nachſtellten, er heirathete auch bald und Johann verlor ihn völlig aus dem Geſichte.

III.

Wieder waren einige Jahre vergangen. Johann hatte Stendal, ſeine Geburtsſtadt, verlaſſen, der Direktor war geſtorben, und der nunmehrige achtzehnjährige Jüngling ging nach Berlin, wo er in dem grauen Kloſter ein Unterkommen fand, indem er als armer Scholar für die reicheren Schüler Arbeiten machte und ihre Gänge beſorgte.

In der Schule zu Stendal hatte er Geſchmack an dem Sammeln von Büchern bekommen. Das Glück war ihm günſtig geweſen, er hatte ſich einige gute Ausgaben der Klaſſiker angeſchafft, und ging jetzt darauf aus, ſich ſeltene Bücher anzueignen, wo er ſolche fände. Als armer Scholar war dies ſehr ſchwierig. Er beſchloß eine Reiſe nach Hamburg zu machen, und unterwegs bei den Pfarrern einzuſprechen, ſich von dieſen Bücher auszubitten, oder Geld, um welche zu kaufen. Es war damals Sitte, daß junge angehende Studenten dieſen Weg einſchlugen, um ſich die Mittel zu verſchaffen, ihre Studien auf einer Univerſität zu beginnen. Freilich wurde dies auch oft mißbraucht, und liederliche Wanderburſchen nahmen den Vorwand, um ihre Luſt zu kühnem, tollem Leben zu vollführen, deßhalb waren die geiſtlichen Herren vorſichtig geworden und öffneten nicht gleich ihren Beutel, wenn ſich Jemand fand, der hineinzugreifen Luſt bezeigte. Sie ſtellten kleine Prüfungen an, und oft bekam ein ſolcher Ankömmling, ſtatt des klingenden Beſcheids, oder des gewünſchten Buches, eine weiſe Ermahnung, oder eine wohlmeinende Zurechtweiſung, mit der er dann ſich wieder fortmachen mußte.

So ging es Johann öfters; er nahm aber die Sittenſprüche immer demüthig und in guter Manier auf, vergalt ſie oft durch lateiniſche Dankſagungen, die er den Schriften der alten Autoren entnommen hatte, und welche die gelehrten Herren günſtig für ihn ſtimmten.

Eines Tages klopfte er an die Thür einer ſehr beſcheidenen Pfarrwohnung; eine alte Magd öffnete und erklärte, der Herr Pfarrer wären eben beſchäftigt, ſeine Predigt zu machen, da morgen, am Sonntage, ein beſonderer Feſttag in der Kirche ſei, und man dürfe ihn deßhalb nicht ſtören, die drei Mamſellen würden ihn aber in der großen Gaſtſtube empfangen. Dies ließ ſich der ermüdete Wanderer, der ſchon den ganzen Tag und die halbe Nacht auf den Beinen geweſen war, gern gefallen und ward in ein alterthümliches Gemach geführt, das drei Fenſter hatte; an jeder dieſer Oeffnungen ſaß ein langes, hageres weibliches Weſen, die bei Johann's Eintritt, wie mit dem Taktſtocke gewinkt, zuſammen aufſprangen und eine Verbeugung machten. Der Jüngling mußte ſeine Faſſung zuſammennehmen, daß er nicht erſchreckt zurückfuhr bei dieſer Maſſe verjährter Reize, die ſich ihm entgegenſtellten. Dabei führten dieſe alterthümlichen Damen die altteſtamentariſchen Namen von Heldinnen, die Aelteſte, die nahe an funfzig Jahre war, hieß Judith, die zweite Eſther, und die Jüngſte, die ſchon die Dreißig überſchritten hatte, begnügte ſich mit dem ſchönen bedeutungsvollen Namen Suſanna. Alle drei waren unvermählt, wider ihren Willen, wie es aus ihren Geſprächen hervorging, denn ſie liebten über alles Maß hinaus junge Männerbekanntſchaften; es fanden ſich nur gerade keine derartigen in der Einſamkeit ihres kleinen Pfarrhofes. Die einzige, die dafür allenfalls gelten konnte, war der Adjunkt ihres Vaters, ein vierzigjähriges Männchen, der in ewigem Streit mit dem Paſtor, ihrem Vater lebte, und wenig Zeit hatte, für die galanten Anforderungen der drei alten Mädchen zu ſorgen.

Er iſt alſo Student, und reiſt des Nutzens wegen, hub Judith an, nachdem ſie vom Kopf bis zum Fuß die Geſtalt ihres Gaſtes betrachtet hatte. Das iſt ein ſehr ehrenwerther Beruf, möge es Ihm gut gehen, das wünſchen wir Alle.

Ja, das wünſchen wir Alle! wiederholten die beiden Anderen.

Will Er nicht morgen die Predigt des Papa's mitanhören? ließ ſich Eſther vernehmen, indem ſie mit einem gezierten Lächeln hinzuſetzte: obgleich der Herr Sebaldus behauptet, ſie enthalte nichts als Unſinn, ſo muß man doch mit eigenen Ohren hören. —

Das ſagt der Herr Sebaldus nur, weil der Vater ſich nicht dazu bequemen will, eine Stelle darin zu ändern, die der Herr Adjunkt anders will; aber der Herr Papa iſt nie ein Schmeichler und Schleppenträger geweſen, ſonſt ſäßen wir jetzt anderswo, deßhalb iſt der ganze Streit.

Und mich dünkt, Schweſter Suſanne, der

Herr Papa hat da ganz recht, zu thun, wie er thut.

Ganz ſicherlich, Schweſter Judith, erwiderte die Gefragte, indem ſie aufſtand und der älteſten Schweſter dabei eine Verbeugung machte. Johann beobachtete, daß die Förmlichkeit zwiſchen den Schweſtern ſo weit ging, daß Jede der Andern eine beſondere Willensmeinung immer mit einer Verbeugung ankündigte, eine lächerliche und pedantiſche Artigkeit, die ſehr ſeine Spottſucht erweckte. Er machte dieſe Sitte nach, ſtand auf, verbeugte ſich vor der Aelteſten und ſagte, daß es ihm ſehr lieb wäre, wenn er eine kleine Erfriſchung bekommen könnte, da er hungrig wäre.

Chriſtel! rief Judith.

Die alte Magd erſchien. Auf Befehl der Mamſell fand ſich bald ein Teller, Brod, Butter und Landkäſe. Johann ließ ſich's ſchmecken, während die drei Mamſellen fortfuhren, ihre eigenthümlichen Anſichten zu offenbaren. Es ſchlug zwölf Uhr und der Pfarrer trat in's Zimmer, gefolgt von dem Adjunkt, der ſich ſogleich über das Brod und den Käſe, den Johann als ſein Eigenthum betrachtete, hermachte und es verzehrte, während er mit dem Prediger im Streit begriffen war. Die drei Damen knixten, wurden aber von beiden

Männern nicht beachtet, auch Johann fand keine Berückſichtigung. Der Pfarrer war ein hochmüthiger ſtolzer Greis von nahe an achtzig Jahren, der zu dem Adjunkt, wie zu einem Knaben ſprach, und alle deſſen Einwürfe mit geringſchätzigem Lächeln erwiderte. Mein Herr Adjunktus, ſagte er, Ihr thut beſſer zu ſchweigen, als Euch auf öffentlichem Markte, vor aller Welt lächerlich zu machen. Weil der Herr Patron, der morgen die Predigt mitanhört, ein Major iſt, ſoll ich nicht vom Hauptmann von Capernaum ſprechen, weil er ſich beleidigt fühlen könnte! Hat man je ein Urtheil gehört, das mehr die Verſtandskräfte eines Schöpſes verräth als eine menſchliche Intelligenz.

Eines Schepſes? rief der Adjunkt, indem er zornig die Käſereſte verſchluckte; ſollte man nicht glauben, Ew. Ehrwürden hätten die Predigt im Sinne, die Sie hielten, als Sie ſich um dieſe Pfarre bewarben, es ſind nun fünfzig Jahre, wo noch völlig kindiſche Vorträge an der Tagesordnung waren, und man gewohnt war, das Salbader auf der Kanzel jedesmal als gutes Mittel, den Schlaf zu erwecken, anzuſehen. Hahaha! —

Das Geſpött des Narren iſt dem Weiſen gleich einer Krone! rief der Pfarrer.

wo im wilden Tanz trunkene Philoſophen und lachende Bayaderen durcheinander wirbeln. Ich ſelbſt verberge mich an der Thüre, wenn du nicht gefliſſentlich mein bleiches Antlitz ſehen willſt, ſo bemerkſt du es nicht.

Sieh da den Neujahrsmorgen dieſes merkwürdigen Jahres, das mit Kronen ſpielt und mit Eiden ſcherzt, das die Völker zur Schlachtbank führt und die Treuloſigkeit der Fürſten entlarvt, wie bringe ich ihn zu? Vor meinem Spiegel ſitzend und meinem getreuen Georg nachgebend, der mich verſichert ich mußte auf die linke Wange durchaus ein Schönpfläſterchen legen. Ich laß ihn gewähren, mechaniſch laß ich mich in den goldgeſtickten Rock hüllen, ein breites Ordensband wird mir umgelegt, Georg betrachtet mich wohlgefällig, er hat immer noch am Bau der Locken zu ändern; er iſt in dieſem Augenblicke mit dem Pudermeſſer an der Stirn, im nächſten mit der Silberbürſte an den Schuhſchnallen. Guter Georg, O ſtill, mein theurer Vater, ſagte Judith, wer wird ſich ſo zanken! Ich kenne Dich nicht wieder, Papa! Du die Sanftmuth und die Nachſicht ſelbſt. Und Sie, Herr Adjunkt, wo bleibt Ihre oft gerühmte Beſcheidenheit und gute Lebensart? Muß ich denn immer zwiſchen Euch treten? Hier iſt, mein theurer Vater, ein reiſender Jüngling, der ſich Dir empfiehlt, ein beſcheidener junger Mann.

Wer ſeid Ihr? fragte der Adjunkt.

Wer ſeid Ihr? ſchrie der Pfarrer noch lauter, und überſchrie damit die Stimme ſeines eilfertigen Mitgenoſſen. Man ſehe! Wer hat in dieſem Hauſe das Recht zu fragen? Der Herr oder der Diener? Unverſchämter Menſch! — Wer ſeid Ihr, junger Mann?

Johann nannte ſeinen Namen, und drückte zugleich den Wunſch aus, eine kleine Beiſteuer auf ſeiner Reiſe zu erhalten, ſie beſtehe nun in Geld oder in Büchern. Er ſei im Begriff, nach Hamburg zu gehen, und kehre von dort nach Berlin zurück.

Nach Hamburg? erwiderte der Geiſtliche. Gut, ich werde Euch einen Brief an einen Freund mitgeben, der Euch von Nutzen ſein kann.

Den Ihr nicht abgeben dürft, wenn Ihr Euch nicht ſelbſt ſchaden wollt. Der alte Mann hat lauter alte närriſche Bekannte, die nicht mehr zeitgemäß ſind, ziſchelte der Adjunkt dem Jüngling in's Ohr. Wie kommt Ihr überhaupt hierher? Hier iſt nichts für Euch zu ſuchen. Um ein paar Monate, wenn die Pfarre anders beſetzt iſt, dann kommt wieder, dann ſoll Euch geholfen werden. Hiermit drehte er Johann den Rücken und verließ das Zimmer, nachdem er vorher die drei Damen gegrüßt hatte. Der Pfarrer ſah ihm mit offenem Hohn und mit Spottſucht nach. Der elende moderne Fant! lachte er, der ſchmeichleriſche Fuchsſchwänzler! Wie war ich nur ſo thöricht zu verwilligen, daß dieſer mir zur Seite geſtellt werde, als das Conſiſtorium einen ſolchen Mann für nöthig erachtete! Ein jeder Andere wäre geeigneter zu dieſer Stelle.

Die drei Damen hatten aus Johann's Rede das aufgefaßt, daß er ſeltene Bücher wünſche, und Jede faßte ſogleich einen Plan. Eſther, als ſie das Zimmer verließ, rief heimlich Johann zu: Auf ein Wort, Herr Scholar! Er ging hinaus und fand ſie in der Küche. Wenn Ihr ſeltene Bücher wünſcht, ſo folgt mir heute Nachmittag in die Bibliothek meines Vaters. Doch Ihr müßt kein Wort davon ſprechen. Verſteht Ihr mich? beſonders nicht zu den Schweſtern. Es muß ein Geheimniß bleiben. Der Eingang in's Bibliothekzimmer iſt hier durch den Garten! Ihr könnt ungeſehen hinkommen, und Ihr werdet mich dort finden.

Dieſe Einladung ließ ſich der junge wandernde Gelehrte nicht zum zweiten Male wiederholen, er fand ſich ein, und entdeckte ein ziemlich großes Zimmer, deſſen eine Wand ganz mit Büchern angefüllt war, die offen, ohne Verſchluß, daſtanden. An dem Bücherbrete lehnte die ſchöne Vertheilerin dieſer Schätze. Mit einem graziöſen Lächeln, deſſen Sinn der einfältige Schäfer nicht zu deuten wußte, lud ſie ihn ein, näher zu treten, und ſich die Sammlung anzuſehen. Er faßte auf den erſten Griff ſogleich einige, ihm werthe Ausgaben, die er hervorzog und erklärte, daß er dieſe zu haben wünſchte. Nun, nun! rief ſie, nicht ſo ſtürmiſch! Wo bleibt die Beſcheidenheit? die Schüchternheit? Wir ſtehen hier auf einem verbotenen Boden, und müſſen mit Vorſicht weiterſchreiten. Die fünf Bücher, die Ihr da genommen habt, ſind jedenfalls zu viel; den Verluſt derſelben würde mein Vater bemerken, wir wollen uns auf ein Buch beſchränken. Auf eins? erwiderte Johann; und welches ſollte das ſein?

Sie nahm den dünnen Band hervor, und rief: dieſes!

Die Commentare zu einigen Stellen des Plutarch! rief Johann kleinlaut. O, ich bitte, engliſche Jungfrau, geben Sie mir wenigſtens das dicke Buch dazu.

Das dicke Buch? wiederholte ſie, wird es aber auch dick genug ſein, Euch, mein wertheſter junger Mann, an die Gefälligkeit zu erinnern, die Ihr in dieſem Hauſe, und zwar durch mich erfahren habet? Sie nahm hier einen ſchalkhaften Ausdruck an, und gab zu verſtehen, daß dieſer Ort ſehr ſtill und einſam wäre.

Gewiß! erwiderte Johann, in dem Buche blätternd, ſehr geeignet zum Studiren.

O, nicht zum Studiren allein, erwiderte ſie, und ſeufzte. Seht da, rief ſie lebhaft, ich habe mir da den Finger gequetſcht, als ich den dicken Band hinabreichte. Sie hielt ihm die Hand hin; Johann blätterte in dem Buche, empfindlich zog ſie die Hand zurück. Ihr wißt nichts von der ſchuldigen Politeſſe gegen das Frauenzimmer! Ein Anderer in Eurer Stelle würde hinzugeſprungen ſein, und die Hand unterſucht, ſie wohl bei dieſer Gelegenheit geküßt haben. Geht, ſtellt die Bücher wieder an ihren Platz. Mir fällt ein, daß der Vater nichts von ſeinen Schätzen entbehren kann.

Sie riß die Schriften dem Jüngling aus der Hand, dem erſt jetzt einfiel, was er hätte thun ſollen, und der ſich beeilte, den Fehler, ſo ſchnell als möglich, gut zu machen. Er nahm die Hand, führte ſie an ſeine Lippen, drückte einen Kuß darauf und rief: Vergebt, angebetete Jungfrau! Wahrlich, ich bemerke, daß ich nur Augen und Sinn für Eure liebliche Erſcheinung habe. Wenn ich hoffen dürfte —

Auf was? rief ſie geziert und lächelnd.

Auf einen Kuß von Euern ſchönen Lippen, erwiderte er.

Ei nicht doch! rief ſie ſcheinbar beleidigt, aber doch ihre Wange hinhaltend. Wie ſchnell werden wir mit einander bekannt!

Bekannt und vertraut! rief er, und verſuchte den verſprochenen Kuß zu erhaſchen, traf aber auf den Schweinslederband eines Klaſſikers. Lächelnd rief er! Sieh da, der Cicero hat den Kuß bekommen, der Schelm! Wie er ſich überall einzuſchieben verſteht.

Indem wurde von dem Garten aus gerufen: Eſther!

Da haben wir's, das iſt die neugierige Su=

ſanne! Ich muß eilen, ſonſt kommt ſie hierher. Sie kleiner ſchalkhafter Mann! Wie Sie leicht ein Mädchenherz erobern können! Nun heute Abend, in der Dunkelheit treffen wir uns wieder hier. Nicht wahr? Nehmt einſtweilen die Bücher mit. Sie ſchob Johann hinaus, der in einem kleinen dunkeln Vorzimmer ſo lange warten mußte, bis ſie ſelbſt in den Garten getreten war. Er erkannte jedoch Suſannens neugieriges Köpfchen, das zur Thür hineinſah und fragte: Iſt hier Jemand? Er antwortete nicht, und Eſther rief unwillig: Wer ſoll hier ſein!

Mit einander ſprechend, gingen die Schweſtern fort, und Johann ſchlich ſich in den Garten, in eine Laube, wo er ſich hinſetzte und ſeinen Fund näher in Augenſchein nahm. Als er noch damit beſchäftigt war, geſellte ſich Suſanna zu ihm. Ei, mein Herr, ſo fleißig? Wer wird ſich hier, im halben Licht, die Augen verderben?

Der angehende Student, der nun ſchon wußte, wie dieſen drei Veſtalinnen beizukommen ſei, fing gleich eine vertrautere Manier der Unterhaltung an. Er ſchlang ſeinen Arm um die Taille der Dorfſchönen und geſtand ihr, daß er ſchon lange gewünſcht hätte, ein Wort im Vertrauen mit ihr allein zu ſprechen. Suſanne ſpielte die Naive.

Ei! rief ſie, iſt's ein Geheimniß? Ich höre gar zu gern dergleichen.

Wenn wir nur ungeſtört wären.

Gut. Laßt uns in die Bibliothek gehen; dahin kommt Niemand, entgegnete das Mädchen. Das war es gerade, was Johann wünſchte; ſie ſchlüpften Beide in die eben verlaſſene Büchersammlung zurück. Johann ſtellte ſich, als ſähe er ſie zum erſten Mal. Ha! rief er, welche Schätze! Und wie ſchön geordnet! O, wenn ich nur ein Buch davon beſäße; ich liebe ſo ſehr Bücher.

Der Vater hat ſtreng verboten, davon Etwas wegzugeben, erwiderte die Tochter. Doch ſollet Ihr, wenn Ihr recht ſchön bittet, Einiges zum Geſchenk mit fortnehmen.

Das ſchöne Bitten war nicht Johann ſeine Sache, doch verſtand er ſich jetzt dazu. Er fing damit an, um einen Kuß zu bitten, und er erhielt gleich zwei. Suſanne war noch feuriger als ihre Schweſter, ſie faßte die Hand ihres Schäfers und rief: Ach, wenn wir armen Mädchen doch wählen dürften! ich wüßte ſchon, wer der Gegenſtand meiner Wahl wäre.

Wer? fragte Johann ſehr naiv.

Kleiner Schelm! welche Frage? Ich kann verſichern, daß ſo lange ich denken kann, was nicht ſo lange hier iſt, denn ſechzehn Jahre iſt mein Alter — ſie verſchwieg ſogleich ſechzehn Jahre — hab' ich keine ſo angenehme Bekanntſchaft gehabt als ich jetzt mache. Aber man muß vorſichtig ſein, unerfahrene Mädchen werden gar zu leicht getäuſcht, wie leicht könnte es ſein, daß auch Du ein ſolcher falſcher Mann wäreſt!

Das „Du" machte den jungen Mann beſtürzt; er hatte es nicht ſo früh erwartet. Theure Suſanne, entgegnete er, laſſen Sie mich nur erſt frei und im Beſitz einer Anſtellung ſein, alsdann ſollen Sie ſehen, daß ich mein Wort getreulich halte. Für's Erſte lerne ich noch und ſammle ein, wie eine fleißige Biene zu künftigem Beſitzthum.

Nun gut, ſo ſammle; Suſanna wird warten, entgegnete ſie in einem zärtlichen Nachſinnen.

Wann kann ich Sie wiederſehen? fragte er.

Komm heute Abend, erwiderte ſie, hier in die Bibliothek, ich werde Dich erwarten. Jetzt nimm die Bücher, die Dir gefallen. Ich werde ſie Dir tragen helfen. Sie nahm ſechs oder ſieben von denen, die Johann ausgeſucht, packte ſie in ihre Schürze, und ging damit hinaus; er folgte mit der übrigen Zahl.

Nachdem er zwei Fliegen gefangen, wurde es nicht ſchwer, auch die dritte in ſeine Netze zu bekommen. Judith, als die Aelteſte, ſpielte die Verſtändige, Weiſe. Unter dem Vorwand einer Ermahnung brachte ſie den jungen Mann in die Bibliothek, und erlaubte ihm ein Buch zu wählen. Junger Mann, ſagte ſie, ich weiß, daß das ernſte Studium Ihre Sache iſt, und ich will dazu beitragen, daß es gehörige Früchte bringe, nehmen Sie ſich zum Andenken an uns und unſer Haus ein Buch mit aus der Bibliothek meines guten Vaters.

Johann nahm eine ſeltene Bibel mit alterthümlichen Holzſchnitten. Er küßte der ſtrengen Dame die Hand, und nahm in zärtlichen Ausdrücken Abſchied von ihr. Ich ſehe Euch nochmals, ſagte ſie, hier, wenn es dunkel wird, in der Bibliothek will ich auf Euch warten, um Euch noch meinen Segen auf Eure Wanderſchaft mitzugeben.

Als er ein Dutzend ſeltener Bücher beiſammen hatte, wünſchte er ſich Glück zu ſeinen Talenten, ſich in anderer Leute Laune einzuſchmeicheln. Er band ſie auf ſein Felleiſen und nahm ſie als eine willkommene Laſt auf den Rücken. Als es Niemand ſah, wanderte er verſtohlen aus dem Pförtchen der Pfarrwohnung, und befand ſich ſchon eine Meile vom Hauſe entfernt, als es dunkel wurde und er ſich die drei betrogenen Mädchen in der Bibliothek verſammelt dachte. Er lächelte, als er ſich die thörichten Jungfrauen vorſtellte, wie ſie, Eine auf die Andere, mißtrauiſch nach dem Grunde ihres Kommens fragten. Euch geſchieht recht! rief er, warum handelt ihr aus einfältiger Leichtfertigkeit mit den Schätzen eures Vaters hinter ſeinem Rücken. Ein Anderer hätte auch noch ganz anders euer leichtgläubiges Weſen benutzt; ſeid zufrieden, daß ihr es mit mir zu thun hattet.

Mit dieſem Gedanken tröſtete er ſich. Er kam in Hamburg an, machte dort ziemlich gute Geſchäfte und begab ſich wieder auf die Rückreiſe. Als er ſich der Pfarrwohnung näherte, gelüſtete es ihm zu ſehen, wie die Sachen hier ſtänden. Hingehen wollte er nicht, dies getraute er ſich nicht, er erkundigte ſich im Wirthshaus des Dorfes. Da erfuhr er, daß nicht lange der alte Prediger ſeiner Stelle entſetzt ſei, und der Adjunkt jetzt die Pfarre beſitze. Der alte Mann, ſagte man ihm, wurde zu grob und ungefügig, der junge Herr Paſtor iſt ein ganz anderer Herr, er iſt beliebt bei dem Patron des Kirchſpiels und auch bei der Gemeinde.

Und meine drei Bräute! dachte Johann, wo ſind die jetzt? Er erkundigte ſich nach dem Predein Herr will Niemandem gefallen, er iſt nicht mehr der junge Gardecapitain, der ſich zu einem Ball putzt, er iſt der Geſandte an einem geiſtlichen Hofe, und wenn er zu gefallen ſtrebt, ſo thut er es weil es ihm in ſeinem Creditif vorgeſchrieben iſt. „Wahrhaftig, Herr Graf!“ rief der treue Diener unwillig, indem er ſeine vielen Toilettengeräthſchaften bei Seite legte, „Sie thun doch ganz ſo als wären Sie fünfzig Jahr, und ſind doch erſt fünf und dreißig. —“ „Fünf und dreißig?“ wiederholte ich leiſe bei mir. „Du haſt die Jahre nicht mitgezählt, deren jedes das Gewicht eines Menſchenalters auf dieſe Bruſt gelegt.“

Pommersfelden iſt ein Luſtſchloß in der Nähe von Bamberg. An dieſem Tage, es war der erſte Januar des Jahres **1741**, empfing hier die Gräfin Appiani, eine Nichte des Fürſten, die Cour. Sie war Wittwe, häßlich, verwachſen, intriguant und von großem Einfluß auf den Fürſten, diger und erfuhr, daß er noch in der Nachbarſchaft herumzöge mit ſeinen drei Töchtern. Es geht ihm gut, war die Antwort, der alte Mann hat ein kleines Vermögen, und die drei Töchter pflegen ihn auf's Beſte, auch iſt er beliebt bei einigen Gutsbeſitzern in der Nähe. Johann ſah ihn bald darauf, wie er ſeine Straße zog, in einem geringen Gaſthofe, wo er eingekehrt war. Er ſaß und las eine Predigt mit großer Emphaſe, um ihn herum hatten ſich die Töchter hingeſetzt, ein paar Bauern gehörten auch zu der Zuhörerſchaft.

IV.

Wir finden unſern jungen Studenten in Halle wieder, wohin er ſich mit einem kleinen Stipendium begeben hatte, um die Theologie zu ſtudiren. Aber die Theologie ſagte ihm nicht zu. Er fühlte, daß er nicht zum Prediger gemacht ſei, beſonders peinigte ihn der drückende Gedanke, daß er alsdann ewig unberühmt und ungenannt bleiben könnte, denn wer würde wohl nach einem Pfarrer in der Mark Brandenburg fragen? Er war ſich aber bewußt, daß noch ein berühmter Mann aus ihm werden würde. Eine Zeit lang ſchwankte er zwiſchen Jurisprudenz und Medizin, doch beide ſchienen ihn nicht zum Zwecke zu führen, wenigſtens nicht ſo ſchnell, als er es wünſchte. Ein Juriſt? er konnte allerdings ſich auszeichnen, doch er blieb dann immer nur angeſehen unter Leuten ſeines Faches, ebenſo war es mit dem Arzte, obgleich dieſer ſchon eher eine allgemeine Berühmtheit erlangen konnte, durch die Mannichfaltigkeit und Bedeutſamkeit ſeiner Kuren, aber welche Anſtrengungen gehörten dazu, um dahin zu gelangen, und wie wenig war er geeignet, dieſe mühſamen und beſchwerlichen Wege zu machen. Er blieb alſo dabei, von allen Wiſſenſchaften zu naſchen, ſich von einer jeden eine ungefähre Kenntniß zu verſchaffen, eigentlich aber immer ſeinem Lieblingsfach, dem Alterthum, der Geſchichte der Kunſt und den zeichnenden Künſten zu dienen. Hier war er ganz Leib und Seele, und konnte die größten Anſtrengungen freudig erdulden. Man ſah ihn den Schlaf der Nächte, die Stunden des Tages, die dazu beſtimmt ſind, dem Leibe durch Nahrung Kräfte zuzuführen, willig opfern und durch Wachen und Arbeiten zu Arbeitsſtunden machen. Die auf der Reiſe, die wir eben beſchrieben haben, erworbenen Bücher bildeten mit anderen Beiträgen, die er ſich nebenbei erwarb oder erbettelte, ſchon eine ganz angeſehene kleine Bibliothek, und vor dieſem Bücherſchatz, ſeinem einzigen Gut, ſtand er oft, heimlich lächelnd und zufrieden ſchmunzelnd, wenn er bedachte, wie er ſie ſich zugeeignet und welche, zum Theil komiſchen, Schickſale er beſtanden hatte, um ſie in ſeinen

Beſitz zu bringen. Johann Winckelmann war jetzt ein Jüngling in der Blüthe ſeines Alters; er war ſchlank, zierlich gebaut und hatte in ſeinem Geſicht, wenn dieſes gleich nicht ſchön war, doch unendlich viel Anmuth. Seine blaſſen Züge, ſeine eingefallenen Wangen konnten, wenn ſeine Seele erregt war, und das war ſie bei jedem geringfügigen Umſtand, eine Lieblichkeit annehmen, die ihm das Wohlwollen Aller erwarb, die er für ſich gewinnen wollte. Seine Augen waren nicht groß, auch nicht, was die Farbe betraf, ausgezeichnet, aber ſie hatten einen eigenthümlichen Glanz und Schimmer, der die „Seele der Zärtlichkeit" von einem alten Philoſophen genannt worden iſt, und in der That iſt dieſer feuchte Glanz, dieſer, wenn man ſo ſagen darf, ſchmachtende Ausdruck im menſchlichen Auge gerade das, was von dem innern Feuer einer zarten und beweglichen Natur zeigt. Und Winckelmann hatte im höchſten Grade das, was man eine zarte und bewegliche Natur nennt; er war nicht leidenſchaftlich, nicht ſtürmiſch, er wußte nicht durch großartige Effekte die Seele für ſich zu gewinnen, aber man fand ihn immer da, wo es ſich um innere Regungen, um ſtille und geheime Freuden handelte, und Niemand konnte in ſolchen Fällen mehr Erregſamkeit, mehr inniges Verſtändniß zeigen. Deßhalb war er von ſeinen Freunden, deren er wenige, aber ſehr treue und anhängliche hatte, ſehr geliebt. Er ſelbſt erklärte die Freundſchaft für das höchſte Gut, und für den edelſten Schatz der Seele eines freien Mannes, und ſeine Begriffe davon, die wir ſpäter dem Leſer näher mittheilen wollen, bildeten ſo ſehr den Hauptzug ſeines Charakters, daß es unmöglich wäre, über ihn ein Wort zu ſagen, ohne zugleich der Freundſchaft zu erwähnen und ihrer Bedeutung für das Leben.

Es war Schade, daß dieſes Leben ſo ſehr durch Armuth gedrückt wurde. Es war jene demüthigende und niederdrückende Armuth, deren der Mann von Genie ſich ſchämt, und die alle Regungen ſeiner Seele hemmt. Winckelmann war beſtimmt, reich zu ſein: alle ſeine Liebhabereien, ſeine geheimſten Beſtrebungen gingen dahin, in Wohlhabenheit ſie zu befriedigen, er „verſtand" es, nicht arm zu ſein, und doch mußte er dieſe ſchwere Kunſt lernen, er mußte ſie vom Beginn ſeines Lebens lernen und betreiben. Wenn wir das Getriebe der Menſchen beobachten, ſo fällt uns auf, wie es Seelen giebt, die gleichſam dazu geſchaffen ſind, ihre Bedürfniſſe ſich in Kummer und Elend zu erwerben, und die dennoch reich ſind, die dieſen Reichthum aber als eine unnatürliche Laſt mit ſich herumſchleppen, ihn nicht zu gebrauchen verſtehen, und zuletzt von der Erde Abſchied nehmen, ohne daß ſie einen Augenblick nur die Luſt geſpürt haben, die „Güter der Welt“ zu genießen. Eben ſo finden wir Arme, die die Laſt der Bedürftigkeit mit einem fortgeſetzten innern Groll tragen, die bei jedem Schritte, den ſie durch's Leben thun, zu fragen ſcheinen: warum mir das? weßhalb entbehre ich, was ich durchaus nöthig habe, und ohne das ich nicht leben kann? Die Armuth Winckelmann's war der Art, nur daß ſie keinen Groll, keinen Unwillen erzeugte, ſondern ſtatt deſſen die lächelnde Schlauheit, die Luſt am gutmüthigen Betrug ſeiner reichen Nebenmenſchen, den Leichtſinn, der ſich nicht darum kümmert, auf welche Weiſe man ein Gut erwirbt, das einem Bedürfniß iſt, und das man haben muß.

Seine Einrichtung in Halle, als Student, war ganz von derſelben Art, wie er bisher Schüler auf der Realſchule ſeiner Vaterſtadt und auf dem Gymnaſium in Berlin geweſen war, das heißt, ſeine Zeit war zum Theil den Pflichten eines untergeordneten Gehülfen ſeiner reicheren Mitgenoſſen gewidmet. Dies betrieb er aber auf eine Art, die ſeinem ſittlichen Charakter nichts ſchadete, die ihn auch nicht in den Augen ſeiner Commilitonen bedeutend herabſetzte. Er ſchien immer mehr der Freund ſeines Stubengeſährten als deſſen Diener zu ſein, und die Hülfleiſtungen, die er übernahm, ſchienen mehr die Dienſte eines unabhängigen Freundes zu ſein, als daß man hätte glauben ſollen, ſie wären durch Geld bezahlt. Oft war das Letztere auch wirklich der Fall, und er nahm von einem Jünglinge, zu dem er ſich herzlich hingezogen fühlte, keinen Groſchen an, ſondern that Alles, was er that, aus innigem Zuge dem zu helfen, der vielleicht eben ſo arm und hülfsbedürftig war, wie er ſelbſt.

Zu dem weitläufigen, und für einen Studenten wahrhaft prachtvollen Quartier, das der Graf Werner inne hatte, erhielt Winckelmann zwei kleine, nach dem Hofe führende Zimmer, die er ſich auf ſeine Weiſe einrichtete. Der Graf war des Studirens wegen auf der Univerſität, aber er ſtudirte nicht. Er trieb ſich herum auf Cafés und Tanzböden, um die Welt kennen zu lernen, wie er behauptete, eigentlich aber nur, um mit Renommiſten und Streithähnen gelegentlich Händel zu ſuchen, oder die Mädchen der Stadt Halle durch die Verſchiedenheit ſeines Anzuges oder die Koſtbarkeit ſeiner

Vergnügungen zu blenden. Bei jedem Prunkaufzug, deren die berühmte Univerſität des Jahres zwei oder drei zählte, war Graf Philipp immer einer der Erſten, und man war es ſchon gewöhnt, ihn den größten Antheil der Koſten tragen zu ſehen. Den jungen Grafen in einem Auditorium zu ſehen, war eine Seltenheit, und wenn er irgendwo erſchien, ſo war es immer einer der Vorträge, die ihm ſein Stubengefährte Winckelmann vorgeſchlagen hatte, und wo er mit dieſem die Geſchichte des Alterthums trieb. Hierbei zeigte der Graf einigen Fleiß, und zwar nur deßhalb, weil er mit dem Ergebniß ſeiner unregelmäßigen und zerſtreuten Studien ſeinem Onkel eine Freude machen konnte, von dem er ſo freigebig unterſtützt wurde. Dieſer Onkel war ein reicher, unverheiratheter Edelmann, der auf ſeinen Gütern lebte, die er unweit Halle beſaß. Durch ihn hatte Winckelmann ſich die Bekanntſchaft des jungen Grafen verſchafft. Es war dies auf eine etwas eigenthümliche Weiſe geſchehen.

Der Graf, bekannt als Kunſtkenner, als Beſchützer derjenigen Zierden des Lebens, die es glänzend und prunkend machen, lebte in faſt fürſtlichem Glanze auf ſeinem Beſitzthume. Er liebte es, die Gelehrten von Ruf ſich zu verbinden, und hatte daher immer einige von dieſen, die in entfernten Ländern wohnten, zu ſeinen Correſpondenten; von ihnen erhielt er die Nachrichten über die ihn intereſſirenden Gegenſtände, und war deßhalb immer mit der Zeit im Fortſchritt, obgleich er ſich ſelten aus ſeinen vier Mauern herausbewegte. Von dieſen berühmten Gelehrten empfing er von Zeit zu Zeit ihre eben erſchienenen Werke, und zugleich ſandten ſie ihm Hülfsbedürftige von ihrem Fache zu, denen es darum zu thun war, entweder in Geld oder in Empfehlungen Unterſtützung zu erhalten, die der Graf jedesmal bereitwillig ihnen zukommen ließ. Von dem Rektor des Berliner grauen Kloſters empfing Winckelmann einen Brief an den Grafen, und er unterließ nicht, ihn ſelbſt abzugeben. Der Graf ließ ihm einen Tag beſtimmen, wo er ihn ſehen würde, und dieſer Tag war nun erſchienen. Eine Anzahl Wagen hielt in dem Hofe, als der beſcheidene Student zu Fuß im Schloſſe anlangte. Man wies ihn in das Empfangzimmer, und er irrte durch mehrere erleuchtete Säle, ohne weder dem Herrn noch einem der Diener zu begegnen; unentſchloſſen wollte er ſchon wieder umkehren, um ſich mit ſeinen Erkundigungen unten an den Portier zu wenden, als plötzlich ein

Mann, den er für einen Geiſtlichen hielt, ſich ihm mit der artigen Frage in den Weg ſtellte, er ſuche wohl den Hausherrn? Derſelbe ſei jetzt beſchäftigt, werde aber in kurzer Zeit ſichtbar ſein, er möchte nur etwas verziehen. Der Student dankte, und um ſich dem aufmerkſam forſchenden Blick des Mannes zu entziehen, ging er die Reihe der Zimmer noch einmal durch, und befand ſich zuletzt am Eingang eines Gemaches, das ſehr zierlich eingerichtet und mit Gemälden und Bildſäulen geſchmückt war. Am Spiegel ſtand eine junge Dame, und ordnete ihren Kopfputz. Sie war die Einzige im Zimmer, und ziemlich ſorglos im Bewußtſein, daß ſie unbelauſcht war. Die Schnüre ihres Mieders waren aufgegangen und ſie neſtelte ſie wieder zuſammen. Winckelmann ſtand hinter der Thür, ſo daß ſie ihn nicht ſehen konnte, er ließ ſeine Blicke von ihr abſchweifen und im Zimmer umherirren. Es war nicht groß, doch in einem ſehr edlen Styl erbaut und gerade gemacht, um als Heiligthum für einen vornehmen und gelehrten Herrn zu dienen. Die Gemälde darin waren an Zahl ſehr wenig, doch ſie waren anerkannte Kunſtwerke, eben ſo die Bildſäulen, deren nur drei im Gemache ſtanden. Gerade dem Beſchauer gegenüber befand ſich in einer der ſie ſeinen kleinen Abgott nannte. Wahrlich nie ward ein häßlicheres Ideal verehrt. Wie alle Verwachſene liebte ſie den Putz. Jeden krüppelhaften Ausbug ihres Körpers bezeichnete ein Diamant von unſchätzbarem Werthe. Sie glich einem Epigramm voll Pointen. Da ſie klein war, trug ſie die größte Coeffure im heiligen römiſchen Reiche, und die Abſätze an ihren Schuhen glichen kleinen Stelzen. Der Reichstag von Regensburg hatte, wie man verſicherte, mehr als einmal die Spitze dieſer Abſätze gefühlt.

Das Gedränge der Kutſchen, um in den Hofraum zu gelangen, war ohne Ende. Aus den fernſten Städten waren die Geſandten der Fürſten herbeigeeilt, um mit dem größten Glanz ihre Herren zu vertreten. Man ſah alte berühmte Diplomaten ſich und ihre Perücken mit Mühe aus den gläſernen Käſtchen herauswickeln, um auf dem Altare der Göttin der Politik ihr Opfer hinzulegen. Die große Prachttreppe mit dem herr-

Niſche die Geſtalt des jugendlichen Mars, ein vorzügliches Werk, wie es Winckelmann vorkam, und er ſann vergeblich darauf, von wem die Arbeit ſein könne; er benutzte alſo die Gelegenheit, wo die Schöne vor dem Spiegel mit ihrem Werke fertig war, und das Zimmer verließ, um näher heranzutreten und die Figur zu prüfen. Man konnte ſich nicht ganz nahe zu ihr ſtellen, indem ein leichtes Gitterwerk dies verhinderte, doch ſo viel man ſehen konnte, herrſchte eine außerordentliche Naturwahrheit in dem Gebilde. Als Winckelmann noch mit dem Beſchauen und Prüfen beſchäftigt war, ertönte eine Stimme, die leiſe die Worte ſprach: Wenn Ihr mir ein Glas Waſſer bringen könntet, würde ich Euch dankbar ſein, denn mich durſtet ſehr! Erſchreckt und verwundert ſprang der Beobachter zurück, denn ihm war es, als hätte die Statue geſprochen. Er ſah ſich nochmals im Zimmer umher, ob kein verſteckter Lauſcher gegenwärtig ſei, doch in demſelben Augenblick ſprach wieder die Statue: ich bin es, Ihr täuſcht Euch nicht! Ich bitte Euch, Herr, bringt mir das Glas Waſſer.

Welches Wunder! rief Winckelmann, erſtaunt umherſehend. Was muß ich hören! Sprechen hier die Bildſäulen?

Der junge Mars neigte den Kopf bejahend, und winkte zugleich mit dem Speer, den er in der Hand hielt. Eilt, ſonſt kommt Jemand, und es iſt dann zu ſpät.

Winckelmann flog und beſorgte das Glas Waſſer. Er erhob ſich, ſo viel er konnte, auf die Zehen und reichte es dem Gott, der es nahm, es mit einem Zuge leerte, und es wieder zurückgab. Ich danke Euch. Ihr habt jetzt mehr geſehen, als Ihr ſolltet, Ihr werdet ſchweigen.

Schweigen? Sicherlich! Ich will nicht ſagen, wie einer der Unſterblichen ſelbſt, denn ſie plauderten Alle im Olymp, aber ich will ſchweigen wie ein ſtummer Erdenbürger.

Thut das, es wird nur Euer Vortheil ſein. Seid Ihr einer der Gelehrten meines Onkels?

Ihres Onkels? ſagte lachend Winckelmann. Wer war dieſer? Pluto? Neptun? Ich habe mit Beiden keine Bekanntſchaft.

Scherzt nicht. Ich meine den Grafen.

Ja, auf deſſen Befehl bin ich hier. Ich bin der Student Winckelmann, Eurer himmliſchen Hoheit zu dienen.

Beſuchen Sie mich in Halle, ſagte der junge Gott. Jedermann wird Ihnen die Wohnung des

Grafen Werner ſagen. Und jetzt ſchweigen Sie, es kommen Leute.

Wirklich nahten ſich dem Kabinet zwei Männer, die mit einander ſprechend vor die Bildſäule traten. Der Aeltere fragte: Und dieſes iſt in der That der neue Ankauf des Grafen?

Wir haben es erſt vorige Woche erhalten, ſagte der Intendant, denn daß er das war, konnte man leicht errathen.

Schön, bewundernswerth! rief der Gelehrte. Nur die rechte Hüfte ſteht etwas zu ſehr vor, und das linke Bein iſt zu lang. Wenn der Mann lebte, könnte er keinen Schritt gehen.

Der Intendant lächelte, und ein kaum bemerkbares Lächeln glitt auch über das Antlitz des Gottes.

Ich muß das wiſſen! fuhr der Kunſtkenner fort. Mich täuſcht man nicht. Ich habe Hunderttauſende von Statuen geſehen und geprüft! Was ſagen Sie? Der berühmte Apoll von Belvedere iſt auch nicht ohne Fehler, und die Venus von Medicis könnte, wenn ſie lebte, keine Kinder gebären.

Dies Geſpräch beluſtigte die beiden jungen Männer ungemein. Winckelmann rief zornig, als die Beiden das Kabinet verlaſſen hatten: Der

Barbar! er wagt es, das Göttlichſte, was es giebt, zu tadeln! Die Venus keine Kinder gebären? Freilich ſolche Klötze, wie dieſer Kenner, wird ſie nicht zur Welt bringen! Das iſt gewiß.

Der junge Graf war von ſeinem Poſtament herabgeklettert, und ging frei im Zimmer umher, die Pracht der jugendlichen, ſchönen Glieder entwickelnd. Es iſt doch ſchwieriger, als ich geglaubt habe, ſagte er zu dem jungen Gefährten, eine Statue darzuſtellen. Ich habe es meinem guten Onkel verſprechen müſſen, und ich halte Wort, allein es müſſen keine Weiber in's Zimmer gelaſſen werden; daß früher die Comteß Clelia hereinkam, und hier vor dem Spiegel ihren Putz ordnete, war ſchon gegen die Abmachung. Wenn man ſo gar nichts hat, um ſich zu bedecken, ſo iſt es bei ſolcher Gelegenheit faſt unmöglich, Marmor darzuſtellen, beſonders wie das Satanskind ſo lange bei ihrem Buſen kramte und ſo ungenirt that; es wurde mir warm dabei zu Muthe. Das können Sie ſich denken.

Womit haben Ew. gräfliche Gnaden das Wunder zu Stande gebracht, ſich ſo in Marmor zu verwandeln? fragte Johann.

Mein Onkel iſt in dergleichen Künſten ſehr geſchickt, war die Antwort, er hat mich zuſammengepappt und zuſammengekleiſtert, und eine dauerhafte weiße Farbe über meinen ganzen Leib geſtrichen. Doch halt, da kommen wieder Leute, raſch auf den Poſten!

Er kletterte hinauf, und Winckelmann mußte ihm helfen. Als er das warme Bein und die Hüfte berührte, zuckte es ihm ſeltſam durch die Glieder, wie als wenn er lebendig gewordenen Stein berührt hätte. Als der Graf oben ſtand, und ſchon die Schritte der Nahenden an der Thür erklangen, rief er noch mit eiliger Haſt: Teufel! meine Lanze, ich habe ſie in der Ecke ſtehen laſſen. Her, damit! Schnell, ſchnell!

Er hatte kaum die Waffe in der Hand, als die Thür aufflog und der Graf mit mehreren Herren und Damen hereintrat. Die Damen ſahen mit Wohlgefallen den Mars an, und ein paar davon traten ſogar ſo nah als möglich; welch ein Entſetzen würden ſie empfunden haben, hätte man ihnen geſagt, das ſei ein lebender Mann! Wie würden ſie fortgelaufen ſein, und welche Schreie würden ſie ausgeſtoßen haben. Doch freilich alles dies nur, weil Männer dabei waren; ſo beherrſcht der ſogenannte Anſtand die Welt!

Der Graf erntete ungemeſſene Lobſprüche über die Statue, die er mit Lächeln hinnahm. Blicke des Einverſtändniſſes wechſelte er mit ein paar älteren Herren, die mit in der Gruppe der Fremden waren, endlich verließen Alle das Gemach, der Graf ſchloß das Zimmer ab. Winckelmann mußte ebenfalls hinaus. Er ſtellte ſich dem Grafen vor, und dieſer begrüßte ihn gütig. Sie ſind mir willkommen, ſagte er; kommen ſie, ſo oft es Ihre Zeit erlaubt, hierher, Sie werden mich immer zu Hauſe finden. Damit war die Bekanntſchaft eingeleitet. Winckelmann, dem der Wirth und das ganze Haus zuſagten, ließ ſich die Einladung nicht wiederholen, er kam bald wieder, und dies Mal brachte ihn der junge Graf Philipp mit, der in ſein gewöhnliches Koſtüm geſchlüpft war, und gebeten hätte, von ſeiner Götterdarſtellung nichts zu erwähnen.

Die Zärtlichkeit des Grafen gegen ſeinen Neffen war groß. Da ich weiß, daß Herr Winckelmann Dein Studiengenoſſe iſt, Philipp, ſo iſt er mir doppelt willkommen.

Er hat die undankbare Mühe übernommen, mich mit der alten Literatur bekannt zu machen, erwiderte der junge Graf.

Zu der ich Dir ſchon gute Anleitung gegeben! rief der Oheim. Erinnere Dich an die Abende, die wir vorigen Winter verbrachten, wo wir mit dem gelehrten Herrn Sebaldus zuſammen an Deiner Aufklärung arbeiteten.

Ja, erwiderte der Neffe mürriſch, aber der Herr Sebaldus iſt ein trockener, langweiliger Pedant! Hier, mein junger Freund, gefällt mir beſſer.

Gewöhne Dir, lieber Freund, das ſouveräne Abſprechen ab! rief der Oheim, wir müſſen leider in dieſer Welt mit den Menſchen zufrieden ſein, wie wir ſie finden. Ich, wirſt Du mir glauben, möchte auch andere um mich haben. Ich lebte, wenn ich hätte wählen können, am liebſten im alten Griechenland, als einer der bekannten Philoſophen, vielleicht als Sokrates, oder in Rom, als Kaiſer.

Als Nero, oder als Vitellius? fragte der Neffe mit einem leichten Anflug von Spott.

Nicht gerade als Nero, erwiderte der Oheim. Der iſt zu anrüchig. Jedes Kind weiß etwas von ihm zu erzählen, was ihm keine Ehre bringt. Lieber als der freundliche, menſchenliebende Titus.

Ach, wenn das ginge! rief Winckelmann mit unverſtellter Wehmuth, daß man ſich die Zeiten wählte, in denen man geboren werden wollte! Wie ſchön wäre das! Wie könnte das Leben dann reizend ſein! Ich würde mir auch eine Zeit wählen.

Der Oheim und der Neffe betrachteten aufmerkſam den jungen Mann, der ungeſcheut, mit ſolcher warmen Liebe der Kunſt, und mit ſolcher Begeiſterung vor ihnen ſprach. Beſonders der ältere Graf war gerührt. Er nahm den Sprechenden an der Hand und ſagte: Nun, junger Mann, was würden denn Sie ſein? Kommen Sie mit der Sprache frei heraus.

Ich kann nicht ſagen, wer ich ſein möchte, ich liebe und verehre die ganze, herrliche Zeit des Alterthums. Alles, was damals geſchah, iſt mir wie aus der Seele gethan und geſprochen; ich wünſchte Nichts davon anders oder entfernt. Und dann die Ehrfurcht, die Liebe, die die menſchliche Geſtalt einflößte, daß man immerdar ſich beſtrebte, ſchön und bemerkenswerth zu ſein, daß es keinen Moment gab, wo ſich, wie heutzutage, ein Lümmel breit machen durfte und ſein ungeſchlachtes Bärenthum uns als Lebensregel aufzunöthigen weiß. O, wenn ich nur wüßte, wie ich das wieder erreichen könnte! Aber mit allem Fleiß, mit allem heißen Sehnen und Träumen, der Einzelne kann es nicht, er kann nichts, als ſich herzlich unglücklich fühlen, und ſo fühle ich mich auch.

O! rief der Graf, das iſt unmännlich! Wir müſſen unſere Zeit beherrſchen, uns nicht von ihr beherrſchen laſſen. Wir haben in unſerm Jahrhundert ſchöne Keime, es fragt ſich nur, wie wir ſie entwickeln und zur Reife bringen.

Ich ſehe keine, erwiderte der junge Gelehrte mit traurigem Tone; wohin ich blicke, immer dieſelbe Armuth und Unbeholfenheit, immer derſelbe rohe Drang nach Aeußerlichkeiten, und dieſe ſich nur auf geringfügige Gegenſtände richtend. Unterdeſſen verſinkt das Reich der Schönheit in Nacht, der Wohllaut, das edle Selbſtgenügen verſchwinden aus der Welt. Wir werden bald keine Menſchen mehr haben, die irgendwie den Forderungen der Kunſt genügen.

Das geiſtige Element iſt es, rief der Graf, das wir kultiviren.

Dieſes unglückſelige geiſtige Element, rief Winckelmann, wird uns vollends zu Grunde richten. Ob beim Abendmahl der Kelch genommen werden ſolle, oder nicht, ob dieſe oder jene Formel gebetet werde, oder nicht, darum ſtreiten wir, das nennen wir das geiſtige Element, und es iſt nichts weiter als eine andere Form der Barbarei. Geben dieſe engen kirchlichen Gegenſätze und Spitzfindigkeiten ein ſchönes Geſchlecht? Bringen ſie die Menſchheit auf dem Wege der richtigen Körperentwickelung weiter? Im Gegentheil, ſie ſtoßen ſie immer tiefer in die Verkrüppelung und Abnutzung hinein.

So tadeln Sie unſere Religion, junger Mann? denn ſie iſt's, die uns den Weg vorſchreibt? Sie iſt die Schöpferin und Umwandlerin der modernen Zeit.

Wenn das, was uns unſere Pfaffen lehren, Religion iſt, rief Winckelmann, ſo kann ich wohl offen geſtehen, ſie genügt mir nicht. Das Chriſtenthum, wie es uns überbracht worden iſt, hat verderbliche Grundſätze in die Welt gebracht.

Still, ſtill, guter Freund, das wollen wir nicht ſo laut ſagen! Er warf bei dieſen Worten einen Blick auf den ſchwarzgekleideten Mann, der ebenfalls zugegen war, und den Johann für einen Geiſtlichen hielt. Doch dieſer machte eine Verbeugung und erwiderte: Meinetwegen, Excellenz, mag man ſagen, was man will, ich gehöre zur freien Kirche, und kämpfe für keine Art von Glaubenszwang.

Sie ſind auch ein halber Kunſtenthuſiaſt! rief der Graf lächelnd, und ſich wieder zu dem Studenten wendend, rief er: Alſo das Chriſtenthum iſt Schuld, daß wir nicht mehr eine kunſtgerechte ſchöne Entwickelung der Menſchheit haben? War es nicht ſo, Herr Studioſus?

lichen Plafond von Marchini iſt in einem Augenblick mit einem wandernden Tulpenbeet von prunkenden Uniformen bedeckt. Degengeklapper, Puderwolken, ſchnarrende Komplimente, ein leichtes Gelächter, dumpfes Stöhnen der Podagriſten, und unvorſichtiges Stolpern über die Teppiche. Ueber den ganzen heraufwandernden Schwarm breitet die Göttin des Ruhms ihre marmornen Arme aus. Endlich iſt man oben, die Thüren werden geöffnet und an der Hand ſeiner Nichte tritt der Fürſt-Biſchof, Graf von Schönborn, ehemaliger Reichsvicekanzler, in den Kreiß.

Ich achte dieſen Fürſten perſönlich, ein vertrauter Umgang hat mich zu ſeinem Freunde gemacht; aber ſein erſtes Auftreten war nicht gewinnend. Er war groß, hager, mit einem ſtarren, ausdruckleeren Geſichte. Eine nicht zu überwindende Befangenheit bewirkte, daß er ſtockte wenn er ſprach, und daß ſein Blick nur wie im Fluge denjenigen ſtreifte, mit dem er grade ſich

Ich habe viel über dieſen Gegenſtand nachgedacht, war die Antwort, und kann mir wohl eine Stimme erlauben. Daß das Chriſtenthum iſt, was wir dafür halten, will ich nicht glauben, es hat ſich durch den Weg der Jahrhunderte ſo viel darum gelegt und daran gehängt, was zuletzt die reine Lehre ganz unkenntlich gemacht hat. Aber auch an ihrer Entſtehung iſt Manches auszuſetzen. Warum wurde ſie bei den Juden laut? Bei den Juden, anerkannt einem Volke, das nichts von der Schönheit wußte? Deſſen ſchmutzige, unſchöne Exiſtenz ſich immerdar in der Geſchichte breit gemacht, und ſich nie Anſehen zu verſchaffen gewußt hat. Kann eine Lehre, die auf ein ſolches Volk und ſeine Eigenthümlichkeit ſich ſtützt, kann ſie wohl für die ſchöne Entwickelung der Menſchheit Sorge tragen? Warum nicht den Griechen dieſe Miſſion übertragen? Freilich fand ſich da nicht die Einheit des Gottes vor, den das Chriſtenthum als ſeinen Stützpunkt vorausſetzte, und auf dem es ſeine ganze Lehre baute, allein es wäre dem auch abzuhelfen geweſen. Sokrates lehrte ſchon den Glauben an einen Gott; es wäre nur nöthig geweſen, dieſe Geheimlehre eines einzelnen Philoſophen zur allherrſchenden zu machen. Doch es iſt unnütz, darüber ſich auszulaſſen, es iſt geſchehen, ändern läßt ſich's nicht, nur iſt es unſere Sache, zu bedenken, was für Folgen dieſer Ausbau einer neuen, nothwendig gewordenen Lehre auf dem dürren Acker der jüdiſchen Volksentwickelung genommen hat. In der ganzen Bibel, alten wie neuen Teſtaments, ſteht kein Wort von der Schönheit des Menſchen, von ſeinem durch die Vollendung der Form erreichten Adel. Alles, was wir hierüber lehren und anerkennen, haben wir aus dem Heidenthum, und wir können froh ſein, daß die chriſtliche Lehre dies erlaubt, eigentlich ſollte ſie mit Feuer und Schwert dagegen ziehen, wie ſie es in früheren Zeiten auch gethan hat. Wer ſind die erſten Heiligen der Kirche? Anerkannte Schmierbengel, Leute, die in die Wüſte gingen und jeder Art von Unreinlichkeit fröhnten, und einen Stolz darein ſetzten, ſich dem Thieriſchen, Affenmäßigen, möglichſt zu nähern. Dieſe herrſchten; ſpäter kamen, als ihre würdigen Jünger, die Mönche, die ebenfalls unter dem Vorwand, Gott zu dienen, jede Art von Cynismus bei ſich einreißen ließen. Es wurde gegen den Körper geſtürmt, nicht allein, daß man ihm jede leiſe Neigung, ſich zu veredeln und zu verſchönern, mißgönnte, nein, man ging daran, mit ausgeſuchter Wuth ihn zu verſtümmeln, ihn klein, unanſehnlich, verziert und gebrechlich zu machen. Das Mittelalter führt darin großartige Beiſpiele an: Wenn dann der arme Körper revoltirte, ſich Platz zu ſchaffen ſuchte, ſo verfiel er wieder in anderer Weiſe in die roheſte Zügelloſigkeit, in das Fröhnen jeden gemeinen Laſters. Man ſoff, man raſte in Kriegen, oder lief unabläſſig den Weibern nach. Daß auf dieſe Weiſe der Schönheit nicht gedient war, läßt ſich denken. Es iſt ein Wunder, daß wir noch eine leiſe Ahnung davon haben, wie ein vollkommener Menſch ausſehen müßte, daß uns die Millionen Fratzen, die durch alle Zeiten entſtanden ſind, nicht die Fähigkeit geraubt haben, an das heilige Bild eines vollendeten Menſchen zu glauben.[1] Dank ſei dafür den ſpärlichen Reſten, die in Schriften uns das einzige ächte Volk Gottes, die Griechen, hinterlaſſen haben.

Wenn das Chriſtenthum auf das griechiſche Volk wäre verſetzt worden, hub der Geiſtliche nach einer Pauſe an, ſo wäre nur eine andere Art von Heidenthum entſtanden. Es wäre nicht auf eine gründliche Umwandlung des Menſchen angekommen, auf ſeine geiſtige Machtvollkommenheit und Würde.

Und haben wir in dem Griechenthum nicht auch dieſe? rief der junge Gelehrte. Giebt es etwas Geiſtvolleres als die Lehre Plato's? Haben wir nicht Geſetze für Staat und Gemeinweſen, wie ſie ſo vollendet das Chriſtenthum nicht hat ſchaffen können? Lernen wir nicht noch immer von ihnen? Geht unſer Recht nicht nach ihren Grundſätzen? Iſt Juſtinian nicht noch immer unſer Leitſtern? Können wir etwas Weiſeres erfinden, als die Staatsgeſetze eines Perikles? Und iſt in den Lehren eines Sokrates und Plato nicht Alles enthalten, was nöthig iſt, unſer Leben gerecht und weiſe zu machen? Was hat das Chriſtenthum hinzugefügt? Nichts als eine unendliche Barbarei unnöthiger und blutiger Kriege, als eine wilde, ungezähmte Herrſchaft der Kirche, wie die Inquiſition lehrt; zahlreiche alberne Mönchsorden, abſurde Rittergeſetze und kleinliche Haus- und Eheſtandsregeln. Ueberall, wo die Kunſt in's Leben trat, wo die Menſchen von Schönheit und Ebenmaß der Formen ſprachen, wurden ſie heidniſch, das heißt, das Chriſtenthum ſagte ſich los von ihnen.

Alſo fort, hinein in's Heidenthum! rief der junge Graf lebhaft. Es giebt keine andere Hülfe für uns. Oheim, nächſtens bauen wir dem Eros einen Tempel.

Nur nicht ſo geſchwind! entgegnete der Graf.

Wir leben noch im achtzehnten Jahrhundert! Wir ſind die Söhne unſerer Zeit; wir müſſen die Dinge abwarten, die da kommen. Für's Erſte wollen wir warten, was die Männer, die auf der Schwelle unſerer Zeit ſtehen, uns bringen werden. Da iſt Voltaire, da iſt der Prinz Friedrich in Preußen! Es ſtürzen überall die alten, ſtrengen Regeln und Geſetze der Kirche. Wollen wir hoffen, daß ſolche Geiſter wieder dem alten ſchönen Hellas Raum verſchaffen werden, damit es uns leuchte und wir ihm nachfolgen.

Ganz ſo, wie es war, wird es doch nicht! rief der junge Gelehrte traurig und verſtimmt. Was da war, kommt nicht wieder! Die Menſchheit hat ihre goldenen Jugendtage gehabt, jetzt gilt es, mit der Unbequemlichkeit und dem Schmutz des Alters zu kämpfen.

V.

Die Tage, wo man über Kunſt, Religion und Sittlichkeit ſprach, kamen jetzt öfters wieder und immer war Johann der Hauptſprecher, der Graf hörte ihm zu, und der Geiſtliche und Philipp gaben ihm Beifall. Die Abende auf dem Schloß wurden zuletzt ſprüchwörtlich, man drängte ſich hinzu, und Jedermann, der nur etwas Sinn für geiſtige Entwickelung hatte, wollte den jungen Winckelmann ſprechen hören. Doch wurde der Kreis nicht zu groß, der Graf ſorgte dafür, daß nur die Haupteingeweihten zuhörten, ſo wurde Winckelmann bald von dieſen „der Heide" genannt, eine Benennung, die er ſich gern gefallen ließ.

Was ich auch dem Chriſtenthum in die Schuh ſchütte, ſagte Winckelmann eines Abends, iſt die Niedertretung und Nichtbeachtung eines köſtlichen

Inſtituts, eines Inſtituts, aus dem das Heidenthum ſeine größten Männer, ſeine ehrwürdigſten Philoſophen, der Staat ſeine beſten Bürger zog, es iſt dies das Inſtitut der Freundſchaft.

Ach! was werden wir da zu hören bekommen, ſagte der Graf.

Staunen müſſen wir, fuhr Winckelmann fort, wenn wir erwägen, was Alles die Griechen für geiſtige Kräfte aus dem Inſtitute der Freundſchaft hervorzauberten, was ſie wirkten, indem ſie das innige Zuſammenleben der Männer begünſtigten, ja ſogar es ſtaatlich beförderten. Gleich, wenn die Jahre der Entwickelung vorüber waren, wurde der Knabe den weiblichen Händen genommen und der männlichen Leitung übertragen. Männer von gereiftem Verſtande, von Kenntniſſen und von Verdienſten um den Staat nahmen ſich des jungen Weltbürgers an, und unter der Form der zarteſten Anhänglichkeit, der vorſorglichſten Zärtlichkeit wuchs er unter ihrer Leitung zum Manne heran. Es war für einen jungen Menſchen eine Ehre, eine Auszeichnung, oft viele ſolcher Freunde um ſich beſorgt zu wiſſen, und das Streben dieſer Männer ging wieder dahin, ſich das Vertrauen und die Hingebung der am meiſten befähigten Jünglinge zu erwerben. Wählte der, der ſeine

Studien beendet hatte, eine von den vielen Anſtellungen im Staate, ſo ſorgte der Freund dafür, daß ihm die Wege geebnet wurden, daß keine Schwierigkeiten ihn hemmten, er ſah zu, daß die Prüfungen des jungen Mannes glücklich ausfielen, denn er war für ſein Wiſſen, ſeine Fortſchritte verantwortlich, er litt mit ihm, wenn es ihm ſchlimm ging, auf ihn fiel ein großer Theil der Schmach, wenn man den Unbefähigten für unwürdig zur Führung eines öffentlichen Amtes erklärte, und er triumphirte mit ihm, wenn er den rüſtig Ringenden das Ziel erreichen ſah. Was iſt gegen eine ſolche ſeelenvolle Leitung unſer kümmerlicher Schuldienſt, wo bezahlte Lehrer ein paar Stunden dem Jüngling opfern, ſich ſpäter aber nicht im mindeſten um ihn kümmern? Was iſt gegen dieſe Vorſorge, die das verſtändige Auge des Vaters mit der ſorgſam pflegenden Hand der Mutter gleichſam verbindet, die kalte, pflichtmäßige Aufmerkſamkeit, die unſere Zeit dem werdenden Menſchen und Staatsbürger widmet? Und doch liegt hier der Ausgangspunkt der Entwickelung einer ganzen Zeit verborgen. Fehlerhaft erzogene Jünglinge, nachläſſig geleitete Knaben geben Männer, denen der Staat nichts iſt als ein Tummelplatz ihrer Laſter und Leidenſchaften, oder der Geldſack, den man gehörig ſchröpfen kann, um ſich ſelbſt auf unwürdige Weiſe zu bereichern.

Darin liegt viel Wahres, hub der Geiſtliche an; doch bedenken Sie auch, zu welchen Verirrungen dieſes Inſtitut der Freundſchaft geführt hat.

Lange nicht zu ſo viel, als daß durch die einzelnen Mißbräuche das Edle und Vortreffliche der Sache wäre zugedeckt worden, entgegnete der Student. Welche Menge von vortrefflichen Staatsmännern, tiefſinnigen Denkern, vor Allem welche Anzahl tapferer Helden hat das kleine Griechenland aufzuweiſen? Ich behaupte, allein durch dieſes Inſtitut. Wir wiſſen die Fälle, wo es mißbraucht worden iſt, aber die unzähligen Anläſſe, wo es glücklich durchging, die wiſſen wir nicht ſo genau. Wir ſehen nun ein Volk, das durch ſeine geiſtigen Gaben, durch ſeine großen Männer, durch ſeine vorſtechenden Talente den Erdkreis beſiegte und die Bewunderung der Welt gewann, ſollen wir nicht forſchen, durch welche Mittel es das wurde, was es war?

Wir haben auch heutzutage ſolche Freundſchaften, ſagte der junge Graf Philipp mit einem Bli auf den Grafen.

Wollte Gott, wir hätten deren recht viele rief

Winckelmann begeiſtert. Ich ſelbſt wollte Tag und Nacht arbeiten, es ſollte mich keine Gunſt der Erde, kein willkommenes Geſchenk des Himmels abhalten, ich wollte wirken und ſchaffen, bis ich die Edelſten und Beſten unſerer Zeit für dieſen großen Gedanken gewonnen hätte.

Was würden die Weiber dazu ſagen? rief der Graf mit einem ſpöttiſchen Lächeln, unſere Weiber, denen wir im Staat eine ſo große Gewalt und Macht gegeben haben? Würden ſie nicht ſchreien über Entſittlichung? Ueber Verführung der Jugend? Ach, was kann nicht ein Weib, das unſinnig lebt, Alles in Bewegung ſetzen. Die Männer, die wir zuſammengebracht hätten zur Aufrechthaltung jenes Grundſatzes, würden dem Geſchrei nicht widerſtehen können, ſie würden umlenken und das Ganze würde wieder der beliebten und belobten Polizei in die Hände fallen, die dann mit den Weibern im Bunde der ganzen ſchönen Anſtalt ein ſchnelles Ende machte.

So könnte es kommen! rief Winckelmann, es könnte aber auch anders ſich geſtalten. Geſetzt, wir gewönnen die Verſtändigen unter den Weibern für uns, wir machten ſie verbindlich, für die Sache ſelbſt zu wirken, das Gehäſſige und Verdächtige von dem Gedanken zu entfernen, und nur im Geſpräch befand. Der Ehrgeiz und die natürliche Lebhaftigkeit ſeines Charakters hatten ihm anfangs eine andere Laufbahn wünſchenswerth gezeigt; der Lorbeer des Krieges dünkte ihm allein des Strebens eines Mannes werth. Die wunderbaren Thaten Marlborough's und Eugens, die damals Europa erfüllten, lockten faſt unwiderſtehlich den ehrſüchtigen Jüngling in die Reihen der Soldaten; aber die Umſtände entſchieden gegen ſeine Neigung, und ſo hüllte auch hier der ſchwarze Prieſterrock ein ungeſtümes, widerſtrebendes Herz ein. Seine hohe Stellung, die Achtung der Fürſten, die Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen, das blühende Bamberg vermochten ihn nicht zu tröſten über ein unfreiwillig erfülltes Gelübde. Zu ſtolz, ſelbſt ſeinem Gotte gezwungen zu dienen, ſah er ſich in eine elende Knechtſchaft verbannt, die beſten Kräfte ſeiner Seele gelähmt. In den Momenten des Mißmuths löſte dann ſeine Nichte geſchickt die drückende Feſſel von ſeinem Buſen. Aehnlich der an das Erhabene und Edle ſich zu halten, würden wir da nicht doppelt und dreifach ſiegen?

Nimmermehr. Das Weib ſieht hierin einen Ehrenpunkt, ein ihr eigenthümliches Recht, ſie ſieht ſich beeinträchtigt, wenn man den Jüngling ihr nehmen will, um ihn für uns zu behalten und ihn als fertigen Mann wieder herauszugeben; ſagte der Graf. Unſere chriſtliche Zeit hat darin zu tief gewurzelt in den Gemüthern. Die Männer würden ebenfalls ſich dagegen erklären, es würde gleich das Geſchrei entſtehen einer unrechtlichen ſündigen Verbindung, und die größte Zahl der Männer iſt heutzutage ſo ſchwach, daß ſie dieſen Vorwurf, obgleich ſie wiſſen, daß er ſie unſchuldig trifft, nicht ertragen können.

Was iſt denn da zu thun? rief der junge Gelehrte verzweifelt.

Nichts als unter der Hand dieſe edle Freundſchaft dulden und pflegen, rief der Graf, und immer darauf gefaßt ſein, wenn irgend ein dummer Tölpel, irgend ein albernes Weib es erfährt und daran Aergerniß findet, ſich der ganzen Strenge der Geſetze preisgeben. Die Geſetzgeber jedoch wiſſen ſelbſt recht wohl, daß das Inſtitut unſchuldig behandelt, und daß daraus ein Nutzen für den Staat erwachſen kann, ſie können nur ihrerſeits nicht einen Haufen einfältiger Geſetze, die ihnen eine barbariſche Zeit hinterlaſſen hat, umwerfen, ſie dulden alſo ihrerſeits, ſo lange ſie können, und thun wohl daran. Gar zu auffallende Zeichen und Merkmale muß man natürlich vermeiden.

An einem ſolchen geheimen Dulden und Pflegen eines köſtlichen, unendliche Segnungen verbreitenden Inſtituts iſt mir aber nichts gelegen. Ich will es öffentlich anerkannt ſehen, und geachtet und hoch geſtellt.

Dazu werden wir es in unſerer Zeit nie bringen! rief der Geiſtliche. Leider hat ſich überall, wo dieſe uneigennützige, erhabene Freundſchaft auftrat, auch ihr Zerrbild, die unedle, auf Genuß gegründete Liebe eingeſtellt, und ſo der Menge einen Grund gegeben, gegen ſie aufzutreten. Ich erinnere Sie an die Erziehungsmethode der Jeſuiten, die ganz etwas Aehnliches bezweckte. Wie iſt ſie verläumdet worden, und das mit Recht, weil ſich die Väter nicht frei machen konnten von dem Vorwurf des Mißbrauchs ihrer Freundſchaftstheorie. Dann das Inſtitut der Ritterorden; die Templer, welchen Vorwurf machte man ihnen ausſchließlich, und was haben ſie dagegen geantwortet?

Ich denke, gerechtfertigt haben ſie ſich, rief Winckelmann, vollkommen gerechtfertigt gegen die ſchnöden Angriffe Philipp des Schönen, dem nach ihrem Gut lüſtern war. Doch ſei es, daß ſie in einzelnen Fällen auch unrecht hatten und der Verſuchung, wozu ſehr ſtark dieſer Weg hinlenkt, verfallen waren, dies iſt noch immer kein Beweis gegen die Sache ſelbſt. Welchen zahlloſen Verdrehungen, Abnormitäten und ſchändlichen Mißbräuchen iſt die Liebe zwiſchen Mann und Weib ausgeſetzt, und wird Niemand behaupten, ſie ſei verdammungswerth. Darum ſage ich, nichts von Heimlichkeit, ſie mag unter dem Panzer des Ordensritters oder unter der Kutte des Mönchs verſteckt ſein, offen trete dieſes großartige Inſtitut hervor, als Bildungszweck des Staates.

Das wird nie geſchehen! rief der Graf.

Denken Sie an das Chriſtenthum! fügte der Geiſtliche hinzu.

Gerade an dieſes denke ich, rief der Student. Hat nicht unſer geheiligter Gründer der Lehre den jungen Johannes gehabt, einen nach jüdiſchen Begriffen ſchönen jungen Menſchen, dem er liebend alle die Lehren vertraute, die ſpäter ihren Weg durch die Welt machten? Das war etwas von der Freundſchaft, wie ich ſie im Sinne habe. Ein

Stück Acker, ein Feld, das urbar gemacht vor uns liegt, und in das wir den Samen der Lehre, die in unſerer Bruſt lebt, vertrauungsvoll werfen. Hätte man nur dieſem Beiſpiele gefolgt! wäre nicht die Folgezeit gekommen mit ihren zahlloſen Verdrehungen und Verderbniſſen des Chriſtenthums und hätte auch dieſen Bronnen, der zum Segen quoll, zugeſtopft.

Bauen Sie nun darauf eine Theorie, rief der Geiſtliche, und Sie werden ſehen, was man Ihnen antwortet.

Wenn man damit der Kirche einen nachweisbaren Nutzen verſchaffen könnte, ſo würde es ſchon gehen! rief Winckelmann.

War nicht, hub der Graf an, bei der Knüpfung der Freundſchaften der Griechen die Schönheit bei dem einen Theil Bedingung.

Sie war es allerdings, rief der Gelehrte, doch nicht die unerläßliche; freilich gänzlich unſchöne, mißgeſtaltete oder verkrüppelte Jünglinge, deren es übrigens in dem ſchönen Griechenland wenige oder keine gab, fanden keine Freunde. Aber welch' ein Mittel zur Beförderung dieſer edlen Neigung iſt die Schönheit des Körpers? Wir wollen aufrichtig reden, ſelbſt in unſerer chriſtlichen Zeit, bei der Allgewalt, die das Weib übt, haben wir nicht doch noch Sinn behalten für einen ſchönen Jüngling? Ich ſage wir, ich ſollte ſagen die wenigen Leute, die Augen und Sinn für Schönheit im Ganzen haben, die große Menge, von der iſt nicht die Rede; alſo iſt nicht für uns ein ſchöner Jüngling auch ein Gegenſtand des Intereſſes? Gewiß, und wir ſchämen uns deſſen nicht. Die Bildhauer unſerer Tage geben uns einen jungen Achill, einen Endymion, einen Narziß, unbeſorgt, daß er uns gefallen werde. Wir ſehen gern den harmoniſchen Wellenſchlag der Formen, uns beleidigt und verletzt jede Abweichung von der Regel, wie wir ſie im Gedächtniß und Auge haben. Wie viel mehr mußte das bei den Griechen ſtattfinden? Bei dem Volke, deſſen Lebensathem die Schönheit war? Sie, die immerdar die ſchönen Formen ſahen, wie ſie ſich vor ihren Augen entwickelten in den Gymnaſien, in den Paläſtris, den öffentlichen Kampfſpielen, wo die Jünglinge oft ganz nackend erſchienen? Können wir uns davon einen Begriff machen, wir in unſerer Schneiderverpinſchten Kleiderpuppenwelt? Welch' ein göttliches Gefühl muß es geweſen ſein, ſeinen Freund in die Arena zu führen, an ſeinem Siege Theil zu nehmen, und den ſchönen, durch Freude und Triumph verklärten Leib in ſeine Arme zu ſchließen? Können wir davon nur eine entfernte, traumhafte Schattenſkizze ausmachen?

Der Graf ſah hier ſeinen Neffen an und lächelte. Philipp blickte erröthend zu Boden.

Die Schönheit der Form, begann der Geiſtliche, iſt ein arger Verführungsgrund. Wollen wir die lieber bei Seite laſſen.

Ich laſſe ſie ungern, erwiderte der junge Gelehrte unwillig. Beides gehört zuſammen, Schönheit des Leibes, Schönheit des Körpers. Wir ſind Menſchen, wir haben Sinne, und dieſe wollen das Ihrige haben. Es iſt ein Kampf zu beſtehen; das iſt richtig, doch bleibe fort, wer in ſich nicht die Kraft fühlt, ehrenvoll das Ziel zu erreichen. Ich will ihn beſtehen, und Niemand ſoll einen Stein auf mich werfen. Ich will der Freund meines Freundes ſein, und die Welt ſoll lernen, was es mit dem Heiligthum für eine Bewandtniß hat. Tief in den Staub ſoll ſich die gemeine Liebe vor mir beugen, Alles, was die gewöhnlichen elenden Seelen irdiſches Entzücken und himmliſche Freude nennen, es ſoll in Nichts zerfließen gegen die Triumphe meiner Freundſchaft. Als Erzeugniſſe dieſer Freundſchaft ſollen Werke daſtehen, prachtvolle, geiſtesblühende, göttliche Schriften. Immer von Neuem, wenn mir erſchöpft der Griffel aus der müden Hand fällt, ſoll das Bild des Freundes vor mir ſtehen, und mich zu immer neuen Schöpfungen anfeuern. Und nicht geheim will ich den edlen Cultus pflegen, nein öffentlich, der ganzen Welt zum Beiſpiel und zur Lehre will ich ihn ausüben. O, hätte ich nur einen ſolchen Freund! Meine Seele ſchmachtet nach ſeinem Kuſſe, ich ſterbe vor Verlangen nach ſeiner heiligenden Umarmung.

Der Graf ſchwieg, auch Philipp ſagte kein Wort, eine lange Pauſe entſtand, zuletzt wandte ſich der Geiſtliche zu dem Begeiſterten mit der leiſen Frage: Welcher Religion gehören Sie an, mein Herr? Es iſt mir nothwendig, dies zu wiſſen, ich kann Ihnen vielleicht einen Rath geben.

Der reformirten, entgegnete Johann.

Wechſeln Sie, rief der Geiſtliche eben ſo leiſe; treten Sie zur alleinſeligmachenden Kirche über, glauben Sie mir, ſie weiß Rath für jedes menſchliche Gelüſte. In ihr können Sie am eheſten hoffen, Ihre Projekte zu realiſiren. Er ſagte dies mit einem eigenthümlichen halblauernden, halb ſchelmiſchen Geſichtsausdruck, der Winckelmann ſo wenig behagte, daß er ihm den Rücken wandte.

Der Geiſtliche ſchwieg.

Der Abend ging zu Ende, ohne daß ein neues Geſpräch zu Stande kam. Man trennte ſich früh. Zum Abſchied küßte Philipp ſeinen Oheim, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte.

VI.

Von dem letztern Geſpräche an konnte man bemerken, daß der junge Graf ſich inniger an unſern Studenten anſchloß. Er kam, wenn er nicht ſeinen Oheim beſuchte, oft des Abends und blieb bis tief in die Nacht bei Winckelmann, den er in ſeinen Studien ſtörte, die dieſer gewöhnlich in der Stille der Nacht betrieb. Der Graf kam im leichten Hausrock, warf ſich auf das Kanapee hin und entwickelte halb träumeriſch ſeine Gedanken, die ihm gerade durch den Kopf gingen.

Wir ſind unglückliche Geſchöpfe, ſagte er einſt, mit dieſem Wiſſen, mit dem wir nichts anzufangen verſtehen. Warum ward uns die Kenntniß der Vorwelt, weshalb ſehen wir, wie die Griechen und Römer es machten, wenn uns doch nicht vergönnt ſein ſoll, es eben ſo zu machen? Geſetzt, ich ginge zu ihren Grundſätzen über, was hilft es mir? Kann ich die Welt deshalb umändern? Wird es mir gelingen, Freunde und Genoſſen zu finden, die nach meinen Vorſchriften handeln? Muß ich nicht, ich mag wollen oder nicht, die einmal betretene Straße wandeln, und mich ſo benehmen, wie ich Alle ſich benehmen ſehe.

Das iſt nicht nöthig, erwiederte Winckelmann. Wenn dergleichen Geſetze wären, ſo würde man die Menſchheit immer denſelben engen Weg wandeln ſehen, den der erſte Menſch einſchlug, und die Größe und Schönheit der Erde wäre vergeblich geſchaffen.

Wahr! Aber wie ſollen wir es denn machen? rief der junge Graf. Ich, zum Beiſpiel, bin völlig irre geworden und weiß nicht, was ich ergreifen ſoll. Nach Ihrer begeiſterten Rede für die Freundſchaft will ich nur dieſe, und doch zugleich ſchlägt mich ein altes Verhältniß zu einem Weibe in den Nacken, das ich nicht brechen will, obgleich mein Oheim mich beſtändig dazu ermuntert.

Fühlen Sie ſich darin glücklich? fragte der Geſellſchafter.

Ich fühlte mich, erwiderte der Gefragte, jetzt aber nicht mehr. Ich erkenne die Alltäglichkeit, um nicht zu ſagen, Gemeinheit dieſes Verhältniſſes an, und ſehe ein, wie mich ein ſolches auf keine einſchmeichelnden Schlauheit David's bei dem Trübſinn Saul's, herrſchte ihre gewandte Klugheit über den ehrlichen männlichen Schmerz. Sie rief unermüdlich die Künſte und die Pracht zu Hülfe um den Mißmuth zu beſiegen. Koſtbare Feſte beſchäftigten die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Grafen, und wenn es ihr dann gelang, wenn ſie ihn eingeſchläfert, und ihn ſeinen müßigen Träumereien hingegeben ſah, ergriff ſie den Scepter und beherrſchte mit weiblicher Laune einen edeln Fürſten und ein treffliches Land. Das Reſultat war, daß man anfing ſie zu haſſen, und daß man aufhörte ihn zu lieben.

Wir wollen im Kreiſe, der uns umſteht, etwas umherſchauen. Es finden ſich große Namen unter dieſen ſchönen geputzten Herrn. Wer iſt der Mann dort am Pfeiler, in einer etwas nachläſſigen Haltung, ſchön wie Apoll, mit einem Zug von Stolz und Verdruß auf den blühenden Lippen? Abgewendet von der Menge, wirft er von

Weiſe fordern kann. Wollen Sie heute Abend mit mir gehen, ich will zu ihr.

Obgleich dieſe Stunde Winckelmann nicht recht war, ſo ſagte er doch zu, und nach einer halben Stunde befanden ſich beide Jünglinge auf dem Wege zu der Freundin des Grafen. Wie ſie eintraten, fanden ſie ein großes, vollbuſiges Frauenzimmer, mit lebendigen ſchwarzen Augen, die ſie im Bewußtſein ihrer Reize und ihrer Stellung anwandte, um ihre Herrſchaft zu bekunden. Mit einem neugierigen, forſchenden Blicke betrachtete ſie Winckelmann, den ſie im Gefolge des Grafen eintreten ſah. Dieſer wandte ſich zu ſeinem Begleiter, indem er ihn mit Förmlichkeit der Dame als ſeinen neuerworbenen Freund vorſtellte. Ich hoffe, Sophie, ſetzte er hinzu, Sie werden ihn mit Aufmerkſamkeit und Wohlwollen behandeln, denn er verdient Beides.

Wie ich's finde, entgegnete ſie; man wird mich nicht zu einem Entgegenkommen zwingen, wo ich mich nicht ſelbſt dafür geſtimmt fühle. Indeſſen, mein Herr, nehmen Sie Platz, und Sie, mein ſchöner Patron, wo ſind Sie ſo lange geweſen? Wir haben uns in vierzehn Tagen nicht geſehen?

Auf dem Lande, auf der Jagd! erwiderte der Gefragte.

Nach was jagen Sie? Nach kurioſen Grillen und Schrullen? Nicht wahr? So, nach der Weiſe Ihres Herrn Oheims? Sie ſollten ſich ſchämen.

Wovon ſchwatzen Sie, Sophie? rief der Graf finſter. Nehmen Sie Ihre Zunge in Acht. —

Nein, nein! rief ſie mit eigenſinniger Stimme, ich weiß, was ich weiß. Ich kenne das ſaubere Gelichter der Herren, die ſich auf dem Gute Ihres ehrenwerthen Herrn Oheims, des Kapitularen und Johanniterritters, verſammeln. Noch einmal, junger Mann, Sie ſollten ſich ſchämen.

Der Graf ſprang zornig auf. Wiſſen Sie was, Sophie, etwas, das ich Ihnen ſagen will. Schämen ſollte ich mich allerdings, doch nicht darüber, daß ich die Geſellſchaft dieſer ehrenwerthen Herren beſuche, ſondern daß ich Sie ſehe, Sie unverſchämte, zügelloſe Perſon, die ſich erfrecht, über Alles zu ſpotten, wohin ſie ihre Naſe ſteckt. Das wollte ich Ihnen ſchon lange mittheilen, es fand ſich nur keine Gelegenheit dazu.

Sophie wich zurück, erſtaunt und verwundert; einen ſolchen Zornanfall beim Grafen hatte ſie noch nicht erlebt. Sie bemühte ſich, ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gott, Philipp, was iſt Ihnen? Ich kenne Sie nicht wieder? Sind wir denn nicht mehr die guten Freunde, die wir immer waren?

Nein, rief er, wenn Sie ſo über meinen Oheim ſprechen, ſind wir es nicht mehr. Ich dulde nun einmal dergleichen nicht.

Sie ſchwieg, und machte hinter dem Rücken des Grafen, gegen Winckelmann gewendet, eine ſpottende Pantomime. Nun gut, rief ſie laut, der Graf iſt ein Engel, alle ſeine Freunde ſind vortreffliche Menſchen, iſt's nun recht? Sie ſetzte ſich maulend hin, und ergriff die Theekanne, aus der ſie die Taſſen vollſchenkte. Daß man es doch nie den Leuten zu Sinne machen kann! murrte ſie vor ſich hin.

Was giebt's Neues? fragte der Graf zerſtreut.

Nichts, erwiderte ſie, als daß man geſtern der kleinen Philine alle Möbel zerſchlagen und ſie ſelbſt faſt tödtlich verwundet hat.

Welche Rohheit, und weshalb?

Sie wiſſen, ſie iſt die Geliebte des ſchwachſinnigen Prinzen, der ſeit einem Jahre hier ſtudirt, rief Sophie, und ſie wird gut bezahlt. Nun kommt der Prinz geſtern früh zu ihr und findet den Studenten Anſelmus bei ihr im Bett; was allerdings nicht ſehr anſtändig war. Der Prinz geht fort, bringt ſich zwölf handfeſte Kerle mit und demolirt die Wohnung, ſchlägt die Diener, und giebt dabei ſeinem Hofmeiſter den Laufpaß, der ihn zurückhalten will und ihm in's Gewiſſen redet. Anſelmus bringt auch ſeine Hülfstruppen zuſammen und dieſen Abend will er die Wohnung des Prinzen überfallen. Es wird ſicherlich gute Hiebe regnen.

Man muß dem Anſelmus zu Hülfe kommen, ſagte der Graf.

Warum denn ihm? entgegnete die Dame, warum nicht lieber dem Prinzen. Ich ſage Ihnen, Philine hatte ſich über nichts zu beklagen, ſie wurde vortrefflich bezahlt.

Pfui, ihr elenden Lohngeſchöpfe! rief der Graf, ſtets iſt das Bezahlen bei Euch die Hauptſache. Da giebt man nun Ehre, Geſundheit und ſein Geld hin! Wofür? um ein Geſchöpf wie dieſes zu mäſten.

Die Philine hatte unrecht, fuhr Sophie in ihrer Rede fort, aber ſie geht ihrem Geſchmack nach. Der Anſelmus iſt ein hübſcher Junge, der Prinz iſt häßlich und ſtinkend.

Für wen hätten Sie ſich entſchieden, Mademoiſelle Sophie, fragte hier Winckelmann.

Das iſt ſchwer zu ſagen, erwiderte das Mädchen, ich bin nicht in derſelben Lage, mein Freund iſt jung und hübſch. Sie ſtreichelte dabei dem Grafen um die Wange, doch geſtehe ich offen, wenn er auch Beides nicht wäre, ich würde ihm doch treu bleiben, ſo lange —

So lange er Geld im Beutel hat, ſetzte der Graf hinzu. Kommen Sie, Winckelmann, wir wollen dieſem armen Anſelmus zu Hülfe eilen. Er ſchnallte ſeinen Degen um, drückte ſeinen Hut in die Stirn und faßte ſeines Genoſſen Arm. Mit einem leichten Nicken verabſchiedete er ſich von Sophien, die verwundert und, wie es ſchien, empfindlich zurückblieb.

Auf der Straße angelangt, konnte man ſchon ein unruhiges Laufen und Strömen nach dem Theile der Stadt bemerken, wo die Wohnung des Prinzen lag. Das damalige Halle war ein ſtürmiſcher und ewig unruhiger Muſenſitz, es verging kein Tag, wo es nicht zu einer Schlägerei kam, die ſehr oft ein trauriges Ende hatte. Die polizeilichen Maßregeln der Univerſität waren in Anſpruch genommen worden, die Pedelle liefen unruhig über die Straße, man ſah den Rector magnificus mit noch ein paar anderen Profeſſoren dem Schauplatz des Tumultes zuſchreiten. Winckelmann und ſein Gefährte bogen in eine kleine Seitengaſſe, weil ſie dem großen Menſchenſtrom aus dem Wege gehen wollten, und hier erreichten ſie alsbald das von ſtürmenden Haufen angegriffene Sommerhäuschen des Prinzen, wohin er ſich zurückgezogen hatte und das nach Art der Feſtungswerke verpalliſadirt und geſchützt war. Aus den Fenſtern des Sommerhauſes wurde mit Piſtolen geſchoſſen. Ganze Schaaren müſſiger Zuſchauer hatten den Gartenzaun überſtiegen und bewegten ſich bunt durcheinander im Garten und ſtellten ſich auf deſſen Bänke und Tiſche. Der Ruf „Burſche 'raus!“ ertönte fortwährend, und die enge Straße konnte kaum mehr die Menge der herausfluthenden Muſenſöhne faſſen, die alle thätig ſein wollten, und wo doch Niemand eigentlich wußte, für wen er Parthei nehmen ſollte. Der Graf, kaum angekommen, drängte ſich in den dichteſten Haufen und erklärte laut ſich für die Sache des Studenten Anſelmus. Sogleich ward dieſer Name das Sieggeſchrei der Menge, die jetzt zu ſtürmen begann. Das Häuschen wurde überwältigt, die Fenſter hinausgeſtoßen, die Möbeln auf die Straße geſetzt. Man ſchrie nach dem Prinzen, doch dieſer hatte ſich in den Schutz der Behörde begeben, man ſah ihn bald darauf an der Hand des Rectors verſchwinden und mit ihm ſeine getreuen Helfer. Es konnte nicht fehlen, daß Graf Philipp mit den Anhängern des Prinzen und ſeiner Parthei zuſammentraf, und da gab es Reibungen, deren natürliche Folge dann Duelle waren. Philipp hatte bei dieſer Gelegenheit ſechs Duelle ſich aufgeladen, aber dergleichen machte ihm Freude. Winckelmann empfand darüber Schmerz, er hoffte, daß ſich einige dieſer gefahrvollen Abenteuer noch gütlich beilegen würden, und bemühte ſich darum, ohne ſeinem ſtreitſüchtigen Genoſſen das Geringſte davon merken zu laſſen. Man kam dieſelbe Nacht noch zuſammen bei Anſelmus und der Graf ließ auf ſeine Koſten eine reichliche Collation als Abendeſſen, und zum Schluß eine Bowle Punſch herbeiſchaffen, die die ganze kleine Geſellſchaft begeiſterte. Sie hoben den ſiegreichen Studenten auf ihre Arme und trugen ihn im Triumphe der Wohnung des Rectors vorüber. Der Graf trank mit mehreren Brüderſchaft; alsdann kam er auch auf Winckelmann los, ihm den vollen Becher hinhaltend: Mein theurer Mitbruder, rief er, ſchon lange iſt es mein Wunſch, daß uns das vertrauliche „Du“ verbinde! Es iſt Keiner hier auf der Univerſität, zu dem ich mich ſo angezogen fühlte, als zu Dir! Willſt Du nun mir die Freude machen, meinem Verlangen entgegenzukommen?

Auch Du erfüllſt hiermit das meine, rief Winckelmann, und beide Freunde ſtießen an. Hell klangen die Becher. Der Graf und ſein Stubenflauſch ſmolliren! riefen die Studenten, ſie leben hoch! Mögen ſie noch lange auf Erden weilen!

Der letzte Wunſch traf den Grafen mit ſeltener Schwermuth. Er wandte ſich zu den heiteren Jünglingen. Nein, ihr Freunde, rief er, mir ſagt es eine Stimme, wir Beide leben nicht lange! Wünſcht uns daher kein langes Leben. Gut iſt es, kurz, aber berühmt gelebt zu haben. Das Letztere geht beſonders auf Dich, Winckelmann!

Wollte Gott, Du ſprächeſt wahr, antwortete dieſer.

Beide trennten ſich früh von dem trinkenden und jubilirenden Gelage und wanderten Arm in Arm nach Hauſe. Mein Herzensfreund! rief Philipp und drückte den Genoſſen warm an ſein Herz. Wie iſt das Leben ſchön, wenn Jugend und heilige Träume es ausfüllen!

Dein Leben hat am meiſten Aehnlichkeit mit einem griechiſchen Vorbild, ſagte Winckelmann.

Iſt's möglich! rief Philipp. Sprich, in wiefern?

Erinnere Dich an das Bild, das ich von jenem Leben entwarf, ſagte der Genoſſe.

Und Sophie? fragte der junge Student. Paßt die auch in dem Bilde?

Alcibiades hatte auch ſeine Laiſſe, ſeine Phrinen, ſeine Glicerien.

Aber das Band, das mich an dieſe Buhlerin geknüpft hat?

Iſt ein ſehr loſes, leicht abzuſchüttelndes. Es iſt ein Band, welches das Geld geknüpft hat. Ganz anders iſt es, wenn die Herrſchſucht des Weibes ſich des Mannes bemächtigt und zu ſeiner Knechtung die Formen anwendet, die ihr der chriſtliche Staat verleiht. Wenn er als ihr Ehemann und Vater ihrer Kinder ſich der Sklavenkette fügt, welche die Herrſchſüchtige und Launenvolle über ihn legt. Auch haſt Du früher einen Sokrates gefunden.

Wer iſt dieſer?

Dein Oheim. Er iſt weiſe und auf das Zärtlichſte für Dich beſorgt.

Das iſt er. Ich habe ihm meine ganze bürgerliche Exiſtenz zu danken, rief Philipp. Meine Eltern ſtarben zeitig, er ſorgte für meine Ausbildung, und nahm mich früh in ſein Herz und in ſein Haus auf. Seitdem ſorgt er unabläſſig für mich, doch ich — ich ſorge auch für ihn! Du wirſt fragen, auf welche Weiſe? Indem ich ſeine Kunſtmarotten begünſtige; Du haſt es ſelbſt geſehen. Sogar Bildſäulen ſtelle ich dar. Das iſt viel!

Auch Sokrates würde den Alcibiades dazu benutzt haben, wenn er die Liebhaberei und die Kenntniß der Kunſtwelt beſeſſen hätte. Er war entzückt von der Schönheit ſeines jungen Freundes, und hat oft davon und zu aller Welt geſprochen. Sieh, lieber Philipp, ſo biſt Du, ohne es zu wiſſen, unwillkürlich in mein Muſter hineingewachſen, und ich habe nichts zu thun, als alle Deine glänzenden Erfolge mir zu merken, und Zeuge Deines Fortſchritts auf der Bahn eines griechiſchen Jünglings zu ſein. Mögeſt Du nur ſo fortſchreiten! Bald kommt die Zeit, wo Du Freunde benutzen wirſt, um mit ihrer Hülfe eine anſehnliche Staatsſtelle zu erſtreben. So biſt Du durch dieſelbe Schule durchgegangen und haſt dieſelbe Stufe erreicht, welche die griechiſchen Helden erreicht haben.

Wollte Gott, es wäre ſo! rief Philipp ſeufzend.

Warum dieſe Schwermuth? fragte Winckelmann zärtlich.

Wie ſchon geſagt! war die Antwort, ich habe das Gefühl, daß ich nicht mehr lange leben werde.

Poſſen.

Nicht ſo. Aber ich ſterbe auch willig. Ich will nicht lange leben! Das Alter und die Gebrechlichkeit erſchrecken mich. Jetzt, da ich Dich als meinen Freund erworben habe, fühle ich mich ganz glücklich und die Aufgabe meines Lebens iſt erfüllt.

Zeit zu Zeit einen truben gelangweilten Blick auf den Garten herab. Die dunkeln Augen unſeres Ritters ſind halb geſchloſſen, und die Hand ſpielt mit einem diamantnen Kreuze; wer iſt's? — der Graf Lynar, ſpäter der Liebling Annens, das Entzücken und die Verzweiflung zweier kaiſerlichen Frauen, die ſich um den Beſitz ſeines Herzens ſtreiten. Immer unzufrieden, immer gelangweilt ſelbſt auf den Polſtern des Throns und in den Armen der Geliebten, iſt dieſes junge Geſicht die Aufgabe des Studiums der geſchickteſten und älteſten Diplomaten. Wer kann den Trübſinn enträthſeln, der zwiſchen den majeſtätiſchen Bogen dieſer ſchönen Brauen ſich lagert, ſich auf die ſeidnen Wimpern dieſes zum Herrſchen gebornen Auges ſenkt? Wer es kann gewinnt Provinzen, erhaſcht Ehrenſtellen. Iſt's ein Staatsgeheimniß, ein nah ſich verkundendes Unglück, worüber der ſchöne Graf ſinnt? Ach nein — Amarillis, ſeine Lieblings-Jagdhündin, hat keinen Appetit

Und auch ich, ſo ſagſt Du, ſoll nicht lange leben?

Viel länger als ich, entgegnete Philipp. Du wirſt noch berühmt und von vielen Freunden und Bewunderern umgeben ſein, während mich ſchon der Raſen deckt.

Wer ſagt Dir das? rief der Student. Bis jetzt iſt nur Ausſicht da, daß ich vielleicht einen kleinen Poſten bei irgend einer vergeſſenen, verſteckten und unſcheinbaren Schule einnehme. Es giebt Keinen, der mit demüthigendern Anſprüchen an das Leben hervorträte, als ich.

Erwarte nur die Zukunft!

Mit dieſen Geſprächen trennten ſich die Freunde, und Jeder brachte die Nacht wachend zu mit Träumen zukünftigen Glücks oder zukünftigen Mißgeſchicks.

VII.

Die Duelle des Grafen waren auf vier zurückgeführt, aber von dieſen endigte das eine ſo unglücklich, daß der Kämpfer eine ziemlich ſtarke Seitenwunde erhielt und das Bett hüten mußte. Winckelmann pflegte ihn. —

An den ältern Grafen war nichts davon geſchrieben worden, weil man die Geneſung früher hoffte, übrigens die Aengſtlichkeit des Mannes kannte, und ihn ſchonen wollte. Eines Tages kam er mit Poſtpferden an. Er war erhitzt, leidenſchaftlich, ſtürmend; er fragte nach ſeinem Neffen; es konnte nicht länger verſchwiegen werden. Mit einem Schrei des Schmerzes ſtürzte der Graf in das Krankenzimmer und gerade auf das Bett des Patienten zu, über den er ohnmächtig hinfiel. Man mußte eilen, ihm die gehörigen Mittel beizubringen, und dieſes Wiederſehen verſchlimmerte ſehr des Leidenden Zuſtand. Er wurde in das Nebenzimmer geſchafft; als er dort zu ſich kam, hörte man ihn laut nach ſeinem Neffen rufen. Er kam hinausgewankt, blieb auf der Schwelle des Krankenzimmers ſtehen und heftete Blicke voll des entſetzlichſten Jammers auf den Kranken.

Junge! warum haſt Du mir nichts davon geſchrieben? waren ſeine erſten Worte.

Weil es nicht ſo wichtig iſt, Oheim! antwortete der Neffe, und zwang ſich zu einem Lächeln. Ich habe bei einem Kampfe eine kleine Seitenwunde erhalten. Wer wird daraus etwas machen? In wenigen Tagen glaubte ich ſchon bei Ihnen zu ſein. Sie ſollten von dem ganzen Vorgang nichts erfahren.

Und ich erfahre es auf die allerentſetzlichſte Weiſe, rief der Oheim. Ein Gutsnachbar fährt an meinem Hauſe vorüber, und ruft mir aus dem Wagen zu: Wiſſen Sie auch, daß Ihr Neffe auf dem Tode liegt? Er hat ein Duell gehabt.

O, das iſt mehr als einfältig! rief der junge Graf erzürnt.

Der Oheim liegt auf dem Krankenbette. Er küßt unzählige Male die Bruſt ſeines Neffen, er beſieht den Verband und ſinkt dann mit dem Haupte an des Kranken Seite, indem er ſeufzend ruft: Das iſt mein Tod!

Mein guter Elfried! rief der junge Mann mit dem zärtlichſten Ausdruck. Wie mir das wehe thut! Ich wünſchte, die verdammte Wunde holte der Teufel!

Der Arzt kam, und er wiederholte die Ermahnungen Winckelmann's, Ruhe und Beſonnenheit ſich zu gönnen, für beide Theile. Der Oheim entfernt ſich endlich, indem er ſich im Nebenzimmer wieder auf's Sopha legt. Stille tritt ein. Der Kranke genießt etwas Schlaf, doch iſt das Fieber ſtärker, als es geſtern war. Man theilt es dem Oheim mit und räth ihm die äußerſte Vorſicht an. Er verſpricht es und beſchwört den Arzt, ſeine Mühe zu verdoppeln, indem er ihm goldene Berge verſpricht.

Die Krankheit hat einen langſamen Verlauf. Der Oheim iſt immer da, er vergißt ſeine Geſchäfte, er denkt nicht mehr an ſeine Beſitzungen, er hat nur Sinn für den Kranken. Man muß ihn endlich mit Gewalt entfernen, aber dann geht er nur auf einige Stunden fort und iſt dann von Neuem im Krankenzimmer. Trotz dieſer fortwährenden Störungen und Hinderniſſe ſiegt die feſte Natur des Jünglings dennoch und er erhebt ſich vom Siechbette, bleich, matt, aber doch geheilt. Es iſt Landluſt nöthig und der Graf nimmt ihn auf's Land. Der Arzt und Winckelmann kommen von Zeit zu Zeit, den Geneſenden zu beſuchen. Auch der Geiſtliche findet ſich ein. Hier werden nun die Geſpräche über allerlei Gegenſtände, die das griechiſche Leben, ſeine Kunſt und ſeine Lehre betreffen, geführt. Winckelmann ſpricht ſich hier mit großer Freiheit ganz aus, er berührt ſeine Hoffnungen und ſeine Wünſche. Wenn ich erwarten dürfte, ſagte er, daß in Deutſchland, oder vielmehr in der ganzen gebildeten Welt, der Sinn für die Antike erwüchſe, ſo wie ich ſie lebendig in mir trage, alsdann würde es mir leicht werden, einen paſſenden Wirkungskreis zu finden, ich brauchte mich nur an eine der Univerſitäten zu wenden; aber daran iſt heutzutage nicht zu denken. Das, was wir vom Alterthum wiſſen und was gelehrt wird, iſt ſo dürftig, zum Theil ſo falſch aufgefaßt, ſo verdreht gedeutet und nach modernen Prinzipien, die nichts mit dem eigentlichen Leben der Kunſt gemein haben, gemodelt, daß es zu einer Unnatur geworden iſt, womit ein vernünftiger Mann nichts zu thun haben will. Wer verſteht heutzutage die Einfachheit einer griechiſchen Statue aus der beſten Zeit? Muß nicht

Alles gekünſtelt ſein, greift nicht die Berniniſche Weiſe zu modelliren in's maleriſche Fach, und glaubt man nicht, wenn man einen Haufen moderner Gebilde der Art ſieht, daß man aus dem Rahmen emporgeſtiegene Gemälde ſähe? Dieſer thörichten Auffaſſung kann nur entgegengearbeitet werden, indem man das griechiſche Leben, wie wir es in den Schriftſtellern finden, ganz von Neuem darſtellt; alsdann wird man auch die Motive finden, nach denen ſie ihre Werke ſchufen. Es iſt in dieſem Leben Alles übereinſtimmend, nirgends iſt ein Sprung zu bemerken, nirgends eine Lücke, die man beliebig ausfüllen kann, Alles folgt dem großartigen, einfachen Zuge der Schönheit und des Zuſtimmens. Doch ich hoffe, trotz des unvortheilhaften Bodens, dennoch Samenkörner nach meiner Art auszuſtreuen, und ich erwarte ſie keimen zu ſehen, wenn ich nur dazu komme, einige Fragmente, die ich mir aufgeſchrieben habe über die Kunſtwerke der Alten und über ihre Nachahmung, in den Druck zu befördern.

Er las auf Aufforderung der kleinen Geſellſchaft dieſe Skizzen vor, und Alle geriethen in Verwunderung über einzelne Beſchreibungen, ſo die des Apoll von Belvedere, die nicht mit irdiſchem Griffel gemacht zu ſein ſchien. Dann über die

Venus von Medicis, über den Fechter, über die Gruppe des Laokoon und über mehrere andere Kunſtwerke der Griechen.

O den Fechter, den muß ich auch noch einmal darſtellen! rief Philipp. Oheim, erinnern Sie mich daran.

Lieber Freund, antwortete der Graf, vor allen Dingen mußt Du geſund ſein. Rede mir nicht früher von unſern Verſuchen, als bis jede Gefahr für Dich vorüber iſt.

Nach dieſer Beſchreibung, fuhr Philipp fort, glühe ich für die alten Kunſtwerke. Warum hat man ſie ſo lange vernachläſſigt? Warum iſt es Niemandem eingefallen, ſo darüber zu ſchreiben?

Die Verweichlichung des Zeitalters! warf der Geiſtliche hin. Es iſt in der That ſo, wie unſer junger Student es ſchildert; wir ſind in lauter engen, dürftigen Ideen untergegangen.

So iſt es Zeit, rief der junge Graf, daß wieder ein Geiſt erſtehe, der uns an die alte Zeit des Ruhms und der edlen Sitte des Menſchengeſchlechts erinnert. In was für verdammte Unterröcke und Perrücken ſind wir verſenkt, wie ſcheint das ſchöne Licht, das Geiſter, wie unſer Freund einer iſt, zu uns bringen, nur ganz ſchwach von Oben zu uns herein! Das muß ganz anders werden! O, mein Johann, wie muß ich Dich verehren und lieben! Was haſt Du Dir für eine ſegensvolle Aufgabe geſtellt; wollte Gott, ich könnte ſie mit Dir theilen! Er umarmte mit dieſen Worten den Freund, und der Oheim freuete ſich dieſer ſchönen Begeiſterung.

Es war die Rede, noch mehrere Studenten, die Winckelmann und Philipp für würdig halten würden, an den Unterhaltungen und Geſprächen Theil nehmen zu laſſen. Der Letztere ſchlug Anſelmus vor, doch man fand, daß dieſer nicht dazu geeignet war, eine ſchöne Idee aufzufaſſen, mit nachhaltigem Feuer an ihr zu hängen und daraus Früchte für ſein Studium zu ziehen. Philipp hatte ſich in ihm geirrt; die Art, wie er ſich in der Angelegenheit mit dem Prinzen benommen, hatte ihn getäuſcht, er hatte ihn für eine große, ſelbſtſtändige Seele gehalten, und er fand bald, daß er ſich ebenfalls, wie es tauſend gemeine und niedere Charaktere machten, eng an das tägliche Bedürfniß anſchloß. Er heirathete, troß der Widerſprüche der Freunde, dieſelbe Philine, die die Geliebte des Prinzen geweſen war, und wurde von ihr, als er erſt ihr Mann war, auf jede mögliche Art geknechtet und in ein unwürdiges Joch geſpannt. Sie trieb ihn an, über die Gebühr zu arbeiten, wodurch er ſeiner Geſundheit ſchadete, und dann machte ſie, daß er durch elende Schmeichelkünſte ſich in die Gunſt deſſelben Prinzen einſchlich, dem er einſt ſo männlich die Spitze geboten hatte. Er erwarb ein kleines Amt, womit er ſeine zahlreiche Familie ernährte, ſeine Frau gewann durch Kupplerkünſte beim Prinzen auch noch ein Stück Geld. Sie und jene Sophie, von der wir geſprochen haben, und die vom Grafen verlaſſen worden war, trieben zuſammen jenes unwürdige Gewerbe, und ſtellten den armen Mann, der völlig untergegangen war, als ein Muſter dar, wie elend ein anfangs gutes und redliches Streben werden kann, wenn es der Macht der Gemeinheit unſerer modernen Verhältniſſe verfällt.

Da wir doch einmal unſerer Erzählung vorauseilen, ſo ſei es uns auch erlaubt, von dem Schickſal des jungen Grafen zu ſprechen. Winckelmann erhielt, nachdem er ſchon lange die Verhältniſſe in Halle aufgegeben hatte, als es ihm gelungen war, nach Rom zu kommen, einen Brief von Philipp, worin ihm dieſer den Tod ſeines Oheims meldete. Mit gerührten Worten ſprach er ſeinen Dank dem Manne aus, der ſo trefflich für ihn gewirkt. Er ſtand jetzt ſelbſt an der Spitze eines ausgebreiteten Wirkungskreiſes, wo es ihm gelang, die Ideen, die Beide in ihrer Jugend genährt, zu verwirklichen; der Graf ging noch weiter, er ſchloß ſich eng an die menſchenfreundlichen Grundſätze an, die von Frankreich kamen und die ganze Welt aus den Feſſeln der Sklaverei und der Unnatur zu befreien verſprachen. Es war eine ſchöne Zeit, die der erſten franzöſiſchen Revolution voranging. Ueberall ſtanden Geiſter auf, die ungeſtüm die Bahn des Fortſchritts betraten; man hatte ſich das Wort gegeben, daß es ſo nicht weiter gehen könne, daß die Menſchheit erlöſt werden müſſe aus unwürdigen und knechtiſchen Banden. Wer die Waffen führen konnte, griff zu ihnen. Hier und dort hörte man Schranken und Verhacke fallen, ganze Wälder trüber Vorurtheile wurden gelichtet, und Wege ſah man in Einöden oder verſumpfte Gegenden geführt, die man bisher für unzugänglich gehalten hatte. Der Graf ſprach für die Freiheit der Völker in begeiſterten Reden, er fügte noch uneigennützige Handlungen hinzu; er brachte große Opfer und ſein Name wurde genannt, wo man von den Rechten der Unterdrückten, von dem Glück der armen Gemißhandelten ſprach, die nun der Peitſche entrückt waren. Aber leider waren dieſe Triumphe, die Winckelmann's Herz mit Entzücken erfüllten, und gezeigt, die Kiſte mit den engliſchen Reitgerten iſt nicht angekommen. Das ſind Widerwärtigkeiten, die die Liebkoſungen einer Kaiſerin nicht wieder gut machen können, die der Scharfſinn keines Diplomaten enträthſelt.

Gleich neben dem ſchönen aber dummen Grafen ſteht der Prinz von Rohan, berüchtigt durch ſeine kleinen frivolen Soupé's und die Ungnade Marien Thereſiens. Noch iſt die Sonne ſeines Ruhms im Steigen, noch liegt auf dieſer offnen lächelnden Stirn kein Schatten jener Ungnade zweier Fürſtinnen, die ihn ſpäter ſtürzten, noch hatte der geiſtreiche Zug von Spott, der um ſeine Lippen ſchwebt, ihn nicht der Marquiſe von Pompadour als ein brauchbares Werkzeug, um ſich an den Reizen und der Sanftmuth Marie Antoinettens zu rächen, empfohlen. Der edle Prinz und der nicht minder edle Graf ſind vollkommen würdige Repräſentanten ihrer Zeit. Der Eine, geiſtreich, von den Frauen verfolgt, der Andere,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12168/029

ihm glühende Freundſchaftsbriefe an den edlen Mann eingaben, nur von kurzer Dauer. Als er eben den Gipfel ſeiner Wirkſamkeit erſtiegen hatte, und als Miniſter daſtand, ergriff ihn eine unheilbare Krankheit, der er zum Opfer fiel, in noch nicht vollendetem dreißigſten Jahre. Somit war ſeine Prophezeihung eingetroffen.

VIII.

Wir wenden uns zu unſerer Erzählung zurück. Winckelmann war jetzt Conrector an der Schule zu Seehauſen geworden; ein dürftiges, kleines Amt, das kaum hinreichte, ſeinen Mann zu ernähren. Er gab Stunden von früh bis ſpät, und arbeitete dabei tief in die Nacht. Schwer laſtete die Armuth auf ihm, doch konnte ſie ſeinen hochſtrebenden Geiſt nicht beugen, noch ihm irgend ein Zugeſtändniß erpreſſen, das ihn dem Geiſt der Niedrigkeit und Gemeinheit verkaufte. Hier war es, wo er auch die Dichter der neueren Sprachen kennen lernte, wo er Franzoſen, Italiener und Spanier in der Urſprache zu leſen begann und mit ihnen ein großes Feld moderner Geſchichte zu ſeinen ſchon erworbenen Kenntniſſen hinzufügte. Wer hätte dieſen reichen, gebildeten Geiſt in dem kleinen Städtchen Seehauſen, das von aller Wiſſensgemeinſchaft ſo viele tauſend Meilen entfernt lag, geſucht, wer in dem engen Dachſtübchen den Gelehrten vermuthet, der ſpäter eine ganze gelehrte Welt mit ſeinen Anſichten und Ideen erſchütterte, und der Wiſſenſchaft eine neue Bahn vorzeichnete?

Fünf Jahre blieb Winckelmann in Seehauſen; 1743 war er dorthin gekommen, 1748 verließ er es wieder. Im Juni dieſes Jahres ſchrieb er, die Unmöglichkeit fühlend, länger dieſen Druck zu ertragen, an den Miniſter Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden, und bot ſich ihm an. Dieſer hatte nur die Stelle eines Unterbibliothekars bei ſeiner Bibliothek frei, und dieſes Aemtchen nahm Winckelmann mit Dank an. Er zog nun in die Nähe von Dresden. Er kannte dieſe berühmte Kunſtſtadt ſchon, er war als Student von Halle aus öfters in ihren Straßen gewandelt, jetzt aber ſollte ſie gleichſam ſeine zweite Heimath ſein. Bevor aber noch das Geſchick ſich entſchieden hatte, ihn dorthin zu verſetzen, verlebte er vier, ganz beſonders traurige Wochen in Seehauſen. Ein geheimer Unmuth war über ihn gekommen, er verzweifelte an ſich und ſeiner Lebensaufgabe, und gab ſich den ſchwärzeſten Gedanken hin. In dieſen ſchlimmen Augenblicken war ihm ein Freund ſehr dienlich, der ſich ihm von Halle aus eng angeſchloſſen hatte und ihn jetzt nicht verließ. Es war dies Hieronymus Berendis, ein ebenfalls unbemittelter junger Mann, der in Halle die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt und nun eine Anſtellung als Auditeur bei dem Regiment ſchwarzer Huſaren gefunden hatte, deſſen Befehlshaber von Rueſch war. Es war dies keine glänzende Anſtellung, jedoch war ſie weit vorzuziehen dem ärmlichen Poſten, dem ſein Freund in Seehauſen vorſtand.

Auf ihren einſamen Spaziergängen, die ſie zuſammen machten, war ihre Ausſicht für die nächſte Exiſtenz der Hauptgegenſtand ihrer Unterhaltung. Hieronymus hatte alles Mögliche zu thun, ſeinen Freund Winckelmann von verzweifelten Entſchlüſſen abzuhalten. Als ſie wiederum eines Abends dieſe Dinge verhandelten, wurde es ſpät, und die Dunkelheit überraſchte ſie in ziemlicher Entfernung von dem Orte, wo ſie zu Hauſe waren. Sie nahmen Platz auf einer Bank, und Winckelmann verfiel in eine Art Geiſtesabweſenheit, die ihn vor ſich hinſtarren machte und die Worte des Freundes nicht beachten ließ. Was iſt es, wenn ich auch hier verkomme, rief er plötzlich auffahrend, wenn man mich eines Morgens hier auf dieſer Bank todt findet? Ein unnützes und zweckloſes Leben würde dann zu Ende ſein, und die Welt ginge ihren Gang weiter, unbekümmert um die Exiſtenz, die von ihm abgefallen wäre. O, es iſt was Schreckliches, Berendis, um ein verfehltes Daſein! Ich zittere um die Verantwortung, der wir Alle einſt entgegengehen. Wer wird da beſtehen können, und wer es kann, mit welchen Worten läßt ſich deſſen Glück beſchreiben! —

Du biſt muthlos, Johann, rief Hieronymus, weil Dir Alles nicht gleich gelingt.

Gleich gelingt? rief der Conrector mit bitterm Lächeln. Ich bitte Dich, wähle die Worte beſſer! Wer wartete wohl ſo geduldig, und wartete immer wieder, wenn auch tauſend Verſuche, vorwärts zu kommen, fehl ſchlugen? Geht mir mit eurem plumpen Ungeſtüm, Jemandem Troſt einzuſprechen, gleichviel welchen.

Es geſchah aus guter Abſicht, antwortete Berendis mit einiger Empfindlichkeit.

Winckelmann warf ſich ihm an den Hals; ich weiß es! rief er, ich weiß es. Du biſt ein wahrer Freund, o, vergieb meinem Charakter, der aufbrauſend iſt und leicht zu verletzen. Ja, ich bin trotz meines Elends glücklich, denn mir gelang es Freunde zu finden, Freunde, wie die Welt ſie ſelten kennt. Aber ſieh, Hieronymus, ſieh meine Lage an. Was entdeckſt Du? Sprich es aus: Verwirrung, Wankelmuth, Zweifelſinn. Ich komme als blutarmer Knabe in meiner Vaterſtadt auf die Schule, ich verlaſſe dieſe Schule wieder, ohne mich für einen Beruf entſchieden zu haben, ich gehe nach Berlin auf's Gymnaſium, auch dieſes gab ich wieder auf, unentſchieden, ohne Lebensweg. Auf gleiche Weiſe bin ich ſpäter Hauslehrer, ich gehe nach Jena, ich fange Medicin an, ich ergreife mathematiſche Studien und laſſe beide liegen, werde auf kurze Zeit wieder Lehrer, und beſchließe dieſe reſultatloſe Laufbahn in Halle, wo ich nutzlos auf den Unterrichtsbänken der berühmten Univerſität ſitze, während ich Dich fleißig und Deines Zieles bewußt eifrig ſtreben ſehe, Dir die dazu nöthigen Kenntniſſe zu erwerben. Was iſt die Folge meiner Rathloſigkeit. meines Zweifels und Wankens? Dieſe Stelle hier in Seehauſen, die der einfältigſte Bauerſchullehrer beſſer verſehen würde als ich. Was hilft es mir, daß ich über Homer, über Sophokles und Aeſchylus Vorleſungen halten könnte, daß ich über die Baukunſt, über die Malerei der Alten ganze Hefte vollgeſchrieben habe, daß ich ſeitenlange Auszüge aus Bayle mir zuſammengetragen, daß ich den Boccaccio, den Petrarca in der Urſprache leſe, daß ich ebenſo den Don Quixote verſtehe, daß ich den Froiſſort, den Fenelon, den Corneille, Lafontaine und den Calprenede ſtudire? Wer fragt danach? Wen, zum Henker, geht es an, daß hier in Seehauſen ein ſo alberner beſtaubter Narr ſitzt, der ſich mit Dingen behängt hat, die keinen Werth haben, und nach denen Niemand fragt? Hätte ich, meinem urſprünglichen Vorſatz getreu, die Wiſſenſchaft der Kanzel ſtudirt, ich als bibliſcher Klopffechter eingelernt, ich hätte jetzt eine Pfarre, und nicht dieſe ſchadhafte Weſte, nicht dieſer fadenſcheinige Rock bedeckte meine Glieder, die vom ewigen Nachtwachen erbärmlich und hinfällig geworden ſind. Wirſt Du mir glauben, wenn ich Dir ſage, daß ich ſeit geſtern nichts Warmes genoſſen habe? daß nur ein paar Schluck ſchales Bier, einige kalte Kartoffeln und eine Brodrinde mein ganzes Traktament geweſen ſind? Und, o Gott, Du weißt es, mit welcher Freude ich dieſe magere Koſt hinnehmen würde, wie ich Dir dankte, wenn ich nur ſähe, daß irgend Jemand auf mich Acht gäbe! mir die Hand reichte, um mich emporzuziehen! Aber nein, es ſoll nicht ſein! Tiefe Stille um mich her. Man läßt mich fühllos untergehn. Es rührt ſich in dieſem erbärmlichen Neſte kein Finger, um mir zu helfen. Da müßte man denn verzweifeln, und der Tod iſt das Einzige, was hier Hülfe und Rettung bringt.

Warte nur ab, rief Berendis mit einiger Theilnahme, es muß bald anders kommen.

Warte ab! Das ruft man mir immer zu. Ich warte ja.

Ich habe Ausſicht Dich beim Regiment anzuſtellen.

Gott bewahre! rief der Conrector. Soll ich etwa Deinen rohen Soldaten das Einmaleins beibringen oder mit ihnen den Prügelſtock probiren. Soll ich zu meinem allgemeinen Leid auch noch das Exerciren lernen? Das fehlte noch.

Es iſt nicht das Exerciren, rief der Auditeur, es iſt eine halbwiſſenſchaftliche Beſchäftigung, die ich Dir beſtimmt habe. Unſer Regimentschef richtet nach franzöſiſchem Muſter, — Du weißt, der junge König will jetzt Alles nach franzöſiſchem Maßſtabe, — eine Regimentskanzlei ein, die ſich mit Streitſachen befaßt und im großartigen Style wirkt.

In der Weiſe Solon's und Lykurg's, rief Winckelmann.

Das gerade nicht, entgegnete lächelnd ſein Freund.

Gieb Dir keine Mühe, es iſt Alles umſonſt, rief der unglückliche Conrector. Mich rettet man nicht, mich zieht man nicht mehr aus dem Schlamm! Ich bin beſtimmt, darin unterzugehen.

Indem er dies ſagte, ſahen die Freunde einen hellen Stern am nächtlichen Himmel erſcheinen. Es ſchien ein Meteor zu ſein, er zog langſam die Himmelskuppel hinan, und hatte einen ſchönen Glanz.

Was iſt das? rief Winckelmann.

Dein Glücksſtern! entgegnete der Freund. Habe Muth, der Himmel ſelbſt giebt Dir ein Zeichen, es wird beſſer werden.

Sie ſtanden auf und gingen ſchweigend nach Hauſe. Auf der Thürſchwelle vor Winckelmann's Wohnung ſtand der alte Diener, der ſeine Geſchäfte beſorgte, und hielt einen Brief empor. Herr Conrector, rief er, ein Schreiben! Es kam vor einer halben Stunde aus Dresden. Geſiegelt iſt es mit einem hochadligen Wappen. Winckelmann nahm den Brief, öffnete ihn, und nachdem er ihn geleſen, rief er mit freudigen Gefühlen, Gott Lob, doch eine Hoffnung hat ſich bewahrheitet. Lies, Hieronymus, ich bin Bibliothekar des Grafen Bünau.

ſchön und einfältig, und von den Frauen angebetet.

Zwei Schritte von ihnen entfernt ſteht ein noch junger Obriſt in preußiſcher Uniform. Niemand beachtet ihn, ſein rothes, volles Geſicht ſcheint mit dem Stempel der Tugend und Unbedeutenheit gezeichnet. In dieſen hellblauen Augen ſchimmert kein intereſſantes Verbrechen, keine pikante Verdorbenheit. Er iſt ſo geſund und folglich ſehr tugendhaft — das erregt Langeweile. Man dreht ihm den Rücken. Es wird ihm kein franzöſiſches Epigramm und keine Priſe Taback angeboten. Man findet, daß ſeine Beine übermäßig muskulös ſind und daß er viel Platz einnimmt. Und doch — auf dieſem Haupte liegen die Loorbeern von dreißig Schlachten, auf dieſes derbe Knabenantlitz zeichnet Clio mit blutigen Narben die Geſchichte eines der glänzendſten und merkwürdigſten Kriege. Zwanzig Jahre ſpäter ſah ich denſelben Jüngling, faſt zum Greiſe geal-

Haſt Du Dich darum beworben? fragte Berendis. Davon weiß ich ja gar nichts.

Gewohnt, daß alle meine Pläne ſcheitern, habe ich Dir dieſen nicht mitgetheilt; allein vor acht Tagen ſchrieb ich an den Grafen, dies iſt die Antwort, ſagte der Gefragte. Nun lebe wohl, Seehauſen! mich ſiehſt Du ſo bald nicht wieder.

Aber der Gehalt iſt ſehr mäßig! rief Berendis; nicht mehr, als Du hier haſt.

Schadet nichts! Ich lebe in der Nähe von Dresden. Ich habe die herrlichen Kunſtſchätze dieſer Stadt! Das macht Alles gut. Ich lerne berühmte Künſtler kennen: Oeſer iſt in meiner Nähe, Lippert und Hagedorn finde ich dort! O, Freund, freue Dich mit mir. Komm auf meine Stube, ich mache heute Abend Punſch, die letzten Groſchen, die ich mir erſpart habe, ſollen heute davonfliegen. Dresden! Goldener Klang!

So taumelnd, von Freude berauſcht, wankte der Glückliche in's Haus. Berendis folgte kopfſchüttelnd. Dann wurde der verſprochene Punſch bereitet, und noch lange blieben die Freunde beiſammen, das künftige Leben in Dresden beſprechend. Den folgenden Tag kam er um ſeinen Abſchied ein, und den dritten Tag befand er ſich ſchon auf der Wanderſchaft.

Der Graf von Bünau war ein ſtrenger, kalter, ernſthafter Mann, der Alles nach Formen und Geſetzen regelte; er empfing unſern Freund mit ſteifer Förmlichkeit, und wies ihm ſein Zimmer an. Er bekam die Bibliothek zu ſehen, mit deren Werken er ſich beſchäftigen ſollte. Er hätte gern Alles anders gewünſcht; den Grafen zutraulich und geſellig, die Umgebung mehr anſprechend; da es aber nicht ſein konnte, ſchickte er ſich in die Nothwendigkeit, und trat mit gutem Willen ſein neues Geſchäft an, bei deſſen Beginn ihm der Graf einige Fingerzeige gab. Der Eigenthümer dieſer Schätze war Wittwer; eine Haushälterin oder vielmehr eine Geſellſchafterin, Mademoiſelle Angelica von der Dienerſchaft genannt, führte den Hausſtand, ſie war in den mittleren Jahren, und hatte ein nicht ganz unempfehlendes Aeußere. Sie begrüßte ebenfalls ſehr förmlich den neuen Hausgenoſſen. Das Einzige, was ſie über ihn äußerte, war die Bemerkung: Ich habe mir den Herrn Conrector als einen alten, würdigen Mann vorgeſtellt, und jetzt muß ich finden, daß er noch ein Springinsfeld iſt. Der Springinsfeld war dreißig Jahre alt.

Es kam häufig Beſuch aus dem nahen Dresden; unter dieſem waren vornehme Leute, Hof=

beamte, Perſonen von der Umgebung des Königs, die dem Grafen die Aufwartung machten. Eines Tages erſchien ein ſtattlicher Mann, in halb geiſtlicher Kleidung mit noch zwei Gefährten, die eben ſo einhergingen. Da der Graf zu ihrem Empfange nicht gleich bereit war, fielen ſie Winckelmann anheim, der ſich bemühte, ſie zu unterhalten, ohne daß er wußte, wer ſie waren. Er führte ſie in die Bibliothek, und der ſtattliche Mann zeigte ſich ſehr vertraut mit den meiſten Werken geſchichtlichen Inhalts und fragte nach Sachen, die Winckelmann zum erſten Mal hier nennen hörte. Er ſprach franzöſiſch, das damals die Hauptumgangsſprache war, mit ſeinen Gefährten aber italieniſch. Unſer Bibliothekar verſtand Alles, obgleich er merkte, daß man ihn für unwiſſend hielt, und ſich ziemlich frei über ihn und die Bibliothek ausſprach.

Als der große, imponirende Mann eben nach einem Buche gefragt hatte, das nicht in dem Bücherſchatze ſich befand, ſagte ſein Begleiter italieniſch zu ihm: Monſignore trauen dieſer Bibliothek und ihrem Cuſtos zu große Dinge zu. Die erſtere iſt angelegt worden von einem Manne, der nur ſammelte, um zu ſammeln, der zweite iſt ein unwiſſender Menſch, den man vom nächſten Dorfe hat kommen laſſen. Dieſe Bemerkung verdiente eine Zurechtweiſung, Winckelmann ſagte alſo ebenfalls im Italieniſchen, daß er nicht aus dem Dorfe gekommen ſei, daß er ſich vielfach mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, und daß er Univerſitäten beſucht habe. Der Monſignore und ſein Begleiter ſahen ihn befremdet, und dann wieder ſich untereinander an.

Mein Freund, hub der Erſtere an, es ſcheint wir haben uns geirrt, und es iſt an uns, um Entſchuldigung zu bitten.

Er machte eine leichte Verbeugung gegen Winckelmann, die dieſer mit einer tiefen Reverenz erwiderte. Sein Auge blieb fortwährend auf ihm haften, es ſchien, daß er ſich ſeine Züge ſorgfältig in's Gedächtniß prägte. Auch ſein Gefährte fragte jetzt in ziemlich höflicher Weiſe nach ſeinem Namen.

Winckelmann nannte ihn.

Vielleicht ein Verwandter von dem Herrn Winkelried, der ſich uns in der Schweiz vorſtellte, fragte der geiſtliche Herr.

Nein, Monſignore, er heißt Winckelmann, er iſt nicht aus der Schweiz, ſondern aus der Altmark, bemerkte der Geſellſchafter.

Ach ſo! Winckelmann — Winckelmann! Und

Sie treiben Studien, junger Mann, über welche Wiſſenſchaft, wenn ich fragen darf? —

Alterthumskunde, war die Antwort.

Die treibt man nicht hier! rief der Geiſtliche, da müſſen Sie nach Rom gehen. Eine einzige antike Statue ſagt Ihnen dort mehr, als hier ganze Bibliotheken es thun können.

Winckelmann ſchwieg. Er hätte gern erwidern wollen, daß man im Beſitz von Mitteln ſein müſſe, um einen ſolchen Rath zu befolgen. Der Graf kam jetzt hinzu, und das Geſpräch wurde ein allgemeines. Immer aber konnte man bemerken, daß der Blick des vornehmen Beſuches, wo es ſich nur irgend thun ließ, auf dem jungen Bibliothekar ruhte. Im Laufe des Geſprächs ergab ſich noch eine Gelegenheit, wo dieſer die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ſich lenkte. Man beſah ein Werk mit Kupferſtichen, Michel Angelo's Compoſitionen kamen hier an die Reihe, und die Geſellſchaft blieb ſtehen bei der Darſtellung des berühmten Moſes von dieſem ſchöpferiſchen Bildhauer. Der geiſtliche Herr ſagte: Es iſt ein großartiges, überwältigendes Werk, dieſe Statue des Moſes. Alles an ihr iſt Schwung, Adel, Größe, Alles an ihr aus einem Guß hervorgegangen, und nichts iſt unbedeutend, ſelbſt nicht die ſcheinbar zufällige

Wendung, die der lange fließende Bart macht, der aufgefangen und zurückgehalten wird von einem hemmenden Gegenſtande; denn nehmen wir dieſen Schwung des Bartes fort, ſo verliert das kühne Antlitz ſogleich etwas von ſeiner Bedeutung.

Gewiß! rief Winckelmann, und alle Schöpfungen dieſes großen Künſtlers haben dies eigenthümliche Merkmal, ich erkläre es mir nur aus einem Umſtande, der bei ſeinen Arbeiten in Betracht kommt.

Und welches iſt dieſer Umſtand? fragte der geiſtliche Herr mit großer Theilnahme.

Es iſt Michel Angelo's Kenntniß der Antike, entgegnete der junge Gelehrte furchtlos. Dieſe Welt, die ihm bekannt war, und die er bewunderte, eher als alle ſeine mit ihm lebenden Zeitgenoſſen es thaten, die gab ihm die Größe und Bedeutung an die Hand, die wir an ihm hochſchätzen.

Alſo Sie glauben, daß der Moſes eigentlich eine Schöpfung nach der Antike ſei, fragte der Gaſt.

Der Jupiter des Phidias ſchwebte dem Künſtler vor, war die Antwort.

Den er aber nicht anſchaute, rief der Geiſtliche, denn er exiſtirte nicht mehr.

Der aber, rief Winckelmann, aus den Beſchreibungen und aus den vorhandenen Jupiterköpfen ſo ziemlich deutlich ihm vorſchweben mußte. Mit einem Wort, es war die große Schöpfungsperiode der Griechen, ihr urſprünglicher Geiſt, der die Schönheit und Großartigkeit in ſich ſchließt, der in dieſem berühmten Bildner ſeine Wiedergeburt feierte. Auch in ſeinen Bauwerken finden wir ſie wieder dargeſtellt, nur fehlt ihnen oft, was die Griechen immer inne zu halten wußten, das Maaß. Er geht oft in ſeinen Dimenſionen über das hinaus, was wir wahrhaft ſchön und erhaben nennen, und dann nähert er ſich dem Fratzenhaften, einem Fehler, dem bekanntlich ſeine Nachahmer anheim fielen.

Sehr wahr! rief der Gaſt, wir mögen nur an einzelne Geſtalten von ihm denken, die in geſuchten oder verdrehten Stellungen das Mögliche leiſten: die vier Jahreszeiten zum Beiſpiel, die, ſo ſehr ſie bewundert werden, mir nie haben gefallen wollen.

Dennoch liegt in ihnen ebenfalls Größe, rief Winckelmann, wir müſſen ſie nur ſo ſehen, wie ſie geſehen werden wollen, nicht als moderne kleine Putzfiguren, wie wir ſie auf unſern Tiſchen haben, voll Eleganz und Unwahrheit der Formen, ſondern als kräftige Spuren eines Geiſtes, der ſich nicht Platz nahm, ſeine Ideen in's Große, Ungeheure auszuführen, wohin ſie eigentlich ſtrebten. Seine Sibyllen, vor Allem ſein jüngſtes Gericht, welche Größe, nur iſt ſie keine chriſtliche. Wir müſſen dieſen Geiſt völlig frei geben. Er geht ſeinen eigenen Weg. Wer die Größe und die Erhabenheit verſteht, wird ſich immer zu ihm gezogen fühlen: das iſt es, was er wollte.

Warum keine chriſtliche? fragte der Begleiter des geiſtlichen Herrn. Hat das Chriſtenthum keine maſſenhaft kräftigen Geſtalten nöthig? —

Wohl, aber nur um ſie niederzukämpfen! rief der junge Forſcher. Wir haben keine Titanen, die es unternehmen, den Himmel zu ſtürmen, und wenn wir ſie hätten, wir würden ſie zu den Teufeln zählen. Unſere erſten Heiligen waren arme, ſchwache, durch Martern aller Art heruntergebrachte Menſchen, die ihren Körper beſiegt, und gerade den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen hatten, den Michel Angelo bezeichnet. Wer groß und ſtark auftritt, iſt auch auf ſeine Stärke eitel, und verfallt als ſolcher ſchon der Sünde.

Der geiſtliche Herr lächelte und ſein Gefährte rief mit einiger Lebhaftigkeit: Das möchte noch zu beweiſen ſein. Wir wiſſen von ſehr vielen ſtarken und gottgefälligen Helden, iſt Moſes ſelbſt nicht ein ſolcher?

Der aber das Mißfallen ſeines Gottes auf ſich zog, meinte Winckelmann, und deßhalb das gelobte Land nicht zu ſehen bekam. Und übrigens gehört er dem alten Teſtament an. Es würde ſchwer ſein, in dem neuen einen ſo nach antikem Muſter geformten Helden zu entdecken.

Der Geſellſchafter wollte hierauf etwas erwidern, doch ein Wink des ſtattlichen Herrn verhinderte ihn daran. Beide wandten ſich mit ihrem Geſpräch wieder der Geſellſchaft zu, die das Bibliothekzimmer verlaſſen hatte und einen Gang durch den Garten machte. Als ſie wieder nach Dresden zurückkehrten, war der Bibliothekar der Gegenſtand ihrer Unterredung. Haben Sie wohl bemerkt, Rauch, der junge Menſch hatte Kenntniſſe, er gefiel mir; aus dem ließe ſich etwas machen.

Der Pater Rauch ſchüttelte zweifelnd den Kopf. Ein Mann, der ſo frei über religiöſe Dinge denkt? ſagte er nach einer Weile.

Gerade deßhalb! tönte die Antwort, da iſt Boden für unſere Kirche. Sie müſſen ſich an ihn machen, theurer Mitbruder, und das bald, verſtehen Sie mich? Ich kehre in Kurzem nach Rom zurück; welch einen angenehmen Empfang könnte es mir bereiten, wenn ich einen ſolchen Proſelyten mitbrächte!

Sind denn Monſignore Willens, ihn nach Rom mitzunehmen? fragte der Pater.

Nicht ihn mitnehmen, ihn vorausſchicken will ich, rief der Prälat. Man könnte ihm eine kleine Bedienung bei irgend einem Cardinal, oder noch beſſer, einen untergeordneten Poſten an der päpſtlichen Bibliothek verſprechen. Das läßt ſich Alles machen.

Wir haben mit dem Profeſſor neulich ſo übles Spiel gehabt, bemerkte der Pater.

Sie meinen den Schönberg? fragte der Geiſtliche. Sprechen wir nicht von dieſem Nichtswürdigen.

Welche Summen haben wir an ihm verſchwendet, und zuletzt trat er doch wieder zurück zu ſeinem Ketzerthum. Dieſe deutſchen Gelehrten ſind eine eigenthümliche Klaſſe von Menſchen. Sie wollen und wollen auch wieder nicht. Haben ſie den Muth zu unſrer Kirche überzutreten, ſo fehlt ihnen derſelbe, darin zu bleiben. Und dann, wie demüthigend iſt ein ſo zurückgelaufener Ketzer?

Dieſer wird uns nicht entlaufen! rief der Geiſtzert unter dem Pulverdampfe ſiegreicher Schlachten als geprüften Freund Friedrichs im Lager zu Zorndorff.

Wer iſt die lange Figur von einer faſt ängſtlichen Dürre, in einem ſpechtgrünen Kleide, auf dem ſilberne Weinranken geſtickt ſind? Eine drollige Parodie auf den ſchönen jugendlichen Gott der Traube. Er füttert ſeine knöcherne ſpitze Naſe unaufhörlich mit ſpaniſchem Taback, indeß er dabei in gebrochenem Franzöſiſch lüſterne Späße wiſpert. Sein Stehen iſt ein immerwährendes ſich auf die Fußſpitzen heben, und was er erlauſcht theilt er ſeinem Nachbar mit. Es ſind boshafte Bemerkungen über alle Welt. Nichts entgeht ihm, alles nimmt die Spitze eines Epigramms an, und das Unſchuldigſte geht ſchuldig aus ſeinem Munde wieder hervor. Dieſer ehrwürdige Herr hat ſchon tauſend Geſtalten angenommen, er war Advokat, Mönch, Parfümeriehändler, Soldat, Diplomat, Spion, ſchöner Geiſt, er hat einige kleine Inſaliche. Dieſer nicht. Es bürgt mir etwas, was ich in ſeinem Geſicht gefunden habe. Er hat keine Religion, wenigſtens nicht das, was wir ſo nennen. Er iſt gänzlich frei von allem kirchlichen Zwange.

Und ſollte ein ſolches Individuum ein ehrenvoller Erwerb für die Kirche ſein? rief der Pater Rauch mit großer Schärfe und mit einiger Empfindlichkeit. Sind wir darauf gewieſen, Bekenner zu erlangen, wo wir ſie nur finden können, und auf welche Weiſe wir nur immer in ihren Beſitz gelangen?

Das iſt Sache der Kirche, nicht die unſere, erwiderte der Monſignore. Wir treiben die Schaafe herbei, die Kirche hat die Mittel, ſie feſtzuhalten. Aber wer wird ſich mit ſo trüben Bildern plagen! Der junge Mann ſcheint keine dieſer Befürchtungen zu rechtfertigen, er wird ein guter, gehorſamer Sohn der Kirche ſein, wie er jetzt ein laxer, unbedeutender Anhänger ſeiner Ketzerſekte iſt. Mir ſagt es der Geiſt, wir werden an ihm einen guten Handel machen. Und welche ſchöne Kenntniſſe hat er! Wie werde ich mit ihm Ehre einlegen! Se. Heiligkeit der ehrwürdige Vater kennt und ſchätzt gerade dieſe Seite der Literatur, die dieſer junge Mann cultivirt; ich beſinne mich, daß ich ihn oft habe die Frage aufwerfen hören, ob denn keine der

Univerſitäten und gelehrten Schulen in oder außerhalb Italiens dieſes Wiſſen lehre oder ihm Verbreitung verſchaffe. Man konnte ihm darauf keine genügende Antwort geben.

Wie denn überhaupt darauf keine zu geben iſt, ſagte der Pater unwillig, oder man müßte denn annehmen, das Oberhaupt der Kirche ginge ſelbſt darauf aus, die Pflegbefohlenen wieder zurück in die Finſterniß des Irrthums zu führen, indem es ihnen lehrte die alten heidniſchen Gebräuche zu ſtudiren und auszuüben.

Sie mißverſtehen meine Worte, oder Sie ſind abſichtlich zu ſtreng in Ihrer Lehre, liebſter Rauch, ſagte der Obere; es handelt ſich ja hier nicht darum, irgend ein Dogma umzuſtoßen oder zu verändern, ſondern die Rede iſt nur von einem gefälligen Schmuck des Lebens, der auch Wiſſenſchaft und Kenntniſſe zuläßt.

Nach einer Pauſe nahm der Pater wieder das Wort und ſagte: Was ſoll denn nun geſchehen, Monſignore?

Sie gehen in dieſen Tagen wieder zu dem Grafen und erkundigen ſich nach dem Buche, das ich mir ausgeſucht habe, erwiderte der Gefragte; dies iſt nur Vorwand, eigentlich ſuchen Sie mit dem jungen Mann ein Geſpräch über die beſprochenen Dinge anzuknüpfen und ihn aufzufordern, wenn er ſich irgend gefügig zeigt, mich zu beſuchen. Das Andere wird ſich dann finden. Machen Sie ihm Verſprechungen, Sie können ihm goldene Berge zuſagen; arm wie er iſt, wird er dann um ſo begieriger in die Angel beißen.

Der Monſignore, als er dies geſagt hatte, legte ſich bequem in die Polſter des Wagens zurück und richtete einen ſtolzen, zufriedenen Blick in die Umgegend, während ſein Gefährte die Worte vor ſich hinmurmelte: Verſprechen und dann nachher das Verſprechen nicht halten! Wie iſt mir das zuwider! Doch ich werde die Sache auf meine Weiſe einleiten.

IX.

Während dieſes Geſpräch zwiſchen Sr. Eminenz dem Nuntius des Papſtes an dem ſächſiſchen Hofe, Monſignore Archinto, und dem Beichtvater des Königs, Pater Rauch, geführt wurde, beſchäftigte ſich der Mann, der der Gegenſtand deſſelben war, einfach mit Aufſtellen und Ordnen der Bücher, die durch die Geſellſchaft in Unordnung gekommen war. Ihm kam es nicht von fern in den Sinn, welchen Eindruck er auf die Herren gemacht hatte, und welche Pläne ſie ſeinetwegen ſchmiedeten. Nach Verlauf von einigen Tagen wurde er hierüber belehrt. Er ſaß auf ſeiner Stube, als man ihm zwei Herren aus Dresden meldete, die ihn zu ſprechen wünſchten; er trat hervor und fand den Pater Rauch und den Geiſtlichen, den er ſchon bereits vom Grafen Werner her kannte, und der ihn jetzt zu begrüßen und zu ſeiner neuen Stelle Glück zu wünſchen kam.

Nach einigen einleitenden Worten ſagte Pater Rupert, ſo wollen wir den Geiſtlichen nennen: Nun, mein edler Herr und Freund, haben Sie nachgedacht über jene Worte, die ich Ihnen auf dem Gute unſeres großmüthigen Freundes und Beſchützers zuflüſterte?

Was waren das für Worte? fragte Winckelmann zerſtreut.

Ei, ei, kann man ſo befangen ſein und ſo etwas vergeſſen? rief der Pater. Ich rieth Ihnen an, zu der alleinſeligmachenden Kirche überzutreten. Hier haben Sie nun dazu die beſte Gelegenheit. Se. Ehrwürden, der Pater Beichtiger des Königs, hegt gleiche Wünſche mit mir und iſt bereit, Ihnen bei Ihrem Uebertritt behülflich zu ſein.

Während er ſo ſprach, bemerkte der Gelehrte, daß die ſcharfen und klugen Augen des Beichtvaters fortwährend mit dem Ausdruck der Bekümmerniß und der Theilnahme auf ihn gerichtet waren. Es war in dieſem Geſicht nichts, was an die Glätte und Charakterloſigkeit ſeines Gefährten mahnte; es lag ein würdiger, obgleich etwas beſchränkter Ernſt in ihnen. Verſtehen Sie mich recht, hub er an, als Jener ſchwieg; wir wollen uns Ihnen nicht aufdrängen; es war nur in Folge eines freundſchaftlichen Geſprächs, das ich mit jenem Herrn hielt, daß wir auf dieſen Gegenſtand kamen.

Winckelmann war im höchſten Grade verwundert, zugleich fühlte er ſich durch die Indiscretion des Paters Rupert beleidigt; er erwiderte alſo nach einigem Zögern: das muß ein Mißverſtändniß ſein. Von einer Religionsveränderung habe ich meines Wiſſens nie geſprochen; wir haben in einer kleinen geiſtvollen Abendgeſellſchaft - über viele Dinge verhandelt; es kann ſein, daß dieſer würdige Herr zufällige Aeußerungen von mir ſo gedeutet hat.

Die beiden Väter ſahen ſich bei dieſen Worten an und der Beichtvater erwiderte ſchnell: Wenn dem ſo iſt, laſſen Sie uns davon ſchweigen. Ich komme her im Auftrage Sr. Eminenz des Nuntius Archinto, Sie zu bitten, das fragliche Buch, von dem die Rede geweſen iſt, doch gefälligſt hervorzuſuchen. Es muß nach Angabe des Nuntius unter den Büchern ſein, die über Kirchengeſchichte handeln.

Wollen Sie mir gütigſt folgen, wir wollen ſogleich nochmals die Fächer durchſuchen. So ſprechend, führte Winckelmann den Beichtvater mit ſich fort; der andere Geiſtliche entfernte ſich, weil er mit dem Grafen etwas zu beſprechen hatte. Als Beide allein in den abgeſchloſſenen Räumen der Bibliothek waren, entſpann ſich von Neuem ein Geſpräch, das mit dem angefangenen einige Aehnlichkeit hatte. Auf die Frage Rauch's, ob er den Nuntius gekannt habe, erwiderte Winckelmann: nein, es hat mir Niemand den Namen geſagt, und doch ſagte mir ein gewiſſes Gefühl, daß ich es mit einem angeſehenen Manne der Kirche zu thun hatte. Man ſieht ſo ſelten Geſtalten wie dieſe! Es liegt ſo viel Hoheit, Grazie und Milde, ein ſolches Beherrſchen der Menge, und doch wieder ein ſo gefügiges Unterordnen, wenn es auf den Vortheil der Kirche ankommt, in ihm, das dem unbefangenen Beobachter ſogleich ſagt, wen er vor ſich habe.

Monſignore haben ſich günſtig über Sie ausgeſprochen, ſagte der Pater.

Iſt's möglich? rief der junge Bibliothekar überraſcht, und ich war mit Leidweſen überzeugt, daß ich ſein Mißfallen erregt hätte durch einige zu freie Meinungen.

Das iſt ſo wenig der Fall geweſen, daß er mir den Auftrag gegeben hat, Sie aufzufordern, ihn zu beſuchen.

Zu große Ehre! rief Winckelmann.

Kommen Sie den Abend zu ihm, von ſieben bis acht Uhr, wo Se. Hochwürden die täglichen Pflichten ſeines Amtes und ſeiner Stellung beendet, und ſeine Zeit frei hat zu Geſprächen mit Freunden.

Ich werde nicht ermangeln, mich einzufinden, ſagte der Eingeladene mit einer tiefen Verbeugung. Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihre Güte, geehrter Herr.

Beide begannen jetzt das Buch zu ſuchen, und Winckelmann erſtieg eine Leiter und öffnete ein Fach, das mit ſeltenen Ausgaben klaſſiſcher Werke beſetzt war. Unter dieſen fand ſich das Geſuchte. Ich wußte wohl, daß es hier war, ſagte er; der Graf hat die Raritäten alle zuſammenſtellen laſſen. Darf ich vielleicht das gewünſchte Buch ſelbſt dem Herrn Nuntius überbringen?

Gewiß, ſagte der Pater, und wenn Sie etwas jetzt unter der Feder haben, oder einen ſchon geſchriebenen Aufſatz von nicht allzu ausgedehntem Umfange, ſo werde ich Sie bitten, ihn mitzunehmen und daſelbſt vorzuleſen. Monſignore iſt ein Kenner und Liebhaber von dieſen Dingen. Winckelmann verſprach dies.

Als er nach Verlauf einer Woche kam, wurde er vom Thürſteher abgewieſen, weil dieſer behauptete, die Eminenz nehme um dieſe Zeit keine Beſuche an. In dem Moment kam aber ein Diener, der den ganz entgegengeſetzten Befehl brachte. Ihm folgte der Gelehrte. Sie gingen durch mehrere prächtige und geſchmückte Räume, bis ſie an ein Kabinet kamen, deſſen Thür vom Kammerdiener leiſe geöffnet wurde. Winckelmann wurde hineingeſchoben, und er nahm einen Platz hinter einem Schirm an der Thür ein. In dem zierlich geſchmückten halbrunden Gemach ſaßen drei Herren und eine Dame an einem Spieltiſche. Der Eintretende konnte im hellen Strahl der Kerzen die Geſichter der Spielenden gar wohl beobachten. Monſignore ſaß ihm zur Rechten, er zeigte eine Miene von Zerſtreutheit und Ungeduld; ihm gegenüber hatte ein Herr Platz genommen, der ſehr vornehm zu ſein ſchien, er trug ein glänzendes Seidenkleid mit einem Stern an der Bruſt, ſeine Brüſſeler Spitzen fielen an den Armen herab und ſchmückte die Buſenkrauſen. Zwiſchen dieſen Herren ſaß eine junge Dame, die ſehr ſchön, aber auch ſehr launenhaft war, beſtändig Fehler im Spiel machte und die Geduld des Herrn mit dem Stern auf der Bruſt ſtark in Anſpruch nahm. Ihr gegenüber hatte ſich ein kleines Männchen hingeſetzt, deſſen Antlitz vom Gelehrten abgewendet war, deſſen ganze Erſcheinung aber zeigte, daß er nicht ſehr geachtet wurde von ſeinen Mitſpielern.

Ah! da kommt unſer junger Gelehrter, rief der Herr des Hauſes, Winckelmann erkennend, iſt es Ew. Excellenz gefällig, eine kleine Pauſe im Spiel zu machen?

Wir wollen es lieber ganz aufgeben, erwiderte der Gefragte. Die Signora hat heute ihren böſen Abend, ſie macht Fehler über Fehler, es iſt faſt nicht möglich zu ſpielen.

Die Geſcholtene lachte und warf ſich in ihren Stuhl zurück. Es mag ſein, rief ſie, daß ich meinen böſen Tag habe, andere Leute haben den ihrigen. Volta, kommen Sie, ich habe Ihnen etwas aufzutragen. Der gegenüberſitzende Herr gehorchte mit demüthiger Freundlichkeit und reichte das Ohr der Dame, die ihm etwas hineinziſchelte. Unterdeſſen wurde der Spieltiſch fortgetragen und ſtatt deſſen ein Tiſch mit Erfriſchungen und Konfitüren beſetzt hingeſtellt. Der Nuntius ſtellte Winckelmann dem Miniſter Graf Brühl vor. Dieſer unterhielt ſich mit ihm, während deſſen beſchäftigte ſich der geiſtliche Herr ſehr angelegentlich mit der Dame. Er brachte ſelbſt ein Kiſſen herbei, das er in den Stuhl drückte, und ſie bat, ſich mien auf ſich geladen, falſche Teſtamente gemacht, Vergiftungen unternommen, Spitzbübereien, auf die der Galgen oder die Galeere ſteht, aber man ſieht ihn ungehindert in allen guten Geſellſchaften. Er iſt die Würze jedes Soupé's, und von einem Hofe eilt er zum andern. Neben ihm ſteht ein Ludwigsritter in dem Coſtüm ſeines Ordens, und Knixe machend wie eine Dame. Neben dieſen ein alter öſtreichiſcher General, auf das Podagra ſeiner eignen Beine und die parfümirten Manchetten ſeines Nachbars fluchend. — Wer iſt aber dieſes offene geiſtvolle Geſicht, dieſe Geſtalt voll Ungezwungenheit und Anſtand? Mit Liebe verweilt das Auge auf dieſen ehrlichen Zügen, nachdem es der Grimaſſen der Mode und Eitelkeit müde geworden. Wer iſt dieſer junge Mann, deſſen Bruſt keine Orden zieren, auf deſſen Antlitz aber große Hoffnungen zu ruhen ſcheinen. Es iſt Grimm, der deutſche Abbe Cotin, doch ehrenvoller endigend wie dieſer. Später der Freund Rouſſeau's und daran zu lehnen. Herr Volta, das war der Gemahl der Dame, lief hin und her, die vielen Beſorgungen, die ſie ihm aufgetragen, zu vollziehen.

Zum erſten Mal ſah Winckelmann eine ſo vornehme Geſellſchaft beiſammen, es machte ihn etwas befangen, jedoch nicht ſo ſehr, daß es ſeine ruhige, ernſte Haltung ihm geraubt hätte. Zuerſt fiel ihm der Umſtand auf, einen geiſtlichen Herrn am Kartentiſch zu ſehen, ſpäter mußte er noch bemerken, daß dieſer ſelbe geiſtliche Herr auch eine Geliebte hatte, um die er ſich ſehr bemühte; es war keine andere als die Gemahlin des Signore Volta, der mit zugegen war und eine Art Kammerdiener ſpielte. Das Geſpräch ging mit Feinheit und leiſe vor ſich, die Bewegungen waren, wenn auch nicht abgemeſſen, doch alle mit Rückſicht und mit großer Umſicht geordnet; deſto mehr ſtach die tolle Launenhaftigkeit der Madame Volta gegen den Ton ab, den die kleine Geſellſchaft angenommen hatte. Sie war des Eindrucks, den ihre Schönheit machte, ſo gewiß, eben ſo der Stellung, die ſie hier einnahm, daß ſie ſich vor Niemandem genirte, ſondern ihren Launen freien Spielraum ließ. So betrachtete ſie jetzt durch ein Glas den Ankömmling und rief ihrem Verehrer halblaut zu: Das iſt er? Nun, ich wünſche Ihnen Glück zu dieſem neuen Spielwerk; möchten Sie ſeiner nur nicht ſo ſchnell überdrüſſig werden, als Ihrer übrigen Liebhabereien! — Angela! flüſterte der geiſtliche Herr, nehmen Sie ſich in Acht, der Mann verſteht Ihre Sprache. — Mag er doch! rief ſie lachend, er müßte ein Narr ſein, wenn er es übel nähme, daß man ſein Urtheil über ihn hat. Er zeigt eine angenehme Bläſſe im Geſicht, auch gefallen mir ſeine Augen. Wie alt mag er ſein?

Dieſe letzte Frage beantwortete der Nuntius mit Abſicht nicht, weil ſie ihn zu ſehr daran erinnerte, wie alt er war.

Haben Sie uns etwas mitgebracht? fragte der Nuntius ſeinen Gaſt. Das iſt ſchön! — Ich hoffe, Ew. Exzellenz werden nichts dagegen haben, daß wir ein Viertelſtündchen Literatur treiben. Auf das beifällige Nicken des Miniſters beſchäftigte er ſich damit, den Widerwillen der Dame Volta zu beſiegen, die ſchon anfing hinter ihrem Fächer zu gähnen, als von Vorleſen die Rede war.

Ein Bischen Geduld, mein ſchöner Engel, flüſterte er ihr in's Ohr, ich werde ihn nicht lange leſen laſſen. Der Miniſter liebt es, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, er wird nächſtens bei Hofe den Inhalt des Heftes als ſein eigenes Wiſſen vortragen. Ich kenne das! Darum Geduld.

Die Blätter, aus denen Winckelmann vorlas, enthielten ſeine „Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke,“ eine Schrift, die er ausgearbeitet hatte, um der Welt durch etwas Originelles und Seltenes bekannt zu werden. Sie wimmelte von neuen Ideen, von Anſchauungen, wie ſie bis jetzt nicht gewagt worden waren, von Bildern, wie ſie ſo poetiſch und ſo gehaltvoll von keinem neuern Autor gebraucht worden. Der Miniſter hörte mit Intereſſe zu, auch der Nuntius lenkte ſeine Aufmerkſamkeit dem Vortrage hin, ſo viel es die beſtändige Wachſamkeit auf die Launen der Signora zuließen, die im Verfolge der Vorleſung ordentlich zu wüthen begann und, unzufrieden damit, daß ſie ihren Zweck, das Leſen aufhören zu machen, nicht gleich erreichte, jede mögliche Quälerei und Chikane frei ließ. Zuletzt, als nichts fruchten wollte, warf ſie einen kleinen Tiſch um, der ihr zur Seite ſtand und mit Porzellangefäßen beſetzt war. Volta ſprang hinzu, und ohne ein Wort zu ſprechen, wurde der Tiſch aufgehoben und fern von ihr hingeſtellt. Eine Miene von Verdruß glitt über das Antlitz des Nuntius. Er ſah ein, daß er die unartige Schöne nicht bändigen könne. Der Miniſter endigte die Vorleſung, indem er aufſtand und Winckelmann mit ſich fortzog. Er ſprach ſich höchſt günſtig über das Gehörte aus und fragte, wann er die kleine Schrift wolle drucken laſſen. Der junge Gelehrte war in Verlegenheit. Sollte er dem allmächtigen Manne geſtehen, daß es ihm am Gelde fehle, den Druck zu bezahlen? Er ſchwieg daher und der Miniſter ſchien dieſe Pauſe zu verſtehen; mit einer gefälligen Manier ergriff er das Wort und ſagte: Erlaube Er mir, daß ich dieſe Schrift drucken laſſe, Er ſoll nur die Oberaufſicht darüber führen, aber wem widmen wir ſie? Eine neue Pauſe entſtand. Winckelmann hatte ſchon an dieſen Gegenſtand gedacht; ihm ſchien es eine hohe Bevorzugung für ſein Werk, wenn er es dem Beichtvater des Königs widmete, doch der Miniſter erſtieg gleich die höchſte Staffel: Dem Könige! rief er, und ſah mit entſchloſſener und triumphirender Miene den jungen Mann an, und ich ſelbſt werde es Sr. Majeſtät überreichen!

Eine allgemein ſtaunende Freude war in dem kleinen Kreiſe bemerkbar, als man dieſe Worte vernahm. Der Nuntius, der ſchon anfing, Winckelmann als ſein Geſchöpf anzuſehen, bezeigte ſich beſonders dankbar über dieſen Entſchluß des Miniſters, und es wurde nun ausgemalt, welche Wirkung die Schrift haben müſſe, wie dieſe neuen

Ideen, mit ſolchem Enthuſiasmus vorgetragen, nothwendig eine Erſchütterung in der Welt der Kunſt erregen müſſen, und daß, um dieſe hervorzurufen, es keines andern Mittels bedürfe, als des Namens des kunſtbefliſſenen Königs, der ſeine Hauptſtadt mit den Schätzen einer koſtbaren Gemäldeſammlung ſchon bereichert habe.

Ich kenne eine Dame, die Generalin von Löwendahl, ſagte der Miniſter, die auf meinen Wunſch ſich ein Vergnügen daraus machen wird, die Schrift in's Italieniſche zu überſetzen.

Auch Bianconi würde ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigen, ſetzte der Nuntius hinzu. Ich habe überdies Mittel und Wege, ſie nach Berlin zu ſchaffen, wo ſie in den Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Kunſt eine beurtheilende Stelle fände.

Auf dieſe Weiſe überboten ſich die beiden hochgeſtellten Männer in der bevorſtehenden Bekanntmachung der Schrift, und brachten dadurch eine reizende Verwirrung in die Seele des noch vor wenigen Wochen gänzlich unbekannten und unbeachteten Verfaſſers. Er neigte ſich nach Rechts und Links und mußte alle ſeine Selbſtſtändigkeit zuſammennehmen, um unter der Laſt dieſer lobenden Anerkennung nicht zu unterliegen.

Während die ausgeſuchteſten Delicateſſen, ſo wie ein kleines ſchwelgeriſches Mahl aufgetragen wurden, ging der Nuntius noch mit unſerm Freunde auf und ab in dem daran ſtoßenden Saale, zu dem man die Thür geöffnet hatte.

Wann reiſen Sie, mein Freund? fragte er, denn es wird nöthig ſein, daß Sie bald reiſen. Als Winckelmann mit der Antwort zögerte, ſetzte der Fragende ſchnell hinzu: Es verſteht ſich, daß wir die Koſten Ihres Unterhaltes tragen, und es iſt mir ſchon beigefallen, daß mir der Cardinal Albani vor einigen Wochen ſchrieb, es ſei im Vatikan eine Bibliothekarſtelle frei. Das wäre etwas für Sie. Nun wählen Sie, entſchließen Sie ſich.

Mit einer Reiſe nach Rom, und einem Aufenthalt daſelbſt auf ein Jahr wäre freilich der brennendſte Wunſch meiner Seele ausgeſprochen, ſagte der junge Mann.

Auf ein Jahr? wiederholte der Nuntius, das iſt jedenfalls eine zu kurze Zeit, wir wollen ſogleich mehrere Jahre nehmen, wo möglich Sie ganz dort behalten! Lieben Sie Ihr Vaterland, junger Freund?

Es hat nichts für mich gethan! ſagte Winckelmann, ich habe in Kummer und Elend mir nothdürftig die Exiſtenzmittel ſelbſt ſchaffen müſſen.

Alſo! tönte die triumphirende Rede, ein ſolches undankbares Land ſieht man mit Vergnügen mit dem Rücken an. Gehen Sie nach Rom. Mit Ihrer Kenntniß der Sprachen, mit Ihrem, ich darf es wohl ohne Schmeichelei ſagen, wohlanſtändigen Aeußern, Ihrer Manier, ſich zu betragen und zu bewegen, Alles Dinge, die bei einem deutſchen Gelehrten, was ſag' ich, bei einem Gelehrten, er ſei wo er wolle, ſelten ſind, verſpreche ich Ihnen einen Erfolg, der ebenſo günſtig für Sie wie für die Wiſſenſchaft ſein ſoll, deren Dienſte Sie ſich weihen.

Monſignore ſind zu gütig, rief der Gelehrte, dem aus dieſem übertriebenen Lob ſchon eine Ahnung von dem aufzuſteigen anfing, was nun folgen ſollte. Wer zahlte mir denn das Reiſegeld nach Italien, und wo fände ich dort meine Exiſtenzmittel? Ich muß offen ſprechen, Ew. Eminenz verzeihen mir dies. In meiner Lage iſt das natürlich.

Das Reiſegeld, rief der Nuntius, wird Ihnen hier ausgezahlt werden, und in Rom wird Ihnen nichts fehlen als Bibliothekar der Bibliothek des Vatikans.

Winckelmann ſchwieg.

Nur eine Bedingung muß vorausgeſchickt werden.

Sie ſind proteſtantiſch, Sie müſſen Katholik werden! ſagte der Nuntius, das iſt unumgänglich nöthig. Der ſehr würdige Pater Rauch wird ſich mit Ihnen über das Nöthige beſprechen. Ich hoffe bald von dem günſtigen Reſultat Ihrer Sinnesänderung zu hören. Bis dahin ſehen wir uns wohl noch? Sie finden mich regelmäßig des Abends zu Hauſe, außer, wo es meine Pflicht erheiſcht, Sr. Majeſtät die Aufwartung zu machen; davon wird Sie der Pater Rauch in Kenntniß ſetzen.

Hiermit war das Geſpräch zu Ende. Die kleine Geſellſchaft ſetzte ſich zum Mahle. Winckelmann ſaß neben Volta. Die Unterhaltung wurde Franzöſiſch geführt, weil der Miniſter kein Italieniſch ſprach. Man ſchwatzte und plauderte über Vorfälle in der Stadt, und unſer Freund fand Gelegenheit, die Feinheit und den Witz des Herrn vom Hauſe zu bewundern, mit der er die chronique scandaleuse des Hofes behandelte. Die ſchöne Signora war hier in ihrem Element, ſie lachte und trug das Ihrige bei zu den Späßen. Alles dies waren für Winckelmann fremde, ungewohnte Dinge; er war meiſtens ſtumm, und als er ſich empfahl, machte er den Weg im hellen Mondſchein zurück. Freudige Bilder von Ruhm und Glück umgaukelten ihn, er kam wie ein Träumender zu Hauſe an.

Aber die Bedingung, rief er ſich zu, unter der mir dieſe Hesperidengärten erſchloſſen werden, wie iſt es mit der? Der Religionswechſel? Wie da? —

Und es ſtand plötzlich die kleine Stube ſeines Vaters vor ſeinen Augen, wo an der ſchmutzigen Wand ein Bild von Luther hing. Er ſah ſeinen Vater, das weiße Haupt desſelben, den ernſten, kummervollen Blick, und dieſer war ihm zugewendet. Nun, wer weiß, wie das Schickſal die Sache wendet, rief er, ſich innerlich tröſtend, vielleicht bleibt die Religion ganz aus dem Spiele. Mit dieſen Worten warf er ſich ermüdet auf's Lager und ſchlief ein.

X.

Am andern Morgen, als er mit kaltem Blute die Scene von geſtern überblickte, erſchien ſie ihm verwerfungswerth. Der Nuntius kam ihm als einer der gewiſſenloſen römiſchen Großen vor, dem nichts daran lag, die Ruhe und den Frieden eines Menſchen zu ſtören, der nur ſeine eigenen Triumphe vor Augen hatte. Der Religionswechſel war ihm jedenfalls ein mit Abſcheu zurückzuweiſender Vorſchlag, nur das Anerbieten des Miniſters ſchien ihm annehmbar, und er dachte mit Vergnügen demſelben länger nach. Er ging ſogleich daran, den Aufſatz nochmals zu überleſen, ihn zu feilen und ihm die möglichſte Vollendung im Ausdruck, wie in den einzelnen Wendungen des Styls zu verleihen. Jetzt, da zwei Kenner, denn für ſolche hielt er jene beiden vorneh-

Diderot's, der Mann des Talents, der Verkündiger der Triumphe der Wiſſenſchaft, der Vertraute der größten Geiſter ſeiner Zeit. Nennet mit Achtung ſeinen Namen ſpätere Jahrhunderte! Hier am Hofe zu Bamberg ſah ich den achtzehnjährigen Jüngling zum erſten Mal, ſpäter in Paris ſchloß ich einen engen Freundſchaftsbund mit ihm, wo er mich in die Kreiſe der Encyklopädiſten führte.

Nachdem die ermüdenden Ceremonien der Mittagstafel vorüber waren, wurden die Kerzen angezündet, um zum Balle zu leuchten. Es machte einen zauberiſchen Anblick als die Thüren ſich öffneten und plötzlich eine Schaar geputzter Frauen in den Ballſaal trat. Der Reichthum der Stoffe, die wallenden Federbüſche, die blitzenden Diamanten gewährten einen impoſanten Eindruck, und ließen vergeſſen, daß man an dem Hofe eines geiſtlichen Fürſten war. Aber die Einfachheit der Haushaltungen der Diener der Kirche war längſt entmen Männer, ihn gelobt, fand er ſelbſt, daß er vortreffliche Gedanken entwickelt, und er verſprach ſich für die Zukunft, wo er Größeres und Vollendeteres ſchaffen wollte, die ſchönſten Erfolge. Immer aber war der Aufenthalt in Rom für ihn eine Hauptbedingung des Weitervorſchreitens. Er ſann hin und her, wie er ohne Beihülfe des Nuntius, ohne Einmiſchung des Pater Rauch dieſen Zweck erreichen könne. Es kam ihm der Graf Bünau in den Sinn, derſelbe war immer gütig gegen ihn geweſen, wie wäre es, wenn er ihn jetzt um Hülfe anſpräche? Wenn er von ihm das Reiſegeld erhielte? aber alsdann war immer der Aufenthalt in Rom zu bedenken. Die Früchte, welche die Schriftſtellerei ihm bringen ſollte, konnten ſo ſchnell und nicht in dem Maaße reifen, daß ſie die Koſten des Unterhalts deckten, wenn dieſe auch noch ſo ſparſam veranſchlagt wurden. Er gab alſo dieſen Plan auf und ſchlug ſich den Grafen und deſſen Hülfe aus dem Sinn. Wieder kam er auf den Nuntius zurück, und es fiel ihm ein, daß er dieſen täuſchen könnte, daß er ſich von ihm das Geld zahlen, nachher aber mit dem Religionswechſel zurückbleiben, oder dieſen auf eine unbeſtimmte Zukunft verſchieben könne. Dies ſchien ihm annehmbar. Bei ſeiner alten, ſchon oft geübten Luſt, durch Nebenwege zum Ziele zu gelangen, kam ihm dieſes Mittel nichts weniger als verdammungswerth vor. Wurde es doch gegen eine Parthei geübt, die ihm feindlich gegenüber ſtand, und die ſich ſeiner auf dem Wege des ſiegreichen Kampfes zu bemächtigen ſtrebte. Es ſtand ihm nur die Klugheit und die Liſt ſeines Feindes im Wege. Der Nuntius ſchien durchaus kein Solcher, der mit ſich ſpaßen ließ, und der Pater Rauch ging mit ſeiner Vorſicht ebenfalls ſicher. Es war nichts Anderes zu thun, man mußte in den ſauren Apfel beißen, ſcheinbar die Formen und Gebräuche der fremden Kirche annehmen und das Uebrige dann gehen laſſen, wie es eben gehen wollte. Bei dieſem Punkte der Betrachtung angelangt, konnte es der junge Gelehrte ſich nicht verſagen, über das nachzudenken, was er bis jetzt ſeinen Glauben genannt; er fand, daß dieſer auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand. Er hatte bisher ſo gut wie gar nicht über die Bedeutung und den Inhalt der Kirche, zu der er ſich bekannte, nachgedacht, und als er es jetzt thun wollte, ſchob ſich ſo viel Heidenthum dazwiſchen, daß er die Geſtalten, die als kirchliche für ihn Bedeutung haben ſollten, mit denen vermiſchte, die ihm bis jetzt als die einzigen wichtigen und für ſeine ganze Exiſtenz bedeutungsvollen der antiken Welt galten. Er mußte ſich klar machen, was Luther gelehrt, was die Begebenheiten waren, die vor faſt dreihundert Jahren die Spaltung der Kirche hervorgebracht, und da entdeckte er allerdings ein ſegensvolles Wirken, einen entſchieden abgeſonderten Weg, den die neue Lehre ging, und die durch das ernſte Bekenntniß ſo manches frommen Gläubigen für die Folgezeit feſtgeſetzt worden war. Auch für ihn war dieſes Bekenntniß abgelegt worden, und er fühlte eine Art ſchwacher Rührung, wenn er daran dachte, wie und unter welchen Kämpfen es ausgeſprochen worden war, und wie es für ihn bindend ſei. Nein! rief er, es mag kommen, wie es will, ich bleibe bei meiner guten alten lutheriſchen Anſicht, es iſt zu wichtig für den Mann, der ſich für's Leben ausbildet, daß er einen beſtimmten Glauben habe, gerade in einer Zeit, wie die iſt, in der wir leben, wo eine allgemeine Gleichgültigkeit unter den Großen und Gelehrten in dieſem Punkte eingeriſſen iſt. Ich werde nicht mehr zu dem Monſignore Archinto gehen, mag er dann glauben von mir, was er will; auch den Pater Rauch und den andern ſchwatzhaften und indiscreten Geiſtlichen werde ich nicht mehr wiederſehen. Ich will mich ganz in meine Arbeiten vertiefen, und nur dem Miniſter

Brühl meine Aufwartung machen, denn das wird nöthig ſein, weil ich doch mit der einen Pièce zum Druck ſchreiten und ſie alsdann dem Könige überreichen werde. Himmel, welch ein Geſchrei wird es geben! Ein unbekannter, gleichſam vom Dorfe eingewanderter Mann übergiebt dem König eine Schrift! Er hat den allmächtigen Miniſter zum Fürſprecher! Ha! Welch ein Tumult! Welch ein Fragen, welch ein Forſchen! Wer iſt der Mann? heißt es. Niemand kennt ihn, und er wagt es, über die alten Meiſterwerke zu ſprechen? Bringt er etwas Neues? Ja, und zwar ſehr viel Neues. Wunder über Wunder! Und ich werde unter dieſen Leuten herumwandeln und mich beſchauen und bekritteln laſſen.

Mit dieſen Vorſätzen und Gedanken ſchloß ſich Winckelmann ein, und blieb wirklich ſeinem Entſchluß treu, den Nuntius nicht wieder zu ſehen. Wenn Leute kamen und nach ihm fragten, ließ er ſich krank melden. Aber ſeinen Dienſt in der Bibliothek verſah er gewiſſenhaft.

Als er ſich eines Tages eben anſchickte, ſeinen gewohnten Spaziergang anzutreten, fand er Mademoiſelle Angelica auf der Haupttreppe. Sie grüßte ihn beſonders feierlich und fragte in einem ſcharfen Tone: Monſieur gehen wohl zu dem Herrn Nuntius?

Nein, Mademoiſelle, zu dem gehe ich nicht. Unſere Bekanntſchaft iſt abgebrochen.

Gott ſei gelobt, wenn dem wirklich ſo iſt! rief ſie; der Mann iſt ein gefährlicher Feind für Alle, die ihren Glauben warm im Buſen tragen. Sie wandte ſich mit dieſen Worten ſchnell ab, und machte es dem jungen Manne unmöglich, etwas darauf zu antworten. Wie man doch beobachtet wird! rief er bei ſich, der Forteilenden nachſehend. Wer hätte wohl gedacht, daß ich und mein Glaube irgend ein Gegenſtand des Intereſſes wäre für dieſe Dame? Und doch iſt dem ſo. —

Als er die Landſtraße betrat, die zu einem nahen Dorfe führte, wo er gewöhnlich in der Einſamkeit mit ſeinem mitgenommenen Buche ſich in dem Garten des kleinen Wirthshauſes niederließ, ſah er vor ſich zwei Männer wandeln, die im eifrigen Geſpräch begriffen waren. Ihrer Kleidung nach waren es reiche Bauern; der eine hatte ſogar etwas an ſeinem Anzuge, was an den Städter erinnerte. Winckelmann beeilte ſich zu hören, was ſie ſprächen. Es war über religiöſe Dinge. Der ältere ſprach belehrend und faſt predigend von den Gnadenmitteln der Kirche und auf welche

Weiſe ſie ausgetheilt würden in den verſchiedenen Sekten und Partheiungen der proteſtantiſchen Lehre. Der jüngere hörte mit Aufmerkſamkeit zu, und tadelte nur die Weiſe, wie es an einem beſtimmten Orte geſchähe, den er auch nannte, der aber weiter keine Bedeutung für den Zuhörer hatte. Bis jetzt hatte dieſer nur das Geſpräch gehört, und ſich darüber gewundert, daß einfache Bauern ſich in einen ſolchen theologiſchen Diskurs verwickelten; jetzt richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Geſtalten der Sprechenden, und da bemerkte er, daß er etwas Außerordentliches vor ſich ſah. Schon die Größe konnte auffallend ſein, aber neben dieſer Größe herrſchte die trefflichſte Regelmäßigkeit, die vollendetſte Schönheit bei Beiden vor. Der ältere konnte mit ſeinem Bart und ſeinem ernſten Aeußern für einen Mars oder Neptun gelten, der jüngere aber ſtellte in ſeinen ſchönen jugendlichen Formen, in der Eleganz ſeiner Bewegungen und in der Regelmäßigkeit ſeiner Geſichtszüge einen Endymion, einen jungen Bacchus vor. Kaum hatte unſer gelehrter Freund dieſe Entdeckung gemacht, als er auch raſch ſeine Vorgänger einholte und ſich bald an ihrer Seite befand. Mit einem Blick der Bewunderung ſah er ſeinen Nebenmann, den jungen Antinous oder Bacchus an; dieſer merkte jedoch davon nichts. Nach einem einfachen Gruße, bei welcher Gelegenheit er kaum die kleine, mit Pelz beſetzte Mütze lüftete, nahm er wieder die Gegenſtände des Geſpräches vor, und Beide hatten nicht übel Luſt, ſich wieder in daſſelbe zu verſenken; aber Winckelmann, dem zu viel daran lag, dieſe Prachtexemplare der menſchlichen Gattung nicht aus den Augen zu verlieren, miſchte ſich in ihre Debatte und unterbrach ſie mit der Frage:

Wovon ſprecht Ihr, lieben Leute?

Der Jüngere ſah den Aelteren an, als ſollte der antworten, und dieſer ſagte nach einer Pauſe: Von der neuen Lehre, die ein Graf Zinzendorf predigt. Wir kommen eben von dort her. Eine Muhme meines Vaters, die zu der neuen Lehre übergegangen iſt, beſuchten wir.

So, aber Ihr ſeid nicht aus Sachſen?

Nein, aus der Gegend von Königsberg, erwiderte der Jüngere.

So ſind wir ja Landsleute! rief Winckelmann begeiſtert, und drückte dem jungen Mann lebhaft die Hand; ich bin aus der Altmark.

Beide ſahen ihn aufmerkſam an; ſagten aber nichts, und die Drei gingen, ohne ein Wort zu reden, anfangs weiter. Winckelmann nahm wieder das Geſpräch auf. Wie ich hörte, hub er an, ſo ſprachet Ihr über geiſtliche Dinge? Von welcher Confeſſion ſeid Ihr?

Wir ſind Alt-Lutheraner.

Gott, ſo ſchön! und Lutheraner! murmelte Winckelmann für ſich. Ihr ſolltet Euch zu der heitern Religion der Griechen bekennen! Mir iſt, als hätte ich Euch ſchon geſehen, fuhr er zum Jüngern fort, in den Iſthmiſchen Spielen, oder als Wagenlenker in der Rennbahn?

Der junge Bauer ſah den Gelehrten bei dieſen Worten verwundert an, der ältere aber ſagte ernſthaft: Arlo, der vornehme Mann treibt ſeinen Spaß mit Dir. Antworte ihm nicht.

Vornehm? rief Winckelmann, ich vornehm? Ich bin ebenfalls ein Bauer.

So ſolltet Ihr wiſſen, fuhr der ältere fort, daß man nicht mit ſolchen heidniſchen Dingen dem einfachen Verſtand von uns Dörflern kommen muß.

Vergebt, lieber Freund! rief der Zurechtgewieſene. Ich beabſichtigte nicht Euch zu beleidigen. Sprecht, ſo kommt Ihr alſo jetzt aus Sachſen?

Und gehen wieder nach Hauſe, fuhr der Aeltere fort. Wir wollen den Männern berichten, was wir gehört, denn über dieſe Dinge wird viel geſprochen bei uns.

Freilich! Euer Vater wird neugierig ſein, das Ergebniß Eurer Wanderſchaft zu erfahren. —

Vater? war die Antwort, wir haben keinen Vater, auch keine Mutter; wir ſind zwei Waiſen, ich vertrete die Stelle des Vaters bei meinem Bruder.

Der Jüngere ſah hierbei Winckelmann an, als wollte er die Worte des Bruders bekräftigen.

Schon früh ſind wir verwaiſt, fuhr der Aeltere fort; es iſt aber uns das freundliche Geſchick geworden, daß wir in der ſtrengen Lehre aufgewachſen ſind und zu ihr auch ſtets gehalten haben. Es iſt eine kleine Anzahl bei uns von dieſer Art: man nennt ſie die Strenggläubigen und achtet ſie, oder ſpottet über ſie, wie es gerade kommt und der Sinn der Menſchen es mit ſich bringt.

Während der ältere Bruder ſprach, betrachtete Winckelmann den jüngern und fand immer mehr Dinge an ihm, die ihn in Erſtaunen ſetzten. Zuerſt das von leichten braunen Locken umgebene Haupt, es ſaß ſo ſtolz, ſo ſicher auf dem Nacken, als gehörte es einem jungen Gotte, deſſen ſchöne, regelmäßige Züge es auch trug. Die Augen waren nicht groß, aber ſie waren vortrefflich geſetzt und hatten einen ſchönen Schnitt, die Stirn und die Naſe waren die des jungen Antinous in der bekannten Büſte, der Mund hatte eine fremdartige Lieblichkeit durch die Fülle der ſchönſten rothen Lippen und das helle Weiß der Zähne; er war etwas zu voll für das Maaß der Antike. Der Hals war gerundet und hatte, beim Anſatz des Haares, eine ſchöne Weiße und Fülle. Die kräftigen Schultern und die gewölbte Bruſt drängten nach oben, und gaben der ganzen Geſtalt Würde und Feſtigkeit. Die enge Jacke ließ den Obertheil des Wuchſes beurtheilen, und die vollen, nicht dürftigen oder gedrückten Hüften ſehen, die im ſchönen Gange wiegend den Körper trugen. Die Schenkel waren ſtark und kräftig, doch nicht von der Art, wie ſie gewöhnlich die Beine eines gut gewachſenen Bauerbengels zieren, ſondern elegant, in reicher, ſchöner Rundung, und ſchloſſen mit einem Fuße, der, in einen engen Stiefel geſchnürt, einem jungen Manne in der vornehmen Welt Ehre gemacht haben würde. Dabei war über die ſchöne Geſtalt ein vollkommenes Maaß ſchuldloſer Unbefangenheit ausgegoſſen, das nicht die leiſeſte Kenntniß von ſeiner Schönheit aufkommen und nicht die mindeſte Ziererei Platz nehmen ließ. Er ging einfach und natürlich einher, immer bereit, Belehrung und Zurechtweiſung zu empfangen. Sein Alter mochte ungefähr zwiſchen ſiebenzehn und achtzehn Jahren ſein.

ſchwunden. Aus den Erzählungen meines Vaters wußte ich wie früher die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg gelebt hatten, jene Höfe waren finſter und aſcetiſch gegen die jetzigen Schauplätze der ausgeſuchteſten Genuſſe, der geſchmackvollſten und wolluſtigſten Freuden. In eine Ecke des Saals zurückgezogen ſah ich einer Menuet zu, die eben von einem Paare mit aller nur erdenklichen koketten Geziertheit und der graziöſeſten Prunkſucht getanzt wurde. Ich trete näher, ich höre flüſtern, ich blicke genauer hin und der Tänzer ſcheint mir nicht unbekannt. Es koſtet wenig Mühe ſeinen Namen zu erfragen; wie erſtaune ich, als ein geliebter Klang in mein Ohr tönt: es iſt Dohna; es iſt Achill, den ich weit von hier wähnte, und der mir jetzt unerwartet unter der Maſſe fremder Geſichter entgegentritt. Kaum hat er den Tanz geendet ſo flieg ich auf ihn zu, ziehe ihn in ein Nebenzimmer und falle mit Freudenthränen an ſeine Bruſt. Auch er iſt überraſcht, Unterdeſſen war man in's Gaſthaus des Dorfes gelangt; die drei Wanderer gingen hinein und nahmen auf einer der Bänke Platz. Der Eintritt der beiden Dioskuren erregte Aufmerkſamkeit, ſelbſt die ſtumpfſinnigen Bauern empfanden die Macht der Schönheit. Winckelmann nahm neben den beiden Brüdern Platz und wollte einige Erfriſchungen auftragen laſſen, doch der Aeltere dankte dafür, indem er mit einigem Stolz bemerkte, daß er ſelbſt im Stande wäre, ſeine und ſeines Bruders Bedürfniſſe auf der Reiſe zu berichtigen. Er ließ einige Butterſchnitte und ein halbes Maaß Wein bringen; davon tranken beide Brüder. Als es ſehr bald geleert war, wollte unſer Freund wieder dazwiſchentreten und neuen Trank kommen laſſen. Wozu das, lieber Herr? ſagte Stephan, der ältere Bruder, ich trinke nicht mehr, und der da, er wies auf ſeinen Bruder, darf nicht mehr trinken. Es iſt ſo abgemacht zwiſchen uns. Das Uebermaaß iſt ſchädlich, und in jungen Tagen ganz beſonders, denn es kann aus dem Weintrinken eine üble Gewohnheit werden.

Aber Euer Bruder, fuhr Winckelmann fort, hat nur die Neige des Trankes bekommen, es iſt nicht mehr wie billig, daß er noch welchen erhalte.

Der Gefragte ſchüttelte blos mit dem Kopfe.

Während deſſen hatte ſich die Wirthin der Schenke hinzugeſellt, ſich an den Tiſch geſetzt und unterſtützte Winckelmann's Bitten. Iſt der junge Mann vielleicht ein Mädchen, ſagte ſie, daß Ihr ihn hindert, Wein zu trinken? Sie lachte bei dieſem Spaß hell auf, und die übrigen Gäſte, die ihn angehört, ſtimmten in dieſes Gelächter mit ein, das dem Jünglinge das Blut in die Wangen trieb.

Ja, fuhr die Wirthin fort, der Fall iſt ſchon vorgekommen. Vor einem Jahr ungefähr reiſte hier ein Fremder durch, es war ein vornehmer Mann, der hatte zwei Kammerdiener und einen Pagen, wie ſie das Menſchenkind nannten, bei ſich. Der Page war hübſch und befangen; er ließ zufällig ein Glas fallen. Darüber ärgerlich, rief der Mann unwillkürlich: Aber, Conſtanze, wie kann man ſo ungeſchickt ſein! Da war das Geheimniß heraus. Die Bauern umſtanden neugierig den Pagen und der Reiſende machte, daß er fortkam.

Winckelmann ärgerte ſich über die Geſchichte. Der junge Bauer hatte ſo gar Nichts von einem Mädchen, daß er nicht begriff, wie man auf dieſen Einfall kommen könne. Offenbar war es auch nur geweſen, um die Anekdote anzubringen, und ſich dabei an der Verlegenheit des Jünglings zu ergötzen. Um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu bringen, fragte er den Aeltern, wie ſie mit ihrem Beſuche in Sachſen zufrieden wären.

Nicht beſonders, war die Antwort. Die Muhme hatte gewünſcht, daß wir Beide zu der neuen Sekte übertreten ſollten, und in dem Falle wollte ſie Einem von uns ihre Erbſchaft, die nicht unbedeutend war, zuſchreiben laſſen.

Nun, und das bewog Euch nicht zum Uebertritt? fragte Winckelmann.

Nein! rief Stephan, denn es ſteht geſchrieben: Deß Acker iſt verflucht, der des Geldes wegen ſeiner Väter Glauben ändert. Wenn wir gleich Nichts übrig haben und Beide dienen müſſen, um unſer Brod zu erwerben, ſo ſoll doch eine ſolche Schlechtigkeit fern von uns bleiben.

Eine Schlechtigkeit? wiederholte der Gelehrte aufgebracht. Ihr nennt eine unbedeutende kleine Aenderung in Euerm Glauben eine Schlechtigkeit? Die Frau iſt ja daſſelbe, was Ihr ſeid, von derſelben Sekte, nur daß ſie ein paar geringfügige Redensarten oder Gebräuche durch den Grafen angenommen hat.

Es iſt doch nicht unſer Glaube! rief Stephan.

Iſt Euer Bruder auch derſelben Anſicht?

Er denkt ſo wie ich, rief der Gefragte. Wir haben Beide die Erbſchaft ausgeſchlagen und ſind deshalb nicht im beſten Einverſtändniß mit dem alten Weibe geſchieden.

Thorheit!

Es mag ſein! Weltlich angeſehen, mag es ſo erſcheinen, erwiderte Stephan ruhig.

Womit beſchäftigt ſich denn Euer Bruder jetzt? fragte Winckelmann.

Er hilft mir bei meiner Wirthſchaft, und dann trägt er kleines Geräth herum, das er in Holz ſchnitzt, worin er einige Fertigkeit hat. Jetzt kommt die Zeit der Rekrutenaushebung, da wird er fortmüſſen, denn einmal haben ſie ihn ſchon übergangen.

Seid Ihr nicht bang für ihn, unter dem Militair?

Wer Gott im Herzen hat, dem kann kein Teufel etwas anhaben.

Hiermit war das Geſpräch beendet; beide Brüder nahmen Abſchied. Arlo trat auf Winckelmann zu, drückte ihm die Hand und übergab ihm einen kleinen, aus Holz geſchnitzten Löffel, den er zum Andenken zu behalten bat. Gerührt ſteckte der Beſchenkte es ein; er hatte ihm Nichts dagegen zu geben. Er zog zögernd ein kleines Taſchenmeſſer, das er immer bei ſich führte, hervor und bot es dem Jünglinge, der es freudig empfing, aber vorher einen fragenden Blick auf den Bruder warf. Dieſer beſah das Meſſer und gab es ſeinem Eigenthümer zurück mit der Bemerkung: Mein Herr, das Meſſerchen könnt Ihr ſelbſt noch brauchen, es iſt zu koſtbar für ihn. Auf den lebhaften Widerſpruch Winckelmann's entſchloß ſich Arlo endlich, es zu nehmen und gab dem Geber einen dankbaren Kuß. Sie ſchieden als gute Freunde, nachdem der Gelehrte vorher ſeinen Namen geſagt und angegeben, wo er wohne. Von der Wirthin wurde auch Abſchied genommen, doch gab ihr Arlo keinen Kuß, was Winckelmann freute.

Als er wieder nach Hauſe ging, dachte er über dieſes Zuſammentreffen nach. So iſt es mir endlich gelungen, einen vollkommen ſchönen jungen Menſchen zu ſehen! rief er freudig, und wo ſollte ich ihn treffen? Unter den Bauern, wo ich ihn am wenigſten geſucht hätte. Ich bin mit hübſchen Jünglingen auf der Schule, auf der Univerſität zuſammen geweſen, aber keiner glich dieſem. Es war nicht die Friſche, die Unberührtheit, die faſt göttliche Unſchuld in ihnen, wie ich es hier fand, und zwar bei faſt untadelhafter Form. So iſt es doch wahr, daß die Erde noch das Schöne birgt, nur will es aufgeſucht ſein! Es wird jetzt als eine Seltenheit von der alten Mutter Erde erzeugt, da es früher Gemeingut war. Welch' einen himmliſchen Eindruck hat dieſes Zuſammentreffen auf mich gemacht, auf meinen armen, nach dem Zauber der Schönheit brennend durſtenden Sinn. O, könnte ich dich wiederſehen, treuer, edelherziger Junge! Aber das wird wohl nicht der Fall ſein, ich wüßte wenigſtens nicht, wie. Er dachte jetzt mit einem gewiſſen innern Vorwurf an den religiöſen Glauben der beiden Brüder. Sie ſchlagen, rief er bei ſich, eine bedeutende Erbſchaft aus, blos eines kleinlichen Skrupels wegen, und ich, was thue ich? Ich werfe meinen ganzen Glauben fort, geh' in das Papſtthum über, was bei uns ſo viel heißt, als: ich ergebe mich dem Teufel, nur allein des irdiſchen Vortheils wegen, um ein Reiſegeld zu erhalten und ein paar Jahre in Rom zu leben. Welche Warnung iſt dieſes Zuſammentreffen für mich! Aber mußte ſie auf dieſe Weiſe kommen? Mußte der ſchönſte griechiſche Jüngling ſie mir geben? Mußte Ganymed kommen und mich in den Schooß des Lutherthums zurückführen? Mich dünkt, es obwaltet hier ein Widerſpruch.

In tiefe Träumereien verſenkt langte er in ſeiner Behauſung an.

XI.

Nach einigen Tagen ließ ihn der Graf rufen; er fand ihn in der Bibliothek, ihm zur Seite ſtand Archinto. Als er hereintrat, rief der Nuntius: Iſt es wahr, daß Sie unwohl geweſen ſind dieſe Tage über? Der Graf will nichts davon wiſſen, dennoch bringt mir der Pater Rauch dieſe Nachricht, den ich mehrmals zu Ihnen ſchickte, und der nie angenommen wurde.

Monſignore werden entſchuldigen; ich war allerdings nicht ganz wohl und hatte mich zurückgezogen, um an einer Schrift zu arbeiten, ſagte Winckelmann.

Ach, alſo Fleiß war der Grund Ihres Nichterſcheinens, rief der Nuntius, dann will ich Ihre Entſchuldigungen gelten laſſen. Doch wie, ſehen wir uns denn wirklich gar nicht mehr?

Ich hatte die Abſicht, in dieſen Tagen Monſignore aufzuwarten.

Kommen Sie, rief Archinto. Wir haben noch Manches miteinander zu ſprechen. Ich zähle darauf, daß ich Sie bald bei mir ſehe. Der Graf wird wohl ſeine gütige Zuſtimmung geben.

Der Graf verbeugte ſich tief.

Als Winckelmann zum Nuntius kam, rief dieſer ihm entgegen: ich habe ſchon Ihretwegen an den Cardinal Paſſionei geſchrieben, und erwarte täglich die Antwort. Es hat keine Schwierigkeit wegen der Bibliothekſtelle. Ich wußte es wohl. Wir werden uns in Rom wiederſehen, denn auch ich reiſe ſofort, wenn meine Geſchäfte hier beendet ſind. Sehen Sie, junger Mann, wie raſch und glücklich ſich alle Ihre Angelegenheiten machen! Iſt das nicht ein Zeichen des Himmels? Muß man nicht dankend die Hand irgend einer Heiligen oder eines Heiligen anerkennen?

Winckelmann ſchwieg.

Sie ſind beim Miniſter geweſen, fuhr der Sprecher fort, ſo ſagt er mir. Ihre Schrift befindet ſich ſchon unter der Preſſe, bald wird ſie in den Händen des Königs ſein, und von dort in aller Welt Hände. Das gebe der Himmel! Haben Sie die Gräfin Löwendahl beſucht? Sie iſt eine Dame von Einfluß. Nicht? Ei, mein junger Freund, Sie ſind entweder übertrieben ſchüchtern, oder Sie ſind in Ihrer eigenen Angelegenheit unverantwortlich nachläſſig. Warum haben Sie den Gang unterlaſſen? Hier in Sachſen gelten die Frauen Alles! Was ſag' ich, in Sachſen, in der ganzen Welt! Und warum ſollte es nicht ſo ſein? Das ſchöne Geſchlecht hat unleugbar ſehr viel Muth und Feinheit etwas durchzuſetzen; es trifft immer bei uns Männern die richtige Stelle, die gereizt werden muß, wenn wir uns in Schlachtordnung ſtellen ſollen, um anzugreiſen.

Ich habe bis jetzt die Weiber nicht in Anſpruch genommen! rief Winckelmann.

Und warum haben Sie es nicht gethan? fragte der Nuntius raſch. Sie haben ſich eines ſehr wirkſamen Bundesgenoſſen durch dieſe Schüchternheit, denn etwas Anderes wird es bei Ihnen nicht ſein, beraubt.

Es iſt etwas Anderes! ſagte der Gelehrte ſehr feſt. Ich achte es für ſchimpflich, wie ich es hier überall thun ſehe, das große und ernſte Werk eines Mannes unter eine Weiberſchürze zu ſtecken, um es gefahrlos durch die Menge zu bringen. Die Griechen handelten anders.

Ja, die Griechen! rief der Nuntius lächelnd, aber wir ſind keine Griechen. Was kümmern uns die Griechen?

Dann iſt mein ganzer Lebenszweck auch verfehlt, rief Winckelmann, denn ich gehe darauf aus, die Heldengrundſätze eines großen Volkes in eine kleine, zerſtückelte, arme Zeit hineinzutragen, indem ich ihr Leben, ihr Wirken und ihre Kunſt im Einklange mit ihrer losgebundenen freien Religion erkläre.

Still, ſtill! junger Freund, das iſt Alles ganz gut; wir ſprechen jetzt von etwas Anderm, wir ſprechen von den Weibern. Doch laſſen Sie uns wieder auf unſer eigentliches Thema kommen, wenn kann ich denn hoffen Sie übertreten zu ſehen?

Winckelmann ſchwieg von Neuem.

Machen Sie es raſch, rief der Nuntius lebhaft. Was ſoll das lange Zaudern? Wir haben bald die Woche, welche die Jeſuiten zu ihren heiligen Arbeiten benutzen, wo ſie nicht ſichtbar ſind, darum müſſen wir heran. Der Platz in der Kirche iſt zu dergleichen Prozeduren, wie wir es beabſichtigen, frei. Bianconi, der Arzt des Churprinzen, hat mir geſagt, daß er mit ſeinem Herrn ſchon geſprochen und ihn auf das Kommende neugieauch er weiß nicht wie ich hierherkomme. Fragen und Antworten verſchlingen einander. Wir betrachten uns lächelnd und mit erſtaunten Blicken, und jeder findet den Freund auf eine ſeltſame Weiſe geputzt und verändert. Ich geſtehe ihm offen, daß ich ihn um zehn Jahre verjüngt halte, und er ſagt mir, daß mein ernſtes Geſicht und meine bleiche Wange ſehr wenig zu meinen Ordensbändern und goldnen Stickereien paſſen. Kaum können wir das Ende des Balles abwarten; wir werfen uns beide in unſern Wagen; es iſt kalt. wir ſchließen die Fenſter, wir hüllen uns in unſre Pelze und jetzt, während wir nach Bamberg zurückfahren, beginnen jene köſtlichen gemüthlichen Plaudereien, die die Freundſchaft ſo ſüß und erquickend machen, und die beſonders reichlich nach einer langen Trennung aus dem Herzen fließen.

„Du biſt nicht in Dresden?“ — „Kennt ich wohl; Brühl's Adminiſtration, ſein immer ſteigender Einfluß“ — „Ich verſuche, der kleine rig gemacht. Alſo vorwärts, mein junger Freund! Vorwärts!

Man wird mir doch erlauben, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ſagte der Gemahnte mit einem Anſtrich von Gereiztheit und Empfindlichkeit, die immer einer ſo bedeutenden Sinnesänderung vorangehen. Uebrigens ſollte es mir leid thun, wenn das Ganze wie ein Schauſpiel behandelt würde, was ich am liebſten unter vier Augen abmachte.

Wir wollen auch den Actus, begann der Kirchenfürſt wieder, um Sie zu ſchonen, ſo geheim als möglich machen, allein Sie werden fühlen, daß die königliche Familie, die davon ſchon weiß und an Ihrem Schickſal Antheil nimmt, unmöglich von unſrer Handlung ausgeſchloſſen werden kann. Das geht nicht, und es wäre auch für Sie nicht paſſend, wenn es ginge, denn es ſind Ihre mächtigen Freunde, die Sie künftig auf Ihrer Laufbahn nöthig haben werden. Darum ohne Zeitverluſt und ohne Bedenklichkeiten vorwärts! Ich erwarte in einem Zeitraum von vierzehn Tagen Ihre Entſcheidung!

So gedrängt, wußte Winckelmann nicht, wohin er ſich wenden ſollte, um Troſt zu finden. Er dachte an die erſte Nachricht von ſeiner Wandlung, die er dem Grafen mittheilen ſollte, es fiel ihm ein, was die Halle'ſchen Freunde dazu ſagen würden. Er ſah im Geiſte die höhniſch verzogene Oberlippe Philipp's, und hörte ſeinen Oheim die Worte murmeln: Alſo haben ſie ihn doch dazu gebracht! Er handelt hier nur des Geldes wegen. An Berendis dachte er und gerieth in Verzweiflung, wenn er ſich deſſen Vorwürfe vergegenwärtigte.

O meine Armuth! ſeufzte er, du biſt an Allem Schuld; an dem erſten Buche, das ich durch ſchnöde Liſt der Pfarrerstochter abgewann, bis auf heute, bis zum Verkauf meiner Seele! Warum wird mir dieſer Zwang aufgelegt? Warum ſchmachte ich unter Armuth? Ich, der ich reich ſein ſollte!

Er ging in trübem Nachdenken weiter, da redete ihn eine freundliche Stimme an, er ſah auf und erblickte den Pater Rauch vor ſich. Er ſtotterte einige Entſchuldigungen über ſein bisheriges Betragen.

Entſchuldigen Sie ſich nicht, erwiderte der freundliche Mann, ich kann mich in Ihre Lage verſetzen und weiß, was Sie fühlen.

Monſignore, der Herr Nuntius — fing Winckelmann an.

Laſſen wir ihn! warf der Geiſtliche raſch dazwiſchen. Er hat gewiß viel, ſehr viel verſprochen, das iſt ſeine Weiſe, doch glauben Sie mir, er thut nichts. Auf ihn müſſen Sie nicht bauen. Ich getraue mir mehr für Sie zu thun, als er.

Wie meinen Sie das, geehrter Herr?

Sie ſollen ſich nicht gleich verdingen, an irgend einen Cardinal, oder gar an den Papſt, das ſähe zu ſehr nach gezwungenem Uebertritt aus. Das ſoll nicht ſtattfinden. Seien Sie der Unſere aus freien Stücken! Kommen Sie zu uns wie ein Kind, das den Vater verloren hat, nun ihn jetzt im Gedränge wiederfindet und das jauchzend in ſeine Arme eilt. Verſprechen Sie mir, daß Sie die Sache ſo anſehen wollen, und ich will mein Möglichſtes thun, Sie auf einige Jahre gänzlich frei in Rom leben zu machen.

Wenn Sie das könnten, lieber Herr, rief Winckelmann.

Ich kann es, war die Antwort.

Dann bin ich der Ihrige.

Freiwillig? Aus guter, reiner Ueberzeugung? fragte der Geiſtliche und hielt die Hand hin, daß Winckelmann einſchlagen ſollte. Er that es. Die beiden Männer ſahen ſich ernſt und forſchend an. Das iſt ein großer Augenblick! rief der Beichtvater; Sie verſprechen mir alſo, Sie wollen mit gutem Bedacht und ohne allen Rückhalt in die katholiſche Kirche treten? Wohl, die Mutterkirche nimmt Sie auf. Sie breitet ihren Arm aus und umarmt, mit der Freude einer wahren Erzeugerin, ihren Sohn.

Er ſchloß ihn herzlich in ſeine Arme und beide Freunde gingen zuſammen eine Strecke, wo dann Rauch ſich von Winckelmann trennte. Es wurde verabredet, dem Nuntius die verlangte Entſcheidung wiſſen zu laſſen. Winckelmann fühlte ſich erleichtert. Der Würfel war gefallen. Es war kein Rückſchritt möglich. Er wußte, daß der Pater, ein edler Mann war, auf deſſen Wort er bauen konnte.

Als er in Rotheritz anlangte, war die erſte Perſon, die ihm begegnete, die Jungfer Angelika. Sie ſah ihn ſcharf an, er mußte den Blick ſenken und ſchlich an ihr vorüber.

Er machte jetzt mehrere Beſuche. Er kam zu Oeſer, der ihn enthuſiaſtiſch aufnahm. Beide verabredeten Gänge auf die Gemäldegallerie. Oeſer war noch ein junger Mann, ganz erfüllt von den Idealen ſeiner Kunſt. Er hatte durch den Miniſter ſchon etwas von Winckelmann's neuer Schrift erfahren, und dieſe hatte ihn begeiſtert. Ein ſolcher Menſch iſt uns nöthig! Um Gotteswillen halten ihn Ew. Excellenz feſt, hatte er zu dem Miniſter geſagt. In unſerer verkümmerten, armen, an jeglichen neuen Ideen banquerotten Zeit iſt uns ein ſolcher Adler, der zur Sonne fliegt, heilbringend.

Der Direktor der Gallerie, Hagedorn, nahm den Beſuch des jungen Gelehrten mit Freundlichkeit auf.

Auch zu der Gräfin von Löwendahl ging er. Er ſah ein, daß der Nuntius recht hatte; er fand, daß er über die Gebühr die Frauen vernachläſſigt; ſie hatten denn doch eine große entſcheidende Parthei für ſich, und er beſchloß, nichts zu verſäumen, was ſeinem Zweck förderlich ſein könnte. Die Gräfin war reich und jung, die öffentliche Stimme nannte ſie auch ſchön, ſie lebte von ihrem Gemahl geſondert für ſich in einem großen Palaſt, umgeben von Gelehrten und Staatsmännern, die ihr huldigten. Sie ſprach und ſchrieb mehrere Sprachen und correſpondirte mit aller Welt. Ihre graziöſen Briefe flogen überall hin und ſie bekam Zuſchriften über Zuſchriften, mit deren Leſung ſie allein zwei Secretaire beſchäftigte, die ſtets in ihrem Kabinet arbeiteten.

Als Winckelmann ſich meldete, wurde er geradewegs in ihr Kabinet geführt. Die Gräfin ſaß hier am Schreibtiſch und ſchrieb emſig. Ohne aufzuſehen, warf ſie dem Eintretenden einen kurzen Gruß zu und ſchrieb weiter. Ihr kurzes Geſicht machte, daß ſie faſt mit der Naſe auf dem Papier lag. Es war gegen Mittag, ſie war noch in ihrem Morgenanzug. Das reiche Haar war ungepudert und unfriſirt und hing in Locken um den Kopf. Eine Locke wand ſich den Nacken hinab und fiel an dem Ohr vorbei auf's Papier, ſie ſchüttelte ſie immer wieder weg, die Locke kam wieder. Winckelmann dachte ſchon daran, ſie zu nehmen und ſie mit dem vollen Knoten, den hinten das Haar bildete, zu vereinen. Einer der Secretaire, ein ältlicher Mann, ſaß an einem kleinen Tiſchchen und copirte einen Brief. Endlich ſah die Dame auf, der Blick ihrer großen blauen Augen traf gerade auf den Gaſt, der ſich ſtill in einem Winkel des Zimmers hielt. Sie ſah ihn an und ſprach nichts, endlich ergriff ſie die Klingel und klingelte. Der Bediente trat in's Zimmer. Bring' Er mir das Bild des jungen Grafen. Der Bediente blieb ſtehen, er hatte nicht verſtanden, was er thun ſollte. Des jungen Grafen Brühl, dort im Zimmer nebenbei! Er weiß ja, wo es ſteht, auf der Etagère. Sie ſtampfte dabei mit dem Fuße. Der Menſch enteilte und kam bald wieder mit dem Bilde. Die Gräfin ergriff es und blickte bald ihren Gaſt, bald das Bild an. Zimmermann, rief ſie dem Secretair zu, ſeh' Er her, findet Er eine Aehnlichkeit? Se. Excellenz behauptet, der junge Mann habe ihn an ſeinen Sohn erinnert.

Ah, Excellenz, entgegnete der alte Secretair, mit der Aehnlichkeit iſt es eine eigene Sache. Die verrückte alte Hofdame hier zur Seite behauptet, ich ſähe der Madonna des großen Malers auf der Gallerie ähnlich. Das große breite, alte, runzelige Geſicht lachte dabei, und Winckelmann rief entrüſtet: Wer hat ſolch einen Unſinn behauptet? Es giebt kein Geſicht eines Menſchen, dem die göttliche Madonna ähnlich ſieht.

Das ſag' ich auch, rief der Secretair, und nun vollends ich? Obgleich es, dies muß ich bekennen, vor vierzig Jahren Leute gab, die mir ein Engelsköpfchen zuſchrieben, und dieſe Leute waren nicht verrückt.

Die Gräfin hatte ſich im Stuhl zurückgelehnt und lachte aus vollem Halſe. O Himmel! Zimmermann, welch ein ſeltenes Geſchöpf ſeid Ihr! Für's Erſte ſchreibt Ihr exemplariſch gut, und zweitens ſeid Ihr noch zum Ueberfluß ein Engelsköpſchen. Das iſt zu viel! Ich kann ein ſolches Gewicht von Bewunderung nicht vertragen und werde Euch aus meinem Dienſt entlaſſen.

Thut das nicht! rief der Angeredete. Ich blamire Ew. Excellenz.

Ihr mich blamiren? Wodurch? fragte die Dame.

Indem ich öffentlich bekenne, daß Ihr die Schrift des Doktors Zucchi über die Alterthümer geſtohlen habt. Ich habe ſelbſt die Stelle abgeſchrieben, die Ihr in Euerm Buch für die Eurige ausgegeben habt.

Zucchi? rief Winckelmann, ein ganz mittelmäßiger Autor.

Nicht wahr? ſagte die Gräfin, den ich nur angeführt habe, um mich über ihn luſtig zu machen. Wenn Eure Bosheit nichts Beſſeres ausfindig machen kann, Monſignore Zimmermann, ſo trotze ich ihr. Doch zu Euch, lieber Herr, Ihr ſeid der junge Mann, der ſo vortrefflich über Alterthümer ſchreibt, von dem mir der Miniſter geſprochen? Sehr erfreut, Euch bei mir zu ſehen. Nehmt Platz! Schiebt dieſe Folianten, die übrigens dem Putzzimmer einer Dame Schande machen, getroſt bei Seite. Ja, ich bin zu einer Art von Ungeheuer geworden, indem ich mich zu viel mit der

Feder abgebe. Aber läßt man mich wohl in Ruhe? Es kommen immer wieder Schriften, auf die ich, wohl oder übel, antworten muß, und dabei vergeht die Zeit, die meine Kammerfrau zur Toilette feſtgeſetzt hat, und wenn endlich die Zeit da iſt, wo ich erſcheine, fallen ſie Alle über mich her und tadeln meinen Anzug. Als wenn es möglich wäre, ſich gut zu kleiden, und doch dabei geſchmackvoll und zierlich zu ſchreiben? Und dabei habe ich noch immer einen alten zänkiſchen Zimmermann bei Seite, der mit nichts zufrieden iſt, was ich mache, der mir immer droht und mir böſe Geſichter ſchneidet, obgleich er ein Engelsköpfchen iſt.

Der alte Secretair kam, um ſeiner Patronin die Hand zu küſſen. Nicht böſe ſein, edle, ſchöne Dame! Es war Alles nur Scherz.

Habt Ihr von mir etwas geleſen? fragte die Gräfin Winckelmann.

Er verneinte.

Nichts! erwiderte ſie. Herzukommen, und nichts von mir geleſen zu haben! Wie findet Ihr das, Zimmermännchen?

Das nenn' ich: ſich in die Höhle einer Löwin begeben, erwiderte der Gefragte, um ſie am Ohr zu zupfen.

— Ich bin aber nicht rachſüchtig, ſagte die junge Schriftſtellerin, ich werde Euer neueſtes Werk, das mir ſo ſehr gerühmt worden iſt, in's Italieniſche überſetzen; und zwar werde ich ſogleich daran gehen, wenn ich des Herrn Azoriel Abeda's Werk aus dem Spaniſchen beendet haben werde. Darauf wartet der Graf Wackerbarth, er will es dem Churprinzen übergeben, obgleich Ihro königliche Hoheit nichts davon verſteht. Er wäre am glücklichſten, wenn man ihn mit allen Werken, die geſchrieben worden ſind, in Ruhe ließe. Ich leſe ihm hier und da ein iriſches Kindermährchen vor, das amüſirt ihn.

Winckelmann fand für gut, um die ſchwatzende Autorin wieder auf den Gegenſtand zu bringen, um deſſentwillen er gekommen war, ſie an die verſprochene Ueberſetzung zu erinnern. Er brachte deshalb ein paar geſchriebene Bogen hervor, die er ihr vorlegte.

Was iſt das? fragte ſie.

Da Sie doch einmal ſo gütig ſein wollen, gnädigſte Gräfin, ſagte er, ſich mit meinem Aufſatz zu beſchäftigen, ſo habe ich hier eine Vorrede gebracht, oder vielmehr eine Dedikation, die dem Ganzen vorgedruckt werden ſoll. Es iſt dies auf Wunſch des Miniſters geſchehen; ich meinestheils achtete meine

Silberwage iſt dir nicht gewogen.“ — „Aber du? ich meinte du wäreſt auf deinem Poſten in Mainz?“ — „Still, da gibt es Geheimniſſe.“ — „Die ich reſpektire. Es freut mich nur, daß du nicht mehr der grübelnde Philoſoph biſt wie in Dresden, wo du auf dem Kanapee ausgeſtreckt mir Vorleſungen über den Plato hieltſt. Du biſt wieder jung, du biſt wieder froh, du tändelſt wieder mit Frauen.“ — „Ach Sylvan, blicke tiefer in dieſes Herz, du wirſt es immer noch finden wie früher.“ — Dieſe aphoriſtiſchen Ausrufungen wurden durch eine zärtliche Umarmung geſchloſſen. „Es iſt alles gut,“ rief ich, „ich habe dich; ich fühle die Wärme deines Herzens, deines Mundes; ich fühle den markigen Druck der lieben Hand. Ich bin ruhig. Jetzt laß uns zuſammenhängend ſprechen. Was führt dich hierher? Geſtehe mir, Sachſen iſt in Gefahr. Ach, ich ſah längſt eine Kataſtrophe vorher.“

„Du irrſt,“ erwiederte Achill. „Die Um-

Schrift für zu gering, um ſie mit dem Prunk von dergleichen Aeußerlichkeiten zu umgeben.

Sie nahm die Blätter, ſah hinein und rief dann: An den König. Es iſt gut; Se. Majeſtät wird zwar das ganze Buch nicht leſen, doch immer kann es der Leute wegen nicht ſchaden, ihn bei dieſer Gelegenheit anzureden.

Nicht leſen? rief der Bibliothekar erſtaunt. Monſignore der Herr Nuntius Archinto gaben mir die Verſicherung, daß Se. Majeſtät alle dergleichen Schriften mit Begierde leſen.

Archinto? rief die Gräfin lächelnd; was weiß der Mann von unſerm Hofe! Er iſt ja ſeit Kurzem erſt hier, und geht bald wieder fort. Ich ſage Ihnen, der König lieſt nichts, er iſt dazu viel zu träge. Die Stunden, die ihm die Andachtsübungen frei laſſen und die ihm nicht der Miniſter durch unwillkommene Vorträge wegnimmt, verſchläft er auf dem Sopha, oder vertändelt ſie in der Kinderſtube. Dieſe Mittheilung gab die ſchöne Gräfin mit großer Zuverſicht.

Ich werde der Schrift auch noch einige Bogen hinzufügen, hub er wieder an; ſie ſind jetzt unter der Preſſe und enthalten einen Angriff, den ich ſelbſt anonym auf meine Schrift auslaſſe, und demzufolge dann eine Rechtfertigung, die ich unter meinem Namen ſchreibe. Man hat mir geſagt, daß dies von Nutzen ſein könne.

Die Gräfin lachte. Sie ſind ein recht artiger Fuchs, mein Herr, und wiſſen es vortrefflich, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen! rief ſie. Erſt angreifen, dann vertheidigen, ſo ſpricht man die Menge taub über ſeinen Gegenſtand. Gut, ſchaffen Sie mir denn beide Schriftſtücke, aber bald; denn wir müſſen machen, daß wir mit unſerm Kram auf den Markt kommen.

Beſonders, da, wie mir der Nuntius ſagt, der König bald eine Reiſe machen wird, um den türkiſchen Geſandten zu empfangen; fügte Winckelmann hinzu.

Schon wieder der Nuntius, rief die Gräfin, er weiß und ſieht Alles, was uns noch ein Geheimniß iſt. Es iſt ein koſtbares Püppchen, dieſer Archinto, ein allerliebſter Ueberall und Nirgends. Zuletzt wird man ſich bei ihm erkundigen, um wieviel Uhr Seine Majeſtät morgen die Meſſe hört, oder ob ſie ſie überhaupt hören wird. Aber laſſen wir das; es bleibt bei unſerer Abmachung. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie hübſch fleißig und wenn Sie nach Rom gehen, ſo kommen Sie noch zu mir, ich gebe Ihnen Briefe mit.

Mit dieſen Worten und einer lächelnden graziöſen Verbeugung war er verabſchiedet.

Ein ſonderbares Exemplar eine gelehrte Dame! flüſterte er vor ſich hin, als er die breite Treppe hinabſtieg; aber ſie gilt hier viel am Hofe, man muß ſie kennen, und ſo habe ich denn das Meinige geleiſtet.

Die Verhandlungen mit dem Nuntius und mit Rauch dauerten doch eine ganze Weile, ſo daß nach Ablauf eines Jahres der feierliche Uebertritt zu Stande kam. Er leiſtete im Sommer des Jahres 1754 ſein Glaubensbekenntniß und legte den betreffenden Schwur in die Hände des päpſtlichen Nuntius nieder. Er erhielt durch den Beichtvater, Pater Rauch, eine kleine Penſion aus der Chatoulle des Königs, und ſie reichte hin, um zwei Jahre davon in Rom zu leben. In demſelben Jahre, im Herbſt, verließ er die Dienſte des Grafen Bünau und zog nach Dresden, wo er dicht bei der Wohnung des Malers Oeſer für ſich ein kleines Quartier miethete. Die erſte Zeit war er ſehr ſcheu und furchtſam, er glaubte, ein jeder Vorübergehender auf der Straße ſähe ihm ſeinen Uebertritt an, ſpäter aber verlor ſich dieſe Bangigkeit, und er trat ernſt und geſetzt, wie er es ſtets gewohnt war, unter der Menge auf. Sein Buch war unterdeſſen gedruckt, überſetzt und dem König eingehändigt worden. Es machte großes

Aufſehen. Von vielen Seiten wurde es als ein Wunder begrüßt, von Einigen angegriffen, dann wieder von Anderen in den Schutz genommen. Die Berliner Jahrbücher gaben einen weitläufigen Aufſatz darüber, und der Verfaſſer wurde darin ein alter Grieche genannt, der erſtanden ſei, um die alte ſchöne Zeit zu rühmen und neu herauf zu beſchwören. Winckelmann hatte ſeine Glaubensänderung dem Grafen gemeldet und fürchtete eine tadelnde Epiſtel darüber zu empfangen, doch im Gegentheil der Graf antwortete darauf, als ſei ihm etwas höchſt Gleichgültiges mitgetheilt worden, dagegen empfing er von Mademoiſelle Angelica einen mit ſpaniſchem Pfeffer überſtreuten Brief; es hieß darin:

Mein Herr — ſeit kurzer Zeit kennen wir uns, dennoch hätte ich Ihnen nicht eine ſolche Schlechtigkeit zugetraut, wie die iſt, die Sie kürzlich begangen haben, wie alle Welt mir verſichert. Wie! Sie haben Ihren Glauben abgeſchworen? Iſt das möglich? Kann das Einem in den Sinn kommen, der chriſtlich erzogen und gelehrt worden iſt? Und wem haben Sie das herrliche Gut geopfert? Der großen alten päpſtlichen Unſittlichen, der frechen Perſon, die auf ſieben Hügeln ihren Stuhl gegründet hat, und von dort aus ihre begehrlichen

Arme nach dem jungen Volke ausſtreckt in aller Welt! Schämen Sie ſich! Treten Sie vor den Spiegel und verhüllen Sie Ihr Antlitz; ſo etwas iſt in unſrer kleinen Welt hier zu Lande noch nicht geſehen worden. Ich begann ſchon zu Ihnen eine Art warmes Gefühl zu empfinden, das leicht hätte zu unſerer Beiden Beſten ſich entwickeln können, aber jetzt iſt alle Kälte des Winters dazwiſchen gekommen! Ich kann Ihren Namen nicht anders als mit einem Fluche ausſprechen! Gehen Sie und begeben Sie ſich dahin, wo für Sie und Ihresgleichen Wohnungen bereitet ſind ſeit Anbeginn der Zeiten! In dieſen Wohnungen giebt es Heulen und Zähneklappen; was aber mich betrifft, ſo vergeſſen Sie daß wir jemals in einem Hauſe gewohnt, an einem Tiſche geſpeiſt worden ſind. Ich habe die Ehre zu ſein, Dero ergebene Magd: Angelica Zupſel.

XII.

Winckelmann ſaß in ſeiner Stube in Dresden, mit Schreiben beſchäftigt, als plötzlich ein junger Huſar eintrat und ihm einen Brief übergab. Er ſah ſich den Ueberbringer an und ſein blühendes Geſicht ſchien ihm bekannt, endlich rief er: Mein Gott! Aurelius, biſt Du es? Welche Freude, Dich wiederzuſehen! Wie kommſt Du denn in dieſen Anzug? —

Ich bin Huſar, bei dem Regiment ſchwarzer Huſaren des Herrn von Rüſch angeſtellt. Mich ſendet der Herr Auditeur Berendis. Es freut mich, daß Sie mich noch kennen, Herr Bibliothekar!

Wie ſollte ich nicht? rief Winckelmann. Vergißt man denn ſo leicht Bekanntſchaften, wie die Deine. Setze Dich, lieber Arlo, ich werde den Brief leſen, Du warteſt wohl auf Antwort? —

Morgen in aller Frühe will ich wieder fort.

Ach, wie ſtattlich Du ausſiehſt! rief der Gelehrte. Wie ganz anders kleidet Dich die enge Huſarenjacke, als damals Dein Bauernkoſtüm! Sind Dir die Leute nicht auf der Straße nachgelaufen?

Es ſind nur Einige nachgekommen, um meinen Anzug zu betrachten, erwiderte der junge Soldat. Sie haben in Sachſen keine Huſaren.

Keine ſolchen Huſaren! flüſterte Winckelmann! Wo gäbe es auch ſolche?

Er ſah ſich den Jüngling genau an. Er fand ihn wirklich, wenn dies möglich war, noch verſchönt. Oder war es der Anzug? Die ſchwarze Jacke, die engen Beinkleider, die kleinen Stiefel, auf dem braunen Lockenkopf der ſchwarze, mit Pelz verbrämte Tzako, der ihn noch blühender und voller gewachſen zeigte? Er las zerſtreut den Brief ſeines Freundes, der ihm auf ſeine Glaubensänderung erwiderte; immer war ſein Auge auf den Jüngling geheftet, der nicht weit vom Schreibtiſch Platz genommen hatte, und mit wohlgefälligem Blicke das Zimmer betrachtete.

Sie wohnen hübſch, Herr Bibliothekar, ſagte er.

Findeſt Du das? rief Winckelmann; aber nenne mich nicht Bibliothekar, ich bin es nicht mehr; ich habe mich von dem Grafen getrennt, wo ich vor einiger Zeit noch dieſe Stelle bekleidete.

Mein Bruder hat es mir eingeprägt, ſagte Arlo verlegen, er ſagte: den Leuten muß man genau ihre Titel geben, das iſt der Gebrauch der Welt. Wie ſoll ich Sie denn jetzt nennen?

Nenne mich kurz bei meinem Namen, Winckelmann, oder weißt Du was, nenne mich Johann, oder Hans, wie Du willſt, das iſt mein Taufname. Wo wirſt Du denn ſchlafen dieſe Nacht, Arlo? —

Das weiß ich wirklich nicht; war die Antwort. Der einzige Verwandte, den mein Bruder hier hat, ein kleiner Kaufmann, iſt verreiſt und hat ſein Haus zugeſchloſſen.

So ſchläfſt Du hier, Arlo, rief Winckelmann. Das Bett iſt breit genug für uns Zwei. Wir plaudern dann noch von Deinem Bruder und Du erzählſt mir allerlei vom Hauſe.

Gut, wenn Sie ſo befehlen, Herr Biblio — nicht, Herr Johannes! rief der Jüngling ſehr erfreut. Ich will dann meine paar Sachen mit herbringen, ſie liegen noch auf der Poſt.

So gehe denn! rief der freundliche Wirth, doch halt! kommt der Herr Auditeur nicht ſelbſt hierher? Ich hatte ihn doch darum gebeten.

Es giebt zu viel zu thun bei uns! antwortete der Soldat. Die neue Einrichtung der Kanzlei macht viele Geſchäfte. Der Herr Auditeur ſitzt feſt darin, und kann wahrſcheinlich nicht fort.

Er ging, und während er fort war, nahm Winckelmann wieder die Blätter hervor, auf denen er den Apoll von Belvedere beſchrieben hatte. Er las ſie nochmals durch und im Vergleich mit der lebendigen Schönheit, die er jetzt vor ſich hatte, erſchien ihm mancher Ausdruck in der Beſchreibung matt und unzulänglich. Doch wurde er mit ſich einig, daß die Geſtalt des jungen Soldaten eher für die ſchamhafte, faſt jungfräuliche Grazie des Antinous paſſe, als für die prahlende und ſtolze Göttlichkeit des Sonnengottes. Er fand in der Wendung des Kopfes nach einer Seite, in dem halb niedergeſchlagenen Auge des ſchönen Lieblings Hadrian's ganz Arlo's Geſtalt wieder, und die breite ſchöne Bruſt traf bei Beiden zuſammen. Er war noch daran, die Beſchreibung zu vervollſtändigen, als ſein Gaſt wieder eintrat, beſchwert mit einem kleinen Mantelſack, der das Nothwendigſte enthielt, was zur Reiſe nöthig war.

Schreiben Sie nur fort, ich möchte Sie nicht ſtören, ſagte der Eintretende. Ich werde mich hinſetzen und ruhig hier verbleiben. Ihm ahnete nicht, daß es ſeine eigene Beſchreibung war, für die er ſo eifrig ſorgte. Er blickte auf den Schreibtiſch des Gelehrten und bemerkte unter mehreren kleinen Schreibmaterialien auch ſeinen Löffel, den er ihm damals geſchenkt. Er nahm ihn leiſe weg und legte ſtatt deſſen einen ſchönen, großen, äußerſt kunſtvoll gearbeiteten hin. Als Winckelmann aufblickte, ſagte er: Da ich ſah, daß Sie ſo gut kleine Gaben bewahren, ſo habe ich für Sie einen ſchönen großen Löffel mitgebracht, den ſollen Sie zum Eſſen brauchen, Herr Johannes.

Schönen Dank, lieber Arlo! Aber wie ſteht es mit dem Meſſer, das ich Dir gab?

Es iſt hier. Er brachte es aus der Taſche hervor. Es iſt wenig gebraucht worden, denn wir haben Meſſer in unſrer Wirthſchaft. Mein guter Bruder! Wie wird es ihm gehen, und wird er nicht doch am Ende meine ſchwache Hülfe entbehren? Er hat es ſchwer, ſich durchzuſchlagen. Der neue Gutsherr will ihn forthaben, weil ſein frommes Weſen den Leuten ein Gräuel iſt. Aber er bleibt! Gott läßt ihn nicht von der geliebten Stelle abziehen. Als ich fortging, ſagte er manches Wort zu mir, das mir in die Seele ſchnitt; er iſt ja gleichſam mein Vater, und was für ein Vater! Er ſchloß mich in ſeine Arme, er drückte und küßte mich; ach, es wird mir ſchlimm zu Muthe, wenn ich daran denke. Hiermit füllten ſtande lenken ſich fur uns günſtig. Gegen die Erbfolge in Oeſtreich iſt direkt von unſerer Seite noch kein Schritt gethan; obgleich man öffentlich eine Verbindung Sachſens mit Preußen, Baiern, Frankreich gegen Oeſtreich wünſcht. Bruhl zeigt ſich ſchwankend und geheimnißvoll; er hat mich herbeiſchieden, um wichtige Papiere in ſeine Hand zu ſpielen, die er haben muß ehe er ſich entſcheidet. Dieſes Mannes Politik muß furs Erſte auch die meinige ſein. Durch Oppoſition gewinne ich nichts und verliere alles. Es kann ſein, daß uns das nächſte Jahr die Proklamation des Kriegs bringt, alsdann, mein Freund, wirſt du mich endlich an meinem Platze ſehen. Der Ehrgeiz der naturlichen Söhne Auguſt's drängt zum Ausbruch der Feindſeligkeiten. Moritz von Sachſen durſtet nach Ruhm. Der Graf von Coſel will nicht in Dresden mußig auf Koſten ſeines großen Namens leben, ebenſo der Chevalier von Sachſen.“

„Halt ein,“ rief ich lebhaft, indem ich die ſich die Augen Arlo's mit Thränen, die er aber männlich zurückdrängte.

Was gab er Dir für gute Lehren? fragte der Gelehrte.

Ich ſolle Gott vor Augen haben, ſagte er, dann würde ich in keine Sünde willigen, das ſei die Hauptlehre, an dieſe knüpften ſich alle anderen. Und es iſt wahr, wenn ich die Soldaten um mich her allerlei treiben ſah, was nicht recht war, nie hab' ich eine Neigung geſpürt, es ihnen gleich zu thun. Noch vergangenen Sonnabend kamen drei und wollten mich mitnehmen in ein Haus, wo es luſtig herging, indem ſie ſagten: Du mußt das auch kennen lernen, Burſche! Es iſt nicht anders. Jeder Soldat hat es getrieben und jeder Soldat wird es treiben. Wähle Dir ein Mädchen und habe mit ihr Deine Freude. Ich ſagte, lieben Brüder, es iſt keine Freude für mich. Laßt mich frei und ungebunden, ſo iſt's am beſten. Sie ließen mich los. Wißt Ihr was, Herr Johannes, was mich beſonders unterſtützte bei dieſem Widerſtand, es war Euer Bild. Ich konnte denken, daß Ihr es nicht gern ſehen würdet, und unterließ es; außerdem war es ja auch eine arge Sünde.

Du guter Junge! Alſo Du dachteſt bei dieſer Gelegenheit an mich?

Der Soldat nickte mit dem Kopfe. Ich hatte mir ſchon vorgenommen, Euch zu beſuchen, es koſtete, was es wollte. Und da der Herr Auditeur Jemanden verlangte, der nach Dresden ginge, trat ich hervor und rief: Erlauben der Herr Auditeur, daß ich gehe; ich kenne den Herrn ſchon, an den der Brief lautet. Da ließ mich der Herr Auditeur gehen.

Das iſt hübſch von Dir, Arlo! So ſei immer ein guter Freund Deinem Freunde! Er reichte ihm die Hand hin, der Soldat ſprang auf, drückte ihm die Hand zärtlich, dann beugte er ſich über den Schreibtiſch und gab und empfing einen herzlichen Kuß.

Nach einem einfachen Mahle machte ſich Arlo daran, ſich zum Schlafengehen vorzubereiten. Vorher trat er in den Winkel der Stube und hielt ein kurzes Gebet, dann entkleidete er ſich. Winckelmann ſah die Schönheiten, die nach und nach zum Vorſchein kamen; endlich ſtand der junge Mann im Hemde da. Ihr werdet erlauben, rief er zu ſeinem Wirth, daß ich das Hemde auch ablege. Wir ſind gewohnt, immer ohne Hemde zu ſchlafen. Er warf das Hemde ab, und ſtand in ſeiner vollendeten Schöne vor dem erſtaunten und verwirrten Winckelmann. So ſehr dieſer auch vorbereitet war auf den vollkommenen Wuchs des jungen Burſchen, ſo etwas von göttlicher, unentweihter Form hatte er doch nicht zu ſehen erwartet. Jeder Zug war ſchön. Die breite Bruſt, der etwas erhöhte Leib, die vollen Schenkel, die ſchwellenden Hüften, die feinen Kniee und das ſchöne Bein, die kräftige, doch nicht allzuſtarke Wade, der kleine Fuß. Und nun dieſer Leib in der Bewegung! Wie jede Muskel anſchwoll und ſich ſenkte, jeder Reiz doppelt verführeriſch wurde durch das in's volle Licht Treten und wieder in den Schatten ſich Bewegen. Der Rücken, der Hintere — Alles war ſo, wie die Antike es andeutet, doch hier mit blühendem Leben verſchwiſtert. Was dort kalte Regel war, zeigte ſich hier im Gewande des blühenden Fleiſches, mit Farbe und Bewegung gepaart. Winckelmann verſank ſo tief im Anſchauen, daß er immer wieder den jungen Mann zu bleiben bat, während dieſer ſchon in's Bett ſteigen wollte.

Wollteſt Du wohl einem Künſtler hier Modell ſtehen? fragte er.

Modell ſtehen! Was iſt das? rief Arlo.

So, wie Du jetzt mir ſtehſt! erwiderte der Gelehrte. Du biſt gut gewachſen, Künſtler brauchen das.

Findet Ihr das? rief er mit Erröthen; doch es mag ſo ſein, es iſt ja nicht mein Verdienſt. Gott kleidet die Blumen auf dem Felde, er wirft dem Menſchen auch ſein Gewand von Fleiſch über. Wer iſt der Herr Künſtler?

Er wohnt hier nebenbei. Ich will ihn rufen.

Nein, laßt das! rief Arlo mit Aengſtlichkeit. Man muß mit ſeinem Körper nicht leeres Schaugepränge treiben. Auch bin ich ſehr müde und muß ſchlafen. Gute Nacht, lieber Herr. Seht, ich laſſe hier Platz für Euch im Bette! Daß Ihr nur nicht glaubt, ich nähme es ganz ein.

Schon gut, Arlo, ich werde kommen.

Er rückte zur Wand hin und ließ den vordern Platz für Winckelmann frei. Dieſer bedachte ſich, ehe er ihn einnahm, und zuletzt fand er, es wäre am Beſten, er bliebe die ganze Nacht hindurch in ſeinem Pelze auf dem Stuhle ſitzen. Der junge Mann war bald eingeſchlafen und eine tiefe Stille herrſchte im Zimmer. Winckelmann ſchritt in der Stube in ſeltſamer Aufregung auf und ab. Die Gedanken, die ihm durch den Kopf jagten, waren nicht befriedigender Art. Er ſah jetzt, wie ſchwer es war, der Schönheit ohne Entweihung zu dienen. Immer blieben ſeine Blicke auf den ſchlafenden Antinous geheftet. Er trat zuletzt an das Bett, löſte die Decke leiſe ab und betrachtete die Formen des ruhenden Gottes! Er dachte mit einem Gefühl von Bitterkeit daran, daß er in einer Zeit geboren worden, wo freie Aufwallung ſeiner Gefühle nicht geſtattet war, er verwünſchte die Zuſammenkunft und hatte ſchon die Abſicht, den Jüngling zu wecken, um ſich mit Gewalt aus einer unangenehmen Lage zu reißen. Doch blieb er ruhig vor dem Lager ſtehen, und ließ zuletzt die Umhüllung wieder ſinken. Er ging wieder im Zimmer auf und ab, bis er eine Art Schwindel ſpürte, der ihn zwang, zu ſeinem Stuhl am Schreibtiſch zurückzukehren. Seufzend nahm er ihn ein und ſchlug die Blätter des Manuſcripts unruhig durcheinander. Die Lampe drohte zu verlöſchen, er goß von Neuem Oel hinein; ſie ſollte nicht verlöſchen. Mit Verwirrung ſtrebte er ſeine Gedanken zu ordnen, ſie zu der Arbeit heranzuzwingen, die er gerade unter der Feder hatte. Es ging nicht. Er ließ endlich dieſen Aufſatz ruhen, und frei erging ſich ſein Geiſt in einer Weiſe, wie er ſie früher noch nicht gekannt; er ſchrieb die Zeilen nieder, und ſie waren ein Gedicht, ſo blühend und ſo reich mit ſchwelgeriſcher Phantaſie ausgeſtattet, wie ſie nur einem Anakreon entſchlüpfte. Er las ſie durch, lächelte und zerriß ſie. Er nahm den Homer herab, und dieſer endlich bezwang ſeine unſtäte Laune. Es gelang ihm, einen Geſang zu finden und ſich damit zur Ruhe zu leſen. Der Morgen brach an, als er das Buch weglegte. Der junge Soldat erwachte und fragte erſtaunt: Nun Herr Johannes! Sie haben mich ganz allein im Bett gelaſſen?

Ich hatte nothwendig zu arbeiten, war die Antwort.

Der Soldat kleidete ſich an, und Beide nahmen jetzt das Frühſtück ein. Nach Genuß deſſelben ſprach der Bote, daß er jetzt gehen wolle. Winckelmann hatte in der Geſchwindigkeit ein paar Zeilen an Berendis geſchrieben, die gab er dem jungen Manne. Dieſer nahm herzlich Abſchied von ihm. Gott laſſe es Ihnen gut gehen, Herr Johannes! Wahrlich, Sie verdienen es. Meinem Bruder werde ich ſchreiben, wie Sie mich empfangen haben, ſo ſprach der Jüngling, indem er immer von Neuem an Winckelmann's Halſe hing und dieſem die Abſchiedsſtunde ſchwer machte. Wahrhaftig, ſetzte er hinzu, ich habe von Ihnen geträumt, Sie ſtanden am Bette, und ein Engel ſtand zwiſchen uns, der die Flügel ausbreitete. Ich glaube, er wollte uns Beide ſchützen.

Das war der Engel der Freundſchaft! rief Winckelmann.

Noch lange ſah ihm der einſame Gelehrte nach, als der Jüngling die Straße hinabging. Er empfing noch einen Gruß von ihm, als er um die Straßenecke bog.

Ein paar Tage ging Winckelmann noch träumeriſch umher; dann, um ſeine Gedanken in eine andere Richtung zu bringen, trat er in der Gemäldegallerie vor das Gemälde Raphaël's hin, das die heilige Jungfrau, zur Seite die zwei anbetenden Geſtalten enthält, und das man unter dem Namen der Sixtiniſchen Madonna kennt. Dieſes werthvolle Meiſterſtück war erſt ſeit Kurzem in die Gallerie gekommen: es fanden ſich ſehr Viele, die es betrachteten. Winckelmann ſtand, in Nachſinnen verloren, vor dem Bilde, als er ſich plötzlich angeredet hörte und eine Hand ihm auf die Schulter klopfte. Er ſah ſich um und entdeckte Freund Oeſer. Nicht wahr, das iſt die Perle unſerer Sammlung! rief dieſer. Wir werden nichts Beſſeres bekommen, wie wir nichts Beſſeres gehabt haben.

Ich ſehe in dieſem Bilde, ſagte der Angeredete, den vollen ungetrübten Einfluß der Antike. Nehmen wir an, daß die Zeit ſehr Vieles von dem Glanze des Gemäldes geraubt, die Kraft der Farben zum Theil verwittert hat, ſo bleibt doch ſo viel noch, daß wir die Seele, die der Schöpfer dem Werke ſeiner Hände eingeblaſen, zu erkennen vermögen.*) Man ſehe die Madonna mit einem Geſichte voll Unſchuld und zugleich mit einer mehr als weiblichen Größe, in einer ſeligen, ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrſchen ließen. Wie groß und edel iſt ihr ganzer Contour! Das Kind auf ihrem Arme iſt ein Kind, über gemeine Kinder erhaben durch ein Geſicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unſchuld der Kindheit hervorzuleuchten ſcheint. Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seite in einer anbetenden Stille ihrer Seele, aber weit unter der Majeſtät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der große Meiſter durch den ſanften Reiz in ihrem Geſichte erſetzt hat. Der Heiligen gegenüber iſt der ehrwürdigſte Alte mit Geſichtszügen, die von ſeiner Gott geweiheten Jugend zu zeugen ſcheinen. Die Ehrfurcht der heiligen Barbara gegen die Madonna, welche durch ihre an die Bruſt gedrückten ſchönen Hände ſinnlicher und rührender gemacht iſt, hilft bei dem Heiligen die Bewegung ſeiner einen Hand ausdrücken. Eben dieſe Aktion malt uns die Entzückung des Heiligen, welche der Künſtler zu mehrerer Mannigfaltigkeit, weislicher der männlichen Stärke, als der weiblichen Züchtigkeit hat geben wollen.

---

*) Winckelmann: Ueber die Nachahmung der alten Kunſtwerke. pag. 38.

Sehr wahr, lieber Freund, rief hier Oeſer, möchte die Menge das Bild ſo betrachten lernen, wie Sie es hier vorzeichnen.

Die edle Einfalt, fuhr der Sprechende fort, die ſtille Größe der griechiſchen Statuen iſt zugleich das wahre Kennzeichen der griechiſchen Schriften aus den beſten Zeiten, der Schriften aus Sokrates' Schule, und dieſe Eigenheiten ſind es, welche die Größe Raphaël's machen, zu welcher er durch die Nachahmung der Alten gelangt iſt. Eine ſchöne Seele, wie die ſeinige war, in einem ſchönen Körper wurde erfordert, den wahren Charakter der Alten in neuerer Zeit zuerſt zu empfinden und zu entdecken, und was ſein größtes Glück war, ſchon in einem Alter, in welchem gemeine und halbgeformte Seelen über die wahre Größe ohne Empfindung bleiben. Mit einem Auge, welches dieſe Schönheiten empfinden gelernt, mit dieſem wahren Geſchmacke des Alterthums muß man ſich ſeinen Werken nähern; alsdann wird uns die Stille und Ruhe der Hauptfiguren in ſeinem Attila, welche Vielen leblos erſcheinen, ſehr bedeutend und erhaben ſein. Der römiſche Biſchof, der das Vorhaben des Königs der Hunnen, auf Rom loszugehen, abwendet, erſcheint nicht mit Geberden und Bewegungen eines Redners, ſondern als ein ehrwürdiger Mann, der blos durch ſeine Gegenwart einen Aufruhr ſtillt, mit einem Geſicht voll göttlicher Zuverſicht vor den Augen des Wütherichs. Die beiden Apoſtel ſchweben nicht wie Würgengel in den Wolken, ſondern, wenn es erlaubt iſt, das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen, wie Homer's Jupiter, der durch das Winken ſeiner Augenlider den Olympus erſchüttern macht. Algardi in ſeiner berühmten Darſtellung eben dieſer Geſchichte in halberhabener Arbeit in einem Altar der St. Peterskirche in Rom hat die wirkſame Stille ſeines großen Vorgängers den Figuren ſeiner beiden Apoſtel nicht gegeben, oder zu geben verſtanden. Dort erſcheinen ſie wie Geſandte des Herrn der Heerſchaaren: hier, wie ſterbliche Krieger mit menſchlichen Waffen.

Beim Weiterſchreiten in der Gallerie ſagte Oeſer zu Winckelmann, indem er auf einen Mann zeigte, der in einiger Entfernung vor einem Bilde ſtand, ich muß Sie hier, theurer Freund, mit unſerem Proteus in der Kunſt bekannt machen, mit einem Mann, der heute wie Guido Reni oder Rubens, morgen wie Raphaël und Michel Angelo, heute

Wolke von Mißmuth bemerkte, die bei Nennung dieſer Namen über die Stirne Achill's flog, „wozu alte Erinnerungen wecken, die uns beiden nichts frommen? Berichte mir, was zunächſt dein Geſchäft hier am Bamberger Hofe iſt.“

„Haſt du mich nicht mit der ſchönen Marquiſe von Florval tanzen ſehen?“ erwiederte Achill mit einem düſtern Lächeln. „Siehſt du nicht, daß ich mich dieſer kleinen Göttin zu gefallen adoniſirt habe? Ich bitte dich erzähle Niemandem, daß ich ſchon das vierzigſte Jahr überſchritten habe.“

„Nur weiter!“ rief ich lachend.

„Madame Zepherine Florval war früher, ehe ſie den ſehr ehrenwerthen Marquis heirathete, die Maitreſſe des Marſchall Belle-Isle. Er ſteht mit ihr fortwährend in Verbindung, und wie ich gewiß weis, iſt meine Göttin in Beſitz gewiſſer Papiere, deren Inhalt uns geheim gehalten wird, und den wir dennoch wiſſen müſſen, um nicht in wie Oſtade oder Teniers, morgen wie Veroneſe oder wie Tintoretto malt; es iſt dies unſer Dietrich, ein geſchickter Mann, dem nur Eins fehlt, um ein tüchtiger Künſtler zu ſein, die Originalität. Er iſt originell im Nichtoriginellen.

Der Mann drehte ſich, als man ſich ihm näherte, raſch um und machte Winckelmann eine tiefe Verbeugung. Keinen Namen nennen! rief er Oeſer zu, ich weiß ſchon, wen ich vor mir habe; es iſt der, der uns gelehrt hat zu ſehen.

Nach dieſer ſchmeichelhaften Aeußerung war bald ein Verſtändniß zwiſchen den beiden Männern eingeleitet. Oeſer diente als Mittelsperſon. Man machte aus, daß man ſich öfters ſehen wollte; es wurde ein Tag dazu feſtgeſetzt. Da es in der ſchönen Jahreszeit war, ſchlug Oeſer einen Garten vor, und man kam überein, ſich im „großen Garten“ Dienſtags und Freitags zuſammenzufinden, in einer Reſtauration, die jetzt nicht mehr exiſtirt und die man damals das Rethel'ſche Sommerhaus nannte. Sehr viele ſchöne Abende voll Enthuſiasmus, Kunſt und Freundſchaftsſinn wurden hier gefeiert. Der Mond ging oft auf und fand das Dutzend luſtiger Brüder beim Becher beiſammen im ſchönen Verein; Winckelmann war der Erſte, der dieſem Verein entriſſen wurde.

XIII.

Er reiſte jetzt nach Rom. Endlich kam dieſe ſo lange gewünſchte Reiſe zu Stande. Es war im Herbſt des Jahres 1755. Er nahm Briefe mit von den Malern Dietrich und Oeſer, von der Gräfin Löwendahl an Mengs und von dem Pater Rauch an einige in Rom lebende Gelehrte. Acht Wochen brauchte er zur Reiſe, ſie ging über Tyrol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto. Den achtzehnten November langte er in der Hauptſtadt der Welt an, in der ewigen Roma. Papſt Benedict XIV. bekleidete die päpſtliche Würde, ein gelehrter und für einen Papſt ſelten kenntnißreicher Herr, der auch die Freiheit der Forſchung liebte; ihm als Freunde ſtanden die Kardinäle Paſſionei und Alexander Albani zur Seite, Beides Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt; mit Beiden wurde unſer Winckelmann bekannt, ja ſogar befreundet. Auch der

Nuntius Archinto kam aus Dresden in Rom an, um ſich des Kardinalhuts zu erfreuen, der ihm hier wurde für manche glückliche Bekehrung, namentlich auch unſeres Freundes, deren er ſich rühmte. Der berühmte Maler Mengs, ebenfalls ein Penſionair des Königs, nahm mit offenen Armen den neuen Freund auf, der ihm von ſo guter Seite empfohlen war und der ſich ſelbſt ſo trefflich empfohlen hatte. Sie wohnten in Rom nahe bei einander, und waren täglich beiſammen.

Einen trüben Eindruck mußte noch Winckelmann beſtehen, und dies gerade, als er ſich dem Lande der Verheißung nahte. In dem letzten deutſchen Städtchen, in dem er Nachtquartier hielt, befiel ihn ein Traum, der dunkel und beängſtigend war und einen Theil der Zukunft, ſo ſchien es dem Träumer, und zwar den ſchreckenerregendſten, enthüllte. Er ſah ſich im Traum in Rom, in einem der prachtvollen Gärten, an denen die alte Stadt ſo reich iſt, umherwandeln. Eine ſchöne Statue reizte ihn; es war eine Pallas von ganz beſonders reicher und vollendeter Arbeit; er ſtrebte ihr näher in's Geſicht zu ſehen, und ward, er wußte nicht wie, durch eine fremde Gewalt bis zu ihrem Standpunkt gehoben. Wie er dicht neben ihr oben ſtand, ſtreckte ſie ihre weißen Arme um ſeinen Leib und, ihn ſo umſchlingend, ſtürzte ſie ſich mit ihm in die Tiefe. Aus dem Grauſen und der Verwirrung dieſes Augenblicks wurde er durch eine Verwandlung im Traume raſch befreit. Er ſah ſich an einer koſtbaren Tafel ſitzen, die von Silbergeſchirr glänzte, und rund um ihn Perſonen in prächtigen Talaren und in ſchönen Kleidern, ſie alle beſtrebten ſich ihm zu dienen, ſich ihm gefällig zu beweiſen, er war der Hauptgegenſtand ihrer Sorge und der glänzende Mittelpunkt des Feſtes. Mitten unter dieſen Ehrenbezeugungen kam ihm die Statue in den Sinn und ſein Sturz mit ihr in die Tiefe. Wo bin ich? rief er zu ſich, gebührt mir dieſe Auszeichnung? bin ich nicht arm und verlaſſen, und komme in dieſes Land als ein mittelloſer Flüchtling, warum mir dieſe Ehre, dieſer Glanz? Er gebührt Dir, großer Mann! rief ſein Nachbar, und noch Beſſeres gebührt Dir, denn von Dir lernen die Menſchen wieder der Schönheit huldigen! Nie kann zu hoch derjenige geſtellt werden, der ſeinen Nebengeſchöpfen ein Retter aus der Nacht des Irrthums und der Verdumpfung iſt! Mit dieſen Worten ließ ſich eine feierlich ernſte und in langen Tönen getragene Muſik hören. Alle erhoben ſich von der Tafel und übergaben dem Gefeierten einen goldenen Kranz, indem ſie ihn in ihre Mitte nahmen und einen feierlichen Kreis ſchloſſen. Wandle fürder, rief die nämliche Stimme, auf der Bahn der Freude und der Ehre, mit Dir werden Sokrates, Moſes, Chriſtus, Luther, alle die gefeierten Helden der Menſchheit gehen. Sie wollten ihn mit ſich fortziehen aus dem Saal, als die Flügelthüren ſich öffneten und mit einem finſtern Sturm eine ſchreckliche Geſtalt erſchien, die ihre entfleiſchten Arme gegen den Feſtzug ausſtreckte. Halt! rief die drohende Stimme, noch gehört er mir! Er muß erſt leiden, bitter leiden, ehe ihn ſo viel Glanz und Wohllaut umgiebt! Her mit ihm! Für jetzt iſt er noch meine Beute! Und die entſetzliche Figur ergriff den zitternden Träumer und ſchleppte ihn mit ſich, durch lange finſtere Gänge. Das glänzende Gefolge blieb hinter ihm zurück. Sie kamen durch ſchwarze Gewölbe und in einem derſelben machten ſie Halt. Sieh her, dies iſt Deine Wohnung. Er ſpähte umher und entdeckte alte Grabmonumente; in einem Winkel der Halle war ein noch neues Monument, er las den Namen des darin Beerdigten und ein Entſetzen bemeiſterte ſich ſeiner, als er ſeinen eigenen Namen las. Wie, in dieſer dunkeln Gruft liege ich? rief er; hier ereilt mich alſo der Tod, ſo fern von meiner Heimath, ſo weit getrennt von meinen

Freunden und Genoſſen! Schreckliches Schickſal! Noch viel ſchrecklicher, wenn Du die Wege ſiehſt, die Du hierher wandelſt! rief der furchtbare Begleiter. Er winkte mit der Hand, die eine Wand des Grabgewölbes öffnete ſich und man ſah in die Straße einer kleinen Stadt. Ein Haus ſtand davor, das man für einen Gaſthof erkennen konnte. Zitternd eilte Winckelmann die Stufen hinauf, da kam ihm auf dem Treppenabſatz eine gräßliche Erſcheinung entgegen. So etwas von Entſetzen und Jammer hatte er noch nicht geſehen. Es war ein Menſch, den ein um den Hals gewundener Strick würgte und der ſich mühte, ſich von ihm zu befreien. In der Todesangſt, mit blau angelaufenem Geſicht, heraushängender Zunge, ſchäumenden Lippen ſtarrte ihn das Geſpenſt an, mit Augen, die weit aus ihren Höhlen getreten waren und die im ſtarren entſetzlichen Blick eine Bitte oder eine Beſchwörung an ihn zu richten ſtrebten. Der Jammervolle wankte mit bebenden Schritten auf ihn zu, und Winckelmann wich unwillkürlich vor dem Entſetzlichen aus, ſich an die Mauer rettend. Doch das Scheuſal kam auch hier auf ihn zu, ſteckte den Finger in den Hals und ſchien ein paar ungewiſſe, zweifelhafte Worte zu murmeln. Winckelmann glaubte ihn zu verſtehen und eilte, dem Armen Waſſer zu bringen, da er glaubte, er verlange dieſes. In dieſem Augenblick warf ſich der Gewürgte auf den Boden und fing an, in entſetzlichem Todeskampf ſich zu winden und zu drehen. Winckelmann ſtarrte in ſein Geſicht, plötzlich wurde ihm klar, wen er vor ſich ſähe. Mit einem Schrei des Entſetzens rief er: Unſeliger, das biſt Du ja ſelbſt! Du biſt der unter namenloſen Martern Sterbende! Das Scheuſal, gleichſam als hätte es ihn verſtanden, winkte ihm gräßlich lachend zu. Es wand ſich näher an ihn heran, umſchloß ihn mit ſeinen Armen und Beide lagen, ſich im Staube wälzend, auf der Erde. Mit einem wilden Todesſchrei, kaltem Schweiß auf der Stirn, erwachte Winckelmann. Sehr lange Zeit bedurfte es, ehe er ſich faſſen, ſich auf ſeine Lage beſinnen konnte, und erkannte, daß Alles nur Traum war. Das Gebilde war ſo ſchrecklich, daß ihm das herrliche Land, das er betreten ſollte, deßhalb zuwider wurde und er davor zurückbebte. Er machte Anſtalten zur Rückreiſe, als eine Stunde ernſter Beſinnung ihm das Thörichte dieſes Entſchluſſes in den Sinn gab. Ein Traum! rief er, was iſt ein Traum? willſt Du einer ſolchen Seifenblaſe wegen die reiflichen, nach jahrelangem Streben endlich erreichten Pläne aufgeben? Das wäre Wahnſinn!

Er dachte noch einen Augenblick über den verſchwindenden Eindruck des eben Erlebten nach, und Alles erſchien ihm nur als das Gebilde der ungewiſſen und zweifelhaften Phantaſie, mit der er die ihm neuen Gegenſtände begrüßte. Auch die dunkle Wand ſeines Zimmers, in dem er ſchlief, und die ihm beim Einſchlafen ſchon düſtere Gedanken eingegeben, kam ihm in den Sinn, und die Geſchichte eines Erhenkten, die man am Wirthstiſche erzählt, konnte den Hauptſtoff der finſtern Traumbildung erklärend deuten. Er machte ſich jetzt den ganzen Vorgang der nächtlichen Erſcheinung vollkommen deutlich. Die Statue war ihm eine Erinnerung an ein kürzlich geſehenes Kunſtwerk, das leider ſo hoch geſtellt war, daß er es nicht deutlich ſehen konnte; das feſtliche Speiſezimmer, die vornehmen Gäſte, fanden in ſeinem Wunſche ihre Erklärung, daß es ihm einſt glücken werde, ſo geachtet und bewundert dazuſtehen; jetzt miſchte ſich das finſtere Element hinein, und die Erſcheinung des erzählten Vorfalls vom Abend bei der Wirthstafel kam auf die nächtliche Bühne. Er bildete ſich ein, ſelbſt der Erhenkte zu ſein, und das war durch den Traum ſo deutlich dargeſtellt, daß er mit dem ſchrecklichſten Entſetzen in den Zügen des mit dem Tode Kämpfenden ſich ſelbſt erkannte.

Trotz dieſer befriedigenden Erklärung blieb doch noch ein Reſt von Todesgrauen übrig, und er dachte nicht an dieſe Nacht, ohne zugleich eine unangenehme Empfindung zu ſpüren, die ſich auf die neuen Gegenſtände bezog, welche vor ſeinem Blicke erſchienen. Erſt ſpät wich dieſe widrige Empfindung, und nach Ablauf einiger Wochen war der Traum vergeſſen, bis auf die geringſte Kleinigkeit aus ſeinem Gedächtniß verſchwunden.

In den Gärten der Villa Ludoviſi indeß wurde er wieder an ſeinen Traum erinnert. Er durchſtrich ſinnend die Gänge dieſes Parkes, da fiel ihm eine Statue auf, die unverkennbar die Merkmale eines hohen Alterthums an ſich trug. Er kletterte mit Mühe an dem Piedeſtal hinauf und ſtand nun dicht neben der Figur, deren Kopf er prüfend zergliederte. Plötzlich fühlte er den Stein, woran er ſtand, wanken, und ehe er noch von dieſem herabſpringen konnte, löſte er ſich ab und mit der Statue zuſammen fiel er in den Raſen. Zum Glück beſchädigte er ſich nicht.

Die erſten Tage ſeines Aufenthaltes in Rom wanderte er zwecklos umher, ſich frei den Eingebungen hingebend, die das neue, wunderbare Land auf ihn machten. Oft ſchloß er die Augen, öffnete ſie dann wieder und war überraſcht, ſich in Rom zu ſehen. Die Paläſte, die Siegesbogen, die zahlloſen und merkwürdigen Trümmer um ihn her ſetzten ihn immer wieder in Erſtaunen. Er ging eine Straße oft mehrmals auf und ab, und konnte ſich nicht daran gewöhnen, daß er jetzt auf dem Boden wandle, den zahlloſe große Geiſter mit ihren welterſchütternden Geſchicken betreten hatten, wo die Weltgeſchichte ihre erſtaunenden Wendungen nahm, denen die Geſchicke aller anderen Völker ſklaviſch folgten. Die Trümmer des Colliſeums brachten ihn vor Bewunderung außer ſich. Welch' ein Volk mußte dies ſein, das in dieſen koloſſalen Räumen ſich verſammelte und hier ſeine Spiele feierte!

Oft ging er bei Sternenlicht durch die Weltſtadt. Ein ſeltſamer, durch die Mitwirkung einer ewigen Geiſterwelt erhöhter Anblick! Dann wieder bei aufgehendem Monde, wieder neu, wieder ganz anders und vielgeſtaltig.

Das Erſte, was er in Rom unternahm, war die Errichtung eines innigen Bündniſſes mit dem Maler Mengs, deſſen ſchöne Frau mit in den Bund gehörte. Die jungen Männer theilten ihre Zeit ein, und jeder theilte dem andern ſeine Pläne und Entwürfe mit. Mengs leitete die Kenntniſſe ſeines gelehrten Genoſſen auf das Feld die fatale Lage zu gerathen, die dupe der andern Mächte zu ſein.“

„Ah, und du gibſt dich dazu her?“ —

„Warum nicht? Mit meiner Philoſophie iſt dergleichen ſehr vereinbar. Ein kokettes Weib, das Verſtand beſitzt und grade frivol genug iſt, um die Klugheit auf Koſten der Sinnlichkeit zuweilen ein wenig einzuſchläfern, iſt eine Oaſe in der Steppe der Diplomatie. Ich mache mit ihr Muſik, ich ſinge, wohl oder übel, eine Arie von Piccini, ich tanze, ebenfalls wohl oder übel, mit ihr eine Menuet, und ſiehe da, ein paar Dutzend Meilen von uns entfernt weis man was man wiſſen will. Iſt das nicht leichte Arbeit?“

„Gewiß, und ich wünſche dir Glück dazu. Die Marquiſe iſt wirklich eine Eroberung, die der Mühe werth iſt.“

„Sie iſt recht niedlich. Meiner Eitelkeit ſchmeichelt es, daß ich ein paar recht hübſche Knaben, deren Vater ich ſein könnte, bei ihr der Malerei und dieſer ordnete und erweiterte die Anſchauungen des Malers über Gegenſtände des Wiſſens und der Forſchung. Die Vormittage an gewiſſen Tagen in der Woche gehörten Beiden gemeinſam, ſie nahmen die Stunden und füllten ſie abwechſelnd mit dieſem oder jenem Penſum von Arbeit, die Nachmittage gehörten dem Vergnügen; da wurden die Luſtorte und Gärten der alten Stadt beſucht oder mit einigen Landsleuten unter den Malern gemeinſchaftlich kleine Streifereien in das Gebirge oder in einen entfernten berühmten Landſitz gemacht. Hier gerieth Winckelmann zum erſten Mal auf die Idee, eine Geſchichte der Kunſt zu ſchreiben; ſie ward theilweiſe aus größeren und kleineren Arbeiten, die alle zuerſt einen andern Titel führten, zuſammengeſetzt. Mengs half, was den maleriſchen Theil der Arbeit betraf, und immer von Neuem erſtaunte unſer Freund über die vollendete Bildung des Künſtlers, die ihm jede Abweichung vom Felde der Kunſt, jede Richtung ſeiner Schule deutlich vor Augen ſtellte. Das macht meine Erziehung, pflegte der Künſtler auf ein derartiges Lob zu antworten; ich bin ſtreng geleitet worden von meinem Vater, dem ich es nie recht machte und der ſich unendliche Mühe gab mit Heranbildung ſeiner Kinder.

Nein, das macht die ſchöne, vollendete, innere Begabung! rief Winckelmann. Lieber Mengs, verläumden Sie ſich nicht ſelbſt. Das kann die Schule, und ſollte ſie ſelbſt die vollendetſte ſein, nicht wirken. Ich weiß, wie weit ich durch Bücher und Hülfsmittel gekommen bin, denn ich war mein eigener Lehrer, und meine in Armuth und Noth hingebrachte Jugend half dieſem Lehrer trefflich nach, und deßhalb kann ich ein Wort hierin mitſprechen. Nimmermehr wäre ich in's Weſen der Kunſt, in das geheimnißvolle Etwas, warum es ſich handelt und das allein der Welt Belehrung und Freude abfordert, gedrungen, wenn nicht zu dem Fleiß der Schule das Wiſſen und das Streben nach etwas Höherem gekommen wäre, zugleich mit der Fähigkeit, dieſes zu erfaſſen und für die Menge faßbar darzuſtellen.

XIV.

Der Genius der Jahrhunderte hatte für die letztere Hälfte des achtzehnten eine hübſche Ueberraſchung aufgeſpart; er ließ aus Schutt und Aſche eine alte Stadt, vollkommen erhalten bis in die geringſte Kleinigkeit, erſtehen. Ein koſtbares Spielwerk! Pompeji ſtieg aus der Tiefe und zeigte ſich dem erſtaunten Blicke des Reiſenden bis auf die Zierräthen und Schnörkel an den Häuſern, bis auf die Zeichnungen, die, ſo ſchien es, eben ein römiſcher Soldat der Wand ſeines Wachtlokals einverleibt hatte, ganz ſo, wie es die Hand deſſelben Genius vor zweitauſend Jahren in die Erde verſenkt hatte. Es war zum Erſtaunen! Ein ſo liebliches Wunder war noch nicht geſehen worden! Ganze Züge Neugieriger liefen herbei, es zu ſehen; die Gelehrten kamen mit ihren Notizbüchern, mit ihren Mappen und Tafeln, und wandelten in eine der Straßen, die noch die Spuren des vor zweitauſend Jahren hier gerollten Wagens trugen. Damen der modernen Zeit wandelten in die Kaufläden und Boutiquen, wo gerade vor zweitauſend Jahren römiſche Frauen, Schönen vom Hofe des Titus, gewandelt und gekauft hatten. Was konnte Wunderbareres ſein! Neapolitaniſche Arbeitsleute ſtießen, als ſie einen Brunnen graben wollten, auf die Trümmer eines alten Amphitheaters; man grub weiter, und nun ſah man eine kleine römiſche Provinzſtadt erſtehen, die, wie die Schriften meldeten, zur Zeit des Kaiſers Titus von einem glühenden Aſchenregen des Veſuvs verſchüttet worden war. Jede andere Stadt, deren Gründung ſich aus einer ſo langen Reihe von Jahren herſchrieb, erlitt von dem Gange der Zeit merkbare Veränderungen, ſie blieb nicht dieſelbe, die ſie geweſen war, hier aber hatte der heiße Sargdeckel, der darüber ſich breitete, jeden Zug der Leiche erhalten, als wenn ſie geſtern erſt der Erde anvertraut worden wäre; nichts fehlte, um die Phantaſie des Beſchauers in die Zeit zu verſetzen, wo die Verſtorbene noch unter Menſchen wandelte. Dies war ein willkommener Fund für die Antiquare und beſonders für unſern Winckelmann. Obgleich die Bildwerke, die man hier fand, nicht von beſonderer Art waren, obgleich die Gebäude, die man ausgrub, wenig beſſer waren als die, die man noch heutzutage in kleinen Provinzſtädten findet, ſo waren ſie doch deßhalb doppelt intereſſant, weil keine Hand eines Barbaren daran gerüttelt hatte, weil kein zerſtörender Einfluß, er möchte ſein, welcher er wollte, ſich in die Ordnung der Dinge gemiſcht hatte. Dieſe Ordnung war demnach ganz erhalten. Man ſah das Theater der Stadt, man fand die Wege, die die Menge wandelte, um ein beliebtes Schauſpiel zu ſehen, man fand noch die Theaterzettel, nach unſerem Begriff zu reden, wie ſie ſich an den Mauern befanden. Man ſah in dem Innern der Wohnungen eine ſeltſame Unordnung; viele waren verlaſſen, in einigen befanden ſich noch eine Anzahl Skelette, die ſich um einen Tiſch oder in eine Ecke des Zimmers herum gruppirten, wie eine Geſellſchaft, die ſich berathſchlagte, wie ſie ſich retten welle bei einem plötzlich hereinbrechenden Unglück. Man fand eine junge Frau, die, ihren Säugling auf dem Schooße, wahrſcheinlich einen ausgeſandten Diener erwartete, der mit Nachrichten zurückkommen ſollte, in wie weit dem ängſtlichen Zuſtande zu trauen ſei. In dem reichen Hauſe eines, wahrſcheinlich aus Rom hier weilenden Gaſtes ſah man die Geſtalt des Patriziers auf einem Sopha ausgeſtreckt; er hatte die Gefahr nicht für ſo nahe oder für ſo wichtig gehalten, und übrigens verließ er ſich auf die Anzahl ſeiner mitgebrachten Sklaven, die ihn ſchon aus ſeiner Ruhe, wenn es noth thäte, wecken würden. Sie weckten ihn nicht, und der reiche Schlemmer ſchlief einen entſetzlich langen Schlaf, und ein gänzlich fremdes Geſchlecht trat in ſein Schlafgemach, nachdem zweitauſend Jahre vorübergerollt waren. Im Soldatenquartier, da, wo die ſchon erwähnten, amüſanten Skizzen an die Wand gepinſelt ſich befanden, erblickte man eine Anzahl Skelette, die ſich waffneten, eine andere war auf der Flucht begriffen. Hausthürſchlüſſel fand man, Lampen, die erſt halb zu Ende gebrannt waren, Küchengeſchirr, mit Reſten von einer nicht zu beſchreibenden Speiſe darin, kleine Töpfe, die Würze und beſondere Zuthaten enthielten, Zubereitungen in dem Schlafzimmer für die Nacht, die eine ewige werden ſollte, Polſter, in denen noch die Stelle eingedrückt war, wo ein Ellenbogen, eine Hand ſich aufgeſtützt, eben abgelegte Sandalen, Kämme, Ringe, Schmuckſachen; eingemachte Früchte und tauſend Dinge, mit denen das Leben ſich umgiebt und die es wieder von ſich ſtößt, wenn ihr Dienſt geleiſtet worden, und die darum ſelten ſo, wie es hier war, zu finden ſind. Man fand ſogar noch einen Kamm, an dem noch einiger Schmutz befindlich war; Aſche, die ſich um eine ſchöne Weiberbruſt gelegt und ſie abgeformt hatte; die Bruſt ſelbſt war fort.

Sehr viele dieſer intereſſanten Dinge nahmen die Muſeen auf; ſie wurden da in Ordnung hingeſtellt, und eine Menge gelehrter Forſcher beſchäftigte ſich mit ihrer Klaſſifikation, aber man fand bald, daß, wiſſenſchaftlich aufgeſtellt, ſie ihres unheimlichen Zaubers verluſtig gingen und keinen andern Eindruck machten, als Raritäten, die man geſammelt und aufgeſpeichert hatte; darum beklagte man ihre Entfernung von ihrem eigentlichen Fundort, man wünſchte ſie wieder dahin, und doch war dies nicht möglich zu bewerkſtelligen, weil die kleine Stadt jetzt offen dalag, und eine Menge ordinärer Diebe, die nicht das Intereſſe des Alterthums leitete, ſich über die Schätze hergemacht hätte. Winckelmann ging daran, die gefundenen Kunſtwerke zu beſchreiben, nebenbei einen genauen Abriß zu geben von der Lebensweiſe der Alten, von ihren Bauwerken und ihren religiöſen und ſtaatlichen Einrichtungen; er gab dieſe Schrift beſonders heraus, und ſie fand eine große Anzahl von Leſern und Käufern.

Dennoch fand er bald, daß dieſe Dinge nur untergeordneten Werthes waren, er kehrte zurück zu den alten bekannten Kunſtwerken, die uns erhalten ſind, und an dieſe wandte er ſeinen merkwürdigen Kunſtſinn, ſein Erforſchungstalent, ſeine eigenthümliche Art, aus einzelnen Reſten ſich das ganze Gebäude des Alterthums herauszubauen, Dinge, die ihn ſo ausgezeichnet und ſo berühmt gemacht haben. —

Im Frühjahr des Jahres 1758 reiſte er nach Neapel. Er machte dort die Bekanntſchaft des Miniſters, Marcheſe Tanuzzi, des kaiſerlichen Geſandten Grafen von Firmian, des Marcheſe Galliani, des Nuntius Pallavicini und des gelehrten Kanonikus Mazochi. Eine Reiſe nach Caſerta und Päſtum, um die dortigen antiken Schätze zu betrachten, kam auch zu Stande, und mit einer reichen Ausbeute von Kenntniſſen und Bemerkungen kam er nach Rom zurück. Hier war inzwiſchen Papſt Benedict XIV. geſtorben. Er hatte ſchon vor einiger Zeit dem Kardinal Archinto ſeine Dienſte angeboten, dieſe wurden angenommen, und er erhielt die Beaufſichtigung ſeiner Bibliothek, die in dem Palaſt der Cancellaria aufgeſtellt war. Da er nicht wußte, ob bei dem ausgebrochenen Kriege Preußens mit Sachſen ſeine Penſion würde fortbezahlt werden, ſo hatte er ſich auch bei dem befreundeten Kardinal einen Mittagstiſch ausbedungen; dieſer jedoch war nicht nöthig, da die erwartete Penſion eintraf, und er behielt nichts als die Wohnung in der Cancellaria, die geräumig und für ihn mehr als vollkommen genügend war. In Rom lernte er den Kanonikus Giacomelli, den Monſignore Baldani, den Pater Contucci kennen und ſchätzen. Er machte auch in dieſer Zeit die Bekanntſchaft des Baron von Stoſch, eines Alterthumsfreundes, deſſen Sammlung von geſchnittenen Steinen er ſah und beſchrieb. Durch dieſe Bekanntſchaft wurde er ſehr warm dem Kardinal Albani empfohlen, der ein genauer Freund des Baron Stoſch war. Schon 1757 ſtarb dieſer Baron und ſeine Sammlung ging über in den Beſitz ſeines Schweſterſohnes, eines Herrn Muzel, der ſeinem Namen noch den ſeines bekannten Verwandten zufügte und ſich Muzel-Stoſch nannte. Dieſer trat bei ſeinem Aufenthalt in Rom ebenfalls in die große Reihe der Bekannten des jetzt ſchon weit und breit berühmten Alterthumskenners und gelehrten Forſchers Winckelmann. Seine Korreſpondenz war ungewöhnlich ausgebreitet, ſie ging nach England, nach Frankreich, nach Deutſchland und ſogar nach Amerika. Ueberall wurde er zu Rathe gezogen, überall verſicherte man ſich ſeiner Theilnahme und wurde ein theures Kunſtwerk gekauft, ſo mußte erſt Winckelmann es ſehen und darüber ſein Urtheil ſagen. Fürſten ſchickten ihre Söhne nach Rom und adreſſirten ſie an Winckelmann, der oft ungeduldig wurde über dieſen zeitraubenden, unnützen Beſuch; der ihm ſtets ein paar Tage wegnahm, ohne daß er ſah, daß ſeine Worte und Erklärungen, die er immer gewiſſenhaft gab, irgend welchen Nutzen ſtifteten. Ja, die rohe Manier dieſer fürſtlichen Wollüſtlinge, die in der Weltſtadt für nichts Anderes Sinn hatten, als für käufliche Mädchen, für ihre Kartenſpieltiſche und für Schmauſereien nach der Mode, ſtößte ihm ſolchen Ekel ein, daß er einſt über ſie an Berendis ſchrieb: Ich muß geſtehen, daß faſt alle Deutſchen, die hierher kommen, franzöſiſche Meerkätzchen ſein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal, denn man muß vom Mutterleibe ein Narr ſein. Vor einiger Zeit war der Herzog von — hier; ich bekenne, daß er das ärgſte fürſtliche Vieh iſt, das mir vorgekommen; ich bin neugierig, wie mir ein deutſcher Hof gefallen wird, da ich Rom geſehen. Alles iſt nichts gegen Rom! Bis hierher ſind wir einander gefolgt, ich bin immer vorausgegangen, folge Du nach. Ich glaubte, ich hätte Alles vorher ausſtudirt, und ſiehe! da ich herkam, ſah ich, daß ich nichts wußte, und daß alle ausgeſtochen habe. Aber ſo ſind die Weiber! der Erfahrene ſiegt. Aber laſſen wir die Poſſen. Ach, Sylvan, welch ein Geſtirn geht am Himmel unſeres Jahrhunderts glänzend auf. Meine Gebete, meine ſchwärmeriſchen Entzückungen folgen dieſem gebenedeiten Geiſte. Haſt du noch nichts ausführlicheres von Friedrich von Preußen gehört?“

„Man nennt ihn bizarr; Einige wollen in ihm einen zweiten Carl XII. ſehen.“

„Wie falſch, wie irrthümlich! der beſonnenſte, klarſte, mit ſich abgeſchloſſenſte Geiſt. O Freund, du glaubſt, daß ich in der Zeit wo unſer Briefwechſel ſtockte in Mainz war? Was ſollte ich da an einem müßigen Hof? Ich war in Berlin, ich war in der unmittelbarſten Nähe dieſes anbetungswürdigen Fürſten.“

„Man ſpricht von ſeinem maßloſen Ehrgeiz.“

„Den beſitzt er; allein das iſt eine fürſtliche Tugend. Wäre Cäſar ohne ſie Cäſar geweſen?

Scribenten Ochſen und Eſel ſind. Hier bin ich kleiner geworden, als ich aus der Schule von der Univerſität in die Bünauſche Bibliothek kam. Willſt Du Menſchen kennen lernen, hier iſt der Ort. Köpfe von unendlichem Talent, Menſchen von hohen Gaben, Schönheiten von hohem Charakter, wie ſie die Griechen gebildet haben, und wer die rechten Wege zu finden weiß, ſieht Leute, von Wahrheit, Redlichkeit und Größe zuſammengeſetzt, und da die Freiheit in anderen Staaten nur ein Schatten iſt gegen die, die hier herrſcht, ſo kannſt Du denken, wie man hier lebt. Alle Franzoſen ſind hier lächerlich, als eine elende Nation; ihre Akademie iſt eine Geſellſchaft von Narren, ein junger Römer machte ein Wappen für dieſe Akademie, ähnlich zweien Eſeln, die ſich kratzen, wie ſie es thun, wenn ſie ſich wohl fühlen. Ich kenne das Uebel der deutſchen Höfe, wo ein franzöſiſcher Harlequin mehr als ein wahrer Deutſcher gilt. Ein Franzoſe iſt, ſo wie die Nation jetzt iſt, ungeſchickt, ein großer Künſtler, ein gründlicher Gelehrter zu werden, ja, kein Franzoſe kann eine andere Sprache, ohne Lachen zu erwecken, reden lernen. Dieſes, was ich ſchreibe, werde ich einmal, wenn meine Achtung in der Welt beſſer gegründet ſein wird, in einer beſonderen Schrift beweiſen. Meine erſte Schrift von der Ergänzung der alten Statuen und der übrigen Werke des Alterthums war ſchon zum Drucke fertig, allein ich habe ſie zurückgenommen, um ſie von Neuem umzuſchmelzen. Die andere Schrift, nämlich die Beſchreibung der Statuen im Belvedere, erfordert Zeit, weil es lauter Originalgedanken ſein müſſen, und zur Geſchichte der Kunſt fange ich an die Materialien zu ſammeln, und da iſt es nöthig, daß ich alle alten Griechen von Neuem leſe. — Ich kann alſo vergnügt ſein, und es macht mir nichts Sorge, als meine Schrift. Ich habe ſogar Jemanden gefunden, mit dem ich von Liebe rede: ein junger, ſchöner, blonder Römer von ſechzehn Jahren, einen halben Kopf größer als ich; aber ich kann ihn nur einmal die Woche ſprechen, des Sonntags Abends ſpeiſet er bei mir. — —*) — — Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denjenigen, die Rom noch einſehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen; ich rede nur von Künſtlern, denn alle Cavaliere kommen als Narren her und gehen als Eſel wieder weg! Dieſes Geſchlecht verdient nicht, daß man ſie unterrichte und lehre. — — Unter Sachen, die mir in Rom abgehen, iſt der Schlaf. Bei Tage iſt es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts iſt der Teufel los. In der großen Freiheit und Strafloſigkeit, die hier herrſcht, und bei der Nachläſſigkeit der Polizei währten das Schreien, das Schießen, das Schwärmerwerfen und die Luſtfeuer auf allen Gaſſen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Wenn ich ſchlafen will, iſt es beinahe nöthig, mich zu betrinken, doch iſt dieſes Mittel in der unerträglichen Hitze nicht eben zu empfehlen. In entlegeneren Stellen, wo es etwas ſtiller iſt, kann ich nicht wohnen, weil Rom ungeheuer groß iſt. Rom iſt unerſchöpflich und man macht immer neue Entdeckungen; und wenn einmal ein anderer Papſt kommen ſollte, der mehr Geſchmack, mehr Liebe zu dem Alterthum hat, als dieſer, der nichts thut, als über die ganze Welt lachen, und den Charakter eines Bouffon auch in einem ſo hohen Alter nicht abgelegt hat,*) ſo würden noch Sachen an's Licht kommen können, die beſſer ſind, als Alles, was wir haben. Man weiß die Gegenden, wo man graben müßte, und wo jetzt elende Häuſer ſtehen. Ganz Rom ſeufzt nach einem neuen Papſt: dieſer lebt allen Menſchen, ſonderlich den Cardinälen, zu lange: aber ſeine Gleichgültigkeit erhält ihn der Welt zum Trotz. — —

---

*) Winckelmann's Briefe an einen Freund.

---

*) Benedict XIV.

Gegen Ende des Jahres 1758 ſtarb der Cardinal Archinto, und der Cardinal Alexander Albani ließ Winckelmann die Bibliothekarſtelle bei ſich anbieten; damit verbunden war auch ein Aufſeheramt über ſeine Alterthümer, ein monatliches Gehalt von zehn Scudi und freie Wohnung. Der ausgezeichnete Gelehrte nahm mit Freuden dieſen Vorſchlag an, da der Cardinal Albani immer eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte und er perſönlich immer Liebe für den alten, würdigen Mann hegte.

Nach Beſchreibung des Muzel-Stoſch'ſchen Kabinets in Florenz kehrte er 1759 nach Rom zurück. 1760 beendigte er ſeine Schrift über die Baukunſt der Alten und erweiterte den urſprünglichen Plan ſeiner Geſchichte der Kunſt, die er dem Buchhändler Fueßli in Zürich übergeben wollte. 1761 ſtarb der Cardinal Paſſionei, und um dieſe Zeit verließ auch Mengs Rom, da er mit achttauſend Scudi Gehalt eine Anſtellung in Madrid erhalten hatte, wo der König von Spanien ihm perſönlich wohlwollte.

Dieſe Abreiſe von Mengs war ein betrübendes Ereigniß für unſern Winckelmann. Er fühlte ſich vereinſamt, denn Mengs war ihm ein Bruder geworden, ein theurer Vertrauter, dem er Alles mittheilen konnte, was ihn in Rom anregte und bewegte. Seine Frau blieb noch in Rom und Winckelmann erhielt von Mengs den Auftrag, ſeine Stelle bei ihr zu erſetzen, was den kleinen Haushalt betraf, ihr Rather und Helſer zu ſein in äußerlichen Dingen, was Winckelmann auch gern übernahm. Die noch hübſche kleine Frau war ſehr voll Vertrauen auf Winckelmann, daß der Leumund, wenn er auch gewollt, doch keinen Stoff zur Verläumdung gefunden hätte. Sie waren den Tag über öfters zuſammen, und dieſe Zeit benutzte Mengs' Frau dazu, um den Freund ihres Mannes zu bekehren. Er ſollte ihrer Anſicht nach ein glücklicher Gatte und Vater werden, etwas, wozu ſich Winckelmann nicht entſchließen konnte. Sie wählte, um ihre Anſichten durchzuſetzen, ein junges Mädchen, ihre Nichte, mit Nämen Annunciata, ein recht hübſches Geſicht und eine gute Figur, die auch Neigung zu dem Gelehrten gefaßt hatte. Auf dieſe lenkte ſie die Aufmerkſamkeit ihres einſamen und unbeweibten Freundes, und war glücklich, wenn es ihr gelang, ihn mit Annunciata in ein Geſpräch zu verwickeln. Gewöhnlich wich Winckelmann einem ſolchen aus, und obgleich er das Mädchen recht artig fand, war ſie ihm doch nicht mehr als tauſend andere, die er ſah. Mein liebes Weibchen, ſagte er bei einer ſolchen Gelegenheit zu Madame Mengs, Sie fangen zu ſpät an mit Ihren Bekehrungsverſuchen, wiſſen Sie, daß ich ſchon fünfzig Jahre bin, da verliebt man ſich nicht mir nichts dir nichts in ein hübſches Geſicht.

Aber wie iſt es möglich, rief Madame Mengs, daß Sie überhaupt fünfzig Jahre alt werden konnten und nie die Reize des Umgangs mit meinem Geſchlecht genoſſen haben? Mengs hat mir erzählt, Sie haben nie geliebt. Welch' ein Wunder von Mann ſind Sie! Und doch ſchreiben Sie über die Schönheit ſo treffend und wahr, daß alle Welt entzückt iſt. Was iſt denn das für eine Schönheit, von der Sie trunken ſind, iſt ſie etwa für Sie allein vom Monde gefallen?

Ich könnte Ihnen ſagen, theure Freundin, daß es die Schönheit des Mannes iſt.

Gut, rief ſie, was das betrifft, der huldigen wir Frauen auch. Da müßten wir ja zuſammentreffen und Sie müßten verliebt ſein! Aber es iſt nicht der Fall.

Winckelmann, durch die Vorwürfe der kleinen Frau in Verlegenheit gebracht, wußte nicht, was er ihr antworten ſollte, endlich rief er: Nehmen Sie an, daß ich nichts gefunden habe, daß ich geſucht, aber nichts entdeckt habe. Iſt Ihnen das nicht glaublich?

So müſſen Sie immer nicht tüchtig genug geſucht haben! rief ſie; denn es heißt, wer da ſucht, der findet.

Manche aber finden nichts, oder ſie entdecken Unwürdiges.

Das iſt freilich ſchlimm, und mit dem Unwürdigen wollten Sie ſich nicht einlaſſen?

Gewiß nicht. Hätten Sie mir dazu gerathen?

In keinem Fall, erwiderte ſie raſch, hätte ich dem beſten Freunde meines Mannes einen ſolchen Rath geben dürfen. Wo kamen Sie denn in dieſe Verlegenheit?

In welche?

Nun mit den Unwürdigen, rief ſie. Ich hätte Sie gern auch mit dieſen in augenblicklichem Konflikt geſehen; denn man muß die Frauen kennen lernen, die Unwürdigen unſeres Geſchlechts zeigen ſich nicht gleich offen den Männern. O, wir haben eine ganze Anzahl von Schlichen, die wir anwenden, um den genaueſten Nachforſchungen Ihres Geſchlechts zu entgehen. Eine Unwürdige, die ſich gleich als eine ſolche zeigt, wird von uns ebenfalls verachtet. Alſo wo entdeckten Sie dieſe ſchlimmen Perſonen?

Nehmen Sie an, daß dieſes außerhalb Rom und Italien geſchah, antwortete der Gelehrte. In Deutſchland, als ich noch jung war.

In Deutſchland? Sonderbar, und da gerade ſollen die Frauen alle ſo tugendhaft und würdig ſein! —

Wo gäb' es ein Land, wo nicht verſchmitzte und verbuhlte Frauen zu treffen wären? rief Winckelmann.

Da haben Sie recht! rief ſie; aber in dem Fall wiſſen die Männer ſich zu helfen, ſie vergelten die Verſchmitztheit mit einer gleichen, und iſt die Frau untreu einmal, ſo iſt es der Mann dagegen hundertmal.

Hat Ihnen das Mengs beigebracht?

Ach Gott, der gute Mengs, das fehlte noch, daß der nach dieſem ſchönen Muſter gearbeitet wäre! rief ſie lachend; nein, der iſt mir treu. Und wen ſoll er denn auch lieben? Er hat Niemand; ſeine Bilder und ich, wir theilen uns in ſein Herz, wenn ich es ſo nennen ſoll. Eigentlich bin ich ihm auch überflüſſig, er könnte ganz für und mit ſeinen Bildern leben.

Glauben Sie?

So ſcheint es mir.

Vielleicht ſchließen Sie es daraus, nahm nach einer Pauſe der Gelehrte wieder das Wort, weil er fortreiſte und Sie meinem Schutze empfahl?

Nein, nicht daraus; er wußte, daß Sie die Weiber nicht anſehen; er war da ganz ſicher.

Und doch wollen Sie machen, daß ich ein Weib nicht allein anſehen, ſondern ſogar heirathen und mit ihr zu Bett gehen ſoll.

Ja, das möchte ich! rief ſie lebhaft, Sie werden ſehen, welch' ein ganz anderes Leben in Ihnen erwacht! Denken Sie, wenn eine zahlloſe Familie von zwölf Kindern Ihnen folgte, Sie vorangehend! Alle Schätze der Erde würden Ihnen offen ſtehen.

Liebe Frau, das ſind Narrenspoſſen! rief er. Glauben Sie mir, ich bin ernſtlich froh, daß ich keine Kinder habe, denn Kinder ſchaffen Sorgen und machen frühzeitig den Mann alt und beugen ſeinen Rücken in Kummer und Elend. So bin ich ein Gelehrter, frei, ohne Sorgen, kann ganz meiner theuern Kunſt und Wiſſenſchaft leben. Ich könnte Ihnen noch mehr ſagen, doch Sie würden ſich kaum die Mühe geben und das Intereſſe dafür haben, das nöthig iſt, um mich zu verſtehen.

Sie ſind unverbeſſerlich! antwortete Frau Mengs und wandte ihm verdrießlich den Rücken.

Solcher Geſpräche wurden viele geführt zwiſchen den Beiden.

XIV.

Winckelmann war ein Gutſchmecker und ein Trinker geworden. Er hatte es jetzt vollauf, und ſein Grundſatz war, da er in der erſten Hälfte ſeines Lebens mit Entbehrung gekämpft, es in der zweiten Hälfte nachzuholen und ſo ziemlich alle die Genüſſe kennen zu lernen, von denen er früher nur in Büchern geleſen. Von der Tafel des Cardinals kam er zur Tafel eines reichen Banquiers, von da an den Tiſch eines Prälaten, und wieder von dort zu einem Fürſten; überall gab es die Fülle, und der nicht am mäßigſten Genießende war unſer Freund. Bei ſich zu Hauſe gab er kleine lucculliſche Abendeſſen, wo er höchſt Wenige, nur ſeine intimen Freunde, und eine neue junge Bekanntſchaft dazu einlud, und die Flaſche mit Orvieto und Lacrimae ging dort bis ſpät in die Runde, und Geſpräche wurden geführt, Aber Friedrich iſt Philoſoph zugleich. Aus dem klaren tiefen Bronnen der Wiſſenſchaft und Weisheit ſchöpft der Menſch für die heißen Tage des Helden Erquickung. Den ſtürmenden Entwürfen ſeines Ehrgeizes hält ein kluger Sinn der Mäßigung die Waage. Dabei iſt er ſo durchaus liebenswerth, ſo ganz geſalbter König der Geiſter, daß man ewig uneins iſt, ob man ihn in glühender Entzückung in die Arme ſchließen oder in ſcheuer Ehrfurcht vor ihm niederfallen ſoll.“

„Du ſchwärmſt, Achill. Dein Herz reißt dich fort. Ich verſichre dich, ich habe über dieſen Fürſten mehr Tadel als Lob gehört.“

„So macht es die Welt. Sie will Beweiſe. Sie glaubt einer ſchönen heiligen Intelligenz nie aufs Wort; ſie muß immer erſt Briefe und Siegel über die Göttlichkeit des Genius haben. Ich aber kenne dieſen Mann, ich ſehe in ihm meine Träume, meine Hoffnungen verkörpert. Ich habe erſt Inhalt und Bedeutung in meinem Leben gefunden.

zu denen es nöthig wurde, die Thür ſorgſam verſchloſſen zu halten.

Auch was das Aeußere betrifft, hatte er ſich verändert. Er trug jetzt das Koſtüm eines Abbate, über einen langen ſchwarzen Rock eine ſchwarze Binde mit einem blauen Streifen und einem weißen Rändchen, dann einen ſeidenen Mantel, ſo lang wie der Rock. Beinkleider von Sammet, Schuhe und Strümpfe und Schnallen. Dann ließ er ſich ein ſogenanntes Campagne-Kleid machen, einen kaffeebraunen Drap d'Abbeville-Rock mit goldenen Brandebourgs und dazu noch ein Reiſekleid von engliſchem Malletonne, den er zur Reiſe nach Neapel anlegte.

Er hatte es aufgegeben, jedem Reiſenden ſeiner Bekanntſchaft als Reiſecicerone zu dienen; nur regierende Fürſten machten eine Ausnahme, dieſe begleitete er und zeigte ihnen die Alterthümer. Doch bereuete er, daß er manchen von dieſen vornehmen Herren Nachrichten mitgetheilt, die dieſe mißverſtehend und wenig discret wieder zu Hauſe ausplauderten, wodurch manches Schädliche und Nachtheilige für ihn entſtand.

Madame Mengs hatte unterdeſſen ihren Plan, Winckelmann zu verheirathen, nicht aufgegeben und ſie benutzte jede Gelegenheit, die ihr zur Förderung dieſer Abſichten dienlich ſein konnte. So hatte ſie, da Mengs nun faſt ſchon ein halbes Jahr fort war und kürzlich Briefe von ihm angekommen waren, zur Feier ſeines Geburtstages eine kleine Luſtparthie veranſtaltet, die in einem hübſch gelegenen Orte im Gebirge abgehalten werden ſollte. Der Wagen war zu neun Uhr beſtellt, und es ſchlug ſchon zehn, nach der deutſchen Uhr berechnet, denn in Italien galt eine andere Bezeichnung der Stunden, und Winckelmann war noch nicht da. Der Kutſcher wurde ungeduldig und drohte fortzugehen, indem er andere Verpflichtungen zum Vorwand nahm. Madame Mengs und ihr alter Verwandter, ein pedantiſcher Gelehrter, der ſich dem Vergnügen angeſchloſſen, thaten ihr Möglichſtes, den erzürnten Mann zu begütigen; er ließ endlich den Wagen und die Pferde unter Aufſicht eines Sohnes zurück, und entfernte ſich ſelbſt. Jetzt kam Winckelmann eilig die Straße hinab. Er fand die kleine Geſellſchaft, geputzt und ungeduldig wartend, und machte auf's Beſte ſeine Entſchuldigungen. Man hatte ihn aufgehalten, er hatte müſſen zu ſeinem Bilde ſitzen, das eine hübſche deutſche Künſtlerin, Angelica Kaufmann, machte. Sie hatte ihn nicht fortgelaſſen, und mehrere vornehme Freunde, die der Sitzung beiwohnten, hatten ſich mit ihren Bitten vereinigt. Endlich war es ihm gelungen, und er war entſchlüpft. Nun, meine liebe Frau, wandte er ſich zu Madame Mengs, wohin geht's? — Sie nannte den Ort. — Oho! rief er, das iſt ja eine ziemliche Strecke Wegs bis dahin! — Gleichviel, wir müſſen hin; Sie wiſſen, das war ſtets Mengs' Lieblingsort! Was würde er ſagen, erführe er, daß wir anderswo ſein Wiegenfeſt gefeiert. — Nun gut, ſo laſſen Sie uns aufbrechen, es iſt ſchon ſpät, und werden wir zur Mittagsſtunde den Ort ſchwerlich erreichen.

O, was das betrifft, ich habe Vorrath mitgenommen, ſagte die Dame, wir können eſſen, wo es uns gefällt. Herr Winckelmann, hier iſt Annunciata, die Ihnen ihre Aufwartung macht! Annunciata, ich bitte Dich, grüße unſern Hausfreund. Wie finden Sie, daß ihr der Putz ſteht? Das Tüchelchen, das ſie um den Hals trägt, iſt ein Geſchenk von Raphaël.

Winckelmann lobte das junge Mädchen, das blöde und etwas ungeſchickt vor ihm ſtand.

Und hier iſt mein guter alter Vetter, Camucci, fuhr Madame Mengs fort, den alten pedantiſchen Gelehrten vorſtellend. Die Herren kennen ſich wohl ſchon. Camucci hat trotz ſeiner Zerſtreutheit nicht vergeſſen, ſeinen Neffen mitzubringen, damit der junge Menſch helfe, wo man ſeiner bedarf. Matteo, begrüße den vornehmen Herrn, den Freund unſeres Meiſters.

Ein ungeſchickter Kratzfuß war die Folge dieſer Aufforderung.

Jetzt ſetzte ſich die Geſellſchaft in Zug. Im Platz nach hinten im Wagen, der für den anſtändigſten und bequemſten gehalten wurde, nahmen Frau Mengs und Winckelmann Platz, vorn ſaßen der Gelehrte und Annunciata; auf dem Kutſcherbock hatte ſich neben dem Wagenlenker Matteo angeſiedelt, der einen mächtigen Korb auf ſeinen Knieen ſchaukelte und noch dazu eine Menge Bündelchen und Päckchen um und an ſich hatte. Der Wagen ging ſehr langſam; als man zur Eile aufforderte, hieß es, der Herr des Wagens hätte bei ſeinem Abgehen den Befehl zurückgelaſſen, das Pferd nicht zu ſehr anzuſtrengen. Man mußte ſich alſo dieſen Schritt, der eher für einen Leichenwagen paßte, gefallen laſſen. Kaum war man ein paar Straßen gefahren, als es ſich zeigte, daß Madame Mengs etwas Wichtiges vergeſſen hatte; Matteo mußte alſo von ſeinem hohen Kutſcherſitz herab und das Vermißte holen. Während deſſen ſtand der Wagen in der brennendſten Sonnenhitze auf der Straße ſtill. Winckelmann ſeufzte; Madame Mengs machte ihn auf Annunciata aufmerkſam. Haben Sie je, flüſterte ſie ihm zu, ein Mädchen geſehen, das ſo ruhig ſitzt, ſich gar kein Zeichen von Ungeduld anmerken läßt? Ein vortrefflicher Charakter für eine künftige Hausfrau. Winckelmann lächelte und ſchwieg. Die gefundenen Sachen kamen, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Jetzt war man außerhalb der Stadt und der Weg ſtieg langſam aufwärts; war es früher ſchon langſam gegangen, ſo war es jetzt faſt nicht auszuhalten; Winckelmann und der alte Gelehrte ſtiegen aus und gingen zu Fuß, indem ſie ihre großen Regenſchirme gegen den Stich der Sonne aufſpannten.

Der alte Gelehrte benutzte die Zeit, um mit Winckelmann einen Streit über die Form der alten Wagen anzuknüpfen. Von den Wagen ging es auf andere Gegenſtände über, und zuletzt befand man ſich in einem vollſtändigen Zerwürfniß über die Hauseinrichtungen der Römer und Griechen.

Es iſt ſonderbar, Herr Camucci, ſagte endlich Winckelmann, daß Sie ſich in einen Streit mit mir einlaſſen über dieſe Gegenſtände, über die ich gerade jetzt ſchreibe und die ich daher genau wiſſen muß.

Und ich? rief der Gelehrte, wie ſteht es mit mir? Ich habe in meinem Leben nichts Anderes gethan, als mich um dieſe Dinge bekümmert. Ich weiß ſo genau die Hauseinrichtung eines alten Gebäudes, als wäre es meine eigene Kammer. Davon will ich Ihnen gleich einen Beweis liefern. Er blieb ſtehen und zeichnete mit ſeinem Stock die Stelle der Möbel in einem antiken Hauſe. Winckelmann ließ ſich erſchöpft auf eine Bank nieder, die am Wege ſtand. Er war entſchloſſen, durch keinen weitern Widerſpruch das Geſpräch neu aufzuregen; der pedantiſche Gelehrte ſiegte alſo, indem Winckelmann ſchwieg. Er ſtieg wieder in den Wagen. Madame Mengs fragte ihn aus über die Sitzung. Was ſoll ich Ihnen ſagen, Frau Mengs, ſie haben mir Alle ſchöne Dinge geſagt. Die Malerin ſagte mir ſogar über mein Geſicht die angenehmſten Einfälle; ſie ſprach über meine Augen, und wiſſen Sie, wie ſie dieſe nannte? Verliebte Augen! Nun, das hat mir noch Niemand geſagt; dieſen Ausdruck müſſen ſie erſt hier in Italien angenommen haben.

Und ich weiß, welch ein Gegenſtand ihnen den Ausdruck gegeben hat, ſagte die Frau mit einem Seitenblick auf Annunciata.

Winckelmann fuhr fort, ohne dieſen Wink zu verſtehen; Angelica Kaufmann iſt ein reizendes Geſchöpf, voll Muthwillen und Schalkheit. Es war auch ein Landsmann von mir da, ein junger Deutſcher, ein Dichter, ſie nannte ihn Goethe. Auch der ſagte mir Schönes über meine Schriften. Kurz, ich wurde, um es mit einem Worte zu ſagen, vergöttert.

Ei, wenn das Mengs wüßte, wie würde ihn das freuen! ſagte die Frau. So lange er hier war, umgab noch nicht dieſer glänzende Schein Ihr Haupt, theurer Freund. Es gab Tage, wo Sie ſich vernachläſſigt und hintenangeſetzt fanden. Erinnern Sie ſich, als die Frau von Lecke oder Recke hier war. Dieſe eigenſinnige Dame ſuchte ſich einen andern Führer zu ihrem Begleiter aus.

Dies war nur vorübergehend! rief Winckelmann; auch wünſchte ich die Bekanntſchaft der Frau von der Recke aus einem andern Grunde, ſie ſollte mir Nachrichten von einem Freunde geben. Es ärgerte mich, daß ſie das nicht that.

Und wiſſen Sie auch, warum ſie es nicht that? rief Frau Mengs. Man hatte Sie bei ihr verklatſcht. Es hatten ihr böswillige Leute von Ihrem Uebertritt zum Katholicismus erzählt, und das war es, was die fromme Dichterin empörte. Es giebt Frauen, die über die Angelegenheit der

Religion nicht hinwegkommen können. Mir iſt es gleichgültig. Was will die Angelica Pausmann, oder wie ſie ſich nennt, mit dem Bilde machen? Ich denke, ſie macht mir ein Geſchenk damit, mir oder vielmehr Mengs, ihrem alten und erſten Freunde hier in Rom.

Ich will ihr Ihren Wunſch mittheilen, erwiderte Winckelmann; ich glaube aber nicht, daß ſie darauf eingeht; ſie arbeitet das Bild für einen Kupferſtich aus.

Es giebt ſchon eines von Maron von Ihnen; bemerkte die Frau des Malers.

Und noch zwei andere, rief Winckelmann. Mein Himmel, hätte man mir das geſagt, als ich in Seehauſen ſaß und meinen einzigen Rock flickte, wahrlich, ich hätte es nicht geglaubt, daß man ſich um mein Bild reißen würde! Beim Himmel, wenn ich bedenke, welchen Weg das Schickſal mit mir genommen, ich kann nicht anders als dankbar ſein. Nur etwas früher hätte ich dieſe Glücksbegünſtigungen gewünſcht.

Früher! und weshalb früher? rief die Freundin; es iſt noch immer Zeit, ſich nach einem anſtändigen häuslichen Glück umzuſehen. Ihr Körperliches iſt wohl erhalten, Sie ſehen viel jünger aus, als Sie ſind. Findeſt Du das nicht auch, Annunciata! Still, Kind, was haſt Du? Warum ſchielſt Du immer nach oben? Das Gepäck des armen Matteo hindert Dich, oder glaubſt Du, daß er es nicht tragen kann, daß ihm Manches dort entſchlüpft? Matteo, Du Galgenſtrick, wenn Du etwas von dem Dir Anvertrauten fallen läßt, ſo haſt Du es mit mir zu thun! Hörſt Du? Gieb Acht auf alle Deine Päckchen und Bündelchen!

Eine Verſicherung von Matteo, daß Alles auf's Beſte gehen würde, diente als Antwort auf dieſe Frage. Frau Mengs wandte ſich wieder zu ihrem ſchwer zu bearbeitenden Gefährten. Nicht wahr? fragte ſie, Sie denken jetzt nicht mehr daran, wieder nach Deutſchland zurückzukehren?

Der Cardinal läßt mich nicht fort; ich bin ihm Eins und Alles; ſagte Winckelmann. Wenn ich einmal bei einem ſeiner feſtlichen Abendeſſen fehle, ſo iſt er übler Laune. Aber freilich, er iſt ſchon über ſiebenzig Jahre, ewig kann er nicht leben.

Und wenn er todt iſt, ſo haben Sie andere Freunde, die Sie nicht verlaſſen, rief Madame Mengs. Da iſt der ſardiniſche Geſandte, der um Sie wirbt, wie ein Mann um ein Mädchen, und noch viele Andere, meine und Mengs unbedeutende Perſönlichkeit nicht zu vergeſſen.

Liebe Freundin, Mengs wird nicht aus Spanien zurückkehren; Sie werden ihm dahin folgen müſſen.

Madame Mengs ſeufzte. Ich thue es ungern, weiß Gott, ich gehe nicht gern aus Rom fort. Aber der arme Mann hat eine Frau nöthig, die ihm ſeine Wäſche in Ordnung hält, und ihn verhindert, zu viel Geld wegzuſchleudern. Ach und wie ſoll ich fortgehen, nun ich weiß, daß hier Freunde nachbleiben, die unverſorgt ſind. Wenn Sie ſich entſchließen, lieber Winckelmann, unterdeſſen, da ich noch hier bin, raſch zu heirathen und ſich einen Hausſtand einzurichten, glauben Sie mir, ich würde alsdann das Schickſal ruhig über mich walten laſſen, und wenn es mich in das ſtille Weltmeer riefe, oder ſonſt nach einem unbekannten Fleck unſrer Erde.

Kümmern Sie ſich darum nicht, theure Freundin! rief Winckelmann, Ihre Freunde werden ſelbſt für ſich ſorgen.

Madame Mengs ſeufzte. Wie langſam es vorwärts geht, ſagte ſie nach einer Pauſe. Und Du, Matteo! Was, zum Kuckuk, haſt Du Dich immer umzuſehen? Was ſchielſt Du ſtets zurück in den Wagen? Halt die Pferde an, Dein alter Oheim will wieder einſteigen. Es iſt ganz unartig, Caſeit dem er erſchienen iſt. O warum kann ich nicht ſeiner Thaten Werkzeug ſein!"

„Schweig, ſo ſpricht kein Mann. Du biſt in deiner Bewunderung zum Weibe geworden. Ich kenne dich nicht mehr; ich kenne in dir den kalten ſtolzen Tadler der Welt nicht mehr, den Philoſophen der prüfend und zweifelnd auf jede hervorſtechende Erſcheinung herabſah."

Achill ſah mich mit einem überraſchten Blick an. „Erkenne daran des Mannes Größe und die Wirkung die er auf ſeine Umgebung äußert, daß er mich ſo umgewandelt hat," erwiederte er ernſthaft. Ich ſchwieg; unſer Geſpräch nahm bald darauf eine andere Richtung. In früher Morgenſtunde langten wir in Bamberg an.

mucci, daß Sie ausgeſtiegen ſind; es hält nur den Wagen auf. Nun laß zufahren, Matteo.

Der zerſtreute alte Gelehrte machte eine Entſchuldigung, indem er ſich neben Annunciata drängte und ſeinen Regenſchirm zuklappte. Bald darauf machte man Halt, um das Pferd verſchnaufen zu laſſen. Madame Mengs faßte Annunciata unterm Arm und Beide gingen mit einander am Ufer des Baches ſpazieren. Matteo mußte bei den Pferden bleiben, weil der Kutſcher einen Auftrag zu beſorgen hatte. Die beiden Gelehrten fanden ſich wieder im Streite mit einander. Winckelmann hatte ein Stück vom Boden aufgenommen, das ſich als ein Fragment eines antiken Mauerbezugs auswies. Sie unterſuchten es Beide. Es iſt ein Stück von der Mauer eines öffentlichen Gebäudes, man ſieht es aus der Sorgfalt, mit der es gemacht worden. Die Mauern wurden von Ziegeln gemacht, die dann mit marmornen Platten belegt werden, wie man es am Portikus des Pantheon ſieht. Siebenmal wurde eine ſolche antike Mauer mit Mörtel beſtrichen, wie Vitruv erzählt, jeder Auftrag dicht geſchlagen und zuletzt mit geſtoßenem und feingeſiebtem Marmor überzogen. Eine ſolche Bekleidung iſt doch nicht über einen Finger dick. Es war demnach eine übertünchte Mauer ſo glatt wie ein Spiegel, man machte Tiſchblätter aus ſolchen Stücken Mauerwerk.

Ja, rief der Gelehrte, man ſieht dieſe Gattung Mauer auch in den Bädern des Trajan.

Nicht des Trajan, rief Winckelmann, ſondern in dem Waſſerbehälter der Bäder des Titus; dann in der ſogenannten Sette Sale und in der Piscina mirabili bei Bajä. Man iſt nicht im Stande, von den Wänden und Pfeilern die Bekleidung abzuſchlagen, ſie iſt ſo hart wie Eiſen, und glatt wie ein geglätteter Spiegel.

Santes Bartoli ſpricht von dieſer Art Wandbekleidungen, ſagte Herr Camucci.

Bitte um Verzeihung! rief Winckelmann, er ſpricht von etwas ganz Anderm, er führt die Wände an, die ganz mit kupfernen Platten belegt waren, ſo wie der Tempel des Jupiters zu Antiochien mit vergoldeten Blechplatten ſich zeigte.

Ganz recht, dieſe Zimmer wurden bei Bajä entdeckt! rief der Gelehrte.

Nicht bei Bajä! rief der andere Gelehrte, unweit Marino bei Rom wurden ſie entdeckt, an einem Orte, welcher ehemals ad Bovillas, jetzt aber alle Fratocchie heißt. —

Ei, bei Leibe! Es war in Bajä.

Wo denken Sie hin? Theurer! rief der Streiter; die berühmte Vergötterung des Homerus im Palaſt Colonna wurde ja da gefunden. Man glaubt, daß hier ehemals eine Villa des Kaiſers Claudius geſtanden.

Die wurde im Tricinium entdeckt.

Winckelmann wandte ſich entrüſtet ab. Mit Ihnen iſt nicht zu ſtreiten; Sie wiſſen die Dinge nicht, die unter Ihren Augen geſchehen ſind. Lernen Sie beſſer Ihre Zeit begreifen. Sie haben geſchlafen, Herr Camucci, die ganze Zeit über funfzig Jahre haben Sie geſchlafen und nichts geſehen und nichts gelernt.

Mein Gott! Welch ein Streit! rief Madame Mengs. Iſt es nicht den Herren gefällig einzuſteigen; es ſoll wieder vorwärts gehen. Um was, um's Himmelswillen, entſtand der Zank?

Um ein Stück Mörtel, rief Winckelmann lachend.

Nun, die heilige Jungfrau ſteh' mir bei, wenn das ein triftiger Grund iſt, warum Männer, die doch längſt die Kinderſchuhe ausgetreten haben, ſich in die Haare fallen! rief Frau Mengs erhitzt. Könnt Ihr denn nicht, wie es andere Leute thun, harmlos mit einander plaudern? Muß denn immer die Sache durch Streit entſchieden werden?

Herr Winckelmann glaubt, weil jetzt alle Welt ihm ſchmeichelt, ſagte der pedantiſche Gelehrte, daß er jeden Forſcher und bekannten Gelehrten, vor ihm, auf den Fuß treten kann, ungeſtraft. Das iſt eine üble Angewohnheit der berühmten Leute heutzutage. Zu meiner Zeit war dies nicht der Fall, da war man beſcheiden, rückſichtsvoll. Ich kann mich noch beſinnen, wie ich einen Streit hatte mit Arnold Piccini, Piccini contra Camuzzi, wie artig gingen wir mit einander um, obgleich wir uns gegenſeitig wenig mehr als die Hälſe brachen, wie die gelehrte Welt bezeugte.

Gott! Welch' ein Lärm iſt das! rief hier Frau Mengs, und legte ſich mit halbem Leibe aus dem Wagen. Die Heiligen ſeien uns gnädig! Der elende Bube, der Matteo, hat wahrhaftig den Korb mit der Fiſchpaſtete fallen laſſen! Teufelsjunge, willſt Du wohl aufmerkſam ſein! Der Korb geht auf, die Paſtete rollt hervor; halt, halt! ſie fällt in den Graben! Halt! Ihr nach! —

Matteo ſprang herab und haſchte die Paſtete, die eben über den Rand des Grabens ſchlüpfen wollte, um ſich mit dem Schmutz deſſelben, den ſie für die ihr zuſtändige Sauce hielt, zu miſchen. Er wandte ſich, feuerroth vor Scham und Zorn im Geſicht, gegen Madame Mengs und rief erbittert: Wenn Sie, Madame, die Geſchicklichkeit haben, zwölf Sachen zu halten, und doch noch Platz für ein Dreizehntes behalten, dann haben Sie recht, über meine Ungeſchicklichkeit zu ſchelten. Hier, das Nähkäſtchen des Fräuleins Annunciata hatte ich zu bewahren.

Wer gab Dir das Nähkäſtchen? forſchte die Erzürnte weiter. Iſt es je erhört, daß junge Burſchen mit Nähkäſtchen ſich herumſchleppen?

Ich gab es ihm, liebe Tante! rief Annunciata verlegen. Ich hatte keinen Platz in meinem Schooße, wo ich Ihre Haubenſchachtel tragen muß.

Nun, kann man eine beſſere Entſchuldigung machen? Sei ruhig, mein Mädchen, ich ſage ja zu Dir nichts! ſagte Frau Mengs. Wir Weiber ſind ja obenein immer die Sündenböcke, wenn uns etwas zerbricht oder fällt, obgleich die Männer recht gut wiſſen, daß ſie die eigentliche Schuld tragen. Sie blickte dabei Winckelmann mit einem Blick des Vorwurfs an.

Gilt das mir, Madame? fragte dieſer überraſcht.

Haben Sie nicht das arme Ding mit dem Fuß eben geſtoßen? ſagte Frau Mengs. Man kennt eine ſolche geheime Zeichenſprache; aber ſie iſt hier ganz nutzlos.

Ich verſichere Sie, rief der Gelehrte, ich habe das Fräulein nicht angerührt.

Frau Mengs athmete tief. Wir wollen das nicht näher unterſuchen, rief ſie. Nun iſt die Paſtete wieder in ihrem Korbe, ſagte ſie zu dem jungen Menſchen. Ich will hoffen, daß Du nichts davon auf der Straße haſt liegen laſſen; es würde dann ohne Zweifel ein Gelehrter kommen und ſie für ein Stück antiken Mörtels halten.

Dieſer Spaß fand allgemeinen Beifall. Der ganze Inhalt des Wagens lachte, und ſo lachend fuhr er vor die Schenke, die das Ziel der kleinen Reiſe war. Die Damen ſtiegen aus, von den Herren unterſtützt. Matteo wickelte ſich von ſeinem hohen Sitz, von all' den ihn umgebenden Sachen los, und kam an den Wagen, um Madame Mengs demüthig um Verzeihung zu bitten und ihr die Hand zu küſſen, eigentlich aber, um ſich mit Annunciata zu beſchäftigen, der er den Arm reichen wollte, um ſie in's Haus zu führen. Allein die Tante kam dazwiſchen. Was willſt Du, Schmutzbartel! redete ſie ihn an. Laß ſie ſogleich los; um Damen zu führen, muß man feiner und anſtändiger ſein, als Du es biſt. Hier der berühmte Gelehrte wird dieſe Pflicht hoffentlich mit Vergnügen erfüllen. Geh' Du in die Küche und ſieh, was zu unſerm Mahl vorhanden iſt. Was iſt das für ein Lärm im Hauſe?

Herr Camucci hatte unterdeſſen das Haus unterſucht und kam eben mit dem Wirth und meldete, die Zimmer, welche die Geſellſchaft für ſich beſtimmt, ſeien beſetzt worden. Zwei vornehme Cavaliere aus Neapel ſeien darin abgeſtiegen und hielten da Tafel.

Der Aerger hierüber, den Frau Mengs empfand, wurde gemäßigt durch die Nachricht, es ſeien vornehme Cavaliere. Man entſchloß ſich, ein Zimmer im Gartenhaus in Beſchlag zu nehmen. Hier wurde der Tiſch gedeckt und mit den mitgebrachten Delicateſſen beſetzt. Frau Mengs und ihre hübſche Nichte ordneten Alles an, Matteo brachte mit dem Wirth die Speiſen, die in der Küche bereitet wurden. Den Wein ſetzte Herr Camucci auf die Tafel. Als Alles fertig war, ſetzte man ſich fröhlich um den Tiſch, und ein Lied wurde angeſtimmt, das zu des abweſenden Mengs' Lieblingsliedern gehörte, und bei welcher Gelegenheit man ſeiner dachte, ihn leben ließ und ſeine Einrichtung in Spanien beſprach. Frau Mengs ſtellte jetzt die gerührte Wittwe dar; ſie wiſchte ſich die Thränen aus dem Auge, hatte dabei aber immer noch Zeit, auf ihre Nichte zu ſehen, die ſie an Winckelmann's Seite geſetzt hatte.

Eine glückliche Ehe, ohne Zweifel, iſt die Ihrige, liebe Freundin! rief Winckelmann.

Eine ſehr glückliche, erwiderte die Frau ſchluchzend, eine ſo zufriedenſtellende, wie ich ſie jedem guten Mann wünſche. Mengs kam hierher nach Italien, er wußte von den hieſigen Frauen gar nichts und achtete ſie nicht beſonders, da lernte er mich kennen, ich war aus niederem Stande, nicht gelehrt, nicht gebildet, man hätte denken ſollen, nichts hätte ſich ſchlechter mit dem berühmten Maler vertragen, als eine ſolche Frau; dennoch nahmen wir einander, und Keines hat es bereut. Ach, Freund Winckelmann, die Ehe iſt doch eine gar herrliche Sache!

Ich glaub's, nur muß man früh dazu ſchreiten! rief der Angeredete.

Annunciata iſt nicht der Anſicht! Sie liebt die etwas reife Gattung der Männer. Iſt es nicht wahr, liebes Nichtchen? Was der Burſche für Geſichter ſchneidet? Matteo, gieb doch Achtung auf Deinen Braten, den Du trägſt.

Madame, die Schüſſel iſt ſehr heiß! war die Antwort.

Er ging hinaus, um nach dem Pferde zu ſehen. Der Lärm im Nebenhauſe wurde wieder ärger, Winckelmann lehnte ſich an's Fenſter, um hinüber zu ſehen; indem kam Annunciata in den Hof, um ſich die Hände am Brunnen zu waſchen; zu ihr geſellte ſich der junge Menſch. Er umfaßte ſie und raubte ihr einen Kuß. Sei nur getroſt, rief er, die Zeit wird auch vorübergehen; die Madame wird merken, daß ſie mit dem fremden Herrn nichts ausrichtet, und Du wirſt wieder mir gehören.

Ach Gott! Aber die Plage! rief das Mädchen faſt weinend; ich muß mich verliebt ſtellen, und das kann ich nicht.

Heuchle etwas, mir zu Liebe! rief Matteo. Und von nun an wurde Kuß auf Kuß getauſcht. Winckelmann zog ſich vom Fenſter zurück. Alſo ein Liebespärchen, rief er, und ich ſoll das Glück des armen Burſchen ſtören. Nimmermehr! Er ging mit Cammucci im Garten ſpazieren; plötzlich hörten ſie ein Geſchrei, das aus dem Zimmer der fremden Cavaliere hervorzukommen ſchien. Winckelmann eilte dahin. Die Thür war verſchloſſen; er klopfte an, Niemand öffnete. Matteo eilte im Vorſaale unruhig umher. Was giebt's hier? fragte der Gelehrte. Mein Herr, nichts Gutes! Ich kann nicht hinein, und der Kutſcher iſt fort, der mir helfen ſoll die Thür zu erbrechen! Der ſchurkiſche Wirth hat ſich weggemacht.

Was bedeutet denn der Schrei?

Er wurde von unſeren Damen ausgeſtoßen, ſagte der junge Menſch, zitternd vor Aufregung.

Wenn Sie Muth haben, helfen Sie mir die Thür einrennen.

Von unſeren Damen? wiederholte Winckelmann. Sind ſie denn nicht im Gartenhaus?

Das haben ſie ſchon lange verlaſſen, antwortete der unglückliche Diener. Madame Mengs ging mit Annunciata, um hier an der Thür nach dem Lärm, der von hier herauskam, zu lauſchen. Plötzlich wurde die Thür aufgemacht, und ſie hineingezogen. Seitdem fallen erbärmliche Späße vor und man geht mit unſeren Damen ſchlecht um. Ich habe geklopft und gewüthet, man antwortet mir nicht. Die Cavaliere ſcheinen betrunken. Jetzt fangen die Damen an zu ſchreien, und da kann ich nicht anders als die Thür erbrechen.

Freilich, das wollen wir auch ſofort thun! rief der helfende Freund muthig. Komm, lehne Dich mit aller Gewalt hier an dieſe Breter! So, nun geht's! Die elenden Dinger ſind morſch! Ha! Da haben wir's. Die Thür wich den vereinten Beſtrebungen. Hereingedrungen, ſahen ſie die Damen auf dem Schooße der Cavaliere: der ältere hielt Annunciata, der jüngere hatte ſich der Madame Mengs bemächtigt, die ſo heftig geſchrien hatte und jetzt, da ſie Winckelmann eintreten ſah, freudig ausrief: Gott ſei gelobt, da zeigt ſich un-

Ich habe noch zu berichten wie mein treuer Georg wieder in meine Dienſte gekommen. Der einfältige Sinn dieſes Naturſohnes hatte von den künſtlichen Beſtrebungen der „Seelenfänger“ nur auf kurze Zeit beſtrickt werden können. Er kam wieder zur Beſinnung, das heißt, zu mir zurück. Dies iſt die einfache Geſchichte meines treuen Knaben. Das Reſultat dieſer Verfolgungen war jedoch, daß Georg jetzt ein entſchiedener Skeptiker geworden; daß keine Religionsmeinung, ſie mochte Namen führen welche ſie wollte, mehr irgend einen Eindruck auf ihn machte. „Ich gehe mit Ihnen, Herr,“ ſagte er mir oft, „und wenn Ihr Weg zur Hölle führte, mir gleich. Ich glaube in der Hölle hat man einen treuen Diener nöthiger als hier auf der Oberwelt.“ Aber Georg ſer Retter. Mein Herr, wollen Sie mich jetzt gleich loslaſſen.

Sie ſprang vom Schooße herab, brachte ihre Kleider in Ordnung, heftete um ihren Buſen wieder das Umſchlagetuch und trat jetzt den hereingedrungenen Männern entgegen, indem ſie ſich an den Arm Winckelmann's hing. Annunciata wurde noch feſt gehalten.

Wer zum Teufel iſt dieſer Ruheſtörer? rief der Mann zornig, der die Madame Mengs freigegeben hatte. Wie? mein Herr; Sie unterſtehen ſich, in mein Zimmer einzudringen, das man abſichtlich verſchloſſen hat? Wer ſind Sie? —

Freund! rief der andere Cavalier, in Deiner Stelle würde ich nicht fragen, ſondern den ſaubern Herrn durch den Wirth oder ſeine Knechte die Treppe hinunterwerfen laſſen. Annunciata hatte ſich nun auch frei gemacht und geſellte ſich zu ihrer Tante. Beide Frauen ſchlüpften aus der Thür, die Winckelmann noch immer hielt; draußen warteten ſie auf den Ausgang des Streites.

Wer ich bin? fragen Sie, rief Winckelmann; mein Herr, ich bin erbötig, Ihnen darauf zu antworten, ſobald ich erfahren haben werde, daß Sie wiederum den freien Gebrauch Ihrer Sinne haben. Für's Erſte erfahren Sie, daß die Damen ſich unter meinem Schutz befinden, und daß ich jeden Verſuch, ihre Ruhe zu ſtören, ahnden werde.

Prahler! rief der ältere Cavalier, das wollen wir ſehen. Ziehen Sie den Degen! Ah! Sie haben keinen, da ſieht man, was für ein Kunde Sie ſind!

Ich bin Geiſtlicher, und trage keine Waffe, antwortete der Angegriffene ruhig; doch weiß ich ſie zu führen, denn ich war Student in Jena und in Halle. Beſtimmen Sie die Zeit und ich werde Ihnen gern zu Dienſten ſtehen.

Der Jüngere trat hier zu dem Aelteren und flüſterte ihm ein paar Worte in's Ohr, wovon Winckelmann nur die Aeußerung verſtand: In Neapel hab' ich den Herrn bei der Tafel des Königs geſehen! Nehmen Sie ſich mit ihm in Acht. Der Aeltere ſteckte den Degen, den er ſchon gezogen hatte, wieder ein und rief nach einer Pauſe: Das ſind Bagatellen, mein Herr, ſolche Sachen kommen überall vor; wir wollen es hier nicht ſo ſtreng nehmen. Wollen wir von dem Vorfall nicht mehr ſprechen.

Gut, alsdann bitten Sie die Damen um Verzeihung wegen Ihres Betragens gegen ſie! rief Winckelmann ſtreng und gebietend. Die ältere Dame iſt die Frau des königlichen Hofmalers, Profeſſor Mengs, die jüngere iſt ihre Nichte.

Ach, Madame! rief der Cavalier ſich verbeugend, hätten wir ahnen können, daß die Frau eines ſo berühmten Mannes —

Ich habe es Ihnen ja geſagt, rief die Dame, aber Sie glaubten mir nicht. Und dieſer Herr, der uns ſo edelmüthig beſchützt, iſt der berühmte Winckelmann.

Wir haben von ihm gehört, rief der Jüngere, und freuen uns ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ihre Hand, mein Herr! Nicht wahr, Sie wollen den ganzen ärgerlichen Vorfall vergeſſen ſein laſſen? Was uns betrifft, wir ſind zwei Cavaliere aus Turin, der Marcheſe Torendo, und ich habe die Ehre, mich Ihnen als den Principe Algorotti zu empfehlen.

Winckelmann machte eine ſtumme Verbeugung, Madame Mengs ließ ſich's aber nicht nehmen, eine höchſt umfaſſende Entſchuldigung von ihrer Seite zu machen, die ſie mit vielen Knixen und Verbeugungen anbrachte. Auch ihren Retter überhäufte ſie mit Dankſagungen. Bei meiner Ehre und bei dem Namen der allerheiligſten Jungfrau, waren Sie tapfer, Herr Winckelmann, und wußten Sie ſchon, gegen wen Sie dieſe kühne, herausfordernde Sprache führten? —

Mir gleich! rief der Gelobte kalt und ſtreng.

Weiß ſich ein Mann nicht aufzuführen, wie es ehrlichen Frauen gegenüber geziemt, ſo bin ich bei der Hand, ſie zu vertheidigen, und ſei er noch ſo vornehm. Gerade die vornehmen Schufte ſind die ärgſten und ihnen gebührt eine Zurechtweiſung.

Unſere Unvorſichtigkeit war an Allem ſchuld, erwiderte Madame Mengs. Wir gingen hin und lauſchten, das hätten wir nicht thun ſollen. Denken Sie, der Eine war ein Principe!

Um ſo mehr hätte er Sitte üben ſollen! rief der Gelehrte. Sind unſere Vornehmen leichtfertig und laſterhaft, von wem ſoll denn das Volk die paſſenden Umgangsmanieren lernen? Indem er dies ſprach, fühlte er ſeine Hand feurig gedrückt; es war Matteo, der nicht anders wußte ſeine Bewunderung und ſeinen Beifall dem Beſchützer ſeiner Annunciata zu ſagen.

Man ging wieder in den Garten. Es war Zeit aufzubrechen; das Geſchirr war gepackt, da meldete Matteo, daß der Kutſcher mit dem Pferde und dem Wagen fortgezogen ſei und hinterlaſſen habe, er würde für heute nicht wiederkommen. Der Zorn der Madame Mengs und die Verlegenheit der Geſellſchaft war groß. Mit vieler Mühe erlangte man zwei Mauleſel, auf dieſen mußten nun ſämmtliche Perſonen und auch das Gepäck Platz finden. Signore Camucci ſetzte ſich auf einen Mauleſel und nahm Madame Mengs hinter ſich, auf dem andern nahm Winckelmann Platz und hatte die Verpflichtung, die ſchöne Annunciata, die höchſt befangen und verlegen war, zu beſchützen, Matteo, mit dem Gepäck bepackt, ging zu Fuße. Fluchend auf den ungetreuen Kutſcher und lachend über die eigenen Unbequemlichkeiten, ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft in Zug. Man verwünſchte die ganze Parthie, denn ſie hatte faſt nichts als Unannehmlichkeiten erzeugt. Als man einen Hügel herunterritt, begegnete ihnen noch faſt die größte Widerwärtigkeit, Annunciata nämlich fiel vom Eſel hinab und rollte ein paar Schritte dem Abgrund zu. Ein fürchterliches Geſchrei erhoben Camucci und Madame Mengs, Winckelmann ſah ſtumm und entſetzt dem Mädchen nach, Matteo warf ſchnell all' ſeine Bündel und ſein Gepäck ab, und erhaſchte ſie noch zur rechten Zeit, da ſie eben einem Abgrund nahe war. Er brachte die Ohnmächtige zurück und ſetzte ſie auf einen Stein am Wege. Ihre Tante pflegte ſie auf's Beſte, indem ſie zugleich Winckelmann Vorwürfe machte.

Ich will verdammt ſein, rief dieſer, wenn ich weiß, wie das geſchah. Warum ſchlangen Sie Ihren

Arm nicht um mich, Mademoiſelle, dann hätte Ihnen das Unglück, herabzufallen, nicht zuſtoßen können. Annunciata entſchuldigte ſich erröthend.

Wie kann man auch verlangen, rief Madame Mengs, daß junge Mädchen ohne Weiteres die Männer umſchlingen ſollen! Ei, Herr Winckelmann, das war eben kein lobenswerther Zug Ihrer Galanterie! Das arme Mädchen hätte Arme und Beine brechen können! Sie werden erlauben, daß ich ihre Stelle einnehme. Herr Camucci iſt, er mag ſonſt ſein, was er will, doch ein ſicherer Reiter und ein handfeſter Beſchützer. Komm, Annunciata, ſetze Dich hier zu dieſem Manne! Ich kann Dich verſichern, daß Du da mehr geſchützt biſt.

Winckelmann hatte bei dieſem Tauſch nun den Vortheil, daß er die Schwätzerin dicht an ſeinem Ohre hatte. Madame Mengs ſchloß ſich, nicht verlegen, feſt an ihren Nebenmann an, und es ging nun ohne fernere Störung weiter. Als die Frau jetzt wieder von ihren Heirathsplänen anhub, ergriff ihr Führer die ſichere Gelegenheit, ſie von dem Liebesverſtändniß zwiſchen den jungen Leuten, das er zufällig belauſcht hatte, in Kenntniß zu ſetzen. Er drang jetzt in ſie, demſelben kein Hinderniß in den Weg zu ſetzen, indem er auf jeden Plan in Betreff Annunciata's verzichtete.

Ei! rief die Dame, wie werde ich einem Habenichts mein ſchönes Kind geben?

Wenn der junge Burſche jetzt auch arm iſt, rief Winckelmann, ſo wird er es doch nicht immer bleiben. Er iſt Schreiber in der Kanzlei eines Advokaten, hab' ich gehört; dieſe Schreiber verdienen ſich mit der Zeit ein artiges Capital und haben die Anwartſchaft, immer höher zu rücken. An Fleiß fehlt es dem Burſchen nicht; ich werde ſeine Kenntniſſe prüfen, und finde ich ſie der Art, daß ich ihn ohne Scheu bevorworten kann, ſo werde ich es Ihnen zu wiſſen thun, und nöthigenfalls ſelbſt eine kleine Summe hergeben, damit ihm nur für's Erſte geholfen werde. Sein Oheim, der alte Camucci, kann nicht ewig leben, von ihm erbt er auch. Bedenken Sie das Alles, liebe Freundin, und laſſen Sie mich aus dem Spiele bei den Plänen, die Sie für die Zukunft des Mädchens machen; ich nehme ſie doch nicht, Sie mögen anfangen, was Sie wollen.

Bei dieſer beſtimmten Erklärung verſank Frau Mengs in Nachdenken. Nach langem Hin- und Herreden entſchloß ſie ſich endlich, von der beabſichtigten Verheirathung des berühmten Gelehrten ganz abzuſtehen; aber die Heirath des jungen Menſchen ſchien ihr ein zu gewagtes Spiel. Sie verſprach, ſich die Sache näher zu überlegen.

Somit ſchloß ſich der Tag und die Reiſepartbie.

XV.

Man kann ſich denken, daß Winckelmann oft nach Deutſchland und an ſeine dortigen Freunde zurückdachte. Von allen dieſen war ihm der junge Aurelius der liebſte, und er dachte ſchon daran, ihm irgend eine ſeiner kleinen Schriften zu widmen, als Zeichen der Anhänglichkeit und Freundſchaft, dann fiel es ihm aber ein, wie man dieſen Schritt mißverſtehen könnte; er wußte, daß Arlo nur mit Schwierigkeit und gebrochen las, was ſolle das alſo bedeuten, ihm eine Schrift zu widmen, von deren Inhalt er doch nichts verſtehen würde. Er begnügte ſich alſo, einem ſeiner anderen Freunde, einem jungen Liefländer, die Schrift zu dediciren und Arlo eine Summe Geldes zukommen zu laſſen, die er ſichern Händen übergab, obgleich er auch hier nicht wußte, ob ſie angenommen würde. Wenn der ältere Bruder etwas davon erfuhr, dann war er ſicher, daß er das Geld wieder zurückbekam, denn nichts war den Grundſätzen dieſes braven, thätigen Mannes ſo ſehr zuwider, als unverdiente Geldgeſchenke; erfuhr er aber nichts davon, dann konnte es ſein, daß der junge Menſch, der doch immer ſeine kleinen Ausgaben hatte, ſie willig von ihm annahm. Den kunſtvollen Löffel, den er von ihm hatte, bewahrte er ſorgſam unter ſeinem ſilbernen Geräthe. Daß ich nichts für ihn thun kann! rief er mehrmals bei ſich; in Griechenland wäre es anders; da würde er mir, als ſeinem älteren Freunde, unbedingt folgen, und die Mittel und Wege einſchlagen, die ich zu ſeiner Ausbildung angeben würde; jetzt, in unſeren Verhältniſſen, tritt er nun einmal ein in's Leben, als eine gleichſam göttliche Erſcheinung, und er verſchwindet wieder, und hinter ihm iſt jede Spur verloren. Doch es mag ſein, daß es ſo am Beſten iſt. Wenn er immer um mich wäre, ſo würde ſich das Auge an ſeine Schönheit gewöhnen, oder dieſe Schönheit ſelbſt wiche mit der Zeit, denn jeder ſchöne Menſch hat nur eine kurze Spanne Zeit, wo er wirklich ſchön iſt, und ich könnte gerade bei ihm das Zurücktreten ſeiner körperlichen Vorzüge nicht mit Geduld anſehen. Jede ſchöne Muskel, die erlahmte, jede Linie, die von ihrem ſchönen Schwunge nachließe, würde ich alshatte, trotz ſeiner Philoſophie, einige Schwachheiten; zum Beiſpiel war ihm das Nachbarhaus immer ein Gegenſtand unmännlicher und unüberwindlicher Furcht. Dieſes Haus war aber in der That ein ſeltſames Haus, und mit Georg fürchtete ſich die halbe Stadt Bamberg vor dieſem Hauſe.

Man denke ſich ein alterthümliches Gebäude, halb zerfallen, mit Giebel, Erker und Thürmchen, und einer Mauer rund herum, wie man ſie nicht mehr in jenen friedlichen Zeiten ſah. Die Sage berichtete, daß ein alter ſchwediſcher Obriſt aus dem dreißigjährigen Kriege dieſes Kaſtell bewohnt, und auch in demſelben geſtorben ſei. Allnächtlich wandelte der Geiſt dieſes Helden durch die alten Säle und Gemächer. Man ſah Licht und hörte unerklärliche Klänge. Schon ſeit Jahren waren die wenigen Miethsleute, die es gewagt hatten hier einzuziehn, wieder entflohn, und das Gebäude ſtand völlig leer. Da es dicht an das Haus ſtieß, in dem ich wohnte, hatte ich öfters Gelegenheit bald bemerken und darüber trauern. Ja, es iſt gut, daß er fort iſt, daß er ſich nur einmal in meinem Leben gezeigt, damit ich weiß, daß die Schönheit noch exiſtirt, und daß dann immer andere, minder vollkommene Geſtalten mich umgeben. Es iſt auch gut, daß ich ohne Vorwurf an ihn zurückdenken kann, daß nichts zwiſchen uns vorgefallen iſt, worüber ich erröthen müßte; völlig rein, wie ich mir immer das griechiſche Verhältniß gedacht habe, ſtehen er und ich da. Glück und Segen über ihn!

Unter dieſen Gedanken beſchäftigte ſich der Einſame mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe, und ohne ihn zu nennen, war Arlo oft der Punkt, um den das Intereſſe ſeiner Briefe ſich drehte. An einen Freund ſchrieb er: Der Begriff einer heroiſchen Freundſchaft, welcher dieſe und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht als abenteuerlich erſcheinen, wenigſtens in meinen Verhältniſſen, und könnte veranlaſſen, mich für einen künftigen irrenden Ritter zu halten. Mein Gott, ich weiß wohl, dergleichen Freundſchaft, wie ich ſie ſuche und cultivire, iſt ein Phönix, von welchem Viele reden, und den doch Keiner geſehen. In den neueren Zeiten iſt mir nur ein einziges Beiſpiel bekannt zwiſchen Marco Barbarigo und

Franc. Treviſano, zwei Edlen von Venedig, deren Andenken in einer kleinen ſeltenen Schrift erhalten werden. Dieſer göttlichen Freundſchaft ſollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen der Menſchenkinder, ein Denkmal, wo möglich aere perennius, geſetzt werden. Es verdient den großen Beiſpielen des Alterthums, die Lucian in ſeinem Geſpräch Toxaris, oder von der Freundſchaft, geſammelt hat, an die Seite geſetzt zu werden. Eine der Urſachen der Seltenheit dieſer, nach meiner Anſicht, größten menſchlichen Tugend liegt in der Religion, in der wir erzogen ſind. Auf Alles, was ſie beſeelt oder anpreiſet, ſind zeitliche und ewige Belohnungen gelegt; der Freundſchaft iſt im ganzen neuen Teſtament nicht einmal dem Namen nach gedacht, wie ich unumſtößlich beweiſen kann: es iſt dies vielleicht ein Glück für die Freundſchaft; denn ſonſt bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz. Der Begriff der Freundſchaft reißt mich allenthalben, auch in meinen Briefen mit fort. Ich weiß wohl, daß ich nicht nöthig habe, Dir denſelben von Neuem zu predigen.*)

---

*) Winckelmann's Briefe an einen Freund. Seite 50. Goethe, Winckelmann und ſein Jahrhundert.

Nach vierzehn Jahren rühmlichen Wirkens und im Beſitz eines Lebens vollbracht, wie er ſich's gewünſcht hatte, vollkommen frei, und ſeinem ihm lieben Studium, aber auch ſeinen ihm lieben Genüſſen hingegeben, dachte Winckelmann daran, Deutſchland wiederzuſehen. Er dachte daran, ohne daß er eigentlich den Wunſch hatte, denn die dreißig Jahre, die er dort zugebracht, gerade die ſchönſten ſeines Lebens, waren ihm doch zu ſehr verbittert worden durch Noth und Armuth. Es fiel ihm immer wieder ein, wenn ihm bei Zeiten dieſe angenehmen Jahre der Erquickung und des freien Wirkens gegeben worden wären, wie er ſie angewendet hätte; er wäre nach Griechenland, zu dem Lande ſeiner Verheißung, gegangen, er hätte ſelbſt die Stätte aufgeſucht, wo ſich ihm Spuren des damaligen Lebens kund gaben, ſeinem ſcharfen Auge, das ſich nicht täuſchen ließ. Doch er war ſeinem Schickſal dankbar für das, was es ihm gegeben, es war ſchon reich und ſchön genug; wie viele rüſtig Vorwärtsſtrebende erreichten auf ihrer Bahn nicht die Hälfte, ja nicht einmal ein Viertel von dem, was ihm geſchenkt worden.

Er entſchloß ſich alſo, nach Deutſchland zu gehen. Viele dringende Briefe lagen vor ihm, die ihn nach München, nach Wien, nach Stuttgart, nach

Dresden und Berlin riefen, und ſämmtlich waren ſie von Leuten geſchrieben, die er ſeine Freunde nannte; freilich war keiner darunter, der wie Arlo das Bild der größten Schönheit ihm vergegenwärtigte, oder wie der Graf Werner den Geiſt ebenſo wie die ſchöne Form zeigte; dieſe Prachtexemplare der Menſchheit ſind überhaupt ſelten, und ſie hatten ſich auf Winckelmann's Wege nur gezeigt, um ihm die Möglichkeit, daß heutzutage die Natur aus ihrer Schöpferhand ſie noch hervorgehen läßt, zu beweiſen; aber es waren treffliche, gute Menſchen unter den Briefſtellern, die für die neue Idee, die er brachte, erglühten, die für den Aufbau des Tempels der Humanität, den er ſich angelegen ſein ließ, ebenfalls ſchwärmten und nach beſten Kräften Bauſteine herbeitrugen. Mit dieſen Trefflichen mußte er zuſammenkommen, er durfte nicht lange durch den kalten Buchſtaben mit ihnen verkehren, er mußte ihnen ſein warmes Herz, ſein lebenvolles Intereſſe an dem erwählten Gegenſtande perſönlich zeigen. Wenn dieſer Beſuch abgemacht war, dann wollte er wieder nach Rom zurückkehren und ſich auf's Neue ſeinen Studien ergeben. Das Schickſal wollte es anders. Es beſchloß, gerade da er an das Ziel ſeines Wirkens gelangt war, da er der Menſchheit in ſei=

ner Geſchichte der Kunſt vollſtändig das Reſultat ſeines Strebens übergeben hatte, hiermit ſein Tagewerk zu enden. Jeder der großen Geiſter, welchen die Menſchheit als ihren Lehrer verehrt, hat ſeine Miſſion, iſt dieſe vollbracht, ſo wird der Lehrer abgerufen. Dies finden wir an allen Beiſpielen der Geſchichte bewahrheitet.

Er unternahm die Reiſe in Geſellſchaft eines jungen Bildhauers. Als ſie nach München kamen, war ihnen der Ruf ſchon vorausgeeilt und bereitete ihnen einen glänzenden Empfang. Jedermann wollte den berühmten Forſcher ſehen, man ſtritt ſich um die Ehre, ihm Gaſtfreundſchaft zu bezeigen, er wurde in die verſchiedenſten Häuſer eingeladen, bei Künſtlern, bei Gelehrten und bei vornehmen Herren. Aber ein ſeltſames Gefühl beſchlich Winckelmann, er konnte des neuen Genuſſes nicht froh werden, es war ihm immer, als ſtände eine warnende Geſtalt hinter ihm, die ihm rieth umzukehren. Er bekämpfte dieſes leere Phantom, er miſchte ſich gewaltſam in die Reihen der Genoſſen und Freunde, immer wieder kam der finſtere Augenblick mit ſeinen unheimlichen Mahnungen. Man verließ München, das heitere lebenvolle Wien nahm die Reiſenden auf. Hier, dieſelbe Erſcheinung. Ich glaube, ſagte Winckelmann zu ſeinem Begleiter, es iſt die Bauart der deutſchen Häuſer, mit ihren ſpitzigen Giebeln, ihrer ſchmalen Vorderſeite, die ich nicht gewohnt bin, und die auf mich dieſe Wirkung übt. Man redete ihm dieſe Träumereien aus, und der Befangene gab ſich ſelbſt durch eine ernſte Kraftäußerung die verlorene Ruhe und Freudigkeit wieder. Nichts glich der ehrenvollen Aufnahme, die ihm in Wien zu Theil wurde; der Fürſt Kaunitz führte ihn ſelbſt zur Kaiſerin, und Marie Thereſe erfaßte die Gelegenheit, der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt da, wo ſie ihr nicht gefährlich ſein konnte, einen Kranz zu weihen. Sie nahm den in den Kaiſergemächern nicht einheimiſchen, freiheitliebenden Gelehrten überaus gnädig auf, ſchenkte ihm eine Menge Medaillen, unter denen ſich auch goldene und ſilberne befanden, und ließ ſich von ihm, ſo viel eine Fürſtin davon verſteht, die Erfolge ſeiner Wiſſenſchaft erklären. Das ganze kaiſerliche Haus folgte ihrem Beiſpiel, und Winckelmann verließ Schönbrunn ſo reich beſchenkt und ſo ſehr geehrt, wie es vor ihm und auch nach ihm keinem Mann der Wiſſenſchaft zu Theil geworden iſt. Aber hier, mitten in einer glänzenden Geſellſchaft bei Kaunitz, überfiel ihn wieder die dunkle Traumgeſtalt, und er erklärte laut, daß er nach Rom heimkehren wolle.

Man war erſtaunt und redete ihm die Gedanken aus, man bat ihn, für's Erſte noch in Wien zu bleiben, dann nach Berlin zu gehen, wo Friedrich der Große ſeine Bekanntſchaft zu machen begehrte. Nichts half; er blieb dabei, daß er nach Rom zurück müſſe. Der Fürſt ſah ihn befremdet an. Aber weshalb wollen Sie denn fort? fragte er; iſt hier irgend etwas, was Sie treibt? erwartet Sie dort eine wichtige Arbeit? — Eure Excellenz, erwiederte Winckelmann blaß und zitternd, mögen mir erlauben, meinem eigenen Sinne zu folgen. Ich erkenne dankbar an, was man hier gethan hat, um mein ſchwaches Wirken rühmend hervorzuheben, aber es läßt mich nicht ruhig weilen. Rom iſt meine Heimath, zu ihr will ich zurück. — Dann gehen Sie, rief der Fürſt, einem ſo beſtimmten Gefühle läßt ſich nichts entgegenſetzen, aber Sie werden es bedauern, ſo raſch Ihre beabſichtigte Reiſe durch Deutſchland aufgegeben zu haben. Man ließ den Mann, den man für krank hielt, gewähren, und taſtete ſeinen Entſchluß nicht weiter an.

Mit den Anſtalten zu ſeiner Zurückreiſe beſchäftigt, machte Winckelmann ſehr früh am Morgen einen Spaziergang. Es trieb ihn, eine einſame Stätte aufzuſuchen, nahe am Fluß; hier in der tiefen Einſamkeit ſetzte er ſich auf eine Bank nieder und überließ ſich ſeinen Gedanken. Die Sonne ging golden auf und warf ihre entzückenden Strahlen über den Theil der Vorſtädte Wiens, der ſich hier dem Beſchauer zeigte. Winckelmann war in den Anblick dieſer reizenden Schönheiten verſunken, als ihm die Erſcheinung eines Mannes aus ſeinen Träumen ſtörte, der gerade auf ihn zukam. Es war eine ſtattliche Figur, ein Greis in den achtziger Jahren, ſo ſchien es, nach dem mächtigen weißen Bart zu ſchließen, der bis auf den Gürtel hinabreichte. Er ging aufrecht und ſein Schritt erinnerte an die alten Weiſen Griechenlands, die man gewöhnlich ſo darſtellte; auch die würdevolle Haltung und der milde Ernſt in ſeinen Zügen entſprachen dieſem Bilde. Er trug ein Gewand, das dem Mönchskoſtüm ähnelte, eine dunkelbraune Kutte, mit einem Strick umgürtet, doch ohne einen Roſenkranz oder ſonſtige Abzeichen des Standes an ſich zu tragen. Seine Rechte hielt einen Stab, ſein Haupt war ohne jegliche Bekleidung; der Morgenwind ſpielte mit ſeinen ſilberfarbenen Locken. Er blieb vor Winckelmann ſtehen.

Wer biſt Du? fragte die ſonderbare Erſcheinung.

Ein Menſch wie Du; erwiderte Winckelmann ruhig und ohne ſich von ſeinem Sitze aufſtören zu laſſen.

Was iſt Dein Tagewerk?

Ich ſuche meine Nebenmenſchen zu belehren.

Durch was?

Durch Schriften.

Alſo fügſt Du der großen, furchtbaren Maſſe von Büchern wieder einige nutzloſe hinzu, mit der ſie der Vergeſſenheit zueilt? —

Nicht nutzlos. Ich habe übrigens die Form von Büchern gewählt, weil ich keine andere kenne, um mich der großen, auf der Erde verbreiteten Zahl von Mitmenſchen, die da mit mir ſtreben und wirken, bekannt zu machen.

Und welche Folge erwarteſt Du?

Ihre Beſſerung.

Thor! Die Menſchen bleiben ewig dieſelben. Wirke zu ihrer Beſſerung und Du ſammelſt Waſſer in einem Siebe. Was heute hier vortrefflich gilt, iſt es morgen nicht mehr. Die Religion, die heute die Menſchheit beglückt, iſt morgen ihr Spott. Es iſt umſonſt, für die Menſchheit zu wirken.

Dennoch verfolgten die Lehrer der Menſchheit dieſes Ziel.

Sie verfolgten es, aber ſie gaben es bald, ermüdet und entmuthigt, auf.

Wehe mir, wenn Du wahr ſprächeſt. Zu welchem Zweck lebten wir dann? Um uns zwecklos abzumühen und dann ermüdet und getäuſcht zu ſterben?

Wir wandeln im Dunkeln; ſagte der ehrwürdige Greis. Erſt wenn die Pforte ſich öffnet, ſehen wir, was wir ſind und was wir thaten.

Alſo im Tode. Dann, fürchte ich, wird es zu ſpät ſein.

Der Tod iſt das Leben. So lange wir nicht ſehen können, was wir ſchaffen, ſo lange wir in Irrthum und Verwirrung wandeln, nutzt es da zu ſchaffen?

Womit haſt Du Dein Leben zugebracht, ehrwürdiger Vater?

Mit Warten. Ich habe geſehen, bis wie weit die Weisheit kam und wo die Thorheit das Werk in die Hände nahm und die Arbeit vollendete, dann ſah ich die Thorheit etwas beginnen, was ſie geſättigt von der Schaffensluſt raſch bei Seite legte, was dann die Weisheit übernahm und daraus etwas Staunenswerthes machte. Aber immer nur auf Minuten.

Geht denn die Minute, wo ich ſegensreich gewirkt, ſpurlos verloren?

Sie geht; aber nach tauſend Jahren kommt die

die abergläubige Scheu zu bemerken, die die Bewohner des ganzen Stadtviertels vor dem einſamen Hauſe hatten. Georg bat mich öfters dringend von hier fortzuziehen, allein mir ſchien die Lage nahe bei dem biſchöflichen Pallaſt zu erwünſcht, um auf ſo unhaltbare Gründe hin meine Wohnung zu wechſeln.

Zwei Tage nach meiner Audienz in Pommersfelden ereignete ſich grade mit dieſem verfallenen Hauſe ein Vorfall, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Um Mitternacht wurde ich durch ein unerklärliches Geräuſch aus dem Schlummer geweckt. Ich blickte auf und ſah die Wand meines Zimmers ſich öffnen. Bei dem matten Schimmer des Nachtlichts konnte ich nicht recht unterſcheiden wo dieſe Oeffnung ſtattfand, doch glaubte ich zu bemerken, daß die Geſtalt aus dem Rahmen eines Bildes heraustrat, das faſt die ganze Hinterwand des Gemaches einnahm. Ohne Furcht richtete ich mich auf, und ſah die Erſcheinung

Menſchheit auf denſelben Fleck und da kommt auch die ſegensreich vollbrachte Minute wieder zum Vorſchein, um wieder getödtet zu werden durch eine ihr auf dem Fuße folgende Barbarei und Thorheit. Vortheil wird dadurch der Menſchheit nicht.

Es iſt wahr. Was ich geſucht habe, war einmal ſchon in der Welt, wurde aber durch Barbarei und Thorheit vertrieben. Alsdann müſſen wir auf deren Ende warten.

Eben auf den Tod.

Warum ward uns ein ſo kurzes Daſein?

Um uns auf den Tod lüſtern zu machen.

Der doch am Ende das Geheimniß nicht löſt.

So bringt er uns das Nichtſein. Dann vergeſſen wir, daß wir hier ein paar Augenblicke mit einem leeren Schattenſpiel uns haben täuſchen laſſen.

Grauſes Schickſal der Menſchheit! Thun die nun nicht recht, welche die Minute, die ihnen gegeben worden iſt, mit Genuß jeglicher Art ausfüllen?

Sie thun recht, wenn das, was ſie unterhält und reizt, wirklich Genuß iſt. Doch bei Naturen, wie Du und ich, hört er bald auf, einer zu ſein.

Sehr richtig. Wir ziehen den feinen Genuß vor, der darin beſteht, uns ſelbſt zu zerſtören bei dem Bau eines Werkes, deſſen Vollendung wir nicht erleben, von dem wir wiſſen, daß es die Generation nach uns ſpottend zu Boden wirft. Trauriger Ruhm! Elender Genuß! Wer biſt Du, geheimnißvoller Fremdling? Deine Lehren beſchäftigen mich, Deine Sprache zieht mich an.

Ich erwidere Dir, was Du mir auf meine Frage antworteteſt, ein Menſch wie Du.

So laß uns Freunde werden! Unſere Wege gehen zuſammen.

Sie gehen nicht zuſammen; Du erwarteſt große Wirkungen von dem, was Du geſchaffen haſt, ich erwarte von keiner großen That etwas für die Zukunft.

Es iſt bitter, einzugeſtehen, daß Du recht haſt. Der Menſch hofft ſtets und iſt immer ſtolz auf das, was er hier auf Erden geleiſtet. Willſt Du mich gegen die menſchliche Natur aufbringen?

So behalte Deinen Glauben.

Winckelmann ſprang auf, erfaßte die Hand des Greiſes und rief im Tone der Begeiſterung: Du biſt kein Menſch; Du biſt der Genius meiner Liebe, meines Schaffens! Du biſt der weiſe Sokrates, der die lichte Morgenſtunde benutzt, um zur Erde niederzuſteigen, zum Schauplatz ſeiner einſt geliebten und jetzt verachteten Erdenſtunden. Sprich, Ehrwürdiger, ich habe Dich errathen.

Der Greis ſchüttelte das Haupt; er machte ſich ſchweigend aus Winckelmann's Händen los, neigte ſich, mit ſtillem Gruße Abſchied nehmend, und verſchwand langſam auf dem Wege fortwandelnd. Erſtaunt und befremdet ſah ihm der Zurückbleibende nach. Tief im Innerſten verletzt und entmuthigt blieb Winckelmann zurück; er ſah dem Fortwandelnden nach, ſo lange er noch einen Reſt des braunen Gewandes erblicken konnte; dann bog die Geſtalt um eine Gruppe Pappeln, die am Wege gepflanzt waren, und verſchwand dem Blicke.

Er fragte ein paar Vorübergehende nach dem im Mönchsgewande hier Wohnenden. Sie kannten ihn nicht. Ein dritter Wanderer trat hinzu und ſagte: Das wird einer der Oberen des Illuminaten-Ordens ſein, der ſich kürzlich hier niedergelaſſen hat. Das Volk erzählt ſich von ihm viel Seltſames. —

XVI.

Es war im Juni des Jahres 1768, als vor einem kleinen Gaſthof in Trieſt, am Petriplatze gelegen, eine einfache Reiſekaleſche hielt, aus der ein Herr ausſtieg, der in anſpruchloſer Kleidung einem reiſenden Kaufmann glich und ein Zimmer im zweiten Stock für ſich in Anſpruch nahm. Der Mann war über das mittlere Lebensalter hinaus, war aber noch ſehr rüſtig und, mit ſchmächtigem Körperbau, geeignet, noch manche Strapaze zu erdulden. Das Geſicht des Herrn war freundlich, doch hatte es einen Zug von Kummer, der beſonders dann deutlich hervortrat, wenn er ſich unbeobachtet glaubte.

Als er die Treppe hinanſtieg, blieb er plötzlich auf dem Abſatz ſtehen. Seine Züge nahmen den Charakter eines Menſchen an, der ſich mit Anſtrengung auf einen Umſtand beſinnt, und dieſen

Umſtand mit der gegenwärtigen Lage der Dinge um ihn her in Verbindung zu bringen ſucht. Plötzlich ſchien ihn ein widriger Gedanke zu durchzucken, er wendete raſch um und ſtieg die Treppe wieder hinab. Der Wirth, der ihm folgte, erkundigte ſich, ob er etwas im Wagen vergeſſen hätte. Es iſt nicht das, erwiderte der Fremde, ſondern Ihre Treppe gefällt mir nicht. Ich muß irgendwo ſchon eine ſolche widrige Hühnerſteige geſehen haben, nur weiß ich nicht, wo. — Der Wirth fand ſich beleidigt durch den Ausdruck, mit dem der Fremde die ſonſt gute und bequeme Treppe belegt hatte. Man hat mein Haus immer gelobt, ſagte er, und gerade die Lage der Treppe gerühmt, als lichtvoll und paſſend angebracht. — Mag ſein, erwiderte der Fremde, der in ſeinem Verſuch, wieder zurückzueilen, nachließ, es kann ſein, daß ich mich mit einem Bilde, wo ich eine ſolche Treppe ſah, zugleich eine häßliche Handlung auf ihr, täuſche. Ja, ja, es iſt richtig; ich habe die Ermordung des Kaiſers Rudolph geſehen, und ſie fiel vor auf einer ähnlichen Treppe. Laſſen Sie uns nur getroſt hinaufgehen.

Er ging in das ihm beſtimmte Zimmer und richtete ſich hier ein.

Der Fremde war Winckelmann. Er kam aus

Wien und wollte von Trieſt zur See nach Venedig, von dort nach Ancona und ſo weiter nach Rom. Er hatte es ſehr eilig. Seine erſte Frage im Gaſthofe war: Wann geht ein Schiff nach Venedig?

Ein junger Mann trat aus der Gruppe der Gäſte hervor und erwiderte freundlich, daß er ſich danach erkundigen wolle; er gehe ſpäter ohnedies in den Hafen. Winckelmann dankte freundlich; er ſah ſich den fremden jungen Mann an und ſchien an ſeinem Aeußern Wohlgefallen zu haben. Er war ſchlank gewachſen, hatte glänzende, braune Augen, friſche Wangen und Lippen; ſein Anzug war der eines Mannes aus dem Volke, mit etwas mehr Eleganz und Ordnung zuſammengefügt, als dies gewöhnlich der Fall war.

Der junge Mann kam zurück und brachte auf Winckelmann's Zimmer ihm die Nachricht, daß morgen in der Frühſtunde ein Schiff abgehen werde, das ſich bereit erklärt habe, den Reiſenden mitzunehmen für die angebotene Summe.

Ich danke Ihnen, lieber Herr, ſagte Winckelmann, wie heißen Sie?

Arcangeli.

Ein leiſer Schauer durchzuckte den Gelehrten, als er dieſen Namen hörte, obgleich er ihm völlig fremd war. Arcangeli! wiederholte er bei ſich ſelbſt. Ein Engel iſt dabei, aber was bedeutet das Arc? Während er ſo vor ſich hin ſprach, waren die Blicke Arcangeli's auf ihn gerichtet, ſie glitten von dem Geſicht des fremden Herrn, über ſeine ganze Figur bis zu den Fußſpitzen. Beide wurden es in dieſem Augenblick gewahr, daß ſich der Eine mit den Andern beſchäftige, und Winckelmann, um ſchnell dem Gedanken eine andere Richtung zu geben, fragte den jungen Mann, ob er auch Raiſender ſei, oder ob Trieſt ſeinen Wohnort ausmache?

Ich ziehe in der Welt umher, und ſuche meinen Unterhalt, ſo gut es geht, zu verdienen, rief der junge Mann, zuletzt war ich Koch bei einem vornehmen Herrn in Wien.

In Wien? ſagte Winckelmann, gerade von dort komme ich eben.

Der Fremde machte eine Bewegung der Ueberraſchung; es ſchien ihm die Frage nach Stand und Namen des Herrn auf der Zunge zu ſchweben, allein er ſprach ſie nicht aus.

Wenn Sie ein Reiſender ſind, hub Winckelmann an, wo wohnen Sie denn?

Hier, dicht neben Ew. Excellenz; das kleine Zimmer nebenan.

Ich bin keine Excellenz, ſagte der berühmte Gelehrte faſt unwillig. Ich bin ein ehrlicher Bürger, der in Geſchäften reiſt.

Es mag ſein, ſagte der junge Mann mit einnehmendem, frohem Lachen; es iſt nun einmal eine Gewohnheit; in Wien, werden Sie wiſſen, nennt man jeden anſtändig ausſehenden Mann Excellenz oder Graf.

Winckelmann war ſichtlich erfreut über die zuthunliche, offene Fröhlichkeit ſeines neuen Bekannten. Wenn wir alſo Nachbarn ſind, ſagte er, ſo wollen wir auch gute Nachbarſchaft halten. Beſuchen Sie mich häufig, Herr Arcangeli. Nicht wahr, ſo heißen Sie doch?

Der Gefragte bejahte und bedankte ſich für die gütige Einladung.

Damit war das Geſpräch für heute beendigt. Am morgenden Tag kam Herr Arcangeli mit der Nachricht, daß der Schiffer heute nicht abgehen wolle, weil der Wind noch immer nicht recht günſtig ſei.

So bleiben wir noch heute beiſammen, lieber Freund, rief Winckelmann; ich bin erfreut, daß ich noch einige Stunden in Ihrer Geſellſchaft ſein kann! Wo wollen wir heute ſpeiſen? Iſt hier kein Café in der Nähe?

O, und ein recht gutes, war die Antwort. Drüben in der Straße bei der Poſt vorbei.

Sie gingen nun zuſammen in das Kaffeehaus und nahmen eine ziemlich reichliche Mahlzeit ein, die Winckelmann bezahlte. Er ließ ſich dies nicht nehmen, trotz der Einwendungen ſeines Gefährten, denn er fühlte ſich beſonders heiter und zufrieden. Das Glück, wieder in Italien zu ſein, die baldige Ausſicht, Rom wiederzuſehen, die Freude, die der Cardinal Albani über ſein Erſcheinen haben würde, alles dies trug dazu bei, ihn in die allerbeſte Laune zu verſetzen. Uebrigens befand er ſich gegenwärtig bei einem hübſchen jungen Menſchen, der gefällig war und der ſein Freund zu ſein verſprach, ſo lange ſie zuſammenſein würden. Was konnte ihm zu ſeiner Zufriedenheit fehlen?

Dieſer junge gefällige Menſch hatte jedoch andere Abſichten. Daß Winckelmann vermögend war, hatte er ſchon längſt erforſcht, daß er ein Menſch ſei, auf deſſen Schritte Niemand beſonders achtete, ſchien ihm deutlich; er faßte alſo ſeinen Plan. Hart, grauſam, unter freundlicher Außenſeite ſelbſtſüchtig, nur auf ſeinen Vortheil bedacht, war Arcangeli einer von den gefährlichen Individuen, die ſich immer den hingebenden, offenen, zutraulichen Charakteren, wie einen ſolchen unſer Freund beſaß, hinterliſtig in den Weg ſtellen und von ihrem Opfer Alles, manchmal ſelbſt das Leben erpreſſen. Er ging mit ſich zu Rathe, auf welchem Wege, und zwar am ſicherſten, er zu dem gelangen könne, was er wünſchte. Winckelmann hatte ihm in Stunden vertraulichen Geſprächs die goldenen und ſilbernen Medaillen gezeigt, die er von Wien mit ſich führte; dieſes Metall reizte die Gier des rohen Menſchen; er glaubte feſt, da, wo dies ſei, müſſe auch noch mehr und Anderes zu finden ſein, und der Mantelſack unſeres Reiſenden wurde der Zielpunkt ſeiner beſonderen Betrachtungen. Aber er wurde nicht geöffnet, Arcangeli erlangte keine oberflächliche Kenntniß von ſeinem Inhalt. Die Zeit drängte. Noch ein paar Tage gab der zögernde Schiffer willkommene Zeit, ſie ging auch vorüber. Das Werk mußte vollbracht ſein. Mit der kalten Berechnung eines vollendeten Böſewichts ging den Nachmittag Arcangeli zu einem nahebei wohnenden Seiler und kaufte einen Strick, deſſen Länge er ſorgfältig maß und in deſſen Schlinge er einen kunſtgeübten Knoten ſchürzte. Dieſen Strick, noch wußte er nicht, ob er ihn brauchen würde, denn er führte auch ein ſcharfes, zweiſchneidiges Meſſer bei ſich, legte er unter die Kleider in ſeinem Zimmer hin. Winckelmann klingelte nach ihm; er ließ ihn mit feſtem Blicke an. Sie war in das lange ſchleppende Gewand einer Mönchskutte gehüllt und trug die Hände in weite Ermel gewickelt. Sie blieb vor meinem Bette ſtehn, zwei funkelnde Augen ſahen mich aus der Höhlung einer ſeltſam geformten Larve an. „Wer biſt du?“ fragte ich. „Ein Weſen wie du,“ tönte mir die Antwort entgegen, „Aus Irrthum und Sünde zuſammengeſetzt.“ — „Was ſuchſt du bei mir?“ — „Deine Theilnahme am Werke meiner Brüder.“ — „Wer ſind dieſe Brüder?“ — „Kinder des Staubes, die aber das Licht eifrig ſuchen. Willſt du uns näher kennen lernen?“ — „Wenn ich es wollte, welch einen Nutzen brächte mir das?“ — „Den Frieden des Bewußtſeins, den der rechtliche Mann erwirbt, der zum Beſten der Menſchheit wirkt.“ — „Nenne dich!“ — „Meinen irdiſchen Namen ſchrieb ich in das Waſſer des Meers und in den Sand der Wüſte als ich in die Verbindung trat, mein himmliſcher iſt mir noch zu ſich bitten, um mit ihm zu Abend zu eſſen; ſo ſehr hatte er ſich ſchon an den Reiſegefährten gewöhnt, daß er nicht eine Abendſtunde ohne ihn verbringen konnte. Arcangeli kam, heiter und fröhlich wie gewöhnlich, Nichts ließ in ſeinem Aeußern die innere Bewegung ſpüren, denn die ſchändliche That war auf den nächſten Morgen, die Zeit der beabſichtigten Abreiſe, feſtgeſetzt. Sie aßen zuſammen, ſie ſcherzten und lachten, und die Stunden der Nacht vergingen ſchnell. Endlich mahnte der Gelehrte an das zu Bette Gehen; beim Abſchied flüſterte er lächelnd ſeinem jungen Genoſſen zu: Wahrhaftig, Du weißt Deine Speiſen ſo ſchmackhaft zuzurichten, daß ich wünſchte keinen andern Koch als Dich zu haben.

Den Reſt der Nacht ſchlief Winckelmann ruhig. Am andern Morgen ſaß er an ſeinem Schreibtiſch, um ein paar wichtige Briefe nach Deutſchland zu ſchreiben, da trat Arcangeli hinein. Er nahte ſich dem Sitzenden vom Rücken aus und ſah über die Schulter in das beſchriebene Blatt, in der Hand das Seil mit der Schlinge haltend. Was willſt Du, mein Lieber? fragte Winckelmann. Nichts, entgegnete Jener, ich will Euch nur ſchreiben ſehen. Mit dieſen Worten wirft er ihm die Schlinge um den Hals und zieht ſie zugleich feſt zu.

Winckelmann kann kaum die Worte lallen: Verräther! Er erhebt ſich vom Schreibtiſch und will auf den Mörder zu, doch dieſer zieht das Meſſer und verſetzt ihm mehrere Stiche in den Leib. Als dies geſchehen iſt, weiß er ſich der Medaillen zu bemächtigen, die er leicht finden kann und entflieht. Der Unglückliche wankt ihm nach. Die Schlinge um ſeinen Hals droht ihn zu erdroſſeln, er muß Jemanden finden, der ihm hilft, ſie zu löſen; allein kann er es nicht. Blutend aus ſieben Wunden, das Geſicht blau angelaufen, die Zunge aus dem Halſe und nach Luft ſchnappend, dabei unverſtändliche Worte murmelnd, eilt er auf die Treppe, mit der Abſicht, dort Jemanden zu finden, der ihm beiſteht. Zum Unglück kommt gerade um dieſe Stunde Niemand. Der Unglückliche ſteht ein paar Minuten, ſich mühſam mit ſeiner letzten Kraft an das Geländer der Treppe klammernd, und ein dumpfes Stöhnen, wie das Röcheln eines Sterbenden, von ſich gebend. Eine Magd kommt endlich, allein als ſie den Armen erblickt, den ſie für einen Betrunkenen oder Wahnſinnigen hält, läuft ſie ſchreiend wieder fort. Eine fürchterliche Blutſpur zieht ſich breit von Winckelmann's Zimmer bis auf die Treppe. Endlich kommt ein Diener, der den Zuſtand des Unglücklichen erkennt und auf ſein Winken ihm die entſetzliche Schnur vom Halſe löſt. Er wird zurück in ſein Zimmer geleitet und dort auf's Bett gelegt. Ein Arzt erſcheint, die Wunden werden unterſucht und drei davon für tödtlich erklärt. Winckelmann faßt ſeine letzte Kraft zuſammen und diktirt eine Art Teſtament, in dem er dem Cardinal ſein Habe vermacht. Er nennt ſeinen Namen und zugleich ſeinen Mörder. Dieſer iſt entflohen, man ſetzt ihm nach. Er wird in's Gefängniß gebracht, als Winckelmann ſchon todt iſt.

Der ganze Gaſthof wurde in einen Tumult und in einen Aufruhr verſetzt. Die Menge ſtrömt hin, es müſſen Wachen ausgeſtellt werden, um die Perſonen des Gerichts, die da zu unterzeichnen und zu verſiegeln kommen, frei paſſiren zu laſſen. Auch vier Aerzte drängen ſich um das Sterbebett. Doch kein Mann der Wiſſenſchaft iſt zugegen, keiner, der eine Kunde hätte von dem unerſetzlichen, koſtbaren Werth des Mannes, der hier als blutende Leiche lag. Er ging dahin, ohne daß ihm das Wort eines ſeiner vielen Freunde nachſcholl. Ein trauriges, unglückliches Lebensende.

Man brachte ihn in die Kathedrale zum Heiligen Juſtus, wo man ihn unter die Gebeine unbekannter Perſonen niederſetzte. Kein Denkmal ſchmückte den Ort, kein Kennzeichen gab davon Kunde, daß man hier die ſterblichen Ueberreſte eines der großen Männer des Jahrhunderts beiſetzte. Erſt ſpäter, als die grauſe Kunde ganz Europa durchſchritt, machten ſich Männer auf und ſuchten ſeine Reſte, mit großen Schwierigkeiten kämpfend, aus dem Wuſte unbekannter Gebeine herauszufinden.

So ging ein vortrefflicher Mann unter; ein Mann, der mit Elend und Noth gekämpft hatte, hindurchgedrungen war, um die Palme des Sieges zu erreichen, und mit dieſer in der Hand in das finſtere Land der Schatten niederſtieg. Ehre ſeiner Aſche! Die dankbare Welt gab ihm den Titel des „Vaters der Archäologie.“ Er bezeichnete für alle Folgezeiten den Weg, den die Wiſſenſchaft gehen mußte, wenn ſie zu wirklichen, ſchmackhaften Früchten gelangen wollte. —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen ferner:

Bibra, Ernſt Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Möllhauſen, B., Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. circa 5 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Kunſtreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyriſch-epiſche Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Profeſſor an der höhern Handelsakademie in Peſth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. 2½ Thlr.,

Erneſti, Louiſe, Geld und Talent. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illuſtrirt von Theod. Hoſemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 8. 3 Bde. broch. 3⅚ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südſee. Zweite Auflage. 8. 4 Bde. broch. 6 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Gold! Ein Californiſches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der erſte Chriſtbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1 Thlr.

Künstlerbilder.

Künſtlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1861.

nicht bekannt geworden.“ — „Wie willſt du, daß ich dir traue?“ — „So wie ein Menſch dem andern vertraut, von dem er noch nichts Böſes weiß.“ — „Gut, führe mich in die Verſammlung deiner Brüder; ich vertraue dir.“ — „Um drei Tage komme ich dich abzuholen, ſei meiner um die dritte Stunde nach Mitternacht gewärtig.“

Mit der Beendigung dieſes Geſprächs verſchwand mein nächtlicher Beſucher, aber nicht dort wo er hergekommen, ſondern durch die Thüre in den Vorſaal worin Georg ſchlief. Dieſer hatte nichts gehört und geſehen. Der feſte Schlummer dieſes ehrlichen Burſchen trotzte allen Erſcheinungen, ſie möchten nun natürlich oder unnatürlich ſein. Ich verſchwieg ihm auch ſorgfältig was ich erlebt, ebenſo erfuhr er auch nichts von dem Entſchluß, den ich faßte, mich mit den geheimnißvollen Männern der Nacht in Verbindung zu ſetzen. Das Wagſtück konnte übel ablaufen; es fielen mir tauſend Bedenklichkeiten ein; allein eine

Raphael Mengs.

Im Hauſe des königlichen Hofmalers Louis Sylveſtre befand ſich eine kleine Geſellſchaft, die allwöchentlich dort zuſammenzukommen pflegte, um ſich mit Muſik zu unterhalten. Die ſchöne Eleonore, die Tochter des Hofmalers, war eine geübte Sängerin, und ihr zu Gefallen erſchienen die Koryphäen der Oper in dieſen Räumen, um ihre zierlichen Stimmen darin erſchallen zu laſſen. Fauſtina Haſſe war eine der Erſten, die den Anlaß dazu gegeben hatte, denn ſie liebte Eleonoren und bewunderte den Vater, deſſen Gemälde damals vielen Beifall fanden. Der Fauſtina folgte der Signor Dominico Annibale, aus Mazerata gebürtig, erſter Kammerſänger ſeiner polniſchen Majeſtät Auguſt des Dritten, ein junger blühender Mann von einnehmenden Sitten, einem gefälligen Charakter und großer Bewunderer der Haſſe und Eleonorens.

Mit dieſen Beiden zuſammen in einem Geſpräche begriffen, ſtand der junge Virtuos an einem Fenſter, als eben eine Pauſe im Geſange eintrat. Den beiden Frauen gegenüber öffnete ſich die Thür und ein langer, hagerer Mann, von ernſtem Weſen und in einfacher Kleidung, trat ein. Die Geſichtszüge des Mannes waren wie aus gelblichem Marmor geformt, die Augen glühten dunkel aus dem Buſche finſterer Brauen hervor, der Mund war feſt geſchloſſen und in eine finſtere Biegung der Mundwinkel auslaufend, eine enganſchließende bräunliche Haartour umſpannte den Kopf, der ſchön genannt zu werden verdiente, wenn er weniger finſter und verſchloſſen geweſen wäre. Die Bewegungen des Körpers entſprachen dieſem Geſichtsausdruck. Er grüßte mit einem leichten Kopfnicken, ohne dabei den Mund zu öffnen, oder die Richtung der Augen zu ändern. So ging er auch an der Tochter des Herrn vom Hauſe vorüber, anſcheinend ohne ſie zu ſehen und ohne ſie zu grüßen, und nahm auf einem Seſſel Platz, der in der Ecke des Zimmers ſtand, nicht weit entfernt von den muſikaliſchen Inſtrumenten, die hier auf einen Haufen hingelegt waren, während ihre Inhaber ſich mit Geſpräch, mit Poſſen und mit Lachen, und bei einem guten Imbiß, der hineingetragen worden war, im

Zimmer auf und abgehend, unterhielten. Fauſtina und Eleonore ſahen mit Lächeln die ſcheue Unbehülflichkeit des großen hagern Mannes, wie er in der Ecke ſich zurechtdrückte, mit Keinem ſprach, Niemanden anſah, ſondern, die Fenſtergardine etwas öffnend, hinaus auf die Lichter des Platzes vor dem Hauſe blickte.

Wir ſcheinen heute beſonders übler Laune zu ſein! flüſterte Fauſtina ihrer Freundin zu. Wir ſehen aus wie das Crucifix auf der Elbbrücke.

Doch iſt es gut, daß er überhaupt gekommen, entgegnete Eleonore. Mein Vater mag ihn gut leiden und hält ihn für einen großen Künſtler in ſeinem Fache.

Das mag ſein! ſagte Fauſtina mit Lächeln. Aber gehört dazu dieſe Sonderbarkeit! Neulich geht er über die Straße und es begegnet ihm ein Fremder, der ihn etwas aufmerkſam anblickt. Herr, was unterſtehen Sie ſich! ruft er ihm zu. Weßhalb ſehen Sie mich an? Ihr Anzug, Ihre geckenhafte Haltung, Ihre ſchiefe Naſe ſind mir unerträglich! Dies ſagend läuft er raſch fort und überläßt es dem Geſcholtenen, ihm nachzuſetzen mit dem Stocke in der Hand, um ihm ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen. Zum Glück entſchlüpft er in ein bekanntes Haus.

O, ſolcher Inſolenzen giebt es viele von ihm, hub Annibale an, aber ſollten Sie es glauben, meine Damen, der Mann hat eine eben ſo ſeltſame Familie, als er es ſelbſt iſt.

Wie, Ismael Mengs verheirathet? rufen beide Frauen erſtaunt. Davon wiſſen wir ja Nichts.

Ich habe ſelbſt Nichts davon gewußt, entgegnete der junge Mann, obgleich ich ihn ſchon mehrere Jahre kenne. Ich glaube auch nicht, daß irgend Jemand in Dresden von der Familie des Ismael Mengs Kenntniß hat, es müßte denn der arme Schuſter ſein, mit dem er zuſammen wohnt, in dem äußerſten Winkel der Vorſtadt. Hören Sie, meine Damen, auf welche Weiſe ich mit dieſem Ausgeſtoßenen aus dem Schooße der Geſellſchaft zuſammentraf.

Die beiden Frauen rückten ihre Stühle näher an den Erzähler heran, und dieſer fuhr fort:

Es werden jetzt ungefähr drei Wochen ſein, als ich in der Nacht von der Begleitung einiger Freunde, die nach Berlin reiſten, heimkehrend, das Ufer der Elbe in Neuſtadt berührte. Ich hatte einen Diener mit, denn man ſagte mir, dieſe Gegenden ſeien unſicher. Aber nichtsdeſtoweniger fand ich eine einſame Straße, ſandig und hier und da mit kleinen Baumpflanzungen geſchmückt, zwiſchen denen Fiſcherhütten ſtanden, und Niemand begegnete uns. Der Mond ſchien klar am Himmel, die milde Auguſtnacht übte ihren Zauber aus, und in ihrem Lichte erſchienen die ſchmuckloſe Gegend, der breite Strom und die kleinen Anpflanzungen am Ufer dem Auge beſonders lieblich. Ich ſchlenderte am Ufer hin und war eben Willens, einen kleinen Seitenpfad einzuſchlagen, der näher zur Stadt führte, als ich auf einer ſandigen Fläche eine ſonderbare Gruppe bemerkte. Ein Knabe, ungefähr von ſechzehn Jahren, ſitzt auf einem Steine, und die Arme um die Kniee geſchlagen, ſieht er zum Monde empor mit einem begeiſterten und durchleuchteten Antlitz. Neben ihm haben ein paar Mädchen, ſchweigend und in Tücher gehüllt, Platz genommen. Dieſe engelhafte Zuſammenſtellung des ſchönen Knaben und der beiden zu ſeinen Füßen lagernden Mädchen zieht mich an und ich richte den Blick dorthin, mit jedem Augenblicke fürchtend, daß ich bemerkt werde, denn Nichts iſt in der Umgegend, wohinter ich mich bergen könnte. Allein es geſchieht nicht. Jetzt veränderte ſich die Gruppe. Der Knabe erhob ſich von ſeinem Platze, die Mädchen ebenfalls, und ſich einander bei der Hand faſſend, begannen ſie eine Art Ringeltanz, anfangs langſam und gemeſſen, dann immer ſchneller, bis ſie zuletzt, kaum mit den Füßen die Erde berührend, wie Geiſter dahinflogen; die langen blonden Locken des Knaben zogen wie Lichtſtreifen in der Dämmerung dahin. Alsdann verſank der Tanz wieder in ſeine anfängliche ruhige Bewegung und ſchloß mit einem langgehaltenen, geiſterhaften Tone, der das einzige Geräuſch war, welches die Stille des Auftritts unterbrach. Ich wußte nicht, wie mir geſchah: die Kleidung der Kinder hatte Nichts, was an die gewöhnlichen Trachten erinnerte. Der Knabe trug einen weißen Kittel, mit rothen Bandſchleifen auf eine unregelmäßige Art verziert, die Mädchen waren in graue, mit weißen Bändern geſchmückte kleine Kaftane gehüllt, die beim heftigen Tanze zurückflatterten und das ſchattenhafte Weſen ausmachten, das mir gleich anfangs ſo ſeltſam erſchienen war.

Ich näherte mich den drei Kindern, indem ich ſie grüßte. Sie hatten wieder ihre Plätze eingenommen und ohne ein Wort zu erwidern, nahmen ſie meinen Gruß mit einer ſtummen Neigung der Häupter an. Wer ſeid ihr? fragte ich. — Sie antworteten nicht. Wo kommt ihr her? Wiederum keine Antwort. Ich trat an den Knaben heran, faßte ſeine Hand und ſuchte ihm in's Auge zu ſchauen, das er hartnäckig immer niederſchlug.

Wer biſt Du? fragte ich von Neuem. Er zeigte mit der Hand auf einen nahen Sandhügel, auf dem ein Weib ſaß und aus einem Buche langſam etwas hermurmelte. Ich eilte zu dieſer Frau, die ihr Gebetbuch hinlegte, aus dem ſie beim Mondſchein einen Vers hermurmelte, den ſie nach ihrer Weiſe umwandelte und mit Zuſätzen verſah. Sie erhob ſich und auf die Kinder zeigend, ſagte ſie: Mein Herr, dieſe Kinder gehören dem Herrn Hofmaler Mengs. Sind ſie ſtumm? fragte ich von Neuem. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Gleichwohl ſprechen ſie nicht. — Weil ſie nicht dürfen. — Wer verbietet es ihnen? — Der Vater. Jedes der Kinder erhält nur am Morgen früh beim Aufſtehen eine Anzahl Worte; ſind die geſprochen, dann ſchweigt das Kind. — Wie ſeltſam! — Nicht ſeltſam, mein Herr. Bedenkt man, wie viel und wie manches Thörichte und Unnütze in der Welt geſprochen wird, dann findet man die Einrichtung für Kinder treffend. Sie lernen ſchweigen. Ich ſah mir die Sprecherin an und auch ſie theilte das allgemeine Schickſal der Familie, auch ſie hatte etwas Beſonderes an ſich; indeß war es ein wendiſches Mädchen, wie man ſie öfter in den Straßen von Dresden ſieht; nur trug ſie ſtatt des üblichen Kopfputzes einen Kranz von Blumen auf dem Haupte, der zu dem häßlichen gelben Antlitze und zu dem wenigen Haar, welches das Mädchen beſaß, übel genug kleidete. Doch ſie ſprach, und damit war ſchon Alles gewonnen; ich wußte nun, wer die Kinder waren und entfernte mich, ehe der Vater anlangte, der nicht weit davon mit einem Fiſcher ein Geſpräch begonnen hatte und nun herbeikam, um ſich nach dem Fremden zu erkundigen, den er mit ſeiner Magd ſprechen ſah. Ich konnte noch hören, wie er das Mädchen ſchalt, die Kinder zuſammenrief und mit ſeiner Sippſchaft den Weg zur Heimath antrat.

Ei, wie wunderbar! rief Fauſtina. Eine ſeltſame Familie. Der Vater giebt ihnen portionenweiſe die Worte in den Mund. Das iſt eine Sitte, die ich bei unſerm Opernperſonal eingeführt wünſchte, wo ſtets unnütz geplaudert wird. Sie haben die Kinder ſeitdem nicht wiedergeſehen?

Dies iſt eine reine Unmöglichkeit, entgegnete Annibale. Sie werden unter ſtrengem Verſchluß gehalten, den ganzen Tag über, und nur Nachts können ſie unter Begleitung der Magd oder des Vaters auf eine Stunde ausgehen, und zwar nicht in die Stadt, ſondern an das abgelegene Ufer des Fluſſes, wo Niemand ſie zu ſehen bekommt. Ich hoffe aber, mir den Eingang zu dem Hauſe ſtarke Stimme in meinem Innern übertäubte dieſe und trieb mich unwiderſtehlich an jene Unbekannten, die mich zur Genoſſenſchaft hatten einladen laſſen, aufzuſuchen. Ich habe während meines ganzen Lebens immerdar dieſen Trieb empfunden und auch ſchon manches Opfer ihm gebracht. Das Verborgene reizt mich mit einer Macht, der ich nicht zu widerſtehen vermag. Ich war daher um die beſtimmte Stunde bereit, und als mein Mann erſchien, hatte ich eben nur noch Zeit ein paar Piſtolen unvermerkt einzuſtecken. Wir ſtiegen durch eine verſteckte Thür, die wie ich jetzt ſah im Bilde ſelbſt ſehr künſtlich angebracht war, eine Treppe herab, die auf einen Gang führte, welcher beide Häuſer mit einander verband. Ich befand mich alſo jetzt in dem „unheimlichen Hauſe.“ Die Bauart war überraſchend. Ein alterthümlicher Saal mit Schnitzwerk und Tapetenreſten bekleidet dehnte ſich in's Unermeßliche vor uns aus. Die dürftige Lampe meines Fühzu verſchaffen, und wenn es mir gelungen iſt, will ich weiter berichten, meine Damen. Für's Erſte laſſen Sie uns zu der Muſik zurückkehren.

Die Herren hatten bereits zu ihren Inſtrumenten gegriffen und es begann ein neues Tonſtück. Nach dieſem folgte eine Arie, die Annibale zu ſingen hatte und in welcher er alle Kunſt des Ausdrucks verſchwendete und mit einem Gefühle ſang, wie man ihn ſelten auf der Bühne gehört hatte. Er that dieſes nicht ohne Urſache. Er wußte, daß Jsmael Mengs die Tonkunſt liebte, daß er namentlich für dieſe Arie ſchwärmte, daß er niemals die Aufführung in der großen Oper verſäumte, wenn er wußte, daß dieſe Partie von ſeinem Lieblinge vorgetragen wurde. Er zog ſich, je höher die Töne anſchwellen und je glänzender die Compoſition an's Licht trat, aus der Tiefe ſeiner Ecke hervor, und mit beiden Armen ſich auf die Kniee ſtützend, lauſchte er unverwandt und unbekümmert um die lächelnden Blicke der Virtuoſen nach Annibale's Lippen, von wo her der Strom der Entzückung über ihn kam. Als die Arie vollendet war, ſtand er auf, ſchloß Annibale in die Arme und ſagte dann trocken: Singe nochmals dieſe Arie. — Dieſe Zumuthung war etwas ſtark; die Arie war lang und ſchwierig, aber An=

nibale erklärte ſich bereit, ſie zum zweiten Male vorzutragen, wenn Ismael Mengs ihm dagegen die Gewährung eines Wunſches zuſagte. Und welches iſt dieſer? fragte der ſtarre und ernſte Mann.

Daß ich Sie beſuchen darf und Ihre Familie zu ſehen bekomme, entgegnete der junge Sänger.

Ismael zauderte, er ſchwankte — dann aber gab er die Einwilligung und beſtimmte den Tag, wo er den Künſtler bei ſich zu ſehen erwartete.

Die Arie wurde geſungen. Ismael verließ nach ihr unwillig und finſter ſeinen Platz, ſchritt durch den Saal und man hörte ihn einige unverſtändliche Worte ausſtoßen, die faſt wie eine Verwünſchung klangen.

*

Um die angegebene Stunde — es war am Morgen früh — befand ſich der Virtuoſe in der Wohnung des Malers. Er wurde von der Magd eingelaſſen, die ihm ſtumm die Thür öffnete und auf das Wohnzimmer zeigte, woſelbſt der Vater und ſeine drei Kinder ſich zuſammen befanden. Die Kleinen zeichneten und hoben nicht den Blick von ihren Blättern, als ſie den Fremden zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde eintreten ſahen. Eine tiefe Stille herrſchte. Der Vater ging von einem

Kinde zum andern, nahm die Blätter, an denen ſie eben zeichneten, und brachte ſie dem Gaſte. Annibale entdeckte zu ſeinem größten Erſtaunen wahre Meiſterwerke. Die Bilder der Mädchen waren Miniaturen, die Zeichnung des Knaben war ein Kopf mit bunten Stiften gezeichnet, das Portrait des Vaters, mit einer Kühnheit, einer Sicherheit, einem Ausdrucke geſchaffen, der nur vollendeten Meiſtern eigen zu ſein pflegt. Und dies war ein kaum ſechzehnjähriger Burſche.

Annibale wandte ſich zum Vater, in Lobeserhebungen ausbrechend, und ſeine Verwunderung bezeigend, daß ſolche Talente in der Stille und Einſamkeit blühten, forderte er den Vater auf, mit den Schöpfungen ſeiner Kinder an's Licht zu treten.

Das werde ich bleiben laſſen, tönte die Antwort mit Härte und Beſtimmtheit. Die Kinder ſollen lernen. Ich erziehe ſie zu meinem Dienſte. Es ſind meine Kinder. Laſſe ich ſie in die Welt, ſo gehören ſie andern Leuten. Jetzt ſind ſie mein. Sie ſollen lernen, was ich begehre, ſie ſollen Nichts denken, fühlen und handeln, als was mir zuſteht. Ich laſſe ſie nur ſo viel ſprechen, als ich für gut finde. Taucht nur Eines auf und will ſeinen eigenen Weg gehen, ſo iſt der Stock da und die

Ruthe. Beide zuſammen führen ſie immer wieder in's rechte Geleis.

Aber, mein Herr, Sie ſchlagen doch dieſe folgſamen, ſtillen Kleinen nicht? fragte der Künſtler.

Sie bekommen täglich ihre Anzahl Hiebe, entgegnete der Vater mit ſtarrer Kälte.

Aber zu welchem Zwecke? rief Annibale entrüſtet, ſie thun ja Nichts, was Ihren Zorn erregen könnte? —

Sie würden aber Etwas thun, wenn ich einen Augenblick nachließe! entgegnete der Künſtler.

Sie bringen ſie niemals in die Geſellſchaft von Ihresgleichen? fragte der junge Mann bekümmert. Sie ſehen und hören Nichts, was in der Welt vorgeht.

Sie ſehen und hören mich. Ich verlaſſe ſie nicht. Auch die Magd bringt ihnen hier und da Etwas bei, was ich ihr erlaube, ihnen zu erzählen. Uebrigens wiſſen die Kinder nicht, wie der Ort heißt, in dem ſie wohnen, wie der Fürſt, unter deſſen Scepter ſie athmen. Alles dieſes auf meinen Willen, denn es iſt mein Wunſch, aus ihnen Künſtler zu ſchaffen, die in ihrem Fache etwas Großes zu leiſten im Stande ſind.

So wünſche ich Ihnen Glück, daß Ihnen der Himmel ſo gutgeartete Weſen gab, bei denen eine ſo barbariſche und verrückte Erziehungsmethode Nichts verſchlimmert.

Sie verſtehen Nichts von Kindererziehung, mein Herr. Eine Arie iſt kein lebendes Weſen, man kann ſehr gut ſingen und weiß doch nicht, wie dem Staate, wie der Kunſt ein Geſchöpf, völlig fehlerfrei von den Untugenden unſeres Geſchlechts, zu übergeben iſt. Mit dieſen Worten war das Geſpräch zwiſchen Ismael Mengs und dem Sänger beendet, das übrigens im Seitenzimmer gehalten wurde, ſo daß die Kinder davon Nichts hörten. Annibale bat ſich nun vom Vater die Erlaubniß aus, daß Raphael, ſo hieß der Knabe, nun auch ſein Bild machte. Der junge Mengs ergriff ein Blatt blaues Papier und ohne Weiteres begab er ſich an die Arbeit, die er bewundernswerth raſch vollendete und die eine ſolche ſprechende Aehnlichkeit erhielt, daß der glückliche Sänger damit voll Freude im Zimmer auf und abrannte und einmal um's andere verſicherte: daß es nichts Beſſeres geben könne als dieſes Bild.

Der Vater Mengs nahm ihm das Verſprechen ab, Niemandem zu ſagen, von wem das Bild ſei. Er brachte ſogar die Bibel herbei und muthete dem heitern jungen Manne zu, auf die geheiligten Blätter einen Eid abzulegen, daß er ſein Verſprechen halten wolle. Annibale ſchwur, ohne ſich viel zu kümmern, was er beſchwor.

Als er das Haus verließ, rannte er mit ſeinem Bilde zu der Fauſtina. Dort befand ſich gerade Herr von Sylveſtre und der Pater Querini, der Beichtvater des Königs. Das Bild wird gezeigt, ſehr ähnlich befunden und man befragt den Glücklichen, wer es geſchaffen. Beſonders iſt Herr von Sylveſtre neugierig, den Künſtler zu erfahren, den er als einen der erſten lebenden Künſtler bezeichnet.

Es iſt ein Knabe von nicht ganz ſechzehn Jahren! ruft Annibale triumphirend.

Nicht möglich! entgegnete Sylveſtre. Dies iſt ein Scherz.

So ſprechen Sie doch! ruft Fauſtina. Wer iſt es?

Der Sohn des alten Ismael Mengs! ruft Annibale.

Welche Narrheit! ſchreit Sylveſtre. Ismael iſt gar nicht verheirathet, hat nie Kinder gehabt. Darunter ſteckt Etwas.

Annibale erzählte jetzt umſtändlich die ganze Art, wie er die Familie, wie er den Wunderknaben aufgefunden und kennen gelernt hat. Sylveſtre ſchweigt, er ſteckt die Brille in's Futteral und verläßt die Geſellſchaft ſtillſchweigend. Fauſtina und der Abbé beſtehen darauf, dem Könige von dem Vorfalle zu erzählen. Man iſt nun begierig, noch mehr Bilder von dem Knaben zu erhalten, und man ſendet einen Diener aus, um nach der Anweiſung Annibale's den Portraitkopf des alten Mengs und noch andere Blätter abzuholen, mit der höflichen Bitte Fauſtinens, dieſe Gefälligkeit aus alter Freundſchaft ihr nicht abzuſchlagen. Aber in welche Wuth geräth Ismael, als er den Diener kommen ſieht. Seine Einſamkeit, ſeine Verborgenheit, mit dieſer ſein ganzes Erziehungsſyſtem ſtürzt über den Haufen, und er droht dem Diener, wenn er ſich nochmals unterſtände, ſein Haus zu betreten, ihm den Schädel zu ſpalten. Zugleich ſchreibt er an Annibale einen Brief, in welchem er ihn einen Nichtswürdigen, Ehrloſen nennt, ihm ſein Haus auf ewige Zeiten hin verbietet.

So ſtehen die Sachen, als Fauſtina, beleidigt über Ismael's hirnloſe Strenge, ſich vornimmt, dem Knaben beizuſtehen, ſich der unwürdigen Tyrannei des Vaters zu entziehen. Sie zeigt das Bild Annibale's dem König. Hiermit war die erſte Stufe in dem Leben Raphael's bezeichnet, es war ein Abſchnitt in ſeinem Daſein. Dieſes Daſein, das künftig ſo glänzend und geräuſchvoll ſich geſtaltete, das faſt ausſchließlich ſich auf den Parketböden der Höfe abſpielte, das Triumphe gewann, wie das Genie ſie ſelten feiert, es trat hier zum erſten Male in den Kreislauf ſeiner Beſtimmung ein. An der Hand Fauſtina's betrat der Jüngling die gefeierte Laufbahn, ſie war es, die ihn führte, die von ſeiner Stirn den Schleier der Befangenheit hinwegſchob und ihm den ſichern Schritt verlieh, der dem Auge der Großen gefällt, weil er das Selbſtgefühl bekundet, das den Buſen des Genies hebt. König Auguſt ließ auf ſeinen Befehl den jungen Künſtler ſammt ſeinen Zeichnungen zu ſich führen. Einem ſolchen Anſinnen war nicht zu widerſtehen. Der Trotz und die Menſchenſcheu des alten Mengs waren überwunden. Ueber Hals und Kopf wurden die Kinder in moderne Kleider geſteckt, die der Schneider anfertigen mußte; denn die Gewänder, die ſie bisher getragen, waren wenig mehr als Schlafröcke. Raphael's zierliche Figur nahm ſich in dem neuen Kleide trefflich aus, und Regina Concordia's und Julianens lichtbraunes Haupthaar wurde in einen Schleier von Puder gehüllt. So nahm denn der Vater ſeine drei Kinder, ſetzte ſie in eine Kutſche und fuhr mit ihnen an den Hof.

Ismael Mengs wußte recht gut, wo Halsſtarrigkeit und üble Laune hingehört und wo ſie ungehörig iſt. Er konnte ein Hofmann ſein, er konnte reden und ſchmeicheln, er konnte ſich bücken und den Launen Anderer den Hof machen, wenn — er wollte. Hier war nun dieſer Zeitpunkt erſchienen und Ismael, mit ſeiner ſtillen Familie plötzlich an den Glanz der Aeußerlichkeit gezogen, benahm ſich ſo, wie man es erwarten durfte. Er ſelbſt ſtellte ſeinen Sohn dem Monarchen vor, Nichts mehr wünſchend, als daß deſſen beſcheidenes Talent des Beifalls würdig ſei des hohen Kenners, der über Sachſen die Segnungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft verbreitete. Auguſt III. hörte dieſe Sprache gern und ſein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem jungen Mengs. Das Aeußere deſſelben war empfehlend. Eher klein für ſein Alter als groß, hatte ſein Körper die ſchönſten Verhältniſſe, in ſeinem Antlitze leuchteten Augen, die errathen ließen, was in ſeinem Innern vorging und die, gleichſam Propheten der Zukunft, deren Glanz verkündeten. Dabei eine Beſcheidenheit, ein Zurückſtehen, eine Sanftmuth und ein leicht eingeſchüchtertes Weſen, welches lehrte, wie behutſam man mit dieſem Zöglinge der Natur, der in tiefer Stille und Abgeſchiedenheit von der

Welt emporgewachſen war, umgehen müſſe. Der König lobte die Bilder, die man ihm zeigte, vor Allem das Bildniß Annibale's, und ſchloß ſeine Rede endlich mit der ſchmeichelhaften Aufforderung, daß der junge Künſtler nun auch ſein Bild malen ſolle. Der Vater war überraſcht und ſah ſich im Kreiſe um, ob dieſes Zeichen ungewöhnlicher Gunſt ihm nicht Neider zuziehe, doch die Züge der Höflinge, gewohnt in der Kunſt der Lüge, blieben gleichmäßig ſtumm. Der Malerkaſten mit den Farbenſtiften Raphael's wurde herbeigebracht, der Vater legte das bekannte bläuliche Papier auf das Zeichenbrett und zum erſten Male begegnete ſein Auge dem bittenden Blicke des Knaben, der ihn anzuflehen ſchien, ihn in dieſem kritiſchen Momente nicht zu verlaſſen, und zum erſten Male ſah Raphael darin die Liebe eines Vaters, das bekümmerte Herz eines Lehrers, der die Zeugniſſe des Fortſchritts ſeines Schülers vor den Blicken eines hohen Richters bloßlegen ſoll. Es wird ſchon gehen, — flüſtert er dem Knaben zu, — erinnere Dich nur der Regeln, die ich Dir gegeben! Sei frei und ohne Sorge. Male den Kopf, als wenn er auf den Schultern eines ſimpeln Arbeiters ſäße: ein König ſieht nicht anders aus, als andere Menſchen.

ers machte in ihrem flackernden Schatten die koloſſalen Dimenſionen und den abenteuerlichen Schmuck doppelt gewaltig. Unſere Schritte hallten laut wieder. Der Bewurf der Decke bröckelte herab, und vom Nachtwinde gelöſt fielen aus dem loſen Blei Glasſtücke der hohen Spitzbogen-Fenſter herab. Wir ſchritten an Tiſchen vorüber, an denen ein längſt untergegangenes Geſchlecht geſchwelgt hatte. Es war mir als wichen ganze Reihen flüchtiger Schatten bei unſerer Annäherung von dannen. Auf einem Ausbau an der breiten Wand, den Fenſtern gegenüber, lag Gerülle und darunter alte Inſtrumente, Trommelbecken und Poſaunen. Mein Gefährte ließ mir Muße alle dieſe Betrachtungen anzuſtellen, er ſuchte lange aus einem Bund Schlüſſeln denjenigen heraus, der zu der Thür paßte, vor welcher wir jetzt ſtanden. Sie öffnete ſich und von neuem ſah ich einen langen Gang vor mir. Die kalte Luft und ein heftiges Schneegeſtöber blies

Während der Vater dieſe geheime Inſtruction dem Sohne gab, geſtalteten ſich die Gruppen im Zimmer. Der König, als ein ſchöner Mann, gewohnt den Malern zu ſitzen, nahm eine Stellung an, die er für dienlich hielt, um den Knaben nicht einzuſchüchtern. Es war nicht der König, es war ein guter Mann, der ſich und den Seinen zum Vergnügen zu einem Bilde ſaß. Keine Miene von Stolz und Selbſtbewußtſein. Es war nicht der kühne Wurf des Hauptes in den Nacken, die ſieggewohnte Fürſtenmiene und das huldvolle Majeſtätslächeln, das er zeigte, wenn er ſeinem Hofmaler Louis Sylveſtre zu einem Königsbilde ſaß. Die Königin mit ihren Hofdamen nahmen die Sitze ein, die im Hintergrunde des Gemachs aufgeſtellt waren. Graf Brühl unterhielt die Prinzeſſinnen mit Späßchen, die auch auf dem Antlitze des Königs öfter ein Lächeln hervorbrachten; der Erbprinz, durch ſeine Kränklichkeit verhindert zu ſtehen, ſaß in ſeinem Armſtuhle, der Königin zur Seite, und Beide flüſterten mit einander über Dinge, die Nichts mit dem Vorgange der Zeichnung gemein hatten. Der Vater Mengs ſtand hinter dem Stuhle ſeines Sohnes, gleichgültig und ſcheinbar unbekümmert um das Gelingen des Werkes, heimlich jedoch, wo es ſich thun ließ, dem

Knaben zulispelnd: Ocker! Unter der Naſe den Schatten dunkler; blau! das Auge mehr geöffnet — ſo iſt's recht! —

Der König fragte den Vater Mengs nach ſeinen früheren Verhältniſſen. Ew. Majeſtät werden erſtaunen, wenn Sie vernehmen, daß die Peſt mich in Ihre Dienſte gebracht hat. Von dreiundzwanzig Geſchwiſtern blieb ich allein verſchont und verließ meine Vaterſtadt Kopenhagen mit dem Verlangen, ein glückliches Land, glückliche Menſchen zu ſehen. Ich kam hieher und fand Beides. Ihr erhabener Vater nahm mich unter die Zahl ſeiner Beſchützten auf und ich lernte kennen, was es heißt, wenn der Träger der Macht zugleich der Künſte und Wiſſenſchaften Freund iſt. Ohne Ehrgeiz, nur mit dem Wunſche, das zu leiſten, wozu ich eine Anlage in mir fühlte, lebte ich ganz meinen Studien und meinen Pflichten. Eine Heirath, die ich mit einem Mädchen bürgerlichen Standes ſchloß, gab mir dieſe Kinder, für deren einſtiges Fortkommen ich auf die gewiſſenhafteſte Weiſe geſorgt habe. Mein Wille war, daß ſie noch ſechs Jahre auf dieſe Art fortarbeiteten, alsdann wollte ich ſie freigeben und ſie ſollten in der Welt ſich ihren Unterhalt ſuchen. Eine Fügung des Himmels hat es anders beſchloſſen und ich bin genöthigt, ſie jetzt ſchon der Oeffentlichkeit zu überliefern, unfertig, ſchülerhaft und ſchüchtern, wie ſie ſind; wozu ich die Nachſicht Ew. Majeſtät anrufe.

Der König neigte ſein Haupt beifällig zu der Rede des Künſtlers. Unterdeß war das Bild fertig geworden, unglaublich raſch und unglaublich ähnlich. Der König brachte es der Königin und dieſe erklärte, es ſei das beſte Bild, das vom Könige gemacht worden. Die Prinzen und die Prinzeſſinnen gaben das Echo dieſer Beurtheilung, und Graf Brühl forderte den jungen Künſtler auf, ihm eine Copie des Bildes zu verfertigen. Hundert Dublonen waren der Preis, den der König für dieſes Bild zahlte, ſpäter fügte er noch eine Penſion von ſechshundert Thalern hinzu. Die beiden Mädchen mit ihren Miniaturarbeiten, die ſie vorzeigen mußten, erhielten eine jede dreihundert Thaler jährlichen Gehalts angewieſen. Der alte Mengs nahm das Geld, ſchloß es ein und gab Nichts den Kindern. So endigte ſich dieſe glorreiche Sitzung.

Es ſollte jetzt wieder das Sitzen im ſtillen Hauſe vor ſich gehen; aber hieran war nicht zu denken. Es klopfte fortwährend, beſtändig liefen Diener aus und ein, der alte Mengs war in

Verzweiflung und zuletzt war er es, der den Sohn bat, auszuziehen, um doch endlich in ſeinen vier Pfählen Ruhe zu haben. Raphael that es. Er malte jetzt Bildniſſe. Das Königsbild hatte ganz Dresden auffäſſig gemacht; man fühlte nur das eine Verlangen — Bilder von dem jungen Wundermanne zu haben, der plötzlich aufgetaucht war, ſiebzehn Jahre alt den König gemalt hatte und zwar zum Sprechen ähnlich. Man erzählte ſich, der Monarch bewahre ſeine Bilder auf ſeinem Schreibtiſche, um ſie täglich anſehen und bewundern zu können. Raphael malte jetzt den König noch zweimal, die Königin, die Prinzeſſin und den Erbprinzen, dann den Miniſter Grafen Brühl und noch einige Hofleute, dann die Haſſe und auf den Wink ſeines klugen Vaters auch den Hofmaler Louis Sylveſtre. Für alle dieſe Bilder brachte er das Honorar dem alten Mengs, der es einſchloß, dem Sohne und den Töchtern nur monatlich etwas ausſetzend, gerade genug, um mit der äußerſten Sparſamkeit davon zu leben.

Dieſe neue Art väterlicher Tyrannei verdroß unſern Raphael, der ſich bereits zu fühlen anfing und der eine artige Summe bereits beiſammen gehabt hätte, wenn er Alles, was er erhielt, hätte behalten dürfen. Unfähig, dem Vater über dieſe

Vermögensverwaltung ein Wort zu ſagen, ging er bekümmert umher, immer neue Bilder malend und immer wieder das Geld der unerſättlichen Schatulle ſeines Vaters überantwortend. Seine Kleidung war einfach, beinahe ſchlecht, und eben ſo ſah es aus mit dem Putze der Schweſtern. Feſte und kleine Vergnügungen konnte keines der Drei mitmachen. Da traten Annibale, die Fauſtina und Eleonore zuſammen, um zu berathen, was zu thun ſei, den Raphael aus den Feſſeln ſeines geizigen Vaters freizumachen.

Sie faßten den Entſchluß: Raphael möge nach Italien gehen, — ohne den Vater, allein, und der Vater ſolle ihm die Summe Geldes auszahlen, um in Rom ſechs Jahre zu leben.

Aber wie dies bewerkſtelligen?

Wie den alten Geizhals bewegen, mit der Summe herauszurücken?

Wie Raphael's Schüchternheit beſiegen?

Dies waren die Fragen, die gelöſt werden mußten. Annibale erhielt den Vater, um ihn zu bearbeiten, während die beiden Freundinnen ſich an Raphael machten.

An einem ſchönen Frühlingsabende, unter den Bäumen des Zwingers luſtwandelnd, fanden ſich Eleonore, Fauſtina und Raphael zuſammen. Es war von dem die Rede, was Jeder für ſich wünſchte. Ich möchte dieſen herrlichen Platz beſitzen, um ihn zu einer großen Concertaufführung einrichten zu laſſen, ſagte Eleonore, indem ſie den Blick auf die Galerien, die Springbrunnen und die Gartenanlagen heftete. Es würde trefflich ſein, hier ein Oratorium oder eine Meſſe aufführen zu laſſen. Es müßte aber eine Unzahl von Sängern ſein und die Galerien würden für die Zuhörer aufgeſpart. Tauſend Fackeln und Lichter müßten der Verſammlung leuchten, die an einem ſchönen ſtillen Sommerabende hier zuſammenkäme. Jeder geſchloſſene Raum hat etwas Beengendes; es ſei auch die größte Kirche.

Das iſt ein Wunſch, Ihrer muſikaliſchen Seele würdig, Mademoiſelle, hub Fauſtina an; ich dagegen wünſche mir Etwas, was mit der Erde und ihren Genüſſen zuſammenhängt. Eine reich beſetzte Tafel, ein Glas guten Malvaſiers und dazu ein lächelndes Geſpräch mit jungen Freunden. So möchte ich unbekümmert um die Geſchicke der Erde meine Tage verleben. Ich wollte nur ſingen, wenn ich Luſt und Liebe dazu empfände.

Madame, Sie ſind nicht eben beſcheiden in Ihren Wünſchen! rief lächelnd Fräulein Sylveſtre.

Laſſen Sie hören, was unſer junger Freund ſich wünſcht.

Beide ſahen den jungen Maler an, der darüber aus ſeinen Träumen erwachte und befremdet ihre Blicke auf ſich ruhen fühlte.

Mengs, Sie müſſen nicht ſo zerſtreut ſein! rief Fauſtina ärgerlich. Wer kann's denn mit Ihnen aushalten? Schon wieder träumen Sie, oder — bekümmert Etwas Ihre Seele, ſo reden Sie; ſeien Sie aufrichtig gegen Ihre Freundinnen! Sprechen Sie! —

Werden Sie nicht böſe, Madame Haſſe, ſagte der junge Mann mit Schüchternheit. Wo bliebe ich, wenn Sie mir zürnten! Und auch Sie, liebſte Eleonore, mit einem Menſchen von meinem Fache muß man Geduld haben. Es geht mir ſo Vieles durch den Kopf. Ich hatte vor ein Paar Tagen einen Traum.

Einen Traum? Und was träumte Ihnen?

Ich befand mich in Italien, flüſterte der Jüngling. Ich ſah Raphael's Madonnen, ſeine Himmelfahrt Chriſti, ſeine Schule von Athen und — Alles dieſes, an ſich ſchon prachtvoll und ſtaunenswerth, erklärte mir ein Bewohner des Himmels mit ſo glühenden Worten, daß ich glaubte, der Himmel thäte ſich mir auf und ließe mich ſeine Wunder ſehen. Mein Führer ſah die Erregung, die ſich in den Zügen meines Antlitzes malte, und ſagte zu mir: Komm hieher! Sieh Alles mit eigenen Augen an und dann male! Ich wollte ihm antworten, da war er fort und der ganze Traum war zerronnen. Seitdem iſt's mir, als brenne der Boden unter mir, als zöge es mich mit hundert Armen nach dem Lande, wo der göttliche Raphael, der kindliche Correggio, der erhabene Michel Angelo, der kräftige Titian und alle die goldenen Namen leuchteten, die wir hier im Norden mit Staunen verehren. Ich habe Etwas in mir, das mir ſagt, jene Geiſter ſind Dir nicht abhold, doch mußt Du ſie aufſuchen, ſie ſtudiren, ihre Sprache kennen lernen, damit auch Du ſo reden kannſt vor dem Volke, wie ſie geredet haben.

Der Traum muß Wahrheit werden! rief Fauſtina eifrig. Sie müſſen nach Italien, Mengs. Ja, Sie müſſen. Ich gebe Ihnen einen Brief an Haſſe mit, der ſich ſo eben in Rom befindet.

An Ihren Gemahl, Madame?

An denſelben, entgegnete die Sängerin. Er verſteht zwar Nichts von Malerei, aber er wird ſchon mir zu Liebe Ihnen mit Rath und That beiſtehen.

Ach! aber wo das Geld hernehmen? ſeufzte Mengs.

Sie müſſen mit Ihrem Vater ſprechen! bemerkte Eleonore.

Unmöglich! rief der Jüngling.

Es iſt Nichts unmöglich, wenn wir nur ernſtlich wollen! ſagte Fauſtina. Drohen Sie ihm, daß Sie heimlich entweichen wollen, wenn er nicht ſeine Einwilligung giebt.

Wie, heimlich entweichen, ich — meinem Vater! Das ſprechen Sie nicht im Ernſte, Madame. Ich würde keinen Pinſel anrühren, ich würde ſterben, wüßte ich, daß ich meinen Vater und ſeinen Zorn hinter mir hätte. Er, der mich gebildet, deſſen Werk ich bin, der die Größe des Lehrers mit der Autorität eines Vaters verbindet. Nimmer, nein, nimmer wagte ich es! —

Das iſt ein Sohn, wie tauſend Väter ſich ihn wünſchen! rief Eleonore mit Gefühl. Was iſt da zu machen?

Nichts als aushalten, ſeufzte der Jüngling. Irgend einmal wird meinem Vater doch der Gedanke kommen, daß es beſſer ſei, mich hinaus in die Welt zu laſſen, und dann ziehe ich, ziehe wie der Vogel, der endlich den Stäben des Käfigs entflattern darf.

Und unterdeſſen vergehen die Jahre der Jugend! rief Fauſtina. Ich weiß, was es heißt, mit friſchen Kräften eine Kunſt erfaſſen. Auch mir hat man's nicht leicht gemacht. Sie müſſen reiſen, Mengs, Sie müſſen noch dieſen Herbſt Dresden verlaſſen, oder ich will nicht Fauſtina heißen.

Der junge Mann ſah ſeine zuverſichtliche Beſchützerin ſcheu von der Seite an und ſchwieg.

Und wenn wir den König hineinmiſchen, es muß gehen, ſetzte die Sängerin hinzu. Er iſt nur leider in Polen und wird vor dem Beginn des Winters nicht zurückerwartet. Der Erbprinz — kann Nichts thun! Brühl iſt ebenfalls fort. An wen wenden wir uns? An Ihren Vater, Mademoiſelle!

Mein Vater? entgegnete das junge Mädchen erſtaunt. Mein Vater ſoll dazu beitragen, daß ein großer Künſtler gebildet werde? Muthen Sie ihm das nicht zu. Er iſt zu eiferſüchtig auf ſeine Stellung. Er wird Nichts für unſern Freund thun; ich kenne ihn darin.

Fauſtina, ungeduldig über dieſe vielen Einwürfe und Störungen, rief jetzt plötzlich: Ich reiſe mit Ihnen hin; ja, ich! Urlaub zu bekommen, jetzt, da wir gegen den Sommer gehen, kann nicht ſchwer fallen. Ja — ich entführe Sie Ihrem durch die offenen Arkaden hinein und beſchleunigte unſere Schritte. Eine kleine Treppe nach alter Art gewunden führte uns endlich zum Ziel der Reiſe, in ein Kabinet, das ziemlich wohnlich ausſah und mit einigen Wandlichtern erleuchtet wurde. Hier verließ mich mein Führer, indem er mich bat ſo lange zu warten, bis er mich der Verſammlung werde angemeldet haben. Ich warf mich auf einen Stuhl nieder und überließ mich den Betrachtungen meiner ſeltſamen Lage. Es dauerte nicht lange ſo erſchienen zwei Vermummte, die mich untern Arm nahmen und ins Nebenzimmer führten. Hier ſah ich ungefähr zwölf Männer, die auf- und niederſchritten, einige am Kamin ſaßen, andre an kleinen Tiſchen ſich eifrig unterhielten und eben keine große Aufmerkſamkeit meinem Eintritt ſchenkten. Das Gemach war wohnlich, ja ſogar luxuriös eingerichtet, und die Geſellſchaft glich einem zur heitern Freude verſammelten kleinen Männerkreiſe. Nur war

Vater! Mir wird er Sie nicht abſchlagen. Die Reiſe ſoll Ihnen Nichts koſten, das wird dem Geizigen ein angenehmer Troſt ſein. Und ich — ach, ich ſehe meinen guten Haſſe wieder, der ſo ſchweren Herzens mich hier zurückließ, an dieſem verderbten Hofe, unter dieſem luxuriöſen Fürſten. Ja, ſo ſoll es ſein! Wozu bedürfen wir da noch eines Beſchützers, eines Freundes!

Und Fauſtina, zufrieden mit ſich und der Welt, drehte ſich auf dem Abſatz um, ſchlug ein Schnippchen und fiel dann ihrer Freundin Eleonore um den Hals, indem ſie rief: Ach, wie glücklich ſind wir, wenn wir Andere glücklich machen können! Welch' ein Genuß iſt's, Freude und Wohlergehen zu bereiten! Ich bin es, die den jungen Mann in die Welt einführt, ich theile ſeinen Ruhm, ich biete ihm die Staffel, auf die er tritt, um dann weiter zu ſteigen. Kommen Sie, Mengs, kommen Sie, Eleonore, kommen Sie zu mir! Der Abendtiſch wartet, wir bleiben zuſammen, wir trinken ein Gläschen Wein, wir ſchwärmen! Der Erbprinz von Sachſen-Weißenfels wird ſchöne Augen machen, wenn er hört, daß ich reiſe; aber die Armide will ich doch noch ſingen! Dann aber ſoll das Poſthorn dazwiſchen tönen, das Poſthorn, das mich in ferne Gegend reißt. Kommen Sie, meine Theuren, kommen Sie. Wir müſſen daran, wie wir unſere Stoffe, unſere Kleinodien zuſammenpacken! Das wollen wir überlegen! Fauſtina und Raphael! zwei ſchöne Namen, ſie mögen hoch leben!

Mit dieſen Worten zog die Sängerin ihre Freunde mit ſich fort.

Unterdeſſen hatte Annibale ſich in der Wohnung des Vater Mengs eingefunden und entdeckte bei dieſem, was ſelten war, eine gute Laune. Er rechnete ihm den Gewinn vor, den der Sohn ihm bereits zugeführt und nannte ihn einen guten Sohn.

Was wollt Ihr aber nun mit dieſem guten Sohne beginnen? ſagte Annibale. Ihr könnt doch unmöglich die Idee haben, ihn hier auf Dresdens Pflaſter ſtets herumlaufen und ihn täglich ein Portrait malen zu laſſen.

Weßhalb nicht? entgegnete der Alte. Wenn es mir nun ſo gefällt?

Ei, Meiſter Ismael, Ihr ſcherzt. Der Junge muß nach Italien.

Warum nicht gar! Ein unreifes Bürſchchen, dem Ihr Alle hier den Kopf verdreht habt. Laßt ihn noch ein zehn Jahre mit ſeinen bunten Stiften herumwirthſchaften, alsdann wollen wir uns wieder ſprechen.

Das geht nicht! rief der Sänger. Da haben wir Alle ein beſſeres Einſehen in Eure Kunſt, als Ihr ſelbſt. Was, zehn Jahre! Das iſt ja ein Menſchenalter.

Er iſt jetzt neunzehn — dann wird er neunundzwanzig ſein, bemerkte der alte Maler, indem er trotzig und unbeugſam vor ſich hinſah. Ich habe es nicht ſo gut gehabt; ich wanderte aus, als ich kaum fünfzehn Jahre alt war.

Ich ſage Euch, er muß nach Rom.

Nach Rom? Was ſoll er da? Sich auslachen laſſen von den Künſtlern, er, der Nichts kann! Geht mir mit Euren Vorſchlägen, Herr Annibale! Ihr treibt es zu arg! Was verſteht Ihr von der Kunſt und was wißt Ihr, was dazu gehört, einen guten Künſtler zu bilden. Geſchwätz! Singt mir lieber die bewußte Arie, von der Ihr wißt, daß ſie mir gefällt.

Nun gut, ich will ſingen! ruft der junge Künſtler eifrig. Setzt Euch dort an's Fenſter und haltet Euch ruhig.

Mengs ſetzt ſich und Annibale fängt an, einen Satz aus einer Oper vorzutragen; Ismael trommelt dazu den Takt, aber es iſt noch nicht die

Arie, die er ſo ſehr liebt; endlich geht der Sänger durch allerlei Zwiſchenpaſſagen in die Arie über, und jetzt ſchwimmt der alte Maler in Wonne. Trotz des Verbots ſingt er mit und als eine Stelle kommt, die das Weichſte und Entzückendſte bietet, was man in Tönen gehört hat, liegt Mengs ausgeſtreckt auf dem Stuhle, das Haupt weit zurückgeworfen und ruft: Ach, ach! Was iſt das für eine Kunſt! Wie läßt ſie doch Alles hinter ſich, was wir armen Sterblichen erfinden können! Das iſt Sprache ſel'ger Geiſter!

Annibale hat ſchon längſt aufgehört und Mengs ſchwärmt noch immer. Verdrießlich wirft ſich der Sänger auf einen Stuhl und huſtet, denn das Singen hat ihn angegriffen. Endlich fragt er: Nun, zieht Raphael nun nach Rom?

Der Vater, aus ſeinen Entzückungen zurückgeriſſen, ſpringt auf und ruft zornig: Nein! und abermals nein! Ihr ſeid mir der Rechte, Herr Annibale! Woran mahnt Ihr mich? Schon einmal habt Ihr mich durch Eure Kehle zu einer Narrheit verleitet, es ſoll nicht zum zweiten Male geſchehen.

Aber wenn der König es Euch befiehlt?

Der König hat längſt mich und meinen armen Sohn vergeſſen, und ich bin der Letzte, der ihn wieder an uns erinnert. Uebrigens wäre es unverſchämt, ihn jetzt noch um ein Reiſegeld anzugehen. So macht Ihr Sänger es zwar: aber nie ſoll dergleichen in meinen Sinn kommen.

Ihr ſeid reich genug, die Reiſe aus eigenen Mitteln beſtreiten zu können. Die Penſionen, die Eure Kinder genießen, gehen fort, wenn Ihr im Auslande ſeid.

Aber nicht die Honorare, die er jetzt für das Malen der Portraits erhält, erwidert der Vater. In Rom laſſe ich ihn kein Bild mehr malen, dort muß er nur die alten Meiſterwerke ſtudiren und copiren. Ja, wenn ich ſelbſt mitginge! Dann ließe ſich noch von der Sache ſprechen.

So geht mit, in's Teufels Namen! rief Annibale heftig, dem die Unterhandlungen ſchon zu lange dauerten. Aber macht nur, daß der Junge etwas Anderes zu ſehen bekommt, als den Thurm der Frauenkirche.

Gut, ich gehe mit, die zwei Kinder und die Magd nehme ich auch zu mir, ſagte der Vater Mengs mit einem Blicke und einem Tone, wie ſie Einer annimmt, der ſich zu einer wichtigen That entſchließt. Aber ich gehe erſt in zwei Jahren; früher nicht.

In zwei Jahren! rief der Sänger. Ei, Vater

Mengs, Ihr geht in dieſem Jahre hin und zwar im Herbſte.

Was ſagt Ihr, in dieſem Jahre? rief der Alte. Nun, ſo ſollt Ihr auch darin Recht haben. Wir gehen in dieſem Jahre, wenn ich den Urlaub bekomme.

Den verſchaffe ich Euch! rief Annibale mit Sicherheit und Freudigkeit. Graf Brühl iſt ganz einverſtanden mit der Reiſe; ich getraue mir, Euch den Urlaub auszuwirken. Aber jetzt denkt daran, wie Ihr fortkommt. Für's Erſte halte ich dafür, daß Tonella (ſo hieß die Magd) zurückbleibt. Was ſoll ſie in Rom?

So gehe ich auch nicht! rief der Meiſter. Tonella iſt mir und meinen Kindern unentbehrlich; auch iſt ſie nicht ſo dumm, wie ſie ausſieht.

Nun denn, ſo nehmt ſie mit, rief der Sänger mit Lachen.

Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt! ſagte der überrumpelte Maler mit einigem Verdruß. Aber was thut man nicht einer ſo göttlichen Stimme zu Gefallen. Wenn ich im Sterben liege, Ihr könnt mich damit wieder aufwecken. Warum haben wir uns ſo ſpät kennen gelernt; etwas früher und Ihr hättet mich zum Sänger bekehrt. Zwar hatte ich nie eine gute Stimme, aber man ſagte mir, daß ich die Solopartie im „undankbaren Hirten“ vortreſſlich ſänge. Hört einmal zu.

Und der Vater Mengs ſetzte ſich an ein verſtimmtes Clavier, das in der Stube am Ofen ſtand, und ſang oder krächzte vielmehr die Worte: O Du Engel, wo willſt Du hin!

Vortreſſlich! rief Annibale; doch nun will ich zu einer Freundin gehen und Euren Entſchluß dort verkündigen. Ich finde bei den Damen Euren Sohn. Meine Nachricht wird Freude erwecken. Lebt wohl, alter Freund!

Und damit ſtieg der junge Virtuoſe fort und geradeswegs zu der Wohnung der Fauſtina, wo er die Verſchworenen noch beiſammen fand. Er brachte ſeine Neuigkeit vor und Raphael hörte ſie mit der größten Freude an. Fauſtina machte ein ernſtes Geſicht und ſetzte das Glas wieder hin, das ſie eben an die Lippen führen wollte. Alsdann iſt meine Reiſe unnütz, rief ſie, da Du mit Deinem Vater gehſt.

Nicht böſe ſein! liebſte Madame Haſſe! rief der junge Mengs. Können wir nicht Alle zuſammen nach Rom?

Nein! rief Fauſtina. Wo Ihr Vater iſt, bin ich überflüſſig.

Eine Pauſe trat ein. Die kleine Geſellſchaft war durch Fauſtina's Kummer entmuthigt. Annibale rief: Haben Sie bedacht, Madame, die neue Oper, die wir einzuſtudiren haben?

Sie haben recht! rief Fauſtina. Ueberdies der Prinz, mein Verehrer, mein Bewunderer trifft hier ein; was würde er ſagen, wenn er mich nicht fände? Gut, ich bleibe! So haben wir unſern Plan doch erreicht: Raphael kommt nach Rom! Nun denn, dieſes Glas auf ſeine Reiſe. Geh, Zögling Apoll's! Wandle Deine leuchtende Straße, und wenn Du dereinſt wiederkommſt, ſo gedenke Deiner Freunde und deſſen, was ſie für Dich thaten!

Die katholiſche Kirche in Dresden war ihrer Vollendung nahe. Der kühne Bau erregte die Bewunderung der Kenner. Die hohen Säulen des Schiffes der Kirche wölbten ſich zu einer ſtaunenswerthen Höhe und ſchloſſen mit einer Kuppel, die das Großartigſte war, was man, die Peterskirche in Rom abgerechnet, ſehen konnte. Es galt den Bau zu vollenden — aber hier ſteckte es. Im Publicum verbreitete ſich das Gerücht, die Hauptkuppel könne ſich nicht halten, ſie werde zuſammenſtürzen, wenn die Gerüſte fortgenommen würden. Der Baumeiſter Chiaveri mochte ſagen, was er wollte, man glaubte ihm nicht. So ruhte der Bau ſchon über zwei Jahre. Die zahlloſen Bildſäulen, welche die Kirche zu krönen beſtimmt waren, ruhten, dem Staube und der Vergeſſenheit preisgegeben. Man wußte nicht, was beginnen. Niemand wagte es, über den Platz zu gehen, auf dem die Kirche ſtand, aus Furcht, ein entſetzenvolles Gekrache zu hören, mit dem ſie einſtürzte. Nachts glaubte man das Zuſammenbrechen der Mauern und ihren Fall auf die Gerüſte zu vernehmen. Religiöſe Fanatiker, die den Bau des katholiſchen Gotteshauſes mitten in der proteſtantiſchen Stadt mit Abſcheu ſahen, ließen ſich auf den Straßen hören und prophezeiten den Einfall des Tempels. Man ging Chiaveri an, den Bau ſelbſt wieder einzureißen; dazu war aber der kühne Mann, deſſen Ehre auf dem Spiele ſtand, nicht zu bewegen. In einem weiten Umkreiſe ſtand die Kirche wie gebannt; Niemand überſchritt die Grenze, welche die Bauverſtändigen bezeichnet hatten, bis wohin die Steine und die Balken bei einem Sturze der Kuppel hinfliegen konnten.

Es war im Spätherbſte des Jahres 1748, als über den Platz, den jetzt das Theater einnimmt, ein junger Mann ſchritt, bekleidet mit einem Reiſehut und dem leichten italieniſchen Mantel. Es war offenbar ein Fremder, der eben in Dresden angelangt war. Er nahte ſich der unglücklichen Kirche und überſchritt dreiſt die bezeichnete Linie, indem er vor den Mauern ſtehen blieb, ſie aufmerkſam, ſo weit es das Mondlicht geſtattete, in Augenſchein nahm und eben im Begriffe war, noch näher heranzutreten, als ſich aus dem Schatten eines Vorſprungs eine Geſtalt loswickelte, die wie ein abgeſchiedener Geiſt auf ihn zutrat und die dumpfen Worte ſprach: Hier iſt nicht erlaubt zu gehen, mein Herr!

Und weßhalb nicht? fragte der junge Mann.

Weil jeden Augenblick der Einſturz der Kirche erwartet wird.

Dieſe Rede klang in dem Munde deſſen, der ſie ſprach, wie die Worte eines Verrückten. Wahrſcheinlich nahm der Reiſende den Warner auch dafür, denn er entgegnete mit Lächeln: Ei, das wäre! Wer hat denn dieſe Einrichtung getroffen?

Der Magiſtrat, um Schaden zu verhüten; vielleicht auch um einen armen unglücklichen Mann vollends zu Grunde zu richten und um das Licht der Unterſchied, daß alle durch Larven und Kutten unkenntlich waren. Gleich nach mir traten noch einige andre Gäſte herein, die hier vielleicht eben ſo wie ich Neulinge waren, und um die die Geſellſchaft ſich eben ſo wenig zu bekümmern ſchien. Ich ſetzte mich in das Fenſter, lüftete ein wenig die Larve, und hörte mit Aufmerkſamkeit ein Geſpräch an, das zwei Verkappte neben mir führten. Es betraf die Politik, und ich kann geſtehen, noch nie hörte ich mit ſolcher Schärfe und Umſicht gewiſſe Meinungen verfechten und Grundſätze angreifen, die man in der Welt für achtbar hielt. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, die Stimmen der Sprechenden zu erkennen, blieben ſie mir doch völlig fremd. Die eine Geſtalt war klein und in eine ganz beſonders faltenreiche Kutte vermummt, die andre war lang und hager, und erinnerte öfters durch das Pathetiſche der Geſten an einen Kanzelredner. Ich glaubte in ihm einen bekannten Jeſuiten zu erkennen, ſeines Verſtandes zu bringen! ſagte der Mann in einem dumpfen und grollenden Tone.

Wer iſt dieſer arme Mann?

Der Baumeiſter.

Ich verſtehe Sie nicht! rief der Reiſende. Erklären Sie ſich etwas näher.

Das iſt bald geſchehn, war die Antwort. Man nahm einen geſchickten Baumeiſter an, übertrug ihm den Bau der Kirche, und als dieſer ſie mit einer ſchönen und kräftigen Wölbung verſah, erſtaunten darüber die Narren, und von Böswilligen, die den Bau dem fremden Baumeiſter nicht gönnten, wurde das Gerücht ausgeſprengt, die Wölbung könne nicht halten, ſie würde zuſammenbrechen, wenn das Gerüſt fortgenommen würde. Ein Theil des Gerüſtes iſt ſeit einem halben Jahre fort, und nun erwartet man täglich und nächtlich das Zuſammenfallen des Gebäudes.

Es ſteht indeß noch immer! rief der Reiſende.

Und es wird ſtehen, ſo lange noch ein Stein auf dem andern bleibt von dieſer verdammten Stadt. Wie, Chiaveri ſollte nicht zu bauen verſtehen! Lächerlich! Aber es iſt den Einfältigen zu groß, zu gewaltig! Deßhalb muß es fallen. Giebt er darum ſein ſchönes Vaterland auf, zieht er darum in das Land der Barbaren, daß man ihm hier Qualen bereitet, wie ſie kein menſchliches Gehirn ertragen kann! Da ſteht der Bau, er ſollte nun ſchon längſt vollendet ſein. Die Marmorblöcke, beſtimmt den Boden der Kirche zu pflaſtern, ruhen an der Elbe. Die Statuen, achthundert an der Zahl, warten auf ihre Aufſtellung — und Alles, Alles vergebens! Die Erbärmlichen! Sie wagen ſich nicht heran! Es kommt Niemand in die Nähe der Mauern. Fällt irgendwo in der Stadt eine alte Thür aus den Angeln, gleich der Ruf: die Wölbung ſtürzt! Narrenvolk! Beſtialiſche Maſſe, von Unſinn, Bosheit und Kleinmuth zuſammengeſetzt! Der Teufel ſoll kommen und Euch ein Haus bauen! Ich ſage der Teufel.

Nach dieſer Rede voll Zorn und Erbitterung ging der Mann wieder, um ſich in ſeine Ecke zu verkriechen; der junge Mann hielt ihn zurück, indem er mit feſter Stimme rief: Sie ſind Chiaveri!

Ich bin's! entgegnete der Unglückliche. Laßt mich gehen! dieſe Welt verfluchen, die nur geſchaffen iſt, um dem Genie zur Marterſtätte zu dienen. O mein goldnes Rom! Wie und wann werde ich Dich wiederſehen!

Ich komme eben von dort.

Wer ſeid Ihr? —

Mengs!

Wie, der Maler Mengs! rief Chiaveri und hielt beide Hände des Künſtlers umſchloſſen. Man hat mir von Rom aus von Euch geſchrieben. Ihr habt den Papſt gemalt? Se. Eminenz, den Herrn Cardinal, der mein Freund iſt. O, man hat mir große Dinge von Euch gemeldet. Ei ſeht, ſo jung noch! Ach, Ihr kommt in einer Zeit, wo es dem armen Chiaveri ſchlimm geht. Da habe ich ein Meiſterſtück gemacht, ein Stück, um das mich Michel Angelo beneiden würde, und — da ſteht es!

Er zeigte auf die Höhe der Mauern, die im Mondglanze leuchteten, und zugleich mit einer ſtürmiſchen Miene lief er hin, ſtemmte ſich an die Pfeiler und ſchrie: Fallt ein! fallt ein! begrabt mich unter Euren Trümmern! begrabt den unſeligſten Menſchen, der je gelebt hat!

Ihr ſollt nicht alſo verzweifeln, Meiſter. Ich ſpreche den König, ich will ihm Alles nach der Wahrheit ſchildern, nur müßt Ihr erlauben, daß ich morgen beim hellen Lichte den Bau in Augenſchein nehme. So ſprach Raphael Mengs, indem er den Blick bedauernd auf den Baumeiſter richtete, der in Geſtalt eines Unglücklichen vor ihm ſtand.

Beide Männer gingen am Ufer der Elbe hin, in tröſtender Rede des Einen der Andere Muth und Anregung ſchöpfend. Es wurde ausgemacht, daß Mengs den nächſten Morgen und die darauf folgenden Tage mit dem Baumeiſter den Bau beſichtigen ſollte und dann davon dem Könige berichten.

Auguſt III. empfing den heimkehrenden Künſtler mit großer Gnade. Er erkundigte ſich nach ſeinen Arbeiten in Rom und vernahm mit Vergnügen die Menge derſelben. Die Königin und die Damen des Hofes freuten ſich, den jungen ſchönen Mann zu ſehen, mit der edeln Einfachheit in Rede und Manieren.

Jetzt ſollſt Du nochmals mein Bild in Oel malen! rief der König, den jungen Mann noch immer nach alter Weiſe wie einſt den Knaben behandelnd. Mich und die Königin. Biſt Du allein aus Rom heimgekehrt?

Mit einer Frau, Majeſtät.

Wie, Du biſt verheirathet?

Mit einem einfachen römiſchen Landmädchen, Sire, erwiderte Mengs. Ich ging eines Tages durch die Straßen Roms, um ein Modell zu finden für eine Madonna, die ich zu malen beabſichtigte. Ich ſuchte lange. Die üblichen Geſtalten, die zu dieſem Zwecke dienen, behagten mir nicht. Wie ich aber unmuthig nach Hauſe wandern will, kommt mir eine Dirne entgegen, die auf dem Markte

Früchte verkauft hatte. Ich ſehe das edle, ſchöne Geſicht, ich ſpreche ſie an, ſie erröthet, alſo ſchüchtern und ſchamhaft. Endlich mache ich ihr den Vorſchlag, zu mir zu kommen, um ſich von mir malen zu laſſen. Gern, Signor, ſagte ſie, wenn es mir geſtattet iſt, mit meiner Mutter zu kommen. Bringe ſie mit, rufe ich ihr zu und beſtimme den Tag, wo ich Dich erwarten ſoll. Sie kommt, iſt die Unſchuld, die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Die Mutter iſt eine gute alte Frau. Ich male. Das Bild wird in acht Tagen nicht fertig, es wird es nicht in vierzehn Tagen; es vergeht ein Monat und ich male noch immer an dem Bilde, da merke ich, was unterdeſſen geſchehen iſt, daß es mit meiner Standhaftigkeit, mit meinem Gleichmuth, mit meiner kalten Beobachtung aus iſt, daß Marie mir mehr iſt als bloßes Modell. So hat ſich denn die ganze Angelegenheit nach und nach geſtaltet.

Iſt der Papa denn damit zufrieden? fragte der König.

Er iſt's! rief Raphael; meine Mutter war ja auch nichts Anderes, als eine niedere Bürgerstochter; mein Vater hat ſie hier auf ähnliche Weiſe kennen gelernt.

Du mußt ſie mir bei Gelegenheit vorführen, bemerkte die Majeſtät. Wenn wir nach Leipzig gehen, giebt's einen vortrefflichen Ort, wo ich neue Bekanntſchaften machen kann. Dort bringe ſie hin. Uebrigens biſt Du ein ſehr junger Ehemann; nach unſerer Anſicht hätteſt Du warten können.

Sire, die Kunſt leidet keine lange Freiwerberei und nicht viel Wählens. Es muß raſch abgethan ſein, damit ich zur Staffelei zurückkehren kann.

Du verſchweigſt mir noch Etwas, was mit Dir in Rom ſich ereignet hat, etwas ſehr Wichtiges! bemerkte der König nach einer Pauſe. Man hat mir davon geſprochen.

Gewiß Pater Quirini, Ew. Majeſtät.

So iſt's. Du biſt in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche eingetreten! rief Auguſt. Daran haſt Du recht gethan. Das iſt Etwas, was uns Freude macht. Möchte nur der Papa Deinem Beiſpiele folgen. Zeit wäre es für ihn.

Raphael ſenkte den Kopf und erwiderte hierauf Nichts. Das Geſpräch war zu Ende. Der König beſtimmte die Zeit, wo das große Bild angefangen werden ſollte. Als er zu dem Zwecke auf das Schloß ging, kam ihm Auguſt entgegen in einen Panzer geſchnürt, das große Band des Hausordens über der Schulter, gepudert, friſirt und mit dem königlichen Mantel angethan. Der Prinz Xaver begleitete den Vater und trug den Helm mit den Federn, der auf den Tiſch geſtellt wurde. Auguſt lachte, als er ſich in dieſem Pomp im Spiegel ſah.

Da haſt Du nun einen König! rief er. Sieh zu, was Du mit ihm beginnſt. Einmal lege ich dieſe tauſend Stücke und Sächelchen an, nicht zum zweiten Male. So habe ich dem Sylveſtre zu meinem Bilde geſtanden, dann nahm Prünell die Rüſtung und ſtand weiter. Gieb nun die Dinge an, wie Du ſie ſiehſt, zum Ausmalen und Fertigzeichnen iſt dann der Kammerdiener da.

Wenn ich einen Wunſch äußern dürfte, Sire, hub Mengs an, ſo wäre es, ich möchte die Rüſtung fort haben. Ew. Majeſtät haben eine ſchöne breite Bruſt, das einfältige Eiſenzeug verdeckt Alles.

Das geht nicht, mein Freund! erwiderte der König. Was würden meine Unterthanen ſagen, erblickten ſie mich ohne Cüraß. Auch mein Vater ließ ſich nie ohne Rüſtung malen. Ich ſollte auch meinen, daß Sammt und feines Leinen viel zarter ausſieht, wenn der rauhe Stahl darunter ſchimmert. So, ſtehe ich ſo recht? —

Vollkommen! rief Mengs, der die Umriſſe der ſchönen Geſtalt mit geſchwindem Griffel auf die Leinwand brachte. Welch' ein prachtvolles Modell für die Kunſt! Ew. Majeſtät hätten ein ſimpler Laſtträger werden ſollen.

Hahaha! Warum denn das?

Wegen des Wuchſes. Die Künſtler hätten ſich um ein ſolches Modell geriſſen.

Inzwiſchen iſt es doch gut, daß ich König geworden bin. Es hat doch Etwas voraus vor dem Laſtträger. Wie haſt Du denn Dresden wiedergefunden? Nicht wahr, ſchöne Bauten. Hübſche Plätze habe ich einrichten laſſen.

Vor Allem die Kirche! rief Mengs, der mit Vergnügen dieſen Anlaß benutzte, das Geſpräch auf den bewußten Gegenſtand zu bringen.

Ja, die Kirche! rief Auguſt. Damit iſt etwas Sonderbares paſſirt. Sie droht den Einſturz. Wir ſtehen mit dem Baue feſt. Die Leute behaupten, man könne ſicher darauf rechnen, daß ſie nächſtens uns auf die Köpfe fällt. Das iſt nun freilich nicht ſehr tröſtlich.

Chiaveri iſt ein tüchtiger Künſtler! rief Mengs.

Ich glaub's! Was mich betrifft, ich theile die allgemeine Furcht nicht. Ich habe mich erboten, über das Gewölbe an der gefährlichſten Stelle hinzugehen; aber man läßt mich nicht. Ich darf nicht einmal den Mauern mich nähern. Ich beklage den armen Chiaveri, aber ich kann ihm nicht helfen. Haſt Du die Kirche geſehen?

Ja, Ew. Majeſtät, rief Menge, und ich finde ſie vollkommen gut und haltbar. Wir haben ſie auf alle Weiſe geprüft. Zwei Bauverſtändige, die mit mir hergekommen, fällen daſſelbe Urtheil, und wenn Ew. Majeſtät erlauben, ſo habe ich mich entſchloſſen, dem armen Chiaveri unter die Arme zu greifen und den Gang über das Gewölbe in dieſen Tagen zu machen. Ich ſehe nicht ein, was dabei zu wagen iſt. Alle Welt kann zuſchauen und ſich überzeugen.

Die Königin war unterdeſſen in's Zimmer getreten mit zwei ihrer Prinzeſſinnen. Sie erſchrak über des Menge Kühnheit und bat den König, ihm den Gang zu unterſagen. Graf Brühl, Pater Quirini, Alle thaten daſſelbe.

So laßt ihn! rief der König. Einer muß doch der Erſte ſein, der den Unſinn niederſchlägt und uns zu unſerer Kirche führt. Faſt zwei Jahre ſteckt der Bau; ich will durchaus nicht, daß wir länger auf Aufhebung eines Uebels warten ſollen, das nur in den Köpfen der Unſinnigen und Thörichten beſteht. Wann willſt Du den Gang machen? ſetzte er hinzu. Ich werde zugegen ſein mit meinem ganzen Hofe.

Der Tag wurde beſtimmt.

Dresden, als es die Neuigkeit erfuhr, befand ſich in einer gewaltigen Aufregung. Endlich ſollte entſchieden werden, ob das Gewölbe hielte oder nicht. Es hatte ſich Jemand gefunden, der ſein Leben daran wagte. Welch' eine heroiſche That! Am Morgen des beſtimmten Tages füllten ſich die Kirchen mit Andächtigen, die für das Gelingen des Unternehmens den Himmel um Schutz baten. Man hatte gehört, daß der König zugegen ſein wolle: neue Befürchtung, daß er ſich zu ſehr dem gefährlichen Schauplatze nähern würde; eine Deputation des Raths erſchien und bat den König und ſeine Familie, ſich fern zu halten. Der König antwortete, daß dieſer Vorfall zu ſehr mit dem allgemeinen Beſten zuſammenhinge, als daß er ſich bewogen fühlen könnte, ſich gänzlich davon auszuſchließen, doch ſollte Vorſicht gebraucht werden. Der Platz um die Kirche umher wurde von Neuem ausgemeſſen und beſtimmt. Leute, die allzunahe dem Schauplatze wohnten, verließen ihre Häuſer und zogen mit Sack und Pack zu ihren Freunden in das Innere der Stadt. Kaufläden wurden geſchloſſen. Große, gedruckte Anzeigen benachrichtigten Jedermann von dem, was im Werke war, und riethen zur äußerſten Vorſicht. Die Brücke den ich am Hofe des Biſchofs geſehen und als einen geiſtvollen Mann hatte beurtheilen lernen; aber die Meinungen, die er äußerte, ſtimmten nicht mit denen dieſes geſchmeidigen Jüngers Loyola's überein. Die kleine Geſtalt deckte mit einer bewundernswürdigen Sachkenntniß die hülfloſe Lage Sachſens auf, tadelte bitter jede Maßregel Brühl's, lieferte ein, wie ich leider geſtehen muß, ſehr ähnliches Portrait des ſchwachen indifferenten Königs und gab zuletzt in kurzen prophetiſchen Ausſprüchen das Ende an, das nothwendig traurig für Sachſen in den jetzt beginnenden Feindſeligkeiten ſein mußte. In der Leidenſchaft des Geſprächs verſtieg ſich die Stimme des Kleinen oft in einen hellen kreiſchenden Ton, der mich auf den Gedanken brachte, es könne hier wohl eine Frau verſteckt ſein. Ich ſtand auf und beobachtete die Geſtalt näher; allein ſie ſchien dieſes zu bemerken, und mit einem unwilligen Seitenblick auf mich winkte ſie ihrem Gefährten wurde geſperrt auf mehrere Stunden des Tages. Alles machte ſich fertig, Zeuge dieſer wichtigen Thatſache zu ſein. Die Frommen kamen mit Gebet zur Stätte, die Neugierigen mit Ferngläſern, die größere Maſſe mit ſtumpfer Begierde irgend Etwas zu erleben. Man hatte gehört, daß der Maler Mengs den Gang wagen würde; Niemand wußte von dem jungen Mengs Etwas, den ſeine Freunde noch in Italien wähnten, man hielt den Vater Mengs für den Tollkühnen und man bedauerte ſein Alter, man beklagte ſeine Familie, die er mit dieſer verwegenen That an den Rand des Abgrundes zu bringen trachtete, man nannte ihn einen alten aberwitzigen Thoren, der, um fremde Ungeſchicklichkeit darzuthun, ſich ſelbſt der äußerſten Gefahr ausſetzte. Der engliſche Geſandte, Rittek Williams, miſchte ſich unter's Volk und bot Wetten an über das Gelingen der Unternehmung: man wettete ziemlich hohe Sätze. Bilder wurden verkauft, auf denen der Engel Gabriel in Perſon die Herabſtürzenden faßte und in den Himmel trug. Der einzige Glückliche und Frohe bei dieſem Anlaß war Chiaveri, der ſeinem Retter wiederholt um den Hals fiel und ihn einen Gott nannte, vor deſſen Leuchten die Waffen des Aberglaubens in den Staub ſanken.

Eine Menge anonymer Briefe hatte noch am Morgen des Tages Raphael abgemahnt. Es war ein ſchöner Tag: die Sonne erhob ſich glänzend aus den Nebeln des Morgens und beleuchtete die Mauern der halbfertigen Kirche. Der Platz um dieſelbe war, obgleich das Schauſpiel erſt um die zehnte Morgenſtunde vor ſich gehen ſollte, gedrängt voll Menſchen. Die Gerüſte, die in der Eile für die Vornehmen errichtet waren, fingen bereits auch an ſich zu füllen. Man ſcherzte und lachte, man klagte und weinte; es war die höchſte Bewegung und die größte Gleichgültigkeit dicht neben einander. Um halb zehn Uhr erſchien der Hof und nahm die Tribüne ein, die auf der Seite des Zwingers für ihn erbaut war, die jetzt das Muſeum füllt. Der Tuſch der Trompeten zeigte an, daß Se. Majeſtät, der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen erſchienen ſei. Eine tiefe Stille trat ein; man ſah nach der Brücke hin, von wo die Hauptſchauſpieler dieſes Dramas kamen. Endlich zeigten ſie ſich. Eine Muſikbande ging ihnen voran. Mengs, dem es darum zu thun war, daß Alles ſo öffentlich und überzeugend geſchah, als es nur irgend möglich war, hatte dieſe effectvolle Scene angeordnet. Er erſchien mit Chiaveri an der Hand; zwei fremde Baumeiſter und zwei ihrer

Begleiter folgten. Sie gingen gemeſſenen Schrittes auf die Kirche zu. Ein allgemeines Beifallsgeräuſch ließ ſich hören, als ſie erſchienen. Einige aus der Zuſchauerſchaft ſtürzten über die gezogene Grenze, um den Männern zu folgen; allein ſie wurden zurückgewieſen. Die Sechſe gingen in die Kirche ein. —

Während ſie drinnen waren, herrſchte eine ahnungsvolle Stille. Man ſagte ſich, daß ſie die Sacramente genöſſen, um ſich allen Zufälligkeiten des Ganges gerüſtet zu unterwerfen. Alle Blicke wandten ſich nach zwanzig Minuten auf den Gipfel der Wölbung, die allen Augen bloß ſich aus der Tiefe der Kirche emporhob. Plötzlich erſchien oben der junge Mengs. Er ſtieg die Treppe hinan; dicht hinter ihm folgte Chiaveri. Ihr Erſcheinen ward mit vielen Stimmen des Beifalls gefeiert. Jetzt gingen ſie die letzten Stufen in die Höhe und befanden ſich vor der Wölbung der oberſten Kuppel. Es galt nun dieſe zu überſchreiten. Feſten Fußes eilte der junge Mann hinauf und mit dem Baukünſtler an der Hand zeigte er ſich zur allgemeinen Ueberraſchung. Ein tauſendſtimmiges Vivat erſchallte. Mengs und ſein Gefährte bückten ſich nach der Richtung, wo der König ſaß, dann nach dem übrigen Publicum. Ein entſcheidender, ängſtlicher Augenblick. Beide Männer auf der Spitze der Wölbung; hoch aufgerichtet, frei und kühn um ſich ſchauend. Allgemeine Stille; jeden Augenblick dachte man das Zuſammenſtürzen zu hören und jeden Augenblick wurde man getäuſcht. Von Neuem brauſte der Beifall. Beide Männer nahmen die Hüte ab, um ſie in der Luft zu ſchwenken; man ſchrie ihnen zu, ſie möchten das nicht thun! Man bat, man lärmte. Viele Stimmen riefen: Es weicht der Boden. Andere antworteten eben ſo laut: Er weicht nicht! Der Bau iſt feſt! Es lebe der Baumeiſter, es lebe Chiaveri! Jetzt kamen auch die zwei Andern: das Gewicht wurde verdoppelt. Auch ſie ſtanden unangefochten. Alles ſchrie von Neuem: Das Gewicht iſt zu ſtark! Hinunter mit den zwei Andern! Aber unbekümmert ſtanden die vier Männer auf einem Punkte, wo man noch vor einer Stunde keinen Federball hingeworfen hätte, aus Furcht, das Gewölbe ſtürzen zu machen.

Als die Probe beſtanden war, nahte ſich Chiaveri der königlichen Loge an der Hand Raphael's. Der König bezeigte ſich zufrieden, der Bau ſollte nun raſch fortgeſetzt und beendet werden. Alle Stimmen waren wie umgewandelt. Chiaveri's Lob tönte auf Aller Zunge! Der unglückliche, ſchwergeprüfte Mann richtete ſich auf; er blickte wieder frei um ſich, ſeine Ehre war gerettet. Er empfing die Lobſprüche des Adels, des Magiſtrats, der Bürgerſchaft. Jedermann fand es jetzt lächerlich, wie man nur an der Dauerhaftigkeit und Stärke des Werkes hatte zweifeln können. Jedermann behauptete, mit eben der Leichtigkeit hinaufſteigen zu wollen, wie es Mengs gethan. Das Ganze war nur ein Kinderſpiel: man wußte ja, daß die Mauern halten würden.

So ſchlug die öffentliche Meinung in dem Zeitraume von noch keiner Stunde völlig in das Gegentheil um. — So iſt die Welt!

Der Bau ging jetzt raſch vorwärts. Die Ueberdachung begann, die Statuen wurden aufgeſtellt. Nicht voll ein Jahr und das Schiff der Kirche ſtand vollendet da, geeignet zum Gottesdienſt. Der Nuntius, Monſignor Alberik Archinto, weihte ſie im Jahre 1751 ein.

Was Raphael Mengs betrifft, ſo vollendete er ſeine Arbeiten mit großem Eifer und Fleiße. Noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, wurde er erſter Hofmaler: und dieſes verdankte er nicht der Cabale, nicht der Gunſt der Frauen, ſondern lediglich ſeiner Kunſt und ſeinen Verdienſten. Seine Penſion wurde bis auf tauſend Thaler erhöht.

Dies war jedoch wenig gegen die Anzahl von Geſchenken und Kleinodien, die ihm der König, die Königin, der Kurprinz und deſſen Gemahlin bei unzähligen Anläſſen verehrten.

Aber auch dieſes Geld, zuſammen mit den Penſionen der beiden Mädchen an 2200 Thaler, floß in die Taſche des Vaters, der, von Italien zurückgekommen, wieder ſein altes Syſtem mit der Sparſamkeit eingeführt hatte. Die römiſche Schwiegertochter brauchte viel, ſie erhielt nur wenig. Raphael ſelbſt mußte faſt mit Gewalt einige hundert Thaler aus der ewig verſchloſſenen Schatulle des Alten hervorzwingen. Der alte Mengs hatte ein zuverläſſiges Mittel, bei dieſen Geſuchen ſtandhaft zu bleiben: er erwiderte nämlich kein Wort. Dieſes feſte und ewige Schweigen brachte die Bittſteller zur Verzweiflung, denn ſie ſahen ein, daß ſie aus dieſer Statue Nichts würden hervorzaubern können. Dabei war der alte Mengs in ſeine Magd verliebt worden und dachte alles Ernſtes daran, die Sechzigjährige zu heirathen. Aber die Magd zierte ſich. Es mißfiel ihr, daß ihr Herr wie ſeine Kinder katholiſch geworden: nach ihrer Phantaſie hätte er ſeinem Glauben treu bleiben und ihr Mann werden ſollen. Indeſſen ein ſolcher Freiwerber, der mit einer Kiſte voll Geld, das ſeine Kinder erworben, vor ſie trat, machte dennoch ſeine Wirkung und Mademoiſelle Pelunta entſchied ſich endlich, nachdem ſie ſich lange hatte bitten laſſen, Frau Mengs zu werden. Dieſes Ereigniß brachte in die Familie einen allgemeinen Schrecken. Mengs, ſeine Frau, ſeine zwei Schweſtern — Alle conſpirirten jetzt gegen den alten Vater; der Vater und ſeine ſechzigjährige Frau conſpirirten gegen die Kinder. Die große Confuſion in dem Hauſe Mengs endigte ſich damit, daß man den Vater zwang, die Kinder mit dem Nothwendigſten auszuſtatten und ſie eigene Wohnungen beziehen zu laſſen. So erhielt Raphael ſeine Penſion ungekürzt und die Mädchen die Hälfte der ihrigen.

Es war ſchade, daß dieſe Kriſis nicht durch die Bemühungen Fauſtinens, Eleonorens und des Annibale zu Ende geführt wurde, indem Fauſtina in Wien ſich befand, Eleonore ſich nach einem fernen Orte vermählt hatte und Annibale nach Paris gezogen war, als alles Dieſes ſich ereignete.

Der öffentliche Frieden zwiſchen den ſtreitenden Parteien war nun ſo ziemlich hergeſtellt, das innerliche Verhältniß, geſtört durch die Ränke der Frau Mengs, die nicht vergeſſen konnte, daß ſie die Kinder, die ſich jetzt ihr zu widerſetzen unterſtanden, einſt auf ihren Knieen geſchaukelt, blieb nach wie vor. Sie war es, die den Vater Mengs immer wieder zu Handlungen der Härte und Ungerechtigkeit antrieb. — Thereſa Concordia Mengs wurde von der Königin aufgefordert, ihr die Nacht von Correggio in verkleinertem Maßſtabe zu copiren. Es gelang vortrefflich.

Das Altarblatt der Kirche war jetzt Gegenſtand der Berathung. Der König erklärte, daß nur Mengs, der ſich ſo verdient gemacht um dieſes Gotteshaus, es malen ſolle, und der Künſtler, eines ſeiner Hauptwerke vor ſich ſehend, ging in vielerlei Skizzen mit ſich zu Rathe, welchen Gegenſtand er wählen ſolle. Die Skizzen wurden dem Könige vorgelegt und dieſer entſchied den Mengs zu einer Himmelfahrt, die er beſonders geeignet zu dieſem Zwecke fand.

Mengs, dem es gelüſtete, wieder nach Italien zu gehen, der dadurch den Quälereien mit ſeinem Vater zu entſchlüpfen meinte, ſtellte dem Könige vor, daß ein ſolches Bild nur in Rom gemalt werden könne, gleichſam unter den Augen des Raphael von Urbino. Der König gab ſeinem geliebten Mengs den verlangten Urlaub und begleitete dieſen mit einem koſtbaren Geſchenke.

Von dieſen großen Aufträgen und dieſen Beſtellungen ſprechen hörend, erkrankte der alte Hofmaler Sylveſtre und ließ ſich von ſeinem Arzte ein Zeugniß geben, daß er einer mildern Luft bedürftig ſei und daß er nach Paris heimkehren wolle. Dieſer Künſtler hatte ſeine Verdienſte; er hatte unter Auguſt dem Starken ſchon Proben davon abgelegt und hatte ſolche auch auf die Zeiten ſeines Sohnes erſtreckt. Es war nicht zu leugnen, daß, wenn nicht die aufgehende Sonne des jungen Mengs die Werkſtätten der Künſtler jener Tage erleuchtet hätte, von Herrn Louis Sylveſtre noch manches gutes Stück producirt worden wäre. Denn ſeine Manier war eine wohlgefällige und correcte. Aber mit den Erfolgen des Mengs war kein Wettkampf möglich, und da dieſe Erfolge einen Künſtler wie Sylveſtre, der mit großer Selbſtzufriedenheit wirkte, empfindlich berührten, ſo iſt's erklärlich, daß er ging, um nicht zuſehen zu müſſen, wie ihm ein Blatt nach dem andern aus ſeinem Lorbeerkranze ausgezogen oder beſudelt wurde. Der König gewährte dem alten Manne ſeinen Wunſch und ließ ihn in Ehren ziehen. Er ging auf das Landgut ſeiner Tochter und von dort nach Paris.

Bevor wir den Mengs reiſen laſſen, müſſen wir noch einen Zug der Freundſchaft von ihm berichten, der ihn charakteriſirt. Annibale war aus Paris heimgekehrt und fand den Freund im Begriffe der Abreiſe. Ohne Annibale's Bild zu malen, das als Denkmal der Freundſchaft beſtehen ſollte, war es Mengs nicht möglich abzureiſen. Das Bild in Paſtell gab der König von ſeinem Schreibtiſche, auf dem es ſtand, nicht fort. Es wurde noch ein Bild in Oel entworfen und an dem Tage der Abreiſe, ja ſogar in der letzten Nacht vollendet. Der König wollte dieſes Bild ſehen; Mengs brachte es ihm am Morgen ſeiner Abfahrt. Ich finde darin, mein Raphael, etwas Feines, Inniges, was ich in Deinen anderen Bildern vermiſſe, ſagte Auguſt. — Ew. Majeſtät entdecken darin den Freund, erwiderte der Künſtler mit glücklicher Kühnheit, das iſt eine Sorte Menſchen, die die Fürſten nicht kennen. — Der König, ſo wenig beleidigt durch dieſe Worte, nahm auf das Gnädigſte Abſchied, indem er ihm das große Bild für die Kirche empfahl. Er ahnte nicht, daß er weder den Mengs noch ſein Bild jemals wiederſehen würde. Die Stürme des ſiebenjährigen Krieges brachen über Sachſen aus.

Es war im Monat September 1752, als er mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Schweſtern nach Rom aufbrach.

und verſchwand mit ihm unter der Menge. Das Zimmer hatte ſich unterdeſſen mit lauter braunen Geſtalten gefüllt. Es gewährte einen ſonderbaren Anblick dieſe phantaſtiſche Verſammlung und ihre weißen langen Maskennaſen, die ſich gegeneinander mit unverſtändlichem Gemurmel bewegten, zu betrachten. Ein dicker Mann kam auf mich zu, machte mir eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Maske, Ihr ſeid hier zum erſten Male, ſagt mir doch wie Euch die Geſellſchaft behagt.“ — „Ich danke Euch, Maske, für Eure Theilnahme,“ entgegnete ich, „fürs Erſte kann ich Euch mein Urtheil noch nicht offen mittheilen; allein ſeid verſichert, daß alles was ich höre meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade anſpricht.“ — „Das iſt für den Anfang genug. Wir danken Euch, Maske. Niemand geht darauf aus Euch auszuforſchen; thut alſo ganz nach Eurer Bequemlichkeit. Ihr werdet hier manches hören was anderwärts Euch nicht zu Ohren käme.“ — Wir machten nach dieſen

Das Leben eines Künſtlers, das er auf ſeiner Staffelei oder auf den Gerüſten zubringt, hat wenig Abwechſelung. Ein ſolches Leben führte jetzt Mengs in Rom. Beſuche, Beſtellungen, vornehme Freundſchaften wechſelten mit einander ab. Die Akademie zu St. Luca erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Lord Peſſy beſtellte bei ihm zwei große Gemälde von Raphael, die Hochzeit der Pſyche und die Schule von Athen. Zu gleicher Zeit ging er daran, das Bild für die Kirche zu Dresden zu entwerfen. Die Fülle der Arbeiten zwang ihn, es einſtweilen wieder hinzulegen. Winckelmann's Ankunft zu Rom war ebenfalls ein Ereigniß. Winckelmann und Mengs wurden Freunde. Beide ſtudirten das Alterthum. Mengs brachte Leben und Bewegung in die ſtarren Schulbegriffe ſeines Freundes, während dieſer Ordnung und Regelmäßigkeit in den Anſichten des Mengs ſtiftete. Unter den vielen Schülern, die er in Rom annahm, befand ſich auch Herr Antonio Maron aus Wien. Die junge Thereſia Concordia Mengs, bei ihrem Bruder wohnend, ward von dieſem dem Maron als Ehegattin gegeben. Der Bund wurde unter glücklichen Auſpicien geſtiftet. Die andere Schweſter Juliane begab ſich in ein Kloſter.

Der ausbrechende Krieg in Sachſen im Jahre 1756 machte, daß die Auszahlung der Penſionen unterblieb; Mengs, dergeſtalt mit Aufträgen überhäuft, merkte faſt nicht dieſen Abbruch an ſeinem Einkommen. Nicht genug befriedigt durch die Triumphe, die er durch das Malen in Oel erreichte, ſuchte er auch auf ein Feld ſeine Thätigkeit hin zu verpflanzen, das ſtets viel Intereſſe für ihn gehabt, auf die Frescomalerei. Da man in dieſer Kunſt Proben leiſten muß, ehe Einem Beſtellungen gegeben werden, ſo entſchloß ſich Mengs, die Decke der Kirche der Cöleſtiner Mönche unentgeltlich mit einem Werke zu zieren, das allgemeinen Beifall fand. Von dort an wurden ihm nun Aufträge auch in dieſer Manier der Kunſt. Der Cardinal Albani, ſein Gönner und Freund, gab ihm die Decke in ſeinem Landhauſe Albani in Rom zu malen. Mengs ſtellte darauf den Parnaß dar mit dem Apoll und den Muſen. Dieſe reizende Compoſition, auf welcher eine der größten Schönheiten des damaligen Roms, die Gräfin Carolina, als Kalliope dargeſtellt war, macht die Königin von Neapel, eine ſächſiſche Prinzeſſin, Tochter Auguſt's, auf den Künſtler aufmerkſam. Sie ladet ihn nach Neapel ein und fordert ihren Gemahl auf, ein Gemälde für die

Capelle zu Caſeſta bei ihm malen zu laſſen. Ein anderes Gemälde erlaubte die Zeit nicht fertig zu machen, indem das königliche Paar nach Spanien ging, den dortigen Thron einzunehmen, der ihm durch Erbfolge zugefallen war. Mengs muß dorthin ihnen folgen und wird von dem Könige mit einem Gehalte von 6000 Thalern angeſtellt.

Wir würden nichts Anderes zu thun haben, als immer nur Bilder auf Bilder zu häufen, die alle königlich bezahlt wurden, wollten wir Schritt vor Schritt dem Leben unſeres Künſtlers folgen, der zwiſchen Madrid und Rom hin- und herreiſend, überall mit Bewunderung und Staunen empfangen, von den Fürſten geliebkoſt, von den Künſtlern geehrt, überall Spuren ſeines Talents hinterließ. Eine peinliche Krankheit, eine beginnende Waſſerſucht befiel ihn in Spanien und zwang ihn, Rom aufzuſuchen. Kaum geheilt, ging er von Neuem nach Spanien, wo das alte Uebel ihn beim Ausmalen der Zimmer Sr. Majeſtät wieder befiel und den König dahin brachte, ihn ſelbſt fortzuſchicken, damit er in Rom wieder geſunde.

In Rom angelangt, erwarteten ihn neue Aufträge von England, von Rußland, von Deutſchland her. Es war zur Manie geworden: Alles wollte Arbeiten von Mengs haben. Seine Geſundheit wurde von Neuem angegriffen und dieſes Mal tödtlich. Statt die Nächte zu ruhen, bezeichnete er ſie ebenfalls durch Arbeiten mit der Feder. Ein Traktat über die Schönheit giebt Zeugniß hiervon. Auch Familienſorgen kamen in dieſem Zeitpunkte des Lebens vor. Ismael Mengs war geſtorben und hatte ſeine habſüchtige und niedrigdenkende Frau hinterlaſſen, die nichts Klügeres zu unternehmen wußte, als das ſämmtliche Vermögen in Anſpruch zu nehmen, mit Ausſchließung der Rechte der Kinder. Es entſtanden Proceſſe. Frau Mengs, welche die gerichtlichen Formen zu langſam fand, ſetzte ſich in einen Wagen und reiſte allein nach Spanien, wo damals Mengs ſich aufhielt und erſchien vor ihm mit dem ganzen Regiſter ihrer Forderungen. Sie hatte den Charakter des Mengs richtig beurtheilt. Sie wußte, daß Alles mit ihm anzufangen war, wenn man ihn perſönlich ſprach, durch Vorſtellungen und Bitten ſein Herz beſtürmte und ihn zu nachher bereuten Schritten veranlaßte. Mengs verzichtete auf ſein Erbe, gab der Stiefmutter noch Geſchenke und war froh, als er den Wagen derſelben wieder fortrollen hörte. So wußte Frau Mengs ſich in gute Vermögensumſtände zu verſetzen.

Seine Frau und zwei ſeiner Töchter gingen ihm voran. Mengs ſelbſt war im höchſten Grade leidend, als er noch immer an den Gemälden arbeitete, die der König von Spanien ihm aufgetragen. Auf den Vorwurf hierüber, den die Freunde ihm machten, erwiderte er: Er iſt ſtets ſo gütig für mich geweſen, kann ich mehr für ihn thun, als für ihn mit der Palette in der Hand ſterben? — Der 29. Junius des Jahres 1779 war ſein Todestag. Er wurde einundfünfzig Jahre alt. Mit ihm ging ein großer ſächſiſcher Name unter, der in Rom wie in Madrid bleibende Denkmäler ſeines Ruhms hinterlaſſen hat, nicht weniger als in Dresden, ſeiner Vaterſtadt.

Wir wollen jetzt einige Worte über eines ſeiner vorzüglichſten Bilder ſagen, über die Verklärung Chriſti, die ſich in der katholiſchen Hauptkirche zu Dresden befindet. Das Bild iſt ſehr hoch und verhältnißmäßig ſchmal. Es ſtellt die Erhebung Chriſti in den Himmel vor. Die Figur des Erlöſers macht ungefähr die Mitte des Bildes aus. Oben iſt Gott Vater dargeſtellt, von den drei Hauptengeln getragen, über ihm eine Glorie kleiner Engel. Das Gewand Gottes iſt lichtes Weiß, eben ſo das Haar und der Bart, ſo daß nur ein kleines roſenrothes Geſicht übrig bleibt, in welchem man einen offenen Mund erkennt. Der eine

Engel, der ſeine Füße ſtützt, zeigt ſich in einer ſchwierigen Stellung im Rücken. Die ganze Gruppe iſt recht glücklich componirt. Dann kommt Chriſtus, hinaufſtrebend, die Arme ausgebreitet, umflattert von einem rothen Gewande, das ſich nach oben ausbreitet, um die Füße ſich zuſammenzieht. Stellung, Geſicht, Ausdruck iſt Alles vortrefflich, beſonders die Bruſt des Schwebenden, die oben von der Lichtfülle einen ſchönen Strahl empfängt. Das Geſicht iſt das eines ſchönen Jünglings, der von freudigem Erſtaunen erfaßt wird, in das ſich die Innigkeit der Liebe und das Bewußtſein ſchöner und edler Handlungen miſcht. Er drängt nach oben. Es iſt kein müßiges Schweben in der Luft, es iſt der Zug des Verlangens, das ihn nach oben hinzieht. Ihm zur Seite, ziemlich blaß gehalten, zeigen ſich zwei Engel. Dies iſt die Mittelpartie. Die dritte, die untere Hälfte beſchäftigt ſich mit der Erde und den darauf Hinterlaſſenen. Links vom Beſchauer ſieht man im Vordergrunde Petrus knien, die Arme mit Inbrunſt zum Himmel gerichtet; neben ihm die Jungfrau, mit über die Bruſt gefalteten Händen und gläubig emporſchauenden Blicken. Hinter ihr kniet Magdalena, ziemlich im Dunkeln. Rechts iſt Johannes auf die Kniee geſunken, mit einem etwas erkünſtelten

Ausdrucke von Schwärmerei und Bewunderung nach oben blickend. Hinter ihm Thomas, der zu zweifeln ſcheint, ſich aber doch dem Wunder ergiebt; die übrigen Apoſtel in angemeſſenen Stellungen und mit eben ſolchen Geberden füllen und runden die irdiſche Gruppe. Die Farbe iſt jetzt bereits bedeutend angedunkelt, beſonders die Partien auf der Erde, die ſchon beim Beginn dunkel gehalten waren, haben ſich jetzt in völliges Schwarz verwandelt; dies gilt auf die hinten ſtehenden Apoſtel und auf Maria Magdalena.

Ein ſehr berühmtes kleines Paſtellbild von Mengs iſt der bekannte Amorkopf, der in Copien in faſt allen Cabinetten und Kunſtſammlungen zu finden iſt, hier aber in Dresden im Original hängt. Es iſt ein blonder Knabe, der einen Pfeil ſchärft und dabei halb ſchalkhaft, halb fragend nach oben blickt, als riefe ihm von dort Jemand zu, den Pfeil nicht allzu ſehr zu ſpitzen. Das friſche, geſunde und dabei doch ſo durchgeiſtigte Geſicht iſt vortrefflich, die Augen glänzen in einem faſt überirdiſchen Lichtglanze, der Mund iſt auf das Lieblichſte gerundet, der kleine Körper iſt in dem zarteſten, blühendſten Fleiſch gehalten. Leider wird es, da es ein Paſtell iſt, dem Schickſal nicht entgehen, das alle Paſtellbilder trifft; es wird verbleichen, das heißt: alle warmen Fleiſchtöne verſchwinden, und es bleibt ein fahles, kreidiges Weiß übrig, das gerade den entgegengeſetzten Effect von dem hervorzubringenden darſtellt, nämlich: Kälte, Unwahrheit und etwas Starres, Todtes

Iffland.

Worten wiederholte Verbeugungen und trennten uns von einander. Ein lebhaftes Geſchrei am Kamine zog mich an; ich trat näher und ſah wiederum die kleine groteske Maske im Streit ſich gegen drei Gegner heldenmäßig wehren. Es war vom Umſturz der pragmatiſchen Sanction die Rede und von den Anſprüchen des Bairiſchen Hauſes auf die öſterreichiſche Erbfolge. Jene drei vertheidigten Oeſtreichs Intereſſe, der Kleine jedoch griff es an und wies auf Preußen, in deſſen Händen die Zukunft Europens läge. Dieſe kühne Meinung erregte eine allgemeine Senſation. Von den fernſten Tiſchen drängten ſich die Masken herbei, Stühle, Tiſche wurden umgeworfen, man riß ſich einander beinahe die Kutten vom Leibe, um nur zu hören was der Kleine ſprach. Dieſer fuhr fort die künſtige Größe des Hauſes Brandenburg zu zeigen, und entwickelte dieſe Behauptung aus einer ſo ſcharfen und detaillirten Auffaſſung der großen Eigenſchaften des Königs, daß wir alle

I.

Durch die einſamen Gänge des Thiergartens ſchritt in heller Mondſcheinnacht ein Mann in einen Mantel gehüllt und näherte ſich einem Hauſe, das, abgeſondert von den anderen Häuſern, in einer Gruppe von Bäumen ſtand. Die Bäume waren entlaubt, der Balkon des Hauſes und die Stufen des Eingangs mit Schnee bedeckt. Es war im März und ein ungewöhnlich reichlicher Schnee gefallen. In der Vertiefung der Hausthür kauerte eine Geſtalt in Lumpen, die ſich erhob, als der Mann ſich näherte, und die ihm entgegentrat, um ein Almoſen bittend.

Du biſt dieſelbe Kleine, die ich bereits zweimal beſchenkt habe; zu oft darfſt Du mir nicht kommen, ſagte der Herantretende und wollte vorübereilen, allein das Bettelkind erfaßte ſeinen Mantel.

Herr! die Mutter hat mich hinausgetrieben, mit leeren Händen darf ich nicht zurückkommen, es iſt ſpät, es ſchenkt mir Niemand etwas in dieſer abgelegenen Gegend; erbarmt Euch meiner!

Der Herr ſtand auf der Treppenſtufe ſtill. Der Mantel war zurückgeſchlagen und der Mond ſchien in ein bleiches, wohlgebildetes, ernſtes Mannesantlitz, die Blicke waren auf die Kleine gerichtet und mit einer Stimme, der es nicht an Weichheit und Wohlklang mangelte, ſagte er:

Deine Mutter war früher beim Theater, haſt Du mir geſagt. Wenn es wahr iſt, komm' morgen gegen Mittag, wenn ich in die Stadt gehe, und zeige mir den Weg zu dem Hauſe, in dem ſie wohnt; ich will ſie ſehen und ſprechen. Jetzt geh' und nimm das. Die Kleine empfing das Geld dankend und lief frierend in die Winternacht hinaus. Der Mann trat in das Haus, auf den Ton einer Klingel erſchien eine alte Magd, die ihn in ſein Zimmer leuchtete, in welchem der Ofen brannte und in welchem es wohnlich und behaglich ausſah. Bilder hingen an der Wand, ein Teppich deckte den Boden und gegenüber dem Schreibtiſche, der in der Nähe der beiden hohen, mit Vorhängen geſchloſſenen Fenſter ſtand, bildeten ein Flügel und eine Harfe eine geſchmackvolle Verzierung. An der Harfe hing ein friſcher Blumenkranz. In der Nähe des Ofens ſtand ein hoher Lederſtuhl, in welchem eine Katze lag, die ſich in ihrem Schlummer durch das Erſcheinen des Lichtes und des Hausherrn nicht ſtören ließ. Alles in dieſem Zimmer drückte Stille, Frieden und poetiſche Zurückgezogenheit aus.

Nur in dem Geiſte und Gemüthe des Bewohners dieſer Räume, ſchien es, war dieſer Friede und dieſe Ruhe nicht zu finden. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, überlas flüchtig die Adreſſen der angekommenen Briefe und verſank dann, das Haupt auf den Arm geſtützt, in Träumereien.

Es ſchlug zehn Uhr. Ungewöhnlich früh war diesmal das Schauſpiel beendet geweſen. Die Alte kam, um das Abendbrod aufzutragen, ſie ſetzte eine Flaſche Wein und einen Teller mit kalter Wildpretpaſtete auf das Tiſchchen, das vor einem Sopha ſtand, welches die Wand gegenüber dem Flügel einnahm. Die Katze erwachte beim Geruch der Speiſen aus dem Schlummer und kam, ihrem Herrn die Aufwartung zu machen, eigentlich aber aus der egoiſtiſchen Abſicht, an deſſen Abendmahl Theil zu nehmen. Es meldete ſich hierzu noch ein Gaſt. Die Thür öffnete ſich und ein ältlicher Herr in einem Pelze, deſſen Kragen ihm über die Mütze hoch hinaufragte, trat ein und ward lebhaſt und herzlich bewillkommnet. Der Hausherr ſchob einen Stuhl an das Sopha heran und befahl, ein zweites Glas zu bringen. Bevor jedoch der Gaſt ſich ſetzte, öffnete er den Vorhang des einen Fenſters und, den vollen Mondſtrahl über ſich herübergleiten laſſend, ſagte er:

Ich will zuerſt ſehen, ob wir ſchon Vollmond haben, denn Du weißt, beim Vollmond fängt das gichtiſche Ziehen in meinem linken Beine an.

Der Hausherr erwiderte nichts, aber er lächelte und zertheilte die Stücke der Paſtete. Dann kam der Gaſt und ſetzte ſich an ſeine Seite.

Das Schauſpiel ſchon zu Ende? begann er.

Wir fangen jetzt früher an wegen des Unwohlſeins der Königin. Sie bleibt nur kurze Zeit und geht bald wieder fort, erwiderte der Hausherr.

Wie war's?

Froſtig.

Wie? Eine Deiner beſten Rollen? Der Shylock und — froſtig?

Man hat mich ſatt. Ich bin ihnen nichts Neues mehr. Die Kritik hat mich zum Krüppel geſchlagen und Krüppel mag man nicht ſehen.

Eine Pauſe herrſchte. Der Collaborator Roland, ſo hieß der Gaſt, koſtete an ſeinem Weine, prüfte ihn, fand ihn gut und ſetzte das Glas bedächtig hin, indem er ſagte:

Das freut mich.

Das freut Dich?

Ja, denn es iſt Hoffnung da, daß Du in dieſem Falle an den Rhein zurückgehſt, von wo Du gar nicht hätteſt weggehen ſollen.

Der Hausherr ſeufzte. Sein Blick glitt unwillkürlich auf die Harfe und den daran befeſtigten Kranz.

Haſt Du nichts von Laura gehört? fragte er.

Sie muß noch immer das Zimmer hüten, allein an Deinem Benefiztage hofft ſie das Theater beſuchen zu können.

An meinem Benefiztage? Man wird dieſen Tag benutzen, um mich vollends niederzuwerfen. Es wird daran gearbeitet, mir eine Demüthigung beſonderer Art zu bereiten. Ich weiß es, aber ich fürchte mich nicht. Man darf dieſem Volke nicht Kleinmuth zeigen, ſonſt iſt man verloren. Soweit kenne ich denn doch nun ſchon meine Leute. Stolz, dreiſt und zuverſichtlich will ich ihnen bis zu der letzten entſcheidenden Stunde entgegentreten. Sie ſollen mir den Kranz von der Stirn reißen, anders bekommen ſie ihn nicht. Es ſind ohnedies Lorbeeren, die in dieſem märkiſchen Zankreden nicht gewachſen ſind. Man ſoll nicht ſagen: der Iffland iſt an den Mückenſtichen der Berliner Kritik geſtorben.

An den Rhein, an den Rhein mit Dir!

Nun ſoll es mir an Kälte, an Schärfe, an Objectivität fehlen; nun ſoll ich zu weich ſein, zu ſehr mich ſelbſt ſpielen! Und beim König Lear hieß es wieder, ich vergäße gänzlich, daß der Grundzug im Charakter jenes Unglücklichen Weiche und Gefühlstiefe ſei. O, man möchte ſelbſt wahnſinnig werden einem Publicum gegenüber, das den Genuß tödtet in der Kritik!

An den Rhein mit Dir, zurück an den Rhein!

Und immer werden mir Fleck's Verdienſte vorgehalten, weil er der Abweſende iſt und ich der Gegenwärtige! Sie gleichen dem Hunde in der Fabel, der den Biſſen, den er im Munde hat, fallen läßt, um nach einem Schatten zu haſchen. Doch immerhin, ſie mögen ſo toll, ſo unverſtändig ſein, als ſie immer wollen und können, weiß ich doch, daß Eine da iſt, die mich verſteht, die, wenn ich meine ganze Seele hingebe, ſie entgegennimmt mit jener weichen Liebeshand, die ſich hütet, mir hier eine kaum vernarbte Wunde, dort einen vibrirenden Nerv zu berühren. Wenn ich mein ſuchendes Auge zu ihrem Platze ſende und ich finde ihn leer, entſinkt mir jeglicher Muth, und das hundertäugige Ungeheuer, Publikum, das ich vor mir gelagert ſehe, preßt mir ein Beben der Angſt und des Entſetzens ab. Finde ich aber Sie, dann iſt das Spiel ein Spiel, dann gleiten mir, wie von unſichtbaren Händen mir abgefordert, die köſtlichſten Perlen aus dem Liebesreichthum der Seele. Ich empfinde, und was ich empfinde, iſt — Sie! Sie iſt's, die mir den Athem verſetzt, wenn ich auf die Bühne ſtürze als Franz Moor; ich zittere, indem ich die Schrecken der Hölle ihr vor das Auge bringen ſoll, ihr, der Reinen, und wenn ich als Wallenſtein die ewigen Sterne befrage, iſt's wieder Sie, die mich an die Wahrheit des ewigen Himmels glauben lehrte. Ach, daß dieſe Frau eine Frau iſt, daß dieſes ſüße Gebilde kein geſchlechtsloſer Genius iſt, dann wäre er mein, ich könnte ihm Altäre bauen, und Niemand dürfte mir verargen, wenn ich laut vor allem Volke mich mit dem Göttlichen vermählte. Der Künſtler mit ſeiner Gottheit! Was wollt ihr? Iſt das nicht ganz in der Ordnung? So aber ſteht Sie auf einer unnatürlichen Höhe, Sie, die Liebenswerthe, iſt dem Liebesbedürfniß entrückt, die irdiſch Fühlende iſt mit einer kalten Glorie des Standes umgeben. Kann man einen ärgern Hohn ausſprechen, als das Geſchick ihn ſich hier ungeſtraft erlaubt? das allgemein Begehrte iſt zugleich das Allen Verſagte. Mein Auge füllt ſich mit Thränen — ich muß ſchweigen.

Wenn das Theater nur nicht ſo zugig wäre, hub der Collaborator nach einer Pauſe an, während der Schauſpieler, ſein Haupt auf die Hand ſtützend, vor ſich hinſah — ich ſage Dir, Freund, es giebt da Thüren, Thüren ohne Vorhänge, die Dante in ſeiner Hölle nicht paſſender hätte anbringen können, um eine neue Qual ſeiner Verdammten, einen teufliſchen Rheumatismus beizubringen. Das iſt auch der Grund, weßhalb ich ſo ſelten in's Theater gehe. Es thäte der alten Bude gut, wenn eine wohlthätige Feuersbrunſt ſie mit einem Schlage vom Leben zum Tode brächte. Anders werden wir den Jammer nicht los. Im Zugwinde zu ſitzen iſt aber das Schlimmſte, was einem armen Adamskinde begegnen kann.

Alter, fuhr Iffland zornig empor, Du wirſt mir auch gar zu philiſterhaft! Haſt Du denn durchaus kein Wort für meine Leiden? Mann der Jämmerlichkeit, iſt denn Deine Seele wie Dein Ohr mit Kampherſtöpſelchen verpfropft? Sonſt wußteſt Du doch zu ſchwärmen. Erinnere Dich, wie wir in Mannheim an den Ufern des Rheins bis ſpät in die Nacht Arm in Arm dahinflogen! Wie ich, auf der Rheinbrücke ſtehend, einſt den Fiesco mit Dir ſpielte, Dich, den Fiesco, von der Brücke ſtieß, ſo daß Du mit einem Beine bereits in der Fluth zappelteſt!

Ach, und ich hatte Nankingbeinkleider an, jammerte der Collaborator — Du Entſetzlicher, das rührte Dich nicht!

Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach! declamirte Iffland und brach dann in ein ſchallendes Gelächter aus. O, das waren Zeiten! Man ſollte das jetzt mit Dir verſuchen, Du Liebling des Apothekers, Du Sohn des Rhabarbers, Du Buhle der Wärmflaſche, Du im Geheim mit der Flanelljacke Getrauter! Geh — geh! Wenn ich nicht wüßte, daß unter Deinen Pflaſtern und Umſchlägen noch eine Seele ſtäke, ich würde Dich als wurmzerfreſſenes altes Möbel längſt in die Plunderkammer geworfen haben.

Was wirſt Du zu Deinem Benefiz geben? fragte der Geſcholtene, indem er lächelnd ſein Glas leerte und nach dem Ofen ſah, um ſich zu überzeugen, daß er noch in voller Gluth ſich befinde.

Ich habe da einen Gedanken, entgegnete Iffland. Ich will die Hand daran legen, ein neues Jugendproduct wieder in's Leben zu rufen.

Ein Jugendproduct?

Ja, meine Jäger. Es iſt mir in dieſen Tagen ein wunderliches Ereigniß zugeſtoßen. Allein es will ſich nicht ſchicken, daß ich jetzt ſchon davon ſpreche. Alles liegt noch in der Knospenhülle. Aber, ſo viel ſage ich, Leid und Luſt früherer Tage iſt wieder wach in dieſer Bruſt geworden. Ich habe in ein redlich Herz geſchaut, in ein Herz, wie Gott es liebt, in ein Herz, das ſeine Schmerzen brav erträgt, männlich mit der Sünde kämpft, mit einem Worte, einen Jüngling hab' ich geſchaut, gerade wie ich ihn damals ſuchte und ihn nicht fand, als ich den treuen Anton ſeiner Mutter an's Herz und ſeiner Liebſten in die Arme legte. Du ſollſt ſehen, wie ich jetzt ganz anders den Oberförſter ſpielen werde. Ich freue mich darauf, wie auf ein Feſt.

Deine alten Jäger? Aber, das iſt ja keine Neuigkeit, wunderlicher Mann!

Meine *alten* Jäger! Ich ſage Dir, ſie ſollen Dir ſo jung erſcheinen, als wären ſie erſt in dieſer Nacht aus dem gährenden Becher der Phantaſie geſtiegen. Aber, wie geſagt, vorzeitig Plaudern liebt die Muſe nicht. Du wirſt ſehen, und wenn Du geſehen haben wirſt, wird Dir der Glaube in die Hand kommen. Und übrigens, hat man voll Verwunderung ſtanden. „Wer iſt die Maske?“ fragte ich unwillkührlich, fortgeriſſen von Neugier und Staunen, meinen Nachbar. „Wir kennen ſie nicht,“ entgegnete er mit einem unwilligen Tone; „überhaupt kennt hier Niemand den Andern. Wir ſind zufrieden, wenn wir uns nur ſelbſt kennen lernen.“

Dieſe Zurechtweiſung nahm ich, da ich ſie verdiente, ohne Vorwurf auf. Die Geſellſchaft verlor ſich nach und nach wie ſie gekommen war, und ich fand, ins Vorzimmer tretend, meinen Begleiter ſchon auf mich wartend. Er führte mich denſelben Weg hinauf und verſprach auf meinen Wunſch mich nach Verlauf von zehn Tagen wieder abzuholen. Die gehörten Anſichten waren mir ſo merkwürdig, daß ich den übrigen Theil der Nacht wach blieb, um ſie niederzuſchreiben. Ich beſuchte jetzt unausgeſetzt den ganzen Winter hindurch die Verſammlungen, und ich bekenne, daß ich ihnen großen Dank ſchulde. Nie hörte mir wohl Zeit gelaſſen, etwas Neues zu dichten? Angeſpannt an den Karren, wie ich die letzten Wochen über war, ſtets fertig daſtehend, wenn die Pfeife des Intendanten erſcholl und irgend ein fremder Prinz ſich vor den Thoren blicken ließ. Ich will und muß Ruhe haben, wenn ich auf's Neue von den Himmliſchen ein Geſchenk erbitte. Was ich die letzte Zeit geſchaffen, iſt ohnedies halb und halb eine Verſündigung gegen meinen Genius.

Ja. Du haſt Teltower Rüben geſchaffen, ſchaltete der Gaſt ein, aber für den märkiſchen Sand, ſollte da etwas Beſſeres taugen?

Iffland war von Neuem in Träumereien verſunken. Morgen zum Miniſter, ſprach er vor ſich hin; ich will Urlaub haben zu einer Reiſe. Der Intendant ſchlägt ihn mir ab, das weiß ich, aber die Excellenz, die Frau Miniſterin, meine ſchöne Gönnerin und Schülerin, hinter die muß ich mich ſtecken, dann wird's gehen. Ich muß ein paar Athemzüge friſche Luft ſchöpfen, ich muß meinen Anton beſuchen bei den Seinigen. Im Walde wird mir wohl, im Walde bin ich gern. Wenn das Waldhorn tönt! — Ah — dieſe Klänge! Und dann am Bachesufer liegen, zurückgelehnt dem Zuge der Wolken nachſehen und der Tage gedenken, die dahin ſind! Und eine junge, warme, volle Bruſt an der meinigen! Das iſt etwas für den alten Stadtmenſchen, für die Häuſermilbe, für den Lampenburſchen, deſſen Welt ſich allabendlich hinter den gemalten Roſenhecken aufbaut, der hinter Pappendeckeln ſchwärmt und in einen ölgetränkten Mond hinausſchaut. Alter Burſch, alter Spaßmacher, da geh' und weine Dein Thränlein, daß nichts Beſſeres aus Dir geworden.

Jetzt im Walde! rief der Collaborator entſetzt, im Walde im Schnee liegen an einem gefrorenen Waldbach! Welch' ein Gedanke. Menſch, Du weißt nicht, was ein Rheumatismus iſt.

Der Frühling iſt ja bald da! rief der Freund, wir ſind im März und darum hinaus, ihm entgegen! Kommſt Du nicht mit?

Nein, entgegnete der Collaborator trocken. Ich ſpüre keine Anlage zur Narrheit in mir.

So ſpricht Fiorlinens Geliebter?

Ach, woran mahnſt Du mich! Wie kommt der Name Dir plötzlich?

Weil ich vorhin von dem Fiesco und den Nankingbeinkleidern ſprach. Haſt Du denn gar keine Nachricht von ihr?

Der Collaborator ſchüttelte das Haupt und griff nach ſeiner Pelzmütze und ſeinem Stocke.

Es war doch ein gar zierliches Geſchöpf, fuhr der Freund lächelnd fort, und Ihr ſchient für das ganze Leben für einander geſchaffen.

Theaterliebſchaft! hüſtelte der Roland. Man kennt das.

Du wurdeſt Vater einer Tochter.

O weh, da zieht's mir ſchon im Beine. Es kommt dieſes Jahr früher, wie ſonſt. Nun gute Nacht, altes Menſchenkind, gute Nacht.

Die Magd leuchtete, und vorſichtig tappend, in ſeinen Pelz gehüllt, verſchwand der Collaborator in der Thür. Iffland ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb bis tief in die Nacht.

II.

Die junge Gemahlin des Miniſters lag in der Morgenſtunde in den Polſtern des Sophas und quälte ſich, eine Tragödie von Aeſchylos zu Ende zu bringen, indem ſie mühſam und unter Gähnen Seite für Seite umſchlug.

Aimée, wie viel iſt's an der Zeit?

Excellenz, noch nicht zwölf Uhr.

Ach mein Gott!

Der Herr Miniſter ſind eben zum Könige gefahren und haben hinterlaſſen, daß ſie heute Mittag nicht nach Hauſe kommen werden.

So, das iſt mir lieb zu hören. Schicke augenblicklich den François zu Herrn Iffland, er wird gerade jetzt in der Probe ſein, ich ließe mir die Ehre ausbitten zu heute Mittag. Hörſt Du?

So eben kommen der Herr Director die Treppe herauf.

Die junge Dame ſprang vom Sopha auf, und machte freudig und aufgeregt einen Gang durch's Zimmer. Als ſie den Eintretenden erblickte, eilte ſie auf ihn zu, und reichte ihm graziös die Hand zum Kuſſe. Wie gerufen, mein gutes Directorchen, rief ſie, ich wollte ſo eben zu Ihnen ſchicken. Aimée, ſage im Vorſaal, daß man Niemanden einlaſſe. Sie führte ihren Gaſt zum Sopha und rückte zugleich ein Tiſchchen heran, auf dem Bücher und Papiere lagen. Wir ſind heute unter uns, ſagte ſie lächelnd, wir werden zuſammen zu Mittag ſpeiſen, und ich werde Ihnen wie ein junger Student meine erſte Tragödie vorleſen. Da wir Alle jetzt die Franzoſen ſo gründlich haſſen, ſo hab' ich ein echtes altdeutſches Thema gewählt, und nenne meine Heldin Rodogune. Nicht wahr, das iſt zur Genüge gothiſch? Worüber erſchrecken Sie?

Rodogune hieß das Stück, das ich als ſechsjähriger Knabe ſah, als ich zum erſten Male das Theater beſuchte. Ich werde den Abend nie vergeſſen.

Ach, was Sie ſagen! Als ſechsjähriger Knabe? Amuſant. Welchen Eindruck machte die Pièce auf Sie?

Den allerſtärkſten. Ich ſpielte auf dem Boden unſeres Hauſes ohne Zuſchauer die Rodogune, bekleidet mit einem Reifrocke meiner Großmutter.

Die junge Dame fiel laut lachend in die Kiſſen.

Welch' ein ſpaßhafter Dämon, rief ſie, hat mich getrieben, gerade dieſen Namen zu wählen! Ich ſchwankte lange zwiſchen Rodogune und Amaltrudis. Meine Kammerfrau verſicherte mich, das Letztere klinge noch gothiſcher. Aber was iſt Ihnen? Sie ſchauen plötzlich ſo ernſthaft drein. Bangt Ihnen vor meiner Tragödie? Ohne Sorge, Freund, ich habe erſt zwei Verſe des erſten Actes fertig, alles Uebrige, unter uns geſagt, ſollen Sie machen. Sie ſchütteln dergleichen aus dem Aermel. Natürlich muß Niemand erfahren, daß wir zuſammen arbeiten. Ich will bei Hofe und in der Stadt als Schöngeiſt glänzen.

Iſt der Herr Miniſter nicht zu ſprechen?

Nein. Was wollen Sie von ihm?

Ich hatte den Plan, eine kleine Kunſtreiſe —

Still davon, daraus wird nichts. Ich rühre nicht die Hand, um Ihnen Urlaub zu verſchaffen. Die arme Königin, ſie iſt ſo niedergeſchlagen, wer ſoll ſie erheitern? Wie kann man ſo ſehr Egoiſt ſein, Director, und immer an ſich denken, während die gerechteſten Anſprüche von allen Seiten erhoben werden? Nochmals, zählen Sie auf mich nicht, ich rühre nicht die Hand.

Dieſe ſchöne Hand! rief Iffland, und ließ einen freudig bewundernden Blick auf die Hand fallen. Wenn ſie nur eben ſo gefällig wäre, wie ſie allmächtig iſt.

Wollen wir zu meinem Trauerſpiel übergehen.

Iffland rückte mit dem Stuhl näher heran, und die Dame ergriff ein paar beſchriebene Blätter. In dieſem Augenblick öffnete leiſe der alte Haushofmeiſter die Thür des Salons. Die Miniſterin ſah ihn unwillig an. Was giebt's?

Der neue Attaché der ſ— Geſandtſchaft, flüſterte der Alte durch die Thürſpalte.

Graf Sylchon?

Der Alte nickte und blieb, um einen Befehl zu erwarten.

Das iſt mein Liebling, ſagte die Dame, ich beſinne mich, daß ich ihn zu heute herbeſtellt habe. Er iſt der lächerlichſte und eingebildetſte Fant, den man ſehen kann. Die Prinzeß Radziwill und ich, wir haben dieſes Wildpret für unſere Tafel ausgeſucht. Er darf nicht wieder entſchlüpfen. Was beginnen wir, Director?

Ich denke, die Tragödie —?

Die entläuft uns nicht, wir wählen ſtatt ihrer die Komödie.

Iffland ſah ſeine muthwillige Gönnerin fragend an, dieſe rief dem Diener zu: Laſſe Er ihn in den Saal eintreten, Excellenz der Herr Miniſter werden ihn ſogleich vorlaſſen. Zu Iffland gewendet, ſetzte ſie hinzu: Haben Sie bemerkt, wie der alte Johann mich verſteht? Er weiß, daß es auf einen Spaß abgeſehen iſt. Nun geſchwind, mein Herr, den Miniſter geſpielt, in aller Würde, in allem Anſtand, und dem jungen Mann bei Gelegenheit etwas auf die Naſe gegeben. Verſtanden?

Aber — Excellenz — einen Scherz mit einem Attaché einer Geſandtſchaft —?

Ah — fehlt es Ihnen an Muth, Directorchen? das hatte ich nicht gedacht. Ich ſage Ihnen, dieſer Fant iſt ſeit den paar Tagen, die er hier iſt, dem Hofe, der Geſellſchaft wegen ſeiner Anmaßung, ſeiner Einfalt, ſeiner Zudringlichkeit verhaßt. Der König hat ſich über ihn ſchon luſtig gemacht, ein Wort von mir zum Geſandten und man ſchickt ihn fort. So ſtehen die Sachen. Ich weiß, mit wem ich ſpaßen kann. Alſo nun raſch den Miniſter gemacht, den übrigen Theil der Poſſe überlaſſe ich Ihnen; ſie muß aber ſo luſtig wie möglich werden, denn wir müſſen etwas haben, um unſere gute Königin zu amüſiren.

Kann ich dann auf eine Gunſt als Belohnung rechnen? fragte der berühmte Schauſpieler mit einem eben ſo demüthigen als ſchlauen Lächeln.

Wir wollen ſehen. Alſo, mein Herr Gemahl —

Iffland erhob ſich, ſchob die Hand in die Weſte auf der Bruſt, trat einen Schritt vor, und eine Priſe nehmend, rief er Johann zu, der noch immer an der Thür lauſchte, und kein Wort von dem verloren hatte, was in dem Cabinete geſprochen: Eintreten!

Sogleich ſtand, gepudert, friſirt, in eine Atmoſphäre von Eau de mille fleurs gehüllt, ein Männchen von vierundzwanzig Jahren in einem eleganten Morgencoſtüm da. Verbeugungen von der einen, beifälliges Nicken von der andern Seite. Die Miniſterin bleibt auf dem Sopha liegen und fährt fort, in dem Aeſchylos zu blättern, nebenbei über die Blätter nach den Beiden im Zimmer zu lauſchen.

Iffland ſpielt den Miniſter vortrefflich. Er nimmt das Empfehlungsſchreiben aus der Hand des jungen Mannes an; das Geſpräch dauert zehn Minuten, aber trotz der Kürze der Zeit findet der Pſeudominiſter doch Zeit, dem jungen Manne einig gute Lehren zu geben und einige Winke fallen zu laſſen, wie man ſich in dieſem oder jenem Falle zu benehmen habe, ſehr wenig erbaulich für die Eitelkeit des Zöglings der höhern Staatskunſt, der ſich für vollendet hält. Darauf entfernt ſich Seine Excellenz, nicht ohne ein Zeichen des Einverſtändniſſes mit der Dame auf dem Sopha gewechſelt zu haben, die mit einer äußerſt luſtigen Miene in ihrer Lectüre fortfährt, hier und da eine kurze Erwiderung gebend auf die Anreden des jungen Diplomaten. Sie klingelt. Johann erſcheint.

Iſt mein Wagen vorgefahren?

So eben, Excellenz.

So geb' Er mir meinen Mantel. Nun, was ſteht Er? Was hat Er?

Hier iſt ein Brief, der gnädige Herr hat ihn wohl aus der Taſche verloren.

Der Graf erblickt erſtaunt ſein Empfehlungsſchreiben, das er ſo eben dem Miniſter abgegeben, und das dieſer in die Taſche geſteckt hat, in der Hand des Bedienten. Er weiß durchaus nicht, wie das zuſammenhängt, indeſſen iſt nicht Zeit, darüber nachzudenken, er giebt das Schreiben dem Diener mit dem Auftrage, es Seiner Excellenz einzuhändigen. Johann ſteckt den Brief ein. Die Dame hält das Taſchentuch vor den Mund, entweder leidet ich eine ſolche Fülle wohlunterrichteter und umfangreicher Urtheile, nie ſo kühne und geiſtreiche Hypotheſen. Es iſt wahr, der Geiſt dieſer Verſammlungen zeigte ſich als ein revolutionärer, allein eine Seele, die die Tugend und Wahrheit eifrig ſucht, mußte die offene Politik der damaligen Tage als ein Gewebe der kleinlichſten Lügen verachten, und die geheime Politik ſtand im offenen Widerſpruche mit der öffentlichen. Da die Freiheit der Meinungen unter einem unerbittlichen Interdikt lag, ſo blieb alſo kein andres Mittel übrig, entweder man mußte ſich gutwillig, was die öffentlichen Angelegenheiten betraf, zur dupe halten laſſen, oder man wählte den geheimen und verbotenen Weg, um die rechtliche Meinung eines einſichtvollen Mannes zu erfahren.

Auch hierin haſt du es beſſer, du kommendes Jahrhundert! Deine Männer werden als Männer ſich zeigen dürfen, frei vor dem Geſetz in Meinung und That. Nicht ins Dunkel unterirdiſcher Geſie an Zahnweh, oder ſie verſteckt ein Lachen. Johann legt ihr den Mantel um, ſie enteilt mit einem flüchtigen Gruße, und durch die andere Thür entfernt ſich der Diplomat. Der Kutſcher des Miethwagens iſt auf einen Augenblick abgeſtiegen, jetzt kommt er aus dem nahen Keller hervor, wie es den Anſchein hat, völlig berauſcht, denn er kann kaum einen feſten Schritt thun. Der junge Mann will in eine gewiſſe Gegend der Stadt fahren, der Kutſcher fährt in die entgegengeſetzte. Es giebt Zank, mehr als einmal will der Fahrgaſt ausſteigen, aber der Kutſcher, der jetzt laut auf dem Bocke zu ſingen anfängt und hin und her wankt, verhindert es. Endlich langt man vor dem Hauſe an, in dem der Graf wohnt. Gegenüber auf der andern Seite der Straße hält, durch einen ſonderbaren Zufall veranlaßt, der Wagen der Miniſterin, ſie ſieht aus dem Fenſter und ſcheint ſich, der Himmel weiß, worüber, vortrefflich zu beluſtigen. Ja, ſie klatſcht ſogar ein paar Mal Beifall, als ſäße ſie im Schauſpiel. Unterdeſſen zankt der Graf mit ſeinem Tölpel von einem Miethkutſcher, der immer die Summe zu gering findet, die ihm geboten wird. Endlich ſchließt ſich der Handel ab, und der Graf will in ſein Haus.

He, da hat der Herr eben etwas aus der Taſche verloren! ruft der Zudringliche, und giebt ein geöffnetes Schreiben ab.

Welch' eine Scene nun! Der Graf erkennt abermals ſein Empfehlungsſchreiben, das er gewiß iſt, dem Diener des Miniſters übergeben zu haben, der es vor ſeinen Augen einſteckte, um es ſeinem Herrn zu übergeben. Dieſer Brief iſt jetzt wieder da und zwar in den Händen des Droſchkenkutſchers! Welch' ein Teufel macht hier ſein Spiel! Was iſt das? Wie hängt das zuſammen? Er ſieht mit weit geöffneten Augen den Kutſcher an, der dumm und ehrlich ihm ſein breites Antlitz und darin die geröthete Naſe zeigt, jetzt den Mund öffnet und ein höhnendes Grinſen zum Beſten giebt. Die beiden Geſichter, das verblüffte des Grafen, das ſpottende des Trunkenbolds ſind vortrefflich, keine Scene auf dem Theater kann mehr von Wirkung ſein, und dieſer Anſicht ſcheint auch die Dame in der Kutſche zu ſein, vor lauter Entzücken wirft ſie ein Kußhändchen — dem Kutſcher zu. Der Diplomat ſieht und hört nichts, er nimmt erröthend ſein Empfehlungsſchreiben und eilt die Treppe ſeines Hauſes hinauf, indem er die Thür hinter ſich zuſchlägt.

Am andern Tage erzählt ſich der Hof, erzählt ſich die Stadt eine ſehr beluſtigende Geſchichte.

Mit veränderten Namen rollt das Anekdötchen hierhin und dorthin. Iſſland iſt der Held der Geſchichte, Iſſland der Miniſter, Iſſland der Kammerdiener, Iſſland der Droſchkenkutſcher. Der Geſandte iſt nicht der Letzte, der das Abenteuer erfährt. Da der König lacht, der Miniſter lacht, die Miniſterin und auch der Geſandte lacht, ſo findet der Attaché es am Paſſendſten, auch zu lachen, im Geheimen ſchwört er jedoch dem Komödianten eine eclatante Rache.

Drei Wochen ſpäter kündigte der Generalintendant dem Schauſpieldirector Iſſland an, daß auf hohe Verwendung ihm ein Urlaub auf zwei Monate bewilligt ſei. Wer zuletzt lacht, lacht am Beſten, und dies war Iſſland.

III.

In einem Hauſe in der Köpenicker Vorſtadt ſaß im ärmlichen Zimmer eine kranke Frau im Bette und vertrieb ſich die Zeit, bei einem Stümpfchen Licht Briefe zu leſen, die ſie aus einem Käſtchen nahm und, wenn ſie ſie durchgeleſen, ſauber gefaltet wieder hineinlegte. Ein Mann ſaß zu Füßen des Bettes im Schatten, das Haupt an die Wand gelehnt, und aus einer kleinen Thonpfeife Rauchwolken vor ſich hinblaſend. Es war ſtille im Zimmer, man hörte das Picken einer alten Uhr, die im Winkel am Fenſter ſtand. Der Mond ſah durch einen zerriſſenen Vorhang in's Dachzimmer.

Der Mann ſtand verdrießlich auf:

Was haſt Du nur für ein Vergnügen, Sophie, dieſe alten Briefe zu leſen! rief er. Ich verſtehe das nicht. Wenn man ſo alt iſt und dazu ſo krank, könnte Einem wohl etwas Beſſeres einfallen, was zur Zerſtreuung diente.

Die Frau ſah über ihre Brille hinüber den Fragenden an, und ſagte dann mit einem höhniſchen Lächeln:

So alt? Wie alt bin ich denn! Und gerade, wenn man nicht mehr jung iſt, hört man gerne von den Tagen ſprechen, wo man ſich bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe beluſtigte. Dieſe Briefe erſetzen mir meine Freunde, die ich nicht mehr habe.

Rechneſt Du mich für nichts? fragte gereizt der Mann.

Die Leſende gab ihm keine Antwort, ſie durchflog wieder mit forſchendem Auge die Linien eines ſehr unleſerlich geſchriebenen Briefes, deſſen vergilbtes Papier von ſeinem Alter und ſeinem langen Liegen im Käſtchen Kunde gab.

Dieſer Brief iſt von Iffland, ſagte die Frau.

Nenne mir dieſen Namen nicht.

Er ſchreibt mir nach meinem erſten Auftreten auf der kleinen Bühne im Badeorte Birkenſtein, wo ich die Agnes Bernauerin ſpielte. Wie lange iſt das her! Willſt Du hören, was er über mich ſagt? Er prophezeit mir eine glänzende Zukunft, und ſagt, daß ich einſt die deutſche Clairon ſein würde. Hier, dieſe Stelle iſt rührend: Wenn wir uns einſt wiederſehen nach langen Jahren, ſo wünſche ich nichts, als daß ich es ſein dürfe, der den Kranz des Ruhms auf Ihre ſchöne Stirn drückt! — Du lieber Himmel — wenn er mich jetzt ſähe — in dieſer Umgebung! Gefurcht die Stirn, die er einſt ſchön und eines Kranzes würdig nannte! O, Schickſal, Schickſal, wie ſpielſt du mit deinen Geſchöpfen!

Deßhalb, hub der Mann wieder an, finde ich's thöricht, ſeine alten Briefe wieder hervorzuſuchen.

Aber was ſoll ich denn ſonſt beginnen, um mit meinen traurigen Tagen zu Ende zu kommen? fragte die Kranke mit übler Laune. Soll ich etwa ſtets und immer wieder Deine Klagen anhören? Dich bedauern, daß man Dich verkennt, Deinen Werth mißachtet, Dich in einem Winkel vermodern läßt? Glaube mir, ein ſchwacher Mann iſt etwas Miſerables.

Ich — ſchwach! rief der Geſcholtene und erhob die dürre, zuſammengedrückte Geſtalt zu ihrer möglichſten Höhe. Ich — der größte Mime Deutſchlands und ſeiner Zeit — ein ſchwacher Mann? Sophie, verſündige Dich nicht. Du biſt ſchwach, warſt immer ſchwach, und obgleich man ſagt, die ſchwachen Weiber ſeien liebenswürdig, ſo machteſt Du eine Ausnahme. Wie gut hätteſt Du Dich verſorgen, wie trefflich und auf die Dauer die Männer, die ſich Dir ergaben, an der Naſe herumführen können! Aber Du wollteſt immer ehrlich ſein, und das nenne ich die erbärmlichſte Schwäche.

Schweig! rief die Frau nach einer Weile, tadle nicht das Einzige, was vielleicht noch gut an mir iſt. Seit ich mit Dir zuſammenlebe, bin ich ſchlecht.

Nicht ſchlecht biſt Du, Du biſt klug; Du ſiehſt die Welt an, wie ich ſie anſehe, das heißt, angefüllt mit Schurken und Schwachköpfen; die Erſteren dazu geſchaffen, auf Koſten der Anderen zu leben. Ich war lange Zeit ein Schwachkopf, bis ich's endlich weghatte, ein Schurke zu ſein. Wie lange hab' ich mich von dem Schurken Iffland um meinen Ruhm, um mein Glück, um mein Leben betrügen laſſen! jetzt, wenn ich heute aufträte, würde er an mir ſeinen Mann gefunden haben.

Nun ſo tritt auf; aber Du liebſt die Flaſche ſo ſehr, daß Du nicht einen einzigen Abend kannſt nüchtern ſein. Iſt das nicht Schwäche?

Seine beſten Rollen hat er von mir! Was er als Hamlet und Lear leiſtet — ein ſchwaches Abbild iſt es von mir! Und ich Thor — ich öffnete ihm, dem Jämmerlichen, noch die Pforten zum Ruhme!

Er iſt ein edler Mann.

Weib! rief der Zürnende, indem er heftig aufſprang und die Fäuſte ballte, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen, ſo rede nicht ſo von dem Manne, den ich haſſe, wie ein Menſch nur den andern haſſen kann. Hier lieg' ich im Staube, ein Zertretener, ein Vergeſſener, ein Verſchmähter, während er triumphirt, während er bei den Großen, bei Hofe und in den glänzenden Kreiſen in der Stadt als Stern erſter Größe glänzt. Und ich, von dem er hat, was er hat, ich gehe in Armuth und Elend unter. Und nun kommt dieſe Närrin und lobt ihn noch. Sage mir lieber, wie ich ihn vernichte, wie ich ihn todtmache, wie ich ihn unter meine Füße bringe, das ſtände Dir gut an, alte Gauklerin!

Wenn ich ſage, daß dieſes Gefühl Neid iſt und daß der Neid Elende noch elender macht —

Schweig, Du verſtehſt davon nichts. Jeder große Mann iſt neidiſch und muß es ſein; es gehört der Neid zur Größe. Aber laß uns von etwas Anderem ſprechen. Wie viel haſt Du in Caſſe?

Die paar Pfennige, die das Kind mir geſtern gebracht.

Gieb ſie her.

Sie ſollten dazu dienen, uns ein Abendbrod zu verſchaffen.

Mich hungert nicht. Ich habe geſtern eine Schenke entdeckt, in der man billig und gut eine Erfriſchung zu ſich nehmen kann.

So nimm, was da iſt, aber bleibe nicht ſo lange aus. In der Einſamkeit und im Dunkeln hab' ich ſo ſonderbare Träume. Es naht ſich mir mit Stimmen und ſpricht zu mir mit Geberden, als wollte die alte Zeit erſtehen. Neulich ſah ich ſogar meinen Ottokar. O, da hab' ich weinen müſſen, bittere, unverſiechbare Thränen; Thränen, wie ſie Agrippina weinte auf den Aſchenkrug ihres Unvergeßlichen.

Ottokar? das war der Leichtfuß, der Dich ſitzen ließ und der ſpäter Miniſter geworden iſt?

Laß ihn, flüſterte die Kranke und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Wo er auch ſei, es gehe ihm gut.

Dieſes Weib iſt, ſo wahr ein Gott lebt, zum Tollhauſe reif! tobte der Mann. Ich könnte über dieſe kindiſche Seele lachen, wenn ich ſie nicht haſſen müßte. Wie hat doch der Himmel oder die

Hölle, was gleichviel bedeutet, in den engen Raum dieſer Dachkammer das ſchwächſte Weib und den ſtärkſten Mann zuſammengeführt!

Er machte ſich fertig zum Gehen, dann blieb er ſtehen und es war, als zucke ihm etwas durch Gehirn und Glieder. Er hielt den Leuchter mit dem Lichtſtümpfchen hoch empor, und indem er den Schein auf ſein todtenfahles und verzerrtes Antlitz fallen ließ, begann er plötzlich in hohlen Tönen jenen ſchauervollen und gigantiſchen Monolog des Franz Moor zu declamiren, in welchem alle Schrecken der Phantaſie zuſammenwirken, um ein Bild des Tages des Weltgerichts zu geben. Er ſprach ſich immer mehr hinein und die Darſtellung wurde ſo ergreifend, daß die Kranke ſich im Bette aufrichtete, beide Hände vor das Geſicht ſchlug und weinend ausrief:

Gott ſei mir armen Sünderin gnädig!

In der dunkeln Einfaſſung der Thür ſtand ein Mann im Mantel unbeweglich und war Zuſchauer dieſer Scene, ohne daß ſein Erſcheinen von den Andern war bemerkt worden.

Ha! brüllte plötzlich der Declamirende. Da iſt er!

Wer? fragte die Frau auf dem Bette.

Wie kommt er hieher? ſtotterte der Beſtürzte, macher werden deine Patrioten ſchleichen müſſen, um in heftigen Debatten die Wahrheit zu ermitteln, ſie wird als ein Gemeingut Jedem angehören der ſie offen und in guter Abſicht ſucht, wie ſie geſucht werden muß. Verſtehe mich wohl, mein Leſer, ich vertheidige nur die Geſellſchaft der Männer, wie ich ſie dir eben geſchildert habe, nicht die folgenden Grade dieſer Verbrüderung, wie ich ſie ſpäter kennen lernte, und wie ſie nur als ein trauriges Merkmal jener Tage ſich bilden konnten.

indem er ſich ſcheu und ſchüchtern bis in die Nähe des Bettes zurückzog und dann mit vorgehaltener Hand der Frau zuflüſterte: Iffland! Die Frau ſtieß einen Schrei aus und wandte ſich im Bette gegen die Wand, indem ſie vor ſich hinmurmelte:

Ich will ihn nicht ſehen; er ſoll mich nicht hier und in dieſem Elende finden.

Das Kind kam an das Bett der Frau und rief:

Das iſt der Herr, der Dich ſehen und ſprechen wollte, Mutter.

Eine lange Pauſe herrſchte im Zimmer, endlich trat Iffland auf den Mann zu, der mit niedergeſchlagenen Augen und in gebeugter Stellung an der Wand lehnte, und ihm die Hand reichend, rief er:

Brav, Fellmer! Ich ſehe, Du haſt nichts vergeſſen, wenn Du auch nichts dazu gelernt haſt.

Ohne eine Antwort zu geben, wand ſich der Angeredete an dem berühmten Schauſpieler vorbei und entfloh aus der Thür, die er heftig hinter ſich zuwarf. Iffland war jetzt mit der Frau allein, die noch immer in ihrer abgewendeten Stellung beharrte. Er redete ſie an, ſie antwortete aber nicht; heimlich gab ſie dem Kinde den Befehl, das Licht auszulöſchen. Dieſes wagte ſich nicht zu dem Tiſche heran, wo der Fremde ſtand.

Nochmals wurde die Frage wiederholt und jetzt ſtöhnte die Frau:

Bemüht Euch nicht, mein Herr; eine kranke Frau dankt Euch für Euer Almoſen, allein ſie will nicht von Euch erforſcht und erkannt ſein. Geht, ich bitte Euch!

Iffland richtete ſeinen Blick auf die Wände des Zimmers, ſie waren mit ein paar Bildniſſen geziert; das ihm zunächſt befindliche ſtellte eine junge blühende Schöne vor, mit einem Strohkranze in den ſchwarzen Locken. Es war das Bild einer Schauſpielerin in der Ophelia. Er ſagte nichts, aber ſein Entſchluß ſtand feſt, die Bewohnerin dieſes Zimmers kennen zu lernen. Mild und freundlich trat er an das Lager und ſprach nochmals ſeine Bitte aus, daß man ihm Antwort geben möchte; langſam wandte ſich endlich die Liegende um und der Ruf „Florine!" entglitt Iffland's Lippen.

Ja, ich bin es! ſagte die Kranke.

Florine! Sie hier und in dieſem Elende? Und ich habe nichts davon gewußt, ich, Ihr Freund, Ihr Bewunderer? Iſt das recht gethan, gottloſes Weib?

Er nahm ihre Hand, legte ſie auf ſein Herz und ſah ſie mit ſeinen großen, hellen, freudigen Augen innig an. Die Frau zerfloß in Thränen.

Mein. geehrteſter Herr Director —

Nichts von Director — Ihr Freund, Ihr Bruder, Florine.

Ach!

Armes, armes, leichtſinniges Weib! Wie grauſam ſtraft der Himmel! Seit Ihrem letzten Auftreten in Wien hab' ich nichts von Ihnen gehört, Florine. Es ging Ihnen nicht gut, aber auch nicht gerade ſchlecht. Wie kamen Sie denn hieher und in dieſen Zuſtand?

Meine Geſchichte iſt weder neu, noch erbaulich, ſagte die Kranke mit einem bittern Lächeln auf den ſchmalen Lippen. Ich habe mich ſelbſt mit Abſicht ſinken laſſen, weil mir das Leben gleichgültig geworden. Es iſt weder großes Elend, noch großes Verbrechen in meinem Daſein.

In welchem Verhältniſſe ſtehen Sie zu dem Manne, der ſich eben entfernte? Sind Sie mit ihm verheirathet?

Nein, entgegnete die Frau mit einem leichten Schauder — er iſt nicht mein Mann. Er hat ſich zu mir geſellt und ich mag ihn nicht forttreiben, denn er iſt noch elender, als ich. Auch das Kind iſt nicht das meinige. O, welche Erſchütterung iſt das! Mein Kopf hält's nicht aus. Wie wunderlich iſt der heutige Tag! Gerade vor einer Stunde mußte ſich's fügen, daß ich in den alten Briefen ſtöberte — gerade heute, gerade vor einer Stunde —

Beruhigen Sie ſich; ich komme wieder.

Sie kommen nicht wieder. Wer beſuchte wohl das Elend! Einmal verirrt man ſich dahin, aber dann nicht wieder. Mann, Mann! Mann meiner ſchönen Jugendtage! nur eine Frage: lebt er, lebt Ottokar?

Er lebt! entgegnete Iffland mit feſter Stimme. Beruhigen Sie ſich. Laſſen Sie mich gehen und wiederkommen. O, armes Kind, wie haben Sie ſich und Ihre Freunde ſo ſehr vergeſſen können! Doch ich gehe; bald — bald ſollen Sie Nachricht von mir haben. Gott mit Ihnen.

Noch ein Händedruck und der Redliche verſchwand in die Nacht zurück, aus der er aufgetaucht war. Unten auf der Straße angelangt, richtete Iffland einen Blick hinauf zu dem Fenſter der Dachwohnung, aus der er ſo eben geſchieden. Das Haus gehörte einem Kaufmanne, mit dem er hier und da Geſchäfte gehabt. Er begab ſich in den kleinen Laden, kaufte einige Vorräthe an Kaffee, Reis, Zucker, und ließ ſie hinauftragen.

Dem Kinde, das ihm gefolgt war, gab er Geld und beſtellte es zu dem morgenden Tage zu ſich. Dann verließ er die Vorſtadt, und in einem der belebteſten Stadttheile angelangt, ſtieg er die mit Teppichen belegte und erleuchtete Treppe bei dem Miniſterialrathe und Präſidenten von Blumenſtein hinauf. Dort verſammelte ſich an dieſem Abende ſtets eine kleine Zahl Männer und Frauen, die, mit Kunſt und Wiſſenſchaft vertraut, eine belebende, Geiſt und Gemüth bildende und fördernde Unterhaltung führten. Iffland gehörte dieſem Kreiſe an, er war der Vertraute des Mannes und der Freund der jungen, liebenswürdigen Frau, die eine fleißige Theaterbeſucherin war, wenn es ihr leidender Zuſtand nur irgend erlaubte. Mit großer Kunſtfertigkeit ſpielte ſie die Harfe, und ſo eben hatte ſie die Freunde durch eine der einfachen und ſeelenvollen Compoſitionen Reichardt's, die man für dieſes Inſtrument geſetzt, erfreut, als hinter den Portieren der Thür Iffland hervortrat. Der Präſident ging ihm entgegen und führte ihn in den Kreis der Freunde. Auch der Collaborator Roland war unter den Gäſten. Als die erſten Begrüßungen abgethan waren, führte Iffland die Dame des Hauſes ein wenig bei Seite und flüſterte ihr zu:

Ich bleibe nicht lange, liebſte Laura, ich fühle mich zu ſehr bewegt. Welch' ein trauriges Bild hat ſich mir gezeigt! Und dort geht der Mann, ſo ahnungslos, — wenn er wüßte, von wem ich komme.

Und von wem kommen Sie?

Denken Sie, Laura, Florine lebt; ſie lebt in Armuth, in Vergeſſenheit hier in dieſer Stadt. Ich komme ſo eben von ihr.

Um Gotteswillen, leiſe! rief die ſchöne Frau, daß nur der Freund dort nichts erfährt, nicht unvorbereitet erfährt.

Deßhalb, entgegnete Iffland, will ich's vermeiden, mit ihm zu ſprechen; ſo aufgeregt, wie ich bin, könnte ich mich verrathen. Dann noch etwas, Laura, ich bringe Ihnen in dieſen Tagen „mein Mädchen" —

Die Präſidentin ſah ihren Freund fragend und lächelnd an.

Sie hören, „mein Mädchen", die Braut meines Anton. Haben Sie unſere Verabredung vergeſſen?

Wie ſollte ich? entgegnete die Gefragte. Und will ſie dabei bleiben, die Rolle der Friederike zu geben? Ich denke, wir bringen ſie noch von dem Entſchluſſe ab, die Breter zu betreten.

Und ich, rief Iffland entrüſtet, wo bleibe ich denn? Ich, der ihr den Entſchluß eingeflößt, der ihr eine glückliche Zukunft verſprochen? Ach, Laura, welche ſonderbaren Launen beherrſchen Sie!

Denken Sie an Florine, von der Sie eben kommen. Auch ihr verſprach man eine glänzende Zukunft. Auch ihr —

Still, er beobachtet uns. Alſo auf Wiederſehen, vielleicht morgen ſchon.

Als der Forteilende an den Männern vorüber wollte, hielt ihn einer derſelben zurück, indem er rief:

Iffland, man intriguirt gegen Sie; es bildet ſich eine furchtbare Verſchwörung, die damit umgeht, Ihnen am Abend Ihres Benefizes einen Streich zu ſpielen. Nehmen Sie ſich in Acht. Gewiſſe Attaché's gewiſſer Ambaſſaden ſind auch dabei im Spiele.

Der Kreis der Männer lachte.

In allem Ernſte, Theuerſter, verſicherte der Sprecher. Der wüthige Attaché hat ſchon einen nicht geringen Anhang erworben. Die Verſchworenen verſammeln ſich im Café français um die zehnte Stunde, jedes Mal nach dem Schauſpiel. Es werden beiſpielloſe Pläne geſchmiedet.

Amer Iffland, klagte der Präſident, um Deinen Ruhm iſt's geſchehen!

Haltet mir nur die Kläffer in Euren Journalen vom Leibe, das Andere laßt meine Sorge ſein, entgegnete der Schauſpieler.

Berlin kann nur durch Berlin bekämpft werden, nahm ein junger, hagerer Mann mit einem Ordensbande das Wort. Man muß wiſſen, den Berlinern zu imponiren, und man gängelt ſie, wie die Kinder. Aber freilich, man muß mit dieſer Stadt vertraut ſein.

Es mag ſein, rief Iffland gereizt; allein wie macht man's, um den Treuloſen treu, den Falſchen offenherzig und bieder zu machen?

Der Berliner iſt weder das Eine noch das Andere, ſagte der Ernſthafte. Ich kenne meine Vaterſtadt. Die großen Männer der Nation kamen ohne Namen hieher und empfingen hier Einen. Leſſing, Mendelsſohn, Gleim hat Berlin zuerſt gekrönt, Deutſchland folgte. Kant, obgleich Königsberger, iſt doch ein Sohn der Intelligenz dieſer Stadt, die ihm die erſten Schüler, die ihm die erſten Verbreiter ſeiner Lehre gab. Gehen wir noch früher zurück, ſo iſt's Leibnitz, der, von dem kleinen Hofe zu Hannover ſich abwendend, Troſt, Erheiterung, Anerkennung bei der geiſtvollen Königin Charlotte fand. Demnach wäre der Berliner Boden keine Lüneburger Haide für das Talent, für das Genie. Freilich giebt's aber Leute, welche die Gemüthlichkeit und ſanfte Einfachheit der Lüneburger Haide nach Berlin verſetzen möchten. Für derlei Beginnen iſt nun freilich kein günſtiger Erfolg zu hoffen.

Die Männer ſahen ſich an und Einige wandten ſich mit Lächeln ab, Andere ſuchten dem beginnenden Streite dadurch vorzubeugen, daß ſie mit vermittelnden Bemerkungen auftraten. Der Präſident ergriff das Richtige, indem er ausrief:

Iffland iſt der Unſere; wir haben ihn in unſere Mitte aufgenommen und laſſen ihn nicht. Er ſoll uns lieben und ſchätzen lernen, ſo weit wollen wir's noch bringen.

Die Umſtehenden drückten ihm die Hand, und ſchnell beſänftigt enteilte der berühmte Gaſt. Das einmal angeregte Geſpräch wurde jedoch noch lebhaft fortgeſetzt.

Ich kann es nicht leiden, rief der Journaliſt und Kritiker, denn das war der Ernſthafte, dieſes ewige Schelten auf unſern kalten Verſtand, unſern alles Schöne tödtenden Witz, unſer Raiſonnement. Es ſoll Einer nur unſterblich ſein und wir werden ihn nicht zum Sterben bringen. Da kommen ſie aber herüber zu uns, dieſe Gefühlsſeligen, dieſe weichen Kindergemüther mit halber Kunſt und ganzer Anmaßung, dieſe lyriſchen Talente mit dem Lutſchbeutel im Munde — Alles das will groß und einzig und völlig makellos ſein und ſchreit Zeter, wenn wir nicht ſogleich ihm entgegenlaufen.

Iffland brachte bereits einen wohlbegründeten Ruf mit, bemerkte der Präſident.

Er brachte ihn mit, entgegnete der Journaliſt, richtig; allein was hat er gethan, dieſen Ruf auch bei uns zu begründen? Iſt er weiter geſtiegen in der Kunſt, oder iſt er ſtehen geblieben? Unbedingt das Letztere. Nennen Sie mir, meine Herren, eine einzige Rolle, die neu hinzugekommen iſt zu ſeinem Repertoir. Und ſoll ich von ſeinen Verdienſten als Dichter ſprechen? Kein einziges Stück, das er geſchaffen, denn man kann kaum ſagen, gedichtet, ſteht als Kunſtwerk da; alle tragen den Stempel des Dilettantismus an ſich, und was man allein an ihnen loben kann, iſt die Kunſt, bühnengerecht ſich zu geben. Nehmen wir nur gleich das erſte beſte ſeiner Stücke, ja in der That das beſte, wie das allgemeine Urtheil ſagt: die Jäger, wo iſt da in dem ganzen Stücke ein vernünftiger Plan zu ſehen? Ich wenigſtens ſehe keinen. Die Motive wechſeln wie die Kartenblätter. Iſt Anton die Hauptrolle? Nein. Iſt's der

Ein Miniſter, der die Gemälde der niederländiſchen Schule ſtudiert.

Achill hatte unterdeſſen ſeine kleine Marquiſe keinen Moment aus dem Auge gelaſſen; er war unermüdlich in Aufmerkſamkeiten für die hübſche Frau, die ihn durch ihre Albernheiten oft zur Verzweiflung brachte. Er brachte Stunden lang zu, um mit ihr die faden Späße im „mercure galant“ zu belachen oder die Bänder und Perlgewinde eines modernen Kopfputzes zu dechiffriren, die der ungeſchickte Zeichner nur in unerkennbaren Symbolen angedeutet hatte. Oft kam er verzweiflungsvoll zu mir, verwünſchte ſeine dämoniſche Miſſion, verwünſchte ſeine Zepherine, verwünſchte ſich ſelbſt, und nur ein ſtundenlanges Geſpräch über Philoſophie oder ein Kapitel im Plato oder Seneca, das wir zuſammen laſen, Doctor? Auch nicht. Das Stück zerfällt in drei Stücke. Zuerſt Anton's Liebe zu Friederiken. Dieſes Stück endigt mit dem dritten Acte, denn nachdem die ſchwächliche Gegenwehr der Mutter, die zur Sprache gebrachte Glaubensverſchiedenheit beider Liebenden raſch niedergetreten iſt, ſteht der Vereinigung nichts im Wege. Das Mittelſtück füllt der Streit der beiden Alten aus, und das dritte Stück bringt Anton's Anklage und Freiſprechung. Wenn wir's genau nehmen, ſo iſt an der ganzen Verhandlung nur der Streit der beiden Alten, des Oberförſters und des Amtmanns, von Wichtigkeit, denn dieſe Scene iſt mit eben ſo großer Feinheit als Menſchenkenntniß geſchrieben; ſie zeigt auf's Lebendigſte die Sitten und die Denkungsart jener Klaſſe von Menſchen, um die es ſich hier handelt, obgleich auch hier eine höhere Idee als Träger des Ganzen fehlt, und hinter des Amtmanns Ehrlichkeit keine tiefere Anſchauung des Staates und der Bürgerpflichten ſich verſteckt. Da müßte aber unſer Dichter mehr das Leben im weitern Sinne, mit einem Worte mehr Politik eines großen Staates und das Treiben wichtiger Intereſſen im Volksverbande ſtudirt haben.

Mit einem Worte, ſagte der Präſident lachend, er müßte neben dem Sophokles auch ein Solon und Perikles ſein.

Die Charaktere in dem Schauſpiel „die Jäger“ ſind doch trefflich gezeichnet, nahm einer der Gäſte das Wort. Man ſieht dieſe guten Leutchen vor ſich. Die plaudernde alte Mutter, das herzige liebe Rieckchen, das boshafte und verliebte Kordelchen, und vor allen Dingen der herrliche Ehrenmann, der Oberförſter, das ſind Kernnaturen.

Das ſind ſie, ſagte der Recenſent. Auch ſein „Spieler“ iſt eine aus dem Leben mit großer Treue und draſtiſcher Wirkung gegriffene Figur. Mag ſich an dieſen Gebilden erfreuen, wer da will, nur gehe man nicht zu weit, und gebe muthwillig Lorbeerkronen hin, die für andere Köpfe beſtimmt ſind. Wir haben einen Goethe, einen Schiller, einen Leſſing — das iſt Alles, was ich ſagen wollte.

Die kleine Geſellſchaft ſetzte ſich um die Abendtafel.

IV.

Der Tag des Benefizes nahte heran. In Iſſland's Wohnung, in einem freundlichen großen Salon, durch deſſen Fenſter die warme Frühlingsnachmittagsſonne ſchien, ſtanden zwei Lehnſeſſel zur Seite der Wand, ſie bildeten die Sitze für das Publicum und dieſes beſtand hier nur aus zwei Perſonen, aus Iſſland und ſeiner Freundin Laura. Die junge Sophie Seelfeld, die Iſſland für das Theater gewonnen hatte, eine reizende Erſcheinung voll Jugend und Unſchuld, war bereit, die Rolle der Friederike nochmals mit dem Meiſter durchzugehen, und ſie und der Schauſpieler, der den Anton machte, ſtellten ſich in dem freien Raume auf vor den Stühlen. Der fünfte Auftritt im zweiten Acte, das erſte Zuſammentreffen Anton's mit Friederiken in Gegenwart von Kordelchen war beendet, da wurde der junge Schauſpieler, der den Anton gab, abgerufen wegen eines dringenden

Geſchäfts, das ſeiner zu Hauſe wartete. Iffland erlaubte ihm zu gehen; zugleich wandte er ſich mit einiger Verlegenheit zu Laura, und dieſe, ſeine Miene richtig deutend, rief:

Was machen wir nun? Wie ſoll unſere junge Freundin ohne Liebhaber eine Liebesſcene ſpielen? Wenn wir auch Alles möglich machen, das machen wir doch nicht möglich.

Iffland erwiderte lächelnd:

Mein Kind, der muß ein ſchlechter Theaterdirector ſein, der nicht ſtets eine Doublette bei der Hand hätte. So hab' ich denn auch für dieſen möglichen Fall für einen Liebhaberſubſtitut geſorgt. Soll er hervortreten?

Wer iſt's? fragten beide Damen neugierig.

Ein ziemlich taugliches Subject, erwiderte Iffland einſylbig und trocken.

Um's Himmelswillen, theuerſter Director, doch nicht Ihr Famulus, der Ihnen die Rollen abſchreibt, der ſchielende kleine Rötling? rief Sophie, und klammerte ſich an den Arm ihres Gönners, unmöglich könnte ich mich entſchließen, dem in die Arme zu fallen.

Eine Schauſpielerin, mein Kind, muß Alles können, bemerkte der Meiſter ernſt, ſie muß von keinem perſönlichen Widerwillen ſich leiten laſſen.

Für die zwei Stunden, die ſie vor den Lampen ſteht, muß ſie ſelbſt ihrem Todfeinde glühende Liebe heucheln.

Ach! rief Sophie und lehnte, das Haupt verbergend, an die Schulter Laura's, die ihr ſchmeichelnd und tröſtend die dunkeln Locken von der Stirn ſtrich.

Nun, ſo laſſen Sie ihn denn kommen, den Furchtbaren, den Entſetzlichen! ſtöhnte das Mädchen.

Iffland ging raſch zur Thür und, ſie öffnend, ließ er einen bildſchönen, ſchlanken Jüngling von achtzehn Jahren, in die enge Uniform des Gardeſchützenbataillons gekleidet, eintreten. Sophie fuhr freudig in die Höhe.

Anton! rief ſie — Sie — Du — hier?

Dies iſt mein Subſtitut! rief Iffland triumphirend. Hab' ich's nun gut gemacht? Wird Fräulein Friederike ſich nun noch weigern, ihre Rolle mit all' der nöthigen Kunſt und Begeiſterung zu ſpielen? Und Du, Freund Anton, haſt Du, wie ich's Dir angerathen, in Deiner Kaſerne fleißig memorirt?

O, Herr Director, ſtotterte der junge Mann, indem eine helle Röthe ſeine Wangen färbte, was das betrifft, die Worte, die ich zu ſprechen habe — gehen mir aus der Seele.

Nun, ſo ſpielt, und wir — Laura — wir wollen das Götterſchauſpiel der Liebe mit anſchauen, wollen die Flammen dieſer jungen, unentweihten Herzen gegeneinander auflodern ſehen und dabei — unſerer eigenen Jugend gedenken.

Still, Schwätzer, ſagte die junge Frau leiſe, und machte eine abwehrende Bewegung mit dem Tuche. Iffland ſah ſie unendlich ſchalkhaft und gutmüthig lächelnd von der Seite an, indem er den Finger drohend emporhob.

Die Scene ging nicht ganz nach Wunſch; Anton wollte immer noch mehr ſagen, als er zu ſagen hatte, und Friederike vergaß mehr als einmal das Stichwort, indem ſie auf ſeine improviſirten Zuſätze lauſchte. Was Anton jedoch nie vergaß, war, den Arm um Friederikens ſchlanke Taille zu legen, um ſie mit inniger Gewalt an ſich zu ziehen. Dieſen Geſtus machte er meiſterhaft. Zuletzt ging auch das Uebrige, nachdem zwei, drei Mal wiederholt worden. Iffland freute ſich an der Innigkeit der Worte, die er niedergeſchrieben, und die jungen Herzen vor ihm zeigten ihm, wie richtig er in die warme, blüthenreiche Seele der Jugend und Unſchuld hineingeblickt. Die Liebe und die Poeſie feierten zugleich ihren Triumph. Das Urbild hatte ſich des Abbildes nicht zu ſchämen. Aber freilich, wie konnte auch auf den Bretern ſo geſpielt werden, wie hier, wo die Natur ſelbſt es übernahm, das Werk der Kunſt zu vervollſtändigen! In einer immer höher ſteigenden Scala der Liebeslaute wuchs das ſchöne Concert zu einem entzückenden Wohllaut an.

Als das ſeelenvolle Mädchen die Worte ſprach: Anton — mein ganzes Leben iſt in Dir! Wäre es möglich, daß Du einmal mich weniger liebteſt, als heute? Wenn ich Eltern hätte, ſie würden Dich an meiner Stelle fragen; nun bin ich eine Waiſe, und mein Leben iſt in Deiner Hand. Wäre es möglich, ſo laß uns gleich abbrechen. Es wird mir das Leben koſten, das weiß ich, aber ich ſterbe doch ſanfter, als wenn — Ach, Anton und er darauf erwiderte, indem er ihre Hand an ſeine Bruſt drückte: Riekchen, Riekchen, ſieh mich an! Gott weiß es, es iſt kein Falſch in mir! ſprang Iffland auf, und von ſeinem Gefühle hingeriſſen, ſchloß er ſeine Arme um beide Liebende. Dann umfaßte er noch beſonders den Jüngling, und indem er einen Kuß auf die vollen, unentweihten Lippen ſeines ſchönen Lieblings drückte, rief er:

So recht, mein Junge, flamme mit Deinen Augen, ſtöße mit Deinen Küſſen das Gebot der Liebe allmächtig in ihr Herz. So will es die Natur, ſo will es Gott! Sei ganz glücklich, Du darfſt es ſein, mich aber laß an Deiner Bruſt weinen, daß Du junger Seraph mich ſo tief unter Dir zurückläſſeſt, in den Nebeln und Dämpfen der Erde! Komm herbei, Laura, komm herbei, nimm auch Du einen Kuß von dieſen Lippen, ſie ſind in dieſem Augenblicke geheiligte Prieſterlippen der Liebe, heiße, milde Flammenroſen, die mit ihrer Gluth alte, verſchüttete Altäre neu mit Feuerregen überſchütten können. Und in ſeinem Enthuſiasmus zog der begeiſterte Mann die Freundin heran, und der junge Soldat, verwirrt und beſchämt, nicht wiſſend, ob er den abgeforderten Kuß geben dürfe, neigte ſich zu der kleinen Hand der Präſidentin und berührte ſie ehrfurchtsvoll mit ſeinen Lippen. Iffland ſchwelgte in immer neuen Aufwallungen. Die Liebesſcene hatte ihn ſo erſchüttert, daß er abwechſelnd von den beiden Liebenden zu der Freundin flog, bald ſeine Wangen an die Schulter Sophiens legte, bald mit der Hand in den dunkeln Locken des Jünglings wühlte, bald vor der Präſidentin niederfiel, und ihr knieend eine Liebeserklärung machte. Mit feiner Gewandtheit verſtand es Laura, die Aufregung des Freundes nach und nach auf ein anderes Feld hinüberzuſpielen, indem ſie von den Forderungen des wirklichen Lebens, von den Erwartungen, die das Theaterpublicum hegte, zu ſprechen begann. Iffland ernüchterte ſich ſchnell.

Ihr müßt nun gehen, ſagte er zu der Präſidentin und Sophien, noch iſt es hell, und der Weg durch den Thiergarten ſteht Euch noch offen. Finge es an zu dunkeln, ſo möchte ich Euch nicht ohne männliche Begleitung gehen laſſen. Unſer Kriegsheld muß raſch in ſeine Kaſerne zurück, wir dürfen ſeine Zeit keinen Augenblick weiter in Anſpruch nehmen. Alſo lebt wohl, Ihr Theuren, auf Wiederſehen.

Der große breite Gang, der mitten durch den Thiergarten führt, war noch ziemlich belebt, als die beiden Frauen ihren Weg antraten. Der milde Abend bewog die Präſidentin, ſich bald bei dieſer, bald bei jener Baumgruppe zu verweilen, um die knospende Fülle des jungen Frühlings zu betrachten. Sophie trieb zur Eile.

Aus einem Seitengange hervortretend, ſahen ſie drei junge Männer, wie es den Anſchein hatte, den höheren Ständen angehörend, auf ſich zukommen. Die kecken Spaziergänger vertraten den

Damen den Weg und einer derſelben, Sophien den Arm anbietend, rief:

Meine Schöne, es dunkelt bereits, erlauben Sie, daß ich Sie beſchütze und nach Hauſe geleite.

Der zweite dieſer Wildfänge reichte der Präſidentin den Arm, und der dritte machte Miene, ſich an den noch freien Arm Sophiens zu hängen. Weigerungen und Abweiſungen halfen nichts. Die kleine Gruppe bewegte ſich unter lautem Lachen vorwärts. Die Präſidentin ließ ihre Blicke ſpähend umherirren, ob ſie nicht unter den wenigen Spaziergängern zufällig einen Bekannten fände, doch vergebens. Es war das Beſte, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und einſtweilen die Ungebühr zu dulden, da man ihr nicht entgehen konnte; das Thor war nicht mehr weit entfernt. Die fortwährend ſich umſchauende Präſidentin bemerkte endlich zu ihrer nicht geringen Freude wenige Schritte hinter ſich den General Xavier kommen, dem ſie in letzterer Zeit häufig in Geſellſchaft begegnet war. Sie blieb ſogleich ſtehen, und als der General grüßend an ſie herantrat, bat ſie ſich deſſen Arm aus, indem ſie zugleich eine höfliche verabſchiedende Verbeugung gegen ihre aufgedrungenen Begleiter machte. Dieſe hatten konnte ſeine Nerven wieder in ſo weit anſpannen, daß er von neuem ſeine abgeſchmackte Rolle weiter ſpielte.

Endlich erreichte er ſein Ziel. Er hatte den Grauſamen geſpielt; Madame war in ſo weit ſchon mürbe gemacht, daß ſie dergleichen nicht ertragen konnte, der Preis der Ausſöhnung waren die „wichtigen Papiere.“ Triumphirend brachte er ſie mir eines Morgens. Ich nahm ſie in Empfang, obgleich dies das zweite Mal war, daß mir ein ſo verrätheriſches Päckchen zugeſteckt wurde. Den andern Tag wollte Achill reiſen und nur die Nacht ſollte ich Hüter dieſer Schätze ſein; aber leider! ich behielt ſie länger bei mir, und ſie wurden wie das erſte Mal die Quelle großen Ungemachs für mich. Noch vor Mitternacht erhielt ich folgende flüchtige Zeilen: „Freund und Bruder! Im Namen Plato's und Seneca's mach', daß Du meine verwünſchten Depeſchen in Sicherheit bringſt. Eile, wirf Dich in dein Kabriolet.

aber nicht den Willen, dem neuen Ankömmling zu weichen; es gab einige ſcharfe Reden, endlich ſagte der General in einem feſten Tone:

Meine Herren, dieſe Damen vertrauen ſich, wie Sie ſehen, meinem Schutze, daraus ſcheint mir zu folgen, daß jede andere Begleitung hier überflüſſig iſt.

Darf ich um Ihren Namen bitten? fragte einer der jungen Männer.

Ich ſehe keine Gründe, ihn zu verheimlichen, ich bin der General Xavier, entgegnete der Gefragte.

Hier machte ſich eine Bewegung unter den Dreien bemerklich, ſie flüſterten unter einander, und endlich trat der, der ſich des Armes der jungen Schauſpielerin bemächtigt hatte, hervor und nahm in einem ſpottenden Tone das Wort:

General ſind Sie, mein Herr? Darf ich fragen, von wem Sie Ihre Epauletten bekommen haben?

Von wem —? Vom Könige, mein Herr. Sie ſcheinen daran zu zweifeln?

Und mit Recht.

Ei warum?

Weil es die Epauletten eines **Komödianten** ſind.

Eines Komödianten?

Spielen Sie nur immerhin Ihre Rolle, wir kennen uns! Hahaha!

Ich habe nicht die Ehre.

Sehen Sie, lieber Graf, bemerken Sie, lieber Baron, wie dieſer Poſſenreißer ſich gut verſtellen kann — hahaha.

Poſſenreißer?

Dieſe junge Dame hat mir bereits vertraut, wo ſie eben herkommt; ich kann mir denken, mein Herr, Sie ſind uns nachgegangen, um eines Ihrer alten Späßchen an mir zu üben.

Eines meiner alten Späßchen? Herr, ich bitte um Erklärung. Sind Sie verrückt oder wollen Sie mich verrückt machen?

Still, das findet ſich.

Was findet ſich?

Hahaha!

Meine Damen, wir wollen gehen! Es ſcheint, dieſe Herren ſind von einem allzu reichlichen Mittagsmahle aufgeſtanden und ſind in einer mehr als heitern Laune.

Nicht von der Stelle! Die Damen werden ſo gefällig ſein, zu warten, bis ich dieſem betrunkenen Droſchenkutſcher die Wahrheit geſagt habe.

Das geht zu weit. Ich, der General Xavier, den der Hof, den die Stadt kennt, ein betrunkener Droſchkenkutſcher, ein Komödiant, ein Poſſenreißer! Herr, wer ſind Sie?

Graf Sylchon, Ihnen zu dienen.

Wie, wenn ich Sie für einen Poſſenreißer halte? denn wenn Sie ſind, wofür Sie ſich ausgeben, würden Sie als Mann von Ehre Niemanden beleidigen, der Sie nicht beleidigt hat.

Bravo, Herr Komödiant! Gut geſpielt! Ich klatſche Beifall!

Herr, Sie ſind ein Nichtswürdiger!

Teufel, wenn Sie wirklich General wären, ſo müßten Sie ſich mit mir ſchlagen!

Ich ſtehe zu Dienſten, wenn Sie wirklich Graf ſind!

Hier der Baron Welten und der Graf Bolton kennen mich.

Und mich kennen dieſe Damen.

Genug der Worte, wir finden uns; geſtatten Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben, und jetzt leben Sie wohl, Herr Iffland!

Er machte den Damen eine flüchtige Verbeugung und bog mit ſeinen zwei Gefährten in einen Seitengang. Der General brach in lautes Lachen aus, in das die Präſidentin einſtimmte.

Iffland! rief er, alſo für den hält er mich!

So erfahre ich denn ſelbſt, daß es wahr iſt, daß ich Aehnlichkeit mit dieſem berühmten Manne habe. Aber was wollte er mit dem betrunkenen Droſchkenkutſcher?

Das kann ich Ihnen erklären, nahm die Präſidentin das Wort und erzählte ihrem Begleiter die bekannte Anekdote, auf die ſich nun der General auch beſann.

Gleichwohl werde ich mich mit dem jungen Unbeſonnenen ſchlagen müſſen, denn ſeine Keckheit bedarf der Züchtigung.

Wir wären untröſtlich, rief die Präſidentin, wenn wir die Urſache wären, daß ſich ein eben ſo zweckloſer als gehäſſiger Streit entſpänne. Mein Rath wäre, den jungen Mann ſeiner Wege gehen zu laſſen und das ganze Abenteuer als ungeſchehen zu betrachten.

Iſt dies auch Ihre Anſicht, mein Fräulein? fragte der General Sophien.

Gewiß, erwiderte dieſe leichthin, Sie dürfen ſich nicht in Gefahr begeben.

Mein ſchönes Kind, dieſe Worte rühren mich. Alſo Sie ſind bange für mein Leben? Er erfaßte die Hand Sophiens und drückte ſie leiſe. Wie beſeligend iſt es, auf gefühlvolle Herzen zu ſtoßen!

Sophie erröthete, aber ſie beſaß den richtigen

Takt, ihren Arm ohne Ziererei in dem des Generals zu laſſen.

Darf ich Sie wiederſehen, liebes, gefühlvolles, gutes Mädchen? fragte er leiſe und verſuchte nochmals ihre Hand zu erfaſſen

Man war an dem Hauſe der Präſidentin angelangt. Beim Abſchiednehmen lud ſie den, dem ſie Dank ſchuldig zu ſein glaubte, ein, ſie zu beſuchen. Mit einem lächelnden Blicke auf Sophien nahm der höfliche Begleiter die Einladung an. Sophie und ihre Beſchützerin ſtiegen die Treppe hinauf; der General blieb unten, und indem er Jenen nachſah, ſagte er lächelnd für ſich:

Sieh da, ein allerliebſter Erſatz für meine kleine ungetreue Leontine.

Ein paar Schritte weiter gehend, begegnete ihm Fellmer, jener herumtreiberiſche frühere Schauſpieler, den der Leſer bereits kennen gelernt hat. Er grüßte ſeinen vornehmen Gönner mit großer Unterwürfigkeit. Der General rief ihn zu ſich heran.

Hm, wie geht's, alter Burſche?

Excellenz zu Befehl, ganz wohl.

Er ſchleicht noch immer herum und fängt Mäuſe für vornehme zahnloſe alte Kater?

Excellenz haben mir lange keinen Auftrag gegeben.

Unverſchämter! gehöre ich etwa —

O, nichts als ein ſubmiſſes Eingehen auf gnädige Scherze, erwiderte Fellmer und machte eine tiefe Verbeugung.

Hat Er die junge Dame bemerkt, mit der ich eben die Straße herunterkam?

Hab's, Excellenz.

Kennt Er ſie?

Noch nicht.

So ſuch' Er ſie kennen zu lernen und bringe Er mir morgen, nach der Parade, Rapport; ich werde im Kaſtanienwäldchen auf Ihn warten.

Werde nicht ermangeln.

Jetzt fort, bei Seite! Ich ſehe den Wagen meiner Braut herankommen.

Die Excellenz, die Gräfin Wellenthal neben der Excellenz, der Frau Miniſterin, ſchmunzelte Fellmer, indem er auf die andere Seite der Straße ſchlüpfte und vor einem Bilderladen ſtehenblieb.

Der Wagen hielt an und der General, nachdem er einige Worte mit den darinſitzenden Damen gewechſelt, ſtieg ein und der Wagen rollte der Wilhelmsſtraße zu, in der die Miniſterin wohnte.

Fellmer ſchlich ſich in das Haus der Präſidentin, deſſen Portier er kannte.

V.

Am Vorabend des Benefiztages fuhr eine leichtgebaute Chaiſe, in der zwei Herren ſaßen, den Weg dahin zum Oberforſtamte zu Wilhelmsfelde. Es war in den warmen Mittagsſtunden, trotzdem aber hatte ſich einer der Herren in einen Pelz gehüllt und mit einer Mütze bedeckt, während ſein Geſellſchafter mit einem leichten Mantel bekleidet war, der, halb von ſeinem Nacken herabgleitend, die breite Bruſt und die ſtolzen Schultern des kräftigen Mannes ſehen ließ, zugleich ſaß der elegante Hut auf der Fülle der lichtbraunen Locken keck auf einer Seite. Die dunkeln Augen dieſes Mannes, dem man es nicht anſah, daß er bereits weit im vorgerückten Mannesalter ſtand, ſahen ſich mit Luſt in der Landſchaft um und ſchienen die wohlbekannten Gegenſtände zu begrüßen. Es war drei Uhr, als man im Forſthauſe anlangte.

Der Oberförſter kam ſeinen Gäſten entgegen, und auf der Schwelle des Hauſes ſtand die Frau Oberförſterin mit zwei Töchtern. Iffland und der Collaborator Roland, denn dieſes waren die Reiſenden ſtiegen aus, und Iffland warf ſich in die Arme des Oberförſters. Der Collaborator bat, man möchte ihm erlauben, erſt in der Stube ſeinen Pelz abzulegen, da er die noch immer rauhe Luft ſcheue. Die beiden Mädchen nahmen den ängſtlichen Mann in ihre Mitte, führten ihn in das große Beſuchzimmer und nahmen ihm hier vorſichtig die Winterbekleidung ab; ein kleines Jäckchen, leicht gefüttert, behielt er jedoch an, da man, wie er ſagte, in dieſer Zeit gewöhnlich aufhöre zu heizen und daher die Zimmer oft empfindlich kühl ſeien.

Der Oberförſter, der bereits dreißig Jahre dieſes Amt bekleidete, war ein Mann von altem Schrot und Korn, von einfachen Sitten und mit einer Phyſiognomie, die Ehrlichkeit und Herzensgüte ausdrückte. Sein bereits völlig ergrautes Haar trug er zurückgekämmt und mit einem Hornkamme im Nacken feſtgehalten; die Eheliebſte dieſes Ehrenmannes war eine noch ganz wohlerhaltene, hübſche Matrone in einem ländlichen einfachen Putze. Die Kaffeekanne ſtand auf dem Tiſche, und eben aus dem Ofen gekommenes Backwerk dampfte in einer Porzellanſchüſſel. Der Fußboden des Zimmers war mit Sand beſtreut und die Vorhänge des Fenſters waren blendend weiß. Die Fenſter ſtanden offen und geſtatteten einen Blick in den bereits ziemlich grünen Wald.

Alter Bruder, rief Iffland, nachdem die erſten Fragen und Begrüßungen vorüber waren, ich komme, Dich zu morgen in's Schauſpiel einzuladen. Der arme geplagte Mann, der Iffland, hat ſein Benefiz; ich hoffe, Du wirſt dem armen Teufel den Troſt Deiner Gegenwart nicht verſagen.

Der Oberförſter ſah ſeine Frau an und Beide nickten und ſagten mit einem freundlichen Lächeln:

Wir werden kommen.

Herr Collaborator, eine Pfeife echten Knaſters, wenn's beliebt, ſagte der Alte zu dem Gaſte, der beſchäftigt war, eines der Fenſter zu ſchließen.

Ich rauche nicht, lieber Herr.

Sie rauchen nicht? Ei, wer nicht liebt Wein, Tabak und Geſang, der bleibt ein Thor ſein Lebenlang, ſagte der Alte und ſetzte darauf hinzu: Sie bemerken wohl, ich habe das Lied verändert, ſtatt Weiber nehme ich Tabak, und das thue ich meiner Alten zum Verdruß, die den Tabak nicht leiden mag.

Weil er die Vorhänge ſchwärzt, erklärte die

Oberförſterin, die dem Collaborator einen freundlichen Blick zuſandte.

Uebrigens, wenn Dr. Luther den Tabak gekannt hätte, wer weiß, ob er nicht ſelbſt das Lied ſo gedichtet hätte, wie ich es ſinge, gab der Oberförſter noch zum Beſten und ſah ſich ſchalkhaft dabei das weibliche Perſonal ſeines Hausſtandes an.

Sicherlich nicht, alter Freund, erwiderte Iffland, der eine kurze Thonpfeife genommen hatte und dieſe ziemlich ungeſchickt handhabte, denn er war auch kein Raucher; unſer Doctor Martinus hatte an ſeiner Bora die Frauen von einer Seite kennen gelernt, die ihn lehrte, ſie dem beſten virginiſchen Kraute, wenn er es auch gekannt und geliebt, weit vorzuziehen.

Nun, es war auch nur Scherz, begütigte der Sprecher. Was macht denn Euer Junge?

Er exercirt fleißig.

Das iſt recht. Ein junger Hund will einen Knochen haben, an dem er nergelt und die Zähne übt. Das unnütze Herumwirthſchaften mit Gewehr und Patronentaſche iſt dazu gut, daß die junge Kraft etwas zu thun hat und nicht auf Abwege geräth. So ſehe ich die Sache an. Sonſt nimm Poſtpferde und ſuche ſo ſchnell wie möglich die Grenze zu erreichen. Dort warte auf mich drei Tage, komme ich nicht, ſo vergrabe Deinen Schatz; vertraue ihn Niemandem, und kehre hierher zurück. Ich bin geſtern vom Marquis bei Madame überraſcht worden; ein Duell war die Folge, und ich bin an der Schulter verwundet worden. Der Arzt erlaubt mir nur dieſe wenigen Zeilen, die ich Dir mit zitternder Hand ſchreibe. Wahrlich das erſte Mal und es ſoll auch das letzte Mal ſein, daß ein Dohna zittert.“ — Es war hier keine Minute zu verſäumen. Meinem treuen Georg befahl ich meine Abreiſe für's Erſte geheim zu halten und dann zu ſagen, daß ich zu einer Beſitzung gefahren ſei, die ich in jener Gegend hatte.

Der Auftritt Achill's mit dem Herrn Marquis und ſeiner Dame iſt jedoch zu charakteriſtiſch, als daß ich ihn nicht in kurzer Beſchreibung wiedergeben ſollte. Achill und Zepherine ſpielten iſt der Soldat im Frieden eigentlich eine alberne Figur.

Er hat neulich wieder den erſten Preis im Scharfſchützencorps erhalten, ſagte Iffland. Der Junge ſchießt wie der Teufel.

Nicht wie der Teufel, lieber Director, verbeſſerte die Frau Oberförſterin, der böſe Feind iſt allezeit ein erbärmlicher Schütze geweſen; er hat, wo er es auch darauf angelegt, nie in's Ziel getroffen.

Was weißt Du davon, Alte, bemerkte der Mann, hat Dir das unſer Herr Pfarrer geſteckt, mit dem Du geſtern Abend eine Partie l'Hombre ſpielteſt?

Ich weiß, was ich weiß, erwiderte das Mütterchen ſchnippiſch. Aber wo iſt denn Mamſell Seelfeld? Hat ſie keine Zeit gehabt, mit Ihnen herauszukommen?

Sie ſtudirt ihre Rolle.

Hm! nahm der Oberförſter das Wort, das Mädchen iſt brav, ich habe nichts gegen ſie, ihr ſeliger Vater war mein Jugendfreund — dennoch, ich ſage es nochmals, nehme ich ſie nicht zur Tochter an — denn eine Schauſpielerin —

Nun — nun! Sprich nur aus, alter Knabe! brummte Iffland.

Du biſt mein Freund, Auguſt, und biſt ein

Und nun vollends das Mädchen! Hm, hm! murrte der Alte. Das hübſche, junge Ding! Die lange Zeit hin, denn der Anton kann jetzt doch nicht an's Heirathen denken; er muß ſeine Dienſtzeit vor allen Dingen überſtehen und dann — nach einem einträglichen Amte ſehen.

Das Mädchen bleibt unterdeſſen in meinem Schutze.

Wie geſagt, es wird nichts daraus; gebt Euch nur keine Mühe.

Die Frau ſtand auf, ſchenkte die Taſſe ihres Eheherrn wieder voll und ſagte dabei:

Alter, wenn ſich die jungen Leutchen nun aber lieben?

Ei, es liebt ſich in dieſen Jahren allerorts. Laß das Mädchen von der Bühne fort und ich gebe flugs meine Einwilligung.

Das ſoll nimmermehr geſchehen, rief Iffland haſtig; das Kind hat Talent, es wird eine brave Künſtlerin werden und ſie ſoll bleiben, wo ſie iſt. Das ſage ich.

Eine Pauſe entſtand, während ſämmtliche Mitglieder des kleinen Familienkreiſes verſtimmt und Jedes ſeinen Gedanken nachgehend, von ſeinem Nachbar keine Notiz zu nehmen ſchien. Der Collaborator mahnte zuerſt an die Heimfahrt, denn es wurde ſpät und Nebel ſtiegen auf. Iffland trennte ſich von ſeinem alten Freunde, indem er ihm nochmals das Verſprechen abnahm, morgen im Schauſpiel nicht zu fehlen.

Unterwegs war von der Weigerung des Alten die Rede, ſeine Zuſtimmung zur Heirath zu geben.

Ich erwarte viel von dem morgenden Abend, ſagte Iffland, wenn er, der das Theater ſeit undenklichen Zeiten nicht beſucht hat, das Mädchen wird ſpielen geſehen haben, wird er andern Sinnes werden. Ich werde als ſein Ebenbild auf der Bühne ſchon das rechte Wort finden, ihm zu Herzen zu reden. Er wird, er muß ſich fügen.

Das gebe der Himmel.

Er wird es geben.

Ein glückliches altes Pärchen das! fing der Collaborator nach einer Pauſe an, wie ſie ſo ſtill und friedlich in ihrem Waldhauſe beiſammenwohnen! Die Vögel ſingen ihnen vor den Fenſtern, und von den grünen Zweigen weht es kühl herein.

Nicht wahr, das gefällt Dir, alter Hageſtolz?

Die Medaille wird indeſſen auch ihre Kehrſeite haben.

Freilich die Kehrſeite iſt, daß alles Glück auf Erden keine Dauer hat. Auch unſer Philemon und Baucis werden im Verlauf einiger Jahre unter dem Schatten des Dorfkirchhofs ruhen.

Das meine ich nicht.

Eine andere Kehrſeite hat die Medaille nicht. Es ſind ein paar kreuzbrave, alte Leute, die drei gutgeartete Kinder haben und die dreißig Jahre glücklich miteinander leben.

Ach!

Fehlt Dir etwas? Sticht's Dir im Beine?

Nein. Soll's mir denn immer im Beine ſtechen? Es ſcheint, Du hältſt mich für gar nichts mehr im Leben nütze. So ganz miſerabel bin ich denn auch nicht! — Der Collaborator ſchob hier ſeine Pelzmütze keck auf ein Ohr und munter aus ſeinem Pelzkragen hervorſehend, rief er plötzlich: Ich könnte noch heirathen.

Alle gute Geiſter! rief Iffland und fuhr entſetzt in die Höhe.

Ja — ja, mach' nur Deine Poſſen! Ich ſage, ich könnte noch heirathen, und ich will heirathen. Das Bild im Förſterhauſe hat mich auf Gedanken gebracht.

Eine der Töchter des Oberförſters?

Nein. Wo paßte ich wohl zu dieſen Mädchen? Und übrigens immer im Walde wohnen könnte ich auch nicht. Das Haus muß feucht ſein!

Ich glaube, in dem Winkel, wo ich ſaß, Schwämme bemerkt zu haben.

Pilze, willſt Du ſagen, und unter den Pilzen Molche und junge Ottern.

Mit Dir iſt über nichts Ernſtes zu ſprechen. Wie willſt Du heirathen? Du haſt ja ſo wenig Frauenbekanntſchaften. So einſam wie Du lebſt, oder vielmehr vegetirſt, ſiehſt Du Niemand.

Es braucht auch keine zu ſein, die ich erſt jetzt kennen gelernt.

Ach ſo! rief Iffland, und ein Zug von froher Ueberraſchung malte ſich in ſeinem Antlitz. Alſo eine alte Bekanntſchaft.

Gerade keine alte Bekanntſchaft, nur eine Bekanntſchaft aus alter Zeit.

Ich verſtehe. Die Tochter des Buchhändlers Bernhard in Mannheim.

Ach was, dieſes gelehrte und verbildete Geſchöpf, die überdies drei Jahre älter iſt als ich. Ich meine eine Andere.

Eine Andere?

Nun ja doch. Wie Du ſchwer von Begriffen biſt! Eine Andere, Eine, die halb und halb bereits meine Zuſage hat. Kann ich überhaupt mit einem Weibe glücklich werden, ſo iſt es die. Darüber habe ich bereits nachgedacht.

Nimm es mir nicht übel, Du denkſt ziemlich lange nach — zwanzig Jahre und darüber. Wer weiß, was aus der Armen geworden iſt.

Ja, wer weiß das! Sie irrt vielleicht umher — wahrſcheinlich iſt ſie jetzt glücklich verheirathet. Mit einem Worte, ich will nur ihren Namen ausſprechen: es iſt Florine, die ich meine. Aber wir wollen nun dieſes Geſpräch abbrechen, es führt zu nichts. Die kalte Luft dringt Einem beim Sprechen in den Mund.

Iffland wandte ſich ab und halb lachend, halb ärgerlich rief er bei Seite: Verdammter Egoiſt! Es genirt Dich, von ihr zu ſprechen! Selbſt das Bischen kalten Lufthauch willſt Du ihretwegen nicht dulden.

Was ſagteſt Du da? fragte der Collaborator neugierig.

Ich bewunderte die alte Tanne dort, entgegnete der Gefragte; ſteht ſie nicht ſehr maleriſch da?

So ziemlich. Haſt Du keine Nachrichten von Florinen?

Nein.

Die Freunde ſchwiegen, und bei völliger Dunkelheit fuhr man in die Stadt ein. Iffland begab ſich in ſeine Wohnung, um Vorkehrungen zu der morgenden Feſtvorſtellung zu treffen.

VI.

Fräulein Erland, die der Leſer unter dem Namen Florine kennt, kehrte früher, als ſie gewollt, nach Hauſe zurück, da ſie die Bekannte, welche ſie in Moabit hatte beſuchen und bei ihr den Tag verbringen wollen, nicht zu Hauſe gefunden. Sie nahm ihren Weg durch das Brandenburger Thor, die „Linden“ entlang und blieb, da ſie eben keine Eile hatte, bei einer Gruppe Leute ſtehen, die den Theaterzettel laſen, der an einem der Bäume angeklebt war. Schon lange hatte Florine ſich nicht um das Theater gekümmert, ja gefliſſentlich vermieden, einen Zettel anzuſehen, jetzt blickte ſie hin, weil ſie wiſſen wollte, weßhalb die Leute ſo eifrig ſprachen. Sie erfuhr, daß dieſen Abend Iffland ſeine Benefizvorſtellung habe, und daß „die Jäger“ gegeben würden. Das Stück regte alle trübe Erinnerungen in ihrer Seele auf, und ſie wollte raſch vorübereilen, als das heftige Gezänke, das immer lauter wurde, ſie anhielt und machte, daß ſie auf die lärmend ausgeſtoßenen Worte lauſchte. Augenſcheinlich waren die Sprechenden Arbeitsleute, die einen Mann in ihrer Mitte hatten, deſſen Kleidung zeigte, daß er den höheren Ständen angehörte. Er theilte Geld aus, und da Einige nicht ſo viel erhielten, als ſie beanſpruchten, machten ſie Lärm.

Ich kann zehn Mann ſtellen, rief ein breitſchulteriger Mann mit einer Lederſchürze, und ſie ſollen ihre Sache gut machen, aber freilich kann ich unter einem halben Thaler für den Mann nicht zufrieden ſein. Das ſieht Jeder ein. Warum ſollen meine Leute weniger bekommen, als der Jude dort? Pfeife iſt Pfeife und ich wüßte nicht, daß eine chriſtliche Lunge weniger Luft hätte, als die eines Mauſchels! Hinausgeworfen von der Polizei wird man am Ende doch, das riskirt man! Alſo zwanzig Groſchen für den Mann, denk' ich.

Warum nicht gar, Meiſter Bartels, bedenkt, daß es dem Grafen alsdann zu theuer kommt.

J, ſo laßt ihn ſelbſt ſich hinſtellen und pfeifen. Uebrigens iſt der Herr Director ein braver Mann, wie die Leute ſagen, und bei meinem Vetter, dem Schuhmacher, läßt er ſeit Jahr und Tag arbeiten und bezahlt pünktlich; alſo iſt's mir nicht einmal ganz lieb, mich in die Sache einzulaſſen; es geſchieht, weil es meinen Geſellen Plaiſir macht, und ſie ſich ein paar Kannen Bier verdienen.

Nun, ſeid ſtill, Meiſter, — rief der Mann mit der Börſe; geht Alles nach Wunſch, ſo ſollt Ihr an dem Herrn Grafen keinen Geizhals finden. Nur rechten Lärm gemacht und zur rechten Zeit, Ihr müßt auf die Loge Nr. 8 merken, ſobald Ihr ein weißes Tuch über die Brüſtung herabhängen ſeht, ſo ſeid flugs bei der Hand. Jetzt geht, um fünf Uhr findet Ihr Euch zuſammen ſeitwärts am Schauſpielhauſe, da trefft Ihr auch mich, und wenn Einer oder der Andere noch etwas wiſſen will, ich ſag' es.

Florine ſetzte kopfſchüttelnd ihren Weg fort. Es ſchmerzte ſie, zu hören, daß man ihrem Freunde und Gönner eine ſo unwillkommene Ueberraſchung an ſeinem Feſttage bereiten wollte, und ſie beklagte, zu ſchwach zu ſein, um es hindern zu können.

Als ſie in ihre Wohnung trat, fand ſie die Thür angelehnt, und in dem Vorzimmer eine junge Dame im Schleier ſitzen, die aufſtand, als ſie ſich zeigte, und ihr einen Wink gab, leiſe aufzutreten, und die Thür nur loſe wieder anzulehnen. Die Eigenthümerin der Wohnung ſah verwundert den Gaſt an, der ſich geberdete, als wie gewöhnlich ihre Parthie Piket, und der gute Graf war dabei bemüht, ſo viel wie möglich zu verlieren, und ſo oft als nur irgend thunlich der Marquiſe unterm Tiſch verliebte Fußtritte zu geben. Endlich wirft die Marquiſe ihren Fächer auf den Boden, der Graf bückt ſich danach und ſie benutzt den Augenblick um in ſeiner Friſur zu wühlen, und dort das Oberſte zum Unterſten zu kehren. Dieſer ganz vortreffliche Spaß zieht andere eben ſo glückliche Einfälle nach ſich. Die Karten werden hingeworfen und man fängt Fliegen. Zepherine ſpringt wie toll mit einem Netze aus Goldfäden im Zimmer umher und Achill ihr nach, beide mit ziemlich aufgelöſten Locken und in einem abentheuerlichen Aufzuge. Was ſchadet das? Man iſt allein, und der gute Marquis, dieſer Schaafskopf, iſt auf der Jagd. Es iſt ſehr heißer Nachmittag, und bekanntlich iſt das Fliegenfangen auf die Länge etwas erſchöpfend; der Graf und die Marquiſe fallen alſo zuſammen aufs Sopha wäre er hier zu Hauſe. Sie vernahm mit Staunen die Frage, was ſie wolle und wen ſie ſuche?

Was ich hier will? entgegnete Fräulein Erland, ich könnte, wie es ſcheint, mit größerem Rechte dieſe Frage an Sie richten, meine ſchöne Dame, ich wohne hier.

Ach —„rief der Gaſt leiſe flüſternd, ſo ſind Sie die Frau, von welcher der edle Mann, der mich hieher geführt, geſprochen hat?

Hieher geführt? Und weßhalb?

O, ſprechen Sie leiſer! Hier, dicht neben uns in jenem Zimmer liegt ein Mann todtkrank auf dem Lager.

Ein Mann? Und wer?

Es iſt der beſte, der edelſte Mann, mit einem Worte, es iſt mein Beſchützer, mein väterlicher Freund. Ein plötzlicher Krankheitsanfall hat ihn auf der Straße getroffen und Herr Fellmer — heißt Ihr Verwandter nicht ſo?

Ja, Herr Fellmer. Er iſt übrigens nicht mein Verwandter.

Gleichviel, dieſer brave Mann hat meinen väterlichen Freund auf der Straße erkrankt gefunden, hat ihn hieher gebracht, und zugleich mich aufgeſucht, um mich zu dem Kranken zu führen. O, wie danke ich ihm dieſe Vorſorge! Ich habe

Gelegenheit, meinen edlen Freund zu pflegen. Herr Fellmer iſt gegangen, um den Arzt zu bringen. Ich zähle die Minuten, bis er wiederkommt, und wo es mir vergönnt ſein wird, in das Zimmer zu gehen.

Aber, meine Liebe, wie heißen Sie?

Sophie Seelfeld.

Hab' nicht die Ehre, Sie zu kennen. Und jener Mann drinnen, der erkrankt iſt?

Der Schauſpieldirector Iffland.

O, was Sie ſagen! Der arme Mann! Und gerade heute, an ſeinem Benefiztage! Welch' ein Unglück!

Ja wohl, und auch ich ſollte heute ſpielen —

Sie, meine ſchöne Dame? Alſo Sie ſind Schauſpielerin?

Schülerin unſeres großen Meiſters.

Hm! Wollen wir denn hineingehen und nachſehen?

O, nicht doch! Das leide ich nicht; es darf Niemand in's Zimmer.

Warten Sie ſchon lange hier?

Eine halbe Stunde. Still! ich höre Tritte. Das wird Herr Fellmer mit dem Arzte ſein.

Florine, die Thür ein wenig öffnend, lispelte: Richtig, es kommen zwei Herren die Treppe herauf!

Der Eine kehrt um, als er mich erblickt. Was bedeutet das?

O Himmel! ich zittere, weßhalb geht der Arzt wieder fort?

Mein Kind, es iſt kein Arzt. Zufällig kenne ich jenen Herrn. Es iſt ein vornehmer Officier, der in der Nachbarſchaft wohnt. Doch da iſt Fellmer.

Der ehemalige Schauſpieler trat mit Zeichen der Beſtürzung und des Verdruſſes in's Zimmer. Er rief mit heller Stimme ſeiner Gefährtin zu: Weßhalb zurückgekehrt? Was ſoll das? Du wollteſt ja den ganzen Tag und den Abend fortbleiben.

Florine trat an ihn heran und ſagte ebenfalls flüſternd: Was geht hier vor? Was iſt mit dieſer jungen Dame und dem kranken Manne da drinnen?

Fellmer lachte, ballte die Fauſt gegen Florinen und rief drohend: Schweig, Närrin! Mußt Du nach Hauſe kommen, um einen Spaß zu verderben? Mach, daß Du fortkommſt — geh — geh!

Ich bleibe!

Sophie trat an die Beiden heran und lauſchte; plötzlich ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, und ſtürzte in das bis jetzt verſchloſſen gehaltene Zimmer, ſie fand es leer.

Wo bin ich? rief die Arme händeringend, wo hat man mich hingeführt? Alles Täuſchung! Es iſt kein Kranker da.

Florine zog die Jammernde zu ſich, Fellmer hatte ſich fortgeſchlichen. Ein kurzer, heftiger Wortwechſel hatte zwiſchen den Beiden ſtattgefunden. Der Elende! Das wagt er mir zu bieten! In meiner Wohnung, wo ich ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen! Hier will er ſein Bubenſtück ausführen! Schändlich! Und hätte ein glücklicher Zufall mich nicht nach Hauſe geführt — was dann? Armes, armes Kind, wie verrucht hat man mit Ihnen geſpielt? Ich bin Ihr rettender Engel! ſo rief, laut und mit mildem Klageton die unglückliche Florine, die mit ihrem Gaſte inniges Mitgefühl hatte.

Scheu und aufgeregt blickte Sophie ſie an, doch in Ton und Miene der Sprechenden lag etwas, das Vertrauen einflößte.

Laſſen Sie mich fort — bat das Mädchen — o Gott, wie hab' ich ſo leicht dieſem fremden Manne folgen können! Allein ſeine Lüge klang ſo ſehr nach Wahrheit! Mein theurer Beſchützer krank, ich zu ſeiner Pflege nöthig! O, der Gedanke hätte mich bis an's Ende der Welt gelockt.

Florine überhäufte das ſchöne Mädchen mit Liebkoſungen. O, beruhigen Sie ſich, liebes Kind

— jetzt iſt die Gefahr vorüber. Sie ſind in meinen Händen und ſicher. Aber der Plan war teufliſch! Sie ſollten hier mit einem Wüſtling zuſammengeführt werden, der Ihnen wahrſcheinlich ſchon lange vergebens nachgeſtellt, und ſich jetzt der Hülfe jenes Elenden bedient hat, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Unbelauſcht und ungeſtört wollte der Abſcheuliche Sie hier ſehen. Man wußte, daß ich den Tag und den Abend ausbleiben würde! Sie hätten vergebens nach Hülfe geſchrieen, denn meine Wohnung iſt ſehr abgelegen. O, und noch ein ſchändlicher Beweggrund trieb ihn, gerade den heutigen Tag zu wählen; er beabſichtigte zugleich, da Sie auf der Bühne beſchäftigt ſind, die Darſtellung zu hindern, und dadurch ſeinem Feinde Iffland, den er haßt, einen empfindlichen Streich zu ſpielen. Ich durchſchaue Alles klar! Aber dem Himmel Dank, das Werk des Böſen iſt vereitelt. Kind, theures Kind — kommen Sie zu ſich! Erholen Sie ſich. Eine mütterliche Freundin hält Sie in ihren Armen. O, auch ich habe Aehnliches erlebt, auch ich habe auf derſelben Laufbahn, die Sie jetzt zu betreten Willens ſind, grauſame Schickſale zu überſtehen gehabt. Theure junge Freundin, faſſen Sie Muth! Laſſen Sie uns überlegen, wie wir Sie den Ihrigen wieder zuführen, ohne daß ein Wort von dieſem unglücklichen Abenteuer verlautet. Es iſt am Beſten, man ſchweigt von dergleichen. Wo wohnen Sie? Ich ſelbſt will Sie hingeleiten, denn der Schreck hat Ihre Kräfte gelähmt, Sie können ohne Hülfe nicht über die Straße gehen. Kommen Sie. Aber mir ſoll der Elende nur wieder vor's Auge kommen! Von heute an ſind wir geſchiedene Leute! Sie haben mir nicht geantwortet — wo Sie wohnen?

Sophie nannte die Straße und das Haus der Präſidentin.

Bei alledem, ſetzte Florine hinzu, freuen Sie ſich, daß es demnach mit der Erkrankung Ihres Freundes nichts iſt.

Gewiß, dies iſt ein großer Troſt für mich. Aber ach — wie ſpät iſt es?

Nahe an ſechs, mein liebes Fräulein.

Himmel, da ſoll ich ja längſt ſchon im Theater ſein! Er wird auf mich warten! Er wird nicht wiſſen, wo ich geblieben bin. Ich kenne ſeine Unruhe, ſeine Beſorgniß um mich. Man wird mich überall geſucht haben! Gott — welch' einen Kummer, welch' einen Schreck bereite ich dem guten Menſchen, der ſich meiner angenommen!

Ohne Ihre Schuld, Kind — gänzlich ohne Ihre Schuld — beruhigen Sie ſich.

Halten Sie mich nicht, Beſte; laſſen Sie mich eilen —

Ohne mich keinen Schritt auf die Straße! Die Böſewichter, die Sie hieher gelockt, könnten noch in Ihrer Nähe ſein. Ich ſelbſt bringe Sie zur Präſidentin, und von dort, wenn es ſein muß, in's Schauſpielhaus, obgleich ich einen heiligen Eid geſchworen, nie die Schwelle eines Theaters zu überſchreiten, auch nicht als Zuſchauerin! Ja, mein Kind, dieſen Schwur hab' ich gethan; allein hier findet natürlich eine Ausnahme ſtatt. Wollen wir uns bereit machen, zu gehen.

Wirklich, liebe Frau, es iſt keine Minute zu verlieren.

Nennen Sie mich nicht Frau; ich bin unverheirathet. Ach, ich war einſt jung und ſchön, wie Sie! Nicht ſo ſchön, nein, nicht ſo ſchön. Da können Sie mein Bild betrachten —

Ach — laſſen Sie uns eilen. Der Boden brennt unter meinen Füßen.

Sie haben recht, liebes Mädchen! Alles Andere hat Zeit, vor allen Dingen müſſen wir in's Schauſpielhaus!

Und Fräulein Erland legte ein altes Umſchlagetuch um, ertheilte in der Eile dem kleinen Mädchen, das ſich unterdeſſen eingefunden, einige häusliche Verhaltungsbefehle, und machte ſich dann mit ihrem Schützling auf den Weg. Auf der Straße angelangt, ſah ſie ſich überall um, ob keine Lauſcher und Verfolger zu entdecken; als ſie niemand Verdächtiges gewahrte, bog ſie mit Sophien raſch in ein Seitengäßchen. Das junge Mädchen war noch wie betäubt, und bei jedem ſtarken Geräuſch zuſammenfahrend, mußte ſie häufig den hülfreich dargebotenen Arm ihrer Begleiterin erfaſſen. Beide langten im Hauſe der Präſidentin an und erfuhren, daß die Frau des Hauſes ſo wie die Dienerſchaft in der größten Unruhe über das Verſchwinden Sophiens ſich hierhin und dorthin vertheilt habe, um ſie zu ſuchen. Sofort ſetzte man den Weg zum Schauſpielhauſe fort. Unterwegs kam den Beiden die Präſidentin im Wagen entgegen. Schon von Weitem bog ſich die freudig überraſchte Frau aus dem Fenſter hinaus und befahl zu halten. Die Begrüßung war herzlich, nur wenige Worte wurden in der Eile gewechſelt, Fräulein Erland wurde gebeten, mit im Wagen Platz zu nehmen, und raſch fuhr man zum Theater. Das Stück hatte ſchon begonnen, nachdem Iffland ſo lange als nur irgend möglich den Beginn hinausgeſchoben hatte. Eine Schauſpielerin, welche die

Friederike öfters ſchon geſpielt, war an die Stelle der Vermißten getreten.

Ehe wir jedoch die drei Frauen in das Garderobezimmer Iffland's einführen, müſſen wir dem Leſer die Lage des vergeblich Wartenden ſchildern, der in einer namenloſen Aufregung ſich befand, und doch gezwungen war, mit einer ſolchen Centnerlaſt auf dem Herzen, ſeine Rolle vor dem zahlreich verſammelten Publicum zu ſpielen, eine Rolle, die er ſich als Feſtgenuß ausgedacht, und die ihm jetzt zu einer wahren Höllenmarter wurde. Schon zur Mittagſtunde hatte die Präſidentin hinübergeſchickt und fragen laſſen, ob Sophie bei ihm ſei; Iffland hatte dies verneint, zugleich aber bitten laſſen, das junge Mädchen möchte raſch kommen. Sie kam nicht. Die Zeit war da, um ſich in's Coſtüm zu werfen — ſie kam nicht. Boten auf Boten wurden ausgeſendet, ſie brachten die Nachricht, man wüßte nicht, wo ſie ſei. Die Stunde des Beginnes der Vorſtellung rückte heran; die Lampen wurden angezündet, Iffland ſaß in peinlicher Angſt und ließ ſich pudern und friſiren. Jetzt kam Laura — ihr auf dem Fuße Anton. Iffland mußte gegenüber dieſen Beiden, die außer ſich waren, den Ruhigen, den Beſonnenen ſpielen. Er zog die Uhr hervor, und ſagte begütigend:

Sie wird ſich bei der Putzmacherin verſpätet haben; es iſt halb ſechs Uhr, um ſechs muß ſie hier ſein. In den erſten Scenen hat ſie nicht zu ſpielen; es iſt demnach noch Zeit, wenn ſie um ſechs hier iſt. Freilich hatte ich ſie gebeten, ſchon um vier Uhr bei mir zu ſein. — Anton wirft ſich leichenblaß auf einen Seſſel. Was iſt Dir, mein Junge? fragt Iffland und verſucht, ſich inſoweit von den Lockeneiſen des Friſeurs frei zu machen, daß er den Kopf wenden und zu dem jungen Soldaten hinüberſchauen kann. Was iſt Dir?

Er will mit der Sprache nicht heraus, aber ein nervöſes Zittern hat ihn überfallen. Die Präſidentin verläßt das Zimmer, ſie will zurück nach Hauſe, um dort von Neuem Nachforſchungen anzuſtellen; kaum iſt ſie fort, ſo wirft ſich Anton an die Bruſt ſeines väterlichen Freundes, und während heiße Thränen die geſchminkten Wangen des Oberförſters netzen, ſtammelt er:

Sophie iſt entführt! Sie iſt auf immer verloren. Ein Kamerad hat geſtern etwas erlauſcht, er war Ordonnanz bei dem General Xavier; er hörte flüſtern, ein verdächtiger Menſch ſprach den Namen Sophie Seelfeld — ich wollte Alles nicht glauben. Ach Auguſt — Auguſt — wenn es wahr wäre!

nieder, nachdem ſie eine halbe Stunde lang geklatſcht, geſprungen, getrippelt, gerannt, und die Wände angehüpft haben. Da liegen ſie nun; die Marquiſe rechts im Winkel, der Graf links. Beide können ſie keinen Arm regen und Beide verſichern, daß ſie im Moment des Sterbens ſich befinden. Dennoch nach einer kleinen Weile zieht der Graf ſeine Doſe heraus, öffnet ſie und nimmt eine Priſe. Die Marquiſe ſtößt einen durchbohrenden Schrei aus. „Was gibts?“ — „Sehen Sie denn nichts?“ — „Wo?“ — „Hier!“ — Wieder ein herzzerreißender Schrei. „Aber mein Gott, mäßigen Sie ſich doch; man kommt ſonſt, um zu ſehen was Ihnen fehlt.“ Dieſe Bemerkung begleitet er mit einem unwilligen Schlag auf den Porzellandeckel der Doſe, und murmelt dabei etwas, das ſo lautet als: es iſt mit den Weibern nichts anzufangen. Die Marquiſe geräth in ein Zittern und zeigt unausgeſetzt auf eine Stelle ihres Oberarms. Dieſer Arm iſt ſo ſchön, Sei ruhig, Anton! Es iſt, es kann nicht wahr ſein!

Du ſagſt es, aber woher weißt Du es? Kann es nicht eben ſo gut wahr ſein?

Iffland bog den Kopf des ſchönen Jünglings zu ſich hinan, blickte in die dunklen, von Thränen blitzenden Augen, und ſagte dann mit einer Ruhe und Würde, wie ein Hoherprieſter:

Ich ſage, es iſt nicht, es darf nicht ſein! Und nun ruhig.

Ich werde eilen, den Kameraden aufzuſuchen, aber die Kaſerne iſt ſo weit!

Geh' an die Luft, das heiße Zimmer paßt nicht für Dich! Stelle Dich an den Ausgang, wo die Wagen der Schauſpielerinnen halten, da muß ſie kommen!

Ach, ſie kommt zu Fuße!

Gut, ſo kommt ſie zu Fuße — geh — geh! Ich muß meine Uniform anziehen!

Auguſt, Du ſiehſt mich entweder mit ihr wieder, oder nie. Dieſer Abend entſcheidet über Tod und Leben.

Nun, nun! murmelte Iffland, junges Blut, tolles Blut!

Er drängte ihn ſanft zur Thür hinaus. Als er allein war, gab er ſich dem Eindrucke hin, den jene Andeutungen auf ihn gemacht; ſie hatten ſeine Ruhe völlig zerſtört und ihn in Angſt und Schrecken geſetzt. Er kannte den General Xavier, er wußte, weſſen dieſer dreiſte und freche Verführer fähig war, und ſo wenig er vor dem unglücklichen Jünglinge von dieſen ſchrecklichen Befürchtungen kund werden ließ, um ſo offener geſtand er ſich jetzt ſelbſt, daß jene dunkeln Gerüchte, die dem Geliebten zu Ohren gekommen, leider nur zu wohl begründet ſein könnten.

Die Stunde ſchlug, wo das Stück beginnen ſollte. In welchem Tumult, in welchem Aufruhr befand ſich die Seele deſſen, dem die Ehre und der Ruhm dieſes Tages galt, und der ſich Angeſichts der Gefahren, in denen ſich ſeine theuren Schützlinge befanden, völlig außer Stande fühlte, ſich vor dem Publicum zu zeigen! Anton's bleiches Geſicht, ſeine Thränen, der bange Kuß, den er wie zum ewigen Lebewohl ihm gegeben, es ſchnitt in ſeine Seele, und der ſonſt ſo ſichere und feſte Mann war dem Umſinken nahe, ſo heftig hatte ſich der Schrecken ſeines Gemüthes bemeiſtert. Er trat, gepudert und geſchminkt, vor das kleine Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Ein klarer Sternenhimmel hatte ſich über die Erde gebreitet. Unwillkürlich faltete er ſeine Hände:

Herr des Himmels! hauchte er leiſe, hier ſteht ein alter Komödiant, ein Poſſenreißer, eines deiner unnützeſten und entbehrlichſten Kinder, aber er bittet dich, geh' nicht mit ihm in's Gericht. Raube ihm nicht, was er Liebes auf Erden hat, nimm ihm nicht das klare Auge, die friſche Wange ſeines Lieblings, entziehe ihm nicht das ſchöne, gefühlvolle Mädchen, deſſen Glück zu machen der alte Komödiant eben auf dem Wege iſt. Sieh, lieber Gott, nur dieſes eine Mal auf dieſen alten Tempel der Muſen herab, auf dieſes Häuflein geſchminkter Herzen und Wangen, auf dieſe kleine Rotte Thoren und Kinder, und erbarme dich des Elendeſten unter all' dieſem Volke, erbarme dich deines Knechtes, des Theaterdirectors, und gieb ihm nur heute Abend keines deiner bittern Trauerſpiele zu koſten, die du zur Prüfung von uns armen Seelen ſo trefflich zu dichten und in Scene zu ſetzen verſtehſt!

Das Glöcklein des Souffleurs läutete.

Ich komme ſchon! ſtöhnte Iffland. Ich komme ſchon. Ach, reißt mich nur nicht bei den Haaren herbei!

Er hielt inne, und lauſchte auf die Straße hinab, ob unter dem Geräuſch der heranrollenden Wagen nicht vielleicht einer ſei, der ſeitwärts zur

Garderobenthür abböge. Aber es bog kein Wagen ab.

Das Glöcklein des Souffleurs läutete nochmals.

Iffland nickte ſtill mit dem Kopfe. Sein Diener ſtürzte herbei: Herr Director — Herr Director! Die Leute fangen ſchon an zu trommeln und zu ſcharren.

Ich komme ſchon! flüſterte Iffland ſo leiſe, als ginge der Wind unter Blumenblättern.

Friederike trat ein — ach, nicht die Friederike, auf die jetzt drei Herzen ſo ſtürmiſch warteten — die Surrogat-Friederike. Sie kam, um ſich gleichgültig ihren künftigen Schwiegervater anzuſehen. Herr Director, ſagte ſie, man will, daß angefangen werde.

So laßt denn den Vorhang aufziehen! ſtöhnte Iffland.

Er hielt ſich, einer Ohnmacht nahe, an die Lehne des Stuhles, auf dem die falſche Friederike ſaß und eine Bandſchleiſe, die ſich gelöſt hatte, wieder am Mieder beſeſtigte. Ach — auf ſie, auf dieſe falſche Friederike wartete Niemand; Niemand hatte die Abſicht, ſie zu entführen, und um ihretwillen ging kein junger Soldat dicht am Ufer der Spree, um eine Stelle zu finden, wo er unbemerkt und ſicher ſich den Tod holen konnte. Die falſche Friederike lebte ihre Tage in großer Ruhe dahin.

Der Vorhang war aufgerollt. Man hörte aus der Entfernung Rudolph und Mathes ſprechen, dann die Stimme Anton's. Es folgte der dritte Auftritt, wo Rudolph und Anton zu ſprechen hatten, dann der vierte Auftritt mit der Oberförſterin und nun — mußte der Oberförſter heraus. Iffland ermannte ſich, und überſchritt feſten Trittes die Schwelle des Garderobezimmers. In ſeinem Antlitz war ein Trotz gegen das Schickſal bemerkbar. Er ging ſtill und groß in ſeinem Schmerze dahin. Wie die Lampen ihm entgegenblitzten, fühlte er, daß der Schauſpieler in ihm erwachte. Alles Andere ſchwand auf einen Moment ſo, als wäre es gar nicht da. Es war die Macht der Kunſt, die ihn über das Mißgeſchick des Lebens erhob. Sie erhob ihn, allein ſie vermochte nicht ihn auf die Länge zu halten; mitten in ſeinen Reden auf der Bühne ertappte er ſich, auch auf die Worte hinter der Bühne gelauſcht zu haben, und zum erſten Mal während ſeiner Kunſtlaufbahn fehlte ihm der richtige Ausdruck, die paſſende Geberde. Zum Glück für ihn war die Schauſpielerin, welche die Oberförſterin gab, eine treffliche, ſichere und gewandte Künſtlerin, ſie brachte durch das Feuer und die Wahrheit, mit der ſie die gutmüthige und polternde Alte gab, ihren Mitſpieler immer wieder in das Geleiſe zurück, aus dem er ſich entfernt hatte. Einmal ſogar ſchaltete ſie aus freien Stücken ein Wie iſt Dir, Väterchen, Du hörſt mich ſo zerſtreut an? ſehr paſſend in die Rede ein. Die Scene mit dem Schulzen ſchleppte ſich nur eben hin, und ſchon fing im Publicum ein bedenkliches Murren an, ſich laut zu machen. Iffland war entſchloſſen, den Vorhang fallen und ſich als unwohl entſchuldigen zu laſſen, da erſcheint im achten Auftritt die Oberförſterin, und mit den Worten: da bringe ich Dir Dein Rickchen! Dein Goldmädchen! führte ſie die wirkliche Friederike dem einen lauten Freudenruf Ausſtoßenden in die Arme.

Nie war wohl ein Wiederſehen auf der Bühne ſo täuſchend gegeben worden, und der Ausruf Iffland's: Mädchen! und die darauf folgende innige Umarmung war ſo voll des glühendſten und wahrſten Lebens, daß das ganze Theater in einen Beifallsruf zuſammenrauſchte. Iffland's gar nicht im Texte befindliche Frage: Mein Gott, welch' einen Kummer haſt Du uns verurſacht? Wo — wo warſt Du? Laura hat Dich überall geſucht! wurde vom Publicum überhört, und ſchnell beſonnen ſetzte die Oberförſterin ihr „Gewachſen, einen ganzen Kopf gewachſen!“ hinzu. Iffland lächelte und ſagte nun in ſeiner Rolle: Haſt Du denn Deinen Alten wohl nicht vergeſſen? und Friederike antwortete ebenfalls aus voller Seele mit den Worten ihrer Rolle: O Gott, können Sie mich das fragen?

Alles war jetzt in Ordnung und ging ſeinen regelmäßigen Gang fort. Iffland ſpielte vortrefflich. Seine Freunde, die ihn in ſeinen beſten und intereſſanteſten Rollen geſehen, geſtanden ſich, daß ſie noch nie ſolches Feuer, ſolche Wahrheit in ſeinem Spiele gefunden. Das machte, er ſpielte mit voller, glücklicher Seele. In den Zwiſchenacten hatte die Präſidentin ihm Alles erklärt, ihn von dem kleinſten Umſtande der Rettung Sophiens in Kenntniß geſetzt. Er beſtand darauf, Florinen zu ſehen; ſie hatte ſich aber entfernt und es war auch jetzt keine Zeit, nach ihr zu ſchicken. Anton ſtürmte heran; auch er mußte fern gehalten werden, wenn Friederike ihre Rolle bis zu Ende ſpielen ſollte. Mit welchem Haß, mit welcher Wuth ſah der junge Soldat, hinter den Couliſſen ſtehend, ſeinen Stellvertreter, den Pſeudo-Anton, an, der die Geliebte in die Arme ſchließen durfte, von ihren Lippen das Bekenntniß der Liebe nahm, ſie vor all' dem verſammelten Volke die Seine nennen durfte. Iffland zähmte das Feuer des Jünglings, indem er ihm lächelnd zuflüſterte:

Warte nur, was der ihr da vor Aller Augen und beim Scheine von tauſend Lampen ſagt, wirſt Du ihr weit beſſer in der Stille der Nacht, im verſchloſſenen Kämmerlein ſagen. Sei jetzt Zuſchauer, um ſpäter deſto beſſer Schauſpieler zu ſein! Und wer zuletzt lacht, lacht am Beſten!

Laura zog ihren Freund bei Seite und machte ihm ſcherzend Vorwürfe, daß er ihren Namen unnütz in das Spiel gemiſcht, und Iffland erwiderte, indem er an ihr rundes Kinn faßte:

Seid nur ſtill, Frau Oberförſterin! Wenn Ihr mir den Kopf warm macht, ſo bringe ich Euch, gute Frau, ſelbſt auf's Theater, Ihr mögt wollen oder nicht.

Das Stück erreichte ſein Ende. Noch ehe der Vorhang ganz gefallen, ertönte Iffland's Name, aber zugleich ein ſo durchdringendes Pfeifen, ein ſo auffälliges Poltern und Pochen, daß das ſämmtliche Perſonal der Schauſpieler, die ſich auf der Bühne verſammelt hatten, entſetzt zuſammenfuhr.

Wem galt dieſes tumultuariſche Zeichen? Nicht dem Stücke, denn es war öfters und mit Beifall gegeben worden; alſo dem Benefizianten, dem Helden dieſes Abends, dem bewunderten und hochſtehenden Künſtler.

Iffland ſtand und horchte. Wieder ertönte ſein Name und wieder Ziſchen und Pfeifen! Keinem Zweifel unterlag es weiter, daß es dem Benefizianten galt. Eine große, vielleicht überwiegende Partei war da, die ihn demüthigen, ihn vernichten wollte. Und das gerade an dieſem Abende! Welche ſchneidende Contraſte! Niedergeſchmettert ſtand er da, Anton in dem einen, Sophie in dem andern Arme haltend — plötzlich riß er ſich aber los. Eine Leichenbläſſe verbreitete ſich über ſein Antlitz, ſeine Muskeln ſpannten ſich in Stolz und Wuth, ſein Auge rollte.

Mir das! rief er heimlich und wildglühend in ſich hinein. Alſo heute Abend ſollte der langverhüllte und langgenährte Groll gegen mich ausbrechen! Heute, wo ich meinen Ehren- und Feſttag halte! Heute will man mich vernichten, auf immer zu Boden ſchmettern! Gut, ſie ſollen es haben; ich betrete dieſe Breter nie wieder. Doch ehe ich ſcheide, will ich ein männlich ſchneidend Wort zu dieſen Unwürdigen ſprechen.

Das Getobe hinter dem Vorhange dauerte fort. Jetzt riefen dicht hinter den Lampen laut eine Menge Stimmen: Iffland! Er befahl, den Vorhang aufzuziehen: Alles flüchtete von der Bühne fort, er ſtand allein. Kaum hob ſich der Vorhang und er ſtand dem Publicum gegenüber, das ſich von ſeinen Sitzen erhoben hatte, ſo bemerkte ſein ſcharfes Auge ſogleich das Wehen eines Taſchentuches von einer der vorderen Logen, und ſogleich tönten wieder Ziſchen und Pfeifen. Da bog ſich aus der königlichen Loge eine ſchöne Frau mit dem huldvollen Lächeln der Ueberraſchung und Freude weit über die Brüſtung herüber und aus ihrer Hand flog ein Blumenkranz auf die Bühne. Jetzt ſchwiegen, wie mit einem Zauberſchlage gedämpft, die Ziſchlaute und das ganze Haus tönte von Beifall wieder. Iffland eilte freudig an die Lampen heran, nahm den Kranz, drückte ihn ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen und verbeugte ſich, die Hände über die Bruſt gefaltet, gegen die Loge. Sein Sieg war entſchieden, der Triumph des Abends laut ausgeſprochen! Berlin jauchzte ſeinem großen Künſtler zu. Die Hyder des Neides und der Bosheit war zu Boden geworfen.

Auf den Treppenſtufen ſtand ein Mann, der trotz der milden Nacht in einen Pelz gehüllt war. Iffland, der die Seinigen vorausgeſchickt hatte, bemerkte ihn kaum, da rief eine bekannte Stimme:

Theurer Auguſt, laufen Sie gefälligſt nicht ſo er iſt ſo weiß und dabei ſo rund, der Graf will ihn küſſen. „Halten Sie ein,“ ruft ſie, „Sie ſchlingen das Ungeheuer in ſich.“ — „Welches Ungeheuer?“ — „Den Floh.“ — „Mein Kind, das iſt ein Tabackskörnchen.“ — „Nein, es iſt ein Floh.“ — „Nun gut, ſo ſoll es ein Floh ſein, gebe der Himmel, daß es nur kein verrücktgewordener Floh iſt.“ — „Was ſagen Sie, gibt es auch ſolche?“ — „Gewiß, und die Wunde, die ſie beibringen, zieht in wenig Stunden den vollen Wahnſinn nach ſich!“ — Welch ein Tumult bemächtigt ſich nach dieſem Geſtändniſſe aller Lebensgeiſter der armen Marquiſe. Sie geht händeringend durchs Zimmer, der Graf ihr nach. Sie ſtößt Jammerlaute aus, und er gießt ein ganzes Glas Eau de Carmes über ihren Arm aus. Endlich bricht ſie in einen Strom von Thränen aus und will ins Bett geführt ſein. Die Kammerfrau erſcheint, aber ſie wird gleich wieder fortgeſchickt: welche Schmach, wenn dieſe etwas von dem vertoll dahin, grüßen Sie gefälligſt Ihre Freunde, die ſich Ihretwegen in bitterer Kälte einen Rheumatismus holen.

Ach — Roland! rief Jſſland, Du hier! Alſo hat die Furcht vor der Zugluft Dich nicht abgehalten? Habe Dank, alter Freund! Komm mit mir in den Wagen.

Nein, ſagte der Collaborator, ich kann noch nicht fort von hier; ich habe ein Rendez vous. Ich bitte Dich, ſtöre mich nicht.

Du ein Rendez-vous!? lachte Jſſland. Du!

Wenn mir recht iſt, lauſcht meine Dame bereits dort hinter dem Möbelwagen.

Warum kommt ſie denn nicht hervor?

Einfältige Frage: weil ſie ſieht, daß ich nicht allein bin. Ach — gerade heute muß mich der Kuckuck plagen, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, aber es iſt Alles Deinetwegen geſchehen, nur an Deinem Ehrentage. Und dann wäre es doch auch möglich geweſen, daß Ihre Majeſtät, die Königin, mich in der Menge bemerkt hätte; alsdann hätte es nicht gepaßt, mich ihr in Stiefeln zu präſentiren. Du weißt, man hat ſtets geſagt, ich hätte ein ſchönes Bein. Doch das bei Seite; ich glaube, die Königin hatte dieſen Abend nur Augen für Dich! O, Du Beneidenswerther.

Das bin ich auch! ſagte Iffland ſtolz. Aber wer iſt denn Deine Dame?

Du wirſt ſie ſchon ſehen, wenn ſie erſt hinter dem Möbelwagen hervorkommen wird. Ich fand ſie hier am Eingange des Hauſes. Als alle Welt hineinging, ging ſie heraus, und der Zufall wollte, daß wir beim Scheine einer Laterne faſt Geſicht an Geſicht ſtießen. Obgleich ſie mich auf mein Hühnerauge trat, ſo kann ich Dir zuſchwören, daß mir der Schmerz verging, als ich das alte, liebe Geſicht ſah. Herr Gott! rief ich, — Herr Jes! rief ſie. Ich wollte ihre Hand erhaſchen, da fuhr eine Droſchke dazwiſchen und die Peitſche des Flegels von Kutſcher trieb uns auseinander. Sie flog an dieſe Säule, ich an jene. Nur ſo viel Zeit blieb mir, ihr zuzurufen: Wo ſehe ich Sie wieder? Wenn es aus iſt, hier an dieſer Stelle! flüſterte ſie. Und wieder eine Droſchke, und wieder ein Peitſchenknall. Als der Tumult ſich legte, war der Platz leer und meine Dame fort.

Das iſt ſeltſam.

Ja wohl iſt das ſeltſam. Ich habe dabei ein Kampherſtöpſelchen aus dem Ohre verloren. Aber was verliert man nicht willig, wenn man ſo viel findet?!

Aber wen, wen haſt Du gefunden?

Ich bitte Dich, jetzt gehe! Ich ſehe dort einen Schatten auf uns zukommen! Der kleine zerdrückte weiße Hut mit der einen geknickten Feder, der blaßgelbe Shawl! Sie iſt es. O, wie unvorſichtig iſt dieſes thörichte Mädchen, ſo leicht bekleidet in dieſem Klima ſich hinauszuwagen.

Nimm ſie unter Deinen Pelz!

O, pfui, ſei nicht noch muthwillig. Wenn Du wüßteſt, wie mir zu Muthe iſt! — Ach — ach! ſie kommt! Vielleicht iſt es paſſender, ich gehe mit ihr zuſammen hinter den Möbelwagen. Wir ſind da geſchützter! Was meinſt Du?

Ohne eine Antwort abzuwarten, entſchlüpfte der Collaborator dem nachſchauenden Freunde.

Zwei Männer gingen jetzt an dem Schauſpieler vorüber, der ſich nach ſeinem Wagen umſah. Einer dieſer Männer war klein, zuſammengedrückt, im Gange ſchleichend: Iffland erkannte Fellmer. Von ſeinem Genoſſen hörte er nur mit ſcharfer Stimme einige Worte:

Sie ſind ein Armſeliger, ein Feigling! Es thut mir leid, Ihnen den wichtigen Poſten anvertraut zu haben. Sie ſtanden dicht unter meiner Loge, Sie mußten ſehen, wie ich das Zeichen gab, und haben doch nichts zur rechten Zeit gethan. Die Kerle hätten gleich brüllen ſollen, wie er auftrat. Da war aber Alles ſtill. Ich konnte mit meinem Tuche winken, ſo viel ich wollte.

Herr Graf, tönte die Gegenrede, wir hatten ausgemacht, daß am Schluſſe —

Nun — und am Schluſſe? Was haben Sie denn da gethan? Iſt denn nicht Alles gerade ſo gegangen, wie es nicht gehen ſollte?

Mein Gott — Ihre Majeſtät —

Narrheit! hätten wir ärger gewüthet, wäre die Königin nicht erſchienen. Ich habe mein Geld umſonſt weggeworfen.

Wir finden wohl noch eine andere Gelegenheit, Herr Graf; entgehen wird er uns nicht. Dieſer Schade iſt noch der geringſte, ein Anſchlag anderer Art, den ich klug geleitet und geſponnen, leider iſt der auch mißglückt. Teufel! das iſt etwas, was mich wahrhaft wurmt —

Bis dahin hatte die ſchnarrende Stimme geſprochen, da fühlte ſich der Sprecher von einem ſtarken Arme gefaßt.

Nichtswürdiger! rief Iffland's Stimme, Du folgſt mir ſogleich und giebſt Rechenſchaft.

Zwei herbeigerufene Diener der Polizei bemächtigten ſich Fellmer's. Sein Begleiter, der niemand Anderes, als der Graf Sylchon war, entfloh.

So endete ein ſehr ſtürmiſcher und ſehr inhaltreicher Abend.

VII.

Ein anhaltendes Unwohlſein hielt den gefeierten Künſtler über drei Wochen nach der Benefizvorſtellung in ſeinem Zimmer gefeſſelt. Die Erſchütterung ſeines Gemüths war zu heftig geweſen, als daß ſie hätte ohne Folgen ſein können. Laura wachte an ſeinem Bette und pflegte den Fieberkranken. In den Stunden ſeiner Geneſung ſpielte ſie ihm ſeine Lieblingslieder auf der Harfe vor. Er hatte haſtig nach Anton verlangt, man mußte ihm verheimlichen, daß der Jüngling ſich in Haft befand, in Folge eines tollkühnen Verſuchs, de General zur Rede zu ſtellen. Die Rache des Mächtigen war dadurch gereizt und es ſchwebte die fü ein ſchweres Subordinationsvergehen feſtgeſetzte Strafe über dem Haupte des Unglücklichen. Die Freunde waren thätig, aber ſie vermochten Nichts auszurichten. Sophie befand ſich im Forſthauſe. Das liebenswürdige Mädchen ſchmeichelte ſich durc täglichen Umgang in das Herz der redlichen, alten Frau ein, und es gelang ihr, ſelbſt die Starrheit des Vaters nach und nach zu löſen, indem ihr der günſtige Eindruck, den das Schauſpiel auf den Alten gemacht, vorarbeitete. Er ſchrieb an Iffland:

„Ich fange an zu glauben, daß, nachdem ich Dich habe Komödie ſpielen ſehen, es doch auf den mir ſo verhaßten Bretern ehrliche und brave Menſchen geben kann, die Gott, ihren Nebenmenſchen und der guten Sache dienen, wenn es auch nicht auf die Weiſe geſchieht, wie wir Anderen es thun. Mein Anton hat ſeinen Kopf aufgeſetzt und da er eben ſo eigenſinnig iſt, wie der Anton im Stücke, und ich ihn eben ſo lieb habe, wie mein Amtsbruder im Stücke ſeinen Anton lieb hat, ſo — nun, das Weitere wird ſich finden. Der Wald ſteht jetzt im beſten Flor; komm bald zu uns heraus oder erlaube, daß ich mit meiner Alten zu Dir komme; Riekchen, oder vielmehr Mamſell Sophie, muß doch ſäuberlich von uns dort wieder abgeliefert werden, von wo wir ſie bekommen, ſonſt paſſirt es zum zweiten Male, daß ein herumſtreifender Spitzbube, wie Ihr ſie in Euren Städten groß zieht, meinem Jungen ſie vor der Naſe wegfiſcht.“

Dieſer Brief trug ſehr viel zu Iffland's Geneſung bei. Sein erſter Ausgang war in das Haus der Miniſterin, die ihn zu ſich hatte bitten laſſen. Er traf eine kleine, aber auserleſene Geſellſchaft beiſammen, in der ſich auch die Gräfin Wellenthal befand. Die Vorgänge der letzteren Wochen waren dieſem Kreiſe nicht fremd geblieben; doch war es dem vornehmen und angeſehenen Wüſtlinge, um deſſen Verbrechen es ſich hier beſonders handelte, gelungen, alle Schuld von ſich zu wälzen und jede Spur eines Mitſpielens in dieſem unglücklichen Drama zu tilgen. Iffland wußte um die Künſte, die der Freche angewendet hatte, vor der Welt ſich die reiche Braut und den Namen eines ehrlichen Mannes zu bewahren, und er beſchloß, ſie zu nichte zu machen. Seine Gönnerin, die Gemahlin des Miniſters, war ſeine Vertraute und Helferin. Auch ihr lag Alles daran, die Freundin aus ihrem Wahne zu reißen, ſie den Charakter des Verhaßten klar ſehen zu laſſen, wo denn nothwendig das Bündniß getrennt werden mußte. Die Aufſchlüſſe, die man der Geſellſchaft geben, die Strafe, die man den Schuldigen zukommen laſſen wollte, mußte in die Form eines geſellſchaftlichen Scherzes eingekleidet werden. Iffland entwarf raſch den Plan eines kleinen Dramas, in welchem nur er allein agirte. Seine Gabe, fremde Stimmen täuſchend nachzumachen, kam ihm dabei trefflich zu Statten. Es wurden Sprüchwort-Spiele aufgeführt, und als die Geſellſchaft eine Anzahl derſelben bereits geſehen und ſich daran erfreut hatte, wurde geſchickt das betreffende Stück eingeſchoben. Die Bühne ſtellte den Gang in einem Gefängniſſe vor, zur Rechten und Linken zwei vergitterte Thüren.

Iffland erſchien. Er ſtellte einen Fürſten vor, der ſich in den Kerker begeben hatte, um ſelbſt zu hören und zu ſehen, weßhalb und wie man die Strafbaren eingeſchloſſen. Nachdem er bereits ein paar Gemächer durchſpäht, näherte er ſich der Gitterthür zur Rechten. Er fragte, weßhalb der Gefangene hier eingeſchloſſen ſei, und eine bekannte Stimme, die Iffland täuſchend nachmachte, indem er ſich halb wie lauſchend in die Couliſſe bog, erwiderte: Man hat mich eingeſperrt, weil ich mich lächerlich gemacht habe.

Ach, ſagte Iffland, das iſt allerdings ein großes Verbrechen, ja, ich möchte behaupten, das größte, welches ſich innerhalb der Geſellſchaft, wie ſie jetzt beſteht, begehen läßt. Doch wie haſt Du Dich lächerlich gemacht, mein Freund?

Einen harmloſen Scherz, entgegnete die Stimme, wollte ich dadurch rächen, daß ich gegen die Ehre, die Ruhe, ja gegen das Leben eines ehrlichen Mannes zu Felde zog.

Wer war dieſer ehrliche Mann? War er etwa aus Deinem Stande?

O nein! alsdann hätte ich ihn zu ſchonen nöthig gehabt; es war nur ein elender Komödiant.

Wie! rief Iffland, hör' ich recht! Gerade dieſer elende Komödiant hat mich, den Fürſten, gebeten, Dir die Freiheit wiederzugeben. Geh' — und wenn Du künftig wieder Helfershelfer dingen willſt, um den elenden Komödianten öffentlich beſchimpfen zu laſſen, ſo wiſſe, daß ſeine Börſe Dir zu dieſem Behufe zu Gebote ſteht.

Man lachte, und Graf Sylchon, der gegenwärtig war, verſchwand in dem Augenblicke, als er ſeine eigene Stimme aus dem Gitter des Gefängniſſes hatte ertönen hören. Wenige Tage darauf verließ er Berlin, nachdem er einem Freunde geſchrieben:

> Es iſt unmöglich, mit dieſem Teufel von einem Poſſenreißer Krieg zu führen und Sieger zu bleiben. Ich komme um meinen Abſchied ein und ſehe Berlin nie wieder.

Vor der zweiten vergitterten Thür ſtehen bleibend, richtete der Fürſt obige Frage auch hier an rückten Floh erführe. Nein, die Marquiſe geht ohne Kammerfrau zu Bette, und der Graf ſetzt ſich ihr zu Häupten, indem er theilnehmend ihre Hand erfaßt und ſich die Miene gibt als erforſche er aufs Genaueſte den Puls. Eine ſchreckliche Pauſe tritt ein, die Marquiſe liegt mit geſchloſſenen Augen da und wartet ab, daß der Wahnſinn ausbrechen werde. Er bricht nicht aus. Der Graf zählt den Puls und verzählt ſich. Die Hitze im Zimmer wird unleidlich. „Ach, mein Freund,“ ſeufzt ſie, „wir ſehen uns zum letzten Male, dieſe iſt meine letzte Stunde; ich fühle es wohl ich unterliege dem Zorn des Himmels.“ — „Und weßhalb ſollte der Himmel Ihnen zürnen, mein Engel?“ — „Wegen der Papiere. Können Sie noch zweifeln? Es war gewiß ſehr übel von mir gehandelt ſie Ihnen auszuliefern; aber ich weiß wahrhaftig nicht was ſie enthielten, und wenn ich es auch gewußt, ich hätte es gleich wieder vergeſſen. Alles was die Politik betrifft den Eingekerkerten. Auch hier antwortete eine der Geſellſchaft bekannte Stimme:

Frage nicht, Fürſt, nach meinem Vergehen; nur eine Frau kann mir verzeihen, und ich zweifle, daß ſie es thun wird, wenn ſie den ganzen Umfang meiner Schuld inne wird.

Alsdann wende Dich an die, welche Du am Schwerſten beleidigt haſt; ich habe hier nichts zu thun, entgegnete der Fürſt.

Alle in der Geſellſchaft wußten, auf wen ſich dieſe Worte bezogen, allein man hütete ſich wohl, die Gräfin anzublicken, die, in ihren Shawl gehüllt, in den Polſtern ihres Fauteuils lag, ſcheinbar völlig unberührt von dem, was ſich ihrem Auge und Ohr darſtellte. Nur die Miniſterin konnte es nicht laſſen, einen beſorgten Blick auf ihre Freundin und einen höhnenden auf den General Xavier zu richten, der ihr zur Seite am Eingange der kleinen Bühne lehnte.

Wenige Tage darauf wurde dem Hofe und der Geſellſchaft bekannt gemacht, daß das Verlöbniß des Generals mit der Gräfin Wellenthal gelöſt worden. Iffland erhielt von ſeiner ſchönen Gönnerin eine goldene Tabatière mit einem Zettel darin, auf dem die Worte ſtanden:

Groß auf der Bühne, größer außer derſelben.

Wir eilen jetzt zum Schluſſe unſerer Erzählung. Daß Anton und Sophie ſich im glücklichen Bunde für's Leben vereinten, erräth nun wohl der Leſer. Daß aber in der feſtlich ausgeſchmückten Wohnung des berühmten Schauſpielers noch ein zweites Paar an demſelben Abende ſich ein feierliches, gegenſeitiges Gelöbniß that, möchte der freundliche Beſchauer, der bis hieher unſer Gemälde betrachtet hatte, nicht ſo deutlich haben vorherſehen können. Es war der Collaborator, der ſeine Florine heimführte. Iffland's Freude über dieſes zweite Bündniß war nicht geringer, als über das erſte. Der Collaborator aber verbat ſich alle zu ſehr aufregenden Bemerkungen und Glückwünſche und ging gerade an dieſem Abende eine halbe Stunde früher zu Bette, indem er behauptete, daß eine Hochzeit bei ſo vorgerückten Jahren kein Feſt, ſondern nur eine neue, bequeme und diätetiſche Anordnung ſei, die, wie jede mediciniſche Vorſchrift, in der größten Ruhe und ohne alle Störung vorgenommen werden müſſe. An der Abendtafel wurden die Toaſte ausgebracht:

Anton und Sophie — Ottokar und Florine.

Iffland ſetzte in ſeliger Freude hinzu: Und Auguſt und Laura.

Die Präſidentin reichte ihm die Hand über den Tiſch hin und der Präſident fügte hinzu: Hier bleiben!

So ſei es! rief Iffland, aber nun laßt uns auch die Gläſer erheben auf das Wohl von Preußens ſchönſter und hochgeſtellteſter Frau.

Mit dem Namen „Louiſe“ erklangen hell die Gläſer.

Watteau.

Meiſter Claude Gillot ſtand auf dem kleinen Vorbau ſeines Hauſes und ſchaute, die Hand über den Augen, die Straße hinauf, auf der man von Paris kommen mußte, um zu dem Dorfe Aurigny du Tour bei Valenciennes zu gelangen. Meiſter Gillot war ein kleiner Mann, aber von einer eleganten Figur, die er durch allerlei Anputz von Seide und Sammet und Stickereien zu heben wußte. Selbſt in ſeiner Arbeitskleidung, in der wir ihn jetzt vor uns ſehen, fehlte das Phantaſtiſche und Geſchmückte nicht. Der Rock war von violettem Halbſammet mit eingepreßten Blumen und Arabesken und hatte hinten, wo er mit der rothen Hoſe zuſammentraf, einen ſonderbaren Schnörkel, eine Art chineſiſchen Gürtels, der eine kleine Tafel bildete, auf der ein Drache in goldenem Felde gemalt war. Das kurze rothe Beinkleid, an dem in der Gegend des Schoßes eine Menge kleiner Troddeln und Schnürchen herabhingen, fand eine

Fortſetzung in blauen Strümpfen, die nachläſſig an der Wade herabhingen, vielleicht nicht ganz ohne Abſicht, denn Meiſter Claude war der Natur dankbar für ein Paar ſtattlicher Waden, die er glaubte dem Anblicke ſeiner Nebenmenſchen nicht entziehen zu dürfen. Schuhe, wiederum mit aufwärts gebogenen chineſiſchen Spitzen, vollendeten den Schmuck der Kleidung. Dieſer Mann ſtand nun, in einen Rahmen von Weinblättern gefaßt und von den Strahlen der Sonne grell beſchienen, in ſeiner ganzen Schönheit und Originalität den Blicken des Beſchauers hingegeben, und während er ſich ſelbſt abmühte einen Gegenſtand zu entdecken, der ſich ihm auf der Landſtraße noch nicht zeigte, vergnügten ſich eine Anzahl junger Frauen, die einen Wieſenweg hinabgekommen waren, Meiſter Claude Gillot zu betrachten, wie man ein Bild auf einer Ausſtellung betrachtet, das heißt mit der vollen Sicherheit über dieſes Bild ſo viel Lob und Tadel freimüthig auszuſchütten, als man Luſt hat. Eine dieſer jungen Damen, und ſie war gewiß nicht die minder Schönſte, holte aus ihrem Körbchen eine kleine Tafel hervor und hub an Herrn Gillot mit wenig Strichen abzuſkizziren, während eine Gefährtin ebenfalls auf einer Tafel Verſe niederſchrieb, die Herrn Gillot zum Gegenſtande hatten. Die drei übrigen Schönen ſetzten ſich auf eine Bank und lachten und plauderten, indem ſie dabei mit ihren Fächern klappten und die Federn ihrer Hüte im Morgenwinde ſpielen ließen. Endlich erhob ſich die kleine Truppe und verſchwand hinter den Gebüſchen auf dem Wege nach dem Schloſſe Villabreiſe, das ſeinen ſtolzen Bau und ſeine ſchönen Anlagen nicht weit von dem Dorfe zur Bewunderung und zur Freude der ganzen Umgegend ausdehnte.

Der Gegenſtand, den Meiſter Gillot mit ſo großer Spannung erwartete, erſchien endlich; es war ein junger Mann, der mit einem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderſtab in der Hand die große Fahrſtraße herabkam, dann raſch einlenkte und auf das Haus zufliegend dem Meiſter in den Armen lag, der von heftiger Rührung bewegt, den Jüngling ſo heftig an ſich drückte, daß er gar nicht gewahr wurde, wie der Drache hinten ſich ablöſte und zu Boden fiel. Meiſter Gillot war ſomit ohne ſeinen Drachen, aber darum nicht minder zärtlich und aufmerkſam für ſeinen Liebling, den jungen Antoine Watteau, den er ſo eben bewillkommnete und triumphirend in ſeine Malerſtube führte. Lieber Antoine, ſagte er, indem er einen Schleier von einem Gemälde nahm, es iſt gerade gut, daß Du jetzt und nicht heute Morgen, wo ich Dich erwartete, gekommen biſt, jetzt kannſt Du das rechte Bein von meiner Pſyche ſehen, das erſt in den Vormittagsſtunden fertig geworden. Komm, mein Sohn, und lobe Deinen Freund und Meiſter. Nicht wahr, das iſt ein Bein? Wahrhaftig man kann es greifen; aber Du verſtehſt mich, meine Göttin kann nicht gut ein anderes als ein ſolches haben. Es muß zugleich zart und ſchwunghaft ſein, das heißt, es muß anzeigen, daß meine Schöne auch ohne Beine ſich weiter bewegen kann, nämlich mit Hülfe ihrer Flügel. Gebe nur der Himmel, daß Amor mir gleichfalls geräth! Ich habe mir den kleinen Pierre Grillot als Modell ausgebeten, allein heute konnte er nicht kommen, da er beim neuen Pfarrer, den wir aus Valenciennes bekommen, und der ein Wunder von Gelehrſamkeit iſt, eine lateiniſche Unterrichtsſtunde nimmt. Du mußt wiſſen, der Herr Pfarrer findet in Pierre Grillot, den wir Alle bis jetzt für einen Einfaltspinſel gehalten, einen künftigen Gelehrten, einen Akademiker. Aber ich plaudere immer zu und habe Dich noch nicht zu Worte kommen laſſen, das iſt mehr als einfältig, denn Du haſt mir gewiß viel zu erzählen. Vor allen Dingen, wie hat Dir Paris gefallen?

langweilt mich zu Tode.“ — „Nein, das iſt nicht der wahre Grund, Zepherine. Es reut Sie mir dieſen Beweis Ihrer Liebe gegeben zu haben. Aber die Papiere ſollen wieder in Ihre Hände kommen, und ich — ich will Sie auf immer verlaſſen.“ — Sie richtete ſich im Bette auf und ſah ihn mit großen Augen an: „Mein Gott,“ rief ſie ängſtlich, „ſind Sie auch verrückt? hat der Floh auch Sie verwundet? Nein aber“ —

Sie brach in Thränen aus und der Graf hielt ſein Schnupftuch vor die Augen. Beide ſchluchzen; unterdeſſen hört man Stimmen unterm Fenſter. Der Marquis kommt. Freilich Zeit iſt's, die Jagd kann ſchon aus ſein, aber wer denkt an den Marquis. Das vertraute Kammermädchen hat die Thüren offen gelaſſen, und ehe man noch recht überlegen kann, auf welche Weiſe der Graf entſchlüpfen ſolle, ſteht der Marquis vor dem Bette. Er iſt gleich von einer ſo unerträglichen Lebendigkeit beſeſſen, daß er nicht hört, daß die Marquiſe

Nimm Platz, aber ſetze Dich nicht auf die kleinen Düten mit Ultramarin, das mir der Nachbar Apotheker geſtern gebracht und für welches der einfältige Kauz mehr bezahlt hat, als alle meine Farben zuſammengenommen werth ſind. So geht's, wenn man zu träge iſt und ſein Haus nicht gern verlaſſen will. Nun erzähle.

Antoine ſaß auf dem ihm zugewieſenen Stuhle und hatte den Blick noch auf die kleine Tafel gerichtet, auf der Amor und Pſyche in einer ſehr gezwungenen Umarmung ſich an ein Myrtenbäumchen lehnten, als das Stillſtehen der geläufigen Zunge ſeines Meiſters ihm anzeigte, daß es jetzt Zeit ſei, den kurzen Bericht von ſeinem erſten Ausfluge in die Welt zu geben. Mit dem Blick gen Himmel und mit gefalteten Händen rief der Jüngling:

Vater Gillot, ich habe einen herrlichen Meiſter geſehen, ich habe den großen Rubens kennen gelernt. Ich war in dem Palaſte Luxembourg und dort ſah ich — ach, was wollen Worte bedeuten, wo das Große, das Gewaltige anſchaulich gemacht werden ſoll! Genug, wenn ich nicht malen kann wie er, will ich keinen Pinſel förder anrühren.

Hm — Rubens! Ja! Nun — hm, hm! brummte und murmelte Claude Gillot. Ich laß' mir gefallen wenn — doch alles das ein ander Mal; ich frage Dich, mein Kind, wie Dir Paris gefallen hat. Haſt Du den König geſehen, die Prinzen von Geblüt, die Herzöge, die Barone, die Damen aus der Umgebung des Hofes?

Der Jüngling erhob ſich heftig, ging im Zimmer auf und ab und rief dann: als mich einſt mein Vater, der Dachdecker war, auf die Gerüſte mitnahm und ich, die Gefahren noch nicht kennend, nach einem fernen ſchönen Palaſt griff, im Glauben, ich könne ihn mit den Händen faſſen, da hätte nicht viel gefehlt, ich wäre von der Höhe hinabgeſtürzt. Mein Vater nahm mich von der Zeit an nicht mehr mit. So geht's mir jetzt. Ach, Meiſter Claude, ich greife wieder ohnmächtig nach einem herrlichen Gute, das ich nicht werde erreichen können, und werde in die Tiefe hinabſtürzen.

Dann werde ich Dich hinten am Rockſchoß faſſen und Dich halten, unnützer Bube, Du! ſagte Gillot ärgerlich. Hat man jemals von einem ſolchen lächerlichen Wahnſinn gehört? Das nenne ich Einbildungen haben. Rubens! Rubens! Nun ja! Es giebt aber Meiſter, die ihm gleich kommen. Unſer ſchönes Frankreich hat deren eine große Zahl aufzuweiſen. Ich könnte Dir ſogar Einen nennen, der —. Aber wo iſt mein Gürtel geblieben? Anne, mein Gürtel, gute Alte! So, gebt ihn mir durch's Fenſter. Dank. Alſo den König haſt Du nicht geſehen?

Doch! Er ging mit dem ganzen Hofe in Notredame zur Meſſe.

Zur Meſſe! — Ah — und hier der gute Mann, der Apotheker, der, nebenbei geſagt, bei mir eine Venus beſtellt hat, die er in ſein Kabinet hängen will, wo er den Rhabarber trocknet und wo ſeine Frau nicht hineinkommen darf, hat noch geſtern in Geſellſchaft einiger guter Freunde behauptet, der König ſei unpäßlich und werde in dieſem Frühjahre gar nicht ausgehen. So falſch wird man berichtet, wenn man in der Provinz wohnt. Aber Du guckſt wieder an die Decke hinauf, gewiß, mein ehrlicher Junge, träumſt Du von Deinem Rubens.

Laßt Euch erzählen, Gillet, ſagte Antoine, auf einem der Bilder, welche die ganze Wand einnehmen, iſt die Königin Marie dargeſtellt, wie ſie am Altar ſteht und von dem Erzbiſchofe von Paris mit ihrem Gemahl das Sakrament der Ehe empfängt. Nichts Schöneres als die Stellung der jungen Königin, der Hymen die Schleppe trägt! Ich dachte unwillkürlich dabei an unſere ſchönen Damen vom Schloſſe Villabroiſe.

Die hätteſt Du vor einer Stunde auch hier vorbeigehen ſehen können. Sie und ihre Gefährtinnen, die wir die précieuses ridicules nennen, ſeitdem der Herr Graf von Bloſſy ſie ſo genannt hat —

Das iſt Verdruß, rief Antoine, weil eine der Damen auf dem Schloſſe ſeine Anträge nicht hat anhören wollen und ihm einen Korb gegeben.

Es mag ſein. Genug, ſie und ihre Gefährtinnen gingen hier vorüber oder vielmehr tändelten hier vorüber und alle Fünfe oder Sechſe, ich habe ſie nicht genau gezählt, legten es darauf an, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Allein Du weißt, mir iſt im Leben ſchon ſo viel von den Frauen geſchmeichelt worden, ſie ſind mir ſo oft und ſo anhaltend auf Tritt und Schritt nachgegangen, daß die Bemühungen dieſes Häufleins Schöngeiſter mir unmöglich den Kopf verdrehen können. Ich ließ ſie ihre Wege gehen, ohne zu thun, als bemerkte ich ſie. Damit hab' ich ſie auf's Empfindlichſte geſtraft. Ich kenne das.

Daran habt Ihr nicht recht gethan, Meiſter Gillot. Wir können ohne das Schloß Villabroiſe nicht exiſtiren. Wo ſähen wir wohl hier in der Einſamkeit Gemälde und hörten vernünftige Reden? Nur allein die Güte dieſer Damen macht, daß wir mit der Welt in einigem Zuſammenhange bleiben.

Mit der Welt? Kind, dieſe Frauen wiſſen ſo wenig von der Welt, als mein kleiner Finger etwas von Farbe verſteht. Es ſind überſpannte Phantaſtinnen, eitle Weiber, die, weil ſie jung, ſchön und ohne Sorgen leben, ſich aus allen anderen Menſchen nichts machen und ihren Uebermuth jeder Creatur Gottes, die in ihre Nähe kommt, empfinden laſſen. Ich weiß auch, woher das Uebel ſeinen Urſprung nahm. Da war der alte Herr von Gorgogueur, ein reicher und angeſehener Mann, der ſeine Zeit in Paris zubrachte, um im Schloß Rambouillet bei der Frau von Scudéri einen ſteten Beſucher ihrer Geſellſchaften abzugeben. Er machte Verſe und dichtete Epigramme, durch welche er Händel bekam und ſich mit dem Grafen Tour la Tour und dem Akademiker Fimaille ſchlagen mußte. In die Geſellſchaft der gelehrten Weiber nahm er die kleine Marguerite mit und bewirkte dadurch, daß das Mädchen, die einfach und natürlich wie eine Blume des Feldes aufwuchs, verſchnörkelt, verſchroben und verziert wurde. Sie fing auch an Epigramme zu machen. Als ich ſie zum erſten Male ſah, that ich den ſpäter ſo berühmt gewordenen Ausſpruch, daß aus dem Kinde nichts werden würde. Sie heirathete den Marquis von Pipelet, der mit ihr nur ein Jahr lebte, welches eine viel zu kurze Zeit war, um ein verwahrloſtes Mädchen zur Vernunft zu bringen. Als er ſtarb, kam ſie als junge Wittwe hieher und brachte aus Paris vier junge Damen mit, die ihr völlig glichen und mit ihr einen und denſelben Weg wandelten. Wenn der alte Herr von Gorgognonx wüßte, welch' ein Unheil er mit ſeiner Erziehungemethode angerichtet, er würde ſich aus Verdruß noch im Grabe umdrehen. So viel iſt gewiß, ich ſetze meinen Fuß nicht mehr in die Säle vom Schloſſe Villobreiſe.

Dieſes Geſpräch wurde unterbrochen durch das Erſcheinen eines kleinen bunt gekleideten Pagen, der die Thür des Malerzimmers öffnend mit einer tiefen Verbeugung vor den Meiſter Gillot trat und in lautem und geziertem Tone ſagte:

Mein Herr, die neun Muſen, meine Gebieterinnen, laſſen Euch bitten, morgen um die Abendſtunde als Apoll Euch einzufinden und den Merkur dort mitzubringen.

Gillot war aufgeſprungen, nahm den kleinen Pagen an der Hand, führte ihn in Tanzmeiſterſchritten in der Stube umher und ſagte dann, ſich ebenfalls verbeugend:

Die Frau Marquiſe wird gebeten, huldvoll die Grüße des Muſengottes anzunehmen, und ſie und ihre acht Schweſtern ſollen nicht vergebens harren auf das Erſcheinen des demüthigen und ſich in tiefſter Ehrfurcht verneigenden Apolls und Merkurs.

Der Page grüßte und verſchwand.

Ihr wolltet ja nie mehr auf's Schloß gehen? ſagte Antoine lachend.

Mein Sohn, Du verſtehſt das nicht. Wo hörte man wohl in dieſer Einſamkeit von Bildern ſprechen, oder auch nur ein geſcheidtes Wort, wenn dieſes Schloß nicht wäre! Alſo laß uns zur angegebenen Stunde dahin aufbrechen.

Meiſter Claude Gillot malte Grazien und Amoretten, aber er wußte dieſen Grazien und dieſen Amoretten keinen bleibenden Gehalt einzuhauchen; es waren gezierte Figuren, zu denen nirgends in der Natur ein Modell zu finden war. Seine Feinde nannten ihn den Paſtetenbäcker und behaupteten, dieſe Sorte Figuren paßte ſich vortrefflich, um in fetter, butterhaltiger Maſſe auf dem Außendeckel einer Paſtete angebracht zu werden, wo ſie dann durch die Hitze des Ofens zu ihrem Vortheil ein bräunlicheres und lebensvolleres Colorit bekämen, als ſie im Original auf den Gemälden des Meiſters beſäßen. Es lag darin etwas Wahres, allein natürlich ſehr viel Uebertreibung. Herr Gillet, in ſeiner guten Zeit und als er Paris und die großen Meiſter noch nicht geſehen hatte, malte in ſeiner Einfalt ganz artige Gruppen verliebter Schäfer und träumeriſcher Schäferinnen. Er hatte dazu immer ein und daſſelbe Modell: zu den Schäfern nahm er ſich zum Vorbild, und was die Doriſſe und die Amarilliſſe betraf, ſo kam es ihm vortrefflich zu Statten, daß er gerade damals in Marguerite Lipitonaille, eine junge Schauſpielerin vierten Ranges, ſich verliebte, mit der er eine geraume Zeit auf Meſſen und Jahrmärkten herumzog. Dieſe war ſo gefällig in irgend einer Gruppe, und Herr Claude hatte keine große Auswahl in ſeinen Gegenſtänden, ihm als Modell zu ſitzen. Von dieſer Zeit ſchreiben ſich die guten Bilder des Meiſters her; leider kam er aber nach Paris und bei dem erſten Blicke, den er auf die Kunſtwerke eines Raphaels und Correggio heftete, ging dem unglückſeligen Manne der Gedanke durch den Kopf, dieſen Heroen gleichen zu wollen. Zwei, auf das Kläglichſte mißglückte Madonnen und eine Himmelfahrt, die die Kenner zum Lachen reizten, waren Zeugen, wie ein mäßig begabter Mann aus dem ihm angewieſenen Kreiſe herausweichend ſofort zu einem Schmierer und

Sudler herabſinken kann. Zum Glück dauerte der Paroxysmus nicht lange und Herr Gillot; wieder auf ſeinem Dorfe angelangt, gab es auf, der Raphael ſeiner Zeit zu ſein, und kam in einer Art glücklichen Reſignation wieder auf ſeine Amoretten und Grazien zurück. Allein ſie fanden jetzt weniger Beifall als damals; mag ſein, daß etwas von den vorhergegangenen großartigen Kunſtſtudien an ihm haften geblieben war, oder daß Herr Gillot nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſtand und mithin ſeinen Gebilden kein Feuer und kein Leben einhauchen konnte. Die Anmaßung und der Dünkel waren aber bei unſerm Meiſter um kein Senfkorn Schwere geringer geworden, er ſchrieb die immer mäßiger werdenden Erfolge ſeiner Kunſt dem verderbten und zurückgehenden Geſchmacke ſeiner Zeitgenoſſen zu, und beſonders hatte er dabei jene Klaſſe gebildeter und ſchöngeiſtiger Frauen im Sinne, die zur Mode gemacht hatten, daß überall über Kunſt geſprochen und über die Befähigung dieſes oder jenes Meiſters abgeurtheilt wurde. Früher gaben ſich die Frauen mit dergleichen Dingen nicht ab; ſie überließen es den Männern. Jetzt konnte aber kein Buch geſchrieben, kein Bild gemalt werden, ohne daß man in den Salons ein Gerede darüber machte.

Das war in der That eine ſonderbare Neuerung, durch nichts zu erklären, oder man müßte denn annehmen, daß alle Gegenſtände, mit denen ſich die Frauen früher beſchäftigt, als Liebeshandel, Putz, Klatſchereien anſtiften und verbreiten, die Frommen ſpielen, für ſie plötzlich alles Intereſſe verloren hätten. Und wie boshaft und wie ſcharf urtheilten dieſe Frauen! Mit welchen Spöttereien verfolgten ſie ihre Beute! Nicht genug, daß ſie ſie in Proſa zu nichte machten, ſie machten auch Verſe, die der Mercure de France abdruckte.

Das Genre des Meiſters Gillot wäre demnach ein unfruchtbares Feld geblieben, wenn es nicht der Zufall gefügt, daß ein junges, feuriges, mit dem Leben in kecker Kraft ringendes Talent ſich deſſelben bemächtigt hätte, aber freilich um es ganz anders zu bearbeiten, als es ſein Vorgänger gethan und noch that. Dieſes junge Talent war Antoine Watteau. Durch ihn erreichte die ganze Gattung einen Ruhm und Ruf, der bis zu unſeren Tagen ſich erhalten. Aber wie malte auch Watteau ſeine Amoretten und Grazien! Er nahm ſie mitten aus der Geſellſchaft, die ihn umgab. Wir wollen gleich ſehen, wie er das machte.

An das vergoldete Gitterthor des Schloſſes Villabroiſe gelangt, wurden unſere zwei Maler die vollgültigſte Urſache hat im Bette zu liegen und der Graf ihr den Puls zu fühlen. Er hat noch dazu die Ungezogenheit nicht einmal die Kriſe der Krankheit abwarten zu wollen, ſondern er zwingt ſie das Bett zu verlaſſen und mit ihm einen Spaziergang im Park zu unternehmen. Der Graf wird höflichſt erſucht dieſen Gang mitzumachen. Was iſt zu thun? Der Abend iſt ein ſogenannter ſchöner Abend, aber Niemand von den Dreien bemerkt, daß die Roſen blühen und die Lilien duften; vielleicht macht der Graf, der hinterdrein wandelt, im Geheim die Bemerkung, daß Madame allerdings noch ſo ſchön wie die Roſe, aber nicht ganz ſo unſchuldig wie die Lilie ſei. Man gelangt in die entfernteren Parthieen des Parks. Grade Taxuswände ſchließen hier einen kleinen Teich ein, der ſein Waſſerbecken friedlich dem Abendhimmel mit ſeinen roſigen Wolken zum Spiegel darbeut, nicht ahnend, daß ein eiferſüchtiger Ehemann ihm eine beſondere Beſtimvon einer Art Portier empfangen, der jedoch im römiſchen Coſtüm prangte und auf ſeiner mit einem Lorberkranze umgebenen Mütze die Worte „Ovidius“ führte. Es war eben Ovid, der Sänger der Liebe, der hier den Einlaß öffnete. Auf zwei ziemlich hohen Poſtamenten ſtanden zwei kleine Pagen als Amoretten verkleidet in einer gezwungenen Stellung und deßhalb ſtets bereit von ihren Geſtellen herabzufallen. Sie waren in kleine Schürzen von Seide, der eine in Hellblau und Silber, der andere in Roſenroth und Silber, dürftig gehüllt, der Oberkörper, die mageren Arme und Beinchen waren nackend.

Ovid warf, ehe er ſeinen Gang als Führer der Gäſte antrat, einen zürnenden Blick auf die Amoretten, welche dadurch in Furcht geſetzt ihre verdrehten Stellungen mit ungemeiner Tapferkeit zu behaupten ſuchten. Meiſter Gillot wollte in einen großen weiten Baumgang einbiegen, allein Ovid hielt ihn zurück, indem er ihm zurief:

Nicht dorthin, mein Herr, wir kämen da mit einem Sprunge in das Land der Zufriedenheit und des ehelichen Glücks, und das darf nicht ſein, wir müſſen noch vorher eine weite Tour machen.

Aber, mein Herr, entgegnete Gillot, ich ſuche die Frau Marquiſe und es iſt durchaus nicht meine

Abſicht, das eheliche Glück mit meiner Gegenwart zu incommodiren.

Später! rief Ovid, indem er ſeine Mütze mit dem Lorbeerkranze etwas zurechtrückte. Ihr wißt, daß wir das Land der Zärtlichkeit vor uns haben, und daß ich dazu da bin, Ihnen in dieſem Lande zum Führer zu dienen. Die ſublimen Einfälle und die poeſievollen Ideen der Frau Marquiſe haben dieſen ehemals alltäglichen Part des Schloſſes Villabroiſe in einen inſtructiven Aufenthalt umgewandelt und ihn, nach den Beſchreibungen, die im Roman des göttlichen Calprenède vorkommen, in die Bezirke, Ortſchaften, Seen, Brücken, Bosketts des Landes der Zärtlichkeit eingetheilt. Auf, meine Herren, nur Muth, ich werde Sie führen, wir werden in manchen kleinen abgelegenen Winkel gerathen, aber glorreich wird bei alledem unſer Austritt ſein. Und wenn wir das Land der Zärtlichkeit durchwandert haben, ſo verſpreche ich, Sie in den Saal zu geleiten, wo die Frau Marquiſe und ihre Damen ſich befinden.

Es war alſo nichts zu machen; die Wanderung mußte angetreten werden. Ovid nahm ſeinen langen ſchleppenden Mantel unter einen Arm und ſetzte ſeine dürren Beine, die in römiſche Sandalen geſchnürt waren, in Bewegung. Antoine und

Claude folgten. Zuerſt ſchritt man in den Schatten eines kleinen Wäldchens hinein, welches das Gebüſch der Zerſtreuten hieß. Man nahm an, daß ein junger Mann, der ſich in das Land der Zärtlichkeit begiebt, Anfangs nicht recht einig mit ſich iſt, wie er ſeinen Gang und ſeine Neigungen fruchtreich anzubringen habe und deßhalb eine koſtbare Zeit vertändele, um bald dieſen, bald jenen Weg einzuſchlagen. Endlich findet er den richtigen. Er geht über die Brücke des „raſchen Entſchluſſes.“ Dieſe Brücke hat kein Geländer, denn man ſoll gleichſam hinüberfliegen. Antoine fliegt hinüber, aber Claude findet, daß ihn ein Schwindel überfallen will, und ſagt offenherzig zu Ovid, daß die Leute nicht klug ſeien, die die Brücke ohne Schutzwehr bauten. Er kommt indeſſen wohlbehalten hinüber und jenſeits nimmt ihn ein kleiner Hügel auf, mit einer Bank, auf die er ſich ſetzt, aber raſch wieder aufſpringt, denn es ſticht ihn etwas ſehr empfindlich. Ovid belehrt ihn, daß er ſich auf die Bank der Prüfung geſetzt habe, ohne vorher die Tafel geleſen zu haben, die vor jedem unzeitigen Ausruhen, bevor das Ziel erreicht iſt, warnt. Claude wandelt murrend weiter, indem er ſich die verletzten Theile hält.

Teufel! ruft er, ich bitte, Herr, wenn Sie noch mehr ſolche Bänke haben, ſo ſagen Sie es gefälligſt bei Zeiten, damit ein ehrlicher Mann nicht zu Schaden komme.

Man gelangt jetzt in den Tempel der Entſcheidung, das heißt, man hat ſich nun entſchieden, welche Dame man zur Dame ſeines Herzens machen ſoll. Damit iſt ſchon viel gewonnen. Nun kommen alle die kleinen Annehmlichkeiten der erſten Liebe. Da iſt die Laube „des unterdrückten Athemholens“, da der Raſenplatz der „Stockungen des Herzens“ und endlich iſt da eine wundervolle kleine Hütte, ganz in Roſenbüſche eingehüllt und dieſe iſt „der erſte Kuß.“ Claude begiebt ſich hinein, nicht um zu küſſen, ſondern weil er einen Teller mit Ananas und eine Flaſche Wein darinnen ſtehen ſieht, die ihn reizen. Ovid ſtürzt ihm nach und belehrt ihn, daß dieſe Erfindungen nur gemalt ſeien, und daß die Früchte die Süßigkeit und die Weiche der Lippen bedeuten, die im Kuſſe thätig ſeien, und der Wein den Rauſch, der die Sinne des glücklich Küſſenden umnebele. Claude murmelte vor ſich hin und bemerkte, daß das eigentlich ehrlich geſagt Spitzbübereien ſeien, die ſich die Frau Marquiſe mit ihren Gäſten erlaube. Unterdeſſen zeigt Ovid auf eine Tafel, die am Eingange eines kleinen Weges, der thalabwärts führt, befeſtigt iſt, und auf der die Worte ſtehen „Widerwärtigkeiten, die der jungen Liebe drohen.“ Man will natürlich dieſe in Augenſchein nehmen, und im raſchen Ueberſchreiten wäre Claude faſt in einen Sumpf gefallen, der die Launen und die Gleichgültigkeit darſtellt, während Antoine ſich an eine vorſpringende Felſenkante ſtößt, die den Eigenſinn und die thörichte Rechthaberei in der Liebe bedeutet. Die Inſel der Calypſo bedeutet die Koketterie und Gefallſucht, eine ſehr gefährliche Widerwärtigkeit, wie Jedermann weiß. Auf der Inſel der Calypſo winkt weiter eine gedeckte Tafel mit Früchten, Wein und Paſteten, allein Claude weiß nun ſchon, was er davon zu halten hat, und daß ſie eben ſo wenig wirklich ſind als das Bein der Calypſo, das ſie, in's Waſſer ſteigend, entblößt und das von Holz und bemalt iſt.

Sind die Widerwärtigkeiten beſiegt, ſo kommt man über eine Brücke, die dies Mal eine ſchützende Einfaſſung hat, auf die Inſel der heimlichen Zuſammenkünfte. Alles iſt hier Schatten und Dunkelheit. Man darf aber auf eine gewiſſe Stelle nicht treten, da ſinkt man ein Paar Fuß tief unter; dies ſoll bedeuten, daß man bei den geheimen und vertraulichen Zuſammenkünften der Liebenden ſtets vor drohender Gefahr auf ſeiner Huth ſein müſſe.

Die geheimen Zuſammenkünfte führen zu den „verſtohlenen Plaudereien,“ und wohin die führen, kann man ſich denken, denn es zeigt ſich plötzlich im dichteſten Gebüſch ein Altar mit der Ueberſchrift „dem unwiederbringlich Verlorenen.“ Die Gäſte ſtehen nachdenklich vor dieſer Tafel und Ovid lächelt.

Werden wir jetzt nicht zu der Marquiſe gelangen? ſagte Claude endlich, denn er iſt müde und fürchtet auch, ſein neues Beinkleid von aprikoſenfarbenem Seidenſtoffe, dem ſchon die Bank der Prüfung arg zugeſetzt hat, vollends durch Staub und langes Herumlaufen zuzurichten.

Wir müſſen erſt durch das Land der Freundſchaft wandeln, nämlich der Freundſchaft, die mit der Liebe nahe verwandt iſt, bemerkt Ovid und lüftet dabei ſeine Haube, denn auch ihm iſt es ſchwül in der Nähe des unwiederbringlich Verlorenen. Man geht alſo weiter und Claude flucht, daß, wenn er Alles das gewußt, was er jetzt weiß, er nimmermehr gekommen wäre. Die Freundſchaft hat nicht ſo verwickelte Partien, doch hat auch ſie Sümpfe und Abgründe; aber man kennt dieſe ſchon von der Liebe her und weiß ſie zu vermeiden. Dagegen hat die Freundſchaft das Gute, daß man auf ihren Bänken ſitzen kann, durch welchen Umſtand ſie Claude's ganzes Herz für ſich gewinnt. Zuletzt beſitzt die Freundſchaft noch einen kleinen Tempel, den Tempel der Verſchwiegenheit, ein leerer Raum ohne Fenſter, um anzudeuten, daß, wenn man nichts ſieht und hört, man auch unmöglich etwas ausplaudern kann. Endlich gelangen die Wanderer in jenen breiten Baumgang, den ſie gleich anfangs zu durcheilen Luſt bezeigt hatten, und der geradewegs zum Schloſſe führt. Zehn Schritte vom Schloſſe entfernt ſprudelt eine Quelle, aus welcher zu trinken Ovid ſeine beiden Schützlinge auffordert. Vergebens ſträubt ſich Claude, denn er iſt erhitzt, und das kalte Quellwaſſer könnte ihm ſchaden; allein er muß trinken, denn dieſe Quelle iſt Lethe und ihre Fluthen haben die Eigenſchaft, Alles vergeſſen zu machen, was man erſchaut hat. Claude verſichert, daß er dies auch ohne Waſſer zu Stande zu bringen hoffe.

Im Saale, der hoch und gewölbt iſt, ſitzen neun junge Damen und fünf Herren. Es wird muſicirt, declamirt, getanzt, als die beiden Maler eintreten.

Ah! ruft die Marquiſe lachend, da kommt unſer Apoll und unſer Merkur.

Claude Gillot wird der Reihe nach den vornehmen Herren vorgeſtellt, die ſich herablaſſend zeigen und ihm einige Artigkeiten über ſeine Bilder ſagen, die ſie nicht geſehen haben. Den jungen Watteau betrachten die Damen mit Aufmerkſamkeit, ſein Wuchs, ſein Benehmen, ſeine Beſcheidenheit, um nicht zu ſagen Schüchternheit, gefällt ihnen. Nach kurzer Unterbrechung geht das Declamiren, das Muſiciren, das Tanzen ſeinen Gang fort, und die beiden Maler werden in einen Winkel des Saales geſchoben, denn ſie ſind überall im Wege. Die Damen brauchen unbeſchreiblich viel Platz. Die Eine ſtellt Atalante vor, und fliegt durch den ganzen Saal, indem ſie ihr Gewand auf eine ſo ſchalkhafte Art in die Höhe hebt, daß man ein ſchönes Bein zu ſehen bekommt, das mit einem hellblauſeidenen Strumpfe bekleidet iſt und mit einem Pantöffelchen von ſandgelbem Sammet ſchließt. Ein bauſchiges Gewand von kirſchrothem Atlas flattert ihr nach. Drei geberden ſich als Furien, die den unglücklichen Oreſt vor ſich hintreiben, aus einer Saalecke in die andere, bei welcher Gelegenheit er ſeinen Degen und ſeine Schuhſchnallen verliert. Zwei Andere declamiren laut die Verſe aus der Tragödie, der dieſe Scene entnommen iſt. Am ruhigſten verhält ſich eine Galathee, die eben aus den Schöpferhänden Pygmaleons hervorgegangen iſt und ſich zu beleben anfängt.

Endlich gehen die Thüren des Saales auf und die Diener tragen Tiſche mit Erfriſchungen herein: ein für Claude ſehr willkommener Anblick, wodurch dem Herumfahren der Atalante, ſo wie dem Raſen der Furien ein Ziel geſetzt wird. Man ſetzt ſich hin und ißt. Der Zufall will, daß die beiden Maler neben einen Herrn zu ſitzen kamen, der bereits die Jahre der Thorheit hinter ſich und eine wohlgeordnete Perrücke auf dem Kopfe hat.

Sonderbar, ſagte dieſer Herr, wie die Spiele und Unterhaltungen wechſeln; in meiner Jugend war es Mode, ſich zu betrinken, und dann im Rauſche die Straßen der Stadt zu durchziehen, um Händel zu ſuchen. Das fand man beluſtigend und einem jungen Manne angemeſſen. Nebenbei verehrte man die Damen und trug ihre Farben bei Turnieren. Heutzutage machen die jungen Männer Verſe und führen Schauſpiele auf. Ich habe in meinem Leben nur einmal Komödie geſpielt und das war bei einem Faſtnachtsſpiele, wo ich den Teufel machte und die Gelegenheit benutzte, meinen Feind, der ſich in der Maske des Judas Iſchariot befand, tüchtig durchzubläuen und ihm ein Auge aus dem Kopfe zu ſchlagen. Haha! ich glaube, er denkt noch daran.

Habt die Güte, mein Herr, uns einige dieſer Männer zu nennen, die wir dort den Damen aufwartend hinter ihren Stühlen ſtehen ſehen, bat Claude.

Sehr gern. Der dort mit der blauen Schleife an der linken Schulter iſt der Vicomte von Roſſac, einer unſerer erſten Höflinge und ſehr geſucht von den Damen. Wenn ich mir ein Urtheil über ihn anmaßen darf, ſo iſt's, daß er der unleidlichſte Zierbengel iſt, den es geben kann, ſeine Abgeſchmacktheit wird höchſtens von dem Hochmuth jenes Herrn überboten, der das Ludwigskreuz neben einem Bouquet weißer Roſen auf der Bruſt trägt und den wir vorhin den Oreſt haben ſpielen ſehen. Es iſt der Marquis Luſignan und der muthmaßliche zweite Mann unſerer ſchönen Wittwe, die, wie Ihr bemerken werdet, ihn ſtark auszeichnet.

Ich habe von ihm in Paris gehört, warf ſchüchtern Antoine ein, man gab mir den Rath, ſeine Gönnerſchaft zu ſuchen, denn es ſei bekannt, daß er zu ſeiner baldigen Vermählung ein prachtvolles Palais bauen werde, deſſen Wände er mit Gemälden ſchmücken laſſen wolle.

Verſäumt nicht, ſagte der ältliche Herr, hier ſeine Bekanntſchaft zu machen.

mung zugedacht. „Madame,“ fängt der Marquis an, nachdem die drei Spaziergänger ſtehn geblieben, „es iſt heute ſehr warm und das Waſſer muß eine erfriſchende Eigenſchaft haben. Wollen Sie nicht ein Bad nehmen?“ — „Wie?“ — „Ein Bad nehmen; hier in dieſem Waſſerbecken.“ — Die Marquiſe zitternd: „Ich verſtehe Sie nicht.“ — „Und ich Sie auch nicht,“ ſetzt der Graf mit einer drohenden Miene hinzu. — „So hab ich mich noch nicht deutlich genug ausgedrückt. (Zu Madame gewendet:) Sie ſind ſo gütig, entkleiden ſich und ſteigen hier vor unſern Augen ins Waſſer. Dort bleiben Sie ſo lange, während ich mit Ihnen (zum Grafen gewendet) ein paar Kugeln wechsle.“ Er zog mit dieſen Worten zwei Piſtolen hervor und reichte ſie ſeinem Gegner; indem er ihn bat ſelbſt zu laden. Ein Käſtchen enthielt das Nöthige. Die Marquiſe ſtieß einen Schrei aus und ſank aufs Gras nieder. Der Marquis hob ſie ziemlich unſanft vom Boden auf. „Schnell, ſchnell, Ma-

Es iſt umſonſt, Hoffnungen zu hegen, entgegnete der Jüngling, die größten Meiſter in Paris drängen ſich um dieſe Arbeit, denn der Marquis bezahlt königlich.

Der kleine Herr dort, fuhr der vorige Sprecher fort, mit dem geſcheidten Geſichte und dem freien, nicht gezierten Weſen, iſt der Sohn eines meiner Freunde, der Advokat war, ſich hat adeln laſſen und nun ſeinen Sprößling gern mit einer dieſer vornehmen jungen Damen vermählt ſähe. Sein Name iſt St. Lucque. — Der große ungeſchlachte junge Mann dort, dem es ſehr ſchwer fällt, den Amüſanten und Niedlichen zu ſpielen, und der mit ſeinen endloſen langen Armen und Beinen überall Verwirrung anſtiftet, iſt der Sohn des Marſchall d'Olroy, den der eitle Vater zwingt den Schöngeiſt zu ſpielen, während der Sohn dazu gemacht iſt, im Ardenner Walde einen Eber mit einem Fauſtſchlage niederzuſtrecken. Doch ſtill, man bringt das „Blumenkörbchen", jetzt gilt's auf ſeiner Huth zu ſein. Die Dame des Hauſes ergreift eine Blume, ſpricht dabei eine Silbe eines Wortes aus, und der, dem ſie die Blume zuwirft, muß raſch die folgenden Silben dazuſetzen. Ah — ſeht, wie die Blumen fliegen! Es wird auch bald in unſere Gegend kommen. Richtig, da iſt mir eine Tulpe an den Kopf geflogen. Mo — Mo — destie! Nein, nicht doch! man lacht, ich hab's nicht getroffen — lière! So iſt's! Molière! Und der ältliche Herr ſtand auf, machte eine tiefe Verbeugung, hob dann die Tulpe in die Höhe und rief: „Vive Molière!“ Claude, der eben ſein Weinglas zu Munde führen wollte, fühlte plötzlich eine Diſtel in ſeinem Haar und hörte die Silbe be —, tise! ſetzt er ärgerlich hinzu, indem er die Diſtel vergebens aus ſeinem Haar loszuneſteln ſuchte. Allgemeines Gelächter und nochmals eine Silbe be —. Sagt 'lisare! flüſtert ihm ſein Nachbar zu, und unſer Maler hebt ſich mit Mühe hinter dem Tiſche hervor, verbeugt ſich, zeigt die Diſtel vor und ruft: Belisare! Das Spiel wird bald von einem andern, nicht minder geiſtvollen abgelöſt, und ſo gehen die Stunden hin, die man bei der Tafel zubringt, viel zu geräuſchvoll für Leute, die ſich hingeſetzt haben, um zu eſſen und zu trinken, und nicht um Kindereien zu treiben.

Unterdeſſen ſind die kühlen Abendſtunden gekommen und die ganze Geſellſchaft begiebt ſich in den Park. Hier findet der gütige alte Herr Zeit, Antoine dem Marquis vorzuſtellen, während Claude Gillot von der Dame des Hauſes und einem Paar ihrer Freundinnen zum Beſten gehalten wird, ohne daß er es merkt. Sie nennen ihn ihren kleinen Raphael, ihren göttlichen Rubens, ihren hübſchen niedlichen Leonardo, und ehe ſich's der Mann verſieht, hat er einen mächtigen Kranz auf dem Kopfe, der bei der kleinſten Bewegung niederſinkt, und nur die geröthete Naſenſpitze ſehen läßt. Claude hat von den guten Weinen bei Tafel ſo viel zu ſich genommen, daß er dieſen Spaß ſehr beluſtigend findet und offen bekennt, daß er in dieſem Augenblicke nicht mit Raphael tauſchen wolle, der nur eine Bäckerstochter zur Geliebten gehabt, die dazu viel zu corpulent geweſen, um den Forderungen des guten Geſchmacks zu genügen. Die ganze Geſellſchaft bricht über dieſe Bemerkung in ein ſchallendes Gelächter aus. Unterdeſſen hat der Marquis den jungen Maler bei Seite gezogen und verliert ſich mit ihm in einem der ſchattigen Bogengänge. Nach einigen Schritten bleibt der vornehme Herr ſtehen und betrachtet ſich die Gruppe, die ſich in der halbrunden Einfaſſung der gewölbten Baumzweige, und von den Strahlen der Abendſonne beleuchtet, ganz vortrefflich darſtellt. Unter dieſen vielen Geſtalten iſt jedoch nur Eine, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zieht. Es iſt die ſchöne Herrin des Schloſſes. Die Marquiſe hat heute ihren guten Tag, ſie ſitzt da in ihrem faltigen Kleide von gelbem Atlas, und das lieblich gerundete, in dem zarteſten Weiß ſchimmernde Geſichtchen iſt ganz Jugend und Anmuth.

Beim Himmel! ruft der Marquis, wie iſt dieſe Frau ſchön! Alles um ſie her verſchwindet. Man ſieht nichts als ſie! Es gab eine Zeit, wo ich auch die kleine Fleureſtan reizend fand; allein dieſe Zeit iſt vorbei. Es hat ſich zu viel Schatten unter ihre Augen feſtgeſetzt; es kommt daher, daß das arme Ding viel bei Lichte arbeitet und lieſt, und nichts iſt gefährlicher für eine hübſche Frau als die alten Klaſſiker bei Lampenlicht zu leſen. Wenn nur unſere gelehrten Weiber das bedenken wollten! Dabei die gebückte Stellung, und dann werfen ſie ein Bein über das andere, und wenn ſie es recht weit treiben, ſo nehmen ſie wohl gar zwiſchen der Arbeit eine Priſe. Alsdann iſt die Grazie todt. Die Gelehrſamkeit bei einem Weibe muß nur ſo weit gehen, daß man über ihre Floskeln lachen kann; ſoll man jedoch mit Ernſt und Nachdenken ſie anhören, ſo wird ſie unerträglich, und jeder geſcheidte Mann geht ihr aus dem Wege. Aber, mein Freund, wir kommen von unſerer ſchönen Schloßherrin ab. Wie wär's, wenn Ihr ein Bild machtet von dem, was wir da vor uns ſehen?

Gerade ſo wie es dort erſcheint?

Ja doch, weßhalb nicht? Nur etwas zuſammengerückt. Auf der einen Seite ſchließt das Bild ab mit der Baumgruppe, auf der andern ziehen wir die koloſſale Nymphe, die ſich von der Rückſeite präſentirt, näher heran und — o da ſchaut nur, es ſtellt ſich gerade der gute d'Olroy zu der Nymphe, und indem ſein Blick die marmornen Reize zu betrachten ſcheint, verbirgt er hinter dieſer erkünſtelten Kunſtliebe das quälende Bewußtſein, hier eine linkiſche Rolle zu ſpielen, und ſich nicht ſo zu benehmen, wie er es gern möchte. Ja wohl, guter Junge, bleibe bei marmornen Nymphen, die keine ſpottenden Geſichter ſchneiden, und die Dich nicht necken. Vorn im Graſe liegt der kleine St. Lucque, wie immer im Nachſinnen verſenkt, welch' einen Sinn eine alberne Poſſe haben könne, die den hübſchen Lippen des Fräuleins d'Urſé entſchlüpft. Denn einen Sinn muß bei ihm Alles haben, ſelbſt die Niaiſerien eines halb eingeſchlummerten hübſchen Kindes.

Sollen wir nicht Amoretten aus dem Bosquet lauſchen laſſen?

Nur das nicht! Keine Mythologie, rief der Marquis. Das iſt ja eben, was Ihren Freund, den alten Pinſel, den Claudius Gillot ſo lächerlich macht. Schlagen wir einen ganz andern Weg ein, malen wir die Natur, und nur die Natur, wie wir ſie vor uns ſehen. Das ſchöne Frankreich hat ſo reizende Frauen, nehmen wir ſie, wo wir ſie finden. Mit einem Worte, mein Freund, werdet der Maler der Geſellſchaft. Gebt die vornehme Welt wieder und miſcht etwas Satire, aber nur ſehr wenig, unter die Entwürfe. Gebt Acht, damit werdet Ihr Glück machen; vorausgeſetzt, daß Ihr es verſteht, und das werde ich beurtheilen, wenn Ihr mir dieſes Bild bringen werdet, was ich Euch eben zu malen vorgeſchlagen habe. An Mitteln, Euch dann weiter zu helfen, fehlt es mir nicht. Doch genug, ich ſehe eben, daß man nach mir ſchickt, nach allen Richtungen hin ſah ich die Gebieterin Boten ausſenden. Ich eile. In Paris, wenn Euer Bild fertig iſt, ſehen wir uns wieder.

Und der elegante Herr trat aus dem Gebüſche hervor, und ſogleich hörte man die Stimme der Marquiſe, die da rief: Da iſt er! Sie machte ihren Fuß von den Händen Claude Gillot's los, der, berauſcht wie er war, in der Zärtlichkeit überfließend, feurige Küſſe auf die rothe Atlasumhüllung dieſes ſchönen Fußes drückte, ihn herzte und drückte, wie man ein Kind hätſchelt, und laut verſicherte, der Fuß der Mediceiſchen Venus ſei, gegen dieſen Fuß gehalten, ein plumpes, anmaßendes Stück Fleiſch, ein nichtswürdiges und gottloſes Ding, ohne Nachdenken und Aufmerkſamkeit geformt, eine boshafte Satire auf alle Weiberfüße, und nur einer ſolchen landſtreicheriſchen Perſon, einer ſolchen frechen Lügnerin, wie die ſogenannte Göttin ſei, käme es zu, einen ſolchen Fuß zu haben.

Antoine nahm ſeinen berauſchten Freund und Lehrer unter den Arm, um ihn auf gute Art aus dem Kreiſe der Frauen zu entfernen.

Ich bitte Dich, Toni, rief er mit lallender Stimme, führe mich, wohin Du willſt, nur nicht zur Bank der Prüfung, ich kann gerade jetzt dieſe Bank nicht brauchen. Laß uns in den Tempel der Verſchwiegenheit gehen, da werde ich Dir alle meine Geheimniſſe ausplaudern und vor allen Dingen Dir mittheilen, daß die gute Frau Marquiſe bis zum Sterben in mich verliebt iſt. Dieſes Weibchen macht Dir Augen — Augen ſage ich Dir, ſo fein zugekniffen, ſo verdammt lüſtern, ſo über allen Anſtand hinaus begehrlich, wenn ſie mich anſieht, daß ein Blinder ſehen kann, wie wir mit einander ſtehen. Ja, es iſt ſchnell gegangen. Wir haben uns gleichſam auf die Liebe geſtürzt, wie zwei tolle Fliegen auf die Leimruthe. Nun ſitzen wir und zappeln. Hahaha! Iſt dies der Tempel der Verſchwiegenheit? Gut! Ich habe eine Flaſche mitgenommen und habe Zuckerwerk eingeſteckt, laß uns ein Schlückchen thun. O mein Antoniello, es geht doch nichts über ein Künſtlerleben! Wo wir hinkommen, ſiegen wir, und immer ſind wir guter Dinge. So, da wären wir. Dieſer verdammte Tempel hat keine Canape. Es ſitzt ſich hier ſchlecht. Wir wollen ein Paar Stühle zuſammenrücken, und Du, Freund, ſetzeſt Dich auf den Tiſch. Hahaha!

Und Claude ſtolpert durch die kleine Thür in den Tempel, und ehe es ihm noch gelingt, die mitgebrachte Flaſche zu entpfropfen, hat ihn ſchon der Schlummer überwältigt und er liegt da wie todt. Antoine läßt ſeinen Freund in ſicherem Verwahrſam im Tempel und eilt zur Geſellſchaft zurück.

Die Damen haben einen ländlichen Tanz begonnen und ſchwingen ſich wie bunte, von ihren Stielen gelöſte Blumen, in ihren flatternden Gewändern auf dem grünen Raſenplatze herum. Bald iſt es ein großer Ring Tanzender, bald ſind es viele kleine Ringe, die ſich abſondern und dann wieder in einen Kreis zuſammenfließen, bald iſt's eine Tänzerin, die ein Solo tanzt, und, von dem Abendſchein umſpielt, aus dem Gebüſche hervorflatternd wie eine glückliche Fee, in die Blumen und Blüthen hineinfliegt. Dann treten zwei der Herren vor, ihr Tanz verwandelt ſich in einen Kampf, ſie ziehen ihre Degen, in gewandten Stellungen bewegen ſie ſich Einer um den Andern; dann zeigen ſie ſich verſöhnt und der Kampf verwandelt ſich wieder in Tanz. Alles iſt ſehr hübſch anzuſehen. Auf einem abgeſonderten Platze macht die Dienerſchaft verſtohlen die Vergnügungen der Herrſchaft mit. Die Silberwäſcherin tanzt mit dem Koch, die erſte Kammerjungfer mit dem Jäger, und der glückliche Ovid ſtürzt ſich in die Arme einer dicken Köchin, die über ihn zuſammenſchlagen wie zwei koloſſale Wellen über einen kleinen Nachen. Alles iſt froh und dieſes Schloß Villabroiſe iſt trotz ſeinem albernen Garten und ſeinen gelehrten und gezierten Bewohnerinnen ein ganz vortrefflicher und ſehr beluſtigender Ort.

Wenige Tage darauf und die Geſellſchaft hat ſich zerſtreut. Einige der Damen ſind nach Paris gezogen, und die Herrin des Schloſſes hat ſich in eines ihrer Gemächer eingeſchloſſen, um an einer Tragödie zu dichten. Claude Gillot arbeitet wieder in ſeinem Stübchen an der Staffelei, und Antoine Watteau macht irgendwo in der Nachbarſchaft einen geheimnißvollen Beſuch und iſt ſeit drei Wochen nicht ſichtbar, ein Umſtand, der Claude gar nicht gefällt, denn er hat ſich an den jungen Mann gewöhnt und ſieht ihn halb und halb wie ſeine Schöpfung an, denn unmöglich iſt's, daß Antoine etwas in der Welt fördert, das er nicht von ihm gelernt.

Der Grund, warum ſich der junge Watteau von dem Mann, von dem wir eben ſprechen, getrennt, iſt indeſſen kein anderer als der, daß er das Bedürfniß fühlt, ein Bild ganz ohne fremden Einfluß und völlig aus ſich ſelbſt geſchöpft zu malen. Der Marquis hat ihm, ohne daß er es vielleicht beabſichtigte, treffliche Rathſchläge gegeben. Das Treiben der vornehmen Welt, ihre natürlichen und ihre angenommenen Schönheiten, ſo wie das Lächerliche ihrer conventionellen Sitten, das ſie dem Auge des Beobachters nicht zu verhüllen im Stande iſt, eröffnet ein weites und, was noch mehr ſagen will, ein noch unbebautes Feld. Man kann unmöglich irre gehen, wenn man ſich das Ziel ſicher geſteckt hat. Das erſte Bild, das Antoine in dieſem Sinne malt, iſt jene Gartenſcene, die ihm noch friſch in Erinnerung ſchwebt. Wir ſehen hier die ſchöne Marquiſe in einem hellgelben Kleide wie eine Königin aus der Gruppe hervorragend auf einer Gartenbank ſitzen. Das Köpfchen iſt dame, es iſt keine Zeit zu verlieren. Wenn wir mit Laden fertig ſind, müſſen Sie im Waſſer ſein. Derjenige, der von uns beiden fällt, muß noch das angenehme Schauſpiel Ihrer Reize mit ſich in die Ewigkeit nehmen. Das wird ihm den Tod verſüßen. Alſo ſchnell, Madame.“ — „Aber mein Herr,“ nahm der Graf das Wort, „ich will Sie nicht verhindern Ihre Rache zu nehmen, wenn Sie ſich für beleidigt halten, allein iſt hier der Ort dazu, und wo ſind die Zeugen?“ — „Nahmen Sie Zeugen mit als Sie meine Ehre beſchimpften?“ — „Ich bewundre Ihre gute Laune und Ihre trefflichen Einfälle; aber wenn wir uns auch ohne Zeugen ſchießen, ſo wird es doch nöthig ſein gegen Madame etwas mehr Schonung zu beweiſen.“ — „Herr, wollen Sie mir vorſchreiben, wie ich gegen meine Frau mich zu betragen habe? Wir ſchießen und ſie badet. Nun Madame, ſind Sie noch nicht im Waſſer?“ — Die arme Marquiſe war in der peinlichſten Veretwas in den Nacken geworfen und der Mund wie ſpottend verzogen. Alle die Unarten, die ein verzogenes vornehmes Dämchen in ſich zu bewahren und gelegentlich vor der Welt zu zeigen pflegt, ſind in Stellung, Miene und Haltung dieſer Huldgöttin vortrefflich ausgedrückt. Sie hört und hört auch nicht auf die Ballade, die ihr vorgeſungen wird von einem Verehrer, der ſich Mühe giebt, eine gezierte und auffallende Stellung anzunehmen und ſich ſchräg über die Bank gelegt hat. Er iſt in ſchwarzen Atlas gekleidet, und eine gewiſſe elegante Unordnung iſt in ſeinem Anzuge bemerkbar, die anzeigen ſoll, wie ſo ganz eine holde Leidenſchaft und Zerſtreutheit den Weltmann die Welt vergeſſen läßt. Neben dieſer Hauptgruppe ſtellt ſich uns die darauf folgende im Range dar, eine kokette Schöne, die ein vortheilhaftes und einträgliches Spiel mit ihrem Schleier treibt, vortheilhaft, weil ſie dadurch den etwas gebräunten Teint verſteckt, und einträglich, weil es ihr die erneute Aufmerkſamkeit ihres Verehrers einträgt, der ſchon halb von der Bank herabgeglitten iſt und nicht übel Luſt zu haben ſcheint, zu der jüngern Schönen ſich zu geſellen, die im Graſe liegt und einen Kranz windet. Ein anderes junges Mädchen pflückt am nahen Roſenbuſch ſich die erforderliche Beute, um auch einen Kranz zu winden. Im Hintergrunde ſieht man eine zarte liebliche Geſtalt ſich ſinnend an einen Baum lehnen und dem Spiel und Geſpräch der Andern lauſchen. Das Wetter iſt ſchön, der Himmel blau, die Natur im Frühlingsglanze, und nichts deutet auf Regen oder auf künftigen trüben Himmel. Vortrefflich iſt der eine Cavalier, der keine lebende Schöne findet oder finden will, und ſich dafür am Anſchauen der Rückenpartien einer koloſſalen Nymphe labt. Man ſieht ihm den Zierbengel an vom Scheitel bis zur Zehe, den ſelbſtgefälligen Gecken, das Parademännchen des Salons. Auch er iſt in ſchwarzen Atlas gekleidet, mit rothen Bandſchleifen.

Dieſes Bild brachte Watteau ſeinem vornehmen Gönner und erreichte deſſen völlige Zufriedenheit. Er that jetzt ſein Möglichſtes, den jungen Mann auf ſeiner Laufbahn zu fördern. Vor allen Dingen vermittelte er deſſen Bekanntſchaft mit dem berühmten la Foſſe, der ſeinerſeits darauf antrug, daß unſer Künſtler in die Akademie der Maler aufgenommen wurde. Jetzt war ſein Glück gemacht. Er kam in den Ruf, ſeine Art der Malerei kam in Anſehen; man verlangte überall Scenen dieſer Art gemalt, man wollte nichts ſehen als junge Frauen, die im Graſe lagen und junge

Männer, die ihnen auf der Zither vorſpielten. Dies ging ſo weit, daß die Frommen dagegen zu eifern anfingen und daß ein gelehrter Prieſter eine Broſchüre ſchrieb, die ſich eigens damit beſchäftigte, nachzuweiſen, wie eine Seele, durch derlei Bilder verführt, leichtlich zur Hölle fahren könne. Antoine Watteau bekam etwas von dieſem Geräuſch, das die Frommen erregten, zu hören und, ſei es nun, daß er ohnedies Anlage zur Hypochondrie hatte, ſei es, daß der Tod eines ſeiner Freunde, eines jungen Rechtsgelehrten, der ſich mit Gift tödtete, weil ſeine Geliebte ihm untreu geworden, ihn trübe ſtimmte, kurz er fing an ſeine heiteren und hübſchen Bilder mit ungünſtigem Auge anzuſehen. Er nahm nun die fromme Malerei zum Gegenſtande, allein er mußte bald merken, daß er hierin nicht glücklich war. Eine Madonna mißglückte gänzlich, eben ſo ein heiliger Petrus, der die Heiden bekehrt und dabei wie ein Abbé ausſieht, und ſein Gewand, einen waſſerblauen Mantel, ſo vorſichtig emporhebt, als wollte er vor allen Dingen ſich vor dem Naßwerden auf dem feuchten Boden bewahren. Der Hohn, den dieſe Bilder erregten, verbeſſerte die Stimmung des Malers nicht. Um ſich zu zerſtreuen, machte er eine Reiſe nach England; dort aber fing ſein Uebel an, das bis jetzt in der Einbildung gewurzelt, ſich in ein wirkliches zu verwandeln, und kaum war er in ſein Vaterland zurückgekehrt, ſo ſtarb er, noch nicht volle ſiebenunddreißig Jahr alt, im Jahre 1721.

Der wachſende Ruhm Watteau's machte auf Claude Gillot einen eigenthümlichen Eindruck. Wir wollen nicht gerade behaupten, daß der Meiſter neidiſch war, dazu hatte er den jungen Mann zu lieb, allein es ſetzte ſich in ihm der Glaube feſt, er könne nicht mehr malen und müſſe nun den Pinſel niederlegen. Dabei ſchalt er unaufhörlich auf die einfältige und in ihrer Thorheit ſich gefallende Welt, die das Flüchtige, Unwahre und Gezierte dem Einfachen und Edeln vorzuziehen ſtets geneigt ſei. Es war nur poſſirlich, daß Gillot mit ſeinen Amoretten ſich für den Vertreter des Einfachen und Natürlichen hielt. Er beſchäftigte ſich von nun an nur mit der Kupferſtecherkunſt und mit Zeichnen. Der Marquis ſuchte auch ihm Dienſte zu leiſten, allein ſtolz wies der alternde Mann jede Gunſtbezeigung zurück; es ging dies ſo weit, daß er, als der Marquis mit der Hand der ſchönen Beſitzerin das Schloß Villabroiſe zum Eigenthum erhielt, nicht wieder in deſſen gaſtlichen Räumen ſich ſehen ließ. Uebrigens wechſelten auch hier Perſonen und Dinge.

Die Marquiſe, die anfangs ſich darin gefallen, die Gelehrte zu ſpielen, ſetzte in Paris ihre Rolle als Weltdame fort, und endete endlich als Fromme in den Mauern eines Kloſters. Schloß Villabroiſe kam in die Hände eines Generalpächters, der eine Fabrik anlegte und das „Land der Zärtlichkeit“ in unermeßliche Rübenfelder verwandelte.

Unter Watteau's Schülern machte keiner ſo viel Glück als Nicolaus Lancret, der ſo ſehr die Weiſe ſeines Meiſters ſich eigen zu machen gewußt, daß ſelbſt der Kenner die Bilder des Einen oft mit denen des Andern verwechſelt; nur wird hier ſchon Manier, was dort freie Eingebung iſt.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Leipzig** erſchienen ferner:

Guſeck, Bernd v., Girandola. Novellen. 4 Bde. Zweite Auflage. 8. broch. 3 Thlr.

Guſeck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Hiſtoriſcher Roman. 8. 2 Bde. broch. $2^{3}/_{4}$ Thlr.

Gundling, Jul., Deutſche Hiebe. Oeſterr. und Preuß. Soldatengeſchichten. 2 Bde. 8. broch. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Prachtvoll gebunden mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heine, Wilh., Reiſe um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutſche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfaſſer aufgenommenen Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von Eduard Kretzſchmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutſche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfaſſer nach der Natur aufgenommenen Anſichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt in der F. A. Brockhaus'ſchen geogr. artiſt. Anſtalt. Lex.-8. 3 Bde. broch. $9^{3}/_{4}$ Thlr.

☞ Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, oder ſolche, an denen die Heftbänder verletzt ſind, werden [illegible] zurückgenommen

[illegible]

Kleine

Romane und Erzählungen.

legenheit, ſie wollte aufs Gradewohl mit den Kleidern ins Waſſer ſpringen, allein ihr unerbittlicher Tyrann zwang ſie ſich ins Koſtüm der Grazien zu werfen. Das ſah freilich allerliebſt aus, und die blendende Geſtalt, wie ſie hinter den dunkeln Taxuswänden verſchwand, gab köſtliche maleriſche Effekte, allein bei allem dem war es doch eine unverzeihliche Grauſamkeit, denn das Waſſer mochte kalt und der Boden des kleinen Fiſchteiches voller Steine ſein. So wie die Marquiſe drin anlangte begrub ſie ſich ſchnell bis an den Hals in der Flut, aber die Theilnahme, die ſie am Duell hatte, ließ ſie bald ſich ſelbſt vergeſſen. Sie ſprang auf, kreiſchte, ſtürzte wieder ins Waſſer und ſprang von neuem in die Höhe. Unterdeſſen empfing der Graf die Wunde an der Schulter. Der Kampf hatte ein Ende. Der Verwundete wurde unter ſchicklichen Vorſichtsmaßregeln fortgeſchafft und der Marquis ſagte mit einer artigen Verbeugung zu ſeiner Dame. „Wir haben beide

Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Die Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Erſter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1862.

SENATE
[illegible]

Inhaltsverzeichniss.

Seite
Das Käſtchen oder der neue Kombab 7
Claudia. Eine altrömiſche Novelle 97

Das Käſtchen

oder

Der neue Lombab.

Eine Streitfrage.

Sind die Frauen der Freundſchaft fähig?

Iſt ein Freundſchaftsbund zwiſchen einem Mann und einer Frau, im Alter von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren möglich? —

Dieſe Fragen wurden von einem Herrn und einer Dame erörtert, die Beide im hellen Portikus eines kleinen Sommertempels ſaßen, beſchienen von dem Monde, der ſeine einſamen Strahlen zwiſchen dem Laub der Bäume und den Säulen des Tempels hindurchſchimmern ließ.

Es war eine ſtille, laue Sommernacht.

Der Geſang der Nachtigall ſchwieg eben, nachdem er ſich in langen, ſchmelzenden Rouladen ergangen hatte. Das Geflüſter der Pappel und der ferne Ruf der Wachtel waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen. Die Dame ſaß in ihrem Armſtuhl zurückgelehnt, den Oberkörper in einen Shawl gehüllt, den ſie eng um die Schultern anzog. Der Herr ſaß ungefähr drei Schritte von ihr; es war ein junger Mann, etwas über dreißig, ſo wie ſie noch nicht das dreißigſte Jahr erreicht hatte. Er blickte ſinnend vor ſich hin und beſchrieb mit ſeinem Stöckchen Zeichen in den Sandboden. Der Mond beleuchtete nur den Unterkörper Beider, die Bruſt und die Züge waren in Schatten gehüllt.

Nun? rief die Dame, der die Pauſe zu lange dünkte und die eine Antwort auf ihre Frage erwartete.

Was wünſchten Sie zu wiſſen, Lucinde?

Wie Sie zerſtreut ſind.

Die Nacht iſt beängſtigend ſchwül.

Wir ſprachen über die Freundſchaft, Ariſtipp, und Sie hatten die Güte, mir erklären zu wollen, warum wir Frauen die Freundſchaft nicht kennen und nicht üben. Nun, mein Freund, war es nicht ſo?

Allerdings; aber ein ſolches Verſprechen hab' ich nicht gegeben.

Wie? Nicht? So hätte ich Sie mißverſtanden.

Wie hätte ich den Frauen ſo direkt das edelſte Gefühl, das wir kennen, abſprechen mögen! Ich ſagte nur, unter der großen Anzahl Beiſpiele, die man zu Gunſten eines ſolchen Phänomens, wie ein Freundſchaftsbund zwiſchen einem noch jungen Manne und einer ebenfalls noch jugendlichen Frau iſt, findet, läßt ſich nur wenig entdecken, was der Wahrheitsfreund für einen Beleg des Satzes halten würde, daß die Frauen der wahren, ächten Freundſchaft fähig ſind.

Alſo? —

Alſo wäre es zu bezweifeln, daß Frauen Freundinnen der Männer ſein können.

Sondern nur —

Ihre Geliebten. Oder mit anderen Worten, es giebt keine Freundſchaft, die nicht das Wort Liebe zu führen verdiente, wenn nicht gleich Anfangs, doch ſpäterhin ſicherlich.

Lucinde machte eine unwillige, raſche Bewegung und ſchmiegte ſich in die Ecke des Polſters ihres Stuhles. Man ſah es ihr an, daß ſie etwas Unangenehmes gehört, und daß ſie mit dem Gefühl kämpfte, es los zu werden. Sie wandte ihr ſchönes Geſicht ab, und die edlen Züge desſelben drückten Mißmuth und Verlegenheit aus. Ich habe Sie nicht für ſo materiell gehalten, Ariſtipp, rief ſie nach einer kleinen Pauſe. Die gewöhnliche Menge urtheilt ſo, aber ich glaubte nicht, daß Sie zu ihr gehörten. Ein Irrthum iſt beſonders ſchmerzlich, wenn er die zarteſten Saiten unſerer Seele berührt.

Warum ſchmähen Sie die Liebe auf Koſten der Freundſchaft? fragte der junge Mann mit einem Anflug von Schadenfreude und Hohn.

Warum? fragte Lucinde raſch, weil Liebe ein gewöhnliches, gemeines Gefühl iſt.

Behüte Sie die Göttin der Liebe, Lucinde! Welche arge Läſterung haben Sie ſich aber auszuſtoßen erkühnt. Die Liebe ein gemeines Gefühl? Und das wagen Sie zu ſagen, die Sie unmittelbar unter der Herrſchaft derſelben ſtehen? —

Ich? Durchaus nicht.

Soll ich die Menge der Männer herbeirufen, die Ihnen zu Füßen zu liegen pflegt? Soll ich ſie auffordern, offen zu bekennen, was ſie zu ihrer ſchwärmeriſchen Abgötterei führt, und wer es iſt, der ihre Flammen immer wieder erneut, wenn ſie zu erlöſchen drohen?

Wie, Ariſtipp, Sie halten mich für fähig, das frivole Spiel alberner Koketten zu treiben? Alsdann ſind wir geſchiedene Leute. Sie erhob ſich und wollte unwillig enteilen; doch der ungeſtüme Geliebte, der da fühlte, er habe zu viel geſagt, hielt ſie mit Bitten und Beſchwörungen zurück.

unſre Sachen gut gemacht, Madame. Sie haben ſich im Waſſer, ich mich in Blut gebadet; wir können jetzt beide von jedem Flecken frei ſein. Aber nebenbei haben Sie mir, meine Schöne, einen außerordentlichen Gefallen gethan: ich war im Begriff für meine kleine Gallerie einen Poelenbourg zu kaufen, den man mir für ächt aufſchwatzte. Das Gemälde ſtellt eine badende Nymphe vor. Meine Kenntniß geht nicht ſehr weit, und ich hatte keine Gelegenheit die Natur zu Rathe zu ziehen, Sie haben mir jetzt dieſe Gelegenheit gegeben, und ich finde das Gemälde unwahr, folglich unächt. Was ſagen Sie zu meiner Manier wie ich die Kunſt ſtudiere?“

Die arme Marquiſe hing an ſeinem Arme, unfähig ein Wort hervorzubringen, vor Kälte, Schrecken und Erſchöpfung einer Ohnmacht nahe

Geben Sie, Lucinde, die erſte Probe, daß Sie der Freundſchaft fähig ſind, indem Sie eine raſche Aeußerung verzeihen, die nur dieſem heiligen Gefühl zu Ehren geſagt wurde.

Alſo ſind wir Frauen der Freundſchaft fähig? rief die junge Dame, indem ſie ſich mit anmuthiger Freundlichkeit umwandte, und ihre Hand dem jungen Manne ließ, der ſie gefaßt hatte und an ſeine Lippen zog.

Gewiß! rief Ariſtipp. Wenn Sie mit dieſer Verſicherung eines Geliebten zufrieden ſind?

Spötter! Was ſoll der Geliebte hier?

Ich weiß nicht, wie er dazu kommt, war die verwirrte Antwort; allein er iſt da.

So ſchicken Sie ihn fort; ich will nur mit Ariſtipp, dem Freunde ſprechen.

Gut, ſetzen wir uns wieder. Wo blieben wir nur? Ja, richtig, bei der Fähigkeit des Weibes, ein freundſchaftliches Gefühl für einen Mann zu äußern, ein Gefühl, das nicht Liebe iſt, bei Leibe auch nicht Liebe ſein und werden ſoll? Gut. Der heilige Auguſtin ſagt —

Nichts vom heiligen Auguſtin, wenn ich bitten darf —

Der große Plato —

Nichts von Plato.

Montaigne —

Ernſthaft geſprochen, Ariſtipp, was ſoll mir der Wuſt von Gelehrſamkeit, wenn ich dadurch nicht überzeugt werde. Unterſuchen wir unſer beiderſeitiges Verhältniß. Sie ſind mein Freund, Ariſtipp, nicht wahr?

Der junge Mann ſtützte das Haupt auf den Arm und hauchte ſchwermüthig und kaum hörbar: Leider!

Warum leider? —

Weil ich tauſendmal lieber Ihr begünſtigter Liebhaber wäre. —

Welch' eine materielle Natur! Wenn ich Ihnen nun verſichere, daß Sie unendlich höher ſtehen als Lucindens Freund, denn als Lucindens Liebhaber? Hören Sie mich an. Geſetzt, wir hätten Seelen, die aus feinerem Stoff geſchaffen ſind, als die Ihrigen; wie? und dieſe feinen Seelen ſollen nicht lieben können, ohne die Zwiſchenträgereien der Sinne zu bedürfen? Wenn wir fähig ſind, mit unſeren Seelen das All zu umſpannen, will man uns da in den kleinen, goldenen Käfig der Geſchlechtsliebe einſperren, damit wir, gleich abgerichteten Vögeln, Euch, Ihr Herren der Schöpfung, ſtets unſer Liedchen vorſingen, wie es uns befohlen worden? Schmachvoll! Wir, die wir Fittige haben, uns zur Sonne emporzuſchwingen, ſollen immerdar nur um ein kleines Küchenfeuer herumflattern, das Euch beliebt anzuzünden, damit Ihr es gemüthlicher habt? Erkennt unſere Natur, demüthigt Euch vor ihr! Wir Frauen ſind allein jener erhabenen Freundſchaft fähig, die, wenn ſie ſich mit dem Manne verbindet, ihn allein geſchickt macht, große Thaten zu thun. Fein und gewaltig zugleich, wirken wir himmliſch im Irdiſchen, und uns gelingt es, den Herrn der Schöpfung von der Sklavenkette der Sinne frei zu machen!

Ach, wenn Sie das vermöchten, Lucinde!

Sie zweifeln daran?

Und mit Recht! Sie üben eine Gewalt über uns aus, aber dieſe Gewalt zieht uns zur Erde. Wir erſtehen wieder und ſind frei, wenn wir ſie abgeworfen haben.

Trauriger Irrthum! Unſeliger Stolz der Männer! — Unwillig über dieſe Wendung des Geſprächs, erhob ſich die junge Dame und ſchritt mit verſchränkten Armen den Portikus hinauf und hinab. Ihre weißen Gewänder flutheten ihr nach, und ſie erſchien in dieſem Augenblicke als einer der ſeligen Geiſter, mit denen die Phantaſie ſtets die Erde bevölkert hat, die ſo flüchtig ſind wie der Strahl des Mondes, der ſie bildet, und ſo launenhaſt gegen den armen Sterblichen, der ſich ihren Geſetzen nicht fügt, wie die Elemente, aus denen der Stoff ihres mährchenhaften Leibes beſteht. Sie blieb vor Ariſtipp ſtehen, als ſie bei ihm vorbeikam, und ſagte mit traurigem Tone: So iſt denn keine Verſtändigung zwiſchen uns möglich? So müſſen wir den Streit aufgeben? —

Der Ton ihrer Stimme klang ſo gedankenſchwer und war von einer ſo unheilſamen Schwermuth niedergedrückt, daß Ariſtipp ſich bewogen fühlte, darauf zu erwidern: Wollen wir das Weſen der Freundſchaft unterſuchen. Laſſen Sie uns prüfen, worin ſie beſteht. Es iſt hauptſächlich Zweierlei, das ſie bewirkt: ſie befriedigt und erhebt. Sie handelt ſtets uneigennützig, während die Liebe, im grellen Gegenſatz zu ihr, nur ſich und ihren Zweck vor Augen hat. Das Weib will den Mann für ſich; ſie will ihn nicht der Welt geben, ſie will ihn für ſich behalten. Es liegt ihr wenig daran, ihn groß, tugendhaft, für das allgemeine Wohl wirkend zu ſehen, ſie will ihn einzig mit ſich beſchäftigt wiſſen. Je mehr ſie dies erreicht, um ſo befriedigter wird ſie ſich fühlen. Es iſt ein glücklicher Zufall, wenn der Gegenſtand ihrer Liebe nebenbei auch ein großer Mann iſt, das wird ihrer Eitelkeit ſchmeicheln, aber ihrer Liebe weiter keinen

Zuſatz geben. Im Gegentheil, dieſe Liebe erſcheint in ihrem ſchönſten Glanze, wenn ſie einen von der Welt aufgegebenen, unwürdigen Gegenſtand umfaßt.

Wie reich iſt die Seele, die das kann!

Hab' ich das je geläugnet? Die Seele einer Frau iſt unendlich reich in ihren Mitteln, ſich ihres Gegenſtandes zu bemächtigen, ihn auf alle Weiſe zu umſpinnen, und bei dieſem Reichthum iſt ſie zugleich erfinderiſch und biegſam. Sie weiß ſich ſelbſt zu täuſchen, um ſich unausgeſetzt glücklich zu machen, und läßt ſich gern zu ihrem Gegenſtand herab, wo dieſer nicht fähig iſt, zu ihr hinaufzuſteigen. Anders handelt die Freundſchaft: ſie erhebt. Während die Liebe nur am Gegenſtand klebt, und mit dieſem untergeht, ſchafft die Freundſchaft nach unwandelbaren, ewigen Prinzipien aus ihrem Gegenſtand ein Weſen, das ihr gleich ſei, eben ſo groß, göttlich und erhaben zu denken und zu handeln, wie ſie ſelbſt. Sie iſt an den bewegten Nerv gebunden, ſie verſchmäht die Glut, die auf Minuten Wunder ſchafft, welche eben ſo ſchnell wieder vergehen. Dann, die zweite Eigenſchaft, die ſie beſitzt — ſie befriedigt. Die Liebe hat einen beſtimmten ſinnlichen Zweck. —

O, was das betrifft —

Laſſen Sie mich ausreden. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Zartgefühl beleidige, zugleich nöthigen Sie mich nicht, mir die Welt, Ihnen zu Gefallen, anders zu conſtruiren, als ich ſie vor mir ſehe. Wenn dieſer ſinnliche Zweck nicht erreicht wird, ſo ſtirbt die Liebe. Bei der Freundſchaft iſt es die Idee, die beide Liebende zuſammenhält, und die ſtirbt nie.

Es giebt alſo keine Freundſchaft zwiſchen Mann und Frau?

Keine. Verlaſſen Sie ſich darauf: ſo oft Sie auch die Dichter davon ſprechen hören, es iſt immer eine Täuſchung und die Liebe iſt damit gemeint, der man ſehr uneigentlich dieſen Namen beilegt.

Sollten wir nicht in der Geſchichte irgend ein Beiſpiel finden, das die Wahrheit Ihres Satzes umſtößt? —

Ich zweifle.

Wollen wir die berühmten Freundſchaftspaare durchgehen.

Sie waren immer unter Männern.

Wie? Laſſen Sie ſehen: war Aspaſia nicht die Freundin des Perikles.

Seine Geliebte war ſie.

Hörte nicht Numa Pompilius auf den freundſchaftlichen Rath der ſchönen Nymphe Egeria?

Wenn Sie Nymphen und dergleichen Zauberweſen für Beweiſe halten wollen. —

Nun, martern Sie etwas Ihr Gedächtniß, Ariſtipp. Fällt Ihnen wirklich kein Freundſchaftsbund zwiſchen einem Mann und einer Frau ein? Ich ſage Ihnen, es muß ein ſolches geben.

Halt, Sie haben recht; mir kommt eine Geſchichte in den Sinn, die auf unſere Streitfrage paßt, und die Wahrheit Ihres Satzes zu bekunden ſcheint.

Geſchwind, erzählen Sie ſie.

Sie ſpielt in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und ich erfuhr ſie zufällig von einem Freunde, der längere Zeit in Paris vor Anfang der großen Revolution lebte und noch die Zeiten des Regenten mitgemacht hatte, wo dieſe Geſchichte Aufſehen erregte.

Wie heißt ſie?

Der neue Kombab.

Hinter dieſem Titel, vermuthe ich, ſteckt eine Spötterei. Doch laſſen Sie uns hören. Wenn Ihr Kombab nicht ſo endigt, wie ich es wünſche und wie Sie es mir verſprochen haben, ſo haben Sie es mit mir zu thun. Sie werden mich zu Ihrer unverſöhnlichen Feindin bekommen. Nun fangen Sie an. —

Das Abenteuer.

In einer kleinen Grenzſtadt Polens ſaßen ſpät in der Nacht zwei junge Offiziere beim Kamin zuſammen. Sie waren beide blühend und friſch; ſie hatten ihre Laufbahn beide zu gleicher Zeit angetreten und man nannte ſie in dem Regiment nur die beiden Freunde, oder wer gelehrte Anſpielungen liebte und verſtand, Oreſt und Pylades.

Sie beſprachen Mancherlei aus ihrem frühern Leben, aus der Zeit, wo ſie zuſammen die Militärſchule in Warſchau beſucht hatten, und während bei einem Glaſe Wein die Rede von Mund zu Mund ging, lauſchte das Ohr unbewußt dem Wetterſturm draußen, der gegen die Scheiben des kleinen Fenſters ſchlug, des einzigen in dieſem Zimmer des Gaſthofs, der von den Reiſenden verlaſſen, anfing in Trümmer zu fallen.

Calixt, der jüngere von den beiden Freunden, war auch der lebhaftere und redſelige. Ehe eine Stunde vergangen, hatte er bereits von tauſenderlei Dingen berichtet und ſchwieg jetzt einen Moment, um die Kohlen im Kamin zuſammenzuſcharren und neues Holz aufzulegen.

Dieſe Pauſe benutzte Stephan, um aufzuſtehen, ſich eine Pfeife zu ſtopfen, und ſich dann wieder mit den Worten zum Freunde zu ſetzen:

Du haſt mir noch Nichts von Deinem Beſuch zu Micislawa erzählt.

Von Micislawa? fragte Calixt gedankenvoll.

Von Deinem Empfang daſelbſt. Du weißt, der Oheim ſandte Dich dorthin, wo Du den alten Pan Gudowitſch finden ſollteſt.

Ganz recht; den fand ich nicht, ſtatt ſeiner aber traf ich daſelbſt auf ein ſehr ſeltſames Abenteuer. O höre, mein Freund! Nie in Deinem Leben wirſt Du etwas ſo Sonderbares und Wunderliches erleben. Man befindet ſich wie im Traume; das Unerhörte wird wahr und bewegt ſich ungezwungen vor uns! Wir greifen zu, und wir erfaſſen das Wunder. Man denkt, daß wir unbefangen von einem Zimmer in's andere gehen, und ſiehe da, wir gehen von der Proſa in die Fabel. Eben begrüßt Dich das Althergebrachte und jetzt ſiehſt Du Dich umgeben von dem Zauber des Längſtgeſchiedenen, zum Liede Gewordenen, in's Mythenreich Verſetzten. Nie werde ich dieſe Reiſe nach Micislawa vergeſſen.

So erzähle doch.

Für's Erſte mußt Du die Gegend kennen, in der das alte Schloß Micislawa liegt, hub Calixt an, indem er, von der Flamme und der natürlichen Lebendigkeit geröthet, ſein ſchönes Antlitz zum ältern Freunde emporhob, und zugleich die Zange nicht frei ließ, mit der er die Kohlen bearbeitete. Ich weiß nicht, ob Dir die alten Staroſteien bekannt ſind, die im Norden des Reiches, oberhalb Wizwaick, ihre freudloſen und ſtarren Diſtrikte ausdehnen? Aus ihnen ging der düſtere, widerſtrebende Geiſt aus, der die Reichstage von 46 und 48 beſeelte und an deſſen unheilvollen Beſtrebungen die Vereinigung der Freunde der guten Sache ſcheiterte. „Wie kommt von Wizwaick guter Rath?" heißt es im alten Sprüchwort; „in den Wellen der Wrzwa baden ſich Narren und Thoren," heißt ein anderes Sprüchwort. Immer iſt es dieſe Gegend unſers Vaterlandes, die man bezeichnet, wenn Zwietracht, Gezänk oder etwas rein Thörichtes und Albernes vorgebracht werden. Iſt die Mitte Polens gleich

Ich ſehe Trecken wieder. — Charakterſchilderung einer liebenswürdigen unglücklichen Fürſtin.

Ich war mit meinem Päckchen an der Grenze angelangt und wartete ſchon zwei Tage vergeblich auf den Abnehmer. Am Morgen des dritten Tages ſchrieb mir Achill und beſchwor mich bei unſrer Freundſchaft die Beſorgung der Papiere ſelbſt zu übernehmen, indem ihn ein hartnäckiges Wundfieber unwiderruflich ans Bett feſſle. Dieſe Wendung der Angelegenheit war mir ſehr mißfällig. Obgleich die genaueſten Adreſſen hinzugefügt waren, und ich in den Perſonen mit denen ichs zu thun hatte mich ſchwerlich irren konnte, ſo war eine willkührliche Entfernung von meinem mir angewieſenen Poſten ſchon ſtraffällig. Zudem die Handlung ſelbſt meiner Rechtsanſicht widerſtrebend. Ein Schritt, der nicht offen und vor aller Welt dem ſchönen Frankreich, dem Süden des brandheißen und tückiſchen Italien, ſo iſt dafür jener Norden das verwünſchte Land der Böotier, mit ſeinem Lappländiſchen Schnee und ſeiner Eskimoiſchen Erſtarrung.

Du brauchſt eine lange Vorrede, mein Freund, warf Stephan dazwiſchen.

Du wirſt finden, daß ſie nöthig iſt, tönte die Antwort.

Beide füllten ihre Gläſer friſch, und Calixt erhob das ſeine mit dem Ausruf: Auf Dein Wohl, Stephan!

Danke, und auf Deines gleichfalls, entgegnete dieſer. Er hielt eine Weile das ſchöne purpurne Getränk, gleichſam deſſen Feuer mit dem Auge meſſend, gegen die Gluth des Kamins und ſagte dann: Du kennſt den Auftrag meines Oheims; er war nicht ganz leicht auszuführen. Ich ſollte mit einem alten Eiſenkopf in Verkehr treten, mit einem Pulverſchlucker, der in den Gefechten zu Anfang des Jahrhunderts, die zu den blutigſten gehören, welche die polniſche Geſchichte kennt, mitgewirkt, da ſollte ich keke Worte zu Jenem ſprechen, der mich für einen Knaben anſah, nicht werth, ſeinen Heldennamen auszuſprechen. Bedenke, was das heißt, und zu welchem ungewöhnlichen

Muth ich mein junges Herz hinaufzuſtacheln hatte, um das Verzweifelte zu wagen. Ich ſollte ihn ferner zu überreden ſuchen, mit meinem Vater gemeinſchaftliche Sache zu machen, wenn es zum Kriege käme. Eine eſſigſaure Arbeit. Ich eilte nicht ſehr nach dem Drachenneſte zu kommen, wo der Alte hauſte. Eine Tagereiſe vor Micislawa hielt mich ein Edelhof auf, der in alterthümlichem Style gebaut, an die romantiſchen Zeiten Polens erinnerte, wo die Fahne des Reichs gegen den deutſchen Orden zu Felde lag. Ich befahl meinem Kutſcher, dorthin zu lenken, und erhielt von ihm zur Antwort: Herr, das Schloß iſt nicht bewohnt. — Wie, nicht bewohnt? rief ich! ſiehſt Du Maulwurf nicht die erleuchteten Fenſter dort in der Ecke? — Herr, es ſind Geſpenſter, die dort ihr Weſen treiben. — Gut, ſo beherbergen wir uns für dieſe Nacht bei den Grabesvögeln! — Wir rückten langſam gegen das Ziel unſerer abenteuerlichen Fahrt vor.

Die Nacht war ein dämmerndes Sommerſchattenſpiel; nicht ſo hell, um deutlich die Gegenſtände zu ſehen, nicht ſo dunkel, um nicht zu bemerken, daß ein Graben uns von dem Schloſſe trennte. Die Brücke war niedergelaſſen, und wir gelangten bis zum Thore, wo ich einen Glockenzug in Bewegung ſetzte. Es dauerte lange, ehe es im Innern der Burg ſich regte. Zuerſt waren es Hunde, die uns anbellten, dann ließ ſich eine Stimme vernehmen, die da fragte: Wer da ſei? Ich erwiderte auf gut Polniſch, indem ich einen Fußtritt gegen das Thor führte und ein paar Flüche hinzufügte: daß ein Fremder, der ſich verirrt habe, um ein Nachtquartier bäte. Man antwortete mir, daß der Fremde willkommen ſei. Ich zog ein, mein Wagen bewegte ſich langſam hinter mir, und ich war erſtaunt, Niemanden vor mir zu ſehen, als ein kaum drei Fuß hohes Männchen, das mich mit Abnahme der Bärenmütze begrüßte und die Pforte wieder ſchloß.

Wer wohnt hier? fragte ich.

Gott iſt unſer Herr, erwiderte die kleine Bärenmütze.

Ueber das Luſtige dieſer Antwort lachte ich laut auf.

Die Bärenmütze ſah mich betroffen an.

Wie heißt Dein Herr? fragte ich wieder.

Pan Ludomirski, erwiderte er bedächtig, indem er nach rückwärts wies. Er iſt des Kron-Landboten, des Staroſten Stanislaus Ludomirski Bruder.

Gut, ſo melde mich bei des Kron-Landboten

Bruder. Biſt Du der einzige Diener, den er beſitzt? fing ich von Neuem zu fragen an.

Ich bin der Intendant des Schloſſes! ſagte er mit einer Wichtigkeit, der Nichts gleich kam. Gudroi, Lempſchik, Anaſtas ſind die Diener des Herrn. Wir ſind ſämmtlich alte Leute. Zu uns kommt Niemand; deshalb, Herr, mußt Du es nicht übel nehmen, wenn nicht Alles geſchieht, wie es geſchehen ſollte.

Ich ging mit ihm eine Treppe hinauf, und während er mich in ein Vorzimmer wies, ging er hin, um einen ſeiner Kameraden aufzuſuchen, der mich bei ſeinem Gebieter einführen ſollte. Ein noch älteres Subjekt in einem rothen Kaftan mit enganſchließenden blauen Hoſen kam, und die Mütze in der einen, den Leuchter mit einer Wachskerze in der andern Hand, meldete er mir, daß es bereits ſpät ſei, daß es gut ſein würde, wenn ich mich umkleiden wollte, und daß ich punkt elf Uhr den Pan ſehen würde bei der Abendtafel. —

Es war zehn Uhr, alſo noch eine Stunde warten! murrte ich vor mich hin, indem ich in ein alterthümliches Gemach trat, in welchem ein Gardinenbett, ſo breit und geräumig, um Jupiter und Juno; und noch dazu den halben Olymp, wie er auf der Tapete dargeſtellt war, in ſich aufzu=

nehmen, der Thür gegenüber ſich ausdehnte. Ich betrachtete das Bett, ich betrachtete den kleinen vergoldeten Tiſch, auf dem das Licht ſtand, und endlich prüfte ich den Armſtuhl, der zur Seite eines kleinen Kamins ſtand, indem ich mich der Länge nach in ſeine Arme warf. Mein Diener entkleidete mich, indem er aus dem Mantelſack meine Uniform hervorſuchte; denn ich wollte in dieſem ſeltſamen Hauſe anſtändig erſcheinen. Derſelbe alte Diener, ich glaube, er hieß Lempſchik, erſchien mit einem Knechte mit Holz und ließ dieſes in den Kamin werfen und anzünden. Als Lempſchick allein mit mir ſich befand, hub er zu fragen an: wo ich herkäme, was ich dort wollte, wohin ich ginge, ob ich bereits in dieſer Gegend geweſen ſei? Ich vergalt es ihm durch Gegenfragen, und da erfuhr ich, daß mein Wirth ein reicher Mann ſei, der hier in der Zurückgezogenheit lebe mit einem Freunde und mit ſeiner Frau. Alle drei ſonderbare Menſchen.

Du wirſt ſie ſehen, Herr, ſprach der Diener, ja Du wirſt geſtehen, daß ich nicht zu viel verſprochen habe. Aber das macht das Geheimniß.

Ein Geheimniß, fragte ich, und welches?

Ja, das darf ich nicht ſagen. Es iſt ein großes und wichtiges Geheimniß, das alle Drei zuſammenkettet, und ſie von der Welt losmacht. Nie iſt wohl auf der Welt ein wunderlicheres Paar geweſen, als unſer Herr und ſeine Dame, und zu dieſen wunderlichen Menſchen iſt der dritte, der Freund gekommen, der allerwunderlichſte. Es iſt mir ein Bedürfniß, Jemanden zu haben, dem ich Etwas mittheilen kann; denn die Stille und Einſamkeit hier im Hauſe iſt für jedes lebende Weſen gar zu drückend.

Er ſprach noch Einiges, und entfernte ſich dann. Mein Diener brachte die Uniform, ich zog ſie an, befeſtigte meine Orden daran, und als es elf Uhr ſchlug, war ich bereit, in das Geſellſchaftszimmer zu gehen, wo geſpeiſt werden ſollte. Denke Dir einen hohen, durch zwei Stockwerke gehenden Saal, auf das Alterthümlichſte aufgeputzt, mit Figuren aus Stuck, die von der Decke niederſchauten mit bleichen, beſtaubten Geſichtern, braungewordene Vergoldung, zwölf lange Fenſter, einander gegenüber haushohe Kamine, vor denen Figuren in Holzmoſaik gebildet waren und in einem Halbkreiſe auf dem Fußboden ſich ausbreiteten. Ein Teppich, und darauf die Tafel gedeckt, mit prächtigem, altmodigem Silber bedeckt, vier Plätze, doch meiner etwas abgeſondert von den übrigen dreien. Eine tiefe Stille herrſchte im Saal.

Vier Diener ſtellten ſich hinter den Stühlen auf: ſie waren ſämmtlich alt und in veraltete Livreen gekleidet. Jetzt öffnete ſich die hohe Flügelthür rechts, und ein Herr, eine Dame führend, trat ein. Der Herr, wie ſoll ich ihn Dir beſchreiben, war vollkommen wie aus dem Rahmen eines Ahnenbildes herabgeſtiegen. Steif, mit unbeweglichen Zügen, die Augen niedergeſchlagen, in der Uniform eines Regiments gekleidet, das jetzt nicht mehr exiſtirt. Eine hohe Perrücke in langen Scheitellocken beſchattete das bleiche, harte, ich möchte ſagen felſige Geſicht, dem unten eine zierlich gelegte Spitzenkrauſe als Schmuck diente. An ſeiner Seite die Dame, war eben ſo aus einer frühern Zeit zu uns herabgeſtiegen. Ihre Züge, nicht ſo hart und verſteinert, als die des Mannes, trugen Zeichen von ehemaliger Schönheit. Sie hatte ihre Fingerſpitzen ihrem Gefährten gegeben und ſchritt an ſeiner Seite eben ſo ſtumm, ſo niederſchauend, ſo ſteif wie der Mann. Das ſeltſame Paar ging auf die gegenüberliegende Thür zu, ohne mich einer Begrüßung zu würdigen. In dieſem Augenblicke öffnete ſich dieſe, und auf ihrer Schwelle erſchien ein Mann, der dem Paare ganz ähnlich war, nur mit etwas phantaſtiſcher Zuthat in der Kleidung. Er war dürr zum Erſchrecken, dennoch flatterte um ſein Haupt ebenfalls die Lockenperrücke, und um dieſe herum wand ſich ein Kranz von Roſen. Eine Binde von roſenrothem Atlas ſchmückte ſeine Bruſt und hing an den Hüften herab. Seine Blicke, die er mit beſcheidener Demuth auf jene zwei, ihn Begrüßenden richtete, glühten unter ſeinen dunkeln Brauen hervor, und ſeinen Mund umſpielte ein ſanftes und beſchämtes Lächeln. Mit affectirten Worten nahm er die Begrüßungen des Ehepaars an, die ſich tief vor ihm neigten, gab ſeine Rechte der Dame, ſeine Linke dem Herrn, und ſo geführt, nahten ſich alle Drei dem Tiſche, vor dem neue Verbeugungen ſtattfanden, ehe ſie ſich ſetzten. Meine Gegenwart bemerkt man jetzt auch, und ich wurde zuerſt von dem Ehepaar, und dann von dieſem dem bekränzten Ritter vorgeſtellt.

So ſehr ich auch durch die Erzählungen des Dieners auf etwas Beſonderes geſpannt war, ſo übertraf doch dieſer Anblick alles Erwarten. Ich mußte mich beſinnen, ob ich nicht träumte. Die Perſonen, die ich vor mir ſah, erſchienen mir wie ſeltſame Masken. Ich fragte mich: zu was dies Alles? Zu welchem Zweck dieſe Vermummung?

Unterdeſſen ging das wunderliche Abendeſſen ſeinen Gang fort. Lautlos kamen die Diener herbei, wechſelten die Teller, gaben neue und trugen die Schüſſeln umher. Der Roſenbekränzte ſaß zwiſchen dem Hausherrn und ſeiner Dame, die ſich gegen ihn wie gegen einen Fürſten benahmen.

Ich kann mir denken, wie Du Dich befunden haſt, rief Stephan. Du, luſtiger Burſche, unter dieſen Masken.

Hätt' ich nur irgend gewußt, um was es ſich handelte! rief Calixt. Aber ich wußte Nichts. Ich ſah nur das Seltſame und begriff nicht deſſen Zweck. Wer war dieſer alte, feierliche, roſenbekränzte Narr? Was hatte er gethan, daß die beiden Anderen ihn ſo ehrerbietig behandelten, und weshalb geſchah dieſe Zuſammenkunft? Fand ſie alle Tage ſo ſtatt, und war ſie heute ausnahmsweiſe? Lebte man immer ſo, ah, ſo war dies ja eine Tollheit!

Trotz dieſer Gedanken feierte mein Appetit nicht. Ich aß tüchtig, denn mich hatte die Fahrt hungrig gemacht. Die Dame ſchielte von Zeit zu Zeit auf mich und meinen Teller, und ſchien von Beiden nicht recht zu wiſſen, was ſie denken ſollte, während ich eben ſo wenig wußte, was ich von ihr denken ſollte. Die beiden Herren fragten mich Einiges; ſie ſchienen nicht ganz unbewandert mit den Ereigniſſen in der Welt, obwohl ich in manchen Dingen ihre eingeroſteten Begriffe berichtigen mußte. Als das Abendeſſen zu Ende ging, wurde Wein herbeigebracht, und dieſer in einen großen Humpen gegoſſen, der vor dem bekränzten Ritter ſtand; zwei niedrigere Becher ſtanden für das Ehepaar bereit, für mich nur ein Glas.

Plötzlich ſtanden die Beiden mir zur Seite auf, und ihre Gläſer erhebend, riefen ſie: Hoch lebe Adolar! Der Bekränzte dankte äußerſt verbindlich, indem er ſich links und rechts neigte: Adolar dankt Zephiſen, ſeiner Dame, und Romaniro, ſeinem Freunde. Hierauf umarmte er die Dame, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, indem er dabei einen tiefen Seufzer ausſtieß, und ſchüttelte dann Romaniro die Hand. Alsdann dankten alle Drei mit einem flüchtigen Gruße meiner Geſundheit, die ich auf das ſo innig verbundene Kleeblatt auszubringen den Muth hatte. Zephiſe ergriff ein Licht, Romaniro ebenfalls eines, und Beide geleiteten den beſcheidenen und ſittſamen Adolar wieder bis zur Schwelle ſeines Gemachs, gethan werden konnte, ſchien mir eines freien Mannes unwürdig. Mein alter Haß gegen diplomatiſche Ränke, ſie mochten mit noch ſo hochklingenden Namen verhüllt werden, erwachte in ſeiner ganzen Stärke, und ich war nahe daran nach Bamberg zurückzukehren. Aber die Wichtigkeit der Papiere, die ich in Händen hatte, entſchied, und ich machte mich auf den Weg. Mit Zurücklaſſung meines eigenen Wagens warf ich mich in den unſcheinbaren Anzug eines zur Meſſe reiſenden Kaufmanns, und Georg ſtellte meinen Handlungsgehülfen vor. Wir kamen ungehindert an die ſächſiſche Grenze. Ich erkannte jetzt, daß die Gerüchte falſch waren, die mir in Bamberg zu Ohren gekommen, von einem Einfall preußiſcher Truppen im ſächſiſchen Gebiet. Nach einer Nachtreiſe unter ſehr beſchwerlichen Umſtänden langte ich in der Frühe in Dresden an. Mit welchen Gefühlen ſah ich dieſe geliebte Stadt wieder! Es waren die erſten Morgenſtunden; ein wo er, ſich nochmals verbeugend, endlich verſchwand.

Die Mahlzeit war zu Ende, und ich wurde entlaſſen.

Den andern Morgen, wo ich früh abreiſte, ſah ich das ſeltſame Dreiblatt nicht wieder.

Eine Erklärung.

Die erſte Frage, die ich an meinen Onkel richtete, als ich ihm weitläufig von meinem Empfang beim Pan Gudowitſch und deſſen Antwort berichtet hatte, beſtand darin, daß ich um Auskunft über jene drei wunderlichen Menſchen bat.

Alſo Du haſt bei ihnen übernachtet? fragte mein Onkel.

Gewiß, entgegnete ich; in einem ganz beſonders guten Bette habe ich geſchlafen, ſo gut geſchlafen, daß ich, wenn Du Dir nur etwas Mühe geben willſt, mich leicht überreden laſſen werde, ich habe nur geträumt.

Geträumt haſt Du nicht, erwiderte der alte Graubart! doch könnte es ſein, daß Du etwas ſo Sonderbares erlebt haſt, daß Die, denen Du Dein Abenteuer erzählſt, mehr die phantaſtiſchen Ausſchmückungen eines Traumbildes, als etwas wirklich Erlebtes darin erkennen werden. Dieſes alte Paar, mit dem Liebhaber der Frau, war, als ich jung war, das ſind jetzt nun ſchon vierzig Jahre her, das beliebte Thema des Geſprächs in der Provinz. Jetzt iſt es bereits etwas in den Hintergrund getreten, und die heroiſche That des Amanten wird unſerer Jugend, wenn ſie zufällig davon ſprechen hört, eher zum Gegenſtand des Gelächters, als der Pietät. Wir finden Wunder was für eine Heldenthat darin, und ich weiß, daß es mehr als Einen gab, dem das Gelüſte beikam, dem Manne der Entſagung ſeinen Eulenſpiegelſtreich nachzuahmen.

Von welchem Streiche ſprichſt Du? fragte ich.

Vor allen Dingen, hub er an, mußt Du wiſſen, daß der, den ſie Romanero nannten, unſeres Kron-Landboten Stanislaus Gudomirski Bruder iſt, der Staroſt Anaſtas Gudomirski. Er bekleidete zur Zeit der Kaiſerin Anna einen Geſandtſchaftspoſten in Petersburg. Dort lernte er ſeine Gemahlin kennen, die Du geſehen haſt, welche zu ihrer Zeit für ein Wunder der Schönheit galt. Beide reich, jung, ſchön, galten ſie als das vollkommenſte Paar in der Reſidenz, ihre Tugend war gleichmäßig mit dem Preiſe ihrer Schönheit, ſo daß am verdorbenen Hofe der ruſſiſchen Zaaren kein geeigneteres Ideal des Eheglücks zu finden war, als in dieſen zwei tadelloſen Sterblichen.

Zu dieſen Zweien geſellte ſich alsbald ein Dritter, der junge Graf Petron Galensky, der mit beiden Eheleuten auf dem ehrerbietigſten, aber zugleich vertrauteſten Fuße lebte. Auch ihn haſt Du geſehen: unter dem Namen Adolar iſt er Dir bekannt geworden. Zähle funfzig Jahre zurück und Du wirſt begreifen, daß er damals anders ausſah, als er ſich jetzt zeigt, wo er nahe an ſiebzig ſein muß.

Bei allen öffentlichen Gelegenheiten ſah man dieſe Drei beiſammen. Immer gleich ſchön, gleich zärtlich, gleich tugendhaft. Wenn Anaſtas verhindert wurde zu erſcheinen, ſo führte Graf Petron die junge Gemahlin in die Oper und in die Conzerte. Fehlte ſie, ſo ſah man die beiden Freunde, auf's Innigſte verbunden, zuſammen erſcheinen. Nie vermochte es der Neid, nie die Scheelſucht, einen Flecken an dem tadelloſen Bunde der Drei aufzufinden. Sie waren und blieben ein Muſter für alle Die, welche der Tugend zuſtrebten, ein Verdruß für das Heer der Lüſtlinge an dieſem Hofe.

Nun geſchah es, daß Anaſtas eine bedeutende

Erbſchaft machte, bei welcher Gelegenheit es nöthig war, daß er ſelbſt kam, ſie zu heben. Er erbat ſich Urlaub und reiſte ab, indem er ſeine Geſchäfte dem Grafen, ſeinem Freunde, anvertraute. Noch mehr, er vertraute ihm auch ſeine Frau an, die in Petersburg zurückblieb. Es war Sommer, und ſie bezog einen Landſitz, nahe bei der Stadt. Graf Petron forderte, bevor Anaſtas abreiſte, ein Zwiegeſpräch mit ſeinem Freunde, und erhielt es. Als Beide ſich allein ſahen, fiel der Graf dem edlen, herrlichen Manne, der ihm ſo großes Zutrauen ſchenkte, um den Hals, vergoß Thränen und ſagte mit wankender Stimme: Anaſtas! weißt Du, was Du thuſt? Bis jetzt hat Deine Gegenwart mir beigeſtanden in der Bekämpfung meiner Wünſche, was ſoll nun werden, wenn Du fort biſt? Ueber dieſe Worte erſchreckt, blickte der Gefragte lange und forſchend dem Fragenden in's Auge. Wie? Petron, rief er, wie ſoll ich Deine Worte verſtehen? Du liebſt meine Frau? — Ich liebe ſie, entgegnete der junge Graf, und in ſeiner Stimme lag eben ſo viel Trauer wie Beklemmung. Des Grafen Benehmen, früher edel und frei, war jetzt ſchüchtern und beengt. — Um Gotteswillen! rief Anaſtas, was iſt Dir? Iſt Deine Liebe ſo groß, daß Du fürchteſt zu fallen?

Soll ich Dir mein Zutrauen, das felſenfeſt iſt, entziehen? Um Chriſti Blut willen ſprich! Reiße mich aus dieſer entſetzlichen Angſt.

Der Graf antwortete Nichts; er beugte ſich nieder und weinte.

Um der Gerechtigkeit Gottes willen, ſo hab' ich Dich noch nie geſehen.

Der Graf ſtand auf, und nachdem er ein paar Schritte geſchwankt, warf er ſich an die Bruſt ſeines Freundes und fiel dann in Ohnmacht.

Es wurde Hülfe herbeigerufen und der Erſchütterte wieder zum Gebrauch ſeiner Sinne gebracht. Die beiden Freunde waren wieder allein. Mein Anaſtas, hub der Graf mit ſcharfer Stimme an, indem er gleich einem Sterbenden mit gebrochenem Auge zu dem Freunde emporſah, wirſt Du mich verſtehen, wenn ich jetzt zu Dir ſpreche? Meine Worte werden anders klingen, als Du ſie von mir gewohnt warſt bis jetzt; aber die entſetzliche Stunde gebietet mir und das ewig fluchdrohende Verhängniß über meinem Haupte iſt zum Niederſtürzen und Zermalmen bereit.

So rede! rief der Geängſtete.

- Ich liebe Dein Weib, ſchluchzte der Gequälte, liebe ſie mit all' dem entſetzlichen Feuer, mit dem nur jemals eine verbrecheriſche Leidenſchaft gewüthet hat.

Petron! erwiderte Anaſtas, Du biſt ein Mann.

Ich weiß, was Du ſagen willſt; ich ſoll meine Leidenſchaft bekämpfen? rief der Weinende. Sicherlich! ich habe es bis jetzt gethan. Jetzt, da Du Dich entfernſt, fehlt mir der Muth, es ferner zu thun oder — Gott im Himmel — die Furien peitſchen mich ſo ſtark, daß ich willenlos in mein und Dein Verderben renne!

Was iſt zu thun? fragte Anaſtas und ſtand ſprachlos und vernichtet da.

Was zu thun iſt? rief der Gepeinigte, daß Du Deine Frau mitnimmſt! —

Das geht nicht; auch würde ich in dem Falle Dir einen Beweis meines Mißtrauens geben, den Du auf keine Weiſe verdient haſt. Sie bleibt und Du bewachſt ſie. Damit iſt die Sache entſchieden, und nun kein Wort weiter.

Anaſtas wankte zum Zimmer hinaus.

Es vergingen mehrere Wochen, bis der Tag der Abreiſe erſchien. Am Morgen des Tages erſchien Petron vor dem Freunde, ein Käſtchen in der Hand. Er war blaß, aber ſeine Stimme war feſt und entſchieden. Ich übernehme das Amt, das Dein Vertrauen mir zugetheilt hat, begann er, verlaß Dich darauf, daß Alles in beſter Ordnung geſchieht. Du läßt Deine Helene vollkommen ſicher zurück, in meiner Bewahrung wird ſie vor jedem Angriff auf ihre Tugend geſchützt ſein. Du kennſt meinen Muth; wehe Dem, der es wagt, ihr mit unehrerbietigem Antrage nahe zu treten.

Ich weiß es; deſſen bedarf es keiner Worte, entgegnete der Freund.

Den ſchlimmſten Feind ihrer Ruhe habe ich ſelbſt beſiegt! Der Ausdruck, mit dem er dieſe Worte ſprach, war ſo erhaben; es lag ſo viel männliche Seelengröße darin, und doch umhüllte eine Art Zauber die einfache Erklärung, daß Anaſtas unwillkürlich fragte: Wie meinſt Du das, mein edler Freund.

Ich habe gethan, was die Tugend mich lehrte, erwiderte der Gefragte mit einem eigenthümlichen ſchmerzhaften Ausdruck in ſeinem blaſſen Geſicht. Einmal für allemal hab ich den Quell des irdiſchen Glücks verſtopft, da ſein Aufbrauſen mir ſündlich zu werden drohte.

Noch immer verſteh' ich Dich nicht, ſagte Anaſtas.

Du ſollſt mich auch nicht verſtehen, rief der Graf; genug, Deine Ruhe, mein Frieden iſt hergeſtellt. Wenn im Laufe Deiner Reiſe irgendeinmal Dein Argwohn rege werden ſollte, durch die giftige Zunge der Verleumdung aufgeſtachelt, wenn Du jemals vergeſſen ſollteſt, daß ich Dein Freund bin, wenn Dein verblendeter Sinn einen Schatten auf das klare Engelsbild Deiner Helene werfen ſollte, alsdann handle nicht, ſondern ſchließe Dich in Deinem Zimmer ein und öffne dieſes Käſtchen; darin wirſt Du genügende Erklärungen Deiner Zweifel finden. Verſprich mir dies ſo zu thun, wie ich es Dir ſage.

Dieſes Käſtchen? rief der Freund; welchen Juwel haſt Du darin niedergelegt?

Es iſt ein Juwel, erwiderte der Gefragte; einſt mir anvertraut, gab ich es wieder Gott zurück, von dem ich es erhalten, da ich ſeinen Glanz zu ſchänden fürchte.

Du ſprichſt in Räthſeln.

Verſprich mir, was ich von Dir fordere, rief jetzt der Graf, den die äußerſte Schwäche anwandelte und der kaum mehr vermochte ſich zu halten. Der Freund verſprach es, und ſo trennten ſie ſich.

Anaſtas war in der Fremde, Petron blieb zurück. Man ſah ihn immer in der Geſellſchaft Helenens. Bei Hofe, in den Kreiſen der vornehmen Welt, an allen Vergnügungsörtern erſchienen ſie, und waren immer beiſammen. Ja, in der Einſamkeit ihres Hauſes gab es einen

Gang, der den Freund zu jeder Tageszeit zu der ſchönen Frau ſeines Freundes führte; er kam zu ihr, wenn ſie nicht ganz wohl war, er las ihr vor, er ſpielte und ſang mit ihr, ja ſogar während der Nachtzeit hatte man ſie beiſammen geſehen. Man wußte nicht, was man von dieſer großen Intimität denken ſollte, oder vielmehr man wußte es ſehr wohl, nur hütete man ſich es öffentlich auszuſprechen, da man den Zorn des Grafen fürchtete. Ein junger Mann, überzeugt wie ſo viele, daß die Gräfin ein leichtfertiger Charakter ſei, hatte ſich an ſie herangemacht und ging ihr mit auffallenden Zeichen des Einverſtändniſſes nach, doch ſo wie der Graf Etwas von dieſem Treiben erfuhr, ward ſogleich durch eine Herausforderung und einen Zweikampf dem Spiel ein Ende gemacht.

Aber die Verleumdung konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Durch dieſe und ähnliche Vorfälle aufgeregt, erging ſie ſich immer von Neuem in ſchamloſen Erklärungen einer Zärtlichkeit, wie ſie allerdings ungewöhnlich zwiſchen einem Manne und einem Weibe, das nicht das ſeinige war, ſtattfand. Den Grafen ließen alle dieſe Gerüchte kalt, ja, er ſuchte Etwas darin, die böſe Zunge der Welt herauszufordern, ihr Möglichſtes dichter Nebel füllte die Gaſſen, und wie unter einem Schleier erblickte ich die wohlbekannten Plätze und Häuſer. Mein alter Hausverwalter empfing mich unter Thränengüſſen, nachdem er lange alle Mittel angewendet hatte mir den Einzug in meine väterlichen Hallen zu verwehren, indem er mich in meiner Verkleidung nicht erkannte und nichts weniger erwartete als mich in Dresden zu ſehen. Ich eilte ſogleich vor das Bild meines Vaters, und indem ich vor dieſem theuren Denkmal meine Morgenandacht verrichtete, war wie durch einen Zauberſchlag jedes Gefühl der Unruhe und Unbehaglichkeit von mir genommen. Ich hatte jetzt den Muth einem Manne entgegenzutreten, den ich haßte, und deſſen Anblick ich während zehn Jahren ſo gefliſſentlich vermieden hatte. Ich ließ mich beim Grafen Brühl melden. Dieſer Miniſter, der damals grade auf dem höchſten Gipfel ſeines Glückes ſich befand, eine Stelle von der ihn die Ereigniſſe des bald zu thun. Dies blieb auch nicht aus. Die Gerüchte gewannen eine ſolche Stärke und wurden ſo frech erzählt, daß mehrere derſelben dem abweſenden Anaſtas zu Ohren kamen. Dieſer verſchmähte anfangs dem Gerede Glauben zu ſchenken; ſo feſt war das Vertrauen zu ſeinem Freunde, daß er ihn ſelbſt von den Klatſchereien in Kenntniß ſetzte, die über ihn umliefen. Petron antwortete darauf, er wüßte es. Aber die Erzählungen erreichten eine unglaubliche Höhe und zwangen zuletzt den Abweſenden, raſch wieder nach Petersburg heimzukehren, weil die große Begierde, ſich ſelbſt von dem Ungrund der Verleumdungen zu überzeugen, ihn nicht länger ruhen ließ. Er kam nach Hauſe, unangemeldet, er ſchlich ſich in das Zimmer ſeiner Gattin, und fand ſie, eng umſchloſſen von Petron's Armen, der die Leidende zu tröſten und über die lange Abweſenheit des Geliebten zu beruhigen ſuchte.

Dieſe Worte vernahm jedoch der Wüthende nicht. Den Degen ziehend, drang er auf Den ein, den er für den Verführer und für einen ſchändlichen Treuloſen hielt. Petron ſtand ihm kalt und beſonnen Rede, und das Ende des Zwiegeſprächs war eine Forderung. Helenens Thränen, die ſich ihrem Gatten zu Füßen warf, vermochten Nichts in ſeinem Entſchluß zu ändern.

Ganz Petersburg war geſpannt auf den Ausgang dieſes Zweikampfes, von dem man gehört hatte, ſo wie von der Rückkunft des angeblich betrogenen Gatten.

Was geſchah?

Am Tage des Zweikampfes erſcheint Anaſtas, und — fällt unter dem Ausbruch einer heftigen Rührung dem Freunde an die Bruſt und bittet ihn um Verzeihung. Er bittet ihn um Verzeihung; und was noch mehr iſt, er öffnet ſeine Bruſt, giebt dem beleidigten Freunde die Piſtole und bittet, ihn niederzuſchießen, weil er nicht werth ſei, länger zu leben, indem er den edelſten Freund, der je gelebt, auf ſo gröbliche und unerhörte Weiſe beleidigt habe. Graf Petron weicht zurück, er weiſt das Mordgewehr, das Jener ihm aufdrängt, zurück, und ſein erſtaunter Blick ſcheint zu fragen: weshalb dieſe Umwandlung jetzt?

Ich habe das Käſtchen geöffnet, ſtöhnte Anaſtas; ich habe deſſen Inhalt geſehen! O, Gott, was bin ich, daß ich einer ſolchen heroiſchen Selbſttödtung für würdig befunden werde?

Jetzt überzieht ſich Petron's Antlitz mit einer Gluth der Scham und der Verwirrung, die ſo heftig ſind, daß er beide Hände vor das Antlitz ſchlagen muß, um ſich den Umſtehenden zu verbergen. Vergieb, ſagte er zum Freunde, ich ſah kein anderes Mittel, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, mich ſchuldlos und Dein Vertrauen gerechtfertigt zu machen.

So endete der beabſichtigte Zweikampf, ohne daß Jemand erfuhr, was eigentlich geſchehen war, und warum der beleidigte Gatte noch ſeinen Beleidiger küßte und ihn um Verzeihung bat. Es war dies das Räthſel des Tages. Ein unverbrüchliches Stillſchweigen wurde beobachtet; nur daß viele Jahre ſpäter Anaſtas es doch nicht laſſen konnte, wohl im Gefühle des Triumphes, daß er der Gegenſtand einer ſo aufopfernden Freundſchaft war, Etwas verlauten zu laſſen von dem Kern des Räthſels, das ſo intereſſant war, daß er nicht verhindern konnte, daß es ſchnell die Runde machte unter allen Bekannten, und dieſes bewog die drei Theilnehmer an dem Geheimniß, ſich zurückzuziehen und in der Einſamkeit ihre ſeltſame und unverbrüchliche Freundſchaft fortzuſetzen. Du haſt ſie geſehen, mein Sohn. Sie verlebten gerade an dem Tage einen Gedächtnißtag ihres Bundes, und Adolar, Graf Petron, ſpielte dabei die Hauptrolle. Sie ſind mit ihrer verknöcherten und veralteten Anbetung der Nachbarſchaft, die von ihnen Kenntniß hat, zum Spotte geworden. Das ſollte nicht ſein, denn die That hat etwas Edles. Aber die Jugend iſt heutzutage zum Spott mehr als zur Bewunderung geneigt.

Mit dieſer Bemerkung ſchloß der Oheim ſeine Geſchichte.

Betrachtungen zweier junger Offiziere über Welt und Leben.

Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Beide, als die Geſchichte Calixt's zu Ende war, ein Wort ſprachen. Endlich unterbrach Stephan die Stille, indem er rief:

Weißt Du, was ich denke?

Nun?

Daß es doch nicht ſo ganz lächerlich oder abenteuerlich iſt.

Was?

Nun, was Petron, oder wie er hieß, that. Ich meine den Inhalt des Käſtchens. Könnte es irgend Etwas geben, was jeden Argwohn niederſchlug, ſo war es ohne Zweifel dieſes.

Aber ich bitte Dich! — Thorheit, offenbarer Wahnſinn war es.

Du haſt keinen Sinn für Freundſchaft.

Du beleidigſt mich, Stephan; ich keinen Sinn für Freundſchaft? Und das ſagſt Du, der Du doch von dem Gegentheil überzeugt ſein ſollteſt? Wahrlich, das iſt ſtark!

Werde nicht böſe. Ich meine, Dein Freundſchaftsgefühl iſt noch nicht auf dieſe Höhe getrieben, wo Du im Stande wäreſt, zu thun, was jener Adolar that.

Gott ſei Dank, nein, das iſt es auch nicht.

Aber das meine! Glaube mir, Calixt, ich wäre im Stande, daſſelbe für meinen Freund, für Dich zu thun!

Stephan! rief Calixt, und ſah den Sprechenden mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Bewunderung und Mitleid an. Stephan, laß mich das nicht zum zweiten Male hören! Es iſt ein entſetzliches Spiel, das Du ſpielſt, und wüßteſt Du, daß jedes Deiner leichtſinnigen Worte von einem Geiſte, der gegenwärtig iſt, aufgezeichnet wird, Du würdeſt ſchaudern und Dich ängſtlich mühen, ſie ungeſprochen zu machen. Wir ſind nur ſterbliche Geſchöpfe; das Entſetzen, den Wahnſinn ſollen wir aber nicht berühren, ſonſt kommt er über uns, und unſere Tage ſind die Beute des Ungeheuers.

Nun gieb Dich zufrieden; es fehlt noch die ſchöne Frau zwiſchen uns.

Wenn Nichts weiter fehlte, ſagte Calixt im vorwurfsvollen Tone, die könnte bald da ſein. —

Stephan ſah nachdenklich vor ſich hin.

Denke an Nadeſchda Paraskawia.

O die Närrin! rief der Freund, warum führſt Du die mir vor?

Du haſt doch mit ihr geſchwärmt! Wie Du ſie allein fandeſt auf dem Ritterſitz ihres alten Oheims, dem ſie die Wirthſchaft führte. Du warſt eben erſt entlaſſen aus der Schule, den Kopf noch voll von Ideen des einigen und großen Polenreichs, und ſie voll von Mädchen-Penſions-Feuer, eine zweite Libuſſa, Dir zur Seite ſtehend! Geſteh', es war Etwas dahinter. Deine Briefe von damals ließen mich dergleichen vermuthen.

Nichts als Jugendſcherz.

Dann Sophia Philoſophena, die zarte, ſchöngewachſene Dirne aus Warſchau, die dem Hofe unſeres Inſtituts gegenüber wohnte, zu der manches Blättchen, flüchtig gekritzelt und feurig erfühlt, hinüberwanderte? He, wie war es mit der?

Unſinn!

Recht ſo, das waren keine Frauen für meinen Stephan! rief Calixt; das waren keine Weiber, um die es ſich lohnte, einen treuen Burſchen, wie Deinen Calixt, aus dem Herzen zu ſtoßen. Es freut mich, daß Du zu dieſer Einſicht gekommen biſt.

Aber wie iſt es mit Dir? fragte der Freund.

Mit mir? Ich kenne keine Frau! rief Calixt eilig und beſtimmt.

So. Und wie weit kamſt Du mit der kleinen, hübſchen Franzöſin, die Geſellſchaftsdame bei Deiner Mutter war? Die plötzlich die Stadt und das Land verlaſſen mußte, man ſagte, eines jungen Mannes wegen, der in allzuvertraulicher Nähe ihr wohnte?

Schändliche Verleumdung! rief Calixt. Da ſiehſt Du, Stephan, wie die Tugend in dieſem Jammerthale verfolgt wird. Nicht ein Dutzend Worte hab' ich mit dem Mädchen gewechſelt.

O, man kann auch Liebe treiben ohne Worte.

Schändlich! Ganz unwürdig! Und daß Du das nachſprechen würdeſt, was eine ſinnloſe Menge verſpricht, hätte ich am wenigſten vermuthet.

Nun, nun, es war auch nur im Scherze geſprochen.

Ein ſchlechter Scherz.

Laß uns von etwas Anderem reden. Dieſer Einfall des alten Petron, ſich aus der Klemme zu ziehen, iſt übrigens nicht neu, ſondern vielmehr uralt.

Von wem ſprichſt Du? fragte Calixt noch immer unwillig und zerſtreut.

Von jenem Manne, der ſeinem Freunde zu Liebe, und weil er ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte, der Verſuchung zu widerſtehen, das Meſſer zu Hülfe nahm. Dieſer Mann hieß Kombab: er war der beſondere Vertraute eines Königs in Libyen. Ich lernte dieſes Faktum in der mythologiſchen Stunde.

Du weißt, daß ich die nicht mitmachte, ſagte Calixt, mein Vormund fürchtete für meine jugendliche Unbefangenheit, wenn ich all den mythologiſchen Skandal mit anhörte.

Ja, ganz recht, und ſtatt deſſen nahmſt Du Theil an der Tanzſtunde des Monſieur Jacquelin, wo junge Mädchen tanzen lernten, und nicht immer in Zucht und Ehrbarkeit.

Calixt lachte.

O die alte Welt, fuhr Stephan fort, hat Beiſpiele von Heroismus und von Kraftgefühl, wie ſie uns Neueren völlig fremd ſind. Solche Männer und Jünglinge, wie ſie damals lebten, ſolche ewige Freundſchaften, wie ſie ihre ſtarken und feſten Seelen damals ſchloſſen, das lernen wir jetzt nur aus Büchern. Schlimm, daß es ſo iſt. Der Grund davon liegt, glaub' ich, in der großen Selbſtſucht und Verweichlichung unſerer Zeit, und dann auch in unſerer frühen Bekanntſchaft mit den Weibern. Vor dem vierzigſten Jahre lernte ein Grieche die Frauen nicht kennen, ſondern war nur auf den Umgang mit ſeinem eigenen Geſchlechte beſchränkt. Deshalb wählte er Freunde, und dieſe blieben ihm nachher auch treu für's ganze Leben. So ſollte es überall ſein!

Und iſt es nicht auch jetzt ſo? fragte Calixt mit einem zärtlichen Blick.

Vielleicht, erwiderte Stephan, doch iſt es nicht ganz ſo.

Ja doch, was fehlt denn? rief der Freund, den Arm um den Nacken des ältern Jünglings ſchlingend. Sag', was fehlt zu unſerer Freundſchaft? Ich finde, es fehlt Nichts daran, und wenn wir zwei junge Griechen, zur Zeit ihrer ſchönſten Blüthe, wären, wir könnten es nicht anders treiben. Wir ſind ein Herz und eine Seele. O, mein Stephan, ich fühle mich zu Dir hingezogen mit allen Banden meines Geiſtes und Körpers. Ich wüßte nicht, was ich mehr liebte, als Dein freundliches Auge. Sei mir nur immer gut, ich werde dann immer glücklich ſein!

darauf ausbrechenden Krieges tief herabſtürzten, obgleich nicht ſo tief wie er es verdiente, empfing mich mit Höflichkeit und Güte. Ich übergab ihm meine Papiere und ſprach den Wunſch aus, Dresden ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen, nachdem ich wurde erfahren haben, ob der König mich ſehen wolle oder nicht. „Ich werde Seiner Majeſtät Ihre Ankunft melden,“ entgegnete der Graf; „allein ich zweifle, daß Sie zur Audienz gelangen, denn der König befindet ſich nicht wohl und ſieht Niemanden.“ Dieſe Antwort befremdete mich, denn ich hatte kurz vorher aus ſehr ſicherer Quelle erfahren, daß der König ſchon von meiner Ankunft wiſſe und mich ſehen wolle. Es vergingen zwei Tage und ich erhielt keine Aufforderung vor ihm zu erſcheinen. Der Miniſter überhäufte mich mit Artigkeiten, händigte mir am Abend des dritten Tages Papiere für den Grafen Dohna ein und ſagte mir, daß der König es gerne ſähe wenn ich unverzüglich wieder

Die Freunde ſchloſſen ſich in die Arme und küßten ſich zärtlich.

Dieſes Glas auf unſern Bund, rief Stephan, möge er nie getrennt werden!

Er wird es auch nie, entgegnete Calixt.

Der heilige Kombab beſchütze uns! rief Stephan, und nehme uns unter ſeine Getreuen auf.

Beide leerten ihre Gläſer.

Sie ſuchten jetzt ermüdet ihr Lager.

Sechs Jahre ſpäter.

Wir übergehen einen Zeitraum von Jahren und finden unſere beiden jungen Freunde, was ihren äußern Zuſtand betraf, bedeutend verändert. Stephan hatte den Abſchied genommen, war in den Civildienſt eingetreten und befand ſich in Warſchau im Miniſterium angeſtellt. Er hatte geheirathet und ſeine Frau war eine junge, ſchöne und lebhafte Dame aus den erſten Kreiſen der vornehmen Welt. Calixt diente fort, hatte ſchon eine ziemlich hohe Stellung im Militair erreicht und war, da die Garniſon ſich in Warſchau befand, faſt täglicher Genoſſe des verheiratheten Paares. Noch immer beſtand ihre Freundſchaft und zwar in dem Grade, daß es Sprüchwort in ihrem Kreiſe geworden war, wenn man ein Paar treuer Genoſſen und Freunde nennen wollte, man Stephan und Calixt nannte.

Der Garniſonsdienſt im Militair, die amtliche Laufbahn im Civildienſt haben etwas Einförmiges, immer Wiederkehrendes, ſo daß im Leben der Freunde wirklich Nichts vorfiel, was erwähnt zu werden verdiente; in dem innern Seelenleben ereignet ſich jedoch das des Aufzeichnens Werthe. Das innige Zuſammenleben der Drei, die Frau Stephan's mit eingerechnet, ward immer entſchiedener und ausgeprägter. Nie ſah man ſie einzeln irgendwo erſcheinen; war Stephan durch ſeine Dienſtgeſchäfte verhindert, ſo führte Calixt die junge Schöne in die Geſellſchaften, in's Theater, in die Concerte. Sehr auffällig war es, Stephan mit ſeiner Gemahlin allein erſcheinen zu ſehen, man fragte dann gleich, weshalb der Obriſt fehle, ob er Dienſtgeſchäfte habe, oder ob er verreiſt ſei? Stephan beantwortete lächelnd dieſe Fragen, ihm war es lieb, daß man den Obriſt für ſo unzertrennlich zu ihrer Geſellſchaft hielt.

An einem der traulichen Abende, die dieſe Drei zuſammen am Theetiſche verbrachten, wo Calixt gewöhnlich vorlas, kam folgendes Geſpräch zu Stande. Calixt war etwas ſpäter gekommen, als er gewohnt war. Pamela, ſo hieß die junge

Frau, hatte bereits mehrmals nach ihm ausgeſchaut, und als er jetzt kam, ging ihm Stephan freudig entgegen und rief: Der Herr Obriſt belieben ſehr dienſtwidrig die Stunde nicht einzuhalten, wir wollen ihn diesmal nicht beſtrafen, aber das nächſte Mal wird ihm eine ſchwere Ahndung nicht ausbleiben. Calixt machte lächelnd ſeine Entſchuldigung, küßte der ſchönen Frau die Hand und ließ ſich auf ſeinen gewohnten Platz nieder, indem er vom Freunde die Abendpfeife annahm, die dieſer, ſchon geſtopft, ſtets für ihn in Bereitſchaft hielt.

Schon neun Uhr! rief Pamela, ihre Arbeit zur Hand nehmend; wir müſſen jetzt raſch leſen, um das Buch zu Ende zu bringen. Calixt zog das Buch aus der Taſche.

Du hätteſt uns heute beinahe nicht gefunden, fing Stephan an, noch ganz ſpät kam eine Einladung zum neuen Geſandten, der hergekommen iſt. Aber Pamela war nicht wohl, und ſo haben wir abgeſagt.

Nicht wohl? fragte der Obriſt, mit einem theilnehmenden Blick die junge Frau muſternd.

Nichts als Schulkrankheit, erwiderte dieſe lachend. Ich gehe ſo ungern in große Geſellſchaft; ich fühle mich ſo wohl hier unter uns.

Ich danke für den gefälligen Ausſpruch, rief Stephan.

Ich weiß nicht, wie Du dazu kommſt, das artige Geſtändiß für Dich allein in Anſpruch zu nehmen, ich denke, ich habe eben ſo viel Theil daran! ſagte Calixt.

So tret' ich Dir meinen Antheil ab, nimm es ganz für Dich. Nicht wahr, Pamela, ſo hab' ich's recht gemacht?

Nicht ganz, erwiderte ſie, auf die holdſeligſte Art erröthend, Ihr müßt Euch Beide darein theilen.

So iſt's recht, entgegnete Calixt freudig. Das wahre Glück weiß ſich immer ſo zu vertheilen, daß ſich Niemand beeinträchtigt fühlt. Alſo der neue Geſandte iſt da? Wie wird man neugierig ſein, ihn ſich anzuſehen.

Fräulein Thereſe Valizewska iſt auch heute dort, ſagte die Dame des Hauſes, deshalb hat ſie meine Einladung, unſern Abend heute durch ihren Beſuch zu verſchönen, abgelehnt. Ich lud ſie eigentlich Ihretwegen ein, Herr Bathory.

Meinetwegen? fragte Calixt verwundert. Wie komme ich zu der Ehre?

Sie machen Thereſen die Cour; geſtehen Sie es nur.

Ich Thereſen? Ach, meine theure Freundin, das kann nur Ihr Scherz ſein!

So ſagt man in der Welt.

So ſagt man etwas recht Albernes. Ich habe im Ganzen Fräulein Valizewska nur ſechs bis ſieben Mal geſehen, und dann immer in Gegenwart ihrer alten häßlichen Tante, die mit Luchsaugen ihre Nichte bewacht. Sprich ſelbſt, Stephan, iſt's nicht ſo?

Wahrlich, ich hab' mich wenig darum bekümmert; ich weiß, wenn die Sache irgend Bedeutung hätte, Du es uns ſelbſt mittheilen würdeſt, ſagte der Angerufene. Aber nicht zu läugnen iſt, die Thereſe iſt ein hübſches Mädchen.

O und viel geiſtvoller als hübſch! ſetzte Pamela hinzu.

Das finden Sie, Pamela?

Gewiß, und die Geſellſchaft findet es ebenfalls. Sie müſſen ſich entſchließen, Bathory, einmal Ernſt zu machen: Sie müſſen ſich vermählen. Dieſe Thereſe wäre eine Frau für Sie.

Um Gotteswillen, nein!

Weshalb nicht?

Calixt faßte die Hand der Dame, küßte ſie und ſagte dann: Erlauben Sie, daß ich ſchweige. Ich will und kann keinen Grund meiner Weigerung angeben. Ich finde, daß ich glücklich bin, ſo wie ich jetzt lebe, und daß ich nur mit Unwillen an einen Zuſtand denken kann, wo es nicht mehr ſo wäre.

Sie ſind ein ſonderbarer Menſch! Was haben Sie denn bei uns?

Ich habe Sie und meinen Freund! Das iſt mehr, als ein Sterblicher von den Göttern erwarten und verlangen kann. Wenigſtens ich verlange nicht mehr.

Stephan reichte ihm die Hand, die er heftig drückte.

Ja, ſo iſt er, rief Stephan, ſo hab' ich ihn immer gekannt. Still, für ſich lebend, nicht viel ſprechend, aber innerlich träumend und grübelnd. Stets hab' ich geſagt: der Calixt wird entweder ein ſehr glücklicher Mann, oder er wird ſehr, ſehr unglücklich und elend. Eine gewöhnliche Natur iſt er nicht.

Eigentlich ſind ſolche Naturen gefährlich, ſagte Pamela nach einer Pauſe.

Gefährlich? rief der Geſcholtene, in wiefern?

Die reißen Einen mit in ihren Flammenkreis, und da kann man ſich verbrennen.

Fühlen Sie etwas davon? fragte Calixt.

Mir iſt es manchmal ſo. Ich rufe mir zu:

bleibe ihm fern; aber dann iſt Ihre freundliche Rede, Ihr Zutrauen erweckendes Lächeln wieder ſo unwiderſtehlich, daß jede Scheu verſchwindet, und man ſich, ehe man ſich's verſieht, dicht in Ihrer Nähe befindet.

Iſt es mit mir nicht eben ſo? fragte Stephan?

O, kein Gedanke daran, rief die junge Frau. Du biſt die Offenheit und Redlichkeit ſelbſt. Bei Dir, ruft uns der Geiſt zu, kann man ſicher wohnen und noch ſicherer Hütten bauen.

Iſt das nun ein Compliment oder iſt es keines? fragte der Mann lächelnd.

Ein Compliment, rief Calixt. Du hörſt es ja, Du biſt der Sichere, der, dem man gern und willig ſeine Zukunft anvertraut, ich bin der argwöhniſch Beobachtete, dem man nur vorſichtig und mit gehöriger Prüfung nahen darf. Wie kann man da nur zweifeln, wer der Begünſtigte iſt!

Schon recht, bemerkte Stephan, aber das Sichere und vertrauungsvoll Erwählte hat man bald zum Ueberdruß ſatt, während das Unbeſtändige, wie ein ſchönes Räthſel, immer von Neuem uns lockt und anzieht.

Laß uns zu unſerem Buche zurückkehren! rief Pamela.

Man las, aber man hörte nicht recht zu.

Jedermann von der kleinen Gruppe hatte ſeine Gedanken für ſich. Das Abendeſſen ging eben ſo zerſtreut vor ſich, und zum erſten Male trennte ſich der kleine Kreis, mit ſich ſelbſt unzufrieden. Calixt legte ſich zu Bette, aber er konnte den Schlaf nicht finden; ſeine Gedanken waren mit Pamela ſo beſchäftigt, er konnte nicht läugnen, daß ſie ihn ganz beſchäftigte und ſeine Seele gänzlich einnahm. Er rief ſich endlich zu, indem er vom Lager aufſprang: Ich liebe ſie, ich liebe ſie und keine Andere! Gott ſteh' meiner Seele bei!

Eine wichtige Nachricht. Die beiden Freunde trennen ſich.

S.61? Den andern Morgen nach der Nacht, wo Ignaz über den Zuſtand ſeines Herzens Gewißheit erhalten hatte, trat ſein Freund an ſein Bett und ſagte: Eine wichtige Nachricht iſt gekommen: wir müſſen uns trennen, Ignaz. Ich reiſe nach Petersburg, Du bleibſt hier bei meiner Frau als Wache und als ihr Schutz.

Sprichſt Du im Ernſt, fragte der erſchreckte Freund geſpannt.

Im allervollkommenſten Ernſt, war die Antwort; die Entſcheidung iſt heute Nacht gekommen. Heute theilte ſie mir der Miniſter mit. Es iſt Nichts dagegen zu machen. Sie haben mich als den Paſſendſten gefunden, um mit dem kaiſerlichen an meinen Poſten ginge, ohne länger abzuwarten, bis ſein gebeſſerter Zuſtand ihm geſtatte mich zu ſehen. Ich konnte kaum meinen Verdruß verbergen. Ich liebte Friedrich Auguſt, ich betrachtete ihn als den Sohn des Wohlthäters und erhabenen Freundes meines Vaters. Der Name den ich führte hatte an dieſem Hofe bis jetzt einen ſo guten Klang gehabt, und nun ſah der Enkel jener ſtolzen Grafen, die ihr Wappen mit fürſtlichen Zeichen ſchmücken durften, ſich von der Thüre des Pallaſtes gewieſen, ungefähr in der Weiſe wie man freche und namenloſe Zudringlinge von dem Sitz der Macht hinwegzuſcheuchen pflegt. Ich gedachte der Tage, die jetzt nicht mehr waren, und die Stadt und der Anblick ihrer Plätze und Straßen wurde mir zuwider. Einſam wandte ich meine Schritte von allen bekannten Erinnerungen hinweg und befand mich am Morgen des vierten Tages in den düſtern Baumgängen des Schloßgartens luſtwandelnd. Aber auch hier ver

Miniſter wegen unſerer vaterländiſchen Sache zu unterhandeln, und ich habe mich dem geſchenkten Vertrauen nicht entziehen wollen und auch nicht können. Ich bleibe übrigens nur etliche Monden fort, die vergehen bald.

Haſt Du Pamela ſchon geſprochen? fragte Ignaz.

Was kann ein Weib dazu oder dagegen thun? Sie weiß es, und iſt damit zufrieden.

Mit dem zufrieden, daß ſie unter meinem Schutz zurückbleibt? fragte Ignaz, außerordentlich neugierig.

Gewiß iſt ſie das, oder ſie wäre nicht meine Frau, lautete die Antwort des Mannes. Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, in dem Ignaz unruhig und verzweifelt zurückblieb. Er kleidete ſich an, ſchritt unruhig auf und ab, und kam zu keinem Entſchluſſe. Sollte er ſie jetzt aufſuchen, ihr die Lage ſeines Herzens verkünden? Oder ſollte er ſie überraſchen, wenn der Mann fort war? Er erſchrak vor dem Gedanken, wie ſie ihn empfangen würde, und doch mußte es gewagt ſein. Er ging zu ihr, und fand ſie bei der Arbeit. Sie ließ die Stickerei in den Schooß ſinken, und ihr großes dunkles Auge ſah den Geliebten mit einer Art Vorwurf, aber auch mit einer Frage an.

Er ließ ſich zu ihr nieder, küßte ihre Hand und ſagte: Bald, theure Pamela, wird uns Nichts mehr trennen. Wir werden ganz einander gehören. Wie verſtehſt Du das? fragte ſie. Dein Mann verreiſet, erwiderte er, und läßt Dich mir allein zurück. Und was weiter? fragte ſie unbefangen. Würde er dies thun, wenn er nicht das ſtärkſte Vertrauen zu Dir hätte? Und er ſoll es auch nicht umſonſt haben, entgegnete Ignaz. Wir wollen uns trennen, Pamela; das iſt das einzige Mittel, um rein und ſchuldlos zu bleiben, zugleich das in uns geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Sie blickte ihn von der Seite an, und nach einer Pauſe fragte ſie wieder: Und wohin willſt Du gehen? In die weite Welt, ſagte er; weiß ich es doch ſelbſt nicht, wohin; nur recht weit weg von Dir! Und das nennſt Du mich behüten? rief ſie; da ſoll ich wohl unter Deinem Schutze ſicher ſtehen?

Bei dieſen Worten lächelte ſie, und der Muth Ignazens war gebrochen. Er fühlte das Lächerliche dieſes Entſchluſſes, und ſein Herz war entſchloſſener als je, ſich nicht von der Geliebten zu trennen. Vergieb nur, ſagte er ſtotternd, ich wollte nicht gehen, ich wollte nur — ja, was wollte ich eigentlich? Mir Unruhe und Kummer machen, das wollteſt Du! rief ſie lebhaft. Gieb doch derlei Gedanken völlig auf. Bleibe bei mir und lehre mich ausharren mit Geduld, bis mein Mann wiederkommt. Sieh', wir wollen den Tag eintheilen; es ſoll keine einzige müſſige Stunde dabei ſein. Den Morgen gehſt Du Deinen Geſchäften nach, und ich den meinigen im Haushalt. Dann kommen wir Mittag zuſammen; da giebt es Allerlei zu erzählen; und wenn es Nichts zu erzählen giebt, ſo ſind wir doch beiſammen. Dann kommt ein Stündchen vor, wo Jedes ſeiner Wege geht; ich promenire im Garten, Du beſteigſt Dein Pferd und reiteſt etwas aus. Den Abend führt uns die trauliche Lampe wieder zuſammen: wir leſen Etwas, oder wir plaudern; auch von meinem Manne kommen Briefe an, dieſe leſen wir gemeinſchaftlich. So kommt der ſpäte Abend heran, und für die Nacht trennen wir uns.

Trennen wir uns? wiederholte Ignaz mit bebender Stimme. Es könnte ſein, daß dann mein Amt erſt recht anginge. Die langen Stunden der Nacht Dich allein zu laſſen, könnte gefährlich ſein.

Aber Ignaz! Was ſoll das? rief Pamela.

Sicherlich! Es iſt meine Meinung. In der Nacht iſt ein Wächter am Nöthigſten. Liebſte Pamela, laß uns an dieſe Dinge nicht denken, wenigſtens nicht mit ſolcher Umſtändlichkeit. Es wird ſich Alles von ſelbſt geben, oder es giebt ſich nicht; alsdann hilſt doch das vorher Gedachte und Zurechtgelegte zu Nichts. Die Sache iſt die: wir müſſen mit einander leben, und zwar ſo leben, daß uns kein Vorwurf trifft. Iſt das nicht auch Deine Meinung?

Gewiß iſt ſie es. So ſage mir, wie Du das einrichten willſt, damit der Zweck erreicht werde.

Ich habe Dir ſchon geſagt, Geliebte, daß ich hierüber Nichts beſtimme, aus Furcht, daß eine Beſtimmung uns zu ihrer Uebertretung anreizt.

Wie ſchade! und ich hatte mir meinen Plan ſchon ſo hübſch ausgedacht.

Bis auf die Nacht, die Du unberückſichtigt gelaſſen haſt.

Mein Gott, was kann denn in der Nacht geſchehen? Räuber und Diebe haben wir doch nicht zu befürchten.

Ignaz mußte lächeln bei dieſer Furchtſamkeit ſeiner Geliebten. Räuber und Diebe allerdings nicht, erwiderte er, wenn wir nicht auf den Einfall geriethen, uns ſelbſt einander zu beſtehlen; ich zum Beiſpiel Dich!

Wie wollteſt Du das anfangen?

Sehr erklärlich, Pamela. Doch laß uns davon ſchweigen! Die Erklärung könnte uns zu weit führen.

Nein, nein; ich dringe auf die Erklärung.

Nun gut, antwortete er, indem er ſie heftig umarmte und ihr einen Kuß raubte. Iſt das nicht ſchon ein Diebſtahl?

Pamela war erſchrocken, ſie drängte ſich aus der Umarmung des Geliebten los und ſagte endlich: Allerdings iſt das einer, denn meine Küſſe ſind nicht Dein Eigenthum. Aber das haſt Du nicht gemeint?

So hab' ich's gemeint, erwiderte er lachend; und ein Dieb, wenn er einmal den Muth hat, geht noch weiter: er bleibt nicht bei dem Kuſſe ſtehen. Siehſt Du nun, welche Gefahren die Nacht bringt.

Dann werde ich mir für die Nacht eine beſondere Wächterin anſchaffen. Ich werde ein Kammermädchen citiren, daß es die Nacht in meinem Bette bei mir ſchlafe. Iſt's ſo nicht?

Gewiß; doch ſolche Mädchen haben oft einen ſehr feſten Schlaf, und ein Kuß braucht nicht ſo ſehr geräuſchvoll gegeben zu werden.

Ich werde ſchon dafür ſorgen, daß dabei Lärm entſteht! rief Pamela muthvoll. O, eine Frau kann viel für ihre Tugend thun! Gieb Dich zufrieden, Ignaz, ſo leicht ſollſt Du nicht geſiegt haben. Nur denke nicht an's Fortgehen: dadurch erfüllen wir unſere Aufgabe nicht. Nun, worauf ſinnſt Du? Was haſt Du jetzt, Geliebter?

Ich denke an Etwas, was ich ausführen will, was uns mit einem Male und auf das Sicherſte ſchützt. Laß mich gehen, ich muß Stephan ſprechen, ehe er abreiſet.

Was willſt Du thun? Nur nichts Gewaltſames!

Gewaltſames? wiederholte er mit ſeltſamem Lächeln, ja, wahrhaftig, gewaltſam iſt das, was ich beabſichtige. Es iſt das Allergewaltſamſte, was ein Menſch ſich anthun kann; aber es iſt auch ein glänzender Beweis von Treue, und dieſe darf ein Mann wie Stephan nur von mir fordern. Leb' wohl, Du ſiehſt mich bald wieder. Er erhob ſich, ſchloß ſie in ſeine Arme und drückte noch einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. O Pamela, rief er dabei, wird der Kuß, den ich Dir ſpäter gebe, noch dieſe Wärme, dieſe Entſchiedenheit haben, als er ſie jetzt noch hat? O Gott, wir armen Menſchen ſind doch elende, erbärmliche Geſchöpfe!

Er ging traurig fort, Palema ſah ihm lange nach, dann ſtieg ein Seufzer aus ihrer Bruſt und machte dem gepreßten Herzen Luft; ſie lief dem Forteilenden nach, umſchlang ihn mit ihren Armen und rief: Ignaz! bei Deiner Liebe, bei Deiner Ehre ſchwöre mir zu, daß Du Nichts gegen Dich ſelbſt vollführen willſt, dies wäre mein Tod. Er hielt ſie lange wie vor ſich träumend in ſeinen Armen, dann ſagte er: Du willſt es, es ſoll nicht geſchehen; dann mußt Du mir aber auch volle Freiheit gewähren!

Alles, was Du willſt! rief ſie begeiſtert; nur bewahre Dich für mich völlig unangetaſtet und unverſehrt! Ich könnte nicht leben, wenn ich Dich anders, als Du jetzt vor mir ſtehſt, wiederſähe.

Pamela, himmliſches Weib, Du liebſt mich! rief Ignaz. Nun iſt Alles gut. Er ging raſch fort. Sie wußte nicht, was ſie zu dieſem plötzlichen Entſchluſſe ſagen ſollte, und blieb ungewiß zurück. Indeſſen betrat Ignaz ſein Zimmer. Hier ſtand, ſchon ſeit einigen Tagen, ein Käſtchen bereit, dies öffnete er, verſchloß es wieder ſorgſam, nahm es alsdann unter den Arm und ging damit zu dem Freunde. Er fand ihn auf ſeinem Zimmer, mit Einpacken beſchäftigt. Stephan! rief er, haſt Du einen Augenblick Zeit für mich?

Mehr als einen Augenblick, war die Antwort, was treibt Dich zu mir? Was willſt Du von mir, mein Freund?

Nur die Aufmerkſamkeit, denn das, was ich Dir zu ſagen habe, iſt etwas Wichtiges, für Dich und für mich wichtig.

Nun?

Hier dieſes Käſtchen! ich übergebe es Dir, bewahre es wohl, und wenn Dir einmal das Gelüſte kommt, an der Treue Deines Freundes zu zweifeln, ſo öffne es und überzeuge Dich von Deinem Irrthume.

Stephan trat einen Schritt zurück vor Schrecken und Staunen. Was iſt das? fragte er ernſthaft. Doch nicht eine Wiederholung der einſt mir erzählten Geſchichte?

Du haſt es errathen. Es iſt das einzige Mittel, das ich finden konnte, bei der großen Verantwortung, die Du mir auferlegt haſt, denn Du mußt wiſſen, ich liebe.

Um Gotteswillen, wen? Doch nicht Pamela?

Du weißt es; jetzt kannſt Du ruhig ſein. Es iſt, als wenn Du ein Weib bei dem andern ließeſt. Nichts iſt zu befürchten.

Schrecklich! Welch' eine entſetzliche That. Ich kann es noch immer nicht glauben, daß ein Mann ſo unſinnig handeln kann.

Nenne mich nicht mehr Mann. Ich war es noch vor einer Stunde. So handelt die wahre Freundſchaft!

Hätte ich das ahnen können! rief der unglückliche Stephan, ich hätte —

Und was hätteſt Du? fragte der Freund, Deinen Freund zu Deiner Frau geführt und wäreſt Zeuge geweſen, wie Du, mich ſelbſt erniedrigend, Deine Frau und mich beſchimpft hätteſt.

O, nein, nein; aber ich hätte; ja was hätte ich? Mein Gehirn fängt an zu faſeln. Ich hätte Dich, ich hätte ſie gebeten, die Heiligen zu ihrem, zu Deinem Schutze wach zu rufen.

O Stephan, vor dem empörten Wallen des Blutes rettet kein Gebot und keine Fürſprache der Heiligen.

Genug, es iſt geſchehen. Nimm dieſes unglückliche Käſtchen, verwahre es gut, laß es Niemandem ſehen und reiſe glücklich ab, in vollem Frieden und in der größten Ruhe, die man ſich nur wünſchen kann.

Stephan ſaß wie betäubt da, er hielt das Käſtchen noch immer in ſeiner Hand. O Ignaz, rief er, dieſes Zeichen der Freundſchaft, das Du mir gegeben haſt, iſt ungeheuer; wie ſoll ich's

Dir vergelten. Kein einfacher Oreſt kann es, es iſt das Opfer eines ganzen Lebens!

Gut, .wenn Du es dafür anſiehſt. Jetzt laß uns davon ſchweigen, ſonſt könnte es uns zu weich für die Stunde des Abſchieds machen, lebe wohl, theurer Freund! reiſe glücklich, komm froh und heiter wieder heim! Er ſchloß ihn in ſeine Arme, und unter herzlichen Küſſen ſchieden die Freunde von einander.

Sieh hier meinen Freund, Pamela, ſagte Stephan zu ſeiner Frau, als er von ihr Abſchied nahm. Ihr bleibt jetzt Beide allein. Seid gut miteinander, ich wünſche das, und Du wirſt meinen Willen erfüllen, theures Weib, wenn Du dieſen meinen Freund ganz und völlig als mich ſelbſt betrachteſt, ihm Nichts verſagſt, was er fordern könnte, ja ihm, wenn er es wünſcht, ſtets Deine Geſellſchaft leihſt, ſelbſt bei Nacht. Ich werde es gern ſehen, und es wird mir Vergnügen machen, wenn Du ihn als Deinen Mann betrachteſt. Haſt Du mich verſtanden?

Pamela verſicherte, daß dies der Fall ſei, und Stephan ſchloß ſie in die Arme. Lebt Beide wohl, ſagte der Abreiſende noch zu guter Letzt; in ein paar Monden hoffe ich wieder bei Euch zu ſein.

folgte ich die Vergangenheit. Ich gedachte der Feſte, der Pracht, des Frohſinns, des allgemeinen Glückes unter der Regierung des edelmüthigen Auguſt's. Hier waren dieſe glänzenden Freuden gefeiert worden, unter dieſen Bäumen, die jetzt einſam ihre düſtern Schatten verbreiteten, ſchwang ſich der bunte Reihen der Luſt in immer neu wechſelnden Maskenzügen; in dieſen ſtillen Baumgängen klang der muntre Schall der Flöten und Caſtagnetten. Jetzt war alles ſtille. Die Eingänge wurden von den Wachen und den Spionen des Miniſters gehütet. Ein ergrauter Gardiſt wollte mir den Eintritt ſtreitig machen, doch mich erkennend wich er ehrerbietig zur Seite.

Als ich einige Schritte gethan, ward ich einen Mann anſichtig, der ſich bei meiner Annäherung ſchnell von der Bank erhob und mir ein Zeichen machte, als wollte er, daß ich mich entfernte. Ich ſtand wie erſtarrt; ich erkannte den Mann: es war der König. Mein Gefühl riß mich fort;

Die Klatſchereien fangen an zu keimen, aber ſie finden keinen Boden, auf dem ſie Wurzel ſchlagen können.

Es war faſt kein Haus in Warſchau, um das ſich die öffentliche Zunge mehr kümmerte, als das des Regierungsraths Stephan, der eine junge Frau verließ und dieſe einem jungen Manne, der bekannt war für einen Damenjäger, überließ, unbekümmert um den Ruf derſelben. Es wurden tauſend ärgerliche Geſchichten von dieſen Beiden erzählt, und ob mit Recht oder Unrecht, es wurde behauptet, daß der junge Offizier daſelbſt ſein Quartier aufgeſchlagen habe und daß er dort ſtets weit ſicherer zu finden ſei, als in der Caſerne. Wahr iſt es, daß man ihn zu jeder Tageszeit dort ſah, und er war auch da, wenn Abends die Vorhänge niedergelaſſen wurden. Zwei aufmerkſame alte Frauen hatten ſich auf die Lauer gelegt, und dieſe ehrwürdigen Matronen behaupteten ſteif und feſt, ſie hätten den Obriſt auch Nachts das Haus nicht wieder verlaſſen ſehen. Eine Nachricht, die indeß noch nicht ſo ganz gewiß geglaubt wurde. Pamela that nur, was ihr Mann ihr befohlen hatte, ſie duldete, ja ſie wünſchte des Obriſten Geſellſchaft auch bei Nacht, und er war gern erbötig, ihr ſie zu leiſten, und blieb oft bis in den ſpäten Morgen. Die Nachricht der zwei alten Damen fand jetzt ihre Beſtätigung. Der Obriſt war auch Nachts der jungen Frau Geſellſchafter.

Dieſe unerhörte Thatſache verfehlte man nicht dem Manne zu melden. Von allen Seiten kamen Berichterſtatter, die ihn aus ſeiner Ruhe zu ſchrecken beabſichtigten, doch ſie fanden zu ihrer Verwunderung, daß dieſe Ruhe nicht zu erſchüttern war, ſelbſt nicht durch Geſchichten, wie ſie ſo arg und ſchwer noch nicht in Warſchau geweſen waren. Mein Weib iſt treu, pflegte der phlegmatiſche Ehemann zu erwidern. Auf Klatſchereien höre ich nicht. Auf dieſe Weiſe wies er alle Gerüchte von ſich, die an ihn kamen, bis man ihm zuletzt Nichts mehr erzählte, ſondern ſich begnügte, über ihn die Achſel zu zucken, lächelnd das Haupt zu ſchütteln und ihn für einen der vielen geduldigen Ehemänner zu erklären, deren es damals innerhalb der Hofgeſellſchaft in Petersburg ſehr viele gab. Dies ging ſo weit, daß endlich eine Scene ſich ereignete, die eine Art Oeffentlichkeit gewann, ſo daß Stephan hier das Wort ergreifen mußte. Es war folgende. Es hielt ſich damals in Petersburg ein Graf Lascagno auf, der aus Paris dahin gekommen war in Aufträgen ſeines Hofes. Er ſprach gerade mit der Kaiſerin und erwähnte des geſelligen Tones in Warſchau. Es war von der Zügelloſigkeit der Pariſer Frauen die Rede, und der Graf ſagte: So viel davon auch geſprochen wird, ſo glaube ich doch, daß es, was die öffentliche Sittenloſigkeit betrifft, in Paris nicht ſchlimmer iſt, als in anderen Städten. In Warſchau, hab' ich gefunden, lebt eine Frau ganz öffentlich und ungeſcheut mit einem Offizier und kümmert ſich nicht um die üble Nachrede, die rings in der Stadt wach wird. Die Kaiſerin, die dies hörte, ließ ſogleich den Mann jener Dame, der bei ihr bekannt war, zu ſich kommen und ſtellte ihn über das Betragen ſeiner Frau zur Rede. Der Graf hatte ſeine gewöhnliche Entſchuldigung, daß er nämlich einen Freund beſitze, auf deſſen Treue und Redlichkeit er unbedingt vertrauen könne, und daß er über alles Geſchwätz der Stadt vollkommen ruhig ſei. Unglücklicher Freund, ſagte er leiſe bei ſich, der Himmel ſoll mich bewahren, daß ich für Dich das werde, was dem armen Petron das Daſein verbittert, ihm faſt ſein Leben gekoſtet hätte. Ich weiß beſſer als er die große That, die Du geübt haſt, zu würdigen. Die Kaiſerin erſtaunte über dieſe Ruhe, da ſie aber Nichts in dieſer Sache thun konnte, gab ſie ſich zufrieden, indem ſie den Graf Lascagno aufforderte, über dieſe Geſchichte nicht weiter zu ſprechen. Der Graf hielt indeß dieſes Verſprechen nicht, er ſprach über dieſe ärgerliche Geſchichte nach wie vor und erreichte Nichts damit, als daß er den Grafen Stephan in ein paar Duelle verwickelte, die dem Rufe ſeiner leichtfertigen Frau nicht eben förderlich waren.

Auch in Warſchau bemühte man ſich das Abenteuer des Breitern auseinander zu dehnen. Bald hieß es, die ſchöne Pamela ſei das Muſter und Vorbild aller galanten Frauen. Die Mädchen und Weiber von beſchädigtem Rufe ſuchten ihre Bekanntſchaft, und das Haus wurde berühmt und geſucht. Um dem Dinge einen Mantel umzuhängen, ſprach man von einem Freundſchaftsbunde, den mehrere junge Frauen mit dem Obriſten geſchloſſen und der die vielſachen geheimen Zuſammenkünfte, welche dieſer gab, entſchuldigen ſollte.

Mittlerweile kam Stephan heim und erfuhr dieſe Veränderung in ſeinem Haushalt. Das Haus voll junger Frauen und Mädchen, die er früher nicht geſehen hatte und die ſich alle als Freunde des Offiziers ankündigten. Ihn ſelbſt traf er im Zimmer ſeiner Frau, eben beſchäftigt, ihr das Schnürleib zuzuſchnüren, das ſie zu tragen pflegte. Dieſe vertrauliche Beſchäftigung fiel dem Manne auf und er blieb in der Thür ſtehen, den Blick auf die Gruppe gerichtet. Er kam mit noch Jemandem, der ihn begleitete und der hier ausrief: Nun wahrlich, wenn Dich das nicht belehrt, ſo verdienſt Du ſo behandelt zu werden, wie jene Beiden Dich behandeln. Der Offizier, ſtatt ſeine Soldaten in der Caſerne zu exerciren, exercirt hier Deine Frau. Wie gefällt Dir das? Von dieſer Rede unangenehm berührt, ſagte Stephan ein paar ärgerliche Worte, doch ſogleich fiel ihm Pamela in die Rede, indem ſie rief: Wie, Du zürnſt? Haſt Du mir nicht ſelbſt den Rath gegeben, Deinen Freund wie meinen Mann zu behandeln? Welch ein Widerſpruch in Deinen Anſichten! Du biſt doch nicht eiferſüchtig? fragte Ignaz. Ich bin es nicht, allein der Welt wegen ſolltet ihr vorſichtiger ſein. Es wäre beſſer. Nicht Jeder weiß, noch kann es wiſſen, wie unſere Sachen ſtehen; darum bitte ich: Vorſicht!

Dieſe Bemerkung klang wie ein Vorwurf, und Ignaz war ganz bereit, ihn als ſolchen zu nehmen. Er antwortete darauf zornig, und Beide begaben ſich empfindlich und zürnend aus dem Zimmer. Aber Stephan hatten ſeine Worte ſchon leid gethan; das großartige Benehmen ſeines Freundes betrachtend, ſchien ihm alles Uebrige gleichgültig, und er mühte ſich nun, dieſen wieder gut zu ſtimmen. Er ſchloß ihn alſo in die Arme, und ihm jede beſchimpfende oder kränkende Rede von Herzen abbittend, erſuchte er ihn, ganz ſo zu ſein, wie er es wolle. Ignaz wurde durch die Reue des Freundes verſöhnt und umgeſtimmt, ſo daß er heiter lachte und ſie Beide Allerlei mit einander plauderten.

Die Valizewska iſt ja jetzt wieder hier, rief Stephan; was hat ſie hergeführt?

Das Mädchen iſt intereſſant, erwiderte Ignaz. Sie iſt die beſte Freundin Pamela's geworden, und ſo auch die meinige.

So, alſo auch die deinige. Wie viele Freundinnen ſchaffſt Du Dir denn an, Ignaz?

Kann ich's hindern, wenn ſie ſich zu mir hingezogen fühlt? rief der Geſcholtene. Sie wiſſen, daß ſie bei mir ſicher ſind. Ich habe nie einen Angriff auf ſie gemacht, das bringt ſie zu mir.

Ich wünſchte, ich könnte auch dieſe hübſchen Kinder zu meinen Freundinnen machen, ſagte Stephan.

Verſuch' es; aber ich zweifle, ob es Dir gelingen wird. Du haſt nicht das gewiſſe Geheimniß, das um meine Perſon ſchwebt.

Ich weiß wohl, ſagte Stephan, und das Geſpräch war abgebrochen.

Ignaz ging jetzt wieder zu Pamela, die ſich von ihm willig entkleiden und in's Bad führen ließ. Ignaz ſtand da und bewunderte die Schönheit der jungen Frau, die ſich ihm unverhüllt zeigte. Sie forderte ihn auf, ſich ebenfalls zu entkleiden. Er that es; zwei der ſchönſten Geſtalten, die es gab, ſtanden jetzt dicht neben einander.

Unbegreiſlich! rief Pamela, iſt es, daß Stephan ſich ſo täuſchen läßt. Er hat auch vollkommen recht, wenn er mir Vorwürſe macht, und ich finde ſelbſt den Muth nicht, mich zu entſchuldigen.

Entſchuldige Dich ganz dreiſt, rief ihr Ignaz zu. Sei verſichert, er wird Dir's immer glauben.

Aber woher dieſer ſeltſame Glaube? rief ſie.

Weil ich ihm einen Talisman gegeben habe.

So lange er dieſen bewahrt, hält er mich für unſchuldig, und ſähe er ſelbſt dieſe Scene mit an.

Einen Talisman? rief die Dame verwundert; was iſt das für ein Talisman?

Einer, der mir geblieben iſt, aber den er doch glaubt zu beſitzen. Höre die Erklärung des Räthſels. Er erzählte ihr in kurzen Worten die Geſchichte des Petron, und berichtete, daß er das Nämliche gethan, wenigſtens dies dem Stephan eingeredet habe.

So haſt Du Dich ihm als einen Verſtümmelten gewieſen? ſagte Pamela.

Ich fand kein anderes Mittel, ſeinen Argwohn und ſeine Eiferſucht, die ihn doch beſtändig gequält haben würden, zu beſchwichtigen. Ich log ihm vor, daß ich die ſchändliche Operation an mir verübt hätte, und ſo habe ich erreicht, daß ich vollkommen frei in Deinen Beſitz kommen konnte.

Du treuloſer, unedler Freund! rief Pamela mit ſanftem Schelten, und mich haſt Du zugleich berückt, daß ich Dir glaube und meinen Mann der unehrlichſten Abſicht bezüchtigte; denn ich glaubte, er wiſſe um Alles, und dulde es der Freundſchaft zu Dir wegen. Sind wir nicht Beide verdammlich?

Sie neigte ihr Haupt auf die nackte Schulter Ignazens und ihr Auge füllte ſich mit Thränen; doch er wußte dieſe ſchnell zu trocknen. Wozu jetzt Thränen? rief er. Jetzt iſt Alles zu ſpät. Jetzt ſind wir mitten drin im Vergehen; jetzt gilt es, die Frucht zu koſten, die wir einmal geraubt. Er küßte bei dieſen Worten ihre ſchöne nackte Bruſt. O Himmel! rief er entzückt, welch ein Thor wär' ich geweſen, hätte ich das wirklich ausgeführt, womit ich mich gerühmt; ich hätte dieſen göttlichen Augenblick nicht genießen können. Ich wäre Stock und Stein geweſen, wo ich jetzt ganz Flamme und Gefühl ſein möchte. Er umſchloß die ſchöne Geſtalt mit beiden Händen und hielt ſie vor ſich, um jeden einzelnen der herrlichen Reize zu betrachten. Nie war wohl ein Künſtler verliebter in ſein Modell, nie ſtrebte er mehr die ganze wundervolle Göttlichkeit der Form in ſich aufzunehmen. Sie ſtand erröthend vor ihm, ſenkte den Blick und ließ ihn auf ſeiner entblößten Schönheit ruhen. Da wurden ſie durch ein Geräuſch geſtört. Wer iſt es? fragte Pamela erſchreckt und aufgeſtört. Sie blickte durch ein Fenſter, das auf den Gang führte, und rief dann entſetzt: Er iſt es; geſchwind, was machen wir? Wir ſind verrathen; Du kannſt Dich nicht verſtecken; er wird Alles ſehen; Dein

Trugbild iſt vorüber. Er wird ſehen, daß Du ihn getäuſcht haſt. Nein! rief Ignaz aufſpringend, das ſoll er nicht ſehen. Komm, Geliebte, ſetze Dich gerade mir auf den Schooß, und bleibe ſo ſitzen, was auch geſchehen mag. Soll ich Dir nicht lieber ein Gewand geben? fragte ſie; doch er blieb bei ſeinem Willen, und Stephan trat in das Badegemach. Anfangs blieb er verwundert ſtehen beim Anblick der beiden Hüllenloſen, dann aber rief er lachend: das iſt ein ſchönes Bild! Doch geſchwind, Ignaz, kleide Dich an; es iſt Jemand da, der Dich ſprechen will, aus der Caſerne. Dieſe Nachricht machte nicht den Eindruck, auf den ſie berechnet war. Ignaz ließ ſich durch ſie durchaus nicht ſtören, ſondern behielt die Dame ſorglos auf ſeinem Schooße. Er kann warten, antwortete er, und ſpielte mit der Bruſt der Geliebten. Dieſer Anblick, noch mehr die ungewöhnliche Situation, beſchäftigte auch Stephan; er fing an, ſich zu entkleiden, und als dies geſchehen war, forderte er Ignaz auf, die Geliebte frei zu laſſen. Ignaz hörte dies, aber hatte nicht Luſt zu gehorchen; er ſah nämlich zwei Dinge kommen die ihm beide unangenehm waren: erſtens konnte Stephan, wenn er aufſtand, den wirklichen Zuſtand ſeines Körpers genau ſehen, und dann, wenn es ihm auch ich ſtürzte zu ſeinen Füßen und meine Thränen benetzten ſeine Hände. Er hob mich auf, drückte mir die Hand und ſagte mit unruhiger Stimme: „Mein theurer Graf, ſehr erfreut Sie zu ſehen. Man ſagte mir Sie wären hier und ich bin Ihnen böſe, daß Sie ſich nicht gemeldet haben.“

„Sire,“ rief ich, „mein einziges und glühendes Verlangen, ſeitdem ich Dresden betrat, war Ihnen meine Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit zu bezeugen.“ — Er blickte mich lange Zeit forſchend an und ſagte dann: „man hat mir nichts davon geſagt. Wie kamen Sie in den Garten?“

„Sire,“ rief ich mit einem düſter ſchmerzlichen Blick, „man hat mich abweiſen wollen, allein ich habe mir Platz gemacht, nicht ahnend welch ein Glück mir hier bevorſtände.“ — „Sie haben mich alſo nicht erkannt, nicht dieſen heimlichen Weg geſucht um mich zu ſprechen?“ — Dieſe Frage trieb das Blut in meine Wangen; ſie kam mir ſo kleinlich, eines Königs ſo unwürdig gelang, dies zu verhindern, war er gezwungen, eine Scene der ehelichen Zärtlichkeit mit anzuſehen, wie ſie ſeine Eiferſucht ihm ſchon vorgemalt hatte, und wie er ſie verhindern wollte, es koſte, was es wolle. Die Eiferſucht kämpfte hier gegen die Freundſchaft, und trug den Sieg davon. Aber die Ungeduld Stephan's war unbeſiegbar; er fiel Pamela in den Arm, und es entſpann ſich ein Kampf zwiſchen den beiden Freunden. Stephan ſiegte: er riß die ihm Angehörende gewaltſam vom Schooße des Freundes fort und ſank mit ihr auf ein Sopha nieder, das in der Ecke des Gemachs ſtand. Zum Glück fand Ignaz jetzt Zeit, ſich raſch anzukleiden und zu entfliehen, ehe die Liebenden Etwas von ſeinem Thun und Treiben gewahrten.

Er kam draußen auf den Vorſaal, wo der Mann ſtand, der ihn zu ſprechen verlangt hatte. Er fand einen bekannten Unteroffizier des Regiments daſelbſt, und beſprach mit ihm die Dinge, die man von ihm wiſſen wollte. Dann ging er wieder fort, und Ignaz ſchlich ſich abermals in die Badeſtube zurück, wo er folgendes Geſpräch mit anhörte. Alſo er iſt völlig fehlerfrei? Völlig, tönte die Antwort; Du kannſt keinen ſchönern, wohlgebildetern Menſchen ſehen, als er es iſt. — Schon gut; aber die Hauptſache fehlt ihm doch? geſteh' es, Pamela, diejenigen Theile, auf die ihr Frauenzimmer den größten Werth legt? Ich verſtehe Dich nicht, ſagte ſie ſtockend und erröthend; wenn ich Dir ſage, er iſt der vollkommenſte Mann, den ich je geſehen, iſt das nicht genügend? Sonderbar! rief Stephan. Wenn es wahr wäre; es wäre ſchändlich! Doch, ich kann mich ja ſogleich davon überzeugen, und ich will es thun. Er ſtand auf und verließ das Badegemach, als Ignaz eben wieder eintrat. Dieſer wußte nun, was geſchehen ſei, und ſchrieb den Verrath Pamelen zu, die ihrerſeits wieder behauptete, daß ſie dem Manne gegenüber nicht habe anders antworten können. Ignaz ging zu Stephan, den er in ſeinem Zimmer traf, wie er eben das bewußte Käſtchen geöffnet und es leer gefunden hatte.

Du haſt mich betrogen! ſchrie er. Ich bin auf's Schändlichſte hintergangen worden und das noch dazu von meinem beſten Freunde. Er wankte und ſtützte ſich auf einen Seſſel, Ignaz trat zu ihm und ſagte ihm leiſe: Vergieb mir! Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe! Höre mich ruhig an!

Du konnteſt nicht anders? wiederholte der Unglückliche. Mußteſt Du mir eine Heldenthat vorlügen, die Du keineswegs zu vollführen die

Abſicht hatteſt? Mußteſt Du, während ich alle Warnungen von mir abwies, im Arme meiner Frau ſchwelgen? Mußteſt Du das Alles? Schändlicher!

Still, kein Geräuſch gemacht! Ich bitte Dich um Alles, was Dir heilig iſt, laß die Sache jetzt ſo, wie ſie iſt. Nichts iſt mehr zu ändern. Im Gegentheil, wenn Du ſchweigſt, ſo läßt ſich für mich noch ein ganz artiges Spiel machen. Man iſt hinter die wahre Beſchaffenheit gekommen, und unter dem Vorwande, Freundſchaft für mich zu hegen, begaben ſich die anſtändigſten Frauen in ein Verhältniß mit mir. Schlägſt Du Lärm, kommt das Geheimniß an den Tag, ſo habe ich verſpielt, und ſie werden ſich Alle furchtbar an mir zu rächen ſuchen. Nun bitte ich Dich, ſchweige.

Stephan antwortete Nichts, ſondern wies ſtumm den einſtigen Freund von ſich. Eine ſolche Treuloſigkeit wäre ich nicht im Stande geweſen, gegen Dich zu begehen! war das Einzige, was er ſagte. Ignaz ſchlich ſich fort, im Buſen Vorwürfe, doch leicht ſchwanden dieſe hin, als er wieder vor Pamela erſchien. Ich habe ihm Alles bekannt und eingeſtanden! ſagte er zu dieſer.

Nun, und was ſagte er? fragte die Geliebte.

Nichts konnte er ſagen. Die Sache war ein=

mal geſchehen. Er war ſelbſt Schuld daran; weshalb glaubte er mir ſo unbedingt! Er mußte doch wiſſen, daß wir nicht mehr in dem ſchwärmeriſchen, abergläubiſchen Zeitalter lebten, wo ſo Etwas möglich war? Ich habe ihn gebeten, mein Geheimniß zu bewahren, und er hat es mir verſprochen. Wir können jetzt ruhig ſein.

Unmöglich, Ignaz, wenn er es weiß, kann ich nicht die Deine ſein! rief Pamela.

So, wie großmüthig! antwortete Ignaz. Alſo Du willſt, daß die Früchte meiner That Anderen zu Gute kommen ſollen?

Es wäre ja wahrhaftiger, offener Ehebruch, wenn ich anders handelte?

Wenn er aber ſelbſt Dich frei giebt?

Das wird er nicht.

Er wird es; er hat es ſchon gethan. Da Du mich bis jetzt getäuſcht und mich gezwungen haſt, alle Gerüchte und Warnungen in den Wind zu ſchlagen, ſo fahre fort, es fernerhin zu thun, ich werde ſchweigen, ſo ſagte er.

Wirklich? Nun dann vergieb, mein Geliebter. Sie umſchlang den noch immer Zürnenden mit ihren Armen, und er ließ ſich bewegen, den Verſöhnungskuß auf ihre Lippen zu drücken.

Das Freundſchafts-Inſtitut.

Niemand erfuhr, was vorgefallen war. Die beiden Liebenden machten ihre Sache nun vorſichtiger, ſo daß nicht die Welt ſo offen ſich einmiſchen konnte. Das Gerede dauerte noch eine Weile, als man aber ſah, daß derſelbe fortfuhr, ſich nicht darum zu kümmern, ſchlief es allgemach ein, und man ſprach Nichts mehr davon. Etwas war jedoch von dem Käſtchen und ſeinem muthmaßlichen Inhalt in's Publikum gedrungen, und dies begünſtigte wunderbar Ignazens Abſichten. Er ward von tugendhaften Frauen als derjenige Mann erkannt, dem man ſich ohne Gefahr nahen könnte, deſſen reine Abſichten ihnen nicht in den Weg traten, bei dem es keineswegs auf ein ſchmachvolles Verhältniß hinauslief, mit einem Worte, bei dem man ſich nicht compromittiren konnte. Wir laſſen unerwähnt, wie er dieſes Zutrauen benutzte. Zuletzt wurde ihm jedoch die große Menge der Frauen, die mit ihm in ein freundſchaftliches Verhältniß treten wollten, etwas unbequem. Es ſtand ihm nicht die Fülle der Kräfte zu Gebote, die hierzu erforderlich waren, und er dachte ſelbſt daran, die Zahl ſeiner Freundinnen etwas einzuſchränken, nur wußte er nicht, wie er dies anfangen ſollte, ohne ſein Geheimniß preiszugeben. Er verwünſchte tauſendmal ſeinen unglücklichen Einfall, mit dem er ſeinen Freund getäuſcht hatte, er verwünſchte deſſen Schweigſamkeit und wollte, daß durch ihn die Sache erklärt würde, aber vergebens! Immer neue ſchöne Frauen meldeten ſich, ſeine Freundinnen werden zu wollen, er mußte auf einige Zeit verreiſen, um Kräfte zu ſammeln, und kam er dann wieder zurück, ſo fand eine große Kälte in ſeinem Weſen ſtatt, ſo daß mehrere Freundinnen dadurch abgeſchreckt wurden; aber ſie fielen nicht von ihm ab, ſondern erneuten ihre Angriffe immer wieder, wenn er ſie auch mit Härte manchmal zurückgewieſen hatte. Das ganze Stadtviertel, wo er wohnte, hieß nur das Freundſchafts-Inſtitut, bis endlich ein Umſtand die ganze Sache zum Brechen brachte. Nämlich zwei der ſchönſten jungen Mädchen, die zu den intimſten Freundinnen Ignazens gehörten, wurden ſchwanger, und bekannten auf vielfältiges Forſchen von Seiten ihrer Verwandten ihn als den Uebelthäter. Jetzt war das ganze, feſte Freundſchaftsband aufgelöſt, und Furcht und Schrecken befiel die übrigen Freundinnen. Nichts half, was man auch dagegen thun mochte, wie man die alte Sicherheit und feſte Treue wieder einführen wollte. Ignaz ſah ſich gleichzeitig von allen ſeinen Freundinnen verlaſſen und von Jeder verabſcheut und gemieden.

Er tröſtete ſich jedoch bei dem Verlöſchen ſeines Sterns damit, daß er lange als Sultan über den größten Theil Warſchaus geherrſcht hatte, und daß er, worin ihm Niemand gleich kam von all' den Frauenverführern dieſer luxuriöſen Stadt, faſt alle ſchönen Frauen und Jungfrauen Warſchaus als ſichere Beute ſich zugeeignet, und daß dieſes Glück faſt ſieben bis acht Jahre gedauert hatte. Er verſchwand jetzt; es hieß, er ſei verreiſt, aber er war noch in der Stadt, lebte jedoch gänzlich abgeſchieden von ſeinen ſonſtigen Bekannten in einem kleinen Hauſe in der Vorſtadt. Das war das Ende des zweiten Kombab.

Schluß der Streitfrage, die den Anfang dieſer Erzählung bildet.

Es waren einige Wochen vergangen, nachdem ich obige Erzählung an jene Dame, mit der ich Anfangs im Streit geweſen, geſendet hatte. Ich wußte, ich konnte ſie ſprechen, und vielleicht wünſchte ſie dieſes auch; allein, aufrichtig geſtanden, ich fühlte nicht den Muth dazu, ihr wieder unter die Augen zu treten. Endlich mußte es doch geſchehen. Ich fand ſie in dem nämlichen Gartenhauſe; es war wiederum Abend und der Mond ſchien hell. Sie ſaß auf dem Stuhle, auf dem ich ſie verlaſſen hatte, als wir zum erſten Male dieſes Geſpräch führten.

Nun, mein Freund, rief ſie unbefangen mir entgegen, ſehe ich Sie auch einmal wieder!

Ich begrüßte ſie und näherte mich ihr befangen und verlegen.

Sie haben kein gutes Gewiſſen, ſo ſcheint es! ſagte ſie mit gerader offener Stimme. Was iſt Ihnen? Womit hab' ich Sie beleidigt, daß Sie ſo ſcheu und befangen vor mir ſich zurückziehen?

Sie mich beleidigt? rief ich entſetzt. O Gott, gerade umgekehrt.

Dieſe Antwort machte ſie nachdenkend. Sie ging in der Eile alle die Dinge durch, die zwiſchen uns vorgefallen. Da mußte ihr doch der Streit beifallen, den wir gehabt, und ſie kam auf die Antwort, die ich ihr gegeben, mithin auf die Blätter der Erzählung, die ich ihr geſandt. Ach! rief ſie, plötzlich wieder zu ſich kommend. Sie ſind furchtſam, daß Sie mich beleidigt haben. Ohne Zweifel geht das auf den Bericht, den Sie mir zugeſandt?

Ich neigte das Haupt, ohne irgend Etwas zu antworten.

Und da haben Sie allerdings recht, erwiderte ſie mit anmuthigem Lächeln, das über ihre Lippen glitt gerade in dem Moment, wo ich etwas ganz Anderes erwartet hatte. Ich ſetzte mich auf ihren Wink neben ſie und wartete geduldig, daß jetzt ein Urtheil aus ihrem Munde mich treffen werde.

Ihre Erzählung gründet ſich auf Thatſachen? fragte ſie.

So viel ich weiß, ja, erwiderte ich, indeſſen weiß man nicht — ich vollendete den Satz nicht, denn ich glaubte das Feuer eines ungewöhnlichen Zornes in ihr auflodern zu ſehen.

Wenn ſie wahr iſt, fuhr ſie fort, ohne mich vollenden zu laſſen, ſo iſt es eine ſchmutzige Thatſache, um die es ſich hier handelt. Die Freundſchaft weiß Ihnen dafür keinen Dank, denn ſowol die zwiſchen Männern, als die zwiſchen Mann und Frau, wird auf gleiche Weiſe hier beſchimpft und gebrochen.

Auch zwiſchen Männern? fragte ich verwundert.

Freilich, entgegnete ſie, oder wollen Sie Den Ihren Freund nennen, der eine ſo ernſte, großartige Sache, wie jenes berühmte Opfer aus dem Alterthume iſt, anwendet, um damit ſeinen Spaß zu treiben? Der ſeinen Freund, der ihm ganz vertraut, täuſcht und ſein Werk auch dann noch fortſetzt, als ſchon der Betrug offenbar iſt?

Ich führte Etwas über den Charakter der Polen an, daß in ihnen dieſe Doppelzüngigkeit läge und nicht ſo ſchlimm gedeutet werden müßte.

In keinem Charakter einer Nation der Welt kann dieſe That ihre Entſchuldigung finden, rief vor. Ich hatte Mühe eine bittre Antwort zurückzuhalten. Er bemerkte nicht ſo bald meinen gekränkten Stolz, als er mir nochmals die Hand drückte und mit dem ihm ganz eigenthümlichen Ausdruck von Gutmüthigkeit, ein Ausdruck der in dem von Hoheit und Glanz ſtrahlenden Antlitz ſeines Vaters fehlte, ſagte: „Ich kenne Sie ja; wir haben einen Theil unſrer Jugend zuſammen verlebt. Kommen Sie öfters zu mir. Auch die Königin wird Sie ſehen wollen.“

Nach dieſen Worten ging das Geſpräch auf die Zeitbegebenheiten über. Ich erſtaunte, den König völlig ohne Kenntniß der Dinge, die in ſeiner nächſten Umgebung vorfielen, zu ſehen. Er tappte mit ſeinen Bemerkungen dergeſtalt im Finſtern, daß ich meinen Ohren nicht glaubte trauen zu dürfen. Dabei fragte er ohne Unterlaß immer nach meiner Meinung, und als ich ihm dieſe mit gehöriger Vorſicht ſagte, nannte er mich einen Träumer, da er es doch eigentlich ſie ſtreng und gebieteriſch. Es iſt eine nichtswürdige Feigheit, um ſo nichtswürdiger, da ſie ſich als Mitſchuldige eine Frau ausgeſucht hat, die ſonſt eine rechtliche, tugendhafte Frau geblieben wäre, wenn ihr nicht dieſe ſchändliche Verführung ſo nahe getreten wäre. Ich fühlte bei dieſen Worten den ganzen Unwillen der Frau, mit der ich ſtritt, und ich wagte es nicht, ihr noch Etwas auf ihre Vorwürfe, die ich als gerecht erkannte, zu erwidern. Ich ſchwieg alſo ſtill, und dieſes Stillſchweigen nahm ſie ſichtlich als ein Zeichen, daß ich mein Unrecht einſähe.

Ich hoffe, hub ſie an, daß Sie Ihr Unrecht einſehen und daß Sie wünſchen, den Schluß Ihrer Erzählung umgeändert zu ſehen. Ich bin ganz dieſer Anſicht. Ich will nicht damit behaupten, daß ich wünſche, daß das Verhältniß Ignazens zu Pamela ſich auflöſe, aber er muß entweder die That, mit der er ſich ſo niederträchtig rühmt, wirklich vollführt haben und ſie dann ſeine Freundin ſein und bleiben, oder er muß ihr bekennen, daß er nicht ſich bezwingen kann und demzufolge ſie fliehen und ſie nicht mehr ſehen. So würde ich dieſe Geſchichte beendigen.

Alsdann würde die Hauptſache darin fortbleiben —

Welche iſt dieſe? fragte ſie.

Nun eben die Menge der Freundſchaften, die er gewann und die ihm alle zuflogen, weil ſie ſich bei einem Manne wußten, der Nichts als die Außenſeite eines Mannes hatte.

Eben dieſe Freundſchaften ſind mir am meiſten verhaßt! rief ſie beſtimmt aus. Was ſind dieſe Weiber anders als Buhlerinnen?

Ich wußte hierauf Nichts zu antworten und ſchwieg abermals ſtill.

Wie kann das Freundſchaft heißen? fuhr ſie lebhaft fort. So wie Eine das Nichtvorhandenſein des Geheimniſſes ausgekundſchaftet hatte, ſo mußte ſie augenblicklich eilen, es den Anderen zu wiſſen zu thun. Er hätte mit dem erſten Opfer, das ſeiner Falſchheit in's Netz ging, ſein Spiel geendet ſehen müſſen.

Das iſt es eben, was ich ſage, daß eine wahre Freundſchaft nicht möglich iſt zwiſchen Mann und Frau.

Sie hätten da eine andere Geſchichte wählen müſſen, antwortete ſie nach einer Pauſe, nachdem ſie mich betrachtet hatte und wahrſcheinlich Spuren der Verlegenheit auf meinem Antlitz bemerkte. Es giebt ja ſo viele Begebenheiten, wo eine Frau ſich einem Manne hingiebt, der doch dabei ihr

Vertrauen täuſcht, und ſich zurückzieht oder Forderungen macht, die ſie nicht erfüllen kann und will.

Alſo Sie ſind unzufrieden mit meiner Geſchichte?

Ganz und gar, erwiderte ſie.

Alsdann thut es mir leid, ſie Ihnen gegeben zu haben. Ich fand nur für nöthig, meine Anſicht auszuſprechen, ſelbſt in dem Fall —

Daß ſie mir mißfallen könnte? rief ſie.

Selbſt in dem Falle, erwiderte ich.

So haben Sie erreicht, was Sie beabſichtigten, antwortete ſie, indem ſie ſich plötzlich in ihren Shawl hüllte und ſchwieg.

Eine Weile noch blieb ich, weil ich hoffte, ſie durch meine Bitten zu erweichen; als ich aber ſah, daß dieſes unmöglich war, entfernte ich mich, indem ich mir ſelbſt das Verſprechen abnahm, nie wieder mit einer Frau über die Freundſchaft ſtreiten zu wollen.

Claudia.

1.

Vor dem Tempel des Aeskulap ſtellte ſich das Heer der Paraſiten und Hausſklaven der vornehmen römiſchen Patrizierin, der Livia Metella auf, um unter Anführung des Haushofmeiſters die übliche Feierhymne anzuſtimmen, die zum Zweck hatte, einen der vornehmen, müſſigen und übermüthigen Unterprieſter des Gottes aus den noch verſchloſſenen Thüren hervorzulocken, um ihn zur Annahme der Geſchenke und zur Anhörung des Anliegens der Geſandtſchaft zu bewegen. Die Stimmen der Sänger hatten ſich ſchon heiſer geſchrieen, die Beine der Tänzer waren erlahmt, die Geſänge der Paraſiten waren bereits an die letzten Verſe des langen Feſtgeſanges gelangt, und die Stirn des Haushofmeiſters nahm eine Falte nach der andern mehr auf dem glatten, ölgetränkten, haarloſen Schädel an, und noch wollte ſich die ſchwere Bronzethür mit dem Schlangenſtabe auf ihren Feldern nicht in den Angeln rühren. Endlich ließ ſich aus dem Seiteneingang ein ſchleppender Gang und eine hüſtelnde Stimme vernehmen, und mißmüthig in eine dicke wollene Toga gegen die Morgenkühle gehüllt erſchien der erwartete Prieſter und machte eine ſtumme Begrüßung gegen den Zug, indem er zugleich die Arme ausſtreckte, man wußte nicht, ob um die Gaben in Empfang zu nehmen, oder den Segensgruß des Gottes zu ertheilen.

Prieſter, Du läſſeſt mich lange warten, begann der gereizte Haushofmeiſter in einem herriſchen Tone; Du ſollteſt wiſſen, daß mich die reichſte und ſtolzeſte Dame Roms ſendet.

Vergieb, Lucillus — wir Beſchäftigte im Tempel haben viel zu thun.

Euren Bart mit der phrygiſchen Salbe zu ölen — murmelte der Beleidigte — ich weiß und kenne das. In meiner Jugend war ich Opferknabe und ſah und hörte Manches von Dem, was im Innern eines Tempels vorgeht, wenn Niemand darin iſt als der Gott und ſeine Prieſter.

Bringſt Du uns etwas Schönes und Gutes? flüſterte der Alte, indem er mit ſchmunzelndem Lächeln die verdeckten Handkörbe der Sklaven überzählte.

Wir kommen nie mit leeren Händen, erwiderte der Geſandte.

Jetzt begann der Geſang der Paraſiten von Neuem, und während dieſes ſchläfrigen und eintönigen Rhythmus packte der Prieſter mit einigen ſeiner Gehülfen die Geſchenke aus ihren Hüllen, und ſchien — ein ſeltener Fall bei einem Prieſter in dieſem Tempel, der von allen Vornehmen und Reichen der Hauptſtadt in Mode erklärt worden — überraſcht von dem Werthe und der Fülle der Gaben. Schweigt! rief er den Sängern zu — ſchweigt, damit ich reden kann. — Als auf dieſen Zuruf augenblicklich Stille eintrat, wandte er ſich zum Haushofmeiſter und ſagte: Was wünſcht Deine Gebieterin von unſerm Gott? Soll er ihr einen Kropf heilen, ſoll er ihr eine lahme Hüfte wieder in Stand bringen, oder die Röthe der Naſenſpitze vertreiben? Iſt Deine Herrin eine von den Kennerinnen und Freundinnen der Tafel und hat ſie ſich zu beſchweren, daß ihre Organe vor der Zeit müde und läſſig in der Verrichtung ihres Dienſtes geworden ſind? Iſt ſie ſo weit gekommen, keine Lamprete mehr verdauen zu können, wenn ſie mit dem würzigen Oel des Pontus Euxinus durchzogen iſt? Muß ſie die Pfauenfeder zu Hülfe nehmen, um raſch wieder von ſich zu geben, was ſie ſo eben in Fülle eingenommen hat? Oder iſt Deine Dame eine flinke Tänzerin geweſen und bedauert jetzt, daß ſie nicht mehr wie früher auf dem großen Zeh balanciren kann, wenn der verſammelte kaiſerliche Hof eines jener kleinen luxuriöſen Feſte giebt, bei denen die vornehmſten Frauen Roms eine Ehre darin ſuchen, die Künſte der Sklavinnen nachzuahmen. Verlangt ſie nun von unſerm Gott eine neue ſpannende Muskel im großen Zeh? Nun, ſo ſprich, mein kleiner Lucillus. Wie, oder ſang ſie, und kann jetzt nicht mehr ſingen? Was iſt's? Was will ſie? Womit können wir dienen?

Du läßt mich nicht zu Worte kommen, alter Schwätzer, murrte der Haushofmeiſter. Von jenen Uebeln iſt Livia Metella völlig frei. Sie iſt eine vollkommen geſunde und ſchöne Dame, und obgleich drei erwachſene Töchter ihr zur Seite ſtehen, erhebt ſie ſich ſtolz in der Mitte dieſer Knoſpen als eine noch prächtig ſchimmernde Blume. Juno hat ſie mit unſterblichem Reiz geſegnet, Pluto aber mit unerſchöpflichen Reichthümern.

Ah — wir erkennen es an! rief der Prieſter und bückte ſich tief.

Der Grund, fuhr der Sprecher fort, weshalb wir vor Deinem Gott erſcheinen, iſt, um ihn an=

ſelbſt war. Denn ſeine Politik war eine völlig erträumte. In einem Athemzuge ſprach er die ungereimteſten Dinge. Ich beobachtete während er ſo faſelte ſein Geſicht, und fand es über die Jahre hinaus gealtert. Es war ein Zug vom Schwäche und Unbedeutenheit darin, den ich früher im Antlitz des Jünglings nie hatte bemerken können. Ein Glöckchen, das aus dem Innern des Pallaſtes ertönte, machte unſerm Geſpräch ein Ende. Er ſagte, daß er mich ſprechen wolle und daß ich nicht abreiſen dürfe. Den Morgen darauf erhielt ich ein eigenhändig geſchriebenes Billet, in welchem er mich von meiner Zuſage entband und mich aufforderte abzureiſen, da er gehört ich hätte wichtige Geſchäfte dort. Ich achtete hierauf nicht ſondern folgte dem Befehl der Kurfürſtin, die mich dringend zu einer Unterredung zu ſich beſchied. Ich fand dieſe verehrte Fürſtin in einem gefährlichen Zuſtand der Aufregung. Ihre Unruhe ſprach aus jedem Wort, aus jeder Miene. Schw zuflehen, er ſoll uns zu einer Vergnügungsreiſe, die wir unternehmen wollen, gute und heilſame Witterung und Stärkung, um die Strapazen einer ſo langen Wanderſchaft zu ertragen, verleihen. —

Der Gott wird ſich ein Vergnügen daraus machen —; aber wo wollt Ihr denn eigentlich hin?

Nach Syrien, nach Kleinaſien, vielleicht auch nach Egypten.

Der Prieſter ſchüttelte das Haupt. Nach Egypten? wiederholte er. Hm! das wird jetzt Mode, ſeitdem unſere Heere ſo viel Mißgeſchick in dem Lande erleben, und ſeitdem die ſkandalöſen Anekdoten von Cleopatra und Antonius, den die Götter beſchützen mögen, von daher zu uns kommen.

O, wir ziehen nicht den ſkandalöſen Anekdoten nach. Meine Gebieterin reiſt, um ſich zu belehren.

Ich glaub' es. Nehmt Ihr viele Leute mit.

Nur hundert Sklaven, zwölf unſerer Paraſiten, ſechzehn Sänger aus der Capelle und einen griechiſchen und einen römiſchen Philoſophen. Wir wollen diesmal nur mit ganz kleinem Gefolge reiſen.

Ihr thut wohl daran, denn die Straßen ſind wieder ſicher; Dank ſei es unſerem erhabenen Kaiſer Auguſtus, dieſem Sohne der Götter! Aber was wollt Ihr in Syrien machen, in dieſem kleinen, erbärmlichen Galiläa, in der werthloſeſten Provinz, die wir beſitzen?

Der Haushofmeiſter nahm eine ſtolze Haltung an, indem er dem geſchwätzigen Prieſter auf dieſe Frage antwortete: Du mußt wiſſen, Diener des Aeskulap, daß Livia Metella in erſter Ehe mit einem Manne aus jener Gegend vermählt war. Er ſtarb und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, ſo wie ein bedeutendes Beſitzthum, das heißt bedeutend für die Provinz, für uns Römer kann nichts Auswärtiges von Bedeutung ſein; um dieſes zu wahren und zugleich um die verwaiſten Sproſſen eines frühern Bündniſſes wiederzuſehen, geht meine Gebieterin in jenes arme Land.

Aus dem Innern des Tempels erſcholl jetzt der langgedehnte Ton einer Tuba, und der Prieſter, ſich unwillig umwendend und einen flüchtigen Blick in die innere Halle werfend, ſagte: Der Umgang beginnt, ich muß fort. Lebe wohl, mein alter Knabe! Bringe Deiner Gebieterin den Segen des Gottes, und ſage ihr, daß die Lüfte, die um ihre Wangen wehen werden, ſo weich wie Seide und ſo ſüß duftend wie die jungfräuliche Myrthe ſein ſollen. Wenn Aeskulap ſein Wort nicht hält, ſo ſollt Ihr das Recht haben, ihn einen ſpartaniſchen Lump, einen Schuft, einen Gauner zu nennen, nicht werth, daß man ihm in's Angeſicht ſpeie. Haſt Du verſtanden? Das ſag' ich Dir, ſein Prieſter, und nun geh', und komm bald wieder. In ſeine Wollenhülle gewickelt, watſchelte der Alte in die Tiefe des Säulenganges zurück, aus dem er hervorgekommen war.

Der kleine Zug entfernte ſich und verlor ſich in die, von der Morgenſonne beleuchteten Straßen Roms. Die Paläſte und öffentlichen Plätze erwachten eben zum Leben. Der Rieſenleib dieſer prächtigen Roma, behängt mit den Juwelen und dem Golde einer geplünderten Welt, regte und ſtreckte ſich, und öffnete die Augen, und begann ihr Tagewerk, das darin beſtand, durch neue prachtvolle Schauſpiele, durch neue Laſter und durch neue gräßliche Manifeſtationen der Grauſamkeit und Tyrannei den Erdkreis, der ſeine Blicke unverwandt auf dieſes Ungeheuer gerichtet hatte, in Entſetzen und Erſtaunen zu verſetzen. Die unermeßlichen Stadtviertheile, die den Soldaten zugewieſen waren, rauſchten von Waffenlärm, und man ſah die Zurüſtungen zu einem jener zahlloſen Triumphzüge irgend eines der heimgekehrten Feldherren, die ihre Feſte Einer nach dem Andern nachfeierten. Das Volk konnte die Namen aller ſeiner Triumphatoren nicht behalten, und begnügte ſich nur flüchtig die Geſtalt und die Miene des Mannes zu betrachten, der diesmal den goldenen Wagen einnahm, und ſich auf ihm durch die dichtgedrängten Haufen einen Weg bahnte, um zu dem entgegengeſetzten Thore von dem, wo er ausgegangen, zu gelangen, um auf dieſe Weiſe ſo viel Spielraum, wie nur immer möglich, zu dem Theater, auf dem ſeine Eitelkeit die erſte Rolle ſpielte, zu gewinnen. Andere Theile der Stadt, von der Armuth und dem Heer fremder Lohnſklaven und Arbeiter bevölkert, gaben in dem Staub und dem Tumult ihrer Märkte und der Enge und Unſauberkeit ihrer Canäle und Straßen dem vornehmen Römer ein widriges Bild von dem Dunkel und der Unbehaglichkeit des Hades, des Reiches der wüſten Schatten, und er wagte ſich nur gezwungen in die Nähe dieſer gemiedenen Quartiere. Wieder andere Stadttheile prangten mit den im edelſten Styl gebauten Tempeln, und hier war es, wo die Meiſterwerke der Skulptur, die wundervollen Schöpfungen der Baukunſt, die Waſſerkünſte und die reizenden Blumenmärkte die reiche Genoſſenſchaft der Patrizier heranzogen, und wo die junoniſchen Geſtalten, die Apollokörper der vornehmen und ſchönen Römerinnen und Römer lang=

ſam ſich — eine Welt lebender Götter unter dem Schatten marmorner — umherbewegten; bald in den Tempelhallen dieſes oder jenes Tempels oder Palaſtes auf wenige Augenblicke untertretend, um mit Bekannten zu plaudern, oder einem mächtigen Beſchützer grüßend ſich in den Weg zu ſtellen. Hier ſah man den Feſtzug der Veſtalinnen erſcheinen, dieſer jungfräulichen Prieſterinnen, die in der Glanzperiode Roms viel von ihrer urſprünglichen Reinheit verloren, dagegen aber an lüſternem Reiz, an Glanz der Anzüge, und an der Koketterie mit Schleier und frommer Händehaltung unendlich zugenommen hatten. Noch aber waren ſie nicht ſo tief geſunken, als ſie der ausſchweifende Hof Nero's ſpäter ſah, wo die beleidigte Veſta ihre entweihten Prieſterinnen unwillig ihrer Schweſter Aphroditen abtrat und die beſudelten Schleier von den Häuptern der einſt Geheiligten riß.

2.

Der Haushofmeiſter war mit ſeinem Zuge heimgekehrt, allein er hatte nicht das Glück, vor ſeine Gebieterin gelaſſen zu werden, die an ihrem Toilette-Altare ſaß, denn ſo konnte man allerdings die Anhäufung von Koſtbarkeiten, die Ceremonien eines Cultus, das Perſonal einer Dienerſchaft nennen, die ſo zahlreich und ſo prunkend ſich auswieſen, wie ſie wenige Tempel der Götter bei beſonderen Feierlichkeiten zeigten. Livia Metella war eine Frau, die die Vierzig überſchritten hatte, die aber gerade durch dieſe Künſte der Toilette das Anſehen einer noch blühenden Schönheit ſich zu ertheilen wußte: der einzige Uebelſtand, den dieſe Magie nicht zu bannen vermochte, war eine Corpulenz, eine faſt maßloſe Ueppigkeit der Formen; allein bei einer Römerin war dies ein verzeihlicher Fehler, und Livia Metella wußte faſt aus ihm einen Reiz mehr zu machen. Sie legte — und ſie war die Erſte, die dieſe Mode aufbrachte — das phrygiſche Uebergewand ab, weil eine faltenreiche Drapperie nicht in dem Plan ihrer Toilette lag; dagegen legte ſie den feinen egyptiſchen Mouſſelinſchleier an, der wie eine Silberwolke die Arme und den Nacken umfloß, den Umfang der Geſtalt nicht mehrend, vielmehr die zu wellenförmigen Contouren überſchleiernd. Die Haltung des Hauptes hatte die ſchöne Frau der Bildſäule der Juno abgelauſcht; es war eine Fülle von Grazie und Stolz in dieſer Wendung, und die kunſtreichen Haargewinde, der junoniſche Knoten am Hinterhaupte machten die vollendete Schönheit der Büſte zu einem Modell, das Viele nachahmten, aber Keine erreichte. Die Hände und Füße der Fürſtin waren klein und von eleganter Form; ſie wurden auch nicht wenig gepflegt und gehätſchelt. Die unglücklichen Sklavinnen, welche dieſen Beruf angewieſen erhalten hatten, waren Tag und Nacht beſchäftigt, über das Heer zahlloſer Salben und Fläſchchen zu wachen, den Inhalt zu wahren, ihn zu erneuern, wo es nöthig war, und über den Gebrauch eine gewiſſenhafte Controle zu führen: ſie erhielten den Titel Handpflegerinnen und Fußausſchmückerinnen. Unter Aufſicht der Letzteren arbeitete ein Juwelier, der die Ringe und Preziosen für die Fußzehen lieferte, ein Salbenverkäufer und ein Operateur, deſſen Inſtrumente aus Gold und Elfenbein zuſammengeſetzt waren. Die Handpflegerinnen und Fußausſchmückerinnen ſtanden unter der Oberaufſicht der Spiegelſklavin. Dieſe war die Favoritdienerin, der die Gebieterin als Zeichen der oberſten Macht in Sachen der Toilette den koſtbaren, mit Edelſteinen eingefaßten kleinen Metallſpiegel übergeben hatte. Es wurde hierzu immer das ſchönſte und — was ſchwieriger und wichtiger war in dem verderbten Rom — das geſundeſte junge Mädchen ausgewählt. Um die Friſche und Reinheit ihres Athems zu prüfen, mußte die Neuangeworbene den Spiegel anhauchen, und nur wenn die Nerven der gleich darauf prüfenden Dame ſich nicht unangenehm berührt fühlten, durfte die Erwählte bleiben. Dies wichtige Amt wurde durch vielfache Intriguen und Kämpfe erworben, und, wenn einmal errungen, nicht wieder freiwillig aufgegeben. Eine Spiegelbewahrerin wurde, indem ſie die zarteſten Geheimniſſe ihrer Gebieterin wußte, nicht ſelten deren Tyrannin, und mußte, wenn man ihrer durchaus ledig ſein wollte, durch Gift bei Seite geſchafft werden; und dann war ſie ſelbſt im Tode noch gefährlich, denn es fanden ſich Beiſpiele, wo die boshafte Sklavin Mittel gefunden hatte, ſich zu rächen, indem ſie den vergifteten Todesathem über den Spiegel hinblies, wo dann die zitternde Herrin nur mit Scheu wieder hineinzublicken wagte, immer fürchtend, ein Hauch des Athems ihrer Feinde hafte noch an dem glatten Metalle. War jedoch dieſe Sklavin die Freundin ihrer Herrin, ſo konnte kein erfreulicheres, kein auf artigere Schmeicheleien, auf muthwilligere Tändeleien gebautes Verhältniß gedacht werden. Die Dame ſaß auf ihrem vergoldeten Stuhl, umhaucht von den Wohlgerüchen und Düften einer Welt voll Aroma und Salben, und während die untergeordneten Dienerinnen, auf dem Teppich hingeſtreckt, die Fußzehen mit Diamanten ſchmückten, oder die Falten des Gewandes mit künſtlichen Blumengerüchen tränkten, ſcherzte und plauderte der artige, mit friſchem Roth bemalte Mund der Dame mit der vertrauten Dienerin, deren ſchöner Arm in graziöſer Haltung ihr den Spiegel vorhielt. Livia Metella ſtand ſich ſehr gut mit ihrer Spiegelſklavin; die ſchöne Arria war liſtig, geſprächig und ſchmeichelnd. Während der fünf Jahre, die ſie bereits ihren ſchwierigen Poſten bekleidete, hatte ſie noch nie den Stich der goldenen Nadel auf ihrem Oberarm empfunden, während ſie eine Freundin beſaß, die ſich ſo übel bei ihrer Herrin befand, daß ſie nach Verlauf von dreien Tagen ſchon heulend den Palaſt verließ, mit einem Arme, den zahlloſe Stiche durchwühlt hatten. Livia Metella war gütig, und ihre Eitelkeit und ihre Launen hatten nie etwas Herriſches: ſie waren die Eitelkeit und die Launen eines hübſchen Kindes, das von dem erſten Schritt, den es in's Leben gethan, von ſeiner Umgebung verhätſchelt und verwöhnt worden war, das aber zum Glück ein ſanftes, nachgiebiges Herz von der Natur empfangen. Eben ſo nachſichtig war die Fürſtin gegen ihre Paraſiten. Es iſt nöthig, Etwas über den Beruf und die Stellung dieſer beſondern Klaſſe der Bevölkerung in den Paläſten der Großen des alten Roms zu ſagen. Anfangs war ein Paraſit ein Geſchöpf, das Ehre, Zartgefühl und ſogar einen gewiſſen Grad von Tugend beſaß; es war ein Mann, der zu Gaſte ſich bitten ließ, weil er zu Hauſe nicht bleiben wollte oder konnte. Wie wir in der heutigen Compoſition unſerer Geſellſchaft noch häufig ältliche, unvermählte Herren ſehen, die mit irgend einer geſelligen Gabe, ſei ſie auch noch ſo klein, und beſtehe ſie auch nur darin, eine Anekdote gut zu erzählen, oder eine Ballade mit noch ziemlich frials Kurprinzeſſin hatte mir dieſe erlauchte Dame viel Vertrauen und Güte bezeigt, jetzt durch den Drang der Umſtände und ihre hülfloſe Lage getrieben, gewann dieſe Hingebung einen Grad von Rückſichtloſigkeit, den ich auf alle Weiſe hätte mißbrauchen können, wenn ich niedrigdenkend und zum Verrath geneigt geweſen wäre. Sie klagte ganz unverhohlen über den allmächtigen Miniſter, über deſſen Ränke, über ſeine Erpreſſungen, über das Unglück das er übers Land gebracht und noch bringen werde. Sie forderte mich auf Mittel auszuſinnen wie dem zu ſteuern ſei. Ich rieth ihr fürs Erſte Geduld und Vorſicht. Sie entgegnete, daß beides ſchon vergeblich angewendet worden, daß hier nur ein Gewaltſtreich Rettung geben könne. Dieſer Anſicht widerſetzte ich mich. Durch meinen Widerſpruch noch lebhafter angeregt theilte ſie mir den Plan einer Verſchwörung gegen den Miniſter mit, von dem ſie behauptete, daß er das Land verrathen und in verderbliche Kriege ſcher Stimme zu ſingen, ſich ihr Couvert beim Mittagstiſch oder ihren Fauteuil in der Kaminecke am Abend erkaufen, ſo gab es in Rom, als es noch nicht die verderbte Stadt der Cäſaren war, eine Menge harmloſer Beſucher, die ſich bald zu dieſem, bald zu jenem geachteten Dienſt einer Familie anboten. Sie gingen mit den Töchtern in den Tempel, mit dem Sohne auf die Jagd, mit der Mutter in's Schauſpiel, mit dem Vater in den Senat, und immer waren ſie dienſtbefliſſen, und immer wurden dieſe Dienſte nicht anders bezahlt, als durch das Wohlwollen und die Freundſchaftsbezeugungen der alſo bedienten Familie. So blieb es aber nicht. Was Anfangs freie Gabe der Geſinnung geweſen, wurde ſpäter bezahlt, und nun entſtand der verächtliche Paraſit, der bezahlte Hausfreund, nun legten ſich eine Menge brodloſer und arbeitsſcheuer heruntergekommener früherer Wüſtlinge auf die Erlernung leichter und frivoler Künſte, die, während ihre Koſtgeber ſchwelgten, im Stande waren, ihnen eine flüchtige Unterhaltung zu gewähren. Als unter der Regierung Auguſtus' der Hof den Wiſſenſchaften ſchmeichelte, als die griechiſche Philoſophie und die Künſte attiſcher Muſen eine Sache der Mode wurden, legten ſich dieſe unglücklichen Geſchöpfe darauf, Verſe zu machen und über philoſophiſche Theſen zu disputiren; ſie erhielten Goldſtücke und Fußtritte, je nachdem es ihnen gelang, eine gute oder eine ſchlimme Verdauungsſtunde ihrer Peiniger und Ernährer auszufinden. War ein Paraſit alt und häßlich, war er verwachſen und krüppelhaft, ſo lernte er tanzen, um durch verunglückte und widrige Stellungen das Gelächter und den Spott ſeiner Gönner zu erſtreben. Liebte der Herr Unterwürfigkeit, ſo kroch der Paraſit auf Händen und Füßen, bellte wie ein Hund, und ließ ſich wie ein ſolcher treten; war der Gebieter kampfluſtig, ſo ſtürzte ſich ſein Paraſit auf jeden vorübergehenden Sklaven auf der Straße und fing mit ihm Händel an, ließ ſich angreifen und beſiegen, und wälzte ſich heulend im Schmutz der Goſſe; bei einem kunſtliebenden Herrn tanzte und ſang der Paraſit und nahm Stellungen an. Junge, ausſchweifende Männer fanden an ihren Paraſiten Helſershelfer und Gelegenheitsmacher zu jeder verruchten und wilde Lüſte befriedigenden Schändlichkeit. Hier zeigten ſich dieſe, ſonſt nur lächerlichen und verächtlichen Geſchöpfe wahrhaft als eine Peſt der Geſellſchaft, als der erſte und gefährlichſte Feind jugendlicher Unerfahrenheit.

Livia Metella hatte ſich mit lauter gebildeten und kunſtgeübten Paraſiten umgeben, es waren darunter ſogar wirkliche Talente, und — eine Regel des Hauſes — ſie durften nicht ſchlecht behandelt werden. Sie begleiteten ihre Herrin, wo es irgend thunlich war. Auch jetzt, da Livia Metella ihre Toilette beendet hatte, trat ſie unter Geleitſchaft ihrer Paraſiten den üblichen Gang in die Tempel der Götter an, um ſich von dieſen zu beurlauben. Man mußte dies in Rom; es war eine allgemein eingeführte Sitte; man nahm nicht von ſeinen Bekannten Abſchied, man nahm von den Göttern Abſchied, und fand, wie zufällig, bald in dieſem, bald in jenem Tempel ſeine Angehörigen und Freunde. Livia Metella führte ihr Weg zuerſt in den Tempel der Venus. Als ſie in die Vorhalle trat, ſtimmte ihr Gefolge den Geſang an, der die Göttin benachrichtigte, wer da kam, um ſich zu ihren Füßen zu ſtürzen. Sieh', o Göttin! hieß es in dem Geſange — ſieh' eine junge Wittwe vor Deinen Blicken erſcheinen, die Deinen Schutz mit Schüchternheit und Demuth anfleht. O blicke auf ſie, wie lieblich ſie daſteht, die mit Myrthen und Roſen Bekränzte! Kann man etwas Schöneres erblicken, als die ſtolze und doch rückſichtvolle Haltung dieſer Herrſcherin? Ihr Auge ſucht den gnadenvollen Strahl des Deinigen, allein es fürchtet ihn nicht. Keine Buhlerin ſteht vor Dir, Göttin, keine Leichtfertige, die mit Deinen Kronen geſpielt und den Glanz der Edelſteine Deines Gürtels getrübt hat; nein, eine edle Schönheit begrüßt Dich, die beſcheiden Deine Freuden genoſſen, die keuſch Deine Ehre gewahrt, und die deshalb ohne geſenktes Haupt vor Dir erſcheinen darf. Wenige Frauen der Erde können es; dieſe kann es. O wie ſüß iſt der Ruhm einer Sterblichen, welche die Götter nie beleidigte, die mit Maß ihre Gaben genoß, mit Ehrfurcht und Demuth ihnen lohnte! Nichts Lieblicheres kann gefunden werden, als eine Frau, die beſcheiden wandelt vor Eurem Antlitz, ihr Götter. Wir bitten Dich, Aphrodite, Meergeborne! beſchütze die Wittwe! häufe Segen auf ihr blühendes Haupt! — Während dieſes Geſanges ſtand Die, auf welche die lobpreiſenden Strophen ſich bezogen, in einer graziöſen Haltung vor einem der goldenen Altäre, und blickte ſchamhaft zur Erde. Der Kreis ihrer Freunde war rings hinter den Säulen der Rotunde verſammelt, und als die Andacht geendet war, kamen alle herbei, um ihre Glückwünſche für die Reiſe darzubringen. Die Wittwe theilte Geſchenke aus, und begab ſich nun in den Tempel der Veſta, von da in den der phrygiſchen Juno, wo es heute ein Gedränge vornehmer Matronen gab, die alle kamen, um für die Kaiſerin zu bitten, die einen leichten Anfall von Migräne die Nacht vorher erlitten. Die Fürſtin, als ſie den Tempel ſo gefüllt ſah, und die Urſache des Andranges vernahm, legte ihren Paraſiten Stillſchweigen auf, und der Lobgeſang unterblieb; dagegen wurde er deſto lebhafter und länger angeſtimmt im Tempel der Minerva, der, wie gewöhnlich, leer war; denn die Göttin war ſeit einiger Zeit in Ungnade beim Publikum, ſeitdem der Senat erklärt hatte, daß eine wichtige diplomatiſche Miſſion lediglich deshalb verunglückt war, weil Minerva, im Krieg mit ihrem Bruder Aeſkulap, für die Angelegenheiten Roms gar kein Intereſſe mehr zeigte. Man ließ dieſe Zerſtreutheit und Rückſichtloſigkeit der Göttin empfinden, indem man ihre Tempel leer ließ.

Ganz ermüdet von ihren Götterbeſuchen heimgekehrt, lagerte ſich Livia Metella auf ihr Ruhebett, und ließ ihre Philoſophen kommen, denen ſie Inſtructionen gab über die bevorſtehende Reiſe; dann ließ ſie ihre Töchter vor ſich erſcheinen: und Junia und Aritia kamen, zwei zarte, noch ſehr jugendliche Geſtalten mit freundlichen, lächelnden, blühenden Geſichtern. Wo iſt Claudia? fragte die Mutter. Bei der Prinzeſſin, war die Antwort. Und die Mutter ſchüttelte unwillig das Haupt.

3.

Claudia, die älteſte von Livia Metella's Töchtern, war mit der Tochter des Auguſtus, mit jener ſtolzen und leidenſchaftlichen Julia, eng befreundet. Beide nannte man die größten Schönheiten Roms: ſie waren es, doch jede in einer von der andern völlig verſchiedenen Weiſe. Julia, deren Ausſchweifungen der Griffel der Muſe der Geſchichte widerſtrebend der Nachwelt aufbewahrt hat, war eine jener prächtigen Schönheiten, welche die Phantaſie des Dichters entzünden, aber ſein Herz kalt laſſen. Gemacht, um zu blenden, verführte ſie — aber nicht zur Liebe, ſondern zum Taumel. Ihr Stolz war ſchrankenlos und ihre Wünſche kannten keine Zügel. Der Liebling ihres Vaters, des mächtigen Beherrſchers einer Welt, war ſie gewohnt, dieſe Welt zu ihren Füßen zu ſehen. Sie ließ ſich manches Mal herab zu ſchmeicheln, allein dieſe Lockung war der Kunſtgriff einer Tigerkatze, voller Tücke nur und Hohn — und ſo beſiegte es ſchonungslos das erkorene Opfer. In dem Zeitpunkte, in welchem unſere Erzählung ſie uns vorführt, war dieſe ſtolze und leichtfertige Schönheit noch nicht geſunken, ihr Name war noch nicht durch jene ſpottenden Beinamen geſchändet, die der Pöbel Roms ihr ſpäter anheftete, ſie befand ſich noch auf der Gipfelſpitze des Glanzes ihrer hohen Geburt, ſo wie ihres unvergleichlichen Reizes. Die Jugend der Kaiſerſtadt huldigte ihr, die triumphirenden Sieger hielten vor ihrem Palaſte ſtill, um die Fahnen und Kränze vor ihr zu ſenken, und bei dieſer Gelegenheit den lüſternen Augen der ſchönſten Römerin die Blüthe des jungen Adels von Rom, die kriegeriſchen Geſtalten der Lager, die prächtigen Heroen der Soldateska vorzuführen. Anders zeigte ſich die Schönheit Claudia's. Nie erſchien auf ihren Lippen die gleißneriſche Freundlichkeit, durch die Julia's Stolz ſich eine vorübergehende Schminke auflegte, nie umſpielte ihre Augen der feuchte, buhleriſche Glanz des üppigen Lächelns, durch das die Prinzeſſin lockte, ſie war jünger als ihre Genoſſin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre, ſie hatte nicht Julia's Fülle und blendenden Reiz, allein ihre Blüthe zeigte ſich jungfräulicher und friſcher. Es lag eine gewiſſe herbe Verſchloſſenheit über dem Weſen dieſer gebieteriſchen Form, und auf den erblühenden Reizen lag der myſteriöſe Schleier einer Erhabenheit und einer Geiſteskühnheit, der dem frivolen Spiele der Prinzeſſin gänzlich abging. Aber dieſer Ernſt täuſchte — Claudia war eben ſo wie Julia bekannt als feſſellos den Launen des Augenblicks lebend; man erzählte ſich im Geheimen eben ſo viele anſtößige Abenteuer von ihr, wie von der fürſtlichen Freundin, und die Namen Claudia und Julia wurden ſtets zuſammengenannt, wenn im Kreiſe der Gelage in den Paläſten vornehmer junger Römer, oder im Lager die abenteuernden Launen der Damen des Hofes und ſeiner Umgebung den Gegenſtand der zügelloſen Scherze abgaben. Die ehrbaren Matronen Roms fanden bereits für gut, ihren Töchtern zu verbieten, ſich im Gefolge der Prinzeſſin und der Tochter Livia Metella's blicken zu laſſen, dagegen ſuchten die Frauen der Mode den Umgang der beiden vornehmen Leichtfertigen auf, und man konnte, wenn die Prinzeſſin entweder im Gefolge ihres Vaters erſchien, oder ihren öffentlichen Umzug durch die Tempel unternahm, den Kranz der größten Schönheiten der Kaiſerſtadt in ihrem Gefolge erblicken. Später, als die kecken Launen der Tochter des Auguſtus keine Gränzen mehr kannten, als ſie jede Sitte von ſich warf, und jedes Gebet verlachte, änderte ſich freilich dies, und Julia, wenn ſie einen ihrer mitternächtlichen Gänge antrat, irrte allein durch die Straßen, nur von ihrem Lieblingsſklaven begleitet, einem Aethiopier, der ſie nie verließ, und ſie oft mit ſeinem ſtarken Arme ſchützte. Dieſer ſtete Begleiter ſeiner Gebieterin ſtand auch jetzt hinter ihrem Seſſel, als ſie, auf der vorſpringenden Halle des Säulenportikus gelagert, dem Feſtzuge des Triumphators zuſah, der ſich aus den engen Straßen des Soldatenquartiers hervorbewegte, um über den Platz der Dioskuren das ganze bunte Gedränge ſeiner Adler, Fahnen, Roſſe und Wagen zu entfalten. Julia lag in den Polſtern ihres Seſſels und neben ihr, auf die Lehne dieſes Stuhles geſtützt, erhob ſich die ſchlanke Geſtalt Claudia's, welche, die Hand unter das Kinn geſtützt, mit einem aufmerkſamen, etwas düſtern Blicke die Soldatengruppen ſich auf dem Platze zu ihren Füßen entwirren ſah. Hamilkar, der Aethiopier, ſtand, wie eine Bildſäule des Apoll aus dunkelfarbiger Bronce gegoſſen, unbeweglich im Hintergrunde an eine Säule gelehnt. Die Gruppe der Frauen war entzückend zu ſtürzen die Abſicht habe. Dieſe Beſchuldigungen gründete ſie auf heimlich ihr zugekommene Nachrichten, die ſie mir als untrüglich bezeichnete. Zum Schluß ihrer Rede ſuchte ſie mich zu beſtimmen dieſem Bunde beizutreten, ja die erſten entſcheidenden Schritte zu lenken. Erſchreckt und gerührt von dieſem Zutrauen, und zugleich voll Bewunderung vor dem männlichen Heldenmuth der erhabenen Frau, ſtürzte ich ihr zu Füßen und drückte ihre Hände begeiſtert an meine Lippen. Sie zerfloß in einem Strom von Thränen. Nie ward ich von dem beiſpielloſen Jammer, dem tiefen Elend meines theuren Vaterlandes deutlicher überzeugt als in dieſer mir ewig denkwürdigen Stunde. Ich fühlte meine Schwäche, ich hätte das Unmögliche verſprochen nur um die geliebte Fürſtin dem Kummer, der ſie verzehrte, zu entreißen; ohne Nachdenken, faſt ohne Bewußtſein war ich willens Alles zuzuſagen, was ſie von mir forderte. Sie ſah mich ſchwanken und ihr Andringen erneuerte, ſchön, und manches Jünglingsauge hing mit verzehrendem Glanz an dem Bilde, das ſich in der Einfaſſung der zwei koloſſalen Säulen des Eingangs, auf das Vortheilhafteſte durch einen Strahl des einfallenden Lichtes beleuchtet, in großem Reize kundgab. Julia hatte ihre ſchmeichelnde Miene, ihr entzückendes Lächeln angenommen: dieſe ſchöne Schlange glänzte in dem reichſten Zauber ihrer Farben; Claudia ließ das dunkle, myſteriöſe Feuer ihrer nächtlichen Augen über die Menge hinſchimmern: ſie ſah einer jungen Muſe gleich, die über die Strophen eines Heldengeſanges nachſinnt, und in ihrer großen, ſinnenden Stirn mächtige Entwürfe birgt, die geeignet ſein ſollten, ihre Lieblinge unter den Sterblichen mit ewigem Ruhme zu krönen. So ſtellte ſich das Paar dem Auge der Menge dar, die unverwandt auf den Säulenvorplatz blickte. Während der nicht endende Zug der militairiſchen Bevölkerung Roms ſich vorüber bewegte, verharrte Claudia in ihrer unbeweglichen Stellung, während die Prinzeſſin nicht müde wurde zu grüßen, Beifall zu nicken, zu lächeln, und ihre glänzenden Blicke bald auf dieſen Prinzen von Geblüt, der in die prächtige Rüſtung ſeiner Heeresabtheilung geſchnürt war, bald auf jenen greiſen Helden zu richten, der, die goldene Binde durch ſeine ſchneeweißen Locken gewunden, hiermit anzeigte, daß er bereits die Ehre eines Triumphators genoſſen. Als endlich die Millionen funkelnder Blitze der Waffen, der eiſerne Tritt und das Geräuſch der zuſammenſtoßenden Schilde ſich in die Tiefe der nächſten Straße verloren, und die Tochter Auguſt's ſich erſchöpft in die Polſter ihres Seſſels zurückgeworfen hatte, tauchte aus einer Nebengaſſe ein kleiner Trupp Männer hervor, die von ihrem Führer raſch vorwärts getrieben wurden, der, mit ſcheuem Blick die Prinzeſſin auf der Höhe der Treppenſtufen gewahrend, und wohl wiſſend, daß es nicht erlaubt war, vor dem Glanze der Majeſtät ſo niedrig geſtellte, dem öffentlichen Schauſpiele beſtimmte Männer nahe zu bringen, ſich mit ſeinen Untergebenen hinter dem Vorſprung eines Palaſtes verbergen wollte, als ein zufälliger Umſtand ihn zwang hervorzutreten. Eine Armſpange löſte ſich von dem Handgelenke Julia's und rollte, die Marmorſtufen hinabſpringend, auf das Pflaſter der Straße. Einer der Männer eilte herbei, hob das Kleinod auf, und überreichte es knieend der Sklavin, die hinabgeeilt war. Das Verbrechen war maßlos: ein Gladiator, ein verachteter, zu einem blutigen Tode beſtimmter Sklave hatte es gewagt, in die Nähe der kaiſerlichen Prinzeſſin zu treten, einen Schmuck zu berühren, den ſie getragen. Außer ſich vor Zorn und Wuth, eilte der Aufſeher herbei, und in ſeinem Eifer ſich ſelbſt nicht kennend, hob er den Fuß, um durch einen kräftigen Tritt den Wahnſinnigen zu Boden zu ſchleudern. Eine augenblickliche Stille entſtand auf dem weitläufigen Platze: Alles wich zurück und umſtand in einem weiten Halbkreiſe die Gruppe. Der Sklave, noch immer knieend auf dem Boden, ſah mit einer ſtolzen Wendung des Kopfes über die Schulter ſeinen Peiniger an, und ſchien ruhig den entehrenden Stoß abwarten zu wollen. Die Majeſtät des Unglücks, der Trotz eines Helden lag in dieſem Blicke. Die Prinzeſſin winkte, der gehobene Fuß des Aufſehers ſank augenblicklich zu Boden, und der Mann ſelbſt warf ſich in ſeiner ganzen Länge auf das Steinpflaſter, ſein Antlitz in den Staub der Straße bergend.

Wer ſind dieſe Männer? tönte durch die tiefe Stille die ſonore Stimme der Prinzeſſin.

Herrin! öffentliche Kämpfer; entgegnete der Führer ſich aufrichtend. Ich führe ſie in den Tempel des Herkules, wo ſie nach den Vorſchriften des Geſetzes ſich ſalben und zum Kampfe am Abend bereit machen ſollen.

Kein Wort erfolgte hierauf. Das Auge Julia's lag in einem minutenlangen Blicke auf der Geſtalt des jungen Gladiators, der hoch aufgerichtet ſtand, während der Führer kniete. Endlich winkte ſie und der kleine Zug ſtürzte ſich, gleichſam als wäre er dem Rachen des Löwen entſprungen, in die Straße, welche zum Tempel des Herkules führte.

Ein aufziehendes Wetter füllte die Luft mit Finſterniß. Vor dem ſchwarzen Hintergrunde hoben ſich grell die Dächer der nahen Paläſte, und die Statuen erhielten ein eigenthümliches Leben, indem ſie wie weiße Geſpenſter auf den Säulen und Vorſprüngen daſtanden. Bei dem Rollen des Donners und dem Leuchten der Blitze ſah man plötzlich die ganze Bevölkerung des Platzes und der nahen Straßen auseinanderſtieben. Scheu, als käme ein Gott heran, drückte ſich die Menge, welche nicht entfliehen konnte, an die Häuſer. Die weite Straße wurde leer, und man ſah jetzt von der Höhe derſelben eine einzelne Geſtalt langſam herabſchreiten. Es war ein Mann, in eine dunkle Toga gehüllt, die ihn bis auf die Ferſen umſchloß und die er um Kinn und Wange des tiefgeſenkten Hauptes geſchlungen hatte. Einſam kam der Mann immer näher. Kein Laut, nur das

Rollen der Donnerſchläge begleitete ſeinen Gang. Er ſah nicht auf, er erblickte nicht die ſcheuen Gruppen um ſich, er ſchritt, in tiefe Gedanken verſenkt, unaufhaltſam weiter. Dieſer Mann war Auguſtus. Der Kaiſer kam aus einer geheimen Sitzung des Senats, und ganz Rom wußte, daß wenn der Gebieter der Welt ohne Gefolge und in dieſer düſtern Umhüllung einherſchritt, er nicht gekannt und nicht begrüßt ſein wollte. Julia allein machte von dieſem Geſetze, deſſen Nichtbeachtung den augenblicklichen Tod zur Folge hatte, eine Ausnahme. Als ſie ihren Vater erblickte, ſtieg ſie die Stufen herab, langſam, zögernd, und ließ ſich leiſe auf ein Knie nieder, als der Kaiſer vorüberſchritt. Er erhob das Haupt und ohne ein Wort oder ein Lächeln nahm er die Tochter bei der Hand, führte ſie einige Schritte weiter und wies dann auf den geöffneten Eingang des Tempels der Veſta, der hier ſich in einer Gruppe von Cypreſſen wie ein kaltes, düſteres Grabgewölbe erhob. Julia verſtand den Befehl, und ſich tief vor dem Vater verbeugend, verſchwand ſie, ohne ein Wort zu erwidern, in dem Eingange des Heiligthums. Noch einmal blickte ſich der Kaiſer um, ſein Auge traf die Begleiterin ſeiner Tochter, auch dieſe erhielt einen Wink, jedoch mit einem gnädigen Lächeln begleitet, der Gebieterin zu folgen. Jetzt ſetzte der Kaiſer ſeinen Weg fort.

In der engen Halle zuſammengedrängt, umgeben von den knieenden Geſtalten der Veſtalinnen, hielt Julia nur ſo lange in dieſem Aſyle aus, bis das Wetter ſich ausgetobt und wieder einem klaren Himmel Platz gemacht hatte, dann verließ ſie den Tempel und traf am Eingange deſſelben ihren treuen Aethiopier. Führe Hecuba herbei, herrſchte ſie mißlaunig dem ſchönen Sclaven zu, und befehle ihr zwei meiner dunkeln Schleier und zwei Masken mitzubringen. Eile, halte Dich nirgends auf, Du findeſt mich im Hauſe meiner Amme hier in der Nähe! — Hamilkar beugte ſich mit gekreuzten Armen auf der Bruſt und war ſo ſchnell enteilt, daß der nächſte Augenblick ihn nicht mehr auf dem weithin gedehnten Platze ſah. Die Prinzeſſin und ihre Begleiterin begaben ſich in das Haus, welches, hinter dem kleinen düſtern Tempel der Veſta gelegen, eine egyptiſche Sphinx zur Zierde ſeiner Eingangsſtufen zeigte. Die Bewohnerin des Hauſes, eine ehrwürdige Matrone, kam ihren Gäſten entgegen, und indem ſie das Gewand der Fürſtin ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zog, rief ſie: Juno, die Königin des Himmels beſchütze Deinen Eingang, Fürſtin! Segen über

Dich und über die, welche Du mit Dir führeſt. „Oeffne Niemandem, und wird gefragt, wo ich ſei, ſo bin ich im Tempel der Veſta," ſagte die Prinzeſſin. — Es geſchehe, wie Du ſagſt! entgegnete die Alte und öffnete eine Reihe von Gemächern, die mit koſtbaren Teppichen bekleidet waren, und wo Salben, Waſchwaſſer und Spiegel anzeigten, daß ſie öfters zu dem Zwecke einer Toilette und eines zeitweiligen Aufenthaltes benutzt wurden. Befiehlſt Du, daß man Dir Hülfe leiſte? fragte die Matrone. Nein, tönte die Erwiderung, nur wenn Hamilkar und Hecuba kommen, ſo laß ſie ein. Die beiden Genannten erſchienen und die Umkleidung der beiden Frauen nahm ihren Anfang. Keine Zofe hatte ſo geſchickte Finger als der junge Aethiopier, und keine verſtand es, die leiſeſten Blicke und Winke ſo raſch zur That umzuſetzen, als dieſer zuverläſſige und geſchickte Sklave. Als die Tochter des Kaiſers wieder aus der Kammer hervortrat, war ſie in eine Geſtalt verwandelt, welche vom Kopf bis zu den Füßen in eine dichte dunkle Hülle gewickelt war und deren Antlitz eine dicht anliegende Maske deckte. Claudia's Schleier, Gürtel und purpurnes Untergewand hatten einen kurzen Rock aus phöniziſchem

Stoffe, wie ihn die reichen Bürgertöchter trugen; dazu wallte ein kleiner dunkelfarbiger Schleier über ihrem Haupte, das Haar war tief in die Stirn gekämmt und verdeckte halb die großen dunkeln tiefliegenden Augen der edlen vornehmen Römerin. So gingen Beide, von Hamilkar gefolgt, der in einiger Entfernung zurückblieb, durch ein Gewirr kleiner Gaſſen, bis ſie faſt am Ausgange der Stadt den uralten Tempel des Herkules erreichten. In der Nähe deſſelben befand ſich der unermeßlich große Circus, wo die Gladiatoren-Kämpfe ſtattfanden. Ein bedeckter Gang unmittelbar aus dem Innern des Tempels führte in den Circus, und dieſen durchſchritten die zum Schauſpiel ausgerüſteten Kämpfer, um ungeſehen von der Menge zum Orte ihrer Beſtimmung zu gelangen. Durch dieſen geſchloſſenen Säulengang wurden auch die Leichen der zum Tode Getroffenen hinweggetragen, es flößte daher ſein Anblick dem Volke Schrecken und Bedauern ein, man nannte ihn die Todtenſtraße. Das Innere des alten Tempels, der noch aus den Zeiten des Numa Pompilius ſtammte, bildete eine ungeheure Rotunde, die von oben ihr Licht empfing und mit einem Kranze von koloſſalen ioniſchen

Doppelſäulen umſchloſſen war. Innerhalb dieſes Raumes befanden ſich die Bäder, die Aus- und Ankleidezimmer und die Ruhebetten der Gladiatoren. Mitten in der Rotunde erhob ſich die Bildſäule des Herkules, wie er die lernäiſche Schlange tödtet, ein Meiſterwerk des Phidias, das noch aus den Zeiten ſtammte, wo der Dienſt dieſes Halbgottes einer der gefeiertſten in Rom war. Der Tempel hatte mannigfaltige Schickſale erlebt; dies bezeugten ſchon ſeine alten grauen, hier und da durch Riſſe und Lücken entſtellten Mauern. Unter der ſtürmiſchen Volksregierung des jüngern Manlius Fabianus diente dieſes Aſyl einer Anzahl patriziſcher Familien zum Verſteck, und als dieſe Unglücklichen von ihren Verfolgern entdeckt wurden, ſtarben ſie faſt alle eines grauenvollen Todes. Ein Arm der Tiber füllte die unteren Gewölbe und Gänge des Tempels mit einem ſchlammigen finſtern Waſſer, in dieſes hinein, vermittelſt eines verſteckten Fallgitters, ſtürzte man die unglücklichen Opfer, die oft ſchon durch die Höhe des Sturzes, ehe ſie das ſtinkende und faulende Waſſerbett erreichten, ihr Leben verloren. In jenen Tagen, wo der alte Tempel Tauſende von ſolchen Jammervollen ſah, waren die unterirdiſchen Kanäle in einem ſolchen Grade durch Anhäufung der Leichen verſtopft, daß ſich über den ganzen Stadttheil eine peſthaltige Atmoſphäre verbreitete, welche die Beamten der Geſundheitspflege zwang, den Tempel von Grund aus zu unterſuchen und zu reinigen. Die Arbeit war in der That einer von denen zu vergleichen, die der erhabene Patron dieſer Stätte, als er noch unter den Lebenden wandelte, ſelbſt vollführt hatte, indem er den Stall des Königs Augias ſäuberte. Seit dieſer Inſtandſetzung des Heiligthums gelangte daſſelbe halb und halb wieder zu ſeinem alten Anſehen; es ging jedoch immer noch das Gerücht, als geſchähen innerhalb der Rundmauern dieſer finſtern und alterthümlichen Behauſung Gräuel und geheime Morde, die das Licht des Tages zu ſcheuen hatten, und denen vergebens die Sicherheitsbehörden nachſpürten. Einen Theil des ſchlimmen Anſehens, in welchem der Tempel, trotz aller Verſuche ihn davon zu reinigen, ſtand, verſchuldeten die vornehmen und leichtfertigen Frauen Roms, die den Schauplatz ihrer Liebſchaften unter dem Volke hierher verlegten, und die ſich kein Gewiſſen daraus machten, wenn ihnen ihre Favoriten läſtig oder gefährlich wurden, ſich ihrer auf dem geheimen Wege, den ſich. Indem ſie den Ehrgeiz meines Hauſes wach rief, erinnerte ſie mich, daß mein Großvater und Urgroßvater den ſächſiſchen Fürſten ihre Dienſte, ihr Leben gewidmet, und daß ich, der Enkel, nicht hinter einem ſo glorwürdigen Beiſpiel zurückbleiben dürfe. Aber grade durch dieſe Mahnung rief ſie mich zum vollen Bewußtſein meiner Pflichten zurück. Der gefährliche Taumel verließ mich, und nur ein einziges ſtarkes überwältigendes Gefühl beherrſchte mich, der Gedanke, die Ehre meines Hauſes zu wahren. Ich erklärte der Fürſtin, daß ich bereit wäre jene entſcheidenden Schritte zu thun, allein daß mein Eid mich hinderte ohne Wiſſen des Königs, vielleicht gradezu gegen ſeinen Willen zu handeln. „Iſt es an dem,“ ſagte ſie kalt, „ſo hilft uns aller Muth, alle Kühnheit nichts. Der König iſt feſt entſchloſſen nichts gegen den Verderber ſeines Reichs zu unternehmen. Er glaubt mir nicht, er glaubt Niemandem, der ihn über die wahre Lage der Dinge zu belehren wir eben geſchildert haben, zu entledigen. Es mochte am Ende an dieſem Gerüchte, wenn man daſſelbe genau zu unterſuchen hätte im Stande ſein können, wenig Wahres ſein, allein der Volksglaube nahm es nun einmal als feſtſtehende Thatſache an, und der Senat machte einen Befehl bekannt, vermittelſt welches es jedem Weibe, weß Standes ſie auch ſein mochte, unterſagt war, den Umkreis der Mauern des Tempels zu betreten. Nichts deſto weniger war er zu gewiſſen Stunden des Tages mit Frauen überfüllt. Die oberen Räume zwiſchen den Säulen wurden durch einen Kranz vergitterter Logen gebildet und jede dieſer kleinen, oft mit dem größten Luxus ausgeſtatteten Gemächer wurden von den Prieſtern des Heiligthums für einen übermäßig hohen Preis an Frauen vermiethet, die von einem Diener, oder einer Vertrauten gefolgt, in der Regel maskirt, ſich zu der Zeit einfanden, da die Gladiatoren ihre Vorbereitungen zu den Kampfſpielen trafen. Wir werden gleich ſehen, welch' einen Vortheil die geheimnißvollen Beſucherinnen aus ihren Beſuchen zogen.

Kaum hatten Julia und Claudia die Stufen des nach dem Fluſſe zu gelegenen Eingangs des Tempels betreten, als der hier aufgeſtellte

Mohr erſchien, ihnen den Befehl des Senats, der ihnen den Eingang weigerte, zuzurufen. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wurde er bei Seite geſtoßen, und die Frauen, an ihm vorübergehend, betraten eine Art Flur, der mit Vorhängen nach vier Seiten hin geſchloſſen war. Der Sklave zog an einer Schnur und es erklang ein heller Ton, ähnlich dem Zuſammenſchlagen von Metallbecken. Der mittelſte Vorhang öffnete ſich und der Prieſter erſchien, nicht in ſeinem Ornate, ſondern in einem langen faltigen Hausrocke. Er wußte, wen er vor ſich hatte, und nahte ſich mit einem demüthigen Gruße ſeinen Gäſten, die ihm mit einem ſtolzen Kopfneigen dankten und ihm den Wink gaben, voranzuſchreiten. Eine verſteckte Treppe führte zur Höhe der Kuppel hinauf, und hier in einem geräumigen Gange waren die Thüren vertheilt, die zu den einzelnen Cabinetten führten. Die Ankommenden wählten das nächſte und fanden es zu ihrem Empfange zubereitet. Ein Ruhebett, mit weichen Decken von Purpurfarbe bekleidet, war dicht an die vergitterte halbrunde Oeffnung geſchoben, die den Blick in den untern Raum der Rotunde frei ließ. Auf dieſes warf ſich Julia und nöthigte ihre Vertraute, zu ihren

Füßen Platz zu nehmen. Hamilkar mußte als Wache an der Thür bleiben. Der ſchnell forſchende Blick der Prinzeſſin durchlief die Menge der nackten Jünglingsgeſtalten, bis ſie den fand, den ſie ſuchte.

4.

Die Gladiatoren waren in großer Anzahl verſammelt; es galt, ein beſonders prachtvolles Kampfſpiel an dieſem Abend dem Publikum vorzuführen, und Auguſtus hegte die Abſicht, ſeine Römer zu beſchäftigen, um ihre Blicke von dem abzulenken, worüber ſein ehrgeiziger Geiſt brütete und das die nächſte Zukunft enthalten ſollte. Die beiden Frauen, die ſich's bequem gemacht, ihre Masken und die dunklen Tuniken abgeworfen hatten, richteten, nachdem ſie nur ganz flüchtig die Logen um ſie her und deren Inhalt gemuſtert hatten, ihre Blicke nach unten. Das große Waſſerbaſſin, das die Bildſäule umgab, war mit jungen Männern gefüllt, die bis zur Hüfte darin ſtanden; andere waren dem Bade bereits entſtiegen und ſalbten ſich ſelbſt oder wurden von aufwartenden Sklaven geſalbt; noch andere hatten ihre Zurüſtungen ſchon vollendet und lagen auf den Polſtern zwiſchen den Säulen in den verſchiedenſten Stellungen hingeſtreckt, ſcherzend, plaudernd und mit den noch im Waſſer befindlichen muthwillige Späße treibend. Der Unterprieſter und der Gladiatoren-Aufſeher gingen herum und geboten Stille und Ordnung, wo der Lärm zu arg wurde. Im Ganzen ließ man dieſe junge wilde Schaar gewähren; ſie durften nicht abgeſpannt, gedemüthigt oder in übler Laune auf der Bühne erſcheinen; der Römer liebte es, ſeine jungen Kämpfer, die er theuer bezahlte, ſpielend in den Tod gehen zu ſehen. Mancher dieſer jungen Antinouſſe und Adoniſſe warf einen verſtohlenen Blick nach oben; denn er wußte, daß ſeine Sultanin gegenwärtig war und mit ihren Blicken jeder ſeiner Bewegungen folgte. Deshalb waren dieſe Stellungen nicht frei von einer gewiſſen Koketterie, die darin beſtand, keinen der eigenthümlichen Reize zu verhüllen, deren Anblick der hohen Gönnerin Vergnügen machen konnte. Andere waren unbefangen, denn ſie hatten keine beſchützende und ſie mit Gold überſchüttende Patronin, und die Schönheit ihrer jugendlichen Formen war deshalb durch kein berechnetes Spiel gehoben, aber vielleicht gerade deshalb deſto anziehender. Viele dieſer jungen

Kämpfer hatten bereits ihre Wanderung durch die Gemächer der vornehmſten Frauen Roms gemacht, und beſaßen daher den Stolz, den das Bewußtſein ihnen gab, vollendet ſchöne Körper zu beſitzen. Es war Sitte bei den ausſchweifenden Römerinnen, ſich ihre geheimen Lieblinge hier zu ſuchen, ſeitdem die Caſernen nicht mehr friſche, und vor allen Dingen nicht mehr geſunde Waare lieferten; die Gladiatoren indeß befanden ſich unter beſtändiger Aufſicht, und erkrankte Einer, oder verlor er die Kraft und Geſchmeidigkeit ſeiner Glieder durch zu oft wiederholte Ausſchweifungen, ſo hörte er auf, dieſer Truppe anzugehören, zu denen nur die Blüthe der männlichen Kraft gewählt wurde. Aus allen Weltgegenden des unermeßlichen Reiches wurden ſchöne Jünglinge und junge Männer dem Prieſter Aetulius zugeſendet, der aus dieſen wieder die ſchönſten und kräftigſten wählte, um ſie im Kampfſpiele dem verwöhnten römiſchen Publikum vorzuführen. Dieſer Prieſter Aetulius war eine Volksfigur; denn es ward Mode, nach dieſem dicken, einäugigen und hinkenden Egyptier, der ſeit einer langen Reihe von Jahren den Tempel des Herkules als Sinecure für einſt geleiſtete Dienſte vom Staate erhalten hatte, jeden Speichellecker und gefälligen Diener der Großen und ihrer Laſter zu benennen. Zu einer Zeit, wo der Senat große Ankäufe in Alexandrien gemacht, hatte dieſer Mann, der damals Intendant eines Unterpräfecten war, Gelegenheit gefunden, die ſeltenſten und geſuchteſten Waaren zu einem billigen Preiſe nach Rom zu liefern. Dieſem Talente getreu, lieferte er nun die ſchönſten und die ungeſchwächteſten jungen Männer der verderbten vornehmen Frauenwelt der Hauptſtadt. Später, als der Senat erfuhr, auf welche Weiſe jetzt der Egyptier ſeine einſt ſo gerühmten Begabungen anwandte, brachte er im Intereſſe der öffentlichen Sittlichkeit alle Mittel in Bewegung, ihm das Handwerk zu legen. Allein Aetulius ſtand zu feſt; er hatte zu ſeinem Schutze die ganze vornehme Frauenbevölkerung Roms; denn es ward Mode, ſelbſt unter den nicht leichtfertigen Damen, Aetulius zum Freunde zu haben. Er kam im Prieſtergewande, und mit ſehr heiligen Mienen und Geberden, wo er deren zu bedürfen glaubte, und bettelte für ſeinen Tempel, nebenbei aber erzählte er tauſend beluſtigende Geſchichten, und konnte, wenn er es darauf anlegte, ſelbſt die ſittſamſte und ernſthafteſte Matrone zu einem Lächeln bringen. Sein eigentliches Geſchäft war jedoch, den Kuppler abzugeben, und dazu diente ihm ſein

Tempel vortrefflich. Die Geſchichte eines Jünglings, der ihm in die Hände fiel, iſt ſo ziemlich die Geſchichte eines Freudenmädchens unſerer Tage. Hatte der ehrwürdige Prieſter eine vollkommen gute Waare erhalten, das heißt war ein junger Sklave in ſeinen Beſitz gelangt, dem im Bau des Körpers, in der Geſchmeidigkeit der Glieder, in der blühenden Farbe der Jugend und Geſundheit kein Tadel anhaftete, ſo ging er daran, ihn in den Künſten zu unterrichten, die geeignet waren, alle dieſe Vorzüge in's rechte Licht zu ſetzen. Dazu gaben die Stellungen eines Kämpfers die beſte Gelegenheit. Das Ausliegen mit der Waffe, das Umſchlingen des Gegners, der Fall mit dieſem oder auf dieſen, ja ſelbſt die leichte und die ſchwere Verwundung konnten mit einem Reize der Formen dargeſtellt werden, mit einem Wechſel der Stellungen, die dem Beſchauer neben dem Mitgefühl zugleich den Kitzel wollüſtigen Reizes mittheilten. Selbſt ſchön zu ſterben, lehrte Aetulius. Dies waren die Verdienſte eines Gladiators auf öffentlicher Bühne; es gab aber in dem verderbten Rom eine Bühne für die Wirkſamkeit und die Talente eines Gladiators, die nicht öffentlich war; dies war das verſchloſſene Gemach einer einzelnen oder die Abendtafel einer kleinen Geſellſchaft von

Frauen, die ein und derſelbe Geſchmack an ausgelaſſenen Freuden zuſammengeführt hatte. Um hier Ruhm und Gold einzuernten, brachte der Prieſter ſeinen jungen Eleven die ganze Fülle ſeiner geheimen Erfahrungen und Künſte bei. Es iſt der Feder nicht vergönnt, wiederzuerzählen, was die Schriften der Alten uns in dieſer Beziehung hinterlaſſen haben; es genüge zu bemerken, daß Alles, auch das Geringſte, was zur Erhöhung eines gewiſſen Genuſſes diente, hier mit der ausſtudirteſten Genauigkeit den Jünglingen beigebracht wurde, um Wechſel und ſteten erneuerten Antrieb in die Schöpfungen der Ausgelaſſenheit zu bringen. Einen Gladiator zu ſeinem Liebhaber haben hieß auf die unterſte Stufe eines ſchlechten Rufes hinabgeſtiegen ſein, zugleich aber auch Alles errungen und genoſſen zu haben, was ſich im Bereiche der zügelloſeſten Lüſte nur irgend erreichen ließ. Die Sehnſucht und das Entſetzen für eine junge feurige Römerin war ein Gladiator, und die höchſte Spitze des Genuſſes für die Debauchirte der Gedanke, Den vor einer Stunde noch in den Armen gehabt zu haben, den ſie auf der Bühne unter dem mörderiſchen Stahle ſeines Gegners jetzt ſein Leben aushauchen ſah, mit demſelben Hauche, den ſie wenige Momente vorher noch mit

Gier aus den geöffneten Lippen dieſes bildſchönen Jünglings geſogen. Wolluſt und Grauſamkeit vereinigten ſich hier. Die Gladiatorenkämpfe waren daher für anſtändige Frauen längſt kein Ort mehr, wo ſie und ihre Angehörigen ſich ſehen ließen; aber wie klein war die Zahl dieſer Anſtändigen in dem damaligen Rom, und oft waren dieſe nur geſchickte Heuchlerinnen, die unter der Maske der Decenz einem wo möglich noch ärgeren Muthwillen fröhnten, als es die thaten, die zu läſſig oder zu wenig geſchickt waren, um die Prüden zu ſpielen.

Kaum hatte ſich die Tochter Auguſt's auf die Polſter niedergeworfen, kaum hatte ſie lächelnd ihrer Vertrauten und ſteten Begleiterin die Namen dieſer und jener bekannten Dame der vornehmen Kreiſe genannt, die ſie hinter dem Gitter erkannt hatte, als Actulius, mit ſeiner Prieſterbinde geſchmückt und in einem ſchmutzigen weißen, aber mit Gold und Purpur beſetzten Mantel erſchien, und mit tiefen Verbeugungen, zu denen er ein Gebet auf den Herkules murmelte, mit einer goldenen Opferſchale ſich der Fürſtin näherte. Beide Frauen warfen eine kleine Münze hinein, die als Opfergabe galt (den eigentlichen Sold für ſeine Thätigkeit holte ſich der gefällige Prieſter bei dem Schatzmeiſter der Prinzeſſin), und Julia, nachläſſig ſucht. Wir ſind bewacht, uns ſind alle Mittel zur Rettung geraubt.“ Das Ende dieſer peinvollen Unterredung war, daß ich ihr verſprechen mußte ſo viel an Förderung der guten Sache zu arbeiten als es mir mein Gewiſſen erlaubte. An der Redlichkeit meiner Geſinnung zweifelte ſie nicht. Wenige Jahre darauf wurden alle ihre drohenden Befurchtungen vom Geſchick realiſirt. Die zweideutige, ohnmächtige, ränkevolle Politik des Gunſtlings brachte Sachſen an den Rand des Abgrunds. Friedrich's Beſitznahme der kurfurſtlichen Staaten, ſein von ganz Europa gemißbilligter Einbruch in das Archiv waren Beſtatigungen der prophetiſchen duſtern Andeutungen, die in jener Stunde uber die Lippen der unglucklichen Furſtin gingen.

Seit jener Unterredung verfolgte mich der Haß Bruhl's, und die Beweiſe hiervon lieferte er mir bis an ſeinen Tod unausgeſetzt. Er war feſt uberzeugt, daß die Kurfurſtin im Bunde mit zurückgebogen, fragte den häßlichen Alten nach dem Namen des jungen Kämpfers, auf den ſie mit ihrer Maske, die ſie in der Hand hielt, zeigte.

Wen meinſt Du, Tochter der Cäſaren? fragte der Egyptier, indem er ſich, ſo viel es erlaubt war, der Prinzeſſin und dem Gitter näherte; etwa den, der hinter der ſechſten Säule des Eingangs mit dem gezähmten Tiger ſpielt?

Derſelbe.

Ich habe ihn erſt ſeit kurzer Zeit. Er ſtammt aus unſeren Provinzen jenſeit der Alpen; ſein Name iſt Maximinus Thola; ſo hab' ich ihn getauft, denn Du weißt, Herrin, die germaniſchen Namen laſſen ſich ſchwer ausſprechen. Man ſagte mir, daß es Mühe gekoſtet, ihn zum Gefangenen zu machen, und daß er ſich wie ein Löwe gewehrt hat. Dem Löwen gleicht er auch durch ſein goldgelbes gelocktes Haar und durch ſeine Stärke, der nicht leicht die eines andern meiner Kämpfer gleichkommt. Er tritt heute zum erſten Male auf die Bühne. Man ſagt mir, er ſuche den Tod, um zu ſeinen Göttern und zu den Seinigen heimzukehren; indeſſen hat er eine Mutter hier, die ihm in die Gefangenſchaft gefolgt iſt. Befiehlſt Du noch etwas mehr zu wiſſen, Herrin, oder gebieteſt Du, daß ich ihn Dir zuſchicke?

Das Letztere thu', allein — Du weißt! Hierbei legte die Prinzeſſin den Finger auf den Mund.

O, Dein Knecht weiß Alles, was er zu wiſſen nöthig hat! entgegnete der Prieſter und bückte ſich bis auf den Boden. Alſo heute — in das Haus der Amme? fragte er zögernd und fixirte ſcharf mit dem einen glotzenden Auge die Fürſtin; dieſe nickte bejahend, wandte ſich dann ab und machte ein Zeichen, daß er ſich entferne.

Nachdem er fort war, ergaben ſich die beiden Genoſſinnen mit der größten Ungezwungenheit dem Anblicke, der ſich ihnen unten in der Rotunde bot. Sie betrachteten den ſchlanken, marmorgleichen Leib eines jungen Griechen, deſſen dunkles Lockenhaar durch eine Binde zuſammengehalten wurde, und deſſen ſchönen Körper kein anderes Kleidungsſtück zierte, als nur ein Paar goldene Sandalen, die den kleinen Fuß umſchloſſen und mit ihren Purpurbändern bis dicht unter die Wade reichten. Er wurde von beiden Kennerinnen als vollkommen ſchön bezeichnet; doch hatte ſein Geſichtsausdruck etwas Kaltes, das durch die ſtrenge Regelmäßigkeit der Züge hervorgebracht wurde. Belebter und einſchmeichelnder zeigte ſich das friſche Lächeln und die anmuthige Heiterkeit eines, kaum erſt zum Jünglinge gereiften Mileſiers; ihm zur

Seite fielen der herkuliſche Bau, die breiten Schultern, der maſſenhafte Rücken und die ſtämmigen Hüften eines Afrikaners auf, deſſen kurze, mit wolligem Haar umſponnte Stirn, die tiefliegenden Augen und die aufgeworfenen Lippen den Gladiator zeigten, wie er ſein ſoll. Alles an dieſem jungen Herkules war Kraft, Spannung und Gelenkigkeit. Nicht minder fand das Urtheil des Kenners ſchöner und kräftiger Formen an dem weniger robuſten, dafür aber deſto biegſamern Körper des Karthaginenſers zu loben, dem Nichts von den eigenthümlichen Reizen abging, die einem jugendlichen Faun zuſtehen. Doch die Aufmerkſamkeit der beiden Frauen wurde immer wieder auf den Fremdling gerichtet, deſſen Körperbildung Etwas von dem zeigte, was dem Apoll, zugleich aber auch dem jugendlichen Hermes von den Künſtlern zugetheilt wird, und das ſich unter den Bildwerken von Ruf am Beſten wiedergegeben findet in der Statue des Antinous, des Lieblings Hadrian's. Es war eine bewundernswürdige Friſche, und doch dabei eine marmorne Kälte und Glätte in dieſen Formen, die ihre Linien ſo ſanft und doch mit ſo eleganten und energiſchen Contouren ineinander gleiten ließen. Beſonders war dies bei den Stellungen bemerkbar, die der Jüngling annahm, indem er mit dem Tiger ſpielte, ſich bald auf deſſen Rücken ſchwang und mit den Armen ihn umhalste, bald, auf den Boden hingeſtreckt, die lange rothe Zunge des Thieres die Wölbung ſeiner ſchneeigen Bruſt befeuchten ließ. Er wußte nicht, der Unbefangene, daß zwei Augen ſich auf ihn gerichtet hielten, deren Wink geeignet war, ihn von der tiefen Stufe, auf der er ſich gegenwärtig befand, auf eine glänzende und machtgebende Höhe emporzuheben. In der That regte ſich Etwas von dieſem Entſchluſſe in dem Buſen der ſtolzen Römerin, indem ſie ihre Blicke weidete an dem keuſchen und unberührten Reize dieſes ſchönen Jünglings. Nicht minder fühlte Claudia das Gefühl der Hingebung in ihre ſonſt kalte und verſchloſſene Seele einziehen.

Die Stunde des Schauſpiels erſchien; die Gladiatoren ergriffen ihre Waffen, ſtellten ſich zu einem kurzen Gebete an den Herkules im Halbkreiſe zuſammen, und verließen dann paarweiſe den Tempel. Zu gleicher Zeit wurden die vergitterten Logen leer.

5.

Bevor die Kämpfer noch den Circus erreicht hatten, winkte Aetulius dem Unteraufſeher Kypaſſus und zog ihn in eine Ecke des Säulenganges. Was willſt Du, Gebieter? fragte der Aufſeher. — Rufe mir den Maximius Thola zurück, entgegnete der Prieſter; er ſoll heute nicht an dem Kampfe Theil nehmen. — Nicht? fragte Jener; alſo befiehlſt Du, daß man ihn in den Kerker bringt? — Weshalb? alter Schwarzkopf, weshalb in den Kerker? — Nun, Herr, Du erinnerſt Dich doch des Vorfalls von heute, wo er die Armſpange der Cäſarentochter aufzuheben wagte? Es ſteht der Tod darauf; aber ich bitte Dich, laß ihn leben! Unter uns geſagt, Du hätteſt das Auge ſehen ſollen der Fürſtin, mit dem ſie ihren Wink, ihn nicht zu mißhandeln, begleitete. Ein ſolches Auge iſt unter Brüdern eine Tonne Goldes werth. — Die ich mir zu eigen machen werde, murmelte, mit dem breiten Munde ſchmunzelnd, der Prieſter. Geh, wie ich Dir befohlen, und bringe mir den Jungen.

Kypaſſus entfernte ſich eilig, und war an dem Eingange des Circus, bevor noch der Zug der Gladiatoren ihn erreicht hatte. Er ſtürzte ſich, wie der Geier auf die Taube, auf den Jüngling, und ihm die Schlinge um den Hals werfend, riß er ihn, wie man einen Widder aus der Heerde reißt, aus dem Zuge heraus. Dieſe Art war die gewöhnliche, wenn ein Opfer, aus irgend welchem Grunde der Beſtrafung anheimgefallen, zur geheimen Richtſtätte gebracht wurde. Der Zug füllte die Lücke raſch wieder aus, ohne ſich um den gewaltſam Entfernten weiter zu kümmern. Kypaſſus gelangte jedoch mit ſeinem Begleiter in die Seitenhalle des Tempels zurück, wo der Prieſter ihn erwartete.

Aetulius nahm den Jüngling bei Seite, der bleich wie der Tod, aber ohne zu zittern, vor ihm ſtand. Was glaubſt Du, Thola, was Dir bevorſteht? fragte der Prieſter, indem er das eine Auge aufriß und mit dem Munde ein Geräuſch hervorbrachte, das wie der dumpfe Ton einer Tuba klang. Ich errathe es nicht, erwiderte der

Gladiator; doch was es auch ſei, ich bin darauf gefaßt. Jſt's der Tod, ſo hätteſt Du beſſer gethan, mich von den Händen meiner Brüder fallen zu laſſen. — Es iſt nicht der Tod, entgegnete Actulius, es iſt im Gegentheil die höchſte Gunſt des Lebens. Herkules hat ſich Dich auserſehen, um zu zeigen, was männliche Kraft und Schönheit vermögen. Doch keine Worte jetzt. Geh' hinein: Kypaſſus wird Dich ſchmücken, und tritt dann wieder vor mich hin; ich werde ſehen, ob Alles ſo iſt, wie es ſein ſoll.

Die Arbeit des Kypaſſus war bald gethan. Ein einfaches Untergewand, darüber ein eben ſolcher Mantel mit dem Zeichen in den Ecken: eine Schlange, die ſich um ein kurzes etruskiſches Schwert windet, welches die öffentlichen Kämpfer als Aushängeſchild ihres Standes tragen mußten, war bald dem nackten Körper umgeworfen; jetzt erſchien der Sklave nochmals vor dem Prieſter, und dieſer unterwarf ihn der geheimen Prüfung, die als doppelt nöthig bei einem ſolchen Neuling, wie der junge Germane war, befunden wurde. Er mußte dem Prieſter die Reinheit ſeines Athems beweiſen, indem er ihn anhauchte; dann prüfte Jener auch die Beſchaffenheit ſeiner Zungenſpitze, die er zu glatt fand, und durch ein Extrakt von im Waſſer abgekochten jungen Myrthenzweigen rauher machte, indem dadurch die kleinen Wärzchen auf der Oberfläche der Zunge hervorgetrieben wurden. Alsdann überzeugte er ſich, daß die Nägel, beſonders der des Mittelfingers der rechten Hand, gehörig gekürzt und gerundet ſich zeigten, und endlich wurden Oele beſonders feiner Art um die Bruſtwarzen gerieben und in die Armhöhlen gebracht. Der Jüngling ließ Alles mit ſich machen, indem er ſtill und unbeweglich wie eine Bildſäule ſtand; alsdann folgte er dem Kypaſſus, der ihn bei bereits völlig eingetretener Nacht in das Haus der Amme brachte und vor deren Thür das verabredete Zeichen gab. Du Glücklicher, ſagte er zu ſeinem jungen Begleiter, als die Thür ſich öffnete, Du wirſt einen Platz einnehmen, um den Roms Prinzen und Helden Dich beneiden. Ich bitte Dich, Freund Thola, wenn Du in Reichthum und Anſehen ſchwelgeſt, denke an den armen Kypaſſus, dem Juno ein zänkiſches Weib und ſechs unartige Buben geſchenkt hat. Mit dieſen Worten ließ er den Jüngling in den Gang eintreten, und verſchloß denſelben wieder hinter ihm. Auf der Höhe des Treppenabſatzes erſchien die ehrwürdige Matrone, die wir ſchon kennen, nahm den Gaſt bei der Hand und führte ihn in ein Gemach, wo auf zwei gegenüberſtehenden Ruhebetten zwei verſchleierte Frauen lagen, an einem kleinen Tiſche, der mit Früchten und Wein bedeckt war. Eine dieſer Frauen erhob ſich bei Thola's Eintritt, ging ihm entgegen, der ſchüchtern bei der Thür ſtehen blieb, und führte ihn zu einem Polſterſtuhl, der zur Seite des einen Ruhebettes und ſo hingeſtellt war, daß Der, der auf dieſem Sitze Platz nahm, in dem vollen Lichte der von der Decke herabhängenden Lampe ſich befand, während eben dieſe Lampe die Geſtalten der beiden Frauen in den Schatten ſtellte.

Thola, ehe er Platz nahm, warf ſich auf's Knie vor der einen liegenden Dame, die mit einem goldenen Fächer in Form von Pfauenfedern von der künſtlichſten Arbeit ſpielte, und rief: Die Götter mögen Dich beſchützen, erhabene Fürſtin! Der Segen des Himmels beglücke Dein erhabenes Haupt! — Sklave, woher kennſt Du mich? fragte eine ſanfte, aber doch dabei muntere Stimme. — Gebieterin, erinnere Dich, daß ich heute Morgen Deinen Zorn erregte, als ich eine Armſpange aufhob, die Dir entfallen war. — So haſt Du ſcharfe Augen, Sklave, daß Du durch den Schleier Diejenige wiedererkennſt, die Du nur ein paar flüchtige Augenblicke ſaheſt. — Wer hätte Dich nur flüchtig im Traume erblickt, erhabene Kaiſertochter, und wüßte Dich nicht unter Tauſenden herauszufinden! — Gut! Ich habe auch nicht die Abſicht, mich vor Dir zu verſtecken! Hiermit warf Julia den Schleier ab, und zeigte Buſen, Schulter und Arme entblößt. Sie reichte die Hand dem Jünglinge hin und ſagte mit ſchmeichelnder Stimme: Sei willkommen. Erzähle, wie biſt Du hierher nach Rom gekommen? — O, Herrin, das Geſchick Deines Sklaven iſt ein ſehr trauriges. — Gleichwohl kannſt Du es mir mittheilen. Oder bindet ein Gelübde Deine Zunge? — Es bindet kein Gelübde meine Zunge, Herrin. Du weißt, die ſiegreichen Heere Deines Vaters, als ſie Gallien ſich unterwürfig gemacht, drangen auch in jene, ihnen noch unbekannten Wälder, welche die geſegneten Fluren meines Vaterlandes einſchließen. Ein blutiges Gefecht fand ſtatt, in welchem mein Vater und drei meiner Brüder fielen und ich zum Gefangenen gemacht wurde. Der Gott meiner Ahnherren wollte das Opfer meines Todes nicht, obgleich ich ihn auf den Knieen um denſelben bat. — Weshalb bateſt Du ihn um den Tod? ſagte die Prinzeſſin. — Gebieterin, ich bin aus edlem Stamme, und leben in Feſſeln iſt ſtets für mich und die Meinen bitterer als der Tod geweſen. — Ich werde Deine

Dohna und mir zu ſeinem Verderben ſich vereinigt hätten, und bei der erſten Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ließ er das volle Gewicht ſeiner Rache auf Dohna fallen. Ich habe ſchon von dem Enthuſiasmus geredet, den Achill ſehr unumwunden für den König von Preußen an den Tag legte. In jenem Päckchen, das ich zu übergeben von ihm den Auftrag hatte, fand ſich durch eine unerklärliche Nachläſſigkeit veranlaßt ein Brief an Friedrich den Zweiten, der jene glühende Begeiſterung für die Talente und großen Eigenſchaften dieſes Fürſten in den ſtärkſten Ausdrücken an den Tag legte. Dieſes Schreiben erregte den Zorn des Miniſters. Er pikirte ſich ein perſönlicher Feind des Königs zu ſein, und eine ſolche Sprache im Munde eines Sachſen, und zwar in einem Zeitpunkt, wo ein Ausbruch von Feindſeligkeiten zwiſchen den Kurſtaaten und dem Königreiche erwartet werden konnte, ſchien ihm ſehr nahe an Verrath zu grenzen. Er bewirkte einen

Feſſeln brechen. — Willſt Du das, Fürſtin? Willſt Du mich aber dann auch in meine vaterländiſchen Auen entlaſſen? — Du willſt aus Rom fliehen? Thola, auch jetzt willſt Du fliehen, da Du mich kennen gelernt haſt? — Er ſchwieg. — Antworte, Sklave! — Auch jetzt, Fürſtin: denn was ſoll ich Dir, was ſollſt Du mir! — Verblendeter, welche Sprache! — Vergieb! Ich weiß, daß Du großmüthig biſt. Man hat mir geſagt, daß Du alle Tugenden Deines Vaters habeſt, und noch eine dazu: Du kannſt verzeihen. — Du irrſt, ich bin rachſüchtig, und da ich die Macht habe, ſo verfehlt meine Rache ihr Opfer nie. — Wohl, der Sklave muß hinnehmen, was über ihn verhängt iſt. — Du haſt einen ſtolzen Blick, und die aufgeworfene Oberlippe zeigt an, daß Du einſt Befehle ertheilt haſt. — So iſt's: es gehorchten Sklaven, wo ich ſprach. — Und jetzt ſelbſt ein Sklave! — Du ſagſt es. Er ſeufzte tief und ſein Blick ſenkte ſich zur Erde, dann warf er mit einer kühnen Stellung des Hauptes die dunkelblonden Locken zurück, die ſeine Stirn beſchatteten, und mit einem hellen Auge und einem freudigen Lächeln rief er: Aber nicht immer Sklave! — Wer wird Deine Ketten löſen? — Der Jüngling ſah mit einem raſchen Blicke zum Himmel und erwiderte mit einem unnachahmlichen ſchönen Ausdrucke: Der, welcher ſie mir angelegt hat! — Die beiden Frauen ſchwiegen: in Julia's Buſen erhob ſich Zorn und Unwille, in dem Claudia's ein früher noch nie empfundenes Etwas, das halb Bewunderung, halb Trauer, halb Mitleiden war. Sie hätte dem Unglücksſohn, deſſen Verderben ſie vor ſich ſah, ſo gern zuflüſtern mögen, er ſolle den aufſteigenden Grimm der Fürſtin durch ein demüthiges und einſchmeichelndes Weſen beſchwören, allein ſie wagte nicht, ſo ſchrecklich war Julia in ihrem Zorne, auch nur den leiſeſten Wink. Eine drohende Stille herrſchte im Gemach, während die Tochter Auguſt's die Gluth ihrer finſteren Augen auf dem Jüngling ruhen ließ, der es wagte, ihrer Annäherung mit Kälte und abſichtlichem Mißverſtehen zu begegnen. Noch nie hatte ſich ein Mann ſo ihr gegenüber gezeigt. Das Licht an der Decke gab jetzt einen ſchwächern Schein, und ſelbſt dieſer drohte völlig zu verlöſchen. Der Mond, die dunkle Sommernacht durchſcheinend, warf ſein Licht durch die Bögen des geöffneten Fenſters, und ſein Strahl traf gerade das Haupt der Bildſäule der Aphrodite, die, hinter purpurnen Vorhängen halb verſteckt, die Ecke des Gemaches einnahm. — Geh', Sklave, herrſchte Julia, und bitte der Göttin Deine Ungeſchicklichkeit und Deine Einfalt ab! Verzeiht ſie Dir, ſo will auch ich Dir verzeihen. — Thola ſtand emporgerichtet, er that keinen Schritt nach der Bildſäule zu. — Gehorche! kreiſchte jetzt Julia, oder Du biſt des Todes! — So gieb mir den Tod, Tochter des Kaiſers, ſagte er, und warf ſich vor ihr nieder. Sie ſtieß ihn mit der Spitze ihres Fußes fort, ſprang vom Ruhebette auf, und nachdem ſie noch einen langen, durchbohrenden Blick auf den Knieenden geworfen, klatſchte ſie in die Hände, und wie Geiſter aus dem Boden entſtiegen, ſtand der Aethiopier mitten im Gemach. Ruhig ließ ſich Thola die Feſſeln anlegen und ohne ein Wort zu ſagen, verließ er das Gemach. Unglücklicher! Du ſiehſt zum letzten Male den Strahl des Mondes! rief Claudia und warf ſich zu den Füßen der Prinzeſſin, die finſter brütend, die Stirn mit einer flammenden Gluth bedeckt, wieder auf dem Ruhebette Platz genommen hatte.

6.

Aetulius ſtand mit dem Lächeln froher Erwartung auf den Tempelſtufen und blickte die vom Mondlicht hell erleuchtete Straße hinauf, den Weg in's Auge faſſend, welchen der junge Kämpfer kommen mußte, wenn er von dem Schauplatze ſeiner Siege heimkehrte. Es war weit über Mitternacht. Die nach und nach leer gewordene Straße zeigte nur die hier und da auftauchenden Geſtalten der Wächter der öffentlichen Plätze, Soldaten, welche in die Caſernen heimkehrten, und Gäſte eines ſpäten Gaſtmahls, die ſich von ihren Sklaven führen ließen, da ſie ſelbſt unfähig waren, durch ein Uebermaß der Genüſſe erſchöpft, zu gehen. Dieſe Nachtſchwärmer bewegten ſich nur langſam über die Plätze und Straßen. Bei jeder noch ſo geringfügigen Veranlaſſung blieben ſie ſtehen, und indem ſie in den Armen ihrer Führer lagen, machten ſie Betrachtungen bald über dieſes, bald über jenes Gebäude, belehrten ihre Umgebung über den Bau und die Beſtimmung eines Tempels, und waren nur mit Mühe zu bewegen, weiter zu ſchreiten. Ein reicher Praſſer, der ſich von ſeinem Paraſiten heimführen ließ, der blieb in Nähe des Tempels, auf deſſen Stufen der Prieſter ſich befand, ſtehen, und in den Mond hinaufſchauend, fing er an ein gelehrtes Geſalbader über Bau und Beſchaffenheit des Geſtirns ſeinem ſchläfrigen und ungeduldigen Zuhörer mitzutheilen. Dieſe Scene beluſtigte Actulius ſo ſehr, daß er in ein lautes Lachen ausbrach und nicht bemerkte, daß Hamilkar mit dem Sklaven bereits dicht in ſeiner Nähe war. — Nun, mein Goldſöhnchen, rief er dem Letztern zu. Haſt Du Deine Arbeit gut gemacht und biſt Du zu einem zweiten Zuſammentreffen beſtellt worden? — Der Aethiopier flüſterte dem Prieſter ein paar Worte in's Ohr, worauf die Miene der Zufriedenheit und der Erwartung ſich raſch in einen heftigen Zornausbruch verwandelte. Das eine Auge des kleinen, dicken, ungeſtalteten Mannes füllte ſich, indem es weit aufgeſperrt auf dem Gegenſtand der Erbitterung und Wuth haftete, mit einem düſtern Feuer, die breite Unterlippe bebte, und beide geballte Fäuſte erhoben, knirſchte er in faſt athemloſer Wuth: Hund! räudiger Hund! Was muß ich hören! Mit Schimpf fortgejagt! Alle Hoffnung dahin! Ich betrogen! Der Ungnade verfallen! Nun, Du ſollſt es büßen, Hund! Beſtie! Und die Tropfen der koſtbaren mileſiſchen Salbe umſonſt an Deinem von Göttern und Menſchen verfluchten Leibe verſchwendet! Doch Du ſollſt es büßen! Ich laſſe Dich zu Tode peitſchen, doch nein, die unterirdiſche Göttin unſeres Tempels, die bleiche, unſaubere, kalte Latomia hat lange kein Opfer gehabt, in ihren Armen, Du Elender, Du Auswurf der Sterblichen, ſollſt Du in der nächſten Stunde ſchlummern, der Du es verſchmäht haſt, in den Armen einer Gottheit zu liegen. O Wahnſinniger! mit welchen Worten bezeichne ich ſtark genug Dein Verbrechen! Und zu dem Aethiopier ſich wendend, ſetzte er ſeiner Rede, demüthig ſich verbeugend, hinzu: Melde Deiner Gebieterin, daß der Elende hier die nahe Morgenſtunde nicht mehr erleben wird, und daß, ſo lange zu Tode gemartert, es keinen todteren Mann geben wird, als dieſen da. — Der Aethiopier entfernte ſich und Aetulius verſchwand mit dem Sklaven, den er mit Fußtritten vor ſich her jagte in das Innere des Tempels. Hier wurde Thola an Armen und Füßen gefeſſelt, und nachdem ſich der Prieſter eine Fackel hatte geben laſſen und noch zwei begleitende Sklaven ſich ausgeſucht, ging der kleine Zug ſchweigend die dunkeln gewölbten Gänge hinab, welche in jene Räume führten, die bereits oben von uns geſchildert ſind, und die einen Aufenthalt nächtlicher Schrecken bildeten, wie eine finſtere Phantaſie ſie ſich nur träumen kann. Die Luft wurde in dieſen Gängen immer ſchwüler, und kaum vermochten die Lungen ſie noch einzuathmen, als die giftigen Dünſte des modernden Grundes von unten aufſteigend ſich mit ihr miſchten. Der Prieſter beſchleunigte ſeinen Gang, und indem er ſelbſt eine Fackel in die Hand nahm, beleuchtete er im Vorbeiſchreiten die grotesken Figuren, welche aus einem frühern Zeitraume her und als Symbole der Todesgöttin hier in dem feſten Geſtein eingemeißelt waren. An vielen dieſer Schreckensgeſtalten klebten noch Blutſpuren, und das Auge, welches das Dunkel durchdringen wollte, ſchreckte zurück, da es in dem Gerölle, das an den Mauern, und zu den Füßen dieſer Phantome angehäuft. war, Reſte von menſchlichen Gebeinen entdeckte Die Sklaven wichen unwillkürlich mit Zeichen des Entſetzens zurück, doch unerſchütterlich feſt blieb der Gang des jungen Fechters, und ebenſowenig wankte der Fuß des Prieſters, der von ſeinem Vaterlande Egypten her an noch viel grauſenvollere nächtliche Kerker gewöhnt, und der im Dienſte von weit ſchwärzeren Myſterien erwachſen war. Man hatte jetzt eine Art Rotunde erreicht, in deren Mitte ein Gitter in den Boden eingelaſſen war. Durch dieſe Eiſenſtangen drang aus der Tiefe das hohle Brauſen und Toben der in einen tiefen, ſchwarzen Kanal eingefangenen Waſſer. Der Prieſter blieb an der Oeffnung ſtehen, von der das Gitter mit Mühe hinweggeſchoben wurde. Wir ſind am Ziele, ſagte er — Elender! bereite Dich zum Tode. Im nächſten Augenblicke wird Dich die ſchwarze Welle unten, aus der keine Rettung iſt, verſchlungen haben. — Dabei leuchtete er in die Tiefe hinab und ließ die mit ſchwärzlichem Mooſe bekleideten gigantiſchen Mauern ſehen, die dieſen Eingang in die Unterwelt bildeten. Der Lichtſtrahl war nicht fähig, in die Tiefe zu dringen, und dem Auge erſchien es, war es nun Einbildung oder Wirklichkeit, als reckten und ſtreckten ſich ſchwarze, behaarte Arme aus dem Grunde empor, als glitten Schlangen und kletterten Kröten an den Steinen hinauf. — Der Jüngling war entkleidet worden, und er ſtand jetzt mit der blühenden Geſtalt, den kräftigen Gliedern, deren Weiße von dem Scheine der Fackeln geröthet erſchien, gegen den ſchwarzen Hintergrund des Gemäuers emporleuchtend, ruhig und den Todesſtoß erwartend da. Die Sklaven näherten ſich ihm, um den Gefeſſelten in die Tiefe zu ſtürzen. Vorher beleuchtete der Prieſter, dem Grauſamkeit und Wolluſt zugleich den Buſen füllten, die ſchönen Formen, die ihm die vollendetſten zu ſein ſchienen, die er je geſehen. Wirſt Du nicht Deine Seele den Göttern empfehlen? fragte er den Jüngling. Ich bin bereits mit meinem Gott verſöhnt, erwiderte jener, und drückte einen Kuß auf ein kleines in dreieckiger Form geſchnittenes Goldbild, das er an einer ſeidenen Schnur am Halſe hatte, und das der Prieſter erſt jetzt bemerkte. Gieb her, wer iſt Dein Patron? ſo rief er und nachdem er das Bild, das auf jener Scheibe eingeprägt war, betrachtet hatte, fragte er: Wer iſt dieſer Gott? Ich kenne ihn nicht. Iſt's vielleicht Oſiris? — Es iſt nicht Oſiris, entgegnete mit kalter Ruhe der Gefragte, es iſt überhaupt keiner Deiner Götter. So ſprich, wer iſt es? — Die Lippe des Jünglings ſchwieg. — Noch im Tode trotzig! ſchrie Aetulius. So fahre denn mit ſammt Deinem Gotte dahin! Iſt's wirklich ein Gott, ſo beweiſe er es und rette Dich!

Sklaven, thut Eure Pflicht! Und in dieſem Augenblicke erfaßten vier kräftige Arme das Opfer des Todes und mit einem wüthenden Stoße ſtürzten ſie daſſelbe in die Tiefe. — —

Julia und Claudia waren unterdeſſen in einem wenig beneidenswerthen Zuſtande zurückgeblieben. Die Tochter Auguſt's warf ſich auf den Polſtern ihres Ruhebettes wie eine Verzweifelnde umher. Das Haupt tief niederhängen laſſend, löſte ſie die Flechten ihres ſchönen Haares und ließ ſie die Teppiche des Bodens bedecken. Der Leib, von allem Gewand befreit, zeigte ſeine vollen und üppigen Formen in der zurückgeworfenen Stellung, in jener wilden und von Leidenſchaft entflammten Weiſe, wie der Künſtler die raſenden und in Verzückung gefallenen Mänaden darzuſtellen pflegt, die auf dem Rücken eines Panthers, und von dieſem langſam fortgetragen, dem Zuge des Bacchus ſich anſchließen. Claudia, nicht minder aufgeregt, aber nicht ſo rückſichtslos ihrer Laune ſich überlaſſend, lehnte an dem offenen Fenſter und richtete den Blick ihrer finſteren Augen auf die helle Scheibe des Mondes, und ihre geöffneten Lippen ſchienen lechzend und glühend den Strom der Lüfte zu ſchlürfen. Plötzlich raffte Julia ſich auf, ſtürzte vor der Bildſäule Aphroditens nieder und brach

Verhaftsbefehl gegen den Grafen, und als ein auffallendes Beiſpiel des allmächtigen Willens dieſes Miniſters kann es gelten, daß Achill ſeines Amtes entſetzt auf den Königſtein geſchickt wurde, ohne daß ſeine Proteſtationen gegen dieſe empörende Willkühr irgend von Wirkung waren. Zwar wurde er nach einer dreimonatlichen Haft wieder auf freien Fuß geſetzt, allein ſeine Dienſtverhältniſſe ihm nicht wieder angetragen. Er zog ſich auf ſeine Stammgüter zurück, die er an der Grenze von Schleſien hatte, und lebte lange Jahre in einer philoſophiſchen Abgeſchiedenheit und in einem fortgeſetzten Briefwechſel mit ſeinem Ideal eines Helden, dem Könige von Preußen. Er rühmte ſich öfters gegen mich dieſem großen Helden das Opfer ſeiner politiſchen Exiſtenz gebracht zu haben, und dieſes Bewußtſein gab ſeiner Unthätigkeit Würde, ſeinem Entſchluß Beharrlichkeit.

Ich kehrte nach Bamberg zurück, wo ich bis auf wenige Unterbrechungen bis zu jenem Dresin die heftigen Worte aus: das haſt Du mir gethan, Göttin! Dein Werk iſt's, daß ich jetzt mit durſtiger, heißer Zunge dem Tranke nachſchmachte, der mir wie durch ein Wunder entzogen worden, da ich ſchon ſicher in deſſen Beſitz zu ſein wähnte. Undankbare Göttin! haben Dir die Tonnen Goldes, die ich an Deine Tempel in Bithynien und Gallien verſchwendete, nicht genügt? O Tochter Jovis, durfteſt Du es geſchehen laſſen, daß Julia von einem elenden Sklaven beleidigt ward? O Götter! und dieſer elende Sklave, wie ſchön war er! Welch' eine Seligkeit, an dieſer breiten, feſten Bruſt zu ruhen, die Küſſe dieſes Mundes zu trinken! die Hand zwiſchen dieſe Schenkel zu legen! — Ich muß ihn wieder haben — ich muß! Ich will zu ſeinen Füßen liegen und um ſein Lächeln betteln: die Tochter des Beherrſchers der Welt will ſich vor einem ſchönen Sklaven bis in den Staub erniedrigen. Schaffe ihn mir wieder, Venus! Gieb' ihn mir! Laß' ihn noch einmal hier in dieſer ſichern Halle an meiner Seite athmen, und ich ſchwöre es beim Styx, er ſoll mir nicht entſchlüpfen; ich will in ſeinen Armen glücklich ſein. Sein Stolz, ſein Hohn, ſie werden mich nicht zum zweiten Male zurückſchrecken! Claudia, laß uns in den Tempel des Herkules eilen; vielleicht hat

Hamilkar ſein Werk noch nicht vollendet, und wir kommen zur rechten Zeit, um den Befehl zu widerrufen.

In dieſem Augenblicke trat der Aethiopier ein und meldete, daß Aetulius den Sklaven in Empfang genommen, und daß dieſer nicht mehr unter den Lebendigen weile. Mit einem wilden Schrei ſank Julia zuſammen.

Claudia kniete nieder und unterſtützte das Haupt der Fürſtin; indem öffnete ſich leiſe der Vorhang und die Amme blickte hinein. Tochter Metella's, flüſterte ſie leiſe, Deine Mutter ſucht Dich; ſie hat bereits zweimal Boten nach Dir geſendet, ſie will Dich vor ihrer Abreiſe noch ſehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, zeigte mit einem ſtummen Winke die Vertraute auf ihre Gebieterin, legte dann den Finger auf den Mund und machte gegen die Amme das Zeichen, daß ſie ſich entfernen ſolle. Dieſe ließ leiſe, wie ſie gekommen war, den Vorhang fallen und entfernte ſich.

Nach einer Weile erwachte die Prinzeſſin, blickte ſich ſcheu mit ſtarrem Auge im Zimmer um, erkannte dann Claudien, zog ihr Haupt zu ſich heran und drückte mit kalten Lippen einen Kuß auf ihre Stirn. Dann erhob ſie ſich, legte ihre Gewänder an, band die Halbmaske wieder vor und rief mit tonloſer Stimme: Laß uns gehen — die Nacht iſt ſchön! Die Stille im Zimmer mordet mich! — Und ſich an den Arm Claudia's hängend, wandelte ſie langſam die Stiege hinab, und auf dem Platze angelangt, bog ſie in eine der leeren Straßen der unermeßlichen Stadt ein, wie eine Träumende, das Haupt hoch aufgerichtet und dem Mondlichte zugekehrt, dahin wandelnd.

Wohin wendeſt Du Deine Schritte? fragte Claudia.

Mit einem wilden Lächeln antwortete Julia: Der Venus zum Trotz will ich heute glücklich ſein. Ich will ſein Bild aus meiner Seele ſcheuchen. Laß uns eilen; dies iſt die Stunde, wo die Soldaten trunken in ihre Quartiere taumeln und wo ihnen jede Beute recht iſt, die ſie auf ihrem Wege finden. Laß uns zwei gefällige Mädchen ſein, die ſie an der Ecke der Caſerne erwarten. O Claudia, es iſt ergötzlich, daß die Tochter Auguſt's als Soldatenliebchen im Mondſchein ſich umtreibt! Nicht wahr, das iſt ergötzlich! O, ich möchte in dieſer fürchterlichen Nacht Rom in Brand ſtecken! ich möchte die Bildſäulen der Götter ſtürzen —! Welch' einen Wahnſinn hat dieſer Verworfene und zugleich Göttliche in mein Blut gejagt!

Die Beiden irrten aus einer Gaſſe in die andere, bis endlich das unermeßliche Feld ſie aufnahm, das dem Mars geweiht war, und das im Viereck eine nicht endende Reihe Soldatenwohnungen umſchloß, die eine Stadt für ſich bildeten, in der beſtändig kriegeriſche Uebungen vorgenommen wurden. Eine koloſſale Bildſäule des Mars, in Erz gegoſſen, erhob ſich in der Mitte des Platzes, und warf jetzt ihren gigantiſchen Schatten bis weithin zum Portikus des Haupteingangs, von wo aus die Säulengänge rechts und links in's Unendliche ſich ausdehnten. Eine tiefe Stille herrſchte zu dieſer Stunde der Nacht in dem weiten Umkreiſe der Soldatenburg. Roms junge Helden ſchlummerten. Nur die Tuba der Wachen, mit der Einer dem Andern aus weiter Ferne zurief, unterbrach eintönig die lautloſe Ruhe. Da ſchlich ſich ein Trupp verſpäteter Wüſtlinge von der vorſpringenden Ecke eines Seiteneingangs her, und blieb berathend und flüſternd in der Halle ſtehen, ungewiß, ob ſie es wagen dürften, im hellen Lichte des Mondes ſich auf dem Platze zu zeigen. Laßt erſt Luna ſich mit ihrem Endymion beſchäftigen, bemerkte einer der Taumelnden, auf die Mondſcheibe zeigend, die im Begriff ſtand, hinter eine Wolke zu treten, ſieh, ſchon hebt ſie ſein Gewand auf und verbirgt ihr Haupt an ſeinem Buſen, bald wird ſie ihm ganz unter ſeinen Mantel gekrochen ſein! — Während der Sprechende ſeine Blicke nach oben richtete, gaben ſeine drei Kameraden den ihrigen die Richtung nach der Gegend hin, wo, an eine Säule gelehnt, Julia und Claudia ſtanden. Halt! rief der Eine, wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſind dort ein paar Dirnen, die von irgend einem Gaſtmahle nach Hauſe ſchleichen und noch nicht genug ermüdet ſind, um nicht noch Luſt zu einem Tänzchen in friſcher Nachtluſt zu haben. Sie ſind hübſch, dieſe Nachtvögel, wollen wir näher heranſchleichen, und ihr Gefieder unterſuchen. Sie näherten ſich. Claudia und Julia behaupteten ihre Stellung im Schatten der Bildſäule. Auf den Stufen derſelben lehnte die Gruppe der Soldaten, und der Keckſte von ihnen rief den Mädchen zu: Wohin in ſo ſpäter Nacht, Töchter Aphroditens? Wollt Ihr dem Pan das Vergnügen machen, in Eurem Anſchauen ſich zu verjüngen? Kommt Ihr von den Geheimniſſen der Circe, und habt Ihr erlauſcht, wie Menſchen ſich in Thiere verwandeln? Wollt Ihr Aehnliches mit uns verſuchen. Kommt, wenn Ihr einen Stier wollt, hier iſt er.

Mit dieſen Worten warf ſich der junge Soldat auf Julia und umſchlang ſie, indem er ſie durch die Wucht ſeines herkuliſchen Leibes auf die Stufen niederwarf. Sein Gefährte nahte ſich Claudien, die ihn von ſich ſtieß und in die Einbucht des Monuments flüchtete, wo ſie ſich rettete, indem ſie mit ihren äußerſten Fingerſpitzen die Füße des Gottes berührte. Wage nicht, mich anzugreifen, rief ſie ihrem Verfolger zu: meine Hand erfaßt den Gott, der Dich entſetzlich ſtrafen wird für Deinen frevelhaften Ungeſtüm. Der Soldat wich bei dieſen Worten zurück, im ſinnlichen Taumel bethört und mit der entfeſſelten Luſt ringend, die ihn erfüllte und die noch wuchs durch das Glück, das er ſeinen Gefährten ungeſtört genießen ſah. Tochter der Hekate! flüſterte er. Wozu Dein einfältiges Zaudern! Willſt Du mich zur Wuth reizen? Wiſſe, daß ich alsdann keinen Gott achte. Sieh' hier Deine Gefährtin; ſie belohnt ihren Sieger königlich. Komm, thue desgleichen; aber verſchließe Deinen Mund, daß kein Zeichen uns verrathe.

Und von Neuem ſtürzte er ſich auf ſie. Claudia kletterte das Poſtament hinauf. Der Soldat erfaßte ihre Kniee, feſt entſchloſſen, ſie herabzuziehen, da entwand ſich Julia ihrem Sieger und ſich dem Verfolger Claudia's bietend, rief ſie:

Laß ſie, und nimm mich! Sie hing ſich an ſeinen Hals und ſchloß ſeinen Mund mit Küſſen. An die Säulen des Piedeſtals gelehnt, blutig geritzt durch die bronzene Einfaſſung, gequetſcht, geſchunden, durchlebte ſie alle Windungen des Kampfes, aus dem ſie ſiegreich hervorging. Matt, mit gebrochenen Augen, ſank ſie zuſammen, doch ſchnell ſich wieder aufrichtend, warf ſie ſich dem Tritten, dem Vierten an den Hals, und lechzend nach Genuß, füllte ſie immer von Neuem das Maß ihrer Erniedrigung. Ein Zeichen mit dem Wächterhorn rief die Soldaten ab. Julia, unfähig zu gehen, ward von ihrem getreuen Aethiopier in den Arm genommen und fortgetragen. Claudia folgte ihr langſam, entſetzt und bethört durch den Wahnſinn, den ſie mit angeſchaut. Julia erſchien ihr in dieſem Augenblick von den Göttern verlaſſen, hingegeben rettungslos dem dunkeln Geiſte, der ſie bis an die Pforten des Abgrundes peitſchte.

Nicht weit von Julia's Wohnung, wohin der Aethiopier mit ſeiner Gebieterin verſchwand, traf ſie die Magd, welche die Mutter nach ihr geſchickt mit der Weiſung, ſich der Reiſe anzuſchließen, die ſchon begonnen habe. Aelappus hat den Befehl, ſo lauteten die Worte der Matrone, Dich mir nachzuführen. Ich laſſe zu Deinem Dienſte das kleine goldene Bild der Diana zurück; es möge Dich auf Deiner Reiſe geleiten.

Claudia trennte ſich von der Prinzeſſin, ohne ſie wiederzuſehen. Sie räumte ſchnell einige der wichtigſten Sachen zuſammen, gab ſie Aelappus, der damit einen Wagen bepackte; ſie ſelbſt nahm das Bild der Diana, wickelte es in ihre Schleier, und kaum berührten die erſten Morgenſtrahlen die Paläſte Roms, als ſie hinauszog die Straße, welche nach Bajae und Baluſtra führt.

7.

Kaum war Thola von der Oberfläche des furchtbaren Abgrundes verſchwunden, als dieſer ſich mit dem eigenthümlichen dumpfen Klange wieder ſchloß, der durch das Zuwerfen der Gitter und der Einfaſſung der Riegel in die ihnen beſtimmten Oeffnungen erzeugt wurde. Den Unglücklichen umgab jetzt finſtere Nacht. Er war in ſeinem Sturze nach unten durch einen Querbalken aufgehalten worden, der ſich in Folge des Verfalls und der Zertrümmerung dieſer uralten Grube losgelöſt und ſich mitten in den Weg gelegt hatte. Auf dieſem Platz nehmend, beſchaute ſich, von der Todesangſt aufathmend, der Jüngling die Umgebungen ſeines finſtern Kerkers. Sie waren Moder und Schutt. Nach und nach erblickte das an die Finſterniß ſich gewöhnende Auge die Dinge, welche ſich ihm hier darboten. An den eiſernen Haken und an den Vorſprüngen waren Gerippe geſpießt in der Stellung, wie ſie der Tod erfaßt. Bleiche Hirnſchädel, umkränzt noch von Flechten und Moderpflanzen, blickten ihn ſtumm an, indeß bei anderen dieſer Geſtalten das Bruſtgewölbe, angefüllt mit Schlangen und Gewürm, einen Verbleib für das wüſte Thierleben bildete, welches ſich hier ungeſtört und unbehindert entwickelte. Aus der dunkeln Tiefe krochen und arbeiteten ſich nicht zu erkennende Körper hervor, die von der Dunkelheit, welche hier herrſchte, eine Umhüllung ihres ſcheußlichen Baues forderten. Der Balken, auf dem Thola Platz genommen, war von einer ſchlüpfrigen Feuchtigkeit umzogen, die ihm das Verbleiben auf derſelben erſchwerte. Er blickte mit ſcharfem Auge um ſich, ob ſich nicht ein Rettungsmittel zeigte, ähnlich dem, das ihm bis jetzt das Leben erhalten. Er entdeckte keines. Ueberall ging abſchüſſig der Weg in die Tiefe, aus der ein dunkler Waſſerſpiegel ſeinen trüben Schimmer emporſandte. Er bewegte ſich vorſichtig auf dem Balken wieder fort, bis er an die Wand gelangte, die den Einſatz des Holzes gebildet hatte, und die jetzt eine durch Moder und Geröll aller Art verſtopfte Oeffnung ſehen ließ. Mit Vorſicht ging er daran, dieſe Oeffnung von dener Vertrag blieb, in welchem die Neutralität des Kurfürſten auf drei Jahre von Frankreich mit zwei Millionen erkauft wurde. In dieſen fünf Jahren hatten ſich die Begebenheiten in raſcher Folge gedrängt. Carl VII. Tod und die Wahl Franz Stephan's machten Oeſtreichs Macht ſteigen. Die Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr dagegen gehörten zu Friedrich's erſten Siegen, und die Beſetzung Dresdens gab ihm den geſicherten Beſitz Schleſiens. Sachſen zahlte ungeheure Summen und gewann keinen Fuß breit Landes.

dem Unrathe zu reinigen. Ein widerliches Gekreiſch von Thieren, welche ſich hier verborgen hatten, und nun in die Tiefe hinabſtürzten, machte ihn Anfangs ſtutzen. Er glaubte Schritte zu vernehmen, die ſich oben dem Gitter näherten, und raſch ließ er das begonnene Werk ſchnell wieder ruhen. Allein er täuſchte ſich: die Ruhe des Grabes herrſchte oben. Der menſchliche Fuß vermied dieſen Aufenthalt der Schrecken, und Aetulius, ſo wie ſeine Genoſſen hatten ihn, ſofort nachdem die ſchauderhafte That geſchehen, verlaſſen. Ueberzeugt, daß von dorther Nichts zu befürchten ſei, machte er ſich an das Vollbringen ſeiner ſchwierigen und gefährlichen Arbeit. Nachdem er die Reſte menſchlicher Leichname, welche, hier zu einem Ballen zuſammengeknäult, bekundeten, daß es Menſchen geweſen, die ſich einſt auf der Flucht hierher gedrängt, und hier vom Erſtickungstode erfaßt worden, beſeitigt hatte, taſtete ſeine Hand in die Tiefe der Niſche und erkannte darin eine ſchmale Oeffnung, die nach dem Fluſſe zu ſich immer mehr ausweitete. Ein Strahl von Lebensluſt durchzuckte die Bruſt des Jünglings. Er wagte zu hoffen. Die Oeffnung war ſo groß, daß ſie mit genauer Noth das Durchſchlupfen eines Menſchenkörpers zuließ. Mit dem einen Arm ſich an den Balken haltend, ſetzte er den Fuß auf die vorſpringenden Steine der Maueröffnung; doch er hatte ſich nicht feſt genug aufgeſtützt, die zerbröckelten Steine wichen und mit Gewalt ſchlug er mit dem Kopfe gegen die Mauer, indem zugleich von dem ſchlüpfrigen Balken die Hand, die ſich umgeſchlungen, abließ. Schwindel umhüllte ihn auf wenige Augenblicke, denn die furchtbare Gefahr des Sturzes in die Tiefe ermeſſend, wand er das rechte Bein um den Balken und hielt ſich, den ſchmerzenden Kopf auf denſelben geſtützt, im Todeskrampf auf der glatten Fläche deſſelben. Nachdem er ſich wieder geſammelt, begann er ſein Werk von Neuem. Diesmal erreichte er die Oeffnung, und indem er ſich in ihr feſtſetzte, verließ er den Balken. Am Ausgange der Niſche entdeckte er eine Thür, die geſchloſſen war, ſich jedoch dem Druck ſeiner Hand öffnete und einem dünnen Lichtſtrahl Durchgang geſtattete, der von einem innern Hofe des Gebäudes in die Höhle drang. Dieſes Licht, dieſer Strahl Gottes in die Tiefe der Nacht, begrüßte der Jüngling mit Entzücken. Er faltete die Hände und drückte einen Kuß auf das Amulet, das er am Halſe hatte. Er kletterte näher heran, und ſah jetzt, daß er am Ausgange eines verſteckten Ganges ſtand, der zu den früheren Beſtimmungen des Tempels gedient, jetzt aber durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen war. Eine unermeßliche Tiefe leitete hinab bis an's Ufer der Tiber. Sehnſüchtig blickte Thola von der ſchwindelnden Höhe nieder auf das Geſtade, wo ihm Rettung blühte. Wie aber ſollte er hinabgelangen? Wie das Gitter öffnen, das ſich ihm als unüberſteigliches Hinderniß darbot? Allein ſein Muth verließ ihn nicht. Die Eiſenſtangen waren durch die Zeit und durch die angeſammelte Feuchtigkeit morſch geworden, und ließen ſich aus dem Steingeröll loslöſen. Als er ſie beſeitigt hatte, warf er nochmals den Blick in die Tiefe hinab und ihm ſchauderte vor der Entfernung, die er nicht durch Klettern überwinden konnte, denn die Mauer zeigte nirgends Anhaltspunkte, ſie ging glatt hinab, und endigte ſich tief unten mit einem Graben, der rund um den Tempel führte. So war denn dieſer Rettungswink ein trügeriſcher geweſen, ſo hüllte denn die Todesnacht auf's Neue ihre finſteren Schleier über das Haupt des armen Gefangenen, dem jedoch der Gedanke, hier oben zu verſchmachten, tröſtlicher erſchien, als unten in der Tiefe bei dem ekelhaften Gewürm und den Schrecken der Nacht. Die Verzweiflung gab ihm ein, ſeine Stimme erſchallen zu laſſen, um dadurch Retter herbeizulocken; allein der nächſte Gedanke belehrte ihn, daß auch dieſes umſonſt ſein würde, weil, wenn man ihn im Tempel hörte, er offenbar ſein Schickſal beſchleunigen würde, indem man ihn aufgreifen und von Neuem dem Tode hingeben würde, und nirgend andershin konnte der Ruf ertönen, denn über den Fluß hinüber konnte die Stimme nicht dringen.

Wie er ſich mit dieſen troſtloſen Vorſtellungen noch beſchäftigte und es bereits dunkelte, lehnte er an der Mauer, ruhig im Gedanken, daß ihn hier der Tod erfaſſen werde. Seine Gedanken flogen derjenigen zu, die ihn erwartete und zu der er hatte eilen wollen, wenn ihm ſein Mißgeſchick dieſes erlaubt, zu ſeiner Mutter. Er rief ihren Namen, er ſegnete ſie in ſeinem Herzen und er empfing ihren Segen mit dankbarer Rührung. In ſeinem Geiſte tauchten die Tage wieder auf, wo er in der Heimath ein glücklicher, bevorzugter Knabe war, der ſeinen Geſpielen als Muſter vorgeſtellt wurde, und dem ſpäter die Aelteſten im Heere Auszeichnung und Würden prophezeiten. Statt deſſen war Schmach und Elend ſein Loos geworden. Mit den Waffen in der Hand hatte der Feind ihn überwunden und ihn mit dem Zuge der Gefangenen fortgeführt. Aber das Heil in ſeinem Herzen war nicht erſtorben; die Lehre, die er genoſſen und an der die Seinigen Theil genommen, hatte in ſeinem Buſen gekeimt und deutete ihm jetzt den qualvollen Tod, der ihm vor Augen ſtand, als ein Erbarmungszeichen des Himmels; als ein Gebot, die Erde zu verlaſſen, die von Irrthum und Sünde bevölkert war.

Als er bis zu dieſem Punkte ſeiner Erinnerungen angelangt war, erhob er ſich, und ſein Haupt an die Mauer lehnend, fühlte er einen unnennbaren Schmerz ſein Inneres durchziehen. Er war bereit, mit der Erde abzuſchließen, und nur das Bild ſeiner Mutter ſtand vor ihm. Es war ihm, als breitete ſie die Arme ihm hin und als wollte ſie ihn führen. In dieſem Augenblicke wankte die Mauer, ein Stein löſte ſich ab und rollte in die Tiefe nieder. Noch einer folgte bald, und Thola, die Oeffnung in der Wand bemerkend, brach jetzt ſelbſt die übrigen Steine aus. Ein ſchmaler Gang wurde ſichtbar, der, im Innern der Thurmwand angebracht, auf baufälligen Stufen hinableitete. Freudig folgte der Unglückliche dieſer willkommenen Spur. Die Stiege war eng und man konnte ſie nur in gebeugter Stellung betreten. Aber ſie führte ſicher hinunter. Mit welchem Entzücken

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12169/030

hörte der Gefangene die Bäume rauſchen, die Wellen des Fluſſes an's Ufer ſchlagen und jetzt — überſchritt er den ſeichten Kanal um den Thurm herum und mit wenigen Sprüngen befand er ſich außerhalb des Schreckenthurmes auf einem Ufer von Steingeröll und Waſſerpflanzen. Noch einmal richtete er den Blick hinauf zur Höhe, von der er herabgekommen war, und ſein Dankgefühl ward ein Gebet. Doch es war nicht zu zaudern; die Nacht dunkelte ſchon, und noch wußte der Befreite nicht, welchen Weg er einſchlagen ſollte, um gefahrlos dem Ufer zu entkommen. Er ſah einen Nachen auf den Wellen tanzen, der Führer hatte ſich auf Augenblicke entfernt, um mit ſeinen Kameraden in der nächſten Hütte ein Abendbrod zu verzehren. Sein Mantel lag im Bote. Raſch warf der Nackende dieſe Hülle um ſich, ergriff die Ruder und lenkte vom Thurm ab, nach der Richtung, wo der Fluß eine Krümmung um einen Vorſprung machte, der mit einigen alten Gebäuden beſetzt und in ein Gebüſch von Myrthen und Lorbeeren gehüllt war. In eine ſichere und verſteckte Bucht einlenkend, entſtieg er dem Kahne und trat ſeine Wanderſchaft, mit dem Mantel des Schiffers bekleidet, durch den Theil Roms an, der von den fremden eingewanderten Familien bewohnt wurde. Flüchtig durchirrte er das Labyrinth der Straßen, bis ihn endlich eine aufnahm, die in gerader Linie fortführend ihn zu einem kleinen unanſehnlichen Hauſe brachte, deſſen Thür offen ſtand, und an welchem auf einer Bank eine alte Frau ſaß, die Kühle des Abend genießend. Die Züge der Matrone zeigten die Fremde. Obgleich von den Jahren gebeugt, vielleicht auch von Kummer, bewahrte ſie doch die Kennzeichen der ihr eigens verliehenen Würde. Man ſah es dieſem ſtolzen Haupte an, daß es unter den Fürſten ihres Volkes ſich erhoben, man bemerkte an dem Glanze und dem Blicke des Auges die mächtige Frau, die zu befehlen gewohnt war. Jetzt, als die Schritte des Fliehenden ſich ihr nahten, ſchützte ſie mit der einen Hand das Auge vor dem Strahl der Abendſonne, und mit der andern winkte ſie dem Kommenden, den ſie erkannt hatte, den Gruß zu. Sie erhob ſich und that ein paar Schritte dem Jüngling entgegen, den ſie alſo anredete: Woher ſo ſpät, mein Thola! Ich habe Dich bereits erwartet von der Frühe des Morgens an. Der Ermüdete ſank auf eine Bank, und die Hand der Mutter an ſeine Lippen drückend, rief er: Mutter, danke dem Gotte, den wir verehren, daß Du mich überhaupt noch ſiehſt.

Wahrlich unter ſeinen Schutz hat er mich genommen. Dieſer Tag hat mir Schweres gebracht. — Wovon ſprichſt Du, mein Thola? Waren die Kämpfe beſonders gefährlich? fragte die Matrone. Doch Du weißt ſchon mit den wilden Thieren zu kämpfen, ſo daß Du obſiegſt? — Nicht die Thiere haben mir Gefahr gebracht, ſondern die Menſchen. Ach, ſie hatten mich dem grauſamſten Tode dahingegeben, und nur ein Wunder iſt's, daß ich lebe.

Und er erzählte der Mutter die ganze Folge ſeiner beſtandenen Gefahren. Die Matrone hörte auf den ſchamhaft erglühenden Jüngling, der ſeine Abenteuer mit der Prinzeſſin berührte, mit inniger Theilnahme und mit Stolz; denn das, was ſie vernahm, war eben ſo ſelten als erfreulich in dieſer ſündenbefruchteten Stadt. Sein Sturz in den Abgrund des Thurms und ſeine wunderbare Rettung erfüllte ſie mit Freude und mit Dank. Unſers Bleibens iſt hier nicht länger, hob ſie an; wir müſſen fort. Wenn Deine Feinde Dich entdeckten, wäre Dein Tod ſicher.

Man hält mich für todt! entgegnete der Sohn. Deswegen ſei ruhig. Aber ich will Deinen Plänen und Abſichten, theure Mutter, mich nicht entgegenſtellen. Was ſinnſt Du? Wohin denkſt Du, daß wir uns wenden?

Der Proconſul von Paläſtina, erwiderte Mirja, war der Freund Deines Vaters; ſie hatten gemeinſam ihre Waffenlaufbahn begonnen, und an ihn empfahl mich ſterbend Anthos. Durch die letzte unglückſelige Wendung des Krieges, der zu Folge wir zu Gefangenen gemacht und hierher geſchleppt wurden, wurde jene Beſtimmung zu Nichte gemacht. Laß uns jetzt verſuchen, den oben bezeichneten Weg zu gehen. Durch phöniziſche Kaufleute, die ſich auf einige Zeit hier niedergelaſſen, und morgen wieder ihre Straße ziehen wollen, erhalte ich Gelegenheit zu entfliehen. Wer bewacht eine Matrone, deren Daſein Niemandem Etwas nützt. In fremde Gewande gehüllt, entkomme ich leicht, und auch für Dich hoffe ich Rath zu ſchaffen. Wir müſſen morgen das Gepränge des Feſtes abwarten, wo ganz Rom auf den Beinen ſein wird, um uns den Fremden anzuſchließen. Komm, ich gebe Dir ein Gewand, mit dem Du Dich in der Hülle der Nacht an das Ufer ſchleichen, den Mantel und den Kahn an ihre Stelle beſorgen magſt, daß dem Beſitzer Beider keine Ungelegenheit entſteht; dann kommſt Du wieder, und wir führen ungeſäumt unſern Plan aus.

Mutter und Sohn entfernten ſich in die Hütte.

Anthos und Mirja waren Beide germaniſchen

Mein geheimnißvoller Correſpondent tritt wieder auf. — Eine ſeltſame Verwandtſchaft.

Du wirſt vielleicht glauben, mein Leſer, daß ich dieſe Jahre, die ich an einem geiſtlichen Hof, fern von dem Schauplatz der Bewegungen zubrachte ebenfalls der philoſophiſchen Beſchaulichkeit widmete, aber zu meinem Ruhm oder zu meiner Schande, (du ſiehſt ich laſſe dir die Wahl, je nachdem deine eignen Grundſätze dich beſtimmen,) habe ich nie jene ſtolze mit ihrer Unthätigkeit prahlende Abgeſchiedenheit eines Weiſen nachahmen konnen. Immerdar hab ich es fur mich angemeſſener gehalten ſelbſt zu handeln, wenn auch oft ohne Einfluß und ohne dabei von jenen fur den Ehrgeiz des Mannes ſo ſchmeichelhaften Nebenumſtänden unterſtutzt zu ſein, als einen kalten gerechten Beurtheiler der Thaten Anderer

Urſprungs. Sie lebten in der Gegend von Köln, reich und angeſehen durch Beſitzthümer und Auszeichnungen. Thola war ihr einziger Sohn. Der ausbrechende Krieg, der ihre Stämme zur Theilnahme nöthigte, führte in ſeinem Gefolge die Geſchicke jener blutigen Schlacht, in der die Römer Sieger waren, und wo eine große Anzahl Kriegsgefangener als Sklaven nach Rom geführt wurden. Unter ihnen befand ſich auch Thola. Mehrere Jahre bereits lebten Mutter und Sohn in Rom. Die Hoffnung, von ihnen Summen zu erpreſſen, gaben den Unterbefehlshabern anfänglich eine gelinde Behandlung der Unglücklichen ein; als dieſe Hoffnung jedoch fehlſchlug, überließ man die Matrone dem Elend und der Noth. Thola wurde zum öffentlichen Kampfe ausgewählt, und er ging willig mit; denn das Wenige, was er ſich erwarb, konnte er der Mutter mittheilen, und damit ihre freudloſen Tage in Etwas erhellen.

Auf dem Zuge der Kriegsgefangenen, der einem Schwarme gleich die Gebirgsſtraßen füllte, hatte Thola mit einem Jünglinge Bekanntſchaft gemacht, der aus Paläſtina kam und ihm von jenen Wundern ſprach, die er mit angeſehen, und die in ihm die Ueberzeugung geweckt hatten von dem Daſein eines Gottes, der ſeinen Sohn hinabgeſendet hatte, um die Menſchheit zu erlöſen. Dieſe Geſpräche, heimlich geführt, verbanden die beiden Jünglinge mit einander und flößten Thola das Verlangen ein, den Mann kennen zu lernen, von dem Jermos ſo heilig und ſo wunderſam ſprach. Mirja wurde mit in das Geheimniß gezogen, und ſie theilte alsbald die Ueberzeugung ihres Sohnes. Jermos hatte aus Paläſtina berichtet und die Beiden dorthin eingeladen. Mit dieſem Schreiben und dem Briefe an den Proconſul machten ſich Mutter und Sohn auf die Reiſe.

8.

Ein ſeltenes Feſt ſollte Rom ſehen. Einen ungewohnten Glanz verbreiteten die Zurüſtungen dazu. Die Tempel waren geſchmückt; eine unruhige Volksmaſſe durchzog die Straßen und ſchaarte ſich um den Senatspalaſt, aus deſſen Mitte der feierliche Zug der Senatoren hervorgehen ſollte. Auguſtus wollte der Welt ſeine Größe zeigen. Diesmal galt es ſeiner Tochter Julia; ſie ſollte an dieſem Tage öffentlich den Schleier nehmen und zur Oberprieſterin der Veſta gewählt werden. Seit den Zeiten der Republik war dieſe Stelle unbeſetzt geblieben, weil eine unnennbare Heiligkeit und Würde diejenige Jungfrau umgeben mußte, die als oberſte Herrſcherin der geweihten Prieſterinnen aus den Händen der Göttin ſelbſt das Zeichen ihrer Würde empfing. Die letzte Oberprieſterin war eine Jungfrau geweſen, unſträflich und fleckenlos in ihrem

Wandel, angebetet von ganz Rom wegen der Tugenden ihres Herzens. Als ſie verſchied, färbte ein roſiger Schimmer die Seite des Himmels, wo der Tempel ſtand, und die frommen Zuſchauer hatten die Geſtalt der Verklärten in die Wolken ſich erheben ſehen, umwallt von einem ſilberweißen Schleier. Veſta ſelbſt erſchien auf einem Portal von Wolken, ihre Prieſterin in Empfang zu nehmen. Es war eine Kühnheit, an dieſe Edle zu erinnern; es war eine Vermeſſenheit, ihre Stelle neu beſetzen zu wollen, und mit wem? mit einer Julia, die ganz Rom kannte und verabſcheute.

Die Prinzeſſin wand ſich an dieſem Tage ſchlummerlos auf ihrem Lager. Sie hatte nach Aetulius geſchickt: er ſtand vor ihr. Was iſt aus Thola geworden? rief ſie ihm zu. — Er iſt nicht mehr! erwiderte der Gefragte mit einer unterwürfigen Verbeugung. Wie mag der leben, dem Julia zürnt! —

Er iſt nicht mehr? ſchrie die Prinzeſſin außer ſich — er iſt nicht mehr! fügte ſie in langen, erſterbenden Lauten hinzu, indem ſie ſich auf ihrem Lager langſam nach der Seite wandte und mit ihrem Schleier das Antlitz umhüllte. Ihr Schmerz ging in einen ächzenden, wimmernden Ton über. Plötzlich ſtieß ſie einen hellen Schrei aus, richtete ſich empor und kreiſchte dem Tempelwächter zu: Schaffe ihn her, Ungeheuer! Ich will es: er muß leben.

Fürſtin! entgegnete mit halber Stimme der Entſetzte: die Tiefen des Herkulesthurmes haben ihn verſchlungen.

So ſei ſein Gefährte, Nichtswürdiger! rief die Fürſtin. Wer befahl Dir, ihn zu tödten?

Um aller Götter Barmherzigkeit willen, ſtöhnte der auf die Kniee Geſunkene, Du ſelbſt.

Fort! ſchrie Julia und winkte ihrem Aethiopier, der ſich ſogleich des Verurtheilten bemächtigte. O, ſo viel Schönheit, ſo viel Wohlgeſtalt zu tödten! rief ſie in ſchmelzendem Jammer. Iſt es nicht Qual genug, daß der Himmel ihn werden ließ, daß wir uns an ſeinem göttlichen Leibe erfreuen, muß nun der dumme Aberwitz kommen und ihn zertrümmern?

Aetulius wand ſich zu ihren Füßen. Er ſuchte die äußerſte Spitze mit ſeinem Kuſſe zu berühren, um ſich Gnade zu erflehen. Die Prinzeſſin ſtieß ihn kalt von ſich, und die Sklaven erfaßten ihn. Das Geſchrei des Elenden wand ſich durch die vorgehaltenen Hände der ihn Tragenden hindurch. Der Vorhang rollte nieder, der die Fürſtin verbarg. Drinnen waren die Dienerinnen bereit, ſie zu ſchmücken.

Die bleiche, hinfällige Farbe der Tochter Auguſt's, ihre halbgeſchloſſenen Augen wichen der Schminke und den Mitteln der Toilette. Sie ſaß gebrochen in ihrem Seſſel; doch kaum umſchloß ſie das kaiſerliche Gewand, als ſie ſich ſtolz emporrichtete und in der ganzen Fülle ihrer Schönheit daſtand. Ueberdruß und Stolz thronten auf ihrem Geſichte, und die herrliche gerade Linie, die von der Stirn hinablaufend die Form der griechiſchen Naſe abzeichnete, wurde durch einen eigenthümlichen Einbug an der Stelle der Augen bezeichnet; das Merkzeichen der Cäſaren, der weltverachtende düſtere Schatten, der ſich frühzeitig um die edlen Formen der Scribonia, der Mutter Julia's, legte, und den auch ſie von ihr geerbt hatte. Das Diadem krönte dieſe Stirn, und durch ſeine Blitze wurden die düſteren Schatten, die ſich um die Augen lagerten, nur noch düſterer. Eine ſtrenge, eiſige Kälte zog die Mundwinkel hinab. Ein in ſeinen Formen untadelhafter Buſen, ein Schulternpaar, das, wie aus gelblichem Marmor geformt, aus dem leichten Gewebe und den Armſpangen ſich hervordrängte, gaben der ganzen Geſtalt eine Anmuth, die ſich mit Würde paarte. Die Fülle des ſchwarzen Haares wand ſich in einem vollen Knoten im Nacken über Perlenreihen. In dieſem Schmucke war ſie, die Kaiſertochter, das Entzücken und die Bewunderung ihres Vaters, der ſie lange mit glänzenden Augen betrachtete, ehe er ſie an der Hand faßte und mit ihr die Stufen des kaiſerlichen Palaſtes betrat, ſie der Menge zeigend, die, dem Zuge der Senatoren folgend, ſich bis an den Vorhof der Kaiſerburg gedrängt hatte. Ein Schrei der Bewunderung zertheilte die Schaaren der Krieger, welche die hoch auf den Stufen prangende bezaubernde Schönheit der Tochter Auguſt's bewunderten. Mancher junge Held geſtand ſich im Geheimen, daß er dieſe Circe gekannt habe, daß ſie ihm anders erſchienen ſei, wie ſie ſich hier ihm zeigte, und ſein Blick, halb in Schamgefühl, halb in verſtoblener Freude aus der ehernen Umdachung ſeines Helms hervorleuchtend, ſuchte ihren Blick zu erhaſchen; doch vergebens. Das offene, helle Auge der Fürſtentochter ſchien nur für ihren kaiſerlichen Vater zu glänzen. Mit einem Ausdruck demüthigen Gehorſams beachtete ſie jeden ſeiner Winke, hing ſie an den grauen Locken, die ihm auf die Schultern herabfielen, nachdem ſie ſeine kaiſerliche Stirn, die nicht frei von Sorge und Kummer war, beſchattet hatten. Sie war ganz demüthige und gehorchende Tochter. Der Beifallsruf, der von Zeit zu Zeit in den Pauſen des Gebets erſchallte, das der Oberprieſter des kaiſerlichen Hauſes an Jupiter richtete, ſchien ihr nur ihrem ehrwürdigen Vater zu gelten, und mit täuſchend anmuthiger Haltung der Hände und Neigen des Hauptes ſtimmte ſie mit darin ein.

Jetzt ſtieg Auguſtus die Stufen herab, bis auf die Hälfte der Treppe. Jetzt hatte er ſeine einſame Höhe verlaſſen; er kam in die Region, wo er menſchlich wurde, wo ſich Sterbliche ihm nahen durften. Die zwölf beſiegten Könige, welche in Rom weilten, umgaben ihn, auf die Kniee niedergeworfen, ihre Krone vor ſich im Staube liegen habend. Hinter ihnen, eine Stufe niedriger, lagen ihre Würdenträger, das Antlitz auf die Marmorplatten der Treppe gedrückt. Auguſt, durch einen Wink der Hand, richtete die Beſiegten empor; Manche erhoben ſich ſtumm, ihre trotzigen Mienen, ihre zornblitzenden Augen hinter den Wellen des Purpurs verbergend, der ſie umkreiſte. Es waren welche darunter, die Rom Jahre lang getrotzt hatten und die erſt den zwingenden Waffen des Kaiſers ſich unterworfen hatten. Ein ganzer Zug von Königinnen ſchloß ſich an die Prinzeſſin, die durch ſie hindurchſchritt mit der kalten Miene des Stolzes, der ſie charakteriſirte, wenn ſie ſich von ihrem Vater wegwandte. Das Gedränge brach ſich in mehrere Arme. Die Seitengaſſen waren gefüllt. Bis auf die Dächer hinauf waren die Häuſer beſetzt. Tumult und Lärm, ſchnell bekämpft von den raſtlos umherirrenden geſetzbevollmächtigten Kriegern. Jetzt ſetzte ſich die kaiſerliche Leibwache in Bewegung. Hunderttauſende auf prachtvollen Pferden ſchloſſen die Hauptſtraße ein, durch welche der Zug gehen ſollte. An den letzten Stufen des Palaſtes ſtand der Senat, und ihm ward eine Auszeichnung, die den beſiegten Königen nicht wurde; Auguſt richtete einige Worte des Grußes an die ſilberhaarigen Häupter dieſer Männer. Dies brachte ein Gemurmel des Staunens und des Beifalls hervor. Rom hing an ſeinen Senatoren: es waren Männer, welche in Anſehen ſtanden und denen ein mächtiger Ruf der Mäßigung und Weisheit vorausging; es lohnte ſeinem allmächtigen Kaiſer dieſes kleine Zeichen der öffentlichen Beachtung, das er ihnen gab. Auguſtus fand für nöthig, gerade in dieſem Augenblicke, wo er ſeine Tochter zu der höchſten Würde des Weibes erhob, diejenigen Richter milder zu ſtimmen, welche über die Befähigung der Prinzeſſin zu dieſem

Preiſe hätten zweifelhafter Meinung ſein können. Er wußte, daß ſie ihn nicht hindern konnten, er wußte aber auch, daß er ſie für ſich zu gewinnen vermochte, wenn er wollte, und nie verſchmähte Auguſtus ein Mittel, welches zu ſeinem Zweck führen konnte. Claudius Salba, der älteſte der Senatoren, ein Greis weit über die Achtzig, empfing die kurze Anrede des Kaiſers mit allen Zeichen des Bewußtſeins der Gnade, die ihm widerfuhr. Er erwiderte Nichts, denn kaum blieb ihm hierzu noch Zeit, allein ſeine Miene und ſeine Stellung bekundeten, daß er mit dem Willen des Cäſars vollkommen einverſtanden war.

Der Zug bewegte ſich jetzt langſam vorwärts. Das Gewühl und Gedränge um ihn her dauerte fort. Von Zeit zu Zeit vereinigte ſich der Lärm in einen einzigen Ausruf, und dieſer beſtand in dem Namen des Kaiſers, dem von den Göttern Segen und Glück beſchieden ſei. Mit keinem Worte ward der Prinzeſſin gedacht. Auguſtus' Auge rollte und Blitze entglitten ihm; er wußte, was dieſe Zeichen bedeuteten, und der Zorn des Imperators bändigte den Kummer des väterlichen Herzens. Er blieb einen Augenblick ſtehen, und reichte dann ſeine Hand der Tochter, ſie gleichſam der Menge zeigend. Jetzt erſchallte die Luft von abzugeben. Liegt hier eine Schmach oder ein Verdienſt, ſo iſt beides mehr Frucht meiner Individualität als meiner Geſinnung. — In Dresden ſelbſt konnte ich nichts für mein Vaterland wirken, im Auslande war es mir möglich ihm einige nicht unweſentliche Dienſte zu leiſten. Meine Fürſtin unterrichtete mich durch einen fortgeſetzten Briefwechſel, der geheim und ſicher geleitet wurde, von jedem Umſtand und Vorfall, der von Wichtigkeit war. Noch mehr aber als ſie leiſtete mir jener geheimnißvolle Korresſpondent, der in der erſten Abtheilung meiner Geſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, treffliche Dienſte. Es grenzt ans Wunderbare, wie genau dieſe myſteriöſe Perſon, die ſich vorgeſetzt zu haben ſchien mich auf jedem Tritt und Schritt meiner Lebensbahn zu verfolgen, von allem unterrichtet war, was die Bedrückung und das Unglück des Landes betraf. Und dieſe gefährlichen Mittheilungen kamen mir immer auf eine unerhört ſorgloſe Weiſe zu. Entden Ausrufungen: Julia! Sie lebe! Die Tochter Auguſtus'! Befriedigt glitt ein Lächeln über die Züge des Vaters, doch Nichts vermochte den Trotz zu bändigen, der auf dem Antlitz der Prinzeſſin lag. Sie ging ſtill und ſtumm neben dem Vater, den Blick gerade vor ſich aus gerichtet, als ſehne ſie ſich, das Ziel dieſer Wanderung zu erreichen.

Es beſtand für's Erſte in dem Tempel des Jupiter. Der prachtvolle Bau war geſchmückt bis an das Dach hinan. Die Pforten im Innern waren geöffnet, und auf dem Vorplatz ſah man mit ſeiner ganzen Prieſterſchaar den Oberprieſter des Tempels ſtehen. Auguſtus näherte ſich ihm, und indem er ſeine Tochter der Obhut der königlichen Frauen übergab, verſchwand er ſelbſt in dem Innern des Tempels. Hier wechſelte er ſeinen Anzug. Die Krone und der kaiſerliche Mantel blieben zurück, und als er jetzt ſich wieder dem Volke zeigte, fiel ein langes, weißes Prieſtergewand an dem königlichen Bau der Glieder herab, und die Binde des Prieſters deckte ſeine Stirn. Er erſchien in der oberſten geiſtlichen Würde als Pontifex maximus, als Haupt der Prieſterſchaft, eine Würde die er ſich ſammt der kaiſerlichen beigelegt hatte. Da die Prinzeſſin als Prieſterin der Veſta eingeſetzt wurde, mußte dieſes vom Pontifex geſchehen, und Auguſtus benutzte die Gelegenheit, ſich dem verſammelten Volke in dieſer neu von ihm gegründeten Würde zu zeigen. Ein bewundernder Beifallsruf begrüßte die edle Geſtalt des prächtigen Fürſten, als er jetzt zur Seite der Prinzeſſin daherſchritt, von den zwölf oberſten Prieſtern Roms gefolgt, der ſich die unzählige Schaar der Unterprieſter anſchloß. Die Prinzeſſin, ehe ſie ihm die Hand reichte, ſank vor ihm auf die Kniee, und wurde mit einem gütigen Lächeln emporgehoben und auf die Stirn geküßt.

Jetzt bewegte ſich der Zug durch eine der larmvollſten Straßen Roms. Der Zudrang war unermeßlich. Der Schall der Inſtrumente, das Geklirr der Waffen, die Geſänge der Prieſter; Alles vereinigte ſich zu einem impoſanten Ganzen, deſſen Töne, im Jauchzen ausgeſtoßen, bis in die Wolken drangen. Der Tempel der Veſta lag ganz tief in dem alten Rom; es war ein kleines unſcheinbares Gebäude, zu den erſten Zeiten der Niederlaſſung gegründet und noch unter Numa's Herrſchaft erbaut. Während alle Tempel, ſich dem Ausbau der gewaltigen Stadt fügend, erweiterten, hielt eine fromme Sage dieſes Gebäude in den ihm einmal gegebenen Grenzen zurück. Es gab eine Prophezeiung, nach welcher Unheil für das ganze Reich erwachſen dürfte, wenn der Tempel der Veſta erweitert würde, und man achtete zu ſehr auf derlei Ausſprüche, um an dem geweihten Bau auch nur das Mindeſte zu verändern. Sechs andere Tempel beſaß die Göttin, allein nur in dieſem war ſie zu Hauſe. Hier emfing ſie die Gelübde der Jungfrau, hier brannte das unauslöſchliche Feuer, das Symbol der heiligen Jungfrauſchaft.

Bis zu dieſem Tempel geleitete der Kaiſer die Fürſtin, hier übergab er ſie, indem er ſie vor allem Volke zärtlich umarmt hatte, den Prieſterinnen, die ſie in ihre Mitte einſchloſſen. Julia legte die Krone nieder, und empfing den Schleier. Sie war jetzt Oberprieſterin der Veſta. Das goldene Bild der Göttin, durch Rauchwolken ſich verkündend, zeigte ſich im Innern des Tempels. Auguſt führte ſeine Tochter zu den Stufen, kniete nieder und ſeine Tochter neben ihm. Eine athemloſe Stille herrſchte, während man dieſes Paar ſich der Göttin nahen ſah. Dann erheb ſich der Kaiſer und ſeine Tochter, in der Würde, welche die höchſte im weiten Reiche war, feſtgeſetzt, gab ihren Segen dem Vater, der mit dem geſammten Volke auf die Kniee fiel. Jetzt ſtrömten wieder das Beifallrufen und die Zeichen der Freude aus Aller Munde. Die ſeltene Feier war beendet. Rom beſaß als Oberprieſterin der Veſta das verworfenſte Geſchöpf in ſeinen Mauern. Es brauchte des ganzen kaiſerlichen Anſehens, um dieſe Ceremonien mit dem Glanz, der Würde und dem Anſtande zu vollführen, wie ſie hier ſich zeigten. Auguſt, der da wußte, wie Rom über ſeine Tochter dachte, wollte mit einem Streiche jede mißlautende Meinung niederſchlagen, und dies konnte nur geſchehen, indem er zuerſt über die Verirrungen der Prinzeſſin den Mantel warf, und ſie, die den Schmutz der Straße gekoſtet hatte, für die reinſte und edelſte der Jungfrauen Roms erkannte.

Die eiſerne Stirn der Prinzeſſin war unerſchütterlich. Sie wußte, daß ihr jetzt Alles erlaubt war; ſie durfte nur den Schleier der Göttin über ihre Schandthaten breiten und augenblicklicher Tod traf den Edelſten und Reichſten, der daran taſtete, ihn zu lüften wagte. Das Erſte, was ſie that, war, daß ſie ſechszig Jungfrauen aus den edelſten Geſchlechtern ermorden ließ, weil der Einfluß derſelben ihr zuwider war. Schrecken und Entſetzen umgaben die Ringmauern des Tempels, in welchem ſie herrſchte, im Innern waltete eine alloſe Luſt. Aber nicht hier allein, an zahlloſen anderen Stätten hatte die Prinzeſſin ihre ſchwelgeriſchen Feſte, ihre Bacchanalien und ihre Zuſammenkünfte. Aber wehe Dem, der etwas hiervon verlauten ließ, die Späher und Spione der Fürſtin wachten überall, er war ein Kind des Todes, bevor noch ſeine Nachricht das Ohr des Kaiſers erreicht hatte.

Cäſar Auguſtus fühlte nach der Einſetzung ſeiner Tochter unter die „Damen des Schleiers“ ſein Herz einer Sorge ledig. Er vernahm nichts Anſtößiges von ihr, und er glaubte ſie gebeſſert. In einem ſeiner Gemächer eingeſchloſſen, führte er mit ſeinem Vertrauten Mäcenas ein Geſpräch, in welchem ſich ſeine Seele ausſprach, unumwunden und frei, ſo weit ein Herrſcher der Welt ohne Zwang ſein kann, den ihm die Rückſicht auf jedes Worte einflößt. Der bekümmerte Ausdruck auf ſeinem Geſichte bewog Mäcenas zu den Worten: Wie, Cajus Octavius, Du biſt verſchloſſen und verſtimmt? Haſt Du kein Dankeswort für die Götter, die Dich ſo hoch erhoben? Was iſt's, was Dich bewegt?

Nenne mein Loos immerhin ein beneidenswerthes, mein Mäcenas; ich allein weiß, was es mich gekoſtet, dahin zu gelangen, wo ich ſtehe. Der Welt Beifall und Bewunderung wird ſtets theuer erkauft. Geh' mit mir die einzelnen Thatſachen meines Lebens durch, und Du wirſt weit öfter Gelegenheit haben zu weinen und zu klagen, als zu triumphiren. Ich lebte in glücklicher Verborgenheit, den Studien hingegeben, als jene unglückſelige Erbſchaft Cäſar's mich zwang, in der Welt Getriebe mich einzulaſſen. Ich kam nach Rom: man verſagte mir mein Erbe. Ich fand die Republikaner, die Feinde meines großen Oheims, im Kampfe mit jenem falſchen Antonius, mit jenem ehrloſen Lepidus, die ſich Beide meine Beſchützer nannten, weil ſie unter dem Vorwande, Cäſar's Tod zu rächen, für ſich kämpften. Ich mußte ſehen, wie ſie das halbe Reich an ſich riſſen, ich mußte ihren rohen Hohn dulden, der ſich über mich ergoß. Da gelang es mir, Cicero's edle Wirkſamkeit für mich in Thätigkeit zu ſetzen; durch ihn gewann ich Senat und Volk, durch ihn den Feldherrnſtab in dem Kriege gegen die Mutiner. Die Republikaner wurden uns ſchrecklich; ſcheinbar ſöhnte ich mich mit Antonius und Lepidus aus, und — o des Entſetzens, Rom ſchwamm in Blut, die Provinzen wurden der Schauplatz der Zerſtörung, bis es uns gelang, Brutus und Caſſius zu ſtürzen. Zurückgekehrt aus den Lagern des Krieges, fand ich hier in Rom Fulvia, des Antonius ungetreue Gemahlin, gegen mich im Kriege entbrannt, und achtzehn Städte leiſteten ihr Beiſtand. Auch hier verliehen die Götter mir Sieg, doch nur, um mich von Neuem in Zwiſtigkeiten zu ſtürzen. Dreihundert Senatoren fielen unter dem Henkerſchwert, als Opfer für die beleidigten Manen Cäſar's. Sextus Pompejus ergriff die Waffen, und nur mit der Pflichttreue des Agrippa ſiegte ich über dieſen kühnen Aufwiegler. Ich ſah das Reich getheilt zwiſchen mir und Antonius. Antonius gab ſich in Afrika zügelloſen Genüſſen hin, während ich hier des Staates Beſtes in reger Thätigkeit betrieb. Jenes Teſtament, das der Leichtſinnige aufſetzte, in welchem er ſeine mit der Cleopatra gezeugten Kinder als ſeine Erben und als Roms Fürſten erklärte, erregte den Zorn des Volks. Ich mußte den Krieg erklären der Königin von Egypten, und hier war es, wo die Sonne von Actium mir die Krone der Alleinherrſchaft über dieſe tumultuariſche Welt reichte. Konnte ich wohl anders, als trauern? Mit welchen Blutſtrömen war auch dieſer Sieg bezahlt! Ein prachtvolles Leichenbegängniß vereinigte die ſterblichen Ueberreſte des Antonius und der Cleopatra. Ich ſelbſt erſchien als Leidtragender. Die Welt nannte mich den Großen, den Mäßigen, den Gerechten!

Und ich, wozu benutzte ich die Ruhe, die mir ward? Oeffentlich, vor allem Volke ſchloß ich die Pforten des Tempels des Janus, die nun nicht mehr eröffnet werden ſollten. Ich wollte alle Zuſtände ordnen, die Narben des Kriegs heilen und dann vom Schauplatz abtreten. Da riethſt Du mir, Mäcenas, das gefährliche Diadem auf meinem Haupte zu behalten. Mit Widerſtreben folgte ich Dir. Der Senat war mit Dir im Bunde; auch er zwang mich, die höchſte Gewalt zu behalten. Durch eine ſchmeichelhafte Uebereinkunft ward ich bewogen, den Namen Auguſtus anzunehmen, der der Geweihte, der Geheiligte hieß. Alle Gewalten floſſen mir zu: wie durch eine allmächtige Schickung der Götter fehlte Nichts an dem, was der Menſch erſtreben mag hienieden. Ich führe den Gewaltſtab über das Heer zu Waſſer wie zu Lande, die Würde eines Proconſuls über ſämmtliche Provinzen des unermeßlichen Reichs; als beſtändiger Rechtstribun habe ich die Gewalt über den Senat, und meine Perſon iſt unverletzlich. Endlich bin ich als Cenſor der oberſte Herr über das Sittengeſetz und als Pontifex maximus bekleide ich die oberſte geiſtliche Würde. Sieh mich hier auf der oberſten Staffel der Würden, ſieh hier Deinen beneideten Auguſtus! O, Mäcenas, gieb mir meine unſchuldvolle Jugend wieder! Laß mich wieder zu den Füßen des frommen Greiſes, jenes Apollodor weilen, der mich das größte Gut in der Bezähmung des heftigſten Wunſches lehrte, der mich unterwies in den ſanften Pflichten eines Bürgers und Weiſen. Ich bin, ihm ungetreu, den Pfad des Blutes gewandelt! Der Tumult des Ehrgeizes hat mich hingeriſſen und — hier ſtehe ich, ein Herrſcher der Welt! weinend und klagend, daß ich das geworden, was ich bin.

Der große Auguſtus ſchloß ſeinen Freund in die Arme. Eine lange Pauſe herrſchte, während Mäcenas nach Worten ſuchte, die edle Trauer des erhabenen Mannes zu beſiegen. Du biſt jenem Greiſe nicht ungetreu; o Cäſar! rief er endlich. Weisheit und Mäßigung ſind auch jetzt die koſtbarſten Perlen in Deinem Diadem. Du biſt Menſch geblieben mitten unter dem Glanz des Thrones. Wohlan, dies iſt mehr, als Tauſende vor Dir und nach Dir thaten und thun werden. Nimm von den Händen der Götter dankbar das Geſchenk der Macht an, Du biſt ihrer würdig. —

9.

Wir wenden uns jetzt zurück zu unſerer vornehmen Matrone, die ſich auf Reiſen befindet. Metella nahm ihren Weg über Neapel, hielt ſich einige Wochen in Sicilien auf, wo ſie ihre Ehrfurcht dem berühmten Bilde der Ceres abſtattete, die in Agrigent ihren Tempel hatte. Hier war es, wo ſie mit ihrer Tochter, die aus Rom kam, zuſammentraf. Das Wiederſehen war eigenthümlich. Mit anderen vornehmen Damen ſaß Metella im Vorhofe des Tempels und tauſchte Neuigkeiten aus mit ihren Nachbarinnen. Man ſpricht von der Tochter Auguſtus', die den Schleier der Veſta empfangen habe, und man bewunderte den Muth der Prinzeſſin, allen Erdenfreuden zu entſagen. Da plötzlich erſchallt aus der obern Oeffnung des Tempels eine Stimme, die Metella's Namen ruft. Alles erſtaunt; dieſe Stimme kann nur von der weder fand ich den Brief auf meinem Schreibtiſche liegend, oder es gab ihn mir ein Bettelknabe, der mich um ein Almoſen anſprach, auf der Straße ab. Einen dieſer Briefe, weil er am deutlichſten den Ton und die Geſinnung zeigt, in der alle übrigen abgefaßt waren, will ich hier mittheilen:

„Ich werde nie müde werden Ihnen zu wiederholen, daß ich große Hoffnungen auf Sie ſetze. Ich bin mit Ihnen einverſtanden darüber, daß ein offner Schritt damals, als man ihn Ihnen antrug, nicht thunlich war, ohne eine grenzenloſe Verwirrung und den gleichſam gewiſſen Untergang unſrer Parthei nach ſich zu ziehen. Im Verborgenen wirken wir beſſer und einflußreicher. Erſchrecken Sie nicht vor dem Worte: „Im Verborgenen.“ Verborgen iſt nicht immer im Dunkeln verſteckt. Auch die Tugend hat ihre Künſte, und die ſtrengſte Rechtlichkeit bindet eine Larve vors Geſicht, wenn ſie in den Maskenſaal tritt

Göttin ſelbſt herrühren; es iſt ein zu ſeltſamer Klang. Mehrere Damen ſtehen auf; es wird ein unruhiges Gedränge, und Viele eilen hinaus in den Portikus. Da wird nochmals, und jetzt mit einiger Heftigkeit, der Name der Matrone gerufen. Dieſe erhebt ſich, und indem ſie ſich auf die Kniee wirft, ruft ſie: Hier bin ich, erhabene Gebieterin! Was iſt Dein Begehr? Geh' hinaus und empfange Deine Tochter, die ſo eben aus Rom kommt. Jetzt wußten Alle das Geheimniß, und man eilte auf Metellen zu, umſchloß ſie und wünſchte ihr Glück zum Wiederſehen mit ihrem Kinde. Alle ſchloſſen ſich ihr an, und der Zug bewegte ſich die Straße hinab nach der Wohnung der Wittwe, die anmuthig an dem Fuße eines mit Weinreben bepflanzten Hügels lag. Hier fand man die junge Dame bereits, die ihrer Mutter mit Ehrerbietung entgegenkam, ihr die Hand küßte und um Erlaubniß bat, ihre Schweſter begrüßen zu dürfen. Die Wittwe, nachdem die Schweſtern ſich begrüßt hatten, nahm ihre Tochter bei der Hand und führte ſie den Damen zu, die ſie begleitet hatten, und von denen jede der jungen Reiſenden ihren Gruß bot.

Claudia fand ihre Mutter wenig verändert. Die Matrone hatte vortrefflich das Ungemach einer ſo kurzen Reiſe überſtanden; es war zu hoffen, daß ſie den übrigen Theil ihrer Wanderſchaft eben ſo gut zurücklegen würde. Die Geſellſchaft ſchiffte jetzt nach Aſien hinüber. Der Proconſul Phocis empfing ſie dort als Statthalter der Provinzen, die man bereiſen wollte. Metella begrüßte ihn freundlich, da er ihr Vetter war.

Er freute ſich, ſie zu ſehen und fing gleich damit an, Claudien, welche er ſehr hübſch fand, angelegentlichſt die Cour zu machen. Die Mutter nahm dies nicht übel, obgleich man es ihr anmerkte, daß ſie eigentlich der Gegenſtand ſeiner galanten Aufmerkſamkeit zu ſein ſtrebte. Seit wie lange haben wir uns nicht geſehen? fragte ſie den jungen Mann.

Ich ſollte meinen, in zehn Jahren nicht, war die Antwort. Damals verließ ich Rom mit der Ausſicht einer kleinen Anſtellung in Egypten. Daraus wurde ſpäter eine große. Ich hatte nicht erwartet, das Proconſulat zu erlangen, da der Proconſul Memlius noch lebte, aber er ſtarb bald nach meiner Ankunft an den Folgen der Unverdaulichkeit, die ihm eine Mahlzeit bei dem Patriarchen Oſiris beibrachte. Damals, liebe Tante, lebte auch noch Ihr Mann.

Die Wittwe ſeufzte, indem ſie antwortete:

Freilich lebte damals noch der Senator, und ich war eine glückliche Frau, wofür mich auch Jedermann hielt. Mit vier ſchönen, hoffnungsvollen Kindern ſtand ich da, ſelbſt noch jung und gefallend, im Reichthum lebend, was konnte mir da wohl fehlen? Seitdem ſtarben ſchnell nach einander mir beide Söhne und mir blieb Nichts als dieſe beiden Töchter, die ich noch bei mir habe. Der Senator hat ein Teſtament zu ihren Gunſten gemacht, wonach die älteſte, Claudia, die Alleinerbin ſein und Alles beſitzen wird, wenn ich geſtorben ſein werde.

Was hoffentlich noch weit hinauszuſchieben ſein wird, ſagte der junge Proconſul.

Die Götter wiſſen's! rief die Wittwe mit einem wehmüthigen Ausdruck, der tiefen Eindruck auf die Umſtehenden machte. Claudia nahte ſich ihrer Mutter, unterſtützte ſie, welche einer Ohnmacht nahe war, und gab ſich Mühe, ihre Thränen von den Wangen zu trocknen. Meine theure Mutter, rief ſie dabei gefühlvoll, wer wagt es, Dein Gefühl ſo zu beleidigen, daß er von Deinem Tode ſpräche. Ich ſehe Dich doch ſo blühend vor mir, wie ich es nur irgend wünſchen kann, alſo Nichts von dieſen Dingen, wenn ich bitten darf.

Die Aufmerkſamkeit wurde hier auch gebieteriſch auf einen andern Punkt gelenkt; man nahte ſich nämlich dem uralten Memphis, und ein kleiner Zug Prieſter kam eben aus einem Tempel hervor und ſchnitt der Geſellſchaft den Weg ab, indem ſie quer über die Straße wandelten. Metella begrüßte ſie, und ſie unterließen nicht dieſen Gruß zu erwidern, der Proconſul machte ebenfalls eine kleine Verbeugung. Der Zug begab ſich in eines der Häuſer, welche die rechte Seite der Straße bildeten und von denen einige mit Blumen und mit feſtlichen Gewinden geſchmückt ſich zeigten. Wer wohnt hier? fragte Metella. Eine reiche Frau aus Griechenland, war die Antwort des Proconſuls. Sie iſt hierher gekommen, um einen Arzt wegen ihres Kindes zu conſultiren. Während deſſen wurde ſie ſelbſt krank und ſtarb hier. Da ſie eine Fromme war und viel Neigung zu der Religion der hieſigen Prieſter hatte, ſo war man auch ihrem Wunſche nach beſchäftigt, ſie auf ihrem Todbette in den Schleier der Iſis zu kleiden, und ſie wird in der Pyramide beigeſetzt, welche dieſer Göttin geheiligt iſt. Morgen iſt der Tag der Feier.

Da möchte ich wohl dabei gegenwärtig ſein! ſagte die Wittwe, und die beiden Töchter waren derſelben Anſicht.

Ich kann Sie hinführen, meine gnädige Frau; morgen will ich kommen, Sie abzuholen.

Die Stunde wurde feſtgeſetzt und die Geſellſchaft dankte dem artigen jungen Mann auf's Beſte.

Metella ging mit ihren Satelliten zu Rathe, und dieſe ertheilten ihr ihre Meinung, daß es paſſend ſei, bei dieſer Gelegenheit das egyptiſche Koſtüm anzulegen, welches ſie zu dieſem Zweck aus Rom mitgebracht. Der ganze andere Vormittag ging demnach mit der Toilette der Frauen hin, welche ſehr koſtbar und paſſend ausfiel, beſonders Claudia nahm ſich gut aus in der mit Sternen geſtickten Tunika und dem Iſisſchleier der Göttin; Metella legte einen weiten Mantel von phöniciſchem Seidenſtoff um, darunter war ſie ebenfalls mit dem Iſisſchleier bekleidet. Die jüngſte Tochter hatte nur ein einfaches weißes Gewand mit einem Gürtel, in welchen ſieben goldene Sterne und eine Schlange geſtickt waren. Die Friſur war nach Art der Agrippina geordnet, mit einem großen griechiſchen Knoten im Nacken und mit einer egyptiſchen Binde verziert.

Um zwölf Uhr erſchien der Proconſul, auch egyptiſch gekleidet, was ſo gebräuchlich war bei einem religiöſen Trauerfeſt, wie das war, dem man beiwohnen wollte. Das egyptiſche Koſtüm kleidete den jungen Römer beſonders gut und er ſah darin aus wie Einer, der immer bei dieſem Volke gelebt hatte. Metella reichte ihm den Arm, und ſie verließen die Wohnung, von dem Zuge der Satelliten und der römiſchen Leibwache, welche die Fürſtin mitgenommen hatte, begleitet. Der Zug machte Aufſehen. Jedermann erkundigte ſich, wer die ſtattliche Frau ſei, welche am Arm des Proconſuls einherſchritt. Man wich aus und machte ihr Platz; Viele erzeigten ihr ſogar königliche Ehren; die ſchlanken jungfräulichen Geſtalten ihr zur Seite fielen ebenfalls auf und man ziſchelte ſich in die Ohren, es ſeien Alle die vornehmen Römerinnen, welche gekommen ſeien, das Feſt der Iſis hier in Egypten zu begehen. Im Vorhofe der Pyramide blieb die Geſellſchaft ſtehen und ordnete ſich auf die Weiſe, wie ſie eintreten wollte. Eine große Abtheilung von Prieſtern hatte ſich eingefunden, ſie nahm der Frau ihre Ueberkleider ab, und ließ ſie einfach mit dem Iſisſchleier in das Heiligthum eintreten. Metella legte ſehr graziös ihren Mantel ab und ordnete die Falten ihres Schleiers, bevor ſie wieder den Arm ihrem Führer gab. Dann mußte ſie auch Alles ablegen, was von Gold an ihrem Körper war.

denn Iſis duldete kein Metall in ihrer Nähe. Mit einem trüben Lächeln legte die Wittwe ein Halsband ab, welches das Bildniß ihres Gemahls und ihrer Söhne enthielt. Der Prieſter nahm es mit Ehrfurcht entgegen.

Man ging jetzt in den Eingang des Tempels. Alles war hier mit Lampen beleuchtet, denn es herrſchte Nacht in der großen Pyramide. Man mußte noch etwas warten, bis der Trauerzug anlangte. Die Leiche wurde in einem offenen Sarge von ſechs Prieſtern getragen. Sie gingen mit ihr in das Innere des Rieſentempels ein und verſchwanden in ein Loch der Mauer zur Linken. Dort wird der Sarg niedergeſetzt, bemerkte Phocis, denn ſie iſt nicht vornehm genug, um bei den einbalſamirten Leichen hingeſetzt zu werden, die alle im Mittelpunkt der Pyramide ruhen, zu dem wir ſogleich kommen werden.

Man ſah jetzt jenes dunkle Waſſer, welches ſeine Wellen hier ausbreitete, düſter von einer Lampe beſchienen, welche am Rande angebracht war. Ein Nachen hielt am Ufer dieſes Gewäſſers. Phocis trat hinein und munterte die Frauen auf, ein Gleiches zu thun. Das iſt der Styx der Egypter, flüſterte er ihnen zu. Auf dieſem Waſſer werden die Todten zu ihrer Ruhe ſtätte geführt, und hier ſind einige Schreckniſſe von den Prieſtern angebracht, um die Ungeweihten von dem Betreten dieſer Stätte fern zu halten. Schreckniſſe? rief Metella fürchtend aus, wenn ſie uns nur nicht dadurch in Furcht jagen, ich bin ſo ſehr vor allem Dergleichen in Angſt.

Es wird nicht ſo ſchlimm ſein! rief der Proconſul, und wechſelte mit dem alten Prieſter einige Worte, der den Kahn lenkte, auf dem man ſich eingeſchifft hatte. Unterdeß begann ein düſterer Choral, der ſchauerlich zwiſchen den Felſen und in der Dunkelheit dieſes Orts hinſchallte und der ein egyptiſches Todtenlied vortrug. Als dieſe ſchauerlichen Accorde erklangen, bewegte ſich Allerlei auf dem Waſſer auf die Reiſenden zu. Lange ſchreckhafte Thiergeſtalten, Gerippe und andere Phantome. So auch Menſchenleichen, die entſetzlich ausſchauten in dem düſtern Halbdunkel, in dem ſie ſich bewegten. Mein Himmel! rief die Wittwe, was ſind das für entſetzliche Weſen! Ich glaube auch zu ſehen, daß ſie leben und daß ihre Glieder ſich bewegen! Nicht doch, liebe Mutter! rief Claudia, es ſind Todte! ſiehſt Du nicht, ihre Augen ſind geſchloſſen. Es ſind dieſelben Geſtalten, die wir in Rom im Tempel der Hekate geſehen haben und die man Lemuren nannte. Metella ſah ſchaudernd auf dieſe Schreckniſſe, da Einige ganz nahe an den Nachen heranſchwammen, und die man deshalb deutlich ſehen konnte.

Der Kahn machte hier eine ſcharfe Wendung um einen Gegenſtand herum, der ſich mitten aus dem Waſſer emporhob. Warum fahren wir hieran vorbei? fragte die römiſche Wittwe ihren Führer. Der erwiderte: Es iſt nicht erlaubt, Fremden dieſes Geheimniß zu zeigen, weil man fürchtet, es könne einen zu entſetzenvollen Eindruck auf ſie machen. Ich bin auf Alles gefaßt, entgegnete Metella; man ſoll nicht von mir ſagen, daß eins dieſer egyptiſchen Phantome mich von ſich abgeſchreckt habe. Was iſt es? Man zeige es uns.

Alsbald begann der Felſen, denn das ſchien er, von einem unmerklichen Stoß des Kahnführers zu erzittern; zugleich erſcholl der Donner, der dumpf wiederhallte. Der Felſen öffnete ſich und aus der mit blauem Licht erfüllten Tiefe deſſelben ſah man eine Geſtalt in langem Grabtuche erſcheinen, die Etwas in den Händen trug, das ſie auf die Stufen des Tempels niederlegte, von denen es ſogleich in's Waſſer glitt. Es war die Leiche eines Kindes, deſſen Bruſt mit einem Meſſer durchbohrt war und heftig blutete. Die blutende Kindesleiche fuhr an den Kahn an, zu gleicher Zeit ſtieß die verhüllte Geſtalt im Innern des Felſens Schmerzenstöne aus; ſie begann ſich zu entkleiden, und als ſie im Iſisſchleier bekleidet daſtand, ſahen die Reiſenden im Kahne, daß es ein ihnen bekanntes Phantom war, das die Züge eines Mitgliedes der Familie der Metella an ſich trug. Weh! rief die Wittwe, das iſt meine arme Schweſter Julia! Muß ich ſie hier wiederſehen? Julia! höre mich! warum haſt Du Dein Kind ermordet? Die Geſtalt antwortete Nichts, ſondern machte von Neuem die Pantomimen der Verzweiflung und ſtürzte ſich in die Fluth. Um Gotteswillen, wohin willſt Du? ſo rief Metella außer ſich und wollte ſich der Schweſter nachſtürzen, als der Kahnführer ſie zurückhielt. Madame, rief er, es iſt Nichts als ein Phantom, bemühen Sie ſich nicht; es iſt ein todter Körper, dem man die Züge Ihrer Anverwandten gegeben hat, um zu ſchrecken. Als er dieſe Worte ſprach, erloſch die blaue Glut im Innern des Felſens, er ſchloß ſich wieder und die Erſcheinung war verſchwunden. Die Geſellſchaft fuhr wieder weiter. Das dunkle Waſſer wurde immer trüber und finſterer; nur wenige Lichter brannten noch. Der Choral und der unterirdiſche Donner tobten noch immer fort. Auf die Wittwe machte keins wo alle menſchlichen Intereſſen vermummt herumlaufen. Ich werde fortfahren Ihnen von der Stimmung des Volkes genaue Kenntniß zu geben. Verſtehen Sie wohl, des Volkes! Niemand kann das beſſer als ich, der ich unter den arbeitenden Klaſſen lebe und ihre Geſinnungen kenne. Es ſind ehrliche Leute, und obgleich man fortfährt ihnen ihr bischen Eigenthum zu rauben, bewahren ſie doch eine ſo einfältige Liebe in ihrem Herzen zu ihren Bedrängern, daß es mich rühren würde, wenn irgend etwas in der Welt im Stande wäre einem Auge, wie dem meinigen, Thränen zu entlocken. Dieſes Auge iſt aber geſchaffen immer wach, ſtarr und unverwandt das Gemälde des menſchlichen Elends zu betrachten. Unermüdlich wandre ich den blutigen Spuren eines von den giftigen Geſchoſſen der Civiliſation getroffenen edlen Wildes nach, und trage wie ein kundiger Jäger den Ort ſeines Fallens und die Beſchaffenheit ſeiner Todeswunde in mein Tagebuch. Heute, der Phantome, die ſie jetzt ſah, noch einen Eindruck; die Erſcheinung ihrer Schweſter ſchien ſie alle todtgemacht zu haben. Auch kamen keine mehr zum Vorſchein, welche die Abſicht hatten, die Damen zu ſchrecken, die ruhig auf ihren Plätzen blieben, und denen der Proconſul die Gegenſtände erklärte, die ſich jetzt darſtellten. Für's Erſte zeigte ſich ihnen ein ſchöner griechiſcher Tempel in dem größten Ebenmaß, mit Säulen bekleidet, in deſſen Mitte fuhren ſie ein. Dies iſt der Tempel der Prieſter, ſagte der Conſul, wir werden gleich den Oberprieſter ſehen, der kommen wird, uns zu begrüßen. Eine Thür öffnete ſich auch, und man blickte in ein hell erleuchtetes prachtvolles Gemach, auf deſſen Stufen der Prieſter ſtand, die Arme ausgeſtreckt, um ſeine Gäſte zu empfangen. Metella erhob ſich und ging die Stufen hinauf, ihre Töchter folgten ihr. Gelobt ſeiſt Du, die Du kommſt, unſere erhabene Göttin Iſis zu beſuchen. Sei gegrüßt, edle Frau und Ihr, zarte Jungfrauen, reicht mir die Hand und kommt mit mir, die Göttin, die euch erwartet, zu begrüßen. Der Proconſul wurde ebenfalls mit Auszeichnung empfangen. Wie der Zug in den Tempel herein war, ſchloſſen ſich deſſen Thore wieder, und man erkannte in dem hell erleuchteten Innern an Nichts, daß man im Innern der Erde ſich befand. Die Choraltöne hatten aufgehört, ſtatt deſſen ließ ſich ein unendlich liebliches Flötengeliſpel hören, das bald in eine vollſtändige Muſik überging, die ſehr viel Reiz hatte. Unterdeſſen war in dem ſchönen Gemache ein Tiſch erſchienen, der mit allen möglichen Leckerbiſſen beſetzt war und an dem ſich die Geſellſchaft niederließ. Reiche Pokale wurden mit dem beſten Weine gefüllt. Die Geſellſchaft ſaß bei Tiſche mehrere Stunden. Der Oberprieſter, der zu Metella's Rechten ſaß, machte bei Tiſche die Honneurs, ihr zur Linken hatte der Proconſul Platz genommen, ein junger Prieſter machte mit ſehr artigen Manieren der ſchönen Claudia den Hof. Die Römerin zeigte offen ihr Wohlgefallen an egyptiſcher Lebensweiſe, verglichen mit der römiſchen. Der Oberprieſter fragte, was der Kaiſer mache, und darauf erwiderte Claudia: Darauf kann ich am Beſten antworten, denn ich habe ihn in dieſen Tagen verlaſſen. Es ging ihm wohl und man ſprach von einer neuen Kriegsunternehmung, die er perſönlich leiten und ausführen wollte. Mögen ihm die Götter Sieg und Glück verleihen, antwortete der Prieſter, indem er zugleich ſeinen Becher füllte und leerte. Als man von der Tafel aufſtand, erkundigte ſich der Oberprieſter, wohin er die Damen führen ſolle, ob ſie das Innere des Tempels, wo die Göttin gewöhnlich hauſe, zu ſehen beabſichtigten, oder die Umgebungen, die in der Pyramide angebracht ſeien, bewundern wollten.

Ich möchte der Göttin, wenn es erlaubt iſt, meine ehrfurchtsvolle Verbeugung machen, erwiderte Metella.

Gewiß iſt es erlaubt! rief der Prieſter, indem er ſich anſchickte, den Zug zu führen, der ſich ſogleich in Bewegung ſetzte. Man ſtieg in eine große, mit goldener Verzierung geſchmückte Gondel und fuhr ab. Zuerſt kam man wieder auf den See, der ſich in unergründlicher Ausdehnung bis weithin verbreitete und deſſen Wellen jetzt ruhig waren, von keinen ſchwimmenden Phantomen angefüllt. Noch an ein paar ſchönen Tempeln fuhr man vorüber, dann näherte man ſich einem weithinſtrahlenden Punkte, der, als man ihm näher kam, ſich als ein prachtvoll erbauter, ſäulengetragener Tempel zeigte, deſſen einzelne Säulen von lauter Lichtkränzen umgeben waren, die den ausnehmenden Glanz verbreiteten, den man von fern ſchon bemerkt hatte. Als man ſich näherte, erhielt die Muſik einen prächtigen Charakter, und lange hintönende Poſaunenſtöße bildeten ſie. Es war etwas unbeſchreiblich Feierliches in dieſem Nachtbilde, wo ſo viel Pracht und Glanz von finſteren unheimlichen Schatten umgeben war. Hinaufblickend, gewahrte man Sterne an dem dunkeln Raume, und als Metella ihren Führer fragte, wo ſie hergekommen ſeien, erwiderte er: Sie ſind durch Kunſt gebildet; da die Decke ein geſchloſſener Raum ſei, habe man ſie durch Beleuchtung eigenthümlicher Art hervorgebracht. Sie ſind täuſchend den wirklichen Sternen ähnlich! rief die Wittwe, indem ſie emporblickte. Sie haben auch eine Bewegung, nahm der Prieſter das Wort, geben Sie Achtung, ſie verändern ihren Platz und bewegen ſich in Gruppen nach der Muſik. Gewiſſe Sternbilder bringen beſondere Poſaunenklänge hervor.

Als man noch den Sternenhimmel betrachtete, öffneten ſich die Thore des Eingangs zum Tempel. Wir ſind willkommen; laſſen Sie uns eintreten! Sie gingen eine große Treppe hinauf; oben empfing ſie ein unbeſchreiblich großer Kreis weißgekleideter, in Schleier gehüllter Geſtalten, die ihnen grüne Zweige entgegenhielten. Die Prieſterinnen der Iſis! rief der Prieſter, ſich vor den Verſchleierten verbeugend. Ein Feſtmarſch erklang, und mit deſſen erſten Tönen flogen die Thüren zu einer Halle auf, in die jetzt die Gäſte traten. Die verſchleierten Jungfrauen blieben draußen auf dem Flur. Ueberall auf ein paar Schritte waren große Feuer angezündet, die aus zuſammengebundenen Flammenbüſcheln beſtanden, aus mehreren Fackeln zuſammengeſetzt. Der Boden, auf dem man ging, war parquetartig zuſammengefügter Marmor von mehreren Farben, hier und da mit Blumen beſtreut. Nach einem Wege von einer guten halben Stunde kam man in ein kleines, rundes, kuppelförmiges Gemach, von Säulen rings getragen; darin ſtand auf einem Sockel aus weißem Marmor eine kleine Statue von Bronce, eine menſchliche Geſtalt mit einem Stierkopfe darſtellend. Der Prieſter neigte ſich vor dieſem Bilde, und ſeine Umgebung ſtimmte einen kurzen chorartigen Geſang an zur Feier des Anubis, eines Sohnes der Iſis. Auch Metella grüßte das Bild. Jetzt ſchritt man weiter, durch offene Hallen, die ſich bald zu langen Sälen erweiterten, in deren einem eine weibliche Geſtalt geſenkten Hauptes auf und ab ſchritt. Es war die Göttin ſelbſt, die hier einſam ihren Betrachtungen nachhing, und jetzt von dem Zuge der Gäſte geſtört wurde. Die Göttin ſah entſetzt empor, als ſie die Schritte hörte, und fragte mit lauter Stimme: Wer naht ſich? Du haſt befohlen, Göttin, antwortete der Prieſter in tiefer Ehrfurcht, daß ich Dir die römiſchen Frauen bringen darf, die da kamen, um Deine Göttlichkeit zu verehren. Sie mögen kommen! erwiderte Iſis, und blieb in der Mitte des Saales ſtehen. Es war eine hohe, ſchlanke Geſtalt; der Schleier, der ſie ſonſt einhüllte, war zurückgeſchlagen, und man konnte ein ernſtes, ſtrenges Antlitz ſehen, dem es jedoch nicht an Milde und Güte fehlte. Der Prieſter, als er die Göttin vor ſich ſtehen ſah, warf ſich zur Erde nieder und berührte mit ſeiner Stirn den Boden. Metella faßte ihre Töchter an die Hand und beugte ein Knie, indem ſie zugleich, wie zum Gebet, die Arme gen Himmel hob. Seid mir willkommen! rief die Stimme der ſchönen Frau; wo kommt Ihr her?

Aus Rom, Göttin, antwortete Metella. Hier ſind meine Töchter, die ich Dir vorzuſtellen ſo frei bin.

Wer biſt Du ſelbſt? tönte die Frage der Göttin.

Ich bin die Wittwe des Senator Metellus, der in Rom ſtarb und mich im Beſitz dieſer zwei Töchter hinterließ, nachdem mir ſchon zwei Söhne, die ich ebenfalls geboren, genommen waren. Ich bin immerdar Deinem Dienſt, o Göttin, geneigt geweſen, und ſelbſt beſitz' ich einen kleinen Tempel, der Dir gewidmet iſt, Dir und Deinem Sohne, den ich ſchon begrüßt habe.

Die Göttin hörte dieſen Bericht mit Wohlwollen und Gnade an, dann reichte ſie ihre Hand der Wittwe zum Kuſſe, die ſich mit beſonderer Ehrfurcht darauf hinſtürzte und die ſchöne Hand mit ihren Lippen berührte. Eine gleiche Gnade bat ſich Claudia aus und erhielt ſie ebenfalls.

Darauf begann die Göttin wieder ihren einſamen Gang durch den Saal. Dies war das Zeichen, daß die römiſchen Damen entlaſſen waren, und ſie zogen ſich ſogleich zurück; nur der Prieſter verweilte noch ein paar Minuten, weil er mit der Göttin Etwas zu ſprechen hatte.

Als er zurückkam, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung. Auf dem Standbild unterhalb des Horus fehlte die Statue, und der Prieſter erwiderte auf die Frage der Wittwe: Wahrſcheinlich wird er ſich jetzt zu ſeiner Mutter bemühen. Er iſt gegenwärtig nicht da. Man ging vorüber, dem Eingange des Tempels zu. Man fand wieder die Prieſterinnen unten auf dem Vorplatz, und oben, als Metella hinausblickte, gewahrte ſie zugleich andere Sternbilder, als ſie früher geſehen. Die Muſik erklang in heiterer Weiſe, und man ſchritt die Treppe hinab. Unten war der Nachen erleuchtet, und der Prieſter führte die Wittwe mit großer Artigkeit auf ihren Platz. Dem Himmel ſei Dank! rief er, Iſis war uns günſtig! Sie empfing uns mit beſonderer Huld! Das iſt eine Seltenheit; ſie iſt jetzt für alle ſolche Unterbrechungen in ihrer Einſamkeit ſehr ungnädig und ſtreng geſinnt. Doch die vollkommene Liebenswürdigkeit der Damen hat unfehlbar dieſes Wunder bewirkt.

Ich werde in Rom das Bezeigen der Göttin zu rühmen wiſſen, bemerkte die Wittwe mit einem beſondern Dank an den Oberprieſter. Die egyptiſchen Götter gelten in Rom für ſtolz und eigenſinnig; ich kann und werde das Gegentheil behaupten.

Daran werden Sie wohl thun! rief der Prieſter. Unſere Gottheiten ſind wahrlich nicht ſtolz, doch kommt es ſehr darauf an, wer ihre Gnade anruft. Frauen, die keinen ganz guten Ruf hatten, haben ſie zu ihrer Patronin gemacht; es iſt kein Wunder, wenn ſie dieſen nicht beſonders günſtig ſich erwies.

Als man im Tempel der Prieſter wieder angelangt war, bemerkte der Proconſul, daß es ſpät ſei, und darum Zeit, ſich zu entfernen. Man nahm nun Abſchied von den Prieſtern, denen man ganz beſonders dankte. Die Wittwe verſprach ein Geſchenk ihrem Orden zu überſenden, das ihnen Freude machen würde; ſie begleiteten die Damen noch eine Strecke Weges und beurlaubten ſich dann. Ohne Störung wurde der Weg zurückgelegt. Metella empfing wieder ihre Schmuckſachen und einen Schleier der Iſis, den die Göttin Befehl gegeben hatte ihr einzuhändigen. Er war von koſtbarem weißen Stoff, mit Gold geſtickt. Die Wittwe legte ihn nicht um, ſondern befahl ihren Töchtern, ihn mitzunehmen, um ihn in Rom zu zeigen.

10.

Da wir die Iſis geſehen haben, ſo müſſen wir auch, um ein vollſtändiges Bild egyptiſchen Religionscultus zu betrachten, den Cultus des Horus in Augenſchein nehmen! Dies ſagte der Proconſul, als er kam, um ſich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Des Horus? fragte die Wittwe, und wo wird dieſer Cultus gefeiert? In einem Haine, der eine Stunde von Memphis liegt, war die Antwort. Es iſt jetzt gerade Frühlingstag und Nachtgleiche, das iſt die Zeit, wo ſein Cultus den Gipfelpunkt erreicht. Wir wollen hin, riefen die Damen alle zuſammen; hoffentlich ſehen wir da etwas Neues!

Sehr viel Neues, war die Antwort. Für's Erſte ſehen Sie da die alten ernſthaften Egypter fröhlich, ſogar muthwillig. Die Späße, die dort vorkommen, ſind von der Art, daß es nicht da ich Ihnen dieſes ſchreibe, habe ich drei entſetzliche Morde in meine Blätter eingetragen, die unter den Augen der Juſtiz, und ſelbſt von ihr veranlaßt, zum Himmel um Rache ſchreien. Die Willkühr und die Macht liefern meinem Regiſter faſt ſtündlich jammervolle Belege, die Unwiſſenheit und der Fanatismus füllen mit ihren Opfern noch immer ganze Seiten in meinem Buche, und ſchon ſind es 20 Jahre, daß ich unausgeſetzt das traurige Handwerk treibe Rechnungsführer des Todtenrichters zu ſein. Wird es denn nie auf meinen Blättern lichter werden? Wird nie die Sonne durchbrechen durch die Wolken meiner düſtern Thatſachen? Dieſe Thatſachen laſten faſt alle auf Ihrem Stande. Die Vortheile der Geſellſchaft hat Ihr Stand ſich zugeeignet, die Pflichten und Opfer hat es dem Volke überlaſſen. Viele der Edlen ſind verarmt, ſie werden es noch mehr werden, und dann wird der Boden, der ihnen nicht mehr gehört, Beſitzer finden, die in der erlaubt iſt für anſtändige Damen, dabei ſich zu zeigen, und die vornehmen Egypterinnen, die dorthin kommen, alle Masken tragen.

Wie kommt es, daß das Feſt einen ſo cyniſchen Charakter annimmt?

Durch die Geſchichte des Horus wird es erklärt, erwiderte der Proconſul. Iſis auf ihrer Flucht, aus der Gegend der Quellen des Nils kommend, floh durch die thebaiſche Wüſte, und in dieſer Wüſte verlor ſie ihren Sohn, der ſie ſtets begleitete. Der junge Horus befand ſich bald allein und verlaſſen in der Wüſte. Er machte die Bekanntſchaft einiger Einſiedler, welche die Wüſte bewohnten, und von dieſen lernte der junge Prinz die Gewohnheiten des Lebens. Zum Unglück lernte er von dieſen Gewohnheiten die übeln zugleich mit den guten. Es wurde ſo ſchlimm mit der Verwilderung des jungen Mannes, daß die Mutter, als ſie nach langem Suchen den Sohn wiederfand, ihn anfangs nicht erkannte, und ſich mit ihm nur wieder ausſöhnte, nachdem ſie die böſen Sitten, die er von den Einſiedlern angenommen hatte, wieder aus ihm vertrieben hatte.

Davon wiſſen wir in Rom Nichts, ſagte Metella.

Ich glaub' es wohl, entgegnete ihr Verwandter lächelnd, in Rom wird man überhaupt Nichts wiſſen von dem Leben des Horus, da es ein Myſterium iſt, das nicht über die Grenze dieſes Landes hinausgekommen iſt.

Wann iſt die Stunde, wo der Hain dem Publikum geöffnet wird.

Ich werde Sie durch eine beſondere Thür hineinführen. Es iſt dies nöthig, um nicht mit dem großen Volkshaufen zuſammenzutreffen, der den Haupteingang wählt. Gegen die vierte Stunde des Abends komme ich wieder.

Man verſah ſich nun mit Masken und mit der nöthigen Kleidung zu dieſem Zwecke. Es war ein ſchöner, warmer Abend, als man fortging. Metella hing ſich wieder an den Arm des Proconſuls. Die beiden Schweſtern führten ſich gegenſeitig. Einen Theil der Paraſiten, die mitzugehen gewünſcht hatten, ließ man folgen. Man verließ Memphis, indem man die Straße der drei Gottheiten bis zu Ende ging, dann aus dem Thore des Gottes Orus hinausſchritt und ſich nunmehr dem bezeichneten Haine näherte. Der Glanz der Fackeln und ein wirres Geräuſch von vielen Stimmen bezeichnete den Weg, den man zu nehmen hatte. Es lebe Horus! war der allgemeine Freudenruf, der überall gehört wurde.

Der Hain war mit einer hohen Mauer umgeben, in der man ein Pförtchen, das von einem Prieſter bewacht wurde, öffnete. Eine hohe ſchattige Allee von Cypreſſen und Lorbeerbäumen nahm die Geſellſchaft auf, die raſch vorwärts ſchritt. Man ſcheute ſich anfangs, in das Getümmel einzutreten, das überall den Garten belebte, endlich aber drang der Proconſul durch und führte die Damen, die ſich eng an ihn ſchloſſen, zu einer erhöhten Stelle des Hains, von wo ſie den Menſchendrang genau ſehen konnten, ohne durch ſein Andringen beläſtigt zu werden.

Man ſollte kaum glauben, daß dieſe Menſchen Egypter ſind, man ſollte ſie für Römer halten, welche die Saturnalien halten wollen, bemerkte die Wittwe.

Da bringen ſie ihn getragen, den jungen Horus, rief Einer aus der Geſellſchaft. Er hat ſich verirrt und wird jetzt von Leuten, die ihn gefunden haben, hereingetragen. Die, welche ihn tragen, ſehen wie Selene aus. Vielleicht ſind ſie es auch. Der Cultus des Horus ſcheint Aehnlichkeit mit den Myſterien des Bacchus zu haben.

Man ſah jetzt einen jungen Menſchen von blühender Schönheit auf den Schultern eines derben Menſchen ſitzen und in den Vorplatz getragen werden. Er war gänzlich nackt, nur ein Schurzfell von grünen Blättern verhüllte ihn. Frohſinn und Lachen ſpielte um ſeine ſchönen Züge. Ein ſchwärmender Lärm begleitete den Zug.

Vor der Höhle eines Einſiedlers hielt er an. Der Bewohner dieſer Räume, ein alter Mann mit einem langen Bart, kam hervor und begrüßte den jungen Gaſt. Horus gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſeine Mutter verloren habe und ſich jetzt in hoffnungsloſem Irregehen befinde. Der Einſiedler nahm ihn ſogleich bei ſich auf. Er verſchwindet in das Innere der Höhle. Während ſeine Gefährten, junge Hirten, ſich draußen mit Tanzen beluſtigen, ſieht man das Innere der Höhle von tauſend Lichtern erleuchtet und darinnen Horus, wie er mit ſeinem Wirthe an der Tafel ſitzt und ſpeiſt. Eine heitere Muſik ſpielt dazu auf und es erſcheinen mehrere junge Mädchen, die der Einſiedler als Gäſte empfängt. Die Tafel wird ſehr lebhaft. Der junge Flüchtling ſucht ſich bald unter den hübſchen Nymphen eine aus und giebt ſich mit dieſer beſonders ab. Als das Mahl vollendet iſt, wird eine Streu bereitet, und Horus legt ſich mit dem jungen Mädchen auf dieſelbe. Die Lampen der Höhle brennen düſter und endlich verlöſchen ſie gänzlich;

unterdeſſen gehen die anderen jungen Mädchen wieder aus der Höhle heraus, werden aber daſelbſt von den Hirten aufgefangen, die vor der Höhle warten, und es beginnt eine allgemeine unzüchtige Scene, welche die Damen erröthen machte. Die Nymphen wiſſen ſich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß ſie ſich den Umarmungen der Hirten überlaſſen, die der Einſiedler vergebens zu zügeln ſtrebt. Als der Morgen wieder anhebt, verläßt Horus die Höhle und zieht mit ſeinem ganzen Schwarme weiter. Er wird wieder getragen, und ſeine Träger ſtehen bei einem Bache ſtill, über den ſie nicht hinüber können. Sogleich kommt eine Abtheilung kriegeriſcher Weiber, die den Zug des jungen Gottes innehalten. Dies ſind die Amazonen, und Horus fällt in ihre Schaaren. Vergebens ſuchen die jungen Hirten den Weibern Widerſtand zu leiſten, ſie werden überwunden und beſiegt. Die Anführerin der Amazonen ſieht aber kaum den Horus, als ſie ſich in ihn verliebt und ihn zu verführen trachtet. Ein neuer Tumult begiebt ſich, und der Zuſammendrang der Maſſen wird ſo läſtig, daß ſogar der Platz, wo die Damen ſich befinden, von den zügelloſen Schaaren beſetzt wird. Die Schlacht der Amazonen wird auf dem Platze gefeiert, wo ſich die

Wittwe und ihre Töchter befinden, die durch dieſen Umſtand verdrängt und mit in den Haufen verwickelt werden. Eine der Amazonen ergreift die Wittwe und hebt ſie trotz ihres Sträubens auf's Pferd und ſchwingt ſich ſelbſt darauf. Unter zügelloſem Gelächter verfolgt ſie der Pöbelhaufe, ihr Hülferuf erſtarb ungehört im Geſchrei der Menge. Sie ſtürmte mit ihrer Amazone durch den Fluß und begab ſich zu dem andern Haufen der Streitführenden jenſeit des Fluſſes. Hier gelang es ihr, vom Pferde zu ſpringen, bei welcher Gelegenheit ſie den Fuß verſtauchte, und auf dem Wege liegen blieb. Dort fanden ſie die Hirten, und riefen ſogleich den Haufen der Ihrigen herbei. Es wäre ihr ſchlecht gegangen, wenn nicht in dieſem Augenblicke der junge Gott erſchienen wäre und ſie in ſeinen Armen aus dem Gedränge gerettet hätte. In den Armen des Horus erwachte die arme Metella wieder und ſah ſich beſtürzt ſo weit von den Ihrigen.

Fürchten Sie Nichts, fremde Frau, ich will Sie ſelbſt zu Ihren Freunden zurückbringen, ſagte der junge Horus, indem er die Wittwe aufzuſtehen nöthigte, wobei er ſie mit ſeinen Armen unterſtützte. Sie hinkte nur langſam an ſeiner Seite. Ich bin unendlich beſchämt, ſagte ſie zu ihrem Retter, daß ich Eure Hoheit incommodiren muß. Ich hätte das Wageſtück, hierher zu kommen, gar nicht unternehmen ſollen. Weshalb nicht, meine Gnädige, rief der Gott; alsdann wäre uns die Freude nicht zu Theil geworden, Sie zu retten.

Der Proconſul, der die Verlorene ſchon geſucht hatte, kam jetzt herbei, und mit ihm die Paraſiten, die alleſammt ſehr erfreut waren, die Dame wiederzufinden. Was machen meine Töchter? fragte die zärtliche Mutter bekümmert.

Es geht ihnen gut, wurde erwidert. Claudia kam der Mutter zu Hülfe. Horus übergab ſie dem jungen Mädchen und entfernte ſich wieder, um an der Verfolgung der Amazonen Theil zu nehmen. Es mußte eine Tragbahre angeſchafft werden, um die Erkrankte nach Hauſe zu ſchaffen, denn ſie konnte keinen Schritt gehen. Vom Proconſul und von ihrer Tochter geführt, verließ ſie hinkend den Schauplatz, auf dem ſie nicht länger verweilen wollte. Der bacchiſche Lärm der ausgelaſſenen Menge tönte ihr noch lange in den Ohren.

Wir verſäumen die Beſiegung der Amazonen, ſagte der Proconſul, und den alsdann ſtattfindenden Ueberfall der Königin der Amazonen, der ſehr großartig ſein wird. Bei der Gelegenheit machen ſich die Hirten und die Einſiedler beſonders wichtig. Die Königin der Amazonen wird beſiegt, indem ſie ſich auf ein Pferd retten will. Der Hirt umfängt ſie, und ſie ergiebt ſich ihm halb ſtehend, halb fallend, was eine ſehr ſchöne Gruppe abgiebt.

Ich verzichte auf alle Gruppen, wenn ihr Anſchauen mit ſolchen Gefahren verknüpft iſt, wie ich ſie eben erlebt habe, rief die Wittwe mit ängſtlicher Stimme. Mir wird nur wieder wohl ſein, wenn ich zu Hauſe in meinem ſichern Zimmer mich befinde. Ich will Nichts mehr von dieſen Saturnalien ſehen; ich habe ſchon zu viel geſehen!

Mit dieſen Worten ſchloß ſich die Dame in ihrem Zimmer ab und die Geſellſchaft zerſtreute ſich.

Auf den andern Tag war die Abreiſe feſtgeſetzt.

Die Wittwe nahm vom Proconſul Abſchied, der ſich ſeinerſeits von dem ganzen Corps der Begleitung Metella's verabſchiedete. Die Reiſe wurde am andern Morgen fortgeſetzt, indem man beſchloß, nur ganz kleine Tagereiſen zu machen.

Die Paraſiten begannen die Fahrt mit einem Gebet an die Göttin Iſis, und baten ſie, der abziehenden Römerin günſtig zu ſein. Wer hätte geglaubt, begann die Reiſende zu ihren Töchtern, daß ich dieſes Abenteuer in Egypten erleben würde. In den Armen des Horus zu liegen und ſeine Befreiung von den Amazonen mit anzuſehen! — Ich werde Vielerlei in Rom zu erzählen haben.

Ende des erſten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographiſcher Roman. 8. broch. 1¼ Thlr.

Sternberg, A. von, Künſtlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographiſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Aus Chili, Peru und Braſilien. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illuſtrationen und einem Titelbilde in Tondruck, nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex.-8. Pracht-Ausgabe. Ein ſtarker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebund. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldſchnitt 4⅔ Thlr. Wohlfeile Volksausgabe mit Illuſtrationen ohne Tondruck. Mittel-8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. gebund. 2 Thlr. 5 Ngr.

Schule des Unglücks groß gezogen, in Einigkeit zuſammenhalten und im Gefühl erlittenen Unrechts ihre frühere Tyrannen die ganze Schärfe und Bitterkeit ihres Haſſes werden empfinden laſſen. Das Vertrauen, dieſes moraliſche Band der Staaten, wird erſchüttert ſein, und mit ihm wird der Thron, der Altar ſeine Feſtigkeit verlieren. Die junge Generation bereitet ſich zu dieſem Werke der Gerechtigkeit vor. Die Söhne des Volks ſieht man in die Hörſäle der Wiſſenſchaft eilen, ängſtlich mit gewiſſenhaftem Eifer ſich die todten angehäuften Schätze zu eigen machen, um ſie zu lebendigen Ideen zu verarbeiten. Sie bringen Muth, Entſchloſſenheit und Ausdauer mit, alles Früchte einer in Armuth und Enthaltſamkeit gereiften Jugend; während der Adel auf ſeinen Schlöſſern zu Ueppigkeit und Unwiſſenheit verſinkt. Die geiſtigen Triumphe verdienter Männer ſind den Schlachten des Jahrhunderts beizuzählen, ja übertreffen ſie oft im Erfolge.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Möllhauſen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baſeler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundſechsziger. 9 Bde. 8. broch. 10½ Thlr.

Wird gleiches Aufſehen erregen wie Varnhagen's Tagebücher.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyriſch-epiſche Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Kleine
Romane und Erzählungen.

Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Die Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1862.

Inhaltsverzeichniss.

Seite
Die goldene Maſke 7
Die rothe Schleife 121

Die goldene Maſke.

1.

Es war in der letzten Hälfte des Oktobermonats; der erſte nachdrückliche Froſt war eingetreten und ziemlich tiefer Schnee gefallen, da hatten ſich eine große Menge Wagen und auch einige Schlitten vor dem Palais in der großen Million, wo der franzöſiſche Geſandte wohnte, eingefunden, die daſelbſt auf ihre Herrſchaft warteten, welche oben den Ball beim Geſandten mitmachte. Die glänzende Reihe der erleuchteten Fenſter ſchien auf der dunkeln Straße wieder und die Dienerſchaft machte ihre Witze über die oben tanzenden Herren und Damen und ließ nebenbei auch die Schnapsflaſche kreiſen, die der Eine oder der Andere aus dem nächſten Schnapsladen immer wieder gefüllt hinbrachte. Eben war das Geſchwätz dieſer Leute im beſten Gange, als ein kleiner Schlitten um die Straßenecke pfeilſchnell herum-

Noch läßt ſich manches Uebel gutmachen, noch können unheilbringende Maßregeln rückgängig gemacht werden, vor allen Dingen iſt aber ein bewußtes, von übertriebenem Stolz, wie von übertriebener Demuth gleich freies Entgegenkommen der Partheien nöthig. Die Pracht des Hofes, die Verſchwendung der Großen darf nicht mehr dicht neben der unſäglichen Armuth des Arbeiters ſtehen. Dem Bürgerlichen muß es frei ſtehen ſich einen ehrenvollen Rang in der Armee zu erkämpfen; die Pfründen und Präbenden dürfen nicht mehr der Sold ſein, den die verwahrloſte Kirche den unwürdigſten unter ihren Dienern in den Schoos wirft, ſie ſeien der ſauererkämpfte Lohn des Bürgerſohnes, der ſich kühn der Prüfung einer gelehrten Bildung und eines muſterhaften Wandels unterwerfen kann. Die koſtbaren Preiſe der Wiſſenſchaft und Kunſt mögen nicht mehr abhängig von der Laune eines Miniſters ſein. Ein eigner aus der Mitte der Nation erwählter bog und raſch an das Haus des Geſandten lenkte. Beim Anblick dieſes Schlittens ſchwieg die plaudernde Genoſſenſchaft plötzlich; die Kutſcher bemächtigten ſich der Zügel ihrer Pferde und lenkten dieſe eilig zur Seite, und jeder Platz wurde frei für den kleinen Schlitten, der jetzt mitten hinein in die Wagenmenge fuhr und mit einer eigenen Geſchicklichkeit gerade unter das vorgebaute Dach lenkte, wo er ſtill hielt. Die naheſtehenden Kutſcher waren abgeſtiegen und ſchloſſen ſo ziemlich eine Reihe um den kleinen Schlitten, neugierigen Blicks Den betrachtend, der aus demſelben herausſtieg. Es war ein Offizier in einer weißen Uniform, der nachläſſig ſeinen Pelz in den Schlitten warf, und ſicher und raſch die Treppe zum Palaſt hinaufſtieg. Wie der Herr unvorſichtig iſt! rief einer der Kutſcher mit beſorgter Stimme: in dieſer Kälte wirft er den Pelz von ſich und ſteigt in ſtrammer Uniform die Treppe hinauf; das wäre Etwas für meinen Herrn, der immer an der Gicht und am Zipperlein leidet. Ja freilich, Iwan, Dein Herr und dieſer ſind ſo ſehr von einander verſchieden, als es Winter und Sommer ſind. Nimm die teufelsmäßigen Strapatzen an, die der Herr gemacht hat, und halte dagegen das verweichlichte Leben Deines Gebieters, und Du wirſt ſchnell die Folge davon ſehen. Ei ſeht doch! rief der Andere, ſind ſie nicht Beide hochgeborene Herren, und da kommt es auf Eins heraus. Mit Nichten, war die Antwort, Dein Gebieter iſt Geſandter und der Herr iſt Kaiſer. Ein Kaiſer ſteht doch über alle Geſandten der Welt, und was das Abhärtungsſyſtem anbelangt, willſt Du darin belehrt ſein, ſo kann ich Dir auch darin dienen, denn mein Bruder iſt kaiſerlicher Kammerdiener und weiß ſo ziemlich genau, wie es der Kaiſer gleich beim Aufſtehen macht. Erſt ſchon das einfache, ſchmuckloſe Bett mit der Matratze darin, und dann gleich beim Aufſtehen die kalten Waſchungen, die er nie ausſetzt und die ſo kalt ſind, daß unſer Einem die Haut ſchaudert, wenn man nur daran denkt. Das will etwas ſagen! Gelt! wenn man es ſo treibt, da kann man ſchon einen Puff vertragen. Frage 'mal, wie viele von Deinen Excellenzen es ſo machen? Das Geſpräch der Kutſcher wurde hier unterbrochen und nicht weiter fortgeſetzt. Der Kaiſer ſchritt unterdeſſen die Treppe, welche mit einer doppelten Reihe von Blumen und mit koſtbaren Teppichen belegt war, hinauf und durch zwei Vorſäle hindurch, die mit Bedienten gefüllt waren, welche, die Pelze ihrer Herren über den Arm, dort warteten und ſich ſogleich, als ſie den Offizier kommen ſahen, ehrfurchtsvoll zurückzogen. Mitten durch dieſe Dienerſchaft drängte ſich der Geſandte, der zu ſpät erfahren hatte, wer der Gaſt war, der ſich ſeinem Hauſe nahte, ſonſt wäre es ſeine Pflicht geweſen, ihn ſchon an der Treppe unten zu empfangen. Er kam jetzt auf den Kaiſer zu, begrüßte und geleitete ihn in den Vorſaal, deſſen Thüren ſogleich von zwei Dienern aufgeriſſen wurden. Drinnen wartete ſchon eine Reihe Herren auf den Ankommenden, und die Begrüßungen fanden ſtatt, die bei ſolchen Gelegenheiten gebräuchlich ſind. Der Kaiſer ſagte einige Worte der Entſchuldigung, die er an die Frau Geſandtin richtete, daß ſeine Gemahlin nicht erſcheinen werde, da ſie unwohl ſei. Mit leichtem, ſicherm Schritt glitt er in dem Tanzſaal hin, wo eben die Muſik eine fröhliche Maſurka ſpielte. Er betrachtete einen Augenblick die Reihen der Tanzenden, die ſogleich im Tanze inne hielten und dem Herrſcher eine tiefe Verbeugung machten, der ſich indeſſen nicht aufhalten ließ, ſondern ihnen zuwinkte, ihrerſeits im Tanze fortzufahren. Er ging an der Reihe der älteren Damen entlang, grüßend und hier und da ein paar Worte ſprechend, und ſtellte ſich endlich in der Ecke des Saales auf, wo er einen Mann zu ſich heranwinkte, der einen glänzenden Ordensſtern an der Bruſt trug und eine ausdrucksvolle Phyſiognomie hatte. Man konnte es ihm anſehen, daß es ein Engländer war. In der That war es der engliſche Geſandte. So wie der Kaiſer mit ihm ein Geſpräch angefangen hatte, zog ſich ſogleich die übrige Geſellſchaft in reſpektvolle Ferne zurück und der Kaiſer blieb mit dem Geſandten allein in der Ecke des Saales ſtehen. Nur der Wirth des Hauſes, gewärtig eines Winkes, hielt ſich in ziemlicher Entfernung auf und beobachtete fortwährend ſeine erhabenen Gaſt.

In einem der Seitengemächer des prachtvollen Saales lagen auf einer Ottomane zwei junge Damen in nachläſſiger Stellung, und plauderten mit einander, indem ſie von Zeit zu Zeit den Blick auf den Tanzſaal richteten.

Was giebt's da? fragte die Fürſtin Obreſſow ihre Freundin, die junge Gräfin Natalie Nietobieff.

So viel ich ſehen kann, Nichts. Eine neue Tour im Tanze.

Das iſt nicht möglich; es muß Jemand gekommen ſein; vielleicht iſt es der Kaiſer.

Die Kaiſerin iſt es wenigſtens nicht, denn ich ſehe die Geſandtin ruhig auf ihrem Platze ſitzen.

Die Kaiſerin kommt heute nicht, erwiderte die Gräfin. Ich weiß es beſtimmt, ſie erwartet Briefe aus Berlin und hat ſich in ihrem Zimmer eingeſchloſſen.

Wer hat dieſe Neuigkeiten hinterbracht, mein Engel? fragte die Fürſtin; vielleicht Dein Zimmtſtängelchen?

Mein Zimmtſtängelchen iſt heute hier auf dem Ball; ich weiß es durch die Kammerfrau der Monarchin, der ich heute Morgen einen Beſuch machte.

Die ſchöne Clara Wiſagin?

Dieſelbe.

Das Zimmtſtängelchen macht ihr den Hof?

Nicht mehr, als es Sitte iſt. Du weißt, daß die dienſtthuenden Gardeoffiziere immerdar der allmächtigen Kammerzofe die Cour machen müſſen. Das iſt von Zeiten der Kaiſerin Katharina hier Sitte.

O, die Kaiſerin Katharina hatte aber auch wichtige Kammerkätzchen, bei denen es ſich lohnte, dieſe Stellung anzunehmen; aber was hat die jetzige zu ſagen? Ich möchte ihr keines meiner Geheimniſſe anvertrauen, und vor allen Dingen würde ich nicht wollen, daß ein hübſcher Junge, den ich mit meiner Aufmerkſamkeit beehre, ihre Aufwartung übernimmt.

Ich dulde es nicht allein, ſondern ich wünſche es auch; denn die Geheimniſſe, welche ich auf dieſe Weiſe erfahre, ſind mir von Nutzen. Doch da kommt Branikoff; wollen wir ihn fragen, was es im Saale giebt? Iwan Iwonnowitſch, auf ein Wort.

Ein kleiner Mann, der eben in das Zimmer getreten war und die Abſicht hatte, vor den Spiegel zu eilen, um ſeine Friſur zu ordnen, ſprang auf den Ruf eilig herbei und neigte ſich fragend zu der liegenden Dame mit den Worten: Was beliebt, Excellenz?

Sie kommen eben aus dem Saale. Was iſt's für ein Lärm, der ſich dort ereignete? Iſt Jemand gekommen?

Se. Majeſtät haben die Gnade gehabt zu erſcheinen.

Die Fürſtin lachte. „Hat Sie die Gnade gehabt, den Tanz mitzumachen?“

Se. Majeſtät tanzen nie das Maſurek, entgegnete der Titularrath hoffärtig. Sie haben geruht, ſich in einen Winkel des Saals zu begeben, um dort mit dem Lord Whisby eine Unterredung zu eröffnen. Mein Neffe hat auch die Gnade gehabt, von Sr. Majeſtät einen Gruß zu erhalten; ich zitterte dabei, denn ich wußte es, daß ſeine Knöpfe nicht in der Ordnung waren. Aber Du lieber Gott, wo hätte ich dazu die Zeit gefunden! Um halb neun Uhr kam die Einladung; da mußte ich eilen, meine Uniform in Stand zu bringen; ich habe erſt geſtern das Recht erhalten, ſie zu tragen. Die Knöpfe waren nicht uniformsmäßig; es waren alte, aus der vorigen Sitzungsperiode daran. Zum Glück fand ich in meiner Kammer noch eine Garnitur paſſender Knöpfe; aber für meinen Sohn waren nicht genug da, ich mußte einen Theil der alten laſſen; doch ſie ſind an Stellen, wo man ſie zum Glück nicht ſehen kann, obgleich Sr. Majeſtät Auge unglaublich ſcharf iſt.

Welche Albernheiten das ſind! rief die Fürſtin, verächtlich lachend. Wo wird man nur glauben, daß das Auge des Herrn auf die Knöpfe Ihres Sohnes ſieht.

O, ich habe Beiſpiele, daß ihm nicht, wollte ſagen, Sr. Majeſtät, die Knöpfe eines gemeinen Soldaten entgangen ſind. Der Teufel kann Einen reiten, ohne daß man eine Ahnung davon hat. Ein Wink der Fürſtin entließ den kleinen Mann wieder, der nun, froh und ſtolz, daß er der gewaltigen Dame Rede geſtanden, zurück in den Saal hüpfte. Sein Blick fiel in die Ecke; der Kaiſer ſtand noch immer daſelbſt. Dann ſuchte er ſeinen Sohn auf, und entdeckte denſelben an einem Spieltiſch, wo er mit der Prinzeſſin Pliſchkoff eine Parthie machte. Auch das gewann ſeinen Beifall, und ſehr zufrieden ließ er ſich in den Saal gleiten, gar nicht darum bekümmert, daß auf ſeinen tief reſpektvollen Gruß, den er der Wirthin des Hauſes machte, kaum eine Erwiderung ſtattfand. Die Frau Marquiſe, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſind übler Laune, weil Ihro Majeſtät die Kaiſerin nicht kommt. Wir wollen raſch bei Seite ſchlüpfen, damit ſie mich nicht bemerke.

Unterdeſſen wurde das Geſpräch der beiden jungen Damen fortgeſetzt. Alſo Dein Zimmtſtängelchen iſt hier, und Du tanzeſt nicht mit ihm? fragte die Fürſtin; wie kommt das, mein Schätzchen?

Die Antwort ließ ziemlich lange auf ſich warten; endlich kam ſie. Weil er nicht gut tanzt, ſagte Nadeſchda. Du weißt, Maſurka muß man ſehr gut tanzen; er hat es aber nicht von Tirubanoff gelernt, und das iſt der einzige Tanzmeiſter, der es auf Polniſch lehrt. Auf andere Weiſe will ich's nicht tanzen.

Ei, der arme Junge; was wird er denn machen, wenn Du nicht tanzen willſt? rief die Fürſtin lachend. Gewiß, Du hältſt ihn zu ſtrenge. Da iſt mein Roſenplätzchen doch viel beſſer dran. Er kann tanzen, was er will, und wie er es will.

Du biſt ſehr gütig, nahm die Gräfin höhnend das Wort. Doch iſt Dein Roſenplätzchen auch ſchon Capitain, und mein Zimmtſtängelchen iſt erſt —

Lieutenant, verſetzte die Dame; ich weiß es. Er iſt einer der hübſchen Lieutenants, wie ſie im Frühjahr aus der Provinz kommen und in Petersburg einziehen, um ſich verderben zu laſſen.

Um's Himmelswillen, Nadeſchda, wie Du ſprichſt. Wer wird ihn verderben?

Wer? O, da ſind eine Maſſe von Leuten, die ſich damit beſchäftigen, junge, unerfahrene, aus der Provinz kommende Kälber abzurichten, das heißt zu verderben.

Nenne mir einige.

Da mußt Du Deine Putzmacherinnen fragen. Was weiß ich, wo die Verderberinnen herkommen; genug, ſie ſind da, und bringen es in Zeit von ſechs Monaten zu Stande, daß ein junger Menſch, der blühend und geſund wie eine junge Roſe in ihre Hände fällt, nach der vorſchriftmäßigen Zeit verblüht, gelb, übelriechend und kränklich wird. Und für dieſe Arbeit begnügen ſie ſich mit einem Lohn, der nicht einmal ganz die Gage eines Capitains bei der Garde aufwiegt. Man muß geſtehen, billiger kann man nicht gut ſein.

Das iſt ſchrecklich; ſie machen ihn arm und elend.

Und das mit vollem Recht; denn ſeine Unſchuld und Unerfahrenheit würden ihn hindern, in der Hauptſtadt ſein Glück zu machen. Und deshalb kam er doch her.

Wie freue ich mich, daß mein Anatol anders iſt! rief die Gräfin mit Wärme. Er iſt noch ganz ſo, wie er in ſeiner Heimath war. Aus den Händen ſeiner liebenden Eltern hab' ich ihn bekommen! —

Sag' lieber, aus den Händen des Kammermädchens ſeiner Mutter, denn Du wirſt doch nicht behaupten wollen, daß Du die Erſte warſt, von der er die Verſchiedenheit der Geſchlechter durch praktiſchen Vergleich kennen lernte?

Ja, Nadeſchda, ich war die Erſte. Dies iſt mein Stolz. Ich habe dieſen Endymion beſiegt, ich habe ihm die Empfindungen eingeflößt, die ſein Glück und auch das meinige ausmachen. Mitten in dem Strudel einer verderbten Hauptſtadt genießen wir die zarten ſchönen Freuden der erſten Liebe.

Die Fürſtin lachte höhniſch, aber ſie verbarg dieſes Lachen hinter ihrem Tuche. Mit einer Miene der Ueberlegenheit ſagte ſie nach einer

Gerichtshof entſcheide über die Anzahl und die Wahl jener vergänglichen Zierden des Lebens, und dieſes geſchehe nicht früher als bis für die wahrhaften Bedürfniſſe geſorgt iſt. Alsdann wird die Pracht das Gehäſſige verlieren und der Luxus wird, ohne mit Verwünſchungen gepaart zu ſein, herrſchen dürfen. Der Regent mache einen freiwilligen Tauſch, er nehme vom Volk einen Theil von deſſen Mühen und Entbehrungen, und gebe ihm dafür ein Recht an ſeine Feſte und Genüſſe. Das Volk iſt dankbar. Es will nur nicht ganz ausgeſchloſſen ſein; der geringſte Antheil am Ruhm und der Pracht ſeines Oberhauptes erfüllt es mit Enthuſiasmus, ſo wie die kleinſte Mühe, die der Fürſt oder die Begünſtigten ſich aufladen, hoch angerechnet und dankbar anerkannt wird.

Wenn dieſes alles nicht geſchieht reizen wir nothwendig die Maſſe zum Nachdenken. Ein fortwährendes Beharren in einer einſeitigen Richtung ruft unerbittlich die Oppoſition hervor, die je kleinen Weile: Ich will Dir glauben, Natalie, obgleich das, was Du ſagſt, ziemlich unglaublich iſt; aber jetzt, wie iſt es jetzt? Iſt er noch immer Dein treuer Verehrer, oder hat er unterdeſſen andere Gottheiten kennen gelernt?

Keine! rief Natalie mit leidenſchaftlichem Nachdruck. Keine. Glaube mir, ich weiß um jedes Fältchen ſeines Herzens. Sein treues, offenes, ſchönes Auge, das mir ſo warm in die Seele ſchaut, kann nicht lügen, und in ihm leſe ich meine Beruhigung.

Ich möchte ihn doch auf die Probe ſtellen.

Lege ihm jede auf. Du wirſt finden, er ſieht kein anderes Weib an.

Wo Du biſt, wird er es nicht, ich glaub's. Doch willſt Du hören, was mein Roſenplätzchen über ihn ſagt?

Nein, denn der iſt ein durch und durch verderbter Mann, für ihn giebt es keine Unſchuld; natürlich wird er Alles, was er Derartiges entdeckt, für eine Täuſchung oder für einen Betrug halten. Jedenfalls wird er ſich beſtreben, ihn auch ſo zuzurichten, wie er es ſelbſt geworden iſt.

Ah, ich geb' ihn nicht für ein Dutzend Deiner unſchuldigen, dummen Jungen fort. Welche Kenntniß der Vergnügungen hat dieſer Mann! Du weißt, ich bin etwas verwöhnt, doch kann ich mich darauf verlaſſen, der Capitain, wenn er bei mir iſt, weiß jede meiner Launen zu befriedigen. Selbſt gänzlich erſchöpſt, bringt er doch Erfindungen vor, die mich wieder neu und lebendig machen. Er iſt ein Franzoſe in ſeiner Kunſt, und in ſeiner Ausdauer und Kraft iſt er mehr als Italiener und Spanier. Aber man muß ihn nicht binden wollen, frei will er ſein, denn er iſt nur das, was er ſein kann.

Ich fürchte mich vor ihm, und alle meine Kraft wende ich an, Anatol vor ihm zu bewahren.

Bewahre ihn, wenn es Dir möglich iſt. Kennſt Du die Caſerne? die zahlloſen Offizierſtuben, wo kein Ohr lauſchend eindringt, wo ſie Nächte hindurch bei einander ſitzen und Karte ſpielen und ſich dabei Geſchichten erzählen, die auf den Verderb der jungen Offiziere hinauslaufen? Ein ſolcher Abend iſt genug, um Dein Werk zu zerſtören, und Anatol iſt neugierig und wird ſich ſeinem Capitain gegenüber nicht unwiſſend ſtellen wollen. Das Uebrige erräthſt Du leicht.

Laß uns davon ſchweigen; ich kann die Nacht nicht ſchlafen mit ſolchen Bildern in der Seele. Wenn ich ihn doch ganz bei mir hätte, ganz von meinen Armen umſchloſſen. Ich würde ſeine ſchönen Augen bewachen, als wenn es die meinigen wären. Ich wollte ſo nahe ſeinem Munde ſein, daß mein Athem ſeine einzige Luft wäre, die er einathmete. Ach, ich muß ſehen, was er macht, wo er ſich jetzt befindet!

Sie ſprang von ihrem Sitze auf, und die Fürſtin folgte ihr langſam, indem ſie vor ſich hin murmelte. Wie kann man doch ſo eiferſüchtig ſein? Das iſt ja der Tod der Liebe. Natalie ſtand an einem der offenen Bögen, die das Gemach von dem Tanzſaal trennten, halb von dem Vorhang bedeckt, der hier niederfluthete. Sie ſpähete die bunten Gruppen des Saals entlang, und ihr Auge blieb endlich auf einer Gruppe haften, die ſeitwärts, wo das Nebenzimmer ſich öffnete, bei einem der Spieltiſche ſich gebildet hatte. Es war eine ältliche Dame, die hier ſaß, und vor der zwei junge Männer ſtanden und mit ihr ſprachen. Einer dieſer jungen Männer war der von Natalien Geſuchte. Die Fürſtin trat an ſie heran, faßte ihren Arm und fragte: Nun? Haſt Du ihn entdeckt? — Dort, ſagte die Gefragte, und ihr Fächer wies auf die Gruppe. Ah! rief die Fürſtin, bei der Generalin Woyekoff? Was hat er mit Der? —

Kleinigkeiten, erwiderte Natalie, die Generalin liebt ſich mit ihm zu necken; ich wette, ſie ſprach von mir. Der arme Junge muß es immer hören, daß es laſterhaft iſt, einer verheiratheten Dame die Cour zu machen. Die alte Generalin iſt ein Scheuſal, aber ihre Unterredungen ſind nicht von der Art, daß ſie einem jungen Manne ſchaden können, deshalb laſſe ich ſie ſprechen.

Wer iſt der junge Burſche neben ihm? fragte die Fürſtin.

Das iſt Petron Gudowitſch, ein Schulkamerad von Anatol.

Er iſt hübſch.

Nicht übel, willſt Du ihn haben?

Nein, ich darf's nicht wagen, der Capitain könnte es erfahren.

Da ſieht man, wie Ihr Euch bindet! Und das nennt Ihr freie Liebe? Wenn Du noch ſagteſt, der Fürſt könnte davon Kenntniß bekommen! —

Der Fürſt? Wer iſt das?

Dein Mann?

Ach, Spaßmacherin! Der Fürſt iſt mein Mann, wie er der Deinige iſt, wie er jedes Weibes Mann iſt, das ihn haben mag und ſeine Lobſprüche und ſeine falſchen Wechſel annimmt. Er wird nächſtens die Reiſe nach Sibirien unternehmen, wozu ich ihm Glück wünſche.

Weshalb das?

Wegen einer Spielſchuld, die er mit einem gefälſchten Wechſel, den er im Namen des Grafen Serjezew, des Präſidenten der Bank, adoptirt hatte, bezahlte. Die Reiſe war ihm ſchon längſt zugedacht. Ich bin nur froh, daß es mir gelungen iſt, die größte Hälfte ſeines Vermögens für mich in Sicherheit zu bringen durch eine Schenkung an einen Schwäger, der in Pſkow ſteht. —

Ah, ſieh den Kaiſer! rief jetzt Natalie, den geläufigen Redefluß ihrer Freundin unterbrechend. Was trägt er für eine Uniform?

Die von den Küraſſieren, ſie ſieht gut aus.

Ich kann es nicht finden, das Weiß kleidet ihn nicht; meiner Anſicht nach müßte er immer ſchwarz gehen. Der Leuchtenberg ſah in Weiß gut aus; bei Dem konnte man doch den Wuchs ſehen.

Schäme Dich, Nadeſchda. Dieſe Bemerkung paßt nicht in Deinen Mund. Wenn man uns hörte!

Wer ſoll uns hören? Sei doch keine alberne Prüde, Natalie. Wir ſind ja unter uns. Die jetzige Uniform der Offiziere iſt eine rechte Plage für die Verliebten. Der Teufel hole die ver=

dammten Waffenröcke, die uns zum Spott erfunden worden ſind. Es iſt, als ſollten wir nunmehr Nichts ſehen und ſtets die Katze im Sacke kaufen.

Mit wem der Kaiſer nur ſprechen mag? fragte Natalie, um ihre Geſellſchafterin zum Schweigen zu bringen.

Mit dem engliſchen Miniſter, und ich will Dir auch ſagen, wovon ſie ſprechen. Wieder über den kranken Mann, wie der Kaiſer den Sultan zu nennen pflegt. Das iſt ſeine Lieblingsunterhaltung ſeit einiger Zeit, und er kommt damit immer dem Engländer nahe, der ſo unhöflich iſt, auf keine ſeiner Späßchen und Bemerkungen einzugehen. Bemerkſt Du, wie er unwillig, zerſtreut und heftig iſt, das heißt der Kaiſer?

Es ſollte doch Jemand kommen und ihn zum Tanz auffordern, ſagte Natalie, damit er nur von dem engliſchen Quälgeiſt freikommt. Sieh' da, der Retter naht, die kleine Fürſtin Bregation, die öſterreichiſche Geſandtin, hat den Muth, ihn zu einer Tour aufzufordern. Wie er lange braucht, um ſich ſeines Degens zu entledigen. Jetzt endlich iſt er frei.

Er wird nur eine Tour, rund um den Saal machen! Er tanzt nie mehr, ſagte die Fürſtin, und beide Freundinnen ſahen aufmerkſam in den Saal. Wie ſie ſich hübſch gekleidet hat! Dieſe Oeſterreicherinnen ſind doch ſtets das Muſter geſchmackvoller Toilette. Nur das Bouquet Roſen unten am Kleide wünſchte ich fort.

Gerade dieſe Roſen, ſagte die Fürſtin, ſind ja ein Wunder der Toilette; ſie duften eben ſo wie die natürlichen Blumen und ſind dieſen auch ganz ähnlich. Die Kaiſerin hat ſich einen Beſatz von dieſen Blumen kommen laſſen und wird auf dem nächſten Balle mit ihm erſcheinen. Sie ſind in der That reizend.

Das Geſpräch der Freundinnen war hier unterbrochen; ſie gingen Beide in den Saal und fanden dort Tänzer, die ſich ſchon lange nach ihnen umgeſehen. Anatol kam auf ſeine Dame zu, die ihm zu einer Extratour im Walzer den Arm reichte, die Fürſtin fand einen andern Cavalier, einen jungen Geſandtſchaftsſecretair, der ihr gefiel und mit dem ſie tanzte.

2.

Einige Werſte von Petersburg liegt eine Schenke, bei der hinzufahren und dort Etwas zu genießen guter Ton iſt; deshalb war der Platz vor der Schenke auch heute ganz beſetzt. Eine Menge Schlitten hielten an derſelben, und eine Anzahl Offiziere und andere Gäſte kamen heraus und gingen hinein. Es war ein buntes, lebhaftes Treiben. Der ſchöne klare Wintertag forderte dazu auf. Der Wirth der Schenke ſtand vor der Thür und begrüßte mit tiefem, demüthigem Gruß ſeine Gäſte. Es war ein großgewachſener breitſchulteriger Ruſſe im Nationalkoſtüm, mit langem Kaftan und einem ſchön geſchorenen, geſchonten Bart, der ihm auf die Bruſt hinabglitt: Ein junger Offizier, der eben aus dem Schlitten ſprang, trat an ihn heran, und nachdem er ihm eine Verbeugung gemacht hatte, ſagte er: Guten Tag, André Andreiwitſch, Du biſt ja Kaufmann zweiter Gilde geworden. Nun, ich wünſche Dir Glück. Ich danke Dir, Lieutenant! war die feierliche Antwort. Wird heute die Parade ſein? fragte er darauf den Offizier. Sie iſt ſchon geweſen. Frage dort den Waſil Petrowitſch, Deinen Neffen, der eben von ihr kommt. Der Genannte war ein junger, blühender Mann von nicht voll achtzehn Jahren, welcher eben beſchäftigt war, ſeine Uniform von Staub und Schmutz zu reinigen und ſein Gewehr ſicher in einen Winkel zu ſtellen. He, Waſil! rief der Wirth, auf ihn zutretend, biſt Du bereits zurück? Iſt die Parade ſchon beendet? Wie war's, ſprich?

Gut, Onkel. Du hätteſt dabei ſein ſollen. Es war eine entſetzliche Menge Volks gegenwärtig.

Ich wäre gern dabei geweſen, doch das Geſchäft erlaubte es nicht. Es war Niemand da, als die alte Babuſchka und Fräulein Marie. Nun, Du weißt, die thut Nichts, und die Alte wird von Tag zu Tag ſchwerfälliger. Da mußte ich bleiben und nach den Sachen ſehen. War die kaiſerliche Hoheit, der Großfürſt Thronfolger, gegenwärtig.

Natürlich, Onkel. Er befehligte die Parade. Der General Bibikoff befand ſich ihm zur Seite.

Ah! da werden die Soldaten gut aufgepaßt haben. Der General liebt nicht zu ſcherzen. Dieſe

Bemerkung wurde von einigen Offizieren, die das Geſpräch mit anhörten, beifällig belacht.

Der arme Temploff! rief hier André aus.

Was iſt mit dem? fragte ſogleich der Oheim.

Es paſſirte ihm das Mißgeſchick, daß er mit dem Gewehre um einen Zoll etwa aus der Linie trat. Der General bemerkte es und nach dem Manöver bekam er ſeine Strafe. Er wurde grauſam gepeitſcht. Ich hörte ſein jämmerliches Geſchrei, als ich austrat. Er iſt ein ſchwächlicher Menſch und dies iſt ſeine erſte Strafe. —

Man muß nicht weichherzig ſein. Hat er Prügel bekommen, ſo hat er ſie verdient. Geh' hin, André, und laß Dir ein Glas Branntwein geben.

Dieſe Aufforderung ließ der junge Soldat nicht zwei Mal an ſich kommen. Er ging in den Raum, wo die Küche ſich befand; dort fand er die dienenden Frauen der Schenke in voller Thätigkeit. Babuſchka ſchwenkte eben den großen Keſſel und commandirte zwei dienende Mägde troß dem beſten General. Marie, die Tochter des Hauſes, ſaß, zierlich gekleidet, müßig im Fenſter und ſah ſich die Schlitten und ihren Inhalt an, die an der Schenke ausſtiegen. Babuſchka begrüßte den jungen Soldaten, und als ſie ſein Geſuch vernahm, ſagte ſie verdrießlich: Wende Dich, mein Sohn, länger ſie zögert zu erſcheinen, deſto ſchärfer auftritt. Was iſt der Urſprung des Adels? Wenn unſre jungen Männer des Volks die Archive durchſuchen, finden ſie daſelbſt vergelbte Pergamente, auf denen unerhörte und ganz unglaubliche Schandthaten aufgezeichnet ſind, ſie finden ungerechte Kriege und betrügeriſche Triumphe. In allen dieſen Dokumenten ſehen ſie mit Staunen die Namen der Edlen prangen, deren ſtolze Wappenſchilder die Wände ihrer Dorfkirche ſchmücken. Was ſollen ſie denken? welch ein Gefühl ſoll ſich ihres jugendlichen, in ſpröder Tugend gebildeten Urtheils bemächtigen? Sie treten aus den Hörſälen heraus und ihr Auge fällt auf jene Burgen, die die Landſchaft von der Spitze eines faſt unzugänglichen Berges beherrſchen. Die anwohnenden Dörfer haben noch die Erinnerung an jene Greuel der Feudalherrſchaft, wie ſie die Beſitzer jener Raubplätze in ungeſtrafter Willkühr ausübten. Fragen ſie nach Namen, auch hier tönen ihnen mit Deiner Bitte dort an die Prinzeſſin am Fenſter. Vielleicht iſt ſie ſo gnädig, Dir ein Gläschen zu reichen.

Bei dieſen höhniſchen Worten hatte ſich Marie erhoben, war zu der Flaſche geeilt und ſie ergreifend ſtand ſie bereit, ihrem Vetter das beanſpruchte Glas zu füllen.

Maſchinka, wie ſie genannt wurde, war unſtreitig das hübſcheſte Mädchen, das man ſehen konnte. Ihre großen dunkeln Augen waren von einem hellen Glanz und einer großen Schönheit, ihre friſche Hautfarbe übertraf die Blüthe der Roſe, und eben ſo glänzten ihre Lippen, hinter denen die weißen Zähne hervorſchimmerten, in trefflicher Fülle. Ihr Wuchs hatte etwas Zartes, Nymphenhaftes, und die ſchöne Tracht, die ſie angelegt hatte zur Ehre der Standeserhöhung ihres Vaters, bezeichnete noch glänzender das Ebenmaß ihrer Glieder. Dieſe Reize entgingen dem jungen André nicht, der ſtehen blieb und ſie mit einem überraſchten Ah! bewunderte. Schon zurück? war die Frage des Mädchens, gewiß biſt Du gelaufen, denn noch iſt keiner der Offiziere, die beim Manöver waren, erſchienen.

In dieſem Augenblicke fuhr ein Schlitten vor, und ein Capitain und ein Lieutenant ſtiegen aus.

Da ſind gleich zwei, die dabei waren, rief André ſich entſchuldigend und auf den Schlitten zeigend. Eine heftige Röthe überflog das Antlitz des jungen Mädchens, als ſie die Offiziere erkannte. Sie goß das Glas voll, daß es überlief und André es raſch aus ihren Händen nahm, ehe Babuſchka dieſen Fehler bemerken konnte. Sie lief an ihren Platz zurück und band ſich dort eine blau und weiß geſtreifte Schürze um, indem ſie ſagte, ich muß meinem Vater helfen aufwarten.

Sie verließ die Küche und die Alte rief ihr nach. Jetzt erſt denkſt Du daran. Wahrſcheinlich iſt es Anatol Federoff geweſen, der eben ankam, denn ſonſt brächte die Prinzeſſin Niemand aus ihrer Ruhe und Bequemlichkeit.

Ihr habt recht, Mutter, ſagte Waſil; es iſt auch der Lieutenant, und mit ihm kommt der Capitain. Dieſe Beiden ſind ſeit einiger Zeit immer beiſammen. Der Lieutenant hat ſich in der Caſerne ſogar das Zimmer geben laſſen, das Thür an Thür mit dem Capitain ſtößt. Alle Abende ſind ſie beieinander.

Ich wollte, daß Dein Lieutenant da wäre, wo Nicol den Pfeffer holt, bemerkte die alte Matuſchka finſter.

Warum das? fragte der junge Soldat. Er iſt gut und kein Tyrann.

Möge er ſein, was er Luſt hat. Nur ſoll er ſich nicht in den Sinn kommen laſſen, ſo oft hier zu ſein.

Iſt er ſo oft hier?

Es vergeht kein Tag, wo er nicht unter irgend einem Vorwand hier einſpricht, und daß das nicht Deines Onkels wegen geſchieht, ſieht Jeder deutlich.

Und um weſſen willen denn, Matuſchka? Sprich, wen ſucht er hier?

Ein hübſches Mädchen, erwiderte die Oberaufſeherin der Küche, die er durch ſeine Lobſprüche verderben will.

Wie? die Maſchinka doch nicht?

Die Alte nickte ſtillſchweigend. Die Teller ſind nicht rein; willſt Du wohl Deine Katzenaugen aufſperren, Katuſcha? Wie oft lärme ich ſchon um der Teller willen. Sie müſſen immer blank und ſchön ſein, daß man ſich darin ſpiegeln kann! Ich werde ſie Dir nächſtens an den Kopf werfen, wenn Du ſie nicht beſſer putzeſt. Die Geſcholtene nahm die Teller, und Babuſchka fuhr fort in ihrer Rede. Es iſt bereits ſo weit gekommen mit den Beſuchen des vornehmen Herrn, daß ich mir das Recht genommen habe, mit Herrn André Andreiwitſch zu ſprechen, und ihm eine heilſame Warnung in's Ohr zu flüſtern. Was geſchah? Er wurde böſe, und die alte Babuſchka mußte hören, daß ſie falſch geſehen habe und daß hier Nichts zu befürchten ſei. Seitdem ſchließ' ich den Mund und öffne ihn nicht wieder. Er mag ſich ſelbſt ein Beiſpiel ſehen, wohin dieſe Kurzſichtigkeit führt, an der Thereſe Amikoff, hier nebenbei. Die läßt nun bald taufen und hat noch keinen Mann. Der Teufel würde ſehr froh ſein, wenn er es uns eben ſo machen könnte. Nun, kommt Zeit, kommt Rath.

Der junge Waſil, auf der Treppenſtufe ſtehend, hatte dieſer Rede der Alten aufmerkſam zugehört, zu gleicher Zeit keinen Blick verwandt von den Leuten, die in der Gaſtſtube ſich befanden. Gleich am erſten Tiſche hatte ſich der Lieutenant und der Capitain niedergelaſſen, und Marie war beſchäftigt, ſie zu bedienen. Die Scherze der beiden Offiziere waren nicht zarter Art, aber ſie beleidigten das junge Mädchen nicht. Auch der Vater ſchien nichts Auffälliges in dem Betragen des Capitains zu finden, der mit ſoldatiſcher Vertraulichkeit öfters den Arm um die Taille des jungen Mädchen ſchlang. Komm, ſetze Dich zu uns. Hier iſt Platz. Hörſt Du, Maſchinka. O, ich danke, gnädiger Herr, erwiderte ſie, das würde ſich nicht ſchicken. Warum ſchickt es ſich nicht? fragte der Capitain. Komm, ſetze Dich, oder ſoll ich Dich hinſetzen? Er machte Miene aufzuſtehen und das Mädchen aufzuhelfen, als ſie ſelbſt kam und ſich ſittſam auf die Ecke der Bank ſetzte, auf der die Offiziere Platz genommen hatten. So iſt's recht, rief der Capitain, ſie mit Gewalt fortſchiebend, daß ſie dicht an Anatol herankam, nur nicht geziert und ſittſam gethan. Du biſt keine Stadtjungfer, mein Kind, Du biſt nichts mehr und nichts weniger, als eine hübſche Bäuerin. Verlaß die Sitten nicht, in denen Du groß geworden, ſie ſind Dir eigenthümlich und kleiden Dich gut. —

Das Mädchen ſah ihren Vater an und ſagte dann: Der Vater hat die Abſicht, mich in die Stadt zu bringen, und mir dort bei einer Putzmacherin eine Stelle zu verſchaffen.

So, rief Anatol, und wie heißt die Putzmacherin?

Sie werden ſie nicht kennen, Herr Baron. Es iſt eine, die früher in Moskau geweſen iſt, dort Unglück gehabt hat, und nun als Wittwe hierhergezogen iſt und einen kleinen Laden an der Kirche von Peter Paul hat.

Hat ſie ein Schild? fragte der junge Offizier.

Sie hat eins, auf dem der Name meines

Vaters ſteht, denn ſie iſt ſeine Schwägerin. Sie hat meinem Vater den Plan angegeben, denn ſie ſagt, ein Mädchen gewinnt nur auf dieſe Weiſe die nöthige Bildung und Bekanntſchaft, die ihr nöthig ſind.

Das iſt wahr; aber liebſte Maſchinka, das ſind Dinge, die Du noch nicht wiſſen ſollteſt, denn die Bekanntſchaft, welche ein anſtändiges Mädchen auf dieſe Weiſe erlangt, danach ſollteſt Du nicht verlangen!

Aber weshalb nicht, Herr Baron?

Anatol zögerte zu antworten; der Capitain übernahm es in ſeiner Stelle. Ich will Dir ſagen, weshalb nicht. Die Mädchen bei den Putzmacherinnen ſind alle verderbte Geſchöpfe. Sie ſchaffen ſich frühzeitig Liebhaber an.

Marie verzog das Geſicht. Was das betrifft, ſagte ſie, ſo iſt meine Tante ganz beſonderer Art, und bei ihr iſt Dergleichen nicht zu befürchten.

Vielleicht biſt Du auch ſchon ſo gelehrt, daß ſie Dir Nichts lehren kann, ſagte der Capitain wieder.

Wie ſoll ich das verſtehen? gnädiger Herr, erwiderte das Mädchen in einem unbefangenen, unſchuldigen Tone. Sie machte ſich Etwas zu ſchaffen, indem ſie die Teller der Herren umtauſchte. Ihre beſondere Röthe entging indeß Anatol nicht, der ſie fortwährend anblickte und mit den Bemerkungen ſeines Kameraden unzufrieden zu ſein ſchien.

Wie Du das verſtehen ſollſt? fragte der Verführer jetzt lachend. Frage nur Den da, der wird es Dir ſagen. Anatol ſchlug ſeinen Arm um ſie und zog ſie zurück auf ihren Platz. Es iſt nur Alles Scherz, mein Kind! flüſterte er. Aber geh' nicht in die Stadt; bleibe hier; in der Stadt iſt Nichts für Dich zu ſuchen, glaube mir. Die Stadt iſt ſchlecht. Ein unſchuldiges Mädchen paßt nicht dahin.

Sein Ton, mit dem er dieſes ſagte, war ſo ſanft und ſchmeichelnd, daß die eigenthümliche Röthe des Mädchens nur dadurch zunahm. Sie entzog ſich der ſchmeichelnden Hand des jungen Mannes und nahm ziemlich weit von ihm am Tiſche Platz.

Der Vater trat hinzu und dadurch wurde der Gegenſtand des Geſpräches ein anderer; auch kamen mehrere Offiziere jetzt, und durch ihre Ankunft bewogen, entfernte ſich Marie nun, und ſtatt ihrer kam der Diener, der zur Aufwartung beſtimmt war. Waſil hatte genug gehört, um zu wiſſen, was er wiſſen wollte. Er denkt darüber nach, was er thun ſoll, denn Mariens Ruf liegt ihm am Herzen und er möchte ſie gern vor den beiden Offizieren warnen, vornehmlich vor dem Capitain. Allein was kann ein armer Soldat thun! Ein Offizier und beſonders ein Capitain iſt ein Weſen, das ſo unbeſchreiblich hoch über ihm ſteht, daß ihm nicht der kleinſte Weg übrig bleibt, wo er mit ihm zuſammentreffen könnte. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, geht Waſil unruhig hin und her im Raum der Küche und wird dadurch Babuſchka auffällig, die aber von dem Herde, wo ſie eine Suppe gekocht, zurücktritt, um ihrerſeits auch einen Blick in das Zimmer zu werfen. Sie ſieht den herumwandelnden Träumer an und ſagt endlich halblaut: Was iſt das? Warum geht man ſo ängſtlich umher? Ach, Matuſchka, ruft Waſil jetzt plötzlich, indem er mit wichtiger Miene vor der Köchin ſtehen bleibt, kannſt Du Dich noch der ſchönen Feodora erinnern, die hier drei Wochen bei Dir das Kochen lernte? Feodora? Warum ſollte ich nicht, erwiderte die Köchin, ſie war das liederliche Frauenzimmer, das uns glücklich wieder verließ, denn das Kochen hätte ſie doch nie gelernt. Sie fand ſich nur bei uns ein, weil ſie hoffen durfte, hier ihren Liebhaber zu treffen. Gut! rief Waſil, eine ſolche Feodora iſt heutzutage auch Marie! Was, zum heiligen Niclas, was ſagſt Du da? Unglücklicher Burſche, wenn Du wahr redeteſt! Sieh' Dir die Blicke an, mit denen die zwei Offiziere ſie verfolgen, und Du wirſt die ganze Gefahr erkennen, in der die Unglückliche ſich befindet und aus der ſie herausgeriſſen werden muß. Waſil, mein Sohn, das iſt nicht unſere Sache; ſprich mit André Andreiwitſch darüber, er iſt Vater, er wird zu helfen wiſſen. Daß ich ein Narr wäre! rief der Soldat, André würde ſagen: Seht doch den Dummkopf an, was kümmert ihn meiner Tochter Schickſal? Er ſoll auf ſeine Arbeit ſehen und darauf halten, daß ſein Riemenzeug geputzt iſt und ſein Gewehr im Stande, das iſt ſeine Sache. Jeder kümmere ſich um ſeine Angelegenheiten. Nun gut, ſo werde ich mit ihm ſprechen, ſagte die Babuſchka muthvoll, ich bin ſeiner Frau beſte Freundin, mir wird er ſchon ein Wort geſtatten und ich will es noch heute thun. Mit dieſem Entſchluß kehrte die Köchin zu ihrem Herde und der Suppe zurück. Waſil kehrte jedoch in die Stadt, in die Caſerne heim, wo er den armen Temploff fand, der ſeine Wunden mit Branntwein einrieb und dazu klagte und weinte.

Anatol und der Capitain verließen ebenfalls die Schenke und fuhren in die Stadt zurück. Der

Erſtere hatte Abſchied von Marien genommen, die ihm ſagte, daß ſie in der künftigen Woche zur Putzmacherin gehen würde.

André Andreiwitſch rieb ſich vergnügt die Hände, als er ſah, wie ſeine hübſche Tochter einen ſolchen Eindruck auf zwei elegante Herren machte. Er begrüßte daher die Babuſchka ziemlich finſter, als dieſe ihm winkte und ihm zurief, daß ſie ihm Etwas mitzutheilen habe, was ihn ſehr beſchäftigen würde. Er folgte ihr in das Hinterzimmer des Hauſes, wo ſich die dicke Köchin mit ihm einſchloß, um nicht geſtört zu werden.

dieſelben Geſchlechter entgegen. Unwillig wenden ſie ſich hinweg; im Bewußtſein, daß jene Burgen zerſtört, überlaſſen ſie ſich dem Glauben, daß auch die Gebrechen der früheren Beſitzer im Enkel nicht fortgeerbt. Sie treten ins Leben, ſie bewerben ſich um Aemter und Stellen; wer iſt im Beſitz der einträglichſten, der ehrenvollſten? Geckenhafte Jünglinge, die da glauben machen wollen ſie verſtänden kein deutſches Wort; Männer, die ihre Ehre in ihre goldne Tabatiere und ihren Treſſenhut ſetzen; Greiſe, die die Uebel einer vergeudeten Jugend, einen vergifteten Körper und eine verwahrloſte Seele, unter dem frommen Talar eines Kirchenfürſten verſtecken. Sie fragen von neuem, und wieder ſind es dieſelben Namen, die jene Pergamente und jene Burgen ihnen nannten. Wo ſoll da die Ehrfurcht vor dem Adel kommen? Was iſt Adel? —

Ich ſage nicht, daß das Volk ſchon zu dieſen Reſultaten gelangt iſt; es iſt noch weit davon

3.

Eine Offiziersſtube in der Caſerne hat ihre eigenthümliche Ausſtattung, die wir uns etwas genauer anſehen wollen. Wir befinden uns bei dem Capitain. Eine geſuchte Nachläſſigkeit fand ſich hier mit den Reſten einer vornehmen Zimmereinrichtung verbunden. Die Möbel waren von koſtbarem Stoff, nur durch langen Gebrauch ſchadhaft geworden. Glänzende Pfeilertiſche, beladen mit einer Unmaſſe kleiner zerbrechlicher Nippſachen, ſtanden an den Wänden, und man ſah es ihnen an, daß ſie nie geöffnet wurden und daß der Beſitzer dieſer Räume ſich lieber mit Pfeifen und Geräthſchaften zur Jagd umgab, als daß er dergleichen zerbrechlichen und unnützen Kram um ſich duldete. Eben ſo bedeckte die Wände des Zimmers eine Anzahl ſchöner und werthvoller Kupferſtiche, doch ſie ſtanden beſtaubt und mißachtet da, ſtatt ihrer nahm den Lieblingsplatz, dem Sopha gegenüber, eine Auswahl ſogenannter ſchlechter Bilder ein, die unzüchtige Gruppen darſtellten, bunt gemalt, und in unziemlichen Stellungen, oder es waren auch weibliche Portraitköpfe, von einer Haltung und einer Geſichtsbildung, wie man ſie nur in den Zimmern junger Offiziere zu finden pflegt. Dieſe Bilder ſtimmten denn auch vortrefflich zu den Pfeifen und Jagdpeitſchen, welche hier hingen. Die eine Wand des Zimmers füllte ein koſtbarer Flügel aus, denn der Bewohner dieſer Räume pflegte auch zu ſpielen, und gar nicht mittelmäßig, wie ſeine Freunde verſicherten. Die Thür eines Cabinets ſtand ſtets halb offen und man konnte darin eine großartige Unordnung, eine Badewanne und mit ihr die unentbehrlichen Geräthſchaften bemerken, die zur Reinigung des Körpers erfordert wurden. Das Zimmer war groß, hatte drei helle Fenſter, von denen eins immer mit einem rothſeidenen Vorhange verdeckt war. An dieſer Stelle ſtand der Spieltiſch, und es wurde nicht für nöthig gefunden, daß die Nachbarn des gegenüberliegenden Hauſes ſehr genau wußten, was in dieſer Ecke des Gemaches ſich ereignete und weshalb dort bis tief um Mitternacht noch Licht brannte. Nachdem wir das Zimmer in der Caſerne genau in

Augenſchein genommen, wollen wir uns auch um den Herrn, der es bewohnte, genauer bekümmern.

Iwan Timopheef Kalugin war der älteſte Sohn eines ziemlich wohlhabenden Gutsbeſitzers im Kaluga'ſchen Gouvernement. Sein Vater hatte Großes mit ihm vor; er empfing ſeine erſte Bildung zu Hauſe durch Lehrer, die man von Weitem verſchrieb, und unter denen der Tanzmeiſter der am meiſten in Anſehen ſtehende war. Iwan Timopheef lernte ganz vorzüglich tanzen. Er ritt und focht auf gleiche Weiſe ausgezeichnet; damit war aber auch der Kreis ſeiner Bildung geſchloſſen; mit dieſen Kenntniſſen, zu denen ſich noch ein paar neuere Sprachen geſellten, bezog er in ſeinem zwanzigſten Jahre die Univerſität, wo er ſehr viel Geld ausgab und nur Das trieb, was ihm Freude machte. Der blind für ihn eingenommene Vater ließ ihm vollkommen freie Hand und verzog ihn dergeſtalt, daß ſeine anderen Söhne, deren er noch vier hatte, deshalb beinahe zu Bettlern wurden, denn ſie bekamen Nichts von dem reichen Erbe, was Iwan allein verzehrte. Zehn Jahre waren dahingezogen, Iwan war unterdeſſen von der Univerſität gekommen und auf Reiſen gegangen; hatte die meiſten Länder geſehen, in allen Abenteuer gehabt, wie ſie einem reichen jungen Menſchen zuſtoßen, und kehrte jetzt heim, um ſeinen Vater in der Bewirthſchaftung des Gutes abzulöſen. Allein dieſes Unternehmen mißlang völlig. Das Leben auf dem Lande, unter Bauern und Handwerkern, ſagte ihm keineswegs zu, und er wählte, indeß man ihm die Wahl frei ließ, den Soldatenſtand. Er ließ ſich in die Garde aufnehmen und machte dort ſeine Laufbahn. Da er noch Reſte ſeines einſtigen Vermögens hatte, gelang es ihm, ziemlich raſch zu ſteigen, und er wurde Capitain, indeß ſeine Kameraden tief unter ihm blieben. Aber es war kein Jahr vergangen, als Iwan Timopheef's Vermögen merklich zuſammenſchmolz, und er nun, um ſich in der bisherigen Lebensweiſe zu halten, zu dem gewohnten Mittel, zum Spiel, griff. Man ſagte zwar, daß er, neben ſeinen anderen Künſten, auch die Kunſt verſtände, das Glück zu verbeſſern, doch eigentliche grobe Betrügereien ließ er ſich nicht zu Schulden kommen. Er führte eine Menge junger Leute bei ſich ein, die im Rufe ſtanden, Vermögen zu beſitzen, und mit dieſen ſpielte er. Darum war es in der Caſerne ſchon bekannt, daß, wer bei dem Capitain Kalugin wohl angeſchrieben ſtehen wollte, mit irgend Etwas ſeinen Eintritt bei ihm erkaufen mußte, und da war eben der Spieltiſch die Bedingung. Niemand konnte ſo vornehme Unterhaltung machen, als er; Niemand hatte eine ſolche Menge angeſehener Bekannte und Freunde, als der Capitain, und ſein Umgang konnte nur bildend auf die jüngeren Offiziere wirken, deshalb ſuchten ſie ihn, und ſein Zimmer wurde nie leer. Es war auffallend, daß er vor nicht langer Zeit angefangen hatte, neben dieſen reichen jungen Leuten auch hier und da Leute bei ſich zu ſehen, die nicht reich waren, und mit denen er umging, man wußte nicht, aus welchem Grunde. So war Anatol ſein täglicher Gaſt geworden, ohne daß der Capitain mit ihm nur eine Karte angerührt; im Gegentheil ſah man ſie oft plaudernd zuſammenſitzen bis ſpät in die Nacht hinein. Dieſer Umgang, der den meiſten Offizieren in der Caſerne ein Räthſel war, wurde von Anatol eifrig geſucht; man muß annehmen, daß das vollkommene Gegentheil in dem Charakter der beiden jungen Menſchen das Motiv war, warum ſie ſich ſo angelegentlich ſuchten und zuſammenhielten. Anatol war als achtzehnjähriger Jüngling aus einer Cadettenanſtalt entlaſſen worden, und war völlig unerfahren in das Regiment getreten, wo er in dem Capitain einen vollkommenen Lehrmeiſter fand, deſſen Reiſen und Erfahrungen dem jungen lernbegierigen Manne auf's höchſte willkommen waren. Wie verderbt und ſchädlich dieſe Erfahrungen waren, das ſah er nicht ein, und es fehlte ihm jede Belehrung dabei, die ihm ein älterer Mann hätte geben können. Jeden Abend waren ſie beiſammen, und nie ſah man ſie die Karten anrühren; ihre Geſpräche betrafen Liebesabenteuer, und beſonders ſah man Anatol in des Capitains Geſellſchaft, ſeitdem er die erklärte Neigung der Nichte des Reichskanzlers zu feſſeln verſtanden hatte. Es wird nun nöthig ſein, daß wir auch über Anatol ein paar Worte ſagen. Anatol war der jüngſte von fünf Söhnen des Freiherrn Joachim von Werner. Er ſtammte aus den deutſchen Provinzen von Rußland, und war daher in ſeinen Sitten und Gewohnheiten durchaus deutſch. Sein Vater hatte früher eine ſehr bedeutende und einflußreiche Stellung bekleidet, indem er mehr als ſechs Aemter innegehabt, die er ſämmtlich aus mißverſtandener Furcht vor dem neuen Kaiſer aufgegeben, als Paul nach einer unglücklichen kurzen Regierung ſtarb und Alexander der Gütige die Regierung übernahm. Der Senator Werner zog ſich bei dieſem Regierungswechſel auf ſeine Güter im Pernauiſchen zurück, und beſchloß hier einſam ſeine Tage hinzubringen. Die Güter waren, während ihr Beſitzer ſich der Hofgunſt ſchmeichelte und, im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, in Petersburg lebte, ſchlecht adminiſtrirt worden, und deshalb in Verfall gerathen. Er verkaufte die größte Hälfte derſelben und behielt ſich nur eines noch, das ihm von ſeinen Vorfahren beſtimmt worden war, da die Provinz von den Ruſſen occupirt wurde. Da er jetzt aus einem reichen Günſtling ein armer Landedelmann geworden war, ſo fragte es ſich, was aus der Zukunft ſeiner Söhne werden ſollte? Werner beſtimmte ſie dem Dienſt; es fand ſich aber, daß nur zwei bei dieſer Beſtimmung aushielten; die anderen machten alſobald reiche Parthien und zogen ſich auf's Land zurück, wo ſie auf die angenehmſte Weiſe ihr Leben einrichteten. Von denen, die im Dienſte blieben, waren Anatol und ſein Bruder Stephan diejenigen, die den Wünſchen ihres Vaters folgten und eine Stelle bei der Jsmailow'ſchen Garde einnahmen, wo der Vater vordem in ſeiner Jugend ebenfalls gedient hatte. Anatol war von der Natur ſehr begünſtigt; ſein ſchöner, großer Wuchs zeigte noch von dem Urſprung der Familie, von Schweden. Auch war er blond und von einer ungemeinen Friſche und Jugendlichkeit. Er fiel durch ſeine Schönheit auf, und man nannte ihn, als er noch im Cadettencorps war, nur den ſchönen Blondkopf. Eben ſo wie ſein Körper war auch ſeine Seele; vollkommen unberührt, in jungfräulicher Reinheit ſo trat er als Offizier in das Garderegiment ein, als er die vorſchriftmäßigen Jahre vollendet hatte. Es konnte nicht fehlen, daß ihm manche Liebesabenteuer zuſtießen; doch waren ſie alle nicht von beſonderer Art und reizten nicht die Aufmerkſamkeit ſeiner Kameraden, bis endlich die Eroberung, die er an der Nichte des Kanzlers gemacht hatte, ihm einen gewiſſen Ruf und die Freundſchaft des Capitains erwarb. Natalie Nictobieff war von allen jungen Damen in Petersburg die ausgezeichnetſte. Nicht allein, daß ſie eine vollkommene Schönheit war, ſie beſaß auch ſonſt noch Eigenſchaften, die ihre Gunſt zu einer Auszeichnung machten, nach der ſehr viele der reichſten und angeſehenſten Jünglinge ſtrebten. Selbſt der Capitain hatte ſich um dieſe hohe Dame bemüht, war aber an ihrer Sprödigkeit bald geſcheitert, und hatte ſich die Fürſtin, die gefälliger war und auch älter, als Natalie Nictobieff, zur Geliebten erwählt. Als er gewahr wurde, daß ſein jüngerer Kamerad den ſchönen Preis ohne Anſtrengung erreichte, ſchloß er ſich dieſem an, und theilte ſein Glück und ſeine Triumphe, die ihm Anatol jedes

Mal getreulich berichtete. Eine Zeit lang ging der Liebeshandel ruhig ſeinen Weg, wie es immer in den Kreiſen der vornehmen Geſellſchaft zu gehen pflegt; es kam kein Hinderniß dazwiſchen; jetzt aber tauchte plötzlich ein Gegenſtand auf, der auf die Beſtändigkeit des jungen Lieutenants einen entſchiedenen Einfluß ausübte, es war die Leidenſchaft zu Marien, und hierüber fanden nun die nächſten Beſprechungen der beiden Freunde ſtatt. Marie hatte, ihrem Verſprechen gemäß, die Wohnung bei ihrer Tante, der Putzmacherin aus Moskau, bezogen. Dort hatte ſie Anatol beſucht. Der Capitain hörte ruhig ſeine Berichte an und antwortete darauf: Geſtern alſo biſt Du bei ihr geweſen? Geſtern war der Tag, wo Dich Natalie erwartete?

Ich habe mich bei ihr entſchuldigt, entgegnete Anatol.

Hat ſie Deiner Entſchuldigung geglaubt?

Ich denke wohl, denn es war das erſte Mal, daß ich einen Vorwand ergriff, mich von ihr loszumachen.

Recht, Anatol! Die Frauen müſſen Gehorſam lernen. Du warſt früher nur zu ſehr ihr Sklave.

Dies hätte ſie ſicher und ſogar übermüthig gemacht. Sie verlangte von mir, was ich nicht leiſten wollte.

Ei, was denn?

Die Ergüſſe ihrer Laune ſollte ich dulden. Jetzt wird ſie begreifen, daß ich mich emancipire. Die kleine Marie war allerliebſt. Die Schüchternheit, mit der ſie meinen Beſuch annahm, ſtand ihr vortrefflich.

Wie weit kamſt Du mit ihr?

Du ſcherzeſt, antwortete der junge Lieutenant erröthend. Wir plauderten nur mit einander. Sie ſagte mir, daß es ihr Mühe gekoſtet habe, ihren Willen durchzuſetzen, daß ihr Vater von vielen Seiten überredet worden ſei und ſich ihrem Wegzuge von ihm widerſetzt habe. Aber die Tante habe ihn endlich entſchieden gemacht. Sie habe darauf beſtanden, daß Marie zu ihr zöge.

Haſt Du die Tante geſehen?

Ja, ſie erſchien bei meinem Eintritt im Laden. Eine dicke Frau, in deren Geſicht Schlauheit und Unverſchämtheit mit einander ſtritten. Sie fragte mich nach meinem Namen; als ich ihn genannt, begrüßte ſie mich außerordentlich freundlich und brachte mich zu ihrer Nichte. Ich kaufte ihr einige Putzgegenſtände ab, die ich meiner Marie zum Geſchenk machte.

entfernt, allein der Weg den es betritt führt ſicher dahin, und es hat den Anſchein als wolle es jetzt ſchnell zum Ziele eilen. Es nimmt alle ſeine Kräfte zuſammen, und Ihre Standesgenoſſen ebnen ihm den Weg, ſtatt ihm unüberſteigliche Hinderniſſe vorzubauen.

Die Geſetze, nach denen ein Staatshaushalt verwaltet wird, ſind ſehr einfach. Sie beſtehen in Mäßigung und Gerechtigkeit. Pflichten und Rechte werden gleichmäßig vertheilt, und wo das Glück einen Stand vor dem andern begünſtigt trete Mäßigung ein. Warum will man das allgemeine Wohlwollen, das wir im Verkehr unſern Nächſten ſchuldig ſind, nicht auf die Genoſſen eines Staatenverbandes ausdehnen? Warum mit Uebermuth Gaben ertrotzen, die nur als Früchte gegenſeitiger Milde und Nachſicht ausgegeben werden können? Dieſes heißt die Genießenden verhaßt machen, denn die Entbehrenden erſcheinen alsdann als ihre Sklaven. Möge der Adel alle ſeine

Es iſt gut. An ihr wirſt Du kein Hinderniß des Liebeshandels entdecken; nur ſei vorſichtig mit dem Vater. André Andreiwitſch iſt Kaufmann zweiter Gilde und beſitzt Ehrgeiz. Er wird Forderungen an Dich machen.

Was für Forderungen? Ich werde ihn bezahlen, damit iſt's gut.

Haſt Du mit ihm ſchon darüber geſprochen?

Worüber?

Nun, daß Du ſeine Tochter zur Geliebten machen willſt?

Werde kein Narr ſein, ihm Dergleichen zu ſagen, rief Anatol, wiederum erröthend. Weiß ich es denn ſelbſt, und wenn ich es auch überzeugt wäre, würde er doch der Letzte ſein, dem ich ſo Etwas ſagte.

Da thuſt Du Unrecht. Gerade mit dem Vater muß man ſich gut ſtallen. Das iſt immer der Grundſatz mit Geliebten aus dieſer Klaſſe; ſo hab' ich es wenigſtens immer gemacht. Haſt Du von Natalien kein Zeichen erhalten?

Bis jetzt noch keines.

Du weißt alſo nicht, wie ſie Deinen Ungehorſam aufgenommen hat?

Sie wird böſe ſein, vermuthe ich; doch mag ſie es ſein! Was kümmert mich das? Die nächſte Zuſammenkunft macht Alles wieder gut. Heute iſt ſie bei einer kleinen Abendgeſellſchaft, welche die Kaiſerin giebt. Dort iſt der Onkel.

Geht es nicht an, daß Du auch dort Dich einfindeſt?

Wie kann ich? Ich bin nicht dazu befohlen.

Schadet Nichts. Die Kaiſerin ſieht nicht gut, ſie wird nicht wiſſen, wen ſie Alles hat zu ſich kommen laſſen. Du findeſt ſo die Gelegenheit, Natalien zu ſehen, ihr Entſchuldigungen anzubieten, denn morgen iſt der Tag, wo, wie Du weißt, Jemand Dich erwartet.

Du meinſt die fünfhundert Rubel, die ich Bibikoff ſchulde?

Die meine ich. Wenn ſie auf Dich zürnt, könnte ſie auf den Gedanken kommen, ſie anderweitig auszugeben.

Sie wird es nicht. Sei ruhig. Ich habe ſie zu ſicher in meiner Hand.

Biſt Du deſſen ſo gewiß? Die vornehmen Damen in Petersburg haben Launen.

Natalie hat keine. Sie iſt ganz Hingebung und Aufopferung für mich. Ueberdies weiß ſie Nichts von meiner kleinen Liebſchaft und ſie ſoll auch Nichts davon erfahren. Der Capitain beruhigte ſich bei Anatol's Verſicherungen und das Geſpräch hatte ein Ende. Es kamen mehrere

Kameraden und der Spieltiſch wurde bereit geſtellt. Anatol verließ das Zimmer nicht, ohne vorher einen Wink vom Capitain erhalten zu haben, deſſen Bedeutung er ſchon wußte. Es handelte ſich darum, ob er die Kühnheit haben würde, in die Appartements der Kaiſerin zu dringen, ohne dahin eingeladen zu ſein. Er ſann lange darüber nach. Es war ihm einleuchtend, daß dies das beſte Mittel ſei, ſich mit Natalien auszuſöhnen; dann aber erſchien ihm dieſer Schritt als eine Keckheit, die leicht zu ſeinem Nachtheil ausſchlagen könnte. Endlich entſchloß er ſich dennoch dazu. Er nahm ſich vor, die Stelle des wachhabenden Lieutenants einzunehmen, was nicht auffallend ſein konnte, und was ſelbſt die Kaiſerin, wenn ſie von ſeiner Anweſenheit Notiz nahm, natürlich finden mußte. Er kleidete ſich deshalb ſorgfältig an und begab ſich alsdann in das Winterpalais, wo er den wachhabenden Lieutenant, der Einer von der Preobraſenski'ſchen Garde war, aufſuchte, und ihn um die Gefälligkeit bat, für ihn dieſen Abend den Dienſt thun zu dürfen. Der Lieutenant geſtattete es ihm, theilte ihm die gegebene Ordre mit, und ließ ihn dann in die Gemächer der Kaiſerin hinaufgehen. Furchtſam ſtieg Anatol die glänzenden Stufen hinauf und wandte ſich dann rechts, wo der Thürhüter nach ſeinem Namen fragte. Lieutenant von der Wache, entgegnete der Ankömmling ſtreng und paſſirte durch die Thür, welche die Gäſte für dieſen Abend einzulaſſen hatte. Im Vorzimmer fand er den Hofmarſchall und einen Adjutanten der Kaiſerin. Beide begrüßte er und wurde nicht weiter gefragt, da man ihn von der Wache hielt. Die Kaiſerin lebte in Petersburg ſehr einfach; ſie war, wenn ſie nicht ausging, in ihren Zimmern von ihren Kindern umgeben, ſo war es auch heute, und die Monarchin ſaß auf ihrem gewohnten Platze; neben ihr hatte der Kanzler Graf Neſſelrode Platz genommen, und ſie führte ein angelegentliches Geſpräch mit ihm, ſo daß ſie den Eintritt des Lieutenants, der ihr ſeine Verbeugung machte, nicht bemerkte. Doch eine der Damen der Kaiſerin, die eine genaue Liſte der eingeladenen Perſonen führte, bemerkte den Lieutenant Werner, und es fiel ihr auf, daß er zugegen, da er doch nicht gebeten ſei. Indeß ſagte ſie Nichts, da ihr Blick auf Natalien fiel und dieſe, freudig überraſcht, ſogleich dem jungen Manne entgegenging, ihn am Arme in eine Fenſterniſche zog und ihm zurief: Du biſt hier? Welch ein Ungefähr bringt Dich her? Du biſt ja nicht eingeladen?

Ich komme, um Dich zu ſehen, erwiderte Anatol mit leiſer Stimme.

Ei ſieh doch! Welch ein empressement? Wer hätte das erwartet, da Du mir geſtern abgeſchrieben haſt?

Eben deshalb. Alsdann hätte ich Dich zwei Tage nicht geſehen, das wäre mehr geweſen, als ich ertragen kann.

Natalie's Antlitz zeigte erröthend, wie ihr dieſe Nachricht angenehm zu hören war. Sie blickte um ſich und bemerkte die alte Gräfin, welche die Liſte im Kopfe hatte, und fand für nöthig, dieſer ein paar Worte zuzuflüſtern. Während die beiden Frauen mit einander ſprachen, fand Anatol Zeit, ſich zu ſammeln und alle Zeichen der Befangenheit von ſich abzuſtreifen. Als Natalie ſich wieder zu ihm wandte, war er völlig ſicher und unbefangen. Er begrüßte militairiſch den Thronfolger, der ſich bei ſeiner Mutter befand, und der ebenfalls nicht im Mindeſten erſtaunt ſchien, ihn hier zu ſehen. Natalie war ganz Zärtlichkeit und Freude. Jeder der Anweſenden wußte jetzt um ihre Liebe und ſchien ſie zu begünſtigen; denn man ließ Beide öfters allein. Der Onkel Nataliens, der blos Augen und Ohren für die Kaiſerin hatte, fand nur auf einen Augenblick während des Abends Zeit, ſich mit ſeiner Nichte zu beſchäftigen. Er traf ſie in einem der Vorzimmer auf einem der Divans neben Anatol ſitzen, und gab ihr den Befehl der Kaiſerin kund, daß ſie ſich doch im Saale zeigen ſollte. Sie erhob ſich, um ihm zu folgen, indem ſie zugleich zu Anatol flüſterte: Wie langweilig das iſt! Was hat ſie mir zu ſagen, warum will ſie mich ſehen?

Mein Kind, rief der Kanzler, wenn man am Hofe lebt, ſo iſt es Geſetz, daß man ſich ſtreng dem Willen der Herrin fügt. Nimm ein Beiſpiel an mir!

Er faßte dabei ſeine Nichte unter den Arm und trat mit ihr vor die Kaiſerin, welche die junge Dame begrüßte. Ich will nicht hoffen, daß ich Sie in Ihrer Converſation geſtört habe, ſagte die Herrſcherin gütig. Dieſe Frage wurde von allen Anweſenden gehört und wiederholt. Jedermann ſah den jungen Lieutenant an und man flüſterte ſich in die Ohren: Das iſt ſicher der Geliebte der Gräfin. Ein ſehr hübſcher Junge! Wahrhaftig, wenn man nicht wüßte, daß er dieſe Stelle bekleidete, man würde ſie ihm wünſchen, denn Niemand iſt würdiger, der ſchönen Natalie

Huldigungen zu erwidern, als dieſer hier. Ein ſchönes Paar! —

Der Abend ging vorüber, und Anatol begab ſich nach Hauſe, indem er ſich ſiegestrunken in ſein Zimmer einſchloß.

4.

Die Kaiſerin hatte ſich entſchloſſen, beim General Kanyloff ſich zum Beſuch ankündigen zu laſſen. Dies war eine außerordentliche Ehre und gab den Ausſchlag für diejenigen Politiker, die dem General Kanyloff die Ehre eines General-Adjutanten des Kaiſers prophezeiten. Allerdings war dieſe Ehre ſchon lange dem Manne zugedacht; er verdiente ſie, denn ſein Vater hatte einen ähnlichen Poſten beim Kaiſer Alexander bekleidet, und nach dem Grundſatze der Anciennetät kam dieſe Stellung dem Sohne zu. Der General Kanyloff erfuhr eben dieſe Neuigkeit, als er ſogleich daran ging, ſein Haus der Ehre des Beſuchs theilhaftig zu machen. Es war dazu nöthig, daß er die Anſtalten traf, die gewöhnlich beim Beſuch der Kaiſerin gebräuchlich waren, das heißt, das ganze Haus wo möglich zu einem Palais umzuwandeln, denn in ſeiner gewohnten Einrichtung ſah es ziemlich dürftig und verwahrloſt aus. Es waren darum Maler, Tapezierer und Decorateure beſchäftigt, die Räume auszumöbliren und ihnen ein Anſehen zu geben, daß das Auge der Zarin darauf verweilen konnte. Es koſtete dies eine große Summe; allein es wurde für nöthig gefunden, und der ſpätere Poſten eines General-Adjutanten des Kaiſers mußte die Koſten des Neubaues des Hauſes tragen. Natalie gehörte mit zu den Eingeladenen, und ſie war überzeugt, Anatol dort zu finden.

Die Mutter Kanyloff's war ihrer Zeit eine der letzten Hofdamen der Kaiſerin Katharina geweſen, und hatte ſeitdem die Oberaufſicht eines Hauſes der öffentlichen Erziehung in Petersburg geführt, beſaß alſo die mit dieſen Stellungen verbundenen Orden und Ehrenzeichen. Sie war jetzt ſehr alt, ſchwach geworden und lebte völlig mit den Dienſtboten des Hauſes auf gleichem Fuße. Der General ſah ſeine Mutter gar nicht, außer das eine Mal im Jahre, wo er ihr zum Jahreswechſel Glück wünſchte, und wo man ſie aus ihrem dunkeln Kerker hervorgeholt und beſonders angekleidet hatte. Jetzt ging man daran, dieſelbe Ceremonie mit der alten Frau vorzunehmen. Man wollte ſie bei dieſer Gelegenheit zeigen, und ſie ſollte der Kaiſerin eine Verbeugung und einen Handkuß abverlangen. Es war ſchwer, ihr dieſes verſtändlich zu machen. Sie wurde aus dem Bedientenzimmer hervorgeholt, in eine Badewanne getaucht und ihr alsdann die reiche Kleidung, die ſie tragen ſollte, angelegt.

Was macht Ihr mit mir? Was ſoll das Alles? ſtammelte die alte Frau, indem ſie ſich auf den Arm des erſten Kammerdieners ſtützte. Iſt denn jetzt Neujahr? Es iſt mir doch, als ſei es vor einigen Monaten geweſen.

Mutter, es iſt nicht das Neujahrsfeſt, ſondern die Kaiſerin wird herkommen; es iſt eben ſo gut, als wäre es Neujahr.

Die Kaiſerin, ſagſt Du, Tromka? Die große Katharina?

Seid nicht albern, Mutter, die jetzige Kaiſerin meine ich. Da müßt Ihr Euern goldenen Staat anlegen, und ich werde ſämmtliche Orden auf Eurer Bruſt befeſtigen.

Ach, Tromka, ich möchte vorher Etwas eſſen, ſagte die alte, nervenſchwache Frau ſchüchtern.

Eſſen? wiederholte der Diener. Gut, ich will Euch etwas bringen; doch müßt Ihr nicht zu viel eſſen, hört Ihr? ſonſt bekomme ich nicht Euer ſtolzen Vorrechte behalten, möge der Herrſcher die ungehemmteſte Willkühr üben, aber dann geſtehe man ein, daß man dieſes der Gutherzigkeit des Volks zu danken habe. Ein geheimes Eingeſtändniß macht große und offenkundige Ungerechtigkeiten wieder gut. Aber man vernachläſſige nicht den Boden, wenn er ſich ergiebig beweiſt, man ſchmiede nicht in Eiſen die Hand, die uns ernährt hat, man triumphire nicht roh und unverſchämt, wenn man von dem Gute ſeines Nächſten praßt. Die Idee eines vollkommenen Staats iſt nicht ausführbar. Das weiſeſte Geſetz wird zur Wohlthat oder zum Fluch, je nachdem es ausgeübt wird. Die grauſamſte Tyrannei iſt die, die unter dem Deckmantel der Geſetze herrſcht. Milde, Menſchlichkeit, Nachſicht, Eingeſtändniß, Verträglichkeit geben oft einem mit den unzulänglichſten Geſetzen verſehenen Staat ein bluhendes Leben, während eine Folge ſtrenger Geſetzesformeln nur durch Umgehungen unſchädlich gemacht wird.

Kleid hinten zugehakt. Die Alte ißt mit Begier das Eſſen, das ihr der Kammerdiener hinſetzt, der vor ſich hinmurmelt: Wenn ich in des Generals Stelle wäre, ſo würde ich eine Ehre darein ſetzen, meine alte Mutter nicht hungern zu laſſen. Er wendet ſich zur Alten, indem er ruft: Es iſt genug, alte Matuſchka; bedenkt, daß wir jetzt das Kleid anziehen müſſen.

Die Alte, unfähig, darauf Etwas zu erwidern, läßt das Meſſer und die Gabel fallen, und ſitzt ſteif da und erwartet, daß der Staatsrock ihr über den Hals geworfen wird. Dies geſchieht, und Kamka iſt in ſein Geſchäft ſo eingewohnt, daß er die Alte vollkommen anzieht, ihr die Robe hinten zuneſtelt und einen Ueberwurf von Spitzen darüber breitet. Die Alte ſieht es und lacht geſchmeichelt, indem ſie zugleich mit ihrer Hand Kamka's Wange ſtreichelt. Es iſt nicht wenig ſchwierig, ihre dicken, fleiſchigen Arme hindurchzuzwängen; doch bringt es der Kammerdiener fertig. Endlich iſt die Alte ſo weit angekleidet, daß die Orden an ihr befeſtigt werden können. Dies geſchieht mit einiger Mühe, und dabei hat die Alte das meiſte Intereſſe. Der heilige Katharinenorden iſt der erſte und oberſte; er hängt an einem rothen Bande, das von der linken zu der rechten Schulter herübergeht. Als dieſer Orden beſeitigt iſt, kommen die anderen daran; zuletzt, als das kleine Ehrenband, das von der Kaiſerin Eliſabeth, Gemahlin des Kaiſers Alexander, ihr zugetheilt worden, angeſteckt iſt, zeigt ſich der Anzug vollendet, und die alte Generalin lächelt wohlgefällig mit dem ganzen Geſicht, indem ſie ſich breit hinſetzt. Der Silberſtoff des Kleides drängt ſich ungebührlich in die Höhe, und die darauf geſteckten Orden ſehen wie eine auf Pappe geklebte Maſſe aus; die Figur der alten verſchrumpften Frau, mit ihrer albernen Phyſiognomie, macht den Eindruck einer Puppe aus Holz, die man aufgeputzt hat. Als ſie fertig im Koſtüm iſt, nimmt ſie Kamka auf den Arm, trägt ſie in den geſchmückten und erleuchteten Salon und ſetzt ſie auf einen Stuhl, wo ſie ſitzen bleiben muß. Es wird ihr nachdrücklich geſagt, was ſie ſprechen ſoll und wie ſie ſich zu benehmen hat, wenn die Kaiſerin kommt. Der General ſieht ſeine Mutter an und winkt ihr mit ſtrenger Miene. Anna! ruft er, halte Dich gut; Du bekommſt in vierzehn Tagen kein Fleiſch und keine Zwiebel zu eſſen, wenn ich mit Dir unzufrieden bin. Ein blödſinniges Lachen iſt ihre ganze Antwort.

Als er mit dieſer Hauptperſon ſeines Salons abgefunden iſt, geht er an die mehr Zeigbaren ſeines Hauſes. Dazu gehört ſeine Gemahlin, eine brünette Ruſſin, die ſich unbändig aufgedonnert hat und neben ihrer Schwiegermutter Platz nimmt, indem ſie ihre drei Mädchen vor ſich aufgepflanzt hat, die alle drei große Blumenſträuße tragen und ſehr auffällig geputzt ſind. Dann kommt ſein Bruder, der bei dem Miniſterium angeſtellt iſt und eine hohe weiße Halsbinde und dabei ein ſchafsmäßiges Geſicht zur Schau trägt. Ein Schwager Kanyloff's iſt auch noch da; es iſt ein Offizier, ziemlich gut gewachſen; doch zeigt ſeine Bruſt wenig Orden, und er hat ein beſcheidenes Aeußere; er ſtellte ſich ebenfalls auf zur Seite der Frauen, ſo daß die Kaiſerin, wenn ſie in den Saal trat, zuerſt den koſtbaren blendenden Mittelpunkt, die alte Generalin, betrachtete, und dann ihren Blick auf den zahlreichen glänzenden Mitgliedern der Familie ruhen ließ. Der künftige General-Adjutant ging geſchäftig hin und her, Alles ordnend und überſehend und Befehle austheilend, die beſonders ſeine Gemahlin betrafen, der vorgeſchrieben ward, wie ſie beim Anmeldungszeichen ſogleich ſich erheben müßte, um der Kaiſerin bis unten auf die Straße entgegenzugehen. Die Dienerſchaft, in eine neue Livrée geſteckt, ſtand bereit und hatte ſich auf der Treppe und im Vorſaal vertheilt. Die alte Frau, damit ſie nicht einſchlafe, hatte beſtändig eine kleine Schale vor ſich, aus der ſie geſpeiſt wurde. Endlich kam die Kaiſerin. Die Generalin flog hinaus. Der General folgte ihr, die Uebrigen blieben in ſtummer Erwartung.

Sie begrüßte die Geſellſchaft in gewohnter Kürze und mit Vertraulichkeit. Mit Erſtaunen ſah ſie die alte Generalin an, die ihr vorgeſtellt wurde und die ſich bei der Gelegenheit etwas von ihrem Stuhl erhob. Die Kaiſerin fand es für nöthig, ihr einige Worte zuzuwenden, welche die Alte zu einem endloſen Geſchwätz brachten, das Niemand verſtehen konnte und das die Monarchin in Verlegenheit ſetzte. Still, Mutter! rief der General, und auf dieſes harte Drohwort ſank die Alte wieder auf ihren Stuhl und ſaß ſteif und ſtumm da. Es iſt intereſſant, ſagte die Kaiſerin, Jemanden zu ſehen, der noch der Kaiſerin Katharina gedient hat. Ich kann von ihr erzählen, fing wieder die Alte an, nur muß mir Kamka vorher Branntwein zu trinken geben. Er weiß ſchon, wo er ihn hernimmt.

Albernes Zeug! Mutter, ſtill ſein und nicht ſprechen! rief der General. Die Kaiſerin, die dieſe Worte gehört und verſtanden hatte, fuhr unwillkürlich erſchreckt zurück und ſah die Alte mit einem Ausdruck der Theilnahme an, was den General ſehr unbehaglich ſtimmte. Es wurde darum das Zeichen zum Anfang des Balles gegeben. Die Kaiſerin tanzte nicht, doch forderte ſie ihre mitgebrachten jungen Damen auf, und dieſer Aufforderung, die ein Befehl war, wurde nach beſten Kräften Folge geleiſtet. Anatol, der Natalien erſcheinen ſah, flog auf ſie zu und forderte ſie zum Tanze auf. Was das für ein ſeltſames Haus iſt! flüſterte ſie ihm zu. Ich faſſe es nicht, daß die Kaiſerin ſich entſchloſſen hat, hierher zu kommen; ſieh' nur dieſe Karrikaturen überall. Anatol blickte umher, und ſah mit Erſtaunen eine immer ſeltſamere Figur als die andere erſcheinen und ſich unter die Tanzenden miſchen. Plötzlich ſah er eine nicht mehr ganz junge Dame ſich unter die Tanzenden reihen, die etwas ſo Auffälliges an ſich hatte, daß ihr Erſcheinen überall Staunen zu erregen ſchien. Sie war hochgewachſen, bleich von Geſicht und hatte einen leidenſchaftlichen Ausdruck. Ihr Anzug war koſtbar, aber gänzlich ohne Ordnung, ohne Geſchmack und ohne Sittſamkeit angelegt. Eben ſo war ihr Haarputz; man konnte ſich nicht anders denken, als daß eine Wahnſinnige hier plötzlich erſchienen ſei. Sie machte ſich von ihrem Tänzer los und haſchte, mitten im Saale ſtehend, nach einem andern, ihr mehr zuſagenden. Mit einer Art wilden Geſchreies ſtürzte ſie bald auf dieſen, bald auf jenen jungen Mann los, die alle vor ihr die Flucht ergriffen. Kaum hatte ſie Anatol bemerkt, als ſie mit einer Art Wuth ſich ſeiner bemächtigte und ihn in ihre Arme zog, die ſie gewaltſam über ihn zuſammenſchlug. Anatol konnte ſich aus dieſer Umarmung nicht löſen, und machte, gefeſſelt wie er war, einige Sprünge im Takte mit der leidenſchaftlichen Tänzerin. Doch in demſelben Augenblicke hörte er ſie anrufen; dabei warf eine herkuliſche Geſtalt ihr die Fauſt auf die Schulter und eine Stimme rief: Was machſt Du, Tolle? Willſt Du wohl gleich fort in die Klauſe! Die Wahnſinnige ſchrie und klammerte ſich an Anatol. Ich will nicht! rief ſie; ich will ihn haben! Man ſoll mich nicht von ihm trennen! Der General, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, kam herbei und rief ihr zu: Petrowna, willſt Du hören! Geh' fort! Dort ſteht Glinka; geh' zu ihm! — Ich will nicht, ich will nicht! rief die Angeredete. Aber Du mußt wollen! rief der General mit einer fürchterlichen Stimme, indem er dabei die Unglückliche ergriff, ſie von Anatol losriß und durch die tanzenden

Paare hindurch ſchleppte in das Vorzimmer, wo ein derber, als Kutſcher gekleideter Mann ſie erfaßte und ſeine Arme um ihren Nacken ſchlug. Die Wahnſinnige ſchrie noch immer: Ich will nicht, ich will nicht; ich will den jungen hübſchen Mann dort! Der derbe Kutſcher überwältigte ſie endlich, und ſie verſchwand mit ihm, indem man noch lange ihr thieriſches Geſchrei hörte.

Wer war dieſe fürchterliche Perſon? fragte Natalie entſetzt. Meine Schweſter, erwiderte der General. Sie iſt krank, und hatte Mittel gefunden, ſich von Denen loszumachen, die ſie bewachten. Ich bitte die anweſenden Herrſchaften um Entſchuldigung, ſie wird uns nicht wieder ſtören. Wirklich ging der Ball ohne fernere Unterbrechung zu Ende. Der aufmerkſame General war froh, als die vornehme Geſellſchaft Abſchied nahm. Er war ängſtlich, daß eine ähnliche Erſcheinung aus der Tiefe ſeines zerrütteten Hauſes aufſtiege, um die Tanzenden zu erſchrecken. Die Spielpartie der Kaiſerin war beendet, und ſie verließ den Saal; ihr folgte ihre Geſellſchaft. Natalie rief Anatol noch einen Abſchiedsgruß zu.

Als er am Abendtiſch mit dem Capitain zuſammentraf, machte er dieſem eine Beſchreibung des Feſtes in dem Hauſe des Generals Kanploff.

Der Capitain lachte. Ich kann mir die Angſt des guten Generals denken, ſagte er; ſchon ſeine Mutter ſo aufzuputzen, und zugleich zu verhindern, daß ſie albernes Zeug ſchwatze, war ein ſtarkes Stück Arbeit; jetzt mußte es ſich noch fügen, daß ſeine mannstolle Schweſter auch in dem Saale erſchien; das fehlte noch, um die Sache für ihn vollſtändig zu machen. Das unglückliche Mädchen wird ſorgſam gehütet, und muß ſich mit einem handfeſten Liebhaber, den man ihr ausgeſucht hat, und der ſo oft, als ſie der Anfall trifft, bereit ſein muß, ſein Heilmittel anzuwenden, begnügen. Nun hat ſie aber gefunden, daß ein jüngerer und beſſer ausſehender Mann ihr Noth thut, und hat ſich auf Dich geworfen. Allerdings keine üble Wahl. Ich möchte dabei geweſen ſein.

Wünſche das nicht, rief Anatol; es war ſchrecklich. Ich werde das wahnſinnige Mädchen und das ganze tolle Haus, mit der albernen Mutter an der Spitze, lange nicht vergeſſen.

Das Offiziercorps gab zu Ehren des neuen Generaladjutanten ein glänzendes Mahl bei einem der geſuchteſten Reſtaurants der Hauptſtadt. Das Mahl war prachtvoll; nur Eines vermißte man dabei, die Gegenwart der Damen. Um dieſem

Uebelſtande zuvorzukommen, hatten ſich die Vornehmſten der Offiziere entſchloſſen, mit ihren Maitreſſen bei dem Mahle zu erſcheinen. Dies gab Veranlaſſung, die Neugier dieſer Damen zu befriedigen; zugleich gewährte es jedem der reichen Offiziere Gelegenheit, die Schönheit und den Rang ihrer Maitreſſen öffentlich zu zeigen. Diejenigen Offiziere, welche keine Maitreſſen hatten, mietheten ſich für den Abend welche; darunter gehörte auch der Capitain, der ſich eine ihm zugeführte Schönheit nahm, ohne darauf zu achten, ob ſie ſchon Jemand gehabt hatte. Seine eigentlichen Maitreſſen waren vornehme Damen, die er hier nicht aufführen konnte, und ſo mußte er ſich auf dieſe Weiſe der allgemeinen Anordnung fügen. Anatol brannte vor Verlangen, ſeine hübſche Nähterin dieſem Männerchaos zu zeigen, und dabei zu bekennen, daß er ebenfalls eine Maitreſſe habe. Der Capitain gab ihm Recht und forderte ihn auf, dieſes Vorhaben in's Werk zu ſetzen. Marie wollte anfangs darauf nicht eingehen, doch die Ueberredungen ihres Liebhabers, mehr aber als dieſe der Rath ihres Vaters bewogen ſie endlich, ſich zu dem Feſte anzuſchicken. Sie fand nur Einen, der damit höchſt unzufrieden war, und ſich nicht im Mindeſten ſcheute, ihr es zu ſagen; dieſer Eine war Waſil, der ſie vor dem Beginn ihrer Bekanntſchaft mit Anatol beobachtet hatte und ihr ſtete Warnungen hatte zukommen laſſen. Er riskirte dabei ſehr viel; denn bemerkte Anatol, wer es war, der ſtets ſeinen Wünſchen entgegenarbeitete, ſo konnte es ihm ſchlimm ergehen. Aber dieſe Befürchtungen hielten den jungen Soldaten nicht ab, die Tugend und den guten Ruf, ſo viel von beiden übrig war, ſo ſtreng zu bewachen, als es ihm möglich war. Sie haben vor, ſagte er zu der alten Babuſchka, die mit ihm hierin ſympathiſirte, ein großes Eſſen zu geben, und dabei ſollen die ſchlechten Weibsbilder, die mit den Offizieren leben, anweſend ſein; auch Maſchinka wird von ihrem Lieutenant hingeführt; aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich das dulde. Was willſt Du thun? rief die Alte; André Andreiwitſch weiß darum, und mit ſeiner Erlaubniß geht Maſchinka. — Wie? rief der Soldat, roth vor Zorn, der eigene Vater iſt mit in der Verſchwörung? Das iſt wahrhaftig zu viel. Ich werde mit ihm reden.

Ich habe ſchon geredet, es iſt Alles vergeblich. Der Kaufmann ſucht vornehme Verwandtſchaften und Verbindungen, und was wir dagegen ſagen, das gilt ihm Nichts. Er glaubt uns auch nicht. Ich miſche mich uns nicht weiter in die Sache. Er hat mich

Dieſes beweiſt, daß die unterdrückten Klaſſen ſehr wohl das Unrecht fühlen, das man ihnen anthut, daß ſie es aber noch lange geduldig ertragen wollen, wenn man nicht zum Unrecht noch Hohn und Uebermuth fügt.“

Der ſonderbare Ton in dieſen Briefen, ſo wie die Grundſätze, die hier ausgeſprochen wurden, waren damals neu und unerhört. Meine Geſpräche mit Achill betrafen zwar ähnliche Gegenſtände, aber aus einem andern Lichte betrachtet und ohne die Schärfe und Bitterkeit, die mein geheimnißvoller Korreſpondent an den Tag legte. Die bewundernswürdige Kenntniß der einzelnen Fälle machten mich immer von neuem ſtaunen. Oft ſchien es, als wenn kein menſchliches Weſen die Feder führte, als ſchriebe ein Dämon jene düſtern prophetiſchen Wahrheiten nieder, die die Geſchichte auf eine grauſenerregende Weiſe zu verwirklichen ſich anſchickte. Ich theilte der Kurfürſtin gewiſſenhaft mit was ich auf dieſem Wege erfuhr, un neulich ſo hart angefahren, daß ich mich wohl hüten werde, noch ein Wort darum zu verlieren. Mag die Sache gehen, wie ſie will.

Waſil hörte es mit Unwillen an, daß ſeine Bundesgenoſſin ſich von ihm losſagte; er beſchloß allein zu handeln.

Der feſtliche Tag war erſchienen, und die Frauen verſammelten ſich, um mit ihren Liebhabern zu erſcheinen; auch Marie erſchien in dem Stadtputz, den ſie jetzt trug. Auf der Treppe zu der Wohnung Anatol's fand ſie Waſil, der ihr gleichſam den Weg vertrat. Wo willſt Du hin? fragte er in vertraulichem Tone, den er ſich ſtets gegen ſeine Couſine erlaubte.

Wohin? Zum Lieutenant, war die Antwort des jungen Mädchens.

Eine unbeſcholtene Frau geht nicht in die Zimmer der Caſerne.

Was willſt Du damit ſagen, Waſil?

Maſchinka, hör' mich an. Sieh' zu, um Gottes und um der Heiligen willen, was Du thuſt. Du biſt die Tochter eines gemeinen Mannes; Du willſt ihn aber nicht anerkennen, und es treibt Dich, Dich in die Geſellſchaft der vornehmen Herren zu miſchen? Haſt Du bedacht, was Du hier für eine Rolle ſpielſt? Daß Dich nachher, wenn Du aus dieſem Zimmer wieder heraustrittſt, Niemand der Deinigen mehr anſehen wird? Daß Du hinfort verlaſſen und verabſcheut ſein wirſt? Haſt Du das bedacht, Maſchinka?

Du nimmſt Dir viel heraus, Waſil. Der Lieutenant iſt Dein Vorgeſetzter, ein Wort von mir und es iſt Dein Unglück!

Sei es mein Unglück, ſo will ich doch lieber ungerecht leiden, als Dich in's Verderben ſtürzen. Komm, Maſchinka, geliebtes Mädchen, folge mir nur diesmal, komm, ich führe Dich zum Vater oder zu der Tante; wohin Du ſelbſt willſt. Sei nur wieder ein rechtliches, beſcheidenes Mädchen, wie Du es immer warſt. Er faßte ſie am Arm und wollte ſie mit ſich ziehen, ſie widerſtritt, und indem ſie hin und wieder ſprachen, öffnete ſich die Thür und Anatol erſchien, völlig zum Mahl ſchon angekleidet. Was giebt's hier? herrſchte er dem Soldaten zu, was willſt Du, Waſil? Gnädiger Herr, ſagte der Soldat, ſich plötzlich gerade ſtellend, nur ein paar Worte hatte ich meiner Couſine zu ſagen. — Fort! rief der Lieutenant, laß Dich nicht wieder hier ſehen! Waſil verſchwand, nachdem er noch einen Blick auf das Mädchen geworfen. — Was will er von Dir, mein Engel? fragte Anatol Marien, als ſie allein waren. Gnädiger Herr, erwiderte ſie, er hat mir abgerathen. Er will nicht, daß ich mich an Ihrer Seite zeige, er ſagt, das wäre mein Verderben und meine Schande. Ei ſieh doch! der Schurke! rief Anatol, was er ſich unterſteht. O vergieb ihm, flehte ſie, er wird es nicht wieder thun, beſonders da er ſieht, daß ich nicht darauf achte.

Marie ging mit Anatol zum Feſte. Jedermann erkundigte ſich, wer das junge hübſche Mädchen an Anatol's Seite wäre und man wußte es bald, daß er heute ſeine Maitreſſe dem Publikum vorſtellte. Ein polniſcher Fürſt, der auch unter dem Offiziercorps war, machte am meiſten Aufſehen mit ſeinen Damen, denn er führte nicht weniger als drei zugleich ein, welche insgeſammt dieſe Stelle bei ihm bekleideten. Leonilda, eine corpulente, ſtarke Brünette, war die Haupt-Maitreſſe, die beiden anderen galten für ihre Geſellſchafterinnen, ſie hatten blaſſe, unbedeutende Geſichter. Leonilda kam auf Marien zu, faßte ſie unter den Arm und ließ ſie bei ſich ſitzen. Der Fürſt Waſemsky, ihr Liebhaber, richtete ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf die noch Unbekannte, und ſo war ſie ſchnell eingeführt und in dem Cirkel bekannt gemacht. Mariens Eitelkeit war befriedigt, ſie hielt Leonilden für eine vornehme Dame und rühmte ſich ihres Schutzes. Ein Offizier hielt den Capitain an und rief ihm zu.

He? Wie iſt es mit Ihrem Freund Anatol, er iſt ja, denk' ich, der Geliebte der Gräfin Natalie Saratoff? Wie kommt er jetzt dazu, in Begleitung eines jungen Mädchens, welches er für ſeine Maitreſſe erklärt, hier zu erſcheinen?

Was weiß ich? entgegnete der Capitain, es mag ihn wohl ein ähnlicher Grund wie mich bewegen. Ich bin auch nicht mit meiner eigentlichen Maitreſſe hier.

Ja, Sie! rief der Offizier höhnend. Sie ſind bekannt dafür, daß Sie faſt ganz Petersburg zu Ihren Liebſchaften haben? Mir ſoll es übrigens gleich ſein, wenn der junge Mann ſich amüſirt, wie er es kann, ich frage Nichts danach! —

Dieſe Unterhaltung wurde ſo laut geführt, daß ſie Mehrere anhörten und Anatol auch davon Kenntniß erhielt. Er dachte an Natalien und was ſie dazu ſagen würde, wenn ſie es erführe, aber ſeine neue Leidenſchaft war ſo heftig und ſtark, daß es ihn nicht kümmerte, was vielleicht daraus entſtehen könnte. Er war entſchloſſen, ſich ganz der Freude zu weihen, und gab ſich dem Einfluſſe hin, welchen die guten Weine der Tafel und die ausgeſuchten Speiſen auf ihn übten. Das glückliche Lächeln Mariens, die zum erſten Mal eine ſolche Tafel und ſolche vornehme Gäſte ſah, machte ihn auch guter Laune, und es war ihm ordentlich unangenehm, die ſarkaſtiſchen Bemerkungen ſeines Freundes, des Capitains, anzuhören, die ſich über die letzten Vorfälle des Balles bei dem Generaladjutanten ergoſſen. Er führte das große Wort, und alle übrigen Offiziere hörten ihm aufmerkſam zu. Leonilde wollte noch einige Details vom Balle hören, und der Capitain gab ſie ihr.

Wie ich höre, ſagte er mit lächelndem Munde, denn ich ſelbſt bin nicht dageweſen, ſo ſoll es daſelbſt ſehr heiter zugegangen ſein. Sogar haben Perſonen zur Heiterkeit mit beigetragen, die man für gewöhnlich ſtreng unter Schloß und Riegel hält.

Wer ſind dieſe Perſonen? fragte Leonilde.

Nun für's Erſte die Frau Mama des Herrn Generaladjutanten, weiland Hofdame, ſpäter Directrice des Erziehungshauſes unter Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Marie, eine uralte, etwas närriſch gewordene Dame, die man für gewöhnlich in einem kellerartigen Souterrain hält, und ſie dort mit den Dienſtboten eſſen und ſchwatzen läßt; dieſe hat man aufgeputzt und ſie zum Schreck der Kaiſerin im Salon aufgeführt. Nicht genug an dieſer abenteuerlichen Erſcheinung, bringt man auch während des Tanzes eine kranke Schweſter des Herrn Generaladjutanten zum Vorſchein und läßt ſie ihre abenteuerlichen Gelüſte an den Gäſten befriedigen.

Abenteuerliche Gelüſte? Ei, was ſind das für welche? fragten mehrere der gegenwärtigen Frauen den Capitain, der halblaut ſeiner Nachbarin in's Ohr flüſterte:

Das arme Mädchen iſt mannstoll, und begnügt ſich, wenn ſie den Anfall bekommt, mit vier bis fünf ſtarken Männern. Da man ſie aber bewacht und ſie genöthigt iſt, immer mit demſelben Herkules ſich abzugeben, hat ſie die Zeit benutzt, wo ſie dieſem entſchlüpfen konnte und hat ſich auf die tanzenden Männer geworfen.

O weh! ruft Leonilde, gut, daß der Fürſt nicht da war. Welch' eine ſchreckliche Krankheit iſt das! —

Eine Krankheit, die in dieſer Familie zu Hauſe iſt. Die Mutter des Generals hat ſie in einem Grade gehabt, daß ſie dadurch den Polizeioffizianten in die Hände fiel, die ſie auf der Straße aufgriffen, wo ſie ſich mit Muſchiks und Iswoſchiks einen Spaß machte. Sie iſt jetzt todt, dieſe lebensluſtige Dame. Man ſagt, daß ſie einmal bei einem Diner Verlangen auf einen ihrer aufwartenden Diener bekam, und nicht eher ſich zufrieden gab, bis ſie ihn, vom Mittagstiſch aufſpringend, zu der Befriedigung ihres Verlangens gezwungen hatte.

Solche Damen ſind Ungeheuer! rief die Maitreſſe, man muß ſie frühzeitig in Gewahrſam bringen, damit ſie der Geſellſchaft keinen Gegenſtand zu Spott und Schrecken geben. Die übrigen Frauen ſtimmten dieſem Urtheil bei.

Wie beklage ich den Generaladjutanten! rief eine der Damen.

Es kümmert ihn nicht viel, was in ſeinem Hauſe, wo er ohnedies ſo wenig wie möglich ſich aufhält, geſchieht. Auch jetzt wäre man nicht hinter die Geheimniſſe dieſes Hauſes gekommen, wenn man nicht für nöthig erachtet hätte, dieſen Ball zu geben, zu dem man die Kaiſerin einlud, die nur hingegangen iſt, um kein Aergerniß zu verurſachen, und die nur ſo kurze Zeit als möglich dageblieben iſt.

Hat man ihr denn Nichts geſagt von den abenteuerlichen Figuren, die ſie da finden würde? fragte die Maitreſſe eines Lieutenants, die neben Leonilden ſaß und die fortwährend Champagner krank. Wie leicht hätte ſie eine Krankheit kriegen können, wenn ſie unvorbereitet auf dieſelben traf?

Man hat ihr, ſagte der Capitain, nur von der alten Hofdame erzählt, von den Uebrigen aber kein Wort geäußert. Sie wird wohl nicht wieder in dieſes Haus kommen. Aber, meine Damen, ich muß Sie bitten, das ſind Alles Geheimniſſe, die ich Ihnen hier mitgetheilt habe, davon darf Nichts in's Publikum kommen; Sie können ſich vorſtellen, welche unbehagliche Stellung ich gegen den Adjutanten Sr. Majeſtät dadurch bekommen würde. Alſo ich bitte, Stillſchweigen.

Natürlich! erwiderte Leonilde; von hier aus wird Niemand Etwas erzählen. Kann man ſich aber wohl denken, daß Dergleichen hier in Petersburg paſſirt?

Noch mehr, rief der Capitain; unter der Kaiſerin Eliſabeth gab es hier in Petersburg ein ganzes Haus ſolcher Mädchen, die ſie aus allen Theilen des Reiches aufgeleſen und hier verſammelt hatte. Es gab Stunden, wo ſie ſich, als Mann verkleidet, in dieſes Haus begab, und ſich allen Ausſchweifungen dieſer Mädchen hingab. Das iſt, was ich mir habe ſagen laſſen; es iſt aber möglich, daß man mir nur ein Mährchen aufband.

Ein durchdringendes Gelächter folgte auf dieſe Geſchichte. Der Capitain empfing die Dankſagungen ſämmtlicher Frauen, die ſich bei dieſer Art Unterhaltung vortrefflich amüſirten. Marie allein ſaß ſchweigend da, ſie hatte Nichts von dem verſtanden und ſah nur ihren geliebten Anatol an, der ebenfalls ſchwieg. Der Capitain bemerkte die mißfällige Aufnahme ſeiner Geſchichten und ging daran, ſie zu ändern, indem er ſich beſtrebte, Etwas für den Geſchmack Mariens auszuſuchen. Dies war nicht ſo ganz leicht und der Phantaſie eines Mannes, wie der Capitain einer war, war es ſo ziemlich die Sache der Unmöglichkeit. Er war noch damit beſchäftigt, als die Geſellſchaft zum Aufbruch ſich entſchied. Die Maitreſſe des Fürſten gab das Zeichen. Sie hing ſich an den Arm ihres Geliebten, und die anderen Mädchen machten ſogleich auch Anſtalt, ihre Hüte aufzuſetzen und ihre Shawls und ihre Pelze anzulegen. Man beſchloß noch eine Spazierfahrt durch die Stadt zu machen, da das Wetter ſehr ſchön war. Es zeigte ſich bei heiterm Himmel eine gemäßigte Kälte; man konnte, da man gegen Ende des Februarmonats war, nichts Beſſeres wünſchen. Anatol nahm ſeine Schöne mit in den Schlitten und bedachte nicht, daß der Zug an dem Palais des Reichskanzlers vorüberging, von deſſen Fenſtern aus Natalie ihn ſehen konnte. Dies geſchah auch: die junge Gräfin blickte aus dem Fenſter und die neben ihr ſtehende Fürſtin zeigte ihr den Schlitten, wo ihr Liebling neben der Tochter des Gaſtwirths ſaß. Nataliens Wange erbleichte, und ſie war nahe daran zu fallen, ſo ſehr bemeiſterte ſich ihrer die innere Aufregung bei dieſem Anblick.

Anatol beſchäftigte ſich unterdeß nur mit ſeiner Kleinen, um die er Pelze und Kiſſen herumſtopfte, damit ſie ſich nicht erkältete. Du warſt heute traurig geſtimmt, mein Engel! rief er ihr in ſchmeichelndem Tone zu. Weshalb war das? Gefiel Dir die Geſellſchaft nicht, oder war Dir Etwas an dem Mahl nicht recht?

Das Mahl war prachtvoll, antwortete die Gefragte. Und hätte ich, wie Waſil mir ſagte, mehr Bildung gehabt, ſo wäre mir die Unterhaltung auch ganz angenehm geweſen; allein ich verſtand leider ſo wenig, worüber die anderen Damen lachten.

Das war auch gar nicht nöthig, erwiderte Anatol. Sie lachten auch, ohne den Sinn der Worte zu verſtehen, und hätten ſie denſelben verſtanden, ſo hätten ſie ſchweigen oder wenigſtens nicht lachen ſollen; denn die Sachen, welche der Capitain eine Menge Ungerechtigkeiten, im Dunkel fortſchleichende Gebrechen wurden geheilt und vergütet. Es gelang mir Thatſachen ans Licht zu fördern, die den wachſamſten Augen entgangen waren, und die durch Beſtechung oder Trägheit unthätig gemachte Gerechtigkeit zu wecken. Die einzelnen Fälle gehören nicht in den Verlauf dieſer Geſchichte.

Unterdeſſen hatte ſich der Hof zu Bamberg für mich zu einem angenehmen Schauplatz des Vergnügens umgeſchaffen. Der Fürſt-Biſchof gewann mich lieb und gab mir öffentliche Zeichen ſeiner Achtung. Er zog mich in die kleinern Kreiſe ſeiner Unterhaltung, und oft war ich mit ihm, der Gräfin Appiani und einem Fräulein von Schomberg, einer Geſellſchafterin der Gräfin, allein im Schloß. Die Soupé's waren dann von einer ungezwungenen Heiterkeit beſeelt. Die Gräfin vergaß ihre Politik, der Biſchof ſeine hypochondriſchen Träumereien, und die luſtigen Einfälle des Fräuleins machten uns alle zum Lachen.

vorbrachte, waren ſchmutzige Zweideutigkeiten. Sei froh, daß Du ſie nicht verſtanden.

Ich bitte Dich, lieber Freund, fuhr das Mädchen fort, mich nicht mehr in ſolche Geſellſchaften zu führen.

Ganz wie Du willſt, Maſchinka. Aber ſprich nun offen gegen mich, was war es, das Dich beſonders verletzte?

Waſil hat mich gegen dieſe Leute eingenommen.

Wie, was hat er Dir geſagt?

Daß ſie nicht zu mir paßten, daß es eine ſchlechte Geſellſchaft für ein junges Mädchen wäre, wie ich bin, und daß es für mich ſich ziemte, wenn ich davon wegbliebe.

Der Schurke hat ſich Das zu ſagen erfrecht! Gut, ich werde es ihm gedenken.

Nicht böſe, lieber Freund, er hat in ſeinem Sinne ganz recht gehandelt.

Der Elende, ich habe nicht geglaubt, daß Du auf ſeine Worte achten würdeſt.

Er hat wahr geredet. Im Hauſe meines Vaters habe ich nie ſo ſprechen hören, da muß es doch wohl eine andere Sitte ſein, zu der ich nicht erzogen bin.

Anatol erwiderte hierauf Nichts, doch ſein Geſicht nahm den Ausdruck der beleidigten Wuth an.

Er ſetzte dieſes Geſpräch nicht weiter fort, und Marie, da ſie den Geliebten angegriffen ſah, ſchwieg ihrerſeits. So fuhren ſie ſtumm in der glänzenden Reihe. Am Platze der Peter-Paul's-Kirche hielt der Schlitten vor der Thür der Wohnung Anna Andreiwitſch. Die Putzmacherin kam ſelbſt heran und nahm ihre Schülerin in Empfang. Zärtlich war der Abſchied der beiden Geliebten von einander.

Als Anatol nach Hauſe kam, war ſein Erſtes, Waſil herauf zu beſcheiden, den er mit folgenden Worten anfuhr.

Was haſt Du Dich unterſtanden, der Maſchinka zu ſagen. Weißt Du wohl, daß Du dafür Strafe verdienſt, und daß ich Dir dieſe Strafe diktiren werde? Begieb Dich ſogleich zum Unteroffizier der Compagnie und gieb ihm dieſes Billet ab.

Waſil hörte zitternd den Befehl des Lieutenants. Er richtete ſeinen Blick bittend zu ihm. Aber der ſtrenge, unerbittliche Ausdruck des Geſichts ließ ihn das Schlimmſte fürchten.

Geh! rief ihm der Lieutenant zu.

Der Soldat ging.

Der Zettel enthielt den Befehl, den Strafgefangenen in die Zellen der Kaſematten der

Feſtung einzuſchließen. Dies war die allerſtrengſte Strafe für einen Soldaten; er wußte, daß es hieraus keine Erlöſung gab, und folgte ſtillſchweigend dem Unteroffizier, der ihn in die Feſtung brachte. Er wurde in eine kellerartige Vertiefung gebracht, die kaum fünf Fuß in's Gevierte hatte und ein Loch war, in dem kein Fenſter ſich befand.

5.

Der Winter war zum größern Theil dahin, das Oſterfeſt war gekommen und feierlichſt begangen, als die Perſonen, um deren Schickſal es ſich hier handelte, faſt alle noch in denſelben Verhältniſſen zu einander ſtanden, als dies am Anfang dieſer Erzählung der Fall geweſen. Anatol und Natalie hatten ſich nicht von einander getrennt, obſchon eine merkliche Kälte in ihrem Benehmen eingetreten. Anatol wollte dieſes Verhältniß brechen, die Dame war dies jedoch nicht Willens zu thun; ſie verfolgte ihn im Gegentheil durch ihre Eiferſüchteleien, und es ließ ſich erwarten, daß ſie dieſe noch auf eine Spitze treiben werde, die den vollkommenen Bruch des Verhältniſſes herbeiführen mußte. Der arme Waſil ſchmachtete noch in ſeinem Gefängniß; er wurde daſelbſt von Zeit zu Zeit von ſeinem Kameraden

Temploff beſucht, der ſich die Zeit ausſuchte, wo die Gefangenen eine kleine Spazierſtunde oberhalb des Walles hatten. Er war erſchreckt von dem Anſehen des Gefangenen, der von einem blühenden, geſunden Burſchen ſich in einen bleichwangigen, gebeugten Krüppel verwandelt hatte. In der That war die Gefängnißform der Art, daß ſie dieſe Wirkung hervorbringen mußte. Man konnte nicht aufrecht darin ſtehen, und wenn man ſich niederſetzte, mußte dies auf der bloßen Erde geſchehen, worauf nur eine dünne Lage von Stroh gebreitet war. Der arme Waſil, er konnte ſich nicht denken, was der Grund dieſer entſetzlichen Strafe war, er dachte hin und her, es fiel ihm Nichts bei, wodurch er den Lieutenant hätte beleidigen können, Nichts als das Geſpräch mit der unglücklichen Marie, und das fand er ſo ſehr an ſeinem Platze, und er hätte Das, was er ihr geſagt hatte, dem Lieutenant ſelbſt geſagt, wenn es der Zufall ſo gewollt hätte, ſo ſehr war er überzeugt von der Richtigkeit ſeiner Beobachtung und Bemerkung. Auf die Verweiſe ſeines Freundes erwiderte er nur: Du hätteſt es eben ſo gemacht. Ich hätte es nicht eben ſo gemacht, entgegnete Temploff, denn mit den Vornehmen iſt nicht gut ſpaßen! Du ſiehſt jetzt die Folgen davon. Ei, Temploff, ſo hätteſt Du alſo das arme Mädchen getroſt in ihr Unglück rennen laſſen? Temploff erwiderte hierauf Nichts und darüber triumphirte ſein Genoſſe, indem er rief: He! Was hab' ich Dir geſagt? Vielleicht hätteſt Du Dich noch ſchlimmer in's Unglück geſprochen? Nein, erwiderte der junge Soldat, wenn ich gewußt hätte, daß das Mädchen plaudern würde, hätte ich ihr Nichts geſagt; denn verloren war ſie doch einmal, meine Worte hätten ſie nicht gerettet! Geh' zu ihr, lieber Temploff, grüße ſie von mir und erkundige Dich, wie es ihr geht. Sage ihr, daß Du mich wohl gefunden haſt, nur etwas ermattet von dem häßlichen Loche, worin ich ſtecke, aber daß ich hoffe ihr noch das Oſterei bringen zu können, denn länger als Oſtern wird mich der Lieutenant nicht hier laſſen; davon bin ich überzeugt. Lebe wohl, lieber Temploff, grüße die Kameraden in der Caſerne. Mit dieſen Worten ſchieden die beiden Soldaten von einander.

In dem Arbeitsſaal der Gehülfinnen bemerkte Anna Andreiwitſch, daß zwei ihrer Elevinnen fehlten und ſie erkundigte ſich nach ihnen. Wo iſt Marie? Sie iſt krank in ihrem Zimmer und Thereſe pflegt ſie. Marie iſt krank? rief die Oberin, was fehlt ihr denn? Wir wiſſen es nicht, war die Antwort. Anna Andreiwitſch ging ſelbſt zum jungen Mädchen, in deren Zimmer ſie den Arzt der Anſtalt fand. Herr Grimm war ein junger deutſcher Arzt, welcher erſt ſeit ein paar Monaten in dieſer Anſtalt fungirte, er hatte ein freundliches, Zutrauen erweckendes Weſen und ſaß jetzt am Bette des Mädchens, indem er leiſe zu ihr ſprach und ihre Hand in der ſeinigen hielt, als die Putzmacherin eintrat. Er wendete ſich ſogleich zu dieſer und that ihr kund, daß er mit ihr ſprechen wolle. Sogleich willigte Anna darein und ſie entfernte ſich aus dem Zimmer, in dem Marie zurückblieb und ſich weinend am Buſen ihrer Freundin barg.

Meine liebe Frau, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.

Was iſt es, Herr Grimm, ich höre.

Das Fräulein Andreiwitſch befindet ſich in einem Zuſtande —

Was kann ihr fehlen? ſagte die rohe Frau verwundert. Beklagt ſie ſich über das Eſſen? Sie bekommt das beſte Eſſen im Hauſe? Oder iſt ihr das Zimmer nicht recht? ich werde ihr morgen ein anderes einräumen.

Es iſt nicht das Zimmer und nicht das Eſſen, erwiderte der Arzt, es iſt der Zuſtand der Kranken, der mich beſorgt macht. Wenn mich nicht alle Kennzeichen trügen, ſo befindet ſie ſich gegenwärtig im vierten Monat der Schwangerſchaft.

Iſt das eine Möglichkeit! rief die Dame, da wüßte ich doch wahrhaftig nicht, woher das kommen könnte.

Ich mache Sie damit bekannt. Es iſt meine Pflicht, es zu ſagen.

Ich danke Ihnen, Herr Grimm; aber ſollten Sie ſich nicht täuſchen? Ich weiß wirklich nicht. Alle meine jungen Mädchen ſind Muſter in der Aufführung. Das iſt das erſte Beiſpiel der Art, das ich erlebe.

Der Arzt blieb bei ſeiner Behauptung, und ſogleich begab ſich die Madame zu Marien, ſchickte ihre Geſellſchafterin fort und ſagte im Tone des Vertrauens zu dem jungen Mädchen. Was iſt das, was ich eben gehört habe, Marie, Du biſt guter Hoffnung?

Marie bedeckte ihr Geſicht, das von Thränen befeuchtet wurde.

Schäme Dich, mein Kind, Du bringſt meine ganze Anſtalt in Verruf. Du mußt ſogleich dies Haus verlaſſen; geh zu dem Manne hin, der Dich in dieſen Zuſtand gebracht hat.

Das kann ich nicht, erwiderte die Geſcholtene, ich bitte Sie, Madame, beim Andenken Ihres Bruders, meines Vaters, mit mir Mitleid zu haben und mich hier zu laſſen. Der, welcher mich in dieſes Elend brachte, iſt Offizier und wohnt in der Caſerne.

Ein Offizier? rief die Oberin entſetzt. Wie, es iſt doch nicht Anatol von Werner?

Ein ſtummer Wink der Kranken war die ganze Antwort.

Anna Andreiwitſch verſank in Nachdenken. Allerdings, ſagte ſie nach einer Pauſe; alsdann kannſt Du nicht zu ihm ziehen. Es iſt ein böſer Streich, den er mir geſpielt hat, und ich zeigte ihm ſtets ſo großes Vertrauen. Wo willſt Du denn hin? Willſt Du zu Deinem Vater, Mädchen?

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf. Dort iſt es zu geräuſchvoll, ich will hier bleiben.

Kind Gottes, Du bringſt mich in's Unglück! Noch nie iſt hier ein Mädchen, eine meiner Arbeiterinnen, niedergekommen. Ich werde für Dich eine kleine Wohnung miethen. Du ziehſt dahin, Herr Grimm wird Dich beſuchen, und ich werde Dir eine Pflegerin miethen. Das Alles muß natürlich der Lieutenant bezahlen. Ein anderes Mal werde ich mich beſſer vorſehen mit meinen Bekanntſchaften, denen ich die Erlaubniß gebe, die Fräuleins meiner Anſtalt zu beſuchen. Sie entfernte ſich mit dieſen Worten; und bald darauf trat Temploff in's Zimmer. Marie richtete ſich auf und überhäufte ihn mit Fragen, auf die der Soldat nur einſilbig und im traurigen Tone antwortete.

Wo iſt Dein Freund? Warum kommt er nicht zu mir?

Er iſt noch immer gefangen, mein Fräulein.

Wie? noch gefangen und ſein Herr hat mich doch verſichert, daß er ihn freigelaſſen hat.

Der arme Waſil, wenn es ſo fortgeht, können wir nur für ſein Begräbniß ſorgen. Lange hält er es nicht mehr aus.

Mein Gott, er ſoll heute noch frei ſein! Wenn ich den Lieutenant nur ſehe. Grüß ihn von mir und bringe ihm dieſes Geld. Hörſt Du, Temploff, wirſt Du es thun?

Wie werde ich nicht, mein Fräulein; er iſt mein beſter Freund, ich würde für ihn ſogar noch einmal die harte Prügelſtrafe erdulden, welche ich damals erduldete. Ich habe ihm meine Meinung geſagt; allein er hörte auf Nichts. Er behauptete recht gehabt zu haben, ihm Das zu ſagen, was er geſagt hat.

Und wie ſehr hat er recht gehabt! O, ich bin

In unſre Geſellſchaft kam öfters ein Sonderling, ein alter Vicomte von Claude-Chaſſe, der die Frömmigkeit und den Stolz ſo weit trieb zu behaupten, daß er mit der Jungfrau Maria verwandt ſei, und ſie deshalb „meine Baſe“ nannte. Fräulein von Schomberg und er befanden ſich in einem ewigen Krieg miteinander, der uns Uebrigen viel Ergötzlichkeit bereitete. Die alte Vicomteſſe war von demſelben Hochmuth beſeſſen und beide hatten Paris verlaſſen, weil man ihnen einſt in Verſailles ſtatt eines Tabourets einen Feldſtuhl angewieſen hatte. Der Vicomte unterhielt einen Briefwechſel mit der heiligen Jungfrau, worin er ſie in den geringfügigſten Dingen um Rath fragte. Dieſe Briefe wurden regelmäßig an einen beſtimmten Ort in der Kirche niedergelegt, und der alte Briefſteller wär nicht wenig entzückt, wenn er eine Antwort fand, nicht ahnend, daß deſſen Verfaſſerin allemal Fräulein von Schomberg war. Der Biſchof nahm an dieſen Thorheiten ein Aerunglücklich, ſehr unglücklich, Temploff! Sage ihm das, daß ich ihm danken ließe, daß er als wahrer Freund und Bruder an mir gehandelt hat. Sie konnte nicht weiter ſprechen, Thränen erſtickten ihre Stimme und ſie winkte dem Soldaten zu gehen, der ſich alsbald auf den Weg machte. Der Teufel! brummte er vor ſich hin, als er die Anſtalt verließ, man weiß nicht, was dieſe Vornehmen machen. Sie haben es ſo gut und dennoch machen ſie, daß ſie in's Unglück kommen. Da iſt der Lieutenant zum Beiſpiel; ein gemachter Mann! Hat Geld in der Taſche und doch ſieht er jetzt traurig aus und ſenkt den Kopf. Bei Gott, es kommt mir vor, als wenn wir, die wir uns nicht Mittags ſatt eſſen können, die Glücklichen wären! Mit dieſen Worten verließ der Soldat die Anſtalt der Putzmacherin und wandte ſich zu ſeiner Caſerne zurück. Auf der Flur deſſelben kam ihm ſein Kamerad entgegen, der eben aus dem Gefängniß entlaſſen worden war. Du armer Schelm! Wie Du ausſiehſt! Es iſt ein wahres Elend, Dich ſo in der Uniform zu ſehen, welche Dir viel zu weit iſt. Es ſchadet Nichts! entgegnete Waſil, ich will ſogleich zur Marie, ich habe ſchon Etwas für ſie in Bereitſchaft, das ich gekauft habe. Jetzt nicht! rief Temploff, ſie iſt krank und liegt im Bette. Krank und was fehlt ihr? fragte Waſil beſtürzt und unwillig. Ich weiß nicht, was ihr fehlt. Der Arzt und die Aufſeherin der Anſtalt ziſchelten mit einander, als ich vorbeiging. Mein Gott! rief Waſil. Was iſt das? Sollte ſie vielleicht? — Er hielt inne und ſchlug ſich vor die Stirn. Das iſt das Tafelſitzen und Spazierenfahren! Da haben wir es! Das iſt es! Er ging mit ſeinem Freunde zurück in die Caſerne, und bald darauf wurden Beide im Dienſte beſchäftigt.

Im Zimmer des Reichskanzlers Neſſelrode ſaßen Frau Natalie Nictobieff und die Fürſtin zuſammen. Die Letztere hatte die Hand ihrer Freundin ergriffen und ſprach ihr Troſt ein. Was macht Dein Zimmtſtängelchen? fragte ſie theilnehmend. Ich habe ihn ſeit Sonntag nicht geſehen, alſo zwei Wochen, war die Antwort der jungen Dame. Das iſt ſtark, Natalie; ich würde mich an Deiner Stelle erkundigen, was er macht. Vielleicht hat er eine neue Liebſchaft. Natalie ſenkte das Haupt, ohne zu antworten. — Und das würdeſt Du leiden? rief die Fürſtin aufſehend. Das kann ich mir nicht denken. Wo kann ich Wahrheit hören! flüſterte die Unglückliche vor ſich hin. In dieſem Augenblick fuhr der Wagen des Doktors Grimm vor die Thür. Der Doktor war ein Landsmann des Kanzlers, der ihn ſchon in Deutſchland gekannt hatte und, kaum in Rußland angekommen, ihn in ſein Haus als Hausarzt annahm. Natalie entſchloß ſich, den bekannten Arzt zu fragen. Sie begrüßte ihn gütig, als er hinaufſtieg und ſich nach ihrem Befinden erkundigte. Sie kommen etwas ſpät, lieber Grimm; was hat Sie aufgehalten? fragte ſie. Eine Kleinigkeit, antwortete er; ich war in der Anſtalt einer Putzmacherin an der Peter-Pauls-Kirche, und da mußte ich einen Rath geben wegen eines Zimmers, das man für eine junge Dame der Anſtalt miethen wollte. Für eine junge Dame? fragte Natalie. Und weshalb? — Weil ſie ſich guter Hoffnung befindet und in Ruhe ihre Niederkunft abwarten will. Was das für Sitten ſind, rief die Fürſtin; eine junge Putzmacherin führt ſich ſo auf! Das iſt mehr als ſchändlich!

Nennen Sie vielmehr den Namen ihres Verführers ſo, erwiderte Grimm. Die Ausſchweifung unſerer jungen Offiziere geht weit. So viel ich erfahren habe, iſt ein Gardeoffizier des Jsmailoffſchen Regiments der Ehrloſe, der Schande auf das Haupt des jungen Mädchens gehäuft hat.

Ein Offizier vom Jsmailoff'ſchen Regiment? Ei ſeht doch; wer iſt es? Doch nicht der Capitain Kalugin? Ich will es nicht hoffen, Herr Doktor.

Kein Capitain, ein Lieutenant iſt's. Der Name fällt mir nicht gerade bei; doch iſt es ein Deutſcher.

Natalie hatte dieſe Reden mit angehört, und ihr Geſicht glühte. Sie hatte genug vernommen; es lag ihr nur noch daran, die Wohnung der Unglücklichen zu wiſſen, und ſie fragte darum den Arzt, der ihr dieſe ſagte, indem er hinzufügte, er hätte es übernommen, eine treue Pflegerin für die Erkrankte herbeizuſchaffen. In drei Monaten ungefähr erwartete er die Entbindung. Ein Arzt, ſetzte er hinzu, in dieſer großen Stadt hat manchmal eine ſchlimme Aufgabe. Wie oft bin ich ſchon in ähnlichen Fällen zu Frauen gerufen worden, die meine Hülfe erheiſchten und die in ganz gleicher Lage waren, wie dieſes arme Mädchen.

Ich würde an Ihrer Stelle den Beruf eines Arztes aufgeben, da er mit ſolchen Opfern verknüpft iſt, ſagte die Fürſtin.

Man muß ſeine Dienſte nie der Menſchheit entziehen, ſo lange man ihr dienen kann, ſagte der würdige Doktor mit ernſtem Tone.

Das Hinzutreten des Kanzlers, der jetzt nach Hauſe kam, gab dem Geſpräch eine andere Wendung. Natalie entfernte ſich mit der Fürſtin. Die

Letztere ſah einen furchtbaren Entſchluß in den Geſichtszügen ihrer Freundin.

Du biſt an dem ganzen Unglück ſchuld, rief die Fürſtin nach einer Weile.

Ich? Inwiefern das?

Junge Leute wollen immer gehütet und beſchäftigt ſein. Du haſt ihn in der letzten Zeit zu wenig in Anſpruch genommen; da iſt er denn auf dieſe Art gefallen, ſich zu beſchäftigen.

Auf dieſe Art? Du entſchuldigſt gut, Nadeſchda.

Findeſt Du eine andere Art der Entſchuldigung? erwiderte die Geſcholtene. Erinnere Dich an unſer Geſpräch beim franzöſiſchen Geſandten-Ball. Ich ſagte Dir, daß die Verführerinnen immer thätig wären, und daß wir uns nicht ſchmeicheln dürften, eine vollkommene Unſchuld an unſeren Geliebten zu beſitzen. Ich habe dieſe Hoffnung bei meinem Capitain längſt aufgegeben.

Nun gut! Warte nur. Es wird mir ſchon eine Gelegenheit werden, mich an ſeiner Untreue zu rächen.

Ich will Dir eine Rache angeben. Verliebe Dich ſogleich in einen andern jungen Mann. Gieb dem recht offenkundige Zeichen Deiner Neigung. Alsdann biſt Du gerächt.

Natalie ſchüttelte das Haupt. Sie antwortete

Nichts auf die Reden ihrer Freundin und ſtarrte düſter vor ſich hin. Beide entſchloſſen ſich, eine Ausfahrt zu machen. Natalie behielt ihr Unglücksſchweigen während der ganzen Fahrt.

Das herannahende Oſterfeſt gab zu vielen Feſtlichkeiten und Geſellſchaften Veranlaſſung. Natalie beſuchte alle Bälle und Geſellſchaften. Oft traf ſie mit Anatol zuſammen. Er war bemüht, ſie Nichts gewahren zu laſſen, und machte nach wie vor den aufmerkſamen Bewunderer der Gräfin. Die Zahl der Bewunderer und Plauderer der Geſellſchaft ziſchelte ſich in's Ohr, daß es nicht mehr ſo ſei, wie es ſonſt geweſen. Man rief ſich die Bemerkungen in's Ohr und gab auf jeden einzelnen Umſtand Acht, der in der Nähe der Geliebten ſich zutrug. Noch war Anatol gefällig und hingebend, aber bald fing er an, Natalien zu vernachläſſigen. Die junge Frau war dies nicht gewohnt; ihre Eiferſucht erwachte, und die Auftritte, die dies veranlaßte, beſtimmten Anatol, noch mehr ſich zurückzuziehen. Beim neapolitaniſchen Geſandten gab es eine merkwürdige Scene. Der Ball war ein äußerſt glänzender. Der Kaiſer und ſeine Gemahlin waren gegenwärtig. Bei einem Tanze, wo Anatol Natalien dazu engagirt hatte, verließ er plötzlich den Saal, indem er erklärte, daß ihm unwohl ſei. Natalie folgte ihm; er wollte ihr entſchlüpfen, eilte über die Vorſäle und Treppen, und befand ſich bald allein inmitten eines mit Säulen umgebenen offenen Raumes. Ein kalter Wind blies; er war ohne Mantel. Mit Schrecken ſah er hinter ſich und erblickte Natalien, die in ihren dünnen Ballſchuhen, ebenfalls ohne Mantel, ohne den geringſten Ueberwurf ihm nacheilte. Er wandte ſich um und rief mit einer vor Zorn erſtickten Stimme: Was thun Sie, Madame? Sie werden ſich erkälten. Die Fürſtin erſchien und ſuchte Natalien aufzuhalten; allein Nichts konnte die Unglückliche bewegen, ihre Schritte zu mäßigen; ſie ſtürzte dem Fliehenden nach, indem ſie ſeinen Namen rief. Anatol trat zur Fürſtin und flüſterte ihr zu: Ich beſchwöre Sie, Madame, halten Sie die Gräfin zurück; ich will nur Etwas beſtellen; ich bin ſogleich wieder da. Ungeheuer, rief Natalie, Du willſt mich betrügen; ich weiß, wohin Du willſt. Sie brach in Thränen aus und lehnte ſich an eine der Säulen der Rotunde. Fremde Dienerſchaft war hinzugeeilt; ſie hörte Alles mit an; einige Gäſte vom Ball kamen ebenfalls die Treppe herab; Anatol hielt ſich nicht länger; er hatte ſeinen Kutſcher gefunden und ſchwang ſich in ſeinen Wagen, indem er ſchnell fortzueilen befahl. Die beiden Frauen kehrten in den Ballſaal zurück. Natalie zog ſich in eines der Nebenzimmer zurück und verharrte darin bis zu Ende des Tanzes. Als dieſes endlich erſchien, verließ ſie, von der Fürſtin begleitet, die Ballgeſellſchaft. Dieſer Augenblick war es, wo ſie ihrem Ungetreuen eine Rache ſchwur, wie ſie noch nie dageweſen, und ſie war die Frau dazu, ihren Schwur zu halten.

Unterdeſſen war Marie eines Kindes geneſen. Sie hatte eine ſchwere Niederkunft ausgehalten und lag jetzt erſchöpft auf ihrem Bette. Die Pflegerin hatte ſich auf einen Augenblick entfernt, da fuhr ein Miethwagen vor, aus dem eine Frau ſtieg, die ſich leiſen Schrittes dem Krankenzimmer näherte. Sie trat herein und ſchloß hinter ſich wieder zu. Marie erkannte ſie nicht; ſie trat an ihr Bett und flüſterte mit leiſen Worten: Marie, wie geht es Dir? Erſchrick nicht; ich bin es, die Tochter des Kanzlers Neſſelrode. Marie richtete ſich langſam auf, ſtarrte die Dame an und rief: Ach, Sie ſind es, gnädige Frau; wer hätte das denken können; das iſt zu viel Güte von Ihnen, daß Sie kommen, mich zu beſuchen! Ich werde hier bleiben und Dich pflegen, rief die Gräfin, ſich auf einen Stuhl am Bette niederlaſſend. Das kann ich nicht dulden, rief die Kranke, indem ſie die Hand der Gräfin drückte und ihre Thränen dabei die Wangen niederliefen. Die Gräfin ſaß auf dem Stuhl der Wartefrau, das Licht brannte düſter, die Uhr gab ihre einzelnen Sekundenſchläge hörbar durch's Zimmer. Die Kranke, unfähig zu ſprechen, keuchte nur und beſtrebte ſich, das Wort zu nehmen. Lieg' ruhig! rief die Dame beſorgt. Wo haſt Du Schmerzen? — Ach, die Bruſt! ſeufzte die arme Kranke, indem ſie die Arme über die Bruſt kreuzte. Ich bin hergekommen, um Dir alle Schmerzen zu benehmen; zeig' mir, wo haſt Du Schmerzen? Hier. So werde ich meine Hand darauf legen, und ſie werden vergehen. Ach, gnädigſte Frau, Sie legen Ihre Hand zu ſchwer dahin; ich leide noch mehr Schmerzen. So iſt's recht! rief die Gräfin, und ihr Lächeln verlor ſeinen ſanften Charakter und ging in ein drohendes, unglückverheißendes über. Liebſt Du Anatol? ſprich, ſage mir die Wahrheit. Mehr als mein Leben! hauchte die Kranke. So? war die Antwort; nun, dann kannſt Du ſchon ſeinetwegen Etwas leiden. Sie drückte, als ſie dies ſagte, ihre Hand mit aller Kraft auf die Bruſt der Unglücklichen. Liebſt Du ihn? rief ſie dabei mit boshafter Art, indem ſie höhniſch lachte. —

Gott, Sie preſſen dergeſtalt, daß ich weinen möchte. So weine doch! rief die Gräfin, weine doch! Um ſo mehr wirſt Du ihn erfreuen, denn er liebt die troſtloſen Mienen. Ha, ich kann nicht mehr! der Schmerz reißt mich fort; er iſt zu ſtark. Wohin drücken Sie, gnädigſte Gräfin? Haben Sie Erbarmen!

Erbarmen? Haſt Du welches mit mir gehabt, Schlange, die Du biſt? Jetzt biſt Du in meiner Gewalt!

O, ich flehe Sie an, ſchonen Sie meiner! Dieſen Druck kann ich nicht vertragen.

Aber dieſen? He? nicht wahr, der iſt ſchon ſtärker. Mit dieſen Worten kletterte ſie auf das Bett und kniete der Armen auf die Bruſt.

Gott! Gott! ſchrie die Arme, ich ſterbe!

Schrei' nicht: es kommt doch Niemand! Du biſt in meiner Gewalt. Hier haſt Du noch Etwas! Sie ſprang wie wüthend auf das unglückliche Opfer los und bearbeitete es mit den Knieen und den Fäuſten. Marie ächzte und ſtöhnte, zuletzt ſchrie ſie und rief um Hülfe. Es war Alles vergeblich. Die Thür war verſchloſſen.

Entſetzlich! Sie mordet mich! klagte die Arme. Iſt denn Niemand, der mich rettet!

Niemand iſt da! rief wuthentbrannt und ergerniß und erklärte, daß ſie nicht zu weit getrieben werden dürften, aber die Gräfin fand in ihnen eine Quelle unerſchöpflicher Luſt, und trieb mich und das Fräulein immer von neuem an ausſchweifende Späßchen zu erſinnen. Eines Abends erſchien der Vicomte in übler Laune, beantwortete alle unſre Fragen ſehr kurz, machte ſelbſt keine, und wollte ſich vor dem Nachteſſen entfernen. Man fragte ihn um den Grund dieſes auffallenden Betragens, und er erwiederte, daß er ſeit zwei Nächten nicht habe ſchlafen können, weil ein heftiges Zahnweh ihn plage. Es wurden ihm ſogleich einige Mittel vorgeſchlagen um den Schmerz zu vertreiben, er behauptete jedoch ſie ſchon alle ohne Erfolg angewendet zu haben. „So wenden Sie ſich an Ihre Couſine!“ rief die Gräfin. — „Rathen Sie mir im Ernſt dazu?“ fragte der Alte. „Ich fürchte der Gegenſtand iſt etwas zu frivol. Ich fragte ſie ſchon neulich um Rath, ob ich mir eine neue ſehr koſtbare Perücke anhitzt die Gräfin. Stirb, unglückſeliges Weſen! Du biſt nicht werth, daß Du die Erde betrittſt! Stirb, daß die Sonne von einem ſo widrigen Geſchöpf befreit werde! Du ſollſt nicht leben, und auch der Wurm, den Du ihm geboren, ſoll nicht länger das Licht ſehen. Er ſterbe mit Dir!

Mit dieſen Worten ergriff ſie das neugeborene Kind und hielt es über der Mutter, die ſie mit den Knieen bearbeitete.

Um Gotteswillen, haben Sie Mitleid mit meinem Kinde! rief die Unglückliche, mitten unter den mörderiſchen Stößen, die ſie von ihrer Peinigerin empfing. Die Gräfin ſetzte die Hand an die Kehle des Kindes. Die Mutter ſtieß hier einen qualvollen Schrei aus. Liebſt Du Anatol? fragte jetzt die Megäre wieder.

Ja, ich liebe ihn! Es iſt ſein Kind, das mir entgegenlacht! rief die Wahnſinnige, indem ſie die Grimaſſe des Stickens beim Kinde für ein Lächeln erklärte.

Gut; es ſoll noch mehr lächeln! Liebſt Du Anatol? Weißt Du auch, daß er mir gehört?

Ach, um aller Barmherzigkeit willen, fort von meiner Bruſt. Ich ertrage dieſe entſetzlichen Stöße nicht länger; ich ſterbe! Die Gräfin verließ ihr Opfer auf wenige Augenblicke, das wieder aufathmete. O, Sie ſind gütig, gnädige Frau, Sie wollen meinen Tod nicht. Es iſt nicht Ihr Ernſt, mich ſo leiden zu machen.

Dieſe Sanftmuth der armen Gequälten erzeugte von Neuem die Wuth der Beleidigten. Statt ſie zu ſchonen, ſprang ſie von Neuem auf das Bett und auf die Unglückliche, indem ſie mit den Knieen mit aller Wuth von Neuem arbeitete. Du glaubſt, daß ich Dich retten werde? rief ſie. Erfahre, daß Du Dich täuſcheſt Ich bin da, um Dich zu morden.

Ach, die Schmerzen! Sie rütteln mir die Seele aus dem Leibe.

Sieh' hier, Dein Kind lächelt Dir zu! Faſſe Muth, erwidere ſein Lächeln. Mit dieſen Worten drückte ſie ſo feſt die Kehle des Kindes, daß es mit einem Stickſchrei das Leben ließ. Sie warf die Leiche der Mutter in's Geſicht, die ſich mit einem dumpfen Schmerzensſchrei auf dem Lager wand.

Nun, Deinem Kinde mußt Du folgen. Geh', Du Niederträchtige! So geſcheh' es Jeder, die es wagt, mir entgegenzutreten. Mit einem fürchterlichen Stoß mit dem ſpitzigen Knie in die Seite des Opfers gab ſie dieſem den Gnadenſtoß; Marie hauchte ihren Geiſt unter den teufliſchen Qualen der Gräfin aus. Erſt als die That geſchehen war, als die lebloſe Kranke aufgehört hatte, zu athmen, ſprang die Mörderin vom Bette herab und blieb daran ſtehen, indem ſie das Licht nahm und mit dem Ausdruck der Befriedigung in das Geſicht der Todten ſchaute.

Es iſt vollbracht! Sie liegt ruhig da! Ich habe ihr ein ſchlafbringendes Liedchen geſungen.

Mit dieſen Worten öffnete ſie die Thür. Der Wartefrau ſagte ſie, hinausgehend: Die Frau ſchläft. Stören Sie ſie nicht. Auch das Kind iſt ruhig.

Sie fühlte ihr Herz beruhigt, als ſie bei ſich zu Hauſe anlangte. Sie gab Befehl, daß Niemand ſie ſtöre; ſo blieb ſie den ganzen Tag über ruhig und mit dem Gefühl ihrer geſättigten Rache beſchäftigt. Anatol kam, um ſie zu beſuchen; ſie empfing ihn mit freundlichem Ausdruck und ſprach mit ihm mit Wohlwollen. Des Auftritts auf dem Ball wurde nicht erwähnt. Als er fortging, ſagte ſie zu ihm: Ich hoffe, Dich bald wiederzuſehen, Anatol. — Gewiß, Natalie! rief er, freudig erregt; ich denke, es iſt in dieſen Tagen ein Feſt bei Deinem Onkel. So iſt's, erwiderte ſie; komm dann gewiß, ich werde Dich erwarten. Er ging, und als er fort war, rief ſie ihm in befriedigter

Rache nach: Komm nur, Du wirſt Deinen Rachegeiſt finden, der Dich von jetzt an nie wieder verlaſſen wird. Am Abend war ſie müde und legte ſich etwas auf's Bett. Der Arzt kam, und den fragte ſie nach ſeiner Wöchnerin. Ich habe ſie heute und geſtern nicht geſehen. Es wird ihr hoffentlich wohlgehen, erwiderte Grimm. Ja, es geht ihr wohl! rief Natalie mit einem ungewohnten Ausdruck, über den der Arzt nachdachte. Die Fürſtin kam, und ihr vertraute Natalie den ganzen entſetzlichen Vorfall. Die Fürſtin erſchrak auf das Heftigſte. Sei ruhig, erwiderte Natalie, mir geſchieht deshalb Nichts. Aber man wird Dich vor's Gericht fordern. Mich? Du ſcherzeſt; ich habe ja Nichts gethan. Das Weib iſt geſtorben, während ich da war; das heißt Zufall. Glaubſt Du, daß Anatol ſo die Sache anſieht? Er mag ſie anſehen, wie er will, auf mich fällt kein Verdacht; und wenn es auch wäre, wer wagt es, die Nichte des Reichskanzlers anzuklagen! Ein ſchreckliches Beiſpiel giebſt Du da! Wenn alle vornehmen Weiber ſo dächten! Warum ſollen ſie nicht ſo denken? rief Natalie; iſt eine auf ſolche Art beleidigt worden, ſo ſteht es ihr frei, Rache zu nehmen. Jeder, der meine That erfährt und die Urſache derſelben weiß, wird mich entſchuldigen. Die Fürſtin war unfähig, weiter Etwas zu erwidern. Sie ſagte nur: Das iſt entſetzlich! Eine Medea kann nicht ärger wüthen, als Du es gethan haſt. So that ſie recht daran! O mir iſt ſo wohl, ſo leicht, ſeitdem ich die Schändliche aus der Welt geſchafft habe! Ich fange ein neues Leben an.

Mariens Tod blieb doch nicht ſo ganz ohne Vergeltung. Man ſprach von ihr und nannte ungeſcheut ſeine Mörderin. Anatol war außer ſich, er hatte alle Mittel in Händen, um gegen die Geliebte einzuſchreiten, aber er that es nicht. Der ungewöhnliche Nimbus, der ſie umgab, hielt jede Hand ab, ſich an ihm zu vergreifen. André Andreiwitſch wußte nicht, auf welche Weiſe er den Tod ſeiner Tochter rächen ſollte; auch ihm waren die Hände gebunden, Niemand, kein Richter getraute ſich die Klage zu unternehmen, es blieb beim dumpfen Geräuſch, das Einer dem Andern ſich zuflüſterte. Natalie ging unbekümmert ihren Gang fort und beſuchte nach wie vor die Geſellſchaften und traf mit Anatol zuſammen, der den Tod ſeiner geliebten Marie noch nicht verwunden hatte und ſie mit Abſcheu anſah. Die Fürſtin verließ ſie nicht; mit ungeheucheltem Schmerze folgte ſie ihr überall ſind und nahm ihre Entſchuldigung auch da, wo man wußte, daß ſie ſich nicht entſchuldigen konnte. Man hüte ſich, ſagten der Capitain und mehrere ſeiner Kameraden, eine vornehme Dame zur Rache zu reizen, ſie wird immer Siegerin bleiben, und jedes Mittel, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen, iſt vergebens.

Mariens Tod ging vorüber, man ſprach zuletzt nicht mehr davon. Sie wurde beerdigt und Niemand folgte ihrer Leiche, als der arme Waſil, der ſie beklagte und deſſen Schmerz gerecht war. Er ſuchte das Plätzchen auf dem Gottesacker aus, wo ſie hingebettet wurde, und netzte mit Thränen den Raſen des armen Opfers. Wie ſehr habe ich ſie gebeten, rief er an ihrem Grabe, immer zu ſeinem Freund Temploff, den Pfad der Sünde aufzugeben. Es half Nichts, nun iſt ſie todt und dahin, jetzt iſt das Gericht in Betreff ihres Lebenswandels ausgefüllt, nun hat ſie die Strafe ihrer That erfahren! O, Himmel! wenn es eine Gerechtigkeit giebt, ſo möge ſie auf das Haupt derjenigen fallen, die ſie vor der Zeit in das Grab gebracht haben! Sie war unſchuldig, aber der Lieutenant trägt die ganze Schuld, er iſt auch an ihrem Tode mit ſchuld, das ſag' ich laut mit Anrufung des höchſten Gottes.

Temploff verhinderte den Unglücklichen, mehr zu ſagen, er fürchtete für ihn und hatte zugleich für ſich ſelbſt Beſorgniſſe, die keineswegs übertrieben und ohne Grund waren. Die beiden Soldaten kamen oft zuſammen beim Grabe und ließen dort ihren Klagen und ihren Vorwürfen freien Lauf. Das iſt der Troſt der Armuth, daß ſie ohne Scheu am Grabe klagen darf.

6.

Zwei Jahre waren nach obigen Begebenheiten vergangen, als eines Morgens die Gräfin Natalie an den Fenſtern ihres Palaſtes ſtand, die nach der prächtigen Newa hinausgingen. Sie hielt den Blick auf die Waſſerfläche gerichtet, in der die Sonne glänzend wiederſtrahlte. Die prächtigen Kuppeln der Kirchen von Petersburg, die Anzahl herrlicher Paläſte, welche die Ufer der Newa bekränzten, unter denen der Admiralitäts-Palaſt hervorragte, alles Dies gab einen impoſanten Anblick und miſchte ſich in die Träumereien der jungen Dame, die unverwandt hinaus in's Meer blickte. Die Kammerfrau der Kaiſerin ſtand neben ihr und hatte ihr eben Nachrichten von der Kaiſerin und ihrer Familie gebracht. Was ſagen Sie, Clara, die Kaiſerin will fort? fragte die Gräfin zurück. Ja, Ihro Gnaden, war die Antwort. Es iſt beſchloſſen und der Herr hat ſchon die Erlaubniß zugeſagt, ſie geht nach Berlin zu ihrem Bruder. Gerade jetzt, da der Krieg hier losbricht? Das iſt nicht ſehr artig. Wer weiß es, ob es zum Kriege kommt? Und wenn es dazu kommt, wozu nützt ſie und ihr Hierbleiben? Um dem Herrn gute Laune zu verſchaffen, ſagte die Gräfin. Er iſt ſo ſchon übler Laune; er wird es vollends werden, wenn ſeine geliebte Gemahlin fortgeht. Die Kammerfrau machte ein verzweifelt verdrießliches Geſicht, indem ſie ſagte: Es iſt nicht Alles, wie es früher war. Der Herr tröſtet ſich, und die Gemahlin macht ihm nur Umſtände, wenn ſie hier bleibt. Wie, Madame Clara! Was ſagen Sie da? Auf welche Weiſe, dies möchte ich wiſſen. Er macht die Sitten der Hauptſtadt nach, erwiderte die Kammerfrau, er ſucht ſich eine hübſche Hofdame. Iſt es möglich, der tugendhafte, wegen ſeiner Tugend berühmte Heid ſollte ſo Etwas thun? Ich ſage Ihnen, daß dies unmöglich iſt! Machte es Alexander nicht auf ähnliche Weiſe?

Alexander! Das war etwas Anderes. Und er hatte keine preußiſche Prinzeſſin. Dagegen eine kleine Prinzeſſin aus Baden. Da kann man ſchon Etwas wagen.

Im Gegentheil, ſie war Kaiſerin, wie es dieſe iſt. Das bleibt ſich gleich. Dieſelben Pflichten, und dann iſt die jetzige Kaiſerin kränklich, der Herr iſt dabei bei guten Kräften. Der Kaiſer Alexander war kränklich; er hatte ſich ſchonen ſollen, und zu dieſer Kur, die ihm die Aerzte vorſchrieben, paßte die Kaiſerin ganz gut.

Kümmert denn jemals ein Herrſcher ſich um die Gebote ſeines Arztes?

Gewiß nicht; und er thut auch recht daran. Die Kaiſerin will aber auch ihren Bruder ſehen; ſie liebt ihn ganz außerordentlich. Wollen Ew. Gnaden nicht auch reiſen?

Wer hat Dir das geſagt?

Ich glaube es gehört zu haben.

Gut. Ja, ich werde auch reiſen. Schon um das langweilige Geſpräch hier am Hofe los zu ſein.

Sie haben recht; es giebt ärgerliche Zungen, die nie Etwas vergeſſen. So die Geſchichte.

Welche Geſchichte? Madame Clara, welche Geſchichte? —

Nun Gott, die von der Maitreſſe des Lieutenants, wie hieß ſie doch? von der man behauptet, daß Sie dieſelbe umgebracht hätten.

Albernes Geſchwätz!

Die Kaiſerin glaubt es auch; ſie hat noch vor ſchaffen ſollte, und ſie hat mich darauf ohne Antwort gelaſſen.“ — „Ah, das iſt etwas anderes,“ bemerkte Fräulein Schomberg ſehr ernſthaft. „Eine Perrücke gehört zu den eiteln Gegenſtänden des Putzes, aber ein Zahn? Wer wagte zu behaupten, daß dieſes ein entbehrlicher Luxusartikel ſei?“ — „Und er iſt noch dazu der einzige, den ich übrig habe,“ klagte der Vicomte. „Wenn ich ihn ausreißen laſſe bin ich von allen Zähnen entblößt.“ — „Alſo um ſo mehr;“ rief das Fräulein. „Der Gegenſtand iſt wichtig. Ich würde mich in Ihrer Stelle hinſetzen und in den unterwürfigſten Ausdrücken die Himmelskönigin erſuchen, mir ſpäteſtens in einer Stunde über die Frage Auskunft zu geben, ob ich den Zahn ausreißen laſſen ſoll oder nicht.“ — „Wo denken Sie hin?“ entgegnete er beſtürzt. „In einer Stunde ſoll die Antwort ſchon da ſein? Nein, mein Engel, eine ſolche Schnelligkeit im Antworten iſt ganz ohne Beiſpiel. Ich verſichere Sie, ein paar Tagen davon geſprochen und ſämmtliche Großfürſtinnen und Großfürſten ſprachen davon, und es wurde geſagt, daß —

Was denn? Zögern Sie nicht, ſagen Sie es mir aufrichtig.

Nun, daß man es unterſuchen würde. Wenn man die Schuldige fände, ſollte ſie der Beſtrafung nicht l[illegible] entgehen.

Ha! Die Schändlichen! Mir zu drohen, das wagen ſie?

Die Kaiſerin aber ſagte: ſie halte Sie deſſen nicht für fähig. Und dann war Alles ſtill.

Es ſoll mir nicht einmal erlaubt ſein, gegen eine Creatur, wie dieſe da, zu handeln, wie es mir einfällt? Das iſt eine ſaubere Regierung, wo ſo etwas Aufſehen macht. Die Kaiſerin Eliſabeth ließ vierzig Weiber niederſchmettern, blos weil ihr deren-Phyſignomien zuwider waren. Das waren Zeiten, ſo ſoll es wieder ſein!

Wer dürfte ſich das jetzt erlauben? Darum wäre es für Ihro Gnaden ganz gut, wenn Sie nach Deutſchland gingen; Sie können ja Ihren Onkel begleiten.

Wo denkſt Du hin, Clara? mein Onkel geht ſeine Wege; ich würde ihn nur geniren, wenn ich mit ihm ginge. Soll ich auch als Wartefrau mit einem alten Diplomaten reiſen? Wie albern das!

Freilich, Gnaden ſind noch jung und ſchön, das wäre nicht die amüſanteſte Reiſe.

Ich will mich vergnügen, will das ſehen, was ich ſehen will. Wenn ich mit ihm ginge, brächte ich die ganze Zeit mit Diners zu, bei denen ich die Honneurs machen müßte.

Aber dafür die Schönheit, die Bequemlichkeit! Das iſt auch Etwas.

Was mich betrifft, ich reiſe lieber etwas unbequem, aber dafür frei, nach meinem Willen.

Alsdann hält Sie Nichts ab, zu reiſen, wann Sie wollen.

Ich werde auch gehen, wann ich will. Es begleitet mich nur eine Kammerfrau.

Nicht Ihro Durchlaucht, die Frau Fürſtin?

Sie iſt ſchon fort. Sie erwartet mich in Paris, wo wir den Winter über bleiben wollen.

Wirklich wollte Natalie die Erlaubniß, die ſie von ihrem Oheim erhalten hatte, zu reiſen, benutzen, beſonders da ſie hörte, daß noch immer von der unangenehmen Geſchichte geſprochen wurde. Sie wollte nur die Abreiſe der Kaiſerin abwarten. Später, wenn ſie von ihrer Reiſe heimkehrte, hoffte ſie Alles vergeſſen zu finden, was ſie jetzt beleidigte und aufregte. Beſonders was ihr Verhältniß zu Anatol betraf, wollte ſie vollkommenes Vergeſſen den Leuten beibringen; darum begünſtigte ſie das Gerede, daß ſie ſich einen neuen Liebhaber auserſehen habe; dies war ein junger Geſandtſchaftsſecretair bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft. Da ſie nach Paris zu gehen beabſichtigte, ſo konnte ihr der Graf Ranchibor, der vielfache Verbindungen hatte, dort von Nutzen ſein. Aber die franzöſiſche Geſandtſchaft mußte nothwendig ihren Poſten in Petersburg verlaſſen, wenn der Krieg ausbrach. Die Fürſtin ſchrieb aus Paris und forderte die Gräfin auf, dahin zu kommen, wo ſie ihr ſchon eine vortreffliche Wohnung beſorgt hatte. Endlich reiſte die Gräfin ab. Sie nahm ihren Platz in einem eleganten Wagen und ging nach Warſchau, wo ſie eine Freundin hatte, die ſie beſuchen wollte.

In Warſchau angelangt, fühlte ſie ſich unwohl, wollte aber deſſenungeachtet ihre Reiſe fortſetzen. Am Abend vor ihrer Abreiſe war ſie auf einer glänzenden Abendgeſellſchaft bei der Freundin. Sie wurde hier ſo unwohl, daß an eine Fortſetzung der Reiſe nicht zu denken war. Sie mußte ſich in's Bett legen, und in der Nacht brach ein heftiges Fieber aus, das ſie an's Zimmer und an's Bett feſſelte. Der Arzt kam hinzu und erklärte ihr, daß ſie die Pocken bekommen würde. Die Nachricht war niederſchmetternd für ſie. Es herrſchte eine fürchterliche Angſt vor dieſer Krankheit, welche die ganze Schönheit des Geſichts in wenigen Tagen auf immer zerſtörte. Die Gräfin entſchloß ſich zu einem Mittel, das erſt ſeit kurzer Zeit bekannt und angewendet wurde. Sie ließ ſich eine Maske von Gold machen, genau an's Geſicht paſſend und nicht die mindeſte Zugluft hindurchlaſſend. Doch mußte es reines Gold ſein; war die geringſte Miſchung eines andern Metalls dabei, ſo nutzte die ganze Vorkehrung nichts. Die Gräfin empfing die Maske, band ſie ſich vor's Geſicht und reiſte damit ab. Unterwegs wurde ihr nochmals ſehr übel, und ſie zog in Heidelberg einen berühmten Arzt zu Rathe. Der beſichtigte die Maske und fand bei der Unterſuchung eine Miſchung von Kupfer in dem Golde der Maske. Die Gräfin war wüthend, als ſie dies bemerkte, ſie konnte ſich nunmehr denken, daß ihre Anſtalten und Vorkehrungen vergebens wären. In der That brach, da ſie kaum in Paris angelangt war, die Krankheit mit erneuerter Wuth aus und warf ſie auf's Krankenlager. Ihr Geſicht wurde von ſchrecklichen Wunden zerfleiſcht, gegen die Nichts ſie bewahren konnte; der ganze Körper ging in Eiterung über und furchtbare Leiden und Verwundungen waren die Folge. Ihre Dienerſchaft, die ſie mitgenommen hatte, verließ ſie, weil ſie es vor ſchrecklichem Geſtank nicht länger aushalten konnte. Schmerzen der wüthendſten Art marterten ſie Tag und Nacht. Die berühmteſten Aerzte von Paris waren an ihrem Bette verſammelt, Nichts konnte helfen.

Die Mittel, die ſie in Warſchau angewendet, die Krankheit zurückzudrängen, hatten ihre Wuth vermehrt, und jetzt half kein Medikament. Die Krankheit erhielt eine Stärke und Ausdehnung, wie ſie hier bis jetzt nicht bekannt war. Die Unglückliche lag ganz verlaſſen da, denn Niemand vermochte, ſelbſt für Gold nicht, bei ihr auszuhalten. Sie wälzte ſich auf ihrem Lager, indem ſie vor Schmerzen ſchrie, daß man in mehreren Häuſern der Nachbarſchaft ſie hören konnte. In ihrer Fieberphantaſie rief ſie immer den Namen von Marie Andreiwitſch aus, die ſie vor ſich ſah mit dem Kinde auf dem Arme. Unglückliche, was willſt Du? fragte ſie im Fieber und ſtreckte die Arme aus. Kommſt Du, mich mit Dir zu nehmen? Willſt Du denn Rache an mir üben? Schreckliches Geſpenſt! entflieh, entflieh! oder ich verfluche Dich! Gott ſei mir, Sünderin, gnädig! Ich flehe zu ihm, er wird mich ſchützen!

Der Ruf von der Krankheit hatte ſich verbreitet, man kam, ſie zu ſehen, aber Niemandem wurde der Zutritt zu der Armen geſtattet. Das ganze Haus war geſchloſſen und es ſtank darin, als wenn ein ganzes Schlachtfeld von Leichen ſich dort angehäuft hätte. Der einzige Arzt, der bis jetzt noch gekommen war, blieb auch aus, es war die höchſte Noth, man wußte nicht, was mit der Unglücklichen zu beginnen. Die Krankheit wurde immer bösartigerer Natur, und der Tod war in wenigen Tagen vorauszuſehen.

Nach langem, vergeblichem Suchen entdeckte man endlich in Paris in einer beſonders frommen Abtheilung einen Prieſter, der ſich entſchloß, der Unglücklichen die Beichte und die Abſolution zu ertheilen. Es war gegen Abend, als der fromme Mann in das verpeſtete Haus trat und in das Zimmer, wo die Sterbende lag. Er blieb lange Zeit vor ihr ſtehen und ſah ſie forſchend an. Wer biſt Du? fragte die Sterbende, daß Du es wagſt, in dieſes Haus zu treten, wo der Tod bereits alle ſeine Schreckniſſe ausgetheilt hat? Du mehr als Hiob Heimgeſuchte! antwortete der Prieſter, ich komme im Namen des Herrn. Mache Dich bereit mir Deine irdiſche Beichte abzuſtatten. Dieſe wenigen Worte erſchütterten die Sterbende tief. Sie richtete ſich auf und begrüßte den heiligen Mann mit Achtung und Ergebenheit, indem ſie zugleich bemerkte, daß ſie einen katholiſchen Prieſter nicht erwartet hätte, da ſie die Prieſter ihrer eigenen Religion, der griechiſchen, zu ſprechen gewünſcht hatte. Sie kommen nicht zu Dir, dieſe elenden Feiglinge; Du biſt für ſie mit den Schrecken der Hölle betroffen! Warte nicht auf jene Armſeligen, die ihre Furcht und ihre Beſorgniſſe ewig von Dir fern halten werden. Vertraue Dich mir, ich bin berufen, die letzten Worte zu vernehmen! Mich beängſtigt nicht irdiſche Furcht und das Entſetzen, welches die tödtliche Krankheit um Dich her verbreitet. Vertraue mir, Du haſt ſonſt Niemanden. Nun wohl, ſo vernimm mein laſterhaftes Leben, nur dazu dienend, Dich und andere Unglückliche, welche dieſen Pfad wandeln, abzuſchrecken. Ich bin reich und vornehm geboren, die Vergnügen umgaben mich früh und raubten mir mit ihren Schmeicheltönen jede Kraft, meiner Pflicht zu gehorſamen. Ich war eine ungetreue Gattin eines von mir nicht geliebten Mannes. Ich ergab mich jeder Ausſchweifung, die zwiſchen den beiden Geſchlechtern in großen Städten beſteht.

Ich ſank tief und immer tiefer, zuletzt trieb es mich in meiner Sündhaftigkeit ſogar zum Morde. Ich brachte ein armes Weib zum Tode, welches die bevorzugte Geliebte eines, meiner jungen Freunde war. Sie ſtarb unter meinen Händen. Seit dieſem Augenblick flieht mich die Ruhe, wo ich auch ſei, das Geſpenſt der Gemordeten tritt ſtets mahnend neben mich. Kein Gebet ſcheucht es. Die Sterbende ſank mit dieſen Worten ohnmächtig auf die Polſter zurück und ſeufzte ſchwer. Der Pater betete an ihrem Bett. Du biſt eine ſchwere Sünderin! begann er wieder, doch einem vereinigten Gebete wird es gelingen, Dich von dem Schlamm der Unthat rein zu waſchen. Erhebe Deine Seele im inbrünſtigen Gebete zu Gott. Scheuche alle Geſtalten der Vergangenheit von Dir, nur Gott habe vor Augen. Er hat Dich ſchon viel leiden laſſen, er wird Dir gnädig den größten Theil Deiner Leiden erlaſſen. Habe nur zu ihm Deine Zuverſicht. Natalie vernahm dieſe milden und ſanften Tröſtungen; ihre Seele begann wieder zu hoffen und nach einem halbſtündigen ernſten Bußgebet öffnete ſich ihr wieder der Himmel der Hoffnung, der nie ganz ſchwindet bei dem Verbrecher, der Buße thut. Dem Himmel ſei Dank, flehte ſie zum Prieſter, Deine Worte haben mir geholfen. Ich kehre zu Gott zurück und werde mich nicht von ihm trennen, wenn er mir ferner das Leben ſchenkt. Dies hoffe nicht, rief der Prieſter, der Friede Deiner Seele iſt jetzt das Einzige, das Dir entgegenleuchtet und nach dem Du ſtreben mußt.

So ſei es denn! antwortete ſie gefaßten Muthes; ſoll ich zum Tode geführt werden, ſo ende der Herr ſchnell meine Plage. Sie hatte dieſe Worte noch nicht beendet, als ein erneuerter Krankheitsanfall ſie heimſuchte. Der Prieſter gab ihr die Abſolution und blieb bei ihr, bis ihre Seele ausgeathmet hatte. So gehe nun, Du ſchreckliche Sünderin! Der Herr hat Dir vergeben! Dies waren ſeine letzten Worte. Keiner ihrer Angehörigen war bei dem Tode gegenwärtig, ſogar alle ihre Diener hatten ſie geflohen, ſie lag ganz allein und verlaſſen. Der Prieſter drückte ihr die Augen zu und beſorgte die Beſtattung, die ganz einfach, von Niemand geſehen, auf dem Kirchhof Père la Chaise in Paris ſtattfand. So endigte die berühmteſte und größte Schönheit von Petersburg in ihrem vierundzwanzigſten Jahre.

Von dem Schickſal der übrigen, in dieſer Erzählung vorkommenden Perſonen iſt nur wenig zu ſagen. Der bald hierauf ausbrechende Krieg zog die allgemeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Richtung hin. Der Reichskanzler legte bald darauf ſeine Stelle nieder, und mit ihm verlor ſich jedes Intereſſe, das er ſeiner Familie gewonnen hatte. Das Geſchick der Gräfin Natalie, ihr trauriger und ſchrecklicher Tod in Paris machte das Geſpräch zweier oder dreier vertrauter Cirkel aus und erloſch auch bald. Der Capitain blieb in ſeiner gewohnten Stellung, indem er durch den Krieg hinaufrückte und ſeine Lage erheblich verbeſſerte. Er hatte nach wie vor zahlloſe Liebſchaften, doch waren ſie alle nicht von der Art, wie ſie ſein Freund Anatol gehabt hatte, durch ihn verlor kein Weib ſein Leben. Wohl aber verloren ſehr viele junge Leute ihr Vermögen, und da es nach und nach bekannt zu werden anfing, auf welche Weiſe der Capitain zu ſeinem Gewinnſte gekommen war, ſo litt ſein Ruf dadurch und er fand ſich veranlaßt, die Angelegenheit mit mehr Mäßigung zu betreiben, zuletzt ſie ganz aufzugeben. Anatol blieb noch wenige Jahre beim Militair, dann gab er ſeinen Wunſch zu erkennen, bei der activen Armee im Kaukaſus eine Anſtellung zu erhalten; ſie wurde ihm gewährt und zwar zu ſeinem Unglück, denn die erſte bedeutende Schlacht zählte ihn zu ihren Todten. André Andreiwitſch als Madame la Vicomteſſe vor einem Jahre die unerhört ſtarke Kolik hatte, und ich mich darüber an meine Baſe wandte, kam die Antwort, daß ſie warme Umſchläge über den Unterleib brauchen ſollte, erſt nach drei Wochen, grade ſo lange wie mein Beichtvater abweſend war.“ — „Ich verſpreche Ihnen aber,“ ſagte das Fräulein ungeduldig, „daß Sie um eine Stunde die Antwort haben ſollen.“ — Der Vicomte lachte höhniſch: „Sie verſprechen, Dame; entſchuldigen Sie meine Heiterkeit, allein dieſes Verſprechen erſcheint mir ſpaßhaft. Darf ich fragen wie alt Ihre Familie iſt?“ — „Ein Ahnherr von mir kämpfte in der Schlacht bei Ronceval.“ — „Bagatelle; um einen ſolchen Ahnherrn bücke ich mich nicht ihn aufzuheben, und wenn er mir vor den Füßen läge. Da iſt der meinige ein paar Sous mehr werth, denn er ſaß bei der Hochzeit zu Cana mit zu Tiſche. Wie nun, Dame?“ — Die Gräfin und das Fräulein unterdrückten ihr war noch lange Inhaber der Krosnoi-Kaboc-Kneipe und legte ein hübſches Geld bei Seite. Seit dem Tode ſeiner Tochter hatte er allen Umgang mit ſeiner Schweſter abgebrochen, denn er rechnete ihr das Unglück zu, welches ihn betroffen; Waſil nahm er als Sohn auf, und er blieb bei ihm, als er ſeine Militairzeit zu Ende gemacht hatte.

Die rothe Schleife.

In den Gärten des Luſtſchloſſes Oranienbaum wandelte geſenkten Hauptes die junge Großfürſtin Katharina. Ihr zur Seite die jugendlich ſchlanke Geſtalt der Fürſtin Daſchkoff, ihre Vertraute und Geſellſchafterin. In den Händen Katharina's zitterte ein zuſammengefalteter Brief; ſie befand ſich in großer Aufregung. Die lange Lindenallee war bereits zur Hälfte durchwandelt, und noch hatte keine der beiden Frauen ein Wort über die Lippen gebracht. Die Blicke der Prinzeſſin durchdrangen rechts und links das Dunkel der Boskets, und als ſie nirgends die Annäherung eines menſchlichen Weſens entdeckte, nahm ſie mit einer raſchen Bewegung der Großfürſtin den geöffneten Brief aus der Hand und durchflog deſſen Zeilen. Auch ſie ſchien erſchreckt, als ſie den Inhalt erforſcht hatte, und der Blick, mit dem ſie ſich zu ihrer Begleiterin wandte, und die Stimme, mit der ſie fragte, waren beide gleich weit entfernt, Ruhe und Beſonnenheit zu verrathen.

„Was iſt das?“ rief ſie. „Wer kann ſich unterſtehen, ſolche Worte an Dich zu richten, m'amie?“

Katharina zuckte die Achſeln und flüſterte dann: „Es iſt Gregori, kein Anderer.“

„Der Tollkopf!“ fügte die Prinzeſſin hinzu. „Wir haben Mühe genug, Einen zu verbergen, jetzt ſollen es gar Zwei ſein! Siehſt Du nicht ein, daß das nicht geht, Kathinka? Wir werden unſere Sicherheit, ja unſer Leben auf's Spiel ſetzen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete die Großfürſtin, immer noch mit niedergeſchlagenen Blicken; allein es ſoll ſein. Wir ſollen untergehen! Eine Gefahr mehr — was liegt daran?“

„Schweig!“ rief die Prinzeſſin heftig; „um Gotteswillen nur nicht dieſe Muthloſigkeit, die mich zur Verzweiflung treibt. Es iſt noch Nichts verloren! Es wird Nichts verloren ſein, ſobald wir uns ſelbſt nicht verlieren!“

Eine Weile gingen Beide wieder ſchweigend neben einander; dann nahm Katharina den verhängnißvollen Brief, zerriß ihn und ſteckte die

Stücke einem Triton in die Oeffnung ſeiner ſteinernen Muſchel.

„Was thuſt Du?“ rief die Prinzeſſin und ſammelte mit Mühe die Fragmente. „Hier wird Alles unterſucht! Das Feuer iſt das einzige und ſicherſte Mittel gegen Verrath. Man kann nicht vorſichtig genug ſein. Erinnere Dich, wie man der Kaiſerin einen Brief brachte, den Du zerriſſen in den Kanal geworfen, den man aus dem Waſſer gezogen und zuſammengefügt hatte.“

„Dieſes Leben iſt unerträglich!“ rief die Großfürſtin.

„Es wird enden.“

„Mit unſerm Untergang.“

„Nein, mit dem unſerer Feinde. Nur Klugheit, Vorſicht, Verſtellung. Um's Himmelswillen, nur keine neuen Verbindungen des Herzens; Verbindungen des Kopfes ſo viel Du willſt. Die Kaiſerin hat geſtern Nacht wiederum einen Anfall von Stickhuſten gehabt; er hat von ein Viertel vier Uhr bis Morgens ſechs Uhr mit kleinen Unterbrechungen gedauert. Man verheimlicht es; allein Iwan Platow hat es mir geſagt, und Iwan lügt nicht.“

„Sie hat mich heute Abend zu ſich rufen laſſen,“

bemerkte in einem gleichgiltigen Tone die Großfürſtin.

„Sie hat Etwas vor. Ueberhaupt es weht ein Sturm. Faſt Alle glauben, daß ſie es nicht lange mehr machen, und daß es diesmal Ernſt wird. Nun, was ſagſt Du dazu, mein Herz? Wenn es in den Wolken beſtimmt wäre, daß heute zum letzten Male eine Großfürſtin Katharina hier gewandelt? Aber Du biſt durch Nichts zu erwecken; Du träumſt und ſinnſt fortwährend. Eine Welt geht dicht vor Deinen Füßen zu Grunde und Du ſiehſt durch den aufwirbelnden Rauch hindurch nur die dunklen Augen eines hübſchen jungen Mannes.“

„So iſt's,“ flüſterte Katharina, ihr Haupt noch tiefer ſenkend.

„So kann denn Nichts Dich erheben? Unglückliche!“

„Habe Geduld mit mir. Ich werde ihn nicht wiederſehen, ich werde ihn vergeſſen.“

„Der Himmel gebe es!“ rief die Fürſtin, und ſich raſch zur Seite wendend, ſetzte ſie hinzu: „Man kommt! Am Ende der Allee dort ſah ich Uniformen auftauchen! Der wachhabende Officier ſalutirt; es iſt der Großfürſt!“

„So laß uns eilen, in's Schloß zu kommen!“

rief Katharina, und mühte ſich, ihre Vertraute nachzuziehen, doch dieſe hielt die Fliehende zurück, indem ſie ſagte:

„Nicht doch! Wir bleiben. Er hat uns ſchon geſehen. Meine Schweſter hängt an ſeinem Arme. Sie kommen auf uns zu. Faſſung! Ruhe!“

Peter näherte ſich mit der Gräfin Woronzoff am Arme. Er war in einem eifrigen Geſpräche mit ihr begriffen, und ſchien die Großfürſtin nicht zu bemerken, die an den Stufen eines Tempels der Minerva mit ihrer Begleiterin ſtehen geblieben war, und ruhigen Blickes die Ankommenden zu erwarten ſchien. In Peter's Gefolge befand ſich der dicke Kammerherr Lubinin, ein in Mode gekommener Spaßmacher, der trotz der Hitze des Julimonats einen Pelz mit Goldborden beſetzt, und eine hohe Wattenperrücke trug, die er von Zeit zu Zeit lüftete und ſie wie einen Fächer brauchte, um ſich Kühlung zuzufächeln.

Zehn Schritte von der Großfürſtin entfernt, ſcherzte Peter mit ſeiner Dame, und das boshafte und laute Lachen derſelben zeigten der Erſteren, daß dieſe Späße ſich mit ihr beſchäftigten, doch blieb ſie ruhig. Die Fürſtin Daſchkoff machte eine tiefe Verbeugung und dadurch aus ihrer Träumerei erweckt, verneigte ſich Katharina ebenfalls, ohne jedoch der herannahenden Gruppe die Augen zuzuwenden.

„Lubinin, mein Freund," hub der Großfürſt an, indem er ſich umwandte und den Spaßmacher herbeiwinkte. „Haſt Du ſchon geſehen, wie Götter vom Himmel herabſteigen?"

„Nein, Herr," entgegnete der Gefragte; „aber ich habe geſehen, wie Götter von der Erde zum Himmel ſteigen. Willſt Du mir erlauben zu bemerken, daß der Inhalt einer Burgunderflaſche ein Gott iſt, ſo gut iſt wie jeder Andere, und Du kannſt es erleben, daß dieſer Gott von der Erde, das heißt aus Deinem Leibe aufwärts in die Wolken ſteigt und Dich mitnimmt."

„Das iſt fein bemerkt!" nahm Peter das Wort, „und Deine Laune gefällt mir. Hier handelt es ſich aber um eine Göttin. Geh' hin und mache dort der Minerva Dein Compliment; aber mache es eben ſo tief, als ſie die Naſe hoch trägt. Ich glaube, das wird ein richtiges Verhältniß abgeben."

Während der Narr ſich auf den Weg machte, und ſich Katharinen unter Verbeugungen, die ihm den Schweiß in dicken Perlen entlockten, nahte, lachten Peter und ſeine Begleiterin überlaut. Katharina ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Auf dem Säulenabſatz lehnend, erwiderte ſie mit ruhiger Miene dem Spaßmacher auf ſeine Anrede: „Sage Dem, der Dich ſendet, daß Götter zu hoch ſtehen, als daß es Sterblichen gelänge, ſie zu beleidigen.“

„Da haben Sie's, gnädiger Herr,“ rief die Gräfin, indem ſie das Näschen emporwarf und mit dem Fächer ſpielte. „Wir zieh'n den Kürzern, wie immer. Mit dieſer Frau iſt's nicht möglich zu ſpaßen. Es vergeht Einem die Luſt, wenn man ſie nur erblickt. Laſſen Sie uns weiter gehen, es iſt hier unerträglich heiß.“

Peter ſchlug, ohne ein Wort zu erwidern, den Weg zum Schloſſe ein. Die Gräfin Woronzoff, die zum erſten Male modiſche Schuhe mit hohen Abſätzen trug, verlor einen Schuh und hinkte ein paar Schritte weiter, indem ſie ein lautes Wehklagen hören ließ. Sie machte einen Verſuch, ſich nach dem Schuh zu bücken, allein Peter hielt ſie ab, indem er rief: „Laß das, Maſchinka, Du biſt zu dick, das Bücken fällt Dir ſchwer,“ und ſich zurückwendend, rief er: „Madame, wollen Sie ſo gütig ſein, den Schuh unſerer guten Freundin wieder an den Fuß zu legen.“

Dieſen Aufruf bezog die Fürſtin Daſchkoff auf ſich, und ſie machte Miene, obgleich unwillig, dem

Gelachter unter den vorgehaltenen Schnupftüchern. Ich war uber den Grad von Narrheit erſtaunt, der in dieſem alten Individuum ſteckte. Es wurde nun ausgemacht, daß er an die heilige Jungfrau ſchreiben müſſe, und gleich nach ſeiner Entfernung ſetzten ſich die beiden Frauen hin um eine Antwort zu ſtiliſiren, die ich an den beſtimmten Ort hintragen ſollte. Dieſe Antwort war ein Meiſterſtück des myſtiſchen Mönchſtils, vermiſcht mit altmodiger franzöſiſcher Artigkeit, wie ſich die vornehmen Herrn und Damen zur Zeit Ludwig des Vierzehnten einander ſchrieben oder von ihren Sekretairen und Beichtvätern ſchreiben ließen. Ich war kaum in der Kirche angelangt, als ich gleich darauf den Vicomte eintreten ſah, mit einer kleinen Blendlaterne bewaffnet, und ſich vorſichtig dem Bilde ſeiner himmliſchen Baſe nähernd. Er machte drei tiefe Verbeugungen und legte darauf auf den Knieen liegend ſein Schreiben zu den Füßen des Bildes; war aber höchlichſt erſtaunt

Befehle zu folgen; allein Peter winkte ſie zurück und deutete auf ſeine Gemahlin.

„O nein, nein!“ flüſterte, dunkelroth im Geſicht, die Gräfin ihrem Führer in's Ohr, „was machſt Du für Scherze, Pierre!“ — Sie machte von Neuem einen Verſuch, ſich nach dem Schuh zu bücken, indem ſie zugleich zu einer nahen Gartenbank hinwankte.

„Ich befehle, Madame, ich, Peter, Sie legen den Schuh der Gräfin an.“

Katharina verließ langſam ihren Platz, ſah ihren Gemahl mit einem langen, finſteren Blick an, hob dann den Schuh auf und reichte ihn der Gräfin, die ihn raſch nahm und an ihren Fuß brachte, indem ſie vor ſich hin murmelte: „Wie doch unſer Herr manches Mal ſpaßhaft ſein kann!“ Sie erhob ſich ſtöhnend und hing ſich wieder an den Arm ihres Führers.

„Wir danken unſerer ſchönen Dame beſtens,“ rief Peter, „wir ſind zu jeder Stunde zu jedem Gegendienſt bereit.“

Katharina erwiderte Nichts.

In ihrer Hand hielt ſie eine rothe Bandſchleife, die ſich von dem Schuh gelöſt hatte.

„Die Bandſchleife, Madame? Sie behalten ſie?“

„Wenn Eure Hoheit erlauben,“ erwiderte die

Großfürſtin kalt. „Ich möchte ſie zum Andenken dieſer Stunde aufbewahren.“

Peter lächelte und ſetzte ſeinen Weg fort. Als Beide dem Schloſſe nahe waren, ſagte die Gräfin Woronzoff, indem ſie den Arm ſchüttelte, auf den ſie ſich ſtützte: „Du biſt zum Küſſen, mein Freund! Endlich einmal haſt Du dieſer Puppe gegeben, was ihr zukommt.“

„Noch nicht Alles, was ich ihr zugedacht habe,“ entgegnete Peter.

„Und was noch?“ fragte die Gräfin lachend.

„Ich bewahre in den Fächern meines geheimen Schrankes einen prächtigen Nonnenſchleier, von der alten Morſa geſtickt und mit einer Krone von Perlen verſehen.“

Dieſe Antwort brachte die Gräfin in ſo hohem Grade in's Lachen, daß ſie, unfähig die Treppen zu ſteigen, in die Arme ihres Führers zurückſank und ihr Geſicht mit den Händen bedeckte. „Und wann willſt Du dieſen ſchönen Schleier aus Deinem Schranke nehmen?“

„Wir wollen abwarten, was die nächſten Tage bringen werden,“ entgegnete Peter.

„Schön, ſchön!“ rief die Dame, indem ſie ſich Stirn und Wangen trocknete. „Ich will nicht ungeduldig ſein, obgleich ich recht gut weiß, was ich bekommen werde. Es wird ein köſtliches kleines Zuckerplätzchen ſein, Etwas, was ſo recht ſüß ſchmeckt.“

Sie verſchwanden Beide in dem Portal des Schloſſes.

Unterdeſſen ſetzten Katharina und ihre Vertraute ihren Weg fort. Eine Leichenbläſſe deckte das Antlitz der Großfürſtin, ihr ſonſt ſo feſter Schritt wankte. Die Fürſtin betrachtete ſie mit einem Blick voll Spannung und Aufregung. Endlich ſagte Jene mit einer klangloſen, unheimlichen Stimme: „Nicht wahr, weiter kann dieſe Behandlung nicht gehen?“

„Du haſt das Aeußerſte erlebt!“ rief die Fürſtin heftig.

„Der Stachel, den Du vorhin mir wünſchteſt, um mich aufzureizen,“ ſetzte Katharina hinzu, „er ſitzt in meinem Herzen.“

„Gottlob!“

„Frohlocke nicht! Es ſind furchtbare Geiſter, die aus der Tiefe ſteigen. Ich bin ſchwer zu reizen; doch einmal zum Kampfe herausgefordert, geh' ich auf Tod und Leben hinein.“

„Auf Tod und Leben!“

„Was ich erduldet habe, wer zählt die Kränkungen!“

„Nur immer mit Faſſung, immer mit Stärke!" rief die Prinzeſſin. „Nie hat man Dich klagen gehört! Es war, als ſeieſt Du von Stein, und Nichts könne Dich verwunden. Man kann mit ihr ſpielen, ſagte der Hof; ſie duldet Alles! — Andere ſagten: ſie liebt, und kümmert ſich um Nichts!"

„Und weißt Du, was die Dritten ſagten?"

„Nun?"

„Sie iſt klug; ſie wartet den Zeitpunkt ab, wo ſie handeln kann."

„Ach ja! zu Dieſen gehörte auch ich," ſeufzte die Fürſtin; „allein Deine unendliche Langmuth machte mich an Deinem Charakter irre. Himmel! ein Weib, und nicht Beleidigung rächen? Ich hätte ſchon zwölfmal den Olymp geſtürmt!"

„Und zwölfmal wäreſt Du ohnmächtig in die Tiefe geſchleudert worden!" ſagte Katharina mit Ruhe.

„Es iſt möglich; allein ich wäre dann unter den tödtenden Blitzen, unter dem Rollen des Donners eines erſchütterten Olymps, den *ich* erſchütterte, verſunken."

„Thörin! iſt's nicht beſſer, keck den Augenblick auszuerſehen, die Blitze ſelbſt zu erfaſſen und ihre Pfeile über den Häuptern meiner Feinde zu lenken?" rief Katharina. „Doch wollen wir das Nächſte, das Wichtigſte bedenken," ſetzte ſie mit ſanfter Stimme hinzu. „Willſt Du, während ich bei Hofe mich langweile, ihm die Antwort bringen?"

„Er wird Dienſt haben," entgegnete die Prinzeſſin.

„So eilſt Du in die Caſerne. Du wirſt viele Freunde Gregori's dort finden. Grüße ſie von mir, und im Vorbeigehen verrichte in dem Tempel der Mutter Gottes zu Kaſan ein Gebet für mich; zugleich theile Almoſen aus. Hier iſt Geld."

„Du haſt Geld, mein Liebchen?" rief die Prinzeſſin in heiterem Tone. „Wo haſt Du es her?"

„Pſt!" entgegnete Katharina, ſich umſchauend; „der franzöſiſche Geſandte —"

„Ich verſtehe. Alſo die kleine Ausgabe des Molière, die Du geſtern empfingſt — ?"

„Enthielt zwiſchen ihren Blättern Bankſcheine," entgegnete Katharina. „Der Marquis ſchreibt, ich hätte eine Ausgabe mit Noten gewünſcht; er ſchickte mir eine, von der er hoffte, daß ſie mir gefallen werde. Ich habe noch nie Molière mit ſolchem Intereſſe geleſen."

„Ich glaube Dir. Doch laß uns nun eilen. Du zu Deinen Gäſten, ich in die Stadt! Frohes Wiederſehen!"

In ihrem kleinen Cabinete, über deſſen Thür in großen goldenen Buchſtaben ein Spruch prangte, der Denen, die da im Guten kämen, Glück verhieß, Denjenigen jedoch, die böſen Sinnes über dieſe Schwelle träten, alle Strafen des ewigen Verderbens androhte, ſaß die Kaiſerin Eliſabeth und kämpfte mit einer Unruhe und Aufgeregtheit, die ſie nicht bezwingen konnte; dabei durchſchüttelte ſie trotz der Sommerhitze und eines Feuers, das im Kamin brannte, Froſt. Sechsmal hatte ſie eine Verſammlung des Hofes anbefohlen, und ſechsmal wieder abbeſtellt. Pulcheria Iwanowna, ihre erſte Kammerdame, wußte nicht, wo ihr der Kopf ſtand; ſie lief mit einem Haufen Kleider und Putzſachen bald hierhin, bald dorthin, und die Klingel der Kaiſerin, die nicht einen Augenblick zur Ruhe kam, brachte im Vorſaal unter den dienſtthuenden Kammerherren, den Pagen und Lakaien eine Bewegung hervor, wie ſie ſeit Menſchengedenken hier nicht erlebt worden war. Die Hoffouriere, die auf den drei nahe gelegenen Luſtſchlöſſern ein ſolennes Feuerwerk hatten anbefehlen müſſen, machten den Weg nochmals, um das Beſtellte wieder abzubeſtellen.

Auf einem Ruhebette ſaß Eliſabeth, halb angekleidet, den Kopf mit einem kleinen ſeidenen

Tuche verbunden, unter dem ihr noch völlig ſchwarzes Haar in naſſen Löckchen auf der Stirn und an den Schläfen klebte. Sie löſte ſich in Schweiß auf; ihre Augen ſtarrten und der Mund zeigte die vollen rothen Lippen offen und nach Luft lechzend. Ihre Schultern, die eine übermäßige Fülle rundete, hoben ſich glänzend weiß aus dem ſchwarzen Atlasſtoff, der das Untergewand bildete. Eine Schnur von Perlen, die größten und koſtbarſten, die man finden konnte, lag auf dem Boden und wurde von einem Bologneſer Hündchen hin und her gezerrt. Neben dem Ruhebette, auf einem Tabouret, ſtand ein offenes Käſtchen mit Schmuckſachen und Spitzengarnituren. Eliſabeth faßte mechaniſch bald nach dieſem, bald nach jenem Kleinod, und ließ am längſten eine Krone von Diamanten durch ihre Finger ſpielen, welche die Kunſtfertigkeit eines Brüſſeler Juweliers geſchaffen hatte und die erſt vor einigen Tagen angelangt war. Doch auch dieſe Koſtbarkeit legte ſie gähnend hin und ſah ſich mit ſtarren und fragenden Blicken im Cabinet um. Ihr Auge fiel auf den Arzt, der an einem kleinen Marmortiſche ſtand und ein Recept ſchrieb. Dieſer Mann, ein Deutſcher von Geburt, war groß, lang und dürr, und von einer unerſchütterlichen Ernſthaftigkeit. Die

Kaiſerin wendete ihr Auge von der unerfreulichen Figur ab und ließ es auf einem Manne ruhen, der das Gegentheil von dem Arzte bildete, der klein, rund und von einer großen Beweglichkeit war. Dies war ein leibeigener ruſſiſcher Bauer, der durch die Eigenſchaft, die er beſaß, die Kaiſerin zum Lachen bringen zu können, zu der Würde eines Fürſten und nebenbei eines Admirals der Flotte Ihrer Majeſtät emporgeſtiegen war. Eliſabeth, die, wie ihr erlauchter Vater, Peter der Große, es liebte, mit ihrer Umgebung ihren Spaß zu treiben, hatte dieſen Mann aus keiner andern Urſache zum Admiral gemacht, als weil er das Waſſer nicht vertragen konnte, und ſtets wie wahnſinnig wurde, wenn man ihn in ein Boot ſetzte. Er mußte die kaiſerliche Galeere leiten, wenn der Hof nach Schlüſſelburg fuhr, und die Qual, die der Arme jedesmal erlitt, wenn er ſich an das Steuerruder ſtellte, erregte die Lachluſt der Tochter Peter's des Großen, und mithin auch des Hofes.

Fürſt Nikita, als er die Blicke ſeiner Gebieterin auf ſich gerichtet ſah, kroch aus dem Winkel hervor, wo er mit einer Meerkatze geſpielt hatte, und ſtellte ſich mit komiſcher Grandezza mitten in's Zimmer, und der Kaiſerin den Rücken kehrend, machte er tiefe Verbeugungen gegen den großen Wandſpiegel.

„Was haben Sie da, André Andreiwitſch?“ fragte Eliſabeth.

„Bei Gott, Mütterchen,“ entgegnete der Fürſt, „hier in Deinem Zimmer iſt, ohne daß wir es bemerkt haben, ein Jüngferchen von einer großen Schönheit eingedrungen. Schau' 'mal hin. Aber ich muß tadeln, daß ſie dreiſter iſt, als es ſich ziemt, daß ſie auf dem Ruhebette Platz genommen hat, ohne um Erlaubniß zu fragen, und daß ſie ein Bein nachläſſig auf ein Bänkchen ſtützt, während ſie das andere nur halb bekleidet auf die Polſter hingeſtreckt hat. — Halt, mein ſchönes Kind! So führt man ſich nicht im Zimmer einer Fürſtin auf, die über die ganze Erde gebietet. Wollt Ihr wohl fort, Zieräffchen! Glaubt Ihr, daß die ſchönen Zähne, die Ihr zeigt, Euch ſchützen werden, oder der zum Kuſſe einladende Roſenmund? Oder, Gott weiß, was ſonſt noch für Annehmlichkeiten, die Ihr ſehen laßt? Ich ſage Dir, Frauchen, es hilft Dir Nichts, Du mußt fort, und ich werde, ſo ſchwer es mir wird, ſelbſt Hand anlegen, Dich zu vertreiben!“

Hiermit ſchlug der Mann mit ſeinem Taſchentuche nach dem Spiegelbilde, und die Kaiſerin rief unter Lachen, indem ſie ſich auf den Polſtern zuſammenkrümmte: „Was thuſt Du, Nikita, was machſt Du, mein Freund? Du züchtigſt Deine Kaiſerin! Du führſt Schläge nach Deiner Gebieterin? Iſt das wohl erlaubt?“

„Ach!“ rief der Fürſt, „welche Zauberei! Ja, jetzt erkenne ich Dich!“

„Erkennſt Du mich nun?“ jammerte Eliſabeth.

„Aber nun,“ fuhr Jener fort, „ſollen mir die Leute kommen, die da ſagen, Du ſeieſt eine kranke Frau. Bei dem Barte meines Vaters und dem künftigen meines Enkels, ich möchte wiſſen, wie dann geſunde, ſchöne Weiber ausſehen, wenn Du eine Kranke biſt. — Geſchwätz, Nichts als Geſchwätz! Die Leute bei Hofe wiſſen Nichts zu reden, darum reden ſie dummes Zeug; und die Dümmſten ſind Die, die ſich ſchwarze Kleider machen laſſen, um darin ihre Glieder zu bergen, die nicht dünner und nicht jämmerlicher unter den Todtenknochen am Galgen gefunden werden können, und die in dieſer Tracht ſich hinſtellen, um Papierſtreifen mit unverſtändlichen Zauberſprüchen zu füllen.“

Der Arzt, auf den die Spötterei ging, hatte juſt ſein Recept vollendet und wurde von der Kaiſerin mit einer Handbewegung verabſchiedet.

dort ſchon ein zuſammengefaltetes Papier liegen zu ſehen. Er nahm es, eröffnete es und las mit allen Zeichen der lebhafteſten Freude und des ungemeſſenſten Stolzes die Antwort auf ſeine eben hingelegte Frage.

Am andern Morgen als ich den Frauen den Auftritt in der Kirche geſchildert hatte, erſchien der Vicomte ſelbſt und wurde ſogleich gefragt wie ſich die Angelegenheit mit dem Zahn geſtaltet habe. Er war noch ſo erfüllt von dem Wunder, daß wir ihm Zeit laſſen mußten über den ganzen Vorfall erſt recht zur Beſinnung zu kommen, dann zog er triumphirend den Brief hervor und zeigte ihn uns aus der Ferne, ohne ihn leſen zu laſſen, denn das hielt er für eine Entheiligung der verwandtſchaftlichen Correſpondenz. „Stellen Sie ſich vor, Madame,“ ſagte er zur Gräfin; „dieſesmal hab ich nicht eine Stunde warten dürfen, ich fand die Antwort auf meine unterthänigſte Anfrage ſchon daliegend.“ —

Kaum war er fort, als Eliſabeth das Recept in die Kaminflamme zu werfen befahl.

„Ich glaube, Majeſtät,“ bemerkte der Admiral, „der Schornſtein, wie dieſes Cabinet, iſt, wie die Baucommiſſion neulich allerunterthänigſt verſicherte, deshalb ſo wackelig geworden, weil der Kamin ſeit einiger Zeit ſo viele Recepte hat verſchlucken müſſen.“

„Elena!“ rief die Kaiſerin, und die erſte Kammerdame nahte ſich.

„Gieb mir meine Dormeuſe, den grauen Rock mit der Perleneinfaſſung und einen ſchwarzen Spitzenſchleier. Den übrigen Kram hier ſchaffe fort. Ich will heute Abend vernünftig ſein, und Nichts thun, was mir ſchaden kann. Hier haſt Du auch den Schlüſſel vom Iwan Weliki; und hörſt Du wohl, wenn ich Dir auch befehle, ihn mir zu geben, Du giebſt ihn nicht.“

„Ich werde ſagen,“ nahm die Dame das Wort, „daß die Kaiſerin mir verboten hat, den Schlüſſel an Schweſter Eliſabeth zu geben.“

„Gut! Und nun ſiehe nach, wer im Vorſaal iſt.“

„Ihro Majeſtät, die zwei Damen.“

„Was für Damen?“

„Die hierher beſtellt worden ſind, um ſich zu verſöhnen.“

Eliſabeth dachte nach, ohne daß ſie auf den vergeſſenen Umſtand ſich beſinnen konnte. Nikita rief: „Ei, Mütterchen, das ſind ja die beiden Frauen, die ſich am Peter-Paul's-Feſte öffentlich auf der Straße gerauft haben, und von denen man ſagt, daß die eine die andere in die Naſe gebiſſen habe. Wo mir recht iſt, ſo war die eine die hochgebildete Frau Senatorin Aurelia Anna Jüchkow, und die andere die Frau des Oberprocurators Filoſophoff.“

„Daß doch ſtets ſolche kleine Zänkereien in meiner guten Stadt Petersburg vorfallen!“ ſeufzte Eliſabeth.

„Es iſt recht widerwärtig!“ bemerkte Nikita. „Als der in Gott ruhende große Zaar, mein er geliebter Herr und Vater, noch lebte, pflegte er ein Mittel anzuwenden, was bei zankſüchtigen Perſonen ſeine guten Dienſte that. Einſt habe ich ſelbſt geſehen, wie er zwei Eheleute, die ſich nicht vertragen konnten, Bruſt an Bruſt zuſammenbinden ließ, und ſie mußten ſich küſſen, während ſie hinten mit Ruthen gezüchtigt wurden. Ich habe mich faſt todtgelacht, als ich es angeſehen. Dies nannte Papa Verſöhnung ſtiften. Zuletzt, wenn die Peitſchenhiebe vorüber waren, mußte der Pope kommen und den Segen über die Beiden ausſprechen. Ich will mit Anna Iliſchkow und Nadeſchda Filoſophoff etwas gelinder verfahren, obgleich Beide auch Ruthenhiebe verdient hätten.“

Das Geläute von unzähligen Glocken ließ ſich hören und zeigte eine beſtimmte Betſtunde an. Mit der Dormeuſe auf dem Kopfe, unter der das ungepuderte Haar verſteckt wurde, ſchleppte ſich Eliſabeth vor ein in der Ecke des Zimmers aufgeſtelltes Heiligenbild und warf ſich dort, oder vielmehr ſie fiel auf den Boden, und verurſachte dadurch einen lebhaften Schrecken in ihrer Umgebung. Die Kammerfrau und der Fürſt Nikita bemühten ſich Beide, die Liegende aufzurichten, welches ſie aber nicht zu Stande brachten. Der Kammerhaiduk, ein Mann wie ein Rieſe, kam herbei, und den vereinten Kräften dieſer Drei gelang es, der Kaiſerin wieder auf die Beine zu helfen. Sie war roth im Geſicht, die Augen waren hervorgequollen, und ſie ſtieß unverſtändliche Worte aus. Man ſetzte ſie wieder auf das Ruhebett. Während dieſer Scene der Bewegung war, unbemerkt von Allen, ein Mann eingetreten, in der Kleidung eines der ſtrengen Mönchsorden, mit einem Barte, der ihm weit über den Gürtel hinausreichte, und mit einem aus einfachem Holze geſchnitzten Stabe.

Dies war Cyrill, der Beichtiger der Kaiserin, als ſie noch Prinzeſſin war, und von ihr mit dem Vertrauen beehrt, das eine Tochter dem Vater zu erweiſen pflegt. Der Mönch hatte eine weite Reiſe aus Moskau, woſelbſt ſein Kloſter ſich befand, bis hierher gemacht, aus keiner andern Urſache, als weil auch ſein Ohr die Kunde von der gefährlichen Krankheit der Herrſcherin erreicht hatte. Der urſprünglich gutgeartete Charakter Eliſabeth's zeigte ſich in der Anhänglichkeit, mit der ſie an den Perſonen und Erinnerungen ihrer eben nicht freudenreichen Jugend hing. Der Mönch Cyrill ſpielte bei den Vorfällen der Vergangenheit eine Hauptrolle. Oft hatte er ſein Beichtkind vor der brutalen Behandlung, mit der Peter ſeine Gemahlin wie ſeine Tochter heimzuſuchen pflegte, geſchützt und dabei ſeine eigene Exiſtenz auf's Spiel geſetzt. Noch öfter brachte der vorſichtige Mann die zahlloſen leichtſinnigen und gedankenloſen Schritte, die die Unbeſonnene, leicht Verführte gethan, wieder in's paſſende Geleiſe zurück, und immer war Vater Cyrill der Verſöhner und Beſchützer, wenn kein anderes Mittel der Verſöhnung und des Schutzes mehr ausreichen wollte.

Eliſabeth erkannte kaum die runzelvollen Züge des Alten, als ſie in Thränen ausbrach und ein

Mal über das andere rief: „Jetzt kommt auch der alte Narr, um mir ſeinen Segen zu geben. Es muß alſo wirklich ſehr ſchlimm mit mir ſtehen. Cyrillus, weshalb erſcheinſt Du? Haſt Du kein Brod im Kloſter und kommſt Du hierher nach Petersburg, um zu betteln? Sprich, was willſt Du?“

Der Mönch warf einen ruhigen Blick im Zimmer umher und näherte ſich dann der Kaiſerin, die ihm mit einiger Anſtrengung und immer noch unter Thränen beide Hände entgegenſtreckte. „Komm, mein Alter!“ rief ſie dabei, „küſſe mich und laß meine Thränen in Deinen Bart rinnen. Ach, wie ganz anders ſind die Zeiten geworden! Kennſt Du noch Deine Tochter wieder? Ich war einſt froh und glücklich! Ich naſchte Pflaumen und Roſinen aus Deiner Taſche und ſtahl für Dich Lichtſtumpfchen für die Bilder in Deinem Kloſter! Weißt Du noch, wie Du mir wollteſt das Tabakſchnupfen beibringen, weil Du behaupteteſt, dies befördere die Keuſchheit bei den Frauen! Ich warf Dir aber die Tabaksdoſe in's Geſicht! — Biſt Du zu Fuß gekommen?“

Der Mönch, dem das Sprechen ſchwer wurde, bejahte kopfnickend und machte zugleich das Zeichen des Segens über die Kaiſerin, die fortfuhr, ihren Anzug zu vollenden. Sie murmelte dabei vor ſich hin: „Der alte Mann iſt ſchwach geworden; es geht mit ſeiner Sprache nicht mehr vorwärts!" Und zu dem Greiſe gewendet, fragte ſie: „Nun, wie findeſt Du mich, Väterchen?"

„Gott beſchütze Dich, meine Tochter!" entgegnete der Gefragte mit einer kaum hörbaren Stimme. „Du ſiehſt übel aus. Du biſt dick und haſt keinen Athem mehr. Mache Dich bereit, dahin zu gehen, wohin wir Alle müſſen. Der heilige Andreas iſt mein Zeuge, ich habe Dir nie geſchmeichelt und thue es auch jetzt nicht. Du erſchreckſt mich, meine Tochter! Ja, Du erſchreckſt mich."

„O mein gerechter Gott!" ſchrie Eliſabeth auf, indem ſie beide Hände vor's Geſicht ſchlug. „Alſo doch! Ich werde ſterben — ſterben — ſterben!" Sie ſchluchzte ſo heftig, daß der ganze Körper durchſchüttelt wurde. „Helft mir! Helft mir! Ich bitte Euch auf den Knieen, helft mir!"

„Gott hilft!" rief der Mönch.

„Ich will ein Kloſter gründen, ſo ſchön, ſo prächtig, wie noch keines geweſen; ich will es mit Reichthümern überſchütten. Alle Jahre zweimal will ich baarfuß dahin wandeln — aber nur jetzt nicht ſterben! Helft mir, helft mir!"

Sie ſank in die Kiſſen, ſtöhnte und ſchluchzte. Niemand wagte zu ſprechen.

Der Mönch verrichtete leiſe ſein Gebet.

Eliſabeth fuhr aus den Polſtern empor, und indem ſie die Fäuſte ballte, ſchrie ſie:

„Und Ihr! Was habt Ihr geſagt? Ich würde nicht ſterben! Ich ſähe geſund und blühend aus, wie noch nie. — Lügner! Gottloſe Lügner! Schandbuben und Schandweiber! Euer Antlitz ſoll eine einzige Peſtbeule werden dafür, daß Ihr Euere Kaiſerin belogen habt. Alles in dieſem Hauſe lügt, vom Keller bis zum Dach hinauf! So muß denn dieſer Alte kommen und mir die Wahrheit ſagen! Fort aus meinen Augen! Möge der Herr der Heerſchaaren an Eurer Sterbeſtunde thun, was Ihr an der meinigen gethan!“

Wie Spreu im Winde flog vor dem Dräuen der kranken Frau die ganze Umgebung. Eliſabeth ballte den Fliehenden die Fäuſte nach, und der Ausdruck ihres Geſichtes war ein furchtbarer. Das rollende Auge Zaar Peter's, mit dem er die aufrühreriſchen Maſſen vor ſich hinſcheuchte, verſendete in dieſem Moment auch bei ſeiner Tochter die Blitze. Der Zorn war mit dem Schmerz und der Demüthigung, die ſie zum erſten Male in ihrer vollen Gewalt empfand, gepaart, ſich ohnmächtig dem Geſchicke aller endlichen Weſen gegenüber zu ſehen! Eine Sterbende unter Sterblichen. Mit einem Blicke, in dem ſich unſägliches Elend ausdrückte, glitt das Auge über die Prunkgegenſtände des Cabinets, und blieb endlich mit dem Ausdruck des Ueberdruſſes und der Verachtung auf einer Krone haften, welche die Draperien, mit denen das Bett überwölbt war, zuſammenhielt. Es war, als wollte ſie ſagen: „Kannſt du, goldener Reif, Die, die unter dir liegt und ſich in Schmerzen windet, vor der Vernichtung ſchützen, die alles Erſchaffene ereilt? Das Bett einer Kaiſerin iſt gleich jedem andern Sterbelager.“

Der greiſe Mönch begann der Verzweifelnden ſeine Troſtgründe vorzutragen. Eliſabeth wurde ruhiger, und nach und nach ſchlichen leiſe wieder die Hinausgeſcheuchten in's Cabinet. Man meldete, daß der Bote zurück ſei, den die Kaiſerin zu dem Ceſarewitſch Thronfolger geſendet hatte, mit dem Befehle, daß er vor ihr erſcheinen ſolle. Eliſabeth raffte ſich auf; ſie wankte von dem Ruhebette bis zu dem Seſſel vor ihrem Schreibtiſche. Sie war in ein Kleid von grauem Atlas gehüllt, ihr Haupt deckte eine hochaufgefältelte Haube, ein ſchwarzer Spitzenſchleier fiel über dieſe Haube; ſie ſah wie eine ernſte, anſtandvolle Matrone aus; noch nie hatte ſie ſich für ihr Alter und ihre Stellung als Vertraute und Rathgeberin des Fürſtenpaares, das nach ihr die Stufen des Thrones beſteigen ſollte, gekleidet. Ein Zug von Güte und Milde herrſchte in ihrem Geſichte, aus dem die unnatürliche Röthe gewichen war.

„Wie haſt Du Deinen Herrn gefunden?“ fragte ſie den Offizier.

„Seine kaiſerliche Hoheit,“ tönte die Antwort, „ordneten und prüften eben die neuerlich aus Deutſchland gekommenen Recruten ſeiner holſteiniſchen Garde.“

„Gott ſtrafe mich!“ murmelte die Kaiſerin. „Immer daſſelbe alberne Spiel mit Soldaten! Ich fürchte, der Mann hat einen Stich im Gehirn.“

„Der Ceſarewitſch folgt mir auf dem Fuße und wird ſchon im Bereich des kaiſerlichen Palaſtes ſein, nahm der Adjutant wieder das Wort.

„Gut, ſo ſoll man ihn hierher führen, und ebenſo die Ceſarewna, wenn ſie angelangt iſt,“ befahl Eliſabeth. Zu dem Mönch Cyrill gewendet, fügte ſie hinzu: „Bleibe hier, Alter, und ſieh' zu, wie ich Frieden ſtifte. Du ſagſt, daß ich dem Richterſtuhle Gottes, des Allmächtigen — hier machte ſie ein Kreuz über ihre Bruſt — nahe bin; wohlan, Du ſollſt Zeuge ſein, daß ich nicht aus der Welt gehen werde, ohne alle Verſprechen zu halten und die Ruhe in meinem Reiche zu ſichern, indem ich Diejenigen, die nach mir über daſſelbe herrſchen werden, zu Einigkeit, Liebe und Friedfertigkeit ermahne.“

„Du thuſt wohl daran, meine Tochter!“ ſagte der Mönch. „Du wirſt dann auch Deinerſeits als ein gerechter Richter auf Deinem Richterſtuhl ſitzen. Der heilige Georg, der Schutzpatron Deines Reiches, ſegne Dich!“

Eliſabeth ſpielte, indem ſie die Bemerkung machte, daß ſie alle Verſprechungen erfüllen wolle, auf die Zeit an, in welcher ſie wankelmüthig geworden, und nahe daran war, den Prinzen Peter von Holſtein-Gottorp, den ſie ſelbſt aus Deutſchland berufen und zu ihrem Nachfolger beſtimmt hatte, von der Thronfolge auszuſchließen. Bis zu dieſem Tage hin war der Hof auch nicht ſicher, ob ſie dies nicht noch thun werde, und deshalb war die Zahl Derjenigen, die ſich um den künftigen Herrſcher geſammelt hatten und ihm ſchmeichelten, in der letzten Zeit um Vieles geringer geworden. Man ſchrieb dieſe Wandlung bei der Kaiſerin den Machinationen einer Partei zu, die ſich die altruſſiſche nannte, und die unzufrieden war mit der Wahl eines Prinzen zum Kai-

„Das finde ich ſehr natürlich,“ entgegnete die Gräfin. „Die heiligſte Jungfrau wußte, ehe Sie ihr ſchrieben, um was es ſich handelte, und wollte Ihnen ein Zeichen ihrer beſondern Gunſt geben, indem ſie nicht erſt Ihren Brief abwartete.“

Der Vicomte nickte beifällig mit dem Kopf.

„Und worin beſteht ihr Rath?“ fragte das Fräulein. — „Hier kommt erſt das wahre Wunder,“ entgegnete er mit großem Nachdruck in Stimme und Miene. „Ich begreife nicht wie meine Baſe wiſſen kann, daß ich noch einen Zahn, außer dem in Rede ſtehenden, im Munde habe. Aber wahr iſt's, ich habe noch einen. Er iſt nur Fragment, und brach vor ſechs Jahren ab, als ich bei dem Herzog von Chartres ſoupirte und im Pflaumenmus nachläſſigerweiſe ein Kern ſer, der ſo offene Sympathien für Deutſchland und namentlich für den König von Preußen, den die Kaiſerin wie die ganze Nation auf gleiche Weiſe haßte, an den Tag legte. Dieſe Parthei hatte in der letzten Zeit die Monarchin umlagert, und es befanden ſich Männer darunter, die ihren Ehrgeiz und ihre Herrſchſucht meiſterhaft unter der Maske der Treue für die Kaiſerin, und als Patriotismus zu bergen wußten. Allein in der Tochter Peter's, mochte ſie auch noch ſo wenig von dem ſeltenen Herrſchergenie ihres Vaters geerbt haben, deſſen Rechtsgefühl war bei alledem doch auf ſie übergegangen, und ſie hegte einen hohen Begriff von der Unantaſtbarkeit eines gegebenen Fürſtenwortes. In ihrer Krankheit, von der ſie nicht wieder geneſen ſollte, hatte ſie den gegebenen Fall überdacht, und es war ihr gelungen, ihre Launenhaſtigkeit und den Widerwillen, den ſie für den Prinzen hegte, zu beſiegen, und ſie nahm ſich vor, ihm wieder zuzuwenden, was ſein war.

Peter, der auch in dieſem Augenblicke der Krankheit ſeiner Tante nicht ſich und ſeine Eitelkeit vergaß, ließ, als er eintrat, beide Flügel der Thür mit Geräuſch öffnen und ſchritt ſo in das Cabinet herein, in derſelben Weiſe, wie er bei verſammeltem Hofe einzutreten pflegte. Er hatte nicht einmal die Rückſicht gehabt, den preußiſchen Orden von ſeiner Uniform zu entfernen, von dem er doch wußte, daß die Kaiſerin ihn zu tragen verboten hatte. Ganz anders erſchien Katharina. Sie kam leiſe und ſchüchtern, wie Jemand zu nahen pflegt, der die Stille eines Krankenzimmers zu unterbrechen fürchtet, und das Erſte, was ſie that, noch ehe der Blick der Kaiſerin auf ſie fiel, war, vor dem Heiligenbilde eine Verbeugung zu machen und dem Mönche Cyrill die Hand zu küſſen. Eliſabeth's Auge entging dieſes nicht, und eine Miene flüchtigen Wohlwollens zeigte ſich auf ihren Zügen, als ſie die Großfürſtin, die ihr die Hand küſſen wollte, zu ſich herabzog und an ihre Wange drückte.

„Meine Tochter, ich freue mich, Sie wiederzuſehen,“ hub die Kaiſerin an, „und das Gleiche gilt auch Ihnen, mein Herr Sohn. Nehmet Platz. Ihr Andern könnt hinausgehen, bis auf den Vater Cyrill und Elena. Das ſind zwei Perſonen, die Alles hören können, was ich ſage.

Die Genannten ſtellten ſich zuſammen in eine Ecke des Cabinets.

„Mein Herr,“ hub Eliſabeth in einem froſtigen Tone an, „man hat mir erzählt, daß wiederum allerlei alte dumme Geſchichten vorgefallen ſind, und daß Sie nichts weniger als bereit ſind, die guten Lehren zu befolgen, die ich Ihnen gegeben habe, und Sie Madame, man hat mir berichtet, daß Sie viel lieber einen franzöſiſchen Roman leſen, als daß Sie ſich bemühten, Ihrem Manne dienſtbar und gefällig zu ſein, wie es in einer guten Ehe ſein muß. He! iſt es wahr oder nicht? Habe ich recht oder unrecht? Reden Sie zuerſt, mein Sohn, Sie ſind der Mann und der Herr."

Der Ceſarewitſch machte eine Miene der Beſtürzung; ſo oft er auch von ſeiner Tante unter vier Augen Vorwürfe hatte anhören müſſen, ſo war es doch nie in dieſem ſeltſamen, feierlichen Tone geſchehen; auch fühlte er ſich unangenehm berührt, indem er ſah, daß ſein Vertrauter ihn hintergangen und daß die Kaiſerin keineswegs ſo krank ſei, als man ihm verſichert. Er erwiderte daher mit niedergeſchlagenem Blicke einige unzuſammenhängende Phraſen, deren Sinn war, zu verſichern, daß, wenn eine Entfremdung zwiſchen ihm und der Großfürſtin, ſeiner Gemahlin, eingetreten, dies nicht ſeine Schuld ſei. Katharina verſicherte, daß ſie Nichts von einem Nachlaſſen oder gar Aufhören ihrer zärtlichen und ehrerbietigen Aufmerkſamkeit für ihren Gemahl wiſſe.

Eliſabeth, der es unmöglich ſchien, den feierlichen Ton lange einzuhalten, rief jetzt lebhaft: „Ihr lügt!“ Sie ſchlug dabei auf den Tiſch und wiederholte nochmals: „Ihr lügt! Glaubt Ihr, daß ich nicht weiß, wie Ihr's treibt? Ihr wollt mich hintergehen? Was ſagtet Ihr dazu, wenn ich Euch aus dem Lande jagte! Ich kann's thun; wer ſoll mich hindern? Wer? frag' ich! So wie ich Euch hergerufen, kann ich Euch wieder wegſchicken. Nun, was ſagt Ihr dazu?“

Peter war aufgeſtanden und ſeine Blicke ſchoſſen Zornesſtrahlen.

Eliſabeth zog ihn am Rockſchoß zurück, ſie faßte den Orden und riß ihn von der Uniform, indem ſie ihn weit in's Zimmer hineinſchleuderte. „Will Er, Monſieur! Mache Er mich nicht wild! Er wird es ſchwer zu bereuen haben. Gott iſt allgegenwärtig, er ſieht auf dieſe Stunde herab!“

Der Mönch und die Kammerfrau nahten ſich ängſtlich; der drohende Ausdruck im Auge Eliſabeth's war furchtbar.

Peter blickte ſie mit zuſammengepreßten Lippen an und ſagte dann kaum hörbar, doch für das ſcharfe Ohr der Kaiſerin verſtändlich: „Man ſchickt keinen Kaiſer fort.“

Der Zorn Eliſabeth's kannte keine Grenzen, ſie fuhr auf, und mit einer Stimme, die, trotzdem daß ſie von der Wuth gebrochen klang, furchtbar lautete, rief ſie: „Man rufe augenblicklich den Senat zuſammen! Der Reichsrath komme herbei. Auf der Stelle! Hier in dem anſtoßenden Saale; ich will meinen Nachfolger ernennen!“

„Meine Tochter, was thuſt Du?“ rief Cyrill. „Erfüllſt Du alſo das Verſprechen, das Du mir gegeben.“

„Ich bitte für meinen Gemahl!“ rief Katharina.

Eliſabeth war in ihrem Stuhle zuſammengeſunken. Sie keuchte, und eine dunkle Röthe bedeckte ihr Geſicht.

„Entferne jene Beiden!“ ſtöhnte die Kaiſerin. „Ihr Anblick tödtet mich.“

„Eliſabeth Petrowna,“ rief der Mönch, „gedenke Deines Todes! Vergieb, auf daß Dir vergeben werde. — Und Ihr, Herr, kniet nieder und bittet ab der Frau, die Euch Gutes gethan und die jetzt bereit iſt, aus der Welt zu gehen, zürnend auf Euch!“

Peter ſah einen Augenblick unſchlüſſig Katharinen an, als er in deren Auge eine rothe, flammende Aufforderung ſah, ſich zu fügen, beugte er das Knie, und Eliſabeth, welcher der Andrang des Blutes das Sprechen verbot, machte eine ſchwache Bewegung mit der Hand, welche die Umſtehenden als ein Friedenszeichen deuteten.

Die Gruppe blieb einen Augenblick ohne Bewegung und ſprachlos. Die Thür hatte ſich leiſe geöffnet und man ſah im Vorſaal Perſonen erſcheinen, die dicht an die Thür traten, um zu hören und zu ſehen, was in dieſer merkwürdigen Unterredung vorging. Als die Kaiſerin die Augen wieder öffnete, ſchloß ſich auch die Thür.

Katharina, welche die Schwäche und das Unvermögen der Kaiſerin ſah, ſich nach dem Zornenfalle, der alle ihre Geiſteskräfte erſchöpft hatte, auf Das zu beſinnen, wovon ſie ausgegangen war, rief jetzt: „Wir haben den Befehl der Kaiſerin vernommen, dürfen wir wohl einen Augenblick zögern, ihn zu erfüllen? Hier iſt meine Hand, ich biete ſie, wenn ich gefehlt habe, meinem Herrn und Gemahl zur Ausſöhnung. Gott ſieht in mein Herz; ſtets iſt es erfüllt geweſen von dem Wunſche, das Wohl des Ceſarewitſch zu begründen.“

Sie reichte ihre Hand Petern, der ſie erfaßte. Der Mönch drängte ſich raſch zwiſchen Beide, erfaßte Beider Hände und ſprach den Segen.

Die Kaiſerin neigte das Haupt. „Bleibet ſo,“ murmelte ſie, „ſo iſt es gut, ſo hab' ich es gewollt! Und nun laßt es gut ſein. Verlaßt mich! Ich will in's Bett. Das war eine erbärmliche Stunde! Ich glaube, ich habe Allerlei erlebt, was nicht angenehm war. Doch gleichviel; ich darf an Nichts mehr denken, als wie ich wieder zu Athem komme. Es iſt Etwas in meiner Bruſt, das mir nicht gefällt! Auch im Magen habe ich Etwas. Gott der Gerechte weiß, was das Alles iſt. Ich will in's Bett.“

Katharina machte Miene, der Kaiſerin vom Stuhle aufſtehen zu helfen, allein Eliſabeth wehrte ſie ab, indem ſie mit einem kalten Lächeln ſagte: „Nichts da, Madame! Ich trachte nicht nach dem Glücke, in Ihren Armen zu ruhen; ich weiß, wer darauf allein ein Recht hat. Grüßen Sie den Grafen Poniatowsky von mir. Und Sie, mein Herr preußiſcher Korporal, auf Wiederſehen!“

Der Großfürſt und die Großfürſtin entfernten ſich. Sie durchſchritten das Vorgemach, das Kopf an Kopf von einer zahlloſen Menge erfüllt war, Arm in Arm. Katharina brachte ihr Tuch vor die Augen.

„Sie ſind verſöhnt!“ ziſchte man ſich in's Ohr. „Wie rührend!“

Eliſabeth, nachdem ſie die Haube abgenommen, die Bänder des Kleides gelöſt hatte, forderte von ihrer Kammerfrau den Schlüſſel zu „Iwan Weliki". Dies war ein Käſtchen, auf deſſen Deckel der Heilige dieſes Namens abgebildet war, und deſſen Inhalt in einer Auswahl feiner Liqueure und gebrannter Waſſer beſtand. Elena weigerte ſich, den Schlüſſel herzugeben, indem ſie, wie abgemacht war, den Befehl der Kaiſerin geltend machen wollte.

„Närrin! ſo gieb doch. Ich habe mich müde geſprochen mit den einfältigen Leuten; ich bedarf der Stärkung!"

„Gleichwohl darf ich gegen den Befehl der Kaiſerin Nichts thun!" entgegnete Elena.

„Den Schlüſſel!" rief Eliſabeth drohend. „Den Schlüſſel, oder ich laſſe Dich peitſchen, daß Du kein Glied mehr rühren kannſt."

Der Schlüſſel wurde ausgeliefert, das Käſtchen geöffnet, und gegen die Anordnungen des Arztes und gegen ihren eigenen beſſern Entſchluß ſchöpfte die Unglückliche aus der verbotenen Quelle reichlicher und unaufhaltſamer, als ſie es ſeit lange gethan. Beſinnungslos wurde ſie zu Bett getragen.

Eliſabeth war todt. Als der letzte unmittelbare Sproſſe aus dem Blute des großen Zaaren, wurde ſie von den Altruſſen beweint. Der Geſchichtſchreiber und Patriot entdeckt in ihr neben großen Fehlern, die ſie nicht verbarg, eine urſprünglich gute Anlage des Charakters und der Geſinnung. Sie war mild, verſöhnlich, und übte mit freiem Willen gute Werke aus. Der größte Theil ihrer Fehler entſprang aus der vernachläſſigten Erziehung, die ſie genoſſen, und aus den demüthigenden Erfahrungen, die ſich ihr im Umgange ſchlechter und roher Menſchen frühzeitig aufdrängten. Peter ſelbſt liebte dieſe Tochter nicht, er beſtimmte ſie für's Kloſter, und dieſem Umſtande iſt der ſchüchterne und wenig zum Hervortreten in die Aeußerlichkeit neigende Sinn der Prinzeſſin zuzuſchreiben. Nur das heftige Drängen ihrer Freunde und der ehrgeizige Charakter der Partei, die für ſie die Waffen erhob, als es galt, den ſchwachen Antor Ulrich und die Regentin Anna vom Throne zu ſtoßen, bewog die Schüchterne, aus ihrer Einſamkeit hervorzutreten, um die Stufen des Herrſcherſitzes zu beſteigen. Die wenigen Tugenden, die Eliſabeth als Herrſcherin beſaß, wurden durch das mächtige Genie ihrer Nachfolgerin in den Schatten geſtellt, und nur ihre Schwächen hat die Nachwelt behalten. Zu dieſen gehört ein weiches, lenkſames und jedem ſinnlichen Eindrucke offenes Herz; das Gefährlichſte ohne Zweifel, was ein Throninhaber mitbringen kann. Eliſabeth gab ſich den Eingebungen dieſes Herzens rückſichtslos hin; auch der einzige großartige Act ihrer Regentenlaufbahn, die Aufhebung der Todesſtrafe, war eine Eingebung des ſchwachen weiblichen Herzens, das zurückſchauderte bei dem Gedanken, Blutvergießen zu machen. Gleichwohl war dieſes Herz, wo es ſich darum handelte, ſeine Schwäche zu beſchönigen, ſein eiferſüchtiges Gelüſte zu befriedigen, grauſam und unerbittlich genug, eine Nebenbuhlerin öffentlich den Händen des Henkers zu überantworten und ſie unter den Hieben der Knute hinſterben zu laſſen. Wenn man eine Geſchichte der „Frauen auf dem Throne“ ſchreiben wollte, würde Eliſabeth ohne Zweifel übel wegkommen, und dennoch tragen ihre Verirrungen einen weit menſchlicheren Charakter, als die ihrer Namensſchweſter in England, die mit kalter und überlegter Grauſamkeit verfolgte und mordete, indem ſie ſich zugleich vor der Welt die Maske der Großmuth und des Edelſinns vorzuhalten wußte.

Eliſabeth hinterließ, wie behauptet wird, mehrere alſo eines Prinzen von Geblüt paſſirte, was leicht, wenn ich daraus eine Hiſtoriette gemacht, meine Geſinnungen für ſeine Majeſtät den König hätte verdächtigen können, zweitens weil ich vor ſechs Jahren noch eine kleine Liebelei mit der Ducheſſe d'Armeil unterhielt, und man in der Regel ſeiner Geliebten wohl von gebrochenen Herzen aber nicht von gebrochenen Zähnen vorerzählt. Sie ſehen, die Sache war alſo ein Myſterium. Jetzt erzählt mir meine Baſe davon und giebt mir den Rath, daß ich den erſten Zahn entfernen laſſen ſoll, da ich doch noch den zweiten hätte. Zu viel Güte, zu viel Gnade! — Ich habe ſogleich zweien Klöſtern, wo ich mich als Patron habe anſchreiben laſſen, beträchtliche Gaben geſchickt, und will den ausgeriſſenen Zahn in Gold

Kinder; eines derſelben, das ſogar der Sproß einer Verbindung ſein ſoll, über welche im Geheim die Kirche ihren Segen ertheilte, war jene unglückliche Prinzeſſin Tarakanoff, deren Schickſale bekannt ſind, und die unter Katharina's Regierung eines ſchmählichen Todes ſtarb, deſſen nähere Umſtände jedoch nicht ermittelt ſind.

Peter III. ſtürzte, als kaum ſeine Tante die Augen geſchloſſen, Alles um, was ſie im Laufe ihrer Regierung geſchaffen. Er änderte das Perſonal der Günſtlinge und brachte eine Menge ſogenannter Ehrenmänner in die Verbannung nach Sibirien. Die Geſchichte hat ſein Verhalten gegen Friedrich den Großen aufgezeichnet, das darin beſtand, daß er ſofort die Armee, die gegen Preußen operirte, zurückberufen ließ, und daß er Friedrich, den Eliſabeth auf das Bitterſte gehaßt, weil er ihre Eitelkeit mehr als einmal beleidigt hatte, ſeinen Beiſtand anbieten ließ. Ein Anerbieten, das mit beiden Händen angenommen wurde.

Am Anfange ſeiner Regierung faßte Peter III. eine Menge guter und heilſamer Entſchlüſſe, und er wurde in deren Ausführung durch redliche Männer unterſtützt, welche die Mängel der früheren Zuſtände durchſchaut hatten, und nun ſich an's

Werk machten, eine beſſere und haltbarere Ordnung der Dinge einzuführen. Leider war die Wirkſamkeit dieſer Patrioten nicht von langer Dauer, ſo wie es der ernſte und dem Wohlergehen des Reiches zugewendete Wille des Kaiſers auch nicht war. Das verderbliche Spiel der Parteien begann, und zugleich mit deſſen Wachſen nahm auch Peter's Gleichgültigkeit, ja Widerwille gegen Regierungsgeſchäfte auf eine bedauerliche und erſchreckende Weiſe zu. Er machte kein Hehl daraus, daß er nach Rußland gekommen war als Deutſcher, und daß er als Deutſcher darin herrſchen wolle. Die alten furchtbaren Stürme, mit denen ſchon ſein mächtiger Ahnherr, Peter der Große, zu kämpfen gehabt hatte, kamen jetzt über ſein Haupt herangezogen. Das Altruſſenthum erhob ſich, und von der rechtgläubigen Kirche angefeuert, machte es ſeine gewaltigen Schritte gegen den Inhaber des Thrones. Alle Welt ſah die Gefahr, nur Peter nicht. Er ſchwelgte in Gatschina, in Peterhof und in Oranienbaum, auf den kaiſerlichen Luſtſchlöſſern, und brachte ſeine Zeit damit zu, Soldaten nach deutſcher Manier einzuexerciren, und ſeiner Geliebten, der Gräfin Worenzoff, Feſte zu geben, bei denen die Orgien zur

Zeit der Regentſchaft in Frankreich zum Muſter genommen wurden.

Den ehrgeizigen Plänen der Gräfin, Kaiſerin zu werden, ſtand nur ein Hinderniß entgegen, nämlich Katharina, die man noch nicht in's Kloſter hatte ſchaffen laſſen. Peter hatte den feſten Plan dazu ſchon ſeit lange, wie wir geſehen haben, gefaßt, aber er zögerte immer, ihn auszuführen. Man hatte ihm geſagt, die Kaiſerin habe im Reiche eine mächtige Partei für ſich, und Peter glaubte dies. So wenig er ſich mit Dingen beſchäftigte, die außerhalb des Schauplatzes ſeiner Vergnügungen lagen, ſo hatte er doch Gelegenheit gehabt, hier und da den Antheil zu bemerken, den das Volk und die Armee an Katharinen nahm. Wenn ſie lange nicht öffentlich erſchienen war, ſo wurde dieſes Erſcheinen laut gefordert. In den Kirchen wurden eigene Gebete für ſie geſprochen, und als der Thronerbe geboren war, erſtieg ihre Popularität die höchſten Gipfel.

Dieſe Erfolge machten dem Kaiſer Katharina vollends verhaßt. Er ergriff jede Gelegenheit, ſie zu demüthigen, was denn zur Folge hatte, daß mehr als einmal die Armee und die Bevölkerung der Reſidenz offenkundig Zeichen der Theilnahme für die Kaiſerin an den Tag legten. Peter, dadurch noch erbitterter gemacht, häufte die Beleidigungen und Zurückſetzungen, und erlangte dadurch, daß Katharina kluger Weiſe ſich gänzlich zurückzog und dadurch das Gerücht veranlaßte, ſie ſei ſchon den Mauern des Kloſters übergeben worden, oder ſchmachte in einem noch erniedrigenderen Gefängniſſe. Man ſchmähte die dicke Woronzoff, man verwünſchte die ganze deutſche Umgebung Peter's, ja auf ihn ſelbſt entſtanden mitten in der Hauptſtadt Spottgedichte, deren Verfaſſer man verfolgte, die man jedoch nicht fand.

So ſtanden die Angelegenheiten bei Hofe, als der Juli-Monat des Jahres 1762 herankam. Die Verſchwörung gegen Peter hatte ſich organiſirt. Wir müſſen die Fäden etwas näher betrachten, aus denen das Gewebe beſtand. Ein ehemaliger Strelitze, ein verdienter alter Soldat, beſaß fünf Söhne, die er mit Mühe unterbrachte, indem ein Landcadettencorps ſie aufnahm. Dies waren die Gebrüder Orloff, ein Name voll düſterer Bedeutung in den Annalen der ruſſiſchen Geſchichte. Der älteſte, Iwan, war unbedeutend, er hatte kein anderes Verdienſt, als einen rieſenmäßigen Körper zu beſitzen, der ihn befähigte, in den Schenken bei einem ausbrechenden Fauſtkampf fünf ſeiner Gegner zugleich an die Wand zu preſſen und nahebei zu zerquetſchen. Der zweite, Gregori, hatte ſchon Eigenſchaften von mehr Bedeutung: er galt für den ſchönſten Jüngling in der Armee. Antinous und Herkules gaben Beide ihre Körpervorzüge zuſammen dieſem ungewöhnlichen jungen Heros. Dabei war er klug, muthvoll, verſchlagen und bis zum Uebermaße dreiſt. Als Adjutant eines alten Generals der Artillerie fing er damit an, die Geliebte des Generals auch zu der ſeinigen zu machen. Die Excellenz gerieth in Wuth, und ſchon war der Befehl gegeben, den jungen Abenteurer nach Sibirien zu expediren, als plötzlich ein myſtiſcher Einfluß ſich geltend machte. Der zürnende Arm des alten Generals wurde von einer verſchleierten Gottheit zurückgehalten, und dieſe Gottheit war — Katharina. Sie hatte bei einer der vielen Paraden in der Hauptſtadt dieſen jungen, kühnen Soldaten geſehen, ſie hatte ſeine Unglücksgeſchichte vernommen, und es fiel ihr nicht ſchwer, ihn zu retten. Sein Schreiben, in welchem er dankte und um eine Zuſammenkunft bat, war eben jenes, das wir am Anfang unſerer Erzählung in den Händen Katharina's erblickt haben. Seitdem war Orloff von Stufe zu Stufe in der Gunſt ſeiner Gönnerin geſtiegen, und hatte ſich dazu erboten, mit ſeinen Brüdern zuſammen den Theil der kaiſerlichen Garden für die Revolution zu bearbeiten, der ihm zugänglich war. Dies ging um ſo leichter, da Alexei und Fedor Orloff, die jüngeren Brüder, eben erſt Unteroffiziere und Sergeanten bei der Preobraſchenskiſchen Garde geworden waren. Dies war die Verſchwörung von unten auf; von oben herab wurde ſie von einem Manne geleitet, der in Anſehen ſtand, von dem Senator und Miniſter Panin, dem Erzieher des jungen Großfürſten Paul. Panin wollte jedoch den Plan mit einiger Abänderung zur Ausführung bringen: der Kaiſer ſollte zwar geſtürzt werden, allein Katharina nicht Kaiſerin werden, ſondern nur Vormünderin ihres Sohnes, bei welcher Gelegenheit denn der ſchlaue Miniſter für ſich die Stelle der oberſten Leitung der Geſchäfte während der Minderjährigkeit des Prinzen vorbehalten hatte. Dies wollten natürlich Katharina, ſo wie ihre Vertraute, die Fürſtin Daſchkoff, nicht. In der Gewalt der Letzteren lag es, den Senator umzuſtimmen und von ſeinem urſprünglichen Plan abzubringen. Verliebt in die junge Fürſtin, hatte er bis jetzt vergebens um ein Zeichen ihrer Gunſt ſich beworben: die Fürſtin liebte alte Liebhaber nicht. Man hatte ihn ausgelacht, ſeine Briefe zurückgeſchickt und ſeine Geſchenke verſchmäht.

Jetzt jedoch, da es galt, Einheit unter die Verſchworenen zu bringen, fand der Miniſter plötzlich in der Fürſtin eine gefällige Vertraute. Er gab ein Verſprechen von ſich, das darin beſtand, Katharina ohne alle weiteren Bedingungen zur Kaiſerin zu machen. Man kann alſo wohl ſagen, die Seele der ganzen Verſchwörung, und ohne welche ſie nicht zu Stande gekommen wäre, war dieſe ſchöne, verſchmitzte, muthvolle junge Prinzeſſin, die in ihrem Charakter mehr die Eigenſchaften eines Mannes als einer Frau zeigte. Mit ihrer Familie verfeindet, die dem Kaiſer anhing, und von ihm ſtündlich die Proclamation der älteren Schweſter, der Romanowna Woronzoff, der Geliebten Peter's, zur Kaiſerin erwartete, war ſie es, welche die Pläne eben dieſer Schweſter, ſo wie des Vaters, des alten Großkanzlers und Günſtlings Peter's, kreuzte, und ihre Ausführung lähmte.

Die Fürſtin liebte Katharina ſchwärmeriſch, und wäre ihr auch treu bis an den Tod geblieben, wenn Katharina nicht ſelbſt für gut befunden hätte, ſpäter, als ſie Kaiſerin war, die gar zu excentriſche und exaltirte junge Dame von ſich fern zu halten.

Es war eine ſchwüle Nacht vom 11. zum 12. Juli. Frühzeitig waren die Vorhänge im

Schlafgemach Katharinens niedergelaſſen, weil der Schein der Blitze, die unaufhörlich den Horizont durchflammten, blendete. Die Kerzen waren verdeckt, ein Dämmerlicht herrſchte im Gemach. Es war ein Zimmer in dem Schloſſe zu Peterhof. Dieſer Palaſt und Garten, die am Meere lagen, gaben die Hälfte des Weges an, der von Petersburg nach Oranienbaum, wo der Kaiſer ſich aufhielt, führte.

Es konnte nicht fehlen, die Gedanken der jungen Frau mußten einen eigenthümlichen Weg einſchlagen. Sie wußte, daß die Vorfälle der nächſten Tage entſcheidend ſein mußten, und ſie verhehlte ſich nicht, daß ſich wenig Hoffnung für das Gelingen eines ſo gigantiſchen Planes zeigte, wie der war, einen Fürſten mitten in ſeinem Lande, in ſeiner Hauptſtadt vom Throne zu ſtoßen. Und dieſer Fürſt war ihr Gemahl. Das Band, das ſie an ihn knüpfte, war das Einzige, das ihr Rechte gab, ihr, einer Fremden, auf den Thron dieſes Landes; und gerade dieſes Band wollte ſie löſen. Das Verbrechen des Aufſtandes gegen ihren Herrn vermählte ſich hier mit der Undankbarkeit einer untreuen Frau. Dies bedachte Katharina und — ſie ſchwankte. Noch einmal rief ſie in ihrem Gedächtniß jene frühen Tage zurück, wo ſie zum erſten Mal dieſes Land betrat und die Brautkrone ſie an der Hand eines nicht ungeliebten Mannes ſchmückte. Denn Peter war, bevor die Blattern ſeine Geſichtsbildung verwüſteten, ein ſchöner Mann, und er hatte Katharinen gewählt, weil er ſie geliebt; Eliſabeth hatte für ihn eine andere Gemahlin ausgeſucht. Die erſten Monate waren dem jungen Paar im Glück vergangen. An dieſem Punkte ihrer Erinnerung haftete jetzt Katharina. Sie kämpfte mit Gewalt die Geiſter der Erbitterung, des Haſſes, des Widerwillens nieder und ſuchte ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, die Liebe dieſes Mannes wieder zu gewinnen, eine gehorſame und getreue Frau zu werden und an ſeiner Seite Segen und Wohlfahrt zu verbreiten. Es koſtete hierzu nur einen Schritt zu thun — eine Unterredung mit Peter. Sie ſuchte ihn auf — in dieſer Stunde fand ſie ihn wohl allein — ſie ſchloß ſich mit ihm in ſein Cabinet ein! Mit Thränen geſtand ſie ihm, wohin die Verſuchung ſie geführt, ſie bat um ſeine Verzeihung, auch für Die, die mit ihr und für ſie fehlten — er verzieh! Die Einigkeit wurde auf Jahre hinaus durch ein gegenſeitiges heiliges Verſprechen beſiegelt. — Ja, ſo konnte es kommen! So mußte es kommen! — Und all' das

Entſetzliche, was die nächſten Stunden bringen ſollten, ſchwand in Nebel dahin.

Katharina erhob ſich. Sie wollte die Klingel ziehen, um Befehl zu geben, daß ein Wagen vorfahre; vorher wollte ſie noch ein paar Briefe finden, die ihr Peter als Brautwerber nach Deutſchland geſchrieben. In der Dämmerung ſuchte ſie die Fächer ihres Schreibſecretairs durch. Die Briefe, in ein beſonderes Fach gethan, wollten ſich nicht finden laſſen. Katharina nahm die Hülle von den Lichtern; in dem Augenblick ſchimmerte ihr etwas Rothes entgegen: ſie zog es hervor; es war die Bandſchleife, die ſie damals zu ſich geſteckt. Sie ſchauderte bei der Berührung dieſes Angedenkens, als hätte ſie eine Schlange berührt. Die ganze Folge von Kränkungen und Beſchimpfungen, die dieſer Bandſchleife vorangegangen und ihr gefolgt, trat mit einem Male vor ihre Seele. Ein grenzenloſer Widerwille befiel ſie und ihre Bruſt war zum Zerſprengen gepreßt. Raſch ſchloß ſie das Schubfach wieder und warf ſich auf die Polſter des Bettes.

Eine tiefe Stille herrſchte im Gemach. Dumpf erklangen die Akkorde des herannahenden Wetters. Die Blitze durchbrachen die Hülle des Vorhanges. Unfähig, ihren ängſtlichen Träumereien Widerhaſter Zahn eines Vicomte von Claude-Chaſſe, der die Ehre hat mit der gebenedeiten Jungfrau verwandt zu ſein.“

Alles das wurde ausgeführt und Niemandem fiel es ein darin etwas ganz Ungewöhnliches zu ſehn. Es lag im Charakter der Zeit. Meine Erziehung und der Religionsunterricht als Proteſtant, den ich genoſſen, machten, daß ich über dieſe und ähnliche Vorfälle mich anfangs gar nicht wieder zufrieden geben konnte, allein ich ſah deren ſpäter ſo viele, daß die Neuheit dieſer Seltſamkeiten verloren ging. Man glaubte in der Geſellſchaft an die ausſchweifendſten Legenden und Wunder, und nicht allein ein paar hyperbigotte Frauen thaten das, ſondern Männer, denen man in ihrem weltlichen Verkehr keine Spur dieſes phantaſtiſtand zu leiſten, öffnete Katharina halb das Auge und erblickte im Dämmerlicht in der Thür ihres Cabinets eine fremde Geſtalt unbeweglich ſtehen und deren Eingang bewachen. Eine leiſe Frage kam über die Lippen der halb Schlummernden; es erfolgte keine Antwort. Jetzt erhob ſich Katharina und war Willens, das Bett zu verlaſſen, als ſie, ſchärfer den Eintretenden anblickend, dieſen erkannte. Es war ein junger Offizier, klein von Wuchs, doch von einer äußerſt eleganten Taille; er nickte Katharinen lächelnd zu und mit einem Sprunge war er bei ihr auf den Polſtern des Bettes und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Vergieb, meine theuere Schweſter,“ rief die muntere Stimme der Fürſtin Daſchkow, denn ſie war es, die in dieſer Verkleidung ſteckte, „ich habe keine Zeit gehabt, meinen Rock zu wechſeln, und komme ſo raſch aus Petersburg gejagt, wie mein Pferd nur hat laufen können.“

Und weshalb?“ fragte Katharina, die Regentropfen von der Uniform ihrer Freundin trocknend „Was habt Ihr denn nun wieder vor?“

„Es muß noch dieſe Nacht Alles entſchieden ſein!“ ſagte die Prinzeſſin.

„Um Gotteswillen!“ ſchrie Katharina, „ich bin nicht vorbereitet!“

„Du wirſt ſogleich einen Orloff hier vor Dir ſehen.“

„Gregori?“

„Nein, Alexei. Gregori kommt uns von Petersburg aus entgegen.“

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte Katharina und ſtarrte ihre Genoſſin an.

„Noch Nichts; aber es ſoll Etwas geſchehen,“ erwiderte dieſe. „Weißt Du denn von Nichts? Vor einer Stunde ließ ich ein Schreiben an Dich abgehen, haſt Du es nicht erhalten?“

„Nichts habe ich erhalten.“

„Nun wohl! Es iſt gleichgültig, in weſſen Hände der Brief gefallen; in wenig Stunden weiß es doch alle Welt. So höre! Paſſek, der Trunkenbold, hat in ſeiner Weinlaune geplaudert, die Verſchwörung iſt entdeckt, der Bote nach Oranienbaum unterwegs. Ehe der Morgen graut, ſind wir Alle verhaftet, wenn wir nicht augenblicklich handeln.“

Katharina war vom Lager aufgeſprungen, ſie riß die Vorhänge vom Fenſter, und in dem Scheine der Wetterflammen ſtand ſie wie an die Erde gebannt; in ihren weißen Gewändern, in ihrem aufgelöſten Haar glich ſie einer Bildſäule des Schreckens.

Die Prinzeſſin horchte auf den Gang hinaus.

„Ich höre in der Ferne Schritte nahen,“ rief ſie.

Katharina rang die Hände und warf einen verzweiflungsvollen Blick gegen den Himmel. Draußen ſchoß der Regen in Strömen herab. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag erfolgten.

„Nein, es war der Poſten vor dem großen Saale. Wahrlich, es lärmt ſo arg, daß man Nichts hören kann. Jetzt! — Ja, da iſt er! Er kommt! Er hat ſich gut zurecht gefunden mit dem Schlüſſel zur Thür im Hofe, den ihm Gregori gegeben. — Aber was thuſt Du, Katharina! So kleide Dich doch raſch an; es iſt keine Minute zu verlieren.“

Noch immer ſtand die Kaiſerin unbeweglich da.

„Was iſt das?“ ſchrie die Fürſtin mit einer kreiſchenden Stimme. Schwankſt Du? Willſt Du uns Alle verderben?“

„Es iſt ein ſchrecklicher Gang, den ich gehe!“ entgegnete Katharina und ſchlug die Hände vor das Geſicht, dann ſetzte ſie mit ruhiger Stimme nach einer Pauſe hinzu: „aber ich gehe ihn.“

Auf ihren Ruf kam die treue Kammerfrau Iwannowna herein, und raſch waren die nöthigen Kleidungsſtücke angelegt. Es klopfte leiſe an die

Thür, die Prinzeſſin öffnete, und Alexei Orloff, genannt „mit der Schmarre“, trat ein. Er verbeugte ſich ſtumm.

„Iſt der Wagen bereit?“ fragte die Fürſtin.

„Er ſteht am Ausgang des Parkes,“ entgegnete der Gefragte.

„Wohlan, dann raſch fort!“

Sie ſchlang den Arm um die Kaiſerin und zog ſie mit ſich.

„Wir haben nicht Alle Platz im Wagen, der nur ein einfacher Bauerwagen iſt,“ ſagte Alexei Orloff. „Ich würde vorſchlagen, daß ſich Ihre Majeſtät allein mit Ihrer Kammerfrau hineinſetzten, während ich den Kutſcherſitz einnehme.“

„So ſei es,“ rief die Fürſtin, „ich werde ſtatt eines ermüdeten Pferdes ein anderes finden, und folge Euch in einiger Entfernung.“

Mit dieſen Worten bewegte ſich der kleine Zug die Hintertreppe hinab und erreichte durch die lange Ausgangsallee des Parkes eine kleine Pforte, die geöffnet ſtand. Das Wetter hatte nachgelaſſen; es tropfte von den Bäumen, die Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die Finſterniß. Katharina beſtieg den Wagen und nahm auf einem Bret Platz, das quer übergelegt war; ſie war in ein großes Regentuch gehüllt, eben ſo die

Kammerfrau, die ſich dicht neben ſie ſetzte. Orloff, in einen Kittel von grober Leinwand gehüllt, ergriff die Peitſche und ſchwang ſich auf den Kutſcherſitz. Nichts regte ſich nah und fern; es herrſchte eine Stille wie auf dem Kirchhofe. Katharina reichte nochmals vom Wagen herab die Hand der Fürſtin zum Abſchiede: „Wir ſehen uns glücklich oder nie wieder," flüſterte ſie.

„Auch ich weiß zu ſterben," erwiderte die Fürſtin.

Der Wagen bog um die Ecke des Parkzaunes und verlor ſich raſch in die Finſterniß.

Der erwachende Morgen fand die Flüchtlinge bereits in der Nähe der Stadt. Einen Büchſenſchuß ungefähr entfernt von der erſten Station vor Petersburg kam ihnen ein Zweigeſpann in der größten Eile entgegen. Ausbiegen war unmöglich, man mußte der Gefahr, wenn es eine war, dreiſt die Stirn bieten. Klopfenden Herzens hüllten ſich die Frauen dichter in ihre Tücher, und ihr Führer hieb auf die Pferde, um ſie zu möglichſt ſchnellem Laufe anzuſpornen. Welch' eine Freude gewährte der Schall von Gregori's Stimme, der ſeinem

Bruder zurief: „Biſt Du's?“ — Ich bin's! — „Haſt Du?“ — Ich habe! —

Jetzt ſtießen die Wagen zu einander. Die Pferde wurden gewechſelt, denn Alexei's Vorſpann war faſt zu Grunde gerichtet, und fort ging's in die Stadt. Gregori lenkte ſeinen Wagen leer hinterdrein.

Man kam glücklich an der Thorwache vorbei, und an ein Häuschen, wo Katharina abſtieg, die Kleidung wechſelte, ſich in die Uniform der Ismailoff'ſchen Garde warf und ein Pferd beſtieg, das bereit ſtand. Sie wechſelte nun einen flüchtigen Gruß mit den Verſchworenen, zum Theil Offiziere der Garde, die ſie hier erwartet hatten und jetzt mit ihr vor die Thore der Caſerne eilten. Es ging ſo raſch, daß Katharina auf dem Pferde ſitzend ihre Toilette vollendete, und daß ſie von Gregori das Portepée borgte, das ihrem Degen fehlte. Sie lachte, während ſie es empfing; ihre Augen ſtrahlten Freudigkeit und Muth; ſie winkte Allen freundlich und auffordernd zu. In dieſem Augenblicke langte auch die Fürſtin an und ordnete ſich dem kleinen Zuge zu.

Im Hofe der Caſerne umfing ein ungemeſſener Jubelruf die Kaiſerin. Die Soldaten drängten ſich in Schaaren zu ihr heran, drückten Küſſe auf ihre Füße, umſchloſſen den Hals ihres Pferdes und rieſen: „Es lebe Katharina, unſere Mutter!“ Die Kaiſerin rief: „Ich komme zu Euch! Rettet mich! Der Kaiſer ſtellt mir und meinem Sohne nach dem Leben!“ — „Wir werden Dich ſchützen!“ rieſen Tauſende wie mit einer Stimme.

Jetzt ging der Zug, mit jedem Schritte wachſend, in die anderen Caſernen. Der Generalmajor Wolkonsky, der Hauptmann Raſumowsky, die Grafen Stroganow und von Bruce ſchloſſen ſich dem Zuge an. Allmälig erwachte Petersburg. Der Aufruhr wälzte ſich von Stadttheil zu Stadttheil. Es lieſen lärmende Schaaren durch die Straßen, die da rieſen: „Es lebe Katharina II., Kaiſerin!“

Noch hatte man den Oberbefehlshaber des Zeughauſes, das Obercommando der Artillerie, nicht gewonnen, deren greiſer Chef, Villebois, erſtaunt fragte, als man ihm den Befehl der Kaiſerin überbrachte, ihr Treue zu ſchwören: „Iſt denn der Kaiſer todt?“ Ohne Antwort riß man ihn auf's Pferd. Er erblickte die Kaiſerin inmitten eines impoſanten Gefolges, und jetzt zögerte er nicht, mit der ganzen Abtheilung ſeiner Truppen überzutreten. Er bedauerte nur Eines, daß man ihn, bei ſeiner grenzenloſen Verehrung für Katharinen, nicht früher mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht.

Bereits hatten zehntauſend Mann Katharinen gehuldigt, als ſie die Caſernen verließ, und eilte, zur Kaſan'ſchen Kathedrale zu gelangen. Unter Trommelgewirbel und Hurrahrufen langte ſie an und fand dort den Biſchof von Nowgorod an der Spitze ſeiner Geiſtlichkeit ihrer wartend. Er führte ſie zum Altare, und nachdem Katharina hier ihr Gebet verrichtet und das Kreuz geküßt, wurde ſie als Kaiſerin, und ihr Sohn zum Thronfolger proclamirt. Die Wölbungen der Kirche dröhnten von dem Schall der tauſend Stimmen, welche die Worte wiederholten, die der Geiſtliche vom Altar aus ſprach.

Jetzt war das Werk ſo gut wie gethan.

Ermüdet kam gegen Mittag Katharina im Palaſte an, den zwei Garderegimenter umſtellten. Durch die Menge, die Kopf an Kopf den weiten Platz füllte, der vor dem Palaſte ſich ausdehnt, ſah man, da kein Wagen hindurch gelangte, den Zug der vornehmen Herren und Damen des Hofes, die in ihren Federhüten, in ihren Galakleidern mit Schleppen durch Soldaten und Volk mühſam einen Weg ſich bahnten, um in dem Palaſte einzudringen. Katharina ſtand hier, todmüde, drei Stunden unbeweglich; ihre Hand lag auf der Einfaſſung des Gitters und Tauſende von Lippen berührten ſie im Kuſſe. Der Bauer, der den Morgen eben ſeinen Kohl und ſeine Rüben zur Stadt gefahren, theilte ſich in dieſe Gunſt mit dem vornehmen Würdenträger. Für Alle hatte Katharina ein gütiges Lächeln. Die Anſtrengungen dieſes Tages waren unermeßlich. Dabei mußte die Monarchin ein ſtets wachſames Ohr für die militairiſchen Meldungen behalten, die von allen Seiten der Stadt und von der Feſtung Schlüſſelberg zuliefen. Von dieſer Seite her, fürchtete man, würde Peter landen, um ſich wieder in den Beſitz ſeiner Hauptſtadt zu ſetzen. Man pflanzte Kanonen auf den Plätzen der ſich durchkreuzenden Straßen auf; Verhaftungen fanden ſtatt, und die Paläſte der Verhafteten wurden augenblicklich von dem Volke erſtürmt und geplündert. Die Branntweinſchenken, die Bäckerläden, die öffentlichen Speiſelocale mußten ihre Schätze hergeben, und das Geſchrei wurde gehört: „Nieder mit den Deutſchen!“

Wir wollen ſehen, was indeſſen der Kaiſer machte.

Wir gehen einige Stunden der Nacht zurück und finden, gerade wie die geheimnißvollen Vorfälle im alten Palaſt zu Peterhof ſich ereignen, den prächtigen Saal mit Vergoldungen, gewirkten Tapeten, Gemälden, Spiegeln und Marmorvaſen geſchmückt in der kaiſerlichen Wohnung zu Oranienbaum, von Tauſenden von Kerzen erhellt, und eine lärmende Muſik von Blechinſtrumenten übertäubt die rollenden Donnerſchläge. Eine lange Tafel iſt gedeckt und ein lebhaftes Durcheinander unter den Gäſten bekundet den Glanzpunkt des Feſtes. Unter den Gäſten ſehen wir einige Geſichter, denen es mit der Fröhlichkeit nicht ganz ernſt zu ſein ſcheint. Da iſt unter Anderen der alte Feldmarſchall Münnich, ein Mann über die Achtzig hinaus, dennoch in Haltung und Miene ein ſo hohes Greiſenthum nicht verrathend. Er iſt's, den Peter befreit und wieder an den Hof gerufen hat aus einer Gefangenſchaft, die über vierzig Jahre gedauert und die der Verſtoßene in den Einöden Sibiriens zugebracht hat. Er fühlte ſich für dieſe kaiſerliche Gnade dem neuen Herrſcher verpflichtet, und iſt ernſtlich bemüht, deſſen Beſtes zu wahren. Die Dinge, die um ihn her vorſtifikation laut werden zu laſſen, es hätte in dem orthodoxen Bamberg den allerärgſten Skandal erregt. Bei Scherzen dieſer Art mußte man ſehr vorſichtig zu Werke gehn, und es gehörte ein ſo ſtarker Geiſt dazu, wie ihn die Gräfin beſaß, und eine ſo über alle Grenzen hinaus treibende Spottſucht, wie er in den niedlichen Körper ihrer reizenden Geſellſchafterin gebannt war, um im Namen der heiligen Jungfrau Briefe zu ſchreiben, und noch dazu über ſolche Gegenſtände. Man bedenke, daß zu derſelben Zeit zwei Mönchsorden mit einander prozeſſirten, wer von ihnen den ächten Schwamm beſäße, der mit Eſſig getränkt dem ſterbenden Erlöſer hingereicht wurde, und daß Kardinäle und Biſchöfe ſich in dieſen Streit miſchten und die Fakultäten Gutachten darüber eingehen, gefallen ihm nicht. Er erkennt aus Erfahrung die Beſchaffenheit der Luft, die ſich bildet, wenn Empörungen ſich bereit machen auszubrechen, und ſein politiſches Wetterglas hat ſchon lange auf Sturm gezeigt. Indeſſen er ſchweigt. Die große Kunſt, das Schweigen, hat er in den Schneeflächen am Ufer des Irtiſch gelernt. Nur mit einigen ſeiner Vertrauten wechſelte er bei Tafel Blicke der Mißbilligung und des Einverſtändniſſes. Er beobachtet, während die Anderen trinken, und ſein Blick iſt forſchend auf den alten Gaukler und Schelm, den Miniſter Panin, gerichtet, der hier den Wildfang unter den Wildfängen ſpielt, während er auf Kohlen ſitzt und ihm eben ein Vertrauter eine kleine Figur aus Zuckerteig zugeſchoben hat, die er zerbricht und darin einen Zettel findet, mit den Worten: „Es iſt Alles verrathen!“ Es drängt ihn, aus dem Saale zu kommen, aber unter welchem Vorwand? Er muß lächelnd die Scherze zweier jungen, ausgelaſſenen Frauen erwidern, die es darauf abgeſehen haben, ihn um ſeine Sinne zu bringen, und er möchte in die Erde ſinken, ſich in irgend eine undurchdringliche Höhle verbergen. Denn ſchon ſieht er im Geiſte die Galgen errichtet, um die Empörer daran zu hängen. Auch er hängt. Im Geiſte ſieht er das greiſe

Haar ſeines Hauptes ein Spiel der Winde. Das drohende Auge des alten Münnich verläßt ihn nicht! Die beiden Schönen drängen ſich immer näher heran. O, es iſt entſetzlich! Liebesgaukel und Schauer des Todes durchrieſeln zugleich ſein Gebein, dieſes Gebein, das ſchon ſo morſch und ſchwach iſt. Unterdeſſen lacht und ſcherzt und lärmt man fort und fort.

Peter feiert heute den Jahrestag des merkwürdigen Morgens, als ihm das Patent als Unterlieutenant im preußiſchen Heere von Friedrich dem Großen eingehändigt wurde. Ein ſehr erfreuliches und ſehr merkwürdiges Ereigniß. Unterdeſſen iſt der Lieutenant Major geworden, und Friedrich, mit dem ſarkaſtiſchen Hohn, der ihn nie verließ, wo es galt, einen Einfachen an Geiſt zu züchtigen, hat das Patent ſeines Hauptmannes nach Petersburg gelangen laſſen, und Peter hat es in großer Ceremonie entgegengenommen. Er iſt ganz Preuße an dieſem Tage. Er bringt unzählige Male Friedrich's Geſundheit aus, und vor ſeinem Bilde ſtehend, fordert er die ganze Geſellſchaft auf, ſich vor demſelben zu verneigen. Die ruſſiſchen Offiziere thun es, indem ſie heimlich dabei fluchen. Die dicke Woronzow fällt vor dem Bilde auf's Knie, und muß wieder aufgehoben werden, denn ihre Corpulenz und die Geiſter des Weines hindern ſie, aus eigener Kraft ſich zu erheben.

Unterdeſſen ſitzt der alte Miniſter auf Kohlen. Er darf nicht länger zögern, ſich aus dem Staube zu machen. Derjenige, der ihm die Warnung hat zukommen laſſen, iſt im ganzen Saale nicht zu finden; wahrſcheinlich iſt er ſchon fort. Soll er nun hier ſitzen, bis die Kunde aus Petersburg kommt und man ihn gefangen nimmt? Aber auch das Fortſchleichen kann Aufſehen erregen; die ſpähenden Blicke des alten Münnich und des Großkanzlers Woronzow, dem Münnich ſeinen Argwohn mitgetheilt, verfolgen ihn überall. Es iſt umſonſt, daß er den Unbefangenen ſpielt, er kann auf die Länge die Rolle nicht mehr durchführen; er entſchließt ſich endlich, ſich zu beurlauben, die Geſchäfte des kommenden Tages vorſchützend. Peter ſieht ihn lachend an und läßt ſich zweimal die Bitte vortragen, ehe er ſich die Miene giebt, ſie gehört zu haben. „Du willſt fort, Alter?“ ruft er. „Was treibt Dich? Iſt eine Depeſche angekommen, daß wir Krieg bekommen? He? Hat Dir der Großtürke ſagen laſſen, daß er mich, Dich und unſer halbes Reich zum Frühſtück verſpeiſen will? Sage mir, iſt unſer gekröntes Haupt in Gefahr, daß Du ſo nach Hauſe eilſt?“ — Alles lachte, als dieſe Fragen gethan wurden, und die dicke Woronzow, ſich auf Peter's Knieen ſchwingend, rief: „Siehſt Du denn nicht, daß unſer Papa Eile hat, ein Rendezvous nicht zu verſäumen, das er ſich an der Fontankabrücke gegeben hat?“

Ein neues ſchallendes Gelächter; denn dieſe Brücke war bekannt dafür, daß in ihrer Nähe eine Anzahl verrufener Häuſer ſich befanden.

Der Miniſter that Nichts, als eine ceremoniöſe Verbeugung nach der andern zu machen.

„Um es kurz zu ſagen, er will zu Bette,“ ſagte Peter, „laßt ihn gehen.“ — Damit winkte der Kaiſer, und Panin durchdrang die Reihen der Schwärmenden und gewann den Ausgang des Saales. Allein draußen fand ſich ein neues Hinderniß: ſein Wagen war noch nicht erſchienen, da er ihn erſt um mehrere Stunden ſpäter beſtellt hatte. Leiſe fluchend und in ſeinen Mantel gehüllt, ging er, oder trippelte vielmehr auf den Marmorſtufen des Veſtibuls umher. Der Regen fluthete aus den Wolken, die ſeidenen Strümpfe des Hofmannes waren ſchon durchnäßt, da erſchien der junge Graf André Woronzow und erſuchte den Miniſter, ſich des Wagens ſeines Oheims zu bedienen; er wolle ihn begleiten, da er ohnedies eines Auftrags wegen, den ihm ſein Oheim gegeben, in die Stadt müſſe. Der Miniſter ſchlug mit Freuden ein.

Mit dieſem Helfer in der Noth hatte es jedoch eine eigene Bewandtniß. Kaum war der Miniſter vom Kaiſer entlaſſen, als der Großkanzler und der Feldmarſchall raſch einen Entſchluß faßten. Wenn eine Verſchwörung beſtand und ſie heute Nacht zum Ausbruch kommen ſollte, durfte eine ſo wichtige Perſon nicht entſchlüpfen. Der Oheim näherte ſich alſo dem Neffen und zog ihn in eine Fenſterniſche. Mit Bekümmerniß ſah er, in welchem Zuſtande ſich der junge Mann befand; dennoch, es war kein Anderer da, dem der Auftrag gegeben werden konnte. „Du biſt betrunken!“ ſagte mit barſcher Stimme der Oheim. — „Nein,“ lautete die Antwort, „noch nicht, allein ich kann es werden.“ — „André, ich befehle Dir, Deine Sinne zuſammenzuraffen; es handelt ſich hier um etwas Wichtiges.“

Das blaue Auge des jungen Offiziers blickte halb pfiffig, halb reſpectvoll den Großkanzler an, der alſo fortfuhr, indem er ein ſtrenges Geſicht machte und eine gebietende Stimme annahm:

„Du ſollſt mit dem Miniſter Panin in meinem Wagen ſofort in die Stadt. Unterwegs, verſtehſt Du, forſcheſt Du den alten Mann aus.

Spricht er etwas Verdächtiges, oder trägt ſich während der Fahrt Etwas zu, das Verdacht erregt, ſo lenkſt Du den Wagen zurück und kommſt hierher. Haſt Du mich verſtanden?"

„Vollkommen!" ſtammelte der Jüngling.

„Im Wagen findeſt Du zwei geladene Piſtolen," fuhr der Kanzler fort. „Wenn man Euch überfällt, und Du der Uebermacht der Verräther weichen mußt, ſo ſchieße mit der einen den Miniſter, mit der andern Dich todt; denn ich will Dich lieber todt, als unter den Aufrührern wiſſen. Haſt Du mich verſtanden?"

„Vollkommen," erwiderte André, deſſen Rauſch bei der Erwartung der Gefahr, die ihm bevorſtand, zu weichen begann. „Ich bin ein Woronzow, und werde meines Namens würdig zu handeln wiſſen."

„Gut, ſo geh', und nimm keine Flaſche Wein mit. Hörſt Du? Kein Tropfen komme mehr über Deine Zunge."

Dieſes letzte Gebot hielt André nicht; er nahm nicht eine, er nahm fünf Flaſchen mit; denn, ſagte er, es regnet, und eine Näſſe, die vom Himmel kommt, muß mit einer Näſſe, die von der Erde kommt, bekämpft werden. Mit einigem Bedauern ſahen die jungen Damen den ſchönen André ſcheiden, der gerade in die rechte Laune gekommen, um amüſant zu ſein, was er im nüchternen Zuſtande nicht war.

Der Miniſter und ſein Gefährte krochen unter das Leder der leichten Chaiſe. André machte nur ſo viel Platz frei, als nöthig war, die Pferde zu lenken, die in raſchem Laufe die Chauſſée dahinflogen. Während André trank, nahm der Miniſter die Zügel. Bei der dritten Flaſche erinnerte ſich André ſeines Auftrages, und er machte ſich daran, ſeinen Gefährten auszuforſchen. Unglücklicher Weiſe traf er hierin nicht den rechten Ton.

„Ob wohl etwas Wahres daran ſein mag, Excellenz," hub er an, „daß einige böſe Menſchen eine Verſchwörung machen wollen?"

„Ich habe Nichts davon gehört;" entgegnete der Miniſter.

„Nichts davon gehört? Gut; aber vielleicht habt Ihr etwas davon geſehen?"

„Auch nicht."

„Gut, das höre ich gern. Wenn man ein ſo großer und ſo gelehrter Herr iſt, wie Ihr es ſeid, Excellenz, ſo giebt man ſich mit einer ſo dummen Geſchichte, wie eine Verſchwörung iſt, nicht ab. Ich bin nur Lieutenant und habe Nichts zu thun, als darauf zu ſehen, daß meine Soldaten ihre Montur gut in Ordnung halten, und nebenbei muß ich darauf ſehen, daß meine Maſchinka mir treu bleibt; aber dennoch habe ich ſo viel Verſtand, zu wiſſen, daß eine Verſchwörung eine gefährliche Sache iſt, die gewöhnlich damit endet, daß man entweder zu hoch oder zu niedrig geſtellt wird; zu hoch — am Galgen, zu niedrig — in den Kaſematten.“

Der Miniſter merkte jetzt, in welchen Händen er ſich befand. Er that einen Blick in's Freie, um auszukundſchaften, in welche Gegend man gelangt war. Er ſah einige erleuchtete Fenſter am Wege, die ſo einödig lagen, daß ſie unmöglich anderen als Bauerhäuſern angehören konnten. Petersburg war alſo noch weit. Seufzend legte er ſich wieder in die Wagenecke zurück. Ein ſcherzhafter Gedanke trieb ihn dazu, der Spion ſeines Spions zu werden.

André hatte ihm den Reſt ſeiner Flaſche angeboten; er nahm ſie und ſagte dann in einem heiteren Tone: „Sie ſind ein junger Mann, lieber Graf, und Sie werden es noch weit in Ihrer Laufbahn bringen, denn ich habe bereits ſchon viel von Ihrer Geſchicklichkeit gehört, empfangene Aufträge auf das Beſte auszuführen!“

„Du biſt ſehr gütig, mein Vater,“ entgegnete

André, in den Ton eines gemeinen Ruſſen fallend. „Es iſt wahr, meine Verwandten ſind mit mir zufrieden, nur mein Oheim findet, daß ich bisweilen zu ſehr die Weiber und den Wein liebe. Aber thut der Zaar etwas Anderes? Trinkt er nicht, wie man nur trinken kann?“

„Es iſt wahr, lieber Graf. Da haben Sie ein erhabenes Muſter. Aber bei alledem iſt er ein großer Held, und Niemand iſt, der ſo weiſe Entſchlüſſe faßt, wie unſer großer Kaiſer!“

„Hm! die Sache hat zwei Seiten!“

„Du meinſt, mein Sohn?“ hub der Miniſter vertraulich an.

„Ich meine Nichts. Denn der Oheim hat mir oft geſagt: Wenn Du getrunken haſt, ſo ſchweige!“

„So ſprich doch! — Ein geſcheidter Kopf, wie Du, weiß gewiß bei allen Dingen Gutes und Vortreffliches zu ſagen!“

„Nun,“ hub André an, indem er das Leder lüftete, um bei ſeiner losgeknöpften Uniform die friſche Nachtluft einzuathmen, „es iſt im Werke, ehe der Kaiſer die Expedition nach Dänemark beginnt, wo er, wie man weiß, die Armee ſelbſt führen will, hier im Hauſe reines Feld zu machen!“

„Reines Feld? Was heißt das?"

„Das heißt, er will die Kaiſerin in's Kloſter ſperren und ihre Freunde in ſichere Verwahrſam bringen laſſen, damit er Nichts zurückläßt, was irgend verdächtig iſt."

„Ha, dieſen Plan hat der Schurke Münnich ausgebrütet," murmelte der Miniſter.

„Was ſagt Ihr?" fragte der Lieutenant.

„Ich ſage, daß der Ungarwein vortrefflich iſt," war die Antwort. „Doch nun weiter!"

„Mein Oheim drängt den Kaiſer, mit der Verhaftung der Kaiſerin ſchnell vorzugehen, und der Zaar hat ihm und meiner Tante das Wort gegeben, noch heute Nacht ſichere Boten nach Peterhof zu ſenden, welche die Kaiſerin, die von Nichts weiß, im Schlafe aufrütteln und fortſchaffen ſollen, in ein Kloſter, weit hinter Moskau!"

Ein Schauder durchfröſtelte den Zuhörer.

„Aber ich ſage Euch das im Vertrauen," ſetzte der Lieutenant hinzu, „denn ich darf kein Wort plaudern. Ihr kennt meinen Oheim nicht, wenn er zürnt. — Die verdammte Flaſche — ſie iſt leer!"

Der Miniſter ſchraubte leiſe den Deckel einer kleinen Doſe auf und nahm Etwas von deren

Die Geſellſchaft der luſtigen Eremiten. — Einige Züge zur Sittenſchilderung der geiſtlichen Höfe.

Noch muß ich bei meinen Bamberger Erinnerungen eines jungen Mannes Erwähnung thun, der ſich mir mit enthuſiaſtiſcher Regung anſchloß. Es war dieſes ein Graf Schönborn, ein Verwandter des Biſchofs. Der Letztere bat mich einen wohlthätigen Einfluß auf dieſen lebhaften und zu allen Arten von Exceſſen geneigten Jüngling auszuüben; ich verſprach es. Mein junger Freund war Zögling eines Jeſuiten-Collegiums, und ſpäter iſt er zu dieſer Verbrüderung übergegangen und hat eben ſo ausgelaſſen den Fanatiker geſpielt, Inhalt. Der Morgen dämmerte bereits ſchon, ſo daß ſein Gefährte die Doſe bemerkte.

„Was habt Ihr da?“

„Pillen. Ich habe etwas zu ſtark heute Abend die Freuden der Tafel genoſſen. Mein Magen iſt nicht der beſte.“ Bei dieſen Worten kam ihm ein glücklicher Gedanke, dem er raſch zu folgen ſich entſchloß.

„Laßt mich auch von dieſen Pillen koſten,“ bat der Lieutenant, „ich habe zwar noch nie eine Arznei eingenommen, allein diesmal kann es von Nutzen ſein.“ Er erhielt die Doſe und warf den ganzen Inhalt, etwa fünfzig Pillen, mit Eins ſich in den Schlund. „Die kleinen Dinger,“ murmelte er, „werden mir vielleicht meinen Verſtand wiedergeben, der, ſo Gott lebt, zu wackeln beginnt.“

Der Miniſter nahm mit Lächeln die leere Doſe zurück. Was er gehofft, geſchah; ſein Gefährte bekam das heftigſte Bauchgrimmen, ſchüttelte den genoſſenen Wein unter Zuckungen wieder aus, ließ die Zügel der Hand entgleiten, und lag wie todt in der Wagenecke. Panin ergriff die Zügel und ſpornte die Pferde an. In einem Häuschen nahe vor den Thoren ließ er ſeinen Begleiter zurück und eilte, in das Winterpalais zu kommen. Unterwegs erfuhr er, was geſchehen war. Er athmete auf. „Gerettet!“ rief er. „Alſo ſo nahe hing das Damokles-Schwert über meinem Haupte! Ich werde an dieſe Nacht denken!“

Katharina begrüßte mit Freuden ihren alten Vertrauten. Die Fürſtin reichte ihm die Hand, die er küßte. „Wir ſind Sieger!“ rief ſie triumphirend. Dank ſei es den Pillen, die wir unſeren Feinden eingegeben!“

„Und mich haben meine Digeſtivpillen gerettet,“ entgegnete lachend der Miniſter; „denn gewiß hätte mein junger Taugenichts, ſo betrunken er auch war, mich nicht entſchlüpfen laſſen, wenn wir an die Thore gelangten.“

Der Tag war ſchon angebrochen, als ſich in Oranienbaum die Kunde von der ausgebrochenen und glücklich fortſchreitenden Verſchwörung in Petersburg verbreitete. Peter ſtand leichenblaß, als er die Kunde vernahm, als man ihm ſagte, ſeine Gemahlin ſtehe ihm gegenüber und komme mit einem Heere von 40,000 Mann, ihn in Feſſeln zu legen.

Die Frauen ſchrieen, die Offiziere lärmten, die Diener liefen durcheinander, die Candelaber wurden umgeworfen, ein Theil der Draperien gerieth in Brand. — Alles war Tumult und Zerſtörung.

Mitten hindurch ſchallte der Donnerton Peter's, der Befehl, anzuſpannen, um nach Peterhof aufzubrechen. Er wollte ſich davon überzeugen, daß die Kaiſerin wirklich fort ſei. Es konnte ja Alles Lüge ſein.

„Sie wäre wirklich mir zuvorgekommen!" rief er. „Es iſt unmöglich."

„Rette mich! Rette die Krone, die Du mir verſprochen haſt!" ſchrie die dicke Woronzow und wälzte ſich auf dem Teppich vor Peter's Füßen.

Peter tröſtete ſie durch ein paar Worte, die er wie im Traume vor ſich hin ſprach. Boten über Boten kamen, um die gegebenen Nachrichten zu beſtätigen und über den Fortſchritt der Empörung zu berichten.

Der Kaiſer brach nach Peterhof auf. Zu Wagen, zu Pferde bewegte ſich ein in Eile zuſammengebrachter abenteuerlicher Zug raſch die Straße hinab. Peter war der Erſte, der die Stufen des Palaſtes betrat, durch die Gemächer eilte und in das Schlafcabinet ſeiner Gemahlin, deſſen Thür er durch einen Fußtritt ſprengte, eintrat. Es war leer. Beſinnungslos ſtand er auf die Stelle gebannt, während ſein Gefolge, ihm nacheilend, ihn umgab.

Es war alſo wahr!

Jetzt galt es zu handeln. Peter hatte völlig den Kopf verloren. Er ſtieß Verwünſchungen aus gegen Katharinen, gegen ſeine Freunde, gegen alle Welt! Er verfluchte den Augenblick, wo er den Fuß zum erſten Male auf den verrätheriſchen Boden dieſes tückiſchen Reiches geſetzt. Er ließ ſeinen ganzen Zorn an ſeinem Oheim aus, dem Herzog von Holſtein, der in der unſeligen Nacht in Petersburg geweſen war und Nichts gegen die Aufrührer gethan, vielmehr ſich ſo eilig wie möglich geflüchtet hatte.

Der greiſe Münnich trat vor den Kaiſer. „Gnädigſter Herr," ſagte er mit feſter Stimme, „es iſt noch Nichts verloren. Möge ein kurzer Rauſch die Aufrührer in Beſitz der Reſidenz geſetzt haben, Petersburg iſt nicht Rußland; die Garderegimenter ſind nicht das Heer! Mein Rath iſt, Eure Majeſtät begeben ſich nach Kronſtadt, dort liegt die Flotte mit dem bereits nach Dänemark eingeſchifften Heere; an deſſen Spitze ſtellen Sie ſich und bemächtigen ſich raſch mit einem Schlage Ihrer Hauptſtadt wieder."

Peter antwortete nicht. Mit auf den Rücken gelegten Händen durchſchritt er das Gemach ſtumm, und blieb endlich vor dem Fenſter ſtehen, das er öffnete und die hellen Tagesſtrahlen eindringen ließ.

Das Gezänk und Geſchrei unter den Weibern ging ſeinen Gang fort. Alles wollte flüchten, und Niemand wußte, wohin. Der General-Feldmarſchall Woronzow gedachte nur ſich zu retten; er erbat ſich einen Auftrag nach Petersburg; als er den erhalten, war er fort und kam nicht wieder. Um ſich nach beiden Seiten hin zu ſichern, ließ er ſich von der Kaiſerin Hausarreſt geben. Auf dieſe Weiſe entging er jeder Theilnahme, ſowohl an dieſer, wie an jener Sache.

Peter ließ ſein holſteiniſches Regiment kommen und ſtellte es in Schlachtordnung. Damit vergingen koſtbare Stunden. Münnich war außer ſich. Peter redete ſeine Holſteiner an: „Ihr werdet Euch doch nicht ergeben, bevor ihr den Feind geſehen?" Als er jedoch vernahm, Katharina ſei an der Spitze von zwanzigtauſend Mann gegen Peterhof auf dem Wege, änderte er ſeinen Entſchluß, und gab Befehl, nach Kronſtadt aufzubrechen. Jetzt aber war es zu ſpät. Von Petersburg aus hatte der Commandant bereits Befehle erhalten, und als die kaiſerliche Yacht dem Hafen ſich näherte, wurde ſie von den Wachen angehalten, und trotzdem, daß Peter ſich zu erkennen gab, mit der Drohung empfangen, daß man auf das Fahrzeug feuern werde. Auf den Wällen der Feſtung ſchallte ein donnerndes Hurrah auf Katharina II. Peter ſprach die merkwürdigen Worte, die ſeinen Charakter, in welchem ſich Leichtſinn mit Mißtrauen miſchte, bezeichneten: „Ich habe dieſem Verrathe vom erſten Tage meiner Regierung an entgegengeſehen.“

Münnich rieth, da auch Kronſtadt und der Hafen verloren war, nach Reval zu gehen, wo die zweite Abtheilung der ausgerüſteten Kriegsflotte lag, von dort nach Preußen zur Armee ſich zu begeben, und an der Spitze von ſechzigtauſend Mann nach Rußland zurückzukehren, wo ihm ſicherlich nach kurzem Kampfe der Thron wieder zufallen werde.

Die Frauen in der Yacht, obgleich das Meer ſpiegelglatt und eben war, fürchteten ſich vor der abenteuerlichen Fahrt und meinten, die Ruderer würden ermüden. „Wir wollen Alle Hand anlegen,“ entgegnete der edle, muthige Greis. Peter folgte den Frauen und Höflingen; er kehrte nach Oranienbaum um. Dies entſchied ſein Schickſal. Jetzt war er rettungslos in den Händen Katharina's.

Und dieſe hegte nicht die Abſicht, ihn zu ſchonen.

In Oranienbaum unterzeichnete Peter jene unwürdige Acte, vermittelſt welcher er erklärte, daß er ſelbſt und ungezwungen einſehe, wie unmöglich es ihm falle, ein ſo großes und mächtiges Reich zu regieren, und wie er aus eigenem Antriebe darein willige, daß man ihn zu Gunſten ſeiner Gemahlin und — ſeines Sohnes ſeiner Pflichten entbinde. Er lege die Krone nieder und wünſche ſeinem Nachfolger Glück, Segen und Ruhm.

So ſchimpflich hatte noch kein kronentragendes Haupt entſagt.

Katharinens Bajonette ſtanden im Hintergrunde, als Peter unterzeichnete.

Aber hiermit war der letzte Act der Tragödie noch nicht geſpielt.

Sechs Meilen von der Reſidenz entfernt liegt ein einſames Haus, umgeben von einer Haidefläche, die aus einem ausgetrockneten Moorgrunde entſtanden iſt. Ein Park umſchließt das Haus, der verwildert iſt, und ein kleiner, in altfranzöſiſchem Geſchmack angelegter Garten macht deſſen nächſte Einfaſſung.

Lange vordem, ehe die eleganten Villen und die großartigen Sommerſchlöſſer entſtanden, diente dieſes Haus mit ſeinen einfachen niedrigen Fenſtern, vor denen alterthümliche kleine Balcone angebracht ſind, mit ſeiner in drei Abtheilungen zerlegten Haupttreppe, und endlich mit ſeinem, mit Kupferblech belegten Dache, zuſammt einigen Amoretten und Nereiden, zu einem kaiſerlichen Luſtſchloſſe. Peter I., ſagt man, trank hier zum erſten Male eine Taſſe im eigenen Lande fabricirten Kaffees, und von Katharinen I. wurden lange in einem kleinen Eckſchränkchen unter Glas ein Paar ſchlecht gearbeitete ſeidene Strümpfe gezeigt, die ſie einſt in der Einſamkeit eines heißen Sommers hier in Ropſcha geſtrickt hatte. Damals, als dieſe denkwürdigen Dinge geſchahen, hatte der Garten noch einen Neptun, der, auf dem Dreizack reitend, wie Knaben auf einem Stocke, einen Strahl Waſſers aus ſeiner hohlen Hand hinſprudeln ließ, zum großen Ergötzen einer Nymphe, die auf einem Stück Felſen dabei ſaß und im Genuſſe des Anſchauens dieſes Wunders den Verluſt eines Beines nicht zu fühlen ſchien, das ihr dicht an der Hüfte abgeſchlagen worden war. Dieſer Neptun war noch vorhanden, allein das Waſſerwerk ſtockte und eine trübſelige Einfaſſung von verkrüppelten Pappeln umſchloß das nunmehr waſſerleere Becken.

Nichts konnte es geben, was einſamer und freudloſer war, als dieſes kleine Luſtſchloß in der Einöde der Haide. Der Wind, wenn er vom Meere kam, blies über die welken Halme des ehemaligen Gartens und ſchüttelte die dürren Zweige der verwahrloſten Bäume, und brachte dabei ein einförmiges, unendlich lang hintönendes Klagelied zu Stande, welches das menſchliche Ohr erſchütterte und ſelbſt dem Thiere nicht willkommen zu ſein ſchien, denn nirgend anderswo, als in der Nähe dieſes Luſtſchloſſes, gab es ſo viele heulende Hunde und ſeltſam kreiſchende Nachtvögel.

Was die menſchliche Einwohnerſchaft des Schloſſes betraf, denn die thieriſche beſtand in einer Unzahl häßlicher, langgeſchwänzter und gefräßiger Ratten, ſo wurde ſie durch einen Kaſtellan, deſſen Frau und eine kleine Zahl Knechte und Mägde gebildet, die, ſämmtlich außer Verkehr mit der Welt, hier ſeit geraumer Zeit einſiedleriſch zu wirthſchaften pflegten. Es geſchah höchſt ſelten, daß der Intendant der kaiſerlichen Schlöſſer ſich auf das Daſein dieſes vergeſſenen kleinen Beſitzthums der Krone beſann und Jemand hinſandte, um ſich nach dem Stand des Inventariums erkundigen zu laſſen, und an einem ſolchen Tage konnte der Beobachter alterthümlicher Sitte eine ganz eigenthümliche Erſcheinung wahrnehmen. Iwan Platon Waſſiljewitſch Jelugin und ſeine Gemahlin Anaſtaſia Sophia Eliſabetha erſchienen in der Hoftracht Peter des Großen, ſie in einem Pelze, der eine Ueberlage von purpurrothem Sammet zeigte, er in einer Pelzmütze, wie die Strelitzen ſie trugen, mit gelben Pantalons von Büffelleder und einer nach holländiſchem Schnitt gearbeiteten engen Uniform von blauem Tuche mit rothem Kragen und goldenen Quaſten. Für gewöhnlich lebten jedoch Iwan Jelugin und ſeine Gemahlin Anaſtaſia, wie zwei ehrſame Gutsherrſchaften, nach altem Schnitte, das heißt, ſie ſaßen den langen lieben Tag hindurch in dem Saale des Schloſſes, ſie an dem einen, er an dem andern Fenſter, und ſchauten in die Einöde hinaus, wo ſie durch die Länge der Jahre nun bereits jeden Baumſtumpf und jeden kleinen Buſch kannten. Wenn Arbeitsleute an dem einige Werſte entfernten Dorfe die Straße vorbeizogen, die man in der Entfernung ſehen konnte, ſo war das ein Ereigniß, und ſowohl Iwan an ſeinem Fenſter, wie Anaſtaſia Sophia immer auf der Bruſt trug, und machte ihn willig ſich in dieſe ſehr ehrenwerthe Verpflichtung mit aufnehmen zu laſſen, allein die Correſpondenz, um die gehörigen Papiere zu erhalten, ging ſo langſam, daß der Eifer bei meinem jungen Freund darüber erloſch und ich Bamberg verließ. Er zeigte mir bei dieſer Gelegenheit zwei andre Orden, deren Tendenz ſehr von dem des meinigen verſchieden war, und die einen Beweis liefern, wie jene Zeit zu allen möglichen geheimen und öffentlichen Verbrüderungen hinneigte. Es war da der Orden „der luſtigen Eremiten“, deren Statuten auf die Begründung eines ſehr ungezwungenen Verkehrs mit den Frauen hinwirkten, und „die Brüder des rothen Strumpfbandes“, das einen noch frivolern Zweck hatte, indem die Mitglieder an dem ihrigen, verfehlten nicht, über dieſe Wanderer ihre Gloſſen zu machen. Es gab aber Tage, wo Niemand vorüberzog, wo kein Hund heulte, wo ſelbſt die Sperlinge an den Fenſtern nicht vorüberflogen, wahrſcheinlich, weil auch ihnen das alte kleine Haus und die unbeweglich an ihren beſtimmten Fenſtern ſitzenden zwei alten Figuren auf die Länge läſtig zu fallen begannen. In dieſem Falle, wenn ſich den ganzen Tag über Nichts geregt hatte, und die Sonne ihren Lauf am Himmel vollendete, indem ſie von dem vergoldeten Schnörkel an der erſten Fenſterwand ruhig und ohne Hinderniß bis tief in den Saal und an die Einfaſſung der Saalthür gelangt war, unerträgliche Hitze verbreitend, ſo war Iwan Jelugin bemüht, ſeiner Gemahlin allerlei Erinnerungen aufzutiſchen, manche lieblicher, manche aber grauſer und widerhaariger Art.

Das Geſpräch der Beiden wurde, als es gegen die Abendſtunden ging, durch das Heranrollen eines Wagens unterbrochen, der, nachdem das Gitterthor des Hofes mit Geräuſch geöffnet worden, über das Steinpflaſter vor die Thür gelangte.

„Iwan Platon Waſſiljewitſch," hub die ſorgſame Hausmutter an, „es iſt mir, als wenn ein Gaſt käme."

„Ein Gaſt, Anaſtaſia Sophia, wer ſollte das ſein? Uli Petrowitſch, unſer nächſter Nachbar, iſt, wie Sie wiſſen, auf die Meſſe nach Nowgorod gereiſt, und außer ihm wüßte ich nicht, wer, zehn Werſte in der Runde, im Beſitz eines Fuhrwerks wäre, das auf vier Rädern daherrollt und einen ſo hohlen und ſo vornehmen Klang von ſich giebt. Laſſen Sie uns ſehen, wer das ſein kann. Vor allen Dingen zünden Sie zwei Kerzen an, denn es beginnt bereits im Saale finſter zu werden."

Während dieſe Worte geſprochen wurden, kam es ſchwerfälligen Ganges die Treppe herauf, und herein in die weit geöffnete Thür traten drei Männer, die einen vierten mit ſich brachten, der in einen ſchlechten alten Schlafrock gehüllt war und eine Militairmütze auf dem Haupte hatte. Die Männer grüßten den Kaſtellan nur oberflächlich und beſchäftigten ſich ausſchließlich mit dem Manne im Schlafrock, deſſen wankenden Gang ſie unterſtützten und ihn zu einem Ruhebette in einem der an den Saal anſtoßenden Cabinete führten. Dort ließen ſie ihn. Es wurde eine Kerze vor ihn hingeſtellt und das Cabinet wieder geſchloſſen. Vor die Thür des Cabinets ſtellte ſich einer der mitgekommenen Männer als Wache auf, und die anderen beiden befahlen in einem herridie ſich ſchmeichelte, ein ſehr ſcharfes Ohr zu haben, nicht verſtanden werden. Am Abend des zweiten Tages erſchien der Mann im Schlafrock in dem Saale, und begann darin auf und ab zu ſpazieren, ſchweigend, das Haupt geſenkt und vor ſich hinmurmelnd. Er betrachtete Iwan Waſſiljewitſch und ſeine Gattin mit nichtsſagenden ſtarren Blicken, denen man anmerkte, daß ſie Das, was vor ihnen ſtand, nicht ſahen. Endlich blieb der trübſelige Wanderer vor dem Bilde des Kaiſers Peter III. ſtehen, das erſt vor einigen Wochen hier ſeinen Platz erhalten und das Bildniß Eliſabeth's verdrängt hatte. Der Kaſtellan glaubte hierin einen Wink zu ſehen, einige Worte dem ſtummen Manne zuzuwenden, und er hub an, die Verdienſte und die Tugenden des neuen Herrſchers zu rühmen, der erſt ſeit einem halben Jahre den Thron inne hatte. Der Fremde hörte zu, und ein bitteres Lächeln glitt über ſeine Züge. Er wendete ſich zu dem Sprechenden und fragte: „Haſt Du, Alter, den Kaiſer geſehen?“

„Nein, mein Freund,“ entgegnete der Kaſtellan, ein wenig beleidigt über die allzuvertraute Sprache des Fremden. „Gott möge ihm Geſundheit, Glück und langes Leben geben!“

„Ich danke Dir!“ entgegnete der fremde Mann.

Ueber dieſe Worte erſtarrte der alte Kaſtellan völlig. Der Fremde hatte ſich bedankt, gerade ſo, als gälte dieſer Segenswunſch ihm. Dabei war ſein Geſicht dem Kaſtellan gerade zugewendet, und in dieſen Zügen lag eine wunderſame, nicht zu begreifende Aehnlichkeit mit dem Bilde oben. Dieſe Wahrnehmungen hatten etwas Erſchütterndes; entweder war der geheimnißvolle Fremde ein Wahnſinniger, oder es war —. Dieſen Gedanken dachte der ehrerbietige Iwan Waſſiljewitſch nicht aus. Es war ein Gedanke, der ihn ſelbſt hätte wahnſinnig machen können, und Anaſtaſia Sophia mit. Der Fremde ging wieder in ſein Cabinet, wo er bis in die Nacht hinein Briefe ſchrieb.

Es wäre ein unnützes Bemühen, den Leſer auf dieſelbe Stufe mit dem ehrwürdigen Kaſtellan des kaiſerlichen Luſtſchloſſes Ropſcha zu ſetzen; er hat ſogleich gemerkt, wen er vor ſich habe. Ja, es war der unglückliche Zaar, den man, nachdem man ihm die erwähnte Acte hatte unterſchreiben laſſen, von ſeiner Dienerſchaft und Begleitung getrennt, ſeiner Orden und ſeiner Uniform beraubt und in einen alten Kittel gehüllt, hierher in Gefangenſchaft geſchleppt hatte. Es war das Werk einer Nacht geweſen, einen Herrſcher, der über ein unermeßliches Reich und über ſechzig Millionen Unterthanen zu gebieten gehabt, in einen gefangenen Bettler zu verwandeln. Menſchliche Größe, welch' eine Lehre für dich! —

Peter hatte mehrere Briefe an ſeine Gemahlin geſchrieben, ſie gebeten, ſich mit ihm zu verſöhnen; ſie hatte keinen beantwortet. Zuletzt hatte er um ſeine Abreiſe nach Deutſchland gebeten; auf dieſes Schreiben erwartete er nun die Antwort.

Es verging eine furchtbare Woche in der Einſamkeit von Ropſcha. Mit welchem Blicke ſtreifte der Unglückliche über die Straße hin, auf der von Petersburg aus der Bote kommen mußte, der ihm Antwort bringen ſollte; er kam nicht. Die Stunden ſchlichen; immer wieder ſenkte ſich die Nacht, und immer wieder kamen die entſetzlichen Traumgeſtalten vor das Lager des Gefangenen, die, ihre blutigen Gewänder auseinanderſchlagend, ihm den Giftbecher und den Dolch zeigten.

O, nur eine Stunde Linderung für den Armen!

Der eintönige Schritt der Wache vor ſeinem Zimmer war Alles, was er in der Stille der Nacht hörte. Die Bilder ſeiner Freunde, ſeiner Geliebten, die ihn treulos verlaſſen hatte und jetzt am Hofe der Siegerin ſeiner ſpottete, kamen, ihm ihre leidenſchaftlich wilden und entſtellten Züge zu weiſen. Selbſt der einzige treue Diener, der, dem Befehle trotzend, ihm gefolgt war, mußte ihn verlaſſen. Das alte Ehepaar, ſeitdem es hinter das Geheimniß gelangt war und Verſuche gemacht, dem Unglücklichen Troſt und Hülfe zu verſprechen, wurde von ihm entfernt und bewacht.

Endlich erſchien Orloff und zwei ſeiner Genoſſen mit ihm. Peter, ſich eines guten Ausganges verſehend, ließ die Tafel decken und lud ſeine Gäſte, ſein Mahl zu theilen. Alexei Orloff brachte eine Flaſche Wein hervor. Peter erbleichte.

„Ich trinke keinen Wein,“ ſagte er.

„Wohl, Sire! Wir können ja auch ohne Wein luſtig ſein und mit einander plaudern. Es war mein Wunſch, Eurer Majeſtät, da der Keller von Ropſcha ſchlecht beſtellt iſt, diejenige Sorte Burgunder mitzubringen, die Sie zu trinken pflegen.“

„Ich danke Ihnen, General. Nicht wahr, das ſind Sie doch?“ entgegnete Peter.

Der ſtolze Jüngling neigte lächelnd das Haupt.

Nach einer Pauſe hub Peter wieder an: „Ich wünſche, General, mit Ihnen über meine Angelegenheiten zu ſprechen.“

„Sire, ich ſtehe zu Befehl.“

„Hat meine Gemahlin mein letztes Schreiben an ſie erhalten, das geſtern abging?“

„Es iſt an demſelben Tage in Beſitz Ihrer Majeſtät gelangt.“

„Nun, was iſt beſchloſſen worden? Es ſcheint, daß man auf meine Wünſche wenig achtet, daß man nicht daran denkt, Verſprechungen zu erfüllen. Ich hatte, um mich hier in der Einſamkeit zu zerſtreuen, um meine Violine, meinen Mohren und meinen Lieblingskammerdiener gebeten; ich habe Nichts erhalten. Selbſt den unſchädlichen Menſchen, den Spaßmacher Lubinin, läßt man nicht zu mir.“

Der Begleiter Orloff's nahm das Wort und ſagte: „Ihre Majeſtät, unſere gnädige Kaiſerin, haben ohne Zweifel die Abſicht, Sie zu veranlaſſen, Sire, ſtatt eines Spaßmachers, einen Geiſtlichen kommen zu laſſen.“

„Wie? Will man mir das Leben nehmen?“ ſchrie Peter, vom Tiſche aufſpringend. „Soll ich mich auf den Tod vorbereiten?“

Orloff und Wolkow wechſelten Blicke miteinander.

„Es wäre auch wahrlich recht tapfer, einen unbewehrten Mann zu überfallen, den man in einen Käfig geſperrt hat,“ ſagte Peter.

Beide ſchwiegen.

„Nun, ich verlange Antwort, Ihr Schufte!" ſchrie der Kaiſer, indem ſich ſein Antlitz mit dunkler Röthe überzog. „Ich bin Euer Herr und Kaiſer! Sprecht, warum trinkt Ihr nicht von dem Weine, den Ihr mitgebracht habt?"

„Es wäre gegen die Höflichkeit," entgegnete Orloff, mit einem frechen, lauernden Blick, „in Eurer Majeſtät Gegenwart zu trinken, da Sie ſelbſt den Wein verſchmähen."

„Teufel, die Ihr ſeid! Der Wein iſt vergiftet."

Keine Antwort.

Peter beſann ſich, daß er ohne Waffen, ohne Beiſtand, ohne Hülfe ſei. Er lenkte ein und fragte in einem Tone, der gnädig und verſöhnlich klang: „Was bringen Sie mir denn aus Petersburg, General? Unmöglich ſind Sie hierher gekommen, um die Ehre zu haben, mit mir zu ſpeiſen. Wird man mich nun reiſen laſſen?"

„Wohin, Eure Majeſtät?"

„Wohin? Nach Deutſchland, in meine Erblande."

In Rußland giebt es ſo ſchöne Gegenden und Städte," bemerkte Wolkow.

„Paſſend für Schurken und Verräther, ja!"

entgegnete Peter. „Ich will fort; es iſt mein Wille, daß ich reiſe.“

„Die Kaiſerin hat ihren Willen noch nicht kundgethan, Sire,“ nahm Orloff das Wort, indem er vom Tiſche aufſtand und ſeine Serviette hinwarf. „Sie hat mich beauftragt, Eurer Majeſtät für's Erſte dieſes Etui zu überreichen.“

Peter nahm eine kleine Kapſel aus den Händen des Sprechenden. Ehe er ſie öffnete, unterſuchte er ſie und fand ſie vollkommen geſchloſſen. „Wiſſen Sie, was ſie enthält, General?“ fragte er.

„Nein,“ war die Antwort, und Orloff überreichte dem Kaiſer einen kleinen Schlüſſel.

„Es wird ihr Portrait ſein,“ ſagte Peter halb vor ſich hin. „Sie iſt verſöhnlich; ſie will nicht, daß ich ohne ihr Bild dieſes Land verlaſſe. Willkommene Ausſicht für die Zukunft. Ich komme hierher wieder zurück: wir werden gemeinſchaftlich dieſen Thron einnehmen. — Wahrlich, meine Herren, Sie bringen mir da ein willkommenes Geſchenk. Ich eile, die Kapſel zu öffnen.“

Er that es, und — eine rothe Schleife fiel heraus.

Peter erbleichte. Er ſchloß die Kapſel wieder, ſchob das Band mit dem Fuße von ſich und murmelte vor ſich hin: „Alſo unverſöhnlich!“

Die beiden Männer beobachteten Alles, ohne für den Ungeweihten unkenntlich getragen wurde. Die Erziehung bei den Jeſuiten hatte meinem jungen Freunde eine Kunſt zu ſchmeicheln und ſich beliebt zu machen beigebracht, die dieſe ſchlauen Väter als unentbehrlich für das Fortkommen in der großen Welt betrachteten, die aber die Grundlage eines Charakters nicht ſelten zerſtörte. Da ich faſt täglich Zutritt ins Kollegium hatte, that ich einen Blick in die Zwecke und Einrichtungen dieſer ſo merkwürdigen Geſellſchaft. Ich konnte ihr trotz der Stimmen, die ſich ſchon damals feindſelig gegen ſie erhoben, meine Achtung nicht verſagen, denn man hat ſchon viel gewonnen, wenn man ſich ſeines Zweckes bewußt iſt. Die für einen Staat wie für ein Individuum unheilbringendſte Intelligenz iſt die Miſchung großer zu wiſſen, was dieſer Vorgang bedeute. Wolkow ziſchelte ſeinem Gefährten Etwas in's Ohr. Dieſer zog ſeine Uhr hervor.

Peter verwandte keinen Blick von jenen Beiden und näherte ſich langſam der Thür ſeines Cabinets.

„Ihr ſeid entlaſſen, meine Herren!" ſagte der Kaiſer.

Orloff näherte ſich dem Kaiſer mit der Miene, als wolle er ihm, nach alter ruſſiſcher Sitte nach der Mahlzeit, die Hand küſſen.

„Nicht nöthig!" ſagte Peter abwehrend.

„Da die Mahlzeit gut war," rief Orloff's Begleiter mit einem rohen Lachen, „ſo müſſen wir nothwendig Dir unſern Dank ſagen, Peter Feodorowitſch."

„Ja, kleiner Herzog von Holſtein," fügte Orloff hinzu, indem er ſich mit der einen Hand den Bart kräuſelte und mit der andern den Degen faßte. „Ohne Dank zu ſagen, ſind wir Ruſſen, die Du immer geſchmäht haſt, nicht gewohnt, Etwas anzunehmen."

Auf einen gellenden Pfiff Wolkow's öffnete ſich die Thür und der wachhabende Offizier ſah herein. „Iſt's gethan?" fragte er.

Peter zog ſich in das Cabinet zurück und verſchloß es hinter ſich.

„Ha! die Maus iſt in der Falle!“ rief einer der Dreien lachend. „Auf! Gebt ihr, was ihr gebührt!“

Mit einem Fußtritte des rieſenſtarken Wolkow war die Thür geſprengt und die drei Männer ſtürzten in das Cabinet.

Was hier geſchah, bleibt unbeſchrieben.

Nach einer Weile ſtürzte der wachhabende Offizier heraus, ein kaum zwanzigjähriger Jüngling; er konnte nicht länger mit anſehen, was vor ſeinen Augen geſchah. Er öffnete ein Fenſter des Saales, beugte ſich weit hinaus, Luft ſchöpfend, und ſchlug dann beide Hände mit einem Weheruf vor das Antlitz.

Es wurde ſtill im Cabinet.

Wie Marder vom Taubenſchlage ſchlichen Orloff und Wolkow hervor. Der Erſtere ſchlug um ſeine Hand eine Serviette, die er vom Tiſche nahm; der Andere wiſchte Blutſpuren von ſeinen Beinkleidern ab.

Von einer unbeſchreiblichen Angſt getrieben, war Jwan Platon Waſſiljewitſch aus ſeinem Gewahrſam entwiſcht und ſtand jetzt, bleich und zitternd, am Eingange des Saales, als jene Beide hinaus wollten.

„Ihr Herren,“ fragte der Greis, „hat der Kaiſer ſchon geſpeiſt?“

„Ja,“ erwiderte Orloff; „er hält jetzt Mittagsruhe.“

Dies war das Ende Peter III., der, nachdem er im Jänner 1762 den ruſſiſchen Thron beſtiegen, ihn im Juli deſſelben Jahres ſammt dem Leben einbüßte. Die Geſchichte weiſt von Petern, trotz ſeiner Unfähigkeit, ein großes Reich, wie das ruſſiſche, zu regieren, in welchem er von dem erſten Schritte, den er in daſſelbe that, bis zum letzten ein Fremdling blieb, einige Willensäußerungen nach, die wohlthätige und weiſe Verbeſſerungen bezweckten. Dahin gehörte ſeine beabſichtigte Reform der ruſſiſchen Geſetzgebung, die er nach deutſchem Muſter regeln und von der Willkür der Ukaſe ſäubern wollte, und alsdann die beabſichtigte und theilweiſe auch gelungene Abſchaffung des geheimen Staatstribunals, das eine vollſtändig organiſirte Inquiſition bildete und das unter der Regierung der argwöhniſchen und furchtſamen Eliſabeth zahlloſe Opfer hingerafft hatte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen folgende neue Werke:

Bunyan, Johann, Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Aus dem Engliſchen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Paſtor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^{5}/_{6}$ Thlr.

In eleganteſtem engliſchen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldſchn. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Profeſſor an der höhern Handelsakademie in Peſth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Burton und Speke's Reiſen in Arabien und Oſt-Afrika. Nach den neueſten Entdeckungen bearbeitet von Dr. Karl Andree. Mit 8 Tonbildern und ſehr zahlreichen eingedruckten Holzſchnitten. Nebſt einer Karte von Afrika. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Czolbe, Heinrich, Dr. med., Entſtehung des Selbſtbewußtſeins. Eine Antwort an Herrn Prof. Lotze. gr. 8. broch. 10 Ngr.

Czolbe, Heinrich, Dr. med., Neue Darſtellung des Senſualismus. Ein Entwurf. gr. 8. broch. 1¼ Thlr.

Eberty, Dr. F., Die Sterne und die Erde. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Nach der 6. Auflage der engl. Ueberſetzung des Werkes: „Die Geſtirne und die Weltgeſchichte." In's Deutſche zurückberſetzt von W. von Voigts-Rhetz. 8. broch. 10 Ngr.

Eiſelen, Dr. F., Rector der höheren Bürgerſchule zu Lennep, Strafe oder Zucht. Ein pädagogiſches Gutachten. gr. 8. broch. 20 Ngr.

Erneſti, Louiſe, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Kunſtreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Gold! Ein Californiſches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 3⅚ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illuſtrirt von Theod. Hoſemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südſee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der erſte Chriſtbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden 1 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅓ Thlr.

Gräfe, Dr. H., der Verfaſſungskampf in Kurheſſen, nach Entſtehung, Fortgang und Ende hiſtoriſch geſchildert. gr. 8. broch. 1⅔ Thlr.

Gundling, Jul., Deutſche Hiebe. Oeſterr. und Preuß. Soldatengeſchichten. 2 Bde. 8. broch. 1½ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guſeck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Der erſte Raub an Deutſchland. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächſ. Superintendent und Paſtor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöſer Erbauung für alle Lebensverhältniſſe evangeliſcher Chriſten. Mit 1 Titelkupfer.☞ gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geſchichte von England) Memoiren des Grafen Grammont. Der engliſche Hof unter Karl dem Zweiten. In deutſcher Uebertragung nebſt geſchichtlichen Erläuterungen nach engliſchen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutſche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfaſſer nach der Natur aufgenommenen Anſichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt in der F. A. Brockhaus'ſchen geogr. artiſt. Anſtalt. 3 Bde. Lex.-8. broch. 9¾ Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutſchen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerſtäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1¼ Thlr.

Heine, Wilh., Japan und ſeine Bewohner. Geſchichtliche Rückblicke und ethnographiſche Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heine, Wilh., Reiſe um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutſche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfaſſer aufgenommenen Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von Eduard Kretzſchmar. 2 Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr.

Kleine

Romane und Erzählungen.

Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Die Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1862.

weltlich-geiſtliche Verbrüderung der Art hätten, die Kirche und der Staat ſtänden ſicherer und wären nicht ſo ſehr dem politiſchen wie religiöſen Sektirergeiſte unterworfen.

Die Zeuchen von Gewogenheit, die ich von der Nichte des Biſchofs erhielt, wurden immer in die Augen fallender. Dagegen ging Fräulein Schombergs munterer Charakter, je länger wir beiſammen blieben, in offenbaren Trübſinn über. Ihre muthwilligen Einfälle verſchwanden ganz, und wir wurden an ihr einen Trieb gewahr ſich von der Geſellſchaft zu entfernen, um ungeſtört in ihrem einſamen Zimmer oder auf einem Spaziergange ihren Meditationen nachzuhängen. Der Biſchof machte zuerſt darauf aufmerkſam, und da er glaubte geiſtliche Skrupel beſchäftigten das Gemüth dieſer

[illegible]
LA
PARIS

Inhaltsverzeichniss.

Seite
Anna Louiſe Karſch 7
Der Tod von Lübeck. Eine Erzählung 59
Endymion. Eine Erzählung 109
Eine intereſſante Dame. Eine Erzählung 167

Anna Louiſe Karſch.

1.

Es war ein wunderſchöner Tag des Monats Juli, als ein junger Wanderer das ſchleſiſche Gebirge beſuchte. Er ging einſam, ſein Stab und ein Bündel mit dem Nöthigſten, was ein Wanderer ſtets bei ſich zu tragen pflegt, war Alles, was er mit ſich führte. Es war eine jugendlich ſchöne ſchlanke Geſtalt, die ſich gerade jetzt in ſeiner Bewegung beſonders günſtig ausnahm. Er ſchritt kräftigen Ganges eine bedeutende Anhöhe heran, auf deren Gipfel er ſich auszuruhen und den Sonnenaufgang, der jetzt bald erfolgen mußte, mit anzuſehen hoffen konnte. Da er einſam war, Niemand ihn ſtören konnte, ſo hoffte er dieſen feierlichen Anblick mit aller Muße genießen zu können; um ſo widriger war ihm eine Störung, die ſich ganz in ſeiner Nähe geltend machte.

Sie beſtand in dem Gewirr von ein paar Stimmen, die ſich in einander flochten und mit dem Ausdruck des Scherzes und der Luſt mit einander kämpften. Dieſes Geräuſch gab ſeinen Urſprung in der Nähe zu erkennen, und der junge Wanderer brauchte nur das Gitterwerk eines mäßigen Gebüſches zu durchbrechen, um den Gegenſtand, der ihn hier ſo unpaſſend ſtörte, zu erkennen. Er that dies und war nicht wenig erſtaunt wegen des Anblickes, den er hier fand. Ein Paar überließ ſich nämlich hier, feſſellos und um keine Beſchauer bekümmert, dem verliebten Kampfe, den man gewöhnlich ſehr ſtreng zu verſtecken pflegt. Der junge Mann hatte Rock und Weſte abgeworfen, und ſeine Beinkleider, die ſtramm anſaßen, ließen Nichts von den Theilen ſeines Körpers verſteckt, die vollkommen gut gebaut waren und in heftiger Muskelbewegung ſich befanden. Von der Frau bemerkte man nur wenig, denn ſie verbarg ſich hinter dem Körper ihres Siegers, doch war das, was man ſah, ebenfalls geeignet, ſie für eine hübſche Frau zu halten. Als die Gebüſche ſich theilten und der junge Mann daraus hervortrat, ſchreckte das Paar zuſammen und entwickelte ſich langſam, indem es wieder ſtrebte die Stellung anzunehmen, die es anfangs innegehabt. Der Mann ſuchte nach ſeinem Hut, zog ſeinen Rock an und ſtand gleich darauf als ein junger, lebhafter, blühender Mann mit einem kleinen Zuge von Scham und Verdruß neben unſerm Wanderer, der ihn vorwurfsvoll fragend anſah. Die beiden Männer grüßten ſich und der vom Boden ſich Erhebende nahm das Wort und ſagte: Mein Herr, ich mache Ihnen keine Entſchuldigung wegen deſſen, was Sie erblickt haben, entweder paßt hier keine Entſchuldigung, oder ſie liegt auf der Hand für Jeden, der die Natur kennt und liebt.

Mein Herr, entgegnete der junge Reiſende, noch immer mit Entrüſtung, Sie ſprechen von der Natur und thun ſo, als wäre Ihre Handlung mit den Geſetzen derſelben einverſtanden. Das iſt aber keineswegs der Fall. Wir ſind von Jugend auf gewohnt, an gewiſſe Forderungen und Geſetze ſtreng zu halten, die unſer Leben ordnen und mäßigen, das hat mit der Natur Nichts zu ſchaffen.

Dieſe Geſetze, erwiderte der Fremde, kenne ich ganz wohl. Sie ſind die Geſetze der Convenienz, die ich nicht anerkenne. Ich bin Künſtler, der Weg, den die Natur mir vorſchreibt, iſt mir unendlich wichtiger, als der, den die engbrüſtige menſchliche Geſellſchaft ausfindig gemacht hat, um ihre dürftige, kleinliche und gewiſſenhaſt thörichte Art zu entſchuldigen.

Dieſe Rede war dem Gebirgsreiſenden ſo neu und ſetzte ihn dermaßen in Verwunderung, daß er Nichts darauf zu erwidern fähig war und einige Augenblicke in Stillſchweigen verharrte. Endlich faßte er ſich jedoch und ſagte mit Vorwurf: Sie ſind Künſtler und glauben deshalb ſich ohne Scheu unziemende Handlungen erlauben zu dürfen? —

Unziemend? wiederholte der Geſcholtene. Wo wollen Sie dazu den Beweis liefern? Iſt es unziemend, dem Schöpfer zu danken, indem wir den ſchönſten Akt, den er uns gab, vor ſeinen Augen aufführen? Oder iſt die Sache ſelbſt unziemend? Das wäre ſehr übel. Wo befänden wir uns da? Kann Etwas unziemend ſein, was unſer Geſchlecht fortpflanzt, bei dem wir Alle mit betheiligt ſind, daß es auf die geeignetſte Art und auf die zwangfreieſte Weiſe geſchieht? Ich wünſchte Nichts ſo ſehr, ich könnte auch den zweiten Akt, an den uns die Natur gefeſſelt hat, eben ſo mit ihrer Weiheſtunde verknüpfen, als ich es mit dieſem gethan. Ich wünſchte ebenfalls ein Leben, wenn deſſen Schluß naturgemäß da iſt, ſo verhauchen zu dürfen, wie ich hier die Schöpfung eines neuen Menſchen begonnen habe. Es müßte ein göttliches Gefühl ſein, dem großen Schöpfer aller Dinge ſein Geſchenk, das Leben, hingeben zu können in dem Augenblick, wenn die Sonne emporſteigt und der Erde einen neuen ſegensreichen Tag, der den uns Ueberlebenden zu Gute kommt, bringt!

Sie ſtellen ſich, mein Herr, mir wie eine Art Oberprieſter dar?

Der bin ich auch! rief der Künſtler begeiſtert. Hier iſt meine Mitprieſterin, ſagte er, zu ſeiner Frau gewendet. Es iſt meine Frau. Wir ſind übereingekommen, hier auf dieſer höchſten Spitze dieſes Hügels, wo uns noch Niemand geſtört hat, auf dieſe Weiſe den Aufgang der Sonne zu feiern, indem wir ihr Das entgegengeſetzt, was wir als das Schönſte und Erhabenſte unſerer Exiſtenz kennen, und wodurch wir ihren uns bereiteten Genuß erwidern, ſo weit wir es im Stande ſind.

Auf dem Antlitz des Wanderers kämpften mancherlei Gefühle und Geſinnungen, ohne daß er Zeit fand, ſich in Worten auszudrücken. In dem Falle, erwiderte er mit Lächeln, wäre es an mir, Sie um Entſchuldigung zu bitten, daß ich Sie in Ihrem Oberprieſteramte geſtört habe.

Keine Entſchuldigung, erwiderte der Mann; es bedarf hier keiner. Nur eine einfache Erklä-

Eines Nachmittags ſpielten wir Volant in dem großen Saal des Schloſſes. Die Gräfin, die in dieſem Spiel Meiſterin war, forderte mich zu einer Parthie auf, und wir ergriffen beide die Schläger. Der Vogel wurde einigemal glücklich hin und her geworfen, plötzlich, durch eine Unachtſamkeit von meiner Seite, flog er mir ans Auge, und zwar mit einer ſolchen Heftigkeit, daß wenig fehlte, ſo wäre ich beſinnungslos zu Boden geſtürzt. Fräulein von Schemberg, die in einer Ecke des Saals am Stickrahmen ſaß, ſtürzte als ſie mich blutend und wanken ſah mit einem wilden Schrei auf mich los, riß ihren kleinen Schleier, den damals die Frauen bei Hofe trugen, ab, und wollte meine Wunde verbinden, fiel aber ſelbſt ehe ſie dieſes bewerkſtelligen konnte ohnmächtig zu meinen Füßen rung war nöthig. Ich hoffe, Sie ſehen ſie jetzt ſelbſt ein. Was in dem Staube der Städte, in den dunklen heißen Kammern, wo wir unſere bürgerliche Exiſtenz führen, Geſetz iſt, kann es hier nicht mehr ſein, wo wir ſo viel Fuß dem Himmel näher ſind und die Natur uns anlächelt. Sehen, wie herrlich die Sonne ſich aus ihrem Lager erhebt! Wie ſie ſtrahlt, wie ſie glänzt, welch' einen Teppich von Farbe und Licht ſie überall hinbreitet! O, Erneſtine, was ſind wir? Warum uns dieſer Anblick?

Wollen wir würdig ſein, indem wir bewundern und loben! rief die junge Frau, die jetzt muthvoll herzutrat und ſich liebevoll an die Seite des Mannes ſchmiegte. Der Wanderer hatte nicht Zeit und Luſt, ſie vorwurfsvoll und zürnend anzuſchauen, wie er anfangs beabſichtigt hatte. Der Ausdruck der beiden jugendlichen Geſichter war zu glücklich, zu ſehr übereinſtimmend mit dem Anblick, den die Natur eben gewährte, als daß man ein Wort des Unfriedens und der Erbitterung hätte finden können. Er fühlte ſich im Gegentheil faſt geneigt, die Art und Weiſe, wie der Künſtler den Sonnenaufgang zu feiern gewohnt war, zu billigen und gutzuheißen. Er hätte es auch gethan, wenn er nicht noch einen Vorwurf dem Paare zu machen gehabt hätte. Der überraſchende Anblick, den er anfangs gewann, war nicht ſo ſchnell wieder vorübergegangen, daß er nicht einen Kopf bemerkt hätte, der einem Mädchen von zehn Jahren ungefähr angehörte, das drüben von der andern Seite über eine dicht bewachſene Hecke hervorblickte und ſich ſogleich wieder zurückzog, als die Gruppe beobachtet wurde. Wer war dieſe Zuſchauerin? Wußten der frevelnde Maler und ſeine Frau von dieſem Kinde Etwas? Und wenn ſie es wußten, warum ließen ſie denn ungehindert das Mädchen mit zuſchauen? Dieſe Frage richtete der Wanderer jetzt an das Paar und erhielt folgende Antwort:

Das kleine Mädchen drüben? Iſt unſere Bekannte. Sie hat uns ſchon oft hier geſehen; ihr iſt ein ſolcher Anblick, wie er Sie mit Schrecken und Befremden erfüllt hat, nichts Neues mehr. Sie iſt Hüterin der Heerde hier in der Gegend des Gebirges, und da hat die Natur ſie ſchon frühzeitig mit dieſem Anblick vertraut gemacht. Auch werden Sie in ihrem Geſichte keine Spur von Spott oder dem Lachen bemerkt haben, was ſonſt wohl Kinder beim Anblick ſolcher Scenen erfüllt. Sie iſt darüber erhaben. Komm her, unſere kleine liebe Anna, ſieh', hier iſt ein fremder Herr, der ſich nach Dir erkundigt und von Dir Etwas wiſſen will.

Das Mädchen verließ ſogleich ihren Platz und kam, von einem Paar Ziegen begleitet, zu den ſprechenden Menſchen und begrüßte ſie mit Freimuth und ohne Furcht und Beſchämung. Es war ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren, nicht hübſch, aber reinlich und ärmlich gekleidet.

Komm, Kleine, ſagte der Maler, indem er ſich auf einen Raſenhügel niederließ und das Mädchen zwiſchen ſeine Kniee nahm, ihr das Haar aus dem Geſichte ſtrich und ſie liebkoſend betrachtete. Haben wir Dich vielleicht beleidigt, indem wir Dich mit anſehen ließen, was wir vorhin zuſammen machten?

Nein, erwiderte das Mädchen mit unſchuldiger Naivetät; aber es that mir leid, daß Sie auf mein Rufen und meine Zeichen nicht achteten, denn ich ſah den Herrn ſchon von Weitem herankommen.

So? Und weshalb wollteſt Du uns denn ſtören?

Nun, weil ich glaubte, es wäre Ihnen nicht lieb, daß ein Fremder Sie ſähe, während Sie ſich ungezwungen Ihrem Vergnügen überließen.

Da haſt Du ganz recht, liebe Anna. Thue

das ſtets ſo; verſtehſt Du mich? Wenn Du Jemand kommen ſiehſt, ruf' uns immer zu. Denn es iſt etwas Anderes, was wir thun, wenn wir allein ſind und Niemand uns ſieht, als nur Gottes Auge, oder wenn wir umgeben von den Menſchen ſind, die das Alles anders anſehen und beurtheilen.

Eben deshalb wollte ich Sie warnen; aber Sie hörten und ſahen Nichts.

Gewiß; in dergleichen Augenblicken ſieht und hört man Nichts. Wenn Du einſt groß ſein wirſt, wird Dir das ſelbſt einmal klar werden.

Ich werde aber nie einen Mann nehmen, ſagte die Kleine plötzlich ſehr raſch und beſtimmt.

So? Und weshalb nicht?

Weil ich nun weiß, wie die Männer es machen, und ich mich nicht ſo unterwerfen will.

Du biſt ein böſes, unkluges Mädchen! rief hier die Künſtlerin herzutretend. Was weißt Du von dem, was wir Frauen fühlen, wenn wir ſo handeln, wie die Natur uns handeln lehrt?

Die Kleine ſchwieg und zog ſich, ſo ſtill vor ſich hin murmelnd, wieder zurück. Der Maler rief: Sie hören nun, mein Herr, wie dieſes weiſe und geſcheidte Kind die Sache anſieht; wollen wir uns nicht von dem Kinde beſchämen laſſen? Wenn wir uns entſchließen, Nichts darin zu ſehen, ſo iſt auch von dem Augenblick an Nichts an der Sache. Unſere Meinung von den Dingen in der Welt wird nur durch die Anſicht beſtimmt, die wir von ihnen gefaßt haben, und dieſe Anſicht iſt Sache des Vorurtheils und des Uebereinkommens. Die Natur giebt keine bindenden Geſetze und Regeln; es iſt Alles Menſchenwerk.

Der junge Reiſende hatte ſchon längſt aufgehört dem Maler Etwas zu erwidern; es ſchien, daß er völlig ſeiner Anſicht war und nur eine Gelegenheit ſuchte, es ihm deutlich zu zeigen. Beſonders fühlte er ſich zu der jungen Frau, die ſo lieblich und doch zugleich ſo ſchamhaft den Grundſätzen ihres Mannes, die ſie für die einzig richtigen hielt, folgte, hingezogen, daß er nicht verhindern konnte, ihr den Arm zu geben, als ſie alle Drei den Hügel herabſchritten, um ſich in das Dorf zu begeben, was am Fuße des Berges in einem ſchönen Thale lag.

Der prachtvolle Sonnenaufgang hielt ſein Verſprechen; er brachte einen vollkommen ſchönen Tag, der um ſo lieblicher und prangender war, je weniger die Wanderer ſeine Friſche und Schöne verkannten und mißachteten.

2.

Der junge Gebirgswanderer, den wir einfach Friedrich nennen wollen, weil ſein voller Name hier zu umſtändlich wäre, machte ſeine Tour im Gebirge ab, um ſich nach Beendigung derſelben nach Berlin zu begeben, wo ſeine Verwandten ihn erwarteten und er eine Anſtellung ſuchte. Die Bekanntſchaft mit dem Landſchaftsmaler Oswald war jetzt gemacht, und die beiden jungen Männer fanden Gefallen aneinander und tauſchten ihre Grundſätze und Anſichten gegen einander aus, während ſie langſam ihrem Nachtquartier zuſchritten. Das Thema der Geſpräche war das, was dem Menſchen durch die Convention aufgedrungen war und was er, ziemlich übereilt, für die Stimme der Vernunft und des Gewiſſens annahm, und wodurch er veranlaßte, daß alle Genüſſe, die er ſich ſchuf, oder ſchaffen konnte, verkümmert oder verleidet wurden, wo ſie nicht ſogar ganz aufhörten, oder ſich in ihr Gegentheil verwandelten. Oswald behauptete, daß jeder einigermaßen energiſche Charakter gegen dieſen Zwang des Vorurtheils mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ſtänden, ankämpfen müſſe; Friedrich behauptete, man müſſe in dieſem Streite gegen angeerbte und durch die Länge der Zeit heilig gewordene Vorurtheile mit Vorſicht ankämpfen und manche ganz unberührt laſſen. Manches der Art iſt Sitte geworden, rief er, und da ziemt es dem Einzelnen nicht wohl, dagegen anzukämpfen und ſich dadurch den Hohn und Spott, ja ſogar die Verfolgung ſeiner Nebenmenſchen zuzuziehen.

In dieſem Falle, ſagte der Maler, beſitze ich den Muth, mich mit dem Stärkſten in einen Kampf einzulaſſen und ihn zum Eingeſtändniß ſeines Unrechts zu zwingen; wenn es nämlich gilt, mir einen Genuß unverkümmert zu laſſen, den ich mir nicht anders als auf dieſe Weiſe verſchaffen kann.

Darin liegt es, ſagte der junge Wanderer; einen Genuß, den wir uns auf keine andere Art verſchaffen können! Es giebt ſo viele Arten, wie wir zu an ſich unſchädlichen Genüſſen gelangen können!

Nicht ſo ſehr viele, entgegnete der Maler. Die Convenienz miſcht ſich immer in's Spiel und weiß uns auf jede Weiſe zu Entbehrungen oder Schmälerungen des Genuſſes zu bringen. So zum Beiſpiel bei dem Fall, den wir heute erlebten. Geſetzt, ich folgte den Geboten des ſogenannten Anſtands- oder Schicklichkeits-Gefühls und hätte meine Luſt unterdrückt, um kein Aergerniß zu geben, was wäre die Folge geweſen? Daß ich nicht hätte meinem Grundſatze, der Natur etwas Aehnliches zu bieten, als ſie mir gab, folgen können, und ein Theil meiner Exiſtenz wäre verloren gegangen; denn mehrere Stunden ſpäter, zu Hauſe angelangt, mit ermüdeten Gliedern und erſchöpft, wäre es nicht daſſelbe geweſen, vielleicht wäre es auch ganz unterblieben.

Die Freiheit und Schicklichkeit ſolcher Naturgenüſſe, rief der Wanderer, wird immerdar einen Gegenſtand des Streites abgeben. Der Menſch wird ſich nie erlauben, hierin die kleinſte Uebertretung des zur Sitte gewordenen Geſetzes zu ſehen.

Und ich behaupte hierin liegt gerade der Hauptzwang des albernen Geſetzes, der Zwang, der uns in jedem freien Genuß ſeine Feſſel anlegt, der uns entmannt, und unſere beſten Augenblicke zu nichtsnutzigen Launen und Grillen herabbringt.

Der Wanderer blickte bei dieſen Worten den Maler fragend und mit Vorwurf an. In der That, rief er, geben Sie der Freilaſſung der Sinnenwelt ein ſo großes Gewicht? Das hätte ich nicht vorausgeſetzt.

Warum? Weil Sie es nirgends ſehen? Aber es giebt auch Viele, die eben ſo wie ich denken, aber nicht ſo handeln, denn ſie fühlen ſich gefeſſelt.

Und mit Recht! Was würde aus unſerer Welt und namentlich aus unſerer Geſellſchaft, wenn ſie Allen erlaubte, was Sie ſich erlaubt haben?

Das wollen wir unterſuchen, ehe wir abſprechen.

Ich behaupte, daß dann die Scheinheiligkeit und Heuchelei ein Ende hätten und die Wahrheit und Einfachheit in ihre Stelle träten.

Das nennen Sie Wahrheit und Einfachheit, ſich zügellos betragen, öffentlich Aergerniß geben?

Ich will dieſen einen Fall bei Seite laſſen; es giebt noch mehrere, wo ich es deutlich zu machen glaube, daß die Sucht, ſchön und anſtändig ſich zu betragen, Urſache iſt, daß wir unwahr und lügenhaft in unſeren Werken wie in unſeren Urtheilen ſind. Ich nehme meine Kunſt. Da iſt ſo Vieles Convenienz und ſteht nur da, weil der Künſtler das Wahre, das er in ſeiner Seele fand, nicht zu geben wagte, weil es dagegen verſtieß, was man ſo gewöhnlich ſah und woran die Menſchen ſich gewöhnt hatten. So zum Beiſpiel die Natur ſo zu geben, wie ich ſie ſehe, iſt gegen den Gebrauch und wird getadelt. Male ich das Laub grün, die hellen, in der Sonne glänzenden Felder ſo bunt, wie ſie mir erſcheinen, und ſetze ich aus dieſen Farben, die ich ſehe, die Landſchaft zuſammen, ſo wird man ſogleich ſchreien, das iſt ohne Kunſt gemalt. Man muß in der Malerei abſtufen, ſchwächen, zuſammenſtellen, nur daß die Wirkung hervorkomme. Ich thue das nicht; ich male ſo, wie ich's ſehe, und gebe in der Färbung ſo weit, als nur ein Farbekaſten es geſtattet.

Dann werden Sie aber bald auf unauflösliche Probleme kommen.

Ich ſuche mir zu helfen, wie ich weiß und kann. Immer aber bleibe ich der Natur treu. Wenn die Kenner meine Bilder tadeln, ſo erwidere ich ihnen darauf, daß ich gemalt habe, wie ich es ſehe; daß es nicht ſo geworden iſt wie die Natur, dafür kann ich Nichts, da ſind die unvollkommenen Mittel daran Schuld. Hier und da, Bewußtloſigkeit erwachte, in ein Fieber fiel, und einige Tage zwiſchen Tod und Leben ſchwebte. Die Gräfin, die ſie pflegte, erfuhr in den Fieberausbruchen das Geheimniß ihres Kummers, und dieſer beſtand in einer ausſchweifenden Liebe, deren Gegenſtand ich war. Kein Mißgeſchick hätte mich härter treffen können. Ich vergoß Thränen und machte mir die heftigſten Vorwürfe, daß ich durch irgend eine Unbedachtſamkeit in meinem Betragen vielleicht dieſer unglucklichen Leidenſchaft den Urſprung gegeben, ich marterte mich indem ich immer wieder mein Betragen gegen das Fräulein von Schomberg bis in die geringſten Umſtände hinein prufte, allein ich entdeckte nichts ſträfliches von meiner Seite. Ich hatte in fruhern Zeiten ihre gute Laune getheilt, zu allen ihren muthbin ich feſt überzeugt, wird mir doch Etwas gelingen, wo die Künſtler darüber erſtaunen werden und nicht begreifen, wie ich dazu gekommen bin. Das iſt dann mein Triumph.

Sie ſind demnach ein erklärter Feind des „Schönen,“ weil Sie es für ein Produkt der Convenienz halten?

So iſt es. Ich habe mich vor Nichts ſo in Acht zu nehmen, als das Schöne, was man nämlich ſo nennt, in meine Werke überzutragen, indem ich dabei überzeugt bin, ich ſchaffe nicht, was die Natur mir an die Hand giebt, ſondern einen Gemeinplatz, den Tauſende von Künſtlern vor mir ſich ausgeſonnen und dazu geſchaffen haben, um Das hervorzubringen, was ſie hervorbringen wollten. Auf dieſe Weiſe entſtehen die ſchlechten Künſtler. Einer ſchreibt von dem Andern immer ab, und das anfänglich ſchöne Motiv wird zu einer Schönheits-Carricatur, zu einem Schönheits-Gemeinplatz. Darum will ich lieber abnorm als banal ſein.

Dies iſt aber ein Vorwurf, den Sie allen ſchönen Künſten machen.

Wie allen Produktionen des menſchlichen Geiſtes. Es iſt immer dieſelbe Scheu und Zaghaftigkeit, über eine gewiſſe Grenze hinauszugehen, einmal Etwas zu geben, was ſich rein und bewußt in unſerm Innern ſpiegelt, was aber die Geſetze der Geſellſchaft, die auch die der Kunſt ſind, nicht zugeben, ſondern für eine Uebertreibung, ſchlimmſten Falls für etwas Unſittliches, Unerlaubtes erklären. Wenn mir aber die Wahl bleibt, entweder etwas Unerlaubtes, Ungeziemendes, oder etwas, durch lange Gewöhnung und durch langes gegenſeitig von einander Abſchreiben zum Gemeinplatz Gewordenes zu wählen, ſo werde ich unbedingt mich zu dem Erſteren bekennen, wenn ich mir auch dadurch den Ruf eines Sonderlings zuziehe.

In dem Falle bin ich neugierig, Ihre Landſchaften zu betrachten, rief der junge Gebirgsgänger hier lebhaft aus, und der Maler lud ihn freundlich ein, ſein Atelier in Augenſchein zu nehmen. Die jungen Männer wurden bei der Betrachtung der Bilder noch befreundeter, und Oswald erfreute ſich an den Urtheilen und den Grundſätzen ſeines jüngern Freundes.

Als ſie davon abbrachen, fügte der Wanderer noch die Frage zu: Nur eine Auskunft noch, wenn ich bitten darf. Kennen Sie jenes junge Mädchen genauer, das wir vorhin ſprachen? Wiſſen Sie Etwas von ihrem Schickſal und wer ihre Eltern ſind?

Die Eltern, erwiderte der ſeltſame Künſtler kenne ich wohl, der Vater iſt ein Schenkwirth, der Dürbach heißt, die Mutter iſt eine ehrliche Frau. Beide verdienen ihr Brod kümmerlich. Wir, ich und meine Frau, lernten die Kleine bei ihrem Berufe kennen, und die aufgeweckten, geſcheidten Antworten, die wir von ihr hörten, zogen ſogleich unſere Aufmerkſamkeit auf ſie hin, und wir ließen uns hier und da in ein Geſpräch mit ihr ein. Das Mädchen hat Verſtand; es wäre wünſchenswerth, daß ſie ihn ausbildete.

Der Meinung bin ich auch, rief der Wanderer. Das Mädchen iſt nicht gemacht, ſtets das Vieh zu hüten; ich werde ſehen, Etwas für ſie zu thun.

Mit dieſem Entſchluß erklärte ſich das Künſtlerpaar einverſtanden. Beide gaben die Wohnung des Vaters des Mädchens an und nahmen dafür das Verſprechen entgegen, daß ſie erfahren ſollten, was mit ihr geſchehen werde. Man blieb noch zuſammen, da in den heißen Stunden des Tages doch für den Künſtler Nichts zu thun war; gegen Abend begaben ſich die beiden jungen Männer wieder auf die Wanderung, und die Frau blieb zu Hauſe, um ein frugales Abendeſſen zu bereiten.

3.

Der nächſte Ausflug, den der Wanderer machte, war, nach der Wohnung des Schenkwirths Dürbach zu fragen. Es war im Dorfe das letzte Haus; eine kleine elende Schenke, für Handwerksburſchen eingerichtet, in der man Bier erhielt, das der Schenkwirth ſelbſt gebraut hatte. Als der Wanderer hier nach ſeiner jungen Empfohlenen fragte, bekam er zur Antwort, ſie wohne nicht mehr bei ihren Eltern, ſondern bei dem Amtmann des Dorfes, der ein ſtudirter Mann ſei und ſie zu ſich genommen habe, um ihr allerlei Kenntniſſe beizubringen.

Dieſer Aufenthalt des Kindes, ſagte die Mutter, iſt mir nicht gelegen und nicht genehm. Das Kind lernt dort bei dem gelehrten Alten Allerlei, was ſie ſpäter nicht allein nicht brauchen kann, ſondern was ſie auf Abwege bringen wird. Ich weiß das aus meinem eigenen Leben. Ich war Kammerjungfer bei einem Fräulein, das mich ſingen und auch ſogar tanzen lehrte; wozu half mir das? Mein Mann ſagte: Mein Kind, durch Tanzen wird keine Wirthſchaft in Ordnung gebracht. Ich mußte mich fügen und lernte die Wirthſchaft; die ſchönen Künſte halfen mir Nichts. So wird es auch meiner Tochter gehen; kaum daß mein Mann es möglich gemacht hat, ſie nach wie vor noch auf die Weide zu ſchicken, wo ſie das Vieh hüten muß, alſo nicht immer bei den Büchern ſitzen kann.

Ich möchte gern den Herrn Amtmann ſprechen, ſagte der junge Mann. Man zeigte ihm, wo das Haus deſſelben läge, und der Wanderer machte ſich gleich auf den Weg, es aufzuſuchen. Er fand den bezeichneten Mann, einen funfzigjährigen rüſtigen Beamten, der Etwas in ſeiner Kleidung vom Schulmeiſter an ſich hatte, bei ſeinen Büchern, und neben ihm ſaß die Kleine, ebenfalls bei einem Buche. Sie erkannte ſogleich den Fremden, den ſie ſchon geſehen hatte, und ging freundlich auf ihn zu. Er begrüßte ſie und fragte ſie, wie es ihr gehe. Gut, lieber Herr, erwiderte ſie, indem ſie dem Manne ihre Hand ließ, die ſie ihm zum Gruße gereicht hatte. Er ſetzte ſich jetzt an den Tiſch, und es begann ein Geſpräch mit dem gelehrten Amtmann, aus dem er gleich ſehen konnte, wie die Erziehung des Mädchens geleitet wurde. Ich bin eben dabei, ſagte der würdige Alte, meinem lieben Kinde den Cornelius Nepos zu überſetzen zu geben. Ach, einſt hatte ich einen Sohn; er war von dem Alter der Kleinen; er ſollte dieſelben Studien unter meiner Leitung machen; da nahm ihn mir das Schickſal. Aber ich zürne ihm nicht; ſtatt des Sohnes gab es mir dieſe Tochter, die gerade ſo viel Verſtand hat, um meine Mühe reichlich zu vergelten, und die ich noch weit zu bringen hoffen darf.

Dieſe Worte brachten den Wanderer ſogleich auf den Gegenſtand ſeines Kommens. Lieber Mann, ſagte er, ich weiß nicht, ob Sie recht haben, dem Bauermädchen Latein beizubringen.

Wenn es ein gewöhnliches Bauermädchen wäre, ſagte der Mann, könnten Sie recht haben; aber meine Anna iſt mehr als das; meine Anna verſteht mich und weiß, was ich will und was ſie ſoll. Bei ihr iſt das Latein gut angebracht. Sie ſchreibt ſchon ganz hübſche deutſche Briefe und macht Aufſätze, die mich in Erſtaunen ſetzen. Die Eltern wollen das freilich nicht; ſie ſind redliche Bauern, und fürchten, das Kind über ihren

Stand, gelehrt und gebildet zurückzuerhalten. Freilich iſt das ein Vorurtheil; darüber muß man ſich hinwegſetzen.

Dennoch, lieber Herr, werden Sie aus ihr nie einen Jungen machen, rief der Wanderer.

Ich weiß nicht, ob es mir nicht gelingt, ſie ſo weit nur zubilden, daß ſie in die Schule aufgenommen wird. Der Lehrer hat mir das Wort gegeben, ihr Geſchlecht ſorgſam zu verheimlichen. Es könnte uns gelingen, aus dem Mädchen einen gelehrten Mann zu bilden, zumal da ſie nicht beſonders hübſch iſt, und als Mädchen doch kein Glück machen würde.

Das Mädchen hörte dieſe Worte mit großem Intereſſe. Ach ja, lieber Großvater, ein Junge möchte ich ſein; es iſt das Erſte und Beſte, was ich mir ausdenken kann. Lehre mich, ein Mann ſein, und ich werde Dir ewig danken.

Der Amtmann lächelte, als er das Mädchen in dieſem Tone ſprechen hörte. Gieb Dich zufrieden, ſagte er; wir wollen ſehen, was ſich machen läßt.

Der junge Friedrich erwiderte mit großem Ernſt: Mit dieſem Erziehungsexperiment bin ich nicht einverſtanden. Man muß das Mädchen bilden, aber kein Monſtrum aus ihr machen. Sie ſind auf falſchem Wege, Herr Amtmann.

Es mag ſein, erwiderte der Mann lächelnd; doch will ich ſo weit gehen, als ich irgend kann. Soll es dann nicht ſein, und die Natur, die ſie zum Weibe ſchuf, bricht ſich Bahn, dann bin ich auch mit ihr einverſtanden, und ziehe ſie zum Weibe.

Dann wird es aber vielleicht zu ſpät ſein! entgegnete Friedrich.

Was wollen Sie denn eigentlich? fragte hier der Amtmann.

Das Mädchen nach Berlin nehmen, war die Antwort, ſie dort in ein Erziehungsinſtitut geben, und ſelbſt über ihre Fortſchritte wachen. Ich habe einiges Vermögen, wie nicht minder einflußreiche Verwandte; ich kann was für die Kleine thun.

Willſt Du mit dem Herrn gehen? fragte der Amtmann das Mädchen, indem er ſie forſchend anſah.

Nein, ich will nicht, erwiderte ſie. Er will mich von Dir fortnehmen, und das duld' ich nicht. Ich will einzig nur bei Dir ſein und hier bleiben.

Das Kind umfaßte bei dieſen Worten den alten Mann und drückte ſich zärtlich an ihn. Der Alte wurde gerührt und zeigte dies dem Jüngling. Was kann man gegen eine ſolche Liebe machen?

erwiderte er. Sie iſt ſchon ganz mit mir einverſtanden; darum wird es gut ſein, Sie laſſen ſie bei mir. Hier hat ſie kein gelehrtes Erziehungsinſtitut, aber ſie hat einen alten Vater, der zärtlich für ſie ſorgt, und ſieht, daß ſie das lernt, was er ſelbſt für zweckmäßig und gut hält. Komm meine Kleine, wir bleiben beiſammen.

Großvater und Enkelin umfingen ſich zärtlich, und Friedrich mußte ſeinen Plan aufgeben. Er trennte ſich nur ungern von dem Lehrer und ſeiner Schülerin. Er ging wieder zu den Eltern und ſagte ihnen, was mit dem Großvater und ſeiner Enkelin geſchehen ſei. Die Mutter rief: „Wie, Latein lehrt er das Mädchen? Das iſt unerhört, und muß ſogleich aufhören. Was, zum Kuckuk, wird denn aus dem Kinde? Eine gelehrte Bäuerin, welch' ein Unſinn! Ich werde zu ihm gehen und ihm ſagen, daß er ſie mir wieder herausgiebt. Sie ſoll wieder hierher, das iſt das Beſte. Mein Mann iſt unglücklicherweiſe krank und zu Nichts nutz, da muß ich Alles im Hauſe thun und leiten. Gut, daß ich von dem Unfug zeitig Etwas erfahren habe; jetzt läßt ſich noch Alles anders einrichten. Friedrich theilte ihr ſeinen Plan wegen Berlin und der dortigen Erziehung mit; doch die Schenkwirthe wollte Nichts davon wiſſen. Das iſt Alles Nichts, meinte ſie; mein Kind ſoll eine gute, tüchtige Bäuerin werden, und da weiß ich alle die Mittel und Wege dazu.

Das Mädchen wurde hierauf von dem Großvater fortgenommen, und ſie war nun wieder zu Hauſe und bei ihrer Heerde, wo ſie jetzt fleißiger als je diente. Friedrich ſah ſie bei ihren Ziegen und Schafen, und ſprach mit ihr. Sie zürnte, daß er ſie von dem lieben Alten fortgebracht hatte, doch war ſie ihm dann wieder gut, als er nicht darauf beſtand, ſie ſollte das Dorf ganz verlaſſen. Hier bin ich glücklich; in der großen Stadt werde ich es nicht ſein. Hier kann ich doch hin und wieder meinen ſtudirten Amtmann ſehen, und auch Herrn Oswald ſehe ich; das Alles kann ich in der Stadt nicht. Friedrich mußte ihr Recht geben, und verließ kopfſchüttelnd das ſeltſame Mädchen, um zurückzukehren zu den Seinigen.

gen ſchien. Seit Maria für mich verloren war, hatte ich es aufgegeben an ein Glück bei Frauen zu denken; ich erſchien mir in meinem Ernſt und meiner Theilnahmloſigkeit ſo unliebenswürdig, daß ich nicht von ferne daran dachte, daß man mich zum Gegenſtand einer ſo aufrichtigen und lebhaften Neigung erwählen konnte, wie es hier geſchah.

Um mich, ſo viel es in meinen Kräften lag, von dem Vorwurf zu befreien, dieſe unglückliche Leidenſchaft zu begünſtigen, entfernte ich mich auf einige Zeit aus Bamberg, und benutzte hierzu einen Auftrag des Biſchofs, der mich freundſchaftlich erſuchte bei dem Fürſt-Biſchof von Trier eine wichtige Angelegenheit durchzuſetzen. Da mir von Dresden aus die Zuſtimmung und dazu noch einige andere Aufträge gegeben wurden, reiſte ich unver-

4.

Der Lebenslauf der kleinen Durbach ward jetzt ein ſehr einförmiger. Täglich mußte ſie ſich auf dem Felde einen Weideplatz für ihr Vieh ausſuchen und durfte daſſelbe nicht verlaſſen. Ihr zum Troſte befand ſich ein junger Schäfer ebenfalls auf dem Theil des Weideplatzes, den ſie inne hielt. Es war dies kein poetiſch ſchöner Jüngling, ſondern ein verwachſener, mißgeſtalteter Junge, der einen langen blauen Strumpf ſtrickte und hin und wieder dabei ein Buch las, das er ſich mitbrachte. Anna geſellte ſich alsbald zu ihm und die Zeit verging Beiden ſehr ſchnell bei der Lektüre ihrer Bücher. Es waren die alten Zauberbücher, die das gemeine Volk noch jetzt lieſt, die ſchöne Meluſine, die Inſel Felſenburg und der hörnerne Siegfried. Jacob, dies war der Name des Schäfers, wußte von jeder Geſchichte die beſondere Deutung beizubringen, und Anna gab die goldene Fabel des Ganzen und brachte ſie in Verbindung mit anderen gelehrten Büchern, die ſie bei dem Großvater kennen gelernt. Anna war viel aufgeweckter und geſcheidter als Jacob, ſie kannte das Leben ſchon und hatte bereits einen Theil deſſelben kennen gelernt. Oft ſprach ſie darüber mit ihrem Mitſchäfer und lichtete deſſen Anſichten.

Jacob, ſagte ſie ihm einſt, Du mußt dieſe Sachen, die wir da leſen, nicht für wirklich halten. Ein ſolches Weib, wie dieſe zauberhafte Meluſine, hat es nie gegeben und wird es nie geben.

Wer hat Dir das geſagt? fragte Jacob.

Ich hab' es mir ſelbſt geſagt, erwiderte ſie. Etwas vollkommen Unnatürliches giebt es in der Welt nicht. So iſt dieſes Weib, das halb Menſch halb Fiſch iſt, unnatürlich.

Wer kann das behaupten? Wer hat Alles geſehen, was es in der Natur giebt? Vielleicht iſt auch ein ſolches Geſchöpf darunter und hat gelebt zu einer Zeit, wo manches Wunderbare ſich zutrug, von dem wir jetzt keine Spur mehr ſehen. Erinnere Dich, Anna, an die ſeltſamen Sachen, die in der Bibel ſtehen, und Du wirſt eingeſtehen, daß es ſtets ſonderbare Erſcheinungen, die wir durch Nichts erklären können, gab, und warum nicht annehmen, daß dieſes eben eine ſolche iſt?

Mit den Erſcheinungen der Bibel iſt es eine andere Sache, bemerkte Anna.

Warum das? Iſt ſie nicht auch ein Buch, was viel geleſen wird und wo die ſonderbarſten Dinge wie geheimnißvolle Sätze zu unſerer Belehrung und Forſchung daſtehen?

Jacob, Du biſt ein Träumer. Nächſtens wirſt Du ausgehen, ein bezaubertes Fräulein zu ſuchen, oder Du machſt Dir ſelbſt weiß, Du ſeieſt irgend ein bezauberter Prinz.

Nein, Anna, das werde ich nie. Ich will kein ſeltſames Fräulein aufſuchen, denn ich bin mit Dir zufrieden, und ein Prinz will ich nicht ſein, denn alsdann könnteſt Du mich nicht lieb haben.

Hab' ich Dich denn lieb? rief Anna, böſe und zornig werdend. Ich liebe keinen Mann der Erde, denn ich bin ſelbſt ein Mann.

Du ein Mann? rief der Schäfer und ließ vor Verwunderung ſeinen Strumpf in den Schooß ſinken. Ei ſag' doch, wie kommt es denn, daß Du immer in dem Rocke eines Weibes einhergehſt?

Weil die Bezauberung noch anhält, erwiderte ſie. Ich bin noch nicht hindurchgedrungen zur

Mannheit. Doch es wird kommen, wird gewiß kommen.

Sag' es mir, wenn Du es kommen fühlſt; ich möchte dabei ſein, wenn die Verwandlung vor ſich geht. So Etwas hab ich noch nicht geſehen. Hat Herr Oswald Dich dazu gemacht?

Anna ſchüttelte das Haupt. Herr Oswald, erwiderte ſie, verſteht das nicht. Er verſteht überhaupt Nichts und hat mich gänzlich verlaſſen.

Und er war doch einſt Dein Held, Dein Retter! Du ſprachſt nur von ihm.

Er iſt ein Tyrann; ich mag Nichts von ihm hören. Der Großvater iſt der Mann, der allein helfen kann. Er lehrt mich das Latein und wenn ich Latein kann, dann bin ich ein Mann.

Ach, rief der Schäfer höhnend: alſo darauf bezieht ſich Deine Umwandlung?

Darauf, erwiderte Anna.

Dann iſt es ein ſehr ſchlechter Grund. Alsdann kannſt Du mich immer lieben und heirathen.

Sprich mir nicht davon, rief die junge Schäferin, oder ich werde Dir auf immer böſe.

Du wirſt mir nicht böſe, Annchen! Du wirſt es nicht. Er ſchloß ſie mit dieſen Worten in ſeine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Wangen.

Hinweg! ſchrie Anna, fort von mir! Was willſt Du thun? Biſt Du auch ein zweiter Oswald?

Warum das? fragte Jacob. Was hat denn Oswald gethan?

Das Allergrauſamſte, er hat ſein Weib beſiegt, vor meinen Augen.

Er hat ganz recht gethan und ich will es ihm nachmachen.

Zurück, oder es iſt Dein Tod! Sie hielt die Hand, die der Schäfer ſchon gegen ſie ausgeſtreckt hatte, mit Gewalt zurück.

Biſt Du nicht ein albernes Mädchen, rief der Schäfer. So thöricht ſah ich noch Keine. Wenn Du Dich mir nicht ergiebſt, ſo werde ich es Deinen Eltern ſagen.

Sag' es ihnen, meinethalben! Ich will Nichts gemein haben mit den gewöhnlichen Weibern auf der Erde. Ich werde Latein leſen und ſprechen, und werde deshalb ein Mann ſein.

Jacob wandte ſich bei dieſen Worten verächtlich bei Seite. Eine Närrin wirſt Du ſein, verlaß Dich darauf. Der gelehrte Amtmann hat Dir den Kopf verrückt. Das kommt von dem übertriebenen Lernen und Leſen.

Dieſe Streitfragen erfuhren die Eltern wieder und die Mutter bekümmerte ſich darum, aber ſie hatte nicht Zeit, ihrer Tochter Erziehung zu vollenden. Der alte Mann wurde immer kränklicher und ſtarb zuletzt an der Krankheit, die er ſich durch ſein vieles Biertrinken zugezogen hatte. Die Mutter heirathete einen zweiten Mann und bekam bald darauf ein Kind, bei dem ſie die Tochter als Wärterin anſtellte. Sie wurde Amme und Kindermagd. Sie hütete ihren kleinen Stiefbruder, ſo gut ſie es verſtand. Die Mutter hatte aber noch einen andern Plan mit ihr. Es wurde gefunden, daß ſie auf dem Felde und im Umgange mit dem Hirten zu ſehr verwilderte; man beſchloß ſie zu einer weiblichen Arbeit zu erziehen. In der Mühle im Dorfe lebte eine junge Frau, der man große Geſchicklichkeit im Nähen zumuthete; zu ihr wurde Anna gegeben und ihr die Weiſung ertheilt, den Unterricht der Frau Müllerin gut zu nutzen.

Dies war nicht leicht für ein Mädchen wie Anna, die bis jetzt immer gethan hatte, was ſie wollte und was ihr gut behagte. Sie ſaß in der Mühle, aber ihr Geiſt war nach wie vor draußen auf dem Felde, und ihr Umgang mit Jacob wurde deshalb nicht abgebrochen. Jacob kam in die Mühle und ſetzte ſeine Bewerbungen um die

Spröde ungehindert fort. Er fand bald einen Nebenbuhler. Die Müllerin hatte einen Geliebten, einen jungen Dragoner, der ſie öfters zu beſuchen kam und Anna bei ihr fand. Der Dragoner war ein hübſcher Junge, ungleich hübſcher als Jacob, und ſeine Beſtrebungen hatten deshalb auch mehr Erfolg, als des Schäfers Mühe, die er ſich gab. Anna ſpielte gegen den Dragoner nicht die Spröde; doch machte ſie die Eiferſucht der Müllerin rege, und es gab verdrießliche Auftritte, die ſich endlich damit endigten, daß die Müllerin das junge Mädchen von ſich entfernte. So kam Anna denn wieder zu ihren Eltern zurück. Sie war jetzt funfzehn Jahre alt; es war Zeit, daß für ihr Schickſal geſorgt wurde. Sie wurde für's Erſte zu einem Prediger gethan, der ſie zur Confirmation vorbereitete; damit war für ein Landmädchen das Signal gegeben, daß ſie jetzt an ihren eigenen Hausſtand und an das Heirathen denken könne. Ein Tuchhändler aus Schwiebus, Namens Hirſekorn, nahte ſich ihr als Freier. Die Mutter ergriff die Gelegenheit, und machte ihr bekannt, daß ſie beſtimmt ſei zu heirathen, und daß ſie daher den Herrn Hirſekorn, der ein Tuchhändler ſei und ſein gutes Brod habe, heirathen müſſe. Dieſe harte Rede der Mutter war dem armen Mädchen, das noch immer im Stillen darauf hoffte, daß ſie als Knabe aufwachſen und ihr Glück machen werde, ſehr überraſchend. Sie weinte bittere Thränen über das Scheitern ihres Lieblingsplans. Sie wollte Allerlei unternehmen, blos um der beabſichtigten Heirath zu entgehen. Sie ſchrieb an ihren ehemaligen Freund nach Berlin und beſchwor ihn, daß er ſie retten ſolle. Sie lief im Dorfe umher wie eine Wahnſinnige und bat alle Leute, daß ſie dieſelbe vor der Heirath ſchützen möchten. Dennoch kam die Parthie zu Stande. Der Bräutigam beſchenkte ſeine Auserwählte mit einem ſelbſtgefertigten Tuchleibchen. Anna erröthete; ſie konnte ihm nicht danken, ſie war ihm gänzlich fremd. Je mehr er zärtliche Verſuche machte, deſto ferner ſtand ſie ihm, und zuletzt ging ſie ſo weit, ihm jede Annäherung zu verbieten. Das war zu ſtark. Der Bräutigam wunderte ſich über den Charakter ſeiner Braut und führte über ſie Klage bei der Mutter. Dieſe zürnte und Anna wurde ſchlecht behandelt.

Endlich kam eine Antwort aus Berlin an. Friedrich ſchrieb ſeiner jungen Anempfohlenen und meldete ihr, daß er bereit ſei, ſie zu empfangen, ſie möge nur zu ihm kommen; er wohne bei ſeiner Tante, der Generalin v. Schmettau, die ſich freuen werde, ſie zu ſehen, und ſie bei ſich wohnen laſſen werde. Als dieſer Brief bei den Leuten im Dorfe bekannt wurde, entſtand eine allgemeine Empörung darüber. Wo ſollte das arme Mädchen hin? fragte man. Nach Berlin? Welch' ein Unſinn! Was ſollte ſie in Berlin machen? Hier bleiben ſollte ſie; hier war ihre Beſtimmung. Nirgend anderswo. Sie mußte ſich fügen, und ſchrieb unter Thränen ihrem Freunde ab, indem ſie zugleich ihre Verheirathung ihm meldete.

Dieſe Heirath war eine unglückliche. Hirſekorn war ein roher Mann, der ſeine junge Frau auf alle mögliche Weiſe quälte. Er fand ſie ungehorſam und nicht ſeinem Willen gehorchend; er brachte ſie zum Gehorſam, indem er ihr Strafen auflegte, die den Stolz der Frau beleidigten und ſie dazu brachten, nur immer mehr ſeinem Willen zu widerſtreben. Die Folge hiervon war häuslicher Zank, der immer heftiger wurde, je länger gegen ihn von der Frau wie von dem Manne gekämpft wurde. Eine Niederkunft Anna's verſchlimmerte nur die Sache. Sie war dadurch an das Haus gefeſſelt und konnte ihrem Tyrannen nicht entſchlüpfen. Der Mann verbot ihr das Leſen, er verbot ihr auch das Weinen, weil das ihre Phyſiognomie häßlich machte. Anna ſchrieb heimlich und ſie weinte auch heimlich. Er nahm ihr Feder, Papier und Dinte weg; ſie kritzelte mit ihrer Haarnadel Verſe auf einen Zinnteller.

Meiſter Hirſekorn gab endlich ſeiner Frau ſo deutlich zu verſtehen, daß er ſie los ſein wollte, daß ſie vor ihm flüchtete; aber Niemand nahm die Unglückliche bei ſich auf. Eine Frau, die ſich von ihrem Manne getrennt, war ein Gegenſtand des Schreckens für alle anderen Weiber; ſelbſt ihre Mutter wagte es nicht, ſie bei ſich aufzunehmen. Ein paar Charakter- und Sittenzüge aus jenen Tagen mögen hier eingeſchaltet ſein. Vor dem Rathhauſe zu Glogau, wo ihre Scheidungsangelegenheit betrieben wurde, langte ſie einſt allein an, und ſah ſich in dem troſtloſen Zuſtande, den die Qual ihrer Ereigniſſe und Auftritte ihr bereitet, unfähig, die Rathhaustreppe zu erſteigen. Sie lehnte an einem Steinpfeiler und weinte. Ein junger Soldat, der Wachpoſten vor dem Hauſe hielt, ſah ſie, betrachtete die innig Trauernde, holte aus ſeiner Weſtentaſche ein Stück Kreide hervor und ſchrieb mit dieſer Folgendes an die Wand ſeines Schilderhäuschens: „Geduld, Vernunft und Zeit, das ſind gar ſchöne Sachen, die, was unmöglich ſcheint, doch möglich können machen.“ Still, ohne ein Wort zu ſprechen, ging er darauf laſſen. Der Fürſt-Biſchof von Trier war ein Fürſt aus einer öſterreichiſchen Familie, die mit großen Reichthümern große Anſprüche verband. Der Prinz Clemens war in dem Luxus und in den Wolluſten der größten Hofe Europa's erwachſen. Seine Jugend fiel in die franzöſiſche Regentſchaft, und er hatte die zügelloſen Sitten, die an einem Hofe herrſchten, wo ein Dubois regierte und eine Anzahl ſchamloſer Weiber das Scepter lenkten, mit nach Deutſchland gebracht. Dieſe Ausgelaſſenheit wurde aber von dem Prinzen unter die eleganteſten Formen verſteckt. Man ſah ſeinem geiſtreichen Geſichte keine Spur der Freimüthigkeit und der Scherze an, die im Gefolge der nächtlichen Orgien ſich ſeinem Charakter und Geſchmack angeheftet hatten. Nie ſah ich das achtſeinen Gang weiter. Die Unglückliche las den Spruch und dankte ihm; ſie ſtieg jetzt kräftig die Treppe hinauf und fand den Muth, ſich einem Verhör zu unterwerfen, das zugleich ihr Schamgefühl und ihren Rechtlichkeitsſinn auf gleiche Weiſe beleidigte. Man ging mit Bäuerinnen nicht zart um. Anna begriff nicht, wie ein Weib ſich noch vertheidigen könne gegen den Mann, ſie fand es ſo natürlich, daß er in Allem Recht hatte und es auch behielt, daß es ihr nicht in den Sinn kam, in ihrer Sache einen Anwalt zu wählen. und ſie ſich ruhig verſtoßen ließ, dem Räuber ihrer Ruhe, ihres Glückes noch das Wenige hingebend, das ſie als ihr Mitgebrachtes allerdings hätte beanſpruchen können. Sie floh wie Hagar in die Wüſte, erſchreckt, gedemüthigt, die Hand, die ſie verſtieß, noch küſſend.

In einer Schenke findet ſie endlich nach langem Umherwandern ein nothdürftiges Unterkommen. Als ihr geſtattet wird, das Bett zu verlaſſen, ſchleppt ſie ſich in Lumpen, die ihre einzige Bekleidung ausmachen, in die benachbarten Dörfer, und da, wo es irgend Etwas zu verdienen giebt, ſei es eine Hochzeit, eine Kindtaufe, oder ein Leichenbegängniß, erſcheint ſie und bringt ihre Poeſie an den Mann; wofür man ihr Speiſe und Trank giebt. Während dieſer irren Laufbahn, ihres Zuges auf den Dörfern, lernt ſie den Schneidermeiſter Karſch kennen. Er zieht umher wie ſie, handelt mit alten Kleidern und fertigt neue. Anna liebt den Karſch nicht, allein ſie heirathet ihn, da er es iſt, der ſie aus der Schmach rettet, in die ſie verfallen, der ſie wieder zu einer ehrlichen Frau machen will. Noch einmal geht die unglückliche Dichterin vor den Altar, nochmals knüpft ſie ein Bündniß, das ihr Unehre und Schmach bringt. Karſch war ein Säufer, dabei ein höchſt mittelmäßiger Schneider, er gewann nur wenig und das Wenige verſchwendete er in der Schenke. Die Dürftigkeit, in die jetzt unſere arme Dichterin verſank, iſt wahrhaft rührend: ſie hatte Nichts, um ihren Hunger und Durſt zu ſtillen; dazu kam ein neues Wochenbett. Noth, Kummer, Verzweiflung nach allen Seiten hin. In der Kirche erſchien ſie nur am frühen Morgen und ſtellte ſich hier hinter einem Pfeiler am Altar, weil ihre Kleidung zu dürftig war, als daß ſie ſich hätte ſehen laſſen können. Die Predigt, die ſie mit Aufmerkſamkeit anhörte, ſetzte ſie zu Hauſe in Verſe. Eine ſolche Bearbeitung überreichte ſie einſt dem Pfarrer, der ſie las und ſie lobte und ſogar aufmunterte. Dadurch wurde ſie als Dichterin bekannt. Im Jahre 1755 geht ſie mit ihrem Mann und drei Kindern nach Groß-Glogau, und hier ſammelt ſie endlich einige reiche und vornehme Gönner um ſich her. Hier in dieſem Kreiſe lernte ſie ſich fühlen, und der Hochmuth der Poeſie berührte zum erſten Male ihr Herz.

Die jungen Offiziere der Glogauer Garniſon beſtellten ſich bei der poetiſchen Schneidersfrau Gedichte auf ihre Schöne. Anna dichtete in frivolem Genre. Die Offiziere kamen zu ihr, ihr die Stoffe aus der Mythologie zu erzählen, die ſie nachher in Verſe brachte; man kann ſich denken, wie dies geſchah. Anna brachte hier Erzählungen zu Tage, wie ſie ſich nie geträumt hatte, ſie machen zu können; aber gerade das Ungehörige und Unpaſſende dieſer Geſchichten machte damals Glück. Der Schneider ſaß in der Schenke und wartete auf das Honorar ſeiner Frau, zu deren Produktionen er lachte, weil er ſie nicht verſtand; ſie ſchienen ihm jedoch geeignet, Glück zu machen, und deshalb begeiſterte er ſie, darin fortzufahren. Doch die Dichterin, die ihr Glück ſicher und ſtolz gemacht hatte, wollte nicht mehr, wie das erſte Mal das Opfer ihrer Beſchränkung ſein, ſie machte ihrem Mann Vorwürfe, ſie ſprach zuerſt von Trennung. Ihr Ruhm war bis Berlin und zum Ohre ihres anfänglichen Beſchützers und erſten Freundes gedrungen. Der Baron von Schmettau kam jetzt und entführte ſeinen Schützling nach Berlin. Nun war ſie in dem Sitz der literariſchen Berühmtheiten: Ramler, Gleim, Sulzer, Hagedorn, Mendelsſohn, Leſſing umgaben ſie.

5.

Sie war jetzt die deutſche Sappho. Ramler nahm ſich ihrer an und veränderte und verdarb ihre Poeſien, die er nach antikem Maße zuſammenſchnitt und platt und geſchmacklos machte. Sie lernte jetzt Friedrich, den ſiegreichen Preußenkönig, kennen und deſſen Thaten begeiſterten ſie. Der plötzliche Tod ihres Gönners und erſten Freundes, des Barons von Schmettau, brachte ſie um die ſchöne Wohnung und nahm ihr zugleich den guten Mittagstiſch, den ſie bis jetzt gehabt hatte. Sie zog mit ihrem Stiefbruder in ein Manſardenſtübchen und hatte es jetzt wieder recht kümmerlich. Etwa in den Jahren 1761 und 1762 kam ſie zum Beſuch nach Halberſtadt und lernte hier Gleim perſönlich kennen, der ſich ihrer getreulich annahm. Gleim paßte mit dieſer Sappho vortrefflich zuſammen. Beide beteten ihren Schutzgeiſt, den großen Friedrich an, Beide machten auf ihn Gedichte, Beide hatten poetiſche Zunamen: Sappho hieß die Karſchin, Gleim nannte ſich Anacreon. Er nimmt ihr Bild auf in ſeinen Dichtertempel und correſpondirt mit ihr, ja noch mehr, er veranſtaltet eine Subſcription zu ihrem Beſten und giebt einige ihrer Poeſien heraus, die ihr auch Etwas eintragen. So ſcheint es, wird ihr Schickſal immer beſſer und erträglicher. Sie iſt nun die bekannte Dichterin, und ſie protegirt jetzt in ihrer Art ſolche, die ſich an ſie wenden. Unter dieſen iſt eines Tages auch der bekannte Maler, Herr Oswald, der nach Berlin kommt und mit Freuden von dem Schickſal des einſt gekannten Schäfermädchens hört, die er nun aufſucht. Die Karſchin iſt entzückt, den Maler zu ſehen, fühlt aber, daß deſſen maßloſe Umgangsweiſe ihr ſchaden könne. Sie zeigt ſich für ſeine Bilder, davon er mehrere mitbringt, empfänglich, weiß aber ſonſt nicht, wie ſie ihm helfen kann. Der General Schmettau, der Vater ſeines einſtigen Freundes, iſt allein ihr Rath und ihre Hülfe; an ihn wendet ſie ſich und erhält wirklich von dem würdigen Greis eine Summe geſchenkt, die ſie Oswald einhändigt. Zugleich ſagt ſie ihm in einem poetiſchen Briefe: daß die Zeiten vorbei ſeien, wo man ungeſcheut der Natur huldigte und daß es heiße, ſich Zwang anthun, um den Leuten zu gefallen. Oswald glaubt ihr nicht und fängt in Berlin an liederlich zu leben, Geld auszugeben und ſeine arme Frau unglücklich zu machen. Die Dichterin faßt jede mögliche Gelegenheit auf, ihn zu warnen, Alles iſt vergeblich. Ich folge der Natur! iſt das Einzige, was er ihr erwidert. Um dieſe Zeit war es, wo die Dichterin ſich mit dem König Friedrich bekannt machte, der ſie zu ſich nach Sansſouci kommen ließ. Sie beſchreibt ſelbſt dieſe Zuſammenkunft. Das Gedicht lautet:

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann würd' ich, kleine Creatur,
Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und Dir erzählen, daß in Friedrich's Marmorſaal
Mein faltig Antlitz ſich beſpiegelt,
Und aus der Bruſt das Herz beflügelt
Auf meine Lippe trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir redete,
Der größ're Redekunſt beſitzt
Als Mark Anton, der vor dem Volke
Des Cäſar's Mörder bald verklaget, bald beſchützt.
Er kam und über ihm, in gold'ner Wolke,
Sah ich den ſchwebenden Apoll.

Er ſprach, und in mein Ohr erſchell
Mit ſeiner ſchnell geſprech'nen Frage
Der Donner Jupiter's und ſeines Auges Blitz;
Doch, Freund, ich ſchreckte nicht zurück.
Ich ſagte, welch' ein Mann mich zeugte
Und welch' ein Staub mich niederbeugte:
Wie ein Genie heraufgeſtrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunſt geſchrieb'ne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finſtern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Der Menſch und Philoſoph vereinet,
Ob Alexander gleich geſieget und geweinet,
Und Cäſar ſelbſt zufrieden ſchien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verſchonen,
Und einem Brutus ſelbſt verzieh'n,
Der mit dem Dolch ihn ſollte lohnen.
Doch fand ich auf der Griechen Thron
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit Dem, der ſeines Angeſichts
In Winterlüften nicht geſchont
Und wo der Lenz gebleicht, das Kriegeszelt bewohnt,
Von Freunden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus ſo viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte Dich Geſang?
Wer unterwies Dich in Apollens Saitenzwang?
Held, ſprach ich, die Natur und Deine Siege machten
Mich ohne Kunſt zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wiſſen,
Woher ich Nahrung nähm'. Da ſagt' ich: Freunde müſſen
Mich nähren; täglich geb' ich hin

Zum niemals ſtolzen Stahl.*) der ſtets mich gerne ſieht
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter Dir erzieht.
Ich ſprach's und Friedrich's Blick ſchien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch! ſprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dach dort oben.
Wenn Du nicht zürneſt, würde ich Dich
Kniebeugend bitten, daß Du meiner Kammer dächteſt
Wie eines Winkels der Baſtille zu Paris,
In welchen Ludwig viele Menſchen bringen ließ,
Die Du als Krieger brauchen möchteſt,
Weil ſie oft tapfer ſind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte ſo
Wie Einer, den ein Bret im Meere hat erhalten
Und jetzt die Sonne ſieht.
Des Vaterlandes Vater ſprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben ſorglos machen,
Und alle Muſen ſprachen's nach:
Und Grazien ſah ich in ſeinem Munde lachen,
Ich ging zurück, o Freund! Nun glühte Purpurroth
Auf meiner ſonſt ſo bleichen Wange,
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt, ich taumelte, ich ſchien
Dem trunknen Menſchen gleich im Reden und im Gange.

Wie Friedrich ſein Verſprechen erfüllte und was weiter erfolgte, ſagen die bekannten Strophen der Dichterin, die ihm ſchrieb:

---

*) Vorſteher der Penſionsanſtalt, in welcher die Tochter ſich befand.

Zwei Thaler giebt kein großer König,
Ein ſolch' Geſchenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein Wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Das war das Ende der ungeheuren Hyperbeln, mit denen die arme Dichterin den berühmten Sieger ſchmückte. Sie erhielt Nichts, nicht die gewünſchte Wohnung, nicht das Geld, auf das ſie ſich gefreut hatte. Doch hörte ſie nicht auf, den großen König zu erheben und ihn mit Preis und Ruhm zu überſchütten. Man ſieht alſo, daß es ihr Ernſt darum war. Der Herzog Friedrich von Braunſchweig machte die unwürdige Handlungsweiſe ſeines Oheims in Etwas wieder gut, er gab der Dichterin eine magere Penſion, die ſie vor dem bitterſten Mangel ſchützte.

pelle, die verdienteſten Künſtler in ſeinen Akademien. Die Reſultate waren erſtaunenswerth. Er wetteiferte im Glanz mit dem Herzog von Pfalzzweibrücken und dem Kurfürſten von Baiern. Sein Pallaſt in Coblenz enthielt die koſtbarſten Sammlungen, die raffinirteſten Produkte des Luxus waren angehäuft und der Raum unermeßlicher Säle ſchien für dieſe Reichthümer nicht auszureichen. Es gab in dieſem Pallaſt Kabinette, in denen eine orientaliſche Weichlichkeit herrſchte, und von denen man nur hätte wünſchen mögen, daß ſie einem Schüler des Epikur ſtatt einem Diener der Kirche angehören möchten. Ebenſo leiteten die verſteckten Corridore, die mit trüben Alabaſterlampen beleuchteten Gänge die Phantaſie auf Irrwege, die weit ab von der Schwelle eines

6.

Bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's II. wurde die Unbill wieder gut gemacht. Er gab Befehl, daß der Dichterin Karſch ein Haus gebaut wurde, verziert mit den Emblemen der neun Muſen und ſolide von Stein erbaut. Anna's Dankbarkeit kannte keine Grenzen, ſie lief in Berlin umher und forderte Jedermann auf, ihr Glück zu preiſen und den König zu bewundern. Das Haus wurde zwar ſofort zu bauen angefangen, doch es wurde ſtatt eines Palaſtes, wie die Dichterin geträumt hatte, nur eine ſehr beſcheidene Wohnung von zwei Stockwerken, an einem Marktplatz in Berlin ſtehend, wo man es jetzt noch ſehen kann. Die Freskogemälde, die Embleme fielen alle weg, es war ein einfaches dauerhaftes Haus. Die Dichterin war ſo ungeduldig, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu athmen, daß ſie das Haus bezog, ehe es noch ganz trocken war und ſich dadurch den Grund zu der Krankheit legte, an der ſie ſtarb. Sie bewohnte ihr Haus nur kurze Zeit. Während dieſer Zeit kam ſie nun immer mehr in Mode und wurde eine geſuchte Perſon, ſo daß ſie zuletzt nicht mehr alle Einladungen, die an ſie ergingen, annehmen konnte, ſo gern ſie auch außer dem Hauſe ſchmauſte und ſich willig überall hinführen ließ. Der Prinz Ferdinand machte ſich beſonders eine Pflicht daraus, die Dichterin zu ehren, und gab öfters Abendgeſellſchaften, wo er ſie dann dazu einlud. Wenn ſie kam, wurde ſie mit Feierlichkeit empfangen und erhielt ihren Platz neben der Gemahlin des Prinzen bei Tiſche. Hier ſaß nun die einfache Bäuerin, fürſtlich aufgeputzt und in Gala, mit Blumen und Federn geſchmückt, und ſie, die einſt ihrer Heerde folgte, zufrieden mit der einfachen Hirtenflöte, deren Töne ſie hörte, berauſchte ſich jetzt im Strom der Melodien, die hier erklangen und die ſie ſonſt nie hörte. Sehr erwünſcht wäre es ihr geweſen, wenn es ihr möglich geworden wäre, ihren ehemaligen Beſchützer und Freund, den alten Maler Oswald mit in dieſen Kreis zu ziehen, doch der edle Mann war dergeſtalt heruntergekommen, daß er nicht mehr einen guten Anzug hatte, in dem er ſich ſehen laſſen konnte. So mußte es denn unterbleiben. Sie war zufrieden, ihm ein kleines Geſchenk zu erwirken von dem Prinzem, der ihn kannte und von ihm gehört hatte. Er hätte unter der vorigen Regierung ſein Glück gemacht, äußerte er bei der Gelegenheit, da waren ſolche Käuze Mode; er hätte ſich meinethalben für einen Philoſophen ausgeben können und ſo ſeine Weiſe weiter führen, heutzutage iſt es aber nicht angebracht. Wir ſind fromm geworden, und alle Sorten und Arten von Philoſophen ſind bei uns übel angeſchrieben.

Auch Anna mußte ſich mäßigen, ſie konnte nicht mehr, wie ſie früher that, mit der Mythologie freies Spiel treiben, ſie mußte jetzt chriſtliche Gedichte machen und etwas von der Salbung in ihre Verſe bringen, über die ſie in ihren jüngeren Jahren ſich oft lächerlich gemacht hatte. Das verhinderte nicht, daß ſie nach wie vor jede Fürſtlichkeit beſang, geſchah dies nun aus wirklichem Triebe, ſie zu loben oder, was wohl natürlicher anzunehmen iſt, um dadurch ein Geſchenk zu erhalten, denn ſie blieb bis an's Ende ihres Lebens ſtets geldgierig und habſüchtig. Manches Mal gelang die Abſicht, ſehr oft aber erhielt ſie Nichts von dieſen Gelobten und ihr Alter war immer bedrängt. Sie hatte zwei Töchter, zwei

Enkel, zwei Brüder und eine Schweſter zu ernähren und dieſe alle nahmen ihren Unterhalt von ihr an. Die beiden Töchter wurden gut verheirathet, und die eine, die Freiherrin von Klenke, war ebenfalls Schriftſtellerin, was auch noch deren Tochter, die bekannte Helmine von Chezy wurde. Dieſe Helmine von Chezy war in der Kindheit immerfort bei ihr und pflegte ſie ſorgſam, war auch bei ihrem Tode gegenwärtig, der im Jahre 1791 erfolgte.

Was den literariſchen Charakter der Karſchin betrifft, ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß das Geſchick nicht ſo mit ihr umgegangen iſt, wie ihr Talent und ihr innerer Werth es erforderten. Wäre dies geſchehen, ſo hätte ſie bei ihrem Großvater bleiben ſollen und wäre dort allmälig aufgewachſen, immerdar natürlich geblieben und hätte Nichts von der Affektation der Geſellſchaft angenommen, wäre auch mit der römiſchen und griechiſchen Literatur, die Ramler ihr beizubringen trachtete, verſchont geblieben. Sie hätte dann mehr die Stoffe zu bearbeiten verſtanden, die aus dem Kreiſe des Angeſchauten, der ſie ſtets umgab, hervorgingen. Dieſe Stoffe lagen ihr nahe und ſie verſtand ſie zu behandeln, da ſie ſelbſt aus ihnen entſprungen war; ſtatt deſſen nahm ſie ſich fremde, ſeltſame

Stoffe, und behandelte dieſe. Natürlich wurde Nichts daraus, und ihre ganze Erſcheinung zeigte zum Ueberdruß, wohin die Richtung der Philoſophie und die Literaten des achtzehnten Jahrhunderts ein edles und in der Beſchränkung brauchbares Talent zu führen im Stande waren.

Unter ihren Gedichten ſind einige, die man erotiſche nennen kann, ſie athmen eine natürliche und einfache Sinnlichkeit, die an ihrem Platze iſt und der keine Politur und Geſchmacksrichtung hat ſchaden können. Sie ſind in der Sammlung ihrer Gedichte enthalten, führen verſchiedene Titel und behandeln verſchiedene Stoffe; ſo z. B. das Gedicht „Leda“ und dann das Gedicht: „Als ich ſie das Clavier ſpielen hörte.“ Das letztere iſt beſonders reizend und erinnert an die Goethe'ſchen Lieder dieſer Gattung. —

Der Tod von Lübeck.

Ein glänzender Feſtabend bei dem Domherrn und Burgemeiſter der Stadt Lübeck war vorüber und die Wagen rollten von dem Feſthauſe, welche die Gäſte wieder heimbrachten, die heute geladen waren, den Feſtabend mit dem würdigen Herrn zu vollbringen. Der Abend war beſonders ſchön und manche der Gäſte ließen ihre Wagen noch warten und ergingen ſich mit dem Hausherrn im Geſpräche auf der hohen ſchönen Steinterraſſe des Hauſes, von wo ſie die Ausſicht auf das Meer hatten, das jetzt, am Ende des Monats Junius, in Ruhe, von dem Monde beſchienen, dalag. Der Domherr und Burgemeiſter, Doktor Frankland, war ein Mann in den mittleren Lebensjahren, groß und kräftig gebaut, der von ſeiner Kirche eine allgemeine Bildung zurückgebracht hatte, die ihm vor vielen ſeiner Mitbrüder auszeichnete; er war unverheirathet, liebte die Freuden der Geſelligkeit und eine gute Tafel ganz beſonders, und hatte das Vermögen dazu, dieſer Luſt den Zügel ſchießen zu laſſen. Das Einzige, wovor die Aerzte ihn warnten, war das zu ſpäte zu Bette Gehen, weil ſie behaupteten, das zu lange Ausdauern in der Geſellſchaft befördere den Schlagfluß, zu dem der Mann ohnedies hinneigte. Deshalb drangen die bekannten Gäſte des Hauſes auf das Abſchiednehmen der Geſellſchaft, weil ſie fürchteten, das längere Ausbleiben ſei ihrem liebenswürdigen Wirthe ſchädlich. Unter den Gäſten befand ſich heute auch eine vornehme Dame, eine Engländerin, Lady Harry Cleveland mit Namen, der zu Ehren eigentlich das Feſt gegeben wurde. Sie trat jetzt vor den Doktor, um Abſchied zu nehmen. Er drückte ihr die Hand, indem er verſicherte, ihre Gegenwart habe ihn beſonders glücklich gemacht. Es wäre nur zu wünſchen geweſen, ſetzte er artig ſich verbeugend hinzu, daß ihr Herr Gemahl auch bei unſerem Feſte gegenwärtig geweſen wäre. Kommt er bald? — Ich erwarte ihn, erwiderte die Lady, jeden Tag und hoffe ihn heute ſchon im Gaſthofe zu finden, wenn ich zurückkehre. Dies war jedoch nicht der Fall. Die Lady kam in ihre Zimmer in dem Gaſthofe zurück und fand ſie leer, der Mann war noch nicht gekommen.

Sie ließ ſich auf ein Sopha nieder und fing ihre Nachttoilette an zu machen, wobei Niemand zugegen war, als ihr alter treuer Diener, der ſie ſtets am Abend begleitete, bis ſie in ihr Bett geſtiegen war. Der Gaſthof gränzte ganz nahe an den alten Dom von Lübeck. Eure Gnaden kommen ſehr ſpät, begann der alte Carlis, der Diener, indem er ſeiner Gebieterin bei ihrer Toilette einige Hülfe leiſtete; war es eine ſo große Geſellſchaft? Nicht ſo ſehr groß, aber ausgewählt, erwiderte die Lady. Wir gingen erſt um zehn Uhr zu Tiſch und dort blieben wir lange ſitzen. Ach, mein Gott, gnädige Frau, ſind Sie da nicht auch erſchreckt worden? Sie müſſen, als Sie bei Tiſch ſaßen, den ſchrecklichen Lärm gehört haben. Es war ja, als feuerte man drei Kanonenſchüſſe ab; wenigſtens klang es hier ſo. Ich bin zu Tode erſchreckt worden. Allerdings habe ich einen ſolchen Lärm vernommen, ſagte die Lady, aber man gab nicht beſonders Acht auf denſelben, und ich wollte nicht erſt fragen, was es ſei, da man es mit Abſicht ignorirte.

Himmel, wie iſt das frevelhaft! ein ſolches Zeichen zu ignoriren?

Was iſt es für ein Zeichen? Sprich, Carlis, wenn Du Etwas davon weißt.

ſchen Fabriken, und nirgends im Reich hörte man weniger über Elend ſchreien als in den Staaten dieſes Fürſten. Der Nuntius, von Rom kommend, beſuchte unwillig und flüchtig die ärmern Patriarchenſitze, er durcheilte den Norden Deutſchlands, um in deſſen Süden ſich deſto länger zu verweilen. Hier, wußte er, erwarteten ihn die paradieſiſchen Stimmen ſeiner Heimath, hier konnte er bequem in einem geſchmackvollen Fauteuil ſitzend und den Wein von Syrakus ſchlurfend, die Triller ſeiner Lieblinge in einem prächtigen, von tauſend Lüſtren erleuchteten Opernſaale vernehmen, während er bei jenen pflichtgetreuen Prieſtern die ganze herbe Litanei der Klagen über menſchliches Elend und die geſunkene Macht der Geiſtlichkeit mit unterdrücktem Gähnen

Wie ſoll ich denn Nichts wiſſen? gnädige Frau. Da iſt der Herr Gaſtwirth, der es mir erklärt hat und der noch zitterte, als er mir davon ſprach.

Und was war es denn, fragte die Lady neugierig.

Es wird nicht gut ſein, wenn Milady es ſo ſpät und gerade vor ihrer Nachtruhe erfahren; ich will lieber ſchweigen, ſagte der alte treue Diener, im Begriff, ſich zurückzuziehen.

Nein, Carlis, Du bleibſt hier und ſprichſt; ich befehle es Dir.

Wenn das iſt, muß ich wohl ſprechen! Gut, es war Niemand anders, als der Canonicus Rabundus, der dieſen Lärm hervorbrachte, und dieſer Ton iſt ein Wahrzeichen Lübecks.

Der Canonicus Rabundus? frug die Dame und weshalb gab er dieſes Zeichen? Wo iſt er?

Im Grabe, Eure Gnaden.

Im Grabe? Du täuſcheſt dich, Alter, und machſt mich unnützer Weiſe bange, weshalb ſoll er dieſen geſpenſtiſchen Lärm hervorgebracht haben.

Eure Gnaden erlauben, daß ich erzähle, was ich weiß. Vor langer Zeit, als der Dom noch biſchöflich war, lebte in dieſer Stadt ein Canonicus, Rabundus mit Namen. Dieſer Canonicus liebte das Leben über die Maßen und wollte Nichts vom Tode hören. Eines Tages, als er in das Chor der Kirche kam und ſich nach ſeinem Stuhle, wo er zu ſitzen pflegte, umſah, bemerkte er in demſelben eine weiße Roſe liegen. Dieſe war das Zeichen, das der Todesengel jedes Mal Demjenigen gab, der da ſterben ſollte. Kaum gewahrte Rabundus dieſe verwünſchte und von ihm gefürchtete Blume, als er ſie auch ergriff und ſie in den Stuhl nebenbei ſchleuderte, der ſeinem Nachbar, auch einem Canonicus, angehörte. Aber den nächſten Morgen, als er in die Kirche trat, ſah er die Roſe wieder auf ſeinem Platze liegen und eine Stimme rief: Rühre die Roſe nicht an; ſie iſt Dein und Niemand anders hat ein Recht auf ſie. Trotz dieſer Warnung nahm er doch wieder die Roſe, trug ſie auf den Stuhl des oberſten Canonicus und ließ ſie dort liegen. Allein in dem Augenblick, als er dies gethan, kam die Stimme wieder und ſprach folgenden Bannfluch über den Uebelthäter aus: Du wirſt ſterben, Rabundus, und wenn Einer nach Dir ſtirbt aus dieſer Kirche, ſo ſollſt Du fortan ſeinen Tod anzeigen durch dreimaliges Klopfen in dem Sarge. So geſchah es auch. Rabundus ſtarb den dritten Tag darauf, und von der Zeit an hört man das abſcheuliche Klopfen im Grabe unterhalb der Steindecke, die den Dom ziert, alle Mal, wenn ein Canonicus ſterben ſoll. Heute hat es geklopft, und wir zweifelten nicht, daß es dem Doctor Frankland gelte, bei dem Ihro Gnaden waren.

Ei, weshalb ſo abergläubiſch! rief die Lady. Der Herr Doktor iſt ein geſunder, kräftiger Mann; warum ſoll er es ſein, dem dieſe Warnung gilt? Jetzt erkläre ich mir den beſondern Schreck, den ich ſich verbreiten ſah, als der eigenthümliche Lärm ſich hören ließ. Die Leute bei mir ſahen ſich ſtumm an, und Keiner wagte zu ſprechen. Ich fing an zu fragen, und wandte mich zu meiner Nachbarin, allein dieſe rief mir leiſe zu: Schweigen Sie, Madame; es iſt ein geſpenſtiſches Zeichen, das wir Alle kennen, von dem jedoch Niemand ſprechen will. Ich ſchwieg ſtill, und der Lärm ging vorüber; die Geſellſchaft wurde aber froh und heiter, wie ſie früher geweſen war.

Sehen Eure Gnaden, man hat es dort auch gehört und es wohl zu deuten verſtanden. Der Herr Burgemeiſter ſoll nur ſein Teſtament machen!

Ich will nicht daran glauben, ſagte die Lady, und winkte ihrem Diener, ſich zu entfernen. Er ging kopfſchüttelnd und unwillig aus dem Zimmer; das Kammermädchen ſchloß hinter ihm ab, und die Lady legte ſich zur Ruhe. Nachts beängſtigten ſie Träume. Ihr eigenes Schickſal und das viele Ungewöhnliche, das ſie erlebt hatte, kamen ihr wieder in den Sinn und geſtaltete ſich im Traume beſonders ſchreckbar. Sie ſah ſich im Traum mitten in die Kirche verſetzt und vor dem Grabe des geſpenſtiſchen Rathsherrn ſtehend. Ein geheimnißvoller Lichtglanz umgab das Grab; daraus hervor entwickelte ſich eine menſchliche Geſtalt, und dieſe nahm die finſteren Züge des Todten an, der in dieſem Grabe ſchlummerte. Er ſtieg empor und führte an ſeiner Hand einen andern Todten, den er nach ſich zog. Komm herab, dröhnte eine tiefe, ſchreckenerregende Stimme; die Zeit iſt um, ich komme, um Dich zu holen. Der Gedrohte ſchauerte zuſammen und ſchien Miene zu machen, ſich entfernen zu wollen, aber die fürchterliche Hand umklammerte ſeinen Arm, und er erzitterte. Glaube nicht, Dich retten zu können! rief die Stimme nochmals. Ich habe das auch geglaubt, und bin ſchrecklich für meine Widerſpenſtigkeit beſtraft worden. Ich ſah den Tod, wie er aus dem Süden kam und alle Creatur vor ſich her ſcheuchte; da kam er bis hierher an's Meer; ich hoffte, er würde nicht weiter dringen, und deshalb wagte ich es, ſeiner Stimme, die mich rief, zu ſpotten.

Aber ich hatte mich geirrt; kein Weg iſt ihm zu ſchwer oder zu mühſam, ſein Fuß geht überall hin, ſelbſt die Wogen des Meeres glätten ſich vor ihm und werden zur ebenen Diele. Er ging immer fürbaß und ich mußte ihm folgen. Ich ſtürzte hier in die Grube, und die furchtbare Stimme über mir weckte mich am dritten Tage nur, daß ich jenes Zeichen von mir geben mußte, zu dem ich verdammt war. So geſchah es fortan immer, und ich ſehnte mich vergeblich nach Ruhe. Der Fluch ging an mir auf eine ſchreckliche Weiſe in Erfüllung. Mit dieſen Worten verſank das Phantom mit ſeinem Opfer in die Tiefe, die Gruft ſchloß ſich wieder und der unheimliche Schimmer verlor ſich. Die Lady erwachte in Schweiß gebadet, den ihr der Schreck verurſacht hatte. Gott beſchütze meinen Mann! betete ſie, als die finſteren Bilder von ihr wichen und ſie ſich im Licht des Morgens erwacht fand. Im Gaſthofe war es lebendig; Viele liefen hin und wieder, und ein Fragen und Rufen wurde gehört. Die Lady klingelte nach ihrer Dienerſchaft. Die Kammerfrau trat herein und meldete, daß der Aufruhr unter den Dienern des Gaſthofes durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Doktor Frankland entſtanden ſei, den man in den Morgenſtunden gemeldet habe.

Den Tod des Doktor Frankland gemeldet? fragte die Engländerin.

Ja, deſſelben, wo Eure Gnaden geſtern zu Abend geſpeiſt haben. Es hat ihn ein Schlaganfall dieſe Nacht plötzlich fortgerufen. Die übrige Dienerſchaft der Lady beſtätigte dieſe Nachricht. Der Wirth kam herauf und erzählte ebenfalls von den drei Kanonenſchüſſen, wie er es nannte, die geſtern im Dome gehört worden ſeien.

Mein Himmel, wenn mein Mann nur Nichts davon erfährt, ſagte die Lady; er iſt ſtets ſo argwöhniſch und abergläubiſch; ich habe ſolche Mühe, ihn vor dergleichen Geſchichten zu hüten, die er ſich immer zu Gemüthe führt. Sagen Sie ihm Nichts von alle Dem, wenn er kommt. Dieſer Befehl wurde erfüllt, war aber nicht mehr nöthig, denn der Lord, als er ankam, wußte ja bereits Alles; er hatte von den Dienern ſich erzählen laſſen, die am Abendfeſte aufgewartet hatten. Er war verſtimmt und ſeine Laune war nicht die beſte. Mylord Harry Cleveland war ein Mann über die Funfzig hinaus, von ernſtem, trockenem Weſen und ſehr trüber Gemüthsſtimmung. Er war groß, ſchlank, beinahe dürr, von herkuliſchem Körperbau. Die größte Zeit ſeines Lebens hatte er bei der Flotte zugebracht und dort auch den Grad eines Capitains erreicht. Doch hatte das Leben auf dem Schiffe, der Umgang mit einer Menſchenklaſſe, die gewöhnlich dem Aberglauben und den Träumereien ſehr ergeben iſt, bei ihm auch dieſe Richtung geweckt und begünſtigt. Er lieh ſein Ohr jedem fabelhaften Gerücht und unterſuchte kaum deſſen Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit. So kam es, daß ein Traum, den er gehabt, als er zum erſten Mal das Schiff betrat, auf ſein künftiges Leben von großer Bedeutung wurde. Es hatte ihm geträumt, er ſähe ſich ſterbend, und zwar ſehr genau das Zimmer, wo dieſer Akt geſchah, vor ſich. Er hatte bei dieſer Gelegenheit ſich die Tapete und die Einrichtung des Zimmers gemerkt, und keine der Perſonen, die bei ſeinem Tode gegenwärtig waren, außer Acht gelaſſen. Eine Stimme hatte ihm im Traume zugerufen: Merke Dir Alles, denn dies wird Dein Sterbezimmer ſein. Er war damals zwanzig Jahre alt. Der Traum hatte ihn nie verlaſſen; alle die Wohnungen, in die er ſpäter auf ſeinen weiten Reiſen kam, und die Häuſer, die er ſah, beurtheilte er alle aus dem Geſichtspunkt, ſie konnten ſein Sterbezimmer enthalten. Da er furchtſam vor dem Tode war, ſo ſchärfte dieſe Furchtſamkeit noch mehr ſeinen Eifer, und er war unermüdlich, jeden einzelnen Umſtand zu erörtern, um die Thatſachen feſtzuſtellen. Er fand dieſes Zimmer niemals, während er bereits dreißig Jahre danach ſuchte, und dieſe fehlgeſchlagene Erwartung, ſein Sterbezimmer zu finden, mußte ihm zuletzt wohl eine Art Gleichgültigkeit beibringen. Er gab den Traum auf, wenigſtens dachte er nicht mehr an ihn, und ſetzte ſeine Reiſen in Geſellſchaft ſeiner Frau fort. Dieſe Frau, wir haben ſie ſchon kennen gelernt, war eine junge Dame von großer Willensthätigkeit und vielem Muth; ſie war ſelbſt nicht abergläubiſch, aber die Schwäche ihres Gemahls hatte ſie in ſo weit angeſteckt, daß ſie auch anfing, auf beſondere Zeichen zu achten, und ſich eine Lehre von dem Zuſammenhange der Dinge zu bilden, die faſt mit den Anſichten ihres Mannes zuſammentraf. Sie hatte bereits ſo oft ſchon von dem Traume gehört, ſie hatte ſo genau das Zimmer beſchreiben gehört, daß es ihr zuletzt gleichfalls eine Art Vorbedeutung wurde, ſich dieſes Zimmer in Wirklichkeit zu denken, und ſie ebenfalls danach forſchend ausſpähte. Wie ſie von der Ankunft ihres Mannes gehört hatte, befand ſie ſich gerade in ihrem Zimmer, als ſie plötzlich einen lauten Schrei hörte, der aus der Etage über ihrem Haupte kam. Sie wußte nicht, was der Grund dieſes Schreies war, ſetzte ihn aber zuſammen mit der Ankunft ihres Gemahls und mit deſſen nächſten Erlebniſſen. Sie begab ſich ſogleich in das Zimmer über dem ihrigen, und fand in einem Saale, von wo aus man einen angenehmen Ueberblick über die Stadt hatte, den Arzt und den oberſten Kammerdiener des Lords vereinigt. Sie beſprachen ſich eben; offenbar hatte der Lord gerade das Zimmer verlaſſen. Es wurde noch von ihm geſprochen, als die Lady herzutrat. Der Arzt wandte ſich ſogleich zu der Frau mit den Worten: Eure Gnaden werden entſcheiden, ob mich irgend ein Vorwurf trifft, wie hier der Herr Belton zu meinen ſcheint. Ich habe dieſe Zimmer für Se. Herrlichkeit ausgeſucht; als er ſie betrat, ſtieß er ſogleich jenen Schreckensſchrei aus, den man gehört hat, und verließ ſie augenblicklich wieder, indem er behauptete, daß hier ihn keine Gewalt der Erde zu wohnen zwingen werde. Ich wollte nach dem Grunde ſeines Widerwillens fragen, aber er ging fort und würdigte uns keines erklärenden Wortes. Sehr natürlich, nahm Belton das Wort, weil ſeine Lordſchaft in dieſem Zimmer eine unglückliche Aehnlichkeit erkannt hatte. Die Lady hatte unterdeſſen die Räume betrachtet, und ſie gab jetzt den Worten des Kammerdieners unbedingt Recht; ſie behauptete, die

Zimmer hätten ihren Gemahl mit Argwohn erfüllt, und er wolle ſie deshalb nicht bewohnen. Aber kann ein Mann, rief der Arzt wieder, der für verſtändig gilt, einen ſo thörichten Aberglauben hegen! Iſt's möglich, daß er ſo weit die Leichtgläubigkeit treiben kann? Es iſt darüber nicht zu ſprechen, noch weniger zu ſtreiten; man muß blindlings dem Lord ſeinen Willen laſſen, wenn ihn einmal die verhaßten Erinnerungen ergriffen haben. Verlaſſen wir dieſe Zimmer, die in der That ſehr hübſch ſind, und wählen wir ein anderes Lokal in dieſem großen Hauſe. Es wurde nun ein anderes Zimmer gewählt, und der Lord begab ſich dahin, zufrieden, daß man ſeinen Willen befolgte, und zeigte, da er völlig andere Räume vor ſich ſah, ſich auch ganz mit ihnen einverſtanden. Die Sachen wurden hereingebracht, und man ſetzte ſich zu Tiſche. Der Lord hörte mit Vergnügen van ſeiner Gemahlin die Widerſetzlichkeit und den Verdruß, den ſein vertrauter Kammerdiener gegen den Arzt geäußert. Der Belton, ſagte er, iſt ein vortrefflicher Menſch; er weiß es, was in einer Krankheit zu thun iſt, beſſer, als irgend ein Arzt; man muß ihm immer folgen, was er auch räth; es iſt ſtets meinem Zuſtand und den Verhältniſſen angepaßt, die er findet.

tes Willkommen bot und eine verſtimmte Orgel ſein kunſtgeübtes Ohr in der Kirche durch ihre Mißgriffe marterte. Was Wunder, wenn Ihre Eminenz dieſes geſchmeichelte Ohr, dieſes geliebkoſte Auge wegwendete und zuſchloß, wenn Dinge berichtet wurden, die an dieſen voluptuöſen Höfen vorfielen, und die nicht ganz mit den Vorſchriften des heiligen Petrus zuſammenſtimmten.

Da der Biſchof ambitionirte ſeinerſeits zu einer Vereinigung der Intereſſen Oeſtreichs und Sachſens gegen Preußen weſentlich beizutragen, ſo war mein Empfang ein ſo feſtlicher, als wenn ich gekommen wäre einen günſtigen erſehnten Friedensſchluß abzumachen. Eine Feſttafel wurde mir zu Ehren angeordnet, und der Fürſt ſelbſt führte mich in den Saal, während er die rechte Hand

Er hat mir auch die genauen Nachrichten von dem geheimnißvollen Tode des Doktor Frankland gegeben. Es iſt dies ein bemerkenswerther Umſtand, der mit einer bekannten Volksſage von dem Tode des Canonicus Rabundus zuſammenhängt. Die Lady erwiderte auf dieſe Bemerkung ihres Gemahls nur wenig; ſie unterließ es, ihm ihren Traum zu melden, weil ſie ſchon ſah, wie ſeine Stimmung wiederum von den Gebilden und Phantaſien erfüllt war, die er ſonſt zu hegen pflegte. Lübeck, fuhr der Mann fort, iſt eine fürchterliche Stadt; wer dem Tode verfallen iſt, findet ihn gewiß hier; die Stadt iſt ſo dunkel und winkelig, daß ſie zu einer Stadt des Todes wird, wenn man hier bleiben muß; daher laß uns machen, daß wir wieder fortkommen. — Nur ein paar Tage muß ich Dich noch bitten hier zu bleiben; ich will eine Freundin aufſuchen, die hier wohnt und die ich lange nicht geſehen habe.

Der Lord erwiderte Nichts auf den Wunſch ſeiner Gattin, offenbar waren ihm die paar Tage auch zu viel, doch ſagte er kein Wort des Widerſpruchs. Er ließ ſich's gefallen und richtete ſich, ſo gut es gehen wollte, in dem Gaſthauſe ein, wo ſie nur einige Zeit bleiben wollten.

Es war ein Zufall, daß der Lord ſich erkältete und in ein leichtes Fieber verfiel, das jedoch bösartig wurde in Folge einiger Mittel, die er gebraucht hatte, ohne dabei ſeinen Arzt zu Rathe zu ziehen. Die Luft Lübecks, die ungeſund war, trug dazu auch das Ihrige bei, die Krankheit wurde ſchlimmer und zuletzt artete ſie in eine Art Nervenfieber aus, das ernſtliche Gegenanſtalten nöthig machte. Die Wohnung des Patienten wurde nicht für paſſend gefunden und man wählte eine Zeit aus, wo er ſich in einem bewußtloſen Zuſtande befand, ihn ſammt dem Bette in jene Räume zu tragen, die anfangs für ihn ausgeſucht waren. Hier wurde er vollſtändig eingerichtet. Der Kranke, als er wieder zu ſeinen Kräften und ſo weit kam, daß er entdeckte, was mit ihm geſchehen war, fühlte ſich ſehr beengt, als er das Lokal erkannte, in dem er ſich jetzt befand. Es erforderte die ganze Ueberredungskraft ſeiner geſcheidten Frau, ihn zu bewegen, dort zu bleiben, indem ſie ihm vorhielt, daß er ernſtlich ſeiner Geſundheit ſchaden würde, wenn er jetzt auf eine Aenderung ſeines Aufenthaltes dringen wollte, einzig aus kleinlichen Rückſichten, die er aus dem Aberglauben ſchöpfte. Du wirſt ſehen, erwiderte er, ich geneſe hier nicht. Mein Schickſal iſt bereit, mich zu erfaſſen, alle Umſtände ſind ihm günſtig.

Alle Umſtände! erwiderte ſie, Du irrſt Dich; haſt Du mir nicht oft von einem Manne erzählt, der an Deinem Bette ſaß und Dir vorlas. Wo iſt der? Er wird noch kommen! erwiderte der Lord finſter; warte es nur ab. Das Zimmer hat dieſelbe Größe, dieſelbe Eintheilung der Thüren nebenbei, dieſelbe Tapete, mit der es tapezirt worden; ja, ich entdecke auch dieſelben Geräthſchaften darin, die ich mir in meinem Traume gemerkt habe. Es iſt mein Sterbezimmer! kein Zweifel daran. Die Lady ſuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, indem ſie ihm vorlas und Mehreres ihn mittheilte, von dem ſie glaubte, daß es ihn intereſſirte. Nichts war im Stande, ihn auf andere Gedanken zu bringen; er blieb dabei, daß dieſes Zimmer das gefürchtete Traumzimmer ſei und daß hier ſein Schickſal ſich entſcheiden werde. Der Arzt ſprach gleichfalls im Sinne der Lady, und den Kammerdiener hatte man auch vermocht, ſeinen Rath mit dem der Anderen zu vereinen.

Nach einigen Tagen fand man es für nöthig, einen Wächter zu holen. Man brachte einen ſolchen aus einer Anſtalt, wo mehrere Männer dieſer Art ſich aufhielten; man wählte den am Beſten ausſehenden und führte ihn bei dem Lord ein. So wie er dieſen Mann neben ſich am Bett ſah, ſchrie er laut auf; man fragte nach dem Grunde dieſes Erſchreckens, und man vernahm, daß dieſer Wächter dieſelbe Geſtalt ſei, die im Traum ſich ihm ſchon gezeigt. Man entfernte ihn wieder und nahm einen andern. Nach einiger Zeit meldete der Arzt, daß dieſer Wächter, den man anfangs genommen, im Hospital, wo er angeſtellt geweſen, geſtorben ſei. Froh, dieſen Mann losgeworden zu ſein, machte der Lord die bereitwilligſte Gefälligkeit geltend gegen den jetzigen Wächter. Der blieb jedoch nicht lange, und eines Morgens ſaß wieder der ältere frühere, ſchreckliche an ſeiner Stelle. Der Lord fragte, was das zu bedeuten habe, man habe ihm geſagt, er ſei geſtorben. Das war mein Bruder, ſagte der Mann, indem er ſich ſorglich umſchaute und dabei den Kranken mit einem Geſicht anſah, das ihn auf's Lebhafteſte an ſeinen Traum-Mann erinnerte. Wir waren zwei Zwillingsbrüder, fuhr der Sprechende fort, ſo wie er ſeinen Poſten durch den Tod verlor, wählte man mich, da ich ihm völlig ähnlich ſah, und mehrere Kranke ſich an dieſe Erſcheinung ſchon gewöhnt hatten. Der Lord hörte mit Schaudern dieſe Erklärung, und ging nun vollends von ſeinem Traume nicht ab.

Was haben Sie mir für ein Buch mitgebracht, aus dem Sie mir vorleſen wollen? fragte der Lord den Mann. Nicht wahr, es iſt das Leben Nelſon's?

Allerdings, gnädiger Herr, ich fand kein paſſenderes Buch, ſo lange ich auch ſuchte.

Ich wußte es wohl, rief der Erkrankte mit einem tiefen Seufzer. Das Leben Nelſon's war das Buch, welches jener Vorleſer mir vorlas, den ich im Traume hörte und der an meinem Sterbebette ſaß.

An Ihrem Sterbebette? gnädiger Herr; ich ſitze nicht an Dero Sterbelager.

Doch, Sie ſitzen daran. Leſen Sie nur zu; ich höre Sie, ich will ſogar ſagen, welche Stelle Sie wählen werden.

Der Vorleſende erſchrak, denn er hatte gerade das Kapitel aufgeſchlagen, das der Lord bezeichnete. Ich werde ein anderes Buch nehmen, rief er. Nein, nein, bleiben Sie dabei, was Sie einmal angefangen haben. Wir handeln Beide auf höhere Ordre. Hiervon geht Nichts ab und Nichts wird verändert.

Der Geſundheitszuſtand des Kranken verſchlimmerte ſich in ſteigendem Grade. Man reichte zu heftig wirkende Mittel, die das Uebel, anſtatt es zu bekämpfen, nur förderten. Das Fieber brach aus und der Kranke delirirte auf's Gewaltſamſte und Heftigſte. Er ſagte öfters, daß jetzt Alles beiſammen ſei, wie er es im Traume geſehen, daß nur Eins fehle; wenn das hinzukomme, müſſe er ſterben. Dieſes Eine war eine Uhr, die auf der Commode ſtand und die noch nicht da war. Eines Morgens brachte ſie der Wirth aus einem Nebenzimmer herein, wo ſie geſtanden hatte, und wo der Gaſt jetzt fortgereiſt war. Als die Lady von dieſer Uhr hörte, wollte ſie nicht, daß ſie gebracht werde, aber ihr Gemahl beſtand darauf, daß er ſie haben müſſe und daß ſie zu ſeinem Tode nothwendig ſei. Sie wurde alſo gebracht und auf die Commode hingeſtellt. Der Lady, die alle dieſe Umſtände beobachtete und ſehr beſorgt war um das Leben ihres Gemahls, fiel es jetzt ein, ſie könne ihn noch retten, wenn ſie ihn raſch in ein anderes Zimmer tragen ließe und wo möglich ſo, daß er ſelbſt Nichts merkte und nichts Hinderndes dagegen thun konnte. Das Bett ward alſo in der Nacht aufgehoben und fortgetragen, doch kaum befand es ſich an der neuen Stelle, als die Träger auch merkten, daß ihre Arbeit und Mühe vergebens war, der Lord war ſchon todt, er war noch in den alten Räumen geſtorben und nur ſeine Leiche hatte man fortgetragen. So hatte ſich dieſer merkwürdige Fall in dem Gaſthauſe der Stadt Lübeck ereignet. Die Gräfin ging ſogleich daran, die Geſchichte aufzuſchreiben, und ſie wurde dem Gaſtwirth übergeben; man zeigte ſie noch lange als das merkwürdigſte Eintreffen eines prophetiſchen Traumgeſichts. Die einzelnen Perſonen, die hierbei gewirkt, bekräftigten alle ihre Ausſage durch einen Eid, und waren Willens, dieſen in Gegenwart der Gräfin zu leiſten. Auch auf dem Grabſteine des Lords, der in Lübeck beigeſetzt wurde, bemerkte man dieſe Umſtände, und die Geſchichte wurde durch viele mündliche Ausſagen ſo bekannt, daß man ſie allgemein kannte unter dem Namen „des Todes von Lübeck.“ Man brachte ſie ſpäter in Verbindung mit dem geheimnißvollen Rabundus, doch hat ſie eigentlich keinen Zuſammenhang mit dieſer Sage.

Die obige Erzählung wurde vorgeleſen in einem kleinen Freundeskreiſe, und man ſprach nachher noch Vieles, was auf die Vorzeichen des Todes Bezug hatte. Ich halte dieſes Factum für nicht allein möglich, ſondern ich glaube auch unbedingt an deſſen Wahrhaftigkeit, ſagte ein junger Mann mit ernſtem Tone. Ich habe in meiner Familie ſelbſt mehrfache Thatſachen, welche der obigen ſehr ähnlich ſehen, und ſie ſelbſt noch übertreffen. Es waren mehr oder weniger Träume. Mein älterer Bruder ſah eine Hand, die auf den Stein eines Kirchhofs ſeinen Namen und den Tag ſeines Todes ſchrieb. An demſelben Tage ſtarb er, obgleich wir Alle ihn geſund und munter in einer Gegend wußten, wo ihn ſeine Handelsgeſchäfte hingebracht hatten. Und was meinen Vater betrifft, ſo ſah dieſer ſich ſelbſt als Vorbote ſeines nahen Todes, der bald darauf auch eintrat.

Wie, er ſah ſich ſelbſt? fragte eine ältliche Dame aus dem Kreiſe, die mit Spannung die Geſchichte angehört hatte und ſelbſt nicht übel Luſt hatte, einen Beitrag dazu zu liefern.

Ja, erwiderte der junge Mann; er war mit Freunden auf einer Jagdparthie geweſen und kehrte am ſpäten Abend davon zurück. In der Nähe ſeines Hauſes gewahrte er einen Reiter, der ſich ebenfalls dem Hauſe näherte. Mein Vater, ihn für einen der Gäſte haltend, rief ihm zu, erhielt aber keine Antwort. Der ſtille Reiter ſetzte ungehindert ſeinen Weg fort. Mein Vater ließ nun ſein Pferd in Lauf und hatte bald den Fremden ſo weit erreicht, daß er ihn deutlich ſehen konnte; da gewahrte er denn, daß derſelbe das treue Abbild ſeines eigenen Ichs war, derſelbe Rock, dieſelbe Halsbinde, dieſelben gelbledernen Beinkleider und dieſelbe Art, die Jagdmütze auf einem Ohre zu tragen, wie es mein Vater in ſeiner Gewohnheit hatte. Er ſprach Nichts und der Gaſt ebenfalls kein Wort. So ſtillſchweigend ritten Beide den Weg zum Hauſe, der durch einen dichten Wald führte. Als man am Ende des Waldes angelangt war und der kleine Pfad abwärts dem Hauſe zubog, verſchwand der geſpenſtiſche Reiter und ward nicht mehr geſehen. Mein Vater ſagte ſeinen Hausgenoſſen Nichts von dem Vorfalle, aber im Geheimen traf er die gehörigen Vorkehrungen, wie ſie bei Sterbefällen gebräuchlich ſind. Auch ſetzte er ſeinen vollſtändigen letzten Willen auf, den er am Tage darauf vom Gericht beſtätigen ließ. Dadurch wurde das Begegniß bekannt, er ſelbſt ſprach nicht davon, aber ſeine Freunde fanden ſo viel Merkwürdiges und Intereſſantes an dem Vorfall, daß ſie nicht aufhörten ihn zu erzählen, und mein Vater ſah ſich ſpäter genöthigt, als man ihn auf's Wort fragte, die Begebenheit zu beſtätigen. Acht Tage darauf war er todt.

Das iſt ſchrecklich! rief eine ältliche Dame;

da iſt es doch mit meiner Muhme anders gegangen.

Wie ging es mit ihr? fragte man im Kreiſe.

Man hatte ihr oft geſagt, daß das ſich ſelbſt Sehen immerdar der Vorbote des nahen Todes ſei; ſie glaubte daran und erfuhr nun Folgendes. Sie war auf dem Lande zu einer zahlreichen und heiter geſtimmten Geſellſchaft eingeladen. Man führte kleine Spiele auf und gab kleine Comödien. Meine Tante ſpielte mit; die Geſellſchaft befand ſich in einem Gartenſalon. Es war gegen Abend, und man war eben im Begriff, die Lampen und die Lichter des Theaters anzuzünden, als das Stichwort meiner Muhme erſcholl, und ſie, die ſchon in den Couliſſen darauf lauſchte, machte ſich fertig, hervorzutreten, um zu ſpielen. Der Mann, der die Lampen anzündete, ſtieg auf eine Leiter, und dieſe war ſo geſtellt, daß meine Muhme nicht ſogleich herauskonnte. Sie bat alſo den Mann, die Leiter etwas zu rücken; dieſer ſagte ihr in unfreundlichem Tone: Wozu? ich habe die Lampen ſogleich angezündet. In dem Augenblick hörte meine Tante ihre eigene Stimme, die mit der Perſon auf der Bühne ſprach. Verwundert lehnte ſie ſich vor aus der Couliſſe, und ſah ſich ſelbſt auf den Brettern ſtehen und die Rolle herſagen.

in den Bankettſaal, der mit Gemälden von Rubens geſchmückt war und von Gold und Farben ſchimmerte. Ich erhielt einen Platz zur Rechten des Fürſten, während der Geſandte eines bedeutenderen Hofes den zweiten Rang nach mir einnahm. Während der Tafel, wo kein Wort über Politik geſprochen wurde, unterhielt ſich der Fürſt mit mir über die Sonnette Petrarca's, deren er einige mit dem ſchmachtenden Ausdruck eines liebeſiechen Mädchens deklamirte, während von der Gallerie herab die Melodieen Cimaroſa's und Lulli's in den weicheſten Flötenakkorden niederglitten. Es waren Frauen bei Tafel und darunter ein paar Franzöſinnen, die mich durch ihre Schönheit frappirten. Dennoch galt eine Gräfin de Luc, eine geborne Deutſche, für des

Die anderen Mitſpieler ſchienen dieſelbe für ſie zu halten, und waren nicht im Mindeſten erſtaunt oder verwundert. Meine Tante war aber dergeſtalt entſetzt, daß ſie, keines Wortes mächtig, ſtehen blieb und der Erſcheinung nachſah. Erſt als ſie ſich Muth faßte und aus den Couliſſen hervortrat, verſchwand das Phantom. Die Mitſpielenden waren verwundert, ſie jetzt erſt hervorkommen zu ſehen; da man ſie jedoch als zerſtreut kannte, machte es kein großes Aufſehen, und das Stück wurde ohne Störung zu Ende geſpielt.

Das iſt auffallend, rief hier der Commerzienrath, den man als den Aelteſten in der Geſellſchaft nur den Neſtor derſelben nannte. Was geſchah nun mit Ihrer Tante, mein Fräulein? Starb ſie wirklich?

Im Gegentheil, ſie lebt noch, und zwar ſehr geſund und munter. Ich führe die ganze Geſchichte nur an als Beweis, daß ſolche Erſcheinungen nicht immer Vorboten des Todes ſind.

Aber doch Zeichen von bevorſtehender Krankheit, rief ein Anderer; denn Etwas müſſen Sie jedenfalls zu bedeuten haben.

Bei meiner Tante, ſagte das Fräulein, hatte ſie offenbar Nichts zu bedeuten, denn krank wurde ſie auch nicht; ſie lebte vielmehr ſo geſund, wie ſie immer geweſen war, noch fernerhin, und ſteht jetzt in ihrem achtzigſten Jahre.

Die Geſchichte der Dame machte in dem Kreiſe einen etwas üblen Eindruck. Jedermann war darauf gefaßt, etwas Wunderbares zu hören, und mußte jetzt mit einer Enttäuſchung ſich begnügen; deshalb ward der Commerzienrath dankbarlichſt begrüßt, als er jetzt das Wort nahm. Ich habe einen Vorfall zu berichten, ſagte er, der auch mit Lübeck und dem Canonicus Rabundus zuſammenhängt, und der mir ſelbſt paſſirt iſt. Es war in dem ewig denkwürdigen Kriegsjahre von 1813.

O, erzählen Sie, liebſter Herr Commerzienrath! Wir hören Alle.

Ich hatte einen Freund, der ſeitdem bedeutender Maler geworden iſt, hub der Erzähler an. Das kann jetzt wohl dreißig Jahre her ſein. Er war in Rom, wo er fleißig arbeitete; ich befand mich hier in dem Comptoir meines Vaters, wo ich die Kaufmannſchaft lernte. Wir waren eng verbrüdert und führten eine eifrige Correſpondenz mit einander. Indeſſen wurde ich krank, und deshalb verhindert, zwei oder drei Briefe von ihm zu beantworten. Dies verſetzte ihn in Unruhe, und er machte ſich meinethalben viel Sorge. In dieſer Zeit litt ich an Fieberanfällen, die mit völliger

Bewußtloſigkeit verknüpft waren, und in einem dieſer Zuſtände weiß ich, daß ich deutlich das Zimmer ſah, wo mein Freund lebte, und auch ihn ſah ich an ſeinem Schreibtiſche ſitzen; auch wußte ich, daß er an mich ſchrieb. Ich blickte gleichſam über ſeine Schulter und las die Zeilen, die auf's Papier kamen, viel früher, als ich ſie ſpäter durch die Poſt bekam. Ich weiß, daß ich mir Mühe gab, meinen Freund zu tröſten, daß er mir aber antwortete, der einzige wirkſame Troſt für ihn ſei ein Brief von mir. Aber Bernhard, ſagte ich ihm, kann denn das Dich nicht tröſten, daß ich ſelbſt bei Dir bin und Dir ſage, wie es mir geht? Er ſchüttelte mit dem Kopfe und winkte mir abwehrend mit der Hand. Ich entwich, und befand mich wieder in meiner Stube. Endlich war ich ſo weit hergeſtellt, daß ich ſchreiben konnte, und ich benutzte ſogleich die Gelegenheit und ſetzte den erſten Brief an meinen Freund auf. Ich ſchrieb ihm auf's Zärtlichſte, ſchilderte ihm bei meinem allmäligen Beſſerwerden meine Beſorgniſſe um ihn, und bat ihn öfters um Verzeihung. Als dieſer Brief fort war, befand ich mich wohl und ruhig die Antwort erwartend. Als ſie endlich kam, erſtaunte ich nicht wenig, als mein Freund mir ſchrieb, das, was ich ihm geſchrieben, wiſſe er ſchon Alles; ich möchte ihm nur Nachrichten von meinem Wohlbefinden ertheilen. Ich antwortete ihm, erſtaunt fragend, auf welche Weiſe er das Gemeldete ſchon wiſſen könnte, und er antwortete mir hierauf: ob ich ihn denn nicht geſehen hätte; er ſei bei mir geweſen und habe Alles geleſen, ſo wie ich es dem Briefe anvertraut. Dieſe Nachricht ſetzte mich in die lebhafteſte Unruhe und Beſorgniß, und ſogleich ſetzte ich mich wieder nieder und fragte ihn aus über ſeine geheimnißvollen Beſuche in meinem Zimmer. Thor, der Du biſt, ſchrieb er mir dagegen, glaubſt Du, daß für uns irgend eine Entfernung beſteht? Meinſt Du, daß ich nicht bemerkt, wie Du bei mir warſt und während Deiner Krankheit mir die beruhigenden Verſicherungen gabſt? Ich ſah Dich, Du ſtandeſt hinter meinem Stuhle, und ich ſagte Dir, daß mir das nicht genüge, ſondern daß ich Briefe von Dir haben müſſe. Eine ganz gleiche Kunſt beſitze auch ich, und ſo habe ich daſſelbe in Deinem Zimmer gethan, was Du in dem meinen, und habe auf dieſe Weiſe erfahren, was ich weiß. Ich erfuhr durch dieſen Brief Zweierlei; erſtens, daß mir die Gabe innewohnte, mich mehrere Hundert Meilen hinzuverſetzen und körperlich meinem Freunde zu erſcheinen, und dann, daß dieſer Freund ebendieſelbe Gabe beſitze, wodurch unſere Correſpondenz gleichſam unnütz wurde. Erfreut theilte ich dies meinem Freunde mit; doch er ſchrieb mir darauf: Sei vorſichtig; wenn Du nun auch die Kunſt weißt, die uns verbindet und unſere Vereinigung bewerkſtelligt, ſo entweihe ſie doch nie und mache keinen übereilten, kindiſchen Gebrauch von ihr; dadurch würdeſt Du dieſe vortreffliche Gabe zerſtören, die außerdem eine gefährliche iſt; ſie raubt uns immer einen Theil unſerer Kräfte, denn es koſtet mich immer eine mehrtägige Krankheit, während welcher ich die Gabe habe, mich zu Dir zu verſetzen. Daſſelbe wird auch bei Dir der Fall ſein. Alſo ſeien wir vorſichtig, dann können wir noch lange ungeſtört dieſe ſchöne Eigenſchaft unſerer Seelen benutzen. Ich erwiderte ihm, das ſei mir unbehaglich, und ich wünſchte, ich beſäße die Gabe nicht, mich über Entfernungen fortzuſetzen; ich wüßte nicht, was ich damit anfangen ſollte; ich wünſchte lieber die gewöhnliche Art zu correſpondiren, wie ſie jeder Menſch beſäße. Er ſchrieb mir, dies ſtände mir ja auch frei; wenn wir wollten, könnten wir dabei uns begnügen laſſen. So blieb es denn ſpäter, wie ich gewünſcht, und wir ſtatteten uns keine Beſuche mehr ab. Das gewohnte Leben nahm uns wieder in Anſpruch und wir meldeten einander deſſen Vorfälle und Begebenheiten. Ich lernte fleißig im Comptoir meines Vaters, und Bernhard beſchäftigte ſich ſo thätig und ſo einflußreich mit ſeiner Malerei, daß er bald Stücke lieferte, die Beifall und Käufer fanden, und ſein Ruf wuchs ſo ſehr, daß er ſchon in meine entfernte Heimath gedrungen war. Jetzt brach der allgemeine Krieg aus und es war feſtgeſetzt, daß Einer von uns daran Theil nehmen ſollte. Ich erwartete von Bernhard eine Antwort auf meine Anfrage, ob er ſich wolle in den Kriegsſtand begeben, er ſchrieb mir, ſeine Kunſt erforderte ſeine Thätigkeit; es wäre ihm lieb, wenn ich mich opferte, und ich war dazu auch ganz bereit. Mein Vater gab mir Gelder und Briefe mit und ich machte mich fertig, in das Hauptquartier des Generals zu reiſen, der Truppen anwarb. An dem Abend, der meiner Abreiſe vorherging, ſaß ich allein, unter Briefſchaften und Papieren, auf meinem Zimmer und wollte, da es ſchon ſpät war, mich eben entkleiden und zu Bett gehen, als ich mit Verwunderung bemerkte, wie ſich die Thür meines Zimmers langſam öffnete und eine graue, unförmliche Wolke in der Oeffnung erſchien, die ſich auf der Thürſchwelle entwickelte und woraus ſpäter eine menſchliche Geſtalt hervortrat. Ich ſtand auf und ging der Thür zu; da erkannte ich plötzlich mit einem Ruf des Schreckens und der Verwunderung Bernhard, der auf mich losſchritt, doch er war nicht, wie ich ihn gewohnt war zu ſehen; er hatte ein langes ſchleppendes, weißes Gewand an und ſein Antlitz war bleich und mager, ſein Auge war erloſchen und die ganze Figur hatte etwas Leichenhaftes, Erſchütterndes.

Um Gotteswillen! ſchrie ich. Bernhard, was iſt Dir? Wo kommſt Du her?

Eine Stimme, die wie aus weiter Ferne klang, rief jetzt. Ich komme, um Dich zu warnen; geh' nicht zum General X.— Er iſt ein Verräther und wird Dich nur brauchen, um Dich zu opfern. Geh zu Y.—, das iſt ein Biedermann, bei dem wirſt Du es gut haben.

Gut, ich will thun, wie Du willſt, mein Bernhard, doch erkläre mir, warum ſehe ich Dich in dieſem ſeltſamen Gewande? Weshalb biſt Du ſo bleich? Sprich, ich will es wiſſen.

Es iſt mir nicht Alles zu ſagen erlaubt, war die Antwort hierauf. Die Erſcheinung ſah mich noch eine Zeit lang, wie es ſchien, forſchend und nachdenklich an und verſchwand dann wieder, wie ſie gekommen. Ich legte mich auf's Bett, aber ich konnte nicht einſchlafen. Es trat mir immer der Gedanke vor die Seele, Bernhard iſt todt! Er iſt gekommen, mir dies anzuzeigen.

Am andern Morgen ſagte ich meinem Vater, daß ich meinen Plan geändert hätte und daß ich vorzöge mich bei dem General Y.— zu melden, weil ich den beſſer kennte, als jenen von X.— Mein Vater fragte mich, woher ich das wüßte; ich verſchwieg ihm indeß die Zuſammenkunft meines Freundes mit mir, und als ich ihm Nichts darauf erwiderte, beruhigte er ſich mit der Zeit und ließ mich gewähren.

Ich reiſte ab.

Unterwegs empfing ich einen Brief vom General X.—, worin er mir ſchrieb, ich ſollte meine Reiſe beſchleunigen, da in der Abtheilung, die er ſchon beiſammen habe, der Fall ſich ereignet hätte, daß der Commandeur krank geworden ſei und er mich in deſſen Stelle erwählt habe. Dieſe Auszeichnung ſchmeichelte mir und ich änderte meinen Entſchluß und fuhr nunmehr doch zu X.— In der Nacht, die meinem Zuſammentreffen mit dem General voranging, lag ich in einem Zimmer des Wirthshauſes eines kleinen Städtchens und ſchlief. Neben mir waren noch zwei andere Reiſende, die einen Zweck mit mir verfolgten. Ein

Traum überfiel mich; ich ſah wieder den Freund an meinem Bett erſcheinen, er ſah noch übler aus, als das erſte Mal, und ich verſpürte bei ſeinem Erſcheinen einen lebhaften Leichengeruch. Du willſt Dein Wort nicht halten! Bedenke, was Du thuſt! Du richteſt Dich ſelbſt zu Grunde und biſt die Urſache, daß es mir ſchlecht geht.

Ich erwiderte, daß ich noch unentſchloſſen ſei, was ich thun wolle, vor allen Dingen ſei es nothwendig, daß er mir ſage, wie es ihm ſelbſt gehe und ob er todt oder lebend ſei.

Das Geſicht meines Freundes bekam einen unwiderſteblichen Ausdruck, als ich dies fragte. Er beſann ſich einige Augenblicke, dann ſagte er mit kummervoller Miene: was ihn beträfe, ſo ſei es mit ihm für immer aus; er werde mir ſpäter ſagen, in welchem Zuſtande er ſich befinde; ich ſollte nur eilen das Städtchen zu verlaſſen und nach W.— zu Y.— gehen. Der wiſſe ſchon von meiner Ankunft und erwarte mich ebenfalls.

Unentſchloſſen, was ich thun ſollte, und durch die geiſterhafte Erſcheinung entſetzt, neigte ich den Kopf im Schlafe, und er nahm dies für eine Zuſage an und entfernte ſich. Meine Beängſtigung, in die mich die Erſcheinung verſetzt, war ſo ſtark, daß die neben mir Schlafenden davon erweckt worden waren und ſie mich laut fragten, was mir fehle. Der Eine ſagte, er habe geſehen wie ich mich im Schlafe unruhig umhergeworfen, der Andere hatte eine Geſtalt erblickt, die in das Zimmer getreten war und ſich über mein Lager gebeugt hatte. Ich beruhigte ſie, ſo gut dies anging, und am andern Morgen ſagte ich ihnen, daß ich meinen Entſchluß geändert und zum General Y.— gehen wolle. Sie widerriethen mir mein Vorhaben auf's Ernſtlichſte und der jüngere der beiden Freunde führte mir den erhaltenen Brief des X.— an und rief mich auf, ob ich nicht als Pflicht einſehe, daß ich darauf hinkommen müſſe. Ich ging heimlich in den Hof und gab dem Kutſcher ein Trinkgeld, damit er ohne mich abreiſte. Es kam auch wirklich dazu, daß ſie ohne mich abreiſten, und ich hielt mich für gerettet. Sogleich wählte ich ein anderes Quartier, damit man mich, zurückkehrend, nicht auffinden möchte. Aber ich war kaum in meiner neuen Wohnung, als eine peinigende Unruhe mich befiel; ich machte mir Vorwürfe, unredlich gehandelt zu haben. Dieſe Vorwürfe wurden immer ſtärker, die Unruhe immer beängſtigender; ich konnte zuletzt nicht anders, als mir einen Wagen miethen, mit dem ich allein den Anderen nachfuhr und gegen Mittag wohnte einen Sommerpallaſt am Rhein gelegen, und zweimal die Woche verſammelte ſich der ganze Biſchöfliche Hof in den ſchönen Gärten dieſes Paphos, wo in der That die Liebesgötter ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſchienen. Nie war die Reſidenz einer Favorite prachtvoller und wollüſtiger. Alles was die Künſte Schmeichelndes, die Wiſſenſchaften Erhabenes, das Leben Bequemes und Ergötzliches haben, war hier auf den Spielraum von weniger als einer Stunde Weges aufgeſchüttet. Der Pallaſt enthielt im Kleinen alles was eine Sultanin des Orients wünſchen konnte, der Garten war mit den Waſſerkünſten Verſaille's geſchmückt, und eine ausgeſuchte Bibliothek zeugte von dem europäiſchen Gedanken- und Gefühlsluxus, der, indem er einer Favorite des Sultans ewig ungefähr beim General anlangte, der mir mit offenen Armen entgegenkam und ſich als einen Freund meines Vaters ankündigte. Er ſagte mir: Ich war ſchon unruhig, als Sie nicht kamen, und hatte die Abſicht, noch einmal zu Ihnen zu ſchicken. Es iſt gut, daß dieſes jetzt umſonſt iſt; machen Sie ſich ſogleich bereit, nach W.— zu gehen; dort liegt ein Detachement der x—ſchen Dragoner, an den Chef dieſes Detachements geben Sie dieſen Brief ab, zugleich einen Gruß und die Anmeldung meines neuangeworbenen Corps. Ich nahm den Brief und machte mich ſogleich zur Abreiſe bereit. Als ich mein Pferd beſtieg, überkam mich eine ungewöhnliche Müdigkeit, die ſo arg wurde, daß ich mich des Einſchlafens nicht erwehren konnte und im Stalle auf einem Bündel Stroh einſchlief. Hier überkam mich zum dritten Mal der Traum und ich ſah nochmals meinen Freund, wie er zürnend und mit aufgehobenem Arme mein Pferd von mir fortführte und mit entſetzlichen Zügen mir zurief: Zum letzten Male komme ich zu Dir; nur im Traume kann ich Dir ferner erſcheinen; entweiche, Dein Unglück iſt vor der Thür!

Gut! rief ich, wie in Verzweiflung, wenn Du denn gebieteſt, daß ich nicht reiſen ſoll, ſo nimm dieſen Brief, den ich erhalten habe und jetzt nicht beſorgen ſoll. Ich will das Pferd beſteigen und nach W—. eilen. Die Erſcheinung führte mir das Pferd zu, und empfing den Brief, den ſie bei ſich behielt. Ich beſtieg das Pferd, und in dem Moment fühlte ich mich wachend und faſt munter und geſtärkt auf dem Pferde. Ich trieb es an, feſt entſchloſſen, meinem unglücklichen Warnenden zu folgen; ich hatte den Brief abgegeben, ich konnte alſo nicht mehr zurück, ich mußte vorwärts nach W—. Als ich dort ankam, empfing mich der General mit einem froſtigen Gruß und gab mir Befehl, mich in Reihe und Glied zu ſtellen, und mich zum Corps zu rechnen. Ich erfuhr jetzt lange nicht, was aus meinem Briefe geworden war; endlich ſagte mir ein Mann, der von jenen Truppen zu uns kam, der Brief wäre an den General zurückgeſchickt worden; er hätte darauf raſch einen Andern gewählt, und der ſei, ſo wie er dort angelangt, in einem Vorpoſtengefechte gefallen, das ſtattgefunden hätte und wovon der General Kenntniß gehabt. Alſo das war das Loos geweſen, das mir vorbehalten worden war.

Die neuen Vorfälle und Ereigniſſe des Krieges konnten doch, obgleich ſie mir gänzlich neu und ungewohnt waren, mich nicht ſo weit zerſtreuen, daß nicht der Gedanke an meinen Freund und an deſſen Schickſale mich fortwährend verfolgt hätte. Ich wußte, daß das Traumbild und ſein fortgeſetztes Verlangen, mich zu retten, mir von ſeinem Daſein noch immer Kunde gaben, aber auf welche Weiſe war deiſes Daſein? Wo lebte er und wie lebte er? Lebte er überhaupt noch auf dieſer Erde? Sein Traumgeſicht ſchien das Gegentheil mir zu ſagen. Er hatte mir zugerufen, nur im Traume kann ich Dir fürder erſcheinen. Was war damit geſagt? Er, der die Gabe hatte, mich perſönlich zu beſuchen, wenn ihn der Wille dazu trieb, was ſollte es jetzt ſein, daß er nur im Traume zu mir zu kommen verſprach? Es mußte Etwas mit ihm vorgefallen ſein, aber was war dieſes? Konnte er es mir nicht mittheilen und was hinderte ihn daran? In meinen Gedanken beſchäftigte er mich unaufhörlich, ich ſchrieb ein halbes Dutzend Briefe an ihn, die alle unbeantwortet blieben. Ich erwartete ihn bei mir zu jeder dunkeln Abendſtunde, er kam nicht; ich war untröſtlich. Leute, die aus Rom kamen, wollten ihn noch dort geſehen haben; dann war er von dort abgereiſt, man wußte nicht wohin. In meinen Befürchtungen ging ich nun ſo weit, daß ich unerlaubte Wege betrat. In dem Städtchen, wo wir conlocirten, war ein Wahrſager, der dafür galt, daß er die Todten befragen könne; ich ging zu ihm und bat ihn, mir Nachrichten von meinem Freunde zu geben. Ich wartete zitternd auf ſeine Antwort, die er mir nach einigen Tagen zu geben verſprach. Er ſagte mir, daß er ihn nicht gefunden, daß er alſo noch leben müſſe. Dieſer Ausſpruch tröſtete mich merklich, ich faßte jetzt die Hoffnung, daß ich ihn wiederſehen werde, und lebte freudiger. So kam es zu einer Schlacht, in der ich zum erſten Male mitwirken ſollte. Der Vorabend des Schlachttages ſtimmte uns junge Leute alle ſehr traurig; Einige von uns hatten das gewiſſe Vorgefühl, daß ſie den nächſten Tag nicht überleben würden, und machten ſich deshalb auf den Tod gefaßt. Auch ich hatte dergleichen Gedanken, doch theilte ich ſie Niemandem mit, ſondern ſchrieb nur an meinen Vater, den ich bat, im Fall meines Todes den eingeſchloſſenen Brief an Bernhard zu beſorgen. Kaum hatte ich den Brief beendet, als ich zufällig aufſah und in dem Dunkel des Zeltes eine Geſtalt vor mir ſtehen erblickte, die, als ich ſcharf hinſah, die Züge Bernhard's vor mir entwickelte. Er winkte mir ſchweigend und ich ſah, daß er nicht ſprechen wolle oder nicht könne; ich blieb daher ebenfalls ſchweigſam und ſah traurig vor mich hin. Kommſt Du, mir meinen Tod anzuſagen? war das Einzige, was ich bei mir dachte und halb auch ausſprach. Die Geſtalt ſchüttelte mit dem Kopfe, und zeigte auf die Wand hin; ich blickte auch hin und las mit deutlicher Schrift auf die dunkle Zeltwand geſchrieben: Das Treffen wird morgen ein glückliches ſein, Dein Schickſal wird von dem Deiner Genoſſen nicht geſondert und ihr werdet Alle als Sieger aus dem Kampfe gehen.

Unwillig, daß hier nur von mir die Rede war, wendete ich mich wieder der Erſcheinung zu, um ſie um ihre eigenen Schickſale zu befragen, doch ſie war nicht mehr zugegen. Eine dunkle Wolke, wie ich ſie nicht früher bei den Erſcheinungen bemerkte, zeigte noch die Stelle, wo ſie geſtanden, und verlor ſich erſt allmälig. Der morgende Kampftag begann, und wir machten uns fertig, unſere Dienſte zu thun; Allen war wehmüthig zu Sinne, mir aber nicht; ich ging mit vollkommenem Muth in den Kampf, der mir auch keine Gefahr brachte. Die Abtheilung der Feinde, die ſich uns gegenüberſtellte, wurde geſchlagen und wir gingen als Sieger hervor. Mit großer Freude ſchrieb ich dies meinem Vater, der mich zur erſten Waffenthat beglückwünſchte und zugleich ſchrieb, er habe von Bernhard immer noch keine Nachrichten erhalten. Er ſei nach England abgereiſt, ſo viel ſei gewiß, aber von dort Nichts von ihm zu erfahren; wahrſcheinlich warte er den Kampf im Vaterlande ab, um nach deſſen Beendigung in daſſelbe zurückzukehren.

So wußte ich immer noch ſo viel, wie ich früher gewußt. Nach England war er gegangen, aber weshalb hatte er Nichts von ſich hören laſſen? War es glaublich, daß er ſich in England befinde und hartnäckig uns Alle darüber in Zweifel laſſe, wie es ihm dort gehe?

Indeſſen war mir doch die Richtung gegeben, wo ich ihn ſuchen mußte, und kaum erlaubte es ein Waffenſtillſtand und einige Zeit der Freiheit, als ich ſogleich beſchloß, ſie zur Aufſuchung meines Freundes anzuwenden. Daß er nicht mehr am Leben ſei, ſetzte ich faſt mit Gewißheit voraus; nur ſein Grab wollte ich mir anſehen. In London ſelbſt angelangt, hörte ich viel von den Kunſtwerken, die mein Freund hier gemalt oder hinterlaſſen hatte. Einer ſeiner Bewunderer und Freunde gab mir an, den Lord N.— aufzuſuchen, als den, der am Meiſten von dem Maler Bernhard hielte, und auch wüßte, wo er hingekommen ſei. Ich ſuchte den Lord auf; fand ihn nach einigem vergeblichen Suchen auf ſeinem Landſitz in Lancaſterſhire. Bei der Nennung meines Namens kam mir der vornehme Engländer ſogleich mit Freuden entgegen: Seien Sie mir willkommen, lieber Herr, ſagte der Mann mit herzlichem Händedruck; dem Namen nach ſind Sie mir ſchon längſt bekannt, denn wie oft und mit welcher Herzlichkeit hat der Herr Bernhard von Ihnen geſprochen! Ich wünſchte Sie ſo lebhaft hierher in den Tagen, wo er noch lebte; es hätte ihn geſund gemacht, mehr als alle Verordnungen der Aerzte. Er iſt alſo nicht mehr? fragte ich traurig. Seit mehr als einem Monat beweine ich ihn unter den Todten meines Begräbnißplatzes, ſagte der Lord mit ſtummer Trauer. Wo haben Sie ihn hinbegraben? fragte ich. Wollen Sie hingehen? tönte die Gegenantwort, ſo wird Sie mein Hausverwalter hinführen. Ich beſtimmte eine Stunde des Abends dazu. Ich ging, wie ich mir vorgenommen, mit dem Diener auf den Gottesacker; wir kamen in einen Gang, den ein prachtvolles, aus Marmor zuſammengefügtes Denkmal zierte. Hier unter dieſem Steine ruht der deutſche Künſtler, den mein Herr ganz beſonders ehrte. Ich betrachtete das Denkmal, las den Namen meines theuern Freundes, den Tag ſeines Todes und ein paar denkwürdige Züge aus ſeinem Leben.

Thränen benetzten meine Augen, und ich weilte ſo lange an dieſer lieben Stätte, daß es ſchon völlig dunkel geworden war, ehe ich mich entſchloß, ſie zu verlaſſen. Ich machte bei meiner Nachhauſekunft dem Lord dankbare Vorſtellungen von dem koſtbaren Denkmal, das ich auf dem Grabe gefunden; er erwiderte, das ſei das Wenigſte, was er dem Andenken ſeines geliebten Freundes hätte ſetzen können.

In der Nacht dieſes ſelben Tages hatte ich nun folgenden Traum. Mein Freund erſchien mir und machte mir Vorwürfe, daß ich ſein Grab nicht beſucht hätte. Ich ſagte ihm, daß ich dort geweſen ſei, daß dieſes zu finden der Grund meines Herkommens allein geweſen. Er erwiderte mit trauriger Stimme: Unter jenem prachtvollen Steine haſt Du mich geſucht? Dort liege ich nicht; es iſt dies ein Monument, das die Eitelkeit des Lords ſich geſetzt; mein Grab iſt an der Kirchhofsmauer gleich beim Eingang. Wenn Du es möglich machen kannſt, ſo laß meinen Körper ausgraben und nimm ihn mit Dir nach Deutſchland. In der Erde der Heimath will ich ruhen; wo möglich bring' mich nach Lübeck.

Ich war entſetzt, als ich aufwachte; doch ſchenkte ich dem Traume keinen Glauben. Wie, ſollte es möglich ſein, daß man mich getäuſcht, daß mein Freund nicht unter jenem koſtbaren Monument, ſondern in der Stille an der Kirchhofsmauer ruhte? Das muß unterſucht werden. Ich gelobte mir, dem Andenken meines Freundes volle Gerechtigkeit werden zu laſſen, und ihn fortzubringen von der kalten, fremden Erde, wo er nur unwillig ruhen konnte. Ich ging jetzt an dem Tage allein auf den Kirchhof; und der Traum war ſo deutlich geweſen, daß ich mit Leichtigkeit das wahre Grab des Künſtlers finden konnte. Ich miethete ein paar Arbeiter, und machte mich an das Werk, ohne dem Lord ein Wort zu ſagen. Wir brachten den Sarg zu Tage, und ich ließ ihn öffnen, um meiner Sache gewiß zu ſein, ob ich wirklich den geliebten Todten vor mir hätte. Der Sarg wurde in mein Zimmer gebracht, mit einem Teppich bedeckt, und ich befand mich nun allein mit dem Schatze, den ich ſo ſorgfältig geſucht und endlich gefunden hatte. Ja, es waren die Züge des geliebten Todten, die mich aus dem geöffneten Sarge anblickten, man konnte nicht länger zweifeln. Es war nun aller Mühe und Koſten werth, ihn, ohne daß der Herr des Hauſes Etwas merkte, fortzuſchaffen. Anfangs war ich Willens, es ihm zu ſagen und ihm Vorwürfe zu machen; dann aber fiel mir ein, daß dies unrecht handeln hieße, daß er doch treu und aufmerkſam für den Todten geſorgt hatte, und daß das Seltſame mit dem falſchen Begräbniß nicht ihm konnte zur Laſt gelegt werden. Eine ſehr verzeihliche Eitelkeit war dies, und ſehr viele der Freunde des Künſtlers konnten nicht anders, als ihm Dank dafür ſchulden. Ich ließ einen Kaſten von derſelben Größe machen, packte den Körper vorſichtig hinein, ließ ihn verſchließen, und war jetzt bereit, ihn mitzunehmen. Das Dampfſchiff ging an einem beſtimmten Tage ab, und an demſelben Tage fand ich mich mit meinem mit mir führenden Kaſten auf demſelben ein. Ich hatte mich nach Lübeck einſchreiben laſſen, und das Schiff nahm den Lauf nach Travemünde. Ein paar Worte an meinen Vater thaten von dem Erfolg meiner Reiſe und von meiner nahen Ankunft Bericht.

Mein Freund beſuchte mich im Traume, und ſagte mir, daß er jetzt, da ich ſeinen Willen vollbracht, mir nach wie vor erſcheinen wolle, wenn ich es wünſchen würde. Er ſei im Zuſtande des Zwiſchenreiches; nicht zur Seligkeit berufen, aber auch nicht zur Verdammniß hingeſtoßen. Seine Werke ſeien ſein Troſt; er ſchaffe noch immer weiter an ihnen. Dies thäten Alle, die etwas der Künſte ihren Scepter zu ſchwingen. Ein leichtſinniger Hof voll ſchwarzer Abbé's und in Flor gewickelter junger Wittwen ſchien ſich einer gedankenloſen Freude hinzugeben, und doch war unter dieſen Formen die Politik des achtzehnten Jahrhunderts am liebſten verſteckt. Der Fürſt empfing Depeſchen, er arbeitete in ſeinem Kabinette, während man ihn mit dem Hofjuwelier über ein neues Halsgeſchmeide für die Gräfin de Luc in Deliberationen verſenkt glaubte; er ſchien mit einem Domdechanten über eine neue geiſtliche Dekoration zu ſtreiten, und ließ ſich von ſeinem Spion die politiſchen Details der Kabinette von Berlin und Dresden berichten, man glaubte ihn der Abtiſſin eines reichsunmittelbaren Stiftes Artigkeiten über den Wurf ihres Schleiers und ihre

Wahres und Tüchtiges im Leben geſchaffen; ſie arbeiten auch in dem beſſern Leben an ihm fort. Er gab mir das Mittel an, welches ich brauchen ſollte, um zu gleicher Vollkommenheit zu gelangen. Ich fragte ihn, wie ſich der Krieg verlaufen und welches Ende er nehmen würde? Er ſagte: Das Ende iſt nahe. Ihr werdet ſiegen; nur müßt Ihr den Muth nicht verlieren. Schon iſt der Feind geſchlagen und iſt auf der Flucht hierher.

Damals verließ Napoleon Rußland und kam auf der Flucht nach Deutſchland. Ich theilte dieſe Nachricht meinen Gefährten mit, und wir ſtärkten uns Alle daran und faßten neuen Muth.

Damals litt Lübeck viel von den Franzoſen. Es war ſchwer, einen ruhigen Tag zur Beſtattung der Leiche zu finden. Endlich wählte ich den Tag, wo Nabundus ſeine prophetiſchen Schläge gethan hatte. Alle Welt ſprach von ihnen und theilte ſich ſeine Befürchtungen mit, wem ſie gelten möchten. Ich benutzte die Zeit, als die ganze Aufmerkſamkeit auf das Grab des Canonicus gerichtet war, um ihm zur Seite ein Grab für meinen Freund bereiten zu laſſen. Es war mit Mühe verknüpft, einen Mann zu finden, der einen Platz entdeckte und einen Raum herausfand, um das neue Grab zu machen. Endlich war Alles bereit, und in der

Stunde der Nacht ſtand ich und ein vertrauter Freund, der Prediger war, an dem Grabe, und wir ſenkten ihn ein. In der nämlichen Nacht beſuchte mich der Verſtorbene und beklagte ſich darüber, daß ich ihn neben den bekannten unruhigen Rabundus beerdigt hätte. Ich fühlte mich von Vorwürfen gemartert, denn ich hatte es ſelbſt ſchon bedacht, doch war es jetzt nicht wohl mehr zu ändern. Woran leideſt Du denn, mein Freund? fragte ich ihn. Bedenke, daß Rabundus ein Todter iſt, der fortwährend noch mit den Lebenden verkehrt, und daß dieſe Unruhe eine ſehr ſtörende iſt. Wenn es ihm einfällt, heute Dieſen, morgen Jenen zu beſuchen, ſo erhebt er ſich aus dem Grabe und weckt mich ebenfalls. Er wird aber mit der Zeit immer ruhiger, und wenn der Friede geſchloſſen iſt, ſo wird er ganz von der Erde verſchwinden. Das hat er mir mitgetheilt. Nun, ſo halte ſo lange noch aus, rief ich; wahrſcheinlich wird es bald ſtattfinden, wir werden Alle Ruhe haben, die Todten wie die Lebendigen. So war es auch. Nach der Schlacht von Belle-Alliance ſah ich meinen Freund zum letzten Mal im Traume. Er verſchwand, und ich erblickte ihn fürder nicht mehr. Auch Rabundus war zur Ruhe eingegangen.

Das iſt die Geſchichte meines Freundes und meiner eigenen Jugend. Mit dieſen Worten ſchloß der Commerzienrath ſeine Erzählung, die in dem Kreiſe lebhafte Theilnahme fand. Man dankte ihm für die ausführliche Erzählung, und Viele, die von den Werken des Künſtlers gehört hatten, wußten nicht anders, als daß er immer in Lübeck begraben geweſen ſei. Es war ſehr lobenswerth, daß Sie den Wunſch Ihres Freundes erfüllten, ſagte die Dame; aber weshalb, erlauben Sie mir die Frage, brachten Sie Ihren Todten in die Kirche, und zwar noch dazu in die Nähe des gefürchteten Rabundus-Grabes? So viel mir bekannt iſt, wird es nicht mehr erlaubt, Todte in der Kirche zu begraben.

Sie haben völlig recht, erwiderte der Gefragte; aber damals, in den Kriegsläuften, wurden die Geſetze, die man gegeben hatte, nicht ſo ſtreng befolgt. Auch hatte mein Freund gewünſcht, in der Kirche begraben zu werden; darum hielt ich es nur für Pflicht, jeden ſeiner Wünſche zu erhören. An den Rabundus und an deſſen geſpenſtiſchen Spuk glaubte ich übrigens nicht.

Sie ſehen, daß es damit ſeine Richtigkeit hatte, ſagte die Dame.

Der Himmel gebe Allen Ruhe und Frieden! ſagte der Commerzienrath. Was mich betrifft, ich lebte nun ruhig in meiner Vaterſtadt, und nach dem erlangten Frieden und dem Tode meines Vaters bekam ich ein Amt und eine Stellung hier in der Stadt.

Seltſam, fing ein Mann an, der längere Zeit geſchwiegen und die Geſellſchaft mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte; ſeltſam bleibt immer Ihre Gabe, die Sie vorhin an ſich beobachtet hatten, ſich an einen fremden Ort, weit fort von Ihrem jetzigen Standſitz zu verſetzen und dem dortigen Freunde bemerkbar zu werden. Haben Sie dieſe Gabe noch?

Der Commerzienrath erwiderte: ſie hat ſich mit der Jugend verloren; auch gehört dazu, um ſich völlig in Wirkung zu zeigen, daß ihr von anderer Seite ebenſo entgegengekommen werde. Es muß Einer ſein, der dieſelbe Gabe und in derſelben Art beſitzt; es iſt höchſt ſelten der Fall. Seit dem Tode meines theuern Freundes machte ich auch nicht den Verſuch, ob ich auch Anderen auf dieſe Weiſe ſichtbar werden könne; es würde auch ſchwerlich gelungen ſein.

Ich habe ſchon von mehreren Seiten gehört, daß dieſe Gabe in der Natur vorhanden ſei, doch nie hörte ich noch ein ſo deutliches Beiſpiel, ſagte ein Arzt in dem Kreiſe. Wenn man ſich Mühe giebt und auf die Erzählungen der Menſchen niedern Standes hört, ſo entdeckt man Geſchichten von Leuten, die ſich doppelt ſehen laſſen konnten. Ich habe ſelbſt ſolche Berichte vernommen, die man mir erzählte, und zwar nicht als etwas ganz Beſonderes, ſondern vielmehr als Etwas, was man ſchon gewöhnt ſei.

Hängt das nicht zuſammen mit den Erſcheinungen, die man das zweite Geſicht zu nennen pflegt? fragte eine Dame.

Doch wohl nicht, erwiderte der Arzt. Das zweite Geſicht, bei den Schotten und anderswo, iſt mehr eine prophetiſche Gabe und bezieht ſich auf das Vorherſehen von Todesfällen oder anderen Begebenheiten, die in naher Folge zu erwarten ſind oder eintreffen. Das zweite Geſicht iſt eine Gabe der Prophezeiung, die in manchen Familien ſogar erblich iſt.

Man ſprach noch Mehreres über dieſe Gabe und ihre Wirkung; dann ging der Kreis auseinander, indem Jeder ſeinem Nachbar verſprach, daß, wenn ſich die Dinge ſo geſtalteten, ſie wieder zuſammenkommen wollten, und daß man ſich alsdann weitere Mittheilungen machen würde.

Endymion.

1.

Die Sonne war eben im Weſten niedergeſunken und eine geſchwind zunehmende Dämmerung deckte alsbald den Theil der Erde, wo ſich eben eine Karavane bewegte, die ihre Straße ſeitwärts von Mecca nach einem alten Dorfe in Arabien nahm. Der ganze Himmel war ein Flammenmeer und die ſchönſten goldenen und purpurnen Lichter verbreiteten ſich über die Niedergsangſtätte des herrlichen Geſtirns, das hier verſchwunden war. Einige der Mitglieder des Karavanenzugs hielten hier ſtill und es wurde ein Gebet geſprochen, dem der Führer des Zuges, ein ehrwürdiger alter Araber, Vorſtand leiſtete. Die jungen Leute des Zuges, die Männer und die Greiſe, Alle ſtanden geſondert, Einer von dem Andern getrennt, in einzelne Gruppen getheilt, und die Weiber begaben ſich wieder für ſich in das Innere der Wagenburg, des Zuges.

Was ſind das für rothglühende Mauern dort? fragte ein junger Menſch ſeinen Nachbar. Gewiß iſt es eine brennende Stadt. Sollen wir nicht eilen zu retten und zu helfen?

Der Betende ließ ſich ungern ſtören und antwortete darum kurz, indem er zur Seite ſprach: Es iſt keine brennende Stadt, ſondern die Sonne ſpiegelt ſich nur in den Mauern. Es iſt die arabiſche Stadt Mecca.

Um dieſelbe Zeit ſchritt der alte würdige Aelteſte der Karavane aus ſeinem Zelte und ging an die Stätte, welche die Jünglinge innehielten, die ſich eben erhoben hatten. Er fand nur einen noch auf den Polſtern liegen und wandte ſich zu ihm mit Unwillen. Achmet! rief er, weshalb verweilſt Du hier? Weißt Du nicht, daß Deine Genoſſen eben zum Gebet gegangen ſind? Weshalb gehſt Du nicht mit ihnen?

Der junge Menſch, ſobald er den würdigen Muſtapha vor ſich ſah, hatte ſich erhoben und antwortete in knieender Stellung: Mein Vater, Du weißt, daß ich andern Glaubens bin als Jene. Laß die Scheibe des Mondes aus dem weſtlichen Wolkenſchatten emporſteigen, ſo werde auch ich meine Andacht verrichten.

Warum des Mondes? fragte der Alte. Wenn

Du ein Chriſt biſt, ſo haſt Du überall und zu jeder Zeit Deinen Gott bei der Hand. Warum warteſt Du auf den Mond?

Weil der Mond meine Mutter iſt, antwortete der ſchöne Knabe.

Deine Mutter? frug Muſtapha verwundert. Wer ſagt Dir das?

Die ſchöne Luna, oder vielmehr Diana iſt meine Mutter; ſagte der Jüngling.

So erzähle mir Deine Herkunft, ſagte Muſtapha. Schon lange haſt Du mir verſprochen, daß ich erfahren ſollte, wie Du in die Geſellſchaft meiner Kinder gekommen biſt und welche Bewandtniß es mit Deinen Eltern hat.

Gern, erwiderte der Jüngling. Nimm Platz hier an meiner Seite, denn meine Erzählung wird etwas lange dauern. Du kennſt, wie früher das Geſchlecht der Götter über unſere Erde herrſchte; welch' eine Gütervollkommenheit damals überall Sitte war, und Du haſt auch gehört von den Liebeshändeln der göttlichen Weiber dieſer Göttergemeinſchaft. So herrſchte die ehrwürdige Juno damals im Himmel, ihr zur Seite lebte Aphrodite, die Meerentſtiegene, dann gab es Minerva, die Wiſſenskundige, und noch mehrere Andere, die ich Dir jetzt nicht nennen kann, da ihr Reich und

Alles an dieſem Hofe war aus halben Worten zuſammengeſetzt; nie war ein Lächeln, ein Blick ohne Commentar verſtändlich, und da man gewohnt war, daß die ernſthafteſten Erörterungen ſich in die bunteſten Farben kleideten, ſo ſuchte man in jedem Ballet die Analyſe eines politiſchen Vertrages. Dieſes kümmerte jedoch die völlig Sorgloſen nicht. Wer ſich ohne Rückhalt dem Vergnügen hingeben wollte that es und fand Beifall. Nur der Fürſt und ſeine nächſten Umgebungen liebten es, ſich unaufhörlich mit Räthſeln zu umſpinnen und den Geiſt der Intrigue athemlos zu hetzen, oft nur um eine Nußſchaale aus dem Waſſer zu ziehen. Gewiß iſt's, daß dieſe Maxime wenn auch nicht zur Moral doch zum Vergnügen führt. Ein kleiner Hof an dem der Anſtand und ihre Herrſchaft ſchon vergangen ſind. Aber trotz dem, daß das Chriſtenthum die ehrwürdigen Namen verdrängt hat, leben die Gewalten doch noch fort. Luna oder Diana lebt noch immer in dem heiligen Strahl des Mondes, und wenn er auf der Himmelskuppel thront, dann iſt ſie auch in der Natur gegenwärtig, und Gebet und Anruf erfaßt ſie. Oefters kommt ſie auch noch auf die Erde herab und küßt und liebt ſchöne Sterbliche, wie damals, als ſie noch herrſchte und man ihr Tempel erbaute. So geſchah es, daß ſie auch herabkam, als in einem ſchönen Thale ein junger Mann ſchlief, zu dem ſie ſich gezogen fühlte. Es war ein junger Araber aus Mecca, der gekommen war, das ſchöne Griechenland mit Krieg zu überziehen. Er war ſo wunderſchön wie unſer Vorfahr, jener bildſchöne Schäfer Endymion, von dem Du gehört haben wirſt.

Verruchte Zauberweſen! rief der alte Muſtapha, wer hat von ihren teufliſchen Kräften und Wirkungen nicht gehört? Doch fahre fort!

Du mußt meine Ahnen nicht ſchelten! rief der Jüngling, indem eine Röthe ſein ſchönes bleiches Geſicht färbte, ebenſowenig wie ich über Deine Götter Etwas ſage, die mir eigentlich alle zuwider ſind. Alſo der ſchöne Araber wurde meiner Mutter gefährlich. Sie ſah, daß er zu der neuen Ordnung der Dinge gehörte, und ſie war daher zweifelhaft, ob ſie ſich ihm mittheilen oder ſich ihm entdecken ſolle. Aber die Liebe und ihr ſchwaches Herz hatten mehr Macht als das Geſetz der Klugheit; ſie ſank daher zu dem ſchönen Jüngling nieder und er umarmte ſie im Traum, indem er mit ihr die Ehe vollzog. Aus dieſer ſchönen Liebesnacht erwuchs ich alsdann. Ich bekam den Namen des erſten Liebhabers meiner ſchönen Mutter, der ſie an ihre glücklichſte Zeit erinnerte; ſie nannte mich Endymion, inmitten des Hains wuchs ich auf, und als ich die Kräfte hatte, die dazu nöthig waren, übernahm ich die Führung einer Heerde und lebte als Hirt auf dem Berge. Dort fandeſt Du mich, als Du einſtens in meine Gegend gezogen kamſt; meine Bitten überredeten Dich zu meinen Gunſten, und Du entſchloſſeſt Dich, mich mitzunehmen, wenn Du ein Mal durch die Wüſte ziehen würdeſt; denn ich hatte Sehnſucht, je länger ich im Heerdendienſt weilte, und je mehr ich von meiner ſchönen Mutter über meine Geburt und über den ſchönen Araber hörte, dieſen Fremdling, der mein Vater war, aufzuſuchen.

Weißt Du denn, daß er in Mecca iſt? fragte Muſtapha.

Ich weiß es, meine Mutter hat ihn ſelbſt dort geſehen. In einer Nacht, als ſie über dieſe Gegend ihr Licht verbreitete, ſah ſie in einem wilden Kriegshaufen einen jungen Mann, der ihr Anführer zu ſein ſchien, und erkannte zugleich in ihm den Geliebten, den ſie verloren.

Wie willſt Du ihn aber wiederfinden und wie willſt Du Dich ihm zu erkennen geben?

Das laß meine Sorge ſein; rief der Jüngling, ich habe ein Mittel, das ich anwenden werde und dem Nichts entgeht; ſo auch nicht Das, was ich ſuche. Er ſchwieg hier, und Muſtapha fand es nicht für paſſend, noch länger in ihn zu dringen. Gut, ſagte er nach einer Weile, ich habe mein Verſprechen gehalten, Dich hierher zu leiten, da iſt nun Mecca; jetzt magſt Du Deine eigenen Wege gehen.

Kannſt Du mich nicht bis in die Mauern der Stadt führen? fragte der Jüngling.

Nicht gut, mein Stamm iſt dem, aus dem die Stadt beſteht, feindlich; ich käme alſo in Gefahr, mein Leben zu verlieren, fänden ſie mich in ihren Mauern. Auch Du wirſt gut thun, vorſichtig zu ſein. Aber bis an die Grenze der Stadt will ich Dich führen; das kann mir Niemand verwehren.

Kaum war der Mond aufgegangen, in deſſen reinem Lichte der Jüngling ſeine Andacht verrichtete, als auch ſchon Muſtapha ſich auf den Weg machte, und Beide gingen ſchweigend in der frühen Dämmerung ihres Weges dahin. Muſtapha konnte nicht anders, als verwundert zu der ſchönen ſchlanken Geſtalt des jungen Mannes emporſehen, der neben ihm ging und von dem er eine ſo ſeltſame Geſchichte dieſe Nacht gehört hatte. Iſt es möglich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Weſen auf ſolche geheimnißvolle Art geboren werden und neben uns exiſtiren in ihrer Schöne und in ihrer zarten Natur, ohne daß ſie von uns erdrückt oder beſchädigt werden! Gott iſt unerforſchlich in ſeinen Werken. Kaum waren ſie an die Stelle gelangt, wo ſie ſich trennen wollten, als Muſtapha die glühenden Dankſagungen und Zärtlichkeitsbeweiſe von dem fremden Jüngling entgegennahm, die dieſer ihm gerührt weihete. Lebe wohl, edler Mann, rief der Jüngling ein Mal über's andere aus. Habe Dank für die edle Gutthat, die Du mir fremdem Jüngling geleiſtet haſt; denk' an mich, und wenn Du einmal Hülfe bedarfſt, ſo vergiß nicht, daß ich in der Nähe lebe und daß ich Dir nützlich werden kann.

Allein und ohne Führer, doch ſo ſicher, als ginge er unter Geleitſchaft ganzer Kriegshorden, wanderte der ſchöne Jüngling weiter, und erreichte bald die Stadt, die ihn in ihre Mauern aufnahm. Er wußte nicht, an wen er ſich wenden ſollte, um Den zu finden, den er ſuchte; doch konnte er ſich beſinnen, daß ihm ſeine Mutter geſagt hatte, er befinde ſich unter den Kriegern. Er trat alſo in das Stadtviertel ein, wo die Krieger ſich zuſammenfanden, und entdeckte gleich vom Anfang einen jungen Mann, zu dem es ihn ſeltſam hinzog. Auch hatte er dieſelbe ſchöne offene Stirn und das blutrothe Maal unter ſeinen Haarwuchs halb verborgen, das ihm Luna beſchrieben hatte. Der junge Mann ſah ſeinerſeits aufmerkſam ſich den fremden Jüngling an, und Beide fühlten, daß ſie ſich einander nähern müßten. Wer biſt Du, Fremdling? fragte der Araber unſern Jüngling, und dieſer antwortete: Ein Grieche, wie Du ſiehſt; ich bin gekommen, meinen Vater zu ſuchen, und muß ihn hier finden. Dein Vater? fragte er neugierig, wo iſt der, lebt er hier in Mecca?

Gewiß lebt er hier; er war einſt in Griechenland, und dort entdeckte ihn meine Mutter, die ſchöne Luna!

Dort war ich auch, antwortete der Araber, war deine Mutter nicht eine Fee, oder eine Göttin? Ich glaube ſie gekannt zu haben.

Du haſt ſie gekannt, und Du biſt mein Vater! rief der ſchöne Jüngling, indem er ſich dem jungen arabiſchen Krieger in die Arme warf. Sie umſchloſſen ſich herzlich, und der arabiſche Krieger weinte heiße Thränen an dem Halſe deſſen, den er ſeinen Sohn nennen mußte. Er erinnerte ſich jetzt des ſchönen Abends, als er die Göttin in ſeine Arme ſchloß, und mit ihr der Liebe ſich freute. O, rief er, was kann dem Glück gleich kommen, das ich damals empfand! Du biſt das Ebenbild Deiner göttlichen Mutter, wäreſt Du nun auch Weib, ſo müßteſt Du das meinige werden.

Kann ich nicht auch ſo Dir gehören, rief der Knabe.

Nein, rief der Araber, wir haben ſtrenge Geſetze. Es iſt nicht erlaubt, der Liebe zu pflegen zwiſchen den Geſchlechtern, die zu einander gehören. Als Knabe bleibſt Du mir ewig fern.

Wie grauſam und erbärmlich das iſt! Bei uns, im ſchönen Griechenland, iſt es anders. Oft gehört der Mann zum Manne, wenn die Liebe ſie zu einander führt. Doch wir wollen hoffen, daß meine ſchöne Mutter Deine Flamme kühlen werde auch jeʒt noch, da ſie nicht mehr Dein Weib iſt. Mit dieſen Worten warf ſich der ſchöne Jüngling an die Bruſt des Arabers und er drückte ihn zärtlich an ſich. Sie ſanken zuſammen auf die Polſter einer Ottomane, und der Araber rief in vollem Entzücken: Welch' ein Glück blüht mir; Du biſt mein Weib, göttliches Mädchen, komm in meine Arme, ich bin Dein Vater, zugleich Dein Gatte.

Dieſe Vereinigung war zu glücklich, als daß ſie nicht bekannt hätte werden ſollen. Man kam zu dem arabiſchen Krieger, indem man ihm Glück wünſchte zu dem Beſiʒ der jungen Griechin, die er ſich errungen.

Der Mond ſtand hell am Himmel, als dieſe Verwandlung vor ſich ging.

2.

Der junge Araber war Muhammed, der, erſt in den Anfängen ſeiner Beſtrebungen befangen, ſich einen Anhang ſuchte und durch Kriegsthaten einen Namen zu machen ſtrebte, ehe er mit ſeiner neuen Lehre hervortrat. Er hatte die Wittwe eines andern Kriegers geheirathet, und hatte von ihr eine Tochter, Fatime, die ſehr eiferſüchtig und auf das Leben ihres berühmten Vaters ſehr ſpähend und ausforſchend ſich benahm. Ihr entging die neue Liebſchaft ihres Vaters nicht, und ſie faßte gleich einen Haß gegen die junge ſchöne Griechin, die Muhammed bezaubert hatte, und die er Miona nannte, aus Endymion gemacht, mit der weiblichen Endigung in Miona. Aber allen anderen Männern gegenüber blieb Endymion bei ſeinem urſprünglichen Geſchlecht; auch der Fatime trat er als ſchöner Jüngling entgegen.

Er iſt mein Sohn, beruhige Dich, Fatime, ſo wie Du meine Tochter biſt.

Aber er liegt neben Dir im Bette, rief Fatime, alſo muß er doch nicht Dein Sohn ſein.

Doch iſt er es; mein geliebter Sohn, den ich herzlich lieb habe. Fatime ſchwieg; doch ſie beſchloß, ſorgſam nachzuſpähen, und verließ den angeblichen Jüngling ſelten. Einſt ſah ſie ihn im Bade, und ward ſo verliebt in ſeine ſchöne Geſtalt, daß ſie ihn für ſich zu erobern beſchloß. Aber Endymion fühlte Nichts für die Tochter des Propheten und wies ihre Liebe kalt von ſich. Dieſe, darüber erzürnt, klagte es ihrer Mutter Chadidſcha. Die Mutter machte ein Bündniß mit ihrer Tochter, und Beide lauerten dem jungen Griechen auf. Sie ſahen ihn wieder zu Muhammed ſchleichen, und ertappten ihn auf dem Lager deſſelben, wo ſie ihn banden, und ihn zwangen, ſein Geſchlecht anzugeben. Da es gerade Mondſchein war, ſo befand ſich der junge Grieche im Zuſtande der Frau, und ſo fanden ihn auch die beiden Weiber. Chadidſcha beklagte ſich jetzt, daß Muhammed eine Frau neben ihr dulde, da er doch verſprochen hatte, dies nicht zu thun. Er wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er Miona von ſich ſtieß und ſie hieß weit fortzuwandern. Mutter und Tochter waren jetzt befriedigt, aber Muhammed verſank in Traurigkeit und wünſchte ſich Nichts ſo ſehr, als wieder mit ſeiner geliebten Miona zuſammen zu ſein. Er verheirathete Fatime an ſeinen Vetter Ali, Sohn des Abu-Taleb, eines Kaufmanns. Auch Muhammed fuhr fort, als Kaufmann zu leben. Im heiligen Monat Ramadân begab er ſich in die Einſamkeit des Gebirges Hara, um religiöſe Betrachtungen zu pflegen. Hier, in der vollſtändigen Einſamkeit des kalten Gebirges, lag er in langem und brünſtigem Gebete vor Gott und wünſchte ſich ſeine Geliebte wieder. Eines Abends trat ſie zu ihm. Wie, Miona, rief er, wo kommſt Du her? Wie weißt Du, daß mir nach Dir verlangt?

Ich weiß Alles, was Dich angeht, erwiderte die junge Schöne.

So biſt Du alſo wieder mein?

Gewiß; wenn Du mich nicht wieder von Dir ſtößt. Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und auf der trockenen Binſenmatte, die in der Hütte als Lager lag, ſchloſſen die Beiden den erneueten Bund mit einander. Muhammed fand ſo viele Reize an ſeiner griechiſchen Geliebten, daß er alles Andere vergaß, ſelbſt ſein Gebet und ſeine religiöſen Uebungen; dadurch fiel er in die Schlingen der böſen keit der Geſinnung verträgt ſich mit nichts ſchlechter als mit der Grandezza eines kleinen Hofes. Um nicht zu vertraut zu werden muß man für eine Aufrichtigkeit ſechs Falſchheiten in Bereitſchaft halten, und immerwährend muß die Miene auf dem Antlitz wechſeln, wenn auch kein edleres Motiv dazu da iſt, als das Verlangen dem Auge ein angenehmes Spiel veränderter Formen darzubieten. Die Tugend iſt immer anſpruchslos, die Geduld iſt ewig milde und die Feſtigkeit verändert nie eine Muskel, allein dieſe erhabenen Eigenſchaften in den geräuſchvollen Kreis der Geſellſchaft gebracht, würden ihre Würde einbüßen, und für Apathie, Indifferentismus und ſorgloſe Trägheit gelten. Die Schminke der Leidenſchaft muß oft die Wange des redlichen Mannes überziehen, aus keinem anderen

Geiſter, die ihn zu verfolgen anfingen. Deine Mutter iſt eine Göttin? fragte er einſt Mionen. Sie war es, ſagte dieſe; vorher, ehe die chriſtliche Religion Umfang nahm, beherrſchte ſie den nächtlichen Himmel und leuchtete an demſelben als Mond hinab.

So werde ich den Mond als Zeichen meines Stammes tragen, ſagte Muhammed; zugleich ſoll er mich erinnern an das ſchönſte Abenteuer meines Lebens, an Deine holde Mutter, die ich in meinen Armen gehalten. War ſie nicht auch zugleich Göttin des Krieges?

Nein, meine ſchöne Mutter war zu ſanft, um in das Handwerk des Mars zu greifen. Nur die Jagd zog ſie an, und da durchzog ſie als Jägerin die Haine und Waldungen.

O, auch ich bin Jäger! rief Muhammed; wie willkommen iſt mir eine Göttin, die dieſes Geſchäft treibt! Ich bin ihr Sohn; ſie wird mich ſchützen, wenn mir Gefahr droht. Ich will ſie öffentlich verehren als Göttin.

Und er errichtete einen Altar und opferte der Diana. Endymion leiſtete ihm ſeinen Beiſtand, und ſtand und ſah zu, wie die Flamme auf dem Altar brannte, und hörte ihn den Namen Diana oder Selene durch die Einſamkeit rufen. Aber ſeine Anhänger ſahen das für das Werk der Dämonen an, und kamen, ihn zu beſchwören, den falſchen Götzendienſt aufzugeben. Er gehorchte nicht, und trieb nach wie vor den Dienſt der Diana. Da kam ein Engel des Herrn zu ihm und ſprach mit ihm. Er warf den Altar um, und zürnte Muhammed, und gebot ihm, ſogleich das griechiſche Weib und den Götzendienſt zu meiden, wenn er nicht die Gunſt des Himmels einbüßen wollte. Muhammed mußte gehorchen, und ſo trieb er zum zweiten Male Mionen von ſich. Sie ging traurig, in ihren Schleier gehüllt, in die Wüſte. Du wirſt mich doch noch wiederholen, Muhammed, denn wir gehören zuſammen, trotz Himmel und Erde! ſagte ſie, als ſie ging. Und der Tag hatte nicht ſieben Mal gewechſelt, als Muhammed wieder nach Mionen rief, und ſie auch kam. Er ſchloß ſie in ſeine Arme. Sei mein Weib! rief er, miſche Dich aber nicht mehr in meine religiöſen Aufgaben; dieſe muß ich allein vollbringen. Gott leidet keinen Götzendienſt neben ſeinem Dienſt.

So blieb denn Miona neben Muhammed. Sie war ſein beſchützender Genius, und hielt manche Gefahr von ſeinem Haupte ab. Denn als Jüngling umgab ſie ſein Lager, das ſie wieder als Jungfrau theilte. Die Bekenner kamen jetzt wieder, und er erhielt bald das frühere Anſehen. Ein würdiger Greis war unter ihnen; dieſer ſprach eines Tages zu Muhammed: Ich zähle ſchon nahe an achtzig Jahre, und Nichts befriedigt mich, wenn ich in religiöſer Beziehung um mich ſchaue; ich wollte ſchon, wie viele meiner Brüder thaten, zu dem Chriſtenthum übergehen, allein es hielt mich immer ein geheimnißvolles Etwas zurück. Es iſt ſo viel Götzendienſt im Chriſtenthum, ſo viel, was nur Form und keinen Gehalt hat, daß ſich meine Seele, die einfach das Wahre ſucht, nicht damit befreunden kann. Auf der andern Seite iſt das Judenthum, wohin ich auch hätte gehen können, ſo voll von Träumereien und talmudiſtiſchem Unſinn, daß es mir ganz widerſtand, als ich mich ſuchend darum bewarb. Hier bei Dir, mein Muhammed, finde ich endlich, was ich ſuchte. Die einfache Wahrheit und das Bekenntniß eines Gottes, wie ich ihn ſtets geſucht und nun gefunden habe. Zugleich lehreſt Du ein Leben nach dem Tode, und das iſt mir beſonders tröſtlich. Ich bin ganz der Deine.

Sei mir gegrüßt, Bekenner! rief der Prophet, mögen Viele Dir gleichen. Es iſt die Zeit gekommen, wo eine reine Lehre Grund und Boden faſſen muß, um das Wort Gottes unter den Menſchen zu gründen.

Weiß der junge Mann auch von Deiner Lehre? fragte der würdige Alte.

Noch nicht ganz, lautete die Antwort, doch hoffe ich, ihn zu mir zu ziehen. Er hängt bis jetzt noch der Irrlehre der alten Griechen an.

Nicht der Irrlehre! rief hier Endymion; ſondern der wahren alten Lehre, die erſt durch neue Satzungen geſtürzt worden iſt. Ich bin der Sohn einer Göttin, die Luna hieß, und die auch Muhammed gekannt hat.

Wie, eine heidniſche, ketzeriſche Liebe? rief der Alte aufſtehend, das hätte ich nicht erwartet. Er, der Prieſter des wahren Gottes, zugleich Anhänger einer ketzeriſchen Leidenſchaft! So muß ich Dich meiden und mein Glaube iſt ſehr erſchüttert.

Muhammed, den der Zorn des Alten ſehr unangenehm berührte, ſchalt Endymion wegen ſeiner Einmiſchung und nahm das Wort, indem er den Alten weitläufig ſeines Irrthums belehrte und das Verhältniß auseinanderſetzte. Ich kenne keine heidniſche Göttin! rief er; es iſt Lüge und Betrug, was jener junge Mann da ſagt.

Wie, Du verläugneſt meine ſchöne Mutter? rief

Endymion, jetzt haſt Du mich zum dritten Male verſtoßen, lebe wohl, Muhammed, jetzt werden wir uns lange nicht wiederſehen.

Er ging in die Wüſte, und Muhammed ſah ihm nach. Er bog um einen Felſen und verſchwand. Ein langer Klagelaut wie ein menſchlicher Seufzer drang durch die Natur, und das Laub der Bäume raſchelte ſeltſam, als ſprächen Stimmen durch einander und ein unnennbares Weh glitt durch Muhammed's Buſen.

Meine Miona! Komm zurück, meine ſchöne Geliebte! ſo bat der Verlaſſene, aber das Echo gab ſeine Klage zurück. Miona ließ ſich nicht wieder ſehen.

3.

Schon ſechs Mal hatte der Mond ſich erneut, ſein heller, milder Glanz erfüllte das Thal, Muhammed ſtand auf den Schwellen ſeiner Hütte und bat in den zärtlichſten Ausdrücken ſeine Geliebte, ſie möchte ihm wieder erſcheinen, aber ſie kam nicht. Der Mond warf ſeinen Schimmer wie kalten, höhnenden Spott auf die weite Erde.

Ich habe ſie bitter gekränkt, indem ich ihre Mutter verläugnete, ſagte der Prophet ängſtlich zu ſich. Wie ſoll ich's wieder gut machen? Er war in Verzweiflung; nur in hellen Mondnächten floß Troſt in ſein Herz. Es war ihm, als ſchwebte die ferne Geliebte um ihn, und er ſähe ſie vor ſich ſtehen im hellen Mondesſtrahl. Er breitete ſeine Arme aus; dann aber war es ihm, als beginge er einen Verrath an ſeiner Lehre, und er zog ſich beſchämt zurück. Waraka, ein getaufter Jude, ein Vetter ſeiner Frau, kam zu ihm in die Wüſte, und Beide ſprachen über den Inhalt der Bibel, des alten, wie des neuen Teſtaments, die Waraka beide geleſen hatte. Nun iſt es Zeit, rief Waraka, daß Du hervortrittſt mit Deiner Lehre; in Mecca ſind Viele Dir zugewendet, in Medina ebenfalls. Was ſoll ich thun? fragte Muhammed, was verlangt man von mir? Daß Du Dich als Propheten, der Du biſt, bekennſt, rief Waraka, die Lehre wird alsdann ihren feſten Boden haben, und Du wirſt eine Schaar gläubiger Schüler um Dich ſehen. Wird mir das Miona erſetzen? fragte der Prophet träumeriſch und traurig. Wer iſt Miona, fragte Waraka.

Miona, rief Muhammed, iſt meine Geliebte, meine Tochter, das Weib meiner Seele.

So laß ſie kommen, rief Waraka, wenn ſie wirklich Dein Weib iſt, ſo wird ſie ſich freuen über Deine Erhöhung.

Ach, wüßte ich nur, wo ich ſie finden könnte, ich wäre ſchon längſt zu ihr geflohen.

Iſt nicht Chadidſcha Dein Weib? fragte Waraka verwundert.

Iſt es nicht meinen Bitten erlaubt, mehr als ein Weib zu haben? Chadidſcha war mein Weib, jetzt iſt es Miona.

Der trockene und ernſte Waraka war erſtaunt über dieſe Rede. Er hatte Etwas gehört von der Griechin, und war jetzt verwundert, aus Muhammed's Munde ſelbſt von ihr zu hören.

So laß uns gehen und ſie aufſuchen, ſagte er.

Wir werden ſie nicht finden, erwiderte der Verlaſſene. Sie iſt fort; nur im Mondſchein lebt ſie, denn da iſt ſie zu Hauſe.

Komm nach Mecca! rief Waraka. Das iſt jetzt Deine Pflicht, das Spätere wird ſich Alles ſchon finden. Er zog ihn mit ſich fort. Sie gingen nach Mecca. Als ſie vor die Thore der Stadt kamen, fanden ſie Alles in Aufruhr. Wo iſt der Prophet? riefen mehrere Stimmen. Hier iſt er! rief Waraka, Muhammed an der Hand faſſend. Das iſt der wahrhafte Sohn Gottes, er iſt Prophet, glaubt ihm, er wird Euch führen.

Sie umſchaarten ihn und riefen: Es iſt Muhammed, der Sohn Ali's, der uns gegeben worden iſt, er iſt der wahre Prophet Gottes, es iſt kein anderer außer ihm. Laßt uns ihn anerkennen und ihn krönen. Sie flochten jetzt Kränze und bekränzten ihn. Waraka begrüßte ihn zuerſt als alleinigen Propheten.

Chadidſcha und Fatime waren ebenfalls unter dem Volke. Chadidſcha rief: Ja, es iſt mein Mann, ich kenne ihn wieder; er iſt der Prophet, ich kann für ihn zeugen.

Muhammed ſah ſie ſcharf an, und rief dann: Iſt Euch dieſes Zeugniß genügend, meine Brüder? Eine Frau ſpricht ſich immer für den Mann aus. Dieſe aber lügt nicht, wurde ihm geantwortet, ſie ſpricht die Wahrheit: Du biſt Prophet; Deine Frau ſagt es.

Er iſt mein Mann, und hat es mir gleich zuerſt geſagt; wie er die erſte Offenbarung erhielt, hat er ſie mir mitgetheilt. Ich war zugegen, wie der Engel Gabriel mit ihm ſprach, und ich habe ihn geſehen, wie er im Götzendienſt Anfechtungen hatte, und ich und meine Tochter haben ihn befreit von jenem Dämon, der ſich ihm anheftete.

Muhammed erſchrak, als er ſeine Frau ſo ſprechen hörte. Er zweifelte nicht länger, daß ſie von dem Zufluchtsort Miona's wiſſe, und beſchloß, ſie zu fragen. Der Andrang der Bekenner war ſo arg geworden, daß kein Zelt und kein Haus ſie faſſen konnte; man mußte auf offenem Markte mit einander verkehren. Waraka hielt die meiſten bei ſich, und ein großer Theil gruppirte ſich um die beiden Frauen, die fortfuhren für Muhammed zu ſprechen und für ihn zu zeugen. Endlich ging die ganze Menge auseinander, indem man auf den folgenden Tag wieder eine Zuſammenkunft verabredete. Muhammed fragte ſeine Frau, aber erfuhr Nichts; ſie hatte die Griechin nicht geſehen, und wußte nichts Anderes von ihr, als daß ſie fortgegangen, und Muhammed von dieſem böſen Geiſte befreit ſei.

Wer ſagt Dir, daß ſie ein böſer Geiſt war? fragte Muhammed ſeine Frau.

Ihr ganzes Aeußere zeugte davon, war die Antwort. Wenn Du Dich mit ſolchen Geſpenſtern abgiebſt, dann, gieb Acht, dann geht die ganze neue Religion verloren. Sie wollen natürlich ihr Theil; Du kannſt ſie ſpäter nicht mehr wehren, ſie überholen Dich, und Du wirſt ihr Knecht.

Gott ſteh' mir bei, wenn meine Religion eine ſolche Schmach erntete! Wenn ich's erlebte, daß ich ſo vor allem Volke gedemüthigt würde, es wäre entſetzlich!

So lange wir leben, wird dies nicht geſchehen! riefen Chadidſcha und ihre Tochter, wir werden Dich beſchützen und bewahren.

Und ſo war es auch. Jeder kleine Zugang zum Propheten wurde bewacht und beſchützt. Miona fand keine Mittel, ſich ihm zu nähern, ſo eifrig einer Unwahrheit im Herzen correſpondire; der Firniß der geſelligen Schwächen, Uebertreibungen und Heucheleien wird nur in dünner Lage aufgetragen; er durchzieht nicht den Kern des Holzes, und daher bleibt dieſer geſund. Die Geſellſchaft iſt in der Regel verſchrieen wegen ihrer Laſter, aber wüßte man wie unſchuldig dieſes Maskenſpiel iſt, man würde ihm nicht zürnen. Der Einſiedler in der Stille ſeiner Klauſe kann ſich in der ganzen Strenge ſeiner anachoretiſchen Tugend gehen laſſen; dieſe Tugend tritt Niemandem in den Weg, ſie wird Niemandem zum Vorwurf; der Mann in der Geſellſchaft muß dieſe Tugend verſtecken, um ſie ungeſtraft auszuüben. Er darf nichts ſo ſehr ſcheuen als die Anmaßung beſſer ſein zu wollen als ſeine Umgebung. Immer muß ſie auch ſuchte. Muhammed hatte fortwährend ängſtliche Viſionen von Gefahren, die er nicht kannte, die ihn aber zu umſpinnen drohten. Er ſah die Welt der Griechen gegen ihn entfeſſelt, und ein Krieg der Götter ſtand ihm ganz nahe bevor. Er mußte mit allen Waffen des Gebetes ſich dagegen zu bewahren ſuchen. Oft gelang es ihm, oft aber auch nicht. Die ſchöne Göttin Luna oder Diana neigte ſich ihm in Liebesſehnſucht entgegen, und er mußte ſie fliehen wie ein teufliſches Geſicht, das ihn zu verſuchen kam. Oft war er zweifelhaft, ob er nicht die Rolle eines Propheten aufgeben ſollte und ſtatt deſſen ſich in Liebe mit Miona vereinigen. Aber alsdann erſchien ihm ein Engel, und machte ihn auf ſein großes Geſchick aufmerkſam und hielt den Spiegel der Wahrheit vor, und alsdann war er wieder eifriger als jemals ſeinem Berufe ergeben. Die Völker innerhalb Meccas waren ihm ganz ergeben, nannten ihn ihren Propheten und waren bereit, für ihn zu fechten. Es ſammelte ſich immer mehr Volks um ihn, und ſein Name wurde berühmt in der ganzen Gegend.

Die Gefahren, die ihm in Mecca drohten, wurden zuletzt ſo groß, daß er ſich in ein feſtes Felſenſchloß zurückzog und daſelbſt drei Jahre wohnte und von ſeinem Oheim Abu=Taleb daſelbſt beſucht wurde. Nach Ablauf der drei Jahre ging er wieder frei hervor und begab ſich auf vielfache Aufforderungen ſeiner neuen Anhänger nach Medina. Dieſe erſte Auswanderung war die Flucht, von der die Moslim ihre Jahrzahl rechneten. Hier in Medina fand er nun mehrere ſehr wichtige, einflußreiche Anhänger vor, mit denen er ſich verband, und welche die Religion, deren Prophet er ſich nannte, weiter verbreiteten. Eine ganze chriſtliche Karavane aus Nadſchran trat zu dem Muhammedismus über, und dieſes Ereigniß erfreute ihn ſo ſehr, daß er darüber den Tod ſeines Beſchützers und Oheims Abu=Taleb faſt vergaß. Auch der Tod ſeiner Frau fiel in dieſe Zeit, und er beſchloß, ſobald ſie ausgeathmet hatte, gleich eine andere Frau zu nehmen. Die Zahl ſeiner Frauen wurde jetzt ſo groß, daß er neun noch bei ſeinem eigenen Tode hinterließ. Die Tochter Abubekr's war auch darunter, ſie hieß Aïſcha; und Haſſa, die Tochter des ehemaligen Kalifen Omar, war eine der ausgezeichneten überlebenden Frauen Muhammed's. Als er nach Medina floh, im September 622, ging er mit ſeiner Frau und Abubekr nicht ohne Gefahr ſeines Lebens dahin. Er machte daſelbſt einen Verſuch, die zahlreichen

Juden Medinas zu ſeiner Lehre zu bekehren, indem er ihnen Conceſſionen bewilligte. Da aber der Erfolg ſeinem Wunſche nicht entſprach, hob er die Conceſſionen wieder auf und erklärte die Juden für ſeine erbittertſten Feinde. Nachdem er in Medina eine Moſchee zu bauen angefangen und wichtige Gebote für die neue Lehre hinterlaſſen hatte, begann er ſeine Kriegszüge in der Nachbarſchaft, zum Theil gegen die Karavanen und gegen einzelne Feinde. Das erſte Gefecht war gegen die Meccaner im Monat Ramadan, um eine aus Syrien zurückkehrende Karavane zu plündern. Die Karavane entkam, aber es fand ein heftiges Gefecht bei Bedr ſtatt zwiſchen den Meccanern und den zu ihnen ſich haltenden Gläubigen. Der Sieg war für Muhammed von der allergrößten Wichtigkeit. Bei Ohod gewann er ein neues Treffen. Dieſe Siege ſetzten ihn beſonders bei ſeinen Anhängern feſt und ſein Anſehen wuchs außerordentlich. Die Meccaner ſchloſſen förmlich Frieden mit ihm und erklärten ihn für ebenbürtig. Jetzt konnte er ungehindert ſeine Sendboten durch ganz Arabien ſchicken und für die neue Lehre werben. Muhammed genoß das Glück noch bei ſeinen Lebzeiten, die meiſten der Einwohner des Landes ſich unterworfen zu ſehen. Im zehnten Jahre unternahm er die letzte Reiſe nach Medina. Hier empfing er die Huldigung der Stämme durch Geſandtſchaften, die ihm Treue ſchwuren. Die Ceremonien bei dieſer letzten Reiſe galten als Norm für alle ſpäteren Wallfahrten. Nachdem er dieſe wichtigen Geſchäfte vollbracht hatte, kehrte er nach Mecca zurück, und wurde hier von einem Fieber ergriffen; im Monat Juni 632 bereits krank, beſuchte er ununterbrochen die Moſchee, die an ſein Haus ſtieß, betete und richtete, als er den Tod entſchieden herannahen fühlte, an ſeine Zuhörer und Anweſende Worte des Abſchiedes und Ermahnungen zum Feſthalten an dem wahren Glauben, bis er endlich nach einem erneuten Fieberanfall in ſeiner Hütte und in den Armen ſeiner Frau ſtarb; Aiſcha war es, die ihn ſpäter noch pflegte und in deren Armen er auch ſtarb.

Als er zum Tode erkrankt auf der Matte lag, auf der er ſterben ſollte, breitete er noch einmal ſeine Arme gegen eine Erſcheinung aus, die aus der Thür der Hütte trat und ihn willkommen hieß. Es war Miona, die ſich ihm zuletzt noch zeigte. Er berührte ihre Hand im Sterben und ſie ließ ſie kühlend auf ſeiner heißen Stirn ruhen.

O, meine Inniggeliebte, ſagte er, ſo kommſt Du doch noch einmal, um mich zu ſehen. Habe

Dank für Deine Liebe und behalte ſie meinem Stamme und der von mir geſtifteten Gemeinde für's Künftige.

Ich werde bei Dir bleiben, ſo lange noch Dein Name genannt wird unter den Menſchen!“ rief die ſchöne Griechin. Hier haſt Du das Zeichen, unter dem Du ſiegen wirſt; gebrauche es klug und weiſe; es wird Dir Glück bringen. Sie löſte hierbei von ihrem Schmuck einen halben Mond ab, den ſie ihm überreichte, und verſchwand.

Muhammed gebot, daß dieſer halbe Mond auf die Standarte, die er ſelbſt geführt und die ihn in jeden Krieg begleitet hatte, befeſtigt werde.

Das was das Ende Muhammed's, des großen Propheten.

4

Vierhundert Jahre waren nach dem Obigen vergangen; der Jslam hatte ſich ausgebreitet über Aſien und über einen Theil Europas und bedrohte ſogar Wien mit einer hitzigen Belagerung. Da diente in dem türkiſchen Heere, das vor Wien lag, ein junger Türke, Muſtapha, unter den übrigen Kriegern. Er war der einzige Sohn einer armen Wittwe, die in ihm ihr Glück ſah. Muſtapha war nicht, wie ſeine Landsleute, grauſam und verfolgeriſch; er übte ſogar Milde und Mitleid, wo er es irgend konnte.

Bei der Plünderung eines Kloſters bei Wien erſchöpften ſich die Türken in aller Art Grauſamkeiten und das unglückliche Gotteshaus ſeufzte unter der Laſt der Ungläubigen. Nirgends war Hülfe; die armen Gottesbräute flohen unter Seufzen und Weinen, überall waren die Türken, ſie verfolgend, ſie tödtend. Unter der Abtheilung des türkiſchen Militairs, das gegen das Kloſter wüthete, befand ſich auch Muſtapha. Er kämpfte gerade gegen die Kloſterbewohner und bezwang ſie völlig. Er ſtürmte mit in das Gebäude und fand eine Anzahl junger Nonnen, die ſich ihm mit Bitten und unter Beſchwörungen entgegenwarfen. Eine darunter war beſonders ſchön. Noch ſehr jung, ſchien ſie wenig über ſechszehn Sommer zu zählen. Muſtapha nahm ſich ihrer an und beſchützte ſie gegen die Angriffe ſeiner Landsleute. Er führte ſie endlich mit ſich fort und die junge Schöne zerfloß in Dankſagungen und in Thränen. Das Kloſter war zerſtört, dort konnte ſie nicht länger bleiben und folgte daher ihrem Beſchützer, wohin er ſie zu führen beabſichtigte. Wer biſt Du, chriſtliche Jungfrau? fragte Muſtapha. Ein unglückliches Mädchen, erwiderte ſie; denke an Deine eigene Mutter, wenn Du mich ſchützeſt. Dieſe Worte fanden ſogleich eine Stätte in Muſtapha's Seele. Er liebte ſeine Mutter über alle Maßen, und da die junge Schöne dieſen heiligen Namen genannt hatte, that er ihr das Gelübde, ſie zu ſchützen, und wäre es auch mit Gefahr ſeiner eigenen Sicherheit. Er brachte ſie alſo in's Zelt, wo er und ſeine Kameraden lebten, und ſtellte ſie ſeinem Hauptmann vor. Dies war ein ältlicher Mann, ſehr religiös; er nahm die junge Chriſtin mit Liebe auf und ließ ſie in ſeinem eigenen Zelte ſchlafen. Hier beſuchte ſie nun Muſtapha. Was kann ich noch für Dich thun? fragte er ſie, und ſie antwortete ihm: Mache, daß Omar, ſo hieß der Obriſt Muſtapha's, mich immer mit ſo ſcheuem und ehrerbietigem Weſen anſieht alsdann werde ich geſchützt und ſicher ſein. Muſtapha konnte ihr das natürlich nicht verſprechen, doch er bewachte, ſo viel es anging, das Benehmen Omar's und fand es ganz in der Ordnung.

Was willſt Du mit dem Mädchen beginnen? fragte der Obriſt eines Tages ſeinen jungen Soldaten.

Ich will ſie mit mir in meine Heimath nehmen und ſie dort heirathen.

Sie eine Chriſtin, Du ein Moslem? antwortete der ältere Türke.

Muhammed verbietet es nicht, erwiderte der junge Soldat.

Gut, ſo übergebe ich ſie Dir, rief Omar. Hier im Kriege iſt es ſchwer, ein Mädchen zu hüten. Mache Dein Möglichſtes mit ihr.

Muſtapha warb jetzt um das chriſtliche Mädchen, doch ſie wies ihn unwillig ab. Denkſt Du, rief ſie, ich werde Deinetwegen mein Gelübde brechen, das ich den Heiligen geſchworen?

Aber es iſt kein anderes Mittel, Dich zu retten, rief Muſtapha. Alsdann, wenn Du Dich weigerſt mir anzugehören, muß ich Dich wieder frei geben und Du geräthſt in die Gewalt der rohen Soldaten, denen ich Dich mit Mühe entriſſen habe.

Wenn Du mich hüteſt und bewahreſt, ſprach die Jungfrau, ſo werde ich Dich groß und angeſehen machen unter Deinen Mitkriegern, denn mir iſt dieſe Macht gegeben.

So hilf mir Dich zu ſchützen! flehte der Jüngling, den Willen habe ich, aber nicht die Macht.

So nimm dieſes Zeichen, und wenn Du es anwendeſt, wird Jeder vor Dir fliehen. Mit dieſen Worten löſte ſie von ihrem Haarſchmuck einen goldenen Halbmond und reichte ihn dem Jünglinge.

Ha, wer biſt Du? frug ſie dieſer erſchreckt. Das iſt das Zeichen meines Glaubens! Wer biſt Du, daß Du mir das giebſt, wonach Alle trachten, die hier kämpfen?

Du allein wirſt der Sieger ſein! Sie gab ihm nochmals ihren Segen und der junge Muſtapha fühlte ſich erhoben und geläutert. Du biſt meine

Hoffnung und mein Leben! rief er, unter Dir iſt der Sieg.

Er pflanzte das Zeichen auf ſeinen Turban, und ſogleich, wer es nur ſah, bezeigte ihm ſeine unbedingte Verehrung. Die Nonne blieb an ſeiner Seite. Es gelangen ihm einige kühne Kriegsthaten; er nahm eine Verſchanzung und hieb ſich durch ein Defilé hindurch, das ihm den Weg verſperrte. Dieſe That wurde dem commandirenden Offizier berichtet, und Muſtapha ward befördert. Es war nicht ganz ein Monat verſtrichen, als er ſich zum Adjutanten des Effendi befördert ſah. Man rechnete ihm nach, daß er zur unmittelbaren Verwandtſchaft mit dem Propheten ſich zähle, alſo berechtigt ſei, einen grünen Turban zu tragen. Auf dieſem Turban befeſtigte er nun das Zeichen, das ihm die wunderbare Nonne verehrt hatte. Als der Kriegszug beendet war und ein einſtweiliger Friede geſchloſſen wurde, ging er mit dem Effendi nach Hauſe. Er war deſſen rechte Hand; Nichts konnte geſchehen, Nichts unternommen werden, wo er nicht ſeinen Rath dazu ertheilen mußte; zuletzt heirathete er die Tochter des Effendi und ward ſelbſt in die Stelle des Vaters eingeſetzt. Er war jetzt ſtellt. Dieſes Erſtaunen zeigt ſich in einer ewigen ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit auf die Handlungen und Reden Anderer, und wenn er auch jede Faſer am Rocke ſeines Nachbars kennt, ſo muß er ſich ſtellen als wenn er dieſen Rock zum erſten Mal ſähe. So viel Falſchheit wird nicht ohne Opfer erkauft, aber dieſe Opfer gehen den Menſchen nichts an, ſie bezahlt die Puppe, die geputzte, geſchminkte, mit Redensarten, Scheintugenden und Scheinlaſtern behängte Puppe. Wie wäre es denn ſonſt möglich eine Stunde nur in der Geſellſchaft auszuharren, wenn man ſtets mit ſeiner Perſon bezahlte? Wenn man eine wirkliche Empfindung des Herzens, einen wahren originellen Gedanken des Kopfes in die Falten einer ſeidnen Tapete fallen ließe, oder unter den Marken eines

Effendi, und hatte ſelbſt eine Anzahl Truppen unter ſeinem Befehl.

Die Prophezeiung der Nonne war eingetroffen. Man nannte ihn nicht anders als Muſtapha Mehmed-Bey, das heißt, der von Muhammed Begünſtigte. Seine Mutter war ganz glücklich, und wußte nicht genug der Nonne Dank zu ſagen, denn ſie war der Ueberzeugung, daß das Glück ihres Sohnes einzig das Werk dieſer frommen und ſeltſamen Perſon war. Sie bat ſie oft flehentlich, ihr zu ſagen, in welchem Zuſammenhange ſie mit ihrem Sohne ſtehe. Die Nonne erwiderte immer: In keinem andern, als daß er ein tugendhafter junger Menſch iſt, der mich beſchützt hat, als ich ganz verlaſſen war.

Aber zu Muſtapha ſagte ſie: Höre nun meine Geſchichte und begreife dann, daß ich zu Dir gehöre und Dich fördern muß; denn Du biſt aus meinem Blute entſproſſen und biſt einer meiner Nachkommen.

5.

Als der Urahn, der göttliche Prophet, noch auf Erden wandelte, hub die Nonne an, hatte er ein Liebesverhältniß mit meiner Mutter. Du wirſt mich fragen, wer dieſe meine Mutter war, und ich erwidere, ſie war eine Göttin, und ein großer Theil der Erde war ihr unterthänig. Sie hieß Luna oder auch Diana. Ich kam als Jüngling zur Welt und mein Name war Endymion. Da ich mit Deinem Vater lebte, war ich Weib und hieß Miona. Zerwürfniß und Spaltungen mit ſeiner Familie brachten unſere Scheidung zuwege. Er liebte menſchlich, das heißt, mit Ausnahme der Göttin, wählte er ſich eine Frau, die mit ihm das Gewand des Staubes theilte. Da konnte ich nicht länger ſein Weib ſein und ſchied von ihm.

Als er auf dem Sterbebette lag, kam ich noch einmal zu ihm und gab ihm meinen Segen und zugleich das Verſprechen, daß ich ihn und ſeinen Stamm nie verlaſſen würde. Ich habe es gehalten, nach vierhundert Jahren erſchien endlich ein junger Menſch, der fähig war, meine Annäherung zu ertragen, und würdig, über mich zu urtheilen. Dieſer junge Menſch biſt Du. Ich entdeckte mich Dir, und fand die gehoffte Aufnahme. Als Chriſtenmädchen nahmſt Du Dich meiner an, und retteteſt mich vor der rohen Schaar Deiner Soldaten. Das forderte Dank, und ich hab' ihn Dir gezollt. Jetzt aber lag es an mir, Dich zu erheben, und ich habe es auch gethan. Es war nicht meine Abſicht, Dein Lager mit Dir zu theilen, darum gab ich es zu, daß Du eine reiche Frau nahmſt und durch ſie zu Anſehen gelangteſt. Lebe nun glücklich mit dieſer Frau, und denke meiner in Dankbarkeit und Ergebenheit; ich kehre in das himmliſche Reich zurück, woher ich ſtamme.

Muſtapha hörte dieſe Worte mit ſchweigendem Entzücken an. O Miona! rief er endlich, mache mich glücklich, wie Du meinen Urahn glücklich machteſt. Beſelige mich als Weib.

Nein, Muſtapha, ſagte ſie, verlange dieſes nicht. Dein Geſchlecht iſt undankbar; ſo wie mich die ſchlechte Treue und die Undankbarkeit Deines

Urahns beleidigt hat, ſo könnte mir es ebenfalls mit Dir begegnen; darum iſt es beſſer, wir gehören einander nicht an.

Vergieb, Miona! rief Muſtapha. Du ſelbſt haſt die Undankbarkeit des Propheten entſchuldigt, warum willſt Du jetzt ſo hart über ihn urtheilen? Verſuch' es mit mir. In meinem Herzen fließt edles Blut, ich kann treu ſein, und einfach und wahr lieben.

Nein, nein! rief die Nonne; das bittere Gefühl, das ſich einmal in mein Herz geſtohlen, läßt ſich nicht wieder hinausſchaffen. Ich habe Mißtrauen zu Deinem Geſchlecht, und würde nie an Deine Liebe glauben.

So bleibe wenigſtens bei mir. Verlaß mich nicht!

Und welche Rolle ſollte ich bei Dir ſpielen? fragte die junge Griechin verwundert. Würde ich als Jüngling bei Dir weilen, verſtieße ich gegen die Geſetze Deiner Religion, und bliebe ich als Weib bei Dir, würde ich die Pflicht, die Du gegen Deine Gattin haſt, verletzen. Alſo geht es auf keinen Fall.

Was meine Gattin betrifft, ſo würde ich ſie zu bereden ſuchen, Dich als ihre Freundin und Genoſſin anzunehmen. O Miona, bleibe bei mir. Mir iſt's, als wenn mein Glück dann auch bliebe.

Es darf nicht ſein, Muſtapha! Lebe wohl.

Mit dieſen Worten erhob ſich die himmliſche Erſcheinung in die Luft, und verſchwand vor den Augen des jungen Türken, der ihr lange ſchwermüthig nachſah. Sie iſt fort, ſeufzte er vor ſich hin, ich werde nun unglücklich ſein; arm und wieder in meine frühere Niedrigkeit zurückſinken.

Aber dem war nicht ſo. Sein Glück blieb, und es ſtieg immer höher und höher.

Er wuchs in Weisheit und Erfahrung immer mehr; ſeine Stimme wurde im Rathe gehört.

Als die Religion eines neuen, kräftigenden Antriebes bedurfte, wurde er erwählt, dieſen ihr zu geben, und er wählte ſorgſam jedes Mittel, das ihm dazu gemacht ſchien. Er reiſte umher und prüfte alle Anſtalten, die mit der Religion zuſammenhingen, und wo er einen Mißbrauch oder eine tadelnswerthe Einrichtung fand, kam er hinzu und ſie mußte ſeinen kräftigen Bemühungen weichen. So gewann er ſich den Namen des zweiten Propheten. Er beſtätigte alle die Satzungen ſeines Vorfahren und beſtimmte über Krieg und Frieden. Auch die jährlichen Wallfahrten ordnete er und ſetzte ihre Zahl auf drei jährlich feſt. Er ſelbſt ging faſt alle Monate nach Mecca, ſah ſich dort das Haus an, in welchem der Prophet gelebt, und kräftigte und beſtätigte die Gemeine. Sein Weib Fatime folgte ihm überall nach. Er lebte mit ihr im beſten Einverſtändniß. Auch ſeine drei Kinder waren ihm lieb, und er hatte es dahin zu bringen gewußt, daß der älteſte, der Muſtapha, wie er ſelbſt, hieß, von Miona geſehen und geſegnet worden war.

Als er ſtarb, folgte ihm der Segen der Seinigen und zahlreicher Anhänger und beglückter Menſchen nach, und Miona erſchien, ihn zum letzten Mal in die Arme zu ſchließen. In ihren Armen verſchied er.

6.

Eine finſtere Zeit war über den Islam gekommen; er ſchwand ſichtlich hin und verkümmerte unter den äußeren Einflüſſen. Seine Bekenner waren nicht eifrig genug, ihn gegen ſeine Feinde zu ſchützen. Chriſten und Juden theilten ſich in die Erbſchaft Muhammed's. In dieſer Zeit lebte in Coimbra ein junger Arzt, mit Namen Ali. Er war geſcheidt und trieb die Wiſſenſchaft auf einen hohen Punkt, von wo er ſie zu behandeln wußte, daß ſie vielen Menſchen nützlich war und großen Einfluß gewann. Der junge Arzt Ali ward bald ſo berühmt, daß ihn die Fürſten ſuchen ließen und er überall ſeinen Rath geben mußte. So wurde er auch eines Tages in den Palaſt eines reichen Spaniers geboten, der ihm mit den Worten entgegenkam: Meine Tochter iſt krank, Niemand kann ſie retten, willſt Du es übernehmen, gebe ich ſie Dir zum Weibe und die Hälfte meines Beſitzthums dazu.

Ali ſah ſich das junge Mädchen an, ſie gefiel ihm, und er wandte die Mittel an, die er hatte, um ſie zu heilen. Es ging ſchwer und er mußte immer wieder verſuchen, die Gewalt der Krankheit war größer als ſeine Kunſt; endlich aber gelang es doch. Er ſtellte ſie völlig her und der dankbare Vater ſah ſich ihm verpflichtet. Er wandte ſich zu ſeiner Tochter und fragte ſie: Wiſſe, Elvira, um Dich zu heilen, habe ich damals den Schwur gethan, Deinen Arzt Dir zum Manne zu geben, wenn er Dich heilen würde. Willſt Du nun mein Wort erfüllen und ihn zum Manne nehmen?

Mein Vater, rief die junge Spanierin erröthend, bedenke: der Arzt iſt muhammedaniſcher Religion. Wie ginge das mit mir, da ich katholiſch erzogen worden bin?

Ich zweiſle nicht, rief der Vater, daß der Arzt ſeine Religion aufgeben werde.

Nein! rief Ali feſt, das wird er nicht thun. Elvira, kannſt Du mich nicht heirathen, ohne daß ich Chriſt werde? —

Ich werde mich bedenken! ſagte ſie. In ihrer Antwort lag deutlich ihr Bekenntniß verborgen.

Sie wollte nicht; ihre Liebe war nicht ſtark genug, um den Gegenſtand des Religionsbekentniſſes zu umgehen. Ali hörte dieſe ihre Worte und fragte nicht weiter nach. Er blieb unvermählt.

Als er wieder in ſein einſames Haus trat, kam ihm ein junger Menſch entgegen, der ſich ihm als Gehülfe und als thätiger Diener anbot. Ali ſah ihn ſich an, er gefiel ihm und er nahm ihn in Dienſt.

Wie heißeſt Du? fragte er.

Zurim, erwiderte der Diener.

Gut, Zurim. Halte die Werkſtatt ordentlich rein und mache auch alle Gefäße ſauber, die ich in Arbeit gehabt; Deinen Lohn ſollſt Du erhalten.

Zurim arbeitete Tag und Nacht, bis er die Werkſtatt und alles ihm Aufgetragene gehörig geputzt hatte. Dieſe Aufmerkſamkeit und dieſe Thätigkeit gefiel Ali ungemein und er gewann den jungen Zurim lieb, der neben ihm ſchlief und ein Zimmer neben dem ſeinigen hatte.

In einer Nacht trat Ali an das Bett des jungen Dieners, weckte ihn und trug ihm ein Geſchäft auf. Zurim erhob ſich, konnte ſich aber nicht ſo geſchwind anziehen, daß Ali nicht ſeinen Körper hätte ſehen ſollen. Er rief in Verwunderung aus: Wie, Zurim, Du biſt ein Weib?

Verſtoß' mich deshalb nicht! bat der Knabe. Ja, ich bin ein Weib, das Dich ſchon lange verehrt hat und zu Dir in Liebe entflammt iſt, ſeitdem ſie weiß, daß Du die reiche allmächtige Spanierin von Dir geſtoßen haſt. Von dieſem Augenblicke an behandelte Ali Zurima, wie er ſie jetzt nannte, anders, mit mehr Rückſicht und Theilnahme. Er bat ſie, das zu thun, was er ihr vorhin befohlen hatte, und ſie that Alles mit dem ſanfteſten Gefühl des Gehorſams. Nichts konnte lieblicher ſein, als die junge Magd bei dieſem zwar noch jungen, aber durch ſeine Grundſätze gemäßigten Herrn. Alles geſchah durch Liebe und in Liebe.

Zurima, willſt Du mein Weib ſein? fragte Ali ſie eines Tages.

Dein Weib, Ali? Ach, fordere das nicht, rief die junge Sklavin.

Warum nicht? fragte er nun. Biſt Du etwa auch Chriſtin?

Nein, ich bin daſſelbe, was Du biſt. Aber Du biſt weit vornehmer, als ich; Du ſchreibſt Deine Abkunft vom Propheten her. Ich bin Nichts als eine niedere Magd. Mein Vater war Tagelöhner.

Gut, ſo ſei die Meine! In Stelle jener hochmüthigen Spanierin ſei mein!

und voll Mißtrauen. Sie hüten die keuſche Glut ihrer wahren Empfindung deſto ſorgfältiger, je leichtſinniger ſie die gemalten Flammen vertheilen. Wollte man ihnen eine ungeheuchelte Gunſt abjagen, könnte man jahrelang werben, aber ſcheinbar löſt eine Stunde bei einem guten Souper alle Siegel von ihren Herzen. Man hat die Genüſſe der Aufrichtigkeit ohne die Laſten des wahren Vertrauens tragen zu müſſen; man ſpielt mit dem Zauber der Liebe ohne die Beſchwerlichkeit der Treue zu fürchten, und dem Ausſpruche eines geiſtvollen Gedankens geht nicht die trockne Anſtrengung philoſophiſchen Grübelns vorher; denn man borgt den Geiſt eben ſo wie die Farbe der Geſundheit. Eine vollkommene Geſellſchaft iſt das Bild aller Tugenden, erkünſtelt durch Laſter.

Ich darf Dich nicht mir zugeſellen, rief die Sklavin. Frage mich nicht, warum; aber ich darf es nicht. Willſt Du erlauben, daß ich Dir nach wie vor diene, ſo erfüllſt Du alle meine Wünſche.

Das kann ich nicht erlauben, denn ich fühle Liebe zu Dir, und es würde nicht gehen, daß ein Mädchen bei einem jungen Arzte dient, ohne daß die Vorurtheile ſie verdammen und auch meine Ruhe angriffen.

So werde ich denn wieder von Dir gehen, ſagte Zurima traurig und faſt weinend.

Nein, nein! das wirſt Du nicht. Du bleibſt bei mir, rief Ali.

Eine Zeit lang ging es nach dem Alten, dann aber erneuerten ſich Ali's Anträge, und Zurima, um nicht undankbar zu erſcheinen, wählte eine Zeit, wo ſie ihrem Herrn Folgendes eröffnete: Ich kann nicht Dir gehören, o Ali, weil ich ſchon Dein bin. Ich bin von demſelben Geſchlecht, wie Du, derſelben Abkunft. Dein Urahn, der große Prophet, war mein Gemahl; ich habe ein mehr als ſechshundertjähriges Alter.

Wie iſt das möglich? rief Ali; Du ſcheinſt mir wenig mehr als achtzehn zu zählen.

Und doch iſt dem ſo, wie ich ſage. Ich habe an der Seite Muhammed's gelegen, und deshalb kann ich nicht Dein Weib werden. Meine Abkunft iſt von den Göttern. Meine Mutter war eine Göttin.

So ſei mein! Du knüpfſt das Glück an einen Frechen.

Ich werde bei Dir ſein, ſo lange Du lebſt, rief die Erſcheinung, doch mehr fordere nicht!

Wie iſt Dein eigentlicher Name?

Endymion.

Gut, Endymion! Sei mein, und ſei als mein Weib mir unterthänig, dann bin ich zufrieden. Ich verlange kein anderes Bündniß.

Die Menſchen kennen die Treue nicht, rief die junge Griechin; es iſt nicht wie bei uns Göttern. Ihr geht von Einer zur Andern, und ſo würde ich von Neuem betrogen. Das darf nicht ſein.

Und ſie blieb bei ihrer Weigerung, was Ali auch ſagen mochte. Sie verließ ihn, als ſie ſah, daß ſie Nichts ausrichtete mit ihrer Weigerung, und daß der junge Türke immer ſtärker forderte und wünſchte. Er wurde, als er ſah, daß er ſeinen Zweck nicht erreichtete, ein berühmter Arzt, zog überall umher und förderte auch ſeine Religion. Zuletzt gab er das medicíniſche Fach ganz auf und lebte nur der Religion. Er förderte ſie ganz außerordentlich.

Er ſtarb zuletzt als unbeſchreiblich geprieſenes

Licht der Wiſſenſchaft und der Religion. Der muhammedaniſche Glaube wurde durch ihn wieder belebt und erweitert. In der ärztlichen Wiſſenſchaft gründete er ein neues Syſtem, und alle ſeine Bewunderer wurden ſeine Anhänger und blieben ihm treu bis an's Ende. Er ſtarb, und bei ſeinem Tode erſchien ihm Miona und ſegnete ihn. Er ſtarb in ihren Armen.

7.

Es war beinahe dazu gekommen, daß der Islam ganz verlöſchte auf der Erde, daß ſeine Feinde ihn bekriegten und ihn unter ſich brachten. Die vereinigten Kräfte Rußlands fochten gegen die Frankreichs und Englands; Rußland, um den Islam zu ſtürzen. Vor Sebaſtopol waren ſie vereinigt, und dort diente ein junger arabiſcher Krieger, Namens Achmet, mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Achmet war der Sohn eines Baſſa und in Konſtantinopel erzogen worden. Er war vierundzwanzig Jahre, als er in den Krieg zog. Eine große Zukunft war ihm prophezeit worden; doch war davon noch wenig eingetroffen. Der Baſſa liebte dieſen Sohn außerordentlich; wo es irgend Gefahr gab, da erlaubte er ihm nicht vorzudringen. Deshalb gingen mehrere Gelegenheiten, wo er ſich hätte auszeichnen können, nutzlos vorüber. Ein junger engliſcher Offizier ſah dieſe mißliche Lage des ehrgeizigen Türken, und ſchloß enge Freundſchaft mit ihm. Achmet, ſagte er ihm eines Tages, willſt Du meinem Rathe folgen? — Gern, war die Antwort, wenn Du mir das räthſt, was mir und meinem Ruhm nützlich iſt. Morgen ſtürmen wir die Veſte, ſei mit uns! rief der Freund. — Ich darf nicht, ſagte Achmet; morgen giebt mir mein Vater die Beſorgung der Gefangenen, die ich fortführen muß. Das thuſt Du nicht, Achmet, ſondern kommſt zu uns! Die Gefangenen können auch ohne Dich nach Hauſe kommen; Du biſt uns nöthig, und es kann auch morgen Etwas geben, was Dich mit einem Male weiter bringt, als Du in Jahren gekommen biſt.

O William, wenn Du wüßteſt, wie grauſam ſtreng mein Vater iſt, wie es kaum möglich iſt, ihn zu täuſchen, Du würdeſt ſo nicht zu mir ſprechen.

Ich ſpreche ſo zu Dir, weil ich in Dir den Mann von Muth erkannt habe; ich will noch mehr thun, ich will Dich unſerem Oberanführer vorſtellen; er vertheilt die Plätze morgen, und ich kann hoffen, daß er Dir den wichtigſten und entſcheidendſten geben wird.

Wenn das wäre, wie glücklich wäre ich dann! rief Achmet begeiſtert. Ich wollte fechten, daß unſere Feinde nicht wüßten, ob ein Menſch oder ein Gott ſie überfiele.

Gut, komm mit mir zum Anführer. Sie gingen Beide, und der junge Türke wurde vorgeſtellt.

William ſagte Einiges zu ſeinen Gunſten, und der Oberſt Mac-Farian nahm ihn ſogleich in Dienſt, und gab ihm den Poſten, der gleich nach dem jetzigen Anführer kommt, und der in der Vertheidigung einer Schanze beſtand, die man rechts an einem ſehr gefährlichen Poſten aufgeworfen hatte. Hier, mein junger Freund, wo der Kampf angeht, wirſt Du entweder ſterben oder Du wirſt ſiegen, in beiden Fällen wird Dein Name genannt werden, und Du wirſt zur Entſcheidung des Kampfes beigetragen haben. So ſprach der oberſte Kriegsaufſeher. Der Kampf begann, der Feind richtete die Hauptmacht ſeines Feuers auf jene Schanze, und mehrere Stunden blieb Achmet einem erbitterten Angriff ausgeſetzt. Neben ihm fielen die Genoſſen und die türkiſchen Soldaten zu Boden, er aber ſtand unverrückt auf ſeiner Stelle. Da kam ſein junger engliſcher Freund zu ihm. Gut, Achmet, ſo hab' ich Dich mir gedacht, rief er. Halte Dich feſt, es iſt bald zu Ende. Und er ergriff ſein Doppelrohr, zielte, und der Schütze, der eben einen Angriff auf Achmet beabſichtigte, fiel getroffen nieder. Man eilte, ſeine Stelle mit einem andern zu beſetzen, aber ehe dies geſchehen konnte, that Achmet ſchon ſeine Schüſſe, und der Poſten war ſo gut wie verloren. Der wieder aufgeſtellte Feind wurde ebenfalls vom Engländer niedergeſtreckt, ſo wie er ſich zeigte, und ſo geſchah es, daß Achmet Sieger blieb und die Schanze vom Feinde nicht erobert wurde. Bald ging von hier aus der Sieg auch anderwärts hin, und nun war der Feind verloren; eine Mine, die gelegt worden war, ſprang in die Luft, und Sebaſtopol war erobert. Man ſchrieb den Sieg allgemein dem unerſchrockenen Türken an der Schanze zu. Achmet aber wußte, daß ſein Freund, der junge Engländer, die hauptſächlichſte Urſache des ſiegreichen Kampfes war, und er ſuchte ihn deshalb auf, um ihm zu danken.

Du biſt der Sieger, rief Achmet zum Engländer.

Wer ſagt Dir das? fragte Jener trocken; Du hatteſt den Poſten, alſo biſt Du es.

Gewiß, ich hatte den Poſten, aber wer war es, der den feindlichen Krieger niederſchoß? und zwar haſt Du dies auf eine bewundernswürdige Art vollbracht. Faſt möchte man Dich mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattet wähnen. Wer lehrte Dich ſo gut zielen und ſo richtig treffen?

Der junge Engländer ſchwieg.

Sprich, wer biſt Du? fragte Achmet. Ich muß Dich kennen lernen.

Lernſt Du mich nicht ſchon kennen? ſagte der junge Mann. Sind wir nicht ſchon Freunde!

Freunde? rief Achmet, Du biſt mehr als mein Freund. Ich liebe Dich.

O wie himmliſch iſt das! rief der junge Engländer, und drückte zärtlich ſeinen Freund an ſeine Bruſt. Liebe mich, wie ich Dich liebe!

Folge mir nach Hauſe. Mein Vater iſt reich und vornehm, Du ſollſt es gut haben.

Ich kann mich von meinem Volke nicht trennen, rief der Engländer; doch komme Du zu mir.

Nimmermehr! Wo denkſt Du hin, unter Ketzer weilend, mein Land und meine Religion verlaſſend? Mich bringſt Du nicht vom Heimathboden.

Der Oberbefehlshaber, der von den Thaten Achmet's gehört, überſchickte ihm, als Sebaſtopol gefallen war, das wichtigſte Ordenszeichen, das er zu vergeben hatte, und von ſeiner Seite wurde er zum Baſſa ernannt. Der Vater ſchloß ihn in ſeine Arme und wünſchte ſich Glück zu einem ſolchen Sohne.

Du würdeſt mich nicht mehr in die Arme ſchließen, ſagte Achmet, wenn hier mein Freund nicht wäre; er hat mich im Zeitpunkt der Gefahr beſchützt und den Feind niedergeſtreckt.

Großmüthiger Mann, ſei unſer Gaſt, komm mit zu mir.

Er will nicht, ſagte Achmet; es zieht ihn nach Hauſe, zu den Seinen.

Ein treuer, edler Mann, rief Achmet's Vater, womit kann ich Dir dienen? Willſt Du Gold, willſt Du Schätze? ſie ſollen Dir gewährt ſein.

Ich beſitze ſo viel, als ich bedarf, ſagte der Engländer, doch willſt Du mir eine Wohlthat erweiſen, ſo gieb mir Achmet, daß ich mit ihm lebe, wie Mann mit Mann lebt, und daß ich ihn ermuntere und ſtärke, bei ſeinen Grundſätzen auszuharren, denn mit ihm geht eine neue Periode für den Islam an.

Du haſt eine eigene Kraft der Ueberredung; man kann Dir nicht widerſtehen. So nimm ihn und laß ihn wieder zu mir kommen, wenn er es will. Verſprich mir das.

Ich verſpreche Dir, er ſoll reiſen können, wenn er es will.

Mit dieſer Bedingung reiſte Achmet nun zu ſeinem Freund nach England. Der Freund beſaß ein ſchönes Landgut, dort lebten die beiden Freunde in Sang und Freuden lange Zeit. William ſchloß ihn in ſeine Arme und rief: O wenn ich ein Weib wäre, wie würde ich Dich lieben, Achmet!

Ich würde Dir ganz gehören, antwortete der Türke. Warum biſt Du kein Weib?

Ich kann es werden, wenn Du mir verſprichſt, mir treu zu ſein und keine andere Frau neben mir zu beſitzen.

Wie kannſt Du daran zweifeln?

Und aus dem Engländer wurde Miona, die bekannte. Achmet ſchloß ſie entzückt in die Arme. Mein ſchönes Weib! rief er. O, nun iſt es gut! Wer biſt Du eigentlich?

Dein Schutzgeiſt, Achmet; der Geiſt, der beſtimmt iſt, Dich zu retten, darum that ich das für Dich, was Du geſehen haſt.

So kannteſt Du mich ſchon früher? fragte Achmet.

Geſehen hab' ich Dich nie. Aber ich wußte, daß Du kommen würdeſt, ſchon mehrere Jahrinnerhalb der Grenzen der feinſten Civiliſation, iſt jede Geſellſchaft der andern ähnlich. Die Sitten der einzelnen Jahrhunderte können eine beſondere Färbung, aber keine Umgeſtaltung der Stoffe mit ſich führen. Ich gebe jedoch zu, daß grade die Zeit, die ich erlebte, und die ich hier beſchreibe, den Kulminationspunkt bildet in dem was man die äußerſte Verfeinerung der Formen nennen kann. Die Affektation hatte die höchſte Staffel erreicht, die Wahrheit, jede Art derſelben, war ſo gänzlich aus dem geſelligen Umgange verſchwunden, daß auch das geübteſte Auge nicht mehr den Grund einer Lüge entdeckte, denn man wollte nicht zugeben, daß blos aus Luſt zur Lüge die Wahrheit verdrängt war. Man ſetzte das Schauſpiel ſelbſt hinter den Couliſſen fort, und hunderte voraus. Ich bin Deinem Stamme angeeignet und wache für ſein Wohlſein. Erſt war ich die Geliebte des Propheten.

Wie, des Propheten? rief Achmet. O ſprich, wie war das möglich?

Ich lebe ſchon ſehr lange. Der Prophet hatte ein Verhältniß mit meiner Mutter.

Wer war die?

Eine Göttin. Luna oder Diana. Eine griechiſche Göttin, die im Alterthume viel galt.

So ſchließ' ich ihre Tochter in meine Arme! rief Achmet, außer ſich vor Entzücken. Bleibe bei mir. Mit Dir werde ich immer Glück haben.

Wozu willſt Du dieſes Glück nützen?

Wozu? Kannſt Du noch fragen? Um meine Religion zu ſtützen, ihr dauernden Halt zu geben. Dieſer Sieg, den wir jetzt erfochten haben, iſt nicht genug; es muß mehr geſchehen, und ich will es thun. Rede nur für mich bei meinem Vater. Dir gehorcht er unbedingt; er wird mich auf Deine Bitte freigeben, daß ich thun kann, was ich will.

Ich werde es verſuchen, rief Miona. Doch jetzt wollen wir noch der Liebe pflegen und glücklich ſein. Sie ſchloſſen ſich von Neuem in die Arme.

Als Achmet wieder zu den Seinigen kam, fand er den Vater erkrankt. Er ſegnete ihn und ſtarb. Miona gab ſich ihm zu erkennen. Sei bei ihm bis an's Ende ſeiner Tage! rief der alte Vater, dann werde ich ruhig ſein. Nun, da der Alte todt war, fing Achmet, der ſeine Würde und ſeinen Reichthum erbte, ein neues Leben an. Er führte nothwendige Reformen in der Religion ein und ſetzte die ganze Angelegenheit auf einen beſondern Fuß. Er fand viele Genoſſen und Freunde, die bei ihm blieben und ihm halfen die Religionsverbeſſerung einzurichten; auch Miona war ihm als Mann zur Seite und gab ihm gute Rathſchläge. Er machte die Flucht nach Mecca fünf Mal in ſeinem Leben, und an dieſem Orte zeigte ihm Miona das Haus und die Einrichtung des Propheten. Er betete an dieſer heiligen Stätte und kam dann geſtärkt zurück.

Während er den Poſten eines Reformators der Religion bekleidete, floſſen ihm viele Einkünfte zu, die er alle auf wohlthätige Weiſe vertheilte, ſo daß er ein Segen für die Armuth wurde. Er ſtarb endlich gebenedeit und glücklich, von all' ſeinen Nachkommen geſegnet. Miona ſchloß ihn in ihre Arme und weinte an ſeinem Sterbebette. Es war das letzte Mal, daß ſie zu den Sterblichen herabkam. Jetzt flog ſie wieder in die Höhe und weilte bei ihrer Mutter; nur wenn ſie fand, daß einer der Nachkommen des Propheten ſich thätig bewies in Sachen des Glaubens, dann fühlte er ihre geheime Gegenwart, beſonders wenn der Mond hell ſchien und der Wechſel deſſelben eintrat. Sie kam aber nicht mehr ſelbſt herab. Mit Muhammed blieb ſie in dem Paradieſe, das für die ächten Bekenner der Lehre gegründet war.

So ſchenkte Gott ſeinem Liebling, dem großen Propheten, einen ſichtbaren Engel, der immer um ihn war und ſeine Angelegenheiten führte und leitete; auch ihn ſelbſt und ſeine Anhänger vor jedem Unglück bewahrte. Nie wird Muhammed's Lehre genannt, ohne daß man nicht auch des Engels Erwähnung thäte, der ihm beigegeben war, und dieſer Engel war Endymion.

Die intereſſante Dame.

Die intereſſante Dame.

Wer im Frühling des Jahres 1802 nach Florenz kam, konnte dort eine ſchöne Frau bemerken, die einſiedleriſch für ſich lebte, und höchſt anmuthig ausſchaute in ihrem ſchwarzen Anzug, mit der ſtillen, ſanften Leidensmiene immer dieſelbe. Wer iſt die intereſſante Dame? fragte man.

Eine Deutſche! war die Antwort.

Ei, und wie heißt ſie?

Eine Fürſtin Stolberg. Dies iſt ihr Taufname.

Und weſſen Wittwe iſt ſie?

Eines ſehr merkwürdigen Mannes. Des Herrſchers von Großbritannien, des Königs Karl III.

Man erſtaunt hier, einen König genannt zu hören, da auf dem Throne von England bereits einer ſaß aus dem Hauſe Hannover. Man erfuhr bei näherem Nachforſchen, daß ſie die Wittwe des Prätendenten Stuart war, der ſich von ſeinen Anhängern Karl III. nennen ließ, der aber nie den Thron von England inne gehabt hatte. Nicht deswegen war die Dame ſehr anziehend und intereſſant; ſie hätte es nicht mehr ſein können, wenn ſie die Wittwe eines wirklichen Königs geweſen wäre. Neben ihr ſaß ein junger Mann, offenbar ihr ſteter Begleiter und Freund. Er ſah ebenfalls traurig aus, und beide Geſichter ſchienen von einem Zuge der Theilnahme belebt. Wer iſt ihr Begleiter? fragten die Neugierigen.

Ebenfalls ein berühmter Mann, tönte die Antwort, der Dichter Alfieri.

O, dieſe Dame müſſen wir kennen lernen.

Das wird ſchwer zu erreichen ſein. Sie ſieht Niemanden bei ſich und lebt völlig einſam.

Wo?

Auf einer ſchönen Villa, die der Familie Gianfigliazzi gehört hat, und welche die Ausſicht auf die Gebirge von Carrara hat.

Führen Sie uns zu ihr.

Unmöglich, Herr. Sie ſieht und empfängt Niemanden. Glauben Sie nicht, daß der Zudrang zu ihr ein unermeßlicher iſt? Aber es wird Niemandem der Eintritt geſtattet.

Wir können doch nicht abreiſen, ohne ſie geſehen zu haben.

Ich weiß wirklich nicht, was hier zu machen iſt?

So muß man mit dem Dichter den Anfang machen. Er iſt Dichter, wir haben Einen unter uns, der Verſe macht. Geſchwind ihn herausgeholt und mit ein paar ſtarken Schmeicheleien dem Dichter vorgeſtellt; dann iſt die Sache abgemacht.

Ich zweifle, daß es ſo raſch gehen wird. Der Dichter Alfieri iſt eine Art Hypochonder. Er ſieht Niemanden und hält auch, unter uns geſagt, von den jetzigen Dichtern Nichts. Es wird unmöglich ſein, ihm irgend Jemanden vorzuſtellen.

So muß man das Haus ſtürmen. Wo eine intereſſante blaſſe Frau wohnt, an der Seite eines berühmten Dichters, da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man ſich nicht Eingang verſchaffte.

Verſuchen Sie Ihr Glück; ich kann Nichts dazu thun.

Die Geſellſchaft, welche die Neugierigen ſpielte, verließ ihren Führer, den ſie einen Schwachkopf, einen feigen Menſchen nannte, und verſuchte auf eigene Hand ihr Glück. Es gelang indeß nicht; mit aller Mühe kam man nur bis zum Vorſaal des Hauſes, der in einem Gebüſch von Myrthen und Orangen lag, da erfuhr man von einem derben pausbäckigen Bedienten, daß die Herrſchaft nicht zu Hauſe ſei. Als man deſſen ungeachtet in das Haus eindringen wollte, wurde die Thür vor der Naſe zugeſchlagen.

Man mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Der Führer hatte wahr geſprochen, es war eine Unmöglichkeit, mit dieſer intereſſanten Frau eine Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Ein kurzer Abriß aus der Geſchichte der Stolberge.

Wer hat nicht den Harz geſehen, den Brocken und ſeine nächſte Umgebung? Es iſt eine ächt vaterländiſche Gegend. Die Einſamkeit deutſcher Waldungen geht Einem hier auf, und man erkennt tauſend Sagengebilde und wunderliche Begebenheiten in dieſem Gebirgswalde. Es iſt eine dunkle, ſchauerliche Poeſie, die ſich hier verſammelt. In der erſten Mainacht ſieht man einen langen, geſpenſtiſchen Zug aus allen Gauen Deutſchlands aufbrechen, um ſich auf dem Brocken zu verſammeln. Wenn es in der erſten Mainacht ſtürmte, wenn die Gewäſſer, befreit vom Eiſe, durch die Einöde der Föhrenwaldung tobten, wenn der Mond durch die zerriſſenen Wolken in die ſchwarzen glitzernden Wellen des Mühlbachs

Man muß Zeit haben einander zu geſtehen, daß man noch geſunde Gliedmaßen habe, und daß dieſer Panzer oder jene Toga uns nicht ſo arg eingeſchnurt haben, daß wir keinen freien Schritt mehr thun konnen. Wo dieſe Momente der Erhebung des Kunſtlers uber ſein Werk wegfallen, trägt alles zu ſehr den Anſtrich eines peinlichen Ernſtes, als daß ein vernünftiger Mann ſich lange dieſen Geſetzen zu unterwerfen Luſt hätte; er kehrt zu ſeinen Gewohnheiten, zu der Wahrheit und der Tugend zuruck, und je mehr er Talente und Gaben mitbrachte, deſto empfindlicher fur die Geſellſchaft wird ſein Verluſt. Ich furchte daß die Reaktion nicht ferne iſt, und daß man bald die Barbarei und die äußerſte an Rohheit grenzende Aufrichtigkeit dieſem feinen Spiel unſchaute, der unheimlich rauſchte und brauſte in der Nacht, dann nahm die Müllerin ihr Kind feſter in die ſchützenden Arme, und die Familie flüchtete ſich, eng zuſammenrückend am Herd, um die Flamme deſſelben, der Erzählungen lauſchend, die dem alten Großvater von den runzelvollen Lippen entglitten. In dieſer Nacht getraute ſich der Jäger, der ſpät heimkehrte, nicht hinauf zu ſehen zu der hellen Mondſcheibe am nächtlichen Himmel, nach dem Tumult der Wolken oben, immer fürchtend, er ſähe die grauen flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie ſie gegen den Sturm arbeitend, auf ihrer entſetzenvollen Reiſe dahintrieben, er getraute ſich nicht hinzuſehen, wenn im Gipfel der Fichte die Aeſte der Krone ſich ächzend beugten, immer beſorgt, eine der Larven habe ſich im Laubgeflecht verfangen, und arbeite jetzt, ihr Gewand loszumachen. Der Fiſcher, der noch ſpät den Waldſee befuhr, kehrte heim, ohne dem Widerſchein auf dem Waſſer nachzuſpüren, denn ihm ahnete, daß es geſpenſtiſche Frauen ſeien, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden und Dem, der ihnen nachſpürt, ſtarre Leichengeſichter entgegenhalten. In einer ſolchen Nacht zeigt ſich der Harz in ſeiner ſchauerlichen Größe, er iſt umſponnen von einem ungeheuren Mährchennetz.

Alles lebt, Alles regt ſich auf ihm; aber es iſt ein Leben, vor dem die Creatur ſchauert. Oben auf dem Gipfel ſitzt der Unausſprechliche, furchtbar und ſchrecklich anzuſchauen, in der Geſtalt eines ſchwarzen Bocks, und die Weiber kommen und küſſen ihm die ſchwarzen, ſcheußlichen Beine. Dieſe Nacht wählt gerade der Dichter, um in ihr zu ſchwärmen. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brauſen hingebend, die offene Bruſt die Fülle der köſtlichen Nachtfriſche einathmend: ſo geht er, oder vielmehr ſo flieht er, mit Titanenſchritten den Gipfel erklimmend, und oben angelangt, breitet er ſeine Arme aus, und iſt bereit, ſeine Seele mit den tauſend und abertauſend Schrecken um ihn her zu vermählen.

Deutſche Dichter haben dieſen wunderſamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minneſänger, der ihn durchwandelte, um den Sängerſtreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei dieſem Streite die Preiſe vertheilte, und das Unglück hatte, ihren Liebling beſiegt zu ſehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor ſeinen Verfolgern verſtecken zu können. Damals hörte der Thüringiſche Wald die provençaliſchen ſüßlichen Weiſen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluſe; allerdings wunderſame Klänge in dieſem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgeſang der alten Teutonen und dem myſtiſchen Chor ihrer Druiden.

Man ſieht daher, dieſe Gegend iſt reich an vaterländiſchem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geſchlecht, mitten in dieſe Gruppe von Erinnerungen geſetzt, auf einen ſo günſtig gelegenen Boden geſtellt, wie ſollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? Und ſo iſt's auch mit den Stolbergen geworden.

Eines der älteſten Geſchlechter Deutſchlands, rankt es ſeinen Stammbaum in gewaltiger Höhe; es theilte ihn vor Alters in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar iſt Graf Chriſtoph, geboren 1567, geſtorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Zweige. Von dem älteſten Sohne ward die Hauptlinie in zwei Aeſte getheilt, die Stolberge zu Ilſenburg, die 1710 ausſtarben, und die zu Wernigerode. Die Letzteren erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeſte geſondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geſchlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, aber 1804 in männlicher Abſtammung erlöſchend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit ihrem Stifter, Heinrich Auguſt, abſterbend. Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Chriſtoph, ſtiftete die jüngere Stolbergiſche Linie, deren beide Aeſte, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Abſterben der Fürſten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau gelegene Grafſchaft Gedern an das Haus Wernigerode, ſo daß dieſes jetzt als der Haupt- und Stammſitz der Familie zu betrachten iſt. Der jüngern Linie gehört die Grafſchaft Stolberg in Thüringen. Dieſe ſowohl als die Hauptlinie bekannten ſich zur proteſtantiſchen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat, macht von dem herrſchenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es iſt kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schickſale dieſes Mannes und ſeines Bruders zu berühren. Es ſei kurz derſelben Erwähnung gethan, ehe wir zu den Frauen übergehen. Wir müſſen hier an den Kreis von Dichtern und Dichterlingen erinnern, die ſich um Gleim in Halberſtadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer und Rabener in Berlin ſammelten. Die beiden Brüder, Grafen Stolberg, wanderten von einem dieſer Muſenſitze zum andern, ließen ſich von Jacobi hätſcheln, von Gleim vergöttern und küſſen, von den Berlinern elegant bekomplimentiren. Die erſte Jugend der beiden Brüder fiel in die teutoniſche Begeiſterung, in die Cherusker-Zeit, in das affectirte Bardenthum, zu der Klopſtock die Jugend Deutſchlands heranlockte, und deren Schauplatz Göttingen bildete. Es breitete ſich eine ungeheure Rohheit über alle Genoſſen dieſes Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentriſchen excentriſch; aber lange hielten ſie es nicht aus, ſie trennten ſich vom Bunde und zogen, Gedichte ſpendend und Liebſchaften anknüpfend, in Deutſchland umher. So fand ſie Goethe, und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Geſinnung hatten die beiden Brüder doch noch ſo viel von dem Urdeutſchthum beibehalten, daß ſie den ſtillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten und den ſpießbürgerlichen Anſtand auf eine betrübende Weiſe verletzten, wie wir in Goethe's Erinnerungsblättern ſehr ergötzlich zu leſen bekommen. Endlich wurden die Brüder ſtill und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu Münſter, in deren heiligen Schatten ſchon die ſchlanke Geſtalt der Gräfin Galitzin verſchwunden war. Er ſchwur den proteſtantiſchen Glauben ab, und dieſe That machte unbegreiflicher Weiſe ein nicht endendes Aufſehen in Deutſchland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibſel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der ſich darin gefiel, derb roh und poetiſch bis an's Ende ſeiner Tage zu bleiben, ein Mann, der mit Holländer Ueberſetzungen und Holländer Flüchen Deutſchland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den allerärgſten Schmähungen über den armen katholiſch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der dieſen gewaltigen Spectakel verurſachte. Die Thatſache ſelbſt war gar nicht ſo wichtig.

Was die dichteriſchen Productionen der beiden Brüder betrifft, ſo waren dieſe auch nicht ſehr bedeutend und beſchränkten ſich auf Nachahmungen der Dichterweiſe ihrer begabteren Freunde. Man entdeckt Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleiſt, und ſpäter an Goethe. Eigenes und Eigenthümliches giebt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Ueberſetzungen des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyriſchem Sylbenmaße, und des jüngern

Zeitgedichte als bedeutſame Erſcheinungen beanſprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholiſch geworden, eine „Geſchichte Jeſu" heraus, die der Papſt in's Italieniſche überſetzen ließ. Unter den Frauen des Geſchlechts iſt nächſt Louiſe gleichfalls Auguſte Stolberg bekannt geworden, indem auch ſie das Geſchick in den Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen ſehr kühlen, wenn nicht beinahe ſogar froſtigen von Seiten des Dichters; denn Goethe's Briefe an Auguſte Stolberg ſind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet Willens war, ſeine in Jena aufgeſpeicherten Schätze nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel; ſie betrachtet ihn, wie eine Andächtige ihren Beichtvater. Ganz zufrieden, ihm in unaufhaltſam fließenden Bekenntniſſen ihr Herz ausgeſchüttet zu haben, begnügt ſie ſich gern mit ein paar undeutlich gemurmelten Worten, die ihr aus der Tiefe des Beichtſtuhles entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantaſie rege zu erhalten und den Geiſt auf der friſch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu laſſen, iſt es ganz recht, wenn ſie den Mann, mit dem ſie verkehren, nie zu Geſichte bekommen; ſie tragen auch kein Verlangen danach, ſich mit ihm, wie mit einem Individuum, zuſammengeführt zu ſehen. Mit Frauen, die da lieben, iſt es freilich etwas Anderes: denen iſt gerade die ſichtbare und faßbare Gegenwart der Perſon die Hauptſache, und der ſchönſte Gedanke, das lieblichſte Phantaſieſpiel iſt ihnen nicht ſo viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Mundes, ein Druck der Hand. Gräfin Auguſte war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den ſie nie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen bekam; Gräfin Louiſe war nur glücklich, wenn ſie den ſchönen, zwanzigjährigen Alfieri in nächſter Nähe hatte.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Gräfin Louiſe, oder Aloyſe, wie ſie ſich auch nannte, von der Linie Stolberg-Gedern abſtammte, die in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden war. Ihr Vater war Guſtav Adolph, Fürſt von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Gronigſtein und Wernigerode, ihre Mutter hieß Eliſabeth Philippine Claudia und war die Tochter des Fürſten Maximilian von Horn-Montmorency. Fürſt Guſtav Adolph war k. k. General-Feldzeugmeiſter und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geſchlechts war Karl Heinrich, ebenfalls General-Feldzeugmeiſter und zugleich Gouverneur der Veſte Philippsburg; er ſtarb unvermählt 1804, wonach die Herrſchaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Wernigerode überging. Die Mutter Louiſens hielt ſich in den öſterreichiſchen Niederlanden auf und ſtarb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schweſtern Louiſens war die ihr zunächſtfolgende, Karoline Auguſte, zuerſt mit Fitzjames, Herzog von Berwick, vermählt, nach deſſen Tode mit dem Fürſten von Caſtelfranco; die zweite, Franziska Claudia, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; ſie ſtarb 1836; und die jüngſte, Thereſe Guſtavine, lebte zu Brüſſel als Stiftsdame, und ſtarb daſelbſt als die letzte dieſer Linie im Jahre 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede ſein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfünfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürſtin die Hand bot, wenigſtens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von ſeiner Seite nicht das Motiv, um das Band zu ſchließen; denn welche Vortheile konnte es dem verliebten Königsſohne gewähren, ſein Geſchick mit einem machtloſen kleinen deutſchen Fürſtenhauſe zu verbinden? Aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrſcheinlich, ſondern ſogar ziemlich gewiß, daß Gründe ſelbſtiſcher Berechnung, welche die vergrößerte Macht ihres Hauſes zum Ziele hatten, vorwalteten. In Deutſchland hielt man damals noch an dem Glauben feſt, daß das Haus Hannover ſich unmöglich auf dem engliſchen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, welche die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größten Theile der damaligen Politiker in Deutſchland, die das Schwanken der Meinungen im Parlament beobachteten, keineswegs für chimäriſch, wofür Frankreich und Italien, nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Karl Eduard unternommen, ſie anſah. Es war demnach Nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für ſich in Ausſicht ſtellte, als es dieſe Heirath veranſtaltete. Louiſe ſelbſt ſcheint zwar um dieſe hochherzigen Plane ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber ſorglos, wenig ſich kümmernd um die Verhältniſſe um ſie her, brachte ſie ihren perſönlichen Ehrgeiz nicht mit in's Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein in Mons; und dieſe Damen, die eine große perſönliche Freiheit genoſſen und ihrem Stifte Feſte gaben, gewährten der jungen Fürſtin eine ſo heitere Exiſtenz, wie ſie ſich ſolche nur wünſchen konnte. Man darf alſo hier nicht von dunkelen Mauern, engem Verſchluß, läſtiger Be-

Sitten zu ſchildern. Da ich mich als Hauptperſon hingeſtellt habe, darf ich nicht den Verdacht erwecken, als wenn meine Schickſale das einzige Ziel der Aufmerkſamkeit meines gefälligen Leſers ſein ſollten, das Jahrhundert in ſeinen Eigenthümlichkeiten in Leben und Meinung ſind ein weit würdigerer Gegenſtand, und nur um dieſen ins gehörige Licht zu ſtellen nehme ich meine Erlebniſſe zu Hülfe.

Meine diplomatiſchen Verhandlungen mit dem Fürſten wurden durch die nicht endende Reihefolge der Feſte unterbrochen und immer wieder weiter hinausgeſchoben. Anfänglich beſchäftigte eine große kirchliche Ceremonie die Reſidenz und die ganze Umgegend, ja faſt ganz Deutſchland nahm daran Theil. Eine ungeheure Maſſe Wallfahrer bedeckwachung träumen, um das Verlangen Louiſens, ſich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für ſie war dieſer Schritt wenig mehr als ein romantiſches Abenteuer; es reizte ſie, ihren Freunden im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauſpiel zu gewähren; zugleich ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernſtlich an die zukünftige Krone; Louiſe ſpielte nur mit ihr, wie mit einem hübſchen, blitzenden Spielwerke der Phantaſie. Wir ſagen, es ſcheint uns, daß ſie damals ſo dachte; ſpäter hat ſie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, dieſe leichtſinnige Einwilligung in den Plan, den nur thörichte Eitelkeit und eine gewiſſenloſe Eigenſucht entworfen, zu bereuen.

Karl Eduard ſchloß den Bund, als er eben von ſeinem geſcheiterten Verſuche — dunkle Gerüchte ſagen zwar, er habe ſpäter nochmals ſein Glück verſucht — zurückgekehrt war. Wir müſſen von dieſem letzten Verſuche Etwas ſagen, zugleich von den früheren Schickſalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jakob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand ſagt, daß man ne eine nützliche nennen ſollte, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation ſei hierbei nicht wohl zu denken, den Thron verloren, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 14. Mai 1701 die bekannte Ausſchließung der katholiſchen Stuarts von der Thronfolge. Jakob II. überlebte dieſe grauſame Parlamentsacte nur wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt, mit Wilhelm III. zu unterhandeln, feſt bei dem Grundſatze beharrend, daß ſein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht von einem Machtſpruche eines Uſurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunſten der Jakobiten. Der Prätendent, damals zwanzig Jahre alt, machte den erſten Verſuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, dann ſpäter im Jahre 1716, wo er bei Peterhead landete und wo ſich dann auf das Unglücklichſte ſeine Sache, wenige Monate darauf, entſchied. Er lebte hierauf unter dem Namen eines Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gaſtlichſte Aufnahme; zugleich erzeigte man ihm fürſtliche Ehren und nannte ihn nicht anders als König Jakob III. Seine Vermählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johann's III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papſtes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 verſuchte Jakob zum dritten und letzten Mal ſich die Krone ſeiner Väter zu erkämpfen. Im Juni deſſelben Jahres ſehen wir ihn in Rom. Die Gunſt, die Clemens XI. ihm geſchenkt, verdoppelte wo möglich noch ſein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Palaſt Sachetti beſchenkte und ihnen noch außerdem hunderttauſend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftauſend, das der vorige Papſt gegeben und dieſer beſtätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemeſſenſter Form nach wie vor dem Flüchtlinge erwieſen. Jakob befand ſich daher ſehr wohl in Rom, und da er nicht König jenſeit des Meeres ſein konnte, war er zufrieden, es wenigſtens in Rom zu ſein. 1720 wurde ihm der Sohn Karl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm. Auch unterließ Jakob nicht, die Geburt ſämmtlichen Pairs ſeines Königreichs in einem feierlichen Circulair anzuzeigen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedikt, der ſpätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von Bona und St. Albans an.

Von dem Charakter dieſes Chevalier de St. George oder dieſes Jakob III. iſt wenig Erhebliches zu ſagen. Er beſaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edlen Stolz ſeines Vaters, der, wie wir geſehen haben, eine wahrhaft fürſtliche Geſinnung kundgab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunſten ſeines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben ſeiner Väter ſcheint er nicht feſt zu halten Willens geweſen zu ſein, denn er gab zu verſtehen, daß er ſich zum Uebertritt allenfalls entſchließen könne. Der Vater war auch hier feſt und unerſchütterlich, und darum ehrenwerth. Ein treuloſer Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante ſeiner Kinder ein anſtößiges Verhältniß, das ſeiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, ſo großen Kummer verurſachte, daß ſie ſich endlich, 1727, in das Kloſter Santa Cäcilia in Trastevere zurückzog. Sie ſtarb im Alter von dreiunddreißig Jahren geradezu aus Reue und gekränktem Stolz.

Karl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich; dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich; er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß, das zwiſchen dem Vater und der Mutter ſtattfand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm ſich der Mutter an, und verdarb es dadurch für ſpäterhin mit dem Vater, welcher daran arbeitete, ihn aus dem Hauſe zu entfernen. Es gelang, den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie an den Tag legte, in eine vortheilhafte Stellung unter dem Befehl des Herzogs von Liria, nachmals Herzog von Berwick, eines Verwandten des Hauſes, zu bringen, wo er den Lombardiſchen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im Oeſterreichiſchen Kriege thätig geweſen war und bei der Belagerung der Feſtung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf dieſe kriegeriſche Epoche folgte eine Zeit der Reiſen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albani, miteinander machten. Dieſen Namen legte Karl Eduard ſpäter nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geſchick dem Sohne der Stuarts zu erſparen nicht Willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir geſehen haben, frühzeitig reſignirt und ſich in ſeine Lage, als Scheinkönig in Rom zu reſidiren, gefunden, nicht ſo der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die ſelbſt bei dem unkräftigſten, energieloſeſten Charakter auf kurze Zeit heroiſche Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuart's nicht ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jakobiten, reiche und einflußbegabte Familien, die beſtändig zwiſchen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, ſich der Straße anzuſchließen, welche die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter ſie ihre Hoffnungen geſetzt hatten. Karl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zuſtand in der Heimath ſchilderten und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu beginnen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beiſtand ſollicitirt. Man erlangte vom franzöſiſchen Miniſterium Zuſage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ Karl Eduard, unter dem Namen eines Marcheſe Spinelli, Rom, und ſah der alternde Vater die Scenen ſeiner eigenen Jugend vor ſeinen Augen ſich erneuern. Frankreich, Italien und Deutſchland, die alle drei auf gleiche Weiſe an dem Geſchick dieſer unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, ſahen nun wieder einen Sprößling dieſes Stammes die abenteuerliche Fahrt beginnen, ſahen nun von Neuem einen verfolgten Flüchtling den

Kahn beſteigen, um ſich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber dieſe drei Mächte, die ſich mit dem Geſchick der Stuarts beſchäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutſchland hatte in ſeinen eigenen Angelegenheiten gar viel zu thun; der Krieg wüthete an allen Ecken und Enden des heiligen römiſchen Reiches. Ein junger genialer König und eine eigenſinnige herrſchbegierige Kaiſerin ſetzten alle Streitkräfte in Bewegung und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Intereſſe für den Namen der Stuarts, und für den Helden, der jetzt darin auftrat, erloſch ſichtlich. Dies fühlte Karl Eduard, und Nichts demüthigte ihn ſo ſehr, als daß ſein Geſchick aufhörte ſeinen Zeitgenoſſen ſchlafloſe Nächte zu machen und aus den Augen der ſchönen Zeitgenoſſinnen Thränen zu entlocken. Es war ſo ſüß geweſen, als man noch an den Küſten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jakobitenlied: „The black bird" vernahm, das Volk zuhorchte, der Prieſter ſegnete und ſchöne Frauen weinten, und nun als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppe zu treten, wo das Geflüſter: Das iſt er! Seht, der Abkömmling eines ſo tapfern und ſo unglücklichen Geſchlechts! langſam verhallte. Der alte Chevalier hatte noch dieſe Romantik an ſich empfunden; Karl Eduard hatte es nicht mehr ſo gut. Man hatte allgemein ſo ziemlich die Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; er wurde an ſein Daſein erſt erinnert, als er ſeine Fahrt begann. Den Vater hatte man aus den Augen gelaſſen.

Ein Umſtand, der günſtige Erfolge verſprach, war die fortgeſetzte Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem engliſchen Throne zu kämpfen hatte; aber man muß leider hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünſcht wurden, und daß die Partei in Schottland, die ſich in der That mühte, den Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, ſehr klein war.

In Paris angelangt, fand Karl Eduard die Stimmung für ihn äußerſt wenig Hoffnungen erregend; dennoch wollte er vorwärts. Er ſchrieb dem Vater: „Der Würfel iſt geworfen; feſt ſteht mein Entſchluß, zu ſiegen oder zu ſterben, um meine Stellung zu behaupten, ſo lange noch ein Mann mir zur Seite ſteht.“ Einen Monat darauf landete er mit nur ſieben Mann an der Küſte Schottlands. Zu Glenſuimen verſammelte er die hochländiſchen Clans um ſich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jakob IV.

im fünfundvierzigſten Jahre ſeiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh, die Schlacht von Preſton-Pans fiel günſtig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geſchlagen; der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig engliſche Meilen von London, vor. Da entſtanden Uneinigkeiten unter den Führern, und raſch folgte dieſem das Mißgeſchick. Die gegen den General Hawlay gewonnene Schlacht nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit ſeinen verminderten Kräften tiefer in's Gebirge ſich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erſchien nun als ein Urtheilsſpruch über das Geſchick der Jakobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, mit Verbannung; ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Plätze wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der bretagniſchen Küſte; die Tragödie ſeines Lebens hatte nicht, wie beim Vater, fünf lange Akte, ſondern drängte das ſchauervolle Intereſſe in einen einzigen Akt zuſammen, wo Expoſition, Fortgang und Schluß der Handlung raſch aufeinander folgten. Mit dem erſten Tritt, den ſein Fuß auf den Boden Frankreichs ſetzte, war ſeine Jugend, ſein Heldenthum, ſeine Größe, ſein ganzes geiſtiges Leben beendet und beſchloſſen; die übrigen Tage, die er noch zu leben beabſichtigte, war er ſein eigener Todtſchläger, der Feind ſeiner ſelbſt; — denn ein Mann, von dem man erwartet hatte, daß er ſiege oder ſterbe, der aber ſtatt deſſen beſiegt wird und ruhig weiter lebt, hat ſich ſelbſt zum unerbittlichſten Feinde. Die Welt kann Dem nie verzeihen, der ſie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günſtlinge, wenn ſie nicht paſſend zu ſterben wiſſen, mit unerbittlicher Strenge. Karl Eduard, der Nichts erreicht hatte, Karl Eduard, der mit leeren Händen nach Hauſe kam, Karl Eduard, der jetzt, da er nicht König ſein konnte, ein ehrlicher Hausvater ſein wollte an der Seite eines jungen, hübſchen Weibes, umgeben von Kindern, Karl Eduard wurde jetzt ſeinen Zeitgenoſſen langweilig und läſtig. Er fühlte dieſe giftige Luftſtrömung in ſeiner geiſtigen Lebensatmoſphäre und wurde jetzt ſehr kleinmüthig, viel kleinmüthiger, als es ſein Vater geweſen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltſam; nach Abſchluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt umher. In Rom begann er mit ſeinem Bruder zu zanken, der ſich mittlerweile beim Papſt Bene-

Unterſchied, daß ſtatt der Waffen Blumenkränze die Zelte ſchmückten, und ſtatt des Schalls der Trommel die Litaneien in die Lüfte ſtiegen. Der Fürſt las an dem Hauptfeſttage in einem prächtigen Ornat die Meſſe. Alle Kurfürſten des Reichs umgaben in Perſon oder in ihren Abgeſandten den Chor der Kirche. Es war ein Gewühl geiſtlicher und weltlicher Fürſten. Man ſah die langen violetten Schleppen der italieniſchen Biſchöfe neben den ſchwarzen ſpitzengarnirten Chorgewändern der deutſchen Stifte, die rothen Togen der Kardinäle neben dem Hermelin der Palatine. Die Gallerien füllten Damen, unter denen Aebtiſſinnen ſich zeigten mit Brillanten geſchmückt und in ſchwarzem Flor, während die Schönheit der jugend- [illegible] Deutſchlands ſich in die eitlen dikt XIV. eingeſchmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Intereſſe, geſchweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück; als er jedoch erfuhr, daß man ihm daſelbſt die königlichen Ehren, die ſein Vater daſelbſt genoſſen hatte, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und ſiedelte ſich in Florenz an. Hier war es, wo er ſein Ehebündniß ſchloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen, ſchönen Braut über. Die Prinzeſſin von Stolberg-Gedern hatte, bevor ſie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erſte Jugend in Wernigerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Geſpiele geweſen, und es hatte ſich ein Band jugendlicher Neigung zwiſchen Beiden geknüpft. Dieſer Liebe hatte der Tod einen tragiſchen Schluß gegeben. Der Jüngling ſtarb im Kriege, und Louiſe bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußſüchtig; ſie ſuchte die Welt auf und ließ ſich von ihr zerſtreuen. Kaum war ſie aus den romantiſchen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauſchen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten und nach Brüſſel zu ihrer Mutter gekehrt, in das laute, geräuſchvolle, elegante Brüſſel, in das helle, mit ſeinen ſilberglatten Kanälen, weiten Ebenen und von Menſchen wimmelnden Städten prunkende Niederland ſo wich aus ihrer Seele jene träumeriſche Geſtalt des blonden jungen Mannes mit den blaſſen Wangen und der tiefen Herzenswunde, aus der Blut quoll, die ſie in ihren Träumen einſt wachend und ſchlummernd ſtets vor ſich geſehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte ſchon eine Menge Liebſchaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er ſich ſpäter an den Höfen ausbildete, ſondern ein ritterlicher Held, der ſich den jungen Marſchall von Sachſen zum Vorbild gewählt hatte. Er machte Louiſen den Hof und wußte die Aebtiſſin des Stifts, eine Prinzeſſin von Carignan-Delſt, zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen; dann war noch ein junger Franzoſe da, ein Graf von Larochefaucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Paleſtrava, ein Maltheſerritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen, um die junge Stiftsdame zu heirathen; dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Gemeinde ſeine Stätte fand, wo er ſtarb. Kurz, man ſieht, es fehlte der jungen ſchönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm ſie ihn und verabſchiedete alle Anderen. Die Ehe ward in Macerata am 17. April 1772 geſchloſſen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geſchmeichelt, auf welcher die Bildniſſe des neuverbundenen Paares dargeſtellt waren, mit der Königskrone geziert und mit der prunkenden Inſchrift umgeben: „Carolus III Magnae Brit. Rex et Ludovica M. Brit. Regina.“ Was konnte man mehr wünſchen? Der alte Fürſt von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß dieſe Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück; allein wer konnte behaupten, daß ſie nicht einſt doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübſche blitzende Krone, packte Alles heiter zuſammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schickſal, das ſich freute, die Hoffnungen der Stuarts und Derer, die ihr Geſchick mit dieſen vereinigte, zu vereiteln, machte ſich doch ſogleich grauſam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern grauſam zu vernichten. Das

Erſte war, daß ihr Mann ſich dem Trunke zu ergeben anfing; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeſchick, eine Art Unglück, dem eine anſtändige Frau mit aller Mühe nur irgend eine erträgliche Seite abzugewinnen, und durch dieſe ſich mit ihrem Manne wieder zu verſöhnen vermochte. Karl Eduard trank, wie die komiſchen Helden in den Smollet'ſchen Romanen, die alten Hafen-Capitaine auf halbem Sold, zu trinken pflegen, ſo anhaltend und ſo überwältigend, und mit ſo groben, derben Zuſätzen an Späßen und Redensarten, daß die elegante deutſche Frau ſich vor ihm entſetzte und auf keine Weiſe ſich Rath zu ſchaffen wußte. Sie hatte wohl ſchon gehört, daß die Engländer zu Zeiten ſehr die Flaſche liebten; ſie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Geſellſchaft ihrer eigenen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Tafel begann, aber ſie hatte ſich nimmermehr träumen laſſen, daß die Exaltation eines engliſchen Trinkers einen ſo hohen Grad erreichen könne, wie ſie es jetzt in nächſter Nähe leider zu beobachten die Gelegenheit hatte. Sie war untröſtlich, ſie ging jammernd umher und rang die Hände. Karl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er nicht lachte, ſo drohte er, zankte und polterte, und zwar drohte er, wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüſt. Wenn er nüchtern war, ſo war er Graf Albani, ein Mann gänzlich ohne Bedeutung; war er trunken, ſo war er Karl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grauſames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieſes armen Mannes trieb.

Der Geſellſchafter der intereſſanten Dame.

Da wir die intereſſante Frau jetzt genauer kennen gelernt haben, wird es Zeit, ſich mit ihrem Begleiter zu beſchäftigen, und hierzu dienen einige Notizen, die wir über den Grafen Alfieri beibringen wollen.

Ungefähr ſechs Jahre hatte die Ehe mit Karl Eduard und der Prinzeſſin Stolberg gedauert, als das Paar den Grafen Alfieri kennen lernte. Dieſer Graf Alfieri war in eben demſelben Maße ein ſonderbarer und merkwürdiger Mann, wie jene Zwei in ihrem Schickſal ausgezeichnet und vielfach wunderlich waren.

Es giebt zweierlei Arten von Poeten. Die eine ſchreibt ihre Inſpirationen in ſchönen Verſen nieder, und bildet ſo das Entzücken und die Luſt der Nachwelt; die andere Art macht meiſt gar keine Verſe, erlebt aber die merkwürdigſten Schickſale und die wunderlichſten Erfahrungen. Dieſe letztere Art von Poeten nennen die Franzoſen poètes en action. Ein ſolcher poète en action war nun der Graf Victorio Alfieri. Er war unermüdlich thätig von der Zeit ſeiner früheſten Jugend an, und reiſte überall hin, in die unfruchtbarſten und unbewohnteſten Gegenden, wo noch Niemand hingedrungen war, blos um Etwas zu erleben. Er erlebte auch die ſeltſamſten Schickſale und hatte die wunderlichſten Anſichten. — Wir ſind in Deutſchland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles, was ſie ſind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus ſich ſelbſt das Geſpinnſt hervorzaubert, und ſcheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von dieſen Dichtern läßt ſich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar Nichts erzählen; der allerſcharfſinnigſte und geſchickteſte Biograph findet auch nicht den kleinſten Umſtand, der ſich zu erwähnen lohnte, nicht einmal eine kleine Reiſe, ein Stündchen, anderswo vollbracht, als zwiſchen den vier Mauern, wo dieſes Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wo es ſein Weib hinbrachte, wo es ſeine Kinder aufzog, und wo es endlich ſtirbt und als Leiche auf demſelben Schreibtiſche liegt, von dem man eben das letzte Manuſcript hinweggenommen hat. Nichts, Nichts, was einem Ereigniß ähnlich ſieht, ſelbſt auch nur der blaſſen Abſpiegelung einer That; und öffnet man die Bücher dieſes Mannes, ſo erblickt das Auge des Leſers eine köſtliche Fülle der bewundernswürdigſten Thaten in Worten darin ausgeſchüttet; Gefühle und Gedanken an Thatſachen geknüpft, die eine mächtige und gewaltige Weltanſchauung verkündigen. Und doch ſah dieſes Auge im Leben Nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms in ſeinem Dorfe und hörte Nichts als den einförmigen Geſang der Hirten, welche die Heerde heimtrieben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht; es iſt eben das *Genie*, es iſt eben der *geborene* Dichter. Dieſe Gattung Dichter blüht beſonders in Deutſchland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da ſehen wir Poeten, die ihre köſtlichen Reime unter dem beſtändigen Lärm der Waffen entſtehen laſſen, die, auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verſe niedergleiten laſſen, oder wie Blumen ſie gleichſam hervorzaubern. Hier ſehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und ſchöne Bücher vorzuzeigen vermögen. Wir ſehen Dante aus den

Thoren von Florenz ſich flüchten, mitten in einen Heerhaufen wilder Krieger geſchloſſen von kriegeriſchem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben, wie ſchon Taſſo am Hofe zu Ferrara eine gewagte, kecke Rolle ſpielte, halb Abenteurer, halb beneideter Günſtling, immer durch ſeine Verſe wieder gutmachend, was ſeine Degenſpitze verbrach. Unter dieſen Poeten giebt es einige, die ihre Verſe nicht niederſchreiben, die ſie nur erleben. Unter den Neueren war Byron ein poète en action, in der vollſten Bedeutung des Worts; er war es in dem Grade, daß er weit ſtärker durch ſein Leben und durch ſeine Schickſale, als durch ſeine Worte die Zeitgenoſſen angereizt und erſchüttert hat. Byron, ohne ſeine Liebesabenteuer, ohne ſeine wilden Reiſen, ohne ſeinen Streit mit der Geiſtlichkeit und ohne ſeine bekannte Flucht aus dem Vaterlande, ſo wie ſeine Betheiligung an dem griechiſchen Kampfe hätte lange nicht dieſe ausgeprägte Geſtalt in dem Spiegel der Geſchichte erhalten. Mit Byron ſehr große Aehnlichkeit zeigend, ſteht nun Graf Victorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der durch ſein Leben wie durch ſeine Dichtungen, oder viel mehr durch ſein Leben als durch ſeine Dichtungen Intereſſe einflößt. Die Dichtungen ſind kalt, gemeſſen, oft ſogar froſtig und ſtarr, das Leben iſt wild, bewegt, leidenſchaftlich und ewig in den heftigſten Schwingungen pulſirend. Wenn es irgendwo nöthig iſt, den Dichter aus ſeinen Erlebniſſen zu deuten und zu erklären, ſo iſt es in dieſem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Geſinnung eines attiſchen Weiſen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in ſich einte, zugleich aber dieſer Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Ariſtokrat und verachtete die Fürſten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maße, daß er im Stande geweſen wäre, auf die Herrſchaft zu verzichten, wenn ſie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, ſchalt er auf die Despotie, weil er ſie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's iſt gerade wie die Byron's. Beide waren herrſchſüchtige, monarchiſche Naturen, die nur Freiheit predigten, weil ſie Niemandem anders als ſich ſelbſt die unbedingte Gewalt gönnten. Abgeſehen von dieſem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich ſtark; es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Martyrkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in

Weihrauchdüfte wirbelten empor, und mitten in dieſer miſteriöſen Atmoſphäre ſah man den Fürſten erſcheinen und mit einer graziöſen Beugung am Altar niederſinken. Unterdeſſen verkündeten Trompetenfanfaren den Beginn des ambroſianiſchen Lobgeſangs, dem eine der herrlichſten Hymnen Paläſtrina's folgte.

Nie hab' ich die Pracht und Würde des kirchlichen Geſanges in dieſer Vollkommenheit erlebt. Es war ein Sturm der Empfindung, ein Wirbel der Töne, der alles mit ſich fortriß. Kein Herz konnte ſich dieſem Einfluſſe entrücken. Der Boden der Kirche, der mit Knieenden bedeckt war, glich einem Aehrenfeld, wo alle Halme ſich dem Sturmgange eines Gewitters gebeugt haben. Mitten in dieſem Streit der Stimmen klang wie die Sprache

Demuth und Selbſtverläugnung: wie jedes Werk der Liebe fordert dieſes, vielleicht höchſte, Werk der Liebe der innigſten und heiligſten Nächſtenliebe, die völlige Entäußerung ihrer ſelbſtiſchen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine ſolche Selbſttödtung an ſich vorzunehmen? Es ſoll dies kein Tadel ſein, eine Natur iſt anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, ſo würde man ſeinen Verſen ihre Wirkung nehmen; gleichviel aus welcher Quelle dieſe Wirkung entſpringt, wollen wir uns freuen, daß ſie überhaupt da iſt. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch Das, was große Geiſter thun, ſondern auch durch Das, und ſehr oft nur durch Das, was ſie unterlaſſen. In die ſichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt ſich dann raſch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in zu großer Fülle gegeben ward.

Nachdem Alfieri, ein wilder Knabe, in dem Jeſuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen war, entſchlüpfte er frühzeitig dieſem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angeſehener Familie, konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerkſamkeit und Dienſtgefliſſenheit entgegenkam; allein der ſcheue Wildfang ging jeder ehrbaren Geſellſchaft aus dem Wege und trieb ſich mit ſeinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei ſich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen; er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging er in's andere, von einer Stadt in die andere, immer müſſig, immer unruhig in wüſter Gedankenloſigkeit fortſtürmend. Er hat dieſen beklagenswerthen Zuſtand ſelbſt beſchrieben und man muß geſtehen, es giebt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von dieſem vagabondirenden Jugendleben einer an ſich edlen und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtſein ihres Berufes und ihrer Lebensſtellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebſchaft in England endigt ſo demüthigend für ihn, daß der ſtolze Jüngling die Verſuchung fühlt, ſich ſein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will keine Frau mehr kennen lernen, er verachtet das Geſchlecht: in Brüſſel ſehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht ſo arg betrogen, aber er findet doch lange nicht das edle, warme Herz, das er ſucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poeſie aus dem Schlummer und er fängt an zu leſen und ſogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er dieſe Verſuche übermüthig bei Seite und ſchwärmt weiter. In Paris, wo er ſich anfangs gewohnter Weiſe langweilt, erblickt er zuerſt Spuren jenes glühenden Tyrannenhaſſes, die Gott, wie er meint, ganz ausſchließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in ſeinen Buſen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu ſein, die Menſchheit von einer ihrer drückendſten und beſchämendſten Feſſeln zu befreien. Wenn dieſe Entſchlüſſe auch zu weiter Nichts führen, ſo führen ſie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Autoren, der Rhetoren und Philoſophen lieſt, die ihn auf der Jeſuitenſchule angewidert hatten, weil er mit ihrem Inhalte Nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt ſich jetzt in einen männlichen, und der unbeugſame Eigenwille erhält eine wiſſenſchaftliche Berichtigung, indem große Muſter von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem Eigenwillen anfingen und ihn ſpäter zu einer männlichen Energie ausbildeten, vor deren Auftreten die Welt ſich zu beugen hat.

Wäre es Alfieri vergönnt geweſen, Thaten zu verüben, ſo wäre die Anlage urſprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italieniſchen Fürſtenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das ſeiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er nicht wählen. In dieſer mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiſte, war er dem Wahnſinn nahe, wenn er bedachte, daß das Schickſal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu ſein und zu bleiben. Da in ſeiner Verzweiflung griff er wieder zur Poeſie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, ſich zu einem Dichter auszubilden, legte er nun die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an ſein Herz, damit ſie es kühlen und beruhigen möchten. Unverſehens wuchſen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete ſein erſtes Trauerſpiel „Philipp." Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die ihn oft auf ſo ſchauerliche Weiſe eingehüllt hatten, theilten ſich; er hegte Hoffnung, daß doch noch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten hatte, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in ſein Leben, das raſtloſe Hin- und Herſchweifen hörte auf, und der Beobachter, der dieſes ſtürmiſche Leben an ſich vorübergehen läßt, empfindet Wohlbehagen, wenn er an die Kapitel gelangt, welche die Ueberſchrift führen: „Wirkliche Befreiung,“ „Studien,“ „Ruhe.“ Um zu zeigen, wie heftig dieſer Mann liebte, wie er gleichſam wüthete, ſtehe hier die Stelle, wo er der Dichter unwürdige Liebe beſchreibt, der er unterlag und die ihm grauſam mitſpielte.

„Dieſer direkte Liebesrauſch war wahrhaft ſchädlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenſtand einer neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet an Geburt und von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahre älter als ich. Eine flüchtige Freundſchaft hatte zwiſchen uns ſchon ſtatt gehabt bei meinem allererſten Eintritt in die Welt, als ich noch in der erſten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun ſechs oder mehrere Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr ſehr begünſtigt ſah, ein Müſſiggänger war, und vielleicht zu den Geiſtern gehörte, von denen Petrarca mit ſo viel Gefühl ſagt:

So di che poco canape si allaccia
Un anima gentil, quand ella è sola
E non è chi per lei difesa faccia!

„Und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf dieſem außerordentlichen Wege mich zu ſich rufen wollte, geſchah es, wiewohl ich ſie anfangs nicht liebte und nie ſchätzte, und ſelbſt an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit keinen Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendliche Liebe zu mir glaubte, nach und nach ſie wirklich liebte und bis an die Ohren in Liebe verſank. Es gab für mich weder Luſtbarkeiten noch Freude mehr; ſelbſt die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachläſſigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt, da zu ſein, und doch unfähig, nicht da zu ſein; bizarrer und peinlicher Zuſtand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februar 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieſes Umgangs von früh bis ſpät wüthete, mußte meine Geſundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber eine ſehr heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeiſter, an denen es in Turin nicht fehlte, witziger Weiſe ſagten, ich hätte ſie ausſchließlich für mich erfunden. Sie fing damit an, daß ich mich wohl ſechsunddreißig Stunden hintereinander erbrach, und da keine Flüſſigkeit mehr da war, löſte ſich das Erbrechen in einen gewaltſamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte, auch die kleinſte Portion Waſſer zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuße zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach; dagegen ergriff mich eine ſo ſtarke und allgemeine Convulſion und Erſchütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, bald in den fürchterlichſten Zuckungen mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles ſtieß, was ſich in meiner Nähe befand. Am ſechſten Tage endlich ließ der Krampf nach in Folge eines ſehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Waſſer, in welchem ich den Tag fünf bis ſechs Stunden zubrachte. Die Länge des Faſtens und die Anſtrengungen während des Erbrechens waren ſo groß geweſen, daß in der Bauchgabel zwiſchen den beiden Knochen, welche ſie bilden, eine ſolche Lücke entſtanden war, daß ſie ein Ei von mittlerer Größe faſſen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin dieſe unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatte mir dieſe ſeltſame Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg für mich ſah, dieſem ſchädlichen Labyrinth zu entkommen, ſo hoffte und wünſchte ich zu ſterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte ſehr fürchteten, ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelaſſen, um mich zu vermögen, zu beichten und mein Teſtament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich Beides verlangte und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. Nach überſtandener Krankheit nahm ich unſeliger Weiſe meine Liebeskette wieder auf. Im Januar 1774 geſchah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld ſein, wiewohl ich es nicht glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenſte Ruhe und Stillſchweigen erforderte, ſaß ich treulich am Fuße ihres Bettes, ſie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis ſpät die Zeit zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu ſchaden, wenn ich ſie zum Sprechen nöthigte. In dieſen gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langweile fünf oder ſechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, ſo ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen von einem Luſtſpiel oder Trauerſpiel, von einem, oder von fünf oder zehn Akten hinzukritzeln."

Wir brechen hier ab, denn unſere Abſicht iſt es, die Leidenſchaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eigenen Worten zu ſchildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe, wie mußte eine würdige Liebe, wie die iſt, zu deren Schilderung wir ſogleich übergehen, ſein ganzes Weſen erſchüttern, es umgeſtalten, es vergeiſtigen, ſeine Kraft erhöhen. Es war im Jahre 1777, als Alfieri in Florenz die Bekanntſchaft der Gräfin Albani machte, die demnach ſchon fünf Jahre in kinderloſer Ehe lebte und vierundzwanzig Jahre alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, ſo wollen wir zuerſt einen Zeitgenoſſen ſprechen laſſen, der ſie öfters in Florenz ſah und unpartheiiſcher betrachtete, als der Dichter; ſpäter wollen wir auch dieſen hören. Dutens, der Verfaſſer der „mémoires d'un voyageur qui se repose,“ giebt folgendes Bild von ihr. Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geiſt und ihre Schickſale eine höchſt intereſſante Frau. Sie war mittlerer Größe, aber „de taille bien prise“ und von ſehr weißem Teint; ſie hatte ſehr ſchöne Augen, vollkommen ſchöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und beſcheidene Haltung. Ihr durch die Lektüre der beſten Schriftſteller genährter Geiſt hatte aus ihnen das Vermögen geſchöpft, ſcharf und richtig zu unterſcheiden und die Leichtigkeit erlangt, Menſchen wie Werke des Geſchmacks gut zu beurtheilen. Der Graf Alfieri, ein Piemonteſe von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernſt geſtimmt und abhold dem Getöſe der großen Welt, hatte er ſich ganz ihrer Geſellſchaft gewidmet. Sie lebte ſehr zurückgezogen, da die Laune ihres Mannes ſie in Allem hinderte. Alfieri hatte Letzterem ſich angenehm zu machen gewußt, und theilte ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Studien und der Geſellſchaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch ſeine Freundſchaft und die Annehmlichkeiten ſeines Umgangs erheiterte.

Alfieri ſelbſt ſagt von dieſem erſten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie geſagt, ganz in Florenz zubrachte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine himmliſch ſchöne Dame vor Augen gekommen, welche, da ſie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungeſehen und unbemerkt bleiben konnte, und noch unmöglicher war es, daß ſie, geſehen und bemerkt, nicht Jedem auf's Höchſte gefallen mußte. Aber obwohl ein großer Theil der adeligen die erhabene Feier. Der Zug ging aus der Kirche hervor und durch die Stadt bis an den biſchöflichen Pallaſt, der dicht am Rheine liegt. Welch ein Gemälde, dieſe prunkenden Geſtalten, dieſe wehenden Fahnen und ſchimmernden Kreuze im ruhigen Spiegel des Stromes wiederſcheinen zu ſehen. Ein heiterer Himmel breitete ſich über eine blühende Erde, und verlieh dadurch dieſem feſtlichen Gedränge eine Würde und Anmuth, die die Hallen ſelbſt des größten Tempels ihr nicht hätten geben können.

Gegen Abend nahm dieſes Feſt einen weltlichen Charakter an. Die erleuchteten Säle des Pallaſtes erglänzten von Koſtümen, denen bis auf wenige Abzeichen alles Geiſtliche abgeſtreift war. Die Schleppe war verſchwunden und blos der

Herren von Florenz und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, ſo hatte ich dennoch, verſenkt in meine Studien und in Melancholie, abſtoßend und ungeſellig von Natur und immer bedacht, von dem ſchönen Geſchlechte diejenigen am Meiſten zu fliehen, die mir anmuthiger und ſchöner ſchienen, aus dieſen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen laſſen; dagegen hatte ich ſie im Theater und auf Spaziergängen öfters geſehen. Der erſte Eindruck war mir auf das Süßeſte in den Augen und ihrem Herzen zurückgeblieben. Eine ſanfte Gluth in den ſchwarzen Augen, die, was höchſt ſelten iſt, mit der weißeſten Haut und mit blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es ſchwer war, nicht davon getroffen und gefeſſelt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, köſtliche Herzensgaben, und troß des Reichthums, den ſie im Ueberfluß beſaß, drückende und läſtige häusliche Verhältniſſe, die ſie nicht, wie ſie ſollten, glücklich und zufrieden ſein ließen: Zu groß waren dieſe Vorzüge, um ihnen zu widerſtehen."

Da mir nun in dieſem Herbſte von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen, und ich mich für ſtark genug hielt, wagte ich's, mich ihr zu nähern; aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichſam unvermerkt gefangen ſah. Schwankend zwiſchen dem Ja und Nein dieſer neuen Flamme, machte ich im December dieſes Jahres einen Ausflug nach Rom mit der Poſt zu Pferde, eine thörichte und höchſt beſchwerliche Reiſe, die mir weiter Nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Buccano übernachtete, wo es mir nicht gelang, auch nur ein Auge zuzuthun. Hinreiſe, Aufenthalt und Rückreiſe dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreiſen ſah ich in Siena meinen Freund Gori, der mir von dieſen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich ſchon mehr als halb umwunden war, und ſo legte die Rückkehr nach Florenz ſie bald mir auf ewig an. Aber die Annäherung dieſes meines vierten Herzensfiebers äußerte ſich glücklicherweiſe für mich mit Symptomen, die von den drei erſten ſehr verſchieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenſchaft des Verſtandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in ſie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbeſtimmte Miſchung hervorbrachte, die zwar etwas minder ungeſtüm und glühend, aber deſto tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die ſich ſeit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenſchaften und Gedanken ſtellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir verlöſchen wird. Da ich nach zwei Monaten ſah, daß dies eine wahre Dame ſei, weil ich, ſtatt wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß meines literariſchen Ruhms, eine Störung in nützlicher Beſchäftigung und, ich möchte ſagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn, einen Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand, ſo ergab ich mich ihr, ſobald ich den köſtlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das Unbedingteſte. Und ich irre gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieſes niederſchreibe, eingetreten in die bereits unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens ſchwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Geſetzen der Zeit jene flüchtigen unweſentlichen Schönheiten ſchwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, beſſert ſich durch ſie von Tage zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu ſagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und ſtärkt.“

Wir richten uns in dieſen Auszügen nach einer Ueberſetzung, die leider nicht gut gerathen iſt, wie der Leſer an Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri ſchrieb eine meiſterhafte Proſa.

Ein ſolches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenſtande ſeiner Neigung giebt, hebt natürlich den Werth derſelben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernſter Selbſtprüfung ſprechen, der es darum zu thun, von ſich ſelbſt wie von ſeiner Umgebung, ſo weit es menſchlichen Kräften geſtattet iſt, die Nebel der Täuſchung zu entfernen. Mit wenigen Worten iſt hier der volle Werth der ſchönen Frau angegeben, ihr Bild, ebenſo anmuthig als geiſtig hoch geſtellt, tritt dem Beſchauer mit Klarheit entgegen. Wie ſehr gönnen wir dem ewig in der Irre umhergetriebenen Dichter eine bleibende Stätte, wie er ſie hier gefunden; an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erſt wird er ſeinem guten Genius anvertraut, jetzt ſeine Poeſie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von der dämoniſchen Maske wilder und zerſtörender Leidenſchaften hinweggeſcheucht zu werden.

Er ſagt an einer andern Stelle: „In dieſem

Sommer (1778) ſchrieb ich einige Liebesverſe, theils um meine Dame zu preiſen, theils um die große Beängſtigung auszulaſſen, in der ich wegen ihrer häuslichen Verhältniſſe manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf ſie beginnen mit dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dulce fuoco ardenti.

„Alle verliebten Verſe, welche dieſen folgen, beziehen ſich auf ſie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau ſingen. Und mir ſcheint, ſie mögen nun mit mehr oder minder Glück und Zierlichkeit aufgefaßt ſein, daß in ihnen am Meiſten jener unendliche Affekt durchſchimmern müſſe, der mich zwang zu ſchreiben, und den ich mit jedem Tage für ſie zunehmen fühlte, und das läßt ſich, wie ich glaube, am Meiſten an den Verſen bemerken, die ich dichtete, wie ich lange von ihr entfernt war.“

Fernere Schickſale der intereſſanten Dame.

Da wir nunmehr die Dame und ihren Begleiter kennen gelernt haben, ſo wird es an der Zeit ſein, ſich um ihre ferneren Schickſale zu kümmern. Sie wohnt nicht immerfort in dem Palaſt Gianfigliazzi, gegenüber dem Gebirge von Carrara, wir wollen ſie auf ihren Ausflügen und Unternehmungen begleiten.

Zuerſt ſehen wir ſie mit Mr. Gehegan und der Gräfin Orlandini auf dem Wege nach dem Kloſter Bianchetti, deſſen Nonnen beſonders in dem Rufe geſchickter Künſtlerinnen ſtehen. Die Damen wollen das Kloſter ſehen; ſie werden eingelaſſen, doch ſogleich hinter ihnen ſchließt ſich die Thür. Der Graf und Herr Gehegan ſind ausgeſchloſſen. Der Graf will durchaus hinein, es iſt keine Möglichkeit! Er zürnt und droht endlich, Lärm zu machen; da erſcheint die Aebtiſſin des Kloſters: Herr, Herr, erwidert ſie auf die Fragen des Grafen, man kommt auf dieſe Weiſe hier nicht herein. Aber wo iſt meine Frau? Ich will ſie wiederhaben, ſagt der Graf. Ihre Frau Gemahlin, tönt die Antwort, befindet ſich in unſerem Schutz, wird von der Frau Großherzogin protegirt und bleibt für's Erſte hier. Das iſt der Teufel! zürnt der Graf, ich werde ſie mir holen und ſollte ich Ihr Kloſter in Brand ſtecken! Die Aebtiſſin verläßt den Wüthenden, der umſonſt wehrt, man öffnet ihm nicht und läßt ihn auch ſeine Gemahlin nicht ſehen. Er muß ſich endlich beſchämt zurückziehen; indem er fortgeht, ſchwört er dem Kloſter Rache.

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri ſelbſt über dieſes auffallende Ereigniß ſagt. „Es ſei mir genug, zu ſagen, daß ich eine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und ſtets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß im Allergeringſten ihre Ehre gekränkt oder der Anſtand auch im Entfernteſten verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die beſonderen Umſtände der höchſt drückenden Gefangenſchaft, in welcher ſie langſam hinſtarb, gewußt und in der Nähe geſehen hat, wird der Meinung ſein, daß es nicht leicht war, ſich gehörig zu benehmen, und die Sache, wie es geſchah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerſt ging ſie in ein Kloſter in Florenz. Ihr Gemahl ſelbſt führte ſie dahin, unter dem Schein, den Ort zu ſehen, und mußte ſie dann zu ſeiner nicht geringen Befremdung auf den Befehl und die Veranſtaltung des damaligen Machthabers in Florenz daſelbſt zurücklaſſen. Nach einigen Tagen wurde ſie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derſelbe wohnte, und hier zog ſie ſich in ein anderes Kloſter zurück. Die Urſachen dieſes Bruches zwiſchen ihr und ihrem Gemahl waren ſo vielfach und ſo offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde.

„Nachdem ſie gegen Ende des December nach Rom abgereiſt war, blieb ich wie eine verlaſſene Waiſe in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innerſten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne ſie nur ein halber Menſch ſei, denn ich fand mich zu jeder Thätigkeit und jedem Werke der Kunſt ſchlechterdings unfähig, und war weder um den glühend gewünſchten Ruhm, noch um mich ſelbſt im Geringſten bekümmert. Ich hatte alſo in dieſer Sache ſo eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und zu meinem Verderben, denn nie konnte mich ein größeres

Unglück treffen, als ſie nicht mehr zu ſehen. Schicklicher Weiſe durfte ich ihr nicht ſo bald nach Rom folgen; auf der andern Seite war es mir nicht möglich, lange in Florenz zu bleiben. Ich blieb noch den ganzen Januar da, und dieſe Wochen ſchienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lektüre, noch ſonſt Etwas fortſetzen, ich ergriff daher den Ausweg, nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie man leicht ſieht, Neapel, weil der Weg dahin über Rom ging. — Ich kam an, ich ſah ſie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke; ich ſah ſie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder mißhandelt als in Florenz, aber ich ſah ſie aus anderen Gründen nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wiſſen, auf wie lange wir es ſein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß ſie wenigſtens nach und nach ihre Geſundheit wieder erlangen könnte, und als ich bedachte, daß ſie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinſchlummern, nicht ſtets zittern vor dem unzertrennlichen lauten, zornigen Schelten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß ſie leben dürfe; ſchienen mir alsdann die ſchrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grauſam und minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in dieſen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunſtbewerbungen und Kunſtgriffen, die ich nicht um die Herrſchaft der Welt in's Werk geſetzt haben würde; Gunſtbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhmes erſchien, und wiewohl ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen würde, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnnen wollte, die ihn bewachen oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich, Viſiten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing. Ich will mich nicht über die Perſon dieſer beiden Brüder verbreiten, ſie waren damals allgemein bekannt; und wenn gleich die Zeit ſie in gänzliche Vergeſſenheit begraben haben mag, ſo erwarte man nicht von mir, daß ich ſie daraus hervorziehe, denn loben kann ich ſie nicht und tadeln will ich ſie nicht. Der Umſtand jedoch, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten.

„Die Angelegenheiten meiner Dame wurden unterdeß etwas leichter; gegen Ende des März hatte ſie vom Papſt die Erlaubniß erhalten, das hatte. Die Paare der Menuet ſtellten ſich zuſammen, und eine junge Grazie, eine Prinzeſſin von Pfalzzweibrücken, unbeſtritten die Königin dieſes Abends, führte an der Hand eines Chevaliers de Malthe den Reihen an. Eine Atmosphäre von Ambra fluthete dieſem Paare nach und war gleichſam der Strom, in dem die nachfolgenden Federbüſche wie ſilberne Schwäne ſchwankten. Ich führte die Gräfin de Luc, und dieſe prächtige Geſtalt ſchwankte neben mir in der Fülle eines ſo erſtaunenswürdigen Reifrocks, daß der Schnitt dieſes himmliſchen Gewandes einer neidiſchen Pariſerin, die uns auf dem Fuße folgte, Vapeurs zuzog. Ich brachte meine Göttin mit all der koketten Zierlichkeit, die ich mir auf den kleinen Ballen der Gräfin Coſel angeeignet hatte, Kloſter zu verlaſſen und, gleichſam ſtillſchweigend von ihrem Manne getrennt, ſich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, welche ihr ihr Schwager in ſeinem Palaſte in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen, und fühlte doch vollkommen wohl, daß dies nicht ging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwiſchen Liebe und Pflicht erfährt, ſind die fürchterlichſten und tödtendſten Gefühle, die ein Menſch jemals beſtehen kann. Ich zögerte den ganzen April, und auch den Mai hatte ich mir vorgenommen ſo hinzuſchleppen, aber den zwölften war ich, ohne es zu wiſſen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich, von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den ſchon begonnenen Lauf höfiſcher Bewerbungen und Gewandtheiten fortſetzte und vollendete, um nur dieſelbe Stadt, wie die Geliebte, bewohnen und die Theure daſelbſt ſehen zu können. So war ich denn nach vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anſtrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Viſiten abſtattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmeſſenden Menſchen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachſuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in

Rom, geduldet von jenen Gewaltigen, und ſelbſt von den Geiſtlichen begünſtigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder ſich einmiſchten. Aber gut für ſie war es, daß ſie von ihrem Schwager und ſeinem elenden Anhang nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subſiſtenz abhing, die ſie im Ueberfluß und auf eine ehrenvolle und vor der Hand ſichere Weiſe wo andersher hatte.“

Bei dieſen betrübenden Vorfällen iſt allerdings Einiges noch beſonders herauszuſtellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Beſitz ſeiner Gattin gleichſam, oder vielmehr nicht gleichſam, ſondern ganz offenbar betrogen wurde, hatte etwas, das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu ſetzen. Der Beſuch im Kloſter, dann die Entführungsweiſe nach Rom, und dabei alle jenen Anſtalten, die von einer Perfidie und Geſchicklichkeit zeugen, die einem italieniſchen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günſtiges Licht auf die Verbündeten und laſſen Karl Eduard, der ſonſt unbedingt die öffentliche Stimme gegen ſich hat, verzeihlich erſcheinen, wenn er ſich über Verrath und niedere

Treuloſigkeit beklagt, denn er hatte Alfieri gaſtfreundlich und vertrauend in ſein Haus aufgenommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfaſſer der römiſchen Briefe nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe ſich der unehrerbietigſten Ausdrücke und des lauteſten Tadels gegen den Mann ſeiner Dame bedient. Die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maß und Schonung über ihn ſpricht. „Da ich ihn nicht loben kann und ihn nicht tadeln mag, ſo will ich über ihn ſchweigen," ſagt er, und dieſe Aeußerung iſt mild und rückſichtsvoll, wie man ſie in ſolchen Verhältniſſen nur immer verlangen kann.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es ſcheint, auf eine freie, ungezwungene Weiſe. Die Gräfin lebte im Palaſte des Cardinals, ihres Schwagers; Alfieri, der die Villa Strozzi zu ſeinem Wohnorte gewählt hatte, beſuchte ſie täglich, und in einem Kreiſe von Freunden und Gleichgeſinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich ſeine Antigone. Später jedoch brachen Klatſchereien aller Art aus, und Alfieri mußte Rom verlaſſen. Auch die Gräfin ſchied 1784 aus dieſer Stadt, und erſt nach ſechsmonatlicher Trennung ſahen ſich Beide in Colmar im Elſaß wieder.

Mittlerweile war der Graf Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder geneſen; allein ſeine völlig zu Grunde gerichtete Geſundheit ließ keine lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahre 1785 begab er ſich zu ſeinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei ſich, die er Gräfin Albani nannte und welche die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkingſhaw, war. Sein Tod fällt in's Jahr 1788, er wurde 68 Jahre alt und ſtarb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht. Eine pomphafte Inſchrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn hinbettete, dieſen Unglücklichen, deſſen Unglück nicht einmal mehr Intereſſe einzuflößen im Stande war, ſo weit weg war die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen von ihm und ſeinem Geſchlechte abgelenkt.

Unſere ſchöne Gräfin, denn ſchön war ſie noch und blieb es auch, wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben ſchenken wollen, bis in ihr ſpäteſtes Alter, war nun frei und konnte jetzt ihrer Neigung folgen. Dieſe trieb ſie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grauſamen Prüfung auszuſetzen, ſeine Tage in Einſamkeit und getrennt von ihr hinzubringen. Im Jahre 1778, alſo ſchon vor dem Ableben des

Grafen, befand ſie ſich in Paris, Alfieri begab ſich ebenfalls dahin. Nach dem Tode des Grafen lebten Beide, nicht mehr getrennt, in einem Hauſe, und Jedermann ſah die Ehe für geſchloſſen an, obgleich öffentlich keine Bekanntmachung hierüber in's Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung des Todes ihres Gemahls auf die Gräfin ſagt Alfieri: „Wiewohl dieſer Tod wegen der wiederholten Zufälle, die ſeit mehreren Monaten ihn betroffen hatten, ſchon ſeit geraumer Zeit vorherzuſehen war, und wiewohl die Wittwe dadurch völlig unabhängig wurde, und ſie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte, ſo war ich bei dem Allen zu meinem Erſtaunen Augenzeuge von einem gewiß nicht verſtellten, noch vergrößerten Schmerz, der ihre Seele tief durchdrungen hatte, denn keine Verſtellung kam je in dieſes reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverläſſig hätte ihr Gemahl, unerachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beſte Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er ſie nicht unaufhörlich durch ſein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieſes Zeugniß der reinen Wahrheit ſchuldig.“

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris

machten die Gräfin und Alfieri Pläne, die Stadt zu verlaſſen; ſie ſchwankten jedoch ſo lange, wohin ſie ſich wenden ſollten, daß der ausbrechende Sturm ſie immer noch am Platze fand und ſie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr veranſtalten konnten. Die Beſchreibung dieſer Abreiſe iſt mit ſo lebhaften Farben und ſo lebendig gemalt, daß wir uns nicht verſagen können, hier einen kleinen Auszug zu geben. „Am Sonntage, den 18. nach Mittag, reiſten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welche für uns der nächſtliegende Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denis nach Calais zu gehen, wohin wir uns aufmachten, um auf das Schnellſte aus dieſem unſeligen Lande zu kommen, als wir daſelbſt drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden, mit einem Offizier, der, nachdem er unſere Päſſe geſehen, ſich entſchloß, uns das Gitter dieſes ungeheuren Gefängniſſes zu öffnen und uns unſeres Weges ziehen zu laſſen. Aber neben der Barrière war eine Kneipe, aus welcher ſich auf einmal einige Dreißig von jenen Henkern des Pöbels hervorſtürzten, nackt, betrunken und raſend. Dieſe, ſobald ſie zwei Kutſchen ſahen, beſchwert mit Koffern und Mantelſäcken und einem Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Bedienten, er=

hoben ein Geſchrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und ſie in Elend und im Weh zurücklaſſen wollten. Darauf begann ein Zank zwiſchen den wenigen und armſeligen Garden und jenen vielen und ſchändlichen Böſewichtern, da jene uns herauslaſſen, dieſe uns zurückhalten wollten. Ich ſprang aus dem Wagen mitten unter den Schwarm, alle ſieben Päſſe in der Hand, und zankte und ſchrie und tobte noch ärger als ſie, wodurch man immer mit den Franzoſen fertig wird. Sie laſen Einer nach dem Andern die Beſchreibungen unſerer Perſonen, und ließen ſie ſich vorleſen von Denen, die da leſen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in dieſem Augenblick die entſetzliche Gefahr zu kennen, in der wir ſchwebten, wohl drei Mal meinen Paß in die Hand und ſchrie mit lauter Stimme: Da ſeht! hört, Alfieri iſt mein Name; ein Italiener, kein Franzoſe, groß, hager, blaß, rothes Haar! Bin ich das? Seht mich an, der Paß iſt mein! Wir haben ihn auf geſetzmäßige Weiſe von Dem erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus, und bei Gott, wir werden hinaus kommen! Länger als eine halbe Stunde dauerte dieſer Auftritt auf der Gaſſe, ich zeigte richtige Faſſung, und das rettete uns. Es hatten ſich indeſſen mehrere Menſchen um die Kutſchen verſammelt und Viele ſchrieen: Wir wollen die Wagen verbrennen; Andere: Wir wollen ſie mit Steinen werfen; Andere: Sie fliehen, es ſind Adelige und Reiche, wir wollen ſie zurückführen auf's Stadthaus, damit Gericht über ſie gehalten werde. Doch kurz, die ſchwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch Etwas für uns ſagten, und mein wildes Toben und Schreien mit einer wahren Ausruferſtimme, und mehr als Alles die halbe Stunde und darüber, in welcher die Affentiger des Zankens müde geworden waren, erſchlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wache gab mir einen Wink, in den Wagen zu ſteigen, in welchem ich meine Dame gelaſſen hatte, man kann denken, in welchem Zuſtande; ich ſtieg daher ein und die Poſtillone ſetzten ſich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum, und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünſchungen dieſes Geſindels. Nachdem wir dieſer Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wohl vierzig Male unſere Päſſe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die erſten Fremden waren, die nach der Kataſtrophe des zehnten Auguſt aus Paris und aus dem Lande gingen. Auch ſagte man uns, daß am 20. Auguſt, den ich glücklicherweiſe um zwei Tage anticipirt hatte, dieſelbe Section, die uns die Päſſe gegeben hatte, in pleno gekommen ſei, um die Dame zu verhaften und in's Gefängniß zu führen. Man beſchuldigte ſie, weil ſie adelig, reich und untadelhaft war. Mir, da ich immer weniger gegolten als ſie, erwies man dieſe Ehre nicht. Da ſie uns nicht fanden, hatten ſie unſere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiscirt, dann unſere Einkünfte ſequeſtrirt und uns Beide für Emigranten erklärt."

Die Fliehenden begaben ſich zuerſt nach Brüſſel, von dort im Herbſte durch das ſüdliche Deutſchland über die Alpen nach Toscana. Am Lugarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuſer der Familie Gianfigliazzi, als eine ſchöne Ausſicht auf die Bosketts des unteren Flußufers und auf die Marmorberge Seravazza's und Carrara's gerichtet. Hier wohnte er und die Wittwe Karl Eduard's bis an ihr Lebensende, und hier haben wir ſie gleich bei Beginn unſerer Erzählung getroffen.

Die engliſche Familie, die wir geſchildert, war nicht die einzige von den Fremden, die Einlaß begehrten; es fanden ſich noch mehrere andere, die alle kamen, um die intereſſante Wittwe ihres Königs zu ſehen, ſie wurden jedoch alle zurückgewieſen, dieſes eigenſinnige Paar hatte ſich entſchloſſen, Niemandem den Eintritt zu ſich zu gewähren.

Wir wollen nun auch Einiges über ihre ſpäteren und letzten Lebensjahre berichten.

Als die Franzoſen in Florenz erſchienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieſer ihm ſo verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog ſeine Freundin, mit ihm zu gehen und ſeine Villa zu beziehen. Sie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluſte an ihrem Vermögen erlitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abſtoßender und verſchloſſener gegen die Geſellſchaft ſtimmte, ſahen ſie faſt keine Leute bei ſich, und lebten in einer Einſamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin damals an der Seite ihres Gemahls geſchmachtet hatte. Hier war jedoch die treueſte Freundſchaft, die zärtlichſte und bis an's Ende unveränderte Liebe die verſüßende Zugabe dieſer Einſamkeit.

Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernſtlich, am 14. Mai 1803 beendete er ſeine Selbſtbio-

Geſpräch beſtand aus Wiederholungen und Fadheiten. Die ſchöne Frau beabſichtigte durchaus keinen andern Eindruck auf einen Mann hervorzubringen, als den, der immer der unabweisliche Begleiter von einem Paar runden Schultern und einer ſchön gewölbten Bruſt iſt. Ich fand in ihrer Unterhaltung keine jener witzigen beißenden Anſpielungen, an die ich mich faſt ſchon gewöhnt hatte, wenn ich mich in einem tête-a-tête einer Frau gegenüber befand. Die Beziehungen der Zärtlichkeit und eines geübten Herzens hatte ich ſchon faſt ganz vergeſſen. Die Gräfin fand aber für nöthig mich wieder auf dieſe Künſte zurückzuführen. Ich errieth ihren Willen, und ehe eine Stunde verging befanden wir uns ſchon beide im Feuer eines galanten Wortgefechts, in dem graphie, und am 8. October deſſelben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, ſtets beſorgt, ſein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anſpruch, um die Stätte, wo die irdiſche Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Geſchlechtern durch den Pomp und den Glanz der künſtleriſchen Schöpfung eines gefeierten Meiſters bezeichnen zu laſſen. Seltſamer Weiſe hatte beim Ableben Karl Eduard's Canova ebenfalls einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für denſelben zu fertigen. Er hatte ſchon etwa zehn Jahre vor ſeinem Tode bei Anlaß einer ſehr heftigen und dauernden Krankheit ſich ſelbſt eine Grabſchrift und auch eine für ſeine Dame geſetzt. Dieſe ſelbſtgewählte Schrift nahm man nun jetzt nicht, ſtatt ihrer eine von der Dame angegebene.

Wie ſchon geſagt, malte François-Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri's. Beider Bildniſſe ſind in der Gallerie der Uffizien, in demſelben Saale, wo die franzöſiſche Schule aufgeſtellt iſt. Wir entſinnen uns eines Bildes der Prinzeſſin Stolberg, das wir in einem Zimmer des Palaſtes zu Wernigerode geſehen zu haben uns erinnern, das aber nicht mehr daſelbſt zu finden iſt. Sie muß von einer ſeltenen Schönheit und Anmuth geweſen ſein; aus dem Charakterbilde, das wir ſo eben von ihr entworfen, geht hervor, daß die Schönheit ihrer Seele noch die des Körpers überragt habe. Eine intereſſante Frau war ſie jedenfalls, vollkommen des Ruhms, den ſie bei ihren Zeitgenoſſen genoß, würdig, und dieſen Ruhm wird ihr auch die Nachwelt ſpenden.

Sie lebte, da der Genoſſe ihrer ſchönſten Jahre von ihr genommen war, in einem kleinen Kreiſe auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang, ſie zu ſehen, die Wittwe eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters, war groß, doch nur Wenigen öffneten ſich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverſchämt und zudringlich wie immer, ſtets in bruſker Ungenirtheit in jedes Aſyl ihre klatſchhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die eine einſame Frau in ihrem ſtillen Schmerz um einen geliebten Todten um ſich gezogen, und die vagabondirend-gelehrte Dame hatte die Grauſamkeit, ein Witzwort in dieſen Räumen, in denen der Athem früher und großer Geſchicke geweht hatte, ertönen zu laſſen. Sie nannte die Gräfin „grande reine“ und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade ſtattfindenden Tod Georg's III. Man konnte nicht boshafter über die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die Familie Stolberg anſpielen, wenn dieſe ſolche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani ſtarb in Florenz in einem Alter von 72 Jahren am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauſes, jener vielerwähnte Künſtler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle zu Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs ſind darauf angebracht. Die Inſchrift iſt dieſelbe, die Alfieri entworfen hatte, nur hat man die Zeile weggelaſſen, die von ſeiner Liebe Zeugniß giebt, ſie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albani Comitessa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissima
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV. d. IX
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
Monumentum.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Hinrichs, Dr. H. F. W., ordentlicher Profeſſor an der Königl. Univerſität zu Halle. Die Könige. Entwickelungsgeſchichte des Königthums von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. (Unveränderter Abdruck.) gr. 8. broch. 2⅓ Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Hiſtoriſche Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe. Amerikaniſche Nachtſeiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Livingſtone, Dr. David, Miſſionsreiſen und Forſchungen in Süd-Afrika während eines ſechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autoriſirte vollſtändige Ausgabe für Deutſchland. Aus dem Engliſchen von Dr. H. Lotze. Nebſt 23 Anſichten in Tondruck und zahlreichen Holzſchnitten, 2 Karten und 1 Portrait. 2 Bde. gr. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Mökern, Philipp van, Oſtindien, ſeine Geſchichte, Cultur und ſeine Bewohner. Reſultate eigener Forſchungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutſche Original-Ausgabe. 2 Bde. gr. 8. broch. 4¼ Thlr.

Möllhauſen, B., Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Möllhauſen, Balduin, Reiſen in die Felſengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landſchaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 ſtarke Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Südſlaven und deren Länder in Beziehung auf Geſchichte, Cultur und Verfaſſung. gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Opitz, Theodor, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteriſtik des Dichters nach ſeinen Werken. 8. broch. 8 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Profeſſor, Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzſchnitt und einem Titelbilde in Tondruck, gezeichnet von C. Merkel. Zweite Auflage. 8. In Umſchlag cartonnirt. 1¼ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Mikroſkopiſche Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächſe. Mit 15 lithographirten, größtentheils color. Tafeln und eingedruckten Holzſchnitten. Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur. Erſter Band. 8. broch. 27 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Die Verſteinerungen, deren Beſchaffenheit, Entſtehungsweiſe und Bedeutung für die Entwickelungsgeſchichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräſentanten der geologiſchen Epochen. Mit 7 lithogr. Tafeln und eingedruckten Holzſchnitten. Populäre Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur. Zweiter Band. 8. broch. 1¼ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Reiſeerinnerungen aus Spanien. Mit Landſchaften in Tondruck und Abbildungen in Holzſchnitt, nebſt einer Karte. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. broch. 2⅚ Thlr.

Schmid, Dr. G. B., Hiſtoriſches Taſchenbuch oder chronologiſche Ueberſicht der Welt- und Culturgeſchichte. Zweite vermehrte Aufl. 8. broch. 6 Ngr.

Sigismund, Carl, Natur und Landbau im innigen Zuſammenhange. Praktiſche Winke für den deutſchen Landwirth. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Zweite Auflage. 8. broch. 16 Ngr.

Souveſtre, Emile, Der Philoſoph in der Dachſtube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutſch von Dr. A. Diezmann. Von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris gekrönte Preisſchrift. Dritte Auflage. Ausgewählte Schriften. Erſter Band. 8. broch. 15 Ngr.

Souveſtre, Emile, Aus dem Leben eines Handwerkers. Deutſch von B. H. Sillig. Zweite Auflage. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. 8. broch. 15 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Wallace, Sigismund, Licht- und Schattenbilder aus Aſien, Afrika und Europa. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Die

Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargeſtellt von

H. A. Berlepſch.

Mit 16 Illuſtrationen und einem Titelbilde in Tondruck
nach Originalzeichnungen von
Emil Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. 1 ſtarker Band. eleg. broch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldſchnittband 4 Thlr. 20 Sgr.

Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illuſtrationen ohne Tondruck. Oct. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorſtehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände in Deutſchland, wie in England und Frankreich, eine ſo überaus günſtige Aufnahme und in der periodiſchen Preſſe eine ſo einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlagshandlung ſchon jetzt zur Beſorgung einer zweiten wohlfeilen **Volks-Ausgabe** ſchreiten mußte. Sie giebt nachſtehend aus der großen Summe der in deutſchen **Zeitſchriften** erſchienenen Kritiken einige Auszüge zu gefälliger Notiz Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. Die engliſche Ausgabe erſchien bei Longman u. Comp. in London, die franzöſiſche bei H. Georg in Genf.

Urtheile der deutſchen Preſſe in gedrängten Auszügen.

Das Werk ſoll ein Seitenſtück zu Tſchudi's Thierleben der Alpenwelt ſein und verdient ſeinen Platz neben dieſem Meiſterwerke in dem Bücherſchrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. ſind außerordentlich lebendig und mit Geſchmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu ſchwungvoll, wenigſtens für Den, der die zu allen Ueberſchwenglichkeiten der Naturbegeiſterung hinreißende, unnennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht ſelbſt geſchaut hat. **Roßmäßler, Aus der Heimath.**

Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reiſenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erſcheinungen in denſelben vorzubereiten, wie den Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Geſehene zu dienen, zugleich auch für den, welcher ſich die eigene Anſchauung der gewaltigen Gebirgsſcenerie und des Lebens in derſelben verſagen muß, die anziehendſte Lektüre.

Giebel u. Heintz,
Zeitſchrift für die geſammten Naturwiſſenſchaften.

Dieſes treffliche Buch enthält ſehr anziehende Schilderungen der Alpen und namentlich ihrer Bewohner. Wer die Schweiz und Tyrol kennt, oder wer ſie kennen lernen will, dem empfehlen wir, um zum Verſtändniß ſeiner Reiſegenüſſe, alſo zum doppelten Genuſſe zu gelangen, Berlepſch' Buch auf das Angelegentlichſte. Der Verfaſſer iſt in den Naturwiſſenſchaften, namentlich in der Geologie zu Hauſe, und weiß uns vortrefflich das Charakteriſtiſche der Alpenlandſchaften und ihre äſthetiſchen Wirkungen nach den großen Naturgeſetzen zu erklären; er eröffnet uns gleichſam das geologiſche Verſtändniß des Erhabenen oder Schönen, den naturhiſtoriſchen Sinn der Formen und ihrer Wechſel. **Das Ausland.**

Wer in der Alpenwelt ſich umgeſehen und deren großartige Natur aus eigener Anſchauung kennen gelernt, wer ſelbſt in Berg und Thal umhergewandert iſt, der wird ſich unwillkürlich angezogen fühlen von dem Bilde, das hier vor ſeinen Augen ſich entrollt und in aller Treue und Wahrheit in friſchen Farben ihm Das vorführt, was er ſelbſt geſehen und zum Theil wenigſtens auch erlebt, — nicht ohne mannigfache Aufklärung und Belehrung über Alles das, was die Welt der Alpen Eigenthümliches in ihren Natur-Erſcheinungen bietet. Und wer dieſe Wunder der Natur noch nicht mit eigenen Blicken erſchaut und in die Alpenwelt ſich vertieft hat, der wird nicht minder ergriffen, er wird von Verlangen und Sehnſucht erfüllt werden, mit eigenen Augen das zu erblicken, was ſeinem Geiſte hier in einer ſo friſchen und lebendigen, anziehenden Darſtellung entgegentritt und ihn durch die reiche Belehrung befähigt, mit größerem Erfolg die Wanderung in die Alpen anzutreten.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Seit Tſchudi's „Thierleben der Alpenwelt" iſt kein Werk über die Schweiz erſchienen, das die Natur des großen Europäiſchen Gebirges mit einer ſo friſchen, von wiſſenſchaftlichem Geiſt durchdrungenen Wahrheit darſtellte, wie dieſes. Berlepſch ergänzt ſeinen Vorgänger recht eigentlich.

Europa. Chronik der gebildeten Welt.

Noch ehe wir dieſes niederſchreiben, wird Berlepſch's ſchönes Werk in manchem Leſer die Erinnerung an den Genuß, den ihm einſt die Wanderung durch die Alpen gewährte, wohlthuend aufgefriſcht, in vielen anderen die Sehnſucht nach eigener Anſchauung jener herrlichen, großartigen Gebirgswelt erweckt haben. Mit hingebender Liebe für die Alpen-Natur, die er mit gründlicher Kenntniß beſchreibt, führt der Verfaſſer eine lange Reihe einzelner Bilder in anziehender poetiſcher und allgemein verſtändlicher Sprache vor, u. ſ. w. — Zog uns ſchon das Wort, die lebensvolle Schilderung, bisweilen unvermerkt in die Täuſchung hinüber, als erlebten und ſähen wir all das Liebliche und Schöne, das Schreckensvolle und Erhabene, ſo wird dieſe Wirkung noch erhöht durch die wahrhaft künſtleriſchen Illuſtrationen; ſelten haben wir in derartigen Werken ſo genial gezeichnete und durch Holzſchnitt ſo vorzüglich wiedergegebene Bilder angetroffen.

Petermann's Mittheilungen.

Das vorliegende Werk gehört zu denen, welche, ohne des gediegenen, wiſſenſchaftlichen Inhaltes zu entbehren, dennoch vorzugsweiſe ihrer gefälligen Form wegen anſprechen und geleſen werden. Der Verfaſſer iſt weit entfernt, die Gegenſtände dieſer ſeiner Darſtellung poetiſch auszuſchmücken, wie es ſo viele andere Schriftſteller gethan haben; ſeine Schilderungen tragen vielmehr das Gepräge der gewiſſenhafteſten Wahrheit, der nüchternſten Betrachtung und machen nichtsdeſtoweniger den Eindruck von Kunſtwerken, weil ſie die Eigenthümlichkeit der zu beſchreibenden Gegenſtände in feinſter Weiſe erfaſſen und in ſcharfen, beſtimmten Umriſſen zur Anſchauung bringen.

Berliner Revue.

Der Verfaſſer iſt in dem ſchönen Lande ſeit Jahren anſäſſig und hat daſſelbe auf vielfachen Wanderungen, ſo wie im täglichen Verkehr nach allen Seiten hin gründlichſt kennen gelernt; er umfaßt es mit heißer Liebe und dieſe iſt ihm ein Sporn geworden, die Eigenthümlichkeiten des Landes nicht blos auf der Oberfläche aufzufaſſen, ſondern ſie auch in ihrem wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu ſtudiren. Allerdings gehören dazu mannigfache Vorkenntniſſe, namentlich auf naturhiſtoriſchem Gebiet: Doch zeigt der Verfaſſer ſich derſelben durchweg Meiſter und ebenſowenig fehlt es ihm an jener Gabe anmuthiger und feſſelnder Darſtellung, welche vor Allem dazu gehört, um Büchern dieſer Art, unbeſchadet ihrer wiſſenſchaftlichen Gediegenheit, den Weg in das größere Publikum zu öffnen. In dieſer Weiſe, ohne ſich irgendwie in ein ſchwerfälliges Detail zu verlieren, aber auch ohne jemals den ſicheren Boden der Thatſachen zu verlaſſen, ſchildert der Verfaſſer zunächſt u. ſ. w. Was dieſer Wanderung nun aber einen ganz beſonderen Reiz verleiht und den Schilderungen des Verf. ſozuſagen ein doppeltes Leben einhaucht, das iſt die treue und liebevolle Unterſtützung, die er an der Kunſt des Zeichners gefunden. Die Bilder ſind wahre kleine Meiſterwerke.

Prutz, Muſeum.

Es hat uns oft gewundert, daß Tſchudi keinen ebenbürtigen Mitbewerber gefunden hat. Dieſer Concurrent iſt jetzt in die Schranken getreten: „Die Alpen ꝛc. von Berlepſch“ ſind werth, neben Tſchudi einen Platz in den Familien-Bibliotheken zu erhalten. Beide Werke ſind durch Gegenſtand, Ton und Ausſtattung einander zur Ergänzung beſtimmt. Berlepſch erreicht in ſtyliſtiſcher Beziehung, in der Einfachheit der Mittel bei weitem ſeinen Vorgänger nicht; ihm fehlt jene naive Unmittelbarkeit, jene Urſprünglichkeit, die bei Tſchudi ſo bezaubernd auf den Naturfreund wirkt; er reflectirt mehr, ſeine Phraſeologie iſt wiſſenſchaftlicher, nach und nach aber gewinnt man ihn lieb und lernt ſich auch auf dieſen vielkundigen Alpenkenner verlaſſen. Wer die Alpen lieb hat, wird an Berlepſch's Natur- und Lebensbildern ſeine Freude haben. Die Illuſtrationen von derſelben Meiſterhand, wie die zu Tſchudi's Thierleben, ſind durchweg anſprechend, zum Theil wahre kleine Meiſterſtücke. Die Erfindung iſt höchſt geiſtvoll, die Zeichnung gut und die Ausführung fein und geſchmackvoll. Wir haben dieſe Alpenbilder bei Kindern die Probe beſtehen laſſen; der Anklang war glänzend, der Jubel wollte nicht enden.

Kölniſche Zeitung.

aber bei Zeiten, daß ich nur der Köder an der Angel war. Mein geübtes Auge, durch keine Illuſionen der Jugend mehr verblendet, ſah über die entzückenden Mienen der ſchönen Verführerin hinweg und bemerkte ein unruhiges Individuum, das ewig auf einem Abſatz ſchwankte und ſich die Fingerſpitzen ſeiner Handſchuhe zernagte. Dieſes gepeinigte Weſen war ganz ohne Zweifel ein getreuer Schäfer, der in ſeinem Dienſte laß geworden zu neuer Thätigkeit entflammt werden ſollte. Und in der That das Mittel wirkte; die dunkeln Augen „des Mannes der Qual" wurden immer wilder und brennender, je abgeſchmackter die Fadheiten, die wir gegeneinander austauſchten. Ich beluſtigte mich ſcheinbar in die Falle zu gehn, und bemerkte den in Schach gehaltenen Liebhaber den

Reiſen
in
Südweſt-Afrika bis zum See Ngami
in den Jahren 1850 bis 1854.
Von
Charles J. Andersſon.
Aus dem Schwediſchen
von
Dr. H. Lotze.
Mit 16 Stahlſtichen in Tondruck von Alexander Alboth
und zahlreichen Holzſchnitten, nebſt einer Karte.
Lex.-Oct. 2 Bde. broch. 5½ Thlr.

Forſchungsreiſen
in
Arabien und Oſt-Afrika,
nach den Entdeckungen
von
Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt
und Anderen
in zwei Bänden bearbeitet von
Karl Andree.
Nebſt 8 Tonbildern, zahlreichen eingedruckten Holzſchnitten
und einer Karte von Afrika, gezeichnet von
Dr. H. Lange.
Gr. 8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

auf mich zu und lies eine Art von Ausforderung an mich gelangen. Ich erwies ihm die Gefälligkeit ſie anzunehmen, und dieſes Duell endigte ſo viel ich mich beſinnen kann glücklich für beide Theile. Ich würde dieſes Umſtands hier nicht erwähnen, wenn nicht der Zufall mir grade in meinem Gegner einen Menſchen zugeführt hätte, dem ich ſchon lange auf der Spur war, und den feſt zu nehmen ein Theil meiner geheimen Aufträge gebot.

Es ſpielte unter den feinen Spitzbuben, die im Gefolge der Diplomatie der damaligen Höfe auftraten, ein gewiſſer Chevalier Clement eine bedeutende Rolle. Er war ein eben ſo geſchickter Betrüger als intereſſanter Weltmann. Noch immer haben die geheimen Akten nicht erwieſen, beſtimmter Autoriſation in ſeine Hände konnten gelangt ſein. Der Leſer erinnert ſich aus dem erſten Abſchnitt dieſer Denkwürdigkeiten einer Scene, wo ein geheimnißvoller Reiſender bei Nacht und mit Hulfe des verdächtigen Paters Joachim den Fluß in der Nähe der Pfarrwohnung uberſchiffte. Dieſer Flüchtling war der Chevalier Clement. Er ging nach Brüſſel und wollte von dort nach Amerika entwiſchen, als ihn ſein Schickſal in der Geſtalt eines preußiſchen Gensd'armes-Majors erreichte, er nach Berlin gebracht und dort nach kurzem Prozeß enthauptet wurde. Der Pater ergriff gleich nach dem obigen Vorfall die Flucht, und man weis wie groß der Schmerz und die Verwirrung war, die jenes Päckchen Papiere, die unglücklicher Weiſe in meinen Händen zurückblieben, in unſerem

Aufſchlüſſe und brachte manchen Mund zum Schweigen. Die Souveräne gaben ſich das Wort keine Unterhändler, die ſie ſtatt mit einem Ordensbande mit dem Strick des Henkers begaben mußten, mehr in Thätigkeit zu unterhalten, aber dieſes Wort wurde bald vergeſſen. Man ſah ſchnell hinter einander faſt an allen Höfen wieder Meteore von ſo faulichtem und zweifelhaftem Glanze auftauchen. Von neuem erhob ſich die Klage über erkünſtelte Unterſchriften, erdichtete Briefe, geſtohlene Vollmachten und uſurpirte Dokumente. Die Diplomaten geriethen in endloſe Zänkereien und mehr als ein Reichstag beſchäftigte ſich in geheimer Sitzung über die überhand nehmende franzöſiſche Perfidie unter den deutſchen Fürſten. Der Reichsvizekanzler erklärte in einem politiſchen achtete auf dieſe koſtbare Reliquie aus dem Redeſchatz der alten Germanen; man fand Luther's Sprache plump und dagegen die Machiavell's voll nachahmungswürdiger Zierlichkeit. Das Reichskammergericht, verdrießlich daß man ſeine Stimme in Sachen der höhern Staatskunſt für incompetent hielt, kehrte zu ſeinem Codex Juſtinians zurück und ließ die Höfe ihr ärgerliches Spiel treiben. Der Hof von Verſailles gab das Beiſpiel. Aus den Sälen des Louvre ging ein glänzendes Geſtirn der politiſchen Heuchelkünſte, ein verſchmitzter Diplomat in der Robe eines ſchönen Weibes, an den Hof zu St. Petersburg. Seit der Erſcheinung des Ritters d'Eon glaubte man ſelbſt einem ſchönen Buſen und einem paar demantener Ohrgehänge nicht mehr trauen zu dürfen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12143/004

wie die Geſinnungen des Kopfes, an dem er hing. Es gab nirgends ein Halt, eine Stütze mehr. Man war umgeben von Courtiſanen, die plötzlich bei Lüftung ihres Halstuches die Duell-Narbe eines jungen Eiſenfreſſers zeigten; man bewunderte den Alt einer ſchönen Stimme, die uns eine ſchmachtende Arie von Piccini ſang, und hörte einige Monate darauf dieſelbe Stimme ein Huſarenregiment kommandiren.

Der Chevalier Clement hatte Schüler hinterlaſſen, die ihm zum Ruhm gereichten. Einer derſelben war der junge Amoroſo, der mir die Ehre anbat ſeinen Degen gegen den meinigen zu meſſen. Es war eine ſchlanke geſchmeidige Geſtalt mit einem bleichen Geſicht von italieniſcher Färbung, einem kalten aber doch zugleich verbuhlten Lächeln und einem unnachahmlichen verführeriſchen Kauderwälſch von franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Brocken, in welchem er ſeine Wünſche herſtammelte. Solche Invalide der Sprache werden den Frauen beſonders gefährlich. In dem Wörterbuch der Liebe ſteht kein einziger Ausdruck der vollkommen einem in Brand geſetzten Herzen genügte, die Phantaſie ſucht immer noch über die Grenze des Wortes herüber etwas Unerfaßliches, und findet dieſes in dem geheimnißvollen Stammeln, das jeder und keiner Sprache angehört, indem das Ohr Klänge vernimmt, die an die erſten Naturlaute eines Kindes mahnen und dann wieder andere, die eine alte bekannte Weisheit, aber nur halb, ausſprechen.

Als ich bis zur Evidenz herausgebracht hatte, daß mein Gegner derſelbe ſei, den meine Papiere bezeichneten, war ich grauſam genug ihm bis zu ſeinem Verſteck zu folgen, das heißt bis in die Gemächer des Sommerſchloſſes der Gräfin de Luc.

Die Gefangennehmung. — Die galanten Eremiten. — Die Inſel der Arkadierinnen.

Blicke ich auf die bunten Scenen zurück, die ich jetzt beſchreiben will, ſo kommt es mir vor als hätte ich den Akt einer Feen-Oper darzuſtellen. Es war in den letzten Wochen des Juni als ſich der Hof auf's Land begab, die Geſchäfte verlaſſend und ſich einer ungebundenen Heiterkeit hingebend. Jenſeits des Rheins liegt ein kleiner Ort, Pfaffendorf genannt, dort befand ſich in einem dichten Wäldchen von Buchen, Linden und Nußbäumen ein kleiner Sommer-Pavillon des Fürſten, den er in Folge der Eingebung einer poetiſchen Laune ſehr phantaſtiſch ausgeſchmückt hatte. Das Aeußere dieſer Wohnung oder vielmehr dieſer kleinen Stadt, denn es waren in einem Halbkreis mehr als hundert Häuschen, die mit einem etwas größern Hauptgebäude in Verbindung waren, zeigte die ſtrengſte Einfachheit. Es ſchienen grob zuſammengezimmerte Eremiten-Klauſen, jedes mit einem Dach von Schindeln, einer kleinen Glocke und einem Bänkchen vor der Thüre. Oeffnete man aber dieſe anachoretiſchen Zellen, ſo blickte man in Spiegelwände, bewunderte japaniſche Vaſen, fühlte ſich von Wohlgerüchen angeweht und ſank auf Polſter von Seidenſtoffen. Jedes Häuschen enthielt ein größeres Gemach, zwei kleine Kabinette und einen Vorplatz, der auf den Wald hinaus führte und mit Blumen beſetzt war. Jeder Klausner hatte das Recht, kleine luxuriöſe Abendeſſen vor ſeiner Hütte zu geben und dazu ſeine Nachbarn einzuladen, die Mittagsmahle behielt ſich jedoch der Prior vor, und dieſe heitern Vereinigungen des ſämmtlichen Kapitels wurden mit einem Zeichen der großen Glocke auf der Prior-Klauſe zuſammenberufen. Den übrigen Theil des Tages erging man ſich im Wäldchen, fuhr in geſchmückten Nachen auf dem Rheine oder ſtattete Beſuche in der Umgegend ab. Dieſe Beſuche durften aber nie ſich bis zu den Mauern der Stadt erſtrecken, dies wäre gegen das Gelübde der Einſamkeit und Weltentfernung geweſen. Ein eben ſo empörender Verſtoß gegen die Statuten dieſes ehrwürdigen Ordens wäre irgend ein ernſtes Geſchäft oder auch nur ein ernſtes Geſpräch geweſen. Die galanten Einſiedler hatten die ſtrengſten Geſetze, die ihnen unabweislich die Entfernung von jeder Anſtrengung, jedem Kummer, jeder Niedergeſchlagenheit, jeder tiefſinnigen Betrachtung zur Pflicht machte. Ihr Leben war dem wollüſtigen Nichtsthun gewidmet, im Schoße einer ſchönen Natur und umgeben von allen Genüſſen des Luxus. Der Fürſt hatte dieſen Orden geſtiftet, und er hielt ſtreng auf die Befolgung ſeiner Regel. Die Zahl der Eremiten, anfangs nur auf zwölf feſtgeſetzt, hatte ſich während einiger Jahre auf hundert ausgedehnt. Die benachbarten Edelhöfe, die müßigen

Barone und Grafen ließen dem Fürſten keine Ruhe, bis er ihnen die Kutte und den Stab, die Ordenskleidung, überſandte. Die meiſten dieſer neu aufgenommenen waren junge Herren voll Lebensluſt, mit einer unerſchöpflichen Laune, und über Reichthümer gebietend, die der Geſellſchaft zu gute kamen; aber auch ältere Ordensgeiſtliche wurden aufgenommen, und es gab hierbei joviale alte Cölibatäre, die in Erfindung immer neuer Poſſen unerſchöpflich waren. Der Wald bei der pfaffendörfer Höhe hallte wieder von dem Gelächter dieſer glücklichen in Mönchskutten verſteckten Faune. Man hörte Gläſer klirren und aus dem romantiſchen Dunkel der Gebüſche leuchtete hier eine rothe Naſe, dort eine jugendliche feurige Wange. Die edle Traube des Johannisberges ergoß ſich in die Pokale bei dem Schall von Liederchen, die geeignet waren, die jahrtauſend alten keuſchen Driaden der germaniſchen Wälder in die Flucht zu jagen.

Aber die Pflicht der Anachoreten beſchränkte ſich nicht allein auf eine gute Tafel, eine unerſchütterliche Heiterkeit und einige Luſtfahrten in die benachbarten Orte, ihre weſentliche Beſtimmung war bei den Frauen ſich einzuſchmeicheln. Hier traten die Geſetze der zarteſten Galanterie in Anwendung. Die alten ungeſtümen Cölibatäre wurden im Zaum gehalten, ihre cyniſchen Gewohnheiten ihnen ſtrenge unterſagt, wenn der Zug ſich anſchickte in dem Reiche der Frauen einen Beſuch abzuſtatten. Hierzu bedurfte es einer feierlichen Einladung von Seiten der Fürſtin von Arkadien an den Prior der galanten Einſiedler. Ein ſolches Schreiben lautete folgendergeſtalt:

Ehrwürdige Herren!

Von Gott geliebte Anachoreten!

Unſre Königin ſendet Euch einen huldvollen Gruß und läßt Euch bitten, ein ländliches Mahl unter den Mirthengebüſchen Arkadiens einzunehmen. Wir ſämmtliche Schäferinnen werden uns eine Ehre daraus machen, Euch, ehrwürdige Anachoreten, die Ihr der Welt und dem nichtigen Glanze auf eine ſo glorreiche Weiſe entſagt habt, auf das Beſte zu bedienen. Erwartet kein weltliches ſtörendes Gepränge, Ihr werdet nichts hören als den Ton der Schalmei, Ihr werdet nichts ſehen als einfache Hirtenmädchen mit ihren Lämmern. Kommt, Ihr frommen Brüder, laßt Euch nicht vergebens bitten.

Die Schäferinnen Arkadiens im Namen
ihrer Königin.

Im Wonnemond, unter der Herrſchaft der Roſe.

Die Anachoreten erwiederten hierauf:

Antwort der galanten Einſiedler auf ein Einladungsſchreiben der Schäferinnen Arkadiens:

„Im Namen unſeres hochwürdigen Priors ſagen wir Eurer ſchönen Königin und Euch, ihr Hirtenmädchen, unſern demüthigſten Dank. Der Zweck unſeres ehrwürdigen Ordens iſt in der

Stille und Einſamkeit über unſere Beſtimmung nachzudenken, wir wiſſen nicht, Ihr ſchönen glücklichen Landmädchen, ob das noch möglich ſein wird, wenn wir Euch werden geſehen haben. So viel uns von Euch durch zerſtreute Berichte zu Ohren gekommen, ſeid Ihr gefährliche Weſen, die unter einer zauberiſchen Hülle verderbliche Abſichten verſtecken. Wir ſind unerfahrene weltentfremdete Greiſe, wenn Ihr uns Schlingen legen wollt, werden wir hineinſtürzen, und um unſere Ruhe und Gottesfurcht wird es dann geſchehen ſein. Bedenkt das ſehr wohl, Schäferinnen! Ladet kein ſo ſchweres Verbrechen auf Eure Seele, und habt Ihr in der That Böſes gegen uns im Sinne, ſo ſteht ab von Eurem Vorhaben und laßt uns arme demüthige Greiſe in Ruhe. Wollt Ihr uns aber mit einfachen Sitten und einfacher Geberde entgegenkommen, ſo werden wir erſcheinen in unſerm dürftigen Anzuge, unſern ungekämmten Bärten und Haaren und mit unſern langen Nägeln; denn wir wollen gerne den Frauen gefällig ſein.

Die galanten Eremiten im Namen ihres hochwürdigen Priors.

Geſchrieben in der großen Klauſe zur Roſe Sarons.

Arkadien war eine Inſel im Rhein, aufwärts von Pfaffendorf. Dort reſidirte in einem geſchmackvollen kleinen Sommmer-Pallaſt die Gräfin de Luc mit den Damen des Hofes und der Umgegend. Sie parodirten die arkadiſchen Schäferinnen gerade auf die Weiſe wie ihre Verehrer die heiligen Eremiten. Die Tracht der Damen war jedoch eben ſo koſtbar als auserwählt. Sie beſtand in einem kurzen Reifrock von weißer oder roſenrother Seide, uber und über mit Roſen beſetzt, einem Hutchen von Baſt auf dem meiſtens ungepuderten Haar und einem Schäferſtabe mit bunten Bandern in der rechten Hand. Jede Hirtin fuhrte am Tage des Empfangs ein ſchneeweißes Schäfchen, ebenfalls mit Roſen geſchmückt, an einem rothen oder blauen Bande neben ſich Es gewährte dem Auge einen überraſchenden Anblick, dieſe große Menge mit Blumen und durchſichtigen Schürzen und Schleiern geſchmückte Geſtalten ſich auf den glattgeſchorenen Teppich einer Wieſe vertheilen zu ſehen. Einige hatten ſich mit großer Mühe auf einer kleinen Flöte eingeübt, andere klimperten ziemlich geſchickt auf einer Mandoline, und zu dieſer Muſik balancirten auf ihren ſpitzigen Abſätzen zwei Nymphen einen einfachen Tanz, der eben ſo wie die Muſik die Kunſt verläugnen ſollte, um die unmittelbare Natur zu erreichen. Allein wer die glücklichen Tänze, die ungezwungenen Sprünge der wirklichen Hirten geſehen hat, konnte beim Anblick dieſer ſich ſo mühſam herumſchwingenden Geſtalten nur lächeln, denn alle Augenblick verwickelte ſich hier ein Arm in einen Schleier oder in ein Blumengewinde, dort ſtolperte der Fuß über einen Höcker im Boden. Dieſe edlen Damen, die vor dem Gedanken zurückgeſchaudert hätten, ſich einmal zu Fuße auf der Gaſſe zu zeigen, die in ihren gepolſterten Kutſchen und auf ihrem geglätteten Fußboden groß geworden waren, unternahmen es jetzt plötzlich Tänze unter freiem Himmel auf einem Grasplatze auszuführen; es mußte mißlingen. Aber dieſes Mißlingen erweckte keinen Verdruß; man lachte und eilte einer umfallenden Hirtin zu Hülfe, eben ſo wie man ein Kind, das noch nicht gehen kann, immer wieder vom Boden aufhebt.

Es thut mir leid, daß es der Zweck dieſer Blätter nicht geſtattet die geſelligen Freuden der Eremiten und Schäferinnen genauer zu beſchreiben. Es müßte ein Gemälde im Geſchmack Watteau's werden. Ich war bei den meiſten dieſer Feſte gegenwärtig und fand ſie voll der ausgeſuchteſten Pracht, gehoben durch den Kitzel des Anſcheines ländlicher Einfachheit. Die Eremiten landeten auf der Inſel und wurden ganz ſo wie man es ihnen verſprochen hatte nur mit den

Tönen einer einfachen Schalmei begrüßt; ſie erblickten in der That nichts als Schäferinnen und Schafe, und ſie dagegen zeigten in ihren braunen und grauen Kutten, aber wohlfriſirten Köpfen ebenfalls keinen ſehr groben Verſtoß gegen ihre Rolle. Aber kaum fingen die Freuden des Tanzes, der Tafel an, ſo ſah man aus dieſer geborgten Hülle alle die bekannten Tugenden und Schwachheiten der großen Welt ſich loswickeln. Die Hirtinnen vergaßen ihre Schafe, und irrten jede mit ihrem erwählten Klausner in den Laubgängen des Gartens umher. Man entdeckte Gruppen im Graſe vertheilt und der Vorleſung franzöſiſcher Verſe horchend, die nichts weniger als bukoliſch waren. Bei allem dem herrſchte die Sitte. Die Gegenwart des Fürſten ſelbſt bei aller Verleugnung ſeines Standes und in der Nähe ſeiner erklärten Geliebten übte dennoch eine ſolche Herrſchaft auf den Ton der Geſellſchaft aus, daß keine Intrigue den Charakter eines Abenteuers annahm, keine galante Erklärung das Ohr oder Auge eines plötzlich hervortretenden Dritten ſcheuen durfte, und ſelbſt die Schäferſpiele etwas von der Unſchuld ihrer Originale beibehielten.

Die Klausner erbaten ſich dagegen den Beſuch der Schäferinnen, und hier erhoben ſich die kleinen Tiſche im dunkeln Walde bei Fackelerleuchtung vor jeder Klauſe, und auf dieſen Tiſchchen glänzte das Silber und das Kriſtall in den hellſten Lichtern. Die dunkeln Schatten der überhangenden Baumzweige bildeten einen Rahmen um dieſe köſtlichen kleinen Bilder, die ſo friſch und lebendig waren wie kein Pinſel ſie erreicht. Die lachenden Schönen, deren rothe Lippen an dem Rand der langen Champagnergläſer ſchlürfend hingen, belebten durch ihre blitzenden Augen die Scherze und den Geiſt der Klausner zu immer neuen Sprüngen. Die Mitternacht fand dieſe kleinen Tiſche noch beſetzt und oft erſt gegen Morgen ſtießen die geſchmückten Böte der Damen vom Ufer, um ſich in ihre Behauſung zurückzubegeben. Dieſer geſellige Verkehr dauerte bis zur Mitte des September, wo die Kutten abgeſtreift, die Schäferſtäbe niedergelegt wurden, und das Stadt- und Hofleben wieder in ſeine gewohnte Ordnung trat.

Daß aber auch unter dieſen Blumen eine Schlange lauſchen könne ſollte ich erfahren. Eines Abends erhielt ich, da ich mich eben im Wäldchen erging, von einem ebenfalls in eine Mönchskutte gehüllten, aber mir gänzlich unbekannten Manne einen Brief eilig zugeſteckt. Ich öffnete das Papier und erkannte die Schriftzüge meines Korreſpondenten. Der Zettel war nur mit einigen faſt unleſerlichen Worten beſchrieben, und dieſe enthielten eine Warnung heute keinen Beſuch auf der Inſel abzuſtatten. Ich empfand wenig Antrieb zu gehorchen. Welchen Grund ſollte ich für mein Wegbleiben erſinnen, und warum überhaupt eine ſo feige Flucht? Faſt war ich dieſer ewigen miſteriöſen

Warnungen und Winke müde; es ſchien als verfolgte mich mein Rathgeber wie mein Schatten; es war unmöglich ihm zu entgehen. Ihm zum Trotz erſchien ich zur gewohnten Stunde beim Beginn des Feſtes auf der Inſel. Aber mein Geiſt der Unruhe und des Mißmuths ließ mich an den Freuden der Geſelligkeit keinen Theil nehmen; ich trennte mich unvermerkt von meinen Gefährten und nahm eine einſame Bank am Ufer ein. Die Dämmerung hüllte die Gegend in tiefe Schatten. Ich hörte, daß in den Gebüſchen ein Boot anlegte und daß man leiſe ſprach, doch achtete ich nicht darauf. Meine Träumerei ging in tiefes melancholiſches Sinnen über, und aus dieſem wurde ich ſehr unwillkommen durch den Griff zweier derben Fäuſte geweckt, die ſich an meine Schulter klammerten, während von der andern Seite mir ein grobes Tuch um die Augen geworfen wurde. Ich ſprang auf, aber in dem Augenblicke faßten mich zwei derbe Bootsknechte und ſchleppten mich in die Gebüſche. Sie eilten ins Boot zu gelangen und ich vernahm ein dumpfes Geräuſch, dazwiſchen das Anſchlagen der Wellen. Meine Kraft zuſammennehmend gelang es mir einem dieſer Elenden ſo heftig vor die Bruſt zu ſtoßen, daß er taumelte und in's Boot ſtürzte. Der Strick riß, mit dem es an einen ſchwachen Stamm am Ufer befeſtigt war, und das Waſſer führte es mit großer Schnelligkeit ſtromabwärts, daß der niedergeworfene Knecht und ein Mann im Mantel, der neben ihm ſaß, im Nu verſchwanden. Die eine Ruderſtange lag am Ufer, und mit der andern allein konnten ſie ſich nicht wieder an's Land bringen und mußten ſich alſo vom Strome forttreiben laſſen. Der zweite Burſche, als er die unfreiwillige Flucht ſeiner beiden Gefährten ſah, rang ſich aus meinen Händen los und entwiſchte. Dieſer ganze Ueberfall war das Werk weniger Minuten. Auf der ganzen Inſel erfuhr Niemand etwas davon.

Mein Argwohn fiel ſogleich auf den Ritter von Bembo, und in der That glaube ich auch jetzt noch ihm nicht Unrecht gethan zu haben, obgleich ich nie Beweiſe erhielt. Die Vorſicht machte mir nun einen eiligen Entſchluß zur Pflicht. Ich mußte den Ritter arretiren, und dieſes zu bewerkſtelligen war keine Kleinigkeit. Mitten unter dem Glanz dieſer idilliſchen Feſte nahm ſich eine Handlung der Politik wie eine barbariſche Grauſamkeit aus, und ich konnte gewiß ſein, daß die ganze ſchöne Welt Arkadiens für eine ſo unſchäꝛerliche Verfolgung mich bitter tadelte; allein die heitere Farce um mich her ſollte auch nicht geſtört werden; ich trug Sorge den gefährlichen Wildfang auf die geräuſchloſeſte Weiſe zu entfernen. Meine Späher hatten mich in Kenntniß geſetzt, daß der Ritter im Pallaſte verſteckt werde, und daß die ſchöne Gräfin mit ihrer Perſon den Eingang zu ſeinen Gemächern decke. Ich mußte alſo wohl oder übel einen Ueberfall wagen. Zu der

Stunde, wo die Dame unſichtbar wurde, erſchien ich unangemeldet und wenig erwartet in ihren Gemächern. Ich fand ſie allein, aber deutliche Spuren, daß ſie eine Minute vorher nicht allein geweſen war. Sie gab meinem Ueberfall die galante Auslegung als triebe mich eine ungeſtüme Leidenſchaft; in der That ſpielte ich dieſe Rolle bis zu dem Augenblick, wo mich das Erſcheinen des Signor Bembo in meine natürliche Stellung zu dieſen beiden Liebenden verſetzte. Der Ritter fand es nehmlich ungeziemend ein tête-a-tête länger zu dulden, das ihn in ſeinen Rechten kränkte; er kam mit zerſtreutem Haar aus dem Nebenzimmer und vergaß ſo ſehr die Vorſicht, daß er auf echt Italieniſch die ſchöne Comteſſe mit den keckſten Vorwürfen in meiner Gegenwart überſchüttete. Die Scene wurde alſo warm. Der von mir angegebene Ton zärtlicher Aufmerkſamkeit konnte nicht weiter beobachtet werden und ich war der Erſte, der mit der Wahrheit hervortrat

„Madame,“ ſagte ich zu der bedrängten Schönen in deutſcher Sprache, die der Ritter nicht verſtand, „Sie ſehen mich hier in einer peinlichen Lage, ich gehe ſo weit in der Achtung und Ergebenheit, die ich für Sie hege, daß ich Sie warnen muß, Ihre Theilnahme keinem Verbrecher zu ſchenken, denn das iſt der Ritter Bembo.“ — Die Gräfin wurde bleich und bedeckte ihr Geſicht mit dem Taſchentuch. Dieſe Pantomime verſtand der Amoroſo; er zitterte und ſtotterte mir in italieniſcher Sprache zu: „In der That, mein Herr, Ihre Eiferſucht treibt Sie wahre Tollheiten zu begehen. Was haben Sie ſo eben dieſer Dame in's Ohr geziſchelt?“ — Dieſer unwürdige Ausdruck hatte einen langen kalten und verächtlichen Blick von mir zur Folge: „Mit Ihnen, mein Herr, nur ein Wort: ich bin beauftragt Sie der ſächſiſchen Geſandtſchaft auszuliefern.“ — „An dieſem Platze?“ rief er und wurde leichenblaß; „berückſichtigen Sie ſo wenig, Herr

Graf, die Achtung, die Sie einer Dame in ihrem eigenen Hauſe ſchuldig ſind? In der That, jetzt beſinne ich mich, daß ich Ihnen im Wege bin.“ — „Das ſind Sie,“ entgegnete ich kalt, „doch nicht mir, ſondern den Geſetzen.“ — „Ah,“ rief er mit unterdrücktem Lachen, „und Eure Herrlichkeit nehmen die Geſetze zu Hülfe, um Ihren eigenen Vortheil zu betreiben?“ — Ich näherte mich ihm und rief ihm mit ſtarker Stimme zu: „Zum letzten Male, Herr Ritter Bembo, ehe ich Sie an Ihrem wahren Namen nenne, beſinnen Sie ſich, daß ich Ihrem Degen Stand hielt, ehe ich kam, Sie zu arretiren.“ — Die Gräfin that einen Schrei, und ſank in die Polſter zurück. Der Ritter verlor dergeſtalt den Muth, daß er aufs Bette ſprang, das in einer Niſche ſtand, und ſich in die ſeidnen Decken hüllte. „Retten Sie mich, Arthemiſe,“ rief er zur Gräfin, „retten Sie Ihren Giulio.“ — Ich that einige Schritte gegen das Bette, und plötzlich ſah ich zu meinem äußerſten Erſtaunen die Gräfin zu meinen Füßen. „Madame,“ rief ich, „Sie erniedrigen ſich.“ — „Nein, o nein,“ ſtammelte ſie und ſchwamm in Thränen, „ich liebe ihn!“ — „Wie, Madame,“ rief ich mit kaltem Spott, „Sie lieben einen Menſchen, der im Bagno zu Trieſt an die Galeere geſchmiedet war? der eines gemeinen Raubes wegen dieſe Strafe erlitt, und der nichts mehr und nichts weniger iſt als der verlaufene Kammerdiener eines Marcheſe aus Florenz? Hier ſehen Sie die Beweiſe.“ — Die Gräfin hatte ſich ohne mich zu hören ebenfalls ins Bett geworfen, und der Herr Ritter verſteckte ſich buchſtäblich hinter ihren ſchönen Formen. Ich faßte die Dame mit einigem Ernſte an der Hand, fuhrte ſie zurück an den Tiſch und wiederholte ihr langſam und mit Nachdruck, was ich eben geſprochen hatte. Sie ſchloß die Augen und ſank in Ohnmacht. Der Kammerdiener umklammerte meine Kniee, er zog aus einem Schmuckkäſtchen die reichſten Geſchmeide ſeiner Geliebten hervor und bot ſie mir an; meine zwei zu dieſem Dienſte in der Nähe aufgeſtellten Diener bemächtigten ſich ſeiner, und wir gingen eine Hintertreppe herab, wo mein Wagen bereit ſtand, um die Beute zu empfangen. Ich ſchickte ihn weiter nach Bamberg und von dort nach Dresden. Was ſein ſpateres Schickſal geweſen, weis ich nicht. Es gelang mir, ſo wenig Aufſehen zu machen, daß eine heitre Geſellſchaft in einem Zimmer dicht nebenbei ſich bei Spiel und Tanz ergötzte, ohne auch nur das Mindeſte von unſrer Verhandlung zu vernehmen. Die Gräfin fand für gut einige Tage darauf gegen mich einen Dank zu heucheln, der gewiß nicht aus ihrem Herzen kam; ich hatte aber die Ueberzeugung ſie vor der Schande gerettet zu haben.

Ich ſehe eine Perſon wieder, die lebhafte Jugenderinnerungen
in mir weckt.

Der junge Carl von Schönborn kam nach Coblenz, und ich machte mit ihm in den Tagen des Herbſtes eine Wanderung an die Ufer des Rheins. Wir beſuchten die romantiſchen Orte, an die ſich alte Erinnerungen aus der Geſchichte Deutſchlands knüpfen, wir erkletterten die Burgen, die von der Natur mit zauberiſchen Reizen bedacht der Volksſage einen Schauplatz ihrer abentheuerlichen Dichtungen bieten. Wer hörte noch nie vom Drachenfels, von Rolandseck, vom Kloſter Nonnenwörth? Der Rhein, dieſer ſchönſte Strom Deutſchlands, iſt auch immerdar der belebteſte geweſen; die Baukunſt hat in Folge des Reichthums, den ihr die Welle des Stroms zugeführt, ihre kühnſten und ſtaunenswertheſten Werke an ſeinen Ufern aufgeführt. Cöln mit ſeinen hundert Kirchen, Mainz mit ſeinem herrlichen Dome, Bonn, Andernach — alles Städte, die mit mehr oder minder ſtattlichen Bauwerken prangen, beſpiegeln ihre Schönheit in den Fluthen. An dieſen Erfolgen hat jedoch nur das Mittelalter Theil, die neuern Kirchen, von Jeſuiten erbaut, ſind im Bauſtil und in Pracht und Größe der Ausführung hinter den alten Münſtern zurückgeblieben; dagegen zeichnen ſich die Collegien und Palläſte, die der Orden hat errichten laſſen, vortheilhaft aus gegen die mönchiſchen oder ritterlichen Wohnungen jener Zeiten.

Da es mir einzig darum zu thun war, die Gegenden recht genau kennen zu lernen, ſo wanderte ich mit meinem jungen Gefährten zu Fuße. In Andernach war es wo uns ein ſehr liebliches Abentheuer aufſtieß. Schon früher erwähnte ich der Schwärme von Wallfahrern, die die Ufer des Rheins bedeckten; jetzt war der Andrang nicht minder groß, aber der Zug ging diesmal nicht nach Coblenz, ſondern zum Theil nach Maria Einſiedeln und nach einem Orte im Breisgau. Wir begegneten Kranken, die ſich mit großer Mühe fortſchleppen ließen, ſchwangere Frauen und Greiſe, die mit Hülfe ihrer Angehörigen beſchwerliche Fußpfade heranklimmten. Einige Bußfertige auf den Knieen rutſchend, andere baarfuß, alle jedoch einen einförmigen, ſchwermüthigen Geſang anſtimmend, der im Kontraſt mit dem heitern Abend, den goldnen Lichtern auf Berg und Fluß, den reizenden Thälern und hellbeglänzten Kirchlein am Wege, einen wunderſamen Eindruck machte. Carl und ich wanderten eben die Höhe bei Andernach herab, und waren im Begriff uns einem Zuge Wallfahrer anzuſchließen, als dicht vor uns zwei Frauen unſere Aufmerkſamkeit feſſelten. Obgleich in die zierlichen Mieder der Bäuerinnen aus Freiburg gekleidet, war in ihrem Gange und Weſen doch etwas, das uns zweifeln ließ ob die beiden hübſchen Mädchen wirklich das waren, wofür ſie ſich ausgaben. Wir ſahen ſie vom Rücken; die Eine war hoch und ſchlank gewachſen, ihr Haar zeigte eine Fülle und Schwärze, einen Glanz und eine Zierlichkeit, die für eine Bäuerin von ungewöhnlichen Künſten der Toilette zeugte; dabei wies ein blüthenweißer Nacken die geſchonteſte Friſche, die Arme waren mit Handſchuhen bedeckt, die, obgleich nur von ſchwarzer Wolle geſtrickt, dennoch zierlich und knapp an die Rundung des Arms ſchloſſen. Den überraſchendſten Eindruck gewährten die Füße, ſie ſteckten nackend in ein paar zierlichen Holzpantöffelchen, die bei jedem Schritte harmoniſch klapperten und uns das reizendſte Conzert von der Welt vormachten. Die beiden Mädchen plauderten ſo eifrig mit einander, und die Eine hing ſo vertraut und anſchmiegend am Arm der Andern, daß ſie uns durchaus nicht bemerkten, obgleich wir uns unſre Betrachtungen ziemlich laut mittheilten. Plötzlich ſah die kleinere herum, ziſchelte ihrer Gefährtin einige Worte ins Ohr und beide ergriffen jetzt die Flucht. Aber die Holzpantoffeln waren hierauf nicht eingerichtet, die Aeltere verlor alsbald den rechten Pantoffel, und Carl ſtürzte darauf zu ihn aufzuheben. Ich blieb in einiger Entfernung und ſah wie er ſich mit ihnen herumkomplimentirte. Er kam zu mir, riß mich leidenſchaftlich am Arm, indem er rief: „Kommen Sie, wir dürfen die Mädchen nicht aus den Augen laſſen, es ſind die niedlichſten Geſichter, die ich jemals ſah, und ich wette, daß ſie in Verkleidungen ſtecken.“ Ich ließ mich uberreden, und wir bogen, um in unſre Verfolgungen Siſtem zu bringen, der Eine rechts, der Andre links in einen Pfad ein, der vor der Stadt wieder in den großen Weg ſich mündete, ſo daß uns unſer Wildpret nicht entlaufen konnte. am Ziele angelangt fanden wir uns doch getäuſcht; keine von den Mädchen ließ ſich blicken. Wir lauſchten mit größter Anſtrengung, allein das bekannte Pantoffelgeklapper blieb aus. Wir liefen ans Ufer, wir liefen auf den Berg, wir ſahen hier hinaus, wir ſahen dort hinaus — von den Wanderinnen keine Spur. Es wurde Abend, Nacht — noch immer harrten wir vergebens auf unſerm Poſten; endlich mußten wir in unſern Gaſthof zurück, beide in der übelſten Laune. Hier tröſteten wir uns mit der Hoffnung, daß jene auch bald in dem Städtchen anlangen würden, aber obgleich unſre Wohnung dicht vor dem Thore lag, durch das ſie einwandern mußten und Einer von uns nie den Wachtpoſten am Fenſter verließ, es vergingen zwei Tage und wir erblickten kein hübſches Geſichtchen, keinen Strohhut, kein ſchwarzes Mieder. So viel Mißgeſchick erbittert; wir faßten den Entſchluß unſer gutes Glück zu ertrotzen, und ſchweiften jetzt in der Gegend umher. Dies war gerade das Mittel, zum Zweck zu gelangen. Am Abend des zweiten Tages, als wir ſchon jedes Gelingen aufgegeben hatten, langten wir in einer Köhlerhütte hart am Siebengebirge an. Das Häuschen war geräumiger als Wohnungen der Art ſonſt zu ſein pflegen, und wir beſchloſſen die Nacht daſelbſt zuzubringen. Der Köhler war in ein benachbartes Städtchen gegangen, um ſeine zwei Eſel einer reiſeluſtigen Geſellſchaft, die eine Gebirgspartbie zu durchwandern batte, anzubieten. Die Frau nahm uns freundlich auf, bedauerte aber uns keine Stube auf die Nacht anbieten zu können, weil die einzige, die ſie zu dieſem Zweck beſäße, von zwei Bäuerinnen eingenommen ſei, die zur Wallfahrt gehörten. Wir fragten neugierig wer dieſe ſeien, und die Frau antwortete etwas befremdet, daß ſie ihre Namen nicht wüßte, daß ſie krank angelangt und jetzt mit Heilung ihrer wunden Füße beſchäftigt ſeien, die wahrſcheinlich eine ſo lange Wanderung nicht hätten vertragen können. Unſre Freude bei dieſen Antworten war ausgelaſſen. Es war gewiß, daß wir unſre zwei myſteriöſen Freundinnen oder Schweſtern gefunden hatten. Mit Vorſicht wurde weiter geforſcht, und Carl's Ohr, das ſich an die dünne Bretterthüre legte, vernahm ein franzöſiſches Geſpräch, das mit Scherz und Gelächter und aller Leichtigkeit zweier Weltdamen geführt wurde. Er war über dieſe Entdeckung außer ſich vor Entzücken, denn nun ſchien es ihm gewiß, daß wir das anmuthigſte Abentheuer von der Welt beſtehen würden. Wir hörten, daß die „Bäuerinnen“ ein Abendeſſen beſtellt hatten, und wir ließen fragen, ob nicht ein paar alte Bauern daran Theil nehmen dürften, die eben auch auf der Wallfahrt ſich befänden. Man gewährte uns dieſes Glück, und in Geſellſchaft der Köhlerfrau und ihres derben Laffen von Sohn ſtiegen wir die enge Treppe, Carl mit gewaltigem Herzklopfen, ich mit philoſophiſcher Ruhe, hinauf. Die beiden Schweſtern wandten der Thür den Rücken, und waren eben beſchäftigt aus einer Schaale Milch zu ſchöpfen, plötzlich hörte ich den

Löffel zu Boden fallen und meinen Namen ausrufen. Die ſchlanke Schöne ſtarrte mich an und rief immer von neuem: „Aber iſt's möglich, Graf Sylvan, ſind Sie hier?“ — „Polyxena!“ ſchrie ich und ſtürzte auf ſie zu, ihre Hände mit Küſſen bedeckend und mich zu ihren Füßen werfend. Ihr Antlitz glühte vom lieblichſten Roth, ihre ſchönen Augen glänzten unter Thränen, ihre Hände zitterten, ſie war ſo ſchön, wie ich ſie noch nie geſehen. „Ach, Polyxena,“ rief ich, „ach, fühlen Sie wie ſehr —“ Sie ließ mich nicht vollenden; der Ausdruck des tiefſten Schmerzes, der gleich nach der frohen Ueberraſchung in meinen Zügen ſich abſpiegelte, machte, daß ſie errieth, was in meiner Seele vorging. „Mein theurer einziger Freund,“ rief ſie ſchmeichelnd und zog mich zu ſich in die Höh, „alſo auch Sie wiſſen nichts von dem Schickſal unſerer Maria?“

Ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen, ſie wandte ſich ab, um die übrigen zu verbergen. Der ſtürmiſche Andrang des Gefühls benahm uns faſt die Beſinnung; wir hörten und ſahen nicht, was um uns vorging. Mit aller Anſtrengung unſrer Kraft gelang es uns endlich der Erinnerungen Herr zu werden und eine Faſſung zu erkünſteln, die wir im Innern nicht hatten. Ach jedes Wort, jede Miene Polyxena's rief mir die ſeligſten Stunden meines Lebens zurück. Mein Herz hatte ſeine ganze unglückſelige Empfänglichkeit beibehalten, es hatte keine meiner Schmerzen, keine meiner Entzückungen verloren gehn laſſen; ich koſtete in dieſem Momente den ganzen wilden Rauſch meiner Jugend durch. Polyxena hatte Mitleiden mit mir. Ihr Auge ruhte mit dem lebendigſten Ausdruck der Güte auf meinen fieberiſch bewegten Zügen, ſie ließ ihre Hand in meiner ruhen, und Carl und Polyxena's Schweſter, denn das war ihre Gefährtin, wandten alle mögliche Geſchicklichkeit an, um uns zu zeigen, daß ihre Aufmerkſamkeit nicht auf uns gerichtet war. Sie machten mit einander auf die ceremoniöſeſte Weiſe Bekanntſchaft und erregten alsdann im Winkel des Zimmers einen unendlichen Lärm mit der alten Köhlerin und ihrem Sohne. Endlich fanden wir uns an einem Tiſch zuſammen, und die Heiterkeit wurde ungezwungen und allgemein. Die Hausbeſitzer wurden mit guter Art entfernt und wir blieben allein. Die Folge dieſes Abends war, daß Carl zu Conſtanzen eine heftige Neigung faßte, der die Schweſter nicht entgegen war. Der Wildfang wurde gebändigt und trat aus dem Orden des „rothen Strumpfbandes.“ Ich hörte ihn zu den Füßen Conſtanzens alle jene Tollheiten abſchwören, in denen er Meiſter war, und der Erfolg hat bewieſen, daß die Verbindung mit einem liebenswerthen Weibe die beſte Heilmethode für gewiſſe Thorheiten iſt.

Polyrena war eine Fromme geworden. Sie machte die Wallfahrt unter den größten Entbehrungen mit und ihr Roſenkranz kam ihr nie aus den Händen. Dieſe Metamorphoſe, die ich nicht für echt hielt, erregte in mir tauſend leidenſchaftliche Wünſche. Ich wußte mich in einem Labyrinth von Empfindungen irrend nicht zu retten. In dieſem Augenblick erſchien mir als einziges mir beſtimmtes Glück Polyxena's Beſitz, in dem nächſten ſah ich den fernſten Gedanken der Art für einen Verrath an Marien an. Ich Thor, ich ließ die Hoffnung nicht ſinken die Erwählte meines Herzens einmal doch noch wieder zu finden. Polyxena wies jede Annäherung entſchieden zurück. „Ich habe alle Bande gelöſt, die mich an die Erde feſſeln,“ ſagte ſie mit bittender Stimme; „führen Sie mich nicht in Verſuchung wieder neue anzuknüpfen. Ich verachte dieſe Welt, die ich hinter mir zurücklaſſe, ich wende mich ganz dem himmliſchen Lichte zu, das auf meinen einſamen Pfad gefallen iſt, ich gehorche der Stimme, die jener Unerforſchliche an mich geſendet hat, ähnlich der, die einſt den bethörten Saul zu einem Bekenner des Herrn machte. Halten Sie dieſes fremdartige Kleid, dieſe ganze Wallfahrt für keine Maskenthorheit, gewähren Sie dem gebrochenen Herzen, das unter dieſem bäueriſchen Kittel ſchlägt, die Achtung, die man immer dem Unglück ſchuldig iſt.“ — „Polyxena!“ rief ich, „Sie wollen in der Fülle des Lebens, in dieſem Zauber der Schönheit und Jugend das Grab hinter Kloſtermauern zu ihrer Behauſung wählen?“ — „Woher Kloſtermauern?“ entgegnete ſie befremdet. „Ich gehe nicht ins Kloſter. Ich verabſcheue dieſe finſtern Gemächer des Fanatismus und der Klage, nein, der Mann, der in mir die Erkenntniß weckte, ſprach nicht von Kloſtermauern. Er zeigte mir, daß nur die Liebe eine Heimath gründen könne, in der der wahre Chriſt zu wirken und zu wohnen ſich berufen fühlte. Dieſe Liebe weis von Mauern und Kerkern nichts.“ — „Alſo haben Sie Ihre Reli-

gion verändert?“ rief ich heftig erſchreckend. —
„Noch nicht,“ ſagte ſie leiſe; „allein warum ſollte ich's nicht wenn die innere Stimme mich dazu treibt? Mein Roſenkranz muß Ihnen jedoch deutlich ſagen, daß ich den Schlüſſel Petri noch für meinen Himmelsſchlüſſel erkenne. Der Mann der Erkenntniß hat mit keinem Worte auf eine Veränderung meines Glaubensbekenntniſſes angeſpielt.“ — „Wer iſt dieſer Mann?“ fragte ich und faßte Polyxena's Hände, um ihr widerſtrebendes Auge mir zuzuwenden. „In weſſen Hände ſind Sie gefallen, Geliebte?“ — „In die beſten,“ entgegnete ſie ruhig, „in die Hände Gottes. Wenn Sie nach Schleſien kommen, ſo vergeſſen Sie nicht einen Marktflecken aufzuſuchen, den man jetzt Herrnhut nennt; dort finden Sie meinen Freund. Ich liebe ihn wie die Braut im hohen Liede ihren Erwählten liebt. Ich möchte die Tochter Zions auffordern ſeiner Spur zu folgen, ich möchte die Myrthengebüſche bei Vater

Nachtzeit durchbrechen, um ihn zu ſuchen, wohin er ſich gewendet. Die Wächter auf den Thürmen möchte ich fragen ob ſie ihn geſehen — ach, und mein eignes Herz möchte ich fragen ob es je ihn genug lieben könne.“

„Wer iſt dieſer Prophet, dieſer Auserkorene?“ rief ich laut und dringend. — „Was liegt Ihnen daran ſeinen irdiſchen Namen zu wiſſen?“ ſagte Polyxena. „Gehn Sie, ſchauen Sie ihm ins Antlitz, hören Sie die Worte ſeiner Liebe, und dann, ich bin es überzeugt, nennen Sie ihn bei dem einzigen Namen, den er gerne höret, Bruder. Ich bin ſeine Schweſter; grüßen Sie ihn von ſeiner Schweſter Polyxena.“ —

Sie reichte mir die Hand, wir ſchieden von einander, und ſie verbot mir ihr zu folgen. Ich gehorchte, ſo ſchmerzvoll mein einſames Zurückbleiben auch war. Nie empfand ich den Wechſel des Glückes empfindlicher, nie machte mir eine Erinnerung mehr Leid. Meine Phantaſie beſchäftigte ſich unermüdlich die Verwandlung zu erklären, die mit dem reizendſten Weltkinde, das es gegeben, vor ſich gegangen. Polyxena, dieſes leuchtende Geſtirn am Hofe Friedrich Auguſt's war eine Fromme geworden, und was das Auffallendſte war, die Frömmigkeit zeigte ſich mit einer Schönheit, einer Anmuth gepaart, die in den Zeiten des Glanzes dieſes verwöhnte Kind der Pracht und der Leidenſchaft nie geſchmückt hatten. Ihr Mieder, ihre Holzſchuhe, ihr grober Rock von Wolle machten ſie unwiderſtehlich; ich hätte ſie wie eine Heilige verehren können, die vom Himmel ſtieg, um die Dürftigkeit und das demüthige Gewand der Erdenpilger ſich anzueignen. Zehn Jahre darauf ſah ich ſie wieder, aber wie wenig glich ſie da dem obigen Bilde; die Phantaſie und Poeſie hatten keinen Theil mehr an ihr.

Dieſer Abſchnitt enthält wenig Begebenheiten, aber deſto mehr Betrachtungen.

Ich verließ 1749 Bamberg und ſieben Jahre darauf befand ich mich im Lager zu Pirna beim Beginne der Feindſeligkeiten, welche Europa zum Schauplatz eines blutigen Krieges machten.

Um die nothwendige Einheit in Aufzählung meiner Begebenheiten zu beobachten, will ich jetzt nicht von den Umſtänden ſprechen, die mich veranlaßten den Degen gegen die diplomatiſche Feder zu vertauſchen, ſondern mein geneigter Leſer folge mir auf das väterliche Stammgut Achill's, und geſtatte mir ihn bei meinen kleinen Reiſen in die Umgegend zum Gefährten zu wählen. Zuerſt die Beſchreibung des alterthümlichen Schloſſes meines Freundes. Wer in Oberſchleſien, in der Lauſitz die alten Familienſitze kennt, wie ſie jetzt immer mehr verſchwinden, jene Schlöſſer im barocken, ſchwerfälligen Styl des fünfzehnten Jahrhunderts, umgeben von Gräben, eingepfergt von Wällen und Palliſaden, geſchützt durch Mauern, die allenfalls einer langwierigen Belagerung Trotz bieten können, geziert durch eine Anzahl Vorbaue von allen Formen und bewacht durch Thürme, die ihre zierlichen Spitzen in die Luft erheben, der hat ein deutliches Bild von Schloß Dohna vor Augen. Wer aber eine ſolche monſtröſe Steinmaſſe nie erblickt hat, wird durch die umſtändlichſte Beſchreibung ſchwerlich einen Begriff von einem alten Feudalſitz erhalten. Das Erbhaus meiner Väter hatte, obgleich bei demſelben Alter, lange nicht dieſen Reſt des Alterthums aufzuweiſen. Mein Vater, ſich nach dem Geſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts richtend, nahm Aergerniß an gewiſſen immer wiederkehrenden Plumpheiten des alten Bauſtyls; er durchbrach Wände, ſchaffte einige Dutzend Spitzbögen ab, ließ einige gothiſche Roſen zumauern, öffnete die Facade nach dem Garten zu und gab ihr breite Fenſter im italieniſchen Geſchmack. Dadurch beleidigt, zürnte ihm der Geiſt des alten Baues, und unſre Burg erhielt ein halb alterthümliches, halb modernes Anſehen; auf Schloß Dohna war dieſes nicht der Fall. Die Beſitzer waren ſelten auf ihrem Beſitzthum gegenwärtig, und wenn es geſchah ſo dachte Niemand daran an einem ehrwürdigen Gebäude, das von der Straße weit ab in dem ewigen Dunkel eines dichten Föhrenwaldes verſteckt lag, neumodige Veränderungen anzubringen, die doch das Auge keines Reiſenden geſehn und bewundert hätte. Man begnügte ſich nur hier und da eine ſchadhaft gewordene Mauer auszubeſſern oder eine Schanze eingehen zu laſſen. In dem ritterlichen und düſtern Sinne Achill's lag es an einem Heiligthum dieſer Art nichts zu ändern. Er begrub ſich in die alten Mauern mit den unzufriedenen und ſtolzen Geſinnungen eines mächtigen

Vaſallen, der mit ſeinem Fürſten zürnt. Er überſchritt die Zugbrücke und hörte ſie freudig hinter ſich emporraſſeln, er ging feſten Schrittes durch die alterthümliche Gallerie im Hofe, die zu beiden Seiten mit Standbildern der Helden ſeines Stammes geziert war, und dieſe bärtigen Geſichter aus grobem Sandſtein gehauen ſimpatheſirten mit dem Trotz und der Wildheit ſeiner Stimmung. Die breite Stiege, die ſein Großvater bei einem kurzen Beſuche auf Schloß Dohna hatte anlegen laſſen, mißfiel ihm, und er zog es vor auf der alten ſteinernen Wendeltreppe zu dem kleinen Saal zu gelangen, der die eine Ecke des großen Vierecks bildete und mit ſechs Fenſtern das weite Thal beherrſchte, die einzige Stelle wo ein Durchhau dem Blicke Spielraum verſtattete. In dieſem Gemache hatte Dohna als Kind geweilt. Die braune Holztäfelung, die Ledertapete mit ihren Goldfiguren, die Stuhle von Eichenholz mit den hohen Lehnen, der Schenktiſch mit dem alten

Gefaßen von Majolika — waren ihm erinnerlich; hierher ließ er ſeine Bücher bringen, hieher ſeinen Arbeitstiſch ſetzen. Wo der Knabe mit hölzernen Soldaten geſpielt zog der Mann ein, müde der Welt und ein eben ſo ſchuldloſes Spielwerk, die Siſteme der alten Philoſophen mit ſich führend. An jenen hölzernen Armeen hatten ſich die erſten Ideen von Ruhm und kriegeriſcher Ehre im Geiſte des Knaben entzündet, dieſe hochfliegenden Träume hatten in der Welt keine oder doch nur ungenügende Realiſirung gefunden, jetzt ſollte das milde ruhige Licht, das den Lehrbüchern der Weiſen entſtrömte, die Schatten verbannen, die das Mißlingen ſo manches ehrgeizigen Planes auf das Leben geworfen.

Hier fand ich den Freund wieder. Ich hatte Mühe den gefeierten Mann wieder zu erkennen, der einſt für ein Modell männlicher Schönheit galt. Er ſah bleich und ſeine Züge waren gefurcht. Eine einfache Hauskleidung, ein ſchlicht in Locken fallendes, ſtark mit Grau gemiſchtes Haar benahmen ſeiner ſtattlichen Geſtalt vieles von ihrer Eleganz, ohne ihr den angeborenen Adel, die aufrechte und kühne Haltung rauben zu können. Im Feuer des Geſprächs belebte ſich auch dieſes ſchöne dunkle Auge wieder, und eine flüchtige Röthe zauberte die Jugend neu auf die männliche Wange. Ich hatte mich anmelden laſſen, er war auf meinen Empfang vorbereitet, allein er zog es vor mir in der eigenthümlichen Geſtalt philoſophiſcher Abgeſchiedenheit zu erſcheinen, als ſich mit Putz und Gepränge zu umgeben, die ihm verhaßt geworden. Ich dankte ihm für dieſen Beweis rückſichtloſer Freundſchaft.

Unſre Tagesordnung, während ich auf Schloß Dohna weilte, war einer feſtgeſetzten Regel unterworfen. Sie war im höchſten Grade einfach und ſagte mir, da ich von den Zerſtreuungen und dem ewigen Taumel der Höfe kam, beſonders zu. Am frühen Morgen fanden wir uns auf einer Terraſſe zuſammen, nahmen ein erfriſchendes Bad in fließendem Waſſer, darauf ein ſpärliches Frühſtück, und Jeder entfernte ſich dann, um ſich auf die ihm zuſagende Weiſe zu beſchäftigen, ich mit der Jagd, Achill mit ſeinen Büchern. Die Mittagsglocke brachte uns im Speiſeſaal wieder zuſammen. Das Geſpräch war hier allgemein, denn der Hausherr hatte die Sitte ſeiner Vorfahren adoptirt und ſeine höhere Schloßdienerſchaft um ſich verſammelt. Man trank Wein mit Waſſer gemiſcht, und die Zahl der Schüſſeln ſtieg nie über vier. Der Abend gehörte uns beiden ausſchließlich, und nie kann ich mich beſinnen entzückendere Stunden genoſſen zu haben. Achill's Geiſt war von einer Milde und Gereiftheit, die mir immer neue Bewunderung entlockte. Je mehr er jede eitle und gezwungene Form entfernte, um ſo lebendiger trat der friſche eigenthümliche Inhalt ſeines Charakters hervor. Er leugnete nicht in ſeinem Leben ehrgeizig geweſen zu ſein, allein er fand, daß die ſtoiſche Philoſophie, die die Leidenſchaften verwirft, dem Leben zugleich allen Reiz nimmt und es zu einem zweifelhaften Gute macht, unfähig die Regungen einer großen und kräftigen Seele zu befriedigen. Ich war nicht dieſer Anſicht; meine Schickſale hatten mich gelehrt, daß in dieſem ewigen Spiel der Begierden kein dauerhaftes Glück zu finden ſei; meine Schmerzen überredeten mich leicht, daß die Lehre erhaben ſein müſſe, die das Gemüth in jene göttliche Ruhe ſenkt, die gleichweit entfernt iſt von verſtelltem Trotz wie von ſchlaffer Indifferenz. Ich lobte die Ruhe, die er hartnäckig und ſtolz verwarf, und dennoch war er der in Ruhe Weilende, ich der im Leben Umhertreibende. Dieſer Widerſpruch hob jedoch keine unſrer Geſinnungen auf, wir wurden Einer im Andern bewußt, wie ernſt wir in unſrer Selbſtprüfung zu Werke gingen, und wie dennoch in unſre Anſchauungen ſich jene Illuſionen und Täuſchungen miſchten, die ſtrebenden Geiſtern ſtets eigen ſind. Achill ſprach von dem Glück keine Leidenſchaften zu haben, und in demſelben Moment ward ſeine Seele vom Bild des Ruhmes erfüllt. Indem er dem Ehrgeiz auf immer den Abſchied gab, machte er heimlich Pläne ihm die größten Opfer zu bringen. Ich dagegen ſprach das Lob der Leidenſchaften aus, mit einem Herzen, das wahrhaft und unverſtellt nach Ruhe dürſtete; ich lobte die kecke Aufregung der Geiſter, und mein eigener blickte mit Sehnſucht in ein fernes Paradies, wo jeder Kampf endet und jeder Streit ſich in ſeliges Genügen auflöſt.

Die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts begann grade jetzt ihre ſchwungvolle Laufbahn. Immer mehr beſchäftigte das Zuſammenſtürzen der alten ſcholaſtiſchen Gerüſte die Aufmerkſamkeit der Laien. Die Denker waren ſchon darüber hinaus und wendeten ſich den großen hervortretenden Ereigniſſen im Felde des Gedankens zu. Auch ich hatte das prächtige und fabelhafte Schloß, das ich mir aus den Brocken der Lehre von Leibnitz mit kindiſcher unkräftiger Hand aufgethürmt, manchen Stoß erleiden ſehen. Vor den ſiegenden Waffen einer materiellen Lehre flohen die ſchattenhaften Ideale. Newton, Leibnitz, Descartes, Bacon, traten nach einander hervor, und ihre Schriften wurden eifrig ſtudirt, kommentirt und beſtritten. Voltaire, Rouſſeau, Diderot thaten die erſten kecken entſcheidenden Schritte. Man ſtaunte, man wußte ſich nicht zu faſſen; eine ungeheure Bewegung griff um ſich; allein dieſe Aufgeregtheit hatte noch auf das Leben nicht den geringſten Einfluß; der Staat, die Religion bewegten ſich ungehindert in den gewohnten Formen. Wir Uneingeweihte hatten nun die Wahl, entweder ein idealer Glaube an unendliches Fortſchreiten, an fortgeſetzte Vervollkommnung, oder der Genuß der Gegenwart, verſchönert durch allen geiſtigen Zauber einer ſtolzen Philoſophie, einer glänzenden Moral, aber ohne Hoffnung auf ein Jenſeits, ohne die mindeſte Zuſicherung, daß es noch Befriedigungen gäbe außerhalb den Grenzen eines verfeinerten Geiſtes und geläuterter Sinne. Achill bekannte ſich ziemlich uneingeſchränkt für dieſe letztere Lehre, ich für die erſtere. Beide laſen wir aber die Spöttereien der neuen Sekte mit großem Vergnügen. Es handelte ſich in allen dieſen Schriften ſcheinbar nur immer um Abſtellung alter Mißbräuche, und wer hätte dieſem Begehren nicht beiſtimmen ſollen? Wir, als die Söhne einer verderbten in geſchmackloſen Formen erſtarrten Zeit, wir mußten nothwendig der verſprochenen Befreiung entgegenjauchzen. Montaigne war uns ſchon zu zahm und zu veraltet. Seine Ideen über den Staat, über die Religion, über den Tod, und namentlich über den Selbſtmord, wären für unſre Aufregung mit zu großer Mäßigung aufgefaßt. Seine Gelehrſamkeit war ermüdend. Die alten Autoren, aus denen er ewig ſchöpfte, ſchienen mit ihrer Kälte und Abgeſchloſſenheit den neuen Geiſtern nicht mehr zu genügen. Höchſtens galten Plato und Ariſtoteles für alle Zeiten als Muſter, und ihre Namen wurden Schildträger der neuen Partheien. Die Dogmen der chriſtlichen Religion kamen am übelſten weg; die myſtiſche Erleuchtung der Konzilien und Kirchenväter wurde gegen die Ausſprüche der griechiſchen und römiſchen Weiſen geſtellt, als ein Gemiſch dumpfen Aberglaubens und ſcholaſtiſcher Spitzfündigkeiten verſchrieen.

Wenn man einige Zeit der Menge gefolgt war und blieb nun ſtehen, dann konnte es nicht fehlen, daß man ſich ernſtlich fragte: wohin führt nun aber dieſer Weg? Das Ungewiſſe jeder Antwort mußte Schrecken und Beſorgniß erregen. „Dieſe Frage,“ antwortete ich Achill, „muß die Zukunft löſen; an uns iſt es immer fortzuſchreiten, und ſo viel wir vermögen jedes Hemmniß aus dem Wege zu räumen.“

„Aber wozu der ganze Weg?“ rief Achill. „Welch einem Ziel gehn wir entgegen?“

„Dieſe Frage kümmert mich nicht,“ entgegnete ich. „Es genügt mir, wenn mir der Ruhm bleibt rechtlich und wo möglich groß gehandelt zu haben.“

„Der Ruhm?“ entgegnete Achill und warf ſich aufgeregt in einen Seſſel am Fenſter, einen unruhigen Blick auf die im Abendlicht glänzende Gegend richtend, „was iſt der Ruhm? Welch ein leeres eitles Phantom. Wenn wir nach der Lehre unſrer neuen Weiſen die Geſchichte für die höchſte Offenbarung halten, wo finden wir einen Mann, den der Ruhm auf eine unzweifelhafte Weiſe gekrönt hat? Wo zeigt ſich uns ein Mann, an deſſen Größe kein Zweifel, kein Tadel haftet? Wir ſind gezwungen zu forſchen, und wenn wir forſchen, ſo entdecken wir, daß wir nichts zu bewundern, nichts wahrhaft zu lieben und zu verehren haben, daß alles Heuchelei, Täuſchung, Maske iſt.“

„Nein,“ rief ich lebhaft, „die Geſchichte iſt wahr, ihre Ueberlieferungen ſind untruglich.“

„Untruglich?“ wiederholte Achill ſpottend. „Kennen Sie einen Charakter, der edler daſteht, als der eines Brutus? Gibt es Namen, die einen ſchönern vollern Klang uns in die Seele floßen, wie der dieſes uneigennützigen heldenmuthigen Römers? Und doch; hören Sie was dieſes Urbild männlicher Tugenden ſich alles zu Schulden kommen ließ. Er trieb den ſchmutzigſten Wucher, er war ſtets bereit die Ruhe und ſelbſt das Leben der unſchuldigſten Bürger ſeiner unerſättlichen Habgier zu opfern. Cicero ſelbſt, der wärmſte ſeiner Freunde, hat uns dieſe Schändlichkeiten in ſeinem vertrauten Briefwechſel mit Atticus enthüllt. Brutus lieh ſein Geld zu 48 Prozent aus an die Könige des Orients und an die der römiſchen Herrſchaft unterworfenen Städte. Da er ſelbſt die Unſchicklichkeit davon fühlte, that er es unter dem Namen eines gewiſſen Scaptius. Ferner war die Schnelligkeit, mit welcher er nach der Schlacht von Pharſalus die Parthei des Pompejus verließ, und dem Cato und den Vertheidigern der Republik den Rücken wandte, kein Beweis ſeiner Beharrlichkeit an den republikaniſchen Grundſätzen. Wo bleibt alſo in allem dieſem der edle Philoſoph, der tugendhafte Römer, der ſeinen Wohlthäter mordete, um das Volk zu retten? Wo ſind die Zeugniſſe auf welche ſich ſein Ruhm ſtützt? die Schriften ſeiner Anhänger; ſein Leben, das ſein Schwiegerſohn Bibulus und ſein Freund Volumnius geſchrieben haben. Und wenn wir die Gewißheit verlieren mit allen Motiven unſrer Handlungen ohne Verfälſchung der kleinſten Wahrheit auf die Nachwelt zu kommen, welch ein Anſporn zu großen Thaten kann uns dann das Bild des Ruhms gewähren? Müſſen wir nicht die Geſchichte verachten als ein Gewebe von willkührlichen Mährchen, und indem wir verſchmähen unter dieſen verrückten Fabeln eine Stelle einzunehmen, muß uns nothwendig ein zurückgezogenes Leben in Leidenſchaftloſigkeit und Stille zugebracht als das Wunſchenswertheſte erſcheinen.“

„So hätten Sie alſo Unrecht gethan,“ rief ich heftig, „ſich Ihrem Vaterland zu widmen? So wären alle Ihre verdienſtliche Handlungen, die die Beforderung Ihrer Ehre und das Wohlergehen Anderer bezweckten, eben ſo viel Vorwürfe, die Sie ſich zu machen hätten?“

„In der That, beſſer wäre es geweſen, ich hätte die heimathliche Scholle urbar gemacht und den Kohl in meinem Garten gepflanzt.“

„Ach das heißt mit andern Worten: weil Sie nicht die höchſte Staffel erreichten, ſo erſcheint Ihnen jede ſchon erreichte nicht der Rede werth. Aber bedenken Sie, Achill, daß grade dieſer maßloſe Ehrgeiz das Uebel iſt wogegen die Philoſophen warnen. Wenn der Ruhm ein zweifelhaftes Gut, wenn das Zeugniß der Geſchichte wankend iſt, ſo bleibt uns doch noch unſer eigenes Bewußtſein, und dieſes kann Niemand uns entreißen.“

„Das iſt wahr, und ich ehre den verkannten Edlen, der ſich im Schutze dieſes Bewußtſeins glücklich fühlt, während die Welt alle Bitterkeiten auf ſeine Seele häuft. Aber wozu ſo große Laſt ſich aufladen? Wenn ich mit der Ueberzeugung ins Leben trete, daß der weiſe und vorſichtige Mann zum Untergang beſtimmt iſt, während der leichtſinnige Thor ſiegt, wozu dann ein ruheloſes Daſein an die Erſtrebung von Ekel und Beſchämung wenden? Warum nicht in Ruhe und Zurückgezogenheit einen Preis erſtreben, der mir nicht entgehen kann, der meiner Ruhmbegierde zwar nicht ſchmeichelt, aber ein deſto ungetrübteres Bewußtſein gewährt.“

„Nein, Achill, dieſes zu entſcheiden lag Ihnen nicht ob. Sie waren mit gewiſſen Fähigkeiten, mit einem beſtimmten Streben geboren, und dieſem nachzukommen, jene in Thätigkeit zu ſetzen, wurde Ihrer Natur Bedürfniß.“

„Allerdings, allein ein Bedürfniß, das zu unterdrücken die Philoſophie mich hätte lehren ſollen.“

„Sie irren, ſo weit geht die Macht keiner Philoſophie. Nie hätte ein Siſtem, und es ſei das weiſeſte und trefflichſte, aus Alexander einen Anachoreten gemacht. Wir können die eigenthümliche Beſchaffenheit unſrer Seele nie verläugnen; drängt dieſe nach Thaten, ſo müſſen ſie vollbracht werden.“

„Alſo wären die Lehren der Weiſen unnütz.“

„Ich halte nicht viel von ihnen. Ihre Grundſätze laſſen ſich auf die zwei einfachen Sätze zurückführen: Sei im Glück mäßig und im Unglück verzage nicht. Dieſe Maxime nimmt mehr oder weniger jeder vernünftige Mann an, wenn er ins Leben tritt. Das Uebrige macht uns zu Heuchlern, zu Betrügern, oder nöthigt uns Seltſamkeiten auf, die nicht in unſrer Natur liegen, und die uns unglücklich machen.“

Bei dieſen Worten ging eine Wolke des Unmuths über Achill's Stirne. Ich ſah in ſeiner Seele den Kampf, den alte Erinnerungen und frühere Grundſätze mit den Ideen, denen er jetzt nachhing, erregten. Nach einer langen Pauſe ſetzte er das Geſpräch fort, indem er mit düſterm Tone ausrief: „Es iſt augenſcheinlich, daß ich mein Leben anders hätte einrichten ſollen, daß ich die Hälfte, ja mehr als zwei Drittheile davon für verloren achten muß. Und dieſer Gedanke, wenn ich ihn lange verfolge, könnte mich zum Selbſtmord treiben.“

„Achill!“ rief ich, faßte ihn an beiden Schultern und ſah ihm drohend und erſchreckt ins Auge. Er nahm meine Hände, drückte ſie zärtlich und ſagte mit einem zerſtreuten Lächeln: „Verſtehe mich recht, Freund meines Herzens; ich könnte mich aus dieſer Welt hinausfördern, aber ich werde es nicht, und daß ich es nicht thue daran iſt meine Philoſophie Schuld, die das Unglück hat dir ſo ſehr zu mißfallen.“

„Und worüber beklagſt du dich?“ rief ich lebhaft, von dem kältern „Sie“ auf das vertraulichere „Du“ übergehend, wie es immer in Folge unſeres lebhafter werdenden Geſprächs zu geſchehen pflegte. „Kann die Ungnade eines unwürdigen Günſtlings dir wirklich ſo wehe thun?“

„Ich geſtehe dir,“ rief Achill und ſchmiegte ſeinen Arm vertraulich um meinen Nacken, „ich geſtehe dir, daß man mir ein anderes Lied an der Wiege ſang, als es das Wehen des Sturmwinds iſt, der hier um die Zinnen dieſer ehrwürdigen Veſte heult. Lange bevor du noch um deine hübſche Taille den Degen ſchnallteſt, den dir König Auguſt gab, hatte ich den meinigen ſchon in Schlachten geführt, die heftig und blutig genug waren, um einem jungen Bürſchchen von fünfzehn Jahren einen deutlichen Begriff von dem zu geben, was Männer Ruhm und Ehre nennen. Wäre ich doch nie aus dem Lager geſchieden. Ich kam nach Dresden, ich ſah jene Frau, die mein Unglück und meine Größe machte, und ward von ihr geliebt lange bevor der König ſie kennen lernte. Ihre Zärtlichkeit duldete den Gedanken nicht, mich fern in der Armee zu wiſſen, ſie beſänftigte immer wieder die Stürme der Leidenſchaft, die mich antrieben die Ruhe des Hofes zu fliehen und die Gefahren zu ſuchen. Verdammungswerthe Liebe! Fluchwürdige Ruhe! Die Arbeiten des Kabinets, in die ich eingeweiht wurde, waren meinem ſtrebenden Geiſte bald verſtändlich und vertraut. Ich ſtürzte mich mit eben dem Feuer und der Beharrlichkeit in das neue Geſchäftsleben. Es konnte nicht fehlen, ich mußte dabei zu einigen befriedigenden Reſultaten gelangen; du haſt mich damals in meinem Glanze geſehen, wo Männer mir huldigten, deren anerkannte Verdienſte die meinigen weit überragten.

Dieſe Erfolge machten mich nicht glücklich. Mein König, mein Wohlthäter, mein Freund war mein Nebenbuhler. Ich litt unſäglich und die köſtlichſten Früchte des Ruhms ſchmeckten meinem Gaumen bitter. Endlich gelingt es mir dieſe thörichte Liebe aus meinem Herzen zu reißen; ach da ſehe ich, daß unterdeſſen die Jahre dahingeſchwunden. Das Glück, müde meiner Träumerei, entflieht von meiner Schwelle, und grade jetzt muß die Flamme des brennendſten Ehrgeizes meinen Buſen füllen. Was ſoll ich mit der Handvoll Jahre, die mir noch bleiben, anfangen? An den Aufbau welches Altars, welches Tempels dieſe ermüdeten Kräfte wenden? Aber es bleibt mir noch eine Hoffnung, es glänzt mir noch ein Geſtirn, ich habe noch einen Namen, an den ich meine Wünſche kette.“

„Iſt es Zeno, Epictet oder Ariſtoteles?“ fragte ich.

„Nein, es iſt Friedrich, König von Preußen.

Er iſt bei mir geweſen, er hat mich auf einer ſeiner Reiſen durch dieſe Provinz mit ſeinem Beſuch beehrt. Hier war die Stelle, wo wir lange über einen ähnlichen Gegenſtand wie heute mit einander ſprachen. Ach, Sylvan, ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen.“

„Wer war bei ihm?“

„Niemand. Er trat eines Abends bei mir ein, und blieb vor meinem Schreibtiſche ſtehen. Er nannte ſeinen Namen, denn es war dunkel, und ich erkannte ihn auf den erſten Augenblick nicht. Seine Adjutanten und Pagen waren im Vorgemach zurückgeblieben. Ich war mit dem Manne allein, Sylvan, auf den ſich jetzt die Blicke Europens wenden; ich war mit ihm allein, und ich muß geſtehen, ich betrug mich anfangs ſcheu wie ein junges Mädchen, dem man zum erſten Mal ein tête-à-tête mit dem Geliebten geſtattet. Aber die Seele, die aus ſeinen Augen ſprüht, verſengt und ſchmilzt jeden andern Gedanken, der nicht er iſt. Ich ſprach mit ihm wie ich mit meinem Genius ſprechen würde, wenn er mir plötzlich in körperlicher Geſtalt erſchiene; ich hatte ihm nichts zu verheimlichen. Unſre frühere Bekanntſchaft wurde jetzt ein vertrautes Begegnen. Er ſchied von mir und hatte einen Unterthan mehr.“

„Wie, alſo ſind Sie in ſeinem Dienſte?“ fragte ich und zwang mich den Unwillen zu unterdrucken, der ſich lebhaft in mir regte.

Er antwortete nicht, ſondern machte nur eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe. Wir ſchwiegen beide. Das Geſpräch mit ſeinem ominöſen Ausgange hatte mir wehe gethan. So ſehr ich Achill liebte verhehlte ich mir nicht, daß ſein jetziges Handeln die Achtung ſchwäche, die ich für dieſen ausgezeichneten Mann gehegt. Es war nur zu deutlich, daß der Unmuth über Vergangenes und ehrgeizige Pläne für die Zukunft ihn zu einem falſchen Schritt verleitet hatten, der nothwendig die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen mußte. Doch verſchloß ich meine düſtern Ahnungen im Buſen; ich ſah ein, daß ihre Kundmachung nichts genützt und nur dazu gedient hatte den unglücklichen Freund gegen mich aufzubringen.

Ein merkwürdiger Mann betritt den Schauplatz der Geſchichte.

Eines Tages traf ich bei einem meiner Spaziergänge in der Nähe des Schloſſes auf einen Mann, deſſen Kleidung und Phiſiognomie etwas Auffallendes hatte. Er war groß von Wuchs, etwas korpulent, ein langer grauer Oberrock, der nach einem beſondern Schnitt gemacht war, reichte ihm faſt bis auf die Ferſen, ſchwarze Strümpfe, Schuh mit Zinnſchnallen, ein Hut mit einer breiten Krämpe und ſchlichtes braunes Haar vollendeten das Bild. Er ſaß auf einer Bank vor einer Schenke und ſchien ſo in Betrachtungen vertieft, daß er nicht eher aufſchaute als bis ich dicht vor ihm ſtand. Jetzt lüftete er den Hut, grüßte und ich blickte in ein bleiches Geſicht, in dem zwei freundliche kleine Augen glänzten. Er ſchob eine gläſerne Kanne friſchen Waſſers zur Seite und ſchien damit andeuten zu wollen, daß der Platz neben ihm für mich frei ſtehe. Es lag ſo viel Wohlwollen in dieſem kleinen Winke, daß ich ohne mich zu bedenken ihm folgte. Wir ſaßen beiſammen, und mein Geſellſchafter ſteckte ein Buchelchen ein, in dem er geleſen hatte. Es war naturlich, daß die vor uns ausgebreitete Landſchaft der erſte und ungezwungene Gegenſtand zum Geſpräch wurde. Schleſien iſt nicht berühmt wegen ſeiner pittoresken Gegenden; aber ſo dürftig ſeine Reize auch ſind, ſie bilden dennoch ein eigenthümliches Bild wirthlicher Wohlhäbigkeit und ſtillen friedlichen Fleißes, das dem Gemüthe des Beſchauers, je länger er es betrachtet, deſto wohlthuender wird. Dieſe Auffaſſung lag nahe, und es konnte als kein Zeichen beſonderer Genialität gelten ſie zu ergreifen, allein auf die eigenthümliche Weiſe, wie es von meinem Gefährten geſchah, erweckte ſie meine ganze Theilnahme. Es waren ſeinen Bemerkungen eben ſo die friſche ungekünſtelte Wahrnehmung eines Landbebauers, als die höher geſtellten Anſichten des Staatsmanns und Denkers eingewebt. Seine Sprache war ohne zierlich zu ſein von einem ſchönen Gepräge voll korniger bezeichnender Ausdrücke; hier und da miſchte ſich ein Bild, eine Metapher ein, die an den Dichter erinnerte. Man konnte annehmen, ein einflußreicher Mann, in den verſchiedenartigſten Geſchäftskreiſen ſich bewegend, ergötze ſich daran im Schoße eines ländlichen Aufenthalts ſich in der äußern Erſcheinung völlig den niedrigen Ständen gleichzuſtellen, um auch dieſe zu ſtudiren, aber dieſer Anſicht widerſprach bei näherer Betrachtung die wirkliche, nicht geborgte Einfachheit im Weſen des Mannes. Er wurde von den Bauern, die aus dem Hauſe traten, oder die des Weges vorbeizogen, an ſeinem Taufnamen genannt und mit einem Händedruck begrüßt. Er kannte ſie, er fragte nach ihren Verhältniſſen, und nichts ließ den Beobachter in dieſem Verkehr an der ungekünſtelten Intimität zweifeln, in welcher er mit dieſen Leuten ſtand. Der ſchleſiſche Dialekt iſt zu eigenthümlich, als daß es ſo leicht ſein ſollte ihn bis zu dieſem Grade von Vollkommenheit, wie der Fremde ihn ſprach, in kurzer Zeit der Bekanntſchaft nachzuahmen.

Ich beſchäftigte mich noch mit dieſer Unterſuchung als mein Nachbar ſich zu mir wandte und mit bewegter Stimme ſagte: „Jetzt eben höre ich wieder von einem neuen Unglücksfalle, den der Krieg veranlaßt hat. Meine armen Kinder! Iſt es denn nicht möglich, daß die Großen dieſer Erde das Leid in ernſtliche Erwägung ziehn, das ihre Streitigkeiten über ein armes unſchuldiges Land bringen.“

Ich glaubte nach dieſen Worten zu erkennen, daß mein unbekannter Freund der Schullehrer oder der Kuſter des Orts ſei. Demnach ſetzte ich das Geſpräch fort, war aber nicht wenig erſtaunt als durch eine zufällige Wendung deſſelben der Mann im grauen Oberrock ſich vollkommen bekannt an den Höfen von Berlin, Wien und Kopenhagen zeigte. Wie kommt ein Landſchullehrer in dieſe Kreiſe? Ich nahm meine andre Hipotheſe auf und erklärte nun den Geheimnißvollen für einen Gutsbeſitzer in der Nähe, der den Sonderling ſpielte, aber auch hier wurde ich irre gemacht, denn im Laufe einer neuen Erörterung erfuhr ich, daß ich es mit einem Doktor der Univerſität zu Oxford zu thun hatte. Ich verzweifelte hinter die Wahrheit zu kommen, und ſtand endlich nach zwei Stunden eifrigen und höchſt intereſſanten Geſprächs auf, um mich zu empfehlen, und ſchied von dem Manne ohne nur im mindeſten gewiß darüber zu ſein, ob ich ihn für einen Schullehrer, einen Edelmann, einen Höfling, einen Bauern oder einen berühmten Gelehrten halten ſollte. Alle dieſe verſchiedenen Eigenſchaften hatte er nach und nach entwickelt. Ein ſolches chamäleoniſches

Weſen war mir noch nicht vorgekommen, und die Betrachtungen auf meinem Rückwege waren ausſchließlich dieſem Unbekannten gewidmet.

Ich theilte Achill die Entdeckung mit und er hörte mich mit jenem Lächeln an, das wir immer annehmen, wenn wir von einem alten Bekannten ſprechen hören. „Ihr gutes Glück," erwiederte er, „hat Sie zu der „großen Merkwürdigkeit" unſerer Gegend geführt. Sie haben ohne es zu wiſſen den ſogenannten Apoſtel-Grafen kennen gelernt."

„Ein Apoſtel-Graf?" fragte ich befremdet.

„So heißt der berüchtigte Sektirer, der Graf von Zinzendorff," rief Achill. „Sie werden doch von ihm ſchon ſprechen gehört haben?"

„Allerdings. Alſo das war er?"

„Der neue Heilige," ſagte Achill mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Der Mann, der als Knabe eine Korreſpondenz mit dem Herrn Chriſtus führte, indem er kleine Zettel zum Fenſter hinaus warf, ſie vom Winde wegwehen ließ und dann die Nacht darauf im Traume die beſtimmteſte Antwort erhielt.“

Ich verſank in Nachdenken; das Bild des Mannes tauchte neu in mir auf. „Jetzt erkläre ich mir ſeine vielfachen Geſtalten,“ rief ich; „denn hat er nicht das merkwürdigſte Leben gehabt, das ein Sterblicher führen kann.“

„Er iſt von der Gnade unmittelbar geführt worden,“ entgegnete Achill mit demſelben ſarkaſtiſchen Tone, „und da iſt es kein Wunder, daß das Wunder bei ihm zu den alltäglichſten Dingen gehört. Anfangs Page, dann eine Zeitlang in Geſchäften, endlich erleuchtet, die Geſchäfte von ſich werfend und in den Kirchen betend, darauf dieſe Kirchen verachtend und ſich ſelbſt zum Propheten machend. Abwechſelnd auf der Landſtraße, ohne Geld, in den Schenken geprügelt und dann auf einem Berge wie der Erlöſer eine Rede haltend und Hunderttauſende um ſich ſehend. In

Folge dieſer Aufregung von der Polizei verfolgt, durch Steckbriefe bezeichnet, nach Amerika flüchtend, zugleich Backenſchläge und ein Doktordiplom ärndtend, endlich hier eine Gemeinde bildend, die die fünf Wunden verehrt und Liederchen auf das Lamm macht. Alle dieſe Dinge hat der edle Graf durchgemacht, und er iſt nicht wenig ſtolz darauf ſo ganz beſonders von der Gnade geführt worden zu ſein. Ich halte ihn für einen Heuchler und verachte ihn.“

„Schade darum,“ rief ich, „ich wollte Sie gerade bitten ihn auf Ihr Schloß einzuladen.“

„Das kann bei alledem geſchehen,“ erwiederte Achill. „Wenn es Ihnen Vergnügen macht die kranken Reden dieſes Schwärmers anzuhören.“

„Aber ich verſichere Dich, er hat kein Wort von religiöſen Dingen geſprochen. Du mußt Dich in der Perſon irren.“

„O nein. Es iſt Zinzendorff — es gibt nur ein Exemplar dieſer Gattung. Er glaubt von mir, daß ich ein arger Spötter ſei, und deshalb meidet er mich, wenn er jedoch annehmen kann Dich hier zu finden und vielleicht ein Bekehrungsgeſchäftchen zu machen ſo kommt er gewiß. Ich verſpreche Dir dieſen chriſtlichen Löwen ſammt ſeinem Lamme in den Bereich dieſes Zimmers einzufangen.“

Es geſchah auch und ich hatte die Freude den Stifter der mähriſchen Brüder mit mir eine Art Freundſchaft ſchließen zu ſehen. Er näherte ſich mir mit einem Vertrauen, einer rückſichtloſen Offenheit, die nur die Frucht einer unermeßlichen Verſtellung oder das Ergebniß eines engelgleichen Herzens ſein kann. Mit der Falſchheit der Welt in ſtetem Verkehr war ich überraſcht und faſt erſchreckt von dieſer Kindlichkeit, ich wußte keinen Namen für gewiſſe Geſtändniſſe und Vertraulichkeiten, die er ohne Arg in meinen Buſen ausſchüttete. Ich glaubte jeden Augenblick mich zur dupe gehalten zu ſehen und im nächſten Moment war ich empört über mein Mißtrauen, über meine Verblendung, daß ich weltlichen Spott, weltliche Zwecke bei einem Manne vorausſetzen konnte, der ſich mir im Drange der glühendſten Liebe offen hingab, der ſo wenig Arg hatte, daß er nicht einmal zu verſtehen ſchien was Spott war. Die epigrammatiſchen Einfälle Achill's glitten machtlos an ſeiner milden ſich immer gleichbleibenden Ruhe ab. Nie gerieth er in Leidenſchaft, nie verſuchte er ein Wort der Erwiederung. Seine einzigen Waffen waren ein ſanftes Lächeln und eine Bitte um Entſchuldigung, wenn er vielleicht ohne es zu wollen Mißbehagen errege. Ich kann mich nicht enthalten hier ein kurzes Geſpräch mitzutheilen, das Achill, der Graf und ich mit einander führte.

Achill. Sie wollen ein Chriſt ſein, ein beſſerer als wir, und gehen darauf aus eine neue Kirche zu gründen. Geſtehen Sie, daß darin eine Anmaßung liegt, die ſehr wenig mit der Demuth eines wahren Chriſten gemein hat.

Der Graf. Sie irren, mein Lieber. Wer ſagt, daß ich eine neue Kirche gründen will? Ich gründe keine neue. Chriſtus hat ſeine Kirche für alle Zeiten gegründet.

Achill. Allein Sie beſuchen nicht den öffentlichen Gottesdienſt.

Der Graf. Ich beſuche ihn wohl; ich bin im Schoße der reinen evangeliſchen Lehre aufgewachſen, und ich gedenke ſie nie zu verlaſſen.

Achill. Sie können nicht leugnen, daß Sie eine eigne Gemeinde gebildet haben.

Der Graf. Eine Gemeinde, ja — aber keine neue Kirche. Wir ſind ein Häuflein Brüder und Schweſtern, die ſich aus der großen Schalkheit der Zeit hinausgerettet haben in die Einſamkeit des Herrn.

Ich. Iſt denn die Zeit ſo böſe? —

Der Graf. Sie iſt ſehr böſe.

Achill. Aber da wäre es ja verdienſtlicher ſich mit den Schlimmen herumzuſchlagen und ihnen obzuſiegen, als in der Einſamkeit ſich aller Verſuchung zu entziehen.

Der Graf. Es iſt Keiner frei von der Prüfung. Wir haben unſre Verſuchungen wie die Andern.

Achill. Aber ſie haben die Ueberzeugung, daß wenn ſie der Verſuchung unterliegen und fallen, daß Gott ſie eigenhändig wieder aufhebt.

Der Graf. Ja, dieſe Ueberzeugung haben wir.

Achill. Dieſe Ueberzeugung iſt aber ein hochmüthiger Dunkel. Warum ſoll Gott uns Andre nicht auch aufheben? Weil wir nicht an das Lamm glauben?

Der Graf (ernſt). Das iſt die Urſache.

Achill. Wie abſurd. Was ſoll dieſes Mährchen mit dem Lamm? Was ſoll die ganze Legende von Chriſtus? Iſt's nicht genug einen allmächtigen Geiſt über der Schöpfung anzunehmen, und dieſen Geiſt in Vermittelung mit uns durch die Lehren und das Beiſpiel der weiſeſten Denker?

Muß ich noch myſtiſch dieſen Gott in drei Theile zerlegen, um ſo jedes einzelne Theilchen deſto bequemer zu verehren? —

Der Graf. Sie können es noch kürzer haben; Sie brauchen an gar keinen Gott zu glauben, ſo ſind Sie das Ganze und auch die drei Theile los.

Achill. Vortrefflich, Sie fangen an zu ſpötteln.

Der Graf. Ich ſpotte nie. Ich will nur bemerken, daß man über den Glauben nie ſtreiten ſoll.

Ich. So laſſen Sie uns über mehr weltliche Dinge ſprechen. Was halten Sie von den Anfechtungen, von den Trübſalen im Leben?

Der Graf. Ich danke Gott, wenn er mich preßt,
Und danke ihm, wenn er mich wieder entläßt.

Achill. Eine ſonderbare Philoſophie.

Der Graf. Keine Philoſophie.

Achill. Was iſt's denn?

Der Graf. Ein Sprüchlein, im Munde des Volks.

Achill. Und mit dieſen Sprüchlein wollen Sie in den Verwirrungen des Lebens auslangen?

Der Graf. O mit noch viel weniger. Mein Wiſſen iſt meinem Glauben untergeordnet. —

Ich. Und dennoch haben Sie ſich wiſſenſchaftlichen Disputationen unterworfen?

Der Graf. Unterworfen! das iſt das rechte Wort. Freiwillig hab ich es nicht gethan. Denn durch die allerklugſte und überzeugendſte Erörterung iſt noch Niemand in den Zuſtand der Gnade verſetzt worden. Das Wiſſen wendet ſich immer nur an das Wiſſen.

Achill. Demnach wären die Schriften der alten Weiſen unnütz oder gar ſchädlich?

Der Graf. Wenn man ſie im Zuſtande der Gnade lieſt, ſo können ſie heilſam wirken, ohne dieſen ſtiften ſie nur Zweifel und Verwirrung.

Achill: Der Zuſtand der Gnade! Immer wieder muß ich dieſe unverſtändliche Formel hören. Wie gelange ich denn in den Zuſtand der Gnade?

Der Graf. Einzig durch das Verdienſt Chriſti.

Achill. Es iſt genug, wollen wir abbrechen.

Er entfernte ſich, unwillig darüber mit einem hirnloſen Schwätzer ſeine Zeit verplaudert zu haben. Ich blieb mit dem neuen Propheten allein. Unſre Unterredung nahm ſogleich nach Achill's Entfernung einen völlig von dem obigen verſchiedenen Charakter an. Die kurzen ſcharfgeſtellten Fragen verſchwanden und eine warme offene Mittheilung trat an ihre Stelle. In meiner Bruſt fanden ſeine Worte Anklang; ich gab dieſer milden an's Myſtiſche ſtreifenden Lehre von der Liebe meinen unverkennbaren Beifall. Nie hatte ich noch ſo von Religion ſprechen hören. Er bat mich ſeine Gemeinde zu beſuchen und ich ſagte zu. Wenige Tage darauf fand ich mich auch in Herrnhut ein. Dieſes war der Sitz der „mähriſchen Brüder.“ Seit jenen Tagen iſt die kleine Gemeinde zu einer merkwürdigen einflußreichen und weit verbreiteten Sekte angeſchwollen, damals waren es nur wenige

Häuſer, die auf Grund und Boden eines Grafen Reuß und unter deſſen unmittelbarer Botmäßigkeit ſtanden. Die Brüder und Schweſtern hielten ihre Verſammlungen unter Abſingung eigends vom Grafen gedichteter frommer Lieder, ſie hielten zuſammen Liebesmahle, und dieſe waren das Rührendſte, was ich jemals im Leben erblickte. Sie zeigten ein Bild der Liebe, des Vertrauens, der ſüßeſten unwandelbarſten Einigkeit, wie ſie die erſten apoſtoliſchen Zeiten muß ausgezeichnet haben; es war, wie der Graf ſagte, ein Häuflein Getreuer, die der Herr aus der großen Verwirrung herausgerettet hatte, damit ſie ihm im Frieden dienen und ſich ſeiner Liebe freuen ſollten.

Aus allen Weltgegenden, allen Welttheilen waren hier Pilgrimme verſammelt, aus den höchſten wie aus den niedrigſten Ständen. Alle nannten ſich „Du“ und alle liebten einander wie Brüder. Mancher Edle, den das Leben hart verwundet, den die Liebe verrathen, die Treue verlaſſen hatte, fand hier ein Aſyl. Der Unglaube kehrte beſiegt in den Schoß des kindlichſten Glaubens zurück und wurde ohne Vorwurf mit Thränen des Entzückens empfangen. Der Ehrgeiz und die Prunkſucht warfen ihre flitternden Gewande ab und hüllten ſich in das einfachſte Kleid, um zu dienen wo ſie herrſchen konnten. Jede Schuld ſchien getilgt, jede Erinnerung erloſchen. Das Leben in der Welt mit ſeinen Täuſchungen und Qualen, mit ſeinen kurzen Triumphen und endloſen Verfolgungen ſchien abgethan und nie mehr von ihm die Rede. Chriſtus, der für Alle litt, hatte das Leiden jeder einzelnen Bruſt ausgetilgt. Nur himmliſche Ruhe, gottergebne Freudigkeit füllten das kleine Plätzchen im Buſen, wo früher ſo unaufhörlich die Leidenſchaften getobt hatten.

Ich wohnte einer Beſtattung bei. Der Gottesacker war ein Garten ſo blühend und üppig, wie mir kein anderer Garten vor dem Gedächtniß ſchwebt. Man ſenkte die Hülle des Vollendeten in die Blumen des Frühlings, und dort, wo er verſchwunden war, hob ſich ein Raſenſitz, und auf dieſem weilten an ſchönen Sommerabenden die zurückgelaſſenen Lieben. Der Tod hatte nichts Schreckliches; es war eine freudige Berufung in die unmittelbare Nähe des Erlöſers. Was konnte entzückender ſein, als dem Gegenſtande ſeiner glühenden Liebe auf ewig anzugehören, und der letzte Seufzer des ſterbenden Bruders bezeichnete den Beginn dieſes unausſprechlichen Glückes. Darum ſprach man auch nie vom Tode, ſondern vom „Heimgange“ eines Bruders. Man konnte nicht bezeichnender dieſe eigenthümliche Auffaſſung wiedergeben: ein Kind von ſeinen Eltern entfernt, auf langer Pilgerreiſe umhergetrieben, von Kummer und Noth in der Fremde gedrückt, kehrt heim zum Hauſe ſeines Vaters. Jubel und Freude bei ſeinem Empfang! Das Erbarmen und die Güte öffnen ihm ihre Arme; der wunde Fuß, die zerriſſene Hand, die Stirn, die blutgemiſchter Schweiß deckt, werden gekühlt, geheilt, getrocknet, es ſitzt der lange Vertriebene, der arme Gedemüthigte auf dem Ehrenplatz des Tiſches; die Sehnſucht iſt geſtillt, der Glaube kühlt ſeine unruhige und begehrliche Flamme am Buſen göttlicher Erfüllung. Alle Zweifel finden ihre Erlöſung, alle Wünſche ihr Ziel. Es bleibt nichts mehr auf dem Grunde des Herzens von Bitterkeit und Entrüſtung, es birgt ſich mit ſeiner ganzen Fülle im Schoß der Liebe.

So ruhig das Ende, ſo bewegt iſt oft das Leben des Bruders. Er wandert aus, das Evangelienbuch unterm Arm und trägt dieſen koſtbaren Schatz unter die Palmen Indiens, wie unter die beſchneiten Hütten der Bewohner der Polarländer. Verfolgt und verhöhnt hört er nie auf von Liebe zu ſprechen, geſchlagen und bedrängt predigt er Frieden. Während er die ſanfteſten Lehren vorträgt wird er das Opfer der grauſamſten Bar baren. Ehe er noch Zeit hat den Märtirertod der erſten Bekenner zu ſchildern, ſchließt derſelbe Tod ſeine beredten Lippen. Jedes Zeugniß der Apoſtel muß er bereit ſein mit ſeinem Blute zu unterſchreiben, den Kampf früherer Jahrhunderte täglich erneuen, und für ſo viel Muth, Entbehrung und Gefahr empfängt er keinen irdiſchen Gewinn; er iſt der Miethling keines Herrn, er erhält keinen Lohn, es iſt die Liebe die ihn antreibt und lohnt, es iſt der Aufblick zu ſeinem himmliſchen Herrn und Meiſter, der ihn in Gefahren ſtark macht, in denen Tauſende erliegen würden.

Indem wir eines Abends das Gemeindehaus verließen, faßte mir der Graf mit ſeiner gewohnten Herzlichkeit die Hand, drückte ſie zärtlich und ſagte mit einem eigenthümlichen ſchmachtenden Ton in der Stimme. „Wie gefällt es Ihnen bei uns, theurer Bruder. Haben wir die Hoffnung Sie auch einſt zu den unſrigen zu zählen?“

„Aufrichtig geſtanden, edler Herr,“ erwiederte ich, „für jetzt bin ich noch zu weltlich geſinnt, um in dieſe friedliche Gemeinde zu paſſen; allein es können Zeiten kommen, vielleicht ſind ſie ſchon nahe, wo meiner Seele dieſe gotterfüllte Stille Bedürfniß ſein wird. Alsdann weiß ich an weſſen Thüre ich klopfe.“

„An die meinige,“ ſchrie der Graf in Extaſe und ſchloß mich feſt in ſeine Arme. „Guter, edler Bruder, komme bald. Siehe der Herr lockt dich mit Freundlichkeit, er breitet alle Reichthümer ſeiner Liebe vor dir aus; willſt du immer noch in der ſchnöden kalten Welt die Genoſſen ſuchen, die dich nicht verſtehen, die dir nicht Liebe mit Liebe vergelten? Siehe ich weine an deinem Halſe eine bange, heiße, blutige Abſchiedsthräne, ſchrecklich wie die Thräne Joar's am Halſe Seba's! — “

Es dauerte lange ehe der Graf die Aufregung, in die alle ſeine Lebensgeiſter gerathen waren, beſchwichtigte. Er ſank dabei in Erſchöpfung auf eine Bank, ſeine Blicke blieben jedoch immer mit dem Ausdruck der innigſten Liebe auf mich geheftet. Der Eindruck, den er auf mich machte, war unbeſchreiblich. „Sieh,“ ſagte er matt, „das Uebermaß der Liebe tödtet mich. Wenn du mich weltlich richten willſt ſo kann ich dir nicht anders als krank erſcheinen, aber Gott iſt in ſolchen Stunden am lebendigſten in mir; der Erlöſer läßt alle Bronnen ſeines koſtbaren Blutes in mein Herz ſtrömen, und dieſes arme Herz von ſo vielen Gnaden überfüllt wird bis zum Tode gepeinigt und entzückt. Habe Mitleid mit mir.“

Er ſtöhnte laut, ich trat zu ihm heran und er lehnte ſein Haupt an meine Kniee, indem er zugleich mit beiden Armen mich umklammerte. Ich hörte ihn leiſe ein geiſtliches Lied ſingen; endlich ſtand er auf, trocknete ſich Augen und Stirne und rief: „Was ſoll es nur werden mit mir? Wohin treibſt du mich, mein Heiland? Ach erbarme dich meiner!“ —

Wir ſetzten unſern Spaziergang fort, und ich war bemüht den Aufgeregten auf andre gleichgültige Gegenſtände zu bringen. Es gelang mir nach vielen vergeblichen Verſuchen endlich. Wir redeten von dem zu erwartenden Kriege, und er ſprach ein hartes tadelndes Urtheil gegen Friedrich den Zweiten aus, das mich aus ſeinem Munde befremdete. „Er iſt verführt," rief er einmal übers andere, „er iſt verführt durch dieſe abſcheulichen Geſchöpfe, die ſich Philoſophen nennen, es aber in Wahrheit nicht ſind. Denn die alten Heiden waren bei ihrer großen Leichtfertigkeit doch am Ende ohne Arg; ſie wußten es nicht beſſer, und manche hatten in ihrem Elende eine herzliche Sehnſucht nach dem himmliſchen Lichte."

Es konnte mir nichts daran liegen dieſe Anſicht, die ſich ſehr ſchroff iſolirte, weiter ausgeführt und gedeutet zu hören. Der Graf zeigte ſich hier offenbar als Fanatiker und Sektirer. Ich mußte an die erſten lebhaften Eindrücke, die Schul pforta auf mich gemacht hatte, zurückdenken. Dieſelben düſtern Ideen, dieſelben in klöſterlichem Dunkel erſtarrten Begriffe. Selbſt der Ausdruck der Liebe verdächtigte ſich wenn man den Grafen ſo ſprechen hörte, wie er jetzt ſprach. Es that mir leid ihn auf dieſes Thema gebracht zu haben; er blieb dabei, und ich mußte gewaltſam dieſer giftſpeienden Erörterung ein Ende machen.

Als ich ins Schloß zurückkehrte, überſchüttete mich Achill mit Spöttereien. Er wünſchte mir Glück zu meiner Bekehrung und prophezeihte mir mit verſtelltem Ernſte, daß ohne Zweifel jetzt auch bei mir die Gnade zum Durchbruch kommen werde. Ich ſchilderte ihm dagegen mit meiner gewöhnlichen Langmuth, und nicht ohne etwas Bosheit, das Bild der Ruhe und des Friedens, die dieſe glücklichen Menſchen in ihrem Zuſammenleben zeigten, ohne daß ſie ſich pikirten Philoſophen zu ſein. Er empfand dieſen Stachel, machte mir aber nicht die Freude ſich getroffen zu zeigen, ſondern lachte und ſpottete weiter. Der Abend wurde mit unſern gewöhnlichen Geſprächen beſchloſſen, und Keiner von uns erwähnte mehr des Apoſtel-Grafen und ſeiner Gemeinde.

Ich empfing von dieſem ſeltſamen Manne, ehe ich mich von ihm trennte, die Verſicherung, daß er es geweſen, den Polyxena mir bezeichnet. In Dresden hatte er ſie kennen gelernt, und, wie er hoffte, eine heilſame Wirkung auf ihr Gemüth hervorgebracht.

Umſtände, die mich veranlaßten den Feldzug mitzumachen. — Ich komme wieder nach Dresden, und dieſesmal unter noch ſchmerzlichern Gefühlen. — Sehr unphiloſophiſche Haushaltung eines Philoſophen.

Je düſtrer der politiſche Himmel Europa's ſich geſtaltete, deſto eifriger ſah man jede Parthei ihr Intereſſe ergreifen. Ich erhielt die dringenſten Aufforderungen von Seiten meiner Fürſtin nach Dresden zu kommen und einen Theil der Sorgen ihr abzunehmen. Es iſt nicht genug, ſchrieb ſie mir, daß wir bis jetzt den ſchädlichen Einflüſſen eines ehrgeizigen und gewiſſenloſen Mannes, dem man zum tödlichen Schaden Sachſens das Staatsruder anvertraute, im Stillen entgegenwirkten, es muß jetzt auch öffentlich geſchehen. Ich danke Ihnen, Herr Graf, im Namen des Vaterlandes für die ihm geleiſteten Dienſte;

alle Fächer der Adminiſtration haben Ihre und meiner Freunde wohlthätige Wachſamkeit und Vorſorge empfunden; es iſt nur noch der letzte Stein zur Vollendung dieſes guten Werkes zu ſetzen übrig. Dieſer letzte Stein wird aber Mühe koſten. Sachſen iſt durch die ſchmachwürdigſten Verträge gebunden. Ein Uſurpator ſchreibt uns Geſetze vor, und begeht vor den Augen des ſtaunenden Europa's, in einem Lande, das ihn als Gaſtfreund ehrte, die empörendſten Handlungen der Willkühr. Die Geſchichte wird ſtaunenswerthe Belege zu dieſen meinen Worten aufzeichnen. Allein ſchon die gewaltthätige Beſitznahme unſeres Archivs gehört zu nie erhörten und nie geſehenen Gewaltſtreichen. Dadurch will er ſich vor den Mächten rechtfertigen, und er bedenkt nicht, daß er alle Rechte der Völker und Fürſten mit Füßen tritt. Doch genug hiervon; wir wollen das Uebel nicht klagend betrachten, ſondern mit kräftigem Angriff entfernen.

„Sie wiſſen, daß ſeit dem 9. September der König von Preußen hier in Dresden iſt; mein vorletzter Brief hat Ihnen dieſen verzweifelten Umſtand gemeldet. Alle Welt tritt in Drohungen gegen ihn auf; man ſpricht von der Reichsacht gegen ihn, aber nichts hält ihn in ſeinem fluchenswerthen Gange auf; er will uns vernichten, und dieſes ſpricht er laut genug aus, und wir — ach, daß ich es ſagen muß, wir tragen unſer Möglichſtes dazu bei ihm ſein Unternehmen gelingen zu machen. Mein Wunſch iſt, Herr Graf, daß Sie die Höfe, an denen Sie bis jetzt beſchäftigt geweſen ſind, verlaſſen; dieſe kleinen geiſtlichen Fürſten beobachten ihrer Stellung nach gezwungen eine zweideutige Politik, die unſrer gerechten Sache nur ſchaden kann. Kommen Sie zu uns, ſprechen Sie den König, empfangen Sie von ihm Befehle; er wird nicht zögern Sie ſogleich in Thätigkeit zu ſetzen; denn es fehlt uns unbeſchreiblich an Kräften und Mitteln. Eine eitle ohnmächtige Politik hat alle unſre Macht paraliſirt; wir befinden uns in einer Verwirrung, die ſich mit nichts vergleichen läßt. Darum erwarten Sie keine in aller Form geſchehene Berufung. Bedenken Sie, daß das Vaterland Sie ruft, und eilen Sie mit jener Haſt wie ein Grieche oder Römer aus der glorreichſten Periode eilte, um ſich in die kämpfenden Reihen zu ſtellen. Noch einmal ſag' ich Ihnen: Sie werden den König, die Stadt, das Land in einer Lage erblicken, die nicht trauriger ſein kann, und die Sie erſchrecken wird.“

Dieſem Befehle Folge leiſtend erſchien ich bei meiner angebeteten Fürſtin. Ich fand, daß ihre Schilderungen keine Gebilde einer mit leeren Schreckniſſen angefüllten Phantaſie waren. Der helle Blick dieſer Staatsklugen ſah ſcharf und deutlich. Ihre Prophezeihungen trafen ein, aber ſie hatte das Schickſal Caſſandra's, Niemand achtete ihrer unheilverkündenden Worte. Jetzt, da das Unheil da war, wurde ſie von der Menge verehrt und angeſtaunt. Eine leidenſchaftliche Liebe wurde ihr von allen Klaſſen ihrer Unterthanen gezollt, und man ſah in ihr den Schutzgeiſt Sachſens. Dieſe Erfolge, die ihrem Herzen wohlthaten, ſollten ihr aber nur zur Verſchönerung ihres Lebensendes zu Theil werden.

Ich übergebe die Thatſachen, die die Geſchichte aufgezeichnet hat. Jedermann weis die unglückliche Lage Friedrich Auguſt's. Gleich nach Beſitznahme des Dresdener Archivs erſchien jenes ewig denkwürdige „Mémoire raisonné," das den Kriegsſchauplatz eröffnete. Bald darauf geſchah die Einſchließung der ſächſiſchen Armee bei Pirna. Ich hatte eine ehrenvolle Stellung unmittelbar um die Perſon des Königs erhalten, und ſuchte ihm demnach vorzuſtellen wie auf dem Wege der Unterhandlungen noch vielleicht Vortheile zu erreichen ſeien, die in gereizter Stimmung der König von Preußen nie geſtatten würde. Brühl, der dem

Andrange der Kurfürſtin nicht länger widerſtehen konnte und mochte, war unwillig mich ſo nahe dem Furſten zu ſehen, und ſeine wiederholten Ränke bewirkten, daß Friedrich Auguſt den unmännlichen Entſchluß faßte ſein Heer zu verlaſſen, um nach Polen zu gehen. Ehe ich hiervon eine Ahnung hatte ſetzte ich meine Unterhandlungen unermüdlich fort, und mehr als einmal begab ich mich in Begleitung des ſächſiſchen Miniſters, Graf Salmour, und des brittanniſchen Geſandten, Mylord Starmont, in das preußiſche Hauptquartier. Allein der Entſchluß Friedrich Auguſt's uns zu verlaſſen, die Muthloſigkeit und der Mangel, mit dem das Heer kämpfte, und der kecke durch das Gluck begünſtigte Muth des Königs von Preußen machten jede briefliche und mündliche Unterhandlung fruchtlos. Unſere Hoffnung war auf den Marſchall Grafen Brown geſetzt, der um uns zu erloſen am 23. September ſein Heer bei Budin zuſammenzog. Die unglücklichen Erfolge von Lowo ſitz vernichten zum Theil unſere Hoffnungen. Das Elend der Soldaten ſtieg aufs höchſte, und den 16. Oktober ſtreckte die Armee die Waffen. Dieſes war der Zeitpunkt, wo Friedrich Auguſt ſich Päſſe vom Sieger erbat, um mit Brühl nach Warſchau zu flüchten. Er nahm die beiden Prinzen Xaver und Karl mit. Die Stimmung, die dieſe Reiſe erregte, war ſo wenig günſtig, daß man jede Aeußerung im Publikum ſo viel wie möglich bewachen und unterdrücken mußte. Die Kurfürſtin nebſt dem Kurprinzen blieb in Dresden zurück, und auf ihre Bitten ertheilte mir der König den Befehl ſeine Gemahlin nicht zu verlaſſen. Ich kam alſo nach Dresden; ſelber leidend und gebeugt ſah ich die geliebte Stadt wieder in dem traurigſten Zeitpunkt, wo ihre Schmach und ihre Bedrängniſſe den höchſten Gipfel erreicht hatten.

Man irrt ſich wenn man glaubt, daß in dieſer Zeit, von der ich jetzt ſpreche, der Ruhm Friedrich's ſchon ſo gewiß und ſo verbreitet geweſen, als er es zwanzig Jahr ſpäter war. Im Gegentheile ſeine eignen Unterthanen beobachteten ihn mit Mißtrauen und Zweifel. Die Geſchichte hatte kurz vor ihm den jähen Sturz eines Königs gezeigt, der eben ſo kühn begann und deſſen Eroberungspläne noch lange nicht ſo abentheuerlich erſchienen, als die des preußiſchen Helden. Der Erfolg ſprach ſich für Friedrich aus, und Europa wurde ſein Lobredner. Damals waren jedoch dieſe bewundernswürdigen Schlachten noch nicht geſchlagen, dieſe Beweiſe von Muth und Seelengröße im Unglück noch nicht gegeben worden; es konnte alſo erlaubt ſein einen Mann zu tadeln, der mit einer Macht von nicht ganz fünfthalb Millionen eine Maſſe von mehr als neunzig Millionen angriff. Dieſe Kühnheit mußte durch den Erfolg gerechtfertigt werden, im Plane war es nichts als ein entſetzenerregendes Wageſtück. Friedrich fand alſo damals keine Bewunderer, die Menge richtete kalte beobachtende Blicke auf ihn, und ſeine nächſte

Umgebung äußerte mehr Furcht als Ehrfurcht. Sein Gleichmuth erbitterte, ſeine Spöttereien verletzten, ſein Glück machte die Zahl ſeiner Feinde ſteigen. Er ſchien gebieteriſch den Ruhm herausfordern zu wollen, und er vergaß die Liebe; ſein Fuß ſchickte ſich an auf Leichen zu treten, und erſt ſpäter ſah man, daß ſeine Hand auch Saaten zu pflanzen verſtand. Es fehlten ihm nicht begeiſterte Anhänger, Männer wie Dohna, die in ihm den Erretter aus einer Zeit kleinlicher Frivolität und gewiſſenloſer Machinationen ſahen, aber dieſe Männer wurden als Schwärmer oder Schmeichler verdächtigt und die Menge zollte ihnen keine Achtung.

Es that mir wehe und ich hätte manchen glücklichen Augenblick dafür hingegeben, wenn ich des unglücklichen Zuſammentreffens mit Achill damals in Dresden überhoben geweſen wäre. Er als Anhänger und Verehrer des Königs in deſſen Nähe lebend; ich als Feind deſſelben Königs ihn haſſend und vermeidend. Mit tiefem Schmerzgefühl mußte ich ſehen wie man überall Achill, wo er öffentlich erſchien, mit wenig verſteckter Verachtung behandelte. Er zeigte ſich im Theater in der Loge des Königs, und der Dresdner ſonſt ſo verträgliche ruhige Bürger, wagte es ohne Scheu ſeinen Namen mit Verwünſchungen gepaart zu nennen. Er fuhr und man warf die Fenſter ſeines Wagens ein. Bei allen dieſen Vorfällen, die die preußiſche Juſtiz ahndete und dadurch nur immer heftigere Auftritte veranlaßte, überſchüttete er mich mit Vorwürfen, daß ich mich gleichgültig bezeigte, und ich that mein Möglichſtes ihn zu ſchützen, allein eine innere Stimme des Vorwurfs machte ihn ungerecht und zürnend. Wir ſahen uns nur ſelten. Er rief ſeine Philoſophie zu Hülfe, und ſie mußte ihm während dieſes verhaßten Aufenthalts in einer Stadt, wo man ihn früher auf Händen getragen hatte, Schutz und Troſt gewähren. Er war ſtolz ſeinem Herzen gefolgt zu ſein.

und dieſes zog ihn unwiderſtehlich zu dem Feinde ſeines Vaterlands.

Nicht um meine Handlungsweiſe gegen die Achill's in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, will ich Folgendes anführen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich meinen unglücklichen Freund immer achten werde, weil ſeine Fehler die Gebrechen einer edeln Natur und nie Früchte eigennütziger Berechnung waren. Ich wurde zufällig Zeuge eines Geſprächs zwiſchen zwei Bürgern, die an einem Abende vor ihren Hausthüren ſtehend mit einander plauderten. Der Diskurs ging von der politiſchen Kannengießerei aus, und kehrte auch nach kurzer Abſchweifung zu jener Quelle wieder zurück.

Bäckermeiſter. Ich ſage Euch, Nachbar, es iſt heute wieder Ballet und Oper.

Fleiſcher. Daß dich der Guckuck! Und wer hat es denn befohlen?

Bäcker. Wer? Wer anders als der König.

Fleiſcher. Teufel! ich würde ſagen, wenn ich ein ehrlicher Tänzer wäre: „Eure Majeſtät, meine Beine gehören mir nicht an, ich habe ſie ſeit fünf Jahren dem Kurfürſten von Sachſen verkauft“; ebenſo ſollte der Sänger ſprechen. Ich wollte denn doch ſehen, wer da alsdann ſänge und tanzte. Aber ſolch ein Pack hat keine Ehre im Leibe.

Bäcker. Wie wollt Ihr auch? Die Ehre hängt ſehr los am Leibe, wenn man tanzt fällt ſie ab.

Fleiſcher. O ſie fällt auch Leuten ab, die nicht tanzen.

Bäcker. Ich verſteh' Euch. Und ſein Vater und ſein Großvater haben doch ſächſiſches Brod gegeſſen. Man ſagt, ſie waren arm und hatten nichts, als ſie ins Land kamen.

Fleiſcher. Ne Bruder; ſie kamen nicht herein, und gingen auch nicht heraus, ſondern ſie ſind von Entſtehung der Welt immer drinn geweſen.

Bäcker. Deſto ſchlimmer, daß dieſer der Erſte iſt, der herausgeht. Ich möchte ihm kein Brod backen; verflucht der Brocken, von dem er ſpeiſt.

Fleiſcher. Still, Alter; dein eigner Sohn iſt ja auch Preuße.

Bäcker. Haltet das Maul, Ihr unflätiger Mann. Er iſt Preuße weil ſie ihn gefangen haben; aber ich will ſein Vater nicht ſein, wenn er nicht binnen drei Wochen deſertirt. Wenn wir die großen Faſtenkuchen backen, hoffe ich ſitzt der Tropf auch am Tiſche. Aber wer zwang das Gräflein überzugehn? Hat man ihm mit einem Flintenkolben das Bein unterm Leibe weggeſchlagen, und ihn dadurch gezwungen gut preußiſch zu werden? He? Man hat ihn nicht gezwungen.

Fleiſcher. Die großen Herrn haben einen andern Patriotismus wie wir Geringe. Wer weis vielleicht will er auch die Flöte blaſen oder Verſe machen lernen.

Bäcker. Nichts iſt der Grund, als daß wenn Sachſen preußiſch wird, er gleich bei der Hand ſein will um Miniſter zu werden. Da haben wir ein anderes Gräflein, ſein Haus ſteht da. Ja glaubt Ihr, daß man es ihm läßt? Es ſteckt voll Einquartierung, die ihm das Oberſte zu Unterſt kehren. Seine Güter zahlen für manchen andern Mann, er behält nichts für ſich. Ich weis, daß ſein Geld in die leeren Staatskaſſen fließt; wozu bei allen Teufeln hätte er das nöthig? Er könnte ja auch ſagen: Narr, wer ſich nicht zu fügen verſteht. Er hätte wenigſtens auch mit unſerm gnädigſten Herrn weglauf — wegreiſen können, um in Warſchau hübſche Polinnen tanzen zu ſehn, allein der dumme Burſche bleibt hier; hier wo nichts als Elend und Jammer zu holen iſt, wo er ſich täglich von den preußiſchen Flegeln muß niederbunzen laſſen und ein dutzend Mal nachgeben, um einen Vortheil, eine Meſſerſpitze groß, zu erhaſchen. Das heiße ich eine erzdumme Geſinnung, aber bei Gott, wenn man's ſo bedenkt, ſo laufen einem doch die Augen voll Waſſer.

Ich kann den Knaben, der doch auch nun ſchon alt wird, nicht ohne Theilnahme ſehen. Es iſt mir ſo als hätte er ganz das Ehrliche vom Vater, der auch immer das Unglück gefliſſentlich aufſuchte, wenn er es gepaart mit Ehre und Gewiſſensruhe fand.

Fleiſcher. Habt Ihr ihn noch gekannt, den alten Sylvan?

Bäcker. Ob ich ihn? Ein Herr, der ſo gravitätiſch in ſeiner Kutſche ſaß und dabei ſo viele Runzeln im Geſicht hatte wie ein Affe. Der Junge war damals ein hübſches Bürſchchen; jetzt fängt er an dem Alten ähnlich zu ſein. Er vernachläſſigt ſich auch gar zu ſehr in der Kleidung. Heute Morgen kam er an meinem Bäckerladen vorbei; ich nahm mir die Freiheit ihn anzureden, und fragte ihn: „Herr Graf, wo haben Eure Gnaden nur den niederträchtigen grauen Staub her, der dort auf Ihrem Kragen liegt? ſoll's etwa Puder vorſtellen; ach da hab' ich ſchon beſſern geſehn.“ Er lachte, und was glaubt Ihr, Gevatter, was er antwortete? „Ihr mögt Recht haben, Meiſter,“ ſagte er, „aber ich habe ſeit einigen Monaten keinen Kammerdiener mehr, und überdies iſt Theurung im Lande und das Mehl iſt beſſer angewendet zu den Broden der Armen als auf den Köpfen der Reichen.“ Ich ſagte ihm, daß das auch meine Anſicht wäre, und darauf ſchüttelte er mir die Hand gerade ſo wie wir ſie uns einander ſchütteln. Ich ſah bei der Gelegenheit, daß er recht grobe Manſchetten trug. Gebt Acht, ſie werden ihn noch, wenn ſie ihn rein ausgeplündert haben, wie einen Hund aus dem Loche jagen.

Fleiſcher. Oho, das leiden wir nicht. Ein großer Herr, wenn er ſich gut aufführt, kann immerdar auf den Bürger rechnen. Was Sachſe iſt verläßt keinen Sachſen.

Bäcker. Ja das war in den guten alten Zeiten Sitte. Jetzt aber geht alles drunter und drüber

Fleiſcher. Nichts geht drunter und drüber; Sachſen bleibt immer oben drauf.

Bäcker. Ja, ja, wenn der Flötenſpieler nur wieder fort iſt.

Fleiſcher. Er wird nicht ewig blaſen. Der Wind wird ihm ausgehen.

Bäcker. Wer ſitzt denn da im Reiſewagen? Es geht verwünſcht ſchnell.

Fleiſcher. Ich kenne ihn, er gehört zur italieniſchen Truppe, die immer bei mir die kleinen Fleiſchpaſtetchen mit Knoblauch beſtellte; wo ich nicht irre heißt der Mann Haſſe und iſt eine Art von berühmtem Muſikus. Er geht nach Italien zurück, weil man ihm hier kein Geld mehr zahlt.

Bäcker. Er hat Recht, unſer Flötenſpieler koſtet uns ſchon genug. Ach, da kömmt der arme Blundler, der alte Haushofmeiſter des Grafen Brühl; wie der Mann ausſchaut. Hätte ich ihn doch kaum wieder erkannt. Dem mögen Sie auch gut zugeſetzt haben. Was iſt Euch Blündler?

Blündler. Heute hat der Schwarm wieder den Pallaſt geplündert. Ach, die koſtbaren Uhren, die herrlichen Tiſche, die Spiegel, die Vaſen — alles zertrümmert und zerſtört. — Ich kann nicht mehr. Meine letzte Stunde iſt da. —

Fleiſcher. Setzt Euch. Wir haben alle die ſchwere Noth, Ihr nicht allein.

Blundler. Ach, wenn ſie nur mich ſchlügen, aber ſie ſchlagen auf die koſtbaren Vaſen los, und dieſe vertragen keinen Spaß.

Bäcker. Alſo Euer Rucken verträgt welchen?

Blundler. Ach ja, offen geſtanden, er iſt nicht ſonderlich ſkrupulos. Der Graf hat ihn an dieſe Speiſe gewohnt.

Fleiſcher. Eine Speiſe, die mein Magen nicht vertragen kann.

Blundler. Ja ein Rücken iſt auch kein Magen. Glaubt Ihr, daß mein Magen ſchlechte Koſt vertragen kann, da irrt Ihr. Ich bin an das feinſte Eſſen gewöhnt. Ich kann Euch eine Hubnervaſtete ſchon durch den Geruch von einer Faſanenpaſtete unterſcheiden. Ach und bei dem Grafen gab es ſo köſtliche Faſanenpaſteten.

Bäcker (bei Seite). Verdammtes Schmarozzervolk.

Blundler. Was ſagtet Ihr?

Bäcker. Ich ſage, daß ich die Paſteten nicht liebe, die zum Nachtiſch Prügel haben.

Blundler. Ach, wenn der Graf wüßte wie man mit ſeinem Eigenthum umgeht, er würde blutige Thränen weinen. Ich bin überzeugt der ganze Krieg iſt nur entſtanden, um die koſtbaren Kleider des Grafen in die Hände zu bekommen.

Fleiſcher. Ihr faſelt. Was liegt den Herren an den Narrenjacken?

Blundler. Narrenjacken? Ihr danktet Gott, wenn Ihr in einer ſtecktet. Es iſt kein Kleid darunter, an dem nicht ſilberne oder goldne Treſſen für fünfhundert Thaler an Werth wären, und fünfhundert Röcke gibt's.

Fleiſcher. Herr, Du ewige Güte! Hat der Menſch fünfhundert Röcke, und draußen auf der Straße liegen fünfhundert nackte Sachſen! Aber ich weis wo die ſilbernen und goldnen Treſſen hergekommen.

Bäcker. Still, Gevatter, es taugt nichts ſo etwas zu wiſſen.

Blündler. Und die herrlichen Uhren! Eine aus Wien, die ſechstauſend Thaler gekoſtet hat.

Fleiſcher. Mögen ſie jetzt ſeine letzte Stunde zeigen.

Blündler. Und ein Stuhl iſt dabei, der Graf hat ihn aus Regensburg bekommen, nach franzöſiſchem Muſter, es iſt nur ein ſimpler mit Permiß zu ſagen Nachtſtuhl, aber ein göttliches Möbel. So etwas zu erfinden muß ſich der Menſchengeiſt übernatürlich anſtrengen, und es gelingt ihm doch nur einmal. Es ſind da gewiſſe Verrichtungen dabei, die ins Unermeßliche gehn. Aber ich plaudre hier und ſoll in die neue Verwaltungskammer gehn.

Fleiſcher. Was da?

Blundler. Dort ſind Herren, die ſich mit dem Schadenerſatz beſchäftigen auf des Königs Befehl.

Bäcker. Eine luſtige Regierung, das! Erſt zerſchlägt er die Töpfe und dann will er ſie ſelbſt wieder bezahlen. Aber das iſt nur zum Schein.

Blundler. Glaub's. Ich werde nichts erhalten, denn Seine Majeſtät ſind ganz beſonders auf des Herrn Grafen Excellenz erboſt. Hat ihm da noch neulich wieder das ſchöne Schloß Niſchwitz bei Wurzen bis auf den Grund zerſtören laſſen. Und es war gar kein Grund da dieſes bis auf den Grund Zerſtören vornehmen zu laſſen. Aber das geht mich nichts an, ich bringe meine Liſte auf die Seſſionsſtube. Lebt wohl, Gevatter.

Fleiſcher. Adies. Was meint Ihr, Meiſter, ſollen wir nicht dem Herrn da gegenüber ein

Fackelſtändchen heute bringen, und die Bürgerſchaft kann ein Freieſſen geben.

Bäcker. Wo denkt Ihr hin, in dieſen Zeiten.

Fleiſcher. Gerade in dieſen. Wenn das Eſſen wohlfeil iſt, dann iſt's keine Kunſt Freieſſen zu geben; aber wenn man ſich's ſelbſt am Munde abſparen muß, dann läßt ſich davon ſprechen. Es wäre doch immer ein Zeichen unſrer Achtung und Freude ihn in unſrer Mitte zu haben.

Bäcker. Ich bin dabei. Laßt uns dem Rath den Antrag machen.

Fleiſcher. Wie würden die Preußen ſcheel dazu ſehen; ich liefre den Braten frei.

Bäcker. Und die Bäckergilde das Brod. Ihr habt einen geſcheuten Einfall gehabt, Gevatter. Jetzt ſpringe nur Einer zum Maler herüber und ſage ihm, daß er uns zu dem Feſttag einige, wie ſie ſagen, patriotiſche Anzüglichkeiten male.

Fleiſcher. Dieſe müſſen aber ſtark ſein, daß Jedermann mit Fingern darauf deuten kann. Und dem Grafen beſonders muß man's unter die Naſe reiben, daß er ein Patriot iſt.

Bäcker. Verſteht ſich, der muß es doppelt und dreifach kriegen. Aber da kommt die preuſſiſche Patrouille; ich kann die Burſche nicht ſehen, laßt uns ins Haus treten bis ſie vorüber ſind.

Dieſes war das Ende eines Geſprächs, das ſo ziemlich die allgemeine Stimmung anzeigte, in welcher ſich die Hauptſtadt befand, gegen einen benachbarten König, der gekommen war, um das Kurfürſtenthum „in Depot“ zu behalten.

Dieſer Abſchnitt gibt ſummariſch die Vorfälle eines Krieges an, der dem Leſer genugſam bekannt iſt.

Drei Jahre folgte ich den Waffen. Man weis, daß das Glück gegen die Verbündeten ſich entſchied. Gleich nach dem Tode der Kurfürſtin, deren letzte Segnungen ich gerührt empfing, verließ ich Dresden. Noch muß ich ein Wort über das Schickſal meiner frühern dortigen Freunde hinzufügen. Der alte Käfernburg war längſt zu ſeinen Vätern verſammelt worden. Er, der letzte ſeines Stammes, war einſam, vom Gram gebeugt, verſchieden. Ich beſuchte ſein Grab. Er hatte mich zum Vollſtrecker ſeines letzten Willens eingeſetzt, und in dieſem war Maria als ſeine Erbin aufgeſtellt. Mit der gewiſſeſten Zuverſicht ſprach er die Hoffnung aus, daß ſie lebe, und daß ich ſie noch einſt als die Meinige heimführen wurde. Dieſer Ausſpruch weckte die empfindlichſten Schmerzen in meiner Bruſt. Ich, ſelbſt vielleicht bald dem Grabe zum Opfer, mußte dieſe glänzende trügeriſche Prophezeihung ausſprechen hören. Es waren Winke zugefügt, die auf einige unſichere Spuren wieſen, wie etwa die Verſchwundene wieder zu finden ſei; ich traute keiner Hoffnung. Wenn Maria lebte, ſollte ſie nicht tauſend Mittel und Wege gefunden haben ſich ihrem Oheim, ſich mir zu entdecken? Nein, ihre Entfernung war eine freiwillige, oder ihr Tod gewiß.

In der mörderiſchen Schlacht von Prag, die alle Gräuel des entſetzenvollſten Kriegs entfaltete, wurde Achill verwundet, und nach einem kurzen Krankenlager ſtarb er in meinen Armen. Er ging ohne Reue, aber auch ohne Befriedigung, ohne die köſtliche Ruhe eines glücklichen Bewußtſeins aus der Welt. Da er ſein Ende nicht ſo nahe glaubte, beſchäftigten ihn noch Pläne des Ehrgeizes faſt bis zum letzten Athemzuge. Ich ſah mit herbem Weh ein bedeutendes Leben in unausgeſprochenem Vorwurf und unter beklagenswerthem Zweifel endigen. Er ſtarb unbeweibt, unbetrauert von Erben; auch ich ſtand einſam an ſeinem Schmerzenslager. Wir drückten uns die Hände und dieſes ſtumme Zeichen verdollmetſchte unſere heiligſten innigſten Gefühle. Wir waren eine weite Strecke des Lebensweges zuſammengegangen, und jetzt riß uns ein einziger kurzer Augenblick auf immer von einander.

Ich brachte ſeine Leiche durch die Schwärme der zerſtreuten Heerhaufen, die die Straßen bedeckten, glücklich bis in's Erbbegräbniß zu Schloß Dohna. Die ſämmtlichen Vaſallen waren zum Empfang bereitet. Einige preußiſche Offiziere waren von ihrem König als Trauergäſte dem Zuge beigegeben. Die entſeelte Hülle wurde mit kriegeriſchen Ehren in die Gruft getragen. Am Eingang derſelben geſchahen die üblichen Feierlichkeiten, die einen tiefen Eindruck auf uns Umſte bende machten. Die Thür der alten Gruftkapelle war geſchloſſen; der Trauermarſchall mußte mit ſeinem Stabe an's Gitter klopfen und eine Stimme von innen fragte: „Was begehret Ihr?“ — „Einlaß für einen Todten!“ war die Antwort. — „Wer iſt dieſer Todte?“ tönte die dumpfe Stimme entgegen. — „Ein edler Herr und ein braver Krieger.“ — „Wir glauben es, allein deßhalb iſt er noch nicht würdig die Zahl der Todten hier zu vermehren, deren keiner unberühmt und unbelobt in dieſes Gewölbe kam. Nenne mir des todten Mannes Namen!“ — Hier folgten nun die Titel und der vollſtändige Name. Beim Klange des letztern flogen, wie von einer Zaubermacht aufgeſchlagen, die ſchweren eiſernen Grabesthüren auf, und ohne daß Jemand ſichtbar wurde ertönte ein feierlicher Choral mit Poſaunen. Beim Klange deſſelben ſchwankte der Sarg in die matterleuchtete Gruft. Mir, als der dem Verſtorbenen am nächſten Stehende, wurde das Amt zu

Theil, den Degen und die Orden auf das Grab niederzulegen. Ich that es und meine Thränen rannen auf die dunkle Behauſung nieder. Kein Wort wurde geſprochen, nur die Poſaunenklänge ertönten wieder und verhallten leiſe, als wir aus dem Gewölbe traten. Ich brachte die Nacht ſchlaflos in dem obern Saale zu, und alle unſre hier geführten Geſpräche, theure Erinnerungen aus einer glücklichen Zeit erfüllten mein Gedächtniß. Er iſt dahingegangen in eine Welt des Friedens, rief ich ſchmerzvoll, in einer Zeit, wo die blutigſten Kämpfe die Erde entweihen. Wohl ihm! Ruhe ſeiner Aſche! —

Ich ſollte gleichſam mit den Gefährten meines Lebensweges abſchließen, denn wenige Monate nach dem obigen Abſchiede vom Freunde ſah ich auch Polyrena wieder in Herrnhut. Die reizende Polyrena, die größte Schönheit ihrer Zeit, zeigte ſich jetzt, gehüllt in die einfache Tracht jener Sekte, ihr Haar ohne Puder und Blumen in ein enges Häubchen gezwängt, in ihrem Antlitz wenig Spuren weltlichen Reizes. Sie hatte ihre Religion abgeſchworen und ihr ewiges Heil in den vertrauteſten Umgang mit der Gemeinde des Herrn geſetzt. Sie hieß hier Schweſter Eliſabeth, und ihre Wohnung war der gemeinſchaftliche Frauenſaal; ihre Lieblingsgänge auf den nahen Kirchhof, ihre Lieblingslektüre die Schriften Spangenberg's und Zinzendorff's. Ich mußte ihr von Dresden erzählen und ſie hörte mich mit einer wehmüthigen Aufmerkſamkeit an. Der Traum der Jugend lag weit hinter uns Beiden, faſt ſchon auch der Traum des Lebens. —

Die Schlacht bei Collin brachte mir ehrenvolle Auszeichnungen. Die Verbündeten frohlockten über dieſen Sieg, der die preußiſchen Waffen demüthigte. Mir zeigte dieſes Unglück Friedrich's Größe deutlicher als alle ſeine glücklichen Erfolge; denn es bewies, daß er die Schläge des Geſchicks durch jenen männlichen Muth ertrug, der im Bewußtſein unerſchöpflicher Hülfsmittel in ſich, dem Sturme von Außen trotz bot. Der Held verlor bald darauf ſeinen Bruder und ſeine Mutter, und dieſer dreifache Verluſt erwarb ihm im Unglück viele Herzen, die ſich ſonſt kalt von ihm abgewendet hatten. Man ſagt, daß ſeine Briefe vielleicht einſt der Oeffentlichkeit übergeben werden, und ich weiß, daß welche darunter ſind, namentlich an den Marquis d'Argens und den Lord Marishal, die die rührendſten Beweiſe über die Denkungsart dieſes Weiſen der Nachwelt überliefern.

Mein Weg führte mich nach Baireuth, und hier lernte ich die Schweſter Friedrich's genauer kennen, die ich als junge Prinzeſſin in Dresden zuerſt geſehen. Jetzt war es eine ältliche Dame, gebeugt durch Kummer und Krankheit. Das Geſchick ihres königlichen Bruders laſtete ſchwer auf ihrem mitfühlenden Herzen. Der Markgraf, ihr Gemahl, war gezwungen zur Reichsarmee Truppen zu ſtellen, alſo gegen ſeinen Schwager zu kämpfen.

Die Politik ſchlägt oft die tiefſten Wunden, und unter der erlaubten Perfidie eines Siſtems leiden die heiligſten unverletzbarſten Naturgeſetze. Ich kann nicht ſagen, daß die Markgräfin einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Sie war in ihren Formen ſteif, in ihrer Unterhaltung voll geſuchter Künſtlichkeit, und ihr Unglück, ſowohl ihr häusliches, als das des Bruders, zeigte in ihrem ſtarren Antlitz keine jener ſanften weiblichen Züge des Schmerzes, die uns ſo ſehr feſſeln und unſer Mitgefühl ſo heftig anregen. Während ſie Nachrichten vom Kriegsſchauplatze von mir forderte, zwang ſie ſich zu einer gelehrten Erörterung über die verlorenen Bücher des Livius; eine Koketterie, die ich der gelehrten Dame gern geſchenkt hätte.

Sie ſtand in einem Briefwechſel mit faſt allen Gelehrten Europa's und nebenbei auch mit Frauen, die im Trüben zu fiſchen liebten, was die Politik betraf. Durch ſie erfuhr ich, daß die Gräfin Appiani, die Nichte des Fürſt-Biſchofs zu Bamberg, eine fortgeſetzte Correſpondenz mit dem Wiener Hofe unterhielt. Sie erklärte mir manches Räthſel, indem ſie mich verſicherte, daß die Gräfin einer geheimen Geſellſchaft vorſtehe, die ſich mit politiſchen Umtrieben beſchäftigte. Dieſes waren meine „Männer der Nacht“, und die kleine, in der Kutte verhüllte Geſtalt, die ich umſtändlich beſchrieben habe, Niemand anders als die Gräfin.

Die Schlachten von Roßbach und Leuthen brachten Friedrich's Ruhm bis in die entfernteſten Theile Europa's. Erſt von dieſem Zeitpunkt an datirt ſich das allgemeine Intereſſe, das man für ihn und ſeine Waffen nahm. Eine Bewegung, wie ſie noch nie dageweſen, bemächtigte ſich aller Kabinette und Heereslager. Mir wollte das Glück nicht ſo wohl bei der Organiſirung der zwölf ſächſiſchen Regimenter unter dem Prinzen Xaver im franzöſiſchen Solde mit beizuwirken. Eine gefährliche Verwundung warf mich bei Beginn des Feldzuges von 1758 aufs Krankenlager. Meine abnehmenden Kräfte geſtatteten nur eine langſame Geneſung, und ein gelähmter Arm blieb als Folge einer unglücklichen Kur. Die Hoffnung auf Frieden wurde getäuſcht; das Kriegsfeuer wüthete fort. Ich verlebte einen traurigen Herbſt und lange ſchmerzvolle Wintermonate in einem kleinen Grenzſtädtchen am Rhein. Ueber die Thüre meiner Krankenſtube hatte ich die Worte Cicero's geſchrieben: Non enim hilaritate nec lascivia, nec risu aut joco comite levitatis, sed saepe etiam tristes firmitate et constantia sunt beati.

Elegie.

Der Leſer wird vorbereitet, was er in dieſem Abſchnitte meines Lebens zu erwarten habe.

Ich will dir, mein getreuer Leſer, der du mir durch die Zeiträume meiner Jugend, meines Jünglings- und Mannesalters gefolgt biſt, jetzt nicht verhehlen, daß du es mit einem Greiſe zu thun haſt, der ſein ſiebenzigſtes Jahr ſchon um die Hälfte zum achtzigſten hinter ſich hat. Du fragſt, was ich dir jetzt bieten wolle? Fürchte dich nicht vor der Geſchwätzigkeit des Alters, ich verſpreche dir, daß dieſer Abſchnitt der kürzeſte des ganzen Werkes ſein ſoll, und dieſes Werk ſelbſt wird dir hoffentlich nicht zu lang erſchienen ſein. Ich hätte es um das Doppelte verlängern können, wenn ich nach Weiſe der Biographen meiner Zeit Alles und Jedes in meine Blätter aufgenommen. Eine große Maſſe von Namen und Begebenheiten ſtand mir zu Gebote, allein ich nahm von dem Vorrathe nur das Weſentlichſte, was mir zum Verſtändniß meines Gemäldes und ſeiner Hauptgruppen unumgänglich nöthig ſchien. Die Männer, die da Geſchichte ſchreiben, erlangen das Recht Alles für wichtig zu halten, die, die ihr eigenes Leben ſchreiben, müſſen mit großer Vorſicht zu Werke gehn und haben nichts ſo ſehr zu ſcheuen, als jenes Wichtigthun und Prahlen, das ein Buch wie dieſes fade und unausſtehlich machen würde. Wer mit Aufmerkſamkeit ein Gemälde betrachtet, das mit Liebe ausgeführt wurde, findet leicht die Gründe hervor, warum dieſe Parthie in Schatten, jene in helles Licht geſetzt worden, und er wird dem Künſtler danken, daß dieſes auf die mindeſt auffallendſte Weiſe geſchehen und nichts von dem Haſchen nach Effekt zu bemerken iſt, das das Auge des Kenners durch ſeine Abſichtlichkeit beleidigt anſtatt es anzuziehen.

Wenn man ſich dem Ziele ſeiner Laufbahn

nähert, ſo hört die Beweglichkeit des Geiſtes, die uns zu Thaten anſpornt, von ſelbſt auf, und es bleibt bei wohlorganiſirten Weſen nur jene ſanfte Seelenwärme übrig, die in heitern Reflexionen ſich ausſpricht und das Erlebte in anmuthigen Bildern wiedergibt. Eine ſolche Eigenſchaft wird man hoffentlich in dieſen Blättern nicht ganz vermiſſen. Mein Leben war nicht ſtürmiſch, ich kann alſo füglich nicht das beliebte Bild von endlicher Ruhe im erlangten Hafen anwenden, allein mir ſteht das viel paſſendere Gleichniß zum Gebrauch, von dem ermüdeten Wanderer, der ſich vor ſeine Hütte ſetzt und noch einmal in's Thal hinunter den Weg beſchaut, den er geſtern in der Tageshitze gegangen. Ich ſehe die kleinen Brücken, die über die Bäche führen, ich ſehe die kunſtloſen Lauben, in denen eine kurze Ruhe ſo ſüß ſchmeckte, ich ſehe die Pilgrimme vom Gebirge herabklettern, die mir Auskunft gaben über die Weite und Beſchaffenheit des Weges. Noch ſitzt der alte Bänkelſänger dort auf dem Uferſteine und ſingt jetzt Andern ſein Lied, noch grünt der Apfelbaum am Wege und auch die Dornhecke fehlt nicht, die mir mein Kleid zerriß, und die jetzt Andern denſelben menſchenfreundlichen Dienſt erweiſt. Doch genug; der Leſer, wenn er irgend Luſt hat, kann ſelbſt dieſe Rückblicke in mein Leben thun, das jetzt offen vor ihm da liegt.

Vor allen Dingen ſoll in dem Wenigen, was ich noch zu ſagen habe, die Wahrheit meine Feder führen. Dieſes wird mir Ueberwindung koſten, denn ich ſitze inmitten einer eiteln Welt, ſelber eitel. Ich lebe unter Menſchen, die ſich einander vergöttern, in Geſellſchaften, wo man die Seele und den Körper ſchminkt. Ich ſchreibe dieſe Zeilen, angethan in einem goldſtoffenen Kleide, meine Hand, die die Feder führt, iſt mit duftenden Spitzenmanſchetten eingehüllt, ich trage Ringe auf den Fingern, die übermäßig glänzen, mein altes Geſicht iſt mit einer kindiſchen Putzſucht den

Muſtern gleichgebracht, die ich hier täglich um mich ſehe. Es iſt nichts an meinem Aeußern wahr, deſto mehr muß es mein Inneres ſein. Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß ich in der geckenhaften Geſtalt von dir Abſchied nähme, mein edler Freund, nachdem ich mich bemüht habe dir durch meine Worte wie durch meine Handlungen zu zeigen, wie ſehr ein ſolches Weſen meinem Charakter zuwider iſt. Daher beurtheile mich in dem, was jetzt folgt, nicht zu ſtrenge. Bedenke, daß ich mit einer Gattung Geſchöpfe Freundſchaft geſchloſſen habe, die, wenn ich ſie dir nenne, von ſelbſt jede Vorſtellung eines naturgemäßen, einfachen, wahrheitliebenden Umgangs aus deiner Seele verſcheuchen müſſen, die auf ganz folgerechtem Wege alle jene Zerrbilder in deiner Einbildungskraft wach rufen werden, die du nur irgend einmal von Affektation, weiblicher und männlicher Koketterie, gelehrter Allwiſſenheit und verworrener Großſprecherei gehört oder geſeben haſt. Mit einem Worte, ich befinde mich in Paris und in einem Zirkel gelehrter Weiber.

Wenn einſt die Namen einer Madame Junon de Geoffrin, eines Fräuleins Claire de l'Espinaſſe, eines erblindeten alten boshaften Weibes, das ſich Madame du Deffant nennt, und eines Dutzend anderer Schöngeiſtinnen auf die Nachwelt gerathen, ſo geſchieht es lediglich weil Clio, die den Griffel der Unſterblichkeit führt, ein Weib iſt, und daher nie zu bemerken vergißt wo Weiber die Trägerinnen der geiſtigen Intereſſen einer Zeit geweſen. Die obigen Damen ſtellten ſich als ſolche dar. Das achtzehnte Jahrhundert war reich an Gevatterinnen, und je älter das beſagte Jahrhundert wurde, deſto mehr alte Muhmen ſammelten ſich um daſſelbe. Einige dieſer Frauen waren abſchreckend häßlich; man machte Epigramme auf ſie, aber das verhinderte nicht, daß ganz Paris ſie aufſuchte. Madame Junon de Geoffrin war eine Schwätzerin, Mademoiſelle Claire de l'Espinaſſe führte einen ärgerlichen

Lebenswandel und Madame du Deffant war ein kleines Ungeheuer; aber man fand bei ihren Vereinigungen alle Heroen der neuen Philoſophie gegenwärtig, jene geiſtreichen Abbé's, die ſo niederträchtige Streiche machten, und denen man ſie wegen ihrer hübſchen Einfälle verzieh, jene Schriftſteller in Mode, die über alles ſpotteten, jene Frauen, die ſich damit brüſteten, nichts zu glauben und nichts zu lieben, jene alterſchwachen Berühmtheiten, die wie gelähmte Affen in ihren Stühlen nur lallten und grinſten, bei denen man jedoch jede Miene aufhaſchte und bewunderte, jene frierende Philoſophen, die ſich an die Kamine drängten, um über den Glauben an Unſterblichkeit zu lachen, während ſie ihre dünnen Beine von der Flamme durchwärmen ließen, jene ſtolzen Würdenträger, die ein Bonmot auf den Thron geſetzt hatte, und die jetzt ungeſtraft ihre Umgebung tiranniſirten, kurz, die glänzende Koſtbarkeit und das wahnſinnige Unglück dieſer aufs Höchſte der

Verfeinerung getriebenen Geſellſchaft fand man bei den genannten Damen, und deshalb beſuchte man ſie, und deshalb machte man ſich ſelbſt zum Gecken.

Als ich anlangte fand ich ganz Paris in das Studium der Naturgeſchichte vertieft, man ſtritt ſich darum, wer Thier und wer Pflanze ſein wolle. Ein wunderlicher Streit in der That. Die Philoſophen hatten ihn angeregt und Buffon ihm ein beſtimmtes Ziel gegeben. Man kannte nur eine Furcht, die Furcht vor den Pocken. Alle übrigen Gegenſtände des Schreckens oder der Beſorgniß hatten die Lehren der Weiſen beſeitigt. Man ſagte in Mährchen einander die Wahrheit und verwundete ſich tödtlich durch Allegorien. Ueber die Langeweile des Hofs erlaubte man ſich Späße, und dieſes ſcheint ein übles Zeichen, denn bis jetzt hatte der Nimbus des Hofes die ganze Stadt im Zaum gehalten. Ein Höfling und ein Prieſter erſchienen beide gleich ſchwer auf die Nerven eines freien Weltmanns und feinen Spötters zu fallen. Nichts war mehr von der Galanterie des alten Hofs von Ludwig dem Vierzehnten zu ſpüren, aber auch eben ſo wenig von den vernachläſſigten Formen und der grenzenloſen Liederlichkeit der Regentſchaft, man verbarg ſeine Leidenſchaften nicht, denn man hielt ſie für ſein Glück, aber man erlaubte ihnen nicht die rohen und ungeſtümen Ausbrüche, denn dieſe wären unphiloſophiſch geweſen. Der Umgang gewann eine köſtliche Leichtigkeit, man ſah die Schauſpieler hatten ſich dergeſtalt miteinander eingeſpielt, daß man nun glaubte ſicher zu ſein, um auch ohne Souffleur, das heißt ohne den Hof zu ſpielen. Ein Haß gegen alle von außen kommende Autoritäten war die Seele der Geſellſchaft. Man wollte nicht fromm ſein, weil man der Menge nicht glauben machen wollte, daß man unter der Macht eines Prieſters ſtände, man wollte nicht der Gewalt huldigen, um ſeine Würde als ſelbſtſtändiges

Weſen nicht zu verletzen, und ſo ſetzte man ſich, indem man die Formen der Autorität verachtete, über dieſe ſelbſt hinweg. Es war eine allgemeine Emanzipation, die wie ein Schwindel um ſich griff und eben ſo glänzend als verlockend war.

Bei der Madame Geoffrin ſah ich d'Alembert, Diderot, den Baron Grimm, von dem ich bei meiner erſten Cour zu Bamberg ſchon geſprochen habe, den Abbé Raynal und Andere. Eines Abends, als ich ſpäter als gewöhnlich erſchien, fand ich den alten Kammerdiener der Dame, der ſich Corneille nannte und behauptete ein Nachkomme des berühmten Dichters zu ſein, allein im Vorgemach verdrüßlich herumwandelnd und die zwei dünnen Kerzen putzend, die vor dem Spiegel ſtanden. Dieſes Zuſammentreffen war mir erwünſcht, ich hatte Corneille immer als ein komiſches Original von den Beſuchern der Madame Geoffrin rühmen hören, und ich benutzte daher die Gelegenheit mit ihm in ein Geſpräch zu gerathen.

„Ah!“ rief ich, „guten Abend Herr Corneille, treffe ich Sie einmal allein und wie es ſcheint Ihren Grillen nachhängend.“ — „Ja mein Herr,“ erwiederte er in einem kalten und abweiſenden Tone, „ich hänge meinen Grillen nach, und ich habe alle Urſache dazu. Haben Sie etwas dagegen?“

„Nein, Herr Corneille, obgleich es mir in der Seele weh thut, Euch in ſo übler Laune zu ſehen; allein ohne Zweifel ſind Eure vielen Geſchäfte daran Schuld. Habt Ihr heute wieder neue Bekanntſchaften ins Kabinet führen müſſen?“

„Ich kann mich nicht beklagen. Es waren den Morgen nur fünf berühmte Leute da, von denen zwei ſich mit der indiſchen Geſchichte, zwei mit Auffindung der Urſprache des Menſchengeſchlechts und der fünfte mit Würmern und Käfern beſchäftigen; aber jetzt ſitzt gerade eine giftige Kreatur drinnen, ein Menſch, dem ich die Peſt an den Hals wünſche, eine niederträchtige abgefeimte Memme, eine gelbhäutige, übelriechende, triefäugige, ölgetränkte alte Otter, ein überſtudirter Narr, der jetzt Reliquien ſammelt."

„Reliquien?" rief ich erſtaunt; „von welchen Heiligen?"

„Von den modernen," antwortete Corneille boshaft, „die alten ſind ja abgeſchafft. Aber da geht das Phantom herum und bettelt um eine alte abgelegte Hoſe; keine iſt ihm ſchlecht genug, wenn ſie nur Geniebeine bekleidet hat, kein durchlöcherter Strumpf, kein wandelbar werdender Rock, keine in ihre Beſtandtheile ſich auflöſende Weſte wird zu ſeiner Sammlung von ihm abgewieſen. Den Frauen jedoch ſchneidet er die Locken ab, weil er behauptet ein ſolches Andenken ſähe zugleich wie ein zärtliches Vermächtniß aus und werde doppelt theuer bezahlt."

„Alſo fordert er Geld für ſeine Koſtbarkeiten?" fragte ich den erzürnten Corneille.

„Das iſt's eben," ſchrie dieſer. „Er läßt ſich

Dokumente ausſtellen über die Echtheit ſeiner Artikel, und verkauft dieſe nun an alle Welt. Sie glauben nicht, verehrter Herr, daß der Elende ſchon wahre Schiffsladungen von Genie-Hoſen, von Philoſophen-Röcken, von platoniſchen Weſten, epikuräiſchen Schuhſchnallen und ariſtoteliſchen Halbſtrümpfen verſendet. Und mit dieſem Wucher tritt er dann andern ehrlichen Leuten in den Weg.“

„Wie, Herr Corneille,“ ſagte ich mit einem reſpektvollen Tone, indem ich zugleich ein inniges Mitgefühl durchblicken ließ, „wie, Herr Corneille, er tritt doch nicht Ihnen in den Weg?“

„Ja,“ entgegnete der Mann mit dem berühmten Namen, „ich will es offen geſtehn. Ich beſaß eine Doſe, ſie war unfehlbar und ganz unzweifelhaft aus dem Nachlaß des großen Corneille. Auf dieſer merkwürdigen Doſe befand ſich ein eben ſo merkwürdiges Gemälde, von dem Niemand errathen konnte was es eigentlich vorſtellte. Einige hielten das darauf abconterfeite

Geſchöpf für ein Zebra, Andre für den Philoſophen Ariſtoteles, kurz dieſe merkwürdige Doſe, die ihres Gleichen nicht hatte, wollte mir ein reicher Engländer abkaufen. Wir waren über die Hauptſumme ſchon einig und nur in einigen Pfunden in Differenz, da kömmt die Kröte dort im Kabinet, ſchleicht ſich zu meinem Inſulaner, macht ihm weiß, daß meine Doſe eine unechte ſei, daß der Gegenſtand darauf weder ein Zebra, noch der Philoſoph Ariſtoteles ſei, ſondern ein ſchlecht aufgeklebtes Bild aus der Kinderfibel, und nun verlangt mein Käufer Dokumente über die Echtheit der Doſe. Dieſe konnte ich nicht liefern, denn ich verſchmähte es mir ſpitzbubiſcher Weiſe welche zu verſchaffen, und der Handel ging auseinander.“

„Ich beklage Euch, Corneille; aber wer in aller Welt kauft denn ſolche Armſeligkeiten?“

„Es gibt Könige und Potentaten genug, die damit ihre Sammlungen zieren was hier ein Philoſoph ablegt,“ entgegnete der Kammerdiener mit Stolz. „Glauben Sie mir, daß noch vor wenigen Wochen eine deutſche Prinzeſſin ſich hier zeigte, die einen Kopfputz trug, der aus den Hintertheilen des Beinkleids eines franzöſiſchen Philoſophen zuſammengeſetzt war. Und die Dame ſoll ſich deſſen gerühmt haben. O, mein Herr, alles was aus Paris kommt, iſt, wenn man hier es auch keines Blickes würdigt, doch immer noch gut genug, um in Petersburg, London oder Berlin als ein Wunder angeſtaunt zu werden. Sind denn etwa die Genie's beſſer wie ihre Beinkleider. Es ſind arme, geflickte Geiſter, deren Körper in Schulden und Peſtbeulen ſtecken. Ich möchte weder der Flicker ihrer Hoſen, noch der Arzt ihrer Körper, der Beichtvater ihrer Seelen ſein. Alles an ihnen iſt ein Lump. Sie ſind ein herumwandelnder Kehrichthaufen, ein lebendiges Scherbenmagazin. Glaubt mir, wenn man ſie ſo im Vorzimmer betrachtet, wie ich ſie ſeit fünfzehn Jahren betrachte, da lernt man ſie kennen. Wie oft hab ich hier in der Geſchwindigkeit einen durchlöcherten Rockſchoß umſchlagen und eine Manſchette von Papier anſtecken ſehen. Wie oft mußte ein ſtarker Geiſt, um nicht im Kabinette umzufallen, eine ganze Fauſt voll Pillen hier im Vorzimmer verſchlucken. Andre ſchoben geheime Pflaſter zurecht und legten Baumwollkugeln in den Mund, um runde Wangen zu haben. Ich machte als bemerkte ich es nicht, und ſie thaten ſich durchaus keinen Zwang vor mir an. Kaum war die Thür geſchloſſen, ſo ſchimpften ſie ſich, und die, die im beſten Vernehmen und unter tauſend Freundſchaftverſicherungen aus dem Kabinet traten, grunzten und ſchnaubten einander an, und ſchoſſen wie zwei Krokodille die Treppe hinab. Wie manche Lobrede wurde hinter dem Vorhang jenes Fenſters einſtudirt, und dieſer ſchmale dürftige Spiegel konnte uns mehr beluſtigen als alle Mährchen der tauſend und einen Nacht, wenn er die tauſend und eine Grimaſſe uns wiederholen wollte, die allein die ſtoiſchen Philoſophen ſchnitten, indem ſie ihr widerſtrebendes Geſicht in jene unbeweglichen Falten zwängten, mit denen ſie alsdann im Kabinet prangten. Die gröbſten Flüche wurden mir von Männern zugedonnert, die drinnen bukoliſche Thränen weinten und Gedichte über das Veilchen und die Nachtigall ablispelten. Die gemeinſten und unſauberſten Späßchen kamen von den Lippen, die drinnen über die Würde der Tugend und Moral die köſtlichſten Sentenzen aushauchten. Einige jedoch gingen mit der Miene der unergründlichſten Falſchheit ſelbſt durch dieſes Vorzimmer, betraten ſogar die Treppe als ein Räthſel, und erſt auf der unterſten Stufe, als ſie ſich ganz ſicher glaubten, hörte ich ſie ein ſataniſches Gelächter aufſchlagen, das mir durch alle Glieder kalt hindurchrieſelte. Dieſe Menſchen glauben an keinen Gott; das iſt alles was man über ſie ſagen kann. Darum ſind ſie ſo grenzenlos boshaſt. Aber, mein Herr, wollen Sie nicht angemeldet ſein?“

„Ich danke Ihnen, Corneille; allein ich fürchte den Mann mit dem Reliquientrödel darin zu finden.“

„Fürchten Sie das nicht,“ entgegnete der Alte. „Er iſt durch eine Hinterthüre entſchlüpft, denn er weis, daß er nicht unangefochten durch dieſes Reich, in dem ich herrſche, zum Ausgang gelangt. Darf ich mir Ihren Namen ausbitten.“

Ich nannte den meinigen.

„Das iſt nicht genug,“ entgegnete Corneille verdrießlich. „Sagen Sie nur gleich dabei, worin Sie berühmt ſind.“

Dieſe Aufforderung ſetzte mich in Verlegenheit; ich war mir bewußt während eines langen Lebens nichts unternommen oder geſagt zu haben, das mir in Corneille's Meinung den Einlaß in das Heiligthum, das er bewachte, verſchaffen konnte. Er bemerkte meine Verlegenheit, und ſein Erſtau nen ging allmählig in Mitleiden über. „Mein Herr,“ ſagte er in einem milden Tone, „Sie ſchämen ſich wohl des Faches, in dem Sie berühmt ſind? Thun Sie das nicht. Erklären Sie ſich offen. Haben Sie etwa ein Werk über gewiſſe Inſekten geſchrieben, die in den ſchmutzigen Stadtvierteln von Paris dieſen Sommer ſo große Verheerungen anrichteten?“

„Nein, Herr Corneille, ich habe über dieſe Inſekten kein Wort niedergeſchrieben.“

„Schade, es wäre von Nutzen geweſen. Nun ſo ſagen Sie doch worüber Sie geſchrieben haben. Etwa über den Zahn des Rhinozeros oder den Bart der Auſter?“

„Ueber keines von beiden,“ entgegnete ich.

„Nun denn?“

„Ich muß mich allerdings ſchämen, Herr Corneille, Ihnen zu geſtehn —“

„Ach, ich begreife,“ rief der Nachkomme des berühmten Corneille, indem er mich ſcharf anblickte, „Sie haben alſo wohl über die Religion geſchrieben, ohne Spöttereien einzumiſchen. Aber faſſen Sie Muth; ſolche Leute wie Sie ſind zwar nicht häufig hier im Vorzimmer, allein ich will Sie dennoch anmelden. Ja, ich will Sie anmelden.“ —

Es lag ein heroiſcher Entſchluß in dieſen Worten, deſſen ganze Würde ich gebührend anerkannte, allein es ſchien mir Pflicht zu ſein mit völliger Entſchleierung der Wahrheit dieſe tugendhaften Anſtrengungen zu hemmen. Ich trat daher meinem Original in den Weg und rief: „Herr Corneille, auf ein Wort: Ich habe weder über die Religion noch über die Inſekten geſchrieben, ich habe überhaupt gar nicht geſchrieben, und wenn Sie mich nicht als einen völlig unberühmten Mann bei Ihrer Gebieterin anmelden wollen, ſo laſſen Sie mich nur wieder fortgehn.“ Der Kammerdiener der Madame Geoffrin ſah mich mit erſtarrten Blicken an: „Gar nicht geſchrieben!" rief er, und nahm eine Priſe, um ſich nach einer ſo erſchütternden Nachricht zu faſſen; „nun gut," ſagte er mit der wahrhaften Reſignation eines Philoſophen, „ſo werde ich Sie als einen Mann anmelden, der gar nicht geſchrieben hat. Verziehen Sie einen Augenblick, ich werde ſogleich mit der Antwort wieder da ſein."

Er ging und während er fort war durchblätterte ich einen ganzen Stoß Flugſchriften, die, geſchrieben und gedruckt, theils Lobſprüche auf Madame Junon, theils günſtige Kritiken von Schriften enthielten über Schriften und deren Autoren, die unter ihrem unmittelbaren Schutz ſtanden. Corneille ſtörte mich in dieſem intereſſanten Geſchäfte, indem er mich verſicherte, daß ſeine Gebieterin durchaus keine Gründe habe, die ſie verhinderten, mich ſogleich vor ſich zu laſſen. Ich trat alſo in das Kabinet, hatte jedoch die Beſchämung zu bemerken, daß die gelehrte Dame ſich meiner durchaus nicht erinnerte. Es fehlte wenig, daß ſie nicht ein ähnliches Examen, wie ihr Diener es gethan, mit mir anſtellte. Madame Junon war eine über die Gebühr alte Dame, die in einem Lehnſtuhl am Feuer ſaß, und ihre erblindeten Augen mit einem weiten Schirm bedeckt hielt, auf dem Amor und die Grazien gemalt waren. Während der Unterhaltung, die ich mit ihr führte, verbrauchte ſie wenigſtens ein Viertelpfund Taback, welches ſeinen Weg durch eine dünne, plattgedrückte, faſt wie ein Entenſchnabel geformte Naſe fand, die bei dieſer menſchenfreundlichen Manipulation taktmäßig auf- und niederſchweppte. Offenbar wußte die ehrwürdige Prieſterin dieſes Tempels nicht, auf welchen Gegenſtand der Unterhaltung ſie mich eigentlich hinzuſtoßen habe; nachdem ſie daher einige verworrene Andeutungen über die Tagsbegebenheiten in der diplomatiſchen und in der militäriſchen Welt auf gut Glück hatte vom Stapel laufen laſſen, verfiel ſie auf einen Gegenſtand, von dem ſie mit der größten Sicherheit annahm, daß ich etwas davon wiſſen müſſe. Sie ſchob demnach den Schirm mit Amor und den Grazien etwas in die Höhe, ſo daß er ihr ein keckes Anſehen gab, und indem ſie dabei mit einem genialen Wurf das linke Bein über das rechte Knie warf fragte ſie mit einem gewiſſen Blinzeln der Augen, das mir eine verunglückte Nachahmung früher erfolgreicher Koketterie ſchien: „Sind Sie ein Gluckiſt oder ein Picciniſt?“

„Madame,“ entgegnete ich, „ich darf mich nicht als einen Kenner der Muſik aufſtellen —“

„Was thut das?“ rief Junon, indem ſie mit einem leichten Stoß ihrem Schirme ein noch gewagteres Anſehn gab; „um zu urtheilen braucht man nicht eben Kenner einer Sache zu ſein. Was ſagen Sie dazu? So halten wir es wenigſtens hier in Paris.“ — Dieſe Keckheit ſchien der alten Dame ſelbſt ſo ſehr ergötzlich, daß ihre Leichtfertigkeit die höchſte Staffel erreichte und ſie ein kleines gichtiſches Gelächter aufſchlug, das vollkommen den Klang hatte, als käme es hinter der Tapete hervor. „Nun alſo,“ fragte ſie dringender, „ſind Sie ein Gluckiſt oder ein Picciniſt?“

„Gluck iſt mein Landsmann,“ erwiederte ich, indem ich halb ſchamhaft, halb ſpöttiſch zur Seite blickte.

„A la bonne heure, ſo ſind Sie Gluckiſt,“ rief die Dame und gab ihrem Lehnſtuhl einen gewaltigen Stoß, daß er drei Zoll mir naher ruckte. „Auch ich bin eine Gluckiſtin. Es iſt mir unbeſchreiblich lieb Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Wiſſen Sie auch, daß der Burger von Genf auf unſerer Seite iſt?“

„Der Burger von Genf?“ —

„Jean Jacques. Sie haben natürlich ſeine Schriften geleſen?“ Ich bejahte es. „Die Julie,“ fuhr die Dame fort, „iſt ein allerliebſtes Geſchöpf; Rouſſeau hat dabei Einiges aus meiner Jugendgeſchichte copirt; der Himmel weis wer ihm das erzählt haben muß. Hier, mein Herr, nehmen Sie dieſe kleine Zange und bringen Sie mir die Kaſtanien aus dem Feuer. Sie ſollen unſer Abendeſſen ausmachen.“

„Mit vielem Vergnügen,“ erwiederte ich, und ergriff eine Zange von Meſſing mit einem Griff von Ebenholz. „Das erinnert mich an eine Lafontainiſche Fabel,“ ſagte ich mit einem Tone des Scherzes.

„Ganz recht,“ entgegnete ſie:

Bertrand avec Raton, l'un singe, et l'autre chat —

„Ich habe die Marquiſe de Pigéon noch gekannt, der Lafontaine dieſe Fabel widmete. Sie war eine Frau gänzlich ohne Hintern, mit einem flachen Buſen und einer Menge Sommerflecken im Geſicht. Nie ſah ich eine häßlichere Perſon.“

Die Kaſtanien waren auf einem ſilbernen Teller geſammelt und auf ein kleines Tiſchchen geſetzt.

Madame Geoffrin und ich verzehrten dieſes Abendeſſen, wozu eine Flaſche Chateau de Malle die Hälfte ihres Inhalts lieferte. „Mein lieber Graf,“ ſagte die Dame ſehr munter, „wie finden ſie die Umſtände, die Julien bewegen in den Verluſt ihrer Jungfräulichkeit zu willigen?“

„Aeußerſt pſychologiſch und der Natur abgelauſcht —“ erwiederte ich.

„Nein,“ entgegnete die Dame heftig. „Julie hätte länger widerſtehen ſollen. Zu Zeiten der Regentſchaft hätte man ein ſolches Weib ausgepfiffen. Nicht weil ſie gegen die Geſetze der Tugend verſtieß, ſondern lediglich weil ſie gegen die Klugheit ſündigte.“ Sie hielt einen Augenblick inne, dann blickte ſie wieder mit dem ſchalkhaften Augenblinzeln mich an und rief: „Hab' ich Grundſätze oder keine? He! So denkt man wenigſtens in Paris.“

„Und man hat vollkommen recht,“ erwiederte ich, indem ich ſehr gravitätiſch eine dampfende

Kaſtanie in den Mund ſchob. „Leiden Sie auch an geſtörter Verdauung?“ fragte Madame Geoffrin. „Man ſagt, daß das Waſſer hier die Eigenſchaft habe, den Fremden auf mehrere Wochen den Magen von Grund aus zu verderben.“

„Ich kann mich über den meinigen nicht beklagen,“ entgegnete ich ernſthaft.

„So ſind Sie glücklich,“ rief die Dame, heftig auf ihre Doſe klopfend. „Ich kann ſeit fünf Jahren keine Soupé's mehr vertragen; und ich gab deren ſo ergötzliche. Was macht die Philoſophie in Deutſchland?“

„Seitdem Voltaire Berlin verlaſſen —“

„Ja ganz recht, ſeitdem ſind ſie ohne Philoſophie, ohne Poeſie, ohne Geiſt. So denkt man wenigſtens in Paris.“

„Und darin hat man vollkommen Recht.“

„Aber warum ließ man ihn denn gehn? Er iſt geldgierig; einige Dukaten mehr hätten ihn bleiben machen. Aergerte ſich der König etwa, daß er ihm ſeine Verſe corrigirte? Soll ich Ihnen nicht noch ein Glas Chateau de Malle einſchenken? oder trinken Sie lieber Madeira? Haben Sie Thomas Buch über die Weiber geleſen? Die Stelle hat daſelbſt meinen ganzen Beifall, wo die heilige Thereſe ausruft: „wie unglücklich ſind die Teufel, ſie lieben nicht!“ — Nie iſt über den Begriff der Hölle etwas Wahreres geſagt worden. Nun, Sie antworten mir nicht in Rückſicht Voltaires?“

Dieſe Erwiederung wurde mir erſpart, denn Corneille trat ein, nahte ſich ungenirt unſerem Tiſche und nahm die Weinflaſche weg, indem er etwas in den Bart murmelte, das einer Verwünſchung glich. „Er iſt über meine Diät geſetzt,“ ſagte die Dame, „und ich ſehe, daß ich ſeinen Unwillen durch ein Gläschen über das Maaß erregt habe.“

„Allerdings, Madame,“ entgegnete Corneille mürriſch. „Der Glockenſchlag der Kirche zu St. Sulpice hat die neunte Stunde verkündet.“

„Schon?“ fragte die Gebieterin überraſcht und durch das verdrüßliche Geſicht ihres Dieners nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. „Alsdann Corneille wird es Zeit ſein —“

„Ja wohl wird es Zeit ſein.“ Er ſchob mit dieſen Worten den Lehnſtuhl und die Dame vom Kamin weg, und lenkte mit dieſer Equipage auf die Thür eines Seitenzimmers los. „Halt Corneille,“ rief ſie, „ich habe dem Herrn Grafen dort noch nicht mein Abſchiedliedchen geſungen.“ Der Stuhl ſtand ſtill und die gelähmte Prieſterin mühte ſich ein paar Verſe aus einer alten Oper mit einem verſagenden Falſett und mit Abſendung eines ſchalkhaften Kußhändchens zu ſingen. Nach einer tiefen Verbeugung von meiner Seite ſetzte ſich der Stuhl wieder in Bewegung und verſchwand hinter den Vorhängen des Alkoves. Ich verließ den Tempel, ſehr befriedigt den Augen der alten

Franzoſin als ein unverbeſſerlicher inſipider „Deutſcher" erſchienen zu ſein. Corneille wurdigte mich nicht bis auf die Treppe mit Licht zu begleiten, denn ich hatte ja kein Buch geſchrieben, ſelbſt nicht einmal über die Inſekten des ſchmutzigſten Stadttheils von Paris. —

Der Leſer wird vorbereitet auf gewiſſe Aufſchlüſſe, die er im nächſten Abſchnitt wirklich erhält.

Man muß nach der vorhergehenden Skizze die Encyklopädiſten nicht beurtheilen; es war ein achtungswerther Verein genialer Männer, die eigenthümliche Bahnen des Wiſſens und der Forſchung einſchlugen. Ich brauche nur die Namen Grimm, Diderot, Helvetius, d'Alembert, Raynal, La Condamine, La Harpe zu nennen, um den Tribut der Ehrfurcht für einen ſo ſeltenen Verein von Geiſt, Geſchmack und feiner Beobachtung zu fordern. Montesquiou und Fontenelle waren die Vorläufer auf dieſen Bahnen. Obgleich die Bemühungen dieſer zum Theil ſehr redlichen Forſcher nur auf die Zerſtörung deſſen ausgingen, was früher dem Staat und der Geſellſchaft zur Baſis gedient hatte, ſo kann man ihnen doch keine direkt böswillige Abſicht Schuld geben. Ihre Grundſätze ſind zu bekannt, als daß ſie hier noch einer Erwähnung bedürften, ich beabſichtige nur die Richtung zu bezeichnen, die einestheils in's Lächerliche, wie im vorigen Abſchnitt, anderntheils in's höchſt Tragiſche ausging, wie dieſes die Geſchichte der Verbruderung der „Männer des Lichts" beweiſet.

Der Leſer erinnert ſich der Verbindung, die ich in Bamberg in den Räumen des „unheimlichen Hauſes" ſchloß. Dieſes Band hatte ich ſeitdem leider noch feſter geknüpft. Meine Neigung für alles Geheimnißvolle war nicht allein der Beweggrund geweſen, ich hatte im Handeln ſo wie in den Geſinnungen dieſer Männer ſo viel Achtungswerthes und Erfolg verſprechendes gefunden, daß ich mich nach und nach daran gewöhnt hatte ihre Zwecke auch für die meinigen zu halten. Von dieſer Ueberzeugung war ich indeß lange ſchon zurückgekommen. Man hatte mir höhere Grade zuertheilt, und wahrſcheinlich, weil die Geſellſchaft hoffen konnte mich meiner öffentlichen angeſehenen Stellung nach zu ihren weltlichen Abſichten zu brauchen, war man befliſſen geweſen mir ſo deutlich wie möglich zu zeigen, wo man eigentlich mit all der Geheimnißthuerei und den verſteckten Reden hinſteuerte. Die Zuſammenkünfte in Bamberg trugen einen rechtlichen Charakter an ſich; ich hörte daß ſehr viele Mitglieder dieſes Bundes ſich damit begnügten, dieſen erſten Grad anzunehmen, es wäre für meine Ruhe äußerſt dienlich geweſen, wenn auch ich mich mit dem, was ich erreicht hatte, begnügte. Die Verbindung der Männer „der Morgendämmerung“, wie ſie ſich nannten, war ſchon revolutionären Ideen geweiht. Dieſer zweite Grad hielt ſeine Verſammlungen ſchon weit geheimnißvoller. Die Mitglieder machten ſich durch ſchreckenerregende Schwüre verbindlich nichts von den geheimen Zwecken der Geſellſchaft kund werden zu laſſen. Ich beſuchte ſie in Dresden, wo ich viele Patrioten fand, auf deren erhitzte Gemüther es mir gelang einen wohlthätigen und beſchwichtigenden Einfluß zu üben. Die „Männer des Lichts" endlich beſchäftigten ſich in den dunkelſten Schlupfwinkeln, unter den unerkennbarſten Verlarvungen, mit dem Umſturz alles Beſtehenden. Nie hab ich gräßlichere Vorſätze, nie entſetzenerregendere Drohungen, nie tollere Verwünſchungen ausſprechen hören, als in der Mitte dieſer bis zum Wahnſinn wüthenden „Mißvergnügten." Mein Eid verpflichtet mich auch jetzt noch, nichts von dem Detail dieſer empörenden Beſchlüſſe, die man dort faßte, zu veröffentlichen; die Zeit wird es thun; nur ſo viel bemerke ich, daß wenn dieſer gährende Stoff nicht durch einen ſehr glücklichen Zufall unſchädlich abgeleitet wird, er das Gebäude der ganzen menſchlichen Geſellſchaft einer vernichtenden Kataſtrophe entgegenführen muß. Dieſe im Dunkel ſchleichenden Richter waren von allen Mißbräuchen, von allen Schwächen unſerer ſo ſehr raffinirten und gebrechlichen Civiliſation unterrichtet. Ihren Blicken entging nichts, und ihre Racheplane waren nicht das Werk einer momentanen Stimmung, ſie waren ſeit einem Vierteljahrhundert ſyſtemmäßig geleitet, und bis zu dieſer Höhe der Criſis geführt worden.

Ich kann dich verſichern, mein Leſer, was ich dir am Anfange meiner Geſchichte von den Beſorgniſſen geſagt habe, die mich quälen, von den düſtern Ahnungen in Betreff der Zukunft, daß alle dieſe ſchwarzen Vorſtellungen aus dem Schoße jener entſetzlichen Verbrüderungen ſtiegen. Es iſt ein marterndes Gefühl, glaube mir, wenn man ſich auf der Bühne eines Jahrhunderts ſtehen fühlt, deſſen Boden wankt, deſſen Stützen brechen, und dem ein jäher Einſturz droht. Dieſes Gefühl habe ich nie los werden können; ſelbſt unter den glänzendſten Feſten, unter der heiterſten Umgebung nicht. Oft fragte ich mich ernſtlich: bin ich es denn allein, der wie im Fiebertraume Geſpenſter ſieht, der mitten durch eine im Genuß ſchwelgende Welt düſtre Schatten künftiger Rache und Vergeltung ſchreiten ſieht; allein ich wurde gewahr, daß auch Andre ſo dachten und fühlten. Ich ſprach manchen Staatsmann, den die Erfolge, ſo glänzend ſie waren, nicht für die Zukunft beruhigten; ich lernte Philoſophen kennen, die der Schimmer nicht blendete, der augenblicklich den Zuſtand der Geſellſchaft in eine trügeriſche Hülle barg, die über die frivolen Spottereien hinweg in eine wildbewegte kommende Zeit blickten und ſich nicht ihre Schrecken weg lächelten. Im Ganzen war jedoch Paris der Heerd des gedankenloſeſten Leichtſinns. Die Regierung eines jungen Königs, der mit den ſanfteſten und gerechteſten Geſinnungen den Thron beſtieg, erweckte blühende Hoffnungen; die alten Schäden der Staatsform wurden durch die Künſte der Miniſter verdeckt. Man träumte von nichts, als von Frieden und Glück. Aerzte, Wunderthäter und Philoſophen um die Wette prophezeihten eine ewige Geſundheit, ein ewiges Glück. Aber wie geſagt, alles dieſes war ein wankender Boden. Möchte der Himmel dieſe Verkundigungen zu nichte machen; ich will alsdann gerne als ein Lügenprophet daſtehn.

Mehrere Aufforderungen, die mir zugeſtellt waren, die Verſammlungen der Männer des Lichts in Paris zu beſuchen, hatte ich abgelehnt. Eines Nachmittags erhalte ich den Beſuch eines Unbekannten, der mich um eine geheime Unterredung bittet. Ich führe ihn in mein Kabinet, er ſetzt ſich und nachdem er mich mit einem finſtern durchbohrenden Blick lange Zeit fixirt hat beginnt folgendes Geſpräch:

„Mein Herr, Sie beſuchen nicht mehr die Loge —?“

„— Mein Herr, haben Sie Rechte mich hierüber zu befragen?“

Er machte ſtatt der Antwort ein gewiſſes Zeichen und blickte mich dann wieder mit dunkeln drohenden Augen an. „Nun denn," entgegnete ich feſt. „Die ehrwürdigen Meiſter werden von Straßburg aus, wo ich zuletzt die Ehre hatte im Schatten der Palme zu — zu ruhen, meine in ſchuldiger Form ausgeſtellte Bittſchrift erhalten haben."

„Sie haben ſie erhalten, Herr Graf, allein ſie ſind mit den Gründen, die Sie zur Bitte bewegen, nicht einverſtanden."

„Und weshalb nicht?" fragte ich verwundert. „Man wird mir doch keinen Zwang auflegen?"

Der Abgeſandte lächelte boshaft und ſchwieg.

„Was haben Sie mir zu ſagen?" fragte ich mit Strenge.

„Die Geſetze der Verbindung," erwiederte er, „geſtatten keinen Austritt. Wir laden Sie alſo nach wie vor ein die Loge zu beſuchen. Hier iſt die Adreſſe. Sie wiſſen, welche Strafe auf dem Verrath ſteht."

„Mein Herr,“ rief ich entrüſtet, „Sie werden beleidigend. Berückſichtigen Sie, ich bitte, mein Alter und meine Stellung.“

Bei dieſen Worten erhob ſich mein Gegner; ließ ſich vor mir auf ein Knie nieder, küßte mir die Hand in tiefſter Devotion und ſagte dabei. „Nicht Ihre Stellung, ehrwürdiger Bruder, denn wenn Sie der König wären, ich achtete Sie deshalb keines Blickes werth, aber Ihr Alter und Ihre Verdienſte, von denen keines im Buche des Lebens aufzuzeichnen vergeſſen iſt, werfen mich vor Ihnen im Staub nieder. Ich erſuche Sie um die Gnade mir eine günſtige Antwort zu ertheilen.“

„Stehen Sie auf, mein Herr,“ entgegnete ich, indem ich ihm winkte ſeinen Stuhl wieder einzunehmen. „Hören Sie mich an. Wenn ich von dem Kreiſe der Erwählten fern bleibe, ſo geſchieht es nicht weil ich ihre Geſellſchaft verſchmähe, oder wohl gar darauf ſinne ſie zu verrathen; einzig und allein iſt mein Alter daran Schuld, das mich hindert Pläne für die Zukunft zu entwerfen, oder mit im Rathe zu ſitzen wo ſolche Pläne entworfen werden. Ich habe ein langes Leben hinter mir; ich habe es nach beſten Kräften für das Wohl meiner Nebenmenſchen anzuwenden geſtrebt, jetzt will ich Ruhe; ich bedarf ihrer um mich vorzubereiten, vor jenem Richter zu erſcheinen, der uns Alle berufen hat, Rechenſchaft von unſerm Thun vor ihm abzulegen. Ihre Brüder, mein Herr, werden dieſen Gründen ihren Beifall unmöglich verſagen. Das Werk an dem ſie arbeiten, und an dem auch ich gearbeitet zu haben mir zur Ehre anrechne, bedarf jugendlicher Kräfte. Der Zweifel und das Zögern, in meinem Alter ein unumgängliches Attribut der Jahre, paßt nicht zu ihren Zwecken. Ich wünſche ihnen Glück, aber dieſes Glück ſelbſt herbeiführen zu helfen, würde mir jetzt nicht mehr gelingen. Ich werde ihnen immer zugethan bleiben; allein machen Sie keine Anſprüche an einen kranken Greis.“

„So wollen Sie alſo auch keinen der Wünſche der Geſellſchaft in Betreff der Angelegenheiten nach Außen hin berückſichtigen?“

„Ich bin nicht mehr Geſandter, mein Herr, ich bin nicht mehr General, meine Wunden und meine Orden ſind vergeſſen, und die Mahnung daran bei irgend einem Fürſten könnte, fürchte ich, nur unangenehmen Eindruck machen. Die Verhältniſſe haben ſich geändert; ich bin mit vielen meiner Zeitgenoſſen von der Bühne abgetreten; man wird ſich meiner ebenſo wenig erinnern als jener. Ich habe nie bei einem Fürſten eine Bittſchrift eingereicht, man hat mich nur dann in den Vorzimmern der Großen geſehen, wenn ich es durchaus nicht vermeiden konnte; was können Ihnen alſo die Verwendungen eines Mannes nützen, der immer einestheils zu ſtolz, anderntheils zu unbeholfen geweſen iſt, um ſich einflußreiche und auf die Dauer geltende Verbindungen zu knupfen? Und hier in Paris beſchränkt ſich mein Umgang nur auf ein paar gelehrte Frauen, einige Männer der Wiſſenſchaft und auf zwei bis drei Freunde, die mir aus alten Tagen geblieben.“

„O, verehrter Herr!“ rief mein Gaſt mit einer Miene der äußerſten Verwunderung, „wollen Sie, daß wir das wörtlich ſo glauben ſollen? Uns iſt bekannt, daß Sie eine Correſpondenz mit einem Manne führen, der da würdig wäre, der Meiſter unſrer Meiſter zu ſein.“

„Eine Correſpondenz?“ fragte ich, „und mit wem?“

„Kennen Sie dieſe Hand?“ Er hielt mir ein Blatt vor und ich erkannte die darauf befindlichen Schriftzüge ſogleich für die meines geheimnißvollen Correſpondenten, von dem ich ſeit vielen Jahren nichts mehr gehört hatte. Mit dem Ausdruck lebhafter Neugier erfaßte ich das Papier und rief eilig: „Wie kommt dieſe Schrift in Ihre

Hände, mein Herr? Wiſſen Sie etwa, wo der Mann wohnt, der dieſes geſchrieben?“

„Sein Aufenthaltsort iſt uns unbekannt,“ entgegnete der Abgeſandte der „Männer des Lichts“ mit einem wehmüthigen Lächeln. „Wir wünſchen das von Ihnen zu erfahren.“

„Von mir? Und ich trachte ſchon ſeit langer Zeit ſelbſt dieſes Geheimniß zu erkunden.“

„Sie ſcherzen.“ —

„Wahrhaftig nein. Der Gegenſtand iſt nicht danach.“

„Nun denn,“ rief der Mann im Tone der äußerſten Beſturzung, indem ſein Antlitz bleich wurde und ſeine Hand zitterte, „nun denn, ſo müſſen wir fürchten, daß dieſer Edle, dieſer unſterbliche große Mann nicht mehr unter den Lebenden wandelt.“

„Was ſagen Sie?“

„Er iſt zur höhern Vollziehung der Pflichten berufen, die wir hier in Dunkelheit und Elend zu erfüllen uns beſtreben. Er iſt den Tirannen dieſer Erde entrückt, er erndtet wo wir noch ſäen!" Ein Strom von Thränen unterbrach hier den enthuſiaſtiſchen Redner.

„So ſprechen Sie doch!" rief ich ungeduldig. „Sie ſehen wie mich Ihre dunkeln Andeutungen aufregen. Kannten Sie jenen Mann? Kannte ihn die Loge?"

„Sie kannte ihn nicht," rief der Gefragte nach einer Pauſe. „Niemand von uns hat ihn perſönlich erſchaut. Er hat wie ein ferner Gott in unſrer Verſammlung gewirkt durch Briefe, durch Ermahnungen, durch kühne und geiſtſpruhende Expektorationen. Aber wiſſentlich haben wir ihn nicht geſehn."

„Seltſam, und die Loge weis, daß ich mit dieſem Unbekannten in Verbindung ſtehe?"

„Das weis ſie. Er hat eine Art Vermächtniß in unſre Hände niedergelegt, das wir verpflichtet ſind Ihnen einzuhändigen, wenn ein ſo trauriger Fall eintreten ſollte, wie es jetzt leider den Anſchein hat.“

„Ein Vermächtniß, und worin beſteht dieſes?“

„In einem Päckchen Papiere. Es iſt wohl verſiegelt, und unſer ſtrengſtes Siegel daraufgedrückt.“

„Mein Himmel!“ rief ich, „dieſes Vermächtniß wird mir vielleicht über ein entſetzliches, über ein grauſames Räthſel meines Lebens Aufſchluß geben.“

„Es kann ſein, mein Herr.“

Die heftigſte Aufregung hatte mir die Sprache genommen. Eine Ohnmacht drohte meine Sinne zu umnebeln, ich hielt mich zitternd an der Stuhllehne. Mein Gaſt ſprang auf und wollte mir Beiſtand leiſten, ich wies ihn mit einem ſtummen Wink zurück. „Die Papiere, mein Herr,“ ſtammelte ich, „die Papiere! Ich wünſchte ſie zu haben ſo bald als möglich.“

„Wir werden nicht zögern ſie Ihnen einzuliefern, denn die fünf Jahre, die als Termin feſtgeſtellt waren, ſind jetzt verfloſſen. Der Unbekannte hat nichts von ſich hören laſſen.“

„Von welchem Ort gelangten die letzten Nachrichten über jenen Räthſelhaften zu Ihnen?“

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen, Herr Graf; überhaupt glaube ich nicht, daß irgend Einer von uns das Geringſte über die Verhältniſſe und den Aufenthaltsort unſeres erhabenen Bruders weiß.“

„Aber wenn Sie mit ihm in fortgeſetzter Verbindung ſtanden?“ fragte ich verwundert.

„Auch dann,“ entgegnete der Abgeſandte der „Männer des Lichts“ mit einem Tone ſcheuer Ehrfurcht. „Wir haben es mit den Geſinnungen, ſelten mit der Perſon zu thun. Reift unſer heiliges Werk ſo werden uns die Hände nicht fehlen, nachdem wir früher ſchon die Köpfe auf unſre Seite gebracht. Wahrlich, wir gehen einer großen Zeit entgegen. Ich ſehe im Geiſte die

Throne wanken und die Fürſten ſchattenähnlich verſchwinden. Die Sonne des neuen Tages ſteigt, und wir ſtehen auf der Höhe der Zeit, um ſie zu bewillkommnen.“

Dieſe begeiſterten Worte verklangen an meinem Ohr; ich vernahm nichts von dem Verfolg der Rede des „Eingeweihten.“ Als ich aus dem Zuſtand von Bewußtloſigkeit, in den mich der Andrang der verſchiedenartigſten Gefühle und Gedanken verſetzt hatte, erwachte, ſah ich mich allein. Den andern Morgen wurden mir folgende Papiere eingehändigt.

Ich öffnete mit zitternder Hand die Umhüllung. Ein kleines Päckchen beſonders verſiegelt war von einer mir völlig unbekannten Hand überſchrieben. Ich brach das Siegel und erkannte — Maria's Schriftzüge. Meine Thränen begrüßten dieſe theuren Zeichen.

Es fanden ſich eine große Anzahl Briefe, ein Tagebuch und noch einige andere Aufſätze, ſämmtlich von ihrer Hand. Die Briefe enthielten die Ergießungen einer reinen unausſprechlich innigen Zärtlichkeit. Ich theile hier nur drei davon mit, die als Heiligthümer meines innerſten Lebens gelten mögen.

Erſter Brief Maria's.

Wo wirſt Du ſein, Geliebter, wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, wo werde ich ſein? — Vielleicht trifft Dein Auge nie auf dieſe Geſtändniſſe des Kummers und der Schwäche, vielleicht erreichen wir beide unſer Geſchick, ohne daß Einer von dem Andern etwas erfährt. Dieſes wäre eine harte Prüfung des Himmels, allein gewiß keine unverdiente. Laß mich in kurzen Worten Kunde von meinem Geſchick Dir geben. Verurtheile mich nicht zu früh, zürne mir nicht mit weltlichem übereilten Zorne, wenn ich Dir geſtehe, daß ich freiwillig von Dir entfernt lebe. Höre mich, Du weißt, daß ich wahr und aufrichtig bin.

Am Abend unſrer Trennung hatte der Himmel alle irdiſchen Kronen des Glückes und der Freude auf mein Haupt gehäuft; mein Herz und mein Geſchick war in Deine Hand niedergelegt, in die Hand der treueſten Liebe, der ehrenfeſteſten Geſinnung. Was wäre zu wünſchen mir übrig geblieben? Und dennoch bekenne ich Dir, ſo wie es jetzt gekommen iſt's beſſer um Dich und um mich.

Der Mann, der mich von Dir trennte, iſt Dein Freund; er handelte eigenwillig, richte ihn nachdem Du ihn gehört. Ich habe ihm verziehen, noch mehr ich billige die Gründe ſeiner That, ich nahm ſie zur Richtſchnur meines eigenen Handelns. Glaube nicht, daß Polyxena Theil an meinen Entſchlüſſen hat. Ich habe ſie ſeit unſerer Trennung nicht wiedergeſehen und ihr auch nicht geſchrieben. Sie liebt Dich, allein, ihre Seele iſt zu edel, als daß ſie zu einem ſo niedrigen Mittel hätte greifen ſollen, als meine gewaltſame Entfernung geweſen wäre. Höre ſelbſt und urtheile.

Vielleicht haſt Du, wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, ſchon längſt mit jenem Manne abgeſchloſſen, der der tugendhafteſte und edelſte ſeines Geſchlechts iſt, und den der Himmel als Freund Dir zur Seite geſtellt hat. Ich übernehme es nicht ihn zu entſchuldigen; Thaten, wie die ſeinige ſind für den Maßſtab, nach dem wir die Handlungen der Menſchen beurtheilen, zu groß, für das Urtheil der Menge zu ungewöhnlich und für das Urtheil einer Frau zu männlich. Ich hätte nie ſo handeln können; ich hätte nie gewagt das Geſchick meines Freundes für mein Eigenthum zu erklären, um damit zu ſchalten, wie es mir gefällt. Es liegt hierin ein Stolz, eine anmaßliche Kühnheit, deren in dieſem ungeheuren Grade nur eine männliche Seele fähig iſt. Man muß dieſe That verdammen oder anbeten, ein Drittes gibt's nicht. Welch eine dämoniſche Kraft liegt in dieſem Menſchen!

Wenige Tage vorher, ehe wir unſre Reiſe auf Dein väterliches Schloß antraten, ließ ſich ein Mann bei mir melden, der vorgab mir wichtige Dinge vertrauen zu müſſen. Du kennſt mich wie ich ſchüchtern bin, ich willigte nicht in dieſe geheimnißvolle Zuſammenkunft, den nächſten Tag auf einem Spaziergange ſtreifte ein Unbekannter mir nahe vorüber, und ehe ich noch recht wußte was geſchah, hatte ich ein Päckchen Papiere in der Hand. Es wäre thöricht geweſen, ſie uneröffnet liegen zu laſſen, aber auch vielleicht gefährlich mit ihrem Inhalt mich bekannt zu machen. Nach langem Zaudern entſchloß ich mich ſie meinem Oheim zu übergeben. Er durchlas ſie kopfſchüttelnd und wußte nicht was er aus ihnen machen ſollte. „Es wird hierin von einer Perſon geſprochen,“ ſagte er mir, indem er mir die Blätter wiedergab, „die ich aus den Nebeln heraus, welche ſie umhüllen, nicht erkenne. Offenbar iſt der zudringliche und geheimnißvolle Beſorger dieſer Mittheilungen bei Dir an die unrechte Empfangerin gerathen. Allein, was hier ſteht, kannſt Du, mein liebes Kind, gänzlich ohne Gefahr leſen.“

Jetzt nahm ich die Briefe und durchflog ſie mit der größten Neugier. Mir ahnete, daß etwas über Polyxena darin ſtände, aber wie erſtaunte ich, als ich mich ſelbſt fand. Die Räthſel, die mein guter Onkel gefunden, waren für mich nicht da. Die Perſon, von der geſprochen wurde, warſt Du — ich erkannte Dich in jedem Zuge, und der, der dieſes ſchrieb, nannte ſich Deinen Freund. Die acht oder neun Briefe, die das Päckchen enthielt, waren mit dem leidenſchaftlichſten Feuer geſchrieben. Nie hatte ich geahnet, daß außer mir, die ich Dich mit den Augen der zärtlichſten Liebe ſah, noch ein Anderer Dich ſo reizend, ſo achtungswerth, ſo groß erblicken könnte, als es hier geſchah. Die ehrgeizigen Pläne Deines Vaters, Deine eigenen kühnen Hoffnungen, die Anſprüche auf eine glänzende Laufbahn, die Du mit Recht machen konnteſt, wurden mir auf die beredteſte Weiſe offen dargelegt, und jeder Brief ſchloß mit der leidenſchaftlichen Frage: „Und was werden Sie thun, um dieſe Hoffnungen zu fördern, dieſe Entſchlüſſe zu bekräftigen, dieſe ehrenvolle und glänzende Zukunft ſicher zu ſtellen? Sie, die ihm am nächſten ſteht, Sie, deren Wink er folgt, Sie, die über ſein Geſchick gebietet?“ —

Das Mahnende, das in dieſen Worten lag, regte mich auf, und indem der ſtolze Gedanke eine ganze Welt neuer Gefühle in mir erſchloß, ward auf der andern Seite meine Beſorgniß geweckt. Das Verantwortliche meiner Stellung fiel mir jetzt zuerſt auf. Die Liebe hatte nicht gegrübelt, ſie hatte nicht geurtheilt, ſie hatte in ihrer ganzen Fülle ſich hingegeben. Es hatte ihr von keiner andern Hoffnung geträumt, als der des Glückes, keine andere Bürgſchaft für die Zukunft war ihr nöthig erſchienen als die, die in der unwandelbaren Treue liegt. Ich zitterte, als ich dieſe Briefe wieder und immer wieder las. Der Unbekannte hatte mich um eine Antwort erſucht, ich war nicht im Stande ihm eine zu geben. Darüber rückte unſre Abreiſe heran.

Auf dem Schloſſe Deines Vaters angelangt traf ich nun perſönlich mit dieſem Dionys zuſammen. Mit Einwilligung meines Oheims beſprach ich mich mit ihm; man wußte nicht anders, als daß der Austauſch unſrer Nachrichten auf ſehr unweſentlichen Dingen beruhte; in Wahrheit hab' ich ihn auch nur einmal geſehen, und die Eröffnungen, die er mir damals machte, haben nur einen verworrenen Eindruck auf mich hervorgebracht, indem ſie mich ängſtigten ſtatt mich zu irgend einem Entſchluß zu fördern. Die Geberden und Worte Dionyſens drückten die wildeſte Aufregung aus. Er entfernte ſich und ſeine letzten Worte waren eine Drohung.

Er führte ſie aus. Sein Plan mich zu entführen war ſchon lange angelegt. Mehrere Umſtände vereinigten ſich, daß er ſicher gelang. Ich ſage Dir nichts von meiner damaligen Stimmung; Dein Herz wird dieſelben Grade unerträglicher Marter durchgemacht haben, wie ſie dem meinigen auferlegt wurden. Erſt in einem Kloſter an der Grenze von Pfalz-Baiern lernte ich meinen Entführer kennen. Eine düſtre Ahnung hatte mir ſchon zugeflüſtert, daß es Niemand anders ſein konnte, als jener Dionys. Er war es auch.

Er duldete meine Vorwürfe; er litt ſelbſt unſäglich bei meinem Schmerze, und die erſten Wochen, ja Monate, vermied er es ſorgfältig mir ſeinen verhaßten Anblick zu zeigen. Erſt als ich alle Mittel erſchöpft hatte meine Gefangenſchaft zu brechen, als mein Schmerz Einiges von ſeiner wilden Herbheit verlor, nahte er ſich mir und trug mir in dem ehrerbietigſten Tone, mit allen Zeichen des innigſten Gefühls, der lauterſten Geſinnung die Gründe vor, die ihn bewogen hatten dieſen grauſamen und anmaßlichen Gewaltſtreich auszuführen.

Dieſe Gründe, urtheile ſelbſt über ihre Stärke, denn ſie waren im Stande die empörte Sprache meines Herzens zum Schweigen zu bringen. Dionys nahm mir das Verſprechen ihm und ſeinen Plänen drei Jahre zu ſchenken. Nach Verlauf derſelben gab er mir ſein heiliges Wort ſelbſt mich in Deine Arme zurückzuführen. Unterdeſſen nahm die Aebtin des Kloſters, die eine Verwandte Dionyſens iſt, mich in ihren Schutz und gewährte mir die zärtlichſte Vorſorge, die Liebe einer Mutter. — —

Zweiter Brief Maria's.

Im Kloſter zum leidenden Herzen Jeſu.

Wie ſeltſam ſind die Geſchicke dieſes Mannes! Welch eine Kraft ruht in ſeiner Seele und wie finſter ſind ſeine Träume. Nie hielt ich es für möglich, daß ein Gedanke, ein einziger rieſiger Gedanke ſo ganz die Exiſtenz eines Menſchen bilden könne. Wärſt Du nicht, Geliebter, auch ſein Weſen wäre erloſchen. Er lebt nur in Dir. Seine Liebe hat etwas von dem Trotz und dem grenzenloſen Eigenwillen eines Gottes; er will, daß Dein Glück, Dein Ruhm — ſeine Schöpfung ſeien, und das Gute, Segensreiche, das Du vollbringſt, ſoll als ſeine That ihm zu gute kommen und ihn für ein jammervoll zerſtörtes Leben ſchadlos halten. Ja, das Leben dieſes wundervollen Menſchen iſt ein jammervoll zerſtörtes, im Keim ſchon zerſtörtes. Er muß das Opfer eines entſetzlichen Verraths geweſen ſein, ſonſt konnte dieſe Bitterkeit nie in ſeine Seele gekommen ſein. Wer mag ihn verwundet haben? Warum ſucht er nicht offen an Deiner Freundesbruſt den Frieden, den man ihm geraubt? Warum hält er ſich im Dunkeln vor Dir und begnügt ſich auf jedem Deiner Schritte Dir unbemerkt zu folgen? Hier liegt noch ein Geheimniß, das ich zu ergründen nicht im Stande bin.

Ich weis, daß Du ihn für todt hältſt aber warum zerſtört er dieſe Täuſchung nicht. In ſeiner Stelle würde ich meines mächtigen Freundes Hülfe in Anſpruch nehmen, um mich an dem zu rächen, der mich beleidigte, der mir mein Leben vergiftete. Denn nie ſah ich Dionys froh, nie lächeln. „Ich habe es verlernt,“ antwortete er mir einmal. „In einer fürchterlichen Nacht, in einem Moment, wo alle Schrecken des Todes auf mich drangen, verlernte ich jene Miene des Glückes und des Frohſinnes.“

Wehe dem, der dieſe Seele ſo tief in Nacht hüllte!

Ich könnte nie dieſen finſtern Dionys lieben, aber ich bewundre ihn, es fehlt wenig, daß ich ihn anbete. Seine Seele iſt voll Größe, eine Größe, an die ich kaum mit dem Gedanken hinanreiche. Seine Begeiſterung für das Edle iſt eben ſo mächtig als erhaben; ſeine Ideen über die Verbeſſerung des menſchlichen Zuſtandes, über Abſchaffung ſchändlicher Mißbräuche ſind die Frucht langen und peinlichen Studiums. Das große Reſultat ſeiner Forſchungen will er nicht für ſich — er drückt ſie als eine glänzende Krone Dir aufs Haupt. Er führt die Entäußerung ſeines Selbſt ſo weit, daß er dem Freunde ſelbſt ſeine

Seele, ſeine Gedanken, ſeinen Ruhm willig hingibt, und ſich ſelbſt dabei in Nacht verbirgt. Die Früchte ſeiner Mühen ſollſt Du ärndten; er iſt todt, nur Du lebſt, nur in Dir lebt er, Dir ein doppeltes Leben zu ſchenken, ſtirbt er! Wo ſahſt Du jemals, o mein Theurer, unter den bewunderten Beiſpielen, die die Geſchichte von Freunden aufzählt, einen ſolchen Bund! — Was wäre ich, wenn ich nicht trachtete mein armes Herz zu beſiegen, um neben einem ſolchen Herzen würdig zu ſchlagen?

Und dennoch — wie ſchwer laſtet die übernommene Pflicht auf mir! — In der Einſamkeit meiner Kloſterzelle will ich es meinem Gott und Dir vertrauen wie groß meine Schwäche iſt, wie bitter mein Schmerz. Wenn eine Krankheit mich von der Erde nähme; wenn ich ſtürbe vor Ablauf der zwei Jahre, die noch zwiſchen uns trennend liegen? O Himmel — —

Oft bin ich eiferſüchtig auf Dionys. Washat die Liebe Großes, wenn die Freundſchaft ſo allmächtig ſein darf? Dieſer Dionys hat nie ein Weib geliebt; ich bin davon völlig überzeugt: denn neben einem ſolchen Gedanken, wie er ihn zum Inhalt ſeines Lebens gemacht, hat keine Liebe Platz. Das vollkommenſte Weib iſt da nur ein Schatten, ein Spielwerk, die Puppe eines müßigen Moments.

Kann ich zürnen, wenn er einen Theil ſeiner großen Opfer auch mir aufbürdet? Hätte unſre Verbindung damals nicht Deine glückliche Zukunft im Keime zerſtört? Muß nicht einem Manne, der wie Du ſich einer Reihe würdiger Ahnen angeſchloſſen ſieht, der hoch geſtellt iſt, der in eine bewegte Zeit tritt und überall Bahnen ruhmvoller Thätigkeit ſich geöffnet ſieht, mehr an den Erfolgen ehrenvoller und glänzender Wirkſamkeit gelegen ſein, als an dem Glück ſtiller Liebe und einſamer Weltentfremdung? Dein Herz hatte ſchon gewählt, nie hätte ſelbſt meine Entſagung Deine

Entſchlüſſe geändert. Kannſt Du es tadeln, daß ein Dritter dieſe heilſame Trennung vollbrachte?

Der Erfolg wird dieſe kühne That rechtfertigen; bis dahin ruht ſie als ein düſteres Schickſal auf der Seele ihres Thäters.

Dionys verſchafft mir unausgeſetzt die genaueſten Nachrichten von Dir. Ich weiß auf das Beſtimmteſte wo meine Träume Dich ſuchen ſollen. O Du mein Licht, mein Leben. Wie ſelig wird unſre baldige Vereinigung ſein. Ich bin dann ſtolz auf Deinen Beſitz, denn ich habe ihn durch ein freiwilliges Opfer erkauft. Mich bindet hier nichts als mein eigenes Wort. Ich nehme es zurück und ich bin frei. Aber wie durfte ich dann jemals vor Dionys erſcheinen?

Es iſt unſäglich, welch eine Gewalt er über mich ausübt. So müſſen Menſchen aufeinander einwirken. Der gewaltige Wille ſchafft die Einigung der widerſtrebendſten Maſſen.

Welch eine Ruhe, welch ein ſüßer Gottes

friede umgibt mich hier. Soll ich aus dieſer Welt ſcheiden, ich thäte es mit Ergebung und mit Dankbarkeit. Hab ich nicht alles in Fülle genoſſen, was dieſes Leben Schönes hat? Gelang es mir nicht im Beſitz der reinſten Liebe zu ſchwelgen? Thue ich Recht, wenn ich mehr verlange? Kann denn nicht die Enttäuſchung den Blumen den Duft rauben, die jetzt noch meine Schläfe als bräutlicher Kranz zieren? — —

Dritter Brief Maria's.

Meine Friſt iſt um, die Zeit rückt heran, wo ich die Welt und meine Freunde wiederſehn ſoll. Mein alter treuer Oheim, welch eine Schuld hab ich Dir abzubitten für fünf Jahre, die ich Dir entzog. Dolorena! auch Dich werde ich nun bald in meinen Armen halten, meine ſchöne Freundin. Ich bin überzeugt Du gibſt mir recht; denn Deine entſchiedene Mißbilligung hatte dieſe frühe Heirath. Drei Jahre war die Abmachung, zwei hab ich noch freiwillig hinzugelegt; allein jetzt auch keine Minute gezögert. Ich ſuche Dich auf, Geliebter, ich kehre an Dein Herz zurück, an dieſes Herz, das mir unwandelbar treu geblieben iſt. Sind denn auch fünf Jahre Trennung wirklich eine Prüfung für zwei Seelen, die ſich lieben, wie wir uns lieben? — Nein, dieſe Spanne Zeit hat unſeren Flammen nichts von ihrer Beſtändigkeit und Glut geraubt.

Dieſes Herzklopfen tödtet mich. Die Einſamkeit hat mein Uebel genährt — ich fürchte den Tod nicht — in Deinen Armen möchte ich ſterben.

Beunruhige Dich nicht. Wir werden zuſammen lächelnd dieſe Zeilen leſen. Ich ſterbe nicht. Wie oft haſt Du mir dieſen Gedanken an einen frühen Tod mit aller Kraft liebender Beredſamkeit aus der Seele geredet. Meine Mutter ſtarb in dieſen Jahren an einem Uebel, das in unſrer Familie erblich zu ſein ſcheint; ich glaube die Simptome dieſer Krankheit auch an mir zu ſpüren. —

Nur Muth —

Der Frühling erwacht beſonders ſchön in dieſem Jahre. Eine glückliche Vorbedeutung! —

Im Kloſter wird man mich vermiſſen. Die Schweſtern hatten mich liebgewonnen. Dieſe Mauern waren ſeit fünf Jahren meine Welt. Jetzt ſoll ich neu in's Leben treten. Welch einen Eindruck wird es auf mich machen alle jene Geſtalten um mich zu ſehn, die mich vielleicht längſt als eine Todte beweint haben. — Und war ich nicht auch todt? Sind nicht alle Bande gelöſt, die mich an's Leben knüpften? Ich ſollte eine kurze Seligkeit genießen und dann ſcheiden. Ich danke dir, mein Gott, für den ſchönen Traum meiner Jugend! —

Der Arzt gibt Hoffnung. Veränderung der Luft, meint er, werde mir unfehlbar die Geſundheit wiedergeben. Ich meine es werde Deine Gegenwart dieſes Wunder bewirken. Dionys langt in dieſen Tagen an, und mit ihm beginne ich die Reiſe.

Einige Wochen ſpäter.

So nahe Dir, mein Freund, und doch nicht bei Dir! — Ach ich fühle es, unſer Wiederſehn iſt nicht mehr auf dieſer Erde. Die Reiſe hat mich dergeſtalt angegriffen, daß ich mich dem Tode nah fühle. Selbſt dieſer Brief an Dich iſt mir unterſagt, aber ich ſchreibe und ſollte ich dadurch meinen letzten Augenblick herbeirufen.

Dank ſei es der Vorſorge Dionyſens, ich bin auf das Zärtlichſte gehütet und gepflegt. Er ſelbſt wacht an meinem Lager, und ich ſehe ſeine Seele dem herbeſten, tiefſten Leiden hingegeben. Er macht ſich die ſchwärzeſten Vorwürfe, und ich muß ihm immer wieder ſagen, daß ich es war, die in ſeinen Plan gewilligt, daß ich dieſe Zuſammenkunft ſelbſt zwei Jahre hinausgeſchoben. „Mich verfolgen finſtre Geiſter,“ ruft er dann dumpf. „Mit mir iſt das Unglück! —“

O mein Freund, ſchütze, rette dieſe edle Seele! Er hat Dir mehr als einmal das Leben gerettet; er wacht für Dich — Du haſt keinen treuern Engel wie ihn. Aber ſein unbeugſamer Trotz will es, daß Du nie erfahreſt, daß er lebt. Er wird ſicher meine Abſchiedsgrüße an Dich beſtellen, aber ihn ſelbſt wirſt Du nie ſehen. Welch ein unerklärliches Geheimniß waltet zwiſchen euch beiden. Laßt mich ſterbend euer Friedensengel ſein. Höre mein Gebot, meine Bitte, meinen innigſten Wunſch: ſuche ihn auf, reiche ihm die Hand, löſche die Flammen ſeines Kummers und laß einen der edelſten Menſchen an Deinem Buſen ruhn. Ihr ſeid für einander geſchaffen, warum ſeid ihr geſchieden? Wenn ihr es bis vor dem letzten Lebensmoment wart, ſeid es in dieſem Moment nicht mehr; gebe Einer dem Andern ſterbend das Zeugniß, daß eure Seelen für einander lebten, daß ihr vereint dort oben Rechenſchaft geben werdet, denn ſeine Thaten ſind die Deinen, Deine die ſeinigen. Es iſt keine Trennung, kein Unterſchied zwiſchen euch, außer, daß Du in Glanz und Ruhm wirkeſt, und er in Dunkel und Nacht. Beide wandelt ihr auf einem Wege zur Gottheit. Ich durfte in dieſes Miſterium der Freundſchaft ſchauen, und ich danke dem Himmel für die Gunſt.

Erinnere Dich der glücklichen Tage unſrer Liebe, des ſchuldloſen heitern Zuſammenſeins. Das Vermächtniß jener Stunden gebe ich Dir auf Deinem Lebenswege mit. Lebe wohl, Du mein irdiſches Glück und meine Wonne. —

Es gibt ein Wiederſehn!

Meine Thränen benetzen dieſes Blatt, aber mein Blick ſchaut nach oben. —

Bemerkungen über Dionys aus dem Tagebuche Maria's.

Worin liegt die Kraft, die mich immer mehr an dieſen finſtern, geheimnißvollen Karakter bindet? Was kann ich ihm ſein? Er wäre geſchaffen ei

Welt umzugeſtalten, ſeinen Willen Nationen aufzuprägen.

Wie, wenn Florus ihn beleidigt, ihn verrathen hätte, und dieſes wäre die Rache, die Dionys nimmt? Es wäre im Sinne dieſes ſeltſamen Menſchen gehandelt; allein wäre Florus im Stande geweſen ſeinen Freund, und einen ſolchen Freund zu verrathen? Nimmermehr.

Und doch, nur von denen, die wir lieben, empfangen wir ſo blutige Kränkungen. Nie hörte ich den Namen irgend eines Menſchen, der ihn beleidigt hätte, von den Lippen Dionyſens. Die gewöhnlichen Menſchen ſind für ihn nicht da, und die außerordentlichen können einen Blick in die Tiefen dieſer Seele thun. Florus könnte es, und nur von ihm kann alſo die Beleidigung kommen.

Dionys hat dennoch geliebt, Bertrada heißt das Mädchen. Es muß eine ſehr frühe Jugendneigung geweſen ſein. Auch hier ſcheinen Mißtrauen und Zweifel ihr Spiel mit dem Armen getrieben zu haben, denn er hat ſich von ihr auf immer losgeſagt, und bald darauf iſt ſie vom Gram getödtet worden. Dieſe Liebe kann aber ſeine Seele nicht ausgefüllt haben; Eiferſucht kann nie die Quelle ſeiner Erbitterung geweſen ſein.

Ich habe ihn ſo gut wie erforſcht — die Abendſtunde im Kloſtergarten war beſonders zu traulicher Mittheilung geeignet. Ob eingebildet, ob wirklich — er glaubt ſich von Florus verrathen. Von dem Moment dieſer Ueberzeugung war der ſichtbare Bund zwiſchen ihnen zerriſſen. Dionys ſchied von ihm auf ewig. Aber er vermochte es nicht von dieſer Seele zu ſcheiden, auf die er große Hoffnungen baute. Er ſelbſt iſt für das öffentliche Leben nicht geſchaffen: ſein Haß, ſeine Zweifelſucht, ſein Widerwille mit Menſchen zu verkehren, machen ihn unfähig offen zu wirken; aber im Geheim, in dem Dunkel, das ihm zuſagt, wird es ihm leicht alle jene Gebrechen aufzuſpüren, an denen die Zeit leidet. Er iſt einheimiſch in den Höhlen des Elends, des Jammers, des Verbrechens, die der Fuß keines Glücklichen betritt; dort forſcht er die geheimſten Wunden der leidenden Menſchheit auf, und der Retter, der Helfer iſt dann Florus. Ihm ſchreibt er in ausführlichen Mittheilungen alles was er im Geheim erforſcht hat, und ſo gelingt es ihm auf die ausgebreitetſte, ſegensreichſte Art zu wirken. Sylvan iſt dabei nicht untergeordnet; beide ſtehen gleich hoch, beide gehören zu einander um dieſen Erfolg hervorzubringen. Florus, nicht ahnend, wer ſein geheimnißvoller Gefährte iſt, ergreift und prüft mit Umſicht den Rath, modelt ihn nach ſeiner Weltkenntniß und bringt ihn auf die rechte Weiſe in Anwendung. So iſt dieſer Bund eine Seele und ein Körper; die innigſte Wechſelwirkung der Kräfte nach Außen und der Fähigkeiten der Forſchung im Innern der menſchlichen Geſellſchaft. Doch konnte dieſe bewundernswürdige Vereinigung nur durch die gänzliche Selbſtverläugnung des einen Theils bewirkt werden, und Dionys war es, der das Opfer willig brachte.

Es iſt ein ſchmerzliches Opfer, denn er liebt ſeinen Florus grenzenlos. Wo er ſich im Geheim den Anblick der theuren Freundeszüge verſchaffen kann, da gibt er ſich dieſer Wonne mit der äußerſten, oft Lebens-Gefahr hin. Sein entzückendſter Traum iſt einmal vor dem Tode den Geliebten umarmen zu dürfen, Bruſt an Bruſt mit ihm zu ruhen. Allein dieſes iſt auch nur ein Traum. Sylvan und Dionys werden ſich nie wiederſehen. Er hat ihm Rache zugeſchworen, und dieſe beſteht darin, daß er für ihn todt iſt; nichts wird ihn erwecken aus dieſem kalten Grabesſchlummer, ſelbſt die tiefſte Reue Sylvans nicht.

Aus dieſem Tod iſt aber das Leben erblüht. Sie waren geiſtig immer bei einander, und ihre entzückenden Umarmungen empfand die Menſchheit durch Wohlthaten. Das iſt ein Bund zwiſchen Männern, wie er ſein ſoll, wie dieſe weichliche frivole Zeit ihn nicht begreift. Ich habe dieſen beiden Männern nahe ſtehen dürfen, es war mir vergönnt in ihre Seele zu ſchauen, ich ſehe dieſe Ueberzeugung als ein Geſchenk der Gnade an. Wenn ich auf irgend einen Vorzug ſtolz ſein darf ſo iſt es hierauf. —

Dieſe Briefe waren, wie ich ſchon bemerkt habe, in ein Papier geſchlagen, und dieſes mit einer fremden Hand überſchrieben. Eine kleine Randbemerkung, die mir früher entgangen war, gab den Namen des Kloſters an, wo Maria gewohnt, und zugleich den Namen der Aebtiſſin. Von Dionys keine Zeile. Lebte Maria noch? Ich wagte es nicht zu hoffen. War Dionys noch nicht von dieſem Schauplatz ſeiner ſo unbegreiflichen ſeltſamen Thätigkeit geſchieden? Auch hierauf keine Antwort. Ich konnte dieſen peinigenden Zuſtand nicht ertragen; mein Entſchluß war gefaßt. Am andern Morgen verließ ich Paris und eilte das bezeichnete Kloſter aufzuſuchen. Du wirſt es fühlen, mein theilnehmender Leſer, in welcher Aufregung ich mich befand. Es handelte ſich hier: ob ich aus dem Schiffbruch noch ein theures Leben würde gerettet ſehen, oder ob ich auf ewig alle meine Hoffnungen für ein Glück hienieden verloren geben ſollte. Begleite mich noch auf dieſem letzten bangen Wege.

Schluß der Geſchichte. — Ein Wiederſehen.

Es wäre unrecht und zugleich undankbar wenn ich nichts über das Schickſal meines treuen Georg's erwähnte, er, der die Hälfte meiner Lebenswanderung mit mir gemeinſchaftlich zurückgelegt. Ehe ich alſo im Verlauf dieſer Geſchichte, die ſich ihrem Ende nähert, weiter gehe, will ich bemerken, daß das Schickſal dieſes treuen Gefährten ein ſehr unglückliches war. Er fiel als Opfer ſeiner Treue. Vor Prag, wo er mein Leben zu retten beabſichtigte, wurde er die Beute eines feindlichen Bajonetts und ſtarb in meinen Armen. Treuer Georg, Friede deiner Aſche! Von dem Abentheuer im Kloſtergarten zu Schulpforta bis zu den Laufgräben vor Prag warſt du mir gleich treu ergeben und dein Geſchick war mit dem deines Herrn auf das engſte verflochten.

Ich erreichte das Kloſter bei einbrechender Dämmerung, und da ich nicht die Abſicht hatte die ehrwürdigen Nonnen zum „geweihten Herzen,“ in ſo ungeziemender Stunde in ihrer Andacht oder ihrem Schlummer zu ſtören, ſtieg ich in einem Städtchen ab, das am Fuße des Kloſterberges lag.

Ich verließ die engen Straßen und wanderte in die Dunkelheit hinaus, der Einſamkeit und meinem Kummer hingegeben. Der Himmel war mit einem ununterbrochenen Nebelgrau bedeckt, nur hier und da blickte ein Stern durch, hielt aber dem ſehnſüchtigen Blicke nicht Stand, ſondern verbarg ſich wieder fliehend im Gewölke. Die Mauern des hochliegenden Kloſters waren noch durch einen matten Schimmer beleuchtet den eine kleine röthliche Hellung am weſtlichen Horizonte in die dunkle Himmelskuppel warf. Es war ſchwül, kein Lüftchen regte ſich, und die Gruppen der Ulmen und Eichen ſtanden wie ſchwarze rieſige Trümmer eines Gebäudes unbeweglich. Unwillkührlich dachte ich zurück an mein väterliches Schloß und an jenen Abend wo ich Marien zuletzt geſehen. Ueberwältigt von dieſem Gedanken lehnte ich an einem der alten Weidenſtämme des Ufers. Die dunkle Welle kräuſelte ſich zu meinen Füßen, und mitten in dieſe Stille klang der Schall eines Glöckchens vom Kloſter zu mir herüber.

Iſt das ein Zeichen deiner Nähe, Maria? rief ich erſchüttert. Aber nein — es beten die frommen Schweſtern über deinem Grabe! So endigt ſich der Traum unſres Lebens, unſrer Liebe. —

Dieſe Worte, die ich laut vor mich hinſprach, bewirkten, daß nicht weit von mir eine Geſtalt ſich aus dem Graſe emporhob und in der Dunkelheit auf mich zuwankte. Ich blieb ſtehen und fragte laut, erhielt aber keine Antwort. Die dunkle Geſtalt blieb in der Entfernung von zehn Schritten unbeweglich ſtehen, dann machte ſie eine raſche Bewegung, ſtieß einen dumpfen Laut aus und eilte das Gebüſch zu erreichen, in deſſen Schatten ſie verſchwand. Der augenblickliche Schreck, den dieſe Unterbrechung meiner Träumereien mir verurſachte, war bald überwunden, und ich war überzeugt es mit einem unglücklichen Krüppel oder Bettler zu thun gehabt zu haben. Ich verließ den Platz und jener folgte mir nicht.

Als ich den Gaſthof erreicht hatte theilte ich dieſes Ereigniß dem Wirthe mit, und erfuhr von ihm, daß in der Gegend ſich ein Einſiedler aufhalte, der eine Hütte am Fluſſe bewohne und ſich von Almoſen nähre, die die Bewohner der Umgegend ihm brächten. „Wer iſt der Unglückliche?“ fragte ich.

„Niemand kennt ſeinen Namen,“ antwortete der Wirth. „Es ſcheint, daß er im Kriege um das Seinige gekommen. Er iſt arm und verlaſſen. Viele halten ihn ſogar für wahnſinnig, aber das iſt er nicht — er iſt nur menſchenſcheu, und das iſt gewiß Folge ſeines Unglücks.“

„Kommt er hieher in die Stadt?“

„Niemals. Der einzige Ort, den er manchesmal beſucht, iſt das Kloſter oben; aber auch da nur den Kreuzgang, wo die Gräber der Nonnen ſich befinden.“

„Iſt er ſchon lange in dieſer Gegend?“

„Es werden jetzt acht Jahre ſein. Mein Vater hat ihn hier anlangen ſehn; ich war damals in der Fremde. Er lebt friedfertig, thut Niemandem etwas zu leide; im Gegentheil, wo er kann, hilft er durch Medikamente, von denen er eine Menge kunſtvoll zu bereiten verſteht.“

„Wollt Ihr mich zu ihm begleiten? Ich möchte ihn ſprechen.“

„Recht gern. Der Knecht mit der Laterne kann vorausgehn, denn die Nacht iſt finſter und die Hütte liegt ziemlich verſteckt.“

Einige Minuten nach dieſem Geſpräch traten wir unſern Gang an. Meine Schritte waren unſicher und ich mußte mich auf meinen Gefährten ſtützen: So ſuchſt du jetzt bei Nacht zitternd und gebückt vom Alter den Freund der Jugend auf, rief ich bei mir ſelbſt. Werde ich in ſein Antlitz ſchauen? Iſt's Dionys? Ja, mein Herz ſagt mir, daß ich ihn gefunden!

Wir hatten den Fluß erreicht, und drangen jetzt in die Gebüſche, in welche ich den nächtlichen Wandrer hatte verſchwinden ſehen. Der Thau perlte auf den Blättern, und dieſe benetzten unſre Wangen, tropften wie kalte Thränen auf meine Hand nieder. Die Laterne beleuchtete in grünen Lichtern die Gebüſche; Nacht und Stille rund um uns.

„Jetzt ſind wir am Ziel," flüſterte mir der Wirth zu. „Dort iſt die Hütte und auf jener Bank ſitzt der Einſiedler. Näher dürfen wir nicht kommen, ſonſt bemerkt er uns und entflieht."

Ich trennte mich von meinem Begleiter und ging allein auf die Hütte zu. Mein Herz ſchlug hörbar. Der Eremit hatte mir den Rücken zugewendet und ſaß über einem Buche gebeugt an einem Steintiſch, auf dem eine Lampe brannte, die ihre ſpitzige Flammenzunge ruhig ſpielend in die ſtille Nachtluft ſtreckte. Der lange Bart des Einſiedlers und ein Theil ſeines Gewandes an der Schulter empfing vom Lichte eine helle Einfaſſung. Ich ſtellte mich hinter einen breiten Stamm und beobachtete unverwandt die Stellung des frommen Mannes. Sie erinnerte mich natürlich auf keine Weiſe an den jugendlichen ſchönen Dionys, wie ich ihn gekannt. Jetzt erhob ſich der Fromme, und ſein Antlitz wurde mir ſichtbar. Er that einige Schritte und ſchien in tiefes Nachdenken verſenkt. Er richtete die Blicke in die Gegend hin wo ich ſtand, und in dieſen dunkeln Augen leuchtete mir jener Strahl entgegen, der einſt mein Entzücken, mein Glück geweſen war. Nicht länger durfte ich zweifeln, ich ſah Dionys vor mir. Mit einem lauten Schrei des Erkennens ſturzte ich auf ihn zu. Er wich ſcheu zurück. „Wer iſt da?“ rief er, „wer ſtört meine Ruh?“ —

„Ich bin es, ich — Dionys!“ rief ich in athemloſer Freude und ſuchte den Fliehenden zu ereilen. Er blieb vor der Thüre ſeiner Hütte ſtehn. — „Sie, Graf Sylvan — Du!“ — „Dionys,“ rief ich mit überſtrömenden Thränen, grauſamer, entſetzlicher Menſch!“ — Er wankte und hielt ſich an dem Steintiſch; ſeine Linke bedeckte das Antlitz: „So ſehen wir uns wieder!“ murmelte er dumpf vor ſich hin. — Ich flog in ſeine Arme — lange lange hielt ich ihn umſchloſſen. Kein Wort wurde gewechſelt. Zwei Greiſe lagen ſich einander in den Armen und vergoſſen Freudenthränen. Die ſtille heilige Nacht war der Zeuge.

Wozu eine Schilderung von unſerem Zuſammenſein in dieſer ewig denkwürdigen Nacht; wozu die Geſpräche wiederholen, die wir wechſelten? Es waren die Räthſel gelöſt, die bangen fürchterlichen Räthſel, die mir ſo manche qualvolle Stunde bereitet. Ich zürnte dem Freunde und dennoch wenn ich dachte, daß jener Grabhügel in der Heimath den Theuren nicht in der dunkeln Hülle barg, daß ich ihn lebend an den Buſen ſchloß, wurde mein Zürnen zu einem Dankgebet. Wenn man ſo nah am Grabe ſich fühlt iſt die ſtrengſte Aufrichtigkeit mehr Pflicht als jemals; wir tauſchten dieſe gegen einander aus, und Dyonys hatte mir eben ſo viel abzubitten als ich ihm.

Den andern Tag beſuchten wir Maria's Grab. Sie war der Engel im Leben, ſie war es auch im Tode. Auf ihrem Hügel knieeten die zwei Greiſe und wandten ihre Blicke zu Gott.

„Es kommt eine beſſere Zeit,“ rief Dionys mir die Hand reichend. „Wir — wir haben um ſie gelitten und für ſie gewirkt. Nicht umſonſt haben wir gelebt!“ Bei dieſen Worten ging ein Säuſeln über den ſtillen Kreuzgang des Kloſters „zum geweihten Herzen“; es war Maria's Gruß. Wir ſenkten im Gebete ſtill die Häupter.

Kallenfels.

Von

A. v. Sternberg.

> Je trouve que c'est une folie de vouloir étudier le monde en simple spectateur. Dans l'école du monde, comme celle de l'amour il faut commencer par pratiquer ce qu'on veut apprendre.
>
> *Rousseau.*

Erſter Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]ENSIS

Erſtes Buch.

Julian.

Erſtes Kapitel.

Keine Kohle brennt ſo heftig,
Keine Flamme ſo heiß,
Als eine ſtille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß.
Altes Volkslied.

Auf der großen Straße von Göttingen nach Hannover hielt gegen Abend in einer kleinen Schenke, wenige Stunden von der letztern Stadt entfernt, ein unſcheinbarer Reiſewagen mit zwei Fuhrmannspferden beſpannt. Ein junger Mann ſtieg aus, und hob eine Frau heraus, die in einen Mantel gehüllt war, und einen Schleier vor dem Geſichte trug. Er führte ſie in ein Zimmer, eine Treppe hoch, nahm der Wirthin das Licht ab, befahl ihr ſich zu entfernen, und ſchloß hinter ihr die Thüre ab. Die junge Frau oder das junge Mädchen hatte ſich auf einen Stuhl am Tiſche hingeſetzt, und indem ſie ihr blaſſes zartes Geſicht auf die Hand ſtützte, ſah ſie mit Augen, in denen Thränen glänzten, zu ihrem Begleiter hinauf, der ſich jetzt vor ſie hinſtellte.

„Biſt Du nun endlich gefaßt auf die Trennung, Leontine? — Es iſt der letzte Augenblick wo wir beiſammen ſind. Du darfſt nicht mehr weinen.“

Sie erhob ſich, und warf ſich an ſeine Bruſt. Ihre langen ſchwarzen Locken fielen auf ſeine Schulter. Sie ſprach nichts, ſie ſchluchzte nicht, ſie ſuchte nach einer Weile ihre auf ſeinem Nakken verſchlungenen Arme zu löſen, aber gleich darauf kettete ſie ſie nur noch feſter.

„Es iſt genug!“ rief er. „Ich müßte den Muth und die Kräfte eines Gottes haben um das zu ertragen.“

Er machte ſich ſanft aus ihren Armen los und zwang ſie auf den Stuhl ſich niederzuſetzen. „Du hältſt Dein Wort nicht, Leontine,“ ſagte er mißmüthig. „Du verſprachſt Dich zu faſſen, und wo iſt nun Deine Faſſung.“

„Vergieb mir,“ liſpelte ſie, und barg ihr Geſicht in ihrem Tuche.

„Nein ich vergebe Dir nicht! Es iſt gegen die Abmachung. Wie willſt Du daß ich mich aufrecht halte, wenn ich Dich zuſammenſinken ſehe. Er wandte ſich ab und ſtand ſchweigend da, indem er mit ſeiner Uhrkette ſpielte. Leontine that einige Schritte durchs Zimmer, dann näherte ſie ſich ihm, lehnte ſich ſanft auf ſeine Schulter und ſagte mit einem Lächeln, das rührender wie ihre Thränen war: „Julian, ich bin ja heiter — Du darfſt mir nicht zürnen!“ —

„So will ich denn dieſen Moment benutzen,“ rief er. „Nimm den letzten Kuß! — Lebe wohl. — Bleibe ruhig die Nacht hier, Du bedarfſt der Ruhe, armes Mädchen. Morgen, ſo früh Du willſt, kehre nach Göttingen zurück. Ich werde der Wirthin Befehle geben, daß ſie für Dich aufs ängſtlichſte Sorge trage.“

— „Julian!"

„Nichts mehr, Leontine, nichts mehr!"

Er eilte die Stiege hinunter. Der Wirthin, die ihm begegnete, gab er ein anſehnliches Geld, indem er ihr einſchärfte die Dame oben keinen Augenblick zu verlaſſen, und auf jedes ihrer Bedürfniſſe Acht zu geben. Dem Kutſcher ſagte er ungefähr daſſelbe. Dann ſchwang er ſich auf ein Pferd, das ihm vorgeführt wurde, blickte noch einmal hinauf zum kleinen erhellten Fenſter, und ſprengte dann eilig die Straße nach Hannover hin. Die Dunkelheit barg ihn bald den Blicken der Nachſchauenden.

Er brachte einen unruhigen Abend und eine ſchlafloſe Nacht in dem Gaſthofe der Reſidenz zu. Ehe er ſich anſchickte die Beſuche zu machen, die ihm oblagen, ſchrieb er auf ein Blättchen, das er aus ſeinem Taſchenbuche nahm, folgende flüchtige Zeilen:

„Armes, armes Mädchen, welch ein Recht hatte ich, räuberiſch in Dein Schickſal einzudringen und Dich um Deine Zukunſt zu betrügen? Was ſoll nun aus uns beiden werden! Läßt ſich mit einem halben Herzen und einem kranken Geiſte leben? Wir müſſen verſuchen, Leontine, wie weit wir kommen.

Die blaßrothe Hiazinthe liegt vor mir. Ihre kleinen roſenrothen Glocken haben das Feſt unſerer Liebe eingeläutet — jetzt ſind ſie verſtummt. Weißt Du noch, Herz meines Herzens, als ich Dich aus dem Hauſe Deiner Eltern führte, und Du nichts mit Dir nahmſt als nur ein kleines goldenes Herz an Deinem Halſe und jene blaßrothe Hiazinthe in Deinem ſchwarzen Haar! — Bewahre dieſes goldene Herz, ich werde die Hiazinthe bewahren; wenn wir uns einmal wiederſehen, tauſchen wir gegenſeitig unſere Gaben aus. — Wenn wir uns einmal wiederſehen? — O wir werden uns bald und glücklich wiederſehen.

Laß vor allen Dingen Ruhe in Dein Herz kommen. Mit der Außenwelt kommſt Du nur ſo viel in Berührung als Du ſelbſt willſt. Iſt es Dir anders ſo zu Sinn, ſo können Wochen, Monate vergehen, ehe Du auch nur einem jener gleichgültigen Geſichter begegneſt, die draußen herum ſchwärmen. Dein Häuschen liegt ſo verſteckt. Für Deine Bedürfniſſe wird der ehrliche Pfarrer ſorgen; er iſt der Einzige, der vielleicht ahnet, wie viel näher als Bruder und Schweſter wir uns angehören. Ich bleibe fortwährend mit ihm in Verbindung, aber ich habe ihm verboten Dir zu ſagen, wo mich ſeine Briefe treffen; ich fürchte, Du möchteſt mir ſchreiben, und dieſe Mittheilungen, ſo ſehr ich ſie wünſche, würden mich muthlos machen, und mir jeden Vortheil, den ich mir hier mühſam erobern muß, wieder aus den Händen reißen. Darf ich ſtille ſtehen auf meinem Wege, iſt es mir erlaubt, wenn auch nur auf wenige Minuten, umzublicken nach dem verlaſſenen Paradies der Liebe und Tugend, dann ſollſt Du die Erſte ſein, die von dieſer glücklichen Pauſe Nutzen zieht; ich werde dann mit eben ſo viel Ungeſtüm Deine Briefe fordern, als ich jetzt ſchmerzliche Ueberwindung nöthig habe um ſie zurückzuweiſen.

Ich weiß, Du mißverſtehſt mich nicht. Wie oft ſagte ich Dir, wenn wir beiſammen auf der Bank vor Deinem Häuschen ſaßen, und der laue Sommerabend mit dem Duft der Blumen uns zärtlich ſchmerzliche Gefühle zuzuwehen ſchien, wie oft ſagte ich Dir da: es könnte nicht ſo bleiben; ich würde Dich einſt verlaſſen müſſen. Dieſes „einſt" iſt nun gekommen. Ich trete in die Welt hinaus. Mit der letzten Blume, die Du mir gabſt, mit dem letzten Kuß, den ich Deiner erbleichenden Wange raubte, hab' ich meine Jugend beſchloſſen. Dir iſt vergönnt, den glücklichen Traum fortzuträumen; hinter Deinem Epheugitter, bei den Roſen und Lilien Deines Gartens, bei Mondlicht und Einſamkeit bleibſt Du jung und zärtlich; ich muß mich an harte Verhältniſſe und noch härtere Menſchen ſtoßen. Sie werden kommen und werden die Gedanken, die Dir gehören, die Gefühle, die von Deinem Lächeln Wärme und

Leben empfingen, in ein eiſern Joch ſpannen, um ſie zu zwingen, Dienſte zu thun. Deine Gedanken, Deine Gefühle werden frei bleiben, ihr Flug wird durch keine Feſſel gehemmt werden, wenn ſie den fernen Freund aufſuchen wollen. Zu allen Stunden darfſt Du Dir geſtehen daß Du liebſt. Hierin liegt ein Glück, Leontine, zu dem nur das Weib berechtigt wurde. Empfinde dieſes Glück, und ſei dafür dankbar.

Der Pfarrer hat den Auftrag, wenn Briefe von deiner Mutter einlaufen, ſie Dir ohne Rückhalt einzuhändigen. Was dieſe Briefe auch enthalten mögen, es iſt beſſer für Deine Ruhe daß Du ihren Inhalt erfahreſt, als daß Deine Phantaſie mit Schreckbildern gepeinigt werde. Jetzt lebe nochmals wohl. Bedenke daß Du der beſte Theil meines Daſeins biſt und ſchone Dich."

Dieſen Brief faltete er zuſammen und übergab ihn einem treuen Boten, dann warf er ſich in ſeine Kleider, um die Stunde nicht zu verfehlen, wo ſein Vater ihn erwartete.

Auf dem Wege nach dem Hotel des Grafen Kallenfels faßte Julian, um ſich zu ſammeln und auf den Anblick ſeines Vaters vorzubereiten, noch einmal in Gedanken ſeine ganze Stellung zuſammen. Sie war eben keine durchaus günſtige. Er hatte das, was man gewöhnlich „große Hoffnungen“ zu nennen pflegt; aber die Realiſirung dieſer Hoffnungen trifft oft erſt mit grauem Haar und einem gebeugten Rücken zuſammen. Julian war jung, feurig und ſtrebend. Er hatte ſeine Kindheit im Hauſe eines Onkels zugebracht, den wir ſpäter genauer ſchildern werden, der zu den ſeltenen Charakteren gehörte, die ſich im Strudel der großen Welt fein, empfindſam und geiſtreich ausgebildet haben, die aber immerdar etwas Weichliches beibehalten, was ſie der Welt entfremdet. Von dieſem Onkel hatte Julian vieles angenommen; er hing mit der Zärtlichkeit eines Sohnes an ihm, und der ältere Mann behandelte den Jüngling, auf den er ſeine ſchönſten Hoffnungen ſetzte, als ſeinen beſten und einzigen Freund. Dieſes Verhältniß wurde von Julians Vater ohne Eiferſucht gerne geduldet. Der Graf Kallenfels hatte ein Leben voll rauher Entwürfe und ehrgeiziger Pläne, oft begünſtigt, öfter verlaſſen vom Glück, geführt. Er war alt geworden und fand ſich jetzt im Gewühle der Welt einſam ſtehend, ohne Freunde; er beſann ſich daß er einen erwachſenen Sohn habe, aber es war keine Zeit mehr ſich um deſſen Liebe und Anhänglichkeit zu bewerben. Vater und Sohn waren immer getrennt geweſen; der Eine kannte den Andern faſt nur von Hörenſagen, und während der Graf ſich immer noch beſann, ob er ſeinem Sohne Zutritt zu ſeinen Gedanken und ehrgeizigen Hoffnungen gewähren, ob er ihn zu dieſer oder zu jener Partei erziehen ſollte, war Julian ſchon zu eigenen Anſichten herangereift, und es konnte jetzt nur die Rede davon ſein, ihn ſo zu nehmen wie er war. Oft kam der Graf um ſich bei ſeinem Bruder zu erkundigen, welcher Sinnesart ſein Sohn ſei, und der Präſident beantwortete dann dieſe Fragen mit jener feinen Behutſamkeit, die ihm eigen war. Der Bruder fühlte ſich beleidigt, denn er merkte, daß man nicht offen gegen ihn war, er fürchtete, Julian möchte ſich auf der Univerſität in Verbindungen eingelaſſen haben, die von den Machthabern gehaßt und verfolgt würden, aber mitten in dieſen Befürchtungen erlahmte ſchon wieder ſeine Theilnahme. Er hatte ſo viele eigne Pläne und Abſichten, er fühlte ſich ſelbſt noch ſo weit von ſeinem Ziele, daß er in ſeinem ſchnellen und eiligen Lauf kein anderes Intereſſe, und ſelbſt das eines Sohnes nicht, aufnehmen mochte. „Du wirſt für ihn ſorgen, ich überlaſſe ihn Dir!“ Mit dieſen Worten ſchloſſen ſich immer die kurzen Unterredungen der beiden Brüder über Julian, und der Präſident war damit ganz zufrieden.

Vielleicht hätte ſich der Graf nicht ſo ganz in der paſſiven Stelle gefallen, wenn Julian ein großes Vermögen von ihm zu erwarten gehabt hätte; allein hier zeigte ſich eine Art falſcher

Scham beim Vater. Die Betrachtung über das Schickſal des Sohnes fiel mit empfindlichen Gewiſſensvorwürfen zuſammen, die der Graf in Rückſicht der Verwaltung des Vermögens ſich zu machen hatte. Ein anſehnlicher Reichthum war geſchmolzen; verfehlte Unternehmungen, gewagte Speculationen hatten Jahr auf Jahr große Summen hinweggerafft; der Graf brauchte immer mehr, es konnte vom Sparen nicht die Rede ſein, bevor ein gewiſſes Ziel nicht erreicht war, und hier war es wo Julians Daſein ſeinem Vater wahrhaft unbequem fiel. Seine Liebe für den Sohn war nicht ſtark genug um ſeine ehrgeizigen Pläne aufzuwiegen; im Gegentheil er fühlte ſich durch den herangewachſenen und ebenfalls ſtrebenden Sohn gleichſam zur Ruhe gewieſen. Er ſah den Zeitpunkt kommen, wo er eine verhaßte und beſchwerliche Rechenſchaft von dem Wenigen was erreicht, und von dem Vielen was verloren war, ablegen mußte, und dieſe Betrachtungen machten, daß er ſich immer mehr daran gewöhnte Julian gleichſam nicht als ſein Eigenthum zu betrachten, daß er den Jüngling ſammt der Liebe und dem Vermögen, das er zu fordern hatte, ſtillſchweigend ſeinem reichen Bruder abtrat, der ein Hageſtolz war, und der Julian ſo zärtlich liebte.

Zweites Kapitel.

— Dis moi, qui tu veux que je sois;
Car encore faut-il bien que je sois quelque chose.
Molière, Amphitruon.

So mancherlei Betrachtungen Julian auch über die Kälte und Rückſichtloſigkeit ſeines Vaters mochte angeſtellt haben, ſo verſchwanden ſie doch jetzt immer mehr je näher er dem prächtigen Pallaſt ähnlichen Gebäude kam, wo der Graf Kallenfels ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, und in deſſen geſchmackvollen Sälen er zweimal wöchentlich bei einer ſplendiden Tafel die Staatsmänner und Politiker der Reſidenz zu verſammeln pflegte.

Julian gab ſich dem Portier zu erkennen, dieſer übertrug ihn mehreren Dienern, und endlich fand ſich einer der den Namen des Sohnes in das Kabinet des Vaters trug. Eine läſtige und lächerliche Ceremonie. Aber Graf Kallenfels glaubte Urſache zu haben ſich vor dem „göttinger Studenten“ ein wenig in Acht zu nehmen. — Er hatte Julian in dem Zeitraume eines halben Jahres nicht geſehen, und war jetzt ſichtlich erfreut einen jungen ſchönen Mann eintreten zu ſehen, der nichts Auffallendes in ſeiner Kleidung und nichts Gefährliches in ſeinen Mienen hatte.

„Ah — ſehr erfreut Dich zü ſehn! — wann angekommen? — Man hat Dich ſchon geſtern erwartet. Es liegt eine Karte für Dich bereit, zu einem Mittag bei Deiner Tante. — Nun, mein Sohn, ich wünſche, daß es Dir hier gefallen möge. Setze Dich; mach Dir es bequem. Du biſt groß gewachſen; man liebt hier lange Leute.“

Julian erwiederte den Händedruck ſeines Vaters. Sein Auge ſuchte ein zärtliches Lächeln, einen freundlichen Wink im Antlitz des Grafen, aber es wurde nichts gewahr als Zerſtreutheit und Befangenheit. „Ich ſtöre Sie doch nicht, theurer Vater?“ rief er mit Beſorgniß.

„Stören? welche Frage. Kann wohl ein Sohn jemals den Vater ſtören? — Ich ſage Dir Du biſt willkommen. — Johann! lege meine Uniform in's Kabinet, und den Orden, das rothe Band, das ich das letzte Mal bei Hofe trug. — Bleibe ſitzen; ich ſage Dir, ich habe noch fünf Minuten Zeit um mit Dir zu plaudern. O ich kann Dich verſichern, daß ich ſchon lange mich auf dieſen Augenblick gefreut habe. Es giebt jetzt ſo mancherlei zu bedenken und zu thun. Wo ich mit meinem Einfluß ausreiche will ich ihn anwenden; im Uebrigen verlaß Dich aber auf den Präſidenten.

Julian erröthete: „Erlauben Sie, mein Vater,“ ſagte er mit einem beſcheidenen Tone, „daß ich mich im Uebrigen auf mich ſelbſt, auf meine eigenen Kräfte verlaſſe. Ich habe etwas gelernt.“ —

„Ganz recht, Du biſt jetzt vier Jahr abwechſelnd in Berlin und Göttingen geweſen, da kann man ſich ſchon bilden. O ich zweifle nicht daß Du den Hoffnungen entſprechen wirſt die dein Onkel, die ich, auf Dich geſetzt haben. Es giebt jetzt grade eine Zeit, wo — doch davon ein anderes Mal. Du könnteſt jetzt grade — aber das paßt nicht in dieſe Stunde. Wie ſieht es mit Deinen Grundſätzen, haſt Du ſie ſo legitim erhalten, wie Du ſie anfangs anzunehmen Gelegenheit hatteſt? — Man kömmt hier und da in ſchlechte Geſellſchaften.

„Sprechen Sie als Politiker oder als Vater?“

„Eine ſonderbare Frage!“ rief der Graf erſtaunt. „Aber ſo iſt die Jugend. Alle Dinge müſſen ſich auf ſcharfe Gegenſätze trennen laſſen, überall werden Situationen und Verhältniſſe geſchieden. Doch ich verlange jetzt keine Disputationen, auch will ich mir ein anderes Mal Zeit nehmen auf Deine Fragen zu antworten. — Es wird wohl dabei bleiben, daß Du fürs Erſte nach Wien gehſt, verſtehſt Du? — Der Präſident findet das am paſſendſten; und auch ich bin dieſer Anſicht. Haſt Du Deine Tante ſchon geſehen?“

„Nein.“

„So beſuche ſie, halte ſie warm. Bedenke daß Du von ihr zu erben haſt. Mit ihrem Gelde kannſt Du über kurz oder lang eine Rolle ſpielen, die dir niemals gelingen würde, wenn Du blos mich zu beerben hätteſt. Vergiß das nie. Andere Väter würden dies nicht ſo offen ſagen, allein ich bin nicht der Thor der es verheimlicht, um Dich dann in eine falſche Stellung zu bringen. Ich thu überall meine Pflicht.“

„Ich habe bis jetzt nichts entbehrt,“ ſagte Julian. „Ihre Güte hat mich überflüſſig mit Allem verſorgt.“

„Ach mein Sohn, das ſind nur Phraſen. Lerne erſt die Welt kennen, ermiß das ungeheure Feld der Wünſche, und dann ſprich von Entbehrungen. Aber es iſt Zeit das wir uns trennen; ich habe Dir von der Viertelſtunde, die ich zu meiner Toilette nöthig habe, ſchon fünf Minuten geopfert. Auf Wiederſehen! Du kannſt Deine Effekten in die Zimmer rechts von der Treppe bringen laſſen.“

Der Sohn machte dem Vater eine Verbeugung, und dieſer erwiederte ſie mit einem leichten Kopfnicken. Der Eine verlor ſich in ſein Kabinet, und der Andere ſtieg langſam und in Gedanken verſenkt die Stiege hinab, um ſich zurück in ſeinen Gaſthof zu begeben. „Das war das Wiederſehen zwiſchen Vater und Sohn!“ murmelte er vor ſich hin, als er ſich auf der Straße ſah und die eleganten Kutſchen an ihm vorbeiraſſelten.

Es giebt Momente, wo der unerträgliche Kontraſt zwiſchen „ſonſt“ und „jetzt“ uns faſt zu Boden drückt. So war es dem armen Julian zu Sinne. Eine ſtarke, ſchnell niederfallende Scheidewand, trennte hier Glück, Poeſie und Wärme von Kälte, Politik und Alleinſtehen. Eine reizende Ausſicht voll Blüthen und Frühlingsſchimmer verdeckt durch die ſtarre Mauer des

Convenzionellen. Julian war erſt zwanzig Jahr alt, in dieſem Alter iſt man zwar vorbereitet auf den Konflikt des Schalen mit dem Reellen, aber er trifft einen nicht minder hart.

Noch ehe er ſein Hôtel erreicht hatte, ſah er die Kutſche ſeines Vaters vor dem Hauſe des Miniſters vorfahren. Er wußte nicht, daß der Graf ihn ſchon lange beobachtet hatte, er ahndete nicht, welche Gefühle in dem Herzen dieſes Mannes kämpften, der eiferſüchtig auf die künftigen Erfolge ſeines eigenen Sohnes war. Kallenfels hatte geglaubt Julian in einem Aufzuge, in einer Verfaſſung vor ſich erſcheinen zu ſehen, die gleichſam jeden ehrgeizigen Plan fürs Erſte beſeitigte. Er hatte gefürchtet ihn weit unter dem Bilde eines jungen Mannes von Welt zu finden, und zugleich war dieſe Befürchtung eine Quelle der Beruhigung und der Hoffnung geworden; jetzt hatte er dieſen Sohn geſehen, ſchön, mit einer Geſtalt voll Adel und mit einem Auge voll Feuer, in Ton und Miene das Bewußtſein der ſtolzen Erwartungen, zu denen ſeine Stellung, und ſeine geiſtigen Mittel ihn berechtigten, und er mußte ſeine früheren Träume fahren laſſen. Die Eitelkeit eines Mannes von vierzig Jahren iſt vielleicht die allerhartnäckigſte und empfindlichſte. Während Julian ſprach hatte der zerſtreute Blick ſeines Vaters ſeine Züge beobachtet, auf den Ton ſeiner Stimme gelauſcht, und nichts von all den kleinen Vorzügen war ihm entgangen, die in Julian zuſammentrafen, um im Verein mit ſeinen großen Eigenſchaften ſeiner Erſcheinung jenen eigenthümlichen Liebreiz zu geben, den der Graf nie beſeſſen hatte, und der vielleicht eine beneidenswerthe Gabe der Erziehung des Präſidenten war. Gleich nach der Entfernung des jungen Mannes fand der Graf vor ſeinem Spiegel zum erſten Male die deutlichen Spuren des Alters in ſeinem Antlitz. Er wurde unruhig und mißmuthig. Seine hohe Stirn erſchien ihm lange nicht mehr ſo ſchön und ſtolz gewölbt, ſeitdem er ſich nicht mehr verhehlen konnte, daß das wenige gelockte Haar ſtark mit Grau gemiſcht war. Seine dunkeln Augen, deren Glanz und Friſche er hatte rühmen hören, zeigten ſich ihm heute matt gegen die eigenthümliche Glut, die in dem von langen Wimpern halb verſchleierten Auge Julians brannte.

Er gab, indem er dieſe Bemerkungen machte, ſeinen Vorſatz auf, Julian bei Hofe vorzuſtellen.

Als dieſer in ſeinem einſamen Zimmer angelangt war, fand er einen Brief des Präſidenten vor, worin ihn dieſer zu früher Stunde morgen auf ſeine Villa einlud. Der Brief enthielt die wärmſten und zärtlichſten Ausdrücke, und Julians Herz ſchlug wieder lebhafter, als er das Papier zuſammenfaltete und einſteckte. Er beſuchte einige Freunde, die er von der Univerſitätszeit kannte, und die eine bürgerliche Laufbahn angetreten hatten. Im heitern Geſpräch mit ihnen verflogen die Stunden ſchnell, und Julian entdeckte endlich daß es die höchſte Zeit ſei um ſich bei dem Diner ſeiner Tante einzufinden.

Drittes Kapitel.

„Er beobachtete mich genau, um zu prüfen, ob das Roth meiner Wangen die natürliche Farbe der Jugend und Geſundheit ſei.“

Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen.

Wie Julian die Hausklingel ſeiner Tante berührte erinnerte er ſich, daß Frau von Rotenſtein den Ruf einer ausgezeichneten Schönheit genoſſen hatte. Sie war die ältere Schweſter ſeiner Mutter, und nur drei Monate mit dem Herrn von Rotenſtein verheirathet geweſen. Als eine Wittwe von dreißig Jahren, ſchön und reich, hatte ſie viele Bewerber gehabt, aber ſie entſchloß ſich ihre Zuneigung unter Bedingungen zu verſchenken, die ihr nicht ſo läſtig und ſo feſſelnd waren als die Ehe. Ihre Klugheit und ihre Welterfahrung verbargen vor dem Publikum ihre kleinen Intriguen und Abentheuer, und der glänzende Hof Jerôme Bonapartens, an dem damals die moderne Frivolität mit dem romantiſchen Schimmer der alten chevaleresken Ritterpoeſie zuſammenſchmolz, gewährten einer Dame von dem Charakter der Frau von Rotenſtein einen Schauplatz des Vergnügens, wie ſie ſich ihn nur wünſchen konnte. Mit dem Königreich Weſtphalen ging auch die Jugend der Frau von Rotenſtein zu Ende, der Congreß von Wien fand ſie als eine alte Dame mit hiſteriſchen Zufällen, und einer ſtarken Portion frömmelnder Sentimentalität. Sie zog ſich nach ihrer Vaterſtadt zurück, und bewohnte jetzt, weil ſie behauptete das Geräuſch der Wagen auf dem Pflaſter nicht vertragen zu können, ein Haus in der Vorſtadt, das von der ohnedies einſamen Straße noch durch einen großen Gartenplatz getrennt wurde. Ein verdeckter Gang mit Arkaden führte in eine Art von Halle, die auf das reinlichſte geputzt war, in der aber auch die Stille und Einförmigkeit eines Kloſters herrſchten. Man ſah, wie in einem verzauberten Schloſſe, keine lebende Seele, und nur die hellglänzenden Klingelſtöcke mit ihren darunter befindlichen Platten, auf denen der Name der Perſonen ſtand, die man herbeizurufen beabſichtigte, zeugten von dem in den einſamen Mauern verſteckten Leben. Julian entſchloß ſich einen dieſer Geiſter zu citiren. Auf ſeinen Ruf erſchien ein ältlicher Diener in ſchwarzer Kleidung, und mit den ernſthafteſten Mienen von der Welt.

„Iſt dieſes die Stunde, in der die gnädige Frau ſpeiſt, oder komme ich etwa zu früh?“ fragte Julian nachdem er ſeinen Namen genannt hatte.

„Belieben Sie nur hinaufzuſteigen,“ war die Antwort mit einer tiefen Verbeugung. „Die gnädige Frau iſt zwar krank, und wird nicht bei Tafel erſcheinen, aber der Kaplan, der ehrwürdige Herr Ignaz, (Frau von Rotenſtein war katholiſch) erwartet ſie oben.“

Julian fand in einem kleinen, koſtbar bekleideten Salon, den Gewiſſensrath und zwei ältliche

Damen, Geſellſchafterinnen der Frau vom Hauſe, verſammelt. Man ſetzte ſich unter ſtummen Begrüßungen zu Tiſche. Obgleich mitten im Sommer waren dennoch alle Fußböden mit Teppichen belegt, damit durch die Tritte der Dienerſchaft kein Geräuſch verurſacht werde. In der That hörte man auch nicht den mindeſten Laut. Alle Perſonen in dem kleinen Gemache bewegten ſich ſchattenartig durcheinander. Das alte prächtige Porzellan aus Meißen glitt ohne das mindeſte Geräuſch aus den behandſchuhten Händen der Diener auf den Tiſch, und verſchwand eben ſo wieder. Die ſilbernen emaillirten Meſſer klapperten nicht, und die hellen gewölbten Kryſtallgläſer klirrten nicht. Die ganze Unterhaltung beſtand in einigen Erkundigungen, die der Geiſtliche einzog, und in ein paar gleichgültigen Fragen, die die beiden Damen ſich erlaubten. Nach der Tafel wurde Julian in das Zimmer ſeiner Tante gerufen.

Sie lag auf einer Couchette, in Shawl's

eingehüllt, durch einen Luftſchirm von rothem Taffet vor dem Schein der Lampe geſchützt, die vor ihr auf dem Tiſche ſtand. Sie reichte ohne ſich aufzurichten ihrem Neffen eine magere, aber ſchön geformte Hand, die er küßte; und dann den Platz in einiger Entfernung von ihrem Ruhebette einnahm. Sie beobachtete ihn lange ſchweigend, ehe ſie ſich entſchloß ihn anzureden. „Du findeſt mich um vieles kränker, ſagte ſie endlich mit einer von Huſten unterbrochenen Stimme. Als wir uns zum letzten Male ſahen, konnte ich es noch in der — Straße aushalten; jetzt würde mich der Lärm in weniger als einer Stunde tödten. — Nun, Du haſt alſo Deine Studien vollendet? Dein Onkel und der Vater haben mir von Dir ſtets die beſten Nachrichten gegeben. Aber lieber Julian was ſoll, ums Himmelswillen, der abſcheuliche Bart? Schon als Du meine Hand damit berührteſt litten meine Nerven. Iſt das jetzt Mode?

„Liebe Tante,“ entgegnete Julian mit Lä=

cheln, „ich hatte dieſen Bart ſchon wie wir uns das letzte Mal ſahen.“

„So, — ja Du haſt ſtets etwas Wildes in Deinem Weſen gehabt.“

„Wäre ich ſo glücklich geweſen immer eine ſo aufmerkſame Beobachterin, und eine ſo große Kennerin der guten Sitten in meiner Nähe zu haben, ſo könnte mein Aeußeres ohne Zweifel ihren Wünſchen beſſer entſprechen.“

„Das ſagte ich nicht; ſo wie Du gerade biſt, iſt's mir recht. Ich habe die durchaus zierlichen und verweichlichten Männer nie leiden können. Was ſagſt Du zu dem neuen politiſchen Buche Chateaubriand's? Hier liegt es. Ach wie ſüß und reizend iſt die Atala; René hat gefühlvolle Stellen, aber ſchon Längen. Die Reiſe nach Paläſtina iſt recht hübſch für die Nachmittagſtunde eines jungen Diplomaten, aber dieſes Buch — ich geſtehe, um damit zu Ende zu gelangen ohne einzuſchlummern habe ich eine gute Portion Schnupftaback nöthig gehabt.

Julian beobachtete ſeine Tante, während ſie ſprach näher, und fand daß ſie noch wirklich ſchön genannt werden konnte. Er wußte nicht, welche Toilette vorher gegangen war um ihm dieſes leidlich hübſche Gemälde zu verſchaffen. Frau von Rotenſtein hätte um alle Schätze der Welt nicht mögen in den Augen ihres Neffen als eine ſogenannte „ehrwürdige Perſon“ erſcheinen wollen. Dennoch vermied ſie zugleich allen Anſchein von Leichtfertigkeit in dieſem tête-à-tête, das ſie angeordnet hatte, um von einem geliebten Neffen Abſchied zu nehmen, der ſie wahrſcheinlicher Weiſe nie wiederſah. Von dieſem Standpunkt ausgehend, war ihr Benehmen und ihre Toilette die einer ältern Freundin, die man allenfalls früher konnte leidenſchaftlich geliebt haben, zu der man jetzt aber nur die zarteſte Regung der Hochachtung fühlte. Ihre ſchönen Augen hatten noch nicht verlernt zu erobern, und ihre bleichen eingefallenen Wangen erhielten durch den rothen Luftſchirm eine zarte und blübende Färbung; faſt eben ſo wie man koſtbaren Antiken durch rothe Vorhänge ein täuſchendes Leben verleiht.

Die Tante bemerkte den vortheilhaften Eindruck, den ſie auf den Neffen machte, und ſagte mit lebhafterer Stimme: „Aber ich ſeh nicht ein weshalb Dich Dein Vater durchaus fortſchickt. Sollten denn hier in unſerer Stadt keine gute Parthieen für Dich aufzutreiben ſein?“ —

„Beſte Tante“ —

„Nein, nein, ich ſpreche in vollem Ernſt. Du haſt Vorzüge, die jeder Frau von Bildung in die Augen ſpringen müſſen. Dein Vater kann ſich nicht rühmen jemals eine ſo gute Taille, und ſo hübſche Augen gehabt zu haben. Aber wieder auf Chateaubriand zu kommen. Du mußt nach Paris gehen. Wien iſt eine hübſche Stadt, aber ich wüßte keine in Deutſchland, wo ſich ein junger Mann für die große Welt ſo vortheilhaft ausbilden könnte wie in Paris.“ Dieſen letzten Theil der Rede hielt Frau von Rotenſtein in franzöſiſcher Sprache, und ſie ſetzte eilig hinzu: „Ja wenn wir noch die franzöſiſchen Höfe in Deutſchland hätten, wie vor dreißig Jahren.“

„In dieſen Wunſch kann ich nicht einſtimmen,“ erwiederte Julian. „Wir müſſen froh ſein, daß wir dieſe kleinen übermüthigen Tyrannen los geworden.“ Die Tante ſah ihn erſtaunt an. „Wie?“ rief ſie, „Du haſt Doch nicht vor, ein neues Feſt auf der Wartburg zu feiern?“

„Nein, liebe Tante, aber ich habe vor, ſo viel es an mir liegen wird, den Stolz und die Eigenthümlichkeit des deutſchen Charakters überall darzulegen, unbekümmert um den fremden Einfluß.“

„Sprich nicht ſo laut; meine Nerven vertragen das nicht.“

Julian ſtand auf um ſich zu beurlauben.

„Bleibe noch etwas; ich weiß ja nicht, ob wir uns jemals wiederſehen werden. Alſo Du willſt Deinen beſondern Weg in der Welt gehen? Daran erkenne ich den eigenwilligen Charakter meiner verſtorbenen Schweſter. Sie war durch nichts zu lenken; allein Du biſt ein Mann, und in Deiner Stellung gilt der Eigenſinn oft für Charakterſtärke. Aber Eines verſprich mir, Julian. Nein, mache nicht dieſe erſtaunte Miene, — was ich jetzt bitte, hab ich zu fordern. Laß Dich nie von Deinen Leidenſchaften zu einer heimlichen Ehe verleiten. Eine Frau, der ein Mann ſeine Liebe nicht öffentlich eingeſtehen darf und die doch die Anſprüche einer Verheiratheten kund giebt, iſt geſchaffen um ſein Unglück zu machen.“

Julian erröthete unwillkührlich und ſchwieg.

„Du antworteſt mir nichts auf meine Beſorgniſſe,“ ſagte Frau von Rotenſtein mit ängſtlicher Stimme; „ich will nicht hoffen, daß Du einer ſolchen Thorheit nahe warſt, vielleicht gar ſie ſchon begangen haſt? Ich habe oft Deinen Onkel auf eine Gefahr der Art aufmerkſam gemacht, allein der Präſident iſt eine poetiſche Natur; er würde am Ende dergleichen Thorheit noch begünſtigt haben. Nun, rede doch — antworte mir, iſt Dein Herz noch frei?“

„Das ſind meine Geheimniſſe, beſte Tante,“ ſagte der Neffe mit einer ſichtlichen Anſtrengung eine Empfindlichkeit zu bezwingen, welche hier ſchlecht am Platz geweſen wäre. Er faßte die Hand der Dame, und indem er ſie zärtlich zu ſeinen Lippen führte, ſagte er: „Kann eine Frau, die ſo viele und ſo glänzende Triumphe gefeiert hat, mir Unempfindlichkeit gegen ein Geſchlecht vorſchreiben, deſſen Zierde ſie iſt?“ —

Frau von Rotenſtein lächelte: „Was weißt Du von meinen Triumphen? Ich will mich in keinem Stücke zum Muſter hinſtellen. Ich habe gelebt, wie in dieſer ſchlimmen Welt reiche Erbinnen zu leben pflegen. Nur in einem Stücke kannſt Du füglich von mir lernen, und dieſes iſt in meiner Scheu vor der Ehe. Es iſt damit nicht eine Mesallianz im alten Sinne gemeint, denn eine ſolche giebt es nicht mehr ſeitdem man die Souverainität des Geldes proklamirt hat, ſondern jede Verbindung die uns hemmt ſtatt weiter fördert, und die Veranlaſſung zu einer ſolchen wird Einem, in Deinen Jahren beſonders, faſt täglich in den Weg gelegt. Alſo Deine Hand darauf, mein Sohn — keine heimliche Ehe! Liebſchaften ſo viel du willſt; die tolerire ich. Du wirſt Dich vielleicht wundern, daß ich in ſo entſchiedenen Beſtimmungen rede; allein ich nehme das Recht einer kränklichen Frau in Anſpruch, die mit ihrem Erben ſpricht. Wir müſſen nothwendig Freunde bleiben, und ich verſichere Dich wir bleiben es nicht, wenn Du einen dummen Streich obiger Art machſt. Jetzt lebe wohl.“

Frau von Rotenſtein ſuchte ſich etwas aufzurichten, aber ſie that es mit der gehörigen Vorſicht, daß ſie nicht aus dem Bereich des rothen Scheins ihres Lichtſchirms herausrückte. Sie überreichte ihrem Neffen einen Ring von alter Faſſung, aber mit einem Solitair geſchmückt, der auf fünf Tauſend Thaler geſchätzt wurde.

Viertes Kapitel.

Man muß weiſer ſein, als man oft ſcheinen darf.

La Rochefoucault: Maximes.

Julian fühlte ſich erleichtert, als der Beſuch bei ſeiner reichen Tante zu den ſchon-geſchehenen Dingen gehörte. Das Wiederſehen, das ihm jetzt bevorſtand war ganz anderer, und viel erfreulicherer Art. Hier galt es nicht einen ungleichen Kampf mit zurückgehaltener Jugend und anmaßendem Alter, mit friſcher Weltanſchauung und verjährten Vorurtheilen, mit einer freien und offenen, und einer erbitterten und launiſchen Stimmung. Der ehrliche Präſident, obgleich er, wie nicht zu läugnen, etwas Weibiſches an ſich hatte, war doch weit entfernt dem Muſter zu gleichen, das wir eben verlaſſen haben. Bei dem Onkel Clemens, wie man ihn in der Familie nannte, waltete viel Weichheit und Sanftmuth vor. Er war nicht im Stande dem niedrigſten oder verachtetſten Geſchöpfe wehe zu thun, er vergoß zu Zeiten Thränen, er liebte die Kinder und Blumen, er machte Verſe und zeichnete Stickmuſter, er hatte einen weißen Teint und auffallend kleine Hände, er liebte Ringe zu tragen, und war furchtſam Pferde zu beſteigen, er rauchte keinen Tabacк und parfümirte ſeine Handſchuhe, — alle dieſe Dinge erklärte die Verwandtſchaft für weibiſche Eigenſchaften, und es iſt wahr man würde ſie nicht wählen, wenn man das Colorit zum Helden eines Romans zuſammentrüge; aber der Onkel Clemens hatte auch nie Anſprüche gemacht, der Held eines Romans zu werden. Er gehörte zu den liebenswürdigen Charakteren, nicht zu den ſchimmernden. Wenn man ſeine Eigenſchaften analyſirte, eine Procedur, die man aber in der Regel unterläßt bei Menſchen die wir lieben, fand man keine einzige große Tugend, aber eine ganze Maſſe kleiner Tugenden, die zuſammengenommen für die Freunde des Onkel Clemens, die ihn verſtanden, die eine fehlende große Tugend aufwogen, die ſie vielleicht nicht verſtanden hätten. Man hätte von ihm ſagen können, daß er durch zu viel Poeſie ſich ſein Leben verkümmerte. Es iſt hier nämlich nicht von der Poeſie die Rede, die gedruckt und in Bücher gebunden verkauft wird, ſondern von jener Poeſie, die gegenüber eiher kalten verſtändigen Welt, unſere Pläne lenkt und unſere Handlungen beſtimmt, und die auf einem „ſchönen Irrthum des Herzens“ beruht. Hier half ihm nun die Maſſe kleiner Tugenden zu nichts. Die eine große hätte ihn vielleicht zu einem ausgezeichneten Dichter, zu einem berühmten Muſiker, zu einem bedeutenden Staatsmanne gemacht, anſtatt daß er jetzt nur ein liebenswürdiger, aber zugleich ſchwacher Menſch war.

Er ſtand ſeit einer Stunde ſchon mit dem

Fernrohr am Fenſter ſeiner Villa um auf Julians Erſcheinen zu harren. Von Minute zu Minute wuchs ſeine Ungeduld; er legte das Glas hin, warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, ergriff eines der Bücher, die eben aus der Stadt angelangt waren, er ſtand auf, that einige Schritte durchs Zimmer, und blieb dann wieder vor dem Fenſter ſtehen, um auf die Landſtraße zu blicken. Endlich ward auf dieſer ein Wanderer ſichtbar, der mit rüſtigen Schritten vorwärts eilte. Es war eine ſchlanke Geſtalt, in einem kurzen Röckchen, unter dem geſtickten Mützchen von Sammet quollen die ſchönſten dunkeln Haare in Fülle hervor, die Wange war geröthet, der Blick auf das Fenſter der Villa gerichtet. „Er iſts,“ rief der Präſident, und ſein Herz klopfte, wie bei dem Anblick der Geliebten. „Ach ſo ſchritt auch ich vor vierzig Jahren keck in die Welt hinein! So blühte auch mir das Auge und die Wange, ſo flatterten auch mir die Locken! O Alter, Alter — das biſt Du, Dein Bild iſts — der hübſche

Junge iſt Dein zweites Ich! Eile, fliege ihm entgegen! — Der alte Onkel kam zitternd und mit flatterndem Morgenrock die Treppe herab, lief über den Grasplatz, den er ſonſt ſo gewiſſenhaft ſchonte, um zwei Sekunden früher im Arm des Jünglings zu ruhen, den er zärtlicher liebte, als gewöhnlich Väter ihre Söhne zu lieben pflegen.

„Aber zu Fuß!“ rief er, indem er einen kleinen unwilligen Schlag auf die breite Schulter Julians verſetzte; „giebt es denn keine Wagen in der Welt, mein Junge? Mußt Du mir ſo durch den Staub daher gerannt kommen, blos weil Du einen alten Thoren zum Onkel haſt, der ſchon im Mai auf ſeine Villa zieht?“ — „Wie oft habe ich nicht den Weg als Knabe gemacht,“ erwiederte der Geſcholtene, „und das nicht ſelten viermal am Tage.“ — „Ich weiß, ich weiß,“ rief Clemens; aber Du warſt damals ein ſchwächliches Kind, und die Aerzte empfahlen viel Bewegung in freier Luft. Würde mir nur ja nicht ſolche Grauſamkeiten auf; — aber jetzt biſt Du ja ſtark wie Herkules!"

Der Präſident führte ſeinen Gaſt ins Haus, und hier verging eine geraume Zeit bis er ihm alle Verſchönerungen dieſes reizenden Landaufenthaltes gezeigt. Julian hatte das Gebäude entſtehen ſehen, er wußte wie vielen Werth ſein Onkel auf dieſe Räume legte, die er mit Kunſt und Geſchmack auf alle nur mögliche Weiſe verzierte, und in die er ſchon große Summen geſteckt hatte. Das Haus war im italieniſchen Styl gebaut, lang und niedrig mit einer Reihe Säulen, die die ganze Fronte einnahm und geräumigen Platz zu einem bedeckten Gange darbot. Ein runder Saal, mit Marmor getäfelt, und mit großen hellen Spiegelſcheiben nach dem Garten ſich öffnend, ſchied das ganze Gebäude in zwei gleiche Hälften. Rechts befanden ſich die Wohnzimmer des Präſidenten, links die Bibliothek; dann ein Zimmer für das Billard, und mehrere mit ſchwelgeriſchem Luxus bekleidete Kabinette, die theils als Leſezimmer, theils als Räume zu kleinen Conzerten benutzt werden konnten. Ein halbrunder Anbau enthielt eine Orangerie, und die Thüren derſelben öffneten ſich gegen die Bibliothek, ſo daß man den Genuß der Schätze des Wiſſens, und die Werke des Genie's mit dem Duft der Orangen und dem heitern Anblick auf das friſche Grün, und die bunte Pracht exotiſcher Gewächſe paaren konnte. Clemens zeigte in der Schnelligkeit ſeinem Neffen die neuen und zum Theil ſehr koſtbaren Ankäufe; dazu gehörten ein paar Original Statüen von der Meiſterhand Thorwaldſen's und einige antike Büſten, die in der Bibliothek ihren Platz gefunden hatten, während jene im runden Saale prangten.

Julian betrat jetzt die Wohnzimmer ſeines Onkels. Dieſes waren ihm liebe und gewohnte Räume. Unwillkührlich verglich er das zierliche und mit tauſend kleinen Gegenſtänden des Luxus überfüllte Arbeitszimmer mit dem prunkloſen Schreibgemache ſeines Vaters, das zu demſelben

Gebrauche beſtimmt war. Da ſah man das Kabinet eines beſchäftigten, ſtrebenden und ewig in Anſpruch genommenen Staatsmannes, hier das eines vornehmen und begüterten Müßiggängers. Julian entdeckte auf dem Kamin noch dieſelben Pagoden und Vaſen, die die Bewunderung ſeiner Kindheit ausgemacht hatten, und auf dem Schreibtiſch ſchwamm noch immer der dichteriſche Schwan auf einem See von Perlemutter, und reichte dem Dichter eine goldene Feder. Ein wahrer Poet würde vermieden haben ſich mit dieſen koketten Emblemen ſeines göttlichen Berufes zu umgeben; aber Clemens liebte die Schmeicheleien, ſie mochten nun aus Bronce, aus Glas oder auch nur aus gedrucktem Löſchpapier beſtehen.

Die Stunden des Vormittags waren ſchnell bei dem freundſchaftlichen Geplauder zwiſchen Oheim und Neffen vergangen; ſie ſetzten ſich an die Mittagstafel und hier nach einem guten Diner, beim Deſert und einer Flaſche Hochheimer fand Clemens die Muße ſich nach den „wichtigen

Dingen“ zu erkundigen. Er ſetzte ſich in ſeinem rothgepolſterten Fauteuil zurück, öffnete die Thüren nach dem Garten und indem er ſich an dem goldnen Sonnenglanz draußen, und zugleich an dem goldnen Wein in ſeinem Glaſe erfreute, that er die Frage: „Nun, mein Sohn, Du haſt Deinen Vater, Du haſt die Tante geſprochen, was ſagten beide?“

Julian gab in kurzen Worten den Inhalt ſeiner Unterredung mit den obigen Perſonen.

Clemens ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Alſo der Eine räth Dir ſo bald als möglich nach Wien zu gehen, um einer ungewiſſen Hoffnung nachzujagen, die Andre will aus Dir ein Geſchöpf ihrer Laune machen. Mich dünkt ich durchſchaue ſie Beide. Aber laſſen wir das. Sprich, mein Julian, haſt Du die Karte deiner Zukunft entworfen? Laß mich hineinſehen, wir wollen ſie zuſammen durchgehen und prüfen.“

„Mein Lieblingsplan wäre eine Reiſe;“ erwiederte Julian.

„Die ſollſt Du haben. Ich bin ganz Deiner Meinung. Du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, die Welt ſteht Dir offen; Du mußt den Staub der Hörſäle, die Feſſeln der kleinlichen Verhältniſſe abſchütteln, die bisher auf Dir gelaſtet haben. Du mußt Dir einen Maaßſtab verſchaffen, nach dem Du ſpäter die Dinge zu meſſen haſt. Aber um mit Freiheit zu reiſen muß man keinen beſondern Zweck verfolgen. Geh nach Wien, mein Sohn, aber geh dahin, wie ich dahin gehen würde, nämlich um durch die Straßen dieſer deutſchen Stadt Deutſchlands in aller jener Seelenruhe und ſanguiniſchen Heiterkeit zu wandeln, die einem ſorgenloſen Reiſenden eigenthümlich iſt. Sieh die ſchönen Frauen, aber verliebe Dich nicht, höre von Politik ſchwatzen, aber bleibe ſelber ſtumm, ſieh die Männer des Tages alle athemlos und keuchend an Dir vorüberrennen, aber halte Dich ruhig in Deinem gleichen Schritt am Wege; genieße um zu leben, aber lebe nicht um zu genießen. Und dann, wenn Du drei, fünf, auch acht Jahre auf dieſe Weiſe umhergeſchweift biſt, komme heim und ſieh zu, ob auf den gepolſterten Sitzen des Hofdienſtes, auf den harten Bänken unſerer Ständeverſammlungen, auf den Tribünen unſerer Gerichte ein Platz offen iſt, den einzunehmen Du den Wunſch und den Beruf hätteſt.“

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten im Charakter des Präſidenten nie lange bei einem Gegenſtande, er mochte auch noch ſo wichtig ſein und noch ſo lebhaftes Intereſſe für ihn haben, zu verweilen. Er fürchtete ſchon zu viel geſagt zu haben, und bei dem jungen Manne, den er liebte, in dem gehäſſigen Lichte eines langweiligen Sittenpredigers zu erſcheinen, wenn er noch fernere Rathſchläge ertheilte. Er ging daher ſchnell auf einen andern Gegenſtand über. „Apropos die Frauen!“ rief er, indem er mit einer Neigung des Kopfes auf die linke Seite den Wein in ſeinem Glaſe ſpielen ließ, „es lebt eine in Wien, die ſich noch meiner erinnern wird. Du mußt ſie aufſuchen. Sie war einſt heiter und geiſtreich — jetzt ſoll ſie fromm ſein. Frage nach Madame Lambert, man wird Dich in ein Kloſter der Bernhardinerinnen oder Urſulinerinnen weiſen; ich weiß wahrhaftig nicht mehr genau, welches dieſer Schweſterſchaften die kleine Kokette aufgenommen hat. Gewiß aber iſt's, daß man an ihr drei Jahre hat arbeiten müſſen bis ſie vergaß, daß ſie einſt einen Menſchen liebte, der nicht ſtark und muthig genug war ſich ihren Beſitz zu erkämpfen. Ja, mein Junge, ich habe viel in der Welt eingebüßt, indem ich beſſer war als ich ſcheinen durfte. Caroline war eine Schauſpielerin, hätte ich meiner beſſeren Ueberzeugung gefolgt, ſo wäre ſie mein, und ich vielleicht an ihrer Seite der glücklichſte Mann der Welt. Aber ich nahm frühzeitig ein hartes, gebieteriſches Weſen gegen das arme Geſchöpf an, ich fuhr grauſam und mit meiner Lorgnette ſpielend an ihr vorüber, wenn ſie am Wege trippelte; ich lachte mit den Weltleuten und witzelte mit den ſchönen

Geiſtern über Liebſchaften nach der Mode. Ich, der ich nie gewagt hatte einem Mädchen einen Kuß zu rauben, der gleich dem heiligen Joſeph bei jeder ſchönen Frau meinen Mantel in Stich gelaſſen hätte, wenn es darauf angekommen wäre, ich hatte die zügelloſe Frechheit meine leere Kutſche bald vor dieſem, bald vor jenem Hauſe, wo ein armes aber rechtſchaffenes Mädchen wohnte, halten zu laſſen, blos damit man von meinem Verführer-Talent ſprechen möge. Unterdeſſen ſaß ich hinter verſchloſſener Thüre und las ein Capitel im Thomas a Kempis. Aber glaube deshalb nicht, mein Sohn, daß ich ein Heuchler war. Meine Jugend fiel in eine frivole Zeit; ich verabſcheute jene leichtfertigen Grundſätze, aber ich nahm ſie zum Schein an, wie man in einer Moſchee die Gebräuche des Islam nachahmen muß, wenn man nicht in Gefahr kommen will von den übrigen Andächtigen todt geſchlagen zu werden.“

„Alſo beſuche Caroline Lambert, wenn Du

nach Wien kommſt; außerdem ſuche auch noch den Banquier Robert Melas auf. Auch auf ihn ſind ein Theil meiner Lebenswechſel an Erfahrung und Genuß geſtellt geweſen.“

Fünftes Kapitel.

Ich hab' in Deinem Auge den Strahl
der ewigen Liebe geſehen,
Ich ſah auf Deinen Wangen einmal
die Roſen des Himmels ſtehen.

Rückert.

Julian hatte ſich von ſeinem Onkel beurlaubt, jedoch verſprochen, am nächſten Mittag wieder ſein Gaſt zu ſein. „Es kommt morgen,“ ſagte Clemens, „ein junger Engländer zu mir, deſſen Bekanntſchaft Dir Intereſſe einflößen wird. Auch er begiebt ſich auf Reiſen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich daß, wenn ihr aneinander Gefallen findet, ihr einen Theil der Straßen Europa's zuſammen ermeßt. Es iſt eine ſanfte, verſchloſſene Natur, aber nicht ohne Talent.“

Im Gaſthof angelangt fand Julian einen Brief des Pfarrers vor, dem er die Obhut eines ſehr koſtbaren Schatzes anvertraut hatte. Eilig erbrach er das Siegel und las folgende Zeilen: Mein verehrter Graf; die junge Dame, welche Sie meinem Schutze übergaben, iſt geſtern Abend bei noch früher Stunde hier angelangt. Gleich nach ihrer Ankunft, als man mir die Meldung machte, eilte ich hinüber und fand ſie auf dem Sopha in einem Zuſtande von Elend und Troſtloſigkeit, der erbarmungswürdig war, ſo daß ich eilig nach dem einzigen Arzt ſchickte, der in unſerm Dorfe zu haben iſt. Ein böſer Zufall wollte, daß dieſer in die Stadt gefahren war, und ſo zwang mich der Himmel zu jenen einfachen Mitteln zu greifen, die einem Seelſorger zu Gebote ſtehen, der auch zufällig einige ärztliche Kenntniſſe beſitzt. Ich blieb die Nacht am Bette der Kranken, und als ſie im Stande war mich zu erkennen und zu verſtehen, brachte ich ihr meine chriſtlichen Troſtgründe bei. Die leidenſchaftliche Aufregung der armen Dame machte jedoch, daß ich lange

Zeit umſonſt ſprach; ſie ſtieß mich von ſich, und verlangte nur nach Ihnen, um von Ihrer Hand die von mir bereiteten Medikamente zu empfangen. Sie weinte und fiel von Neuem in Ohnmacht, als ich Ihr ſagte, daß es mir unmöglich ſei Sie herbeizuſchaffen. Meine kleine Tochter, meine alte Magd und ich waren zu Thränen gerührt, als wir ein ſo junges, ſchönes und liebenswürdiges Weſen ſo hart mit ihrem Zuſtande kämpfen ſahen. Gegen Morgen kam der Arzt, aber da war ſie grade nach einem wiederholten Krampfanfall in Schlummer geſunken, und wir wagten nicht ſie aufzuwecken. Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſehe ich ſie von ferne an ihrem Fenſter ſitzen und den Kopf auf die Hand geſtützt, ſtundenlang in derſelben Stellung beharren. Einige Leute im Dorfe, die von dem Unglück gehört hatten, und alle den herzlichſten Antheil an dem Geſchick der lieben Dame nehmen, kamen zu mir, um mich über die näheren Umſtände ihres Lebens zu befragen, aber ich habe ſie beruhigt und ihnen die

Antworten geſagt, die Sie mir für ſolche Fälle in den Mund gelegt haben. Es iſt nicht meine Sache mich in die Angelegenheiten Anderer zu miſchen; Gott iſt überall und Jeder hat ſein apartes Gewiſſen für ſich. Die Anweiſung, beſter Herr Graf, habe ich erhalten; wir werden jetzt Geld auf ein Vierteljahr vollauf haben. Ich wünſche Ihnen ein heiteres Bewußtſein und einen chriſtlichen Frieden.

— Pfarrer Berkfeld.

Wir können die Umſtände nicht beherrſchen, und die entzückendſte Ausſicht auf die Zukunft wird oft, indem ſie ſich uns öffnet, durch einen trüben Flohr plötzlich wieder verſchleiert. Die Erinnerung an die verlaſſene Leontine ſenkte die heitere Welt in Schatten, die ſich ſchon vor Julians Blicken aufgethan. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er ſich ſeinem Onkel entdecken ſolle, aber der ſchwache Charakter dieſes Mannes, wie er ſich ihm geſtern noch gezeigt, warnte ihn vor einem zu frühen Aufgeben der eignen Feſtigkeit. Eine geheime Schuld, ſo bald ſie von unſern Schultern abgewälzt iſt, und keine andern findet, die ſie tragen, wird doppelt und dreifach ſchwer auf uns laſten, wenn wir ſie wieder aufzunehmen gezwungen werden. Und zudem was konnte der Präſident für Leontinen thun? Es war beſſer, daß ihr Daſein ihm verſchwiegen blieb, als daß ſie ſeiner gefährlichen Aufmerkſamkeit und Theilnahme überantwortet ward. Er ſchrieb an Leontinen; es war der zweite Brief in drei Tagen. Er ſuchte ſie über die nächſte Zukunft zu beruhigen, und erinnerte ſie an eine Zeit, in der es ihm gelingen werde die Hülle jeder Heimlichkeit vor der Welt wegzuwerfen, aber er bat ſie dieſe Hülle für's Erſte noch mit der gewiſſenhafteſten Vorſicht und Strenge zu bewahren. Mit dieſem Briefe ſchickte er zugleich eine Anzahl Muſikalien und Bücher ab, wie er ſie für paſſend fand, um die Einſamkeit einer troſtloſen Liebe mit der Milde und dem Glanze zu ſchmücken, den ſie allein fähig war zu empfangen.

Wie läſtig erſchien ihm, indem er dieſes ſchrieb, die Welt; wie roh die Genüſſe, die ſie ihm entgegen drängte. Er hatte alles aufgeben wollen, um die Idylle ſeiner Jugend in ländlicher Stille und Abgeſchiedenheit weiter zu dichten. Der Wagen des Onkels, der da kam um ihn abzuholen, erinnerte ihn an ſeine geſtrigen Geſpräche und Pläne, die eine poetiſche Nacht voll Liebesglut und Träumereien weit in den Hintergrund gedrängt hatten. —

Der Präſident begleitete ſeinen Neffen zu dem erſten Banquier der Hauptſtadt; hier wurde die Reiſeſtraße feſtgeſetzt, Summen ausgeſchrieben und Creditbriefe ausgeſtellt. Die Glückwünſche des alten, in den Adelſtand erhobenen Kaufmanns, und die Weiſe, wie ſie abgeſtattet wurden, zeigten Julian zur Genüge, daß er vortheilhaft geſtellt ſei, und daß ſeiner Jugendluſt, wenn auch nicht ein mächtiges und unermeßliches Feld der Willkühr, doch eine recht ſtattliche Laufbahn des Genuſſes geöffnet ſei.

Als man in der Villa anlangte, war der Gaſt, den Clemens angemeldet hatte, ſchon dort eingetroffen. Aus dem Umgange, den der Graf ſich auszuwählen pflegte, ſchloß Julian ſchon, daß der neue Ankömmling keiner jener geiſtloſen Freunde ſein konnte, die der Reichthum und der Müßiggang gewöhnlich anlockt, wie der Zucker das Schmarotzergeſchlecht der Fliegen; allein er glaubte einen runden behaglichen Mann von vierzig Jahren zu finden, wie die Inſel viele dergleichen uns zuſchickt, und er war nicht wenig erſtaunt einen bleichen, jungen Menſchen von höchſtens zwanzig Jahren, und von einer außergewöhnlichen Schönheit zu begrüßen. Herr Morton machte ſeine Verbeugung grade ſo ſteif und ungeſchickt, wie ſie ein Gentleman, der noch nie auf dem Continent war, zu machen pflegt. Der Präſident, der beide Jünglinge einander vorſtellte, that ſein Möglichſtes eine Art Unterhaltung zu Stande zu bringen, aber während einer Stunde gab der junge Engländer nicht viel mehr als nur eine ſchöne Statue ab, die ihren Platz veränderte, aber weder die Lippen, noch die Augen bewegte. Erſt der Rheinwein bewirkte eine Belebung, wie ſie einſt Pygmalion mit Hülfe der Götter bei ſeiner reizenden Galathee zu Wege brachte. Herr **Morton** ſprach vortrefflich deutſch, und, was noch mehr ſagen will, er hatte dieſe Sprache in England gelernt. Der fremdartige Accent, der bei ihm hörbar wird, ſtörte im Verſtändniß nicht ſo ſehr, wie es ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, weil Morton ſich angewöhnt hatte ſehr langſam zu ſprechen, und in der Regel viel Zeit brauchte um ſeine Ideen zu entwickeln.

Während der erſteren gleichgültigen Geſpräche hatte Julian Zeit den Ausdruck in den Zügen des Engländers genauer zu analyſiren. Der Wein und die erregten Lebensgeiſter verwiſchten die Miene von Indolenz und trockener Schweigſamkeit, die dieſes ſchöne Geſicht annahm, wenn es ſich in ſeiner gewöhnlichen Stimmung zeigte. Die hohe, aber ſchmale Stirn, in ihrer zarten

Bildung und bläulichen Färbung an den Schläſen, die Augen von dem dunkelſten Blau und von zwei regelmäßig ſchönen Bögen umwölbt, die Naſe, der Mund, beide in ihren Contouren faſt mädchenhaft zart, ein gerundetes Kinn, das das ſchmale Oval beſchloß und endlich das blonde in ſeidenreichen Locken anliegende Haar: alles das zuſammen machte, was man ein ſchönes Gemälde nennen würde; jetzt da der urſprüngliche Geiſt dieſes Gemälde beſeelte, wurde es eine Schöpfung ſo eigenthümlicher und feſſelnder Art, daß man die Blicke nicht wieder wegzuwenden vermochte. Julian, deſſen Sache es eben nicht war ſentimentale Betrachtungen anzuſtellen, fand ſich doch hier unwillkührlich dazu angeregt. Er glaubte zu bemerken daß der Gegenſtand ſeiner Beobachtung eine beſondere Schule des Unglücks durchgemacht, daß er noch jetzt an Schmerzen leide, die ungewöhnlicher Art waren, und deren nur eine edlere Seele fähig ſein konnte.

Das Geſpräch kam auf Deutſchland, und

ſchweifte von dem politiſchen Boden bald auf den literariſchen über. Clemens ſprach von den Büchern und Beſtrebungen, die zur Zeit ſeiner Jugend am meiſten Einfluß geäußert. Er hatte von dem neuerlichſt urbar gemachten Felde keine Früchte geerntet, doch geſtand er zu, daß eine Ernte zu machen ſei. Seine Generation der Literatur ſchloß ſich mit den Gebrüdern Schlegel und mit Tieck ab. Er brachte manche heitere Anekdote vor, ſkizzirte mit der ihm eigenthümlichen Grazie einige Porträts der damaligen Männer der Bewegung, und ſchloß endlich mit einem Sonett von Schlegel, das in luſtigen und kecken Worten den Tumult und das Gedränge auf dem damaligen Parnaß ſchilderte. Sir Charles hatte aufmerkſam zugehört, und als der Präſident ſchwieg, fragte er in ſeiner langſamen Weiſe, indem er dabei die dunkeln Augen feſt auf Clemens richtete, ob Goethe wohl an dieſem Streite Theil genommen habe. „Wenn es geſchah,“ erwiderte der Graf, „ſo that er es nur widerſtrebend, und trat bald wieder zurück. Jeder Streit, er mochte Namen führen, welche er wollte, war ihm zuwider, denn er brachte ihn aus der ſchöpferiſchen Ruhe heraus, die für dieſen großen Geiſt das Köſtlichſte geweſen zu ſein ſcheint.“

Eine lange Pauſe entſtand, und dann ſagte Morton. „Es iſt ſeltſam, daß in dem „Wilhelm Meiſter“ von den beiden Hauptintereſſen der menſchlichen Geſellſchaft nicht die Rede iſt: von der Religion und von dem Patriotismus. Von dem letztern geſchieht durchaus keine Erwähnung, und von der erſteren bleibt nichts nach, als ein myſtiſches Geklügel am Schluß des Werkes, von dem Niemand weiß, was er davon zu halten habe.“

„Das ſind verjährte Vorwürfe,“ ſagte Clemens,“ auf die ich nicht zu antworten habe. Ich gehöre zur alten Garde, und muß bei meiner Fahne bleiben. Wenden ſie ſich mit ihrer Frage an eine Generation ſpäter.“ Er zeigte hier auf ſeinen Neffen. Morton richtete ſeine

Blicke fragend und mit einem leichten Erröthen auf Julian.

„Auch ich möchte nicht entſcheiden,“ erwiderte dieſer; „wo man liebt, ſteht einem kein Urtheil zu, und das Werk, von dem die Rede iſt, iſt mein Lieblingsbuch.“

„O es iſt auch das meine!“ rief Morton lebhaft. „Ich beuge mich willig vor dem Geiſt, der aus ihm ſpricht, und erkenne bewundernd und liebend ſeine Schönheiten, aber wir Engländer machen oft pedantiſche Forderungen an unſer eigenes Erkennungsvermögen. Wir wollen uns mitten in der Extaſe der Bewunderung die Klarheit des Verſtandes behalten. Vielleicht iſt das eine zu gewagte Forderung, die wir an die menſchliche Natur ſtellen, allein wo wir hier einen Sieg erkämpfen, iſt er immer auch ein ſehr ehrenvoller geweſen. Wir haben nie aufgehört die Schwächen Milton’s, Pope’s und Swift’s zu erkennen, ohne daß wir ſie deshalb einen Moment weniger bewundert haben. Während man im Auslande

Shakſpearen plötzlich und eilig Ehrenſäulen erbaute, die man im Enthuſiasmus bis in die Wolken aufthürmen wollte, beſaß er ſchon im Gedächtniß ſeiner Nation ein Denkmal minder pomphaft, aber auf die Dauer von Jahrtauſenden berechnet. Nirgends iſt das Genie ſo ſehr dem Spotte und dem Angriffe ausgeſtellt als in England, aber nirgends beweiſ't die Nation ihr Eigenthumsrecht an ihre große Geiſter auch wieder auf eine ſo zärtliche und rührende Weiſe. Der Dichter muß am Tadel und am Lob fühlen, daß er ein Kind des Hauſes iſt, kein eingewanderter Fremdling, den man höflich lobt und von dem man ſich kühl wieder trennt. Byron ward gemißhandelt von der Nation, er ſtarb verlaſſen auf einem fremden Boden, aber ſein letzter Seufzer auf der ſterbenden Lippe galt England."

„Es liegt in dieſen Worten ein bitterer Tadel für uns," ſagte Julian nicht ohne einige Empfindlichkeit.

„Den ich keineswegs beabſichtigte,“ rief Morton ſchnell. „Jeder muß wiſſen, wie er ſich zu ſeinen Angehörigen zu ſtellen habe, und die Einmiſchung eines Dritten erſcheint hier eben ſo zwecklos, als anmaßend. Wir Engländer haben den Zoll der Bewunderung für die großen deutſchen Geiſter abgetragen; damit haben wir gleichſam unſere Nationalſchuld bezahlt; den Tadel können wir billig, als die beſſere Hälfte unſerer Anerkennung, für uns behalten.“

„Wie ſtolz!“ rief Clemens und drohte lächelnd mit dem Finger. „Ein ächter Sohn Albions.“ Ein faſt weinerlicher Zug ſpielte um die Lippe Morton’s, indem er zugleich ſeine Blicke ſenkte. Julian fühlte ſich verſtimmt, der Fremde hatte eine Saite anklingen laſſen, die in ſeinem Buſen ein zu heftiges Echo weckte, als daß er dieſe dunkeln Vorwürfe den leichten Schmetterlingsflügeln eines Tiſchgeſpräches hätte aufbürden mögen. Er ſchwieg daher und der Oheim, der beide junge Männer prüfend anſah, fürchtete in die Freundſchaft, die er beabſichtigte, den Keim eines ernſtlichen Streites geworfen zu haben. Mit dem Takte des Weltmanns warf er den Stoff der Unterhaltung wieder, gleich einen Ball, in die leichte Luft zurück, aus der er herabgeſtürzt war. „Ach!“ rief er, „es iſt aber doch nicht zu leugnen, daß die Engländer keinen Roman ſchreiben können, ohne dabei ihr Parlament in Bewegung zu ſetzen. Was hat ein zärtliches Gefühl mit der Kornbill gemein? In allen modernen Romanen, nehmen wir ſie von dem „Peregrine Pickle“ bis zum neueſten Werke des Verfaſſers von „Eugen Aram,“ überall finden wir das Parlament zwei Drittel des Buches wegnehmen. Ein Held hat kaum Zeit ſich zu verlieben, ſo muß er ſchon daran denken, wie er ſich als Parlamentsglied für die Grafſchaft, in der er anſäſſig iſt, könne wählen laſſen. Er wird gar zu früh „nützlich“ und eſchappirt auf dieſe Weiſe der Poeſie, in Deutſchland kann ein alter Knabe wie ich noch eine aktive Rolle in einem zärtlichen

Roman ſpielen; daran hindert nichts. O dieſe Art hat ihre großen Vortheile.“

Morton erwiederte hierauf nichts, und Julian fand dieſes Stillſchweigen ebenfalls beleidigend. Man ſprach noch von einigen gleichgültigen Dingen und dann trennte man ſich.

„Wie gefällt Dir mein Britte?“ fragte Clemens, als Morton fort war. „Ich möchte nicht mit ihm reiſen,“ entgegnete Julian. Er hat etwas Stolzes und Ungeſelliges, das das Zuſammenleben auf die Länge drückend machen würde. Ich bin ihm die Antwort auf ſeine Frage ſchuldig geblieben, ich will ſie ihm hier geben, wenn er es verlangt, aber ich mag einen Menſchen, der mich ewig fühlen läßt, für wie viel vorzüglicher er ſich hält, nicht in meiner Nähe dulden.“

„Das iſt eine kleinliche Empfindlichkeit, mein theurer Freund,“ rief Clemens. Ich wünſchte, daß Du darüber hinaus wärſt. Ich weiß zwar, daß es jetzt Mode geworden gegen einander die Nationalität hervorzuheben; allein ich verſichere

Dich, mein Sir Charles iſt nicht von dieſer Art eitler und peinlicher Patrioten. Ich kenne ihn, er iſt ſanft und leutſeelig, Du darfſt nur nicht ſtürmiſch und eigenwillig ſein. Und in Wahrheit, was nützt all das Gezänke um Vaterland und Eigenthümlichkeit? wir Deutſchen ziehen da den Kürzern; das iſt eine allbekannte Sache. Mit einem Worte, ich wünſchte, daß ihr zuſammenreiſ'tet; ich habe ſchon Schritte deshalb gethan, indem ich geſtern an Herrn Morton ein Billet geſchrieben, in welchem ich ihn gemeldet, daß er wahrſcheinlich Dich zum Begleiter bis Wien oder München erhalten werde. Was ſollte ich auch thun? Er iſt mir von England aus empfohlen worden, und ich bin ſeinen Anverwandten ſeit meinem letzten Aufenthalte in London einigen Dank ſchuldig.“

Julian war feſt entſchloſſen ſich trotz dieſer Gründe von der Begleitung des Herrn Morton los zu machen.

Sechstes Kapitel.

> Als ich aus der Stadt war, ließ ich meinen Mauleſel ſeinen Weg verfolgen.
>
> Gil Blas.

Es mag eine thörigte und lächerliche Sache ſein um den Patriotismus, ſo bald es ſich um nichts handelt, als um Worte und poetiſche Gemeinplätze; allein er kann auch ein wichtiger Beſtandtheil in der Charakterſchilderung werden, wenn er mit dem moraliſchen Gewiſſen des Helden, den wir zu zeichnen beabſichtigen, zuſammenhängt und alſo ein Theil ſeines unveräußerlichen Selbſt geworden iſt. Eine ſolche Natur war Kallenfels. Bei ihm erſchien daher natürlich und nothwendig, was bei ſo Vielen heut zu

Tage nur Sache der Mode und eine prunkvoll auftretende Anmaßung iſt. Kallenfels beſaß die Gattung von Patriotismus, von der wir uns nie los zu machen im Stande ſein werden, wir müßten uns denn zu gleicher Zeit von den uns durch die Erziehung eigenthümlich gewordenen Ideen von Recht und geſetzlicher Freiheit losmachen.

Am andern Morgen war Julian mit den Anſtalten zur Reiſe beſchäftigt, als man ihm Sir Charles Morton meldete. Er konnte nicht umhin ihn zu empfangen, und der junge Britte trat mit der Miene der offenſten Freimüthigkeit in's Zimmer.

„Ich höre, daß Sie uns verlaſſen wollen, Mylord," redete er ihn in engliſcher Sprache an, deren Julian vollkommen mächtig war. „Erlauben Sie, daß ich darüber mein Bedauern ausdrücke, ich hatte gehofft Ihre Geſellſchaft noch länger zu genießen."

„Ich bedaure gleichfalls, Sir."

„O an meinem Umgange verlieren Sie nichts," ſagte Morton mit jenem halb gutmüthigen, halb ſchalkhaften Lächeln, das ihm ſo vielen Reiz verlieh. „Ich bin eine ungeſellige Natur. Unter Landsleuten giebt man ſich eben nicht viel Mühe Vorurtheile abzulegen und fremde Sitten kennen zu lernen. Man beſtimmte mich zu einem geiſtlichen Amt und bis in mein zwanzigſtes Jahr verfolgte ich meine Studien zu Eaton. Dann haben eigne Neigung und Veränderung der Umſtände mich dazu gebracht von meinem früheren Ziele abzugehen, und ich lebe jetzt frei, einem ſelbſtgewählten Zweck."

„Wenn ich zur Erreichung deſſelben etwas beitragen könnte, ſo ſehen Sie mich mit Vergnügen dazu bereit, Sir."

„Ich danke. — In dem Fall würde ich mir denn Ihren Rath ausbitten, Mylord. Sie haben, wie ich von einem Landsmanne weiß, der ſich in Göttingen aufgehalten, ſich viel mit der Geſchichte und Literatur Ihres Vaterlandes beſchäftigt. Wie ſollte es auch anders ſein, dieſes iſt das Ziel und die Wonne des jugendlichen Ehrgeizes. Sie werden mir nun ſagen können, welche Stadt Deutſchlands am geeignetſten iſt Deutſchland kennen zu lernen.“

Kallenfels wurde durch dieſe Frage nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Wenn er ſie offen beantworten wollte, ſo hätte nothwendig das Geſpräch dieſelbe Wendung nehmen müſſen wie geſtern, und dieſes wollte er vermeiden; überdies war das freimüthige Weſen Mortons, das Vertrauen und das entgegenkommende Wohlwollen, das aus jedem ſeiner Worte und Mienen ſprach, nicht ohne entſchiedene Wirkung auf Julian geblieben. Er war geneigt ſein geſtriges Urtheil vorſchnell und grundlos zu nennen, und in dieſer Stimmung geht ein lebhafter Charakter lieber einige Schritte zu weit, als daß er zurückbleiben ſollte. Mit einer Herzlichkeit, die ſehr verſchieden von der früheren Kälte war, die den Anfang ſeiner Worte bezeichnete, reichte er Morton die

Tag, auf ausdrückliche Bitte des Präſidenten, auf deſſen Landhaus zubringen. Clemens konnte ſich von ſeinem Liebling nicht trennen. Es gab tauſend kleine Vertraulichkeiten und Plaudereien, die zwiſchen Oheim und Neffen noch auszutauſchen waren. Nebenbei beſorgte der an Weichlichkeit und jeden Lebensgenuß gewöhnte Mann die Reiſe-Equipage ſeines jungen Freundes. Ein ſehr bequemes Coupé, mit Geräthe aller Art verſehen, wurde aufs ſtattlichſte für die beiden Freunde eingerichtet; denn Morton hatte ſich zur Mitreiſe erklärt. Julian kämpfte vergeblich gegen ein ſo umſtändliches und luxuriöſes Gepäck. „Du weißt nicht was eine Reiſe iſt,“ rief Clemens verdrießlich; ich aber weiß es, denn ich habe es faſt auf alle Arten verſucht, und glaube mir, jedes Täſchchen, jedes Polſter, ja ſogar jedes Bändchen iſt nach drei, viermal veränderten Verſuchen erſt an den Platz gekommen, wo es ſich jetzt befindet, und wo es am zweckmäßigſten iſt. John! das Luſtkiſſen! und habe ich Dir nicht geſagt die kleine Seitenlaterne muß grade ſo gerichtet werden, daß der Strahl des Lichtes auf die Uhr fällt, und jene andere iſt im Rücken des Wagens angebracht, ſo daß ſie zum Leſen Licht ertheilt. Jetzt iſt's gut."

Julian nahm Abſchied und die Augen ſeines Onkels waren mit Thränen gefüllt, ſeine Stimme zitterte; er vermochte nur die Worte zu ſtammeln — „Sei glücklich, mein Junge!" Der Wagen rollte über den Kiesweg und bald waren die letzten Gärten erreicht, die offene Landſtraße gewonnen. Mit dem glücklichen Bewußtſein von Freiheit und Jugend begrüßte Julian die blauen Fernen. Morton ſaß ſtill und ſinnend in der Ecke des Wagens.

Den dritten Tag nach der Abreiſe begegnete ſich der Graf und der Präſident an einem Diner bei Hofe. „Mein Sohn iſt fort?" fragte der Graf, indem er ſeinem Bruder eine Priſe anbot. „Ja, ſchon ſeit vorgeſtern." — „Bedauere ihn nicht noch geſprochen zu haben; er war bei mir, allein ich hatte grade eine Audienz beim Geſandten; übrigens wenn Du ihn expedirt haſt, iſt er gut aufgehoben.“ — „Ich hab es ihm an nichts fehlen laſſen.“ — „Glaub's, der Junge gefiel mir nicht ganz, er hatte etwas Anmaßendes; ich wäre wirklich in Verlegenheit geweſen ihn hier unterzubringen. Man fängt ſchon an mißtrauiſch zu ſein, wo man nur einen Schnurrbart von einer gewiſſen Länge ſieht.“ — Der Präſident antwortete nichts. — „Was macht Dein gichtiſches Bein?“ fragte der Graf. — „Beſſer, und Dein Rheumatismus in der Schulter?“ — „Leidlich. Ah — der Oberhofmarſchall ſucht mich. Adieu; vergieb, daß ich Dich verlaſſe.“ — „Bitte, genire Dich nicht. Auf Wiederſehen!“ —

Siebentes Kapitel.

Die Stelle, die ein edler Mann betrat,
Bleibt eingeweiht für alle Zeiten.
Goethe's Taſſo.

Bei vertrauterer Bekanntſchaft, wie es denn in einem Reiſewagen nicht möglich iſt einander fremd zu bleiben, theilte Morton ſeinem neuen Freunde mit, daß er eine Ueberſetzung des Goethe'ſchen Taſſo bei ſich trage, und da zugleich eine kurze Biographie des Dichters dem Drama angehängt ſei, habe er den Wunſch in Weimar einige Tage zuzubringen, um die dortigen noch friſchen Erinnerungen zu vernehmen, und wo möglich ſein Werk der Schwiegertochter Goethe's vorzulegen, von deren zurechtweiſendem oder belehrendem Urtheil er ſich große Dinge verſprach.

Kallenfels willigte ein, die Straße über Weimar zu nehmen, und je näher ſie jetzt dieſer kleinen, aber berühmten Stadt Deutſchlands kamen, deſto öfter ergingen ſich ihre Geſpräche, durch eine natürliche Verbindung der Ideen veranlaßt, auf dem Felde der Literatur. Morton urtheilte klug und ſcharf. Ueberall gern den Tadel ausſprechend, erklärte und hob er durch dieſen das Lob. Julian ging von einem andern Wege aus, doch gelangte er faſt zu demſelben Reſultate. Er entfernte das Störende und Gehäſſige, indem er ſich nur an das Große und Erhabene hielt. Sein kühner, offener und ſtrebender Geiſt verlangte nach Bewunderung, und die kleinſte Hinweiſung auf die Schattenſeite des fraglichen Gegenſtandes konnte ihm dann wie eine unheilige Verſpottung erſcheinen. Er begriff nicht, wie man ein geliebtes Eigenthum beleidigen und verwunden könne, und Morton fand grade, daß man nur das wahrhaft lieben und verehren könne, deſſen Werth man durch Spott und Angriffe aller Art erſt geprüft und als ächt befunden habe. Auf dieſem Wege zerſtören wir oft unſere Lieblingsideen, aber wir ernten auf der anderen Seite erhabene Wahrheiten ein, die uns durchs ganze Leben dienen.

Aus demſelben Grunde liebte Morton die Karrikatur. Er führte immer eine ganze Mappe ſolcher Zerrbilder mit ſich, und vermehrte ſeinen Schatz in jedem Städtchen, durch das man kam, und wo nur ein irgend erträglicher Bilderladen zu finden war. Er erhielt von einigen Freunden regelmäßig die neu erſchienenen Karrikaturen auf die Miniſter und Parlamentsglieder. Einige dieſer Blätter waren vorzüglich, und man konnte an ihnen auf die ergötzlichſte Weiſe Politik lernen. Von Zeit zu Zeit wunderte er ſich, daß die Deutſchen ſo wenig Zerrbilder beſäßen. „Es giebt deren einige,“ erwiderte Kallenfels, „allein im Ganzen hat das Publikum keinen rechten Gefallen daran.“ —

„Das iſt nicht recht,“ ſagte Morton. „Wenn ich hier Miniſter würde, ruhte ich nicht eher, als bis ich es ſo weit gebracht, daß man mich im Bilde en caricature an den Straßenecken ſähe. Nur alsdann würde ich glauben, daß ich meiner Stelle gewachſen wäre und ſie mit Ruhm bekleidete.“

„Ganz das Gegentheil ſchlöſſe man hier,“ erwiderte Julian mit Lächeln. „Man würde Sie verachten als einen Mann, der ſich die Verſpottung des Pöbels zugezogen.“

„Was nennen Sie Pöbel?“ rief Morton. „Ich verſichere Sie, für dieſen Pöbel in England hab ich meine Ueberſetzung des Taſſo ausgearbeitet.“

„So werden Sie wenig Glück machen.“

„O, und ich hoffe großes zu machen. Der tiefe, ſchöpferiſche und erhabene Geiſt der deutſchen Poeſie iſt auserſehen ein freies, und ſelbſtſtändiges Volk bis in ſeine unterſten Grade herab zu durchdringen und zu begeiſtern.“

„Gut, wenn ihr Pöbel den Taſſo verſteht, der unſrige würde Ihnen unter die Naſe lachen, wenn Sie ihm zumutheten Goethe zu leſen.“

„Und an welches Publikum wandte ſich denn der Dichter mit ſeinem Werke?“

„An die Gebildeten ſeiner Zeit.“

„Alſo an Coterien?“

„Und zwar war es ihm gleichgültig, ob dieſe Gebildeten ſeiner Zeit Franzoſen, Engländer, Italiener oder Deutſche waren.“

Morton zuckte mit der Oberlippe ohne etwas zu erwidern und blätterte dann in ſeiner Ueberſetzung des Taſſo. Es entſtand eine Pauſe, während der Wagen auf der ebenen Chauſſee leicht dahinrollte und ſich der Umgegend Weimar's näherte. Morton blickte mit einer neugierigen Spannung heraus, und jedes Dorf, welches man paſſirte, ſchien ihm irgend einen merkwürdigen Reiz an ſich zu tragen. Er hatte ſich ſo oft und in einſamen Stunden mit ſo vieler Wärme mit dem Bilde des Dichters beſchäftigt, deſſen Werke er überſetzte, daß ihm jetzt jede kleine

Eigenheit, die mit ſeinem großen Gegenſtande in Berührung trat, von Intereſſe war. Julian hatte ſich mit gleicher Glut und noch größerem Verſtändniß in die Schöpfungen des Dichters verſenkt, allein er erwartete von den kleinlichen Localverhältniſſen, deren Anblick ſie entgegen fuhren, keinen Aufſchwung, vielmehr eine gewaltſame und wenig erfreuliche Niederdrückung ſeiner Phantaſie. Als man in die Straßen von Weimar einfuhr, ſchwang Morton ſein Manuſcript des Taſſo begeiſtert in der Luft, und ſchien damit den niedrigen Häuſern an der Seite, und den weniger unanſcheinlichen Spaziergängern, die dem Thore zuwanderten, einen großartigen Seegen ertheilen zu wollen; etwa wie der Papſt, vom Altar der Peterskirche herab, dem verſammelten Rom. Der Wagen fuhr dem Platze vorbei, wo der Brunnen mit der Laterne, ein klaſſiſches Monument für jeden Deutſchen, ſteht, denn ihm gegenüber iſt das Haus Goethes. Morton hielt in der Geſchwindigkeit aus dem Kutſchenfenſter heraus eine kleine lateiniſche Anrede, Kallenfels hielt keine Rede, aber er hatte ſich in die Wagenecke gedrückt und ſeiner Seele gingen alle jene Bilder des Ruhms und der ſtolzen Größe vorbei, die ſich an dieſen prunkloſen Platz und an dieſes unſcheinbare Haus knüpften.

Er weigerte ſich Morton zu begleiten, als dieſer ſich anſchickte, Frau von Goethe ſeine Aufwartung zu machen. Als jener fort war, ſtellte er ſich an das Fenſter des Gaſthofs und überblickte den vor ihm liegenden Marktplatz. Er war einſam und zeigte drei Reihen Häuſer, die ſpitz in die Höhe gebaut, und von einer melancholiſchen Färbung waren; ein Brunnen, mit dem ergrauten Standbild Neptuns geſchmückt, bildete das Zentrum, links das Rathhaus, rechts ein ehrwürdiges Stadtgebäude, wo zu Zeiten Klubbgeſellſchaften, feierliche Mittageſſen und ſplendide Stadtbälle ſtatt fanden. Das iſt die Dekoration, die ſich in jeder kleineren Stadt älterer Bauart in Deutſchland wiederholt. Julian nahm ſeinen

Hut und wanderte in den Park. Es war ein warmer Abend, das Gold der Sonne ſchimmerte auf Grasplätzen und Baumgruppen, die breiten Wege waren auch hier einſam, aber ein großer einſamer Garten hat nicht das Peinliche einer großen einſamen Straße, oder eines erſtorbenen Platzes. Julian bewunderte den ſchönen Park und gefiel ſich wohl in der Geſellſchaft der Nachtigallen und Pfauen, die dieſe Baumgruppen bewohnten und über dieſe breiten Pfade wanderten. Auf der Stelle, wo ein Denkmal dem Prinzen von Deſſau errichtet worden, bemerkte er auf einer nicht ſehr entfernten Bank zwei Frauen ſitzen, die ſich unterhielten, während ihre Kinder vor ihnen auf dem Grasplatz ſpielten. Julian vernahm folgendes Geſpräch:

— „Lieben Sie Pulver?“ —

— „Ach nein, das giebt einen abſcheulichen Knall, und ich bin zu Zeiten ſo nervenſchwach.“ -

„Ach Jes, Sie denken, ich ſpreche von Pulver — nein, ich rede von Pulver.“

„Von Pulver?“

„Nun ja, von dem Pulver, der die vielen engliſchen Romane geſchrieben hat.“

„O Sie ſprechen von Bulwer.“

„Nun endlich verſtehen Sie mich. Was ſagen Sie zu ſeinen Romanen? Ich finde, daß es die einzigen ſind, die man einem jungen Mädchen in die Hände geben kann. Man ſchreibt heute gar zu unmoraliſch.“

„Sie haben vollkommen Recht.* — Jette, ſchrei nicht ſo arg! — O gar zu unmoraliſch. Da hat mir mein Sohn heute ein Buch auf den Tiſch gelegt — ich glaube es war von einem gewiſſen Herrn Georg Sand.“ —

„Dieſer Herr iſt eine Frau.“

„Wie meinen Sie das? — Friedrich, Deine Pfeife hat einen durchdringenden Ton! Weißt Du nicht, lieber Sohn, daß Deine Mutter zu Zeiten an den Nerven leidet?“

„Nun ich meine, dieſe Frau legt Herrenkleider an, und ſchreibt ihre Romane unter dem Namen ihres Liebhabers."

„O gar zu unmoraliſch. Ich werde das Buch gleich wieder aus dem Hauſe ſchaffen und keines leſen, wenn ich nicht beſtimmt weiß; von welchem Geſchlechte der Schriftſteller iſt, der es geſchrieben hat. Man muß ſich heut zu Tage ſehr in Acht nehmen. Vor Zeiten war es anders, als der ſelige alte Geheimerath noch lebte."

„Nun, laſſen Sie mir nur den ungeprieſen. Der hat Ihnen auch Bücher geſchrieben, wo ein unſchuldiges Mädchen aus dem Rothwerden gar nicht wieder herauskommt."

„Sie haben Recht. Friedrich, liebes Kind, werf dieſe abſcheuliche Pfeiffe weg."

„Ja, ich habe oft geſagt, wenn mein Mann nur Romane ſchreiben wollte, Sie glauben nicht, welch ein Genie das iſt. Er iſt beim Rechnungsweſen angeſtellt."

„O ich habe die Ehre ihn zu kennen; ein äußerſt vollkommener Mann. Ich wäre begierig die Bücher zu leſen, die er ſchriebe; ich wette, daß er alle jene berühmten Leute ausſtäche.“

„In der That, das wäre ihm eine Kleinigkeit.“

Julian entfernte ſich eben ſo leiſe, als er gekommen war, und die Sprecherinnen erfuhren nichts von der Gegenwart eines Lauſchers bei ihrer literariſch kritiſchen Unterſuchung. Als er in ſeinen Gaſthof zurückgekehrt war, ſah er Morton die Straße herauf kommen, mit einem jungen wohlgekleideten Mann zur Seite, mit dem er ſich in Geſpräch befand. Der Fremde hatte bei aller Leichtigkeit etwas Anmaßendes und Manierirtes in Gang und Bewegung.

Mortons Augen glänzten, ſeine Züge waren lebhaft erregt, als er hereintrat. „Wie viel haben Sie verloren, beſter Graf,“ rief er, „indem Sie ſich geweigert mich zu begleiten. Ich habe des Dichters Arbeitszimmer, ſeine literäriſchen Schätze, ſeine Sammlungen, ſeinen Schreibetiſch und ſein Bette geſehen. Alle dieſe Dinge haben auf mich gleichſam einen berauſchenden Eindruck gemacht. Ach, und nun die Bekanntſchaft der Schwiegertochter meines Olympiers. Eine Dame, die unſere Nation liebt und verehrt, und bei der mein ſchwacher Verſuch die regeſte, und ich darf ſagen, die mir ſchmeichelhafteſte Theilnahme fand. Wie liebenswürdig ſind doch dieſe Deutſchen.“

„Es freut mich, daß Sie zu dieſer Erkenntniß gekommen ſind,“ erwiederte Julian mit Lächeln. „Theilen Sie mir doch etwas Genaueres mit von dem, was Sie ſahen.“

Morton erzählte jetzt mit groſſer Umſtändlichkeit; auch hier verläugnete ſich die Schärfe und gleichſam Nüchternheit ſeines Blickes nicht. Er verſchönerte nichts, er ſtellte die Schmuckloſigkeit und Beſchränktheit des Lokals gerade ſo dar, wie er ſie gefunden hatte. Die kleinen Fenſter mit trüben Scheiben, der wilde Gartenplatz, der Schreibetiſch von ungefärbtem Nußbaum, die nackten Wände ohne Gemälde und Tapeten, der Fußboden ohne Teppich, das Bette ſogar ärmlich, und der einzige Polſterſtuhl im Zimmer unſcheinbar und geſchmacklos. Er war erſtaunt, daß dieſe Dinge auf Kallenfels gerade den entgegengeſetzten Eindruck machten. Dieſer hatte ſich die elegante und mit Luxus überladene Wohnung eines Miniſters gedacht, noch beſonders geſchmückt mit den Kunſtſchätzen eines Sammlers und den Erinnerungen eines großen Dichters. „Von alle dem,“ ſagte Morton faſt verdrießlich, „iſt nichts zu finden, und ich habe auch nichts vermißt. Das ſind Eitelkeiten der franzöſiſchen Dichter und Gelehrten. Was wir von Shakeſpeare, Milton, Pope wiſſen, ſagt uns, daß ſie ſehr einfach lebten, Scott umgab ſich mit den Rüſtungen und Waffen der alten Feudalzeit, Byron liebte Piſtolen, Hunde und gezähmte Bären in ſeiner Nähe, aber von keinem engliſchen Dichter wiſſen wir, daß er ausſchließend ſeine Exiſtenz an Kaminconſole, Kanape's mit Atlas, Etageren mit Kryſtallfläſchchen, und an Schreibtiſche aus Zedernholz knüpfte, das überlaſſen wir einem Balzac, einem Victor Hugo. Walpole war lange unentſchieden, ob er ſein Kabinet mit einer roth ſeidenen Tapete ſchmücken ſolle, weil er fürchtete, die zu reichliche und glänzende Farbe könne ſtörend auf ihn einwirken, und das war ein bedeutender Staatsmann, ein großer Philoſoph und ein eleganter Weltmann."

„Sie mögen Recht haben, bei alle dem bin ich froh nicht hingegangen zu ſein. Eine ſolche Umgebung, wie Sie mir ſie geſchildert haben, hätte meine Phantaſie verdorben, und das glänzende Bild getrübt, das ich mir vom Dichter gemacht.

Morton ſchüttelte den Kopf und ſah ſeinen Freund erſtaunt an. „Das ſtimmt mit unſerem vorigen Geſpräch zuſammen," ſagte er nach einer Weile, „Sie wollen dem Ruhme nicht zu nahe treten, Sie fürchten, daß er ſeinen ſchönſten Glanz dann verliere, aber Sie bedenken nicht, daß das ächte Gold nicht genau genug geprüft werden kann. Sie wollen dem, was Sie lieben, durch keine Beimiſchung von Kleinlichen und Herabſtimmenden wehe thun, aber, theurer Kallenfels, haben Sie auch bedacht, daß Sie an das Genie unmögliche Forderungen ſtellen? Sie wollen es in eine prunkende und koſtbare Hülle kleiden, ich möchte es von jeder Aeußerlichkeit, die nicht es ſelbſt iſt, entblößt ſehen, und Armuth und Gebrechlichkeit ſind mir das, was bei einer herrlichen Pflanze das dürftige Plätzchen Erde iſt, aus der ſie emporkeimt. Wer die Blume nur der koſtbaren Vaſe von Porzellan wegen liebt, in der ſie auf unſerm Fenſterbrette prangt, iſt kein wahrer Blumenfreund.“

Kallenfels wandte ſich gegen das Fenſter ohne zu antworten. „Wer war der junge Mann, der mit Ihnen vom Goethe'ſchen Hauſe zurückkam?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ich kenne ihn nicht. Er kam mir aus den Zimmern des Dichters entgegen, gerade als ich eintreten wollte. Er ahmt ein wenig die Manieren eines Engländers nach, als ich aber engliſch ſeinen Gruß erwiederte, antwortete er mir franzöſiſch.“

„Ein modernes Chamäleon alſo.“

Die beiden Reiſenden brachten den Abend im Theater zu und auf den andern Morgen hatte man Sir Charles mit ſeinem Manuſcript wieder in das Goethe'ſche Haus beſchieden.

Achtes Kapitel.

> Er iſt ein guter Nachbar, ein guter Kegelſchieber, aber zum Alexander gehört mehr.
>
> Cove's labours lost.

Die Freunde ſaßen noch am Frühſtück, als ſich ein Herr Alringer anmelden ließ. Die Bekanntſchaft Morton's von geſtern trat herein. Nach den herkömmlichen Bekomplimentirungen nahm der Schriftſteller Platz und ein früher abgeriſſenes Geſpräch mit Morton wurde wieder angeknüpft. Julian, der den Fremden näher beobachtete, erhielt nach und nach die Gewißheit, daß er dieſes blühende Geſicht, dieſe elegante Kleidung ſchon in Berlin geſehen. Der Frack war unterdeſſen noch modiſcher geworden, die Halsbinde legte ſich in elegantere Falten, ein Stock mit einem prächtigen emaillirten Knopfe und Stiefel von engliſcher Form und Glätte waren dazu gekommen. Es war eine ziemlich gute Ueberſetzung eines engliſchen Dandy in das berliner Deutſch.

„Sie haben mich geſtern für ihren Landsmann gehalten,“ ſagte Herr Alringer, plötzlich von dem Gegenſtand ſeines Geſprächs mit Morton abbrechend, da er es gegen die gute Lebensart fand, es bei der Theilnahmloſigkeit Julians weiter fortzuſetzen. „In der That, das iſt mir ſchmeichelhaft, ich bilde mir etwas darauf ein, daß wir Deutſchen eine Welt-Nation ſind, daß wir mit eben der Leichtigkeit Engländer, Franzoſen, Italiener ſind, wenn wir es ſein wollen. Das machen unſere vielen Reiſen, eben ſo wie das viele Bereiſtwerden unſeres Vaterlandes. Unſere Weltgänge, unſere Weltfahrten, unſere Weltliteratur.“

Kallenfels und Herr Alringer erneuerten jetzt ihre Bekanntſchaft aus Berlin her. „Da haben Sie zum Beiſpiel einen Pariſer!“ rief der

Letztere, indem er Julian ſcherzend Morton vorſtellte.

„Sie irren ſich,“ entgegnete Kallenfels mit kalter Höflichkeit, „ich war noch nie in Frankreich.“ —

„So entbehrten Sie viele Genüſſe,“ ſagte Alringer, indem er ſeinen Stockknopf im Lichte ſpielen ließ. „Alle Achtung vor London, allein Paris iſt der Welt-Heerd. O,“ ſetzte er mit ſüßlicher Stimme hinzu, „und Sie haben die Taglioni nicht tanzen ſehen. Sprechen Sie mir denn um's Himmelswillen nicht davon, daß Sie unſern großen Goethe vollkommen verſtehen.“

„Goethe und die Taglioni?“ rief Julian mit einem leiſen Spotte.

„Nicht wahr, das klingt ſeltſam zuſammen?“ erwiederte Herr Alringer mit demſelben koketten Lächeln, indem er dabei ſeine dunkeln Augen aufſchlug. „Und doch wie wahr. Das iſt eben der Vortheil unſerer Welt-Civiliſation, daß wir die ſcheinbar entlegenſten Intelligenzen magiſch verknüpfen lernen. Bei den Pas-de-deux unſerer Tänzerinnen lernt unſere Jugend Poeſie, Geſchichte. Weg mit den trockenen Begriffen der Schule; eine ſchöne Sinnlichkeit führt zu den höchſten Reſultaten des Denkens. Die Taglioni iſt ein getanzter Goethe.“

Morton, der dieſe Anſicht für einen karikirten Scherz hielt, ſagte lachend: „O ganz vortrefflich, mein Herr. Ich möchte wohl Ihre Meinung über den Dichter noch etwas genauer hören.“

„Sie haben mich ja in ſeinem Hauſe geſehen!“ rief Alringer. „Bemerkten Sie nicht, daß meine Augen feucht waren, daß meine Schritte wankten? Ich kenne nur noch einen Platz auf der Erde, der mich zu noch erhabeneren Gefühlen ſtimmen könnte. Das iſt das Grab auf jener Inſel im Weltmeere, Sie kennen es.“

„Gewiß. Aber jenes Grab birgt einen Mann, der gegen Deutſchland ſtritt, und in dieſen Zimmern wohnte ein Mann, der für Deutſchland ſchrieb.“

Der Dichter lächelte. „Halten Sie mich für fähig da einen großen Unterſchied zu machen? Meiner Bewunderung ſtehen Beide gleich nahe; darf da mein individueller Standtpunkt weſentlich einwirken?“ Er erhob ſich und trat mit einer würdigen Haltung vor Morton hin, und indem er die kleine Hand im ſtrohfarbenen Handſchuh auf die geſtickte Seidenweſte legte, rief er: „Dieſes Herz hat den Welt-Schmerz empfinden gelernt. Glauben Sie mir, mein Herr; ich habe an der Wimper Clio's die Welt-Thräne ſchimmern ſehen, ich habe die ſchreiende Diſſonanz gehört, die durch die Welt-Seele ſich bewegt — für mich haben die kleinlichen Unterſcheidungen des ſogenannten Patriotismus aufgehört.“

Es lag etwas Erhebendes in der Stimme des jungen Mannes, und man mußte nothwendig erſt über den Sinn ſeiner Worte nachdenken, um nicht willenlos der ſinnlichen Regung zu folgen, die in dieſem ſcheinbar edlen Enthuſiasmus lag. Doch die Enttäuſchung folgte alsdann auch deſto ſchneller dem erſten berauſchenden Eindruck ach; als er fort war, brachen die Freunde in ein Gelächter aus, das, wenn Herr Alringer es noch auf der Treppe vernommen hätte, er unfehlbar für ein Welt-Gelächter erklärt haben würde.

Am Nachmittage ſahen ſie Herrn Alringer in einem eleganten Tilbury den Park entlang fahren. Seine braunen Locken ſpielten im Winde und er hatte ein angenehmes Lächeln in Bereitſchaft, mit dem er einige luſtwandelnde Damen grüßte.

In dem frühern „Athen Deutſchlands“ zeigte man den Freunden auch das Haus Schillers. Morton hatte die Eigenheit ſeiner Landsleute alles ſich zeigen zu laſſen, was nur zu ſehen war. Er hätte die Grabſtätte eines Hundes beſehen, wenn man ihm verſichert, dieſer Hund hätte Verdienſte um die Stadt ſich erworben. Er litt an einem Heißhunger nach Merkwürdigkeiten. Julian ſpottete darüber, folgte aber hier und da doch, wenn ihr Führer in die Lärmtrompete blies und irgend ein kleines Gäßchen oder Häuschen als ein Wunderwerk der Welt angeprieſen wurde.

„Es iſt auffallend,“ ſagte Kallenfels, als Beide eine baufällige Treppe von dem Arbeitszimmer des großen Dichters herabſtiegen, „daß Schiller ſich lange nicht der Bekanntſchaft bei ihren Landsleuten zu erfreuen hat, die Goethen zu Theil geworden.“

„Man hat nur ſehr unvollkommene und flüchtige Ueberſetzungen ſeiner Werke aufzuweiſen,“ entgegnete Morton.

„Gleichwohl iſt er bei uns populärer, als ſein großer Zeitgenoſſe,“ ſagte Julian.

„Ich finde ihn geziert und froſtig — in manchen Werken entſchieden auf falſchem Wege. Ich gebe ihm Schimmer in der Diktion, eine Wahl glücklicher Bilder und hier und da überraſchende Effekte für die Bühne zu; allein ich ſtreite ihm ab, was den Dichter zum Dichter macht, die ſtille, große, in ewigem Schaffen ruhige Seele. Er durchflog in fieberhafter Eile alle Phaſen der Ge=

ſchichte und Spekulation, um zuletzt alle mit Bitterkeit und Unwillen von ſich zu weiſen. Die Natur genügte ihm nicht, weil er ſie nicht kannte, und die Philoſophie überſchätzte er, indem er ihr eine ausgedehnte Macht über die Poeſie einräumte, wodurch er ſeine Schöpfungen durchkältete. Wie mag nur ſeine Popularität zu erklären ſein?“

„Es ſind wohl zwei Gründe,“ entgegnete Julian, „aus denen ſich die durchgreifende Wirkung ſeiner Werke erklären läßt. Die Deutſchen ſind wohl überhaupt mehr geneigt durch Ideen, als durch unmittelbare Anſchauung ſich gewinnen zu laſſen. Schiller trat zu einer Zeit auf, wo die Maſſe mehr wie je, auf die Reſultate ernſter und durchgreifender Forſchungen aufmerkſam gemacht wurde; er wandte ſich mit ſeiner glühenden und begeiſternden Sprache zuerſt an die Jugend der Nation. Hier wurde ihm gleich ein großer Erfolg zu Theil. Wenn Sie ſeine dramatiſchen Werke überblicken, ſo werden Sie bemerken, daß in jedem der Jugend ein entſcheidendes Urtheil zugetheilt wird. In den Räubern wirft der rohe revolutionäre Jugendgeiſt eine kluge, aber verderbte Welt in Trümmer; im Wallenſtein triumphirt dieſelbe Jugend in ihrer urſprünglichen Reinheit und keuſchen Unerfahrenheit über die verwickeltſten Pläne und die großen Anſtalten eines ergrauten Helden und ſeine liſtige und ſtaatskluge Umgebung; in der Maria Stuart fällt ebenfalls die größte Maſſe von Licht im Gemälde auf die jugendliche Geſtalt eines knabenhaften Enthuſiaſten, im Carlos und Kabale und Liebe ſind bis zur Ungebühr die höchſten Preiſe der Jugend in den Schooß geworfen. Nimmt man nun dazu, daß alle dieſe Stücke in eine Zeit fielen, wo dieſe Jugend ſich ohnedies berufen fühlte, große politiſche Fragen zu entſcheiden, ſo kann man die außerordentlichen Erfolge des Dichters ſich erklären. Ueberdies fiel ihm auch noch eine große Erbſchaft zu.“

„Und worin beſtand dieſe?“

„Er fand, wie er auftrat, den alten Spottgeiſt Voltaire's zu bekämpfen. Das war ein leichter Krieg und eine dankbare Rolle. Er ſchwang ſeinen ritterlichen Speer, und unter dem Zujauchzen der begeiſterten Jugend ging er ſeinem ergrauten Gegner auf den Leib. Luther, der die Irrthümer und Mißbräuche in der Kirche zur Erbſchaft erhielt, hatte kaum ein glänzenderes Feld des Krieges, als der Dichter, der im Namen von Vaterland, Jugend und erhabenen Enthuſiasmus gegen die Philoſophie des geiſtreichen Unglaubens kämpfte. Wie prüde und froſtig auch die edle Jungfrau aus ſeiner Umarmung wieder hervorging, Niemand konnte doch bei dieſer platoniſchen Liebſchaft ihrer Ehre einen Flecken anheften, ſie war durch die ſchönſten Verſe und klingendſten Sentenzen wieder in ihren alten Ruhm eingeſetzt worden, und die mit ſo vieler Pracht gefeierte Krönung Carl's VII. war auch eine Krönung des Dichters.“

Neuntes Kapitel.

Quel vago impallidir, che'l dolce riso
D'un amorosa nebbia ricoperse.
Petrarc. Sonett. 98.

Der Leſer entſchuldige die didaktiſchen Discurſe, die wir uns im vorhergehenden Kapitel erlaubt haben. Sie waren durchaus nicht zu vermeiden, oder die Reiſeſtraße unſers Helden hätte dann eine andere Richtung nehmen müſſen. Es iſt eben ſo unmöglich, in Weimar nicht von Literatur zu ſprechen, als es unmöglich iſt, in Hamburg nicht von den Spekulationen der Börſe, in Berlin von militäriſchen Manövers, in Frankfurt von den Diner's des Baron Rothſchild und in München vom Ankauf neuer Gemälde und Skulpturen zu reden.

Es ſcheint faſt, als habe Julian in ſeinen eben geäußerten Anſichten gegen ſeinen Charakter geſprochen. Dieſer war jugendlich, kühn, und von enthuſiaſtiſchen Einflüſſen geleitet, und er tadelte einen Dichter, den zwei Drittheile der Nation grade wegen ſeiner Einwirkung auf eine ſo begabte Jugend hoch preiſen, aber hierin mag ſich ein Merkmal unſrer Zeit hervorthun. Julian war eben ſo jung, fühlte ſich eben ſo voll Kraft, wie die Jugend von 1812, aber er hatte es nicht mit dem prahleriſchen und myſteriöſen Gepränge zu thun, das jene jugendlichen Stürmer und Dränger umgab. Er hatte ſich weder in eine Studenten-Verbindung, noch in einen geheimen Orden aufnehmen laſſen, er turnte nicht und ſang keine Körner'ſchen Lieder zur Guitarre, er ſprach nicht von Freiheit und trug nicht den Hals entblößt, er dichtete keine Tragödieen in Jamben und rauchte keine zwanzig Pfeifen an einem Tage. Er hatte Duelle gehabt, aber er ſprach nicht davon, er hatte eine Geliebte und Niemand wußte auch nur das mindeſte von ihrem Daſein, und doch hatte Julian die fünf glücklichen Jahre ſeiner Univerſitätszeit mit all dem Uebermuth, der kecken Friſche und den tollen Phantaſieen eines achtzehnjährigen „wilden Jungen“ angefüllt. Das iſt eine Zeit der Freiheit, der Poeſie, die ſich ein Deutſcher nicht nehmen läßt. In dieſem glücklichen Stande, wo der Staat noch das Vöglein frei flattern läßt, wo die bürgerliche Geſellſchaft noch nicht ihre tauſend Arme es zu haſchen ausſtreckt, in dieſer Fülle glücklicher und froher Stunden ſpielen die Träume der Zukunft wie gaukelnde Luftgeſtalten um die ſtolze, jugendliche Stirne. Hier unterſcheidet ſich der urſprünglich geknechtete von dem urſprünglich freiem Geiſte. Dieſer bereitet ſich früher eine Feſſel auf ſich zu nehmen, und ſeiner Kraft eine Schranke anzuweiſen, die ihm die Ordnung der Welt und die innere Stimme des Geſetzes vorſchreiben, jener verfällt in trübe Irrungen, der Zwang von außen, und die Lüge von innen treiben ihn zu jenen

Proklamationen einer falſchen Freiheit, hinter deren prunkendem Mantel ſich immerdar Willkür und Anmaßung verſtecken.

Julian hatte ſeine Zeiten, wo die Geiſter des Kampfes ſeiner Seele nahten, und ihn mit jenem unheimlichen Grauen erfüllten, welches jeder edlere und ſtrebende Geiſt empfunden hat. Er fühlte dann alle die Schmerzen, er koſtete alle die Bitterkeiten, die der angedrohten Zerſtörung unſerer Illuſionen vorangehen; aber dieſe dunklen Stunden machten ihn weder zu einem Böſewicht, noch zu einem Feigling. Sie befeſtigten nur früher die Energie ſeines Charakters. Man ſah ihn dann oft Tage lang, mit der Jagdflinte auf der Schulter, die einſamen, nordiſchen Forſte durchziehen, oder in den Einöden der Haide ſich verlieren, mit keinem andern Begleiter als dem Childe Harald in der Taſche und ſeinem treuen Hunde an der Seite. Hier war es oft, wo er einen Hügel, ſpärlich mit Gras bewachſen und geſchmückt mit dem röthlichen Schimmer der in

Haufen blühenden Haidenelke, zum Schauplatz des Krieges erkor, in welchem ſich die ſchimmernden und idealen Träume der Poeſie mit den Entwürfen des praktiſchen Lebens bekämpften. Wie ſchmerzlich ſüß iſt die Erinnerung an ſolche Stunden und an ſolche Plätze. Wie heilig ſind die in Wald und Flur vertheilten ſtillen Altäre, an denen die Jugend betet, an deren Stufen ſie freiwillig von ihren liebſten Träumen Abſchied nimmt, um ſich für die ernſten und heiligen Zwecke ihres Daſeins vorzubereiten.

Julian Kallenfels wollte nicht zu den Schwärmern, nicht zu den Weichlingen gehören, er erkannte ſeine Zeit und gedachte ihren Forderungen zu genügen. Dieſer edle Ehrgeiz belebte jeden ſeiner Schritte und ſchützte ihn vor den Irrthümern und Verbrechen einer zu träumeriſchen und ſinnlichen Jugend. Er bewahrte ihn zugleich vor den Einflüſſen des liebenswürdigen, aber wenig thatkräftigen Clemens. Dieſer, da er die aufſtrebenden und glänzenden Anlagen ſeines Neffen halb als ſein Werk betrachtete, gefiel ſich darin, mit dem frühreifen Jünglinge ein Freundſchaftsbündniß zu knüpfen, das, wenn Clemens mehr der Mann der That und des Entſchluſſes geweſen wäre, auf die jugendliche Seele Julians die günſtigſten Erfolge hätte äußern müſſen; ſo jedoch wäre faſt der Jüngling dem Verderben nahe gebracht worden, wenn ſeine beſſere Natur ihn nicht geſchützt hätte. Zu den Grundſätzen des Präſidenten, er beehrte nämlich ſeine flüchtigen und launenhaften Maximen mit dem ehrenvollen Namen: Grundſätze, gehörte vor allen andern der: „auf das Herz zu wirken.“ Er hielt ein ſogenanntes „gutes Herz“ für die Quelle aller menſchlichen Vollkommenheiten. Wem ein gutes Herz im Buſen ſchlug, konnte nie ehrlos, nie verbrecheriſch, nie lieblos handeln; Geſetze und Vorſchriften, die das Herz vorſchrieb, mußten wie die einer geoffenbarten Religion befolgt werden; Unterlaſſungsſünden aus Achtung vor der Convenienz unterlagen einer ſtrengen Buße. Dieſe weichliche Moral hatte den Präſidenten durchs ganze Leben geleitet, und weil dabei die natürliche Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters, der Mangel an großen Leidenſchaften und das Zuſammentreffen günſtiger Verhältniſſe ihn ſo ziemlich mit Lob und Ehre das Meer „voll Klippen“ hatten durchſchiffen laſſen, ſo glaubte er ſein Syſtem über alle Angriffe erhaben als Norm für jede Individualität hinſtellen zu können. Aber er bedachte nicht, daß die Zeit ſeiner Jugend eine andere war als die, in der Julian aufwuchs; er bedachte nicht, daß dem Jahrhundert des Raiſonnements, der Weichlichkeit und des Glanzes unmittelbar das Jahrhundert der Kraft, des Strebens und der That gefolgt war. Man erzog nicht mehr die Knaben nach dem Emil des Rouſſeau und man lehrte die Mädchen nicht mehr jene kokette Schwäche und falſche Unſchuld zur Schau tragen, wie ſie in den Romanen der Madame Genlis glänzen. Man ſetzte ſich nicht mehr in griechiſche Fauteuils, um eine Familiengeſchichte von

Lafontaine zu leſen, und man weinte nicht mehr über eine Tragödie von Kotzebue, wo einem gefühlvollen Narren ſein verſchmitztes Weib davonläuft. Der Sturm der Revolutionen hatte den Männern ihre koſtbaren Gedanken-Spielereien und den Frauen ihre parfümirten Gaze-Schleier geraubt. Das letzte klingende Verslein Mathiſſon's knüpfte ſich unmittelbar an den donnernden Schlachtruf um die Wälle von Leipzig. Es war unmöglich, daß Julian dieſe Kontraſte vergeſſen konnte, er, der von der kräftigen Muſe Goethe's und Byron's den erſten Lichtſtrahl in die träumeriſche Nacht ſeiner Jugend empfing. Es war unmöglich, daß der Präſident ſich ſeiner ſo ganz bemächtigen konnte, als er es beabſichtigte, und in welchem Sinne er ſchon auf den vierzehnjährigen Knaben einzuwirken ſuchte. Clemens machte Verſe, ſie waren weich, gefühlvoll, gekünſtelt und von einer ziemlichen Glätte, die immerdar das Zeichen der Ohnmacht iſt; er gab ſie Julian, und dieſer mußte mit ſeiner jugendlich ſchönen Stimme ſie ihm vortragen. Dieſe Reime handelten von Liebe. Es war darin das Erwachen der Leidenſchaft geſchildert, aber nicht wie das gefährliche Erwachen eines Titanen, der eine Welt zertrümmert, ſondern wie das Erwachen eines Kindes, das unter Blumen ſchläft, und deſſen Wangen Zephyre fächeln. Es waren ſüße Bilder, gleich den Amoretten Bauchar's, die man auf Seide malte und in Seide ſtickte, und die ihre Pfeile gegen Herzen unter ſeidenen Weſten und ſeidenen Korſets richteten. Der Präſident hatte die Welt geſehen, er wußte recht gut, daß man mit dieſer ſeidenglatten Liebe nicht durchkommt, aber er wollte auch nicht, daß ſein Zögling nach dieſen Principien eine Ehe ſchließen ſollte; er trachtete einzig darnach, ihn durch affaires du Coeur von Ausſchweifungen oder von ernſtlichen Verbindungen fern zu halten. Eine jugendliche Liebe, wird ſie von Geſchmack und feinem Urtheil geleitet, iſt das beſte, wo nicht das einzige Mittel, die Seele vor Ueberdruß und Niedrigkeit, und das Herz vor der gefährlichen zu frühen Einwirkung des Verſtandes zu bewahren. So urtheilte Clemens und danach handelte er. Als ſein Zögling das achtzehnte Jahr erreicht hatte, machte der Präſident eine Reiſe mit ihm in die Schweiz. Hier miethete er eine reizende Villa am Genfer See, und während der Oheim ſich Mühe gab, Rouſſeau's Heloiſe in deutſche Hexameter zu bringen, hatte der junge bildſchöne Neffe Zeit und Gelegenheit, romantiſche Excurſionen zu machen. Er benützte ſeine Freiheit ſo gut, daß es zuletzt zehn Stunden in der Umgegend von Genf keine gefährliche Paſſage, keine nur irgend erſteigbare Höhe zu erklettern gab, die Julian nicht überſchritten und erſtiegen hätte.

Eines Tages war ſein Uebermuth Urſache, daß er ſich von ſeinem Gefährten und dem Führer getrennt, und von dem rechten Pfad abirrend in eine gefährliche Gegend verloren hatte. Die Dämmerung trat ein, und unſer Freund ſchwebte noch auf einer Felſenſpitze, nicht wiſſend, ob er vorwärts oder rückwärts ſich wenden ſolle. In beiden Fällen drohte gleiche Gefahr. Sein Ruf verklang ungehört, und ſeine Bemühungen blieben erfolglos. Die Gefahr hat für die kräftige Jugend etwas Poetiſches. Julian gefiel ſich auf der einſamen Bergſpitze, er dachte an die Helden ſeines Lieblingsdichters und bewillkommnete die Nacht und den erwachenden Sturm mit Begeiſterung, nicht wiſſend, welche gefährliche Feinde ſich ihm nahten. Mehrere Stunden vergingen, und endlich wurde er des Peinigenden ſeiner Lage inne. Er lauſchte auf ein Zeichen, und ſtatt des Alphorns des Führers und ſeiner Gefährten vernahm er nur den langen und durchdringenden Schrei der Bergadler, die, ihre Horſte umkreiſend, die Einöde des Gebirges mit ihren melancholiſchen und furchtbaren Signalrufen erfüllten. Julian brachte die Nacht und noch den folgenden Tag auf der Felsſpitze zu und erſt, als die zweite Nacht ſich näherte, fand ihn einer jener kühnen und wild umherſtreifenden Jäger, die oft die Retter, öſterer aber noch die Würgengel der unglücklichen Verirrten ſind, zu denen ſie der Zufall führt. Der Jäger brachte den erſchöpften Jüngling mit Gefahr des eigenen Lebens die Höhe herab, und als der Gerettete von einer Ohnmacht erwachte, fand er ſich in einer Hütte auf einem gaſtlichen Lager, erquickt und geſtärkt durch thätige Hülfe der Bewohner.

Das erſte Wiederkehren des Bewußtſeins iſt gewöhnlich noch mit den theils glänzenden theils düſtern Bildern einer unbekannten Traumwelt durchwebt. Julian lag im Fieber und ſein erhitztes Blut und ſeine erregten Nerven ließen ihn ſeine Rettung einem Engel zuſchreiben, der, ſeinen erſchöpften Leib zwiſchen die glänzenden Fittiche nehmend, ihn leiſen Sprungs in's Thal herabbrachte; und ſiehe da, als er die Blicke dem Lichte öffnete, ſaß dieſer Engel an ſeinem Lager. Es war ein bleiches Mädchen, deſſen dunkles Haar in lange Zöpfe geflochten auf dem Nacken herabhing. War es ein Wunder, wenn die Poeſie den Faden aufnahm, den ihr ihre Schweſter, die Muſe des Traums, in die Hand gegeben? Der kranke Jüngling ſtreckte ſeine Rechte dem Mädchen entgegen und rief dabei leiſe: „Du haſt mich gerettet — ich danke Dir!“ Sie ſchüttelte den Kopf, ſie verſtand ihn nicht und ein ernſter bittender Wink zeigte auf einen Gegenſtand weiter zurück. Julian blickte ſich mit Mühe um und ſah den Jäger im Gemach ſtehen, neben dieſem einen Mann, der die ſchwarze einfache Tracht eines Geiſtlichen trug. Dieſe Geſtalten paßten nicht zum Traume, Julian wendete ſich ab, und ſah mit einem noch innigern und rührendern Blicke auf das blaſſe Mädchen: „Ich irre mich nicht,“ rief er, „und auch Du täuſcheſt mich nicht in Deiner jetzigen Geſtalt. Als Du hoch in den kryſtallhellen Lüften Dich wiegteſt, ſchimmerten an Deinem Nacken ein goldenes Flügelpaar — wo iſt es jetzt? Warum verbirgſt Du Dich vor mir? Gereuet es Dich, mich gerettet zu haben? O nimm dafür das Opfer meines Lebens an;

Dir ſoll es gehören; Du haſt es dem kalten Grabe entzogen, führe es fortan dem goldenen Lichte, in dem Du wohneſt, entgegen!“

In dieſen Fieberphantaſien lag eine Wahrheit, und ein Gefühl, das das unerfahrene Landmädchen verſtand, ohne daß ſie den Sinn der Worte begriff. Das dunkle Auge mit ſeinen glühenden Strahlen, die erhitzte Wange und der bewegte Klang der Stimme machten dieſe pathetiſche Anrede zu einer ſehr gefährlichen Liebeserklärung. Was half's, daß ſich jetzt der wahre Retter zeigte? Es war eine vierſchrötige Geſtalt mit ſehr proſaiſchem ſonnenverbrannten Geſicht, Julian blieb dabei, daß er von einem Engel gerettet ſein wollte, und daß dieſer Engel das ſchöne bleiche Mädchen war, das ihn jetzt pflegte. Als das Fieber geheilt war, erkannte er freilich ſeinen Irrthum, aber nach dem Syſteme, welches achtzehn Jahr und etwas Poeſie ſich zuſammen zu ſetzen pflegen, geſtand er ihn nie ein. Er blieb vierzehn Tage, drei Wochen in der Hütte, und der Präſident, den man von dem Unfalle benachrichtigte, kam mit gefüllter Börſe, um ſeinen geliebten Neffen wieder auszulöſen. Der Jäger, der offenbar nicht zu den großmüthigen Menſchenfreunden, wie wir ſie auf der Bühne bewundern, gehörte, ließ ſich das Geſchäft, das ſeine derben Schultern und Fäuſte verrichtet hatten, mit den kleinen goldenen Scheiben, die der Hand des „vornehmen Herren“ entfielen, bezahlen. Der Geiſtliche und das junge Mädchen waren jedoch einen Tag vor der angemeldeten Ankunft des Präſidenten verſchwunden. Der Oheim und der Neffe kehrten nach Genf zurück.

Aber es war keine Woche verfloſſen, ſo merkte der Erſtere ſchon, daß mit ſeinem Geliebten eine Veränderung vorgegangen. Er hatte ſelbſt zu oft über die Symptome der erſten Leidenſchaft nachgedacht, er war zu ſehr gewohnt, jede kleine Veränderung im Weſen ſeines Neffen zu bemerken, als daß er ſich jetzt über die wahre Beſchaffenheit der Gefühle Julians hätte täuſchen ſollen

Eines Abends, als der Jüngling von einem einſamen, träumeriſchen Spaziergange zurückkehrte, trat der Präſident auf ihn zu, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: „Wir werden bald Genf verlaſſen, Julian. Dieſe Nachricht wird Dir willkommen ſein, denn ich weiß, daß Du Dich hier ſchon langweileſt.“

„Ich? — keinesweges, lieber Onkel; — aber — ich habe hier keine Stimme; Sie wollen reiſen — ich reiſe mit.“ Dieſe letzten Worte begleitete ein tiefer Seufzer.

„Mein Sohn,“ ſagte der Präſident mit gerührtem Tone, „Du weißt, daß Deine Wünſche immerdar Einfluß auf meine Pläne ausgeübt. Willſt Du alſo länger hier bleiben?“

„Weshalb?“

„Ich frage nur. — Es könnte ſein, daß Du Intereſſe an dieſer reizenden Gegend gefunden — daß Du Bekanntſchaften gemacht.“

Julian erröthete und wendete ſich ab.

„Du ſchweigſt? — Mein Kind, ich liebe keine langen Erörterungen. Laß mich den alten praktiſchen Arzt ſpielen, der ſeinem Patienten ohne Umſchweif die Wahrheit ſagt. Du liebſt.“

Julian warf einen glühenden Blick, wie zürnend, auf ſeinen Oheim, er erbleichte und ſchwieg. Der Präſident ließ eine kleine Pauſe vergehen, dann ſchloß er ihn leidenſchaftlich in ſeine Arme. „Es iſt gut,“ rief er, — „Du liebſt! — Das iſt ja alles, was ich verlangt habe.“ Julian wollte ſprechen: „Kein Wort weiter,“ ſagte der Präſident eilig, indem er mit der Hand über die Augen fuhr und dann ſchnell nach ſeiner Doſe ſuchte. — „Ich will nicht in Dein Geheimniß eindringen. Nenne mir weder den Namen des Mädchens, noch ihren Wohnort. Es iſt mir ganz gleich, ob ſie in Kamtſchatka oder in Liſſabon zu Hauſe iſt, ob man ſie eine Bäuerin oder eine Fürſtin nennt. Für mich iſt es genug, daß Du liebſt. Wir bleiben jetzt bis zu Ende des Herbſtes in Genf. Ich bin mit meiner Heloiſe nochnicht zur Liebeserklärung gekommen. Ha, ha, mach', daß Du mit der Deinigen mich nicht zu raſch überflügelſt. Aber freilich, Du Schelm, Du brauchſt nicht in Hexametern zu lieben."

Seit dieſer Zeit fand kein Geſpräch mehr zwiſchen Onkel und Neffen über dieſen Gegenſtand ſtatt. Der Präſident ſah es mit Ruhe und Zufriedenheit, daß Julian oft ganze Tage von der Villa entfernt blieb. Er ließ nicht nach ihm forſchen, denn er wußte, daß er jetzt nicht mehr auf einſamen Klippen ſaß, oder ſich in unwirthbare Schluchten verirrte. Es wandelte ihn nur manches Mal die Beſorgniß an, daß ſein Pflegling ein zu gefühlvolles Herz bei dieſer Gelegenheit entwickeln könne, und daß er am Ende wohl wenig Luſt zeigen würde, nach Göttingen zurück zu kehren, um ſich mit dem deutſchen Bund und der Verfaſſung des Königreichs Hannover zu beſchäftigen. Allein er irrte. Als die Zeit zur Abreiſe kam, machte Julian durchaus keine Einwendungen. Es ſchien, daß er mit dem intereſſanteſten Kapitel im Buche des Lebens, mit der erſten Liebe, ſehr ſchnell fertig geworden, und der Oheim ſeufzte, denn dieſe Anzeichen waren ihm doch nicht willkommen. Er erſchrak faſt, als er hörte, daß Julian kein Gedicht, auch nicht das kleinſte auf die „Liebe am Fuße der Alpen“ gemacht habe. Hier traf ja alles zuſammen — Naturſchönheit, Liebe, Jugend und — kein Gedicht! Hier betrogen zum erſten Male alle Beobachtungen und Erfahrungen den armen Präſidenten; denn nicht einmal Trauer, Schwermuth — nicht ein leiſes Nachdenken war in den Zügen des Jünglings zu leſen. Wie wenig iſt dergleichen zu begreifen.

Julian täuſchte ſeinen Onkel. Er ſah die Verlegenheit, die Unruhe deſſelben und vermochte es doch ſein Geheimniß in tiefſter Bruſt zu verſchließen. Hier zeigte ſich die erſte Differenz im Charakter des Onkels und des Neffen.

Beide Reiſenden waren ſchon ſeit einem Jahre wieder daheim. Clemens ſaß in ſeiner Bibliothek und ſchrieb maleriſche Skizzen, Julian war auf ſeinen abentheuerlichen, einſamen, nächtlichen Streifzügen begriffen, da langte ein einfacher Reiſewagen, in einem Dorfe, einige Stunden von der Stadt entfernt, an. Ein junges, blühendes Mädchen ſtieg heraus, und wurde vom Pfarrer empfangen. Wenige Augenblicke darauf lagen Julian und Leontine einander in den Armen. — Der gute Clemens, wie vielen Kummer machte es ihm, daß ſein Neffe keine verliebten Verſe gedichtet; hätte er dieſe Scene, wie ſie in der einſamen Pfarrerwohnung ſpielte, ſehen können, es wäre ihm ſüßer Troſt geweſen, und er hätte neue Hoffnungen auf das „gute Herz“ ſeines Lieblings bauen können.

Zweites Buch.

Die Tochter des Banquier's.

Erſtes Kapitel.

> Es giebt eine der Mode gemäße Art nichtsbedeutenden Geſchwätzes, die du erlernen ſollteſt.
>
> Cheſterfield's Briefe.

In einer ziemlich bedeutenden Stadt, einem Grenzort an Oeſterreich, wurden unſere Reiſenden durch das Zuſammentreffen einiger beſondern Umſtände aufgehalten. Kallenfels hatte von Weimar aus den bequemen Wagen des Präſidenten zurückgeſchickt, weil er ſowohl als Morton es vorgezogen in einem leichten, offenen Kabriolet ihre Reiſe fortzuſetzen. Morton nahm ſeinen Platz auf dem erhöhten Sitz des Kutſchers, um die freieſte Ausſicht zu haben. Er brachte auch trotz den Vorſtellungen ſeines Freundes die Nächte auf ſeiner Warte zu, und da es öfters kühl wurde und auch Regen fiel, ſo langte der etwas ſchwächliche Morton mit einem tüchtigen Erkältungsfieber in — an. Der Aufenthalt, den dieſe Krankheit verurſachte, bewog Kallenfels ſich auf ein längeres Dableiben einzurichten. Es wurde eine Folge recht gut gelegener Zimmer in dem Gaſthofe gemiethet, und Julian begab ſich zu dem Banquier, an den er von Clemens angewieſen war, und wo er Briefe von dieſem und dem Pfarrer zu finden hoffte. Der angeſehene Kaufmann empfing ihn auf's Artigſte, bedauerte nichts für ihn empfangen zu haben, und nachdem das Geldgeſchäft abgemacht war, ſagte Herr Braun zu ſeinem Gaſte nach kurzem Beſinnen: „Ich kann Ihnen wegen der Briefe, die Sie erwarten, doch noch einige Hoffnung geben. Der Commerzienrath von Melas wohnt gegenwärtig hier; er iſt, wie ich weiß, ein genauer Freund des Präſidenten, ihres Oheims. Sehr möglich, daß man ihm die Sie betreffenden Nachrichten zugeſchickt hat.“

„Melas?“ entgegnete Kallenfels. „Ich glaube von meinem Oheim gehört zu haben, daß dieſer reiche Banquier in Wien ein großes Haus machte.“

„Vor Zeiten, voilà tout,“ ſagte Herr Braun mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln, „jetzt lebt er hier, und Sie werden ihn eben ſo glänzend eingerichtet finden als in Wien. Darf ich mir die Ehre ausbitten Sie bei ihm einzuführen. In der That, ich darf mir ſchmeicheln mit Herrn von Melas in ziemlich gutem Vernehmen zu ſtehen. Heute Abend grade giebt er eine ſeiner muſikaliſchen Soiréen, die, wie uns Kenner verſichern, denen in London und Paris wenig nachgeben. Sie wiſſen, er hält eine eigne Kapelle von Künſtlern, die er aus Wien mitgebracht. O er ſpielt hier den Krösus, und ich verdenke es ihm nicht, daß er die Kaiſerſtadt gegen unſere beſcheidene Cité, die übrigens auch einſt freie Reichsſtadt war, vertauſcht hat. Ich behaupte dabei, daß die nachtheiligen Gerüchte über ihn nicht wahr ſind. Warum ſollte er nicht hier der Erſte ſein wollen, da er Wien doch nur der Neun und neunzigſte ſeiner Art war? Voilà tout.“

Herr Braun gefiel ſich in ſeiner hohen Cravatte, in ſeinem in Locken gelegten toupé und in einer leichten achſelzuckenden Redeweiſe. Er ſchloß alle ſeine Phraſen mit „voilà tout.“ Herr Braun war ein emporgekommener Schacher-Jude, voilà tout. Kallenfels, der eine Reihenfolge einſamer Abende im Gaſthauſe vor ſich ſah, nahm die vorgeſchlagene Einführung in's Hôtel des Commerzienraths an, und am Abend um neun Uhr befanden ſich Herr Braun und ſein Empfohlener auf dem Wege nach der muſikaliſchen Soirée.

„Noch eins,“ flüſterte Herr Braun, als ſie durch eine Reihe Diener im Vorſaal ſchritten. „Ich habe den beſten Theil meiner Nachrichten bis zuletzt aufgeſpart. Herr von Melas hat eine Tochter — ſie erbt eine Million, ſagt man — O ſie iſt ſchön, aber ſie hat Eigenheiten; voilà tout.“

In einem der erſten Zimmer fanden ſie den Commerzienrath, der auf ihren Beſuch ſchon vorbereitet war, und ſie höflich empfing. Herr von Melas war ein kleiner Mann, mit einem Anſatz zum Dickwerden, mit feinen blaſſen Zügen und kleinen lebhaften Augen. Er machte nicht viel Worte, und ſchien die langen Reden auch bei Anderen nicht wohl zu dulden. Er ſchnitt die Phraſen des Herrn Braun auf's Unbarmherzigſte entzwei, indem er mit ſcharfer Stimme einige Zwiſchenfragen an Kallenfels richtete. In einem luxuriös eingerichteten Salon waren Muſiker und Geſellſchaft ſchon verſammelt. Julian bemerkte einige friſche jugendliche Geſichter, beſonders fiel ihm eine Blondine auf, die am Piano Platz genommen, und eben die zarten Lippen öffnete, um eine Arie von Bellini zu ſingen, als der forſchende Blick Julians ihr ein kleines Erröthen ablockte.

„Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Schweſter vorſtelle,“ ſagte der Banquier, als die Parthie zu Ende war. „Graf Kallenfels — Gräfin Solinges und meine Nichte! — Jenny, Du lernſt hier den Neffen meines Freundes und Gönners kennen, trage dazu bei, daß es dem Grafen in meinem Hauſe gefällt. — Gräfin Solinges, Herr Graf.“

„Man liebt in Hannover die Muſik,“ ſagte das junge Mädchen, indem ſie erröthend mit ihren Notenblättern ſpielte, und einen flüchtigen Blick auf Julian warf. „Sie ſind gewiß ſelbſt muſikaliſch?“

„Ich liebe die Muſik leidenſchaftlich,“ entgegnete Julian, „obgleich mir das Talent ſie auszuüben verſagt iſt.“

„Darf ich Ihnen glauben?“ fragte Jenny, indem ſie mit einem reizenden Lächeln, das nicht ohne Koketterie war, aufſchaute. „Als Sie in den Saal traten, fürchtete ich die Zahl der Kritiker meines ſchwachen Talents um einen ſehr ſcharfſichtigen und ſtrengen vermehrt.“

„Sie haben den ſtrengſten nicht zu fürchten,“

entgegnete Julian mit Wärme. „Ich hörte die Cavatine, die ich zu meinen Lieblingen in dieſer Oper zähle, noch nie ſo ſchön vortragen.“

„Wo iſt Sara?“ fragte der Commerzienrath.

Jenny antwortete leiſe und indem Julian ſich wieder zu ihr wenden wollte, begann eine ſehr rauſchende Symphonie, und er verließ das Piano, indem er ſich in eine entfernte Ecke des Saals zurück zog. Sein Blick verfolgte die Blondine, die ſich unter die jungen Mädchen gemiſcht hatte. Er fand ihren Wuchs reizend, ihre Toilette ausgeſucht.

Das Conzert dauerte etwas lange; als es beendet war, folgte ein glänzendes Souper. Im Schimmer der Kerzen und des Silbers ſetzte man ſich an kleinen Tiſchen zuſammen. Kallenfels, der die Ehre erhielt die dicke Schweſter des Banquiers zur Tafel zu führen, fühlte ſich gelangweilt und war nahe daran den gar zu gefälligen Herrn Braun zu verwünſchen, der ihn verführt hatte, eine für ihn wenig ergiebige Quelle des Vergnügens aufzuſuchen. Gräfin Solinges war eine Dame, die leidenſchaftlich kleine Anekdoten liebte und die ein Bouquet gelber Roſen auf ihrer Haube trug. Auf ihrer linken Seite ſaß ein junger Franzoſe mit glänzenden, ſchwarzen Locken und einem kühnen Profil. Die alte Dame neckte ſich mit dieſem Nachbar auf eine ziemlich ungenirte Weiſe. „Wieder melancholiſch?“ rief ſie ihm zu. „Ich weiß, wen Sie ſuchen; aber ſie erſcheint heute Abend nicht. Sie können heute mit ihr nicht auf die Ariſtokratie ſchelten — ach dieſe unſchuldige Ariſtokratie! Giebt's wohl eine harmloſere Menſchenklaſſe, als der Adel heut zu Tage! Was ſagen Sie dazu, Graf Kallenfels? Man ſagt mir, in Hannover giebt es noch eine Ariſtokratie — o das hat überall anderswo aufgehört.“

„Madame, ein Glas Champagner!“ rief der Franzoſe, indem er dem Bedienten den ſilbernen Teller abnahm.

„Gnädigſte Gräſin!“ rief Herr Braun über den Tiſch herüber, „ich bin in der That verlegen, denn ich weiß nicht, ob Sie die Anekdote vom Kaiſer Franz nicht ſchon kennen, welche ich eben dem Herrn Baron von Blitter erzählen will?“

„Ich kenne viele Anekdoten über den hochſeeligen Kaiſer,“ entgegnete die Dame, indem ſie ihr Glas hinſetzte. „Iſt es etwa die von dem Bettler und dem Hunde?“

„Bitte tauſend Mal um Entſchuldigung; in meiner Anekdote kommt zwar ein Bettler, aber ohne Hund vor; voilà tout.“

Die Anekdote wurde erzählt, ſie war ziemlich lang und Herr Blitter, der ſie anhören ſollte, nahm ſich die Freiheit dazu zu gähnen. Er wollte ſeinerſeits ſeine Urtheile über Muſik laut werden laſſen, und fand es unbequem, daß dazwiſchen lange Anekdoten erzählt wurden, die Gräſin jedoch hörte die Geſchichte mit Behagen an, und gab dann ihre Anekdote vom Bettler mit dem Hunde zum Beſten. Herr von Blitter wandte ſich zu Kallenfels: „Ich bin nur ein Edelmann auf dem Lande,“ hub er an, mit einem ſtolzen Lächeln; „aber gleichwohl kann ich über manche Dinge mitſprechen, namentlich über Muſik, die ich leidenſchaftlich verehre. Mein Vater hörte die Mara, und ich die Catalani, Sie begreifen alſo, mein Herr, daß ich über Muſik mitſprechen kann.“

„Ich zweifle durchaus nicht,“ entgegnete Julian, und ſeine Blicke ſuchten Jenny. Sie ſaß am dritten Tiſch, und ein junger Offizier mit ſehr ſchlanker Taille befliß ſich angelegentlich ſie zu unterhalten.

„Mein Vater hörte die Mara und ich die Catalani,“ hub Herr von Blitter wieder an, „und mein Sohn ſoll, will's Gott, die Malibran hören.“

„Das wird er nicht,“ rief die Gräfin dazwiſchen, „die Malibran iſt todt. Haha, das wußten Sie nicht?“

„Nein!“ entgegnete der Muſikkenner, indem er wie erſtarrt die Arme ſinken ließ. „O Gott, dieſe Nachtigallenklänge ſoll alſo mein Philipp nicht hören? Ich hatte es mir ſchon ſo vortrefflich ausgedacht: wir drei ſollten die drei berühmteſten Stimmen unſerer Zeit gehört haben.“

„Die Griſi lebt noch,“ rief der Franzoſe mit einem boshaften Lächeln; „wenn ſich Ihr Philipp ſehr beeilt, ſo kann er eine Stimme hören, die Italien und Frankreich vergöttern.“

„O ich werde morgen Poſtpferde beſtellen.“

Aus dem Nebenzimmer erſcholl jetzt ein Walzer von Strauß, und der Mann, der über ſo manche Dinge mit zu ſprechen wußte, ſchwieg und verzog ſein Antlitz zu einer kritiſch verdrüßlichen Miene. Ein Walzer von Strauß ſtand zu niedrig, um die Ehre ſeiner Aufmerkſamkeit zu erhalten. Die Geſellſchaft erhob ſich; der jüngere Theil mit großer Lebhaftigkeit. Julian’s Blicke trafen auf die Jenny’s, als ſie am Arm des Lieutenants mit der ſchlanken Taille dem Saale zu eilte. Der Commerzienrath und Kallenfels fanden ſich in einer Fenſterniſche zuſammen. Der Banquier hatte durch ein Glas Wein eine erhöhte Lebendigkeit gewonnen, er drückte die Hand ſeines Gaſtes mit einer Herzlichkeit, die viel Gewinnendes hatte. „Sie werden mein Haus wie das Ihrige betrachten, ſo lange Sie in — ſind; und auch Ihr Freund, Ihr Reiſegefährte, — wo iſt er? Bitte, wollen wir alle Gène, alle Ceremonieen bei Seite ſetzen.“ Julian erzählte von der Krankheit Sir Charles. „Er wird ſich in unſerer Stadt bald wieder erholen,“ ſagte der Banquier. „Lage und Luft ſind hier geſund. Sie glauben nicht, wie ich in Wien gelitten habe; der Staub, die Hitze — die Ermüdung! Fremde, die Wien nicht kennen, ſind entzückt, wenn ſie es zum erſten Mal ſehen, aber wohnen Sie, wie ich, dreißig Jahre dort, und ich verſichere Sie, Sie kommen krank an Seele und Leib wieder zu den Ihrigen.“

Herr von Melas hielt inne, und ließ einen trockenen Huſten hören, gleichſam zum Beweis der eben geſprochenen Worte; dann ſagte er ſchnell: „Aber Sie reiſen jetzt nach Wien? Ich will Ihnen nichts Schlimmes von einem Orte ſagen, den ſich Ihre Phantaſie vielleicht mit den reizendſten Farben ausgeſchmückt hat. O Sie treffen da auf viele Genüſſe — Muſik, treffliche Muſik, Tanz, gute Tafel — aber; nun das findet ſich. Sie ſchnupfen keinen Taback? — Halte ich Sie etwa vom Tanz ab?“ — Julian verneinte. — „Sie ſind anders, wie Ihr Onkel,“ fuhr der Banquier fort, „den hab ich immer von den Mädchen fern halten müſſen, er tanzte zu leidenſchaftlich. Damals herrſchte noch Frohſinn. Was würde ich darum geben meinen theuren Grafen Clemens wiederzuſehen; o er fände manche neue Runzel auf dieſem Geſichte, das er oft mit Liebe betrachtete. Sie gleichen ihm, aber nur ernſter, wenn ich ſagen darf, finſterer.“

Der Commerzienrath plauderte ſo fort bis weit über Mitternacht, wo ſeine Zimmer nach und nach leer wurden. Es war für eine Provinzſtadt ein recht hübſcher Abend; dennoch ging Julian heim mit dem Entſchluß, wo möglich nicht wieder zu kommen.

Zweites Kapitel.

Der Ritter ſah von fern, nicht unerfreut
dem Treiben zu; —
Childe Harold.

Am andern Morgen, ziemlich früh, ließ ſich Herr Braun melden. Er brachte eine Einladung zum Mittag bei dem Herrn von Melas, und war nicht wenig erſtaunt, als Julian ihm erklärte, er werde nicht kommen. Sir Charles lag auf dem Sopha mit verbundenem Kopf und geſchloſſenen Augen. Es herrſchte eine lange Pauſe. Herr Braun räusperte ſich und griff in die Taſche. „Ich übergebe Ihnen Briefe,“ ſagte er mit wichtigem Tone. „Geſtern brachte ſie die Poſt.“ Es wurden Komplimente gewechſelt und endlich entfernte ſich Kallenfels, um die lang erwarteten

Nachrichten zu leſen. Es waren zwei Briefe von Clemens und einer vom Pfarrer. Julian riß den Umſchlag vom letzteren leidenſchaftlich auf. Er enthielt Klagen, und die Handſchrift Leontinens zeugte von einer bewegten Stimmung, es waren Thränenſpuren zu entdecken. Julian küßte das Papier, ſeine Pulſe ſchlugen heftiger, und er warf ſich auf einen Lehnſtuhl, indem er ſein Antlitz mit den Händen bedeckte. Die Briefe des Präſidenten waren heiterer Art. Er hatte von der Anweſenheit des Commerzienraths in — gehört und rieth ſeinem Neffen auf das angelegentlichſte die Bekanntſchaft im Hauſe des frühern Freundes zu ſuchen. „Er iſt ein Mann,“ hieß es im Briefe, „der das Geld ſchätzt, aber dabei doch noch andere Götter verehrt. Ich habe eine ſentimentale Periode mit ihm durchgemacht; wir liebten ein und daſſelbe Mädchen, das ihm zuletzt vom Schickſal zufiel. Die gute Seraphine war eine Schwärmerin; ſie hatte die ſchönſten ſchwarzen Augen, die ich diesſeits der Alpen geſehen; ich höre, ihre Tochter hat ſie von ihr geerbt; ſuche die Bekanntſchaft der kleinen Sara zu machen, und küſſe ſie in meinem Namen. Laß Dir von Melas eine Empfehlung an die Fürſtin G— geben; ſein Einfluß war dort einſt bedeutend. Lebe wohl; man ſpricht davon, daß Dein Vater in's Miniſterium tritt, die Parthei, die ihm entgegen war, iſt geſtürzt. Mein rechtes Bein hat vorige Woche wieder einen derben Gichtanfall zu beſtehen gehabt.

Nachſchrift: Vertraue Melas nicht in allen Dingen; es giebt Leute, die da wiſſen wollen, daß er eine geheime Anſtellung hat. Er hatte einſt ein gutes Herz; er kann unmöglich ganz geſunken ſein.“

Dein zärtlicher Freund Clemens.

Herr Braun konnte ſich unmöglich entfernen, ohne ſeinem Witz doch wenigſtens einigen Spielraum zu vergönnen. Mit dem ſchweigſamen Morton war nichts anzufangen geweſen, als daher Kallenfels wieder in's Zimmer trat, ſchoß der unruhige Banquier auf ihn zu, indem er ihn mit Fragen beſtürmte, wie ihm die Tafel, das Silber, die Geſellſchaft, das Piano, die Tabatiere, und die blauen und ſilbernen Draperien des Herrn von Melas gefallen hätten.

„Warum ſah ich die Tochter vom Hauſe nicht?“ fragte Julian.

Der Banquier war froh, etwas zu berichten zu haben. „O, das hat ſeine eigene Bewandniß damit,“ ſagte er, indem er ſeine kleinen grauen Augen zukniff, und die Falten ſeiner Wangen ſich, wie die Wellen eines See's, in das Gebüſch ſeines rothen Backenbarts verloren. „Fräulein Sara, wie ich Ihnen ſchon geſtern die Ehre hatte zu verſichern, gehört zu den Damen, die an den Nerven leiden, und die daher allerlei ſeltſamen Grillen ausgeſetzt ſind. Fräulein Sara iſt ſehr ſchön, aber ſie liebt nicht, daß man es ihr ſagt, Fräulein Sara iſt ſehr reich, aber ſie liebt wieder nicht, daß man ihr es merken läßt, Fräulein Sara ſingt wie ein Engel, ſpricht wie ein Buch, aber wehe dem, der darüber in Lobſprüche ausbricht, endlich iſt Fräulein Sara daran ſchuld, daß ſich der Herr von Melas nicht Baron nennt, was er doch mit gutem Fug und mit Hülfe ſeines Geldes geworden iſt. O vom Fräulein Sara könnte man ein ganzes Buch ſchreiben.“

„Das ich übrigens zu leſen wünſchte,“ rief Julian lächelnd.

„Nichts leichter als das,“ entgegnete Braun, dem das Eingehen auf ſeinen Vergleich ſchmeichelte; „kommen Sie heute Mittag zum Vater, ſo ſehen Sie das Wunderkind. Heute iſt ihr Tag, heute iſt ſie ſichtbar. Kommen Sie, theurer Herr Graf.“

„Kennen Sie den Franzoſen, der geſtern beim Soupé neben der Gräfin ſaß?“

„Ob ich ihn kenne? Ein Abentheurer voilà tout!“

„Er macht dem Fräulein Melas den Hof.“

„Er wird nicht reüſſiren, der pauvre!“ ſagte Braun mit Achſelzucken. „Ein hübſcher Junge — viel Geiſt, etwas Grobheit, Ungenirtheit — aus einem guten Hauſe — aber kein Vermögen; voilà tout. — Aber er macht zugleich Madame Solinges die Cour, und dieſe ältliche Kokette iſt froh, wenn Jemand ihr neues Wappen für ein altes anſieht; Herr Lazares thut ihr den Gefallen. Aber, theurer Herr Graf, Sie ſehen wohl, daß ich hier Ihnen zu Liebe aus der Schule plaudere. Meine Geſchäfte rufen mich; — alſo Sie kommen zu Mittag?“

„Nein, Herr Braun; allein ich werde in dieſen Tagen mich ein Mal zum Abend einfinden, und ich hoffe Sie dann dort zu ſehen.“

In der That, die Erinnerungen, die die Briefe gebracht, waren zu lebhaft, Mortons Uebelbefinden nahm eine zu ernſtliche Wendung, als daß Kallenfels vor Ablauf der Woche ſich in dem Salon des Commerzienraths hätte zeigen mögen. Als er es that, geſchah es an einem Abende, wo der gaſtfreie Wirth gewöhnlich keine Geſellſchaft ſah. Nichts deſto weniger war der Vorſaal eben ſo hell erleuchtet und mit Dienern ge=

füllt, wie an den Beſuch-Tagen. Es fiel Julian auf, mitten unter dieſem Schwarm geputzter Müßiggänger eine alte Frau in Lumpen zu ſehen, die ſich gerade die Treppe herabbewegte, als er hinauf ſtieg. Die Züge der Bettlerin hatten etwas eigenthümlich Starres, es lag in ihren kleinen zuſammengezogenen Augen ein ſtechender Ingrimm und der weite Mund war in Spott verzogen. Sie wankte an ihm vorbei und er bemerkte, daß, wie ſie der Hausthür zueilte, die Diener und der Portier ihr mit einer Art von Ehrfurcht Platz machten. Es war keine Zeit, ſich nach dieſer ſonderbaren Erſcheinung zu erkundigen, denn der anmeldende Bediente kam, um ihn in die Gemächer der Familie zu führen. Julian ſah ſich mit Ueberraſchung in einen Sommerpavillon verſetzt, der eine offene Fernſicht auf den Garten zeigte, und wo die kleine Geſellſchaft bei Gruppen von Blumen und einzelnen matt ſchimmernden Lampen zuſammenſaß, die warme Abendluft einathmend. Gräſin Jenny ſang wieder, und ihre Töne hatten in dieſer Umgebung etwas Zauberiſches, das auf das poetiſche Gemüth Julians wirkte. Er ſetzte ſich ſtillſchweigend auf einen Seſſel zwiſchen den Säulen, und verſank in Träumereien, indem er abwechſelnd den Blick auf die in nächtliche Schatten verſinkende Gegend, und dann auf den Salon und die Sängerin richtete, über deren blondem Haupte eine Lampe wie eine Mondkugel ſchimmerte, während Zweige von lila und weißem Flieder ſich auf ſie herabneigten, um im Hauche ihres Liedes zu duften. Es war das Schlummerlied aus dem „Othello."

Gegen Ende des Geſanges glaubte Julian neben ſich leiſe Schritte zu hören; er richtete den Blick dorthin und erſchrak faſt, denn in geringer Entfernung ſtand, wie eine Bildſäule in der Nacht, eine ſchlanke Geſtalt. Ihr Antlitz ſchimmerte bleich und ihre Blicke waren unbeweglich auf ihn gerichtet. Ein leichter Schleier von Gaze ſpielte in der Nachtluft. Wie die Arie beendet war und die letzten Töne wie Seufzer der Sehnſucht in die dunkeln Gebüſche verklangen, trat jene Geſtalt zwiſchen den Säulen hervor. Sie näherte ſich Jenny und legte liebkoſend ihren Arm um die runde Schulter des Mädchens, die freundlich lächelnd zu ihr heraufſah. Julian wußte, wen er vor ſich ſah, ohne daß man ihn den Namen genannt. Er betrachtete ſie genauer, und fand eine volle ſtolze Schönheit, mit einem Nacken und einer Kopfhaltung ähnlich der Büſte der Agrippina. Es fehlte dieſer hohen Stirne nur das Diadem. Am Hinterhaupt war das reiche ſchwarze Haar in einen ſtarken Knoten geſchürzt, an den Wangen fiel es in eine Menge glänzender Ringe herab, gleich der Haartracht, wie man ſie auf den Portraits der Königin Chriſtine ſieht, und die zugleich etwas Kühnes und Anmuthiges hat, wenn, wie hier, ein volles und bleiches Oval des Geſichts dieſer Mode entgegen kommt. Der Gazeſchleier war vielfach um den Hals geſchlungen; in dieſer weichen Umhüllung bewegte ſich der ſchöne Kopf mit ſeiner ſchwarzen Lockenfülle und ſeinem blitzenden Ohrſchmuck in Stellungen, wie man ſie in den Gemälden Titians öfters antrifft. Eine ſolche Erſcheinung konnte nicht anders als die Aufmerkſamkeit Julians im hohen Grade auf ſich ziehen. Er ſtand auf um ſich dem Piano zu nähern und der Banquier beeilte ſich ſeine ſchöne Tochter mit dem Fremden bekannt zu machen. Die Gräfin Solinges trat ebenfalls dazu und nachdem die gewöhnlichen Begrüßungen gewechſelt waren, ſagte die alte Dame mit dem ihr eigenthümlichen halb flüſternden, halb kreiſchenden Ton: „Ich wünſchte, meine theure Nichte, daſſelbe Lied von Ihnen geſungen zu hören. Sind Sie in der Stimmung, uns dieſe Freude zu gewähren?“ Sara neigte leiſe den Kopf, ohne etwas zu erwiedern, ſie blieb ſtehen, Jenny ſpielte, und die Geſellſchaft ſuchte wieder ihre Stühle auf. Julian war nicht ohne Kenntniß der berühmten Stimmen ſeiner Zeit. Die kunſtliebende und reiche Ariſtokratie Hannovers hatte das Glück, durch ihre Scala die am meiſten in Ruf ſtehenden ſtolzen Schwäne des Geſanges nach einander ziehen zu ſehen, und in der Bruſt des Jünglings hallten noch die himmliſchen Klänge der Paſta nach, dieſes weiblichen Byron's, die er in London, und ſpäter auch auf dem Kontinent, bewundert hatte. Damals ein Knabe noch, hatte manches Jahr indeß ſeine Schatten über dieſe Wunderblumen des Geſanges geworfen; jetzt, da er Sara Melas hörte, blühten die prächtigen Kelche neu auf, und verbreiteten einen berauſchenden Duft in ſeiner Seele. Nie hauchte Desdemona ihren Schmerz in rührendere und gewaltigere Klänge. Es ſchüttete der Wahnſinn ſein Füllhorn feurig dunkler Mohnblumen über die reine keuſche Bruſt Pſyche's. Der helle Marmorleib erzitterte unter dem Streit glühender dämoniſcher Töne, die wie Arme an ihm heraufrankten. Der Buſen fühlte eine wetterſchwüle Nacht ſich herabſenken, und doch athmete er unter allen Qualen der Beängſtigung mit vollen Zügen eine noch nie gefühlte Seeligkeit ein.

Glänzende ſüße Tongeiſter flatterten in die Höh' und ſuchten die drohenden Wolken zu zerſtreuen, aber immer düſterer zogen ſie ſich zuſammen, bis endlich jenes erſchütternde Finale, das Schatten des Todes über die Seele wirft, den grauſenvollen Klagegeſang endigt.

Es waren Worte, die den wahreſten und treueſten Ausdruck ſeines bewegten Gemüths in ſich trugen, mit denen Julian jetzt Sara'n nahte, als eine tiefe Pauſe vorhergegangen war; aber der Blick ihrer dunkeln Augen ſchreckte ihn zurück, und machte, daß das Wort auf der Lippe ihm erſtarb. „Nicht wahr,“ ſagte die Tochter des Banquiers mit kalter und ſcharfer Stimme, „das war vortrefflich, einzig, herrlich? — O ja, es giebt noch Schmerz in der Welt, und es fehlt nicht an einer Sprache, ihn auszudrücken.“ Julian ſah ſie betroffen an. Sie veränderte die Miene des Spottes nicht. Er wollte ſie um den räthſelhaften Sinn ihrer Worte befragen; aber es drängten ſich andere dazwiſchen. Später ſah er ſie mit Herrn von Lazares ſprechen. Ihre Miene blieb ruhig und kalt, die ſeine war lebhaft und leidenſchaftlich. Sie gingen auf und ab auf dem Vorplatz vor dem Hauſe. Julian verließ die Geſellſchaft. Die hohe Geſtalt Sara's folgte ihm in ſeine Einſamkeit und beſchäftigte ſeine Gedanken, bevor er ſich einem unruhigen und oft geſtörten Schlaf hingab.

Drittes Kapitel.

„Bei Gott, ich ſag' von ihm
nichts Böſes ohne Grund.“
Ballade vom armen Hannchen.

Gleich nach der Entfernung Julians fand in dem Gartenhauſe folgendes Geſpräch ſtatt. Der Banquier ſtellte ſich mit ſeiner Schweſter zwiſchen den Säulen des Eingangs und beide richteten ihre Blicke anfangs ſtillſchweigend auf das herumwandelnde Paar vor ihnen, das aus einer Jasminhecke hervortrat, um gleich darauf hinter einer Roſenhecke wieder zu verſchwinden. „Ein artiger junger Mann der Graf Kallenfels!“ hub die Gräfin an. „Er hat etwas durchaus Vornehmes in ſeinem Betragen.“ Der Banquier ſchwieg und ſtarrte, die Hände auf dem Rücken, in die Nacht hinaus. „Der wäre eine Parthie für Sara,“ ſetzte Madame Solinges hinzu.

„Er geht nach Wien.“

„Hm, es käme nur darauf an ihn hier zu feſſeln.“

„Du weißt, daß ich keinen Einfluß auf Sara habe,“ ſagte Herr Melas mit einem etwas verdrüßlichen Tone.

„Ich weiß, daß Du ſie in allen ihren Unarten beſtärkſt,“ entgegnete die Dame mit lebhaftem Vorwurf. „Ich weiß, daß, wenn es ſo fort geht, Du aus dem Mädchen eine unleidliche Perſon machen wirſt. Mich beſchuldige nicht; ich habe Dir das Beſte gerathen.“

„Und worin beſtand dieſer Rath? Ich habe in der That ihn wieder vergeſſen. Mein Kopf iſt ſo voll anderer Dinge.“

„O, ich ſagte Dir, daß Du vor allen Dingen jenes wahnſinnige alte Weib entfernen ſollteſt, mit der Deine Tochter in der vertrauteſten

Freundſchaft lebt, und durch die ſie ſich und Dich und uns alle zum Mährchen der Stadt macht.“

„Wer iſt dieſe Alte?“ fragte der Banquier zerſtreut.

„Eine Bettlerin, die zerlumpteſte und widerwärtigſte, die ich je geſehn,“ ſagte die Gräfin mit einem Schauder. „Mit dieſer ſchließt ſie ſich ein und dieſe ſonderbaren Konferenzen dauern oft eine ganze Stunde. Meine Kammerfrau ſagte mir geſtern, daß es Leute giebt, die ſchon das Gerücht herumtragen, die Alte ſei ein verkleideter Liebhaber.“

Der Banquier nahm ruhig eine Prieſe und lächelte.

„Ich würde Sara ſo bald als möglich verheirathen,“ fuhr die Dame fort; „damit ſie ihre Grillen nicht weiter treibe. Jetzt wäre es noch ein Leichtes eine gute Parthie für ſie zu finden, da Dein Unglück noch nicht in ſeinem ganzen Umfange bekannt geworden.“

„Schweig!“ rief der Banquier lebhaft. „Was weißt Du von meinem Unglück? Ich bitte Dich, mache mir mein Haus und mein Leben nicht zur Laſt." Er wandte ſich ab und erblickte einen Comtoir-Diener hinter ſich ſtehen, in deſſen Antlitz ſich Schrecken und Verlegenheit malten. „Was giebt's, Guſtav?" fragte ihn der Herr mit der ruhigſten Stimme.

„Ach gnädigſter Herr; Ihr Kaſſirer iſt eben zurück, und liegt krank in ſeinem Zimmer. Er läßt Sie inſtändigſt bitten auf ein paar Augenblicke zu ihm herabzukommen."

Herr von Melas entfernte ſich und Madame Solinges eilte dem Diener nach und fragte eilig nach der Urſache dieſes Vorfalls. „Der arme Herr Bernhard," wehklagte Guſtav leiſe, „in ſeiner Abweſenheit iſt ein Einbruch in die Kaſſe geſchehen, und eine große Summe iſt fort." „Das fehlte uns noch!" rief die Gräfin, und ſank auf einem Seſſel nieder. Sara und Lazares traten herein; ſie waren in einem lebhaften Geſpräch begriffen, und die erſtere bemerkte ihre Tante nicht, die in der Niſche des Eingangs hinter einem Epheugitter ſaß.

Herr Lazares war ein feiner kluger Franzoſe, dem ſeine Romantik und ſein ſchwarzer Bart ſehr gut kleideten. Vielfache Reiſen und Lebenserfahrungen hatten dem in ihm wohnenden Talent geſchmeidiger Bildung jene verführeriſche Glätte und zauberiſche Lebhaftigkeit gegeben, die gewinnt ohne zu blenden, und feſſelt ohne geprüft worden zu ſein. Seine Gedanken waren weder neu, noch probehaltig, aber ſie ſchimmerten. Es herrſchte in ſeinem Geſpräche jenes bunte Feuerwerk moderner Anklänge von Ideen, denen die Zeit ein großes Gewicht beilegt, und die in einem Salon nur dazu dienen, um die Intereſſen vor dem Einſchlafen zu hüten, und die alltäglichſten Motive mit einem modernen Firniß zu überziehen. Paul Lazares hatte ſich oft in Geſellſchaft von Porzellan-Vaſen, ſchnarchenden Möpſen und politiſirenden Damen befunden; er hatte ſich gewöhnt über die beſte Regierungsform zu ſprechen, mit derſelben Leichtigkeit und Sicherheit, wie er eine Stunde früher mit ſeinem Schneider über den Schnitt eines neuen Jagdrocks debattirt hatte. Es kam ihm nur darauf an ſich in eine Mode zu fügen, und endlich konnte man ja zwei ſchönen Augen gegenüber eben ſo gut und lange über eine Parlamentsrede ſprechen, wie man funfzig Jahr zurück über die faden Poeſieen von Dorat plauderte. Der Zweck war die Hauptſache, das Mittel gleichgültig. Hier war der Zweck eine reiche Erbin zu gewinnen, und die Mittel waren nicht übel gewählt. Der letzte Theil des Geſpräches, der ſich bis in den Pavillon und bis zu dem Ohr der Madame Solinges erſtreckte, war eine Fortſetzung jenes endloſen Thema's, das zwiſchen Sara und Lazares immer abgehandelt wurde, wenn beide allein waren; nämlich die Vortheile und eingebildeten Vorzüge des Reichthums und des Adels. Frau von Solinges hörte mit Staunen ihre Nichte gegen alle die glänzenden Pärrogative zu Felde ziehen, die in ihrer Meinung einen ſo hohen Werth behaupteten und denen ſie während ihres Lebens ſo mannigfache, zum Theil ſehr ſchimpfliche Opfer gebracht. Sie hütete ſich wohl den Gang des Geſprächs zu ſtören, als es aber durch die Dazwiſchenkunft ihrer Tochter ohnedies unterbrochen wurde, trat ſie, nachdem Herr Lazares ſich entfernt, aus ihrer Verborgenheit hervor, und ſtellte ihre hochmüthige Nichte über die Grundſätze zur Rede, welche ſie eben aus ihrem Munde vernommen. Sara, die ihre Tante weder achtete noch liebte, war ſelten in der Stimmung ihr Rede zu ſtehen; Madame Solinges wußte dieſes, ſie nahm alſo kluger Weiſe einen Umweg um ihr Ziel deſto ſicherer zu erreichen, ſie fing an von den Vorzügen des Herrn von Lazares zu ſprechen, und ſtellte ſie in Vergleich mit denen des jungen Grafen, der ſich ihr heute vorgeſtellt. „Du ſcheinſt Dich, meine Theure,“ hub ſie mit einem ſchmeichelnden Tone an, „für den jungen Franzoſen zu intereſſiren? Er beſucht nun unſer Haus ſchon ſeit einem halben Jahre.“

„Er iſt ein Mann von Bildung,“ ſagte Sara kalt.

„Das iſt er, und noch dazu von guter Familie; aber ſeine Grundſätze, mein Kind, ſeine Grundſätze.“ — Die Dame nahm ihre Nichte bei der Hand, und beide ließen ſich, während die Glasthüren geſchloſſen wurden, auf dem Sopha nieder. „Meine liebe Tochter,“ hob die Gräfin wieder an, „Deine Anſichten ſtimmen nicht mit den meinigen, nicht mit denen Deines Vaters zuſammen; das thut nichts zur Sache, Du haſt Verſtand und wirſt Deinen eigenen Weg gehen. Aber bedenke, meine Liebe, was iſt eigentlich das Ziel, das Du verfolgeſt, und das Du unſern Augen verbirgſt? Unſer Haus beſitzt Reichthümer, Dein Vater wird von einem edlen Ehrgeiz gelenkt, er ſowohl, als ich, hätten es gern geſehen, wenn Du einen der vornehmen und glänzenden Anträge angenommen, die Dir in Wien geboten wurden. Du haſt ſie alle abgelehnt. Deinetwegen führt Dein Vater den Titel nicht, der ihm zukommt, Deinetwegen leben wir hier ein zurückgezogenes Leben in der Provinz. Ich ſage nicht, daß dieſe Opfer uns irgend ſchwer geworden ſind, wir haben ſie Dir gern gebracht; aber nun ſage uns auch, wohin Du uns führen willſt; was das Ziel und Ende aller dieſer Geſpräche, dieſer Anſichten, dieſer ſeltſamen Meinungen ſein ſoll? Glaube mir, das wahre Glück läßt ſich um viel wohlfeileren Preis erkaufen; es liegt nahe. Liebſt Du Herrn Lazares, ſo nimm ſeinen Antrag an; er iſt nicht reich, aber wie geſagt, von guter Familie, und wir ſähen endlich, daß Du über Dein, über unſer Geſchick entſchiedeſt. Die Zukunft würde uns nicht mehr in einem ſo düſtern Lichte erſcheinen.

Die alte Dame hatte ſich warm geredet; ſie war ſelbſt erſtaunt über die Beredſamkeit, die ihr zu Gebote ſtand, und ſchwieg nun triumphirend, um die Antwort ihrer Nichte zu erwarten. Sara ſah ſie mit jenem kalten und ſcharfen Blicke an, der nichts Gutes weiſſagte und ſagte dann: „Frau

Gräfin; wie komme ich dazu, aus Ihrem Munde dieſe Vorwürfe zu hören?"

„O nicht immer dieſen ſtolzen Ton!" ſagte die Dame achſelzuckend. „Bin ich nicht die Schweſter Deines Vaters?" —

„Das ſind Sie," rief Sara mit Lächeln.

„Nun iſt dieſer Vater nicht Dein, nicht unſer aller Wohlthäter? Hat ſein Vermögen nicht dazu gedient —"

„Ihnen einen Mann zu kaufen — ich weiß das, Madame." — Es entſtand eine Pauſe. Die Gräfin fächelte ſich Luft zu. Mit demſelben unerbittlichen, kalten und ſtrengen Ton fuhr die Tochter des Banquiers fort. — „Aber ich — ich trage kein Gelüſte nach einer Grafenkrone, ich bin noch durch keinen Griff in den Beutel dieſes Reichthums ihm zinsbar geworden. Ich bin frei, und will es bleiben. Wenn es Worte gäbe, um Ihrer Seele es fühlbar zu machen, in welcher Stärke der Haß in meinem Buſen lebt gegen dieſes entſetzliche Metall, das uns alle in die Gemeinheit, in die grauſenvollſte Niedrigkeit herabgezogen, ich würde ſie gegen Sie ausſprechen; aber es fragt ſich dennoch, ob Sie mich verſtehen würden. Ich weiß es, daß in der fürchterlichen Welt, in der wir leben, alles käuflich iſt, von der Buſennadel an unſerm Halstuch bis zu dem Herzen, das darunter ſchlägt; es iſt eine große, unendlich ſchwere Sklavenkette, die uns an Entwürdigung und Schmach gefeſſelt hält, allein ich habe noch Hoffnung, mich zu befreien. Noch ſetzte ich nicht auf eine Karte in dieſem Spiele des ſchmutzigen Eigennutzes, noch berührte meine Lippe nicht den goldenen Granatapfel, von dem ein Kern mich ewig den Mächten der Finſterniß weihen muß.“

Die Gräfin war in nicht geringer Befangenheit, als ſie dieſe Worte hörte, deren Sinn ſie ſich nicht zu deuten wußte. Sie dachte einige Augenblicke nach, ob ſie nicht in irgend einem modernen Trauerſpiel etwas Aehnliches gehört habe; allein es wollte ihr nichts beifallen. Das Einzige, was ſie zu verſtehen glaubte war, daß ihre hochmüthige Nichte das Geld verachtete, und dieſe Geſinnung erſchien ihr ſo thöricht und wahnſinnig, daß ſie in der That nicht wußte, was ſie hierauf zu erwiedern habe. Sie verlor gänzlich den Muth, dieſes Geſpräch fortzuſetzen und ſtammelte nur noch die Frage: „Aber, mein Kind, wenn Du das Geld nicht achteſt und auch nicht den Rang, wonach ſtrebſt Du denn eigentlich?“ —

Die Gräſin war ſo eingeſchüchtert, daß ihr dieſe Frage, gleich nachdem ſie ſie ausgeſprochen, ſchon zu vermeſſen vorkam, und ſie erzwang ein kleines höhniſches Lächeln, um dahinter ihre Unruhe zu verbergen. Zum Glück wurde ihr die gefürchtete Demüthigung erſpart, denn der Banquier trat in dieſem Moment herein, und die Gräſin beeilte ſich ihn zu fragen, wie es mit dem unglücklichen Vorfall beſchaffen geweſen.

„Die Summe, die da fehlt,“ antwortete der Commerzienrath, nachdem er ſich im Zimmer umgeſehen, und ſich mit ſeiner Schweſter und

Tochter allein erblickt hatte, „iſt allerdings nicht gering; und es bleibt unbegreiflich, wer ſie kann entwendet haben."

„Iſt Dein ganzes Comtoir-Perſonal beiſammen?" fragte die Gräfin.

„Es fehlt Niemand."

„Und wem vertraute der Caſſirer die Schlüſſel, während ſeiner Abweſenheit?"

„Auf meinem Befehl, dem Bernhard."

„Dann iſt's, als wenn Sie den heiligen Gabriel ſelbſt mit dem flammenden Schwerdte vor Ihre Kaſſe geſtellt hätten," rief Sara lebhaft. „Bernhard iſt brav und rechtſchaffen; ich ſtehe für ihn."

„Und wo haſt Du dieſe Sicherheit, Sara?" fragte der Banquier etwas betroffen.

„Es iſt etwas in dem Auge dieſes jungen Menſchen, das mir Bürge iſt, er werde Sie nicht beſtehlen."

„Ach, ich ſah ſchon viele ſolche Augen," ſeufzte der Banquier unwillkürlich, „eben ſo jung, eben ſo offen, eben ſo hellleuchtend, und doch waren ſie Leiter von Händen, die ſich mit fremden Gute zu ſchaffen machten.“ — Sara wandte ſich ab. Die Gräfin flüſterte ihrem Bruder zu. „Der junge Menſch war kühn genug, ſein Auge bis zu ihr zu erheben, das hat ſie nicht vergeſſen, und darum ſpricht ſie jetzt zu ſeinen Gunſten.“ —

Viertes Kapitel.

> Giebt es Wunder, ſo ſind es die
> in unſerer eigenen Bruſt. —
> Rahel.

Ein paar Tage hierauf befand ſich Julian im Garten des Commerzienraths. Er erfuhr, daß dieſer auf einige Tage verreiſet, und die Gräfin mit Beſuchen in der Stadt beſchäftigt ſei. Er fragte nicht nach Sara, denn ein beſtimmtes Vorgefühl ſagte ihm, daß er ſie in einem der dunkeln Laubgänge treffen werde. Aber er durchwandelte ſie alle, ohne die ſchöne, jugendliche und zugleich würdevolle Geſtalt, die er ſuchte, auf ſich zukommen zu ſehen. Am Ende der Parkanlagen, dort wo ſie an einen öffentlichen Garten ſtießen, blieb er vor einem einſamen Häuschen ſtehen, das mit einer niedrigen Gallerie verſehen, und im Geſchmack der wohlhabenderen Schweizerhäuſer gebaut war. Er ſtieg die Stufen zur Gallerie hinauf und ſetzte ſich hier im Schatten einer breitlaubigen Kaſtanie nieder. Es dauerte nicht lange, ſo ſah er aus einem Seitengange Sara hervorkommen, gefolgt von jener räthſelhaften Alten, der er vor kurzem auf der Treppe begegnet war. Sie ſchloß das Häuschen auf, und beide traten in das untere Zimmer, deſſen Fenſter offen ſtand und Julian Gelegenheit gab, Zeuge der Geſpräche dieſer Zuſammenkunft, die ſeine Neugierde rege machte, zu werden. Die Stimmen waren ſehr leicht zu unterſcheiden, die Sara's, obgleich auch hier kurz und kalt, war nicht frei von dem eigenthümlichen, ſtarken und vollen Ton des Wohllauts, der damals Julian im Geſange ſo erſchüttert hatte, die der Alten klang ſcharf und höhnend, und ſtimmte vollkommen zu den ſeltſamen Anſichten und Mittheilungen, die ſie ausſprach. Sie ſtattete anfangs einen kurzen Bericht ab von Summen, die ihr, wie es ſchien, zu wohlthätigen Zwecken anvertraut worden waren; dann jedoch ging ſie mit einem triumphirenden Ton ihres widerwärtigen Organs zu einer Schilderung eigenthümlicher Art über. Sie machte die Beſchreibung von einigen Unglücksfällen, die ſich in der Stadt ereignet, und die zufällig einige angeſehene und reiche Familien getroffen hatten. Es lag in dieſen Gemälden eine Wildheit, eine detaillirte Grauſamkeit im Auffaſſen, und eine empörende Wolluſt in Schilderung der Schmerzen und des Unheils, daß Julian anfangs zweifelte, ob er auch recht höre. Aber die Alte wurde, je mehr ſie ſprach, gleichſam von einer ſataniſchen Begeiſterung getrieben. Sie ſchloß mit den ruchloſen Worten: „Ich glaube an keinen Gott, ich ſage es Jedem, der es hören will — aber zuweilen iſt es mir doch, als lebte da oben etwas, das ſich mit uns beſchäftigt. Ja, ja zuweilen bin ich Närrin genug, an eine Art Vergeltung zu glauben.“ Sie lachte und ſetzte dann mit einem heimlich vergnügt flüſternden Ton hinzu. „Sieh, ſchöne ſtolze Sara, wie ich heute in das Gemach eindrang, wo der prächtige reiche Mann ſtarb, wie ich im Vorſaal ſtand, allein, ich, eine Bettlerin, und wie Niemanden es einfiel, mich fortzujagen, und ich nun ungeſtört ſah, wie ſie alle lachend an mir vorbeirannten; die Diener, die er mit Gold belohnte, noch zuletzt den ſilbernen Löffel mitnahmen, mit dem der bittere Trank eines unkräftigen Medicaments noch über ſeine bleichen Lippen gegangen, wie der Notar mit dem Teſtament, auf dem eine erkaufte lügneriſche Feder der Armuth ihren kleinen Antheil weggeſtrichen und einem boshaften reichen Geizigen in den Schooß geworfen hatte, wie ich den Prediger hineingehen ſah, mit jenem gleichgültigen Geſicht, das eben ſo kalt war, wie der Himmel, den er verhieß, und an den er ſelbſt nicht glaubte, da war es mir, als müßte ich jauchzen vor Freude.

Ich hatte keinen andern Zorn, als nur den auf die Fliege, die neben mir ſummte, ſo laut, daß ich fürchtete, ich könnte einen jener leiſen und ſchauerlichen Seufzer überhören, die der Tod einer ſterbenden Menſchenbruſt zu entladen pflegt, und die mir ſo gräßlich tönen, wenn ſie ein Armer ausſtößt, und ſo ſüß, wenn ſie aus der Seele eines Reichen emporſteigen. Ja, ich hörte dieſe wimmernden, um Erbarmen und Linderung flehenden Töne, und mir ward frei um die Bruſt, ich ſah, hinzuſchleichend, jene Zuckungen, die da entſtehen, wenn das bleierne hohnlachende Geripp des Todes auf einem warmen Menſchenleib liegt, um ihn kalt zu machen. Aber das war es nicht allein, was mich entzückte und berauſchte, ich ſah, wie mitten in dieſen Kämpfen die Hand nach dem letzten Druck der Liebe ſuchte, und wie bezahlte Söldner ſie wegſtießen. Da war's, wo der morſche Leib zuſammenbrach, und im Nebenzimmer handelte man um die verſilberten Behänge des Sarges. Ich aber ſchlich hinaus und ſagte mir, es giebt jetzt einen Reichen, einen Bevorzugten weniger auf der Erde.“

„Das iſt gräßlich!“ ſeufzte Sara.

„Gräßlich?“ wiederholte die Alte in ihrem wilden Ton. Kann es wohl Schmerzen, qualvoll und gräßlich genug geben, um durch ſie das ſchreiende Unrecht, reich geboren zu ſein, abzubüßen?

Und welchen Vorzug giebſt Du dieſem armſeligen Golde?

Armſelig? O es iſt der geoffenbarte Gott. Es hat nie einen andern gegeben. Nur uns Armen hat man aus den Lumpen von Lüge und Mitleiden einen andern Gott zuſammengeſetzt, aber dieſer Gott iſt ein ſpröder, er erquickt unſern armen Leib nicht, wenn wir ihn darum anflehen, er wendet ſich weg, wenn wir ausſätzig und händeringend ihm nachgehen. Er giebt uns keine Palläſte, wenn wir in die Wüſte geſtoßen werden. Er läßt die zarten Gliedmaßen unſerer Kinder unter den Maſchinen zerbrechen, die für die üppigen Leiber ſeiner Lieblinge goldene Gewänder weben. Ich habe ihn geſucht in den Kirchen, wo er unter purpurnen Baldachinen und duftenden Räucherfäſſern wohnen ſoll, allein meine Lumpen waren ſeinem Auge kein angenehmes Schauſpiel, er verleugnete ſich vor mir, und nahm ein ſchamloſes Weib an, das er mit prächtigen Genüſſen und buhleriſchen Freuden ſegnete. Da dachte ich — ach, er wird wohl kommen, wenn dein letztes Stündchen ſchlägt — aber ich ſah Bettler ſterben, die eben ſo verlaſſen, eben ſo zerlumpt waren, wie ich, und der Tod ſchüttelte ihr armes Gebein, ſie ſtarben unter grauſamen Schmerzen, und — jener Vergelter erſchien nicht.

So wird er doch einſt erſcheinen, Martha! Haſt du denn nie die troſtreichen Verheißungen des heiligen Buches geleſen?

O ja, es ſteht dort die Geſchichte eines Königs, der alles für nichtig erklärte, nachdem er die Schätze und Genüſſe der Erde durchgekoſtet hatte; es wird von einem andern Könige erzählt, den Gott liebte, und der dem Armen noch das letzte Schäflein hinterliſtig ſtahl. Ich kenne dieſe alten Geſchichten, ſie wiederholen ſich täglich neu. Ich ſah ſie zu hundert Tauſenden, dieſe Lieblinge Gottes; unter den hellen Spiegelfenſtern ihrer Häuſer habe ich verſchmachtend gelegen, ihre Kronen ſah ich ſchimmern und vor meinen Augen wurde jener ekelhafte Diebeshandel um das Schäflein des Armen abgeſchloſſen. O grauſam, grauſam! Warum bleibt uns nur das ohnmächtige Winſeln übrig.

Und was willſt Du denn, Alte? Du biſt fürchterlich in Deiner Gier.

Was ich will? tönte die Antwort in einem halb heulenden, halb kreiſchenden Tone. Herabreißen will ich ſie von ihren Thronen, in den Staub treten dieſes fette, lächelnde Geſchlecht. Ihr Herz will ich aus dem Buſen reißen, und dahinein all das Gift tröpfeln, das das tauſendjährige, ſchreiende Unrecht im Buſen des Armen angehäuſt hat. O, laßt doch ſehen, ſind ihre

Leiber aus dauerhafteren Stoffen gewebt? ſind ihre Augen empfänglicher um Licht, Schönheit und Genuß einzuſaugen? iſt ihr Gaumen mehr geeignet den Wohlgeſchmack guter Speiſen zu empfinden, und gräbt ſich auf ihre Haut minder ſcharf der eckige Kieſel, der glühende Strahl der Sonne ein? — O warum denn uns nur die Schmerzen und nicht die Genüſſe? Warum kommt die Hälfte der Menſchen ſchon im Sklavengewande auf die Welt, um mit ihrem Blut und ihren Thränen die andere Hälfte zu füttern? Welches Verbrechen begingen wir, daß wir, unſchuldig geboren, gleich in eine Hölle geſtoßen werden, während ein langes laſterhaftes, üppiges Leben noch mit einem ruhigen Tod und Verſprechungen ewiger Seeligkeit endet? O Wahnſinn iſt es an eine Gerechtigkeit zu glauben, die gleich ſchon mit Ungerechtigkeit anfängt.

Still, Martha, Deine vermeſſenen Worte machen mich ſchaudern. Du biſt unverbeſſerlich in Deinem Haß.

Vergebt, ich weiß mein Geſchwätz nicht kunſtgerecht einzukleiden. Ich weiß von den fremden gelehrten Wörtern nichts, mit denen ſie in Büchern den Zuſtand der Welt, wie ſie jetzt iſt, zuſammenfaſſen. Ich rede nur einfach von dem wilden Schmerz, der am Herzen des Armen nagt, und der da wie ein unerſättlicher Hunger wüthen wird, bis ihr ihm den Kopf des Reichen hinwirſt. Ihr wundert Euch über meine Worte, Ihr könnt ſie, ſchönes Fräulein, noch weit ausdrucksvoller leſen auf den Geſichtern der Menge, wenn ſie die Flammen umſtehn, die das Haus eines Reichen verzehren. Seht da den Hohn, die ſchlecht verſteckte Freude — ſeht den helfenden Eimer unter allerlei Vorwand zurückgehalten — warum das alles? Es iſt ein Gerichtstag — ein ſtiller; heiliger Augenblick, wo ein unbedeutendes, kleines Sümmchen von der großen Schuld abbezahlt wird. — Die armen Thoren — im nächſten Augenblick brennen eben ſo hell ihre eigenen Hütten, und keine Hand findet ſich, die ſie wieder aufbaut, während der Pallaſt herrlicher wieder aus ſeiner Aſche ſteigt.

Ein leiſes Pochen an der äußern Thür unterbrach hier die Rede der Alten. Es entſtand eine Pauſe und Julian hörte die Stimme Sara's flüſtern: Sollte er es ſein? Ach ich bin nicht in der Stimmung ihn zu empfangen. Deine wilden Reden haben mein Blut in Aufruhr gejagt.

Ich will zahm ſein, friedlich wie ein Lamm, erwiederte die Alte mit veränderter Stimme. Euch will ich niemals kränken und beleidigen, obgleich Ihr reich ſeid; zu Euer Ohr komme keines jener bittern Worte, die ich, wie die Stachel des getretenen Wurmes, gegen unſere Peiniger kehre. Ihr habt mich vom Selbſtmord gerettet, als ich müde des Kampfes mit meinem böſen Geiſt, auf einem Haufen dürrer Blätter lag, und das Meſſer an meine Kehle ſetzte. Ich ſah in Euch anfangs auch nur eine jener armſeligen Mitleidigen, die ich noch heftiger haßte wie die ganz Verhärteten und Verſtockten, weil ich jenen noch

Dank heucheln mußte für eine Gabe, die ſie hochmüthig darreichten, und die in einem ſo ſchreienden Mißverhältniß ſtand zu meinem Elend und ihrem Glücke, daß ich ſie für eine Beleidigung mehr anſah. Auch von Euch empfing ich wenig, aber in Eurer Seele entdeckte ich ein Verſtändniß für den Fluch meines Daſeins, das ich noch nie bei einem Reichen, ſelten ſogar bei einem Armen fand, und dieſes kettete mich auf ewig an Euch. —

Horch, es klopft ſchon wieder; rief Sara unruhig. Verlaſſe uns; ich ſehe, daß ich doch werde mit ihm ſprechen müſſen. Eine ſchwere Pflicht.

Macht's gelind mit ihm. Er iſt jung. Ihn lockte die Metze der Welt mit den geſchminkten Wangen, die er für das natürliche Roth der Geſundheit und Liebe nahm.

Die Alte entfernte ſich durch den Garten, und es entſtand eine minutenlange Stille im untern Gemach, während Julian nichts vernehmen konnte, als nur das Oeffnen einer Thür und die

Tritte eines Mannes, der ſich dem Fenſter, an dem Sara Platz genommen, zu nähern ſchien. „Sie haben mich hierher beſchieden,“ tönte endlich eine wohlklingende, männliche Stimme. „Darf ich fragen, was Sie zu befehlen haben, mein Fräulein?“ —

Eine abermalige, noch längere Pauſe entſtand, endlich ſprach die Tochter des Banquiers mit einer leiſen und bewegten Stimme. „Bernhard, Sie ſind meinem Vater in dieſen Tagen eine Summe ſchuldig geworden; er könnte ſie vielleicht eben brauchen; hier nehmen Sie das Geld, erſtatten Sie es ihm, und erlauben Sie, daß ich mich als Ihre Schuldnerin anſehe.“

„Fräulein — Sie — wie ſoll ich das verſtehen?“ ſtammelte der junge Mann beſtürzt und mit Empfindlichkeit.

„Bernhard“ — ſagte Sara mit einer ſanften Stimme.

„Ich bin Ihrem Herrn Vater — mein Fräulein — nichts ſchuldig.“ Beide ſchwiegen wieder eine Weile. — „Sie peinigen mich!“ rief ſie. „Wir ſind allein. Halten Sie mich je für fähig Sie zu verrathen?“

„Gewiß, niemals!“

„Ich weiß, daß Sie eine Mutter haben, die Sie unterſtützen; ich weiß, daß die alte Frau von Gläubigern bedroht wird, Sie ſind ihre einzige Stütze. Das ſind Gründe, die einen Sohn bewegen können —

„Sprechen Sie alles aus“ — rief Bernhard heftig — „Sie haben auf mich einen ſchändlichen Verdacht geworfen, und ich — muß es dulden.“

„Das müſſen Sie nicht. Sie ſind ein Mann. Muß Ihnen ein Weib ſagen, daß der gerechte Stolz keine Kränkung erduldet, ſie mag kommen, von wem ſie will? Strafen Sie mich Lügen, wenn Sie es vermögen, und ich will Ihnen öffentliche Abbitte thun.“

„Ich werde auf ſtrenge Unterſuchung dringen.“

„Die wird Ihnen werden! — Bernhard, Sie kennen den Herrn von Melas nicht, Sie kennen die Leute nicht, mit denen Sie es zu thun haben werden — ach Sie kennen die furchtbare Gewalt des Metalles nicht, das Sie zum erſten Male gegen Sich herausgefordert haben. Beſſere, als Sie, ſind ſeiner Macht unterlegen; ich habe die Reinſten, die Edelſten von ihrer Höhe herabgeſtürzt geſehen durch einen Wink dieſes fürchterlichen Götzen. — Sie erheben Ihr Auge, blicken Sie mich an — Sie ſehen die heiligſte Theilnahme in dem meinigen leuchten. Ich bin nicht zu täuſchen, Bernhard, meine Nachrichten ſind zuverläſſig. Nehmen Sie um Gotteswillen meinen Vorſchlag an, es iſt Zeit — ſchrecklich wäre es, wenn Sie mir um wenige Tage gegenüberſtänden, belaſtet mit dem Fluche jener Elenden, die fortan ein Recht ſich anmaßen werden, Sie durch Ihr ganzes Leben zu verfolgen, jede Ihrer Handlungen anzutaſten, Ihnen auf ewig den Stolz und die Kraft des Mannes zu rauben.“

„Welch eine peinliche Stunde.“

„Wir wollen ſie abkürzen. Hier iſt, was Sie

Ihre Freundin bittet anzunehmen. Es wird uns gelingen, ohne das mindeſte Aufſehen alles in's Gleiche zu bringen. Verlaſſen Sie mich jetzt; ich erwarte alle Augenblicke meine Tante nach Hauſe.“

Julian vernahm nach dieſen Worten nur eine kurze, von der heftigſten Bewegung oft unterbrochene Rede. Sie enthielt ein halbes Geſtändniß und einen Dank, den Thränen unterbrachen. Sara's Stimme ward nicht mehr gehört. Nicht lange darauf wurde die Thüre nach dem öffentlichen Garten zu geöffnet und wieder geſchloſſen. Eine tiefe Stille trat ein. Nach einer Weile tönte Jenny's heiterer Ruf durch den Garten, Sara verließ das Gartenhaus, und beide Mädchen gingen Arm in Arm den Baumgang hinauf.

Julian kam nach Hauſe, erfüllt von den Eindrücken dieſes ſeltſamen Auftritts. Von der vermißten Summe hatte er reden gehört und erklärte ſich daher leicht Sara's edelmüthiges Beſtreben den unglücklichen Jüngling zu retten, aber räthſelhafter erſchien ihm das Geſpräch mit der unheimlichen Alten. Es ſtimmte ſeltſam zuſammen mit jener kurzen und höhnenden Antwort, die ſie ihm an jenem Abend gleich nach dem Geſange gegeben. Er wußte ſich mit ſo viel Sanftmuth ſo düſtre Härte nicht zu reimen, und das Reſultat ſeiner ſchwankenden Betrachtungen und Schlüſſe war, daß er ſchon am nächſten Morgen wieder vor der Hausthüre des Commerzienraths ſtand.

Fünftes Kapitel

Wo für Metall feil Glauben und Tugend iſt,
Gilt als Verdienſt wegſtoßende Sprödigkeit.
Platen.

Der Empfang, der ihm im Hauſe des Banquier's wurde, war ein ausgezeichnet gütiger. In Folge ihrer letzten Unterredung miteinander glaubte die Gräſin und ihr Bruder ihre Aufmerkſamkeiten für ihren Gaſt verdoppeln zu müſſen, um ihn zum längern Dableiben in einem „elenden Städtchen voll Krämer,“ wie die Gräſin ſich ausdrückte, zu bewegen.

Sara's Pferd ſtand geſattelt und ſie forderte ihn auf, ſie zu begleiten; Paul Lazares tummelte bereits einen prächtigen Braunen, ächt engliſcher Zucht, im Hofe. Es war ein herrlicher Morgen, die Luft vollkommen rein, der Himmel von einer kryſtallhellen Friſche und Durchſichtigkeit. Die Mauern der Stadt waren bald hinter den drei rüſtigen, jugendlichen Reitern, und vor ihnen breitete ſich eine weite von Baumgruppen und einzeln verſtreuten Dörfern belebte Ebene aus. Es war eine jener üppigen Wieſengründe, voll beſcheidener, aber eigenthümlich maleriſcher Reize, wie man ſie in Mittel-Deutſchland, mehr gegen den Süden zu, öfters antrifft. Es ſchmeichelte dem Auge keine großartige Abwechſelung von Fels und Thalpartbieen, die Unebenheiten des Bodens waren nur mäßige Hügel, aber dieſe ſtanden in einem ſo geeigneten Verhältniß zu der Landſchaft, daß ſie den Eindruck von Bergen hervorbrachten. Man vergaß, indem das Auge auf ihren Spitzen mit Vergnügen weilte, daß alle dieſe Schönheiten nur in einem kleinen Maaßſtabe vorhanden waren, und daß ſie nothwendig verſchwinden müßten, wenn man ſie mit den Formen und Schönheiten der Gegenden zuſammenſtellte, die nur eine oder zwei Tagereiſen ſüdlicher ſich dem erſtaunten Blicke des Reiſenden öffnen.

Man will beobachtet haben, daß unter einem Engländer, Deutſchen und Franzoſen, der letztere am wenigſten Auge für die Gegend hat, durch die ſie ihre gemeinſchaftliche Reiſe führt. Es wird ihm, wenn man ihn auffordert, nie an enthuſiaſtiſchen Worten fehlen, Schönheiten zu beſchreiben, die er ſieht und nicht ſieht, allein den wahren Bewunderer der Natur läßt dieſer plötzliche und mit eitlem Gepränge gezollte Beifall kalt; er wird ſich lieber zu dem ewig ſtummen aber keineswegs ſtumpfen Inſulaner wenden, deſſen kurze untergelegten Textworte die melodieenreiche Compoſition der Gegend nie verderben, wenn ſie ihr auch keine erhöhte Deutung beizulegen verſtehen. Der Deutſche iſt gewiß eben ſo warm ergriffen, als der Britte, allein es fehlt ihm dabei auch nicht das Wort, wenn es ſein muß, beredt und energiſch ſeine Empfindungen auszudrücken. Wir ſetzen mit Abſicht: wenn es ſein muß, denn ohne einen geringen Zwang von außen, verſinkt auch er gern in jene poetiſche Träumerei, die in einem anmuthigen Spiel mit Bildern beſteht, zu denen die Außenwelt die Farben, und die Seele alte Erinnerungen und junge Hoffnungen leiht. Die Natur kann nur zu einem reichen Innern ſprechen, eine leere und leidenſchaftloſe Seele ſieht in ihr nur das Bild ihrer eignen Planloſigkeit und Langeweile.

Dieſe Betrachtungen ſollen nur einleiten, wie Paul Lazares es möglich machte von der Politik zu ſprechen, an dem heiterſten Morgen und beim Anblick der lieblichſten Landſchaft umher. Die unruhige und ſchwärmeriſche Seele Sara's ließ ſich nur zu leicht verleiten, ihre Aufmerkſamkeit der ewig ruhigen Natur zu entziehen, und ſie den unermüdlich bewegten Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft zu ſchenken. Nur Julian fühlte ein lebhaftes Mißbehagen, als er die alte Lärmtrommel der Salon's in der heiligen Sabbathſtille der Landſchaft rühren hörte. Aber er konnte nicht umhin, ſein Urtheil mit beizuſteuern; obgleich er es tauſendmal lieber geſehen hätte, mit Sara ſich allein zu befinden, um ſie über die räthſelhaften Auftritte des geſtrigen Tages zu befragen.

„Ueber dieſe Gegenden,“ ſagte Sara, als ſie durch ein beſonders reiches und wohlausſehendes Dorf ritten, „hat früher der Krummſtab eines Prieſters geherrſcht, und man verſichert mich, daß ihr Wohlſtand noch von jenen Zeiten herrühre.“

„Ach,“ rief Paul, „ich habe die Ehre gehabt, einige dieſer reſpektabeln Herren in der Kathedrale ausgemeißelt zu ſehen. Sie mögen ſtattliche Perſonnagen geweſen ſein, und ich beneide ſie um ihre langen Handſchuhe, ihre Schuhe mit Schnabelſpitzen und ihre gebauſchten Hemdkrauſen. O, was muß Deutſchland damals für ein glückliches Land geweſen ſein!“

„Grade ſo glücklich, als Frankreich unter der Regierung des Kardinals Mazarin,“ ſagte Sara.

„Der Kardinal,“ entgegnete Paul ernſthaft,

„hatte ſeine Tugenden. Er erhob den Adel, und leitete die Glanzperiode Frankreichs unter unſerm vierzehnten Ludwig ein. Ehrgeizige Prieſter ſind immer die Verbündeten der Ariſtokratie geweſen, denn natürlich, ihre Vortheile gehen Hand in Hand. Ich glaube, daß um den Adel in Frankreich ganz zu ſtürzen, man nichts weiter nöthig hat, als die katholiſche Religion abzuſchaffen — aber ich will dieſes außerordentliche revolutionäre Geheimniß nur unter uns ausgeſprochen haben.“

„Ich will Sie nicht verrathen,“ rief Sara lachend, „man könnte ſonſt gleich mit Ihnen den Anfang machen.“

„O ich gebe auf meinen Adel nichts — ich halte ihn für einen alten Aberglauben, und ich will kein Geſpenſterſeher ſein.“

Auf der Lippe Julians ſchwebte ein ſtolzes und unwilliges Lächeln, das Sara'n nicht entging.

„Wir haben,“ fuhr Lazares fort, „in unſerm ſchönen Frankreich alle Syſteme durchgemacht. Wir haben einen uralten faſt chineſiſchen Adel gehabt, und wir haben ihn zu den zerbröckelten Thürmchen und Pagoden geworfen, zu denen er gehört. Ein tauſendjähriger Irrthum, ein faſt an Vergötterung grenzendes Vorurtheil hat uns, wie wir es opferten, keine Thräne gekoſtet, wir hatten darauf eine griechiſche Republik — ach, es war nicht unſere Schuld, daß kein Pericles dabei war, darauf eine kurze ſtürmiſche Partheienregierung und endlich einen glänzenden Kaiſerſtaat, mit ſiegreicher Soldateſke und europäiſchem Ruhme. Eine kurze Pauſe trat ein; wir nahmen das Alte wieder auf, allein es genügte nicht, und jetzt ſteht eine conſtitutionelle Monarchie gegründet. Nimmt man nun an, daß wir dieſes viertel Dutzend Könige, ein Kaiſer und eine Maſſe Herrſcher unter allen Namen in einem halben Jahrhundert beſtanden haben, in einer Spanne Zeit, die in andern Staaten ein einziger König auf ſeinem Throne ruhig verſchlummert, ſo kann man uns nicht übel nehmen, daß wir von der Zeit Stoiker geworden ſind, und den lieblichſten, einſchmeichelndſten Träumen den Rücken kehren.“

„Rechnen Sie den Adel auch unter dieſe Träume?“ fragte Julian.

„Gewiß, er iſt einer der verderblichſten, weil er bei allem Nachtheil der Täuſchungen noch dazu ein ridicule auf den armen Träumer wirft.“

„Und dennoch werden Sie zur Zeit der Reſtauration Ihr Beſitzthum mit vieler Freude wieder in Ihre Hände haben gelangen ſehen?“

„Ich will es nicht leugnen, ich — oder vielmehr mein älterer Bruder hatte die Thorheit, ein Schloß wieder in Beſitz zu nehmen, das ſchon in die Gewalt der Nation übergegangen war. Es klebte, wie man mir ſagte, über dem Thorweg dieſer morſchen Mauern ein altes Wappen, und Gabriel Lazares war nicht der Mann, eine ſolche läppiſche Hieroglyphe aus der Feudalzeit ohne eine gewiſſe weibiſche Rührung anzublicken. Was mich betrifft, ſo habe ich die „Halle meiner Ahnen“ ſeit meinem zwölften Jahre nicht wiedergeſehen, und nur, wenn ich zufällig im Froiſſard blättere, fällt mir ein, daß ſich ein Marquis von Prailly, das iſt der Name unſers herrlichen Trümmerhaufens, in einem Treffen auszeichnete, das Karl der Einfältige lieferte, daß ein anderer Prailly die Ehre hatte, Ludwig dem Kinde zu dienen, und ein dritter mit Karl dem Kahlen ſeinen Untergang fand. Während ich dieſe glorreichen Erinnerungen überdenke, habe ich dann gewöhnlich eine hinlängliche Doſis Ariſtokratie auf ein ganzes Jahr verſchluckt, um mit gutem Gewiſſen einer hübſchen Pachterstochter den Hof zu machen, oder der geiſtreichen Rede eines liberalen Miniſters aus vollem Herzen Beifall zu klatſchen."

„Sie weichen alſo mit guter Art von einem Poſten, den zu behaupten Sie entweder nicht die Luſt oder — den Muth haben?" fragte Sara.

„Muth?" wiederholte der Franzoſe in einem etwas hochmüthigen Tone; „unſere Nation ſteht nirgends im Verdacht der Feigheit. Aber wohl unterſcheidet ſie ſich darin von ihren Nachbaren, daß ſie nicht mit abergläubiſchen Skrupel an alten Vorurtheilen hängt, daß ſie nicht verſucht den Schein noch zu retten, wenn die Sache ſelbſt ſchon längſt verloren iſt.“

„Iſt das ein Fehdehandſchuh für uns Deutſchen?“ fragte Julian lächelnd.

„Nehmen Sie ihn auf — nehmen Sie ihn auf!“ rief Sara raſch, indem ſie einen blitzenden Strahl ihrer dunkeln Augen auf ihren Nachbar zur Rechten warf. „Mich gelüſtet Ihre Anſicht zu hören.“

„Sie lautet ziemlich verſchieden von der des Herrn von Lazares,“ entgegnete Julian ruhig.

Lazares machte eine ehrfurchtsvolle und lächelnde Verbeugung.

„Sprechen Sie, Graf,“ rief Sara eifriger.

„Herr von Lazares,“ hub Julian an, „hat die Baſis, auf dem unſer Streit ruht, richtig angegeben. Es gehört Muth dazu in unſeren Tagen die Stellung zu behaupten, in die uns eine adelige Geburt ſetzt; aber wenn wir zugeſtehn, daß der Preis überhaupt des Kampfes würdig iſt, ſo wäre es ehrlos gehandelt von dieſem Kampfe abzuſtehn, bevor wir alle Kräfte angewendet haben uns den Sieg zu ſichern. Wir fechten noch heute, wie die alten Ritter der Tafelrunde, um unſer gutes Recht, doch dieſes Recht beſteht nicht in alten Satzungen und Pergamenten, es beſteht in den heiligen Ueberlieferungen der Geſchichte. Kein Volk, keine Regierungsform, ſie mag heißen wie ſie wolle, kann die Denkmäler der Vergangenheit ſpurlos von der Erde vernichten. Ein Volk, das ſeine Traditionen nicht achtet, hat keine Garantie für ſeine neuen Inſtitutionen, denn das nächſte Geſchlecht wird ſie mit eben ſo wenig Pietät über den Haufen ſtoßen."

„Ah Sie ſprechen zu Gunſten der Stabilität," rief der Franzoſe, „und beachten nicht die Forderungen der Zeit."

„Die Zeit fordert nur eine veränderte, verbeſſerte Geſtalt, keine Verachtung. Die Inſtitutionen der Geſellſchaft, eben ſo wie die der Kirche erheiſchen von Zeit zu Zeit Reformen, allein dieſe Reformen müſſen wir uns nicht von unſern Feinden abtrotzen laſſen, ſondern es iſt an uns zuerſt und freiwillig jene Opfer zu bringen, die das Wohl des Ganzen von uns fordert. Sei es, daß der Adel in einigen Staaten mehr, in andern weniger darnieder liegt, ſo ſind doch immer nur ſeine äußern Formen angegriffen worden, ſein innerer Gehalt, der ſich als tüchtig bewährt hat, wird durch alle Stürme der Zeit ſiegreich hervorgehen."

„Was nennen Sie den innern Gehalt? den Reichthum, den Grundbeſitz? Es iſt wahr, in Oeſterreich, wo es Majorate giebt, behauptet die Ariſtokratie ihr Anſehen."

„Der Beſitz macht eine Stütze, aber nicht den Werth des Adels aus," entgegnete Julian. „Ich will nicht, daß der Edelmann zum Kaufmann werde, um mit den Induſtriellen in An häufung von Schätzen zu wetteifern. Dieſes wäre der ſchlimmſte Abweg und hierbei grade verlöre ſich jenes hohe, poetiſche Bewußtſein, der Hauch der Weihe und, wenn ich ſo ſagen ſoll, von religiöſem Alterthumsgeiſt, der immer noch, trotz aller Angriffe, auf dieſem verfolgten und geſchmähten Stande haftet. Zudem ſchläfert der Reichthum die Kräfte ein, und läßt nur zu leicht einen Stolz entſtehn, der allein auf den Beſitz, als die einzig wahre Grundlage, fußt. Der Reichthum iſt ein treffliches Mittel die Thätigkeit durchgreifend und wirkſam zu machen, allein ein reicher und dabei müßiger Adel wird leicht dem Staat eben ſo läſtig und ſchädlich, als ein gänzlich verarmter. Es hat ſich ein dritter Stand gebildet; wir ſehen ihn ſchnell emporſteigen und ihn im Beſitz von Reichthum, Klugheit und regem Eifer; zugleich löſ't der Zeitgeiſt viele Inſtitute auf, die eigens zu unſerer Bequemlichkeit und zu unſerem Vortheil geſchaffen ſchienen, ſollen wir jetzt erſchreckt und zürnend zurücktreten, um auf unſern alten Schlöſſern, unter dem Gerülle alter Erinnerungen in müßigem Groll auf einen Blitz des Himmels zu warten, der unſere Feinde niederſchlägt? Nein, rüſtig vorwärts! Mitten im Leben, in dem rauſchenden bunten Markt der Zeit iſt unſer Platz. Es gilt den Muth, die edle Beharrlichkeit, den uneigennützigen Eifer, die unerſchütterliche Treue, alle jene edlen Tugenden, die die Farben unſeres geiſtigen Wappenſchildes ſind, anzuwenden, um unſeren Platz zu erkämpfen. Dieſer Platz iſt aber nicht mehr auf der Tribüne eines Turnier's, unter dem Baldachin der Fürſten in einem müßigen und prahleriſchen Gepränge, nein, er iſt da, wo der wahre Edelmann ſich bewährt, im Kampfe gegen Willkür, gemeinen Uebermuth und freche Geſetzſtürmerei. Noch ſtrömt durch die Gauen unſeres herrlichen Deutſchlands derſelbe majeſtätiſche Rhein, der die Thaten unſerer glücklicheren Ahnen ſah, noch herrſcht die alte Treue und Redlichkeit und noch ſteht die geharniſchte Mauer deutſcher Ritter, die die Unbill und den Verrath fern halten ſollen vom theuren Vaterland.“

Sara blickte auf, und ihr Auge traf auf Julian. Sie ſah ſeine Wangen von einem ſchönen Roth umgoſſen, ſein dunkles Auge barg die Flammen nicht, die ſeine erregte Seele und ſeine letzten Worte durchglühten, und ſein Blick, der dem Sara's begegnete, fand eine ſtumme, aber begeiſterte Antwort in dem ſtolzen Auge der Tochter des Banquiers.

„Wir ſind von unſerm Wege abgekommen,“ rief Paul Lazares. „Erlauben Sie, daß ich den Reitknecht hinſchicke, damit er ſich in jenem Dorfe erkundige.“ Er entfernte ſich um den weit zurück gebliebenen Bedienten aufzuſuchen. Sara und Julian ritten langſam weiter.

„Ach!“ rief Sara, „ich beklage heute zum erſten Mal, daß ich nicht zu dem Adel gehöre, der in Ihnen einen ſo feurigen Vertreter findet.“

Sie wandte ſich, während ſie dieſes ſagte, zu ihrem Begleiter um; ihr Pferd ſcheute und indem ſie auf eine Antwort auf ihre Bemerkung wartete, gab ſie ſich keine Mühe die wilden Sätze des unruhigen Thiers zu hemmen. Es bäumte ſich immer gefährlicher und Julian eilte hinzu um es am Zügel zu faſſen. Seine Hand berührte dabei den Arm und die kleine, in einen ſtrohfarbenen Handſchuh gehüllte Rechte Sara's. Ein leichtes Erröthen glitt über ihre Wangen. „Sie ſehen,“ rief ſie mit einem düſtern Lächeln, „ich will zum Adel gehören, und verſtehe mich doch ſo ſchlecht auf die adeligen Künſte.“ — Nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Der iſt zu beklagen, auf dem der Fluch des Geldes liegt. Dieſes Metall begeiſtert nicht, es erwärmt nicht das Herz und erkräftigt nicht den Geiſt. Es iſt der Egoismus in ſeiner widerwärtigſten Geſtalt.“

Sie ritten einige Zeit ſtillſchweigend neben einander. „Wie glücklich müſſen ſie ſich hier fühlen,“ hub Julian mit Wärme an. „Unabhängig, frei, geliebt und bewundert — die Königin dieſes Thales!“

„Glauben Sie denn daß ein paar freie, in Putz und Leichtſinn verbrachte Stunden den Buſen einer Frau immerdar ausfüllen können?“

„Ihr Geſang neulich,“ ſagte Julian zögernd und erröthend, „läßt mich fürchten, daß Sie doch dabei nicht ganz glücklich ſind.“

Sara wandte ihr Haupt weg.

„Vergeben Sie; ich habe Ihren Unwillen durch eine unzarte Andeutung rege gemacht.“

Sara wandte ſich langſam um, und reichte ihm ihre Hand mit einem ſanften und, wie Julian zu bemerken glaubte, thränenfeuchten Blicke. Indem kam Paul Lazares angeſprengt. Man mußte durch's Dorf zurückreiten um die verfehlte Straße wieder zu gewinnen. Die Sonne brannte ſchon in ihrer Mittagshöhe, als die drei Reiter vor dem Hauſe des Banquiers anlangten. Julian beurlaubte ſich um den Tag einſam bei ſeinem Freunde zuzubringen.

Sechstes Kapitel.

„Sagt mir, welches ſind die Kennzeichen der Liebe?“ —
Altes Schauſpiel.

Die Geſundheit Sir Charles war wiederum völlig hergeſtellt. Er nahm Theil an den Kovalkaden, die die kleine Geſellſchaft unternahm, um die umliegende Gegend kennen zu lernen, und beſonders ſchien es, als fände die muntere Jenny von Neuem Gefallen am Reiten, ſeitdem der ſchweigſame aber ſchöne Morton an ihrer Seite ritt. Die beiden Reiſenden ſchienen ihre Reiſe vergeſſen zu haben, und Herr von Melas und ſeine Schweſter fanden immer mehr, daß ihr Salon an Lebhaftigkeit und Glanz gewonnen habe, ſeitdem ein junger, deutſcher Graf und ein ſchriftſtelleriſcher Gentleman die Zierden ihrer Abendvereinigungen ausmachten. Es war oft, als wenn die Muſik beſſer ſtimmte, als wenn die Blumenvaſen reichere Düfte verſtrömten, und die Anekdoten und Geſpräche um vieles kürzer und weit weniger langweilig erzählt wurden.

Eines Morgens wurde Julian mit einem Beſuch des Herrn Braun beehrt. Dieſer ſchlaue und beobachtende Herr hatte ſeit einer Woche ungefähr eine ganz beſondere Miene angenommen, wenn er Julian grüßte, oder Gelegenheit nahm, jene leichten und witzigen „Andeutungen“ anzubringen, zu denen er, wie er glaubte, ein ganz eigenthümliches Talent vom Geſchick erhalten hatte. Er trat auch jetzt wieder leicht und ſcherzend ein, und indem er mit ſeinem Stöckchen ſpielte und es von Zeit zu Zeit mit einer äußerſt ſanften Berührung auf die feinen glänzenden Schuhe tupfte, ſagte er: „Ach mein theurer Herr Graf, welch ein Entzücken verſpüre ich, Sie noch in unſern Mauern weilen zu ſehen!

O Herr von Melas muß große, große Anziehungskräfte beſitzen.“

„Keine anderen, Herr Braun, als ſeine Gaſtfreundſchaft, die er mit ſo vieler Feinheit und mit großem Geſchmack ausübt.“

„Da haben wir es, die Gaſtfreundſchaft — voilà tout!“ ſagte der Kaufmann mit einem Lächeln, das er zu den gelungenſten „Andeutungen“ ſeines Lebens zählte. — „Aber,“ ſetzte er hinzu, „die Aktien des Herrn von Melas ſtehen auch nach den neueſten Nachrichten wieder über Erwarten gut. Man rechnet, daß Mademoiſelle eine Revenüe von baaren ſiebzigtauſend Gulden haben wird.“

„Behalten Sie ihre koſtbaren Geheimniſſe für's Erſte bei ſich, Herr Braun. Wenn ich Abſichten auf die Tochter des Herrn von Melas haben ſollte, ſo werde ich mich alsdann an Sie wenden.“

„Viel Ehre — voilà tout. — Ohne Zweifel wiſſen Sie, daß die Familie jetzt auf ihr Landgut geht? O ein ſüperbes Beſitzthum. Für die

Tafel alles im Ueberfluß — die ſchönſten Fiſche — Krebſe: jetzt iſt gerade die Saiſon für die Krebſe. Ja, es iſt herrlich, wenn man über die Börſen-Bilanzen ſo erhoben iſt, wie unſer Freund. Man ſieht alsdann dem Spiele mit der gehörigen Ruhe zu. — Ach, ſie zeichnen auch — ich erblicke hier mein Bild — wahrhaftig ſehr ähnlich — aber auch nicht geſchmeichelt — in der That — eine Karrikatur, voilà tout.

Julian blickte auf die Zeichnung, und erkannte eine Skizze Morton's, über die ſie beide öfters gelacht hatten. Sir Charles, nach ſeiner Liebhaberei für Zerrbilder, fand in der Geſtalt des ſehr ehrenwerthen Herrn Braun ein nicht zu verachtendes Wildpret für ſeinen Gaumen. Er hatte ihn mit flüchtigem Bleiſtifte treu wiedergegeben, und Julian befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, wie er das komiſche Talent ſeines Freundes in Konflikt mit dem Gegenſtand, den er ſich gewählt, genügend entſchuldigen und bemänteln ſolle. Aber die Eitelkeit des Herrn Braun half ſelbſt ihn über jede Verlegenheit. „Erlauben Sie, daß ich dieſe geniale Zeichnung meiner Frau bringe," rief er, als Julian eben ſeine Entſchuldigungen vorbringen wollte, „ſie beſitzt noch kein Bild von mir, das die ganze Figur darſtellt, und dieſes, wenn auch ein klein wenig exaggerirt, hat doch unverkennbare Aehnlichkeit."

Er brachte die Karrikatur vorſichtig in ſein Taſchenbuch und empfahl ſich dann, indem er die Hoffnung ausſprach, mit Kallenfels auf dem Landhauſe ſeines Gönners wieder zuſammenzutreffen.

* * *

Herr Braun hatte nicht zu viel geſagt von dem Landhauſe des Banquiers; es war in der That eine Beſitzung, wie ſie ein Fürſt ſelbſt nicht verſchmähen würde. Ein im neueſten Geſchmack gebautes Schlößchen erhob ſeine zierlichen Linien auf der Höhe eines mit Gartenanlagen gezierten Hügels, von dem herab ein Park begann, der ſeine Wege und pittoresken Parthien bis nahe an's Gebiet eines ſehr beſuchten Mineralbrunnens ausdehnte. Man konnte alſo in dieſem reizenden Sommeraufenthalt die Annehmlichkeiten der Stille und Einſamkeit mit den Genüſſen der Geſelligkeit verbinden, und Herr von Melas, ſo wie ſeine Schweſter benutzten dieſe paßliche Lage auf das Beſte. Die breiten Wege des Parks wurden ſelten leer von Equipagen, die aus dem Badeorte Gäſte brachten, oder von der Villa Neugierige zu den Merkwürdigkeiten und neuen Erſcheinungen des Bades brachten.

Das eigenthümliche aus Ruhe und genießender Thätigkeit zuſammengeſetzte Leben einer reichen Familie auf dem Lande begann ſich jetzt nach den Geſetzen zu formen, von denen man annimmt, daß ſie die tauglichſten ſind, um weder ſich ſelbſt, noch andern einen Zwang aufzulegen. Den Vormittag beſchäftigte ſich Jeder auf ſeine Weiſe in ſeinem Zimmer, vor der Mittagstafel fand ein kleiner Spaziergang ſtatt, am Abend gewöhnlich ein Spazierritt, und die erſten Stunden der warmen, ſchönen Sommernacht brannte die Lampe des Salons und ſammelte um ſich einen Kreis, welcher „der Geſpräche Heiterkeit mit der Lyra Tönen miſchte.“ — Oft ſaß man auf der Terraſſe, und ſah den Mond ſich in dem Baſſin unten am Hügel ſpiegeln, oft unter der Gruppe von drei alten Lindenbäumen, die ihren Blüthenduft mit dem Aroma der Theeſchaalen miſchten.

An einem ſolchen Abende fanden ſich, was jetzt öfters geſchah, Sara und Julian allein am Tiſche. Der Banquier und ſeine Schweſter, ſo wie Jenny und Paul Lazares waren aus dem Badeorte noch nicht wieder zurück, Morton hingegen machte einen ſeiner langen träumeriſchen Spaziergänge, von denen er nur nach Mitternacht, oft auch erſt gegen Morgen wieder heimzukehren pflegte. Sara und Julian waren alſo allein. In dieſem Umſtande lag nichts Auffallendes. Sara's Weiſe mit ihren Hausgenoſſen und Angehörigen zu verfahren, war ſo ſelbſtſtändig, und zu Zeiten ſo gebietend, daß Keinem es einfiel, ihrem freien Handeln irgend ein Geſetz des

Herkömmlichen entgegen zu ſtellen. So wie ſie ſich zum Aerger der Gräfin Stunden lang mit einer alten Bettlerin einſchloß, und mit dieſer auf dem vertrauten Fuß einer erprobten edlen Freundſchaft lebte, ſo verlor ſie ſich, wenn es ihr gefiel, oft halbe Tage lang im benachbarten Forſte von Niemanden begleitet, als von einem Neufundländer Hunde von einer ungewöhnlichen Größe. Dieſer ernſthafte, nicht ſelten Schrecken einflößende Begleiter bewachte mit aufmerkſamem Auge die Schritte ſeiner jungen Gebieterin, und ſchon hatte man ihn gefunden, wie er Wache hielt, während ſeine Schutzbefohlene, von ihren Wanderungen ermüdet, auf einem einſamen Raſenplatz ſchlummerte. Die Tante hatte den Muth verloren, den ſtrengen und ſtolzen Sinn ihrer Nichte zu zügeln und Herr von Melas hielt ſich ſtets von ſeiner Tochter in einer Entfernung, die etwas von Kälte und ſehr viel von Scheu an ſich hatte. Er widerſprach ihr nie und war nie öffentlich dagegen, wenn ſie irgend einen Plan, der ihm nicht gefiel, durchzuſetzen beabſichtigte; ſeine ganze Vertheidigung beſtand dann nur im Vorſchieben ſcheinbar zufälliger Hinderniſſe, die er immer für die nöthigſten Fälle bereit hatte, deren Wirkung jedoch auf keine Weiſe auf ſeine Rechnung fallen konnte. So beſtand eine der beſondern Einfälle Sara's darin, in dem Hauſe ihres Vaters durchaus als eine Fremde leben zu wollen. Sie war weder durch die Bitten, noch ſelbſt durch die ſchüchternen Drohungen des Commerzienraths (es war das erſte und letzte Mal, das er ſich ſolche erlaubt hatte) zu bewegen geweſen von dem Reichthum des Hauſes auch nur das mindeſte für ihren Antheil zu nehmen, und einige Jahre lebte ſie auch allerdings, mitten in der Fülle des Ueberfluſſes, von einem ſehr mäßigen Capital, das ihr eine Freundin ihrer ſeligen Mutter hinterlaſſen hatte. Schwerlich gab es für den prachtliebenden Sinn des Herrn von Melas eine empfindlichere Kränkung, als eine Tochter zu haben, die geiſtvoll, jung und von ausgezeichneter Schönheit war, und die dabei eine dürftige Stube gegen den Hof im Pallaſt ihres Vaters bewohnte, und ſich nie blicken ließ, wenn er ſeine prachtvollen Abende und glänzenden Diner's hatte. Herr von Melas gerieth in Verzweiflung, ſeine einzige Hoffnung beſtand noch in der Unkenntniß ſeiner Tochter für Geldverhältniſſe; er hatte ihr alsbald nachgerechnet, daß mit den Summen, die ſie doch hier und da an Nothleidende vertheilte, das kleine Kapital bald ſelbſt angegriffen werden müſſe, und daß daher ſeine eigenſinnige Beſitzerin, trotz ihrer Sparſamkeit, doch endlich gezwungen werden würde, andere Hülfsquellen aufzuſuchen. Dieſer Zeitpunkt trat auch ein, und Herr von Melas war liſtig genug ſein Opfer unvorbereitet mit dieſer troſtloſen Nachricht zu überraſchen. Sein Stolz flüſterte ihm zu, daß ſie nun nicht anders könne, als ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, allein er hatte ſich getäuſcht. Sara, anfangs etwas beſtürzt, brachte dann mit vollkommner Ruhe eine Anwartſchaft auf eine

Stelle in einem Stifte hervor, und erklärte, daß ſie ſich dorthin begeben würde. Es erfolgte eine leidenſchaftliche Scene, die damit endete, daß der Commerzienrath auf immer aller Gewalt, allen Verſuchen einer direkten Einwirkung auf ſeine Tochter entſagte. Er nahm zur Liſt ſeine Zuflucht. Der Gedanke, daß die Welt erfahren ſolle, das Kind des reichen Banquiers ſei in eine milde Stiftung für unbemittelte Frauen aufgenommen worden, war für ihn empörend; er fingirte alſo eine neue Erbſchaft und fand Mittel ſie auf eine glaubwürdige Weiſe Sara'n zuzuſchieben. Der Fall ſelbſt war durchaus nicht unwahrſcheinlich. Dieſelbe alte Dame, deren ſpärliches Beſitzthum, zum Verdruß des Banquiers, die Thorheit ſeiner Tochter hatte groß ziehen helfen, hatte noch eine Summe, und zwar eine viel bedeutendere unter Bedingungen anderwärts vermacht, die von jener Seite aus ſchwer, ja wohl unmöglich zu erfüllen waren, wo dann die Gelder an Sara fielen. Dieſe zweite Erbſchaft, die der Banquier aus ſeiner eigenen Taſche zahlte, bewirkte nun das Dableiben ſeiner Tochter, und dieſes Mal war Herr von Melas mit Abſicht ein ſehr ſchlechter Rechner, ſo daß das Kapital, ähnlich dem Oelkrüglein der Wittwe, nicht weniger wurde, wenn man auch noch ſo viel davon nahm. Trotz der Zufriedenheit, die er über das Gelingen dieſer Liſt empfand, gab es doch Augenblicke, in denen dem erfahrenen Kaufmann weit mehr bangte, wenn er ſich den Moment dachte, wo ſeine ſtolze Tochter hinter ſeinen Trug kommen könne, als wenn er den Fall eines ſeiner verbündeten Handlungshäuſer erfahren ſollte.

Aber wir kehren zu unſerem tête-a-tête zurück. Die oberflächliche und ſpottende Art, wie Sara früher über die ſie intereſſirenden Gegenſtände mit Paul Lazares geſprochen hatte, war jetzt einem Ernſte, einer Tiefe der Empfindung gewichen, die als eine Wirkung angeſehen werden mußte, die die edle und glühende Sprache Julians in dem Buſen eines empfindungsvollen und ſeltſamen Weſens, wie Sara Melas war, nothwendig hervorbringen mußte. Ein tiefer Charakter berührt nichts ohne ihm eine gewiſſe Weihe, eine höhere Bedeutung zu geben. Das Leben der Staaten, die Criſis in unſern ſozialen Beſtrebungen, die Hoffnungen der Jugend und der Stolz des Mannes, die Erwartung der Zukunft, das waren die Geſpräche, die beide mit einander wechſelten, während der Mond ſeine volle Scheibe durch die bewegten Zweige der alten Linde ſchimmern ließ. Seltſam! vor funfzig Jahren hätten hier die bewegten Herzen von Sehnſucht und Zärtlichkeit geflüſtert, aber zwiſchen Julian und Sara war das Wort Liebe nicht erklungen, vielleicht war jedoch jener zauberiſche Einklang zwiſchen dem vollen männlichen und kräftigen Geiſte Julian's, und der von ihrer Bitterkeit zu ſanfteren Gefühlen ſich neigenden Seele Sara's ein eben ſo deutliches und vielleicht noch beredteres Geſtändniß der Liebe, als es die freimüthigen und deutlichen Worte zu geben vermochten.

Julian theilte ihr ſeine Hoffnungen, ſeine Entſchlüſſe mit. Dem ſtolzen und verſchloſſenen Jünglinge ward dieſes Geſtändniß leicht. Es lag im ruhigen, aber doch ſo tief bewegten Blicke Sara's etwas, das unabwendbar Vertrauen forderte, das den heiligſten und verſchloſſenſten Quell der Mittheilung öffnete. Sie verſtand ihn, er hatte den Buſen gefunden, dem er ſein innerſtes Empfinden und Denken mittheilen konnte. Aber nicht ſo Sara. Sie beharrte gegen ihren ſchönen Freund in einer oft befremdlichen Verſchloſſenheit. Nie ließ ſie ſich vom Strom der Phantaſie fortreißen, nie brachte ſie die bewegte Stunde zu einem Geſtändniß, nie wich ein düſterer Schleier von ihrer ſo herrlichen Stirne. Dieſe Gedanken machten oft den lebhafteſten Unmuth in Julian's Seele rege. Er ſah das ſchöne, blühende Mädchen vor ſich, Glück und Liebe treiben ihn an ſie mit den zärtlichſten Namen zu nennen, aber dann trat wieder plötzlich jenes Fremde, Geheimnißvolle vor ſeine Seele, und verſcheuchte die liebliche Erſcheinung. Obgleich er oft vergeblich geforſcht hatte, konnte er doch der Verführung nicht widerſtehen immer einen neuen Verſuch zu machen, in das düſtere Heiligthum der Gedanken Sara's einzudringen. So faßte er auch jetzt ihre Hand und rief mit bewegterer Stimme, als das vorhergegangene Geſpräch es erforderlich gemacht.

„Sara, Sie thun nicht wohl daran ſich den Stachel des Schmerzes ſo wiederholt in die Seele zu bohren. Gleich jener ſtolzen Königin werfen Sie die koſtbare Perle in Ihren Becher, um die Schönheit und den Glanz der Welt mit kaltem Hohne zu vernichten. Was hat Ihnen dieſer Reichthum gethan, den Sie ſo ſchmähen, was dieſer ausgeſuchte und verführeriſche Glanz, deſſen höchſte Zierde Sie ſind?, Sprechen Sie — auf die Gefahr hin Ihr Mißfallen, ja Ihren Zorn mir zuzuziehen, bitte ich Sie, beſchwöre ich Sie, geſtehen Sie mir; welch ein dunkler Schatten trübt dieſes ſchöne Leben? Sara, kann ſo viel Aufrichtigkeit von meiner Seite kein ſchweſterliches Gefühl der Theilnahme von der Ihrigen hervorrufen? Meine Pläne, meine Zukunft, alle Erwartungen meines jugendlichen Ehrgeizes liegen offen vor Ihnen, und Sie verſchließen mir grauſam ein Herz, das ich verehre, eine Seele, die ich anbete? Ach, Sara, wenn Sie wüßten, wie weh Sie mir thun durch dieſe ſtolze Abgeſchiedenheit, dieſe kalte und ſtrenge Selbſtgenügſamkeit.“

Er hatte ihre Hand gefaßt, ſie ließ ſie in der ſeinigen, aber ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Schonen Sie meiner,“ rief ſie, „vielleicht ſchlägt einmal die Stunde, wo ich Ihnen Ihr edles Vertrauen vergelten kann.“

„Nein, Sara, jetzt — jetzt.“

„Unmöglich! — Sie werden mich nicht verſtehen — Sie werden Grille ſchelten, was als urſprüngliches heiligſtes Bewußtſein meiner Seele vor mir ſteht. Ach, laſſen wir dieſe Geſpräche; ſie paſſen ſchlecht für das Leben einer Frau. Unſer Ehrgeiz beſteht darin auf die beſte Weiſe das Unvermeidliche und Unabänderliche zu tragen.“

Sie wandte ſich zum Tiſche, und ihre ſchöne Hand ſuchte in einem Korbe voll Früchte nach einem reifen Pfirſich, der ſich auf dem Boden verborgen hatte. In dem Augenblicke zeigte ſich im flackernden Lichte der Kerzen die unheimliche Geſtalt der Alten, die den Weg vorbei wankte, während ſie ihre blitzenden Augen auf die Gruppe richtete.

„Da erſcheint mein dienſtbarer Geiſt!“ rief Sara, und erhob ſich vom Stuhle, „ich muß ihm folgen wie Hamlet dem Schatten ſeines Vaters.“

Sie entfernte ſich und Julian blieb in finſterer Träumerei verſenkt zurück.

Siebentes Kapitel.

„Seht hier auf dies Gemälde —
Seht, welche Anmuth wohnt auf dieſen Brau'n!"
Hamlet.

„Sie beharren bei Ihrem Entſchluß nach Wien zu gehen," ſagte der Commerzienrath zu Julian, als beide auf einem Morgenſpaziergang zuſammentrafen. „Aber Sie werden ſich in Ihren Erwartungen täuſchen. Das iſt kein Ort für Sie. Jung, ehrgeizig und ſtrebend, wie ich Sie kenne, würden Sie keinen geſunden Athemzug in dieſer Atmoſphäre der Indolenz und der materiellſten Behaglichkeit thun." — Der Banquier fixirte ſeinen Begleiter einige Momente, ergriff dann ſeine Hand und ſetzte hinzu: „Mein junger Freund, ſo darf ich Sie nennen, denn

Sie ſind der Neffe meines geliebten Clemens — trauen Sie den Erfahrungen eines alten Mannes, nehmen Sie ein Beiſpiel an den bitteren Stunden, die mir ein langer, nur zu langer Aufenthalt in jener Stadt, in jener Monarchie bereitete. Ich gebe zu, daß Sie, nach Ihrer Stellung in der Geſellſchaft, von vielen jener empörenden Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen, die man mir zugefügt, nicht zu leiden haben werden, aber iſt denn das Hervorglänzen in den Salon's das Einzige, was einem jungen ehrgeizigen Mann wünſchenswerth erſcheint? Treten Sie ein Mal über jene Grenze hinaus, die durch die Genüſſe einer reichen und übermüthigen Ariſtokratie gebildet wird, und Sie finden ein armes unzufriedenes Volk, eine anmaßende Geiſtlichkeit und einen in Starrheit und Unthätigkeit gehaltenen Bürgerſtand. Ich habe früher auf meinen Handlungsreiſen Gelegenheit gehabt, die entfernten Provinzen dieſes mächtigen Staatskörpers kennen zu lernen, und kann mir darum wohl ein urtheilendes Wort erlauben. Ich ſpreche nicht aus der Bitterkeit getäuſchter Hoffnungen, Sie ſehen, ich kann mit den Erfolgen meiner Thätigkeit zufrieden ſein; allein, glauben Sie mir, theurer Graf, wenn man mir heute die Verdoppelung meines Vermögens anböte unter der Bedingung, daß ich wieder in die alten Verhältniſſe zurückkehrte, ich thäte es nicht, ſo tief haben ſich gewiſſe gehäſſige Eindrücke meiner Seele eingeprägt."

„Ich habe ſchon öfters ähnliche Klagen gehört; doch mag hier viel von der Individualität des Klagenden abhängen," ſagte Julian.

„Gewiß, wie überall. Ich bemerkte Ihnen auch ſchon, daß man mit mir perſönlich übel geſpielt; doch habe ich von dem, was die größere Zahl tadelt, nichts zu leiden gehabt. Die Cenſur chikanirte mich nicht, weil ich weder Trauerſpiele mit verbotenen Tendenzen noch Broſchüren nach liberalen Syſtemen ſchrieb; ich ſuchte nicht nach einer ganz neuen und unerhörten Freiheit und war zufrieden mit der, die man gerade für den Hausbedarf vorräthig hatte, ich habe nie die Politik als Sache des Charakters geliebt, ſie hat ſich nur in meine Handelsbücher, nie in meine Gedanken und Träume gemiſcht — mit einem Worte, ich war weder Dichter noch Philoſoph, mir hätte die Kaiſerſtadt gefallen müſſen, und ſie gefiel mir doch nicht.“

„Sie haben aber Dichter und Philoſophen bei ſich geſehen?“ ſagte Julian, der nicht recht wußte, was er auf dieſe Klagen erwiedern ſollte.

„Ach, aber ſie waren von ſehr unſchuldiger Sorte,“ erwiederte der Banquier. „Es waren Gutſchmecker, und die Liebhaber der Auſtern und Paſteten werden dem Staate nie gefährlich. Aber glauben Sie wohl, daß mir meine Gaſtfreundſchaft irgend Früchte getragen? Ich habe auf keinen Dank gehofft, allein auf Kränkungen war ich nicht vorbereitet. O der Geburtsadel, welch ein fürchterlicher Freibrief iſt er für alle mögliche Art Despotismus und Tyrannei!“ —

Dieſer Stoßſeufzer entglitt den Lippen des Herrn von Melas ſo unwillkürlich, daß er über ſeine eigenen Worte erſchrak, als ſie ihm hörbar wurden, und er fühlte, welch einen Verſtoß gegen die gute Lebensart er begangen. Mit einiger Eilfertigkeit wollte er ſich gegen ſeinen Gaſt wenden, um ſein Verſehen wieder gut zu machen, als er plötzlich hinter ſich laut ſeinen Namen nennen hörte. Er wandte ſich um, und wurde einen langen hagern Mann gewahr, der eben aus dem Gebüſche hervorgetreten war. „Was wünſchen Sie, mein Herr?“ fragte der Banquier erſtaunt über die ungenirte Anrede, aber doch in ſeiner gewohnten Artigkeit. Der Mann blieb ſtehen und blickte den Fragenden mit einem Ausdruck von kaltem Hohn und boshaftem Lächeln von Kopf bis zu den Füßen an, indem er ſagte: „Von Ihnen? nichts.“ — „Sie haben mich doch eben gerufen?“ — „Ich rief meinem Hunde,“ ſagte der Fremde und lachte unheimlich. — „Ihrem Hunde? — mein Herr, es war aber mein

Name.“ — „So, dann bitte ich um Entſchuldigung.“ Er machte eine leichte Verbeugung und wollte ſich entfernen, aber der Banquier, den, trotz ſeiner Anſtrengungen ſich ruhig zu verhalten, der Zorn übermannte, trat ihm in den Weg, und fragte mit zitternder Stimme: „Mein Herr, Sie entgehen mir nicht — wie wagen Sie es, Ihrem Hunde meinen Namen zu geben?“ — Der Fremde zog eine Miene, in der ſich auf eine wahrhaft entſetzliche Weiſe Ingrimm und Hohn miſchten. Er ſah feſt mit ſeinem erloſchenen Blicke in die kleinen blitzenden Augen ſeines Feindes, und murmelte dabei etwas, was wie eine Verwünſchung klang; dann aber gewann das frühere ſpöttiſche Lächeln wieder die Oberhand und er ſagte: „Entſchuldigen Sie, mein verehrter Herr, Ihr Name iſt noch nicht ſo alt, daß jedes Kind hier im Dorfe ihn wiſſen ſollte; übrigens führt mein Hund doch nicht ganz dieſen koſtbaren Namen, denn Sie ſchreiben ſich, ſo viel mir bekannt, Melas, und mein Hund ſchreibt ſich Melaß, mit zwei S. Ich bin Ihr gehorſamer Diener.“

Er entfernte ſich, und Julian hatte Mühe, über dieſes ganz ſeltſame Intermezzo ein Lächeln zu unterdrücken. Der Banquier hatte in der großen Welt gelebt, und wußte, wie er ſich in ſolchen Fällen zu benehmen habe; ſeine bleiche Farbe contraſtirte daher anfangs ſtark mit dem Lächeln, das er annahm, und ſeine Stimme war noch nicht frei von Bewegung, indem er zu Kallenfels ſagte: „Sie haben da einen unglücklichen, halb verrückten Mann kennen gelernt, der ſich hier in der Gegend aufhält, und mir ſchon manchen amüſanten Auftritt der Art bereitet hat. Ich kann wohl ſagen, daß er mir einigermaßen mein Beſitzthum verleidet, indem er noch nicht vollſtändig genug verrückt iſt, um auf eine Aufnahme im Irrenhauſe für ihn anzutragen, und doch hinlänglich, um ſeinen Nebenmenſchen läſtig und gefährlich zu ſein.“

„Und was iſt der Grund der Verfolgung, die er offenbar gegen Sie richtet?“ fragte Julian.

„Sie werden lachen, wenn ich es Ihnen ſage,“ entgegnete Melas, „kein anderer, als weil ich es gewagt habe, ich ein Bürgerlicher, jenes Landhaus zu kaufen und zu bewohnen, das früher ſeiner Familie, und zuletzt ihm gehört hat, das aber als über und über verſchuldet ihm abgenommen wurde. Es iſt wahr, er iſt von einer alten und achtbaren Familie, aber, du lieber Gott, was geht das mich an? Aber haben Sie wohl den Groll, die verbiſſene Wuth in ſeinem Auge geſehen? Vergeben Sie mir, das ich es Ihnen ſage, aber wir nennen ihn gewöhnlich nur das alte Feudal-Geſpenſt. Er hat es ganz beſonders auf mich und meine arme Schweſter abgeſehen. Ich habe Verſuche gemacht, ihn zu bewegen, eine Penſion von mir anzunehmen, ſich damit in eine Stadt, oder auch nur in ein entfernteres Dorf anzuſiedeln, aber es iſt mir übel bekommen;

ſeit jenem Vorſchlage iſt er grimmiger wie je, und verfolgt mich ordentlich ſyſtematiſch.“

„Wie heißt er?“

„Graf Ortenbach.“

Die beiden Spaziergänger waren jetzt an eine Stelle des Parks gelangt, wo Arbeiter beſchäftigt waren auf einem freien Platze Gerüſte aufzuführen, und kleine Boutiquen zuſammen zu zimmern.

„Wollen Sie hier Jahrmarkt halten?“ fragte Julian ſeinen Wirth.

„Nur Vorbereitungen zu einer kleinen Volksluſtbarkeit,“ antwortete der Banquier, völlig wieder in ſeine gewohnte Laune verſetzt. „Morgen iſt das Geburtsfeſt meiner Schweſter, und da iſt es, ſeit ich dieſes Beſitzthum habe, eingeführt, daß man hier kleine Geſchenke austheilt und freie Bewirthung giebt.“

Der Commerzienrath blieb bei den Arbeitern, und Julian entfernte ſich um Sara aufzuſuchen. Er hatte ihr ein Buch zu bringen, und als er ſie nicht in dem Zimmer fand, wo ſie ſich gewöhnlich um dieſe Stunde aufzuhalten pflegte, öffnete er ein Gemach, wo er das Kammermädchen zu finden hoffte; auch dieſer Raum war leer, und dicht daranſtoßend winkte ihm ein auf das zierlichſte ausgeſtattetes Boudoir, das niedergelaſſene Vorhänge in ein ſanftes röthliches Licht hüllten. Schüchtern betrat er das Heiligthum, und glaubte auf jedem Schritte die ſchlanke und edle Geſtalt der Bewohnerin auf ſich zu treten zu ſehen, allein er blieb einſam. Ein kleines Sopha, an's Fenſter gerückt, vor demſelben ein Tiſch mit einer Zeichnung, Spiegel, Blumenvaſen, und Tiſche mit Büchern waren auf eine Weiſe zuſammengeſtellt, daß ein wohlthuendes Gefühl einer eleganten und weiblichen Häuslichkeit den Beſchauer dieſes in ſtillen Frieden ruhenden Gemaches erfüllten. Julian hatte Mühe ſich den kühnen und unruhigen Geiſt der Bewohnerin mit dieſer Anſpruchloſigkeit und Sanftheit der Umgebung zu einigen; allein Sara hatte, troß der Unbeugſamkeit und Sonderbarkeit ihres Charakters, doch ächt weibliche Grundzüge von Milde und Duldung. Wenn man ſie nur nicht in dem einen Punkte ihres Nachdenkens angriff, wo eine faſt kränkliche Reizbarkeit und jahrelanges Grübeln alle ihr zu Gebot ſtehenden Streitkräfte verſammelt hatten, fand man in ihr immerdar die heitre, unbefangene Jugend, die milde Schonung und Gemüthswärme, wie Alter und Geſchlecht ſie erforderten. Aber freilich es war ſchwer ſolche völlig unbefangene Augenblicke zu finden; beſonders in dieſer Umgebung und in dem Hauſe dieſes Vaters, wo jeder, oft ſehr geringfügige, Umſtand ſie immer wieder auf den Weg ihrer düſtern Betrachtungen zurücklenkte, wenn ſie auch glücklich auf kurze Zeit daraus entwichen war.

Julian, indem er ſich mit Entzücken in dieſen ihn ſo lebhaft anſprechenden Räumen umſah, erblickte an der gegenüberſtehenden Wand einen Bilderrahmen, der unter einem verhüllenden Flor hervorſchimmerte. Seine Begierde zu erfahren, welcher Geſtalt dieſer koſtbare Platz im Heiligthum angewieſen ſei, wurde ſo heftig, daß er ſich nicht erwehren konnte hinzutreten, und den dunkeln Florvorhang zu lüften. Wie lebhaft war ſein Erſtaunen, als das wohlbekannte und verehrte Antlitz ſeines Onkels ihm entgegen lächelte. Es waren unverkennbar die edlen Züge von Clemens, jugendlicher als ſie Julian vorſchwebten, und auch zugleich mit einem feinern und geiſtigern Ausdruck, aber bei dem Allen zum Sprechen ähnlich. Der Präſident hatte von der Natur das gütige Vorrecht erhalten nicht ſo ſchwerfällig und deutlich zu altern, wie es wohl andern Erdenſöhnen begegnet. Seine kleine, lebendige Geſtalt, ſeine zarte Geſichtsfarbe und ſein noch ſo lebhaftes Feuer fangendes Auge machten, daß man ihm ein Drittel der Jahre erließ, die auf ihm laſteten, und ihm öfters jene aufrichtigen unwillkürlichen Schmeicheleien ſagte, die, weil ſie die Sprache der Wahrheit ſcheinen, immer, auch von dem Zartfühlendſten, beifällig aufgenommen werden. Julian mußte daher glauben der Präſident habe ſich kürzlich für ſeinen Jugendfreund malen laſſen, nur begriff er nicht, wie dieſes Bild in Sara's Zimmer komme, und weshalb das gutmüthige ehrliche Antlitz unter einen Schleier ſich verſtecken müſſe.

Er war noch in dieſe Unterſuchungen vertieft, als er hinter ſich Schritte hörte. Schnell ließ er den Vorhang fallen, wandte ſich um und erblickte das Kammermädchen, das ihre Gebieterin ſuchte. Er entfernte ſich nicht ohne Erröthen auf ſeinen Schleichwegen ertappt worden zu ſein. Im Garten traf er auf Sara. Sie war heiterer als gewöhnlich; auf Julians Mittheilung ſeines Geſprächs mit dem Banquier ſagte ſie: „Trauen Sie hierin dem Urtheil meines Vaters nicht; aus ihm ſpricht der beleidigte Stolz. Er kann es nie vergeben, daß dieſer Fürſt und jener Graf, die bei ihm geſpeiſ't haben, ihn nicht wieder zu ihrer Tafel zogen. Er vergißt immer, daß wir nur Gold haben."

Achtes Kapitel.

Praecipitem rapit ambitio.
Juvenal.

Das Geburtsfeſt der Gräfin Solinges hatte das benachbarte Bad, was es an Adel und glänzender Geſellſchaft enthielt, geplündert, um den Saal im Landhauſe des Banquiers zu füllen. Kerzenhell, von Muſik und Geſpräch rauſchend, prangten die Gemächer, und ein lebhafter Tanz bewegte ſich in den ſchönen Räumen bis weit nach Mitternacht. Die Melodieen des Orcheſters warfen ihre frivolen, bacchantiſchen Hymnen in die dunkeln Gebüſche der Nacht, und ließen ſie auf den glatten ruhighellen See niederfließen, der den wolkenloſen Nachthimmel mit dem ſchon ſteigenden Lichte des neuen Morgens wiederſpiegelte.

Des Commerzienraths Eitelkeit war befriedigt; einige vornehme Engländer und Franzoſen, unter den letztern auch ein Fürſt, waren mit ihren Damen erſchienen, und ließen ſich das makelloſe Eis und die guten Weine des Banquiers wohl ſchmecken. Man ſprach von neuen Equipagen, und lobte den Wagen der Gräſin, den die beſte Fabrik Wien's geliefert hatte, man ſprach von Pferden, und ſiehe da, es fand ſich, daß der Duc — und der Lord — kein Thier von ſchönerer arabiſcher Zucht geſehen hatten, als das, worauf Julian geprangt hatte, und das noch dazu nur eins der geringeren war im reichlich verſehenen Marſtall des Banquiers. Eine ältliche Unverheirathete ſchnitt mit großer Geſchicklichkeit das Portrait des Wittwers aus, und eine andere erbat ſich von ihm einen Spruch oder eine Zeichnung für ihr Album. Die Gräſin machte mit einer bezaubernden Freundlichkeit die Wirthin. Sie kam dem anerkannten und unzweifelhaften Adel mit ſo heiterer und doch rückſichtsvoller Artigkeit entgegen, daß einige der Olympier geſtanden, die Gläſer der Ariſtokratie müßten ſehr ſcharf geſchliffen ſein, um im Betragen dieſer Dame etwas zu entdecken, das den wahren bon ton vermiſſen ließe. Die liebliche Jenny bezauberte durch ihre Blumen, ihre Augen und ihre Jugend; allein ſehr getheilt waren die Stimmen über den Werth des Juwels dieſes Abends — der Erbin. Die edle und ſtolze Geſtalt Sara's erſchien für Viele in einer zu geſuchten Einfachheit der Kleidung. Das ſchwarze Haar war, wie immer, ohne Diamanten, Blumen oder Perlen, der Stoff des Kleides, ein weiter faltiger Mouſſelin, aus dem der in der zarteſten Form modellirte Fuß, die kleine ſo wunderſchöne Hand dem Kenner als der willkommenſte Schmuck hervorſchimmerten. Sie war nur auf kurze Zeit ſichtbar, und da man ſie auch hier nur in Geſellſchaft Julians ſah, erklärten ſich Viele ihre Zurückhaltung als das ſtolze und kalte Benehmen einer Braut, die da wohl wußte, welches werthvolle Geſchenk ſie ihrem Erwählten machte, wenn ſie ihr Geſpräch und ihre Blicke, Schätze, nach deren Erlangung der ganze Saal lüſtern war, nur ihm zuwandte. Dieſe Betrachtung erfüllte die meiſten Frauen mit Bitterkeit und ſchärfte bei den Männern die Kritik, ſo daß die ſtolze Schönheit des Abends in der Bewunderung, die man ihr zollte, ziemlich allein ſtand und ihr Verſchwinden nicht ſehr auffallend bedauert wurde.

„Wie erſcheint Ihnen der Putz des Fräulein Melas?“ fragte eine ältliche Dame ihre Nachbarin in dem Augenblicke, als ſich Sara mit ihrem leichten ruhigen Schritte an ihnen vorbeibewegte.

„In der That ſehr auffallend. Ich finde es anmaßend, wenn alles Blumen trägt, keine tragen zu wollen.“

„Sehr wahr. Und ſie tanzt auch nicht. Eben wurde ſie von meinem Sohne aufgefordert, doch ſie ſagte ab; und ich glaube ohne Eitelkeit verſichern zu können, daß mein Sohn für den beſten Tänzer in — gilt.“

„Ganz ohne Zweifel; wäre ich noch in den Jahren, würde ich ſelbſt nach der Ehre ſtreben, von ihm aufgefordert zu werden. Himmel, welch ein junger wohlerzogener Mann! Aber es giebt Mädchen in der Welt, Frau Räthin, die lächerliche und hochgeſchraubte Forderungen machen.“

„Eine ſolche iſt ohnſtreitig die Melas. Aber ſie iſt ſchön.“

„Ja; aber laſſen Sie ſich ſagen, grade dieſe Art von Schönheit vergeht äußerſt ſchnell. Ich bin überzeugt, um ein Jahr wird ſie häßlich ſein.“

Eine kleine Weile nach dieſem Geſpräch gab man im Saal das Zeichen, daß draußen ein Feuerwerk beginnen werde. Auf der Terraſſe nach dem Park zu waren Bänke und Stühle geordnet, und die Damen ſuchten nach ihren Shawl's, um ſich von den Herren in den Garten führen zu laſſen. Man nahm Platz und ſaß in der warmen Sommernacht da, umſprüht von den farbigen Sonnen und einem Funkengeſtöber, das ein paar kunſtvoll geordnete Embleme, in der

Mitte des Platzes aufgeſtellt, noch mehr in Wirkung ſetzte. Die Gräfin richtete, geſchmeichelt und befriedigt, ihr Glas eben nach einem Tempel, aus deſſen Innern ihr Name und eine Krone ſich entwickelten, als ſie plötzlich einen lauten Schrei ausſtieß und in ihren Stuhl zurückſank. Eine Girandola, die eben aufſtieg, ließ die Königin des Feſtes dicht neben ſich ein verzerrtes, unheilvolles Antlitz erblicken, das, wie aus dem Schooß der Nacht geſtiegen, ihr mit den geſpenſtiſchen, hohlen Augen zuzuwinken, und grell beleuchtet eine faſt rieſenhafte Höhe anzunehmen ſchien. Gleich darauf war alles wieder in Nacht verſenkt, und die Geſellſchaft bemühte ſich fruchtlos, den Gegenſtand des Schreckes zu finden, bis eine neue Beleuchtung in einiger Entfernung hinter dem Stuhl der Gräfin eine alte zerlumpte Frau zeigte, die, wie es ſchien, zufällig und von ihrer Neugierde getrieben, den herrſchaftlichen Sitzen zu nahe gekommen war. Der Banquier und ſeine Schweſter hatten jedoch die ihnen ſo widerwärtige Martha erkannt. Während der Erſtere Befehl gab, die Alte zu entfernen, erholte ſich die Letztere nur langſam und flüſterte dem Zurückkehrenden in's Ohr: „Es iſt nur zu gewiß, daß das Geſpenſt mich hat erſchrecken wollen. Ich ſah es in ihren boshaften und ſchadenfrohen Zügen. Sie muß fort.“

Der Banquier zuckte die Achſeln.

Als die Geſellſchaft wieder in den Saal eilte, ereignete ſich ein zweites Unglück. Jenny verfehlte im Herabſteigen eine der Stufen und fiel, wobei ſie mit der Stirn hart anſchlug und ſich verwundete. Die weiße Roſe in ihrem Haar, unſtreitig die ſchönſte, die je aus den Händen einer Pariſer Blumenkünſtlerin hervorging, färbte ſich purpurroth, denn ein böswilliger Diamant, ihr Nachbar, hatte in die Stirn geſchnitten, und das Blut hervorgerufen. Die Gräfin war nicht im Stande, dieſen zweiten Angriff auf ihre Standhaftigkeit mit Faſſung hinzunehmen, ſie verſchwand aus der Geſellſchaft, die ſich eben um die Souper-Tiſche ſammelte, und indem ſie am Bette ihrer Tochter niederſank, überließ ſie ſich ganz dem Schmerz ihres leidenſchaftlichen Gemüths. Die Thür zu dem Gemach, das plötzlich aus einem Putzzimmer in eine Krankenſtube verwandelt worden, war durch das Ab- und Zugehen der Hülfe Bringenden und ſich Erkundigenden offen geblieben, die Gräfin, als ſie ſich zufällig umwandte, ſtieß von neuem den Schreckensſchrei aus, denn wiederum ſtand die entſetzliche Alte neben ihr. Unfähig einen Befehl auszuſprechen, winkte ſie ihr nur mit der Hand ſich ſchleunigſt zu entfernen, aber die Bettlerin verſtand dieſen Wink nicht; ſie näherte ſich vielmehr dem Bette und beugte ſich lächelnd über die Erkrankte, indem ſie dabei flüſterte: „Laß doch ſehen, wie das Blut eines ſo niedlichen in Seide und Spitzen eingehüllten Püppchens ausſieht? — Ach, es iſt nicht im mindeſten röther oder bläſſer als das, was in meinen Adern floß, als ich achtzehn Jahr zählte, und die Peitſche des Zuchthauswärters es meinem Nacken entlockte, weil ich, vom Hunger geplagt, dem Bäcker eine Semmel geſtohlen hatte. Blut iſt Blut — ob es nun ein Diamant oder eine Peitſche entlockt. Tröſtet Euch, vornehme Frau, ſie wird nicht daran ſterben, aber eine hübſche, große Narbe über das weiße Stirnchen wird ſie behalten. O darauf freue ich mich.“

„Fort, ekelhaftes Ungeheuer!“ rief die Gräfin aufſpringend und nahe daran die Alte mit ihrem Fuß zu berühren.

„Stoßt nur zu,“ entgegnete jene mit Lachen. „Die Fußtritte der Reichen ſind immer aufrichtig gemeint; es iſt keine Falſchheit darin, wie in ihrem Lächeln und ihren Lobſprüchen!“

Sie entfernte ſich langſam, indem ſie noch immer von Zeit zu Zeit mit einem Ausdruck von Wohlgefallen ihre Blicke auf das kranke Mädchen richtete. Mit Ungeſtüm warf die Gräfin hinter ihr die Thüre in's Schloß, indem ſie zugleich an die Klingel zog und dem herbeieilenden Bedienten befahl den Ausgang nach dem Garten zu bewachen.

Neuntes Kapitel.

Polonius: Gnädiger Herr, ich habe
euch Neuigkeiten zu melden.
Hamlet.

Schon befand ſich Julian einen Monat auf dem Landgute des Banquiers. Er hatte von Zeit zu Zeit Briefe von Clemens erhalten, und dieſer zeigte ſich ſehr befriedigt von dem längern Aufenthalte ſeines Schützlings in dem wirthlichen Hauſe ſeines frühern Jugendfreundes. Der Präſident war noch weiter gegangen, er ſpielte auf ein Verhältniß an zwiſchen Julian und Sara, und legte ſeine Freude über die glänzenden Ausſichten, die hierdurch für ſeinen geliebten Neffen begründet würden, an den Tag. Nebenbei meldete er ihm, daß ſein Vater jetzt feſten Fuß im

Miniſterio gefaßt habe, und in der entſchiedenen Gunſt des Königs ſtehe. Vom Pfarrer war keine Nachricht da; Julian konnte alſo glauben, daß es Leontinen wohl gehe. Mit dieſem Troſte beſchwichtigte er ſein Gewiſſen, das manches Mal ihm lebhafte Vorwürfe machte. Sara's Nähe, ihre, wie ein Zauber auf ſeine Seele wirkende Perſönlichkeit, der ſich immer mehr enthüllende Glanz und Stolz dieſer ſeltenen Natur machten ihn alle frühern Eindrücke ſeines Lebens vergeſſen, und jede andere Geſtalt erſchien neben ihr in erblaſſender Ferne. Er liebte Sara, aber er hatte ſich noch nicht dieſes Geſtändniß gethan, es erſchreckte ihn noch nicht der Gedanke ohne ſie leben zu müſſen, und doch war jede Empfindung, jede Regung ſeiner Seele an ihre Zuſtimmung geknüpft, doch fühlte er, wie mächtig in ſein Inneres der immer reine, milde und doch ſtolze Strahl dieſes ſchönen Auges leuchtete. Auch in Sara's Herzen hatten dieſe zwei Monate eine nicht zu verkennende Aenderung bewirkt; ſie hatte ſehr vieles von jener Bitterkeit, jenem feindſeligen und faſt blinden Haß gegen ihre Umgebung abgelegt. Eben ſo wie die kalten und frivolen Spöttereien im Geſpräch mit Paul Lazares erſtarben, ſo wurden auch die Zuſammenkünfte mit jener Bettlerin immer ſeltener, die eine ſo bedeutende Rolle in der Geſchichte der innern Entwickelung ihrer Gönnerin geſpielt hatte. Lamennais ſagt bei Gelegenheit ſeines livre du peuple, daß es im Volke Charaktere und Stimmungen gebe, die, gleich den großartigen altteſtamentariſchen Geſtalten, in einfachen Formen die ganze Richtung und Bedeutung einer Zeit ausſprächen. In ihren Herzen, die fern von Berührung mit den künſtlichen Bewegungen der Gedankenwelt durch die Literatur geblieben ſind, zeigt ſich Haß und Liebe in ihrer urſprünglichen poetiſchen Größe und Wildheit. Es ſind tiefe Schluchten, unergründliche Seen, rauſchende Urwälder und nie zu erſteigende Felſen, und in dieſer nächtlichen Einſamkeit ſitzt der Gedanke, wie der Prophet in der Wüſte, und ſpricht über die lachende, in Genuß ſich wiegende Welt, ſeinen dunkeln Fluch aus. Eine ſolche Prophetenſtimme erlauſchte Sara's Ohr zufällig, als ſie zum erſten Mal die verworrenen, aber energiſchen Verwünſchungen der alten Martha hörte. Das vornehme, in glänzender Umgebung aufgewachſene Mädchen fand hier eine in Lumpen gehüllte Genoſſin ihrer Anſichten. Die ſchöne, keuſche Bruſt der achtzehnjährigen Jungfrau ſympathiſirte in ihrem Schmerz mit dem verwilderten, rohen und durch gefühlloſen Haß verhärteten Herzen einer verachteten Bettlerin. In die Sarkasmen der Alten, beißende Spöttereien, die gleich den Waffen der Wilden kunſtlos, aber vergiftet waren, erklang zu ihr die Stimme der Wahrheit, die ſie im Schimmer des Salons ihres Vaters vergeblich ſuchte. Die arme Sara, ſie ſuchte in der Dunkelheit, die ſich über ihre forſchende Seele lagerte, nach einer Stütze, einem Lichte und ſie ergriff eine Brandfackel, die ſie erſchreckte, und einen Dornenſtab, der ihre Hand verletzte. Auf Sara's einſamem Wege mußte nothwendig eine Geſtalt, wie die Julians, ihr entgegentreten, um ſie vor frühzeitig erſtarrender Reſignation zu bewahren, und das Geſchick war ſo gütig, ſie auf dieſe Erſcheinung nicht zu lange warten zu laſſen. Sie rettete ſich vor Erbitterung und Spott in den milden Glanz eines ſchönen jugendlichen Stolzes, der mit Wärme hoffte, und mit Kraft erſtrebte. Sara fand in Julian ihr Herz und ihre Jugend wieder.

Es herrſchte ſchon lange in den häuslichen Zuſammenkünften des Banquiers die ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man ſich gewöhnen müſſe, Sara und Julian als zwei gänzlich abgeſonderte, allein auf ſich und auf einander angewieſene Weſen zu betrachten. Wollten ſie ſich hier und da dem Familienkreiſe und deſſen oft ſehr bunt zuſammengefügten Intereſſen nähern, ſo wurde dieſes faſt wie ein Beſuch angeſehen, den erhöhter Geſchmack und Intelligenz einer niederen Sphäre des geſelligen Talents abſtattete.

Man begrüßte herzlich und mit einer Art von Triumph die beiden ſchönen Geſtalten, wenn man ſie ſchon von fern aus dem Dunkel eines einſamen Parkweges hervortreten ſah, aber man ließ es eben ſo gern geſchehen, daß ſie ſich nach einer Weile wieder in dieſes Dunkel zurückzogen, und den Austauſch ihrer myſteriöſen Gedanken fortſetzten. Auf dieſe Weiſe hatte Julian ungeſtört eine Zeit ſeltenen Genuſſes verlebt; er fühlte ſich glücklich und ahnete nicht, daß der Garten dieſes Paradieſes plötzlich und auf immer für ihn geſchloſſen werden könne.

Eines Morgens, als eben Anſtalten zu einem Spazierritt getroffen wurden, den die jetzt völlig geneſene Jenny zum erſten Mal wieder mitmachen ſollte, kam dem ungeduldigen Julian auf dem Gange zum Landhauſe ein Mann entgegen, der, trotz des Zierlichen und Friedfertigen in ſeinem Weſen und ſeiner Umgebung, doch auf ſeine Sinne wie die Erſcheinung eines Unheil verkündenden Geſpenſtes wirkte. Es war dieſes der ſehr ehrenwerthe Herr Braun. Er hatte ſich in nichts verändert; ſein Toupé war nicht um Zollbreite geſtiegen oder geſunken, die Hand bewegte mit derſelben Zierlichkeit das Stöckchen auf und nieder, und die Schuhe des Herrn Braun befanden ſich, trotz deſſen, daß es überall einen unerträglichen und unausweichbaren Staub gab, doch in ihrem gewohnten ſpiegelglänzenden Zuſtande. „Ach!“ rief der Mann des „Syſtems und der Berechnung,“ „ich komme eben noch zur rechten Zeit, Herr Graf, um Ihnen mein Compliment über Ihr friſches Ausſehen und Ihre elegante Toilette zu ſagen. Ein paar Minuten ſpäter, und Ihr flüchtiger Rappe hätte Sie ſchon aus dem Bereich aller meiner höchſt reſpektvollen Lobſprüche gebracht. Nicht wahr, ich ſagte die Wahrheit? O Herr von Melas verſteht zu leben, und die Einkünfte ſeiner Tochter —“

„Wenn ich mich nicht ſehr irre,“ rief Julian raſch dazwiſchen, „ſo ſagt mir Ihr Blick, daß Ihre Taſche Briefe für mich birgt?“

„Mein Blick und meine Taſche verſtehen ſich, wie ich ſehe, ſchlecht auf's Geheimhalten. Hier ſind zwei Briefe, voilà tout.“

„Werden Sie nicht böſe ſein, verehrter Herr, wenn die Neugierde mich drängt, ſie gleich in Ihrer Gegenwart zu leſen?“

„Thun Sie nach Gefallen, ich bitte. Briefe ſind gleich Fürſten, man darf ſie nie warten laſſen. Ich ſetze mich unterdeſſen auf dieſe Bank, und bewundere die Natur.“ Er reinigte, noch lächelnd über ſeinen Vergleich, einen Platz auf der Bank, und ließ ſich gemächlich nieder, um in der Sonnenhitze und beläſtigt von Fliegen ſeinem Enthuſiasmus von Zeit zu Zeit durch kleine beſcheidene Exklamationen Luft zu machen. Julian durchflog unterdeß die Briefe, und wie die letzte Zeile beendet war, zeigte ſich ſeine noch eben ſo blühende Wange bleich, und ſein Blick finſter. Er faßte ſich ſchnell, als er Sara und die Geſellſchaft auf ſich zukommen ſah. Die Pferde wurden beſtiegen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Nie war die kleine Geſellſchaft heiterer geweſen, als dieſen Morgen, und nie fühlte ſich Julian weniger aufgelegt, in ihre Scherze, in ihr Gelächter mit einzuſtimmen. Sara's aufmerkſamem Auge entging die düſtere Wolke nicht, die eine Stirn beſchattete, auf der ſie ſeit längerer Zeit gewohnt war, ihre liebſten Gedanken, ihre ſtolzeſten Ideen im Einklange verkündigt voraus zu leſen. Sie näherte ſich mit ihrem Pferde Julian und mehr ihr Blick als ihre Lippen forſchten um die Urſache ſeines Unmuths, aber er wich zum erſten Male dieſer verführeriſchen und für ihn ſo mächtigen Stimme aus. Sein Leiden war zu tiefer und zu geheimnißvoller Art, als daß er hätte wagen ſollen, es zu offenbaren.

Nach einer ſchlaſlos vollbrachten Nacht machte er am andern Morgen Anſtalten zur Abreiſe. Morton fand ihn, wie er Papiere ordnete und Koffer packen ließ. „Wie,“ rief der Britte erſtaunt über ſo unerwartete Anſtalten, „Sie wollen das gaſtfreundliche Haus des Herrn von Melas verlaſſen?“

„Ich muß, beſter Sir Charles; es iſt keineswegs mein freier Wille. Pflichten von Bedeutung ſind es, die mich zurück in meine Heimath rufen.“

„Aber ich? wo ſoll ich bleiben?“

„Hier; wenn es Ihnen gefällt. Späteſtens in drei oder vier Wochen könnte es ſein, daß wir uns in Wien wieder ſehen.“

„In Wien? Alſo Sie wollen doch noch nach Wien?“

„Freilich. Und Sie nicht?“

„Aufrichtig geſtanden, ich habe den Muth verloren. Der Banquier hat mir ſo viel von der Tyrannei vorgeſprochen, und ich — liebe die Freiheit.“

„Das ſind Vorurtheile, theurer Sir.“

„In einem Lande, wo keine freie Preſſe herrſcht und wo es mir nicht erlaubt iſt Carrikaturen auf die Regierenden zu zeichnen, iſt nicht der Ort, wo ich mich wohl befinden kann. Ich werde nach Paris gehen.“

„Ganz wohl; allein in Paris kann man keine deutſchen Sitten lernen.“

„Das iſt wahr; und ich ſchreibe eben eine Abhandlung über die deutſchen Sitten.“

„Gott behüte, machen Sie es doch ja nicht ſo, lieber Freund, wie Viele, die über unſer gutes Deutſchland urtheilen, ohne mehr davon zu wiſſen, als was ſie zufällig in einer Converſation bei Very oder in den quatre frères provincaux gehört haben.“

„So werde ich denn nach Wien gehn; aber ich werde mich dort ſehr ſchlecht befinden.“

„Darauf wollen wir es ankommen laſſen. Alſo ich treffe Sie in Wien. Hier haben Sie die Addreſſe meines Banquiers.“ Beide Freunde drückten ſich die Hände und ſchieden unter den herzlichſten Verſicherungen von einander. Sir Charles miſchte ſich nie in die Angelegenheiten ſeiner Freunde, und obgleich er wohl eigentlich gerne hätte wiſſen mögen, weshalb grade jetzt Julian wegreiſete, da Jedermann im Hauſe des

Banquiers die Veröffentlichung ſeines Verhältniſſes zu der Erbin erwartete, ſo war er ſtillſchweigend überzeugt, er müſſe vollwichtige Gründe haben ſo und nicht anders zu handeln, und dabei beruhigte er ſich.

Der Commerzienrath gab dem Scheidenden Zeichen aufrichtiger Theilnahme, nicht ſo die Gräſin, die dieſe ſchnelle Abreiſe mindeſtens für unziemlich hielt. Sara bat ihn eine kleine zierliche Ausgabe von Shelley zu behalten, in dem ſie noch zuletzt zuſammen geleſen hatten. Auf der letzten Seite fand Julian mit bloßen Bleiſtiftzügen folgende Zeilen geſchrieben:

Bleibe, wie Du mir erſchieneſt, ſtolz mit Jugend angethan,
Und in dieſer Welt der Knechte ſei der wahre Edelmann.

Drittes Buch.

Leontine.

Erſtes Kapitel.

— „Pünktlich,
Wie Liebende zu der beſtimmten Stunde,
Halt ich Zuſammenkunft mit meinem Schmerz."
Young.

Vergönne, Leſer, daß wir Dich aus einer glänzenden Umgebung voll Anmaßung und Prunkſucht in eines jener beſcheidenen Dörfer verſetzen, wie Du ſie im nördlichen Deutſchland findeſt, gleich demuthvollen Landſchönheiten hinter einem Schleier von Hängebirken und dunkeln Weiden verſteckt, und von dem ſchmeichelnden Gekoſe eines luſtigen Bächleins umbändert. Es iſt das einſam gelegene Pfarrdorf, wo Julian ſeine Geliebte vor dem argliſtigen Späherauge verborgen hält.

Dort wo die einzige Straße, die das Dorf durchſchneidet, in ihre letzten Häuſer ausläuft, wo dicht an dieſen Marken ein ſchattiges Laubgehölz mit einem nur wenig befahrenen Landwege anſchließt, findet der Blick ſeitwärts dicht am Waſſer ein Häuschen, das, ſo wie es ſich ſelbſt von der Gemeinſchaft der andern Gebäude der Straße losgemacht hat, auch zugleich den abgeſchiedenen und für ſich beſtehenden Charakter ſeiner einſamen Bewohnerin auszudrücken ſcheint. Von Fachwerk aufgeführt und mit einem Dach von Schieferplatten unterſcheidet es ſich in nichts von dem „Bauſtyl“ des Dorfes, nur ein reicheres Gehänge von Epheu, das an den hellen, aber kleinen Fenſtern heraufrankt, und ein Garten vor der Hausthüre, der ſorgſamer gepflegt iſt, und mit zum Theil ſeltenen Gewächſen prangt, zeigt einigen Unterſchied, und läßt auf die behagliche Exiſtenz eines Pächters oder eines reichen Bauern ſchließen. Aber ein ſolcher Phönix im Dorfe würde ſich wohl ſchwerlich entſchließen ſeine

Beſitzung mit ſo geheimnißvoller Stille und in ſo gänzlicher Entfernung von dörflicher Prunkſucht zu bewohnen. Nie ſah man die Thür dieſes Gärtchens gaſtlich geöffnet, man wußte in dieſer Gegend ſich nicht zu beſinnen jemals den Ton einer Geige gehört zu haben, und dem Grasteppich, der den Garten einſchließend ſich bis an des Bachesufer herabzog, raubte von ſeinem üppigen Wuchſe kein Fuß eines fröhlichen Beſuchers etwas; auch ſah man nicht eine fröhliche Geſellſchaft bei der Kanne und Zeitung die Reſte ihres Mahles darauf ausſchütten. Die Vorhänge der drei nach der Straße gewandten Fenſter waren immer zugezogen, und nur das eine Fenſter nach dem Fluß und der weiten Wieſe jenſeits hin war größer als die andern, und ſtand offen. Wer hierher einen Lauſcherblick ſich eroberte, konnte die Bewohnerin dieſes ſtillen Hauſes ſehen, eine junge bleiche Frau, entweder mit einem Buche in der Hand, oder den Blick in Gedanken auf die Landſchaft gerichtet. Es war jetzt ſchon ein Jahr, das man ſie im Dorfe hatte und noch immer konnte es für unentſchieden gelten, wer ſie eigentlich war. Man nannte ſie die Schulmeiſterin; das war ein geheimnißvoller Titel, den eine Aeußerung des Pfarrers veranlaßt hatte, der da behauptete, die Fremde hätte früher in einem adeligen Hauſe Unterricht gegeben, wohne aber jetzt ihrer geſchwächten Geſundheit wegen hier auf dem Lande. Dieſe Auslegung paßte vortrefflich, ſie erklärte das ſtille Leben, die gedankenvolle Miene, und das beſcheidene, etwas ſtolze Weſen der „ſchönen Mamſell" ganz beſonders gut; nur der Schulmeiſter im Dorfe hatte dagegen viel auszuſetzen. Die Fremde war ihm zu jung, um Anwartſchaft auf ein ſo peinliches und wichtiges Amt zu haben. Er maß ſeine eigene dornenvolle Laufbahn gegen das Frühlingsalter dieſes weiblichen Pädagogen ab, und entdeckte, daß die Wiſſenſchaft unmöglich ihre Diener in ſo kurzer Zeit zu irgend erheblichen Triumphen führen könne. Die Schulmeiſterſchaft der jungen Dame wurde ihm daher ſofort verdächtig, und er ging nie an ihrem Hauſe vorüber, ohne etwas von „wiſſenſchaftlicher Prüfung“ und „Durchſchlüpfen durch allzugefällige Examinatoren“ zu murmeln. Ach die arme Leontine war ganz unbezweifelt durch die „Schule der Leiden“ gegangen, und die härteſten „Prüfungen“ waren dieſem Herzen nicht fremd geblieben.

In der Abendſtunde, wenn im Dorfe die Glocke den Beginn der Muße nach beſchwerlicher Arbeit verkündete, konnte man regelmäßig jene ſo ſtreng verſchloſſene Thür ſich öffnen und die leichte ſchlanke Geſtalt hervortreten ſehen, die ihren gewöhnlichen Spaziergang am Fluſſe hinunter durch's Wäldchen ziemlich weit hinaus bis zu dem Punkte verfolgte, wo der Dorfweg in die große Landſtraße mündete. Hier befand ſich ein kleiner unter Dach gebrachter Sitz, der früher eine Art Kapelle am Wege gebildet hatte, und von der noch eine Niſche ſichtbar war, in der ſich öfters Blumenkränze oder Sträußer hingelegt fanden, vielleicht noch fromme Spenden, die dem Andenken dieſes früher geweihten Plätzchens galten. Auf dieſer Bank ruhte Leontine aus, hier ſaß ſie und ſah dem ſcheidenden Lichte der Sonne nach, hier floſſen ihre einſamen Thränen. Wenn ſie dieſes Opfer vollbracht hatte, kehrte ſie heim, um dann wieder eine kummervolle Nacht, und einen einſamen Tag mit geſtärktem Muthe zu ertragen. Wurde ſie an dieſem Gange verhindert, ſo laſtete der Kummer doppelt auf ihrem Herzen, und dauerte dieſes Aufſchieben ihrer ſtillen Andacht über mehrere Tage hinaus, ſo folgten Symptome einer ernſtlichen Krankheit. Es giebt im Leben der unglücklichen Liebe eine gewiſſe Folge heiliger Feſttage, an deren Feier das arme Herz mit unverbrüchlicher Treue hängt, und oft liegt in dieſem religiöſen Cultus der einzige Troſt gegen Schmerzen, die ſonſt durch ihre ſtete Wiederkehr uns bis zum Wahnſinn peinigen würden.

Jene Kapelle am Wege war der Ort geweſen, wo Julian von Göttingen kommend mit ſeiner Geliebten zuſammengetroffen war. Hier hatte das Auge der Liebe ſchon lange vorher auf ſein Erſcheinen gelauſcht, hier das Ohr aus weiter Ferne ſchon das Rollen des Wagens gehört, der den theuren Gaſt brachte. Und manches Mal hatte er, die Erwartende mit Abſicht täuſchend, es vorgezogen zu Fuß hinauszuwandern, um dann, wenn ſie ſchon in Reſignation den Rückweg antreten wollte, plötzlich aus dem Gebüſch hervortretend, den Kuß ſeeliger Ueberraſchung auf ihre erröthende Wange zu drücken. O, welche Feder beſchreibt ſie, dieſe kleinen Kämpfe, dieſe Ueberraſchungen, dieſe Entzückungen und Schmerzen einer ſtillen Liebe? und welches Bild giebt alle die heimlichen Seeligkeiten, die dunkle, ſchauerliche Fülle von Empfinden wieder, die den Schauplatz des Glückes ſo friſcher jugendlicher Herzen zu einem ewigen Erinnerungsort für's ganze Leben machen. Die Quelle von Vaucluſe hörte die berühmten Klagen Petrarca's; allein nicht ihm allein, Jedem von uns, wenn wir ernſtlich forſchen, blüht eine ſo geweihte Stätte, und irgend wo auf der Welt lebt das Plätzchen, das unſre erſte Thräne benetzte, über das unſer erſter Seufzer des Entzückens und der Luſt dahinwehte.

An dem Abend, wo wir unſre Leſer in dieſes Dorf geführt, trat die einſame Wandlerin ihren Weg zur Kapelle zum erſten Mal wieder an, nachdem ſie ihn während zweier Wochen ausgeſetzt hatte. Der Pfarrer begleitete ſie heute, und auf den Arm dieſes würdigen Greiſes ſtützte ſich die ſchwache, von Krankheit und Kummer gebeugte Geſtalt. Während die Klarheit des Abendhimmels, die Friſche der Vegetation und der ſchimmernde Spiegel des nahen Waſſers auf die Seele Leontinens einen günſtigen Eindruck hervorbrachten, bemühte ſich ihr geiſtlicher Pflegevater andererſeits die Troſtloſigkeit und den Kleinmuth zu verſcheuchen, der während des langen Stillſchweigens Julians in ihrem Gemüthe Wurzel gefaßt. Als beide die Kapelle am Wege erreicht hatten, ließ ſich Leontine auf die Bank nieder, und verbarg ihr Antlitz, indem ihre Thränen floſſen. Der Pfarrer überließ ſie ungeſtört dem erſten ſtürmiſchen Andrange ihres Leids, dann jedoch erneuerte er mit ſanfter, aber ernſter Stimme jene Troſtgründe, an denen ſeine väterliche Geduld und ſeine innige Theilnahme für die Dulderin ſo reich waren. Leontine wandte ſich zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte mit einem Strahl von Hoffnung in ihrem ſchönen Auge: „Alſo Sie glauben, mein Vater, daß er auf Ihren letzten Brief antworten wird?"

„Noch mehr, liebe Tochter, ich hoffe ihn bald ſelbſt hier zu ſehen."

„Ach!" rief Leontine mit dem freudigen und zugleich bangen Schrei eines Kindes.

„Aber vergeſſen Sie dann nicht, meine Liebe," fuhr der Alte mit erhöhtem Ernſte fort, „ihn an ſeine Pflicht zu mahnen. Im Taumel der Welt und der Zerſtreuungen könnte er die heilige Zuſage, die er Ihnen gethan, nicht vergeſſen, deſſen halte ich ihn nicht fähig, aber noch weiter unerfüllt laſſen. Sie ſind das ſich ſelbſt, ſie ſind es ihrer Mutter ſchuldig.“

„Werde ich aber wohl den Muth haben?“ ſeufzte Leontine und ließ ihre Hände gefaltet in den Schooß ſinken.

„Sie werden ihn haben, liebe Tochter. Der Gedanke an Gott, an die Tugend wird Ihre Seele ſtärken.“

„Ich habe ſo viel gelitten die letzte Zeit,“ ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme. „Wie ich ihn für untreu hielt, ſo war mein Herz gebrochen. Ach, ich könnte dieſe Tage nicht wieder erleben, mein Vater!“ Sie lehnte ihr Haupt bei dieſen Worten an die Bruſt des Greiſes; dann raffte ſie ſich ſchnell auf, ſah ihren Gefährten ſcharf ins Auge und fragte mit einer faſt fieberhaften Eile: „aber Sie haben ihm doch nicht geſchrieben, daß ich krank geworden?“

„Das that ich.“ —

„Wozu das? Wenn er nun dieſen zufälligen Umſtand für einen Vorwurf nähme?"

„Kein zufälliger Umſtand, Leontine, und wohl ihm, wenn er für einen ſolchen Vorwurf Gefühl zeigt. Ich ſagte Ihnen ſchon, Sie werden ihn vielleicht bald in Ihre Arme ſchließen. Die Zeit der Prüfung iſt vorüber."

Leontine faltete ihre Hände und blickte mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Freude und Demuth in den Abendhimmel; plötzlich veränderte ſich ihre Miene, die Ruhe ſchwand daraus fort, und die Züge nahmen den Charakter geſpannter lauſchender Aufmerkſamkeit an. Sie beugte ſich vor, und ſchien einer Stimme aus den abendlichen Gebüſchen heraus zuzuhorchen. Der Geiſtliche, der um die noch nicht ganz Geneſene beſorgt war, folgte dieſen lebhaften Bewegungen mit Beſorgniß, er wollte eben eine Frage an ſie thun, als ſie mit aufgehobenem Finger ihm Stillſchweigen gebot. „Hören Sie nicht?" ſagte ſie dann leiſe, und wie im Traume ſprechend, „hören Sie nicht das Rollen eines noch ſehr entfernten, aber ſich hierher bewegenden Wagens?“ Der Pfarrer vernahm nichts. Sie lauſchten beide eine Weile, dann drückte Leontine ihre Hände krampfhaft auf's Herz und flüſterte: „Er iſt's! — ich fühl's an dem Klopfen meines Herzens! Ach, wie ertrage ich dieſen Augenblick.“

Jetzt hörte man deutlich einen Wagen die Landſtraße herauf kommen; die Hornklänge des Poſtillons drangen in die ſtille Abendlandſchaft. Leontine lehnte, blaß wie eine Sterbende, an der Schulter ihres Freundes; plötzlich ſprang ſie auf, und flog auf der Straße dahin. Nur mit Mühe folgte ihr der Pfarrer. Er wußte um dieſes Zuſammentreffen, denn ein Brief Julians hatte ihm die Stunde ſeiner Ankunft beſtimmt, ſeine Beſorgniß war nur, daß Leontine noch nicht ſtark genug ſein möchte, den Moment der Ueberraſchung und des Entzückens zu ertragen. Mit dieſen ängſtlichen Zweifeln belaſtet hätte er jetzt gern die Zuſammenkunft auf einen günſtigeren

Moment verſchoben, allein es war unmöglich den Umſtänden zu gebieten. Immer raſcher flog der Wagen, immer geringer wurde der Zwiſchenraum zwiſchen dem Erſehnten und der Geliebten; endlich war das Ziel erreicht, und Leontine ſank ohnmächtig in die Arme Julians. Der Pfarrer kam noch zur rechten Zeit um ſie mit Hülfe ſeines jungen Freundes in die Kapelle zu führen, während der Wagen dem Dorfe zufuhr. Die letzten Strahlen der Abendſonne beleuchteten eine ſchöne Gruppe.

Zweites Kapitel.

> Komm, laß uns noch ein Mal die hängenden Gärten, in denen meine Kindheit einheimiſch war, durchlaufen. Nicht wahr, die Gärten waren ſchön, Zauberiſch? —
>
> Bettina.

Welche Gefühle auch in dem Buſen Julians geherrſcht haben mochten, als er ſich in den Wagen warf, und zum letzten Male ſein Blick auf die Villa des Banquier's fiel, zum letzten Male das Rauſchen der herrlichen Baumgruppen in ſein Ohr tönte, unter denen er ſo oft mit Sara gewandelt, in deren Zweigen die prophetiſche und heilige Stimme dieſes wunderbaren Mädchens ihm noch nachzutönen ſchien — jetzt, da vor ſeinem Auge der Schauplatz ſeiner Jugend ſich wieder öffnete, erfüllten ihn nur die ernſten Gefühle der Pflichten, die ihn hierher rieſen, und die Sirenenlaute der Vergangenheit tönten aus immer weiterer Ferne zu ihm herüber. Es liegt ein ſtarker und ausdauernder Muth in dem Bewußtſein eines feſten rechtlichen Entſchluſſes; Julian fühlte dieſen Muth, und er ſtärkte ihn in dem Augenblicke, als er die blaſſe, kranke Geliebte ſeiner Jugend wieder in ſeine Arme ſchloß. Er war gekommen, ihr das Unrecht und den Leichtſinn früherer Jahre abzubitten und erſchrak, als er die Merkmale ſeiner Schuld auf dieſen eingefallenen Wangen, dieſen einſt ſo glänzenden und jetzt faſt erloſchenen Augen, dieſer zitternden Stimme, und dieſen wankenden Schritten ſah. „Leontine,“ ſagte er mit der ſanfteſten Stimme, als ſeine Küſſe ſie aus der Erſtarrung geweckt hatten, „ich werde Dich jetzt nicht wieder verlaſſen. Vergieb mir Leontine — ach, kannſt Du mir vergeben?“ —

Mehrere Tage, die jetzt Julian in dem Dorfe zubrachte, und während welcher er öſtere Unterredungen mit dem Pfarrer hielt, gaben ſeinen Entſchlüſſen eine feſte Form. Er fand immer mehr in ſeiner Seele die Kraft, jenen glänzenden Ausſichten zu entſagen, die ihm winkten, jene Lichtgeſtalten zu verbannen, die kühne, jugendliche Hoffnungen in ihm rege gemacht. Der Kampf war heftig, aber der Sieg entſchieden.

Wenn er gegen Abend die Geliebte aufſuchte, die er jetzt ſchon als die Gefährtin ſeines Lebens, die Theilnehmerin ſeiner Hoffnungen und Pläne betrachtete, ſo war ſein Weſen gerade ſo heiter und hingebend, wie es in den Tagen der erſten glücklichen Liebe geweſen. Auf ſeiner Stirn ſchwebte nicht der leiſeſte Schatten der Bekümmerniß, oder des Unmuths; ſein Gemüth bewahrte dieſelbe kindliche Offenheit, als hätten unterdeſſen keine bleibenderen und großartigeren Eindrücke auf ſeiner Fläche ſich eingedrückt. Und die glückliche Leontine erblühte in neuer Jugend. Sie eilte an ſeiner Seite durch alle Paradieſesgärten der Erinnerung, ſie war wieder das ſchuldloſe, glückliche Schweizermädchen, das keine größere Wonne kennt, als durch eine ſeltene Blume, eine ſchöne Frucht ſich ein Lächeln des Geliebten zu erwerben. Ganz Demuth und frohe Kindlichkeit, lauſchte ſie ihm jeden Wunſch vom Auge und verbarg ihm die Schmerzen, die ſie um ihn gelitten. Mit einer ängſtlichen Haſt ſang ſie die Liederchen ab, von denen ſie wußte, daß ſie ihn früher entzückt hatten, ſie las ihm vor, und immer noch waren es die alten Bücher, die er ihr ſelbſt in den Tagen des Glückes gebracht, und in denen ſie, während ſeiner Abweſenheit immer wieder und immer von neuem geleſen. Julian ſah wie in einem Spiegel ſein eigenes Selbſt, wie es noch vor wenig Monaten geweſen; er wandte ſich traurig ab, denn in dieſen Zügen lebte Sara's Andenken noch nicht — ſie waren noch nicht durch den geiſtigen Hauch veredelt und gehoben, den der Umgang mit einem Weſen über ihn verbreitet, das ſo verſchieden fühlte, und ſo eigenthümlich dachte, daß man es ſchwerlich mit irgend einer andern Erſcheinung im ſpäteren Leben in Vergleichung zu bringen wagte.

Das einfach erzogene Schweizermädchen hatte nichts als die Fülle ihrer Liebe; ſie glich dem Alpenröslein ihrer heimathlichen Gebirge, das ſein poetiſches Daſein in einer reineren Region friſtet und das bald dahin welkt, bringt man es in's Thal, um es dem üppigen Boden eines Kunſtgartens zu überantworten. Leontine wußte nichts von der Uebereinkunft der Geſellſchaft, ſie betrachtete die Stellung der Frauen als gänzlich von dem Willen und der Willkür des Mannes abhängend. Nie hätte ſie, aus eigenem Wunſche, dem Geliebten die Bitte vorgetragen, die Bande, die ſie an ihn knüpften, noch feſter zu ſchürzen; in ihrem Auge waren ſie feſt genug, und in ihrem kindlichen in Demuth ſich ſchmiegenden Sinn wünſchte ſie nichts, als immer um ihn ſein zu dürfen, unter welchem Namen war ihr gleichgültig. Bis in ihr einſames Dorf, wo ſie geboren, und in dieſes zweite noch einſamere, wo ſie ihr Glück gefunden, drang das Urtheil und die Stimme der Welt nicht; nur in den milden Worten des Pfarrers, und in den Briefen der alten kranken Mutter kamen Wünſche und Ermahnungen zur Sprache, die hier und da ihr Nachdenken weckten, und ſie in unheimlicher Weiſe auf eine, ihrem Herzen völlig fremde Welt aufmerkſam machten. In dem Zeitraum des langen Schweigens Julians waren auch dieſe weltlichen Gedanken ihr quälend geworden, und ſie hatte dem Pfarrer verſprochen, mit dem wiederzurückgekehrten Geliebten ein ernſtes Geſpräch zu führen; allein jetzt in dem vollen Sonnenglanze ſeiner Anweſenheit vergaß ſie alles, was auch nur den Schatten eines Tadels oder einer Unzufriedenheit mit dem Gott ihres Herzens hätte verrathen können. Dieſe Unerfahrenheit, dieſe Liebe und dieſe Demuth zeigten Julian den Weg, den er gehen mußte. Eines Abends erſchien er ſpäter bei ihr, wie gewöhnlich; er hatte einen Brief an Clemens geſchrieben. Er war ſtiller und er ſchloß Leontinen mit einem ſo feierlichen Ernſte in die Arme, ſein Blick war von einer ſo ungewöhnlichen Rührung feucht, daß das arme Mädchen erſchrak, und in ihrem Herzen ein Weh, wie das bange Vorgefühl kommenden Unheils ſpürte. „Du biſt jetzt mein Weib!“ flüſterte er, indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte. — „Mein Weib auf — ewig! Leontine, macht Dich das glücklich?“ Sie blickte ihn forſchend an, dann ſchloß ſie ihn heftig in ihre Arme und ſank vor ihm zu Boden. Er hob ſie auf — ſie küßte ſeine Hände — ſie weinte, und durch ihre ſchluchzende Stimme hörte er nur in einzelnen Pauſen ſeinen Namen. Er führte ſie einige Schritte weiter und ſie ſank vor einem Kruzifix nieder, das auf einem kleinen Altar in der Ecke des Gemaches ſtand. — —

Julian verließ ſie und brachte die Nacht ſchlaflos in ſeinem einſamen Zimmer zu. Der große Schritt war gethan — der Pfeil von der

Sonne verſandt. Wie es nun auch kommen mochte — gewiſſe Träume, gewiſſe Hoffnungen waren jetzt auf ewig aus ſeiner Seele verbannt.

Der Brief an den Präſidenten lautete wie folgt.

Karlsdorf. —

Ich habe Ihnen, mein väterlicher Freund, ein wichtiges Geſtändniß zu thun, und eine nicht minder wichtige Nachricht mitzutheilen. Der Ort, von wo aus ich Ihnen dieſes ſchreibe, wird Sie befremden, in noch viel höherem Grade wird es der Inhalt meines Briefes. Sie werden mir zürnen, mein theurer Clemens, Sie werden die ſchönen Hoffnungen mit Bitterkeit widerrufen, die Sie einſt für mich gefaßt, allein Sie werden bei alle dem mich nicht tadeln; denn ich kenne Ihr Herz — ich kenne Ihren ehrenwerthen Charakter.

Wenn Sie dieſes Schreiben erhalten, mein Vater, bin ich vermählt, mit einem treuen, liebevollen, einfachen Weibe vermählt. Wie auch immer in Ihrem Geiſte ſich meine Zukunft geſtaltet haben mag, wie köſtlich Pläne auf Pläne Sie für das Glück Ihres Pflieglings und Sohnes auch gegründet haben mögen, vergeſſen Sie alle; ein ſtilles, armes Mädchen, ohne Vermögen, ohne Stellung in der Welt iſt zwölf Stunden, bevor Sie dieſen Brief erhalten, Gräfin Kallenfels geworden. Sie, ich, die ganze Welt können es nicht mehr ändern. Hören Sie die Geſchichte meiner Liebe, meiner Irrthümer, meiner Schuld. Als ich damals die Reiſe in die Schweiz in ihrer Begleitung machte, lernte ich ein Mädchen kennen, das mich in meiner Krankheit pflegte, und das ich lieb gewann. Wie ich Sie, meinen Freund und Vater, zum Vertrauten meines Glükkes machte, fand ich in Ihnen einen ſchützenden Engel dieſes Bundes. Später trennte ſich unſre Bahn, ich wich von Ihren milden und väterlichen Lehren ab, ich entführte jenes Mädchen aus dem Hauſe ihrer Eltern, und ſie iſt die Stütze, der Stolz und die Freude meiner Jugend geworden. Zweimal raubten ſie mir die Verwandten, und immer wieder fand ich Mittel mich mit ihr zu vereinigen. Seit einem Jahr wohnt Leontine Hofer in einem Dorfe nicht weit von Göttingen. Hier haben Sie das einfache Bekenntniß meiner Schuld, hören Sie jetzt meine Rechtfertigung. Die Grundſätze, in denen ich aufgewachſen, ſie ſind die des ritterlichen Adelsgeiſtes, flößten mir eine unbegrenzte Achtung für die Tugend eines Weibes ein; ich that das Gelübde Leontine meine Gattin zu nennen, welches auch die Hinderniſſe ſein möchten, die ſich mir in den Weg baueten, aber ich verſchob die Gewährleiſtung dieſes Gelübdes auf eine Zeit, wo ich eine Stellung erreicht haben würde, die mir es möglich machen würde, eine Gattin nach meiner eigenen Wahl in die Welt einzuführen. Ich Thor, wußte ich im Voraus die Bebungen meines Herzens zu berechnen, konnte ich die Umſtände ordnen, daß ſie ſich meinem jugendlichen Plane fügten? Ach, es war eine jener zauberiſchen Illuſionen der Jugend, wo wir ſchon die Kraft zu beſitzen glauben, indem wir den Willen zu haben gewiß ſind.

Ich reiſ'te in die Welt hinaus; Leontine blieb daheim, feſt ihr Vertrauen auf mich ſetzend. Ich täuſchte ſie; aber es war jene Täuſchung, die dem unbefangenen Gemüthe begegnen kann, das die Welt nicht kennt; mein Verbrechen fing von dem Momente an, wo ich die unglückliche Leontine und meine Schwüre vergaß. Ich weiß es, daß es eine Frivolität giebt, die im Umgang der vornehmen Zirkel ſich erlernen läßt, die mit den Schwüren ſpielt und heilige Zuſagen, einer vertrauenden Unſchuld gegeben, mit jener Leichtigkeit und Virtuoſität bricht, wie man eine eingegangene Whiſtparthie auf den nächſten Tag verſchiebt. Aber ich handle nach einem ſeltſamen und für die große Maſſe unfaßlichen Aberglauben, nämlich nach dem Gewiſſen. Treubruch und Hinterliſt, welcher Art auch beides ſein mögen, haben eben denſelben ſchreckenvollen Klang für mich, den ſie einſt für die Ritter der Tafelrunde haben mochten. Ich bin in dieſer unſerer lichthellen, aufgeklärten Zeit noch ſo feudaliſtiſch ſtreng geſinnt, daß ich meinen Namen zu beflekken glaubte, wenn ich einem armen, demuthvollen Mädchen, einem Mädchen, das keinen weltlichen Beſchützer hat, deſſen Thränen mich nur allein vor Gott angeklagt hätten, mein Wort gebrochen hätte. Und ſo bin ich denn hier, und der Mann dieſes Mädchens. Noch zur rechten Zeit vernahm ich die drohende Stimme, gerade in dem Moment, wo ein herrliches Geſchöpf meine Sinne und meinen Verſtand einzuhüllen begann in ihre zauberhafte Atmoſphäre. Jetzt habe ich vollendet, aber mir ward der Sieg nicht leicht gemacht. Ihnen darf ich es geſtehen, mein theurer Onkel, mein Herz blutete bei dieſem Entſchluß, und ich danke Ihnen nicht, daß Sie mich damals zum Genoſſen Ihrer Reiſe-Genüſſe machten.

Mein Leben wird ſich nothwendig jetzt anders geſtalten, ich entſage allen weit hinausgehenden

Plänen; auch weiß ich, daß ich zugleich den Reichthum einbüße, der ohne dieſes meine Bahn mir geebnet hätte. Ich habe nur einen Ausflug gethan, um ſchnell wieder in die Heimath zurückzukehren. Ich bringe meinen Ehrgeiz, meine Liebe, meine Zukunft meinem jugendlichen Schwure zum Opfer, aber ich thue es nicht mit verzagtem Herzen. Irgendwo wird ſich für mich noch ein Feld wohlgemeinter Thätigkeit aufthun, und von dem, was ich bis jetzt im Ueberfluß gehabt, bleibt mir genug übrig, um mir einen beſcheidenen, ſtillen Wirkungskreis zu ſchaffen.

Ich reiſe auf einige Tage in Geſchäften nach Göttingen. Weil ich wünſche, daß für's Erſte meine Heirath noch geheim bleiben möge, vermeide ich es, in Hannover zu erſcheinen. Sie, mein Freund und Vater, werden mich gewiß in Göttingen aufſuchen.

Drittes Kapitel.

Polonius: „Seht doch, hat er nicht die Farbe verändert, und Thränen in den Augen — Bitte, halt inne.“

Hamlet.

Der Eindruck, den der obige Brief auf ſeinen Empfänger machte, läßt ſich ſchwer beſchreiben. Der Präſident zeigte, vielleicht zum letzten Male in ſeinem Leben, die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeines Temperaments. „Wie!“ rief er, „welch eine Tollheit — welch ein mehr als wahnſinniger Streich — ja ich muß ihn kindiſch nennen. Mein Himmel, ich habe es in der Klugheit, behaupten meine Freunde, nie weit gebracht; aber dergleichen — dergleichen vollbrachte ich doch nie! Julian, mein Junge, welch ein unverbeſſerlicher Thor ſteckt in Dir! Aber es iſt noch Zeit Dich von Deinem Dämon zu befreien; es kommt nur auf einen tüchtigen Exorzismus an, und den zu vollführen bin ich — ja ich im Stande.“

Er hielt in ſeinem heftigen Zornerguß inne, und lief, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in ſeinem Zimmer auf und nieder.

„Es iſt nicht möglich!“ rief er dann wieder heftig — „man ſage mir, was man will; es iſt nicht möglich: eine Landdirne — das Geſchöpf und Spiel eines Augenblicks — die Staffage einer ſchönen Gegend, die ganz alltägliche Zugabe einer Schweizerreiſe — ein klein Wenig Poeſie am Wege — eine Epiſode in einer Epiſode — und dieſe zum Inhalt eines Lebens gemacht! O Thorheit! Warum hab' ich dem Jungen nicht frühe den Seneca in die Hand gegeben, warum nicht ſtatt der nouvelle Héloise die Reflexionen la Rochefoucault's? — Ehre! ſageſt Du — ach mein Kind, was iſt Ehre gegenüber dem zärtlichen, dem ſchönen, dem ewig begehrlichen Geſchlechte?

O ja die kleine Schweizerdirne wird ſich das Opfer gefallen laſſen, ſie wird es nicht grauſam und unzweckmäßig finden, Gräfin von Kallenfels zu heißen — aber ich lebe noch. Du mußt Sara heirathen, mein guter Junge, Du mußt das Vermögen der Tante erben — Du mußt eine glänzende Rolle im Leben ſpielen — Du mußt — Du mußt. —“

Er eilte an die Klingel, und zog heftig drei Mal an der Schnur.

„Ein beſcheidenes Glück! — Pah! Dieſe Schwärmerei iſt mir verhaßt — ich verabſcheue die Dummheiten des Edelmuths. Du, der edelſte Sproſſe des Namens Kallenfels — untergehen wie der kindiſche Stoff einer Idylle? O ich liebe die Idylle, ich habe ſelbſt manche gedichtet und manche in's Leben geſetzt; (er blieb hier vor einem der großen Spiegel ſtehen und ſchob ſeine noch vollen Seitenlocken mit der weißen beringten Hand durcheinander) — denn ich wußte geiſtreich zu ſpielen, Phantaſie und Gefühl wie verſchiedene Blumen-Parfüm's mit einander zu miſchen, ich ſcherzte artig und wurde nie ſchwerfällig ernſt — aber Dir — Dir, mein Junge, fehlt viel zu dieſer Meiſterſchaft — aber ich lebe noch."

„Wo bleibt François?" Er klingelte nochmals, obgleich François ſchon daſtand. „Mein Gott! da biſt Du ja — nun ſo ſprich doch."

François fixirte ſeinen Herrn mit einer lauernden, ehrerbietigen Aufmerkſamkeit, die da anzeigte, daß er ſehr wohl wußte in das ruhige Leben ſeines Gebieters ſei eine gefährliche Kriſis getreten. Er zog es aber vor, den erfahrenen Arzt zu ſpielen, der ruhig abwartet, bis alle Symptome der Krankheit gehörig hervorgetreten ſind, um dann ſeine Stimme laut werden zu laſſen, als gleich töppiſch mit ſeinen Vorſchlägen und Fragen hineinzuſtürmen.

Der Präſident nahm eine übereilte Priſe, bei der er den halben Inhalt der Doſe verſchüttete, dann griff er nach einem Gläschen aromatiſchen Salzes, es entglitt ſeinen unruhigen und zitternden Händen, ſtürzte zu Boden und zerbrach. So viel Unglück hatte ſich ſeit langer Zeit nicht in dem poetiſchen Zimmer zugetragen. François ſammelte ſtillſchweigend die Glasſplitter, und ſcharrte mit einer Federſpuhle den Taback vom Teppich. Der Präſident ſtand am Fenſter, ſtöberte in ſeiner Buſenkrauſe, und ſchnappte nach Luft.

„Es hat ſich etwas beſonders ereignet, François,“ hub er endlich an, ohne ſich vom Fenſter abzuwenden, und leidenſchaftlich auf die Glasſcheiben trommelnd. „Ich ſage Dir, ich werde Deine Klugheit, Deine Treue nöthig haben. — François, die Paſteten heute morgen taugten den Henker was; haſt Du gehört? — Aber das beiläufig. Es hat ſich was Wichtiges ereignet.“ Er ging im Zimmer auf und ab und blieb dann vor dem Kammerdiener ſtehen, blickte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an und rief dann mit ſtarker Stimme: „Ich werde eine Reiſe unternehmen. Eine Reiſe — hörſt Du nicht? Morgen — nein, heute noch.“

François verbeugte ſich: „Der Herr Graf befehlen, daß ich den ſeidnen Schlafrock, oder den Herbſtſchlafrock von Kaſchemir einpacken ſoll? die Abende werden ſchon kühl.“

Den Präſident, als er in dem Tone des reſpektvollen Gleichmuths von den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Lebens ſprechen hörte, überfiel jetzt die ganze Laſt ſeines außerordentlichen und unerhörten Kummers. Er fand es frevelhaft jetzt an das eitle Gepränge ſeiner gewöhnlichen „Reiſen ins Bad“ zu denken. Er blieb in nachdenklicher Stellung mitten im Zimmer ſtehen, und ſagte mit einem wehmüthigen Ton: „Ach, Franz, es handelt ſich hier nicht um Schlafröcke. Packe zuſammen, was Dir grade gut dünkt — O ich bin ſo erſchöpft — ſo angegriffen! Hab ich das verdient um dich, Julian! — Sara, die Erbſchaft —!“ Er erſchrak, als er ſich ſelbſt laut ſprechen hörte — „Nun, Du ſtehſt noch da?“ rief er, indem er ſich in einen Lehnſeſſel warf. — „Wie Du langſam, ſchwerfällig geworden biſt!

Das macht die Ruhe, François. Ich fürchte, ich werde Dich zu dem liſtigen, gefahrvollen Anſchlag nicht brauchen können, den ich für Dich im Kopfe habe?“

Der Favorit nahm eine treuherzige und beſorgte Miene an. „Hab ich es in Etwas verſehen, ſo ſtrafen Sie mich, gnädiger Herr; aber mißtrauen Sie nicht meinem Eifer, bevor Sie ihn auf die ſtärkſte Probe geſetzt.“

„Und wird Er dieſe Probe beſtehen?“ fragte der Graf mit einer bekümmerten Miene.

„Wenn es nicht gilt die drei Backenzähne des Sultans von Babylon zu holen?“ erwiderte Franz mit einer beſonders tiefen Verbeugung. Dieſer Scherz war kühn, aber er war, wenn man den Charakter des Präſidenten kannte, an ſeiner Stelle. Franz hatte Blicke in die Eitelkeit ſeines Herrn gethan, er wußte, daß ſie ſo weit ging, daß der Poet es gern ſah, wenn ſeine Umgebung Bruchſtücke klaſſiſcher Gedichte anzugeben im Stande war. Lange Zeit hatte er auf ſeiner Tafel faſt ungenießbare Speiſen geduldet, blos weil er ſich nicht entſchließen konnte, einen Koch wegzuſchicken, der ſich ihm zuerſt mit Rumohr's Kochbuch unterm Arm vorgeſtellt hatte. Das Citat aus ſeinem Lieblingsdichter, Wieland, machte ihm daher, mitten in ſeiner Bekümmerniß, lebhafte Freude. „Nein, mein Sohn, rief er lächelnd. Es gilt hier weder jene berühmten Zähne, der Vers, wo dieſe Forderung von Karl dem Großen ausgeſprochen wird, iſt beſonders ſchön, noch den heiligen Graal, noch ſonſt ein fabelhaftes Wunder zu erbeuten. Nein, die Sache iſt ganz einfach — wir reiſen noch heute Abend — die Nächte haben Mondſchein — nach Karlsdorf — hörſt Du wohl? dort —; doch das Weitere findet ſich.“ —

„Um acht Uhr werde ich Poſtpferde beſtellen,“ ſagte Franz. „Wenn Euer Excellenz vom Geſandtendiner kommen, ſo finden Sie alles bereit.“

„Ich werde nicht auf dieſes Diner gehen, François. Gott, ſeh ich wohl aus nach Liebenswürdigkeit? Es werden Damen dort ſein, die kleine Lady Jeane, die meine Gedichte überſetzt, die Närrin. Nein, Franz, ich gehe nicht zum Diner. Beſtelle Deine verwünſchten Pferde um ſieben Uhr — hörſt Du, um ſieben! und jetzt laß mich allein.“

Der Präſident verſank, als der Kammerdiener fort war, in einen Zuſtand halber Ohnmacht. Er lag auf dem Seſſel, das Haupt auf der Schulter, und mit der Rechten ſich Luft zufächelnd.

Viertes Kapitel.

> La sincérité est une ouverture de coeur. On la trouve en fort peu de gens; et celle que l'on voit d'ordinaire n'est qu'une fine dissimulation pour attirer la confiance des autres.
>
> *la Rochefoucault.*

Der Präſident langte in den ſpätern Stunden des Nachmittags in dem Dorfe an, wohin ihn ſeine Beſtimmung rief. Der Wirth des einzigen, nach ländlichem Maaßſtabe eingerichteten Gaſthofs erſchrack, als er den zierlichen Reiſewagen vor ſeiner Thür halten, und daraus einen Herrn ſteigen ſah, der am Podagra und der üblen Laune, zwei ſehr vornehmen Krankheiten, zu leiden ſchien. Er ſetzte ſogleich das ganze Perſonal ſeines Hauſes in Bewegung, um, ſo viel es ſich thun ließ, den verwöhnten und eigenmächtigen Forderungen eines ſo beſondern Gaſtes zu genügen. François nahm drei Zimmer für ſeinen Herrn in Beſchlag, und es waren gerade die, welche ihre Fenſter nach dem ſtillen, aber romantiſchen Platze öffneten, wo die „Schulmeiſterin" ihre geheimnißvolle Reſidenz aufgeſchlagen hatte. Dieſe Lage ſeiner Zimmer konnte dem Präſidenten nicht willkommen ſein; er hatte hier ſein Ziel vor Augen, und konnte jede Minute, wo es ihm gefiel, einen Blick in's Freie zu thun, an die Wichtigkeit ſeiner Miſſion erinnert werden. Er nahm ſeine Lorgnette zur Hand, und beobachtete ſcharf das Häuschen und die Umgegend, wo eine ſeinem Glücke und ſeinem Ruhme ſo gefährliche Bewohnerin ihr Standquartier aufgeſchlagen hatte. Während Franz, mit den Unvollkommenheiten der Küche eines ländlichen Gaſthofs kämpfend, Vorbereitungen zum „Thee" ſeines Gebieters traf, richtete der Präſident mit der Miene der Unbefangenheit einige Fragen an den Gaſtwirth:

„Mein lieber Freund," hub der Mann an, der ſich ein beſonderes Geſchick zutraute, mit den untern Klaſſen zu verkehren, „ich ſehe da ein recht hübſches Häuschen, ſag' Er mir, wem es gehört."

„Excellenz ſind zu gütig —"

„Aber ich bin keine Excellenz, mein Freund," fiel ihm der Präſident barſch in die Rede, „ich heiße Herr Bauer, und bin ein reicher Kaufmann; hat Er verſtanden?"

„Vollkommen," erwiderte der Wirth mit einiger Empfindlichkeit. „Jenes Häuschen gehört einem Manne — oder eigentlich einer Frau — in Wahrheit aber —"

„Keinem von Beiden," fiel der Präſident ihm raſch in die Rede.

„Ja wohl, Keinem von Beiden. Es wurde von einem reichen Herrn gemiethet, der es, wie man hier im Dorfe erzählt, Eure Excellenz — oder wie ich ſagen wollte — Herr Bauer, Sie werden es nicht übel nehmen, aber man erzählte hier im Dorfe, daß dieſer reiche, junge und vornehme Herr es benutzte, um ſeine Geliebte, nun wie nennt man es doch in der großen Welt? — ſeine Maitreſſe — hineinzulogiren. Ich habe darüber kein Urtheil. Andere ſagen überdies, daß das Mädchen ein Muſter von Tugend, und nur durch Armuth gezwungen ſei, dieſen Aufenthalt zu wählen.“

„Ich kann alſo wählen?“ rief der Graf mit Lächeln. „Tugend oder Laſter?“

„Ganz zu Befehl!“ erwiderte der Wirth, der den gnädigen Spaß nicht verſtand, und entfernte ſich aus dem Zimmer. Der Präſident ließ ſich mit einer kummervollen Miene vor dem Fenſter nieder. Der Mann mit dem weichen, gefühlvollen Herzen, der Mann, der in ſeinen Gedichten die ſchuldloſe Liebe apotheoſirte, der Mann der ſanften Grundſätze, der Verehrer des ſtillen Glückes und der offene Widerſacher der kalten und egoiſtiſchen Prinzipien, nach denen die Welt Liebe und Glück abmißt, derſelbe Mann ſitzt jetzt und brütet über Zerſtörungspläne, während ſein Auge auf dem friedlichen Reiz einer ſchönen Landſchaft ruht, während er die Hütte betrachtet, in der die Natur und die Liebe jene Träume realiſiren, die ſeine Einbildungskraft ſo entzückend ſich ausgemalt. Aber dieſer Widerſpruch, ſo grell er auch ſich zeigt, iſt doch nur ein ſcheinbarer. Der Präſident hatte es hier mit einer Poeſie zu thun, die ihm im Wege ſtand, die das Glück ſeines Lieblings, und mithin auch ſein eigenes zu zertrümmern drohte, er kannte alſo keine Schonung, keine Rückſichten. Er zerſtörte ohne Gewiſſensbiſſe einen ſchönen Tempel, um aus den Trümmern ein bequemes Wohnhaus zu bauen.

Fünftes Kapitel.

> Proſpero. — Die Stund iſt da,
> Ja die Minute fordert dein Gehör.
> Gehorch und merke! —
>
> Shakeſpeare.

Es war am andern Morgen ſehr früh, als der gekrümmte Finger des Präſidenten an der Thüre Leontinens klopfte. Die alte Aufwärterin benachrichtigte ihre Gebieterin, daß draußen ein ältlicher, ſehr vornehm gekleideter Herr ſtehe. Die einſame, in ihren bräutlichen Gefühlen ſchwärmende Leontine wußte nicht, welch einem Zufall ſie einen ſo ungewöhnlichen Beſuch zu verdanken habe; ſie zögerte noch ihre Einwilligung zu geben, als der Graf, der nicht gewohnt war, vor den Thüren der Könige ſelbſt zu warten, mit einer freundlichen Verbeugung hereintrat, und die kleine, hübſche Hand der Schweizerin mit einem ungeheuchelten Enthuſiasmus an ſeine Lippen drückte. Einem Andern hätte die Rolle der Falſchheit, die er gegenüber der Unſchuld und Schönheit zu ſpielen hatte, in Verwirrung gebracht, allein den vollendeten Weltmann beſchäftigte nur der Gedanke, wie eine ſchwierige Aufgabe in der beſten Art zu löſen ſei. Er nahm die Formen der großen Welt zu Hülfe, wo die innere Probehaltigkeit rechtlicher Geſinnung fehlte, er zwang ſich, in dem hübſchen, unſchuldvollen Geſchöpfe, das ihm mit Demuth entgegentrat, nur die feindliche Gewalt zu erblicken, die eine gefährliche Stellung gegen ſeine Hoffnungen und Pläne uſurpirte, und es gelang ihm, die Wirkung der Reize ſeines Opfers völlig unwirkſam zu machen. Er fing an zu vergeſſen, daß ein hübſches Mädchen vor ihm ſtand, die mit ihrem großen, blauen Auge ihn voll Leben und zärtlichem Gefühl anblickte, und ſah nur die künftige

Gräfin Kallenfels, und ſein Ton gewann die gehörige Feſtigkeit und Stärke.

„Ich begrüße,“ hub er mit reſpektvoller Miene an, „die Gemahlin meines Gönners und Freundes, des Grafen Kallenfels? —

Leontine erröthete.

„Dieſe Antwort genügt mir. Ihre Vermählung iſt ſchon vollzogen?“

„Noch nicht,“ entgegnete die Braut Julians. „Wenn der Graf von einer Reiſe von wenigen Tagen zurückkehren wird —“

„Ich verſtehe;“ entgegnete der Präſident mit einer tiefen Verbeugung. „Sie haben jedoch Dokumente in Händen?“ —

„Wie meinen Sie das?“

„Ein Eheverſprechen,“ ſagte der Präſident mit unbefangener Miene. Leontine erhob ſich, im Begriff das Papier, das ihre ſtolzen Hoffnungen enthielt, herbeizuholen; ſie blickte aber in der natürlichen Vorſicht, die der unbefangenſten Unſchuld, als Vertheidigungsmittel gegen die

Klugheit der Welt beigegeben, noch einmal ihren Gaſt an, und als ſie in deſſen Miene die ehrlichſte Treue, die offenſte Gutmüthigkeit entdeckte, zögerte ſie nicht ihm das Dokument zu übergeben, das ihre Zukunft und ihr Glück enthielt. Clemens war entzückt, als er dieſe ominöſen Schriftzüge in ſeiner Gewalt ſah; aber er kannte ſeinen Neffen zu gut, als daß er hätte glauben ſollen, irgend ein verlorenes ſchriftliches Verſprechen, und ſei es von noch ſo großer Wichtigkeit, könne ihn abhalten ſein ritterliches Wort zu halten. Er nahm alſo das Papier mit der Miene der Gleichgültigkeit, und nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen, gab er es zurück. „Sie beehren keinen Unwürdigen mit ihrem Zutrauen,“ ſagte er nach einer Weile. „Ich bin der Erſte, der Ihnen aufrichtig Glück wünſcht, gnädige Frau. Zugleich aber muß ich Sie bitten einer Einladung ihres Herrn Gemahls Folge zu leiſten, der ſie erſucht ihm nach Göttingen zu folgen.“ —

„Julian!“ rief Leontine — „Er wünſcht es? O Herr Bauer, wie können Sie nur zweifeln; ich folge Ihnen auf dieſen Ruf an der Welt Ende. Wann ſollen wir reiſen?“

„Noch heute Abend, wenn es Ihnen nicht unbequem fällt.“

„Mir unbequem? — Gertrud! Beſorge meine Reiſekleider.“

Der Präſident war erſtaunt über die Fülle von kindlichem Glauben, den er fand. Er wußte nicht, daß das arme Opfer, das zuerſt durch ihn in die Falſchheit und Lüge der Welt eingeweiht werden ſollte, nie früher betrogen worden war. —

Mitten in ihren eiligen Zurüſtungen blieb Leontine ſtehen, und legte, wie in ſchmerzvollem Nachdenken, ihre Hand an die Stirn. Auf die Frage des Präſidenten erwiderte Sie: „Ach, mein Herr, Sie wiſſen die Gefühle nicht zu beurtheilen, die in meinem Buſen ſtürmen. Hier nahm er geſtern von mir Abſchied, er ſagte mir, daß er mich um wenige Tage als ſein Weib in die

Arme ſchließen werde — und ich — begreifen Sie das? — empfand nichts als Schmerz und tiefe Trauer. Es war mir, als wenn ich ihn nie — nie wiederſehen würde. Ach in dem Herzen einer armen Frau ſind tauſend bange Träume, die nie ein Mann begreift. Aber nicht wahr, mein Herr, Sie bringen mich zu ihm?“ — „Zuverläſſig,“ erwiderte der Präſident. Um wenige Stunden ſpäter ſah man einen Wagen das Dorf verlaſſen, der die Richtung nach Hannover einſchlug. Der Präſident nahm ſeinen Weg nach Göttingen.

Ende des erſten Bandes.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Kallenfels.

Von

A. v. Sternberg.

> Je trouve que c'est une folie de vouloir étudier le monde en simple spectateur. Dans l'école du monde, comme celle de l'amour il faut commencer par pratiquer ce qu'on veut apprendre.
>
> *Rousseau.*

Zweiter Band

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Viertes Buch.

Wien.

Erſtes Kapitel.

— Dis moi, qui tu veux que je sois;
Car encore faut-il bien que je sois quelque chose.
Molière, Amphitrio.

Ein glänzender Ball beim neapolitaniſchen Geſandten verſammelte die ſchöne und vornehme Welt Wiens. In zwei prunkvoll erleuchteten Sälen wurde getanzt, in einem daran ſtoßenden Gemache, das zum Theil mit Gruppen Spielender angefüllt war, ſaßen einige Herren und Damen, und richteten ihre Blicke und ihre Bemerkungen auf die Tanzenden, die ſie durch die offenen Thüren, und in einiger Entfernung beobachteten. Die eine dieſer Frauen hielt ihr Glas vor's Auge, und in ihren ſchönen Zügen zeigte ſich etwas Bosheit und Spottſucht, die andere war jugendlich und heiter. Sie lachte über die Sarkasmen ihrer Nachbarin und lauſchte zugleich auf das, was ihr ein bedeutend ausſehender, mit einem Stern auf der Bruſt verſehener Herr, mit dem gutmüthigen Tone eines ſcherzhaften Geſprächs mittheilte. Die Fürſtin d'Orſela, die ältere Dame, und die Nichte des Geſandten, der dieſe prunkvolle Fete gab, wandte ſich zu einem der Herren, die in einiger Entfernung hinter ihrem Stuhle ſprachen, und indem ſie einen jungen Mann herbei winkte, folgten die Andern, um etwas von dem Spotte und den guten Einfällen der Fürſtin zu erlauſchen.

„Sie haben eine ſo ausgebreitete Bekanntſchaft, Mylord Darby,“ fragte die ſchöne Frau in einem angelegentlichen Tone, „können Sie mir nicht ſagen wer der junge Mann dort iſt, der mit der Stieftochter des Fürſten Bertheim tanzt?“

„In der That, Madame, erwiederte der junge Britte, ſollten Sie das kleine Ungeheuer meinen, das dort an der Thüre lehnt und eben ſeine gefahrvolle Laufbahn im Galopp vollendet hat? Ich kenne es auf Ehre nicht."

„Nein, nein," rief die Fürſtin, „die Figur iſt lächerlich, allein ich beachtete ſie in dem Augenblicke nicht. Mein Gegenſtand iſt — ach da ſehen Sie ihn, er kommt ſo eben in die Nähe der Thüre."

„Das iſt mein Landsmann, Herr Bentley Brown" — nahm ein andrer der jungen Männer ſchnell das Wort. „Er genießt noch nicht die Ehre Euer Durchlaucht vorgeſtellt zu ſein."

„Sie irren, Sir, ich kenne den Baronet. Er iſt ſehr unterhaltend und ich wüßte Niemanden, dem ich ſo gern eine Stunde im Geplauder zugeſtände; allein das iſt noch immer nicht mein Gegenſtand. Mein Himmel, ſehen Sie ihn denn jetzt noch immer nicht? Er ſpricht mit dem hannöveriſchen Geſandten."

Die jungen Herren ſtrengten ſich an, aber keiner wußte einen Namen zu nennen. Der ältliche Mann, der ſich mit der Dame zur Seite der Fürſtin unterhalten hatte, wandte ſich jetzt zu dieſer, und ſagte, nachdem er einen flüchtigen Blick in den Saal geworfen: „Graf Kallenfels, Fürſtin. Ein Hannoveraner, und, wie ich höre, ſeit einiger Zeit im Kabinet des Grafen G— arbeitend.“

„Von guter Familie doch wohl — und reich?“ fragte die Fürſtin.

„Beides,“ entgegnete der Gefragte.

„Eine anziehende Phyſiognomie! — ohne gerade hervorherrſchend ſchön zu ſein — doch etwas, das gefällt, das ſehr gefällt!“ —

„Der arme Sir John,“ hob Lord Darby an, „in England machte man ihm glauben, daß er ein ſchöner Kopf ſei, und daß es ihm unfehlbar gelingen werde, die Blicke der Damen des Kontinents auf ein paar Momente zu feſſeln.“

„Ich liebe die engliſchen Phyſiognomien im Ganzen nicht,“ ſagte die Fürſtin mit Offenheit, ohne dabei ihr Glas vom Auge zu bringen. „Die Schönheitsmänner ſind nie meine Schwachheit geweſen, es liegt oft eben ſo viel Fadheit und Pretenſion in einem gekräuſelten röthlichen Bart, und eine faſt beleidigende Indolenz in den großen weit geöffneten blauen Augen, die eine der erſten Erforderniſſe der Schönheit eines Inſulaners ausmachen. Ich habe ſogar Byron nicht ſchön gefunden, und nur in Momenten, wo er übler Laune war, oder über irgend etwas ſchmollte, konnte ich auf einen Augenblick vergeſſen, daß auch er ein ſogenannter Schönheitsmann war.“

Der junge Lord ſah mit einem ungeheuchelten Erſtaunen auf die belebten Züge der Italienerin, die ſich heraus nahm, ihm, einem deklarirten Schönheitsmanne, in einem Athemzuge ſo wenig ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen. Er ſchob mit einem unverſtändlichen Gemurmel ſeine Halsbinde zurecht, und warf einen ſpottenden Blick auf die Geſellſchaft im Saale. Die Fürſtin lehnte ſich zurück. Indem näherte ſich der Gruppe ein kleiner ältlicher Mann, der eine Verbeugung gegen die Fürſtin machte, und ſich dann zu ihrer jugendlichen Nachbarin wandte, indem er mit einer ſchnarrenden Stimme rief: „ma chère, hier iſt der Herr von Chateauſeul, der Dich zu einem Contretanz auffordert, aber, mein Engel, laß das den letzten ſein, den Du heute tanzeſt. Es iſt mir um Deine Geſundheit bange. — Dieſes verwünſchte Klima von Wien!“

Die junge Dame erhob ſich, um ihrem Tänzer zu folgen, in dem Augenblicke näherte ſich der hannöveriſche Geſandte der Fürſtin, und ſtellte ihr den Grafen Kallenfels vor. „Ach, ſehr erfreut Ihren Namen zu hören“ rief die Dame, indem ſie Julian winkte den leer gewordenen Platz neben ihr einzunehmen, „er iſt mir nicht fremd, und es knüpfen ſich an dieſen Namen ſehr werthvolle Erinnerungen. Ich beſinne mich im Hauſe meiner Eltern eine Gräfin Kallenfels geſehen zu haben, die ſehr ſchön und nach deutſcher Mode auch ſehr geiſtvoll war. Wir Italienerinnen ſtaunen immer den deutſchen Geiſt an. Unſer ſchönes Land iſt geſchaffen, um dort müßig zu ſein, und wir bewundern unſere Gäſte, die während wir uns auf den Polſtern eines Divans ruhig verhalten, unabläſſig herumklettern, um eine alte Inſchrift zu erhaſchen, oder eine Mauer zu beſichtigen, die den Einſturz droht. Dafür ſind ſie aber auch voll Kenntniſſe und wir die Ignoranten. Nun Sie ſind mir die Antwort ſchuldig geblieben, kannten Sie jene Dame?“

„Ohne Zweifel meine Mutter, Fürſtin,“ erwiederte Julian.

„O wir vergeſſen Niemanden von unſern ausgezeichneten Fremden. Sie ſind noch nicht in Rom, noch nicht in Neapel geweſen?“

„Meine Träume waren dort.“

„Schicken Sie die hin. Träume befinden ſich überall wohl, Träume ſtoßen nirgends an die tauſend armſeligen und lächerlichen Wirklichkeiten, mit denen uns die Proſa des Wachens den Weg verbaut. Sie ſind gewiß ein Dichter?“

„Wer war achtzehn Jahr, Fürſtin, und hat nie einen Vers gemacht?“

„Sie haben recht, ich wüßte auch keinen. Und bringt man auch dieſe Verſe nicht auf's Papier, ſo dichtet man ſie nicht minder deutlich mit dem feurigen und belebten Strahl des Auges. Die ſchönſten Gedichte ſind offenbar die, die nie aufgeſchrieben wurden, die eben ſo hartnäckig dem Pinſel, wie der Feder entſchlüpften, und die nur unmittelbar die Seele der Seele mittheilt durch den flüchtigen Weg der Neigung.“

„Ah, wie viel Poeſie muß denn in dieſem Saale herrſchen?“

„Nicht überflüſſig viel. Man iſt zu behaglich um leidenſchaftlich zu ſein. Die Liebe verdirbt eine gutgeordnete Toilette; und man ſieht hier zum Bewundern ſchöne Toiletten. Sie tanzen nicht?“ —

„Nur als Freiwilliger; der Carneval hat mich noch nicht zu ſeinen ſtehenden Herren angeworben.“

„So will ich nachholen, was der Carneval verſäumt hat. Erlauben Sie, daß ich Sie der

Gräſin Flora Cenci vorſtelle. Ma belle cousine — hier iſt der Graf Kallenfels —"

„Ich ſpüre ein gewiſſes Miasma — ein Miasma —" ſchnarrte dieſelbe Stimme, die Julian ſchon früher gehört. „Ich vermuthe, daß hieran das Clima von Wien ſchuld iſt." Der Graf Cenci drängte ſich mit dieſer Rede vor, gerade in dem Augenblick, als Julian ihm und der ſchönen Gräſin vorgeſtellt wurde. „Ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, mein Herr; allein entſchuldigen Sie, die Sorge für die Geſundheit meiner Frau zwingt mich, nach Hauſe zu eilen. Auf Ehre — die Nächte in Wien ſind von einer wahrhaft mörderiſchen Temperatur. — Ich verſichere Sie, ich ſpüre ſogar hier im Saal ein Miasma, ein gewiſſes Miasma."

Julians Blicke waren auf Flora Cenci gerichtet. Die Gedichte, von denen die Fürſtin eben geſprochen hatte, die die herrlichſten ſind, weil ſie der ſanfte und doch glänzende Strahl eines ſchönen Auges unmittelbar in die Seele ſchreibt, ſchienen in dem kurzen Moment von beiden Seiten improviſirt worden zu ſein, wo der dunkle Blick Julians in das Auge der ſchönen Frau traf. Aber es war eine kurze flüchtige Poeſie; eine Poeſie, die ſogleich wieder vor dem Glanz der Lichter, dem Schimmer und dem Geräuſch der Rede um ſie her, ſchüchtern entflatterte.

Der Graf Cenci lud Julian ein ſein Haus zu beſuchen. Die Fürſtin entfernte ſich, und auch die übrigen verließen ihre Plätze. Kallenfels fand ſich mit jenem beſternten Herrn zuſammen, der anfangs ein ſo angelegentliches Geſpräch mit der ſchönen Flora Cenci unterhalten hatte. Die Züge dieſes Mannes, der nicht mehr jung war, zeigten einen unbeſchreiblich wohlwollenden und zugleich geiſtvollen Charakter. Der beleibten Geſtalt fehlte es nicht an jener Grazie und Leichtigkeit, die der Verkehr mit zahlreichen und gemiſchten Zirkeln verleiht. Die Züge des Antlitzes waren höchſt anmuthig ohne ſchön zu ſein, beſonders fehlte es dem blauen offenen Auge nicht an der urſprünglichen Jugendlichkeit, die ſo viel Reiz hat, und ſich in vorgerückten Jahren nur da findet, wo Geiſt und Herz mit dem Körper nicht gealtert haben. Man konnte nicht müde werden ſeinem Geſpräch zuzuhören, denn die Art, wie er redete, war an und für ſich, ohne auf das Beſondere, was er ſagte, zu achten, feſſelnd und durch einen beſondern zierlichen Geſchmack anziehend. Weder zu lebhaft, noch zu gemeſſen, weder rauh, noch übertrieben mild, war es, als wenn eine einſchmeichelnde Muſik das Ohr berührte. Wie ſelten findet man ein ſolches Talent, die Rede, blos als Organ, zu einem beſonderen Kunſtwerke auszubilden. In der groſſen Geſellſchaft, wo es Sitte iſt, nichts zu ſagen, und doch immer zu reden, ſind ſolche Virtuoſen der Redeſtimme von großem Werthe. Sie ſind die wahren Singvögel der Salons. Während ſie das Ohr mit wohllautenden Klängen füllen, vergißt man, daß ſie immer daſſelbe ſingen.

Herr von Armin war jedoch außer dieſem gefälligen Aeußern und dieſer ſchönen Stimme noch mit einer ſehr ſchätzenswerthen Zugabe von Geiſt begabt. Seine Bekannten wußten nicht, ob ſie dieſen Geiſt mehr blendend oder mehr in die Tiefe eingehend, mehr ſcherzhaft oder unter verſtellten Formen boshaft ſpottſüchtig nennen ſollten. Es war der Geiſt eines Franzoſen unter der herzlichen Gutmüthigkeit eines Deutſchen, ſogar mit dem trockenen Humor eines Britten vermiſcht. Man mußte ihn lieben — erklärte eine Menge Frauen! — Man muß ſich vor ihm in Acht nehmen — riefen andre. Und überhaupt, wer war Herr von Armin? — Wir wollen das im nächſten Kapitel erörtern.

Zweites Kapitel.

— Auf dieſe Weiſe wurde ich Mode. —
Cheſterfied's Briefe an ſeinen Sohn.

Als das Auffallendſte konnte gelten, daß Herr von Armin zu den „Excluſiven“ gehörte, daß man ihn überall ſah, wo die „crême“ der Geſellſchaft, ein äußerſt myſtiſcher und ſchwer zu beſtimmender Ausdruck, ſich verſammelte. In einer reichen, glänzenden und übermüthigen Ariſtokratie, wie die von Wien, konnte dieſe Auszeichnung für unglaublich gelten, wenn nicht in dem Weſen des Herrn von Arnim jenes grillenhafte und unbeſtimmbare Etwas gelegen hätte, das die Eingeweihten für den ſcharfen Blick des Beobachters kenntlich macht. Niemand zweifelte, daß Herr von Armin zu den Excluſiven gehörte, und eben ſo zweifelte Niemand, daß dieſer Graf, der auf ſeinem Wappen drei Mohrenköpfe und eine Pinie, ſo wie jener Baron, der in dem ſeinigen drei Pinien und einen Mohrenkopf hatte, nicht zu der „crème“ gehören könne, aus Urſachen, die man, wie die Wirkungen der Seele, wohl fühlen aber nicht beſchreiben könne. Ueberall anderswo hätte Herr von Armin einen liebenswürdigen Geſellſchafter abgegeben; man hätte die Leichtigkeit und den reinen Accent bewundert, mit dem er italieniſch ſprach. Ein Bewohner von Regent-Streat hätte einiges Erſtaunen geäußert, einen Deutſchen zu vernehmen, der auf dieſelbe vornehme Weiſe, wie er ſelbſt, gewiſſe Silben quetſchte, peinigte und ſanft im Munde zermalmte, und ein Franzoſe wäre zu dem ehrenvollen Geſtändniß veranlaßt worden, daß man ihn ſprechen hören könne, ohne heimlich die Schärfe und Güte ſeines Gehörs zu verwünſchen. Ein Feinſchmecker hätte ihn mit Wohlgefallen nach einer Schüſſel langen ſehen, die die ſchärfſte

Kritik aushielt, und einen Wein erproben, der zu den Kleinoden eines „ſtandesgemäßen“ Kellers gehörte. Es wäre die Damenbevölkerung mehrerer Salons zuſammengetreten, um ihn öffentlich für „gefährlich“ zu erklären, und die Grazie und Feinheit ſeines Whiſtſpieles wäre von den Herren von geſetzter Lebensart nicht unbewundert geblieben, allein dieſe ſchimmernden Talente ſind lange nicht hinreichend, um Horace Armin in einer Stadt wie Wien zum Gegenſtand eines Intereſſes zu machen, das ſich weder durch Titel noch durch Ordensſterne erkaufen läßt. Das magiſche Wort, das den Schlüſſel zu der Beliebtheit und Wichtigkeit der Erſcheinung dieſes liebenswürdigen Herrn herleiht, heißt: „Einfluß.“ — Je weniger man beſtimmt wußte, auf welche Weiſe und von welcher Quelle ausſtrömend dieſer Einfluß auf die Menge wirkſam gemacht wurde, deſto mehr war man von dem Umfang ſeiner Macht überzeugt. Es genügte vollkommen, bei gewiſſen Verhandlungen, bei beſondern und geheimnißvollen Anläſſen den Namen Armin's gehört zu haben, um zu wiſſen, daß es große Vortheile gewähre, als mit ihm auf einem vertrauten Fuße ſtehend angeſehen zu werden. Man iſt äußerſt vorſichtig, ehe man ein Individuum aus der Geſellſchaft auf ein Piedeſtal ſtellt, iſt es aber einmal oben, ſo iſt die Ehre derjenigen, die ihn erhoben haben, dabei betheiligt, daß er ſich oben erhalte.

Horace Armin war durch die Erhebung in den Fürſtenſtand der Elite der Salons, in ſeiner Freiheit bedeutend gehemmt. Von dem Moment an, wo man ihn in die Mode erklärte, war er gezwungen, wie jede Merkwürdigkeit ſich „ſelten" zu machen. Die Tyrannei der Auserwählten wachte über ſeine Blicke, über ſeinen Haß wie über ſeine Liebe. Er büßte ſeine Freiheit, aber nicht ſeine natürliche Liebenswürdigkeit ein. Sein Geſpräch war ſcheinbar eben ſo offen und heiter, als in jenen Tagen glücklicher Unbemerktheit, wo noch nicht die Pflichten und die Geheimniſſe der „crême“ auf ihn drückten, wo er noch nicht auf die Stichworte und geheimen Blicke der Verbrüderung lauſchen mußte, die mit ihm die Herrſchaft der Mode theilten und die einander auf das ſchärfſte bewachen.

Die Formen der Geſellſchaft ſind überall mit Capricen dieſer Art angefüllt; auch Julian war in ihnen eingeweiht, aber er beſaß den natürlichen Stolz, wo er eine Abgeſchloſſenheit der Art merkte, auch nicht von ferne mit dem Wunſche an die Barrière zu treten, daß ſie ihm geöffnet werde. Gleichwohl richteten die Auserwählten ihre Blicke auf ihn und beobachteten ihn aus der Ferne; Armin ſuchte ſeinen Umgang und Julian gewann bald den feinen graziöſen Mann lieb; deſſen ſchneller flammenfaſſender und doch ſanfter Geiſt etwas von der Koketterie einer ſchönen Frau an ſich hatte, die ſich ihrer Reize bewußt iſt, und mit Wohlgefallen die offen kund gegebene Wirkung derſelben entgegennimmt. Dadurch, daß Armin ſein fünf und vierzigſtes und

Julian noch nicht ſein fünf und zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, waren die Grenzen ſchon von Natur gezogen, in denen ſich die Vertraulichkeit des Einen und die Mäßigung des Andern bewegte. In der That konnte Kallenfels Niemanden finden, der ihm über die Verhältniſſe der Geſchäfte, der Geſellſchaft und die Beſonderheiten der Stadt ſo trefflich Beſcheid geben konnte, als Horace, der in der weitläufigen Kaiſerſtadt wie in ſeiner Studirſtube zu Hauſe war, der, von Geburt ein Oeſterreicher, es auch, nachdem er faſt alle kultivirten Länder des alten Europa und des jungen Amerika bereiſt hatte, aus Wahl geworden war. Es war natürlich, daß zwiſchen den Freunden Geſpräche, die dieſen Gegenſtand zur Erörterung wählten, öfters vorfielen, und da es der Zweck Julians war, den Kern Deutſchlands, die Quelle, aus der früher der mächtige Strom ſeines Glanzes und ſeiner vereinigten Macht entſprang, kennen zu lernen, ſuchte er Armins Geſpräche und Umgang mit einer Angelegentlichkeit, die dem

Weltmann ſchmeichelte und ihn zu größerer Vertraulichkeit verleitete, als es ſonſt wohl geſchehen wäre. Sie ſahen ſich jetzt oft bei der Fürſtin d'Orſeli, da Julian dieſer Dame vorgeſtellt worden war, und Armin zu einem der Habitués der Zuſammenkünfte in ihrem Salon gehörte.

Drittes Kapitel.

Vivace amor che negli affanni cresce.
Petrarca.

Die Fürſtin hatte nur zwei Paſſionen; für den Herzog von Reichſtadt und für eine Auſternpaſtete. Sie war ſchwärmeriſch dem Ruhme zugethan, aber ſie liebte noch mehr eine wohlgeordnete Tafel. Man konnte ihr, während ihres ſchon ziemlich langen Lebens, jede Art von Treuloſigkeit vorwerfen, nur nicht die, welche, als eine Frucht falſcher Philoſophie, ſich in der Verachtung eines auserwählten Soupé's zeigt. Als ſie den Tod ihres Idols, des Herzogs von Reichſtadt, erfuhr, vergoß ihr ſchönes Auge Thränen; aber ſie faßte ſich wieder, und beſchloß jetzt ernſtlicher daran zu denken, ihr Leben dem Vergnügen zu widmen.

Julian war erſt ein Paar Mal bei der Fürſtin erſchienen, als eines Morgens ſich ein junger Künſtler bei ihm melden ließ, der den Auftrag hatte, ſein Portrait für das Album der Fürſtin zu malen. In dieſer Sammlung glänzten alle junge Männer von Bedeutung und von einnehmenden Phyſiognomien, die nach einander zu den Abendzirkeln der Dame gehört hatten. Man wünſchte ihm zu dieſer Stelle im Album Glück, wie man einem Candidaten zur Erlangung eines Amtes, oder einem Unbemittelten zu einer reichen Parthie Glück wünſcht. Mit derſelben Wärme, mit derſelben Wichtigkeit. Es galt jetzt bei Vielen für ausgemacht, daß der Graf Kallenfels ein Mann ſei, mit dem man umgehen dürfe, ohne ſich in irgend einer Hinſicht zu compromittiren. Man beeilte ſich, ihm die beſte Kabrioletfabrik, die Verkäufer der edelſten Pferderacen und den beſten Schneider zuzuweiſen. Julian lächelte; er war ſchon drei Jahre in Wien, und jetzt erſt bemerkte man, daß er exiſtirte. Allein er hatte auch nichts gethan, um die großmüthige Aufmerkſamkeit einer reichen, übermüthigen und mit ihren Gunſtbezeugungen kargen Ariſtokratin auf ſich zu lenken. Der Schmerz, das Nachdenken und die Geſchäfte hatten bis jetzt in die Stunden ſeines einſamen Tages ſich getheilt. Nur den wiederholten Bitten von Clemens war es endlich gelungen, ſeinen düſtern Neffen wieder in Annäherung mit der Welt zu bringen. Der arme Präſident hatte eine ſchwere Zeit überſtanden.

Wenn Julian ſich Abends nach dem Schauſpiel in den Zimmern der Fürſtin einfand, begegnete er dort den liebenswürdigen und in Ruf ſtehenden Frauen, an denen Wien ſo reich iſt, und einigen Staatsmännern von Bedeutung ſtatt, das für gewöhnlich verbannt war. Armin nahm an allem Theil, er zeigte den beweglichſten Geiſt in dem ruhigſten Aeußern.

Die Fürſtin, die in dem Buche der Frau von Staël geleſen hatte, daß in Deutſchland die Liebe eine Religion ſei, war neugierig, welch ein Geheimniß ſich hinter der oft düſtern Laune ihres neuen Bekannten verſtecke. Sie zweifelte nicht, daß jener Ausſpruch auf ihn ſeine Anwendung fände, und da ihr der Zufall bis jetzt immer nur frivole Vertraute zugeführt hatte, war ſie begierig, einmal jene düſtre und leidenſchaftliche Schwärmerei kennen zu lernen, die ſie als im Charakter der Deutſchen liegend annahm, und die für ſie noch das Intereſſe der Neuheit hatte. Sie fürchtete nur, daß es ihr an Leichtigkeit fehlen könnte, ſich in dieſe neue Formen zugleich Religion war. In ihren Beſtrebungen, die dauernde Aufmerkſamkeit ihres Gegenſtandes zu feſſeln, unterſtützte ſie eine ausgeſuchte Toilette, und eine Art languiſanten Humors, der ihr eigenthümlich war, und der, dieſem ähnlich, ſich nur bei Italienerinnen findet. Sie hatte jedoch eine gefährliche Nebenbuhlerin an Flora Cenci. Dieſe war jung, eine Deutſche, und folglich ſchon eingeweiht in der Kunſt, die Liebe wie eine Religion zu behandeln. Zum Glück war die ſchöne Gräfin eine Tugend — ſtreng katholiſch erzogen — die Fürſtin hatte ſo oft den Sieg über ein Weſen dieſer Art davongetragen, warum ſollte es nicht auch hier geſchehen?

In dem Maaße, wie Julian jetzt Mode wurde, fing er auch an den Aufenthalt in Wien nicht

Jahren, während welcher er ſich einer freigewählten Einſamkeit mitten in dem Geräuſch einer groſſen Hauptſtadt hingegeben hatte, war ſein Charakter gereift, ſein Wille gefeſtigt, aber auch die Friſche ſeines Herzens getrübt worden. Das unbegreifliche Verſchwinden Leontinens, ſeine vergeblichen Nachforſchungen hatten an ſeinem Herzen genagt. Er erſchien ſich ſelbſt, wie in offener Schuld gegen ein Weſen, das ſich ihm vertrauungsvoll geopfert, und das nun entſchwunden war, ihm Sklavenketten eines ungelöſ'ten Schwures zurücklaſſend. Jetzt, da er ſie verloren, fühlte er, wie ſehr er ſie geliebt, erſt jetzt erſchien ihm die Einſamkeit und das Glück an ihrer Seite, als ein wahrhaft ſchätzenswerthes Gut, da er es anfangs halb und halb für ein Opfer gehalten, und ſaßte wieder Muth ſein erſtes und urſprüngliches Ziel, ſeinem Vaterlande zu dienen, zu verfolgen.

Horace Armin hatte viel zu dieſer günſtigen Umänderung beigetragen. Wie man ihn überall ſah, wo Intereſſen der Geſellſchaft oder des Staatslebens verhandelt wurden, ſo gehörte er auch zu den wenigen Freunden, denen der einſiedleriſche Graf J— ſeine Zimmer öffnete. Es war ſchwer das Vertrauen dieſes eigenſinnigen Staatsmannes zu erobern, Armin, der dieſes aus Erfahrung wußte, faßte ſogleich ein günſtiges Vorurtheil für Julian, den er offenbar auf dem beſten Wege ſah ſich dieſer Gunſt zu verſichern. Es waren lange und einſame Spaziergänge in der Umgegend von Wien, in den ſchönen Tagen daß wer ſich mit ihr beſchäftigt, ſehr bald in die Regionen einer düſtern und träumeriſchen Philoſophie hinein geräth, aus der er ſich dann ſchwer wieder herauszuretten vermag. Der Franzoſe, aus Furcht bei ſeinem Zuhörer Langeweile zu verurſachen, ſpricht ſcherzhaft über ſein Unglück. Der Engländer iſt ſtolz auf ſeinen künſtlichen Staat, und ſpricht von ihm mit einem Stolz, der, wenn auch nicht begründet, doch in ſeinen Formen impoſant iſt, der Italiener ſtrömt über dieſen Gegenſtand die Glut ſeines Himmels und die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeiner ſchönen Sprache aus. Man glaubt oft, indem das Ohr den improviſirten Hymnen ſeines modernen Patriotismus lauſcht, die alten Kämpfe der Guelphen und Ghibellinen in Anklängen der finſtern und groß-

Wolken zuſtrebt. Nur in einem ſehr kleinen Bezirke Deutſchlands erſcheint der Patriotiſmus in poetiſchen Formen, überall anderswo verwandelt er ſich in ein Gezänk, in eine Wiſſenſchaft ſyſtematiſcher Beleidigungen, die man ſich ohne Grund und ohne den mindeſten Nutzen einander zufügt, und dadurch muthwillig die anmuthige und ſichere Grundlage des geſelligen Verkehres untergräbt.

Viertes Kapitel.

> In der Literatur, wie in der Politik haben die Deutſchen überhaupt zu viel Achtung für das Ausland, und nicht genug Nationalvorurtheile. Bei Einzelnen iſt die Verleugnung ſeiner ſelbſt, und die Achtung Anderer eine Tugend, nicht ſo beim Patriotismus der Nationen; dieſer muß egoiſtiſch ſein.
>
> Mad. de Staël.

Eines Abends als Armin und Julian die Plätze und Baumgänge des Praters durchwanderten, machte der Erſtere ſeinen Freund aufmerkſam auf eine Gruppe Wiener Bürger und Handzirten. Es war nicht möglich mehr gutmüthige Fröhlichkeit und harmloſe Vergnügungsſucht beiſammen zu ſehen. Jedes dieſer Geſichter, die von der Abendleuchtung eine grelle Färbung erhielten, war charakteriſtiſch und konnte dem Maler als Modell im Geſchmack eines Tenierſchen oder Oſtadiſchen Bildes dienen. Ueber alle war eine unerſchöpfliche Laune und eine ſo ſorgloſe Behaglichkeit ausgegoſſen, daß unwillkührlich dem Beſchauer dieſelben Gefühle ſich ins Herz drängten. Armin drängte ſich in den Kreis, ſprach böhmiſch mit den Spielleuten, ſcherzte mit den jungen Dirnen und ſetzte ſich an den Tiſch der Alten, die ihm ohne Scheu Platz machten, und wie einem Bekannten mit gutmüthigem Gruße willkommen hießen. Julian blieb ferne ſtehen; er hatte den Takt nicht wagen zu wollen, wo er fühlte, daß als wenn ſie mit ihm ſich auf vertrauten Fuß ſetzen. Er iſt das an ſeinem Kaiſer, an ſeinen Erzherzögen gewohnt. Ich verſichere Sie — wir machen alle nur eine große Familie aus.“ Er lachte und griff einem hübſchen Mädchen unters Kinn. „Und nicht wahr — ich habe Da ein paar ganz allerliebſte Schweſtern?“

„Ich geſtehe meine Ungeſchicklichkeit,“ erwiederte Julian, als beide ihren Spaziergang fortſetzten, „weder den Wunſch, noch die Leichtigkeit habe ich, um mich in dieſe mir ganz ungewohnte Kreiſe ungezwungen zu miſchen.“

„So ſeid ihr Norddeutſchen,“ rief Armin mit Lachen. Ihr grübelt Syſteme aus, um das Volk zu beglücken, aber ihr könnt euch nicht entſchlieſen ihm kurzweg die Hand zu geben.“

„Während ihr auf Koſten eurer Glacehandgeſund, daß ſie nicht durch den kräftigen Händedruck des Volkes Ohnmachten bekommt."

„Alſo die unſrige halten Sie für ſchwächlich?"

„Im Ernſt," erwiederte Armin, indem er ſeinen Begleiter mit einem halb lächelnden, halb fragenden Blick anſah — „ich habe bei Ihnen im Norden keine Ariſtokratie bemerkt. Einzelne adelige Familien — ja; aber nicht dieſen feſten und glänzenden Staatsbeſtandtheil, den wir in Oeſterreich ſo nennen. In den repräſentativen Staaten kann für's Erſte von keiner Ariſtokratie die Rede ſein, ehe die Macht des Thrones in ſeiner ganzen Ausdehnung wieder hergeſtellt iſt." —

„Und würde der öſterreichiſche Adel nicht fort beſtehen, wenn auch die Regierung die Form änderte?"

„Durchaus nicht. Der Abſolutismus, wie er im Laufe der Zeit ſpäter in den conſtitutionellen Staaten aus alten und neuen Elementen eine Ariſtokratie bildet, allein das müſſen wir erwarten, für's Erſte iſt wenig Hoffnung da. Man kann es dem Edelmann nicht verdenken, wenn er mit den Theilhabern der Macht heut zu Tage eben nicht in dem beſten Vernehmen ſteht, denn überall fordert man nur Opfer von ihm und ſtreitet ihm ſogar die Rechte ab, die er mit jedem andern Staatsbürger zu theilen berechtigt, iſt. Und wohin ſoll er ſich wenden um Schutz zu finden? In Deutſchland kann die Ariſtokratie nicht, wie in England, des Throns entbehren, wir haben keinen Gemeingeiſt, keinen Mittelpunkt für politiſche und literariſche Intereſſen, mit einem Wort, bei uns findet im Begriff „Nation" keine Garantie des Beſtandes des Ganzen für ſeine einzelnen Theile ſtatt. Durch die conſtitu-

Gutes direkt befördert werden kann. Wir nehmen alſo dem Souverain die Macht, ohne auf der andern Seite im Stande zu ſein ſie einer Nation — dem Geſammtſcheine moraliſcher und intellektueller Kraft eines Landes — zu übergeben. Die Folge davon iſt Willkühr. Bemerken Sie, theurer Graf, die Unruhe, die ewige Beweglichkeit, das unausgeſetzte Schwanken der Meinungen, rund um uns her, und geſtehen ſie ein, daß wir in Ruhe, in einer glücklichen Ruhe leben. Wem verdanken wir dieſe?" —

„Unſtreitig der Klugheit und der Unwandelbarkeit gewiſſer Staatsgrundſätze." —

„Dieſe Grundſätze," fuhr Armin lebhafter fort — „ſchilt man im Auslande Handlanger der Despotie. Man bemitleidet uns — man nennt Oeſterreich das Land, wo Zwang und die

Ruhe, während ſeine Nachbaren ſich unter dem Panier des ewigen Glücks und des ewigen Friedens die Hälſe brechen. Wo haben ſie ein Volk geſehen, daß wie dieſes ſorglos und fröhlich iſt — wo einen conſtitutionellen König, der ſo beliebt war, der ſo betrauert wurde, als Franz, der ein abſoluter Herrſcher war? Ich will Ihnen zugeben für den Ehrgeiz Einzelner iſt hier nicht das Feld. — Unſere Advokaten ſprechen nicht öffentlich, wir dulden in unſern Gerichtshöfen keine theatraliſchen Triumphe — auf unſeren Kanzeln dringt die einfache Sprache zum Herzen, und keine kunſtreiche Beredſamkeit nur zum Ohre. Wir haben endlich nicht jene angebetete Freiheit der Preſſe, die, während ſie dazu dient, einzelne Heroen des Gedankens ſchnell der Menge ſichtbar auf ein prangendes Gerüſte zu

Souverain die gebundenen Hände dagegen aufheben darf. Ja, er muß ſich ſelbſt, ſeine heiligen Pflichten läſtern hören, und dabei tröſtet ihn nicht einmal der Gedanke — dieſes Volk, das mich nicht liebt, das mich verachtet und wegwünſcht — iſt glücklich bei dem Dienſt des Götzen, den es ſich ſelbſt gewählt. Wo iſt da die Liebe, wo da das Vertrauen — wo die Einheit, die eine Maſſe Einrichtungen und Geſetze zum Staate, eine verwilderte und trotzige Maſſe Menſchen aller Stände zu einer Nation machen? Aber, wie geſagt — wir erziehen auf dieſe Weiſe keine großen Talente — für das Geſammtwohl des Ganzen muß ſich der Einzelne mit ſeinen Anſprüchen unterordnen. Wir wiſſen ſelbſt ſehr wohl, daß wir hierin andern Staaten nachſtehen, allein das Genie iſt in der Regel ein ſehr unbequemer Gaſt, und der Mangel an Wetteifer hat das tismus, wie er in ihrem Lande herrſchend iſt, auf einer ſichern Baſis von Weisheit und Gerechtigkeit ruht, ich will Ihnen ebenfalls einräumen, daß in dieſer Sicherheit Glück liegt; allein iſt dieſes Glück das einzige wünſchenswerthe, nach welchem eine Regierung ſtreben ſoll? Beſteht es nicht vielmehr darin, daß wir lobenswerthe Eigenſchaften unterdrücken, als darin, daß wir ſie entwickeln? Sie haben eben ſelbſt bemerkt, daß man großen überwiegenden Talenten den Wettlauf nicht geſtattet, aber raubt man nicht grade dadurch dem Staate die Mittel ſich immer wieder zu verjüngen? Indem ſie die Unruhe ausſchließen, verliert die Ruhe ihr Süßes, das nur dem Erworbenen, Erkämpften beigegeben iſt. Sie wollen die Idee nicht, weil ſie Kämpfe verurſacht, aber ſie beachten nicht, daß die Idee ſelbſt ihnen neue und noch nicht geahnete Widerſtands-

Einheit noch beſtände. Alsdann würde man die verſchiedenartigen Eigenſchaften und Bedürfniſſe eines jedes dieſer abgeſonderten Völker zu berückſichtigen haben. Die Aufgabe wäre dann eine andere. Das proteſtantiſche Deutſchland hat frühzeitig der Aufklärung Raum verſtattet, es hat jede Frage des Zeitgeiſtes genau erörtert und oft heilſame Wahrheiten nach Hauſe getragen, allein ſein inneres Leben iſt dafür einer Zerwürfniß und Spaltung ausgeſetzt geweſen, an deren Wirkungen alle Staatseinrichtungen und Geſetze gekränkelt haben, und noch kränkeln. Der Patriotismus, die Religion, die Gerechtigkeit ſind Partheiſache geworden. Dennoch war dieſer Kampf, dieſe Zerſtückelung unvermeidlich, ſie ging als natürliche Folge aus dem Geiſte der Nation ſelbſt hervor. — Eine abſolute Regierung, in dem Sinne, wie ſie hier beſteht, auf Preußen angewendet —

Oeſterreich iſt es jedoch etwas anders, und ſeitdem dieſes Land für ſich ſelbſt zu ſorgen anhob, iſt es immer mehr bemüht geweſen, die ſichere Maxime zu verfolgen, die es gleich anfangs angenommen, und die ſich auf das Genaueſte dem Volkscharakter und dem Volksſinn anſchließt. Es kann meinethalben, im Sinne des Philoſophen, eine niedrigere Staatskunſt ſein, die ſich nur damit beſchäftigt, ihren anvertrauten Bürgern ruhigen Genuß der allgemeinen Güter des Lebens zu verſchaffen, allein es iſt unſtreitig die wohlthätigſte und unentbehrlichſte für ein großes Reich."

„Sie ſprechen ſehr offen über ihr Vaterland," bemerkte Julian.

„Ich ſpreche mit Stolz und Liebe davon — mit dem Vertrauen, das jeder Oeſterreicher auf den väterlichen Schutz ſeiner Regierung ſetzt. Mich befremdet jedoch dabei keineswegs, daß ſie mir, irrigſten Anſichten — wir ſelbſt bekümmern uns darum wenig, und tröſten uns, indem wir uns die Betrachtung vorhalten, daß von einer glücklichen Ehe nie geſprochen wird, und wir leben in einer ſolchen glücklichen Ehe mit der oberſten Gewalt.“

„Sie verkennen mich,“ entgegnete Julian mit Wärme, „ich achte ihre Regierung, und ſchätze ſie glücklich in der Harmonie, welche die äußeren und inneren Kräfte bei Ihnen zuſammenhält.“

„O ſchön“ — rief Armin lächelnd — „wenn ich Sie ſoweit habe, weiter will ich Sie durchaus nicht treiben. Es giebt überall Schattenſeiten, und der ganz vollkommene Staat ſoll noch gefunden werden. — Laſſen Sie uns jedoch unſern Rückweg jetzt antreten. Es wird ſpät. —

Fünftes Kapitel.

> Mein Vetter erzählte uns darauf vom Schauſpiel, daß er höchlich rühmte.
>
> Die Reiſe in die Stadt.

„Prailly? — wer iſt dieſer Marquis von Prailly?“ fragte die Fürſtin Armin, als ſie vom Diner in das Geſellſchaftzimmer zurückkehrte.

„Ein Mann, wie es deren viele giebt, aber offenbar keiner von denen, von welchen die Savigné ſagt: pour ne point souhaiter son amitié il n'y a point d'autre invention que de ne l'avoir jamais vu.“

„Hier iſt der Graf," hob Armin nach einer kleinen Pauſe an, „der kennt ohne Zweifel den Marquis von Prailly ſehr genau, denn er hat mit ihm faſt drei Monate auf dem Landgute des Baron Melas zugebracht."

„Nun ich bin begierig auf Ihr Urtheil," ſprach die ſchöne Frau mit Lächeln, indem ſie ſich in ihrem Fauteuil am Kamin ausſtreckte. „Man ſagt mir, daß dieſer Banquier ſehr angenehm leben ſoll; auch ſagte man mir, daß er eine ſchöne Tochter habe, wahrſcheinlich iſt dieſe die Marquiſe von Prailly. Ich bedauere aufrichtig, daß ich ſie nicht ſehen werde."

„Die Tochter des Herrn von Melas iſt, ſo viel mir bekannt, noch nicht verheirathet, es iſt die Nichte, von der Ihro Durchlaucht ſprechen," ſagte Julian.

cheln von Spott und Zärtlichkeit ihren Nachbar anblickte.

„Nein," entgegnete Julian zerſtreut und ſenkte ſeinen Blick.

„Ah — woran denken ſie?" rief die Fürſtin und berührte ſeine Schulter leiſe mit ihrem Fächer.

„An einen Vers Petrarca's," ſagte Julian und blickte ſie an:

Tanta negli ochi bei fuor di misura
Par che amore e dolcezza e grazia piove.

Die Fürſtin wandte ſich lächelnd und erröthend ab.

„Dieſe Banquiers wohnen doch vortrefflich" — ſagte Armin, der wieder hinzutrat — „man muß bekennen — es ſind die Mönche des neunzehnten Jahrhunderts. Nächſtens wird man die ſchönſten Punkte unſeres geſegneten Landes durch die Landhäuſer unſerer Banquiers bezeichnet finden Andrang dieſes ſehr geehrten Schwiegerſohns Ihres Banquiers?"

„O auf die leichteſte Weiſe, — man läßt ihm merken, daß er nicht hierher gehört."

„Ein Franzoſe merkt dergleichen niemals. Auch kann man ihm nicht zutrauen die Deutſchen Sitten zu ſtudiren. Dieſe Leute haben in der Regel zu viel Geiſt, um ſich in unſre Rangordnungen zu finden, die alle noch auf das „Von Gottes Gnaden" beruhen, eine veraltete und in Frankreich lächerlich gemachte Formel.

Die Diener öffneten die Thür, und die Gräfin Cenci am Arm ihres Gemahls trat herein. Sie war grade heute auffallend ſchön. Julian, der ſich mit Armin hatte entfernen wollen, blieb jetzt. Während er mit Flora ſprach, fixirten ihn die Blicke der Fürſtin, ſie winkte Armin zu ſich der Zeit, die dieſer ſchöne Herr und dieſe intereſſante Dame brauchen, um ſich gegenſeitig auf dem langſamſten Wege ahnen zu laſſen, daß ſie gewiſſe Empfindungen für einander hegen, ſich ſchon tauſendmal gehaßt, und wieder leidenſchaftlich geliebt hätten. — Aber bei uns iſt die Liebe auch keine Religion. Der Deutſche liebt ſeinen kalten blauen Himmel grade mit demſelben geringen Aufwand von Enthuſiasmus, wie er ihn dem kalten blauen Auge ſeiner Geliebten zuwendet. Ich geſtehe, ich wünſchte dieſe ewige Bläue manchmal durch eine Wolke getrübt zu ſehen.“

„Mein Freund iſt nicht glücklich in der Liebe geweſen,“ ſagte Armin ernſthaft. „Er hat eine Geliebte oder eine Gattin, das weiß ich nicht beſtimmt, auf eine räthſelhafte Weiſe verloren.“

„Erzählen Sie mir das heute Abend nach

der Graf Cenci. Ich bitte, machen Sie, daß ich ihn nicht anzuhören brauche. Er kommt gewiß, um uns zu ſagen, daß nunmehr die Atmoſphäre eine ſo große Maſſe Giftſtoff eingeſogen hat, daß es unmöglich iſt, daß die Cholera noch lange ausbleibe. Ach — ich ſehe im Spiegel ſchon ſeine lange rothe Naſe — um Gotteswillen eilen ſie ihm in die Arme.“ —

„Fürſtin — Herr von Armin — ſehr erfreut Sie zu ſehen“ — ſchnarrte die Stimme des kleinen Mannes, den man vermeiden wollte. „Ach, Madame, erlauben ſie mir Ihnen zu ſagen, daß Ihre Toilette für dieſe Jahreszeit ein wenig zu leicht, zu ſorglos iſt. Was wollen Sie — Flor! Ich werde darauf dringen, daß meine Frau nächſtens im Prater mit Pelz erſcheine. Es geht doch nichts über das göttliche Klima von Neapel und Rom.“

eine Priſe nahm — „ſo muß ich Ihnen bekennen, daß ihr theures Deutſchland mir wie ein einziger großer pontiniſcher Sumpf erſcheint. Si signore — ich kann mir nicht helfen.“ Der Graf Cenci, dem es ſelten einfiel ſcherzhaft ſein zu wollen, weil er immer auf der Hut vor einem böſen Miasma war, fand dieſen Einfall doch für würdig ihn mit einem feinen kreiſchenden Lachton begleitet in die Welt zu ſchicken. Er blieb vor dem Kamine ſtehen, denn die Wärme hatte etwas Anziehendes für ihn, zugleich warf er einen gleichgültigen Blick auf die ziemlich lebhaft gewordene Unterredung ſeiner Frau mit Julian. Er nahm ſich dabei vor, wenn die Zeiten bedenklicher werden, und ſeine Beſorgniſſe in Rückſicht des Geſundheitszuſtandes ſich beſtätigen ſollten, eine ſolche Annäherung nie wieder zu geſtatten. Der edle Graf war nicht eiferſüchtig.

teten ſie. Kallenfels beſuchte oft die Theater, allein mehr die kleinern in der Vorſtadt. Es erfreute ihn hier das Volk zu beobachten in ſeiner harmloſen Freude, in ſeiner ungebundenen Heiterkeit. Immer mehr lernte er Wien lieben, immer öfter ſtahl er ſich aus den Zirkeln der großen Welt, die ihn langweilten, um ſich in die der wahrhaft „großen" Welt, in die Maſſe des Volks zu begeben. Hierzu boten die Theater eine willkommene Gelegenheit. Hier war es, wo er zum erſten Mal wirklich ein Publikum vor der Bühne verſammelt fand, überall anderswo war er nur Zuſchauern begegnet, einer Maſſe vornehmer und pedantiſcher, zugleich gelangweilter Kritiker, die jeden Spaß nüchtern zerſetzen, und erſt zu Hauſe angelangt ſich entſcheiden, ob ſie ſich über die Heiterkeit, die ihnen geboten wurde — freuen dürfen oder nicht. Hier war die bunte einer lebendigen Poeſie drangen; nicht jener Poeſie, die ihre Scherze aus dem ſiebzehnten Jahrhundert borgt, und deren Wirkung bei der Studirlampe ausgeklügelt wird — nein, die geſunde Koſt Raimund's, die reichen und tiefen Combinationen, die dem bewegten Geiſte dieſes echten dramatiſchen Volksdichters entſtrömten. Hier ſah Julian die bedeutungsvollen Gegenſätze, die als Ideen in unſerer Zeit wurzeln, in farbigen poetiſch geordneten Blumenſträußen dem Volke hingereicht. Es war die ſüße, kindliche Philoſophie, die ihre Form nie ändert, weil ſie ewig iſt, wie die Wahrheit ſelbſt, aus deren Quelle ſie der Dichter ſchöpfte — die hier in dankbare und frohe Herzen gegoſſen wurde. Die Armuth, der Reichthum — das Glück, der Schmerz, die Jugend, das Alter, der Tod und die ewige Liebe — alle dieſe Beweger des „hoffenden Herzens" wiegten pen Shakeſpeare's immerdar, auch in meiſterhaften Darſtellungen, kalt gelaſſen hatten, fühlte ſich innigſt gerührt, wie er in einer Poſſe Raimund's die Jugend von dem unglücklichen und verlaſſenen Menſchen Abſchied nehmen ſah. Sie flattert hinein, eine lächelnde, himmliſche Geſtalt, umgeben von den jungen Göttern der Freude und des Genuſſes — ſie kommt, um ihren ehemaligen Genoſſen und Günſtlinge Lebewohl zu ſagen. Es iſt nicht möglich unmittelbarer und rührender zum Herzen zu ſprechen, als durch das kurze Liedchen, das ſie ihrem Freunde ſingt. Er will ſie nicht fortlaſſen — ach und wer möchte auch das? Wer hat nicht dieſen ſchmerzlichen Abſchied ſelbſt empfunden, oder wem ſteht er nicht noch bevor? Wie düſter wird es da! — wie umhüllt ſich um uns das Leben, gleich wie dort der Schauplatz, da die Jugend mit ihrem Gefolge die Thür — ruft der arme Verlaſſene — ſchließe die Thür! laß den Gaſt nimmer herein! Allein die Thüre weicht — unaufhaltſam kommen die fürchterlichen Schritte näher, die uns Kälte, Hoffnungsloſigkeit, Enttäuſchung und endlich das Grab zuführen. Es liegt ein ſtarker und wilder Klang der Volkspoeſie in dieſen einfachen Scenen; zugleich eine edle Lehre, die da zeigt, wie jene ewigen und unausweichbaren Schmerzen, an denen das Daſein krankt, nicht blos auf die Armuth ausgeſtreut ſind, ſondern, daß ſie ſich auch als trübe Trauerflöre auf den beneideten Glanz jener prächtigen Genoſſenſchaft legen, die ſich im Beſitze der Güter dieſes Lebens befinden.

Sechstes Kapitel.

„Seht doch, hat er nicht die Farbe verändert, und Thränen in den Augen. — Bitte, haltet inne!“

Shakeſpeare.

Julian und Armin verließen das Theater etwas früher. Im Herausgehen ward der Erſtere einen Mann gewahr, der ſich eilig durch die Menge, die den Corridor füllte, Platz machte, und eine Dame am Arm führte, die, wie es ſchien, in dem ſehr gefüllten Schauſpielhauſe unwohl geworden war. Julian ſah nur auf einen flüchtigen Moment, indem er mit Armin tine Hofer, die er erblickt hatte. Er riß ſich vom Arme Armins los und ſtürmte der räthſelhaften Erſcheinung nach, allein es ward ihm nicht ſo gut ſie zu erreichen. Eine Thüre des Parterres öffnete ſich, und ließ eine Menge heranſtrömen, die ſich grade in ihrem trägen und müßigen Fortbewegen den Forſchungen Julians hemmend in den Weg wälzte. Als er dieſen Damm durchdrungen hatte, war jener Mann mit der Dame verſchwunden. Auf keinem der verſchiedenen Ausgänge ließ ſich nur die leiſeſte Spur von den Verlornen finden. Zum erſten Male in ſeinem Leben fühlte Julian eine ſo heftige Erſchütterung ſeiner Seelenkräfte, daß eine Anwandlung von Ohnmacht ihn bedrohte, und der herbei eilende Armin grade zeitig genug erſchien, um ihm unterm Arm zu greifen, und die Treppe herabzuführen, die aus dem Schauſpielhauſe in eine Seigetrieben, kehrte auf den Theaterplatz zurück. Er befand ſich nicht lange unter den Gruppen, die hier müßig und plaudernd herumſtanden, als wiederum jener Herr, aber dieſes Mal ohne die Dame erſchien, und eilig an Kallenfels vorbeiſchritt. Er hatte damals die Aufmerkſamkeit unſeres Helden nicht auf ſich gelenkt, dieſe war einzig ſeiner Begleiterin zugewendet geweſen, jetzt aber erkannte Kallenfels in dem einfach, faſt ärmlich gekleideten Mann, mit dem finſtern Aeußern, einen Verwandten, einen Vetter ſeiner Tante, den Hauptmann von Rotenſtein. Er wußte nicht, daß er in Wien ſich aufhielt, er eilte auf ihn zu und erhielt für ſeinen freundlichen und artigen Gruß eine kurze und mürriſche Antwort. Zu jeder andern Zeit hätte die Art von Freundſchaft, die zwiſchen dem Hauptmann und dem muthmaßlichen Erben ſeiner Kouſine beſtand, Julian abbar. Sein Zweck war von Leontinen Nachricht zu erhalten, ſich zu vergewiſſern, daß ſie noch lebe, Möglichkeiten zu finden, ſich wieder in Beſitz der Verlorenen zu ſetzen — ihr ſein Unrecht abzubitten — ihre Leiden, ihren Schmerz — ach, tauſend Ungerechtigkeiten, die das Schickſal auf dieſes unglückliche Herz geladen, wo nicht gut zu machen, doch zu verſüßen — was galt ihm alſo hier die rauhe Außenſeite und der kleinliche Verdacht des Mannes, der im Beſitz der ihm ſo nöthigen Nachrichten war. Er erreichte ihn, als jener eben in eine Reſtauration eintrat, um ein Glas Punſch zu verlangen.

„Schon lange in Wien?“ fragte Julian nach den erſten Begrüßungen.

„Lange genug, Sir — um es ſchon herzlich ſatt zu haben,“ entgegnete der Hauptmann, indem er ſein Glas ausleerte, und ein zweites verlangte.

ſage, daß ich es für einen Kerker halte, in dem die Lunge eines ehrlichen Mannes für keinen Pfennig Werth geſunde Luft einathmet. Ich ſage Euch, dieſe Straßen ſind für Beſtien gebaut, von denen man will, daß ſie ſich den Kopf an die Mauer einrennen, und die beſternten Herren, die ich hier ſehe, God-dam, ſind die Führer dieſer Beſtien, vor deren Händen mich zu bewahren ich den Alten dort oben innigſt bitte. Aber es kann ſein, daß er dazu das Haupt ſchüttelt, wie er es bereits zu meinen andern Bitten gethan hat. Haben Sie verſtanden, junger Herr?" —

„Wer ſollte ihre Sprache und ihre Weiſe zu denken nicht verſtehen," erwiderte Julian.

„O ho — lieber atlasweicher und atlasglatter Burſche — ich bin keiner von denen, die man gleich verſteht und begreift, wenn ſie nur den land, mein Sohn, nach England! — Aber was ſag ich — mein Sohn?. — mein gnädiger Herr.“ —

„Ihr ſpottet, Hauptmann.“ —

„No, Sir, Ihr ſeid der gnädige Herr; Ihr habt das Geld in der Taſche. — Ich — ſeht Ihr wohl — hier meinen Rock? . der Ellbogen ſchaut durch — ich — ich habe nichts! Nichts als eine Narbe im Geſicht und ein Patent der königlichen Gnade, überall, wo ich nur will, zu verhungern, in der Taſche.“

„Herr von Rotenſtein,“ ſagte Julian mit Wärme, „Sie können ſich unmöglich verlaſſen fühlen, ſo lange Sie einen Verwandten hier ſo nahe haben. Kann ich Ihnen irgendwie meine Dienſte anbieten?“

Der Hauptmann lachte hämiſch. „Iſt die Alte ſchon geſtorben?“ fragte er darauf. „Ich lebe in der Irre, erfahre nichts — alſo habt ihr den [illegible] den der Drache bewachte?“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12144/005

„In nichts, Tauſend Teufel — hat man mich je betteln ſehen?" Er wandte ſich ab und murmelte: freilich ſeitdem ich das junge — Weibchen auf dem Halſe habe; — aber es muß, es wird gehen. Ich ſchieße Breſche in die Taſche irgend eines noblen Gentleman." —

„Beſter Herr Hauptmann, ich wünſchte etwas von Euch." —

„Ha, ha! die verkehrte Welt! Der Millionär bittet um eine Gabe beim Bettler! — Was wollt Ihr, Seidenhaaſe?" —

„Die junge Dame, die Sie begleitete — ohne Zweifel war ſie wohl Ihre Frau?"

„Meine Frau? — ich habe keine. The devil take me!"

„Eure Schweſter?"

„Die liegt in Bath im Krankenhauſe — Tod und Hölle! — Was geht Euch meine Familie an? Wollt ihr etwa ein Hoſpital gründen?"

Julian verlor faſt die Geduld mit einem ſo eigenſinnigen und ſeltſamen Manne, wie ſein

Verwandter war, noch länger zu verkehren; allein der Gedanke an Leontinen verſcheuchte augenblicklich jeden Unmuth und zwang jede harte und ungeduldige Erwiederung, die ſich ſchon auf die Lippe gedrängt hatte, wieder zurück. Mit einem Lachen, daß in die rauhe Manier eingehen zu wollen ſchien, die dem alten Invaliden eigenthümlich war, rief er alſo nach einer Pauſe: „Aber wozu frage ich auch? Mein ſehr achtbarer Herr Vetter hat nach ſoldatiſcher Weiſe Beute gemacht; und in der That es war ein hübſches Lärvchen, das Ihnen das Glück in die Arme geſpielt.“

Der Hauptmann blickte in den Boden ſeines leeren Glaſes, und brummte: „Die Fäſſer werden immer kleiner gezimmert! — Noch ein Glas, Buntſchürze!“ Er wandte ſich jetzt zu Julian, den er lange mit einem ruhigen, aber trotzigen Ausdruck anblickte. „Junger Herr — Ihr wollt wiſſen, wer das kleine, artige Weibchen an meinem Arm war? Euch verlangt wohl nach ihrer

Adreſſe, um morgen zu guter Stunde Eure blankgeputzten Stiefel und Eure modiſche Kravatte in ihrem Zimmer glänzen zu laſſen; aber geht in die Hölle, von mir erfährt ihr kein Wörtlein. Der alte Hauptmann Rotenſtein ſteht nicht auf der Liſte Eurer gefälligen Lieferanten.“

„Ach — gleichwohl wünſchte ich, daß Sie darauf ſtänden, Vetter — denn aufrichtig geſtanden, der Ruf ſagt Euch nach, daß Ihr Euch zwanzig Meilen weit in der Runde am beſten auf das Aufſuchen zweier Artikel verſtanden habt, auf die Ehre und auf ſchöne Frauen.“

„Scherz, liebes Herrchen, gnädiger Scherz! By God, you say true. Aber ſeit wann ſeid Ihr ein Liebhaber vom Arrak geworden? Ich dächte, Ihr ließet nur Limonade oder ſüßen Sekt über Eure hübſchen Lippen fließen.“

„Ich will Ihnen mit einer Flaſche Tokaier darauf antworten.“

„Eine ehrliche Antwort, God-dam! wie ſie einem ehrlichen Frager geziemt. Aber ich habe keine Zeit, — ich muß nach Hauſe. Ein ander Mal Herr Vetter, wenn die Beſtien mich noch länger hier dulden.“

„Nach Hauſe? — alſo wieder zum Schätzchen, Hauptmann?“

„Wenn Ihr nichts dawider habt, ja.“

„Teufel! — laßt mich ſie nur einmal ſehen.“

„Keinen Schritt weiter! — Das Frauchen oder Mädchen — man weiß bei den Katzen nie, woran man iſt, — bleibt mein Geheimniß! Verſtanden? Für gewiſſe Spione habe ich gewiſſe Antworten in Bereitſchaft. Auch das war deutlich geſprochen. Adieu, Herr Graf — God supports an honest man!“

Der Alte entfernte ſich, indem er brummend durch die Reihen der geputzten Trinkgäſte ſchritt, die ſich im Vorgemach am Büffet verſammelt hielten. Niemand hatte Luſt, dem Manne im dürftigen, polniſchen mit abgenutzten Schnüren beſetzten Rocke Platz zu machen, der die abgenutzte Tuchmütze mit einem fahlen, röthlichen

Streifen verziert, ſchon in der Mitte der Stube aufſetzte, und mit braunen, haarigen Fäuſten, die „handſchuhſcheu“ ausſahen, einen mächtigen Schnauzbart herumdrehte. Eine ſolche Figur findet zwar nicht leicht Jemand, der ſie bewundert, aber Viele, die ſie beobachten, beſonders in einer Stadt wie Wien. So folgten auch hier dem ſorglos herauswandernden Invaliden die Blicke von zwei Männern, die an einem Tiſchchen ſeitwärts am Fenſter ſaßen, und in deren Phyſiognomien, ſo viel Mühe ſie ſich auch gaben, dieſe in ſorgloſe Falten zu legen, dennoch der urſprüngliche Laurergeiſt ſich kund that, der der Stempel ihrer Klique war.

Julian, der anfangs die Abſicht gehabt, dem Hauptmann unvermerkt zu folgen, gab ſeinen Plan auf, da er, einmal erkannt, fürchten mußte, den Zorn und Eigenſinn des alten Sonderlings auf's Höchſte zu reizen. Dennoch war keine Zeit zu verlieren. Jene Dame, wenn es wirklich Leontine Hofer war, konnte über Nacht Wien wieder verlaſſen, und wo dann ihre Spur verfolgen? In dieſen finſtern Zweifeln verſtrickt fiel Julians Blick zufällig auf jene beiden Männer am Fenſter. Er erlauſchte einiges von ihrem Geſpräche und hörte des Hauptmanns Namen. Sogleich näherte er ſich ihnen, grüßte höflich, und that einige Fragen. „Mein Herr,“ ſagte der Jüngere von den Beiden, in dem beſondern artigen Tone, der zu erkennen gab, daß ihnen Julians ausgezeichnete Stellung und Anſprüche nicht unbekannt waren, „wenn Sie befehlen, ſo will ich Ihnen mit leichter Mühe die Wohnung des penſionirten Hauptmanns von Rotenſtein aufſuchen helfen. Er iſt ungefähr ſeit einem Monat in Wien, und bewohnt in der Vorſtadt Mariahilf eine kleine Manſarden-Wohnung.“

„Iſt er verheirathet?“

„Wir vermuthen es. Ein junges Frauenzimmer und eine Alte von niederm Stande wohnen bei ihm. Er bezieht in Vierteljahresfriſten eine kleine Penſion — wir vermuthen aus England.“

„Ganz wohl,“ erwiederte Julian, überraſcht über dieſe genaue Auskunft. „Ich werde mich erkenntlich beweiſen, mein Herr, — wenn ich Sie dazu bewegen kann, jetzt gleich mich in die Wohnung des Hauptmanns von Rotenſtein zu führen.“

„Ich ſtehe gänzlich zu Ihren Dienſten, mein Herr.“ Beide verließen das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Es liegt an eines Menſchen Schmerz,
an eines Menſchen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält,
ſich ewig der Geſunde nichts.
Platen.

Während Julian mit ſeinem Begleiter um die elfte Stunde in der Nacht die Wanderung in die Vorſtadt Mariahilf antrat, bedachte er ſehr wohl das Mißliche und ſelbſt Gefährliche ſeines Unternehmens. Er wußte, daß er jetzt unmittelbar mit einem wilden und ſeltſamen Charakter zu thun haben werde, dem er früher immerdar gefliſſentlich aus dem Wege gegangen war.

Der Hauptmann Rotenſtein gehörte zu den Männern, die da glauben, zu einer ganz beſondern Anklage des Geſchicks ein Recht zu haben.

Mit derſelben Anwartſchaft auf Glück und Auszeichnung geboren, wie die Gefährten ihrer Jugend, ſind ſie während eines langen Lebens dazu verdammt, jeden ihrer Pläne ſcheitern, jeden Verſuch, ſich aus Dunkelheit und Elend emporzuarbeiten, mit einer neuen Schmach, mit einem neuen Mißgeſchick ſich endigen zu ſehen. Nicht mit dem finſtern, aber großartigen Muth geboren, der den kühnen Spieler antreibt, ſein Höchſtes auf eine Karte zu ſetzen, um mit dem Verluſt auch den Tod und die Freiheit dahin zu nehmen, beſaß der Hauptmann nur die kleinliche Ausdauer, die immer wieder einen peinvollen Augenblick überduldet, mit der Hoffnung, daß der nächſte dafür entſchädigen werde. Er forderte ſein Geſchick nicht heraus, er ſchmollte mit ihm. Die immerwährenden Kränkungen, die es ihm zu tragen gab, weckten in ſeiner Seele, die ohne Stolz und Würde war, keine finſtere Verzweiflung, ſondern nur den Stachel launenhaften Unmuths und kindiſcher Erbitterung, und mit dieſem Stachel verwundete er ohne Aufhör, wo er nur Gelegenheit fand, ſeine eigene Bruſt, wie die Anderer. Der Grundzug ſeines Charakters war ein gewiſſer Edelmuth, aber er übte dieſe Tugend mit einer Bitterkeit aus, die ſie faſt in ihrer Wirkung, zu einer Art Grauſamkeit ſtempelte; er glaubte jede Regung, ſogar das Wohlthun, als Waffe brauchen zu müſſen, um ſich an den Menſchen zu rächen, die ihm ſo bitteres Leid bereitet hatten. Wenn er einem Bettler ein Almoſen reichte, ſo verfehlte er nie, ihm dabei mit Hohn ſein Elend und ſeine Laſter vorzuwerfen; wenn er einen Verfolgten beſchützte, ſo quälte er dieſen, indem er ihm merken ließ, wie wenig er ihn ſeines Schutzes, oder irgend eines Schutzes für würdig hielt. — Wenn er für ein ſolches Betragen Vorwürfe hören mußte, erwiederte er trotzig: „Haben es denn etwa die Menſchen mit mir anders gemacht? Habe ich nicht auch erdulden müſſen, daß man mich für einen Betrüger hielt, und ich hatte doch Niemanden betrogen, als nur mich ſelbſt, indem ich erwartete und hoffte, worauf Keiner hoffen ſoll? Haßte man mich nicht ſchon, ehe ich noch wußte, was Haß und Liebe war? Verfolgte man mich nicht für die Laſter und Verbrechen Anderer? Ich kenne den Gebrauch der Welt."

Das ſtärkſte und tödlichſte Geſchoß ſeines finſtern Haſſes richtete er auf jene Frau, die, wie er behauptete, ihm noch um die einzige Hoffnung eines elenden, in Kummer und Bitterkeit verſchmachteten Lebens, brachte. Dieſes war Julians Tante, die reiche alte Dame, der wir am Anfang unſerer Geſchichte Erwähnung gethan. Das beträchtliche Vermögen, über welches ſie zu verfügen hatte, war urſprünglich dazu beſtimmt geweſen, dem einzigen Bruder ihres Mannes, dem Hauptmann von Rotenſtein zum Beſitz zu verfallen; aber der trotzige und wilde Mann hatte die Güte ſeines Bruders und ebenfalls die ſeiner Schwägerin frühzeitig verſcherzt. Es waren Verfügungen getroffen worden, die die Erbſchaft in den freien Willen der Wittwe ſetzten, und dieſe, wie wir wiſſen, hatte ſie Julian zugewendet, nur wenn der Neffe, aus irgend einem Grunde, zurücktrat, gelangte der Hauptmann zum Beſitz des Vermögens. Kallenfels wußte dieſes, und der Haß Rotenſteins war ihm daher erklärlich, aber auch öfters höchſt peinlich. Zum Glück, war er nur ſelten mit ihm zuſammen getroffen. Der Invalide hatte Dienſte in England genommen, führte ein irrendes und bewegtes Leben, brachte lange Zeit in Oſtindien zu, und kam endlich nach Hannover zurück, um die Trümmer ſeines kleinen Vermögens daran zu ſetzen, ihm mißgünſtig geſinnte Obere um Beförderung und Anſtellung anzuliegen. Als wiederum ſeine Hoffnungen ſcheiterten, faßte er einen abentheuerlichen Plan, nach Afrika zu gehen, und im Begriff dieſen auszuführen, ſehen wir ihn jetzt in Wien weilen und mit jenem gehaßten Verwandten zuſammentreffen, den er für den Räuber ſeines Glückes und Eigenthums hält.

In dem ſtolzen und edlen Herzen Julians

lag ein feines Gefühl für die Ehre ſeines Nächſten, eine freimüthige und offne Achtung, die er den Beweggründen der Handlungen Anderer zollte. Ungewohnt in der Welt auf niedrige Denkungsart zu ſtoßen, muthmaßte er nicht von ferne, daß man ihm eine ſolche zutrauen könne. Er erklärte ſich den ungünſtigen und boshaften Empfang, den ihm der Hauptmann bereitet hatte, aus dem hypochondriſchen Charakter des Alten, aber nicht der leiſeſte Argwohn ſtieg in ihm auf, er könne in den Augen des Hauptmanns für einen argliſtigen Betrüger und Erbſchleicher gelten. Julian betrog ſich, indem er im Allgemeinen den Charakter ſeines Gegners feſtzuſetzen ſuchte. On est plus aisé de connaître l'homme en général que de connaître un homme en particulier, ſagt Rocheſoucault.

Achtes Kapitel.

Non sum qualis eram.

Vor einem der entfernteſt gelegenen Häuſern der Vorſtadt machten unſere beiden Wanderer Halt. Der Begleiter Julians klopfte an und mußte ſeinen Verſuch ein paar Mal wiederholen, ehe eine weibliche Stimme antwortete. Ein Fenſter zur ebenen Erde ward geöffnet, und während ein feiner kalter Strichregen fiel, unterhielten ſich der Kundſchafter und die Frau in ſehr kurzer eiliger Rede. „Liebe Frau Bertram, ich bedaure Euch in Eurer Nachtruhe geſtört zu haben, allein hier iſt ein vornehmer Herr, der durchaus den alten Hauptmann, der bei Euch wohnt, zu ſprechen verlangt.“

„Macht keine Umſtände mit einer alten Freundin — tretet ein Herr.“ —

„Nicht doch. Ich habe meine Geſchäfte für dieſe Nacht. Oeffnet, damit der Hauptmann erfahre.“ —

„Der Herr Hauptmann? — Ah, Ihr meint den alten Engländer mit ſeiner Tochter — oben im Erkerſtübchen?“ —

„Nun freilich, dieſelben.“ —

„Die ſind vor einer halben Stunde ausgezogen.“ —

„Teufel! Ihr ſeid betrunken, Frau Bertram.“ —

„Habt Ihr mir das Geld dazu geborgt? — Ausgezogen ſag ich Euch — mit Sack und Pack. Freilich gehörte auch dazu nicht viel. Das Jungferchen war ohnedies gleichſam immer auf reiſendem Fuß — ihr Bündel war bald geſchnürt.“

„Wohin?“

„Das kann ich Euch nicht ſagen. In Nacht und Nebel ging's fort. O ich hätte viel zu thun, wenn ich all den Leuten nachſpüren wollte, die monatweiſe ein Stübchen bei mir miethen, und dann wieder in alle Welt ziehen. Glaubt Ihr meinen Worten nicht, ſo ſtellt nur nach Belieben Hausſuchung an.“

„Nein, Frau Bertram, ich weiß, daß Ihr nur dann lügt, wenn es Euch Vortheil bringt. Der Engländer ſah mir aber nicht danach aus, als wenn er Eure Taſchen vergolden könnte.“

„Ihr Heiligen — ich ſah noch nie einen Mann mit einem ſchlechtern Rock! — Aber der Regen! kommt doch herein — was ſoll ich Euch vorſetzen?“

„Ich danke, ich will Euch um keinen Schluck aus Eurer Flaſche ärmer machen. Schlaft wohl.“

Das Fenſter fiel zu, und der Kundſchafter wandte ſich mit einem fragenden Blick zu Julian. „Was iſt nun zu machen?“ rief dieſer mißmuthig. „Wenn Eure Gnaden mir acht Tage Zeit geben wollen, ſo will ich Ihnen dieſen Hauptmann hervorſuchen, und wenn er ſich auch unter die Katakomben der Stephanskirche verborgen hätte.“

„Aber wenn er nun Morgen in der Frühe — oder vielleicht ſchon in dieſer Nacht Wien verläßt?“ rief Julian mit Heftigkeit.

Der gefällige Mann zuckte die Achſeln. „In dem Falle wäre nichts zu machen,“ ſagte er kleinlaut. Julian trennte ſich von ſeinem Begleiter, nachdem er ihm ſeinen Namen und ſeine Wohnung geſagt, und ihn dazu reichlich für die Mühe des nächtlichen Spaziergangs, und der Unterhaltung mit der Madame Bertram im Regen ſchadlos gehalten hatte.

Dieſer Vorfall verdüſterte die kaum erlangte heitere Stimmung unſeres Helden wieder auf lange hinaus. Seine Nachforſchungen nach dem Hauptmanne blieben ohne Erfolg. Er that ſeiner Einbildungskraft Gewalt an, das Bild jener bleichen, Leontinen ſo ähnlich ſehenden, Geſtalt, jener Züge, die ihn wie mit elektriſcher Berührung erfaßt hatten, aus ſeinem Gedächtniſſe wieder zu verwiſchen; hatte er ſie jedoch am Tage verbannt, ſo zeigten ſie ſich des Nachts in ſeinen Träumen. Es ſchien ihm bei nähern Nachdenken unmöglich, daß Leontine mit dem Hauptmanne könne zuſammengetroffen ſein. Die mit der Verlorenen beſchäftigte Phantaſie konnte ja auf ſo natürliche Weiſe eine flüchtige Aehnlichkeit benutzt haben, um eine Fremde mit der Geliebten zu identifiziren; überdies war im Gedränge kein unbefangenes und ruhiges Anſchauen vergönnt; der Moment war zu flüchtig, um auf ſeine Wahrnehmungen Folgerungen und Schlüſſe von ſo entſcheidender Wichtigkeit zu bauen. Julian begnügte ſich endlich, das ganze Ereigniß umſtändlich Clemens mitzutheilen, den er zugleich auf das eifrigſte bat, ſeinerſeits Nachforſchungen nach Leontine Hoſer anzuſtellen.

Es waren zwei Wochen nach dieſem Vorfall vergangen, als Julian eines Nachmittags in Armins Zimmer Paul Lazares traf, oder wie er ſich jetzt nannte, den Marquis von Prailly. Der unvermuthete Anblick des jungen Franzoſen brachte in der Seele Kallenfels leidenſchaftliche Bewegungen hervor. Unwillkürlich ſtand Sara's Bild vor ihm, er fühlte ſich wieder verſetzt in die glänzende und anmuthige Umgebung der Villa des Banquiers. Er wandelte wieder an ihrer Seite durch die geheimnißvollen dunkeln Baumgänge, und lauſchte auf die glücklichen und überraſchenden Gedanken, die der jungfräulichen Lippe entſtrömten. Sehnſucht und Schmerz übermannten ihn, und er hatte Mühe die Faſſung ſo weit zu erlangen, um auf die mit großer Wichtigkeit vorgetragenen Geringfügigkeiten Lazares zu hören.

Der Marquis war mit Wien keineswegs zufrieden. Er hatte ſeine Grundſätze geändert, und war jetzt ein Ariſtokrat. Er ſchalt auf Louis Philipp, und ſprach von ſeinen Verwandten in der Faubourg St. Germain. Er hatte Karl des Zehnten Bild auf einer koſtbaren Tabatiere und prahlte mit ſeiner Bekanntſchaft mit Monſeigneur le Duc und Madame la Princesse. — Dabei hatte er aber nicht aufgehört liebenswürdig zu ſein. Er machte ſich und ſeine Umänderung unaufhörlich ſelbſt lächerlich, und bat um Mitleiden für einen armen Ehemann, der eine Gräfin und zugleich die Enkelin eines Bankiers geheirathet, und auf dem Boden ihrer Geldkiſte die alten Narrheiten ſeiner Jugend, die er auf immer verloren wähnte, wiedergefunden habe. Armin, dem ſolche Charaktere zuwider waren, ſpottete über ſeinen Gaſt in deſſen Gegenwart, und Paul ſchalt ſeinerſeits auf den Stolz und den unleidlichen Hochmuth der haute Aristocratie von Wien. So philoſophiſch leicht hingeworfen dieſe Sarcasmen auch klingen ſollten, tönte doch ein perſönlich beleidigtes Gefühl hindurch, und der Marquis ließ merken, daß es ihm höchſt ſonderbar vorkomme, wie troß ſeines alten Namens und ſeines Wappens man ihn in gewiſſe Geſellſchaftskreiſe nicht aufnehmen wolle. „Man kann ſich über vieles tröſten,“ ſagte er, indem er vor dem Spiegel den Schnitt ſeines Rockes muſterte, „wenn man eine hübſche, junge Frau, und eine gefüllte Kaſſe hat; allein ein vernünftiger, vorurtheilsfreier Mann wird doch immer wieder durch den Umgang mit jenen chronologiſchen Thoren beleidigt, die eine ſeltſame Zeitrechnung im Kopfe haben, und glauben im ſechzehnten Jahrhundert geboren worden zu ſein, und danach ihr Leben und ihre Umgebung einrichten. Es iſt nicht zu leugnen, daß man hier den Geiſt zwingt noch eine Toilette à la Habsburg zu machen — ein barbariſches Coſtüm.“

„In Ihrem Lande freilich,“ bemerkte Armin, „erſparte man den Leuten die Mühe, ihre Perrücke nach dieſer oder jener Mode zu tragen. Man nahm ihnen die Perrücke ſammt dem Kopf weg.“

„Und daran that man wohl. Gewiſſe Ideen ſagt Montesquieu, ſind nicht anders, als mit den Köpfen zuſammen fortzuſchaffen. Ich bin überall für die Radikalcuren.“

Als den Tag darauf Julian mit der ſchönen

Marquiſe de Prailly am Arm ſpazieren ging, eine Freiheit, die Armin in der beſondern Stellung, in der er zu den Auserwählten der Geſellſchaft ſtand, ſich nicht zu nehmen getraute, begegnete er einem Reiter, der mit Kühnheit und Geſchicklichkeit ſein Pferd durch einen engen mit mehreren Wagen verbauten Paß lenkte. Julian erkannte Morton; er freute ſich lebhaft, denn, obgleich in einer Stadt lebend, hatten ſie ſich ſeit langer Zeit nicht geſehen. Der junge literariſche Gentleman hatte einen beſondern, ihm vorzüglich zuſagenden Geſellſchaftskreis gefunden. Er war in kurzer Zeit eine Art Mäzen geworden, um den ſich andere Literaten, ſeine Landsleute, verſammelten, und die er mit ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache und Sitten belehrte und unterſtützte. Zugleich führte dieſer kleine Klub ein munteres Leben; neben den Büchern wurde die Welt ſtudirt, und ihre Genüſſe behagten den Schülern von Eaton und Cambridge. Es gab fünf oder ſechs niedrige Häuſer auf dem Stadion-Eiſenplatz, die alleſammt von jungen aufſtrebenden Britten bewohnt wurden, und dieſe kleine Colonie Alt-Englands führte in theils poſſenhafter, theils genialer Freiheit das heiterſte Leben von der Welt. Kam man in die Nähe dieſer Häuſer, ſo konnte man jene alten Bardengeſänge Schottlands hören, in denen die Romantik und die Jugend der wunderſamen Hochlande ſo herrlich enthalten iſt, man konnte das „rule Britannia“ hören, jenen merkwürdigen Geſang, der wie ein politiſcher Gottesdienſt alle Herzen der Britten zu gemeinſamer Flamme entzündet, und endlich hörte man jene Liederchen, mit weinrauher Stimme, immer klagend, manches Mal unverſtändlich wimmernd, friſch und in kryſtallheller Jugend, die Liebe und den Schmerz Irlands beſingend. Dazwiſchen ſtanden an den Fenſtern ernſthafte Doggen, prächtige ungeheure Neufundländer und ſchauten mit ernſten Geſichtern auf den Platz herab; auf ihren rauhen Rücken lehnte ſich ein hübſcher Junge, friſch und weinberauſcht wie Bacchus, und eben ſo gefährlich den vorübergehenden Mädchen unten, die verſtohlen zu den ſchimmernden Hemdärmeln und den rothen Wangen hinaufblicken.

Julian wußte von dem Daſein dieſes kleinen Muſenklubs, aber er hatte noch keine Zeit gefunden, Morton's Einladung Folge zu leiſten, einen Platz an der runden Tafel dieſer Arthus-Ritter einzunehmen. Heute wiederholte Sir Charles ſeine Bitte, und Julian ſagte zu mit dem Verſprechen, den Marquis von Prailly mit zu bringen. Er führte die Marquiſe an ihren Wagen. „Dürfen wir nicht hoffen, Sie morgen Mittag bei uns zu ſehen?“ flüſterte die ſchöne Frau. „Ich muß Ihnen doch erklären,“ ſetzte ſie mit einem leichten Erröthen hinzu, „wie ich dazu kam, dem guten Paul Lazares, der meiner Couſine den Hof machte, meine Hand zu geben.“

„Wie begierig bin ich, die Geſchichte Ihres Herzens zu erfahren, theure Jenny,“ erwiederte Julian mit dem Ausdruck aufrichtigſter Theilnahme.

„Wirklich?“ rief ſie mit ſchalkhaftem Lächeln. „Ich will glauben, daß Sie mir die Wahrheit ſagen. Noch eins,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre warme kleine Hand auf Julians Arm ruhen ließ, „ſuchen Sie den Marquis mit Wien auszuſöhnen. Es wird Ihnen nicht ſchwer fallen. Er iſt übler Laune, weil er glaubt, daß ich keine Gelegenheit finden werde, meine Diamanten zu zeigen.“

Julian gab ſeine Zuſicherung und der Wagen rollte mit der ſchönen Frau davon. Noch aus der Ferne ſah er ihre weiße Feder auf dem Hute ſchwanken. Gegen Abend traf er mit Lazares vor dem Hauſe Morton's zuſammen.

Neuntes Kapitel.

> Du biſt jetzt neunzehn Jahr alt, in welchem Alter Deine meiſten Landsleute ſich unedler Weiſe auf der hohen Schule in Portwein betrinken.
>
> Lord Cheſterfield's Briefe an ſeinen Sohn.

Wer im Peregrine Pickle die unnachahmlich trefflichen Schilderungen der Bacchanale und Orgien geleſen hat, mit denen die übermüthige und derbe Jugend dieſer glücklichen Inſel ſich ergötzt, findet leicht die Gruppen und originellen Parthieen des Gemäldes heraus, die in keiner Zuſammenkunft von Gentleman unter dem Scepter des Königs „Hoc“ fehlen dürfen. Ein junger Britte vor ſeinem Glaſe Rheinwein iſt ein Geſchöpf voll trockenen Humors und unendlich nachdenklicher Behaglichkeit. Er entwickelt, während er langſam und in prüfenden Zügen den klaſſiſchen Saft der Traube vom Johannisberg ſchlürft, in ſeinem Antlitz Züge von Ernſt und tiefſinnigem Nachdenken, die erſchrecken können, und die man überall anderswo, nur nicht bei einem Bacchanal ſuchen würde. Aber dieſe philoſophiſche Miene deutet keinen Mißmuth an, ſie iſt nur die Verkünderin der großen und phantaſtiſchen Entſchlüſſe, die immerdar die freie und kühne Seele der Enkelſöhne der Normannen füllen. Man weiß, daß dieſe alten Ariſtokraten der Geſchichte ein Trinkgelage, wie eine religiös politiſche Feierlichkeit anſahen, daß ſie ihren unerträglichen Stolz, ihre friſche und kühne Vaterlandsliebe, die tiefe Glut ihrer verſchloſſenen und ſtarken Herzen mit den Strömen des Geiſtes in Verbindung ſetzten, die das Blut der edlen Traube über eine Verſammlung ergrauter und junger Krieger ausgießt. Die Freude hat nichts Lärmendes, der Genuß nichts Glänzendes und Schimmerndes.

Es gehen mit dem ſchweren Pokale von Gold eben ſo ſchwere, aber auch eben ſo goldene Reden in die Runde. Die Grazien, das Gelächter und die Küſſe ſind moderne Erfindungen, ſie hat ein Volk erfunden, das jenſeits des Kanals eine große frivole Stadt baute, in der bald die fröhlichen Laſter von ganz Europa ihren Einzug hielten. Ein Franzoſe findet es langweilig, eine Schöpſenkeule zu verzehren, und dabei über den Zug Chilperich's über den Rhein zu ſprechen, er findet die Sitte abſcheulich, eine ungeheure Maſſe Wein zu ſchlucken, ohne dabei auch nicht den kleinſten witzigen Einfall laut werden zu laſſen. Man kann ihn erbitten, wenn man ihm zumuthet ein Glas Champagner zu trinken, ohne es mit einem Calembour zu bezahlen und vollends barbariſch findet er es, die Damen aus dem Saale zu entfernen, grade in dem Moment, wo ſeine facetiöſe Laune ihren Culminationspunkt erreicht. In dieſem Punkte trennen ſich die Nationen, oder vielmehr bei unſerer alle Unterſchiede ausgleichen.

den Civiliſation giebt es hier Gelegenheit, wo die Nationalität hervortritt. Nicht in dem Syſteme, wie wir einer den andern berauben, nicht in den ſich völlig gleichſehenden Gaukelkünſten der heutigen Politik, nicht in der Art unſerer Liebe und Ehe, denn auch hier wird man bald keinen Unterſchied finden — nein in der Weiſe, wie wir ein Glas Wein trinken, in der Art unſere Mittageſſen und Bacchanale einzurichten, hierin unterſcheiden wir uns noch. Der Patriotismus hat die Küchenjacke angelegt, und das letzte Kapitel im almanac des Gourmands handelt von den Pflichten eines guten Bürgers gegen den Staat.

Der flüchtige und lächelnde Blick Lazares, als er die lange Tafel und die ernſthaften Geſichter der Freunde Sir Charles überſah, zeigten die Nationalität des Franzoſen. Mit feinem Takte ſuchte er ſeine Laune genau in dieſelben Formen zu gießen, wie er ſie rings um ſich her ſah; ſein Antlitz nahm einen Ernſt, ſein Weſen eine affektirte und übertriebene Würde, die ihn zum Gegenſtand einer trockenen boshaften Bemerkung eines alten Kapitains auf halbem Solde machten, der als der Neſtor der Verſammlung ſeinen rothen Bart und ſein eins Auge oben an der Spitze der Tafel zur Schau geſtellt hatte. „Puppy,“ ſagte der Veteran zu ſeinem Nachbar, einem kleinen blondgelockten Irländer, der ſchön wie ein Amor war, „haſt Du je eine Fregatte geſehen, die ihre bunten Wimpel auf eine lächerlichere Weiſe ſchief flattern läßt? Ich habe Luſt, ſie mit einer tüchtigen Ladung zu beſchießen, daß wir ſie vor unſern Augen in den Grund ſinken ſehen.“

„Der Herr iſt ein Franzoſe, ein Marquis,“ — erwiederte der Irländer.

„Was iſt das? heißt das ſo viel, als ein guter Billardſpieler?“

Die vier noch knabenhaften Bürſchchen, die die nächſte Umgebung des Kapitains ausmachten, lachten laut auf, denn man hatte ihnen geſagt, daß der Maſter Town ein Mann von erſtaunlich luſtigen Einfällen ſei. Unterdeſſen näherte ſich Lazares einem jungen Lord, der ſtill da ſaß und ernſthaft ſeine Nägel betrachtete, die von einer außerordentlichen Länge waren, und mit beſonderer Sorgfalt geputzt, ein Gegenſtand der nicht geringen Eitelkeit ſeiner Lordſchaft waren. Er erwiederte mit einem verlegenen Lächeln die Komplimente des Franzoſen, der ihm zum Antritt einer jährlichen Rente von funſzehntauſend Pfund Glück wünſchte, wovon die Nachricht ihm geſtern überbracht worden. „Wie werden ſie ſich jetzt einrichten, Mylord?“ fragte Paul.

„O ich werde nach Paris gehn — Lord Darby hat mir geſagt, daß man in Paris ſehr angenehm lebt.“

„Sie können keinen beſſern Entſchluß faſſen. Sie reiſen alſo ſchon dieſen Herbſt.“

„Nein, Sir. Lord Darby hat mir geſagt, daß es für mich nöthig ſein wird, vorerſt auf dem diesjährigen Wettrennen zu Knaresdan zu erſcheinen.“

„Ah — Sie wollen Pferde kaufen?“

„O no, Sir — Lord Darby hat mir ſchon die ſeinigen verkauft — vortreffliche Thiere, von denen jedes mich 800 Guineen koſtet, ſechs an der Zahl.“

„Es kann nicht fehlen, daß Sie die Preiſe gewinnen. Aber vergeſſen Sie dabei nicht die Bekanntſchaft der ſchönen Miß Bentley zu cultiviren, die wir zuſammen in Aachen ſahen, und die, wie es ſchien, Ihnen nicht gleichgültig war.“

„O no, no, Sir; Lord Darby hat mir geſagt, daß Miß Bentley jetzt keine Partbie für mich iſt.“

„Sie wollen ſich alſo von Lord Darby Ihre Frau und Ihre Pferde ausſuchen laſſen?“ Mylord lachte, und verſank wieder in Grübelei, indem er ſeine Nägel beobachtete.

„By God“ — ſagte der Kapitain zu ſeinen Nachbaren — „ich will ein Schuft ſein, wenn ich begreiſe, zu welchem Zweck er ſich die zolllangen Krallen hat wachſen laſſen, wenn es nicht geſchehen, um damit, wie Caliban, Trüffeln aus der Erde zu ſcharren."

„Eure Einfälle ſollen leben, Capitain Town!" riefen die drei Knaben.

„Nun, Puppy, und Du ſagſt mir nichts?" rief der Alte ſchmeichelnd zum Irländer, während die Andern lachten.

„Ich will ewig verdammt ſein!" rief dieſer, indem er ſein Glas aufhob — „wenn es bei uns in der Grafſchaft zehn Meilen in der Runde einen aufgeweckteren Mann giebt, und zugleich einen, mit dem ich lieber auf Zeit meines Lebens Freundſchaft ſchließen möchte, als den Kapitain Town."

„Da meine Hand, Blondkopf. Gott erhalte Dich, Johny, und laß aus Dir einen braven Misshipman werden. Vielleicht führſt Du ſeiner Majeſtät Flotte einſt, wenn der alte Dick Town ſchon längſt eine Grube auf dem Kirchhof zu Tipperary füllt."

„Sieh da, Dick, Morton winkt Dir zu,“ ſagte einer der Nachbarn des Kapitains.

„Verehrter Herr — erlaubt, daß ich Euch eine Bowle ächten Whisky=Punſch zuſchicke!“ rief Morton von der andern Seite des Tiſches herüber, während eine Menge Hände die rauchende Schaale über die Köpfe der Sitzenden herüber bis zum Ort ihrer Beſtimmung hoben.

„Ein ehrlicher Junge, der Morton,“ brummte der Kapitain halb für ſich, „wenn er nur nicht mit den Herrn in ſchweinsledernen Röcken ſo beſonders warme Freundſchaft geſchloſſen hätte. Sein Vater war ſchon, wie die Leute es nennen, „ein großes Licht,“ ich habe aber nicht gehört, daß man ihn deshalb in einen beſondern Leuchter geſteckt hätte. Die Zeit iſt vorüber, wo man durch Bücher weiſe wird. Ich habe meiner Tage nur eine Vorleſung gehört, und die ertheilte mir ein Hayfiſch, dem ich in der Nähe von Jamaica beim Baden faſt unter die Zähne gekommen wäre, wenn mich ein kecker Burſche von Matroſe nicht gerettet hätte. Der ehrenwerthe Profeſſor ſagte mir auf die eindringlichſte Weiſe, daß die frohen Stunden eines ehrlichen Mannes an einem verzweifelt dünnen Faden vor ſeiner Naſe aufgehängt ſind, und daß man ſie daher ſäuberlich anfaſſen müſſe, damit man ſie noch lange habe. Das iſt eine Lehre, finde ich, die ein Glas Whisky-Punſch werth iſt."

„Hört! hört!" riefen mehrere Stimmen, „Herr O'Bryan hält eine Rede."

Der Lärm wich einer augenblicklichen Stille. Alle Blicke wendeten ſich zu dem Redner, einem langen, magern Jünglinge, deſſen gebogene Habichtenaſe und feurige Augen einen ſtolzen und ungeſtümen Charakter anzeigten. Hier ſah Julian zum erſten Male mit ſteigendem Intereſſe die eigenthümliche und ganz wunderſame Kraft der Rede, die eine gewöhnliche Gabe der Natur bei dieſer Nation zu ſein ſcheint. Die ſtarre und inſipide Miene, die beim Anfang eines brittiſchen

Gelages zu herrſchen pflegt, weicht augenblicklich, wenn der Zeitpunkt der „Reden“ erſcheint. Hier ergießt ſich dann eine anhaltende und großartige Bezauberung; der Geiſt ſcheint gelöſ't, das Nationalgefühl in ſeinem ſtolzen und ungeſtümen Fluge rauſcht unaufhaltſam dahin, und weckt in jedem Herzen laute Sympathieen, die ſich ungeſchminkt mit der vollen Kraft der Jugend und Begeiſterung an den Tag legen. Der junge Redner war einer von denen, die ſchon beim Beginne aufs Genaueſte ihre Bahn bezeichnet finden; die ein großes Talent nicht zweifeln läßt, daß die Natur ſie zur unmittelbarſten Einwirkung auf ihre Nebengeſchöpfe berufen hat, und die daher ſpäter den Anforderungen des Staates ſpielend Folge leiſten. Die Rede ſelbſt beſchäftigte ſich mit dem begeiſterten Gedanken, daß überall in der Fremde, wo ſich treue Herzen zuſammenfinden, des Vaterlands gedacht werden müſſe, der feſten und ſtarken Bande, die daheim jeden ſeiner Bürger feſſelten. Ein Toaſt auf das Heil des Königs leiteten dieſe Worte ein. In Morton's ſchönem Auge perlten Thränen, er ſuchte Julians Hand, um ſich ihm mit einem warmen Händedruck verſtändlich zu machen. Der Lärm wurde jetzt ſtärker als früher. Es drängte ſich eine Rede auf die andere. Einige davon mißglückten. Ein hübſcher Junge, den der Wein begeiſtert hatte, ſtotterte über ſeine friſchen Lippen einen lächerlichen Galimathias über die letzte Reformbill, ſein Nachbar ahmte zwiſchen hinein das Krähen eines Hahnes, den Ruf einer Wachtel und das heiſere Bellen eines Dachshundes nach. Am andern Ende des Tiſches erhob ſich ein berühmter Grimaſſier, und ſchnitt die wildeſten Fratzen, während ihm gegenüber ein anderer die Koketterien und Blicke einer bekannten Schönheit nach machte. Man hatte der größten Dogge eine Uniform angezogen, einen Federhut aufgeſetzt, und dieſe groteske Geſtalt ſah mit einem zornigen und pedantiſchen Ernſt zwiſchen den lachenden Geſichtern hervor. Man brachte Maſter

Blach, ſo nannte man den Hund, Toaſte aus; man ließ ſeine Geliebte, die dicke Miſtreß Betty leben, man nannte ihn einen braven Offizier, und bat um ſeine Verwendung.

Dieſe Poſſen beluſtigten immer mehr, je höher die Zahl der geleerten Flaſchen ſtieg. Gegen das Ende fanden Fauſtkämpfe und Wetten ſtatt. Man ſah die jungen Athleten, zur Hälfte entblößt, kunſtgerechte Stellungen gegen einander behaupten, und ſich tadelfreie Hiebe ertheilen, von denen manche in den Annalen der Kunſt des Boxens aufgezeichnet zu werden verdienten. Dabei ereignete ſich das Wunder, daß man den Kapitain Town — er war dieſes Mal ein Kutter, der ſtark geladen hatte, und deshalb, wie er ſelbſt behauptete, tief im Waſſer ging — mit dem eleganten Paul Lazares Freundſchaft ſtiften ſah, und eben ſo wollte man bemerken, daß der junge Lord ſeine Nägel nicht mehr einer ſo fortwährenden und liebkoſenden Bewunderung ausſetzte.

Julian und Paul verließen die Geſellſchaft, als ſchon der Morgen graute. Morton war glücklich, ſeinem Freunde einige frohe Stunden bereitet zu haben.

Fünftes Buch.

Die Flucht.

Erſtes Kapitel.

O Lieb', wo Du willſt ſein,
Da iſt zugleich viel Freud' und Pein.
Nicht weiſ' ſind die, ſo ſich verliebet,
Doch wird der Witz durch Lieb' geübet.
Wekherlin.

Wir wollen zurück zum Schickſal Leontinens eilen. Ihren einſamen und düſtern Pfad ſchmückte nicht die ſchimmernde Beleuchtung der Feſte, belebte nicht das Geräuſch einer frohen und geputzten Menge in einer glänzenden Hauptſtadt. Arme Leontine, der goldene Inhalt Deines Lebens iſt in die Hände von Treuloſigkeit, Willkür und Schwachheit gefallen. Ein gewiſſenloſer Mann hat ſich Deines Geſchicks bemächtigt und denkt es nach ſeinem Willen zu lenken. Wenn ſeine

Pläne gelingen, ſo verbirgt ſich vor Deinen Blikken die Sonne des Glücks und der Liebe auf ewig. Wie gefährlich iſt es, in die Triebräder der Maſchine, die wir die „große Welt" nennen, zu fallen! Hätteſt Du nie das Paradies Deiner Jugend, jene friedlichen Thäler verlaſſen, in denen glückliche Einſamkeit mit milden Sitten und einer Natur voll erhabener Schönheit ſich vereinigten, um Deine Seele in Frieden zu ſenken. Dort ſteht noch die verlaſſene Hütte Deiner Eltern, dort grünt noch das Gärtchen, deſſen Blumen Du einſt, ſelber die ſchönſte, mit ſorgſamer Liebe pflegteſt. Die Natur geht ihren ewigen gleichmäßigen Gang fort, ſie iſt empfindungslos für das Geſchick der Menſchen, ihre Erſcheinungen wandeln ſich nicht nach dem Zucken eines erregten Nerv's oder dem Todesſchmerz eines verblutenden Herzens.

In jener Nacht, wo es dem Präſidenten gelungen war, die Reinheit ſeines Stammbaums (ein veralteter und kaum verſtändlicher Begriff heut zu Tage) und die Erbſchaft für ſeinen Neffen, mit einem glücklichen Gewaltſtreich zu retten, fuhr das kleine Cabriolet, in dem die junge Gräfin Kallenfels Platz genommen hatte, von François gelenkt, jenen weiten freudloſen Ebenen der Mark zu, berühmt wegen ihres Sandes, und eines ſpottenden Gedichtes Goethe's. Es iſt wahr, dieſe antiparadieſiſchen Gegenden können einen Dichter ſchwerlich bezaubern, ihr Charakter iſt jene fade Einfarbigkeit, jene lange Proſa in Farrenkräutern und Sandhügelchen auf ein endloſes Stück Erde hingeſchrieben, ein kalter langweiliger Liebesbrief, den die Sonne unſerer Erde geſchrieben hat, während ſie mit anderen Planeten buhlte und wo ſie ſich nicht ein Mal Mühe giebt, einige ſchöne Gefühle zu heucheln. Solche ſchlimme Briefe hat ſie aber zum Glück nur wenige geſchrieben.

Die Reiſe ging die Nacht durch. François ſuchte Leontinens Ungeduld mit aller Gewandtheit, die ihm zu Gebote ſtand, zu beſchwichtigen, endlich jedoch konnte er ihr nicht länger verhehlen, daß Göttingen für's Erſte nicht das Ziel der Fahrt ſei. In einem kleinen Gaſthofe, wo man Pferde wechſelte und ein Frühſtück einnahm, that Leontine mit ängſtlicher Haſt ihrem Begleiter folgende Frage: „Aber wie iſt es möglich, daß wir noch nicht in Göttingen ſind? Ich weiß auf's Beſtimmteſte, daß man höchſtens zwei Stunden braucht von unſerm Dorf bis in die Stadt.“

„Ach Madame, ſie rechnen danach, wie der Graf dieſe Strecke zurückgelegt; ſo ſchnell geht es mit uns nicht. Verliebte reiſen in der Regel entſetzlich eilig.“ — Leontine hielt ihr Tuch an die Augen, die leiſe Bewegung ihrer ſchönen ſchwarzen Locken zeigte, daß ſie mit einem heftigen Anfall von Thränen kämpfte. François hatte die Schwachheit, eine ſchöne Frau nicht weinen ſehen zu können, er wollte ſich alſo vor dem drohenden Ausbruch der Rührung entfernen; allein Leontine ergriff ihn am Arm, indem ſie heftig rief: „Bleiben Sie. Wollen Sie etwa entfliehen? Wer ſind

Sie? Wo bringen Sie mich hin? Warum kommen wir nicht nach Göttingen?“ — Sie hielt ſeinen Arm krampfhaft feſt und ſah ihn mit ihren dunklen Thränen glänzenden Augen feſt in's Geſicht. Es gehörte viel Entſchloſſenheit dazu, einem ſolchen Blick zu begegnen; aber Franz war der Mann dazu, um die Wichtigkeit ſeiner Stellung einzuſehen: eine einzige verlegene Miene, ein Zucken, auch nur mit den Augenwimpern, hätte der aufgeregten und mißtrauiſchen Seele der armen Getäuſchten den ganzen Plan verrathen und ſie, der Himmel weiß, zu welchen verzweifelten Entſchlüſſen gebracht; Franz blieb alſo ruhig. Seine Haltung, ſein Geſicht war das eines unerfahrenen Tölpels, der in Erſtaunen geräth: „Madame werden mir doch keine Schändlichkeit zumuthen?“ rief er, indem er die kleine weiße Hand von ſeinem im groben Kittel gehüllten Arm ſanft los zu machen ſuchte, „ich habe Auftrag von meinem Herrn Sie nach Göttingen zu bringen, aber wir nehmen einen Umweg über ein Fabrikſtädtchen in der Nähe, wo der Schwager Herr Bauer's wohnt. Iſt denn das eine ſo gefährliche Sache, daß Ihr mich wie einen Verbrecher quäſtionirt?" Leontine blieb noch eine Weile vor ihm ſtehen, da aber Franzens Geſicht immer länger, immer tölpiſcher und verblüffter wurde, wandte ſie ſich endlich von ihm ab und ließ ſich, anſcheinend beruhigt, auf einen Stuhl nieder. Sie zog aus dem Buſen einen Brief Julians, küßte ihn verſtohlen und indem ſie ſich anſchickte, ihn zu leſen, winkte ſie Franzen ſich zu entfernen. Dieſem Gebote folgte er gern. „Bei Gott," murmelte er für ſich, als er auf dem engen dunklen Flur herumſtolperte, „ich habe lange als Postillon d'amour gedient, ich habe manches getäuſchte Kind ihre lilienweißen Aermchen ringen ſehen, und gegen gewiſſe tragiſche Redensarten iſt mein Ohr abgehärtet, aber dieſe da — könnte mich meine gute Schule vergeſſen machen. Sie hat etwas in ihrem Blicke, in ihrer Stimme, das der Teufel ſelbſt nicht rührender hätte hervorzaubern können. Ich werde dem armen Weibe den Rath geben, Schauſpielerin zu werden. Das ſind die Blicke, die uns um unſere Herzen und unſern Geldbeutel bringen.“

Leontine hatte ſich Papier geben laſſen, und als Franz ſie verließ, hatte es das Anſehen, als wolle ſie eben ſchreiben, aber ſich jetzt allein ſehend brach ſie in eine Flut von Thränen aus, indem ſie ſich wie ein Kind auf den Tiſch warf, die Arme untergelegt. Sie hatte noch alle die unwillkürlichen und heftigen Bewegungen an ſich, die ihr die Einſamkeit und die kunſtloſe Erziehung ihrer Jugend zur Gewohnheit gemacht. Ihre Liebe, wie ihr Leid ſchienen an Reinheit, wie an Heftigkeit die Ergebniſſe des Herzens eines ſechsjährigen Mädchens. Das einzelne ärmliche Licht erleuchtete die zuſammen gebrochene Geſtalt der Verlaſſenen, das Zimmer rings herum war in Schatten gehüllt; eine hölzerne Wanduhr bezeichnete den Gang der Zeit, die Sekundenſchläge, die die Freude ſo ſchnellfüßig überhüpſt, und die der Gram ſo mühſam abzählt.

Nach ihren Thränen, die die erſten und ausdruckvollſten Schriftzüge bildeten, fand Leontinen's zitternde Hand gezwungene Feſtigkeit um folgende Worte aufzuzeichnen. „Deine Braut, Julian — die, die in wenigen Tagen Deinen ſchönen und ſtolzen Namen tragen ſoll — weilt hier, auf Deinen Befehl, einſam und verlaſſen in einem Hauſe und unter einer Umgebung, die ihr verdächtig ſcheinen. Vergieb mir meine Beſorgniſſe und Zweifel. Mein Herz iſt voll der ſchwärzeſten Ahndungen. Wer iſt der Herr Bauer, den Du nach mir geſendet haſt? wer — aber nein, ich frage nicht. Gewohnt Dir in allen Dingen blindlings zu gehorchen, will ich mich zwingen dem Ziel dieſer ſeltſamen und unbegreiflichen Fahrt hoffnungsvoll und ruhig entgegen zu ſehen. Aber, o Gott, wenn ich Dich Morgen nicht wiederſähe? wenn ich Morgen um die zehnte Stunde, wie man mir verſprochen hat, nicht an Deinem Halſe, in Deinen Armen läge? — Wenn Du von dieſer heimlichen, nächtlichen Reiſe Deiner Leontine nichts wüßteſt, nichts ahndeteſt? — wenn ich mich in den Händen ſchlauer Betrüger befände, die uns trennen wollen? — Ich ſterbe, Julian! Mein Herz bricht mir! — Einige Mal ſind dieſe mörderiſchen Gedanken und Träume ſchon in mir aufgeſtiegen, während der Stille der Nacht und beim Anblick der unbekannten Gegenden, wie ich ſie in der Dunkelheit und mit angeſtrengten Sinnen zu überſchauen vermochte; aber ich habe ſie immer wieder, wie Böſewichte, die mir an's Leben wollten, muthig zurückgedrängt. Gott hat Dich und mich in ſeinem Schutze.

Es wird allgemach Morgen; ich löſche mein Licht aus, und in der Dämmerung, die um mich herrſcht, ſiehſt Du vor mir, mein Leben. Ich halte Dich, und meine Sehnſucht iſt geſtillt, mein armes Herz von Leid erlöſ't. In wenig Stunden, und wir ſind vereint."

Dieſen Brief und zugleich ein Goldſtück als Belohnung gab Leontine ihrem Führer, indem ſie ihn auf die Poſt des Städtchens ſchickte, in welchem man am Morgen anlangte. Der reitende Bote konnte um zwei, vielleicht um drei Stunden früher anlangen als ſie, und Julian würde gewiß nicht zögern der Bekümmerten entgegen zu eilen. Sie konnte hoffen ihn dann noch vor zehn Uhr in die Arme zu ſchließen. Unglückliche, deine zärtlichen Klagen legten ihren kurzen Weg aus deiner Hand in die Taſche François ſehr bald zurück, dort blieben ſie; aber der verſchmitzte Diener war ehrlich genug ſich für die ſchlimmen Dienſte, die er leiſtete, wenigſtens nicht von ſeinem Opfer bezahlen zu laſſen. Er gab mit einem verſchämten Lächeln den Dukaten zurück, indem er meinte, die Briefe und Billette ſo ſchöner Damen pflege er immerdar portofrei weiter zu befördern.

Kaum hatte das Kabriolet mit friſchem Vorſpann das Städtchen verlaſſen, in dem jener räthſelhafte und für Leontine ſo wenig willkommene Verwandte des Herrn Bauer angeblich wohnte, als die Reiſende jeden Moment aus dem Wagen lehnte, um die Thürme von Göttingen am Horizonte auftauchen zu ſehen. Franz beobachtete ſie unvermerkt mit einem halb ſpöttiſchen, halb mitleidigen Lächeln und beantwortete ihre Fragen kurz. Die Sonne ſtieg höher und näherte ſich dem Mittag; Leontinens Ungeduld, da ihr noch immer keine bekannten Orte genannt wurden, ſtieg endlich zu einem ſo gefährlichen Grade, daß es Franzen bange wurde. Sie befahl anzuhalten, ſtieg aus, und ſetzte ſich mitten an der offenen Heerſtraße ſeitwärts auf einen Stein, indem ſie erklärte, daß ſie unter keiner Bedingung weiter fahren werde. Sie hatte ihr kleines Portefeuille, in dem die Briefe Julians ruhten, in ihr Taſchentuch gewickelt, befeſtigte einen Beutel mit einigen Geldſtücken an ihrem Gürtel und ſagte dann in einem befehlenden Tone an François, er möge nur fahren, wohin es ihm beliebe. Keine Bitten, keine Vorſtellungen, noch weniger Drohungen vermochten ſie ihren Entſchluß zu ändern. Es lag eine Ruhe und Kälte im Antlitz der jungen Dame, die auf Franz einen weit ſtärkern Eindruck machten, als am geſtrigen Abend die Verzweiflung. Was ſollte er machen? Eine halbe Stunde war ſchon mit vergeblichen Reden verſtrichen: der kleine Wagen, der troſtloſe Kutſcher, und die Dame auf dem Stein an der Landſtraße ſitzend, dieſe Gruppe blieb unverändert dieſelbe, und diente den Vorüberfahrenden und Gehenden zu einem Gegenſtand der Verwunderung und des Geſpöttes. Endlich nahm der gequälte Diener zu einem Theaterſtreich ſeine Zuflucht, er warf ſich vor Leontinen auf die Knie nieder, und bat ſie unter Thränen wieder einzuſteigen, weil ſein Unglück gewiß ſei, wenn er nicht in einer Stunde ſpäteſtens am Ort der Beſtimmung ſei. Sie ließ ſich von dieſem Anblick bewegen, nahm nach einigen Zögern ihren Sitz im Kabriolet wieder ein, und Franz peitſchte jetzt wie toll auf die Pferde, ſo daß es wie im Fluge davon ging.

Es vergingen eine, zwei, vier, ſechs Stunden, es wurde wieder Abend, und noch war man nicht angelangt. Franz antwortete nicht mehr auf Leontinens Fragen, und Leontine ſelbſt verſtummte zuletzt. Sie wußte nun ihr Schickſal. Als der Wagen vor dem Gaſthofe einer anſehnlichen Stadt anlangte, hob man ſie ohnmächtig heraus. In ihren Shawl gewickelt wurde ſie auf ein Lager gebracht, und Franz ſtand lange Zeit vor demſelben, indem er mit einem unzufriedenen Kopfſchütteln die bleichen ſchönen Züge, die ſich wie im Tode erſtarrt zeigten, betrachtete. „Jetzt weiß ſie es!“ lispelte er vor ſich hin.

Zweites Kapitel.

Und wohnt kein Mitleid droben in den Wolken,
Das in die Tiefe meines Jammers ſchaut?
Weh', weh' mir, daß der Himmel ſolche Tücken
An einem ſanften Weſen übt, wie ich!

Shakeſpeare.

Nach einer Stunde, während welcher ſie in der Erſtarrung gelegen, erwachte Leontine und ſah ſich allein in einem ihr unbekannten Gemache. Die Aufwärterin, die François gedungen, hatte ſich auf kurze Zeit entfernt. Die Arme richtete ſich im Bette auf und warf furchtſam zweifelnde Blicke um ſich her. Auf einem eleganten Tiſchchen vor einem koſtbaren Spiegel brannten zwei Kerzen, aus einem Nebengemach hörte man Stimmen herüber tönen, auf dem Gange verworrenes Geräuſch. Alles dieſes erſchien der Erwachenden wie ein Traum. Sie hielt die eine Hand an der Stirn, die andre am klopfenden Herzen. „Wo bin ich?“ fragte ſie die eintretende Dienerin.

„In dem Pariſer Hofe, gnädige Dame,“ erwiederte dieſe mit einer Verbeugung.

Leontine wiederholte mechaniſch die Worte des Mädchens. Dieſe ſah ihr beſorgt in die Augen. „In Göttingen alſo?“ — „In Göttingen? Nein, das iſt weit von hier.“ — „Wie weit?“ — „O wohl vierzig Stunden und mehr. Madame ſind in W—, einer anſehnlichen ſchönen Stadt, und zwar in dem beſten Gaſthofe dieſer Stadt.“

Leontine hatte das Bett verlaſſen. Mit Hülfe der Dienerin ordnete ſie ihre Kleidung. Sie ſprach nichts, ihr Blick hatte etwas Starres, ihre Bewegungen etwas Haſtiges, Unwillkürliches. Sie nahm einen Brief, den das Mädchen ihr reichte, ſie öffnete ihn, aber die Zeilen zitterten vor ihren Augen. Kaum ſah ſie ſich allein, ſo warf ſie ihren Shawl um, öffnete leiſe die Thür, ſchlüpfte durch den Corridor, drängte ſich unten auf dem erleuchteten Flur des Gaſthofes durch eine Anzahl Fremder, die eben angelangt waren, und ſtand nun auf der Straße. Hier fing ſie, da ſie bemerkte, daß Niemand ihr folgte, aus allen Kräften zu laufen an; durchflog die dunklen Gaſſen, und ruhte nicht eher, als bis ſie erſchöpft und athemlos auf einem weiten Marktplatz angelangt war, den eine Bronzeſtatue zu Pferde zierte. Auf den Stufen dieſes Monuments ſetzte ſie ſich nieder. Ein kalter Regen fiel, ſie fühlte ihn nicht, ſie lehnte ihre Wange an das kalte Metall, und ein krampfhaftes Schluchzen war das einzige Lebenszeichen, das ſie von ſich gab.

Als ſie eine Weile ſo gelegen hatte, hörte ſie eine Stimme, die zu ihr ſprach. Sie gab ſich Mühe, die Worte zu verſtehen. Bei dem Lichte der Laterne ſah ſie einen Mann im Mantel gehüllt, und ſein Antlitz, deſſen untere Hälfte ein ſtarker Bart bedeckte, dicht zu ihr herabgebeugt. Sie hob matt ihre Hand auf, und der Fremde ergriff ſie daran, indem er ſich Mühe gab, den hinfälligen Körper aufzurichten. „Bei Gott;“ murmelte er bei ſich, „ein armes krankes und dabei recht ſchönes Geſchöpf! Es wäre mir auch gerade Recht, wenn ſie hier auf offener Straße umkäme; gewiß verdient ſie nichts Beſſeres.“

Während Leontine an ſeinem Arme einige Schritte gethan, blickte er ſie forſchend von der Seite an, und blieb dann ſtehen, indem er fragte: „Ja wohin denn?“

Leontine winkte mit der Hand vorwärts.

„Dorthin! God-dam, aber die Stadt iſt groß. Sind Sie eine Einheimiſche, mein Frauchen, oder eine Fremde?“

Leontine nickte, indem ſie ihr Schnupftuch vor dem Geſicht hielt. Der Fremde zog es ihr ſanft vom Munde. „Deutlich geſprochen, meine Liebe. Wir können nicht hier auf der Gaſſe zwecklos herumirren. Sagen Sie, wohin ich Sie führen ſoll; denn ich bin nun einmal ein ſo gutmüthiger Narr, daß ich mich Ihrer angenommen habe.“

Leontinens Blicke gewannen plötzlich ein ungewöhnliches Leben, ihre Geſtalt richtete ſich auf; ſie erfaßte eine Hand des Fremden und indem ſie Miene machte zu ſeinen Füßen zu fallen, rief ſie leidenſchaftlich: „Wer ſie auch ſein mögen, edler Herr, retten Sie eine Unglückliche. Hier iſt Geld, miethen Sie einen Wagen und geben Sie Befehl, daß man mich nach Göttingen bringt.“

„In dieſer Nacht noch?“

„Freilich, freilich, in dieſer Nacht. Eine Stunde Verzögerung und ich bin verloren. O haben Sie Erbarmen mit mir! Hier, hier iſt Geld.“ Sie hatte ihre Börſe vom Gürtel losgemacht und reichte ſie ihrem Begleiter. Dieſer ſah ſie verwundert und prüfend an. „Aber Sie werden vorher ihre Kleider wechſeln? Sie ſind durchnäßt und beben ja wie im Fieberfroſt.“

„Ich bin ganz geſund.“

„Das ſind Sie nicht. Und mit einem Worte, in dieſem Zuſtande wird es das Gerathenſte ſein, wenn ich Sie in das erſte beſte Haus bringe. Kommen Sie! — der Teufel hole die Abentheuer mit den ſchönen Weibern! In welchem Gaſthofe wohnen Sie?“ —

„Nach Göttingen, mein Herr, nach Göttingen!“ kreiſchte Leontine, indem ſie zu Boden ſank. Der Fremde hob ſie gewaltſam auf, und rief ihr mit rauher Stimme in's Ohr: „Teufelsweib, ich frage, wo Du wohnſt!“ — Er zählte ſchnell die Namen einiger Gaſthöfe her und als er den, wo François abgeſtiegen war, nannte, nickte Leontine ſchwach mit dem Kopfe.

Der Fremde brachte jetzt ſeine Dame faſt mit Gewalt und mit eiligen Schritten in die Nähe des Gaſthofes. Hier blieb er ſtehen, machte ſich frei von ihrem Arme, den ſie krampfhaft um den ſeinigen geſchlungen hatte, und ſagte langſam und mit ſcharfer Stimme: „Madame, hier haben Sie meine Karte. Ihr Gewiſſen wird Ihnen ohne Zweifel ſagen, ob Sie den Schutz eines ehrlichen Mannes verdienen. Wenn das iſt, ſo bedienen Sie ſich des Namens, der auf dieſem Blättchen ſteht, und Sie werden keinen ohnmächtigen Schutzgeiſt aufgerufen haben. Leben Sie wohl, zu jeder Stunde werden Sie mich bereit finden dem unverdienten Unglück beizuſpringen."

Es lag in dieſen Worten ein kränkendes Mißtrauen. Die bereitwilligſte edelſte Hülfe ward hier auf eine Weiſe angeboten, daß es ſchwer wurde, ſie anzunehmen. Aber dieſes war ein Charakterzug des Mannes. Es gehörte dazu ſo verlaſſen und ſo unglücklich zu ſein, als Leontine es in dieſem ſchmerzlichſten Augenblicke ihres Lebens war, um den glühenden Dank auszuſprechen, den die Arme ihrem Retter zollte, trotz des Abſtoßenden in ſeinem Betragen. Als er ſie verlaſſen, wankte ſie einige Schritte vorwärts wiederum mit dem Entſchluß der Flucht kämpfend, da gewahrte ſie aus dem Schatten der Laterne einen Mann eilig auf ſich zutreten und einen Moment ſpäter befand ſie ſich in der Gewalt François, der, ohne ihr den mindeſten Vorwurf zu machen, ſie auf ihr Zimmer zurückführte, aber dafür ſorgte, daß ſie es nicht wieder verlaſſen konnte. Man kann ſich den Zuſtand dieſes treuen Gehülfen ſeines Herrn denken, als er erfuhr, daß ſeine Gefangene entflohen war. Nicht allein die achtzig Friedrichsd'or, die auf dem Spiele ſtanden, mehr noch die Ehre der Unternehmung, die er einzubüßen jetzt nahe war, brachten ihn zur Verzweiflung. Er befand ſich noch zwei Tagereiſen von dem Orte entfernt, den ihm der Präſident als das Ziel ſeiner geheimnißvollen Miſſion bezeichnet hatte, und ſchon waren ſeine Hülfsmittel, von Leontinen Gehorſam zu erzwingen, erſchöpft. Es ſchien ihm unmöglich, ſie zur Weiterreiſe zu bewegen, ſeit jenem Auftritt an der Heerſtraße hatte ſie ihn mit entſchiedener Verachtung behandelt, und keines ſeiner Worte einer Beachtung gewürdigt. Der Präſident hatte dieſen Fall voraus geſehen und ſeinem Diener einen Brief mit gegeben, der an Leontinen gerichtet war, und der ihr überliefert werden ſollte, wenn ſie ſich den Maaßregeln Franzens widerſetzte. Dieſen Brief hatte ſie den Abend empfangen, aber nicht geleſen, denn ihr zerrütteter Zuſtand machte es unmöglich. Franz fand den offenen Brief auf dem Tiſche und ſteckte ihn wieder zu ſich.

Die Nacht brach das Fieber aus. Ein Arzt mußte gerufen werden, und dieſer erklärte den Zuſtand der Erkrankten für gefährlich. Franz ſchrieb an den Präſidenten, um ſich Verhaltungsbefehle zu erbitten. Er meldete ihm jedoch nichts von der beabſichtigten Flucht Leontinens.

Drittes Kapitel.

Du machſt mir bang,
du haſt's mit einem Schlauen.
Uhland. Fortunat.

Drei Monate dauerte die Krankheit Leontinens; nach Verlauf derſelben erholte ſie ſich langſam. Franz hatte unterdeſſen für ein anſtändiges Quartier geſorgt, in welchen die arme Gefangene an keinem Bedürfniß Mangel litt. Als es der Arzt geſtattete, war ihr auf ausdrücklichen Befehl des Präſidenten ſein Brief wieder vorgelegt worden, und jetzt faßte die Unglückliche deſſen grauſamen und niederſchmetternden Inhalt. Er lautete wie folgt:

„Der Präſident von Kallenfels, Oheim des Grafen Julian, an Leontine Hofer, Pflegetochter des verſtorbenen Pfarrers im Kanton B—.“

Dieſe Anrede, liebe, arme Tochter, zeigt Ihnen kurz und deutlich das Verhältniß an, in dem ich, der Schreiber dieſes Briefes, zu Ihnen ſtehe, und enthält zugleich eine Rechtfertigung des Tons, in dem er abgefaßt worden. Sorgen Sie nicht; ich will ſo mild und freundlich, wie nur immer möglich ſein. Ich bin ein alter Mann, und mein Herz iſt nicht ſchlecht. Vertrauen Sie mir. Ihre Entfernung aus dem Dorfe iſt auf meinen Befehl und nach meinen Veranſtaltungen geſchehen. Hören Sie meine Gründe. Der Graf, mein Neffe, hat Ihnen ein Eheverſprechen gegeben, allein es wäre ſein, mein, und noch vieler andern guten Menſchen Unglück, wenn dieſes Verſprechen realiſirt würde. Ihre Erziehung, liebe Tochter, iſt nicht von der Art geweſen, daß Sie in die verwickelten Verhältniſſe der großen Welt haben Blicke thun können; Ihr Herz beſitzt nur zwei Tugenden, um die ich es beneide, die heilige Kraft und Reinheit der Liebe, und die freieſte, noch durch keine Erfahrung getrübte

Unbefangenheit; dieſe Schönheiten ſind Ihnen angeboren, allein es ſind noch keine geprüften Tugenden — hier kommt nun eine Prüfung; wird Ihre Liebe ſie beſtehen, wird Ihre Unbefangenheit nicht dem Mißtrauen und der Verachtung Platz machen? Urtheilen Sie ſelbſt. In Ihre Hand lege ich das Geſchick Ihres Geliebten, lege ich unſer aller Glück. Wollen Sie den Grafen Julian an die Erfüllung ſeines Verſprechens mahnen, ſo ſteht Ihnen dabei nichts im Wege, allein erfahren Sie, mit welchem Preiſe Sie Ihr Glück erkaufen. Julian, wenn er Ihnen ſeine Hand reicht, verliert zugleich ſein Vermögen und eine Frau, die ihm ebenbürtig iſt, und die, wenn Sie mit ihren Anſprüchen nicht dazwiſchen treten, in weniger als einem halben Jahre ſeine glückliche Gattin ſein wird. Jetzt wiſſen Sie alles. Zweifeln Sie an dieſen Umſtänden, ſo bin ich erbötig Ihnen auf's genaueſte meine Ausſagen zu dokumentiren. Iſt Ihre Liebe eigennützig, ſo habe ich mich umſonſt an Ihr edles Herz gewendet, Sie werden alsdann eilen das Glück Ihres Freundes zu zertrümmern, um das Ihrige zu begründen; allein dann würden ſpäter Vorwürfe Sie treffen; fühlt Ihre junge Seele aber jene erhabene Stärke und Großmuth, die ich Ihr zutraue, ſo entſagen Sie dem Beſitze meines Neffen, (ſein Herz wird Ihnen immer angehören) und ſchließen Sich und Ihren Kummer in dem verborgenen Zufluchtsort ein, den ich Ihnen erwählt habe, wo Sie vor den Nachforſchungen des Grafen ſicher ſind, und wo Sie mir das Glück gönnen werden, für Sie wie ein zärtlicher Vater zu ſorgen. Ja, meine Tochter, von dem Augenblick an, wo Sie einen heldenmüthigen Entſchluß faſſen, haben Sie das Herz eines alten Mannes auf ewig gewonnen, der die Erfüllung ſeiner größten und ſchönſten Hoffnungen auf Ihre jugendliche Seele legt. Der Himmel ſtärke Sie. Die Fortſetzung Ihrer Reiſe bis zu dem Ort, wo ſchon alle Anſtalten getroffen ſind, Sie auf's Beſte zu empfangen, wird mir ein Zeichen ſein, daß ich auf Glück und Ruhe hoffen darf. Meinen Neffen habe ich in dem Glauben beſtärkt, als ſei Ihre, ihm ſo ſchreckliche Entführung von Seiten Ihrer beleidigten Verwandten aus geſchehen.

Graf Clemens von Kallenfels.

Wir wiſſen nicht welche Maaßregeln der edle Graf mit ſeinem Vertrauten verabredet hatte, im Fall dieſer ſchmeichelnde, väterliche Brief ſeine Wirkung auf Leontinen verfehlte; allein der alte Poet hatte dieſes Mal die Sprache gefunden, die die edle Liebe verſteht, und auf der ſie die Antwort nie ſchuldig bleibt. Es war dem armen Schweizermädchen neu, daß man ihren Stolz in Anſpruch nahm, daß man mit Zuverſicht ein Opfer von ihr verlangte, das Tauſende an ihrer Stelle nicht gebracht haben würden. Das Weſen der reinen Liebe iſt auf eine wunderſame Art mit dem höchſten Stolze und der niedrigſten Selbſtentäußerung gepaart. Leontine, die nicht den Muth hatte ſich der geringſten Laune des

Geliebten zu widerſetzen, die ihm ſclaviſch als ihrem Herrn gehorchte, fand jetzt in ihrer Seele den grenzenloſen Stolz, ſein Glück von ſich abhängig machen zu wollen. Aber dieſer Entſchluß war gleichwohl mit den Symptomen des heftigſten Kampfes begleitet. Man iſt gewohnt in Romanen einen pomphaften Edelmuth zu finden, der mit einer verwegenen Eitelkeit des Entſchluſſes die koſtbarſten Schätze des Glückes dem Verlangenden vor die Füße wirft — ein ſolcher Edelmuth findet ſich in der Wirklichkeit nicht. Hier ringt das Herz im langſamen und ſchmerzlichen Kampfe, ehe es ſeine glühendſten Wünſche opfert, es fallen in der Stille einſamer Nächte bittre Thränen, die die geheime Widerſetzlichkeit des Eigenwillens gegen den Dienſt einer ſtrengen Tugend bekunden. Und wie ſollte es auch anders ſein? Der Trieb nach Glück iſt zu feſt in unſerm Weſen begründet, es wäre Thorheit glauben zu wollen, man könnte ihn wie ein leichtes Gewand von der Schulter werfen. Mit jedem

Glück, daß wir unſern Nächſten opfern, machen wir ihm ein Geſchenk mit einem Theil unſeres Lebens. Es iſt falſch, daß das Glück Anderer auch das unſrige begründe; das wahre Glück iſt nicht theilbar, und wächſt nicht wie das Geld im Zauberſäckel, wo wir deſto mehr behalten, je mehr wir geben, ach nein, es iſt, einmal verſchwendet, nie wieder zu erlangen. Wir wollen dieſe grauſame Betrachtung nicht auf das Herz unſer armen Leontine anwenden, wir wollen nicht nachforſchen, mit welchen Gefühlen unleidlicher Bitterkeit ſie ihr Alles dahin gab, um einen Mann glücklich zu machen, der es nicht um ſie verdient hatte, nur dieſe Bemerkung dürfen wir dem Dienſte der Wahrheit nicht vorenthalten: es iſt noch ein Zweifel ob ſie dieſes Opfer ſogleich und anſcheinend mit ſo wenig Widerſtreben gebracht hätte, wären nicht in ihrem Herzen ſchon längſt Zweifel an der vollen Liebe Julian's gekeimt. Dieſer ängſtliche Argwohn verließ ſie ſeit der Zeit nicht, wo ſie ſo lange vergeblich auf

Briefe von ihm geharrt hatte, ja er wurde noch beſtärkt durch die Anweſenheit Julian's. Leontine hatte ihn nicht mehr ſo zärtlich, nicht mehr ſo ergeben ihren Wünſchen gefunden. Die Fülle ihrer Liebe deckte den Mangel der ſeinigen zu; doch jetzt erwachten jene ſchmerzlichen Gefühle und Erinnerungen mit doppelter Gewalt. Der Gedanke war ihr fürchterlich den in ſeinen Gefühlen erkalteten Freund durch Feſſeln zwingen zu wollen. Ehe ſie, wie ein drohendes Geſpenſt, zwiſchen ihn und ſeine Zukunft hintrat, ſollte er ſie lieber nie wieder ſehen. Sie zerriß den Brief, den ſie an Julian aufgeſetzt hatte, und in dem ſie ihm ihren Entſchluß meldete, ihrem ſtolzen und beleidigten Sinn kam der Vorſchlag und die Bitte des Präſidenten gelegener, ſich in den verborgenen Zufluchtsort zurückzuziehen, und mit keinem Worte den Antheil zu verrathen, den ſie ſelbſt an dieſem, für unſern Helden ſo niederſchlagenden Ereigniſſe hatte.

Kaum empfing der Präſident die Kunde von der wieder fortgeſetzten Reiſe ſeiner Gefangenen, als er nicht zögerte ihr in Perſon ſeinen gerührten Dank zu überbringen. In einem Städtchen, das zur Brüdergemeinde gehörte, befand ſich das hübſche Häuschen nebſt Garten, das Leontinen aufnahm, und in welchem einer ihrer erſten Gäſte der Graf war. Dieſes Zuſammentreffen hatte etwas Idylliſches. Der Präſident langte an, er hatte die Feinheit mit keinem Worte des Geſchehenen anfangs zu berühren, er ſaß im Garten in einer Frühlingslaube mit Leontinen Hand in Hand, er holte einen Maroquinband Gedichte aus der Taſche, er las ihr jene ſo zärtlichen und ſchönen Bukoliken vor, die er in der Schweiz gedichtet, und beide vergoſſen Thränen. Der alte Heuchler und die junge Bethörte beide ſchluchzten um die Wette um ein eingebildetes Leid, da ſie doch ſo viel wahren Kummer zu klagen hatten, beide berauſchten ſich in den Schilderungen einer glücklichen Unſchuldswelt, und doch hatte ſich der Eine wenige Monate zuvor die größte Mühe gegeben die Andere aus dieſer glücklichen Unſchuldswelt auf immer zu verdrängen, und es war ihm gelungen.

Beim zu Bette Gehen ſprach der Graf zu François entzückt von ſeinem „Schweizermädchen.“ Zugleich machte er die Bemerkung, daß er glaube, daß ſie ſchwanger ſei. Franz beſtätigte dieſes durch die Ausſage des Arztes in W—. „Ach,“ ſagte der Präſident, „wir wollen auf einen romantiſchen Namen für den Ankömmling denken. Es iſt „der Sohn der Alpen!“ Hier haſt Du, François, noch zwanzig Friedrichsd'or zu Deinen achtzig. Sorge für das liebenswürdige Weib; laß es ihr an nichts fehlen, aber ſetze mich zugleich in Kenntniß von dem geringſten Umſtande, der Dir verdächtig ſcheint. Man empfange keine Beſuche ohne mein Wiſſen; hörſt Du? — Ein paar alte herrnhutiſche Schweſtern habe ich ſelbſt zu ihrer Geſellſchaft angeworben; ſie mögen hier Thee trinken, und vom Heiland plaudern. Wenn das Wetter beſtändiger wird, kannſt Du mit ihr kleine Ausflüge ins Gebirge machen, verſteht ſich immer mit Vorſicht. Das Weitere iſt Deiner Klugheit überlaſſen.“ Mit dieſen Worten ſchlüpfte der Dichter in ſein Bett. Er ſchlief vollkommen ruhig unter dem Dache derjenigen, die er ſelbſt ihres Hauſes und Beſitzes beraubt hatte.

Viertes Kapitel.

— Es ſtieg der trübe Wuſt
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer ſtillen Nachtverſenkung.
Lenau.

Der ehrliche Mann bedurfte der Ruhe. Erſt jetzt fing ſich der trübe ſtürmiſche Himmel für ihn wieder an zu klären und zu ſänftigen. Hatte er mit der größten Anſtrengung und unter immerwährender Furcht des Mißlingens Leontinen bei Seite geſchafft, ſo war es nicht minder ſchwierig, Julian zu beſchwichtigen, um ihn zu ſeinen Zwecken zu lenken. Gegen dieſen ſtellte ſich Clemens höchſt befremdet über das Verſchwinden Leontinens. Er hatte ihm mit einiger Ueberwindung (denn er liebte es wahr zu ſein, wo er es ſein durfte) auf jenen Brief, in dem ihm der Neffe ſeine Heirath meldete, mit einem Glückwunſchſchreiben geantwortet. Er kam an dem Abende, an dem Leontine ihre unglückliche Reiſe antrat, nach Göttingen und lag mit Freudenthränen an der Bruſt des ſo lang' Vermißten. Mit der regeſten Theilnahme hörte er alle die Vorbereitungen her zählen, die der in ſeinem feſten Entſchluſſe jetzt Glückliche zu ſeiner nahen Vermählung traf. Er verſprach ſogar, auf dieſer nicht zu fehlen, und die von Julian gefürchtete Widerſetzlichkeit ſprach ſich nur in wenigen leichten Vorwürfen aus, die mehr darin beſtanden, daß der Neffe den Oheim nicht früher zum Vertrauten ſeiner Liebe und ſeiner Pläne gemacht.

Wir wollen den ſchmerzlichen Ausgang dieſes trügeriſchen Spieles nicht genauer beleuchten. Julians Beſtürzung war grenzenlos. Sein treuer und rechtlicher Charakter bebte vor dieſer neuen ungeahndeten Tücke ſeines Geſchicks zurück. Schon hatte er ſeinen verlockenden und unruhigen Träumen auf immer Lebewohl geſagt, ſchon lag die Zukunft in mildem Glanze und ungetrübtem Frieden vor ſeiner reſignirenden Seele, und jetzt von neuem in die Bahn der Zweifel und des Kampfes zurück geworfen. Er bot alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel auf, die Verlorene wieder zu finden, er verſchwendete Geldſummen, um die Spürkraft der Behörden zu verſtärken — umſonſt, die Verlorene blieb verloren. Er ſchloß ſich in düſterer Melancholie auf mehrere Monate in dem Häuschen ein, das Leontine bewohnt hatte. Nur in dieſen für ihn geweihten Räumen fand er Troſt, von hier aus lenkte er ſeine Nachforſchungen, hierher kehrte er immer wieder zurück, wenn er von ſeinen vergeblichen Entdeckungszügen ermüdet ausruhen wollte. Clemens ſah dieſen Zuſtand ſeines Pfleglings mit Schrecken, — nicht von ferne hatte er an eine ſo gefährliche Wirkung ſeines gewaltſamen Heilverſuchs gedacht. Mehr als einmal ſtand er auf dem Punkt, wenn er die nicht nachlaſſende Raſtloſigkeit im Verfolgen jeder Hoffnung verheißenden Spur bemerkte, ſein Geheimniß zu entdecken, allein er fand immer, daß ſeine „Grundſätze“ dieſe Schwäche keineswegs geſtatteten. Er betrog ſich — ein Lieblingsplan, deſſen Realiſirung ſich ihm hier öffnete, war es, der ihm eine ungewöhnliche Feſtigkeit, ſeinem verzweifelnden Liebling gegenüber, verlieh. Von dieſem Plane wollen wir bald ſprechen.

Leontine hatte unterdeſſen in ihrer Einſamkeit außer dem Präſidenten noch einen andern Beſuch empfangen. Es war jener Mann, der ſie am Abend des unglücklichen Tages in W— an den Stufen der Reiterſtatue angeſprochen und von deſſen Karte ſie keinen Gebrauch gemacht hatte. Aus dem Gedächtniß der Erkrankten, wie es ſchien, war jenes Abentheuer gänzlich verſchwunden. Mit einer Miene der Befremdung betrachtete ſie, als ſie von ihrem dreimonatlichen Siechbette ſich erhob, und in einer ruhigen Stunde die theuren Papiere ihrer Brieftaſche muſterte, jene Karte, auf der ein ihr unbekannter Name geſchrieben ſtand. Sie beſann ſich, wie ſie zum Beſitz derſelben gekommen, und endlich dämmerte, wie die ungewiſſe Erinnerung an einen Fiebertraum, jenes Zuſammentreffen mit dem Unbekannten auf dem Marktplatz in ihr auf. Sie ſchauderte unwillkürlich, indem ſie an die wilde Troſtloſigkeit der nächtlichen Stunde dachte. Eine Vorſicht, die dem Unglück eigenthümlich iſt, hielt ſie ab, die Karte ihrer Umgebung zu zeigen, ſie ſchloß ſie wieder in ihre Brieftaſche, allein der Name, der darauf ſtand, war von jetzt an in ihr Gedächtniß geprägt, und war der Name des Hauptmanns von Rotenſtein.

Wir kennen ihn. Das Geſchick beſtimmte ihn zum Rettungsengel der Verlaſſenen. Der Himmel weiß, welcher Entſchlüſſe ſie fähig geweſen wäre, hätte Nacht und Einſamkeit ſie begünſtigt. Der Hauptmann war feſt überzeugt, eine Verworfene, Aufgegebene beſchützt zu haben, aber trotz des Abſcheues, den er für das in der Nacht herumirrende Weib fühlte, erregten doch ihre

Schwäche und ihr troſtloſer Zuſtand ſein Mitgefühl in dem Grade, daß, als er ihr ſeine Karte überreichte, er feſt entſchloſſen war, ſeine ritterliche Hülfe zu ihren Gunſten ungeſcheut in Bewegung zu ſetzen. Den Tag darauf erkundigte er ſich ſchon im Geheim im Gaſthofe nach einer kranken jungen Frau, die er auf's Genaueſte beſchrieb. Man gab ihm Auskunft, durch die ſeine anfänglichen Zweifel über den rechtlichen Charakter der Frau ſchon erſchüttert wurden. Sein Intereſſe für ſie wuchs. Bald verſchwand, bei wiederholten Nachfragen, jeder zweideutige Laternenſchimmer vom Bilde ſeiner Nachtbekanntſchaft. Der Hauptmann, jetzt da er glauben durfte, eine verfolgte Tugend beſchützt zu haben, erinnerte ſich auch, daß dieſe Tugend ungewöhnlich ſchön war. Bei dem Charakter des rauhen Junggeſellen war dieſes zwar kein Hauptmotiv zu ſeinem neu angeregten Eifer, aber doch ein recht wirkſames Anſpornungsmittel. Er vernahm mit Bedauern, daß die Dame ſchwer erkrankt ſei, und als er, ſich zu einer Reiſe gezwungen ſehend, nach einer Weile wieder kam, hörte er, ſie habe die Stadt verlaſſen. Ihren Namen hatte er, aber einen falſchen, erfahren, denn François trug Sorge dafür, daß der richtige nicht in die Fremdenbücher der Gaſthöfe eingetragen wurde.

Ein Jahr nach dieſer Begebenheit langte der Hauptmann auf ſeinen unruhigen Streifereien in Dresden an. Er beſuchte die böhmiſchen Bäder, und hielt ſich in einem derſelben längere Zeit auf, weil ihn das Spiel begünſtigte, und ihm bedeutende Summen zuwarf. Es traf ſich, daß er eines Nachmittags, wo er einen weiten Spazierritt in's Gebirge unternahm, an einem einſamen Platze verweilte, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Die kleine Gebirgsſchenke, die ſie ihm lieferte, lag auf einem maleriſchen Punkte der Landſchaft, und es entdeckte ſich, daß bald nach der Ankunft des Hauptmanns auch eine Dame anlangte, die derſelbe Reiz der Naturſchönheit und Einſamkeit hierher geführt zu haden ſchien. Sie ließ ihren Wagen vor dem Hauſe halten, ſtieg aus und ſchlug einen Pfad ein, der ſie in einiger Entfernung unſerm Hauptmann vorüber führte. Der Mann der Abentheuer und des bewegten Lebens beachtete die einſame Wandlerin nicht ſonderlich, er hatte eine Karte hervorgezogen und machte dieſe, auf ſeine Knien ſtützend, eine Spielberechnung, durch deren Hülfe er ſeinen Gewinnſt in den nächſten Tagen zu verdoppeln hoffte. Leontine, die ihn nur einer flüchtigen Aufmerkſamkeit gewürdigt, blieb jetzt ſtehen, und indem ſie ihrem Sonnenſchirme eine ſolche Stellung gab, daß er ihre ſpähenden Blicke verdeckte, betrachtete ſie genau die Züge des Mannes, die ihr bekannt ſchienen, ohne daß ſie ſich beſinnen konnte, wo ſie ſie geſehen. In der Einſamkeit ihres jetzigen Lebens war eine Erſcheinung dieſer Art ihr von Wichtigkeit. Zerſtreut verfolgte ſie ihren Weg, immer wieder einen Rückblick auf jene Geſtalt heftend. In einiger Entfernung ſtand der Reitknecht des Hauptmanns mit den Pferden.

Leontine beſann ſich keinen Augenblick, ihn um den Namen ſeines Herrn zu befragen, und ein freudiger Schreck bebte durch ihre Seele, als man ihr den Hauptmann von Rotenſtein nannte. Ihre natürliche Lebhaftigkeit vereitelte jeden Verſuch, den ſie machte, ihre Entdeckung demjenigen, dem ſie am meiſten anging, zu verbergen. Der Hauptmann ſchob ſeine Berechnungen in die Taſche, und näherte ſich eilig der Dame. Leontine erröthete. Sie zweifelte nicht, daß ſie von ihrem großmüthigen Beſchützer erkannt ſei, allein ſie irrte. Der Aufzug, in dem ſie jetzt vor ihm ſtand, war ein ſo ganz anderer, als jener, in dem er ſie in jener Nacht fand; er fragte auf das Verbindlichſte, was zu ihrem Begehren ſtehe, und ſie vermochte nichts weiter zu ſtammeln: „Sie kennen mich nicht mehr?“

„O, meine Bekanntſchaft aus W—!“ rief der Hauptmann, indem er ihr ſcharf in die Augen ſah. Leontine nickte. Er zog ihre beiden Hände leidenſchaftlich an ſeine Lippen. „Liebe gute, ſchöne Frau!“ rief er mit der herzlichſten Freude, „warum haben Sie mir armen, alten Knaben nicht die Freude gemacht an mich zu denken? Aber freilich, jetzt ſind Sie glücklich, und der Teufel hole alle Glücklichen!“

„Herr Hauptmann,“ ſagte Leontine mit weicher, bewegter Stimme, indem ſie ihre Hände in den ſeinigen ließ, „womit kann ich Ihnen vergelten, was Sie damals für mich thaten?“

„Götterweibchen, mit nichts, mit nichts. Sprechen wir doch nicht von dem, was vorüber und vergeſſen iſt. Sie ſind jetzt reich und angeſehen; durch welche Mittel Sie das geworden ſind, will ich nicht unterſuchen.“

„Durch welche Mittel, Herr Hauptmann?“ ſagte Leontine und erröthete.

Der Hauptmann machte eine unwillige Bewegung: „Puff! Puff — ich habe nichts geſprochen. God-dam, was bin ich für ein Hund, daß ich ihr grobe Dinge ſage!“ — Er gab ihr den Arm: „Kommen Sie, Mylady — wir wollen die ſchöne Gegend betrachten. Vor einem Jahre gingen wir in der Nacht ſpazieren, heute wollen wir einmal es andern Menſchen nachmachen und am Tage die Welt Gottes bewundern. Friedrich, Du kannſt mit Deinen Pferden nur in den Gaſthof gehen, vor Abend ſpät reite ich jetzt nicht heim.

Leontine hing ſich froh und unbefangen, wie ein Kind, an den Arm des kräftigen Mannes. Sie ſah jetzt ſeinen gewaltigen Bart ohne Schrecken und ganz in der Nähe. In ſeinem Blicke lag eine Gutmüthigkeit und ſchalkhafte Milde, die unwiderſtehlich Vertrauen einflößten. Der Spaziergang dauerte ziemlich lang, und er hätte noch länger gedauert, wenn Leontine nicht Franzens rufende Stimme vernommen hätte. Sie machte ſich vom Arm ihres Begleiters los, erwiderte ſeinen ehrerbietigen Handkuß durch einen freiwilligen Kuß auf die Wange, erlaubte ihm ſie zu beſuchen, und entſchlüpfte dann leichtfüßig ſeiner zärtlichen Dankbarkeit.

Fünftes Kapitel.

Für einen, der behende faßt wie ihr,
Zeigt ich genug; ein Flor, und nicht ein Buſen,
Verſteckt mein armes Herz.
Shakeſpeare. Was ihr wollt.

Es vergingen nicht drei Wochen, ſo gehörte der Hauptmann von Rotenſtein ſchon zu den Vertrauten der einſamen Leontine. Er theilte dieſes allerdings ſchätzenswerthe Glück mit einer alten Dame, die zur Brüdergemeinde gehörte, und die eine in verliebten Intriguen verbrachte Jugend durch ein frommes Alter zu verſöhnen ſtrebte. Dieſe gefahrloſe Freundſchaft ſah Franz mit ruhigem Blicke entſtehen und wachſen, nicht ſo die Gunſt, in die ſich der Hauptmann nach und nach einzuſchmeicheln wußte. Er fand jedoch kein Mittel ihn zu entfernen, und da Rotenſtein ſich öfters freigebig gegen den Wächter ſeiner kleinen Liebſchaft, wie er Leontinen nannte, bezeigte, entdeckte der ehrliche François, daß der Umgang ſeiner Gebieterin mit dem ältlichen Invaliden ein ſehr unbefangener und ſchuldloſer ſei, weshalb er auch nichts beſonderes hierüber dem Prädenten meldete.

Die Hausgenoſſenſchaft Leontinens war unterdeſſen um einen neuen Ankömmling vermehrt worden. Die arme Verlaſſene genas eines Sohnes. Die alte Dame bewies ſich in dieſer Schmerzensperiode ihrer jungen Freundin beſonders hülfreich. Nie treten Frauenherzen enger zu einander, als wenn es dieſe recht eigentliche Angelegenheit ihres Geſchlechts gilt. Die Alte mit den feinen, noch wohlerhaltenen Zügen, mit dem milden Lächeln, dem die Jahre und die Frömmigkeit ſeinen beſondern verführeriſchen Reiz nicht hatten nehmen können, war die ſorgſame, mütterliche Freundin, die an dem Bette der Wöchnerin wachte, die es nicht litt, daß Franz ſeine gedungenen Wärterinnen herbeiführte. Als ſich Leontine erholte, legte ſich ihre treue Pflegerin nieder. Das Erſchöpfende ihrer Pflichtübung hatte ihre Kräfte aufgezehrt, ſie erlebte nur noch die Taufe des Kindes und ward dann, wie die Herrnhuther ſich auszudrücken pflegen, „in die nähere Gemeinſchaft des Herrn berufen.“ Der Heimgang dieſer Frommen war für Leontinen ein unerſetzlicher Verluſt. Ihre Heiterkeit, ihre Lebensluſt war wieder zurückgekehrt, ſeitdem ihr der Himmel ein ſo ſüßes Geſchenk mit dem treuen Ebenbilde des Geliebten gewährt hatte, ihr Herz öffnete ſich wieder jugendlichen Hoffnungen, und jetzt führte ſie der Schmerz an die Bahre ihrer mütterlichen Freundin. Leontinens Seele, obgleich eines gewiſſen Heroismus fähig, war doch nicht ſtark genug das ſchwere Gewicht ihrer Entſagung allein zu tragen. Immerdar durch Julian gewöhnt die Geheimniſſe ihres Herzens dem Mitgefühl zu vertrauen, hatte ſie auch hier ihr Leid jener Heimgegangenen mitgetheilt, und den Troſt gefunden, den ſie ſuchte. „Mein liebes Kind,“ pflegte die Alte oft zu ſagen, „preiſen Sie ſich glücklich, daß ein würdiger Mann Sie vor ſpäter Reue und unfehlbarem Mißgeſchick bewahrt hat. Nie habe ich eine Verbindung der Art ſich mit Glück und Zufriedenheit krönen ſehen. Der Egoismus der Männer iſt nicht gemacht, um Opfer zu bringen und unſer Herz eben ſo nicht geſchaffen, um dieſe gänzlich zu entbehren. Bis jetzt waren Sie es geweſen, die da Opfer brachte — nun wäre die Reihe an ihn gekommen, und der Himmel hat Ihnen die Kränkung erſpart, zu ſehen, auf welche Weiſe er ſeine Pflichten umgangen hätte. Sie ſind gerettet und haben noch den Vortheil, ihren Geliebten allenfalls für eine Ausnahme von dem betrügeriſchen Geſchlechte zu halten, das könnten Sie nicht, wenn Sie offenkundige Beweiſe ſeiner Schlechtigkeit in Händen hätten.“

„Aber welche Zukunft ſteht mir bevor?“ fragte Leontine mit Thränen.

„Dieſelbe,“ entgegnete die Dame mit ſanftem Lächeln, „die ich mir bereitet habe. Sie werden, wie ich, von allen Männern nur den lieben, der der Einzige iſt, welcher der Welt nur Gutes, nichts Böſes zugefügt hat — unſern Herrn.“

Leontine warf ſich ſchluchzend an die Bruſt der Alten.

„Ja, mein armer Engel, es iſt nicht anders,“ ſagte jene, indem ſie ruhig eine Priſe Taback nahm. „Wir lieben und lieben, und gerathen, der Himmel weiß wie, immer an die Unrechten. Ich habe es an Verſuchen nicht fehlen laſſen. Als ich jung und leidlich hübſch war, wurde ich von einem kleinen Haufen Männer auf das heftigſte geliebt. Ich machte Pläne für die Zukunft und ſchwamm in einem Meere von Wonne. An einem ſchönen Morgen ſah ich mich allein und verlaſſen. Wo waren jene geblieben? ſie liebten anderswo. Wieder ein glücklicher Tag und wieder ein Schwarm von Verehrern. Ich liebte wieder und ein Aprilregen verſcheuchte auf's Neue den Schwarm. Endlich warf ich mich, müde des Wechſels, einem treuen Freunde an die Bruſt. Er hielt bei mir aus, und zwölf Jahre dauerte unſer Bund. Da wandelte mich ein Grauſen vor meinem Glücke an, ich erſchrack bei dieſer beiſpiellos langen Treue eines Mannes, und rettete mich aus dem Schiffe meines Glückes, ehe ich vom Schickſal daraus herausgeworfen wurde. Ich verließ meinen Mann, meine Kinder und zog hierher. Auf dieſe Weiſe habe ich, wie ich Ihnen auch rathe, den Glauben mir gerettet, als gäbe es noch ehrliche Männer, denn von dem meinigen, ſeitdem ich mich von ihm getrennt, habe ich mit Abſicht nichts in Erfahrung gebracht, was auf ihn oder meine frühern Verhältniſſe Bezug gehabt hätte. Der Herr hat mich gerufen, und ich habe Alles liegen laſſen und bin zu ihm gegangen. Machen Sie es eben ſo, meine Tochter."

Die erledigte Anwartſchaft auf ihr Vertrauen trug Leontine jetzt auf den Hauptmann über.

Er war von ihrer Lage, ihren Verhältniſſen unterrichtet, ohne die Namen zu erfahren, die ſie ihm hartnäckig verſchwieg. „Und wozu Ihnen die Urheber meines Glückes und meiner Schmerzen nennen?“ ſagte ſie eines Tages zu ihm, „ich habe mich einmal entſchloſſen, ſie nicht aufzuſuchen; ich habe mein Geſchick, wie ich glauben darf, einem großmüthigen und edlen Manne vertraut, dieſes genügt mir.“

„Aber Ihr Kind?“ ſagte der Hauptmann mürriſch.

Leontine drückte es mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit an ſich, und Thränen benetzten die Wangen deſſelben.

„Ein ſchöner Knabe,“ ſetzte Rotenſtein hinzu. Sie können für Ihre Perſon entſagen, liebes Weibchen, aber nicht für den Burſchen da.“ —

Sie ſah ihn forſchend an: „Sie meinen alſo?“ liſpelte ſie zögernd.

„Daß er ſein Erbtheil und ſeinen ehrlichen

Namen haben muß, das meine ich bei tauſend Teufeln.“

„Er wird meinen Namen erhalten und was die Erbſchaft betrifft, ſo ſoll er die Rechtlichkeit und den Fleiß derjenigen erben, die mich erzogen.“

Der Hauptmann blies im Unmuth ein Paar dicke Rauchwolken vor ſich hin, und warf dann die Pfeiſe in die Fenſterecke. „Sie ſind ſehr demüthig, Miſtreß,“ ſagte er nach einer Pauſe.

„Dazu hat mich meine edle verſtorbene Freundin gemacht.“

„O yes — Wenn man auf alte Weiber hören will —“

Leontine brach dieſes Geſpräch ſchnell ab, weil ſie eine der unartigen Launen des Hauptmanns, die ſich in derben Reden äußerten, fürchtete. Im Stillen dachte ſie jedoch über ſeine Worte nach. Mit ihrem Herzen hatte ſie ſich abgefunden, allein die mütterlichen Pflichten ſchienen ihr unerbittlich eine Erneuerung des unglückſeligen Kampſes aufzuerlegen. Wußte Julian, daß ſie ihm einen Sohn geboren? Durfte ſie immer noch ſchweigen und ſich verbergen, jetzt da ſie nicht mehr für ſich allein zu handeln hatte? Die Briefe des Präſidenten, obgleich immer in demſelben väterlich freundlichen, tröſtenden Tone abgefaßt, ſagten ihr nichts von einer Heirath Julians. Sie konnte hoffen, daß der Geliebte ihr treu geblieben, daß er ſie ſuche und ſie nicht finden könne. Welch ein Entzücken bemächtigte ſich bei dieſem Gedanken ihres Herzens. Die zwei Jahre ſchmerzlicher Entbehrung, die ſie erduldet hatte, erſchienen ihr wie ein Augenblick, wenn ſie ſich die Möglichkeit einer Wiedervereinigung dachte. Im Grunde ihres Herzens hatte ſie eigentlich dieſe Hoffnung nie aufgegeben. Der Hauptmann, da er ſah, daß ſeine Vorſtellungen Eingang fanden, ergriff mit dem ihm eigenthümlichen, ungeſtümen Eifer jede Gelegenheit, ſie zu erneuern. Endlich gelang es ihm, die lebhafteſte Unruhe in Leontinens Seele zu bringen. Sie machte ſich Vorwürfe, nicht ſchon früher dieſelben Anſichten gefaßt zu haben. Der Friede, die Stille um ſie her, wurden ihr unleidlich. Ihr Stolz und ihre Hoffnungen waren neu erwacht, und trieben ſie in die Welt zurück. „Ich will meinem Sohne ſein Erbe erringen, ich will meinem Herzen ſein Glück wiedergeben!“ Mit dieſen Worten ſank ſie eines Tages an die Bruſt des Hauptmanns, der die ſchöne, junge Frau mit einer ſoldatiſchen Treuherzigkeit an ſich drückte, indem er dazu rief: „So iſt's recht — liebe Kleine — laſſen Sie uns denn aufbrechen. Wir wollen gemeinſchaftliche Sache machen: doch Ihre Tyrannen müſſen nichts von Ihrer Flucht erfahren.“

„Ich habe dem Präſidenten mein Wort gegeben, keinen Entſchluß ohne ſein Wiſſen auszuführen,“ ſagte Leontine ſtockend.

„Gut, und da wollen Sie ihm ſchreiben, damit er gehörig Zeit habe, Ihnen Ihren Gemahl und Ihr Glück wiederum zu rauben?“ Der Hauptmann nahm den Kleinen und legte ihn Leontinen in den Arm: „Hier,“ rief er, „iſt der, der die erſte und heiligſte Anwartſchaft auf die Treue Ihres Wortes hat. Sie haben ihm verſprochen, ſein Daſein zu ſichern und zu ſchützen — thun Sie das.“

„Wann ſollen wir reiſen?“ rief ſie eilig. „Hier iſt ein Schmuckkäſtchen; es enthält die erſten, ewigtheuren Geſchenke, die er mir gab; nehmen Sie es, Herr von Rotenſtein, nehmen Sie es, mein Retter und Freund, und laſſen Sie dieſen Schatz unſre Flucht begünſtigen.“

Der Hauptmann wies das Käſtchen zurück. „Laſſen Sie das meine Sorge ſein; meine Kaſſe iſt gegenwärtig gerade gefüllt. Das ſehe ich für ein gutes Zeichen an. Aber nun, Miſtreß, der Name Ihres Verführers — wollte ſagen Ihres Gatten?“

Leontine ſtockte.

„O hunderttauſend Teufel! wie ſollen wir ihn denn finden?“

Ueber Leontinens Lippen ging leiſe, wie ein Gebet, der geliebte Name, der Träger ihrer ſüßeſten und ſchmerzlichſten Erinnerungen.

Sechstes Kapitel.

— Er iſt ſo geneigt zum Böſen,
Als fein, es zu vollziehen; ſein Sinn und Rang
Verpeſten ſich einander wechſelweis.
Shakeſpeare. Heinrich VIII.

Wir übergehen die Schilderung des Eindrucks, den die Angabe des Namens eines ſo nahen Verwandten auf den Hauptmann machen mußte, es wird ſich bald zeigen, wie eingreifend dieſes Ereigniß in ſeine eigenen Lebenspläne ſich zeigte. Wir übergehen ebenſo, da wir dieſer Geſchichte keine ungebührliche Länge geben wollen, die Flucht Leontinens und die näheren Umſtände, die dabei einwirkten. Erſt nach mehreren Monaten zweckloſen Umherirrens ſind unſere Reiſenden in Wien angelangt, wo wir ihr Zuſammentreffen mit Julian geſchildert haben. Zuerſt hatte ſich der Hauptmann nach Hannover gewandt, allein er erfuhr, hier, daß der Präſident auf Reiſen ſei. Man nannte ihm zugleich Julians Aufenthalt, und er eilte dorthin, um ihn zu treffen.

Es iſt nothwendig, jetzt ein wenig den Schleier von den dunkeln Plänen dieſes ehrgeizigen und mit ſeinem Geſchick grollenden Mannes zu lüften. Endlich nachdem er, wie er behauptete, alles Unglück erprobt hatte, das Neid und Mißgunſt der Menſchen, und die blinde Verfolgungsſucht eines unheilvollen Sternes über das Haupt eines armen Sterblichen anhäufen können, ging ihm unerwartet eine Sonne des Heils auf. In ſeinem Weſen war eine gewiſſe rauhe Ehrlichkeit mit dem liſtigen Eigennutz gepaart, der gewöhnlich die Frucht eines Zuſtandes von lang dauernder Unterdrückung und Elend iſt. Anfänglich hatte ihn nur menſchenfreundliche Theilnahme an dem Schickſal der Verlaſſenen zu der ihm Ehre machenden Thätigkeit getrieben, nach dem entdeckten

Geheimniſſe jedoch waren ſeine eigenen Intereſſen im Spiele. Sein Haß gegen Julian, ſeine Erbitterung gegen Frau von Rotenſtein ließen ihn hoffen, daß der Ausgang von Leontinens Schickſal zu einem Akte der Gerechtigkeit für ihn und ſeine Vergangenheit werden könne. Er rief die Nemeſis an, ihm in ſeinen Plänen behülflich zu ſein, und dieſe ſtrenge Göttin, die ein Beleidigter nie vergeblich anfleht, ſchien ihm die Waffe der wirkſamſten Vertheidigung in die Hand geben zu wollen.

Als jenes von uns geſchilderte Zuſammentreffen Julians mit dem Hauptmann in Wien ſtatt fand hatte der Letztere einen weſentlichen Umſtand in ſeinem Plane verändert. Er fand es jetzt nicht mehr für dienlich, daß Leontine mit ihrem Geliebten zuſammentreffe. Daher ſeine ungewiſſen, zweideutigen und ausweichenden Antworten auf Julians Fragen, daher auch die ſchleunige Flucht aus der Wohnung, als er glaubte, darauf gefaßt ſein zu müſſen, von jenem einen unerwarteten Beſuch zu erhalten. Es war ihm lieb, daß Leontine ſelbſt nichts von der Nähe des Geliebten ahnete, und er eilte, bevor dieſes geſchehen konnte, Wien zu verlaſſen. Seiner Begleiterin verſicherte er, daß ſie nun bald das Ziel ihrer beſchwerlichen Wanderung erreichen würden. Die arme Leontine bedurfte des Troſtes; das Geheimnißvolle und Verſteckte ihrer Reiſe hatte für ihr reines Bewußtſein etwas Peinigendes; zudem deckte ſich der Charakter ihres Führers immer mehr vor ihr auf, und ſie bereute im Geheim ſich dem Leichtſinn eines abentheuernden Mannes ohne Rückhalt anvertraut zu haben. Sein verſchloſſenes, argliſtiges Bezeigen, das er ſeit der Entdeckung ihres Geheimniſſes gegen ſie angenommen hatte, machte ihn ihr zu Zeiten furchtbar und erſtickte das Vertrauen, das ſchon in ihrem Buſen für ihn gekeimt. Zu dieſem Unglück geſellte ſich noch das der Verarmung. In den Städten, durch die man kam, verſchwendete der Hauptmann und noch mehr in den Badeörtern, wo er hoch und gewagt ſpielte. Ein Theil der Koſtbarkeiten aus Leontinens Käſtchen war ſchon ein Raub dieſer frevelhaften Neigungen geworden. Die Arme getraute ſich nicht ihm deshalb einen Vorwurf zu machen, denn ſie befand ſich gänzlich in ſeiner Gewalt und mußte natürlich fürchten ihn gegen ſich aufzubringen, und damit die einzige Stütze ihrer Hoffnung zu verlieren. Der Hauptmann, der ſich ſchon im baldigen Beſitz großer Reichthümer ſah, achtete der kleinen Summen nicht, und verſchwendete darauf los, ſo daß Leontine und ihr Kind oft an dem Nöthigſten Mangel litten. Der Kummer über ihr Schickſal zehrte an dem Herzen dieſer ſchwer Geprüften; Julian konnte in der That zweifeln, ob ſie es war, die er an jenem Abende erblickte, ſo bleich war die einſt ſo blühende, ſo ſehr geſchwunden der heitre feſte Gang der vormals ſo kindlich frohen, heitern Leontine. Und doch an welch einem geringfügigen Umſtand lag die Entdeckung jenes Augenblicks! So müſſen oft zwei Menſchen, die ſich eifrig durch alle Länder der Erde ſuchen, in der ſchmalen Enge eines Koridors, faſt einer auf den andern geſtoßen, durch das Gedränge an einander vorübergleiten, ohne ſich einen Blick, ein Wort zurufen zu können, durch das jahrelanges Leid geendet, die düſtre Zukunft gelichtet und der ſchönſte Traum des Glückes verwirklicht wird. Swedenborg, dieſer tiefſinnige Seher, ſagt in ſeiner Theorie des myſteriöſen Verkehrs unter den Sterblichen, daß es Menſchen gebe, die beſtimmt ſind ewig nach dem Gegenſtande ihrer Glut und Sehnſucht zu verlangen, ohne dieſen je erreichen zu können. Oft trennt eine Straße, oft nur eine Wand des Nebenhauſes ſie von dem Geliebten; allein ſie ſuchen fort und fort, ſie ſuchen bis zum Grabe; und dicht neben ihnen wird vielleicht der eingeſenkt, deſſen früheres Auffinden ihr Leben verlängert hätte. Dieſe Ironie des Geſchicks hat etwas Grauſenvolles.

Sechſtes Buch.

Die Nemeſis.

Erſtes Kapitel.

Zieh deine Bahn, laß dich die Welt nicht ſtören,
Die jedes Hohe mißzudeuten ſtrebt.

Zedlitz.

Wenn die Einheit der Intereſſen des deutſchen Vaterlandes es geſtatteten, den politiſchen Charakter des Helden eines Romans zu einem anſprechenden Geſammtbilde auszuarbeiten, ſo läge es uns jetzt ob die ſtufenweis erfolgte Ausbildung und Erhöhung Julians, als Staatsmann auf's Genaueſte nachzuweiſen. Es dürfte in der Schilderung ſeiner Erfolge kein Umſtand übergangen, kein noch ſo geringes Motiv unberührt gelaſſen werden. Aehnlich der detaillirten Geſchichte politiſcher Bedeutſamkeit eines engliſchen Romanen-Helden, deſſen Succeß im Parlament mit nicht minderer Genauigkeit vom Autor aufgezählt wird, als ſeine Fortſchritte in der Gunſt der Geliebten, müßten auch hier eine Anzahl Capitel auf das rein ſtaatsbürgerliche Intereſſe verwendet werden; allein die Beſchaffenheit unſeres Patriotismus, als allgemeines deutſchen, dispenſirt uns von dieſer Umſtändlichkeit. Wenn das alte deutſche Reich noch exiſtirte, würden wir unſerm Helden den abentheuerlichen Weg jener veralteten, aber kräftigen und eine Staatseinheit bezeugenden Satzungen gehen laſſen, von denen uns gelehrte Folianten ergötzliche Kunde geben. Wir würden ihn, ohne dabei zu beſorgen, daß der Leſer unwillig zurückbliebe, durch die alterthümlichen Säle des Reichskammergerichts zu Wetzlar führen; er müßte nothwendig eine Kaiſerkrönung auf dem Römer zu Frankfurt mitmachen, und dabei eine Rolle ſpielen; vielleicht in der Nähe des Bannenträgers oder Reichstrugſeſſes in dem Moment, als dieſer dem neuerwählten Kaiſer den goldnen Pokal mit uraltem Rheinweine gefüllt, überreicht. Er müßte dann nothwendig an den alten Univerſitäten Halle oder Wittenberg ſtudirt haben, und wir würden ihn in den mit ächt deutſchem Pedantismus geführten Streit der Speníaner und Wolfianer verwickelt ſehen. Endlich fänden wir ihn als Neffen des Erzbiſchofs von Trier an einem wiederum ächt deutſchen kleinen geiſtlichen Hofe — aber alle dieſe Herrlichkeiten ſind nicht mehr. Unſer modernes Staatenſyſtem iſt leider, welch ein Mißgeſchick! den Romanen nicht günſtig. Man hat von dem großen Baume des Patriotismus ſo viele kleine Ableger und Schößlinge genommen, daß der Hauptſtamm darüber ein nacktes unerfreuliches Anſehen erhalten hat. Wen würde es ſonderlich intereſſiren, wenn wir unſern Helden durch das künſtliche Gewinde eines kleinen konſtitutionellen Nord- oder Süd-Deutſchen Staates hinaufſchraubten? Wen, als nur wer ſelbſt Bürger dieſes Staates iſt, und auch dieſen kaum, denn er denkt beſcheiden genug, um die Angelegenheiten von ſeinem Stück Deutſchland nicht für die von Deutſchland überhaupt zu halten. Wir ſehen alſo kein andres Mittel Julian mit dem deutſchen Patriotismus im Allgemeinen in Verbindung zu bringen, als, indem wir ihn und ſeine Schickſale unmittelbar an einen Paragraphen der deutſchen Bundesakte anknüpfen, und dieſes geſchieht, indem wir die Erfolge ſeiner ehrenvollen Thätigkeit in Wien aufzeichnen.

Die Diplomatie feierte grade damals einige glänzende Triumphe. Es wurden Verhandlungen angeknüpft, die dem übrigen Europa geheime, wichtige Volks- und Fürſten-Fragen entſchieden. Das Syſtem eines mächtigen Kabinets änderte ſich mit der Schnelligkeit, wie die Hand eines ſchönen Mädchens eine Roſe entblättert. Dieſen Vergleich, in den Annalen der ſeriöſen Diplomatie der letzten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts nicht ſehr gewöhnlich, ſprach ein Miniſter aus, der die chevalereske Bildung früherer Tage genoſſen hatte, und der Verſe machte. In Wien war der Herd der Bewegung, und an ihrer Spitze ſtand ein berühmter Diplomat, der unter den Lorbeeren der Congreſſe ergraut war. Der Graf G— arbeitete unmittelbar unter Leitung dieſes gefürchteten Heroen der Staatskunſt, und des Grafen Vertrauter, der Träger ſeiner ehrgeizigen Pläne, der feurige Beförderer ſeiner Ideen war Julian. Für dieſen hatte ſeit dem Verſchwinden Leontinens der Ehrgeiz ein bleibendes Intereſſe gewonnen. Er ſah ſich vom Schickſal auf immer vom Pfade jenes einſamen idylliſchen Glückes zurückgewieſen, den er einſt, als ihm angewieſen, verfolgt hatte. Die Liebe trat in den Hintergrund und es erwachten jene glänzenden Hoffnungen aufs neue, die einſt als ſchmeichelnde, verführeriſche Träume dem Blicke des werdenden Jünglings vorſchwebten. Clemens hatte, ohne es zu beabſichtigen, durch ſeine Intriguen ſeinem Lieblinge drei köſtliche Jahre des ununterbrochenen Fleißes, der ernſteſten Thätigkeit geſchenkt, am Ausgang dieſer Lehrzeit war er im Stande ſo gereift in einen Wirkungskreis zu treten, den ihm Männer, wie der Fürſt M— und der Graf S— öffneten. Allein nicht ſein Talent allein, auch ſein Vermögen kam in Anſchlag. Der Hof, dem er diente, die Intereſſen, die er vertrat, forderten Reichthümer. Ein Mittelloſer hätte mit den glücklichſten Gaben nie ſo ſchnell ſteigen können als Julian, der, von Clemens ſelbſt dazu aufgefordert, alle Mittel anwandte, um Vortheile zu erkaufen und Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Immer neue Summen ſchoß der Oheim bereitwillig vor, kein Opfer ſchien ihm zu groß, wenn es galt ſeinen geliebten Pflegling auf eine ſeiner würdige Stufe von Glanz und Anſehen zu heben. Jedes neue Ordenszeichen, das Julian erhielt, begrüßte er mit Frohlocken, als wenn er es ſelbſt errungen hätte, obgleich er nicht verfehlte dabei die philoſophiſche Bemerkung zu machen, daß ein Orden nichts als ein Zeichen des gnädigen Spottes der Fürſten ſei, und man auf reelle Beweiſe der Verdienſtbelohnungen dringen müſſe.

Julians glückliche Erfolge konnten von Seiten der Regierung ſeines Vaterlandes nicht unbeachtet bleiben. Das Miniſterium richtete ſeine Blicke auf dieſes emporſtrebende, eine große Zukunft anzeigende Talent. Zugleich wußten Viele, daß die Anſichten des Vaters von denen des Sohnes in manchen wichtigen Punkten abwichen; die Gegenpartei des Miniſters gründete daher auf dieſe Beobachtung Pläne, welche bezweckten den jüngern Grafen ſo bald als thunlich in die Angelegenheiten ſeines eignen Vaterlandes zu verwickeln. Allein Clemens, der hiervon Kunde erhielt, widerſetzte ſich dem Anſinnen der Patrioten aus allen Kräften. Es erſchien ihm voreilig und gefährlich Vater und Sohn ſo frühzeitig gegenüber geſtellt zu ſehen; zudem war in dem weitern Bezirk der europäiſchen Diplomatie für die kühnen jugendlichen Kräfte ungleich mehr zu gewinnen, als in dem Streit der Parteien eines im Verhältniß kleinen Landes. Der Präſident war daher ausnehmend erfreut, als er vernahm, Julian reiſe in einer wichtigen Sendung nach Paris. Es konnte ſein, daß er von dieſer Miſſion in der wirklichen Eigenſchaft und mit dem Titel eines Geſandten zurückkehrte. Dann war ſehr viel, wo nicht ſchon Alles gewonnen.

Clemens fand jetzt zum erſten Male, daß die Einſamkeit, in die er ſich zurückgezogen, etwas Beengendes für ihn habe. Seine koſtbare Bibliothek, geziert mit den Büſten der Philoſophen, erinnerte ihn, daß die Ruhe und Heiterkeit des Gemüths die erſten Erforderniſſe des Studiums desjenigen ſein müßten, der ſich die erhabenſte, aber auch ſchwierigſte Wiſſenſchaft, die Philoſophie, zu eigen machen wollte. Wo ſollte er aber dieſe Ruhe finden? Er hatte ſich keck mit der Welt eingelaſſen, und dieſe trieb ihn jetzt in die Enge. Wo er hinblickte, ſah er Gegenſtände der Sorge und der lebhafteſten Theilnahme. Hier ein gefährliches, umherirrendes, troſtloſes Weib, dem er den Gatten geraubt, dort ein zwar ſtrebender und ehrgeiziger, aber auch leicht verführbarer Liebling. Der Präſident zitterte vor dem Gedanken der Möglichkeit ſeine Pläne, ſo nahe der Entſcheidung, noch ſcheitern zu ſehen, und wie leicht konnte nicht Julian mit Leontinen zuſammentreffen? Franz, der der Entflohenen nachſpürte, war dieſes Mal entſchieden unglücklich in allen ſeinen Beſtrebungen. Es lief eine beunruhigende Nachricht nach der andern ein, und endlich ſteigerte ſich die Qual der Unruhe bei Clemens ſo ſehr, daß er ſich eines Morgens ſchnell zur Reiſe nach Paris entſchloß. Er war bei der Ausführung dieſes Vorhabens ſo eilig, daß er nicht einmal ſeinen gepolſterten, mit allen luxuriöſen Einrichtungen verſehenen Reiſewagen wählte, ſondern ein leichtes Kabriolet, um ſchneller fortzukommen. Das war gewiß eine merkwürdige Thatſache im Leben des Präſidenten. Seinem Bruder, dem Miniſter ſchrieb er über ſein plötzliches Verſchwinden, er wolle in Paris eine Sammlung Gedichte herausgeben, und dieſe mit Vignetten in Holzſchnitt von den beſten Meiſtern ſchmücken laſſen. Der Miniſter lächelte. „Dieſer Mann,“ ſagte er zu einem ſeiner Vertrauten, „iſt unter Kinderſpielen alt geworden, und nun ſieht man ihn gar wegen eines Bildchens von Grandville auf der ordinären Poſt nach Paris eilen.“

Zweites Kapitel

Die deutſche Küche, zum Beiſpiel,
iſt abſcheulich.

Cheſterfield's Briefe.

Man lobte Herrn Dijon's Küche, allein die Spötter behaupteten, daß ſich der Parlaments-Advokat zu nahe bei einem romantiſchen Dichter angeſiedelt habe, und daß dieſe Nachbarſchaft einen widrigen Einfluß auf ſeine Küchenzettel ausübe. In der That war Herr Dijon dafür bekannt, daß er einen Theil ſeiner anſehnlichen Revenüen an abentheuerliche Kompoſitionen hinwerfe, und daß manche ſeiner Diner's auf das täuſchendſte dem antiquariſchen Gaſtmahl im Peregrine Pikle glichen. Man ſah häufig Gäſte von dieſer Tafel ſich entfernen mit jenen tragiſch verzerrten Geſichtszügen, die immerdar Gourmands annehmen, wenn man durch ein ſchlechtes Diner ſie mißhandelt hat. „Heute kocht Dijon eine Tragödie zuſammen! — Wir werden heute eine Idylle im Geſchmack der faden Poeſieen Dorat's zu verzehren bekommen. — Heute ein Melodrama in einer Rehkeule mit Champignons — Dijon ſpielt den Tyrannen von Padua heute an ſeinem Tiſche — o wohin ſoll man ſich vor dieſer Sauce retten? Welch eine Gefahr bringt dieſe kleine Schüſſel voll von einer myſtiſchen Kompoſition! — Rühren ſie dieſes Légumes nicht an; es koſtet grade ſo viel wie ein Privatſekretair des Fürſten — jährlich einnimmt, allein es ſind die verpeſteten Grundſätze einer alten untergegangenen Küche darin von Neuem manifeſtirt! — Fort mit dieſer Paſtete! es ſteckt ein Teufel darin: wenn ſie mir nicht einen Magen apart dafür miethen um ſie zu verdauen, dem meinigen darf ich dergleichen nicht zumuthen. O, aber dieſes Haché? — Nichts; wollen ſie mich beerben, Herr

Dijon? Ich verſichere Sie noch habe ich mein Teſtament nicht aufgeſetzt. — Ein Aal, wie die Alten ihn bereiteten, durch galvaniſche Schläge langſam getödtet? — Tauſend Teufel! Herr Advokat, ich liebe keine galvaniſch getödtete Aale. Sie ſind ein Hexenkünſtler, Herr Advokat; ſie haben den Galgen verdient wegen ihrer Küchenmorde und Tafelgrauſamkeiten. Aber hier eine Schüſſel; von meinem Koch ſehr drollig „die Emanzipation der Zwiebel" genannt. Es iſt die kleine aſchgraue Zwiebel à la Magdalaine darunter, die allein achthundert Franken koſtet, und die man vor jeder Berührung der Luft hüten muß, weil dann ſogleich der zarteſte Duft für die Geſchmacksorgane verflogen iſt. Ich habe todtkranke Leute gekannt, die nur mit der äußerſten Spitze der Zunge darüber hinſtreiften und dann, zufrieden die Seeligkeit gekoſtet zu haben, ſich ruhig hinlegten und ſtarben. — Iſt das nicht das Herz einer Mumie, Herr Dijon? — Nein; allein es iſt die mit Salmiak, Fenchel, Maſtix und Honig eingemachte Leber eines Hechtes. — Verwünſcht! und dieſer blaſſe ſchillernde Aufguß? — Iſt eine Sauce mit ſo glücklicher Inſpiration improviſirt, daß man ohne Gewiſſen ſeinen eignen Vater, darin getunkt, verſpeiſen könnte! — Ha, ha, ha! —" Dieſes waren die Geſpräche, die man den Wirth und ſeine Gäſte oft mit einander führen hörte, dieſes die Exklamationen, in denen die Betrogenen und Ueberraſchten ausbrachen, wenn aus dem Innern des Heiligthums eine neue gaſtronomiſche Sphynx hervorging.

An dem heutigen Tage, wo Herr Dijon einige bewährte Freunde, höchſt achtbare Männer, bewirthete, die zufällig aus Deutſchland kamen, oder dort Reiſen gemacht hatten, bewies ſich ſeine Aufmerkſamkeit durch eine beſondere Wahl der Speiſen. Er verbannte für heut den gelehrten Luxus ebenſo, wie die romantiſche Wildheit aus ſeiner Küche; er wählte zwiſchen Shakeſpeare und Racine jene ſanfte, unbeſtimmte, etwas ſchmachtende und etwas pedantiſche Gefühlspoeſie, wie er glaubte, daß ſie in Paſteten, Saucen und Gebratenem überſetzt einem deutſchen Magen zuſagen möchte. „Mein Gott,“ ſagte er zu ſeinem Koch am Morgen, indem er dabei auf eine leutſelige Weiſe das Haupt auf die rechte Schulter ſinken ließ — „ein Volk, daß keinen Sinn für Revolutionen hat, deſſen ſanfter Duldungsgeiſt die Uſurpationen in der Literatur, wie in der Politik gleichgültig hinnimmt, und erſt nach langem Beſinnen eine Schlacht bei Leipzig ſchlägt, und die Krönung Goethe's proklamirt — kann dieſes ſanfte Volk wohl anders repräſentirt werden, als durch lange melancholiſche Saucen? durch Geflügel ohne haut goût, und ohne auch nur ein Körnchen ſpaniſchen Pfeffers? Gut, wir wollen ihnen Küchenportraits geben, aus denen ſie die Jahrhunderte herausſchmecken ſollen, eine dunkle, gatiſche Sagenpoeſie, eine unverdauliche Nibelungen-Paſtete!“ —

Dieſe Scherze beweiſen, daß Herr Dijon ſich um deutſche Literatur und Geſchichte bekümmerte.

Er hatte zur Zeit der Reſtauration ſelbſt einige Jahre in Berlin zugebracht, und die dortigen Küchenkünſtler durch ſeine verwegenen Gedanken in Erſtaunen geſetzt. In Paris jedoch war ſein ihm beſtimmter Wirkungskreis. Der Ruf machte bald ein Diner beim Parlaments-Advokaten zu einem Gegenſtande des Ehrgeizes. Man mußte bei ihm gegeſſen haben um mitſprechen zu können, wenn man in eine Geſellſchaft von Gourmands gerieth, und ſollte man auch darüber ſeiner Zunge und ſeinem Magen eine empfindliche Kränkung zugefügt haben. Was lag daran? die Schätze des Wiſſens erkauft man nie zu theuer.

Hier, an dieſer Tafel war es auch, wo ſich Armin und Julian zufällig trafen, nachdem ſie, ohne von einander zu wiſſen, ſchon drei Wochen in Paris zugebracht hatten. Horace Armin befand ſich wiederum in einer jener räthſelhaften Miſſionen, die ihn zum Gegenſtand des Neides und der Neugier der ausgezeichneten Diplomaten machten. Während er wußte, daß man ihn beobachtete, ſchien er nur dafür Sorge zu tragen, daß der Glanz ſeiner Stiefel nicht erblinde, daß ſein Tilbury wo möglich noch unbequemer und eleganter ſei, als das der größten Elegants der Boulevards. Während er alle Tage einen andern Orden anlegte, brachte er ſeine Beobachter in Verzweiflung, die hierüber eine Liſte führten. Sein Kammerdiener mußte auf ſeinen Befehl ausplaudern, daß er ſich regelmäßig puderte und Roth auflegte. Vor den Thoren von Paris ſprach er das letzte ungezwungene und allgemein verſtändliche Wort aus; dann aber befiel ihn ein gewiſſer fortwährender Krampf in der Kehle, der da machte, daß er auf eine unnachahmliche Weiſe das r ausſprach, ſo daß kein Franzoſe von guter Geſellſchaft irgend Anſtand nahm ihn in dem Salon der Fürſtin L— einzuführen, und acht Frauen auf dieſes r hin mit ihm Liaiſons anknüpften. Julian hatte Mühe ſeinen Freund wieder zu erkennen. Derſelbe Mann, der in Wien mit der leichten nachläſſigen Grazie eines

Menſchen über die Gaſſe ging, den es nicht beleidigte, wenn man ihn für einen Vierziger erklärte, der in ſeinen Geſprächen nur um den gediegenen Beifall des Mannes von Geiſt und Charakter buhlte, hüpfte hier mit dem ſchnellen eiligen Schritt einer Tages-Berühmtheit vom Kabinet des Miniſters zum Boudoir einer Dame. Er, der in Wien die Ruhe, das poetiſche Pflegma ſeines glücklichen Landes zur Schau trug, hatte hier nur für halbe Worte, und halbe Blicke Zeit; aber man trat ſehr leiſe auf, um keines dieſer halben Worte zu überhören, von dieſen unruhigen Seitenblicken ging keiner verloren. Armin wußte, wo er war, er hätte um alle Preiſe der Welt nicht mögen auf einer langen, ausführlichen Rede ertappt werden, ſo wie er ſie einſt Julian hielt, und wie wir ſie am Anfange des vierten Buchs aufgezeichnet haben, er hätte dann gefürchtet für einen Mann von „langem Athem“ gehalten zu werden; eine in Paris beſonders verſchrieene Sorte von Büchern, wie von Menſchen

„Wiſſen Sie auch,“ ſagte Armin zu Julian, nach den erſten gleichgültigen Geſprächen, „daß man Ihnen in Wien ſchuld giebt, dem guten Grafen Cenci das Leben verbittert zu haben. Er iſt in der That in einem bedauernswerthen Zuſtande.“

„Spürt er vielleicht ein neues Miasma?“ fragte Julian.

„Ich ſage Ihnen, daß das Unglück dieſes Mal nicht vom Klima, ſondern direkt von ſeinem jammervollen Seelenzuſtand kommt. Er hat jetzt, da Sie fort ſind, entdeckt, daß Sie ſeine Frau lieben, und iſt nun auf dem Wege Ihnen das ſehr übel zu nehmen.“

„Die ſchöne Flora — ſie hatte allerdings etwas ſehr Verführeriſches.“

„O ja — ja. Und der arme Graf ſoll entſetzlich viel Schulden haben. Ich rathe Ihnen nicht zu weit zu gehen, wenn Sie nicht ſehr ernſtliche Abſichten haben. Was, beim heiligen Dionys, Herr Dijon, bedeutet dieſe glockenartige Sturmhaube? ſie ſieht wie der Helm des Achill aus.“

„Sachte, lüften Sie bei Leibe noch nicht den Deckel dieſer koſtbaren Cantine. Das künſtliche Gemenge von Früchten, Reis und ungeborenen Lammrippchen macht eben den letzten Prozeß der gährenden Reihe durch. Ich habe dieſe Kompoſition in einem Almanac des Gourmands vom Jahre 1798 gefunden, wo man ſeinen deutſchen Urſprung angiebt, und den Erzbiſchof von Mainz als denjenigen bezeichnet, der zum erſten Mal auf ſeine Tafel ungeborene Lammrippchen brachte.“

„Ach, ich ſehe, Herr Dijon, daß Sie unſre alte deutſche Reichsverfaſſung kennen,“ ſagte Armin lachend.

„Glaubten Sie denn, daß dieſe uns noch gänzlich unbekannt wäre?“ ſagte ein junger Rechtsgelehrter, der Armin grade gegenüber ſaß. „O die Franzoſen heut zu Tage ſtudiren entſetzlich viel. Nichts iſt uns unbekannt. Leſen Sie nur unſere Revüen und vergleichen Sie ſie mit dem

Mercure de France, wie er zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes herauskam.“

„Aber,“ ſagte ein alter Engländer, der eine große Lockenperücke trug und ſeinen dünnen Hals mit einem zierlich geſtickten, weißen Tuche eng umwunden hatte, „Sie backen dieſe Kenntniſſe alle zuſammen in eine Paſtete, die, ähnlich dieſer, ſehr unverdaulich geräth.“

Ein alter General aus der Napoleon'ſchen Zeit machte ſich daran eine Bekaſſine zu zertheilen, nahm dazu ein kleines Meſſer und erzählte von der Schlacht zu Jena auf die ausführlichſte Weiſe.

„Lieber General,“ ſagte eine ältliche Dame mit lebhaften Augen, „wiſſen Sie nicht, was Madame Geoffrin bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagte?“ — „Nein, Madame, ich beſinne mich durchaus nicht.“ — „Nun ſo hören Sie: Sie nahm ihrem Nachbar das Meſſer aus der Hand und ſagte: Lieber Graf, lange Meſſer und kurze — Anekdoten!“

Die Tiſchgeſellſchaft lachte, ausgenommen ein langer, dürrer Italiener, der von dem Kopf bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet war. „Warum ſind Sie in Trauer?“ fragte ihn Armin. „Wegen des Todes der Malibran,“ entgegnete mit einem Seufzer der ſchwarze Ritter. „Kannten Sie ſie?“ „Ich habe ſie nie geſehen; aber mit ihr ſtarb meine Geliebte, die Melodie. Italien wird noch viele Stimmen erzeugen, aber keine ſo melodiſche.“

„Und Sie ſahen Ihre Göttin nicht?“ —

„Muß man denn eine Sängerin ſehen? Ich hörte ſie. Nie ſuchte ich die Bekanntſchaft eines Dichters, einer Sängerin zu machen, ebenſo wenig, wie ich wünſche, Gott zu ſehen. Es thut mir wehe zu vernehmen, daß Roſſini eine Tonnenfigur haben ſoll; ſo lange ich vermeide ihn zu ſehen, glaube ich es nicht.“

„Aber ihre Paſtete iſt abſcheulich, Herr Dijon,“ — rief ein junger Dichter — „wiſſen Sie, daß Sie uns alle zu Swift's Poeten machen?“

„In wie fern?“ fragte der Parlaments-Advokat lächelnd.

„Kennen Sie nicht die Fabel vom magern Poeten, der Blei in die Taſche ſteckte, um nicht fortgeblaſen zu werden?“

„Gut, gut, mein theurer Herr, ich werde Ihnen auf ihr Citat mit einer Schüſſel echten indiſchen Kary antworten, ganz ſo zubereitet, wie ſie der Fürſt Pückler beſchreibt. Was ſagen Sie zu der Kühnheit der Hypotheſe: Die Deutſchen von den Indiern abſtammen zu laſſen?“

„Sie iſt eines Mannes würdig, entgegnete der junge Dichter, der in der Genialität ſeiner Kompoſitionen ſogar Rabelais übertrifft.“

„Sprechen Sie nur nicht von dieſem ungeſchlachteſten aller Satyriker,“ — rief die Dame mit einem Nervenzucken. — „Wie weit hat ſich der Geſchmack verirrt, daß wir eine neue Ausgabe dieſes rohen Poſſenreißers haben erleben müſſen. Ich für meinen Theil finde Boileau ſchon zu ungeſittet.“

„Unſre Zeit hütet ſich Satyren zu ſchreiben,“ ſagte Armin, „vielleicht aus eben dem Grundſatz, aus dem Sancho Panſa verbietet im Hauſe des Erhenkten vom Strick zu ſprechen.“

„Ah — Sie mögen Recht haben!“ rief Dijon. „Ich bin dafür, daß wir einen tüchtigen Satyriker uns erziehen, aber einen, der mit dreifacher Lauge wäſcht. Beranger iſt bei allem Spott zu gutmüthig. Vor funfzig Jahren machte man Epigramme auf alles, jetzt wagt man kaum die Lächerlichkeiten ſeines Kammerdieners dem Spotte preis zu geben.“

„Die echte Satyre,“ bemerkte der Lord, „gleicht dem Spieße des Telephus, deſſen eine Spitze verwundete, die andre heilte. In dieſem Sinne haben wir einige ſchätzenswerthe Satyriker aufzuweiſen. Juvenal iſt nicht mein Mann; er lacht ſelbſt nicht — si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi: ſo auch beim Spotte.“

„Der Meinung bin ich nicht“ — nahm ein ältlicher Mann das Wort, der Armin grade gegenüber ſaß — „die echte Satyre iſt ein Produkt der Verzweiflung; wir wiſſen uns für die Grauſamkeiten und die Ungebühr, die die Menſchen uns angethan, auf keine andre Weiſe zu rächen, als daß wir in ein krampfhaftes Lachen ausbrechen. Johnſon erzählt von einem ſeiner Zeitgenoſſen, daß er zum Satyriker geworden, blos weil man ihn arg verſpottete, das Wort wholesome ohne w geſchrieben zu haben.“

„Sie leſen immer noch den ältern Crebillon?“ fragte Dijon die Dame.

„Nein,“ entgegnete ſie achſelzuckend, „er hat in meinen Augen ein großes Verſehen gemacht, indem er Catilina ſich in die Tochter Cicero's verlieben läßt. Eine ſolche Geſchmackloſigkeit und eine ſo arge Verſpottung von Thatſachen würde Racine ſich nie erlaubt haben.“

„Haben Sie die Rede des Deputirten C— geleſen in der heutigen Nummer des Journal des Debats?“ fragte der alte General leiſe, indem er ſich zu Armin wandte. „Man will uns den

Ruhm der Siege in den zwei Welttheilen rauben! Und das thun Franzoſen an Franzoſen. Es fiel mir ein, als von dem Mangel an Satyren geſprochen wurde. Sehen Sie die Narben auf meiner Stirne, mein Herr; ſie ſind Schriftzüge, die ein beißendes Pasquill der Kaiſerzeit auf das jetzige Frankreich enthalten. O, auch ich ſchreibe Satyren.“ Er leerte ſein Glas, und verſank von dieſem Moment an in ein hartnäkkiges, hypochondriſches Stillſchweigen.

Armin wandte ſich zu Julian: „Sie ſind heute ſehr geſprächſcheu, mein edler Graf; iſt denn in der That die ſchöne Flora daran ſchuld? Denken Sie an die Tochter der Frau von G—. Es iſt wahr, ſie iſt nicht ſchön; ſie hat eine orangefarbene Haut, ihre Augen befolgen nicht dieſelbe Richtung des Blicks, allein — fünf mal hundert Tauſend Franks Revenüen? — Kommen Sie, ich will Ihnen die kleine Ducheſſe mit Champagner begießen, vielleicht geht ſie Ihnen dann glatter ein.“

„Vergebliche Mühe,“ lachte Julian; „allein dieſes Glas auf das Wohl einer gewiſſen Herzogin — Sie verſtehen mich?“ „Vollkommen. — Sollen wir gehen?“ — „Sehr gern; mich gelüſtet überhaupt nicht das Finale dieſes Conzerts abzuwarten.“ Beide Freunde beurlaubten ſich aus den Zimmern des Advokaten.

Drittes Kapitel.

Ich ſah, ſo dünkt mich, dieſes Antlitz ſchon. —
Die Sängerinnen auf dem Lande.

Als Julian dem Stadtviertel zulenkte, in dem er wohnte, begegnete er auf dem Boulevard du Temple einen jungen Mann, der in ſo tiefſinnige Träumereien verſenkt war, daß er faſt auf unſern Helden anrannte. Solche Geſtalten ſind in Paris nichts neues; ſie denken über die beſte Regierungsform, über einen Stoff zu einem Vaudeville oder über einen neuentdeckten Firniß auf einer japaniſchen Vaſe nach. Julian wollte dem Philoſophen Platz machen, als dieſer plötzlich ſtehen blieb, den Hut lüftete, und ein paar deutſche Worte, die wie eine Verwünſchung klangen, vor ſich hinmurmelte. Kallenfels blickte dem Wanderer näher ins Geſicht, und erkannte mit Mühe den Dichter Alringer. „Sie hier, mein Herr! Sehr erfreut Sie zu ſehen.“ — „Gleichfalls.“ — „Welche Geſchäfte?“ — „Ich gebe ein deutſches Journal heraus, welches das Zentrum der Weltliteratur werden ſoll; Sie ſeh'n, ich habe große Zwecke.“ — „Daran zweifelte ich nie.“ — „Kann es wohl etwas Lächerlicheres geben als unſere guten Deutſchen, die den Franzoſen nachahmen, welche ihrerſeits uns nachgeahmt haben.“ — „Setzten Sie das auch in Ihr Journal?“ — Verſteht ſich; o ich ſchreibe meine Blätter, um mich über meine eignen Landsleute luſtig zu machen.“ — „Seltſam; Sie haſſen alſo Deutſchland?“ — „Keineswegs. Ich liebe es ſchwärmeriſch; allein auf moderne Art: ich verſpotte es. Das iſt die einzige Weiſe, wie man den Franzoſen imponirt.“ — „Allein, wie mir ſcheint, nicht die Weiſe, wie wir ihnen Achtung einflößen.“ — „Gleichviel; was Glück macht, erwirbt ſich auch Achtung. Der Ruhm iſt nicht mehr

Sache des Charakters, der Geſinnung, ſondern einzig ein Produkt eines geſchickten Calküls. Das Talent iſt zur Börſenſpekulation geworden; Scribe handelt mit ſeinen Luſtſpielen und ſetzt ſie um wie Papier; Janin ſchleppt einen pikanten Gedanken erſt auf ein Dutzend Märkte, ehe er ihn an den Meiſtbietenden losſchlägt. Es iſt gleichviel was geſagt und gethan wird, wenn es nur baare Summen einbringt; die Zahl der Abonnenten eines Journals ſteht genau im Verhältniß mit der Zahl der Ideen, die der Autor in ſeinem Kopfe reif werden läßt. Ich habe bis jetzt nur für tauſend Franken Ideen, wollen Sie mich um einige Ideen reicher machen, mein Herr?" — Er reichte mit dieſen Worten Julian eine Abonnenten-Liſte hin und zugleich einen ſilbernen Stift. Kallenfels, der nicht in der Laune war, eine Sache, die ihm verwerflich ſchien, in einen beifälligen Scherz zu verwandeln, machte ſich unter ziemlich ungeſchickten Vorwänden vom Autor los und ſetzte ſeinen Weg fort.

Zu Hauſe angelangt meldete ihm der Diener die Gegenwart eines fremden Herrn, der ſchon ſeit einer Stunde im Schreib-Kabinet ſitze und warte. Julian öffnete die Thür und ein Ausruf der Freude entglitt ſeinen Lippen. Der mit dem Rücken gegen ihn Sitzende wandte ſich ſchnell um und Oheim und Neffe lagen einander in den Armen. „Theurer — theurer Onkel! was führt Sie hierher?" — „Mein Julian! geprieſen die Stunde, wo ich Dich wieder in meinen Armen halte! Aber Du ſiehſt bleich aus — Dein Wuchs — Deine Haltung; die fünf Jahre haben Dich zum Manne gereift." — „Aber Sie in Paris?" — „Und weshalb nicht, mein Guter? Hältſt Du mich ſchon für ſo alt und gebrechlich, daß ich aus dem Polſterſtuhl nicht mehr heraus könnte?" — „Sie ſcherzen; wer von uns ſteht hier wohl als der jüngere da." — „Julian, nicht dieſer Trübſinn; oder Du verſcheuchſt mich augenblicklich aus Deiner Nähe. Undankbarer, haſt Du bei den rapiden Fortſchritten, die Du auf einer eben ſo glänzenden, als ehrenvollen Laufbahn gemacht, wohl Grund zu klagen? Doch ſtill von dieſen Dingen; ich muß Dich erſt mit Jemanden bekannt machen, der ſich mit mir verbündet hat, um Dich auf das zärtlichſte zu lieben, böſer Junge. Komm und ſieh Carolinen Lambert.“

„Caroline Lambert?“

„Ja, ja! — Ich alter Abraham habe meine Hagar wiedergefunden. Ein Engel hat in der Wüſte das liebe Geſchöpf für mich aufgehoben, um ſie mir jetzt am Abend meines Lebens, geſchmückt mit dem Lächeln und der Schaam der Jugend zuzuführen. Habe ich Sünder das verdient? -- Noch mehr — Du ſollſt auch Sara Melas wiederſehen. Was ſagſt Du dazu?“

Julian war von dieſen ſchnell aufeinander folgenden Nachrichten wirklich zu heftig ergriffen, um ſeine Theilnahme auf eine Weiſe zu äußern, wie der Oheim ſie zu erwarten ſchien. „Wie?“ rief dieſer etwas beleidigt, „Du nimmſt keinen

Theil mehr an meinen Freuden? Dich gelüſtet nicht mehr Sara wiederzuſehen?"

„Beides, theuerſter Onkel — allein laſſen Sie mich erſt zu mir ſelbſt kommen. Kann ich mir doch noch nicht Ihre plötzliche, mir ſo liebe, Anweſenheit hier denken."

„Du haſt Recht, und wären gewiſſe Umſtände nicht, ich und die Notredame-Kirche würden uns nicht auf zehn Schritt Weite nah gekommen ſein. Ich liebe das heutige Paris nicht. Mit Carl dem Zehnten wanderten auch meine Erinnerungen aus. Ach, mein Knabe, hier glänzte ich noch zuletzt in dem Salon der Madame Recamier, hinter deren Stuhl ich ſtand und mit halbgeſchloſſenen Augen eine Taſſe Chokolade ſchlürfte, während der famöſe Dupont meine Verſe deklamirte. Ich trug damals einen Titus — eine Halsbinde, die die kleine Adelaide Tintari in der rue Richelieu geſtickt hatte, dazu einen Frack von Zimmetfarbe, ganz nach dem Schnitte deſſen den Chateaubriand trug, als er ſeine Atala der Herzogin von Berry vorlas. O welche Zeiten! — Aber, mein Sohn, Paris, gleichviel wie es auch jeẞt ſei, ich werde es lieb gewinnen; denn es iſt der Schauplaẞ Deiner diplomatiſchen Triumphe."

Julian faßte beide Hände ſeines Oheims und blickte ihn mit einem Auge voll des tiefſten heiligſten Ernſtes an. Clemens erſchrak, und ſah ſich verlegen nach einem Stuhl um. Er entdeckte in ſeiner Nähe einen Fauteuil und ließ ſich darauf nieder. „Was iſt Dir? — Welche Blicke! — Wahrlich ich bin müde und Du regſt mich übermäßig auf."

„Wo iſt Leontine?"

Eine augenblickliche Röthe überflog das Antliẞ des Präſidenten. Er ſenkte ſeine Augen und flüſterte vor ſich hin. „Sie iſt nicht mehr. Das unglückliche Geſchöpf ſtarb ungefähr vor einem Monate. Hier ſind die Briefe, die mir der Arzt des Städtchens ſchreibt, in dem ich ſie aufſuchte, aber nicht mehr fand." Er legte bei dieſen Worten mit einem faſt ſcheuen Blicke einige Papiere in ſeines Neffen Hand.

Julian nahm ſie; er zitterte jedoch zu heftig um ſie zu öffnen. Der Präſident ſchloß ihn in ſeine Arme, dann brachte er ſein Taſchentuch hervor und verhüllte ſein Antlitz. Julian wandte ſich von ihm ab.

Viertes Kapitel.

Wir ſprachen von Liebe. Wir waren
allein in einem dämmernden Zimmer.
Gutzkow. Seraphine.

An der Wahrheit jener Beweiſe von dem Tode Leontinens konnte Julian nicht zweifeln. Unter den Briefen, die ihm der Präſident einhändigte, befanden ſich eine ganze Reihefolge, die ganz unzweifelhaft von ihrer Hand herrührten. Sie enthielten in für Julian nicht ganz verſtändlichen Ausdrücken Hindeutungen auf eine ſchmerzliche, aber mit Muth beſtandene Entſagung. Doch hatte er dergleichen ſchwärmeriſche und empfindſame Aeußerungen ſchon öfters, und beſonders in der letzten Zeit, aus dem Munde der Geliebten vernommen; ſie konnte alſo hier ihm nicht ſo ſehr befremdend, und auf einen beſondern Umſtand hindeutend erſcheinen. Leontine hatte dieſe Briefe, in Form eines Tagebuches, in ihrer Einſamkeit geſchrieben, doch ohne Angabe des Ortes; da überdies oft in dieſen Zeilen von ihrer Mutter, und ihren häuslichen Verhältniſſen die Rede war, ſo mußte Julian glauben, daß die Verlorene bis jetzt ſich in einem jener entlegenen Thäler ihrer Heimath verborgen gehalten habe. Die letzten Briefe waren mit Angabe des Ortes und der Zeit verſehen; ſie kamen aus einer kleinen Provinzſtadt Frankreichs, dem Orte, wo Leontine erkrankt und wo der Tod die Leidende endlich erlöſ't hatte. Die Zeugniſſe zweier Aerzte lagen bei, und zugleich ein letzter Wille der Sterbenden an Julian gerichtet. In dieſem Blatte ſprach ſich die ganze glühende Seele der Liebenden aus, die ſich anſchickte die Erde, den Schauplatz ihres Glückes und ihres Leides zu verlaſſen, und nun ergreifende Abſchiedsworte voll zärtlicher Vergebung und milden Troſtes an den zurückbleibenden Freund richtet. Von allen Ueberlieferungen eines geliebten Andenkens hätte der Präſident gern grade dieſes Papier unterſchlagen; weil er deſſen erſchütternde Wirkung auf das Gemüth ſeines Neffen vorausſah; allein es bedurfte aller dieſer zuſammenſtimmenden Zeugniſſe, um endlich feſten Fuß zu faſſen; es bedurfte der ſchleunigen Hinwegräumung des Bildes Leontinens, um den Blick Julians auf das Ziel zu lenken, das der Ehrgeiz und die Vorſorge des Oheims ihm geſteckt hatten.

Der Präſident näherte ſich jetzt, vielleicht mit etwas zu großer Haſt dem Gipfel ſeiner Beſtrebungen. Er wußte den Zuſammenkünften im Hauſe des Banquiers den gemüthlichen und anſpruchloſen Charakter der freundſchaftlichen Intimität zu geben, und Julians Blick war zu ſehr getrübt, um das Leidenſchaftliche und Unruhige in Clemens Weſen zu bemerken. Er ließ die beiden Männer, die ſich gegenſeitig Jugendfreunde nannten, für ſich gewähren, und hielt ſich ſeinerſeits an Sara, deren Nähe ſeiner nach Troſt ſuchenden Seele bald ein nicht zu entbehrendes Bedürfniß wurde.

Sara und Julian ſtanden ſich jetzt wieder gegenüber, nachdem manches ernſte Ereigniß, die Flucht mehrerer Jahre ſich zwiſchen ſie geſtellt. Die Tochter des Banquiers war ſich in ihrem äußern Weſen völlig gleich geblieben; es ſchien, als zaubere die angeborene, feſte Würde ihrer Seele eine unverwelkliche Jugend auf ihre ſchöne Stirne. Derſelbe Ernſt, aber auch zu Zeiten dieſelbe weiche verführeriſche Milde und Zartheit. In ihrem Betragen gegen ihren Vater fand Julian die einzige auffallende Veränderung. Der Banquier hatte ſtark gealtert; Kallenfels hatte Mühe ihn wieder zu erkennen. Seine Reiſen, um ſich Geſundheit zu holen, ſchienen ihn um den Reſt derſelben gebracht zu haben. Er litt an einer Menge von Gebrechen, die ihn gebieteriſch zwangen von den Freuden der Geſelligkeit und den Genüſſen der Welt frühzeitig Abſchied zu nehmen. In ſeinem leidenden Zuſtand hatte er die Kränkung erfahren müſſen, daß die, die ſich ſeine Freunde nannten, jetzt ſeine verödeten Zimmer flohen, ja daß ſogar ſeine Schweſter es für gut fand ſich in Wien nieder zu laſſen, um dort ein glänzendes Haus mit dem Gelde desjenigen zu machen, deſſen letzte Lebensjahre durch Aufopferungen und zärtliche Pflege zu verſchönern ſie ſich weigerte. Nur Sara war geblieben. Sara, die ſtolz, eigenſinnig und gebieteriſch gleichſam nur durch Zwangmittel ſich in dieſen, ihr verhaßten Räumen aufhielt, ſo lange ſie ein Geſunder, in Glück und Genüſſen Schwelgender bewohnte, Sara blieb, da ein ſchwer Erkrankter, Gedemüthigter ihre Hülfe und ihr Mitgefühl in Anſpruch nahm. Von dem Augenblick, da der Banquier ſeine Rechte auf ihre Freiheit aufgab, fingen ihre freiwilligen Opfer an. Sie ſah, daß er litt und er war ihr theuer. Mit der zarten, ausdauernden Sorgſamkeit einer liebenden Tochter begleitete ſie ihn auf ſeinen Reiſen und ertrug mit der Geduld einer Heiligen die kindiſchen Launen des Mannes, deſſen zärtlichen und demuthsvollen Vorſtellungen ſie einſt den unbeugſamſten Troz, die höhnendſte Kälte entgegengeſetzt hatte. Herr von Melas war nicht ohne Gefühl; er ſchätzte die Menſchen gering, weil er glaubte ſie zu kennen, allein ſeine kaufmänniſchen Erfahrungen hatten ihn immer nur auf eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen hingewieſen, denſelben Maaßſtab ſeiner Schätzung hütete er ſich jedoch wohl an diejenigen anzulegen, welche ihm nahe ſtanden und an deren Treue und Anhänglichkeit er ſich gleichſam von der Natur angewieſen achtete. Seine Schweſter, deren Glück er begründet hatte, glaubte er ſich treu verbunden, mit ihrer leichtſinnigen Entfernung zog jener ſpäte, aber deſto hartnäckigere Menſchenhaß in ſeine Bruſt ein, der das Reſultat der Leichtgläubigkeit und des Egoismus iſt. Er warf jetzt mit Erbitterung alles von ſich, was den Namen der Aufopferung und Uneigennützigkeit führte. Es war jene traurige Philoſophie, die das Geld erzeugt, wo es immer als Zweck, nie als Mittel angeſehen wird. Seine Anſichten vom Leben, dem Verhältniß der Staaten und des geſelligen Verkehrs waren beſchränkt: von niederem Stande geboren, frühzeitig von gewinnſüchtigen Eltern auf praktiſchen Erwerb angewieſen, fehlte ihm bei geringem Antrieb die Zeit ſich nach intellektuellen Schätzen umzuſehen; ſpäter, wo er in Gemächlichkeit lebte, und den Mangel einer Bildung fühlte, machte er die gewöhnlichen Fehlgriffe der ſtrebſamen Emporkömmlinge, er eignete ſich auf verworrenem Wege eine Menge oberflächlicher Kenntniſſe an, die unter einander keine Folge und Verbindung hatten, ſich gegenſeitig bekriegten, ſo daß ein ſolches Wiſſen viel ſchlimmer iſt als ein Nichtwiſſen. Sara hatte auch hierunter zu leiden. Herr von Melas faßte die Idee, da ſeine Krankheit ihn an den Polſterſtuhl den ganzen Tag über gefeſſelt hielt, die Geſpräche lenken zu wollen. Er trachtete danach eben ſo geiſtreich, ſchnell und witzig zu ſprechen, wie er täglich über allerlei Gegenſtände des Staats und der Geſellſchaft in Paris ſprechen hörte, und durch dieſe unglücklichen Beſtrebungen verſcheuchte er die wenigen Freunde, welche noch kamen, um ein gutes Glas Wein bei ihm zu trinken. Clemens, Sara und Julian waren zuletzt die einzigen, die die Abende am Kamin ſich um ſeinen Stuhl verſammelten.

Es waren zwei Wochen nach dem Zuſammentreffen des Präſidenten und Julians vergangen, als der Letztere des Abends ſich, wie gewöhnlich in den Zimmern des Banquiers einfand. Es war ihm unlieb dieſes Mal eine kleine Geſellſchaft verſammelt zu finden, die ſich an zwei Spieltiſchen niedergelaſſen hatte, ſo ſehr war er gewohnt die Hausgenoſſenſchaft allein zu finden. Die letzten Abende waren durch Lektüre auf eine angenehme Weiſe vergangen, und auch heute hatte er ein Buch in der Taſche, um Sara mit den Werken eines jungen Dichters bekannt zu machen, der da eben anfing in Paris Aufſehen zu erregen.

Bei ſeinem Eintritt in den Salon vermißte er ſogleich Sara, die ihn um die beſtimmte Stunde zu erwarten und ihm entgegenzukommen pflegte. Er grüßte Melas, der heute ungewöhnlich heiter war, und nachdem er einige Augenblicke an ſeinem Schreibtiſche geſtanden, entfernte er ſich und trat in ein anſtoßendes Gemach, um hier ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen. Er fand es leer. Sara's koſtbares Piano war geöffnet; ſie mußte eben geſpielt haben, denn die Notenblätter lagen noch auf dem Pulte und ein zarter ſtrohfarbiger Handſchuh auf den Taſten. Er hob ihn auf und unwillkührlich führte er ihn an ſeine Lippen. Die Thüre des anſtoßenden Kabinets ſtand halb offen, und er vernahm von dort her ein Flüſtern. Ein Kanapee, der an der Wand dicht an der Thüre ſtand, war theilweiſe ſichtbar und indem Julian, um ſich aus dem Zimmer zu entfernen, an jener Thür vorbeiging, ſah er Sara an der Bruſt eines Mannes liegen, den er nicht erkennen konnte, weil er ihn vom Rücken ſah. Er blieb ſtehen, und jene Gruppe veränderte ſich nicht; er wollte ſich entfernen und vermochte es nicht; er wollte die Thür öffnen, allein ſeine Hand zitterte, wie ſie ſich dem Schloſſe näherte. Es herrſchte eine grauſenvolle Stille. Das Geliſpel war verſtummt; es war als überließen ſich beide dem ſtillen Austauſche ihres Glückes und ihrer Zärtlichkeit. Die lauten, in Pauſen ausgeſtoßenen Stichworte, von den Spieltiſchen her, unterbrachen auf peinigende Weiſe die Stille. Julian vermochte die Seltſamkeit jenes Anblicks und das Peinigende ſeiner Gefühle nicht mehr zu ertragen, er wandte ſich ab, und indem er noch einen ſchmerzlichen Blick in das Kabinet ſandte, erkannte er in jenem Fremden ſeinen Oheim. Der Präſident blickte ſich um, allein Julian hatte ſchon das Zimmer verlaſſen. Er ſtand in Träumereien verſunken an einem der Spieltiſche. Für dieſen Abend war es ihm nicht möglich Sara zu begrüßen. Er eilte hinaus und unten auf der Gaſſe hörte er jene ihm wohlbekannten Klänge von Sara's Stimme und ihrem Spiel auf dem Piano.

Fünftes Kapitel.

Die du auf Menſchenwerth gebaut,
Und die, ſtatt Tugend, Freiheit, Recht,
Die arg're Wüſte nur geſchaut,
Und ein entarteter Geſchlecht.

Zedlitz.

Es waren einige Tage vergangen, ohne daß Julian ſich im Hauſe des Banquiers gezeigt hatte. Wenn Clemens ihn um den Grund fragte, ſchützte er Geſchäfte vor, und in der That ſeine Zeit wurde von der immer wichtiger werdenden Stellung, die er zu behaupten berufen war, täglich mehr in Anſpruch genommen. Dennoch hatte er bis jetzt ſeine Abende regelmäßig in dem kleinen Zirkel, wo man ihn erwartete, zugebracht. Die große Welt, in der er ſich bewegte, legte ihm nur Zwang auf; es war ſeiner Seele Bedürfniß geworden in den heiligen, ſtillen Stunden mit Sara einer idealen Welt zu leben, und alle jene Träume zu verwirklichen, die er im Umgang der eiteln Menge verſpotten, oder durch läppiſche Schwärmerei verzerren hörte. — Eines Morgens erhielt er von Sara folgendes kurzes Billet: „Sie haben faſt acht Tage ſchon unſer Haus gemieden. Was auch die Urſache davon ſei, ich fordere, daß Sie ſie mir mit dem unter uns ausgemachten Vertrauen bekennen. Mein Vater und Ihr Oheim machen einen Beſuch — ich bin heute Abend allein, und werde Sie erwarten.“

Sara.

Julian fand ſie in einem großen Fauteuil am Kamin ſitzend, bleicher und ernſter als gewöhnlich. Er ergriff ihre Hand, und führte ſie ſtumm an die Lippen. Sara ſah ihn lange und forſchend ins Auge. „Ihnen iſt nicht wohl?“ ſagte ſie nach einer Pauſe. Er ſeufzte. — Es trat eine tiefe Stille ein, das Buch, das ſie in der Rechten hielt, zitterte, ſie faßte die Hand ihres Freundes und ſagte mit ſehr ſanfter Stimme: „Warum dieſe Verſtellung? — Dürfen wir nicht einander vertrauen? Habe ich aufgehört Ihnen das zu ſein, was ich einſt war?“ —

Julian blickte zu ihr herauf: ſie war ihm nie ſchöner erſchienen. Ueber die öfters zu ſtolze, faſt männlich ernſte Geſtalt war jetzt ein weicher, rührender Glanz der zarteſten Weiblichkeit gebreitet. Ihr Weſen ſchien in Mitleid, Schmerz und Liebe aufgelöſ't. Die zarte Hand, die die bleiche Wange unterſtützte, barg ſich halb unter den dunkeln Locken, das Auge geſenkt, umſpielte ein Zug von Wehmuth und ſchwärmeriſcher Glut — auf der Stirne ruhte der gewohnte Ernſt, aber ein unendlich zauberiſches Lächeln milderte ihn.

„Ich habe Sie herbeſchieden,“ hub ſie nach einer Weile an, „um mit Ihnen über jenen Entſchluß zu ſprechen, der Ihnen ſchon bekannt iſt, deſſen Ausführung ich jedoch, durch das Nachdenken der letzten Zeit beſtimmt, auf einen baldigen Termin feſtgeſetzt habe. Bekämpfen Sie, ich bitte darum, meine Vorſätze weiter nicht. Die Welt hat keine Forderungen mehr an mich zu machen, wenn jener Mann von ihr ſcheidet, den ich Vater nenne.“

„Sie wollen in ein Kloſter, Sara?“

Sie neigte das Haupt.

„Wer ſagt Ihnen, daß die Lebensdauer Ihres Vaters auf ſo kurze Zeit nur noch berechnet iſt.“

„Sein Arzt,“ entgegnete ſie ſehr ruhig.

Julian fühlte ſchmerzlich das Kalte in dem Ton dieſer Antwort. „Sie lieben Ihren Vater nicht, Sara,“ rief er lebhaft. Sie blickte zur Seite. „Und er“ — fuhr Julian fort — „der Sie verehrt, deſſen Stolz und deſſen Glück Sie ſind? Er, deſſen Leben unter Opfer und Mühe verfloß, nur um Sie mit Glanz und Reichthum zu überſchütten — verdient er dieſe Kälte?“ —

Sara zuckte zuſammen. „Wieder dieſer Reichthum, wieder dieſes Geld! Muß ich denn ewig davon hören? Und auch Sie, Julian, auch Sie können wähnen, daß ich dieſen gräßlichen Schätzen zinsbar geworden?" — Sie ſchlug die Hände wie zum Gebet zuſammen, und ihre Blicke in Thränen leuchtend zum Himmel gewandt, rief ſie mit zitternder Stimme: „O nein — nein! Gott hat dieſe arme unglückliche Seele ſtolz und rein geſchaffen. Ganz ſo ſoll ſie auch einſt in ſeine Vaterarme zurückkehren."

Julian preßte ihre Hand mit Ungeſtüm an ſich: „Sara!" rief er heftig. „Nicht dieſe Sprache! — Sie dürfen ſie nicht führen. Sie, die Sie die Liebe nicht kennen, dürfen Sie von Unglück ſprechen? Ihr Herz fühlt nichts für Ihren Vater — Sara, dieſes ſtolze, wilde Herz, iſt es überhaupt fähig für irgend einen Gegenſtand zu fühlen?"

„Sie thun mir wehe," erwiderte ſie leiſe. „Von ihnen glaub ich mich berechtigt einen ſolchen Vorwurf nicht erwarten zu dürfen. Sie ſind, wie alle Männer, ungerecht und leidenſchaftlich. Ihr Geſchlecht hat das an ſich, daß es ſich einbildet dem unſrigen nur ein bedingtes Recht am Daſein geſtatten zu müſſen. Wir ſollen nur in ſo fern exiſtiren, als wir es verſtehen unſern Willen dem ihrigen ganz unterzuordnen; gewiſſermaßen ganz und durchaus in ihnen unterzugehen.“

„Sie irren, Sara. Dieſes mögen allerdings die Schwächlinge unter uns wünſchen. Ein Mann mit feſtem Willen und ſtarker Seele liebt nur das Weib, das ihm mit Stolz und im Bewußtſein ihrer Pflichten und ihrer Stellung entgegentritt.“

Sie ſtand auf, und that einige Schritte im Zimmer. Ihre Seele kämpfte ſichtlich mit einem Entſchluſſe. Sie blieb vor Julian ſtehen, ſie ſah ihn mit einem wehmüthigen und ernſten Blicke an, doch in dem Augenblicke, wo es ſchien als wolle ſie die Lippen öffnen, um ihm ein Geſtändniß zu machen, entfernte ſie ſich wieder leiſe und blieb einige Schritte von ihm, wie in Gedanken verloren, ſtehen. Julian behauptete ſeinen Platz am Kamin; es beengte ſeine Bruſt ein peinigendes Gefühl, das ſich ſteigerte, je länger dieſe ängſtliche Stille dauerte. Sie war an's Piano getreten und indem ſie einige Akkorde anſchlug fragte ſie: „Soll ich Ihnen etwas ſingen?“ Ohne ſeine Antwort abzuwarten hub ſie an jene Arie der Desdemona ertönen zu laſſen, die alle Stimmen der Erinnerung wach rief in Julians Bruſt. Er ſah die Geliebte vor ſich, wie ſie ihm damals zum erſten Mal im Garten erſchien. Die dunkeln Gebüſche öffneten ſich, um die herrliche Lichtgeſtalt hervortreten zu laſſen, dieſe Geſtalt voll Milde und Ernſt, die hinfort aus ſeinem Leben, aus Traum und Wachen, nie wieder ſcheiden ſollte. In den wunderbaren Tönen des bedeutungsvollen Liedes wurde ihm ſein eigener Schmerz deutlich. Er fühlte bis in die tiefſte Seele hinein, daß er Sara liebe; daß er nie von ihr werde laſſen können. Die fremden Ereigniſſe und die Zeit der Trennung, die ſich zwiſchen jenen Moment und den jetzigen geſchoben, ſanken wie düſtere Schatten hinab. Er vergaß, daß er nicht mehr der Jüngling war, deſſen ſchwärmende Phantaſie in Sara's glutvollem Begegnen ein gefährliches Spiel geſpielt, er vergaß, daß das Leben ihn unterdeſſen zum Ernſte aufgerufen und viele glückliche Illuſionen vernichtet habe. Sein Wunſch, die volle Kraft ſeiner Seele war nur auf die Wiederbelebung jener ſeeligen Stunden gerichtet. Die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Erinnerungen löſ'te zuletzt jede Feſſel der Mäßigung; er ſtürzte zu Sara hin, riß ungeſtüm ihre Hände von den Taſten und rief mit faſt erſtickter Stimme: „Nicht weiter, Sara. Sie morden mich!“

Sie blickte ihn zürnend an: „Warum ſtören Sie mich,“ ſagte ſie nach einer Weile. „Ich war eben glücklich: meine Seele ſang das alte Wiegenlied ihres Schmerzes. Ich vergaß mein Geſchick und meine Träume. Ach, warum haben Sie mich wieder mir ſelbſt zurückgegeben?“

Unfähig einer Antwort lehnte er ſein Haupt an ihre Schulter.

Sie ſang weiter; allein ihre Töne erſtarben in der Bruſt. Eine koſtbare Thräne fiel auf die Hand, die gleichſam zögernd und ängſtlich die Seiten berührte. Endlich ſchwieg ſie gänzlich.

„Handeln wir nicht thöricht,“ rief ſie, „indem wir uns einer unziemlichen Weichheit hingeben. Helfen Sie mir, mein Freund, dieſe Unterredung, die ich mir von Ihnen wie ein Geſchenk, vielleicht als Abſchiedsgabe, erbeten habe, mit jener männlichen Standhaftigkeit zu Ende zu führen, die ich ſtets in meiner Eitelkeit auch für uns Frauen für erreichbar erachtet habe.“ Sie ſetzte ſich wieder an den Kamin und fuhr dann fort: „Sie baten mich oft dringend um die Enträthſelung eines wichtigen Geheimniſſes in meinem Leben, Sie erwiderten mit Argwohn und Kälte meine Weigerung Ihnen Bekenntniſſe abzulegen, die Sie erſchreckt und mich tödtlich verwundet hätten. Jetzt jedoch will ich ſprechen. Wozu, da die Trennungsſtunde ſchlägt, ängſtlich erwägen, was wohl thut und was verwundet?

— Doch erwarten Sie keinen langen Bericht von mir; was ich zu ſagen habe, läßt ſich kurz faſſen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, und indem ihre Züge wieder einen ernſten, faſt gebieteriſchen Ausdruck annahmen, ſagte ſie: „Wenn Sie mich im Glücke ſahen, zehrend von den Reichthümern, die ich verachtete, ſo mußten Sie nothwendig finden, daß mein Muth und mein Syſtem nicht zuſammenſtimmten. Sie ſchilt über den Reichthum, werden Sie ſich oft geſagt haben, und hat doch nicht die Kraft ihm zu entſagen? Sie läßt ſich immer wieder von dem Manne beſchenken, dem Sie ſo wenig Achtung und Liebe ſchuldig zu ſein vorgiebt?“

Julian wollte ihr hier in die Rede fallen, doch Sara ſetzte faſt ängſtlich ſchnell hinzu: „Womit Sie mich auch entſchuldigen wollten, Sie fänden das Rechte nicht. Hören Sie: Wenn ich Sie in unſeren Geſprächen über den Adel bat, jene Grundſätze des ewigen unantaſtbaren Rechts feſtzuhalten, der die Grundlage der alten Inſtitutionen bildet, wenn meine Verachtung die feige Beſtechlichkeit, die zahme Willkür, das ganze bodenloſe Elend unſrer geldgierigen Zeit anklagte, ſo waren das keine Phraſen einer erborgten Geſinnung. Alle Bitterkeiten in meinen Worten waren früher, ehe ſie dieſes wurden, Erlebniſſe meines Herzens. In mein Leben, in die Blume meines Daſein's hat dieſe gräßliche Goldgier zerſtörend eingeſchnitten; ich habe an meinen heiligſten Gefühlen erproben müſſen, wohin dieſer Egoismus treibt, was ihm alles käuflich erſcheint. Unſre Zeit, verſchieden von allen Jahrhunderten, die vor ihr waren, hat anſtatt der großen Verbrechen, die große Seelen begehen, nur kleine, ſchimpfliche Laſter, die nicht tödten, aber beſchmutzen. Wir brauchen keine Dolche mehr, wir werfen uns aber gegenſeitig mit Straßenſchmutz zu.

Sehr früh ſchon — o viel zu früh für den ſorgſam geſchonten Frühling meiner jungfräulichen Seele — kam ein ſchreckbares Geheimniß zu meinen Ohren. Ich vernahm von einem Vater, der ſich die Untreue ſeiner Gattin — abkaufen ließ, der ſeine beleidigten Rechte für eine Summe Geldes hingab. Es waren nur wenige Worte, die man mir ſagte, aber ſie waren mir grauſam verſtändlich. Von jener Zeit an, darf ich ſagen, hörte ich auf jung und geſund zu ſein. Ich grübelte über das Entſetzen nach, und eine Reihe finſterer Gedankenbilder, völlig fremd dem glücklichen Alter, dem ich angehörte, ſtieg in mir auf und warf ihre vorüberwandelnden Schatten auf jeden unbefangenen, ſchuldloſen Augenblick. Es war eine entſetzliche Zeit, Julian — ich werde ſie nie vergeſſen. Ich badete mein einſames Lager in Thränen, ich verwünſchte das Leben, an deſſen Eingang ich ſtand, ich erblickte in dem, was Andere mir als ſonnige Auen des Frühlings malten, nur ein düſtres Feld voll Trümmer und Leichen. Jetzt entſtand, gleichſam als rettender Schutzgeiſt, der mich vor dem Wahnſinn bewahrte, jener fanatiſche Haß gegen den Reichthum. Ich ſah in dem Golde den böſen Dämon, der meinem armen Herzen die Liebe geſtohlen hatte, der mich um Glück und Jugend gebracht, der meine Exiſtenz vergiftete.

Ich war achtzehn Jahr alt, ſcheu und von der Welt entfremdet. Um dieſe Zeit machte ich die Bekanntſchaft eines Mannes, der mir liebens- und achtungswerth erſchien. Ich bedurfte des Vertrauens, meine düſtern Gedanken drohten mich zu vernichten. Er fand es ſeltſam bei einem ſo jungen Geſchöpfe auf eine ſo beſtimmte Geſinnung zu treffen; grade der Mangel der Unberührtheit des Herzens, in denen tauſend Andere den reizendſten Schmuck der Jugend ſuchen, zog ihn bei meiner Perſönlichkeit an. Er ging auf meine Ideen ein, beſtätigte ſie durch eine finſtre, ſyſtematiſche Welterfahrung, und fachte auf dieſe Weiſe die Flamme eines Scheiterhauſens, auf dem ich mich ſelbſt zu verbrennen den Entſchluß gefaßt, immer mehr an. Ich glaubte ihn zu lieben — er warb um mich, ich ſagte zu — da trat eine

Handelskriſis in den Börſengeſchäften ein. Der Mann, den ich meinen Vater nenne, ward mit dem Verluſt eines großen Theils ſeines Vermögens bedroht; ſchon ſprengte man das Gerücht aus, er hätte es gänzlich verloren, und — o es iſt lächerlich und boshaft zugleich vom Schickſal — mein erhabener Freund betrat von dem Augenblicke an nicht mehr unſre Schwelle. Er war verreiſet. Ich habe ihn nie wieder geſehen, denn als jenes Gerücht ſich als falſch darlegte, als ſtatt des gedrohten Verluſtes ein neuer Zuwachs von Reichthum dem Herrn von Melas zu Theil wurde, und nun der edle Verächter aller Schätze ſich wieder einſtellte, war ich krank vor Erbitterung und todmüde des Poſſenſpiels.

Um jene Zeit machte ich die Bekanntſchaft der Alten, die Sie oft in meiner Nähe geſehen haben. In ihr zeigte ſich der gewaltige Haß verkörpert, der, wie mir ſcheint, die Grundlage unſerer modernen, verzerrten Civiliſation, das diaboliſche Element unſerer ſo geprieſenen Cultur iſt.

Es iſt der Haß der Armen gegen die Beſitzenden. Es iſt nahe daran, daß es in der Welt nur ein Verbrechen, nur ein Laſter geben wird, und dieſes wird Armuth ſein. Von allen religiöſen und moraliſchen Pflichten ſagt ſich dieſe genußgeſättigte, verwilderte Generation immer frecher los. Die Religion in ihrer ſtrengen Größe legte dem Reichen früher eine gewiſſe Schaam auf über die unverdiente Erhöhung, auf die er geſtellt war; er mußte in Demuth eine Schaar von Bettlern bewirthen, er mußte ſich vor dem Elend beugen, und durch Fußwaſchen und Bußethränen ihm Abbitte thun für die Genüſſe des Goldes. Was aber demüthigt unſere Reichen heut zu Tage? Ohne Liebe und ohne Glauben ſchwelgen ſie in frecher Ausgelaſſenheit, wohl wiſſend, daß ihr Beſitz durch keine höhere Weihe geſchützt iſt, und daß ein kühner Bettler ſie ſchon im nächſten Augenblick von ihrem Platze ſtoßen kann, ſo wie ſie ihre Vorgänger verſtoßen haben. So iſt denn immer Genuß die Looſung. Genuß, und um die kurze Friſt der Sättigung, morden ſie einander, rauben und verläumden, tödten in Gemeinheit jede himmliſche und reine Regung, und ſinken dann arm und geſchändet in ein vergeſſenes Grab.“

Sara barg ihr Antlitz in der Hand. Julian war zu erſchüttert, um ſeinen Gefühlen Worte zu geben. Der Aufſchluß, der in den zuerſt ausgeſprochenen Bekenntniſſen Sara's lag, nahm ſeine ganze Seele in Anſpruch. Dennoch ſchien ſie eine Antwort zu erwarten, denn ſie richtete ſich auf und blickte ihm fragend in's Auge. „Habe ich Ihnen weh gethan?“ fragte ſie mit ſanfter Stimme. „Mein finſteres Syſtem hörten Sie ſchon oft; aber noch nicht die Grundlage bitterer Erfahrungen. Es ſei genug. Bald wird alles anders und beſſer werden. Ich werde frei ſein.“

Dieſe letzten Worte ſprach ſie mit einem dankenden Blicke gen Himmel. „Wenn ich Sie ganz verſtehe,“ — nahm Julian mit bebender Stimme das Wort — „ſo leben meine kühnſten Hoffnungen wieder auf. Sie ſind nicht die Tochter dieſes Mannes, den Sie weder achten noch lieben können, Sie gehören einem edlern Stamme an; Ihre reine Seele iſt nur durch einen jener elenden Tauſchhandel befleckt worden, die Laſter und Schwachheit mit einander abzuſchließen pflegen. Ihre Lage muß fürchterlich ſein. Warum ſchenkten Sie mir nicht früher dieſes köſtliche Vertrauen? ich hätte Sie im Triumph dem Manne zugeführt, der Sie ſein nennt, deſſen einſames freudenleeres Alter Ihre kindliche Liebe verſüßt hätte.

Sara ſchüttelte das Haupt. Sie weinte heftig und machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand, als wünſchte ſie, daß Julian ſie allein laſſen möchte; aber er lag vor ihr auf den Knieen und preßte ihre Hände an ſeine heißen Lippen. „Ich verlaſſe Sie nicht!“ rief er — „Sie haben durch dieſe Stunde ihr heiligſtes Bewußtſein in meine Bruſt niedergelegt — Sara — ich wiederhole meine leidenſchaftliche Bitte — verſtoßen Sie nicht ein treues Herz, das um Ihren Beſitz wirbt — verſtoßen Sie mich nicht. — Mein einſames und verödetes Leben müßte alsdann ſchrecklich enden.“ — —

Sie hatte ſich zu ihm herabgebeugt, und ihre Thränen benetzten ſeine Wangen. „Mein theurer Freund,“ lispelte ſie, „mein einziger theurer Freund.“ — Ihre Stimme verſagte ihr, ihre bleichen Lippen bebten — eine Bläſſe, wie die des Todes, bedeckte ihre Wangen — ſie ſank zurück; aber ein Lächeln verklärte ihre Züge. Julian lag, in ihrem Anſchauen verſunken, zu ihren Füßen.

Sechſtes Kapitel.

Doch mildre Bilder jetzt! — Zu lange träumte
Ich Düſtres nur;
Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Es war ein Uhr vorbei, als Julian in ſeiner Wohnung anlangte. Für Paris eben keine ſpäte Stunde, dennoch fand er ſeinen deutſchen Kammerdiener auf dem Vorſaale eingeſchlafen. Er warf einen flüchtigen Blick auf ihn und bemerkte in ſeinen Händen ein Papier. Es war das Verzeichniß der einen Tag vorher angekommenen Fremden, wie man es für ein Paar Sous von dem Polizei-Bureau kaufen kann. Bernhard verſäumte nie, ſich dieſes Blatt anzuſchaffen und es fleißig zu durchleſen, denn er hoffte täglich die Namen von Verwandten und Freunden aus dem Vaterlande darauf zu finden. Julian ging die Liſte durch und ſein Auge traf auf einen breitgedruckten Titel: Die Herzogin d'Orſela mit Gefolge aus Wien. Er las zwei, drei Mal den Namen, und begriff nicht, welche Veranlaſſung die Herzogin nach Paris führen könne, dann fiel ihm ein, von ihr ſelbſt gehört zu haben, daß eine ſtete Unruhe ſie beherrſche, die ihr nicht erlaube, lange an einem Orte und unter derſelben Umgebung auszuharren. Er entſchloß ſich, ſie aufzuſuchen, gleich darauf ſchien ihm dieſes unnütz. Seine Seele war in ſolcher Unruhe, ſein Gemüth ſo heftig ergriffen, daß es ihm unmöglich ſchien, ſeine gewohnte Haltung der Herzogin gegenüber zu behaupten.

Als er in ſein Zimmer trat, fand er Clemens dort, der in einem Buche blätterte und es unwillig hinwarf, als er den Eintretenden gewahrte. Dieſes Zuſammentreffen war dem Neffen nicht erwünſcht; er hätte allein ſein mögen, und dazu fühlte er, daß die Geſtalt des Präſidenten eine ominöſe Erſcheinung bilde in den düſtern Träumen, die das eben gehabte Geſpräch mit Sara in ihm erzeugt hatte.

„Du kommſt ſehr ſpät, und wie es ſcheint, nicht in der beſten Laune?“ hub Clemens an. „Ich warte auf Dich, um mit Dir zu plaudern, denn aufrichtig geſtanden, ich ſuche Unterhaltung: Paris ennuyirt mich. Ich und dieſe Straßen paſſen nicht mehr zuſammen. Ich begreife nicht, warum man mich jetzt nöthigen will, in der Gaſſe zu gehen, da ich doch früher ganz bequem auf dem Trottoir ging, warum ich jetzt einem Dutzend Volksrepräſentanten begegne, wo ich früher eines Dutzend luſtiger und witziger Abbé's anſichtig wurde, warum man mich jetzt Monsieur le comte nennt, da ich früher l'aimable allemand rufen hörte. Ach mein Kind, ich werde nie den Salon der Madame Recamier vergeſſen.“

„Mir gefällt Paris,“ entgegnete Julian zerſtreut. „Man muß an eine Nation und eine Stadt wie dieſe nicht die Anforderung machen, daß beide immerdar vernünftig bleiben.“

„Das iſt es auch nicht, was ich will; Wir ſind, Gott ſei gedankt, in unſerer Jugend unvernünftig genug geweſen. Ich beſinne mich — aber laſſen wir das. Du biſt mir noch die Antwort auf meine Frage, wo Du ſo lange geweſen, ſchuldig geblieben.“

„Iſt es denn ſchon ſpät?“

Der Präſident zog ſeine Uhr hervor: „Halb zwei,“ rief er lächelnd. „Es ſcheint, daß Du verliebt biſt, mein Kind: Du verlierſt das Maaß der Zeit. Ich habe ſieben Parthieen écarté mit Deinem Sekretaire geſpielt, der, beiläufig geſagt, ein junger Mann zu ſein ſcheint, der das beſte Herz von der Welt hat, dazu ein Kapitel im Tacitus geleſen. Das alles hat Zeit gekoſtet. Du ſiehſt bleich aus. Geſteh' es mir, welche fatale Hausnummer hat Dich ſo lange zurückgehalten?“

„Ich war bei Sara,“ entgegnete Julian ernſt.

„Bei ihr?“ rief Clemens heftig, indem er vom Stuhle aufſprang. — „Bei ihr?“ ſetzte er nach einer Pauſe ruhiger hinzu und ſank wieder in den Fauteuil zurück. „Nun, das iſt mir lieb. Erzähle. Ich will Dich wie dort in Kabale und Liebe fragen: Wie weit kamſt Du mit ihr?“

„Theurer Onkel, hier ſehe ich keinen Gegenſtand für einen Scherz.“

„Ich auch nicht,“ ſagte der Präſident gereizt. „Du weißt, daß es mein Wunſch iſt, daß Ihr Euch näher kennen lernt. Ich habe dieſem Wunſche ſogar Opfer gebracht.“

„Wie weit geht Ihr Intereſſe für Sara?“

„Eine ſonderbare Frage.“

„Ich wünſchte ſie beantwortet zu hören.“

„Nun denn, ſo weit, daß ich wünſchte, Du entſchlöſſeſt Dich, ſie zu Deiner Frau zu machen.“

„Ah, lieber Onkel, was ſagen ſie da? Sie würden Sara als ihre Tochter in die Arme ſchließen wollen?“

„Als meine Tochter? Was ſoll das heißen? — als meine Tochter?“ Der Präſident blätterte hierbei von Neuem im Tacitus, und warf bei dieſer Frage nur einen flüchtigen Blick auf den Neffen, der dicht vor ihm ſtand, und die Arme auf der Bruſt verſchränkt ihn feſten Auges anſah. „Als Ihre Tochter, freilich; wundert Sie das? Haben Sie nicht mich Ihren Sohn genannt?“

„Und nenne Dich noch ſo,“ rief Clemens und reichte ihm die Hand. „Komm, ſetze Dich zu mir. Laß uns ernſthaft von dieſer Angelegenheit ſprechen. Erfahre die Gründe, weshalb mir eine Verbindung zwiſchen Dir und Sara wünſchenswerth erſcheint.“

„Mir genügt der einzige Grund, daß ſie mich liebt.“

„Hat ſie Dir das geſtanden?“

„Und wenn ſie es hätte?“

„So bin ich der glücklichſte der Sterblichen!“ rief der Präſident, und zog mit Zärtlichkeit Julian an ſeine Bruſt. „So ſind denn meine Pläne geglückt, die ſchönſte Hoffnung meines Lebens realiſirt.“

„Der Vater hat noch nicht eingewilligt,“ rief Julian.

„Der Vater? — Du meinſt den alten Melas?“

„Wen könnte ich anders meinen?“ Clemens Antlitz überzog eine dunkle Röthe. Er wand ſich einige Mal in ſeinem Stuhle hin und her. „Ganz recht, der Banquier. O an deſſen Einwilligung iſt nicht zu zweifeln. Wir ſind Jugendfreunde. Ich habe unbedingten Einfluß auf ihn.“

Der Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, und die frühere Befangenheit des Oheims, machten auf Julian einen widrigen Eindruck. Es fuhr durchkältend durch ſein Inneres, daß er das Räthſel, welches Sara's zitternde Lippen noch vor wenig Stunden angedeutet hatten, gelöſ't ſähe, und daß dieſe Löſung ihm einen Theil der Achtung und Anhänglichkeit koſten könne, die er für einen ſonſt ſo geliebten Mann hegte. Doch in dem Momente, wo er ſein Herz verwundet fühlte, faßte er auch den Entſchluß, wo möglich noch tiefer auf den Grund des Geheimniſſes zu dringen. Der Präſident zeigte nicht eben Luſt, das Geſpräch fortzuſetzen. Er war ſichtlich zerſtreut und unruhig, und machte einen Verſuch, ſeinen Platz zu verlaſſen, doch der feſte Arm Julians ſchob ihn wieder auf ſeinen Stuhl zurück. „Sie ſind alſo Bürge für mein Glück; Sie kennen Sara, mein theurer Onkel?“

„Ob ich ſie kenne? Ich habe Dir ja geſchrieben, daß ich ſie auf meinen Knieen geſchaukelt, als ſie fünf Jahr alt war.“

„Man ſagt ſogar, daß ſie Ihnen ähnlich ſähe,“ rief Julian ſtockend und mit halbem Lächeln.

„Wirklich? — In der That? — Wer ſagt das? — O Verläumdung.“

Julian rückte ihm näher, faßte ſeine Hand und ſprach mit einer vom Gefühle bewegten

Stimme: „Ach, wäre ſie Ihre Tochter, theurer Clemens! Wäre ſie das — dann ſtände mein Entſchluß feſt, ſie zu meiner Frau zu machen.“

„Um Gotteswillen, ſteht denn dieſer Entſchluß noch nicht feſt?“

„Wie kann ich —? Bedenken Sie ſelbſt, dieſen Mann zum Vater?“

„Nun er iſt ſo übel nicht; übrigens ſtirbt er bald.“

„Doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß er der Vater Sara's iſt. Ich fürchte, hieran ſcheitert Alles.“

Clemens war aufgeſprungen und ging in heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab. Er wollte ſprechen, allein man ſah ihm an, er konnte das rechte Wort nicht finden, ſich aus einer ſo peinlichen Situation herauszuwinden. Es ſchwebte ſichtlich auf ſeinen Lippen ein Geſtändniß, allein ein Gefühl von Schaam und Verdruß trieb es immer wieder zurück. Julian war boshaft genug, ſich auf einen Augenblick an dieſer Verlegenheit zu weiden. Endlich blieb der Oheim vor ihm ſtehen und ſagte mit zornfunkelnden Augen: „Welch eine Thorheit! — Handelt man ſo noch im neunzehnten Jahrhundert? — Sind wir denn noch die Barone des Mittelalters?“

„O nicht das,“ entgegnete Julian unmuthig. „Nicht der Stand des Banquiers ſchreckt mich zurück, wohl aber, wenn man ihm eine unwürdige Handlung nachweiſen könnte.“

„Eine unwürdige Handlung? Wer ſpricht davon?“

„Sara ließ eine Andeutung der Art fallen.“

„Was — was ſagte ſie? Um Gottes willen bekenne mir Alles.“

„Ich weiß nichts Gewiſſes.“

„Das iſt nicht die Wahrheit.“

„Auf meine Ehre.“

Der Präſident beruhigte ſich. „Ihr ſeid Beide Kinder!“ rief er, indem er ſeinen Hut nahm. „Beide durch Phantome leicht erſchreckt. Ich verſichere Dich, daß weder Sara noch Du irgend einen Grund haben, den alten Melas zu verachten. Er iſt ein Kaufmann, das iſt wahr, man muß bei dieſer Klaſſe von Staatsbürgern jene eingebildeten Rückſichten und Grundſätze von Recht nicht verlangen, die ein ſublimer Vorzug unſerer erhabenen Kaſte ſind. Es iſt Alles relativ in dieſer Welt. Genug, daß ich Dir für den Banquier Bürge bin — ich! Verſtehſt Du, was das ſagen will. Jetzt gehe und bringe Deine Angelegenheit in Ordnung, mir überlaſſe die Sorge, mit dem Alten rückſichtlich des Vermögens abzuſchließen."

Er reichte dem Neffen die Hand und entſchlüpfte eilig, froh, ein läſtiges Verhör beendet zu ſehen. Julian warf ſich, als er fort war, mißmuthig auf das Sopha. Zum erſten Male erſchien ihm der Freund, der Vertraute, der Beſchützer ſeiner Jugend, in einem mehr als zweideutigen Lichte. Die Ungewißheit drückte ſchwer auf ſeiner Seele. Er ſann hin und her, von wem er Aufſchluß in dieſer verfänglichen Angelegenheit erhalten möge, und es wollte ihm Niemand einfallen. Der Präſident ſchien entſchloſſen zu ſein, in keinem Falle ein Geſtändniß zu thun, von Melas war daſſelbe zu vermuthen; Sara auszuforſchen wäre mehr als unzart, wäre beleidigend geweſen, und auſſer dieſen Dreien, wer konnte über dieſes Myſterium etwas wiſſen? Wie er länger grübelte, fiel ihm Caroline Lambert ein. Gleich einer hellen Leuchte in finſtrer Nacht durchflammte ihn dieſer Gedanke. Caroline Lambert mußte nothwendig im Vertrauen ſein; war ſie nicht die frühere Geliebte, die jetzige Freundin des Präſidenten? War es wohl anzunehmen, daß ſie in Unwiſſenheit geblieben über ein Verhältniß, das gleichſam unter ihren Augen angeknüpft wurde, und durch welches ſie einen Theil ihrer Rechte einbüßte? Julian wußte, daß Frauen ſchweigen können, wenn ſie entweder mit entſchiedenem Glücke oder entſchiedenem Mißgeſchick lieben, aber er wußte auch, daß eben dieſe Frauen leicht zu einem Geſtändniß zu bewegen ſind, wenn bei einer halben Liebe ihre Eitelkeit wie ihr Stolz verwundet worden ſind. Der Präſident ſchien ihm nicht der Mann zu ſein, der einem Weibe ewiges Stillſchweigen auferlegen konnte. Er beſchloß, am nächſten Vormittag der Schauſpielerin einen Beſuch zu machen.

Wie er eben dem Bedienten klingelte, um zu Bette zu gehen, trat Armin herein. Er kam erſchöpft von einer Abendgeſellſchaft. „Ich flüchte mich zu Ihnen, lieber Kallenfels,“ rief er, indem er ſich am verglimmenden Feuer des Kamins niederließ, „um noch ein halbes Stündchen zu verplaudern, ehe mich der Gott dieſer langweiligen Feſte wieder weiter geißelt. Himmel, wie plagen Einen dieſe Pariſer, denen man immer neu, immer entweder lächerlich oder anbetungswürdig erſcheinen muß. Ein Mittleres giebt es nicht zwiſchen Mediſance und Extaſe. Erinnern Sie ſich noch der ruhigen Abende, die wir in Wien verbrachten; in dieſem Dorfe? Ich bin mehr für die Exiſtenz in einem Dorfe geſchaffen. Meine Gedanken lieben eine gewiſſe Heimlichkeit, ein nahes Aneinanderrücken. Vielleicht ſind das die Vorboten des Alters.

„Sie haben ohne Zweifel die Fürſtin d'Orſela geſehen?“ fragte Julian.

„Dieſen Abend. Sie fragte nach Ihnen.“

„Wie wußte ſie, daß ich in Paris bin?“

Armin lächelte: „Wahrſcheinlich mit Hülfe des Magnetismus. Die Frau hat ein beſonderes Organ der Sympathie, das ſie blindlings dahin führt, wo für ihr unruhiges Herz ein Intereſſe keimt. So kommt ſie oft um Mitternacht in eine Stadt gefahren und gerade in eine Situation hinein, die anfängt, intereſſant zu werden. Wie man ſie in ihrer Loge im Theater immer im dritten Akte eintreten, einige Momente verweilen und dann jedes Mal vor dem Schluß ſich wieder entfernen ſieht, gerade ſo liebt ſie es auch im Leben zu machen. In Wien muß gerade jetzt eine für ſie intereſſante Entwickelung nahe geweſen ſein, ſie hat die Kriſis geleitet oder iſt ſelbſt eine Hauptperſon geweſen, jetzt, da ſie Alles kommen ſieht, wie ſie es gedacht, eilt ſie fort, um irgendwo von einem neuen Verhältniß die crème abzuſchöpfen.“

„In Paris kann es ihr nicht fehlen;“ entgegnete Julian. „So mancherlei iſt hier im Werden und Vieles wird gar nicht abgeſchloſſen, ſondern bleibt gleichſam allen Geſetzen der Schwere zum Trotz ewig in einer ſchwebenden Lage. Wie der Sarg Mohamed's zwiſchen zwei gleich ſtark ziehenden Magneten, ſo hält ſich hier die öffentliche Meinung über Staat, Religion, Literatur in der Luft, ohne weder auf den einen, noch auf den andern Boden niederzuſinken. Man bewundert dieſes Kunſtſtück, aber wie alle Kunſtſtücke erregt es es zuletzt Mißbehagen und Langeweile. Was wird das Ziel dieſer endloſen Diplomatie ſein? wo wird dieſer ewig fortſpinnende Faden der Journaliſtik endlich angeknüpft werden? Ich glaube, die Muſe der Geſchichte iſt wie ein altes Weib am Spinnrocken eingeſchlafen.“

Armin warf die Kohlen im Kamin durch einander. „Wiſſen Sie, was Grimm ſagt? Die Menſchen bekommen alles ſatt, ſelbſt ihre Religion. Gewiſſe Zeitabſchnitte verlangen eine Erneuerung der Meinungen und der Ideen aus keinem andern Grunde, als weil die bisherigen Langeweile machen. — In dem Falle ſind wir jetzt.“

Siebentes Kapitel.

Un homme doit savoir braver l'opinion,
une femme s'y soumettre.
Mélanges de Mad. Necker.

Um die elfte Stunde am Morgen ſaß Julian einer hübſchen, kleinen Frau gegenüber, der man es weder anmerkte, daß ſie vierzig Jahr alt war, noch daß ſie in einem Kloſter die größte Zeit ihres Lebens zugebracht. Madame Lambert hatte die Manieren einer kleinen Maintenon. In ihrem Weſen lag jener unbeſchreibliche Maitreſſenzug; eine Miſchung von Demuth und Anmaßung, aber auf eine gefällige graziöſe Weiſe unter dem gebildeten Lächeln einer ſanften Koketterie verſteckt. Ihre feinen, kleinen Hände beſchäftigten ſich mit einer Stickerei. Eine klare ſchimmernde Mouſſelinwolke umgab ihren Leib, ein einfaches, aber eben ſo blendend weißes Häubchen lag dem dunkeln, geſcheitelten Haare an. Julian mußte auf den erſten Anblick geſtehen, daß ſein Onkel Geſchmack habe; er machte ſich Vorwürfe, Madame nicht in Wien aufgeſucht zu haben, wo die romantiſchen Schatten einer Kloſterhalle noch ihren etwas verblühten Reizen beſonderes Relief verliehen hätten.

Der Präſident wohnte mit ſeiner Freundin nicht in einem Hauſe. Er glaubte in einer ſo unermeßlichen Stadt, wie Paris, noch für ſeinen kleinen Ruf bange ſein zu müſſen, und zwang ſie daher, eine Menage für ſich zu halten. Die ehrliche Wienerin fand ſich hierdurch noch mehr beleidigt. Der Portier, den man an ihr Haus gepflanzt hatte, erſchreckte ſie, und die zwei reich bekleideten Bedienten, die die Beſuche des Präſidenten anmeldeten, machten auf ſie den Eindruck einer Wache. Die Poeſie ihres Herzens litt unter den Formen der großen Welt.

Sie hatte das Kloſter verlaſſen, um auf den Abend ihres Lebens frei zu ſein, und ſiehe da, man bewachte ſie, als bewahrte ihr Herz noch die Illuſionen und den Wankelmuth der ſechzehn Jahre. Darin lag jedoch eine feine Aufmerkſamkeit ihres alternden Geliebten. Er wollte ihr zeigen, daß ſie noch nicht aufgehört hatte, der Gegenſtand ſeiner eiferſüchtigen Befürchtungen zu ſein. Er machte ſie aufmerkſam darauf, daß ſie noch ſchön und Paris für ihn und ſie gefährlich ſei. Dieſe Galanterie war ganz im Geſchmacke der chevaleresken Poeſie des erſten Jahrzehends unſeres Jahrhunderts.

Julian, um ſchnell zum Ziele zu gelangen, nahm einen alten diplomatiſchen Kunſtgriff zu Hülfe, nehmlich er ſtellte ſich, als wäre ihm ſchon bekannt, was er erſt erfahren wollte. Er ſprach von der Jugend der ſchönen Caroline, von ihren Debüt's im Burgtheater in ſo beſtimmten Ausdrücken und Bildern, als wäre er bei der Knüpfung dieſes zarten Intrigue dabei geweſen. Mit einer Herzlichkeit, die nicht erlogen war, ſchilderte er den reichen, edelmüthigen Charakter des Präſidenten, umging ſeine Schwächen und colorirte ſeine Tugenden auf das lebhafteſte. Am Ausgang dieſer warmen und gefühlvollen biographiſchen Skizze überzeugte ihn ein Seitenblick, daß in den Augen Caroline Lamberts eine Thräne ſchimmerte. Jetzt konnte ſein Spiel ſchon für gewonnen gelten. Mit geſchickter Wendung nüancirte der muthwillige Neffe die zarten blühenden Tinten ſeines Gemäldes in jene unbeſtimmten, ſchillernden und zweideutigen Schattenfarben herüber, die einen Seufzer nach dem andern dem Buſen der Geliebten entwanden. Sie hörte von den Liebſchaften des Präſidenten ſprechen mit einem Freimuth, der ſie erſchrecken machte, denn ſie hatte bis jetzt geglaubt, nur ſie allein wiſſe um dieſe Ketzereien. Mit großen, offenen Augen ſtarrte ſie Julian an, über deſſen lächelnde Lippen ein verrätheriſcher Name nach dem andern hüpfte. Arme Caroline, wie oft hat ſich an der dunkeln Wand Deiner Kloſterzelle dieſes Schattenſpiel des Teufels vorüberbewegt, und jede neue Gruppe machte Dich um einen Himmel ärmer, und jetzt im Strudel der Welt kommen die böſen Geiſter, die Du nur von der Einſamkeit und dem Gram erzeugt wähnteſt, mit dreifacher Gewalt über Dich. Julian bemerkte nicht ſo bald, daß er ein Herz verwundete, als er auch ſogleich den Ton änderte. Er faßte ihre Hand, führte ſie an ſeine Lippen und ſagte mit einer ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit: „Dennoch ſind Sie die Einzige, die mein geliebter Clemens wahrhaft geliebt hat und noch liebt.“ —

„Nein, ach nein,“ entgegnete Caroline und brachte ihr Tuch an die Augen, „ich ſchmeichle mich deſſen nicht. Ich habe wahrhaftig nie Anſprüche an die bleibenden Gefühle ſeines Herzens gemacht. Nie verlangte ich von ihm ein Opfer.“

„Daran erkenne ich Ihren Edelmuth, Caroline. Wenige hätten in Ihrer Stelle ſo uneigennützig gehandelt. Der Präſident iſt reich, und war es damals noch mehr, als Sie ihn kannten.“

Caroline erröthete bei dieſen Worten. „Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte ſie leiſe. „Kennen Sie nicht den Rechtsgrundſatz in England,“ rief Julian lächelnd, „der es dem betrogenen Ehemann frei ſtellt, ſich durch eine Summe Geldes, die der Ruheſtörer zahlen muß, ſchadlos zu halten? Hier waren Sie die Getäuſchte, er, dem Herzen nach, mit Ihnen vermält.“

„Dem Herzen nach — ja — aber nicht nach den Geſetzen.“

„Sie haben Recht; wo die Geſetze einſchreiten, iſt etwas ganz anderes. So zum Beiſpiel bei dem Verhältniß meines Onkels mit Seraphine Melas.“

„Ach, woran erinnern Sie mich! Welch eine unglückliche Geſchichte. Und die arme Tochter; man ſagt, ſie ſoll ſo ſchön ſein.“

„Das iſt ſie;“ entgegnete Julian, mit Mühe den Ton der frühern Gleichgültigkeit feſthaltend.

„Sie iſt noch mehr als ſchön, ſie hat ein vortreffliches Herz.“

„Das iſt ein Erbtheil des Vaters!“ rief Caroline mit froher Haſt.

„Keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Commerzienrath,“ ſagte Julian.

„Und wie wollen Sie auch, daß ſie ihm gleiche?“ fuhr die Schauſpielerin mit gleicher Lebhaftigkeit fort. „Ihm ſoll ſie gleichen? Du lieber Gott. Auf die Weiſe könnte ich auch die Züge dieſes alten Wucherers zur Schau tragen. Nein, er hat ſeinen Theil erhalten. Er hat ſeinem Weibe entſagt, wie der gefallene Engel dem Himmel entſagen mußte, auf ewig.“

„Sie ſind im Irrthum, Caroline. Der Banquier mag kein ſogenannter tugendhafter Charakter ſein, allein wiſſentlich hat er in keine Unbill gewilligt.“

„Nicht? er hätte nicht gewilligt? — Gott ſei bei mir. Ich kenne die Welt nicht, ich weiß nicht, wie man das nennt, wenn ein Ehemann für ein Stück Geld ſeine Frau hingiebt.“

„Aber, Madame?“ —

„Ja, nehmen Sie mir es nicht übel. Ich habe keine rechte Erziehung gehabt, ich denke auf meine einfältige Weiſe über menſchliche Handlungen. Wer ſoll mir die feinen Unterſchiede der großen Welt gelehrt haben? Bei mir heißt eine Erbärmlichkeit immer ſchlechtweg eine Erbärmlichkeit. Sie wiſſen ja um den ganzen Handel beſſer als ich.“

„Eben weil ich es weiß, nehme ich mir die Freiheit hier und da die Gerüchte, die Sie gehört haben mögen, zu beſtreiten.“

„Gerüchte? Nein, mein Herr, das ſind keine Gerüchte. Ich habe das Papier in Händen gehabt, auf dem die Summe ſtand, für die der Herr von Melas ſeinem Rechte auf eine gewiſſe Perſon entſagte. O man kann nicht deutlicher unterſchreiben, als der Commerzienrath damals unterſchrieben hatte. Stundenlang betrachtete ich dieſe diaboliſche Handſchrift. Gott, rief ich bei mir ſelbſt, iſt denn nirgends ein Häkchen, ein Strichelchen, ein unreiner Zug zu bemerken, der da anzeigte, daß ihm die Hand zitterte, als er ſo gräßliche Schmach unterzeichnete? Nein, der Mann hatte Buchſtaben gemacht, die da verdienten zum kalligraphiſchen Muſter in den Schulen zu dienen. Die Handſchrift eines Schurken, der ſeinem guten Gewiſſen das Todesurtheil ſchreibt."

Julian wandte ſich ab, um bei dieſem heftigen ſarkaſtiſchen Ausfall ſeinen Schmerz und ſeine Beſchämung zu verbergen. Eine unendliche Wehmuth erfaßte ihn, als Sara's Bild vor ſeine Seele trat. Jetzt war ihm ihr tiefes Weh ganz verſtändlich. Wie mußte die verächtliche That, die ſelbſt auf die Zunge eines ſo friedfertigen, demüthigen Weſens, als es Caroline Lambert war, einen ſo ſcharfen Pfeil legte, in ihrem Herzen gewühlt haben. O es giebt ſo feige perfide Gräuel in unſerer geprieſenen Civiliſation, daß das Herz, das in ihre Nähe geräth, auf ewig zu Tode erkaltet. Ein mitleidiger Gott hatte die arme Sara noch bis jetzt gerettet.

Caroline war ſelbſt zu bewegt, um nur das mindeſte von dem Eindrucke zu merken, den ſie auf ihren Gaſt hervorbrachte. „Das iſt denn der Grund des Vermögens dieſes reichen Banquierhauſes,“ ſetzte ſie in demſelben kalten, höhnenden Tone hinzu. „Er machte treffliche Geſchäfte, denn das Talent, Geld zu gewinnen, zeigte ſich nach dieſer erſten glücklichen Spekulation immer mehr. Seraphine ſtarb bald, und die ganze Geſchichte wiſſen nur Sie, ich und noch ein paar andere Menſchen, die alleſammt ſchweigen werden bis zum Grabe. Und über dieſes hinaus gehen doch unſere Angelegenheiten nicht.“

Dieſe letzte Betrachtung lenkte die Gedanken Carolinens auf ihre elegiſche Stimmung. Das boshafte Lächeln, das ihr ſo gut kleidete, verſchwand von ihren Lippen, ihr Haupt neigte ſich auf eine Seite, ein Seufzer entſtieg ihrem Buſen und ihre Blicke ſuchten den Himmel, fanden aber nichts, als die ergrauten Giebelſpitzen der benachbarten Häuſer. In Paris hält es ſchwer den Himmel zu finden.

Julian verließ ſie. Der Portier an der Thür ſah ihm mit einem ſpionirenden Blicke nach.

Achtes Kapitel.

Mir iſt, nun ich Dich habe,
Als müßt' ich ſterben.
Was könnt ich, das mich labe,
Noch ſonſt erwerben?

Rückert.

Nach der Gewißheit, die ihm die Unterredung mit Caroline Lambert verſchafft hatte, lag Julian nichts ſo ſehr am Herzen, als Sara von ſeinen nun gefaßten Entſchlüſſen in Kenntniß zu ſetzen. Er hatte ſie ſeit jenem Abende nicht wieder geſehen. So oft er erſchienen war, hatte er ſie doch nie gefunden, und von Clemens hörte er, daß ſie unwohl ſei. Dieſe Entfernung gerade in dem Momente, wo ſein ungeſtümes Herz mit allen Kräften nach Vertrauen und Liebe rang, brachte ihn an den Rand der Verzweiflung.

Er blickte in Sara's Seele. Er wußte, daß der erſchütternde, leidenſchaftliche Auftritt ſie jetzt zwang, das Gleichgewicht ihres Gemüths wieder herzuſtellen, ſie ſuchte die Einſamkeit; alle Anſtrengungen waren vergeblich, ſie dieſer zu entreißen. Eben ſo aber fühlte Jùlian, daß jetzt kein Stilleſtehen möglich war; die Entſcheidung war gefallen, er hatte ein gegründetes Recht auf Sara, ſie hatte ihn in ihre unmittelbarſte Nähe gezogen, indem ſie ihn zum Mitwiſſer ihres dunkeln, lebenverzehrenden Schmerzes gemacht. Er wollte ſie zwingen, ſich ihm ganz zu ergeben: ihr Stolz, ihre Reſignation ſollten dem Sturme ſeines Gefühls weichen. Zum erſten Mal griff er nach den Waffen, die die wilde Energie der Leidenſchaft, gepaart mit einem feſten unerſchütterlichen Willen, nie vergebens anwendet. Er ſchrieb an Sara.

„Du haſt kein Geheimniß mehr, armer Engel. Dein Schmerz iſt auch der meinige. Ich weiß, wie fremde Schuld Dich demüthigte und Dein eigener Stolz Dein ungeſtümes Herz überwinden lehrte. Du haſt mit ihnen gelebt mit dieſen Menſchen allen, die Deiner Seele fremd und zuwider waren, und keine Silbe eines Geſtändniſſes iſt über Deine Lippen gekommen. Dein Märtyrerthum iſt vollendet. Entfliehe, befreiter Geiſt, Dein Himmel wartet Deiner und Gott wolle, daß ich Dir bis in den Vorhof deſſelben folgen dürfe.

Vernehmen Sie noch ein Mal, Sara, meine Wünſche und meine Hoffnungen. Geliebtes Mädchen, verſtehe die Sprache eines Herzens, das eben ſo edel und groß fühlt wie das Deinige, denn wie ſollte es ſonſt wagen, Dich zu lieben. Man liebt nicht, was uns demüthigt, wenigſtens kein Mann liebt ſo — daß ich Dich glühend bewundere und liebe, iſt das ſicherſte Merkmal, daß ich Deiner werth bin. Waffne Dich nicht mit Deinem Stolze — Du biſt mein! Ich ſetze Dir die ganze Kraft meiner Seele entgegen, wage es, Dich von ihr frei zu machen. Es gelingt Dir nicht.

Es iſt ein Gedanke, der eine Hölle für mich einſchließt, Sie noch länger im Hauſe dieſes Herrn von Melas zu wiſſen. Meine Vorſicht hat für Sie eine ſichere Zufluchtſtätte ausgefunden, die Ihr Stolz ſich nicht weigern darf anzunehmen, es iſt dies bei der Fürſtin d'Orfela. Dieſe Dame, hochſtehend an Geburt und nicht minder durch eine edle Geſinnung, öffnet Ihnen ihre Arme. Gewähren Sie ihr das Glück, um Ihre Freundſchaft werben zu dürfen. Sie weiß durch mich von Ihnen ſo viel, als es in der großen Welt nöthig iſt, um daß Frauen für einander Intereſſe faſſen. Sie hat das lebhafteſte für ſie gefaßt, es wäre nicht freundlich, wenn ſie es durchaus nicht erwiedern wollten.

Sara, geliebte Sara — aber wozu alle dieſe Worte? Deine Grauſamkeit verdammt mich dazu. O fort, fort mit dem todten Buchſtaben. Ich will Dein Auge, Dein Herz — oder ich will ſterben. Länger ertrage ich dieſen Zuſtand nicht. Wenn Du mich nicht ſehen willſt, ſo ſchreibe mir ein Wort der Befreiung, daß ich in dieſer Todesſchwüle wieder aufathmen kann.„

Noch denſelben Abend war folgende Antwort in ſeinem Beſitzthum. „Ich nehme Ihre rettende Hand an, Julian. Ich bedarf der Stütze, denn die Widerſprüche dieſes Lebens haben mich entkräftet. Wozu ſoll ich mich von meinem thörichten Stolz noch ferner überreden laſſen, die geringere Laſt allein tragen zu wollen, da Sie die größere, mein dunkles Geheimniß, mit mir tragen Aber fordern Sie nicht, daß ich dieſes Haus jetzt verlaſſe, ſo lange der, der darin leidet, meiner Hülfe bedarf. Ich habe vergeſſen, daß er mich beleidigte, ich ſehe in ihm den Kranken, den Sterbenden, und heilige Pflichten feſſeln mich an ſein Lager.“

Wenige Tage hierauf wurde die Verlobung Julian's mit Sara gefeiert. Es war Niemand dabei gegenwärtig als Melas, Clemens und Caroline Lambert. Die letztere wünſchte der

Tochter ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin aufrichtig Glück.

Als Julian am Abend mit Clemens allein war, drückte dieſer ihn auf das Zärtlichſte an die Bruſt: „Endlich, endlich,“ rief er, „darf ich mein Leben für beſchloſſen halten, da ich ein ſeit Jahren im Auge gehabtes Ziel erreicht ſehe. O mein Sohn, wie glücklich machſt Du mich! Hiermit ſage ich feierlich jedem Ehrgeiz, jedem unruhigen Streben Lebewohl, meine noch übrigen Tage ſollen ganz der Poeſie, der Liebe geweiht ſein.“

„Träte nur nicht vor mein Glück ein trüber Schatten, der nicht zu bannen iſt,“ ſagte Julian mit plötzlichem Ernſt. „Es iſt Leontine.“

Der Präſident wandte ſich zur Seite. Die Erinnerung an das Opfer ſeiner Politik kam ihm in dieſem Augenblicke zu ſtörend und zu unerwartet, als daß er ganz Herr ſeiner Gefühle hätte werden können. „Leontine?“ ſagte er nach einer Pauſe, „ich will Dir nicht den Rath geben ſie zu vergeſſen — das wäre eben ſo unnütz, als thöricht — aber ich rathe Dir ernſtlich, Dich ſelbſt nicht zu martern. Es koſtet überall einen Entſchluß glücklich zu ſein, und dieſen mußt Du jetzt faſſen. Wir kaufen die genußvolle Gegenwart oft ziemlich theuer von der Vergangenheit; das läßt ſich nicht anders machen, oder wir müßten denn im Flügelkleide der Kindheit gleich mit einem Sprunge in's Alter ſetzen."

Man hörte Sara's Stimme im Nebenzimmer. Clemens ergriff Julian's Hand. „Wie iſt Dir dabei zu Muthe?" fragte er leiſe und zärtlich. „Die dort iſt nun Dein! O ich fühle, wie jene Klänge bis in das Innerſte Deines Herzens nachtönen müſſen. Ich kenne das. Ich alter Thor zittere mit Dir. Die galvaniſche Kette, durch jene Stimme angeregt, ſchlägt zu mir ihre fliegenden Pulſe. Ich kenne das, ſage ich Dir. Mein Gott, eine Thräne! Dies iſt das ſpäteſte aber ſchönſte Gedicht, das ich gemacht — dieſe Thräne."

Es wurde an die Thüre gepocht und beide wandten ſich raſch um. Ein Mann wurde ſichtbar, der Papiere unterm Arm hatte. „Ach, der Advokat!“ rief Clemens. — „Allerdings nicht ganz paſſend in dieſer weichen Stunde; allein du ſiehſt, mein Theurer, wie vorſorgend ich bin. Melas kann heute oder morgen ſterben; die Aerzte garantiren keine Nacht mehr, und zu meinem Schrecken fehlt immer noch Einiges, zwar nur Unbedeutendes, an der Form des Teſtamentes. Ich will dieſe habſüchtige und gemeine Gräfin Solinges ganz ausgeſchloſſen ſehen, damit Dir alles zufalle, was dieſe kaufmänniſche Ameiſe zuſammengeſcharrt hat.“

Er wollte ſich entfernen, doch Julian hielt ihn zurück. „Eine wichtige Angelegenheit allerdings für Sie, beſter Clemens; allein wiſſen Sie auch wie Sara über dieſe, ihr ſo mißfällige Erbſchaft denkt. Sie will ſie unter keiner Bedingung ſich aneignen. Und ich habe Ihr Recht geben müſſen.“

Des Präſidenten Antlitz färbte eine Zornröthe: er ſtieß Julians Arm mit Unwillen fort und rief eifrig: „O ich kenne das! — Die Poeſie am unrechten Orte. Ihr ſeid beide Kinder. Man wirft Summen wie dieſe nicht auf die Gaſſe. Und übrigens,“ ſetzte er ſehr ernſthaft hinzu, „weißt Du denn, wie es um Dein, um mein, um Deines Vaters Vermögen ſteht? Das letztere haben endloſe, ehrgeizige Pläne und glanzvolle Unternehmungen durchaus aufgezehrt. Damit hat er auch die Rechnung mit Dir geſchloſſen. Nun bleiben Dir meine ehrenwerthe Perſon und die Tante. Das ſind zwei Hülfsquellen, die nicht zu verachten ſind, allein Du brauchſt Geld, viel Geld. Heute oder morgen kann Deine Ernennung zum Geſandten anlangen, dann mußt Du ein Haus machen, und zwar ein glänzendes, und jeder Gaſſenbube in Paris, Dank ſei es der Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, kann Dir ſagen, was es heißt, in Paris ein glänzendes Haus machen. Lieber Junge, jetzt müſſen wir mit vollen Segeln fahren. Jetzt gilt es vorwärts, jeder Rückſchritt wäre eine unverzeihliche Feigheit, und ohne Geld macht man Rückſchritte. O keine Poeſie am unrechten Orte.“

Julian lächelte über den Eifer des Präſidenten. „Du erwiederſt mir nichts,“ ſagte dieſer nach einer Pauſe, „haben Dich meine Gründe überzeugt?“ — Der Neffe ſchüttelte das Haupt. — „Nun ja,“ rief jener, „ſo kenne ich Dich. Bald läßt Du Dich von einem romantiſch entlaufenen Landmädchen zu einer Heirath überreden, bald von einem kleinen hochmüthigen, weiblichen Rouſſeau zu einer Entſagung verleiten, deren Bedeutung Ihr in dieſem Momente gewiß nicht einſehet. Iſt das Jugend, iſt das etwa der Edelmuth des neunzehnten Jahrhunderts? — Geht, geht — laßt mich das nur machen.“

Er eilte hinaus, und Julian ſah ihm mit einem zerſtreuten und mißmuthigen Blicke nach.

Neuntes Kapitel.

Nur reden will ich Dolche, keine brauchen.
Shakeſpeare, Hamlet.

Nach einem ſechsſtündigen Wachen am Krankenlager des Commerzienraths und, nach einer dreiſtündigen, höchſt wichtigen Unterredung mit dem Advokaten, langte gegen Abend der Präſident erſchöpft in der Wohnung Caroline Lamberts an. Doch er war in dieſem Hafen behaglicher Ruhe kaum eingelaufen, als man ihm meldete, daß in ſeiner Wohnung ein Fremder angelangt ſei, der darauf beſtehe, ihn noch dieſen Abend in wichtigen Dingen ſprechen zu wollen.

Der Präſident lächelte als er den Ausdruck: wichtige Dinge hörte. Was konnte für ihn jetzt noch wichtig ſein, da nun endlich alles abgemacht und geordnet, da er am Ziel aller ſeiner Wünſche angelangt war? Wichtig? ſagte er zu Carolinen, indem er das Glas Zuckerwaſſer, welches ſie ihm bereitet hatte, ausſchlürfte, was nennt der kurzſichtige, launenhafte Menſch nicht alles „wichtig“? Es iſt ein relativer Begriff. Da kommt ein armer Mann, der mich um ein Darlehn von einigen Franks anſpricht, ein klaſſiſcher Schriftſteller vielleicht, ein zur ungünſtigen Zeit geborner Racine oder Voltaire, der mir ſein neueſtes Trauerſpiel widmen will, und weil ſein hungernder Magen nicht länger auf die verſprochene Mahlzeit warten kann, nennt er nun die Angelegenheit, die er mit mir zu verhandeln gedenkt, höchſt wichtig. O, wie viele Epigramme ließen ſich auf das Wörtlein „wichtig“ machen!

Mit lächelnder Miene trat er in das Zimmer, wo der Beſuchende auf ihn wartete. Im Vorbeigehn an einem Spiegel des Vorgemachs hatte er flüchtig ſeinem Anzug jenen Anſchein von Nachläſſigkeit gegeben, den er bei dem Zuſammentreffen mit einem Poeten für paſſend fand, um ſogleich eine geniale Converſation einzuleiten. Eine offne Weſte, ein loſes Halstuch à la Byron harmoniren aufs beſte mit „poesies nocturnes“ oder „feuilles d'automne“.

Aber der lange, ſpöttiſch ausſehende Mann in dem abgetragenen polniſchen Röcklein, im Antlitz den wilden Bart, war kein Poet, und das Trauerſpiel, das er mit ſich führte, war kein nach dem klaſſiſchen Muſter gedichtetes Meiſterwerk, es ſollte vielmehr romantiſch improviſirt werden und dem Präſidenten war eine Hauptrolle zugedacht worden. Mit einem Worte, der Hauptmann von Rotenſtein machte dem Grafen Kallenfels ſeinen Beſuch. Beide kannten ſich dem Anſehen nach, beide hatten jedoch ihre Gründe, weshalb ſie vermieden hatten, ſich gegenſeitig zu beſuchen.

Der Präſident war daher ein wenig verwundert grade dieſes Geſicht in ſeinen Gemächern zu finden, noch mehr befremdete ihn die Art, wie ſich der Hauptmann betrug. Er lag auf der mit grünem Atlas überzogenen koſtbaren Couchette bequem hingeſtreckt, und rauchte eine Cigarre, als der Präſident eintrat, und beantwortete deſſen kalte Begrüßung mit einem vertraulichen Kopfnicken.

Clemens ſchob ſeinen Stuhl hinzu und ſah ſeinen Gaſt mit einem verwunderten Blicke an, zu gleicher Zeit wehte er mit dem Tuche den Rauch von ſich weg.

„Fällt Ihnen der Taback beſchwerlich?“ fragte der Hauptmann, nachdem eine lange Pauſe vergangen war, wo beide ſich ſchweigend gegenüber geſeſſen hatten.

Der Präſident ſah ohne zu antworten auf ſeine Uhr. „Sie haben mich mit Ihrem Beſuche beehrt, Herr Hauptmann, um mir, wie mir mein Bedienter ſagte, etwas Wichtiges mitzutheilen. Laſſen Sie uns zur Sache kommen, worin beſteht dieſes?“

Der Gaſt erhob ſich langſam vom Ruhebette, doch nicht ohne die Aſche ſeiner Cigarre, vielleicht mit Abſicht, auf den koſtbaren Ueberzug auszuſchütten. „Ganz wohl, Herr Graf. Ich habe allerdings etwas Wichtiges Ihnen vorzutragen — o ſehr wichtig, wie man es nehmen will, für Sie und auch für mich. God-dam, wie viele Worte habe ich ſchon da gemacht. Aber Sie wohnen hübſch, Herr Graf. So weit habe ich es in meinem ganzen Leben nicht gebracht; aber vielleicht mache ich es Ihnen bald nach.“

Clemens warf einen verächtlichen Blick auf ſeinen Gaſt; doch gleich darauf ſagte er mit einer artigen Miene: „Es kommt nur auf Sie an, Ihr irrendes Leben aufzugeben und die Früchte der Civiliſation mit uns zu theilen. Man hat mir erzählt, daß Sie ſich nach Afrika begeben wollten.“

„Jetzt nicht mehr, edler Herr. Ich bleibe, denn ich habe eine gute Erbſchaft gethan.“ —

„Da wünſche ich Ihnen aufrichtig Glück dazu.“

„Danke.“

„War dies die wichtige Nachricht, die Sie mir mittheilen wollten?“

„Zur Hälfte, die andere Hälfte iſt, daß ich geſtern geſpielt habe, eine Summe verlor, und Sie jetzt erſuche, mir Geld zu leihen.“

Der Präſident runzelte die Stirne. „Ich weiß,“ ſagte er, mit einem höflichen, aber kalten Lächeln, „daß Sie öfters in Geldverlegenheiten ſich befinden; doch diene ich gerne, nennen Sie mir Ihr Bedürfniß.“

„Ich verlor geſtern dreißig tauſend Franks, und verſprach ſie heute zu zahlen.“

Die Miene des Präſidenten zeigte das äußerſte Erſtaunen und den lebhafteſten Unwillen. „Mein Herr,“ ſagte er kalt, „dieſe Summe iſt zu groß, welche Sicherheit könnten Sie mir gewähren, daß ich ſie jemals zurückerhielte?“

„Trefflich geſprochen, Mann. Ich ſage Ihnen, daß ich drei Mal hundert tauſend Thaler erbe.“

„Drei — drei Mal — drei Mal hundert“ — ſtammelte der Präſident.

„Tauſend Thaler,“ ergänzte der Hauptmann ruhig. „O ich werde auch auf ſeidenen Polſtern liegen, ich werde auch goldne Doſen in meine Taſche ſchieben, ich werde mir dann auch aus Wien meine Geliebten nachkommen laſſen.“

„Sie ſind ein Abentheurer,“ rief der Präſident heftig, indem er vom Stuhl aufſprang, „ich glaube Ihnen kein Wort.“

„Aber doch dieſen Papieren?“ Er zog einen Brief heraus und hielt ihn Clemens vor. Dieſer blickte flüchtig hinein, entfärbte ſich und rief ſtammelnd: „Iſt Frau von Rotenſtein todt? Das wußte ich nicht. Die letzte Nachricht meldete mir nur, daß ſie einen wiederholten Nervenanfall hatte beſtehen müſſen. Zeigen Sie mir.“ Er lief das Blatt ſchleunig durch. „Gut,“ rief er beruhigter, „das iſt eine Anzeige von ihrem Tode. Was hat das mit Ihnen zu thun?“

„Sehr viel. — Aber ich ſchwöre Ihnen zu, Herr Graf, das lange Nachtwachen iſt nicht für Sie, Sie ſehen bleich aus. In Hannover hatten

Sie eine beſſere Farbe. Ich ſagte es gleich, für Ihre Jahre iſt Paris kein ſchicklicher Aufenthalt.“

Der Präſident warf einen zerſtreuten Blick auf die Gegenſtände umher, der Brief zitterte in ſeiner Hand.

„Waren Sie geſtern in der Oper? Das Ballet verdient bei meiner Ehre gelobt zu werden. Die Taglioni tanzt wie ein kleiner Teufel.“

„Was hat dieſer Brief mit Ihrer Erbſchaft zu thun?“ ſchrie der Präſident plötzlich mit einer kreiſchenden Stimme.

„Nun — ich bin der Erbe.“

Clemens warf ſich in einen Stuhl und brach in krankhaftes Lachen aus. „Dumme Kinderpoſſen!“ rief er halblaut. „Läßt man mich deshalb nicht ſchlafen? Was ſoll das alles?“

„Iſt es Ihnen nun deutlich!“

„Nichts, als daß Sie ſich unterſtehen, mein Herr, Ihre gewohnten Späße zu machen. Doch ich verzeihe Ihnen. Ich kenne Ihre Lage. Der Fall kann allerdings für Sie günſtig ſein. Es kann nicht fehlen, daß Sie einen Antheil — eine kleine Penſion erhalten.“ —

„O, das nenne ich doch eine ziemlich bedeutende Penſion, God-dam, drei Mal hundert tauſend Thaler.“

Der Präſident fuhr auf: „Sie ſind —. Sie wiſſen, daß mein Neffe der Erbe der Frau von Rotenſtein iſt.“

„Ganz recht; aber nur wenn er nicht vermählt iſt, nicht gegen Willen und Wiſſen der Frau von Rotenſtein vermählt iſt.“

„Und er iſt es nicht.“ —

„Er iſt es. Leontine Hofer iſt ſeine Gattin.“

„Leontine Hofer? — Sie ſind nicht recht bei Sinnen, mein Herr.“

„Hier iſt ein Eheverſprechen. Hier ſind Briefe, hier ſind Beweiſe.“ Er breitete eine Anzahl Papiere auf dem Tiſche aus, ſchob die beiden Wachskerzen näher hinan, und weidete ſich mit einem boshaften Lächeln an der Miene von Beſtürzung, die ſein Gegner vergeblich zu verbergen ſtrebte. Der Präſident ſtarrte die unglücklichen, wohlbekannten Schriftzüge ſeines Neffen an, und eine Reihe erſchütternder, quälender Gedanken ging ihm durch den Kopf. Er ſah das Gebäude ſeines Glücks und ſeiner Hoffnungen, auf das er eben den letzten Stein gelegt, auf eine gefährliche Weiſe ſchwanken, und dieſe Nähe des Unglücks machte, daß der Athem ihm ſtockte und er nichts Anderes hervorzubringen vermochte als die Worte: „Leontine Hofer iſt nicht mehr unter den Lebenden.“

„Sie lebt und iſt in Sicherheit.“

„Mann,“ rief Clemens und ſprang auf den Hauptmann zu, „Sie können mich mit Ihren Nachrichten zur Verzweiſlung treiben. Was iſt wahr, was nicht, von Ihren diaboliſchen Nachrichten?“

„Habe ich nun Recht gehabt, mich heute Abend noch melden zu laſſen?“ fragte der Hauptman in dem unverändert kalten und höhniſchen Tone, der das Opfer ſeiner langſamen und berechneten Rache grauſam verletzte. Er wandte ſich ohne eine Antwort abzuwarten, zum Fenſter, indem er vor ſich hin murmelte. „Bei Gott, es wäre eine weibiſche Thorheit, wenn ich dieſe Leute ſchonen wollte, die in keiner Art gegen mich Schonung bewieſen haben. Jetzt will ich ihnen den Fuß auf den Nacken ſetzen. Ein langes elendes Leben voll Demüthigung und Entbehrung wird durch eine kurze gründliche Stunde wieder gut gemacht. Es giebt doch etwas droben, das ſich Gerechtigkeit nennt."

Während dieſes Selbſtgeſpräches, deſſen letzte Worte abſichtlich lauter gemurmelt wurden, hatte ſich der Präſident in einer peinigenden Lage von Verdruß, Schreck und Zweifel befunden. Er rannte im Zimmer auf und ab. Bald war es, als wolle ſeine zitternde Hand die Klingelſchnur ergreifen um François herbei zu rufen, der in dieſem verdrießlichen Handel hätte Auskunft geben können, bald ſchien dieſer Vorſatz aufgegeben und wieder ein anderer gefaßt. Mit einem lauernden Blicke verfolgte ihn der Hauptman, endlich trat er zu ihm heran und ſagte in einem lauten barſchen Tone: „Nun, mein Herr, Sie ſehen, daß ich Ihnen für das Gewünſchte eine gehörige Sicherheit ſtellen kann, ich hoffe, daß Sie es mir nun nicht mehr abſchlagen werden.‘

„Sie überfallen mich räuberiſch,“ entgegnete Clemens und rieb ſich die Stirne. „Ich weiß nicht, was ich zu allem dem ſagen ſoll. Geben Sie mir Zeit. In einem Monat wird ſich finden, was hier zu thun ſei.“

Der Hauptman zeigte auf die Uhr. „Vier und zwanzig Stunden gebe ich Ihnen. — Hier iſt meine Karte, auf der meine Wohnung verzeichnet ſteht. Leben Sie wohl, wir ſehen uns wieder.“

Er entfernte ſich, nachdem er ſorgfältig ſeine Papiere wieder eingeſteckt hatte. Gleich nach ihm trat François herein. Sein Herr fuhr mit wilder Haſt auf ihn los: „Elender, heißt das meine Befehle befolgen? Die Hofer lebt.“

„Lebt ſie?“ rief Franz mit einer ſonderbaren

Miſchung von Reſpekt und Erſtaunen. „Ach dann bitte ich Ew. Gnaden ſehr um Entſchuldigung.“

„Dummkopf!“

Franz machte eine reſpektvolle Verbeugung, indem er ſagte: „Ich werde wie Franz Moor zu ſeinem Vater ſprechen: Willſt Du denn ewig leben?“ —

„Erzähle!“ ſtöhnte der Präſident auf dem Sopha. „Der Gegenſtand iſt nicht zum Scherzen.“

„In der That nicht; nach dem bleichen Antlitz von Euer Gnaden zu urtheilen. Was dieſes Weibsbild betrifft, die „wie Helena, die Mutter alles Uebels“ uns Streiche auf Streiche ſpielt, ſo brachte ich ſie auf Befehl, nachdem es mir gelungen war ſie von einem gewiſſen Hauptmann, deſſen Name nie über meine Lippen kommen ſoll, zu trennen, nach dem Krankenhauſe zu M—. Dort lag ſie im Sterben als ich ſie verließ. Der Arzt gab mir das Zeugniß, welches in Ew. Gnaden Händen ruht, wo er ihren Tod ſchon dokumentirt hat. Iſt ſie doch wieder aufgelebt, und ihren Wächtern entſprungen, „Gott ſieht in dieſes reine Herz!“ ich kann nichts dafür.“

„Unerhört betrogen und getäuſcht!“ ſchrie Clemens. „Ja, ja, ich hätte mich auf mich ſelbſt, auf keinen Andern verlaſſen ſollen.“

„Wer weiß denn, ob alles wahr iſt, was Euer Gnaden erfahren haben? Der Mann, den ich hier herausgehen ſah, hat ſeine Gründe, Geſchichten zu erfinden, ſie werden ihm gut bezahlt.“

Clemens ſchüttelte den Kopf. Er ſchloß die Augen und lag wie ein Sterbender da. Plötzlich ſprang er auf und ſchrie mit einer Donnerſtimme den erſchreckten Franz an: „Was ſiehſt Du da! Geh, eile, flieh — durchſuche ganz Paris. Wir müſſen ſie finden, dieſe Leontine, dieſe ſataniſche Leontine, dieſe entſetzliche, dieſe furchtbare Leontine. O Leontine heißt all das Unglück meiner alten Tage.“

Franz verſchwand wie ein Schatten. Die Pendüle ſchlug in ſanften Flötentönen Mitternacht. Ein Leiermann ſpielte unterm Fenſter das bekannte Lied aus Robert dem Teufel: „Gold iſt nur Chimäre.“ Das witzelnde, boshafte Leben dieſer ungeheuern Stadt ruht nie. Ueberall flattert die Kritik, die Perſiflage unſrer Wünſche und Hoffnungen herum. Für jeden Schmerz, für jede einſame Thräne hat Paris ein boshaftes Liedchen. Das Leben iſt in einer ewigen Selbſtironiſirung begriffen.

Der arme Präſident ſtützte ſein Haupt auf die Rechte: „Wenn er ſie nun ſchon gefunden hat,“ ſtöhnte er; „wenn der weichherzige Knabe ihre Stimme wieder vernommen hat — dann gute Nacht alle meine Hoffnungen. Und das Vermögen der Tante, und Sara's — alles verloren! Warum mußte ich dieſe Stunde erleben?“ —

Siebentes Buch.

Das Wiederſehn.

Erſtes Kapitel.

Schreit' hin, geh vor!
Iſt einer wohl der Männer da, der uns
im Rücken nachfolgt?
Blick um und ſchau! —
Ariſtophanes
Chor aus der „Weiberherrſchaft."

Es war eine Stunde nach der gewohnten Zeit, wo die Theater geſchloſſen werden, wo ſich die kleinen Soupés bilden, und die Gourmands der Geſelligkeit, es mit der Wahl ihrer Umgebung nicht ſo ſehr genau nehmend, oft glückliche Miſchungen hervorbringen, indem ſie die Auserwählten der Faubourg St. Germain mit Individuen kleiner Stadtviertheile zuſammenführen, als ſich der Graf Clemens von Kallenfels, von François gefolgt, in jene dunkeln Regionen des alten Paris vertiefſte, vor denen Rouſſeau einſt zurückſchauderte, und aus deren angeſchauter Verderbniß die hypochondriſchen Parthieen ſeines contract social hervorgingen.

Das kleine Cabriolet, in dem der Präſident ſaß, verlor ſich wie eine Gondel in den finſtern Canal einer engen, alterthümlichen Gaſſe. Rechts am Eingange erhoben ſich die dunkeln koloſſalen Maſſen eines verlaſſenen Palaſtes, der, zu Zeiten der Fronde erbaut, die Revolutionen, wie bunte Maskenzüge einer Sommernacht, hatte an ſich vorbeitaumeln ſehen. Links ſtieg der Thurm einer eben ſo verlaſſenen Kirche in die Lüfte. Das geheimnißvolle Dunkel und das hiſtoriſche Schweigen, das in der Gegend dieſer beiden Tempel entſchwundener Größe herrſchte, machte auf den einſamen Wanderer einen überwältigenden Eindruck. Wäre der Präſident aufgelegt zu poetiſchen Reflexionen geweſen, aus dieſer Straße hätte er einen reichen Schatz heimführen können, allein ſeine Gedanken waren nie weiter entfernt von den

„ſchönen Träumen" geweſen, als grade in dieſer Stunde, und hatten ſich nie enger an die Wirklichkeit angeſchloſſen. Er trieb den Kutſcher zur Eile an, und es bleibt gänzlich zweifelhaft, ob auch nur ein einziger flüchtiger Blick ſeiner unruhigen Augen auf den Palaſt der Fronde und auf die verlaſſene Kirche fiel. Endlich hielt der Wagen vor einem unſcheinbaren Hauſe und Herr und Diener hielten ihren Einzug durch einen düſtern und verdächtig ausſehenden Thorweg. Das ſehr ehrwürdige Gebäude ſchien keine Ausnahme von den andern in dieſer Straße machen zu wollen, es war ebenfalls verſchloſſen und zeigte nirgends einiges Leben. Der Hofraum war mit einer alterthümlichen Steinbruſtwehr eingefaßt und öffnete ſich nach einem übelriechenden kleinen Seitenkanal zu. Es führte eine mit großen Schnörkel-Vaſen verzierte Treppe herab, vor Zeiten vielleicht der Weg, auf dem eine bunt geſchmückte Menge ſich zu einer Fahrt in feſtlicher Gondel herabdrängte; jetzt lagen ein Paar der Vaſen zertrümmert auf dem Boden, und entlockten Franz einen derben Fluch, der über ſie hinwegſtolpernd nach einer Thüre oder auch nur nach einem Klingelzug ſuchte. Endlich erhaſchte ſeine tappende Hand den verroſteten Drath einer Glocke, die in Bewegung geſetzt, einen dumpfen Klang durch's verödete Gebäude tönen ließ. Gleich hierauf wurde ein bleicher Lichtſchimmer an einem obern Fenſter ſichtbar, dieſes wurde geöffnet und eine Frauenſtimme rief: „Wer da, in ſo ſpäter Zeit?“

„Wohnt nicht Monſieur le Blanc hier?“ fragte Franz mit ſehr vernehmlicher Stimme. Das Fenſter ſchloß ſich wieder, ohne daß eine Antwort herabtönte. Nach einer ziemlich langen Pauſe öffnete ſich, dicht neben dem Platze, wo Clemens an der Mauer lehnte, eine verſteckte Thür und ein weiter Lichtſtrahl fiel über den finſtern Raum und auf einen Theil der ſteinernen Bruſtwehr. „Franz folge mir dicht auf dem Fuße, hörſt Du?“ flüſterte der Präſident, indem er eine enge Wendeltreppe hinaufſtieg. Sie gingen über einen langen Corridor, der zu beiden Seiten ergraute Gemälde zeigte, auf denen, ſo flüchtig der Strahl der Laterne des Führers darüber hinglitt, Schlachtſcenen und feſtliche Aufzüge erkennbar wurden. Zu Ende des Ganges befand ſich ein kleines Gemach, düſter durch zwei Kerzen erleuchtet, die auf einem langen grünen Tiſche ſtanden. Zwei Männer ſtanden an einem alterthümlichen Kamin, in dem ein ſchwaches Feuer glimmte. Einer derſelben kam den Eintretenden entgegen; es war der Hauptman von Rotenſtein, der in dem Andern ſeinen Freund le Blanc dem Grafen vorſtellte. Monſieur le Blanc war eine Figur, wie ſie häufig in den Romanen von Balſac vorzukommen pflegt, kleine, ſcharfe Züge, ein myſteriöſes bleiches Geſicht, ein Mann, der ein ganzes Waarenlager von modernen Laſtern hält, der dem Beſitzer des peau de Magrin ſeinen Talisman und ſein Leben verkürzen hilft. Der Präſident, der in der neuern Romantik und in den Balſacſchen Romanen nicht bewandert war, taxirte ſeinen Mann nach dem alten Maaßſtabe und hielt ihn kurzweg für einen Gauner, und die Spelunke, in die man ſeine gräßliche Gegenwart hinbeſchieden, für eine Spielerherberge. Dieſe Betrachtungen trugen eben nicht viel dazu bei, ihm den erzwungenen Aufenthalt und das eben ſo erzwungene ſcherzhafte Geſpräch am Kamin ſehr angenehm zu machen. Er eilte Beides zu beendigen. Der Hauptmann war jedoch nicht gleich willens, ſeine Winke hierüber zu verſtehen. Nach Weiſe roher Menſchen, die ſich im Vortheil ſehen, gefiel er ſich darin, ſein Opfer durch alberne Späße zu necken, durch übertriebene Artigkeiten zu höhnen, bis denn der Präſident durch ein ſehr lautes: „Zur Sache, mein Herr!“ den Faden eines faſelnden Geſpräches über Theater und Gemäldeausſtellung zerſchnitt.

„Wie Sie befehlen, Herr Graf“ — entgegnete Rotenſtein, und rückte einen alten, baufälligen Polſterſtuhl ans Feuer. „Nehmen Sie Platz.“

Hier, Herr le Blanc, iſt mein aufrichtiger Freund. Er verſteht nur wenig deutſch — und wenn er auch jedes unſerer Worte verſtände, ich habe vor ihm keine Geheimniſſe. Alſo zur Sache, mein Herr.“

Der Präſident hatte ſich, wie zu einer Sitzung in ſeinem Collegio, auf ſeinen Gegenſtand vorbereitet. Er hielt daher mit vieler Eleganz einen freien Vortrag über ein Kapitel des deutſchen Civilrechts, betreffend den Streit über eine Erbſchaftsangelegenheit. Der Hauptmann ſah ihn von der Seite und lächelnd an, dann ſtützte er ſich mit der einen Hand auf die Stuhllehne, die andere legte er dem Redner vertraulich auf die Schulter, indem er ſagte: „by God a fox, a fox! it is a fox! — Lieber Herr,“ ſetzte er lachend dazu, „ſagt nur, was ich mit dem gelehrten Krimskrams anfangen ſoll? Ich brauche Geld.“

Der Präſident zog ein Papier aus der Taſche.; „Hier iſt eine Anweiſung auf funzehn tauſend Franks;“ ſagte er finſter.

Der Hauptmann nahm das Billet, hielt es in die Höh', beſah es von allen Seiten, wog es in der Hand und ſagte endlich, indem er es fortblies: „das iſt zu leicht, Sir!“

„So bedaure ich“ — ſagte Clemens trocken und wollte ſich erheben, indem er nach ſeinem Hut griff. Rotenſtein vertrat ihm den Weg. „Halt, mein ſehr würdiger Herr, das Stück hat noch einen Akt. Mit wem, zum Teufel! glauben Sie es zu thun zu haben? Bin ich ein Kind, dem man eine Birne für den Durſt bietet. Donner und Teufel! Die Sache fängt an, ſpaßhaft zu werden.“

„Mein Herr — dieſe Summe iſt Ihnen geſchenkt, nicht geborgt.“

„Ganz Recht, Sir. Das heißt mir Geſchenke mit meinem eigenen Gelde machen. Verſtehſt Du, le Blanc? Armer Teufel — ewig ſchade, daß Dir dieſes Zwiegeſpräch entgeht.“

„Nun denn; — was wollen Sie? was wünſchen Sie? Die ganze Erbſchaft kann Ihnen doch unmöglich zu Theil werden. Laſſen Sie uns vernünftig von der Sache reden. Ich kenne jene Clauſel im Teſtament, ich weiß, daß Sie Papiere in Händen haben, deren Rechtskraft Sie gegen mich und meinen Neffen in Thätigkeit ſetzen können; allein aus dem folgt noch nicht, daß Sie gewonnen Spiel haben. O nein, mein Herr, ſeien Sie nicht zu zuverſichtlich. Wagen Sie nicht Alles. Nehmen Sie das Gewiſſe fürs Ungewiſſe, den Sperling in der Hand für die Taube auf dem Dache.“

„By God a fox!“ rief der Hauptmann und wiegte lachend das Haupt.

„Sie ſind nicht jung mehr. Wollen Sie ſich in einen endloſen Prozeß ſtürzen? Sie behaupten Proben von der Schlechtigkeit der Menſchen erhalten zu haben, wollen Sie jetzt dieſe Proben um einige und zwar um die gehäſſigſten vermehren?“

„Das iſt wahr, edler Sir. Der Himmel hat mir manche harte Nuß auf die Zähne gelegt. Er hat dieſen armen müden Leib auf einem morſchen Brett in der Brandung geſchaukelt, ihn zwiſchen Klippen geworfen, ihn unwegſame Pfade geführt, ihn mit dem Sande der Wüſte zugedeckt. Er hat ihm zum Frühſtück Thränen, zum Mittagsbrod Haß und Verfolgung, zum Schlaftrunk bittern Schmerz vorgeſetzt; er hat ihn gehetzt mit Hunden, geneckt durch Füchſe, zu Tode gekrallt durch Tigerpfoten und blutig geküßt mit Hyänenzungen; aber in die Hände der Advokaten hat er mich noch nicht fallen laſſen.“

„Nun denn — ſo nehmen Sie, was ich Ihnen biete.“

„No, Sir. Dreizig tauſend war ja ſchon die Abmachung.“

Der Präſident warf ſich auf ſeinem Stuhle hin und her. Er runzelte die Stirne, drehte die Doſe unermüdlich zwiſchen den Händen, ohne zu ſchnupfen. Endlich ſtieß er mit einem Seufzer heraus: „Nun wohl, Sie ſollen dreißig tauſend Franks haben! — Puh! es iſt hier warm. François, wie viel iſt es an der Zeit?“

„Ein Uhr vorbei, Euer Gnaden.“

„Geh, ſieh nach, ob das Cabriolet noch da iſt. — Nein, bleibe! (leiſe) Ich werde an dieſen Abend denken.“ Er war im Begriff ein zweites Papier aus der Taſche zu ziehen, als ſeine Hand auf dieſem Wege, den ſie ſo gezwungen ging, ſtehen blieb, aufgehalten durch die Aufmerkſamkeit, die der Geiſt für das lebhafte und leiſe Geſpräch faßte, das le Blanc und Rotenſtein in der Kaminecke mit einander führten. „Ich ſage Dir, le Blanc, mein gutes Männchen, Du biſt allzu vorſichtig. Die Sache kann noch ihre drei, vier Wochen geheim bleiben. Unterdeſſen —“

„Was Du faſelſt,“ rief le Blanc. „Hier in Paris biſt Du nur in dieſem Hauſe ſicher, und das auch nur auf vier und zwanzig Stunden —“

„Still, etwas leiſer, wenn ich bitten darf. Die Katze dort lauſcht auf das Getrappel der

Mäuſe auf dem Kornboden.“ Das Geſpräch ſchwebte jetzt auf leiſern Fittichen dahin, aber die ungeſtümen Ausrufungen des Hauptmans veranlaßten le Blanc wider Willen ebenfalls lauter zu werden, als dienlich war. „Vernünftig?“ rief er. „Nennſt Du das vernünftig gehandelt? Bei Gott, für einen fortune hunter war das verzweifelt albern gehandelt. Warum ihm den Degen durch den Leib rennen?“

„Oh for shame! Er nannte mich einen falſchen Spieler.“

Leiſe. „Gut, wenn ein einzelner Mann ſpricht, hat noch Niemand geſprochen. Schließ Deine verfluchten Geſchäfte ab. Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nicht ſchon an unſerer Hausthüre pochen höre. Du verdirbſt mir meine ganze Niederlage, Dick!“

Der Präſident hatte ſich während dieſes Geſprächs Mühe gegeben, den Unbefangenen zu ſpielen, jedes der erlauſchten Worte war jedoch für ſeine Bruſt eine neue abgewälzte Centnerlaſt.

Der Hauptman hatte eine That begangen, wegen der er Verfolgung fürchten mußte. Er war gezwungen, Paris zu verlaſſen, und es ſchien ſelbſt, daß er ſich nicht in Hannover zeigen dürfte. Geſchwind war das Papier in der Taſche.

„Die dreißig tauſend Franks, mein Herr, wo ſind ſie?“ fragte jener barſch.

„Die dreißig tauſend?“

„Bei allen Teufeln, Herr, Sie ſpielen eine jämmerliche Figur hier. Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſo ſchwer fiele, Ihnen ein Paar Groſchen abzuzwicken. Hören Sie nun meinen letzten Vorſchlag: die Sache hat Eile. Die Erbſchaft beträgt drei Mal hundert tauſend Thaler. Zahlen Sie mir hundert funfzig tauſend, den übrigen Bettel behalten Sie. Wahrhaftig alles nur, um nicht mit den Advokaten zu thun zu haben.“

„Sind Sie verrückt?“ rief Clemens und ſprang vom Stuhle auf.

„Nun denn, hundert tauſend.“

„Nicht die Hälfte, nicht das Viertel — was ſag ich, nicht das Achtel.“ —

„Nun gut. Fair play Mr. Ich gehe meine Papiere dann umzuſetzen. Hier hab ich auch noch einen Brief der Gräfin Kallenfels an ihren Gemahl. Le Blanc willſt Du den auf die Poſt beſorgen?“

„Ein Brief Leontine Hofer's!“ murmelte der Präſident und warf ſich erſchöpft auf den Stuhl. „Hören Sie, Herr Hauptman. Ein letztes Wort. Was ſagen Sie zu einer jährlichen Rente von drei tauſend Franks? Sie ſind bei Jahren, wie geſagt — Sie ſind das unruhige Leben überdrüſſig. Dieſe Rente ſetzt Sie in den Stand, auf ihre alten Tage in Frieden zu exiſtiren.“

„Franks? Ei was, wir ſprechen jetzt von ehrlichen Thalern. Drei tauſend Thaler Rente; es ſei. Und dann die lumpigen dreißig tauſend Franks jetzt baar. Denn die erhält mein würdiger Freund hier.“

Der Präſident ſtand lange unſchlüſſig da. Er verfolgte mit den Augen unruhig den Brief, der in des Hauptmanns Hand ſchwebte. Wenn dieſe unglücklichen Zeilen wirklich an den Ort ihrer Beſtimmung anlangten, ſo waren ohnedies alle Pläne auf das Gelingen geſcheitert. Clemens kannte den Charakter ſeines Neffen. Dieſer Edelmuth, dieſer grade Sinn war ihm ſchon öfters furchtbar geworden; es war keinen Augenblick zu zweifeln, daß Julian auf Glück und Reichthum verzichten würde, um die gekränkte Liebe in ihre Rechte zu ſetzen. Es ſtand alles auf dem Spiele. Noch hatte Clemens das Ruder in den Händen, ein Moment der Fahrläſſigkeit, und es entglitt ihm auf immer. Er wandte ſich zum Hauptman: „Sie ſollen haben, was Sie unbillig genug fordern. Drei tauſend Thaler Rente und dreißig tauſend Franks baar. Man gebe mir Tinte und Papier. O coeurs faux! o âmes sans foi!“

„Es ſcheint le Blanc, daß ich die Daumſchraube noch feſter ſchließen kann?"

„Ich höre Stimmen unten — Ich höre pochen."

„Sei ruhig. Es iſt unſre Tafelrunde. Du biſt zu ängſtlich, le Blanc. Gewöhne Dir das ab." Während dieſer Worte hatte der Präſident die Papiere ausgeſtellt und le Blanc nahm ſie ſorgfältig in Augenſchein. „Es iſt nicht nöthig, daß Du genau prüfeſt," ſagte ihm der Hauptmann: „wo ein Graf Kallenfels unterſchreibt, iſt keine Bundesakte ſo unantaſtbar. Dafür kenne ich dieſe Leute. Nun das Geſchäft wäre abgemacht."

„Den Brief jetzt her," rief Clemens. „Und ein Befehl von Ihrer Hand, daß man mich zu Leontine Hofer einläßt."

„Soll geſchehen. Da dieſe Karte, Sir. Bei Gott, nun iſt das arme Weib in Ihre Gewalt. Verfahren Sie ſauber mit ihr. Ich wollte ſie einſt beſchützen. Hier iſt das ganze Beſitzthum des armen Geſchöpfes — die Eheverſchreibung."

Der Präſident griff haſtig nach den Papieren, ſteckte ſie ein, und entfernte ſich, ohne die Beiden, die er verließ, eines Abſchieds zu würdigen. Er durcheilte den Gang. Sein Schritt war leicht und ſeine Miene heiter. „Ich wünſche Euer Gnaden Glück,“ flüſterte Franz, als ſie Beide die enge Treppe hinabſtiegen. „Du haſt Recht. Ich hatte drei-, vierfach ſo ſtarke Summen noch bei mir; Gott ſei Dank, der Himmel hat es gelind mit uns gemacht. Der Narr, ich hätte in ſeiner Stelle anders gehandelt. Er war im Vortheil, ich entſchieden im Nachtheil. Aber ſo machen es dieſe Eiſenfreſſer; ein wenig Klugheit und ſie ſind entwaffnet.“

„Ein elendes Herz giebt leicht der Argliſt Sieg,“ rief Franz wohlgefällig.

„Dieſes Citat iſt nicht glücklich gewählt,“ rief der Präſident. „Es blamirt mich, ſtatt mich zu loben. Zum Glück biſt Du ein beſſerer Diener, als Poet, Franz. Nun laß uns in die Straße Richelieu eilen; ein Theil der Arbeit iſt noch zu thun. Wer ſind jene in Mantel gehüllte Geſtalten? Sie gehen uns nach, ſcheint es. Wo ſind Deine Piſtolen, Franz? Halte Dich dicht hinter mich. Ich wollte, wir wären aus dieſem confiscirten Stadtviertel hinaus.“ —

Zweites Kapitel.

So kurirten ich und mein Herr
die ganze Stadt nach einer ganz
neuen Methode.
Gil Blas.

Auf der Straße von Paris nach St. Cloud liegt das bekannte Irrenhaus, das in mancher modernen engliſchen oder franzöſiſchen Novelle ſchon eine Rolle geſpielt hat. Die ſchöne Lage dieſes Gebäudes iſt berühmt. In der Wahl dieſes Aufenthalts des jammervollſten Unglücks, das die Erde kennt, liegt eine zarte Sorgfalt der Menſchen, aber zugleich für manche der armen Opfer eine grauſame Pein. Aus ihren vergitterten Fenſtern ſehen ſie die lachende Ebene im Frühlingsſchmuck vor ſich ausgebreitet, und nie darf ihr Fuß dieſe reizenden Wieſen, dieſe Pfade durch Luſtwäldchen, dieſe ſonnigen Plätze an Fluſſes Rand betreten, nie ſich den Wohnungen ihrer Mitbürger nahen, die ſie aus ihren Kreiſen ausgeſtoßen haben. Wenn ein Gefühl im Stande iſt, die Bitterkeit des Wahnſinns noch zu ſchärfen, ſo iſt es dieſes. Aber die wenigſten dieſer Unglücklichen ſind im Stande, Betrachtungen dieſer Art anzuſtellen; ihr Uebel zehrt noch immer, ſie ergeben ſich einer dumpfen Beſchaulichkeit, einem zweckloſen und verwirrten Spiel der Ideen, das ihnen die Außenwelt gleichgültig erſcheinen läßt. Nur wo die Geſundheit allmälig erwacht, wo das Gefühl reinen Selbſtbewußtſeins wieder den umflorten Seelen nahe tritt, da wird die ſchöne Ausſicht dieſer Gemächer zur Folter, da erwacht die Freiheit, da regt die ſehnſüchtige Pſyche ihre Flügel, und jede Hemmung kann dann den Wahnſinn eher herbeirufen, als ihn entfernen.

Eins dieſer Gemächer war für eine junge, kranke Frau eingeräumt worden, die erſt ſeit wenigen Tagen hergebracht worden, und für die ein reichliches Koſtgeld gezahlt wurde. Der Irrenarzt, der bei ihrem Empfang gegenwärtig geweſen, hatte ſogleich ein beſonderes Intereſſe dieſem Pflegling ſeiner Anſtalt zugewendet. Keine Zeichen entſchiedenen Irreſeins waren ihm vorgekommen, wohl aber eine bleibende, durch nichts zu zerſtreuende Melancholie. Nur ein Mal hatte es den Anſchein gehabt, als wenn die dumpfe Schwermuth in wirklichen Wahnſinn übergehen wolle, nehmlich, als man Anſtalten machte, ihr das ſchwer erkrankte Kind, das ſie bei ſich hatte, zu nehmen. Sie wachte die Nächte an dem Bett des Knaben, weder Erſchöpfung, noch Vorſtellungen des Arztes vermochten ſie, der Pflege ihres eigenen zerrütteten Zuſtandes einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Sie benutzte die wenigen Stunden, wo ihr Liebling ſchlummerte, um Briefe zu ſchreiben, die ſie wieder zerriß, um in einem Buche zu leſen, deſſen Blätter ſie mit Thränen benetzte, und in deſſen Inhalt ſie doch nicht weiter rückte. Während ihres Aufenthalts in dieſer traurigen Wohnung hatte ſie nie einen Wunſch, nie ein Verlangen geäußert. Ihre Miene zeigte immer daſſelbe ſanfte und melancholiſche Lächeln, ihre Bewegungen waren ruhig und ihre Worte, wenn man ſie durch öftere Fragen veranlaßte, ihr Schweigen zu brechen, enthielten nur die Bitte, ihr und ihrem Kinde Ruhe zu gönnen. Ueber ihre früheren Schickſale erfuhr der Arzt nichts. So ſehr es ihm mit ſeinen anderen Patienten geglückt war, ſich in ihr Vertrauen hineinzuſchmeicheln, bei der jungen Frau glitten alle ſeine Verſuche wirkungslos ab. Als eine merkwürdige Ausnahme von dieſer Verſchloſſenheit galten ihre Zuſammenkünfte mit einem alten Weibe niederen Standes, der man, weil ihre Thorheit unſchuldiger Natur war, erlaubte, in einigen Zellen Beſuche abzuſtatten. Nirgends ſah man ſie öfter, als in dem Zimmer der jungen Dame, mit der ſie Geſpräche führte, und bald ſo hoch in der Gunſt und im Vertrauen ſtand, daß ihr ſogar die Pflege des Kindes anvertrauet wurde, wenn die Mutter der Ruhe bedurfte, oder ihren träumeriſchen Beſchäftigungen nachhing.

Die Alte erkannte dieſes Vorrecht mit dem ihr eigenthümlichen Ausdruck wilden, trotzigen Stolzes. Sie dankte nicht, ſie zeigte keine ergebene und freundliche Miene, denn noch Niemand hatte ſie lächeln oder ſich freundlich bezeigen geſehen, aber ſie opferte willig die Ruhe und Bequemlichkeit ihrer Zelle auf, um in der ihrer Gebieterin und Freundin ganze Nächte am Bette des kranken Knaben zu verbringen, und alle Geſchäfte einer dienſtwilligen Magd zu verrichten.

Das Geheimnißvolle, das über dieſe beiden Perſonen verbreitet lag, beſchäftigte den Arzt auf's lebhafteſte. Er war ein junger Mann, der durch ein Werk über den Magnetismus, ein Thema, das neu in die Mode kommt, ſich einigen Ruf verſchafft hatte. Mit Enthuſiasmus bemächtigte er ſich aller Erſcheinungen, die ein myſteriöſes Anſehen hatten, und ſeine Forſchungen in der Seelenkrankheitskunde enthielten kühne Hypotheſen, über die die praktiſchen Aerzte aus der alten Schule die Köpfe ſchüttelten. Nicht zufrieden, die Gewalt der magnetiſchen Einwirkungen weit über die Grenzen hinausgerückt zu haben, die die Gläubigen vor ihm dieſer Kraft geſteckt hatten, zog er leidenſchaftlich erregt in das Gebiet ſeiner verſchleierten Gottheit alle und jede Krankheit, ſie mochte einen Namen haben, welchen ſie wollte. Auf dieſe Weiſe war es ihm ein Leichtes, Beweiſe zu liefern, daß der Wahnſinn vor allen Dingen einem Reſultate magnetiſcher Einflüſſe auf die Gehirnnerven zuzuſchreiben und daß er durch die entgegengeſetzte magnetiſche Kraft wiederum zu heilen ſei. Die Medicinalbehörde, unter deren Oberleitung das Irrenhaus ſich befand, war jedoch dieſen Neuerungen nicht günſtig, und der Doktor mußte ſeine erhabenen Rettungsverſuche ganz in der Stille an den Mann bringen. Seit langer Zeit war ihm kein ſo intereſſanter und für ſein Syſtem ſo paſſender Fall vorgekommen, als hier bei der jungen Frau, deren fortwährenden träumeriſchen Zuſtand er für ein nicht zum Durchbruch gekommenes Hellſehen erklärte. Sein Eifer kannte jetzt keine Grenzen. Er wollte gern, ehe er eine Kur anfing, etwas Näheres über die Dame wiſſen, und entſchloß ſich an einem Tage, den Ueberbringer der gewöhnlichen Geldſendungen zu befragen. Nachdem jener ſein Geſchäft mit dem Inſpektor beendet hatte, trat er beim Arzte in deſſen Stube ein. Dieſer etwas finſter ausſehende Geſchäftsträger war, wie wir aus dem Vorigen ſchon errathen haben werden, der ehrliche Franz. Es war ihm hartnäckiges Verſchweigen auferlegt worden, und dieſe Unterredung kam ihm daher durchaus nicht gelegen.

„Monſieur — kennen Sie die junge Dame auf der grünen Stube?“

„Allerdings, Monſieur. Ich weiß ihren Namen und den Ort, wo ſie her iſt.“

„Das ſteht im Buche des Inſpektor's; ſo

viel weiß ich alſo auch. Allein ich wünſchte den Grund ihrer Krankheit zu erfahren.“

„Monſieur ſind ſehr gütig, daß Sie mich für ihren Collegen anſehen wollen.“

„Ach, Herr François, Sie ſind vielleicht noch mehr als das. Ihr ungewöhnlich kräftiger Körper zeigt mir, daß Sie berufen ſind, in den Dienſt der verſchleierten Göttin zu Sais zu treten.“

Franz lächelte: „Monſieur giebt ſich alſo auch mit ſolchen kleinen Nebenverdienſten ab,“ murmelte er vor ſich hin, während der Arzt ihn mit enthuſiaſtiſchen Blicken betrachtete. Jener bemerkte dieſes Lächeln und ſagte zerſtreut: „Doch das nebenher. Erzählen ſie mir jetzt von dem Schickſale jener Dame.“

„Bei Gott, mein Herr, ich weiß nichts von ihr.“

„Aber ſie kann doch nicht ohne Urſache dem Wahnſinn nahe gebracht worden ſein?“

„O ſehr wohl, mein Herr. Warum nicht ohne Urſache? Ich kenne Leute, die da behaupten, das ganze Geſchlecht ſei verrückt, und jedes

Mädchen komme ſchon mit einer tüchtigen Portion Thorheit auf die Welt.“

„Hoho! Sie haben die Lieder von Beranger geleſen, mein Freund. Doch das bei Seite. Ich frage Sie jetzt im Namen der Wiſſenſchaft, wiſſen Sie nichts über die früheren Schickſale der Dame? Hat Sie vielleicht geliebt?“

„Gewiß hat ſie geliebt, ich wette darauf, ſie hat geliebt, ich will mich köpfen laſſen, wenn ſie nicht geliebt hat, ich —

„Still, Sie treiben ihren Scherz. Sie ſollten bedenken, daß die Sache ſehr wichtig iſt, daß ich Niemanden heilen kann, von deſſen Uebel ich keine Kenntniß habe.“

„Nun, daß ſie bei Ihnen iſt, ſcheint mir ſchon ein Beweis, daß ſie in der That krank iſt.“

„Noch nicht — noch lange nicht. Wenn Sie wüßten, François, wie ſchlecht die Menſchen draußen ſind, wie ſie gerade oft die Vernünftigſten zu mir ſenden, Leute, deren Vernunft den Vernunftloſen beſchwerlich fällt. Geht es ſo fort, ſo kann das Narrenhaus der Extrakt der Geiſtesblüthe unſeres Jahrhunderts werden. Doch dieſes bei Seite. Können Sie mir nicht wenigſtens das Buch nennen, in welchem ſie beſtändig lieſt?"

„Ja, es iſt der Titan von Jean Paul. Ein äußerſt gefühlvolles Buch, das ſie einſt von einem Freunde erhalten hat."

„Von wem? Darauf kommt alles an. Dieſe Spur kann auf große Reſultate leiten. Ein gefühlvolles Buch kann nur ein gefühlvolles Geſchenk eines gefühlvollen Mannes ſein. Da haben wir den magnetiſchen Rapport! Sie liebt den Mann, der ihr den Titan geſchenkt hat; er iſt für ſie ein Titan geworden, der den Himmel ihrer Einbildungskraft geſtürmt hat. O es iſt klar, die Literatur, die moderne Literatur iſt der feinſte Leiter des Magnetismus. Wie wäre es denn auch ſonſt erklärlich, daß ein Autor, der hier in Paris bei der Nachtlampe excentriſche Ideen auf's Papier ſtreut, fern in Stockholm oder Petersburg eine Dame nervenſchwach macht? O den Lauf der Ideen hat noch Niemand ergründet. Die Kraft der Dichtkunſt iſt ein Somnambulismus eigener Art. Der Poet ſieht mit einem uns unbekannten Organ Zuſtände und Herzenslagen, von denen er nie in der Wirklichkeit Kenntniß erhielt — er bringt hier einen Verſtand aus den Fugen, macht dort ein Herz ſchwärmend, wieder anderswo einen kranken Sinn geſund; wir nennen das natürliche Folge eines Geiſteswerks; aber iſt es ein Geiſteswerk? Ha, wenn wir die magnetiſche Kraft recht zu leiten verſtehen werden, ſo entdecken wir Bahnen des Geiſtes, die wir willkürlich hierhin, dorthin lenken können! Wir werden eine Folge von Ideen, wie eine Eiſenbahn, durch noch dunkle und barbariſche Länder führen, Licht dahin bringend, wo es gerade Noth thut, wir werden ſagen können, heute iſt die Frauen-Emancipation hier, übermorgen muß ſie in Spitzbergen oder Lappland eintreffen; man braucht nur das Feuer unter dem magnetiſchen

Dampfkeſſel zu verſtärken. O, welche Träume der Zukunft! Die Freiheit der Preſſe iſt nichts, als der aus ſeinen Banden erlöſ'te Magnetismus."

„Ach!" ſagte Franz, indem er dem Doktor die Hand reichte,

— — „Arm in Arm mit Dir,
So fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Der Doktor ſah lächelnd auf: „Alſo auch Sie ſind begeiſtert für meine Ausſichten, meine Pläne? Aber, mein Freund, die Zeit will erſt reif werden. So lange noch eine ganze Akademie zweifeln darf, ob eine Somnambule mit verbundenen Augen leſen könne oder nicht, ſo lange iſt die Barbarei noch nicht verſcheucht, ſo lange ſind wir noch ſchlimmer daran, als im berüchtigten Mittelalter."

„Aber, mein Herr," begann Franz, „Sie haben mich um ſo viel gefragt, kann ich mir nicht auch eine Frage an Sie erlauben? „Wie kam das alte Weib zu Ihnen, die ich ſo oft im Zimmer der jungen Dame ſehe?"

„Darin liegt kein Geheimniß," entgegnete der Magnetiſeur trocken. „Die Alte wurde vor einem halben Jahre ungefähr in dem nahe liegenden Gehölz in hülfloſer Lage gefunden, und als eine, mit deren Verſtand es nicht ganz richtig war, hierher gebracht. Ich ſtellte gleich in den erſten Tagen mit ihr ein Verhör an, und ſetzte mir aus ihren thörichten Reden ſo viel zuſammen, daß ſie eine Deutſche und willens war, nach Paris zu gehen, wo ſie Bekannte, oder eine frühere Herrſchaft aufſuchen wolle. Sie behauptet Beſitzerin ungeheurer Schätze zu ſein und aus ihrem Munde fliegen coloſſale Summen mit einer Leichtigkeit, wie ſie die großmüthigen Väter in der Comödie zu verſchenken pflegen. Dennoch hatte ſie kaum ein paar Lumpen auf dem Leibe, als wir ſie fanden. Es ſind ſchon verſchiedentlich Nachforſchungen angeſtellt worden, um ihre Angehörigen ausfindig zu machen, doch bis jetzt vergebens."

„Meinem Herrn muß ich melden, daß dieſe

Alte mit der kranken Dame verkehrt. Sie wiſſen, er hat ſtrengen Befehl gegeben, man ſolle Niemanden zu ihr laſſen.“

„Ich weiß, Herr François; allein bedenken Sie die allgemeine Nächſtenpflicht. Soll die arme, junge Frau in ihren düſtern Phantaſieen durch nichts erheitert werden? Das wäre grauſam. Ohnedies entſchließe ich mich nur ſchwer, die Briefe, die ſie mir anvertraut, Ihnen abzuliefern.“

„Hat ſie wieder ein ſolches Schreiben ausgehen laſſen? Geben Sie her.“

„Soll ich? Die Adreſſe lautet an einen Grafen Kall —.“

„Nichts, nichts — das ſind Namen, die keinen Sinn haben.“

„Aber ſie bat mich ſo rührend, dieſen Brief, in welchem, wie ſie verſicherte, ihre letzte Bitte vor dem Tode enthalten ſei, abzuliefern. Der Himmel weiß, was ich thun und was ich laſſen ſoll in dieſer ſonderbaren Angelegenheit.“

„Beſter Herr Doktor,“ rief Franz und ſteckte den Brief zu ſich — „das ſcheinen mir auch magnetiſche Einflüſſe, die Sie bekämpfen ſollten, vielleicht wirkt Metall dagegen. Verſuchen Sie es mal mit dieſer Rolle Napoleonsd'or.“ Er legte das Gold auf den Tiſch, und entfernte ſich eilig. „Der Menſch iſt witziger, als ich dachte,“ erwiderte der ſehr achtbare Anhänger der modernen Anſchauungen, indem er die Geldrolle zu ſich ſteckte. Er ſetzte ſich wieder an den Schreibtiſch, um an ſeinem Syſteme, das ſich damit beſchäftigte, die ſchnelle Verbreitung der Ideen durch den Magnetismus zu befördern, weiter zu arbeiten. Indeſſen geſtaltete ſich die Scene in einem der obern Gemächer des Irrenhauſes folgendermaßen.

Drittes Kapitel.

> — — there are some by nature proud
> Who, patient in all else, demand but this—
> To love and be beloved with gentleness:
> And being scorned, what wonder if they die
> Some living death?
>
> *Shelley.*

Eine junge Dame, die wir jetzt an ihrem Namen Leontine Hofer nennen wollen, ſaß an einem ſchon herabgebrannten Lichte und machte wiederum ihre melancholiſchen Schreibübungen, wie ſie der Arzt nannte. Eine Menge herumgeſtreuter Papierfragmente bewieſen, daß ihr auch jetzt der erſte Verſuch nicht gelungen war, und daß ſie an einem dritten, vierten, vielleicht ſchon an dem zehnten arbeitete. Im Hintergrunde des Zimmers thronte eine zuſammengebeugte Geſtalt, die einer Norne aus einem Walter Scottſchen Romane ähnlich ſah, auf einem erhöheten Sitze.

Der Brief Leontinens an Julian lautete, wie folgt:

„Hier weile ich, geliebter, grauſamer Mann, hier weilt Deine Leontine in ſpäter Nacht. An der Wiege Deines Knabens wacht der Wahnſinn und ich, die Mutter, bin fern von Dir, eingeſperrt unter Kranken und Thoren. Horch, wie der Sturm brauſet, Julian! Hab ich das um Dich verdient? Gott iſt mein Zeuge, mich gelüſtete nie, Deinen Namen zu tragen, die weltliche Ehre mit Dir zu theilen, magſt Du dieſe prunkenden Schätze geben, wem Du willſt, aber Dein Herz, Julian, das gehörte dem armen Mädchen, deſſen Jugendblüthe Du geknickt haſt. Ach, ich habe keine Worte für Dich. Warum auf alle meine Briefe keine Antwort? Man ſagt, daß Du Dich vermählſt — Julian, Julian, Deine Leontine ſtirbt; nur ein Wort des Troſtes für dieſes Herz. Als man mich grauſam an dieſen

Ort ſchleppte, wußteſt Du darum? Ließt Du es kalt und gleichgültig geſchehen, daß man mich unter Wahnſinnige ſperrte? Nein, nein — das ewige Licht iſt nicht reiner, als Dein Herz — Du weißt nichts davon. So laß Dir denn mein Mißgeſchick erzählen. Ich kam nach Paris in Geleitſchaft jenes rohen, abentheuernden Mannes, von dem ich ſchon ſo oft geſchrieben. Ich war ihm zur Laſt; er hatte, der Himmel weiß, was für Pläne mit mir; wir geriethen in die tiefſte Dürftigkeit und ich habe Tage und Nächte verlebt, wo ich und mein Kind von Hunger und Kälte auf das ärgſte litten. Zürne dem Hauptmann deshalb nicht — ach ich bin ihm noch ſo großen Dank ſchuldig, daß er mir erlaubte, mein armes Kind wieder zu mir zu nehmen. In Wien mußte ich es von mir thun und während unſrer ganzen Reiſe wußte ich nicht, was mit meinem Liebling geſchehen war. Ich habe dieſe traurigen Tage Gott geklagt, und er hat mich daraus errettet. Vor drei Wochen ungefähr ereignete ſich die Umwandlung meines Schickſals. Mein treues Mädchen, das man auch jetzt von mir genommen, erzählte es mir. In einer Mitternacht, ich lag von Kummer und Schmerzen ermüdet, in einem tiefen Schlaf geſunken, auf dem Lager, da traten zwei fremde Männer in mein Zimmer, der Eine nimmt mich in ſeine Arme, der Andre mein Kind und ſo tragen ſie uns Beide durch die Nacht fort. Draußen, von der kalten Luft angeweht, erwache ich; — erſchreckt rufe ich nach Hülfe, es bleibt Alles um mich finſter und ſtill. Man hat mich in einen Wagen geſetzt, und dieſer bringt mich unaufhaltſam bis hierher. Meine Begleiter verlaſſen den Wagen, ohne daß es mir möglich wird, ihnen ins Geſicht zu ſehen. Ohnmächtig werde ich in dieſes Haus gebracht, und ſeit kurzer Zeit weiß ich erſt, wo ich bin.

Julian, wenn Du Gott und die Ehre liebſt, befreie mich von hier. Bald, ſage ich Dir, bald! Es iſt keine Zeit zu verlieren, mein Herz iſt überreif zum Tode. Ich komme immer wieder darauf zurück, warum haſt Du mir das gethan? Ich wollte ja nichts, als Deine Liebe, und Du haſt mich grauſam durchs Leben gehetzt, und ſchickſt mich jetzt arm und verzweifelnd in den Tod! Glaubſt Du nicht, daß oben gerichtet werde, Julian?

Vergieb, meine Thränen löſchen dieſes letzte harte Wort aus. —

Wie fürchterlich die Nacht herankommt — die Nacht unter Wahnſinnigen! Unter mir höre ich abgebrochene Liedchen ſingen, ſo ſchauerlich heiter, wie ſie die Lippe der Thorheit ſpendet; dann höre ich wieder mein Kind jene gräßlichen bangen Athemzüge thun, die mir, als die Vorboten des Todes, durch das Herz ſchneiden. Ueberall Wahnſinn und Tod und draußen die ewige Nacht! —

Komm herauf, Geiſt meiner Jugend! rette, ſchütze mich! lehre mich jene frommen Kindergebete ſtammeln, die die böſen Träume von uns ſcheuchen. Ach, ſtatt des Namens Gott, kommt mir immer der Deinige auf die Lippe.

Weit, weit am finſtern Horizont, glaube ich die tauſend Lichter von Paris zu ſehen; Du mitten im Glanze! Wie ſie Dich umgeben, die ſchönen Frauen, die noch ſchönern Mädchen, keine bleiche Wange darunter, und kein Auge voll Thränen Ja, um Dich herum muß Leben ſein — Du biſt die ewige Quelle der Jugend und des Lebens — ich bin ferne von Dir, und darum ſind meine Wangen fahl und mein Blick trübe.

Horch, es ſchlägt Mitternacht! Es ſingen die Wahnſinnigen unten in der Kirche — ein ſchauerliches Lied, das die ewige Barmherzigkeit, wenn es möglich wäre, daß ſie jemals in Schlaf ſänke, aufrütteln müßte, mit ehernem Arme. Sie loben Gott, die Elenden. — Ohne daß ſie es wollen, werden ihre Pſalmen Läſterungen. Ich allein bin in dieſem Hauſe die Geſunde. — Dadurch, daß ich mich an den Gedanken an Deine Liebe klammre, hat der Wahnſinn ſeine Macht an mir verloren; aber giebſt Du mir nicht die Hand — ſtößt Du mich vielleicht noch gar mit Willen von dieſem rettenden Brette herab, dann verſinke auch ich in den ſchwarzen Abgrund! Dann ſinge auch ich mit lächelnder Miene das gräßlich verzerrte Danklied zum Himmel empor.

Ich will Dir ein Geheimniß vertrauen; ich und die Alte ſinnen auf Flucht. Der Arzt, der mich beſucht, iſt gegen mich gütiger, als gegen die Andern, und oft hat er mir ſchon geſagt: „Sie ſind wahrlich ganz geſund, Madame; ich weiß nicht, was ihre Vormünder mit ihrer Einkerkerung hier beabſichtigen.“ Zu dieſen Reden pocht mein Herz ſo ungeſtüm, wie damals, als ich den erſten Kuß von Dir empfing. Die Freiheit iſt etwas Köſtliches! So hinaus zu ſtreifen, über das Feld, den Wieſenſteg entlang, dann der breite Fahrweg — Spaziergänger, Reiter — endlich die Vorſtädte von Paris, die Straße, wo Du wohnſt — Gott! Dein Haus — Du, Du ſelbſt! In Deinen Armen! — Mich tödtet die Freude. Ich beſitze noch eine kleine goldne Kette; ſie kommt von Dir. Sorglich verbarg ich ſie vor der Habgier des Hauptmanns, jetzt will ich ſie als das Einzige, was ich habe, opfern, um den Arzt zu beſtechen, daß er mich fliehen laſſe. Doch ſoll ich das? Iſt es nicht beſſer, ich vernichte dieſe ganze Stelle? Mein Kopf ſchwindelt, ich weiß nicht, was ich thun ſoll. Die Alte winkt mir. Ich ſoll das Licht auslöſchen, ſchon zweimal habe der Cuſtode an meine Thür geklopft. — Unmöglich! Ich kann im Finſtern nicht ſein; dann kommen meine Träume über mich, dann das Bild des Todes. Gott ſei mir gnädig! Werde ich wie eine Chriſtin zu ſterben wiſſen?“ — —

(Einige Stunden ſpäter.)

„Der Morgen erwacht. Weder ich, noch die Alte haben geſchlafen. In der Dunkelheit — denn mein Licht erlöſchte, und ein neues wagte ich nicht zu fordern — haben wir heimlich über unſre Flucht geſprochen. So ſpricht der Fromme über den Himmel, der Geliebte über ſeine Liebe — heimlich ſicher, in faſt lautloſem Entzücken, jedes Wort ein Gebet. Die Alte hat alle Gelegenheiten ausgeſpürt, ſie weiß, wo zu einer gewiſſen verſteckten Pforte die Schlüſſel liegen, und wenn wir auch dieſe nicht haben, mit dem Auge hab ich ſchon tauſendmal die Höhe der Mauer gemeſſen, ſie iſt nicht ſo unüberſteiglich, als der Schmerz, und dieſen, und zwar den ſchlimmſten, zu überſtiegen, haſt Du mich hinaufgepeitſcht. Ich weiß wie viel ich meinen Kräften zumuthen darf, Du haſt mich gelehrt, mich ſelbſt kennen, ohne Dich wüßte ich nicht, daß man leben könnte, ſo wie ich lebe.

Noch ſind einige Tage bis zum Mondwechſel — dann haben wir finſtre Nächte, dann gelingt unſer Verſuch. Was thut's auch, wenn ſie mich ergreifen, ich ſterbe dann, und das geſchähe auch ohnedies; denn meine Zeit iſt um. — Nur Dich möchte ich noch einmal ſehen, in Dein Auge blicken, in dieſes Auge, aus deſſen Lächeln ich

Leben ſog. Wie kenne ich dieſes Auge gut! — wie ein Sklave ſeinen Herrn kennt. Du kannſt mir nichts Neues damit ſagen, vom leiſeſten, Dir ſelbſt kaum bewußten, Lächeln bis zum rollenden Feuer und glanzſprühenden Ausdruck der Leidenſchaft habe ich alle Momente dieſes Auges durchgemacht.

Ich will ſie nie betrachten, die Du Dir auserſehen haſt — ſie ſoll ſchön ſein. Die Alte erzählt mir, daß ſie Dich geſehen habe, ſie nennt Deinen Namen, und wenn ſie Dich beſchreibt, iſt es mir, als wäre ein ſchwaches Abbild von dem, was in meinem Herzen lebt, auch auf Andre übergegangen, aber dann fällt mir ein, daß ſie im Wahnſinn ſpricht, daß ſie verwechſelt und verwirrt die Erſcheinungen ihres Bettler-Daſeins vorträgt, und glaubt, daß ihr das geſchehen ſei, was ſie doch nur hat erzählen hören. Sie hegt einen wilden, abentheuerlichen Haß gegen alle Reiche, und wenn ſie dieſe Region ihrer Vorſtellungen berührt, meldet ſich der Wahnſinn.

Ich bin oft zweifelhaft, ob er ſich auch bei mir nicht ſchon eingeniſtet hat. Iſt denn nicht dieſer ewig quälende Glaube an Deine Liebe, trotz deſſen, daß Du nicht das kleinſte Zeichen davon mir haſt zukommen laſſen, ſchon Wahnſinn? Haſt Du mein Teſtament erhalten, das ich vor einigen Monaten zurück, da ich, wie jetzt, zu ſterben hoffte, aufſetzte. Ich habe es, ſammt den Briefen, die ich Dir ſchrieb, nicht wieder geſehen. Sie gehen ſchrecklich mit mir um, dieſe Menſchen.

Meine Augen ſind erblindet, meine Hand weigert ſich immer wieder, todte Buchſtaben hinzuzeichnen — Lebe wohl! Ja, lebe wohl — ich wünſche Dir nichts Uebles. Ich werde mein Herz faſſen und bezwingen; es ſoll lernen Dich lieben, wenn es auch von Dir keines Blicks mehr geachtet wird.

Dieſer Brief wird ſicherlich in Deine Hände kommen; es giebt Engel, die ſolche Todesbriefe beſorgen, wenn Menſchen es nicht thun. Ich werde dem Arzte ganz einfach ſagen, daß mein

Leben davon abhängt, ob Du dieſe Zeilen erhältſt oder nicht, und ſei gewiß, ich werde es mit einer Miene, mit einem Blicke ſagen, daß er mir ohne weitere Worte glauben wird. —

Deine Leontine."

Viertes Kapitel.

Wage es mit uns, es ſoll unſer aller ein Beutel ſein.

Sprüche Salomonis 1, 14.

Die beiden einſamen Bewohnerinnen der obern Stube mit der ſchönen Ausſicht, ſaßen beiſammen und Martha, die Bettelfrau, erzählte auf ihrer eigenthümlichen Weiſe, trocken und doch dabei leidenſchaftlich, die Geſchichte ihrer frühern Jahre der jungen Leidensgenoſſin. Wir haben zum Theil dieſe Abentheuer ſchon erfahren. Sie wurden von Leontinen anders, mit weit mehr Gleichmuth, aufgefaßt, als von Sara'n. Die unglückliche Gräfin Kallenfels fand in den Ausbrüchen von Trotz und Wildheit, in dem bis zur Raſerei ſich ſteigernden Haß und in den völlig thörichten Vorſätzen der Alten, nur Beweiſe der geſteigerten Geiſteskrankheit, und that aus dieſem Grunde nichts, um die angeführten Thatſachen zu beſtreiten oder die daraus gezogenen Folgerungen zu widerlegen. Ihr eigenes Leiden geſtattete ihr nur eine vorübergehende Aufmerkſamkeit auf die Bekümmerniſſe Anderer. Sie zeigte nur hie und da auf eine Uebertreibung in den Berichten, oder verwies die Zürnende und Spottende auf Ergebung und Demuth. Allein grade dieſe ſanften Einreden waren am meiſten geeignet, den unbändigen Hohn der Alten zu entflammen. Sie brach dann in offene Gottesläſterungen aus und erſchreckte ihre Zuhörerinnen durch ſo wilde und energiſche Reden, wie ſie ſie nie, aus einem weiblichen Munde kommend, für möglich gehalten hatte.

Die Alte hatte ſich lange Zeit mit einer kleinen blechernen Kapſel herumgetragen, ohne daß Leontine erfuhr, welch ein geheimnißvoller Gegenſtand die Hülle berge. In Folge des Ge=

ſprächs brachte ſie jetzt dieſen Schatz hervor, öffnete ihn jedoch nicht, ſondern ſetzte ihn vor ſich hin, indem ſie mit funkelnden Blicken ſagte: „Hier hab ich den Teufel gefangen, der uns alle elend macht.“ Leontine griff nach der Kapſel und wollte ſie öffnen. Die Alte fiel ihr in den Arm und ſchrie mit einer gräßlichen Stimme: „Nicht geöffnet — nicht geöffnet! Ich könnte Euch ermorden, wenn Ihr den Satan hier in Freiheit ſetzen wolltet.“ Leontine erſchrak, und ſetzte ſtill die Doſe wieder auf den Tiſch.

„Ihr habt Siegellack und ein Petſchaft“ — hub die Alte wieder bittend an, „erlaubt mir beides. Hier hab ich ein Bändchen — vom Scharfrichter; es iſt von dem Stricke eines Erhenkten losgedreht — das bindet, das löſet kein Meſſer und keine Scheere! Gebt — ſeht, ich binde es um die Teufelskammer, es paßt grade in die Fuge, und nun ſchürze ich den Knoten. O, ich kann Zauberknoten ſchürzen. Dieſer hier, iſt einer Habt Ihr das Siegel bereit?“

„Hier iſt es," erwiderte Leontine, indem ſie ſich gleichgültig abwandte und aus dem Fenſter blickte.

„Gut, aber jetzt nehmt mir nicht übel, daß ich mir auch ein paar Tropfen von dem Blute eines Kindes ausbitte."

„Seid Ihr toll?" ſchrie Leontine und ſprang auf.

„Toll?" ſagte die Alte lächelnd. „Wenn nur Alle ſo klug wären, wie ich." — Sie trat ſchmeichelnd zu jener — „gebt mir das Blut. Ich ſage Euch, nur ein paar Tropfen, ſo viel, wie eine Mücke zu ihrem Frühſtück braucht. Das Siegel bindet ſonſt nicht, es muß das Blut der Unſchuld dabei ſein." Sie nahm eine Nadel vom Tiſche und bewegte ſich gegen das Bette des Knaben zu. Leontine warf ſich ihr in den Weg.

„Keinen Schritt weiter, Ungeheuer! Wo war meine Vorſicht, daß ich Dir ſo lange mein Köſtlichſtes anvertraute?"

„Laßt mich! — Ich will auch mit einem Tropfen zufrieden ſein."

Leontine ſtieß die Andringende mit aller Gewalt von ſich, indem ſie zugleich Hülfe rief. Die Alte hielt ihr die magre Hand vor den Mund. „Still, um Gottes und der Heiligen willen ſtill! Kommen Leute, ſo ſind wir Beide verloren. Man erfährt mein Geheimniß, nimmt mir die Kapſel und der gefangene Teufel gewinnt die Freiheit wieder. Still, ſag ich! Ich thu Deinem Kinde nichts zu Leide, alberne Mutter. Ich will verſuchen ohne Blut zu ſiegeln, allein ich fürchte, es wird nicht binden.“

„Von jetzt an, ſollſt Du mir nicht mehr an jenes Bette,“ rief Leontine drohend, und ſetzte ſich zu ihrem gefährdeten Liebling, der unbewußt der Scene, die um ihn ſpielte, ruhig ſchlummerte. Die zärtliche Mutter drückte einen leiſen, aber innigen, Kuß auf ſeine bleichen Wangen. Unterdeſſen war die Alte mit ihrem Zauberwerke beſchäftigt. Sie murmelte Sprüche und drückte das Siegel auf die Kapſel, indem ſie ſich dabei im Kreiſe herumdrehte und ein Lied ſummte. Ihre lange, dürre Geſtalt, behängt mit einem ärmlichen abentheuerlich geordneten Putz, nahm ſich gegen das helle Fenſter dunkel und grauſenerregend aus. Die arme geängſtete Mutter, im Hintergrunde des Zimmers, verfolgte, über das Bette des Kindes gelehnt, jede Bewegung der Wahnſinnigen.

Endlich erklärte die Alte ihr Werk für beendigt und verließ das Zimmer. Sie begab ſich unten in die kleine Wächterſtube Etienne's; mit dem ſie noch ein wichtiges Wort zu ſprechen hatte, wie ſie Leontinen heimlich zuflüſterte; denn die Nacht, die von Beiden zu ihrer Flucht beſtimmt war, rückte heran.

Etienne war eine Art Caliban; ein verwachſener, kaum drei Fuß langer Burſche, ſchieläugig und mit ſtruppigem rothen Haar. Mit allen dieſen Eigenſchaften war er jedoch die rechte Hand des oberſten Wächters, und da dieſer wiederum der nächſte Vertraute des Inſpektors war, ſo konnte man mit Recht behaupten, der gräßliche Etienne war Alles in Allem im Irrenhauſe. Er ſaß, als Martha zu ihm eintrat, in ſeinem Stübchen, nach Weiſe eines Affen, mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Tiſche und ſchnitt der Beſucherin eine entſetzliche Grimaſſe zu. Dieſe Sonderbarkeit war keine Folge unwillkürlicher Gewohnheit. Etienne hatte ſein Syſtem eben ſo gut, wie der Doktor Magnetiſeur, nur daß er es auf weit unſchuldigere Erfahrungen gründete. Er hatte, da er einen großen Theil ſeines Lebens mit Wahnſinnigen zu thun gehabt, immerdar gefunden, daß dieſe Thoren nichts ſo ſehr aufbringt, als die Weisheit, die man ihnen gegenüber zeigt. Der Egoismus eines Wahnſinnigen iſt ein koloſſaler, ein ganz unbändiger: ſie ſind alle Fürſten ihres Ichs, und man kann ihnen, wie den Fürſten, am beſten beikommen, indem man ſich ihnen ſcheinbar unbedingt unterreiht. Etienne wußte das und ſein Studium ging nun dahin, jedem ſeiner Pflegebefohlenen ihre Tollheit abzulernen. Die Sache war durchaus nicht leicht. Die ewigen Sprünge, die der taumelnde Geiſt ſeiner Originale machte, veranlaßte Etienne immer wieder, wenn er einen Charakter abgeſchloſſen wähnte, wieder neue Züge hinzuzufügen oder fortzunehmen; allein er ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, er ruhte nicht eher, als bis er, bis in die kleinſten Nüancen hin, ſein Original kopirt hatte. Es war ſchade um ſolch ein Talent. Etienne wäre ein guter Schauſpieler geworden; er hätte ganz Frankreich durch Darſtellung des Lear entzückt, während er jetzt in einer Narren-Zelle debütirte, und keinen andern Lohn ärndtete, als daß ohne Kette oder Peitſche der Unglückliche ſeinem Verlangen Folge leiſtete, angezogen durch die geheimen Sympathieen, die er in ſeinem Wärter wahrzunehmen glaubte. Wenn Etienne daher nicht oben beſchäftigt war, ſo ſaß er in ſeiner Zelle, um in drei Stunden ſechs Mal auf verſchiedene Weiſe wahnſinnig zu ſein. Es gehörte eine ſo dauerhafte, compakte Geiſteskraft dazu, wie ſie der kleine Caliban vom Himmel erhalten, um bei dieſen infernaliſchen Uebungen nicht um ſeinen eigenen Verſtand zu kommen; aber Etienne ſuchte ſich auf ſich ſelbſt gleichſam wieder zu beſinnen, indem er nach jeder neuen abgeſpielten Wahnſinn-Stunde ein lautes höhniſches Gelächter aufſchlug und ſich zufrieden die Hände rieb. Eben als Martha hereintrat, war eine ziemlich ſchwierige Verſtellung beendet. Er blieb erſchöpft auf dem Tiſche ſitzen und betrachtete die Ankommende mit einem zweifelhaften unruhigen Blicke. Jene hob in ihren Händen die Blechkapſel hoch empor und auf einem Holzbänkchen ſich niederlaſſend, rief ſie: „Nun, hier iſt das Unglück eingekerkert, wann werde ich es es nun mit Eurer Erlaubniß, Rothkopf, in die Erde ſcharren können?“

„Der Teufel weiß, was in dem Dinge ſteckt,“ ſagte Etienne und rieb ſich hinter'm Ohr. „Ich kann Dir die Schlüſſel zur Pforte nicht anvertrauen, Alte.“

„Nicht?“ rief Martha höhniſch. „Nun ſo

bleibe was Du biſt, ein elender, verwachſener, verächtlicher Menſch.“

„Und was willſt Du für mich thun?“ fragte der Kleine mit zweifelnder Miene.

„Was ich für Dich thun will? Ich gebe Dir Gold, und Gold iſt Tugend, Ehre, Schönheit, Tapferkeit — Gold iſt Gott!“

„Du ſiehſt mir nicht darnach aus, Alte, als wäreſt Du dieſes Gottes Gott,“ ſagte Etienne mit ſeinem halb höhniſchen, halb gutmüthigen Lächeln. „Wo haſt Du denn Deine Schätze?“

„Hier iſt, was an Werth kein König mit ſeiner Krone mir bezahlt.“

„Laß ſehen.“

„Oeffne es nicht. Ich will es vergraben, damit endlich die Welt frei werde. Mit dieſem Golde wird alles übrige von der Welt verſchwinden, und an ſeine Stelle wird wieder das Menſchenherz treten, dieſes edle rothe Gold, das bis jetzt erdrückt worden iſt von dem gelben Kothe. O, wie herrlich wird es dann ſein auf dieſer

Welt zu leben! Die Erde wird uns wieder ernähren, es werden keine Maſchinen mehr ſauſen und kein Armer wird um den Preis eines Stück Brot's die Laſter und den Schmutz der Reichen verſchlucken müſſen. Kein ſchmutziger Jude wird ſeine Papierberge aufbauen und ſprechen dürfen: „Die Aecker, die Wieſen, die Früchte ſind mein und ich laſſe der Creatur nur ſo viel zukommen, als ich will.“ Es wird nicht mehr eine Hälfte der Menſchen zu Schmach, Elend, Hungertod und Verbrechen verdammt ſein, während die andere ſchwelgt und feiert. O, fort mit dieſen ſchaamloſen, niederträchtigen Reichen — wir wollen ſie von ihren ſeidnen Pfühlen reißen, wir wollen ſie in den Schmutz treten, wo ſie uns ſo lange hineingetreten haben. Laß ſie die harten Abſätze unſerer Füße auf ihrem Nacken ſpüren, dieſes Schachergeſchlecht, das keinen Gott und keinen Teufel kennt, das nichts weiß, als wie es nur Genuß an Genuß, Gewinn an Gewinn reiht, das feſtſitzt, wie die Wanze, am Geldkaſten, das ſich mit unſerm Blute mäſtet und ſtinkend in ein frühes Grab fällt. He, Etienne, wie gefällt Dir dieſes Geſchlecht von Schurken?“

Der ehrliche Caliban war viel zu vorſichtig und dazu von ſeinem Syſtem zu ſehr eingenommen, um hier zu widerſprechen. Er wiegte den Kopf wie Einer, der in tiefe Gedanken verſinkt. „Ihr habt ganz Recht,“ ſagte er nach einer Weile, „wir müſſen die Angeſehenen und Reichen vernichten: wir, ich Etienne und ihr Martha. Obgleich wir beide jetzt in einem Irrenhauſe ſitzen, ſo ſind wir doch geſcheidter, als Alles, was in der Welt ſo genannt wird. Nur Muth, ſag ich — das Uebrige wird ſich finden. Aber wieder auf Eure Schätze zu kommen, Mutter, ich dächte, es wäre nicht mehr wie billig, daß Ihr für den Dienſt, den Ihr fordert, mich im Voraus bezahltet.“

„Du ſollſt haben, was Dein Herz verlangt,“ ſagte die Alte, „nur halte um drei Uhr gegen Morgen die Pforte geöffnet. Das iſt die Zeit, wo es Niemandem einfällt, nach meiner jungen Dame zu ſehen.“

„Die junge Dame? Ich weiß nicht, Martha, ob ich die mit Euch gehn laſſen darf. Was Euch betrifft, ſo iſt Eure Flucht von keiner großen Bedeutung, aber jene — “

„Ihr ſeht ja aber, daß ſie ganz geſund iſt, daß man ſie ohne alle Gründe eingekerkert hält? Wie oft habe ich Euch ſchon geſagt, daß der Mann der jungen Frau, der ſie vergeblich ſucht, große Belohnungen Euch zukommen laſſen wird.“

„Ja, wenn ich ſie ſchon hätte.“

„Nun, was ſagt Ihr zu dieſem Ringe? iſt er nicht ſeine paar Sous werth?“

„Pah! — St. Denys! Meine liebe Frau zu Amiens! Ich wette mit Euch, daß dieſer Ring ſeine fünf hundert Franks werth iſt. Ei, was für ein hübſches Steinchen iſt das? Ihr müßt wiſſen, daß ich in meiner Jugend bei einem Juwelier in die Lehre gethan ward. Ach, ich bin Euer gehorſamer Diener.“

„Das haſt Du nicht nöthig, Rothkopf! Kein Menſch ſoll dem andern dienen. Das iſt eine Redensart, die wir verbannen müſſen, wenn wir an das Regiment kommen. Alſo Du biſt nun überzeugt, daß ich in dieſer Kapſel noch mehr dergleichen habe?“

„Vollkommen, Frau Martha. Ihr habt einen hübſchen Wahnſinn, er bricht in Brillanten aus. Als Ihr geſund waret, hattet Ihr vielleicht Ideen, die eben ſo viel werth waren, der Wahnſinn nahm ſie Euch und gab Euch für denſelben Werth ächte Steine.“

„Nun wird die Pforte offen ſein?“

„Kommt nur. Um drei Uhr werde ich Euch erwarten, nur hängt ein Mäntelchen um, denn die Morgen ſind kalt.“ Martha entfernte ſich und Etienne ſah ihr mit ſpöttiſchem Lächeln nach. „Auf jeden Fall will ich mir den Rücken wehren. Eure Flucht ſoll nur ſo weit gehen, als ich es grade für nöthig finde.“

Die Alte ging, um Leontinen von dem Ergebniß ihrer Unterhandlungen in Kenntniß zu ſetzen. „Ich habe das Meinige dazu beigetragen,“ ſagte ſie ungewöhnlich ernſt, „ich gab einen Ring hin, den mir meine Gebieterin ſchenkte, damit ich, wenn ich einmal von ihr getrennt würde, vor dem Verhungern geſchützt ſei. Thun Sie jetzt das Ihrige, liebe Frau.“

Um drei Uhr waren beide Frauen, Leontine mit ihrem Kinde in ihren Mantel eingeſchlagen, vor dem Pförtchen. Es war dunkel und eine rieſige Geſtalt bewegte ſich auf ſie zu. Die Furcht vergrößerte die drei Fuß Höhe des ehrlichen Etienne zu ſechs und ſieben Fuß. Ein freudiges Zittern befiel Leontinen, als ſie die Pforte in ihren Angeln knarren hörte und das offne Feld ſich vor ihnen ausbreitete. Mit eiligen Schritten, einem gejagten Wilde gleich, war die kleine mit Gehölz bewachſene Anhöhe erreicht; kaum vermochte Etienne ihnen zu folgen. Als Beide ſich umſahen, ſtand er vor ihnen. „Was willſt Du, mein Freund?“ fragte Leontine erſchrocken. „Nichts, als Euch nach Paris begleiten, ſchöne Frau! Ich muß doch in der That wiſſen, wo Ihr bleibt.“

„Das iſt gegen die Abmachung“ flüſterte ſie und ſah ſich ängſtlich nach Martha um, doch dieſe war nirgends zu erblicken. Nach einigem Suchen fand man ſie hinter einer Baumgruppe, wie es ſchien, beſchäftigt, etwas zu verſcharren.

„Bleibt ferne!“ ſchrie ſie heftig, als die Beiden ſich ihr nähern wollten, ich vergrabe hier das Unglück der Welt. Niemand wage es, in meine Nähe zu kommen!“ Sie ſang ihre Zauberſprüche und man ſah ſie ſich im Kreiſe wild und immer wilder bewegen. Leontine ſchauerte vor Grauſen und Kälte zuſammen; ſie wollte ihren Weg fortſetzen, doch Etienne hielt ſie am Arm zurück. „Nicht einen Schritt weiter!“ rief er befehlend. „Ich ſehe dort den Knecht des Verwalters übers Feld kommen; er hat uns bemerkt und Ihr müßt jetzt wieder in den Käfig, ſchöne Frau.“ — „Gott gieb mir

Kraft!“ rief die Arme, mit einem Blick gen Himmel. Sie hielt im einen Arme ihr Kind, mit dem andern rang ſie auf das Heldenmüthigſte mit Etienne. Unterdeſſen hatte Martha ihr Werk vollendet, und eilte zur Hülfe herbei. Die derbe kleine Geſtalt des Puckligen hätte über die beiden Frauen dennoch den Sieg davon getragen, wenn ihn nicht plötzlich ein Gedanke der Beſorgniß andern Sinnes gemacht hätte. Es lag ihm vor allen Dingen daran, den vergrabenen Schatz nicht zu verlieren; er ſah den Knecht des Verwalters grade nach der Gegend hin ſeinen Weg nehmen; ein Augenblick der Verzögerung konnte ihn um Alles bringen; er ließ daher vom Streite ab, und während er mißmüthig und lauernd ſtehen blieb, war die weiße Geſtalt Leontinens, wie eine flüchtige Taube, ſchon in die Schatten des Wäldchens entflohen. Martha folgte ihr. Ein ſtarker Morgennebel, der jetzt aufſtieg, trug noch mehr dazu bei, die Flüchtigen dem nachſchauenden Auge des Wächters unſichtbar zu machen. Er eilte auf den Platz, den er ſich gut gemerkt hatte, warf ſich gleichſam wie ermüdet darauf, und verharrte dort ſo lange, bis er die Gegend frei von einem Lauſcher ſah. Dann erhob er ſich vorſichtig, ſcharrte die nur loſe liegende Erde hinweg und zog mit einem triumphirenden Lächeln die Blechkapſel hervor. Schnell war ſie in den Buſen geſchoben und erſt in ſeiner einſamen Klauſe angelangt, wagte er ſie zu öffnen. Wie erſchrak er, als ſie nichts enthielt, als eine kleine Kupfermünze.

mer ſeine keuchenden Schritte zählte? An jedem Kieſel unſerer Straßen ſtreiſte ſchon irgend wann ein Diamant, oder es netzte ihn eine Thräne.

Eine halbe Stunde hatte Leontine faſt in angeſtrengtem Laufe zurückgelegt, als eine völlige Erſchöpfung ihrer Kräfte ſie übermannte und ſie zwang, einen Ruheplatz zu ſuchen, beide Wanderinnen ſetzten ſich unter einen Baum am Wege. Martha, die durch das innigſte Mitleiden für ihre junge Leidensgefährtin bewegt wurde, nahm was von ihren ärmlichen Kleidungsſtücken nur irgend entbehrlich war, um es um Mutter und Kind zu legen, ſie vor dem Anhauch der kalten Morgenluft ſchützend. Leontine, einer Ohnmacht nahe, lehnte ihr Haupt an den Baumſtamm, ihre kraftloſen Arme vermochten kaum das weinende Kind zu halten, die Kniee ſchlugen vor Kälte zuſammen. Die Alte nahm die zarten Füße in ihren Schooß, und indem ſie ſie mit ihren Händen zu erwärmen ſuchte, murmelte ſie vor ſich hin: „Ihr ſeid nicht geſchaffen, den harten Weg der Entbehrung und des Elends zu wandeln. Euch erzog und pflegte die Liebe; aber wo ſind nun die warmen Teppiche, die ſie euch unterbreitete? Es iſt doppelt hart, das Unglück dulden zu müſſen, wenn man die Süßigkeit der Verwöhnung und des einſchmeichelnden Luxus gekoſtet hat.“ Leontine löſte mit großer Anſtrengung eines ihrer Tücher ab, um es der Alten zu geben, die ſich ihrer Hüllen beraubt hatte. „Nein, nein!“ rief dieſe abwehrend. „Ich bin harter Art. Mir haben ſie nie Teppiche untergebreitet. Niemand hat ſich die Mühe gegeben, dieſem alten Körper und dieſer trotzigen, unbeugſamen Seele zu ſchmeicheln. Laßt mich. Aber für Euch wäre es gut, wenn wir weiter gingen. Verſucht es doch, liebe kranke Frau, nehmt an Kräften zuſammen, was Ihr noch findet, und laßt uns unſeren Weg fortſetzen. Hier in der Kälte zu ſitzen, taugt nicht. Im Gehen wird Euch beſſer werden. Kommt, kommt, ſtützt Euch auf meinem Arm.“

Leontine ſtrengte ſich an, um ſich vom Boden aufzuraffen, allein vergeblich; ihre Kniee ſchienen ihr wie gebrochen, ſie ſank wieder zurück, und eine Todtenbläſſe breitete ſich über ihr Geſicht, die bläulichen Lippen bebten, ihre Augen waren geſchloſſen. „Gott!“ rief die Alte, „ſie ſtirbt! Ich kann weder ſie noch das Kind retten.“ Sie warf ſich vor ihr auf den Boden, und bedeckte mit ihren Küſſen die erſtarrten Füße und Arme Leontinens; dann ſprang ſie auf, eilte auf eine Anhöhe am Wege, von wo ſie die Straße überſehen konnte, und rief mit lauter Stimme einen vorüberfahrenden Wagen an. Es war ein leer nach Paris zurückfahrendes Mieth-Kabriolet. Welch ein herrlicher Fund für die Verlaſſenen. Leontine und ihr Kind wurden in den Wagen gehoben, und die Alte ſetzte ſich auf den Kutſcherſitz. Es ging jetzt raſch den Thürmen von Paris entgegen.

Wer vermag die Empfindungen Leontinens zu ſchildern, als ſie aus ihrem faſt bewußtloſen

Zuſtand erwachend die Straßen, die Plätze wieder ſah, die ſie vor wenig Monden zurück ſo freudig begrüßt hatte, als durch die Anweſenheit des Geliebten geheiligt. Ihre Kräfte erſtarkten von Neuem, ihr Herz ſchlug wie in den glücklichſten Momenten ihres Lebens. Auf einem der größeren Plätze hielt der Wagen, und der Führer verlangte zu wiſſen, wohin er zu fahren habe. Das war eine Frage, die weder Leontine, noch Martha zu beantworten wußte. In dieſem ungeheuren Häuſer-Meer, in dieſem erdrückenden Gewühl von Menſchen, die durch die engen Straßen flutheten, wo ſollte das Haus bezeichnet werden, in dem ein einzelner Ausländer wohnte, deſſen Namen noch dazu dem franzöſiſchen Ohre ſo unverſtändlich klang. Aber der ſtarke, muthige Geiſt, der über die unglückliche Verwaiſte gekommen war von dem Augenblicke an, wo ſie die Häuſer von Paris erblickt hatte, verließ ſie auch in dieſer peinlichen Verlegenheit nicht. Sie erinnerte ſich, vom Hauptmann die Straße nennen gehört zu haben, wo ſich das Fremden-Büreau befand, ein Ort, wo Erkundigungen mancherlei Art über die Zeit der Ankunft und über den Wohnort der Ausländer und der Reiſenden eingezogen werden konnten. Sie nannte die Straße, und nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Thorweg des Hauſes. Zitternd ſtieg ſie die Stiege hinauf. Die Alte wollte ihr das Kind abnehmen, aber ſeit dem Vorfalle im Irrenhauſe vertraute ihr Leontine nicht mehr. Es koſtet Mühe, ſich durch das Gedränge im Vorgemach Weg zu bahnen; die fieberhafte Aufregung wich wiederum dem Andrange der Erſchöpfung, ſie war von Neuem einer Ohnmacht nahe und ſchwankte, um ſich an die Wand zu lehnen. Ein junger Mann, der ſeinen Blick ſchon bei ihrem Eintritt auf die blaſſe, junge Frau mit Theilnahme und Neugier gerichtet hatte, trat jetzt zu ihr und bot ihr ſeinen Arm an. Sie nahm ihn an und ſtammelte einen kaum hörbaren Dank. „Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen, Madam?“

fragte er franzöſiſch — „Ach, mein Herr,“ entgegnete Leontine deutſch — „wie dankbar würde ich ſein, wenn Sie mich an den Tiſch des Sekretairs hinführten.“ „Sie ſind eine Deutſche, eine Landsmännin,“ rief der junge Mann mit Ueberraſchung. Leontine nickte. — „Aus welcher Gegend, wenn ich fragen darf?“ — „In der Nähe von Genf ward ich geboren, den größten Theil meines Lebens verbrachte ich in der Gegend um Hannover.“ — „Hannover! Iſt's möglich, auch ich bin aus Hannover.“ — „Ach, mein Herr, wenn Sie mich nur an den Tiſch des Sekretairs führen wollten.“ — „Sogleich — aber vielleicht kann auch ich Ihnen die gewünſchte Auskunft geben. Der Sekretair iſt ſehr beſchäftigt und wir werden lange warten müſſen.“ — „Gut denn, mein Herr, ich werde warten.“ Leontine erinnerte ſich in dem Augenblick, als ſchon der Name des Geliebten auf ihren Lippen ſchwebte, des namenloſen Elends, dem ſie überantwortet worden war, indem ſie damals ihr Geheimniß dem Hauptmann verrieth, und ſie ſchwieg. Der junge Mann blickte ſie theilnehmend an. „Nehmen Sie Platz auf jener Bank,“ ſagte er nach einer Pauſe, „Sie ſind erſchöpft, und können das längere Stehen nicht ertragen. Ich werde Ihnen eine Erfriſchung bringen.“ Er entfernte ſich und Leontine ſetzte ſich nieder. Kaum bemerkte ſie jedoch, daß das Gedränge um den Tiſch ſich etwas verlor, als ſie ſich Platz machte und ihr Begehren vortrug. Sie erhielt auf einem kleinen Zettel die Hausnummer und die Straße aufgeſchrieben, in der Graf Kallenfels wohnte. So eilig, als ſie es vermochte, trat ſie den Rückweg an. Auf der Treppe begegnete ſie dem jungen Manne, der auf dem Teller ein Glas Wein und Biscuits trug. Sie dankte ihm, und er ſah ſie verwundert an. — „Sie haben gefunden, was Sie ſuchten?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Ich wünſche Ihnen Glück. Es iſt in Paris nicht leicht, ſeine Bekannten zu finden Erlauben Sie, daß ich Ihnen in den Wagen helfe.“ Er führte ſie herab und als Leontine dem Miethkutſcher die bezeichnete Straße und das Haus nannte, ſtutzte er, trat jedoch beſcheiden zurück, ohne weiter ſeine Hülfe anzubieten, da man ihrer nicht begehrte.

Mit einem Herzklopfen, das ſie zu erſticken drohte, ſaß Leontine im Wagen. Sie hätte deſſen Lauf beſchleunigen mögen, und doch wieder zitterte ſie, wenn ſie dachte, daß ſchon ſo nah der Augenblick der Entſcheidung ſei. Es fing ſchon an zu dunkeln, hier und da in den Kaufläden der Souterrains wurden die Lampen angezündet. Der Knabe auf ihrem Schooße ſtreckte die Händchen nach dieſen bunten Sternen aus. Leontine beugte ſich zu ihm nieder, ihre Thränen floſſen, ihr Athem ſtockte. Im Dunkeln ſtrömte eine Maſſe Volks an ihr vorüber, Kutſchen raſſelten, hellerleuchtete Fenſterreihen warfen ihren magiſchen Lichtſchimmer durch die Oeffnungen des Kabriolets. Aus einzelnen Häuſern tönte Muſik. Mit jedem Augenblicke glaubte ſie, würde der

Wagen halten, allein immer eine endloſe Straße nach der andern wurde durchmeſſen, über Brükken, über Plätze ohne Aufhör, ohne Ziel. Endlich fuhr er vor die Treppe eines großen Palaſt ähnlichen Hauſes. Leontine wollte den Schlag öffnen, allein ihr Arm zitterte ſo heftig, daß ſie es nicht vermochte; ſie wollte rufen, und ihre Zähne ſchlugen krampfhaft an einander, ſie brachte nur ein unverſtändliches Gemurmel hervor. Die Alte war vor Ermüdung und Kälte eingeſchlafen. Sie fühlte ſich aus dem Wagen gehoben, ohne daß ſie wußte von wem, dieſelbe Hand leitete ſie die Stufen hinauf und zog ſtatt ihrer an der Klingel. Ein Bedienter erſchien: „Kann ich den Grafen Kallenfels ſprechen?“ ſtammelte Leontine. „Er iſt nicht zu Hauſe,“ war die Antwort. In dem Augenblick öffnete ſich die Thür und François trat heraus. Kaum wurde ihn die Unglückliche gewahr, als ſie einen durchdringenden Schrei that. Franz wich zurück, wie beim Anblick eines Geſpenſtes; es fehlte wenig, daß ihm der ſilberne Leuchter aus der Hand gefallen wäre. „Gott ſteh mir bei,“ rief er, „da iſt ſie wieder! Wir werden ſie nicht los. Es iſt umſonſt, gegen böſe Geiſter zu kämpfen.“

Leontine wandte ſich, um die Treppe wieder zu gewinnen, er trat ihr in den Weg, faßte ſie am Arm und riß ſie ſo heftig zurück, daß ſie auf die Knien ſank. „Halt, nicht von der Stelle. Jetzt hat meine Geduld ein Ende, landſtreicheriſches Weib. Ich werde Sie und Ihren Knaben einſtweilen einſperren.“

„Ich ſterbe, ich ſterbe,“ rief die Unglückliche, und wand ſich auf dem Boden.

„Das mag geſchehen,“ rief François boshaft, „doch wenn es gefällig iſt, ſo ſterben Sie hier und unter meinen Augen, damit ich ein Mal doch meiner Sache gewiß bin.“ Er wollte ſie vom Boden in die Höhe zerren, aber ein kräftiger Stoß hielt ihn zurück. Es war derſelbe junge Mann, der im Fremden-Bureau ſich hülfreich bewieſen hatte. Franz litt dieſen Einſpruch in ſeine Rechte nur mit Unwillen, ein Wortwechſel entſtand, in dem der Fremde ſiegte. Er wandte ſich zu der Dame und ſagte: „Brechen Sie Ihr Stillſchweigen und ſchenken Sie mir Vertrauen — ich ſehe, Sie bedürfen des Schutzes. Ich kenne den Grafen Kallenfels, und bin erbötig, Ihre Sache bei ihm zu führen.“

Leontine blickte ihren helfenden Engel mit dankbarem Auge an. „Ich habe das Haus verfehlt,“ ſtammelte ſie. „Ich wußte nicht, daß es zwei Grafen dieſes Namens in Paris gäbe.“

„Alſo zu Graf Julian Kallenfels wollen Sie?“ Leontine nickte bejahend.

„So werde ich Sie hinführen. Nur glaube ich, finden wir ihn in dieſer Stunde nicht zu Hauſe. Wir wollen es verſuchen.“

„Das leide ich nicht, Herr Sekretair!“ rief Franz, den Beiden in den Weg tretend. „Dieſe Frau hat nichts mit dem Grafen Julian zu thun, und ſoll alſo auch nicht zu ihm.“

„Herr François wird ſo gefällig ſein, uns die Treppe hinunter zu leuchten“ — ſagte der junge Mann kalt und mit ſtrengem Ernſt.

„Ich werde nicht, ich werde nicht — eher ſtecke ich das ganze Haus in Brand, als daß ich leide, daß Madame nur einen Schritt aus demſelben thue.“ Er ſtellte ſich mit dieſen Worten vor die Treppe, feſt entſchloſſen, den Ausgang auf das heldenmüthigſte zu vertheidigen; allein die überlegene Kraft von Leontinens jugendlichem Beſchützer drängte ihn zurück und gewann die Oberhand. Franz erhob ein Hülfegeſchrei, aber weder die neugierig zuſchauenden Bedienten der Hausgenoſſenſchaft bewieſen irgend Luſt, ihrem Kameraden beizuſtehen, noch verließ zu dieſem Zwecke der ſchwerfällige Portier ſeine Loge. Ungefährdet erreichten die Beiden die Straße; doch that ſich hier eine neue Verlegenheit kund. Der Wagen war fort und die Alte verſchwunden. Leontinen fehlten die Kräfte zu gehen und dabei noch das Kind zu tragen; dennoch trieb ſie zur Eile, und bei jedem hellerleuchteten Hauſe fragte ſie, ob hier Julian wohne. Es wurde ein anderer Wagen gemiethet, der Sekretair befahl vor das Hôtel der Ambaſſade zu fahren; als man hier anlangte, erfuhr man, daß Julian ſchon vor einer Stunde im Hauſe des Herrn von Melas ſich befinde. Er wollte dieſe Nachricht ſeiner Gefährtin mittheilen und fand ſie in Ohnmacht liegend. Er nahm das Kind auf ſeine Arme und in peinigender Verlegenheit, nicht wiſſend was hier zu thun, langte er mit der ohnmächtigen Frau und dem eben ſo hülfloſen Kinde vor dem Hauſe des Banquiers an.

Sechstes Kapitel.

Trop vains regrets! l'instant funeste arrive,

Gresset.

Es war um die achte Abendſtunde. Nach einigen ſtärkern Anfällen ſeines Uebels befand ſich der Banquier heute auffallend wohler, er hatte deshalb den Wunſch ausgeſprochen, daß die Verlobung Julians mit Sara nicht länger aufgeſchoben werden möchte. Nur wenige Zeugen waren gebeten worden, ſie befanden ſich mit den Hauptperſonen dieſer feierlichen Handlung im Salon verſammelt. Der Commerzienrath hatte eben ſeine Kleidung vollendet und der Kammerdiener, der ihm dabei geholfen, war fortgeſchickt worden, um ein nothwendiges Geſchäft zu beſorgen, als plötzlich ein leiſes Pochen an der

Thüre des Kabinets ſich hören ließ und ohne weitere Aufforderung eine in der Dämmerung unerkennbare Geſtalt hereintrat. Die ſchwache Stimme des Banquiers fragte nach dem Namen ſeines Gaſtes, doch ſtatt der Antwort tönte nur ein heiſeres Lachen und Murmeln ihm entgegen. Die äußerſte Furcht, die der Banquier für Wahnſinnige hatte und das Entſetzen, das ihn in der Dunkelheit und Einſamkeit einem ſolchen Weſen gegenüber, wie er hier fürchten mußte, befiel, war ſo heftig, daß ein Nervenanfall die unmittelbare Folge der Bemühung war, die räthſelhafte Erſcheinung zu ermitteln, die ſich ihm jetzt mit ſtarken Schritten nahte. Sie ſchien in der Finſterniß zu einem rieſigen Schreckbilde zu erwachſen, und ihre langen Arme, die ſie gegen ihr zitterndes Opfer ausſtreckte, gewannen das Anſehen, als erhebe ſich ein hölliſcher Geiſt, die mordgierigen Krallenfinger zückend. Der Banquier gehörte zu den ſogenannten aufgeklärten Männern, er ſpöttelte über Geiſterſeherei und nannte die Schrecken des Don Juan beim Anblick des infernaliſchen Mahners eine glückliche poetiſche Fiktion. Nichts deſtoweniger fürchtete er die Geiſter, die ohne Mozarts Muſik herumgingen, und von denen man nicht weiß, ob ſie glückliche poetiſche Fiktionen ſind oder nicht. Mit einem Worte, der edle Herr glaubte an nächtlichen Spuk und ſo dreiſt er am Tage hinter ſeinem Comptoirtiſch war, ſo feige Minuten zählte er in der Stille der Nacht. Sein Gewiſſen war mit keiner ſchwarzen Erinnerung beladen; es laſteten nur darauf die kleinen ekelhaften Grauſamkeiten des Gelderwerbs, zu mesquin um Geſpenſter des Gewiſſens aus ihrer Nacht zu rufen, aber konnte nicht hier im Hauſe, vielleicht hier im Zimmer ein Mann ermordet worden ſein, und dieſes ſein wandelnder Schatten? Oder, da die Sitte des Mordens in einer Stadt wie Paris leider nie aufhört, konnte nicht dieſer Gaſt die Abſicht haben, den Geiſt des Banquiers durch Mord zu erlöſen, um ihn dann zum Wandern zu zwingen? Entſetzlich! Paris iſt ein ſo angenehmer Ort, aber ihn als Geſpenſt zu durchwandeln, kann keine ergötzliche Perſpektive eröffnen.

Der Gebrauch der Füße war dem Kranken geraubt, er konnte daher nichts thun, als einen matten Hülferuf hervorbringen, der wirkungslos und ohne Echo an den ſeidenen Wänden des Zimmers erſtarb. „Wer iſt da?“ ſtammelte er zum dritten Mal und jetzt tönte die ſchauerliche Antwort: Der Tod! — „Licht, Licht!“ ſchrie der Kranke, und krümmte ſich auf ſeinem Armſtuhle zuſammen. — „Kein Licht!“ rief die dumpfe Stimme. „Nacht, ewige Nacht auf Dein Auge!“ Es trat eine Pauſe ein, während der Banquier hülflos wimmerte und ſich von einer kalten magern Hand zu befreien ſtrebte, die auf ſeine Bruſt drückte. Dieſelbe Hand rückte jetzt ſchnell weiter und ſchnürte die Kehle zu. „Gnade!“ ſchrie der Arme, „Gnade! Biſt Du der Tod, ſo verſchone mich! Noch laß mich einige Monate — einige Tage leben!“ — „Du flehſt umſonſt!“ rief die Stimme.

„Ich bin der Tod, der unerbittliche, der mit Wolluſt darangeht, die Reichen zu morden. Komm, ich rufe Dich ab von Deiner vollen Tafel und Deinem purpurnen Kiſſen. Reiche mir die Hand. Fühlſt Du die Kälte, fühlſt Du die Schmerzen? Ich werde ſie doppelt und dreifach auf Dein Haupt häufen, denn Du biſt ein Reicher. Stöhne, ächze — jammre! Das iſt Labſal für mein Ohr."

„So laß mich meine Rechnungsbücher noch ſchließen:" ſtammelte der Kranke im Fiebertraum. „Ich höre die Poſt, ſie bringt mir die Nachricht über die belgiſchen Papiere. Laß mich — nur noch dieſen Poſttag — ich will — ich will die Procente mit Dir theilen. — Ich will — "

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen, ſo ſtark drückte die kalte, knochendürre Hand auf ſeine Kehle. Wenige Augenblicke ſpäter und die Hülfe wäre vergeblich geweſen. Jetzt öffnete ſich die Thür und der Bediente mit Licht trat herein. Bei dem hellen Schimmer erholte ſich der Banquier. Er zeigte mit einem ſchreienden Laute auf das Geſpenſt, welches, von ihm ablaſſend, ſich zurückzog. Der Diener ſtürzte drauf zu und faßte eine lange, hagre, in Lumpen gehüllte Geſtalt am Arm, indem er rief: „Wer ſeid Ihr? was wollt Ihr hier?“ — „Martha!“ ſchrie der Banquier. Die Angeredete ſah ſich langſam um; der Wahnſinn ſprach aus ihren weit geöffneten ſtieren Blicken. „Nicht Martha, der Tod!“ rief ſie dumpf. „Ich wandle umher die Reichen, meine Opfer, zu ſuchen, und man ſagte mir unten auf der Gaſſe, daß hier einer wohne, der im Sterben liege.“

„Verwünſchter Spuk!“ ſtöhnte der Banquier. „Schafft ihn fort.“ Martha war verſchwunden, ehe der Diener gegen ſie Gewalt anwenden konnte. Niemand hatte ſie auf der Hausflur kommen, Niemand ſie gehen ſehen, und ſo war ſie in die Nacht verſchwunden, wie der wahre Todesengel.

Der Arzt wurde herbeigerufen, aber ſeine

Kunſt vermochte nicht, die Krämpfe und Zuckungen zu ſtillen, die den erſchöpften Körper unmittelbar nach dieſem Auftritt befielen. Eine halbe Stunde ſpäter und der Herr von Melas war nicht mehr. Er war geſtorben ohne die Poſt abzuwarten und ohne ſeine Rechnungsbücher zu ſchließen.

Dieſer Trauerfall ging faſt wirkungslos vorüber, denn er traf mit einem andern ungleich erſchütterndern zuſammen. Der Sekretair hatte Leontinen die Treppe hinauf mehr getragen, als geführt; oben übergab er ſie der Pflege Carolinens. Dieſe brachte die Todtkranke in ein Zimmer, das an dem Salon anſtieß, wo die kleine Geſellſchaft ſich verſammelt hielt. Da die Thür etwas geöffnet ſtand, drangen die Laute der Sprechenden herüber und kaum vernahm die Arme den ihr ſo wohlbekannten Ton einer geliebten Stimme, als ſie aus dem Zuſtande der Erſtarrung erwachend mit einem Schrei in die Höhe fuhr. Sie raffte ſich auf und mit jugendlichen

Kräften eilte ſie auf die Thür zu, öffnete dieſe noch ein wenig mehr und blieb, wie zur Bildſäule erſtarrt, ſtehen. Caroline, die ihr gefolgt war, wandte ihre Blicke nach derſelben Richtung und ſah Julian, die Geliebte in den Armen haltend, den bräutlichen Kuß auf die Lippen des ſchönen Mädchens drücken. Nie prangte die ſtolze Geſtalt Sara's in ſolcher Anmuth, in ſo reichem Liebreiz. Es war, als wäre der ſpröde Marmor Leben geworden und, jedem Eindruck zärtlichen Gefühls nachgebend, ſchmolz er in einer zärtlichen Harmonie der Glut und Begeiſterung dahin. Eine ſolche Gruppe taugte nicht für das Auge der armen, verlaſſenen Leontine; ohne Laut, nur mit einem ſchmerzlichen Zucken um den bleichen Mund ſank ſie zurück. Der Hülferuf dieſer zog die Andern herbei. In den Armen Julians ſtarb Leontine. — —

Wozu die Schilderung dieſes Wiederſehens? Wozu das ängſtliche Pulſiren ſo bewegter Herzen umſtändlich beſchreiben? Die Natur hat glühende

Farben, die kein Gemälde erreicht. Die ſterbende Leontine ſah Sara und Julian zu ihren Füßen, ſie verſchied, indem ſie ſie ſegnete. Der duldende Engel ſchwang ſich mit geheiltem Fittich zurück in ſeine Heimath. Ihre letzte Bitte an Julian betraf ihren Knaben, und dieſer ruhte ſchon in Sara's Armen.

Der Antheil des Präſidenten an den düſtern Lebensſchickſalen Leontinens blieb Julian auf immer verborgen. Clemens kannte ſeinen Liebling, er wußte, wie viel er von ſeiner Weltklugheit und Poeſie auf dieſen jugendlichen Charakter der modernen Welt übertragen durfte. Es gab Dinge, die Julian ihm nie verziehen hätte. Clemens tröſtete ſich, indem ſein Bewußtſein ihm ſagte, daß er alles gethan habe, was die Ehre ſeiner Familie und das Glück ſeines Nächſten befördern konnte. Selbſt die Erbſchaft des Banquiers war gerettet, denn, da Sara ſowohl als Julian ſich hartnäckig weigerten ſie anzunehmen, hatte er ſich als Erbe aufnehmen laſſen. In der That floſſen nun die Summen in ſeine Kaſſe zurück, die er einſt geopfert hatte, um auf Koſten ſeines Gewiſſens, und der Ehre ſeines Freundes glücklich zu ſein.

Julians ferneres Schickſal iſt zu eng mit jener unerfreulichen geſchäftelosen Staatskunſt verwebt, die man deutſche Politik nennt, und vor deren erkältendem Einfluß wir die Kapitel dieſes Romans geſchützt haben, als daß hier neue Anknüpfung der Fäden der Geſchichte wünſchenswerth erſchienen. Vielleicht wenn ein wohlthätiger Sturm das Meer der öffentlichen Meinungen bewegt und in großen Maſſen zuſammenſchlägt, daß dann die Zeit da iſt, einen politiſchen Helden zu zeichnen, der da handelt und nicht bloß Zeitungsartikel ſpricht. Bis jetzt müſſen wir mit dem ſocialen Leben und deſſen Criſis zufrieden ſein. Es genüge dem modernen Roman zum Träger der Intereſſen eine Idee gegeben zu haben; es iſt dieſe das Hinweiſen auf jenes dunkle Geſpenſt, das mitten durch unſre ſo glänzende Civiliſation ſchreitet und das kein Zauberſpruch bannen kann.

Berichtigungen.

Band I.

Seite 22 Zeile 3 von oben ſtatt Schalen lies Idealen.
— 118 — 1 von unten ſt. Scala l. Säle.
— 157 — 2 v. u. ſt. Pärrogative l. Prärogative.

Band II.

— 81 — 1 r. u. und S. 82 Z. 1 v. o. ſt. Stadion-Eiſenplatz l. Stockimeiſen Platz.
— 89 — 5 v. o. ſt. ein Auge l. eines Auge.
— 179 — 4 v. u. ſt. gatiſche l. gothiſche.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Alfred.

Von

A. v. Sternberg.

> E sua fama saria forse men mala,
> Avesse avuto e terra e ciel nemici,
> Se gli scrittor sapea tenersi amici.
>
> Ariost

Deſſau, bei Karl Aue.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Die Verlagshandlung von Jonathan Nehrmann war faſt ſeit einem halben Jahrhundert eine ſehr ſolide Firma. In einer düſtern Quergaſſe lag das große bedeutende Gebäude, das durch ſeine aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzte Fronte deutlich zeigte, wie nach und nach der Beſitzer durch Ankauf der Nebengebäude ſeine Handlung erweitert, ſein Vermögen geſteigert hatte. Die Lage war nicht paſſend, aber für den Credit ſehr vortheilhaft. Wer ſich ſo lange wie möglich in den dunkeln Seitengaſſen aufhält, der gewinnt das Vertrauen das man ſo leicht verſcherzt wenn man in den glänzenden Hauptſtraßen Häuſer mit Balkonen bewohnt auf denen Orangerien prangen. Dies mag eine hypochondriſche Grille ſein, aber bis jetzt hat hie und da die Wirklichkeit ihr Recht gegeben; und die alte Zeit war entſchieden dieſer Anſicht. Vielleicht erweckt auch ſchon das Alterthum dieſer verjährten Beſitzungen Vertrauen, vielleicht, wenn man ſo ſagen darf, die merkantiliſche Architektur der Häuſer, die da deutlich zeigen, daß ſie mit zunehmendem Gelde erkauft wurden, eine Garantie, die die eleganten Prachtgebäude nicht geben, vielleicht auch, und dieſes am wahrſcheinlichſten, vertraut man gerne dem Manne, der ſich ſehr lange kümmerlich behalf, aus trüben Fenſtern auf eine ſchmutzige düſtere Wand gegenüber blickte und daher den kleinen Gewinn zuſammenhielt, um erſt nach redlichen Mühen zum Großen zu gelangen.

Wie dem auch ſei, das dunkle Haus des Herrn Jonathan Rehmann war ein reſpektables. Es gab wenige geſchätzte Werke der alten Literatur, die nicht aus der düſtern Gaſſe hervorgegangen waren, um ihren Lauf durch die gebildete Welt zu beginnen. Zwar war das Papier, auf dem dieſe koſtbaren Geiſtesblüthen prangten, ein ziemlich erdfahles, allein dieſer Umſtand konnte der ewigen Dämmerung, die in der alten Druckerei im Hintergebäude herrſchte, zugemeſſen werden. Man kannte damals noch nicht das berühmte milchweiße Papier und eben ſo wenig die nach allen Weltgegenden hin verzerrten Lettern, man druckte mit ſtumpfen Lettern ſehr ſpitzige Gedanken und legte ſeitenreiche Bilder auf grobkornigtes ſchmutziges Zeitungspapier nieder. Bei alle dem ſind uns die ſpitzigen Gedanken und ſeitenreichen Bilder geblieben, während es ſehr die Frage iſt, ob das verkalchte milchweiße Papier auch nur einen unſerer ſublimen Gedanken auf die Nachwelt bringen wird.

Herr Jonathan Nehrmann trank dieſen Morgen ſeine Taſſe Milchkaffee etwas eiliger aus, weil ein wichtiger Poſttag war, und im Comtoir ſeine Gegenwart dieſes Mal eine gute halbe Stunde früher nöthig ſein konnte. Er behielt ſein grünes Käppchen auf, knüpfte wegen des Zugwindes auf der Treppe den grauen Oberrock feſter, und erſchien jetzt in der Thür des Comtoir-Zimmers in dem Augenblick, als eben der erſte Buchhalter ſich mit einem Fluche daraus hervorſtürzte. Nun, nun, rief Herr Jonathan und trat freudig zur Seite, was giebts denn?

Herr Nehrmann, rief der Buchhalter kirſchroth im Geſicht und die Fäuſte gegen ein unge-

deutes Bücherconvolut ballend, Herr Nehrmann
— Herr Petter! —

Mehr konnte der junge Mann nicht hervorbringen. Er zeigte fortwährend auf den Ballen und rief zehnmal ſchnell hintereinander: „Herr Petter!“ Die übrigen Buchhalter und Gehülfen kamen an die Thüren und auf ihren Geſichtern zeigte ſich Verwunderung, Staunen und Neugier. Einige, und zwar die jüngſten, gaben dem Bücherballen heimliche Fußtritte, zum ungeheuchelten Entzücken des kleinen Laufburſchen, der auf eine an der Thür ſtehende Kiſte gekrochen war, um ſeinerſeits Beobachtungen anzuſtellen. Der Ueberbringer des Ballens hatte ſich, als er den auflodernden Zorn des erſten Buchhalters bemerkte, eilig entfernt, ohne das beſcheiden geforderte Trinkgeld abzuwarten.

Die angelangten Druckſachen hatten in ihrem Umſchlage von grauer Sackleinewand, zugeknöpft mit einem in grober Hanfſchnur ziemlich gut gelungenen Knoten, ein ſo unbeſchreiblich harmloſes Anſehen, als irgend nur ein Bücherballen haben kann, und man begriff in der That nicht, wie ſie einen ſolchen Aufruhr im Comptoir hatten erregen können. Aber ein fürchterliches Wort hatte dies zu Wege gebracht, das Wort „Rückwärts“ das auf die graue Leinewand mit drei Zoll großen Frakturbuchſtaben aufgeſchrieben ſtand: Bei Erblickung dieſes Wortes verzog ſich ſogar die freundliche Miene des Herrn Jonathans und ging nach einem ſchnell vorübergehenden Ausdruck von Unwillen in ein halb mitleidiges, halb gutmüthiges Lächeln über, das ſich in die Wellen des graulichen Backenbarts verlor, und mit dem der oberſte Buchhalter keineswegs zufrieden war. Er hatte einen ganz andern Effekt erwartet von dem unvermutheten Zuſammentreffen Herrn Jonathans und des Bücherballens. Er wartete noch einen Augenblick ruhig, und als nach Verlauf von einigen Sekunden Herr Jonathan nichts weiter ſagte als: Schaffen Sie es bei Seite! wandte er auf der Thürſchwelle plötzlich um, ging, gefolgt von ſämmlichen Gehülfen, an ſein Pult zurück, und man ſah ihn das Haupt ſchütteln und die Achſel zucken, ein unfehlbares Zeichen für das verſammelte Comptoir, daß der erſte Buchhalter die Handlungsweiſe ſeines Prinzipals wieder einmal „nicht begriff.“

Mit dem Bücherballen und dem Worte „Rückwärts“ hatte es aber folgende Bewandtniß. Herr

Nehrmann gab ſeit vielen Jahren ſchon eine Zeitſchrift heraus, die den Titel „Vorwärts!" führte, und die viel Glück und viele Abonnenten gehabt hatte. Herr Nehrmann hatte den Gedanken zu dieſem vielberühmten Blatte in einer glücklichen Stunde ſelbſt gehabt, es war zur Zeit der politiſchen Bewegung in Teutſchland, und er fand Gelegenheit, mit dieſem Titel eine ziemlich ähnliche Tendenz zu verbreiten. Viele junge Gelehrte fanden ſich durch das Aushängeſchild angezogen und verſammelten ſich unter demſelben. Ideen und Meinungen hatten ein kühnes Gepräge, und die Regierungen, die noch nicht argwöhniſch waren, ſchenkten dem Journale eine ungewöhnliche Ermunterung. Später freilich änderte ſich es. Der Unfug der Preſſe kam nun mehr ans Tageslicht und ſehr viele Lizenzen wurden wieder zurückgenommen. Teſſenungeachtet erhielt ſich die Zeitſchrift, denn die jährlich erſcheinenden Programme verſtanden es klug, das Motto vom politiſchen Felde auf das wiſſenſchaftliche überzulenken, und Niemand konnte billigerweiſe etwas dagegen haben, daß die Menſchheit vorwärts ſchritt in dem zweckmäßigeren Bau einer Kaffee-Maſchine oder in der allgemein faßlichen Eintheilung eines Kalenders. Gegenüber aber dem Herrn Nehrmann wohnte ein Mann, der die Zeit richtiger aufgefaßt zu haben vermeinte, und für ihre wahren Tendenzen ein ungemein ſcharfes Auge hatte. Dieſes war der Herr Potter. Er hatte aus dem Fenſter des Erdgeſchoſſes ſeines kleinen Stübchens ſchon lange den ſteigenden Reichthum des Hauſes Nehrmann mit Neid betrachtet. Ein großer fetter Mann mit einer ſelbſtgefälligen Miene, dünkte er ſich ein großer und unfehlbarer Politiker zu ſein. Das Glück, das Herr Jonathan mit ſeinen frühern Verlagsartikeln gemacht, ſchrieb er dem damaligen ungewiſſen Zeitgeſchmack zu, der jetzige jedoch hatte offenbar eine beſtimmtere Seele. Man wollte nicht mehr revolutionäre Romane, nicht mehr himmelſtürmende Gedichte, nach Abhandlungen, die ihre Verfaſſer in einer intereſſanten Verſtimmung nieder geſchrieben hatten, man wollte Ruhe, und die, welche in dieſem liebenswürdigen Zuſtand der Dinge etwas beſitzen, wollten dieſes Beſitzthum genießen. Demzufolge gab Herr Potter eine Zeitſchrift heraus, die er „Rückwärts“ nannte. Ein glücklicher Gedanke, ſchon durch das Paradoxe, das in ihm lag. Die Idee faßte. Dieſelben Gelehrten, die wenige Jahre früher für die Zeitſchrift „Vorwärts“ geſchrieben hatten, nutzten ihre Federſpitzen und ihre Gedanken jetzt für die Zeitſchrift „Rückwärts“ ab; derſelbe Zulauf, dieſelben Abonnenten. Dem Adel und den Regierungen wurde in dieſem ominöſen „Rückwärts“ ganz beſonders geſchmeichelt, und Niemand begriff, wie man zwanzig Jahre früher nur auf das „Vorwärts“ hatte abonniren können. Selbſt von den Kaffeemaſchinen und verbeſſerten Kalendern wollte man nichts mehr hören. Es war nur zu gewiß, das Vorwärts ging rückwärts, während das Rückwärts vorwärts ging, und endlich waren die Abonnenten des Nehrmannſchen Blattes auf ein ſolches Minimum reducirt, daß ſie die Koſten lange nicht mehr deckten. Nur die Rückſicht, den Triumph des Gegners nicht offenkundig zu machen, hielt das ſterbende Journal noch am Leben, aber es geſchah durch bedeutende Geldopfer, und mit nicht geringem Verdruß. Zu dem letzten gehörten die boshaften kleinen Neckereien, die ſich Herr Potter erlaubte und von denen der Bücherballen des heutigen Morgen einer der frappanteſten Beweiſe war. Er enthielt nämlich die rückgängigen Exemplare von der Rehrmanſchen Zeitſchrift, die Herr Potter ſorgfältig geſammelt und in ein ungeheures Format gebracht und mit der Aufſchrift „Rückwärts" verſehen hatte, ein zweideutiges Wort, das eben ſo boshaft auf das eigne Journal als auf das zurück Gehen der Rehrmannſchen Blätter deutete.

Der erſte Buchhalter, der ſelbſt Artikel in die Zeitſchrift lieferte, konnte ſich mit dem Gleichmuth, den Herr Rehrmann zeigte, nicht zufrieden geben. Seine Miene war daher noch immer ſehr aufgeregt, als er jetzt in das kleine Kabinet trat, um dem Prinzipal Bericht über die eingegangenen Briefe zu ertheilen.

„Setzen Sie ſich," lieber Paulſen, ſagte Herr Rehrmann ſehr freundlich „und vergeſſen Sie die Albernheit mit dem Ballen. Es iſt mir dieſe Nacht, wo ich wieder wie gewöhnlich ſchlaflos lag, allerlei durch den Kopf gegangen, das, wenn wir es klug anfangen, auch unſerm armen ſchwindſüchtigen Journal zu Nutze kommen kann."

„Ich meine," rief Paulſen, „wir dürfen es Potter durchaus nicht ſo hingehen laſſen. Er wird immer dreiſter, immer unverſchämter."

Herr Rehrmann ſchüttelte den Kopf. „Wer's Glück hat, führt die Braut heim. Hab ich es doch mit dem alten „„Echo““ eben ſo gemacht, die mein Vorgänger herausgab, und die ich durch mein „Vorwärts“ unbarmherzig todtſchlug. Ideen, mein lieber Paulſen, zeitgemäße Ideen, die ſind der Lebensathem unſers Geſchäfts. Ich muß geſtehen, daß in dem Blatte meines Gegners Dinge ſtehen, die ich möchte ſelbſt geſchrieben haben.“

„In Petters Journal?“ — rief Paulſen, und Mund und Augen blieben weit geöffnet ſtehen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben, und doch fürchtete er zu fragen, um nicht noch einmal eine ſo erniedrigende und beſchimpfende Rede von den Lippen ſeines Prinzipals zu hören. Um die Aufmerkſamkeit ſchnell auf einen andern Gegenſtand zu lenken, wühlte er eilig unter den Papieren, er zog einen großen, ſchwarz geſiegelten Brief hervor, den er entfaltete und Herrn Rehrmann vorlegte.

„Von wem?“ fragte dieſer.

„Von der Dichterin Miranda“, antwortete der erſte Buchhalter trocken.

„Leſen ſie.“ Herr Rehrmann hatte es in ſeiner Art, während ihm die Briefe vorgeleſen wurden, ſeine Bemerkungen ganz kurz dazwiſchen zu ſchieben. Es entſtand dadurch ein komiſcher Dialog, manchesmal gingen auch die Bemerkungen wie ein fortwährender Commentar neben den Briefzeilen her, und widerſprachen, erklärten oder beſtätigten die Anſichten des Schreibens.

Frau Miranda ließ ſich folgendermaaßen vernehmen:

„Da ich fühle, daß ich meine Miſſion jetzt vollbracht habe (Herr Rehmann: da ich funfzig Bände Romane geſchrieben habe) und da das Publikum mich zu ennuyiren anfängt, (weil es meine Romane nicht mehr kauft), ſo habe ich beſchloſſen mich von den Gefilden der ausübenden Poeſie zurückzuziehen und wie Schillers Johanna den ſchönen Wieſen (die ich eröffnete) und den Heerden, die ich weidete (es waren Schaafe darunter, die verdammt wenig Wolle gaben), Lebewohl zu ſagen. Deshalb das ſchwarze Siegel auf meinem Briefe. Miranda geht und nimmer kehrt ſie wieder! (aber ihre Romane ſind als Krebſe wiedergekehrt!) Ich fühle es im Innerſten meiner Seele, mein Loos iſt Unſterblichkeit. Mit Pſycheflügeln ſchwebe ich empor! (man muß ſie feſtſetzen laſſen, iſt mir noch den dritten Theil ihres Romans ſchuldig.) Sie, mein lieber Herr Rehrmann, Sie haben den Staub von meinen Flügeln geſchüttelt, und ihn den Leuten verkauft (aber doch nicht in die Augen geſtreut). Ich rechte nicht mit Ihnen, aber ein edler Mann ſind Sie nicht; ſonſt bewohnte Miranda jetzt nicht ein Dachſtübchen, Miranda ſäße nicht bei einer Schüſſel Kartoffel, während Laiſſe und Phrynen Nektar und Ambroſia ſchlürfen (meinetwegen hätte ſie eine Phryne ſein können). Ich habe eine Gouvernantenſtelle angenommen und erziehe Kinder (die armen Geſchöpfe!). Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, da Sie mich ſo oft Ihre Sappho nannten? Sappho eine Kindermuhme! das klingt nicht weniger als poetiſch; doch ſtill, ſag ich Ihnen; ich erziehe Seelen für die Unſterblichkeit. Wie nun, Bücher-Mann? Ich glaube daß ich noch fünfzig Gulden von Ihnen zu bekommen habe. Ach wenn doch das einfältige Metall nicht wäre! Es küßt Sie zum Abſchied Ihre Miranda" (Großen Dank! die wären wir glücklich los.)

Herr Paulſen zog einen zweiten Brief hervor.

„Wieder ein ſchwarzes Siegel?" rief Rehrmann verwundert.

„Von der Wittwe des Profeſſors Brühldorf,“ entgegnete der erſte Buchhalter. „Sie wünſcht ein nachgelaſſenes Manuſcript ihres Mannes in unſern Verlag zu geben.

„Zugeſtanden,“ rief Rehrmann. „Brühldorf war ein Ehrenmann.

„Aber ſie fordert ein großes Honorar,“ bemerkte Paulſen. „Das letzte große Geſchichtswerk ihres Mannes iſt noch nicht bis auf die Hälfte vertrieben“

„Gleichviel,“ rief der Buchhändler; „und ſollte ich dabei Schaden haben. Die Wittwe lebt in unverſchuldeter Armuth. Ihr Mann, ſo wie er zur Zeit der Noth gehandelt hat, verdiente von den Ständen Medaillen und Penſionen, wenn dieſe Herren Gedächtniß hätten, und nicht beim erſten widrigen Winde auf die andere Seite ſchnappten. Geſtehen Sie ihr das doppelte Honorar zu und ſagen Sie ihr, es wäre der Ueberſchuß vom Verkauf des Geſchichtswerkes.“

Paulſen legte den Brief ſtillſchweigend bei Seite, und öffnete ein neues Couvert. Es enthielt das Schreiben eines Mannes, der ſich mit vertrauungsvoller Offenheit an Herrn Rehrmann wandte, indem er berichtete, daß er durch einen unglücklichen Zufall zum Krüppel geworden, ſeinem früheren Amte nicht mehr vorſtehen könne, und ſich daher der Literatur gewidmet habe, aus keinem andern Grunde, als weil er ſich nicht anders zu ernähren wiſſe. Dieſem Briefe war ein dürftiges Manuſcript von wenigen Bogen und mit einer unleſerlichen Hand geſchrieben, beigefügt.

„Weiſen's zurück,“ rief Herr Nehrmann, „die Literatur iſt kein Spital.“

„Hier ein Brief von Herrn Brunhold,“ bemerkte Paulſen. „Er bietet uns ein neues Werk an.“

„Zugegriffen, zugegriffen!“ rief Nehrmann. „Das iſt die erſte angenehme Nachricht, die ich heute höre.“

„Von dem geographiſchen Handbuche,“ fuhr Paulſen fort, „wird eine fünfte Auflage nöthig.“

„O gut, recht gut, lieber Paulſen, ſollen's haben. Nur weiter in dieſem vorzüglichen Texte.“

Der erſte Buchhalter bemühte ſich, was noch von guten Nachrichten vorhanden war, recht ſchnell an den Mann zu bringen. Als alle Briefe durchleſen waren, ſetzte ſich Herr Nehrmann in ſeinem gepolſterten Drehſtuhle zurecht, warf einen flüchtigen Blick durch die Glasthüre, ob Niemand im Laden ihn ſtöre, nahm dann eine Prieſe und ſagte: „Jetzt zu meinem Plane.“

Paulſen zürnte auf die Fliege, die am Fenſter ſummte, in ſo geſpannter Aufmerkſamkeit horchte er auf das hin, was nun kommen ſollte.

„Sie kennen den Schriftſteller Dübern?“ fragte der Prinzipal, indem er in einem Buche blätterte.

„Alfred Dübern,“ entgegnete Paulſen, „o freilich kenne ich ihn. Es iſt unſer deutſcher Bulwer.“

„O nicht doch,“ entgegnete Rehrmann, „Sie verkennen den Mann. Deutſchland iſt nicht England, und überhaupt, was meinen Sie dazu, wenn ich dieſen Alfred Dübern für unſere Zeitſchrift gewinne?“

„Wenn er ſich nur gewinnen läßt,“ bemerkte der Buchhalter mit klugem Lächeln.

„Warum nicht, ich habe ganz andere Leute ſich dem Gelde beugen ſehen,“ entgegnete Rehrmann, indem er ſich in ſeinen Stuhl zurückwarf. „Wir müſſen natürlich zahlen, Paulſen, zahlen müſſen wir.“

„Aber auch einnehmen, verehrter Herr Prinzipal.“

„Verſteht ſich,“ entgegnete der Buchhändler. „Zufällig erfuhr ich, daß dieſer Herr Alfred Dübern ſich in unſerer Stadt aufhält, und zwar ſeit kurzer Zeit erſt. Ich will zu ihm gehen.“

„Er gehört zu der ariſtokratiſchen Richtung der ſchöngeiſtigen Literatur,“ bemerkte Paulſen.

„Gleichviel, er kann uns von Nutzen ſein. Man muß ihn für unſer Blatt gewinnen. Vielleicht übernimmt er ſogar die Redaction, denn, mit dem Doctor Aermlich geht es wirklich immer ärmlicher. Was meinen Sie zu dem allen, mein Lieber?“

Der erſte Buchhalter, der die Redaction des heruntergekommenen Blattes ſeit einiger Zeit ſelbſt führte, ohne ſich zu nennen, fand ſich ſehr beleidigt, als ſo offenkundig das Blatt in andere Hände übergeben ſollte. „Ich weiß doch nicht ob das rathſam wäre,“ bemerkte er empfindlich. „Wir laſſen uns da in Tendenzen und Verbindungen ein, die nimmermehr weder der Literatur noch unſerer Kaſſe förderlich ſein können.“

„Meinen Sie?“ erwiederte Rehmann, indem er lächelnd ſeine Doſe in den Händen drehte

„Sie ſprachen das „„unſere Kaſſe““ mit ſo beſonderer Betonung aus. Fürchten Sie etwa für Ihr Capital, das in der Handlung ſteht? Kommen Ihnen meine Entwürfe zu abentheuerlich vor?“

„Mein hochverehrter Herr Prinzipal und geſchätzter Freund,“ rief Paulſen, „wie können Sie doch nur mir einen ſolchen Vorwurf machen? Hab ich es irgendwo an dem ſchuldigen Vertrauen fehlen laſſen?“

„Sie erſcheinen mir ſeit einiger Zeit wirklich ängſtlich,“ ſagte Rehrmann, den Blick auf den jungen Mann richtend, der in ſichtbare Verlegenheit gerieth, „haben Sie Pläne? Wollen Sie Sich ſelbſtſtändig niederlaſſen? Gedenken Sie zu heirathen?“

Das letzte Wort brachte bei Herrn Paulſen einen ſolchen Effect hervor, als hätte man eine Piſtole dicht vor ſeinem Ohr abgeſchoſſen. Er hüpfte auf ſeinem Seſſel ein wenig in die Höh, zwang ſich dann aber gleich wieder zu einer ſehr ruhigen Haltung. Herr Rehrmann, dem nichts entgangen war, glaubte in der Seele ſeines erſten Buchhalters geleſen zu haben, und brach das Geſpräch kurz ab. „Wenn ich mich geirrt habe ſoll es mir lieb ſein," ſagte er: „Sie Sind wahrlich noch zu jung zum Heirathen. Uebrigens wiſſen Sie, daß ich bereit bin, mich mit Ihnen auseinander zu ſetzen, wann Sie wollen."

Mit der allzu großen Jugend des Herrn Paulſon war es nicht ſo buchſtäblich zu nehmen. Er war ein wohlgezogener Knabe von acht und dreißig Jahren, und in dieſem Alter kann man es dem Herrn Paulſen nicht gerade verdenken, daß er an eigenes Etabliſſement dachte. Zudem hatte er, als er die letzte Meſſe-Reiſe nach Leipzig machte, ein Mädchen geſehen, deſſen Namen er nicht erfuhr, das von einem Orte war, deß Namen er nicht kannte, das Aeltern hatte, von denen Niemand ihm etwas ſagen konnte, das in Leipzig ſich aufhielt, man wußte nicht warum, und das endlich wieder abreiſte, man wußte nicht wohin. Solche Bekanntſchaften ſind recht gemacht, einem den Verſtand zu verrücken, und der erſte Buchhalter ſpürte etwas von dieſer betrübenden Wirkung, wenn er an ſeine Schöne dachte, von der er nur wußte, daß er nichts von ihr wiſſen könne. Das Wort Heirathen brachte ihm alſo die ganze Reihefolge der unglücklichen Grübeleien wieder vor die Seele, denen er ſich ſeit einigen Monaten hingegeben hatte, und es kam ihm der überraſchende Gedanke, daß Herr Nehrmann vielleicht von der Unbekannten etwas wiſſe, aber ein Blick auf des Prinzipals gleichgültige Mienen überzeugten ihn vom Gegentheil. Es war das Aufblitzen eines Hoffnungsſtrahls, der gleich wieder erloſch.

2.

Eine Stunde ſpäter befand ſich der reiche Buchhändler auf dem Wege zu der Wohnung des genannten Schriftſtellers Er hatte nach einem Herrn Alfred Dübern gefragt, und die Antwort erhalten, es gebe nur in dem Hauſe einen jungen Grafen Dübern. Herr Nehrmann ließ ſich nicht gern überraſchen. Er war zu alt dazu. Vor keinem Dinge ſich zu verwundern, war ſein Wahlſpruch. Hier war er in dem Fall, dieſen geltend zu machen. Er war der feſten Ueberzeugung geweſen, Herr Alfred Dübern wohne wie es einem deutſchen Schriftſteller eigentlich gezieme, in dem Dachſtübchen eines baufälligen Vorſtadthauſes, und nun ſtand er vor einem prächtigen Gebäude, in einer der erſten Straßen der Stadt, und man ſagte ihm, in dem mittlern Stock wohne der Mann, den er ſuche. Dies war Herrn Nehrmann neu. Die alte Literatur hatte keine Teppiche, keine Treppen mit Meſſingornamenten; man ging zu ihr hinauf auf baufälligen Stiegen, und man traf ſie an einem Tiſche ſitzend von Eichenholz, bei einem Stümpfchen Licht. Welch ein Geſchrei erregte nicht Klopſtock's Schlafrock von rothſeidenem Stoffe! Es war der erſte ſeidene Schlafrock in der deutſchen Literatur. Man verzieh dieſen Luxus dem Dichter des Meſſias, allein man billigte ihn nicht. Es gehörte ein unbeſchreiblicher Uebermuth dazu, immerdar auf Polſtern ſitzen zu wollen, und nur Götter und Fürſten erlaubten ſich dieſen Kitzel. Goethe behauptete, daß der Anblick auf rothe Vorhänge ſeine Phantaſie verweichliche. Er ſaß auf einem hart gepolſterten Stuhl ohne Stahlfedern und ſah auf einen Krautgarten herab. Alles dieſes beweiſt aber nichts, höchſtens den Umſtand, daß die rothen Vorhänge damals nicht ſo leicht zu haben und die Stahlfedern noch nicht erfunden waren. Warum, wenn man es haben kann, ſoll man nicht orientaliſche Diwan's auf orientaliſchen Diwan's dichten? Ich dächte das

Eine harmonire ganz gut mit dem Andern. Oder ſchafft die Phantaſie wirklich nach gewiſſen Geſetzen des Contraſtes der Wirklichkeit mit den Schalen? Beſchreibt man nur in Gefängnißmauern die Freiheit, nur auf einer Bretterbank die Orgien des Serails; und muß man nothwendig auf einen Krautgarten hinabblicken, um einen üppigen Roman wie die Wahlverwandtſchaften zu ſchreiben? Das ſind alles Fragen, die mit der Literatur aufs engſte zuſammenhängen; Herr Rehmann hatte eine konfuſe Vorſtellung von ihrer Wichtigkeit, als er durch ein Nebenzimmer ging, wo er einen Diener in reicher Livreé fand, der ſich anheiſchig machte ihn anzumelden. Nach wenig Augenblicken erſchien der Jocriſſe wieder und die Thür öffnete ſich zu einem Kabinet, in dem ſich fürs Erſte noch Niemand befand. Herr Rehmann hatte Zeit, einige vortreffliche Gemälde und ſehr charakteriſtiſche Büſten zu betrachten, die an den Wänden vertheilt waren, und zu denen man gelangte, wenn man einen großen runden Tiſch in der Mitte der Stube umging, der angefüllt lag mit Büchern faſt aller Literaturen, vielleicht der deutſchen allein ausgenommen. Ein breiter Polſterſitz war davergeſchoben, und eine Maſſe von Kiſſen von allen Formen zeigte, welche Proteusartige Stellung man auf dieſem halb aſiatiſchen halb europäiſchen Meubel annehmen konnte. In einer Ecke des Gemachs erhob ſich hinter dem gelben Lichte der ſeidnen Vorhänge die medicäiſche Venus, aus einem Gebüſch von Cypreſſen und Mirthen. Eine ungeheure Kalla legte ihren aufgerollten Kelch dicht an den weißen Schenkel der Göttin. Herr Rehmanns Blick haftete noch an dieſem letzten Gegenſtand, als die Thür ſich öffnete und der Graf Tübern eintrat. Es war ein noch junger Mann, weder ſehr anſehnlich von Wuchs noch ſchön vom Geſichte, allein ſeine Züge hatten den Charakter von Treuherzigkeit und Ernſt, eine Miſchung, die deſto wohlthätiger wirkt, weil ſie nie erkünſtelt wird. Niemand giebt ſich die Mühe, ſo ungeordnete Eigenſchaften ſich anzulügen, und gerade ſind es dieſe kleinen Lichter, die den wohlthätigſten Effect auf den Beſchauer des Gemäldes der menſchlichen Züge machen. Der Umgang mit der Welt lehrt eine gewiſſe allgemeine Güte annehmen, aber gerade dieſe ſtereotype Miene iſt dem ſchärfern Beobachter die gehäſſigſte Larve der ſocialen Falſchheit. Wir können nicht entzuckt ſein über jedes neue Geſicht, wir können nicht Güte empfinden über eine Figur, die zum erſtenmal ihre Unbedeutenheit in unſerm Wandſpiegel ermißt, wir entwürdigen jene feinen Züge innigen Wohlwollens, indem wir auf unſer Antlitz hinaufbeſchwören in dem Augenblicke, wo wir der ausgelaſſenſten Dummheit gegenüber ſitzen.

Graf Dübern war ſehr ernſt, denn er wußte nicht, was Herr Nehrmann von ihm wollte; er ſchien es auch dann noch nicht zu errathen, als der Buchhändler ihm ſeinen Namen und Stand mitgetheilt hatte.

„Ich glaube, Sie werden von mir gehört haben?“ ſagte Herr Nehrmann mit einem gutmüthigen Stolze.

Graf Dübern bejahte dieſes, und das Geſpräch ſtockte wieder. Mein Himmel, dachte Herr Nehrmann, ich hätte mir nimmermehr einbilden können, daß ein Schriftſteller, dem ich einen Beſuch mache, nicht bis an die Decke vor Freude und geſchmeicheltem Stolze ſpringt. Aber dieſer ſpringt nicht. Herr Nehrmann blickte, nachdem er dieſe Betrachtungen angeſtellt, wieder auf das Bein der Venus, als wollte er nur dieſen Gegenſtand zum Geſpräch bringen.

„Welch ein Umſtand verſchafft mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft?" hub der Graf mit einem kleinen trockenen Huſten an.

„Mein Gott, Ihr Ruf, Herr Graf," ſagte der Buchhändler.

„Sehr gütig," erwiederte Dübern lächelnd, „ich hätte nicht geglaubt, daß ein deutſcher Schriftſteller auch einen Ruf haben könne."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" rief Herr Nehrmann pikirt. „Die deutſche Literatur iſt die erſte und vorzüglichſte. Alle andern Nationen haben von uns geborgt."

„Haben ſie das?"

„Ja, und überdies aus dem Munde eines deutſchen Dichters, eines Schriftſtellers der ein namhaftes Publicum — klingt die Bemerkung hart, um nicht ein anderes Wort zu ſagen."

„Wir ereifern uns um des Küſters Nachtmütze," ſagte der Graf.

„Um des Küſters Nacht —?" Herr Nehrmann konnte vor Verwunderung die Methaphe nicht endigen. Er ſtand auf und trocknete ſich die Stirn mit einem Waterloo-Schnupftuche, ein theures Denkmal ſeiner glücklichſten Erinnerungen, und ſagte darauf: „Herr Graf, wir verſtehen uns nicht. Sie ſehen in mir einen Mann, der im Dienſte der deutſchen Lettern alt geworden iſt. Ich habe dieſe lieben gothiſchen Buchſtaben zu den herrlichſten Werken, die je der menſchliche Geiſt erfand, zuſammengefügt. Ja, ich bin ſelbſt Drucker geweſen, ich ſchäme mich nicht, von der Pike auf gedient zu haben; nein, ich ſchäme mich nicht. Mit Gleim's Kriegsliedern bin ich als ein barfüßiger Burſche durch die Winkelgaſſen einer Winkelſtadt Deutſchlands gerannt, und mein Herz ſchlug höher, wenn ich eines meiner ſchmutzigen Blätter einem alten Krieger von Kollin gratis hinwerfen konnte. Gratis, mein Herr, ja gratis! Ein Burſche, dem die Hoſen zerriſſen niederhingen, verſchenkt gratis Gleim's Kriegslieder! Hernach, als man meine Mutter zu Grabe trug, ſetzte ich mit zitternden Händen das Lied auf einen Dorfkirchhof von Hölty zuſammen, und meine Thränen vermiſchten ſich mit der Druckerſchwärze. Später nahm mich die alte Garde der Literatur in ihren Nachtrab auf; man lud in mein Ränzel die erſte Ausgabe des Werther, und ich zog damit in die Welt. Ich lernte Deutſchland kennen. Ich verkaufte Sophien's Reiſen und reiſte ſelbſt wie Sophie in einer

Poſtkutſche. Man ſchenkte mir Vertrauen. Es kam die Zeit deutſcher Knechtſchaft; ich reiſte immer noch herum, und verkaufte heimlich köſtliche Broſchüren gegen den Tyrannen. Meine kleine Poſtkutſche flog wie ein Pfeil über verbotene Straßen, und rumpelte durch bewachte Hohlwege. Immer im Dienſte der deutſchen Lettern. Man ſchoß einen Buchhändler nieder, mit dem ich eng verbündet war, er verrieth mich nicht; es hielt zuſammen, was zur ſtillen Gemeinde der rechtlichen Männer gehörte. In Eile und Verborgenheit ging Alles. Gedanken, die auf dem Schafft einer Kanone geſchrieben waren, wurden in verriegelten Kellern, in den Dachkammern gedruckt; man warf die fertigen Bücher Abends im Zwielicht den Leuten in die Fenſter. Vermummte Geſpenſter gingen auf den Markt. Man kaufte Pfeffer ein, in patriotiſche Lieder gewickelt, und ſelbſt in die Rockſchöße der Polizei verſteckten ſich die Liebesbriefchen der Freiheit. O, das war eine Zeit! Dann Sieg und Ruhm! Freudenthränen an allen Straßenecken. Von dem, was nachfolgt, nichts weiter. Genug, die deutſchen Lettern haben mich reich gemacht. Ich habe keine Frau, kein Kind; die deutſchen Lettern ſind meine Frau, die deutſchen Lettern ſind mein Kind; deshalb mag ich ſie nicht ſchmähen hören. Ich empfehle mich, Herr Graf."

„Bleiben Sie," rief Dübern, „bleiben Sie."

Herr Rehrmann ſteckte ſein Tuch unwillig in die Taſche und ſah mit einem höchſt aufgeregten Blick die Eruption des Veſuv's an, die ihm zunächſt an der Wand hing.

„Setzen Sie ſich," wiederholte der Graf, „Sie haben mir durch die leicht hingeworfene Skizze ein lebhaftes Intereſſe eingeflößt."

„Hab' ich das?" fragte Herr Rehrmann, indem er ſich wieder auf ſeinen Sitz zurückziehen ließ.

„Ich weiß, daß Ihre Beſtrebungen immerdar ſehr ehrenwerth geweſen," hub Dübern an.

„Und doch ſchienen Sie anfangs von der Firma: Jonathan Rehrmann nicht viel zu wiſſen?" rief der Buchhändler. „Aber laſſen Sie uns gleich zum eigentlichen Zweck meines Beſuches kommen. Nächſt der Ehre Ihrer Bekanntſchaft, Herr Graf, bin ich zu ſehr Kaufmann, um nicht auch meinem Geſchäftsvortheil nachzugeben. Wie wär's, wenn wir zu einander in Verbindung träten?"

„Ich bedaure aufrichtig, ich habe ſchon meinen Verleger."

„Es handelt ſich," bemerkte Rehrmann, „nicht ſo eigentlich um ein Buch, ſondern — ich habe da eine Zeitſchrift. Zu ihrer Zeit ging ſie ihren friſchen Gang fort, ſeit einigen Jahren aber hinkt ſie."

„Das thut mir aufrichtig leid," bemerkte Dübern mit einem leichten Achſelzucken.

„Sie errathen nun ſchon, daß ich Sie bitten werde, mir zu meinem Blatte beizuſteuern," rief der alte Mann mit einem freundlichen lauernden Blicke.

„Ich arbeite an keinem Journal, Herr Rehrmann."

„Vielleicht weil Sie ſich nicht unter eine beſtimmte Fahne ſtellen wollen?"

„Sie haben es errathen."

„Aber dem läßt ſich abhelfen, Herr Dübern, oder Herr Graf, wollte ich vielmehr ſagen. Sie ergreifen ſelbſt die Fahne: Sie werden der Redacteur meines Blattes."

„Ihre Zeitſchrift iſt einer Cenſur unterworfen?"

„Ja, allein einer ſo liberalen, wie ſie die Verhältniſſe unſerer Stadt nur immer erlauben. Ich ſelbſt verſpreche Ihnen, mir keinerlei Einfluß zu geſtatten. Sie ſollen dieſes Organ ganz unbeſchränkt in Ihre Gewalt bekommen.“

„Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen,“ rief Tübern. „Es überraſcht mich in der That; ich weiß aber nicht, wie ich irgend es werde rechtfertigen können. Meine literariſche Wirkſamkeit iſt höchſt unbedeutend; ich ſchlage ſie nicht höher an, als man einen anſtändigen Zeitvertreib bewerthet. Ich arbeite, wie mich gerade die Laune treibt; eine Thätigkeit jedoch, wie Sie ſie mir auflegen wollen, würde mich zu beſtimmten Stunden an den Schreibtiſch feſſeln, und ich habe bis jetzt keinen Zwang, keinerlei Art kennen gelernt. Auf der andern Seite geſtehe ich, daß ich über die moderne Richtung unſerer Literatur nachgedacht, und daß es einen großen Reiz für mich haben würde, die Reſultate hierüber ſelbſtſtändig und auf meine Weiſe kund zu thun.“

„Nun denn?“ rief Rehrmann, und rückte dem Sprechenden näher.

„Und welche wären die finanziellen Bedingungen?“ fragte Tübern.

Herr Rehrmann war auf dieſe Frage gefaßt. Er hatte die beſcheidene Summe von dreihundert Thalern jährlich dem neuen Redacteur beſtimmt, und glaubte damit ein ſehr ſplendides Zugeſtändniß zu thun. Beim Hinaufſteigen der koſtbaren Treppe waren die dreihundert Thaler unmerklich zu fünfhundert geſtiegen. Fünfhundert Thaler wären für den Bewohner eines Manſardenſtübchens ein unermeßlicher Schatz geweſen, wenn man noch die Ehre der Redaction eines ſo berühmten Blattes hinzurechnete, aber die ſeidenen Ueberzüge, auf die Herr Rehrmann jetzt ſaß und die Teppiche, die ſein Fuß betrat, übten einen ſo magiſchen Einfluß auf ſeine Phantaſie aus, daß er jetzt, da die wichtige Frage an ihn geſtellt wurde, unwillkührlich achthundert Thaler über ſeine Lippen gleiten ließ.

„Acht hundert Thaler?“ rief Tuborn achſelzuckend.

„So laſſen Sie es tauſend ſein,“ bemerkte Rehrmann ſchnell.

„Wir wollen darüber nachdenken, beſuchen Sie mich in drei Wochen wieder.“

„Warum nicht gar. Ich bin eigenſinnig, Herr Graf; ich will dieſes Haus nun einmal nicht verlaſſen, ohne mit ihnen ein Geſchäft abgeſchloſſen zu haben. Was ſagen Sie zu funfzehnhundert Thalern?“

„Ich kann durchaus nicht entſcheiden,“ ſagte Dübern ſehr ernſt. „Ich werde mich erſt mit den Anforderungen und dem Gange des Unternehmens bekannt machen müſſen.“

„Achtzehnhundert Thaler, Herr Graf!“ rief Rehrmann. „Ich ſage achtzehnhundert Thaler. Beim Himmel, für einen deutſchen Buchhändler keine Kleinigkeit.“

„Ich glaub's,“ erwiederte Dübern und ergriff die Klingel. Der Jokei trat ein, und meldete daß das Reitpferd geſattelt ſtände. Die Unterhandlungen wurden durch dieſen Umſtand kurz abgebrochen. In einigen Tagen ſollte die Entſcheidung erfolgen. Herr Rehrmann entfernte ſich kopfſchüttelnd. Zu Hauſe angelangt, wagte er nicht dem erſten Buchhalter die Summe zu nennen, die er dem künftigen Redacteur angetragen; er begnügte ſich in ſehr dunklen Andeutungen über gewiſſe ganz neue Erſcheinungen im Gebiete des literariſchen Marktes zu ſprechen. Herr Paulſen achtete darauf nicht ſonderlich, denn er dachte bereits wieder an ſeine unbekannte und unergründliche Schöne.

Mitlerweile vollbrachte der Graf Dübern auf einem koſtbaren Reitpferde ſeinen gewohnten Morgenritt. Er machte die Fenſterparade vor einem Hauſe, in dem eine junge Dame wohnte, der er ſchon ſeit ſechs Wochen den Hof machte, dann ſtieß er vor dem Thor auf einige Gefährten, und es wurde ein Landhaus in der Nähe beſucht, wo man ein Frühſtück einnahm. Alles das geſchah mit der kecken Ungebundenheit und den Manieren eines jungen Stutzers von der beſſern Sorte. Der Mittag verging bei einem kleinen ausgeſuchten Diner, den Abend nahm ein eleganter Spielklubb in Anſpruch, oder ein Ball, wo die Sinne durch Lampenglanz, Hitze und Tanz erſchlafft wurden, ſo daß ſie durch eine kräftige Jagd auf mehrere Tage in den benachbarten Forſten wider erfriſcht werden mußten. Dieſes war das Leben, dem der junge Graf Dübern ſich hingab. Ohne Wüſtling zu ſein, hatte er alle Gewohnheiten deſſelben; ohne an Orgien Vergnügen zu finden, verſäumte er doch keine. Er war nicht im Stande, ſich einen Genuß zu verſagen, mochte deſſen Erreichung auch mit noch ſo großem Geldopfer verknüpft ſein. Da er ein unabhängiges und ziemlich bedeutendes Vermögen hatte, ſo konnte er ſo ziemlich frei walten. Dem Bücherſchreiben hatte er gefröhnt, wie er jedem andern Luxus huldigte. Nie wär ihm in den Sinn gekommen, irgendwie damit in die Schranken zu treten, oder auch nur oberflächlich nach einem gewiſſen Ruf zu ringen. Das erſte Buch ſchrieb er, um eine Frau zu ärgern, die ihn durch Koketterie gefeſſelt hatte, und deren Schliche er aufdeckte. Das Bild hatte eine große Wahrheit, es gab die Fallthüren und verbergenen Gänge an, durch die die vornehmen Laſter ſchleichen und verſchwinden, es zeigte an der Sonne der Schönheit gewiſſe Flecke, die einen ſehr üblen Eindruck machten, wenn man das Teleſkop des Beobachters darauf richtete. Gewiſſe Milchſtraßen erſchienen als Giftſtraßen, gewiſſe Doppelſterne als Doppelflecke, und manches Sternbild löſte ſich ganz in Nebel auf. Das ſind betrübende Erſcheinungen, aber wenn man ſie mit Munterkeit erzählt, ſo verfehlen ſie nie, eine große Wirkung hervorzubringen. Dübern, da er ſeine Krankheit überwunden hatte, gefiel ſich darin, ihre Symptome unter einen humoriſtiſchen Geſichtspunkt zu bringen, und der Roman gefiel außerordentlich. Ein zweiter folgte und hatte noch mehr Succeß. Außer dem Ruf, den ihm dieſe Bücher unerwartet brachten, legten ſie ihm auch eine baare Summe in die Hand, und der junge Schriftſteller war zu ſehr Lebemann, als daß er nicht gerne ſeine Einkünfte um faſt das Doppelte hätte bereichert ſehen mögen.

Bis hieher war alles Laune. Herr Rehrmanns Vorſchlag brachte zuerſt ein ernſtes Nachdenken bei unſerm Helden hervor, und die ſeit einiger Zeit ihm immer wieder aufſtoßenden Ideen über Literatur und ihre Richtung gewannen plötzlich einen Zentralpunkt. Es liegt eine unbeſchreiblich verführeriſche Gewalt in der Ueberzeugung mit ſelbſtſtändigen Einfluß wirken zu können, und hiezu zeigte ſich jetzt der Weg.

Alfred Dübern kehrte heute zum erſtenmale in ſehr nachdenklicher Stimmung von ſeinem Ritte heim. Er ſchritt eilig durch ſein Zimmer und blieb endlich vor dem Schreibtiſche ſtehen. Lächelnd beſah er die Feder, ſchob ein Heft zurück, das ſeit Wochen auf dem Pulte lag, noch unbeſchrieben da lag. Kann es mir denn ſo ſchwer werden?“ rief er bei ſich ſelbſt, drei Stunden täglich von meinem Vagabunden-Leben abzumüßigen, um ſie einer edlen Thätigkeit zu weihen? Eine edle Thätigkeit, ein Tagblatt zu redigiren? — Ja, aber ich kann durch daſſelbe wirken. Fort ihr düſtern und neckenden Phantaſien, die ich in ſpäter Nachtſtunde niederſchrieb, wenn ich von einer wilden Geſellſchaft heim kehrte! die ſtillen, klaren Ideen, die Ideen, die da dauernd nutzen, die in die Ferne wirken, die nicht blenden, nicht verführen, nicht das Blut in Wallung bringen, und nicht ſelten thöricht Thorheiten heilen wollen, nein die geſunden Früchte geſunden Nachdenkens, will ich in ſtillen Morgenſtunden ſammeln und ſie für mein und anderer Heil aufſpeichern. Ich werde nützlich ſein können, da ich bis jetzt nur amüſirte.

Aber ſoll ich meine Jugend an die Arbeit eines Galeerenſklaven wegwerfen? Pah! um dieſe Jugend iſt es ohnedies ſchon geſchehen; die Orgien, die Nachtwachen, die Neckereien der Weiber haben ihr einen empfindlichern Stoß beigebracht, als es die Seiten eines Journals jemals vermögen.

Und dann, iſt es nicht immer noch Zeit, die Feder niederzulegen, wenn ihre Führung mir Ekel verurſacht? Wenn dieſer Schreibtiſch, der früher meine Wonne war, mir nur die Stätte der Zwangarbeit bietet, kann ich ihn nicht verlaſſen? Es kommt alles auf die Art der Verbindlichkeiten an, die ich eingehe, und ich will ſie mir ſo gefügig ſtellen als möglich.

Mit dieſen Meditationen klingelte Düborn ſeinem Kammerdiener, um ſich zu einem Diner ankleiden zu laſſen. Zum erſtenmale hielt er pünktlich die Stunde. Ich muß mich an einen regelmäßigen Geſchäftsgang gewöhnen, bemerkte er bei ſich ſelbſt.

3.

In einem ſehr guten Theile der Stadt, in einer Straße, wo die reichen Banquiers ſich angeſiedelt hatten, und wo man demzufolge zu den Mittagſtunden ein fortwährendes Geraſſel der Wagen hörte, die die Beſitzer vornehmer Namen zu den Beſitzern der Geldſäcke führten, ſah man um die achte Abendſtunde die ſechs Fenſter mit den rothen Vorhängen erleuchtet, die dem Geſellſchaftslocal oder dem ſogenannten Salon des Herrn Tipp, Edlen von Tippenheim, angehörte.

Dieſer ſehr achtungswerthe Herr gab nemlich heute ſeinen „Abend.“

Die kleine ſilberne Schnörkel-Pendüle mit einer Gruppe von einer in Roſenroth gekleideten Schäferin, um die ſich in einer fürchterlichen Verrenkung ein hellblauer Schäfer zärtlich bemühte, hatte ſchon mit hektiſcher Stimme ihre acht leiſen Schläge geſummt, die Wachskerzen waren angezündet und gehörig vertheilt, und die kleine Familie ſaß in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, in einer Ecke des Kamins verſammelt. Herr Tipp, in einen ſchwarzen Anzug und eine ſehr hohe Halsbinde eingeſchnürt, ſaß in einem Armſtuhl, ohne zu wagen, ſich an deſſen Rückenpolſter anzulehnen, weil für den heutigen Abend der Ueberzug abgenommen war. Frau Tipp, in einem bauſchigten weißen Mouſſelinkleide hielt ihre Blicke mit der Aufmerkſamkeit, mit der man die Bewegungen eines Telegraphen beobachtet, auf ihre Tochter geheftet, die vor ihr ſtand, weil ihr verboten war, ſich zu ſetzen, um die Falten ihres Kleides nicht aus der gehörigen Lage zu bringen. Der junge Herr von Tipp ſaß am Fenſter und gähnte.

Herr Tipp fand es für nöthig das Stillſchweigen zu unterbrechen, und er that es mit der Bemerkung, daß es ſchon acht Uhr geſchlagen habe. Um dieſer Thatſache mehr Gewicht zu geben, ſtreckte er ſich wie im Unmuth aus, und nahm die Miene eines Mannes an, der ſich langweilte.

„Nimm Deine Füße von der Camineinfaſſung weg,“ ſagte Madame Tipp.

„Ich weiß nicht, wie Du mir heute verkommſt Amenaide?“ rief Herr Tipp verwundert.

Dieſe Bemerkung war jedoch nur eine Redensart. Madame Tipp erſchien Herrn Tipp heute nicht um ein Haar anders, als ſie ihm ſeit den dreißig Jahren, die er mit ihr verheirathet, immer erſchienen war. Es konnte auch in dieſer Hinſicht durchaus keine Ueberraſchung ſtatt finden.

„Sieh mich an,“ rief Frau von Tipp nach einer Pauſe.

Herr von Tipp machte ſofort Anſtalten, die eingeſchnürten Halsmuskeln in Bewegung zu bringen, die zur Folge hatte, daß nach und nach ſein breites Geſicht dem erhitzten Antlitz ſeiner Gemahlin gerade gegenüber ſtand. Sie zupfte ihm den Halskragen zurecht, und brachte die geſtickte Weſte zum Vorſchein, die unter dem Frack ſich verſteckt hatte.

„Ich glaube, mein Schatz,“ bemerkte Herr von Tipp, „daß der Graf keine ſonderliche Aufmerkſamkeit meinem Putze ſchenken wird.“

„Das glaube ich ſelbſt,“ entgegnete Frau von Tipp, „er wird ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf unſere Caroline wenden. Sieh einmal, wie das Mädchen ſich heute Abend wieder einmal macht.“

Herr von Tipp betrachtete den Sprößling ſeiner keuſchen Ehe und ließ dann die Aeußerung entſchlüpfen, daß die Roſe vom Kopf heruntergefallen ſei, weil ſie am Ohr hinge. Dieſe Bemerkung machte, daß Frau von Tipp über Herrn von Tipp's Unkenntniß der modernen Toilette in ein ſo convulſiviſches Lachen verfiel, daß der Bediente, der den Auftrag hatte, den Thee hereinzubringen, den Kopf zwiſchen die Thür ſteckte, in der Meinung, es ſeien ſchon Gäſte angekommen.

„Wenn Du doch nicht urtheilen wollteſt über Dinge, die Du gar nicht verſtehſt,“ rief Frau von

Tipp, indem ſie ſich mit einem geſtickten Taſchentuche die Thränen von den Wangen trocknete.

Mitlerweile hatte Fräulein Caroline ein Papier aus dem Arbeitsbeutel gezogen und vertiefte ſich in die Lectüre deſſelben.

„Kannſt Du's noch nicht, Linchen?“ fragte Frau von Tipp beſorgt.

„Ich kann's ſchon, Mama,“ entgegnete die Dame, „aber ich bleib dabei, es iſt Unſinn.“

„Was iſt Unſinn?“ fragte Herr von Tipp.

„Hier dieſe Stelle,“ rief Caroline, indem ſie das Blatt ihrem Vater hinreichte. „Die Mama hat mir's gegeben, damit ich's auswendig lernen ſoll; es iſt aus dem neueſten Roman des Herrn Dübern.“

„Des Grafen Dübern,“ verbeſſerte Frau von Tipp. „Wenn es ein gewöhnlicher Herr Dübern wäre, hätten wir uns gewiß nie um ihn bekümmert. Bedenke, daß er zehn tauſend Thaler jährlich hat, und daß er einmal bemerkt haben ſoll, daß Du ſehr ſchöne Augen haſt.“

„Die haſt Du von mir,“ rief Herr von Tipp.

„Von Dir?“ ſagte Frau von Tipp, indem ſie ihren Mann mit einem Blicke unbeſchreiblicher

Geringſchätzung anſah. „Nimm Deinen Kopf von der Lehne weg."

Herr von Tipp fuhr eiligſt mit dem Kopfe weg, den er im gerechten Stolze auf ſeine einſtige Schönheit der verbotenen Lehne nahe gebracht hatte. Er vertiefte ſich in dem Papierſchnitzel und brachte höchſt verworrene Betrachtungen über die Liebe zu Tage. „Ich werde daraus nicht klug," ſagte er endlich, und gab das Blatt ſeiner Tochter zurück.

„Das ſag ich auch," rief Caroline und zerknüllte mit eigenſinnigem Weinen das Papier, zur größten Ergötzung des jungen Herrn von Tipp, der jetzt vom Fenſter wegtrat, und ſich hinter den Stuhl des Vaters ſtellte.

„Weine nicht," rief Frau von Tipp ihrer Tochter zu. „Haſt Du die Arie von Donazetti mit dem Muſikmeiſter heute durchgeſungen?"

„Ich hab's," rief Caroline und ſtampfte mit dem Fuße.

Herr von Tipp ſah ſeine Gemahlin verwundert an. „Wo haſt Du nur die fremden Namen her, Amenaide? An der Wiege hat man's Dir doch nicht geſungen."

„An der Wiege hat man mir auch nicht geſungen,“ entgegnete Frau von Tipp boshaft, „daß ich gewiſſen Leuten erſt mit dem Paſtor über den Hals kommen mußte, um ſie zur Vernunft zu bringen.“

Dieſe wenigen Worte enthielten die Quinteſſenz alles Bittern, was Herr von Tipp im Laufe ſeines langen Lebens hatte koſten müſſen. Sie ſpielten auf eine heroiſche That ſeiner Gemahlin an, die er ihr nie verzeihen konnte, obgleich er die Miene annahm, es ganz vergeſſen zu haben. Frau von Tipp war nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine Nätherin, und früher Herrn von Tipp's Geliebte geweſen. Das war eine Thatſache. Sie hatte jedoch ſogleich auf das Wappen der Edlen von Tippenheim ſpeculirt. Lange Zeit war ihr dies nicht gelungen, endlich ſiegte ſie durch einen Gewaltſtreich. An einem ſchönen Morgen kam ſie mit dem Pfarrer angefahren, und Herr von Tipp wurde von den Verbündeten gleichſam über den Haufen gerannt. Seit dieſer Zeit hatte er in ſeiner Miene eine gewiſſe Verblüfftheit, die ſich nicht wieder verlor, und die Frau von Tipp als das deutlichſte Zeichen ihrer für immer geſicherten Herrſchaft anſah.

„Ich habe es nicht ſo gemeint,“ rief Herr von Tipp und verſuchte zu gähnen, zum Zeichen, daß dieſe Art von Unterhaltung ihn ennuyirte, aber die Dame war nicht Willens, dieſen Gegenſtand ihrer unſchuldigen Neckerei ſogleich wieder fallen zu laſſen. Zum Glück für Herrn von Tipp wurde jetzt die Thür mit Geräuſch aufgeriſſen, und es erſchienen ein Herr und eine Dame, die Frauen fuhren auf die Letztere zu, während Herr von Tipp ſich mit dem Erſteren bekomplimentirte und der junge Herr von Tipp hinter dem Rücken ſeines Vaters ungeſchickte Verbeugungen machte. Gleich darauf öffnete ſich die Thür nochmals, und ein langer ſchwarzer Herr mit einer Brille trat ein; ihm folgte eine Dame, die ihren Hut nicht abnahm, weil ſie verſicherte, ſie könne nur eine halbe Stunde bleiben, die aber nichts deſto weniger bis zum Souper blieb. Noch einige andere Bekannte erſchienen, die ſich ſonſt nicht ſehr häufig in dieſem Hauſe blicken ließen, diesmal aber kamen, weil ſie gehört hatten, ein ausgezeichneter Mann, der viel von ſich ſprechen mache, werde heute ſich einfinden.

„Tipp!“ rief die Dame des Hauſes in einem ſehr graziöſen Tone.

„Was willſt Du, mein Engel?“ entgegnete Herr von Tipp aus der andern Ecke des Zimmers.

„Hier iſt die Frau Commerzienräthin Grünling,“ fuhr die Frau fort. „Sie will wiſſen, welche Verdienſte eigentlich unſer Freund, der Graf Dübern, hat. Erkläre ihr das, Du weißt es am beſten.“

„Er iſt ein Schriftſteller, oder wenn Sie ſo wollen, ein Dichter, meine Gnädige.“

„Nichts mehr als das?“ rief die Commerzienräthin enttäuſcht. „Ich glaubte, er wäre der Erfinder des Daguerrotype.“

„Leider iſt er das nicht,“ entgegnete Herr von Tipp.

„Ach mein Himmel!“ rief die Dame. „Das muß ich doch meiner Tochter ſagen, ſonſt ſpricht ſie mit ihm vom Daguerrotype. Das iſt nun einmal wieder ein Spaß, den mein Mann mir aufgeheftet. Er iſt ſo ſpaßhaft.“

Herr von Tipp zuckte ſehr freundlich die Achſeln, und die Dame verlor ſich im Gedränge, um ihre Tochter aufzuſuchen, und ihr zuzuflüſtern, daß der Graf Dübern nicht der Erfinder des Daguerrotype ſei.

Während deſſen machte die Dame im Hut die Bemerkung, daß es ſehr heiß im Zimmer zu werden drohe, und daß das Herumreichen der Erfriſchungen ſehr unregelmäßig vor ſich gehe.

Eine bleiche Dame, die auf dem Sopha ſaß und mit einer hochgelben Tocque geſchmückt war, äußerte, daß ſie eine unbeſchreibliche Leidenſchaft für die Literatur habe. Ein Herr ihr zur Seite verſicherte, daß er um keinen Preis in der Welt an der Wahrheit dieſes Bekenntniſſes zweifeln werde.

„Und dieſer Genuß wird Einem ſo ſelten geboten,“ bemerkte die Dame mit der gelben Tocque.

Der Herr verſicherte, daß nichts ſeltener auf der Welt ſei, als dieſer himmliſche Genuß.

„Lalla Rookh!“ ſeufzte die Dame.

„Lalla Rookh!“ ſeufzte der Herr und blickte mit einem unbeſchreiblich gefühlvollen Ausdruck auf den Boden ſeines Hutes.

Während dieſes literariſchen Geſpräches ſtand der Herr mit der Brille am Kamin und wärmte ſich, indem er bei dieſer Gelegenheit zwei Beine zeigte, die von einer faſt fabelhaften Dünnheit waren. Er zog von Zeit zu Zeit ſeine Taſchenuhr hervor, hielt ſie ans Ohr, und dann wieder dicht vor's Auge und gab alle nur erſinnliche Merkmale, um zu zeigen, daß er die Soirée unbeſchreiblich langweilig finde.

Jetzt öffnete man die Thür, und der Graf Tubern trat herein, gefolgt von einem in ſchwarz gekleideten jungen Mann. Das endliche Erſcheinen des berühmten Mannes brachte im Geſellſchaftszimmer einen allgemeinen Aufſtand zu wege. Dieſen Umſtand benutzte die Dame im Hut, um unbemerkt ein großes Glas Punſch auszuleeren.

„Tipp!" rief die Dame des Hauſes.

„Hier, meine Liebe!" entgegnete der Hausherr.

„Ich bitte Dich, ſei doch nicht ſo zerſtreut. Stelle doch den Grafen der Gräfin Plunders vor."

„Thue das ſelbſt," äußerte Herr von Tipp. „Ich muß den Lord Fitz-Grembert dort am Kamin feſthalten. Er hat mir ſchon gedroht, vor dem Feuer wegzulaufen."

„Gräfin Plunders!" rief Frau von Tipp mit einer ſehr vielſagenden Miene, „hier iſt der Graf Tübern, unſer ſehr theurer Hausfreund." — „Herr Graf, dies iſt die Gräfin Plunders!" Wie Frau von Tipp dieſe Worte ausgeſprochen hatte, trat ſie einen Schritt zurück und rief mit einer ungemein ſchalkhaften Miene: „Ich bin eine wahre Närrin, allein ich kann es nicht laſſen zuzuſehen, wie zwei ſo ausgezeichnet geſcheute Perſonen ſich begrüßen.“

Die Dame in der gelben Tocque fand dieſe Aeußerung von Frau von Tipps Seite äußerſt unzart.

Herr von Tipp, der ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen den Lord Fitz-Grombert und einer Lampe, die zu erlöſchen drohte, theilte, flüſterte dem Lord zu, daß der große Dichter ohne Zweifel etwas vorleſen werde.

„Gott—dam!“ entgegnete der Lord. „Man u— weiß, daß ik nicht lieb das L — Leſen.“

„Unter uns geſagt,“ bemerkte Herr von Tipp, „ich lieb es auch nicht. Wir wollen in das Nebenzimmer gehen.“ Sie verfügten ſich in's Nebenzimmer, und der Lord brummte ein engliſches Volkslied, ließ dabei ſeine Uhr repetiren und trommelte an die Fenſterſcheiben, lediglich um nichts vom Vorleſen zu hören.

Graf Dubern ſang ein Lied auf den Frühling vor, das dieſen oft beſungenen Gegenſtand auf eine neue Manier beſang, indem es gar keine

Manier hatte. Es kamen keine Blüthen darin vor, die ſich ſehnten „am Licht der Sonne zu verglühen.“ Die Frühlingsgräſer zitterten nicht dem Fußtritt der Geliebten entgegen. Die Roſen gebehrdeten ſich nicht wie nervenſchwache Mädchen, die erbleichen, wenn ſie Wangen ſehen, die noch zarter gefärbt ſind, wie die ihrigen, kurz die ganze Natur war natürlich, was ſie ſo ſelten am lyriſchen Putztiſch unſerer modernen Dichter iſt. Als die Verſe zu Ende waren, überboten ſich die Zuhörer in Lobſprüchen, die Düborn von ſich ablehnte, indem er erklärte, ſein neben ihm ſitzender Freund ſei Verfaſſer des Gedichts. Jetzt nahmen die Exclamationen dorthin ihre Richtung, aber der junge ſtille Mann ſchien durchaus nicht vorbereitet, eine Rolle zu übernehmen. Er erwiederte auf alle Entzückungen nichts, und man ſah es ſeinem immer bleicher werdenden Geſichte an, wie ſehr ihm dergleichen ärgerte und langweilte.

Die Dame in der gelben Tocque begriff nicht, wie ein Mann, der ihr nicht vorgeſtellt worden war, die Dreiſtigkeit haben konnte, ein Gedicht von ſich vortragen zu laſſen. Es trat eine lange Pauſe ein, da hörte man ein paar Töne anſchlagen. Fräulein Tipp hatte an dem Piano ſich vorbei bewegt und zufällig es berührt. Es war natürlich, daß man ſie bat zu ſingen. Die Verſtimmung, die der ärgerliche Auftritt mit dem ſchweigſamen Dichter hervorgebracht, mußte wieder verſcheucht werden, und die Dame in der gelben Tocque verſicherte, daß ſie nichts lieber thue, als in Tönen ſchwelgen.

Während die Arie im Gange war, öffnete ſich die Thür, und eine junge blonde Dame trat herein, die den zunächſt Sitzenden Zeichen machte, daß ſie ſich ihretwegen nicht aufſcheuchen laſſen möchten. Sie ſelbſt nahm geräuſchlos an der Thüre Platz. Nichts in der Welt konnte Frau von Tipp ſo ungelegen kommen, als die Erſcheinung der blonden Dame grade in dem Moment, wo die Arie vorgetragen wurde. Die gewünſchte Wirkung wurde offenbar zerſtört. Der Graf, der ſehr aufmerkſam zugehört hatte, verlor, ſo wie die Eintretende die Schwelle berührte, allen Sinn für die Arie ſo wie für die Sängerin. Er ſah mit einem ſo zerſtreuten Blicke in den weit geöffneten Mund der Fräulein Tipp, als begriffe er gar nicht den Grund dieſer Verzerrung. Dazu wurde das Getrommel und das ſchottiſche Lied des Lord Fitz-Grombert aus dem Nebenzimmer immer hörbarer, indem es in die ſanften Parthieen der Arie ſich eindrängte, und vollends allen Effect vernichtete. Müde dieſes Accompagnements erhob ſich endlich Mademoiſelle Tipp und das Piano wurde geſchloſſen.

„Mein Kind,“ hub Frau von Tipp an, „ich glaube Du haſt heute ſehr zerſtreut geſungen, und die Lobſprüche, die man Dir gezollt hat, ſehr wenig verdient. Was iſt es nur, was Dich den ganzen Tag beſchäftigt hat? Du theilſt mir nie dergleichen mit, und wahrlich, ich hätte doch Anſprüche auf Dein Vertrauen.“

„Was iſt's, liebe Kleine?“ fragte die Dame mit der gelben Tocque.

„Ich darf es nicht ſagen,“ entgegnete Fräulein Tipp, indem ſie verſchämt die Augen niederſchlug, „Mama wird mir zürnen, wenn ſie erfährt, daß es ein Roman geweſen iſt, den ich den ganzen Tag über nicht aus der Hand gelegt habe.“

„Ein Roman?“ riefen Frau von Tipp und die gelbe Dame.

„Wir wollen nicht ſo laut reden," rief Frau von Tipp. „Ich errathe von wem dieſer Roman war. Hm, hm."

„Von wem?" fragte die gelbe Dame, und blinzelte mit den Augen.

„Es ſind Stellen darin," fuhr Frau von Tipp mit einer Stimme fort, die laut genug war, um am andern Ende des Salons gehört zu werden. „Stellen ſag ich Ihnen! Wenn ich nur ein beſſeres Gedächtniß hätte."

„Zum Beiſpiel dieſe Stelle, Mama." Hier brachte Fräulein von Tipp den Gallimathias vor, aus dem Tubern zu ſeinem Schrecken wie in einem Hohlſpiegel ſeine eigenen Gedanken, in ein confuſes Gemenge zuſammengeworfen, wieder erkannte.

Die gelbe Dame ſank in die Sophaecke, und verſicherte, daß nichts in der Welt im Stande ſei, ihr einen ſo himmliſchen Genuß zu gewähren.

„Mein Kind," rief Frau von Tipp zu ihrer Tochter, „laß mich dergleichen nicht wieder erleben. Die Dichter heutzutage ſind eine zu gefährliche Bekanntſchaft für ein junges Mädchen. Hm, hm. Hab ich nicht recht, Gräfin?"

„Vollkommen. Ach ſie morden uns, ſie leſen uns auf bis auf die letzte Faſer, aber wir lieben ſie dennoch, dieſe Unmenſchen, dieſe Ungeheuer!“ —

Frau von Tipp fand, daß die gelbe Dame ſich lächerlich machte, und dieſe entdeckte, daß Frau von Tipp darauf ausging, ihre Tochter an den Mann zu bringen, und daß ſie dazu ſehr unzarte Mittel ergriff.

„Armenaide!“ rief Herr Tipp aus der andern Ecke des Zimmers.

Frau von Tipp ſtand auf, um zu ihrem Gemahl zu eilen. „Mylord wünſcht Dir etwas zu ſagen,“ flüſterte der Mann. „Ach“ rief Frau von Tipp mit der Miene graziöſer Ueberraſchung.

„U — ja“ ſagte der Lord. „Ik u — wollte ſagen, daß es ſchaines — ſchönes — U — Wetter iſt.“ —

„Ach! Mylord wollte ſagen, daß es ſchönes Wetter iſt,“ — rief Frau von Tipp.

„I — ja! Ich u — wollte ſagen, daß es i — geſtern ſchaines — ſchönes U — Wetter u — war!“ —

„Ganz richtig. Mylord wollten ſagen, daß es geſtern ſchönes Wetter war,“ bemerkte Frau von Tipp mit einem höchſt anmuthigen Lächeln.“

„I — ja! Ich u — wollte ſagen, daß es morgen ſchönes —“

Lord Fitz-Grombert wurde hier in ſeiner Rede unterbrochen durch ein großes Verlegebrett, das ihm der Bediente auf den Leib ſchob, und auf dem kleine Gläſer mit Erfriſchungen und kleine Butterbrödchen mit kaltem Braten aufgereiht ſtanden. Frau von Tipp benutzte die Zeit, während welcher der Lord unter dieſen Schätzen wählte, um ihren Mann bei Seite zu ziehen und ihm zuzuflüſtern, daß er durch ſeine alberne und unüberlegte Dazwiſchenkunft ſie um den Gewinn des ganzen Abends gebracht habe, indem ſie eben im Begriff geweſen, den Grafen Tübern und Fräulein Caroline auf die intereſſanteſte Weiſe an einander zu bringen. Herr von Tipp war über dieſe Eröffnung troſtlos, aber er verſicherte, daß die Mittheilungen des Lord's Fitz-Grombert unmöglich länger hätten verſchoben werden können.

Frau von Tipp wollte auf ihren Platz zurück, allein es fand ſich, daß die gelbe Dame den Grafen dergeſtalt in Anſpruch genommen hatte, daß er unzugänglich für jeden andern Angriff wurde. Es war dieſes gewiß nicht wenig auffallend. Die gelbe Dame ſchien es darauf nagelegt zu haben, ſich heute Abend morden, und bis auf die letzte Faſer auflöſen zu laſſen. Während deſſen gab Frau von Tipp ihrem Sohne Winke, ſich neben die blonde Dame zu ſetzen. Dieſes geſchah zu nicht ſehr großem Vergnügen der blonden Dame, die ihren Fächer vor den Mund hielt und ſehr ungeduldig nach der Thüre blickte. Endlich war das Geſpräch über die überirdiſchen Genüſſe, die die Literatur bietet, beendet, und Frau von Tipp hielt ihre Tochter am Rockzipfel, um von neuem die „ausdrucksvolle Stelle“ deklamiren zu laſſen, als der Graf ſeinen Hut nahm und ſchnell wie ein Schatten verſchwand. Hinter ihm drein ſchoß der Lord Fitz-Crembert, und nicht zwei Minuten darauf erhob ſich auch die blonde Dame und wurde unſichtbar. Dieſes Beiſpiel wirkte auf die Menge. Die Dame mit dem Hut entfernte ſich, da ſie merkte, daß keine neuen Erfriſchungen mehr herumgereicht wurden. Die Commerzienräthin brannte vor Verlangen, ihren allzu ſpaßhaften Mann zu Hauſe auszuſchelten, und die andern Gäſte, die zu Hauſe weder Jemanden auszuſchelten noch zu liebkoſen hatten, gingen fort aus keinem andern Grunde, als weil es die Stunde war, wo ſie gewöhnlich zu Hauſe eintrafen. Der ſchweigſame Dichter hatte ſich ſchon lange entfernt, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hatte.

Um ein Viertel nach eilf Uhr befand ſich die Familie Tipp wieder allein. Herr von Tipp machte ſich das harmloſe Vergnügen die Lichter auszulöſchen und die Lampen abzuſchrauben, in welchem Geſchäft ihm ſein Sohn beiſtand.

„Gabriel!“ rief Frau von Tipp in einem ſehr gereizten Tone. „Ich bin mit Dir heute nicht zufrieden; nein, ich bin nicht zufrieden. Komm hieher, mein Sohn; laß Deinen Vater ſich allein mit den Lampen beſchäftigen, er hat doch nun einmal für nichts anderes Geſchick und Sinn.“

Der junge Herr von Tipp, der ſich die Hände und das Geſicht mit Oel beſchmutzt hatte, kam, um ſich neben ſeine Mutter auf's Sopha zu ſetzen. „Wie du ausſiehſt!“ rief Frau von Tipp erſchreckt.

„Ich kann mir kein anderes Geſicht geben,“ erwiederte der Sohn.

„Das ſollſt Du auch nicht, mein Kind,“ ſagte Frau von Tipp mit einem zärtlichen Ausdruck. „Dein Geſicht iſt gerade von der Art, wie die

Frauen ſich in der Regel junge hoffnungsvolle Männer denken. Ich habe irgendwo in einem Almanach das Bild eines Prinzen geſehen, ich meine es war ein Prinz von Parma, oder war es gar der König von Braſilien, das Dir auffallend glich. Ja, Gabriel, es glich Dir, und damit iſt geſagt, daß Du keineswegs eine ausdrucksloſe Phyſiognomie haſt. Ich möchte wiſſen, aus welchem Grunde Dich die blonde junge Dame heute ſo oft und ſo aufmerkſam angeſehen hat?“

„Mich?“ rief Gabriel äußerſt verwundert.

„Ja Dich,“ erwiederte ſeine Mutter. „Haſt Du es nicht auch bemerkt, lieber Mann?“

„Nicht das mindeſte,“ entgegnete Her von Tipp.

„Laß die Lampe über meinem Kopfe noch ſtehen!“ rief Frau von Tipp, „Du erregſt einen abſcheulichen Dampf.“

War nun der Dampf daran Schuld oder waren es die Betrachtungen, denen ſich das bekümmerte Gemüth einer Mutter hingab, kurz Frau von Tipp brach in Thränen aus. „Ich weiß nicht,“ rief ſie nach einer Pauſe, während ſie ihr Taſchentuch vor die Augen gehalten hatte, „ich weiß nicht, warum ich nie verſtanden werde.“

Herr von Tipp begriff nicht, warum Frau von Tipp gerade heute Abend, und noch dazu bei ſo ſpäter Stunde, wollte verſtanden ſein. Er ſtieß daher einen kurzen Seufzer aus, und fuhr fort die Lampen auszulöſchen.

„Niemand begreift mich,“ rief die troſtloſe Frau; „Niemand faßt meine Pläne! Ich denke Tag und Nacht über meine Familie nach, ich arbeite mich ab, um in die Zukunft zu ſehen — aber ich erndte keinen Dank, ich erhalte keine Anerkennung.“

„Ich glaube, ich habe genug gethan,“ rief Herr von Tipp beleidigt, „wenn ich alle Monate meinen „Abend“ gebe.“

Frau von Tipp beachtete die Aeußerung nicht, ſie wandte ſich zu ihrem Sohne, und nachdem ſie dieſen intereſſanten Günſtling eine kleine Weile betrachtet hatte, richtete ſie die Frage an ihn, warum er die blonde Dame nicht unterhalten habe.

„Ich habe mit ihr von Kartenkunſtſtückchen geſprochen,“ erwiederte Gabriel.

„Von Kartenkunſtſtückchen?“ rief Frau von Tipp. „Mein Sohn, das iſt kein Gegenſtand zum Geſpräch mit einer Dame, der man ſein Herz antragen will."

„Mein Herz?" fragte der junge Mann verwundert.

Frau von Tirp ſchüttelte das Haupt. „Ich werde mit Dir über dieſen Gegenſtand noch ausführlicher ſprechen," ſetzte ſie nach einer Weile hinzu. „Jetzt bin ich zu angegriffen und bedarf der Ruhe."

Herr von Tirp fühlte, daß er auch angegriffen ſei und daß er auch der Ruhe bedürfe, und ſie begab ſich die ganze Familie zu Bette.

4.

Die blonde Dame eilte, nachdem ſie ihren Mantel und ihren Shawl in den Händen der Begleiterin zurückgelaſſen, mit leichten Schritten über die prachtvollen Teppiche, um ſich im entfernten Ende des Saals erſchöpft auf ein Sopha niederzuwerfen. Alfred folgte ihr. Es war elf Uhr. Die Gemächer waren Tageshell erleuchtet. Ein Diener brachte einen zierlichen Tiſch mit der ſilbernen Theevaſe. Die feinſten Gerüche dampften durch die ſchönen Räume, in denen ſich dem

Auge nichts zeigte, was nicht zu den eleganteſten und geſchmackvollſten Muſtern eines vornehmen Luxus gehörte. Die blonde Dame war reich

Zugleich mit der Dienerſchaft erſchien eine Dame in Schwarz gekleidet mit Geſichtszügen, in denen der unerſchütterlichſte Ernſt herrſchte. Noch Niemand hatte Miß Harriet Tudor lächeln geſehen. Es war, als wenn dieſe Fähigkeit der Muskeln in ihrem Antlitze nie vorhanden geweſen. Sie grüßte Alfred, reichte der blonden Dame die Hand, und ſetzte ſich dann an das Tiſchen, indem ſie leiſe und kaum hörbar mit den Taſſen hantirte und telegraphiſche Zeichen den Dienern that, die dieſe eben ſo beantworteten.

Camélie, ſo hieß die blonde Dame, und Alfred ließen ſich durch die Erſcheinung der Miß Tuder durchaus nicht in dem lebhaften halbleiſen Geſpräch ſtören, in das ſie verſunken waren. Dieſes Geſpräch betraf Gegenſtände, die ſo metaphyſiſcher Art waren, daß Miß Harriet, wenn ſie auch hätte hinhorchen wollen, doch ſchwerlich ein Wort davon verſtanden. Aber ſie bemühte ſich auch nicht darum. Seit den wenigen Monaten, wo Alfred die Erlaubniß ſich verſchafft hatte, um dieſe Stunde Camélien ſehen zu dürſen, hörte man in dieſem Zimmer den Namen Plato's öfters ertönen, und Miß Harriet wußte keinerlei Vorſtellung mit dieſem Namen zu verbinden. Hätte ſie gewußt, daß Plato ein Syſtem der Liebe aufgeſtellt hat, in dem dieſe Leidenſchaft am verführeriſchſten erſcheint, indem ſie die Maske uneigennütziger Freundſchaft vernimmt, ſie wäre unfehlbar nicht ſo ruhig bei ihren Theetaſſen geblieben und hätte ſich Mühe gegeben, die Betrachtungen zu verſtehen, die an dieſen verhängnißvollen Namen geknüpft wurden.

Alfred, der ſie ſo ernſthaft daſitzen ſah, fand es für nöthig, ſein Geſpräch mit Camélien abzubrechen, und dieſe Bildſäule des Schweigens anzureden. „Miß,“ rief er, Sie beſuchen nie die Geſellſchaften?“

„Nein, Herr Graf,“ entgegnete die Dame, „ich beſuche ſie nicht. Man findet dort entweder boshafte oder dumme Leute, und beide ſind kein Troſt für mein Herz, ich wollte ſagen für meinen Geiſt.“

„Miß Harriet blickt lieber in ihre Bücher?“ rief Alfred.

„Nein, dahin blicke ich nicht,“ erwiederte ſie ſehr ernſthaft, „denn ich verſtehe nicht zu leſen.“

Eine Pauſe entſtand. Alfred ſah die ſonderbare Frau an und ſchien ſich dergeſtalt in ihre Züge zu vertiefen, daß er gar nicht daran dachte, das Stillſchweigen zu unterbrechen. Camélie ſaß in die Polſter eingeſenkt und ſchlürfte ihren Thee.

„Es muß eine ſeltſame Sache ſein, wenn man nicht zu leſen verſteht,“ hub Alfred wieder an. „Woraus ſchöpft man ſein Wiſſen?“

„Aus dem Auge des Menſchen,“ antwortete Miß Harriet.

„Das Ihrige ſpricht ſehr deutlich,“ rief der Dichter.

„Es iſt die Feder mit der ich ſchreibe,“ erwiederte die Dame. „Ich habe nie eine andere gekannt.“

„Eigentlich,“ rief Dübern, „iſt dieſes auch die freimuthigſte Sprache, und all unſer Bemühen, die Schrift auf dieſelbe Stufe der Freimüthigkeit und Deutlichkeit zu führen, wird immer fruchtlos bleiben. Unſere Worte ſind nur da, wie jener Diplomat ſagt, um unſere Meinung zu verhüllen.“

Miß Harriet hatte von dieſer Rede nichts verſtanden. Sie nickte daher mit dem Kopf, wie Jemand, der Luſt bezeugt das Geſpräch abzubrechen, aber Alfred verſtand dieſes Zeichen nicht. „Warum ſagen Sie,“ rief er lebhaft, „daß in unſern Geſellſchaften nur dumme oder boshafte Leute ſich verſammeln? Ich habe nicht ſelten ſehr gebildete Frauen und ſehr gelehrte Männer getroffen.“

„Das kann ſein,“ erwiderte Miß Tuder, „aber ſie ſind doch dumm. Die Augen verrathen ſie. Könnte ich mich ſo ausdrücken, wie ich es innerlich weiß, Sie würden gleich wiſſen, was ich meine.“

„Verſuchen Sie es nur.“

„Es geht nicht. Zum Beiſpiel, ein Menſch der nur aus Büchern ſein Wiſſen ſchöpft, hat nimmermehr das kluge Natur-Auge, wie man's bei wahrhaft geſcheuten Leuten trifft. Solch Auge iſt wie eine Vogelkralle, es packt und hält feſt. Da iſt kein Entweichen. Der fremde Geiſt muß ſich wehren oder ſich ergeben. Es iſt wie ein Blitz überall. O ſolch kluge Augen ſind ſelten. Wenn einer blind würde, er verlegte ſein kluges Auge in den Mundwinkel. Aber aus den ſogenanten Gebildeten bricht die Dummheit überall heraus. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausgedrückt habe?“

Dieſe Frage war bei Miß Harriet keine leere Formel. Sie ſprach ein ſo ſeltſames Gemiſch von Engliſch und Holländiſch durcheinander, daß ihre Worte gleichſam nur die grobe Skizze einer Sprache waren. Aber Alfred verſtand ſie, weil er ſie ſtudirt hatte, wie er alles ſtudirte, was in dieſem Hauſe ſich ihm darbot, von der jugendlichen Herrin und ihrer Geſellſchafterin an, bis zum geringſten Diener herab. Er liebte Camelien und in ihrer Umgebung war ihm nichts gleichgültig. Er dachte über den Einbug in einem Polſter nach und fühlte die Weiche und Rundung des Arms, der ſich hier abgedrückt hatte. Es fiel ihm auf, daß ein Seſſel an das Fenſter geſchoben war, der ſonſt in der Mitte des Zimmers ſtand, und ſeine Phantaſie erging ſich in Bildern, was wohl die Urſache eines ſo wichtigen Faktums ſei. Eine Falte im Vorhange konnte ihm zu denken geben, und viele ſeiner gelungenſten Erfindungen hatten keine andere Quelle, als jene Träumereien, denen er ſich beim Betrachten jener Zufälligkeiten hingab, die

die Geliebte in ihrem gewohnten Tagewerke umgaben.

Miß Harriet hatte, wie ihr Geſchäft des Theebereitens beendet war, ſich in eine dunkle Fenſterniſche zurückgezogen. Sie pflegte hier zu ſchlummern, denn ihre frühere Erziehung hatte ſie nicht gelehrt die Stunden, tief in die Nacht hinein, in Geſellſchaft zuzubringen. Um eine beſtimmte Stunde fielen ihre Augenlieder zu, wie ſich die Läden in dem Zimmer des Arbeitsmannes um eine beſtimmte Stunde ſchließen. Nur ſehr wichtige Dinge konnten ſie wach erhalten, und dergleichen, glaubte ſie, könnten zwiſchen den zwei Perſonen, die auf dem Sopha Platz genommen, nie vorkommen. Der Zeitpunkt alſo, wo Alfred ein Buch aus der Taſche zog, um vorzuleſen, war auch der, wo Miß Harriet in einen ſanften Schlummer fiel.

Der junge Dichter las nicht lange; die beſchreibenden Gemälde, die gerade jetzt der Gegenſtand mit ſich brachte, waren ſeiner Stimmung nicht analog. Er ließ daher das Buch ſinken, und nachdem er ſeine Zuhörerin lange ſchweigend angeblickt, ergriff er ihre Hand und ſagte leiſe: „Camélie, Sie ſind heute trüb geſtimmt.“

Die junge Dame ſeufzte und neigte den Kopf bejahend.

„Was beunruhigt Sie?“ fragte Alfred.

„Ich bitte Sie,“ flüſterte Camélie, „laſſen Sie uns leiſe ſprechen, denn ich möchte nicht, daß ſie uns hörte. Sie würde glauben, daß ein wirkliches Uebel mich plagte und mich endlos quälen, ihr dieſes zu offenbaren. Sie, die nie träumt, würde meine Träume nicht verſtehen.“

„Ihre Träume, Camélie?“

„Ja, meine Träume. O ich bin ein rechtes Kind. Ich weiß es. Ich ſtreite mit Schattenbildern. Sehen Sie nicht, wie ich von ihnen umgeben bin? Wie ſie dort an der rothen Wand dahingleiten? Sie möchten am liebſten dieſen Glanz, der mich umgiebt, zudecken; alles in die graue lebloſe Farbe hullen, wie ſie die Wände des kleinen Dachſtübchens bekleidete, wo ich zum Bewußtſein erwachte, und jene Zwei an meinem Bette ſtehen ſah.“

„Was iſt das?“ rief Alfred beſtürzt.

„Camélie ſchauderte zuſammen. Sie wickelte ſich feſter in ihren Shawl, und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Ihr Haupt lehnte an das Seitenpolſter, ihre Augen waren geſchloſſen. Die Uhr an der gegenüberſtehenden Wand ſchlug zwölf. Camélie ſchreckte zuſammen, ſie ſah mit einem irren Blick im Zimmer umher, und als alles ſie rings in gewohnter Ruhe umgab, wandte ſie das Auge langſam auf Alfred. Sie erwiederte den Druck ſeiner Hand; der Ausdruck ihrer Züge verlor das Wilde und jenes Lächeln, das eben ſo die reinſte Unſchuld wie die ſüßeſte Zärtlichkeit ausdrückte, gewann wieder die Oberhand. „Meine theure, meine innig geliebte Camélie!“ rief Alfred. „Du haſt mich erſchreckt.“

„Still!“ flüſterte ſie, — „ich habe nichts geſagt.“

„Wer waren die Zwei, von denen Du ſprachſt?“

Wie im Traume ſprechend, fuhr Camélie fort: „Es waren ſchreckliche Geſtalten. Den Ausdruck ihrer wilden entſetzlichen Mienen vergeß ich nicht. Der Eine, er war der größere von den Beiden, faßte mich bei der Hand, und der Schrei, den ich ausſtieß, ſchien ihn zu beluſtigen. Seine Worte verſtand ich nicht, allein es lag in ſeinen Mienen der Ausdruck von Triumph, und ſo klangen auch ſeine Worte. Ich werde nie vergeſſen, wie ſich der Andere über mein Bette bückte und mich küſſen wollte. Schreiend wühlte ich mich in die Decke ein, aber ſein eiſerner Arm brachte mich wieder hervor, und zwei heiße Lippen und ein rauher Bart berührten ſchmerzhaft meine Wange. Sie ſprachen und lachten. Ihre Schatten bildeten ſich lang und ſchwarz an der Wand ab und ſeit der Zeit deckt aller Glanz, alle Freude ein düſterer Schatten. Was wollten ſie? Wie kam ich in ihre Hände? Warum dieſes entſetzliche Bild aus früheren Tagen? War ich zu Armuth und Elend beſtimmt, welche Hand hat mich daraus emporgeriſſen? Welch gütiger Engel, den ich nicht kenne, deſſen Namen ich nicht zu ahnen vermag, entzog mich dem grauſigen Elend, und machte, daß ich nie wieder im Leben jene Männer ſah? Nur im Traume kommen ſie, nur im Dämmerſcheine, wenn Nacht und Tag ſich um die Herrſchaft ſtreiten, ſind ſie da, und bekunden, daß ich noch nicht von ihnen getrennt bin, daß ſie noch Theil an mir haben.“

Alfred wollte ihr in die Rede fallen, aber ſie fuhr eifriger fort. An der Wand des kleinen

Stübchens hing ein Bild, es war darauf ein Weib mit einem Heiligenſchein, das Glas war zerbrochen. Neben dem Bilde ſtand ein kleines Schränkchen, der Schlüſſel ſteckte im Schloß, daran ein zweiter Schlüſſel an einem Bändchen von Leder befeſtigt. Ein dunkler Mantel und ein ſchlechter Hut, wie ihn die Schiffer tragen, hing an einem Nagel am Fenſter. Ich ſahe alles vor mir. Eine alte Frau brachte mir einen Teller mit Suppe. Ich war ſo ſchwach, daß ſie mir den Löffel zum Munde führen mußte. Die warme Speiſe that mir wohl, ich fiel in einen Schlaf, und als ich erwachte, war das ärmliche Bett, das dunkle Stübchen, die zwei fürchterlichen Männer und die alte Frau mit der Suppenſchaale verſchwunden. Ein Strom von Licht fiel in meine Augen; ich lag auf einem Sopha; eine ſchöne Dame ſaß neben mir, und ſie ſagte mir freundliche Worte, und hüllte meine frierende Schulter in ihren weichen warmen Shawl. Ein Hündchen ſpielte auf dem Teppich. Acht Tage lang ſah ich dieſe vornehme Dame Tag und Nacht an meinem Bette. Sie erzählte mir Mährchen, auf die ich mit großer Aufmerkſamkeit lauſchte. Es kamen Ritter und Frauen darin vor, und Drachen und

Schwäne, helle Seen und prächtige Königpalläſte — alles endlos herrlich und wunderbar. Dabei gab ſie mir goldne Ketten und Ringe mit blitzenden Steinen, breitete ſeidene Fächer vor mir aus, und ließ Spieluhren ſpielen. Ich war ſo glücklich — aber mitten in meiner kindiſchen Freude glaubte ich die Thüre ſich öffnen, und jene Männer hineinblicken zu ſehen. Wenn ich dann zuſammenfuhr, war die ſchöne Dame doppelt zärtlich. Ihre Mährchen waren dann noch einmal ſo ſchön, der Vorrath ihrer blitzenden Ringe vergrößerte ſich und noch andere neue koſtbare Spielwerke kamen dazu. Sie ruhte nicht eher, als bis ſie mich wieder ruhig ſah und mich mit der größten Innigkeit in die Arme ſchließend, ſagte ſie dann recht deutlich und beſtimmt: „Sei ſtill, ſei ſtill mein Kind! Du wirſt die Männer nie wieder ſehen!“ — Ach, auch dieſe freundliche ſchöne Frau hab ich nie wieder geſehen.“

„Ich mochte acht Jahr alt ſein, als ich in eine ſehr reiche Erziehungsanſtalt kam, einige Meilen von Rotterdam entlegen. Es war ein großes ſchönes Landhaus. Wir lebten in voller Freiheit, und da nur die Töchter reicher angeſehener Familien aufgenommen wurden, war die

Behandlung, die wir von unſern Lehrerinnen und Aufſeherinnen erfuhren, ſo rückſichtsvoll, als wenn man uns ſchon frühe hätte zeigen wollen, daß wir zum Befehlen, und nicht zum Gehorchen geboren waren. Die Angehörigen der jungen Mädchen kamen von Zeit zu Zeit, um ſich von dem Wohlſein der Ihrigen zu überzeugen, und jeder dieſer Beſuche war immer ein Feſt. Als zu mir gehörend meldete ſich Miß Harriet Tudor. Sie iſt alſo ſeit zehn Jahren meine unzertrennliche Gefährtin.“

Bei dieſen Worten hielt Camélie inne und neigte ſich etwas vor, um in die Fenſterniſche zu ſehen. Die ruhigen Athemzüge der Schlummernden überzeugten ſie, daß die, von der ſie eben ſprach, ſie nicht hörte.

„Ehe Miß Tudor kam,“ fuhr Camélie in ihrem Bekenntniſſe fort, „waren immer einige Vorbereitungen von Seiten der Penſionshalterin nöthig. Sie ließ mich auf ihr Zimmer kommen, und indem ſie mir ankündigte, wen ich zu erwarten habe, prägte ſie mir zu gleicher Zeit ein, daß ich Miß Harriet die größte Achtung, und die herzlichſte Liebe ſchuldig ſei. Sie iſt nicht Ihre Mutter, ſagte ſie, aber ſie vertritt die Stelle derſelben. Von Ihren Angehörigen iſt ſie mit vollſtändiger und bleibender Vollmacht ausgerüſtet für Ihr Wohl zu ſorgen, und ich trage kein Bedenken, Sie, meine Tochter, wenn Ihre Erziehung wird vollendet ſein, den Händen dieſer achtungswerthen Dame anzuvertrauen. Miß Harriet hat keine umſtändliche und mit Fleiß geleitete Erziehung genoſſen; zu den Zeiten, wo ſie jung war, fand dergleichen noch nicht ſtatt. Ich traue Ihrem guten Herzen zu, daß Sie an Ihrer mütterlichen Freundin dieſen Mangel nie rügen werden. Sie ſetzt in die Stelle dieſes einen Vorzugs, den ſie entbehrt, ſo viele andere, und ſo entſcheidende, für Sie wichtige, daß es die höchſte Unklugheit und Undankbarkeit von Ihrer Seite wäre, wenn Sie ihr irgend empfinden ließen, woran ſie keine Schuld hat."

Bei dieſen Mittheilungen, die ich lange Zeit geduldig hinnahm, erwachte endlich meine Neugier, und ich fragte, wie Miß Tudor mit mir verwandt ſei.

„Sie iſt gar nicht mit Ihnen verwandt," erwiederte die Dame nach einer Pauſe, während welcher ſie mich aufmerkſam anſah. „Thut das etwas zur Sache? Liebe Tochter," ſetzte ſie hinzu;

„wir müſſen uns frühzeitig gewöhnen, nur die Perſonen uns verwandt zu rechnen, die uns bleibende und wahre Wohlthaten erzeigen. Und ſolch eine Perſon wird für ihr ganzes Leben Miß Tuder ſein. Lieben und ehren Sie ſie daher, wie Ihre Mutter, oder wie Ihre ältere Schweſter. Sie allein kann Ihnen Aufſchluß über Ihre Eltern geben, über deren Vermögen und Lage, und ſie wird es ſicherlich thun, wenn zu dieſen Mittheilungen die gehörige Zeit da ſein wird.“

„So ward das Band geknüpft, das mich lange Jahre gebunden, aber nie gedrückt hat. Ich verließ die Penſion, als ich ſechszehn Jahr alt war, und die Jahre, die ſeitdem verfloſſen, ſind mir auf Reiſen ſchnell vergangen. Unter der Zeit habe ich nie erprobt, was Mangel und Entbehrung iſt. Der Ueberfluß umgiebt uns, und die Genüſſe, die der Jugend beſonders ſchmeicheln, würden unerſchöpflich mir zu Gebote ſtehen, wenn mein Sinn ſelbſt ſich mehr zu dieſen rauſchenden Zerſtreuungen wendete. Ich liebe ſie aber nicht. Eine einſame Stunde iſt meinem Herzen unentbehrlicher, als eine ganze, in den ausgeſuchteſten Genüſſen verſchwelgte Woche. Der praktiſche Sinn meiner Harriet hat ſich während der Reiſen hundertfach bewährt. Sie weiß alles, ſie durchſchaut alles, und eine wunderſame Gabe iſt ihr eigen, auch mit den fremdeſten Menſchen in den ungewöhnlichſten Lagen zu verkehren. Sie hat von mir Verdrießlichkeiten, kleine Gefahren abgewendet, ohne daß ich auch nur ahnete, daß dergleichen mir nahe war. Auf meinem Sopha liegend, und mit meinen Träumen beſchäftigt, wäre ich die ſichere Beute jedes Betrügers geworden, der meine Reiſeſtraße mit mir zog. Sie wußte um den Inhalt jeder Taſche in meinem Wagen, ſo wie ſie die großen Summen bis auf den kleinſten Bruch im Kopfe hatte, die von unſern Banquiers einliefen. Den verlegten Bleiſtift meiner Brieftaſche fand ſie eben ſo ſicher, als den Fehler in einer ſchwierigen Rechnung. Und alles handelte ſie mündlich ab. Sie behauptet, nicht leſen zu können, wie Sie gehört haben, ſie ſchreibt auch nicht — dennoch iſt ſie nie betrogen worden. Es iſt, als wenn ihr Zahlen wie Menſchengedanken, gleich im Kopfe gegenwärtig wären, und als brauchte ſie jene nur zu nennen, und dieſe nur auszuſprechen, nur daß man ihr ſogleich Recht gebe und ihr die Herrſchaft laſſe. Dagegen aber beſchäftigte ſie das, was mich ſchwärmen machte, und was mich oft zu den berauſchendſten Enthuſiasmus hinriß, ſehr wenig. Eine ſchöne Gegend machte ihr nur Freude, weil ſie mir am Auge anſah, daß ich beim Anſchauen der Naturreize glücklich war. In großen Fabrikſtädten mußte ich ihretwegen länger verweilen, indem ſie nicht müde wurde, ſich den Bau der Maſchinen, die Motive ihrer Bewegung erklären zu laſſen. Zum Bewundern ſind die Kenntniſſe, die ſie in dieſen Fächern an den Tag legt, und die ſie nur aus eignem Nachdenken und den Mittheilungen Anderer nie aus Büchern ſchöpft. Auch hiſtoriſche Erinnerungen haben für ſie Intereſſe, doch fragt ſie gleich, wenn man ihr ein denkwürdiges Faktum berichtet: Wo ſind die Beweiſe? Sind dieſe Beweiſe auch haltbar? Die Fiktion eines Dichters iſt für ſie ein reiner Unſinn. Nie kan̄ auch das ſchönſte poetiſche Bild ſie auf einen Moment feſſeln. Es iſt ja nicht wahr! ſagt ſie dann, und Züge des Ekels und Widerwillens ſpielen um ihren Mund.“

Alfred ließ die Geliebte ungehindert ſprechen. Es war ihm lieb, daß der Gang ihrer Gedanken dieſe Richtung genommen hatte, und daß hierdurch das anfängliche ſchreckliche Bild immer mehr aus ihrer Phantaſie verdrängt wurde. Nichts deſto weniger war hier eine Saite erklungen, die in ſeiner Seele mächtige Empfindungen aufregte. Es war die geheimnißvolle Stellung Caméliens, das Schwankende in den Gerüchten über ihren Urſprung und ihre früheren Verhältniſſe. Er wagte nicht, die Sprechende auf den Beginn ihrer Mittheilungen zurückzuführen, und dennoch verlangte ihn leidenſchaftlich, zu erfahren, in wie weit Miß Harriet mit den Eltern Caméliens und deren Lage bekannt ſei. Er konnte dieſes nur erfahren durch eine direkte Frage, und er zögerte lange, ehe er ſie that. Kaum waren die Worte über ſeine Lippen, als es ihn auch ſchon ſchmerzlich gereuete, ſeinem Verlangen nicht widerſtanden zu haben. Caméliens Antlitz nahm den früheren Ausdruck von Schmerz und Beklemmung an, ſie zögerte lange, ehe ſie die wenigen Worte ſagte: „Ich weiß über meine Eltern nichts Beſtimmtes. Alle Mittheilungen dieſer Art hat Harriet auf einen Zeitpunct verſchoben, den ſie ſelbſt wählt, und der nicht mehr fern iſt. Ich vertraue ihr.“

„Und Sie haben vollkommen Urſache dazu, theure Camélie,“ rief Alfred, indem er den Arm um die Geliebte ſchloß. „Vertrauen Sie dieſer treuen Gefährtin, vertrauen Sie dem Himmel! Athmet nicht Alles in Ihrer Nähe Sicherheit und Ruhe? Wie das Räthſel ſich auch löſe, es wird ſich befriedigend und glücklich für Sie löſen.“

„Aber, daß es Räthſel für mich giebt,“ rief Camélie mit erſchütterndem Tone, „das iſt es, was mich ſo empfindlich berührt. Meine Phantaſie iſt keine von den ewig heitern, mein Gemüth kein unerſchütterliches. Bei allem Vertrauen, das ich zu meiner Umgebung habe, foltert mich der Gedanke, daß es nicht immer ſo bleiben kann, daß plötzlich, vielleicht bald, irgend ein Entſetzliches auf mich einbricht, und meine eingebildete Sicherheit auf immer zerſtört. Ich ſcheine heiter, und ich bin es auch wirklich, aber Stunden, wie dieſe, bleiben nicht aus. Was iſt dieſer beneidete Glanz, dieſer Reichthum, dieſe Leichtigkeit, ſich alles zu verſchaffen, was zum Reiz des Lebens gehört, gegen das düſtre Bewußtſein, unbekannt mit dem zu ſein, was dem Daſein Werth verleiht, die theuren Namen nicht ausſprechen zu dürfen, die das Kind ſchon lallt? Ich habe keinen Mutterbuſen, an dem ich ruhen darf, ich habe nicht den ſtarken Arm des Vaters, der meiner Jugend im Gedränge der Welt zur Stütze dient; ich kenne weder Bruder, noch Schweſter, — fremd bin ich in einer fremden Welt. Sie darf mit mir ſpielen, ihren Launen bin ich hingegeben“

Camélie hüllte hier im Uebermaß des Schmerzes ihr Antlitz in das Tuch, und ihre Thränen floſſen. Aber nur einen Moment dauerte dieſe Aufregung, dann erhob ſie ſich, und indem ſie einige Schritte durch's Zimmer that, blieb ſie vor einem Gemälde ſtehen, augenſcheinlich, um ihre Aufmerkſamkeit gewaltſam auf andere Dinge zu richten. Alfred betrachtete ſie lange und ſchweigend. Sie war noch in der Kleidung, die ſie zu der heutigen Geſellſchaft gewählt. Ein lichtgelber Atlas floß in ſchweren Falten auf den Boden, und wurde um Schulter und Nacken durch eine Einfaſſung von Spitzen gehoben, die nicht reicher und nicht in geſchmackvollerer Fülle ſich denken ließen. Das blonde Haar war in einen griechiſchen Knoten geknüpft, und an den Seiten ſchoß eine verſchwenderiſche Maſſe glänzender Locken herab. Das Geſicht, ein wenig erhoben, und ganz im Profil, zeigte die reine jungfräuliche Form, wie wir ſie auf einigen der gelungenſten Büſten des Alterthums bewundern, nur, daß die Friſche des Colorits und die zarteſte Weichheit des Fleiſches dazu kamen, um den Eindruck idealer Schönheit vollkommen zu machen. Alles in dieſer Geſtalt athmete Anmuth und Ruhe, und dieſes war auch der Eindruck, den Caméliens Weſen auf den Beobachter machte, der ſie öfters zu ſehen die Gelegenheit hatte. Deshalb hielt man ſie auch nicht für ſo jung, wie ſie war; deshalb verzieh man ihr das ſichre Auftreten in der Geſellſchaft, oder vielmehr man fand hierin nichts Auffallendes. Alfred ſog mit Entzücken jeden Reiz dieſer ſchönen ungewöhnlichen Erſcheinung ein, er bedachte in dieſem glücklichen Momente, wie die, die vor ihm ſtand, das Glück ſeines Lebens ſei, wie er ſich ſein Daſein ohne ſie nicht denken könne, und wie gerade heute Abend ihre edle Seele rückſichtloſer und inniger als je ſich ihm hingegeben. Mag der Nebel noch ſo trübe ſein, rief er bei ſich ſelbſt, der dieſe Sonne zu verhüllen ſtrebt, ſie bleibt was ſie iſt.

Um Camélien zu ſchonen, griff er wieder zum Buche, und bat ſie, ihren Platz auf dem Sopha wieder einzunehmen. Sie that es, aber die Zerſtreutheit, mit der ſie die Verſe anhörte, war anhaltend, und ging auch auf Alfred über. Sie nahm ihm das Buch aus der Hand. Laſſen wir das heute, liſpelte ſie; wir ſind beide nicht in der Stimmung Die wirkliche Welt hat ihr Recht gegen die ideale geltend gemacht. Einen andern Abend wird es uns beſſer gelingen. Leben Sie wohl, theurer Alfred.“

Sie reichte ihm ihre Hand hin, die er an ſeine Lippen drückte. Dann verſchwand ſie ins Nebenzimmer. Miß Harriet folgte ihr, nachdem ſie die gewohnte ſteife Verbeugung gegen Alfred gemacht hatte, mit der ſie ihn immer zu entlaſſen pflegte.

5.

In ſeinem Arbeitszimmer ſaß der Buchhändler Herr Petter und durchblätterte mit verdrießlichen Blicken die erſten Monatsnummern ſeiner Zeitſchrift. Der Tiſch vor ihm war mit Büchern bedeckt, deren modiſche, in allen Farben glänzende, Umſchläge beurkundeten, daß ſie zu der neueſten Waare des literariſchen Marktes gehörten. Sie lagen ruhig aufgehäuſt da, und warteten des Gerichts, das über ſie ergehen ſollte. Die Geiſter der Autoren, die dieſe rothen, gelden und grünen Kleinigkeiten in die Welt geſetzt hatten, ſpukten um das kritiſche Schaffot, verwandelt in eine Menge unartiger dickleibiger Fliegen, die fortwährend um den Tiſch ſummten, und ſich von den Reſten in einer ſchmutzigen Kaffeetaſſe und den Ueberbleibſeln einer Semmel nährten. Einige dieſer Unverſchämten hatten die unerhörte Keckheit, ſich dem Manne, der ſie peinigte, auf die rothgeſchwollene Naſe zu ſetzen, um von dieſem Throne herab kühne und entſchloſſene Blicke in die Zeitſchrift zu thun. Beſonders war eine große grünglänzende Fliege unermüdlich in ihren Angriffen und Neckereien. Der Ton, in dem ſie um das Haupt des Feindes ſummte, hatte etwas krankhaft elegiſches und erinnerte an die nie endenden Verſe eines verunglückten Lyrikers, der durch alle Bannſprüche der Kritik nicht zum Schweigen zu bringen iſt.

Es klopfte jetzt, und auf das „Herein!“ des Herrn Potter trat jener bleiche, ſchüchterne Dichter ins Zimmer, der den Frühling, wie wir gehört haben, beſungen hatte.

„Sie kommen etwas ſpät, Herr Franz,“ rief Herr Potter, von ſeinem Blatte etwas in die Höhe blickend. „Es thut mir leid, ich habe mein

Frühſtück ſchon beendet, ſonſt würde ich Ihnen eine Taſſe Kaffee anbieten.“

„Bitte!“ entgegnete der junge Mann, mit einem verlegenen abwehrenden Lächeln.

„Sie haben doch gewiß noch nicht gefrühſtückt,“ rief der Buchhändler, und ſah ſeinen Gaſt mit einem halb mitleidigen, halb ſpöttiſchen Blick an. „Doch gleich viel“ ſetzte er hinzu, „ich habe mich darum nicht zu bekümmern Nehmen Sie Platz, und hören Sie, was ich Ihnen zu ſagen habe. Dort, den Stuhl da, wenn ich bitten darf. Der junge Mann brachte einen gebrechlichen Stuhl mit einem zerriſſenen Ueberzug aus dem Winkel hervor, und ſetzte ſich an den Tiſch.

„Sie haben mir ſchöne Dinge angerichtet,“ fuhr Herr Potter ihn an, indem er ihm das Blatt hinwarf. „Welch ein Dämon gab Ihnen ein, dieſe Recenſion zu ſchreiben?

„Der pſeudonyme Verfaſſer der Schrift iſt der Rath Heimling,“ entgegnete Herr Franz beſcheiden.

„Und wenn er der Kaiſer von China wäre,“ rief Potter; „iſt dies ein Grund ihn zu loben?“

„Nein,“ antwortete der junge Mann mit feſter Stimme. „Der einzige Grund, ihn zu loben, iſt, daß er wirklich mir lebenswerth erſchien.“

„Aber doch wohl nur erſchien?“ rief Potter ſpöttiſch. „Mein lieber junger Herr, Ihre Grundſätze gefallen mir nicht ganz. Ich will ein offenes Wort mit Ihnen ſprechen. Ihre Ueberzeugung in Ehren, aber mein Urtheil in noch größern Ehren! Sie durften den Mann aus drei Gründen nicht leben, erſtens, weil er nicht zu meinem Verlage gehört; zweitens, weil er Artikel in die Zeitſchrift meines Gegners ſchreibt, und drittens, weil er deutſch ſchreibt.“

„Den dritten Grund begreife ich am allerwenigſten,“ bemerkte Herr Franz.

„Und doch iſt er der aller einleuchtendſte,“ entgegnete Potter. „Sie treffen mich gerade in der Laune, etwas umſtändlicher, wie es ſonſt meine Weiſe iſt, über dieſe Dinge zu ſprechen. Was wollen Sie mit ihrem Deutſch? Mein Lieber, die Deutſchen haben nie etwas vermocht, am wenigſten in ihrer Literatur; und nun vollends das Feld der Literatur, in dem unſere Ochſen pflügen.“ — Herr Potter zeigte bei dieſen Worten auf die rothen und gelben Bücher vor ihm, und es ergötzte ihn dieſe Anſpiegelung ſo ſehr, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. — „Ja, wenn wir eine Hauptſtadt hätten, einen Centralkrankt! aber über dieſe Dinge iſt ſchon gar zu viel geſprochen werden, ich will Ihnen nur die Summe der einzelnen Erfahrungspoſten ziehen. In X erfährt man im Leben nicht, was in Y gedruckt wird, und in Z läßt man ſich's nicht träumen, daß in X und Y Bücher erſcheinen. Was wollen Sie? Das iſt nun einmal ſo, und wir Buchhändler, die für keine imaginären Zuſtände arbeiten, müſſen uns nach dem umſehen, was wirklich beſteht. Ich drucke auch deutſche Bücher, allein ich bezahle ſie ſchlecht, und halte ſtreng auf meine Contrakte mit den Leihbibliotheken. Auch mache ich kein Geheimniß daraus, daß ich Commiſſionäre beſolde, die unter allerlei Vorwänden meine Verlagsartikel in die Vorzimmer der Reichen, wie in die Werkſtätten der Handwerker und in die Bierſtube der kleinen Gaſthöfe tragen. Bei einem Glaſe Wein läßt man ſich ſchon etwas aufſchwatzen, nur während man einen guten Wollhandel ſchließt, bleibt vielleicht ſo viel übrig, um ein Werk einer unſerer größten Dichter zu kaufen. Man muß die ſchwachen Stimmungen benutzen, wenn man eine faule Waare an den Mann bringen will, und eine faule Waare bleibt ein deutſches ſchöngeiſtiges Buch immer. Machen Sie einmal eine Reiſe mit meinem alten Peters; der treibt das Handwerk ſchon funfzehn Jahr, und nie hat er ſein Netz aus dem Waſſer gezogen, ohne Goldfiſche darin zu haben. Ich nenne ihn auch darum meinen Apoſtel Petrus. Es iſt dabei ein komiſcher Kauz."

„Aber wieder auf die Zeitſchrift zu kommen," bemerkte Herr Franz, dem dieſe jovialen Mittheilungen nicht ſehr zu erbauen ſchienen."

„Nun ja," erwiederte der Buchhändler, „wenden Sie dieſe Grundſätze auf eine Zeitſchrift an, ſo werden Sie ſelbſt ſich das Reſultat ſagen können. Weil man nun deutſche Bücher nicht mag, ſo müſſen ausländiſche hergeſchafft werden; deshalb Ueberſetzungen. Mein Journal hat zur Aufgabe, alles zu loben, was in England und Frankreich Neues erſcheint, und alles zu tadeln oder vornehm zu belächeln, was in unſerm lieben Deutſchland das Licht der Welt erblickt. Unſere Hauptſtädte ſind London und Paris, unſere nationalen Schriftſteller ſind Walter Scott, Byron, Moore, Lamartine, Bulwer, Victor Hugo, Berangér, Georg Sand. Jede Zeile, die dieſe Herren ſchreiben, muß, wo möglich, eher in Deutſchland gedruckt werden, als in England und Frankreich. Dadurch gewinnt unſer Journal jenes unbeſchreiblich vornehme Anſehen, und weil man ſich die Miene geben will, all die Bücher geleſen zu haben, die darin beſprochen werden, ſo reißt man ſich um unſer Journal."

„So möchte ich denn doch dieſe niederträchtige Fremdendienerei in den Abgrund der Hölle wünſchen!" rief der junge Mann und ſeine bleichen Wangen färbte plötzlich ein lebhaftes Roth. Der Buchhändler ſah es, und lächelte behaglich. „Ganz Recht," rief er, „ganz Recht; wir wollen ſie in den Abgrund der Hölle wünſchen, aber was gilt die Wette? ehe wir uns umgeblickt haben, iſt der gute Deutſche in den Abgrund der Hölle gekrochen und hat ſeine Lieblingsſchwachheit doch wieder hervorgeholt. Er würde tauſendmal tiefer noch danach kriechen, denn er kann nun einmal nicht exiſtiren, wenn man ihm nicht das Recht giebt, Andre über ſich zu ſetzen. Darum, mein Guter, keinen deutſchen Roman, keine deutſche Novelle wieder gelobt! Wir machen uns lächerlich. Unter der Hand können wir den Leuten dieſen oder jenen armen Teufel als ungeheuer amüſant preiſen, aber nicht ſo öffentlich. Wir würden unſere vornehmen Abonnenten mit einem Schlage einbüßen, wenn noch eine Recenſion der Art erſchiene."

„Ich werde mich danach richten," entgegnete der junge Mann. „Aber es demüthigt mich und ich thue es wahrlich nicht gerne."

„Die Uebung macht den Meiſter," entgegnete Herr Potter.

„Kann ich denn aber auch darauf rechnen," fragte der junge Mann mit einer ſchüchternen Miene, „daß Sie meine Gedichte endlich werden drucken laſſen?

„Ich habe ſie ja Ihnen ſchon honorirt?" rief der Buchhändler. „Sie ſind mein Eigenthum, und ich werde ſie erſcheinen laſſen, wenn es mir gefällt."

„Aber dann vielleicht zu ſpät? Das Intereſſe des Publikums wird verſchwunden ſein, und der geringe Ruhm entgeht mir, den ich ohne dieſe Verzögerung vielleicht geerndtet hätte."

„Sehr ſeltſam!" lachte Herr Potter; „was geht mich Ihr Ruhm an? Ich muß wiſſen, wo und wann ich meine Waare losſchlage. Sie ſind hypochonder, mein ſehr edler Freund."

„Ich will es nicht leugnen," ſagte der junge Dichter im Tone der tiefſten Trauer, „daß ich mit Hoffnungen meine Laufbahn antrat, die ſämmtlich bitter getäuſcht worden."

„Nicht wahr, Illuſionen?" rief der Buchhändler. „Ja, ſo treibt es unſere Jugend. Aber das praktiſche Leben will ſolide handfeſte Kräfte. Aber keine Abhandlung über dieſe ſo oft beſprochenen Gegenſtände. Ich will Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Nehmen Sie dieſe Bücher, und bemerken Sie wohl, diejenigen, in welche ich Zeichen gelegt habe, müſſen gelobt werden, denn ich habe Ueberſetzungen davon veranſtaltet. Sie können mir immerhin Dank ſagen, denn ich habe auf Ihren Charakter, ſo wie auf Ihr Talent, beſonders Rückſicht genommen und Ihnen nichts zugetheilt, was Sie zu züchtigen nöthig hätten. Blummers erhält alle Werke, die mit Peitſchenhieben bedient werden ſollen, Er verſteht es, an einem Buche, oder vielmehr an einem Autor, der mir zuwider iſt, kein gutes Haar zu laſſen. Ein trefflicher Burſche, der Blummers! ein excellentes Kerlchen! Ich beſinne mich eben, daß ich zu ihm gehen muß. Darum Adieu, mein Lieber."

Franz erwiederte den nachläſſigen Gruß des Buchhändlers mit einer ſtummen Verbeugung, und entfernte ſich mit einer Maſſe Büchern und Zeitſchriften unterm Arm. Er erſtieg ſein Manſardenſtübchen und warf die Laſt auf den Arbeitstiſch, indem er einen tiefen ſchmerzlichen Seufzer ausſtieß. Sein Herz war gelähmt, ſeine Bruſt beklemmt, ſeine Seele hatte ſo alle Schwungkraft verloren, daß er lange Zeit, wie in einer Erſtarrung daſaß, und vor ſich hin blickte. Dann hob er ſein Auge langſam, und ließ es, wie ſuchend in dem engen Raum umherſchweifen.

Die armſelige Stube bot nichts dar, was ihrem Bewohner nur irgend zu erheitern im Stande geweſen. Die, wie bei Dachſtuben übliche, ſchräge Wand verengte den ohnedies ſchon beſchränkten Raum noch um die Hälfte. Die ſchmalen Fenſter zeigten nicht die Bläue des Himmels, ſondern das ſchwarze Schieferdach der nahen Kirche. Es gehörte viele Jugend, eine Bruſt voll Hoffnung und eine Seele voll Dichterträume dazu, um in einem Raume, wie dieſer, nicht zu verkümmern. Franz beſaß alle dieſe Eigenſchaften, aber an Tagen, wie dieſer, nach Geſprächen, wie er ſie eben gehalten, verließ ihn ſein guter Genius, und dann konnte ihn nur ein Mittel von der bitterſten Melancholie retten; dieſes Mittel war das

Bild ſeiner Mutter. Er nahm das kleine Medaillon, das über ſeinem Schreibtiſch hing, auch in dieſem Augenblick herab, und indem er es mit Küſſen bedeckte, und wiederholt an ſein Herz drückte, kehrte die Ruhe der Seele zurück; das Gleichgewicht ſeiner Nerven ſtellte ſich allmählig wieder her. Er konnte ſich wieder in ſo weit ſammeln, daß er ein's der mitgebrachten Bücher aufſchlug und daraus Excerpte machte.

Unterdeſſen hatte Herr Potter das Haus verlaſſen, und befand ſich auf dem Wege zu dem Satyriker Blummers. Er hatte ſich ſchon lange vorgenommen, ſeinem Liebling einmal eine recht tüchtige Strafpredigt zu halten über deſſen Nachläſſigkeit, und oft beiſpielloſen Leichtſinn. Herr Nathanael Blummers zog das bedeutendſte Honorar, das in den Notizen-Büchern des Herrn Potters als eine Merkwürdigkeit angeführt war, und dennoch war er nur ſehr ſelten in dem Zuſtande, daß man wirklich Nutzen von ihm ziehen konnte. Er wohnte in einer hübſchen Straße, aber das Unglück wollte, daß zwei ſehr beſuchte Kaffeehäuſer den Satyriker in die Mitte nahmen, und wenn Herkules es ſchon ſchwierig fand, einer Verführung zu entgehen, wie ſollte denn ein ſo reizbares und bewegliches Geſchöpf, als unſer Kritiker war, zweien Verführungen ſich entziehen? Er entzog ſich ihnen auch nicht. Es gehörte eine ganz beſondere Konſtellation der Geſtirne dazu, um ihn einmal zu Hauſe zu finden, und Herr Potter traf dieſen günſtigen Zeitpunkt nicht.

„Wo iſt der Doctor?“ fragte der Buchhändler einen einäugigen Diener, der auf den Zug der Klingel zögernd erſchien.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete dieſes wenig bezaubernde Weſen.

„Er kennt mich doch?“ fragte Herr Potter barſch. „Ich bin kein Gläubiger. Vor mir braucht ſich Sein Herr nicht verläugnen zu laſſen. Ich komme nicht, um Geld zu holen, ſondern ich bringe welches.“

Das geſchloſſene Auge des unglücklichen Dienenden zuckte bei dieſen letzten Worten ſo freudig, als wollte es ſich wieder zum Leben öffnen. Gleich darauf aber lag es wieder unbeweglich in ſeiner Höhle, und das andere Auge ſah mit einem betrübten Blicke zu Boden. „Es wird meinem Herrn wahrlich ſehr leid ſein, Sie gerade jetzt zu verfehlen, Herr Potter, aber er iſt eben nicht zu Hauſe. Sie können ja in die Stube treten und ſelbſt nachſehen.“

„Und wann wollte er denn wiederkommen?“ fragte der Buchhändler, der dieſes Anerbieten abwies.

„Das weiß ich ebenfalls nicht,“ erwiederte der Einäugige. „Er iſt gegangen, eine Taſſe Kaffee zu trinken, aber ich habs erlebt, daß er an einer Taſſe fünf Stunden trinkt. Ich will in beide Kaffehäuſer laufen, und ſehen, ob er nicht da iſt. Er wird untröſtlich ſein, Sie verfehlt zu haben.“

Herr Potter warf einen Blick auf die zerlumpte Geſtalt, die vor ihm ſtand, zog dann ſeine Uhr hervor, und ſagte in einem befehlenden Tone: „Jetzt hat es eilf geſchlagen; um zwölf bin ich zu Mittag gebeten; bis dahin mache ich einen Spaziergang, um ein Uhr werde ich wieder hier ſein. Sage Er Seinem Herrn, daß er dann zu Hauſe ſein möge. Ich ſteige nicht gerne zwanzig Stufen an einem Tage zweimal.“

Der Einäugige nahm dieſes Geſtändniß mit einer tiefen Verbeugung auf, und geleitete den einflußreichen Herrn bis zur Hausthür hinab.

Dann ſchlüpfte er wieder ſchnell hinauf, und ſchloß vorſichtig hinter ſich ab.

Die Scene, zu der wir jetzt den Leſer führen wollen, iſt eine der betrübendſten, auf dem weiten Felde der Erſcheinungen im literariſchen Verkehr; ſie ſchildert jene entwürdigende Art von Sklaverei, die, indem ſie die zarteſte, lieblichſte aber auch freiheitathmendſte Kraft des Geiſtes trifft, einen ſo herzzerreißenden Eindruck auf das Gemüth des Beobachters macht. Der Negerhandel an der Küſte von Malabar hat keine Feſſel aufzuweiſen, die härter drückte, als gewiſſe im Geheimen verübte Grauſamkeiten, die unſere ſo geprieſene Civiliſation ſich ungeſtraft erlaubt. Die Seele des Menſchenfreundes blutet, jeder Nerv erbebt, das Mitleid ergießt ſich in Strömen von Thränen, aber umſonſt iſt jedes Beſtreben zu helfen. Das kalte, eiſerne Getriebe der Induſtrie iſt ſo künſtlich zuſammengefugt, und arbeitet mit einer ſo ſtürmiſchen Thätigkeit, daß die kühnſte Menſchenliebe zurückbebt, ſich dieſer Höllenmaſchine zu nahen, um ihr ihre Opfer zu entreißen.

Nachdem Herr Potter einen kleinen ſchwitzenden Gang über einen mit verkrüppelten und verdorrten Bäumchen beſetzten Platz gemacht, und damit die läſtige Pflicht des vom Arzt ihm vorgeſchriebenen Spaziergangs beſeitigt hatte, bog er in eine kleine dunkle und kühle Gaſſe ein, in der es erſt jetzt Tag zu werden anfing, nachdem die Uhren der Hauptſtadt ſchon Mittag verkündet hatten. Vor dem unſcheinbarſten Hauſe dieſer unſcheinbaren Straße blieb der Wanderer ſtehen, und ſetzte einen altmodigen Meſſingklopfer in eine ſo rüſtige Bewegung, daß die morſche Hausthür dabei einen Theil ihrer Schnörkelverzierungen verlor, die ſie bis über ein halbes Jahrhundert bewahrt hatte.

„Man hört doch gleich, daß ein reicher Mann an der Thür klopft,“ ſagte die Magd, mit einem verſchämten Lächeln, indem ſie zugleich mit einem geſchickten Sprung die Holzfragmente bei Seite ſchob. „Wollen Sie nur gefälligſt hinaufgehen, Herr Potter; oben ſitzt die Familie und wartet ſchon Ihrer. Wir haben uns heute recht angeſtrengt, ein Gericht Krebſe wird auf den Tiſch kommen, das auf der Tafel eines reichen Mannes ſogar Aufſehen erregen müßte. Ja, Herr Potter, ſogar auf Ihrer Tafel könnte es ohne Schande erſcheinen. Wir haben eine Sauce dazu erfunden, die ein Wunder von Wohlgeſchmack iſt; freilich etwas theuer! So wie auch die Krebſe in dieſer Jahreszeit noch unverſchämt viel Geld koſten. Aber was thut's, ſind doch Krebſe unſers Herrn Potters Leibgericht.

Der Buchhändler beachtete dieſe ſchmeichelnden Reden ſehr wenig. Er ſchritt durch einen kleinen Vorſaal, warf einen flüchtigen Blick auf einen Blumenflor, der ſorgſam geordnet am Fenſter ſtand, und trat dann in das Zimmer, wo die Familie ſich um ihn drängte, ihn zu bewillkommnen. Eine bleiche Frau, mit Spuren ehemaliger Schönheit im Geſichte, machte Entſchuldigungen, daß ſie ſich getraut habe, Herrn Potter einzuladen, da ſie ihm doch nichts Beſonders vorſetzen könne.

Während der Gaſt hierauf etwas Artiges erwiderte, ordneten die drei älteſten Mädchen den Tiſch vollends, und die vierte beſchwichtigte drei Knaben, die im Nebenzimmer zurückgehalten wurden, weil man wußte, daß Herr Potter die kleinen Kinder nicht liebte. Jetzt trat das Haupt dieſer kleinen Gemeinſchaft herein Herr Waller, ein Mann ſtark in den Vierzigen, mit einer Phyſiognomie, die anziehend hätte genannt werden können, wenn nicht die Spuren einer tiefgehenden Kränklichkeit ſich zu deutlich in ihr gezeigt hätten.

Man ſetzte ſich zu Tiſch. Der Buchhändler erhielt den Ehrenplatz, zwiſchen der Frau vom Hauſe und deren Verwandte, einer Putzmacherin, die noch ziemlich jung und ziemlich hübſch war. Herr Waller ſaß am untern Ende der Tafel, von ſeinen drei Töchtern umgeben. Er aß wenig, ſeine Miene war zerſtreut, und er erwachte gleichſam immer wie aus einem Schlummer, wenn er bemerkte, daß der kummervolle Blick ſeiner Frau auf ihn ruhe. Dann that er große Anſtrengungen ſeinen Gaſt zu unterhalten, der es ihm nicht dankte, und gefliſſentlich ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Putzmacherin zuwandte, mit der er ein lebhaftes Geſpräch unterhielt. Dieſes Betragen kränkte Madame Waller, ſie ſah abwechſelnd ihren Mann und ihre Töchter an, und ſuchte immer wieder den Buchhändler von der Putzmacherin abzubringen, ohne daß es ihr gelang. Die Scherze Herrn Potters nahmen ein Gepräge an, daß die arme Mutter ſich genöthigt ſah, unter irgend einem Vorwande ihre drei Töchter zu entfernen. Die Putzmacherin nahm dieſe Gelegenheit wahr, „eine kleine Stichelei auf die allzuſtrengen Grundſätze ihrer Couſine zu machen.

„Wie?“ rief Herr Potter, indem er ſich verwundert umblickte, „bin ich etwa der Grund, daß die jungen Damen ſich entfernt haben?“

„Ja Sie,“ entgegnete die Putzmacherin, indem ſie einen ſchalkhaften kleinen Schlag auf die Schulter ihres Nachbars führte; „Sie allein. Warum unterhalten Sie uns auch ſo vortrefflich, Sie ſcharmanter Mann“!

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung,“ Madame, ſagte der Buchhändler zu Frau Waller in einem ſpottenden Tone. „Sie müſſen meiner Erziehung etwas zu Gute halten. Ich habe keine adeligen Geſellſchaften frequentirt, und weiß daher auch nicht, wie viel man einer jungen Dame bieten darf.“

Frau Waller erröthete bei dieſen Worten lebhaft. Ihr erſter Blick fiel auf ihren Mann, um zu wiſſen, wie er dieſen beleidigenden Ton aufnähme; aber zum Glück war dieſer wieder in eine tiefe Zerſtreuung verſunken.

„Herr Waller,“ rief der Buchhändler jetzt laut. „Ich bitte Sie, laſſen Sie Ihre Töchter wieder hereinkommen. Ja, ja, ich bitte Sie.“

„Und weshalb ſind ſie denn fortgegangen?“ fragte der aus ſeinen Träumen Erwachende, und ſah ſeine Frau an. „Laß ſie wieder herein kommen.“

„Nein, ſie bleiben fort,“ entgegnete die blaſſe

Frau, in einem ſehr ſanften aber auch ſehr beſtimmten Tone.

„So will ich Ihnen ſagen, mein Lieber, warum man ſie fortgeſchickt hat," rief Herr Potter, indem er einen großen Krebs zerlegte. „Ich habe Mademoiſelle gebeten, mir die Manſchetten aufzuſtreifen, und wahrſcheinlich hat unſere liebenswürdige Wirthin dieſe Dienſtleiſtung unter der Würde einer Dame gefunden."

„Sie ſcherzen, Her Potter," ſagte Frau Waller.

„Laß die Mädchen wieder hereinkommen," rief Herr Waller mit einer düſtern Miene.

Die drei verſcheuchten jungfräulichen Geſtalten nahmen ihre Plätze wieder ein; aber von dieſem Augenblick an war aus Herrn Potter kein Wort mehr herauszukriegen. Er ſaß ſtumm da, aß ungeheuer viel, trank noch mehr, und that völlig, als wenn er in ſeinem Zimmer ganz allein wäre. Das gezwungene Geſpräch der übrigen Tiſchgenoſſen erlahmte auch bald, und das Ende der Tafel wurde mit einer Stille gefeiert, als wenn eine Geſellſchaft Trapiſten ſich zuſammengefunden hätte.

Nachdem Herr Potter ſeine Taſſe Kaffe in einem Winkel ausgeſchlürft hatte, wollte er ſich entfernen, wurde aber von dem Herrn des Hauſes aufgehalten, der ihn bat, auf einen Augenblick in ſein Zimmer zu kommen. Sie ſtiegen eine Treppe höher, und dieſe Anſtrengung nach dem Eſſen brachte den dicken Mann in die übelſte Laune. Aber er hatte die Gewohnheit, je grimmiger er geſtimmt war, eine deſto gleißendere Miene oder Grimaſſe zu zeigen. Der arme Waller ließ ſich durch dieſes rothe, ſchwitzende, und in dem ſüßeſten Lächeln ſchwimmende Geſicht täuſchen, und hub ſeine Rede mit einem herzlichen Händedruck an. „Mein theuer Herr und Freund,“ rief er, „ich habe auf dieſe Stunde große Hoffnungen geſetzt. Sie ſehen einen Unglücklichen, einen Verzweifelnden vor ſich, und Sie, Sie allein, können mich retten.“

„Ei ſehr gerne. Womit kann ich dienen?“ entgegnete der Buchhändler, indem er ein Polſter ſich in den Rücken ſchob, um während der Rede ſeines Wirthes gemüthlicher die Krebſe zu verdauen.

„Sie kennen meine Verhältniſſe, fuhr Waller fort; es iſt Ihnen bekannt, wie ich einſt Reichthümer beſaß, und wie man mir mit einer glänzenden Laufbahn ſchmeichelte. Damals fand Je dermann, daß ich außerordentliche Talente beſäße, es wurde mir immer wieder ins Ohr geſchrieen, daß ich ein Genie ſei. Erbärmliche Welt! Alle die Leute, die mich der höchſten Stellen würdig hielten, wandten mir den Rücken, als der Glanz des Reichthums von mir wich. Jene Schmeichler, die mich ein Genie nannten, fanden, als ich nun wirklich Dienſte ſuchte, daß ich kaum die Fähigkeit eines Schreibers hätte. Wo wäre ich geblieben, wenn ich nicht ſelbſt in mir eine Kraft entwickelt hätte, die zwar weit hinter jenen glänzenden Schmeichelbildern zurückblieb, die aber doch fähig war, mich aufrecht zu erhalten, da alles mich verließ. Ich ſpielte meinen erſten Roman unter dem Jubel der frivolſten Freude, und ich ſchrieb den erſten unter den Thränen des bitterſten Kummers. Mein Geſchick war entſchieden, ich wurde Schriftſteller. Ich will nichts darüber ſagen, ob und wie ſehr es Unrecht iſt, die Poeſie lediglich als Erwerb zu nützen, was hülfe dieſe Betrachtung hier, und in dieſer Stunde? Sie wiſſen, daß, als ich mich hier niederließ, Sie mir ehrenvolle Anträge machten; ſpäter zogen Sie die jammervolle Kette meiner Sklaverei immer enger, und o Himmel! jetzt ſchmachte ich in dem martervollſten Gefängniß, das es nur auf Erden geben kann."

Bei dieſen Worten ſank Waller erſchöpft auf den Stuhl, indem er ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Potter, der in einen leichten Schlummer gefallen war, erwachte bei dieſer Pauſe und fragte „ob man Herrrn Waller mit dem Gefängniß gedreht habe."

„Nein," entgegnete der unglückliche Dichter, „ich ſehe, Sie wollen mich nicht verſtehen."

„Was iſt denn da zu verſtehen?" rief der Buchhändler etwas ungeduldig. „Wovon wollen Sie mir eigentlich ſprechen?

„Von meinem Elend, an dem Sie Schuld ſind," rief der bleiche Mann plötzlich in einem fürchterlichen Tone.

„Ich?" fragte Herr Potter, und ſteckte ſchnell ſeine goldene Doſe in die Taſche, als fürchte er, ſein aufgeregter Gegner möchte ſich daran vergreifen.

„Ich kann nicht ſo ſchreiben, ich kann nicht ſo dichten!" rief dieſer. „Ich kann es nicht! Sie müſſen Ihren abſcheulichen Contrakt löſen! —

Herr Potter griff, ohne ein Wort zu ſagen, nach ſeinem Hute. Waller faßte ihn am Arm.

„Was wollen Sie?“ fragte der Buchhändler mit dem grinſenden Lächeln, das während dieſer ganzen Scene nicht von ſeinen Lippen kam. „Sie ſagten unten, Sie hätten mir etwas mitzutheilen.

„Nun iſt denn das nichts?“ fragte Waller. „Hab ich Sie nicht eben gebeten, meine Sklavenkette zu löſen?“

„Ihre Sklavenkette? Lieber Herr Waller, wir ſind nicht auf dem Markte zu Tunis. Ich ſehe hier keine Sklavenketten.“

„Aber ich ſehe ſie,“ rief der Geängſtete. „Ich höre das Geraſſel ewig vor meinem Ohr. Haben Sie Erbarmen mit mir. Sie haben das ſtille Leid unten geſehen? Die kummergebleichte Frau, die in der gräßlichſten Noth aufwachſenden Kleinen. Ihre Blicke rufen mich um Brod an, ihre Lumpen wollen zuſammengehalten ſein. Ich ſoll ernähren und kleiden! Und, o Gott, wodurch? Durch den Dienſt der Muſe. Dieſe freie göttliche Tochter des Himmels, ſie zwing ich wie eine Küchenmagd zu arbeiten. Fühlen Sie denn nicht, Mann, welch ein Entſetzen hierin liegt? Sagt Ihnen Ihre geſunde Vernunft nicht, daß ich wahnſinnig werden muß, wenn es ſo fort geht?

„Meine geſunde Vernunft ſagt mir,“ rief Herr

Petter lächelnd, „daß Sie Ihren Contrakt halten müſſen."

„Sie ſind ein Unmenſch!" rief Waller zitternd. „Für elende fünf hundert Thaler morden Sie einen Menſchen."

„Halte ich Sie denn?" fragte der Buchhändler. „Wenn Sie Ihr Penſum abgearbeitet haben, ſo laſſen Sie uns meinethalben auseinander gehen. Ich werde immer Jemanden in Ihre Stelle finden."

„Wozu bin ich noch nütze?" jammerte der Unglückliche. „Was kann ich leiſten mit einem verödeten Körper, einer zu Grunde gerichteten Seele? Zu welchem Geſchäfte wäre ich noch tauglich?"

„Gut, ſo ſchreiben Sie Ihre Romane. Ich bin billig, ich fordere nicht mehr, wie drei Romane, jeden zu drei Bänden, für das Jahr. Dafür erhalten Sie fünfhundert Thaler. Kann man ſplendider bezahlen?"

„Legen Sie wenigſtens nur noch drei hundert Thaler zu."

„Sind Sie von Sinnen?" rief Herr Petter. Für dieſes Geld könnte ich eine ganze Bibliothek Romane und Novellen mir beſtellen.

„Nun, ſo bitte ich Sie um einen Vorſchuß von hundert Thalern," rief Waller und biß die Lippen zuſammen. „Ich muß meinen Kindern Kleider kaufen."

„Aha!" rief Potter, „dieſen wohlerzogenen ſittſamen Fräuleins? Ja freilich, wenn man ſo großen Werth auf die Schaamhaftigkeit legt, ſo wird das Nothwendigſte wohl ſein, daß man der Tugend Kleider kauft."

„Ich verſtehe nicht, was Sie da ſagen," entgegnete Waller, und hielt ſich krampfhaft an der Stuhllehne feſt.

„Sie bekennen, daß Sie nicht auskommen," fuhr Herr Potter fort; „obgleich es zum Lachen iſt, wenn man erfährt, daß Sie fünf hundert Thaler jährlich haben, eine Summe, mit der ſich's wie ein Kröſus leben läßt. Aber freilich, dann müſſen Sie auch keine Mittagseſſen geben. Warum haben Sie mich zum Beiſpiel heute gezwungen hier zu eſſen?"

„Weil ich Sie für meine Pläne günſtig ſtimmen wollte," erwiederte Waller.

„Günſtig?" lachte der Buchhändler. „Stimmt man Jemanden günſtig, wenn man ihm eine Flaſche verdorbenen Wein verſetzt?"

„Es war der beſte, den meine geringen Mittel mir zu kaufen erlaubten.“

„Wozu die Krebſe? wozu die Blumen im Vorſaal? Wozu dieſe ſeidene Weſte, die Sie da am Leibe haben?

„Herr Potter!“ rief der unglückliche Mann ſtammelnd.

„Nun ja, ich ſage nur. Wahrlich, ich kann ja auch irren. Sie können ja alle dieſe Dinge auch geſchenkt bekommen haben. Ein Mann, der Familie hat und klagt, nicht auskommen zu können, kauft keine Blumen und Krebſe, trägt keine ſeidene Weſten.“

„Strecken Sie mir hundert Thaler vor, und es iſt alles gut!“ rief Waller.

„Keinen Groſchen,“ entgegnete der corpulente Mann, indem er einen Schritt zurückwich. „Halten Sie mich für ein Kind, ſind Sie ſelbſt eins? Wiſſen Sie nicht, was ein Contrakt iſt? Ich erwarte die Bogen Manuſcript, die noch fehlen, morgen mit dem früheſten. Haben Sie gehört, ich erwarte ſie.“

„Ich kann in dieſer Stimmung nicht ſchreiben.“

„Sie müſſen,“ entgegnete Herr Potter und nahm eine ſtarke Priſe.

„Ich kann nicht,“ wiederholte Waller.

„So werde ich mir Hülfe verſchaffen gegen einen Leichtſinnigen, einen Betrüger, der mich um das Meinige bringen will,“ rief Herr Potter, kirſchroth im Geſicht.

„Und ich werde mir Hülfe verſchaffen gegen Sie, Mann der Unehre!“ entgegnete Waller, „der ſich nicht erblödet, Zinſes Zins zu nehmen vom Gute der Armuth, der einen Pfennig hinwirft, um das Dreifache wieder zu gewinnen, der mit dem edelſten Schatz den niederträchtigſten Wucher treibt, und der ſeine Werke krönt, indem er ſich mit kaltem Muthe an den Qualen ſeines Opfers ergötzt.“

Herr Petter fand, daß dieſe Unterhaltung ſehr wenig geeignet war, um gut zu verdauen, er machte daher eine ſchnelle Bewegung zur Thür, als er Madame Waller anſichtig ward, die herbeitrat, um den Streit der beiden Männer, wo möglich, auszugleichen. Sie klagte ſich an als die erſte Urſache deſſelben, indem ſie gleich anfangs Herrn Petter gereizt hatte, als dieſer mit der Putzmacherin ſcherzte. Die Erſcheinung der Frau brachte den Buchhändler vollends um die Geduld. Er fürchtetete eine ſogenannte rührende

Scene, und faßte daher den heroiſchen Entſchluß, aus dieſem Zimmer zu entkommen, es koſte, was es wolle. Er ſchob daher die Frau bei Seite, klemmte ſich, mit der Anſtrengung eines dem Kerker Entrinnenden, durch die halbgeöffnete Thür, und ſchöpfte erſt wieder Athem, als er den Abſatz der Treppe erreicht hatte.

Aber die Troſtloſen, die zurückblieben, machten auch keine Anſtalten, ihn zu halten. Kaum hatte Frau Waller den beklagenswerthen Zuſtand ihres Mannes bemerkt, als ſie auch alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel anwendete, ihn zu tröſten und zu beruhigen. Eine Weile war dieſes vergeblich. Die Nachwirkung des verzweifelten Zwiegeſprächs zeigte ſich in den Mienen des armen Autors als eine hinbrütende Erſtarrung. Seine Blicke waren mit der Kraft des Wahnſinns unbeweglich auf einen Punkt geheftet. Weder die zärtliche, ſchmeichelnde Berührung der Frau, noch die Thräne, die aus ihrem Auge auf ſeine Wange fiel, ſchien er zu fühlen. Endlich ſchienen ruhigere Geiſter über ſeine Seele die Oberhand zu gewinnen. Er bat die Frau ſich zu entfernen, indem er einen Brief an den Buchhändler aufſetzen wolle.

„Thue das,“ entgegnete Frau Waller. „Suche ihn wieder zu beruhigen. Er iſt und bleibt doch unſere einzige Hoffnung.“ Mit dieſen Worten ging ſie eben ſo leiſe fort, wie ſie gekommen war; ein wohlthätiger Engel, der trauernd beklagt, daß er nicht allmächtig iſt, und daß es ihm vergönnt ward, die Quellen der Thränen auf ewig verſiegen zu machen.

Kaum war ſie fort, als Waller die Thür hinter ſie abſchloß. Vier Stunden hindurch ließ er Niemanden vor ſich. Als es dunkel geworden, öffnete er leiſe, und ſchlich auf den Zehen die Treppe hinab. Einen Augenblick blieb er horchend an der Thür des kleinen Familienzimmers ſtehen. Es war ſtille darin, die kleinen Kinder ſchliefen, die drei erwachſenen Mädchen arbeiteten bei einem Stümpfchen Licht, die Mutter ſaß in einem Stuhl am Fenſter. Waller ließ den kleinen Vorhang, durch den er hineingeblickt, wieder ſinken. Der Sand kniſterte zu ſeinen Füßen, als er ſich auf's Knie niederließ, die Hände zuſammenlegte und betete. Thränen entſtürzten ſeinem Auge, wie er die Hausthür hinter ſich ſchloß, die er nicht wieder zu öffnen hoffen durfte

Als er das Ende der kleinen Gaſſe erreicht, in der es ſchon völlig Nacht war, ſah er die alte Magd im Schimmer einer entfernten Laterne an ſich vorbei eilen. Sie blieb ſtehen, ungewiß, ob ſie den Herrn erkannt habe, dann murmelte ſie etwas vor ſich hin und ſetzte eilig ihren Gang fort. Waller durchſchritt die noch belebten Marktplätze mit wankendem Schritte. Wie im Traume hörte er, daß Jemand ihn grüßte, wenige Sekunden darauf war wieder alles Nacht um ihn. Er näherte ſich der großen Brücke, die die Neuſtadt mit der alten verband. Um dieſe Stunde war der Verkehr nicht mehr ſehr groß, heute jedoch, weil in einem Garten jenſeits ein Feſt war, rollten Kutſchen über die Brücke, und eine Menge Fußgänger folgten dieſen Wagen. Man hörte den Schall des Poſthorns, und den derben Peitſchenſchlag des Frachtfuhrmanns. Alle dieſe Dinge, ſo laut ſie ſich machten, übertönten im Ohre unſers nächtlichen Wanderers doch nicht das leiſe Murmeln des Waſſers unter der Brücke. So hört man die Stimme deſſen, den man ſucht, ſelbſt unter dem lebhafteſten Gedränge und Lärm. Dieſes ſtille Rauſchen, Murmeln und Klingen hatte immer mehr Verführeriſches für ihn, und zuletzt blieb er an einer Ausbucht des Geländers ſtehen, um, vorgebeugt, noch mit Bequemlichkeit dem Klange zu lauſchen.

Unten fuhr ein Fiſcherkahn durch den Bogen der Brücke, er wollte dieſen erſt vorbeigleiten laſſen. Der Zeitpunkt, wo der Kahn unter der Wölbung verſchwand, ſollte ihm ein Zeichen ſein. Es ging ſtromaufwärts, und der Kahn hatte Mühe vorwärts zu kommen, indeſſen berührte er jetzt ſchon mit ſeiner Spitze den Bogen. Das Auge des Unglücklichen maß jeden Zoll, den er vorwärts rückte, er hätte die Perſonen, die darinnen ſaßen, anrufen mögen, etwas zu verweilen; er hätte ihnen bemerkbar machen mögen, daß ein Menſchenleben von ihren Ruderſchlägen abhing, aber vergebens, der Kahn verſchwand immer mehr unter dem Bogen, und jetzt war nur noch ein Drittel deſſelben ſichtbar. Waller warf einen Blick auf die Brücke, ſie war leer. Der Zeitpunkt war günſtig, er ſchwang ſich mit einem Beine über's Geländer. Der Kahn zeigte nur noch die äußerſte Spitze, und in dieſem Augenblicke war auch das andere Bein über's Geländer. Ein Wagen kam angeraſſelt, Stimmen von Spaziergängern wurden hörbar, dieſe durften nicht erwartet werden. Der Kahn war verſchwunden — jezt! — Und den Unglücklichen erfaßte eine kräftige Fauſt. Er ſah ſich zitternd um, und ein unbekannter Mann ſtand neben ihm. Das Geländer trennte Beide. „Steigen Sie herüber!“ rief der Fremde mit einer befehlenden Stimme, und der Unglückliche gehorchte.

Eine lange Pauſe verging; Retter und Geretteter ſtanden ſich gegenüber. Die Nacht war finſter, und Waller nicht im Stande, ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend einen Gegenſtand zu richten. Ihm ſchwindelte, und er war nahe davor ohnmächtig niederzuſinken. Er fühlte ſich unterm Arm genommen und zu der nächſten Laterne geſchleppt. Hier war eine ſteinerne Bank, und der Fremde zog Wallern auf dieſe nieder.

„Sie wollten ſich das Leben nehmen?“ rief jener mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte.

„Ich wollte — “ ſtammelte Waller, und bedeckte ſich das Geſicht.

„Unglücklicher, was hat Sie zu dieſen Entſchluß bewogen?“

„Unabwendbares Elend!“

„Kein Elend iſt ſo groß, das Hoffnung nicht mildert," rief der Fremde. Es iſt jetzt nicht Zeit über dieſe Dinge zu ſprechen, zeigen Sie mir Ihre Wohnung an, ich werde Sie hinführen."

„Was ſoll ich da?"

„Armer Mann! ſo erwartet Niemand Sie zu Hauſe?"

„Wohl, ein Weib und ſieben unverſorgte Kinder," ſtöhnte Waller, und klammerte ſich an die Steinbank an.

„Ich bringe Sie den Ihrigen wieder!" rief der Fremde mit dem Ausdruck freudigen Entzückens. „Kommen Sie, dort ſteht mein Wagen."

„Können Sie mit mir das Glück bringen, das uns flieht?" entgegnete Waller, und warf einen ſcheuen Seitenblick auf ſeinen Retter.

„Kein Wort weiter!" entgegnete dieſer. „Erſt fort von dieſem unglücklichen Platz." Er trug den Unglücklichen mehr, als daß er ihn leitete, zum Wagen, der einige Schritte weiter am Eingang der Brücke, hielt. Waller war wieder in ſeine Geiſtesabweſenheit verſunken, und erwachte nicht früher, als bis der Wagen vor einem prächtigen Hauſe in einer breiten Straße hielt. Erſt jetzt beſann er ſich auf alle Umſtände dieſes traurigen Abends, und warf einen Blick voll Entſetzen und Schaam auf ſeine Umgebung. Er ſah neben ſich einen jungen Mann ſitzen, der ihn mit ſorgenvollen Blicken betrachtete. Mehre Diener erſchienen, der Schlag des Wagens wurde geöffnet, die Hausthür erleuchtet. „Steigen Sie aus!“ rief der Unbekannte, und Waller gehorchte. Er erſtieg eine Treppe, und ſah ſich erſtaunt in einer ihm fremden Wohnung. „Ich bitte Sie,“ rief er mit flehend erhobenen Händen dem Unbekannten zu, „führen Sie mich in mein Haus. Vollenden Sie Ihre Wohlthat, geben ſie mich den Meinigen wieder, von denen ich mich auf ewig zu trennen beabſichtigte.“

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht wen—

„Wen Sie vor ſich haben?“ ergänzte Waller. Er nannte ſeinen Namen, und die Stadtgegend, in der er wohnte „Aber ich erſuche Sie,“ fügte er hinzu, den Wagen vor dem Eingange der Straße halten zu laſſen. Niemand hat noch in der engen Gaſſe, in der ich wohne, einen Wagen fahren hören. Mein armes Weib würde erſchrecken, und das möchte ich nicht.“

Der Fremde und Waller ſtiegen wieder ein, und ſo wie der Letztere es gewünſcht, hielt die

Kutſche in einiger Entfernung vor dem Eingang des Winkelgäßchens. Der Fremde unterſtützte Waller, und führte ihn bis dicht vor die Thüre ſeiner Wohnung. Dort wollte er ſcheiden. „Nein!“ rief Waller, und hielt ihn zurück. „Dieſe Nacht iſt entſcheidend in meinem Leben! Ich laſſe meinen Lebensretter nicht fort. Der entſetzlichſte Undank wäre es, hier von ihm zu ſcheiden. Kommen Sie, hören Sie den Dank meiner Frau, den Dank meiner Kinder.“

Nur mit Widerſtreben folgte der junge Mann dieſer Einladung. Die kleine Familie war noch wach, und voll Beſorgniß für ihren Beſchützer und Ernährer. Als ſie ihn bleich und zitternd eintreten ſah, an der Seite eines fremden Mannes, wich ſie ſcheu zurück. „Hier! —“ rief Waller, „hier, dieſer Mann! —“ Er beendete ſeine Rede nicht. Das Bewußtſein der That, die er hatte ausführen wollen, das vorahnende Entſetzen, das auf dem Antlitz der Frau ſichtbar wurde, dazu die folternden Anſtrengungen dieſes Abends, raubten dem Armen plötzlich das Licht des Bewußtſeins. Er machte eine krampfhafte Bewegung, und ſank ohnmächtig in die Arme des Fremden.

„Mein Himmel! was iſt geſchehen?“ rief Frau Waller, mit einem Schrei des Entſetzens.

„Beruhigen Sie ſich,“ entgegnete der Unbekannte „Eine Stunde Schlaf wird die geſchwundenen Kräfte erſetzen. „Ich traf Ihren Mann im Gedränge, und es glückte mir, ihn der rohen Mißhandlung eines Trunkenboldes zu entreißen.“

Frau Waller ſah den Fremden mit einem Blick an, in dem ſich auf die rührendſte Weiſe Dankbarkeit für die geleiſtete Hülfe, und Zweifel an der Wahrheit von der Art der Gefahr ausſprachen. Sie eilte an das Bett des Mannes, und als ſie ſich wieder zum Fremden wenden wollte, war dieſer verſchwunden.

6.

Während jene eben beſchriebenen Vorfälle ſich ereigneten, traf Herr Potter etwas ſpäter beim Satwiker ein, als er ſich's vorgenommen hatte. Herr Nathanael Blummers ſaß am Schreibtiſch, und nahm die Miene an, ſo zerſtreut zu ſein, daß er den Eintretenden gar nicht bemerkte. Der Buchhändler ſetzte ſich auf einen Stuhl, und öffnete geräuſchlos ſeine Tabatiere.

Dieſes war ein Zeichen ſeiner unbedingten Hochachtung für die Talente des Witzbold's, denn hätte Blummers das verächtliche Fach der Liebesgeſchichten bearbeitet, ſo wäre er keiner Rückſicht werth geweſen; aber Herr Blummers züchtigte, ſtrafte, kitzelte, peitſchte, legte ſeine Leute in Lauge, beizte ſie, tödtete ſie, und belebte ſie wieder, und dieſe Eigenſchaften waren in Potters Augen von einer ſo grenzenloſen Wichtigkeit, daß er nicht zu athmen wagte, während die Feder des kleinen Kritikers ſich auf dem Papier bewegte.

„Ah, Herr Potter!“ rief endlich Blummers.

„Nichts, nichts,“ entgegnete der Buchhändler. „Ich bin nicht da. Beendigen Sie erſt Ihren Artikel. Wird er hübſch beißend?“

„Ich ſage Ihnen, ein Zerberus,“ entgegnete Blummers. „Er beißt mit drei Köpfen zugleich, und dann ſchlägt er noch mit dem Schweife Sand in die Augen.“

„Vortrefflich!“ lachte der Buchhändler. „Sie ſind mein Geldzehnchen. Schreiben Sie nur, ſchreiben Sie nur. Ich ſitze ſtill wie ein Mäuschen.“

„Der Artikel iſt fertig,“ rief Blummer, und warf ein mit unleſerlichen Hieroglyphen bekritzeltes Blatt auf den Tiſch. „Aber ich muß Ihnen geſtehen, dieſe ewigen anſtrengenden Arbeiten bringen mich entſetzlich herunter. Ich mache bei den Damen kein Glück mehr — wahrhaftig, ich entdecke, daß ſie mich jetzt ungeſtraft ſehen können.“

„So lange Sie noch Ihr ſchwarzes Bärtchen haben,“ bemerkte der Buchhändler, „verzweifle ich nicht an Ihrem Glücke.“

Nichts konnte den Satyriker mehr ärgern, als eine Anſpielung auf ſeinen jüdiſchen Henri quatre. In der That war dieſer von einer Art, daß er ſeine Abſtammung nicht verleugnete. Herr Blummers hätte einen Theil ſeines ſatyriſchen Talents, wo nicht das Ganze, dafür hingegeben, um einen blonden Henri quatre zu haben; aber leider gab es keine Wohlgerüche Arabiens, die dieſen kleinen ſchwarzen Bart weiß wuſchen.

„Vortrefflich!“ rief Petter, indem er den Artikel entzifferte. „Dieſe Auspeitſchung iſt wieder einmal ganz nach meinem Geſchmack.“

Es war in dieſem neueſten Meiſterſtücke Blummers von einem Schriftſteller die Rede, der ſich Petters Feindſchaft zugezogen, indem er ohne Scheu gewiſſe Umtriebe aufgedeckt hatte, die die käuflichen Literatur-Blatt-Läuſe im Dienſte Petters ſich im Geheimen erlaubt hatten. Dieſer kühne Schriftſteller gab bald darauf ein Werk heraus, das von der Nation anerkannt wurde, und das die tiefſten Wahrheiten in der überzeugendſten und glänzendſten Sprache, der Welt verlegte. Dieſes Werk herabzureißen, war ſchwierig. Ein Mann, nicht von Ehre und Gewiſſen, ſondern nur von gewöhnlicher Klugheit, wenn er auch der erbittertſte Feind des Autors geweſen, hätte fürchten müſſen, ſeinen eigenen Ruf durchaus zu vernichten, wenn er gegen das Werk auftrat; nur eines jener Zwittergeſchöpfe, die im Zwielicht der Intelligenz herumſchwirren, deren wendenden Flug das Auge nicht verfolgen kann, die durch immerwährende Kreuz- und Querflüge jede Beobachtung zu Schanden machen; jene Molusken der Kritik, deren Körper ein literariſcher Schleim iſt, nur fähig, einen Gegenſtand zu beſchmutzen, aber nicht kräftig genug, ihn feſt zu halten, nur einem ſolchen Geſchöpfe war es möglich, die ausgeſprochenen Wahrheiten auf eine kurze Zeit verdächtig zu machen. Herr Blummers wählte dazu den Weg der Perſönlichkeit. Er erkundigte ſich, ehe er an die Kritik ging, ob jener beruhmte Mann nicht unbezahlte Rechnungen habe, er fragte nach der Summe ſeiner Schulden, er ließ ſich die Zänkereien erzählen, die der Mann mit ſeiner Frau oder ſeiner Köchin gehabt, er unterſuchte das frühere Leben dieſer Köchin, und ergötzte ſich an einigen Undeutlichkeiten in der Genealogie der Familie derſelben, und legte in einem ſcandalöſen Fingerzeige dieſe Undeutlichkeiten dem berühmten Manne zur Laſt. Alle dieſe Notizen ſammelte er an den Orten, wo Muſäus geſteht, den Stoff zu ſeinen Mährchen gefunden zu haben, mit dem Unterſchied, daß Herr Blummers daraus Kritik machte, woraus man fünfzig Jahr zurück Mährchen machte.

„Ich muß Sie aber bitten," rief der Satyriker, „dieſen Artikel mir extra zu honoriren, denn er hat mich extra Mühe gekoſtet.

„Da haben Sie's," entgegnete Vetter, indem er aus ſeiner Weſtentaſche zwei Louisd'or hervorbrachte, und auf den Tiſch legte „Sie ſind ein theures Vergnügen, mein Guter. Ich weiß, daß mein Vater zu ſeiner Zeit für ein ganzes Buch Rabnerſcher Satyren nicht ſo viel gab, als ich für ein Blatt der Ihrigen.

„Dafür war Rabener auch ein Pinſel," bemerkte Herr Blummers, indem er vor den Spiegel den unglücklichen Bart glättete. „Er hatte nicht den Muth, einer Mücke die Flügel auszureißen. Seine ganze Perſiflage beſchränkt ſich auf die Sitte, einen kleinen ſtinkenden Mops auf dem Schoos zu halten. Und was gab es in ſeiner Zeit für Narren! Zu Hunderttauſenden wuchſen ſie um ihn herum; aber weil dieſe Narren Hofuniformen trugen, wagte er es nicht, ſie anzugreifen. Der arme Schelm, die Freiheit der Preſſe war noch nicht erfunden; man muß ihn entſchuldigen.“

„Ich habe einen neuen Auftrag für Sie,“ bemerkte Potter, den dieſe literariſche Abſchweifung ſehr gleichgültig ließ.

„Was iſts denn wieder?“ fragte Blummers gereizt.

„Sie wiſſen,“ fuhr der Buchhändler fort, „oder vielleicht wiſſen Sie es auch nicht, daß Dubern das Journal des guten ehrlichen Nehrmann redigirt.“

„Unterhalten Sie mich nicht von ſolchen Dingen,“ rief Blummers, und drohte dem Buchhändler mit dem aufgehobenen Finger, an dem eine Portion Roſenpomade klebte.

„Aber ich muß Sie davon unterhalten," rief Potter; „dieſe Unterhaltung iſt unſer Unterhalt." Ein Wortſpiel dieſer Art machte keinem mehr Spaß, als Potter ſelbſt. Er lachte darüber aus vollem Halſe, und bemerkte, daß in dieſem Zimmer die Luft mit Witzen geſchwängert ſein müſſe, weil auch er es nicht laſſen könne, hier witzig zu ſein. „Aber wieder auf unſer Thema zu kommen," ſetzte er ſehr ernſthaft ſeine Rede fort. „Dieſer Dubern hat einige Romane geſchrieben, die gefallen haben. Ich habe unter der Hand um ihn werben laſſen, aber eine hochmüthige, abweiſende Antwort erhalten. Es wäre bei allen dem doch nicht zum Bruche gekommen, aber jetzt erfahre ich, daß er das Journal meines Gegners redigirt, und was das Schlimmſte iſt, daß dieſes manquirte Blatt ſeit der Zeit anfängt zu reuſſiren. Wir müſſen dieſen Dubern herunterreißen, und ich habe dazu ſchon einen Plan gefaßt."

„Laſſen Sie hören!" rief Blummers.

Herr Potter zog die Augenbraunen in die Höhe, zwinkerte etwas mit den Naſenflügeln und ſagte, nachdem er dieſes aufregende Spiel einige Sekunden hatte dauern laſſen: „Wie wäre es, wenn wir den Herrn Dubern gleichſam vernichſeten, unter das Publikum brächten, es ſei ein angenommener Name, und darunter irgend eine „hohe Perſon“ verborgen.“

„Nicht übel!“ bemerkte Blummers. „Mit dem Ruhm eines Autors iſt es, wie mit der ewigen Seligkeit. Ohne Perſonlichkeit läßt ſich keine Seligkeit denken. Das Mittel, einen Namen, der uns anſtößig iſt, gleichſam auf dieſe Weiſe in Nichts, in den Schatten eines Schatten aufzulöſen, iſt probat; aber es iſt leider, wie alle ſolche kleine Hauskuren heutzutage, zu oft angewendet werden. Die verſteckte „hohe Perſon“ zieht nicht mehr.“

„So könnten wir ihn für einen Juden erklären laſſen!“ rief Potter in der Haſt einer Inſpiration, ohne zu bedenken, daß er dem Kritiker damit einen Hieb verſetzte, nicht weniger derb, als die waren, die jener auszutheilen pflegte. In der nächſten Minute bereuete er ſeine Uebereilung, und ſetzte kleinlaut hinzu: „Doch nein, es geht nicht! — o nein, es geht ja gar nicht! Woran dachte ich nur? —“

„Dieſer Dübern,“ hub Blummers an, „iſt mir verhaßt, weil es mir durchaus nicht gelingen will, ihn zu copiren. Er bindet das Halstuch in einen Knoten, den ich verzweifeln mußte nachzuahmen, nachdem ich ſechs Stunden vor dem Spiegel geſtanden. Es liegt in ſeine Weiſe, ſich auf einen Fauteuil zu ſetzen, mit dem Stock zu ſpielen etwas Myſtiſches, das ein Oberprieſter des Tempels zu Delphi vergeblich zu deuten unternähme. Seitdem ich weiß, daß er einmal darüber geſpottet hat, daß ich mit Glacehandſchuhen an der Table-d'hote zu Mittag ſpeiſte, ſeitdem haſſe ich die ganze ariſtokratiſche Literatur."

„Wo haben Sie ihn geſehen?" fragte Potter.

„Im Bade zu —," entgegnete der Satyriker. „Ehe er kam galt ich für einen Elegant nach der Mode."

„Er entthronte Sie alſo," rief der Buchhändler, „und hat Ihnen gleichſam einen Glace-Fehde-Handſchuh hingeworfen. Heben Sie ihn auf."

„Das will ich," ſagte der beleidigte Satyriker eifrig. „Schicken Sie mir ſeine Romane; oder vielmehr ſchicken Sie ſie mir nicht. Ich urtheile immer am witzigſten, wenn ich die Sachen nicht leſe."

„Aber etwas davon werden Sie doch leſen müſſen, liebſter **Blummers**?"

„Wozu, Herr Potter? Ich ſehe nicht ein, wozu? Ich fange damit an, zu erklären, daß er Ariſtokrat iſt, eine lächerliche Sorte Geſchöpfe, die wie der Vogel Dodo ausgeſtorben iſt, und von den man in alten Sammlungen noch einige beſtäubte Exemplare findet. Nun gehe ich ſogleich auf jenen Vogel Dodo über, und ſage, daß er wegen ſeines dicken Hintern berühmt war. Merken Sie? nun lacht man ſchon, und Keiner denkt mehr an den Roman des Herrn Grafen. Ich mache noch einige Späße der Art, dann werde ich ernſthaft und ſogar ſentimental; denn immerwährender Witz ermüdet; es giebt immer einige Narren, die in einer Kritik auch Gefühl ſuchen. Nun wechſele ich ab, von meinem Herzen ſpringe ich auf den Hintern des Dodo über; ſo mache ich mich gleichſam über mich ſelbſt luſtig, und man entzückt ſich über meinen Humor. Ein Druckbogen iſt gefüllt, man denkt, ich habe mich erſchöpft, aber ich werfe nun erſt die ſtärkſten Harpunen aus. Ich zeige, wie ich allein mich auf die wahre Ariſtokratie verſtehe, und weiſe in intereſſanten Details darauf hin, wie der eigent-Athem der Vornehmheit dem Herrn Grafen dennoch abgeht. Dieſes giebt Gelegenheit anzumerken, daß ich in Paris und London geweſen, daß ich dieſen Lord und jenen Miniſter beſucht, und in ihrem Vorzimmer die Büſte eines Volksrepräſentanten geſehen. Das Publicum lieſ't dieſe Dinge, amüſirt ſich, oder amüſirt ſich auch nicht, kurz, die Recenſion iſt zu Ende, und von dem Buche ſelbſt habe ich keine Zeile geſagt.“

Herr Petter hörte die ſeltnen Gaben ſeines Schützlings mit offnem Munde an. Er fiel von einem Erſtaunen ins andere. Noch nie hatte der Satyriker ihn ſo tief in die Werkſtätte ſeiner unſterblichen Ideen blicken laſſen. In voller Rührung erhob er ſich, und ſtammelte: „Das geht, ja, das geht!“

„Ça ira!“ widerholte Blummers. „Nur nicht zaghaft! Ein berühmter Mann iſt ein Geſpenſt; man gehe keck darauf los, und es verſchwindet.“

„Sie kleiner Napoleon der Kritik!“ rief Petter.“

„Nun muß ich Sie aber bitten, mich zu verlaſſen,“ ſagte der Satyriker. „Ich gehe zu einer reichen iſraelitiſchen alten Wittwe, mit der ich den Spinoza ſtudire.

„Sie müſſen? — aber wann erhalte ich dann meine Kritik?"

„Morgen, — übermorgen; — wann Sie wollen, halten Sie mich nur jetzt nicht auf."

Der Buchhändler ſah mit einem prüfenden Blick im Zimmer umher. Er entdeckte auf dem nächſten Stuhle ein Beinkleid. „Iſt dieſes ſchöne Stück das Ihrige?" fragte er den Satyriker. „Wahrhaftig," entgegnete dieſer, „es iſt das einzige dieſer Gattung, das ich habe. Meine apoſtatiſche Garderobe iſt ins Judenthum wieder zurückgetreten."

„So erlauben Sie, daß ich es mir näher betrachte," ſagte der Buchhändler, und ſchob das Beinkleid unter ſeinen weiten Ueberrock, den er ſorgfältig wieder zuknöpfte."

„Was ſoll das?" rief der Satyriker entſetzt. „Sie wollen mir doch nicht dieſes höchſt unentbehrliche Stück wegtragen? Mann des Schreckens, auf welche Einfälle gerathen Sie? Geben Sie her. Wahrhaftig, es iſt mein einziges."

Herr Potter war ſchon aus der Thüre, und der Satyriker im Schlafrock zeigte ſich in der rührendſten Stellung auf der Treppe, um dem Räuber ſeinen Raub abzujagen. Aber Herr Potter ging mit ſeinem gewohnten gravitätiſchen Schritt die Treppe herab, und auf der unterſten Stufe derſelben rief er hinauf: „Schreiben Sie Ihren Artikel, Herr Blummers. Ich weiß kein anderes Mittel, Sie zu zwingen, zu Hauſe zu bleiben.“

Als der Satyriker wieder auf ſeinem Zimmer war, brach er in ein unauslöſchliches Gelächter aus. Bei meinem Barte, rief er aus, oder bei meiner Ehre, den beide taugen nicht viel! Dieſen Einfall hätte ich dem alten Wucherer nicht zugetraut. Er gäbe in einer burlesken Poſſe eine luſtige Scene. Ich werde nicht verfehlen, ihn in einer meiner Kritiken anzubringen. Das Leben, das Leben — ſo giebt es immer neuen Stoff. — „He! Nero! Nero! —“

Der Einäugige erſchien, und blieb in ſeiner gewohnten Stellung, in der er wie eine Bildſäule des Jammers ausſah, an der Thüre ſtehen. „Ha, mein guter Kaiſer,“ rief der Kritiker, „wie geht es Dir? Haſt Du Rom verbrannt, haſt Du Deine Mutter tödten laſſen, und mit Deiner Schweſter Dich vermählt? Alter Schurke! Ja, er blinzelt mit ſeinem einen Auge, er bekennt ſich ſchuldig: die Mutter war alt, die Schweſter war ſchön, die Stadt revolutionirte, alſo Grund genug, ſo zu handeln, wie er handelte. Nun geh, mein Kaiſer, und bringe mir ein kleines Mittagseſſen und einige Flaſchen Wein ins Haus. Hier iſt Geld, ich gehe heute nicht aus. Nein, nein, Du kannſt's mir glauben, ich gehe heute nicht aus."

„Das iſt einmal ein Wunder," rief der Einäugige kopfſchüttelnd. „Die Leute werden nicht wiſſen, was ſie davon denken ſollen. Die alte Liſette unten in der Küche iſt ſehr abergläubiſch."

„Nun geh, geh!" rief der Herr, und der Diener ſchlüpfte zur Thür hinaus. Man hörte ihn noch auf der Treppe murmeln, und ſich ſelbſt Fragen vorlegen, ſo ſehr hatte dieſes ungewöhnliche Ereigniß ihn aufgeregt.

7.

Vier Monate waren vergangen, und während deſſen hatte der arme Waller auf den Tod gelegen. Ein hitziges Nervenfieber ergriff ihn in Folge der Erſchütterungen jenes unglücklichen

Abends. Der Unbekannte ſorgte für einen Arzt, er ſelbſt kam in der Periode der größten Gefahr täglich oft zweimal in das Haus des Kranken. Die troſtloſe Familie verehrte in ihrem Wohlthäter Gottes unmittelbare Gegenwart. Die arme Frau kannte jetzt den ganzen Umfang des Dankes, den ſie ihm ſchuldig war. Waller's Fieberphantaſie hatte ihr ſeinen finſtern Entſchluß und die Vereitelung der Ausführung deſſelben kund gethan. Mit welch einem Gefühle ſah ſie an demſelben Abend, wo ihr dies ſchreckliche Geheimniß kund wurde, den rettenden Fremden in ihre Stube treten. Sie flog auf ihn zu, ſie bedeckte ſeine Hände mit Thränen, es fehlte wenig, und ſie wäre ohnmächtig zu ſeinen Füßen geſunken.

„Madame, entgegnete der Fremde, was ich that, hätte Jeder gethan, den das Schickſal wie mich begünſtigte, und ihn in die Nähe des Unglücklichen gerade in dem Augenblicke führte. Danken Sie dem Himmel, der mich zu ſeinem völlig willenloſen Werkzeug machte. Ich habe gehandelt, wie der Inſtinkt mich leitete.“

Trotz deſſen, daß der Fremde alles anwandte, um ſeinen Namen geheim zu halten, ſo mußte der beſtändige Verkehr, in dem er mit der Familie des Schriftſtellers ſtand, dennoch bald, dieſes Inkognito löſen. Der Leſer wird ihn errathen haben, es war Dübern.

Als Waller's fortſchreitende Beſſerung es erlaubte, unternahm Dübern mit ihm kleine Spazierfahrten, und in den Geſprächen, die bei dieſer Gelegenheit ſtattfanden, lernten beide ſich kennen und achten. So zurückhaltend der vielgeprüfte unglückliche Mann gewöhnlich im Umgange war, ſo wenig hielten dieſe ſelbſtgezogenen Schranken ihn ab, ſein volles Herz zu geben, wenn er eine Bruſt fand, würdig dieſen Schatz aufzunehmen. Dübern errang ſein volles Vertrauen; und zeigte ſich deſſen von Tage zu Tage würdiger. Es knüpfte ſich ein Band edler Achtung, wie es gewöhnlich gleich bevorzugte Seelen, nach den erſten Stunden freier und herzlicher Mittheilung umgiebt.

Nur über einen Gegenſtand vermied es Waller mit ſeinem jungen Freunde zu ſprechen, über ſeine Eigenſchaften als Autor. Dübern wußte, daß eine Sammlung anerkennungswerther Productionen Waller's Namen trug, aber da der Schriftſteller immer ängſtlich auswich, wenn hierauf hingedeutet wurde, ſo hütete ſich der Graf, das Geſpräch dieſe Richtung nehmen zu laſſen. Deſto mehr wunderte es ihn, als Waller eines Abends ſelbſt von ſeinen Schriften zu ſprechen anfing. Nach einer kleinen Weile faßte er Duberns Hand, und bat ihn, ihm zu folgen. Er ging voran und ſtieg mit ſichtlicher Anſtrengung eine kleine Treppe hinauf. Oben blieb er ſtehen, als koſte es ihm Ueberwindung, die Thür zu öffnen; endlich that er es, und Dubern ſtand in einem Dachzimmer, vor einem Schreibtiſch, der mit Papieren bedeckt war.

„Hier ſehen Sie, mein theuer Herr," hub Waller an, „die Galeerenbank, an die ein armes Geſchöpf ſechs langer Jahre hindurch geſchmiedet war. Seit jener unglücklichen Nacht, die blutig angezeichnet ſteht in dem Buche meines Lebens, bin ich nicht wieder in dieſem Raume geweſen. Hier ſtehen noch die letzten Worte, die ich ſchrieb, hier liegt die Feder, die ich niederlegte, um vor Gottes Thron zu treten. O Himmel, ich ſollte mit einem gebrochenen Herzen die Situationen eines frivolen Romans ſchreiben! Hier ſteht noch die Liebeserklärung einer Kokette, und ehe die Tinte vertrocknet war, womit ich die ſchaamloſe Wolluſt geſchildert, war mein Antlitz das einer ſtillen Leiche. Nie werde ich vergeſſen, wie ich gefrevelt. Nie rührt meine Hand eine Feder wieder an, um ſie im Dienſte der Poeſie, die ich verrathen, zu führen. Einen freien Dienſt fordert die erhabene Kunſt, ich habe mich als bezahlten Sklaven, in troſtloſer Leibeigenſchaft anwerben laſſen.

Dübern, dem dieſe Worte wie aus der eigenen Seele geſprochen waren, hatte Mühe, nicht ſeinen Beifall dem armen Schriftſteller kund zu geben. Aber dieſer Beifall hätte wie ein bitterer Vorwurf geklungen, und ſo ſchwieg er. Erſt durch die Zeit hoffte er zu wirken, und es gelang ihm. Die ſchmachvolle Verbindung Wallers mit dem Buchhändler wurde ſofort gelöſt. Die ganze Periode der Krankheit hindurch, durfte man dem Armen kein Papier, keine Feder zeigen; erſt nach und nach gewöhnte er ſich wieder an den Gedanken, zu ſchreiben. Die erſten Buchſtaben malte er mit zitternder Hand aufs Papier, und er ſchauderte dabei krampfhaft, als wenn er ſein Todesurtheil unterſchriebe. Man durfte ihn keines der von ihm geſchriebenen Bücher zeigen, wenn man nicht wollte, daß er auf mehre Tage in melancholiſches Hinbrüten verſank. Bringt meine Morder mir aus den Augen; ſchrie er eines Tages, als er zufällig eines ſeiner Werke in den Händen ſeiner Tochter ſah. Die Wohlthaten Duberns, die Summe, die er nicht wieder zu erſtatten hoffen durfte, erregten, mehr als alles andere, eine düſtere Schwermuth. Unter den beiden Befreundeten war öfters in der letzten Zeit von dem Journal Rehmanns die Rede geweſen. Waller zeigte dafür Intereſſe, und ſomit wurde es Dubern leicht, ihn für daſſelbe zu gewinnen. Es ſollte in den Spalten dieſes Blattes eben eine Reiſe in die Schweiz beſprochen werden, die einen weniger bekannten Theil dieſes ſo übermäßig oft beſuchten Landes, ſchilderte. „Machen Sie ſich ſelbſt auf den Weg.“ ſagte Dubern zu Waller. „An Ort und Stelle betrachten Sie die fraglichen Gegenſtände. Sie geben dann ein Buch heraus, und dieſes trägt Ihnen die Koſten, die Sie aufgewendet haben, wieder ein. Ihre Geſundheit, um vollſtändig hergeſtellt zu ſein, fordert ohnedies eine kleine Reiſe.“

Waller reiſte, Dübern verſchob es unter allerlei Verwänden, mit ihm eine Abrechnung zu machen. Er freute ſich, ihn geſund und heiter zurückgekehrt zu ſehen. Waller ſeinerſeits arbeitete jetzt tüchtig an dem Journal, und Herr Rehrmann hatte die Freude, es bald wieder zu der Zahl der Abonnenten zurückgeführt zu ſehen, deren Liſten er mit ſo vielem Stolz einſt dem Unternehmen vorangeſtellt hatte, als es noch in ſeiner Blüthe ſtand.

Unterdeſſen hatte Herr von Tipp ſechsmal ſeinen „Abend“ gegeben, und die blonde Dame war ſechsmal in den gut erleuchteten Zimmern erſchienen; jetzt ſchien es Frau von Tipp an der Zeit, ihren Plan zu realiſiren. Eines Morgens, zu einer ungewöhnlichen Stunde erſchien Herr Gabriel von Tipp und ließ die blonde Dame um ein wichtiges Geſpräch erſuchen.

Camélie war befremdet, als man ihr zum fünfzigſten male einen jungen Mann anmeldete, mit dem ſie ſich bewußt war, nicht das geringſte Intereſſe zu theilen. „Laſſen Sie mich mit ihm ſprechen,“ rief Miß Harriet Tudor. „Thun Sie das, meine Liebe,“ entgegnete Camélie. „Ich kann den Menſchen doch nicht wieder abweiſen laſſen. Vielleicht kommt er, um mir einen Kanarienvogel anzubieten.

Miß Tudor erhob ſich und ging mit ihrem gemeſſenen Schritt in den Saal, wo Gabriel ſtand, und zwei Nymphen betrachtete die in einer Touſſinſchen Landſchaft aus dem Bade ſtiegen. Er kehrte ſich um, ſtürzte auf die Dame zu, blieb aber wie verſteinert ſtehen, als er erkannte, daß es nicht Camélie war. Miß Harriet beobachtete den jungen Mann, indem ſie ihre kleinen Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Liſt und Frechheit zuſammenkniff.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ ſagte ſie nach einer Pauſe.

„Iſt Fräulein Camélie nicht zu Hauſe? ſtammelte der intereſſante Jüngling, indem er ſeinen Hut durch die Finger rollen ließ.

„Ja, ſie iſt zu Hauſe,“ entgegnete Miß Harriet.

Eine neue, noch viel längere Pauſe entſtand. Gabriel blickte in den gegenüberhängenden Spiegel, und es fiel ihm ein, daß er eine Aehnlichkeit mit einem Prinzen von Parma habe. Dieſes ſtolze Bewußtſein gab ihm Muth, dem ſtechenden Blicke Miß Harriets mit einer edlen Unverſchämtheit zu begegnen. „Ich weiß nicht,“ rief er in einem brüsken Tone, „wenn Fräulein

Camélie zu Hauſe iſt, warum ich noch meine Zeit hier unnütz verplämpern ſoll? Ich bin nicht gewohnt, im Vorzimmer mit der Dienerſchaft zu plaudern.“

Miß Harriet zeigte durchaus keine Miene von Empfindlichkeit, ſie blickte nach wie vor den Sprößling des Tipp'ſchen Geſchlechts an, und ſagte: „Was Sie ihr zu ſagen haben, können Sie auch mir ſagen. Wenn es ein Geheimniß iſt, ſo wollen wir's beide nicht wiſſen.“

„Straf mich Gott, es iſt ein Geheimniß!“ rief der junge Tipp, ganz entzückt über den Scharfſinn, mit der eine alte Dame, die eine rothe Naſenſpitze hatte, in die Falten ſeines Herzens ſchaute. „Ach, ſagen Sie nur, wenn Sie es doch ſchon wiſſen, hat meine Mutter ſchon mit ihr geſprochen?

„Mit wem?“ fragte Miß Harriet.

„Mit wem? die Frage zeugt nicht von ſeltnem Verſtande. Mit wem anders, als mit Camélie.“

„Mit Fräulein Camélie,“ wollen Sie ſagen.

„Ach was, die Fräuleinſchaft muß jetzt aufhören,“ rief Gabriel, über die Zurechtweiſung erzürnt. „Miß Harriet, man hat mich zum Narren. Ich bin überzeugt, alles iſt ſchon abgemacht, und hinter jener Thür lauſcht meine Angebetete, um auf ein Zeichen in meine Arme zu fliegen.“

Miß Harriet ſchlug bei dieſen Worten ein kleines Gelächter auf, aber es war mehr ein Schrei, als ein Lachen, ein Spottruf, wie er eben ſo ſcharf und hell auch aus einer Vogelkehle dringt. Gleich darauf ſaß ſie wieder ernſthaft da. „Sie wollen Fräulein Montelli Ihre Hand anbieten,“ hub ſie mit einem ſeltſamen Ton an, „aber ich kann Ihnen ſagen, daß ſie Sie nicht annehmen wird.“

„So?“ rief Herr von Tipp und ſtarrte die Dame an.

Miß Harriet nickte mit dem Kopfe. „Kommen Sie,“ rief ſie in einem gebieteriſchen Tone, und führte den jungen Mann ans Fenſter. „Sehen Sie dort jene Leute?“

„Es ſind Holzhacker,“ erwiederte Gabriel.

„Ja, richtig, es ſind Holzhacker,“ wiederholte Miß Huder. „Nun ſehen Sie, mein Herr. Dieſe Holzhacker verdienen ihr Brod redlich. In Ihrer Stelle hackte ich lieber Holz, als daß ich den Verſuch machte, einer ehrlichen Frau zuzumuthen, mich für ein Stück Geld an ſich zu kaufen.“

Eine dunkle Röthe übergoß bei dieſen Worten Herrn von Tipp's ſonſt ſehr bleiches Antlitz. Er fühlte, daß er jetzt etwas erwiedern müſſe, aber in ſeinem Kopfe war es ſo ausgeſtorben, als hätte nie ein Etwas, wie ein Gedanke, darin gehauſt. Er erwiederte alſo mechaniſch die ceremonielle Verbeugung der Miß Tudor, und ließ dieſe ſich ſehr langſam aus dem Saale entfernen. Als die Thür ſich hinter ihr geſchloſſen, fiel ihm ein, was er ihr auf eine ſo grenzenloſe Impertinenz hätte erwiedern ſollen. Aber leider war dazu keine Zeit mehr. Kochend vor Wuth langte er in dem Kabinet der Frau von Tipp an, die ſogleich ihre Stickerei fallen ließ, und das Schnupftuch an's Auge brachte, um die erſten Thränen mütterlichen Entzückens zu weinen.

„Alſo Du haſt das Jawort erhalten, Gabriel?“ rief Frau von Tipp. „Komm in meine Arme.“

„Zum Henker!“ ſchrie der liebenswürdige Jüngling und brach in Thränen aus. „Da haben Sie mich wieder ſchön in die Dinte geführt, Mutter. Sie will mich nicht haben; ſie hat nie daran gedacht, mich haben zu wollen.“

„Mein Sohn, bedenke was du sprichſt,“ rief Frau von Tipp in einem ſehr feierlichen Tone.

„Was iſt da zu bedenken? Abgewieſen hat man mich,“ rief Gabriel.

„Abgewieſen!“ wiederholte die Mutter. Dieſes Wort hatte für das zärtliche und ehrſüchtige Herz der Frau von Tipp einen ſo entſetzenvollen Klang, daß ſie noch lange, nachdem ſie es ausgeſprochen, wie in Stein verwandelt, daſaß. Sie brauchte Zeit, um mit ihren Gedanken zu der Höhe der menſchlichen Verderbniß hinaufzuſteigen, die darin lag, daß eine blonde Dame es wagte, einen Freier, wie Herrn Gabriel von Tipp, abzuweiſen. Als ſie bis zu dieſer Ueberzeugung gelangt war, ſtieß ſie einen Schrei aus, und fiel in die Sophaecke. Herr von Tipp, der eben beſchäftigt war, einige Punſchflecke aus der Fläche eines Mahagoni-Tiſches herauszubringen, eilte mit dem Wollentuche und dem Fläſchchen Terpentin-Oel in der Hand, in das Kabinet, während von der andern Seite Fräulein Caroline den Händen ihres Kammermädchens entſchlüpfte, und ſich ebenfalls dort einſtellte.

„Was giebts? rief Herr von Tipp. Niemand antwortete. Was giebts? wiederholte der geängſtete Gatte, der erſt jetzt bemerkte, daß Frau von Tipp kein Lebeszeichen von ſich gab. Er behandelte ihre Naſe in der Zerſtreuung und in der Aufregung ſeiner Gefühle ganz nach derſelben Methode, die er eben bei dem Mahagonitiſch angewandt, das heißt, er hielt das Fläſchchen mit dem Terpentin an die Naſe, und rieb dieſe dann mit dem wollenen Tuche, da aber Frau von Tipp nicht gerade an denſelben Gebrechen wie der Tiſch litt, ſo machte das Mittel auch nicht die gewünſchte Wirkung. Erſt, als ihr einige Tropfen kalten Waſſers ins Geſicht geſprützt wurden, erwachte die arme Frau, und das erſte, was ſie ſah, war das blaſſe gleichgültige Geſicht ihres Sohnes, der ſich bemühte, eine Fliege zu fangen.

„Ach,“ ſagte Frau von Tipp, „dieſer Schlag wird mich unter die Erde bringen.“

„Unbegreiflich!“ bemerkte Herr von Tipp, der unterdeſſen den Grund dieſes Jammers erfahren hatte. „Ich hätte Fräulein Montelli nicht für ſo undankbar gehalten. Ich habe ſie doch regelmäßig zu meinem „Abende“ eingeladen, und ſie iſt auch regelmäßig gekommen, um hier Thee mit Zuckerbrod zu genießen."

„Ich überleb es nicht," rief Frau von Tipp, und nahm ihre Haube ab. Fräulein von Tipp empfing dieſe Haube, und brachte die Blumen in Ordnung, die durch den Fall in die Sophaecke ſich verſchoben hatten. Frau von Tipp war willens geweſen, ſogleich einen Beſuch abzuſtatten, wenn das Jawort wäre gegeben worden. Jetzt hatten ſich aber die Umſtände gänzlich verändert. Sie blieb zu Hauſe, und die ganze Familie blieb zu Hauſe. Dieſes war das Geringſte, was die ſo tief gekränkte Ehre des glorreichen Wappens der Edlen von Tipp forderte. Aber ſie forderte noch viel mehr. „Ich weiß nicht," rief Frau von Tipp, indem ſie mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Verachtung ihren Mann anſah, „ich weiß nicht, warum Du dieſes Geſchöpf Fräulein Montelli nennſt? Mich dünkt, ſie iſt eben ſo wenig Fräulein, wie es meine Köchin iſt, und überdies, wo mag die Närrin nur den Namen Montelli her haben? Niemand kennt ihre Herkunft, ſie iſt eine Landſtreicherin, und ich hörte ſchon über ſie Dinge flüſtern, die mich ſchamroth machten."

„Aber deſſenohngeachtet wollteſt Du ſie doch zu Deiner Schwiegertochter haben?“ ſagte Herr von Tipp verwundert.

„Schweig!“ rief ſeine Frau.

„Ja, ja, Du wollteſt ſie haben,“ bemerkte Herr von Tipp. „Und ich ſagte ſchon damals, daß ich das ſehr wenig paſſend fände.“

„Ich komme um!“ ſchrie Frau von Tipp.

Fräulein Caroline bemerkte, daß bei allen dieſen Aufregungen ihr Schnürleib ſich zu löſen anfing. Sie begab ſich alſo eiligſt in die Hände ihres Kammermädchens zurück. Herr von Tipp wollte wieder an ſeinen Tiſch zurückgehen, aber er wurde aufgehalten. „Bleib!“ rief die troſtloſe Mutter, „bleib, und laß uns einen Plan ausſinnen, wie wir uns für dieſen Schimpf rächen.“

„Ich werde ſie nicht mehr zu meinen „Abend“ einladen,“ ſagte Herr von Tipp mit einem ſehr ſtolzen und wegwerfenden Blicke. „Das iſt nicht genug,“ erwiederte die gekränkte Mutter. „Morgen ſind wir zu Mittag gebeten bei der Gräfin Plunders. Dort treffen wir den Miniſter von Branfeld, und die Gräfin Climclamclatſch. Die Letztere iſt meine Freundin, denn ich habe ihr einen alten Shawl mit einer angeſetzten Borde abgekauft, und ihr bezahlt, als wenn er ein neuer Shawl mit einer eingewirkten Borde geweſen wäre. So etwas vergißt eine Frau niemals, ſie wird daher die Gefälligkeit haben, gewiſſe Anekdötchen, die ich über dieſes lächerliche Fräulein Montelli verbringen werde, in der Stadt herumzutragen. Ich werde ihr ſagen —"

Frau von Tipp verlor ſich jetzt in Plänen, wie ſie auf die wirkſamſte Weiſe den Ruf der blonden Dame zerſtören wollte. Wir müſſen ſie gewähren laſſen, und wollen unterdeſſen Düborn aufſuchen, den wir in ſeinem Schreibzimmer finden.

Die Geſtalt dieſes Zimmers hatte ſich verändert. Es war immer noch mit dem reichen und gefälligen Luxus, wie früher, ausgeſtattet, allein die Draperien waren nicht geordnet, die Blumen zum Theil verdorret, die vielen kleinen Colifichets eines Boudoirs durcheinander geworfen, und beſchädigt. Dagegen hatte die Maſſe Bücher ſich immer mehr ausgebreitet. Es lagen Nachſchlagebücher, Journalhefte und Manuſcriptballen auf dem Boden, und eine kleine Handbibliothek, die früher zum Schmuck gedient, war mit Stützen verſehen, und zum Träger dickleibiger Werke geworden, die ihre Verfaſſer zum ernſten Studium, und nicht zur modiſchen Lectüre geſchaffen haben.

Die Führung eines Journals, wenn man ſie in dieſem Sinne leitet, wie Düborn es that, hat ihre unſäglichen Mühen, ihre Nachtwachen, ihre unermüdlichen und durch nichts abzuweiſende Pflichten, ähnlich der Regierung eines Staates. Dieſer Zweig der Literatur, gerade weil er in unſeren Tagen ein ſo bevorzugtes Intereſſe an ſich geriſſen, iſt zu der Höhe einer Wichtigkeit geſtiegen, die nur der ganz zu würdigen verſteht, der wie Duborn die Förderung davon nicht als Frohn, ſondern als einen edlen Zweck des Lebens betrachtet. Dem bezahlten Schriftſteller, der für ein ephemeres Intereſſe arbeitet, kann es gleichgültig ſein, ob die Würde der Literatur beeinträchtigt werde, oder nicht; er iſt nicht gewohnt, ſein Tagewerk für eine wirkliche Schöpfung zu halten; ſein ganzer Stolz, wenn er ja einen beſitzt, iſt befriedigt, wenn ſein Artikel ein wenig Lärm macht. Unfähig, dem Gange der Ideen zu folgen, läßt ſeine ſtumpfe Kurzſichtigkeit ihn nur das bemerken, was augenblicklich Wirkung macht, ob für die Zukunft ſchädlich oder nützlich, iſt nicht ſeine Sache. Die Beurtheilung eines Buches iſt ihm eine Laſt, die er mit den herkömmlichen Phraſen ſobald als möglich abzuſchütteln ſucht. Nie kam es ihm in den Sinn, daß dieſes Buch Ideen enthält, die ſich wieder an andere Ideen ketten, daß durch eine ſolche Folge von Reſultaten die Zeit ihre Richtung erhält. Als Dübern das Blatt übernahm, fand er es von allem entblößt, was die Gegenwart forderte. Da es vom Begründer nicht beſtimmt war, ein ſogenanntes Unterhaltungsblatt zu ſein, ſo fanden ſich in den Spalten, die der fortſchreitenden Intelligenz geöffnet waren, dürftige Aphorismen eingeſchoben, die durch ihre geſuchte Affectation Effect erregten. Dübern verdrängte dieſen bettelhaften Tiefſinn und ſprach in einer klaren Sprache ſeine Gedanken über neuere Werke der Poeſie aus, indem er an ſeine Kritik unmittelbar paſſende Belege aus jenen Schriften anſchloß. Da er mit Liebe las, mit wahrem Intereſſe urtheilte, ſo konnte ſeine Anſicht wohl mitunter eine irrthümliche, aber nie eine flache ſein. Der freie Weltmann, der Mann von Geſchmack, der Mann, der Reiſen gemacht hatte und in Verbindungen ſtand, die ihm weite Perſpective der

Kunſt und Wiſſenſchaft öffneten, urtheilte nothwendig anders, als ein in ſeine vier Wände eingeſperrter Pedant, oder ein wildes Talent, das ſeine gewagten Sprünge auf einem Boden thut, den es nicht kennt, und nie kennen lernen kann.

Dubern hatte ſich den Umfang der Pflichten, die er übernahm, wohl groß, aber doch nicht ſo ausgedehnt gedacht, als er ſie jetzt fand. Er arbeitete unausgeſetzt und fand thätige Unterſtützung einerſeits durch Waller, der, von der Poeſie ſich gänzlich losſagend, nur die ſtreng wiſſenſchaftlichen Kritiken übernahm, anderſeits durch den jungen Dichter Franz, der ebenfalls Herrn Potter verlaſſen hatte, und ſich an das Rehrmannſche Journal geſchloſſen.

Ein Jahr waren dieſe Blätter unter Leitung Duberns geführt worden, und, wie ſchon gemeldet, es zeigten ſich die ſchönſten Früchte. Was Dubern hatte erreichen wollen, war ihm gelungen. Seine Stimme drang durch, er ſah ſich in einer Stellung, dem Publicum gegenüber, die eine ſo ehrenvolle war, wie ſie in den letzten vierzig Jahren bei der Anarchie der Meinung und der Ohnmacht der Kritik nicht war geſehen worden. Mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit und Offenheit erbat er ſich ſelbſt Belehrung, wo er fürchten mußte, geirrt zu haben, und der Stolz der Gelehrten, die als Redacteure einiger entſetzlich ſeriöſer Journale, anfangs Parthei gegen Düborn genommen, fand ſich hiedurch geſchmeichelt, und ertheilte die gewünſchte Belehrung in aller Breite tiefgelehrter Deductionen. Düborn lächelte über dieſe Pedanterie, aber er taſtete ſie nicht durch unzeitigen Spott an. Er wußte, daß es im Character des deutſchen Gelehrten liegt, lieber eine Wahrheit zu unterdrücken, als ſie ohne den dialektiſchen Schmuck der Schule bekleidet, in die Welt zu ſchicken. Schlimmer, als mit den Gelehrten, war es mit den Poeten auszukommen. Der unbeſetzte Stuhl der Kritik hatte zur Folge gehabt, daß Deutſchland mit einer Maſſe von Poeten überſchwemmt worden, die jede ihre eigene Weiſe mitbrachten, ohne doch dabei originell zu ſein. Im Gegentheil, es gab vielleicht nur zwei, höchſtens drei wahre und urſprüngliche Dichter, die übrigen machten aus einem zweifelhaften Talent eine entſchiedene Begabung, und da ſie zugleich Niemand über ſich erkannten, ſo ſangen ſie auf gut Glück ihre Liederchen ab, in der feſten Ueberzeugung, ganz Teutſchland höre ihnen zu. Dübern hüthete ſich wohl, ſich mit dieſen Herren einer unfruchtbaren Lyra in einen offenen Krieg einzulaſſen; er ſuchte nur in der Stille ſie unter ein gemeinſames Oberhaupt zu bringen. Er zeigte ihnen, oft mit ihren eigenen Worten belegt, wie in England und Frankreich gewiſſe große Talente als Stimmführer der Menge aufgetreten ſeien, denen die Andern ſich freiwillig angeſchloſſen, um eine Geſammtkraft zu bilden, die mit ihrem Phalanx eher im Stande war in die zähe Maſſe des Publicums einzudringen, als einzelne flüchtige, zerſtreute und wehklagende Poeten. Hierin liegt eine Ungerechtigkeit, daran iſt nicht zu zweifeln; denn ein Byron zieht einen großen Theil des Ruhms eines Shelley, Wortswood und Moore mit in ſeine Perſönlichkeit, und macht ſie dadurch ſo überwiegend, aber es iſt die Frage, daß wenn jene Dichter darauf beſtanden hätten, jeder einzeln mit ſeinem Lichte umherzugehen, dieſe kleinen Pünktchen nicht völlig verloren gegangen wären, anſtatt daß ſie jetzt, vereinigt, einen Pharus bilden, den man weit in der Nacht flammen ſieht. In den Dichterfreundſchaften und Verbindungen liegt eine erfolgreiche Klugheit.

Die Kritik muß ſich zu dieſen Verbindungen verhalten, wie ein weiſer Herrſcher gegen die verſchiedenen Partheien ſeines Reichs. Sie muß immer wach das oberſte Geſetz der Schönheit über ſie erhalten. Ihr kommt es durchaus nicht zu, ſich für eine dieſer Partheien entſchieden zu erklären, ſie kann es eben ſo mit dem klaſſiſchen, wie mit dem romantiſchen Dichter halten, inſofern nämlich beide wirklich Dichter ſind. Die Kritik iſt keine poſitive Gewalt, ſie ſpricht, wie die Geſchichte, nur die Reſultate aus, und zeigt immer wieder auf die ewigen Tafeln, in denen die Geſetze der Wahrheit und Schönheit eingegraben ſtehen. Deshalb iſt eine tyranniſche und immer tadelnde Kritik ſo höchſt ſchädlich; je mehr ſie mit Geiſt geübt wird, deſto ſchädlicher. Man hat genug gethan, wenn man die Waizenkörner ſammelt; wozu in dem Staube, den wir durch das Sieb abgeſondert haben, noch herumwühlen? Nur, um ſagen zu können: das Alles haben wir abgeſondert? Eine lächerliche und ſchädliche Eitelkeit.

Je mehr alſo aus Düborns Journal jene gehäſſigen, ſäuerlichen und albernen Tageskritiken verſchwanden, deſto häufiger fand der denkende Leſer Aufſätze darin, die von einer geſchickten Feder geſchrieben, jede Abſichtlichkeit verſteckten und nichts weiter zu ſein ſchienen, als hiſtoriſche Blicke auf gewiſſe Zeiten und Verhältniſſe. Bald war hier der Moment der Entwickelung einflußreicher Ideen feſtgehalten, bald dort aus einem unſcheinbaren Anfang große Begebenheiten hergeleitet. Ohne mit Geſinnung und Gründlichkeit prahlen zu wollen, hatten dieſe kleinen Skizzen dennoch Beides, und waren recht eigentlich die leitenden Artikel des Journals. Da ſie keine trockne Abhandlungen waren, ſo wurden ſie nicht überſchlagen, und durch die Menge der Leſer, die ſich daran machten, wurde das Körnchen Wahrheit immer weiter getragen. Man verglich, man combinirte, ſo gut oder ſchlecht wie jeder es vermochte, aber immer lag die Anwendung auf unſre Zeit nahe. Auf ſolchem indirecten Wege ſind oft die größten Wahrheiten verbreitet worden. Aber es iſt ſchwierig und es gehört ein philoſophiſcher Kopf dazu.

Viele Leſer würden kein Zeitblatt in die

Hand nehmen, wenn ſie nicht in demſelben kleine Geſchichtchen fänden. Auch Dübern rückte ſolche in ſeinem Journal ein, doch nahm er zu dieſem Zweck keine Romänchen und verkrüppelte Novellchen, keine Phantaſieen ohne Phantaſie, und Lebensbilder ohne Leben. Die erhabenen Geſetze des guten Geſchmacks waren ihm in allem heilig, und die Poeſie wird durch ſolche kleine Nadelſtiche, die man ihr beibringt, oft am ärgſten gepeinigt. Er wählte kleine Biographieen, intereſſante Züge aus dem Leben der Künſtler, kleine Genrebilder des öffentlichen Lebens — immer etwas Poſitives, und wo er ein Spiel der Phantaſie aufnahm, gab er es mit der Ungebundenheit und köſtlichen Farbenfriſche, die an dem größten Dichter entzücken. Aber ſolche kleine Jouwelen waren ſelten. Ein Blatt, das periodiſch erſcheint, muß ſich nicht zur Aufgabe machen, immer erhaben und poeſiereich zu ſein; ebenſowenig wie das Theater, wenn es täglich Vorſtellungen giebt, täglich Meiſterwerke bieten kann.

Bei dieſem allem koſtete das Journal ſehr viel. Das Honorar, das Dübern von Nehrmann ſich zahlen ließ, warf ihm keinen Gewinn ab, im Gegentheil, er opferte Summen, um gediegene Beiträge jeder Gattung zu erhalten. Die gewöhnlichen Tageblatt-Redactoren fanden hierin Grund, ſich über Dübern luſtig zu machen; er duldete ihre Späschen und das Publicum wurde der Schiedsrichter zu Gunſten des Verſpotteten. Jemehr man gewohnt iſt, dergleichen Anſtalten von ihren Unternehmern nur als ein Mittel, Geld zu erwerben, betrachtet zu ſehen, deſto höher ſteigt die Achtung des Publicums, wenn ein unabhängiger und vermögender Mann aus freiem Antrieb an der Förderung der literariſchen Intereſſen arbeitet. Die natürliche Folge dieſer Ueberzeugung iſt, daß man einem Urtheil unbedingt vertraut, welches durch keinerlei Intereſſen geleitet wird, und auf keine Weiſe nöthig hat ſich zu verſtecken. Darum ſagt Montaigne: „Es giebt keinen koſtſpieligeren Luxus, als den, ſeine eigene Meinung zu haben.“

8.

Dübern ſah gern, wenn ſein Tag in anſtrengender Beſchäftigung hingebracht war, zu Mittag einige Gäſte bei ſich. Am heutigen Tage that ein alter Oheim, ein Domherr zu W—, ihm die Ehre an, bei ihm zu ſpeiſen. Dieſer würdige Herr war ein großer Verehrer von Auſtern und trank gern Rheinwein. Duberns Tafel war heute gut beſetzt, und der Oheim befand ſich in einer Laune, die nicht beſſer ſein konnte.

Das Geſpräch kam auf die Schriftſteller. „Du ſollſt ja wieder etwas Neues geſchrieben haben?“ fragte der Oheim, indem er auf eine friſche Auſter, die nach dem Meere duftete, Zitronenſäure tröpfelte. „Nenne mir doch den Titel des Buches, und wenn es irgend in die Bibliothek eines Domherrn paßt, ſo will ich's mir anſchaffen.“

„Haben Sie nicht Parny's Krieg der Götter in Ihrer Bibliothek?“ fragte Alfred lachend.

„Allerdings,“ entgegnete der Domherr. „Es war damals Mode, ſich dieſe Werke anzuſchaffen. Ich will dieſes kleine abſcheuliche Opus nicht entſchuldigen, allein es gab zu lachen und enthält nichts gegen unſern Stand.“

„Enthalten denn die jetzigen Bücher dergleichen?“ fragte Alfred.

„Nur zu viel,“ entgegnete der Oheim. „Nur zu viel. Selbſt Deine Bücher habe ich um die ſer Urſache willen tadeln hören. Das iſt ſehr ſonderbar, mein Sohn, ſehr ſonderbar. Wenn Du als Edelmann ſchreiben willſt, wo ich eigentlich auch nicht einſehe, wozu Du es thuſt, ſo ſollteſt Du doch wenigſtens zum Vortheil unſeres Standes ſchreiben.“

„Wie ſoll ich das anfangen?“ beſter Oheim.

„Eine ſonderbare Frage,“ rief der Domherr. „Wenn ich ein Romanſchreiber wäre, und der Himmel bewahre mich, daß ich es jemals werde, ſo würde ich zeigen, wie ſehr man dem Adel Unrecht thut, wenn man ihn immer für anmaßend, indolent, unwiſſend ausgiebt.“

„Unter uns geſagt,“ rief Alfred und neigte ſich an's Ohr des Auſterneſſers, „es giebt Leute, von denen man behauptet, ſie beſäßen ſolche Eigenſchaften ganz ausſchließlich als altadelige Prärogative.“

„A bas!“ Aber das muß man nicht unter die Leute bringen.“

„Grade das muß man unter die Leute bringen.“

„So!“ rief der Domherr, und ſchlürfte ſein Glas aus. Freilich, Du mußt es beſſer verſtehen. Ich bin von alter Zeit, ich habe noch die Grillen von der Standes-Ehre im Kopfe.“

„Dieſelben Grillen hab auch ich im Kopfe,“ entgegnete Alfred.

„Aber zum Guckuck! was ſoll es denn! Nützt man dem Adel, wenn man ihn lächerlich macht? Ach, ich werde es nie begreifen?“

„Lieber Oheim,“ rief Alfred. „Wir Büchermacher müſſen das beſſer verſtehen.“

„Aber warum biſt Du ein Büchermacher?“ fragte der Domherr. „Ich ſehe nicht ein, was es für ein Spaß ſein kann, ſich alle Woche zweimal in einem Journale Grobheiten ſagen zu laſſen? Aber warum ſchreibſt Du nicht wenigſtens unter einem angenommenen Namen? Mein Großvater gab ein Werk über Hühneraugen heraus, aber er ließ es erſcheinen unter dem Namen ſeines Kammerdieners.“

„So trug der Kammerdiener die Ehre davon.“

„Eine Ehre, um die ihn wahrhaftig Niemand beneidete.“

„Das möchte ich nicht behaupten, lieber Oheim. Diejenigen, die ihre Füße hinfort ohne Schmerzen in ihre Schuhe brachten, nannten ſeinen Namen gewiß mit der größten Dankbarkeit.

Vielleicht verdiente Ihr Großvater durch dieſes Werk über die Hühneraugen ſeinen Adel.“

„Das klingt allerliebſt,“ rief der Domherr.

„Und doch liegt eine Wahrheit dem Scherz zum Grunde. Nur wer der Gemeinſchaft einen wirklichen Dienſt leiſtet, verdient ausgezeichnet zu werden. Gehen wir an den Urſprung unſers geadelten Hauſes zurück, ſo erhielt der Erſte unſers Namens ſein Diplom für einen Dienſt, der vielleicht noch lange nicht ſo wichtig für die bedürftige Menſchheit war, als es die Ausrottung eines Hühnerauges in der That iſt.“

„Das will ich Dir ſagen,“ entgegnete der Domherr. „Der erſte Dübern erhielt ſeinen Adel, weil er in einem Tournier, das Hilperich der Langhaarige gab, drei Ritter aus dem Sattel hob.“

„Das war für Hilperich dem Langhaarigen vollkommen Grund, meinen Ahnherrn zum Ritter zu ſchlagen,“ rief Alfred. „Wir wollen uns über den Grad der Verdienſte nicht ſtreiten. Ein jedes Zeitalter nimmt einen andern Maaßſtab zur Hand. Heutzutage genügte es nicht, weder Hühneraugen noch Ritter zu vertilgen.“

„Aber etwas vertilgen müſſen wir,“ rief der Domherr. „Wozu wären wir ſonſt die bevorzugten Streitbaren?“

„Nun gut, ſo vertilgen wir die Irrthümer und Vorurtheile, und fangen zuerſt mit den unſrigen an. Sollen wir es dulden, daß man uns in einem aufgeklärten, thätigen und forſchenden Zeitalter die Palme ſtreitig macht? Wir ſind der Adel, wir müſſen überall das Köſtlichſte für uns gewinnen,. ſo jetzt die Blüthe der Intelligenz, die ſeltenſte und ſchönſte Frucht der Wahrheit, das reizendſte und koſtbarſte Kleid der Sitte. Und das Alles lediglich, weil wir der Adel ſind. Weil es uns zu bunt, vor allen Andern geſchmückt daher zu gehen. Kann ich durch ein Buch das erreichen, warum ſoll ich nicht ſchreiben. Es wäre freilich immer beſſer, ich wäre ein Staatsmann, und wirkte praktiſch, aber wir können nicht alle Staatsmänner ſein.“

„Dies iſt Alles recht gut,“ entgegnete der Domherr, „aber Du wirſt mich nie überzeugen, daß es nicht unendlich viel beſſer noch wäre, wenn der Adel ſeine Scholle urbar machte, und ſich durchaus nicht in die endloſen Streitigkeiten der Gelehrten miſchte.“

„Ganz gewiß, ſobald es nur Streitigkeiten der Gelehrten ſind,“ rief Alfred. „Uebrigens bin ich auch für den ruhigen Beſitz, und ich verſichere Sie, lieber Onkel, wenn ich meine Miſſion werde vollendet haben, ſo lege ich die Feder nieder und ſchreibe nicht eine Zeile weiter.

„Ach, mein Sohn,“ ſeufzte der Domherr, was heißt das, wenn Du Deine Miſſion wirſt vollendet haben? Dein ehrlicher Vetter, für den ich die Schulden bezahlte, ſprach auch immer von der Miſſion, die er zu vollenden habe, und er vollendete ſie auch wirklich, denn als er ſtarb, hatte er ein Vermögen von einer halben Million durchgebracht und beſaß kein ganzes Hemd mehr am Leibe.“

Alfred lachte.

„Ich weiß wohl,“ ſetzte ſein Genie hinzu, „Du biſt kein Verſchwender, obgleich ich Dich auch nicht als ſehr haushälteriſch kenne. Sag mir nur, wie viel haſt Du verſchleudert, um Deine Bücher drucken zu laſſen?“

„Sie ſind im Irrthum, lieber Oheim, dieſe Bücher verkaufe ich ziemlich theuer.“

„Wie, Du nimmſt Geld von Deinem Verleger?“ rief der Domherr verwundert.“

„Warum ſollte ich nicht?“ entgegnete Alfred.

„Iſts möglich?“ ſagte der dicke Herr und ſetzte ſein Weinglas nieder; „Du läßt Dir bezahlen von einem Menſchen, deſſen Großvater vielleicht bei dem Deinigen Thürſteher war?“

„Das iſt möglich, doch das thut nichts zur Sache. Wir kommen wieder auf Hilperich den Langhaarigen, und auf die Hühneraugen zurück. Die Zeiten, und mit ihnen die Anſichten ändern ſich.“

Der Domherr legte ſich ein Stück Aalpaſtete vor. Er hatte darum nicht Zeit, den wichtigen Ideengang, der ihn bis hierher geführt hatte, zu verfolgen. Er prüfte die Paſtete und fand ſie vortrefflich. „Du mußt einen guten Koch haben,“ ſagte er zu ſeinem Neffen.

„Er wäre lange nicht ſo gut,“ entgegnete dieſer, „wenn ich die alberne Eitelkeit hätte, mein wohlerworbenes Gut wegzuſchenken, ohne daß man mich darum angeſprochen hat.“

„Es war ſonſt Sitte,“ bemerkte der Domherr, „daß Fürſten und Edelleute, wenn ſie ein Buch drucken ließen, den Ertrag davon den Armen beſtimmten.“

„Wir müſſen uns nur über den Begriff des Geldes verſtändigen,“ nahm Alfred das Wort. „Der Staatsmann empfängt Summen, die ihm die Stände für die Dienſte, die er ihnen leiſtet, bewilligen. Dehnen wir den Begriff Staat etwas weiter aus, ſo haben wir daſſelbe Verhältniß mit dem Schriftſteller; er empfängt von der großen Geſammtheit, die einer Sprache und Geſittung angehört, gewiſſe Summen für Dienſte, die er geleiſtet. Der Buchhändler iſt nur der Einkaſſirer dieſer Gelder. Wenn der Staatsmann nicht umſonſt dient, warum ſoll es der Schriftſteller? Warum ſoll eine kluge Finanzberechnung Tauſende koſten, und die erſte Idee zu dieſer Finanzberechnung ſoll man haben können, ohne einen Heller zu bezahlen? Läßt ſich der Bildhauer, der Maler nicht auch bezahlen? Hat ein Solon, der dem Staat ein weiſes Geſetz ſchenkt, etwa größeres Recht auf deſſen Erkenntlichkeit, als der Künſtler, der ihm den wunderſchönen Fuß der Medicäiſchen Venus ſchenkt, oder einen Geſang aus dem Dante? Wenn nun dieſe Erkenntlichkeit ſich nicht anders fürs Erſte ausſprechen kann und mag, als durch Geld, ſo wie es heutzutage der Fall iſt, ſo wäre ich ja der größte Thor, Geſchenke zu ſpenden, die Niemand von mir verlangt. Und dann giebt es Buchhändler, die wie Fürſten gewirkt haben, und der Literatur unbeſchreiblich Gutes gethan. In den Händen dieſer Männer ruht ein Zweig der Intelligenz, der hundertfältige Früchte tragen kann, wenn er nur irgend mit Liebe gepflegt wird. Gegründet iſt jedoch ihr Geſchäft, wie jedes andere, auf kaufmänniſche Spekulation.“

„Ich glaube, Du wäreſt im Stande, ſelbſt einen Buchhandel anzulegen?“ rief der Domherr mit einem kleinen ſpöttiſchen Lächeln.

„Und warum nicht?“ entgegnete Alfred raſch. „Ja ich habe ſchon manchesmal Pläne entworfen, wie ich auf dieſem koſtbaren Felde unſrer edelſten Thätigkeit recht nach Herzensluſt ackern wollte, um Erndten hervorzurufen, wie ſie noch nicht, wenigſtens in unſerm Deutſchland, noch nicht geſehen worden ſind.“

„Ich wünſche Dir Glück hiezu,“ rief der Domherr.“ „Ehe ich mich aber entſchließe, Dein erſter Commis zu werden, will ich noch dieſen Faſanenſchenkel verzehren. Er iſt zart und ſaftreich.“

Mit dieſer Bemerkung war das Geſpräch abgebrochen, und ging bald darauf auf andere Gegenſtände über.

9.

Alfred nahm ſeinen Platz in der Loge ein. Vor ihm ſaß Camélie, und ihr zur Seite ein alter Capitain auf halbem Sold, der vor einiger Zeit aus Oſtindien zurückgekehrt war, und ein Verwandter Caméliens war, der einzige, den ſie hatte. Dieſer Mann war ernſthaft, ſchweigſam, lebte zurückgezogen, und jede andere Weltdame würde es verſchmäht haben, ſich mit einem ſo wenig empfehlungswerthen Geſellſchafter zu zeigen, aber Camélie dachte anders. Sie achtete den Alten, hatte mit ſeinen Schwächen Geduld, und ſchien gar nicht zu bemerken, daß er eine armſelige Erſcheinung bildete.

Die Oper, die gegeben wurde, war eine von denen, wo Componiſt und Dichter ſich vereinigt zu haben ſcheinen, um den größten Unſinn zu Tage zu fördern, die aber nichts deſto weniger rauſchenden Beifall erndtete. Der Stoff war eine Begebenheit aus der ſchottiſchen Geſchichte, die in die fernſte Vorzeit verlegt war, weshalb die Heldin des Stücks in dem neueſten Ballkoſtüm erſchien. Ein alter wahnſinniger Häuptling giebt ſeine Tochter einem tapfern Krieger, der in einem kleinen blau und ſchwarz gewürfelten Röckchen und in Halbſtiefelchen von eiergelbem Leder erſcheint. Die Braut widerſetzt ſich der Heirath, denn ſie liebt einen Krieger von der Gegenpartei, der zur Unterſcheidung ein roth und ſchwarz gewürfeltes Röckchen und Stiefel von feuerrothem Leder trägt. Der wahnſinnige Häuptling, nicht gewohnt, Widerſpruch zu leiden, verflucht ſeine Tochter, und entflieht ins Gebirge, wo ein alter Skalde wohnt. Die Braut, die während des Fluches Zeit gehabt hat, ihren Schleier in maleriſche Falten zu bringen, ſingt eine Arie, und entflieht ebenfalls, aber nicht in daſſelbe Gebirge, ſondern an den Meeresſtrand, in die Höhle eines alten Einſiedlers. Die Burg des Häuptlings wird beſtürmt, und man ſieht die Blaugewürfelten mit den Rothgewürfelten kämpfen. Das Orcheſter ſpielt einen Galopp und die Burg wird genommen. Man ſieht ſie brennen, und unterdeſſen ſchlägt man in den Logen den Takt zum Galopp.

Die Scene verändert ſich und man ſieht die Höhle des Eremiten. Ein ſchönes Bild! Mondſchein, das nahe Meer, eine Grotte in der, vom Boden niederhängend, eine düſtre Lampe brennt. Die Höhle iſt meublirt, wie die Höhlen auf dem Theater immer meublirt ſind, mit einer Moosbank und einem Kruzifix, trotz deſſen, daß das Chriſtenthum noch gar nicht exiſtirt, was aber nichts zur Sache thut. Die Braut erſcheint, um eine Arie zu ſingen, zu der der Eremit den Baß grunzt; darauf kommt ein vermummter Krieger, und die Braut legt wiederum ihren Schleier in graziöſe Falten, um mit dem Vermummten zu entfliehen. Zu ſpät entdeckt ſie, daß es nicht der Rothgewürfelte, ſondern der Blaugewürfelte iſt, derſelbe Niederträchtige, der die Burg ihres Vaters verbrannt hat, und jetzt im Uebermaß der Schändlichkeit die Tochter entführt. Wo jetzt Hülfe vernehmen? Unterdeſſen hat der alte wahnſinnige Häuptling im Gebirge vom Skalden Muſikunterricht genommen, und ſpielt zum Bewundern auf der Harfe. Das iſt ein Talent, das gerade zur rechten Zeit zur Reiſe gekommen iſt, denn da der unglückliche Mann keine Burg mehr hat, ſo kann er auf dieſe Weiſe ſein Brod verdienen. Er thut es auch, und kommt herumziehend in die Gegend, wo ſeine Tochter mit dem nichtswürdigen Blaugewürfelten wohnt. Eine rührende Erkennungsſcene, aus der man einen allerliebſten Walzer gemacht hat. Die jungen Damen in den Logen weinen, und denken zugleich an ihre Tänzer auf dem letzten Balle. Unterdeſſen machen der Alte und die Braut ein Complott gegen den Blaugewürfelten, den ſie umbringen wollen. Das Complott wird entdeckt und Beide werden zum Tode verdammt. Das Intereſſe iſt aufs Höchſte geſpannt, und die Braut verſichert in einem unendlich langen Triller, daß ſie ſich in der Faſſung befinde, ruhig zu ſterben. Sie wickelt ſich zum letzten mal in ihren Schleier und wird abgeführt. Da plötzlich Tumult hinter der Scene, Waffenlärm, Sieggeſchrei. Der Rothgewürfelte hat in Irland eine Landung gemacht, dort ein Hülfsheer zuſammengebracht und kommt jetzt, da der fünfte Akt ſich ſeinem Ende nähert, ſeine Geliebte zu befreien. Es gelingt, er erſticht den Blaugewürfelten, umarmt ſeine Braut, und der Eremit langt noch zur rechten Zeit an, um über Beide die Hände auszubreiten.

Alfreds Blick war mit jener zärtlichen Aufmerkſamkeit, mit dem die Liebe ihren Gegenſtand verfolgt, auf Camélien gerichtet. Er beobachtete jede Miene, und gerieth über jede zufällige Bewegung ihres Kopfes in Träumereien. Da er von der Muſik nichts hörte und von dem Stück keine Notiz nahm, ſo überraſchte es ihn öfters, ein Lächeln um die ſchöne Wange ſpielen zu ſehen, und er dachte darüber nach, welcher Gedanke, welches Bild, welch ein Hinblick auf die Vergangenheit, der Grund dieſer vorübergehenden Heiterkeit ſein möchte. Er wollte, daß Camélie immer mit ihm beſchäftigt ſein ſollte, und konnte ſich nicht vorſtellen, daß ihre Aufmerkſamkeit der Bühne zugewendet ſei. Almählig ließ er ſeinen Blick auch auf den Kapitain fallen, und erſtaunte nicht wenig, einen Ausdruck von Wuth in ihnen zu ſehen, der die häßlichen Züge des Alten noch mehr entſtellte. Der Kapitain blickte in die Nachbarloge, und ballte die Hand mit einer drohenden Bewegung dorthin. Alfred wendete ſich nun auch nach der Richtung, und in dem Augenblick machte ihm der Kapitain ein Zeichen, ſtille zu ſein. Das Geſpräch in der Nebenloge ſtockte aber, weil auf der Bühne eben ein Pianiſſimo vorgetragen wurde, aber kaum fiel das Orcheſter rauſchend ein, als auch die Stimmen wieder mit verdoppelter Kraft laut wurden. Alfred erkannte die Familie Tipp, die in Geſellſchaft der Gräfin Glimclamclatſch, deren Verehrer und zwei Freunde deſſelben die Loge füllten. Man unterhielt ſich über die erſte Sängerin, und die Gräfin Glimclamclatſch fragte, ob ſie wirklich ſo gute Zähne habe, als man ihr nachrühmte.

„O gewiß,“ entgegnete Herr von Tipp. „Sie hat die ſchönſten Zähne, die ich jemals geſehen habe.“

„Die Sie jemals geſehen haben?“ erwiederte die Gräfin lachend und zeigte dabei ihre Zähne, auf deren Schönheit ſie ſehr eitel war.

„Ich glaube, Du ſprichſt im Traume,“ ſagte Frau von Tipp zu ihrem Manne kopfſchüttelnd. „Oder haſt Du vergeſſen, was Du mir geſtern ſagteſt, als die Gräfin uns eben verlaſſen hatte?“

„Du haſt Recht, Amenaide,“ rief Herr von Tipp. „Ich meine nur für eine Schauſpielerin hat Mademoiſelle Sabine ganz leidliche Zähne.“

Der Baron Erlbach und die zwei ſchwarzen Herren lachten.

Frau von Tipp neigte ſich flüſternd zur Gräfin: „Wie gefällt Ihnen dieſer Aufſatz?“

„Ich meine,“ entgegnete die Gräfin, „ich hätte die Kunſtreiterin, Mademoiſelle Polecka ganz in einem ähnlichen geſehen, als ſie die Spanierin auf vier Pferden machte.“

„Haha! haſt Du gehört, Tipp?“ rief Frau von Tipp, indem ſie ihrem Manne einen Schlag mit der Lorgnette gab. „Dieſe intereſſante Dame erinnert die Gräfin lebhaft an die Kunſtreiterin Mademoiſelle Polecka. Merkſt Du nicht den Salz in dieſer Bemerkung?“

„Sehr viel Salz, ſehr viel Salz!“ rief Herr von Tipp, und rieb ſich die Hände, indem er ſich außer ſich vor Vergnügen ſtellte.

„Mach den Herren Platz!“ rief Frau von Tipp „Und Sie, meine Herren,“ ſetzte ſie zu den beiden ſchwarzen Elegants hinzu, „Sie wollen wohl die ſchöne Dame ſehen, von der man behauptet, daß ſie eine entlaufene Kunſtreiterin ſei?“

„Daß ſie was ſei?“ fragte der Baron Erlbach,“ indem er ſich verbeugte.

„Eine Kunſtreiterin,“ erwiederte Gabriel von Tipp, und zog ſeinen Steckknopf aus dem Munde.

an dem er bis jetzt ſtillſchweigend geſeſſen hatte.

Die beiden ſchwarzen Herren lachten, aus keinem andern Grunde, als weil ſie den Baron Erlbach lachen ſahen, und dieſer lachte, weil die Gräfin Climclamclatſch lachte. In Wahrheit aber fand Niemand, daß die Fremde irgend eine Aehnlichkeit mit Mademoiſelle Pelecka habe. Der Baron kannte übrigens Fräulein Montelli gar nicht, hatte ſie nie geſehen, und wußte daher eigentlich nicht, wovon die Rede war. Deſto verwunderter war er, als der Kapitain jetzt auf ihn zu ging, und in einem barſchen Tone ihn um ſeinen Namen fragte. Alfred trat eben wieder in die Loge, als der Wortwechſel anhub; er hatte Camélie zu ihrem Wagen begleitet.

„Hier mein Herr," rief der Kapitain, auf Alfred zeigend, „iſt ein Zeuge für meine Behauptung, daß Sie ſich unartiger Ausdrücke gegen die junge Dame bedient haben, die eben die Loge verlaſſen hat."

„Ich weiß nicht, wer Sie ſind, und was Sie wollen," entgegnete der Baron, indem er mit den Augen zwinkerte, und ſeine viereckige Lorgnette in die Augenhöhlung ſchob.

„Mein Name iſt Capitain Bourdly, und hier iſt meine Karte," rief der Alte mit zitternder Stimme.

Da die Damen auf dieſes Geſpräch aufmerkſam wurden, mäßigten die Streitenden ihr lautes Geflüſter. Die Erbitterung des Kapitains hatte die höchſte Stufe erreicht; Alfred, der ihn zurückhalten wollte, und der den Ort nicht paſſend für dieſe Erörterung fand, wurde von ihm nicht gehört. „Ich frage Sie," rief der Alte, „ob Sie in der That glauben, jene Dame, die an meiner Seite ſaß, ſei die Kunſtreiterin Pelecka?"

Der Baron Erlbach war ein Liebhaber von komiſchen Abentheuern, und da er Karrikaturen zeichnete, war ihm die Geſtalt des ausgemagerten Kapitains ſchon als würdig erſchienen, in ſeine Skizzenbücher aufgenommen zu werden. Die zwei ſchwarzen Elegants hatten ſich, ſo wie der Kapitain angefangen, über die Logenwand herüber zu ſprechen, an dieſe angedrängt, und erwarteten nur einen willkommenen Gegenſtand für ihre Lachluſt. Der Baron nahm daher eine ſehr ernſte Miene an, und erwiederte, geheimnißvoll flüſternd: „In der That, Herr Kapitain, ich glaubte allerdings, die unvergleichliche Pelecka vor mir zu ſehen, ich will aber geſtehen, daß ich mich geirrt habe; jetzt bin ich der Meinung, es iſt die niedliche Roſine, und Sie mein Herr, als der Doktor Bartolo, werden uns am beſten über Ihr ſchönes Mündel Auskunft geben können.“

Da dieſe ganze Rede franzöſiſch gehalten wurde, unglücklicher Weiſe der Kapitain aber nur ſehr unvollkommene Kenntniß in dieſer Sprache beſaß, ſo verſtand er nur die boshaften Mienen, mit der ihm die zwei Namen aus der bekannten Oper zugeſteckt wurden. Er gerieth von Neuem ins Zittern, und mußte ſich an die Logenwand halten. Alfred, der Caméliens Ruf erhaben über das Geſpötte der Menſchen dieſer Gattung fand, hätte ſich nicht in den Streit gemiſcht, wenn ihn die Lage des hülfloſen Alten nicht gedauert hätte. Er antwortete alſo franzöſiſch ein paar Worte dem Baron, und dieſer ſchwieg. Ein neuer Akt ging an, und die ganze Aufmerkſamkeit war aufs Theater gerichtet.

Alfred verließ daſſelbe. Er irrte durch mehrere Straßen, und ehe er ſichs bewußt war, wohin ihn ſein Weg geführt, ſtand er vor Caméliens Haus. Der Portier öffnete, und er ſtieg die breite Treppe hinauf, immer noch halb in

Träumereien verſunken. Der Vorſaal war leer, in den anſtoßenden Gemächern brannten auf den Spiegeltiſchen einzelne Lampen, Niemand ließ ſich blicken. In dem Geſellſchaftzimmer war es gleichfalls öde, die Thür links, die zu dem Zimmer Harriets Tuder führte, war geſchloſſen, die zur Rechten, welche in Caméliens Cabinet leitete, ſtand halb offen. Alfred warf ſich auf eines der Sophas hin, in der Abſicht, das Erſcheinen eines Bedienten abzuwarten, der ihn anmelden ſollte. Es kam Niemand; eine tiefe Stille herrſchte.

Endlich tönten Schritte den Vorſaal entlang. Alfred erkannte den Gang der Miß Tudor. Sie trat jetzt ein, gefolgt von einem Manne, deſſen Aeußeres etwas ſehr Auffallendes hatte. Er war alt, in Lumpen gehüllt, ſein graues Haar ſtarrte wild um die Schläfen, ſein Blick zeigte etwas unbeſchreiblich Wildes und Lauerndes. Die furchtſamen Schritte dieſes Mannes, ſein Anklammern an den Rock ſeiner Führerin, die ſichtliche Aufregung, in der er ſich befand, alles zuſammen machten den Eindruck von einem zweideutigen und gefährlichen Weſen, in deſſen Nähe man ſich nicht wohl fühlt. Miß Harriet und ihr Schützling ſprachen leiſe, aber doch laut genug, daß Alfred jedes Wort hören konnte. Durch den Schirm der Lampe verdeckt, lag er im Dunkeln, und ſeine Gegenwart blieb den Beiden, die ſich jetzt der halb offenen Thüre zum Kabinet näherten, ein Geheimniß.

„Ich ſage Dir, Petrick," rief Miß Tudor, „Du kannſt Dich auf mein Wort verlaſſen. Hab ich Dich jemals getäuſcht? — Niemand wird Dich ſtören. Armer Petrick, nach langer Zeit kannſt Du Dich ungeſtört dem Vergnügen ihres Anblicks hingeben."

„Harriet!" rief der Alte mit heiſerer Stimme, „Harriet! wenn Du wüßteſt, wie viel ich wage, dieſes kurzen Augenblicks wegen. Du ſagſt, ſie ſchlummert.

„Ja, und zwar recht feſt; entgegnete Miß Tudor. Sie kam aus dem Schauſpiel, war ermüdet, und die ſchwüle Luft machte, daß ſie ſogleich in einen tiefen Schlummer fiel. Siehſt Du, dort auf dem Stuhle ruht ſie."

Der Alte faltete die Hände, und in ſeinem Geſichte verſchwanden in dieſem Augenblick alle Züge von Wildheit, und ſcheuem Trotz. Er ging in das Kabinet, und Miß Harriet, die Arme über einandergeſchlagen, blieb auf der Schwelle ſtehen. Ihre Augen waren ſtarr, und mit jenem unangenehmen ſcharfen Ausdruck, den ich an ihnen kannte, auf die Gegenſtände im Kabinet gerichtet; dann, gleichſam als überzeugte ſie ſich daß ihre Gegenwart hier unnütz ſei, wandte ſie um, ſchritt langſam durch das Zimmer und begab ſich in das ihrige. Dieſen Moment benutzte ich, mich vorſichtig dem Kabinet zu nähern, und einen forſchenden Blick hineinzuwerfen. Ich ſah Gamélien in einem Armſtuhl liegend, und vor ihr knieete die bettelhafte Geſtalt des Alten, mir den Rücken zukehrend. Er blickte unverwandt in das Antlitz der Schlummernden, und zuletzt wagte er es, ſich zu erheben, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Sie machte eine Bewegung, als wollte ſie erwachen, und zugleich mit der Schnelligkeit einer vom Winde geſcheuchten Feder, war der Alte in die dunkle Ecke des Gemachs geſchlüpft. In dieſen leiſen und ſchnellen Bewegungen lag etwas ſehr Unheimliches. Da ſie fortſchlummerte, kam er eben ſo vorſichtig aus ſeinem Verſteck wieder hervor, und knieete wieder vor ihr hin, mit denſelben Ausdruck einer an Andacht grenzenden gerührten Innigkeit ſeine Blicke auf ſie heftend.

Alfred, fürchtend überraſcht zu werden, zog ſich auf ſeinen frühern Platz zurück, und nach einer kleinen Weile erſchien Harriet, und der Alte kam aus dem Kabinet zurück.

„Es wird Zeit ſein, daß Du gehſt,“ ſagte Harriet.

Der Alte ſeufzte und richtete ſeine Blicke ſtarr ins Kabinet zurück.

„Es wird Zeit ſein, daß Du gehſt,“ wiederholte Harriet in einem ſehr ſtrengen Tone.

„Laß mich,“ entgegnete er. „Wer ſagt mir, daß ich ſie jemals wiederſehe. Ich bin alt, und den Gefahren nicht mehr gewachſen. Old-Pleſſy hat uns verrathen, unſere Bande iſt zerſprengt — ich bin ein kranker Greis — wie kann ich mit der Schnelligkeit und mit dem Muthe der Jugend mich meſſen? Ich falle als das erſte Opfer.“

„Sei nicht kindiſch,“ rief Harriet. „Biſt Du nicht ihnen allen an Klugheit überlegen? Klugheit iſt Unſchuld, Klugheit iſt Gott!“

Der Alte ſah wieder zurück, und auf die Schlummernde, dann wandte er ſich mit einem tiefen Seufzer zu ſeiner Begleiterin. „Sie kommt aus dem Theater, ſagſt Du. Wie gefiel ihr das Spiel der Poſſenreißer, wie gefiel ſie der Menge?“

„Wir leben ſchon drei Jahre hier, und wir leben in Glanz und Anſehen,“ erwiderte Harriet.

„So iſt’s recht! rief der Greis mit dem Ausdruck des Triumphes. „Meine ſchöne Perle muß ſchimmern. Damit ſie im Lichte glänze, wozu ſie geboren iſt, trage ich mein altes Haupt in Graus und Nacht. Ach, ich habe viel gelitten, um Dich, mein Kind; aber wer fragt danach? Verſtohlen muß ich mich herſchleichen, Dich im Glanze von tauſend Kerzen, und in Seide und Spitzen gebettet zu ſehen, denn wüßteſt Du, wer dieſen Glanz um Dich verbreitet, welche Hand Dich in Seide und Spitzen hüllt, Du würdeſt zurückſchaudern. Zurückſchaudern — ach vor Deinem Vater! Doch Du ſollſt es nie erfahren; nie ſoll meine dunkle Geſtalt Dir wachend erſcheinen, und hörſt Du einmal von dem entſetzenvollen Ende eines alten Mannes, den die Menge mit gräßlichen Namen belegt, ſo flüſtre Dir auch nicht die leiſeſte Ahndung zu, daß dieſer alte Mann und Du jemals in irgend einer Beziehung mit einander ſtanden. Ich verzichte auf Deine Thränen, Tochter —! bleibe reich, angeſehen, ſchuldlos und rein. Ich weiß Dein Herz würde mich lieben, auch in dieſer elenden Geſtalt lieben, aber dieſe Liebe wäre Dein Tod, das Gift Deiner Ruhe und Deines Glücks.“

Er ſprach dieſe letzten Worte in einer Stillung, die ſo ſtark nach dem Kabinet zu vorgebeugt war, daß er faſt auf den Knieen lag. Harriet hielt ihn am Arm, und zog ihn mit Gewalt fort. In dieſem Augenblicke hörte man Tritte im Vorſaal. „Es iſt zu ſpät!“ rief Harriet, mit einer Stimme, die leiſe aber erſchütternd tönte. „Was habe ich Dir geſagt? Nur ruhig; es iſt einer der Bedienten.“ Der Alte zitterte. „Jacques!“ rief Harriet, indem ſie hervortrat. „Was fällt Euch ein fortzulaufen, und das Haus leer zu laſſen. Schafft mir dieſen Bettler vom Leibe, der es gewagt hat, bis hieher vorzudringen.“

„Milady, nur eine kleine Gabe,“ bat der Greis, indem er ſich zitternd vor ihr niederwarf.

„Gebt ihm etwas, Jacques, und bringt ihn ſogleich fort. Geht,“ flüſterte ſie dem Alten zu,

„geht, und verlaßt noch in dieſer Stunde die Stadt.“

Der Bediente ging mit dem zerlumpten Greiſe, der noch einen Blick verſtohlen in’s Kabinet warf. Camélie erwachte, und Harriet begab ſich zu ihr. Dieſen Moment benutzte Alfred, um zu entſchlüpfen.

Als er zu Hauſe anlangte, war ſeine Aufregung ſo ſtark, daß ſie ihm ein Fieber zuzog. die Begebenheit der letzten Stunde drängte ſich in colloſſalen Umriſſen, wie ein dunkler Traum vor ſeine Seele. Erſt lange Zeit brauchte es, ehe er die Geſtalten auseinander zu wirren im Stande war, um jede einzeln mit dem Lichte der Vernunft und Ueberlegung zu beleuchten. Das Geſpräch in der Loge erhielt jetzt Bedeutung. Alfred wußte, daß Gerüchte über die dunkle Abkunft Caméliens im Umlauf waren, allein ſie hatten einen ſo ungewiſſen und ſchwankenden Charakter, ſie wurden ſo offenkundig durch die glänzende Aufnahme Caméliens in die beſten Zirkel der Stadt widerlegt, daß er ihrer nicht geachtet hatte. In ſeinen Phantaſieen lebend, hatte er nie die Geliebte als ein Weſen betrachtet, deſſen Exiſtenz, wie die eines jeden andern, an tauſend unbedeutende und erbärmliche Bedingungen geknüpft war. Jetzt plötzlich ſtieß er auf dieſe, und war überraſcht, ſie nicht ſo zu finden, wie er ſie ſtillſchweigend angenommen hatte. Er glaubte Gamélien verſtanden zu haben, als habe ſie öfters vom Tode ihrer Eltern geſprochen, er muthmaßte ihr Vermögen ſtamme von einem in Oſtindien lebenden Oheim her, und jetzt hörte er, daß ein Bettler ſich ihren Vater nannte, daß dieſes Vermögen die Früchte eines grauenvollen Verbrechens waren. Wie entſetzlich mußte eine ſo zerſtörende Entdeckung wirken! Alfred zögerte, ſich dieſe Ueberzeugung aufdringen zu laſſen. Er nahm an, daß ein unglückliches Mißverſtändniß obwalte, und faßte den Entſchluß, in den nächſten Tagen eine Gelegenheit zu ſuchen, um mit Harriet Tudor über dieſe düſteren Geheimniſſe zu ſprechen.

10.

Es war an einem ſehr ſchönen Morgen, bald nach Sonnenaufgang, als ſich in einem Wäldchen, nahe der Stadt, der erſte Buchhalter der Rehrmanſchen Handlung erging. Herr Paulſon hatte ſich an dieſen einſamen Ort begeben, um ungeſtört über das ſeltene Mißgeſchick nachzudenken, das ihn in der Liebe betroffen. Er ging den Kreis ſeiner Bekannten durch, er erinnerte ſich aller der Geſchichten von Verlobungen und Liebſchaften, die man ihm erzählt hatte, und die alle etwas Beſonderes an ſich gehabt hatten, aber keine war darunter, die auch nur entfernt mit ſeinem Geſchick eine Aehnlichkeit aufweiſen konnte. Herr Kleinlich's, des zweiten Buchhalters, Aeltermutter war eine Dame geweſen, die in einer kleinen Schenke, gerade an der Grenzmarke geboren worden war, und von der man daher nicht wußte, ob ſie als Unterthanen dieſes oder jenes Fürſten ſollte angeſehen werden. Allerdings auch ein merkwürdiger Fall, aber immer noch nicht ſo ſeltſam, als Herr Paulſen's Fall. Kleinlich's Aeltermutter, trotz ihrer zweideutigen Geburtsſtätte, war doch von ihrem Geliebten gefunden und geheirathet worden, dies bewies die zahlreiche Kleinlich'ſche Sippſchaft, wie ſollte aber Herr Paulſen ein Mädchen finden, die er mit der zärtlichſten Inbrunſt liebte, von deren Verhältniſſen aber nur er wußte, daß er nichts wiſſen konnte. Ein zweiter, ebenfalls bemerkenswerther Fall, war derjenige, der ſich mit der Tante Herrn Willmann's, eines alten Compagnons von Rehmann, zugetragen. Dieſe beſagte Tante war auf einer eiligen Fahrt, die ſie im achten Monat ihrer Schwangerſchaft unternehmen mußte, im Eilwagen niedergekommen, und keine Behörde fand ſich willens, dem Vetter des Herrn Willman's, der auf dieſe Weiſe zur Welt gekommen, irgend eine Heimath zuzugeſtehen. Aber dieſer Vetter hatte, trotz ſeiner Heimathsloſigkeit, ein bedeutendes Glück gemacht, indem er eine Erbin heirathete, die ihm dreißigtauſend Gulden jährlicher Rente zubrachte. Mit dieſem Gelde konnte er die unzeitige Fahrt ſeiner Mutter auf dem Eilwagen vergeſſen machen.

Als Herr Paulſen bis zu dieſer Schlußfolge gekommen war, merkte er, wie eine ſtarke Bitterkeit ſich ſeiner Seele bemächtigte. Er zürnte mit dem Geſchick, und warf ihm vor, daß von allen den auffallenden Begebenheiten, deren er ſich zu erinnern wußte, nur die ſeinige mit einer gänzlichen Hoffnungsloſigkeit verſchwiſtert ſei. Er verwünſchte jene Reiſe zur Meſſe, er betrachtete die kleine Summe, die ſie ihm eingebracht, als das Kaufgeld, womit ein ſchadenfroher Dämen ſeine Seele einer ewigen Quaal überantwortet habe. Er lächelte melancholiſch, wenn er an die Werke dachte, die er damals verkaufte, es waren philoſophiſche Schriften, und einige davon beſchäftigten ſich mit Anpreiſung gänzlicher Leidenſchaftloſigkeit. Darin lag ein Hohn des Schickſals; die Unbekannte mußte gerade in dem Zeitpunkte erſcheinen, als Herr Paulſen philoſophiſche Schriften verkaufte; ſie mußte ſein Gemüth zu einer ewigen Leidenſchaftlichkeit entflammen, da er eben in ſeinem Laden die Lehrſätze der berühmteſten Philoſophen vereinigte, die da behaupteten: der Menſch ſei nur glücklich, wenn er leidenſchaftlos ſei

Während dieſer Betrachtungen hatte der einſame Spaziergänger allmählig ſich von dem breiten Wege, der durch das Gehölz führte, verirrt, und war auf einen kleinen Fußpfad gelangt. Die angenehme Kühle des Morgens machte, daß er ſeinen Oberrock bis hinauf zugeknöpft hatte, es erforderte daher einige Mühe bis er ſeine Uhr hervorzog, um zu ſehen, wie lange er noch ſeinen hypochondriſchen Spaziergang fortſetzen dürfe. Die Zeit, wo er ſich gewöhnlich im Comptoir einfand, war noch weit entfernt, und er machte eben Anſtalten ſeinen Weg fortzuſetzen, als er ſich am rechten Arm ziemlich unſanft angepackt fühlte. Mit Entſetzen gewahrte er ein bärtiges Geſicht, das ihm über die Schulter ſah, und mit einem grinſenden Lachen auf die Uhr zeigte. Um alle Schätze der Erde hätte Herr Paulſon an dieſem Orte mit dieſem Geſichte nicht zuſammentreffen mögen; er gerieth daher in ein heftiges Zittern, und arbeitete daran, die Uhr wieder einzuſtecken. Der Fremde jedoch wußte dieſes auf die eindringlichſte Weiſe von der Welt zu verhindern, indem er mit ſeinem Knotenſtock Herrn Paulſon einen Schlag auf den Kopf gab, und darauf die Uhr des erſten Buchhalters in ſeine Taſche gleiten ließ. Der ſchmählig Niedergeſtreckte mußte es leiden, daß mit ſeiner Toilette eine ungewöhnliche Umwandlung vorgenommen wurde; er verlor in größter Schnelligkeit ſeinen Rock, ſeine Weſte, ſein Halstuch, und die friſche Luft, die dadurch freien Zutritt gewann, rief die Geiſter, die der Schlag auf den Kopf zerſtreut hatte, wieder zuſammen, und Herr Paulſon ſtieß einen unendlich langen und dünnen Schmerzenslaut aus.

Zu der Zeit, wo dieſes geſchah, bewegte ſich auf dem Fahrwege die breitſchultrige Figur eines in einer blauen Blouſe gehüllten Packträgers. Dieſer Ehrenmann vernahm kaum den Hülfruf, als er ſogleich ſein Päckchen bei Seite ins Gebüſch warf, und die Zweige durchbrechend bis an den Ort drang, wo die Töne herkamen. Hallo! rief er mit einer fürchterlichen Stimme, was giebts da? He! herbei ihr Leute! Herbei!

Dieſe Dazwiſchenkunft bewirkte, daß Herr Paulſen von einem ſehr unbequemen Halsbande, das aus dem Zeigefinger und dem Daumen des Spitzbuben beſtand, befreit wurde. Er richtete ſich auf und warf auf den Mann in der Blouſe einen trübſeligen Blick, noch nicht wiſſend, ob dieſer neue Ankömmling ein Retter, oder ein Helfershelfer des Erſteren ſei. Der Gauner benutzte die Worte der Verſtändigung, um zu entfliehen; allein der derbe Packträger bemächtigte ſich ſeiner und erklärte, daß er einen Galgenvogel, der einmal in ſeine Fäuſte gefallen, nicht ſo leicht wieder loszulaſſen pflege. Herr, ſagte er zu Paulſen, helft mir die Hände dieſes Burſchen zuſammenſchnüren. Das Dorf iſt nur ein paar Schritte entfernt, und der dortige Richter iſt ein Geſchwiſterkind von mir, er wird es mir Dank wiſſen, wenn ich ihm Gäſte zu ſeiner Mittagstafel bringe.

Hiermit zog der Packträger einen tüchtigen Strick aus der Taſche und hatte im Nu die beiden Diebesfäuſte auf den Rücken zugeſchnürt. Es lag eine Raſchheit, eine herkuliſche Kraft, und eine Büttels Kunſtfertigkeit in jeder Bewegung des blauen Bleuſenmannes, die den erſten Buchhalter in Erſtaunen ſetzte. Nichts deſtoweniger machte der Gauner wiederholte Verſuche ſich loszureißen, da zog der Packträger, zur noch größeren Verwunderung Paulſons, ein Piſtol unter der groben Hülle hervor, und richtete ſie auf das ſtruppige Haupt ſeines Gefangenen. Dieſe Ueberredung wirkte. Der Buchhalter, der ſich unterdeſſen wieder angekleidet hatte, ſchloß mit dem Packträger den Gauner in die Mitte, und alle drei machten ſich auf den Weg nach dem Dorfe.

Nachdem der Aktus der Criminalgerechtigkeit vollbracht und der gefangene Vogel in einen engen Käficht gebracht war, begab ſich Paulſon in die einzige Schenke des Dorfes, um von ſeinem grauſenvollen Abentheuer ſich zu erholen. Er ließ ſich von der Wirthin einen Kräuterthee kochen, legte ſich auf das Sopha, deckte ſich mit ſeinem Rocke zu, und band ein gelbſeidenes Schnupftuch um den Kopf. In dieſem Zuſtande lag er regungslos eine halbe Stunde da, indem er ſich an dem Picken ſeiner Uhr ergötzte, die vor ihm auf einem Stuhle lag. Die Träumereien einer unglaublichen und unerhörten Liebe, ein Ueberfall im Gebüſch, eine ans Wunderbare grenzende Rettung durch einen Mann in einer blauen Blouſe — alle dieſe Begebenheiten und Vorfälle in dem Zeitraume von einer Stunde höchſtens, waren zu viel für die Kräfte des erſten Buchhalters. Er fürchtete ein Fieber, und aus dieſem Fieber eine langwierige Gehirnkrankheit ſich entwickeln zu ſehen, und aus dieſem Grunde trank er vom Kräuterthee einige Taſſen mehr, als er eigentlich trinken ſollte.

Eine alte Wanduhr in der Schenke ſchlug neun Uhr. Dies war die Stunde, wo das Perſonal im Comptoir der Buchhandlung ſeit zehn Jahren gewohnt war, die lange, dünne, intereſſante Geſtalt des Herrn Paulſon hinter ſeinem Pulte ſtehen zu ſehen. Heute ſtand er nicht da. Herr Rehrmann hatte durch das Fenſter ſeiner Thüre ſchon ein dutzendmal Blicke in das Compwir gethan, Blicke, die da deutlich verriethen, wie ſehr er die Verwunderung und das Staunen der verſammelten Commis theilte. Herr Paulſon ſah alles dieſes im Geiſte, er hörte die Thür des Ladens aufgehen, und die hektiſche Stimme einer Magd, und die grobe eines Stallknechts zu gleicher Zeit nach der ausgebliebenen Nummer der Zeitſchrift fragen. Er ſah die unbeſchreibliche Verlegenheit, die ſtille, aber an Wahnſinn gränzende Trauer in der Miene des zweiten Buchhalters, der mit Achſelzucken verſicherte, daß er nicht wiſſe, wo Herr Paulſon die fertigen Bogen hingelegt habe, als er heute ganz in der Frühe fort ging, um nicht wieder zu kommen.

Der letzte Gedanke war der peinigendſte. Nicht wieder zu kommen? Nicht wieder hinter dem Pulte zu ſtehen —? In dieſer elenden Schenke zu verſchmachten? Herr Paulſon ſtieß einen ſo lauten Seufzer aus, daß in demſelben Augenblicke ein gleicher Angſtruf, aber aus einer weiblichen Kehle kommend, im Nebenzimmer ertönte. Die Wirthin ſtürzte herein: „I mein Gott, was fehlt Ihnen?“ rief ſie. „Gehts zu Ende? — Sie ſtoßen ja Schreie aus, daß die junge Dame, die hier neben bei wohnt, und an Kopfſchmerzen leidet, den Tod davon bekommen kann.“

„Eine junge Dame — Kopfſchmerz! —“ ſtammelte Paulſen, und lüftete etwas das gelbe Schnupftuch um ſeine Schläfe. — Die Thür gegenüber öffnete ſich ein wenig, und die kranke Dame zeigte ſich auf der Schwelle. In dieſem Augenblicke ſtieß Herr Paulſen einen noch viel durchdringenderen Schrei aus, und ſchloß die Augen.

„Ach, der gute Herr iſt todt!“ ſchrie die Wirthin, und rang die Hände.

Ungefähr drei Minuten verharrte der erſte Buchhalter in dieſer lethargiſchen Stellung, dann erwachte er, und verlangte ſofort noch eine Taſſe Kräuterthee. Als ihm dieſe gereicht worden war, und er ſie zur Hälfte ausgeſchlürft hatte, ſagte er mit ſanfter Stimme, und mit einem Lächeln, das etwas Ueberirdiſches an ſich hatte: „Sie iſt's!“

„Ja, ſie iſt's,“ wiederholte die Wirthin.

„Wer iſt's?“ fragte Paulſen, indem er ſich raſch aufrichtete und die erſchreckte Frau an ihrem blaugewürfelten Buſentuche anpackte.

„I was!“ entgegnete ſie. „Sie liegen im Schweiß, nehmen Sie ſich doch in Acht, Herr!“

„Ich will mich nicht in Acht nehmen!“ ſchrie der leidenſchaftliche Jüngling. „Ich will nicht! Der Himmel ſegne den Dieb, der mich beſtahl; der Himmel ſegne ihn für die Angſt, die er mir eingeflößt.“

„Gott, er iſt verrückt,“ murmelte die Frau.

„Wer iſt jene Dame?“ fragte Paulſen, indem er ſein Haar ordnete und von ſeinem Morgenrock die Spuren des Kräuterthees auftrocknete. „Wer iſt ſie? Gleich geantwortet, oder ich ſtecke Euch das Haus über dem Kopfe an.“

„Still doch!“ rief die Frau. „Ruhig. Beträgt man ſich ſo, wenn man zu Schwitzen eingenommen hat? — Ich kenne die Dame nicht; ſie iſt vor einer Stunde mit Poſtpferden gekommen, und da ſie die Nacht durch gefahren, ruht ſie ſich etwas aus, um ihre Reiſe dann fortzuſetzen.“

„Wohin geht dieſe Reiſe?“ fragte Paulſen.

„Das weiß ich nicht. Meinetwegen ans Ende der Welt. Ich bekümmere mich nicht um die Angelegenheiten der Leute, die bei mir einſprechen.“

„Sie iſt eine alte Närrin," rief Paulſen. „Geh Sie zum Fräulein, und melde Sie mich an." Die Wirthin entfernte ſich kopfſchüttelnd, und der erſte Buchhalter fing an, ſeine Toilette zu machen, vor einem Miniaturſpiegel, der nur einzelne Fragmente des Putzes, und dieſe auch nur in einem trüben Lichte, ſehen ließ. „Der Kräuterthee," murmelte der junge Mann, „hat mir ein kleines intereſſantes Echauffement beigebracht. Ich bin in der Regel zu bleich, und dieſe Röthe hebt das Feuer meiner Augen, und ſticht gehörig gegen meinen braunen Bart ab, der ſonſt auch zu bleich erſcheint.

Mitten in dieſen Beſchäftigungen übermannte ihn der Gedanke, daß er jetzt ſeine Unbekannte wiederſehen werde, ſo heftig, daß er ſich eiligſt hinſetzen, und den Kopf in die Hand ſtützen mußte. So fand ihn die zurückkehrende Wirthin, die die Antwort brachte: „Die Mamſell läßt ſich entſchuldigen, ſie nimmt keine Herrenbeſuche an."

„Nein, ſie nimmt keine Herrenbeſuche an," wiederholte eine tiefe Baßſtimme, und der Mann in der blauen Blouſe trat aus dem Zimmer der Dame hervor. Paulſen erhob ſich, und wankte auf ſeinen Retter zu. „Mein lieber Freund," rief er mit einer ſehr matten Stimme, „kennen Sie jene junge Dame dort?“

„Ob ich ſie kenne?“ erwiederte der Packträger mit einem kurzen, gemein klingenden Gelächter. „Es iſt ja unſre Mademoiſell, die Tochter des Herrn Buchhändlers, der Ihnen gegenüber wohnt.“

„Die Tochter des Herrn Pot —“ ſtammelte der unglückliche Jüngling, und wurde bleich wie die Wand.

„Die Tochter des Herrn Potter,“ ergänzte der Packträger, „ſie kommt eben friſch aus der Penſion, und bleibt jetzt bei uns zu Hauſe.“

„Und bleibt jetzt bei uns zu Hauſe,“ ſagte Paulſen mit einer Stimme, die wie aus weiter Ferne zu tönen ſchien. Er mußte ſich wieder ſchnell ſetzen, denn ihm wurde übel. Ein heftiger Schweiß brach aus allen Poren, und gleich darauf folgte wieder ein entſetzlicher Froſt. Er bat den Packträger und die Wirthin, ihn zu verlaſſen, und als er ſich allein ſah, ſtreckte er ſich wieder aufs Sopha, band wiederum das gelbe Tuch um den Kopf, trank den Reſt des Thees aus, und breitete den Rock über ſich hin. Eine Stunde verging, während er ſich nicht regte. Es war eine ſchreckliche Criſe, in der der erſte Buchhalter lag. Die Wirthin guckte ein paarmal durch die Thürſpalte, da ſie aber ihren Gaſt immer unbeweglich und mit geſchloſſenen Augen daliegen ſah, entfernte ſie ſich leiſe. Die Pferde vor dem Wagen der Mademoiſelle Petter wurden angeſpannt, ſie und ihr Kammermädchen gingen laut lachend durch den Gang, und ſtiegen laut lachend ein, der Poſtillon blies ein ſchmetterndes Liedchen, der Wagen rumpelte über das alte Pflaſter — Herr Paulſen rührte ſich nicht; nur das äußerſte Ende des gelben Tuchzipfels auf ſeiner Stirne zitterte fortwährend, aber ſo unmerklich, daß nur die feinſte und anhaltendſte Beobachtung es gewahr werden konnte.

Endlich war dieſer ängſtliche Zuſtand vorüber, Herr Paulſen erhob ſich wieder. Er kleidete ſich an, und trat aus der Stube, um den Weg nach Hauſe anzutreten. Er war ruhig, und warum ſollte er es auch nicht ſein? Der Schlag war gefallen. Der Wille des Schickſals klar ausgeſprochen. Die feindlichen Häuſer Rehrmann und Petter ſtanden ſich gegenüber, ihr alter eingewurzelter Haß beſtand in ſeiner ganzen Stärke, und nun — die Liebe! Der erſte Buchhalter Rehrmanns auf der einen Seite — auf der andern die einzige Tochter und Erbin Potters! Dieſe zwei Perſonen, die ſich nie hätten ſehen ſollen, ſehen ſich und lieben ſich. Da iſt alles, was man haben will. Das Unglück iſt da, groß und gewaltig. Kein Ausbeugen, kein bei Seite treten, kein hinter die Couliſſen ſchleichen mehr möglich. Entweder die Häuſer, Rehrmann und Potter, verſöhnen ſich, und das iſt unmöglich, oder der erſte Buchhalter geht unter.

Während dieſe Betrachtungen dumpf durch den Kopf des dabei Betheiligten ſchwirrten, tönte ein luſtiges Liedchen ihm zur Seite, und dieſes Lied kam aus der Kehle Peters, des Packträgers und Commiſſionairs des Buchhändlers. „Wir wollen diesmal zuſammen gehen,“ ſagte er zu ſeinem träumenden Gefährten, „damit Ihnen nicht wieder ein Malheur paſſirt.“

Paulſen nickte mechaniſch mit dem Kopfe.

„Ich höre,“ fuhr Peter fort, „daß ſie geſtern noch einen andern Galgenvogel hier im Dorfe gefangen haben, der ein Compagnon mit unſerm Freunde zu ſein ſcheint, aber der die Geſchäfte im Großen getrieben, und Bankzettel fabricirt haben ſoll. Das ſind alles die Früchte der Aufpaſſerei und Spürerei unter den Händlern. Die Börſenſpekulanten wiegeln das Volk auf; das Unweſen mit den Aktien macht den Verſtand des Armen ſchwindeln, und er vertraut ſich den im Geheim herumſchleichenden Banquerottirern und Planmachern. Es klingt ſo hübſch, wenn man hört, daß hier ein Berg abgetragen werden ſoll, dort ein See eingetrocknet, um eine Eiſenbahn darüber weg zu führen, aber es kommt im Leben nicht zu Stande, und iſt auch nie ernſthaft gemeint geweſen. Ich laſſe mich auf keine Art Schwindel ein."

Paulſen, der von der ganzen Rede nichts als das Wort Schwindel gehört hatte, und dieſes auf ſich bezog, drückte dem Packträger mit einem ſanften Lächeln die Hand und ſagte: „Ich danke Euch, es wird ſchon vorübergehen."

„Nein, es wird immer ärger werden," rief Peter, „bis denn endlich alles zuſammenbricht."

„Ja, bis endlich alles zuſammenbricht, und ich Ruhe im Grabe haben werde," ſeufzte Paulſen.

Da der Packträger dieſe Aeußerung durchaus nicht verſtand, ſchwieg er einige Minuten ſtill, und ſagte dann: „Ich, zum Beiſpiel, lobe mir mein kleines Geſchäft. Ihr wißt wohl nicht, was ich eigentlich treibe?"

„Nein,“ erwiederte der Buchhalter.

„Mein Mäuschen!“ rief Peter, „ich bin grad daſſelbe, was Sie ſind, mein Herr Ebenfalls im Dienſte der Literatur. Sehn Sie da mein Päckchen, darin ſind im beſcheidnen Sacke von grauer Leinwand die großen Herren, die in der Bücherwelt eine ſo einflußreiche Rolle ſpielen, enthalten. Ich gehe mit ihnen auf die Märkte und Kirmſen, und ſchlage los, was ich los ſchlagen kann. Wo es einen Schmaus giebt, wo ein Schlachtermeiſter ein Uebriges an einem guten Ochſenhandel erhaſcht hat, da trete ich hinein, und biete meine Waare aus. Noch geſtern hab ich den ſämmtlichen Jean Paul an die Köchin im Gaſthofe zur bunten Ente verkauft, die in der Lotterie einen Gewinnſt gezogen hatte.“

„Hat ſie ihn auch verſtanden?“ fragte der Buchhalter düſter.

„Das weiß ich nicht; zweifle daran. Sie nahm es, weil vor dem erſten Bändchen der Verfaſſer abgebildet iſt, mit einer Roſe im Knopfloch, und gerade ſo, ſagte die Köchin, ſei ihr Schatz auch immer gegangen, wenn es nehmlich Roſenzeit geweſen. Die Tochter des dicken Pächters ſollte zum erſtenmal zum heiligen Abendmahl gehen, und kaufte mir deshalb Claurens Schriften ab. Ueberhaupt, wenn nur alles ſo gut ginge, als die Werke dieſes Mannes. An keinen Pfefferladen, an keiner Ausſchnittbude geh ich vorbei, wo nicht die Ladenmamſell oder der junge Herr mit der ſteifen Kravatte und den umgeſchlagenen Vatermördern die Hände nach einem Clauren ausſtreckt. Allein ich verkaufe auch Goethe.“

„Das iſt mir lieb zu hören,“ ſagte der Buchhalter trocken.

„Ja, ich verkaufe auch Goethe,“ ſetzte der Packträger hinzu; „aber immer mit einiger Liſt. Am meiſten geht die Farbenlehre ab, denn die ſechs Färber im nächſten Städtchen haben jeder ein Exemplar gekauft; doch der Eine verſicherte mich geſtern, daß er nichts im Buche gefunden hätte, was ihm nicht ſchon vollkommen bekannt geweſen wäre. Nur die Wahlverwandtſchaften wollten nicht abgehen, und ich wurde ſie erſt los, als ich ſie wie ein Geſangbuch in einem ſchwarzen Deckel mit Goldſchnitt einbinden ließ.“

Paulſen, der wieder in ſeine Träumereien verſunken war, ſeufzte laut.

„Ja,“ rief Peter, „ich ſeufze auch darüber, aber was hilfts? die Zeiten ſind nun einmal ſchlecht. Hier ſchleppe ich nun ſchon ſechs Monate ein indiſches Gedicht von einem berühmten Verfaſſer mit mir herum, wofür man mir kein faules Ei geben will. Wenn doch die Herren, die da Poeſie ins Blaue hinein machen, wenn ſie doch wüßten, wie das Volk über ihre künſtlichen Sachen die Naſe rümpft. Und immer wieder kommen ſolche Bücher. Man ſagt, es ſei eben nicht fürs Volk geſchrieben, aber für wen iſt's denn geſchrieben? Die ſogenannten Gebildeten leſen's auch nicht. Es erfreut Niemanden, und keiner Seele iſt irgend damit gedient. Schon einmal hatte ich ſo ein Buch von dem Herrn, der immer nur indiſche Gedichte ſchreibt, das wurde ich aber glücklich los, indem ich davor ein ſimples Kochbuch heften ließ. Jederman ſah das Kochbuch an und überſchlug das indiſche Gedicht.“

„Aber muß mich nun gerade dieſes Schickſal treffen!“ ſeufzte Paulſen.

„Wie meinten Sie das?“ fragte Peter.

Der erſte Buchhalter antwortete nicht, und ſein Gefährte fuhr fort: „Dieſes Schickſal trifft nicht Sie, ſondern den Mann, der die indiſchen Gedichte ſchreibt.“

„Schon gut,“ ſagte Paulſen.

„Mit Politik befaſſe ich mich nicht,“ bemerkte Peter. „Die Sachen, die davon handeln, gehen aus, ohne meine Vermittelung. Mein Departement iſt ſo recht eigentlich das verſeſſene Zeug, das nicht weichen und nicht wanken will aus dem Buchladen, und das doch ſein Geld einbringen muß, wenn der Profit herauskommen ſoll. Herr Petter trug mir einmal auf, eine recht biſſige, malkontante Schrift herumzutragen, aber da ſagte ich: Herr Petter, laſſen Sie mich mit dem Zeug in Ruh. Ich liebe den König, und bin der Meinung, daß der Staat ſehr gut verwaltet wird. Du Dummkopf, erwiederte er, was geht das Dich an, wenn es nur Geld einbringt. Nein, Herr Petter, ſagte ich, ich will ſolch ſchmutzige Aufhetzerei nicht auf mich laden. Ich will nicht. Ich dürfte mich dann bei dem ruhigen Bürger und Bauer nicht wieder ſehen laſſen. Da lächelte er vornehm, nahm mir die Schrift ab, und gab mir dafür „Roſalien's Nachlaß.“

„Heißt ſie Roſalie?“ fragte Paulſon erſchreckt und beſtürzt.

„Ja Roſalie," entgegnete Peter. „Sie iſt noch auf dem Titel abgebildet, wie ſie an einer zerbrochenen Säule ſitzt und weint."

Der Buchhalter ſchüttelte den Kopf. Peter wollte etwas erwiedern, als ſie eben aus dem Gehölz heraustraten und den Weg zur Stadt einlenkend, einen Wagen anſichtig wurden, dem zwei Dorfpolizeioffizianten zu Pferde folgten. Die beiden darin ſitzenden Verhafteten hatten etwas Auffälliges in ihrer Erſcheinung. Der Eine war der breitſchultrige wilde Geſell, der unſern beiden Wanderern nur zu wohl bekannt war, der Andere zeigte eine ſchmächtige Geſtalt und obgleich auch er in Lumpen gehüllt war, beſchattete dennoch ſein ſilbergraues Haar Züge, die etwas urſprünglich Edles und Feines an ſich hatten. Er blickte vor ſich hin und ſchien in tiefe Gedanken verloren, während ſein Gefährte neben ihm ein frechpoſſenhaftes Lied ſang.

„Ach, meine Herren, viel Glück zur Ankunft!" rief Peter. „In welchem Gaſthofe werden Sie abſteigen?"

Der neben dem wilden Burſchen ſitzende Greis fuhr bei dieſer Frage auf, und blickte um ſich. Erſt jetzt ſchien er zu ſehen, daß er dicht vor der Stadt war; er ſtieß einen langen und heftigen Schmerzensſchrei aus, und bedeckte ſein Antlitz mit den Händen.

Als der erſte Buchhalter zu Hauſe angelangt war, betrachtete er zum erſtenmal das große dunkle Haus gegenüber, und das kleine vergitterte Comptoirfenſter Petters mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl von Grauſen und Bewunderung.

11.

Der Auftritt in der Theaterloge hatte ernſthafte Folgen nach ſich gezogen. Wenige Tage darauf trafen Erlbach und Dübern zuſammen. Die zwei ſchwarzen Elegants hatten unterdeſſen den Kapitain ausfindig gemacht, und ergötzten ſich, deſſen Erbitterung zu nähren. Die Familie Tipp ſetzte ihre Beſuche bei der Gräfin Climclamclatſch fort, und in Folge dieſer Aufhetzereien nahm Dübern Gelegenheit ein kräftiges Wort zu Gunſten Fräulein Montelli's zu ſprechen. Der Baron Erlbach fand ſich aufs neue zurechtgewieſen und vergalt die Lehre über einer übermüthigen und boshaften Aeußerung, die Dübern ihm nicht hingehen laſſen durfte. Es kam zum Duell. Der Ausgang war unglücklich für Alfred, der am Arme verwundet wurde, und ein langwieriges Wundfieber zu beſtehen hatte.

Während dieſer Kataſtrophe hatte Camélie eine kleine Reiſe angetreten. Alfred ſah ſie während eines Monats nicht. Der alte Kapitain kam zu ihm, um ihn in Namen ſeiner Verwandten zu danken. Alfred lehnte dieſen Dank ab; er beobachtete den Kapitain genauer, und zum erſtenmal entdeckte er in dem Weſen dieſes Alten etwas Düſteres, Geheimnißvolles. Seine Fragen hierüber blieben ohne erſchöpfende Antwort. Es mußte in Caméliens Hauſe etwas Beſonderes vorgegangen ſein, das man ihr ſelbſt verhehlte, von dem jedoch der Alte und Miß Tuker nothwendig unterrichtet ſein mußten. Dieſe qualvolle Unruhe trug ſehr viel zur Verſchlimmerung des Zuſtandes unſeres Kranken bei. Seine Träume waren unaufhörlich mit der Geliebten beſchäftigt, und ſtets ſah er ſie in enge Berührung gebracht mit jenem geheimnißvollen Greis, deſſen Geſtalt ſeit jenem Abend ſich ihm aufs ſchärfſte eingeprägt hatte. Er konnte nicht verhindern, daß die Zweifel, an deren Bekämpfung er ſein Leben geſetzt, in den Stunden finſtern Nachdenkens ſich ihm ſelbſt näherten. „Wenn es möglich wäre,“ rief er dann, „daß jener Alte wahr geredet? Wenn er wirklich unzweifelhafte Rechte auf Camélien hätte, und wenn er wahnſinnig genug wäre, dieſe Rechte eines Tages geltend zu machen? Wenn die Unglückliche, von keiner Schuld wiſſend, Argloſe, ſich plötzlich in die tiefſte Nacht des Verbrechens, und der Schande herabgeriſſen ſähe? Wie entſetzlich!“ Er vermochte dieſes Bild nicht weiter zu verfolgen; die Figuren darauf erhielten eine ſchauervolle Wirklichkeit.

Er faßte den Entſchluß an Camélien zu ſchreiben, ſie bei dem Andenken ihrer Liebe zu beſchwören, ſich ihm gänzlich zu vertrauen, es hielt ihn aber von der Ausführung dieſes Plans wiederum die Furcht zurück, die Arme, die vielleicht noch nichts ahndete, von keinem Dinge wußte, was frevelhaft um ſie her geſchah, zuerſt mit ihrer Lage bekannt zu machen. So unter ewigem Zweifel und troſtloſer Bekümmerniß ſchlichen zwei lange Wochen dahin. Alfred fühlte, daß ſein Arzt Recht habe, der ihm anbefahl, andere Bilder und Darſtellungen in ſich aufzurufen. Er riß ſich gewaltſam los, und lud den jungen Dichter Franz an ſein Bette, um mit ihm über erheiternde Dinge zu ſprechen. Oefters kamen auch Rehrmann und Waller hinzu. Ein paarmal, aber auch nicht mehr, ließ ſich der Domherr im Krankenzimmer ſehen, aber er ſuchte es immer ſo einzurichten, daß er mit keinem Schriftſteller und noch weniger mit einem Journaliſten dort zuſammentraf.

Rehrmann las einige ſchmähende Artikel vor, die in den untergeordneten Literatur-Zeitungen gegen Alfreds Roman erſchienen waren. Dübern hatte es ſelbſt verlangt, und es ergötzte ihn dieſe Stimmen anzuhören, die zum Theil, wider Willen, eine ſehr beluſtigende Sprache führten. Dieſe Herren gingen ans Feld der Literatur, wie man einen Acker abtheilt und abſteckt. Ein Theilchen wurde die ariſtokratiſche, ein anderer die ſchmutzige, oder Taback- und Bierſtuben-Literatur genannt. Es ſchien, man ſei beſchäftigt, den ganzen Parnaß auf dieſe Weiſe mit Einpferchungen und kleinen weißen Polizeitäfelchen, wohin es erlaubt ſei zu gehen, und wohin nicht, zu verſehen. Nirgends wurde ein Buch geradezu nach ſeinem poſitiven Werthe beurtheilt. Ein geiſtreicher Kritiker hatte ſichs zum Geſetz gemacht, alles zu verdammen, was von einem Verfaſſer rührte, der ein unglückſeliges „von“ vor ſeinen Namen hatte. Verblendet von dieſem Vorurtheil ſah er in der anſpruchloſeſten Schilderung das ſich breit Machen eines gehäſſigen Kaſtengeiſtes. Dieſe Erbitterung führte ihn zu maaßloſer Ungerechtigkeit. Er wurde hämiſch, wo er gerecht ſein ſollte, er brachte eine ewige Unruhe zu Tage, wo eine partheiloſe Ruhe am wirkſamſten geweſen wäre. Dieſer Unwille zeigte ſich als eine bloße Spur der einſt ſo grell geſchiedenen Standesverhältniſſe, aber in der Literatur ſpielt er eine beſonders ſchädliche und gehäſſige Rolle. Es muß doch wohl ganz gleich ſein, wenn der Autor einen Hofzirkel oder eine Bauernſtube ſchildert, wenn er ſie nur mit treffenden und wahren Farben ſchildert. In Deutſchland, wo kein öffentliches politiſches Leben exiſtirt, iſt dieſer Kampf gegen die Vornehmigkeit lächerlich. Es iſt mit dieſem Streit kein einziges wirkſames Element verbunden; nur ein kleiner Groll macht ſich geltend und bringt es zu eben ſo kleinen Triumphen. Nicht daß ein Fürſt ſchreibt, iſt tadelnswerth, ſondern nur das ſchlechte Buch, das der

Fürſt ſchreibt, verfällt der Geißel der Kritik. Die ariſtokratiſche Literatur iſt ein Unſinn, es giebt nur eine Ariſtokratie in der Literatur, und dieſe beſteht in Ausübung der Regeln des guten Geſchmacks. Das einzige freiherrliche Wappen in der Literatur iſt das der Schönheit, die erſte und einzige Ritterwaffe, das Schwerdt der Wahrheit, und Deutſchland hat bewieſen, daß dieſes Schwerdt, dieſes Wappen, dieſes Adelspatent, ſehr oft, wenn nicht ausſchließlich, im Beſitz bürgerlicher Hände ſich befanden.

Rehmann faßte dieſe Bemerkung auf und führte ſie auf ein neues Gebiet. Er ſprach von dem Klickenweſen in der neuen Literatur. „Sollten Sie es wohl glauben, verehrter Herr," wandte er ſich zu Dübern, „daß ein Schriftſteller von ſeltenem Werthe zehn, ja zwanzig Jahr producirte, ohne daß unſere ſämmtlichen Journale die mindeſte Notiz von ihm nehmen? So wenig weiß die jüngſte Generation was es heißt, den wahren Werth eines Buches erkennen. Es iſt wahr, der Dichter jener Schriften, von denen ich ſpreche, hat es verſchmäht, ſich um die Genoſſenſchaft gewiſſer Kritiker und Herausgeber von Journalen zu bemühen. Er kennt dieſe

Herren nur aus der Entfernung, aber er hat das gute Vertrauen zu ihnen, daß ſie Werke, und nicht Menſchen beurtheilen. Glauben Sie, daß irgend eines der hundertfunfzig Blätter, die in Deutſchland erſcheinen, Erwähnung von dieſen Schriften gethan, die das Publicum zu ſeiner Lieblingslectüre gewählt hat? Keins. Während täglich die Spalten dieſer ſelben Zeitblätter wimmeln von lobpreiſenden Beurtheilungen von Schriften dunkler Verfaſſer, die nie im Intereſſe des Publikums ans Tageslicht treten. Man giebt lieber Ueberſetzungen aus den geringfügigſten Modearbeiten des Auslandes, als daß man nur ein Wort verlöre über ein treffliches Werk des Inlandes, deſſen ganzes Gewicht man fühlt, aber das man jedoch, aus kleinlicher Eitelkeit, weil der Verfaſſer nicht um die Freundſchaft dieſes oder jenes Journals nachgeſucht hat, nicht ein Wort verlieren will. Dieſe unwürdige Perfide macht, daß die deutſchen Journale, gegenüber der Meinung des Auslandes, ſo unendlich ſinken, denn man ſieht, daß ſie eines Theils nicht den Muth, andern Theils nicht den guten Willen haben, die Produktionen des eignen Vaterlandes zu beſprechen und anzupreiſen. Würden es wohl die Franzoſen, würden es die Engländer leiden, daß ihre, der Unterhaltung gewidmeten Journale, nur immer mit Erzählungen aus deutſchen Originalen gefullt wären?"

„Lieber Rehrmann," nahm Dübern das Wort „von dem Augenblicke an, wo wir unſere Romandichter ſo honoriren, wie der Engländer und der Franzoſe es thut, von dem Augenblicke an werden wir auch eigene und vortreffliche Aufſätze haben, und unſere Revue's werden nicht ſo von ausländiſchem Flickwerk, und inländiſcher Armſeligkeit trotzen. Das Eingeſtändniß mag nun demuthigend ſein oder nicht, aber die Kritik geht hier Hand in Hand mit Merkur, dem Gotte kaufmänniſcher Speculation. Die Maſſe von Ideen, von Bildern, von Darſtellungen, nennen Sie das Gepräge modernen Lobes wie Sie wollen, iſt nun einmal käuflich, und eine thörichte Sparſamkeit, ein Fehler im Calcul beſtraft ſich hier ebenſo, wie in jedem andern Handel. Laſſen Sie die ungeheure Menge von Revue's, die in Deutſchland erſcheinen, ſich auf die Hälfte, auf ein Drittel beſchränken, aber an dieſes Drittel wenden Sie, was an dem monſtröſen Ganzen bis jetzt zwecklos verſplittert wurde, und wir wollen ſehen, ob wir dem Geſammt-Publikum nicht eine Ehrfurcht vor dieſem Inſtitut einzuflößen im Stande ſind. Wir haben ein oder höchſtens zwei Journale, die ſich leicht zu dieſer Würde emporarbeiten könnten, wenn ſie wollten, und die dazu gehörige Opfer nicht ſcheuten.“

„Die übrigens ſehr groß ſind,“ ſagte Rehrmann. „Man muß ſehr unabhängig ſein, und über ein ſehr großes Vermögen zu disponiren haben, um ein Journal im Sinne der beſten engliſchen Revue's zu gründen. Indeſſen unmöglich wäre es nicht, und es könnte ſein, daß die nächſte Zukunft ſchon Plane der Art reifer macht. Wenn man die Literatur für eine Macht erkennt, ſo wird man ſchon Opfer bringen, um ſich dieſer Macht zu verſichern.“

Bei dieſen Geſprächen war Franz ein untheilnehmender Zuhörer. Er war zu ſehr Dichter, um ſich irgend mit Etwas zu befaſſen, das auf die Außenwelt und auf öconomiſche Klugheit Bezug hatte. Er war, ſeitdem er aus den Banden Petter's befreit war, ein ganz Anderer geworden. Alfred hatte ihn an ſich gekettet, und ihm es möglich gemacht, in glücklicher Unabhängigkeit und Freiheit, ganz der Poeſie zu leben.

Die Gedichte des Jünglings waren erſchienen, und hatten ſich zahlreiche Verehrer erworben. Man fand ſie eben ſo zart als ſinnvoll. Ueberhaupt ſetzte Alfred auf dieſen jungen Freund große Hoffnungen. Er hatte mit ihm alle jene Grundſätze beſprochen, die er zum Gedeihen der Poeſie für entſcheidend hielt. Der erſte dieſer Grundſätze war, daß Franz ſich entſchließen mußte, einem gewiſſen Kosmopolitismus zu huldigen, und daß er nur das zum Gegenſtand ſeines Sanges machte, was als poetiſches Gemeingut jeder Zeit, jedem Geſchlechte gehörte. Mit einem Worte, er wollte das „Nationelle“ auf das einige neuere Dichter ſo übertriebenen Werth gelegt haben, tief in den Hintergrund geſchoben wiſſen, und das Ideale dagegen wieder auf den Thron gehoben ſehen. Jede politiſche Tendenz, jedes Bezügliche auf die Gegenwart ſollte ſich immer mehr aus den Verſen der Dichter verflüchtigen, und dagegen die Gefühle an die Stelle treten, die immerdar Sympathieen erwecken, die Welt mag ſich nun geſtalten wie ſie wolle. Mit der Hinwegſchaffung der politiſchen Säure wäre auch dem anmuthigen Scherz wieder die Thüre geöffnet, dem Spiel der Grazien, die ſo lange verbannt geblieben ſind. Es iſt zum Gemeinplatz geworden der Ausſpruch: die Poeſie hätte erſt jetzt Ernſt und Würde erhalten! Sie hatte dieſen Ernſt, dieſe Würde immer, aber ſie war nicht grämlich, nicht altklug, nicht pedantiſch, und das iſt ſie jetzt

Franz bemächtigte ſich dieſer Ideen mit großer Lebhaftigkeit. Sein weiches und hingebendes Gemüth war ohnedies dem rauhen Element der Tages-Debatte verſchloſſen; er trachtete nicht nach dem Scharfblick des Hiſtorikers, noch nach dem eitlen Ruhm, ein philoſophiſches Dogma in Verſe gebracht zu haben. Aus der Fülle ſeines Buſens quellen ſeine Gedichte, und ſomit waren ſie auch für das Herz beſtimmt. Ein gemüthlicher Componiſt ſetzte dieſe ſchönen Verſe leicht in Melodie, und manches innige Gefühl, manche zärtliche Thräne hatten ſie ſeit dem hervorgelockt.

Wenn es im Sinne dieſer kleinen Skizze wäre, die darinnen aufgeführten Gedanken noch weiter auszuführen, ſo mußte Franzens Charakter, von einer eben ſo zarten als liebenden Hand bis ins kleinſte Detail gezeichnet, ein wohlthuendes harmoniſches Bild geben. Die Seele dieſes Jünglings war ganz Sanfmuth, und leiſes Hinlauſchen und Hinhorchen auf die Natur. Keine der geſellſchaftlichen Convenienzen berührte ihn, jedem der zahlloſen Widerſprüche unſerer ſocialen Cultur wich er mit der Unbefangenheit und Argloſigkeit eines Kindes aus, das der Gefahr dicht vorüber geht, ohne ihr Daſein zu ahnen. Alfred hätte gern ihm eine Stellung in der Geſellſchaft verſchafft, aber er fühlte, daß jeder Zwang die zarten Faſern dieſes Weſens zerſtören müßte. So ſchätzte, wahrte er denn den geliebten Freund in ſeinem Hauſe, wie man einen Schatz hüthet, deſſen zufällige Entdeckung einem ſo große Freude gemacht hat.

Rehmann trat eines Tages mit einem Convolut Manuſcripte in Alfred's Zimmer. Es waren nachgelaſſene Papiere eines berühmten Gelehrten. Die Wittwe, die ſich in hülfloſer Lage befand, hatte dem Buchhändler dieſen Nachlaß überſendet, mit der Angabe eines Honorars, das für das Intereſſe, welches nothwendig jene Memoiren hervorrufen mußten, nicht zu groß war. Aber dieſes Intereſſe zu erregen war, ſo ſah man beim erſten Blicke in die Blätter, ganz gegen den Willen des verſtorbenen Autors. Er war ein Mann geweſen voll feiner Vorſicht und faſt ſcheuer Zurückhaltung, ſeine Denkbücher dagegen ſtrotzten von boshaften Einfällen, und epigrammatiſchen Zügen, die ihren Gegenſtand treffend, aber verläumderiſch ſchilderten. Offenbar hatte der Rückſichtvolle ſich zu Hauſe, in dieſen Blättern, die er ſorgfältig verbarg, über manchen Aerger, den er hatte verſchlucken müſſen, Luft gemacht. Sollte man ſie jetzt herausgeben? Durfte man das? Alfred erklärte ſich beſtimmt dagegen. Er kaufte ſogar der Wittwe das Manuſcript ab, um ſicher zu ſein, daß ſie es nicht einem andern Buchhändler anböte.

„Man muß dieſem Piraten-Unweſen einmal ein Ziel ſetzen,“ ſagte er zu Rehrmann. „Wir rauben die Ehre unſrer nächſten Angehörigen, um uns dafür einen Mittag ſatt zu eſſen. Was wäre noch heilig, wenn es nicht das Vertrauen eines Todten wäre, das ſtillſchweigend auf ſeinem Vermächtniß ruht. Die Menge ſoll verehren, ſie ſoll ihre großen Geiſter anbeten, und wehe der Hand der Gemeinheit, die an eine Glorie zu rütteln wagt.“

Eben ſo heftig ſprach ſich Alfred gegen das Sammeln der kleinen Papierſchnitzel aus den Mappen und Körben großer Männer aus. Oft ſind dieſe Herren ſelbſt ſchwach genug, ihre Papierkörbe umzuſtürzen, und ſie der Preſſe zu überantworten, viel öfterer übernehmen aber dieſe unheilvolle Procedur ihre Verehrer, und fügen ihnen damit die empfindlichſte Schmach an. Ueber die großen Dichter, wie über die großen Heiligen, dürfen nur Legenden exiſtiren, kleine, an's Wunderbare ſtreifende Sagen, die man mit Andacht anhört, und deren poſitive Wirklichkeit man nicht antaſtet. So wie keine Todtenmaske von einem Dichter genommen werden dürfte, ſo dürfte auch kein Arzt über die Krankheiten ſeines Unterleibes ſchreiben, oder ein literariſcher Lumpenſammler ſeine alte Garderobe verſteigern. Ueber alle dieſe Dinge möge man ſchweigen. Ich will viel lieber glauben, daß der Dichter in eine Wolke gehüllt von der Erde weggeſchwebt ſei, als das in Wachs nachgebildete, aufgeplatzte Geſchwür ſehen, an dem er geſtorben. Eine einzige ſchmutzige Anekdote befleckt die reinen Fittiche der Phantaſie auf immer.“

12.

Als Alfred wieder das Zimmer verlaſſen durfte, war ſein erſter Gang zu Camélien. Sie war noch immer nicht zurückgekehrt. Er verlangte Miß Harriet zu ſehen, ſie ließ ſich entſchuldigen mit Krankheit. Den Tag darauf überſendete ſie ihm folgenden Brief.

„Ich bitte Sie, Mylord, uns aus Ihrem Andenken auszulöſchen. Wir verlaſſen dieſe Stadt, dieſes Land auf immer. Ein großes Unglück hat uns betroffen. Ich frage nicht nach dem Urtheil der Menge, die ich verachte, aber Sie, als ein edler Mann, dürfen Rechenſchaft fordern, und ich gebe Ihnen, was die Menſchen nie verdienen, die Wahrheit. Meine unglückliche Pflegetochter weiß nichts davon, daß die beifolgenden Papiere Ihnen offen vorliegen. Leſen Sie, und beklagen Sie die Härte des Geſchicks, das meine arme Tochter trifft. Die ſichere Hand, die dieſe Zeilen für mich ſchreibt, wird das Manuſcript von Ihnen abholen. Durch dieſen Boten werden Sie die letzten Nachrichten von uns hören. Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für die uns bezeigte Liebe, für das uns bezeigte Vertrauen.“

Harriet Tuder.

Mit zitternder Hand öffnete Alfred die beigeſchloſſenen Bogen, und las Folgendes:

Lord Towſtone hatte zwei Söhne, der älteſte war Erbe des Titels und der Reichthümer ſeines Vaters, der jüngere ward mit einem dürftigen Jahrgehalte abgefunden. Dieſer jüngere Sohn war ich. Mein Charakter war düſter und grübelnd. Ich begriff es nicht, warum das Geſchick den Einen auf einen goldnen Stuhl ſetzt, ihm alle Genüſſe der Erde zu Füßen legt, den Andern auf eine harte Holzbank bettet, und ihm das Nothwendigſte verſagt. Die Folge dieſer Betrachtung war ein frühzeitiger Haß mit dem ich die kalte Gleichgültigkeit meines Vaters vergalt. Ich ſonderte mich ab von meiner Familie, und ſie ſchien dieſe Entfernung eines ihrer Mitglieder kaum zu bemerken.

Düſtrer Schatten des Tom Brown erhebe dich neu aus deiner Grube. Kennſt du noch den alten Kirchhof zu St. Giles? Du kennſt ihn. Hochaufgerichtet ſteht noch der Sarkophag aus Sandſtein gehauen, hinter dem wir uns verbargen, wenn der Mond zu hell ſchien, und wir fürchten mußten, man entdeckte unſere nächtlichen

Zuſammenkünfte. Ich lernte von dir die tauſend boshaften Streiche ausüben, die die alten Mütterchen des Kirchſpiels dem Teufel zuſchrieben. Du warſt ein Teufel, Tom Brown!

Nie hatte ich Luſt London zu ſehen. Weshalb, rief ich bei mir, dieſe abſcheuliche Stadt beſchauen und ihr Pflaſter betreten, über das ein Gemenge von Spitzbuben und Narren ſich täglich hin und her ſtößt? Man erzählte mir von einem Juſtizpallaſt: Können Leute, wie mein Vater, dort ohne Erröthen vorbeigehen? fragte ich. Man ſah mich an, und glaubte, ich ſpräche im Traume.

Tom Brown hatte einmal London geſehen, er hatte einer Hinrichtung beigewohnt, und brachte mir ein Stückchen Holz, das er von einem der Gerüſte mit ſeinem Taſchenmeſſer heimlich abgelöſt. Es klebte ein Tropfen Blut daran. „Sieh," rief er, und hielt mir das Stückchen Holz dicht vor die Augen, „dieſer Blutfleck kam aus dem Herzen eines Menſchen, der eben ſo dachte, wie wir. Auch unſer Blut wird denſelben Weg nehmen. Der arme Burſche ſtahl einem Gentleman ein Schnupftuch aus der Taſche; der Gentleman hatte ein halbes hundert ſolcher Tücher bei ſich zu Hauſe. Dein Bruder hat Tauſende von Goldſtücken in ſeinen Kiſten daheim, aber verſuche, ihm nur ein Goldſtück aus der Taſche zu rauben, und er wird Dich wie einen Hund tödten laſſen.“

Ich erreichte das ſechszehnte Jahr, und mein Vater brachte mich im Dienſt eines Schiffes unter, das nach Oſtindien gehen ſollte. Niemand fragte mich, ob ich Luſt zu dieſem Stande hatte. Ich war nie ſehr kräftig, den Anblick des Waſſers konnte ich ſo wenig ertragen, daß ich allemal einen Todesſchauer empfand, wenn ich ein Schiff betrat. Gleich den erſten Tag fiel ich von einem Brett herab in die Wellen; ſeit dieſem Augenblick leide ich an furchtbaren Krämpfen, die Stundenlang anhalten. Man achtete deſſen nicht, ich glaube nicht einmal, daß mein Vater etwas von dieſem Vorfall erfuhr, für ſo unwichtig hielt man ihn.

Ich nahm von Tom Brown Abſchied, und ich weiß nicht, welch ein thörichter Gedanke uns eingab, uns in das Stückchen Holz mit dem Blutfleck zu theilen. Jeder nahm einen Splitter und bewahrte ihn ſorgfältig

Als ich von Oſtindien zurückkam, es waren drei Jahre darüber vergangen, fand ich meinen Bruder verheirathet und meinen Vater nicht mehr am Leben. Das Vermögen meines Bruders hatte ſich durch ſeine Heirath noch verdoppelt; ich hatte nichts, und war arm wie früher. Da man mich kalt aufnahm, weilte ich nur kurze Zeit im Hauſe meiner Verwandten und begab mich dann aufs Land. Hier lernte ich ein Mädchen kennen, welches eine Jugendfreundin meiner Schwägerin war. Ich warb um ſie, und erhielt ſie zum Weibe. Sie beſaß ein geringes Erbtheil, und mit Hülfe deſſen richteten wir uns auf einem Pachthofe ein, und ich nahm mir vor, wie ein ehrlicher Mann zu leben, und wie ein ſolcher auch zu ſterben. Meine Mary war ſanft und gut, ſie übernahm es, mich mit meiner Familie auszuſöhnen, und es gelang ihr. Mein Bruder kam mit ſeinem Weibe und ſeinem Knaben mich zu beſuchen, und ich erwiederte dieſe Freundlichkeit, indem ich meinen Widerwillen vor London bezwang und dort in ſeinem Pallaſte einſprach. So vergingen ſechs Jahre, da ſtarb Lord Frederic und ſein achtjähriger Sohn erbte die ungeheuren Reichthümer, die die Sparſamkeit des Vaters nur noch hatte vermehren helfen. Er hatte ein Teſtament hinterlaſſen, daß, im Fall ſeine Gemahlin vor der Vollendung der Erziehung des Sohnes ſtürbe, dieſer in Obhut und unter Vorſorge meines Weibes kommen ſollte. Dieſer betrübende Fall trat ein. Die ohnedies kränkliche Lady überlebte den Verluſt ihres geliebten Gatten nicht lange, und ſterbend nahm ſie ihrer Jugendfreundin das heilige Verſprechen ab, für ihren nun verwaisten Knaben, wie für einen eignen Sohn, zu ſorgen.

Als der junge Lord zum erſtenmale die Schwelle meiner niedern Hütte betrat, es war an einem Sonntagmorgen, und in der nahen Kirche hatte eben der Gottesdienſt begonnen, befiel mich ein unerklärliches Bangen. Ich hätte hinzueilen wollen, um ihn zu verhindern die Thür zu öffnen. Wirklich rief ich ihn laut beim Namen und der Knabe, vor den verzerrten Zügen meines verſtörten Antlitzes erſchreckend, ſah mich mit den großen hellen Augen, in denen die Unſchuld und Tugend wie eine Sonne flammten, fragend an. Als ich nicht antwortete, überſchritt er ſorglos die Schwelle, an der ein Fluch haftete

Ich hatte gehofft, Tom Brown nicht wieder zu ſehen. Er aber erfuhr kaum, daß ich wieder in England ſei, als er mich aufſuchte. Eines Tages arbeitete ich in meinem Garten, es war ein heißer Nachmittag, der Schweiß befeuchtete meine Stirne. „Armer Toby, rief er mir zu, wie du es dir ſauer werden läßt! Man ſollte nicht glauben, daß du einen reichen Erben bei dir beherbergſt, der ein ſchwacher Knabe iſt, und deſſen Schlafkammer dazu noch ganz nahe an die deinige ſtößt.

Bei dieſen Worten fühlte ich es kalt über meinem Rücken gleiten. Ich hob den Spaten auf, um den Sprecher zu züchtigen, aber er bog ſich zur Seite und ſtatt ſeiner erblickte ich nur den Stamm einer alten verkrüppelten Weide vor mir. In der That, damals glaubte ich ſteif und feſt, daß Tom Brown wirklich der Teufel ſei.

Mein Weib beobachtete mich ſeit einiger Zeit mit einem mißtrauiſchen Blicke. Ich war entſchloſſen, dieſes nicht zu leiden. Sie hüthete den Knaben ganz beſonders ſorgfältig, und ich ſah darin einen gräßlichen Vorwurf. Jetzt haßte ich ſie eben ſo wie den Knaben. Meine alten Zufälle kehrten in verdoppeltem Grade wieder; mein Weib, die da fürchtete, der Knabe möchte von dem Uebel angeſteckt werden, drang darauf, daß ich mich in einem entfernten Hauſe des Dorfes einmiethete. Hier ſaß ich in düſterer Einſamkeit meinen Gedanken überlaſſen, und dieſe ſuchten die dunkle Straße wieder auf, von der ſie einige Blicke Sonnenſchein geſcheucht hatten.

An dem Tage, wo das große Pferderennen zu Heimorket gehalten wird, kam der junge Lord zu mir, um mich zu bitten, ihm zu erlauben, in einem Wagen, den man ihm aus London geſchickt hatte, die Fahrt nach dem Vereinigungsorte zu machen. Ich willigte ein, fragte ihn jedoch, wen er ſich zum Begleiter ausgewählt. Er nannte mir einen alten Diener, den er aus ſeinem Vaterhauſe noch mitgebracht, und der das volle Vertrauen meines Weibes beſaß. Dieſe Antwort genügte mir, und der Knabe fuhr ab. Er ſollte vor Einbruch der Nacht wieder zurück ſein, allein die Nacht war ſo ſtürmiſch, es goß ein ſo unendlicher Regen herab, daß Dick, ſo hieß der alte Diener, nicht gewagt hatte, die Fahrt ganz zu beendigen. Ich ſchlich in jener Nacht herum, und befand mich in der Nähe der Landſtraße, an der die Heimkehrenden vorbeikommen ſollten. Endlich hörte ich die Spur eines Wagens. Das Wetter hatte ſeine Wuth ein wenig gemildert, und Dick trieb an, das Dorf ſo bald als möglich zu erreichen. Die Gegend, die ich ſehr genau kannte, war gefährlich. Ein tiefer Abgrund öffnete ſich nicht weit von der Straße. Die neuen Pferde waren ungeübt auf Landwegen und der Bauertölpel auf dem Bocke der Leitſeile nichts weniger als ſicher. Es gelang mir, durch ein plötzliches Hervorſpringen den Wagen aus der Richtung zu bringen, und die ſcheu gewordenen Pferde ſchleuderten ihn in den Abgrund. Die That war geſchehen. Der Knabe war lebensgefährlich beſchädigt, und ſtarb bald darauf. Der alte Diener, der ſich das Unglück zuſchrieb, wurde wahnſinnig. Auf mich hatte Niemand Verdacht, mein Weib ausgenommen, die von dem Augenblicke an, wo ich mich im Beſitz der mir nun zugefallenen Schätze befand, ſich von mir trennte, und die ich nie wieder geſehen habe.

Ich war jetzt reich, die Welt gehörte mir. Ich bezog den Pallaſt meines Bruders, allein ich hielt es in London nicht lange aus. Immer wieder erwachte mein alter Widerwille gegen dieſe Stadt. Ein Schiff brachte mich nach Spanien, von dort ſegelte ich nach Afrika über. Völlig fremde Umgebung that mir wohl. Ich kam nach Italien, und dort, während mich ein langwieriges Fieber in einem der kleinen Städte des Toskaniſchen Gebiets feſſelte, lebte ich im Hauſe der Wittwe eines Prokurators, die eine ſchöne Tochter hatte. Lucia ward meine Pflegerin, ſie ward meine Geliebte. Die Mutter wollte unſer Verhältniß auflöſen, ſie hatte ihre Tochter einem reichen Marcheſe zugeſagt, ich tödtete dieſen Bewerber im Duell, und entführte Lucien. Wir flüchteten nach Tyrol, wo wir verſteckt in einem engen Thale wohnten. Aber das idylliſche Glück der Abgeſchiedenheit behagte mir nicht. Mein Sinn war wild und einzig auf berauſchende Genüſſe gewendet; nach einigen Wochen verließ ich Lucien heimlich, und fand mich in den Spielſälen von Venedig ein, wo ich Tauſende auf eine Karte ſetzte. Drei Jahre der unſinnigſten Verſchwendung machten mich zum Bettler.

Nie wird das Bild aus meinem Gedächtniß ſchwinden, wie ich am ſpäten Abend, in Lumpen gehüllt, an Geiſt und Körper zerrüttet, zum erſtenmal wieder nach langer Abweſenheit an die Thür meiner Hütte klopfte, und meine Lucia mir entgegen kam, auf dem Arme einen kleinen blondlockigen Engel. Es war meine Tochter. Mary hatte mir keinen Erben geſchenkt, ich ſah ſie nur immer für ein fremdes Kind ſo zärtlich beſorgt, und hier lächelte mein Kind mir entgegen. Wie grauſam! warum mußte ich das beſeeligende Vatergefühl, ein Gefühl, das mich vielleicht wenige Jahre früher von der Bahn des Laſters auf immer weggeſcheucht hätte, jetzt empfinden, wo ich nichts thun konnte, als es wie einen Fluch mehr auf mein Haupt geſchleudert, betrachten? Ich kam als Bettler zurück, und konnte dieſem blühenden Leben nichts bieten, als eine Laufbahn der Schande und des Elendes. Ich hatte ein fremdes Kind gemordet, um glücklich zu ſein, und dieſes treuloſe Glück ſollte jetzt der Mörder meines Kindes werden. Ich verfluchte die mit Blut erkaufte Erbſchaft, ich verwünſchte die Stunde, wo ich zum erſtenmal den Wunſch, ſie zu erlangen, im Buſen hatte keimen gefühlt.

Lucia, weit entfernt, Mary's ſtrenge Tugend nachzuahmen, blieb mir im Elend treu. Sie wandte ſich von dem Verbrecher nicht ab, ſie floh nicht mit ihrem Kinde von mir hinweg. Aber mein Geſchick, mißgünſtig auf jeden Seegen, der mir ward, raubte ſie mir. Sie ſtarb in meinen Armen. Jetzt erſt empfand ich ganz, wie glühend ich ſie geliebt hatte. An ihrer Leiche ſchwur ich, ihr Kind glücklich zu machen, und ſollte es auch durch meine tiefſte Erniedrigung geſchehen. Ich habe dieſen Schwur gehalten.

Vertraut mit dem Verbrechen, bebte ich nicht davor zurück, unter welcher Geſtalt es ſich mir auch zeigte. Reichthümer wollte ich erwerben und ich erwarb ſie.

In dieſer Zeit war es, wo Tom Brown ſich wieder mit mir vereinigte. Er hatte eine anſehnliche Erbſchaft, die ihm unterdeſſen zugefallen war, faſt auf eine ähnliche Weiſe durchgebracht wie ich. Wir verbanden uns. Er brachte eine Stiefſchweſter mit ſich, die klug und beſonquelle war, obgleich ſehr ergiebig, doch unſicher, Falſche Wechſel und Bankzettel warfen ein reichliches Kapital aus. Der zu jener Zeit gerade ausbrechende Banquerott mehrerer großer Häuſer ließ unſere Summe ſchneller kurſiren, und klug angelegte falſche Spuren brachten den Verdacht einzelner Entdeckungen weit von uns ab.

„Meine wiedererworbenen Geldrollen wendete ich ſogleich an, meinen Schwur ins Leben treten zu laſſen. Harriet Tuder, ſo heißt jene Stiefſchweſter Brown's, erſchien mir auf den erſten Blick als die paſſendſte Perſon, um ſie in mein Geheimniß zu ziehen. Muthvoll, wie ein Mann nur ſein kann, war ſie zugleich erfahren und weltklug. Ohne das zu haben, was wir Bildung nennen, überſah ſie mit einem Blick die künſtlichſten Combinationen. Ich erfuhr nun, daß der wilde Brown ein Lamm war in ihren Händen, und jeder Leitung folgte. Als Harriet ſich einfernte Verwandte einer verſtorbenen Lucia war. Dieſe Dame hatte eingewilligt, Camélien ihren Familiennamen zu geben, und ſomit war jede Spur ihrer eigentlichen Abkunft hinweggetilgt. Ich arbeitete für ſie in Nacht und Schande, ſie lebte in Licht, Glanz und Ehre. Harriet brachte meine ſüße Kleine in eine berühmte Penſionsanſtalt, und es wurde zwiſchen uns abgemacht, in welchen Zeitfriſten, und durch welchen Kanal ich die Gelder überſchicken ſollte. Auch mußte ich auf die vorſichtigſte Weiſe anfragen, wann ich mein Kind ſehen könne, und die Harriet verſchaffte mir dieſe Freude nur ſelten. Ich kann nicht darüber mit ihr zürnen, denn ſie ſorgte dadurch für die Sicherheit meines Schatzes. Wenn es von mir abgehangen, ich hätte alle Tage der Gefahr getrotzt, blos um nur einen Blick in das reine himmliſche Auge meines lieben Mädchens zu thun. Wenn ich meine Seele mit Laſtern ſchlechtern, von denen ich abſtamme. Für meinen Namen bin ich ſchon ſeit Jahren todt, meine Titel trägt ein blonder, unſchuldiger Knabe, deſſen Familie nicht ahndet, daß ich noch lebe. Und wie lange werde ich noch leben? Ich trotze der Gefahr; ich will entdeckt ſein. Seit einiger Zeit ſpotte ich der Vorſichtsmaaßregeln Harriets. Was liegt auch noch an dem Haupt des Sünders? Für Camélie iſt geſorgt; ihr kann nichts von dem entzogen werden, was ich und meine Freunde erwarben. Sie iſt geborgen, und ich bin bereit zu ſterben.“

Tobias Brighton,
ehemals Lord Tenſtone.

Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen Alfred die Leſung dieſer Blätter beendete. Es fehlte wenig, ſo hätten dieſe grauſenvollen Blätter ihn wieder zurück in die kaum verlaſſene Krankheit geſtürzt. Er wartete mit peinlicher mir das Wort eines ehrlichen Mannes,“ rief er, Tubern die Hand reichend, „daß Sie nie und nimmer etwas verlautbaren von dem jammervollen Inhalt jener Papiere.“ Alfred gab ihm die Hand. Beide Männer ſtanden lange ſchweigend neben einander.

„Wo iſt ſie? wo iſt Camelie?“ rief Tubern endlich leidenſchaftlich.

„Nicht hier, nicht in der Stadt,“ entgegnete Beuckly. „Wir haben alle Mühe angewendet, um ſie zu entfernen, damit ihre, durch tauſend Ahnungen erregte Seele nichts von der ſchrecklichen Wahrheit erführe. Das Urtheil des Alten iſt geſprochen, es lautet auf Tod, iſt aber auf Deportation gemildert worden.“

„Kann ihn nicht ſehen?“ fragte Alfred.

„Wozu?“ rief der Kapitain.

„Iſt es irgend möglich, ſo erzeigen Sie mir den Dienſt, Sir.“

„Ich werde bereit ſein.“

Beurklin entfernte ſich, und ließ Alfred in einer Stimmung zurück, deren drückende Laſt ſtieg, je näher die achte Stunde rückte. Endlich ſchlug ſie, und der Kapitain, in einen Mantel gehüllt, machte das gegebene Zeichen, daß er unten warte. Sie gingen beide durch die immer leerer werdenden Straßen, bis ſie zu einem Gebäude gelangten, das durch ſein düſtres Ausſehen ſchon von Ferne ſeine Beſtimmung bekundete. Durch Alfred's Innern zuckte ein gewaltiger Schmerz, als er ſich Hameliens unglücklichen Vater in dieſen finſtern Mauern dachte. Er folgte zögernd dem Kapitain, der ihn durch mehrere Gänge vor eine niedrige Thür brachte, die der Gefangenwärter aufſchloß. Im Dämmerlichte, das durch ein hochgelegenes, vergittertes Fenſter hereinbrach, wurde eine zuſammengekauerte Geſtalt ſichtbar, die in einer Ecke bewegungslos lehnte. Der Ka-

Freund aus beſſern Tagen, der jezt eben ſo verlaſſen und jammervoll iſt, wie Du?",

Der Alte ſtreckte ſeine Hand aus, und ſchüttelte die dargebotne Rechte des Kapitains, ohne ein Wort zu ſprechen. — „Haſt Du mir nichts aufzutragen?" fragte Berkly. — „Nichts" — erwiederte der Greis. „Du haſt eine Tochter!" rief Berkly — „Ich habe keine, ich habe nie eine gehabt," antwortete Toby Brighten raſch und lebhaft. — Der Kapitain ſchüttelte das Haupt, und ſah mit einem bedeutungsvollen Blicke zu Alfred hinüber.

In dieſem Augenblicke hörte man eilige Tritte auf dem Gange, die Thür wurde aufgeriſſen, und auf der Schwelle der düſtern Clauſe erſchien, wie ein Engel des Lichts an der Pforte des Grabes, Camélie, im Schleier gehüllt. Sie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und ſtürzte ohnmächtig zu den Füßen des armen Toby Brigh-

Blicke auf die Tochter heftete. Camélie erwachte aus ſtarrer Bewußtloſigkeit, ſchlang ihre zitternden Arme um die Kniee des Greiſes.

„Was wollen Sie, Milady?“ rief Lord Bridgten. „Ich kenne Sie nicht.“

„Mein Vater!“ ſchluchzte das Mädchen.

„Ich, Ihr Vater!“ rief Lord Brighton. „Sie irren, ſchöne Miß. Ich bitte Sie, ſich zu entfernen, denn Ihre Gegenwart kann weder für Sie ehrenvoll, noch für mich von Nutzen ſein. Gehn Sie, Milady, gehn Sie.“

Bei dieſen Worten, die mit einer rauhen, bebenden Stimme ausgeſprochen wurden, drohte eine neue Ohnmacht die Sinne der Tochter zu umſchleiern. Sie wankte, und Alfred hielt ſie in ſeinen Armen auf. Eine lange, fürchterliche Pauſe entſtand.

„Laſſen Sie mich mit ihm allein,“ bat Camérück, aber die befehlende Stimme des Alten hieß ihn bleiben. „Was ſoll das?“ rief er. „Man will mich mit der Lady allein laſſen, und doch habe ich erklärt, daß es ein Irrthum, daß ich die Dame nicht kenne, daß ſie mir, und ich ihr nichts zu ſagen habe? Sie ſucht einen Verwandten, führen Sie ſie in eine andere Zelle. Nun, ſo thun Sie doch, was ich befehle. Es kann Ihnen Ihr Amt koſten, wenn Sie dulden, daß man hier fremden Perſonen Zutritt verſtattet.“

Der Gefangenwärter, an den dieſe Worte gerichtet waren, trat jetzt hervor, aber Camélie achtete ſeiner nicht, ſie warf ſich zu den Füßen des Greiſes, und rief mit einer Stimme, die die ganze Kraft ihrer Seele ausdrückte: „Hier iſt mein Platz! Auf der weiten Erde hab ich keine Stätte, als dieſe hier. Keine Gewalt wird mich von hier fortreißen! Ach, mein Vater! Mein Vater!“

Thränen netzte. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Schlag den Unglücklichen getroffen, und daß keine Rettung weiter zu hoffen ſei. Noch einmal öffnete Lord Brighton die Augen, um ſeine Blicke auf dem geliebten Haupte ruhen zu laſſen, er legte ſeine Hand ſegnend auf dieſes Haupt, aber der Name Tochter entſchwebte ſeinen Lippen ſelbſt im Tode nicht.

„Wohl ihm!“ rief der Kapitain, indem er die erkaltete Hand an ſeine Bruſt drückte. „Der Kerker hat ſich ihm geöffnet. Er iſt frei! Irrthum, Schmach und Verbrechen haben keinen Theil mehr an ihm! —

13.

Wer an dem erſten Pfingſtfeiertage zufällig in die dunkle abgelegene Gaſſe gerieth, in der die beiden Buchhandlungen Rehmann und Petter ihre Standplätze hatten, den mußte nothwendeſſen zu verändern; und geſetzt, das Feſt wäre hier im Spiele, ſo hätten nothwendig die übrigen Häuſer der dunkeln Gaſſe ebenfalls eine Bewegung zeigen müſſen, aber dieſes war keineswegs der Fall. Die Häuſer mit den ſpitzigen Giebeln, und mit den „übelwollenden“ Hausthüren waren verſchloſſen, wie immer, und nur der Eingang zum Laden des Herrn Petter, und ihm gegenüber der Thorweg, der in den Hof, und von da in das Comptoir des Herrn Rohmann leitete, ſtanden offen, und waren mit bunten Kränzen und grünen Birkenbäumchen geſchmückt.

Irgend ein großer Philoſoph hat die tiefſinnige Betrachtung ausgeſprochen, daß alles, was in der Welt geſchieht, ſeinen Grund hat, warum es geſchieht. Wenn man von dieſer großen Wahrheit auf die Blumenkränze an dem Thorweg des Herrn Rohmann übergeht, ſo ergiebt ſich als eine unantaſtbare Schlußfolge, daß auch dieſe

Die alte Thurmuhr, die die Verpflichtung hat, dieſem Stadtviertel die nöthigen Offenbarungen in Rückſicht der Zeit mitzutheilen, hat ſich eben dieſer Obliegenheit in drei mißgeſtimmten Glockenſchlägen entledigt. Es iſt zwei Uhr und drei viertel. Die Mittagſtunde iſt ſo nahe, als ein hungriger, hiebei betheiligter Magen es nur irgend wünſchen kann, wenn nicht die läſtigen Zeremonien und die unabweislichen Vorbereitungen zu einer großen Tafel einen fatalen Querſtrich ziehen. Zwei Jünglinge des Comptoirs, in ſchwarzem Frack, und mit Blumenſträußen in den Knopflöchern, ſcheinen die obigen Zweifel auszuſprechen, denn ſie gehen ungeduldig auf dem ſchmalen Trottoir umher, indem ſie ihre Blicke bald auf den Eingang zur Küche, bald hinauf in ein offenſtehendes Erkerfenſter richten, von wo man vom Fenſterrand herab ſchwarze Kaſtorhüte und eben ſo gefärbte Frackzipfel her-

Laden eine Anzahl Citronen, eine große Glasphiole mit koſtbaren, in Arrak eingemachten Früchten, herbeigeholt worden. Dieſes, und eine beſonders ſaftige Schöpſenkeule, drei von einem üppigen Materialismus ſtrotzende Schinken, und noch andere Ingredienzien eines guten Mahles waren ſchon, auf dem Küchentiſch ſtehend, von den zwei Jünglingen des Comptoirs beobachtet worden. Ihre Lüſternheit hatte dieſer Anblick auf den höchſten Punkt getrieben, und ſie geriethen in einen bemerkenswerthen Grad von Leidenſchaftlichkeit, als mit dem Dreiviertelſchlage noch immer nicht die ſchwarzen Frackzipfel oben ſich regten, und die Kaſtorhüte nicht von der Fenſterbank verſchwinden wollten.

Mit dieſen intereſſanten Jünglingen ſtellte zu gleicher Zeit noch Jemand ſehr ängſtliche und genaue Beobachtungen an. Es war dieſes der erſte Buchhalter, Herr Paulſen, der an dieſem an der Kleidung, der Geſtalt und der Miene des erſten Buchhalters ſprach die geſpannteſte Erwartung aus. Die weißen Zipfel ſeines Halskragens ſchienen ſich mit jeder Sekunde höher emporzurecken, und in das Gewirre des Backenbarts eindringen zu wollen. Das Toupé der blonden Haare bekam immer mehr einen ſpitzigen und gereizten Charakter, und die Weſte verließ ihre glatte und nachgiebige Stellung, um ſich unberufen in die Angelegenheiten der Kravatte und des Frackkragens zu miſchen. Dieſe Unordnung war eine Folge der aufgeregten Stimmung des Mannes. Er begriff nicht, warum ſich der Verhang von blauem Kattun am gegenüberſtehenden Dachfenſter nicht heben wollte. Endlich aber hob er ſich, eine geputzte Dame trat dicht an die kleinen Scheiben, und in dieſem großen Moment legte der erſte Buchhalter ſeine Hand zwiſchen den vierten und ſechsten Weſten-

Während Herr Paulſen zitternd die Treppe hinunterſtieg, um ſich in den Verſammlungsſaal zu begeben, ſtieß ſein Fuß auf einen plumpen, großen in grauer Leinewand eingewickelten Ballen, der durch die Unordnung, die in dieſen Regionen des Hauſes am heutigen Tage herrſchte, mitten in den Weg geſchleudert worden war. Gewiß iſt's, daß das Schickſal hierbei ſeine Hand ſichtbarlich im Spiele hatte, denn dieſer Bücherballen mit der unglücklichen Aufſchrift „Rückwärts!“ war derſelbe, der vor drei Jahren den erhabenen Zorn des erſten Buchhalters in ſo hohem Grade weckte. Herr Paulſen blieb vor dieſem Bücherballen ſtehen, und betrachtete ihn mit einem bittern Lächeln. Es war, als wenn die tauſende von Makulaturbogen, die er enthielt, zu eben ſo viel hohnlachenden Geſpenſtern würden, die ihn am Rockſchoße feſthielten, um ihm mit heiſerm Kreiſchen ins Ohr zu ruſer beſondern Verhältniſſe ohne Zweifel etwas höchſt Peinvolles und Aufregendes. Herr Paulſen mußte die ganze Kraft ſeines liebenden und geliebten Herzens zuſammen nehmen, um ohne Haß an dem abſcheulichen Bücherballen vorbeizugehen. Er that es, indem er die Augen halb ſchloß, und ſchnell zur Treppe lenkte. Unten kam ihm Herr Rehrmann entgegen, der ihm die Hand mit einer bedeutungsvollen Miene ſchüttelte und nichts dazu ſagte als nur das einzige Wörtchen: „Nun?“

Sie traten beide in das Verſammlungszimmer, wo ſie mit einem ernſthaften, fünf Minuten anhaltenden, Gemurmel begrüßt wurden. Der Zug ordnete ſich Paarweiſe und man ſah dieſe Schwarzröcke über die Straße ſchreiten in Potter's Haus. Neues, fünf Minuten anhaltendes Gemurmel, und wiederum füllte ſich die enge Gaſſe mit ſchwarzen Herren, die zurück in Rehdes Herzogs von Wellington prangte, an die Augen und vergoß einige Thränen aufrichtiger Theilnahme. Noch ein Woche früher hätte das ſämmtliche dienende Perſonal es für durchaus unmöglich gehalten, die beiden Häupter der feindlichen Häuſer mit einander jemals wandeln zu ſehen, und dennoch geſchah es jetzt. Herr Nehrmann zeigte ſeine gewohnte ehrliche und freundliche Miene, während ſcharfſichtige Beobachter auf dem breiten Geſichte Petters einen Zug von gleisneriſcher Schlauheit bemerkten, der ein böſes Anzeichen für die Zukunft war. Hinter dieſen beiden Vätern zeigte ſich, allein gehend, ungefähr wie die Jungfrau von Orleans im Krönungszuge, die dünne Geſtalt des Bräutigams. Auf ihn heftete die weibliche Nachbarſchaft die Blicke mit einer durchbohrenden Neugier. Herr Paulſen fühlte das und ſeine Augen waren beſcheiden zu Boden gerichtet. Wie ſich der Anfang des Zugs

Motto iſt diesmal „Rückwärts,“ murmelte Nehrmann mit einem galanten Lächeln. Nein, rief Petter, in eben dieſer Haltung und Miene, unmöglich können Sie ſich anmaßen, was mir zukommt: mein Motto iſt „Rückwärts.“ Es hieße das Ihrige uſurpiren, wenn ich vorwärts ginge. Und ich, rief Nehrmann, gehe nicht vorwärts, ſeitdem ich weiß, daß man durch „rückwärts“ weiter kommt. Dieſe ſchmeichelhafte Bemerkung, lächelte Petter, beweiſ't, daß Sie wahrhaft würdig ſind, vorwärts zu gehen.

Dieſer liebenswürdige Streit, der eine peinliche Länge anzunehmen drohte, wurde durch das ungeduldige nachſchiebende Ende des Zuges, der aus der dunkeln Höhle des Petterſchen Comtoirs mit Gewalt an's Licht ſtrebte, ſchleunigſt ausgekämpft. Herr Petter und Herr Nehrmann betraten beide zu gleicher Zeit die Schwelle des

Dichterin Miranda ein, die vom eiligen Gange ganz erhitzt war, ein Paar ungeheure ſchwarze Handſchuh auszog, und mit einem Schnupftuch wedelte, das eine Atmoſphäre von Ambra und Moſchus über die Geſellſchaft ausgoß. Sie erhielt einen Ehrenplatz neben Herrn Nehrmann.

Niemand wagte das ehrwürdige Schweigen, das jetzt eintrat, zu unterbrechen; die erſten Löffel mit Suppe wurden mit einer Andacht geſchöpft, als wäre es die Quelle des Lethe. Die Dichterin, die ſich bewußt war, ſchalkhaft und muthwillig ſein zu können, machte endlich die Bemerkung, daß es ihr vorgekommen ſei, als hätte Herr Paulſen geſeufzt. Herr Paulſen verſicherte, aus ſeiner Erſtarrung erwachend, daß er nicht geſeufzt habe, und Mademoiſelle Potter wurde blutroth im Geſicht. Herr Nehrmann nahm dieſen Spaß auf, und verſicherte, daß wenn Herr Paulſen nicht geſeufzt habe, irgend ein Ander Tafel, wo die ſtummen Comptoirjünglinge ſaßen, außer ſich vor Entzücken. Herr Plümrich war ein alter ausgedienter Faktor, der auf einem Auge blind und mit einer großen rothen Naſe geſchmückt war. Frau Miranda verſuchte zu erröthen, da dies aber nicht gelang, machte ſie ſich das unſchuldige Vergnügen, mit einem Kapaunsflügel Herrn Rehmann zu drohen, und auf deſſen weißes Jabot zu tippen.

Das Geſpräch war jetzt im Gange. Herr Tanſen allein blieb ſtumm. Er warf von Zeit zu Zeit erſtaunte Blicke auf ſeine geputzte Braut. Es ſchien ihm wie ein Traum, daß ſie nun wirklich und leibhaftig ihm gegenüber ſaß, daß er dieſes überirdiſche Weſen, das wie eine Fee ſich fünf Jahre lang in einen undurchdringlichen Dunkel verſteckt gehalten, nun doch anbetend anſchauen durfte. Es war nur zu gewiß, dieſes Verhältniß, das zu den myſteriöſeſten in der Welt und nun dieſe Heirath! Es gehört eine große Seele dazu, dies zu tragen!“

Er wurde in dieſen Betrachtungen durch den Tumult der ſämmtlichen Tiſchgenoſſen geſtört, die auf ſein Wohl tranken.

14.

Die Vereinigung der Liebenden wäre noch lange nicht erfolgt, wenn nicht am Buchhändler-Himmel günſtige Aſpecten ſich gezeigt hätten. Durch die geiſtvolle und thätige Führung des Lehmanniſchen Journals durch Dübern, war Petters Zeitſchrift in den Grund gebohrt werden. Selbſt den Witzling Blummers hatte der Buchhändler eingebüßt, denn dieſer liebenswürdige Geiſt hatte, müde der Chikanen ſeines geizigen Protektors, ſo eifrig die Studien des Spinoza mit der israelitiſchen Wittwe getrieben, daß

Hände geriethe. Nehrmann, der Potters Talent als ſpeculativer Kaufmann ſchätzte, hatte nichts dagegen, und nur der einzige war der Graf Dübern, der ſich auf's Beſtimmteſte weigerte, ſeine fernere Unterſtützung dem Unternehmen zu ſichern, wenn ein Mann, wie Potter daran Theil hatte. Hiermit trat denn Paulſen die Redaction des Blattes an. Er eröffnete den neuen Jahrgang mit einem, ihm ſchmeichelhaften Gedichte Miranda's, die ſich unterzeichnete: „Sappho, eine Kindermuhme.“ Deutſchland empfand den giftigen Stachel nicht, der in dieſen wenigen Worten lag.

Dübern warb um Camélien. Sie beantwortete ſeinen leidenſchaftlichen Brief mit dieſen wenigen Zeilen:

„Wenn Sie auch vergeſſen können, Alfred, daß die, die Sie lieben, die Tochter eines als Verbrecher angeklagten Mannes iſt, ſo kann ich wegen, wieder auf den wirren Schauplatz einer Welt zu treten, die mich ſo tief verletzt hat. Das ſchönſte Angedenken, daß ich mit mir nehme, wird das Bild jener Stunden ſein, wo uns Poeſie und eine edle Liebe vereinte. Warum konnten wir nicht immer in dieſen paradieſiſchen Gefilden ſchwärmen? Bleiben Sie, mein theuer geliebter Freund, an dem Platze, auf den Sie ein gütiges Geſchick geſtellt hat. Wirken Sie mit edlem Geiſte auf die Geiſter Ihrer Zeit; erfüllen Sie ganz Ihre ſchöne Beſtimmung, zu erheben, zu begeiſtern und zu belehren. Mein Geiſt wird Ihnen aus der Ferne folgen, und an Ihren glücklichen Erfolgen Theil nehmen. Wir bleiben auf dieſe Weiſe vereint, ohne daß wir nöthig haben, vor den kleinlichen Schrecken zu zittern, die auf jedem Wege uns entgegentreten würden, wenn wir zuſammen wandeln wollten. Leben Sie wohl, Alfred; neben dem Altar Ihrer Muſe richten Sie eine Gedächtnißtafel auf, die Sie der Freundüberwinden. Immer wieder machte er Verſuche, die Verlorne wieder zu erlangen, immer erfolglos. Endlich fand er Beruhigung und Troſt in einem völligen Ergeben in die Zwecke literariſcher Thätigkeit. Seine Arbeit wurde jetzt eine unausgeſetzte. Er errang Palmen des Siegs, wo die kühnſten Hoffnungen bisher getäuſcht worden waren; er kämpfte aber auch den rieſigen Kampf mit der hundertköpfigen Hyder Gemeinheit. Seine Aufgabe war, ſich als einen edlen Geiſt zu erweiſen, und nichts iſt der tauben Menge widerwärtiger, als eine ſolche Erſcheinung ſich Platz machen zu ſehen. Aber er hielt dieſe fortwährende Anſtrengung nur wenige Jahre aus, dann waren ſeine Kräfte erſchüttert, und er mußte ſich in ländliche Ruhe zurückziehen. Aber die Saat, die er ausgeſchüttet, überraſchte ihn noch durch unverhoffte ſpäte Erndten. Er ſah, daß die Beſſern zuſammentraten, daß die Kritik, ihre unmündige, lärmende Sprache aufgebend, ſich wie-

Empfindungen, lächelnde, glückliche Gedanken vortrugen; die blutigen Grauſamkeiten, der barbariſche Schwulſt waren auf immer verbannt. Man hielt es nicht für ein Zeichen der Ehrlichkeit, wenn man geſchmacklos war, und jede plumpe Derbheit war verpönt. Es traten Vereine zuſammen, die das Eigenthum des Geiſtes ſicherten, und in ihren großartigen Inſtitutionen die ehemalige Protektion der Höfe erſetzten. Die deutſchen Dichter lebten, während ihr Daſein früher nur ein langſames Sterben war, ein ewiger Kampf mit Sorge und Kummer, hinſchleppend zwiſchen den Thüren des Spitals und dem Thore des Kerkers. Die Fremdendiener wurden als unwürdig von einer immer größeren Anzahl gewichtiger Stimmen in den Tagblättern aufgeſtellt. Die in Reichthum lebenden erſten Schriftſteller der Nation bemächtigten ſich der öffentlichen Meinung, und riefen immer mehr den Stolz des Deutſchen auf, um ihn dem Stolz der nung Nationalvorurtheile. Bei Einzelnen iſt die Verleugnung ſeiner ſelbſt, und die Achtung Anderer eine Tugend, nicht ſo beim Patriotismus der Nationen; dieſer muß egoiſtiſch ſein."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei C. Fränckel in Oldenburg.

Der Miſſionär.

Erſter Theil.

Der Miſſionär.

Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrnhut.

Herr, du ſendeſt deine Erwählten aus
Nach allen Gegenden der Welt —
Dein Wort zu predigen.
Miſſionärs-Regel.

In Grönland zünde dein durch alle Kälte,
Erleucht' die allertiefſten Schneegezelte!
Vergiß auch Perſien nicht, treues Herze,
Zünd' an den Magiern die alte Kerze;
Und wenn dein tauſendfacher Plan zu Ende,
So laufen wir dir endlich in die Hände
Und ruhen aus von allen deinen Werken,
Und laſſen uns für alle Mühe ſtärken.
Altes Geſangbuch vom Jahr 1735.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7

UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12145/006

Den neunten Mai 1760 verließ Ludwig Graf von Zinzendorff die Welt, nachdem er ein Leben geführt, das bei ſeinen Zeitgenoſſen eben ſo den bitterſten Hohn, wie die enthuſiaſtiſchſte Bewunderung erregt hatte. Geboren in den günſtigſten Verhältniſſen, einem der vornehmſten Geſchlechter Deutſchlands angehörend, von den Fürſten mit Gnaden überſchüttet, zog er es vor, die Dornenlaufbahn des Märtyrers zu gehen und den Spott der Welt auf ſich zu laden. In Paris auf einem Hofballe kränkend zurückgeſetzt, übermannte ihn der chevalereske Zorn und er will ſeinen Gegner fordern; aber ſtatt deſſen bittet er ihn in des Heilands Namen um

Verzeihung. Seine Geliebte tritt er einem Freunde ab, weil er fürchtet, ſie mehr zu lieben als Chriſtum. Den Danebrogorden ſendet er dem Könige zurück, weil er nicht an der Stelle einen Orden tragen will, wo der Heiland eine Wunde trug. Er verkauft ſeine Güter an ſeine Gemahlin, legt die glänzende Uniform eines däniſchen Kammerherrn ab und beſteigt in ſchwarzem Predigerrock die Kanzel einer Vorſtadtkirche Stockholms. Er nimmt auf ſeinen Erbgütern arme Flüchtlinge aus Böhmen auf und gründet die Brüderkirche in Herrnhut. Unter den Negern von St. Thomas predigt er und disputirt mit den Biſchöfen der anglikaniſchen Kirche in London. Pamphlete, Satiren, Anathemas werden gegen ihn geſchleudert, eine Parlamentsacte nimmt ihn in Schutz; dieſes Land verweiſt ihn, jenes nimmt ihn huldigend auf; von den Kindern der Welt, den Genoſſen ſeines Standes geläſtert, betet ihn der arme verlaſſene und gedrückte Theil des Volkes an. Die Menſchheit reicht ſeinem müden Haupte Lorbern, die der Fanatismus beſudelt. Mit dem Häuflein ſeiner Getreuen durchwandert er Europa, Lieder ſingend und fromme Seufzer zum Himmel ſchickend, tiefer beleidigt durch den heimlichen Verrath, die Tücke und Heuchelei der Seinen, als durch die offene Verfolgung der Feinde. So kommt er, ein müder Pilgersmann, nach ſeinem geliebten Herrnhut, um ſein Haupt zur Ruhe zu legen. An ſeinem Sterbebette fließen aufrichtige Thränen der Liebe. Es iſt, als wenn ein Fürſt die Welt verließe. Von allen Theilen der Erde finden ſich Abgeſandte an ſeinem Lager; es iſt eine wahre Brüderkirche und man ſieht verſchlungene Hände, in den leuchtenden Blicken die geiſtige Gemeinſchaft der Seele. Der kleine Ort wird zu einem Verſammlungsplatze im Sinne altapoſtoliſcher Gemeinden. So bringen ſie den Erwählten des

Herrn zur Ruhe und die Poſaunen, die über ſeinem Grabe ertönen, erfüllen die Seelen der Anhänger mit Entzücken, während die Welt, minder hingebend und vertrauungsvoll, darüber erſchrickt, daß ein neues Schisma die Einigkeit der chriſtlichen Kirche ſtöre.

Wir haben über den Werth der religiöſen Meinungen des edlen Grafen nicht zu urtheilen, unſere Geſchichte, die es mit Thatſachen zu thun hat, will nichts als jenes Colorit der Zeit feſthalten, zu deſſen Lebhaftigkeit und Reichthum gerade die Spaltung der Gemüther mitgehört. Der Graf, er mag nun ein Schwärmer geweſen ſein oder ein Heiliger — ſein Leben iſt beendet, ſeine Wirkſamkeit erſchöpft und nur die Reſultate dieſes Daſeins liegen vor uns. Eine unruhige Welt voll Widerſprüche drängt ſich um ſeinen Sarg; feurige Gebete, Thränen, Epigramme und Couplets fallen in buntem Gemiſch auf den Grabhügel herab. Wir wollen ſie alle ſammeln, wir wollen die Gruppen trennen, die durcheinander ſtehen, und das Motto zu deuten ſuchen, das der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an der Spitze ſteht.

Kaum war der „Heilandsgraf“ todt, als eine wilde Anarchie in der Gemeinde ausbrach. Erſt jetzt ſah man, wie heterogen die Elemente waren, die ein fremder feſter Wille geeinigt hatte. Der innere Ungehorſam, den jede Sekte als einen gefährlichen Keim des Untergangs wahrt, wurde nicht mehr gehütet und unterdrückt, er ſchaffte ſich Raum und die Einigkeit der kaum geborenen Brüderkirche drohte in tauſend verhaßten ſeparativen Conventikeln zu verfallen. Eine kindiſche Schwärmerei machte ſich geltend und trieb ein albernes Spiel mit den Symbolen, eine ſüßliche, geckenhafte Tändelei trat an die Stelle inniger Herzensausſtrömung und begeiſterter Liebe. Streit verwirrte die Gemeinden. Es flogen die Miſſionenſchaaren nach allen Theilen der Welt, und brachten die Uneinigkeit, die gefährlichen Neuerungen, die ſelbſtiſchen Grundſätze in das kaum befeſtigte Herz der Getauften. In Herrnhut ſelbſt begann der Kampf und der Saal im alten Schloſſe zu Barby ertönte von den theologiſchen Controverſen der Brüder. Im Hauſe der Schweſtern fand Leichtſinn und unehrbare Sitte Eingang; die Liebesmahle, dieſe patriarchaliſchen Zuſammenkünfte, arteten in Gelage aus, und die Welt fand tauſend Wege, die Erwählten wieder zu ſich herüberzulocken.

In dieſer Noth, in dieſem bittern Drangſal traten drei Männer in Berathung zuſammen: Johannes von Wattewille, David Nitſchmann und Abraham Bernis. Johann und David hatten als ſeine liebſten Anhänger an der Bruſt des Grafen gelegen. Sie wußten um jede Heimlichkeit in ſeiner Seele; Abraham Bernis war erſt ſpäter hinzugetreten zur Gemeinde, als ein bekehrter Widerſacher, und zeigte ſich jetzt als einen der eifrigſten Bekenner. Dieſe drei Männer beriethen ſich jetzt, was zu thun ſei. Es wurde ausgemacht, daß, um den gänzlichen Verfall und Untergang der Brüderkirche zu verhüten, es noth thue, ein neues Oberhaupt ihr zu geben. Aber wer ſollte dieſes ſein? — Der Graf hatte in ſeinem letzten Augenblicke, als man ihm den hülfloſen Zuſtand der Gemeinde vorgeſtellt, einen Namen genannt, und er hatte ſich das Verſprechen geben laſſen, daß dieſe Perſon nach ſeinem Tode ſo ſchnell wie möglich berufen werden möge. Unglücklicherweiſe hatte Niemand dieſen Namen deutlich vernommen. Es war der Name einer Frau, und zwar einer der Töchter des Grafen, und die drei innigſten Freunde, die dem Sterbenden am nächſten ſtanden, hatten ihn Sara nennen hören. Da aber die drei Töchter des Grafen alle drei Sara hießen, ſo kam es auf den zweiten hinzugeſetzten Namen an, und dieſen hatte Niemand verſtanden. Da es alſo ausgemacht war, daß der Graf einer ſeiner Töchter die oberſte Leitung zu übergeben wünſchte, mußte man nothwendig diejenige auszufinden ſuchen, auf die, aller Vermuthung nach, die Wahl des Vaters gefallen war. Der Graf hatte ſeine Familienverhältniſſe nie zur Sache der Gemeinde gemacht. Es war bekannt, daß ſeine nächſten Verwandten ſich unter kränkenden Umſtänden von ihm losgeſagt hatten; es gehörte daher ein ſehr enges Band des Vertrauens dazu, um zu wiſſen, in wie weit der Graf unter ſeinen nächſten Angehörigen auf eine Nachfolge ſeiner Grundſätze zählen konnte. Die drei Männer hatten dieſes Vertrauen beſeſſen, aber auch ſie waren, jetzt da es zur Entſcheidung kommen ſollte, über den Charakter der drei Frauen in Streit. Sara Benigna, die älteſte Comteß, war an einen Baron Watteville verheirathet, und lebte in einem ſtillen Familienkreiſe, anſpruchslos und abgeſchieden von der Welt. Sie war eine fromme Dame, von dem Vater geliebt, allein entſchieden ohne Gaben für höhere geiſtige Zwecke. Auch konnte es unmöglich der Wille des Vaters ſein, ſie ihrem Beruf entreißen zu wollen, indem er ſie auf eine ſo ängſtliche Höhe dem Tadel und der Aufmerkſamkeit der Welt ausſetzte, ſie, die gute Mutter, die einfache Hausfrau zum Oberhaupt einer revoltirenden Gemeinde machte. Die zweite Tochter, Sara Maria, Burggräfin zu Dohna, war eine kräftige, energiſche Dame, die füglich am ſchicklichſten hätte dieſen Platz ausfüllen mögen, wenn nicht unglücklicherweiſe ihre Grundſätze ſich entſchieden gegen die vom Vater eingeſchlagene Richtung ausgebildet hätten. Mit dem auf ſie vererbten Geiſte des Grafen paarte ſie nicht deſſen Milde und Demuth, und nimmermehr wäre es wohlgethan geweſen, von der Tochterhand die Kritik über die Werke des Vaters ausüben zu ſehen. Die dritte, Sara Eliſabeth, verwittwete Gräſin Bruce, war eine junge Dame, die in Paris lebte. Der Graf hatte ſie vorzüglich geliebt, und der Ruf ſagte von ihr nichts als Gutes. Sie vereinigte den Geiſt der einen Schweſter mit der Gutmüthigkeit der andern, und nach dem endlich übereinſtimmenden Urtheil der drei Freunde konnte die erwählte Tochter keine andere als dieſe ſein. Dazu kam, daß ſie in Beſitz eines großen Vermögens vollkommen frei war, da ſie weder Mann noch Kinder hatte, die Gemeinde alſo keine Nebenbuhler ihrer Theilnahme und Liebe zu befürchten hatte. Dem frommen Johannes war es zwar nicht recht, daß die Gräſin in Paris lebte, einer Stadt, die er als von den greulichſten Sünden befleckt verabſcheute; indeſſen hatten ja auch in Sodom fromme Leute gelebt, unangetaſtet und von Engeln beſchützt.

Den andern Tag wurde nun von den drei Männern im Namen des Grafen ſein Wille bekannt gemacht, die Tochter an die Spitze der Gemeinden zu Herrnhut zu berufen, und ein allgemeiner enthuſiaſtiſcher Beifall folgte dieſer Verkündigung. Alles, was den Namen Zinzendorff trug, ſchien vom Himmel erwählt, die kleine beängſtigte Kirche zu ſchützen. An dieſen theuren Namen knüpften ſich alle Hoffnungen der Gemeinde, und kaum erfuhr die Menge, daß der Graf ſelbſt ſeine Tochter zur Nachfolge eingeſetzt, als man dieſe fremde, unbekannte Dame ſchon als das theuerſte Pfand der Liebe, als eine Stütze der Unglücklichen, als eine Mutter der Verlaſſenen begrüßte. Die Wogen der Empörung legten ſich ſofort. Hoffnung und Entzücken füllten jedes Herz, und für die Zukunft ſchien die Ruhe geſichert. Wo konnte die Lehre der heiligſten Liebe beſſer aufgehoben ſein, als in der milden Hand einer Frau? Welchem Urtheil konnte ſich der Starrſinn und der Hochmuth der Männer williger fügen, als dem ſanften aber feſten Spruch eines weiblichen Mundes? Wo hätte man einen einſichtsvollern Richter, einen trefflichern Ausleger der Meinungen und Glaubenslehren des Vaters finden können, als in der Perſon ſeiner Tochter? Alles drang jetzt darauf, daß die Gräfin bald erſcheine, und Johannes Watteville und David Nitſchmann ſetzten ſich ſofort in den Wagen und reiſten nach Paris, um die Gräfin abzuholen.

Während dieſer Zeit befand ſich die Gemeinde in einer ungemeinen Spannung und Aufregung. Abraham Bernis, der zurückgeblieben war, hatte viel zu thun auf alle Fragen, die an ihn geſchahen, Antwort zu ertheilen. Das Haus der ledigen Schweſtern glich einem ſummenden Bienenkorb, wo eine tumultuariſche Scene auf die andere folgte und die unermüdlichen Zungen von hundertundfunfzig müßigen Jungfrauen gegen einander wütheten. Die Männer, nicht ſo lebhaft und ſchwatzhaft, kamen nur in kleinern Cotterien zuſammen, um ſtillſchweigend beieinander zu ſitzen und ſtillſchweigend wieder auseinander zu gehen. Die verheiratheten Frauen mieden das Haus der ledigen Schweſtern, denn das Geſchwätz nahm ihnen von der Arbeit in Küche und Haus zu viel Zeit weg, und die jungen Schüler des Seminars vergaßen ihre claſſiſchen Autoren, vergaßen ſogar ihre heimlichen Blicke aufs Schweſternhaus, nur um von der fremden Gräfin zu träumen und ſich zu ihrem geiſtlichen Paladium aufzuwerfen.

Endlich kam ſie. Ganz Herrnhut war ihr entgegengerannt und ſah nichts als eine in Staub gehüllte Kutſche, deren Jalouſien wegen der Hitze des Juli-Nachmittags niedergelaſſen waren. Was dieſe Kutſche enthielt, ob einen Engel des Lichts und der Schönheit, oder einen Teufel an Häßlichkeit und Alter, konnte Niemand errathen. Die Menge war zu ſcheu und zu geſittet, um auf das Heraufziehen der Jalouſien zu dringen, und ſo blieben ſie geſchloſſen. Hinter der prachtvollen und geheimnißvollen Kutſche, deren Goldbeſchläge durch den Staub blitzten, kam der demüthige Wagen der beiden Brüder, die herausblickten und rechts und links grüßten. Alſo die Gräfin hatte ſie nicht in ihren Wagen genommen; ſie hatte den vertrauten Freunden ihres Vaters keinen Platz gegönnt auf den atlaſſenen Polſtern? — Aber vielleicht hatte ſie es ihnen angeboten, aber die geiſtlichen Männer hatten dieſe weltliche Ehre ausgeſchlagen.

Es iſt nicht zu beſchreiben, mit welcher wahnſinnigen Neugier die ledigen Schweſtern, denen das Ausgehen verboten war, das Herannahen des Wagens vor ihren Fenſtern erwarteten. Kopf an Kopf gedrängt bildete jedes der Fenſter eine Moſaik von Geſichtern, wo die

Grundlage der Pyramide die Häßlichen und Bejahrten ausmachten, und aufſteigend immer jüngere und immer hübſchere Köpfchen ſich aufthürmten. Welch ein Verdruß, als auch ſie nichts zu ſehen bekamen; allein ſie hielten ſich dafür an den ſteifen Zopf und die hochgeröthete Naſe des Kutſchers, der, auf dem Bock thronend, mit einer unbeſchreiblichen Verachtung auf die niedern Häuſer und die prunkloſen Plätze des Städtchens herabſchaute. — Es war ein Kutſcher aus Paris, das war genug, um dieſen gebieteriſchen Wagenlenker zu einem Gegenſtande ehrerbietigen Schreckens zu machen. Weniger Ehrfurcht flößten zwei Lakaien ein, die ſich auf ihrem Sitz hinter der Kutſche, wie ein paar übermüthige kleine Dandy's, hin und her ſchaukelten und wie junge Katzen in der Sonne die Augen zugedrückt hatten.

Die Gräfin langte in der Wohnung ihres verſtorbenen Vaters an und zog ſich, nachdem ſie die Ermüdung der Reiſe vorgeſchützt hatte, um alle Ceremonien des Empfangs zu vermeiden, in ihre Zimmer zurück, und dieſer Tag und der folgende verging, ohne daß man nur die Spitze ihres Schuhes oder eine Locke ihres Haares zu ſehen bekommen hätte. Im Verdruß darüber machte ſich die Menge mit einer Fluth von Erkundigungen an die beiden Brüder; aber auch dieſe erzählten nichts weiter, als daß ſie die Gräſin in Paris gefunden in tiefer Trauer über den unerwartet plötzlichen Tod des Vaters, und daß ſie ſich auf die erſte Aufforderung hin ſogleich willig gezeigt habe, ihnen nach Herrnhut zu folgen. Die Reiſeanſtalten ſeien ſo eilig getroffen worden, daß der größte Theil der Umgebung der Gräſin, ihre Kammerfrauen und das nothwendigſte Gepäck, noch in Paris ſei und in einigen Tagen nachkommen werde. Mit dieſer Auskunft mußte man ſich zufrieden geben, und Alles erwartete nun mit geſpannter Neugier, wann die Gräfin ſich in die große Verſammlung wollte einführen laſſen, wo ſie eine Rede halten wollte und wo ihr die älteſten und reſpectabelſten Frauen und Männer perſönlich vorgeſtellt werden ſollten. Dieſer Tag war auf eine ganze Woche nach der Ankunft hinausgeſchoben worden, ſo lange Zeit hatte die Dame nöthig, um ſich zu erholen und auf die Pflichten ihrer erhabenen Stellung vorzubereiten.

Während dieſer Woche verließ ſie ſelten und nur am ſpäten Abend ihre Wohnung. Einige Mitglieder der Gemeinde waren ihr zufällig auf abgelegenen Wegen begegnet. Auch hatte man ſie zu dem Grabe des Vaters pilgern ſehen, und es machte keinen guten Eindruck, daß ſie, als ſie zum erſten Mal dieſe heilige Stelle beſuchte, in Gefolge zweier Lieblingshunde hinging, begleitet von einem Lakaien in einer ſteiſen Livrée, der einen Regenſchirm und ein Buch ihr nachtrug.

Endlich kam der Tag, wo ſie öffentlich erſchien. Der einfache Saal des Gemeindehauſes war von Andächtigen und Fremden überfüllt. Die Menge drängte ſich in Thüren und auf Vorplätzen, ja ſogar auf der Straße ſtanden Viele, die ſich von ihren Freunden immer aus den Fenſtern heraus die Vorgänge berichten ließen. Nach den Liedern, die eigens für dieſe Gelegenheit gedichtet waren, und nach Herumreichung eines Getränkes, das dem Thee ähnlich war, erhoben ſich die zwei Aelteſten der Gemeinde und verſchwanden in ein Seitengemach des Saales. Eine tiefe Stille herrſchte und Aller Blicke waren auf die Thüre gerichtet, die ſich jetzt aufthat und eine Dame in ſchwarzer Kleidung ſehen ließ, die von den zwei Aelteſten geführt wurde. Sie nahte ſich langſam und zögernd dem für ſie beſtimmten Platze auf einer erhöhten Stelle des Saals, wo ein Lehnſeſſel ſtand. Obgleich, wie es den Anſchein hatte, erſchöpft und angegriffen, trugen die Züge der jungen Gräfin einen einnehmenden Charakter von ſanfter Schönheit und gutmüthiger Milde an ſich. Wie ſie die Thüre der Sacriſtei verließ, hielt ſie die Augen niedergeſchlagen; jetzt, als ſie ſich der verſammelten Gemeinde gegenüber ſah, hob ſie die Blicke und der Ausdruck ihrer großen dunkeln Augen zeigte eine Schüchternheit, wie ſie bei einer Weltdame dieſen einfachen Leuten, die die Formen der Welt nicht kannten und nicht ſchätzten, auffallend ſein mußte. Die rechte Hand hielt die Falten des Reifrocks zurück, damit die rauſchende ſchwarze Seide und die Flöre von Crepp durch die enge Straße der dicht ſie umgebenden Menge ohne Anſtoß gleiten mögen; die Fingerſpitzen der linken Hand ruhten noch in der mächtigen Rechten des einen Aelteſten, der die

Dame nicht früher loslaſſen wollte, als bis ſie glücklich zu ihrem Stuhle gelangt ſei. Endlich nahm ſie darauf Platz und dies geſchah in einer Stellung, die hier ungewöhnlich war; nämlich halb liegend, halb ſitzend, das Haupt auf den Arm geſtützt, verharrte ſie die lange Rede des Bruders hindurch, gleichſam wie in anhaltende und unabweisbare Träumereien verſunken. Man konnte dieſe auffallende Gleichgültigkeit gegen den gefüllten Saal für ein ſchmerzliches Andenken halten, das die Tochter dem Vater zollte, deſſen Verdienſte eben von dem Bruder Redner mit der umſtändlichſten Genauigkeit hergezählt wurden; aber die Gräfin blieb auch nach der Rede in dieſer Stellung, ſodaß dieſe ſchwarze unbewegliche Geſtalt in ihren Schleier gehüllt den Meiſten wie eine unheimliche Erſcheinung dünkte. Endlich als ſie merkte, daß man ſich ihr näherte und daß die Begrüßungen ihren Anfang nahmen, erhob ſie ſich und richtete einen flüchtigen fragenden Blick auf den Aelteſten. Dieſer kam auf ſie zu, an beiden Händen zwei uralte Greiſinnen führend, die als die erſten, von der Gnadenwahl erfaßten Töchter, einen beſondern Vorzug in der Gemeinde behaupteten. Die Gräfin blickte mit Verwunderung in die gerunzelten Geſichter dieſer alten Damen und ſah mit einer ängſtlichen Aufmerkſamkeit den tiefen ſchwankenden Verbeugungen zu, die dieſe Frommen vor ihr auszuführen ſich mühten. Mit einer ſchnellen Wendung kam ſie dem Fall der Einen zuvor und ſchloß ſie in ihre Arme. Die Alte war gerührt und küßte ihr dankbar die Hand. Liebe Mutter, ſagte die Gräfin leiſe, das war nicht mehr als meine Schuldigkeit. Ihr hättet fallen können, und überhaupt ſind ſolche Tage nicht mehr für Euch. — Ich wußte es wohl, erwiederte die Greiſin, aber ich hätte bei allem Dem nimmermehr zu Hauſe bleiben können. Jetzt, da ich die Tochter des Bruders Ludwig geſehen — jetzt kann mich der Heiland in Frieden fahren laſſen. — Nachdem noch einige Greiſinnen und Greiſe in ausländiſcher Tracht und mit ungewöhnlich langen Bärten ihre Grüße abgeſtattet, nachdem das tumultuariſche Chor der ledigen Schweſtern die neue, ſo hochgeſtellte Schweſter bewillkommnet, nachdem die Männer und Jünglinge ihre halb vertraulichen, halb ehrfurchtsvollen Verbeugungen gemacht, kamen die Kinder der Gemeinde, und zu ihnen neigte ſich die Gräfin mit der lebhaften Zärtlichkeit und der innigen Theilnahme einer jungen Mutter. Durch dieſen Auftritt gewann ſie das Herz der Mütter, die von dieſem Augenblick an in ihr die wahre Tochter des Heilandsgrafen erblickten, und jede ihrer Bewegungen mit gerührten Blicken und jener unbeſchreiblichen Theilnahme verfolgten, die eine zärtliche Mutter ſogleich gegen eine Fremde faßt, von der ſie erfährt, daß ſie auch eine glückliche und liebende Mutter iſt. Nachdem dieſe anſtrengenden Begrüßungen geendet waren, hoffte Jedermann die verſprochene Rede der Gräfin zu hören; allein ſie ſchwieg, ob aus Ermattung oder aus andern Gründen, war nicht zu ermitteln, und bald darauf entfernte ſie ſich, wie ſie gekommen war, mit demſelben Ceremoniell und derſelben Umſtändlichkeit, von der die beiden folgenden Aelteſten, an denen jetzt die Reihe war, ſie heimzuführen, ihr nicht das Geringſte erließen. An der Thüre hielt die Kutſche und kaum war die Gräfin darin verſchwunden, als die ganze Verſammlung auseinanderſtob, denn Jeder brannte vor Verlangen, den Daheimgebliebenen den Ausgang des merkwürdigen Tages zu berichten.

Es war in der vierten Nachmittagſtunde, als Johannes Wattewille ſich zu der Tochter ſeines Freundes und Meiſters begab. Er ging, von den Dienern im Vorſaal unaufgehalten, zu den innern Gemächern und fand die Gräfin erſchöpft auf dem Sopha ruhend und ſo eifrig in einem Buche leſend, daß ſie erſt nach einer Weile ſeinen Eintritt bemerkte. Das Zimmer ſchwamm in einem düſtern rothen Lichte, das die niedergelaſſenen Vorhänge verbreiteten, ein paar koloſſale Spiegel, die heute erſt mit den andern Möbeln des Hauſes in Paris angelangt waren, ſtanden auf dem Boden und waren zum Theil mit Flören von rother Gaze verhüllt. Tabourets mit koſtbarer Stickerei ſtanden umher und auf ihnen lag eine Maſſe kleiner Putzwaaren und zierlichen Geräthes aufgehäuft. Eine große ſilberne Vaſe ſtand auf dem Boden, halb verdeckt von einem prächtigen Bouquet Straußfedern, die nachläſſig hingeworfen ſchienen und ſich wie Thränenweiden über die Schlummerſtätte eines kleinen Bologneſers beugten, der auf einem Kiſſen von rothem Atlas und in einen indiſchen Shawl gewickelt lag. Ein chokolatfarbenes Windſpiel von der zierlichſten Race ſtand aufmerkſam die feinen Ohren geſpitzt, die klugen und ſanften Rehaugen unbeweglich auf den Eintretenden geheftet. Ein koſtbares Gemälde von Boucher, den Tanz der Grazien vorſtellend, lehnte an der Seitenwand und ſchien, mit einem blendenden Rahmen geziert, in dieſem einfachen Gemache ſich vergeblich nach einem ihm geziemenden Platz umzuſehen; denn ein Theil der Wände trug noch an ſeinen unſcheinbaren Tapeten den eben ſo unſcheinbaren und gelehrten Putz des vorigen Bewohners dieſer Räume. Ein kleines Bücherbret enthielt die Lieblingsſchriften des Grafen, einige theologiſche Werke und Sammlungen geiſtlicher Lieder. Dicht darunter breitete ſich ein alter vergelbter Kupferſtich aus, ſtammend aus der elenden und dürftigen Schule irgend eines frommen Bilderfabrikanten des halliſchen Waiſenhauſes, das Abendmahl des Herrn darſtellend. Ihm zur Seite zeigten ſich die Bildniſſe von Francke und Spener, das erſtere ein Geſchenk des frommen Herrn ſelbſt und ein theures Andenken an die Jahre, wo der Graf in Halle ſtudirte. Ein kleines Pult, in der Ecke des Fenſters ſtehend, und nicht weit davon an der Wand eine Handorgel von der ihrer Zeit berühmten Arbeit des Italieners Luchiſi, nebſt einem Tiſch und einigen Stühlen machten den ganzen urſprünglichen Hausrath dieſes Zimmers aus, das eine ſchöne weitreichende Ausſicht hatte. Johannes Wattewille betrachtete mit einer Miene der Befremdung die Wandlung, die dieſe ihm ſo theuren Räume erfahren hatten; er ſah ſich vergeblich nach den fernen Gebirgen um, die gerade jetzt in einer günſtigen Beleuchtung glänzten und die die Vorhänge verhüllten; ſein Blick glitt vom Abendmahl des Herrn auf die nackten tanzenden Göttinnen, von der abgenutzten und von dem gelehrten Schweiß nächtlicher Arbeit verdunkelten Lederdecke des Pults auf die Atlaskiſſen der Bergère, auf der die Gräfin lag. Sein Auge drückte keinen Unwillen aus. Als ein Mann, der in der Welt gelebt, wußte er, daß überall Widerſprüche ſich berühren, und daß die Pracht und der Luxus eben ſo wenig wie die gelehrte Umgebung des einſamen Anachoreten, wahre und untrügliche Maßſtäbe für den Charakter des Menſchen abgeben. Er hatte unter den ſchimmernden Farben der Mode, unter den lockenden Gebilden eines verwöhnten Geſchmacks oft Seelen gefunden, die die apoſtoliſche Einfachheit der erſten chriſtlichen Zeiten in ſich trugen, während unter dem ſchwerfälligen Gerüſte theologiſchen Pedantismus abſchreckend die ganze erbärmliche Eitelkeit eines Weltkindes ihm entgegentrat.

Die Gräfin, als ſie zufällig aufblickend den Mann in ihrem Zimmer gewahrte, legte die nouvelle Heloise, in der ſie geleſen, bei Seite und gab ihrem Gaſte einen freundlichen Wink, ſich neben ſie zu ſetzen. Wie ſind Sie mit mir zufrieden, lieber Freund, hub ſie an. Hab' ich meine Sache gut gemacht?

Sie fragen mich, Gräſin, als wenn Sie eine Schauſpielerin wären, und als wenn ich über Ihre Leiſtungen als einen ſolchen urtheilen ſollte, ſagte Johannes mit einem trocknen Lächeln.

Sein Sie nicht böſe, Watteville, entgegnete die Gräſin, indem ſie ſich lebhaft aufrichtete und ihm die Hand reichte. Und dann nennen Sie mich Eliſabeth — Schweſter Eliſabeth — wenn Sie wollen, und ich will Sie Bruder Johannes nennen. —

Wollen Sie das? rief Johannes und drückte die zarte Hand der Gräſin zwiſchen ſeinen beiden Händen mit jenem innigen und ſehr wenig weltlich üblichen Gruß, den die Mitglieder der Gemeinde ziemlich allgemein angenommen hatten. Nun dann, Schweſter Eliſabeth, ich hätte etwas mehr Wärme, etwas mehr Theilnahme des Herzens bei Ihrem Eintritt und Ihrer Aufnahme in unſerem Kreiſe gewünſcht.

Die Gräfin ſchlug die Augen nieder und erwiederte mit einem etwas unwilligen Tone: Mehr Wärme? — Die Leute ſind mir fremd.

Sie ſind Ihnen nicht fremd, Schweſter. Es ſind die erwählten Kinder Ihres Vaters — es ſind Ihre Brüder, Ihre Schweſtern. Jedes dieſer theuren Weſen iſt mit dem heiligſten Blute erkauft, und unzerreißbare Bande feſſeln Sie an uns.

Sie ſcheinen mir faſt alle arm und ungebildet.

Nach weltlichen Begriffen ſind ſie es auch, erwiederte Johannes. Aber was geht uns die Welt an? Was ſie arm nennt, iſt in unſerm Sinne reich, was ſie ungebildet ſchilt, nennen wir mit köſtlichem Wiſſen begabt. Hätte wohl, liebe Schweſter, Ihr theurer Vater ſich ſo viel Mühe gegeben, gerade dieſe Leute um ſich zu ſammeln, wenn er nicht irgend einen Keim des Unſterblichen in ihnen wahrgenommen? Er hatte die Auswahl unter ſeinen glänzendſten und gebildetſten Zeitgenoſſen.

Die Gräfin ſchwieg und ſagte dann nach einer Pauſe: Theilen Sie mir doch etwas über die Entſtehung der Gemeinde mit. Hat ſie Privilegien? Darf ſie ſich ſo organiſiren, wie ſie ſich jetzt organiſirt hat? Ich glaube gehört zu haben, daß man meinem Vater von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat.

Noch ſo unwiſſend in unſerer Sache? — rief Johannes mit einem trüben Lächeln, und gleich darauf, als bereute er, dieſen Vorwurf gemacht zu haben, ſetzte er hinzu: Allerdings haben wir gekämpft, Ihr Vater an unſerer Spitze. Wir ſetzten Alles ein gegen das Eine. Wir gaben freudig die Schätze der Ruhe und der Geſundheit hin, um ewige Güter zu erwerben. Die Früchte, die die Gemeinde jetzt genießt, pflückten wir in ſchweren Zeiten vom Baume des Lebens.

Ich weiß das, rief die Gräfin, aber es iſt keine Beantwortung meiner Frage. Wenn ich hier irgend eine Stelle behaupten ſoll, ſo muß ich wiſſen, ob die Regierungen mich ſchützen.

Gott wird ſie ſchützen, Schweſter.

Ich fürchte, hub die Gräfin wieder an, ich habe einen unüberlegten Schritt gethan. Als Sie mir in Paris den Brief meines Vaters übergaben, als Sie von dem Augenblick ſeines Sterbens und ſeinem letzten Willen in Betreff meiner ſprachen, ſo übermannte mich eine in ſolchen Fällen verzeihliche Schwachheit des Enthuſiasmus. Ich ſah das Häuflein der Verlaſſenen, Heimathloſen, von der Welt Bedrängten, die in meinem Vater ihr Alles verloren hatten, vor mir, und ich brannte vor Verlangen, dieſen Armen wenigſtens ein geringer Erſatz zu ſein. Aus der Ferne betrachtet nehmen ſich die Dinge anders aus. Was wußte ich, in Paris lebend, von dieſem Dorfe? Was konnte meine Seele, umrauſcht von den Vergnügungen der Hauptſtadt, von den herben und ſtrengen Pflichten wiſſen, die hier auf mich warteten? Obgleich nichts weniger als weltlich geſinnt, bin ich doch nicht ſo geiſtlich, daß ich es wagen ſollte, einen Prophetenſtuhl, der im Volk aufgerichtet und von den Regierungen gefährdet worden, zu beſteigen.

Hat Ihr Vater nie mit Ihnen über ſeine Angelegenheiten geſprochen? fragte Johannes mit einem düſtern Blick auf die ſchönen und belebten Züge der Gräfin.

Er hat's gethan, aber dies geſchah vor meiner Verheirathung. Er glaubte in dem ſechzehnjährigen Mädchen jenen leichtentzündbaren Schwärmergeiſt zu bemerken, der religiöſe Ideen auffaßt und fortbildet. Damals hätte ich auch die ganze Welt reformiren mögen. Meine Verheirathung drückte alles das nieder. Mein Mann liebte nichts weniger als Discurſe über den Heiland; ich mußte ihm gehorchen; und während ich dem Manne näher trat, entfernte ich mich vom Vater. Als ich Wittwe wurde, ſuchte mich mein Vater von neuem. Er nahm mich mit auf einige ſeiner Reiſen, und was ich von ſeinen Plänen und Abſichten weiß, ſtammt aus jenen Zeiten, wo er oft Stunden lang mit mir ſich beſprach. Ich erfuhr, daß er aus manchen Ländern verwieſen worden, daß er die Grenze anderer Staaten nur unter gewiſſen Bedingungen betreten durfte, die jedoch einzugehen er ſich weigerte. Ich las den Namen Zinzendorff, dieſen ſtolzen Namen, der ſich mit fürſtlichen Kronen vereinigen durfte, an der Spitze von ſchmuzigen Pamphlets, die ich auf dem Boulevard du Temple ausrufen hörte. Alles dieſes drückte meine Verehrung für meinen Vater nicht nieder. Ich wußte, daß er das Beſte wollte und daß ſein großes und edles Herz auf das unwürdigſte verleumdet wurde, aber ich hütete mich wohl, mich in den Streit einzulaſſen. Mein Vater, von ſeiner anfänglichen ſchwärmeriſchen Vorliebe für mich zurückgekommen, ſchien auch gar nicht die Abſicht zu haben, mich irgendwo in ſeinen Angelegenheiten brauchen zu wollen; ich empfing die letzte Zeit nur ſelten Briefe von ihm und dieſe behandelten nur im ſtrengſten Sinne Familienſachen. Wie ſoll ich alſo wiſſen, bis zu welchem Punkte ſeine Arbeiten gediehen ſind, an welcher Stelle der Faden riß, den ich wieder anzuknüpfen gekommen bin? —

Sie ſollen Alles erfahren, erwiederte Johannes. Ich werde Ihnen einen Auszug unſerer Papiere vorlegen. Nicht der geringſte Umſtand, die Gemeinde betreffend, ſoll, wenn Sie es verlangen, Ihnen unbekannt bleiben. Als Hauptgrundſatz, als die ſtützende Säule gleichſam unſers Wirkens, geht daraus hervor, daß Ihr Vater nie beabſichtigte, ſich von der Lutheriſch-Evangeliſchen Lehre, wie die Augsburgiſche Confeſſion ſie befeſtigt hat, zu trennen. Wir können alſo die Decrete aller Regierungen proteſtantiſcher Lande für die Rechtmäßigkeit unſerer Gemeinſchaft, die keine beſondere Kirche ſein will, aufweiſen. Unſere Abſicht geht nur dahin, die glühende Liebeskraft der erſten apoſtoliſchen Zeiten, vor den Concilien und Kirchenſpaltungen, in ihrer urſprünglichen Reinheit wieder aufzufriſchen, und als Born dieſer Liebeskraft ſehen wir Gott an, den in Liebe ſich uns opfernden Gott, jenes Lamm, das der Welt Sünde trägt. In dieſem Bande der Liebe treten wir zuſammen und arbeiten und ſind thätig. Die Regierungen, die uns beſchützen wollen, finden an uns ſtille, fleißige Bürger, die ſich dem weltlichen Geſetze fügen; die Kirche hat an uns eifrige Kinder, die in ferne Zonen pilgern, ohne Murren Elend und Noth ertragen, um das Wort der Liebe den Heiden zu predigen. In allem dieſen iſt kein Aufruhr, keine Geſetzloſigkeit zu finden; aber ehe wir es ſo weit gebracht haben, ehe es uns gelang, die ſchlechten Elemente zu ſondern, den Enthuſiasmus und die Thorheit von unſern Schranken abzuwehren, ehe wir es ſo weit brachten, die Regierungen über unſere Zwecke aufzuklären und ihren Argwohn zu beſchwichtigen, hat manche kummervolle und ſchlafloſe Nacht uns blutige Thränen weinen laſſen, Thränen, die Gott ſah und Gott gerichtet hat. Sie ſind nicht umſonſt vergoſſen. Doch damit nicht die alte Finſterniß wieder einbreche, damit nicht wieder einſtürze, was wir mühſam bauten, iſt es nothwendig, daß ein einiger Wille uns beherrſche und eine ſichtbare Hand die Unmündigen leite. Dieſe Hand erfaſſe ich eben, meine Schweſter, und ich laſſe ſie nicht los — nein, nein, ich laſſe ſie nicht wieder los.

Die Gräfin ließ ihre Hand zitternd in der Rechten des Mannes ruhen, der ſie mit ſeinen ernſten, von einer glühenden Andacht belebten Blicken forſchend anſah. Eliſabeth, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, können Sie uns verlaſſen, Sie, die Tochter des Mannes, der uns mit ſeinem Herzblut erkaufte; der der Welt Ehre und Freude für uns dahingab; der auf Sie, auf Ihr jugendliches Haupt, auf Ihr friſches unverdorbenes Herz ſeine Hoffnung ſetzte?

Wenn ſie Alle ſo dächten, wie Sie, Johannes, rief die Gräfin mit bebender Stimme, wie gerne wohnte ich dann hier.

Sie denken Alle ſo, entgegnete Wattewille. Glauben Sie mir, ſie denken ſo. Unter dieſen unſcheinbaren Hüllen ſchlagen wackere, auserwählte Herzen. Dieſe Geſichter, von Runzeln durchfurcht, mit langen Bärten und ungeglätteter Haut, ſie Alle tragen den köſtlichen Zug der Herzensehrlichkeit an ſich. Ihre Liebesverſicherungen ſind wirklich Verſicherungen der Liebe, ihre Küſſe werden nicht wie die Küſſe der Welt, von falſchen Lippen auf falſche Lippen gedrückt, ihre Worte ſind einfach, aber wahr. Prüfen Sie nun, und ſehen Sie dann, was an Ihnen iſt, nur fordern Sie nicht, was wir nicht haben — die Formen der Welt.

Die Gräfin neigte ihr Haupt ſanft zur Seite, wie in Träumereien und leiſe Zweifel verloren, dann richtete ſie ſich auf. Ein lebhaftes Feuer blitzte in ihren Augen, und ſie rief, indem ſie ihre Hand dem Manne reichte: Wie dem auch ſei, ich bin nun hier, und ich werde bleiben! So Gott will, werde ich das Vertrauen meines Vaters nicht täuſchen. Stehen Sie mir nur zur Seite, Johannes. Verlaſſen Sie mich nicht.

Gewißlich nicht, meine gute Schweſter, rief

Johannes und Thränen perlten aus ſeinen Augen. Wo Sie ſind, werde auch ich ſein, und wo wir Beide ſind, wird auch der ſein, von deſſen heiligem Namen unſer Geſpräch ausging und bei dem es jetzt endet.

Wenige Tage nach dem obigen Geſpräch gab die Gräfin ihrem Kammermädchen den Auftrag, einige Schweſtern zu einer freundſchaftlichen Zuſammenkunft einzuladen. Sie folgte darin dem Wunſche von Johannes, der ihr bemerkbar gemacht, daß ſie wohl daran thue, die Scheidewand des Ranges zu durchbrechen und die anſehnlichſten Mitglieder der Gemeinde unter vertrauten Verhältniſſen kennen zu lernen.

Alſo Jungfer Lebrechtin? fragte Sibylle.

Nicht Jungfer, hier iſt Alles Schweſter, entgegnete die Gräfin.

Wie, gnädige Frau, rief Sibylle erſchreckt, es gibt keine Jungfern hier im Orte?

Thue, wie ich Dir geſagt, entgegnete die Gräfin. Hier auf dem Papier wirſt Du die Namen noch einiger Perſonen finden. Geh' zu ihnen, ſprich geſittet und freundlich mit ihnen, grüße ſie von mir, und bitte ſie, daß ſie heute Nachmittag zu mir kommen.

Sibylle entfernte ſich kopfſchüttelnd und das Ergebniß ihrer Bemühungen zeigte ſich gegen Abend, wo das Zimmer der Gräfin ſich mit den Perſonen füllte, deren Namen auf dem Papier geſtanden hatten. Da waren Caroline Lebrechtin und Barbara Siegbertin, zwei Frauen aus dem Ehe-Chor; da waren Chriſtiane und Perpetua Timme, zwei ehrwürdige Jungfrauen aus dem Chor der ledigen Schweſtern; da war Libuſſa Nohatz, eine alte Böhmin, mit einem ſcharfgeſchnittenen ſtrengen Profil, einem Profil, wie man ſie auf antiken Gemmen findet; da war ferner Bruder Peter Liborius, ein Mann von umfangreichem Wiſſen und großen Kenntniſſen. Außer dieſen noch einige Andere, die aber nichts Ausgezeichnetes an ſich hatten, außer daß ihre Verbeugungen noch linkiſcher waren, als die ihrer Mitbrüder und Mitſchweſtern und daß ſie in noch kürzerer Zeit eine große Maſſe des Gebackenen verſchwinden machten und ihren Becher mit Thee leerten, ohne dazu ein Wort zu ſprechen. Johannes, der die Lebensgeſchichte der meiſten der Anweſenden kannte, hatte die Gräfin mit den intereſſanteſten Einzelheiten bekannt gemacht. Ohne dieſe Mittheilungen wäre es ihr auch unmöglich geweſen, ſich mit ihren Gäſten ernſtlich zu beſchäftigen; jetzt aber wußte ſie von dieſen ſeltſamen Geſtalten ſo viele warme und innige Züge des Herzens, ſo viel Charakteriſtiſches, daß dieſe ſtummen Bilder für ſie nicht mehr ſtumm waren. Die beiden Frauen, Lebrecht und Siegbert, waren in der Welt Rebenbuhlerinnen in der Liebe zu demſelben Manne geweſen. Caroline war ſchön, Barbara aber intriguant. Mehr als einmal war Caroline auf dem Punkte geweſen, zu ſiegen, aber immer hatte ihr Barbara die Palme wieder entwunden und endlich den geliebten Mann gewonnen. Carolinen's Leben war vernichtet; ſie war die innig Liebende und der Mann ihrer Wahl war der Coquetten zugefallen; von Glück für ſie konnte nicht mehr die Rede ſein. Sie ſtarb nicht am gebrochenen Herzen, aber ſie ſetzte das kleine graue Häubchen der mähriſchen Schweſtern auf und wurde ein ſtilles Opferlamm. Nach einigen Jahren des Rauſches der weltlichen Liebe und der thörichten Freuden, die ſie bietet, klopfte eines Abends an die Zelle Carolinens die kleine Hand einer kranken, blaſſen Frau. Es war Barbara, welche Wittwe geworden und die nun kam, um ebenfalls den Heiland zu lieben. Eine Andere als eine mähriſche Schweſter würde Barbara von ihrer Schwelle gewieſen haben, aber Caroline nahm ſie auf und ſeitdem hat Barbara keine treuere Freundin als Caroline. Jetzt ſind Beide kleine, blaſſe, ſtille Frauen geworden; ihre magern Hände drücken einander oft leiſe und heimlich, als wollten ſie die Zärtlichkeit ihrer alten Herzen vor der Welt nicht ſehen laſſen. Sie thun auch Recht daran, denn die Welt würde ihnen nicht glauben.

Die beiden Schweſtern Chriſtiane und Perpetua waren zum Grafen Zinzendorff gekommen unter ähnlichen Umſtänden wie die Samariterin zu Chriſtus. Auch ſie arbeiteten um Tagelohn und durch goldene Worte, zufällig angehört, hatten ſie vom Staub der Arbeit ſich hinweggewendet, um in Stille Gott zu dienen. Auf einem ſeiner einſamen Spaziergänge hatte der Graf ſie gefunden, wie die Eine unter der Laſt eines Bündels trocknen Reiſigs faſt erlag, die Andere mit wunden Füßen ſich hinſchleppte. Sie lebten jetzt in Ruhe und behaglich arbeitend, aber es waren aus ihnen keine reizenden Geſchöpfe geworden. Sie waren ſcheu, ernſthaft und hatten das Anſehen übelwollender alter Jungfern. Die thätige Menſchenliebe in ihrem Herzen ſah ihnen Niemand an. — Herr Peter Liborius war Profeſſor in Upſala geweſen, dort hatte er den Grafen predigen gehört und dieſer Mann der Wiſſenſchaft, dieſer Mann der claſſiſchen Latinität, dieſes Licht der Gelehrſamkeit war unter die mähriſchen Brüder gegangen, indem er auf Alles verzichtete, was die Welt als Ehrenbezeigungen für ihn bereit halten mochte. Alles Eitle hatte er hinter ſich gelaſſen, Alles, nur nicht den lateiniſchen Autor, an deſſen Erklärung er ſein Leben geſetzt, und dies war der Tacitus. Mitten unter den frommen Geſängen, den rührenden Liebesklagen an den Heiland, den Siegeshymnen über die Erlöſung, dachte er an die merkwürdige Stelle im Tacitus, über die er mit ſeinem Collegen, dem gelehrten Dr. Arnold, zerfallen war. Er haßte Niemanden, aber er liebte einen Menſchen auf der weiten Gotteswelt nicht, und dieſer eine Menſch war der Dr. Arnold, der behauptet hatte, die einzige richtige Erklärung jener Stelle im Tacitus gefunden zu haben. Dieſe vermeſſene Behauptung konnte ihm Peter Liborius nie verzeihen und es gab immer eine ſehr elende, ſehr betrübte Zeit, wenn Peter Liborius zum Abendmahl gehen wollte und der vorgeſetzte Bruder ihn fragte, wie es nun ſtände in ſeinem Herzen in Betreff des Dr. Arnold. Dann pflegte Liborius nachzuſehen, ob die Thüre des Kämmerleins auch recht verſchloſſen, um ja Niemandem ein Aergerniß zu geben, und dann geſtand er leiſe, wie er an den Dr. Arnold geſchrieben, wie er ihn unter heißen Thränen gebeten, ſeine ſtörriſche Anſicht aufzugeben, wie aber jener Doctor, in der Welt lebend, auf die weltliche Ehre nicht habe verzichten wollen, und er, Liborius, könne nun eben auch nicht anders als auf ſeinem Satz beſtehen, und der Doctor bleibe immer und ewig ſein Gegner. Unter dieſen Umſtänden ging Peter Liborius an den Tiſch des Herrn, aber er lag acht Wochen darauf krank und kämpfte mit dem Tode.

Am anziehendſten für die Gräfin war die alte Böhmin Libuſſa. Ein echtes Kind ihres Volkes war ſie ſtolz, kalt und eigenſinnig. Von dieſen irdiſchen Eigenſchaften hatte die Religion der Liebe nur das Rohe, Wilde nehmen, nicht ihren eigenthümlichen Reiz verwiſchen können. So wie die Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit noch in den edlen Zügen der alten Böhmin bemerkbar waren, ſo bezeichneten auch ihre kargen Worte das Selbſtgefühl ihrer Ideen und die freie Unabhängigkeit ihrer Anſichten. Sie ſtammte aus einem anſehnlichen bürgerlichen

Geſchlechte. Die großen Reichthümer, die ihre Familie beſeſſen, hatten hohe Aemter, ehrenvolle Rangſtellen der Sippſchaft zugeeignet. Seit geraumer Zeit war jedoch der Stamm in Armuth und Elend verſunken. Mit den Trümmern ihres Vermögens hatte ſich Libuſſa hierher gerettet und ſich und ihren Enkel, dieſen Abgott ihres alten Herzens, in die Gemeinde aufnehmen laſſen. Der Jüngling, kaum ſechszehn Jahre alt, war doch ſchon würdig gefunden worden, einige nicht unwichtige Aufträge zu beſorgen und jetzt gerade befand er ſich auf der Heimreiſe, um das Loos über ſich werfen zu laſſen, ob der Heiland ihn würdig finde, in dieſen jungen Jahren ſchon eine Miſſion zu übernehmen. Man kann ſich denken, wie die Alte zitterte, wenn ſie an dieſe Reiſe ihres Enkels dachte, und ſie dachte immer daran, Tag und Nacht — zu jeder Stunde. Das Ziel dieſer Miſſion war die Inſel St. Thomas. Nichts in der Welt war im Stande, die Alte ſo zu beſchäftigen, als dieſe Inſel, von deren Exiſtenz ſie vor wenigen Monaten noch nichts wußte. Jetzt war ſie jedoch das Heimathland aller ihrer Gedanken und Träume. Wie eine zärtliche Mutter die kleine Kammer aufputzt, wo ihr Sohn wohnen ſoll, wie ſie immer noch hie und da ein Plätzchen findet, wo ein bequemes Möbel, eine kleine Zierrath, ein nützliches Geräthe hinpaßt, ſo machte es die Alte mit der Inſel St. Thomas. Sie war ſo genau von der Beſchaffenheit des Bodens, den Eigenſchaften der ſchwarzen heidniſchen Bewohner, den Einflüſſen des Himmels und den Gefahren der Küſte unterrichtet, daß ein erfahrener Handelsſchiffer der däniſchen Compagnie es nicht beſſer hätte ſein können. Den Schatz ihrer alten Erinnerungen, die Genüſſe und Freuden ihrer Jugend, ihr Brautſtand und den Mann ihrer Liebe ſchien ſie aus dem Gedächtniß verbannt zu haben, lediglich um der Inſel St. Thomas den leergewordenen Platz in ihren Phantaſien einzuräumen. Man ſah ſie zerſtreut und launenvoll einhergehen, und Alles, was ſie ſah, bezog ſie auf die Inſel St. Thomas. Wollte es dahin durchaus nicht paſſen, ſo intereſſirte es ſie nicht, und ſie ging kalt vorüber. Eine getaufte Negerin, ein böswilliges, ſchlaues Geſchöpf, hatte ſich unter dieſen Umſtänden an unſere gute Alte gedrängt, um ihr halb ſchmeichelnd, halb mit offenkundigem Betrug Geld abzulocken. Libuſſa merkte das, aber ſie verzieh der Negerin, weil ſie aus St. Thomas ſtammte und vielleicht durch irgend ein wunderbares Zuſammentreffen ihr Enkel doch noch Nutzen ziehen könnte von der intimen Bekanntſchaft der Großmutter mit dem ſchwarzen Weibe.

Auch jetzt, als ſie mit den Andern im Zimmer der Gräfin ſaß, beſchäftigte ſie ſich, in einen Winkel zurückgezogen, eine alte, durch viele Brüche faſt unkenntlich gewordene Karte aus dem Buſen zu ziehen, und auf dieſer Karte, welche die Inſel St. Thomas vorſtellte, eifrig gewiſſe Gegenden mit dem runzlichen Finger zu durchwandern. Ihre große, mit blauen Gläſern ausgeſtattete Brille thronte dabei auf der prächtigen, großen, nach dem edelſten Muſter geſchnittenen Naſe. Die Geſpräche im Zimmer beſchäftigten ſie nicht; als ſie murmelnd die Karte bei Seite legte, nahm ſie eine Art großer Stickerei zur Hand, blickte aber dabei immer ſeitwärts auf die Karte. Man ſah, ſie war wieder in St. Thomas.

Ein einziger Gegenſtand vermochte doch ihre Aufmerkſamkeit, aber das nur auf einen Augenblick, abzulenken, und dies war eine Scene, die jetzt im Zimmer, unter ziemlich auffallenden Umſtänden, ſich ereignete. Johannes Wattewille wurde herausgerufen, indem man ihm meldete, im Vorſaal ſtehe ein Mann, der ihn zu ſprechen wünſche. Bald darauf hörte man einen lauten Wortwechſel, eine fremde Stimme ſchrie einige Scheltworte, über die ſich die anweſenden Schweſtern entſetzten; endlich ging die Thür auf und Johannes erſchien und hinter ihm eine Geſtalt, die im düſtern Lichte des Vorſaals nicht recht zu erkennen war. Nur Einer im Zimmer erkannte dieſe Geſtalt, trotz der Dunkelheit und ihrer verſteckten Stellung, und dieſer Eine war Herr Peter Liborius. Er ſtand von ſeinem Stuhle auf und nahm eine ſo erhabene und ſtreitſüchtige Stellung an, wie er ſie ohne Zweifel angenommen hatte, als er die einzig richtige Deutung jener denkwürdigen Stelle im Tacitus niederſchrieb und damit die Welt ſtaunen machte. Mit der linken Hand klopfte er die Kuchenreſte von ſeinem ſauber gefältelten Jabot ab, mit der rechten grub er ſich in die Falten ſeiner unſcheinbaren dunkeln Weſte ein. Dabei ſah ſein Antlitz mit einer ſtolzen Wendung lächelnd in die Höhe. In dieſer Stellung hatte er ſich malen laſſen und ſo prangte er in dem großen Saale der Univerſität. „Wer da auch komme,“ rief er laut, „ich bin gerüſtet.“ Eine Stimme aus dem Dunkel erwiederte darauf: „Wenn ich gewußt hätte, ihn hier zu treffen, wäre ich nicht gekommen.“ Der Fremde blieb draußen und Peter Liborius in ſeiner ſiegreichen Gemälde-Stellung innen; Keiner wollte die Schwelle überſchreiten, um dem Andern zu nahen, denn auf dieſer Schwelle lag der Tacitus und das fatale Capitel mit der berüchtigten Stelle. . .

„Ich hätte ihn eher am Ende der Welt vermuthet als hier!“ rief die Stimme draußen, und Peter Liborius antwortete darauf nur durch ein noch ſiegreicheres Lächeln und durch eine noch weiter vorgeſtreckte ſieghafte Stellung des rechten Beins. Er war wirklich wieder der alte Peter Liborius, der Stolz und das Entzücken der Wiſſenſchaft, das erhabene Vorbild der Jugend, der Liebling Clio's. Aber dieſer Aufſchwung dauerte nur wenige Secunden. Nachdem er ſich am Anblick ſeines ehemaligen Feindes geſättigt hatte, ſchien etwas in ſeinem Innern vorzugehen, das da machte, daß der Rücken ſeine gerade Haltung verlor, daß die Rechte nicht mehr ſo wild im Jabot wühlte und daß endlich das ſieghafte Bein ſich langſam und beſcheiden zurückzog. Herr Peter Liborius dachte an die nun bald wieder eintretende Feier des heiligen Nachtmahls und an die Qualen, die er ſtets um dieſe Zeit zu leiden hatte. Jetzt ſtand der Schöpfer dieſer Qualen vor ſeinen Blicken, jetzt war eine Möglichkeit, einem immer wiederkehrenden Jammer mit einem Streiche ein Ende zu machen und indem dieſe Ueberzeugung in der Seele des Profeſſors aufſtieg und ſich befeſtigte, flog er, wie Cäſar über den Rubicon, über die Schwelle und breitete ſeine Arme gegen die dunkle Geſtalt ſeines Widerſachers aus.

Ich wußte, daß Sie ſo handeln würden, Bruder, rief Johannes mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung zitterte.

Liborius hörte dieſe Worte nicht, denn er lag an der Bruſt ſeines Feindes und netzte ſie mit Thränen.

Liebet die euch verfolgen, ſegnet die euch fluchen! rief Johannes. Dr. Arnold trat jetzt ins Zimmer, und ſo heftig erſchüttert war er von Liborius' Empfange, daß er Niemanden beachtete, Niemanden zu ſehen ſchien, als nur ſeinen einſtigen erbitterten Feind, der jetzt den erſten Schritt gethan hatte, ihn mit Liebe zu umfangen. Sie ſetzten ſich neben einander hin und ſahen ſich lange ernſthaft und ſchweigend in's Geſicht, dann brachte Jeder ſeine Tabatiere hervor und bot dem Andern eine Priſe an. Sie ſchlugen zu gleicher Zeit ihre Tabatieren zu und dies gab einen dumpfen, feierlichen Klang, dann blickten ſie ſich nochmals, aber ſchon mit zärt=

lichern Blicken an, und dann lagen ſie ſich wieder in den Armen. Endlich erwachte in ihnen das Bewußtſein, daß das Zimmer um ſie her voll Leute ſei, und jetzt erhob ſich Liborius, nahm den Doctor bei der Hand und führte ihn zur Gräfin, indem er ſagte: Hier ſtelle ich Ihnen, Schweſter Bruce, den berühmten Dr. Arnold vor, einen ehrenwerthen Mann, der zugleich der beſte jetzt lebende Lateiner iſt.

Nein, nein, erwiederte der Vorgeſtellte lächelnd, der beſte bin ich nicht. Ich will mit keiner eitlen Lüge in dieſen Kreis aufgenommen ſein. Der beſte Lateiner iſt mein Freund Peter Liborius.

Nie ſtrahlte das Antlitz des guten Gelehrten in einem freundlichern Glanze, als da dieſe Worte über die Lippen des berühmten Commentatoren gingen.

Fahren Sie fort, meine Herren, vereint zu wirken, entgegnete die Gräſin, und die Welt wird dieſe Stunde ſegnen.

Die Welt? gnädige Dame, rief Arnold — ich frage nichts mehr nach der Welt. Ob ſie mich ſegnet, ob ſie mir flucht, das ſoll mir gleich ſein. Am Sterbelager eines einzigen geliebten Kindes hat ſich eine Wandlung mit mir zugetragen. Ich ſuche den Frieden, den die Welt nicht gibt, und will ſehen, ob ich ihn in dieſem Hafen finde. Liegt nicht das alte Schiff dort auch hier vor Anker? Und einſt ſegelte es doch friſch und prunkend auf der Woge der Welt, und führte ſtolze Sprüche auf ſeinen bunten Flaggen.

Dieſen Scherz beantwortete Liborius mit einem lächelnden Kopfnicken. Er konnte nicht aufhören, mit entzückter Miene den Doctor zu betrachten, und erzählte jedem Anweſenden, daß es ohne alle Frage der beſte Lateiner, der gründlichſte Gelehrte ſeiner Zeit ſei, der jetzt in ihrem Kreiſe lebe, eine Nachricht, für die die beiden Wittwen und die Schweſtern Chriſtiane und Perpetua ſehr wenig Sinn bezeigten.

Als ſich die übrigen Gäſte entfernt hatten, näherte ſich die Gräfin der alten Libuſſa, indem ſie fragte, was auf dem Papier enthalten ſei, das ſie eben in die Taſche geſteckt.

Was darauf enthalten iſt? fragte die Alte. Meine Inſel. Was ſoll's anders ſein? Die andern Theile der Welt gehen mich nichts an.

Könnt Ihr Euch auf einer Karte zurecht finden?

Früher konnte ich's nicht, aber jetzt kann ich's, entgegnete die Alte in einem ſtrengen, triumphirenden Tone. Ich hab' es eben lernen müſſen. Da half nichts.

Ihr geht ſpät in die Schule.

Und ſo ſollte es ſein. Als ich jung war, konnte es kein einfältigeres und thörichteres Ding geben als Libuſſa Nellis. Die Nellis hatten das Alle in ihrer Art; die Mädchen nichtsnutzig, aber die Weiber brav. Es gibt ein altes Sprüchwort in unſerer Familie: Wer eine Nellis will freien, pflück' ſie welk vom Baume.

Sind die Männer ebenſo geartet?

Einige trinken, erwiederte Libuſſa verdrießlich. Im Ganzen ſind wir mit ihnen zufrieden. Es ſind nun eben Männer.

Ihr liebt wohl Euren Enkel recht herzlich?

Die Alte fand nicht für nöthig, auf eine ſolche Frage zu antworten. Sie klopfte nur an die Taſche, um zu fühlen, ob ihre Brille ſchon drinne ſteckte, dann machte ſie Anſtalten, einen ceremoniöſen Abſchied zu nehmen. Sie fing an, mit dem Kopf zu wackeln und machte eine unruhige kleine Recognoscirung, ob die Falten ihres geblümten Halstuches und ihres Leibchens von geſtreiſtem Kattun auch in der gehörigen Ordnung waren, dann faßte ſie mit den äußerſten Fingerſpitzen beider Hände den Rock, breitete ihn von einander und brachte in dieſer Attitude einen unbegreiflich tiefen und ungewöhnlich feierlichen und reſpectvollen Knix zuwege, indem ſie zugleich für die genoſſene Bewirthung dankte. Die Gräfin reichte ihr die Hand und ſagte: Meine Gute, es wird mich freuen, wenn Sie öfters kommen, mich zu beſuchen.

Das würde ſich nicht ſchicken, erwiederte die Alte ſehr ernſthaft.

Und wenn Ihr Enkel kommt, ſo bringen Sie ihn mit.

Die Erwähnung des Enkels verſenkte die Alte plötzlich wieder ſo tief in ihre Träumereien, daß ſie zerſtreut ſtehen blieb, in ihr Halstuch griff, um zu fühlen, ob die Karte noch da läge, und dann zur Seitentaſche überging, wo die

Brille lag, und nachdem ſie öfters von der Karte zur Brille und von dieſer wiederum zu jener übergegangen war, murmelte ſie, daß doch nichts verrätheriſcher und tückiſcher ſei als jene Neger, und daß die ſchwarze Line, ſo hieß ihre Vertraute, allein eine Ausnahme mache. Mit dieſem Selbſtgeſpräch ging ſie zur Thüre hinaus.

Die Gräfin war überraſcht von dieſen ſeltenen Beiſpielen der Selbſtverleugnung und Demuth. Sie ſah den gelehrten Stolz, eine der reizbarſten und harnäckigſten Arten des auf der Erde ſo reichlich verbreiteten Stolzes, beſiegt, ebenſo die Eiferſucht und den Zorn der Liebe. Ein Oel, das dieſe ſtets unruhigen Wogen der Menſchenbruſt ſtillte, mußte nothwendig von einer wundervollen Kraft ſein. Die Gemeinde, wie jede aus dem Streit ſich entwickelnde Kraft, beſaß damals noch ihre ganze friſche Energie. Die Ueberzeugung machte ſich in deſto großartigern Formen geltend, je näher ſie dem Märtyrerthum ſtand, und es war nichts Seltenes unter dieſem Häuflein ſich abſondernder Frommen, jene glühende Begeiſterung, jenen ſtarken und unbeugſamen Prophetenmuth zu finden, wie er die erſten chriſtlichen Gemeinden bei ihrem verbotenen Gottesdienſt in den Katakomben von Rom beſeelte. Nebenbei machte ſich aber auch Entartung und Fieberwahn Platz. Gutmüthige, aber gemeine Naturen drückten die erhabenen Aufflüge der beſſern Geiſter nieder und trotz der Bemühungen einſichtsvoller und thätiger Männer wollte kein Ganzes ſich geſtalten. Selbſt der einförmigen Kleidertracht widerſetzten ſich die Meiſten und das damalige Herrnhut bildete eine Muſterkarte von den fremdartigſten Coſtümen, ſowie es eine Auswahl von den ſeltſamſten Charakteren darbot, von dem erhabenen

Fanatismus des Propheten bis zur gemeinen Heuchelei des Eigennutzes eines Sklaven.

Johannes, der ſeine Heerde kannte, wünſchte, daß die Gräfin nur die Beſſeren und Beſten kennen lerne, und ſo führte er ihr nach und nach zwei Drittheile der Gemeinde vor. Es gelang ihm, eine ziemlich enge Verbindung zu Stande zu bringen. Die Gräfin nahm ſich thätig der Angelegenheiten des Ehe-Chors an, ſie ebnete manches Mißverhältniß und beſeitigte öfters Streitigkeiten und Verfeindungen. Durch die eigenthümliche Milde ihres Weſens, durch die gewinnenden Formen ihres Umgangs feſſelte ſie eine Menge junger Mädchen an ſich, die ihr mit ſchwärmeriſchem Entzücken dienten und für die ein Wink ihres Auges Befehl war. Manche häßliche, kleinliche oder abgeſchmackte Sitte verſchwand allmählig; einige zügelloſe, fanatiſche alte Weiber mußten die Gemeinde verlaſſen, und mit ihnen gingen Die fort, die nur irdiſchen Vortheil ſuchten und bei der Welt die Reinheit der Geſinnung der Andern verdächtigten. Dennoch aber war noch viel Arbeit übrig. Johannes, der über die Fortſchritte des Gemeinweſens glücklich war, konnte jetzt Zeit erübrigen, um eine Reiſe zu einer entfernten Colonie anzutreten. Er ging mit frohem Herzen, denn die Gräfin hatte ihm verſprochen, daß ſie bleiben wolle. Hätte er gewußt, welche Gäſte bald nach ſeiner Abreiſe in Herrnhut eintreffen würden, er wäre nicht mit ſo leichtem Muth geſchieden.

Sibylle, die ihre junge Gebieterin aufmerkſam beobachtete, wußte bald, wie es um deren eigentliche Gemüthsſtimmung ſtand. Es gab Augenblicke, wo die Gräfin eine Melancholie zeigte, die durch nichts zu zerſtreuen war. Sie lag dann Stundenlang auf dem Sopha, und indem ſie den ſonſt ſo regelmäßig verſchloſſenen Vorhang öffnen ließ, blickte ihr Auge auf die einſame Gegend, auf die Linien des fernen Gebirges, und die tiefe Stille dieſes Gemäldes, das ſich immer gleich blieb, machte auf die Seele der ſchönen Frau den Eindruck der Ermattung und des Trübſinnes. Bei dem herannahenden Herbſte wurde die Färbung und der Charakter der Gegend noch einförmiger. Die Nebel, die ſich auf die Ferne zu lagern begannen, hatten in ihrem kalten und naſſen Duft etwas unendlich Melancholiſches; der ganze trübſelige Jammer eines ſchleſiſchen Winters, verbracht in einer kleinen Provinzialſtadt, ſchien immer näher und näher zu rücken. Wurden frühzeitig die Kerzen im Geſellſchaftszimmer angezündet, ſo war keine Hoffnung da, daß irgend eine Stunde des langen Abends in heiterer Zerſtreuung verfließe. Die muſikaliſchen Uebungen, die die Gräfin leitete, und bei denen ſie von einer Menge junger Mädchen umgeben war, wollten nicht recht vorwärts, und der Streit der

Lehrerinnen, die Einförmigkeit der geiſtlichen Geſangſtücke und die nicht zu bezwingende Scheu einiger Schülerinnen gaben eben ſo viel Urſachen her, daß das Intereſſe der Gräfin nachließ und ihr Eifer ſich verminderte. Sie vermißte Johannes, denn mit dieſem hatte ſie nicht allein über die Gemeinde, ſondern auch über manche Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie über Politik und Vorfälle in der Welt ſprechen können. Jetzt hatte ſie Niemanden. Die Briefe und Schriften ihres Vaters, die ſie durchzuleſen und theilweiſe zu ſtudiren Johannes verſprochen hatte, bildeten auf die Länge der Zeit ebenfalls eine beengende Lecture, wo immer ein Gefühl und ein Gedanke den Mittelpunkt ausmachte, um den ſich Moral und Geſchichte drehte.

An einem dieſer trübſeligen Abende, an welchem die Gräfin, Migraine vorſchützend, ſich zurückgezogen hatte, ſtürzte Sibylle zu ihr mit dem Ausruf: der Marquis iſt da! „Du träumſt wol,“ entgegnete die Gräfin auffahrend. — Nein, nein, jubelte die Zofe. Und was noch mehr iſt, mit dem Marquis iſt Madame Laballe und Theocrit Fontaines angelangt. Sie Alle ſind im Gaſthofe abgeſtiegen. Ich beſuchte gerade die Schweſter Lebrecht, die nebenbei wohnt, als ich die drei Wagen ankommen ſah.

Ach, rief die Gräfin, welch eine Thorheit!

Sie kommen unſertwegen, rief Sibylle und klatſchte in die Hände. Was triebe ſie wohl ſonſt von Paris hierher?

Dieſe Worte waren noch nicht geendet, als die Thür aufgeriſſen wurde und eine kleine Dame, in einen weißen Spitzenſchleier gehüllt, hereinflog und auf das Zopha der Gräfin zuſtürzte. Ein lautes Freudengebell der Hunde ließ ſich aus allen Ecken des Zimmers hören und vermiſchte ſich mit den Exclamationen Sibyllens und dem Schwall von Begrüßungen der Frau von Laballe, die in den Armen ihrer Freundin lag.

Bring die Hunde weg, rief die Gräfin. Man hört kein Wort.

Das iſt grauſam, rief Sibylle, die Zemire freut ſich ſo ſehr, die Frau Baronin wiederzuſehen, und Timon und Oreſt wollen auch etwas aus Paris erfahren.

Das kleine chokolatfarbene Windſpiel bekräftigte dieſe Worte, indem es in den zierlichſten Sprüngen um das Sopha herumtanzte und aus Begierde, die kleine parfümirte Hand der Baronin zu liebkoſen, den ſchwerfälligen Timon, der im Geklimper ſeiner Silberglöckchen und auf ſeinen kurzen, ſchwarzbraunen und verdrehten Füßen herangekrochen kam, fortwährend auf den Kopf trat. In dieſen Lärm miſchte ſich der Eifer der Bedienten, die, Einer nach dem Andern, hereingeſtürzt kamen, um zu melden, daß drei Wagen mit Beſuchen aus Paris an=

gelangt ſeien. Als endlich Alles, Kammermädchen, Bediente und Hunde bei Seite geſchafft waren, ſaß die Gräfin mit der athemloſen Frau von Laballe auf dem Sopha und Beide ſahen ſich lächelnd und verwundert an.

Iſt es möglich, Joſephine, hub ſie endlich an. Du hier, mein Engel! Und welche Merkwürdigkeit kommt Ihr zu ſehen. Oder hat man in Paris ein lettre de cachet gegen Euch erhoben, und Ihr armen Geſchöpfe flieht vor der Baſtille bis hierher in die Einöden Schleſiens?

Du biſt im Irrthum, entgegnete Frau von Laballe. Wir kommen nur Deinetwegen. Du weißt doch, daß Hypolit mit iſt, und mein guter, alter, dicker Fontaines, der immer noch ſo luſtig iſt, immer noch ſo albern plaudert und ſo ſchön ſingt. Es hat Mühe gekoſtet, ihn mitzuſchleppen. Er iſt unbeſchreiblich dick geworden, und dazu in der Muſik in den Streit der Italiener und Altfranzoſen verwickelt. Der arme

Fontaines; man hat gegen ihn eine Broſchüre geſchrieben, und ſeitdem ſchläft er nicht mehr gut und verdaut nicht mehr.

Was fang' ich nun mit Euch hier an? jammerte die Gräfin.

Laß uns nur frei herumlaufen, entgegnete Frau von Laballe. Wenn Du Deine frommen Verſammlungen hältſt, ſo ſchweifen wir unterdeſſen in der Gegend umher; den Abend kommen wir zuſammen, ſingen, plaudern und treiben Poſſen.

Ihr denkt in einer Vorſtadt von Paris zu ſein.

Nein, das denken wir gewiß nicht. Glücklich, der Stadt entlaufen zu ſein, wünſchen wir nichts, als Freiheit, und wollen nichts ſehen, nichts hören, als Dich — mein wunderliches Kind.

Und warum habt Ihr mir nicht ein Wort von Eurem Plan geſchrieben?

Ich mache nie Pläne, mein Liebchen. Vor acht oder zehn Tagen ſaß ich in meiner Loge in der großen Oper und amüſirte mich bei einem Ballet vom ältern Lulli; da ſehe ich mir gegenüber im Hintergrunde der Loge einen Mann ſtehen, der ſehr bleich iſt und ſeinen Blick auf mich gerichtet hält, als wolle er ſagen: und du kannſt heiter ſein? Wie ich ſchärfer hinſehe, erkenne ich Hypolit. Nun fiel mir ein, daß ich dieſen Mann, ſeitdem Du Paris verlaſſen, nirgend geſehen, ihm in keiner Geſellſchaft begegnet war. Dein Bild und das ſeinige traten jetzt zuſammen vor meine Seele. Wie ich noch über dieſen Gegenſtand grüble, tritt Hypolit in meine Loge. Er ſagt mir, daß er einen Geſandtſchaftsposten in Wien angenommen habe, und bietet mir an, eine Reiſe nach Deutſchland zu machen. Gewiß, erwiedere ich, aber Sie müſſen mir verſprechen, mich nach Schleſien zu bringen. Nach Herrnhut, ſagte er ſchnell.

Wann reiſen wir? Uebermorgen. Jetzt vertiefte ich mich wieder in mein Ballet und verlor keine Biegung des ſchönen Beines von Mademoiſelle Thereſe. Am andern Tage fand ich meinen guten Abbé mit ſeiner ſchändlichen Brochüre im Kampfe; was war ſchicklicher, als daß ich ihn mitnahm, und wenn Du dieſes Zuſammentreffen von Umſtänden einen Plan nennen willſt, ſo hab' ich denn einen Plan gemacht. Haſt Du heute Abend Cercle?

Cercle? lächelte die Gräfin. Hier hat man keine Cercles.

Deſto beſſer, entgegnete Frau von Laballe, denn ich muß wie eine Eule ausſehen, und könnte in der Geſchwindigkeit kaum Toilette machen. Eure Landſtraßen, mein Schatz, ſind abſcheulich. Das Purgatorium kann keine ärgern Plagen den franzöſiſchen Sündern auferlegen als eine Reiſe nach Deutſchland.

Mit dieſen Worten verſchwand Frau von

Laballe mit Sibyllen und ihren zwei eignen Kammermädchen in's Nebenzimmer und man hörte bald laute Befehle nach Pommade, Eſſenzen, Toilettenſpiegeln verlangen, lauter Dinge, die in keiner Art von Vollkommenheit vorräthig waren. Unterdeſſen ging die Gräfin unruhig in ihrem Zimmer auf und ab, zwiſchendurch ſtille ſtehend und lauſchend, ob nicht bekannte Tritte im Vorſaale ſich hören ließen. Endlich vernahm ſie dieſe und eine ſchnelle Röthe überflog ihr Antlitz. Ein hochgewachſener Mann trat herein von ungefähr dreißig Jahren. Seine Haltung war ſtolz und edel, die Züge ſeines regelmäßig ſchönen Geſichtes zeigten den Ausdruck einer furchtloſen Kälte und einer an Hohn grenzenden Sicherheit. Die ſtarken ſich berührenden Augenbrauen gaben den darunter glühenden Augen einen geheimnißvollen leidenſchaftlichen Blick, und dieſer Blick hatte bei aller Schärfe etwas Unſtätes, Unſicheres, dem der

Charakter der übrigen Züge widerſprach, denn den ſchönen Mund belebten die feinſten Linien des Lächelns eines Hofmanns, das ſtets mit leiſem Spott gemiſcht war. Für den Beobachter war eine Phyſiognomie dieſer Art ein intereſſantes Problem; für eine Frau, die da liebte, mochte ſie den Inbegriff alles Geiſtreichen und Schönen enthalten. Der Blick der Gräfin hing mit einem nur ſchlecht verhehlten Ausdruck der Zärtlichkeit und Ueberraſchung an ſeinen Zügen, während er ihre Hand an ſeine Lippen drückte und ſich entſchuldigte, daß ſeine Ungeduld ihm nicht erlaubt habe, dieſe Zuſammenkunft bis morgen, zu einer paſſendern Stunde, zu verſchieben. Er ſetzte noch einige Worte hinzu, als Frau von Laballe wieder eintrat und die Unterhaltung allgemein wurde.

Wo iſt der Abbé? fragte die Gräfin.

Er pflegt ſeine zerſchmetterten Gebeine auf dem Kanapee, entgegnete der Marquis, und ich zweifle, ob ich morgen ſchon im Stande ſein werde, ihn den Damen vorzuſtellen, ſo übel hat ihn ein Poſtwagen zugerichtet, den er auf der letzten Station nahm, weil er behauptete, es in meinem Wagen nicht länger aushalten zu können. Was mich betrifft, ſo bin ich eine ſolche Reiſe gewohnt.

Man ſprach jetzt von Wien, dem künftigen Aufenthalt des Marquis, dann von Paris und den neueſten dortigen Ereigniſſen; der Zuſtand der Geſellſchaft, die Vorfälle in den einzelnen Coterien ſeit der Abreiſe der Gräfin gaben reichen Stoff für die noch übrigen Stunden des Abends. Erſt ſpät trennte man ſich.

Das Leben der Gräfin nahm jetzt eine andere Geſtalt an. Die Gäſte aus Paris waren kaum eine Woche dageweſen, als ſich Perſonen einfanden, die zu ihnen paßten, und ſo eine

Geſellſchaft bildeten, die nicht die mindeſte Aehnlichkeit hatte mit der urſprünglich am Orte anſäſſigen. Man kam zuſammen, man ſcherzte, plauderte, machte Spaziergänge, muſicirte und lachte, und alles Das auf jene ungezwungene Weiſe, wie ſie reiche Müßiggänger damaliger Sitte unter ſich eingeführt hatten. Niemandem fiel es ein, ſich einen Zwang aufzulegen, um der kleinen Gemeinde, in deren Mitte man lebte, kein Aergerniß zu geben. Die Gräfin allein blieb ihren Pflichten treu, ſo viel dies möglich war bei dieſer veränderten Umgebung. Die Zuſammenkünfte in ihrem Hauſe gingen nach wie vor ihren Gang und es waren dazu Stunden feſtgeſetzt, die die pariſer Geſellſchaft nicht ſtören durfte. Alle irgend wichtige Vorfälle in der Gemeinde meldete die Gräfin gewiſſenhaft ihrem Freunde und Berather Johannes, der dagegen ihr Aufmunterung und Belehrung ſandte.

Aber es gehörte eine Feſtigkeit und Charakterſtärke dazu, die ſich ſelten in dem Buſen einer Frau findet, um den wiederholten Angriffen der Gegner immerdar ſiegreich Widerſtand zu leiſten. Wäre die Gräfin aus Ueberzeugung der Sekte beigetreten, ſo hätte ſie in ihrem Geiſte und Gemüthe tauſend Waffen gefunden, den Spöttereien ihrer Freunde den Eingang zu wehren; allein es hielt ſie nur ihr gegebenes Wort, und gegen Manches, was der Marquis gegen die Frommen vorbrachte, wußte ſie in der That nichts zu erwiedern. Sie blieb immer dabei, daß es gute und edle Menſchen wären, aber dieſer Grund galt bei dem Marquis nichts. In der Schule Diderot's und Voltaire's gebildet, führte er einen erbitterten Krieg gegen Alles, was ſich religiöſe Schwärmerei nannte, und was das Uebelſte war, er führte dieſen Krieg mit den Waffen eines Spottes, der, von der neuen Doctrin in den pariſer Salons ausgehend, faſt in ganz Europa ſchon ſich Eingang zu verſchaffen gewußt hatte. Er disputirte mit der Gräfin oft Stunden lang und das Reſultat dieſer Discuſſionen war immer, daß ſie auf Gründe nicht eingehen wollte, die ihr frivol und gefährlich ſchienen, und er dagegen die Gefühle des Wohlwollens und der Milde nicht für Beweiſe gelten laſſen wollte. Sie ſprechen ohne Erfahrung, rief ſie einſt ein wenig heftig. Sie gehen dieſen Leuten aus dem Wege und nachher urtheilen Sie über ſie, als wenn Sie ſie durch und durch kennten.

Leider iſt mir dieſe trübſelige Richtung in der Menſchennatur aus andern Beiſpielen ſchon hinlänglich bekannt, entgegnete Hyppolit. Die abſcheuliche Sekte der Convulſionäre, die in Paris jetzt ſo überhand nimmt, läuft mit dieſen armſeligen Heuchlern beinahe auf Gleiches hinaus. Noch wenige Tage vor meiner Abreiſe ſah ich, wie ein unglückliches Geſchöpf von dieſen mehr als teufliſchen Fanatikern überredet wurde, ſich ans Kreuz heften zu laſſen, und ich war Zeuge, wie das arme Opfer unter den gräßlichſten Qualen verblutete.

Dergleichen werden Sie hier vergeblich ſuchen, rief die Gräfin ſchaudernd.

Ich hörte ſchon von Exceſſen, die nahe an dieſen Gipfel des Wahnſinns ſtreifen, bemerkte der Marquis trocken. Er brach kurz ab und lenkte dann das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Mit dem Widerwillen, den der Marquis gegen die Frommen hegte, verband ſich jedoch keine Art willkürlichen oder ungeziemenden Betragens gegen ſie. Man ſah ihn immerdar, wo er ſich zeigte, ernſt und kalt auftreten. Er beſuchte mit der Gräfin einige Verſammlungen ſowie viele Fremde es thaten, die die Gemeinde kennen lernen wollten, aber nie entſchlüpfte ihm ein ſpottendes Wort oder ein höhnendes Lächeln. Er betrachtete die albernſten Auftritte, die wunderlichſten Zufälligkeiten ſo ruhig, als weilte ſein Blick auf einem gleichgültigen Gegenſtande, der durchaus nicht im Stande war, irgend einen Eindruck auf ſeine Seele zu machen; aber ſpäter in den Geſprächen mit der Gräfin goß er die ganze Fülle ſeines Sarkasmus aus, und dann bemerkte man, daß ihm auch nicht die geringſte Ungebühr oder Lächerlichkeit entgangen war. Anders benahmen ſich ſeine Begleiter. Frau von Laballe war ein kleines kindiſches Geſchöpf, das nichts ſo ſehr liebte als zu lachen. Jeder Spaß, er mochte kommen, von wo er wollte, wenn er nur irgend neu war, erregte ihren Muthwillen, und da ſie keine Ahnung davon hatte, daß irgend Jemand Rechte habe, die man reſpectiren müſſe, ſo war ſie ſchonungslos bis zum Extrem. In Paris hatte ſie über alle Welt lachen dürfen, und hier ſollte ſie es nicht? Eine kleine Anzahl wunderlicher, ſich abſondernder Weſen, mit ihren grotesken Sitten und Geſetzen, ſollte das Privilegium haben, daß man nicht über ſie lache? Dergleichen Zumuthung ſchien Frau von Laballe ſo zu amuſiren, daß ſie ſchon deswegen dieſe Excluſiven zur Zielſcheibe ihrer Laune gemacht hätte. Das Einzige, was ſie im Zaume hielt, war Eliſabeths Bitte, denn der Freundin, die ſie zärtlich liebte, konnte ſie nichts verweigern. Aber fortwährend trieb ſie ihren Muthwillen heimlich, und ſpornte den Abbé an, es ebenfalls zu thun. Sie ſangen Lieder, ganz im Styl der herrnhutiſchen Geſänge, aber in einen grotesken Schluß ausgehend. Der Abbé componirte Couplets und lange ſchmachtende Arien, die Frau von Laballe unter tragikomiſchen Geſten abſang. Wenn eine Verſammlung im Gemeindeſaale ſtattfand, ſo hielten die pariſer Gäſte eine ähnliche, aber burleske Vereinigung in einem der Zimmer ihres Gaſthauſes, und die klagendſte Muſik begleitete die in die tollſte Grimaſſe verzerrten Gebräuche der Sekte. Von allem Dieſem wußte und erfuhr die Gräfin nichts. Zwei junge Italiener von vornehmem Stande, die ſich auf Reiſen befanden und zu einem Beſuche auf dem Schloſſe zu Barby lebten, kamen ebenfalls herüber, und halfen die Poſſen ausführen. Da ſie, wie die Meiſten ihrer Nation, das Talent hatten, zu improviſiren, dabei gute Bouffons waren und Charaktere und Perſonen beluſtigend nachzuäffen verſtanden, ſo fielen ihnen die komiſchen Rollen zu und die ergötzlichſten Farcen wurden unter ihrer Leitung ausgeführt. Anfangs waren dieſe Scherze unſchuldig, aber es dauerte nicht lange, als ſie einen böswilligen Charakter annahmen. Man begnügte ſich nicht, unter einander Poſſen zu treiben, ſondern man ſuchte einzelne, mehr wie die andern zugängliche Mitglieder der Gemeinde in den Kreis zu ziehen, um ſie entweder zu bekehren oder ſie zu necken und zu höhnen. An komiſchen Individuen fehlte es nicht, und manche ſchwache Seele wurde fortwährend zum Narren gehalten, ohne daß ſie das Geringſte merkte.

Von dieſem Treiben gänzlich entfernt lebte die alte Libuſſa ihre Tage ſtill vor ſich hin. Zu ſtolz und zu bequem, den Einladungen der Gräſin ſo oft wie die Andern Genüge zu leiſten, wußte ſie nicht einmal von der Veränderung, die in jenem Hauſe ſich zugetragen, obgleich die ſchwarze Line ſehr eifrig beſchäftigt war, die Unaufmerkſame von Allem, was ſich in der Gemeinde ereignete, zu unterrichten. Eines Abends ſaßen beide Frauen, wie gewöhnlich allein beiſammen. Die Negerin war hinausgegangen, um die Lampe anzuzünden, die an der Wand der kleinen zur ebenen Erde befindlichen Stube befeſtigt wurde, Libuſſa blieb in ihrem ärmlichen, aus Stroh geflochtenen Armſtuhl ſitzen, und ſich auf die Lehne deſſelben ſtützend, blickte ſie auf die dunkelnde Straße, und ſchien die Schneeflocken zählen zu wollen, die zum erſten Mal vom Himmel in dürftiger Anzahl und vom nächtlichen Winde geſcheucht ängſtlich zur Erde wehten.

Das iſt der erſte Schnee, Line, ſagte die Alte, als die Negerin mit der Lampe hereintrat. Schließe die Laden noch nicht — ich will noch eine Weile dem Spiel der Flocken zuſehen.

Was ſiehſt du daran, Mutter? fragte die Negerin.

Libuſſa antwortete nicht, ſondern wiegte nur ihr Haupt, wie Jemand, der ſich über irgend eine Erſcheinung misbilligend äußert; endlich murmelte ſie vor ſich hin: Um dieſe Zeit vorigen Jahres ging er aus; er könnte jetzt ſchon wieder zurück ſein.

Bei uns zu Lande, hub die Negerin an, nachdem ſie mit großer Beſchwerde die Lampe an den Nagel, der nicht mehr recht halten wollte, befeſtigt; bei uns zu Lande kennt man dieſen häßlichen weißen naſſen Staub gar nicht, der vom Himmel fällt.

Das iſt wahr, erwiederte Libuſſa; ich habe nie gehört, daß es auf der Inſel ſchneit. Doch wollte ich lieber, es gäbe bei euch Schnee und ſtatt deſſen keine Schlangen.

Ich habe ein Mittel gegen Schlangengift, rief Line eifrig und ſetzte ſich mit ihrer Arbeit auf den gewohnten Platz, ein niedriges Bänkchen zu Libuſſa's Füßen.

Du haſt ein Mittel? und worin beſteht es?

Ja, wenn man Alles ſagen wollte! rief die Negerin und warf den Kopf in die Höhe, indem ſie die Augen zuſammenkniff und ein höchſt ſchlaues Lächeln über ihren mißgeſtalteten Mund gleiten ließ.

Ich werde den Doctor fragen, bemerkte Libuſſa nach einer Pauſe.

Line gab einen boshaften ziſchenden Laut von ſich, der ſehr charakteriſtiſch einen wilden

Hohn ausdrückte; dann ſetzte ſie hinzu:. Die Doctor hier zu Lande verſtehen nix. Ich ſage — nix.

Line! rief die Alte drohend. Wie Du das Fieber hatteſt und Dein ſchwarzes-Fell ſo bunt wie eine Seifenkugel ausſah, half Dir da nicht der Doctor?

Nix Doctor — das war der Heiland.

Es iſt wahr, ſeufzte Libuſſa. Ihre Träumereien beſchäftigten ſich jetzt wieder mit dem Schneegeſtöber und ſie ſaß lange da und ihr kummervoller Blick ſchaute fortwährend aus dem Fenſter. Unterdeſſen hatte die Negerin aus einem Kleiderbehälter eine Haube hervorgenommen, die ſie auf's Knie breitete und die farbigen Bänder glättete, dabei unausgeſetzt mit jenem ſchlauen Lächeln, das das ſchwarze Geſicht noch einmal ſo häßlich machte, zu der Alten emporblickend. Endlich wandte ſich Libuſſa vom Fenſter und bemerkte das Spiel mit der Haube.

Was machſt Du da? fragte ſie. Laß Deine ſchwarzen Finger weg von meiner Haube.

Ein hübſch aufgetakelt Schiff! rief die Negerin, und hat Segel und bunte Flaggen! Noch nie ſah ich ſolch hübſch Dreimaſter!

Leg ſie weg! rief Libuſſa.

Ich will Dir eins ſagen, Alte, flüſterte die Negerin. Gib mir das Schiff und ich gebe Dir mein Mittel gegen Schlangen.

Du willſt doch nicht die Haube tragen?

Warum nicht? Ich habe gerade ſo einen Kopf und ein Geſicht, wie Du haſt, drum kann ich auch grad ſolch eine Haube tragen.

Libuſſa war viel zu ſehr mit ihrem Ideengange beſchäftigt, als daß ſie das Beleidigende, das in dieſem Vergleich lag, irgend hätte beachten mögen; auch war ſie nichts weniger als eitel auf ihre ausdrucksvolle und edle Matronenſchönheit. Seit undenklichen Jahren hatte ſie keinen Spiegel mehr zu Rathe gezogen.

Doch war dieſe Haube gerade das einzige noch übrig gebliebene Stück ihres ehemaligen reichen Putzes, und manche Erinnerung verbarg ſich hinter dem aufgepufften Flor und unter den farbigen Bändern. Sie nahm die Haube, bewegte ſie, auf die rechte Hand geſtülpt, in langſamen, dann immer ſchnellern Kreiſen vor ſich, gleichſam als wollte ſie ſich die Jahre vergegenwärtigen, wo ſie ſelbſt ſich noch ſo lebhaft bewegte, Dieſem und Jenem zunickte, und wo man ſie ein raſches, braves, für ihre Jahre noch ganz hübſches Weib genannt hatte. Wie dieſe Erinnerungen in ihr aufſtiegen, lächelte ſie, dann aber plötzlich, als wären dieſe eitlen Triumphe frevelhaft, ſo wichtigen Intereſſen, wie das Wohl ihres Enkels, gegenüber, nahm ihr Antlitz einen tiefen Ernſt an und ſie ſagte in einem feierlichen Tone, indem ſie einen durchdringenden Blick auf die Negerin richtete: Sag mir Dein Mittel und Du ſollſt die Haube haben.

Line machte eine Verzerrung, die den höchſten Exceß der Freude ausdrücken ſollte, und griff nach der Haube.

Nicht eher, als bis ich das Mittel weiß, rief die Alte. Du haſt mich ſchon ſo oft betrogen.

Die Negerin brachte jetzt ein unverſtändliches Recept zu Tage, eine Anhäufung von Kräuternamen, die Libuſſa nie im Leben gehört hatte. Sie beſchrieb die Pflanze, deren Saft, zur Zeit des Vollmonds genommen, das Hauptingredienz des Heilmittels ausmachte; aber eine ſolche Pflanze war Libuſſa völlig unbekannt und ſie bemühte ſich, irgend eine ähnliche Staude in ihrer geringen Kenntniß der Botanik ausfindig zu machen. Das gelang ihr aber nicht und das Mittel blieb daher dunkel und im höchſten Grade geheimnißvoll. Demnach gab ſie die Haube hin, indem ſie murmelte: Sie betrügt mich — ich weiß es; aber vielleicht kann ſie doch diesmal die Wahrheit geſagt haben.

Die Negerin erhob ſich in einem ungraziöſen Sprunge von ihrer Bank, und indem ſie ſich vor den kleinen Spiegel, der nur zu ihrem Gebrauch in einer Ecke des Zimmers befeſtigt war, hinſtellte, zwang ſie ihrem krauſen ſchwarzen Lockenkopf den Berg von Flor und Bändern auf, der mit dieſem Geſichte im Bunde eine wahrhaft grauſenerregende Wirkung hervorbrachte. Sie nahm die Lampe und indem ſie ſich ſelbſt grell beleuchtete, trat ſie in der vollen imponirenden Gewalt ihrer mehr als thieriſchen Häßlichkeit vor Libuſſa und foderte dieſe auf, ſie zu bewundern.

Hm, rief die Alte zerſtreut. Ich kann nicht gerade ſagen, daß mir Das gefällt; aber es kann Leute geben, denen es gefällt.

Du willſt immer nur allein hübſch ſein, rief die Negerin boshaft.

Gott weiß, daß ich das nicht will, entgegnete Libuſſa, und ſah wieder zum Fenſter hinaus. Es war unterdeſſen völlig Nacht geworden. Das Schneegeſtöber hatte ſich vermehrt, und die weißen Flocken drängten ſich ans helle kleine Fenſter, als wenn ſie Leben hätten und die Nähe der Menſchen ſuchten. Der Wind heulte vernehmlich in ſehr traurigen Tönen und es ſchien die erſte rauhe Winternacht werden zu wollen.

Ich will jetzt gehen und die Laden ſchließen, rief Line, die ihre Haube ſorgfältig verpackt hatte.

Noch nicht, noch ein Weilchen laß ſie offen, bat Libuſſa. Wie, wenn er durch den Schnee dahergegangen käme! Anfangs entfernt und ganz unkenntlich, dann immer näher, immer näher dem Lichte, und endlich ſähe ich ſein liebes Geſicht, wie die weißen Flocken daran vorbeiwehen, und ihn mir doch nicht verſtecken können, denn mein Auge ſieht ſcharf. Wäre der Laden geſchloſſen, ſo würde er glauben, daß ich ſchliefe und nicht auf ihn wartete, wie es doch der Fall iſt. — —

Die letzten Worte ſprach die Alte in einer ſeltſamen Haſt. Sie hatte ſich ganz vorgebeugt und ſtarrte ſo leidenſchaftlich in die Nacht hinein, daß die Negerin nicht wußte, was ſie dazù denken ſollte. Endlich rief die Alte: Da! da! — Es iſt doch wahrhaftig, als wenn — Ach du mein Heiland, das Geſicht ſoll ich kennen! — das Geſicht — das Geſicht! —

Mit dieſem Ausruf hatte ſie mit einer ſchnellen, jugendkräftigen Bewegung das Fenſter aufgewirbelt, und nun trat aus Nacht und Dunkel ein wunderſchöner blühender Knabenkopf in's Licht und eine tönende volle Stimme rief: Großmutter, da bin ich.

Er iſt da! rief die Alte und ſank in ihren Stuhl zurück, indem ſie die magern Hände vor's Geſicht preßte, wie Einer, der in die Sonne geblickt hat und ſich geblendet fühlt.

Die Thür ging auf und ein hoch und ſchlank gewachſener Jüngling, der, wie man jetzt ſehen konnte, kein Knabe mehr war, eilte herein und warf ſich zu Libuſſa's Füßen nieder. Sie ließ langſam ihre Hände fallen, und der Enkel bedeckte ſie mit Küſſen. Ohne ein Wort hervorbringen zu können, waren die Blicke der Alten mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Liebe auf die jugendlichen Züge geheftet, ſie berührte liebkoſend die ſchwarzen glänzenden Locken und zögernd bewegten ſich ihre Finger, wie unwillig jeden einzelnen dieſer theuren Reize ſo früh zu verlaſſen, herabwärts und hielten die Wangen umſchloſſen, und ſanken dann auf die kräftigen breiten Schultern nieder. Dann faßte ſie heftig dieſe Schultern, ſchüttelte ſie und lachte dazu, und große Thränen rollten über ihre gefurchten Wangen.

Biſt Du es, mein Sohn, biſt Du es wirklich? rief ſie. Kommſt Du zu Deiner Alten zurück? Haſt Du Deine Alte nicht vergeſſen?

Dem Heiland Dank, Mutter, rief der Jüngling. Er hat mich geſund an Seele und Leib Dir zurückgegeben.

Ich danke ihm! ſagte Libuſſa, und ein ſtrenger Ernſt lagerte ſich plötzlich über ihre Züge. Sie ließ die Rechte des Enkels los und, indem ſie ihre zitternden Hände in einander legte, blickte ſie nach oben und murmelte ein Gebet; dann wandte ſie ſich wieder zu dem lieben Antlitz des Jünglings, und es mit beiden Händen umſchließend, blickten Beide einander, Auge in Auge, ſchweigend und zärtlich an.

Während deſſen hatte die Negerin ein paar Kerzen angezündet und ſie auf den Tiſch geſtellt, zwiſchen inne einen alten ſilbernen Pokal und zwei kleine Porzellanvaſen, die ſie aus einem Wandſchranke genommen hatte, wo dieſes ungewöhnliche Putzgeräthe aufbewahrt wurde. Zugleich breitete ſie einen kleinen ſehr buntfarbigen Teppich auf den Fußboden und klopfte die Pfühle eines Polſterſtuhles auf, der in der Niſche des andern Fenſters ſtand. Wie dieſe Vorkehrungen geſchehen waren, ging ſie feierlichen Schrittes in dem erhellten und geputzten Zimmer auf und ab, indem ſie triumphirende Blicke abwechſelnd auf den kleinen Spiegel, auf den ſilbernen Pokal und auf den bunten Teppich warf. Die Großmutter und der Enkel kehrten jetzt allmählig aus der Trunkenheit und Selbſtvergeſſenheit ihres Entzückens zu der ſie umgebenden Welt zurück, und indem ſie Beide ſich umarmt haltend aus dem Schatten der Fenſterniſche hervortraten, richtete Calixt, ſo hieß der junge Mann, die Frage an ſeine Großmutter, ob dies nicht Caroline Triptow ſei. Sowie die Negerin ihren Namen hörte, kam ſie herbei, haſchte nach der Hand des Jünglings und drückte, ehe dieſer es verhindern konnte, einen demüthigen Kuß darauf.

Ja wohl iſt das Caroline Triptow, nahm Libuſſa das Wort. Die alte ſchwarze Line.

Die Negerin richtete ihre ſchimmernden Augen aufwärts und indem ſie den Jüngling, der jetzt gerade und in ſchöner Beleuchtung vor ihr ſtand, betrachtete, ging ein Lächeln über ihre Züge, das, obgleich roh und gemein, doch einen ſo ſcharfen ungeheuchelten Ausdruck von Bewunderung an ſich trug, daß Libuſſa es mit Freude bemerkte. Sie war zu ſtolz, um mit der Negerin irgend eine Betrachtung über die Eigenſchaften oder die Geſtalt ihres Enkels zu wechſeln, dies war ein Gegenſtand, der ihrer Anſicht nach nur von ihr allein, von keinem Andern richtig und in ſeinem ganzen Umfang gewürdigt werden konnte; allein ſie war überraſcht, daß des Jünglings Schönheit ſelbſt auf die ſtumpfen Sinne der Dienerin wirkte.

Der übrige Theil des Abends, wo Großmutter und Enkel allein blieben, wurde angewandt, um Calixt von den Veränderungen zu benachrichtigen, die während ſeiner Abweſenheit in der Gemeinde ſich zugetragen. Der Tod des Grafen wurde weitläufig beſprochen, ebenſo die Ankunft ſeiner Tochter. Es ward feſtgeſetzt, daß Calixt den morgenden Tag die Aelteſten beſuchen und auch der Gräfin aufwarten ſolle. Ueber dieſe Geſpräche kam die Mitternacht heran, und trotz des ſtürmiſch aufgeregten Herzens der Alten, meldete ſich die Ermüdung der ſpäten Stunde. Laß uns das Abendlied zuſammen ſingen, ſagte der Jüngling, indem er ſeinen Arm um den gebeugten Nacken der Alten legte, und dann laß mich in meine Kammer hinaufgehen. Wir bedürfen Beide der Ruhe.

Libuſſa erhob ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, nahm aus einem Wandſchränkchen einen ſehr abgenutzten ſchwarzen Band, und ſchlug ein Lied auf, das durch ein ſehr zierliches Blättchen durchbrochenen Goldpapiers, auf dem ein Engel gemalt, bezeichnet war, und fing ohne weitere Umſtände zu ſingen an. Ihrer feſten Stimme merkte man nichts vom Alter an; dieſe Stimme war nie ſehr wohllautend geweſen, aber es lag in ihren ernſten Tönen eine Selbſtändigkeit des Gefühls und ein ſo entſchiedener Klang der Seele, daß man ſie aus einer Menge anderer Stimmen ſogleich und mit Wohlgefallen heraushörte. Jetzt, da ſich der ſchönſte jugendliche Tenor hinzumiſchte, konnte dieſes Duett ſogar ein Kunſtgenuß eigner Art genannt werden. Aber beide Sänger dachten in dieſem Augenblicke an keine Kunſt. Das Lied, welches von der Alten ſchon lange auf dieſe Stunde ausgeſucht war, beſchäftigte ſich in wenigen aber rührenden Strophen mit der Reiſe des jungen Tobias und mit den Dankgefühlen der Aeltern, als ſie den theuern Sohn an der Hand des Engels wieder in ihre Hütte eintreten ſehen. Dieſer Gegenſtand bewegte das Herz des Enkels wie der Großmutter ganz auf gleiche Weiſe ſtark. Als das Lied geendet war, legte die Alte ihre Hände auf das Haupt des Jünglings und ſagte: Sohn meines Sohnes! Wachſe im Glauben, erſtarke in der Liebe, werde mächtig im Hoffen!

Mit dieſem Nachtgruß ſchieden Beide von einander.

Der junge Nobatz, der Gräfin und ihrem Kreiſe vorgeſtellt, gewann bald eine Art Bürgerrecht darin. Man ſah ihn gern erſcheinen und wenn er einige Tage wegblieb, waren die Fragen über ihn allgemein. Frau von Laballe ſah ihn gern, weil ihre kleinen Abendconcerte eine ſchöne Stimme mehr gewannen. Der Abbé, der nie eine andere Meinung hatte, als die der Frau von Laballe, fand Daſſelbe. Der

Marquis, der ſehr ſchwer zu befriedigen war, hatte ſeltene und an ihm auffallende Beweiſe von Wohlwollen dem jungen Rohatz gegeben. Er war es, der den Jüngling aufſuchte und ihn wiederholt zur Gräfin brachte, und dieſe, ſoll man ſagen, daß ſie die Einzige war, die ſich gegen den Enkel Libuſſa's gleichgültig, wenn nicht kalt bewies? Und dennoch war dem ſo. Es lag vielleicht darin ein kleiner Widerſpruchsgeiſt, denn noch nie hatte ſie über irgend einen Gegenſtand der Meinung oder des Gefühls vollkommen mit dem Marquis übereingeſtimmt. Sie waren fortwährend im Streit und ſo mußte Calixt, da er von dem Einen bevorzugt wurde, von der Andern nothwendig zurückgeſetzt werden. Darin war noch keine offene Geſinnung ausgeſprochen. Die Triebfeder der Gefühle eines weiblichen Herzens ſind ſehr verſteckt angebracht und ihre Wirkungen liegen oft dem Auge des ſchärfſten Beobachters nicht deutlich vor. Aber Calirt ſollte bald eine entſchiedenere Stellung in ſeiner neuen Umgebung einnehmen. Die Gefühlsweiſe und der offene Charakter des Jünglings waren nicht der Art, daß ſie lange verborgen bleiben oder in einem zweifelhaften Lichte hätten erſcheinen mögen.

Der Winter war mit ſeiner ganzen Strenge jetzt eingetreten und zwang die kleine Geſellſchaft, ihre Excurſionen in die Umgegend einzuſtellen und ſo gut es gehen wollte, ſich im Zimmer zu vergnügen. Man hörte öfters von den ſchlechten Wegen ſprechen, und ſobald dieſes Umſtandes Erwähnung geſchah, ſchauderten der Abbé und die Frau von Laballe, und der Marquis erklärte, für's Erſte noch nicht an ſeine Reiſe nach Wien denken zu wollen. Eliſabeth, ſo bezeichnen wir jetzt die Dame, die wir bis jetzt ausſchließend die Gräfin genannt haben, weil ſie in der Gemeinde und in der ganzen Umgegend unter dieſem Titel galt, hatte ſich ſeit einigen Tagen unwohl gefühlt und empfing, auf ihrem Sopha liegend, nur die vertrauteſten Freunde. Es war eine beſondere Auszeichnung, die für das ehrſüchtige Gemüth der alten Libuſſa durchaus nicht ohne Wirkung blieb, daß ſie und ihr Sohn in dieſen engern Kreis mit aufgenommen wurden. Zwar verſtand die Alte nicht viel vom Geſpräch, denn es wurde faſt ganz franzöſiſch geführt, aber ſie hörte ihren Enkel ſprechen, ſah, wie er von dieſer vornehmen Dame und dieſem nicht minder vornehmen Herrn mit Aufmerkſamkeit angehört wurde, wie während ſeiner oft ſehr langen Reden die Theilnahme nicht erſchlaffte. Mit ſteigender Beſorgniß bemerkte ſie, daß manches Mal das Geſpräch den Charakter eines Streites annahm, daß alle Drei zu gleicher Zeit ſprachen, daß des Marquis Stimme laut und ſchneidend wurde und daß die Augen des Enkels ungewöhnlich blitzten. Nichts konnte für die gute Alte aufregender ſein als ſolch ein Moment. Je weniger ſie begriff, wovon eigentlich die Rede war, deſto mehr Möglichkeit gewann die Vorſtellung bei ihr, der Jüngling könne ſich unterfangen, irgend etwas an ſeinen vornehmen Freunden zu tadeln, entweder an deren Anzug oder deren Sitten. Sie konnte es nicht laſſen, ihn leiſe und verſtohlen an den Rockſchößen zu zupfen, um dann, wenn er zu ihr hinſah, ſchnell wegzublicken, als habe ſie nichts Derartiges gethan.

Eines Abends, als die Discurſe lebhafter wie jemals geweſen waren, ſagte die Alte mit einer bekümmerten Miene, als ſie ſich von dem Jüngling nach Hauſe leiten ließ: Ich glaube, mein Sohn, wenn wir nächſtens kommen, ſo wird man uns die Thüre verſchließen.

Weshalb, Mutter?

Nun ich meine nur ſo, entgegnete Libuſſa. Kann ich nicht auch meine Meinung haben?

Calixt wähnte das Geſpräch hiermit abgebrochen, denn er war an der Alten gewohnt, dergleichen prophetiſche und auf nichts ſich gründende Aeußerungen zu hören. Nach einer Weile hob ſie jedoch wieder an, und rief gleichſam zürnend: Sie iſt doch eine gute Frau, wenn ſie auch ihren brüſſeler Schleier und ihre Schuhe mit rothen Abſätzen nicht ablegt.

Wer zweifelt daran? erwiederte Calixt zerſtreut.

Und deshalb ſollſt Du ſie nicht tadeln. Die Nellis haben das aber in ihrer Art, fügte ſie lächelnd hinzu, und Du biſt ein ächter Nellis. Was Deinem Sinn nicht recht iſt, da kommſt Du mit dem Schwerte dahinter.

Alſo Du haſt verſtanden, Mutter, was ich der Gräfin ſagte?

Wie ſollte ich nicht? Es betraf die Schuhe mit den rothen Abſätzen.

Nein, entgegnete Calixt. Sie mag Schuhe tragen welche ſie will. An ihren kleinen Füßen würden ſogar Holzpantoffeln gut und zierlich ſich ausnehmen.

Und was haſt Du ihr denn vorgeworfen?

Ihre freigeiſtigen Grundſätze. Sie glaubt nicht an Gott.

Libuſſa war über dieſe Worte, die kurz und ſchnell ausgeſtoßen wurden, ſo erſtarrt, daß ſie ſich ſchnell auf einen Eckſtein der Straße ſetzen mußte. Hier ſtützte ſie ihre beiden Hände auf den Stab und ſah ihren Enkel mit weit geöffneten Augen an, ohne ein Wort zu ſagen.

Mutter, rief der Jüngling, hier an der Straßenecke zieht es; der kalte Luftzug muß Dir ſchaden. Komm fort.

Nein, nein! ſchrie die Alte und ſtampfte mit ihrem Stock den Boden: Ich geh' nicht von der Stelle. Was haſt Du mir da eben geſagt?

Beſte Mutter, etwas, was leider nicht ungewöhnlich in der Welt iſt, nämlich, daß es

Leute gibt, die nicht an Gott glauben. Als die Alte hierauf ein fürchterliches Geſicht ſchnitt, ſetzte er beſänftigend hinzu: Das heißt, nicht auf die Weiſe glauben, wie wir.

Sie hat mir nichts davon geſagt, rief die Alte dumpf vor ſich hin.

Dergleichen ſagt man auch nicht ſo heraus, entgegnete der Jüngling. Wenn Du jedoch etwas aufmerkſamer geweſen wäreſt, ſo hätteſt Du es aus ihren Aeußerungen merken können.

Die Alte verhüllte ihr Haupt und ſaß tief gebeugt da. Ihr grauer Mantel umgab ſie in weiten Falten und ſie hatte, von fern erſchaut, das Anſehn einer aus grauem Sandſtein in grandioſen Formen gehauenen Statue. „Sie iſt die Tochter unſeres Grafen, ſie iſt das Kind unſeres Ordinarius,“ wiederholte Libuſſa mit einer eintönigen dumpfen Stimme. Endlich erhob ſie ſich, ſtützte ſich wieder auf die Schulter ihres

Enkels und flüſterte dieſem zu: Du mußt nimmer zu ihr gehen! Hörſt Du es? nimmer! —

Du haſt mich nicht recht verſtanden, rief der Jüngling bittend.

Libuſſa erwiederte nichts. Sie ſchüttelte das Haupt und ſchlug mit ihrem Stab ein paar Mal heftig auf den Boden. Als Beide zu Hauſe angekommen waren und Calixt ſeinen gewohnten Platz dem Stuhl der Alten gegenüber eingenommen hatte, brachte ſie mit zitternder Hand die kleine Lampe und leuchtete damit dem Jüngling in's Geſicht. Als dieſer, ohne ſich über dieſe ſeltſame Ceremonie zu verwundern, unbefangen mit ſeinen klaren Augen zu ihr aufſah, lächelte ſie, ſchüttelte aber gleich darauf wieder das Haupt und ſetzte die Lampe mit einem unverſtändlichen Gemurmel hin.

Ich bin Dir eine Erklärung ſchuldig hub Calixt an, als er ſah, daß die Alte ihren Platz eingenommen hatte; Du könnteſt ſonſt von der Gräfin Uebles denken und ich wäre daran Schuld.

Sie glaubt an keinen Gott! ſtöhnte Libuſſa.

Und dennoch glaubt ſie an ihn, entgegnete Calixt raſch. Ihre reine Seele hat nie anders als in der unmittelbarſten Gottnähe geathmet. Ich bin es überzeugt — obgleich ihre Worte das Gegentheil ſagen. Aber bedenke, Mutter, die vornehme Erziehung; die Schriften der Philoſophen und Dichter, die jetzt allgemein geleſen und bewundert werden, müſſen ſie nicht nothwendig Einfluß auf ihr Denken und Empfinden ausüben?

Und was enthalten dieſe Schriften? fragte Libuſſa.

Du würdeſt mich nicht verſtehen, wenn ich ſie Dir auch erklärte, entgegnete der Enkel in einem milden Tone. Nur ſo viel erfahre, daß einige dieſer Leute behaupten, der Menſch ſei eine Pflanze wie jede andere. Er blühe, welke und ſterbe hin und Luft und Erde zehrten die Reſte ſeines Daſeins auf, ohne daß irgend weiter etwas von ihm übrig bliebe. Andere geſtehen das Daſein eines Gottes ein, aber ſie ſetzen ihn ſo weit ab von der Welt, daß er nur einen oberflächlichen und ſehr unkräftigen Einfluß ausübt. Am übelſten geht es aber der Chriſtus-Lehre.

Still, rief Libuſſa. Laß über Deine reinen Lippen nicht die Worte der Thoren gehn. Ich will nichts weiter wiſſen. Der Bruder Johannes hatte Unrecht, als er Dich die gelehrten Schulen der Welt beſuchen ließ. Du biſt noch ſo jung.

Erinnere Dich der Worte, die Johannes damals zu mir ſprach, hub Calixt nach einer Pauſe an. Er ſagte: die Bekenner unſerer Brüderſchaft ſind nicht dazu gemacht, ſich verzärtelt vor der Welt zu verſchließen. Wir ſind keine Sectirer noch Separatiſten. Unſer Wort und unſere That ſei offen. Die Welt komme an uns und ſehe was an uns ſei. Und ſo, liebe Mutter, erlaube, daß ich nach wie vor zu der Gräfin gehe.

Calixt nahm die dürre Hand der Alten und bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen. Er ſah ſchmeichelnd zu ihr hinauf und beobachtete mit einem bittenden Lächeln ihre Miene, die ſtreng und düſter war. Als Du von mir fortgingſt, ſagte ſie, warſt Du ſechszehn Jahre alt, und ich hatte Dich lieb, wie man einen kleinen unſchuldigen Jungen lieb hat; jetzt biſt Du zurückgekommen, und ich muß mich vor Dir fürchten, ſo gelehrt biſt Du, ſo viele Bücher haſt Du geleſen und ſo fremde Sprachen ſprichſt Du. Biſt Du denn noch mein Calixt, oder biſt Du es nicht mehr? Wenn ich in Dein Auge ſehe, ſo glaub' ich, daß Du mein Junge biſt, wenn ich aber Deine Reden höre, ſo glaub' ich's wieder nicht. Damals hatteſt Du die kleine Nitſchmannin lieb und ich dachte ſchon daran, über Euch Beide das Loos zu befragen, jetzt haſt Du nicht ein einziges Mal nach dieſer ledigen Schweſter gefragt.

Du haſt mir noch nicht meine Bitte gewährt, daß ich wieder zur Gräfin gehen kann, rief der Enkel.

Die kleine Nitſchmannin iſt zu einer gottſeligen Jungfer herangewachſen.

Antworte mir, Mutter.

Ich werde darüber den Bruder David Kranz befragen, ſagte die Alte, indem ſie ſich abſichtlich von den bittenden Blicken des Jünglings abwandte.

Der Bruder Kranz, entgegnete Calixt, iſt eine engherzige, kleinliche Alltagsſeele, die es gut meint, die aber über ſolche Dinge kein Urtheil hat. Er würde Dir rathen, mich nicht zur Gräfin gehen zu laſſen, aus keiner andern Urſache, als weil ſie eine Friſur nach der Mode trägt.

So werde ich die heutige Loſung unter mein Kopfpfühl legen; träume ich von den Worten der Loſung, ſo darfſt Du hingehen, geſchieht es aber nicht, ſo ſetze keinen Fuß wieder in dieſes Haus der böſen Geſinnung und Sitte.

Hiermit war der Streit beendet. Die Alte träumte von dem Worte der Loſung und Calixt ging den folgenden Abend wieder zur Gräfin Libuſſa aber blieb zu Hauſe. Der Heiland will es, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, daß er hingehe. Er muß wiſſen, warum er es will, meine Sache iſt es nicht, darüber noch weiter nachzugrübeln.

Und ſie grübelte auch nicht weiter darüber; ſie erwähnte mit keinem Worte der Gräfin, ſie fragte nie nach den dort gehaltenen Geſprächen; nur zuweilen, wenn der Jüngling es nicht bemerkte, glitt ihr Blick prüfend und ängſtlich über ſeine Züge, gleichſam forſchend, ob keine Linie der Reinheit, kein Zug der Unſchuld aus dieſem Antlitz, das ihr Himmel auf Erden war, entwichen ſei. Sie entdeckte keine Veränderung.

Deſſenungeachtet ging in der Seele des Jünglings viel und mancherlei vor. Der Umgang mit der Gräfin und dem Marquis regten ihn leidenſchaftlich auf und öfters mußte er einen langen, einſamen Spaziergang machen durch die nächtlichen Fluren, ehe er ſich der ſtillen Wohnung der Großmutter nähern und ſich dem prüfenden Blicke derſelben ausſetzen durfte. „Sie gehen unbarmherzig mit mir um,“ ſagte er eines Tages zu ſich. „Die ganze Gewalt ihrer Welterfahrung und ihres ſkeptiſchen Geiſtes richten ſie auf mich und ich muß Stand halten mit den wenigen Mitteln, die meinem erfahrungsloſen Geiſte, meiner ungeübten Zunge zu Gebote ſtehen. Aber ſie ſollen nicht gewonnenes Spiel haben! ſie ſollen es nicht! —

Nach einem ſolchen Selbſtgeſpräch kam er immer gerüſteter zum Kampfe. Und dieſer

Kampf nahm eine immer gefährlichere Geſtalt an. Calixt hatte ſeine Großmutter, ſchon gleich auf ihre wenige Faſſungskraft in Betreff dieſer Gegenſtände rechnend, nur in ſchwachen Umriſſen den Inhalt der Discurſe angedeutet, und ſchon war die Alte auf den Tod erſchrocken, was hätte ſie empfunden, wenn ſie im Stande geweſen wäre, den ganzen Umfang eines ſo troſtloſen und dabei ſo kecken Syſtems zu umfaſſen, deſſen Verfechter der Marquis war. Der Name la Mettrie genügt, um die frevelhafte Richtung in ihren Hauptmomenten zu bezeichnen. Dennoch war der Marquis kein Frevler, er war nur ein feiner Weltmann der damaligen Zeit, ausgeſtattet mit mehr Geiſt und forſchendem Tiefſinn als die gewöhnlichen Menſchen ſeiner Gattung. Als Voltaire's Schüler hatte ſein Geiſt ſchon frühe ſich jene kühnen Combinationen angeeignet, die das ganze Gebäude der damaligen Denkweiſe erſchütterten, von Diderot entnahm er die leichte, ſprudelnde Manier, wie ein Witzthema unendlich variirt, tauſend blendende Seiten für die oberflächliche Forſchung bietet, und von Helvetius endlich ward ihm der ſichere und leichte Lebens-Epikurismus, der in keine bedeutende Frage des Lebens oder des Geiſtes ſich einläßt, ohne bevor völlig gewiß zu ſein, daß dem eleganten Egoismus keine Opfer abgefordert werden ſollten. Ein Charakter wie dieſer, eine Bildung wie dieſe waren im ſchneidenden Gegenſatz zu Allem, was Liebe, Aufopferung, religiöſe Begeiſterung genannt werden mag, und dennoch fühlte der Marquis, wie alle reichbegabte Naturen, gerade ſich zu Dem hingezogen, was ſeinem Weſen abging, was ihm widerſtand und was er als ein feindliches Element zu fliehen ſich vorgeſetzt hatte. Salirt war ihm ein ſolcher Widerſacher. Er fand in dem Jüngling alle Grundkräfte jener Gefühls-Laſter, die er verabſcheute, aber dennoch, und dies war für den Marquis eine unbegreifliche Erſcheinung, ſtieß ihn der Jüngling nicht ab, dennoch fühlte er ſich immer von neuem aufgefordert, die puerilen Grundſätze des Erfahrungsloſen zu bekämpfen, und ließ ſich immer von neuem herab, die Dogmen eines lächerlichen Myſteriums anzuhören. Woher dieſer Widerſpruch? Aus welchem Grunde eine ſo ſeltene Schonung? Hatte er denn jemals eines Fanatikers geſchont? War es ihm nur von fern jemals in den Sinn gekommen, den Kinderglauben der Unſchuld unangetaſtet zu laſſen? Und warum denn hier gerade dieſes Mitleid? Warum erſtarb ihm ein beißender Witz, ein keckes Hohnwort, ein frivoles Gleichniß auf der Zunge, wenn er eben im Begriff war, damit der friſchen, jugendlichen Seele eine herbe Demüthigung beizubringen? Er geſtand ſich's nicht — aber unwillkürlich war es die Wirkung eben dieſer friſchen, jugendlichen Seele. Es leuchtete in dem ſchönen, dunkeln Auge des Jünglings ein Feuer, das eine geheime unwiderſtehliche Beweiskraft ausübte, und dieſe Waffe brauchte Calirt, ohne Wiſſen und Wollen, ſo oft gegen ſeinen Feind, daß dieſer ſich im Nachtheil befand, ehe er noch Zeit gehabt, den Köcher ſeines Witzes der Pfeile zu entleeren. Einige Male jedoch ſenkte der Jüngling dieſe ſchönen redenden Augen zu Boden und es hatte dann den Anſchein, als wenn er verſtummte vor den kecken Sarkasmen des Marquis, die dicht wie Schloßen während eines ſolchen verfinſterten Himmelslichtes niederſtürzten; allein in der Seele von Libuſſa's Enkel ging in ſolchem Augenblicke ein bleibender und ängſtlicher Schmerz. Es war ihm nicht entgangen, wie Eliſabeth, auf ihren Sopha hingelehnt, ihn ſichtlich im härteſten Kampfe allein ließ, ja oft muthwillig und triumphirend durch ihr Lächeln dem Gegner Beifall gab. Calirt, der nicht die leiſeſte Erſchütterung der Seele durch die glänzendſten Sophiſtenkünſte des Marquis empfand, wurde durch dieſes Lächeln irre an ſich ſelbſt gemacht. Konnte er die Wahrheit empfinden und reden, wenn ſie ihm nicht beiſtimmte? Konnte Eliſabeth's Seele ihren traurigen Abfall von Gott und Glauben noch durch ein ſo entwürdigendes Triumphlächeln feiern? Unmöglich! Dieſe Frau, die ihm ſo rein erſchien, ſo klar, ſo ſicher, ſo gemüthsreich, in ihrer ſtillen, anmuthsvollen Ruhe ſo verklärt, wie konnte ſie zu der Sprache eines Herzens, das ſeinen Gott verkündet, hohnlächeln? Nein! viel eher war anzunehmen, daß er zu weit gegangen, daß er haltloſe Schwärmerſätze behauptet habe, daß er an jene traurige Grenze gerührt habe, wo die Religion der Liebe an den Blödſinn fanatiſchen Grübelns ſtößt. Er ſchwieg und zu Hauſe angelangt durchwachte er die Nächte bei ſeinen Büchern, die ihm keinen Troſt gaben, denn ſie enthielten todte Buchſtaben, und jenes

Lächeln war ſo voll ſiegreichen Lebens geweſen.

Mittlerweile rückte der Zeitpunkt heran, wo über Calirt's Miſſion das Loos gezogen werden ſollte. Dieſe nahende Entſcheidung war für den armen Jüngling in ſeinem jetzigen Gemüthszuſtande von dem unglückſeligſten Einfluß. Die Briefe des väterlich für ihn beſorgten Johannes waren voll Ermahnungen, ſich zu dem hohen Berufe eines Miſſionärs Chriſti vorzubereiten. Die Reiſe ſelbſt, wenn die Entſcheidung dahin wies, ſollte im Frühſommer vor ſich gehen, und jetzt war ſchon über die Hälfte des Winters vergangen. An Johannes hatte Calirt nur kurz von den Geſprächen bei der Gräfin geſchrieben und erhielt darüber billigende Aeußerungen; ſollte er ihm jetzt die gefährliche Stellung ſchildern, die jene Weltleute, die Johannes lobte, weil er ſie nicht kannte, gegen ihn angenommen? Sollte er ihm die Lage ſeines Gemüthes ſchildern, der Wahrheit völlig gemäß, mit den erſchütternden Kämpfen, den Zweifeln, die in ihm aufgeſtiegen, den nächtlichen erſchöpfenden und doch nutzloſen Arbeiten? Was wäre die Folge geweſen? Der väterliche ſtrenge Freund hätte ihm verboten, die Gräfin jemals wiederzuſehen; und hätte er dieſem Befehle Folge leiſten können, ſeitdem Eliſabeth's Geſtalt ſich in ſein Wachen und Träumen drängte? Und wenn er in dieſem Kampfe, in dieſem Strudel von Verführung beharrte, wie war es möglich, ſich auf den heiligen großen Zweck der Miſſion vorzubereiten? Konnte er mit dieſen Gefühlen im Herzen, mit dieſen Zweifeln im Geiſte, ein würdiger Ueberbringer der Lehre ſein, die das klarſte Bewußtſein, den feſteſten Glauben, die unerſchütterlichſte Seelenruhe predigt? — Ach, welche Wandlung war in dem unglücklichen Jünglinge vorgegangen!

Die Einſamkeit hat für Seelenkämpfe dieſer

Art einen unverſiegenden Balſam; Calixt nahm zu ihr ſeine Zuflucht und er errang es über ſich, einige Tage nicht zur Gräfin zu gehen. Er hatte dieſen Zeitraum ſogar bis auf zwei Wochen ausgedehnt, als der Marquis ſich erkundigen ließ, ob er krank geworden. Er entſchloß ſich, den Abend hinzugehen und es war ihm ſehr willkommen, daß er in dem gewöhnlichen Zimmer das Sopha leer fand und den Marquis allein, der ihm ſagte, die Gräfin ſei wieder wohl und mit Frau von Laballe Beſuche machen gegangen. Und Sie, mein kleiner Rouſſeau, ſetzte Hyppolit hinzu, warum haben Sie ſo lange pauſirt? Waren Ihnen endlich Ihre Waffen ausgegangen und haben Sie unterdeſſen für neue geſorgt?

Ich bereite mich auf meine Miſſionsreiſe vor, entgegnete Calixt.

Ah ſo! das heißt, Sie ſetzen erſt ein Loos in die Chriſtuslotterie; kommt ein Gewinn, ſo reiſen Sie hin. Das iſt das einzige Lotto, das ich kenne, wo man ſich auf die Nieten freut.

Durchaus nicht, Herr Marquis, ich freue mich nicht auf die Niete.

Doch, doch! Sie reiſen nicht gern, mein Guter; und in Ihren Jahren, bei Ihrer hübſchen Figur übernimmt man lieber eine Miſſion des Teufels als die des Lammes. Ich ſage das nur ſo hin und will Sie nicht damit beleidigt haben.

Sie haben mich auch nicht beleidigt.

Nun ja, ich kenne das. Sie haben ſchon vollkommen das Martyrerthum der Leute Ihrer Claſſe. Man kann ihnen die ärgſten Sottiſen in's Geſicht ſagen, und ſie lächeln dazu. Zu Zeiten kann ich mich ſo weit vergeſſen, dieſen Stoicismus zu beneiden. Aber ſagen Sie mir, was wollen Sie nun endlich den Menſchenkindern lehren, zu denen Sie gehn?

Etwas, von dem Sie keinen Begriff haben, Herr Marquis.

Aber die Poſſe muß doch irgend einen Sinn haben. Ich kannte eine ſehr hübſche Frau in England, eine Methodiſtin, die für die armen nackten Neger ſehr wichtige und unentbehrliche Kleidungsſtücke nähte. Ah, da war Syſtem in der Verrücktheit. Aber an ſolche Dinge denkt Ihr Lamm nicht; und doch kann ich Sie verſichern, daß den armen Schwarzen ein Leinwandkittel, der ihre von der Sklavenpeitſche gefurchte Haut vor den Einflüſſen der Witterung ſchützt, nöthiger iſt, als der erhabenſte Unſinn in der Seele.

Da der Marquis auf dieſe Bemerkungen vom Jüngling keine Erwiederung erhielt, ſetzte er ſeinen unruhigen Gang durch's Zimmer fort und Calixt blieb am Fenſter ſtehen. Es war Beiden ſehr willkommen, daß in dieſem Augenblick die Thür ſich öffnete und Eliſabeth mit ihrer Freundin und noch ein paar andern Damen eintrat. Sie war freudig überraſcht, Calixt wiederzuſehen und reichte ihm mit einem Lächeln die Hand, das wie Sonnenglanz in ſeine Seele fiel. Mit der Freiheit, die ſie ſich genommen hatte, jedes Mitglied der Gemeinde vertraulich mit „Du" anzureden, ſagte ſie: Ich danke Dir, lieber Nohatz, Du haſt mir einen prächtigen Roſenſtock geſchickt, in dieſer Jahreszeit ein wahrer Juwel und ſo ſchön, wie ich ihn in dem Treibhauſe zu Barby nicht geſehen.

Während die Gräfin dieſes ſprach, ſtanden die andern Damen und fixirten Calixt, der darüber erröthete. Der Marquis flüſterte der Frau von Laballe einige Worte in's Ohr und Beide lachten. Zum erſten Mal fühlte der Jüngling einen lebhaften Unwillen gegen den Marquis in ſeiner Bruſt erwachen.

Die Geſellſchaft war zahlreich, beſtand nur aus Fremden und Gäſten, kein einziges Mitglied der Brüder außer Nohatz war ſichtbar. Dieſer ſah die Gräfin heute Abend völlig als Welt=

dame. Der Anblick war ihm neu. Er ſah ſie ſcherzen, ſich lebhaft bewegen und ihre Gäſte aufs Ungezwungenſte beſchäftigen. Es wurde geplaudert, gelacht, man wanderte durch die Zimmer, die heute alle geöffnet waren, zu Zweien, zu Dreien; kleine Gruppen von jungen Mädchen blieben vor den Gemälden ſtehen, andere nahmen Erfriſchungen, wieder andere vertheilten ſich in die Sophaecken und ließen ſich von den jungen Herren etwas vorplaudern. Nohatz, der ſich fremd fühlte, ſtand allein und richtete einen düſtern Blick auf die Menge. Nach einer kleinen Pauſe ſah man den dicken Abbé Fontaines erſcheinen und die Geſellſchaft zu einem Schauſpiel einladen. Alles ſtrömte hin und die frohlockenden Rufe der Mädchen und jungen Herren zeigten an, daß man ſich auf etwas ganz Beſonderes freue. Calixt war erſtaunt, den Saal, der gewöhnlich zu ernſten Verſammlungen diente, feſtlich erleuchtet zu ſehen, und eine Art von Bühne errichtet. Als man Platz genommen hatte, erſchien einer der Italiener, lächerlich und grotesk vermummt in der Tracht der Gemeinde. Er hatte die Kleidung ſo zu ordnen gewußt und Perrücke nebſt weißer Schminke dergeſtalt angebracht, daß er halb dem Pierrot, halb dem albernen Dr. Graziano ähnlich ſah. Er kündigte an, daß er ſein früheres einfältiges und doch zugleich frevelhaftes Leben bereut habe, und nachdem jedes Kloſter in ſeinem Vaterlande ſich geweigert, ihn aufzunehmen, er endlich bei den mähriſchen Brüdern, den berühmten Nachkommen von Johann Huß, aufgenommen worden ſei. Er ſchwebe aber immer in der Angſt, doch noch einmal verbrannt zu werden, wie der große Vorfahre und erſte Stifter der Gemeinde. Mittlerweile geſtand er ein, daß er ſich, ſo lange man ihm noch das Leben laſſe, damit abgebe, Heirathen zu ſtiften. Er habe ſeinen Bruder Harlekin mitgebracht und der ziehe das Loos und wiſſe es immer ſo einzurichten, daß die unerwartetſten und mirakulöſeſten Heirathen zu Stande kämen. So ſei denn heute gleich ein ſolcher Fall eingetreten, den er der verehrten Verſammlung kund machen wolle. Der Bruder Lorenz Stichbreit, ein ſehr ehrenwerther Krämer im Orte, habe als lediger Bruder das Loos gezogen und ihm zugefallen ſei die einzige Tochter des Häuptlings der Hottentotten. Dieſe Prinzeſſin, ſobald ſie vernommen, wem ſie künftig angehören ſolle, habe nicht einen Augenblick gezögert, und obgleich ſie von königlichem Geblüt, und ihr Liebſter ein Mann ſei, der mit Seifenkugeln handelt, iſt ſie ſogleich vom Cap aufgebrochen und ſei geſtern in Herrnhut angekommen, um die Ehe zu realiſiren. Sie und ihr Gefolge ſei im Gaſthof abgeſtiegen und dieſes ſei nun der feſtliche Moment, wo beide Liebenden ſich zum erſten Mal begrüßen ſollten.

Dieſe Rede wurde noch ſtürmiſch beklatſcht, als die Flügelthüren ſich mit Geräuſch aufthaten und eine abenteuerliche Figur hereinrauſchte. Es war die hottentottiſche Prinzeſſin, oder eigentlich der Abbé in der Maske eines umfangreichen, ſchwarzbraunen watſchelnden Weibes, geſchmückt mit bunten Perlen, Goldblech und Korallen. Dieſes majeſtätiſche Ungeheuer lehnte ſich auf zwei Sklaven, die ihr mit Fächern von grotesker Form Luft zufächelten. Einige Caricaturen in türkiſchem Coſtüm folgten. Von der andern Seite des Saals erſchien die lange dürre Figur des Bruder Lorenz, den man myſtificirte, und der im vollen Glauben war, die wirkliche hottentottiſche Prinzeſſin vor ſich zu ſehen. Schon lange war dieſer gutmüthige Krämer, ohne es zu ahnen, die Hauptfigur bei allen Poſſen geweſen, heute jedoch ſollte der Culminationspunkt ſeiner Würde erſcheinen. Er und noch ein paar andere Schwachköpfe aus der Gemeinde waren völlig und auf die Dauer gleichſam verrückt gemacht und ihnen die ſeltſamſten fixen Ideen eingeflößt worden.

Die Farce, ſo anſtößig ſie war, gelang vollkommen. Der Saal tönte vom Gelächter wieder und kaum wurde auf das fromme Brautlied gehört, das Frau von Laballe abſang. Den Schluß machte ein hottentottiſches Ballet, das von den Italienern ausgeführt wurde und in ſeiner Art eine wahre Kunſtleiſtung war, nur daß ſie nirgends weniger als hierher paßte.

Calixt hatte während der Poſſen die Gräfin angeblickt, die in den vorderſten Reihen ſaß, und geſehen, wie ſie bei einigen gelungenen Scherzen lächelte. Es ſchnitt ihm durch's Herz. In dieſem Saale, rief er zu ſich ſelbſt, lag der Vater inbrünſtig betend auf den Knien, und hier lächelt die Tochter über geſchminkte Poſſenreißer, die den Inhalt der Lehren lächerlich machen, um deren willen der Vater betete. O Welt, wie wunderlich biſt du geſtaltet! Dann aber ſetzte er begütigend hinzu: Ihr Lächeln gilt nicht jenen Lehren, es gilt nur dem Spiel, mit dem ſich ihre Geſellſchaft beluſtigt. Gewiß tadelt ſie deſſen Keckheit und Zügelloſigkeit, aber kann ſie ſich dem entgegenſetzen? Während er ſo ſein ungeſtümes Herz zur Ruhe zwang, bemerkte er den Marquis, der mit der Gräfin flüſterte. O wenn nur der fern bliebe! rief er. Der ſollte ihr nie nahen dürfen! Aber wie ſie freundlich ihm zulächelt, ihm vielleicht noch dankt für die Erfindung der Poſſe, die ſein Werk iſt. Ach, ſie liebt ihn! — ſie liebt ihn! —

Kaum war Calixt zu dieſem düſtern Reſultat ſeiner Träumereien gelangt, als er ſich unmuthig abwandte und den Saal verließ. Er betrat eines der Nebengemächer und ſah mit Verwunderung hier auffallende Anſtalten. Ein Spieltiſch war aufgeſchlagen und ſehr verdächtige Anzeichen wieſen darauf hin, daß man hier ein damals übliches Hazardſpiel, die Carmagnole, ſpielen werde. Sehr bald war auch die Geſellſchaft verſammelt und der Marquis pointirte. Die ältern Damen beſetzten Karten, die jüngern ſtellten ſich in Kreiſe und ſahen zu; Scherz und Gelächter verſtummte und es trat jene anhaltende Stille ein, die um den Tiſch der Glücksſpieler zu herrſchen pflegt. Calixt hatte ſich an eine Ecke der Tafel geſtellt, um Eliſabeth zu beobachten, die nicht ſpielte, die aber dem Spiel einer Freundin ſehr aufmerkſam folgte. Sie ſaß, den Rücken der Thüre zugewendet, ihr ſchöner Arm lehnte auf dem Tiſche und die linke Hand ſpielte mit dem Fächer; ſie erhob die Augen bald auf den Marquis, bald auf die Dame, und einer ihrer Blicke fiel auf Calixt mit einem ſonderbaren Ausdruck von Ueberraſchung, ihn hier zu ſehen.

Es ſtand eben ein bedeutender Satz auf dem Spiele; alle Blicke waren auf die Blätter gerichtet, die aus den mit koſtbaren Manſchetten umhüllten Händen des Marquis glitten; alle Lippen waren ſtumm, Niemand wagte es, ſeine Stellung zu verändern aus Furcht, den Zorn ſeines in Grübeleien verſunkenen Nebenmannes zu erregen — da plötzlich ließ ſich ein ſcharfer gellender Laut hören, wie der Schrei eines wilden Thieres. Alles fuhr entſetzt in die Höhe, man blickte hin und mitten im Zimmer ſtand Libuſſa Nohatz, mit weit aufgeriſſenen Augen den Spieltiſch und die Geſellſchaft anſtarrend. Wer die nervöſe Aufregung eines Spielers kennt, weiß, wie jede plötzliche und ungewöhnliche Störung ihn mit Schaudern erfüllt; hier war aber mehr als eine ungewöhnliche Störung. Schon der entſetzliche Schrei hatte herzerkältend auf die Meiſten gewirkt, jetzt ſah man im Schimmer der herabgebrannten Kerzen eine Geſtalt daſtehen, die aus einer andern Welt herabgeſchwebt ſchien und die lautlos gekommen war und jetzt wieder lautlos daſtand, nachdem ſie ſich auf eine ſo erſchütternde Weiſe angekündigt hatte. Niemand wußte hier, zwei Perſonen ausgenommen, um das Daſein der alten Böhmin, und ſelbſt dieſe zwei Perſonen hatten Mühe, ſie in dieſem Augenblick wiederzuerkennen. Die ſcharf ausgeprägten Formen, der ohnedies hohe Wuchs der Greiſin ſchienen jetzt faſt über das menſchliche Maß hinaus verſtärkt. Die hochgehobenen Arme und der ſtiere Blick erhöhten den Ausdruck des Geſpenſtiſchen und eine nur mäßig erregte Phantaſie konnte glauben, hier eine jener mächtigen Zauberfrauen erſcheinen zu ſehen, mit denen eine großartige aber düſtere Einbildungskraft die Gefilde des hohen Nordens bevölkert.

Nachdem die Erſcheinung ſich der Aufmerkſamkeit Aller verſichert hatte, ſchritt ſie langſam vor, und nachdem ſie einen ſchweren ſilbernen Armleuchter, der ihr zunächſt ſtand, mit einem unwilligen Stoß der geballten Fauſt umgeſtürzt hatte, wandte ſie ihr geiſterbleiches Geſicht und die ſtarrenden Augen im Kreiſe umher, bis ſie auf Calixt haften blieben, der unbeweglich ſeinen Platz behauptete und die Großmutter mit Augen anſtarrte, die eben ſo wild und zürnend waren als die ihrigen.

Endlich gelang es ihr, der unruhig arbeitenden Bruſt Worte zu entringen; ſie rief mit hohler Stimme, immer den Jüngling anſtarrend: Sohn des Laſters! Genoſſe der Thorheit! Täuſcheſt Du alſo mein Vertrauen? Muß ich leben, um zu ſehen, wie Du in der Geſellſchaft der Spötter ſitzeſt obenan? Wie Du das Werk des Teufels mit ihnen treibſt, und wie Du Deine Seele ſchändeſt, indem Du eintrittſt in das Bündniß der Ehrloſen? Ha, Spiel, ſündiges Spiel entweiht die Ruhe des Tages des Herrn! In dieſen Räumen des Friedens, wo Gott mit ſeinen Auserwählten ſprach, wo die Frommen zu Gebet und Betrachtung ſich verſammelten, treibt ungeſcheut die Rotte Korah ihr laſterhaftes Poſſenſpiel! Hinweg, ſag ich, hinweg mit dieſen bunten Blättern! Ich verkünde Euch den Zorn des Himmels, und vor allem Dir, ſündigem Weibe, die Du Dich fälſchlich die Tochter des Mannes nennſt, der uns arme Verirrte auf den Pfad des Lebens leitete. Geh, in Deinem Herzen voll Weltluſt iſt kein Tropfen Blut von ihm, auf Deiner Wange erblüht keine Schaamröthe, die Zeugniß gäbe, daß Du bereuteſt, Dich ſeine Tochter genannt zu haben. Ha, ha, ha! Ich bin, gegen Dich gehalten, nur eine Niedriggeborene, ein gemeines Weib, aber ich würde mich ſchämen und mein Wappenſchild zerbrechen, wenn ich alſo gefunden würde im Hauſe meines Vaters, wie ich Dich jetzt finde!

Libuſſa's Züge nahmen bei dieſen Worten den Ausdruck eines wilden Hohns an. Die leidenſchaftliche, ungezügelte Natur ihres Volkes trat hervor, und ihre Züge wie ihre Haltung gewannen etwas ſo Charakteriſtiſches, daß ſelbſt in dieſem Moment der höchſten Aufregung, wo jedes gewöhnliche Weib ein Gegenſtand der abſchreckendſten Häßlichkeit geweſen wäre, ſie einen Adel und eine Schönheit zeigte, die jedes Gemüth mit ſich fortriß und den Widerſtand der Andern auf einen Augenblick ſchweigen machte. Aber Càlixt war der Erſte, der dieſe Erſtarrung brach. Er ſtürzte mit muthigen Schritten auf die Alte zu und indem er deren Arm erfaßte, der ſich eben drohend gegen die Gräfin erhoben hatte, ſah er ihr lange und unerſchüttert in's Auge. Es ſchien, daß Libuſſa dieſen Blick nicht ertragen konnte; wie von einem Zauber gelähmt, der mächtiger war, als der ihrige, wandte ſie ihre Augen langſam weg und machte keine Miene, ihren Arm der ſtarken Rechte des Jünglings zu entziehen. Was Du auch zu ſagen haben mögeſt, Mutter, rief dieſer in einem faſt lautloſen gepreßten Tone, ſag' es nicht hier. Ein Wort noch von Deinen zürnenden Lippen gegen die Gräfin, und Du haſt keinen Enkel mehr.

Die Alte ſank bei dieſer Drohung, die ſchreckbarſte und geheimnißvollſte, die wohl jemals in ihr Ohr erklungen war, wie in ſich gebrochen zuſammen. Sie wandte noch einmal das Auge zu ihm herauf, als ſie aber auf ſeinen Zügen unverändert den kalten wilden Blick erkannte, ſenkte ſie den ihrigen wie beſchämt und verwirrt zu Boden indem ſie murmelte: Das iſt das Auge ſeines Großvaters! Dann ſetzte ſie ſtöhnend hinzu: Bringe mich fort von hier.

Es war auffallend zu ſehen, wie ſchwach die Alte jetzt am Arme des Jünglings hing; wie ſie, die eben noch, als das Feuer eines erhabenen Zornes ihre Bruſt erweiterte und ihre Geſtalt erhöhte, ein kräftiges Weib in den ſtolzeſten Jahren zu ſein ſchien, jetzt als ein ohnmächtiges Mütterchen fortwankte, kaum fähig, ihr zitterndes Haupt an der Bruſt des hochgewachſenen jungen Mannes zu erhalten. Der Marquis hatte unterdeß die Bedienten herbeigerufen, die während des Spiels im Vorſaal eingeſchlafen waren. Das ganze Haus gerieth in Bewegung, die jungen Damen kreiſchten, die Cavaliere liefen auf und ab, ohne zu wiſſen, was ſie bei einem ſo ſeltſamen Auftritt thun ſollten, Niemand aber wagte den Enkel mit der Großmutter anzugreifen, die ruhig und langſamen Schrittes durch die bewegten Gruppen hindurch gingen.

Die Gräfin, die während der ganzen Scene unerſchütterlich ruhig an ihrem Platz geblieben war, verließ ihn auch jetzt nicht. Als die Alte ſich gegen ſie wandte mit jenen fürchterlich beleidigenden Worten, ſtand ſie da, bleich aber ruhig. In ihrem ſchönen Antlitz, deſſen reine Linien gegen Libuſſa's ſchroffe Prophetenzüge ſeltſam abſtachen, zeigte ſich auch nicht der leiſeſte

Ausdruck von Unwillen oder Zorn, noch weniger von Beſchämung. Auch Calixt's Dazwiſchenkunft ſchien ſie weder zu erfreuen noch zu befremden. Es lag etwas in dieſer vornehmen Ruhe, die weit von Kälte unterſchieden war, das unwillkürlich Achtung einflößte, trotz deſſen, daß hier die grauſamſten Anklagen ertönten, die jemals einer pflichtvergeſſenen, entarteten Tochter gemacht wurden, und trotz deſſen, daß dieſe angeklagte Tochter mit keiner Sylbe ſich rechtfertigte.

Das Spiel war unterbrochen und ungeachtet der Bemühungen des Marquis, es wieder fortzuſetzen, blieb es für dieſen Abend beendet. Die Gäſte aus dem Schloß zu Barby entfernten ſich und auch die übrige Geſellſchaft ging auseinander. Der Marquis, als er ſich mit der Gräfin allein ſah, machte ihr lebhafte Vorwürfe. Sie ſehen, theure Bethy, rief er ihre Hand an ſeine Lippen führend und forſchend in in ihre Augen ſehend, Sie ſehen, wohin Ihr Eigenſinn Sie führt. Sie wollen durchaus bei dieſen ſchädlichen und albernen Thoren bleiben? Solche Scenen können ſich bald wiederholen und Ihre Freunde müſſen für Sie zittern, wenn ſie Sie der Brutalität einer wahnſinnigen alten Bettlerin oder ſonſtigem Unheil ausgeſetzt wiſſen.

Die Gräfin antwortete auf dieſen Vorwurf nur unbeſtimmt und ausweichend. Der Marquis mußte ſie verlaſſen, denn ſie war ungewöhnlich zerſtreut, und wenn er das Wort an ſie richtete, dergeſtalt in Gedanken verſunken, daß keiner ſeiner Vorſchläge, keiner ſeiner Pläne für ihre Zukunft ihr Ohr erreichte. Die Kammerfrau, die da kam, ſie zu entkleiden, fand ſie noch in dem Zuſtand völliger Entfremdung von allen Außendingen. Sie ſchritt in ihrem Nachtgewande durch die leeren Zimmer, nicht achtend auf den trüben Schein der verlöſchenden Kerzen, noch auf die Grabesſtille um ſie her. Endlich blieb ſie vor dem lebensgroßen Bilde ihres Vaters ſtehen und heftete auf deſſen Züge ihren Blick mit ängſtlicher Geſpanntheit. Der Graf hatte ſich malen laſſen in der einfachen Kleidung eines Geiſtlichen. Ein ſchwarzes Käppchen deckte das ſpärliche, auf der Stirne geſcheitelte Haar, die Rechte hielt die Bibel und zwar an die Bruſt gedrückt mit einer Geberde der Innigkeit, als ſolle ein ſchwer errungener Schatz ſo ſicher und ſo nah wie möglich dem Herzen aufbewahrt werden. Der Blick des Gemäldes war aus dem Bilde heraus auf den Beſchauer gerichtet und dieſe Augen, die mit Sanftmuth und Würde niederſchauten, machten einen eigenthümlichen Eindruck und es war dem Maler gelungen, in dieſe geiſtigen Sterne etwas von jener geheimnißvollen, faſt magiſchen Kraft zu legen, die die Blicke des Grafen im Leben an ſich gehabt hatten, nach dem Zeugniß aller ſeiner zahlreichen Jünger. Obgleich das Bild die größte Einfachheit in Stellung und Kleidung zeigte, hätte man es doch nicht für das Portrait irgend eines Landgeiſtlichen halten mögen; ein Schimmer der Vornehmheit war darüber ausgegoſſen; es war mit dem Stempel der Ariſtokratie bezeichnet, aber jener Ariſtokratie, die eine urſprünglich edle Geſinnung, eine hohe Lebensſtellung dem Individuum aufprägt, nicht der kleinliche, bunte Wiederſchein von den goldnen Feldern eines Wappenſchildes. Man ſah dieſem Manne an, daß die ſtolze und erhabene Bruſt unter Ordensſternen ſich gewölbt hatte, daß ſie es aber vorgezogen, ihre Schätze unter der einfachſten ſchwarzen Hülle zu bergen. Die Haltung war nicht jene affectirte Demuth, der ſich Amtsgeiſtliche öfters ergeben, ſie war vielmehr das kaum merkbare Neigen eines Hauptes, das die köſtlichen Schätze des freieſten und innigſten Denkens beſchweren, wie die volle Aehre beſchwert wird von dem Reichthum der goldenen Frucht. Die feine, zierliche Hand, die das Buch der Offenbarung hielt, war ohne Schmuck und nur durch Schönheit ausgezeichnet, und das Spiel derſelben zarten Form wiederholte ſich in noch höherm Grade im Leben unter dem Bilde, als Zeichen, daß dieſer nicht unwichtige Körpervorzug einen entſcheidenden Zug der Familienähnlichkeit ausmachte.

In der Stille der Nacht ſchien es, als verſenkte ſich die Tochter in eine lange anhaltende Geiſterunterredung mit dem Vater. Sie hatte im Leben ihm nie mit dieſer Ruhe gegenübergeſtanden und vielleicht war der Verkehr Beider mit einander nie ſo ungehemmt und ſo glühend geweſen. Erſt lange nach Mitternacht wandte Eliſabeth ſich vom Bilde ab und gab ſich einem unruhigen, oft unterbrochenen Schlummer hin.

Die erſten noch ſehr rauhen Frühlingstage waren erſchienen. Die Wege waren nicht zu befahren, die Bäche waren ausgetreten und ganze Thalniederungen zeigten ſich auf eine gefährliche Weiſe überſchwemmt. Man hörte von Unglücksfällen aller Art und um das Mißgeſchick des armen Landmannes noch zu erhöhen, hatte ein kurzer Waffenſtillſtand die Landſtraßen mit Geſindel angefüllt, das raubend und plündernd daherzog. Die einſamen Gebirge Schleſiens boten dieſen Freibeutern willkommene Schlupfwinkel, und die durch lange Kriegsjahre herbeigeführte Zerrüttung im regelmäßigen Gange der Behörden konnte der Zügelloſigkeit keinen haltbaren Damm entgegenbauen.

In einer Nacht, in der alle Schrecken der Elemente losgelaſſen ſchienen, in der, nach der Sage der Gegend, der furchtbare Berggeiſt Rübezahl ſein altes, ſeit Jahrtauſenden beſtehendes Felſenhaus um und um wandte, das Oberſte zum Unterſten kehrte, um die Gerechtſame ſeiner angeſtammten Wohnung gegen die freche Eindringlichkeit der Elemente zu behaupten, klopfte die Hand eines verirrten Wanderers an die niedere Thür einer Köhlerhütte. Sie wurde von dem bärtigen, in dürftige Lumpen gehüllten einſamen Bewohner geöffnet und herein wankte ein ältlicher, bleich ausſehender Mann, deſſen Hut von Regengüſſen triefte und deſſen Kleidung Dornenhecken zerriſſen hatten. Er ſank erſchöpft an die Flamme des Herdes hin und ſeine röchelnde Bruſt haſchte nach Athem. Der Köhler ſah ſeinen Gaſt mit jener ſtumpfen Gleichgültigkeit an, die im Gefühl ihres eigenen Elends ſich nicht ſehr um das Anderer bekümmert. Nachdem er die ſpärlichen Worte der Begrüßung geſprochen, fuhr er fort, die vom Sturm aufgeriſſene Oeffnung eines kleinen Fenſters mit Stücken friſchen Raſens zu verſtopfen und mit Matten zu behängen. Als dieſe Arbeit vollbracht war, fragte der Reiſende, ob er für Geld eine kleine Erfriſchung haben könne. „Seht Euch um, Herr, entgegnete der ungaſtliche Wirth, ob dieſe Hütte danach ausſieht, als berge ſie Leckerbiſſen und Erfriſchungen. Wenn es nicht gar zu arg draußen wüthete, ginge ich wohl herüber zu meinem Tochtermann, der einen Meiler weiter wohnt; aber ſo muß ich zu Hauſe bleiben und die Hütte zuſammenhalten helfen, daß ſie mir nicht ſtückweiſe entführt wird. Wollt Ihr Waſſer, ſo ſteht dort im Kruge welches und eine trockene Brotrinde liegt daneben.“

Dieſer Beſcheid und die dürftigen Mittel zur Stärkung waren Alles, was die Hütte und ihr Bewohner zu geben hatte. Während der Gaſt ſich der letztern bemächtigte, hörte man in Pauſen den furchtbaren Orkan die Stämme des Forſtes brechen und gegen die uralten Felſenſtirnen ankämpfen. Zwiſchendurch klang das heulende Geplätſcher der Berggewäſſer, die ſich in Strömen vereinigten und durch die Finſterniſſe dieſer grauſenden Wildniß jagten. Der Köhler war hinaufgeklettert und hing in ſo gefährlicher Lage an einem Balken, den er befeſtigte, daß es alle Augenblicke den Anſchein hatte, als wolle er auf ſeinen Gaſt herabſtürzen und ihn und den ſpärlichen Waſſerkrug zerſchmettern. Endlich kam er herab und ſetzte ſich erſchöpft und keuchend an den Herd, deſſen Feuer er wegen des Unwetters nicht lebhaft anzuſchüren wagte und das deshalb ſeinen düſtern, erlöſchenden Schimmer ungewiß und ſchwankend auf die derben geſchwärzten Züge ſpielen ließ.

Ihr kommt wohl aus der Umgegend? hub er ſeinen Gaſt zu fragen an, aus einem der Brüder-Oerter?

Aus Herrnhut, entgegnete der bleiche Wanderer.

Das dachte ich mir, rief der Köhler. Ich ſehe es an Euerer Kleidung. — Das Geſpräch ſtockte und der Fremde ſchien keine Neigung zu fühlen, es zu erneuern, aber mit roher, gefühlloſer Stimme ſetzte der Köhler ſeine Fragen fort. Wie konntet Ihr aber nur in ſolcher Nacht umhergehen? rief er. Ihr habt nicht die Knochen dazu, um bei dieſer Jahreszeit ein Spiel im Gebirge zu wagen. Zum Teufel, Ihr hättet wie ein Kieſel in die Felsklüfte geſchleudert werden können. Wir haben ſchon manche ſolche blaſſe Bilder, wie Ihr ſeid, verſchwinden ſehen.

Ihr ſeht, ich lebe noch, entgegnete der Fremde mit ſanfter Stimme.

Der Köhler ſchüttelte das Haupt und richtete aufmerkſame Blicke auf das verſtopfte Fenſter, deſſen Raſen- und Mattenverband ſich wieder zu löſen begann. Und wo wollt Ihr denn eigentlich hin? fragte er, indem er ſich mit dem Fenſter beſchäftigte.

Der Fremde nannte einen Ort im Gebirge. Während dieſes kurzen Geſprächs hatte ſich leiſe und durch das Toben des Sturmwindes unbemerkt eine Geſtalt aufgerichtet, die dort in dunkler Ecke auf einem Strohlager lag. Der Schatten des am Herde ſitzenden Wanderers fiel gerade auf jene Wand und machte die ohnedies dunkle Ecke noch finſterer; das ſchärfſte Auge konnte daher nur, und auch dies mit Mühe, die Umriſſe eines menſchlichen Weſens erkennen. Dieſer Mitbewohner der Hütte ſchien ſeine Aufmerkſamkeit zu verdoppeln, je länger der Fremde ſprach, und als dieſer ſchwieg, machte jene Geſtalt im Winkel eine Bewegung, als trachte ſie, etwas von dem Antlitz des Mannes zu ſehen. Sie richtete ſich zu dieſem Behuf von ihrem ärmlichen Lager auf und ſchlich leiſe und auf die Hände am Boden ſich ſtützend dem Herde näher. Wie ein Schatten wankte ſie hier vorgebeugt und floh eilig zurück, als ihre

Beobachtungen, wie es ſchien, ein gewünſchtes Reſultat erhalten hatten. Man ſah jetzt dieſe myſteriöſe Figur ſich in ihre Decken hüllen und aus der Hütte ſchlüpfen. Das Oeffnen der Thür, die der Sturm heftig wieder zuſchlug, erregte die Aufmerkſamkeit des Köhlers und er rief, nachdem er einen forſchenden Blick auf das Lager in der dunkeln Ecke geworfen: Beim Sirt, er iſt fort! In dieſe Nacht hinaus läuft er.

Der Fremde hatte nichts von dem Vorgange vernommen, und ſaß die Hände in den Schooß gefalten, in die Flamme ſtarrend. Nur durch die wiederholten Flüche und Betheuerungen ſeines Wirthes, daß er den einfältigen Burſchen nicht aufſuchen wolle, wurde er endlich aufmerkſam und fragte, was geſchehen ſei.

Er iſt fort, rief der Köhler. Sechs Tage hat er in meiner Hütte zugebracht, hat kein Wort geſprochen, die Tage und Abende hat er im Gebirge geweilt, die Nacht dort auf der Matte gelegen. Und nun iſt er fort.

Wer? fragte der Fremde und ſeine Mienen zeigten die geſpannteſte Neugier.

Seinen Namen hat er mir nicht genannt, aber er gehört auch zu den Brüdern. Das war nicht ſchwer zu errathen. Er iſt noch jung und hat Kräfte, die zeigte er, wenn er mir manchmal bei meinem Geſchäfte half. Die letzte Zeit war er aber gleichſam krank und zu nichts nutze.

Der Fremde ſprang bleich und an allen Gliedern zitternd auf: Um Gottes und des Heilands willen! rief er. Springt ihm nach, ſucht ihn einzuholen. Er kann nicht weit ſein! Ich — ich kann leider nicht.

Ja, wo denkt Ihr hin? lachte der Köhler. Iſt er einmal fort, ſo kann er ſich ſelbſt nur allein wieder zurückbringen. Wir Beide finden ihn nicht. Glaubt mir, er kennt das Gebirge gut; verloren wird er nicht gehen.

Der bleiche Wanderer ging mit verzweifelnden Schritten in der Hütte auf und ab. Er rang die Hände und gab alle Zeichen der aufgeregteſten Stimmung von ſich. Er durchſuchte die leergewordene Schlafſtätte und ein kleines Büchelchen fiel ihm in die Hände, das er küßte und ſchnell in die Taſche ſeines Rockes ſchob. Bei jedem Stoße des Sturmwindes ſchauerte die bleiche Geſtalt zuſammen, und immer ſchien es ihm, als tappte Jemand draußen an der Thüre. Endlich nahm er ſeinen Platz am Herde wieder ein, aber fortwährend aufgeregt und ängſtlich lauſchend. Der Köhler hatte ſich unterdeſſen ein Lager bereitet und ſchlummerte feſt. Die Nacht blieb unruhig und ſtürmiſch; erſt gegen Morgen legte ſich die Wuth des Wetters, und kaum erfüllte ungewiſſe Dämmerung den niedern Raum der Hütte, als der Fremde reiſefertig daſtand und ſeinen Wirth weckte.

Ich kann Euch nicht geleiten, erwiederte dieſer auf die wiederholten Bitten ſeines Gaſtes; aber ich will Euch den Weg weiſen, den der Flüchtling gewöhnlich einſchlägt. Ihr könnt ihn kaum verfehlen, wenn Ihr Euch nur die Mühe geben wollt, den nicht ſehr zugänglichen Gebirgspfad hinanzuklimmen.

Gott wird mir Kräfte verleihen! ſagte der bleiche Mann, und Beide verließen die Hütte. Nach geſchehener kurzer aber deutlicher Weiſung machte ſich der Wanderer eilenden Schrittes auf den Weg. Man ſah die ſchmächtige Figur in ihrer ſchwarzen, eng anliegenden Kleidung, den Stab in der Hand die felſige Höhe hinanſteigen und hinter den noch immer heftig wehenden Gipfeln der in der Niederung wachſenden Fichten verſchwinden. Die bräunlichrothe, mit dem farbigen Ginſter und den üppigen Büſchen Farrenkraut bewachſene Felswand trat im Glanz der Morgenſonne in ihrer vollen, kräftigen, durch die Regengüſſe der Nacht erhöhten

Färbung hervor. Die wilde Gebirgsluft ſtrömte daher und ließ, aus der Kühlung der noch nächtlichen Schluchten kommend, ihren ſtärkenden Athem in ſeinem Aroma hinſtrömen. Die ſchwarzgrünen Kuppelmaſſen des Nadelholzes bildeten ſich kalt und friſch gegen den hellblauen Himmel, wie er durch die zerriſſenen Strichwolken ſichtbar wurde. Auf der Höhe des Gebirges kämpften noch die Nebelmaſſen mit den Sonnenſtrahlen und ganze zerſtäubende Wolkendecken, wie hinfliegende Schleier, wallten und wogten um das Haupt des Berges. Aus dem Thale herauf hörte man noch das Grollen der Gewäſſer und das tiefe, hohle unterirdiſche Toben der verfangenen Winde, die ſich frei zu machen trachteten und nur immer in tiefere Schluchten und Spalten geriethen. Aus ihren Schlupfwinkeln, aus den ſichern und verſteckten Felſenkammern kamen nun die vielen Bewohner dieſer Einöde ans Licht. Während der ſchöne goldgrüne Käfer, das Entzücken der Sammler, die ſtolze Rüſtung, unter der er die feinen Schleier ſeiner ätheriſchen Flügel verſteckt, im Strahl der Sonne ſchimmern ließ, ſich gravitätiſch und langſam über die Kieſel des Weges bewegend, umflog der prächtige Gebirgsgeier die naſſen und gebrochenen Zweige des alten Fichtenſtammes mit melancholiſchem Geſchrei und in immer engern Kreiſen. Aus dem Gezwitſcher der kleinern Vögel machte ſich der laute und fröhliche Ruf der Droſſel bemerkbar und ihr antwortete der ſeltſame Schrei von Thieren, die man aus der Entfernung, aus der ſie ſich hörbar machten, nicht näher bezeichnen konnte, deren Laute aber in dieſer Natureinſamkeit etwas Schreckenerregendes hatte.

Der Wanderer erreichte jetzt ungefähr die Hälfte des Weges und ſchon waren ſeine Kräfte erſchöpft; er ſank auf eine Felſenbank nieder. Seine Blicke richteten ſich matt und für die großartigen Schönheiten, die ihn umgaben, theilnahmlos, in's tiefe Thal hinab. Die weite Länderſtrecke in ihrer abwechſelnden Färbung, wie die Sonne und die noch im Thal in Maſſen vertheilten Regenwolken mit ihren Schauern ſie bildeten, gaben ſeinem irrenden Auge keinen Halt. Er ſuchte die Thürme des kleinen Städtchens, in dem er ſein vorletztes Nachtquartier gehalten, und er entdeckte ſie endlich, wie ſie tief unten ihre ſonnenbeglänzten Spitzen aus dem Grün der Buchen- und Nußbaumgebüſche emporſtreckten. Die Landſtraße führte daran vorbei wie ein dünner Faden, der die weithingeſtreckten Flächen der Felder und Wieſen durchſchnitt, und auf der, kaum merklich wie irrende Punkte, die ſchweren Laſtwagen der Fabrikſtadt ſich zubewegten. Der träumende Blick des ruheloſen Mannes wurde von dieſen fernen Gegenſtänden allmählig in die Nähe verlockt und ruhte hier mit derſelben ſtumpfen Theilnahmloſigkeit auf Felſenkanten und Steintrümmern. Plötzlich füllte ſich ſein Auge mit Feuer, ein Glanz von Leben zuckte um ſeine Züge, und er erhob ſich raſch, indem er einige Schritte vorwärts that, mit ſeinem Stab die Zweige zertheilte und endlich in einen lauten Ruf ausbrach. Als dieſer gebieteriſche Gruß von Dem, welchem er galt, nicht erwiedert wurde, erhob der Mann noch heftiger ſeine Stimme und ſchrie: Ich rufe Dich im Namen des Heilandes, ſteh!

Es lag eine erſchütternde Kraft in dieſer Stimme und in dieſen Worten. Bald darauf kletterte Jemand die Felswand herab und in wenigen Augenblicken ſtand Calirt vor Johannes Watteville. Sie ſahen ſich ſchweigend an, dann aber breitete Johannes ſeine Arme aus und der Jüngling ſtürzte mit lautem Weinen an die Bruſt des Mannes.

Warum haſt Du mir das gethan? ſagte

Johannes nach einer Pauſe, indem er ſeine Rechte auf Calixts Schulter ruhen ließ. Der Angeredete ſah ſchweigend vor ſich hin. Sein Antlitz war bleich, die Augen glühten in ihren Höhlen, die dunkeln Locken flatterten wild um Stirn und Nacken. Der Hals und ein Theil der Bruſt war entblößt und man ſah die heftige Bewegung dieſer nackten Bruſt. Antworte mir, rief Johannes. Warum haſt Du uns das gethan? Mir, der ich deine Jugend wahrte und jener Alten, die mit ihrem Herzblut Dich erkaufte? Sie liegt jetzt jammernd auf dem Boden ihrer Hütte und in ihrem Herzen iſt keine Hoffnung, auf ihrer Lippe kein Gebet. Warum haſt Du uns das gethan? —

Calixt warf ſich von neuem an die Bruſt ſeines väterlichen Freundes, indem er mit gepreßter Stimme und mühſam die Worte ausſtieß: Frage mich nicht. Ich konnte nicht anders. Beklage mich, ich habe ſchreckliche Stunden erlebt.

Ich beklage Dich nicht, rief Johannes ſcharf. Iſt das Deine Liebe zum Heiland, iſt das Dein Vertrauen zu ſeiner Führung? — Geh, ſetzte er hinzu und ſtieß den Jüngling von ſich, wir haben keine Gemeinſchaft mit einander.

So ſoll es auch ſein, erwiederte Calixt und wandte ſich ab. Seine bleichen Lippen waren zuſammengekniffen, Tropfen tödtlichen Schweißes ſtanden auf ſeiner Stirne; er lenkte den Pfad aufwärts ein.

Wohin? fragte Johannes.

Fort von Dir, von allen Menſchen fort! entgegnete der Jüngling. Hier will ich bleiben, hier ewig wohnen! Niemand ſoll mich wieder ins Thal herabbringen. Ich will hier ſterben, mein Herz ſoll in dieſer freien, luftigen Höhe brechen.

Er brachte dieſe letzten Worte nur unter

Zuckungen hervor und lag dann ohnmächtig zu Johannes' Füßen. Dieſer hob ihn auf, bettete ihn auf ſeinen Knien, ſtrich die Locken aus der Stirne und bedeckte dieſe ſchöne bleiche Stirne, dieſe geſchloſſenen Augen mit zahlloſen Küſſen. Er liebkoſte ihn wie ein Vater ſein krankes Kind liebkoſt; jeder Zug von Zorn und Kränkung war aus dem Geſichte entſchwunden, nur Zärtlichkeit, innige, blutende Liebe war den reinen Linien dieſes Apoſtelkopfes eingedrückt. Er faltete betend ſeine Hände über der Bruſt des Jünglings und ſeine Blicke ſuchten die ewige Höhe mit einer Inbrunſt, wie ſie nur die ſchauernde, in ihren tiefſten Tiefen erregte Seele empfinden kann. In der ſtillen Einſamkeit des Gebirges, in einer wilden Natur, die noch von den Krämpfen der Nacht nachbebte und jetzt mit tauſend Stimmen, Lichtern und Farben ſich zum Tage emporrang, tönte das Gebet des Frommen wie die geläuterte Melodie der ewigen Gottesſtimme, die über allem Geſchaffenen ſchwebt.

Als Calixt wieder erwachte, ſagte Johannes mit ſanfter, aber ſehr feſter Stimme: Du folgſt mir ins Thal herab. Trinke aus dieſer Flaſche Erquickung und dann laß uns gehen. — Keine abwehrende Bewegung! Kein Widerſpruch! Ich will es. Was Dich auch bewogen hat, hierher zu entfliehen, ich werde es ſpäter erfahren; jetzt heim zu Deiner Großmutter, bitte ſie um Vergebung, denn Du könnteſt ihre Tage gekürzt haben.

Bei dieſem Vorwurf ſchauerte der Unglückliche zuſammen. Er wollte einige Schritte vorwärts machen, als ſeine Knie ſchwankten. Der ſchwache Johannes, er, der ſich früher ſelbſt kaum hatte aufrecht halten können, er unterſtützte jetzt den Jüngling und leitete ihn den Bergpfad hinab. Sie blieben öfters ſtehen und in ſolchen Momenten, wo eine Lücke in der

Waldung den Blick auf's Thal frei ließ, bedeckte Calixt ſeine Augen und ein Stöhnen entrang ſich ſeiner Bruſt. Kein Wort wurde zwiſchen den Beiden gewechſelt, ſie kämpften ſtumm mit den Schwierigkeiten ihrer Bahn, nur wenn dieſe ſich häuften und die Kräfte des Einen auszugehen drohten, ſchöpfte er neuen Muth durch einen Blick auf ſeinen Nachbar. So tröſtet und ſtärkt die mitleidende Liebe auf dem rauhen Pfad des Lebens.

Endlich war die Köhlerhütte erreicht und hier gönnten ſich beide Wanderer Raſt. Calixt, durch die ruheloſen Streifereien der letzten Tage, durch Mangel und Elend, mehr aber noch durch Seelenkämpfe erſchöpft, ſank in einen todtenähnlichen Schlaf, der den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein anhielt. Johannes wachte an ſeinem Bette, nachdem er einige Stunden ruhigen Schlummers genoſſen. Am Morgen des dritten Tages verließen ſie die Hütte. Calirt war nicht zu bewegen, in Herrnhut ſich zu zeigen; er blieb in einem Dorfe einige Stunden entfernt, und wartete dort Johannes ab, der Libuſſa von dem Vorgefallenen benachrichtigen und ſie auf das Wiederſehen des Enkels vorbereiten wollte.

Die Mittheilungen und Bekenntniſſe, die ſein jüngerer Genoſſe ihm gemacht, beſchäftigten den Bruder während der einſamen Wanderung, die er jetzt vollführte. Ein reichbewegtes Leben hatte Johannes mit jenen Zweifeln, Verirrungen und Schwächen ſelbſt des beſſern Theils der Menſchheit bekannt gemacht, die von jeher die Grundlage der Geſellſchaft erſchüttert haben und es faſt unmöglich machen, ein vollkommenes Gebäude der Geſittung und religiöſen Cultur aufzuführen. Die Idee des Einzelnen, noch ſo erhaben und noch ſo tief wurzelnd in den Grundbedürfniſſen der menſchlichen Natur, findet immer, ſobald ſie ſich auf die Maſſen verbreitet, jene Widerſetzlichkeit der Materie, die dem Sieg des Geiſtes ihre tauſend und abertauſend Capricen entgegenſetzt. So waren dieſem milden und tiefen Denker die letzten Ereigniſſe in Herrnhut betrübend, aber nicht unerwartet. Briefe und hingeworfene Winke in Aeußerungen der Brüder hatten ihn in der Fremde ſchon auf Das vorbereitet, was er in der Heimat finden würde. Doch hatte er ſich den Ausbruch der Feindſeligkeiten nicht ſo plötzlich und nicht ſo ſtürmiſch vorgeſtellt, am wenigſten glaubte er fürchten zu müſſen, ſeinen jungen Liebling in die Kataſtrophe verflochten zu ſehen, und dieſer Umſtand war eigentlich der Anlaß zu der ſchmerzlichſten Betrachtung ſeines Geiſtes, zu dem empfindlichſten Schmerz ſeines Herzens. Schon frühe war es ihm gelungen, die feurige, friſche und jugendliche Seele Calixt's ſich zuzuwenden. Selbſt ohne Kinder und doch mit einem Herzen voll überſtrömender Liebe war er der geiſtige Vater dieſes Knaben geworden. Nichts lebte im Gemüth deſſelben, das ihm verborgen geblieben wäre. Frühzeitig hatte er dahin gearbeitet, daß der Knabe zum Miſſionär herangebildet werde, denn er fand in dieſem feſten Körper eben die Kraft, mit den Widerſetzlichkeiten eines fremden Landes und Klimas zu kämpfen, wie in dieſem nicht minder energiſchen Geiſte die Mittel, gegen Aberglauben und Unglauben erfolgreich zu kämpfen. Jetzt ſchienen dieſe Vorausſetzungen plötzlich ohne Grund gemacht, dieſe Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet. Ein Kampf, den der vorſorgende Johannes nicht hatte vorausſehen können, war zerſtörend in das Leben ſeines jungen Freundes getreten und drohte die Vernichtung, wenn die beſſern Geiſter nicht alle ihre Kräfte anſtrengten. Eine ängſtliche Kriſis war eingetreten. Und gerade jetzt mußte dieſer unglückliche Zeitpunkt eintreffen, wo Johannes die

Früchte ſeiner Erziehung und geiſtigen Pflege zu ernten hoffen konnte, wo Calirt ſeine Beſtimmung antreten ſollte. Aber jetzt war keine Zeit zu müßigen Betrachtungen, es mußte Hülfe geſchafft werden, dies erkannte Johannes, und der Gegenſtand ſeines Grübelns, während er ſich dem Ziel ſeines Weges näherte, war, die Mittel der Rettung auszufinden.

Gleich nach dem Auftritt im Hauſe des Ordinarius, wie Eliſabeths Wohnung genannt wurde, hatte ſich der Jüngling vor Jedermann und ſelbſt vor Libuſſa verſchloſſen. Nach drei Tagen dieſes myſteriöſen Nachdenkens war er in die Einöde, in der wir ihn gefunden haben, entflohen. Sein Betragen war ſcheu und wild geweſen, er hatte in der Einſamkeit ſeines Zimmers laut mit ſich ſelbſt geſprochen und erſt die ſorgfältigſten Nachforſchungen hatten die Richtung ſeiner Flucht entdecken laſſen. Libuſſa lag auf dem Krankenlager und ohne Zweifel hätte ſie die Unruhe und der Gram getödtet, wenn nicht in dieſen böſen Stunden, wie ein Engel des Lichts, Johannes erſchienen wäre, um in Schmerz und Verwirrung Troſt und Frieden zu bringen. Nicht allein die Leichtfertigkeiten der franzöſiſchen Gäſte hatte die Ruhe der Gemeinde erſchüttert, ſondern das Widerſpiel jenes frivolen Unglaubens hatte ſich an einer andern Stätte unter blutigen und erſchütternden Scenen geltend gemacht. Die in Paris ausgerottete Sekte der Convulſionärs, jener über alle Grenze hinaus wüthenden Fanatiker, hatte in Herrnhut Boden gewonnen, und trieb mit einer Anzahl verführter Brüder und Schweſtern zuſammen ihre grauſamen Quälereien und ihre die Religion ſchändenden Myſterien. Es war ein Gemälde der Zerſtörung, in der ſich die Gemeinde befand, die ſelbſt an die grenzte, welche gleich nach dem Tode des Grafen ſich auf eine ſo ſchreckbare Weiſe verbreitet hatte.

Die Schritte des ehrlichen Bruders wurden immer langſamer, je mehr er ſich den Häuſern nahte, über die, gleich einer düſtern Wolke, der Unwille Gottes zu ſchweben ſchien. Als er dieſen Ort, die Stätte ſeiner liebſten Erinnerungen und Hoffnungen, zum erſten Mal nach ſeiner Reiſe erblickt hatte, breitete er die Arme liebend dagegen aus; jetzt, da er wußte, welch ein Geiſt dort eingezogen, ſenkte er ſeine Blicke und wanderte unmuthig und zögernd vorwärts. Eines der erſten Häuſer war die beſcheidene Wohnung Libuſſa's. Das Dach der Hütte, wie es über die mit Blüten bedeckten Fruchtbäume ſchimmerte, legte ſich wie eine ſchwere Laſt auf das Herz des Wanderers. Was ſollte er der Alten ſagen? Wie ihren Kummer, ihre Qualen ſtillen? Wie ſie auf den Zuſtand des Enkels vorbereiten, und Hoffnungen geben, die er ſelbſt nur ungewiß und ſchwankend hegte? Und wenn er ſie auch über den eigentlichen Grund von Calixt's zerſtörtem Gemüthe täuſchen wollte, konnte er es wohl? Iſt eine Mutter zu täuſchen? Und liebte das wilde und energiſche Herz der alten Böhmin nicht weit feuriger wie jemals eine Mutter hätte lieben können?

Eben bog Johannes um die Ecke des Gärtchens, als er unter einem Blütenzweige ein ſchwarzes häßliches Geſicht durchblicken ſah, deſſen weiße Zähne ſchimmerten und das ſich ſogleich wieder zurückzog. Es war die Negerin, die jetzt an das Bett Libuſſa's trat und die Kranke mit feierlicher Miene anſtarrte.

Was willſt Du? fragte Libuſſa mit ſchwacher Stimme. Blick' mich nicht ſo an. Setze Dich an Deine Arbeit, und kümmere Dich nicht um mich.

Die ſchwarze Line ging, ſetzte ſich auf ihr Bänkchen am Fenſter, ſtand aber gleich wieder auf und ſtellte ſich an's Bett, wiederum die Alte anſtarrend.

Libuſſa murmelte einige Worte, verzog ihr Geſicht zu einer häßlichen Grimaſſe und wandte ſich gegen die Wand. Die Negerin bückte ſich über ſie und ſetzte ihr geſpenſtiſches Starren fort; endlich ſagte ſie: Altes wildes Weib! Du möchteſt wohl auch hier mit ſilbernen Leuchtern um Dich werfen, wie Du es im Hauſe des Ordinarius gethan haſt?

Gott hat meine Kraft von mir genommen, und meine Hände ſind gebunden, ſtöhnte Libuſſa.

Die Negerin machte einen Freudenſprung und ſtieß einen langen gellenden Schrei aus. Er wird auch Deinen Sohn von Dir nehmen! rief ſie, ſich immer über's Bett bückend.

Die Alte faltete die Hände und ſagte leiſe: Er wird's.

Er wird Alles von Dir nehmen! rief die Negerin in einem halb ſingenden Tone. Du wirſt Alles verlieren! Nur der Tod und die ſchwarze Line werden Dir bleiben.

Und mein Heiland! fügte Libuſſa mit derſelben erſtorbenen flüſternden Stimme hinzu. Es entſtand eine lange Pauſe, während welcher die Negerin ſich an die abgelegten Kleidungsſtücke der Alten machte und leiſe einen kleinen Schlüſſelbund hervorzog, mit deſſen Hülfe ſie eben ſo lautlos ein Schränkchen öffnete und den ſilbernen Pokal, deſſen wir ſchon erwähnt haben, daraus hervornahm. Libuſſa lag wie ein Bild aus Stein da. Ihre Augen waren geſchloſſen, die Schläfe eingeſunken, und wenige ſilberweiße Locken beſchatteten die hohe Stirn, deren Wölbung jetzt doppelt erhoben und wie aus dem ſchönſten Marmor gemeißelt erſchien. Das einzige Zeichen von Leben gaben die ſchmalen bläulichen Lippen, die ſich zitternd regten. Die Negerin ſtand zu Häupten des Bettes und ſchwenkte grinſend und in immer ſchnellern Kreiſen den funkelnden Becher um das Haupt der Kranken; endlich trat ſie damit vor und rief kreiſchend: Frau, noch nicht ſterben! Sag mir erſt, was Du mir gibſt, wenn ich Dir Bruder Johannes vor's Bett bringe?

Bei Nennung dieſes Namens ſchauderte Libuſſa und fragte dann ſchnell: Iſt er zurück?

Die Negerin nickte.

Wo iſt er? Sie machte Anſtalten, ſich emporzurichten, aber ein unſanfter Druck der ſchwarzen Line zwang ſie wieder in ihre Lage zurück: Lieg ſtill, Frau! rief die übermüthige Magd. Du wirſt ihn nicht früher ſehen, als bis Du mir dieſen Becher geſchenkt haſt. Ich ſage, nicht früher; oder Du müßteſt denn die Kräfte haben, ſelbſt aufzuſtehen und die verriegelte Thür draußen zu öffnen.

Schwarze Beſtie! ſtöhnte Libuſſa, wirſt Du wohl gehen und öffnen?

Nix! entgegnete die Bedrohte. Man hörte das leiſe Klopfen des Gaſtes.

Er iſt es! Ich werde von meinem Jungen Nachricht haben! triumphirte Libuſſa und faßte krampfhaft an ein Tiſchchen, um ſich daran aufzurichten; allein das Tiſchchen ſtürzte um und die Kranke wieder in die Kiſſen zurück. Beim Geräuſch der zerbrechenden Medicinfläſchchen hörte man das laute Gelächter der Negerin und das verſtärkte Klopfen an der Hausthüre.

Du wirſt ihn nicht ſehen und ſprechen! rief Line. Unſer Häuschen liegt einſam; kein Nachbar hört's; und ich — öffne nicht. Sie ſetzte ſich ruhig auf ihr Bänkchen, während Libuſſa ſie mit Augen, die vor Unwillen und Verachtung aus ihren Höhlen zu treten ſchienen, anſtarrte. Nun ſo öffne! rief ſie endlich. Ich ſchenke Dir den Becher! —

Die Negerin ſprang auf, bedeckte die Hand ihrer Gebieterin, die ihr einen heftigen Schlag gab, mit Küſſen und ſprang aus dem Zimmer. Bald kehrte ſie mit Johannes zurück. Während der ganzen Unterredung der Beiden am Bette, ſaß ſie am Fenſter und betrachtete den Pokal, indem ſie ihn gegen das Licht ſchimmern ließ, ihn küßte und ihn an die Bruſt drückend, wie ein Kind herzte. —

Libuſſa's Blicke irrten mit jener wahnſinnig geſteigerten Gier auf dem Antlitz des Bruders, mit welcher Delinquenten nach langen Schmerzensnächten das Antlitz des Richters beobachten, der in ihren Kerker tritt, um ihnen den Spruch über Leben und Tod zu offenbaren. Die Miene des frommen Mannes zeigte Unwillen über dieſe zügelloſe Leidenſchaftlichkeit und ſogleich ſenkte ſich das Auge der Alten und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. Sie fragte nicht, ſie verharrte zitternd und ſchweigend.

Er lebt, Schweſter Nohatz, ſagte Johannes. Er lebt, aber er iſt ſehr krank.

Der Heiland ſei gelobt! erwiederte Libuſſa. Was bewog ihn, ſeine Alte zu verlaſſen, und in Nacht und Nebel davonzugehen?

Den Grund ſeiner Flucht, entgegnete der Gefragte, kann ich Euch für jetzt noch nicht ſagen; beruhigt Euch, Schweſter, wenn ich Euch verſichere, daß ich unter ähnlichen Verhältniſſen faſt Daſſelbe gethan haben würde. Es war nicht recht, entſchuldigen kann man's nicht, aber auch nicht verdammen.

Libuſſa ſchüttelte das Haupt. Und warum iſt er nicht zu mir gekommen? fragte ſie.

Eben weil er krank iſt.

Ich hätte ihn gepflegt.

Er hat einen Arzt, der ihn nicht verläßt, erwiederte Johannes. Wir wollen ihn der Pflege dieſes Arztes einige Tage ruhig überlaſſen.

Dann wird er kommen und um Eure Vergebung und Euren Segen bitten.

Aber wann? Ich werde ſterben!

Nun denn, Alles wie Gott will, Schweſter. Warten wir's ab. Nur Ruhe, Friede, Ergebung!

Er legte bei dieſen Worten ſeine kalte Hand auf die heiße Stirn der Alten. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Sie ſuchte die Linke des Bruders und zog ſie an ihr Herz. Wenn er kommt, ſagte ſie ſchmeichelnd, und ihre Stimme hatte eine ſo rührende Weichheit, wie ſie noch nie von ihr gehört wurde, haltet ihn nicht ab von meinem Bette. Ich weiß es, ich hab' ihm weh gethan; ich war gegen das Weib, das er liebt, zu hart, zu zürnend. Den Blick ſeiner Augen werde ich nie vergeſſen. Ja, ja, er liebt die ſchöne gottloſe Frau und hat nicht den Muth, es mir zu geſtehen, weil er fürchtet, ich werde ihm fluchen;

aber ich werde ihm nicht fluchen. Ich könnte es nicht, wenn ich es auch wollte. Laſſet ihn daher nur zu mir kommen! Ich weiß, er iſt da, er lauſcht hinter der Thüre; — nicht? —

Johannes hatte Mühe, dieſe maßloſe Aufgeregtheit zu beſchwichtigen. Er ſtellte ihr vor, daß es voreilig und thöricht gehandelt wäre, den Jüngling aus dem Zuſtand einer ſelbſt auferlegten Buße frühzeitiger herauszureißen, ehe das heilſame Werk des brütenden Gedankens zur Reife gediehen. Er ſagte ihr ferner, daß man eine Zuſammenkunft Calixt's mit der Gräfin zu verhindern ſuchen müſſe, jedoch mit größter Vorſicht und unter dem Anſcheine, als wenn ſich durchaus kein fremder Wille thätig zeige. Die Gräfin, ſetzte Johannes dem Schluß ſeiner Rede hinzu, verläßt ohnedies Herrnhut; wir werden alſo zum Ziel unſerer Beſtrebungen gelangen, ohne beiden Theilen den mindeſten Zwang anzuthun, den ſie nie leiden würden, und der unſerer Sache nur ſchaden, niemals nützen könnte.

Die Alte beruhigte ſich und Johannes verſprach ihr, wenn es mit ihrem Siechthum ſich beſſern würde, ſie in den erſten warmen Frühlingstagen in's Dorf, wo Calixt ſich aufhielt, hinauszugeleiten.

In Eliſabeths Wohnung ſtanden die Koffer gepackt und alle Anſtalten zur Reiſe waren getroffen. Der Marquis war durch eine Depeſche der Geſandtſchaft plötzlich nach Wien berufen worden; ihn begleiteten der Abbé Fontaines und Frau von Laballe. Die beiden Italiener waren ihrer Heimat zugereiſt und der übrige Schwarm der Gäſte hatte ſich zu den Feſten nach Roswalde begeben, wo ein durch ſeine Bizarrerien und ſeine Verſchwendung bekannter ſchleſiſcher

Graf Hodiß den König Friedrich von Preußen bewirthete. Herrnhut wurde leer, und die vorige Stille kehrte auf Gaſſen und Plätze wieder zurück. Allein es dauerte nicht lange, als Gäſte anderer Art einzogen. Der in ſeiner vollen Pracht ſtehende Frühling brachte ganze Schaaren von frommen Wanderern, die die Gemeindeörter beſuchten und in ihrer ſchmuckloſen Tracht, meiſtens Landbewohner der Umgegend, die ſchönen Gartenanlagen des Gottesackers beſuchten. Viele zog die Neugier herbei, denn ſie hatten erfahren von neuen tumultuariſchen Auftritten und Spaltungen in der Gemeinde, und ſo klug auch die vorſichtigen Brüder die geheimen Wunden und Brandſchäden ihrer Corporation dem Blick des Publicums verbargen, ſo konnten ſie doch nicht verhindern, daß abenteuerliche Gerüchte überallhin ſich verbreiteten.

Johannes Watteville war zur Gräfin beſchieden worden, und als er eintrat, trat ihm die Tochter ſeines hochgeehrten Freundes mit einem ſanften und ruhigen Lächeln entgegen.

Ehe ich ſcheide, mein Freund, hub ſie an, möchte ich Ihnen die Ergebniſſe meiner Wirkſamkeit während dieſes Jahres, das ich hier geweilt, vorlegen. Sie ſind nicht groß und vielgeſtaltig, indeſſen ſind es doch Reſultate eines guten Willens.

Hiermit legte ſie ihm Rechnungs- und Notizenbücher vor. Der Zuſtand der Gemeindeangelegenheiten, von der Zeit an, wo ſie ſich mit ihnen zu beſchäftigen angefangen, war bis auf die neueſten Tage ſorgfältig beleuchtet, die Einnahmen und Ausgaben der ihr übergebenen Kaſſen auf's Genaueſte verzeichnet. Die Summe hatte für die letztern nicht gereicht, und ohne daß ſie erwähnte, von wo der Zuſchuß gekommen, konnte Johannes leicht einſehen, daß ſie ſelbſt dieſe Opfer gebracht. Die Bedürfniſſe und der Zuſtand einzelner Familien war detaillirt angemerkt und jeder Aufſatz der Art, von der Hand der Gräfin ſelbſt geſchrieben, zeigte, wie tief eingehend und anhaltend ſie ſich mit dem Geſchick der ihr Ueberantworteten beſchäftigt hatte. Die Bücher waren in der vortrefflichſten Ordnung, es fehlte ſelbſt das Sach- und Perſonenregiſter nicht, ſodaß der Nachfolger, der dieſe Schriften benutzte, ſich vollkommen über die ihm zuſtehenden Pflichten unterrichtet ſah.

Wattewille, nachdem er mit kundigem Blick dieſe Blätter durchlaufen hatte, ſah mit einem freudigen, dankbaren Lächeln zur Gräfin auf. Ich wußte es, meine theure Schweſter, ſagte er; ich wußte es, daß Sie Ihr Wort löſen würden; allein Sie haben, wie der redliche Arbeiter im Weinberge des Herrn, mehr gethan, als Ihnen oblag. Nehmen Sie den Dank unſerer Bruderkirche an und bleiben Sie hinfort in ihrem Schooß.

Eliſabeth ſchüttelte das Haupt. Davon

ſei hinfort nicht mehr die Rede, ſagte ſie ernſt. Wenn Sie mein Freund und mein Bruder bleiben wollen, Johannes, ſo beſchwöre ich Sie, machen Sie nie und unter keiner Bedingung wieder einen Verſuch, mich in den Kreis zurückzuführen, den ich jetzt verlaſſe. — Geben Sie mir darauf die Hand. — Als Johannes zögerte, ſetzte ſie hinzu: Sie wollen es nicht? Auch Sie ſind irre geworden an mir?

Er ſah ſie an mit ſeinen leuchtenden Blicken.

Ich muß es tragen, entgegnete ſie leiſe, und wandte ſich ab. So leben Sie wohl.

Nein, Eliſabeth! rief Watteville lebhaft, ſo dürfen wir nicht ſcheiden. Hier iſt meine Hand. Wir bleiben uns nah, wo wir auch ſein mögen, und nie wird Eliſabeth ihren Bruder Johannes, nie Johannes ſeine Schweſter Eliſabeth verleugnen.

Er entfernte ſich raſch, während die Gräfin ihm mit trübem Blicke nachſah. Sie ließ ſich von ihrer Zofe die Mantille geben, hüllte ſich in einen dichten Schleier und verließ das Haus, als ſchon die Schatten des Abends ſanken. Einſam wandelte ſie den Fußpfad über eine mit Baumgruppen bedeckte Wieſe, es war ihr Lieblingsgang. In allen Zeiten, wo ſie das Bedürfniß fühlte, die Geſellſchaft zu meiden, um ihren Gedanken und Träumen nachzuhängen, wandelte ſie durch dieſe ſtillen Baumgruppen, ſaß ſie an dem hellſchimmernden Bache, der ſeine Wellen in leiſem Gemurmel dahintrieb. Es ſcheint, als wenn an einigen Stellen der Natur ein unſichtbarer Altar der Erinnerung ſtände, ſo magiſch wirken gewiſſe Plätze auf unſere Seele. Wir können uns den Zauber nicht erklären, der uns umfängt, wir können uns die Stille nicht deuten, die an ſo geheiligten Baumgruppen haftet, an dem magiſchen Umkreis der einſamen Gewäſſer. Es gibt abgenutzte Gegenden, wie es abgenutzte Menſchenſeelen gibt. In jenen wie an dieſen iſt ein Spiel kleinlicher Effecte ſichtbar, eine gewiſſe Abſichtlichkeit der Erſcheinung, die das Lob herausſordert, und es als Tribut von Jedem einzunehmen gewohnt iſt. Dieſe oft geprieſenen Schönheiten, dieſe jeder Beſchauung ſich preisgebenden Reize ſind es aber nicht, die die Seelenſtimmungen tieferer Natur zu beſtimmen und zu geſtalten vermögen. Die Natur hat in ihren geheimen Offenbarungen noch nicht entweihte Schönheiten. Für den Eingeweihten in ihren Myſterien gibt es noch Stätten, wo die urſprüngliche Friſche und Unſchuld waltet, und gerade dieſe ſind es, die dem Maßſtabe des äſthetiſchen Krittlers am wenigſten Stand halten, und zwar aus dem Grunde, weil hier nichts iſt, was ſich an Regel und Vorſchrift kettet, weil Alles, was ſich hier an Schönheit findet, ſympathetiſch von eben ſo reinen und eben ſo ſchönen Seelen aufgefaßt ſein will.

Das erinnerungsſchwere Herz Eliſabeths duldete die müßige Ruhe nicht. Sie erhob ſich und wandelte langſam am Bachesufer dahin. Von Zeit zu Zeit ſtreifte ihr Blick über die fernen Gebirge und ein trübes Lächeln ſpielte um ihre Lippen. Noch einmal gingen die Bilder der nächſten Vergangenheit an ihr vorüber und jedes derſelben warf einen Schatten mehr auf die Seele der einſamen Wandelnden. Sie ſuchte ſich dieſer Pein troſtloſen Nachſinnens zu entziehen, und wandte ihren Blick ſchnell, wie nach einem Gegenſtand ſuchend, der ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben im Stande wäre. Nicht ſo bald traf ihr Auge auf ein nahes Gebüſch, als ſie in deſſen Schatten eine männliche Geſtalt unbeweglich ſtehen ſah. Ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr ihr, ihr Herz klopfte heftig, ihr Fuß wandte ſich zur Flucht. In dem Augenblick rief eine wohlbekannte Stimme: Eliſabeth! und dieſer Zuruf bannte die Fliehende wie mit Zaubergewalt, ſie ſtand da, und ihr Blick, der ſich auf einen Moment mit einem Ausdruck von Unruhe und Zweifel an den Boden geheftet hatte, richtete ſich jetzt mit ſeiner gewohnten Klarheit und Feſtigkeit auf den Urheber dieſes myſteriöſen Rufes, der ſogleich die Schatten ſeines Zufluchtsortes verließ und ſich mit wankenden Schritten näherte.

Iſt es möglich, Calixt! rief die Gräfin. Sie hier, und in dieſem Aufzuge, in dieſem veränderten Aeußern?

Kennſt Du mich nicht mehr Bruder? fragte der Jüngling und ſein bleiches abgezehrtes Antlitz nahm einen widrigen Ausdruck von Wildheit an.

Eliſabeth reichte ihm die Hand, die er kalt und ohne ſie zu drücken in der ſeinigen behielt. Biſt Du krank, Calixt? fragte ſie nach einer Pauſe, durch die unheimliche Starrheit des Jünglings erſchüttert.

Nein, erwiederte er, im Gegentheil, ich bin auf dem Wege, geſund, recht geſund zu werden.

Dazu hat es keinen Anſchein, armer Knabe.

Nenne mich nicht mehr Knabe, ſagte Calixt ſchnell. Ich bin es nicht mehr. Was ich in dieſer letzten Zeit erduldet habe, hat mancher Mann nicht erduldet. Seit ich von Dir getrennt war, habe ich Jahre erlebt.

Man ſagte es mir, daß Du Dich weigerteſt, das Loos über Dich ziehen zu laſſen.

So that ich, ſtöhnte Calixt.

Und daß Du dadurch Deine gute alte Großmutter tief gekränkt haſt, ſetzte Eliſabeth hinzu.

Sie muß ſich auf noch größere Kränkungen vorbereiten, erwiederte der Jüngling finſter vor ſich hinſehend. Und überhaupt, was gelten mir Menſchen, da ich mit meinem Gott ſogar gehadert —

Calixt!

Ja, ich that's!

Du biſt krank! rief Eliſabeth heftig und ſuchte ihn zu ſich auf die Bank zu ziehen; er widerſtrebte aber und blieb in einiger Entfernung an den Baum gelehnt ſtehen, indem er mit verſchränkten Armen ſtarr in die tiefe Bläue des Abendhimmels blickte. Trotz der Erſchütterung, die Eliſabeth fühlte, konnte ſie doch nicht umhin, die edle Schönheit dieſer jugendlichen Geſtalt zu gewahren, die mit düſterm und durchgeiſtigtem Ernſt in den bleichen Zügen an einen Johannes in der Wüſte erinnerte. Sie wagte nicht, die ſtumme Pauſe zu unterbrechen, noch weniger den Blick dieſer wie in Verzückung aufgeſchlagenen Augen auf ſich zu lenken. Nach einer Weile entſtrömten dem bleichen Munde Worte, die wie im Traume geſprochen wurden: Als ich die enge Stube, den Duft der nächtlichen Lampe, die angehäuſten Büchermaſſen verließ und mein eilender Schritt die Finſterniß durchſchnitt, mein Haar im mitternächtlichen

Sturme wallte, da ſuchte ich dich, mein Gott, den ich in den dumpfen Wohnungen der Menſchen, in ihren Mienen und Geſprächen nicht mehr finden konnte; und immer weiter lockte mich der Stern, bis ich keuchend die Höhe erklimmte und auf dem Kamm des Gebirges wandelte; zu meiner Rechten die brauſenden Orkane der Tiefe, zu meiner Linken die ſtürzenden Waſſerbäche. — Es gibt dort einen geheiligten Platz — ich habe ihn oft in meiner Kindheit beſchreiben hören! Schauer decken ihn und Grauſen heftet ſich an die Ferſe des Tollkühnen, der dieſe Geiſterſtätte zu betreten wagt, ich floh mit keckem Fuße in die Mitte der Schrecken. Ich warf mich nieder auf den Boden, küßte ihn und legte meine glühende Bruſt an die naßkalten ſpärlichen Gräſer. Die Wurzeln der nahen Fichten ſchwollen, wie menſchliche Adern an meinem Herzen und es war mir, als zitterte durch die ſchauerliche Einſamkeit eine koloſſale zürnende

Seele. So habe ich dich gefunden, ewiger Geiſt, rief ich in wahnſinniger Luſt; gib mir wieder, was ich verlor! Die uralten Stämme brauſten im Sturme, und ein fernes wimmerndes Geheul ließ ſich hören. Ich hörte nicht auf zu beten und zu flehen. — Gib mir ein Zeichen, Geiſt, rief ich — daß ich erkenne, daß Thorheit und Unſinn war, was ich früher glaubte; daß der Gott meiner Kindheit eine lächerliche Puppe war, und daß ich reif genug geworden, ein höheres Weſen zu erkennen und im Staube anzubeten. Lebt dieſes höhere Weſen im gewaltigen Strome dieſer nächtlichen Schrecken? Lebt es in Wonnebebungen eines ſüßen Sommermorgens? Lebt es überhaupt nur in deinem Leben, Natur! o ſo gib mir in dieſer Stunde, wo ich gekommen bin, dich zu fragen, gib mir Antwort! —

Aber wieder klang jener gellende Schrei, wieder rauſchte es unvernehmlich und bange über meinem Haupte. Drei Nächte brachte ich ſo zu, und keine Antwort ward mir. Ach, ich wußte nicht, was beginnen. Sollte ich zu den Menſchen zurückkehren? — ich hatte ſie verſtoßen; ſollte ich die Natur ferner befragen? — ſie hatte mich verſtoßen! So lebte ich ohne Gott, ein entſetzliches Leben, ein Thier ohne die Unſchuld des Thieres!

Er hielt hier inne, rang die Hände und blickte zu Boden mit jener faſt wahnſinnigen Wildheit, als wolle er der Erde ihre Decke entreißen, um in ihrem Schooße ſich und ſeine Schrecken zu verbergen.

Eliſabeth hatte ſich ihm genähert und faßte jetzt leiſe ſeine Hand. Er bebte bei dieſer Berührung auf und wandte ſein Antlitz weg, das eine Leichenbläſſe bedeckte. „Mein armer, mein unglücklicher Bruder, rief ſie mit einer Stimme, die weich und kühlend wie die Abendluft um eine erhitzte Stirn ſäuſelte, was kann ich für Dich thun?

Alles! rief der Jüngling plötzlich mit einer ſtürmenden Lebendigkeit. Sage mir, daß ein Gott iſt, und ich werde an ihn glauben.

Hab ich Dir jemals das Gegentheil geſagt? fragte Eliſabeth.

Alſo Du glaubſt an ihn? ſchrie Calixt. Du hältſt die himmlichen Offenbarungen, den Kreuzestod des Sohnes, die Sühne des Mittlers, die uns frei macht, die Gnadenwirkungen, das Gebet — für Dinge, die man heilig halten, für deren Wahrheit man, wenn es ſein muß, ſterben muß? —

Ein Zug peinlicher Aufregung zuckte bei dieſen Fragen über Eliſabeths Antlitz. Man ſah ihr die Ueberwindung an, die es ſie koſtete, dem wilden fragenden Blick, der auf ſie gerichtet war, mit der gewohnten Ruhe Stand zu halten. Es gelang ihr nicht und ſie machte ſich von den fieberhaft glühenden Händen, die die ihren umſpannt hielten, los.

Du kannſt mir keine Antwort geben, ſagte Calirt und ließ ermattet die Arme ſinken.

Wenn ich es könnte, was würde es Dir nutzen?

Er ſah ſie zürnend an, und ſie fuhr fort: Wenn ich Dir nun offen bekennte, welche von jenen Glaubensſätzen ich für wahr halte und welchen Sinn ich in ihnen ſuche — könnte das Dich fördern?

Noch mehr als fördern, entgegnete er heftig. Es wird mich retten, mich geſund machen. In Deine Hände lege ich mein Schickſal.

Wahnſinniger, ich bin eben ſo ſchwach, eben ſo gebrechlich wie Du.

Das biſt Du nicht. Deine Ruhe, Deine Sicherheit, Deine Milde ſagt mir genügend, daß Du nicht mit Dir ſelbſt im Streit liegſt, und in ſolche Hände gibt Gott unſer Schickſal.

Die Stützen, an denen ſich meine Kindheit und Jugend lehnte, ſie ſind dem Sturm einer einzigen qualvollen Nacht gewichen; ich muß mich nach haltbareren umſehen.

Willſt Du ein Mann ſein und Deinen Glauben von einem Weibe annehmen? rief Eliſabeth mit flammenden Blicken.

Calixt warf ſich ihr zu Füßen. O erkenne es, daß Du für mich kein gewöhnliches Weib biſt. Haſt Du nie im Innerſten Deines Herzens geahnet, was Du mir biſt? Sagte Dir nie ein Traum, ein unbewußtes Zucken der Seele, wie Dein Geſchick unzertrennbar mit dem eines armen Jünglings verbunden iſt, der nichts auf der weiten, freudloſen Erde hat als Dich? Und kannſt Du nun noch fragen, ob ich meinen Glauben von Dir annehmen will? — Eliſabeth! bei den Schauern der Nacht, die emporſteigt, um ſich über die Erde zu lagern, bekenne ich Dir, daß in dieſe Stunde meine

Wahl fällt zwiſchen Gott und Dir. Stößeſt Du mich von Dir, verſchließeſt Du mir hartnäckig das Heiligthum Deiner Seele, ſo werde ich Gott dienen, denn ich kann nicht ohne ihn ſein, aber ich werde ihm freudlos dienen, ein dumpfer, willenloſer Sklave, und mein ganzes ferneres Leben wird ein unnennbares Elend ſein. Auf Dich werde ich immer zurückblicken wie auf das Morgenroth meiner Seele. Biſt Du aber mein, ſo verſpreche ich eine Feuerflamme zu ſein auf dem Altar des Höchſten, Wärme und Segen verbreitend überall hin.

Eliſabeth wankte und ließ ſich erſchöpft auf die Bank nieder.

Mißverſtehe mich nicht, rief Calixt ſtammelnd, nicht Deinen irdiſchen Beſitz will ich. Nie, ich ſchwöre es Dir, haben meine Wünſche dieſe thörichte Richtung genommen. Glaubteſt Du das von mir, ſo wäre ich elend.

Eine lange Pauſe erfolgte, während welcher

Eliſabeth ihre Faſſung vollkommen wieder errang und Calixt in einem ſtummen Brüten noch immer knieend auf dem Boden lag.

Gott iſt bei uns in dieſer Stunde, hub Eliſabeth endlich an. Er ſieht in unſer Herz und er lenke meine Worte. Calixt, was ich Dir jetzt ſage, habe ich noch Niemandem vertraut. Nur mit dem Geiſte meines Vaters habe ich Zwieſprache gehalten und den Inhalt unſerer Geſpräche erfuhr keine menſchliche Seele. Deine iſt die erſte, die ich zur Mitwiſſerin mache. Ich verabſcheue die Sekte, die mein Vater gegründet, ich theile keinen der Grundſätze, auf die er ſein Gebäude gegründet, mir iſt zuwider jegliche Richtung, die Geiſt und Gewiſſen auf dieſem Wege annehmen.

Calixt ſprang vom Boden auf und ſah die Gräfin ſtarr an.

Höre mich aus, verſetzte dieſe. Meine Familie zählt der edlen Männer viele, groß im

Kriege, erfahren im Rathe, Freunde der Fürſten, wie Wohlthäter und Beſchützer des Volks. Dieſen Ruhm zu erwerben, genügte meinem Vater nicht In einer Zeit des Drangſals, des wilden Uebermuths, der frechen Zügelloſigkeit der Sitten zog er es vor, als Reformator ſeiner Zeit aufzutreten und brachte nur eine gefährliche Spaltung mehr in Staat und Kirche. Er verabſcheute, den offenen Weg zu gehen, den guter Wille, Thatkraft und Muth vor ihm gegangen waren, er ſchlug den düſtern Pfad ein, den die prophetiſche Inſpiration wandelt. Sein Ziel war ihm anfangs dunkel, er wußte nicht, wo es mit ihm enden werde, aber die Umkehr verſperrte ein dichter Schwärmerhaufen, der hinter ihm her tobte. Nun mußte er vorwärts; der Fluch aller Weltverbeſſerer, eine wilde, mißverſtehende Menge, verfolgte auch ihn. Der edle Mann konnte das innere Symbol ſeiner Seele nicht mehr in ſeiner Reinheit bewahren, und am Ende ſeiner Tage ſah er ſein Bild von der Zeit zu Verzerrungen geſtempelt, die ihn vor ſich ſelbſt ſchaudern machten. Was hatte er erreicht? Was war geworden? Wie anders hatte er ſich die Reſultate gedacht, als er begann. Er ließ an ſeinem Sterbebette eine Gemeinde zurück, die jedes ſeiner Worte und Werke ſchmählich mißverſtand.

Doch von dieſen trüben Mißſtänden will ich nicht ſprechen, ich werde nur angeben, wie weit meine Anſichten von jenen Dogmen ſich entfernen. Mit innigſter Ueberzeugung hänge ich an der Wahrheit jener erhabenen Lehren, wie ſie uns Gott durch einen ſeiner edelſten und weiſeſten Geiſter geſandt hat; aber verächtlich und die menſchliche Natur entwürdigend ſind mir jene ſüßlichen, zärtlichen Spielereien, die ſich für Trauer- und Liebesgefühle beim Andenken ſeines martervollen Todes ausgeben. Nicht der Tod, ſein Leben, ſeine Lehren ſcheinen mir der

Gegenſtand, um den ſich's handelt. Aus dieſem erſten Irrthum entſpringen alle jene ſchwächlichen Gefühle, die aus dem Menſchen eine ewig quellende Thränendrüſe machen, die ihn entnerven, die ihn dem Leben und allen großen Thaten der Begeiſterung fern halten, indem ſie aus ihm einen kranken, dumpfen, maſchinenmäßigen Arbeiter machen. Nicht ſolcher Arbeiter bedarf die Zeit. Der Umſchwung der Ideen, die koloſſalen Altäre, die der thätige, ſtürmende Menſchengeiſt aufrichtet, und auf denen nicht dieſe ſchwächliche Flamme zu lodern vermag, fordern einen andern Gottesdienſt. Mein Vater glaubte in der Abſonderung ſein Heil zu finden, ich glaube es mitten im Gewühl der Welt zu entdecken. Was wäre unſere Gott-Liebe, was wäre unſere Religion, wenn wir ſie auf einen kleinlichen armen Cultus, auf einige immer wiederkehrende Seufzer und auf einen Cyklus von melancholiſch-pedantiſchen Sitten und Lebensein=

richtungen beſchränkten? Nein, der lebendige Glaube ſoll lebendig wirken. Das ſuchende Herz ſoll tauſend Mal irren dürfen, ehe es das Wahre getroffen; keine ererbte Heuchelei, keine vorgeſchriebene Bahn ſoll die ihm beſtimmten erhabenen und düſtern Prüfungen fern halten. Hat aber die Stunde geſchlagen, wo ein wildes Herz zu ſeinem Frieden eingeht, warum dann über den Körper ein einfarbiges dunkles Gewand breiten? Warum Schranken ziehen und Hütten bauen? Glaubt ihr, daß das ſichere Herz deſſen bedarf, daß der, der ſeinen Gott einmal gefunden, ihn jemals wieder aufgibt und verläßt? Jede Sekteneinpferchung iſt verächtlich, und nur der Schwache oder der Heuchler ſucht die von Andern ihm vorgezogene Schranke.

Und nun, mein Bruder, kannſt Du an Gott glauben, wie ich an ihn glaube, kannſt Du ihn lieben, wie ich ihn liebe; biſt Du glühend überzeugt, daß die Lehren Chriſti unſern ſtreitenden und zagenden Gemüthern Muth und Einſicht verleihen, dem Vollkommenen immer näher zu ſtreben — ſo zeige dieſen Glauben der Welt und handle. Es ruft die Zeit ihre Geiſter wach. Derſelbe Chriſtus, der die Fahne des Sieges auf Golgatha vorantrug, trägt ſie auch jetzt voran, und an die edelſten Kräfte in der Menſchenbruſt geht ſein Ruf. Auf, folge ihm! nicht in nutzloſem Grübeln in Deiner Zelle, nein in die freie offene Welt hinaus. Trage die Religion der Liebe in die Wohnungen des Haſſes, die Lehre der Milde und Verzeihung in die harten Herzen der Tyrannen, und bringe Gerechtigkeit und Ruhe in die ſchwankende Zeit.

Calixt hatte wie in eine ſtumme Verzückung verloren dieſen Worten gelauſcht, die voll und tönend über ihn dahinbebten. Er hielt ſeine Arme über die Bruſt gekreuzt, ſeine Blicke waren flammend emporgerichtet, während ſeine Lippen geöffnet, gleichſam dürſtend, die Rede einſogen. Als Eliſabeth ſchwieg, ſtöhnte er leiſe: So willſt Du alſo, daß ich mich von der Gemeinde losſage?

Ich verlange es nicht, entgegnete ſie. Behalte die Satzungen, zu denen Du dich einmal bekannt und die edle Männer mit Dir theilen, nur faſſe ſie auf wie mein Vater ſie gedeutet ſehen wollte. Er, der in ſeiner Seele nichts von Knechtſchaft und Heuchelei wußte, wollte mit ſeiner Lehre nichts bewirken als nur ein innigeres Anſchließen an die Heiligthümer unſerer Lehre und unſeres Glaubens. Einer Zeit, die nur ſich ſelbſt liebt, wollte er die Liebe lehren; aber der kleinliche Sinn faßte es kleinlich auf. Nicht der Bruder-Name führt die Menſchen zuſammen, die Bruder-Geſinnung iſt es. Ach Calixt, wenn ich ein Mann wäre, ich hätte das Werk meines Vaters fortgeführt; ich bin nur ein Weib, und verkannt und mißverſtanden in noch höherem Grade wie er, weiche ich von dieſem Platze. Sei Du es, der meine Ideen fortpflanzt. Sei Du es, auf dem ſein Geiſt ruht; bringe den Namen Zinzendorff zu Ehren, laſſe ihn weit ſtrahlen durch alle Welt und dann nimm den Dank ſeiner Tochter.

Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ſie wankte und ſank in Calixt's Arme, an deſſen Buſen ſie ihr Haupt verbarg. Er preßte auf einen Moment in ſtummem Entzücken die Weinende an ſich, dann ließ er ſie ſanft auf die Bank gleiten, indem er auf den Knien vor ihr liegen blieb.

Ich ſchwöre es Dir, Eliſabeth, rief er, Tochter Zinzendorff's, ich ſchwöre es Dir, eingedenk dieſer Stunde, will ich handeln nach Deinem Willen. Von Deiner Lippe nahm ich meinen Gott geheiligt und gereinigt wieder zurück und ewig ſoll er in meinem Buſen wohnen. Und wenn ich jemals wanke in den Gefahren und Mühſeligkeiten des Lebens, ſo trete Dein

Bild vor meine Seele, Dein Bild, wie es jetzt vor meinen trunkenen Blicken leuchtet.

Mein Bruder! lispelte Eliſabeth und neigte ſich zu ihm nieder. Ein langer und heißer Kuß beſiegelte den Bund. Calixt verſchwand hinter den Schatten des Gebüſches. Tiefe Nacht deckte ſchon die Erde, als Eliſabeth ihrer Wohnung ſich näherte. Der Sternhimmel in ſeiner ganzen Pracht flimmerte über ihr, zu ihm wandten ſich ihre Blicke und ewige Gedanken bewegten ihre Seele. —

Den Morgen nach dieſer Unterredung hatte die Gräfin Bruce Herrnhut verlaſſen. Sie ging auf ihre Güter und es blieb ungewiß, ob ſie jemals wiederkommen würde. Das Haus des Ordinarius blieb leer, nur der Saal wurde, dem Willen des verſtorbenen Grafen gemäß, zu Verſammlungen benutzt, aber die Gerüchte von

Entweihung dieſer Räume hatten ſich überall hin verbreitet und ſo geſchah es, daß auf den Ruf nur Wenige ſich einfanden, und auch dieſe blieben endlich weg, gewarnt und eingeſchüchtert von der Menge.

Calixt Nohatz hatte ſein Zimmer bei der Großmutter wieder bezogen und von dem Augenblick an war die Alte wieder geneſen. Er hatte ihr noch eine größere Freude bereitet, indem er ſich dem Loos unterworfen. Niemand wußte, ſelbſt Johannes nicht, welch ein Umſtand dieſe plötzliche Veränderung in ſeinem Weſen herbeigeführt; es wurde der Einwirkung des guten Geiſtes zugeſchrieben und hier irrte man nicht; nur hätte man dieſen guten Geiſt nicht näher bezeichnen können. Calixt war ſtill und in ſich gekehrt, aber dabei freudvoll und ruhig.

Mein Sohn, ſagte Johannes eines Tages zu ihm, haſt Du ſchon vernommen, daß das

Schiff, welches nach Weſtindien zu ſegeln bereit iſt, ſchon uns angemeldet worden, daß vielleicht wenige Tage nur noch Du in unſerer Mitte weileſt?

Ich weiß es, mein Vater.

Und ſo ruhig, Calixt? Du verläßt Deine Heimath — Gefahren drohen Dir — Du wirſt vielleicht nie die Deinigen wiederſehen.

Gott wird über mich verfügen.

Das wird er. Hoffſt Du vielleicht, daß das Loos Dich nicht treffen werde?

Ich wünſche und hoffe, daß es mich erwählt.

Iſt Dir durch irgend etwas Deine Heimath verleidet?

Wie? rief der Jüngling, und ſeine Blicke warfen einen zürnenden Strahl; ſo kann Johannes fragen? Du, der mir die Lehre einprägte, Vaterland, Glück, Eltern und Geliebte zu verlaſſen, wenn Gott ruft, du fragſt mich jetzt, ob ich vielleicht nur vor irgend einem kleinen Mißgeſchick fliehe und meinen hohen Beruf als Deckmantel brauche?

Vergib, ſagte Johannes. Aber ich kann mich nicht mehr in Deine Art zu fühlen und zu ſprechen finden.

Ich bin älter geworden, Johannes.

Der männliche Ernſt, der bei dieſen Worten auf Calixt's Stirne leuchtete, machte, daß Johannes ihn mit einem befremdenden Blick anſah und dann verſtummte. Er entfernte ſich nach einer Weile und Beide ſchieden ſtillſchweigend von einander.

An dem Tage, wo das Loos den Heiland befragte, ob er zulaſſen wolle, daß der Bruder Calixt Rohatz die chriſtliche Lehre den Heiden auf der Inſel St. Thomas predigen dürfe, ſah man vor dem Gemeindehauſe, wo die Aelteſten ſich verſammelt hatten, eine alte Frau in einem ſeltſamen auffallenden Putz gekleidet, auf und ab ſchreiten. Es war Libuſſa Rohatz. Nur zwei Mal in ihrem Leben hatte ſie ſich in einem ähnlichen Zuſtand der Aufregung befunden. Das erſte Mal, als ſie dem jungen Burſchen, dem Nikolaus Nohatz, ach, er lag jetzt ſchon ſeit vierzig Jahren im Grabe, die Zuſage gegeben hatte, ſeine Gattin ſein zu wollen, und das zweite Mal, als ſie als Wittwe ſich zur Aufnahme in die Gemeinde gemeldet hatte und es lange dauerte, ehe ſie die Entſcheidung erhielt, ob man ſie annähme oder nicht. War dieſe dritte Aufregung vorüber, ſo brauchte ſie vor keiner vierten zu beben. Das farbige Kleid hatte ſich Libuſſa nicht nehmen laſſen, denn in demſelben Putze war ſie die beiden erſten entſcheidenden Momente erſchienen; er war mit ſeinen verbleichenden Farben und ſeinen geſchwärzten Goldtreſſen recht eigentlich das Bild entſchwundener Tage. Um die geſchmückte Greiſin her bewegte ſich in unruhigen Schwingungen gleichſam wie eine große ſchwarze Fliege, die Negerin und ziſchelte bald der Alten etwas ins Ohr, bald wies ſie mit ihren langen ſchwarzen Armen hinauf zu den Fenſtern des Saals, indem ſie dazu Grimaſſen wie ein Affe ſchnitt und unverſtändliche Worte unter fortwährendem Gelächter murmelte.

Still, rief Libuſſa, ihren Gang plötzlich hemmend. Klang es nicht wie ſeine Stimme oben im Saal?

Nein, Frau, entgegnete die Negerin. Er wartet noch. Erſt kommt der Bruder Clarſon, der den Heiland fragt, ob er die Jungfer Barbara Taunitzin heirathen darf.

Der hätte auch zu einem andern Tage kommen können, ſagte Libuſſa. Ich begreife nicht, warum er gerade heute erſcheint, wo nur wichtige Dinge vorgenommen werden.

Dann kommt das Ehepaar Grubenpech, das da anfragt, ob ſie ihr Söhnchen auf eine fremde gelehrte Schule ſchicken dürfen.

Sie mögen ihn ſchicken oder nicht ſchicken, das iſt ganz gleich, rief Libuſſa zornig. Dieſe Leute haben immer Jämmerlichkeiten im Kopf. Sie ſetzte ſich grollend auf eine Steinbank unter dem Hauſe, während die Negerin ſtehen blieb und hinausſchaute. Endlich ließ ſich aber ein Gemurmel hören. Durch die offen ſtehenden Fenſter tönten Stimmen herab. Jetzt! rief Libuſſa und hob ihren knöchernen Arm in die Höhe. Ihre Augen glühten. Oben aus dem Fenſter lehnte ſich Johannes heraus: Der Heiland hat ihn angenommen! rief er der Alten zu. Libuſſa ſank auf der Bank zuſammen.

St. Thomas.

Das Schwerſte für die Menſchen, die vergänglichen, iſt, ſich zu ſagen: damit iſt es nun aus, das iſt hin! Daher flicken und kleiſtern ſie elendiglich an dem einfallenden Hauſe, welches begräbt Die, welche durchaus nicht ausziehen wollen. Wie haben die Alexandriner, wie Julian, für die hinſterbende Mythologie laborirt! — Hin war Homer's Religion. Was täglich geſchehen werde, iſt nie vorauszuſehen, aber die Richtung des Stroms, und das iſt ſchon viel, denn man kann doch ein wenig dämmen, oder etwas benutzen, oder bei Zeiten davonlaufen.

Johannes von Müller
ſämmtliche Werke, 7ter Theil, S. [illegible].

Die Inſel St. Thomas, die älteſte unter den drei däniſchen Colonien Weſtindiens, bekundet ihr früheſtes Bekanntwerden von den Kriegen der Flibuſtier her, die mit ihren kühnen Räuberſchiffen bis in die Buchten jener Meere drangen. Die ſchöne Inſel war ihnen wegen ihres trefflichen Hafens willkommen. Dieſen Piraten folgten nach Vertreibung der holländiſchen Colonie von St. Croix durch die Spanier im Jahre 1648 die erſten, feſte Wohnplätze anlegenden Bewohner. Chriſtian V. nahm, nach einer Invaſion der Engländer, St. Thomas 1671 feierlichſt in den Staatenverband ſeiner Krone auf und Jörge Iverſen wurde der erſte

Gouverneur der Inſel, auf der er ein Fort und eine Stadt anlegte. Seit dieſen Ereigniſſen ſehen wir die Inſel raſch zu Macht und Anſehen fortſchreiten. Ihre Fluren nahmen fleißige Arbeiter, Brandenburger und franzöſiſche Reformirte, in Beſitz. Mit dem benachbarten St. Croix und Puertoricco wurden Verträge geſchloſſen, die den Handel begünſtigten, zugleich aber auch zum Schleichhandel verführten. Bis zum utrechter Frieden blieb das neutrale St. Thomas der Markt für alle Priſen, dann aber war das Aufblühen der franzöſiſchen Colonien, mehr noch die willkührlichen Geſetze der neuen däniſchen Compagnie, Schuld an dem Verfall der Inſel. Furchtbare Orkane, die mehrjährige Ernten zerſtörten, Sklaven-Aufruhre und der Neid und die Eiferſucht der Behörden kamen hinzu, und St. Thomas befand ſich in einem beklagenswerthen Zuſtande, als es vom Geſchick von neuem in eine glänzende Lage verſetzt wurde. Dieſes erneute Glück gründeten die Herrnhuter-Miſſionen, die 1733 zuerſt auf der Inſel Fuß faßten und ſich von hier aus über die ſämmtlichen däniſchen Antillen verbreiteten. Dem regen thätigen Eifer der Brüder gelang es, die Regierung zu Copenhagen zu bewegen, die Monopol-Geſetze der Compagnie zu beſchränken. Der Handel wurde wieder freigegeben und trotz des Krieges von 1755, wo der Inſel anfangs alle Zufuhr abgeſchnitten wurde, gelangte St. Thomas doch zu der bedeutenden Höhe, die ſie mit St. Euſtach rivaliſiren ließ. Der Verfolg unſerer Geſchichte fällt in die Periode, wo dieſer Culminationspunkt ſchon um ein Jahrzehend beinahe vorüber iſt. Die Gründe des Verfalls der Inſel ſind zum Theil in die Begebenheiten der Perſonen, die jetzt auftreten, verwoben, und ſomit werden wir ſie berühren, wenn wir die Eigenthümlichkeit des neuen Schauplatzes und ſeiner Bewohner ſchildern.

Wir haben die Abreiſe Calixt's aus Herrnhut nicht beſchrieben, nicht die düſtere Scene dem Leſer vorgeführt, wo Libuſſa von ihrem Enkel Abſchied nimmt, um ihn mit ihrem Segen über ferne Meere zu unbekannten Gegenden zu ſenden, ſie, die nicht hoffen durfte, ihn jemals wiederzuſehen. Ebenſo wenig war uns darum zu thun, auf das umſtändlichſte den kleinen Reiſewagen zu detailliren, in welchem Johannes mit ſeinem Zögling Platz nahm, um in ſchneller Reiſe ihn zu einem Hafen des mittelländiſchen Meeres zu bringen, wo das Schiff bereitet lag. Wie dankbar wäre eine Schilderung geweſen von dem unnennbaren Leid, das die Bruſt des Jünglings beklemmte, als Europa's Küſten ſeinem Blicke verſchwanden und eine fremde Welt, ein neuer Beruf ihre Arme nach ihm ausſtreckten. Wir haben auf dieſe günſtigen Stoffe für unſere Feder verzichtet, um ihre Benutzung und Ausmalung einzig dem Gefühle des Leſers zu überlaſſen. Calixt, bevor wir ihn wiederſehen, hat eine weitläufige und gefahrvolle Reiſe durch Nordamerika gemacht und in den Gemeinde-Niederlaſſungen ſeine Briefe abgegeben. Einen Winter hat er in Philadelphia zugebracht, einen zweiten in New-York. In Bethlehem und Nazareth, zwei Pflanzorten der mährischen Brüder, hat er ſich mit den Sitten und der Sprache der Eingeborenen bekannt gemacht, und endlich trägt ihn an einem jener wunderſamen ſtillen Abende, wie ſie der in Farben und Glut getauchte Himmel Braſiliens bietet, ein einfaches Boot von zwei Negern gerudert in den Hafen ſeiner Beſtimmung, in die Bucht von St. Thomas.

Richten wir unſere Blicke auf dieſes Boot. Ein junger Mann ſitzt darin, in einen einfachen ſchwarzen Rock gekleidet, den Hut mit dem breiten Rande tief in's Geſicht gedrückt und die Locken im Winde ſpielend. Er hat ſich an die

Brüſtung gelehnt und ſieht, in tiefe Gedanken verloren, hinab in die Tiefe. Dort unten geſtaltet es ſich märchenhaft und ſchön, und wohl iſt dem Europäer noch nie ein Schauſpiel der Art zu Geſicht gekommen. Die kryſtallene Tiefe ſcheint, wie feſte verzauberte Luft, das Boot in ſeiner Höhe zu halten, ſodaß der Blick den Kieſel auf dem Grunde zählen kann und das üppige Gemenge einer wunderſamen unterſeeiſchen Flora bewundert. Hier ſind die Gärten der Armida, wie durch einen Zauberſchlag, aus der Oberwelt in die Tiefe des Oceans verſetzt; hier glühen die Orangen, hier ſpaltet ſich die lange, dunkelrothe Blüte der Granate, hier ſchwirrt im wollüſtigen Wiegen die warme, weiche Palme. Zwiſchendurch flattert, wie ein langes, grünes Band, der Stengel der Alcyone hinauf, und reicht wie ſcherzend die kleine gelbe Roſe, ihren einzigen Schmuck, hinauf. Man glaubt, ſie pflücken zu können und dennoch iſt ſie noch tief unten in der kryſtallenen Flut. Auf dem weißen Silberſande bewegen ſich langſam wie Zauberhieroglyphen auf einer magiſchen Tafel die ſymmetriſchen Figuren der Seeſterne und Seeigel. Räthſelhafte Geſchöpfe wandeln in den Irrgängen dieſer geheimnißvollen Gärten und blicken mit klugen, forſchenden Augen aus dem Dunkel in die Höhe, während durch die Zweige der Korallenbäume, durch das Dickicht der Gorgonien und Flabellen die Vögel dieſer Haine, die bunten Fiſche, ſchwimmen und wie ſchimmernde Edelſteine durch den Kryſtall funkeln. In den langen grünen Schattenweg, den das Boot in die Tiefe ſendet und der die Farbe des Topas annimmt, je näher er an dem Boote grenzt, ſinken wie glühende Tropfen die ſchweren farbigen Muſcheln einer Gattung Seeſchnecke nieder, die der kühlere Abend von der Oberfläche des Meeres verſcheucht und in die Tiefe ſendet.

Der Blick des jungen Reiſenden hing noch an dieſer Wunderwelt, als der Ruf vom Hafen aus ihn aus ſeinen Träumen ſcheuchte. Er ſah auf und das Fort der Inſel, wie es die Blockhäuſer des Ufers überragte, zeigte ſich im Abendglanz. Die Sonne ſpiegelte ſich in den Fenſtern der Commandantenwohnung und der Wind ſpielte mit den Flaggen, die die Spitzen zweier zierlicher Thürme ſchmückten. Der junge Mann nahm ſeinen Hut ab, ſtrich ſich mit der Rechten über die Augen, und ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Welch ein Geſchick wird mir hier erblühen? Auf welche Weiſe wird Leid und Freud' mein Herz treffen? Wird einſt ein Boot, wie dieſes, mich wieder von hier hinwegführen und bettet man mich in fremde Erde?

Es ſäuſelte jetzt in den Gipfeln der nahen Palmen, und ein prächtiger, in allen Farben funkelnder Papagei ließ ſich bewillkommnend auf einem der Zweige nieder. Das Boot legte leiſe an dem ſchattigen Ufer an, und taumelnd that Calixt die erſten Schritte und lehnte dann ſeine Stirn an einen Baumſtamm. In dieſer träumeriſchen Stellung blieb er ſtehen bis die Schiffer kamen und das verſprochene Fährgeld forderten. Noch mit ihnen beſchäftigt, ſah Calixt einen langgewachſenen ältlichen Mann, gefolgt von zwei Sklaven, auf ſich zukommen. Der Unbekannte wechſelte einige Worte mit den Schiffern, trat dann ſchnell auf den Ankömmling zu und ſchloß ihn in ſeine Arme, indem er rief: Seid willkommen, Bruder Nohatz! Ich bin Benjamin Frankherr. Calixt erwiederte die Begrüßung. Er dankte für die freundliche Aufmerkſamkeit des Bruders, an den ihn Johannes empfohlen hatte. Sie wechſelten noch einige bewillkommnende Reden und dann ergriff Frankherr ſeines Empfohlenen Arm, um ihn in die Stadt zu geleiten. Es iſt zu ſpät, Dich beim Gouverneur zu melden, ſagte Frankherr, auch das Bruderhoſpiz iſt nicht gehörig auf Deinen Empfang vorbereitet, laß es Dir daher gefallen, mein Zimmer zu theilen. Ich wohne bei einem reichen Pflanzer, Herrn John Sture Struhm, der mein Freund iſt und deſſen freundliche Wohnung ganz nahe durch das Dickicht jenes Citronenwäldchens ſchimmert. Komm, wir finden ihn eben bei ſeiner Abendmahlzeit. Ich will Dich ihm und ſeiner Schweſter vorſtellen; Du haſt dann ſogleich eine ſehr ehrenwerthe Bekanntſchaft, die Dir von Nutzen ſein kann, in jedem Fall jedoch Vergnügen gewähren wird. — Calixt war nicht in der Stimmung, durch viele Fragen ſich nähere Auskunft zu verſchaffen. Ein Gefühl von Mattigkeit und Abſpannung, eine Trauer, die er ſich nicht erklären konnte, hatte ihn ergriffen, ſowie er den Fuß auf die Inſel geſetzt, und er folgte daher ſtumm den Schritten ſeines Führers, der mit ihm einen engen Fußpfad einſchlug. Die warme, im Orangenwäldchen verfangene Luft trug ihm ihre betäubenden Düfte entgegen und lag wie Gewitterſchwüle auf ſeiner Bruſt. Das Geſchrei der Vögel, die ihre Neſter ſuchten, tönte widrig und wie Hülferuf ängſtlich ſchmetternd in ſein Ohr. Dieſe läſtigen Eindrücke wurden jedoch plötzlich gehoben, als das zierliche Landhaus des Herrn John Sture Struhm vor ihm lag. Ein heller Porticus, an deſſen Säulen ſich üppige Schlingpflanzen wanden, führte zu einem offenen Vorſaal, wo die Familie beiſammen ſaß und der Glanz zweier hohen, mit Kerzen beſetzten Armleuchter eine magiſche Helligkeit in die dunkelnden Gebüſche warf. An beiden Seiten des Porticus befanden ſich Gruppen von ſchwarzen Arbeitern und Arbeiterinnen, die mit Sondern und Aushülſen einer Frucht beſchäftigt waren, und bei dieſer Arbeit einen nicht unmelodiſchen Nationalgeſang ertönen ließen. Herr Sture, ein corpulenter Vierziger, rauchte, mit einer feuerfarbenen Jacke und mit weiten weißen Schifferhoſen bekleidet, ſeine Abendpfeife, indeſſen Fräulein Ulrike Sture, ſeine Schweſter, die weite Umhüllung einer Mouſſelin-Robe und eines Schleiers von eben dem Stoffe in die Nacht hinausleuchten ließ, indem ſie in einer theatraliſchen Stellung auf den Stufen ſtand, und in den eintönigen Geſang der Schwarzen einzelne hellklingende Noten ihrer eigenen Erfindung hindurchtönen ließ. An dem Tiſche ſaß ein ältliches Paar und ſchien die Reſte des Mahls unter ſich zu theilen.

Als Bruder Frankherr mit ſeinem Gaſte ſich näherte, nahm der Geſang einen lebhaftern und höhern Schwung, und ſogar ein gellendes Pfeifen miſchte ſich hinein, das aus dem Gipfel eines der Bäume herabtönte und deſſen Urheber für's Erſte verborgen blieb.

Still! rief Herr Sture und winkte ſeiner

Schweſter, da kommt der neue Bruder, den Benjamin ſchon ſeit einer Woche erwartet.

Er ſieht nicht übel aus, entgegnete Ulrike noch halb ſingend.

Bruder und Schweſter ſchritten jetzt herab und begrüßten die Ankommenden. Welch ein Landsmann? fragte der Capitain, ſo wurde Herr Sture von den Europäern genannt.

Ein Böhme, entgegnete Calixt. Mein Geburtsort iſt Prag.

Alſo Unterthan der Kaiſerin-Königin? rief Sture. Da ſympathiſiren wir nicht in unſern politiſchen Geſinnungen. Ich bin ein Verehrer Friedrich's.

Nun das gibt Debatten und amuſante Discurſe für die Regenzeit, ſagte Frankherr. In einem Lande wie hier, wo man keinen gebildeten Zeitvertreib kennt, muß die Meinungsverſchiedenheit und die daraus erfolgenden anmuthigen Hin- und Wiederreden als ſolcher gelten

Sture that jetzt mehre den Zuſtand der europäiſchen Politik betreffende Fragen, die Calirt ſachkundig und lebhaft beantwortete. Während dieſes beide Theile in einen behaglichen Eifer verſetzenden Geſprächs ging Dame Ulrike mit Frankherr langſam an der Vorhalle auf und ab und indem ſie einen Orangenzweig ſchwenkte, waren ihre großen blauen Augen mit Aufmerkſamkeit auf Calirt gerichtet.

Nicht wahr? hub der Herrnhuter zu der Schweſter des Capitains an, nicht wahr, meine ſchöne Weltliche, das iſt doch einmal ein Menſch meines Gelichters, der nicht langweilig, trocken, vergelbt und wie eine in Spiritus aufbewahrte ſchwarze Spinne ausſieht? Mit dieſem werden Sie doch hin und wieder Schach ſpielen?

Wenn mein Bruder es erlaubt, entgegnete Ulrike. Sie wiſſen, daß er die Herrnhuter haßt, Sie ausgenommen.

Ach, er haßt Niemanden.

Ja, die Herrnhuter. Nichts iſt ihm ſo zuwider als dieſe Sekte, und keiner ſeiner Sklaven darf eine herrnhutiſche Anſtalt beſuchen. Daß er Ihren Freund hier bei ſich aufnimmt, geſchieht nur aus Rückſicht für Sie.

Aber meine Freundin, meine holde Freundin, rief Frankherr mit ſüßlichem Lächeln, habe ich nicht an Ihnen eine Stütze? Werden Sie den jungen Burſchen von ſich weiſen? Sehen Sie nur, wie ſein Auge Sie ſucht.

Ich ſehe nichts, entgegnete Ulrike und hielt den Orangenzweig vor das Auge.

Wir müſſen ihm den Aufenthalt hier angenehm machen, fuhr Frankherr fort. Johannes Watteville, mein theurer Gönner und Freund, ſcheint große Stücke auf dieſen Jüngling zu halten, er ſcheint in ihm eine Stütze unſerer Kirche zu ſehen. Er muß ſich daher zu uns halten, zu mir halten. Sie ſehen, meine Freundin, daß das unumgänglich nöthig iſt. Zu mir muß er ſich halten.

Ulrike neigte das Haupt und lächelte. Das Mahl war unterdeſſen wieder erneut worden, und jenes alte Paar, das Calixt jetzt näher in's Auge faßte, hatte die Freude, noch einmal ſeinen Schmaus zu beginnen. Sture ſtellte den Alten als einen verarmten däniſchen Schiffer vor und die Greiſin als deſſen Frau. Sie ſind Allem abgeſtorben, ſetzte er hinzu, nur nicht den Genüſſen des Gaumens. Der Alte ſah bei dieſen Worten auf und warf einen um Schonung bittenden Blick unter den weißen Locken, die ſeine Stirn dicht beſchatteten, hervor, gleichſam als wollte er ſagen: Sage dem Fremden nicht, daß ich das Gnadenbrot eſſe. Calixt vergaß dieſen Blick nicht und von dieſem Moment an hatte der reiche Plantagenbeſitzer nicht mehr die würdevolle Stellung vor ſeinem Geiſte, die er ihm bei ſeinem erſten Anblick eingeräumt. In Herrn Sture's Antlitz und Geſtalt lag wirklich Etwas, was imponirte. Der Charakter der Männlichkeit, der Entſchloſſenheit, des Muths war in den ſtarken Formen ſeiner gebräunten Züge ausgedrückt, ebenſo wie er in der ſichern Haltung der breitſchulterigen feſten Figur ruhte. Sein Haar war zurückgekämmt und die vollen braunen Locken, von Puder befreit, wurden durch ein einfaches ſchwarzes Band zu einer Art Chignon zuſammengehalten, die ſchönen dunkeln Augen hatten Glanz und Leben, der volle, kräftige Hals war entblößt und eine farbige Binde fiel in einen leichten Knoten geſchürzt auf Weſte und Hemd. So konnte Herr Sture noch für einen ſchönen Mann gelten; aber Calixt glaubte die Züge der Herrſchſucht, der Willkür, des Hohns herausgefunden zu haben, und hiermit war der Erſcheinung der Adel genommen. Fräulein Ulrike theilte mit ihrem Bruder dieſe markigen Grundzüge der Schönheit; aber bei ihr hatten die Jahre frühzeitig jene Friſche hinweggenommen, die allein im Stande iſt, ſo ſtarke und beinahe wilde Formen bei einem Weibe mit Anmuth und Reiz zu umkleiden. Ihr Antlitz glich einem vergröberten Abdruck der Phyſiognomien, die man auf allen Portraits der Königin Chriſtine findet; dieſelbe ſade und doch dabei imponirende Schönheit, dieſelben großen faſt farbloſen Augen und die gekrümmte große Naſe, die ſtets gerade ſtarrende Haltung des Nackens und daſſelbe reiche glänzende, in kleine Löckchen herabfallende Haar. Dieſes Haar war gepudert, allein es verleugnete ſeine eigentliche Natur nicht, indem die kleinen blonden Löckchen, trotz der Disciplin eines ſchönen Perlenbandes, das ſchräg über die Stirne ging, immer wieder ihre beſondern kleinen gekräuſelten Windungen machten. Ein Reiz aber, der bei Fräulein Ulrike die ſchönſte Weichheit und Friſche an den Tag legte, war ihre Stimme. Wenn man ſie nicht ſah, wenn man nicht bemerkte, daß dieſem keineswegs lieblichen Munde die Töne entglitten, ſo konnte man glauben, ein junges Mädchen in der Blüte der Jahre und mit der zarten Empfindung ſpräche. Man lauſchte dieſen Tönen, die rein wie Silber und voll und gerundet wie Perlen dahinglitten, und lange, nachdem ſie verhallt waren, kam man erſt dazu, zu bemerken, daß etwas ſehr Alltägliches und nichts weniger als Empfindungsvolles geſagt worden war.

Mit dieſer ſchönen Stimme, von der man glauben konnte, daß ihre diesmalige Eigenthümerin ſie irgendwo geſtohlen haben müſſe, lud Fräulein Ulrike ihre Gäſte ein, um den runden Tiſch Platz zu nehmen. Calixt ſaß neben der Schweſter Sture's und theilte ihr mit, was er von intereſſanten Neuigkeiten der alten Welt wußte, und zwar ſolche Artikel, die nicht ſchon bereits in dem Anzeiger von Philadelphia geſtanden hatten, denn dieſe geſchwätzige Zeitung, weit lebhafter und phantaſiereicher als ihre

Schweſtern in Europa, wußte Alles und ſprach über Alles, beſonders ſeitdem ſie angefangen hatte, den trocknen Verhandlungen der Politik ein kleines Beiblatt der Moden zuzufügen, wo über den Umfang der neueſten Reifröcke und der Höhe der Coiffuren à la Pompadour weitläufig verhandelt wurde.

Herr Sture unterbrach dieſe für ihn gleichgültigen Erörterungen, indem er ſich nach einigen Dänen erkundigte, die neuerdings in die Brüderunität eingetreten waren. Meine Landsleute ſind Narren, ſetzte er hinzu, den Weiſungen eines Mannes zu folgen, den man in ganz Europa für einen Verrückten hielt. Als ich die Heimat verließ, erzählte man ſich eben die erbauliche Geſchichte, wie der edle Graf den Danebrogorden, mit dem ihn unſer König beehrte, zurückgeſendet. Nun da wußten alle vernünftigen Leute, was an ihm war.

Calixt wollte auf dieſe Bemerkung etwas

erwidern, allein ein Wink Frankherr's verhinderte ihn daran.

Lebt noch eine alte Negerin, fragte Sture weiter, eine treue Seele, die mit einem unſerer Miſſionnare nach Europa ging und ſich, ſo viel ich weiß, in Herrnhut niederließ?

Caroline Tauſton? rief Calixt.

Ich meine, ſo hieß ſie.

Sie lebt und zwar im Dienſte meiner Großmutter Libuſſa Rohatz. Da ſie ſchreiben gelernt hat, benutzte ſie die Gelegenheit, mir an einen ihrer Bruderkinder einen Brief und ein kleines Geſchenk mitzugeben.

Sture ließ einen langen gellenden Pfiff ertönen und ſogleich raſchelte es im Gipfel des Baumes; das Zeichen wurde erwiedert und ein Negerknabe ſtürzte herab, behend wie eine Katze ſich auf die Beine ſtellend und in's Bereich des Lichts tretend.

Nor, rief Sture, Deine alte Tante hat geſchrieben.

Der Knabe ſtarrte mit ſeinen funkelnden Augen in's Licht, und antwortete nicht; man ſah nur die rothen Lippen ſich bewegen und die weißen Zähne blitzen.

Die ſchwarzen Beſtien kümmern ſich um ihre Sippſchaft nicht viel, ſagte der Capitain. Geben Sie ihm das Geſchenk und erlaſſen Sie ihm den Brief, auf den er doch keinen Werth legen wird.

Ich habe das Tuch nicht bei mir, entgegnete Calirt, aber ein ähnliches führe ich in der Taſche. Er gab es dem jungen Neger, der Beides, Tuch und Brief, mit einer tiefen Verbeugung entgegennahm.

Küß' dem Herrn das Knie! rief Sture und der Sklave näherte ſich ſchnell und freimüthig. Calirt erblickte einen ſchlanken jungen Burſchen von einer für dieſe Race ungewöhnlich zierlichen

Bildung. Seine Jacke von Nanking ſaß ihm knapp am Leibe, die weiten faltigen Beinkleider hielt ein rother, wollener Gürtel umſpannt, Bruſt, Hals und Füße waren nackt; auf dem Kopfe ſaß ein rothes Mützchen keck auf den ſchwarzen Locken. Ich danke Dir, weißer Gebieter, rief er in gutem Franzöſiſch und ſchlang ſeine Arme um Calixt's Knie; ich werde den Brief leſen und beantworten.

Das wird nicht nöthig ſein, rief Sture, und auf einen gebieteriſchen Wink entfernte ſich der Knabe. Zu gleicher Zeit trat ein junges Mädchen mit einer Schüſſel gekochten Mais' herein, die ſie vor die Dame Ulrike niederſetzte. Hatte ſchon der Negerjüngling Calixt's Aufmerkſamkeit an ſich gezogen, ſo geſchah dies in höherm Grade bei Erſcheinung der jungen Creolin. Sie mochte ungefähr ſechzehn Jahre alt ſein, ihr Wuchs konnte jedoch bei der frühen Reife der Frauen jener Gegenden ſchon für vollendet gelten. Er war voll Ebenmaß und Zierlichkeit. Das Geſicht trug jenes melancholiſche, bleichgelbe Colorit, das die Züge wie durch einen ſchwärzlichen dünnen Flor geſehen erſcheinen ließ. Dieſe Farbe, das Erbtheil aller Kinder, die von europäiſchen Eltern ſtammend in Weſtindien geboren werden, iſt weit entfernt von dem, was wir krank oder bleich nennen. Es iſt bei aller Fahlheit ein ſchimmerndes, warmes Element in dieſer Farbe, das recht wohl geeignet iſt, die Grade von Jugend und Friſche zu bezeichnen. Am nächſten kommt dieſe Tinte, wo ſie die jugendlichen Wangen färbt, jenen ſchönen klaren Schattentönen gleich, die ſich in Titian's Bildern, auf den vom Licht abgewendeten zartern Körpertheilen finden. Nimmt man nun noch den Reiz eines wunderſam glühenden Auges hinzu, das in ſeinem Ring von grünlichem Lichtbraun ſchwimmend, und ſeiner Höhle tief eingedrückt, einen Ausdruck von Wildheit und ſchwermüthigem Brüten zugleich veranſchaulicht, ſo iſt ein anziehendes und fremdartiges Gemälde fertig, auf dem der Blick des Beſchauers wie gebannt ruhen bleibt, gleichſam die Erforſchung eines Räthſels ſuchend.

Die junge Creolin wollte ſich eben wieder entfernen, als Ulrike ihr befahl, eine Blumenvaſe auf den Tiſch zu ſetzen. Während ſie das Gefäß auf den Tiſch ſetzte, zerbrach die eine Handhabe. Ein zürnender Blick der Dame und eine laute Frage des Capitains, was geſchehen ſei, folgten ſchnell aufeinander. Calixt ſah, wie das arme Mädchen die Hände faltete, die Augen ſenkte und wie im Fieber zitterte, zugleich wie Sture einige Worte einem Sklavenaufſeher hinter ſeinem Stuhle zumurmelte.

Ich bitte für die Arme, rief Ulrike ihrem Bruder zu, der ihr nicht antwortete, ſondern nur mit ſeinem langen Pfeifenſtock auf das Mädchen zeigte. Der Aufſeher ſchritt voran und winkte ihr, ihm zu folgen. Plötzlich ſprang, der Himmel weiß, wo er ſich verſteckt gehalten hatte, der junge Neger hervor und ſagte mit einer Schnelligkeit die Worte, daß man ſie kaum verſtehen konnte: Herr, nicht Micha ſchlagen; ſie hat heute ſchon zweimal Schläge bekommen!

Indem ließen ſich aus der Entfernung wehklagende Laute vernehmen. Der junge Neger ſtieß den Kopf gegen die Wand und warf ſeine Mütze wiederholt auf den Boden, ſie mit Füßen tretend. Sture blieb in vollkommener Ruhe.

Ich bitte für das Mädchen, mein Herr, rief Calixt. Gewähren Sie mir dieſe Bitte als Zeichen unſeres künftigen guten Vernehmens.

Kleinigkeit! murmelte der Capitain. Er gab einen Befehl und die Wehlaute verſtummten augenblicklich. Das Geſpräch ging ununterbrochen ſeinen Gang fort. Calixt fühlte durch den Strumpf ſeines rechten Fußes glühende Küſſe brennen. Als er ſich niederbeugte, überzeugte er ſich, daß es der junge Neger war, der ihm ein bittendes Zeichen machte, zu ſchweigen. Der ganze Vorfall war das Werk weniger Minuten und Niemand im Hauſe achtete deſſen. Das alte Paar war nach Genuß einer doppelten Mahlzeit ſorglos entſchlummert und ſie wurden von den Sklaven, auf ihren Stühlen ſitzend, ſehr unſanft und mit großem Gepolter fortgeſchoben. Herr Sture und ſeine Schweſter machten ihrem Gaſte eine ceremoniöſe Verbeugung und dieſer zog ſich mit Frankherr in deſſen Zimmer zurück, die nach europäiſcher Art mit allen Bequemlichkeiten und ſogar mit geſchmackvollem Luxus ausgeſtattet waren. Man ſah aus Allem, daß der mähriſche Bruder keine unbedeutende Rolle in dieſem Hauſe ſpielte.

Den andern Morgen verließ Calixt dieſe gaſtliche Wohnung, nachdem er das Verſprechen gegeben, öfters dort einzuſprechen, um während der gefürchteten Langeweile der Regenzeit, die Monate Mai, Juni und Juli, zur Unterhaltung der Bewohner dieſer entlegenen Plantage beizutragen. Er wurde jetzt in aller Form, denn die Etiquette herrſchte auf St. Thomas ſtrenger als in Europa, der Gemeinde vorgeſtellt und erhielt ſeine Wohnung nicht weit von den Zimmern des Vorſtehers der Miſſions-Arbeiten; des Bruders Sebald, eines in dem Ruf der exemplariſchſten Frömmigkeit ſtehenden Mannes. Wir wollen ein halbes Jahr vorübergehen laſſen, während welchem Calixt ſeine neue Umgebung kennen lernte und ſie ihn. Das Reſultat dieſer gegenſeitigen Bekanntſchaft wird ſich jetzt ergeben, da unſer Held thätig eingreifen muß, und ſich eine Stellung erobert, von deren Gefahren und dabei eigenthümlichem Reize er ſich bei allen ſeinen Träumen künftiger Beſtimmung doch in Europa keine auch nur entfernt zutreffende Vorſtellung machen konnte. Wir wollen ſeine erſten Erfahrungen der Art und ſeine Anſichten und Gefühle dabei in einem Briefe zeigen, den er um dieſe Zeit an die Gräſin Eliſabeth ſchrieb.

„Wenn Du jetzt in Wien geräuſchvoll leben, theure Freundin und Schweſter, wenn Du in buntem Gewühle Dich drängen mußt, und Glanz, Spiel und geſelliger Zauber Dich umgibt, ſo denke Deines Bruders, der von einem Häuflein elender jammervoller Schwarzen umgeben iſt, denen er Wahrheiten predigt, die er ſelbſt zu Deinen Füßen einſt lernte. Ja ich bin jetzt da, wo ich ſein ſoll — ich thue und ſpreche, was meine Beſtimmung iſt, und dennoch wie iſt Alles anders als wie ich es mir geträumt. O theure Bethy, die ewigen Wahrheiten, die wir bekennen, die wir, in Folge unſerer Erziehung und Bildung leicht erregbar und empfänglich, einander mittheilen, deren Glut und Schönheit wir ſo leicht und glücklich einander am beredten Munde, am glänzenden Auge abmerken und abverſtehen, wie ſchwierig iſt es, ſie dieſen Wilden einzuprägen. Alles muß Bild, Farbe, Genuß werden, ehe die träge Seele durch die dritte Hand erſt vom Körper erhält, was wir unmittelbar ihr mittheilen. Ich habe daher den Weg eingeſchlagen, meine Zöglinge, darunter einige ſechszig Jahre alt ſind, mit mir in die Wälder und an die Meeresküſte zu nehmen, ſtatt die Predigtſtunden, wie meine Genoſſen es thun, in dem heißen, dumpfen Zimmer abzuhalten. Ich könnte nicht in dieſen Räumen von Gott ſprechen. Es iſt Alles abgeſchloſſen und alle Verhältniſſe noch dürrer und verknöcherter als bei uns. Aber in den Palmenhainen, am Geſtade des Meeres, unter dieſem wie in poetiſcher Inſpiration ewig glühenden Himmel, da geht meine Seele auf wie eine Blume, da thun ſich die Blätter meiner Erkenntniß voneinander wie ein Buch und jeder ſüße Spruch meiner Kindheit ſteht deutlich und überzeugend darin verzeichnet. Ein alter Neger, ein wunderlicher und eigenſinniger Grübler, macht mir viel zu ſchaffen; er heißt Erich und hat bis jetzt allen Bekehrungsverſuchen widerſtanden. Nur mit Liſt hat man ihm Taufwaſſer aufgeſpritzt und ihm gleichſam im Vorbeigehen den Namen Erich über den Hals geworfen. Aber er bekennt ſich weder zum Namen noch zur Taufe. Dabei läßt er ſich aber täglich auf meinen Spaziergängen ſehen und folgt mir von ferne, immer fürchtend, daß ich plötzlich eine Spritze hervorhole und ihn taufe. Nach und nach habe ich ihn aber überzeugt, daß er ſolche Gauklerpoſſen bei mir nicht zu befürchten hat.

Im Ganzen habe ich wenig Schüler, denn die Beſorglichkeit der hieſigen Pflanzer erlaubt nicht, daß uns große Maſſen ihrer Sklaven zugleich übergeben werden, denn ſie fürchten, wir leiten dieſe Armen, jammervoll Gedrückten zu

Empörungen an. Und leicht wäre dies allerdings; denn ein Funke Selbſtbewußtſein in dieſe zertretenen Seelen geworfen, hieße ſie gegen ihre eigenſüchtigen Quäler bewaffnen. Aber die Religion der Duldung erlaubt uns ja, gebieten und ſogar Troſt, Milde und Duldung zu lehren; nur dieſen Peinigern, dieſen Bürgern, dieſen reichen und übermüthigen kleinen Tyrannen, denen muß man im Geheim in die Seele donnern, und dies thue ich, um keine Rückſicht von Gönnerſchaft und Gunſt mich kümmernd. Ich lebe deshalb im Streit mit manchem Genoſſen und Mitarbeiter. Johannes räth Vorſicht an, aber er kennt dieſe Leute nicht, wie ich ſie ſehe, wie ich täglich mit ihnen ſprechen und ihre Reden anhören muß.

Ich will Dir, meine ſchöne Schweſter, keine Schilderungen à la Rousseau von dem Leben in dieſer wunderſamen Natur und unter dieſen Lieblingen des genfer Philoſophen machen, weder die eine noch die andere ſind ganz ſo reizend und unſchuldig, als die neue Mode in Paris ſie anſieht. Ich vermiſſe ſchmerzlich unſern Welttheil, ſeine ſchönen Frauen, ſeine hübſchen Bücher, ſeine koſtbaren Gemälde und ſeine gelehrten Männer. Aber dafür bin ich ein Miſſionar, beſtimmt, in Wüſten zu leben. Von den ſchönen Damen bin ich jedoch nicht ganz geſchieden. Ich führe Dir hier eine königliche Dame vor, die Dame Ulrike Sture, die Schweſter eines reichen Pflanzers, die auf den Bällen, die der Gouverneur am Geburtstage der däniſchen Majeſtät gibt, eine ſo anſtandsvolle Menuet tanzt, wie man ſie in Wien kaum wird zu ſehen bekommen. Dabei ſpielt dieſes Modell einer edeln ſkandinaviſchen Jungfrau mit einer ſeltenen Herablaſſung wöchentlich dreimal mit mir Schach, künſtliche Parthien, die ich grauſam genug bin, ſie faſt jedesmal verlieren zu laſſen. Nach dem Schachſpiel werfen wir Ball und ich laſſe öfters den Ball fallen, um ihn mir von einer jungen Creolin, Micha, wieder reichen zu laſſen, nebenbei geſagt, ein hübſches und geiſtvolles Mädchen. Sie und ein junger Neger, den ich auch liebgewonnen, weil ich mir denke, daß Othello, jener poetiſche wilde Mohr Shakſpeare's, als Knabe auch ungefähr eine ſolche Natur muß geweſen ſein, beſuchen meine religiöſen Unterredungen heimlich, weil ihr Gebieter, jener Capitain Sture, Bruder meiner Dame, einer von den Pflanzern iſt, die ſich am eigenſinnigſten gegen unſere Miſſionare verſtockt und die grauſamſten Strafen auf Uebertretung ihrer Gebote geſetzt haben. Dieſer Sture iſt überhaupt der einzige Menſch auf Erden, den ich wahrhaft haſſen könnte, wenn ich mich nicht vor einer ſolchen tiefen Erniedrigung durch Anrufung meiner beſſern Kräfte ſchützte. Je beſſer ich ihn kennen lerne, deſto mehr ſchaudert mir vor dieſer kalten herzloſen Strenge, vor dieſem maßloſen Eigennutz, und dieſem düſtern verſteckten Mißmuth. Er iſt der reichſte Eigenthümer und beinahe ein Achtel der Einkünfte der Inſel gehört ihm. Deshalb ſeine Furcht vor einem Aufſtande der Neger. Wie man mir ſagt, hat er ſein Vaterland wegen Verbrechen verlaſſen müſſen; dies ſagt man jedoch von allen hieſigen Pflanzern, und ich will darum auf dieſe Gerüchte kein Gewicht legen. Unfehlbar iſt jedoch ſeine Seele mit irgend einer böſen That belaſtet, und das Vertrauen, das er dem Bruder Benjamin Frankherr ſchenkt, macht mir ſelbſt dieſen verdächtig. Sie haben Zeiten, wo ſie zuſammen, auf eine myſteriöſe Weiſe ſich in die Wälder verlieren und nach mehreren Tagen erſt wieder zum Vorſchein kommen. Auch Zuſammenkünfte mit Schiffen der Nachbarinſeln halten ſie, von denen nichts Gutes verlautet. Doch zeichnet ihn der Gouverneur aus, wo er nur Gelegenheit findet, und unſer Bruder Vor-

Vorſteher iſt ganz Demuth und Ergebenheit für ihn.

Du ſiehſt, Schweſter, daß meine Lage hier nicht die anmuthigſte iſt, daß mir bald ein ernſtlicher Krieg bevorſtehen könnte; aber ich bin guten Muthes und vertraue auf meine Gnadenwahl. Warum hätten mein Gott und Du mich in dieſe Gegenden geſendet, wenn ich hier nutzlos wäre? Nein, in den trüben Tagen eines jugendlichen Kampfes und Abfalls da zitterte ich vor jedem neuen Zweifel, der meine arme Bruſt beſtürmte; jetzt kenne ich dieſen qualvollen Zuſtand nicht. Wenn eine Welt um mich brennte, ich ſtände feſt — doch nein! das wäre Stolz — ich würde fallen, immer wieder fallen — wenn mein Gott mich nicht hielte; — aber er wird mich halten. Ich will Dir nur damit meinen friſchen, freien und ungebeugten Muth angedeutet haben; und nun lebe wohl. Denke meiner, der ich Deiner denke."

Den Tag, nachdem Calixt dieſen Brief abgeſendet, erhielt er eine Einladung in die Hütte des alten Erich. Er ging hin und nahm Robert und Micha mit ſich. Robert war der Taufname des jungen Negers; aber er wurde ſelten bei dieſem Namen gerufen, man nannte ihn wie der Capitain ihn nannte, „Nox“, die Nacht, wegen der tiefſchwarzen Farbe ſeiner Haut. Der alte Erich gehörte zu den emancipirten Sklaven. Er hatte in Folge langer, ſchwerer Arbeitsjahre ſich ein Beſitzthum erworben, und mit der Hälfte dieſes Erwerbs ſich freigekauft. Er gehörte Niemandem an, war keinem Herrn dienſtpflichtig; das freie, geſetzliche Eigenthum ſeiner kleinen Hütte und des daran ſtoßenden Gärtchens war ihm von der königlich däniſchen Compagnie mit Brief und Siegel beſtätigt worden. Er hatte in dieſem wichtigen Documente bezeugen müſſen, daß er getauft ſei, denn einem Heiden wird kein Eigenthum von der chriſtlichen herrſchenden Behörde zugeſtanden; aber dieſes Zeugniß ſtand nur auf dem Papier und war ein Gegenſtand der ewigen Spöttereien des alten Erich, der da behauptete, man habe das Papier und nicht ihn getauft.

Als Calixt mit ſeinen beiden jungen Begleitern ſich der Hütte näherte, fanden ſie den Alten mit ſeinem einzigen Sklaven beſchäftigt, die Früchte des Flaſchenbaum's, die wohlſchmeckende Sapadille, zu ſammeln. Der faſt achtzigjährige Alte war mit der Rüſtigkeit eines Knaben auf den Baum geklettert und ſaß wie in einem kühlen Zelte, bedeckt von den glänzenden breiten Blättern. Er kam herab und grüßte ſeine Gäſte mit einem ſtolzen, aber zugleich ſehr gütigen Lächeln, etwa wie ein König die vor ſeinen Thron beſchiedenen Vaſallen begrüßt. Die Kleidung Erich's beſtand in einem Schifferbeinkleid; ſtatt der Jacke und eines Hemdes war nur ein rothes Tuch von leuchtender Farbe um ſeinen muskulöſen Hals geſchlungen. Sein Haupt war faſt ganz von Haar entblößt, ein Paar buſchige ergraute Augenbrauen ſtanden über zwei weitgeöffneten, mit einem eigenthümlichen Ausdruck ſtarrenden Augen. Dieſe Augen hatten etwas Lauerndes und Fragendes an ſich, ſie waren die Botſchafter und zugleich Wächter einer ſtets bewegten und ſtets mißtrauiſch forſchenden Seele. Nichts kam der Unruhe gleich, mit der die vielen Runzeln und Fältchen der umgebenden Muskeln beſtändig auf und nieder zuckten, ohne doch das Auge zu ſchließen, dieſes behielt ſeinen ſtarrenden Punkt, und ſelbſt wenn man den Blick wie im Schlaf völlig geſchloſſen glaubte, war doch noch immer der Stern durch die ſchmalen Ritze ſichtbar. Dieſe wunderlichen Augen mußten auf eine eben ſo wunderliche Beſchaffenheit des innern Lebens ſchließen laſſen, und ſo war es auch. Erich war ein vollkommener Naturſohn, ſein Antlitz ein untrüglicher Spiegel ſeines Denkens und Empfindens. Da nun von dieſem mit dem regeſten Muskelſpiel verſehenen Körper eine maßlos lebhafte und nie ruhende Seele Beſitz genommen, ſo mußte die Wirkung eintreten, die in Erich's Grimaſſen ſich kund gab. Er ſchnitt oft Geſichter, daß dem unvorbereiteten Beobachter abwechſelnd Grauſen und Lachen anwandelte, nie aber war dabei des alten Erich's Abſicht, ſeine Leute zu beluſtigen oder zu erſchrecken, es war ein ihm ſelbſt völlig unbewußtes Schauſpiel, das er gab, und er war in ſolchen Momenten ſo tief in ſich verloren, daß er nie auf die Wirkung achtete, die ſein Reden und ſein Thun auf Andere hervorbrachte.

Setzt Euch, ſagte er zu ſeinen Gäſten, indem er auf ein mit einer Decke von Palmblättern bekleidetes Polſter am Eingang der Hütte wies. Ihr habt hier die Sonne nicht zu fürchten und zu gleicher Zeit genießt Ihr der Ausſicht auf das Meer. Iſt's Euch ſo recht, Ihr Chriſten?

Bei dem Worte „Chriſten" ſchnitt Erich ſein ernſtes, abſchreckendes Geſicht, das gutmüthigen Spott ausdrücken ſollte, aber wieder ſo grob und ſo wild gerieth, daß Calixt mit Staunen den Alten lange Zeit forſchend anſah.

Warum blickſt Du mir ſo ſtarr in die Augen? fragte Erich, der ſeinerſeits eben ſo ſtarr den Jüngling anſah. Hab' ich etwas Beleidigendes geſagt?

Calixt ſchüttelte das Haupt und Robert und Micha lachten. Erich ſetzte eine Flaſche Wein und eine kleine Schüſſel mit Cocopflaumen auf den Tiſch.

Gib mir eine Schaale friſchen Waſſers, bat Calixt.

Waſſer? fragte Erich und ſein Geſicht lief in eine einzige große Runzel zuſammen. Was willſt Du mit Waſſer? Fremdling, ich habe Dich nicht zu mir gebeten, damit Du mich räuberiſch überfalleſt.

Was willſt Du damit ſagen, Alter?

Erich ließ ſein Geſicht wieder auseinandergleiten und nun ſtanden die Augen groß und über alles Maß hinaus geöffnet. Glaubſt Du, daß ich Dich nicht errathe? rief er. Waſſer begehrſt Du — Waſſer begehrt Ihr immer gleich zuerſt, Ihr Leute von dem weißen Glauben und den ſchwarzen Werken! Jede Unterhandlung mit uns fängt mit Waſſer an, mit dem Taufwaſſer! Aber in meiner Hütte ſollſt Du keines erhalten.

Nachdem Calixt den Alten wegen ſeines ſteten Argwohns beruhigt, nahm das Geſpräch einen friedlichen Charakter an. Das weit vor den Blicken der kleinen Geſellſchaft ausgeſpannte Meer gab Erich Gelegenheit von vergangenen Tagen, von ihren Mühen und Gefahren zu ſprechen. Er beſchrieb ein Seegefecht zwiſchen Holländern und Portugieſen um die Beſitznahme der Inſel Portorico und St. Jean. Er war von ſeinem damaligen Herrn zur Rettung der verunglückten Holländer abgeſendet worden und die ſämmtliche Mannſchaft des Bootes wäre beinahe eine Beute der Haifiſche geworden, die in unzählbaren Schaaren die Schiffe umgaben und die blutige Beute, wie ſie vom Bord herabfiel, gierig verſchlangen. Hunderte von dieſen unglücklichen Opfern fanden ihren grauſenvollen Tod im Rachen dieſer Ungeheuer, indem ſie ſich hatten durch Schwimmen retten wollen. Calirt, Robert und Micha hatten dieſer lebenvollen Schilderung mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, und der Erſtere ſagte: Es gibt kein fürchterlicheres Schauſpiel menſchlicher Grauſamkeit und Blutgier als eine Seeſchlacht. Hier ruft der Tyrann und Mörder ſeines Bruders noch das Element zu Hülfe, um deſto entſchiedener ſeine gräßlichen Triumphe zu feiern. Rettungslos droht der Tod den Unglücklichen, ſie mögen hinſchauen, nach welcher Seite ſie wollen.

Wozu nur dieſe Greuel, rief Robert, können die Menſchen nicht ewig in Frieden miteinander leben?

Die Menſchen wohl, entgegnete Erich, aber nicht die Chriſten.

Ihr habt es auch nicht vermocht, ihr Heiden, ſagte Robert raſch. Mein Vater hat mir von den Kriegen erzählt, die die freien Stämme an dieſer Küſte führten, lange vorher, ehe ſich ein holländiſches Segel blicken ließ.

Dein Vater hat den großen Geiſt der freien Stämme nicht geläſtert, bemerkte Erich. Was er Dir ſagte, mein ſchwarzer Sohn, iſt die Wahrheit. Aber unſere Kriege waren keine Metzeleien, ebenſo wie ſie keine von bezahlten Söldnern geführte Schlachten waren. Wir kamen nicht, um Andern, die uns nichts zu Leide gethan, ihr Eigenthum und Leben zu entreißen. Wenn wir blutig ſtraften, ſo galt es Verbrechen, die an unſerm Stamm, an unſrer Blutsfreundſchaft verübt worden.

Blut iſt Blut; Ihr hättet gar nicht morden ſollen.

Nicht? ſchrie Erich. O Du Kröte, und was hätten wir denn thun ſollen?

Euern Feinden vergeben, wie die Chriſten es lehren.

Die Grimaſſe, die Erich hier machte, war vielleicht die tollſte, die er je in ſeinem Leben zu Stande gebracht. Robert blickte ihn aber keck an; die beiden Andern ſahen erſchreckt weg.

Die Chriſten lehren es? polterte Erich, aber thun ſie es auch? Sind ſie es nicht, die uns Freie unterdrückten, uns, die wir nicht ihre Feinde waren? Mit der größten Grauſamkeit peinigen ſie uns, peitſchen unſer Kind und Weib, rauben uns unſer Gut, uns, die wir nicht ihre Feinde ſind, und Du biſt Narr genug, zu glauben, daß ſie ihre Feinde liebkoſen werden? Denen ergeht es noch tauſendmal ſchlimmer, obgleich ich nicht weiß, wie ſie das anfangen wollen, wenn ich bedenke, was wir zu leiden haben.

Robert zögerte mit der Antwort, und der alte Pflanzer ſetzte ſchnell hinzu: Nein, nein, ſprecht mir nicht von Lehre und Beiſpiel. Menſch bleibt Menſch in allen Zonen und Welttheilen. Die Gattung iſt einmal nicht anders. Sie werden ſich immer einander berauben, ſie werden ſich immer einander haſſen und todtſchlagen, und das wird gehen bis ans Ende der Welt.

So gibſt Du doch zu, ſagte Robert, daß die freien Stämme oder unſere Voraltern auch nicht vollkommen waren?

Sie waren es auch nicht, entgegnete der alte Neger achſelzuckend.

Nun denn, rief der Knabe lebhaft, ſo wirſt Du doch an den guten Geiſt glauben, an den unſere Väter glaubten und von dem ſie ſagten, daß er die Welt beſſere, die Starken ſtärker, die Klugen klüger, die Guten vollkommener mache?

Nein, ſagte Erich grollend, ich glaube auch an den guten Geiſt nicht; denn ſo lange ich lebe, iſt's nirgends beſſer geworden, im Gegentheil viel, viel ſchlimmer. Ich ſehe, daß nicht eine einzige böſe Krankheit die Erde verlaſſen hat, ich ſehe, daß kein einziges Laſter ſich verloren, daß kein noch ſo kleiner Jammer uns abhanden gekommen. Wie wärs es möglich, wenn ein guter und ſtets thätiger Geiſt die Erde ſäuberte? Warum läßt er uns immer im Unrath ſtecken?

Weil er will, daß wir ſelbſt uns anſtrengen und herausarbeiten ſollen.

Kann ich denn das? fragte Erich. Und

wenn ich es kann, wozu habe ich denn Gott nöthig? Antworte mir nur auf dieſe Frage, Junge. Aber Du kannſt's nicht; Deine Weisheit iſt am Ende. Ja, Bürſchchen, mit dieſer einzigen kleinen Frage wälze ich mich ſchon Jahre lang auf meinem einſamen Lager. Die Chriſten ſagen, der Menſch ſei eine elende Creatur, er komme verdorben, ſchwach und ſchlecht auf die Welt; damit aus ihm etwas werde, muß fremde Kraft ſich ſein erbarmen. Ich aber ſage, der Menſch kommt ſtark, klug und keck auf die Welt. Was er hat und iſt, erwirbt er ſich ſelbſt und wenn er ſich gegen Thier und Menſch in Reſpect ſetzt, ſo iſt das das Verdienſt ſeiner Fäuſte und ſeines Witzes. Geſchenkt wird ihm nichts; keine Plage wird ihm erlaſſen, aber was er dann endlich erworben, iſt ſein. Hat der gute Geiſt mir dieſe Hütte gegeben? Nein, ich ſelbſt habe ſie mir gegeben. Die Schwielen meiner Hände, die Wunden auf meinem Rücken ſind die Kaufſcheine, mit denen ich dieſes Fleckchen freier Erde und dieſes Palmendach einlöſte. Die bettelhafte Lehre vom Almoſen gefällt dem Manne nicht, der da weiß, wo er's hergenommen, was er hat.

Die derbe, zügelloſe Sprache im Munde des alten Erich war den beiden jungen Leuten ſo neu, daß ſie beſtürzt ſchwiegen und ihren Lehrer anblickten, Robert mit einem Ausdruck des Zorn's, Micha mit dem der Bitte. Calixt hatte abſichtlich den Streit ſo weit gedeihen laſſen, ohne ſich hineinzumiſchen, um zu ſehen, wie ſeine jungen Schüler ſeine Lehren gefaßt und auf welche Weiſe ſie ihre Anwendung auf das Leben verſuchten. Herr, rief Robert lebhaft, ſpricht der Alte wahr? Aber wie kann er wahr ſprechen?

Und dennoch, entgegnete Calixt. Wir ſollen Alle ſo ſprechen, wie uns zu Sinne iſt. Denkt und fühlt Erich ſo, warum ſoll er nicht auch ſo ſprechen?

Erich iſt kein Heuchler! rief Micha und reichte dem Alten die Hand über den Tiſch. Robert ſprang auf und zerrte ihren Arm zurück. Was thuſt Du, Micha? ſchrie er. Einem Gottesleugner, einem Menſchen, der weder an den guten noch böſen Geiſt glaubt, gibſt Du die Hand?

Die junge Creolin erröthete. Ich liebe ihn dennoch! flüſterte ſie. Soll ich ihn haſſen, weil er noch nicht wie ich, die Wahrheit gefunden?

Mein gutes Mädchen! rief Calixt und drückte die ſchlanke Geſtalt an ſich. Schäme dich deiner Liebe nicht. Liebe Erich, liebe ihn doppelt, weil er ein Unglücklicher, ein Irrender iſt. Dieſe Worte waren ſo leiſe geſprochen, daß der Alte ſie nicht hören konnte; nur Robert verſtand ſie und ſah mit einem finſtern Blicke bald auf Calixt, bald auf Micha, die in den Armen des

Lehrers ruhte, in reiner Schönheit, umfloſſen vom Purpurglanz der ſcheidenden Sonne.

Nun, ſoll Erich keine Antwort erhalten? fragte Robert raſch.

Gib Du ſie ihm ſtatt meiner, Micha, ſagte Calixt. Erinnere Dich, mein Mädchen, des Geſprächs, das ich vor wenig Tagen mit Dir führte, als ich Dir die Geſchichte des frommen Hiob, eines gerechten Mannes und eines Bekenners Gottes, erzählt hatte.

Schon dachte ich an Deine Worte, lispelte das Mädchen erröthend, ſchon ſtieg in meiner Seele das Bild jenes leidenden Chriſten auf.

Er war kein Chriſt, verbeſſerte Calixt. Aber in ſeinem geprüften Buſen blühte ſchon die Vorahnung der Lehre Chriſti; er hat ſomit Aehnlichkeit mit jedem ſtarken und geſunden Herzen, das in der Dunkelheit ſich unwohl fühlend, dem Lichte zuſtrebt.

Nun ſo höre, hub Micha an. Es gab einſt

einen Mann, ähnlich Dir, der frei und ungebunden lebte, von ſeinen Stammgenoſſen geachtet, im Beſitze reichlich erworbenen Gutes, ohne Uebermuth ſowie ohne Kargheit genießend. Kein Unrecht haftete an ſeiner Seele, keine Miſſethat belaſtete ſein Gedächtniß. Es war ein Mann, gerecht und weiſe, ſtill und ehrbar, nachſichtsvoll und gütig, den Menſchen und dem Himmel eine Freude. Dieſen Mann traf plötzlich ein furchtbares Elend. Sein Gut verdarb, ſeine Schätze ſchwanden hin und um den Jammer zu vollenden, befiel ihn eine gräßliche, ihn aus der Gemeinſchaft der Menſchen ausſtoßende Krankheit. Alles floh ihn, und er ſaß lange einſame Tage und kummervolle Nächte, von brennenden Qualen gepeinigt, auf einem ärmlichen Lager. Da wurde in ihm der Trotz wach und er ſprach: Warum mir dies Elend? Was that ich, um es zu verſchulden? War ich ein Miſſethäter, war ich ein Räuber? Gründete ich nicht mein Glück ehrlich und mit Mühe — und warum wurde es mir geraubt? Liebte ich nicht die Menſchen, that ich ihnen nicht Gutes, und warum mir dieſes ſchmähliche Uebel, ſodaß ſie mich jetzt fliehen wie Sünde und Tod?. So ſprach er und ſein Haupt verhüllend ſetzte er leiſe hinzu: Es gibt keinen guten, keinen gerechten Geiſt, denn warum duldete ich ſonſt?

Ich glaube dieſen Mann gekannt zu haben, ſagte Erich nachdenkend. Lebte er nicht unter den Karaiben in einem der Stämme am großen Fluſſe? Ich habe mit ihm verkehrt; ich war der Einzige, der in ſeiner Krankheit zu ihm kam.

Du irrſt, ſagte Calixt, der Fromme, von dem dieſe Geſchichte handelt, lebte in einem Lande, weit von hier und vor faſt dreitauſend Jahren.

So erzähle weiter, Mädchen. Ich bin begierig auf das Ende Deiner Geſchichte.

Und als der Arme nun in der tiefſten Tiefe ſeines Jammers ſaß, kam in einer Nacht ein Unbekannter zu ihm. Licht war ſein Kleid, ſüß ſeine Sprache, heilender Balſam ſeine Gebehrde. Erkenne, Hiob, ſagte dieſer ſchöne Fremdling zu ihm, daß der gute Geiſt Dir dies Leiden geſchickt hat, um deine Seele vor Uebermuth zu wahren, und ſie in Liebe Gott zuzuwenden. Hätteſt Du in Deinem Gute fürder geſchwelgt, hätteſt Du in behaglicher Ruhe der Liebe und Ehre der Menſchen fürder genoſſen, ſo wäre in Deiner befriedigten und ſelbſtgenügſamen Seele nie der Durſt nach höherer Seligkeit erwacht, Du hätteſt nie nach Deinem Gotte verlangt, nach dem Umgang mit ihm, nach dem Anſchauen ſeines Antlitzes in Wahrheit und Liebe. Als der Bote dieſes geſprochen hatte, ſchwang er ſich auf und ſiehe, es war ein Engel des Herrn. Der geprüfte Fromme aber wurde geſund und ſeine Seele war gerettet.

Micha hatte ſich erhoben, als ſie den Schluß ihrer Rede ſprach. Ihre ſchlanke Geſtalt, dem Lichte zugekehrt, zeichnete ſich in reinen Umriſſen an der dunkeln Wand der Hütte ab. Ihre Locken wallten und ihr Auge, ſonſt düſter und in ſich gekehrt, ſchwamm im verklärenden Lichte wie das Auge eines Engels. Robert blickte ſie ſtumm und entzückt an und Calixt ſchlang ſeinen Arm um ihren zarten Leib und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. Erich hatte ſich am Eingangpfeiler hingelehnt, und ſeine Geſichtsverzerrungen hatten nachgelaſſen. Er ſah mit einem wilden und faſt drohenden Blicke das Mädchen an, und als man erwartete, daß er ſprechen würde, ſchwieg er und ſchüttelte ſich wie im Fieber.

Ich muß Euch bitten, meine Freunde, hub er an, mich jetzt in meiner Hütte allein zu laſſen. Die Früchte, die ich gepflückt, müſſen auf dem Boden ausgebreitet und in die gehörige Lage gebracht werden. Zudem geh' ich jetzt bald mit meinem Paul an den Strand Schildkröten zu fangen; denn morgen gibt der Gouverneur ein Feſteſſen und der alte Erich iſt ihm bekannt; meine Schildkröte wird beſſer bezahlt als die eines Andern. Nochmals, nehmt's nicht übel, daß ich euch wegſchicke.

Calixt entfernte ſich mit ſeinen Schülern, indem er dem wunderlichen Alten verſprochen, bald wiederzukommen. Robert zürnte, daß Erich nicht hatte nachgeben wollen. Wie kann der einfältige Mann nur an ſeine elenden Früchte und an ſeine paar Schildkröten denken, während Micha und ich mit ihm ſprach? rief er unmuthig. Man muß ihn in ſeiner Dummheit laſſen; er verdient's nicht anders. Was mich betrifft, ich hätte ihn prügeln können.

Robert, Robert! rief Calixt, wie oft ſagte ich Dir, daß Du beſcheidener urtheilen, daß Du duldſam und verträglich werden mögeſt.

Als die Gäſte die Hütte verlaſſen, trat

Paul herein und fand ſeinen Herrn in großer Aufregung und mit gekreuzten Beinen auf dem Tiſche ſitzend. Grade auf dieſen Tiſch ſollten die Früchte ſorgſam hingelegt werden, aber der Alte rührte ſich nicht. Nun, Herr, fing Paul endlich an, wenn Du nicht herabſteigſt, ſo kann die Arbeit nicht vor ſich gehen.

Schweige, rief Erich. Laß mich allein. Ich werde dieſe ganze Nacht hindurch denken.

An was denkſt Du denn?

Geh, geh, und laß Dich vor Sonnenaufgang nicht ſehen.

Wie, Herr, auch nicht einmal die Schildkröten willſt Du fangen?

Statt aller Antwort hob Erich einen ſchweren Stock in die Höhe, und der Sklave entfloh mit einem lauten Schrei des Entſetzens und der Verwunderung.

Als eine tiefe Stille in der Hütte herrſchte und draußen eben ſo lautlos die Nacht niederſank, hörte man in der Hütte mit einer dumpfen Stimme die Worte ſprechen: Dieſer Mann war reich und angeſehen; er hatte ſich mit rüſtiger Hand vielleicht noch mehr erworben als ich beſitze, und er verlor Alles. Ihm geſchah größeres Unrecht als mir geſchehen würde, wenn meine Hütte der Blitzſtrahl träfe, oder ein übermüthiger Nachbar mir mein Gut raubte. Wie, wenn ich dieſe Nacht ſchon mein Beſitzthum, auf das ich ſo ſtolz bin, verlöre? Es iſt möglich. Es iſt eben ſo möglich, daß eine ſchlimme Krankheit mich befällt; würde ich ſprechen, es gibt einen guten Geiſt, und er zieht mich dadurch zu ſich? Würde ich ſo ſprechen? Würde ich zu mir ſelbſt ſagen: Alles, was da lebt, was uns erfreut, was uns labt und ſtärkt, iſt noch nicht das Rechte, ich muß es wegwerfen, um das Beſſere zu erlangen?

Oder würde ich ſagen: Nun das Thier verliert ja auch ſein ſchönes Fell, die Pflanze ihre duftige Blüte; mir wird auch die bunte Schlangenhaut des Glückes ausgezogen und nach bleibt ein häßlicher Wurm, den man in die Erde verſcharrt und deſſen Niemand mehr gedenkt. —

Die Stimme verhallte in der Nacht, das Geſäuſel der Palmengipfel ſetzte ſie gleichſam geſpenſtiſch fort und trug ſie über das weite hallende Meer, deſſen Wellen der mitternächtliche Wind kräuſelte. Der kryſtallene Himmel war voll tropiſcher Glut und treibender ſchöpferiſcher Stille.

Eine für den Maßſtab der europäiſchen Bevölkerung von St. Thomas ſehr anſehnliche und elegante Geſellſchaft hatte ſich bei dem Gouverneur verſammelt. Man tanzte, es waren Spieltiſche errichtet und ein Theil der Menge erging ſich auf einer ſchönen Terraſſe, die die

Ausſicht auf das Meer und den Hafen öffnete. Die Lichter des Saals und die tanzenden Gruppen bildeten ein eigenthümliches phantaſtiſches Gemälde für die Beobachter auf der Terraſſe, über denen der dunkle Sternenhimmel flimmerte und welchen das weite Meer ſeinen kühlen Athem und ſein geheimnißvolles Rauſchen zuſendete. Galirt gehörte zu den Gäſten, die die kühle Terraſſe den Prunkgemächern vorgezogen hatten, und er nahm eben an einem Tiſchchen Platz, um durch die hellen Scheiben des Bogenfenſters in den Saal zu blicken, wo Fräulein Ulrike Sture eben ihre graziöſen und prächtigen Menuettouren vollbrachte und mit einem majeſtätiſchen Wald ſchwankender Federn bald in den obern Reihen glänzte, bald wieder in der Tiefe des Saals auftauchte, als ein eifriges Geſpräch in ſeiner Nähe ihn von dem Anblick der Tänzerin hinweglockte. An einem Tiſchchen nebenbei hatten eine Dame und zwei Herren

Platz genommen. Ein dicker Mann in einem reichgeſtickten Rocke ſtand vor ihnen und bewegte in langſamen und ausdrucksvollen Schwingungen einen Bambusrohrſtock mit einem goldenen Knopfe. Calixt kannte die Theilhaber dieſer Gruppe und ihr Geſpräch intereſſirte ihn daher doppelt. Der eine der jungen Männer war ein Nordamerikaner, der Sohn eines reichen Handelshauſes in Neu-York. Erſt vor kurzem hatte er die ſchöne junge Dame, eine Franzöſin von Geburt und von alter Familie, als ſeine Frau heimgeführt. Ihr zur Seite ſaß ihr Landsmann, ein junger Franzoſe, ſchweigend in düſtrer Laune, ohne irgend eine Theilnahme an dem Geſpräch zu bekunden. Der dicke Herr, ein Holländer, verbreitete ſich eben ſehr ausführlich über das Colonialſyſtem und über die Pflichten der Anſiedler gegen den Mutterſtaat. Dies war ein Thema, das eben an der Tagesordnung faſt überall, wo man hinhörte, verhandelt wurde. Die ſeit einer Reihe von Jahren immer erneuten Zwiſte und Streitigkeiten zwiſchen den Colonien und England hatten die Aufmerkſamkeit der Politik ſtets wach erhalten, und die neueſten tumultuariſchen Auftritte in Boſton und Philadelphia in Betreff der Zölle friſchten die alten Kämpfe der Stempelacte wieder lebendig auf. Was in den Staaten Nordamerika's geſchah, fand ſein treues Echo auf den weſtindiſchen Inſeln. Die Debatten ſprangen von Inſel zu Inſel und die Beſchlüſſe des britiſchen Parlaments, obgleich ſie für die Bewohner von St. Thomas durchaus keine Gültigkeit hatten, ſtimmten dennoch die Gemüther aufrühreriſch und unterwarfen das „Für“ und „Gegen“ einer leidenſchaftlichen Berathung.

Der holländiſche Pflanzer zählte in einem ſchläfrigen Tone eine Reihe Thatſachen her. Mynheer's Standpunkt ſchien kein philoſophiſcher zu ſein und er ermüdete ſichtlich die Aufmerkſamkeit ſeines Zuhörers, des jungen Amerikaners, denn das franzöſiſche Paar hörte nicht zu. Sir James ſuchte ihn daher mehre Mal zu unterbrechen, aber der Holländer machte dann eine beſondere bedeutungsvolle Schwingung mit ſeinem Bambus, als geböte er mit dem Scepter Stille, ſodaß der Gegner lächelnd ſchwieg und abwartete, bis es dem unermüdlichen Sprecher ſelbſt gefallen würde, eine Pauſe zu machen. Endlich trat dieſer Zeitpunkt ein und der Amerikaner ſagte mit einem ſeinem ſchönen muthigen Geſichte ſehr wohlkleidenden ſpöttiſchen Lächeln: Aber, mein lieber Herr, Ihr nennt mir da eine Menge Thatſachen, von deren Exiſtenz ich durchaus nichts weiß. Die Colonien ſollen durch die Sorgfalt des Mutterſtaates gepflanzt worden ſein, — nicht doch, die Unterdrückung Englands pflanzte ſie nach Amerika. John Robinſon mit ſeinem kleinen Häuflein Puritaner ließ ſich, vor der Glaubenstyrannei ſeines

Vaterlandes fliehend, in den Wüſten Amerika's nieder. Er erduldete alle Unbill, die Natur und wilde Völkerſtämme gegen ihn und ſeine kleine Gemeinde ausübten. Später gab König Karl dem William Penn das Patent über jene Länderſtrecke, die man Pennſylvanien genannt. Was iſt aber ein königlicher Freibrief? Hilft er gegen die Schrecken der Einöde, gegen die Grauſamkeit wilder Horden? Was that England, dreitauſend Meilen entfernt, für ſeine Colonien? Arme und muthige Männer mußten ſich mühſam den Boden erkämpfen, auf dem ſie ihre Ernten halten ſollten. Das kleine Häuflein wurde täglich geringer, es verſchwand ſpurlos in dem Dickicht der Urwälder, vergiftete Pfeile, barbariſche Liſt rafften die Brüder hin; dennoch hielt zuſammen, was das Leben davontrug. Die errungene Glaubensfreiheit machte ſie ſtark, ſie waren durch ſich ſelbſt feſt, nicht durch Englands Hülfe. Sobald England anfing, ſich um ſeine Colonien zu kümmern, ſo geſchah es nur, um Departementschefs abzuſchicken, die nach Amerika gingen, um ſich zu bereichern, um Freiheiten auszuſpüren, Handlungen in falſches Licht zu ſtellen und die freie, rechtliche Denkweiſe der Bürger zu verdächtigen. Wer waren dieſe Abgeordneten, die wir in unſerer Mitte zu den höchſten Gerichtsſtellen emporſteigen ſahen? Männer, die froh waren, aus ihrem Vaterlande auswandern zu können, weil ſie fürchten mußten, daſelbſt vor die Gerichtsſchranken geſtellt zu werden. — Dann nennt Ihr eine Thatſache, daß wir mit Englands Waffen beſchützt worden. — Nicht doch. Die Amerikaner haben edelmüthig die Waffen zu Englands Vertheidigung ergriffen, haben mitten unter ihrem arbeitſamen und beharrlichen Fleiße tapfern Muth zur Vertheidigung eines Landes bewieſen, deſſen Grenzen von Blut überſchwemmt waren, während die innern Gegen=

den allen ihren Erwerb zu Englands Nutzen hergaben.

Mynheer wiegte ſeinen Stock, führte ihn langſam an die Stirne und preßte an dieſen faltenreichen Thron des Gedankens den goldenen Knopf mit einer ſo ausdrucksvollen Bewegung, daß ſeine Abſicht zu ſein ſchien, ſeinem jungen Gegner zu imponiren, ohne nöthig zu haben, nochmals die Reihefolge der „Thatſachen" vorzuführen. Aber der junge Amerikaner machte ein ſo triumphirendes Geſicht, daß Mynheer ſich dennoch entſchloß, in die Waagſchaale des Streites noch einige „wichtige Gründe" zu werfen.

Sei dem auch wie ihm wolle, Sir, hub er an, ſo werden Sie mir doch nicht Englands Befugniß abſtreiten, ſeinen Colonien Abgaben aufzulegen. Das Parlament hat das Recht, zum Beſten des Ganzen von jedem Theile ein Gewiſſes zu fordern. Nun haben die Colonien England viel gekoſtet, dafür müſſen ſie billig zahlen. Ich bin zwar kein Politiker, aber dieſer Grundſatz ſcheint mir doch ſo unbeſtreitbar wie das Licht der Sonne.

Durchaus nicht, mein beſter Herr, erwiederte Sir James. Das Parlament hat nur Recht, von ſolchen Theilen des Staates Abgaben zu fordern, deren Abgeordnete Sitz und Stimme in der allgemeinen Berathung haben. Sind wir Amerikaner in dieſem Fall? Haben wir unſere Abgeſandten im Parlamente, die für uns ſprechen? Nein. Dreitauſend Meilen von uns entfernt berathſchlagt man über unſere Angelegenheiten, ohne ſie zu kennen, und den willkürlichen Geſetzen, zu denen wir kein Votum gegeben, ſollen wir uns fügen?

Auf dieſe Weiſe ſagt Ihr Euch alſo von König und Staat los? fragte der Holländer und riß ſeine großen phlegmatiſchen Augen auf eine gefährliche Weiſe auf.

Durchaus nicht! da ſei Gott für! rief der

Amerikaner warm. Seine Majeſtät in England hat keine treuern Unterthanen als uns. Wir widerſetzen uns nur ſtandhaft der Ungebühr einiger ehrgeiziger Staatsmänner, die jetzt gerade am Ruder ſtehen. Wir begreifen recht wohl, daß England in Verlegenheit iſt, daß es die fünf Millionen Pfund Zinſen, die eine ſeit dem pariſer Frieden auf hundert und acht undvierzig Millionen geſteigerte Schuldenmaſſe nöthig macht, nur mit Mühe aufbringt, und daß es lüſtern die Blicke auf unſere durch Fleiß und Ausdauer endlich üppig emporgeblühten Staaten heftet; aber geben wir nach, erkennen wir das Recht des Parlaments, uns Taxen aufzulegen, einmal an, ſo iſt keine Garantie mehr für unſer Eigenthum da und Sklaverei und Untergang iſt die Folge. O du armer und verfolgter John Robinſon, wir, deine Nachkommen, müßten vor deinem zürnenden Schatten flüchten, wenn wir ewige Güter der Freiheit und des Lebens, die zu erringen dich ſo viel koſtete, feigherzig hinwürfen bei dem erſten drohenden Winke der Willkür.

Die Rede des jungen Mannes hatte, nachdem ſie zu der Höhe dieſes leidenſchaftlichen Schwunges emporgeſtiegen war, einige Zuhörer aus dem Saale herbeigelockt. Als die Dame dies bemerkte, legte ſie ihre Hand ſanſt auf den Arm ihres Mannes und flüſterte leiſe: Vorſicht! James. Dieſes liebevolle und ſorgliche Zeichen legte ſogleich den Sturm der Gefühle im Buſen des Sprechers. Er ſah zu ſeinem jungen Weibe herüber mit jenem dankenden und zärtlichen Lächeln, das ſeine völlige Zuſtimmung ausdrückte. Du haſt Recht, liebe Tony, ſagte er, ich hatte ganz vergeſſen, daß ich nicht in dem alten Gartenſaale meines Vaters bin und nicht dem Onkel Richard gegenüber, der ein Anhänger des Parlaments iſt, ſeitdem er mit Herrn Franklin in England geweſen.

Doctor Franklin! rief eine Stimme laut und erſtarb gleich wieder, ſodaß die hinzugefügten Worte nicht gehört wurden. Man erblickte ein kleines Männchen im Gedränge ſtehen, das mit einem begeiſterten Blicke zum Himmel blickte und die Hände faltete. Als es die vielen Augen auf ſich gerichtet ſah, zog dies unſcheinbare Männchen ſchnell eine übergroße Horndoſe aus der Taſche und nahm eine ſehr geräuſchvolle Priſe. Einige Umſtehende lächelten, Andere wandten ſich verächtlich ab. Das iſt der Doctor Crippenpooker, ſagte der Holländer erklärend, indem er der Madame James die fragliche Figur mit dem Stockknopfe zeigte. Er iſt nahe daran, ein Zimmer im neuen Irrenhauſe zu Connecticut zu beziehen, wenn die Behörden es nicht vorziehen, ihn lieber unter die Brüdergemeinde zu ſtecken. Schwer iſt's, zu entſcheiden, wo er eigentlich hingehört. Mit dieſer boshaften Stichelei hielt ſich Mynheer ſchadlos für die

Niederlage, die er im politiſchen Kampfe mit dem Amerikaner, der die Unhöflichkeit hatte, weder ſeine Thatſachen noch ſeine Gründe zu reſpectiren, erlitten. Mehre amerikaniſche Großhändler ſetzten den Streit fort, und er erreichte eine gefährliche Wildheit. Es wurden Toaſte ausgebracht, die zwei engliſche Unterbeamten zwangen, den Saal ſchnell und heimlich zu verlaſſen. Die anweſenden Dänen und Holländer ſuchten eine begütigende Rolle zu ſpielen, als ſie ihnen aber nicht gelang, bildeten ſie Gruppen für ſich und das Gaſtmahl gewann dadurch eine feindliche, aufrühreriſche Phyſiognomie. Der Tanz hörte auf und die Trinkgelage begannen. James hatte ſich mit ſeiner Frau entfernt und Arthur, den jungen Franzoſen, in der träumeriſchen und mislaunigen Stimmung, der er ſich gleich anfangs ergeben, zurückgelaſſen. Der junge Mann ſchritt, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, auf der Terraſſe hin und her. Die Flammen der Pech-Vaſen warfen ihre grellen Lichter auf die hohe ſchlanke Geſtalt und auf das bleiche Geſicht, deſſen Züge ſcharf ausgeprägte, faſt bronzene Formen zeigten. Die Locken, vom Puder entblößt, lagen zerſtreut auf dem geſtickten Uniformkragen, der Treſſenhut war tief ins Geſicht gedrückt. Bei einem ſeiner unruhigen Gänge traf er auf die kleine zuſammengedrückte Figur des Doctor Crippenpooker, der ſich an die Bruſtwehr der Terraſſe gelehnt hatte und in dem Spiel der Windlichter faſt wie eine groteske Verzierung des Gitters erſchien. Der Franzoſe, den wir für jetzt bei ſeinem Taufnamen, Arthur, nennen wollen, warf einen forſchenden Blick auf die gnomenhafte Geſtalt und als er ſie erkannt, blieb er ſtehen und reichte langſam und gravitätiſch ſeine Rechte dem Kleinen hin. Komm hervor, Amandus, rief er; wir ſind allein und in dieſer dunkeln Nacht geſtatten es die finſtern Gewalten, die über unſerer Geburtsſtunde walteten, daß wir mit einander frei verkehren.

Hörten Sie den Streit vor wenig Augenblicken? fragte der Doctor, der aus ſeinem Winkel hervorkroch.

Ich hörte ihn, erwiederte Arthur dumpf. Aber dieſe Leute ſtreiten und verhöhnen ſich ohne zu wiſſen weshalb. Nur in meiner Bruſt glüht der Zunder und wenn ich das Wort erhübe, ſie würden bleich werden, dieſe Krämer, und ihrer Zunge Macht wäre dahin. Alles, was das junge Amerika England vorzuwerfen hat, iſt doch nur die Beeinträchtigung weltlicher Intereſſen. Ein Kaufmann rechtet mit dem andern und beide klimpern ſie dabei in ihren Taſchen mit Goldſtücken — Frankreich — Amandus, — Frankreich hat mit ſeinen zertretenen und beleidigten Kindern einen andern Kampf auszufechten! Eine andere Rechenſchaft iſt es, die wir fordern.

Still! rief der Doctor. Still, ſtill! Mich dünkt, es raſchelt im Gebüſch, es rauſcht im Meer, es flattert in den Lüften, es fällt von den Sternen nieder und flüſtert zu unſern Füßen.

Ich athme Frankreichs Luft, ſagte Arthur, die Arme gegen das Meer ausbreitend! Der ſüße Athem der Liebe bläſt an meine Wange; ich ſchlürfe ihn mit Wolluſt und er erweitert meinen Buſen. Die alten Helden der Normandie entſteigen ihren Gräbern, es erklingen die Harfen der Minneſänger, ich ſehe die Kathedrale von Rheims, wo unſere Könige gekrönt wurden. O Frankreich — goldnes Frankreich! Warum biſt du nicht mehr was du warſt? — Warum ſtößt du deine Söhne von dir und läßt ihr liebeglühendes Herz in der kalten Fremde verbluten?

Ihr habt große Denker, freiſinnige Staatsmänner! flüſterte der Doctor. Ich las Montesquieu's Schriften, ich hörte ihn in England preiſen; auch Voltaire ſah ich in Begeiſterung für Englands Parlament und Regierungsform. Es keimt die Saat — ſie wird, ſie muß Früchte tragen.

Der junge Mann hörte dieſe Worte nicht; er hielt noch immer ſeine Arme gegen das Meer hin ausgebreitet, und ſein Antlitz nahm immer mehr den Ausdruck leidenſchaftlicher Trauer und Sehnſucht an.

Es iſt die Stunde noch nicht gekommen! rief der kleine Doctor ängſtlich. Kein Seufzer, keine Thräne beſchleunigt den Gang der Ereigniſſe.

Haben Sie Briefe aus dem Gebirge? fragte Arthur haſtig, wie aus Träumen erwachend.

Der Kleine ſah ſich vorſichtig um und jetzt erſt drang ſein ſcharfes Auge an den düſtern Ort, wo Calixt an ſeinem Tiſchchen unbeweglich ſaß. Er zog ein Papier hervor, winkte ſeinem Gefährten und Beide ſtiegen die Treppe ropa verließ, war es ruhig, jetzt waren acht Jahre vergangen und es ließen ſich Vorzeichen eines geheimnißvollen Sturmes ſpüren. Der Kampf der Geiſter war auf die höchſte Spitze getrieben worden; Frankreich war das Schlachtfeld der ſtreitenden Ideen und die Waffenblitze leuchteten bis nach Amerika's Wäldern herüber. Noch waren dieſe Waffen glänzende Zauberdolche und Schwerter, noch hüllten ſich die Dämonen des Kampfs in prunkende, friedliche Gewänder, aber in die wachen Seelen der Patrioten klangen ſchon dumpfe Weiſſagungen blutiger Entſcheidungen.

Dieſen Träumereien nachſinnend, ſchrak Calirt auf ſeinem einſamen Platze zuſammen, als er eine in Schleier gehüllte, fliehende Geſtalt über die Terraſſe auf ſich zueilen ſah. Er erkannte Ulrike Sture, die ihn überall geſucht hatte und ihn jetzt bat, ſie nach Hauſe zu führen, weil, der Himmel weiß, durch welchen

Umſtand verhindert, der Bote, der ſie abholen ſollte, noch nicht erſchienen war. Calixt miethete eine Tragkutſche und ſchloß ſich als Begleitung an dieſelbe an. Während des langſamen Ganges der Träger unterhielt er ſich mit der Dame und ſuchte deren Beſorgniſſe, deren Gegenſtand ihr Bruder war, zu zerſtreuen. Während er noch beſchäftigt war, Herrn Sture's Geſundheit als eine unerſchütterliche darzuſtellen, ſah er in den Schatten der Nacht die ſchwerfällige Kutſche des Capitains auf ſich zurollen. Andrews, der Hausintendant und oberſte Sklavenaufſeher, der voran ritt, verließ ſogleich ſein Pferd und nahte ſich dem Palankin in demüthiger Stellung.

Was gibt's? Was iſt meinem Bruder zugeſtoßen? fragte Ulrike, mit halbem Leibe ſich aus dem geſchloſſenen Sitze herauslehnend und ihr von Beſorgniß und Unruhe geröthetes Geſicht den Nachtlüften preisgebend.

O nichts von Bedeutung, gnädigstes Fräulein, entgegnete Andrews. Es hat ſich eine kleine Emeute erhoben.

Eine Emeute? ſchrie Ulrike, und ſtieß die Thür ihres Kaſtens auf und ſtand plötzlich auf der Straße. Eine Emeute? Eine Sklavenemeute? Und das gegen meinen Bruder?

Nicht ſo eigentlich gegen den Herrn Capitain, den Gott erhalten möge, als vielmehr gegen Euern ergebenen Knecht, der vor Euch ſteht.

Gegen Dich? Weshalb?

Poſſen! Kinderſpiel! Wegen ein paar Schläge die ich über die Zahl geben ließ. Ich muß nur entſchuldigen, daß Euer Gnaden Wagen etwas ſpäter eintrifft, weil die ſchwarzen Beſtien mir den Arm gebrochen hatten, und der Herr Capitain mich nicht eher ausſendete, als bis ich verbunden war.

Nur ſchnell nach Hauſe! befahl Ulrike und ſtieg in die Kutſche. Sie kommen doch mit mir, Herr Rohatz? rief ſie Calixt zu, und dieſer nahm das für ihn bereit gehaltene Pferd an. Der Zug bewegte ſich für die Ungeduld der beiden Reiſenden viel zu langſam. Endlich zeigte ſich im Glanze des aufgehenden Mondes die zierliche Säulenfaçade von Sture's Hauſe. Es lag ſtille wie ein Kirchhofmonument da und durchaus kein Anzeichen einer eben unterdrückten Emeute ließ ſich im weiten Umfang dieſes friedlichen Palmenhaines und dieſer hellen, mondbeglänzten Terraſſen ſehen. Calixt theilte hierüber ſein Erſtaunen den neben ihm reitenden Andrews mit, und dieſer erwiederte lächelnd: Dergleichen machen wir ſchnell ab, aber wenn Ihr aufmerkſamer hinſeht, ſo werdet Ihr auf den Steinplatten und an den Säulen des Eingangs noch kleine Andenken an eine heiße Viertelſtunde erblicken.

Ulrike war ausgeſtiegen und flüchtig wie ein Reh in's Haus geeilt; als Calixt ihr folgte, erblickte er den Sockel der Säulen mit Blut beſprützt und eben friſch abgewaſchene breite Blutſpuren am Boden.

Es thut mir leid, daß der rothe Schmuz gerade hier anſpritzte, für gewöhnlich haben wir andere Plätze zu unſern kleinen Beſprechungen, aber das Geſindel wollte durchaus mit dem Herrn reden und drang ſogar bis zu dieſen Stufen. Nun, wo man ſündigt, da wird man auch beſtraft, das iſt ein altes Geſetz.

Wer hat Euch den Arm gebrochen? fragte Calixt.

Der kleine Hund, der Robert, oder Rox, wie wir ihn nennen. Die Hölle weiß, wo der dünnleibige Satan die Kraft hernahm.. Ich habe aber von dem Herrn das Verſprechen, daß ich den Burſchen auf mein Butterbrot legen und als Sardelle verſpeiſen kann. Wahrhaftig, ich habe gerade Appetit zu einem ſolchen Biſſen.

Robert? rief Calixt. Iſt es möglich? Was kann ihn dazu bewogen haben?

Andrews hörte nicht mehr hin, er nahm den Rapport eines Sklaven in Empfang und ſagte lachend: Du ſiehſt, Zibo, ich kann nicht mehr ſchlagen; meine Zuchtruthe iſt gelähmt, und es war eine gute, eine kräftige Zuchtruthe. Seine Majeſtät der König hatten in allen Ihren Staaten vielleicht keinen ſo echten alt-däniſchen Arm, wie er mir noch heute Morgen friſch an der Schulter wuchs. Darum macht Ihr Euch an die Arbeit. Aber hübſch die Zugänge verſchloſſen, damit der Herr in ſeinem Morgenſchlummer durch den Geſang unſerer Vögel nicht geſtört wird.

Als Calixt ſich ſchaudernd abwandte, ſah er Ulrike zwiſchen den Säulen erſcheinen. Mein Bruder bittet Sie, hereinzukommen, rief ſie, indem ſie ihren Arm in den ihres Gaſtes legte.

Es iſt noch nicht ſpät und Sie werden eine Taſſe Thee nicht verſchmähen.

Als Beide eintraten, fanden ſie Sture mit Frankherr beim Schachſpiel. In dem Geſichte des Erſtern herrſchte wie immer vollkommene Ruhe, aber die Blicke ſeines Mitſpielers hefteten ſich mit dem Ausdruck der Unruhe und des Vorwurfs auf Calirt. Ulrike bereitete den Thee und führte die Unterhaltung, indem ſie den einſylbigen Erkundigungen ihres Bruders über Perſonen, die ſie auf dem Balle angetroffen, Rede ſtand. In jedem Moment, da die Thür aufging, glaubte Calirt die junge Creolin eintreten zu ſehen; aber Micha erſchien nicht, ſtatt ihrer trug eine fremde Sklavin das Gebackene und die Früchte auf. Die zwangvolle, in den immer häufiger werdenden Pauſen des Geſprächs herrſchende Stille, die ungewöhnliche ſchweigſame Laune Frankherr's und mehr wie dieſes, die Ungewißheit über Micha's Schickſal trieben

Calirt an, dieſe peinliche Zuſammenkunft ſo bald wie möglich zu endigen. Er ſchlug das Anerbieten Sture's, mit ihm eine Flaſche Wein zu leeren, aus und entfernte ſich. Auf dem Vorſaal kam ihm Frankherr nach, erfaßte ſeine Hand und rief: Sie wollen doch nicht nach Hauſe? Sie ſind ermüdet, bedenken Sie den weiten Weg! Nehmen Sie mein Zimmer für dieſe Nacht an.

Calirt willigte ein.

Hier der Schlüſſel, ſetzte der Herrnhuter mit einer unruhigen und bekümmerten Miene hinzu. Ich habe mit Ihnen zu ſprechen. Beſter, lieber Freund, wie konnten Sie nur ſo unvorſichtig ſein und gegen den ausdrücklichen Willen des Capitains handeln?

Gegen ſeinen Willen?

In Betreff jener beiden Kinder, erwiederte Frankherr. Sie hätten ſich ihrer nicht annehmen ſollen. Sie glauben nicht, wie vorſichtig wir ſein müſſen. Für jetzt kein Wort weiter. Ich treffe Sie noch wach in meinem Zimmer.

Der Geſellſchafter Sture's entſchlüpfte mit einer Schnelligkeit, als fürchtete er wie der eingeſchüchtertſte Sklave die Peitſche ſeines Herrn. Calixt ging den Säulengang hinab und bog in den abgeſonderten Corridor, der zu Frankherr's Zimmern führte. Im Glanze des Mondes breiteten ſich die dunkeln Büſchel der Palmen hoch in dem dunkeln Blau des wolkenloſen Himmels aus. Das Geſchrei der Papageien, das ferne widrige Gekreiſch einiger wilden Affenarten war verſtummt und von all den glänzenden und glühenden Lichtern des Tages war nur ein blaſſer gelblicher Streif am Horizonte nachgeblieben. Die Gebäude der Plantage, meiſtens Magazine, Frucht- und Waarenbehälter, bildeten einen weiten unregelmäßigen Halbzirkel um das Wohnhaus. Die Fenſter dieſer Vorrathskammern waren mit Gittern verſehen und die Stangen und Vorlegeſchlöſſer der dunkelfarbigen Thore ſchimmerten matt im Mondlichte. Kein lebendes Geſchöpf ließ ſich blicken, Alles war ſtill wie im Grabe. Calixt fühlte dieſelbe einengende Atmoſphäre, die ihn aus dem Zimmer vertrieben. Es war ihm, als brütete dieſe Nacht irgend ein unbekanntes wildes Schreckniß aus, als ſollten jetzt Ereigniſſe vorfallen, die in naher ſchrecklicher Verbindung mit jenen Blutſpuren an den Säulen des Eingangs ſtanden. Er konnte ſich nicht entſchließen, in's Zimmer zu treten und blieb auf dem Gange ſtehen, im Schatten einer Säule. Die tiefe Stille herrſchte unausgeſetzt — endlich war es dem Ohre des Lauſchers, als tönte aus der Ferne ihm ein verworrener Stimmenklang entgegen. Gleich darauf war Alles wieder ſtill — dann aber nahm die verſchwiegene Nacht leiſe, aber gräßliche Schmerzenslaute auf. Dieſe Töne, die Calixtens Blut erſtarren machten, kamen aus keinem der vordern Gebäude, ſie wehten aus größerer Entfernung herüber. Hinter den Magazinen ſtanden die Scheunen, in denen die Neger arbeiteten. Es war dies eine Gegend, in die nicht leicht ſich der Fuß eines Fremden verirrte. Die enge Gaſſe, die hier durch die dicht aneinander gebauten niedrigen Blockhäuſer gebildet wurde, hatte etwas eigenthümlich Verödetes und Abſchreckendes. Wie in Venedig eine Brücke, über die der Fuß der vom Gericht verurtheilten Unglücklichen einſt gehen mußte, die Seufzerbrücke hieß, ſo verdiente dieſe enge, dunkle, mit leeren Tonnen und Gerüll aller Art noch enger gemachte Straße mit mehr Recht den Namen der Seufzergaſſe. Hier war der Schauplatz, wo Andrews unumſchränkt regierte und wo ſein Scepter, die Sklavenpeitſche, ihre volle ſchreckliche Macht ausübte. Die wenigen Pauſen, die den armen, mehr wie Thiere belaſteten Arbeitern gegönnt wurden, füllten ſie mit den zügelloſen wilden Späßen, mit jener an Wahnſinn grenzenden tobenden Luſt aus, die bei den mehr gebildeten und menſchlicher behandelten Negern der andern Plantagen nicht mehr gehört wurden. Hier allein herrſchte noch die entſittete und entmenſchte Rotte, wie ſie in den entarteten Ueberbleibſeln der karaibiſchen Stämme bei Eroberung der Inſel ſich vorgefunden hatte. Dies nannte Herr Sture eine unverdorbene kräftige Race und Andrews rühmte ſich, daß trotz des ſtrengen Regiments ſeiner Peitſche nirgends ein ſo luſtiges Völkchen Schwarzer angetroffen werde als auf den Feldern und in den Ställen des Capitains. „Das macht,“ pflegte er zu ſagen, „weil wir keinen der Schwarzröcke und Pſalmenſänger über unſere Kindlein kommen laſſen, und weil wir ihnen einen Schluck Branntwein oder eine Pille Opium nicht verſagen, wenn ſie ſchwach werden.“

Es war in dieſer Nacht zum erſten Male,

wo Calixt den Muth faßte, ſich in jene verbotene und gefürchtete Straße zu begeben. Die Beſorgniß um das Schickſal ſeiner jungen Freunde ließ ihn jede Bedenklichkeit beſiegen. Wie er über den einſamen Hof ging, glaubte er dieſelbe Blutſpur auf den Pflaſterſteinen zu bemerken. Er folgte ihrer Leitung, und ſie verlor ſich in den engen, verſteckten Eingang der Gaſſe. Eine dumpfe, von den Ausdünſtungen der Bündel gedörrten Mais' geſchwängerte Luſt wehte ihm entgegen. Große Haufen ausgehülſeten Zuckerrohrs und aufgethürmte Maſſen des Abfalls anderer Pflanzen und Sträucher thürmten ſich ihm entgegen und nahmen im Mondenſchimmer, indem ihre Schatten ſich mit denen der niedrigen Häuſer vermiſchten, das Anſehen eines Meeres an, deſſen wilder Wellenſchlag plötzlich erſtarrt war. Nirgends war ein Lichtſchimmer zu bemerken, und dennoch war es im Innern dieſer furchtbaren ſtummen Gebäude gräßlich lebendig. Calixt hörte, ſein Ohr an eines der verſchloſſenen Zugänge legend, ein fortwährendes wildes, aber möglichſt leiſes Bewegen drinnen. Nur Andrew's Stimme hörte er deutlich, aber was er ſprach, verſtand er nicht. Eine Seitenthüre wurde geöffnet und zwei Neger füllten an dem nahen Brunnen einen Eimer mit Waſſer. In dieſes Waſſer warf einer der Träger einige Handvoll einer weißlichen Maſſe hinein und ſo wurde der Eimer wieder fortgetragen. Sie hatten Calixt nicht bemerkt und da die Thüre offen blieb, ſchlüpfte er unbemerkt in's Gebäude. Seinem Blicke zeigte ſich hier eine weite unregelmäßige, roh zuſammengefügte Halle, die mit einer Menge von Sklaven gefüllt war, welche ſich in eine Ecke zuſammendrängten und beim Anblick des Eimers einen kurzen, wilden Schrei ausſtießen. Auf einer kleinen, durch loſe Bretter veranſtalteten Erhöhung, über deren Brüſtung ein rother Mantel in unordentlichen Falten ausgebreitet lag, ſtand Andrews und ein Sklave hielt einen Stab ihm vor, in den er von Zeit zu Zeit Zeichen ſchnitt. Der dicke Sklave Zibo ſtand hinter ihm.

Sind die Geißelſtöcke und das Salzwaſſer bereit? fragte Andrews ſich langſam umwendend. Zibo nickte.

Nun wohl, ſo binde für's erſte die ſechs Burſchen da, die ich Dir bezeichnet habe, an den Pfahl. Laß ſie ihre Sprünge machen. Sieh aber zu, daß der Knebel aus ihrem Munde nicht weicht, denn ſie haben verdammt laute Stimmen. Doch halt, ſetzte er hinzu, als Zibo enteilen wollte, ſind nicht auch Weiber unter den bezeichneten?

Nur eine, entgegnete der Unteraufſeher; aber ſie wird die Strafe nicht aushalten, obgleich ſie ſie verdient hat. Noch hat der Rücken und die Bruſt keines Weibes die Salztaufe überſtanden.

Es wird wohl ein großer Schade ſein, wenn ſie ſtirbt, Zibo?

Wie Ihr's verlangt, Herr entgegnete der Sklave. Ich thue meine Schuldigkeit. Er gab ſeinen Schergen einen Wink, und die ſechs Opfer wurden in der Mitte der Halle an Pfähle gebunden. Es war ein entſetzliches Schauſpiel, wie ſich die armen Gepeitſchten wandten und trotz des in Strömen herabfließenden Blutes dennoch keinen Schmerzenslaut von ſich gaben. „Es iſt unnütz," bemerkte Zibo, „daß wir ſie geknebelt, denn die Beſtien ſind ſo verſtockt und abgehärtet, daß ſie nicht wehklagen und ſchreien würden, wenn ſie auch könnten."

Als endlich die geſchwungene Geißel erlahmte, warf man die Halbtodten auf eine Streu nieder und Zibo ließ es ſich nicht nehmen, mit einem Werkzeug, das wie ein Weihbüſchel geſtaltet war, ſelbſt die ätzende Flüſſigkeit in die offenen Wunden zu ſprützen. Ein kurzer thieriſcher Schrei drang in die Luft und Zibo ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Bringt Euch dies Mittelchen zum Singen?“ rief er. „Da, nehmt noch eine Portion!“ Die ſechs Schwarzen lagen wie Todte da, und der Boden war mit Blut bedeckt.

Laß ſie, rief Andrews, und geh zu dem Weibe über.

Eine Mulattin von ungefähr zwanzig Jahren und von etwas ſchwächlichem Bau wurde vorgeführt. Andrews betrachtete ſie mit einiger Aufmerkſamkeit und fragte dann: Es fließt europäiſches Blut in Deinen Adern?

So öffne dieſe Adern, und laß dieſes verhaßte Blut heraus, entgegnete das Weib, indem ſie ihre dunkeln, feuerſprühenden Augen mit feſtem Blick auf den Fragenden richtete.

Du gehörſt mehr zu uns als zu Jenen! ſagte Andrews.

Hier ſteht mein Mann, tönte die Antwort.

Er iſt ein Schwarzer. Ich gehöre zu ihm, ich gehöre zu dem Volke, das Du ſo grauſam peinigſt, peinige nun auch mich.

Andrews zuckte verächtlich die Achſeln und Zibo ergriff den Arm des Weibes. Eine Stimme, tief aus dem Hintergrunde der Höhle rief: Rührt dieſes Weib nicht an, oder Ihr erleidet doppelt ſelbſt, was Ihr ſie jetzt leiden macht!

Wer wagt hier zu ſprechen? fragte der Sklavenaufſeher.

Macht Platz, daß mein Blick ihn treffe! rief dieſelbe Stimme, und ſogleich bildeten die gefangenen Neger eine Straße und ließen die Ausſicht auf einen Strohbündel frei, auf dem, die Hände und Füße gefeſſelt, Robert lag.

Ah, biſt Du es, mein kleiner Salzhering? lachte Andrews. Schafft ihn doch näher herbei, damit er ſehe, wie gern ich ihm gefällig bin.

Der Jüngling wurde herbeigetragen und dicht neben dem Pfahle niedergelegt, an den die

Mulattin gebunden war. „Nun laß beginnen, Freund Zibo!“

Ein Neger hatte ſich durchgedrängt und fiel jetzt auf die Kniee vor dem Gerüſte nieder, auf dem Andrews, nachdem er die obigen Worte geſprochen, ruhig ſeine Pfeiſe rauchte.

Herr, ſchrie der Neger, vergib diesmal. Das Weib, das Du ſchlagen läßt, iſt meine Tochter, mein einziges Kind. Herr, Niemand zählt die Jahre, die ein Sklave verlebt, ſie ſind alle wie in den Wind geſprochen und wie ins Waſſer geſchrieben; aber glaube mir, ich ſehe doppelt ſo oft wie Du das Jahr ſich erneuen. Mein Haar iſt ergraut, meine Glieder wanken; nimm dieſen alten Körper und laß ihn dort an den Pfahl binden — tödte mich, nur ſchenke Leben — Leben meinem Kinde!

Der Tauſch gefällt mir nicht, erwiederte Andrews. —

Erbarmen! Erbarmen! ſchrie eine andere

Stimme. Sie iſt mein Weib! Schone ihrer! Erſt vor wenig Wochen hat ſie geboren. Sie iſt zu ſchwach! Schone ihrer!

Wer ſagt, daß ich zu ſchwach bin? rief die Mulattin. Ich ertrage, was Eure Brüder und Söhne ertrugen und vielleicht noch mehr!

Genug des Geſchwätzes! donnerte jetzt Andrews. Thue Deine Pflicht, Zibo.

Halt, noch ein Wort! rief Robert zähneknirſchend, und richtete ſeine Blicke mit der Wildheit eines mordſchnaubenden Raubthieres auf Andrews. Noch ein Wort, Ungeheuer, aus meinem Munde! Ich ſchwöre es bei dem erhabenen Gotte, den ich erſt ſeit wenig Monden kenne, und der das Gelübde meiner Seele empfangen hat, ich ſchwöre, das Blut, das Deine Geißel hier entlocken wird, mit Deinem eignen Blute zu ſühnen. Ja, lache meiner, weil ich in Banden bin; aber der Gott, den ich anrufe, weiß dieſe Banden zu ſprengen! Er hat meinen Schwur gehört!

Eine Pauſe entſtand nach dieſen mit einer ſo gewaltigen Stimme gedonnerten Worten, daß die öden Mauern der Scheune widerhallten. Eine aufrühreriſche Bewegung, die aber ſogleich wieder in Stille überging, bemächtigte ſich der Sklaven. Sie drängten ſich in eine Ecke zuſammen, und eine Menge blitzender Augen waren auf die Tribune und auf den Peiniger gerichtet. Dieſer legte die Pfeife ruhig hin, ſtieg die Stufen herab und ſagte, zu Zibo gewendet: Haſt Du mir heute nicht vorgeworfen, daß ich unnütz mit der Vollſtreckung meiner Urtheile zögere? Du ſollſt jetzt ſehen, daß ich auch ſchnell bei der Hand ſein kann. Ich will dieſe kleine giftige Viper mit einem Fußtritt aus der Welt ſchaffen.

Er näherte ſich der Stelle, wo Robert lag, und ſetzte kaltblütig ſeinen, in einen ſchweren eiſenbeſchlagenen Stiefel gekleideten Fuß auf die Bruſt des Jünglings. Dieſer machte nicht die geringſte Anſtrengung, ſich dieſer gräßlichen Mißhandlung zu entziehen, nur ſeine Blicke waren ſtarr und unbeweglich mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck auf den Mann gerichtet, der über ihn triumphirte, ebenſo wie der mordende Tiger über das wehrlos dahingeſtreckte edle Roß ſiegt, das ihm noch, ehe es die ſtolzen und kühnen Augen ſchließt, den ganzen unbändigen Zorn, die wilde Verachtung in einem einzigen Blicke zuwirft.

Hund! rief Andrews, meine Hand iſt zu gut, um ſie zu beſudeln, indem ich einem Geſchöpfe Deiner Art die Kehle zudrücke; mein Fuß ſoll es thun! Stirb, wie man einen Wurm zertritt!

Calirt hatte bis zu dieſem Auftritt die Erbitterung und den Zorn bekämpft, die in ſeinem Buſen emporflammten beim Anblick ſo vieler Greuel; er hatte Frankherr verſprechen müſſen, ſich nie unberufen in die Angelegenheiten des Herrn und der Sklaven, in dieſem ihm freundſchaftlich geſinnten Hauſe, zu miſchen, aber hier galt dieſe Zuſage nicht. Er ſah ſeinen jungen Freund und Schüler in der dringendſten Gefahr, und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſtürzte er aus ſeinem Verſteck hervor und ſchleuderte mit einem kräftigen Stoß den Mörder von ſeinem Opfer weg, gerade als der Teufel ſich an den Qualen, die er verurſachte, ergötzend, den Druck des Fußes der Kehle immer näher brachte, und ihn nach und nach verſtärkend, den Erſtickungskrampf langſam herbeizuführen ſuchte.

Sowie dieſer Retter auftrat, wurde ein allgemeines freudiges Gemurmel in dem weiten Raume hörbar, und die geſpannteſte Aufmerkſamkeit Aller richtete ſich auf die zwei Männer, die ſich gegenüberſtanden und ſich einander mit erſtaunten und drohenden Blicken maßen.

Herr Rohatz! begann endlich Andrews. Ich bin befremdet, Sie hier eintreten zu ſehen. Was iſt Ihr Begehren?

Einen Mord zu verhindern! entgegnete Calirt ruhig.

Dieſer Uebelthäter verdient den Tod! rief der Sklavenaufſeher mit einer ſtolzen Miene und einem rauhen Tone. Ich ſtehe hier kraft meines Amtes und Niemand hat Befugniß, mich zur Rede zu ſtellen.

Dieſe Befugniß habe ich! entgegnete Calirt. Herr Andrews, Sie folgen mir ſogleich zum Gerichtshof des Königs, um ſich gegen meine Anklage zu vertheidigen.

Ich werde mich vertheidigen, wo und wann es mir beliebt. —

Zibo näherte ſich ihm und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr. Das Gemurmel der Sklaven wurde immer lauter.

Geben Sie ſogleich dieſes Opfer frei! rief Calixt und zeigte auf Robert.

Ich werde nicht! entgegnete Andrews. Wer hat mir in dieſem Hauſe zu befehlen? Nur ein Wort noch und ich laſſe Euch alle todtpeitſchen! Die tiefſte Stille trat ein.

Wohlan! ſchrie Calixt. Ich lade Sie und dieſen jungen Neger vor den Spruch des königlichen Procurators. Wagen Sie es jetzt noch, die Hand an ihn zu legen, ſo ſind Sie des offenkundigen Mordes überwieſen.

Andrews trat einen Schritt zurück und wurde ſichtlich bleich. Binde den Hund los! flüſterte er Zibo zu. Ich habe meine Gründe, keinen Lärm zu machen und finde den Burſchen wohl ein anderes Mal zu günſtigerer Stunde. Mein

Herr, wandte er ſich zu Calixt, Sie kommen friſch aus Europa, und kennen unſere Verhältniſſe nicht; ich will Ihnen alſo dieſen Eingriff in meine Rechte zu Gute halten. Sie können ſich nach den nähern Umſtänden erkundigen und werden finden, daß der Knabe der Strafe vollkommen würdig iſt, die ich ihm wollte angedeihen laſſen.

Ich gebe mein Ehrenwort, rief Calixt, daß ich genau unterſuchen werde, und daß, bis ein rechtmäßiger Richterſpruch gefällt iſt, der junge Neger mein Gefangener bleiben wird, für deſſen Kopf ich mit dem meinigen hafte!

Ein hoher Preis für einen Negerſchädel! grinſete Andrews.

Als Robert's Bande ſanken, ſtürzte der Knabe mit einem lauten Schrei des Entzückens in Calixt's Arme.

Zibo! flüſterte der Sklavenaufſeher. Einmal iſt dieſe ſchwarze Blindſchleiche in meinen Stall gedrungen — einmal und nie wieder. Verſtopfe das Loch ſorgfältig, durch das ſie hereinkroch.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Miſſionär.

Zweiter Theil.

Der Miſſionär.

Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

In der Unterſuchungsſache der Neger fand Calixt es nöthig, auch das Urtheil des alten Erich zu Rathe zu ziehen, und machte ſich daher allein zu ihm auf den Weg. Er fand den Alten nicht und Paul verſicherte, ſein Herr ſei ſchon ſeit einigen Tagen fort; er vermuthe, er habe die Inſel verlaſſen, aber zurückkehren werde er beſtimmt. Dieſer ſtörende Zufall war Calixt in vieler Hinſicht äußerſt unangenehm. Indem er noch Erkundigungen über den Zweck dieſer plötzlichen Abreiſe des Alten einzog, ward er eines loſe zuſammengehefteten Bündels Papiere gewahr, das auf dem Tiſch in der Hütte lag. „Bald hätte ich's vergeſſen, ſagte Paul in einem demüthigen Tone, indem er die Hände auf der Bruſt kreuzte, dieſe Schriften ſind Euch beſtimmt, gelehrter Herr. Mein Gebieter befahl mir, ſie Euch auf's gewiſſenhafteſte einzuhändigen. Aber Paul vergißt leicht etwas, denn Paul wird alt.

Calixt ſteckte das Päckchen zu ſich und trat mißmuthig und in düſtere Träumereien verſenkt ſeinen Rückweg an. Zum erſten Male verfehlte die herrliche tropiſche Natur um ihn gänzlich des Eindrucks auf ſeine Seele. Die goldenen Scheine, die durch das dunkle ſchwere Laub der Palmen brachen, und ſich auf die üppigen Bouquets der Blumenſtauden und auf die feurigen Büſchel der Aloe am Wege, wie ein goldener Regen verſtreuten, zogen ſein zu Boden geſenktes Auge eben ſo wenig auf ſich als das in flüſſigem Silberglanze ſchwimmende Meer dies vermochte. Die balſamiſche, mit Orangenblütenduft erfüllte Luft fächelte vergeblich ſeine bleichen Wangen und die offene Bruſt, in der ein unruhiges, um das Wohl ſeiner Geliebten und Freunde bekümmertes Herz ſchlug. Die Verhältniſſe auf der Inſel, je deutlicher ſie ſich in ihren mannichfachen Beziehungen ſeinem Blicke entwirrten, flößten ihm immer größeres Mißbehagen und eine immer trübere Entmuthigung für die Zukunft ein. Eine Woche nach dem Sklavenaufruhr war vergangen; ſeinem Verſprechen gemäß hielt er Robert in enger Haft, und der Capitain hatte ſich dazu verſtanden, eine Unterſuchung über ſeinen Sklavenaufſeher verhängen zu laſſen. Aber dieſe gerichtliche Procedur war nur ein Blendwerk. Aus Allem ging hervor, daß man dem reichſten Plantagenbeſitzer auf der Inſel in keiner Art Kränkung oder Beſchämung zufügen wolle. Und was Calixt am tiefſten demüthigte, war der Umſtand, daß die gemißhandelten Sklaven ſelbſt darauf drangen, ihren Peiniger von jeder Strafe und Verantwortung befreit zu ſehen. Auf dieſe Weiſe war der Spruch des Procurators vorauszuſehen, und er fiel zu Gunſten Sture's und Andrews' aus. Niemand ſprach mehr von dem Vorfall, nur Calirt forſchte noch unausgeſetzt nach Zeugniſſen für oder gegen die Machthaber, nur Calirt ging unermüdet den verſteckten Höhlengängen des ſich verbergenden Laſters nach und regte ſich durch die verſchiedenartigſten Berichte zu immer neuer Thätigkeit an. Ich will und muß klar ſehen! rief er ſich oft zu, wenn ſeine Kräfte zu erlahmen drohten. Und unerſchrocken will ich wirken, wenn ich erſt eine unwandelbare Ueberzeugung gewonnen!

Es geſchieht wol im Leben, daß, wenn unſere Seele von einer Angelegenheit erfüllt, ja überfüllt iſt, die Sehnſucht ſich regt, in einer andern Art Thätigkeit ihr einen Theil der Laſt des täglichen Grübelns und Bedenkens abzunehmen, oder wenigſtens zu erleichtern. So kam Calixt, als er jetzt körperlich und geiſtig erſchöpft, auf einem Raſenſitz im Dickicht des Wäldchens Platz nahm, das Manuſcriptpäcktchen Erich's gerade gelegen. Er löſte die Schnur und es fielen ihm mehre, ſorgfältig zuſammengefaltete Bogen mit einer ſehr zierlichen Hand beſchrieben, in den Schooß. Ein einzelnes Blatt enthielt in gänzlich verſchiedenen Schriftzügen einen kleinen kaum leſerlichen Aufſatz, der eine Art Aufruf oder Rundſchreiben enthielt. Die Ausdrücke, die der unbekannte Schreiber gebraucht, waren ſo myſteriös, daß Calixt, nachdem er mühevoll ſich durchgearbeitet, dennoch nicht wußte, um was es ſich handelte. Es war von einem großen Baume die Rede, in deſſen Zweigen ſeit einer langen Reihe von Jahren die Vögel des Himmels ruhig geniſtet, der aber jetzt in Gefahr ſei, umgehauen zu werden. Die verſchiedenartigſten Vögel wurden angerufen, mit ihren Schnäbeln und Krallen die Rotte der

Feinde des Baumes in die Flucht zu ſchlagen. Mit Bleiſtift hatte eine andere Hand flüchtig die Worte: Freiheit, Gleichheit, Tyrannenmord! an den Rand geſchrieben. Unter dieſer ſeltſamen Parabel vom gefährdeten Baume ſtanden die Unterſchriften einer Menge von Vögeln. Bei dem Namen des Adlers hatte dieſelbe Hand mit Bleiſtift das Wort: „Waſhington" hingeſchrieben. Bei einer Eule ſtand „Franklin", bei einem Falken „La Fayette". Ganz unten fand ſich auch der Name Crippenpooker mit einem Baumſpecht gepaart. Als Calixt dieſe Namen entziffert hatte, fiel ihm jenes Geſpräch am Ballabend beim Gouverneur ein, das er auf der Terraſſe belauſcht. Die kleine verwachſene Gnomenfigur des Doctors bewegte ſich wieder vor ſeinen Blicken und auch die edle, träumeriſche Geſtalt des jungen Franzoſen belebte ſich neu. Die Allegorie wurde ihm nach und nach deutlicher und er ſuchte nun auch die übrigen noch dunkeln Beziehungen zu erklären. Die Stelle, wo der Baum ſtand, wurde der Smaragdfelſen genannt, und eine von den nach allen Weltgegenden auslaufenden Wurzeln des üppigen Baumes wickelte ſeine zarten, aber kräftigen Faſern um eine Meerlilie. Die Thiere des Waldes waren im Bunde gegen die Vögel und den Baum, ein Einhorn und ein Löwe waren beſonders ſchadenbringend thätig.

Calirt legte das Blatt zur Seite und nahm die zierlichen Manuſcriptbogen zur Hand. Er vertiefte ſich in die ſeltſame und wie ein Märchen ſich geberdende Geſchichte, die ſie enthielten, dergeſtalt, daß er mehre Stunden faſt unbeweglich auf dem Raſenſitz zubrachte und die Sonne ſich ſchon zum Niedergang neigte, als er die Blätter wieder zuſammenfaltete. Die Erzählung führte den Titel:

Der verſchollene Pfarrer,

und wir wollen ſie unſern Leſern mittheilen.

Den Eingang bildete der Bericht eines Reiſenden, der Folgendes erzählte. Es war im Spätſommer des Jahres 1740, als ich in einer Geſchäftsreiſe aus dem hohen Norden kommend, die einſamen Gegenden der Mark beſuchte. Brandenburg iſt ein düſtres und für den Südländer faſt troſtloſes Land. Man trifft dort auf Flächen, die ſich in unendlicher, durch nichts gehemmter, Ausdehnung bis an den Horizont in ewig freudloſer Gleichförmigkeit erſtrecken. Der Himmel iſt grau, die Farbe der Haide iſt auch ein aſchfarbiges Braungrau — der Horizont in Nebel gehüllt; — iſt's ein Wunder, wenn da auch die Stimmung des einſamen Reiſenden, den ſein Geſchick in dieſe irdiſche und himmliſche Armuth führt, ebenfalls grau — braungrau wird? Der Flug der Vögel hat etwas Melancholiſches, und wenn ich ſagen dürfte, Grübelndes, wenn ſie über dieſe endloſe Fläche dahinziehen, und ich hörte den einzigen zwerghaften

Baum, den ich auf der Ebene fand, murrend und verdrießlich flüſtern, auf jene Weiſe und ganz in der Art, welche einſame, kleine, verkrüppelte Bäume annehmen, wenn ſie zu einem immerwährenden Alleinſein verdammt ſind. Wenn man ſich an den Stamm dieſes hypochondriſchen Bäumchens ſtellte, genau mit der Richtung der Naſenſpitze nach Norden gewendet, ſo wurde man ſcharf am Horizonte eine Naturmerkwürdigkeit gewahr, nämlich etwas, das wie ein kleiner beſcheidener Hügel ausſah. Es war aber keiner, ſondern nur ein dunkles Wäldchen von Fichten mit Nußbaumholz gemiſcht, das in ſeiner runden, hügeligen Form auf dieſer endloſen Fläche jene Täuſchung veranlaßte. Ich ſteuerte, ſchon lange von meiner eigentlichen Straße abgekommen, muthig auf das Wäldchen zu und ſiehe da, je näher ich kam, deſto erfreulicher und merkbarer wickelte ſich eine kleine ſchmale Thurmſpitze aus den Fichtengipfeln los.

Alſo ein Dorf! Ich hatte dieſe Ueberzeugung kaum gewonnen, als auch ſchon mit ſchwacher heiſerer Stimme eine Glocke die Haide entlang zu mir tönte. Es war Sonntag Morgen. Das Wort des Herrn wurde in der Wüſte gepredigt. Ich mußte nothwendig dabeiſein, um es mit anzuhören.

Als ich beinahe athemlos das Dörfchen erreicht und die einzige Straße deſſelben mit Rieſenſchritten in einer äußerſt kurzen Zeit durchmeſſen hatte, trat ich noch eben zur rechten Zeit in die Kirche in dem Moment, als man ſie eben ſchließen wollte. Eine kühle Kellerluft wehte mich an, als ich in den beſcheidenen kleinen Tempel trat, der ſehr alt und gleichſam müde tief in die rothen Blumen und hohen Gräſer des Kirchhofs eingeſenkt ſtand. Da es draußen heller Sonnenſchein war, ſo ſahen meine geblendeten Augen anfangs die Kirche angefüllt mit ſeltſamen Geſtalten, denen „alte Jahrhunderte" ihren Stempel aufgedrückt zu haben ſchienen. Frauen, in phantaſtiſch gefaltete weiße Schleier gehüllt, Männer in ſtarre fahle Kittel gekleidet ſtanden rings an den Wänden; — aber ich überzeugte mich bald, daß es Leichenſteine und Monumente waren, die man in die Wand der Kirche eingelaſſen hatte. Die lebenden Zuhörer ſchlummerten, ſehr ſparſam verſtreut, in den morſchen Kirchenſtühlen, von der Laſt der langen Arbeitswoche ausruhend. Von dem Pfarrer, der in der hohen, tulpenförmigen Kanzel, wie ein Käfer in dem tiefen Kelch einer Glockenblume ſteckte, ſah man nichts als eine im Dunkeln herumfahrende Hand und einen mit einer Stutzperücke bekleideten Kopf, dem eine dünne aber wohlklingende Stimme entglitt.

Ich weiß nicht, wie es kam, genug, wie ich ein paar Minuten der Predigt zugehört, verfiel ich ebenfalls dem Laſter des Schlafs, und ſchlummerte ruhig fort, bis der Kirchendiener mich weckte mit dem Bedeuten, daß die Kirche jetzt geſchloſſen werden müſſe.

Ich taumelte beſchämt und verwirrt hinaus und draußen empfing mich wieder die warme, weiche Luft. Ich pflückte mir einige rothe Blumen, und indem ich mich dabei der niedrigen Mauer nähere, ſehe ich die ſchwarze dünne Geſtalt des Pfarrers eben über die Haide ſeiner Wohnung zu gehen, die in einiger Entfernung vom Dorfe lag. Die verſchlafene Predigt peinigte mein Gewiſſen und trieb mich an, gut zu machen, was ich verdorben. Ich eilte daher dem Pfarrer nach und ließ mich mit ihm in ein erbauliches Geſpräch ein.

Nie ſchuf die Natur wol ein kindlicheres, einfacheres Weſen als dieſen guten Pfarrer in der Mark. Vierzig Jahre waren über ſeinem Haupte dahingegangen und keines derſelben hatte ihm die kleinſte unſchuldige Freude, die geringſte der ſüßen Täuſchungen der Jugend geraubt.

Sein Leben war plan wie die Haide, die er bewohnte, aber ſeiner Seele fehlten die kleinen rothen Blumen des Kirchhofs nicht, den er faſt täglich betrat. Er hungerte, er litt Mangel, er ſaß in ſeinem ärmlichen Häuschen allein — aber er fühlte kein Elend und keine Oede, denn ſein Herz war ſo voll von Frieden und Glück. Gewiß ein ſeltſames Weſen war dieſer Pfarrer. Ich war in meinem Hochmuth nahe daran, ihn für beſchränkt zu halten, und in gewiſſem Sinne war er es auch — aber ſollte der reichſte Geiſt nicht wünſchen, ſolche Schranken um ſich zu ziehen, wenn er gewiß wäre, innerhalb derſelben ein ähnliches Glück zu finden?

Ich verließ noch an demſelben Abend den halb verhungerten Pfarrer, nachdem ich mich vollkommen überzeugt, wie ſehr ich Urſache hatte, ihn zu beneiden.

Drei Jahre waren vergangen, als mich mein Weg wieder durch dieſe einſamen Gegenden der

Mark führte. Es wäre ſehr undankbar geweſen, dem gutmüthigen Pfarrer keinen Beſuch abſtatten zu wollen, da ich ihm und ſeiner kleinen in Blumen verſenkten Kirche wiederum ſo nahe war. Wie erſtaunte ich aber, hören zu müſſen, daß ſeit mehr als zwei Jahren der Pfarrer ſpurlos verſchwunden ſei. Es war in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht geweſen, als der Nachtwächter des Dorfes auf dem kleinen Seitenwege, der in der Gegend der Gemeinde-Sparkaſſe in die große Straße mündete, Jemand eilig hatte dahinlaufen ſehen, der füglich Niemand anders ſein konnte als der Pfarrer. Er hatte ein kleines ſchwarzes Mäntelchen um, das in der Nachtluft flatterte und deſſen ſpärlichen Umfang er vergebens zwang ſein Antlitz einzuhüllen in dem Moment, als er am Nachtwächter vorbeiſtrich. „Wohin, Herr Pfarrer, in dunkler Nacht?“ hatte der gerufen, aber nur ein unverſtändliches Gemurmel zur Antwort erhalten. Der Herbſt war vergangen, der Winter kam; der Winter ging und Frühling und Sommer kamen; vom Pfarrer keine Spur. Endlich mußte man einen interimiſtiſchen Pfarrer an die Stelle ſetzen und in das amtliche Provinzialblatt wurde der Verſchwundene aufgerufen und gebeten, ſich wieder zu ſeiner verlaſſenen Gemeinde zu verfügen. Alles umſonſt der Pfarrer war und blieb verſchollen.

Während der Zeit, daß ich im Dorfe verweilte, hatte man mich auf meinen Wunſch in das Studirzimmer meines verloren gegangenen Freundes einquartiert. Es enthielt außer einem einfachen, aus Nußbaumholz geſchnitzten Tiſche nichts als einen gebrechlichen Stuhl und ein ſchmales langes Bett, über welches, zum Zeichen, daß der Eigenthümer lange nicht mehr hier geruht, ein alter Fetzen eines beſtäubten Teppichs ausgebreitet lag. An der Wand hing ein Bücherbret, auf dem ein zerbrochenes Trinkglas, eine ſteinharte Brotrinde und ein paar in Schweinsleder gebundene Bücher ſtanden, alte Tröſter, deren vergelbte und zerfreſſene Blätter, der Himmel weiß, wie lange, keine Menſchenhand mehr umgeſchlagen hatte. Ich öffnete das Fenſter, das widerſtrebend aufging und durch ſein vom Platze Weichen einer zahlloſen Generation von Kellerwürmern und Schaben ungewöhnliche Freiheit und Licht verſtattete. Die friſche Luft, von der unabſehbar weiten Haidefläche, die ſich vor dem Auge ausbreitete, kommend, erfüllte das kleine Zimmer und erſchütterte die Spinnweben, die ſich in der Stille dieſer anachoretiſchen Klauſe in Ruhe angeſiedelt hatten. Es lag etwas unbeſchreiblich Einſames im Charakter dieſes Zimmers und dieſes Anblicks auf die Haide. Es wurde Einem deutlich, daß Der, der hier ſich eingeſchloſſen, deſſen durch nichts geſtörte Stunden an dieſem Tiſche, auf jenem Bette vergingen, den kindlichen, unberührten Sinn ſich erhalten mußte, den ich an dem armen verſchwundenen Pfarrer in der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft ſo liebgewonnen hatte. Was hatte ihn bewogen, dieſem Aſyl ſeiner Träumereien, dieſem Tempel des ewigen Friedens zu entfliehen? Welche Gewalt zog ihn in die Welt, die er nicht kannte, nicht kennen lernen wollte? Es lag etwas höchſt Geheimnißvolles in dieſer Flucht.

Ich ſchloß das Fenſter und ſtreckte mich auf das verlaſſene Bette hin. Der ſpäte Abend verbreitete ein ungewiſſes Dämmerlicht in der Stube. Eine tiefe Stille herrſchte, denn ich war in dem Häuschen ganz allein; der ſubſtituirende Pfarrer wohnte im Dorfe beim Schulzen. Das Unbequeme meines Lagers machte, daß ich das Heubündel, das meinen Kopfpfühl bildete, verſchob und meine Hand bei dieſer Gelegenheit auf einen harten, eckigen Gegenſtand ſtieß. Ich zog ein einfaches, ſchwarzes Käſtchen hervor, das ich öffnete und in welchem ich ein dünnes Büchelchen fand, deſſen Blätter beſchrieben waren. Irgend eine geheimnißvolle Stimme in meinem Innern ſagte mir, daß ich in dieſen Blättern Aufſchluß über den Pfarrer finden werde. Ich ſtand ſogleich auf, machte mir Licht an und ſetzte mich mit meinem Fund an den Tiſch. Die Stimme hatte Recht. Es war eine Art Tagebuch, das der Verſchollene geführt, und das, ſo ſchien es, bis dicht an ſeine myſteriöſe Flucht heranreichte und den Grund derſelben angab. Hier einige der merkwürdigſten Stellen.

Freitag Abend: Es hat ſich ein Fremder im Dorfe blicken laſſen. Was er nur will?

Sonnabend Morgen: Der Fremde hat mir ein Buch geliehen. Soll ich es leſen?

Sonntag Mittag. Ich bin betrübt. Meine Predigt war ſchlecht. Ich dachte an den Fremden und ſein Buch.

Vierzehn Tage darauf (mit zitternder Hand): Ich habe das Buch geleſen! —

Den Morgen nach einer entſetzlichen Nacht: Im Buche ſteht, daß Chriſtus nie exiſtirt hat. (Dieſe Worte waren wieder ausgeſtrichen; aber drei Tage ſpäter waren ſie von neuem hingeſchrieben.)

Drei Wochen ſpäter: Es iſt nicht möglich! Teufel, Lüge, Welt. Komm mir nicht nach! Ich bitte dich auf meinen Knien. Welt — komme mir nicht nach.

Am Abend: Es hilft nichts. Immer ſteht mir das Wort vor: Er iſt nicht! — Durch die Stunden meiner einſamen ſchlafloſen Nacht klingt es: Er iſt nicht! —

Am Morgen. Und ich habe ihn ſo geliebt! Ich lebte an ſeinem Herzen, ich ſah das Licht ſeines Auges, ich athmete ſeine Liebe. An ſeinem warmen zärtlichen Buſen ſchlief ich ein, er weckte mich beim erſten Lichte des Morgens, er ging mit mir über Feld und in der Stille des Abends, wenn Dunkelheit ſich auf die Erde lagert, klopfte ſein Finger an die Thür meiner einſamen Hütte und er kam mit mir, die nächtlichen Stunden zu verplaudern. Und jetzt — er kommt nicht mehr!

Einige Tage ſpäter: Ich bin läſſig in meinem Tagewerke. Da ich die Nacht nicht ſchlafe, ſondern grüble, ſteh' ich mißmuthig den Morgen auf und thue halb und ſchlecht, was ich thun ſoll. Ich ſehe in den blauen Himmel, ich ſehe auf die ſchöne Erde und in meinem Herzen iſt es taub und ſtill. Wenn ich Abends nach Hauſe komme, hab' ich vergeſſen, was ich aus dem Dorfe habe mitbringen wollen, und ſo vergaß ich neulich meine kleine Lampe mit Oel zu füllen. Ich ſaß im Dunkel die ganze Nacht durch, auf meinem Stuhl vor dem Bette, den Kopf geſenkt, die Hände im Schooß gefalten. Ueber die Haide blies der Nachtwind. In den

Morgenſtunden warf ich mich auf's Lager und meine Thränen feuchteten den Ueberzug des harten Pfühls. —

In der Nacht: Ich habe gebetet, daß er wiederkommen möchte, daß er mich nicht länger ſo fürchterlich allein laſſe; aber er kommt nicht. Der Mann hat Recht: es hat nie ein Weſen gegeben, das ſich Jeſus Chriſtus nannte.

Am Morgen: Ja — doch! Er lebt! Ich habe ihn deutlich geſehen. Mein Erlöſer lebt! In meinem Kummer, in meinem tiefen Leid kam ein Schlaf über mich und in dieſem Schlummer ward ich verſetzt im Traum nach Jeruſalem. Ich war bekannt in dem Hauſe eines gewiſſen Lucilius, eines römiſchen Bürgers, der in Jeruſalem lebte. Ich ſtehe auf dem Vorſprung des Hauſes, übergelehnt an die Brüſtung. Da kommt die Straße herab ein Mann. Ich hefte meine Blicke ſchärfer und immer ſchärfer auf ihn; mein Herz bebt, meine ganze Seele, Alles was von Kräften in mir iſt, arbeitet und treibt, damit ich den Mann, der da herabkommt, nur recht deutlich ſehe. Er geht allein, aber dieſes Gehen iſt ein ſtilles ſeliges Wandeln: Alles an dem Manne iſt wie kühlender Wellenſchlag und ſanftes Tönerauſchen, von dem Auftreten ſeines Fußes bis zum Schwung der geringſten Falte ſeines Gewandes. Ein ſchöner hellvioletter Mantel fließt um ihn her. Er ſieht klar vor ſich hin und ſein braungelocktes Haar flattert im Winde. „Um Gott! ruf ich zu Lucilius, ich ſollte dieſen Mann kennen!“

Es iſt der Rabbi Jeſus Chriſtus aus Nazareth, antwortet der Römer.

Indem er das ſagte, blickt der Mann unten zu uns herauf und der Strahl ſeiner himmliſchen Augen trifft mich. Ich weiß mich nicht zu laſſen und wanke hin und her am Geländer. Als ich von meiner Schwachheit und meinem Taumel erwache, biegt Chriſtus eben um die Straßenecke und iſt verſchwunden.

Ich aber hatte dieſen Blick, dieſen einen Blick zum ewigen Angedenken. Ich hatte ihn wandeln ſehen, ich hatte geſehen den Zipfel ſeines wehenden hellvioletten Mantels an der Mauer verſchwinden. So hatte ein göttliches Weſen, das Jeſus Chriſtus hieß, die Straßen Jeruſalems betreten. Mir war mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter, mein Vater, mein Gott — mir war meine eigne Seele wiedergegeben worden.

Im Buche ſteht: es wäre gleichviel, ob die erhabenen Lehren der Liebe, Demuth und des Friedens von einer Anzahl weiſer und frommer Leute nach und nach geſammelt und zuſammengetragen worden, oder ob ein einzelner Mann ſie gelehrt.

Nein, o nein! das iſt nicht gleichviel. Die große Anzahl frommer Leute macht's nicht; das göttliche Kind macht es, das ich in der Wiege im unſcheinbaren elenden Stalle habe liegen ſehen; der Knabe macht es, den ich in der Werkſtatt Knechtesdienſte für ſeine Eltern verrichten ſah; der Jüngling macht es, der in die Wüſte floh und der Verſuchung widerſtand; der Mann macht es, der den Hohn der Welt duldete und ſeinen Kampf auf Golgatha kämpfte. Nehmt nur die Perſon Chriſti, und ich habe in der weiten öden Weltgeſchichte in dieſem Gewimmel und Getümmel von Meinungen und Perſonen Niemand, auf deſſen Zügen ich weilen möchte, an deſſen Herzen ich ſicher ruhe, in deſſen Hand ich voll Vertrauen und Sicherheit die meine lege.

Drei Tage ſpäter: Aber ein Traum iſt kein Beweis.

In der Nacht: Es gibt keinen Chriſtus.

Am Morgen: Wozu ſoll ich aufſtehen? Er iſt ja nicht da. Warum ſoll ich meine Predigt vollenden? Ich weiß ja nichts mehr. Warum ſoll ich für Holz ſorgen? Die Stube kann dunkel und kalt bleiben. Er kommt ja nicht mehr zu mir.

In der Nacht: Chriſtus! — Chriſtus! — Hm, er antwortet nicht.

Am Morgen: Ich werde mich ohne ihn behelfen. O Gott, welch ein Stich im Herzen! — Ich kann es nicht.

Warum mußteſt Du herkommen, fremder Mann, warum Dich und das Buch in meine Einſamkeit bringen? Schien ich Dir der ärgſte Böſewicht, als Du mich ſo zu ſtrafen für nöthig fandeſt? Ich war ſo glücklich! — Du haſt mich an die Grenze des Wahnſinns gebracht.

Heute machte ich einen Gang durch das Dorf. Die arme Margaretha hat ein Kind, das im Sterben liegt. Ich ſtand lange ungeſehen außen am Fenſter und ergötzte mich an den Leiden des kleinen Wurms. Ja, ja, ich ergötzte mich. Gibt's hier auch Schmerzen, dachte ich; alſo nicht ich allein leide, und winde mich heulend auf meinem einſamen Lager. Die Mutter rief mich herein: Herr Pfarrer, bat ſie, ſprechen Sie dem Kinde zu; reden Sie ihm vom Heiland! — Von wem? fragte ich. — Vom Heiland, ſagte ſie. — Wer iſt der Heiland? Ich kenne ihn nicht, erwiederte ich. Indem krähte der Hahn im Hofe und es lief mir eiſigkalt über den Rücken. Die Mutter ſank am Bette ihres ſterbenden Kindes nieder und ich ſchlich mich aus dem Hauſe über den kleinen Fußweg am Bache und pflückte Blumen. Gott weiß es, was ich in dieſen Augenblicken litt.

In der Nacht: Chriſtus! Chriſtus! —

Eine Woche ſpäter: Mein Schweiß iſt Blut — meine Thränen ſind Blut! Ich halte es nicht länger aus. Ich bin ſo gräßlich allein. Mich kennt Niemand, mich liebt Niemand! —

Ich habe heute noch einmal alle Nachrichten über ihn durchgeleſen. Todtes Papier! Ich will ihn ſelbſt ſehen! Ich will ihn ſuchen gehen. Wenn er in der Welt iſt, muß ich ihn finden.

Iſt das nicht Wahnſinn?

Nein. Heißt es nicht: Wer mich ſucht, der wird mich finden. Auf, auf — durch Nacht und Dunkel! Suche ihn, mein Herz. Ritzet meine Füße, ihr Dornen, ſtoßet mich wund, ihr Steine, wühlet in meinem Haar, Nachtwinde! Stürzet über mich hin, wüthende Bergwaſſer; verbrenne meine Haut, Sonne! — Ich will nicht ruhen, ich will nicht raſten, bis ich ihn finde!

Es iſt mir ſo, als müßte er nur wenig Stunden hinter meinem Dorfe ſtehen und auf mich warten, als müßte ich, wenn ich nur eine kleine Strecke Weges ginge, ſchon das wohlbekannte violette Gewand flattern ſehen; und dann noch weiter, bis die göttliche Miene voll Freundlichkeit mir entgegenlächelte. Ach, ich ſtürzte dann auf ihn zu und mein liebekrankes Herz wühlte ſich in ſeinen Buſen ein. Nun habe ich Dich und nie, nie ſollſt Du mir wieder entſchwinden. Ach, die Welt weiß nicht, was Liebe iſt!

Spät Abends. Soll wieder eine fürchterliche Nacht über mich kommen? — Nein. Ich will meine Wanderſchaft gleich antreten. Ich will die Länder der Erde durchſauſen, wie ein mitternächtlicher Sturmwind, der die Geſtade des Meeres ſucht; ich will dahinſchwimmen, wie eine Wolke, die dem falben Mond nachſchwärmt. Ich will wie die flüchtige Röthe ſein, die am Himmel ihren Platz ſucht dicht neben der alliebenden und allgeliebten Sonne! — Fort, fort aus dieſen Räumen! —

Bis hierher hatte ich das Tagebuch durchleſen, und die Blätter entfielen jetzt meinen

Händen. Das Licht brannte düſter und der Nachtwind blies über die Haide. In der Einſamkeit des Zimmers hörte ich den Todtenwurm picken. Die Welt ſchien ſo einſam, daß nicht einmal der flüchtigſte Traum der Sehnſucht und Liebe in ihr zurückgeblieben. Indem hörte ich pochen. Der Schall drang durch das öde Haus. Es war Mitternacht vorbei; wer konnte hier eindringen wollen? Ein verirrter Wanderer? Ein ehemaliger Bekannter des Verſchollenen? Aber ſollte dieſer nicht wiſſen, daß ſeit drei Jahren dieſe Wohnung einſam ſtand? Vielleicht lockte der Schimmer des Lichts. Ich ſtand auf, um zu öffnen; eine ſeltſame Bangigkeit überfiel mich und lange Zeit ruhte meine Hand auf dem roſtigen Schlüſſel der Thüre, ohne daß ich den Muth hatte, zu öffnen, um nachzuſehen, wer draußen in der ſtürmiſchen Nacht weile. Ich fragte, erhielt aber keine Antwort. Das Klopfen erneuerte ſich und jetzt mußte ich wohl öffnen.

Der Schlüſſel bewegte ſich mit ſchrillenden Tönen im Schloſſe, die Thüre öffnete ſich ein wenig und durch die Spalte glaubte ich ein Antlitz ſchimmern zu ſehen, das mir ein furchtbares Grauſen einflößte. Eilig wollte ich die Thüre wieder zudrücken, aber der Außenſtehende öffnete ſie jetzt mit einem ſo kräftigen Stoße, daß ich zur Seite geſtoßen wurde und das Licht meiner Hand entfiel. Es verlöſchte nicht, ſondern glimmte am Boden fort, und bei dieſem düſtern ungewiſſen Schein ſah ich deutlich einen Mann hereindringen, den ich ſogleich für den Verſchollenen erkannte. Er hatte den Arm um eine Geſtalt geſchlungen, die von ungewöhnlicher Länge und von Kopf bis zu den Füßen in lange Tücher gehüllt war, und die er heftig mit ſich hereinzog. Ich hörte die Thüre des Zimmers, das ich eben verlaſſen, hinter dieſen geſpenſtiſchen Ankömmlingen zufallen. Ein kalter Schauder überfiel mich — ohne mich umzuſehen, floh ich durch die offene

Thüre und die Schrecken der Nacht dünkten mich nicht ſo entſetzlich als die Vorſtellung, auch nur einen Augenblick mit dieſen Gäſten im öden Pfarrhauſe unter einem Dach zu weilen. Zum Glück waren meine nöthigſten Effecten in der Schenke des Dorfes zurückgeblieben; ich konnte alſo am frühen Morgen abreiſen. Einige Tage nachher hörte ich, daß der verloren geglaubte Pfarrer zurückgekehrt ſei, unfähig jedoch, ſein Amt anzutreten und in einem beklagenswerthen Zuſtande. Die Behörde hatte dafür geſorgt, daß er in ein Irrenhaus in der nächſtgelegenen Stadt geführt wurde. Ich hätte ihn in ſeinem traurigen Aufenthaltsorte beſuchen können, aber ich unterließ es. —

Calixt machte ſich mancherlei Gedanken, wie dieſes Manuſcript wohl in die Hände des alten

Erich gelangt ſei, und ob dieſer im Stande ſei, den Inhalt dieſer Blätter zu verſtehen und zu würdigen. Auf ſeine Stimmung hatte die Lecture günſtig gewirkt und ſeinen kummervollen Grübeleien über die Begebenheiten der letzten Tage war eine wohlthuende veränderte Richtung gegeben worden. Wie ſeltſam, ſagte er für ſich, geſtaltet ſich das Räthſel der göttlichen Führung in jedem Individuum anders. Wie ſucht hier das Herz, und dort der Verſtand — und beide irren, und immer ſind es dieſelben Schmerzen, die ſchon ſeit Jahrtauſenden den Menſchengeiſt quälten, ihn ruhelos umhertrieben, und ihn immer dabei mit naher gewiſſer Hoffnung blendeten.

In ſeiner Wohnung angelangt fand er Robert auf ſeinem Bette ſchlummernd. Er blieb eine Weile vor dem Jüngling ſtehen und betrachtete aufmerkſam deſſen ſchöne und doch ſo fremdartige Bildung. Das ſchwarze gelockte

Haar war mit einem Kranze feuerfarbener Mohnblüthen durchwunden. Die ſchwarze kräftige Bruſt des Knaben war entblößt und ein goldenes Herz an einer feinen Kette, die Ulrike ihm einſt geſchenkt, ſchwebte auf der vollen Wölbung der rechten Bruſt. Ein rothſeidener Gürtel ſchnürte die Taille ein und lag in ſeinen getheilten Franſen wie ein Blutſtrom über den Schenkel weg auf dem weißen Ueberzug des Bettes. Die vollen, brennendrothen Lippen waren geöffnet und die perlhellen Zähne ſchimmerten hervor und gaben dem jugendlichen Antlitz jenen Zug von Wildheit, der Calixt zuerſt darauf brachte, ſeinen jungen Freund einen noch knabenhaften Othello zu nennen. Der leiſe Schlaf des Negers wurde durch das Geräuſch des Ankömmlings bald unterbrochen. Er richtete ſich auf und als er Calixt anſichtig wurde, ſtürzte er auf ihn zu und kettete ſich mit einer leidenſchaftlichen Umarmung an ſeinen Hals.

Calixt hatte ſich ſchon lange vorgenommen, eine ernſte Unterredung mit ſeinem Schüler zu führen und er nutzte jetzt dieſe ruhige Nachtſtunde dazu. Er fing damit an, dem Jüngling anzukündigen, daß ſeine Haft ein Ende habe und daß er ſich jetzt wieder zu Herrn Sture begeben könne.

Nimmermehr! rief Robert und knirſchte mit den Zähnen. Als Calixt ihn nach dem Grunde dieſer heftigen Weigerung fragte, entgegnete er: Nor hat den Capitain zu ſehr beleidigt, zwiſchen Nor und Andrews ſind zu ſchlimme Dinge vorgefallen, als daß Nor jemals wieder die Schwelle des weißen Mannes betreten dürfte.

Calixt ſagte ihm, daß er ſeinetwegen mit dem Capitain geſprochen und daß dieſer ſich bereit gezeigt, ihm zu vergeben.

Ein weißer Mann vergibt nie! entgegnete wild der Knabe.

Und was ſoll dann aus Dir werden? fragte Calixt bekümmert.

Ich fliehe in die Wälder, ich gehe zu den Angehörigen des Stammes meiner Mutter, der wilden und freien Leute, die im Lande aufwärts am großen Fluſſe wohnen. —

Und Du willſt auch mich verlaſſen, Robert?

- Nein, wenn Du mich behalten willſt, ſo iſt kein Ort auf der weiten Erde, wo der arme Nox lieber bliebe als hier. Aber, ſetzte er hinzu und ſenkte ſeine großen dunkeln Augen zur Erde, Du wirſt mich nicht behalten wollen. Du würdeſt in Streit kommen mit allen Deinen weißen Brüdern — und dann, Du müßteſt auch noch Jemand anderes ſchützen.

Wen? ſagte Calixt.

Micha, entgegnete Robert und ſah ſeinen Lehrer forſchend an. Ich trenne mich nicht von ihr. Wir fliehen zuſammen.

Das kann ich nicht erlauben, rief Calixt ruhig und feſt. Das Mädchen iſt mir anvertraut. Ich werde weder Dich noch ſie ziehen laſſen. Ihr müßt Beide zu dem Capitain zurück und ich werde für Eure Sicherheit wachen.

Er antwortete nichts, allein er nahm einen Zuckerrohrhalm und zerbrach ihn wild in tauſend Stücke, indem er Calixt dabei von der Seite und mit einem Blicke anſah, den dieſer noch nie an ihm bemerkt hatte. Einige Minuten darauf hatte er ſein Bündel geſchnürt und zeigte an, daß er bereit ſei, an den Ort ſeiner Beſtimmung abzugehen. Calixt umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirne: Lerne Dich und Deinen Zorn überwinden, ſagte er, ſo wirſt Du in der Gnade Deſſen wachſen, der uns Alle in ſeinem Schutze hält. Sei unterwürfig Deinem Herrn, ſanſt und klug gegen Andrews, und vermeide klug jede Gelegenheit, wo Du Beider Zorn reizen könnteſt. Im Uebrigen verlaſſe Dich auf mich.

Er küßte die Hand ſeines Lehrers, und dieſer ſah ihm nach, wie er durch die Nacht dahinſchritt, und noch lange die feurigen Blumen auf ſeinem Haupte glänzten. Gleich darauf trat einer der Brüder ein und beſchied Calixt zum Brudervorſteher. Unſer Freund hatte außer einigen förmlichen Beſuchen mit dieſem Manne, der ſich unter der Maske der tiefſten Demuth eine wichtige Stellung unter den Miſſionären angemaßt, nicht weiter verkehrt. Er fühlte einen unbezähmbaren Widerwillen, ihm zu nahen, und ein gewiſſes dunkles Gefühl ſagte ihm, daß ſein und From Bailer's Charakter und Denkweiſe ſo durchaus einander entgegengeſetzt ſeien, daß es Thorheit ſei, an ein freundſchaftliches Verhältniß zu denken. Es war alſo bei den Formen der Höflichkeit geblieben, bei denen freilich der Ausdruck „Bruder“ und das vertrauliche „Du“ nicht ganz wohl paſſen wollte. From Bailer genoß eines mächtigen Anſehens nicht ſowohl bei der kleinen Verbrüderung der herrnhutiſchen Miſſionäre auf St. Thomas, ſondern auch in faſt noch höherm Grade bei den reichen Pflanzern der Inſel und bei den königlichen Behörden. Dies blendete Calixt nicht, er glaubte dieſen Einfluß durch alle jene ihm ſo widrigen Mittel errungen zu ſehen, die in Europa die Brüdergemeinde gleich bei ihrem Entſtehen ſchon verhaßt und verdächtig gemacht hatten, hier aber bei minder ſcharfen Beobachtern und nicht ſo complicirten Verhältniſſen ihre beabſichtigte Wirkung nicht verfehlten. Es ſind dies die Grundſätze, die den Jeſuitenorden bewogen, „zu dienen um zu herrſchen", eine der freien Natur der kräftigen Tugend und des ſich bewußt gewordenen reinen Willens ſo heftig widerſtehende Maxime. Die weltliche Klugheit, wenn ſie ſich mit dem Motiv der kindlichſten unbedingteſten Chriſtusliebe vereinigen will, gibt eine Charaktermiſchung, die in ihrer urſprünglichen Vollkommenheit für die menſchliche Bruſt faſt zu gewaltig und zu erhaben iſt, als daß ſie ſie faſſen könnte. Immer ſehen wir ſie in Heuchelei oder in Schwäche, oder in jenen Gefühlskrampf ausarten, der die wunderlichſten Verzerrungen zu Tage fördert. Das Gleichniß, ſchuldlos wie die Taube und klug wie die Schlange, ſcheint für Weſen erfunden, die den Kanal ihres heißen Blutes durch einige uns Andern noch unerforſcht gebliebene Abkühlungsmittel zu ihrem Herzen leiten, oder deren Kopf, wenn er die ängſtliche und gefährliche Operation des Denkens vornimmt, durch beſondere uns noch räthſelhafte Vorkehrungen vor den ausdörrenden Strahlen des Egoismus gehütet wird.

Als Calixt die Thüre des Gemachs From Bailer's öffnete, fand er dieſen im Gebet vor einem Chriſtusbilde liegen. Er ſtand nicht auf und ließ ſich nicht durch den Eintretenden ſtören. Die lange dünne Figur, die ſymmetriſch weit in die Stube geſtreckten dürren, in ſchwarze Seide gehüllten Beine, die ſpitzigen Ellenbogen der Arme und der unbeweglich auf dem langen, magern Halſe erhobene Kopf mit der kleinen ſchwarzen Perücke — alles Das war nicht geeignet, Calixt mit dem Beter auszuſöhnen. Endlich erhob er ſich und kam mit einer ſanften bitterſüßen Miene und mit auf die rechte Schulter geſenktem Kopf auf ſeinen Gaſt zu. Mein Bruder, hub er mit einer flüſternden Stimme an, ſei mir gegrüßt. Ich habe zu dem chriſtlichen Geſpräch, das ich jetzt mit Dir halten werde, den Beiſtand des Heilands erbeten, damit er meiner Zunge die ſanfteſten und eindringendſten Worte verleihe. Ich bin mit Dir nicht zufrieden, Bruder Rohatz, nein, ich bin es nicht.

Was that ich Dir zu Leide, Bruder From Bailer? fragte Calixt mit einer ſehr weltlichen höflichen Neigung.

O Lamm! Mir etwas zu Leide? Nein, Bruder — mir haſt Du kein Haar gekrümmt. Den Frieden meiner Seele anzutaſten, iſt in keines Menſchen Hand gegeben. Ich werde von meinem Freunde und Liebhaber beſchützt, wie es in dem Liede heißt:

Lamm, Lamm, o Lämmlein, ſo wunderſam,
Das für mich auf die Schlachtbank kam,
Du biſt in mein Herze hineingeſchloſſen,
Wo du den Blutſtrom dafür vergoſſen!
Verbirg doch nur deine Kindesſeel'
In deine offne Wundenhöhl'.
Thu's aus lauter Gnaden. Ich kann's nicht geben
In dieſem armen elenden Leben!

Nein, ſagte From Bailer, von der Poeſie wieder zur Proſa übergehend, wie ſollteſt Du mir etwas zu Leide thun können, da ich unter ſo ſicherm Schutze ſtehe; allein Du haſt als ein verlorener Sohn Dich gegen Deine Ernährer und Pfleger bezeigt.

Wer ſind dieſe? fragte Calixt.

O Lamm! Wer ſie ſind? Sind es nicht die Bekenner unſerer Brüderkirche? Als man Dich aus Europa zu uns ſandte, war es die Meinung der geliebten Schooßkinder des Heilands, daß Du hier ſänftiglich das Wort der Liebe predigen ſollteſt unter den Heiden, und was haſt Du gethan? Mit Qual und Kummer hab' ich's gehört, Aufruhr haſt Du geſtiftet, Widerſetzlichkeit haſt Du gepredigt, die Sklaven von ihrem Tagewerke abverlockt und ihnen das Mordmeſſer gegen ihren Herrn und Gebieter in die Hände gegeben.

Wer iſt der Niederträchtige, der das behauptet? rief Calixt heftig auffahrend.

O Lamm! rief From Bailer und drückte ihn wieder auf den Stuhl nieder. Wo ſoll hier ein Niederträchtiger ſein? Unter den Erwählten des Heilands ein Niederträchtiger? Unſer Geſetz iſt Liebe, unſere Zungen ſprechen nur Gerechtigkeit und Milde aus. Kannſt Du es leugnen, Bruder Nohatz, daß Du bei dem Aufruhr der Sklaven des Capitain Sture auf die Seite der Empörer getreten biſt, daß Du einen jungen Böſewicht der gerechten Strafe entzogen haſt und ihn noch bei Dir, in Deiner Wohnung beſchützteſt?

Höre mich, ſagte Calixt.

Ich höre, entgegnete From Bailer und wickelte die Arme in die langen, ſchwarzen Aermel ſeines Talars.

Du magſt über die Grundlehren unſerer Bruderkirche Deine eignen Gedanken haben, die meinigen ſind, daß wir uns vereinigt haben aus keinem andern Grunde, als um unſern Mitmenſchen Gutes zu leiſten, wie und wo wir nur immer können. Der Heiland wählte mich zu dem Ueberbringer ſeines Wortes, obgleich ich ihm meine Schwachheit, meine Untauglichkeit zu dieſem Dienſte bekannt hatte. Er wählte mich dennoch, und ſo bin ich denn hier. Glaube nicht, daß Du, oder irgend ein Bruder, einen Einfluß auf mein eigenthümliches Denken und Empfinden ausüben werden. Ich habe Kämpfe beſtanden, aus denen ich gehärtet und gefeſtet hervorgegangen bin; darum iſt, was ich thue und lehre, eine wohlgezeitigte Frucht, und an dieſer Frucht ſollſt Du mich erkennen.

O Lamm! das ſind eitel Worte des Stolzes! rief der Bruder Vorſteher.

Nein, es ſind Worte eines Mannes, der da weiß, was er will, rief Calixt mit Feſtigkeit, indem er offen in die blinzelnden Augen ſeines Gefährten ſah.

Wie willſt Du Dich vertheidigen, Bruder Nohatz, hub dieſer an, wegen des Vorwurfs, daß Du heimlich die Widerſetzlichkeit der Sklaven begünſtigſt, daß Du durch falſch ausgelegte Lehren der chriſtlichen Milde und Gerechtigkeit das Anſehen der Plantagenbeſitzer ſchwächſt? Weißt Du, daß wir unſere Stütze verlieren, wenn wir dieſe reichen einflußreichen Männer beleidigen? Daß das Werk Chriſti auf dieſer heidniſchen Inſel nicht gedeihen kann, ohne — Menſchendienſt und Heuchelei, rief Calixt erbittert. Höre meine Worte. Sie ſind keine Vertheidigung, denn ich habe nicht nöthig, mich und meine Handlungsweiſe vor Dir zu vertheidigen. Der, der Dich und mich geſendet, der allein iſt mein Schützer und Berather. Ihm allein bin ich Rechenſchaft ſchuldig. Der Aufruhr der Sklaven des Capitain Sture hat, wie ich aus ſichern Quellen weiß, allein ſeinen Grund in einer grauſamen willkürlichen Behandlung ihres Herrn. Die traurigen Geſchöpfe, die er zu den unerhörteſten Frohndienſten zwingt, ſind ſyſtematiſch entmenſcht; man hat ihnen nach und nach — denn unter ihrem vorigen Beſitzer waren ſie ganz anders — jedes Gefühl von Pflicht, Ehre, Anhänglichkeit und Menſchenwürde aus der Seele geriſſen, indem man mit Geißelhieben ihren Körper zerfleiſchte. Die empörendſten Ungerechtigkeiten fielen täglich vor, die häßlichſten Laſter herrſchten, im Geheim und im Dunkel wurden Thaten verübt, die den Menſchenfreund erbeben machten. Um dieſe herabgewürdigte Race noch vollends geiſtig und körperlich zu zerſtören, ließ man ſie ſich dem Dämon des Trunkes opfern und unter meinen Augen haben viele dieſer Armſeligen ihren Geiſt unter Flüchen aufgegeben, unter Flüchen über ihre Mörder und Quäler! Und dieſe Mörder und Quäler, o weine mit mir, waren ihre Brüder! Kannſt Du Dich da wundern, daß endlich einmal die Flamme ſich einen Ausgang ſuchte? — Und wir, die wir im Namen unſeres Gottes hier ſprechen ſollen, die wir hingeſtellt ſind zwiſchen den Würger und ſein Opfer — wir ſollen müßig die Hände in den Schooß legen? Noch mehr, wir ſollen, die erhabenen Lehren unſeres Meiſters ſchnöd verrathend, auf die Seite des Würgers treten, ihm helfen das Meſſer zu ſchleifen, die Geiſſel zu ſchwingen?

Calixt hatte leidenſchaftlich und feurig ſeine Rede beſchloſſen, die er kalt und ernſt begonnen. From Bailer antwortete nichts, er ſaß, die Hände auf den Knien gefaltet, ruhig da und murmelte ein Lied aus dem Geſangbuche. Nach einer Weile erhob er ſich, ging langſam an ſeinen Schreibtiſch, nahm ein Papier und übergab es Calixt, indem er ſagte: Da lies ein Schreiben des Bruder Aelteſten aus Herrnhut.

Calixt erkannte Johannes Handſchrift und öffnete freudig den Brief. Er fühlte ſich jedoch bald von Schmerz gelähmt. Johannes ſchrieb kummervoll. Er tadelte auf ſeine gewohnte milde und ſanfte Weiſe Calixt's Betragen in der Miſſionsſache als unklug und gefährlich. Offenbar hatte man ihm Berichte geſchickt, die dieſe Anſicht bei ihm begründet. Er bat ſeinen Schüler und Freund, den Ungeſtüm ſeines Charakters zu mäßigen, den Zweck ſeiner erhabenen und wichtigen Sendung zu bedenken. Dieſen Ermahnungen waren einige nur flüchtige Nachrichten über die Angehörigen Nohatzens und über ſeine in Europa zurückgelaſſenen Bekannten zugefügt. Johannes ſchloß mit den Worten: Bleibe treu dem Worte, das über Dich geſprochen! Erinnere Dich, daß Du theuer erkauft biſt und daß der Herr Dich zu ſeinem Blutzeugen aufgenommen. Wir werden im Thale Joſaphat, wo die Creatur einſt ihren Lohn und ihre Strafe empfängt, zuſammen vor den Thron des Richters treten, und da werde ich auf Deinem Antlitz leſen, mein Bruder und Sohn, wie Du den Ausſpruch des Gerichts erwarteſt. Wir werden Beide zittern — aber Du — hoffe ich — nicht heftiger wie ich. Hier auf Erden werden wir uns nun wohl nicht mehr wiederſehen, denn mein irdiſcher Leib zerfällt und meine Gebeine neigen ſich der Tiefe zu. Es wird über mich kommen wie ein Morgenlüftchen und ich werde dahinſein wie der Schatten einer Wolke, der über das Gebirge gleitet. Der Geiſt unſeres verewigten Meiſters, meines Ludwigs Geiſt, winket mir. Er ruft mir zu, Genesis Cap. 32: Wandle, denn die Morgenröthe bricht an; aber ich antworte: Ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn.

Calixt fühlte eine tiefe Erſchütterung, als er dieſen Brief las. Der Gedanke, daß Johannes, dieſer untadelhafte Apoſtel, dieſer reine und gute Menſch, mit ihm unzufrieden ſei, ſich um ihn ernſtlich kümmerte, beengte unter Qualen ſeine Seele. Eine tiefe Röthe übergoß ſein Antlitz, die der ihn unausgeſetzt beobachtende From Bailer für ein Geſtändniß ſeiner Schuld nahm. Calixt war nicht im Stande, ſich in dieſem Moment weitläufig über den wichtigen Gegenſtand auszulaſſen; er ſchützte ein Unwohlſein vor und beurlaubte ſich ſchnell. In der

Einſamkeit ſeines Zimmers wurde ihm wieder freier. Er drückte Johannes' Brief an's Herz und an die Lippen, er legte ihn wie ein Merkzeichen ſeines wachenden warnenden Schutzengels, unter das zierliche Crucifix von Elfenbein, das, ein Geſchenk Eliſabeth's, ſeine einfache Klauſe zierte.

Bei den Gemüths- und Denkkämpfen, die er durchkämpft, hatte er die Erfahrung gemacht, daß die Seele ſich freier und eigenthümlicher rege, wenn der Körper einer anhaltenden Anſtrengung ſich unterzog. So hatte damals die Flucht in's Gebirge die Geiſter der Tiefe verſcheucht, die an ſeinem koſtbarſten Leben nagten, auf ähnliche Weiſe drängte es ihn jetzt, eine Reiſe zu unternehmen, um gleichſam aus der Ferne ſich und ſeine Stellung ſcharf zu beobachten und zu prüfen. Die Umgebungen des Alltaglebens, die angewöhnten kleinen Untugenden und Schwachheiten, die ihren Grund in einer ſtets gleichbleibenden Atmoſphäre des Denkens und Empfindens haben, geſtalten ſich nach und nach zu bleibenden Verhärtungen der Seele und des Gemüths, wenn wir nicht aus dieſem verzauberten Kreiſe gewaltſam hinauseilen, und uns in eine Umgebung verſetzen, die uns in herber Friſche neu anregend und oft hart und unbequem anſpricht. Calixt bewarb ſich daher um einen Auftrag, der dem Miſſionshauſe zu St. Thomas kürzlich aus Europa zugeſendet worden und der ein Geſchäft für die Colonie in Neu-Bethlehem in den nördlichen Staaten des Continents von Amerika zum Gegenſtand hatte. Man gab ihm die nöthigen Vollmachten und den nächſten Morgen befand ſich unſer Miſſionär ſchon auf der Reiſe. Sein Schickſal führte ihm eine Reiſegefährtin zu, auf die er wahrlich nicht gerechnet hatte. Das Boot, das ihn in den Hafen der nächſten Inſel bringen ſollte, wo das für ihn beſtimmte Schiff bereit lag, wollte eben vom Lande ſtoßen, als ein ſcharfer Ruf aus einiger Entfernung zum Ufer herüberdrang. Gleich darauf wurde ein alter Mann ſichtbar, der mit einem Mädchen an der Hand eilends auf die Abreiſenden zuſtürzte. Calixt erkannte mit nicht geringem Erſtaunen den alten Erich, den er die letzten Tage über immer vergeblich in der Hütte aufgeſucht hatte, und ihm zur Seite Micha, die vom Kopf bis zu den Füßen in einen großen rothen Shawl gehüllt war. Was ſoll das? fragte unſer Freund verwundert. Was wollt ihr?

Dich begleiten! rief Micha und blieb in einer bittenden Stellung am Ufer ſtehen.

Nimm ſie mit, weißer Freund, ſagte Erich; das braune Mädchen will nicht auf der Inſel bleiben, da ſie hörte, daß Du ſie verließeſt.

Micha! rief Calixt drohend, aber mit ſanfter Stimme. Sie ſchmiegte ſich wie ohnmächtig an den Uferfelſen. Wenn Sie mich nicht mitnehmen, ſagte ſie in geläufigem Franzöſiſch, aber mit leiſer Stimme, ſo werde ich meinen Tod in den Wellen finden, denn zurückkehren in das Haus, das mir zuwider geworden, an deſſen Treppenſtufen und Eingangsſäulen das Blut meiner Verwandten klebt, werde ich niemals.

Sie wandte ſich, als ſie dieſe Worte geſprochen, langſam um, als wollte ſie hinter dem Felſen des Ufers verſchwinden, und nur ein Blick, aber ein langer halb drohender, halb ängſtlich bittender Blick fiel auf Calirt

Nimm ſie mit, Freund, begann Erich wieder. Das Kind iſt unglücklich. Die nördlichen Städte kennen den alten Erich; in Monatsfriſt komme ich ſelbſt, das Mädchen abzuholen. Bis dahin behalte ſie bei Dir. —

Calirt war unfähig, zu widerſtehen. Er winkte und in dem Augenblick hatte der leichte Fuß des Mädchens auch ſchon den Rand des

Nachens betreten. Sie ſchwankte und ihre zarte graziöſe Geſtalt, von dem wehenden Shawl umſpielt, blieb eine Secunde wie ſchwebend über dem Waſſer ſtehen, dann glitt ſie oder ſtürzte vielmehr zu den Füßen ihres Freundes, der ſich zu ihr herabbeugte und ihr Haupt mit ſeinen Armen umſchloß. Ihre Blicke, mit Thränen gefüllt, waren zu ihm emporgerichtet und es ſpiegelte ſich ein ſo reiner Himmel von Dankbarkeit, kindlicher Unſchuld und Freude in dieſen ſchönen Augen, daß Calixt unwillkürlich gerührt wurde, und den Unwillen und die Befremdung, die dieſer Auftritt anfangs bei ihm hervorgerufen, gänzlich vergaß.

Micha hatte ſich, dem Verſprechen gemäß, das Calixt ihr abgefordert, während der ganzen Reiſe ſtill und unterwürfig betragen. Sie hatte gegen Calixt das Betragen einer ſeinem Schutz anempfohlenen, im Miſſionshauſe dienenden Schweſter angenommen, welcher Stellung auch ihre einfache Kleidung entſprach, die ſie ſich in der nächſten Stadt anſchaffte und gegen ihr eigenes, reicheres und gewählteres Coſtum vertauſchte. Denn da ihr der Capitain frühzeitig ſchon die Freiheit geſchenkt, Fräulein Ulrike ſie mehr als Vertraute wie als Kammermädchen behandelt hatte, ſo war ſie in einer Art von Luxus aufgewachſen, und ihre kleine Sparkaſſe enthielt neben manchem werthvollen Geſchenk einen Geldſchatz, der nie angegriffen wurde und der ihr jetzt trefflich zu ſtatten kam. War Calixt gezwungen, in irgend einer Stadt länger zu bleiben, oder Wanderungen in's Land hinein zu entfernten kleinen Niederlaſſungen zu machen, ſo miethete ſie ſich im Ort ein und beſchäftigte ſich mit jenen weiblichen Arbeiten, die zum Beſten der Gemeinde verkauft wurden. Wenn Calixt nicht ausdrücklich ſie zu ſich beſchied oder zu ihr kam, ſo ſah er ſie nur, wenn die gemeinſchaftliche Reiſe ſie Beide wieder zuſammenführte, und auch auf dieſer beſchäftigte ſie ſich mit ihrem Reiſegefährten nur ſo viel, als unumgänglich nöthig war, um ihm weibliche Pflege und Hülfe, wo er deren bedurfte, angedeihen zu laſſen. Ihre Art, ſich dabei zu benehmen, war die einer herrnhutiſchen Schweſter, anſcheinend immer gleich kalt und beſonnen, nur der ſchärfere Beobachter konnte bemerken, daß in dieſen Formen ſich ein lebendigerer Geiſt, ein wärmeres Herz und ein glühenderer Wille einſchloſſen, als die gewöhnlichen Verhältniſſe dieſer Art ſie zu bergen pflegen, und als die Religion und die Sitte ſie vorſchreiben.

Eines Tages, als unſere Reiſenden das wundervolle Schauſpiel des Waſſerſturzes des Niagara mit Staunen und freudiger Erregung betrachtet hatten, fragte Calixt ſeine Gefährtin, wie dieſes mächtige Naturwunder ſich in ihrer Seele geſtalte.

Es heiligt mich! rief ſie und ſchloß ihre Hände, wie zum Gebet. Ich fühle mich beſſer und die Tugend lebendiger in mir.

Weil ſie ſich erhoben fühlen, Micha, erwiederte Calixt. Ganz ähnlich wirken große Menſchen, erhabene Handlungen auf uns.

Gewiß, rief Micha. Die Apoſtel, als ſie Chriſti Leben ſchrieben, müſſen auch ſo etwas in ihrer Seele empfunden haben.

Dieſe Aeußerung Micha's gab Calixt zu denken. Er hatte ſchon früher Gelegenheit gehabt, bei den verſchiedenſten Anläſſen die eigenthümliche Weiſe zu bewundern, mit der das ſtille, einfache Mädchen die Gegenſtände des Denkens mit den ſie umgebenden Erſcheinungen der Natur in Verbindung zu ſetzen ſuchte, um dadurch die koloſſalen übermächtigen Kräfte der Intelligenz, die ſo plötzlich auf ihre junge Seele, ſeitdem ſie ſich mündig fühlte, einſtürmten, zu bezwingen und zu bewältigen. Wie in ihrem

Aeußern, ſtrebte ſie in ihrem Geiſte nach Ordnung, Stille, Regelmäßigkeit, Frieden. Oft konnte ein Wort von Calixt's Lippen, das ſie nicht zu deuten wußte, eine Wahrheit, die ſie nicht nach gewohnter Weiſe und zu ihrem Bedarf ſich aneignen konnte, ihr ein lange dauerndes körperliches Leiden zuziehen. Es ſchien, als wenn der Proceß des Denkens dieſen zarten Körper, der wie von Blumenblättern zuſammengewölbt ſchien, zu heftig erſchütterte, um andauernd ihn beſchäftigen zu dürfen, und der Sturm der Ideen flog ſichtbar über dieſe Blumengeſtalt hin und beugte ſie, wie der wirkliche Sturm es mit den wirklichen Blumen thut. Calixt ſtudirte nach und nach dieſe Beſonderheit, und um ſeine Schülerin zu ſchonen, geſtattete er nur höchſt ſelten ſeinen Unterredungen mit ihr, das Feld abſtracter Begriffe oder reiner philoſophiſcher Anſchauungen zu berühren. Er ſah ein, daß nicht der ſcharfe, gebildete Geiſt

Eliſabeth's, das unabhängige und kühne Urtheil dieſer Schülerin der alten Weisheit Europas ihm gegenüber ſtand, ſondern daß er es mit dem Genius einer neuen Welt, der unter dem Andrang goldner Zukunftsträume im Schlummer zuſammenzuckte, zu thun hatte.

Micha's Vorſorge um das Wohl ihres jugendlichen Lehrers und Führers trat nie offen und gleichſam den Dank herausfordernd an's Licht; ſie verſteckte vielmehr derartige Pläne auf das Sorgfältigſte und nur der Zufall konnte eine Entdeckung herbeiführen. So erkannte Calixt eines Tages mit Befremden, daß die beiden Männer, die er ſich zum Geleit in ein entlegenes Gebirgsdorf ausbedungen hatte, durch zwei andere erſetzt waren, und daß er vom Schickſal der Erſtern und von dem Grunde ihres Nichterſcheinens trotz aller Fragen nichts erfahren konnte. Erſt ſpäter wies es ſich aus, daß er in die Hände von Nichtswürdigen gefallen war, die ihn beraubt und vielleicht ſogar ſein Leben bedroht hätten, wenn Micha, die unabläſſig wachte und forſchte, nicht die Gefahr bei Zeiten zu entfernen gewußt. Mit ihrer angeborenen Kenntniß des Charakters der wilden Stämme wußte ſie, welche Fallſtricke man dem unbeſorgten Calixt in den Weg legen würde, und immer wie ein rettender Engel war ſie bei der Hand, um Unglück zu verhüten. In den mehr civiliſirten Gegenden, ſowie in den Städten, wo Ueberfall und Beraubung nicht zu fürchten war, wo ſich die Bequemlichkeiten einer ſichern Exiſtenz in Fülle darboten, verſchwand das einfache Naturkind, um dann wieder hervorzutreten, wenn die wilde Gegend mit ihren Schrecken und ihre noch gefährlicheren Bewohner den Reiſenden umgaben. So ſah man ſie oft in ihrem grauen ſittſamen Gewande mit dem Körbchen voll Lebensmittel am Arm, leichten Schrittes ſich in die düſtern Schluchten und hinter die grotesken Formen überragender Gebirgswände, in die Nacht dunkler Palmenwälder ſich verlieren, immer wie der flüchtig bewegte zarte Schatten den Schritten des jungen befreundeten Wanderers folgend, der ſeine kräftigen Schritte rüſtig vorwärts lenkte. Die Entfernungen waren von Micha ausgerechnet, die Ruhepunkte ſorgfältig beſtimmt. Gelangte ſie in Gegenden, die ihr völlig unbekannt waren, ſo verfehlte ſie nie, einen zuverläſſigen Führer auszuſuchen, über deſſen Tüchtigkeit ſie ſich vorher genau unterrichtet hatte. Zu dieſem Zwecke hörte man ſie lange Unterredungen in der Landesſprache führen und immer übte ihr ſtilles, ſanftes, aber dabei ſehr beſtimmtes Weſen einen mächtigen Eindruck auf die rohen Söhne der freien Stämme aus.

Je mehr man ſich den nördlichen Städten näherte, deſto augenfälliger wurde die politiſche Aufregung der verſchiedenen Körperſchaften und

Gemeinden. Eine nicht zu zählende Menge religiöſer und ſtaatlicher Spaltungen breitete ſich über die Einwohnerſchaft jener weiten Länderſtrecke aus, die das civiliſirte Continent Nordamerika's ausmachten, und die erſt vor noch nicht einem halben Jahrhundert aus dem urſprünglichen rohen Zuſtande in die Geſittung übergegangen waren. In den Städten fanden lärmende Discuſſionen ſtatt; es vereinigten ſich in Eile, in fliehender Haſt und Unſicherheit Congreſſe und repräſentirende Volksverſammlungen, die, von dem treibenden Geiſte der mißvergnügten Parteien geſtiftet, vergebens rangen, eine feſte Form und eine herrſchende Geltung zu erlangen. Es ſtreiften Maſſen von Patrioten im Lande umher und wiegelten den Geiſt der entfernten ruhigeren Dorfſchaften auf. Man wußte die rechten Emiſſarien von den falſchen nicht zu unterſcheiden und dem verſtändigen Bürger war es daher nicht zu verargen, daß er den gewaltſamen Umtrieben ſeine Thür einmal für allemal ſchloß, ſich nicht darum kümmernd, ob Die, welche ſtürmiſch Einlaß begehrten, ein Circular des Congreſſes und der Rathsverſammlung zu Philadelphia vorzuweiſen hatten, oder eines jener betrügeriſchen Umlaufſchreiben der Aufrührer-Rotten im Gebirge. Die Hafenſtädte waren ganz beſonders die Schauplätze der Empörung. Jedes anlangende Schiff aus England gab das Signal zu tumultuariſchen Auftritten, die in offenbare Kriegsſcenen ausgeartet wären, wenn nicht die einflußreichen, der Regierung noch anhängenden Bürger, unter denen ſich reiche Banquiers befanden, mit großen Opfern die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten hätten.

Unſere Reiſenden, da ſie hörten, daß Philadelphia, ſeit einiger Zeit der Herd der Unruhen, mit engliſchen Truppen beſetzt ſei, zogen es vor, nach Valley-Forge ſich zu begeben, um von dort aus eine Quäker-Colonie aufzuſuchen, an deren Vorſteher Calixt Briefe mit hatte. Es war ſchon ſpät im Herbſte und der kürzlich beendete Feldzug erfüllte das Land und die ohnedies wenig angebauten Straßen mit Gefahren aller Art. Der Herrnhuter und ſeine Gefährtin fanden es für unumgänglich nöthig, ſich einem bewaffneten Zuge anzuſchließen, und da dieſer in der Nähe von Valley-Forge campirte, ſo ward auch dem friedfertigen Miſſionär ein kriegeriſches und in ewiger Unruhe begriffenes Feldlager angewieſen. Micha fand in einer ebenfalls auf der Reiſe begriffenen Methodiſtenfamilie Schutz und Unterkommen.

Schon öfters auf ſeiner weiten Wanderung war Calixt von einem räthſelhaften Weſen angeſprochen und wider Willen aufgehalten worden. Dieſer myſteriöſe Wanderer pilgerte, wie es ſchien, von jedem menſchlichen Gefährten gemieden, allein und furchtlos in den Einöden des halbwilden Landes. Er war ſtark und hoch gebaut, ſein Antlitz, harmoniſch mit der Haide, die ſein Fuß betrat, wies eine ſtarre, unbewegliche, ausdruckloſe Fläche, und nur der ſtarre Blick der weit offenen grauen Augen erhielt zu Zeiten einen flüchtigen Ausdruck von ſpähender Aufmerkſamkeit. Er trug einen dunkelfarbigen Rock, deſſen Schnitt der Kleidung eines Soldaten ähnelte; die Bruſt war offen und die Rechte ſchwang einen Stab, der ſehr verſchieden war von der derben Keule, die die einſamen Wanderer dieſer Gegenden zu ihrem Schutze zu tragen pflegen. Es ſchien, daß der Fremde keine Gefahr ahnete, von keinem Ueberfall gehört hatte, und daß er ſich in dem tiefen Dunkel der rieſigen Urwälder ſo ſicher wähnte, als wandelte er in dem holländiſchen Ziergarten eines reichen Pflanzers.

Calirt hatte ſeine Bekanntſchaft gemacht, bald nachdem er den Continent betreten; immer aber war der Geheimnißvolle nach kurzem Zuſammenſein wieder verſchwunden, und immer trat er irgendwo wieder hervor, gerade wenn unſer Freund ihn am wenigſten erwartete. Sein Geſpräch war eigener Art, es beſtand faſt nur aus Fragen, die er an ſeinen Gefährten richtete und über die er die Antwort nicht erwartete, ſondern ſie ſich ſelbſt ſchnell gab, und zu Calixt's Erſtaunen wunderbar genau und richtig. Man wußte in der That nicht, was man zu dieſer Art Selbſtgeſpräch ſagen ſollte. Ein Mann, der uns fragt, wo wir hin reiſen und gleich darauf ſelbſt den Ort nennt, der unſer Ziel ausmacht, ohne daß wir uns irgend bewußt ſind, unſere Pläne Jemandem mitgetheilt zu haben, ſetzt uns in nicht geringe Verwunderung. Der Fremde ſchien dieſe aber nicht zu merken. Nachdem er einige dieſer Fragen, gleichſam zum Scherz, gethan hatte, gab er unſerm Reiſenden Rathſchläge und Nachweiſungen in

Betreff des zu nehmenden Weges und künftigen Aufenthaltes. Jedesmal war ſeine Anſicht die richtige. Dieſe Fingerzeige wurden jedoch auch wie Orakelſprüche hingemurmelt; fragte man und forſchte genau, ſo verſtummte der Mund. Calixt gewöhnte ſich an dieſe ſeltſame Weiſe und nahm zuletzt, ohne ſich weiter mit dem Sonderling einzulaſſen, ſeinen Rath dankbar an. So gingen ſie zuſammen, ſo trennten ſie ſich. Jetzt waren mehre Wochen vergangen, ohne daß Herr Ferguonſon, ſo hieß der Wanderer, ſich hatte ſehen laſſen. Calixt und Micha hatten ſich ſchon oft nach ihm umgeſehen; jede etwas lange und dürre Figur, die aus einem Gehölz heraustrat oder aus einem Hohlwege emporſtieg, ward für den Vermißten angeſehen und begrüßt, aber immer gleich darauf der Irrthum erkannt. Die letzte Warnung Herrn Ferguonſon's war geweſen, ſich von Philadelphia fern zu halten und Valley-Forge zu wählen; auch hatte er ein ſeltſames Empfehlungsſchreiben mitgegeben, das in Form eines Dreiecks gebogen und an einen Mann gerichtet war, der „der König der Wälder“ genannt wurde. Micha widerrieth, dieſes Schreiben ſehen zu laſſen, und Calixt ſelbſt, wenn er es auch abgeben wollte, begriff nicht, wo er dieſen Waldkönig hätte auffinden ſollen.

Valley-Forge war mit den Ueberreſten der geſchlagenen amerikaniſchen Armee angefüllt. Die meiſten dieſer unglücklichen Patrioten lebten in elenden Hütten. Calixt theilte das Ungemach ſeiner Gefährten, er begleitete einzelne derſelben auf ihren Wanderungen und erfüllte, ſo gut es ihm gelingen wollte, ihre niedergebeugten Herzen mit dem Troſte der Religion. Eines Tages hatte er ſich einem Streifzuge angeſchloſſen, der einen Ausfall machte auf einen entfernten engliſchen Poſten; die kecke Unternehmung mißglückte und auch Calixt, der ſeinen

Freunden zur Seite focht, gehörte unter die Verwundeten. Er wurde tiefer in's Gebirge in eine Köhlerhütte gebracht und als er hier nach lang anhaltender Bewußtloſigkeit ſeinen Geiſt wieder ſammelte, erblickte er ſich auf einem ärmlichen Lager, rings von einem ſchwarzen Raum eingeſchloſſen, und zu Füßen ſeines Bettes ſaß eine zuſammengekauerte in dunkle Decken gehüllte Geſtalt. Eine tiefe Stille herrſchte in dieſer Wildniß, die Thüre der Hütte ſtand offen, und durch ſie ſah man in die Nacht eines undurchdringlichen Waldes, deſſen Rauſchen wie das ferne Brüllen des Donners, wenn der Schall ſich an ſchroffen Gebirgsklüften bricht, herübertönte. Auf dem Herde brannte ein ſpärliches Feuer, das ſeinen rothen Schein auf einen großen Kohlenhaufen ſandte, der in der Ecke aufgeworfen lag, und auf deſſen Spitze ſich ebenfalls ein menſchenähnliches Weſen bewegte, welches die aus Lumpen hervorſtarrenden Augen mit unheimlichem Glanz auf das Feuer richtete.

Indem Calixt ſich im Bette aufrichtete, wurden ſeine beiden ſtummen Gefährten auf ihn aufmerkſam und begannen ihm ihre Theilnahme zuzuwenden. Die in Decken gehüllte Geſtalt wandte ſich langſam um und unſer Kranker erkannte Ferguonſon. Er machte eine abwehrende Bewegung, als Calixt ihn begrüßen wollte. „Ruhig!“ rief er. „Was wir mit einander zu ſprechen haben, findet immer eine günſtigere Stunde als dieſe iſt — wo die Gefahr ganz nahe iſt und in jeder Minute zurückkehren kann!“

Dieſe Worte, die Calixt anfangs auf ſeine Wunde bezog, erhielten noch eine andere Deutung, indem jetzt in nicht großer Entfernung Muskenſchüſſe hörbar wurden.

Ich habe Sie lange vermißt, Freund! ſtammelte der Miſſionär. Iſt Ihnen ein Unglück zugeſtoßen?

Was nennen Sie Unglück? erwiederte der Fremde. Wir wandeln Alle im Thale der Prüfung. Glück und Unglück ſind gleich bedeutungsloſe Worte für den den Tempel Suchenden. Im Oſten tagt unſere Sonne, und ihre Strahlen fallen durch die drei geweihten Ringe auf das Haupt des Schülers und Pilgers.

Calirt gab ſich Mühe, mit ſeiner nur langſam erſtarkenden Denkkraft den Sinn dieſer Worte zu ergrübeln, als er es aber nicht vermochte, ließ er die Hand Ferguonſon's los und ſank auf's Lager zurück.

Wo iſt mein Brief? fragte der Verhüllte. Haben Sie ihn abgegeben?

Wie ſollt' ich? entgegnete der Miſſionär. Wußte ich denn, an wen er gerichtet iſt? —

So behalten Sie ihn noch und bewahren Sie ihn ſorgfältig. Die Stunde, wo er Ihnen von großem Nutzen ſein kann, iſt vielleicht nicht mehr fern. Ich muß Sie jetzt verlaſſen, einem andern Geſchäfte zu genügen, das mir meine Obern aufgetragen. Leben Sie wohl.

Und was iſt aus Micha geworden? fragte Calirt heftig aufgeregt.

Auch ſie iſt in meinem Schutz; beruhigen Sie ſich.

Während Ferguonſon dieſes ſprach, fielen mehre Schüſſe und ein Geräuſch vor der Hütte wurde gehört. Der Köhler, der bis jetzt auf ſeinem Thron von Kohlen geſeſſen hatte, ſtürzte mit einem wilden Ausruf herab und warf ſich Ferguonſon zu Füßen, deſſen Knie er umſchlang.

Löſch' das Feuer auf dem Herde! rief dieſer gebietend, indem er den Zitternden wegdrängte; ſchließ die Hütte, es kann ſein, daß ſie vorüberziehen, wenn ſie den Raum verlaſſen ſehen. Nur ſtill!

Die Schüſſe und das Geräuſch wurden immer lauter. Tritte und Fäuſte arbeiteten an der Thür, um ſie zu öffnen. Die Drei im Innern der Hütte hielten ſich völlig ſtill.

Gebt Einlaß im Namen der vereinigten Provinzen! rief eine rauhe Stimme.

Es ſind die Unſern! lispelte der Köhlerknabe. Soll ich öffnen?

Wenn ſie es nicht ſind, ſo ſollen ſie bereuen, ſich uns aufgedrängt zu haben! entgegnete Ferguonſon und nahm eine Muskete zur Hand, mit der er ſich der Thür gegenüber hinter die vorſpringende Mauer des Herdes ſtellte und nun dem Knaben das Zeichen gab zu öffnen.

Die Männer, die jetzt eintraten, kündeten ſich ſogleich als amerikaniſche Flüchtlinge an. Sie brachten einen Verwundeten herbei und legten ihn auf ein ſchnell bereitetes Lager. Calixt betrachtete aufmerkſam die Züge des bleichen jungen Mannes und eine Erinnerung, dieſes Geſicht mit ſeinen edlen Formen ſchon einmal geſehen zu haben, dämmerte in ihm auf. Als der Fremde ſeine Stimme erhob, um einige Erfriſchungen zu fordern, die ihm Ferguonſon reichte, erkannte der Miſſionär jenen jungen Amerikaner, der bei dem Feſte des Gouverneurs eine ſo offene und eindringliche Sprache geführt hatte. Wie ſehr verändert erſchien er jetzt! Damals voll Hoffnung und blühender Lebensfriſche, an der Seite eines jungen, ſchönen, zärtlichen Weibes — jetzt bleich, verwundet, durch herbe Täuſchungen niedergebeugt, verzweifelnd an der guten Sache, der er ſich geweiht, und faſt dem Tode nahe. Dieſe Betrachtungen veranlaßten Calixt, die Bekanntſchaft des jungen Märtyrers der Freiheit zu erneuen, um Gelegenheit zu finden, ihm Muth einzuſprechen. Lange Zeit war dieſes Beſtreben völlig vergeblich; endlich erwachte ein Funke von Hoffnung in der Seele des tapfern Streiters. Es kann ſein, ſagte er, daß Sie Recht haben, daß unſere Hülfsmittel im Kampfe gegen eine tyranniſche Macht, die unſern Untergang beſchloſſen hat, noch nicht völlig erſchöpft ſind; allein werde ich den Triumph erleben? Werden nicht hundert Jahre, vielleicht noch mehr, in tiefer Sklaverei, in die wir jetzt ſchmählicher als jemals zurückſinken, vergehen, ehe unſere ſpäten Enkel wieder einen Lichtſtrahl durch die Nacht glänzen ſehen?

Calirt ſuchte ihm dieſen trüben Gedanken auszureden; aber der Verwundete nahm heftig das Wort: Wir ſind zu weit gegangen, um nicht den ganzen Zorn Englands fürchten zu müſſen. Sie wiſſen nicht, welche Schritte geſchehen ſind, ſeitdem wir uns, mein edler Freund, auf St. Thomas zuletzt ſahen. Der Congreß hat eine männliche Sprache angenommen, und die Träume von Souverainetät, die damals die Patrioten beſchäftigten, ſind zur Wirklichkeit geworden.

Blut iſt gefloſſen, Bürgerblut — das Blut Englands — England kann und darf dies nicht vergeſſen. Zudem haben wir um Frankreichs Hülfe nachgeſucht —

Die Stimme des Sprechenden, die immer flüſternder geworden war, erſtarb hier und bleich und beſinnungslos ſank er auf die Polſter zurück. Eine Miene von Gram und Schmerz, wie ſie ſich vielleicht nie ſchneidender und tiefer auf einem Menſchenantlitz ausgeſprochen hatte, entſtellte die edlen Züge. Er erholte ſich nach einer Weile wieder und richtete den erloſchenen Blick auf die offene Thür, indem ſeine Seele wie einen Troſt die ſtille Waldnacht und das Rauſchen der uralten Stämme einzuſaugen ſchien.

Warum, ſeufzte er leiſe, warum wird den Nachkommen Penn's dieſer heilige Boden, den ſie im Schweiße ihres Angeſichts bauten und mit ihrem Blut, mit ihren Thränen netzten, warum wird er ihnen mißgönnt? Warum darf ein mäßiges, edles, betriebſames, unverdorbenes Volk nicht hier, fern von den Laſtern einer überciviliſirten Welt, ſich anſiedeln? Aber es ſoll nicht ſein. Der Gott, der die Völker vor ſich hertreibt, wie der Hirt die Heerde, ſendet die Väter dieſes Landes zurück in die verhaßten Thäler der Knechtſchaft und läßt ihnen nichts als die bittere Erinnerung, einſt auf lichten Bergeshöhen die Luft der Freiheit gekoſtet zu haben. O es iſt traurig, die düſtern, kalten Wände des Kerkers, dem wir ſchon entflohen, wieder ſehen zu müſſen! Mich, mich erlößt der Tod von dieſem Elend; wehe aber Denen, die das Verderben des Kriegs verſchont, um ſie einer langſam würgenden und gereizten Uebermacht in die Hände zu geben! — Amerika's Sonne ſinkt! —

Calixt und Ferguonſon fühlten ganz die troſtloſe Bitterkeit dieſer letzten Worte. Eine lange Pauſe trat ein und die düſtere Hütte ward in den Schatten der Nacht, die jetzt hereinbrach, noch dunkler. Von neuem ließ ſich verworrenes Geräuſch hören; Roſſeshufen ertönten und drei Männer in Mäntel gehüllt traten in die Hütte. Die Flamme auf dem Herde beleuchtete ihre athletiſchen Geſtalten. Ferguonſon wechſelte mit ihnen einen kurzen bedeutungsvollen Gruß.

Wer ſind die Kranken? fragte der Mittlere der Drei, die ſich auf eine Bank am Herde niedergelaſſen hatten.

Ferguonſon zeigte auf Calixt und erwiederte leiſe: Ein Miſſionär von St. Thomas, der die Gemeindeörter der mähriſchen Brüder zu Neu-York und Neu-Bethlehem aufſucht; Jener, Sir James Morton.

Morton? fragte die tiefe Stimme, der Sohn des reichen Bürgers in Philadelphia?

Jetzt des armen, in engliſcher Gefangenſchaft ſchmachtenden, entgegnete Ferguonſon.

Der Fragende ſchüttelte den Kopf und ſeine dunkeln Augen, unter buſchigen Brauen hervorblickend, hafteten lange Zeit mit dem Ausdruck der Theilnahme auf dem Kranken. Indem ſtürzte athemlos eine kleine Geſtalt herein, die von einem langen flatternden Mantel eingehüllt war. Calirt erkannte den Doctor Crippenpooker. Die kleine Koboldſigur erglühte von einem Feuer, das ſeine verzerrte Geſtalt gleichſam verklärte. Wo iſt, ſchrie er, wo iſt der Held der Nation? Wo iſt der theure Mann, an deſſen Leben ſich Amerika's Hoffnungen anklammern, wie Kinder in Gefahr an die Knie der Mutter? Wo, wo — iſt Held Waſhington? Man ſagt mir, er ſei hier!

Die drei Männer auf der Bank verharrten bei dieſen laut hingekreiſchten Worten in tiefem Schweigen. Ihre dunkeln Geſtalten, von der Flamme abgewendet, ſchienen wie in Stein gehauen, regungslos, ſtarr.

Der Kleine ſah ſich in der Hütte um. Sind hier nur Todte und Geſpenſter? fragte er. Klopft hier kein Herz? Glüht hier kein Leben? Nun wohlan — ich will Todte erwecken! Man nennt mich ja den Wunderdoctor; Einige wollen mir ſogar die Ehre anthun, mich in's Pantheon, wo die dankbare Menſchheit von jeher ihre großen Geiſter hingethan hat, in's Narrenhaus zu bringen. Nun wohlan — jetzt will ich zeigen, daß ich ein großer Mann, ein Wunderthäter bin, ich will Todte erwecken. Hört mich an, Ihr lebloſen Geſtalten, vernehmt die Bannformel von meinen Lippen, die Euch Leben wiedergeben wird, und wenn Ihr auch Jahrhunderte ſchon geſchlafen. Amerika iſt frei! —

Ein tiefer Seufzerlaut entwand ſich wie mit einem Schlage den Lippen der drei Geſtalten, aber ſie wickelten ſich enger in ihre Mäntel und ſchwiegen nach wie vor.

Nun! ſchrie der Doctor. Lebt Ihr noch

nicht? Das Wort war nicht laut genug, die Formel nicht deutlich ausgeſprochen; ſie rüttelte nur an Euren Särgen und zupfte an der Leichendecke! Ich will Euch ſtärker zu Leibe gehen. Ich will Euch mit glühenden Zangen zwicken, daß Ihr laut aufſchreien ſollt. So hört: Amerika iſt ſelbſtändig: Frankreich hat ſeine Souverainetät anerkannt. Das Schiff, das dieſe Nachricht brachte iſt erſt ſeit kurzer Friſt in unſerm Hafen.

Die Morgenſtrahlen, die, der Sage zufolge, die Statue des Memnon zu himmliſchen Klängen begeiſtern, können keine ſo wunderähnliche Wirkung hervorbringen, als dieſe letzten Worte des Doctors auf die drei lebloſen Geſtalten der Ankömmlinge. Sie erhoben ſich zu gleicher Zeit und traten in den Raum der Hütte vor. Von ihrem mächtigen Schreiten ertönte der Boden. Es war, als wenn die göttergleichen Helden des alten Hellas wieder die Erde beträten. Wo iſt die Beglaubigung dieſer Nachricht? ſagte der Eine.

Hier! ſtammelte Crippenpooker und hielt zitternd ein Papier in die Höhe. Der Jüngere der Drei nahm es und überreichte es in ehrerbietiger Stellung dem ältern Manne, der es mit einem dankenden Blick gen Himmel empfing und langſam und gleichſam zögernd, als fürchtete er getäuſcht zu werden, öffnete. Während er las, eilte der Doctor an den Herd, nahm einen brennenden Spahn, beleuchtete das Antlitz des Leſenden und rief, ſich zu ſeinen Füßen ſtürzend: Er iſt's! —

Stört nicht die Weihe dieſes Augenblicks! ſagte heftig der jüngere Officier, indem er den begeiſterten Kleinen wegdrängte und mit geſpannten Blicken den General beobachtete. Eine lautloſe Stille herrſchte in der Hütte, man hörte nur die ſchweren ächzenden Athemzüge Morton's.

Endlich faltete General Waſhington das Papier zuſammen, hob ſeine Arme gen Himmel und rief mit voller, männlicher Stimme: Ja, wir dürfen wieder Hoffnung faſſen! Er reichte ſeine Hände ſeinen beiden Gefährten und die drei Männer hielten ſich lange ſtillſchweigend und in heiliger Rührung umſchloſſen.

De la Fayette! hub der General an und wandte ſich zu ſeinem Nachbar zur Linken, Sie haben unſere Schmach geſehn, theilen Sie jetzt unſere Ehre, unſere Freude. Dies Schreiben bringt der Graf d'Eſtaing; in ſeinem Gefolge ſind zwölf Linienſchiffe und vier Fregatten, die, die von Toulon ausgeſegelt, beſtimmt ſind, in der Mündung des Delaware zu landen, um die engliſchen Truppen zu zwingen, Philadelphia zu räumen. Dies iſt der erſte mächtige Schutz ihres Königs und er ſichert uns noch mehre Zeichen des thätigen Intereſſes für unſer Wohl zu. Er erkennt unſere Unabhängigkeit an und indem er mit uns in ein Bündniß, wie mit einem freien ſelbſtändigen Staate tritt, ſtempelt er unſern Congreß zu einer vor ganz Europa anerkannten ſouverainen Macht. Freunde! wir ſind nicht mehr die geächteten Empörer; wir fechten nicht mehr als wilde, von der Kette ſich losreißende Sklaven; unſer Blut, das Blut unſerer Söhne fließt keinem ruhmloſen Parteikampfe und Bürgerkriege mehr! Wir ſind eine geheiligte anerkannte Macht, frei in Urtheil und Recht wie jede andere, von der Geſchichte geheiligte, auf die Uebereinkunft ihrer Bürger feſtgegründete Corporation. Unſere Städte ſind unſer, unſere Häfen ſind frei, unſere Kinder wachſen unter eigenen Geſetzen auf. Freunde! eben noch tief muthlos, elend und ſcheinbar auf ewig gebeugt — ſind wir jetzt dem Himmel näher, als wir je zu hoffen wagen durften. Ein Gott, ein mitleidiger Gott, unſere Thränen, unſer Blut nicht mehr fordernd, reicht uns aus ſtrahlenden Höhen die Krone des Sieges in den Schooß. Frankreichs großer König iſt der Erſte, der William Penn's arme ausgeſtoßene Söhne unter die Fürſten Europa's ſetzt, der die Stirne der Enkel mit Ehre kränzt, wo England die Väter brandmarkte und verſtieß. Ja — jetzt dürfen wir unſer Haupt erheben und wir wollen es thun! Unſer Bundesgenoſſe iſt das ritterlichſte Volk der Erde. Unter ſeinen Augen wollen wir kämpfen — ſiegen! Es lebe Frankreich! Es lebe Ludwig! —

Ein donnerndes Lebehoch ertönte in der Hütte. Es war geeignet, Todte zu erwecken, und es erweckte ſie auch. James Morton öffnete die geſchloſſenen Augen und heftete ſeine Blicke auf die Gruppe der Männer. Waſhington bemerkte zuerſt dieſe Zeichen des wiedererwachten Bewußtſeins und rief:

Sir Morton! Die Patrioten grüßen Euch und geben Euch zu wiſſen, damit Ihr ruhig ſterben könnt, daß Frankreich mit Amerika einen Bund gemacht.

Die Blicke Morton's leuchteten, er wollte ſich aufrichten, aber zu ſchwach dazu, ſank er ſtammelnd nieder und faltete ſeine Hände wie zum Gebet. Wieder Hoffnung da! rief er mit einem ſeligen Lächeln.

Dank den braven Männern! rief Waſhington. Dank Franklin, Silas Deane und Arthur Lee! Sie haben in Paris gut für uns unterhandelt. Welche Künſte mögen ſie angewendet haben?

Es bedurfte deren nicht bei Ludwig und ſeinem Volke, rief de la Fayette mit ſchönem Stolze. Eure gute Sache hat geſprochen.

Es ſcheint ſo, Herr Marquis, erwiederte der General. Doch dann Preis der Nation, wo die einfache, ungekünſtelte Rede der Patrioten, ohne die Fechterſtreiche der Diplomatie, eine ſolche Wirkung hervorbringt.

Der kleine Doctor kam jetzt hereingeſprungen und ziſchelte: Still, Ihr theuern Männer! Verrath lauſcht. Ich höre im Walde verdächtiges Schleichen. Ihr müßt Euch trennen.

Er hat Recht, nahm Ferguonſon das Wort. Vergönnt, Freunde, daß ich Euch zu dem bewußten Ort führe, wo die Eingeweihten ſchon warten. Heute Nacht, wie Ihr wißt, iſt die Loge zur außerordentlichen Berathung geöffnet. Kommt, ich führe Euch die heimlichen Wege dahin.

Der General winkte Beifall und wollte ſich eben der Thüre nähern, als James Morton eine außerordentliche Anſtrengung machte, ſich im Bette aufzurichten und die Hand des Vorübergehenden zu erfaſſen. Geh' nicht, mein Bruder! rief er zitternd und laut, geh' nicht — ſegne mich bevor! Sprich das Wort der Freiheit über meinen im Tode dahinſinkenden Körper, damit die Seele ſich frei erhebe und jubelnd einziehe dort oben.

Ich ſegne Dich, Morton! ſagte Waſhington und eine Thräne trat in ſein ſchönes männliches Auge. Ich ſegne Dich. Du haſt gekämpft für das Land Deiner Väter, die Sieger werden Dein Grab nicht vergeſſen. Stirb in Frieden.

Und nun — nimm Dich meines Weibes an! ſtammelte der Sterbende und drückte einen Kuß auf die Hand des Helden.

Fort, fort! kreiſchte der Doctor, oder es wird zu ſpät! —

Ich bleibe bei den Kranken, ſagte mit kaltem Tone Jener von den Dreien, der bis jetzt unbekannt geblieben war, und wie es ſchien, auch ferner ſo bleiben wollte. Er nahm ſeinen Platz beim Herde wieder ein und trotz der Aufforderung des Doctors und ſeiner beiden Genoſſen beharrte er auf ſeinem Entſchluß, die Hütte nicht verlaſſen zu wollen. Calixt ſelbſt ſuchte vergeblich ihn zum Fortgehen zu überreden, indem er bemerkte, daß der Köhlerknabe zu ſeiner Hülfe dabliebe und hinlänglich wäre, und der arme Morton keines menſchlichen Beiſtandes mehr bedürfe.

Der Fremdling ſchauderte bei dieſen Worten zuſammen, als ſchüttelte ihn ein Froſt. Er ſah auf den Sterbenden und ſchien deſſen letzten Seufzer erwarten zu wollen, ehe er die Grabesſtille unterbrach, die nach dem Abgang der andern Männer in dem Raume herrſchte. Er hatte beide Arme auf die Knie geſtützt und das Haupt in die Hände verborgen. Calixt betrachtete ihn, aber ſeine Seele war zu bewegt von dem Eindrucke der lebhaften Scene, die ſo an ihr vorübergegangen, als daß ſeine Gedanken jetzt eine andere Richtung hätten einſchlagen mögen, um zu erforſchen, wer der Fremde ſei. Nach und nach ging ſein Grübeln in eine Art von Betäubung über und er hörte und ſah faſt nur wie im Traume, was um ihn her vorging. So glaubte er zu bemerken, daß der Fremde aufſtand, daß ſein Mantel von ſeinen Schultern fiel und er in kriegeriſcher Kleidung daſtand, hoch erhoben in der Hütte, die glänzende Geſtalt von dem jetzt lebhaft aufflackernden Feuer des Herdes erhellt. Er hörte ihn laut und heftig vor ſich ſelbſt ſprechen: Welche Vortheile bringt Frankreich dieſes Bündniß? Soll es die Feinde Frankreichs vermehren und ſeine Schuldenlaſt vergrößern? In der That, deſſen bedurfte es nur noch! Armes, unglückliches Vaterland! Aber getroſt, du beſitzeſt in den Herzen deiner Söhne noch mächtige Schätze, noch unerſchöpfte Hülfsquellen. Verzage nicht.

Die ſchöne kräftige Stimme, mit der dieſe Worte geſprochen wurden, machte einen wohlthätigen Eindruck auf die Seele Calixt's. Er richtete ſich gewaltſam auf und ſtrengte ſich an, die Züge des Fremden genau in's Auge zu faſſen. Es wurde ihm nicht ſchwer, da die Flamme des Herdes ſie gerade auf das vortheilhafteſte beleuchtete. Kein Zweifel, es war Arthur. Man muß eine ſolche Geſtalt nur einmal geſehen haben, um ſie nie wieder zu vergeſſen, ſo viel Adel, ſo viel Größe, ſo viel jugendliche Glut lag in dieſem Antlitz, in dieſer ſtolzen Haltung des Körpers.

Mein Herr, rief Calixt mit Wärme, wer Sie auch ſind, hier iſt ein Herz, das ſich Ihrem Vertrauen, Ihrem Unglück anbietet. Schlagen Sie es nicht aus. In dieſer Zeit der Prüfung, wo die innigſten Verhältniſſe dem Verrathe, der blinden Leidenſchaftlichkeit die Parteien preisgegeben ſind, iſt ein uneigennütziges Wohlwollen ſchon etwas werth.

Der junge Franzoſe ſah mit einem ſtolzen überraſchten Blick auf den Sprechenden; allein Calixt ließ ſich hierdurch nicht irre machen, ſondern ſetzte mit derſelben ſanften, eindringlichen Stimme hinzu: Sie ſind Franzoſe; ich kenne und liebe Ihr Vaterland; möge dieſe Empfehlung

Ihnen genügen, meine Bekanntſchaft nicht von ſich zu weiſen.

Sie haben mich in dieſen düſtern Zeiten an die nöthige Vorſicht gemahnt, ſagte Arthur; ich befolge Ihre eigenen Vorſchriften, wenn ich Sie bitte, ehe wir weiter ſprechen, mir Ihren Namen, ihr Vaterland zu nennen. Es iſt mir, als hätte ich Sie irgendwo ſchon geſehen.

Mein Name iſt Calixt Nohatz.

Der Miſſionär und mähriſche Bruder dieſes Namens? fragte der junge Franzoſe lebhaft.

Derſelbe, entgegnete Calixt.

So nehmen Sie Arthur de Beaulieu's Vertrauen und Freundſchaft, junger Mann. Wir beſitzen eine gemeinſchaftliche Freundin — einen Engel, der unſere Herzen vereinigt! Er heißt —

Eliſabeth! rief Calixt und ſeine Blicke leuchteten, ſeine Wangen glühten.

So iſt's! entgegnete Arthur. Als ich mit dem Marquis de la Fayette, mit dem Grafen

Ségur und noch einigen andern Edlen Frankreich verließ, um Amerika's Küſten aufzuſuchen, erhielt ich am Abend meiner Abreiſe von ihr einen Brief mit an den mähriſchen Bruder Calirt Nobatz.

O wo ſind dieſe theuren Zeilen?

Nicht mehr in meiner Hand. Ich ſandte ſie, nachdem ich umſtändlich Ihren Aufenthalt erforſcht, nach St. Thomas, begleitet von einer Bitte meinerſeits, mir ein Rendezvous zu beſtimmen, wo ich, ohne meine hieſigen Pflichten zu verſäumen, Sie ſehen, Sie ſprechen und Ihnen von unſerer gemeinſchaftlichen Beſchützerin erzählen könnte. Als ein günſtiger Zufall mich ſelbſt nach St. Thomas brachte, hatte ich Gründe, meinen wahren Namen zu verbergen, und durfte mich in keine weitern Nachforſchungen einlaſſen, die mich hätten verrathen können. So mußte ich auf das Glück verzichten, Sie damals aufzuſuchen. Mein Brief, fürchte ich, muß verloren gegangen ſein, denn die Gelegenheit, die ſich mir nach langem Zögern endlich darbot, war nicht die ſicherſte.

Die Freude, einen Freund gefunden zu haben und durch ihn von der entfernten Geliebten zu hören, goß neues Leben, neue Kraft in Calirt's Buſen. Unbekümmert um die Leiche des Amerikaners, die wenige Schritte von ihnen lag, unbekümmert um den nächtlichen Sturm, der im Walde wüthete und faſt die Musketenſchüſſe übertönte, die ſich von Zeit zu Zeit in nur geringer Entfernung hören ließen, ſchloſſen die beiden jungen Männer in ungeſtörtem Geplauder ſich ihre Herzen gegenſeitig auf und der Geiſt einer edlen ſchönen Frau umſchwebte ſie, Beiden, dem jungen Helden wie dem Glaubenskämpfer, Muth, Troſt und Seelenfreudigkeit zuwinkend.

Es bedurfte Deſſen, denn Arthur's Seele war gebeugt. Sie wiſſen nicht, Freund, ſagte er zu Calixt, der ihn zu tröſten ſuchte, in welchem jammervollen Zuſtande Frankreich ſich befindet; Sie ahnen nicht, wie in den Herzen der Patrioten die unglückweiſſagendſten Träume ſich bilden.

Kann Frankreich bangen, rief Calixt, indem er Arthur's Hand faßte, wenn es ſo hochherzige, tapfre Söhne unter ſeinem jungen Adel zählt?

Was iſt uns zu thun erlaubt? entgegnete der Franzoſe. Ein junges kühnes Geſchlecht erheben wir unſere Häupter, und ich darf ſagen, rein von Schuld, belebt von dem glühendſten Enthuſiasmus für das Vaterland und deſſen Glück — und doch iſt unſre ſchönſte Kraft gelähmt. Auf unſern jungen Häuptern laſtet der Fluch der Nation. Wir ſind verhaßt und die Schuld unſerer Ahnen bricht unſere Herzen, ehe ſie noch Gelegenheit haben, für die gerechte Sache, für das Wohl des Volkes zu bluten. O es iſt jammervoll, der Nachkomme und Erbe zu ſein einer verderbten Zeit; es iſt elend, büßen zu müſſen für Thaten, die wir nicht gethan!

Muth! rief Calixt, Muth, edler Freund! Die Sonne der Freiheit wird auch über Frankreich aufgehen. Ein jugendlicher König, ein gebeſſerter Adel, ein treues Volk bürgt für die Zukunft. Die böſen Zeiten des Leichtſinns, der Tyrannei ſind vorbei.

Der Himmel gebe, daß ſie es wären, ſeufzte Arthur, und ſein düſteres Auge ſah zu Boden. Aber meine Seele faßt keine Hoffnung. Ich ſehe ſchaudernd in einen vom Wiederſchein der Flammen gerötheten Himmel, der ſich über ein weites Leichenfeld ausbreitet. Ach, und unter dieſen verzerrten, zerſtückelten Körpern erkenne ich die Geſtalten der Theuern, die ich mit meinem Herzblut retten möchte und nicht kann. Ich ſehe meine Schlöſſer geſtürzt, die Wappen meiner Familie zerſchlagen. Alles, Alles Graus, Entſetzen! —

Das ſind wahnſinnige Träume! rief Calixt ungeſtüm. Nie, nie kann dem blühenden, dem herrlichen Frankreich ein ſolches Geſchick bevorſtehen. Jedem andern Lande, nur ihm nicht.

Arthur antwortete nicht. Sein Blick war auf die Leiche Morton's geheftet. Ein ſchwaches Morgenroth dämmerte vor dem Eingang der Hütte. Der Sturm ſauſte fort; die beiden Freunde ſchwiegen. —

Die letztgeſchilderten Auftritte, noch mehr die Ausſicht auf eine Erneuerung und noch blutigere Geſtaltung des Krieges trieben Calixt an, ſein Miſſionsgeſchäft ſo ſchnell als möglich zu beendigen, um dieſe unruhigen Gegenden verlaſſen zu können. Kaum geneſen von der Krankheit, entfernte er ſich von Valley-Forge und ſuchte die noch tiefer im Gebirge befindliche Gemeinde auf. Das neue Bündniß mit

Frankreich, das den amerikaniſchen Angelegenheiten plötzlich eine andere Geſtalt verlieh, war auch in dieſen Gegenden nicht ohne Einfluß geblieben. Die Familien der Eingeborenen, die der Brüder-Unitätskirche anhingen, hatten ſich zum Theil nach Neu-York, zum Theil nach Neu-Bethlehem geflüchtet. Calixt konnte daher die ihm auferlegten Pflichten nur unvollkommen erfüllen, und eine Menge Aufträge und Inſtructionen mußten den langwierigen und ungewiſſen Weg der brieflichen Correſpondenz nehmen. Demnach war auch ein längeres Verweilen ohne Nutzen. Er und ſeine junge Gefährtin machten ſich auf den Weg nach der Heimat.

Fünf Tage waren ſie gewandert, indem ſie der kriegeriſchen Bewegungen halber, die Städte ſo viel als möglich vermieden, als ſie in die Nähe eines jener berüchtigten und bewunderten Urwälder kamen, die ein noch faſt ganz unbekanntes Gebiet der Schrecken dem Europäer darboten, von dem Eingeborenen ſelbſt nur mit der größten Vorſicht betreten wurden. Die kleine Karavane, in deren Schutz ſich unſer Miſſionär und ſeine Begleiterin begaben, wählte den minder gefahrvollen Weg, der ſüdwärts vom Walde eine hügelige Ebene durchſchnitt, an deren Grenze nur ein ſehr geringer Theil der eigentlichen gefürchteten Region zu durchſchreiten war. Nach getroffenem Uebereinkommen hatte die Geſellſchaft ſich Geſetze auferlegt, die mit dem pünktlichſten Gehorſam befolgt wurden. Eins dieſer Gebote unterſagte ſtreng jedes Zurückbleiben oder Einſchlagen anderer Wege, wenn es auch nur ſcheinbar ſehr gefahrloſe Seitenpfade waren. Auf dieſe Weiſe allein konnte der Führer ſicher ſein, das Häuflein ſeiner Getreuen immerdar um ſich zu wiſſen und bei nahender Gefahr die gehörigen Vorſichtsmaßregeln treffen zu können. Geſchah es dennoch, daß Einer aus der Karavane, durch unvorhergeſehene Umſtände bewogen, zurückbleiben mußte, ſo war ihm zu dieſem Behuf ein Pfeifchen beigegeben, deſſen durchdringender Ton aus weiter Ferne hörbar war. Das Mißgeſchick wollte, daß Calixt der Erſte war, der wider Willen dieſen vorſorglichen Einrichtungen nicht Folge leiſtete. Die Rückwirkung ſeiner Wunde, verbunden mit den Beſchwerden des Marſches, lähmten ſeine Kräfte dergeſtalt, daß er immerdar eine Strecke Weges zurückbleiben mußte. Seine Gefährten beachteten dieſen Zuſtand und mit Hülfe Micha's gelang es dem Erkrankten immer wieder, ſich mit der Karavane zu gehöriger Zeit zu vereinigen. Eines Tages, wo man gerade jene gefahrvollen Päſſe durchwandern mußte, war die Hitze beſonders ſtark, die Luft trocken und mit einem feinen Staub gefüllt, der den Lungen beſchwerlich fiel. Calixt fühlte ſeine Schmerzen doppelt erwacht, er ſuchte mit aller

Anſtrengung ſich aufrecht zu erhalten; allein vergeblich, eine Ohnmacht umſchleierte ſeine Sinne und als er nach Verlauf mehrer Stunden aus der Betäubung erwachte, befand er ſich am Stamme einer Eiche, mitten im dichteſten Waldesdunkel allein. Die Luft war erfriſcht und kühl; einzelne Gewitterſchläge aus der Ferne verkündeten, daß ein heftiges Wetter dieſe wohlthätige Aenderung bewirkt haben müſſe. Das Rauſchen der uralten Bäume, die tiefe Einſamkeit und Entfernung von allen Spuren menſchlicher Nähe, der Duft und die Friſche, die aus den Gründen der Waldung aufſtiegen, das Geſchrei der Papageien, die krächzenden, hellen, kreiſchenden Laute der andern Vögel, und zwiſchendurch die ferne Stimme eines Raubthieres, alles dies zuſammen wirkte auf die Sinne und das Gemüth unſeres Wanderers mit eigenthümlicher Macht. Er hatte noch nie dieſer wunderbaren, fruchtbaren und doch ſo allmächtig ſchönen Natur ſo einſam ſich gegenüber befunden. Seine Ueberlegung ſagte ihm, daß alle Schrecken dieſer Gegenden ihn bedrohten, aber eine eigene wonnigliche Empfindung in ſeinem Buſen ließ ihn mitten in dieſer Warnung ein Gefühl der Sicherheit und ſtiller Ruhe empfinden. Zum erſten Mal war ihm Gottesnähe bis in die tiefſten Tiefen ſeines Bewußtſeins fühlbar; ſelbſt in jener Stunde am Fluſſe bei Herrnhut war er nicht einer ſo ernſten und heiligen Einigung mit Gott und dem Erlöſer ſich klar geworden. Er blieb in ſeiner Stellung, da ein empfindlicher Schmerz ihn hinderte, aufzuſtehen, faltete die Hände im Schooße und indem ſein Blick die neuverklärte Bläue des Himmels ſuchte, richtete ſich die ganze Kraft ſeiner Seele mit ſtrömender Inbrunſt auf die Beſchauung der Gnade, der Vatergüte Gottes. Aus dieſen tröſtlichen Gefühlen erweckte ihn eine Stimme, die mit ſanftem Tone ſeinen Namen rief. Er blickte ſich um und erkannte mit freudigem Schreck ſeine geliebte Micha, die mit einem Gefäß mit Waſſer ſich ihm näherte. Wie? rief er, Du hier? Und ich dachte mich verlaſſen, verlaſſen von aller menſchlichen Hülfe! Aber Gott iſt nahe, er ſendet mir Dich!

Zum erſten Mal übermannte ihn ſein Gefühl und Micha zu ſich herabziehend, brannte ein Kuß der innigſten Zärtlichkeit auf ihren Lippen. Das Mädchen erröthete und wandte ſich zitternd ab. Calixt bemerkte erſt jetzt, daß ſie zum Hinſinken erſchöpft und am rechten Arme verwundet war. Um Gottes willen! rief er und ſtreifte das Gewand vollends vom Arm, was iſt geſchehen? Welche Gefahren haben Dich bedroht, meine theure Schweſter?

Micha erzählte ihm ſtammelnd, wie ſie, als Calixt in Beſinnungsloſigkeit gefallen, zu ſeiner Hülfe zurückgeblieben, wie ſie wegen der Wuth des Wetters, das mit ſeinen donnernden Schlägen Thal und Ebene erfüllt, vergebens den Hülferuf und den gellenden Ton des Pfeifchens habe erſchallen laſſen, wie ſie endlich verzweifelnd den Kranken in den Schutz der Waldung getragen und nun ſich entfernt habe, um einen erquickenden Trunk herbeizubringen, wie ſie an der Quelle ausgeglitten und der Fall auf eine Felſenkante ſie verwundet habe. Am Schluß dieſer Erzählung deckte Leichenbläſſe ihre Wangen und ſie ſank ohnmächtig in Calixt's Arme. Er hielt ſie umſchloſſen und blickte mit dem Gefühl des innigſten Mitleids und des gerührten Dankes in die zarten, edlen Züge. Obgleich die ſchönen klaren Augen geſchloſſen waren, ſo war es doch, als läge nur unter dünnem Flor die warme, herrliche Seele des Mädchens. Die Wölbung dieſer jungfräulichen Stirne leuchtete unter den dunkeln feuchten Haarflechten mit ſo zauberiſchem Glanze hervor, als ſchimmerte ſichtbar unter ihr ein ſtilles, gotterfülltes Bewußtſein. Das reine Oval der Wangen, der leiſe und kaum merkbar athmende Mund, deſſen friſche Lippen in unentweihter Fülle blühten, der Hals, die Schultern, die in eben entwickelter Rundung ihre keuſchen Reize zeigten, Alles gab ein ſo warm athmendes Bild holder Jungfräulichkeit, daß Calixt's Herz bei dieſem Anblick höher ſchlug und unwillkürlich Thränen ſein Auge füllten. Er ließ das geliebte Mädchen ſanft auf den Raſen niedergleiten und bog einige Gebüſche und Stauden über ſie in eine Laube zuſammen. Während ſie ſchlummerte, wachten ſeine Blicke über ſie und er entfernte ſogleich jeden ſtörenden Gegenſtand. Er hätte das wilde Gekreiſch der Thiere mildern, er hätte das Rauſchen der Wipfel in melodiſche Muſik auflöſen mögen, wenn dieſes in ſeiner Macht geſtanden. Erſt jetzt drängten ſich troſtloſe Bilder der Zukunft in ſeine Seele. Für ſich ſelbſt hatte er nicht gebangt, aber was ſollte das Schickſal dieſes zärtlichen, ſchwachen Weſens werden, hier in der Einſamkeit der Wüſte, verlaſſen von jeder Hülfe und ſelbſt von der ſeinigen? Konnte er, wenn er ſie leiden, wenn er ſie bedroht ſah, etwas Anderes thun, als ohnmächtige Klagen ausſtoßen? Und ach! ſchon neigte ſich der Tag, welch eine Nacht der Schrecken, der Hülfloſigkeit, der bangen Sorge ſtand den Unglücklichen bevor!

Er beſchwichtigte dieſe quälenden Beſorgniſſe, und um ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, öffnete er einen Packt Briefe, der ihm in der letzten Ortſchaft eingehändigt worden war. Er erkannte freudig Eliſabeth's Hand. Miteingeſchloſſen war ein Brief an Arthur von Beaulieu und an den Marquis de la Fayette. Die drei Schreiben waren aus Paris datirt und Calixt's Brief enthielt folgende flüchtige Zeilen:

Paris.

Wo Du auch jetzt weilen magſt, mein theurer Freund, mein geliebter Bruder, in welchem glücklichen Thal Tempe Du am Buſen der Natur und der urſprünglichen Glückſeligkeit, die uns allen Menſchen eigentlich beſtimmt iſt, von der wir aber ſehr weit leider uns verirrt haben, ſchlummern magſt, erwache, mein Geliebter, erwache, um Töne der Poſaune zu vernehmen, die Europa's Gräber öffnet und die Sünden vergangener Jahrhunderte aus ihnen hervorgehen läßt. Doch ohne den altteſtamentariſchen Styl, in der kurzen gedrängten Proſa unſerer Zeiten: es geht wunderlich bei uns zu, Calirt, und beſonders iſt Frankreich, Paris, in großer Gährung. Seit einiger Zeit taumelt die Regierung und Decrete und Manifeſte fallen wie welke Blätter im Herbſte von dem Staatsbaume. Fortwährender Wechſel in den hohen und höchſten Beamtenſtellen erſchreckt das

Volk und nach allen Seiten hin fliehen abgeſetzte Miniſter. In jedem Lande, in England, in Holland, in der Schweiz haben wir einen Exminiſter Frankreichs ſitzen. Calonne in Holland, Brienne in den Thälern der Alpen. Jetzt ſind die Blicke der Politiker auf einen jungen Mann gerichtet, Necker, der vom Stande eines Banquier-Comptoir-Dieners ſich ſchnell in eine erſtaunenswerthe Höhe der Geltung emporgeſchwungen. Der Hof iſt mit einem ſeiner mächtigſten Prinzen zerfallen und man ſieht das entwürdigende Beiſpiel täglich vor Augen, wie dieſer fürſtliche Apoſtat die Menge gegen ſein eigenes Ahnenhaus aufwiegelt. Aus allen Provinzen Frankreichs kommen Entſetzen erregende Klagen, Berichte von Grauſamkeiten und Gewaltthaten der Machthaber, die uns zittern machen. Mag Vieles Uebertreibung ſein, Vieles Lüge, das Meiſte — ja, wir müſſen uns es geſtehen, iſt Wahrheit. Dieſe ſchweren Schulden ſind gemacht worden von uns, die wir uns die bevorrechtete Claſſe nannten, von uns, die wir vorgaben, zum Schutz, zum Glück der Menge da zu ſein! Wie ſchrecklich, wenn nun der Zahltag erſcheint, wenn ein verrathenes Volk einer gleisneriſchen Ariſtokratie entgegentritt und die Ausgleichung jener Schulden fordert? Täglich in den Salons der pariſer Geſellſchaft hörte man Sätze dieſer Art ausſprechen, mit einem Freimuth, einer Leidenſchaftlichkeit ausſprechen, die wie Wahnſinn klingt. Was thut Ihr? möchte man allen dieſen Dichtern, dieſen ſchönen Geiſtern, dieſen reizenden Frauen zurufen, was ſpricht Eure Lippe? Bedenkt, daß es Zauberformeln ſind, die Eure Paläſte über Nacht zertrümmern können. Taſtet nicht an das flammende Schwert des Gerichtsengels! —

Aber ſie hören nicht. Das alte Paris exiſtirt nicht mehr. Das Geſumme der Lieder, die leichtfertigen Tänze, die Reden der Akademiker und die Briefe der Verliebten — Alles, Alles hat ein mitternächtlicher Sturm über die Dächer von Paris entführt. Man ſpricht nur von Volksverſammlungen und von Tribunen, früher unerhörte Dinge in dieſer luſtigen Stadt des heiligen Denys.

Ich ſchreibe Dir dieſe Dinge, brüderlicher Freund, daß Du in dem Dunkel Deiner Urwälder, umſpielt von den Wundern einer fremden Welt, an Europa, an Deine Heimat denkeſt. Noch weiß ich nicht, wie Dir ein Freund behagt hat, den ich Dir zuſandte. Es iſt Arthur von Beaulieu, ein düſterer, republikaniſcher Charakter, nicht gottſelig verklärt genug, um in Eure Gemeinde zu paſſen, aber ſtarr, energiſch und thatkräftig, wie eine drohende Zeit, gleich der unſern, es verlangt. Er iſt ein politiſcher Miſſionär, wie Du ein religiöſer. Ich — ich faſſe Euch Beide an die Hand! Rechts Du — links er — ſo gehe ich meiner Zeit entgegen;

eine echte Tochter des Mannes, der, mit dem Beſtehenden nicht zufrieden, neue Geſetze fand und ins Leben rief. Vielleicht irrte er, vielleicht irre auch ich — aber der Strom muß ſtrömen. Es iſt einmal keine Ruhe in einer Seele, die Gott in die Nähe der großen Völkerſtraße ſtellte. Wem der Friede beſchieden iſt, der wird in irgend ein kleines warmes Dorf geſetzt, von Roſenlauben dicht überblüht und von ſüßſchlagenden Nachtigallen in Luſt getaucht. Dir blüht vielleicht noch ein ſolches Plätzchen, mir nimmermehr! Ich habe zu viel gekoſtet von der Frucht, die den ewigen Durſt erweckt. —

Ich habe Dir noch zu melden, daß eine ſehr unweſentliche Veränderung mit mir ſchon ſeit einem Jahre vorgegangen. Ich habe dem Marquis am Altare meine Hand gereicht. Sein Name iſt jetzt der meinige; Du nenne mich aber wie Du mich damals nannteſt, als — Still, mir fällt bei, daß ich eine Frau bin, die von der Welt viel zu fordern hat und die unklug thut, Träume der Liebe heraufzubeſchwören. Genug, Du kennſt jene Stelle, Du weißt wie Du mich damals nannteſt, ſo heiße ich ewig Dir!

Der Marquis iſt ein Politiker von Einfluß; er iſt unſern amerikaniſchen Freunden von Nutzen. Dies ſei auch Dir geſagt, wenn Du Europa nöthig haſt.

Wann und wie werden wir uns wiederſehen?

Eliſabeth.

Calixt faltete das Blatt zuſammen und es war ihm, als ginge ein Rauſchen, ein Klingen durch den mächtigen Wald. Immer ſtärker wurde dies Tönen, immer wilder gingen die regelloſen Harmonien durcheinander, als wollten ſie ſich zu einem Liede geſtalten, zu einer einfachen aber großartigen Melodie der Sehnſucht und des Schmerzes. Es gibt Augenblicke, wo eine Fülle von Erinnerungen unſer Herz in ſeinen Tiefen bewegt, und wo doch keines dieſer Gebilde deutlich hervortritt, wo wir nur ein unbeſtimmtes, unendliches Verlangen nach den Tagen fühlen, die nicht mehr ſind, die wie ein ängſtlicher und doch ſchöner Traum hinter uns liegen. Eliſabeth's hohe ſchlanke Geſtalt, ihr Auge voll Glanz und Milde, ihre Stimme, die ſo voll und belebend tönte, ihre ganze in Anmuth und Hoheit getauchte Erſcheinung ſtand vor Calixt's Blicken und erweckte in ihm jene eben bezeichneten Gefühle. Er wußte nicht genau die einzelnen Züge ſeiner Vergangenheit ſich zu vergegenwärtigen, aber er fühlte, daß ſeine Jugend, die wilde und kühne Macht der Schwärmerei unwiderbringlich hinter ihm lag, daß er jetzt ein Anderer war, und daß das Leben in veränderter Geſtalt vor ihm ſtand. Damals leitete ſeinen umdüſterten Sinn eine edle Frau in der Blüthe der Schönheit und Bildung — jetzt lag ein einfaches, liebendes Mädchen, ein Naturkind voll Friſche und kindlichem Reize zu ſeinen Füßen. Jene Frau war ihm Stütze, hier war er die Stütze dieſes Mädchens, das ohne ihn unrettbar der Rohheit, dem Elend anheimfallen mußte. Jene aus Europa herübergebrachten Schätze des Glaubens und Wiſſens, in dem Buſen dieſes ſchlummernden Kindes hatten ſie ihre Stätte gefunden, dieſen reinen, empfänglichen Geiſt hatten ſie erfüllt und belebt! Micha war ihm die liebſte und ſüßeſte Erinnerung jener Tage, wo er kämpfte und litt, in jeder ihrer unbefangenen Aeußerungen, wie der Zufall ſie oft ihr entlockte, erkannte er die Früchte jener Ueberzeugungen wieder, die er damals unter harten Kämpfen ſich aneignete. In ihr Herz hatte er ſeine ſauer erworbenen Schätze niedergelegt und nirgend ruhten ſie ſicherer. Sie war ſo ganz ſein Geſchöpf, der reine

Spiegel ſeines Selbſt, daß er in ihr ein doppeltes Leben zu leben glaubte. Und wie ſollte es ihm gelingen, ſich von dieſer Hälfte zu trennen, den ſchönern Theil ſeines Daſeins, die Jugend, den Traum entſchwundener Tage aufzugeben? Und ſollte er ſie vermögen, mit ihm nach Europa zu wandern? Das ſchuldloſe Kind der Natur in jenen Bereich der Ueberfeinerung, der Sittenloſigkeit und der Laſter einzuführen? Die Tochter der freien Wälder Amerika's in den dumpfen Stätten Jahrhunderte alter Sklaverei? — Nein! der Gedanke war ihm fürchterlich. Und dennoch! Die Trennung! — Mit dem bittern Gefühl, das dieſe Betrachtungen erregten, beugte er ſich über die Schlummernde und Thränen entſtürzten ſeinem Auge. Nein, rief er leidenſchaftlich und ergriff Micha's Hand, wir werden uns nicht trennen! Es darf — es ſoll nicht ſein! —

Das arme Mädchen, wie durch die Kraft

dieſer Worte erweckt, richtete ſich auf und ihre leuchtenden Blicke trafen auf die noch in Thränen ſchwimmenden Augen ihres Freundes. Mein Himmel! rief ſie, was iſt geſchehen? Droht Gefahr? —

Beruhige Dich, Micha, entgegnete Calixt, Gott war Dein und mein Schutz; er wird es auch ferner noch bleiben.

In Deiner Nähe, Bruder, fürchte ich nichts, ſtammelte ſie und neigte ſich an ſeine Schulter. Es war das erſte Mal auf der langen Reiſe, daß ſie eine ſo vertrauliche Annäherung wagte und daß Calixt dieſe Abweichung von ihrem beiderſeitig geſchloſſenen Uebereinkommen nicht rügte. Er ſagte ſanft zu ihr, indem er ihr Haupt liebkoſend aufrichtete: Geh nun, meine Schweſter, und laß am Eingange des Waldes das Zeichen erſchallen. Es kann doch ſein, daß Einige der Karavane ſuchend umgekehrt ſind und daß Dein Hülferuf ihr Ohr erreicht.

Micha erhob ſich ſchnell und enteilte. Aber ſie war kaum einige Minuten fort, als ſie athemlos und in ängſtlichem Laufe wieder erſchien und ſchon von ferne Zeichen machte, daß Gefahr ſich nahe. Bald darauf ließ ſich auch der gellende Schrei hören, den die wilden Indianer ausſtoßen, wenn ſie dieſe Gegenden durchirren. Bei dem Haſſe der Eingeborenen gegen die Europäer, einem Haſſe, der durch die neueſten Ereigniſſe bis zur grauſamſten Leidenſchaftlichkeit geſteigert worden war, mußte dieſes Begegnen bei Micha und ihrem Gefährten das höchſte Schrecken erregen. Unmöglich war die Flucht, und dem Geſchick mußte daher Stand gehalten werden.

Die wilde Rotte, dreißig Mann an der Zahl, erſchien jetzt und ſtieß beim Anblick unſerer Reiſenden ein triumphirendes Geſchrei aus. Sie ſtürzten ſich auf ihre Opfer; umſonſt waren die Bitten Micha's, umſonſt die Vorſtellungen des Miſſionärs. Sie luden dieſen auf eine

Tragbahre und dem Mädchen banden ſie die Hände. Der Zug ging nur durch kaum betrebare Pfade mitten in's Waldesdunkel hinein. Es wurden Fackeln angezündet, und dieſe, die tiefe Nacht durchflammenden Lichter ſchreckten die wilden Vögel auf und ein Chorus grauſenerregender Stimmen ließ ſich in den rauſchenden Zweigen hören. Endlich war ein Kreis von Hütten erreicht, in deren Mitte man die Tragbahre hinſetzte, zur Seite eines großen Feuers, das auf einem aus rohen Steinblöcken kunſtlos geformten Herde brannte. Ein leiſer, ſchauerlich tönender Geſang ließ ſich aus dem Innern der Hütten hören, er wuchs immer lauter an, und zuletzt nahmen die Stimmen eine ſo ſchmetternde Wildheit an, daß dieſe Töne in der Einſamkeit dieſer furchtbaren Einöde die Phantaſie übermannten und alle Schrecken der Unterwelt heraufbeſchworen. Es klang wie das troſtloſe Wehgeheul der Verdammten, das aus ewiger Nacht, aus grauſer Tiefe das Gewölbe des Himmels ſucht, um das Herz der Gnade zu bewegen, dieſen unendlichen Jammer einmal endlich zu enden. Calixt vermochte dieſe Töne nicht zu ertragen, ſie waren ihm das grauſenvollſte Bild des Todes und der Vernichtung. Endlich verſtummte der Geſang, und wie auf ein verabredetes Zeichen öffneten ſich mit einem Male alle Hütten und eine große Anzahl Indianer trat hervor. Sie waren nicht kriegeriſch gerüſtet und keine feindliche Abſicht ſchien ſie hier vereinigt zu haben, dennoch leuchtete Wildheit aus ihren Blicken, als ſie den verhaßten Feind erblickten. Mehre Anführer, kennbar an den beſondern Abzeichen ihrer Kleidung, traten zuſammen und fingen eine ziemlich lang dauernde Berathung an. Ihre Sprache war für Calixt unverſtändlich, allein Micha lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, indem ſie auf ihrem Platz, zu Füßen der Bahre, ſich vorſichtig aufrichtete.

Ein großer ſtarkgebauter Mann trat jetzt aus der Gruppe der Berathenden hervor, und näherte ſich Calixt. „Du kommſt vom Geſtade jenſeit des Meeres?“ fragte er in gebrochenem Engliſch. Der Miſſionär bejahte. „Was ſuchſt Du bei den Söhnen dieſes Landes? Iſt Dein Zweck, ſie zu berauben? Doch Du trägſt keinen kriegeriſchen Rock.“ „Ich kam, Euch das Evangelium zu predigen,“ entgegnete Calixt mit feſter Stimme. „Wehe Dir!“ ſchrie der Indianer. So biſt Du uns doppelt und dreifach Feind! Eher dulden wir jene blutdürſtigen Krieger, als die frechen Läſterer unſerer Götter. Bereite Dich zum Tode.“

Ich bin bereit, entgegnete Calixt. Micha ſtürzte ſich mit einem Schrei des Schmerzes über ihn. Gnade! rief ſie. Mordet ihn nicht. Er iſt der beſte der Menſchen! Mein Wohlthäter, Euer Aller Wohlthäter.

Der große König der Wälder, rief der Indianer, vergebe uns, wenn wir die Stätte, wo wir uns auf ſeinen Befehl geheim verſammeln, durch das Blut dieſes Ungeheuers verunreinigen; allein wir können nicht anders. Er winkte und im Nu umſtand ein Kreis wilder mordgieriger Geſichter die Bahre. Ein jeder dieſer nächtlichen Rieſen ſchwang ein blitzendes Meſſer, um es auf das erwartete Zeichen in die Bruſt des Verhaßten zu ſtoßen.

Haltet ein! ſchrie Micha in wahnſinniger Haſt, und ſich zu Calixt niederbeugend fragte ſie: Um Gotteswillen, beſinne Dich, Bruder, laß dieſe Schrecken auf Deine Seele nicht wirken. Bewahrſt Du nicht einen ſeltſam zuſammengelegten Brief in Deiner Taſche? Sagteſt Du mir nicht, Ferguonſon hätte ihn Dir an den König der Wälder mitgegeben? —

Micha! rief Calixt und ſeine Seele riß ſich aus der Starrheit der Todesnähe gewaltſam auf. Ich dachte dieſes Briefes nicht — nimm ihn — Du mein Engel — nimm ihn, in dieſer Brieftaſche muß er liegen. Das Mädchen erhaſchte das Papier und hielt es den Indianern entgegen. Bei dem Anblick deſſelben zeigte ſich eine plötzliche Aenderung auf dem Antlitze des Häuptlings. Er ſchlug wie anbetend die Hände auf die Bruſt und nachdem er ſich dreimal tief gebeugt hatte, faßte er den Brief und rief dreimal ſchnell hintereinander ein gewiſſes Wort aus, das weder **Micha** noch Calixt verſtanden. Aber die Umſtehenden fielen auf die Knie und wiederholten das Wort.

Fürchte nichts mehr von uns! hub der Sprecher nach einer langen Pauſe an. Dieſer Brief empfiehlt Dich „den Geweihten" und gebietet uns, Dich in ihre Behauſung und unter ihren unmittelbaren Schutz zu führen. Noch in dieſer Nacht bringen wir Dich hin.

Trotz der Bitten Micha's um eine Stunde Ruhe für den ſchwer Erkrankten, luden die vier Träger die Tragbahre wieder auf die Schultern und der Zug bewegte ſich vorwärts. Der eintönige Geſang ertönte von neuem und ſeine Töne gaben das Geleit, bis ſie, immer ſchwächer werdend, in der Nacht der Waldung verklangen. Micha, die ſich von ihrem Freunde auf keine Minute trennen wollte, ging der Bahre zur Seite, und beobachtete ängſtlich das bleiche Antlitz des Liegenden, und es ſchien ihr, als regten ſich die Züge krampfhaft, als zuckte bald ein ſeltſames Lachen, bald der Ausdruck eines unnennbaren Schmerzes über ſie hin; dann aber überzeugte ſie ſich, daß es nichts als das Spiel der Schatten war, die, durch die Scheine der Fackeln erregt, dieſes grauſenvolle Leben hervorbrachten, und daß ihr Freund ruhig und anſcheinend ſchlummernd daliege.

Man erreichte jetzt eine kleine Anhöhe, und wie erſtaunte Micha, als auf derſelben, gleichſam aus dem Schooß der Nacht emporſteigend, ein Tempel ſich ihren Blicken zeigte. Die Mauern dieſes im Urwalde verſteckten Gebäudes, das ein Werk der unterirdiſchen Geiſter zu ſein ſchien, waren maſſenhaft auf einander gethürmt und bildeten eine Architektur, die ſich weit von Dem entfernte, was das Auge gewohnt war, in den Städten des cultivirten Landes zu erblicken. Koloſſale Geſtalten, von denen einige in ſeltſamen Stellungen, umgaben den Bau und bildeten eine myſteriöſe, phantaſtiſche Wache um denſelben. Einige dieſer Figuren zeigten Menſchenkörper mit Thierleibern vereinigt, andere dagegen waren von einer ſo fratzenhaften Bildung, daß die ausſchweifendſte Phantaſie ſich vergebens mühte, Sinn und Bedeutung dieſen Phantomen abzugewinnen. Der Tempel ſelbſt war in rohen Formen und von Steinmaſſen in ihrer urſprünglichen Geſtalt zuſammengefügt; nirgends war die Oeffnung einer Thür oder eines Fenſters ſichtbar, und um dieſen wunderbaren Bau herrſchte das tiefſte Schweigen, als wenn nie menſchliche Tritte bis hierher gedrungen wären. Micha ſah ſtaunend und von Grauſen erfüllt in die Höhe, wo die Zinnen des Gebäudes ſich in die Gipfel der Bäume verloren; ſie erwartete, die Hände auf der Bruſt gefaltet, daß dieſe ſchweigenden Mauern ſich öffnen würden, um ihr und ihrem kranken Freunde Einlaß zu gewähren; allein Alles blieb ſtill. Die Bahre war dicht vor dem Tempel niedergeſetzt worden und die Träger ſowie das Gefolge ſtanden ohne einen Laut zu ſprechen und ohne ſich zu regen, den Bildſäulen des Tempels gleich, alle vier aneinander geſchloſſen am Fuße des Hügels. Plötzlich erſcholl durch die tiefe Stille ein langgehaltener Poſaunenton und gleich darauf wurde ein ſehr niedriger Eingang an der vordern Tempelwand ſichtbar. Nur mit Mühe konnte die Bahre hindurch getragen werden. Nur Micha und der Anführer des Zuges folgten ihr und betraten eine Rotunde im Innern, deren Anblick für die Phantaſie etwas Erſchütterndes hatte und zugleich Schrecken und Staunen erregte. Der weite Raum war ſchwarz umhüllt und durch einen ungeheuern Fackelbüſchel erhellt, der in der Wölbung der Kuppel angebracht war und ſeine Strahlen auf einen Altar in der Mitte herabſenkte. Auf dieſem ebenfalls ſchwarz bekleideten Gerüſte lag ein koloſſales Buch und auf deſſen aufgeſchlagenen Blättern nahm ein grotesk geformter Todtenſchädel Platz. Ein Schwert und eine Krone lagen auf den Stufen des Altars. Im Hintergrunde, an der Wand befeſtigt, erglänzte in ungeheuern Dimenſionen ein Triangel, eine Kelle und über dieſen Emblemen ein in farbigen Strahlen glänzendes Auge. Man denke ſich die Einſamkeit des Waldes, den eben erſt überſtandenen Todesſchreck, die nächtliche Wanderung, und nun dieſen märchenhaften Ort tief in der

Einöde, und man wird die Erregung aller Seelenkräfte, in die unſere Reiſenden in dieſem Moment geriethen, erklärlich finden. Calixt, ſo ſchwach er ſich fühlte, richtete ſich auf und ſtarrte um ſich; Micha, an ſeiner Seite niederknieend, ſchmiegte ſich zitternd an ihn und flüſterte ihm dennoch Troſtworte zu. Aus dem Dunkel der Halle, gleichſam wie aus den Wolken der ſchwarzen Draperien niederſteigend, als die Dämonen dieſes Orkus, traten jetzt zwölf Geſtalten an den Altar hervor. Sie waren ſchwarz gekleidet, trugen lange verhüllende Kappen, die ihre Geſichter unkenntlich machten, und ein Jeder war mit einem Schurzfell umgürtet, mit einer Kelle und einem Winkelmaß verſehen. Als ſie Platz genommen, winkte der Dreizehnte unter ihnen, der ſpäter kam und einen erhöhten Stuhl einnahm, den indianiſchen Häuptling vor die Stufen des Altars. Was bringſt Du?

tönte eine kräftige Stimme. Rede die Wahrheit! Das Auge Gottes leuchtet über uns.

König der Wälder! entgegnete der Indianer und warf ſich zu den Füßen des Altars nieder. Ein kranker Europäer fiel in unſere Hände. Dort liegt er. Wir beſtimmten ihn zum Tode, da übergab er uns einen Brief an Dich, und wir folgten dem Befehle und trugen ihn hierher.

Bei dieſen Worten wurde Calixt, von ſeinen Führern unterſtützt, vor die vermummten Richter gebracht. Grabesſtille herrſchte, die Blicke der Dreizehn waren auf den Miſſionär gerichtet. „Ich kenne ihn und bürge für ihn!“ rief eine Stimme. Sogleich winkte der Meiſter vom Stuhle und man brachte dem Kranken einen Seſſel. Wir grüßen Sie, Bruder, im Namen der Freiheit und der Menſchenrechte! hub der Meiſter an. Wir wiſſen, was Sie in dieſen Welttheil führte und wir billigen die Gründe Ihres Hierſeins. In Gefahr und Bedrängniß werden wir über Sie wachen! Das Auge des oberſten Meiſters wird über Sie und über uns wachen! Gedenken Sie der großen ernſten Sache, für die die Männer der Wahrheit kämpfen und leiden! Noch deckt Dunkel unſere Wege, aber einſt wird die Straße offenbar werden, wie die Gerechten wandeln! Unſer Freund und Bruder, wenn Sie nach Europa zurückkehren, melden Sie ſich in der erhabenen Vereinigung der Brüder des erwachenden Lichts, zur Loge Aſträa und ſagen Sie den Gebeugten, den Trauernden — daß wir wachen und arbeiten. Amerika iſt unſere Loſung, Gott unſer Panier, Freiheit und Menſchenrechte unſer Streben. Leben Sie wohl, der Segen der Maurer am Tempel Salomonis mit Ihnen! Empfangen Sie das Zeichen unſeres Bundes und legen Sie den Schwur ab, daß Sie als ein Geweihter nur den Geweihten ſich mittheilen wollen.

Calixt gab den geforderten Eid, gegen Niemanden Erwähnung dieſes Auftritts zu thun, der ihm nicht gewiſſe Zeichen, mit denen er jetzt bekannt gemacht wurde, angeben würde. Er reichte darauf jedem Vermummten einzeln die Hand, und als Jener, der zuerſt die Stimme für ihn erhoben hatte, ſeine Rechte berührte, fühlte er ſie kräftiger gedrückt und bekannte Laute riefen ihm in's Ohr: „Ferguonſon!“ Calirt wollte dem rettenden Freunde ein Wort des Dankes zuflüſtern, allein dieſer winkte mit drohender Geberde und entfernte ſich ſchnell. In zweien andern Vermummten glaubte der Miſſionär den General Waſhington und den Marquis de la Fayette zu erkennen. Man brachte ihn auf die Bahre zurück und ſein Gefolge erhielt Befehl, ihn ſicher bis zu der nächſten europäiſchen Niederlaſſung zu bringen.

Während der Ceremonie des Eides und gleich beim Beginn der Rede hatte Micha den Tempel verlaſſen müſſen, draußen vor den Stuſen deſſelben wartete ſie in tödtlicher Angſt ihres Freundes und erhob einen lauten Freudenruf, als ſie ihn jetzt heraustragen ſah. Von neuem erſcholl der Poſaunenton und der niedrige Eingang ſchloß ſich wieder. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, indem er die entgegengeſetzte Richtung von der, welche er gekommen, einſchlug. Man legte einen ſehr weiten Weg zurück. Die Bewegung des Getragenwerdens, die Ruhe und die dichten Waldſchatten um ihn her wiegten den Erkrankten in Schlummer und als er erwachte, war es Tag und ein europäiſches Dorf mit ſeinen heitern Umgebungen, den in bunten Farben glänzenden Gartenumzäunungen, den rothen Dächern und mit Blumen gezierten Balkonen lag in den Strahlen der aufgehenden Sonne vor ſeinen Blicken.

Eine kleine Geſtalt in einen flatternden Mantel gehüllt, ſtand vor ihm und unter dem tief niedergekrempten Hut glänzten ein paar kleine freundliche Augen hervor. Calixt erkannte den Doctor Amandus Crippenpooker. Nun? fragte der Kleine, habt Ihr die Bekanntſchaft des Königs der Wälder gemacht, und wißt Ihr nun, wo der Baum der Freiheit ſeine Wurzeln ſchlägt? Ihr ſeid auch einer der Vögel geworden, die in ſeinen Zweigen niſten. Ich wünſche Euch Glück.

Wie kommt Ihr hierher, Doctor? fragte Calixt verwundert.

Ich hab' Euch das Geleit gegeben, entgegnete der Gefragte, und werde jetzt Eure Wunde verbinden. Nicht eher ſollt Ihr zu Eurer Karavane ſtoßen, die man von Euerm Unfall ſchon benachrichtigt hat, ehe Ihr das Reiſen vertragen könnt. Die Geweihten haben mir dazu die Inſtructionen mitgegeben und Ihr werdet ſo gütig ſein, mir in allen meinen Befehlen zu gehorchen. Zuerſt befehle ich, daß Ihr dieſes

Haus, das für Euch bereit ſteht, bezieht und Euch hübſch von mir und Micha pflegen laßt.

Meine Lebensretterin! rief Calixt und ſah ſich nach dem Mädchen um.

Nun keine Exaltationen, keine Dank- und Gefühlsüberſtrömungen! rief der Doctor. Das Alles will ſich jetzt in dieſer kalten Morgenluft nicht ſchicken. Man hat mit Euch Kindern ſeine liebe Noth. Gefäße ſeid Ihr, koſtbare Gefäße, in die die Zeit ihre Balſame und Salben für die Wunden ihrer liebſten Kinder niedergelegt hat. Zerbricht nun unſer Einer eine ſo rare Büchſe, dann hat er's zeitlebens hart auf ſeinem Gewiſſen.

Calixt drückte gerührt dem Kleinen die Hand.

Die Krankheit des Miſſionärs wurde bedeutender, als es Anfangs den Anſchein hatte. Die üble Jahreszeit, die Regenmonate kamen dazu, die Geneſung zu verſpäten. Die Reiſegefährten erhielten den Beſcheid, ſich nicht länger aufhalten zu laſſen und ihren Weg fortzuſetzen. In dem Hauſe eines Krämers aus Philadelphia, der zugleich in Geſchäften der Miſſion thätig war, und den die wieder ausbrechenden Kriegsſtürme aus ſeiner Vaterſtadt vertrieben hatten, fand Calixt die ſorgſamſte Pflege, die ungeſtörteſte Ruhe. Crippenpooker ließ ſich's nicht nehmen, ſeiner Pflicht, wie er ſeinen Freundesdienſt nannte, bis an's Ende Genüge zu thun. Er wachte am Lager des Kranken, und in deſſen ſchmerzenfreien Augenblicken unterhielt er ihn durch Schilderungen aus ſeinem und ſeiner Freunde Leben. Es wurden bei der Gelegenheit oft und vielfältig die eben herrſchenden Meinungen und Anſichten durchgeſprochen, und obgleich des kleinen Doctors Ideen über religiöſe Gegenſtände durchaus abwichen, ſo hörte ihn Calixt doch aufmerkſam an und hegte ein nicht leicht zu unterdrückendes Wohlwollen für ihn. So ſtellte Crippenpooker die jeſuitiſche Anſicht auf, daß man, um ein Volk zu bekehren, damit anfangen müſſe, ſcheinbar deſſen Irrthümer anzunehmen, um auf dieſem Wege vorſichtig und unmerklich die Wahrheiten, die man verbreiten und lehren wolle, einzuführen. Calixt's Grundſätzen war eine Verſtellung der Art geradeswegs entgegen. Der Erfolg hat öfters bewieſen, ſagte der Doctor, daß ich Recht habe. Auf dieſe Weiſe hat man den Chineſen chriſtliche Anſichten und Begriffe beigebracht, und dieſelbe Straße ſchlagen unſere Politiker ein, indem ſie Humanität und Toleranz unter den bizarren Formen einer indianiſchen Freimaurerei verbreiten. Eine einfache Lehre, ein tugendhaftes Beiſpiel thäte nicht, was ein einzelner ſtark ſinnlicher Eindruck hervorbringt. So unſer Tempel im Walde, unſere Götzenbilder, unſere vergräberten Freimaurer-Myſterien. Die Wilden werden durch eine an's Wunder grenzende Scheu vor dieſem geheimnißvollen Cultus im Zaum gehalten, und große Dinge haben wir ausgeführt und bewirkt, von denen nie die Rede ſein wird, weil wir im Dunkeln arbeiten und jedes Lob, jede Anerkennung ablehnen.

Es iſt nur zu bedauern, erwiederte Calixt, daß dieſe edlen Männer ihren Weg eigenſinnig für ſich gehen wollen, daß ſie ſich nicht der Kirche, die dieſelben Zwecke verfolgt, anſchließen.

Die Kirche, ſagte der Doctor, hat ſich zu weit von dem Menſchen und ſeinen Bedürfniſſen entfernt. Die Prieſter fragen nichts nach Dem, was uns noth thut. Darum die Unzahl von Sekten, die in unſerer Zeit entſtehen. Jeder will ein Stückchen Religion recht eigens für ſich haben, um Armuth und Blöße auf's Beſte zu decken; und ich muß geſtehen, verargen kann ich es den armen Leutchen nicht. Der reiche Mann hat viel hübſche Gefäße auf ſeinem Tiſche, ſie haben bis jetzt immer zum Prunke dageſtanden, laßt uns einmal ſie in Gebrauch nehmen und ſie an die Lippen bringen, dafür ſind ſie da. Der reiche Mann wird es nicht übel nehmen, es ſind nur ſeine Kämmerlinge und Hausdienerſchaft, die die Gefäße nur zu eigenem Gebrauch bis jetzt ſich vorbehalten haben.

Was verſteht Ihr unter dem Gleichniß der prächtigen Gefäße? fragte der Miſſionär.

Nun, entgegnete der Doctor, die hübſchen kleinen Wahrheiten der Chriſtus-Religion, daß Einer den Andern nicht meuchlings morde, ihm nicht ſein Gut ſtehle, ihn nicht böslich verleumde; dazu liegen die Verbote in den zierlichen Gefäßen, welche Milde, Schonung, Nächſtenliebe, Patriotismus heißen. Der reiche Mann hat ſie auf ſeine Tafel geſetzt und ſie mit Handhaben verſehen; in dieſe Handhaben paßt, ſo ſagt man, die Hand eines Bettlers eben ſo gut, wie die eines Fürſten.

Ihr ſeid bitter.

Die Zeit iſt auch nicht ſüß. Was Religion ſein will, muß die niedrigſten Magddienſte dem armen Menſchen leiſten. Sie muß die Lumpen des Bettlers zuſammennähen und ſeine kalten Füße wärmen. Sie muß ihm den Tiſch decken und einen weichen Pfühl für ſein müdes Haupt bereit halten. Das muß ſie, wenn ſie das nicht will und ſich die Finger zu beſchmuzen fürchtet, ſo dankt der arme Mann recht ſchön für ihre Bemühungen und wählt ſich eine andere Religion.

Die Religion fordert Entſagung und Demuth, ſagte Calixt.

Von wem fordert ſie es? rief Crippenpooker. Von den armen Teufeln; von den Reichen und Gewaltigen fordert ſie's nicht. Eine gute lange Zeit hat's gewährt, daß man uns getröſtet hat, daß wir mit unſerer Demuth und Entſagung einſt großes Spiel erkaufen, aber darüber war unſer Leben auf dieſer Erde eine Hölle. Ei warum? Ein bischen Entſagung und Demuth von Seite der Gewaltigen und Reichen und wir werden es hier beſſer haben und dort nicht ſchlechter. Seht, ſo denken die ſonderbaren Leute, die ſich ein Schurzfell umbinden, um an dem Thurme zu bauen, wo die böſen Buben oft in der Nacht wieder einreißen, was am Tage gebaut war.

Ihr wollt eine Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes herbeiführen, bemerkte Galirt; da wird die Kirche Euch gern die Hand bieten.

Sie wird es nicht, rief der Doctor heftig. Der Eigenſinn wird ihr den Tod koſten, aber ſie wird nicht nachgeben. Denkt an mein Wort, es wird einen grauſenvollen Kampf geben; ich könnte auch das Feld ſchon nennen, wo dieſer Kampf anheben wird.

Calirt fühlte ſich durch dieſe Worte auf das tiefſte beleidigt. Er mußte dem Doctor geradezu Stillſchweigen auferlegen. Den heiligen und tiefen Born, aus dem ſeine müde Seele ſchöpfte, ſo läſtern zu hören, war ihm ein Greuel. Vergebens bemühte er ſich, den Sinn der Worte des Doctors einzig auf die Politik zu deuten, er konnte dennoch die bittere Schärfe, die zugleich gegen die offenbarten Wahrheiten in ihnen lag, nicht gänzlich verbannen.

Wir wollen dieſen Gegenſtand nicht weiter berühren, ſagte er zum Doctor. Sie ſind achtbar, Freund, als thätiger, hülfebringender, uneigennütziger Beſchützer der Armen, aber warum deshalb dieſe gräßlich feindliche Stellung gegen die Religion? Auf dieſem Wege führen wir keine heilſame Beſſerung herbei.

Micha hatte, ihrer Gewohnheit treu, ſich, da der Aufenthalt faſt den ganzen Winter hindurch dauerte, bei einer der zur Gemeinde gehörigen Familien eingemiethet und nahm an den Tagesgeſchäften Theil. Nur wenn Calixt ſie ausdrücklich rufen ließ, erſchien ſie, und dann zeigte keine Spur von Trauer oder Kummer die bangen Tage und ſchlafloſen Nächte an, die ſie während dieſer unheilvollen Periode verlebte. Sie war mild und freundlich wie immer und mit ihrer klangvollen Stimme las ſie dem Freunde Bücher vor, die dieſer zu dem Zweck hatte kommen laſſen. Es waren zum Theil Geſchichtswerke von größerm Umfang, Reiſebeſchreibungen, zum größern Theil Nachrichten von den Miſſionswerken. Eines der letztern Werke beſchäftigte ſich mit einer ſehr detaillirten Beſchreibung Herrnhut's, der dortigen Gegend und der vom Grafen Zinzendorff geſtifteten örtlichen Anlagen. Es war dieſe Beſchreibung aus der Feder eines Mannes gefloſſen, der hoch im Norden einheimiſch war und dem die einfachen und ſchmuckloſen Gegenden Schleſiens, gegen die Eisfelder und Schneeflächen ſeines Vaterlandes, wie ein Paradies erſchienen war. Micha legte das Buch hin und Calixt bemerkte, daß ſie im Geiſte den geſchilderten Schauplatz ſich zu vergegenwärtigen ſtrebte. Sie zeichnete auf der Fenſterbrüſtung Linien und Kreiſe, tief in Gedanken verſunken und ſich um ihren Zuhörer weiter nicht kümmernd.

Wie denkſt Du Dir den Garten? fragte Calixt endlich. Es war im Buche von der Umgebung von Görlitz die Rede.

O er muß außerordentlich ſchön ſein! rief ſie lebhaft. Der gerade Weg, zu deſſen beiden Seiten Bambusrohr und Zuckerrohrfelder. Am künſtlichen Brunnen eine prächtige Gruppe von Palmen, die Kühlung und Schatten verbreiten.

Liebes Mädchen, ſagte Calixt mit Lächeln, in meinem Vaterlande wachſen keine Palmen.

Ich ſehe, Du machſt Dir noch eine ganz falſche Vorſtellung von Europa. Würdeſt Du überhaupt wünſchen, es zu ſehen? —

Ich kenne nur dieſes Land, entgegnete ſie ſchüchtern.

Doch folgt nicht daraus, daß Du es immer bewohneſt.

Micha ſenkte ihr Haupt. Ich bin eine Waiſe, ſagte ſie nach einer Pauſe. Meine Heimat weiſt mir Gott an.

Und wenn er ſie Dir in Europa anwieſe? fragte Calixt und ſeine Blicke ſahen mit ſchwärmeriſchem Glanz auf das Mädchen.

Wie meinſt Du das, Bruder?

Wenn er Dir beföhle, auszuwandern, wie er es einſt Moſes anbefahl, würdeſt Du folgen?

Ungehorſam wäre Sünde. Ich würde folgen, entgegnete Micha. Aber Gott wird das nicht anbefehlen. Was ſollte ich in dem fremden weit entfernten Lande, ein armes unbedeutendes Mädchen?

Der Beruf des Weibes, iſt einem Manne zu folgen, den ihr Herz erwählt und Gott für ſie beſtimmt hat. Kennſt Du einen ſolchen Mann noch nicht?

Micha erſchrak ſichtlich, faßte ſich jedoch gleich wieder und ſah mit einem ſanften und ruhigen Blick ihren Freund in die Augen. Gott hat für mich gewählt, ſagte ſie. Ich gehöre meinem Volke an. —

Alſo Du liebſt Einen der Deinigen?

Du haſt mich gelehrt, ſie Alle zu lieben, erwiderte Micha erröthend. Gott wird mich ſtärken in dieſer Liebe.

Das wird er, rief Calixt, und drückte ihre Hand mit Rührung. Vergib meine Fragen, Schweſter, aber es könnte ſein, daß wir uns bald trennen müßten, und lieb wäre es mir, wenn ich Dich ſicher im Schutze eines braven Mannes zurücklaſſen könnte.

Micha ſprang leidenſchaftlich auf: Du wirſt nicht gehen, rief ſie; nein, nein, Du wirſt nicht! Laß mich das nicht wieder hören! — Und wenn Du gehen mußt, ſo — Thränen erſtickten ihre Stimme und ſie entfernte ſich ſchnell, Calixt in banger Unruhe zurücklaſſend.

Briefe, die von St. Thomas anlangten, riefen den Miſſionär jetzt unverzüglich zurück. Seine baldige Rückreiſe nach Europa war darin ausgeſprochen. Eine wichtige Stelle war erledigt und Johannes, immerdar thätig für ſeinen Schützling, hatte Calixt vorgeſchlagen. Er meldete dieſes ſelbſt in wenigen, aber liebevollen Worten. Dennoch ſah unſer Freund, nicht blind gegen den eigentlichen Grund dieſer Abberufung, nur Beleidigung, wo Andere Ehre ſahen. Man ließ ihm von andern Seiten her merken, daß man ihn für unfähig halte, die Forderungen ſeiner jetzigen Stellung zu erfüllen und daß die ungünſtigen Erfolge der letztern Jahre ihm faſt allein zur Laſt gelegt wurden. Dieſer Undank füllte Calixt's Seele mit Bitterkeit, er ſah darin den kleinlichen Neid, die gehäſſige Mißgunſt ſeiner Geſchäftsbrüder. Er fühlte ſich ſchmerzlich allein ſtehend. Die Früchte langer, in redlicher Anſtrengung verbrachter Jahre ſollten jetzt gleichſam durch einen Streich ihm verloren gehen. Amerika mußte er verlaſſen, das Werk thätiger Liebe unvollendet laſſen, und Niemand trat auf, Zeugniß für ihn ablegend und die Herzen aufzählend, die er dem Glauben gewonnen. Das war hart. Das Bewußtſein lehrt dem rechtlichen Manne, im gewöhnlichen Geſchäftsleben ſich bei allgemeiner Verkennung mit dem eignen Zeugniſſe zu begnügen, nicht ſo der Religionslehrer, er hängt an dem äußern Zeichen, er will die Liebe, die er ſäete, keimen ſehen, in freudeſtrahlenden Blicken, in zärtlichen

Umarmungen, in den ſüßen Früchten des Gehorſams und der Treue will er ſeine Ernte halten. Nichts iſt ihm weniger gegeben, als ein kaltes Selbſtgenügen, als eine ſtarre, zurückhaltende Tugend, die von der Welt nichts begehrt, weil ſie ſie verachtet. Calixt wußte, daß die Zeugniſſe über ſeine Wirkſamkeit während ſeines Aufenthalts in Amerika in den Händen From Bailer's ſich befanden, er wußte, daß dieſer die Berichte nach Europa ſchrieb, und erklärlich wurde ihm, was er ſonſt nicht hätte deuten können. Nach Tagen ſchmerzlichen Kampfes ergab er ſich auch dieſer Prüfung und ſendete ein Schreiben ab, in welchem er erklärte, dem Rufe folgen zu wollen, und nur darum bat, eine genaue Rechenſchaft ſeiner amtlichen Wirkſamkeit dem Brüdervereine zu Neu-York vorlegen zu dürfen. Man antwortete ihm, daß die Brüder zu St. Thomas ſich vollkommen competent erklärten, dieſe Rechenſchaft entgegenzunehmen, und daß die Gemeinde zu Neu-York in keinerlei Art in den Miſſionswerken eine obere Leitung ſich anmaßen werde. So mußte denn dieſes letzte Mittel eines erlaubten Ehrenſchutzes aufgegeben werden. Aber ein gütiges Geſchick nahm ſich ſeiner an, und ließ ihn der Rechtfertigung nicht entbehren. Ein wildes, entſetzliches Ereigniß gab ihm die Gelegenheit, ſeine Geſinnung offenkundig auszuſprechen, und ein nicht zu unterdrückendes Zeugniß der Gefühle, die er für ſich eingeflößt, abzulegen, die Achtung, die er ſich erworben, darzuthun.

Ein Geſchäft auf Santa-Cruz hielt die Reiſenden noch auf dieſer Inſel, als ein dunkles Gerücht von einem erneuten Sklavenaufruhr auf Thomas ſie erreichte. Calirt beſchleunigte die Reiſe. Dunkle Ahnungen drängten ſich in ſeine Seele und in dem kleinen Boote, das ihn, ſeine treue Micha und drei aus Virginien heimkehrende Kaufleute faßte, herrſchte ein tieſes, ängſtliches Schweigen, je näher man dem Landungsplatze der heimathlichen Inſel kam. Es war derſelbe Platz, von dem einſt das Boot abſtieß, als es unſere Freunde in die Ferne brachte. Calixt erinnerte ſich lebhaft der Abſchiedsworte des alten Erich, und wie er verſprochen, ihnen nachzureiſen. Wodurch war er von der Ausführung ſeines Vorhabens abgehalten worden? War er krank? Deckte ihn vielleicht ſchon gar das Grab? — Calixt entſchloß ſich, ihn ſogleich aufzuſuchen, und als er die gehörigen Anordnungen wegen ſeiner Effekten und der Dienerſchaft genommen hatte, die den Weg nach dem Hafen einſchlugen, betrat er mit Micha allein den wohlbekannten Pfad, der zu der Hütte führte. Aber ſie ſchauten vergebens nach dem bunt bemalten Giebel, wie er aus dem Gebüſche ihnen ſonſt entgegengeglänzt hatte. Auf dem Platze angelangt, wo die Hütte geſtanden, fanden ſie die Zerſtörung des Brandes, Steintrümmer und verkohlte Baumſtämme. Micha ſchrie laut auf, und dieſer durch die Einſamkeit des verödeten Haines tönende Jammerruf weckte eine in Matten gehüllte Geſtalt, die unbeweglich daſaß und jetzt ſich langſam umwandte. Micha erſchrak von neuem, denn ſie hatte dieſes vermummte Weſen für einen verkohlten Baumſtumpf gehalten. Um Gotteswillen, Paul, redete ſie es an, was iſt geſchehen? Wo iſt Dein Herr? Wer hat die Hütte in Aſche gelegt?

Paul antworte nicht, ſondern ließ nur ein heiſeres Lachen in den Umhüllungen ſeiner ſchmuzigen Decke ertönen. Erſt als Calirt ihn mit kräftiger Fauſt ſchüttelte und jene Fragen erneute, machte er allmählig Anſtalten zur Antwort, indem er ſein Haupt emporſtreckte und mit den langen, abgemagerten, in ſchwarze Lumpen theilweiſe gewickelten Armen in die Ferne zeigte. Die Schwarzen haben die Weißen todtgeſchlagen, rief er mit einem heulenden Ton. Blut fiel vom Himmel, Blut ſprang aus dem Meere, Blut ſchwitzte die Erde — immer Blut, nichts als Blut! —

Allgütiger Himmel! ſchrie Micha. Und warum dieſe Greuel?

Weiß ich's? brummte Paul. Ein Sklave lügt, wenn er die Lippen öffnet, ſprechen die Weißen. Kann ich Euch alſo wohl die Wahrheit ſagen?

Sage, was Du weißt, rief Calixt.

Nun ſo ſage ich Euch, was die ſchwarzen Männer, die jetzt frei ſind und die heute durch den Wald kamen, mir geſagt haben. Sie haben über den Capitain dort im Weſten der Inſel Gericht gehalten. Sein Haus iſt in Feuer aufgegangen und an ſeiner Kehle rüttelt die Hand des Mörders. Jetzt wird er ſchon kalt ſein und in ſeinem Munde liegt Aſche — Aſche ſeines Hauſes.

Großer Gott! und wo iſt Erich, wo iſt Dein Herr?

Ich warte ſein ſeit drei Tagen und drei Nächten, erwiederte Paul. Er ſtreift auf der Inſel umher, ſeitdem die Miſſionäre ihm ſeine Hütte angezündet.

Du lügſt! rief Calixt. Das thaten die Miſſionäre nicht.

Ein ſchwarzer Hund lügt immer, entgegnete Paul. Sie zündeten ihm die Hütte an und ließen ihn peitſchen, weil er den Robert, den der Capitain durch die ganze Inſel ſuchen ließ und auf deſſen Kopf er funfzig Goldſtücke hatte ſetzen laſſen, aufgenommen und verſteckt hatte. Als ſie ihn aber doch fanden und als ſie meinen armen Herrn peitſchten, die Hütte anzündeten, da hörte ich einen furchtbaren Schwur von den Lippen Roberts ertönen, daß er Rache nehmen wolle. Die Häſcher lachten des ohnmächtigen gefangenen Knaben, aber er hat wahr gemacht, was er verſprach. Den Tag darauf leuchtete im Weſten der Inſel die Glut, des Capitains Haus brannte, und der Aufruhr war ausgebrochen.

Und Robert? rief Micha und hielt ſich wankend am nächſten Baume.

Ihn haben ſie zu ihrem Anführer gewählt, entgegnete Paul. Seit drei Tagen wüthet Brand und Mord in jener Gegend. Wenn es dunkler wird, ſo könnt Ihr die Flammen leuchten ſehen. Seid vorſichtig, wenn Ihr Euch der Gerichtsſtätte naht. Faſt alle Weißen haben ſich in's Kaſtell zurückgezogen.

Unſere Reiſenden wußten jetzt genug und kein Gedanke an ihre perſönliche Sicherheit hielt ſie ab, unverzüglich dem Schauplatz der Gefahr zuzueilen. Micha zog Calixt noch voran. Im nächſten Dorfe, das ſie erreichten, beſtätigte man ihnen die Nachrichten, die ſie eben empfangen, aber man warnte ſie auch von neuem, ſich jenen Gegenſpen zu nähern. Ich will ihn ſehen, ich muß ihn ſprechen! rief Calixt. Vielleicht gibt Gott mir gnädig die Macht, weiteres Unglück zu verhüten. O Robert, Robert! wuchert ſo das Saatkorn der Wahrheit, das ich in deine Seele warf? —

Höre ihn erſt, ſchluchzte Micha, höre ihn erſt, ehe Du ihn verdammſt, Bruder.

Jetzt erſtiegen die Eilenden einen Hügel, der die Ausſicht auf Sture's Haus und die Umgegend eröffnete. Himmel! welch eine Zerſtörung. Dichte Wolken ſchwarzen Rauches wälzten ſich langſam in die ſchwülen Lüfte. Die Sonne, in einen blutrothen Nebel gehüllt, brannte wie ein furchtbares Meteor über dem fernen Meeresſpiegel, Qualm, Rauch — verpeſtete Schwüle erfüllte die Atmoſphäre. Aus einem Wäldchen tönten wildes Geſchrei und Musketenſchüſſe. Die Landſtraße war mit Haufen von Menſchen bedeckt, die theilweiſe flohen, theilweiſe kämpfende Maſſen bildeten, die ſich einander drängten. Alles ſchien Tumult und Verwirrung. Ein Detaſchement Soldaten war in die Flucht geſchlagen worden und eine große Anzahl Sklaven hatte ſich in einer Ebene verſammelt, anſcheinend zu einer Berathung. Calixt und Micha wandten dahin ihre Schritte. Der Schauplatz war günſtig gewählt, um auf die aufrühreriſchen Gemüther Wirkung zu machen. Rechts erhoben ſich die Rauchwolken von dem zerſtörten Landhauſe Sture's, links, jenſeit eines kleinen Landſees, erblickte man die Fliehenden und rings herum lag die Beute, von den Weibern, Greiſen und Kindern gehütet.

Zu dieſer anſehnlichen, in einen Kreis geſtellten Verſammlung hielt, als Calixt und ſeine Gefährtin ſich näherten, eben einer der Sklaven eine lautſchallende Rede. Seine jugendliche Stimme war ſo kräftig, daß ſelbſt die entfernten Weiber und Kinder ihn verſtanden. Flammende Begeiſterung, kecker Muth, wilde Rachgier und edler Stolz ſprachen ſich abwechſelnd in ihr aus. Der junge Redner ſtand auf einer Erhöhung am Ufer des Sees und ſeine Geſtalt zeichnete ſich in ſchönem Ebenmaß gegen die röthliche Färbung des Horizonts ab. Wie eine in Erz gegoſſene Statue eines Helden von Flammen und Rauch umſpielt, ſo prangte er in Siegesſchönheit und ſeine zum Himmel emporgehobene Rechte, ſein kräftig vorgeſtrecktes Bein waren im vollen Einklang mit den donnernden Worten ſeines Mundes. Nie hatte Calixt ein Gemälde ſo voll Poeſie erblickt. Die Gruppen der Zuhörer ſchienen ein bewegtes Meer zu ſein, doch ohne das Geräuſch der Brandung hören zu laſſen; kein Wort durfte verloren gehen, und die ſchwarzen Geſtalten, rings im Kreiſe vertheilt, waren in einer fortwährenden, aber lautloſen Bewegung. Sie erſchienen den Höllengeiſtern gleich, die ihre ſchlanken geſpenſtiſchen Leiber wie im

Windhauch bewegen, und doch tragen dieſe Schatten alle Zeichen der gewaltigſten Leidenſchaften. Der Redner wies eben auf die Flammenſtätte und rief die Seinigen auf, die Zeit des Gerichts nicht früher zu Ende gehen zu laſſen, als bis der jahrelange Fluch gerochen und der Odem in der Bruſt des letzten weißen Mannes erſtickt ſei!

Während dieſe Worte ausgeſtoßen wurden, bemerkte einer der Sklaven den Miſſionär und ſogleich hallte die Ebene von einem tauſendtönigen Mordgeſchrei wieder. Calixt wurde ergriffen und Micha drang durch die Menge, um ſich zu den Füßen des jungen Redners zu werfen. Sie hatte beim erſten Laut ſeiner Stimme Robert erkannt, nur Calixt's Befehl hatte ſie zurückgehalten. Rette! rief ſie jetzt, rette Deinen Lehrer, Deinen Vater, Deinen Freund! — Micha! ſchrie Robert und ſtürzte in die Arme des Mädchens, Du wieder hier? Und ich fürchtete Dich auf ewig verloren! Unmenſchlicher! Grauſamer! ſchrie Micha, den Arm des Jünglings von ihrem Leibe abwehrend, was haſt Du gethan! Doch fort, fort jetzt zu ihm, der Deiner Hülfe braucht! —

Ein Moment ſpäter und Robert lag zu den Füßen Calixt's. Seht hier! rief er zu den Aufrührern, dieſer iſt Euer Herr und Meiſter! Seine Befehle befolgte ich, ſeine Lehren trugen dieſe Früchte des Heils! Er hat durch mich gewirkt! Er hat Euch frei gemacht!

Ein die Lüfte zerreißendes, wildes, Minuten lang anhaltendes Jauchzen folgte dieſem Aufruf. Der ganze Kreis drängte ſich jetzt um Calixt und die huldigenden Küſſe der Sklaven berührten ſeine Füße, ſeine Hände. Aber ungerührt, bleich wie der Tod und zitternd ſtand der Miſſionär in der Mitte des wilden Haufens. In ſeinen Zügen flammte es wie am dunkeln Gewitterhimmel. Er ergriff Roberts Rechte und ſchleuderte ihn weit von ſich. Eine wilde entſetzliche Kraft hatte ſich ſeiner in dieſem ſchreckenvollen Augenblicke bemächtigt. Elender! ſchrie er, zurück von mir. Deine Nähe iſt Peſt, Dein Athem iſt beſudelt, Deine Umarmung iſt der Tod. Mordbrenner, Mörder! ich kenne Dich nicht! —

Ein ſtarres Schrecken folgte dieſen Worten, dann wurde ein drohendes Gemurre hörbar. Einzelne dieſer nächtlichen Geſtalten hoben ihre Keulen und Mordwerkzeuge auf. „Nieder mit dem Weißen!“ tönte es immer lauter. „Keine Gnade! Er iſt ein Verräther wie Alle!“ — Dieſen Drohungen folgten Thätlichkeiten; ſie ergriffen Calixt, ſie ſchleuderten Micha aus dem Wege, da gebot Robert, der bis jetzt regungslos dageſtanden, Ruhe, und als Alle von dem Bedrohten wichen, warf er ſich zu deſſen Füßen. Mein Lehrer, mein geliebter Lehrer! rief er und klammerte ſich an deſſen Knie. Sage, was ich verbrochen, ſprich ſie aus meine Laſterthat, wegen welcher Du auf Deinen Sohn, auf Deinen Robert zürnſt. Ich demüthige mich im Staube vor Dir! — Verblendeter Jüngling, rief Calirt und ſeine Stimme klang milder; ſo ſollten wir uns wiederſehen? Armer, Jammervoller! Welch einen Fluch haſt Du auf Dein Haupt geladen! Sprich — wem gehörte jenes Haus, das dort in Trümmern liegt?

Einem Wütherich, einem Henker, einem Teufel! rief Robert und blickte mit flammendem Auge auf den Sitz der Zerſtörung. Fordere von mir Rechenſchaft, ich will ſie ablegen. Durch gräßliche Marter, die er die Meinigen hat erdulden laſſen, hat er den Tod tauſendfach verdient.

Biſt Du ſein Richter? ſprach die ſtarktönende Stimme des Miſſionärs. Einer nur iſt, der da richtet die Todten wie die Lebendigen; Du biſt nicht zu ſeinem Richter beſtellt. Wehe

Dir — wehe! Deine Hände ſind mit Mord befleckt; der Himmel ſtößt Dich aus, Du haſt keinen Theil mehr an ihm!

Robert ſank, wie von einem giftigen Pfeil durchbohrt, zu den Füßen Calixt's. Er wand ſich auf dem Boden und ſtieß wilde, unverſtändliche Laute aus, halb Klage, halb Drohung. Calixt ſchritt kalt an ihm vorüber und wandte ſich an die Menge: Fürchtet den beleidigten Gott der Chriſten! rief er. So wie er dieſen jungen Empörer durch die Worte meines Mundes vernichtet, ſo wird er auch Euch und Eure Kinder ſchlagen. Haltet ein mit Mord und Tod! Nicht auf dieſe Weiſe verſchafft Ihr Euch Euer Recht. Haben die Weißen gefrevelt, ſo wird Gott ſie ſtrafen, Ihr aber befleckt Euch nicht mit ihrem Blute und ſchändet Eure gute Sache nicht durch freche Miſſethat! —

Sinnliche Eindrücke wirken auf rohe Gemüther entſcheidend. Roberts plötzliche, wie durch ein Wunder bewirkte Zerknirſchung, ſeine Scheu und Muthloſigkeit entwaffnete den Zorn ſeiner Begleiter. Ihren Anführer in dieſer Stellung zu den Füßen eines Weißen zu ſehen, ſchien ihnen ein unwiderlegbarer Beweis von den höhern Kräften des Miſſionärs. Das Toben des Aufruhrs ſchwieg und eine tiefe Stille trat ein. Aller Blicke waren auf Calixt, Micha und Robert gerichtet. Endlich erhob ſich der Letztere und nahm ſeine gerade und ſtolze Haltung wieder an. Wohlan! rief er, ſich zu Calixt wendend, wie befiehlſt Du, daß geſchehe? Deinem Wort will ich gehorchen und Dieſe hier ſind meinem Winke unterthan.

Führe ſie zurück in ihre Wohnungen! erhob der Miſſionär ſeine Stimme. Laß ſie dort ruhig abwarten, wie ſich dieſer unſelige Streit enden wird. Hemme wenigſtens, ſo viel es in Deiner Macht ſteht, das Blutvergießen.

Robert empfing dieſen Befehl mit einem

militäriſchen Zeichen der Unterwürfigkeit. Er wandte ſich darauf zu der Menge und machte ihr kund, daß ſie in größter Ordnung und Ruhe in ihre Wohnungen zurückkehren und am morgenden Tage um dieſe Stunde eine neue Berathung an dieſem Platze gehalten werden ſolle.

Die Sklaven gehorchten und nicht eine Viertelſtunde verging, als man ſie ſich mit ihren Weibern und Kindern, die die Beute trugen, auf den Weg machen ſah. Robert folgte ihnen, um zu ſehen, ob auch ſeine Befehle auf das Strengſte befolgt würden.

Als der Platz von den tumultuariſchen Haufen geſäubert war, warf ſich Calixt auf die Knie und dankte in einem feurigen Gebet dem Himmel für die Kraft, die er ihm in dieſer entſetzenvollen Stunde verliehen. Micha an ſeiner Seite zerſchmolz in Thränen.

Robert hatte zu ihrer Sicherheit mehre bewaffnete Sklaven zurückgelaſſen, und von dieſen begleitet begab ſich jetzt der Miſſionär in das Verſammlungshaus der Brüder. Auch hierher waren Schreck und Zerſtörung gedrungen. Die meiſten Bewohner hatten die Flucht ergriffen und ſich in den unmittelbaren Schutz der Citadelle begeben. Die, welche zurückgeblieben, hatten ſich in Keller und unterirdiſche Gewölbe verſteckt. Calirt forſchte vergeblich, was aus dem Brudervorſteher geworden und welches Schickſal Frankherr getroffen. Endlich gelang es ihm, einen alten Diener Sture's aufzufinden, der ſich hierher gerettet hatte. Von ihm erfuhr Calixt den ganzen Hergang der Begebenheiten. Sein Verdacht in Betreff verbrecheriſcher Handlungen des Capitains war leider nur zu gegründet geweſen. Sture hatte ſein Anſehen und ſein Vermögen auf eine empörend frevelhafte Weiſe erſtrebt. Nicht allein, daß er auf umfaſſende Weiſe Schleichhandel an den Küſten der benachbarten Inſeln getrieben, ſondern dieſes Verbrechen war durch den verruchteſten Menſchenhandel vermehrt worden, den er und ſeine Agenten an den Küſten Afrika's geführt. Ein Theil dieſer Greuel laſtete auf der Regierung, deren Beamte an der Beute Sturr's und ſeiner Genoſſen theilgenommen. — Frankherr und From Bailer hatten ihrerſeits Vorſchub gethan und dies war der Grund ihrer Nachſicht und ehrfurchtsvollen Schonung des Verbrechers. Der Erſtere war durch noch engere Bande mit dem Capitain verknüpft, er war der unmittelbare Helfer und Genoſſe bei gewiſſen Schandthaten, die der Plantagenbeſitzer ausübte und die darin beſtanden, daß er in einer beſonders gefährlichen Bucht durch falſche Signale Schiffbrüche veranlaßte und die Unglücklichen beraubte und mordete. Im nächtlichen Dunkel der Gebüſche dieſer Bucht war manche gräßliche That von den beiden Böſewichtern verübt worden. Frankherr, der gewiſſenloſe Heuchler, hatte ſeine Seele mit Mord belaſtet. Calirt ſchauderte und eiſiges Entſetzen überlief ihn, als er dieſe nächtlichen Thaten vernahm, als er ſich überzeugte, in welcher Mörderhöhle er mit dem Glauben geweilt, unter dem wirthlichen Dache edler, guter Menſchen zu wohnen. Was iſt aus Deinem Herrn geworden? fragte er nach einer langen Pauſe, während welcher er ſich zu ſammeln ſuchte, den Diener.

Sie haben ihn im Bette gemordet, entgegnete dieſer. Kein Gebet, kein Flehen haben ſie gehört. Fräulein Ulrike, die ſich über ihren Bruder ſtürzte, um deſſen Körper zu ſchützen, ſchleuderten ſie bei Seite. Der Leichnam des Unglücklichen wurde in Stücke gehauen. Dieſe Stücke ſpießten ſie auf ihre Flinten und Säbel und trugen ſie im Triumph davon. —

Und was wurde aus dem Fräulein?

Sie iſt entflohen. Ich hoffe, daß ſie einen Platz auf einem engliſchen Schiffe fand, das in jener Nacht abſegelte. Möge ſie nie die Küſte dieſer blutigen Inſel wieder betreten.

Und welches war die Veranlaſſung des Ausbruches der Empörung? fragte Calixt.

Ich weiß es nicht, entgegnete der Greis. Sie haben im geheim ſchon lange zuſammengehalten. Man ſagt, daß Andrews Grauſamkeiten, ſeine Sklavenquälereien der erſte Grund geweſen, namentlich die freche Ungebühr, die er ſich in jener Nacht, wo Sie, Herr Miſſionär, noch in unſerm Hauſe waren, gegen den jungen Robert erlaubt. Robert hatte ihm Rache geſchworen und er hat ſeinen Schwur gehalten. Andrews und ſein Getreuer fanden ihren Platz an einem Balkenſtock über dem Eingang des großen Arbeitshauſes. Dort ſah man ſie eines Morgens hängen, mit verzerrten Geſichtern, gleich erdroſſelten Teufeln. Der Capitän erfuhr es und ſchnaubte Wuth und Rache; aber im Nu war das Arbeitshaus leer und die Sklaven hatten ſich in die benachbarten Wälder geflüchtet. Sie kehrten in der Nacht heim, und das Blutbad hub an. In wenig Stunden war die Empörung bis über die Hälfte der Inſel verbreitet. Ueberall ſah man Feuerſäulen aufſteigen, hörte Lärmſignale und das wilde Mordgeheul der Schwarzen. Zwanzig reiche Plantagenbeſitzer, ſo ſagt man, fanden in jener Nacht ihren Tod.

Genug! rief Calixt und verhüllte ſein Antlitz. Sage mir nur noch, welches Geſchick Frankherr traf.

Ich ſah ihn nicht wieder, entgegnete der Gefragte. Es kann ſein, daß ſie ihn auch ermordet haben.

Die Vorſicht rieth Calixt, noch einige Tage ſich in ſicherm Verwahrſam zu halten, doch ſeine ſtürmende Seele litt dieſe Einſchränkung nicht. Man ſah ihn an Robert's Seite überall hineilen, wo Gefahr drohte und alle ſeine Anſtrengungen zielten dahin ab, das Feuer der Empörung zu dämpfen. Er hielt Reden, er ergriff ſelbſt die Waffen, er organiſirte in der Eile die neuangeworbenen, mit dem Terrain noch unbekannten Truppen; überall war er, überall vernahm man ſeinen Rath, erfuhr von ihm Hülfe oder Widerſtand. Robert war ſein treuer Begleiter und war in ſeinem Dienſt ganz Feuer und Seele. Drei Tage und Nächte gingen auf dieſe Weiſe in unausgeſetztem Kampfe dahin, da endlich ließen ſich ſegensreiche Wirkungen ſpüren. Die aufrühreriſchen Haufen, die wilden Plünderer verloren ſich, Ordnung kam in die Parteien. Sie hörten ſich gegenſeitig und Vorſchläge wurden gethan, Bedingungen feſtgeſetzt. Die verdrängten Autoritäten kamen allmählig wieder zum Vorſchein und waren jetzt im Stande, gerechte und durchgreifende

Maßregeln zu nehmen. Die Volkswuth war durch bedeutende Opfer beſchwichtigt und das Geſetz trat an die Stelle einer zügelloſen, obwohl in einzelnen Fällen gerechten Rache. Die eingeſchüchterte Regierung, durch die aufgedeckten Schändlichkeiten und Verbrechen Sture's und ſeiner Genoſſen compromittirt, erlitt eine Umwandlung in ihrem Perſonal, und anders geſinnte, rechtliche Männer kamen aus Europa an die Plätze jener Unwürdigen, die den Gerichten übergeben wurden. Der Verlauf dieſer Thatſachen, der hier nur ſummariſch angegeben wird, nahm Wochen und Monate ein, dennoch war nie ſo raſch und ſo durchgreifend gehandelt worden. Die obere Macht ſah ihre Fehler ein und eilte, ſie wieder gut zu machen. Die Beſitzungen erhielten andere Herren, die Angelegenheit der Sklaven erfuhr eine durchgängige Reform.

Es konnte nicht fehlen, daß in den Berichten über dieſe furchtbare Periode auf St. Thomas des Namens Calixt von Rohatz einer öftern und ehrenvollen Erwähnung gethan wurde. Vom Hofe von Kopenhagen aus meldete man der Bruder-Unität zu Herrnhut, welche Verdienſte eines der Mitglieder ihrer Kirche ſich um das Wohl der Colonien erworben. Johannes beeilte ſich, den Widerruf von der befohlenen Entfernung Calixt's zu bewirken, denn welchen treuern Händen konnte die verwahrloſte Gemeinde von St. Thomas wohl übergeben werden, als ihm, der die Intereſſen der Religion und des Staats auf gleiche Weiſe ſo muthig vertreten hatte? Allein das Schiff, auf dem unſer Miſſionär in ſein Vaterland heimkehrte, war ſchon unterwegs. Nichts konnte ihn mehr zurückhalten. Sein Herz, ſeine Wünſche flogen Europa zu.

Doch ehe wir ihn in die geliebte Heimat führen, müſſen wir noch dem Leſer ſeinen Abſchied von der Inſel beſchreiben. Wir müſſen unſern jungen Glaubenshelden noch einmal zeigen, wie er auf den Trümmern von Sture's Hauſe ſteht und des Tages gedenket, als ihm vor langen Jahren zum erſten Mal auf dieſer Inſel, die ſo trübe Erfahrung, ſo blutige Bilder jetzt deckten, ein freundliches Willkommen in der Sprache ſeines Landes entgegentönte. Wie fern, wie fern lagen dieſe Zeiten! Die Säulenhalle, durch die er damals ſchritt, ſie lag zertrümmert, die Gebüſche, von bunten Lampen erleuchtet und von einem Schwarm lauter Papageien belebt, boten jetzt in ihren verbrannten ſchwarzen Ueberreſten ein Schrecken erregendes düſtres Dunkel. Alles bezeichnete eine unheilvolle, durch den Aufenthalt eines kühnen Verbrechers entweihte Stätte. Die Dumpfheit und Stille der Verwüſtung, in dieſem ſchönen paradieſiſchen Eiland beſonders furchtbar, gaben dem melancholiſchen Nachdenken des einſamen Wanderers Stoff, um über die Schritte der Nemeſis zu grübeln, die langſam aber ſicher ihre Opfer erreicht. Die Fackel dieſer unbeſtechlichen Göttin beleuchtet ebenſo die völkerwimmelnden Märkte Europens, wie die einſamen Haine, die düſtern Palmenwälder entfernter Welttheile. Ueberall rächte ſie die Gefühle des entweihten Menſchenbuſens, mag das Herz in dieſem Buſen unter dem Purpur eines angeſtammten Fürſtenhauſes oder unter dem Kittel des verachtetſten und ärmſten Sklaven der Einöden Amerika's oder der glühenden Steppen Afrika's ſchlagen.

Eine läſtige Pflicht für Calixt war es, in der peinlichen Unterſuchung, die gegen From Bailer, Frankherr und noch einige andere Brüder eingeleitet worden, eine Rolle zu ſpielen. Wie gern wäre er dem Anblick dieſer Unglücklichen entgangen, wie verhaßt mußte für die überführten Heuchler gerade ſein Antlitz ſein. Den Abend vor dem Tage, der den Gerichtsſpruch über ſie fällen ſollte, erhielt er ein heimlich zugeſtecktes Papier, das ihn in's Gefängniß beſchied, wo zwei Verbrecher ſeines Troſtes bedürften. Eine Ahnung ſagte ihm, wer dieſe ſeien. Er folgte dem Rufe und ward in eine düſtere Zelle geführt, in der mit Ketten beladen der ehemalige Vorſteher des Brüderhauſes in einem Zuſtand jammervoller Selbſtanklage und troſtloſer Reue ſchmachtete. Er umfaßte die Knie des Eintretenden und flehte ihn an, ihn zu retten, wo nicht anders ihm zur Flucht behülflich zu ſein.

O Lamm, Lämmlein, Gotteslamm! rief er mit einer heulenden Stimme, Du wirſt Deinen Knecht nicht ſo in Sünden fahren laſſen! Du ſendeſt mir dieſen Auserwählten Deines theuern Blutes, um mich aus Nacht und Kerkergraus an's Licht zu führen. O Lämmlein! ſchwinge Deine Siegesfahne über meinem Haupte, ſprenge meine Feſſeln und verderbe Die, welche ſich an meinem Gebein vergreifen wollen.

Mit welchem Rechte, rief Calixt, beſchwören Sie Unglück und Verderben auf das Haupt Derjenigen herab, die, indem ſie Sie richten, nur göttlichen und menſchlichen Geſetzen folgen?

O Lämmlein! rief der Vorſteher mit einem Lächeln, das mild und verzeihend ſein ſollte, in Wahrheit aber nur eine wunderliche Grimaſſe war, wo Lächeln und Weinen ſich miſchte; ich will ja Niemandem zürnen. Ich will meinen Feinden vergeben; ich will zuckerſüßen Segen auf ihr Haupt herabflehen. Ja, das will ich — Nur Rettung, Rettung! Laßt mich nicht verderben. Der Tod iſt ſchrecklich! Nacht — Grauſen! — Nirgend Hoffnung, nirgend Troſt! — Der Tod iſt ſchrecklich! — Ich will nicht ſterben.

Großer Gott! rief Calixt zuſammenſchaudernd, ſind das Deine Bekenner, die ſo elend und troſtlos vor dem Tode beben? Haſt Du ſolche Nachfolger, guter, edler Schwärmer, der Du mit überfließendem Herzen der Liebe dieſe Gemeinſchaft gründeteſt? Armer Zinzendorff! —

Fluch ihm! rief From Bailer plötzlich in wilder Haſt auffahrend. Er iſt Schuld an meinem Elend. Er nahm mich auf, er riß mich aus niederm Stande, wo ich ein ehrlicher Mann geblieben wäre, und brachte mich in ſeine Schule der Heuchler! — Fluch ihm! — Doch nein, nein, nein! Was ſage ich? — Segen, Segen über ſein Haupt! — Nur Rettung, Rettung! Der Tod iſt ſchrecklich! —

Calixt wandte ſich ab. Seine Seele litt unendlich bei dieſem erſchütternden Auftritt. Er konnte den Anblick des Laſters in ſeiner gehäſſigſten Geſtalt nicht länger ertragen, und eilte fort. Der Elende, der ſeine Hülfe angerufen, der abwechſelnd ſegnete und fluchte, ſank in eine Art Erſtarrung, als Calixt den Kerker verließ.

Frankherr befand ſich in einem gänzlich verſchiedenen Zuſtande. Auch er bat, wo möglich, ihn zu retten, doch war er feſt und ruhig und auf den Tod gefaßt. Er zeigte ſich als einer jener eiſernen Charaktere, die in der Starrheit beharren und es unter ihrer Würde finden, die Troſtſprüche irgend eines Menſchen in Anſpruch zu nehmen. In ſeinen finſtern Zügen lag kein Bekenntniß der Schuld, und hätte Jemand, ohne Kenntniß der wahren Verhältniſſe, Zeuge dieſes Auftritts ſein können, er hätte Calixt für den Schuldigen und Frankherr für den Richter gehalten, ſo viel Schmerz, ſo tiefe Niedergeſchlagenheit, ein ſo inniges Gefühl troſtloſen Leides lag in den Zügen des Miſſionärs, der einem überwieſenen Verbrecher gegenüberſtand, den er früher Freund und Bruder genannt.

Leben Sie wohl, hub Frankherr endlich nach einer langen Pauſe an, reiſen Sie glücklich nach Europa in Ihre Heimat zu den Ihrigen; mich laſſen Sie männlich ertragen, was getragen werden muß. Die Freundſchaft verführte mich, das Streben nach reichem Beſitz ſtahl ſich in ein Herz, das nach beſſerm Gut hätte verlangen ſollen. Genug davon. Ich war der Erſte, der Sie auf dieſer Inſel begrüßte, ich lebe noch, um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen.

Calixt umarmte ihn und weinte an ſeinem Halſe. Das Einzige, womit Frankherr dieſe zärtliche Rührung erwiederte, war ein flüchtiger Händedruck. Aber in dieſem geringen Zeichen lag bei einem Charakter, wie der des Herrnhuters, mehr Hingebung und Gefühl, als in den beredteſten Declamationen des Weltmanns.

Das Schickſal Beider war unabänderlich beſtimmt. Die Zahl ihrer Verbrechen war zu groß und zu überwieſen, als daß eine Begnadigung, obgleich Calixt ſich dafür verwandte, hätte eintreten können. Die einzige Gunſt, die man ihnen erwies, war, daß man ſie, auf ihren Wunſch, in ihrem Vaterlande die Todesſtrafe erleiden laſſen wollte. Frankherr ſtarb während der Ueberfahrt und der Verdacht entſtand, daß er Mittel gefunden, freiwillig ſein Grab in den Wellen zu ſuchen. From Bailer erlitt den Tod durch Henkershand.

Calirt war während der letzten Tage ſeines Aufenthaltes auf der Inſel in ſo vielfältige Geſchäfte verwickelt, daß er wenig Zeit behielt, für das Schickſal zweier Perſonen zu handeln, die ihm faſt auf gleiche Weiſe lieb waren. Jetzt, da die Stunde der Abreiſe herannahte, dachte er mit Wehmuth an Robert und faſt mit Troſtloſigkeit an Micha. Sie hatte ihm noch nicht erklärt, ob ſie ihm nach Europa folgen wolle; ein unſeliges ängſtliches Schweigen hatte auf dem Mädchen gelaſtet. Er hatte gehofft, ſie würde bei manchen Gelegenheiten, die er abſichtlich herbeiführte, es brechen; allein immer ſchwieg ſie. Endlich kam der Tag, die Stunde, und jetzt mußte geſprochen, gehandelt werden. Am frühen Morgen ſollte das Schiff abgehen; am ſpäten Abend trat er in ihr Zimmer. Der Mond warf ſein ruhiges Licht auf eine zarte, auf der Ottomane liegende Geſtalt, die ſich langſam aufrichtete und ihre Hand dem Eintretenden entgegenſtreckte.

Du weißt, warum ich komme, ſagte er, und ſetzte ſich zu den Füßen des Ruhebettes nieder.

Ich weiß es, entgegnete Micha, und ſchlug die Augen nieder. Ein milder Glanz war über ihre Geſtalt ausgegoſſen.

Ich komme nicht her, Dich mit langen Reden zu beſtürmen, fuhr Calirt fort. Ich frage Dich nur: Haſt Du entſchieden? Willſt Du, willſt Du nicht? —

Micha verbarg ihr Antlitz und weinte.

Es lebt Jemand, ſagte der Miſſionär ernſt und ruhig, der Rechte auf Dein Herz behauptet. Robert hat ſich mir entdeckt, er bittet durch mich um Deine Hand.

Und Du ſagteſt ihm? — rief Micha lebhaft — Du ſagteſt ihm?

Calixt machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, dann ſagte er mit derſelben Feſtigkeit der Stimme: Schweſter, wir wollen wahr und offen gegen einander ſein. Gott ſieht in dieſer bittern Stunde in unſer Herz. Ich konnte Robert keine Ermunterung geben, denn auch ich hoffe —

Willſt Du die Sclavin — die Ausgeſtoßene — zu Dir erheben? fragte Micha.

Ich will das Mädchen, deſſen treue Seele ich erkannt, zu meinem Weibe machen, entgegnete Calixt feſt und reichte ihr ſeine Hand dar.

Micha flog an ſeine Bruſt, ſchloß ihre Arme um ſeinen Nacken und weinte laut.

Ich danke Dir, Gott, rief der Miſſionär und blickte gen Himmel.

Während ſie ſo ſtanden, huſchte ein dunkler Schatten am Fenſter vorbei. Was war das? rief Calixt. Ein Geſicht, ſchwarz wie die Nacht, dunkel wie die Sünde, flüchtig wie die finſtere Verſuchung. Wer war das?

Micha ſchauderte leiſe zuſammen. Gott ſei ſeiner Seele gnädig! flüſterte ſie, und barg ſich feſter an die Bruſt des Mannes.

Am frühen Morgen tönten die Signale. Ein glänzender Tag ſtieg über das goldflimmernde Meer empor. Friſche und Leben erfüllten die ewig klaren Lüfte, ein Strom von Segen war auf die ſchöne Erde geſchüttet. Das Schiff lag bereit und hatte ſchon einen Theil der Paſſagiere an Bord genommen. Die Wimpel flatterten luſtig. Jetzt hatten die Sklaven auch Calixt's Gepäck hinaufgetragen, er ſelbſt und Micha folgten. Er hatte von Robert Abſchied nehmen wollen, allein der Jüngling war nirgends zu finden geweſen. Auch der alte Erich, nach dem er öfters geſendet, hatte ſich nicht blicken laſſen.

Calixt ſtand mit Micha im Arm auf dem Verdeck. Die Breter, die vom Hafenplatz hinaufleiteten, ſollten eben abgenommen werden, da ſtürzte aus einem Verſteck ein junger Neger hervor. Seine Kleidung war unordentlich, ſeine Blicke flammten wild, in ſeiner Rechten hielt er eine Piſtole. Mit dieſer drohend winkte er nach dem Schiffe hinüber.

Robert! ſchrie Micha laut auf, unbekümmert um die Menge, die ſie umſtand. Robert! um Gottes willen! Robert!

Der junge Mann, ohne zu antworten, machte mit dem Piſtol eine Bewegung nach der Stirn zu. Sein Antlitz war auf das grauſenerregendſte verzerrt.

Micha ſank auf ihre Knie, rang die Hände und ſtützte die glühende Stirn an die Eiſenbeſchläge des Geländers. Ein wilder Schrei entrang ſich ihrer Bruſt. Lebe! rief ſie, lebe für mich! —

Sie ſank ohnmächtig nieder.

Halt! ſchrie Calixt dem Matroſen zu, der die Breter löſte, halt!

Ueber das letzte noch übriggebliebene Bret trug er in ſeinen Armen Micha hinüber und legte ſie zu Roberts Füßen nieder. Sie hat mich getäuſcht! rief er. Sie liebt Dich! Gott vergebe ihr und ſegne ſie! Euch Beide! —

Ohne des erſtarrten Jünglings Worte zu hören, entſchwand er wieder. Die Kanonen wurden gelöſt, das Schiff entfernte ſich vom Geſtade ſtolz und prächtig, wie ein Schwan, der ſiegreich über die niedern Lüfte ſich erhebend, in glänzendere Lichtkreiſe eingeht.

Calixt ſank auf eine Bank. Er fühlte ſeine Hand leiſe gedrückt; eine Thräne brannte auf ſeiner Wange, der Athem eines ſich über ihn

Beugenden berührte ſeine geſchloſſenen Augen. Er richtete den Blick auf und erkannte — Erich.

Jetzt weiß ich was ein Chriſt iſt, ſagte der Alte. — Ich bleibe bei Dir, Freund. Wo Du auch hingehſt — ich folge.

Paris.

Ein Werk unternehm' ich, reichhaltig an Unfällen, ſchrecklich durch Schlachten, uneins durch Empörungen, ſogar im Frieden wuthvoll. — — Die Hauptſtadt durch Brände verheert, mit Verluſt der älteſten Tempel; das Capitol ſelbſt in Flammen durch Bürgerhand. Religionsgebräuche befleckt. Häufiger Ehebruch. Angefüllt mit Exilen das Meer. Mit Ermordungen die Klippen gefärbt. Noch furchtbarer litt die Hauptſtadt; Adel, Güter, abgelehnte und bekleidete Staatsämter — äqual Verbrechen; für Tugend — unvermeidlicher Untergang. Prämien der Angeber nicht minder verhaßt als Schandthaten; während Einige, durch Präfecturen und Conſulate belohnt, Andere durch Verwaltungen und Cabinetsgewalt, Alles dachten und wirrten mit Haß und Schrecken. Sklaven, beſtochen wider Hausherren; wider Patronen Freilinge; und wenn ein Feind gebrach, durch Freunde geſtürzt.

Tacitus Annalen, I, 2.

Die Worte des großen Römers, die wir dieſem Abſchnitt unſerer Erzählung vorſetzen, ſtehen in keinem unmittelbaren Zuſammenhang mit dieſer, noch ſollen ſie auf die Schickſale eines verhältnißmäßig unbedeutenden Individuums erklärend hinweiſen; ihr Zweck iſt lediglich, mit einer raſchen, kecken Hand ein koloſſales Gemälde vor unſern Augen zu enthüllen. Der Geſchichtſchreiber iſt Prophet, und nie wurden prophetiſchere Zeilen niedergeſchrieben als jene, die dem Leſer hier geboten werden. Es iſt Paris, das in Rom geſchildert wird, es ſind die verheerenden Greuel, die blutigen Kämpfe der Parteien, die Schrecken eines über allen Begriff entſetzenvollen Bürgerkriegs Frankreichs, die faſt tauſend Jahre vorher ein Römer beſchreibt. Welch ein wunderbares Hindurchklingen deſſelben düſtern Tons durch die Hallen der Geſchichte; wie reichen ſich Vergangenheit und Gegenwart die Hand, um den Schleier der Zukunft zu lüſten! Welch ein Feld fruchtbarer Ideen für den Forſcher!

Da es uns nun obliegt, an die Größe der Zeiterſcheinungen, die den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts bilden, zu mahnen, nicht ſie einzeln zu deuten, oder in ihrem mächtigen Zuſammenhange aufzuſtellen, ſo ſei uns erlaubt, nur ſo viel von dem Reichthum der Geſtaltungen und Motive zu entlehnen, als für unſern Zweck nöthig iſt, als es bedarf, um einem Charakter, der durch dieſe Wirren geführt wurde, die nöthige Färbung zu geben. Wir betreten alſo die Straßen von Paris gerade in der wildeſten Strömung der Zeit, in dem beginnenden

Aufruhr aller Elemente, in dem erſchütternden Sturme, der an die Grundſäulen aller menſchlichen Verhältniſſe rüttelte.

Ueber den Platz Ludwig V. und durch die angrenzenden Straßen und Plätze drängte ſich eine ſtarke Maſſe Volks, um einem ſeltſamen Schauſpiel zuzuſchauen. Ein Trauerzug, halb ein Triumphzug, jedenfalls eine Ceremonie ſehr wunderlicher Art, bewegte ſich langſam über den oben angebenen Platz und ſuchte ſich durch die dichte Menge Bahn zu brechen. Es war ein vergoldeter halb antiker Wagen, der ein Gerüſt, einem Katafalk ähnlich zeigte. Man wußte nicht, ſollte ein Triumphator oder eine Leiche auf dieſen prangenden Schnörkeln Platz nehmen, in dieſe flatternden Draperien von Goldſtoff und Purpur ſich hüllen, mit dieſen zahlloſen Kränzen, die geſchüttelt an den Ecken und Vorſprüngen des Gerüſtes hingen, geſchmückt werden. Diesmal ſchien das Letztere der Fall zu ſein, wenigſtens ſchien die liegende Figur von Wachs geformt, die oben auf der Platte des Katafalks lag, viel eher einen Todten als einen ſiegenden Helden darzuſtellen. Es war Beides: dieſer Todte war ein ſiegender Held und dieſer ſiegende Held war todt. Es war Voltaire. Nie ſah man einen groteskern und abenteuerlichern Aufzug. Der Club der Jacobiner hatte mitten in den Stürmen der beginnenden Revolution doch noch Zeit gehabt, an die Verdienſte des großen Philoſophen und Poeten zu denken. Uebereinſtimmend mit den vagen Darſtellungen im Volke, erklärte der Club, daß den Manen des großen Mannes ein würdiger Triumph bereitet werden müſſe, weil man ihm, ſeiner Geſinnung, ſeinen Schriften die glänzenden Erfolge zu danken habe, mit denen die franzöſiſche Nation ſich brüſte. Die Kritik ſchwieg, die Moral antwortete nicht, das Volk ſchrie — und Voltaire erhielt einen ſkandalöſen, lächerlichen und jämmerlichen Triumph. Funfzig Tänzerinnen der großen Oper, in flatternde griechiſche Gewänder gehüllt, umtanzten den Katafalk, neun Schauſpielerinnen des Théâtre français repräſentirten den Chor der Muſen, und jede dieſer bekränzten Töchter des Olymps, mit ihren Emblemen geziert, dicht an den goldenen Rädern des Wagens hinſchreitend, hielt einen Lorbeerkranz in die Höhe. Voltaire's Werke in einer ſplendiden Geſammtausgabe lagen zu den Füßen der Wachsfigur und bildeten einen kleinen Altar, auf dem ein Genius opferte. Die Fahne, die Kränze, die Draperien, die Vergoldungen, die Allegorien in bunten Farben, die Figuren der drei Grazien auf einem Piedeſtal, das aus einem Todtenkopf und zwei kreuzweiſe gelegten Gebeinen beſtand, Amor und — die Flammen des Fegefeuers, Clio und die Himmelsſchlüſſel des Apoſtels Petrus, das weinende Frankreich und die Symbole des heiligen Nachtmahls —

Alles war an dieſem faſt thurmhohen Gerüſte in dem tollſten Durcheinander angebracht, und ſchaukelte, klapperte und wiegte bei den Stößen des Wagens gegeneinander. Den empörendſten aber zugleich lächerlichſten Anblick gewährte die Figur des Dichters ſelbſt. In einer ekelerregenden Nacktheit, nur mit einem dünnen ſpärlichen griechiſchen Mantel und mit einer ungeheuren Allongen-Perrücke bedeckt, lag Voltaire da, und erſchien wie ein kleiner vertrockneter Zwerg gegen die Figuren und Gerüſte, die ihn umgaben. Er lag mit geſchloſſenen Augen und einer grinſenden Freundlichkeit auf den Purpurkiſſen, als verſpotte er noch jetzt das Paris, das nicht aufhörte, ihm Triumphe zu bereiten, und das ſtets mit ihm, wie mit einer Puppe geſpielt hatte.

Als der Zug die Statue, die auf dieſem Platze prangt, hinter ſich gelaſſen, und nun in eine verhältnißmäßig enge Straße bog, drängte die Volksmaſſe näher an den Wagen heran und Geſchrei und Tumult wurde hörbar. Der Chor der ſingenden Muſen erlitt ſehr proſaiſche Ausrufungen und hingemurmelte Flüche als Unterbrechungen, und die Füße der tanzenden Genien mußten manchen derben Tritt hinnehmen. Der Zug gerieth in Stocken, der Wagen ſtand ſtill. Während eine Abtheilung der Nationalgarde ſich mühte, Bahn zu brechen, ergoß ſich der Himmel, der ſchon lange in trübſeliger Verſtimmung auf das Gepränge herabgeſchaut hatte, in Strömen von Regen. Von neuem Geſchrei und Tumult. Der Straßenſchmuz von Paris, dieſer berüchtigte Schmuz, der immerdar eine ſo große Rolle bei allen Kämpfen, Luſtbarkeiten und Erſchütterungen dieſer Hauptſtadt ſpielt, gibt jetzt dem Triumphzug eine entſcheidende Wendung, und dieſe beſteht darin, daß er im Verein mit dem Regen die griechiſchen Gewänder in braune, ekelhafte Lumpen verwandelt, die goldenen Sandalen in elende, zerriſſene Pantoffeln, die künſtlichen Blumen und Blätter der Kränze und Feſtons in dürre Eiſendrähte und hängende farbige Läppchen. Von Voltaire's Körper löſt ſich der Kopf, und rollt zum Entſetzen der armen Muſen und zum Grauſen der umgebenden Menge, vom Gerüſte herab in den Straßenkoth und wälzt ſich da mit der ſchweren Wolkenperücke tief in der Erniedrigung. Ein lautſchallendes Gelächter folgt auf den erſten Moment der Stille, die dieſer Unfall erregt; man nimmt den Kopf und heftet ihn, ſo gut es gehen will, der Figur wieder an, und der Wagen geht weiter. Aber die armen Muſen! Es ſind Künſtlerinnen von Ruf, ſie haben ſich zu dieſem Nationalfeſt nur widerſtrebend hergegeben, und jetzt ſetzen ſie ſich in Gefahr, von Froſt und Näſſe zitternd, ihre Geſundheit und ihre Stimme einzubüßen. Wenn der Regen nicht aufhört, ſo drohen ſie laut, den Wagen zu verlaſſen. Die Hälfte der Muſen nimmt Regenſchirme von ihren Verehrern an, und die fortwährend tanzenden Grazien ſpringen unter dem Ueberwurf ſehr ungriechiſcher Mäntelchen, mit Mienen, die deutlich anzeigen, daß auch ſie die revolutionairen Geſinnungen der Muſen theilen. Man eilt mit dem Wagen unter einen bedeckten Hofraum und der Zug löſt ſich auf, die Ceremonie hat ein Ende. Die Abtheilung der Nationalgardiſten ſprengt davon, das Volk verläuft ſich und der Regen ſtrömt unausgeſetzt nieder, ohne daß er etwas zu zerſtören findet.

Unter den kleinen griechiſchen Nymphen, die ſich auf die Flucht begaben, war eine der erſten eine hübſche Blondine, Mademoiſelle Junon mit Namen. Sie fand an der Thür eines Café's einen ihrer vielen Anbeter auf ſie wartend, und ſogleich hüpfte ſie aus dem Zuge und hing ſich mit hochgeſchürztem Röckchen an den Arm des Retters, der mit ihr enteilte, indem er einen flatternden zerſetzten Regenſchirm mehr über ſeine Dame als über ſich hielt.

Man muß bekennen, Fleury, ſagte die Tänzerin pikirt, daß Du eine ſehr langſame Natur biſt. Schon an dem Bijouterieladen auf dem Platze hätteſt Du mich abholen können, wenn einem Kopfe, wie dem Deinigen, dergleichen Artigkeit jemals in den Sinn käme.

Zanke nicht mit mir, Blodby, rief der Verehrer, wie es ſchien ein junger Mann aus den unterſten Volksclaſſen, ſeine Kleidung war wenigſtens ärmlicher, wie ſie ſelbſt bei dem dürftigſten Muſenſohne gefunden wird, ſonſt lag in dem Antlitze Fleury's wohl Etwas, was der Annahme widerſprach, als gehöre er geradezu dem Pöbel an; — zanke nicht mit mir. Du weißt, daß ich nicht Herr meiner Zeit bin; und übrigens dachte ich mir, Dein Patriotismus laſſe es nicht zu, daß Du den Zug verließeſt — Du gerade gar nicht —! —

Ich nicht? — Und warum gerade ſollte ich naß werden wie eine gebadete Katze? fragte die Kleine, indem ſie mit ihrem entblößten Arme ihrem Geliebten einen Stoß in die Seite gab. Wenn Madame Dupuis, wenn Mademoiſelle Ninon und Cleopatre ſich nach Regenſchirmen umſahen und ſolche in größter Geſchwindigkeit von den Grafen und Marquis, die dem Zuge folgten, erhielten, ſollte ich wohl allein naß und frierend im Sumpfe waten?

Es war zur Ehre Voltaire's, des größten Mannes der Nation! bemerkte Fleury und ſchwenkte dabei wie triumphirend den zerriſſenen Regenſchirm.

Halt ſtill! ſchrie die Tänzerin. Der verdammte Schirm gießt einen ganzen Strom in meinen Nacken. Geh vom Trottoir herab und laß mich hinauf! Im Leben ſah ich noch nicht ſolch einen ungeſchickten Menſchen, wie Du ei=

ner biſt. Claude Bolton hat ganz Recht, wenn er von Dir ſagte, daß —

Was ſagte er von mir? rief Fleury und ſchüttelte auf eine wahrhaft beunruhigende Weiſe den Regenſchirm. Was kann ein Menſch, der pfundweiſe Kaffee und Zucker abmißt, von einem Patrioten ſagen, der ſich um die ganze Welt nicht kümmert, der Könige und Prälaten verachtet? —

Mein Himmel, ich ſage Dir, halte den Schirm ruhig. Das Haus meiner Couſine iſt ganz nahe.

Deiner Couſine, Bloddy? ſagte der junge Mann plötzlich in einem unterwürfigen und ſehr kleinlauten Tone. Alſo Du willſt nicht in die Verſammlung kommen? Clareton, der arme Burſche, hat ein ſo gutes Souper angeſchafft; Briſſon, der ehrliche Narr, ich glaube, er hat ſeinen letzten Sou hingegeben, um unſere Tafel mit Wein zu beſetzen. Und ich — Bloddy —

ich habe Verſe gemacht, närriſche, verrückte Verſe! und das Alles ſoll nun ganz vergeblich ſein?

Mich friert! rief die Tänzerin.

So ſorge ich für warmen Wein, rief ihr Verehrer. Ja, ich mache ſogar ein Kaminfeuer, und wenn ich auch, um dazu zu gelangen, meine ſämmtlichen koſtbaren Manuſcripte verbrennen ſollte. Wir ſingen, wir tanzen, wir küſſen! Der Teufel müßte ſein Spiel haben, wenn wir da nicht warm würden.

Junon, oder wie ſie beim Namen, der im Munde ihrer Verehrer gebräuchlicher war, hieß, Bloddy, widerſtand dieſer Aufforderung nicht auf lange. Sie verſchwand, dem Hauſe der Couſine vorbei, mit ihrem Führer in eine Seitengaſſe und gelangte dort, nachdem ein düſtrer alterthümlicher Vorſaal und fünf faſt ſenkrechte Treppen überſchritten waren, in ein geräumiges Erkerzimmer, wo ſich eine anſcheinend ſehr zwangloſe Geſellſchaft von jungen und ältern

Männern und einigen Mädchen von Bloddy's Alter und Anſehen verſammelt hatten, und an einem Tiſche ſaßen, auf dem Zeitungsblätter, Broſchüren und die noch ſehr unvollkommenen Anfänge eines Nachteſſens herumlagen und ſtanden.

Zum Teufel, Clareton! rief Fleury, indem er zu einem blaſſen jungen Mann ſich wandte, der in eine Zeitung ſich vertieft hatte; es iſt Zeit, daß unſer Mahl beginne! Und wo iſt das Holz für den Kamin? Es iſt kalt hier wie in der Seele eines Schurken!

Clareton erhob ſich und flüſterte ſeinem Kameraden einige Worte zu, indem er dabei auf ein ärmliches Brettergerüſt im offen ſtehenden Schlafkabinet zeigte. Du haſt Recht, guter Junge, rief Fleury. Wir wollen das Bett auseinanderreißen. Wozu in aller Welt hab' ich nöthig, in einem ſo hochmüthigen und elenden Dinge zu liegen, deſſen Exiſtenz nach alter, verjährter Einrichtung ſchmeckt? Ich werde auf dem Boden ſchlummern, auf dem freien Boden des freien Vaterlandes! — Ich bitte Dich, Bloddy, ſetze Dich an's Kamin. Ich werde Dir ein Feuer bereiten, wie Du es noch nie geſehen. Komm, Clareton! —

Während die Beiden unter Abſingung eines luſtigen Liedes das Bette zuſammenbrachen, erging ſich die Geſellſchaft am Tiſch in wilden Debatten und lärmenden Reden. Die erſten Gläſer Wein wurden ausgetheilt und eine warme Paſtete verſchwand, in ſtarke Portionen ausgemeſſen, ſo ſchnell von der Schüſſel, daß ihr Andenken faſt ſchon verſchollen war, als die beiden Arbeiter mit dem Kaminfeuer fertig werdend, nun auch ihren Antheil verlangten.

Ich habe mich nur für eine Paſtete und drei Flaſchen Wein verbindlich gemacht, murmelte Briſſon, ein ſchwarzer Lockenkopf mit wilden Augen; die übrigen Patrioten mögen das Ihrige thun.

Sogleich wurden ſämmtliche Taſchen umgekehrt und der Inhalt, in eine Collekte gebracht, ſchaffte einige Schüſſeln her, deren Güte nicht lange geprüſt wurde, und die das Schickſal der Paſtete theilten. Geſpeiſt, erwärmt und mit Wein vergſort, gerieth der Kreis nun in die ächte patriotiſche Laune und bildete für ſich einen kleinen Nationalconvent und Jakobinerclub.

Unterdeſſen ſaß Fleury bei ſeiner Schönen am Kamine und hörte die Verſicherungen, daß es mit Claude Bolton's Schmähreden durchaus keine ſo große Wichtigkeit habe und daß ſie, Blodby, viel zu vernünftig ſei, um auf die Worte eines Menſchen zu achten, der noch immer im Dienſte der Sklaverei ſtehe und dabei verharre, Kaffee und Zucker pfundweiſe den Kunden zu verabfolgen.

Statt einer Flaſche Wein, die nicht mehr vorräthig war, ſtellte ſich Herr Briſſon auf den Tiſch und hielt eine begeiſterte Rede, in der der merkwürdige und für die Geſchichte unvergeßliche Umſtand vorkam, daß Herr Briſſon, der die Namen Cäſar Hannibal führte, von ſeinem Vater für eine Kattunfabrik beſtimmt worden, daß aber aus dieſem Plan nichts geworden, weil Frankreich ſeine Blicke auf Herrn Briſſon gerichtet und die Nation ihn berufen habe, ihre Angelegenheiten zu leiten. Dieſem Rufe gemäß trage er nun darauf an, den Adel, die Geiſtlichkeit und überhaupt die ganze eine Hälfte von Frankreich auf's Blutgerüſt zu bringen.

Dieſer feuerſprühenden Rede wurde vollkommener Beifall zugeklatſcht, und alsbald beſtieg auch Herr Clareton den Tiſch, umarmte den Bürger Briſſon und hielt ebenfalls eine Rede, die einer Liqueurflaſche den Hals brach und ein halbes Dutzend Kaffeetaſſen und Punſchgläſer in eine gefährliche Erſchütterung brachte. Nach einander hielten noch fünf junge Bürger Reden und zuletzt ſprachen ſie Alle zuſammen, was einen bewundernswürdigen Eindruck machte. Der aufmerkſame Zuhörer konnte erfahren, daß dieſe jungen Brutuſſe und Catalinas urſprünglich für den beſcheidenen Platz hinter dem Ladentiſch oder für einen untergeordneten Advocaten und Schreiberdienſt beſtimmt geweſen. Die Frauen und Mädchen dieſes Kreiſes waren Statiſtinnen von der Oper, Griſetten und entlaufene Putzmacherinnen, alle von einem glühenden Eifer für Umgeſtaltung der Verhältniſſe begeiſtert.

Ein wilder Lärm auf der Gaſſe zog die begeiſterte Geſellſchaft an die Fenſter. Man hörte Schüſſe fallen, rohe Commandoworte ſchreien und durch die Dunkelheit bewegte ſich durch den engen Paß ein verworrener Knäuel, von dem Lichte einer entfernten Laterne nur unſicher beleuchtet.

Himmel! ſchrie Blobby, ſie ſchleppen den Grafen von Varennes ins Gefängniß; den nobelſten reichſten Kavalier aus des Königs Umgebung.

Bürger, weshalb? rief Fleury herab.

Er hat in öffentlicher Verſammlung für die Königin geſprochen! tönte die Antwort.

In dieſem Augenblick ſtürmte ein lärmender Hauſe die Treppe hinauf. Die Thür wurde aufgeriſſen und funſzehn bis zwanzig wildausſehende Geſtalten drängten ſich ein. Es waren Tagelöhner und Fabrikarbeiter, zum niedrigſten Pöbel gehörig. Ihre bärtigen Geſichter blickten frech und mordſchnaubend umher, die Arme, an denen das blutige Hemde aufgeſtreift war, trugen Beile, Schlachtmeſſer und Bajonette. Sie nahmen ohne zu fragen am Tiſche Platz und Einer dieſer tollen Geſellen breitete ein großes ſchmutziges Papier auf den Tiſch, indem er noch eine Feder und Tinte verlangte. Clareton reichte das Verlangte. Bürger, rief der ſtarkſchulterige Tagelöhner, der ſein ledernes Schurzfell noch um den Leib hatte, wir ſind in unſerer Verſammlung in der Kneipe Louis Pepin's geſtört worden, und da wir hier oben Licht ſahen, ſo kamen wir hierher, um mit Eurer Zuſtimmung einige wichtige Beſchlüſſe zu faſſen, die der Nationalverſammlung morgen vorgelegt werden ſollen.

Iſt unter Euch denn ein Rechtsgelehrter? fragte Fleury.

Zu Boden mit Dir Hund von einem Ariſtokraten! ſchrie der wilde Laſoſſe. Seit wann haben wir mit den Schuften zu thun, die Du eben nannteſt? Die Nation richtet ſich ſelbſt, und jeder Patriot, er mag ſein wer er will, ſitzt zu Gerichte.

Brav geſprochen, Bürger! rief Clareton und ſchwenkte ſein Zeitungsblatt wie eine Fahne.

Nun an die Arbeit! rief Laſoſſe. Ein wenig Stille und Aufmerkſamkeit! Gib deine Liſte, Pierre Croix; wie viel Köpfe ſtehen Dir im Wege, ehrlicher Junge? —

Zuerſt der Marquis von Blainville.

Nicht übel! ſchrie Lafoſſe und machte ein großes Kreuz bei dem angegebenen Namen auf der Liſte. Er iſt Stallmeiſter bei Philipp von Orleans. Er hatte das Recht, ein Dutzend Burſche wie Du einer biſt, auspeitſchen zu laſſen und auf die Galeeren zu ſchicken, ohne daß ein Hahn darum krähte.

Ganz wohl, entgegnete Pierre phlegmatiſch, indem er ſich den rothen Backenbart kräuſelte, und ich — habe jetzt das Recht, ſeinen Kopf ſpringen zu laſſen. Mich dünkt, das wäre auch ein ganz hübſches Recht!

Ein allgemeines Gelächter erſcholl.

François, Vicomte von Pelletier, Herr der Schlöſſer Namours und Grand-Pitou! rief eine

Stimme, und ein verwachſener, ſchieläugiger und hinkender Eſſenkehrer trat hervor.

Ah! Bürger, was haſt Du gegen den Vicomte? Er iſt ein wohlthätiger Mann; unter den ſchurkiſchen Ariſtokraten noch der Beſte, ſagte Laſoſſe.

Er iſt Schuld an dieſem da, rief der Eſſenkehrer, indem er auf ſeinen Buckel zeigte; warum hat er ein ſo verwünſcht winkelig gebautes Kamin, daß ein Mann wie ich ſtürzen und ſich beſchädigen mußte?

Weiter haſt Du keinen Groll auf den Vicomte, Bürger? ſagte Jemand im Haufen. Es ſcheint, daß der edle Herr wohl nicht von dem üblen Bau ſeines Kamins unterrichtet war.

Wer ſprach das? fragte der Buckelige, indem er ſich raſch umwandte; wer nannte hier einen Vicomte einen edlen Mann? —

Ich nicht, entgegnete ein Bäckergeſelle und ſchwang in theatraliſcher Stellung ein großes

Brotmeſſer. Aus meinem Munde wird ſolch ein Wort nie gehört werden.

Alſo immerhin ein Kreuz bei dem Namen! rief Laſoſſe und ſetzte hinzu, auf ſeinen Secretair, den blaſſen Clareton, deutend, ſchreiben Sie dazu: auf beſondern Antrag des Bürgers Slippon, Eſſenkehrer in der Straße Petit-Martin.

Prinz Charles de Lamballe! rief eine Stimme.

Weshalb?

Ich weiß nicht, tönte die Antwort. Geſtern Nacht ſteckte mir eine Perſon, die in einen Mantel gehüllt an mir vorbeiſchlüpfte, einen Zettel in die Hand mit dem Namen, indem ſie mir zuflüſterte: Nimm, Bürger! Entweder fällt der Kopf dieſes Mannes oder der Deinige!

Machen Sie ein Kreuz bei dem Namen sagte Laſoſſe. Meine Hand iſt wahrlich ſchon müde von den unzähligen Kreuzen, auch bin ich nicht gewohnt, die Feder zu führen. Geſtern geſchah es mir, daß ich ein ſo weit ausfließendes Kreuz machte, daß es zwei Namen mit einſchloß, die vollkommen unſchuldig waren, und die man nun, lediglich meiner Tintenklexe wegen, in's Gefängniß führte. Es iſt ſehr übel für einen Bürger, der auf Recht und Gewiſſen hält, ſtarkfließende Federn in die Hand zu bekommen.

Sehr übel, ohne Zweifel! entgegnete Clareton.

Dodelin, Generalpächter! rief es im Haufen. Ein Dieb, ein Schurke, der ſich funfzig Jahre vom Schweiß der Armuth gemäſtet hat.

Das iſt wahr! ſchrien mehre Stimmen.

Lafoſſe zog die buſchigen Augenbrauen in die Höhe. Ich proteſtire, ſagte er. Dodelin hat eines ſeiner Magazine öffnen laſſen und Lebensmittel unter das Volk ausgetheilt.

Er hat darauf angetragen, den König zu

verjagen! die Miniſter todtzuſchlagen! rief eine Stimme.

Der Elende, tönte eine leiſe Stimme, gegen ſeine Wohlthäter zeugt er. Er ſterbe!

Er lebe! ſchrie Laſoſſe. Ein Bürger, beſſer wie je einer gefunden! — Er lebe! —

Die Liſte wurde auf dieſe Weiſe noch um funfzig Opfer vermehrt, dann erklärte Laſoſſe, daß er müde ſei und ſeine Pfeiſe rauchen wolle. Er ſtreckte ſich auf ſeinem Stuhle aus, warf die in Holzſchuhen ſteckenden Füße auf den Tiſch und ſah ſtier vor ſich hin. Zwei der Tänzerinnen, noch in ihren Lorbeerkränzen und griechiſchen Mänteln, ſetzten ſich ihm zur Rechten und Linken, und ſeltſam blickte das bärtige Geſicht des Tagelöhners, in roher Behaglichkeit grinſend, zwiſchen den blumenbekränzten Köpfen der jungen Nymphen hervor.

Mit der Ruhe, die ſich ihr Hauptführer

gönnte, waren auch die ſogenannten Geſchäfte dieſer Abgeordneten der Nation, als welche ſie ſich ſelbſt bezeichneten, beendet. Es wurden neue Vorräthe an Getränken und Speiſen herbeigebracht und das jetzt folgende Mahl nahm einen ſo frechen, zügelloſen Charakter an, daß die jüngeren Theilnehmer, die noch nicht ganz in der Verderbniß untergegangen waren, ſich heimlich davonſchlichen. Es wurde Robespierre's, Marat's und noch einiger andern Helden des Tages Geſundheit getrunken und Lieder geſungen, bei deren Schall die entweihte und verhöhnte Menſchheit ſich ſchaudernd abwandte.

Fleury hatte Mittel gefunden, mit ſeiner kleinen Göttin zu entfliehen, und befand ſich jetzt mit ihr in den aufrühreriſchen Straßen, bei dem Gebrüll des Volkes und dem Hülfeſchrei einzelner Verunglückter, die im Gedränge mit fortgeriſſen wurden, oder auf dem Boden liegend die Fußtritte der tobenden Menge erdulden mußten. „Ich kenne nur ein Haus, Bloddy,“ flüſterte der Geliebte, „wo Du ſicher biſt, wo ich nicht für Dich zu zittern brauche, das iſt das Hotel des Marquis von — ja, ſeinen Namen darf ich nicht nennen; es ſind zu viele Lauſcher in der Nähe. Ich meine, er nennt ſich auch jetzt ſchlechtweg Bürger St. Georges. Hier — hier, die erleuchteten Fenſter. Dieſer Herr und noch mehr ſeine liebenswerthe Gemahlin — der Himmel ſegne und laſſe ſie Frankreichs Boden verlaſſen, ehe es zu ſpät iſt; (dieſe Bemerkung flüſterte Fleury kaum hörbar) halfen meinem Vater im Elend; ſie waren gütig und freundlich in Zeiten, wo der Adel ſich erlauben durfte, anmaßend und grauſam zu ſein. Das vergeſſe ich nicht. Undankbar bin ich nicht, Bloddy, — nein, undankbar nicht, und wenn die Nation mich auch auf die höchſte Stufe der Ehre ruft, den guten Marquis — oder den edlen Bürger St. Georges werde ich nie vergeſſen. Er wird immer auf meine Protection rechnen können.

Mit dieſen Worten drängte ſich der Patriot mit ſeiner Dame durch die Hausthür, dem Portier vorüber, der auf ſeinem Platze wie in Erſtarrung daſaß und ſich wenig kümmerte, wer Einlaß ſich ertrotzte, denn die gewöhnlichen Formen, in denen das ruhige, geſetzliche Leben ſich bewegte, waren längſt zerſtört.

Wir wollen die Flüchtlinge einſtweilen ſich ſelbſt und ihrem günſtigen Geſchick überlaſſen und unterdeſſen in den hellerleuchteten Salon eintreten, wo beim Schimmer von Kerzen auf prächtigen Girandolen und beim Feuer geſelliger Kamine geſchmückte Geſellſchaft aus den vornehmſten Kreiſen ſich zuſammengefunden hat.

Eine Künſtlerin auf der Harfe, ein damals noch ſeltenes und durch das Spiel der Madame Genlis bekannt gewordenes Inſtrument, hatte eben eine ſchwierige und brillante Compoſition vorgetragen und überließ jetzt ihren Platz dem berühmten Piccini. Der Künſtler war durch reichliche Goldſpenden bewogen worden, in Paris noch zu verweilen, allein er zitterte beſtändig. Seine Phantaſie war mit Einkerkerungen und Blutſcenen fortwährend angefüllt, und nur die Augenblicke, wo ſein herrliches Talent gleichſam ſeine ſchüchterne gedrückte Seele ausdehnte, die Dämonen der kleinlichen Schrecken aus ihr verſcheuchte, waren geeignet, ihn in ſeiner Größe zu zeigen. Er begeiſterte die Menge und ließ alle den Gott ahnen, der in der grauſenvollſten Zerſtörung dem Menſchen ewig nahe bleibt. Iſt auch Muſik immerdar eine Tochter des Himmels, ſo iſt ihr göttlicher und verklärter Urſprung doch nie ſo deutlich dem irdiſchen Ohr, als in den Stunden, wo Gefahr und Schrecken drohen, wo die Seele ihre ganze Feſtigkeit, die volle Würde ihrer edelſten Natur zuſammenfaſſen muß, um dem Sterblichen, Nichtigen ein wirkſames Gegengewicht zu halten.

Ein feierlicher und ernſter Chor trefflicher Sänger begleiteten den Künſtler und ließ die Wirkung erſchütternd werden. Es waren traurige elegiſche Töne, mit denen der Geſang anhub, es miſchten ſich volle Accorde hinein und das Ende machten ſiegestrunkene Hymnen, in denen die Hoffnung, der Friede und das Glück jubelten. Ja, das iſt unſer Schickſal! Das muß es ſein, ſagte die ſchöne Herzogin von Rochelles, indem in ihr großes begeiſtertes Auge eine Thräne trat. Frankreich wird von ſeinen Verirrungen zurückkommen. Unſere entflohenen Freunde ruhen bald wieder in unſern Armen. Laßt uns mit feſtem Muth die Stunde der Prüfung ausdauern; wir werden ſiegreich aus Nacht und Dunkel hervorgehen! Das iſt mein Glaube, meine Freunde.

Die Frauen beeilten ſich, die dargebotene Hand der ſchönen Herzogin zu drücken, die

Männer, und beſonders die jüngern, ſahen mit dem Ausdruck ſchwärmeriſcher Ergebenheit auf die herrliche Geſtalt, die von einem reichen weißen Gewande umfloſſen, mit einem blitzenden Diadem in den Locken, wie Frankreichs Genius daſaß, reich und anmuthig, und doch ſtolz und kühn dabei. Wenn man dies reizende Bild irdiſcher Schönheit und Größe betrachtete, wenn man es in dieſer Umgebung von Gold, Purpur und Glanz ſah, dann konnte man nur ſchwer ſich überzeugen, daß der geſellſchaftliche Zuſtand in ſeinem Fundamente erſchüttert war, daß Frankreich, das blühende, heitere, prächtige, ſchönheit- und ruhmſtolze Frankreich zu Grabe getragen werden ſollte, daß dicht neben dieſem ſchimmernden Gemälde, das dieſe Zimmer boten, nur wenige Schritte auf die Straße hinab, Greuel, Entſetzen und Anarchie ihre blutigen Häupter erhoben. Hier war Alles Stille, hier ſcherzten die Muſen, hier blühte Geſang und ſchöne Rede, ſtolze Frauen ſchwammen wie Schwäne in ihrem ſilbernen Gefieder den ſpiegelnden Strom des Luxus und der Genüſſe hinab — unten kämpfte ein unterdrücktes Volk in raſender Blutgier den Todeskampf und Jahrhunderte alte Satzungen, fromme Sitten ehrwürdiger Vorfahren, menſchliche und göttliche Geſetze wurden zerriſſen und in den Staub getreten.

Der Marquis Hippolyt, deſſen Bekanntſchaft wir in der erſten Abtheilung dieſer Erzählung machten, hatte ſich ſeit ſeiner Verheirathung mit Eliſabeth bleibend in Paris niederberufen worden, den er durch große Talente behauptete, und von dem ihn nur die wildeſte Anarchie, der Umſturz alles Beſtehenden herabzuſtürzen vermochte. War irgendwo ein Staatsmann mit ſcharfem, umſichtigem Blick, mit Energie und kalter Beſonnenheit bewaffnet, an ſeinem Platze, ſo war es hier der Marquis in den unglückſeligen Tagen, die der vereitelten Flucht des Königs nach Varennes vorangingen. Er war bekannt mit der Gefahr, die dem Monarchen drohte, allein er ſah eben ſo deutlich, daß die halben Maßregeln, die Ludwig XVI.

Unterthanen aufgeben werde; von Allen, die ſpäter ihren Poſten verließen, war er derjenige, von dem die öffentliche Stimme es am wenigſten erwartete. Dieſes Vertrauen, das Einzige, das retten konnte, mußte erhalten werden. Kein Blendwerk der Politik, nichts, was einem Staatsſtreich ähnlich ſah, keine Ränke, keine Vorwände, keine Ausflüchte — offen und wahr mußte in dieſem gräßlichen Augenblicke gehandelt werden. Der König mußte bleiben, das Volk mußte ihn täglich — ſtündlich ſehen! — ſtatt deſſen, im Palaſte eine ewige Heimlichkeit, ein ſchlecht verdie Hauptſtadt zurückgeführt wird — das waren vernichtende, todbringende Geſchoſſe, deren Wirkung der vorgehaltene Schild keines noch ſo umſichtigen, kühnen und thätigen Patrioten unſchädlich machen konnte. Bald darauf wagte es Mirabeau, in der Verſammlung der Jakobiner laut zu behaupten, daß die Freiheit nur auf Haufen menſchlicher Leichname Wurzel faſſe und nur wachſe, wenn ſie mit Thränen und Blut getränkt werde. Das Vertrauen war hin; Ludwig XVI. in den Augen ſeines Volks nur ein verächtlicher Feigling, der ſeinen Poſten der Königin, die ihm Schuld gab, im Einverſtändniß mit dem gewiſſenloſen, verrätheriſchen Herzog von Orleans, dem erbittertſten Feinde des Königs, zu ſtehen, brachte ſie tauſend Kabalen gegen ihn auf und verdächtigte jede ſeiner Beſtrebungen. Doch nicht von dieſer Seite allein erfaßte ihn das Mißgeſchick. Während er mit redlichem Eifer der guten Sache Freunde zu erwerben ſuchte, verlor er die ſeinigen. Er hatte den Schmerz, viele derſelben auf die Seite der wüthenden Republikaner treten zu ſehen, während andere, auf deren Geſinnung er vergeblich und der Geiſt Eliſabeth's. Er war nicht ihre erſte Liebe geweſen, kein romantiſches Gefühl knüpfte die ſeltene Frau an dieſen ungewöhnlichen Mann, es galt hier die Bande, die die Welt mit Berechnung knüpft, und denen große Erfolge zugeſichert bleiben. Wenn in den zärtlichen Verbindungen, die der Poeſie ſchmeicheln, jener oft beſungene und geſchilderte Zauber rettet, der die Herzen zu einander zieht, ſo iſt dieſer Zauber in vielleicht noch ſtärkerm Grade in den Bündniſſen zu finden, die der Weltmann und Denker mit dem Weibe ſchließt, das auf ſeine Ideen einzugehen verſteht und ihnen

Geſetzen ſtempelt. Aber dieſe Größe des Menſchen hat ihr Ziel; es iſt eine Macht über ſie geſtellt, der ſich die ſtolze beugen muß. Der edle, große Menſch, der Menſch von reinem Willen und ſtarker Kraft hat Augenblicke, wo er auf ſeinem einſamen Pfade, den er bis jetzt furchtlos ging, Abgründe ſich öffnen ſieht, die ihn ſchaudern machen, Zeichen, die ihn verwirren, Stimmen, die ihn anrufen und ihn daran erinnern, daß ſeine Natur eine endliche iſt. Dieſe fürchterlichen Momente bleiben in keinem Heroenleben aus; ſie ſind entſetzlich, grauſenvoll, eilte die Marquiſe unruhig durch die anſtoßenden Gemächer, bis ſie in dem entfernteſten derſelben vor einem Manne ſtehen blieb, der einſam, das Haupt in die Hand geſtützt, im Lehnſeſſel am Fenſter ſaß, und deſſen Antlitz den Strahl des bleichen Mondes auffing, wie er über die Giebel der düſtern Häuſer herüberglitt. Die Marquiſe faßte die Hand des Mannes und indem ſie ſich ſanft auf ſeine Schulter lehnte, rief ſie mit einem Tone, der zum Herzen drang: Calixt!

Der Miſſionär erwachte aus ſeinen Träumen, richtete ſich langſam auf, drückte einen dem theuren Antlitz, deſſen Züge ihr längſtvergangene Tage zurückriefen. Wie wenig hatten dieſe Züge ſich verändert. Die Zeit hatte über ihre eigenthümliche Schönheit keine Macht zu äußern vermocht. Es war kein Jüngling mehr, der vor ihr ſaß, allein es wohnte die Jugend der Seele noch voll und friſch unter dem Gebilde dieſer Formen. Der Kampf mit der Zeit, der Tumult der wildeſten Leidenſchaften, die ſtets wache Gefahr und die fortgeſetzten Anſtrengungen, ihr zu entgehen, die mit Grübeln und Sorgen gefüllten Nachtwachen, der Trotz, die Hoffnungsloſigkeit, der Kummer, der Leichtſinn, der am druck, ähnlich jenem, zu finden, der in der letzten ſchrecklichen Nacht Pompeji's zu erblicken geweſen ſein muß, als die Bildſäulen der Götter von den erſchütterten Dächern der Tempel ſtürzten, als eine Atmoſphäre voll Vernichtung und Blitzen ſich über die dem Untergang geweihte Stadt zuſammenzuziehen begann. Es war keine reine männliche Schönheit in Paris mehr zu finden, jene Schönheit der Ruhe, des Ebenmaßes, der Kraft der Olympier. Es waren große Linien in die Phyſiognomien gekommen, aber ſie waren noch roh und wild gezogen, und bildeten Verzerrungen, wo ſie erder Wunden der Leidenſchaft; die unglücklichen leidenden Opfer waren ihrerſeits weit entfernt, die ſchönen edlen und rührenden Martyrer-Antlitze zu zeigen, wie die Kunſt ſie uns vorführt. Ludwig der Sechzehnte verſank in Apathie und Marie Antoinette, als ſie in den Tempel geführt wurde, gab den Stolz der leidenden Tugend auf und vergoß einen Strom von Thränen, indem ſie ihren Bürgern zu Füßen ſank.

Dieſe mehr oder minder entſtellten Gebilde, die Eliſabeth umgaben, ließen ſie jetzt die gleichſam unangetaſtete Schönheit in der Geſtalt und

und Hohn ein, über dieſe Lippen waren keine Worte gegangen, die wie Dolche mordeten, dieſe Wangen hatte nicht unheilbrütendes Nachtwachen gebleicht; aus dieſer ſtolzer erhobenen Bruſt war nicht der Athem emporgeſtiegen, der die Gewölbe der Nationalverſammlung in Reden erſchütterte; über die die Menſchheit erbebte und die Religion ſich in Trauer hüllte. Und dennoch war auch in dieſem Antlitz das Leben verzeichnet, auch dieſes gebleichte Haar wußte von Stürmen zu erzählen; aber dieſe Stürme hatten keine göttliche Blüthe geknickt, dieſes Leben hatte ſich nicht entfernt von dem fragte der Miſſionär. Liebte ich nicht immer die Einſamkeit und Stille? Erinnere Dich jener Tage, wo ich in Herrnhut den Meinigen ſo plötzlich verloren ging und man mich endlich in der düſterſten Parthie des Gebirges fand.

In Paris, lächelte die Marquiſe, wird Dir das nicht gelingen. Nur in dem alten, romantiſchen Deutſchland gibt es ſo verſteckte Schlupfwinkel für unheilbare Träumer.

Bin ich ein ſolcher?

Ich glaub' es faſt; wenigſtens biſt Du in dem lebenvollen aufgeregten wilden Paris der Einzige Deiner Art.

Ich wußte es wohl! rief Eliſabeth in einem triumphirenden Tone. Du konnteſt Deinen Freunden, Du konnteſt mir nicht entfremdet werden. Es lagen Meere zwiſchen uns, aber wir blieben uns nah.

Eliſabeth! ſeufzte Calixt.

Die Marquiſe bog ſich mit einem ſanften zärtlichen Ausdruck zu ihm herüber.

Wie iſt das Leben ſo wundervoll — ach Eliſabeth, und wie iſt unſer Herz ein ſo unverſtandenes Weſen!

Faſſe Muth — laß unſere Hoffnung auch Dich beleben! rief Eliſabeth feurig.

Und worauf hofft Ihr? fragte Calixt, in-

Iſt der Frühling nicht auch mit verheerenden Stürmen, mit drohenden Wettern begleitet? rief Eliſabeth. O Freund, nur nicht die falſche demüthigende Mäßigung gepredigt. Ich war es, wie Du mir ſo oft geſtanden, die Dir Deinen jungen Glauben gab; nun wohl, bedarf dieſer Glaube einer Stütze, haben die tropiſchen Glutwinde fremder Zonen ſein Mark erſchlafft, ſo komm, ſtütze Dich und Deinen Glauben an dieſe Bruſt; ſie iſt die alte — nichts verlor ſie unterdeſſen von ihrem Feuer und ihrer Härte.

Eliſabeth! rief Calixt und ſeine Geſtalt und ſeine Stimme erhoben ſich machtvoll. Irre Dich tes willen dieſe Hände nicht löſen. Verlaß mich nicht, Eliſabeth, verlaß auch Du mich nicht.

Der Schmerz, der in dieſen Worten lag und der ſtark gegen den kraftvollen Anfang der Rede abſtach, übermannte die Seele des armen Leidenden ſo heftig, daß er ſein Antlitz verhüllte und während einer langen Pauſe Eliſabeth's Hand wie krampfhaft umfaßt hielt; endlich ermannte er ſich wieder, ſein Antlitz nahm die vorige Erhebung an und er ſagte: Ich bin nicht ſchwach, ich bin nicht zerrüttet, ich habe nicht die Welt und Gott verloren, wie damals, als ich vor Dir kniete und Du jene Worte des Lebens über mir ausſprachſt. Nein, Eliſabeth

Quelle mit ihren heiligen Schatten, in die ſie ſo oft in glücklichen Stunden geſchaut. Sie breitete ihre Arme aus, ſie ſtürzte an die Bruſt des Freundes, und ihn feſt an ſich ziehend, drückte ſie heiße, verzehrende Küſſe auf ſeine Stirne, auf ſeine Wangen. Calixt's Seele ſchmolz in Wehmuth und Zärtlichkeit. Er umſpannte mit ſeinem Arm Alles, was er in dieſem armen, zerriſſenen Leben theuer nannte! Noch einmal überfluthete ſein Herz die wilde, ſtürmiſche Zärtlichkeit ſeiner Jugend — aber ein bitteres Gefühl übermannte ihn plötzlich, ſein Arm ſank kraftlos herab, ſein Auge ſenkte ſich, und eine

Paris, ich bete es an. Alle meine Götter haben hier ihre Tempel! Die ganze weite Erde iſt nichts als ein Grab — nur Paris lebt.

So hab' ich Dir nichts weiter zu ſagen, rief Calixt lautlos und erhob ſich, um zu gehen. Lebe wohl —

Was iſt das, Calixt?

Auf dieſem Boden können wir nicht zuſammen leben.

Nicht? Und warum nicht?

Er trägt das Haſſenswürdigſte, was ich kenne, entgegnete der Miſſionär finſter. Der Abſcheu, der mich erfaßt, iſt unüberwindlich — ich muß fliehen oder — untergehen.

Gebrechen, in dem unſere Zeit befangen — kann dieſes Herz, dieſer Geiſt ſo düſter ſich verſchließen aus Laune, aus vorübergehender Stimmung? Nein, ich erkenne Dich nicht mehr, Du Erwählter! O es iſt grauſam, daß Du mich ſo täuſcheſt, Du weißt doch, daß ich meine Seligkeit mit Dir theile! Calixt, erwache! Sieh um Dich! — Die edelſten Geiſter haben ihr Werk zum Ziele geführt! Frankreich geht der Sonne der Freiheit entgegen und an der Hand führt es mit ſich die unmündigen Nationen der Erde. Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, Helvetius, die großen Denker ſehen ihr Wort jetzt in That verwandelt. Die Kirche, lichen Bruderrechte tritt wieder der Menſch zum Menſchen. Der Staat hat aufgehört, die Galeerenbank zu ſein, auf welche Tyrannei und Intrigue die beſten, tüchtigſten Kräfte der Geſammtheit anfeſſeln durften. Die Religion, von böswilligen und albernen Menſchenſatzungen befreit, ſtellt wieder in ihrer urſprünglichen Reinheit jene gottwarme Liebeskraft dar, in der die Keime jeder bürgerlichen Tugend, jeder höhern Intelligenz reifen mögen. Sieh — Geliebter, das iſt bald ſchon erreicht, und wird in kurzer Friſt ganz erreicht ſein. Laß den Pöbel, der unfähig iſt, die höhern Wahrheiten jetzt ſchon zu faſſen, laß ihn in ſeinem Rauſche Unbeſonnenheiten, Thorhei-

Und Du ſprichſt ſo, Eliſabeth? rief Calixt mit matter Stimme und vorwurfsvollem Blick, Du — die Du ſelbſt zu dieſen Großen dieſer Erde gehörſt, deren Geſchlecht mit Fürſten verwandt iſt? Läſterſt Du ſo die Ahnen Deines Hauſes? —

Ich bin eine echte Tochter Zinzendorff's — rief die Marquiſe mit ungeſtümem Enthuſiasmus — eine Tochter des Mannes, der ſeinen Glanz von ſich that und in Knechtsgeſtalt die Länder der Erde durchpilgerte, einzig getrieben und beſchützt von der Gottesſtimme in ſeinem Buſen. Glaubſt Du, daß dieſe Grafenkronen, die das Geſchick auf ſeine Wiege warf, irgend Macht ſah die Tage kommen, wo ein ganzer Welttheil vor dem Altar der Freiheit niederſinkt, und an den Stufen dieſes Altars ſollte nur ein Weſen fehlen — nur eines bei dieſen Schaaren von Millionen, nur eines, und dieſes eihe — ſeine Tochter? — Nimmermehr! Du kannſt's nicht wünſchen, nicht verlangen, mein Freund.

Der Sturm, mit dem Eliſabeth geſprochen, zitterte durch die Seele ihres Genoſſen. Es war ihm unmöglich, ſich zu verſagen, die Blicke auf der ſchönen Geſtalt ruhen zu laſſen, die vor ihm ſtand, und wie gehoben durch die Fittige ihrer ſchwärmenden Gefühle, die Fülle geiſtiger Reize vor ihm entfaltete. Aber die Beſter wurde ſein Entſchluß, nicht zu weichen und nicht zu wanken in Dem, was er für ſeine Ueberzeugung hielt. Es war eine bittere Stunde der Prüfung, doch er überſtand ſie.

Eliſabeth! hub er an, die Augenblicke ſind heilig. Wir ſtehen vielleicht nie wieder ſo einander gegenüber. Gott entſcheidet über uns, und unſere Wege — ſo ahnet mir — ſollen ſich trennen. Ich theile keine Deiner Hoffnungen. Wo Du Licht ſiehſt, ſehe ich Nacht, wo Du den Altar der Wahrheit und Freiheit zu erblicken wähnſt, ſehe ich das abſcheuliche Gerüſt, das freche Lüge und eine Tyrannei, weit ſchlimmer ner, doch ſchwere Arbeitsjahre haben mich die Natur des Bodens kennen gelernt, wo die Früchte des Segens reifen. Ich habe die ſchuldlos einfache Natur geſehen, mit ihren kindiſchen Inſtitutionen, die wie die Pflanze auf dem Felde aus ſich ſelbſt ſich entwickeln, ich ſah den künſtlichen Staat unter der Laſt der Jahrtauſend alten Satzungen, ſich wie eine ſchwerfällige, von einem geſchickten Künſtler zuſammengeſetzte Maſchine, in dem Umtrieb ihrer Millionen Räder und Räderchen drehen — ich ſah, ich prüfte, und ich mußte über den Schwärmer Rouſſeau lächeln. Ich verfolgte die Regungen der Religion, von der Befruchtung des ſchwachen Keims an, wie

Conſequenz dieſe troſtloſen Sätze bis zum Mord, zum Untergang hindurchgeführt — ich ſah im Traume, was ich jetzt wachend ſehen muß. Unglückliche Fürſten, jammervolle Prieſter, die ſich von jenen Scheinwahrheiten blenden ließen! Das Volk, das von dem geiſtreichen Spiel mit Ideen nichts verſteht, greift plump nach Dem, was man ihm als Wahrheit gibt, und ſo — ſchleudert es Prieſter und Religion fort — mordet den Adel — tödtet, oder verbannt ſeine Fürſten! —

Um Gotteswillen, nein! rief Eliſabeth. Das wird, das kann nie geſchehen.

lon in tönender Rede verfechtet, in ihrer urſprünglichen Bedeutung vernehmen.

Und ſei es! rief Eliſabeth. Ich bin auf das Schlimmſte gefaßt; ich werde für die Wahrheit zu leiden, ich werde für ſie zu ſterben wiſſen.

Es iſt aber nicht die Wahrheit! ſchrie Calixt außer ſich, indem er zu den Füßen der Geliebten ſtürzte. Bei der ewigen Gnade beſchwöre ich Dich noch einmal — zum letzten Male — Eliſabeth, verlaſſe Paris. Ich führe Dich ſicher durch die gefährdeten Päſſe — meine Anſtalten ſind getroffen — Dein Mann, Du — und ich — Niemand wird uns aufhalten. Wir

Herz durch kalte Weigerung! vernichte nicht mein Leben, indem Du mich zwingſt, von Dir zu ſcheiden! Ach, ſchon riß ein theures Herz ſich von dem meinigen los; Eliſabeth, bleibe Du bei mir. Zwinge mich nicht, allein und einſam im öden Leben zu ſtehen.

Wenn Du Gefahr fürchteſt — ſagte Eliſabeth kalt — ſo fliehe, ſuche die Sicherheit auf, ich — halte Dich nicht.

Eine ſchreckbare Bläſſe bedeckte bei dieſen Worten die Stirn und die Wangen Calixt's. Seine Lippen zitterten. Er preßte die Hände vor die Augen und eine lange, fürchterliche mer. Als Eliſabeth aus der Erſtarrung erwachte und ihm nacheilte, war er nicht mehr zu finden. Die dunkle Nacht verhüllte ſeine eilenden Schritte. —

Noch war ſeit dieſen letzten Auftritten kein großer Zeitraum verfloſſen, und ſchon hatte ſich die Geſtalt der Dinge entſcheidend geändert. Robespierre's und Danton's Schreckensregierung war an der Tagesordnung, die königliche Familie zum Tode verurtheilt, die wüthende Maſſe freigegeben und Paris eine Schlachtbank gedie Mühe zu geben, ihren Namen zu erfragen, geſchweige denn ihre angebliche Schuld zu unterſuchen. Es war ein Wahnſinn des Mordes, eine ſataniſche Begeiſterung, eine Blutgier, die ſich einer ganzen Volksmaſſe bemächtigt hatte, und die um jeden Preis Opfer verlangte. Verrath, Treubruch, Haß, Raubgier, alle Furien der Leidenſchaft waren freigelaſſen und durften ſich ihre Beute ſuchen. Kein Schimmer von göttlichen und menſchlichen Rechten beleuchtete dieſen finſtern blutgetränkten Boden, auf dem der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund mordete. Ein einer höhern Moral erſchütterten. Frankreich hieß damals jeder Schrecken, kein Verbrechen gab es, das an den Ufern der Seine nicht offen verübt wurde, die erregteſte Phantaſie konnte ſich kein ſo entſetzenvolles Gemälde träumen, als es der Boden der jammervollen Provinzen des einſt ſo glücklichen, ſo reichen, ſo ſegensvollen Frankreichs darbot. An den Höfen deutſcher Fürſten lebten die Flüchtlinge und füllten das Ohr der fremden Machthaber mit Klagen. Nie hatte man geglaubt, daß es bis dahin kommen würde. Dicht vor den Thoren der Hölle wähnte man noch, daß die verſchloſſene Pforte ein Panen Palaſtes hielt eine lärmende Geſellſchaft Bürger eine Orgie von der wildeſten Art. Bei dem Lichte der Kerzen in goldenen Girandolen lag der wilde Kreis in zerlumpten, von Blut beſpritzten Kleidern, auf ſeidenen Polſtern und Sophas. Ein Theil war vom übermäßigen Genuſſe der koſtbaren Weine und Speiſen betäubt, in Schlummer geſunken, und kein noch ſo brüllender Geſang, kein noch ſo laut geheulter Trinkſpruch vermochte ſie zu wecken. Die Gemälde rund umher im Saal, eine Ahnenfolge des Hauſes darſtellend, trugen die deutlichſten und auffallendſten Spuren der Verwüſtung. Man hatte die Köpfe der ehrenwerthen alten Herzöge halboffenen Nebenzimmer, unter den niedergelaſſenen dichten Seidenbehängen floß — o grauſenvoller Anblick — ein dunkler Strom Blutes hervor, entquollen den Körpern der Gemordeten, die man hinwegzuſchaffen, ſich nicht die Mühe genommen, und die noch in ihren Betten lagen. Der Blutſtrom nahm ſeinen Weg durch den Saal, wo er ſich mit dem verſchütteten Wein miſchte und das Antlitz und die Kleider der Schläfer färbte, die in ekelerregenden Stellungen den Boden deckten und nur eine ſchmale Straße für die noch Wachenden frei ließen. Um dieſe ſchlüpfrige Straße ohne Gefahr des Ausgleitens zu betreten, waren Haufen Sands und ſaß der bleiche Clareton, ebenfalls in einer phantaſtiſchen zerlumpten Uniform prangend, nur Briſſon hatte es verſchmäht, eine Tracht zu wählen, die ihm durch die Erinnerung an die Zeiten der Tyrannei verhaßt war, und ſaß in einem ſchwarzen halb geiſtlichen, halb weltlichen Anzug da. Das wildgelockte Haar trug Spuren des Puders. Die ſorgfältig geknüpfte Halsbinde zeigte verdächtige rothe Flecken. Der eine Arm Briſſon's hing in der Binde.

Das Geſpräch dieſer Drei wurde leiſe geführt und die heiſern, flüſternden Stimmen redeten faſt immer alle zuſammen, ſo daß Lafoſſe von Zeit zu Zeit mit einem derben Fauſtſchlag ſich jetzt eine ſeltſame Geſtalt hinein. Sie war lang, dürr und trug ſich ſo gebückt, daß mit Hülfe der eng anſchließenden ſchwarzen Kleidung, die ſie trug, die Figur des Buchſtabens S ſichtbar wurde. Das abgemagerte Geſicht, die lange knöcherne Naſe, die vorgetriebenen, nach allen Seiten hinſtarrenden Augen, die dürren langgeſpalteten Hände, die wie taſtend vorgeſtreckt waren, machten inmitten der abenteuerlichen Gäſte dieſes Saals dieſe Erſcheinung dennoch zu einer ſehr auffallenden. Briſſon gewahrte ſie zuerſt und winkte ihr. Da kommt unſer deutſcher Pfarrer! rief er. Guten Abend Bürger — wie heißt Ihr doch? Verlangt nicht, Ich kenne den Namen ſelbſt nicht, ich will ihn nie wieder hören. Gebt mir Wein; mich dürſtet.

Er ſtürzte den Inhalt eines mächtigen Silberpokals, den Lafoſſe ihm zuſchob, gierig hinab, ſeufzte dann tief auf und ſah mit ſeinen ſtarren, farbloſen, gläſernen Augen die Tafel umher.

Nur fröhlich, Pfarrer! ſchrie Briſſon, indem er ſeinem Nachbar einen tüchtigen Stoß in die Seite gab; mach uns Deine Späße vor. Du weißt, wenn wir Dich ſehen, ſo lachen wir, und ein guter Bürger, wenn er den Tag über ſeine Pflicht gethan, lacht gern am Abend über einen guten Spaß.

Der Boden iſt zu glatt, ſagte der Ange-

— wie noch die verfluchte königliche Oper beſtand, einen Pierrot ſo wild die magern dürren Beine in die Luft ſchleudern, als Du es mit den Deinigen zu Stande bringſt. Nur iſt der Unterſchied, daß Deine Beine ſchwarz ſind und ſeine weiß. Tanzteſt Du ſchon in Deiner Jugend?

Nein, entgegnete der lange Dürre. Ich tanzte in meiner Jugend nicht. Ich diente Gott und die Diener Gottes dürfen nicht tanzen.

Das bedauerſt Du wohl, guter Bürger? Wie weit hätteſt Du es bringen können, wenn Du ſchon damals gewußt, daß es keinen Gott gibt, daß Du ihm alſo nicht zu dienen brauchteſt.

Jetzt weiß ich es aber und darum tanze

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12146/007

bemerkte kaum, daß er der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden, als er ſich von ſeinem Sitze erhob, Sprünge machte, Grimaſſen ſchnitt und eine tolle ſinnloſe Rede hielt voll der gemeinſten Spöttereien über die Religion, und der niedrigſten, unſauberſten Späßchen. Die Zuhörer und Zuſchauer klatſchten Beifall und immer näher drängten die Maſſen ſich heran, um den Gaukler in der Nähe zu betrachten, um ſich keine ſeiner Verzerrungen unbeachtet entgehen zu laſſen. Der Tumult, das Beifallrufen und das Gelächter ſtieg auf eine Höhe, auf der es unmöglich war, den Darſteller von ſeinem Publicum zu unterſcheiden. Alles wurde ein lachendes, tobendes, brüllendes Gedränge.

Während dieſer tumultuariſchen Scene traten drei Gäſte in den Saal und nahmen einen entfernten Platz ein. Sie zeigten ſich ſtill und beobachtend. Ihre Kleidung hatte nichts Auffallendes, der Ausdruck ihrer Mienen war ohne

Leidenſchaft, aber ihre Blicke verriethen, daß ihrer Beobachtung kein Gegenſtand im Saale entging. Der Eine dieſer Drei war ein Neger mit ſchneeweißem Haar und buſchigen Augenbrauen. Seine dunkelglühenden Augen waren es vorzüglich, die die Geſellſchaft am Tiſche muſterten und unruhig, bei jedesmaligem Oeffnen der Thür, etwas zu ſuchen ſchienen. Von Zeit zu Zeit ſtand er auf und machte einen leiſen, ſchleichenden Gang an den Wänden hin und kam dann mit eben der Vorſicht auf ſeinen Platz zurück.

Die Gruppe um den Pfarrer wurde jetzt nach einer kleinen Pauſe der Erſchöpfung wieder beſonders lärmend, und zog daher die Aufmerkſamkeit des greiſen Negers ausſchließend an ſich. Er näherte ſich dem Tiſch ſo weit als es ſein Wunſch, nicht beobachtet und erkannt zu werden, erlaubte. Der Pfarrer in ſeiner Aufregung, indeß er ſich mühte, die Gier ſeiner Zuſchauer nach immer neuen Poſſen zu befriedigen, wurde durch den Blick zweier Augen geſtört, die unausgeſetzt und mit geſpenſtiſchem Ausdruck auf ihm ruhten. Der Blick dieſer Augen verwirrte ihn, brachte ihn aus der muthwilligen Laune und er fing an zu ſtammeln und irre zu reden. Der Neger, als er die Wirkung ſeiner Gegenwart bemerkte, ſchlich ſich wieder leiſe fort und nahm ſeinen Platz bei den Gefährten ein.

Was haſt Du? fragte der Eine, indem er den Alten mit Mißtrauen betrachtete. Iſt Dir etwas begegnet? Haſt Du eine Spur entdeckt und willſt ſie uns verheimlichen?

Der Alte zog ſein Antlitz in die wunderlichſten Falten. Er riß die Augen auf, blies in die Hände, machte darauf eine Menge unverſtändlicher Zeichen, die er mit einer gleichen Anzahl Grimaſſen verband, und zeigte dann endlich mit einem verſtohlenen Wink auf die Gruppe im Saal.

Kennſt Du den wahnſinnigen Thoren, der ſo frech läſtert? fragte der ernſte Mann, der dem Alten zur Rechten ſaß.

Wohl kenne ich ihn, Bruder Calixt, entgegnete Erich. — Es iſt der Mann, der ſeinen Gott ſuchen ging, den er verlor.

Dem Miſſionär wurde jetzt jene ſeltſame und grauſenvolle Erzählung deutlich erinnerlich, die er unter den Papieren, die der Neger ihm hatte zuſtellen laſſen, gefunden. Du ſahſt ihn alſo, und wo? fragte er den Alten.

Er kam in unſer Land, entgegnete Erich. Er kam wie ein Schatten der Nacht und ſchwand auch ſo wieder. Die Papiere fand ich in meiner Hütte eines Morgens und ein Brief lag dabei, der da ausſagte, daß es ſeine Geſchichte ſei. Ich war damals verſtockt und böswillig gegen die Chriſtusreligion, und da kam mir das Geſchichtchen vom verlorenen Gott gerade zu rechter Stunde. Jetzt aber, da ich durch Dich bekehrt bin, Bruder Calirt, durch Deine Thaten, nicht durch Deine Worte, jetzt kümmert mich der Pfarrer und ſeine Geſchichte wenig.

Er begleitete dieſe Rede mit einem ſo wunderlichen unpaſſenden Geberdenſpiel, daß der junge Fleury, ungewohnt dieſer Eigenheit, laut zu lachen anfing. Calirt reichte dem Alten die Hand, die dieſer inbrünſtig küßte.

In dieſem Augenblicke näherte ſich den drei Genoſſen die ſchwankende dünne Geſtalt des Pfarrers. Es war ein Gezänk am Tiſche ausgebrochen und dieſe Gelegenheit, unbemerkt zu entſchlüpfen, hatte er benutzt und wankte jetzt im Saale umher. Erich, ihn bemerkend, ſprang auf ihn zu und ſtellte ſich dicht vor ihn hin mit der Frage: ob er ihn kenne?

Mein guter Herr, entgegnete der Gefragte lächelnd, ein ſchwarzes Geſicht hat immer mehr

Anſpruch, wieder erkannt zů werden, als ein weißes. Ich glaube Sie irgendwo, vielleicht in Amerika geſehen zu haben.

Richtig! rief Erich. Es freut mich, daß Du doch noch ein Gedächtniß haſt, Pfarrer.

O ich vergeſſe nichts! rief der Mann, und über ſein maskenhaftes Geſicht glitt ein Zucken, wie der flüchtige Schein ferner Blitze über einen dunkeln Nachthimmel.

So weißt Du denn auch, fuhr Erich fort, daß Dein jetziges Leben ein anderes iſt, wie Dein früheres.

Mein jetziges Leben, ſagte der Pfarrer und ſeine Züge nahmen den Ausdruck einer wilden Freude an, iſt ein Leben voll der prächtigſten Genüſſe. Ich habe gemordet und geraubt, weil ich Andere morden und plündern ſah; ich habe in der Nacht ſchöne Frauen und am Tage herrlichen Wein und köſtliche Speiſen. Wenn ich noch fünf Körper hätte, ich könnte ſie alle mit Wolluſt verſorgen.

Calirt wandte ſich ſchaudernd ab. Nur noch eine Frage, rief Erich. In jener Nacht, als Du von langer Wanderung heimkamſt, als Du Jemanden ſuchteſt —

Bei dieſen Worten fuhr ein Zittern durch die dürren Glieder des Pfarrers; im Augenblick war es jedoch verſchwunden und die frühere freche Luſtigkeit bildete wieder den Ausdruck ſeines Geſichts.

Wen brachteſt Du da nach Hauſe? Wen deckten die langen Hüllen? fragte Erich.

Wen? lachte der Pfarrer. Ein Weib; eine gefällige luſtige Geſellſchafterin für meine Einſamkeit.

Calirt vermochte den ſchneidenden, zerſtörenden Eindruck, den dieſe Worte in Bezug auf jene Erzählung, auf die Schilderung der fürchterlichen Nacht des Unglücklichen hervorbrachten, nicht zu ertragen. Er ſprang wild auf, faßte die Rechte des Pfarrers und rief: Unſeliger! wärſt Du noch einmal ausgegangen, ihn zu ſuchen, Du hätteſt ihn gefunden.

Die ſtarren Augen des Pfarrers wurden noch ſtarrer, die knöchernen Züge noch vorragender. Seine Bruſt hob ſich heftig, er faßte mit beiden Händen Calixt's Schultern und ihn mit einem durchbohrenden Blicke anſehend, rief er in dumpfen Grabestönen: Was ſagſt Du? Ich hätte ihn gefunden? Und wo? — wo? — wo? —

Da, wo ich ihn gefunden! rief Calixt und ein unendlich warmer Gottes-Liebesblick drang aus der Seele des Miſſionärs in die arme verödete Bruſt des Pfarrers. Die dürre Geſtalt brach ſichtlich zuſammen. Er ſetzte den Becher Weins, den er eben zum Munde führen wollte, raſch hin, und man hörte ihn einige unverſtändliche Worte murmeln.

Wo? rief die hohle Stimme. Wo? — Er ſtürzte wild auf Calixt zu und griff an ſeine Bruſt. Sage mir, wo? oder ich erdroßle Dich — jetzt — auf der Stelle! — Ich morde gern, und Dich — Dich möchte ich morden.

Calixt rang mit ihm und warf ihn auf den Seſſel nieder.

Er ſtürzte zu den Füßen des Miſſionärs, die er umſchlang, und mit einer völlig veränderten Stimme ſeufzte er die Worte hin: O gib ihn mir, laß mich ihn finden! Und ich gebe Dir für eine jener armen, verlaſſenen Nächte, wo ich in Lumpen gehüllt, auf einem ärmlichen Lager lag, aber ihn bei mir hatte, das linde Säuſeln ſeiner Allgegenwart an meiner heißen Stirne fühlte, ich gebe Dir für eine ſolche arme Stunde alle Wolluſt meiner jetzigen Tage. Laß mich nur noch einmal den kleinen Pfad durch die Gräber des Gottesackers gehen, noch einmal die kleinen rothen Blumen küſſen, die

die Schwelle meiner Dorfkirche umblühten! Ach nur noch einmal laß mich ſeinen Namen nennen, ein Name, ſo theuer einſt meinem Herzen! — Aber nein! Du kannſt es nicht, kein Menſch kann es — Gott auch nicht — denn es gibt keinen.

Schweig! rief Calixt — Du weißt nicht, was Du redeſt — Elender! —

Und warum entzog er ſich mir, winſelte der Pfarrer? Hat eine Creatur ihn geſucht, ſo war ich es; und immer — immer nichts wie grauſame Oede und Leere! Keine Antwort auf meine Frage; keine — keine. —

Dieſe ſo ſchauerlich hingemurmelten Worte verloren ſich in dem Ausbruch des wildeſten Tumults, der am Tiſche, im Kreis der Zecher, jetzt laut wurde. Viele Stimmen ſchrieen nach dem deutſchen Pfarrer, andere brüllten geiſtliche Lieder und mitten hindurch vernahm man wehklagende, bittende Laute.

Um Gotteswillen! ſchrie Fleury, der, während Erich und Calixt ſich mit dem Pfarrer beſchäftigt hatten, im Saale herumgeſpäht hatte. Sie ſchleppen zwei Frauen vor das Tribunal. —

Wer ſind ſie? fragte Calixt.

Noch decken ihre Antlitze Schleier, entgegnete der junge Franzoſe; aber die Geſtalt der Einen, ihre edle, kühne Haltung — o Gott, ich täuſche mich nicht, es iſt meine Wohlthäterin, es iſt die Marquiſe.

Die Wüſtlinge brachten den Pfarrer mit Gewalt hinweg, indem ſie ihm mit donnernden Flüchen anbefahlen, eine poſſenhafte Trauungsceremonie auf der Stelle zu vollziehen. Die Braut war eine jener Damen und der Bräutigam der wilde Lafoſſe, der von ſeinem Sitze auftaumelte und Verſuche machte, den Schleier ſeiner Auserwählten zu lüften. Die Bedrängte wehrte ſich ſtandhaft und mit Muth, dennoch ward von rohen Fäuſten ihr der Schleier entriſſen. In dem Augenblicke vernahm man einen lauten Schrei. Zwei Männer machten ſich Platz durchs Gedränge und ſtellten ſich zwiſchen der Entſchleierten und dem wüthenden Laſoſſe.

Nun was ſoll das? ſchrie dieſer. Werde ich mein Bräutchen bekommen, oder nicht? Wird der Pfaffe ſein Sprüchlein plärren, oder ſoll ich ihm die Kehle mit dem Meſſer löſen?

Bürger! rief Fleury; mit aller Achtung für Ihre erhabene Stellung und Ihren hohen Rang — aber an dieſer Dame werden Sie ſich nicht vergreifen! Bürger, Sie werden es nicht thun — Ich nenne Ihnen den Namen der edlen Dame, es iſt die Gemahlin des Marquis Hippolyt von Rohan — Frankreich kennt dieſen Namen und die Nation ehrt ihn.

Hund von einem Ariſtokraten! brüllte Laſoſſe. Nieder mit Dir! Wo iſt der Pfarrer?

Hier! riefen mehre Stimmen und der Gerufene wurde gewaltſam hingeſchoben.

Reicht mir Eure Hand, ſchöne Dame, rief Lafoſſe. Ihr ſeid nicht die Erſte an dieſem Tage, die ich mir antrauen laſſe. Ich habe der hübſchen Frauen viele und ſie vertragen ſich ſehr wohl miteinander.

Die Marquiſe bebte ſchaudernd zurück vor der Berührung der blutigen Fauſt.

Nun, Ihr ziert Euch? ſchrie der Trunkene. Ihr wollt gebeten ſein? Aber nein, Frau Marquiſe! Ich bin ein Freiwerber eigner Art. Hier meine Hand, Dame — oder dort — das Blutgerüſt. — Wählt.

Ich wähle das Blutgerüſt! entgegnete die feſte und männliche Stimme Eliſabeth's.

Schleift ſie bei den Haaren fort! kreiſchte Lafoſſe. Wälzt ſie im Straßenkoth, tretet ſie mit Füßen, ſpeit ihr in's Geſicht; ſo ſterbe die ariſtokratiſche Brut und Frankreich werde frei von ihr.

Ein wilder Chorus wiederholte dieſe Worte. Der Gefährte Eliſabeth's fiel mit einem lauten Schrei in Ohnmacht. Eine Menge ſchwarzbrauner haariger Arme ſtreckte ſich nach der Marquiſe aus. Calixt und Fleury drangen gewaltſam vor. Der Letztere hieb nach Laſoſſe und brachte ihm eine tiefe Wunde in der Bruſt bei. Mit einem Tigerſatze ſprang der Blutende auf ſeinen Feind los und ein Dolchſtich ſtreckte den armen Fleury nieder.

Calixt! flüſterte Eliſabeth — Freund, Bruder! Ich ſterbe — verſuche nicht mich zu retten! O wäre ich Deinem Rathe gefolgt.

Muth! Muth! Eliſabeth! war die leiſe Antwort des Miſſionärs. Sein Blick irrte durch die wilde Maſſe; rings waren drohende Geſichter, blitzende Waffen gegen ihn gewendet. Es wäre Wahnſinn geweſen, hier auf dem Wege der Gewalt ſiegen zu wollen. Calixt beſann ſich auf ein anderes Mittel, auf ein Mittel, das ſchon einmal ſein und ein geliebtes Leben gerettet hatte. Er umfaßte raſch Eliſabeth und mit der andern Hand ſeine Bruſt entblößend, zeigte er der Menge die blitzende Decoration des Freimaurer-Ordenszeichens. Bürger! rief er: Achtung vor dieſem Zeichen! Ich ſtehe im Schutz der unbekannten Richter, die über Frankreichs Wohl wachen! Wagt es nicht, mich zu beleidigen.

Die Geſchichte der Empörungen der verſchiedenſten Perioden und Zeiten hat bewieſen, daß, wenn alle menſchlichen und göttlichen Geſetze ihre Macht auf die verwilderte Maſſe verloren haben, eine Gewalt noch ihre Wirkung behauptet, es iſt die Gewalt des Myſteriöſen. Je mehr der Glaube erſchüttert iſt, deſto mächtiger wirkt der Aberglaube. Ein geheimer Orden, mit ſeinen dem Tageslichte entzogenen

Schrecken, zügelt eine Horde Mörder, welche die Altäre umgeſtürzt und den weltlichen Arm des Gerichts gelähmt haben. So wirkte die alte Vehme im barbariſchen Mittelalter, ſo die Freimaurer in jenen Zeiten der Revolutionsgreuel.

Ein Eingeweihter der großen Loge im Oſten! flüſterten mehrere Stimmen. Achtung den im Dunkeln arbeitenden Bürgern! Es gibt keinen Gott, es gibt aber eine große Loge im Oſten! Achtung vor ihr! Schonet ihre Eingeweihten!

Ich ſage nieder mit dem Hunde! brüllte Laſoſſe. Keine Blendwerke ſollen uns verführen!

Während die Menge unſchlüſſig zauderte, welchem Antriebe ſie folgen ſollte, machte ſich Calixt Bahn und führte raſch die Marquiſe zur Treppe. Die Mörder, ſeine Abſicht errathend, ſtürzten ihm nach, der Saal gerieth in Aufruhr und neue Gefahren wären unfehlbar über unſere Freunde eingebrochen, wenn nicht in dieſem Augenblicke eine Anzahl gefeſſelter

Frauen und Männer vor das Tribunal geführt worden und deſſen Aufmerkſamkeit von den Flüchtlingen abgezogen hätte. Ungehindert erreichte Calixt mit den beiden Frauen und Erich die Treppe und Straße. Hier brachte ſie ein Wagen nach einem Thore, das Eliſabeth bezeichnete und wo, wie ſie ſagte, ein Retter, der zur Flucht behülflich ſein wolle, auf ſie warte.

Man erreichte glücklich das Thor, und Arthur von Beaulieu empfing die kleine Geſellſchaft Flüchtlinge. Er forſchte nach dem Marquis, und Eliſabeth's Gefährtin berichtete, wie er in einem muthvollen Gefecht vor wenig Stunden den Tod gefunden, wie die jetzt ſchutzloſen Frauen von der Menge fortgeriſſen in jene Verſammlung geſchleppt worden, wo Calixt ſie befreit. Eliſabeth's Thränen beſtätigten die Wahrheit dieſes Berichts. Arthur von Beaulieu und Calixt weihten dem Andenken des edlen Mannes einen Moment ernſter, tiefgefühlter Rührung dann aber drängte der Erſtere ſchnell weiter, denn die Augenblicke waren koſtbar, und ſo lange noch nicht die Grenze Frankreichs überſchritten war, konnte jede Minute Gefahr bringen.

Die Gefährtin Eliſabeth's war Niemand anders als die kleine Blodby, die aus Dankbarkeit, daß ſie und ihr Geliebter bei der Marquiſe Schutz gefunden, dieſe im Unglück nicht verlaſſen wollte. Die Thränen des armen Mädchens über das Schickſal ihres Freundes vermehrten den Kummer Eliſabeth's. Noch hatte keine traurigere und ſtillere Geſellſchaft Frankreichs Grenze überſchritten. Eliſabeth's Herz war zerriſſen; der blutige Leichnam ihres Mannes ſchwebte ihrem Blicke ewig vor; ſie ſchied von dem Lande, das Verwirklichung ihrer liebſten Träume, ihrer heiligſten Ideen ihr verſprochen und dies Verſprechen ſo furchtbar, ſo grauſam gebrochen hatte. Calixt's Geiſt war tief gebeugt; die einſt ſo innig Geliebte war ihm entfremdet. Er wünſchte, er hoffte nicht, was ſie wünſchte und hoffte. Sein innerſtes Leben hatte ſich von dem Leben Eliſabeth's abgelöſt. Er hatte ihr Lebewohl geſagt, Lebewohl auf ewig in jener ſchrecklichen Stunde, als ſie ihn gehen hieß, als ſie ſein Herz, ſeinen Willen ſo grauſam verkannte. Micha hatte ihm die irdiſche Liebe geraubt, die göttliche Liebe hieß ihm unerbittlich Eliſabeth entſagen. Das Weib der kühnen und ſtolzen Ideen, das Weib voll erhabenen Ehrgeizes und ungemeſſenen Stolzes — dieſes Weib, ſo irdiſch groß ſie war — konnte nicht ſein Weib ſein. In dieſer ſchönen flammenden Seele hatte der Jüngling mit Entzücken ſein Bild erblickt; der Mann, mit der ernſten, geprüften Gottliebe im Herzen, wandte ſich ab von dem prächtigen Spiegel, dem Sinnbilde einer reinen, edlen, großen — aber doch nur irdiſchen Befähigung. Er war ernſt und mild an der Seite Eliſabeth's. Keine Klage entglitt ſeinen Lippen, kein

Vorwurf — und was ſollte er ihr vorwerfen? War ſie nicht Dieſelbe geblieben? Haftete irgend ein Flecken an ihrer Seele? Nein, was Calirt von Eliſabeth ſchied, war nur der Ausſpruch der allertiefſten, geheimſten Weſenheit Beider, die Hieroglyphe, die Gott ſelbſt in unſere Bruſt zeichnet, und deren myſteriöſe Signatur uns oft trennend von dem beſten Freunde, von der innigſt geliebteſten Freundin unterſcheidet. Eliſabeth, die nicht ſo ſcharf ſah, nicht ſo feſt unterſchied, nicht mit ſo klarer Gewiſſensſtärke prüfte, hoffte auf die Wiederkehr des Freundes. Sie erwiederte die Liebe, die Calirt ihr zeigte, mit jener Zärtlichkeit des Weibes, die ſo viel Rührendes hat, und wenn ſie auch lange nicht den höchſten Seelenbund erreicht, doch an Würde und Zartheit jede andere Neigung überflügelt.

Von dieſen Trübgeſtimmten und Entmuthigten war Arthur von Beaulieu noch der von der Hoffnung am wenigſten Verlaſſene. Der Tod des

Marquis erſchütterte ihn, aber in ferner Zukunft ging ihm ein glänzender Stern auf. Er liebte die Marquiſe, ſie war ſeiner ritterlichen Jugend das Bild der Schönheit und des Adels, zu dem er aufſah, ſie war die Dame, der er ſich geweiht hatte. Eliſabeth dagegen ſah in dem jungen Schwärmer die poetiſche Lebensanſicht wurzeln, der ſie ſich zugewendet und fand in ſeinem regen Geiſte, in ſeinem nie ſchlummernden Enthuſiasmus das ergiebige Feld, in dem die Früchte reiſten, die ſie anzupflanzen nie ermüdete. Arthur und Eliſabeth verließen Beide in tiefer Trauer Frankreichs Boden. Oft wandten ſie, als die Grenze überſchritten war, ihre Blicke zurück; kein Wort, kein Seufzer wurde laut, aber der Schmerz, der im Buſen Beider wühlte, verrieth ſich in Stille und Einſamkeit. Wenn Eliſabeth in Calixt's Blicken vergebens nach einem Zeichen ſympathetiſchen Mitgefühls geſpäht, ſo wandte ſie ſich trauernd ab, und da begegneten ihr Arthur's Augen, in denen Thränen perlten und die die ganze Fülle jenes heiligen, ſchönen Schmerzes beſeelte, die ſchwärmende Seelen empfinden, wenn ihnen die Wirklichkeit ihre trügeriſchen Hoffnungen unerbittlich raubt, ihnen die Haltloſigkeit ihrer Träume zeigt. Das erſte und letzte Wort, das Arthur und Eliſabeth über dieſen Gegenſtand wechſelten, war das gegenſeitige Gelöbniß, nach Frankreich, ſo bald als möglich, wieder heimzukehren.

Wenn wir daran gehen, von dem Helden unſerer Geſchichte Abſchied zu nehmen, wenn wir die Fäden langſam löſen, die an einen würdigen Gegenſtand uns banden, einen liebgewordenen Schauplatz uns anſchicken zu verlaſſen, ſo übermannt uns eine Scheu, ein Unmuth — wir mögen den Blick auf keinem der Gemälde haften laſſen, die wir aufgeſtellt, und deren letztes jetzt unſerer Hand entrollt. Sie alle zeigen uns Lücken und Unvollkommenheiten. Handelt es ſich um das inhaltreiche Leben eines Kriegers, eines Staatsmanns, ſo ſind kühn entworfene Züge an ihrem Platze. Das Gemälde kann nicht reich, nicht blendend genug ausfallen; die Maſſe der handelnden Figuren kann nicht leicht zu groß werden — aber hier — das Leben eines Jünglings und Mannes, der den Pfad religiöſer Intelligenz wandelt — einen ſo ſtillen, einen ſo wenig romantiſchen Pfad — welche Effecte bietet ein ſolches Bild dar? Es iſt eine Geſchichte des Herzens, und wie bei allen Geſchichten des Herzens ſind die ſchönſten Stellen die, welche der gefühlvolle Leſer zwiſchen den Zeilen des Buches herauszuleſen verſteht. Wir können unſern Miſſionär bis ans Ende der Welt führen, ihn Zuſtände erleben laſſen, ihn in Situationen führen, die den vollen Zauber des Abenteuerlichen haben, aber würden wir dabei nur um eine Spanne den Weg ſeines Herzens gefördert haben? Dieſes macht oft Rieſenſchritte, indeß alle äußern Begebenheiten ruhen. Die Ueberzeugungen meiner Seele, die mit Gott verkehrt, wandeln eine ſo geheimnißvolle Straße, daß nur die gläubige Inſpiration es wagt, die Marken dieſer Wanderung zu beſtimmen. Wir haben es verſucht, die Geſchichte der innerlichen Beſtrebungen unſeres Helden an äußerliche Verhältniſſe zu knüpfen, wir haben ihn durch die Schrecken einer zerſtörten Geſittung und durch die freundlichen Auen einer noch unangetaſteten Natur geführt; ein reiches Menſchenleben iſt dabei hingefloſſen, aber werden wir es wagen dürfen, in wenigen Worten die Summe der religiöſen Erfahrungen zu ziehen, die aus dieſem Leben hervorgingen? So möge denn zum letzten Mal der Freund vor unſern Blicken erſcheinen. Wir finden ihn verändert, denn zehn Jahre ſind ſeit den Begebenheiten, die wir im vorigen Abſchnitt geſchildert, verfloſſen.

Es war an einem klaren Frühlingsmorgen, als auf dem Kirchhofe zu Herrnhut, dieſem ſchönen einem Garten ähnlichen Ruheplatze, zwei Männer ſich in ernſtem Geſpräche ergingen. Der Eine von ihnen ſchritt tief gebeugt an einen Stab gelehnt, der Andere zeigte ſich als ältlichen, aber noch kräftigen Mann. Sie hatten ſich eben von einer Bank erhoben, die zur Seite eines Grabes ſich befand, das für beide einſame Pilger ein gleich ſtarkes Intereſſe zu haben ſchien. Es war Libuſſa Nohatz, die hier ruhte, und ihr zur Seite waren die Ruheſtätten zweier Auswanderer, die fern von ihrer Heimat hier in der Erde eines fremden Welttheils ſchlummerten. Es war die treue Negerin, und Erich, der Alte von der Inſel St. Thomas. Er hatte bis auf den letzten Lebenshauch ſeinen Lehrer und Freund nicht verlaſſen. Die Liebe, mit der er an ihm hing, war rührend und ſeine letzten Worte an Calixt waren geweſen: Ich gehe, bei dem guten Gott der Chriſten, deſſen Kind ich durch Deine Hülfe geworden, für Dich ein Plätzchen in ſeinem Himmel zu erbitten. Ich werde ihm erzählen, wie Du einſt in meine niedere Hütte kamſt, wie Du von den Früchten meines Baumes aßeſt, und wie Du darauf zu mir ein Wort redeteſt, das meine harte Seele erweichte und mich finden ließ, was ich lange vergebens geſucht.

Die beiden Männer und innigen Freunde, die dieſe drei Gräber beſuchten, waren Calixt und Johannes. Der Letztere hatte ein hohes Alter erreicht und war jetzt bereit, ein ſchönes, heiliges Leben, voll Gottesſtille und Gottesfreude zu beſchließen. Er hatte auf Wunſch ſeines einſtigen Schülers noch einmal die letzten Lebenstage der alten Libuſſa geſchildert, und Calixt vergoß Thränen, als er die Stimmen längſtverklungener Zeiten lebendig an ſein Herz ſchlagen hörte. Er ſah das liebe Geſicht der Alten, dies Geſicht, würdig, in ſeiner ehrwürdigen Schöne eines der frommen altteſtamentariſchen Frauen darzuſtellen, er ſah es, wie es in mütterlicher Zärtlichkeit ihm zugewandt war! Wie das Auge, im Todeskampfe brechend, immer noch liebend auf ihm ruhte! Jener erſte Abend, als er heimkehrend ſie am Fenſter ſitzen ſah — ſtieg mit ſeinem ganzen märchenhaften Zauber neu vor ſeine Seele. Wie friſch, wie jugendlich, wie kühn war er damals — wie lächelnd und freudeglänzend blickte er aus der Nacht hervor! Und jetzt? — Die Nacht hatte ſchwer und düſter drückend auf ihm gelegen. Sein Haupt war geſenkt, die blonde Locke gebleicht, das Auge erloſchen! — Aber das Herz — es war nicht ertödtet.

Meine Kraft iſt hin — rief Johannes; die wenigen Schritte ermüden mich ſchon, ich werde mich ſetzen müſſen. Sieh' hier dieſes Plätzchen, Freund — hier trifft uns der volle goldne Strahl der ſchönen Sonne. Hier ſetze Dich zu meiner Seite.

Calixt gehorchte. Er ſchlang den Arm um den Nacken des Greiſes und zog deſſen Silberhaupt leiſe und liebkoſend an ſeine Bruſt, indem er einen Kuß auf die ehrwürdige Stirn drückte. O mein Gott, rief er, wodurch verdiene ich die Seligkeit, Dich, mein Johannes, auf den letzten Schritten Deines Lebenspfades noch begleiten zu dürfen? Aber — o Himmel! — welch ein Schmerz, wenn ich an die nahe Trennung denke! Ich habe nicht gelernt, ohne Dich zu leben.

Nicht ſo, mein Geliebter! rief Johannes ernſt. Die Schatten unſerer Todten hören uns und eine ſchwere Anklage ruht in Deinen Worten. Laß Troſt und Liebe Dein Herz erfüllen.

Ach dieſes Herz iſt auserleſen, einſam zu ſtehen! — rief Calixt und lehnte weinend ſein Haupt an Johannes' Schulter.

Mein Sohn, wenn Menſchen ſich von uns wenden, Gott bleibt uns treu.

O Eliſabeth, — Micha! ſeufzte Calixt.

Verbanne ſie aus Deinem Gedächtniß, rief Johannes. Willſt Du dem Herrn gehören, ſo ſei ganz ſein.

Warum ſtehen ſeine Auserwählten ſo einſam? fragte der Miſſionär, und ein Fröſteln durchzitterte ſeinen Körper, die Hand bebte, die die Rechte des Greiſes faßte. Dieſer wandte ſich langſam um und ſein dunkles Auge ruhte mit Vorwurf auf dem Manne, den in dieſem Augenblick grauſame Schmerzen peinigten.

Calixt! welche Worte muß ich hören?

Mein Vater! vergib, ſtammelte der Gebeugte. Ich habe gerungen, Gott wird mir Sieg verleihen — aber mein Herz bricht —

Mein Sohn! flüſterte Johannes und ſchloß ihn in ſeine Arme, gleichſam wie ſchützend gegen drohende Gefahr. Erwache, erwache aus dieſem böſen Traum. Wie ſchrecklich, wenn erneute Zweifel Dich beſielen — jetzt, wo Du abgeſchloſſen haben ſollteſt mit der Welt.

Du irrſt Dich, mein Vater! rief Calixt und ſeine Stimme nahm ihre ganze Feſtigkeit und Würde an. Mein Glaube ruht feſt geſichert in dieſer Bruſt, ihn erſchüttert das wehmüthige Lächeln nicht, das ich der Vergangenheit zolle.

Dein Glaube, Calixt? Du vermiedeſt immer, ihn mir näher zu bezeichnen. Benutze dieſe ſtille Stunde, mein Sohn. Sprich offen. Biſt Du noch in voller Ueberzeugung ein Genoſſe unſerer Verbrüderung?

Nein, mein Vater, entgegnete der Miſſionär feſt. Im innerſten Geiſte habe ich mich von der Lehre Zinzendorff's losgeſagt. Sie ſchließt die lebenvolle Welt aus, und ich kann ihrer nicht entbehren. Die Lehre von der grenzenloſen, alle Kräfte des Menſchen verſchlingenden Liebe iſt ein erhabener Gedanke, doch ſo ins Leben gerufen, wie ich es hier ſehe — befriedigt er die Seele mir nicht. Ich ſah ein kleines, ärmliches Geſchlecht erwachſen und ich möchte ſtarke, ſchöne, mächtige Seelen erzeugen. Die Idee war ſchön, aber ſie hat ſich frühe abgenutzt und liegt nun unbrauchbar da.

Und doch biſt Du ein Miſſionär dieſer Lehre geworden? rief Johannes mit Vorwurf.

Ich bin es geworden, entgegnete Calixt, weil ich eine Form wählen mußte, unter der der Geiſt predigt. Aber wo ich nur irgend dieſe Form zerbrechen konnte, that ich es, und das was da aus meiner vollen Seele emporquoll, wofür ich keine Form, keinen Namen hatte, Das, war das eigentliche fruchtbringende Korn, der Schlüſſel, der mir die Seelen öffnete.

Und dieſes Neue, welcher beſtehenden Form paßteſt Du es am beſten an?

Keiner. Alle Formen erſchienen mir abgenutzt, rief Calixt leidenſchaftlich, aber feſt. Nie iſt der Glaube, die himmliſche Liebe vielleicht thätiger geweſen als in unſern Tagen; aber unſer Bemühen, alte Formen auf neue Offenbarungen zu paſſen, macht, daß die himmliſche Strömung ungenutzt verloren geht.

So möchteſt Du der Gründer einer neuen Sekte werden? fragte Johannes und blickte aufmerkſam in's Auge ſeines Freundes.

Nein, erwiederte der Miſſionär nach einer Pauſe. Die Zeit arbeitet und ſchafft; ich möchte nicht das Alte einreißen, bevor das Neue Geſtalt angenommen und ſich thätig bewähren kann. Aber kommen wird die Zeit, ſie iſt vielleicht ſchon nahe, wo wir eine neue Form finden, in der das religiöſe Bewußtſein ſich verkörpert. In meiner Bruſt glüht die Flamme. Ich warf die irdiſche Liebe dahin, ich wies den glänzenden edlen Weltgeiſt in Geſtalt eines Weibes von mir, weil die Stimme mich trieb. Mein Alles, mein Einziges iſt Gott — aber es iſt der Gott der Bewegung. Grenzenloſe Liebe, aber auch grenzenloſe Thatkraft. —

Er hielt inne und preßte die Hand vor die Augen, wie geblendet durch den Glanz des jungen Tages, der durch das dichte Laub der Kirchhofbäume durchbrach und mit zitterndem Scheine auf den Grabhügeln ſpielte.

Lebe, glaube, liebe! rief Johannes und faltete betend ſeine Hände. Abtrünnig kannſt Du nicht werden, dazu ſteht Dein Fuß auf zu ſicherm Boden. Doch eine Bitte, mein Sohn, vor meinem Tode verlaß die Gemeinde nicht. —

Calixt drückte die Hand des Greiſes.

Sie ſtiegen ſtillſchweigend den Hügel herab. Das friedliche Städtchen mit ſeinen zierlichen Häuſern breitete ſich im Sonnenglanze vor ihren Blicken aus, das Bild eines friedlichen, aber beſchränkten Lebens.

Calixt's Bruſt athmete tief, als er die Gegend betrachtete. Er wollte dem großen Verſammlungshauſe vorbeiſchreiten, als eine Stimme ihn anrief. Der Gemeinde-Aufſeher, ein corpulenter Mann, bewegte ſich ſchwerfällig die Treppe herab. Bruder Nobatz, rief der Eilige, ein Miſſionär aus St. Thomas iſt eben angelangt und fragte nach Euch.

Aus St. Thomas?

Ja, von der Inſel, entgegnete der Aufſeher keuchend. Es iſt ein Neger mit ſeinem Weibe.

In dieſem Augenblicke ertönte ein lauter Freudenruf. Ein junger Mann flog den Hügel herab, ihm folgte eine Frau in einfachem grauen Gewande, mit einem weißen Schleier, den ſie zurückſchlug, als ſie ſich dem Miſſionär näherte.

Robert! Micha! rief Calixt freudebebend.

O mein Freund, mein Wohlthäter, mein Vater! jauchzte Robert und ſank zu den Füßen Calixt's, die er unter dankbaren Freudenthränen umſchloß.

Segne mich! bat Micha.

Calixt's Herz ſchlug heftig. Sein Blick ruhte lange und ſchmerzlich auf Micha's Zügen; dann zog er das junge Weib raſch an ſein Herz, und indem ſeine Hand ihre Stirne berührte, blickte ſein Auge himmelwärts.

Habe Dank! rief er, zu Robert gewendet. Du haſt mein nachgelaſſenes Werk fortgeführt. Die Gemeinde hat Dich zu einem ihrer Obern erhoben. Habe Dank.

Nein, Dir der Dank, Dir der Segen! riefen Beide, ſich feſter an Calixt anſchließend. Die Ungeduld, unſern Freund, unſern Retter zu ſehen, ließ uns nicht ruhen. Das weite Meer ward von uns durchſchifft, ein fremder

Welttheil nahm uns auf, Gefahren hemmten unſere Schritte, aber Gott und die Liebe zu Dir hat ſie uns beſiegen helfen. —

Ich ſtehe doch nicht ſo einſam! ſagte Calixt, indem er die Geliebten umſchloß und Johannes die Hand reichte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

P. germ. 1120 de Sternb

DIANE.

Ein Roman

von

A. v. Sternberg.

Erfurtz

Erſter Theil.

Berlin, 1842.
Buchhandlung des Berliner Leſekabinets.

Vorwort.

Bei einem Stoffe, der, wie bei vorliegender Erzählung, aus der Gegenwart genommen iſt, wird es leicht möglich, daß er gewiſſen Deutungen unterliegt, daß man Beziehungen auf wirklich exiſtirende Perſonen und Verhältniſſe ſucht, und es iſt daher die Pflicht des Verfaſſers, öffentlich zu erklären, daß in ſeinem Buche hiervon nicht die Rede ſein kann. Die Verhältniſſe, die er ſchildert, die Perſonen, die er auftreten läßt, ſind durchaus fingirt, und niemals iſt eine Portraitähnlichkeit geſucht oder angebracht. Eine große Hauptſtadt, ein mächtiges, intellectuelles Reich müſſen in ihren vielfachen äußeren und inneren Bezügen dem Bildner großartigen Stoff zuführen, ohne daß man ihn deshalb des kleinlichen und hierbei verpönten Genres der Portraitmalerei bezüchtigen darf. London und Paris geben ihren Schriftſtellern dieſe Freiheit in vollem Maaße, und es ſcheint, daß die Erzählung, deren Stoff aus der Gegenwart geſchöpft iſt, und deren Hauptreiz in der Schärfe der Conturen ihrer Geſtalten beruht, dieſe Freiheit unmöglich entbehren kann, und daß der moderne Roman ſie recht eigentlich als ihm gebührend in Anſpruch nimmt.

Dieſe wenigen Worte mögen genügen, um einem etwaigen Mißverſtehen entgegenzuarbeiten.

Erſter Abſchnitt.

Motto: Die Menſchen werden mehr durch ihre Meinungen von Dingen gequält, als von den Dingen ſelbſt.

Epictet.

Erſtes Capitel.

Der Schauplatz der Handlung iſt das Innere einer preußiſchen Poſtkutſche.

Die Dämmerung des frühen Morgens, am 19. März des Jahres 183., wurde eben ſichtbar und erfüllte mit beſonders unbehaglichem Gefühl den armen Reiſenden, der die Nacht hatte durchfahren müſſen, als auf einer Station zwiſchen Küſtrin und Berlin der Wagen hielt, und folgendes Ereigniß ſtattfand. Der Condukteur wurde von einer rauhtönenden Männerſtimme angeſprochen und gefragt, wieviel Paſſagiere ſich im Wagen befänden. Auf die Antwort, daß nur Einer drinnen ſei, unterhandelte die Stimme weiter und drang endlich darauf, den Reiſenden zu ſprechen. Nach einiger Weigerung und nach dem Bemerken, daß dies eine unſtatthafte Verzögerung herbeiführe, wurde der Wagen geöffnet, ein ältlicher Mann von breitſchultrigem Wuchſe legte ſich tief hinein, und wandte an den Reiſenden folgende, in dem Ton der Bitte vorgebrachte, Worte: „Mein Herr, ich erſuche Sie, einem armen, kranken Kinde einen Platz zu vergönnen, das auf dieſe Weiſe koſtenfrei und ſchnell nach Berlin gelangt. Ich weiß, daß dies Verfahren ungeſetzlich iſt, und dem Herrn Condukteur eine Verantwortung zuziehen kann, allein ich weiß auch, daß die Geſetze der Menſchlichkeit beachtet werden müſſen. Das Kind iſt eine Waiſe; ſein längerer Aufenthalt hier iſt unmöglich, und in Berlin findet es Unterſtützung, wenn es zur rechten Zeit dahin gelangt. Alſo darf ich?“ — Der einſame Paſſagier, an den dieſe Aufforderung der Menſchenfreundlichkeit erging, erhob ſich ſchlaftrunken aus der düſtern Ecke des Wagens und murmelte etwas, das wie eine Einwilligung klang. Sogleich verſchwand der dunkle, breite Körper des Sprechenden vom Wagenſchlage, und ſtatt ſeiner erſchien eine in ein dunkles Tuch gehüllte Geſtalt, die eilig die zwei Stufen hinaufgeſchoben wurde, worauf die Wagenthür mit Lärm zugeſchlagen ward. Gleich darauf wurde ſie wieder geöffnet, und die Stimme des dicken Mannes fragte in beſonders ſcharfen Lauten: „Kind, haſt Du auch Deinen Brief? Verliere ihn ja nicht, und beſorge ihn richtig an ſeine Adreſſe. Hörſt Du?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verſchwand der Mahner, die Thür wurde wieder zugeſchloſſen, und der Wagen rollte weiter.

Je mehr ſich das Licht des Morgens in dem düſtern Raume der Kutſche verbreitete, um ſo deutlicher entwickelten die beiden Nebelgeſtalten, die darin Platz genommen, ihre räthſelhaften Formen. Zuerſt wurde in der Ecke links ein rother Fleck und darüber eine ringartige Einfaſſung ſichtbar, dieſe bezeichneten den rothen Mantelkragen und die rothe Mützenkante eines Militairs. Ein weiter blauer Mantel hüllte die Geſtalt ein, und ließ nichts weiter ſehen, als ein paar Füße, die mit ſehr zierlichen Stiefeln nach modiſcher Form bekleidet waren. Hätten ſich dieſe Extremitäten an dem ihnen zuſtehenden Platz im Wagen befunden, ſo würde man von ihrer Vortrefflichkeit nichts haben ſagen können; allein ſie befanden ſich ungehöriger Weiſe auf dem Sitzpolſter, und der junge Offizier lag im Eilwagen, wie er daheim auf ſeinem Sopha zu liegen pflegte. Nach und nach beliebte es ihm, die Anſprüche des Morgens anzuerkennen, und er ſtrich mit einer weißen, mit Ringen bedeckten Hand die dunkeln Locken, die üppig und in ſchöner Fülle unter der Mütze hervorquollen, aus der Stirne, öffnete die Augen und ſah mit einem träumeriſchen Blicke vor ſich hin. Es ſchien ihm auffallend, daß ihm gegenüber ein Weſen ſich befand, von deſſen Exiſtenz er keine Ahnung hatte. Er faßte es näher ins Auge und entdeckte, daß ſeine Reiſegefährtin ein bleiches Mädchen von ungefähr ſechs Jahren war, das in einem zerlumpten grauen Umſchlagetuch eingewickelt, ſtumm und mit geſchloſſenen Augen in der Wagenecke ihm gegenüber lag. Wie ſie hereingekommen, wußte er durchaus nicht, und er fühlte auch nicht den mindeſten Antrieb, das blaſſe Kind ſelbſt darum zu befragen. So rollte der Wagen weiter und näherte ſich nun bis auf wenige Meilen der Hauptſtadt.

Ein Stoß der Kutſche lockte der Kleinen einen Schmerzensſchrei aus, und lenkte dadurch die Aufmerkſamkeit des Offiziers ſogleich wieder auf ſie. Auch das kranke Mädchen betrachtete ihn jetzt mit großer Aufmerkſamkeit. Es ſchien aus einer Erſtarrung oder Ohnmacht erwacht zu ſein, und jetzt die erſten Lebenszeichen wieder von ſich zu geben. „Guten Morgen, mein Herr,“ flüſterte die Kleine mit einer ſchwachen Stimme, indem zugleich auf ihren bleichen Wangen ein ſchnell vorübergehendes Lächeln ſich zeigte. „Sind wir bald in der Stadt?“

„In Berlin?“ fragte der Offizier. „Ja, ich denke, bald.“

„O, mich friert ſo ſehr,“ ſagte die Kleine; „und mein Arm ſchmerzt mich.“ Dabei richtete das Mädchen ſeine großen blauen Augen furchtlos und mit einem bittenden Blicke auf ſeinen Gefährten.

„Ich kann nichts dabei thun, mein Kind,“ erwiederte der Offizier.

Die Unterhaltung ſtockte, und das kranke Mädchen ſah zum Wagenfenſter hinaus; endlich wandte ſie ſich wieder zu ihrem Mitreiſenden und fragte: „Wenn ich in die Stadt komme, werde ich dort auch mein gutes Bett haben, denn ſeit drei Tagen habe ich faſt nicht geſchlafen?“

„Gewiß wirſt Du dort Betten und Verpflegung finden,“ ſagte der Offizier. „Du haſt doch wohl Verwandte in Berlin?“

„Verwandte?“ fragte die Kleine und ſah den Fragenden groß an. „Ich glaube, ja. Der alte Mann ſagte mir, daß ich Leute in der Stadt finden werde, die ſich um mich kümmern würden.“

Der junge Offizier beſann ſich jetzt dunkel auf die nächtliche Scene, die der Eintritt ſeiner Reiſegenoſſin veranlaßt hätte. „Wer war der dicke Mann,“ fragte er, „der Dich in den Wagen hob?“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiederte das Mädchen. „Als ich vor Hunger und Ermüdung auf der Landſtraße liegen blieb, hat er mich gefunden und in ſein Haus gebracht. Von ihm habe ich auch dieſes Tuch und dieſen Beutel.“ Sie wies auf das zerlumpte Tuch, in das ſie ſich gehüllt, und auf einen alten Damen-Arbeitsbeutel von eben ſo abgenutztem und unſcheinbarem Stoffe. Der Offizier warf einen gleichgültigen Blick auf beides, und öffnete dann ein Fenſter, um die friſche Morgenluft in den verdumpften Wagen einzulaſſen. Als er die Hand wieder zurückziehen wollte, fühlte er an derſelben das Händchen der Kleinen. „Was Sie für einen hübſchen Ring da haben,“ rief ſie, „wollen Sie wohl ihn mir zeigen?“

Der junge Offizier nahm mit einiger Beſchwerde ſeinen Siegelring vom Zeigefinger der rechten Hand, und gab ihn dem Mädchen.

„Das iſt eine Grafenkrone oben über dem Wappen,“ ſagte die Kleine.

„Ja, und ich denke, daß ſie mir auch mit Recht zukommt,“ entgegnete der Offizier lächelnd. „Aber, wie kommſt Du dazu, armes Kind, dergleichen Dinge zu kennen und zu unterſcheiden?“

„O ich weiß das Alles, und noch viel mehr,“

entgegnete ſie mit einem altklugen, großſprecheriſchen Blick, der den Offizier zum Lachen zwang. „Aber mein Arm, o weh, er ſchmerzt ſo ſehr! Sind wir noch immer weit von der Stadt?“

„Dort ſind ſchon die erſten Häuſer.“

„Nun Gott ſei Dank. Wie werde ich froh ſein, wenn ich in meinem weichen, warmen Bette liege!“

„Indeſſen werden wir noch eine Meile zu fahren haben, ehe wir vor das Poſthaus gelangen,“ bemerkte der Offizier.

Die Kleine hatte, ihren Platz verändernd, ſich neben ihren Begleiter geſetzt. Die Stöße des Wagens, der jetzt auf dem Pflaſter fuhr, ſchienen ihre Schmerzen zu vermehren. Sie lehnte ihr Köpfchen auf den Arm des Offiziers, und über ihre bleichen Wangen liefen Thränen, ohne daß eine Klage ihren Lippen entfuhr. Allmälig ſchlummerte ſie in Betäubung ein und lag nun ſo ſtarr und regungslos da, wie ſie früher gelegen hatte. Der junge Mann, der anfangs ſich gedrungen gefühlt, den Kopf des Mädchens von ſeiner Schulter zu entfernen, that dies dennoch nicht, als er aufmerkſamer ihre regelmäßigen Züge und das ſchöne, ſeidenweiche Haar, das in natürlichen, wiewohl ſpärlichen Locken auf Hals und Nacken der Kleinen fiel, betrachtete. Das Mitgefühl preßte ihm unwillkührlich die Worte aus: „So jung, und ſchon dem Elend, der Verlaſſenheit dahingegeben!“

Der Wagen machte jetzt eine ſcharfe Wendung und lenkte in die Quergaſſe, in der das Poſtgebäude lag. Es war noch früher Morgen, trotz deſſen wimmelte der Platz von einer neugierigen und beſchäftigten Menge. Eine Anzahl Poſtwagen, von den verſchiedenſten Richtungen kommend, langten zugleich mit unſerm Wagen an, andere fuhren ab, und das Hin- und Herſchaffen des Gepäcks, die lärmenden Fragen der Reiſenden, und die ebenſo lärmend erſtatteten Antworten der Condukteure, die gebieteriſchen Aufforderungen der Packträger, Platz zu machen, und das Hülferufen einiger ſich rathlos in der Maſſe umhertreibenden Kinder und Frauen, die ihren Wagen und ihre Plätze ſuchten, gaben ein Getöſe und das Bild einer Verwirrung, wie ſie nur eine große Stadt bieten kann. Die Königsberger Poſtkutſche hielt in der Nähe ihrer andern Schweſtern, und der Offizier ſo wie das kleine Mädchen ſtiegen aus. Der Condukteur trat zu der letztern und rief ihr leiſe aber in gebieteriſchem Tone zu: „Mach', daß Du zur Seite kommſt, Kind, und laß Dich nicht blicken!“ Er begleitete dieſe Weiſung mit einem Stoß, der gerade den kranken Arm der Kleinen traf und ihr einen leiſen Schrei entlockte. Der Offizier wandte ſich und ſagte, indem er einen verweiſenden Blick auf den Wagenführer warf: „Sehen Sie ſich vor, Sie haben dem Kinde weh gethan.“ Und zu ihr ſich niederbückend, ſetzte er hinzu: „Wo haſt Du Deinen Brief, gieb ihn mir, ich will ſehen, wohin er lautet, und Sorge tragen, daß man Dich ſicher dorthin bringt.“

Die Kleine ſuchte in dem Beutel, ſie nahm alle darin befindlichen Sachen heraus, kehrte den Beutel um, aber der Brief fand ſich nicht. „Ich hab' ihn verloren!“ rief ſie, und brach in Thränen aus.

„Fort, aus dem Wege!“ ſchrie ein Packträger, dem eine dicke Dame, beladen mit einer Menge von Bündeln und Päckchen, nachfolgte, die ſcheltend rief: „Das Betteln iſt hier nicht erlaubt!“ zugleich ſchnellte ſie den Beutel der Kleinen, der nebſt der wenigen Wäſche, die er enthalten, noch auf dem Straßenpflaſter lag, mit dem Fuß fort.

„Komm,“ ſagte der Offizier, „folge mir in die Paſſagierſtube. Es war recht unvorſichtig von Dir, daß Du Deinen Brief verloren. Ich werde im Wagen danach ſuchen laſſen.“

„Ach, bitte, lieber Herr, verlaſſen Sie mich nicht!“ ſchluchzte die Kleine und klammerte ſich an den Mantel ihres Begleiters feſt. Die Nachſuchung im Wagen wurde angeſtellt, allein nichts gefunden. Das Gedränge um die Wagen wurde immer ſtärker, und die Paſſagierſtube war ſo angefüllt, daß nur mit Mühe ein Plätzchen auf einem der Wanddivans für die Kleine aufgefunden werden konnte. „Hier bleibe ſitzen und halte Dich ruhig,“ ſagte der Offizier. „Ich werde kommen und Dich abholen, wenn ich erſt wiſſen werde, wo ich mit Dir hin ſoll.“ Er entfernte ſich.

Die Maſſe der Zuſtrömenden verlor ſich eben ſo plötzlich, wie ſie gekommen; die Stunde der Abfahrten machte die Poſtſtube bald leer. Es waren nur noch einige Gäſte geblieben, die einen ſpäten Wagen abwarteten. Die Thür des Zimmers ward aufgeriſſen und mehrere junge Herren ſtürmten lärmend herein. Sie umſchloſſen den jungen Offizier, den ſie begrüßten, und deſſen Ankunft ſie erwartet zu haben ſchienen.

„Vortrefflich, Bruderherz, daß Du wieder da biſt!“ rief der Eine. „Haſt Du meinen alten Onkel in Küſtrin geſehen? Ich hoffe, daß er endlich einmal Ernſt mit dem Sterben machen wird. Ich will verdammt ſein, wenn ich noch länger auf die Erbſchaft warte!“ bemerkte der Andere. „Wie geht es der kleinen Betty im grünen Eſel?“ ſchrie ein Dritter. „Ich habe für Dich ein Billet für die Oper,“ bemerkte der Vierte. „Sollen wir nicht ein Gläschen Punſch trinken?“ fragte der Fünfte.

„Punſch! am Morgen früh!“ rief ein blaſſer junger Mann, der gegen die Morgenfriſche in einer Menge von Ueberröcken ſteckte.

„Und weshalb nicht?“ bemerkte der Gefragte. „Man muß nur denken, daß wir eben vom Ball kommen, und daß es eigentlich noch geſtern und nicht heute iſt. Ein excellenter Ball, Derburg! Eis und ſchöne Mädchen, Champagner und Auſtern, Alles ſo gut, wie man ſich's wünſchen kann.“

Der beſtellte Punſch wurde gebracht, und die Geſellſchaft nahm um den runden Tiſch in der Paſſagierſtube Platz, zum nicht geringen Verdruß der einzeln wartenden Reiſenden, die noch einen kleinen Morgenſchlummer zu halten gedachten.

Der Offizier der Poſtkutſche, den wir bei ſeinem Namen Graf Sejan Derburg, jüngſter Lieutenant bei einem Regiment Cüraſſire, nennen wollen, zog den blaſſen jungen Herrn bei Seite, und flüſterte ihm zu: „Auf ein Wort, Sellheim.“

Der blaſſe Herr hatte trotz ſeiner Proteſtation ein Glas Punſch getrunken, und fand demzufolge, daß ein Theil ſeiner Ueberröcke zu viel ſei. Er knöpfte ſich auf und zog einen Rock nach dem andern ab, bis er endlich, da er mit den Röcken ſchon ſehr dünnleibig geweſen, jetzt ohne ſie faſt bis zu einer geometriſchen Linie zuſammengeſchmälert erſchien. Die letzte Hülle beſtand in einem dünnen, kaum die Hüſten deckenden, modiſchen Röckchen. „Nun, was begehrſt Du?“ fragte dieſer elegante dünnleibige Kavalier.

„Deine Tante,“ ſagte Graf Sejan leiſe, „iſt ja Vorſteherin von einem — wie nennt man das Dings —“

„Frauenverein,“ fiel der Dünnleibige ein.

„Ganz recht! Frauenverein. Ich habe dort ein armes Kind, das durch einen ſonderbaren Zufall ſich völlig verlaſſen findet, zu mir genommen; wenigſtens für den Augenblick. Berede Deine Tante, daß ſie ſich mit dieſem Findling befaßt.“

Der Referendarius warf einen Blick auf das Mädchen, das in der Ecke des Sophas eingeſchlummert war, und ſagte dann: „Hör', lieber Junge, das wird nicht gehen. Meine Tante hat eine wahre Averſion gegen alle Bettelkinder. Ich verſichre Dich, daß ſie keinen Bettelbrief entgegennimmt, ohne vorher ihre Handſchuhe angelegt zu haben.“

„Mir zu Liebe wirſt Du ihr jedoch den Vorſchlag machen,“ bat der Lieutenant.

„Unmöglich das!“ entgegnete der Dünnleibige. „Ich kann mich unmöglich damit befaſſen.“

„Aber was ſoll ich denn mit dem Kinde anfangen?“ rief der Lieutenant und ſtampfte im Verdruß auf den Boden.

„Es thut mir herzlich leid, lieber Sejan,“ entgegnete der Referendar. „Wenn es ein Burſche wäre, ſo würde ich ihn Dir auf der Stelle abnehmen, denn ich kann bei meinen Pferden immer noch Stalljungen brauchen; aber ein Mädchen — ich begreife auch gar nicht, wie Du zu dieſem Funde gelangt biſt?“—

„Das iſt wahrlich zu weitläufig zu erzählen!“ rief der Lieutenant unmuthig und verſank in Nachdenken. „Mein Himmel!“ ſeufzte er endlich, „giebt es denn gar keine Anſtalten in dieſer großen Reſidenz?“

„Gewiß giebt es ſolche; doch da ich nie in Verlegenheit gekommen bin, Kinder unterbringen zu müſſen, ſo kann ich Dir keine paſſenden Inſtitute der Art nennen,“ ſagte der Referendar mit einem boshaften Lächeln. „Ueberdies merke ich doch, daß es etwas kühl iſt, ich muß einen meiner Röcke wieder anziehen!“ Er rief den Kellner, und fuhr mit deſſen Hülfe in eine der abgelegten Hüllen.

„Noch Eins!“ rief der Lieutenant, „Du ſagſt natürlich Niemandem etwas von dem Mädchen!“

„Kein Wort, verlaß Dich drauf! Bei allem dem kommſt Du mir etwas ſonderbar vor: Ein königlich preußiſcher Lieutenant, der Bettelkinder feil bietet, iſt eine noch nicht dageweſene romantiſche Figur. Kellner, ich werde auch noch den zweiten Rock anlegen. Es iſt eigentlich verdammt kühl, und ich beklage Dich, daß Du die Nacht im Poſtwagen haſt zubringen müſſen. Adieu! Seh' ich Dich nicht Morgen zu Mittag bei dem Prinzen von Elbenfeld?“

„Möglich!“ entgegnete Sejan zerſtreut, ſeine Blicke auf die ſchlummernde Kleine gerichtet.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich, um alleſammt zu Bett zu gehen. Der Beſchützer und die Beſchützte blieben allein im Zimmer. „Komm,“ rief der Erſtere endlich, nachdem er eine Weile im

Zimmer auf- und abgegangen, und ergriff die Hand des Mädchens, „ich will Dich zu Frau Sempel bringen. Sie muß Rath ſchaffen!“

„Werde ich dort endlich ins Bette kommen?“ fragte die Kleine.

„Ich hoffe es,“ entgegnete der Offizier.

Ein Miethwagen fuhr vor und erhielt die Weiſung, nach einem Hauſe vor dem Halleſchen Thor zu fahren.

Zweites Capitel.

Die Heldin unſerer Geſchichte findet am Morgen früh ein Abendeſſen und ein Bett.

Der Miethwagen hielt vor einem der kleinen Gaſthöfe vierten oder fünften Ranges, wie man ſie in den Vorſtädten Berlins findet. Dieſer war noch einer der ſtattlichſten. Das kleine einſtöckige Haus, mit friſcher hellblauer Farbe bemalt, lag in der Mitte eines Gärtchens, deſſen Umzäunung ein zierliches Gitter bildete, hinter deſſen ebenfalls hellblau bemalten Stäben man eine Fülle rother und gelber Früh-Tulpen in Blumentöpfen glänzen ſah. Das Schild der Garküche bildete ein ſtolzer weißer Schwan, der ſein Gefieder in einem Becken voll Seifenſchaum badete. Nichts konnte übermüthiger ſein, als der Blick dieſes poetiſchen Vogels, mit dem er die einkehrenden Gäſte von ſeiner Höhe willkommen hieß. Das Schild, wie das ganze Häuschen, war erſt neu aus der ſchöpferiſchen Hand des Anſtreichers hervorgegangen. Der Lieutenant ſtieg aus und ſetzte ziemlich unſanft den meſſingnen Hammer an der Thür in Bewegung. Eine Magd öffnete und bemerkte, da ſie den Offizier begrüßte, in einem höflichen Tone, daß ſo früh keine Speiſen verabfolgt würden.

„Ich will Frau Sempel ſprechen,“ rief der Lieutenant barſch. „Schläft ſie noch?“ „Schlafen?“ entgegnete das Mädchen mit einem verſchämten Lächeln; „wir ſind ſchon ſeit zwei Stunden wach, ich und die Madame, und im Garten hinter dem Hauſe beſchäftigt. Treten Euer Gnaden ins Gaſtzimmer, ich will die Madame rufen.“

Der Lieutenant und ſein Schützling nahmen in dem hellen, freundlichen Zimmer an einem der einfachen rothgefärbten Tiſche Platz, die zur Bewirthung der täglichen Mittag- und Abend-Gäſte des Gaſthofes dienten. Nach wenigen Minuten trat eine korpulente kleine Frau herein, die ein Meſſer in der Hand hielt, und in der aufgewundenen weißen Schürze Küchenkräuter ſehen ließ. „J je," rief ſie, hinter ſich ſprechend, „Du haſt wahrlich Recht, Lene, es iſt der junge Herr Graf. Und zu dieſer Stunde! Was befehlen Jhro Gnaden? Womit kann ich dienen? Ei, ei — ſo früh! —

„Wie geht's, Frau Sempel?"

„Zu danken, liebwertheſter Herr. Wie es nun eben einer alten Frau gehen kann. Lene, wer hat das Bettelkind hereingelaſſen? Um Vergebung, Herr Graf — Kleine, Dein Platz iſt nicht da —"

„Laſſen Sie, Frau Sempel," ſagte der Lieutenant, „grade dieſes Kindes wegen bin ich hier."

„Dieſes Kindes wegen?" rief die Gaſtwirthin, und ließ vor Verwunderung einen Theil ihrer grünen Kräuter fallen.

„Es iſt ein armer Findling, der Niemand hat, welcher ſich ſeiner annehmen mag. Der Zufall hat gewollt, daß ich ihr Beſchützer einſtweilen werden ſollte.“ Der Lieutenant erzählte jetzt kurz das, was wir von unſerer Heldin ſchon wiſſen. Aber er fand bei Frau Sempel nicht die bereitwillige Aufnahme ſeines Berichts, die er erwartet hatte. „Herr Graf,“ begann ſie nach einer Weile, nachdem ihre kleinen, ſtechend ſchwarzen Augen das Kind gemuſtert hatten, „der Condukteur des Wagens iſt, mit Verlaub, ein arger Gauner; er ſpielt mit, der Himmel weiß, welch' einem Geſindel unter einer Decke, und man hat Ihnen den kleinen zerlumpten Vogel mit guter Manier aufgebürdet. Das Ganze iſt eine unverſchämte Bettelei, verlaſſen Sie ſich drauf. Man weiß, daß Sie ein wohlhabender junger Kavalier von Stande ſind — ja, ja, das weiß man —“

„Der Condukteur,“ erwiederte der Lieutenant, „wollte das Kind durchaus nicht nehmen —“

„Abgekartetes Spiel! ganz wie ich geſagt habe,“ rief die Wirthin. „Wir kennen das! Und das mit dem Brief iſt auch nur eine Lüge geweſen. Das Kind hat und ſollte hier auch Niemand haben, als Sie, Herr Graf. Ich will keine ehrliche Frau ſein, wenn ich nicht dieſe ganze Teufelei klar durchſchaue! Iſt es nicht ein Gräuel, einen ſo lieben, blutjungen Herrn, der ſelbſt noch von der Welt wenig weiß, ſo zu betrügen! Ihm ein Kind anzuhängen! Einem ſolchen Kavalier!“

„Schweig!“ rief der Lieutenant, indem eine ſchwache Röthe des Unwillens und der Scham ſein jugendliches, ſchönes faſt noch mädchenhaftes Geſicht färbte; „wenn ich betrogen worden bin, ſo iſt es einmal geſchehen, und nicht mehr zu ändern!“

„Daß ſich Gott erbarm!“ rief die Wirthin. „Ich will ſogleich hingehen und den Spitzbuben von Condukteur zur Rede ſtellen.“

„Du wirſt ihn nicht mehr finden,“ ſagte der Lieutenant. „Er mußte mit einem andern Wagen ſogleich weiter, und kehrt erſt vielleicht nach mehreren Tagen wieder heim. Unterdeß muß für die arme kranke Kleine geſorgt werden. Nimm ſie bei Dir auf, Mutter. Was es koſtet, will ich zahlen.“

„Will ich zahlen!“ wiederholte Frau Sempel in großem Erſtaunen. „Sie wollen, Graf Sejan, Sie wollen für das Bettelkind zahlen?“

„Ja, ich bin nun einmal entſchloſſen, Mutter. Die Kleine hat es mir angethan!“ Bei dieſen Worten blickte der Lieutenant in die bittend auf ihn gerichteten Augen des Mädchens, in denen noch Thränen hingen. Sie hatte ihren geſunden Arm um den ſeinigen geſchlungen und berührte mit ihrem Lockenhaupte ſeine Epaulettes. „Wollen Sie mich alſo behalten?“ rief ſie. „Das iſt gut!“

„Wie heißt Du, Kleine?“ fragte er, indem er zu ihrer Bitte bejahend den Kopf neigte.

„Man nennt mich Diane.“

„Das iſt Dein Taufname, allein Dein Familienname?“

Die Kleine ſchüttelte den Kopf.

„Sie hat keinen andern,“ ſeufzte Frau Sempel. „Daß ſich Gott erbarm, ſie hat keinen andern, als den einfältigen heidniſchen Namen.“

„Und Du weißt nicht, wer Deine Eltern ſind?“

Die Kleine ſchüttelte abermals das Haupt.

„Aber den Mann kannteſt Du doch, der Dich in die Kutſche brachte?“

„Er gab mir Bonbons,“ entgegnete das Mädchen nach einem kleinen Nachdenken, „und ich ſah ihn in einem Zimmer, wo eine Menge weiße große Pomadebüchſen ſtanden.“

„Es wird der Apotheker geweſen ſein,“ bemerkte Frau Sempel.

„Du ſagteſt, daß Du auf der Landſtraße gingſt,“ fragte der Lieutenant. „Von wo kamſt Du und wo wollteſt Du hingehen?“

„Ach!“ rief die Kleine, und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Wann werde ich endlich etwas zu eſſen erhalten, und dann zu Bette gehen?“

„Sie will nicht weiter gefragt ſein!“ lächelte der junge Offizier.

„Das Eine ſollſt Du gleich bekommen,“ rief die Wirthin. „Ich will die geſtern übrig gebliebene Brühe geſchwind warm machen laſſen. Lene, rücke das Bett zurecht, oben in der kleinen Gaſtſtube unter'm Dach, wo der arme Doktor, der

Zahnarzt, wie hieß er doch? — gewohnt hat, der nicht bezahlen konnte, weil ſich Niemand im ganzen Viertel von ihm die theuren neuen Zähne wollte einſetzen laſſen.“

Die Anſtalten zur Aufnahme unſerer Heldin in dem Gaſthauſe zum Schwan waren bald getroffen. Sie nahm ihre mäßige Mahlzeit ein, und begab ſich dann zur Ruhe, nachdem ſie ihrem Beſchützer eine gute Nacht gewünſcht, der ſie auf ihre bleiche Wange küſſen wollte, doch von der Wirthin daran verhindert wurde. „Nein, Herr Graf,“ rief ſie, „das Kind kommt aus unreinen Händen. Ehe ich erlaube, daß Sie ſie küſſen, muß ſie erſt meine Wäſche paſſirt haben. So iſt es in der Ordnung!“

Der Jüngling lächelte, empfahl der Alten nochmals, recht wohl für das arme Kind zu ſorgen, ſtieg dann wieder in den Miethwagen und fuhr in die Stadt zurück.

Als er das Haus verlaſſen, hielt Frau Sempel mit ihrer vertrauten Lene noch eine lange Berathung. Lene bemerkte, daß, ſeitdem der Gaſthof zum Schwan unter ſeinen jetzigen verbeſſerten Umſtänden beſtehe, es keinen ſo ungewöhnlichen Vorfall, als dieſer, gegeben habe. Frau Sempel gab ihr hierin Recht, und nachdem ſie eine lange Abhandlung über ſchurkiſche Condukteure und leichtgläubige junge Herren von Stande gehalten, fügte ſie zum Schluß die Anſicht bei, daß, da die Sachen nun einmal ſo ſtänden, den Befehlen des Grafen Folge geleiſtet werden, das Koſtgeld der Kleinen ſo gering als möglich, denn Frau Sempel war eine ehrliche Frau, angeſchlagen, und das arme Mädchen zu einem tugendhaften chriſtlichen Wandel angehalten werden müſſe. „Und dann, Lene,“ ſetzte die Gebieterin hinzu, indem ſie mit dem langen Kräutermeſſer eine drohende Pantomime machte, „der Herr Graf will, daß Niemand etwas von der ganzen Sache erfahre. Ich werde alſo ſagen, das kleine Ding ſei mir von armen Verwandten zugeſchickt worden. Das wird alle Leute befriedigen.“

Die letztere Bedingung kam Lenen nichts weniger als gelegen. Sie hatte als erſte und einzige Kellnerin des Gaſthauſes die Verpflichtung, die Stammgäſte täglich mit Neuigkeiten beſtmöglichſt zu unterhalten, und das Abentheuer des Lieutenants hätte, wenn man es ausbrüten durfte, auf Monate Stoff zum Geſpräch gegeben. So aber mußte dieſer intereſſante Gegenſtand bei Seite bleiben, und wenn in Lenens Herzen einiger Groll gegen das angenommene Kind nach und nach ſich ſammelte, ſo war die erſte Urſache hiezu in dieſem ihr auferlegten myſteriöſen Stillſchweigen zu ſuchen.

Frau Sempel hatte den Tag über keine Zeit zu Grübeleien. Ihr kleines Gaſthaus gehörte zu den beſuchteſten des Vorſtadt-Viertels, und da kein vornehmer franzöſiſcher Koch, keine ausländiſche Köchin, ſondern Frau Sempel mit ihrer Magd Lene allein den ſtattlichen Raum der Küche einnahmen, ſo war für dieſe Beide alle Hände voll zu thun. War jedoch das Geſchäft des Tages vollendet, und ſaßen die ſtilleren Gäſte bei ihrer Flaſche Bier in der Gaſtſtube, keine anderen Dienſtleiſtungen mehr fordernd, als das Verabfolgen einer Cigarre, eines Fidibus oder einer Zeitung, alles Geſchäfte, die Lene beſorgte, und dabei noch Zeit zu einigen Späßen nach beliebter Manier fand, zog ſich Frau Sempel in ihr Zimmer zurück, legte ihre Schürze und Haube ab, ordnete ihr Haar zur Nacht, begoß ihre Blumen am niedrigen Fenſter, und nahm dann, indem ſie ſich in ihren weichen Polſterſtuhl verſenkt hatte, einen alten zerleſenen Band der Bibliothek zur Hand, in welchem ſie mit großem Eifer ein Stündchen vor dem zu Bette gehn las. Obgleich Diane ein Genoſſe des Hauſes geworden war, fand ſie in dieſes Heiligthum der Frau Sempel doch erſt nach einigen vorhergegangenen Prüfungen Zugang. Das Mädchen war nun ſchon acht Tage da, und noch war ihretwegen kein Verdruß im Hauſe vorgefallen. Lene hatte auf der Polizei die Anzeige von dem Daſein eines armen Kindes machen müſſen, das Frau Sempel aus Mildthätigkeit zu ſich genommen, und nachdem dies geſchehen, fiel es Niemand mehr ein, ſich um unſre Heldin zu kümmern. Sie lebte in dem Dachſtübchen des Zahnarztes, das Frau Sempel ihr eingerichtet hatte und für das ſie eine mäßige Miethe anrechnete. Der Arm der Kindes war von einem Doktor unterſucht und verbunden worden. Er erklärte, daß damit eine ſtarke äußere Verletzung, wie von einem Stockſchlage herrührend, vorgefallen, allein das Kind wußte von einer ſolchen ihm angethanen Mißhandlung nichts.

Eines Abends trat ſie in das Zimmer, als Frau Sempel eben einen Brief zuſiegelte und mit großer Mühe, eine wohlgeſchriebene Adreſſe ihm zuzufügen, im Begriff ſtand. Sie wechſelte die Feder öfter und ſchien mit keiner zufrieden.

„Der Barbierlehrling,“ rief ſie endlich, „ſchneidet mir die Federn immer nachläſſiger. Meine Handſchrift wird durch ſeine Schuld faſt unleſerlich. Kannſt Du auch ſchreiben, Kleine?“

„Ich habe es gelernt, aber es iſt mir, als könnte ich es nicht mehr,“ antwortete das Kind, indem es aufmerkſame und forſchende Blicke auf den Brief unter Frau Sempel's Händen richtete.

„Wir wollen mit dem Schulmeiſter ſprechen, der alle Sonntage bei mir ſpeiſet,“ ſagte Frau Sempel; „aber warum ſtarrſt Du mich ſo an?“

„Liebe Mama,“ rief das Kind lebhaft, „der Brief iſt am Ende wohl derſelbe, den ich verlor.“

„Kind, wie kann das derſelbe ſein. Ich habe ihn ja eben geſchrieben.“

„Ach Gott!“ ſeufzte die Kleine.

Frau Sempel zog ſie zu ſich und fragte, indem ihr bereits hochgeröthetes freundliches Geſicht einen beſondern Ernſt annahm: „Kind, haſt Du wirklich jemals einen Brief zu beſorgen gehabt? rede die Wahrheit, Du weißt, jede Lüge werde ich ſtrafen.“

„Gewiß, Ma'm! Ich hatte einen Brief zu beſorgen; allein ich verlor ihn.“

„Ich glaube kein Wort von allem dem,“ murmelte Frau Sempel. „Und kannſt Du Dich nicht auf den Namen der Perſon beſinnen, an die der Brief gerichtet war?“

„Heute Nacht habe ich darüber nachgeſonnen, und es iſt mir, als wenn er Berlin geheißen.“

„Das war der Name der Stadt.“

„Welcher Stadt?“

„Nun, der Stadt, in welcher wir wohnen,“ rief Frau Sempel verwundert. „Du wirſt doch wiſſen, daß wir in Berlin leben?“

„Ich wußte es nicht, aber jetzt, da ich's weiß, will ich es mir merken.“ Frau Sempel ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. Sie ſiegelte jetzt ihren Brief zu. Derſelbe war an den Apotheker des Städtchens Müncheberg gerichtet, wo Diane ſich muthmaßlich einige Zeit aufgehalten haben mußte. Die Gaſtwirthin hatte den Apotheker erſucht, ihr die genaueren, das Kind betreffenden, Umſtände zu melden, und zugleich die Adreſſe des verloren gegangenen Briefes anzugeben. Das Schreiben war in artigen Ausdrücken abgefaßt, denn Frau Sempel hatte ſich erkundigt und erfahren, daß Herr Sauer, ſo hieß der Apotheker des Städtchens, ein achtbarer Mann, und von ihm daher kein Betrug zu erwarten ſei. „Wir wollen die Sache ſchon auf's Klare bringen,“ ſagte die Gaſtwirthin ſelbſtgefällig. „Herr Sauer wird auf meinen frankirten Brief antworten, und wir werden dann ſehen — ja, wir werden ſehen. Er wird ſich freuen, einen ſo wohlgeſchriebenen

Brief zu erhalten, und nach der Handſchrift ſo wohl, als nach dem Inhalt, kann er wohl glauben, daß er es mit einer Dame zu thun hat.“ Sie zeigte den Brief mit einer triumphirenden Miene dem Kinde, und ſchien deſſen Bewunderung zu erwarten. „Und das habe ich noch mit einer ſchlechten Feder geſchrieben,“ ſetzte ſie hinzu. „Aber was ſagſt Du dazu?“

„Ich kann nicht leſen, was darauf ſteht, Ma'm,“ erwiederte die Kleine.

„Du kannſt's nicht leſen? wahrhaftig! Doch der Grund wird ſein, daß Du wohl überhaupt nicht Geſchriebenes leſen kannſt, denn ſonſt wäre meine Handſchrift die erſte, die Dir verſtändlich wäre. Armes Kind, ich muß Deinetwegen mit dem Schulmeiſter ſprechen. Du mußt in die Schule gehen!“

„In die Schule, Ma'm?“

„Ja. Der Mann heißt Weinhold und iſt, wie ſie es nennen, ein Candidat, der auf eine Anſtellung wartet. Gewiß iſt's daß er ein Studirter iſt, aber die Herren haben ihn öfters im Examen durchfallen laſſen. Seitdem hat er den

Muth verloren und unterrichtet ſo unter der Hand einige Kinder; denn eigentliche Erlaubniß dazu hat er nicht. Er macht für mich hie und da außer dem Hauſe ein kleines Geſchäft ab, dafür habe ich ihm alle Sonntag Mittag unentgeltlich einen Platz an meinem Tiſche eingeräumt, und er darf ſo viel Bier trinken, wie er immer will. Er trinkt jedoch nie übermäßig, denn es iſt ein beſcheidener junger Mann, ja, ſehr beſcheiden. Du wirſt ihn ſehen, Phillis, denn morgen iſt ſein Tag.“

„Phillis?“ rief das Mädchen erſtaunt.

„Oder Diane, ich wußte, daß es ſo etwas war,“ entgegnete Frau Sempel ſeufzend. „Warum führſt Du nicht einen ordentlichen Namen, Kind. Katharine, Barbara, Luiſe — auch Friederike — das wäre ſo etwas. Ich habe Dir einſtweilen meinen Namen geliehen, und Dich auf der Polizeiliſte als eine Sempel eintragen laſſen, und zwar habe ich Dich Katharine genannt.“

Das Kind ſah die Gaſtwirthin groß an und erwiederte nichts.

„Ueberhaupt,“ fuhr dieſe fort, „ſollteſt Du bei uns bleiben, das heißt bei mir, was noch ſehr zweifelhaft iſt, ſo mußt Du Dich anſehen, als zu dieſem Hauſe gehörend, und dann darfſt Du nicht müßig gehen, ſondern frühzeitig anfangen, Dein Brod ſelbſt zu verdienen, ſo daß der gute, junge Graf das Koſtgeld nicht lange mehr zu zahlen braucht. Ich weiß, daß er ſich mit Dir eine große Laſt aufgebürdet hat. Ein junger Herr, der nicht ſo unbekümmert und weichherzig, wie er iſt, hätte ſich nimmermehr in einen ſolchen Handel eingelaſſen; er hätte Dich auf der Straße ſtehen laſſen, und Du hätteſt gleich den Vögeln unter dem Himmel Dein Futter ſuchen müſſen. Verſtehſt Du, was ich ſage, Kind?“

„Ja, Mama. Wer iſt denn der junge Herr, der mich hierher brachte?“

„Die Frage hätteſt Du ſchon längſt thun ſollen,“ ſagte die Wirthin verweiſend. „Ich will ſie Dir jetzt beantworten: er iſt der Sohn vornehmer Eltern. Sein Vater war General bei dem hieſigen Militair, und wenn er der Wache vorbeiging, mußten jedesmal alle Soldaten heraus, unter's Gewehr. Selbſt mir machten die muntern und artigen Burſchen zuweilen die Honeurs, wie man es nennt, wenn ich mit dem kleinen Jungen auf dem Arm im Wagen des Generals und mit deſſen Diener in Livree ſpazieren fuhr. Ich war damals eine junge recht hübſche Frau, und lebte erſt im zweiten Jahr der Ehe mit meinem Franz, der Koch beim Grafen war. Du mußt wiſſen, daß ich Amme bei allen drei Söhnen des guten Grafen geweſen bin. Zwei ſtarben als unmündige Kinder, nicht halb ſo alt, wie Du jetzt biſt; der dritte Knabe blieb leben, und iſt jetzt mit ſiebzehn Jahren königlich preußiſcher Lieutenant, und ein ſehr ſchöner junger Herr."

„Gewiß, das iſt er," entgegnete Diane.

„So, findeſt Du das auch ſchon?" rief Frau Sempel mit einem liſtigen Zwinkern ihrer kleinen lebhaften braunen Augen, indem ſie dabei dem Kinde auf die Schultern klopfte. „Du biſt doch nicht ſo einfältig, wie ich glaubte. Aber zeig' mal Deine Hand her; was haſt Du da für eine kleine, weiße, rundliche Hand, mein Kind!"

„Warum iſt er nicht wiedergekommen, er verſprach es doch?“ fragte die Kleine.

„Der Graf, meinſt Du? Er wird morgen ſicherlich kommen. Dann werde ich Dir das neue Kleidchen anlegen, und das bunte kleine Tuch dazu. Du mußt dem Grafen entgegengehen und ihm zum Willkommen die Hand küſſen.“

„Wird er nicht mir die Hand küſſen?“

„O Himmel, Kind, das wird er gewiß nicht!“ ſchrie Frau Sempel laut auf. „Wie kommſt Du nur auf ſolche Gedanken?“

„Als ich noch in einem ſchönen, großen Saale wohnte,“ rief Diane und hielt den kleinen Finger wie ſinnend an die Stirn, „hat man mir immer die Hand geküßt.“

„Als Du noch wo wohnteſt?“ fragte die Gaſtwirthin.

„In einem großen, ſchönen Saale, wo Abends Lichter brannten,“ ſagte das Kind. „Es waren viele, viele Menſchen um mich herum; aber es mag ſchon lange Zeit her ſein.“

„Gewiß ſehr lange,“ erwiederte die Wirthin, „wenn Du nicht gar alles das geträumt haſt, oder böſe Menſchen Dir anbefohlen haben, dergleichen den Leuten vorzuſchwatzen. Geh' nun zu Bette, Kind, ich will zu meinem Buch greifen; denn ich kann nicht einſchlafen, ohne wenigſtens einige Seiten geleſen zu haben. Das hab' ich noch von meinem Ammendienſte. Damals hab' ich oft ganze Nächte lang an der Wiege geſeſſen und eitel Räubergeſchichten und Romane geleſen. Tags darauf erzählte ich den größeren Knaben, was ich Merkwürdiges gefunden hatte. Graf Sejan hat von mir die meiſten und beſten Geſchichten gehört, und der gute, dankbare Junge, er weiß viele derſelben noch, und erzählt ſie mir, und wir lachen dann zuſammen und denken der guten, alten Zeit. Denn ſeitdem, liebes Kind, mußt Du wiſſen, hat ſich ſehr vieles verändert. Der alte General ſtarb und hinterließ viele Schulden. Ich und mein Franz hatten uns etwas erübrigt, und kauften uns dieſe Gaſthof-Gelegenheit. Aber ſeit Jahr und Tag koche ich allein, denn meinen Franz haben ſie auch aus dem Thore hinausgetragen."

Dieſe Erinnerungen ſtimmten das Herz der

Wittwe ſo weich, daß ſie am Schluß ihrer Erzählung in ein lautes Schluchzen ausbrach. Die kleine Diane ſchmiegte ſich mit dem Inſtinkt eines Kindes, das Thränen nicht fließen ſehen kann, ohne ſelbſt zu weinen, an die Alte, und dieſer Beweis kindlicher Theilnahme rührte die gute Frau nur noch mehr. Die Pflegemutter und das Adoptivkind vermiſchten ihr Thränen miteinander, während es in der Vorſtadtgaſſe ſtille ward, und die kleine, ſchrillernde Pfeife des Nachtwächters aus der Ferne die zehnte Stunde verkündete.

Drittes Capitel.

Unſere Heldin wird ihrem Beſchützer vorgeſtellt. Der Gaſtwirthin widerfährt eine ſchwere Kränkung.

Am andern Tage, gleich nach der Parade, ſprengte die breite Straße vor dem Gaſthauſe vorbei ein Reiter auf einem ſtolzen, ſchönen Brannen; er hielt bei einem Sattler an, ließ einen ſchadhaften Riemen ausbeſſern, und während dieſes geſchah, ſchlenderte er die paar Schritte zum

Gaſthofe hin. In der Thür deſſelben ſtand Frau Sempel in ihrem Sonntagsputze und mit der freundlichſten Miene in ihrem glatten, rothwangigen Geſichte, dem man das Alter nicht anſah.

„Wo iſt ſie?“ fragte der Lieutenant. „Ich kann mich nicht lange aufhalten.“

„Ich bringe ſie ſogleich, Euer Gnaden. Es iſt wahrlich ein ganz artiges Kind.“

Diane erſchien. Sie trug ein feines, weißes Kleidchen, ihr dunkles Haar, zierlich geſcheitelt, hing auf den Schultern herab, ihre großen, ſchönen Augen glänzten, und auf den Wangen ſchimmerte das Roth der Geſundheit und der Freude, als ſie ihren Beſchützer wiederſah. Der Lieutenant ſeinerſeits war in voller Uniform. Sein ſchlanker Wuchs wurde durch ein anſchließendes Collet gehoben, ein Federhut, eine Schärpe mit langen ſilbernen Quaſten, und blitzende Epaulettes, gaben ihm ein imponirendes Anſehen. Die Kleine blieb einen Augenblick befangen ſtehen, dann aber eilte ſie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

„Nicht ſo, mein Kind,“ rief die Sempel.

„Was ſagte ich Dir wegen des Handkuſſes? He!“

Dianens Wangen überzog eine Purpurröthe, ſie faßte ſchnell nach der Rechten des Offiziers, doch dieſer, ihre Abſicht errathend, nahm das kleine Mädchen auf ſeine Arme, hob ſie zu ſich hinauf und gab ihr einen herzlichen Kuß.

Dieſe rührende Scene fiel in dem Gaſtzimmer des Hauſes vor. Niemand war dabei, als Frau Sempel und Lene, die an der Thür lauſchte.

„Wenn Du das jemals vergißt, Kind,“ rief die Wirthin, indem ſie die Schürze an die Augen brachte, „ſo haſt Du kein gutes Herz, und es wird Dir ſchlimm gehen im Leben.“

„Ich werde es nicht vergeſſen,“ rief die Kleine, und klammerte ſich mit beiden Armen um den Hals und den Nacken des Jünglings.

„Beſchmutze nicht die Stickerei! Herr Graf, Sie laſſen das Kind auch machen, was es will. Wahrlich, das iſt ein recht beſonderer Auftritt. Lene, Du wirſt gut thun, wenn Du in die Küche gehſt, nachläſſiges und neugieriges Mädchen!“

Der Lieutenant verfügte ſich jetzt mit Frau

Sempel in's Nebenzimmer und ließ ſich in der Eile von dieſer alle Vorſchläge und Rathſchläge mittheilen, die, in Betreff des Kindes, der Gaſtwirthin in den Kopf gekommen waren. Es wurde ausgemacht, daß man das Reſultat der angeſtellten Forſchungen während eines Monates noch abwarten wolle; wäre dann nichts erfolgt, ſo ſollte Diane bei der Wirthin in Dienſte treten, und zugleich die nahgelegene Schule des Kandidaten Weinhold beſuchen. Der junge Graf legte ein paar Louisd'or auf den Tiſch, über die Frau Sempel einſtweilen quittirte, und dann trennte man ſich. Als Diane, die von Lene in die Küche geführt worden war, weil das Zimmer ſchon mit den Mittagsgäſten ſich zu füllen begann, die Schritte ihres Beſchützers auf dem Flur vernahm, ſtürzte ſie hervor und warf ſich nochmals an ſeinen Hals. Sie ſah ihm nach, als er ſtolz vorübergaloppirte, und ihr ſcharfes Auge erblickte noch das Flattern des weißen Federbuſches, als der Reiter um die Ecke ſchwenkte. Dann ſchlich ſie ſtill hinauf in ihr Zimmer und weinte.

Neben dem lärmenden Gaſtzimmer befand

ſich ein kleines Stübchen, das Frau Sempel zu ihrem Speiſezimmer und zugleich zur Vorrathskammer diente. Eine Menge Gläſer und Fläſchen mit Eingemachtem ſtanden an paſſenden Stellen vertheilt, je nachdem ihr Inhalt der Wärme oder der Kühlung bedurfte, an den Wänden und auf dem Fenſter. Ein Schränkchen mit Silbergeräth und geſchliffenen Gläſern war ſo geſtellt, daß der Blick des Eintretenden ſogleich auf dieſe Reichthümer fiel; ein Sopha, gerade ſo viel Platz gewährend, um die korpulente Geſtalt der Eigenthümerin und einen Gaſt, aber einen Gaſt von etwas ſchmächtiger Taille, zu faſſen, war an einen behaglichen Platz am Fenſter gerückt. Als Diane eintrat, fand ſie die Gaſtwirthin und den Pädagogen auf dem Sopha ſitzend, während eine kleine, blaſſe, kränkliche, nur für den Sonntag angenommene, Magd die dampfende Suppe auf den Tiſch ſetzte.

„Da iſt ſie!“ rief Frau Sempel bei Dianens Erſcheinen, „und nun begrüße den Herrn Weinhold, mein Kind. Er iſt ein ſehr gelehrter und ſehr gütiger Herr!“

„O, ich bitte,“ entgegnete der Kandidat, indem er eine kleine Verbeugung machte.

„Es iſt die Wahrheit!“ rief ſeine Gönnerin. „Wenn Sie auch zehnmal durchgefallen wären, Herr Kandidat, ſo würde ich doch daſſelbe behaupten; denn ich entſinne mich, daß der ſelige Herr General, Excellenz, zu ſagen pflegte, die geſcheidteſten Leute ließe man gerade am häufigſten durch's Examen fallen!“

„O, ich bitte,“ ſagte der Candidat, und machte nochmals eine kleine Verbeugung.

„Jetzt wollen wir uns zu Tiſche ſetzen, mein lieber Herr. Nach der Mahlzeit müſſen Sie das Kind prüfen und ſehen, ob es Talente hat.“

„Es wird gewiß welche haben,“ entgegnete der junge Mann, indem er ſeinen Teller mit Suppe in Empfang nahm; „allein ſicherlich wird es nie dazu gelangen, eine ſo vortreffliche Handſchrift zu ſchreiben, als Sie es können, Madame.“

Frau Sempel ſah äußerſt geſchmeichelt aus.

„Ueberhaupt,“ fuhr der Candidat fort, „wird man lange ſuchen müſſen, ehe man eine ſo gebildete Dame findet, das heißt in dem Stande, dem Sie ſich gewidmet haben, Frau Sempel. Da iſt die Frau des Gaſtwirths zum Kreuz, ſie muß ſich jede noch ſo kleine Rechnung von ihrem Kellner ſchreiben laſſen, und nicht allein das, ſondern ihre Privatkorreſpondenz muß der fremde Menſch führen!“

„Dazu könnte ich mich nie entſchließen. Meine Privatkorreſpondenz dürfte Niemand leſen, dem ſie nichts angeht.“

„Wie erlangten Sie nur dieſe Fertigkeit?“ fragte der Candidat, indem er ſich noch einen Teller mit Suppe ausbat.

Das will ich Ihnen ſagen. Als ich noch bei Sr. Excellenz dem Herrn General konditionirte, brachte ich meine müßigen Stunden größtentheils mit Leſen zu. Einſt gerieth ich an ein Buch, in welchem gezeigt wurde, daß die Hauptperſon einzig und allein dadurch ihr Glück machte, daß ſie eine vortreffliche Handſchrift ſchrieb. Früher hatte ich das Bischen, was ich ſchreiben konnte, gerade ſo hingekritzelt, wie nur die Hand gehen wollte; als mir aber die Geſchichte im

Kopf zu ſpuken begann, fing ich an, Tage lang nichts als Buchſtaben zu malen, und brachte es bald ſo weit, daß ich ſie dergeſtalt verſchnörkelte und ihre Züge in einander malte, daß es ein wahres Kunſtwerk wurde. Ich ſaß wie eine Närrin Nächte lang und peinigte mich, recht ausgeſuchte und noch nie dageweſene Schnörkel an meine Buchſtaben heranzuquälen, und ſo brauchte ich zu einem Wäſchezettel, der von einem Kammerdiener in einigen Sekunden gefertigt wurde, immer eine, oft zwei Stunden; allein meine ſchmutzige Wäſche ſah auf dem Zettel auch ganz pompös aus. Mit der Rechtſchreibung nahm ich es nicht ſo genau; denn in dem Romane ſtand nicht, daß die Heldin durch den Gebrauch des richtigen oder falſchen Artikels glücklich oder unglücklich wurde."

„Solche Romane, die einen gewiſſen Bildungszweck verfolgen, ſind von großem Nutzen," bemerkte der Candidat.

„Als ich meinen ſeligen Mann, den Koch, heirathete," fuhr die Gaſtwirthin fort, „mußte ich, da er meine Liebhaberei für die Schönſchreibekunſt nicht theilte, mich lediglich mit der Küche beſchäftigen. Seitdem ich jedoch Wittwe bin und meinen Neigungen folgen darf, bin ich zu der Feder zurückgekehrt. Aber ich ſehe, Herr Candidat, daß Ihre Flaſche leer iſt; Marie, wo denkſt Du hin, daß Du nicht dem Herrn eine neue vorſetzeſt? Zum Nachtiſch müſſen Sie etwas von meinem Liqueur verſuchen, Herr Weinhold."

Der Candidat bemerkte, daß er des Guten zu viel zu thun fürchte. Das kleine Dienſtmädchen ſetzte die zweite Flaſche Bier auf den Tiſch und meldete zugleich, daß Herr Pädus in der Gaſtſtube anfrage, ob er ſeinen Beſuch abſtatten dürfe?

„Er möge kommen," entgegnete die Wittwe. „Setze einen Stuhl hierher an meine linke Seite."

Der Angemeldete lauſchte ſchon hinter der Thür. Es war ein korpulenter Mann, weit über die Vierzig hinaus, in einem ſehr auffallenden Sonntagsputz. Sein ſtattlich gerundeter Leib ſteckte in einer Weſte von rothem Plüſch mit Goldknöpfen; ein leberbrauner Frack mit eben ſolchen Knöpfen, ſchwarze, faltige Beinkleider und orangenfarbige Handſchuhe, die er beim Hereintreten und beim Schwenken des neuen Seidenhutes in's rechte Licht zu ſetzen wußte, machten ſeinen Anzug vollſtändig. Das rothe Geſicht des Bierbrauers, denn das war Herr Pädus, und er ſtand im Rufe, daß er von ſeinem eigenen Fabrikate etwas allzureichlich genoß, ſtrahlte von einer ſchwitzenden Freundlichkeit, als er in die Stube trat. Er fuhr mit der Hand leicht über die Stirne, um ſich zu überzeugen, daß die zwei glänzend ſchwarzen Locken der Haartour noch an ihrer gehörigen Stelle klebten, dann brachte er in graziöſer Wendung die linke Hand ein wenig auf den Rücken, obgleich dieſes Manöver ihm ſchwer fiel, und rief lächelnd: „Was ich verſtecke, liebe Frau, iſt meine Cigarre; denn ich weiß nicht, ob ich in Damengeſellſchaft rauchen darf?“

Dieſe Feinheit des Bierbrauers fand Beifall, und er und ſeine Cigarre wurden in Gnaden aufgenommen. Die breite Geſtalt ließ ſich nun nieder, machte aber keine Anſtalten, die orangenfarbenen Handſchuhe auszuziehen; dieſe blieben als ein koſtbares Blendwerk fortwährend an den Händen, ſo wie der ſeidene Hut zwiſchen den Knieen geklemmt. Herr Pädus hielt es für eine ſehr feine und vornehme Manier, ſich in dem Geſellſchaftszimmer einer „Dame" zu betragen.

„Alſo, das iſt die neue Verwandtſchaft?" fragte er nach einer Pauſe, indem er zwiſchen den dicken Lippen hervor eine Wolke Taback Dianen in das Geſicht blies. „Ich habe nie davon gehört, Frau Sempel, daß Sie ſolche Kleinigkeiten noch in der Nähe hätten? Ich kenne Ihre Verwandtſchaft doch ſo ziemlich."

„Ich wüßte nicht," entgegnete die Gaſtwirthin in einem ſpitzigen Tone, daß ich Ihnen jemals über meine Verwandtſchaft Auskunft ertheilt hätte, Herr Pädus. Dergleichen gehört zu meinen Privatangelegenheiten. Herr Candidat, noch ein Stückchen von dieſem Apfelkuchen?"

„Er iſt excellent," bemerkte der Pädagog. „Sie mag des Teufels Verwandte ſein," murmelte der Bierbrauer; „ich glaube gar, Sie haden mir meine unſchuldige Frage übel genommen, beſte Frau Nachbarin?“

„Hier iſt ein Gläschen Parfait-amour,“ rief die Gaſtwirthin, indem ſie ein zierliches Becherchen von Silber mit einer rothen Flüſſigkeit füllte und dem Brauer hinreichte.

„Parfait-amour!“ wiederholte dieſer, den Becher an die Lippen bringend. „Trinke ich doch in dieſem Hauſe nichts lieber, als Parfait-amour?“ Er zwinkerte bei dieſen Worten ſehr bedeutſam mit den Augen und ſchnalzte mit den Lippen, indem er zugleich unter dem Tiſch mit ſeinem Fuß Frau Sempel's Schuhſpitze zu berühren trachtete. Bei dieſem Verſuche entglitt der Hut ſeinen Knieen, und um ſeiner wieder habhaft zu werden, mußte Herr Pädus außergewöhnliche Anſtrengungen anwenden, die ihm auf mehrere Secunden den Athem verſetzten und ſeine Stirn und Wangen blauroth färbten. Der Candidat ſah hin und lächelte, Frau Sempel ſah auch hin und lächelte, und der Bierbrauer wurde merklich übler Laune.

Als man ſich vom Tiſch erhoben hatte, führte der Pädagog Dianen an das entlegene Fenſter und ſtellte an ſie allerlei Fragen, die das Kind ihm nur unvollkommen beantwortete. Unterdeſſen machte der Brauer einen Verſuch, ſich neben Frau Sempel auf's Sopha zu ſetzen, was jedoch mißlang. „Wir paſſen nicht zuſammen,“ rief die Gaſtwirthin mit demſelben etwas höhniſchen Tone, wie früher.

„Ich will verdammt ſein, wenn ich begreiſe, wie Sie mir heute vorkommen, Sempel!“ rief der Bierbrauer. „Iſt's doch, als wollten Sie durchaus mit mir in die Tinte!“

„Sie können auch gar keinen Scherz vertragen, Herr Pädus,“ bemerkte die Dame.

„In dieſem Punkte nicht!“ entgegnete er. „Ich denke, wir paſſen recht gut zuſammen, Frau, und wahrlich, der Eſel von Tiſchler hat die Nußſchale von Sopha viel zu eng gemacht. He! Wir ſollen nicht zuſammen paſſen? Gott ſtrafe mich, Sempel, das war ein hartes Wort. Ich hätte lieber, daß mir das beſte Faß in meinem Keller ſauer geworden wäre, als daß Ihre Lippen dergleichen ausgeſprochen!“

Die Gaſtwirthin lächelte triumphirend.

„Die Hand, Frau!" rief der Brauer, „die Hand zur Verſöhnung."

„Ich könnte Ihren ſchönen, gelben Handſchuhen Flecke geben!" entgegnete die Gaſtwirthin.

„Wieder ein Stich; auf meine Ehre! Stich auf Stich! Aber ſo ſoll auch das Leder gleich herunter. Da — da!" — Es war nicht ſo leicht, von der derben, gedrungenen Hand den mühſam angezwängten Handſchuh abzulöſen; er zerriß von oben bis unten, und der Brauer warf die Fetzen wüthend in den Winkel. „Hier iſt meine Hand!" rief er, „und Sempel, wenn Sie jetzt nicht einſchlagen — ſo!—"

Die Wirthin reichte ihm ihre Hand hin, die von dem Brauer geküßt wurde, und der Friede war geſchloſſen. „Jetzt mache ich die Propoſition, heute in die Oper zu gehen," ſagte er vergnügt. „Man giebt den Ritter und die Fee. Ich möchte doch gar zu gerne das Rudel Nymphen im Waſſer ſchwimmen ſehen. Was meinen Sie, Herr Candidat?"

„Ich?“ ſeufzte Herr Weinhold — „ich habe nothwendige Geſchäfte.“ —

„Nichts da! Sie nehmen ein Billet von mir an,“ rief der Brauer. „Wollen wir uns aufmachen? Es wird Zeit ſein.“

„Marie, meinen Hut und mein großes Umſchlagetuch mit den Nelkenbouquets!“ rief die Wittwe. „Nun, Herr Candidat, was ſagen Sie zu der Kleinen?“

„Ein fähiges Kind, ganz ohne Zweifel. Ich werde ihr mit Vergnügen Unterricht ertheilen,“ verſetzte der Gefragte mit unterthänigem Lächeln.

Die Geſellſchaft brach auf; Diane wurde mitgenommen. Man hatte ziemlich weit bis zu dem großen Opernhauſe zu gehen; endlich langte man an. Der Brauer machte als Mauerbrecher ſich und ſeiner Geſellſchaft Platz, indem er mit der einen orangenfarbenen Hand durch die Maſſe vorwärts drängte, um die Kaſſe zu erreichen. Es wurden Billette für den dritten Logenrang genommen, und ſchwitzend und keuchend, ſeine Dame am Arme, erſtieg der Brauer die Treppen, Diane und der Candidat folgten. Die beſten Plätze waner ſchon genommen, demnach mußte ein dünner Herr mit einem ſehr dicken Stocke dem Andrängen von Frau Sempel weichen, die an die Logenbrüſtung heranſtrebte und Dianen nach ſich zog. Der Candidat und Herr Pädus blieben beſcheiden im Dunkel der Logentiefe, und letzterer war froh, ſo viel Platz zu finden, um von Zeit zu Zeit mit der Hand ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, und ſeinen Hut dergeſtalt in Sicherheit zu bringen, daß er weder zu Boden fallen, noch beſchädigt werden konnte.

Die Oper mit ihren Herrlichkeiten ging vorüber, und die Geſellſchaft arbeitete ſich wiederum zum Ausgange hin. Die Abendkühle war eingetreten, und heller Mondſchein machte, daß der Rückweg behaglicher war, als der Ausmarſch.

Am andern Morgen empfing Frau Sempel einen dicken Brief von der Poſt, der mit dem Zeichen des Städtchens Münchenberg verſehen war. Begierig, das Geheimniß zu erfahren, öffnete ſie geſchwind, und war nicht wenig verwundert, ihr eignes Schreiben in die Hände zu bekommen, um das ein Papierſtreifen gewikkelt war, welcher die Worte enthielt:

Beiliegender Brief iſt vollkommen unleſerlich geſchrieben. Der Unterzeichnete bittet, ihn mit dergleichen in Zukunft zu verſchonen.

Adam Sauer,
Pharmazeut.

Frau Sempel ſchlief die darauf folgende Nacht nicht, und hatte drei Tage hintereinander keinen Appetit. Sie hielt während mehrerer Stunden den Brief des Apothekers in der Hand, und ſah ſtarr auf denſelben hin. Lene getraute ſich nicht, ihre Gebieterin nach dem Grunde dieſes auffallenden Betragens zu fragen, und Frau Sempel beharrte in einem beunruhigenden Stillſchweigen. So herrſchte eine Woche hindurch eine dumpfe Stille in dem Gaſthauſe zum Schwan vor dem Halleſchen Thore.

Viertes Capitel.

Der Autor unternimmt eine ſchwierige Schilderung und der Apotheker ertheilt die verlangte Auskunft.

Wir wollen uns jetzt an die ſchwere Aufgabe wagen, die Gefühle und Vorſtellungen eines ſechsjährigen Kindes zu unterſuchen. Diane brachte die erſten Tage ihres Aufenthaltes in dem kleinen Gaſthauſe faſt wie im Traume zu. Alle neuen Eindrücke wirken auf Kinder ſtark, allein ſie verflüchtigen ſich auch eben ſo ſchnell, als ſie heftig ſind. Welches auch die früheren Schickſale der armen Waiſe, und wie die Umgebung, in der ſie aufgewachſen, geweſen ſein mochte, ſo mußten ſie doch von dem Schauplatz, auf dem ſie ſich jetzt befand, gänzlich verſchieden geweſen ſein. Man erkannte dies an den neugierigen, verwunderten Blicken, die die Kleine auf Geſtalten richtete, wie der Bierbrauer, der Candidat und ſelbſt

Lene waren. Die zuthunliche Freundlichkeit und das offene Weſen der Mutter Sempel hatten ſich jedoch dem Kinde ſchon eingeſchmeichelt. Von der Stunde an, wo Diane die Wittwe hatte weinen ſehen, war dieſe ihr keine fremde Erſcheinung mehr; die gute Frau hatte, ohne es zu wiſſen, eine bleibende Eroberung gemacht. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß Scherz und Lachen Kinder nicht ſo ſehr anzieht, als Ernſt und Trauer. Die Bekümmerniß einer Mutter, die verſteckte Thräne, der halbunterdrückte Seufzer findet in dem offenen, unverfälſchten Buſen eines Kindes einen Anklang geheimer und tiefgehender Sympathie. Ein Heraklit würde den Grund dieſer Erſcheinung in der Behauptung finden, daß der Schmerz zu den primitiven und urſprünglichen Gefühlen der menſchlichen Organiſation gehört, und daß wir zu Thränen geboren ſind. Wir theilen dieſe düſtre Anſicht nicht, und wollen lieber annehmen, daß Heiterkeit und Frohſinn das uns beſtimmte Erbe ſei, daß jedoch, um wahrhaft heiter und geiſtesfroh zu ſein, unſere Lebensbildung eine Reife erlangt haben muß, die bei einem Kinde, das dem rein ſinnlichen Inſtinkte noch zu nah ſteht, nicht erwartet werden darf. Seine Thränen und ſein Lachen ſind Sonnenblick und Wolkenſchatten — ſo flüchtig, ſo reizend für den Augenblick, wie dieſe, aber auch ſo geſtaltlos und ohne bleibenden Einfluß.

Wir ſagten eben ohne bleibenden Einfluß — aber wer darf dies beſtimmen? Wer kann in die geheime Werkſtätte ſchauen, wo das Gewebe unſerer kommenden Tage zubereitet wird, wo Farben und Stoffe zuſammengeſtellt und aneinander gepaßt werden? Ja, es kann einen Einfluß geben. Wenn auch für den Augenblick ſpurlos von der roſigen Wange abgetrocknet, fiel dennoch dieſe Thränenperle vielleicht in einen dunkeln Boden, der ſpät ſeinen Keim zum Licht emporſendet und jene „Thränenblume“ zeugt, die damals geſäet wurde. Wir wiſſen nicht, wo dieſe Blume herkam, die Dornenkrone und Marterwerkzeuge in ihrem Innern trägt, und ahnen nicht, daß jener längſtvergeſſene Kinderſchmerz ſie erzeugte. So hatte auch Diane jetzt mit Eindrücken zu kämpfen, die ſpäter in ihr Leben wieder hineinſchauten, um dann mehr geordnet und nicht mehr als kindiſche Träume, ſondern als ſelbſtbewußte Gefühle auftraten.

Das kleine Mädchen, als ſie ſich nach dem Tumult und dem bunten Bilderreichthum des Theaterabends in ihrem Bette fand, ſank alsbald in eine phantaſtiſche Welt voll Träume. Der herrliche Pallaſt, den die Feen bewohnten, bildete bald den Schauplatz, auf dem auch ſie und ihre luftigen Gefährten ſich bewegten. Hätte man ein anderes Opernſtück gewählt, ſo wäre Diane wahrſcheinlich ohne Bilder in ihrer Phantaſie nach Hauſe gekommen, allein gerade dieſe Oper war dem Kinde vollkommen verſtändlich. Ein armer Edelknabe, der eine ſchöne Fee liebt, mit ſeinem Leben ihre Freiheit erkauft und ſie vor Gefahren ſchützt, dieſe Begebenheiten bilden einen einfachen Faden, den die Aufmerkſamkeit eines Kindes feſtzuhalten im Stande iſt. Diane hatte keinen Umſtand des Zauberſpiels außer Acht gelaſſen, und jetzt im Traume war ſie die Fee, und der arme Page trug die Züge des jungen Grafen. Er hatte dieſelben ſchwarzen, glänzenden Locken, dieſelben großen, dunklen Augen, er ſprach mit derſelben ſanften Stimme zu ihr. Er hielt ſie in ſeinen Armen, gerade ſo, wie er ſie unten in der Gaſtſtube gehalten hatte, und ſie fühlte ſich glücklich, in ſeiner Nähe zu leben. Dann aber war es, als müßte ſie fort, und als er zurückblieb und ſie in den Lüften ſchwebte, immer höher, immer weiter von ihm weg, und er ſeine Arme ſehnend nach ihr ausſtreckte, da erwachte ſie mit einem lauten Aufſchrei, ihr kleines Herz klopfte heftig, und Thränen netzten das Bettpfühl.

„Nein, nein!“ rief ſie lautweinend, „ich werde mich nicht von Dir trennen. Nie, niemals!“

Den ganzen Tag über blieb ſie in aufgeregter Stimmung, und als der Abend erſchien, verlangte ſie wieder in's Schauſpiel geführt zu werden. Frau Sempel, die dieſes Begehren für eine höchſt verdammungswürdige Neigung zu koſtſpieliger Zerſtreuung anſah, ſchlug ihr die Bitte ab und bemerkte dabei, daß ein Schauſpiel ein, im Leben einer kleinen Gaſthausaufwärterin, nur höchſt ſelten vorkommendes, außerordentliches Ereigniß ſei. „Behalte das, mein Kind,“ ſetzte ſie hinzu; „nur vornehme Damen können ſich erlauben, wöchentlich, ja wohl gar täglich jenes Haus zu beſuchen, deſſen viele Lichter und wundervolle Ergötzlichkeiten wir geſtern bewundert haben.“

Diane, die ſich eingebildet hatte, den herrlichen Pallaſt und die tanzenden Feen alle Abend beſuchen zu können, fühlte eine ſchmerzliche Enttäuſchung über dieſen Beſcheid, und dachte darüber nach, wie es traurig ſei, daß ſie keine vornehme Dame geworden. Sie fragte jetzt, wann der Graf wiederkäme, und als die Wittwe ihr darauf antwortete, dieſes könne vielleicht nicht vor Ablauf eines Monats geſchehen, ſchlich die Kleine, die alle ihre Freuden zerſtört ſah, betrübt fort, um in ihrem Zimmer ungeſtört zu weinen.

Unterdeſſen hatte ihre Pflegemutter ebenfalls einen Kampf mit ihren aufgeregten Gefühlen zu beſtehen. Dieſe bezogen ſich auf den vom Apotheker zurückgeſendeten Brief. Das Schickſal hatte gewollt, daß Frau Sempel bis jetzt über die eigentliche Beſchaffenheit ihrer Schönſchreibekunſt vollkommen im Dunkel gehalten worden war. Als die Tochter eines armen herabgekommenen Dorfſchulmeiſters beſaß Frau Sempel den Stolz, in irgend einem Zweig des menſchlichen Wiſſens, ihrer Abſtammung gemäß, glänzen zu wollen, und die Leſung jenes unheilbringenden Romans, von dem wir ſchon geſprochen, hatte ſie beſtimmt, die Schönſchreibekunſt dazu zu wählen. Ihre ganze Schreibekunſt hatte früher in jenem anſpruchloſen Gekritzel beſtanden, in welchem Ammen, Kindermägde und Köchinnen, wenn ſie dieſen Grad von Bildung überhaupt erreicht haben, ſich auszuzeichnen pflegen. Frau Sempel's Geiſt nahm einen höhern Schwung. Sie kopirte die extravaganten Schreibeſchwingungen, welche die modernen Virtuoſen der Schönſchreibekunſt aufgebracht haben, aber ſie that hierin des Guten offenbar zu viel. Der Buchſtabe ſelbſt ward bei ihr Nebenſache, und nur ſein Gewand galt; bald gelangte die hochſtrebende Amme dahin, daß ſie bewunderte, aber nicht zu leſende Zettel ſchrieb. Der Brief, den ſie dem Apotheker hatte zukommen laſſen, war einer von denen, bei welchen ſie ſich die meiſte Mühe gegeben, und der daher am wenigſten zu dechifferiren war. Der Koch, ihr Mann, hatte ſich um die Thorheit ſeiner Erwählten nicht gekümmert, und der Schulmeiſter, der ihr die Augen hierüber hätte öffnen können, beſonders, da er die Rechnungen ſeiner Gönnerin an ihre Kunden zu vertheilen hatte, war bemüht, ihr zu ſchmeicheln, und indem er heimlich die übergebenen Nota in lesbare Schrift brachte, verſicherte er ſie, daß die Kunden entzückt geweſen ſeien, ihr Geld auf ſo ſchön geſchriebene Conto's, die den Kindern als kalligraphiſche Muſter vorgelegt würden, zu zahlen. Man ſieht, daß Frau Sempel ſich ebenfalls ſo von Schmeichlern umgeben fand, die ihre Lieblingsſchwachheit förderten, als wenn ſie die ſchönſte und reichſte Dame geweſen wäre.

Der Gegenſtand war zu wichtig, als daß die Gaſtwirthin, wie ſie anfangs ſich vornahm, die Beleidigung mit einem ſtolzen Stillſchweigen hätte erwiedern können. Die Nachrichten, die man haben wollte, mußten herbeigeſchafft werden, und ehe die tiefverletzte Schreiberin ſich herabgelaſſen hätte, ihre Kunſt, einem ſo Unwürdigen gegenüber, in Bewegung zu ſetzen, war ſie zu jedem andern Opfer bereit. Sie ließ alſo den Pädagogen kommen, und trug ihm auf, ſich zu einer kleinen Reiſe fertig zu machen. Sie machte ihn unter dem Siegel des Geheimniſſes mit den Umſtänden, die Dianens Erſcheinen begleitet hatten, bekannt, und forderte ihn auf, dem Apotheker genaue Nachrichten über die Kleine, und vor Allem die Adreſſe des verlorenen Briefes abzufordern. Dabei händigte ſie dem Candidaten eine Summe ein, die groß genug war um die Reiſekoſten und den Aufenthalt im Gaſthauſe des Städtchens zu beſtreiten; zugleich bat ſie ihn, ihrer bei dem Apotheker auf keine Weiſe zu gedenken.

„Aber, meine liebe Frau,“ rief der Candidat, „wäre es nicht beſſer, Sie ſchrieben ihm das Alles? Wir erſparten dann die Koſten.“

„Schreiben?“ rief die Wittwe, und zeigte einige Befangenheit. „Nein, Herr Weinhold, ich vermehre nicht gern meine Privatkorreſpondenz, die, wie ſie wiſſen, ohnedies ſchon ſehr groß iſt. Zudem muß eine Dame mit Briefen ſehr vorſichtig ſein — ſehr vorſichtig, Herr Weinhold!“

„Ich ſehe es vollkommen ein,“ entgegnete der Candidat; „obgleich ich zum Beſten des Apothekers in dem Städtchen gewünſcht hätte, er empfinge einen Brief von ihrer Hand. Es giebt wenige Frauen, die —“

„Laſſen Sie das, Herr Weinhold; es giebt auch wenige Männer, welche die ihnen erwieſene Aufmerkſamkeiten zu würdigen wiſſen. Wann reiſen Sie?“

„Heute Abend geht die Poſtkutſche ab; was mein Gepäck betrifft, wird es ſehr bald geordnet ſein.“

„Nun denn, mein Segen!“ rief die Gaſtwirthin.

Der Schulmeiſter traf in der Nacht im Städtchen ein, und ließ ſich bei dem Apotheker melden, dem er ſeinen Auftrag ausrichtete.

Der große, finſterblickende Mann ſah unſern Geſandten mit einem forſchenden Blick an, und ſagte dann: „Alſo hat das Kind den Brief verloren?“

„Wie ich Ihnen geſagt habe, mein Herr.“

„Das iſt ſehr übel. Ich weiß nicht, was in dem Schreiben ſtand; jedenfalls bürgt jedoch der Name deſſen, an den es gerichtet war, daß man dem Kinde Unterſtützung zugewendet haben würde —“

„Und wie lautete dieſer Name?“ fragte der Candidat.

„Jonathan Rusbruck, Banquier, in der Leipziger Straße,“ erwiederte der Pharmazeut, indem er mit faſt zugekniffenen Augen den Schulmeiſter anblinzelte.

„Ein reicher Mann?“ fragte dieſer.

„Ganz gewiß. Er wird im Stande ſein, mehr zu geben, als die paar Lumpen, die meine Haushälterin ihr umhing, als ich das arme Geſchöpf im Graben an der Landſtraße fand, und nach Hauſe brachte.“

„Im Graben? An der Landſtraße?“

„Ja.“

„Wahrlich eine ſehr edle Handlung von Ihnen, Herr Sauer.“

„Schnupfen Sie Spaniol?“ fragte der Apotheker, indem er auf dem Ladentiſche eine Miſchung verſchiedener Tabacksſorten veranſtaltete, und jetzt eine kleine Düte zur Hand nahm. „Ich zweifle, daß Sie in Berlin von ſo guter Qualität welchen finden; obgleich ich immer hören muß, daß in Berlin nichts als Vortreffliches ſei. Hm, hm!“

„Ich ſchnupfe nicht,“ rief der **Kandidat** und verbeugte ſich.

„Ich habe mich aus Berlin entfernt,“ hub der Pharmazeut wieder an, „aus keinem andern Grunde, als weil ich müde war, ſo viel Vortreffliches um mich her zu ſehen. Aber in weſſen Gewahrſam befindet ſich denn jetzt das Kind?“

„Es hält ſich bei einer ſehr würdigen Dame auf,“ ſagte der Candidat.

„Iſt ſie auch vortrefflich?“ fragte der Apotheker, und ſchob eine ungeheure Priſe der eben fertig gewordenen Compoſition mit großem Geräuſch in die Naſe.

„Ich glaube, dreiſt behaupten zu dürfen, daß ſie es iſt.“

„Nun, ſo bewahre mich der Himmel, je mit ihr zuſammen zu treffen,“ erwiederte der hypochondriſche Apotheker, und öffnete ſeinem Gaſte die Thür.

Nachdem dieſer den Namen des Banquiers in ſeine Schreibtafel gezeichnet und noch gefragt hatte, ob keine weitere Nachrichten über das Kind vorhanden ſeien, was der Apotheker verneinte, empfahl ſich der Schulmeiſter, und langte wohlbehalten von ſeiner Entdeckungsreiſe in der Hauptſtadt wieder an. Frau Sempel faßte ſchnell den Entſchluß, an den Banquier zu ſchreiben, aber, des letzten Vorfalls gedenkend, fehlte ihr zum erſten Mal in ihrem Leben der Muth dazu, und ſie entſchloß ſich, ſelbſt hinzugehen. Sie warf ſich in eine ausgeſuchte Toilette, der Pädagog gab ihr den Arm, und ſo machte ſich das Paar nach der Leipziger Straße auf den Weg.

„Es ſoll mir leid thun,“ ſagte die Dame unterwegs, „wenn ich die Kleine verliere. Es ſcheint ein gut geartetes Kind, und da der junge Graf nun einmal dieſe edle Handlung vollführt hat, und da der Himmel mir verſagt hat, ſelbſt Kinder zu haben —“

„Hier iſt eine Goſſe, liebe Frau," bemerkte der Pädagog, und leitete die, in ihren melancholiſchen Erinnerungen ſchwärmende, Wittwe ſeitwärts auf das Trottoir. Sie that einen raſchen Schritt hinauf, und ſtreifte hart an den Korb einer Höckerin, die erzürnt ausrief: „Nun, Sie könnten mit Ihrem Schatz auch wohl vorſichtiger gehen, Madam!"

Es beleidigte das Zartgefühl der Wittwe, daß der junge Pädagog für ihren Schatz galt. Sie eilte ſchneller vorwärts, und bald war das ſtattliche Haus des Geldhändlers erreicht. Frau Sempel ließ ſich im Comtoir melden, wurde hereingeführt und erhielt einen Stuhl.

„Herr Rusbruck iſt verreiſt, Madame," gab der zweite Commis, auf die Anfrage der Wittwe, mit einem artigen Lächeln zur Antwort, indem er dabei den erſten Commis anſtarrte, der ſeine Stellung auf einem hohen Polſterſitz benutzte, um in dem gegenüber befindlichen Spiegel ſeinen Backenbart zu muſtern.

„Das thut mir herzlich leid. Wann wird er wieder kommen?"

„Er iſt in Geſchäften nach London, Madame.“

„Nach London! O du lieber Himmel! Von da kehrt man ja nie zurück!“

„O, doch. Herr Rusbruck wird unfehlbar in drei Wochen wieder da ſein. Iſt es ein Geldgeſchäft, ſo könnte indeß Herr Liepmann hier —“

Der erſte Buchhalter ließ von der Bewunderung des Backenbarts einſtweilen ab, und gab ſich die Miene, als lauſchte er auf die Befehle der Dame.

„Nein, mein Herr, es iſt eine Angelegenheit beſonderer Art. Ich werde zu Ende dieſes Monats mich wieder einfinden.“

„Was uns unbeſchreibliches Vergnügen gewähren wird,“ rief der zweite Buchhalter, ſich die Hände reibend. Frau Sempel raffte ihre ſchwarze Mantille wieder auf, gab ihrem Begleiter den Arm, und verſchwand aus dem Comtoir.

Fünftes Capitel.

Der verlorene Brief wird gefunden.

Faſt zu derſelben Zeit, da unſre Geſchichte beginnt, um wenige Stunden früher, befanden ſich auf der Landſtraße, die von Küſtrin nach Münchenberg führt, drei andere Reiſende, die nicht ſo bequem und gefahrlos reiſten, als die Paſſagiere im Wagen der königlichen Poſtkutſche. Es waren dies ein ältlicher Mann in zerlumpter Kleidung, und, wie es ſchien, von Krankheit und Elend gebeugt, ein Mädchen, faſt von noch nicht voll zehn Jahren, und ein Knabe, der vierzehn bis funfzehn Jahre zählen mochte. Die Kleidung der Kinder war ebenfalls wenig beſſer, als bettelhaft. Der ältliche Mann trug einen weiten Ueberrock und einen alten Filzhut, nebſt einem rothwollenen Tuche, das nachläſſig um den Hals geſchlungen war. Der Knabe hatte Schifferbeinkleider und eine dazu paſſende Jacke, ein zerriſſener Strohhut deckte ſeine ſchwarzen Locken und ſaß ihm tief im Geſicht. Das Mädchen war in einen dunkelfarbigen Wollenrock gehüllt, und ein ſeidenes Tuch war ihr um den Kopf geſchlungen. Obgleich ihre nackten Arme und ihre nicht viel beſſer bekleideten Füße Spuren der Verletzungen von Dornenhecken und ſpitzigen Steinen zeigten, entglitt der Verwundeten dennoch keine Klage, und ſie ſetzte in ſo raſcher Eile, halb laufend, ihren Weg fort, daß ſie ihre beiden Gefährten bald überflügelte. Der kalte Regen, der immer ſtärker zu ſprühen anfing, ſchlug den Wanderern in's Geſicht, und die eintretende Dunkelheit und der Sturm machte zugleich ihre Straße unſicher und unbequem. Sie eilten immer flüchtiger dahin, und ſchienen eifrigſt ein Gebäude, das ihnen Schutz gewähren konnte, erreichen zu wollen. Seitwärts vom Wege lag, in den Nebel der Nacht gehüllt, eine Scheune, wie ſie in dieſer Gegend öfters zu finden ſind. Dorthin lenkten die Flüchtlinge ihre Schritte. Die Kinder waren weit voran, und kehrten unwillig um, den kranken, alten Mann in ihre Mitte nehmend, ihn zum ſchnellern Gehen zu bewegen.

„Ich thue, was ich kann,“ keuchte dieſer. „An dieſe Nacht werde ich denken, ſo lange ich noch dieſes elende Leben friſte. Siehſt Du kein Licht, Sim? Strenge Deine Augen an, die meinigen ſind faſt erblindet durch Sturm und Regen.“

„Ich ſehe nichts,“ antwortete der Knabe raſch und wild; „aber horch, das klang wie Pferdehuf. Laßt uns ſchnell von der Straße ablenken.“

„Schon wieder?“ ſchrie der Alte. „Ach! ich kann nicht. Der Graben iſt mir zu tief; ich bleibe liegen und ſterbe. Sechs Tage und Nächte haben wir uns ſo in der Irre umhergetrieben, jetzt kann ich nicht weiter.“

„So wollt Ihr, daß wir entdeckt werden?“ rief der Knabe mit rauher Stimme.

„Mag's kommen, wie es will!“ ſtöhnte der Alte.

„Schuft, der Ihr ſeid! Ich und Judy ſollen mit Euch in's Unglück? Wir müſſen von der Straße weg. Dort, nicht dreißig Schritte entlegen, iſt eine Scheune. Ich kenne die Gegend.“

„Komm', Vater! thue, wie er es haben will," bat das Mädchen. „Stütze Dich auf mich."

„Schnell, ſchnell! Sie kommen näher! Es ſind Gensd'armen, ich täuſche mich nicht; aber die Nacht iſt finſter, noch können ſie uns nicht geſehen haben."

Der Alte wurde mit Hülfe ſeiner beiden jugendlichen Gefährten über den Graben der Landſtraße und ſeitwärts auf das Feld geführt. Sie hatten die Scheune noch nicht erreicht, als von der Straße her der Ruf: „Wer da?" und das Gebot, Halt zu machen, ertönte.

„Gebt keine Antwort, duckt Euch in das Gebüſch!" flüſterte Simeon.

Der Ruf wurde wiederholt, mit der Drohung, Feuer zu geben, wenn keine Antwort erfolgte.

„Sie werden nicht ſchießen," beſchwichtigte der Knabe ſeine Gefährten, „und dann werden ſie in der Dunkelheit ſich nicht getrauen, über den Graben zu ſetzen."

Eine ängſtliche Stille erfolgte. Die drei Flüchtlinge hielten ſich eng zuſammengedrückt unter den Zweigen eines kleinen Nußbaumgeſträuches. Von der Straße her hörte man Stimmen, dann war wieder Alles ſtill, und endlich vernahm man Schritte, die ſich über das Feld hin dem Geſträuche näherten.

„Wir ſind verloren!“ ſtöhnte der Alte, „ſie ſuchen uns!“

„Aber ſie haben uns noch nicht gefunden,“ ſagte der wilde Burſche mit einem verſchmitzten Lächeln. „Laßt mich nur machen!“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich aus dem Schlupfwinkel, indem er, wie eine Katze, dicht am Boden hinkroch, bald in eine tiefere Furche des friſchgepflügten Feldes liegen blieb, bald wieder ſich etwas emporrichtete, um bequemer lauſchen zu können, wenn eins der niedrigen Gebüſche, die den Graben begrenzten, ihn in ſeinem Vorhaben begünſtigte. Die Zurückbleibenden hörten lange nichts, endlich jedoch einen dumpfen Schrei und hingemurmelte Flüche. Ein kurzer Kampf ſchien ſtattzufinden und, ſo viel es die Finſterniß geſtattete, konnte man zwei dunkle Körper bemerken, die ſich dem Graben zuwälzten. Bald darauf fiel ein Schuß, dann noch einer, jetzt trat tiefe Stille ein. Eine dunkle Geſtalt näherte ſich in großer Eile dem Gebüſch. „Fürchtet nichts, ich bins!“

„Und unſre Verfolger, Sim?“ fragte das das Mädchen.

„Haben für's Erſte genug. Dem Einen hab' ich mit meinem Meſſer einen Schnitt in den Ferſenmuskel des rechten Fußes beigebracht, der ihn zwingt, liegen zu bleiben; mit der Flinte, die ich ihm aus den Händen gewunden, ſchoß ich, und verwundete, wie ich glaube, den Andern; denn er hat fliehend die Landſtraße geräumt.“

„Das war ein gutes Stück Arbeit,“ murmelte der Alte.

„Aber Du bluteſt ſtark, Sim,“ ſetzte das Mädchen hinzu, indem ſie die Schulter des Knaben berührte.

„Wenn Du mir Dein ſeidenes Tuch geben willſt, Judy,“ entgegnete er in einem ſpottenden Tone, „ſo wird das Blut bald geſtillt ſein.“

„Ich will es Dir ſelbſt umbinden,“ rief das Mädchen.

„Wahrlich, Judy, das hätte ich Dir nicht zugetraut! Das ſchöne, ſeidene Tuch!“ ſagte der Burſche mit einer Art rauher Zärtlichkeit in der Stimme. „Jetzt freue ich mich, daß wir in Gefahr gerathen.“ Sie gebot ihm, ſtill zu halten, und band ihm dann das Tuch um den Oberarm.

„Ich danke Dir,“ rief er, als es geſchehen war. „Aber jetzt laß uns eilen, denn einem erneueten Angriff könnten wir nicht mehr Stand halten.“

Die Flüchtlinge verfolgten den Seitenpfad an der Scheune links hin, und erſt nach einer reichlichen halben Stunde Weges wagten ſie es wieder, die Straße zu betreten, da die erſchöpften Kräfte des Alten Ruhe und Erquickung forderten. Die Schenke, in der ſie eintraten, lag einſam, und wurde ſelten von den Einwohnern des nahen Städtchens beſucht. Florentin, dies war der Name des alten Mannes, war hier bekannt, und der Wirth brachte ihn, das Mädchen und den Knaben in Sicherheit. Das Verbrechen, um deſſenwillen Florentin verfolgt wurde, war in der That kein geringes. Er gehörte zu einer

Bande, die falſche Bankſcheine fabrizirte, und durch geheime Agenten in Umlauf ſetzte. Der Wirth der Schenke war ein ſolcher Agent. Er wußte von der Entdeckung der Verbrecher und ihrer Verfolgung noch nichts, ſonſt hätte er dem, unter ſo verdächtigen Umſtänden, Einlaß Begehrenden in ſeinem Hauſe keine Zuflucht gegönnt. Er glaubte der Angabe des Knaben, daß er ſich bei einem Fall die Schulter beſchädigt, und von Florentin wußte er, daß er öfters Reiſen in die Umgegend machte.

Als ſich die drei Verfolgten etwas erholt hatten, und Florentin eben bei der Flaſche ſaß, der er häufig zuſprach, wurde an die Thür gepocht. Der Wirth öffnete unbekümmert, und hereintrat der Apotheker des Städtchens mit dem eben gefundenen Kinde an der Hand. Herr Sauer erzählte ſein Abentheuer und erregte dadurch die Aufmerkſamkeit Simeon's und Judith's, die ſogleich forſchende Blicke auf das fremde Mädchen richteten. Der Umſtand mit dem Briefe, den Diane bewahrte, wurde von ihnen nicht überhört. Am Schluſſe ſeines Berichts wandte ſich Herr

Sauer zum Wirth, und theilte ihm mit, wie eine Bande Geldfälſcher, die ſich in Küſtrin und der Umgegend aufgehalten, entdeckt, und wie ſchon ſeit einigen Tagen die Polizei mit Aufſpürung der Flüchtlinge beſchäftigt ſei. Man kann ſich denken, wie dieſe Nachricht auf den Wirth der Schenke wirkte. Sogleich ſah er ein, daß er von ſeinem Genoſſen getäuſcht worden, daß die Verfolgung ſtattgefunden habe, und ſomit die größte Gefahr für ihn ſelbſt ſei. Sobald alſo der Apotheker die Schenke verlaſſen, drang er in die Flüchtlinge, ein Gleiches zu thun. Florentin, der ſich in dem Zuſtand äußerſter Trunkenheit befand, war unfähig, dieſem Befehle zu gehorchen. Er konnte kaum gehen, und Simeon und Judith führten ihn mit Mühe hinweg. Die Drohungen und Flüche des Wirths folgten ihnen.

„Sollen wir durch die Stadt gehen?“ fragte Simeon ſeine junge Gefährtin.

„Nein,“ entgegnete dieſe; „wie Du gehört haſt, Sim, iſt dieſe Straße nicht mehr ſicher. Laß uns den Weg um die Stadt herum nehmen.“

„Ich wollte, ich könnte den alten Trunkenbold hinter irgend einem Zaune liegen laſſen," rief Simeon. „Mit ihm iſt es doch ſchon vorbei, und er hindert nur unſre Flucht."

„Er iſt mein Vater, Sim," ſagte das Mädchen mit einer ernſten, faſt feierlichen Stimme.

„Gut, ich will ihn tragen, ſo lange ich in meiner geſunden Schulter noch Kräfte fühle. Es iſt Dein Vater, Judy, das ſollſt Du mir nicht zum zweiten Male ſagen."

„Wenn wir nur Berlin erreichen könnten!" rief das Mädchen.

„Und was dort, Judy? Glaubſt Du, daß man dort von uns und unſerer Geſchichte nichts erfahren habe?"

„Ich habe etwas, das mir Hoffnung giebt," rief das Mädchen.

„Und das iſt, Judy?"

„Sieh' dieſen Brief, Sim. Ich habe ihn dem kleinen, zerlumpten Kind geſtohlen, ohne daß der Apotheker und die Kleine ſelbſt etwas merkten."

„Ah, richtig, Judy! Darum warſt Du ſo

um das Kind beſchäftigt, und ſchmeicheltest der einfältigen Puppe. Aber was glaubſt Du, was der Brief enthalte, Geld?"

„Geld!" rief Judy, und warf den Kopf in die Höhe. „Wenn ich geglaubt, daß er Geld enthielte, hätte ich ihn nicht genommen."

„Hm," entgegnete der Knabe, und ſchüttelte den Kopf. „So ſchlau Du biſt, Judy, und ſo geſchickt Deine kleine Hand die Schnörkel und Züge auf einem Kaſſenſcheine nachzumalen verſteht; ſo täuſcheſt Du Dich doch leicht in ſolchen Dingen, die Uebung und Erfahrung erfordern. Das Mädchen würde nicht ſo bettelhaft an der Straße gefunden worden ſein, wenn in dieſem Briefe irgend etwas Vortheilbringendes enthalten wäre. Aber wir wollen ihn öffnen; der Einfaltspinſel von Apotheker hat das Siegel unberührt gelaſſen. Setzen wir den Vater hier an die Mauer, und lies den Brief; denn Du weißt, ich kann nicht gut Geſchriebenes leſen."

Judith wollte das Schreiben entfalten; als ſie damit beſchäftigt war, das Siegel zu löſen, hielt ſie plötzlich inne.

„Nun?“ rief ihr Gefährte ungeduldig.

„Sim,“ entgegnete das Mädchen, und in ihren dunklen Augen blitzten Liſt und Schlauheit. „Was das Schreiben auch enthalten mag, es iſt gewiß nichts Bedrohliches für die Ueberbringerin, denn ſonſt wäre es der Kleinen nicht als ein Mittel, ſich Beiſtand und Hülfe zu verſchaffen, mitgegeben worden, und deshalb wollen wir es uneröffnet laſſen, da wir das Siegel nicht verdachtlos wieder ſchließen können. Ich will den Brief abgeben; ich bin von demſelben Alter des Mädchens, und weiß auch, wie ſie heißt.“

„Du biſt ſchlau, Judy,“ rief der Knabe, „aber wirſt Du auch auf alle Fragen antworten können, die man Dir etwa vorlegt?“

„Ich werde, ſei ohne Sorgen. Auf jeden Fall glückt es uns, die Spur der Verfolger von uns abzulenken.“

„Wahrhaftig, darin haſt Du Recht!“ rief der Knabe, und ſah ſeine Gefährtin mit einem bewundernden Blick an.

„Freilich habe ich Recht, und ich habe immer Recht,“ ſagte ſie triumphirend. „Alles das bedachte ich, als ſich meine Hand in die Taſche des Bettelmädchens verlor."

„Und ich," entgegnete der Burſche, „dachte daran, wie wir uns bequem nach Berlin finden möchten, als ſich meine Hand mit der ſilbernen Tabacksdoſe des Apothekers befreundete. Sieh, hier iſt ſie."

„Ein Diebſtahl!" rief Judith verächtlich.

Simeon's Wangen überzog ein dunkles Roth. „Mädchen," ſagte er grollend, „bringe mich nicht in Zorn. Iſt ein Diebſtahl nicht eben ſo ehrenvoll, als das Verfertigen von falſchem Gelde?"

„Nein!" rief Judith. „Ein Dieb iſt gemein, ein Dieb iſt ehrlos!"

„Wir wollen uns hierüber nicht ſtreiten," entgegnete der Knabe trotzig. „Ich will den alten Mann weiter tragen. Hilf mir, Judy, ihn aufzurichten. Wahrhaftig, er wird immer ſchwerer. So, ſo iſt's recht!"

Sie ſchlugen den Weg durch ein dichtes Gehölz ein, und verſchwanden in deſſen Schatten.

Sechstes Capitel.

Der Verbrecher und ſein Kind.

Als die Flüchtlinge in die Nähe der Stadt gelangten, erforderte es die Vorſicht, einen feſten Plan zu faſſen, demzufolge fernere Maaßregeln getroffen werden ſollten. Der Alte war aus ſeinem bewußtloſen Zuſtand in ſo weit erwacht, daß er begreifen konnte, um was es ſich handelte. Man kam überein, ſich zu trennen, da man nicht ohne Gefahr vereinigt bleiben konnte. Judith ſollte mit dem Brief zum Banquier gehen, und da ſie in der Verfolgung, die gegen die Verbrecher verhängt worden, die am wenigſten Verdächtige war, konnte ſie ſich offen und ohne Furcht in der Stadt zeigen. Florentin und Simeon wollten unterdeſſen in einem bekannten Schlupfwinkel der Vorſtadt einkehren, und dort die Wirkung des Briefes abwarten. War ſie eine günſtige, und zeigte ſich ſogar Sicherheit nicht allein für Judith, ſondern auch für ihre Begleiter, ſo ſollte das Mädchen ſelbſt kommen, um ſie hiervon zu benachrichtigen, im entgegengeſetzten Falle, war ihr Ausbleiben als das ſicherſte Zeichen, daß ſie ſelbſt ſich in Gefahr befand, und ſomit für die Beiden die ſchnellſte Flucht das einzige Rettungsmittel ſei.

Um das Erſcheinen Judith's im Hauſe des Banquiers zu erklären, müſſen wir einen nähern Blick auf ihre frühern Verhältniſſe werfen. Schon ſagten wir, daß ſie einige Jahre mehr zählte, als Diane; allein ſie war klein für ihr Alter. Ihr dunkles Haar, der Blick ihrer Augen und die bräunliche Geſichtsfarbe gaben ihrem Weſen etwas Entſchiedenes, Feſtes. Die Verſtellungskunſt, die dem Kinde von Natur eigen war, und die in Folge ihrer Erziehung und der verbrecheriſchen Heimlichkeit, zu der man ſie anhielt, noch mehr befeſtigt worden, machte, daß ſie den Charakter vollkommener Unſchuld und Kindlichkeit annehmen konnte, ſo wenig er ihr auch eigen war. Für gewöhnlich hatten ihre Blicke etwas Lauerndes, und ihre Bewegungen waren raſch und unvermuthet. Florentin hatte ſich dieſes Kindes frühzeitig bedient, und deſſen Anlagen waren von ihm geweckt und ausgebildet worden; aber es war nicht ſein Wille geweſen, ſein Kind für immer einer ſo elenden, laſtervollen Exiſtenz hinzugeben. Wie alle Verbrecher, die ſich dem Frevel, wie ſie meinen, nur auf einige Zeit hingeben, hoffte auch er, zurückkehren zu können zu den verlaſſenen Bahnen der Rechtlichkeit, und ſo glaubte er ſeines Kindes Geſchicklichkeit für beſſere Zwecke einſt auszubilden, indem er ſie für's Erſte in die Schule des Laſters that; aber er fand keine Zeit, dieſe Vorſätze auszuführen; er war demoraliſirt und ſank immer tiefer. Der Tod ſeines Weibes war vollends ſein Verderben. Sie hatte ihn beſchützt, und ſelbſt in den grauſenvollen Höhlen des Verbrechens in ihm die Hoffnung beſſerer Tage immer wach erhalten. Vergebens verſuchte ſie, ihn von dieſem entſetzenvollen Schritt abzuhalten, als er, in der Stellung eines niedern Beamten, durch einen Kaſſenbetrug der Schande und Verfolgung preisgegeben, hierin ſeine Zuflucht ſuchte. Als er ſich nicht abhalten ließ, folgte ſie ihm und theilte ſein Loos, aber ihr Herz brach dabei. Als Florentin ſein Weib beſtattet hatte, nahm er zur Flaſche ſeine Zuflucht. Er arbeitete die Stunden, die ihm angeſetzt waren, im Geſchäfte, den übrigen Theil des Tages brachte er in einem bejammernswerthen Zuſtand hin. Seine Tochter pflegte ſein und wachte an ſeinem Lager. Das Kind lernte hier frühzeitig alles kennen, was das Leben an finſtern Schattenſeiten des Laſters und der Thorheit bietet. Das zügelloſe Leben der Bande, ihren fortgeſetzten Krieg mit dem Geſetze, Gefahr und Tod ſtets drohend, jede Heimlichkeit und gelungene Liſt als einen Triumph der Klugheit und des Muthes geprieſen, der Spott gegen die Thoren, welche in Armuth und Elend tugendhaft beharrten — Alles dieſes ging der Seele des eben erblühenden Mädchens in bunten, grellen Bildern vorüber. Sie kam in Lagen, wo ihre kecke, ſchnelle Thatkraft die Ihrigen rettete, dadurch ſtieg ihr Anſehen bei den Genoſſen, und manches ſchwierige Unternehmen wurde ihr anvertraut. Man ſchickte ſie auf die benachbarten Märkte, um das falſche Geld unter die Leute zu bringen, und immer hatte des Kindes Schlauheit und Gewandtheit die rechte Spur zu verhüllen gewußt. Ihr Stolz wuchs, ihre Sicherheit nahm zu, ihre junge Seele freute ſich ſchon des Spiels mit der Schande und der Gefahr. Einen nur gab es in der Bande, der ihr in dieſer Eigenſchaft nahe kam, das war Simeon; und unter beiden Kindern knüpfte ſich frühzeitig eine Art kriegeriſchen Bündniſſes. Simeon erkannte nur Judith als ſich ebenbürtig an, und das ſchöne, kühne Mädchen ließ ſich eine Vertraulichkeit nur von dem muthigen, frechen Knaben gefallen, dem kein Wageſtück zu kühn war, der jeder Tollheit ſich fähig zeigte, und dem Jedermann den Galgen prophezeite, bevor er noch das Mannesalter erreicht haben würde. Simeon konnte der Bande nichts nützen, was Geſchicklichkeit und Kunſtfertigkeit betraf, denn ſeine Hand war plump und nicht im Stande, die Feder zu führen, wenn es galt, die feinen Stichelchen und Zeichen eines Funfzig-Thalerſcheins zu kopiren, auch fehlte ihm Schlauheit und Gewandtheit beim Vertreib des falſchen Geldes, doch war er, wo Gefahr vorhanden, immer zu brauchen. Der Vorfall, den wir oben beſchrieben haben, zeigt, wie er ſich bei Gelegenheiten derart zu benehmen pflegte. Darum hatte Judith ihn auf der Flucht zum Begleiter gewählt und ſich verbindlich gemacht, ſo weit es in ihren Kräften ſtehen würde, wiederum für ihn zu ſorgen. Sie hatten unter ſich eine Art Schutz- und Trutzbündniß auf Lebenszeit geſchloſſen, und der Verlauf der Geſchichte wird zeigen, wie wenig es dem einen Theil gefiel, ſeine Rechte aufzugeben, als dem andern es nicht mehr zuſagte, den übernommenen Pflichten Genüge zu leiſten.

Der Banquier, Herr Rusbruck, ſaß eben bei ſeinem Frühſtück, als man ihm meldete, ein Kind wolle ihn ſprechen und habe einen Brief an ihn abzugeben. Ueberzeugt, einen Bettelbrief in der Hand zu haben, öffnete er zögernd das Schreiben, aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde durch die wenigen Worte, die es enthielt, ſtark in Anſpruch genommen. Er befahl ſogleich, der Ueberbringerin Eintritt zu gewähren, und als Judith erſchien, heftete er einen langen, forſchenden Blick auf ſie. Das Antlitz des Herrn Rusbruck hatte nichts Einnehmendes, es lag jene prüfende, kalte Strenge darin, die ſich den Zügen eines Mannes einzuprägen pflegt, der in einem engherzigen Treiben, in einem geiſtloſen Geſchäfte aufgewachſen iſt.

„Du biſt das Kind, von dem hier im Briefe ſteht?“ fragte der Banquier.

„Ja, Herr, ich bin's,“ entgegnete Judith.

„Weißt Du, was in dieſem Briefe enthalten iſt?“ ſetzte der Banquier ſeine Fragen fort.

„Wie ſollte ich es wiſſen, Herr?“

„Erzähle mir Deine Geſchichte.“

Judith berichtete jetzt, was ſie von Diane und dem Apotheker erfahren hatte. Ihre Erzählung ſchien Herrn Rusbruck zufrieden zu ſtellen. Er hieß ſie näher treten, faßte ſie unter's Kinn und ſagte: „Armes Kind! Danke dem Himmel, daß Niemand Dir dieſen koſtbaren Brief geraubt hat, es iſt das Einzige, was Du beſitzeſt, und den eine mildthätige Hand Dir hinwarf als Almoſen, da man Dich in die Wüſte ſtieß.“ Dies war die gefühlvollſte Rede, die Herr Rusbruck ſeit Jahren gehalten, allein die Veranlaſſung war auch eine ganz beſondere. Er klingelte, und eine alte Aufwärterin erſchien. „Frau Klein," redete ſie der Banquier an, „nehmen Sie dieſes arme Kind zu ſich, waſchen Sie es, kleiden Sie es, und ſetzen Sie es in den Zuſtand, daß ich es in anſtändiger Geſellſchaft präſentiren kann."

Frau Klein gehorchte dem Befehl und that ihr Möglichſtes; in weniger als zwei Stunden ging das verwilderte Geſchöpf als ein zierliches, hübſches Mädchen hervor, deſſen Schönheit jetzt erſt recht in die Augen fiel. Das reiche, dunkle Haar war in volle Flechten gelegt, und durch Oel glänzend gemacht, ſchloß es ſich geſchmeidig an die Wange. Ein feines, weißes Kleid umſpannte eng die Taille, und zierliche Schuhe und feine Strümpfe umkleidetan die, früher in zerriſſene Lumpen gehüllten, Füße. Judith betrachtete ſich in einem großen Wandſpiegel, und in ihren Blikken malte ſich Verwunderung und Erſtaunen. Der Putz hatte für ſie etwas Fremdes, Beengendes; nicht, als wäre ſie nicht in ihren frühern Verhältniſſen manchmal auch geputzt erſchienen; allein es geſchah, wenn ſie in ihrem gefahrvollen Beruf die Märkte beſuchte, und die aufgegebene Rolle ſpielen mußte; hier ſagte man ihr aber, daß ſie dieſes feine Kleid, dieſe koſtbaren Schuhe immerdar tragen werde, und daß dieſe die ihr zukommende Kleidung ſei. Sie begriff das nicht. In dem wollenen Röckchen hatte ſie ſich überdies ſreier bewegt; der zerriſſene Strohhut, den Simeon ihr auf die Locken gedrückt, war ihr nicht ſo läſtig geweſen, und hatte ſie nicht ſo gedrückt, als die glatten, geflochtenen Haare, die ihre freie, offene Stirn jetzt halb bedeckten, und die ſie nicht zurückſtreichen durfte. Sie beklagte ſich nicht, aber ſie ſaß lange ſchweigend in der Ecke des Zimmers, und ihre Augen füllten ſich, je ſtarrer ſie vor ſich hin ſahen, deſto reichlicher mit Thränen. Es war ein friſcher, kecker Waldvogel, der aus der Freiheit ſeines ihm beſtimmten Reviers in einen engen, glänzenden Käfig geſperrt wurde.

Das Nachdenken und die angeborene und langgeübte Schlauheit überzeugten ſie bald, daß ſie in ihre neue Lage ſich fügen müſſe, und daß ſie vor allen Dingen keinen Verdacht erregen dürfe. Sie trocknete daher ihre Thränen, zeigte ſich froh und über den neuen Putz entzückt. „O, das iſt noch nicht Alles!“ bemerkte die alte Aufwärterin mit wichtiger Miene; „Herr Nusbruck hat mir geboten, Sie als ein Fräulein zu behandeln und Ihre Befehle zu erwarten. Sie dürfen alſo nur befehlen, mein Fräulein. Wahrlich!“ ſetzte die Alte hinzu, indem ſie ſich abwandte, „ich habe es immer geſagt, es geſchieht viel Sonderbares in der Welt.“

Als der Mittag herankam, ſpeiſte ſie mit der Alten, die von Zeit zu Zeit aufſtand, um ſie zu bedienen. Eben ſo geſchah es am Abend, als das Kind ſich zu Bette legte. Die erſte Nacht, wo die Heimathloſe zum erſten Mal unter dem Schutz der Geſetze in einem Hauſe ſchlief, das nicht Verbrecher und Diebe bewohnten, erfüllte ihre Bruſt, ſo ſehr ſie noch Kind war, ein Gefühl unbewußten Glücks. Sie dachte ihres Vaters, ſie dachte Simeon’s, und wußte, daß Beide in dem entfernteſten, unſauberſten Winkel der großen Stadt, auf einem elenden Lager übernachteten, deſſen Härte und Dürftigkeit noch durch die Furcht vor Entdeckung und Strafe peinvoller und rauher gemacht wurde, während ſie in Sicherheit und auf einem weichen, köſtlichen Lager ſchlummerte. Zum erſten Male wurde ihr jetzt die Beſchaffenheit ihrer früheren Lebensſtellung klar. Ihre inneren Wahrnehmungen, die immerdar plötzlich und gleich unmittelbaren Eingebungen zu kommen pflegten, erhellte ihr auch jetzt in einem einzigen Moment das Gemälde der menſchlichen Geſellſchaft, ſo weit es ihr kindlicher Geiſt zu faſſen vermochte. Wir haben bemerkt, daß Judith erſt zehn Jahr alt war, aber zugleich ſagten wir, daß ihre Fähigkeiten weit über dieſes Alter hinausreichten.

Am andern Morgen faßte ſie den Entſchluß, die Ihrigen aufzuſuchen. Schon im Eintreten hatte ſie mit ſchnellem Blick die Beſonderheiten im Hauſe ausgefunden, und ſo entſchlüpfte ſie jetzt bei der erſten Gelegenheit unbemerkt, und befand ſich bald auf dem Wege zu der entlegenen Vorſtadt. Die Lage der Kirchen und Hauptplätze hatte ſie ſich ebenfalls gemerkt. Sie blieb vor keinem der vielen Bilderladen ſtehen, obgleich ihre Neugier gereizt wurde, dieſe Schätze zu betrachten; und da ſie leicht, wie eine Feder dahinflog, hatte ſie bald jene einſame Gegend der Vorſtadt erreicht, wo ein einzeln ſtehendes Haus, mit einem weitläufigen Garten umgeben, die Stätte bezeichnete, wo die beiden Genoſſen weilten. Immerdar beſorgt, die Aufmerkſamkeit nicht auf ſich zu lenken, trat ſie in den Garten und ſchien beſchäftigt, die wildwachſenden Blumen im vernachläſſigten Gehege zu pflücken, aber ihre Blicke irrten am Gebäude hinauf. Sie hatte Simeon am offenen Fenſter bemerkt, er ſah ſie, allein er erkannte ſie nicht; ſie winkte ihm, und jetzt erſt richtete er ſein Auge ſchärfer auf ihre Züge.

„Sim! ich bin's!“ flüſterte ſie, ein großes Bouquet Tulpen vor den Mund haltend.

„Wahrhaftig, Judy!“ rief er, und ſchlug die Hände zuſammen. „Ich komm' zu Dir herab.“

„Nein, nein!“ rief ſie. „Ich muß fort. Was macht der Vater?“

„Er ſchläft, Judy.“

„So laß ihn ſchlafen. Will Einer von Euch mich ſprechen, ſo ſteht hier auf dieſem Zettel, den ich unter den Buſch Kaiſerkronen verſtecke, Straße und Wohnung. Aber Vorſicht!“

„Die brauchſt Du mir nicht anzurathen, Judy!“ rief Simeon beleidigt. „Hab' ich Dich oder den Vater jemals in Gefahr gebracht? Aber, Judy, willſt Du nicht heraufkommen und von meinem Glaſe Punſch nippen? Auf meine Ehre, Du biſt eine vornehme Dame geworden, und fürchteſt, Dein Kleid zu beſchmutzen.“

„Sprich nicht ſo einfältig,“ entgegnete das Mädchen lachend. „Ich bin nicht mehr vornehme Dame geworden, als ich es früher war. Lebe wohl, ich muß fort.“ Und damit war ſie aus dem Garten geſchlüpft, und ihr leichtes Florgewand ſchimmerte nur noch auf einen Moment an der dunkeln Wand des großen Magazingebäudes, das dem Garten gegenüber lag.

Simeon ſchlich ſich zu den bezeichneten Blumen, und ſteckte das Papier zu ſich.

Fünf Tage nach der Ankunft Judith's kündigte ihr Herr Rusbruck an, daß er für ſie eine

Stelle in einer Erziehungsanſtalt gefunden habe, und daß ſie dort bleiben werde. Er brachte ſie demzufolge in ſeinem eigenen Wagen dahin, und Judith wurde der Vorſteherin der Anſtalt vorgeſtellt. Dieſes Ereigniß war ſo plötzlich gekommen, daß das überraſchte Mädchen nicht Zeit gefunden hatte, ihren Vater davon in Kenntniß zu ſetzen. Am Abend des Tages, wo ſie in die Anſtalt eintrat, wurde ihr ein Brief eingehändigt, der die Adreſſe trug: An Fräulein Diane Belmont; denn dieſen Namen führte Judith jetzt. Er enthielt, ohne Unterſchrift, nur die wenigen Worte von Florentin's Hand:

„Ich weiß, daß Du wohl aufgehoben biſt, und bitte den Himmel, daß er Dich ſegne; er weiß es, wie oft ich wünſchte, Dich wandeln zu ſehen auf einer Bahn, unähnlich der, die der Schreiber dieſer Zeilen wandelt. Forſche nicht nach mir; ich und S— verlaſſen noch vor Abend dieſe Stadt. Eine Kunde von uns wird Dich erreichen, wenn ſie Dir und uns dienlich ſein wird. Vernichte dieſes Papier.

Fl. —“

Judith gehorchte, und ihr Auge blieb thränenlos, als ſie dieſes einzige Andenken an einen Vater, den ſie vielleicht nie wiederſah, vernichtete. Simeon hatte dem Briefe nur ein Lebewohl zugefügt, mit rauher, kaum leſerlicher Handſchrift.

Siebentes Capitel.

Unterredung einer Gaſtwirthin und eines Banquiers. Die ſchönſten Verſe ſind die, welche ungedruckt bleiben.

Ungefähr ſechs Wochen nach den obigen Vorfällen ließ ſich bei dem Banquier, der eben ſehr beſchäftigt war, eine Dame anmelden, die ihn in beſonders wichtigen Angelegenheiten zu ſprechen wünſchte. Er gebot, das Audienz-Gemach zu öffnen, und Frau Sempel trat ein. Der Pädagog, der ſie begleitet hatte, blieb ehrerbietig im Vorzimmer zurück.

„Mein Herr," hub die Gaſtwirthin an, indem ſie einen geheimnißvollen und ſchwungvollen Ton annahm, „ich komme, um Sie an die hohen und höchſten Pflichten der Menſchlichkeit zu erinnern. Es iſt ohne Zweifel ein feierlicher und großer Augenblick, mein Herr.“

„Mit wem habe ich die Ehre, zu ſprechen?“ fragte der Banquier kurz.

„Ich heiße Katharina Sempel, geborne Fröhlich, und bin Eigenthümerin des Gaſthofes zum Schwan vor dem Halleſchen Thore.“

„Nun, Frau Gaſtwirthin?“

„Um wieder auf die Menſchheit und die Menſchlichkeit zurückzukommen,“ hub Frau Sempel wieder an, indem ſie ſich mit einem bunten, ſeidenen Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, „ſo will ich Ihnen eine ſchöne Handlung erzählen, eine ſchöne Handlung der Menſchheit und der Menſchlichkeit, die ſich in unſern Tagen zugetragen.“

„Das iſt mir lieb,“ rief der Banquier, „denn Geſchichten aus der Vorzeit möchte mir die Zeit fehlen anzuhören.“

„Nein, ſie iſt in unſern Tagen vorgefallen. Ein junger Mann vom Militair, deſſen Name ich nicht nennen darf, reiſet von Küſtrin nach Berlin —“

„Eine Fahrt, die ſehr oft von jungen Militairs gemacht wird,“ rief der Banquier ungeduldig. „Ich muß bitten, mir zu ſagen, Madame, welchen Antheil ich an dieſer Geſchichte habe?“

„Den allergroßten, mein Herr. Dieſer edle, junge Militair, deſſen Namen ich gewiß nie nennen werde, nimmt unterwegs ein Bettelkind auf, und dieſes Kind hat einen Bettelbrief bei ſich, der gerichtet iſt an — —“

„An den Offizier wahrſcheinlich —“

„Nein, an Sie, mein Herr, an Sie!“ rief Frau Sempel, und machte eine großartige Kopfbewegung, und ihre Miene ſchien anzuzeigen, daß ſie einen überführten Verbrecher vor ſich habe.

„Wo iſt der Brief?“ fragte der Banquier.

„Ich hab' ihn nicht,“ entgegnete Frau Sempel, „und das Kind hat ihn auch nicht.“

„Wer hat ihn denn?“

„Niemand. Er iſt verloren.“

Der Banquier ſprang unwillig auf. „Hören Sie, meine liebe Frau,“ rief er, „Sie kommen ber, um mir von einem verlorenen Bettelbrief zu erzählen. Glauben Sie denn, daß ich in der Welt Gottes gar nichts zu thun habe? Ich finde das unverſchämt — ja, ja, ſo finde ich das!“

„Wahrhaftig!“ rief Frau Sempel beleidigt, „wenn ich nicht glaubte, ein gutes Werk zu thun, ſo würde ich nicht länger hier ſitzen bleiben.“

„Sie wollen für das Kind Almoſen ſuchen?“ fragte der Kaufmann.

„Nein, mein Herr, um keinen Preis wollte ich das,“ erwiederte die Gaſtwirthin mit Stolz.

„Und was zum Henker wollen Sie denn?“ ſchrie der Banquier jetzt völlig wild.

„Nunmehr nichts, gar nichts,“ rief Frau Sempel, und erhob ſich mit einer kalten, anſtandsvollen Verbeugung vom Stuhl. „Da ich Sie ſo gefunden habe, mein Herr, ſo würde ich es nie verantworten können, das arme Geſchöpf in Ihr Haus zu führen.“

„Was ich mir auch ſehr verbitten würde,“ ſagte Herr Rusbruck verwundert.

„Ich empfehle mich!“ rief Frau Sempel.

„Adieu, meine liebe Frau. Ich hoffe, Sie haben mir nichts übel genommen.“

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf,“ rief die Gaſtwirthin, und ſchlug ihre Augen mit einer ſehr ausdrucksvollen Geberde gen Himmel. „Es giebt aber harte und eigenſüchtige Menſchen.“

„Ja wohl, deren giebt es,“ entgegnete der Banquier, der froh war, daß die Unterredung ihrem Ende nahte, und der bereits an ganz andre Dinge dachte. Als Frau Sempel die Thür hinter ſich zugemacht, murmelte er vor ſich hin: Das iſt wieder eine von den verrückten Weibern, die mir in die Schreibſtube laufen, um mir meine koſtbare Zeit zu ſtehlen, indem ſie mich verſichern, daß ſie nicht wiſſen, was ſie wollen.

„Das Kind bleibt bei mir, und ſollte ich meinen letzten Groſchen mit ihm theilen!“ rief Frau Sempel pathetiſch, als ſie erhitzt und roth vor Zorn an dem Arm des Pädagogen hing. „O, mein lieber Herr Weinhold, es giebt Thüren und Thore in dieſer ſchönen Stadt, an die ſelbſt ein Apoſtel vergebens klopfen würde, wenn er nach Mitleid und Erbarmen ſucht. Ich will kein Haus bezeichnen, aber ich könnte es.“

„Das Mädchen verdient, daß Sie ſich ihrer annehmen, beſte Frau,“ rief der Candidat. „Sie verſpricht etwas für die Zukunft.“

„Und wenn ſie auch nichts verſpräche,“ ſagte die empörte Gaſtwirthin, „ſo würde ich ſie doch nicht von mir ſtoßen. Ich Almoſen ſammeln! Herr Weinhold, ſehe ich aus wie eine Perſon, die in die Häuſer geht, um Almoſen zu ſammeln?“

„O, wer das geſagt hat, muß Sie gar nicht kennen.“

„Aber man ſoll mich nie wieder auf der Schwelle eines gewiſſen Hauſes erblicken, ſo viel iſt gewiß; und nun kein Wort weiter über dieſen Gegenſtand. Herr Weinhold, ich wünſche nicht, daß Sie dieſen Gegenſtand jemals wieder berühren.“

„Ich werde nicht von fern auf ihn andeuten,“ erwiederte der Candidat; „aber ſollten wir nicht beſſer thun, hier einzubiegen, wir haben es hier näher nach Hauſe?“

„Ich beſinne mich eben,“ fuhr die Wittwe aus ihrer Zerſtreutheit auf, indem ſie ſich, von ihren Gefühlen bewältigt, etwas zu ſtark auf den Arm des armen Candidaten ſtützte, „daß ich einen beſondern Gang abzumachen habe, bei dem ich leider gezwungen bin, Ihre Geſellſchaft abzulehnen. Der Himmel weiß, dieſer Tag iſt ein ſehr unruhiger aud aufregender für mich.“

„Soll ich Sie hier erwarten, liebe Frau?

„Nein. Ich bleibe lange aus, und Sie werden am beſten thun, gleich heimzukehren.“

Der Candidat folgte dieſer Weiſung, und die Gaſtwirthin blieb an der Straßenecke ſtehen, bis ſie ſich überzeugt hatte, daß ihr Gefährte ihr nicht nachſpüre. Als ſie ſah, daß der Pädagog ruhig ſeines Weges ging, lenkte ſie, tief aufſeufzend, in eine kleinere Straße ein, und blieb vor einem Thorwege ſtehen, deſſen Klingel ſie zog. Bevor geöffnet wurde, betrachtete ſie ſehr aufmerkſam eine unter Glas aufgehängte Tafel, die ein räthſelhaftes Anſehen hatte. Wer den Zweck dieſer Ankündigung nicht kannte, fand nur eine

Anhäufung unleſerlich geſchriebener Briefzettel, die mit blaſſer Tinte auf grobem Papier hingekritzelt, einen höchſt unerfreulichen Anblick gewährten. Man mußte jedoch, um das Räthſel zu löſen, die zweite Hälfte des Bogens betrachten, und da entdeckte man in ſehr zierlicher Schrift, was in jenen verunglückten Briefchen die Schreiber hatten eigentlich ſagen wollen. An der Spitze des Bogens ſtand: „Neues kalligraphiſches Büreau des Herrn Tamerlan Jacquemar, oder untrügliche Methode, innerhalb drei Stunden die unleſerlichſte Handſchrift ſo weit zu verbeſſern, daß ſie eine Muſterſchrift genannt werden kann.“ Der erſte Schüler, den Herr Jacquemar gebildet hatte, ſchien auch der widerſtrebendſte und hartnäckigſte geweſen zu ſein. Die Handſchrift vor den drei Stunden zeigte eine beiſpielloſe kalligraphiſche Zerrüttung, eine wilde, ausſchweifende Anarchie aller Buchſtaben, ein Kampf aller gegen alle. Frau Sempel ſtaunte noch dieſes Ungeheuer von einer Krähenfauſt an, als das Thor ſich öffnete, und ſie von einer zerlumpten Magd in das Büreau geführt wurde.

Sie trat klopfenden Herzens ein, und fand an einem langen Tiſch, der mit Schreibmaterialien bedeckt war, ſechs bis acht Schüler und Schülerinnen ſitzen. Unter dieſen befand ſich kein Individuum, das nicht das ehrwürdige Alter von funfzig Jahren zurückgelegt hatte. Man konnte dieſe alten Schüler nicht ohne Lächeln anſehen, wie ſie ſich mühten, die unglücklich verſcherzten Kunſtfertigkeiten der Jugend nachzuholen. Wie manche bittere Erfahrung mochten dieſe Grauköpfe, dieſe Matronen gemacht haben, ehe ſie ſich entſchloſſen, von Neuem in die Schule zu gehen, um ſich die erſten Anfangsgründe wieder einzuprägen, die ſie als blondköpfige Knaben und ſchelmiſche Mädchen in den böſen Schulſtunden erlernen mußten. Wie mancher unleſerliche Brief mit guten Ermahnungen mußte vom Neffen zurückgeſchickt worden ſein, um den alten Oheim zu bewegen, an eine Verbeſſerung ſeiner Handſchrift zu gehen, wie mancher verfehlte Termin hatte den alternden Commis einer Handlung erinnern müſſen, daß ſeine Schriftzüge tauſend abweichende Deutungen zuließen. Frau Sempel ſah mit Staunen dieſe alte Schaar, und war ſehr befriedigt, ſich als die jüngſte Schülerin an den Schultiſch ſetzen zu können. Sie gab ihre Probeſchrift, und Herr Tamerlan Jacquemar betrachtete dieſelbe durch ein Vergrößerungsglas, was die Wittwe nicht wenig in Verlegenheit ſetzte. Endlich fällte der Kalligraph den Ausſpruch, die ſehr geehrte Handſchrift dieſer Dame leide an zu großer Verkünſtelung. „Ich werde mir die Ehre geben," ſetzte er hinzu, indem er ein graziöſes Lächeln annahm, „Sie auf den Weg der Einfalt und Natur zurückzuführen, Madame, den Sie verlaſſen haben."

Frau Sempel glaubte, Herr Jacquemar mache ihr den Vorwurf, vom Wege der Tugend abgewichen zu ſein, und ſie erröthete und ſchlug die Augen nieder, höchſt entrüſtet über eine ſo unſtatthafte Beſchuldigung.

„Herr Oldby, machen Sie gefälligſt Platz für dieſe neue Schülerin," rief Herr Jacquemar einem alten Herrn zu, der ſich zermarterte, ein großes S zu Stande zu bringen, das nicht wie ein A ausſehen, und auch nicht an ein D erinnern ſollte, und womit er ſehr zufrieden war, als es höchſtens nur noch mit einem R verwechſelt werden konnte. Herr Oldby wandte ſich zu der Wittwe und flüſterte ihr zu: „Man hat Ihnen geſagt, der Unterricht daure nur drei Stunden; allein wie Sie mich hier ſehen, ſitze ich ſchon drei Wochen hier.“

Frau Sempel ſeufzte über dieſe Mittheilung, und Herr Jacquemar nahte ſich ihr mit einer rothen Seidenſchnur und einem noch viel größeren Lächeln, als früher. „Ich muß mir Ihre Hände ausbitten, Madame.“

„Doch nicht, um ſie zu binden?“ fragte die Wittwe.

„Allerdings, Madame.“

„Sie wollen mir die Hände auf den Rükken binden, mein Herr! allein dieſe Behandlung werde ich nicht dulden. Ich bin kein Kind mehr.“

Sämmtliche Schüler und Schülerinnen brachen hier in ein lautes Gelächter aus, und der alte Herr, der mit dem S in Krieg lebte, flüſterte ihr zu: „Aber, liebe Frau, mit auf den Rücken gebundenen Händen können Sie nicht ſchreiben. Er wird nur zwei oder drei Finger binden, und darin beſteht die neue Methode.“

Frau Sempel hatte Luſt, das Büreau zu verlaſſen, allein ihre beſſeren Gefühle ſiegten, ſie blieb, und ließ ſich mit der rothen Schnur ſo viel Finger der rechten und linken Hand umwickeln, als Herr Tamerlan Jacquemar für nöthig fand, um ſie auf den Weg der Einfalt und Natur zurückzuleiten.

Wir wollen das kalligraphiſche Büreau verlaſſen, zufrieden, das Geheimniß des beſondern Gangs der Frau Sempel ausgekundſchaftet zu haben, indeß der Candidat darüber ſehr in Unruhe und Zweifel iſt, und ſeine Befürchtungen dem Bierbrauer mittheilt, als er an deſſen Haus ſtill hält, um ein erfriſchendes Glas zu leeren. Die heimlichen Gänge der Wittwe, denn alle Dienſtag und Freitag verſchwand ſie, (Herr Oldby hatte Recht, daß es mit drei Stunden nicht abgemacht ſei) gefielen dem Bierbrauer nicht, und er kam auf die Vermuthung, Frau Sempel ſuche Jemand, der auf dem engen Sepha beſſer zu ihr paſſe, als er; welches ihm gar nicht behagte.

Von dieſem Tage an, da die Gaſtwirthin ihren Beſuch nutzlos bei Herrn Rusbruck abgeſtattet, wurde Diane zum erſten Male feierlich, denn Frau Sempel liebte bei jeder Gelegenheit ein wenig Ceremonie anzubringen, zum Dienſt in Küche und Keller eingeweiht. Es wurde ihr die Küchenſchürze vorgebunden und das einfache Häubchen aufgeſetzt, welches Dienſtmädchen niederer Klaſſe zu tragen pflegen. Bis jetzt war ſie als ein Gaſt, wenn auch als ein wenig berückſichtigter, behandelt worden; nun trat ſie eine große Stufe tiefer, und gehörte zu der Klaſſe bedauernswerther Menſchen, die nur geſchaffen zu ſein ſcheinen, um den Launen und Bedürfniſſen der vom Glück Begünſtigten zu dienen. Wohl dem Kinde, daß es noch zu jung war, um das Demüthigende dieſer Umwandlung zu fühlen. Sie begab ſich unter die Befehle der Lene mit jener freundlichen Geſchmeidigkeit, der man es anſah, daß ihr neuer Zuſtand ihr eher Freude als Leid verurſachte. Das kleine Dienſtmädchen, das Sonntags angenommen wurde, kam nun nicht mehr in's Haus, denn Diane verſah deſſen Geſchäfte. Sie brachte die Speiſen herein, wenn Frau Sempel Herrn Pädus und den Candidat bei ſich bewirthete, und manche gutmüthige Neckerei erlaubten ſich die Herren, welche die kleine Kellnerin, ſo wurde Diane genannt, ganz gut aufzunehmen wußte, ja ſogar oft mit gleicher Münze bezahlte, welches dann am kleinen Sonntagstiſche ein lautes Gelächter und keine geringe Fröhlichkeit hervorrief. Eine Stunde am Morgen jedes Tages brachte Diane in der kleinen Schulſtube des Candidaten zu. Sie hatte, um in das Häuschen des Pädagogen zu gelangen, ein großes Hofthor zu durchſchreiten, und an einigen Gartenhäuſern entlang zu gehen. Dieſe Stunde war ihr die liebſte am Tage. Früh, wenn noch wenig Leute in der Nachbarſchaft wach waren, wanderte das kleine Mädchen ſingend zum Thore hinaus, und ihre Locken flatterten im friſchen Morgenwinde, während ihre helle Stimme ſich mit dem Geſang der Vögel miſchte, die ihr Morgenopfer dem beginnenden Tage brachten. Herr Weinhold ſaß dann ſchon an ſeinem Schreibtiſch am offenen Fenſter, und begrüßte ſeine Schülerin von Weitem. Der arme Candidat, der ein trauriges und gedrücktes Leben führte, weit entfernt von den Genüſſen und Freuden ſeines noch jugendlichen Alters, ſah das kleine Mädchen wie eine troſtbringende Erſcheinung an. Sie nahte ſich ihm immer in den Momenten, die auch er für ſeine glücklichſten hielt, wo er in der Einſamkeit und noch nicht angefochten von den Demüthigungen und Sorgen, die ſeiner im Laufe des Tages warteten, den Muſen diente, denn Herr Weinhold war ein Dichter, zwar der Welt völlig unbekannt, denn noch hatte ſich kein Verleger für ſeine Poeſieen finden wollen, aber dennoch ein Dichter. Die ſchönſten Verſe, ſagt Frau von Genlis, ſind gewiß die, welche ungedruckt bleiben, und vielleicht gehörten Herrn Weinhold's Verſe gerade zu den bezeichneten.

Waren die einfachen Gegenſtände des Schulunterrichts abgethan, und die ſchöne Stunde, die Lehrer und Schülerin gleich erwünſcht kam, beendet, ſo erſchien Diane in der Küche und handhabte Töpfe und Kaſſerolen oder ſie reinigte den Vorſaal und putzte die Zimmer. Kam dann der Abend, ſo durfte ſie nach wie vor in Frau Sempels Heiligthum dringen und die geweſene Amme folgte ihrer Liebhaberei und erzählte dem Kinde den Inhalt der Räuber- und Geſpenſtergeſchichte, die ſie eben geleſen. Dianen's Pfantaſie, jetzt nicht ſo thätig, da ſie nicht mehr ſo müßig lebte, brachte alle dieſe wunderbaren Begebenheiten mit dem einzigen Gegenſtand eines romantiſchen Intereſſes für ſie, nämlich mit dem jungen Offizier zuſammen, von deſſen Leben und Eigenſchaften Frau Sempel ihr immer mehr mittheilte und von deſſen Kinderjahren und früher Jugend ſie endlich auch den geringfügigſten Umſtand wußte. Er ſelbſt, der Held dieſer Geſchichte, kam immer ſeltener und oft ſah ſein kleiner Zögling ihn in Monaten erſt erſcheinen. Wenn er aber dann kam, war die Freude größer, der Nachgenuß derſelben dauerte lange, und verſchönte die mühſamen Tage des Mädchens.

Achtes Kapitel.

Der Moment der Entſcheidung. Gewiſſenskämpfe eines achtzehnjährigen Mädchens.

Wir müſſen jetzt in unſerer Erzählung einen Zeitraum von acht Jahren überſpringen, während welcher ſich nichts bemerkenswerthes in dem Leben der Hauptperſon zutrug. Die beiden Mädchen, die wir eingeführt, ſind, die eine zu dem Alter von faſt funfzehn Jahren, die andere zu achtzehn Jahren gelangt. Die Welt macht jetzt ihre Anſprüche auf ſie geltend, und wir wollen ſehen, wie ſie den Platz, den die eine eigenmächtig genommen, die andere vom Geſchick angewieſen erhalten hat, zu behaupten wiſſen werden. Zuerſt wollen wir das prachtvolle Gebäude betreten, wo die Erziehungs-Anſtalt der

Madame Dufont etablirt iſt, und all den Glanz zur Schau trägt, womit in Reſidenzen derlei Unternehmungen ausgerüſtet zu werden pflegen.

„Iſt Fräulein Belmont zu ſprechen?“ fragte ein ſauber gekleideter ältlicher Herr den ſtattlichen Portier, der aus ſeiner Loge trat mit der Haltung eines Souverains, der einem fremden Geſandten Audienz ertheilt.

„Ich werde mich erkundigen laſſen, Herr Rusbruck, entgegnete der Thürhüter, beliebt Ihnen einen Augenblick zu warten.“ Er zog die Klingel, ein Bediente erſchien und nach einigen Anmeldeförmlichkeiten wurde der Banquier in das Zimmer geführt, wo die jungen Damen Beſuche von ihren Verwandten und Angehörigen zu empfangen pflegten. Gemälde, angeblich von den Koſtgängerinnen, in Wahrheit jedoch von dem Zeichenlehrer gefertigt, zierten die Wände und der Möbelüberzug beſtand in Stickereien, die im Laden gekauft waren, jedoch bewundert wurden als Kunſtwerke von den geübten Händen der jungen Damen. Ein elegantes Piano und eine goldgeſchnörkelte Harfe ſtanden dem Eintretenden nahe gerückt. Als Herr Rusbruck im Saal erſchien, erſtarb eben eine melancholiſche Stimme in ſchmelzenden Akkorden. Nach einer Weile öffneten ſich die Thüren und eine jugendliche ſchlanke Geſtalt, in langen ſchwarzen Locken die faſt bis zum Gürtel herabreichten, näherte ſich ihm langſam und mit Würde. Sie erwiederte die Begrüßung des Geſchäftsmannes mit einer kaum merklichen ſtolzen Verbeugung, und beide ſetzten ſich.

Mit der iſt, meiner Treu, eine hübſche Veränderung vorgegangen, dachte der Banquier bei ſich, als er die Dame von der Seite anblickte. Ich ſah dich einſt in Lumpen, mein ſchönes Kind, und da ſahſt du ganz anders aus.

„Was haben Sie mir zu ſagen, Herr Rusbruck? fragte Judith. Es muß etwas Wichtiges ſein, denn Sie haben ſich lange nicht bei mir blicken laſſen, obgleich wie Sie ſich denken können, ich nicht geringes Verlangen trug, den Mann wieder zu ſehn, der mich als eine ſchutz- und obdachloſe Verlaſſene bei ſich aufnahm,“ bei dieſen Worten reichte ſie ihm die kleine etwas magere

Hand und richtete ihre dunkle Augen mit einem faſt gefühlvollen Ausdruck auf ihn.

„Ich that nur meine Schuldigkeit, mein edles Fräulein“ ſagte der Banquier, ein wenig befriedigt durch das Zeichen von Gefühl, und indem er die dargebotene Hand ehrfurchtsvoll an die Lippen führte. „Als Ihr Geſchäftsführer, denn als einen ſolchen ſehe ich mich an, kam es mir nicht zu, mich unberufen in ihre Nähe zu drängen, zumal da ich Sie in guten Händen wußte. Die vierteljährlichen Zahlungen hat Madame Dufont empfangen und dafür quittirt, neue Verfügungen von Seiten ihrer Verwandten treffen nicht ein, und deshalb“ — „Hielten Sie es nicht für nützlich mich zu beſuchen?“ ſagte die junge Dame ſpottend.

„Jetzt aber“ fuhr der Geſchäftsführer fort und brachte einen Brief hervor, „ſind Nachrichten eingelaufen.“ —

„Sie haben von mir Auskunft ertheilt, Herr Rusbruck.“

„Regelmäßig, mein Fräulein.“

„An wen?“

„Das iſt für's erſte ein Geheimniß,“ erwiederte der Banquier, indem er eine Priſe nahm, und lange mit der Doſe ſpielte, ich darf hierüber nichts verlautbaren.

„Sehr ſeltſam!“

„Jawohl ſehr ſeltſam. Ich darf Ihnen jedoch Hoffnung machen, daß man Sie nicht länger in Betreff ſo wichtiger Angelegenheiten im Dunkel laſſen wird,“ hub Herr Rusbruck weiter an. „Der Grund meines Beſuches iſt, Ihnen anzukündigen, mein Fräulein, daß Sie die Anſtalt der Madame Dufont nunmehr verlaſſen werden.“

„Ich ſoll fort, und wohin?“

„Zu einer Dame vom Stande, die Sie mit Ungeduld erwartet, und bei der zu wohnen wahrſcheinlich ihre nächſte Beſtimmung ſein wird.“

„Wer iſt dieſe Dame?“

„Die Fürſtin von Slamm-Sellwich-Windenhorſt.“

„Ich kenne ſie nicht,“ rief Judith erröthend.“

„Aber Sie werden von ihr gekannt“ bemerkte Herr Rusbruck, indem er Judith fixirte. „Faſſen Sie Muth, mein Fräulein, die Fürſtin iſt eine ſehr edle Dame. Man weiß wenig von ihr, weil ſie ſehr abgeſchloſſen von aller Welt und im höchſten Grade ariſtokratiſch lebt, aber was man von ihr weiß iſt lauter Gutes.“

Judith heftete ihre dunkele Augen mit Unwillen auf dem Banquier. „Sie ſagen mir das alles ſo plötzlich, Herr Rusbruck, Sie hätten mir wohl ſchon früher von dem Daſein dieſer Fürſtin und ihrer Anſprüche auf mich ſprechen können.“

„Ich durfte nicht, mein Fräulein, ich durfte nicht. Andeutungen derart habe ich mir einmal zu machen erlaubt, als ich Ihnen vor einem Jahre zu Ihrem Geburtsfeſte Glück wünſchte. Beſinnen ſie ſich?“ —

„In der That, Sie ſagten mir, daß ich bald in den Kreis der Meinen zurückverſetzt würde.“

„Recht ſo, und dieſer Moment iſt nun gekommen. Die Fürſtin von Slamm-Sellwich-Windenhorſt“ —

„Iſt meine Verwandte?“

„Das ſagte ich nicht!“ rief der Banquier erſchreckt. „Wann hätte ich jemals das geſagt?“

„Schon gut!“ entgegnete Judith, und eine dunkele Röthe bedeckte ihre Wangen. „Wann ſoll ich reiſen?“

Der Banquier räuſperte ſich und ſagte: „Ich handle hier, mein Fräulein, mit der Macht eines Vormundes, der ich auch in der That die Ehre hatte, acht Jahre lang für Sie zu ſein. Jeden Tritt, den ich in dieſer Funktion thue, kann gerichtlich dokumentirt werden, und ſomit ſetze ich Ihre Abreiſe aus dieſer Stadt, auf die erſten Tage der nächſten Woche feſt. In dieſem Briefe der Fürſtin ſteht es genauer. —

„So bald ſchon?“ rief Judith erſchreckt, aber ſich ſchnell faſſend ſetzt ſie hinzu, „ich werde den Brief leſen und Ihnen dann meine Entſchlüſſe mittheilen.“

Herr Rusbruck fand dieſes Verfahren in der Ordnung und entfernte ſich. Judith befand ſich in ihrem Zimmer kaum allein, als ſie ſich der ganzen Heftigkeit ihrer Leidenſchaft ergab. Eine ſo plötzliche Wendung ihres Schickſals betäubte ſie faſt und raubte ihr die ruhige Prüfung, der ſie ſonſt mächtig und die ihr in dieſem dringenden Falle ſo beſonders nöthig war. Mit dem unerbrochenen Briefe der Fürſtin in der Hand, ging ſie lange auf und ab, jede ihrer Bewegungen hatte etwas Krampfhaftes. Sie öffnete ein Fenſter und ſah in den Garten hinab, aber ihr ſtarrer Blick ſtreifte ohne Sehkraft über Bäume und Blumen hin. Acht Jahre waren verfloſſen ſeitdem ſie ſich die erſte Täuſchung erlaubte, und ſich jenen unſeeligen Brief angemaßt, unterdeſſen hatte ſie zitternd erwartet, daß jeder Tag, jede Stunde ſie von der uſurpirten Stelle verdrängen und in ihr früheres Elend zurückſtoßen würde; allein Tage, Monate, Jahre vergingen, und Niemand taſtete ihren Raub an. Glück, Liebe, Bewunderung, Genuß umgaben ſie. Für die Welt erzogen, breitete man früh ihrem Blicke die glänzendſten Schätze aus und niemand zweifelte an dem Rechte, das ſie hatte, ſich dieſe Schätze anzueignen. Nach und nach gewöhnte ſie ſich an das Bewußtſein ihrer Stellung und die Erinnerungen der Jugend traten wie ein dunkler Traum in den Hintergrund ihrer Seele. Jetzt rief eine Stunde ſie alle wieder wach. Es bedurfte der Moralvorleſungen, die Madame Dufont ihren Zöglingen von einem berühmten Canzelredner halten ließ, nicht, um **Judith** in ihr Inneres blicken und dort den Abgrund von Betrug und Fälſchung erſpähen zu laſſen. Die früheren Einflüſſe ihrer Jugend, und ihre Erziehung hatten ſie mit dem Laſter vertraut gemacht, aber ihre jetzige Umgebung hatten andere Gefühle und Anſichten wach gerufen. Es gab Augenblicke, wo das arme verſtoßene Mädchen, mitten unter dem ſie umgebenden Glanze, bittere Thränen der Reue und Zerknirſchung vergoß, deren Grund Niemand ahndete. Aber dieſe Eindrücke waren vorübergehend. Sie beſchwichtigte die innere Stimme, indem ſie ihr vorhielt, daß noch durch keinen neuen Betrug der frühere vergrößert und befeſtigt worden, daß noch keine fremden Rechte offenbar angetaſtet ſeien. Doch jetzt ſollte dies geſchehen; nun ſchlug die Stunde der Entſcheidung, es trennten ſich die Wege auf immer. Oeffnete ſie den Brief der Fürſtin, nahm ſie deren Einladung an, ſo war ihr Schickſal entſchieden, und kein Rückſchnitt mehr möglich. Es liegt eine unerbittliche Strenge in der gegenwärtigen Minute, die uns zum Handeln treibt. Zum erſtenmal fühlte Judith, wie allein ſie ſtand; aber dieſes Bewußtſein, ſo peinigend und niederſchmetternd für kleine Geiſter, erhob und kräftigte wunderbar die Seele der Ausgeſtoßenen, die jetzt ſich ihr Schickſal bilden ſollte. Sie warf die Feder hin, die ſie ſchon ergriffen hatte, um an den Banquier zu ſchreiben, ihm alles zu geſtehen und dann die Flucht zu ergreifen, ſie warf ſie hin und erhob ſich ſtolz und von innerer Bewegung glühend vom Schreibtiſche. Als ſie einen Gang durch's Zimmer gemacht, blieb ſie vor einem Spiegel ſtehen und ihre Blicke hefteten ſich auf das Bild, das die glatte Fläche ihr zurückſtrahlte. Es war etwas in dieſem Bilde, das die Aufmerkſamkeit des Beſchauers feſſeln mußte. Dieſe Geſtalt, die ſich dort in Würde, Stolz und Schönheit erhob war nicht gemacht in Niedrigkeit und Elend zu verſchmachten, in dieſen Blicken lag ein Feuer, das eine milde und gebietende Strenge anzunehmen befähigt war, und das befehlen wollte, nicht gehorchen.

Judith fühlte die Gewalt, die ihre äußere Erſcheinung ausübte; ſie fühlte ſie, ohne daß die gewöhnliche Eitelkeit des Weibes hieran Theil hatte. Es war das Bewußtſein, daß ihre Seele durch den Körper ſprach, welches in dieſem Moment ſie aufrecht hielt, und eine ungewöhnliche Energie in ihr entwickelte. Ihre ſtolzen und flammenden Blicke ſchienen die Geſtalt im Spiegel zu fragen: Wirſt du den Kampf mit der Welt beſtehen? Wirſt du, wenn ſie alle Vernichtungsſtoffe auf dich ſchleudert, Kraft haben, ein diamantenes Schild unbeugſamen Trotzes ihr vorzuhalten? Der Muthige gewinnt, dem feſten Willen gehört die Welt. — Und die Blicke aus dem Spiegel antworteten: Ich werde! — Als das kühne und entſchloſſene Mädchen dieſes kurze entſcheidende Selbſtgeſpräch, dieſes tête a tête mit ihrem Genius gehalten, fühlte ſie eine dämoniſche Kraft alle ihre Lebenspulſe durchdringen. Hinweggeſcheucht war jeder Kleinmuth, jeder Zweifel. Mit feſter Hand erbrach ſie das Siegel des Briefes. „Es iſt geſchehen!“ rief ſie, als das Blatt entfaltet vor ihr lag, „Du ſollſt, Du mußt, Du wirſt können!“ — — Das Schreiben enthielt nur wenige Worte, ſie lauteten:

Cedant aus desirs de mon coeur et à l'interêt de mes amis, je Vous prie de me faire l'honneur de venir me voir. Je Vous propose comme compagne, une dame, qui jouit de mon entiere confiance et je Vous attends, chère amie, avec la plus grande impatience.

Anna, princesse de Slamm-Sellwich-
Windenhorst,
née comtesse de Windeck-Wardeck.

Die Anſtalten zur Abreiſe wurden jetzt in Eile getroffen. Kaum war die Einladung der Fürſtin bekannt geworden, als alle Penſionairinnen zuſammenſtrömten, und die Abreiſende, zu ſo hohem Glück Berufene, mit Freundſchaftsbezeugungen und Schmeicheleien überſchütteten. Madame Dufont ließ ſich in myſteriöſen Andeutungen vernehmen, und behauptete, aus guter Quelle zu wiſſen, daß Fräulein Belmont Verbindungen mit ſehr hochſtehenden und diſtinguirten Familien habe. Die Penſionairinnen fingen dieſe Bemerkungen auf, und formten daraus ſehr ehrenrührige Gerüchte über den Ruf der guten Fürſtin von Slamm-Sellwich-Windenhorſt.

Fünf Tage ſpäter ſaß Judith in einem eleganten Reiſewagen, neben ſich eine ſehr corpulente Ehrenwächterin, die am Aſthma litt, und fortwährend ſchlief. Die Reiſe ging nach Norden, denn die Beſitzungen der Fürſtin lagen in der Nähe von Kolberg. Mit welchen Gefühlen durchreiſte Judith jene Gegenden, die ſie als Kind einſt durchirrte, wenn ſie mit Aufträgen der Falſchmünzerbande die Märkte bezog.

Je höher man kam, deſto einſamer und unwirthbarer wurden die Gegenden. Der Wechſel der Pferde auf den Poſtſtationen war zuletzt das Einzige, was die ermüdende Einförmigkeit der

Reiſe unterbrach. Dieſe kurzen Augenblicke benutzte Judith, um den Wagen zu verlaſſen, und ſich in der Gegend umzuſehen. Sie ging voraus und ließ ſich von dem nachkommenden Wagen einholen. Dieſe Freiheit war jedoch nicht die einzige, die ſie ſich nahm. Zum Nachtquartier, bevor man Greiffenberg erreichte, war ein Städtchen beſtimmt, das einen ſehr mittelmäßigen Gaſthof bot. Frau Blume, ſo hieß die Begleiterin, war über dieſen Umſtand untröſtlich; allein ſie wußte kein Mittel, ihm abzuhelfen. Judith hatte in der Nähe ein ſchönes Föhrenwäldchen entdeckt, und da man zeitig am Abend anlangte, machte ſie, gefolgt vom Jäger, einen Spaziergang dahin. Der Weg führte eine Anhöhe hinauf und ließ Spuren früherer Cultur ſehen; bald zeigte ſich ein See, und jenſeits ſeiner dunklen Fläche erhob ſich ein Jagdſchloß, in deſſen Fenſter die niedergehende Sonne eben ihre letzten Strahlen warf. Hierdurch bekam es das Anſehen, als ſei dort bei glänzender Beleuchtung ein Feſt veranſtaltet. Die tiefe Stille umher, der ſchwarze, unbewegliche See widerſprachen dieſem Anſchein. Nicht leicht konnte wohl ein heimlicheres Plätzchen gefunden werden. Die Schatten der Nacht, die aus der Niederung umher aufzuſteigen begannen, machten das Gemälde des ſtillen See's und des verlaſſenen Gebäudes noch anziehender.

„Wenn ich doch hier übernachten könnte!“ rief Judith, in ihre Gedanken verſunken, halblaut.

„Das Fräulein dürfen nur befehlen,“ entgegnete der Jäger vortretend. „Ich kenne den Kaſtellan des Schloſſes, und weiß, daß er ſehr hübſche Wohnungen im Erdgeſchoß vermiethet.“

„Wirklich! O, können Sie nicht machen, Friedrich, daß wir dort ein Unterkommen für dieſe Nacht finden? Der Gaſthof im Städtchen iſt zu unleidlich.“

„Auf der Stelle, gnädiges Fräulein; nichts leichter, als das.“ Mit dieſen Worten verſchwand er und Judith erblickte ihn erſt wieder, als er auf einem Seitenpfade ſich dem Schlößchen näherte, und in dem untern Säulengange verſchwand. Nach wenig Minuten kam er mit dem Kaſtellan zurück, und dieſer erbot ſich, die disponibeln Zimmer zu weiſen. Sie beſtanden in einem kleinen Salon und einem Kabinette. Die Meubel waren alterthümlich, aber reinlich, das Gemach hatte bei allem Fremdartigen ein wohnliches Anſehen.

„Sie ſind nicht die Erſte, gnädige Dame, die es vorzieht, lieber hier zu ſchlafen, als in dem elenden Gaſthofe unten,“ ſagte der Kaſtellan, indem er die ſilbernen Leuchter auf dem Kamin anzündete. „Noch vor wenig Tagen ſchlief die Frau Oberpoſtmeiſterin hier. Sie, eine Kammerfrau, eine Amme und drei Kinder.“

„Und alle dieſe Perſonen in dem kleinen Salon?“ fragte Judith.

„Ja wohl,“ entgegnete der Kaſtellan; „das Weibervolk behilft ſich. Die Amme lag auf Stroh; ich hätte ſie auch in kein Bett eingelaſſen, denn ſie war eine koloſſale Perſon, und das Geſtelle hätte unter ihr nicht Stand gehalten.“

„Das gehört nicht zur Sache,“ unterbrach der Jäger den Schwätzer. „Schaffen Sie ein gutes Abendeſſen, Burchard.“

„Nicht nöthig!“ rief Judith. „Ich ſpeiſe nicht zu Abend.“

„Und was befehlen Ihro Gnaden,“ hub der Jäger wieder an, „in Betreff der Frau Blume?“

„Gehen Sie hinab und bitten Sie dieſelbe, mir nachzukommen.“

Der Bediente ging und kam mit der Nachricht zurück, daß Frau Blume ſchon zu Bette ſei. „Was Ihro Gnaden Sicherheit betrifft,“ ſetzte Friedrich hinzu, „ſo werde ich und der Kaſtellan die Nacht über Wache halten, und die Frau des Kaſtellans kann im Vorſaale ſchlafen.“

Dieſe Anordnungen wurden von Judith gebilligt. Es war das erſte, etwas ungewöhnlich ſich geſtaltende, Abentheuer während der ganzen langweiligen Fahrt, und um keinen Preis in der Welt hätte ſich die wilde Tochter des Abentheurers dieſes Bischen unſchuldiger Romantik neh men laſſen, ſie, deren Seele an Gefahren aller Art frühzeitig gewöhnt geweſen war, die oft heimlich die gar zu gemächliche Sicherheit ihres jetzigen Lebens verwünſcht hatte. Hier fühlte ſie ſich wieder in ihre Jugend verſetzt. Wie gern hätte ſie den Jäger, den Kaſtellan und ſeine Frau, wie gern hätte ſie alles Lebendige aus ihrer Nähe verbannt, um ungeſtört in der immer ſchauerlicher ſich geſtaltenden Einſamkeit dieſes Ortes ſich bewegen zu können. Der Zufall war ihr günſtig. Im Städtchen gab es eine Hochzeit, und der Kaſtellan ſowohl, wie der Jäger, hatten ſich entſchloſſen, dieſe nicht zu verſäumen. Kaum hielten ſie ſich alſo überzeugt, daß Judith ſich zur Ruhe begeben, als ſie mit einander fortſchlichen, und keine andre Wache auf dem Platze ließen, als die taube Frau des Erſtern, die, nachdem Judith ihre Dienſte abgewieſen, in ihre Wohnung im Nebengebäude zurückgegangen war, ſtatt im Vorſaale zu wachen. Die Einſame erſpähte dieſe Umſtände und blieb ſo lange in ihrem Zimmer, als es die Sicherheit erforderte. Gegen Mitternacht öffnete ſie die Thür und trat in den Wald hinaus. Die Nacht war ſternenklar, und die Föhren verbreiteten einen eigenthümlichen Duft, während ihre Gipfel und Zweige im Winde rauſchten. Judith hielt lauſchend inne, allein es rührte ſich kein Laut, der auf menſchliche Nähe deutete; ſie ſchritt weiter, und ſtand nun am Ufer des dunkeln See's, in deſſen Spiegel ſich die Sterne tauchten; ſchaudernd blickte ſie in die Tiefe. Unwillkührlich übermannte ſie der Gedanke, daß grade ſo ſtill, ſo dunkel, ſo geheimnißvoll ihre eigne Zukunft vor ihr lag. Auch dort tauchten Sterne auf, ſie leuchteten, wie hier, mit trügeriſchem Glanze, und ihr Lichtſchimmer war kein himmliſcher Schein. Doch nur auf einen Augenblick bemächtigten ſich ihrer Seele dieſe düſtern Vorſtellungen, dann trat die Jugend mit ihrem Muth und ihrer Kraft wieder in ihre Rechte, und leicht, wie ein geſcheuchtes Reh, floh ſie den Hügel hinab, ſorglos durch die Dunkelheit hin, und der Nachtwind brauſte in ihrem Gewande. So umkreiſte ſie wohl zweimal den See, und man hätte die zarte, fliehende Geſtalt für eine jener Waldfrauen halten mögen, mit denen die Phantaſie der Dichter das Dunkel der nordiſchen Forſte belebt, und deren Wohnplatz gewöhnlich an das Ufer dunkler Seen, oder geheimnißvoll rauſchender Flüſſe verlegt wird.

Neuntes Capitel.

Ein Nachtſtück.

Ermüdet ließ ſich endlich die nächtliche Wandlerin auf einen bemooſten Stein am Ufer des See's nieder, und, in Träumereien verſinkend, entſchwand ihr die gegenwärtige Welt, und eine phantaſtiſche ſtieg empor, als plötzlich der Hufſchlag nahender Pferde die Schwärmende aufſchreckte. In ihrem weißen Gewande wäre ſie unfehlbar bemerkt worden, wenn ſie ſich nicht tiefer in's Dickicht zurückgezogen, und den nächtlichen Reitern, die dicht an ihr vorüberzogen, gleichſam Platz gemacht hätte. Die Erſcheinung dieſer zwei Geſtalten mitten in der Nacht, und an dieſem unbewohnten Orte, hatte für die Neugier etwas zu Erregendes, als daß Judith's Verlangen nicht auf's Höchſte hätte geſpannt werden müſſen, zu errathen, wer ſie ſeien und was ſie wollten. Sie ritten, wie die alten Geſtalten der Sage, in ihre Mäntel vermummt, ſtillſchweigend hinauf, und verloren ſich hinter dem alterthümlichen Erker-Vorſprung des Hauſes. Eine kleine Weile verging, und es blieb Alles ſtill. Bald darauf bemerkte Judith ein ſchwaches Licht in einem der oberen Gemächer. Sie verließ jetzt ihren Verſteck und begab ſich in ihre Wohnung. Hier angelangt, hörte ſie unruhige Tritte eines Mannes über ſich, der in ſchweren Stiefeln auf und ab ſchritt. Das Abentheuer reizte ſie immer mehr. Wer waren dieſe nächtlichen Beſucher? Was wollten ſie hier? Die Thür zum Gange war verſchloſſen, konnte aber von innen geöffnet werden, und Judith ſchlüpfte durch dieſelbe und betrat, anfangs ſcheu, doch immer muthiger die enge, gewundene Treppe, die in das obere Stockwerk führte. Es war hier völlig dunkel, und die vorſpringenden Ecken eines beſonders gebauten kleinen Vorſaals erſchwerten das Vordringen, aber unſre Entdeckerin war frühzeitig geübt worden, in finſtern Räumen ſich zurecht zu finden. Stillſtehend, lauſchend, dann leiſe vorwärts taſtend, gelangte ſie an die Thür des Saals, in dem die beiden Fremden ſich befanden. Eine ziemlich breite Spalte ließ einen Lichtſtrahl in das dunkle Gemach dringen. Judith glaubte, in demſelben ſich allein zu befinden, aber eine plötzlich ertönende rauhe Stimme belehrte ſie eines andern. Dicht neben ihr ertönte die Frage: „Wer da?“ Der Schreck des armen Mädchens war grenzenlos; leicht und gewandt, mit unhörbarer Bewegung ſchlüpfte ſie hinter die vorſpringende Wand des Kamins, und drückte ſich nieder. Der Rufende erhob ſich von einem Stuhle, ging in den Saal, und es war vorauszuſehen, daß er mit einem Lichte wieder herauskommen würde. Sein Eintreten durfte nicht abgewartet werden, und die Fliehende erreichte in dem Moment die Treppe, als der Lichtſtrahl das obere Zimmer erhellte, die untern Räume aber in tiefem Schatten ließ. Hier lauſchend, konnte ſie die Stimmen der oben

Sprechenden vernehmen. „Was giebt's da, Werner?“ fragte der Mann im Saale. „Euer Gnaden müſſen verzeihen,“ ertonte die Antwort, „allein ich könnte ſchwören, daß ich das Geſpenſt geſehen, das hier umgehen ſoll.“ „Du alte Memme!“ ließ ſich die Stimme im Saale vernehmen, „bringe das Licht nur wieder zurück! Es iſt ſicherlich nichts geweſen.“

Der helle Schein verſchwand, und Nacht deckte wieder den Vorplatz. Judith's ſcharfes Auge war jedoch nicht müſſig geweſen; ſie hatte, während der Raum erhellt war, eine kleine Gallerie erſpäht, die über dem Geſimſe hinführte, und auf der ſich ein ſicherer Platz finden mußte, um Alles zu hören und zu ſehen, was ſich im Saale zutrug, im Fall die Thür halb geöffnet bliebe. Den Eingang zur Gallerie zu entdecken, war jedoch nicht leicht; er mußte nothwendig außen angebracht ſein, und eine Verbindung mit der Treppe haben. Nach einigen verfehlten Verſuchen gelang es der Tochter Florentin's, ſich den Eingang zu öffnen, und ſie ſtellte ſich hinter einige alte morſche Pulte, die vor Zeiten gedient zu haben ſchienen, die Notenblätter der Muſiker zu halten, die hier einen luſtigen Tanz oder eine ceremoniöſe Tafelmuſik erſchallen ließen, in Tagen, wo das einſame Jagdſchloß noch in Glanz und Leben blühte. Das Heraustreten des Dieners bewirkte, wie Judith gehofft hatte, das Offenbleiben der Thür; ſie überblickte einen Theil des Saals, und entdeckte am Fenſter, in einem Polſterſtuhl liegend, eine Geſtalt von auffallendem Aeußern. Es war dies ein alter Herr, ſcheinbar ſchon in den Achtzigern, wenn man ſein ſilberweißes Haar, das in langen Locken auf die Schultern fiel, in's Auge faßte; allein die ſcharfen und ſtarken Züge des Geſichts widerſprachen dem Charakter des hinfälligen Alters. Nie hatte Judith einen Männerkopf von ſolcher Würde und Kraft geſehen. Man hätte ihn den Kopf eines Apoſtels nennen mögen, wenn nicht ein Charakter darin gelegen, der einem Apoſtel wenig zuſtand. Dies war der Charakter eines eiſernen, unbezwinglichen Trotzes und Hohns. Selbſt in der Ruhe war dieſes Geſicht ſchrecklich. Wie ein wilder Athem der Leidenſchaft, der an unſre Wange mit glühendem Hauche ſchlägt, ſo wehte von dieſer Geſtalt aus ein unheimlicher, aufregender, magnetiſcher Zauber, und hielt den Beſchauer gefangen. Es war unmöglich, wegzuſehen, wenn man einmal hingeblickt, der Seele drang ſich durch's Auge jede, auch die kleinſte Beſonderheit dieſes ungewöhnlichen Bildes ein. So betrachtete denn Judith mit eben der aufmerkſamen Scheu die Kleidung des Mannes, den langen, militairiſchen Ueberrock, der in weiten Falten um den dürren Körper ſaß, die ſchmale, ſchwarze Binde, die den muskulöſen Hals zur Hälfte frei ließ, die hohen Reiterſtiefel von ruſſiſchem Leder, und den Hirſchfänger, der um die Hüften geſchnallt war. Die wilde Laune des Mannes ſchien durch die Stille und Einſamkeit um ihn her nicht beſchwichtigt, er befahl dem Diener, das Fenſter zu öffnen, und ſtieß die Worte aus: „Siehſt Du ihn?"

„Nein, Herr, die Nacht iſt zu dunkel; aber nach dem Klang der Hufe zu urtheilen, die ich aus der Niederung heraufſtönen höre, ſcheint ſich Jemand zu nahen."

Die Züge des Herrn wurden bei dieſen Worten wie von einer fieberiſchen Bewegung geſchüttelt. Seine buſchigen Augenbrauen ſchoſſen zuſammen, und die magre, knöcherne Rechte klammerte ſich an den ledernen Knauf der Armlehne. Er lauſchte hinausgebeugt, und rief dann: „Mach' das Fenſter zu, und entferne Dich!“

Der Diener gehorchte zögernd, ſchloß das Fenſter, und indem er ſich anſchickte, zu gehen, heftete er ſeine Blicke auf den Gebieter, und blieb unſchlüſſig in der Mitte des Zimmers ſtehen. Der Mann im Lehnſtuhl warf ſich hin und her. Sein Geſicht war leichenblaß, ſein Anblick erſchütterte und ſchien die ängſtlichſten Beſorgniſſe beim alten Diener hervorzurufen; er blieb, troß des wiederholten Befehls, zu gehen, unbeweglich auf ſeinem Poſten, und richtete das Auge mit einer ängſtlichen, aber muthloſen Bitte auf die Gegend am Fenſter. „Nun, wirſt Du gehen?“ rief die Stimme.

„Euer Gnaden,“ ſagte der Zitternde, indem er auf das abgelegte Gewehr wies, das auf dem

Spiegeltiſche lag, „ſoll ich nicht das da mitnehmen?“

Die Blicke des Herrn ſahen mit einem beſondern Ausdruck von Scheu und Wildheit auf, dann ſchüttelte er das Haupt und ſagte: Nein, es wird nichts geſchehen, ſei ruhig. Geh!“ — Der Alte blieb noch eine Weile, allein ein heftiges Fußſtampfen ſeines Herrn, das die Fenſter des Saals erzittern machte, zwang ihn, zu gehen. Bald darauf hörte Judith Tritte die Stiege herauf kommen. Das unheimliche Drama, das hier geſpielt werden ſollte, gewann an Entwickelung. Ein junger Mann im Jagdanzuge, elegant, aber nachläſſig gekleidet, vom raſchen Ritt, wie es ſchien, übermäßig erhitzt, trat ein, und ging, nachdem er einige Worte mit dem alten Diener im Vorſaale gewechſelt, die Judith nicht verſtand, raſch dem Saale zu, deſſen Thür er öffnete, und auf der Schwelle ſtehen blieb. Die Scene, die ſich jetzt bildete, war trotz dem, daß kein Wort dabei geſprochen wurde, von grauſenerregender Wirkung. Man ſah, daß hier ein furchtbares Stelldichein ſtattfand. In der Mitte des Saals ſtand die koloſſale, greiſe Geſtalt hoch aufgerichtet, und das herabgebrannte Licht auf dem Spiegeltiſche warf einen dunklen, bleiernen Schatten, wie einen drohenden Abgrund, zwiſchen den jungen und den alten Kämpfer auf dieſem nächtlichen Schauplatze. Das weiße Haar ſchimmerte wie ein Meteor, und umgab, wie mit verſteinerten Schlangen, ein Gorgonenhaupt, in deſſen wildem Muskelſpiel man jede dämoniſche Kraft, die je einen Menſchenbuſen erfüllte, ſpielen ſah. Unerſchüttert hielt der junge Mann dieſem Schreckbild Stand. Er bebte nicht, ſeine ſchlanke, faſt noch knabenhafte Geſtalt blieb unbeweglich in dem Thür-Rahmen ſtehen, und dieſes gegenſeitige Anſtarren dauerte faſt eine Minute.

In einer Situation, wie dieſe, wo Worte tödtlich wirken, werden ſie, gleich den Waffen, erſt nach genauer Prüfung und in dem ſchlagenden Moment gebraucht. Nichts kündigte bei dem Jüngern an, daß er der zuerſt Nachgebende ſein werde, er ſchien Trotz mit Trotz erwidern, und, weit entfernt, ſich ſeinem Gegner zu beugen, deſſen ganze Wuth herausfordern zu wollen. Endlich ſagte er mit dumpfer Stimme: „Vater, ich habe Sie um dieſe Zuſammenkunft gebeten, es wird von Ihnen abhängen, ob es die letzte ſein ſoll, die zwiſchen uns ſtattfindet.“

Keine Antwort erfolgte, ſtatt deſſen ein gebieteriſcher Wink nach dem Stuhl hin, der an der Wand, zunächſt dem Fenſter ſtand. Die Thür wurde geſchloſſen, und hiermit fiel der Vorhang vor die Scene. Das leidenſchaftliche Intereſſe der Zuſchauerin war indeß auf's Höchſte geſpannt. Leiſe, wie ſie hinaufgeſchlichen, verließ ſie die Gallerie, und nicht denkend, welcher Gefahr ſie ſich ausſetzte, näherte ſie ſich der Thür des Saals und neigte ihr Ohr an das Schloß. Eine tiefe Stille herrſchte drinnen, und nur die ſchweren Tritte des Alten, der auf und ab ſchritt, waren hörbar. Endlich ſchien ſich ein heftiger Wortwechſel zu entſpinnen, die beiden Stimmen ſprachen in einander, es war unmöglich, ſie zu verſtehen, ihre Heftigkeit wuchs mit jeder Sekunde und erreichte eine Höhe, die an Schreien grenzte. Plötzlich machte ſich die Stimme des Alten Platz: „Raſender!“ tönten die donnernden Worte, „reize mich nicht zum Aeußerſten! Es handelt ſich hier, um die Entehrung unſerer Familie, und Du — Du biſt der Schänder unſers Namens!" „Zwingen Sie mich nicht, daß ich es werde — noch bin ich es nicht!" war die Antwort, die dicht an der Thür ertönte, und darauf aus der Tiefe des Zimmers: „Fort, aus meinen Augen, feiger Schurke!"

„Jeſus, Maria!" ſeufzte eine Stimme dicht unter der Gallerie, und Judith erkannte den alten Diener, der ſich herbeigeſchlichen, aber nicht den Muth hatte, die Thür des Saals zu öffnen. In der Dunkelheit ſahen Beide einander nicht.

„Feiger Schurke!" wiederholte die Stimme des Jüngern in einem Tone, der ſo eiſig und hohl klang, wie nur je eine menſchliche Stimme erklungen ſein mag; „wenn ich es bin, wer gab mir darin Unterricht?"

„Wer?" brüllte es entgegen, „ſprich, Bube, wer?"

„Am Todbette meiner Mutter hörte ich den, der ſie betrogen, durch eine feige Lüge ihre letzten Momente noch verbittern! Ja — das hörte ich!“

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als eine kurze Stille eintrat, — eine Stille, grauſenhafter als der tobendſte Wuthanfall. Judith, wie von der Hölle geſcheucht, wich einige Schritte, und in dieſem Augenblick ward die Thür aufgeriſſen und der junge Mann ſtürzte heraus; da ertönte im Saal ein wilder Schrei. Mit einem Sprunge, ähnlich dem eines Raubthiers, das ſich auf ſeine Beute ſtürzt, hatte der Zurückgebliebene die Flinte erfaßt, und ehe der Diener, der ſich ihm in den Weg warf, es verhindern konnte, war der Schuß geſchehn, und der junge Mann ſtürzte lautlos auf den Steinboden des Vorſaals nieder. Er war mit dem Antlitz auf den Boden gefallen, im gräßlichen Todeskampfe wandte er ſich jedoch, klammerte ſich an den Thürpfoſten, um ſich aufzurichten, ſank dann wieder zurück, erhob ſich nochmals, und wälzte ſich mit einem langen wimmernden Schrei einigemal auf dem Boden hin. Während deſſen ſtand ſein Mörder unerſchüttert mit der Flinte in der Hand; ſeine

Blicke waren ſtarr auf das gefallene Opfer gerichtet, die Augen weit vorgedrängt, ſchien er jeder Bewegung der im Todeskrampf zitternden Muskel zu verfolgen; keine Spur von Mitgefühl lag in dieſen eiſernen Zügen; die magere Knochenhand ſtrich nur langſam die ſilberweißen Locken aus der Stirne und blieb an den Locken haften, als vergäße er ſie zurückzuziehen. Es war ſchwer zu entſcheiden, welche von dieſen beiden Geſtalten mehr Leben zeigte, die auf dem Boden liegende, die ihre letzten Athemzügen aushauchte, oder die ſtehende, in deren ſteinernen Bruſt kein Athem zu wohnen ſchien. Endlich durchzuckte dieſe Bildſäule des Schreckens eine heftige Nervenbebung, er ſtieß mit der Flinte auf den Boden und murmelte vor ſich hin: „Er iſt todt! ich habe meinen Sohn gemordet; doch mögen alle Söhne ſo ſterben, die es wagen, ihre Väter anzuklagen. Der Nichtswürdige hat ſeinen Lohn empfangen! Gott wird mich richten!“

Judith, obgleich ſehr wenig weichlich in ihren Gefühlen, war dennoch bis in's Innerſte erſchüttert durch dieſe Scene. Ein Mord war vor ihren Augen ausgeführt, und der Mörder ſtand vor ſeinem Opfer mit kaltem Herzen. Und dieſer Mörder war ein Vater, und dieſe Leiche war ſein Sohn. Mitten in der Civiliſation, unter dem Schutze der Geſetze war dieſe That verübt, und die Tochter des Verbrechers erzitterte vor ihr, ſie, die in den düſtern Höhlen des Laſters aufgewachſen war, die den rohen Kampf niedriger Leidenſchaft furchtlos angeſchaut, ſie erbebte hier zum erſtenmal, als ſie mitten unter Geſetz und Sicherheit einen Vater den Sohn morden ſah. Unbekümmert um ihre eigene Sicherheit, einzig nur erfüllt von dem blutigen Blick vor ihren Augen, kauerte ſie in der Ecke, unbeachtet von den Spielenden dieſes düſtern Drama's. Der Alte verließ das Zimmer und ging in den Saal zurück, während der Diener ſich über die Leiche hinwarf und laut ſchluchzte. Endlich erſchien jener wieder auf der Thürſchwelle, und ſagte in kurzen, ſcharfbetonten Sätzen: „Es iſt geſchehn, Werner! — Laß ihn! — Er iſt dahin! Steh auf! — Laß uns das Weitere bedenken!“ „O, Herr!“ entgegnete der Diener, ſich matt aufrichtend:

„Soll ich einen Arzt rufen?" — Der Gefragte ſchüttelte den Kopf. Eine Weile verging, dann tönten wieder die kurzausgeſtoßnen Worte: „Sieh im Hauſe nach, ob Niemand den Schuß gehört." Der Diener ging, und die Arme auf der Bruſt gekreuzt, blieb der Vater vor der Leiche ſtehn. Die offen gebliebene Thür ließ ein langes Streiflicht über die Gruppe fallen; an der einen ausgeſtreckten Hand des Todten ſchimmerte ein Ring. Der Alte bückte ſich nieder und zog ihn ab, indem er vor ſich hin ſprach: Er hat mich betrogen! Dieſer Ring — mit meinem Fluch belaſtet — ſteckte ſchon an ſeinem Finger. Ueber kurz oder lang wäre er die Schmach meines Alters geworden. Beſſer ſo! — ja beſſer ſo!" — Der Diener kam zurück und verſicherte, er hätte keine lebende Seele im ganzen Hauſe entdeckt. Der Sturm, der jetzt wüthete, ließ vermuthen, daß im Nebengebäude ebenfalls kein Laut gehört worden ſei. —

„So laß uns eilen!" rief der Herr mit feſter Stimme. „Ich reite voraus. Niemand muß wiſſen, daß ich hier geweſen. Du gehſt bei Tagesanbruch in das Städchen und ſuchſt Hülfe. Du giebſt an, daß ein Unglück mit der Flinte —“ „Ach, Herr! verlaſſen Sie mich nicht in dieſer ſchrecklichen Stunde!“ flehte der Diener und umfaßte die Kniee des Gebieters, der ihn von ſich ſtieß, indem er ihn wild anſchnaubte: „Biſt Du Soldat? — Haſt Du Muth? — Nimm Deine Kräfte zuſammen. Raſend wäre es ja, einen Verdacht auf Dich oder auf mich zu werfen! Geh! — Zeige mir Licht!“

„Ich werde ihn mit mir fortnehmen!“ ſchluchzte der treue Diener. „Hab' ich ihn doch auf meinen Knieen geſchaukelt, als er klein war, werde ihn fallen laſſen, jetzt, da er wehrloſer iſt als damals? Nein, meine Arme ſollen ihn halten, und ſo will ich mit meinem armen Jungen durch die ſtille Nacht ziehn. Möge ein Grab uns Beide aufnehmen!“

Dieſe von der innigſten Zärtlichkeit ausgepreßten Worte hörte der erſchütterte Enteilende nicht mehr. Er ſtieg die Treppe hinab, und bald darauf hörte man über das Hofpflaſter die Pferdehufe. Judith, zur Beſinnung in ihrer Lage ge-

kommen, wartete nicht ab, bis der Diener mit dem Licht zurückkehrte, ſie entſchlüpfte athemlos und langte, mit faſt hörbar pochendem Herzen und einer Ohnmacht nahe, an der Thür ihres Zimmers an. Hinter dieſe verbarg ſie ſich, als ſie einen ſchweren Tritt auf der Treppe hörte. Es war die letzte erſchütternde Scene. Der treue Diener trug den Todten hinab, um ihn mit ſich auf's Pferd zu nehmen, wahrſcheinlich, weil er dieſen Ort nicht für ſicher genug hielt. Der Todte lag in ſeinen Armen, und das bleiche Antlitz mit den vollen, dunklen Locken hing über den Arm des Trägers. „Ja, komme nur," murmelte dieſer, „komme nur! In der Einſamkeit des Waldes will ich mich an Deiner kalten Bruſt ſatt weinen! Ach, ich wußte wohl, es würde ſo kommen! die Ziegelbrennerei iſt nicht weit, dahin bringe ich Dich. Doch vorher muß hier, in dieſem verfluchten Hauſe, alles abgeſchloſſen wer-
en!" Er legte den Todten auf den untern Treppenabſatz, und Judith hörte ihn oben auf-
äumen und abſchließen; dann kam er wieder und
erſchwand mit ſeiner Laſt in das Dunkel der

Nacht. Bald darauf trabte auch ſein Pferd über den Hofplatz dahin, und darauf herrſchte wieder die Stille der Nacht ungeſtört über dem einſamen Waldhauſe. Der Sturm trieb in immer wildern Stößen über den Forſt hin, und ſauſend wogten und ſchwankten die Fichtengipfel. Sternlos und finſter war der Himmel. Der See ſchlug an die Ufer, und das Gekrächze der Waldvögel glich einem langgezogenen Hülferuf irgend eines Verunglückten. Judith ſtand vor der offenen Hausthür, und der Wind wühlte in ihren aufgelöſten Locken. Ihr Nachtkleid flatterte, und ihre weißen Arme hoben ſich mit einer Geberde des Entſetzens und der Angſt zum Himmel! Nach und nach legte ſich der Sturm in ihrer Bruſt, und ſie kehrte in die ruhige Zelle zurück. Das Licht war herabgebrannt und warf düſtre Schatten. In der Einſamkeit glaubte ſie noch immer die gräßlichen Schmerzenstöne von oben her zu hören. Sie floh von einem Zimmer in's andre, und warf ſich endlich erſchöpft auf das Sopha des Vorgemachs. Ein unruhiger Schlummer ſenkte ſich auf ihre Augen. Die Tritte der heim kehrenden Bedienung ſchreckten ſie wieder auf. Der Tag dämmerte bereits. Noch eine peinvolle Stunde verging. Dann brachte der Jäger die Nachricht, daß die Pferde unten bereit ſtänden. Judith folgte ihm, und raſch enteilend warf ſie noch einen Blick zurück auf die Fenſterreihe, hinter welcher ſich die Erinnerung dieſer Nacht verbarg. Der junge Morgen glänzte auf den erblindeten Scheiben, und die bewegten Wellen des Sees warfen vervielfacht das Bild des Gebäudes zurück.

Zehntes Capitel.

Eine ariſtokratiſche Dame, die nur Vergnügen an gelben Handſchuhen und an engliſchem Salze findet.

Nachdem die Reiſe noch einen Tag und eine Nacht gedauert, — Judith beſtand darauf, von Ungeduld getrieben, kein Nachtquartier mehr halten zu wollen, — langte man auf dem Landgute der Fürſtin an, welches das Anſehn eines mittelalterlichen Schloſſes hatte. Ueber verſchüttete Gräben fuhr der Wagen durch einen düſtern Thorweg, und gelangte dann durch eine kleine Gartenanlage, die einige verkrüppelte Bäume und nicht viel lebhafter ausſehende Blumen bildeten, dicht vor die Eingangstreppe. Es war ſechs Uhr Abends, und eine warme, faſt ſchwüle Luft. Die Kühlung, die im Schloßhofe herrſchte, verwandelte ſich hier in eine drückende Hitze, denn die ſenkrechte Mauer hatte noch die volle Gluth der Tagesſonne bewahrt, und ließ ſie jetzt von ſich ſtrömen. Zwei Diener in Livree öffneten den Wagen und hoben Judith und ihre Gefährtin heraus. Oben auf den Stufen ſtand ein Herr, in Schwarz gekleidet, der mit einer leiſen, flüſternden Stimme Befehle ertheilte und Judith den Arm bot, als ſie hinaufkam. Sie wußte nicht, wer er ſei, ſie hatte gehört, daß die Fürſtin einen Neffen habe, aber ſie glaubte nicht, daß dieſer dicke, wohlbeleibte, zufrieden lächelnde Herr, der Neffe ſei. Er war es auch nicht; als er ſie in einen kleinen Saal geführt hatte, in deſſen helle Spiegelſcheiben die Sonne freundlich ſchien, und die goldnen Rahmen der vielen Gemälde und die ſchönen Stoffe der koſtbaren Drapperien beleuchtete, machte er ihr eine tiefe Verbeugung und flüſterte mit leiſer Stimme auf franzöſiſch: „Madame werden entſchuldigen, wenn ich Sie verlaſſe und nach der Anordnung Ihrer Zimmer ſehe.“

Er ging hinaus, und Judith befand ſich allein im Saale. Es rührte ſich kein Laut um ſie her. Eine warme, verſchloſſen gehaltene Luft umgab ſie, unwillkürlich trat ſie an's Fenſter und öffnete es.

„Ihre Durchlaucht lieben keine offnen Fenſter,“ tönte eine wiederum leiſe, aber mit ſchärferem Accent ſprechende Stimme. Judith wandte ſich um und erblickte einige Schritte von ſich entfernt eine Kammerfrau, die, die Hände in die Taſche der Seidenſchürze geſteckt, ſie, ohne zu grüßen und mit ſehr wenig Ehrfurcht im Blicke, anſtarrte.

Judith ſchloß das Fenſter wieder.

„Darf ich hoffen, die Frau Fürſtin zu begrüßen?“ fragte ſie.

„Ihre Durchlaucht ſind noch nicht aus dem Bette, aber ſobald im Kabinet geklingelt wird, werde ich die Ankunft des Fräuleins melden.“

„Noch nicht aus dem Bette? Iſt die Fürſtin krank?“ fragte Judith.

„Nein. Sie legt ſich um acht Uhr Morgens zu Bette und ſteht auf um ſechs Uhr Abends. — Um ſo zu leben, braucht man nicht gerade krank zu ſein.“

Das iſt eine beſondre Lebensweiſe, dachte Judith bei ſich, den Tag zur Nacht zu machen. „Iſt der Herr Baron zu Hauſe?“ fragte ſie nach einer Pauſe die unbewegliche und impertinente Kammerfrau.

„Der Herr Baron ſind ſo eben von der Jagd zurückgekehrt und werden jetzt zu Mittag ſpeiſen,“ war die Antwort.

„In der That, ich fühle Hunger, und möchte gern auch ſpeiſen,“ ſagte Judith.

„Ich werde Befehle ertheilen, daß ein Couvert zu dem Couvert des Herrn Barons zugelegt werde.“

„Ich ſoll allein mit dem Herrn ſpeiſen?“ fragte Judith raſch. Sie bereute, ihre Eßluſt verrathen zu haben. In dieſem Moment und in der Reiſetoilette kam es ihr durchaus nicht gelegen, mit einem fremden, jungen Mann in einem tête à tête zu ſpeiſen. Sie wollte die Kammerfrau zurückrufen, allein dieſe hatte ſich ſchon entfernt. Ein paar peinvolle Minuten vergingen, während welcher ſie wiederum allein im Saale blieb. Der Empfang war wenig zuvorkommend, und wäre Judith nach der Weiſe andrer junger Mädchen ſchüchtern geweſen, ſo hätte ſie völlig den Muth verloren und mit ihm die Kraft, ſich in einer ſchwierigen Stellung paſſend zu betragen. Aber ſie rief ſchnell ihre Beſonnenheit zu Hülfe, und dieſe ſagte ihr, daß alles darauf ankäme, die erſten Eindrücke ſo zu ordnen, daß ſie die Reſultate der Zukunft feſtſetzte.

Die Thür öffnete ſich und ein junger Mann trat ein, der, nachdem er, an der Thüre bleibend, ſie einen Moment fixirt hatte, auf ſie zueilte, ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Lippen führte. „Mein theures Fräulein, wie ſehr erfreuen Sie uns durch Ihre endliche Ankunft; wir haben Sie ſchon vor einigen Tagen erwartet.“

Judith ſagte ihm, daß die Anſtalten zu ihrer Reiſe dieſe etwas verzögert hätten. Nach einigen gegenſeitig gewechſelten Artigkeiten bot er ihr den Arm und führte ſie zur Tafel. Dieſe war in der Mitte des Saals für zwei Perſonen gedeckt, und eine Anzahl Diener ſtanden in ehrfurchtsvoller Entfernung aufgeſtellt.

„Ich muß bedauern,“ hob der Baron an, „Ihnen ankündigen zu müſſen, theure Diana — erlauben Sie, daß ich Sie ſo nenne, denn ich ſehe nicht ein, weshalb wir uns hier mit förmlichen Titulaturen abquälen ſollen — daß Sie hier ein einſames, und für Ihre Jahre freudloſes Leben führen werden.“

„Ich habe mir vorgenommen, mich nirgends zu langweilen,“ erwiederte Judith, indem ſie den Teller ihres Nachbars mit Suppe füllte.

„Ein vortrefflicher Entſchluß! Ich meinestheils würde ihn auch faſſen, wenn ich mir genug Macht zutraute, ihn auszuführen; aber leider iſt meine Conſtitution danach, daß ich rettungslos der feuchten Luft und der Langenweile unterliege, deshalb bin ich das halbe Jahr hindurch enrhümirt, und das andre halbe Jahr übler Laune.“

„Da Sie die Jagd lieben," ſagte Judith, „ſo hätte ich Sie, was den erſteren Uebelſtand betrifft, für abgehärteter gehalten."

„Ich liebe die Jagd, wie ich im Leben mancherlei liebe und geliebt habe, aus Convenienz. Ich habe meinen Großvater, meinen Vater, meine Freunde auf die Jagd gehen ſehen, und bin mit Ihnen gegangen. Nie habe ich daran gedacht, daß dies ein Vergnügen ſei."

„Meine Genüſſe will ich mir nicht ſo von Großvater und Vater vorſchreiben laſſen," rief Judith lächelnd.

„Und Sie haben vollkommen Recht."

„Ein Stück von dem Geflügel werde ich mir ausbitten."

„Mit Vergnügen. O, ich glaube, wir werden ſehr gut zuſammen paſſen," rief der junge Mann plötzlich ſehr lebhaft. „Denken Sie ſich, daß wir ſo zehn, zwanzig Jahre täglich vis-a-vis ſpeiſen werden!"

„Das iſt allerdings ſehr originell," rief Judith. „Ich wünſche mir nichts Anderes. Wir werden über Tiſch alt werden. Zuletzt wird ein altes Mütterchen einem ci-devant jeune homme ein Stück Paſtete vorlegen.“

„Und der ci-devant jeune homme wird dem alten Mütterchen ein Glas Champagner zutrinken. Ha, ha, ha!“ Er nahm den ſilbernen Teller mit den Gläſern dem Diener ab, und reichte ihn ſeiner Nachbarin. „Was kümmert uns die Welt, was werden wir Notiz nehmen von dem, was anderswo vorfällt. Wir haben unſre eigenen kleinen Geſchichten, die täglich ſich begeben, und die uns täglich amüſiren. Ich werde witzig ſein, und Sie werden lachen.“

„Und Sie werden dieſes Lachen immer hübſch finden?“

„Gewiß; ich werde behaupten, daß die vierzig Jahre, die darüber hingegangen ſind, ſeitdem wir zum erſten Male ſo einander gegenüber ſaßen, dieſem ſchönen Munde keinen ſeiner Reize geraubt haben.“

„Und ich hoffe, daß ich von Ihrem Witze daſſelbe werde ſagen können!“

„Sehr verbunden; ich werde mir wenigſtens immer Mühe geben, ihn friſch zu erhalten, wenn ich auch ſelbſt welk werde. Aber ich höre die Klingel meiner Tante. Sie iſt ſichtbar, und da man ſie ohne Zweifel von Ihrer Ankunft benachrichtigt hat, wird ſie begierig ſein, Sie zuſehen. Wir wollen von unſerm Mittagtiſch zum Frühſtück meiner guten Tante übergehen."

„Ich werde meine Toilotte ändern," bemerkte Judith.

„Durchaus nicht nöthig," rief der Baron. „Meine Tante würde es ſehr übel nehmen, wenn Sie eines andern Kleides wegen ſie warten ließen. Kommen Sie. Uebrigens," ſetzte er flüſternd hinzu, indem ſie Beide durch den Saal ſchritten, „muß ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß die gute Frau ſchon da angelangt iſt, wohin wir uns heute im Traum verſetzt haben. Sie ſieht nichts Neues, und bewegt ſich in einem ſehr kleinen Kreis von Ideen und Anſchauungen. Erzählen Sie ihr alſo nichts, denn ſie will nichts wiſſen."

Mit dieſen Worten öffnete er leiſe eine Tapetenthür, und drängte ſeine Gefährtin in einen kleinen, ſchwülen, vollkommen dunkeln Salon.

Die eben Eintretende konnte hier nichts unterſcheiden, und darum blieb Judith ſtehen, ungewiß, wohin ſie ſich wenden ſollte; ihr Führer wußte beſſer Beſcheid, er faßte ſeine Dame am Arm und leitete ſie ſicher einige Schritte weiter. Nach und nach löſte ſich die Nacht in eine rothe Dämmerung auf, und Judith erblickte jetzt, wie durch einen Nebel eine lange, weißgekleidete Geſtalt auf dem Sopha liegen. Im Zimmer befanden ſich noch derſelbe dicke, blonde Herr, der Judith bei ihrem Eintritt in's Schloß empfangen hatte, und den ſie jetzt den Haushofmeiſter nennen hörte, und die Kammerfrau, welche wiederum ihre Hände in den Taſchen der Schürze hielt, und denſelben ſtarren, unhöflichen Blick auf die Ankommende richtete.

Das Geſpräch bei Tiſche war franzöſiſch geführt worden, und eben die Sprache diente jetzt zur Anrede der Fürſtin. „Ich bin außerordentlich erfreut, Sie zu ſehen, meine Theure. Eh bien, wie heißen Sie?“

Dieſe Frage kam Judith ſehr unerwartet, indeſſen nannte ſie ihren Namen.

„Bon, c'est ça! Ich wußte, daß es ſo etwas war. Cher François, bitte die junge Dame, daß ſie ſich dort am Ende des Divans niederlaſſen möge, und lüfte dann ein wenig den vordern Vorhang.“

Es geſchah, und ein bleicher Lichtſchimmer drang, nachdem der rothe Vorhang aufgerollt war, auf Judith's Geſicht und Geſtalt.

„Elle n'est pas laide,“ murmelte die Dame halblaut vor ſich hin. „Schließen Sie den Vorhang wieder, mon cher. Kommen Sie, meine Theure, etwas näher zu mir. Sie müſſen angeſtrengt lauſchen auf meine Worte, denn ich ſpreche ſehr leiſe; und dennoch glaubt der gute Herr Santin, daß ich mich bei jedem Geſpräche übermäßig anſtrenge.“

„In der That, das thun Ihre Durchlaucht,“ entgegnete der Haushofmeiſter, indem er ſich verbeugte und eine Priſe nahm. Eine Pauſe trat ein, und während derſelben betrachtete Judith die Dame genauer. Es war völlig unmöglich, ihr Alter anzugeben; beim erſten Blick ahnte man wohl, daß man eine gekünſtelte Erſcheinung vor ſich hatte, allein man war weit entfernt, angeben zu können, wie weit dieſe Kunſt ſich erſtreckte. So wie die Dame erſchien, hätte man ſie für ein kaum erwachſenes Kind halten können; ſie hatte ein kleines, rundes Geſicht mit lebhaft gefärbten Lippen und Wangen, und von blonden Locken beſchattet, große, blaue, aber völlig glanzloſe Augen. Ihre Hände und Füße waren die eines Kindes, nur daß ihnen die Fülle fehlte, denn Alles an dieſer feinen Geſtalt war mumienhaft und mager. Aber dieſe Entdeckung trat nicht gleich in's Auge, erſt wenn die ſpähenden Blicke in der Umhüllung von Gaçe und Flor eine kleine Lücke zu finden wußten, trafen ſie auf die urſprünglichen Formen, und man erſchrak dann, daß man um ein halbes Jahrhundert ſich verrechnet hatte. Judith, mit ihrem ſcharfen Beobachtungstalent, machte die Erfahrung früher, als jede andre Frau ſie gemacht haben würde, und die Fürſtin erhielt für ſie von dem erſten Augenblick an etwas Unheimliches.

„Du haſt mir nicht geſagt, cher François, wie Fräulein Blummers mit meinem Schloſſe zufrieden iſt," hob die Dame an.

„Meine theure Tante," entgegnete der Fürſt, „unſre junge Freundin heißt Belmont."

„C'est vrai! Wie kam ich nur auf den Namen Blummers? Erkläre mir, mon ami, wie ich auf dieſen Namen kam. Es iſt in der That ſehr wunderlich."

„Ich hatte das Vergnügen, Madame, Ihnen vor einigen Tagen einen engliſchen Roman vorzuleſen, in welchem die Heldin eine Miß Blummers war."

„Nun, dann iſt das Räthſel gelöſt," bemerkte die Fürſtin ſehr befriedigt. „Betty, ich ſagte Ihnen ſchon neulich, daß ich dieſes kleine Etui nicht mehr auf meinem Tiſche ſehen will. Warum legen Sie es mir immer noch vor Augen?"

„Madame," entgegnete die Kammerfrau aus der Fenſterniſche, wo ſie ſich leiſe mit Herrn Santin unterhalten hatte, vortretend, „ich habe das neue Salz hinein gefüllt, das geſtern unter der Adreſſe des Grafen St. Brute anlangte."

„Aber es iſt ſchlecht!“ rief die Fürſtin und griff nach dem goldnen Döschen. „Ich habe noch nie engliſches Salz gefunden, welches dem gleich kam, das der gute Lord Lilburne mir ſelbſt aus London mitbrachte, als er von der Krönungsfeierlichkeit kam. Der gute Lord, er hatte viel Eigenheiten, aber er war ein noble chevalier en tout!“

„Der Kammerdiener des Grafen verſichert,“ bemerkte Mademoiſelle Betty, „daß dieſes Salz daſſelbe ſei, deſſen Lady Elfinſtone ſich bediene.“

„Prüfen Sie es einmal, liebe Blummers,“ rief die Fürſtin, und hielt das Döschen Judith hin.

„Ma foi, ſie kommt von dem Namen Blummers nicht los,“ murmelte der Baron, und ſah mit einem unwilligen Blick auf die zerſtreute Dame.

Judith gab das Döschen zurück, und bemerkte, dies Salz ſei allerdings nicht ſehr ſcharf.

„Eh! Was hab' ich geſagt?“ rief die Fürſtin, und ſchleuderte die Doſe unter den Tiſch. „Man bedient mich niemals mit der gehörigen

Aufmerkſamkeit!“ Betty verließ das Zimmer, doch nicht, ohne einen wüthenden Blick auf Judith geworfen zu haben. Die Fürſtin, um ihre üble Laune zu zerſtreuen, ließ ſich ein Päckchen Handſchuhe geben, und zog unermüdet ein Paar nach dem andern an. In dieſem Geſchäfte wurde ſie mit einem boshaften, ſpottenden Blick ihres Neffen beobachtet. „Meine theure Tante,“ fragte er endlich, „wie gefällt's Ihnen, daß wir morgen Mittag zu dem Herrn von Traubenſtein eingeladen worden?“

„Was Dich betrifft, François, ſo wirſt Du hingehen,“ erwiederte ſie. „Ich ſehe nicht ein, warum Du den guten Mann durch eine abſchlägige Antwort kränken wollteſt?“

„Aber die Einladung betraf auch Sie.“

„Das iſt zum Lachen. Man muß Herrn Tauberſtein, oder wie er heißt, dieſe Unkenntniß der Welt zu Gute halten. Ich meines Theils nehme ſo etwas nie übel. Wie will man fordern, daß der ehrliche Mann wiſſen ſoll, ich gehöre nicht in ſeinen Saal, ſondern er in meinen Vorſaal.“

„Man ſieht hier die Anmaßungen der Geld-Ariſtokratie.“

„O nein, man ſieht hier nichts, als Unſchicklichkeit. Ich erwarte indeſſen, cher François, daß Du hingeheſt, und Dich ſo gut wie möglich amüſirſt. Ich finde das Leder dieſer Handſchuhe lange nicht ſo geſchmeidig, als das der letztern, die mir Lord Lilburne aus Paris mitbrachte, und von denen er behauptete, es ſeien die kleinſten, die er in ganz Paris hätte finden können.“

„Ich werde Monsieur Lotour, unſerm Lieferanten, eine Bemerkung machen laſſen.“

„Thue das, mon cher! Mademoiſelle Blummers, ich werde die Ehre haben, Sie um eilf Uhr wieder bei mir zu ſehen. Sie müſſen ſich an meine Lebensart gewöhnen. François, führe unſern theuern Gaſt in die Zimmer, die Herr Santin heute früh hat bereiten laſſen. Adieu, meine Liebe. Adieu.“

Judith war froh, als ſie ſich allein und von allem Zwange befreit ſah. Sie warf ſich auf's Sopha, und in wechſelnden Bildern gingen die

Ereigniſſe dieſer Tage ihrem Geiſte vorüber. Die furchtbare Nachtſcene mit ihren grellen Lichtern und Schatten ſtrebte umſonſt, ſich mit dem kalten, gekünſtelten und leeren Gemälden ihrer jetzigen Stunden zu vereinen.

Eilftes Capitel.

Das Wiederſehen.

Die Lebensweiſe der Fürſtin war keiner Veränderung unterworfen; es blieb darin ſich Alles gleich. Um die gewohnte Stunde wurde der Beſuch aus der Nachbarſchaft empfangen, um die gewohnte Stunde wurde ein Spiel gemacht, um die gewohnte Stunde wurde muſicirt oder geleſen. Der junge Neffe war nur ſehr ſelten dazu aufgelegt, den Umgang ſeiner Tante auch zu dem ſeinigen zu machen; er führte eine Lebensweiſe für ſich, die nicht minder unregelmäßig, aber etwas munterer war, als die der alten Dame. Judith hatte bald erforſcht, daß er ein leidenſchaftlicher Jäger, ein wilder Spieler, und im Punkte der Frauen ein toller Ausſchweifling war, und daß demzufolge ſein Gleichmuth und ſeine Ruhe, mit der er zu Hauſe ſich zeigte, nur erkünſtelt ſein mußte. Sein Benehmen gegen Judith war vertraut, aber nie beleidigend; die Munterkeit, die im Charakter des jungen Mädchens zu liegen ſchien, ihr Witz und ihre gute Laune zogen ihn an, und die Mittagsſtunde, wo Beide ſich allein gegenüber ſaßen, war immer eine ſehr erwünſchte für den jungen Leichtfuß. Er gab ſich alle Mühe, liebenswürdig zu ſein und Judith's Aufmerkſamkeit zu feſſeln, denn ſo oberflächlich er auch zu urtheilen pflegte, ſo ahnte er doch etwas Beſonderes, Ungewöhnliches in dem Weſen ſeiner neuen Bekanntſchaft. Er hatte die Kunde ihrer Liebenswürdigkeit überall hin verbreitet, und ſeine Freunde auf den ſeltenen Schatz neugierig gemacht, ohne ihnen denſelben zu zeigen.

„Wiſſen Sie wohl,“ hob er eines Tages an, „daß die guten Leute der Nachbarſchaft ſehr begierig ſind, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und daß zu fürchten ſteht, ſie möchten alle mögliche Maſchinen in Bewegung ſetzen, um ihren Zweck zu erreichen. Sie ſind in Ihrem wüſten Schloſſe in der That nicht länger ſicher."

„Und wer wünſcht mich zu ſehen?" fragte Judith.

„Da iſt die Frau von Traubenſtein, die auf dieſen Punkt närriſch iſt," antwortete der junge Mann. „Ich verſichre Sie, das ſie Ihnen ordentlich nachſtellt. Was ſoll man beginnen?"

„Ihr den Willen thun."

„Wie, theure Diane, Sie wollten alſo eine Einladung von Frau von Traubenſtein annehmen?"

„Weshalb nicht? Ihre Tante, mein Herr, kümmert ſich ſehr wenig um das, was ich thue. Die Dame, von der Sie ſprechen, iſt eine achtbare Frau, es wird mir lieb ſein, ihre Bekanntſchaft zu machen, und wenn ſie mir ihren Schutz gewähren will —"

„Das wird ſie mit vielem Vergnügen," fiel der Baron ſchnell ein. „Die Sache iſt abgemacht. Frau von Traubenſtein muß meine Mutter um

Erlaubniß bitten, Sie einige Tage bei ſich behalten zu dürfen, und ſo wie die Verhältniſſe noch jetzt geſtaltet ſind, wird meine Mutter dieſe Erlaubniß nicht verweigern.“

Dieſe Andeutung, ſo leicht ſie hingeworfen wurde, entging Judith nicht. Die Frau des Banquiers kam, und mit ihr langte Judith auf dem, nur wenige Meilen entfernten, benachbarten Landgute an. Es war völlig verſchieden von dem Feudalſchloſſe der Fürſtin. Im modern gothiſchen Styl gebaut, lag es bunt, breit und glänzend da, ziemlich geſchmacklos, aber, was die Einrichtungen des Innern betraf, ſehr bequem. Herr von Traubenſtein war ein adelig gewordener Banquier, und ſpielte jetzt den galanten Ritter des Mittelalters. Einen runden Saal hatte er mit den Erinnerungen aus Preußens Vorzeit bemalen laſſen, und es fehlte darin nicht an feuerrothen und berlinerblauen Federbüſchen, an grotesken Ordenstrachten und kaffeebraunen Mönchsgewändern, mit den dazu gehörigen Geſichtern, Händen und Füßen. In dieſem Saal waren alle Meubel mit Bernſtein ausgelegt, und der Baron pflegte zu bemerken, daß der Bernſtein ein wundervoll bereitetes Erdholz ſei, welches die Naturforſcher noch nicht genug analyſirt hätten, und das vorzüglich der preußiſchen Küſte eigen ſei. Die alten Ritter und der Bernſtein machten dieſen Theil des Landhauſes unbequem, in allen andern Zimmern lebte man ſehr behaglich.

Die Zuſammenkünfte hier waren ſehr bunt und geräuſchvoll. Jeder Tag brachte neue Gäſte; man wußte nicht, wo ſie herkamen, aber ſie waren da. Der Park und der Garten waren mit Spaziergängern gefüllt, an den Seen ſaßen alte Herren mit Brillen, die den Fiſchen beſchwerlich fielen, ohne ſie doch fangen zu können. Die offenen Fenſter gaben den Geſang der Stimmen frei, die drinnen neue Operarien wohl oder übel vortrugen. Am Abend tanzte man, beluſtigte ſich an „Spielen der Unſchuld.“ Der gutmüthige Hausherr war höchſt erfreut, eine ſo luſtige Geſellſchaft beiſammen zu haben, und entpfropfte manche Flaſche, um ſeinerſeits auch nicht ohne Vergnügen zu bleiben. Man trank, man lachte, man tanzte, und vermied nur den Saal mit dem

Bernſtein und den geſchichtlichen Erinnerungen aus Preußens Vorzeit.

Wenn wir Judith in den geſelligen Formen der ſogenannten großen Welt eingeweiht, wenn wir ſie elegant und zierlich ſich bewegen ſehen, und ein beſſeres Franzöſiſch ſprechen hören, als jemals in dieſen Kreiſen gehört wurde, ſo kann dies bei einem Mädchen, das unter Elend, Niedrigkeit und Verbrechen aufwuchs, unnatürlich erſcheinen; allein wir müſſen nicht vergeſſen, daß ſie acht Jahre in einer der erſten Erziehungsanſtalten der Hauptſtadt zugebracht. Dies iſt genug, um die äußern Formen ſich anzueignen; wie viel Judith in ihrem Innern von den Eindrücken ihrer Jugend bewahrte, und wie wenig dieſe zu vertilgen waren, werden wir im Verlauf ihrer ferneren Schickſale ſehen.

„Fräulein von Belmont!“ rief Frau von Traubenſtein, Judith einem Kreiſe von Damen vorſtellend. Indem die neu Eingeführte noch beſchäftigt war, die Fragen und Begrüßungen, die auf ſie losſtürmten, zu erwiedern, öffnete ſich die Thür, und ein junger Mann, vom Hausherrn begleitet, trat ein. Ein Blick auf ihn machte, daß ſie erſtarrte. Es war Simeon, ſie konnte nicht zweifeln; er hatte ſie in demſelben Augengenblick auch erkannt, und ſeine Blicke waren mit einer Art wilder Freude, mit Ueberraſchung und Staunen auf ſie gerichtet. Allein Beiden verbot der Ort und die Zeit, ihre Gefühle laut werden zu laſſen. Nachdem der Banquier den Ankömmling den älteren Damen vorgeſtellt, trat er auch zu Judith und rief: „Rittmeiſter von Treufels, eben zurückgekehrt von ſeinen Reiſen, mir ein ſehr werther und warm empfohlener Gaſt.“ Judith verneigte ſich, und der Banquier ließ ſie beide allein.

„Judy, ich wußte, daß Du hier warſt,“ flüſterte der vermeintliche Rittmeiſter. „Teufel, wie biſt Du ſchön und groß geworden! Aber auch ich habe mich zu einem ganz completten Burſchen ausgebildet. Nicht wahr? Nun, werde nicht roth, ich begreife, daß wir uns nicht gekannt haben, nimm dieſes Buch — da ſegelt ein altes Schiff auf uns zu. Sacré! Es lebe die Verſtellung!“

„Waren Sie auch in Stockholm, Herr Baren?" fragte Judith, in einem engliſchen Taſchenbuch blätternd.

„Einen ganzen Winter, mein Fräulein."

„O, eine wunderbare Stadt!" rief Frau von Traubenſtein, die hinzugetreten war. „Ich habe meinen Mann ſo oft gebeten, mich nach Schweden reiſen zu laſſen, aber er behauptet, daß ich die Seereiſen nicht vertragen könne. Kannten Sie einen Grafen Silberkron in Stockholm, Herr Rittmeiſter?"

„Gewiß," erwiederte der Gefragte. „He! diable! es wird keine bedeutende Familie in Schweden ſein, mit der ich nicht in Berührung gekommen. O, ich hatte vortreffliche Recommandationen, gnädige Frau; Donnerwetter, das muß wahr ſein!"

„Die muß man allerdings mitbringen," erwiederte die Dame, etwas erſchreckt über die Exclamationen des Rittmeiſter; „denn nach den Erfahrungen, die man täglich machen kann, iſt der Adel überall noch ſehr excluſiv. Dies iſt jedoch ganz ohne Beziehungen geſagt!" — Mit einem Blick auf Judith entfernte ſie ſich.

„Was wollte das Bierfaß damit ſagen?“ fragte Simeon, als ſie fort war.

„Nichts, was uns perſönlich angeht,“ entgegnete Judith. „Es war eine Bemerkung über meine Beſchützerin.“

„Beſchützerin, Judy? Ich denke, ſie iſt Deine Verwandte?“

„So weit bin ich noch nicht,“ flüſterte das Mädchen, eifrig mit dem Album beſchäftigt, das auf dem Tiſche lag.

„Aber ſo weit mußt Du kommen; diable m'en porte! Wenn ich Dir behülflich ſein kann, ſo ſage es. Du weißt von Alters her, daß ich nicht ſcherze, und eben ſo wenig mit mir ſcherzen laſſe.

„Das Beſte wird jetzt ſein, daß Du gehſt,“ rief Judith unruhig. „Wir dürfen nicht zuſammen geſehen werden.“

„Oho! aber ich werde nicht gehen. Ich finde, daß Du ſehr hübſch biſt, und ich werde Dir den Hof machen. God dam! ja das werde ich!“ Er warf dabei einen frechen und auffordernden Blick auf Judith und drückte leiſe ihre Hand, die das

Buch hielt. Judith fühlte das Blut zum Herzen treiben. „Verlaſſe mich!“ ſagte ſie leiſe aber mit feſtem Tone; „hier können wir nicht mit einander ſprechen. Das ſiehſt Du ein.“

„Gut denn, ein ander Mal!“ rief er, und drehte ſich raſch um. Judith ſah ihm nach, und erblickte ihn bald darauf mit dem Baron im Geſpräch. Sie beobachtete ihn jetzt ſchärfer und ohne Herzklopfen. Dieſes Zuſammentreffen hatte ſie nur auf einen Augenblick erſchüttert, jetzt hatte ſie ihre Ruhe, ihre Beſonnenheit wieder, und ſogleich ordnete ſie in ihrem Geiſte die Maßregeln, die ſie zu nehmen habe, um Simeon's Erſcheinen für ſich ſelbſt gefahrlos, ja ſogar nützlich zu machen. Fortwährend verfolgte ſie ihn, wo er ging und ſtand. Sie erſtaunte über die Veränderung, die in ſeinem ganzen Weſen vorgegangen, allein ſie war nicht unzufrieden damit. Acht Jahre hatten den Knaben zu einem großen, vollen, etwas derben Jünglinge emporwachſen laſſen. Ein dunkler Lockenkopf und ein ſchwarzer Bart, der faſt die Hälfte ſeines Geſichts verſteckte, gaben ihm, im Verein mit ſeiner gebräunten Hautfarbe und ſeinen dunkeln, blitzenden Augen, den Charakter von Muth und Kraft, aber es waren nicht der Muth und die Kraft, die ſich mit Würde und Haltung vereinigen; es blitzte ſo viel Frechheit und Schlauheit hindurch, daß ein auch nur oberflächlich beobachtender Blick ſich aus der Nähe des Herrn Rittmeiſters zurückgeſcheucht fühlte. Aber in der großen Welt ſieht man derlei Geſtalten viele, und Judith, die anfangs jeden Moment vor der Entdeckung ihres Genoſſens erbebte, merkte bald, daß ſie ſich unnütze Beſorgniß machte. Er gefiel ungemein, und die Geſellſchaft war entzückt von ſeinem Unterhaltungstalent, und verzieh ihm ſeine etwas brüsken Manieren, ſeine Redensarten und Ausdrücke, die nicht die zierlichſten waren.

Die Geſellſchaft unternahm öfters Spaziergänge; auf einem derſelben fand der liebenswürdige Rittmeiſter Gelegenheit, ſich ſeiner früheren Vertrauten zu nähern. Judith war zufällig zurückgeblieben, und ſah ſich am Eingange des Parks von flüchtigen Schritten eingeholt. Sie entfloh nicht, und duldete, daß der Genoſſe ihrer Kindheit ſeinen Arm vertraulich um ihre Taille legte und ſagte: „Laß uns dieſen Seitenpfad gehen, ma belle, die Frauen ſind ganz toll hinter mir drein, ich werde, hol' mich der Teufel, nicht leicht eine freie Stunde, wie dieſe, finden!“

Judith ſah ihn mit einem ſcharfen, prüfenden Blick an, während ſie ſich von ihm fortziehen ließ. Simeon, um dieſem Blick zu entgehen, zündete eine Cigarre an, trällerte dann eine Tanzmelodie vor ſich hin, warf den Kopf in den Nacken, und blies Wolken von Taback in die Luft. „Simeon!“ rief die Genoſſin ſeiner Verbrechen, „Du haſt nicht den Muth, mich anzuſehen? Geſteh' es, Du haſt unterdeſſen die Bahn des Laſters bis an ihr grauſenvolles Ziel verfolgt? Geſteh' es, Simeon!“

„Noch nicht bis zum Galgen!“ lachte der Gefragte, und beugte ſich raſch vor, um ſeine Gefährtin zu küſſen.

Schaudernd und mit aller Kraft ſtieß Judith ihn von ſich.

„Was iſt Dir, meine Kleine? Millionen

Teufel! gefalle ich Dir etwa nicht mehr? oder ſoll ich vielleicht große Umſtände mit der kleinen Judy Florentin machen?"

„Laß meinen Arm los! Entferne Dich! Ich befehle es Dir!" rief Judith ſtehen bleibend, und ihre Blicke feſt auf ihn richtend; der Zorn preßte ihre Lippen zuſammen, und Bläſſe deckte ihr Antlitz. Die freche Miene Simeon's verſchwand und er wich unwillkührlich zurück. Nach einer Weile ſtammelte er: „Mais, voyez celle coquine! Was iſt Dir, Judy? Wir ſind ja allein, uns hört Niemand!"

„Und wenn uns auch Niemand hört," entgegnete die Tochter Florentin's mit kalter und feſter Stimme, „wenn wir auch mit einander und den Geiſtern unſerer Vergangenheit allein ſind, ſo darf ich doch dieſe Sprache, dieſe Manieren nicht dulden. Höre es, Simeon, ich werde ſie nie dulden!"

„Ganz, wie Sie befehlen, mein Fräulein," entgegnete Simeon, ſeinen Arm, mit dem er ſie umfaßt hielt, zurückziehend, und die Cigarre wegſchleudernd, „ich bin nicht aufdringlich. Ich habe gute Sitten, ma foi, ich habe eine noble tournure!“

Judith schien besänftigt, und Beide gingen stillschweigend einige Schritte neben einander, endlich hub er wieder an.

„Aber, Donner und Pest! Judy, bist Du nicht eine Närrin, daß Du mit Deiner Angelegenheit nicht weiter gediehen bist? Aber so sind die Weiber! Sie thun Alles halb. Laß mich machen. Ich will der alten Fürstin ein Pistol auf die Brust setzen, ich will sie zwingen, zu gestehen, wer Du bist. Du wirst sehen, Judy, sie prellen Dich um's Geld.“

Judith ging in tiefe Gedanken versenkt.

„Wo hast Du meinen Vater gelassen?“ fragte sie endlich.

„Er starb in dem Gefängnisse zu Würzburg, Judy. Dein und mein Geheimniß ist mit ihm begraben!“ Simeon jauchzte laut auf, und schlug mit seinem Stock nach den Zweigen der Bäume.

„Er wurde nicht verhört?“

„Er starb noch vor dem Verhör! Saint Cripin! Ich ſagte immer, daß er ein alter, ſchlauer Fuchs ſei!“

„Friede ſeiner Aſche!“ ſagte die Tochter des Verbrechers.

„Braun und Schmidt,“ fuhr Simeon fort, „wurden indeſſen auch bald gefangen; aber es waren Burſche von Stahl und Eiſen; ſie werden nichts verrathen haben. Um jedoch den möglichen Folgen zu entgehen, floh ich damals nach Amerika. Ein geſcheuter Gedanke, par bleu! Aber es gefiel mir nicht in der neuen Welt; Teufel! dieſe Leute haben Gefängniſſe, in denen es noch weniger comfortable eingerichtet iſt, als in den Käfigen des alten Europa's.“

„Du verwirkteſt alſo auch dort Deine Freiheit?“

„Durch kleine Mißverſtändniſſe! Judy, durch kleine Mißverſtändniſſe! Laß Dir's erklären. Ich hatte eben noch meine Lehrjahre zu beſtehen, und lebte noch in der erſten, ſchönen Morgenröthe der Gaunerei, das heißt in der Praxis des Taſchendiebſtahls. Ich wohnte bei einer alten puritaniſchen Wittwe, die ſich, Gott ſteh' mir bei! alles Ernſtes in meine ſchönen Augen verliebte, und für das Heil meiner Seele zu ſorgen verſprach. Ich machte ihr begreiflich, daß dies am beſten auf dem Wege einer Heirath geſchähe. Sie ſah meine Gründe vollkommen ein, und der Tag war ſchon feſtgeſetzt, wo ich über ihre Reize und ihre Geldſäcke zum Herrn und Gebieter eingeſetzt werden ſollte. Welch' ein erhabener Fingerzeig des Schickſals, mich auf die Bahn der Ehrlichkeit zurückzulenken, die ich in einem ſehr zarten Alter unbewußt verließ! Ah dieu, dans le prinstemps de mes jours! Allein es ſollte nicht ſein. Die Geſtirne wollten es nicht. Kreuzdonnerwetter! Meine Alte hing von Verwandten ab, die ſie bewachten und unſern zarten Bund trennten, ehe er noch völlig geſchloſſen war. O, die Welt iſt perfide! Zur Entſchädigung ſtahl ich meiner ehemaligen Braut ein Armband von Diamanten. Es wurde entdeckt, und die gute Seele — o nichts geht über edler Frauen Werth! — behauptete vor Gericht, es mir geſchenkt zu haben. Aber ein Ring, der ſich bei dem Armband befand, verdarb wieder die ganze Sache; er gehörte dem Bruder meiner Dame, und da dieſer nicht dazu zu bewegen war, dieſen Ring ebenfalls als eine geheime Gabe der Zärtlichkeit von ſeiner Seite anzugeben, ſo ward ich als Dieb feſtgeſetzt. Als ich wieder frei kam, hatte ich noch eine Zuſammenkunft mit meiner ſechzigjährigen Schönen. Sie zerfloß in Thränen und gab mir den Inhalt ihrer Chatoulle, um die Rückreiſe nach Europa zu beſtreiten. Eine Bedingung war nur dabei, die mir nicht gefiel; ich ſollte ſie ſelbſt mitnehmen. Ich wußte, daß ihr Geld verklauſulirt war, und von dieſem Moment an war meine Liebe erloſchen; ich nahm alſo die Chatoulle, und ließ die Alte zurück. In Europa gelandet, lernte ich in Straßburg in einem gewiſſen Clubb eine Geſellſchaft ehrenwerther Männer kennen, die einen Geheimhandel zwiſchen Frankreich und Belgien beſorgten. Ein Zweig dieſes Handels ging in die Literatur über. Ich lernte hier mir Urtheile über Bücher und Ideen aneignen, und gab meinem Weſen einen vornehmen Anſtrich. Allein das Geſchäft warf wenig ab, und die Buchhändler, dieſe eingefleiſchten

Teufel, waren uns immer auf den Ferſen. Ich beſtahl die Kaſſe unſers Vereins und kam in Paris an, wohlbehalten und in der beſten Laune von der Welt. An Verbindungen fehlte es mir nicht, denn mancher ſtolze Name, in deſſen Klang ſich kein Ziſchlaut der Schlange Verläumdung miſchte, hatte in unſern Regiſtern geſtanden. Ich wurde unterſtützt, und bezog manches Honorar, ſo lange man mich noch in der Verbindung glaubte; als aber bald böswillige Zungen die Wahrheit verbreiteten, machte ich ſelbſt den Angeber, und gewann die Summe, die auf Entdeckung dieſer Umtriebe geſetzt war. Paris läßt kein Talent untergehen, ma foi, das muß wahr ſein! Ich erhielt Aufforderungen zu meinem alten Handwerke, Du kennſt es, Judy, zurückzukehren; allein das Sitzen behagte mir nicht, und ſo lange ich meine Taſche mit ächten Bankzetteln gefüllt wußte, kümmerte ich mich wenig um die falſchen. Uebrigens war Gefahr dabei. Die Polizei in Paris, kannſt Du mir glauben, hat andere Begriffe von Schnelligkeit und Geſchicklichkeit, als hier in dieſem idylliſchen Lande, in den paradieſiſchen Gefilden Pommern's. Ich trat alſo in eine Geſellſchaft von Aktionären, die für die zweckmäßigſten „Schuhe auf dem Waſſer zu gehen" ſammelte. Ich gewann ein paar jungen, reichen Wittwen das Geld ab, die mir ihren Wunſch geſtanden, gern gefahrlos in's Waſſer zu gehen. Eine dieſer Damen verliebte ſich ernſtlich in mich, ſie gab es auf, das Waſſer zu beſchreiten, und entſchloß, ſich mit mir aufs Trockne zu begeben. Sie war hübſch und jung — nicht ganz ſo hübſch, wie Du, Judy — aber, tauſend Teufel! für einen Burſchen, wie ich, wahrlich gut genug. Wir flüchteten, denn die gute Seele hatte auch ihre Gründe, nicht in Paris bleiben zu wollen. In Mailand ließen wir uns nieder, und führten ein Götterleben. Ah, ils sont passé les jours de fêtes! Ich ſpielte alle Abend, und meine Frau ſah Geſellſchaft. Unter den Fortſchritten, die meine Erziehung gemacht hatte, gehörten auch einige Feinheiten des Spiels, die das Wunder bewirkten, daß ich niemals verlor. Aber ich war Neuling, und fand bald meinen Meiſter in einem engliſchen Capitain auf halbem Sold. Die Folge war, daß ich meine Frau im Stich ließ, und eines Abends die Stadt verließ und meinen Zug über die Alpen zurück in das theure Land meiner Väter antrat. Ah, ma belle! welch' einen Reiz haben die väterlichen Fluren! Willſt Du es glauben, daß ich mein oſtindiſches Taſchentuch an die Augen brachte, als ich zum erſten Male nach acht Jahren wilden Umhertreibens die Gegend des alten Küſtrin wiederſah? des alten Küſtrin, wo die unſchuldigen kleinen Spiele unſerer Jugend blühten!"

Simeon blickte entzückt gen Himmel, während Judith ihn von der Seite betrachtete mit Augen, in denen Mitleid und Hohn gemiſcht waren. „Und jetzt kommſt Du von Stockholm?" fragte ſie.

„Wo ich wieder um eine Hoffnung ärmer geworden!" ſeufzte Simeon. „Ein alter ſchwediſcher Haudegen, deſſen Bekanntſchaft ich in einem Bade machte, hatte nicht übel Luſt, mich zu adoptiren; allein dieſes hölliſche Ungeziefer, das man „Verwandte" nennt, legte ſich auch hier dazwiſchen. Ich habe mich gerächt, indem ich ein paar falſche Wechſel auf den alten Knaben ausgeſtellt habe.“

„Unglücklicher!“ rief Judith, „fürchteſt Du keine Entdeckung?“

„Ich habe Glück, ma belle! Aber nun erzähle mir etwas von Deinen Plänen — Pläne, ein dummes Wort, ich mache nie welche. Die Welle trägt mich, das merke ich, alſo immer darauf zugeſchwommen! Unterſinken werde ich nicht. Aber ich weiß, anders iſt es mit Dir. Du gehſt fein und ſicher Deinen Weg. O, Du biſt ſchlau, ma belle, ganz dazu gemacht, mit dieſer dummen Welt Fangball zu ſpielen, und wo ich immer nur die Taſchen ausleerte, wußteſt Du die Seelen um ihre Geheimniſſe zu betrügen. He! habe ich nicht Recht? Peſt und Tod! ich habe Recht! — Aber laß mich jetzt etwas in Deine Karten gucken? —“

Judith blickte ihren frühern Gefährten forſchend an! „Du haſt mich ängſtlich gemacht durch Deine Geſchichte,“ ſagte ſie nach einer Pauſe; „werde ich Dir trauen können?“

„Gegen Dich die Ehrlichkeit ſelbſt, Judy!“

verſicherte der junge Gauner, und legte die Hand auf die Bruſt.

„Du machteſt die Bekanntſchaft des Barons?“

„Ja doch! Hoffſt Du und erwarteſt Du etwas von ihm? Er ſcheint mir nicht der Mann dazu, Judy.“

„Gleichviel! Haſt Du Zutritt in ſein Zimmer?“

„Er hat mich zu ſeinen Jagdparthieen eingeladen, und da kann es wohl ſein —“

„Still, ſprich vorſichtig! Sie näherte ſich ihm und flüſterte ihm in's Ohr: „Merke Dir auf ſeinem Schreibtiſche eine Mappe, in der er ſeine Briefe hält —“

„Gut, und weiter —“

„Die ſchaffe mir.“

„Ich will mich hängen laſſen, wenn Du die Mappe morgen nicht in den Händen haſt, ma belle!“ — Judith blickte ſich raſch um und zeigte auf die Geſellſchaft, die ſich näherte: „Man kommt! entferne Dich!“ —

„Nein, ich bleibe.“

„Du gehſt!“ rief Judith, und Simeon gehorchte, indem er vor ſich hin murmelte: „Dieſes Mädchen brächte den Teufel ſelbſt zum Gehorſam.“

Zwölftes Capitel.

Ein Brief, der mehr andeutet, als er ausſpricht, und Dokumente, die dieſem Briefe gleichkommen.

Der Auftrag, den Judith ihrem früheren Genoſſen ertheilte, ſollte ein Bedürfniß befriedigen, das die leidenſchaftliche Seele des Mädchens ſchon lange erfüllte. So ungewohnt die Verhältniſſe waren, in die ſie ſich verſetzt ſah, ſo konnten ſie die Wachſamkeit und Schärfe ihres Urtheils doch nicht täuſchen. Sie erkannte in Allem, daß man ein verdecktes Spiel mit ihr ſpielte, daß man ſie beobachtete und prüfte, und daß ihre Zukunft, trotz dem, was geſchehen war, noch ſehr im Dunkeln lag. Schon waren mehrere Wochen ſeit ihres Hierſeins verſtrichen, und noch hatte keine Andeutung, kein irgend ſicherer Wink ſie belehrt, was man eigentlich mit ihr vorhabe. Dieſer Zuſtand hatte etwas grenzenlos Peinvolles. Von ihrer Kindheit an gewöhnt, der Gefahr in's Auge zu ſehen, wäre ſie einem offenbaren feindlichen Angriffe muthvoll entgegengetreten, allein dieſem diplomatiſchen und hartnäckigen Schweigen gegenüber wußte ſie ſich nicht zu benehmen. Die alte Dame mit ihren Phraſen, der Neffe mit ſeinen Artigkeiten blieben immer dieſelben, und jeder Verſuch, ihnen etwas abzugewinnen, zeigte ſich fruchtlos. Zugleich war aber ein ſorgſam verſteckter Verkehr bemerkbar. Briefe wurden empfangen und abgeſendet; Unterredungen fanden ſtatt mit Perſonen, die ankamen und das Schloß wieder verließen, ohne daß Judith ſie zu ſehen bekam. So ſehr der Baron dieſen Umſtänden den Schein von Zufälligkeiten zu geben wußte, ſo war die Aufmerkſamkeit des Mädchens doch zu ſehr geſpannt, um dieſe Täuſchung zu begünſtigen. Sie wußte, daß ſie der Gegenſtand dieſes verdeckten Treibens war, und jedes Mittel, ſich Aufklärung in ihrer eignen Sache zu verſchaffen, ſchien ihr willkommen. Lange Zeit ſuchte ſie nach einem ſolchen vergebens, endlich ſchien ihr in Simeon's Erſcheinen ein deutlicher Wink gegeben, den ſie nicht unbeachtet laſſen durfte. Sie kannte die Haupteigenſchaften ihres frühern Gefährten, er war frech, kühn, und oft bis zum Erſtaunen glücklich in ſeinen Unternehmungen; durch ihn war es allein möglich, die Correſpondenzen ſich zu verſchaffen, die, wie ſie wußte, durch die Hände des Barons gingen und von ihm beſorgt wurden. Der Plan gelang. Der angebliche Rittmeiſter kam mit dem Baron auf's Schloß, die Jagdparthie wurde veranſtaltet, und als am Morgen die Geſellſchaft aufbrach, fand Judith in ihrem Handſchuh ein Zettelchen verſteckt, auf dem mit Bleiſtift die hingekritzelten Worte ſtanden: „Auf der Conſole des Kamins im Gange, gegenüber der Hauptthür, an der Wandſeite hin, findeſt Du das Bewußte, das Du wiederum an

die bezeichnete Stelle zurücklegen mußt, wenn Du es gebraucht haſt.
Simeon.“

Mit klopfendem Herzen und brennenden Wangen trug Judith ihren Raub in ihr Zimmer, das ſie ſorgfältig hinter ſich verſchloß. Sie öffnete das Portefeuille mit dem beigelegten Schlüſſel, und ſchüttete deſſen Inhalt vor ſich aus. Es waren Briefe, die wenig Intereſſe für Florentin's Tochter hatten, zum Theil Mahnbriefe von Gläubigern, kaum leſerliche Schreiben von frühern Regimentskameraden, hier und da die Abſchrift eines Gedichts, ſehr ſentimentale Billette von einer weiblichen Feder mit dem Namen „Melanie“ bezeichnet. Alle dieſe Dokumente eines leichtfertigen Junggeſellenlebens ſchob Judith unwillig bei Seite, ſie ſuchte eifrig weiter, und fürchtete ſchon, vergeblich den Raub begangen zu haben, als ihr ein unvollendeter Brief in die Hände fiel, der gleich auf den erſten Zeilen ihren Namen zeigte. Augenblicklich war ſie mit dem Inhalt dieſes Papiers beſchäftigt. Der Brief war an einen jungen Mann gerichtet, den ſie öfters als einen Verwandten des Hauſes hatte nennen hören, an den Grafen von Waldeck, und lautete folgendermaßen:

„Der Grund meines langen Stillſchweigens, mon cher Ernest, iſt nicht etwa verminderte Theilnahme an Dir und Deinen diplomatiſchen Triumphen, ſondern ganz einfach der, weil wir jetzt ſelbſt alle Hände voll zu thun haben. Diane iſt jetzt bei uns. Mit dieſem Geſtändniß iſt Alles geſagt, unſer Antheil und thätiges Einwirken in dieſer unglücklichen Geſchichte iſt hiermit deklarirt, und uns ſtehen die unangenehmſten Scenen und die empörendſten Prozeſſe bevor. — Allein es ließ ſich nicht anders machen. Dieſer alte Familien-Gräuel mußte endlich einmal an's Licht kommen, und die, welche bei dieſen Grauſamkeiten und Schändlichkeiten compromittirt werden, mögen ihren Theil dahinnehmen. Es iſt entſetzlich, wenn man denkt, was das Schickſal dieſes armen Geſchöpfes hätte werden ſollen und gewiß geworden wäre, wenn nicht eine Kette von Zufälligkeiten die vergifteten Pfeile von der Bruſt der Unſchuld hinweggeleitet hätten. Und Du ſollteſt ſie ſehen, dieſes arme Mädchen! ſie iſt ſchön, und trägt in ihrem Weſen, das ſtolz und unabhängig iſt, ganz den Charakter des altariſtokratiſchen Stammes, von dem man ſie mit Gewalt hat löſen wollen. Wenn ſie erſt im Beſitz ihrer Reichthümer und ihrer Titel ſein wird, ſo kann es nicht fehlen, ſie muß ein anbetungswürdiges Geſchöpf ſein. So weit ſind wir indeſſen noch nicht, und Du kannſt Dir denken, daß meine Tante und ich ſehr vorſichtig zu Werke geben müſſen. — —“

Hier brach der Brief zu Judith's nicht geringem Verdruſſe ab. Sie war den Thränen nah, als ſie das Papier hinlegte. Was es enthielt, war geeignet, ihr Verlangen nur noch höher zu ſpannen, ohne ihr jedoch zugleich den geringſten Aufſchluß zu geben. Leidenſchaftlich blätterte ſie in den noch übrigen Papieren, und entfaltete einen halben Bogen, auf dem, von einer andern Hand, als der des Barons, einige, wie es ſchien, flüchtige Notizen hingeworfen waren. Sie lauteten:

„— Die Beſchlüſſe der Landesregierung über ſtreitige Fälle des Erbſchaftsrechts — Nachrichten über ähnliche Fälle im Preußiſchen Landrecht — Vergleich mit dem Codex Justinian — Code Napoleon — nicht anwendbar auf dieſen Fall. —

Kurze Zuſammenſtellung der Thatſachen: (die hier befindlichen Worte waren ſpäter wieder ausgeſtrichen worden, und mit blaſſer Tinte und anderer Handſchrift ſtand darunter: „unrichtig.“)

„ — Das ausgeſetzte Kind ward am einundzwanzigſten März 183 . gefunden. Der Name des Mannes, der es aufnahm: Herr Rusbruck. Dieſer ehrenwerthe und rechtliche Mann iſt als Mitglied der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln mit dem Benjamin Laubenheimer, der das Kind ausſetzte und ihm einen Brief mitgab, befreundet. In dieſem Briefe ſtand mit freimaureriſchen Zeichen, an denen Rusbruck den Benjamin Laubenheimer erkannte, er möchte des Kindes ſich annehmen; das Geld für deſſen Erziehung würde von ſicherer Hand ausgezahlt werden. Darauf hin giebt Rusbruck das Mädchen in die Penſionsanſtalt der Madame Adelaide Düfont. Beſagte Adelaide Düfont quittirt ſeit acht

Jahren über regelmäßig empfangene Zahlungen, die ihr Rusbruck leiſtet. Von wem Rusbruck die Zahlungen entgegennimmt, will er, da es ein freimaureriſches Geheimniß iſt, nicht offenbaren — “

„Stand der Sachen am 20. Auguſt 184 . Durch den Tod der N. N. wird nachgewieſen, daß jenes Kind der R. ein Mädchen, nicht, wie das Gerücht verbreitet, todt, ſondern noch am Leben ſei. Die Umſtände, die mit Auffindung des Kindes zuſammenhängen, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den obigen Ausſagen. Es iſt wahrſcheinlich, daß die N. N. dieſes Kind, das zum Untergange beſtimmt war, gerettet, und es durch den Benjamin Laubenheimer dem Kaufmann Rusbruck hatte überantworten laſſen. Die Bekenntniſſe der N. N. auf dem Sterbebette wären alſo vor Gericht zu berückſichtigen. — Zuſatz von anderer Hand: Iſt geſchehen.“

„Bemerkungen eines Unpartheiiſchen bei Leſung des Obigen.— Läßt ſich denken, daß die Grauſamkeit und die Habgier eines gewiſſenloſen Weides ſo weit gehen werde, eine ſolche That, von der das menſchliche Gefühl ſich mit Empörung abwendet, zu begehen? Kennt man von der P. noch andere Handlungen, die dieſen Stempel tragen? Weiß man nicht, ob ſie im Augenblicke des Todes Reue zeigte?

„Antwort auf die Bemerkungen eines Unpartheiiſchen. — Der Charakter der P. war anerkannt ein böswilliger und ſchwarzer. Die N. N. pflegte öfters zu ſagen: „Um Gotteswillen, laßt das arme Kind nicht bei ihr!“ Sie hat Verſuche gemacht, das Teſtament B.'s umzuſtoßen, welches ihr aber nicht gelungen. Sie liebte ihren Sohn grenzenlos, und konnte es nicht ertragen, ihn von den reichen Beſitzungen der Familie ausgeſchloſſen zu ſehen. Von dem Tode der P. iſt Schreiber dieſes nichts bekannt. Sie ſtarb im Bade Ems, und ſo viel zur Kenntniß gelangt, war Niemand von ihren Angehörigen bei ihr. Doch, mag ihr Ende leicht oder ſchwer geweſen ſein, dieſer Umſtand ändert nur wenig, der Glaube, daß ſie die That begangen, ſteht feſt.“ —

„— Steht es feſt, daß das aufgefundene

Kind, das einſtweilen den Namen Diane Belmont führt, in der That die Tochter B.'s und der R. iſt, ſo wird ſofort ein Prozeß-Verfahren gegen den Sohn der P. einzuleiten ſein. — Zuſatz einer andern Feder: Das wird nicht nöthig ſein, denn der junge P., benachrichtigt von dem widerrechtlichen und empörenden Verfahren ſeiner Mutter, wird nicht anſtehen, die Verſtoßene ohne Prozeßführung in ihre Rechte einzuſetzen. Die Familie hegt wenigſtens dieſen Glauben. Denn P. wußte eben ſowohl, wie die Familie, daß ein Prozeß den Namen compromittiren würde, der glorreich und ruhmgekrönt Jahrhunderte hindurch bis jetzt geherrſcht hat.—“

„Randbemerkung des Unpartheiiſchen: Thut nichts zur Sache. Berühmt oder nicht berühmt, glorreich oder nicht glorreich— die ſchlechte That muß an's Licht. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo dergleichen verſteckt werden durften. Die Ariſtokratie, wenn ſie ſich halten will, muß ſich dem herrſchenden Geiſte der Oeffentlichkeit anſchließen!—“

„— M., der Bruder der verſtorbenen P.,

wird ſich, wie man aus guter Quelle weiß, jedem Anſinnen, die Rechte ſeines Neffen zu ſchmälern, widerſetzen. —“

„— Zwei rechtsſtändiſche Gutachten, die man unter der Hand eingezogen, lauten zu Gunſten des N.'ſchen Kindes. — Zuſatz von anderer Hand: Bis auf einen gewiſſen Punkt hin ſind die Beweiſe zu führen, dann aber fehlen wichtige Zeugenausſagen. Deshalb ſehe man ſich wohl vor, ehe entſcheidende Schritte geſchehen.“

Randbemerkung des Unpartheiiſchen: Muth! — die Sache muß glücken! Sind nicht die gerichtlich beſtätigten Ausſagen der N. N. da? Lebt nicht der Banquier Rusbruck? Kann das Mädchen nicht ſelbſt über ihre früheſte Kindheit befragt werden? Man muß dem Trotz der Böſen den Trotz der Gerechten entgegenſetzen. — Zuſatz von anderer Hand: Mit dem Enthuſiasmus iſt noch nichts bewirkt!“—

Es folgten noch einige Bemerkungen, aber ſie enthielten theils nichts Merkwürdiges, theils waren ſie ſo unleſerlich hingeworfen, daß es unmöglich war, ſie zu enträthſeln. Judith legte das Papier bei Seite. Der Vorrath von Papieren war zu Ende, und eben war die Leſerin im Begriff, das Päckchen wieder in die Mappe zu ſchieben, als ihr in derſelben noch ein zurückgelaſſenes Blatt auffiel. Sie zog es hervor und erkannte mit Freude, daß es von des Barons Hand war, und offenbar einen Zuſatz zu dem obigen Briefe enthielt. Die Tinte war noch friſch, und alle Umſtände bewieſen, daß es noch heute Morgen vor dem Abgange zur Jagd geſchrieben worden. Es enthielt die wenigen Worte:

„Kannſt Du nicht, theurer Ernest, durch ein kleines Capital, das Du opferſt, den Wiener Wucherer beſchwichtigen, der mir droht, durch die Zeitung ſeine Forderung laut werden zu laſſen. Da ſieht man, wohin die Oeffentlichkeit der Preſſe führt! Solche Schufte, die ſonſt mäuschenſtill waren, wagen es jetzt, Lärm zu ſchlagen. Geſtern Abend, bei meiner Zurückkunft von einer

Landparthie empfing ich den Brief des Elenden. Ich bitte Dich, mache die Sache ab. Wahrſcheinlich bin ich bald bei beſſern Finanzen. Mein und auch Dein Schickſal, guter Junge, geht raſch einer Aenderung entgegen. Mit dem Brief des Juden lief geſtern zugleich ein anderer ein, der die Nachricht von dem Tode des jüngſten Sohnes des Generals enthielt. Das giebt unſerer Sache die Entſcheidung. Ich reiſe in dieſen Tagen nach Schloß Windeck ab, und nehme Dokumente und Papiere mit. Gieb Acht, Du trauſt mir kein Talent für Geſchäfte zu, allein gieb Acht, hier, wo es ſich gleichſam um meine eigene Exiſtenz handelt, werde ich ſchon thätig zu ſein verſtehen. Wie gut, daß ich meine Tante in ihrem Entſchluß beſtärkte, das Mädchen kommen zu laſſen; nun werden wir goldne Früchte erndten. — Leb' wohl! Du ſchreibſt nichts mehr von Deiner Vicomtesse de Sanneterre? Iſt dieſe liaison ſchon wieder aufgelöſt? Ich will nicht hoffen. Adieu!

Franz von Briſſon."

Dieſes letzte Papier wurde von Judith mit beklemmter Bruſt und ſtockendem Athem bei Seite gelegt. Sie ſtützte ihr Haupt; denn der Strom der wild durch einander wirbelnden Gedanken und Vorſtellungen, die auf ſie eindrangen, hatten ſie auf's Aeußerſte erſchöpft. Sie brauchte Zeit, um auch nur eines dieſer düſtern und verworrenen Bilder zu ordnen und in helles Licht zu ſetzen. Unglücklicherweiſe gelang ihr dies nicht, ſo ſehr ſie ſich auch mühte. So viel ſah ſie deutlich, daß eine ſchreckliche That vollführt worden war, daß dieſe That der Mittelpunkt war, um den ſich die Verwickelungen und Unklarheiten drehten; wer aber die That begangen, auf welche Weiſe ſie vollführt worden, welche Perſonen feindlich und welche rettend und wohlwollend hierbei gewirkt und noch zu wirken willens waren, dies ließ ſich bei dem angeſtrengteſten Grübeln und Forſchen des bei dieſem allen ſo betheiligten Mädchens nicht entdecken. Es war ein Chaos von Namen und Verhältniſſen, was ſo plötzlich auf ſie eindrang, es waren Verwickelungen, deren Löſung außerhalb ihrer Lage und ihres Lebenskreiſes lag, es betraf Andeutungen, die ſie nicht verſtand, nicht verſtehen konnte.

So lag denn die geraubte Mappe mit ihren Schätzen vor ihr, und es war kein Gold, das ſie aus der Tiefe hervorgezogen. Ein Gemenge von blitzenden Dolchen und blitzenden Diamanten, ſeidenen Gewändern und Bettlerlumpen. Die Verbannung und die Landſtraße ſtanden ihr immer noch nah. Wollten ihre Beſchützer ſie aufgeben, ſo konnten ſie es, wie es ſchien, ungeſtraft; ja ſie waren ſogar mit dieſem Vorhaben umgegangen. Jetzt aber hatten ſie ihren Entſchluß geändert; ihr eigenes Intereſſe ſchien damit verknüpft, die Verſtoßene in ihre Rechte wieder einzuſetzen; allein welche Sicherheit gewährte ein ſolcher Entſchluß? Eine kranke, eitle, ſchwachköpfige Frau und ein leichtfertiger, junger Menſch hatten ihn gefaßt. In ihren Händen lag das Schickſal der Tochter des Verbrechers.

Judith erhob ſich und that einige unruhige Schritte durch's Gemach. Sie fühlte die heftigſte Erbitterung gegen dieſe Menſchen, die ſo vorſichtig gingen und ſo egoiſtiſch an ihre eigne Sicherheit dachten. Es drängte ſie, die Zügel ihres Schickſals ſelbſt in die Hand zu nehmen, aber die Klugheit flüſterte ihr zu, daß hierzu der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen ſei. Nur noch wenige Zeit Geduld! rief ſie und zwang ihr ungeſtümes Herz zur Gelaſſenheit. Es muß, es wird ſich bald entſcheiden.

Sie ſetzte ſich wieder an den Tiſch, nahm die Papiere, machte einen flüchtigen Auszug, und ſchloß ſie dann wieder vorſichtig in die Mappe. Als ſie den Gang betrat, erſah ſie die Gelegenheit, da Niemand in der Nähe, und brachte dann den Schatz an die bezeichnete Stelle.

Gegen Abend traf die Jagdgeſellſchaft wieder ein. Der Baron war ungewöhnlich heiter und rühmte ſein Jagdglück. Simeon heftete beobachtende Blicke auf Judith. Sie wich ihm aus, und da er in die Abendgeſellſchaft der Fürſtin keinen Zutritt hatte, machte er Anſtalten, das Schloß zu verlaſſen. Es fand ſich durchaus keine Gelegenheit zu unbemerktem Geſpräch. Als Judith in ihr Zimmer zurückgekehrt war, öffnete ſie ein Papier, das ihr der Rittmeiſter zugeſteckt hatte.

„Ma belle,“ lautete es, „wenn Du keine guten

Nachrichten gefunden, ſo ſoll es mir leid thun. Indeſſen, faſſe Muth. Ich denke, es bleibt dabei, ma foi, daß ich der Alten ein Piſtol auf die Bruſt ſetze. Das iſt zugleich eine hübſche Art, mich bei ihr einzuführen. Sieh nur zu, daß ſie Dich nicht um Dein Geld prellen; denn Geld iſt der Gott der Welt. A propos, Geld — Judy, ich habe geſtern die Dummheit begangen, ſehr hoch zu ſpielen, und habe verloren. Wenn Du kein baares Geld haſt, und ich zweifle, daß man Dir welches in die Hand gegeben hat, ſo ſchicke mir den Ring, den Du am kleinen Finger trägſt; es iſt ein Diamant von gutem Waſſer, wie ich bemerkte, als Du vor einigen Tagen die Variationen auf ein Thema aus Robert der Teufel ſpielteſt — haha! Du ſiehſt, ich bin Muſikkenner. Den Ring verſtecke nur in meine Jagdtaſche, die ich abſichtlich dazu auf dem bewußten Kamin habe liegen laſſen, und die mein Diener heute abholt."

Judith zog den Ring mit Unwillen vom Finger, er war ihr als Geſchenk von unbekannten Händen durch Herrn Rusbruck zugekommen; ſie hüllte ihn ſorgfältig in ein Papier und trug ihn an die bezeichnete Stelle. Das Billet, um den Ring geſchlagen, enthielt die Worte:

„Ich danke Dir für den Dienſt, den Du mir geleiſtet; fürder bedarf ich keinen mehr. Entferne Dich aus meiner Nähe, dies iſt Alles, um was ich Dich bitte, und welches — im Fall Du dieſe Bitte mißachteſt — ich Dir anbefehle. Unſere Wege können nicht weiter zuſammengehen.“

Sie blieb ſo lange lauſchend im Gange, bis ſie den Diener ſah, der die Taſche nahm und forttrug.

„Ich muß meinen Gang allein thun!“ rief ſie ſich zu. „Ich darf die Gemeinſchaft dieſes Menſchen nicht dulden. Unfähig, zu begreifen, um was es ſich handelt, würde ſeine ſtete Geldgier, ſeine plumpe Zuthunlichkeit, ſeine niedre Lebensanſicht, mich unendlich hindern, und endlich alle meine Pläne zerſtören. Was er leiſten konnte, hat er gethan.“ —

Ein lautes Klingeln und Rufen auf dem Gange ſtörte die Tochter Florentin's in ihren Betrachtungen. Sie hörte die Stimme des Barons, der ſeinen Diener ausfragte und ihn laut ſchalt. Zu gleicher Zeit brachte man ihr die Aufforderung der Fürſtin, ſich zu ihr zu bemühen; ſie ging hinab in den Salon, und fand dieſe Dame allein und in großer Aufregung. Sie hatte Toilette gemacht und war in Trauer; ein ſchwarzer Spitzenſchleier lag auf den Locken der blonden Perücke. Schon von Weitem ſtreckte ſie der Ankommenden die Hand entgegen, indem ſie rief: „Ah, mein Engel, ich bin entzückt, ſie zu ſehen. Ich fürchte, wir werden nicht lange mehr beiſammen bleiben. Es haben ſich Ereigniſſe zugetragen — ich hoffe, François hat Sie in Kenntniß geſetzt —“

„Noch nicht, Ihro Durchlaucht.“

„Ach, meine Gute, mein leichtſinniger Neffe wußte es ſchon geſtern, aber er fand erſt jetzt Gelegenheit, es mir zu ſagen. Fräulein Blummont, heißen Sie nicht ſo?“

„Belmont, Ihro Durchlaucht.“

„C'est ça, Belmont, dieſe bürgerlichen Namen klingen alle einer dem andern gleich. Nun, ſo erfahren Sie, daß ein ſehr merkwürdiger Todesfall, ein für Sie doppelt merkwürdiger Todesfall ſich ereignet hat. Der jüngſte Sohn eines Vetters iſt geſtorben. Es ſetzt Sie in Erſtaunen, daß ich ſage, dieſes Unglück gehe Sie näher an; allein nur Geduld, Sie werden ſehen, mon enfant, Sie werden ſchon ſehen. Ich verſichre Sie, meine gute Blummers, bald werde ich mich Ihnen in meiner wahren Geſtalt zeigen.“

Judith erſchrak über den Entſchluß der Fürſtin, ſich ihr in ihrer wahren Geſtalt zeigen zu wollen; indeſſen erwiederte ſie nichts, und bückte ſich nur herab, um die Hand der Dame zu küſſen. —

„Sie ſind dankbar, mein gutes Kind,“ rief dieſe, „ich freue mich, daß ich dies bemerke. Schrieb ich Ihnen nicht, wir würden uns einſt ſehr nahe ſtehen? Aber was willſt Du, Betty? Warum kommſt Du immer gerade in dieſen feierlichen Momenten, uns zu ſtören?“

„Madame, ein Polizei-Commiſſair iſt im Schloß.“

Judith fuhr zitternd in die Höhe.

„Ein Polizei-Commiſſair, Betty? Und was will er?“

„Es iſt eine etwas ſeltſame Geſchichte,“ erwiederte die Kammerfrau. „Ihro Durchlaucht beſinnen ſich doch auf die Frau von Traubenſtein?“

„Hat ſie geſtohlen?“

„Nein, aber ſie iſt in voriger Nacht beſtohlen worden. Ein Schmuck von Brillanten, wie man ſagt, von großem Werth, wurde ihr entwendet worden. Der Verdacht fällt auf einen Menſchen, der ſich einen vornehmen Namen gegeben hat, von der Polizei aber als verdächtig bezeichnet worden iſt.“

„Nun, warum kommt denn der Polizei-Commiſſair hierher?

„Er hat den Baron gefragt, ob er nichts vermißt, denn der verdächtige Menſch —“

„Dieu! iſt doch nicht in meinem Schloß geweſen?“

„Er hat den Baron beſucht, und das Fräulein kennt ihn auch;“ hierbei warf die boshafte Frau einen ſpottenden Blick auf Judith.

„Aber, Betty, Sie iſt von einer grenzenloſen Unverſchämtheit!“ rief die Fürſtin blaß vor

Aufregung. „Geh' Sie mir aus den Augen. C'est atroce!“ ſetzte ſie hinzu und wickelte ſich in ihren Spitzenſchleier, als die Kammerfrau fort war. „Haben Sie wirklich dieſen Nichtswürdigen irgenwo erblickt, mein Kind?“

Judith, die ihre Faſſung vollkommen wieder gewonnen, erwiederte, daß ſie im Salon der Frau von Traubenſtein viele Herren geſehen, die ſich ihr hätten vorſtellen laſſen.

„C'est ma faute!“ ſagte die Dame ſeufzend; „ich hätte Sie nicht dahin gehen laſſen ſollen. Was konnte man anders erwarten in ſo gemiſchter Geſellſchaft. Künftig erſcheinen Sie nur da, wo ich ſelbſt hingehe, oder wo ich wenigſtens meine Karte hinſchicke.“

Dreizehntes Capitel.

Die Heldin der Geſchichte tanzt einen Galopp, deſſen Folgen bedenklich werden.

Wir wenden uns jetzt zu der wahren Erbin des Namens und der Reichthümer der gräflichen Familie. Das kleine, beſcheidene Gaſthaus zum Schwan vor dem Halleſchen Thore taucht mit ſeinen grünen Fenſterladen und ſeinem zierlichen Gitterzaun wieder vor unſern Blicken auf. Es iſt der Morgen eines Werktages, und das hübſche, ſchlanke Mädchen, das eben mit einem Korb unter'm Arm, in der reinlichen, zierlichen Tracht iner Hausmagd und Kellnerin hervortritt, iſt Niemand anders, als unſere Diane, die wir als chsjähriges Kind in dieſes Haus brachten, und e jetzt zu einer zarten, jungfräulichen Geſtalt nporgewachſen iſt. Ein hellblaues Mieder umſchließt ihre Taille, eine blendend weiße Schürze deckt zum Theil den Rock von buntfarbigem Kattun, der hübſche Fuß iſt im feinen Strumpf und knappen Schuh verhüllt, ein ſeidenes Tüchelchen, ein Geſchenk am eben zurückgelegten Geburtsfeſte von der freigebigen Hand der Frau Sempel, ſchließt nur gerade ſo eng um den Nacken, um einen weißen, vollen, ſchöngeformten Hals ſehen zu laſſen. Das bereits in's Schwarzbraune nachgedunkelte Haar liegt in glatter Fülle eng an die roſige Wange gewunden und in eine Flechte um's kleine Ohr gelegt, grade genug Platz gewährend, um eine Bernſteinperle, die als Ohrſchmuck bei den Bewegungen des Kopfes ſich hin und her ſchaukelte, in ihrem goldenen Schimmer glänzen zu laſſen. So ging dieſes zierliche Mädchen auf den Markt, um für die Küche noch Einiges einzukaufen; denn es hatte ſich für dieſen Mittag eine zahlreiche Geſellſchaft angekündigt, und Frau Sempel fand, in ihrer kleinen Küche hin und her fahrend, alle Hände voll zu thun, um fremde Leckerbiſſen zu bereiten, Leckerbiſſen, die nur über den Gaumen vornehmer Herren zu gleiten pflegen, und von deren Exiſtenz die Stammgäſte des „Schwans“ noch nie etwas erfahren haben. Lene erſchrak über die fremden Namen, die über Frau Sempel's Lippen ſchlüpften, über die Auſtern, die ſie früher nur in Abbildungen an den Läden der Gewürzkrämer geſehen hatte, und mit denen ſie ſich jetzt in natura bekannt machen mußte, und über die ungewöhnliche Stunde, in der dieſe fremden Gäſte zu ſpeiſen begehrten; denn es ſollte um vier Uhr angerichtet werden. Der Schwan war völlig aus ſeinem Gleiſe gewichen, und befand ſich in gänzlich fremdem Fahrwaſſer.

„Zum Schluß der Mahlzeit,“ ſagte Frau Sempel, indem ſie eine Anzahl Pilze in den Teig der Auſternpaſtete ſchüttete, „müſſen wir noch einen Ananas-Punſch haben.“

„I, du meine Güte!“ ſchrie Lene, „was iſt denn das?“

„Der Gärtner drüben,“ fuhr Frau Sempel fort, ohne den Schrecken auf dem feuerrothen Antlitz ihrer Magd zu bemerken, „hat mir einige unreife Ananas verſprochen, die von der Kälte gelitten haben.“

„Richtig, Madame, es liegen hier ein paar kleine, verfaulte Knollen. Ich habe ſie hinter den Küchennapf geworfen, weil ich ſie für verdorbene Kartoffeln hielt.“

„Du wirſt doch nie die Feinheiten der Küche begreifen, Lene,“ ſagte die Gaſtwirthin in einem feierlichen Tone. „Gieb nun Acht, wie ich den Ananas-Punſch bereiten werde.“

„Es iſt zu toll!“ rief Lene. „Dieſe Leckermäuler! Ich dächte, wenn ſie eine Auſterupaſtete zu verſchlingen bekommen, ſo könnten ſie für ihr ganzes Leben genug haben. Ich, für meinen Theil, zöge ein Stück Rindfleiſch mit einer Senftſauce all dieſem Hokus Pokus vor.“

Frau Sempel lächelte über dieſe Bemerkung, ohne etwas darauf zu erwidern. Mittlerweile hörte man ein Geklapper mit Säbeln und ein lautes Thürzuſchlagen.

„Sie ſind ſchon da!“ flüſterte die Magd. „Soll ich nun gleich die Froſch-Suppe auftragen?“

„Froſch-Suppe!“ kreiſchte die Wirthin. „Es iſt eine nachgemachte Schildkröten-Suppe.“

„Schildkröten und Fröſche iſt doch alles ein Geziefer,“ murmelte die Geſcholtene, indem ſie mit der Terrine fortwankte. Sie ließ die Küchenthüre offen, und durch dieſe trat, wie eine Erſcheinung aus einer beſſern Welt in den dunkeln, ſchwärzlichen Raum, Diane mit ihrem Körbchen.

„Gut, daß Du kommſt, Mädchen,“ rief ihr die Gaſtwirthin entgegen, „die arme Lene iſt von der Arbeit am Heerde ſo zugerichtet, daß ſie bei Tiſch nicht wohl wird aufwarten können. Dies Geſchäft mußt Du allein heute beſorgen.“

„Sehr gern, liebe Mutter,“ antwortete Diane und ſetzte ihr Körbchen auf den Küchentiſch.

„Haſt Du bemerkt, Kind, ob die Gäſte ſich ſchon verſammelt haben?“

„Das ganze Zimmer ſteckt voll Offiziere, Mutter.“

„Offiziere?“ rief Frau Sempel, und ſah mit einem beſorgten Blick auf die jugendliche Geſtalt ihrer Pflegetochter. „Ob ich da die Lene nicht lieber hineinſchicke. Weißt Du auch mit ſolchen Herren umzugehen, Kind?"

„Es ſind ſehr artige, freundliche Herren, Mutter."

„So lange ſie noch nicht getrunken haben," murmelte die Gaſtwirthin. „Später werden ſie zwar nicht unfreundlich, aber unartig. Nun, in meinem Hauſe werden ſie ſich ſchon zuſammennehmen."

„Die Herren wollen zwei Flaſchen „Haaſenſtern!" ſchrie Lene, athemlos in die Küche ſtürzend. „Und dann ſoll ich den Rheinlachs noch einmal ſerviren. Uf, ich kann nicht mehr!" Sie ſetzte ſich auf den Mehlkaſten und ſtöhnte, indem ſie ihre rothen Arme in die Luft ſtreckte.

„Hier ſind die Flaſchen „Haut Sauterne" und hier iſt der Kopf des Fiſches," rief Frau Sempel, und übergab die genannten Gegenſtände Diana, die damit in's Zimmer eilte. Als ſie hineintrat, drang ihr ein vollſtimmiges Hurrah entgegen, das ſie mit einem freundlichen Kopfnicken erwiederte. Sieben junge Herren, theils in Uniform, theils in Civilkleidung, hatten am runden Tiſch Platz genommen, und alle dieſe fröhlichen Geſichter ſahen mit dem Ausdruck der Ueberraſchung auf das eintretende Mädchen.

„Ah, mein Engel, kommſt Du endlich!“ rief der zunächſt Sitzende, ein ſchwarzer Lockenkopf, mit einem hübſchen Bärtchen. „Deinetwegen ſind wir hier, nur allein Deinetwegen.“

„Sie ſcherzen, gnädiger Herr.“

„Nein, bei dem Barte meines Urgroßvaters! ich ſcherze nicht. Glaubſt Du, wir wären in dieſe kleine Vorſtadtkneipe gekommen, um hier eine Thranſuppe mit gekochtem Katzenfleiſch und einen Wein zu genießen, der die Löcher im Strumpfe zuſammenzieht?“

„Hier iſt der Fiſch, meine Herren.“

„Teufel! geh' mir mit Deinem Fiſch vom Leibe! Willſt Du mir nicht lieber einen Kuß geben?“

Diane zog ſich lächelnd und freundlich zurück, und ſetzte den Teller mit dem Fiſchkopf unten an der Tafel nieder. Ihre beiden Hände wurden ergriffen, und auf der einen Seite hielt ſie ein blonder, auf der andern ein ſchwarzer

Kornet feſt. „Gehen Sie nicht manchmal unter den Linden ſpatzieren, Götterkind?“ fragte der Erſtere. „Bei Gott, ich habe Sie geſtern in der Friedrichsſtraße gehen ſehen, reizendes Weſen?“ rief der Zweite.

„Nein, mein Herr! Nein, mein Herr, nein, nein, mein Herr!“ erwiderte Diane nach beiden Seiten hin. „Ich gehe nie ſpatzieren, ich habe dazu keine Zeit, wahrlich, keine Zeit. O, laſſen Sie mich los!“

„Wer's glaubt,“ antwortete der Blonde. „Was mich betrifft, ſo hab' ich ſchon ſo viel Lügen über die Lippen ſchöner Mädchen gehen hören, daß ich keiner mehr glaube.“

„Das iſt recht ſchlecht, daß man Sie belogen hat,“ ſagte Diane, und der ganze Kreis am Tiſche ſchlug ein lautes Gelächter auf, das dem armen Mädchen eine heftige Röthe entlockte.

„Du glaubſt ihm?“ rief der oben Sitzende. „Ihn hat kein hübſches Mädchen belogen, aber er hat ſie alle belogen! Trau' ihm nicht.“

„Aber mir trauſt Du,“ ſchmeichelte der Blonde, und hielt Dianens Hand noch feſter.

„Laſſen Sie mich, ich muß die Paſtete hereinbringen!“ Sie entſchlüpfte, und an der Thür kam ihr Lene ſchon mit der dampfenden Schüſſel entgegen.

„He! alte Bierkanne! Eine Flaſche Liebfrauenmilch!“

„O pfui!“ entgegnete die erzürnte Magd, „wie können geſittete, vornehme Herren nur ſolche Späßchen machen!“

„Donner und Doria! die Alte weiß nichts von Liebfrauenmilch. Hahaha!“

Ein lautes Gelächter ertönte, und Lene begab ſich, ſchwitzend vor Zorn und Verachtung, in die Küche. Diane mußte von neuem mit dem verlangten Wein in's Zimmer.

Unterdeſſen hatten die Gäſte ſich um das Doppelte vermehrt. Die Hinzugekommenen waren ältere Lieutenants, bärtige, blaſſe Geſichter, mit nicht ſehr empfehlenswerthem Ausdruck in den ſchlaffen Zügen. Ein neuer Tiſch mußte hinzugerückt werden, und eine große Anzahl Flaſchen wurden nach einander aufgeſtellt. Die Paſtete erhielt eine neue Füllung, in einer benachbarten Garküche wurde eilig ein ſchon bereiteter Fiſch gekauft, und Frau Sempel ging daran, eine Generation von Omelettes aux fines herbes zu ſchaffen. Vom Braten, der in einer ſaftigen Rehkeule beſtand, war noch vorräthig. Endlich erſchien auch der Ananas-Punſch, und fand, da die Geſellſchaft ſich in ſehr tolerante Laune getrunken hatte, allgemeinen Beifall. Lene wurde hereingerufen und erhielt ein Glas, Diane mußte aus den Gläſern faſt aller Offiziere nippen. Die Scherze über ihre Schüchternheit, die Lobſprüche ihrer Schönheit waren jetzt nicht mehr ſehr fein oder verhüllt. Frau Sempel, die an der halboffnen Thür etwas hiervon erlauſchte, wollte das Mädchen nicht mehr hereinlaſſen, allein ſogleich brach eine offene Revolution aus. Diane mußte wieder erſcheinen, und Frau Sempel hielt eine kurze Rede, in welcher ſie die jungen „Herrn von Stande" auf die Reputation des weißen Schwans aufmerkſam machte, und in demüthigen Ausdrücken erbat, das junge Mädchen, ihre Pflegetochter, artig zu behandeln. Es wurde ihr mit einem lauten Hurrah und einem wilden Gläſergeklirre zugeſagt.

Dieſe Zuſage verhinderte jedoch nicht, daß nicht der Lärm immer ärger wurde. Ein altes Piano ſtand im Winkel des Zimmers, es wurde geöffnet, und ein beliebter Galopp ertönte. Zwei ſehr kleine, flachshaarige Studenten, ein äußerſt ſchmächtiger Supernumerarius, der eben den Rothlauf überſtanden hatte und dem von ſeiner Mutter große Vorſicht in der Diät anempfohlen worden war, und zwei Kadetten, die heut zum erſtenmal Offizier-Epaulettes trugen, machten die Damen, und wurden tapfer herumgeſchwenkt. Die ältern Offiziere ſaßen beim Glaſe und ſchauten zu, indem ſie den Takt brüllten; endlich erhob ſich einer derſelben, und als er Dianen in die Nähe kam, legte er ſeinen Arm um ihre Taille, und zog ſie mit hinein in den Strudel. Das Mädchen wehrte ſich, doch vergebens. In dieſem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen und zwei neue Gäſte traten ein. Der Erſte, ein Offizier, ſchritt auf die Tanzenden zu und ſtellte ſich ihnen in den Weg, indem er drohende und finſtre Blicke auf ſie warf.

„Ah, ſieh da! Derburg? Du kommſt ſehr

ſpät!" rief der Tänzer, der Dianen noch im Arm hatte.

„Du wirſt ſo gefällig ſein, das Mädchen frei zu laſſen!" ſagte leiſe aber mit feſter Stimme der Graf.

„Sie iſt meine Tänzerin!" erwiederte der Andere lachend. „Aber Du quälſt ſie!" rief etwas rauher der Beſchützer Dianens. „Siehſt Du nicht, wie ihr die Thränen nahe ſind?" —

„Wahrhaftig! Nun um ſo beſſer, der luſtige Tanz wird ſie ſchon munter machen."

„Du läßt ſie frei!" tönte jetzt ſcharf und drohend die Stimme Derburg's, und Diane entfloh ihrem Bedränger, indem ſie den Kreis durchbrach, der ſich um die beiden Streitenden gebildet hatte. Es wurde hin und her geflüſtert, doch keine Stimme wurde laut. Der Supernumerarius trank den Reſt ſeines Punſches aus, und wandte ſein Geſicht, in dem große rothe Flecke ſich zeigten, beſorgt dem Spiegel zu. Die zwei Kadetten rückten ihre Epaulettes, die im Tanz verſchoben waren, zurecht, und bemerkten, dies ſei eine ſehr ungewöhnliche Streitſache, und ſie wüßten nicht genau anzugeben, was ſie in dem Falle thun würden. Die Streitenden zerbrachen in großer Aufregung einige Gläſer, die ältern Offiziere gingen vermittelnd hin und her, und nur der Pianoſpieler fuhr fort, höchſt confuſe Variationen auf das Galoppthema vorzubringen.

Endlich kamen Alle darin überein, daß man nun nach Hauſe gehn müſſe; ſie verließen das Gaſthaus, bis auf den jungen Grafen und den Herrn, der mit dieſem gekommen war.

„Alſo Du willſt mein Sekundant ſein?“ rief der Erſtere ſeinem Gefährten zu.

„Gewiß, aber ich verwünſche dieſe elende Kneipe und das Mädchen.“

„Ich konnte nicht anders handeln, Sellheim, das ſiehſt Du wohl. Schon lange wußte ich, daß man hier dem Mädchen nachſtellte, und dieſer Braun iſt ein Menſch, der nie ſpaßt, wenn es gilt, laſterhafte Anſchläge zu machen.“

„Aber was zum Teufel, geht Dich denn die Dirne an? Biſt Du etwa in die Geſellſchaft „für moraliſch-ſittliche Zwecke“ eingetreten, und geheſt darauf aus, die Dienſtboten in Berlin zu verbeſſern?“

„Sellheim, Du weißt, daß ich dieſes arme Kind vor acht Jahren —“

„Ah! milles excuses! Das iſt alſo das Bettelkind! Ja, nun begreife ich. Du biſt gleichſam ihr Pflegevater. Hahaha! Bei allem dem hätteſt Du nicht nöthig gehabt, Dich für ſie zu ſchlagen. Das iſt zu viel; was bliebe denn für die „Damen“ übrig, wenn wir uns ſchon für Kellnerinnen und Küchenmägde ſchlügen. Das Blut eines preußiſchen Lieutenants iſt eine Subſtanz, ſehr edel in ſeiner Art, und darf nicht um Bagatelle verſchleudert werden!“

„Meinſt Du? Und die Ehre eines armen, von Gott und Menſchen verlaſſenen Geſchöpfes iſt Dir ein Bagatelle?“

„Nun, nun, keine Predigt! Wie Du willſt, ſchlage Dich oder ſchlage Dich nicht; ich werde Dir immer zur Seite ſtehn. Diable! Es fängt an kühl zu werden; ich that Unrecht, einen meiner Röcke abzulegen.“

„Ich werde Dir einen Mantel borgen.“

„Fi done! Ich trage nie Mäntel. Jacques! Wo bleibt der Eſel mit meinen Röcken. Ah! da iſt er. Gut, Jacques, Du haſt auch noch den Paletot mitgenommen? Die Vorſicht iſt zu loben. Mache ich mich nicht ordentlich dick, Derburg?“

„Gewiß; wenn Du alle die Röcke anlegſt, ſo könnte man faſt glauben, daß Du etwas Fleiſch auf den Ribben habeſt.“

„Das iſt der Vortheil der Unbeleibten,“ erwiederte der Gelobte ſehr ſelbſtgefällig. „Mir kann der Schneider nicht ſo leicht einen Poſſen ſpielen, denn es müßte mit einem Wunder zugehn, wenn man eine ſolche Taille, wie die meinige, verderben wollte. Es iſt pur unmöglich!“

Der Referendarius ſtolzirte, im Bewußtſein ſeiner unverwüſtlich ſchönen Taille, zur Thür hinaus, Sejan folgte. Es war ſchon völlig finſter, als ſie den Flur durchſchritten. Diane ſtand mit zurückgehaltenem Athem; ſie hatte ſchon lange hier gelauſcht, um Derburg zu ſprechen. Jetzt ging er ſo raſch an ihr vorüber, und der Gefährte wich ſo wenig von ſeiner Seite, daß ſie den Muth verlor, ihn anzureden. Seine Hand ſtreifte ihre Schürze, und dieſe Schürze war feucht von Thränen. Das ſtets wachſame Auge der Liebe, das nie ſich täuſchende Ohr zärtlicher Beſorgniß hatten dem armen Mädchen den Streit und das Opfer, das für ſie gebracht werden ſollte, verrathen. Sie zerfloß in Thränen. Wie gern hätte ſie den wilden Galopp jetzt zwei-, dreimal erneut, wenn ſie dadurch das Geſchehene ungeſchehen hätte machen können. Sie blickte den Weggehenden nach, immer noch in der Hoffnung, ſie würden ſich trennen, wo ſie dann eilig, und wie ſie hoffte, unvermerkt dem Grafen nachgelaufen wäre, um ihm ihre Bekümmerniſſe und ihre Warnung an's Herz zu legen; allein die Freunde trennten ſich nicht, und ihre Geſtalten verloren ſich in der Dämmerung und Ferne. Es wurde ſtille in der Straße, die grünen Vorhänge in der Trinkſtube leuchteten durch das Dunkel mit der Farbe trügeriſcher Hoffnung. Diane ging auf den einſamen Flur zurück in die Gaſtſtube, wo ſie Lene beſchäftigt fand, die Fragmente der Paſtete und die Reſte des Ananas-Punſches verſchwinden zu machen. Sie ſetzte ſich ihr gegenüber, aber die beſchäftigte Magd hatte kein Ohr für die leiſe angeſtimmten Klagen der jungen Kellnerin.

„J, ſie werden ſich einander nicht die Federn ausraufen,“ bemerkte Lene, „die Streitigkeiten von ſo vornehmen Herren endigen ſich immer in lauter Spaß. Anders iſt es, wenn die Mannsleute unſers Schlages etwas auszufechten haben. Ich erinnere mich noch der Prügelei zwiſchen Chriſtoph Altpflücker und Adam Ehrlich wegen Bärbchen Lump. Davon ſprach das ganze Viertel drei Wochen lang, und Bärbchen Lump kam dadurch ſo in Aufnahme, daß ſie einen guten Mann bekam, obgleich es bekannt war, daß ſie wegen Diebſtahl dreimal ſchon im Zwangshauſe geſeſſen hatte.“

Diane, unbekümmert um dieſe wichtige Mittheilung aus dem Erfahrungsſchatze der Küchenmagd, ſchlich leiſe aus dem Zimmer, und trat in den Hof. Der Mond war eben aufgegangen und warf ſein ſtilles Licht auf den Röhrenbrunnen und auf den niedrigen Gartenzaun des Nachbars; weiterhin lagen in ſtillem Frieden die Häuſer der großen Stadt, und durch den Nebel konnte man die beiden Kuppelthürme der Gensd'armen-Kirchen mit ihren goldenen Figuren auf der Spitze erkennen, dieſe Thürme, die in einem ſo eleganten und doch impoſanten Styl gebaut ſind, und den Platz, auf dem ſie ſtehn, zu dem ſchönſten Berlin's machen. Dianen's Herz war ſo ſchwer, daß ſie nicht wußte, wo Ruhe und Raſt finden in weiter Welt. Der theure Mann, dem ſie ſo viel Dankbarkeit ſchuldete, war in Gefahr, und ſie unmächtig, ihm zu helfen, ja, ihretwegen erlitt er vielleicht in wenig Stunden Unglück oder Tod. Sie hatte ſehr verworrene Begriffe von einem Duell, es war für ſie der ſchrecklichſte der Schrecken. Sie wußte zwar, wo Graf Derburg wohnte, aber ſollte ſie es wagen, ihn ſelbſt aufzuſuchen? Der Gedanke, daß er ſie hart anlaſſen könne, ſchreckte ſie zurück; nur ſein Unwille, nicht der Spott Andrer, hielt ſie vom Wageſtück ab. Von neuem in Thränen ausbrechend, lehnte ſie ihr Haupt auf die Steine der Gartenmauer, da ertönte eine ſanfte Stimme in ihrer Nähe: „Was iſcht Ihnen, liebe Mamſell?“ Sie blickte auf, und jenſeits der Mauer ſtand ein junger Menſch, und ſeine freundlich dunkeln Augen blickten mit dem Ausdruck der innigſten Zärtlichkeit hinüber.

„Sind Sie es, Friedrich!“ rief Diane und ſah ihn mit verweintem Auge an.

„Ich dachte, Mamſellchen, Sie ſuchten den Blumenſtrauß — er liegt hier!“

„Ah, ich danke.“ — Sie nahm die Aſtern und Spätroſen, und drückte ſie an ihre brennenden Wangen. Der junge Menſch ſah es, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Beide blieben ſtumm neben einander ſtehen.

Wir müſſen dieſe neue Bekanntſchaft Dianen's, die ſie in der Zwiſchenzeit, wo wir ſie aus den Augen verloren hatten, gemacht hat, näher betrachten. Dicht an dem Gaſthofe „zum Schwan“ breiteten ſich die Gartenanlagen eines Kunſtgärtners aus, der einen großen Ruf hatte, und deſſen koſtbare Blumenſämereien in alle Lande verſchickt wurden. Ein ordnungsliebender und im Geſchäfte pünktlicher Mann hatte er oft mit ſeinen Gehülfen, Geſellen und Lehrburſchen wechſeln müſſen, weil keiner ſeinen Forderungen genügte, bis es ihm endlich gelungen war, einen jungen Mann von großem Fleiß und nicht geringer Ausbildung für dies Fach zu finden, und diesem hatte er nach Verlauf weniger Jahre ſchon ſein ganzes Vertrauen geſchenkt. Es war ein Schwabe und hieß Friedrich Neuner. Eines nur verleidete dem armen Friedrich ſein Geſchäft, dies war der Spott der Berliner über ſein ehrliches ſchwäbiſches Geſicht und ſein ehrliches ſchwäbiſches Deutſch. Nirgends konnte man ein Paar ſo treuer Augen, ohne Schalkheit und Trug, finden, als die waren, durch welche der junge Schwabe die Welt betrachtete. Sein Herz war ohne Falſch, aber ſeine Sprache war es nicht; dieſes verleitete die muthwilligen Lockvögel des Viertels, ihm manche boshafte Neckerei auf den Hals zu locken, bis denn, ſo geſprächig er in der Heimath geweſen war, er jetzt ſo ſtumm in Berlin wurde, als hätte er zum Trapiſtenorden gehört. Stets auf ſeiner Hut, keinen verſpotteten Provinzialismus ſich entgleiten zu laſſen, und zugleich voll Verachtung gegen das Berliner Deutſch, zog er es vor, lieber gar nicht zu ſprechen. Vor Dianen jedoch, die nie über ihn lachte, hatte er Muth, ſich frei gehn zu laſſen. Die Abendſtunden, ſo wie heute, waren hierzu die gelegenſten. Friedrich nahm dem Burſchen die Gießkanne aus der Hand, und begoß, was ſehr unter ſeiner Würde als zweiter Gehülfe war, ſelbſt die Blumen, die an der Mauer wuchſen, die nie gedeihen wollten, wahrſcheinlich, weil ſie zu angelegentlich getränkt wurden. Alle Abend lag dann zugleich ein Strauß für Dianen auf einer beſtimmten Stelle, und ſie ſchickte danach, wenn ſie nicht ſelbſt kommen konnte, denn dieſer kleine Liebeshandel — von Friedrich's Seite konnte man ihn ſo nennen — wurde völlig ohne Heimlichkeit betrieben.

Friedrich konnte nicht lange daſtehen, ohne das Stillſchweigen zu brechen, und zu fragen, was ſeiner Freundin fehle. „Hören Sie, lieber Neuner," ſagte Diane endlich, „wollen Sie mir einen großen Dienſt erzeigen?"

„Ob ich will!" rief der junge Schwabe, und ſchwenkte ſeine Gießkanne, als wenn ſie das Turnierſchild eines Ritters geweſen wäre.

„Nun denn, ſo eilen Sie; werfen Sie ſich in die beſten Kleider, die Sie haben, und gehn Sie dann zu dem Lieutenant, Grafen Derburg; er wohnt Behrenſtraße Nr. 65.“

Friedrich fiel es in ſeiner Gutmüthigkeit nicht ein, darüber eine Bemerkung zu machen, daß Diane die Wohnung eines jungen Lieutenants wußte; ſeine Mienen drückten nur Ungeduld aus, das Weitere des Auftrages zu erfahren.

„Sagen Sie ihm,“ fuhr das Mädchen fort, und ihre Stimme zitterte, „daß ich Sie ſchicke, und daß ich ihn bitten laſſe, Gott vor Augen zu haben, und in nichts Gefährliches weder für ſich noch für Andre zu willigen.“

„Iſcht das Alles?“

„Ja, aber verſprechen Sie mir, das offen und frei zu ſagen. Denken Sie diesmal nicht an Ihre ſchwäbiſche Ausſprache — diesmal nicht, Friedrich — ſonſt bleiben Sie ſtecken, und der Graf wird nicht wiſſen, was Sie von ihm wollen.“

„Er ſoll es ſchu erfahre — aber was iſcht's denn vor Unglück, das ihn betreffe ſoll? —“

Diane erklärte ihm den Vorfall vom heutigen Abend, und er hörte aufmerkſam und mit

Verwunderung; dann entfernte er ſich eilig und verſprach ihr, in einer Stunde längſtens Antwort zu ſchaffen. Er eilte hierauf in ſein Zimmer, legte ſeinen ganz neuen ſchwarzen Anzug an, auch die rothſammetne Weſte mit den goldnen Knöpfen, denn Diane hatte ausdrücklich geſagt, er ſollte ſeine beſten Kleider wählen, und nachdem er beim Principal um Urlaub gebeten hatte, denn der Feierabend war noch nicht angebrochen, nahm er einen Miethwagen und ließ ſich in die Behrenſtraße fahren. Unterwegs hatte er große Mühe, eine widerſpenſtige Hemdnadel mit einem großen falſchen Steine an das Jabot zu befeſtigen, und ein Paar enge Handſchuhe, ihrer Beſtimmung gemäß, an die Hände zu bringen. Endlich, am bezeichneten Hauſe angelangt, hörte er von dem Reitknecht des Grafen, daß dieſer nicht zu Hauſe ſei. Auf die Frage, wo man ihn finden könne, da die Sache von Wichtigkeit, nannte der Diener eine Weinſtube, wo ſein Herr um dieſe Stunde ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Friedrich begab ſich dahin und hatte Muth nöthig, um in das prachtvolle, hellerleuchtete Zimmer zu treten, wo die Offiziere des fünften Küraſſier-Regiments ſich zu verſammeln pflegten. Die Stunde war noch früh, und Niemand im Zimmer, als nur ein einziger junger Menſch, der träumeriſch in einem Lehnſeſſel lag, und den Wein nicht anrührte, der vor ihm ſtand. Friedrich hatte nicht Urſache, ſich befangen zu fühlen, er ſah in ſeinem ſchwarzen engen Röckchen, in der Atlaskravatte und den glänzenden Stiefeln recht fein und zierlich aus; das ſchwarze Bärtchen auf der Lippe, das glänzende in Locken fallende Haar und die friſchen Wangen gaben ihm das Anſehen eines Studenten. Er ließ ſich eine halbe Flaſche Wein geben, und indem er ſich in die Ecke des Zimmers ſetzte, fragte er den Kellner leiſe, ob wohl der Graf Derburg herkommen werde.

„Er iſcht wirklich da!“ entgegnete der Gefragte, indem er auf den Offizier wies.

„Er iſcht „wirklich“ da!“ jauchzte Friedrich auf. — „Hör! Du biſcht a Schwab!“

„Ja!“ rief der Andere, und ſah mit leuchtenden Augen auf den Gaſt, „aber Sie ſind aoch Einer!“

„I hoab Di an Deinem „wirklich“ erkannt!“ rief Friedrich, dem Landsmann die Hand drückend, „dat ſoagt kan Berliner. Nu es freut mi, Di zu ſehn!“

Das Geſpräch der beiden Landsleute endete ſchnell; Friedrich fand es für gut, ſeine Aufmerkſamkeit auf das eigentliche Ziel ſeiner Sendung zu lenken. Es war mittlerweile ein langer, blonder, ſehr dünner Herr eingetreten, der zwei Ueberröcke ablegte, und das Geſpräch, was Beide führten, war ſo wichtig, daß der junge Gärtner ſich Mühe gab, kein Wort davon zu verlieren.

„Ich habe die Sache beigelegt,“ ſagte der Blonde.

„Das iſt mir nicht lieb zu hören, Sellheim. Du hätteſt Deine Kunſt diesmal ſparen können. Ich will nun einmal das Mädchen ſicher ſtellen, und Du wirſt ſehn, nicht eher werde ich dies Ziel erreichen, als bis ich derb auftrete.“

„Baum iſt ein ſo braver Junge; er verſpricht Dir, nie wieder in die verwünſchte Kneipe zu gehn,“ ſagte der Referendar. „Freilich werden aber ſeine Freunde die Spur nicht aufgeben, ich ſeh voraus, daß es noch teufelsmäßigen Spektakel geben wird. Und dann, Sejan, bedenke, wenn Lucie etwas davon erfährt? Die Weiber heutzutage ſtecken in Alles ihre Naſe und ſind dabei ſo übermäßig auf die Moralität verſeſſen. Sie wird glauben, daß das Mädchen Deine Geliebte iſt, und das iſt Grund genug für ſie, mit Dir zu brechen.“

„Ich werde ihr offen erklären —“

„Sie wird Dir nichts glauben. Viel beſſer wäre es, das Mädchen zu entfernen. Haſt Du nicht irgend einen ehrlichen Menſchen, einen Jäger oder Koch, mit dem Du ſie verheirathen könnteſt? Dies wird doch das Ende des Romans ſein.“

Friedrich's Blut ſtrömte heftig zum Herzen und röthete ſeine Wangen, als er dieſen wohlgemeinten Rath des Referendars hörte. Irgend ein Jäger oder Koch! murmelte er für ſich — dann kann es doch lieber ein Gärtner ſein! Der Wein ſchmeckte ihm wie Galle, er wollte keinen

Tropfen weiter trinken. Die Thür ging auf, und der Lieutenant Baum und noch einige andere Offiziere traten ein. Der Erſtere ſchritt auf den Grafen zu und reichte ihm die Hand hin. Derburg ſah ihn an, es war ein langer, düſtrer Blick des Vorwurfs, der einiges Stirnrunzeln auf dem Antlitz des kaum Verſöhnten hervorrief, aber ihre Hände lagen bald in einander und die zweifelhaften Mienen verſchwanden. Die Verſöhnung wurde in einigen Flaſchen Champagner beſiegelt.

Friedrich war zum erſtenmal bei einem Bachanal vornehmer Wüſtlinge gegenwärtig, und ſeine Wange färbte ſich höher vor Unwillen und Schaam, als er die Scherze, die Geſchichten hörte, die den Lippen der Berauſchten entglitten. In der ſtillen Abgeſchiedenheit ſeiner Jugend hatte er's nie für möglich gehalten, daß eine ſo wilde Ausgelaſſenheit über alles, was er für heilig und erhaben hielt, ſich verbreiten könne. Er ſtand unbemerkt auf, bezahlte ſeine Zeche, die den Lohn einer ganzen Woche aufzehrte, nahm von ſeinem Landsmann mit einem verſtohlnen Händedruck

Abſchied, und eilte nun mit geflügelten Schritten nach Hauſe, denn ſeine erſchöpfte Börſe erlaubte ihm nicht, nochmals einen Wagen zu nehmen, und die Stunde, die er auszubleiben verſprochen, war um wenige Minuten verfloſſen. Er fand Dianen noch an der Gartenmauer wartend, ſie hatte nicht einmal daran gedacht, ein Tuch gegen die kühle Herbſtluft umzuthun. Mit Herzklopfen hörte ſie ihren Abgeſandten den Gang herabkommen, und als ſie ihn erſcheinen ſah, ergriff ſie ſeine Hand, und indem ſie ihn ſo nah als möglich zu ſich heranzog, lauſchte ſie ſeinen Worten, als wollte ſie ſie ihm von den Lippen ſaugen.

Friedrich verhehlte ihr nichts. Er war viel zu wenig bekannt mit den Schwächen und Gebrechen des Menſchenherzens, und vor allem mit denen eines Mädchenherzens, um zu wiſſen, was er in ſeinem Berichte zu mildern oder gänzlich wegzulaſſen habe. Er ſagte ihr, daß der Graf erwarten müſſe, täglich ihretwegen Duelle zu bekommen, daß er ſich mit ſeiner vornehmen Geliebten entzweien werde, und endlich, daß ſein Freund ihm den Rath gegeben, ſie ſobald als möglich zu verheirathen und aus Berlin zu entfernen. Das letztere betonte Friedrich beſonders ſtark, denn ſein volles Herz drängte ihn, ſeine eignen Hoffnungen in dieſer verſchwiegnen Stunde, bei dieſem Stand der Dinge hervorleuchten zu laſſen. Das arme Mädchen hörte ſtumm und, wie es ſchien, vollkommen ruhig zu. Als Friedrich geendigt hatte, dankte ſie ihm und winkte ihm, ſich zu entfernen. Er ging, und als er fort war, ſank ſie an der Mauer hin, und der bleiche Mond ſah in ein bleiches Antlitz und ein brechendes Auge. Sie ermannte ſich wieder und richtete ſich auf, als die Stimme der Frau Sempel aus dem Dachfenſter ertönte, ſie beim Namen rufend.

Vierzehntes Capitel.

Bekenntniſſe eines armen Candidaten

Wenn unſere Lippe zum erſten Mal die Bitterkeit ſpürt, mit der die Schaale des Leids gemen Mädchens war das Ergreifen dieſes Entſchluſſes und das Ausführen deſſelben eins. Sie ſprang von ihrem Lager auf, griff auf's Geradewohl einige Kleidungsſtücke zuſammen, ſchnürte ſie in ein Bündel, und indem ſie angſterfüllt, aber entſchloſſen, ſich der Treppe näherte, blieb ſie nahe an der Thüre der Frau Sempel ſtehen, um zu lauſchen, ob dieſe ſchliefe. Sie hörte die ſchweren Athemzüge ihrer Pflegemutter, ſie kniete an der Schwelle nieder, und indem ſie ein kurzes Gebet geſprochen, in welchem ſie die Schlummernde der Obhut Gottes empfahl, ſtieg ſie raſch hinab, öffnete mit einem Nachſchlüſſel die Thür, drückte ſie wieder hinter ſich in's Schloß, und befand ſich nun auf der Straße, als eben die früheſte Morgendämmerung mit den Schatten der Nacht zu kämpfen begann. Der Mond ſtand noch verblaßt am Himmel und zu ihm aufſchauend zuckte es durch die Seele des armen Flüchtlings, und jene Scene des Abends trat lebendig vor ſie.

Sie wanderte die Straße hinab, indem ſie die Stadt hinter ſich ließ, und erreichte bald die letzten Häuſer. Als ſie an einem einſam ſtehenden, ärmlichen Kaufladen vorbeiging, erblickte ſie ſchon das weitgedehnte Feld vor ſich. Ein Schlächter, der Vieh zur Stadt trieb, blieb ſtehen, und ſah ſich das ſo leicht dahin wandelnde, zarte Mädchen mit dummem Staunen an. Eine Milchfrau, die ihren hundebeſpannten Karren vor ſich hinlenkte, machte gleichfalls Halt, und ließ ihr rauhtönendes „Wo will Sie hin, Mamſellken?“ ertönen. Der Schlächter wartete, bis die Milchfrau ihm in die Schußweite des Worts kam, und theilte ihr dann ſeine muthmaßlichen Anſichten und Bemerkungen über die Wanderin mit. Diane hörte ihr rohes Gelächter, zugleich das Bellen der Hunde, das Brüllen des Viehes hinter ſich her erſchallen, und ſie ſchwellte noch flüchtiger die Landſtraße dahin. Sie legte eine Stunde Weges zurück, und ihre Kräfte fingen an, nachzulaſſen. Die helle Morgenſonne warf ihre Strahlen über das weite Land, in der Ferne ſah man den Nebel der großen Stadt, und erkannte undeutlich die Form einzelner Thürme und Kuppelſpitzen. Nirgends war ein Dorf oder eine Schenke zu ſehen, überall Feld, und am Horizonte ein langgedehnter, bläulicher Waldſtreifen. Diane ſetzte ſich auf einen Steinhaufen, der zur Verbeſſerung der Chauſſee am Wege aufgeſtellt war, und ihr Haupt auf die Hand ſtützend, verfiel ſie in traurige Betrachtungen. Wo ſollte ſie hin? Wer ſorgte für ſie in der weiten Welt? Wie ſie zufällig aufblickte, ſah ſie einen ſchönen Vogel, der ſich in geringer Entfernung von ihr auf einem ſpitzigen Stein ſchaukelte, und deſſen kluges Auge auf ſie gerichtet zu ſein ſchiene. Er war ſo zierlich gebaut, ſein kleiner Leib zeigte ſo ſchimmernde Farben, daß Diane unwillkührlich die Hand aufhob, um ihn zu haſchen. Da entfloh er weit, weit in die freien, friſchen Morgenlüfte hinein. Dieſes Beiſpiel gab ihr Muth. Sie war ja auch jung, auch ein freies Vögelchen, und ſie wollte ſich ebenſo in die Lüfte erheben und in die weite Ferne hinausziehen. Schnell griff ſie wieder nach ihrem Bündel und ging rüſtig weiter. Eine Stunde legte ſie noch zurück, da fand ſie eine Schenke, in welche ſie eintrat, und ſich ein frugales Frühſtück geben ließ. Mit der freundlichen Magd, die es ihr brachte, knüpfte ſie ein Geſpräch an, und theilte ihr den Wunſch mit, in einen Dienſt zu treten. Die Magd wies ſie zu einer alten Dame, die, wenige Stunden entfernt, in einem kleinen Landhäuschen wohne, und ein ſtädtiſches Kammermädchen ſuche. Diana hörte dies mit großer Freude, denn als ſie das Frühſtück bezahlte, ſah ſie mit Schrecken, daß die mitgenommene Baarſchaft nicht mehr weit reichen würde. Sie hatte nur das Wenige, was ſich im Beutel vorgefunden, zu ſich geſteckt, ihre übrigen, ziemlich bedeutenden, Erſparniſſe hatte Frau Sempel in Verwahrung.

Das Landhäuschen der alten Dame war weiter entfernt, als die Magd angegeben. Erſt ſpät am Abend, müde und hungrig, erreichte die Wanderin ihr Ziel, und ſtand vor einer hohen, verſchloſſenen Hofpforte, die erſt nach langem wiederholten Pochen von einem herkuliſch ausſchauenden Hausknechte geöffnet wurde. Als er das Mädchen vor ſich ſah, erheiterten ſich ſeine grollenden Mienen, und er meldete Diane bei ſeiner Gebieterin an. Die alte Dame ließ ſie ſogleich vor ſich kommen und ſah ſie mit einem prüfenden Blicke vom Kopf bis zu den Füßen an. Diane hatte unterdeſſen Zeit, das Zimmer zu muſtern, und zehn kleine Betten mit Staunen zu betrachten, in denen vielfarbige Katzen lagen und ſchlummerten. Ein großer braun und ſchwarz getigerter Kater ſtand auf dem Fenſterbrett, und indem er einen hohen majeſtätiſchen Buckel machte, gähnte er in die Morgenluft hinaus, die in das kleine Fenſter hereinwehte und die weißen Vorhänge wie zwei Segel blähte.

Die Dame nahm ihre grüne Brille, die ſie während der Prüfung aufgeſetzt, vorſichtig ab, lüftete ein wenig die breiten Flügel ihrer Nachthaube, und fragte dann, nachdem ſie ſich von dem Namen des Mädchens in Kenntniß geſetzt, wo hr Dienſtzeugniß ſei. Diane erſchrak und geſtand, daß ſie kein ſolches habe. Die Dame kniff ie Augen ein, ſperrte den zahnloſen Mund weit uf und ſah mit dieſer nicht ſehr anziehenden Mimik ihr künftiges Kammermädchen an, darauf ahm ſie eine Priſe und ſchnarrte dann: „Alſo ntlaufen?“ — Diane wußte nicht, was ſie antworten ſollte, und wurde roth bis an die Stirn. — Die Alte fühlte ſich in ihrem Argwohn beſtärkt; ſie wiederholte noch einmal und noch ausdrucksvoller ihre vorige Grimaſſe und klingelte dann. Der herkuliſche Hausknecht trat wieder herein, und ſeine Gebieterin ziſchelte ihm ein paar Worte in's Ohr, worauf er ſich mit einem ſpottenden und frechen Blick auf Diane entfernte. Nicht lange darauf trat ein kleiner Mann ein, der eine ſchäbige Uniform trug und ſtark nach Branntwein duftete. Diane wich ſcheu vor ihm zurück, er ſchien ſich dieſes Eindrucks, den er hervorbrachte, zu freuen, und blinzelte mit ſeinen kleinen, grauen, ſtechenden Augen das Mädchen an. Bei ſeinem Eintritt waren alle Katzen in den Betten aufgewacht und ſpielten miauend um ſeine krummen, magern Beine her. Er liebkoſte eine nach der andern, und fragte dann die Alte, was ſie von ihm begehre.

„Hier iſt wieder ſo eine verlaufene, liederliche Dirne," tönte die Antwort, „die bei mir eine Freiſtätte ſucht. Ihr müßt ſie in die Stadt zurückbringen, ſo wie Ihr es mit jener machtet.

die vor drei Tagen hier war, und ſich für eine vornehme Dame ausgab.“

„Ha, ha, ha! ſie ſitzt im Zuchthaus!“ entgegnete der Grenzwächter.

„Um Gotteswillen!“ rief Diane und wandte ſich zitternd zur Alten. „Was habt Ihr mit mir vor? Ich kam zu Euch in der redlichſten Abſicht.“

„Ja, ſo ſprechen ſie alle,“ lachte der Grenzwächter. „Kommen Sie mit mir, Mamſellken. Es ſoll Ihnen nichts Uebles geſchehn!“

„Nimmermehr!“ rief das geängſtigte Mädchen, und klammerte ſich an den Tiſch, wodurch ſie bewirkte, daß die grüne Brille herabfiel.

„Ha! ſie zerbricht mir noch mein Glas!“ kreiſchte die Alte. „Mach' Sie, daß Sie fortkommt, Sie abſcheuliches Weibsſtück! Thu' Er Seine Schuldigkeit, Herr Petermann, Er ſieht ja, eine alte, wehrloſe Dame wird beläſtigt!“

Diane ſprang auf und, einen verachtenden Blick auf die Alte werfend, die ſich wie verrückt gebehrdete, ſagte ſie zu dem kleinen Mann in der

Uniform: „Ich werde allein in die Stadt zurückkehren.“

„Das geht nicht, Mamſellken! Ohne mich keinen Schritt.“

„Ach, habt Erbarmen mit mir, was wird man ſagen, wenn ich mit Euch zurückkomme? Nehmt hier alles Geld, was ich habe, und laßt mich gehen. Ich gelobe es, ich kehre nach der Stadt zurück!“

Ohne weitere Erwiederung führte der Wächter die ſich Sträubende hinaus. Draußen nahm er das angebotene Geld, und ſagte mit einer völlig veränderten, ſehr freundlichen Stimme: „Sein Sie ruhig; ich bringe Sie zwar in die Stadt, aber Niemand ſoll erfahren, daß ich mit Ihnen gehe. Wir wollen das ſchon ſo geſchickt einrichten.“

Und ſo geſchah es auch. Ueberall, wo ihnen Leute begegneten, trennte ſich der unehrenvolle Begleiter, und blieb entweder zurück, oder ging voraus. Diane hatte nur wenige Stunden in der Schenke, in der ſie früher gefrühſtückt, geſchlummert, der empörende Auftritt, den ſie hatte erdulden müſſen, die Schmach, die ihr angethan worden, gaben ihr ungewöhnliche Kräfte, und noch am Vormittage des folgenden Tages traf ſie nach ihrer ſehr kurzen, aber ſehr traurigen Wanderung wieder im Bereich des Käfigs ein, deſſen Gitterſtäben ſie als freier, lecker Vogel hatte entfliehen wollen. Ihr Begleiter war jetzt die Zartheit ſelbſt; er machte ſich überall, in jedem Kaufladen etwas zu ſchaffen, und obgleich er ſeine wandernde Schöne nicht aus den Augen ließ, hatte es doch nie den Anſchein, als gehöre er zu ihr. So kamen denn Beide endlich vor die Thür des Gaſthauſes zum Schwan.

Frau Sempel ſchrie laut auf, als ſie ihre Pflegetochter erblickte. „O, Du gottloſes Kind!“ rief die Gaſtwirthin, „welch' böſe Stunden haſt Du mir bereitet! Ich dachte wirklich, die Offiziere — Gott ſtrafe mich — hätten Dich geraubt! Ja, ja, das glaubte ich, und Lene — glaubte es auch. He! Herr Grenzwächter, was wollen Sie?“

Der Angerufene erklärte jetzt den Grund ſeines Erſcheinens, und bemerkte dabei, wie er gleich geſehen, daß ein ſo junges, ſchönes Frauenzimmer unmöglich eine Landſtreicherin ſein könne. Er empfing noch ein Trinkgeld aus der mildthätigen Hand der Frau Sempel, und entfernte ſich dann, ohne Aufſehen zu erregen. Als die Pflegemutter und die Pflegetochter wieder allein waren, ergoß ſich das Herz der erſtern in bittern Vorwürfen, und die ſanfte, klagende Stimme der letztern bat demüthig um Verzeihung.

„Iſt das mein Lohn, ungerathenes Kind!“ rief die Gaſtwirthin. „Der Dank für acht lange Jahre, wo ich mit treuer Sorgfalt Deiner gepflegt, und Dich in allem Guten unterwieſen habe? Du läufſt aus dem Hauſe, bei Nacht und Nebel, ohne mir Lebewohl zu ſagen, und ich alte Närrin ſitze, und weiß nicht, wo ich Dich ſuchen ſoll?“

Diane gab ihr kleinlaut die Gründe an, die ſie zur Flucht bewogen; ſie theilte ihr die Nachrichten mit, die Friedrich ihr gebracht, und Frau Sempel hörte ihr mit großer Aufmerkſamkeit zu. Der Umſtand mit dem Duell, und daß ihr Liebling in Gefahr kommen ſollte, war der Alten ein Grund zum ernſteſten Nachdenken.

„Du haſt vollkommen Recht, Katharine,“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Wenn es ſich ſo verhält, dann mußt Du allerdings mein Haus verlaſſen. Ich gehöre nicht zu den ſchlechten Frauen, die das Geld über Alles ſetzen, und obgleich die Herren Offiziere, ſeitdem ſie ſich hierher gewöhnt haben, einen ſchönen Thaler Geld in meine Taſche fallen laſſen, ſo will ich doch lieber zu meinem ſpärlichen Gewinn zurückkehren, als einen Menſchen in Gefahr bringen, entweder Dich oder den Grafen. Ich will die Sache mit Herrn Weinhold beſprechen.“

Dianens Flucht blieb im Stadtviertel verſchwiegen. Die Offiziere waren am Mittag gekommen, und da ſie merkten, daß Niemand anders als Lene zu ihrer Bedienung erſchien, waren ſie ſehr bald wieder verſchwunden. Weder die Scherze Lenen's, noch die Paſteten der Frau Sempel hatten ſie zu halten vermocht.

Am Morgen des andern Tages nach der Flucht wanderte Diane wieder dieſelbe Richtung hinaus, aber diesmal von der Frau Sempel begleitet, und Beide machten Halt an dem kleinen Häuschen, das der Candidat bewohnte.

Herr Weinhold hatte während des Zeitraumes, den wir in unſerer Geſchichte überſprungen haben, nochmals ſein Examen gemacht, und war zum vierten Male durchgefallen. Jetzt gab er es für immer auf, die ſtrengen Richter jemals zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen, und verfiel von der Zeit an in eine ſanfte und anhaltende Melancholie. Sein kleines Häuschen verließ er jetzt gar nicht mehr; er pflegte die Blumen ſeines Gärtchens, und wenn er die wenigen Unterrichtsſtunden, die ihn ernährten, gegeben hatte, verſchloß er ſich in den Raum ſeines Zimmers, welches Schreibe-, Speiſe- und Schlafſtube zugleich war, und ſeine Bücher und Schreibehefte machten die Welt aus, in der er lebte. Dabei wurde er immer bleicher, ſeine hellen, braunen Augen erhielten einen immer ſanfteren Schimmer, und das kranke Lächeln wich nicht mehr von ſeinen blaſſen Lippen.

Als Frau Sempel in ſein Zimmer trat,

packte er eilig ein paar Bogen zuſammen, um die Gaſtwirthin nicht ſehen zu laſſen, daß es ein Gedicht war, denn oftmals hatte ihm ſeine Gönnerin das Tadelnswerthe einer ſo brodloſen Beſchäftigung, als ihr das Verſemachen erſchien, vorgehalten. Diane blieb draußen vor dem Gärtchen, denn ſie wußte, daß der arme Candidat nur einen Stuhl hatte, und wollte ihn nicht in Verlegenheit ſetzen, zwei Gäſte auf einmal zu beherbergen. Sie ſaß unter dem ſchon herbſtlich verdorrten Baum des Gartens, und wartete, bis man ſie rufen würde. Dies geſchah bald. Frau Sempel hatte ihre Rede angebracht, und überließ nun das Feld ihrer Pflegetochter und dem Candidaten.

„Du haſt nicht recht gethan,“ hub dieſer an, als Beide allein waren, „Deine liebevolle Gönnerin ſo treulos zu verlaſſen, Katharine. Ich will es auf mich nehmen, Dir eine neue Stelle zu verſchaffen, die Dir und uns behagen wird.“

Das junge Mädchen ſah ihn dankbar an, und ihre Schönheit und Friſche lockten ein Lächeln auf die bleichen Wangen des Mannes. „Aber haſt Du auch bedacht, wie bös die Welt iſt?“ ſetzte er hinzu, und ſeine Miene wurde wieder traurig.

„Was ich von ihr geſchaut, war ſchlimm genug,“ entgegnete Diane.

„Und noch lange nicht das Schlimmſte, Katharine. Ich ſage Dir, noch lange nicht das Schlimmſte. Die alte Frau, die Du ſo böſe ſchiltſt, iſt ein Engel, gegen die Menſchen gehalten, die Gott oft, zur Prüfung der Geduldigen, in dieſes irdiſche Jammerthal ſendet.“

Diane ſenkte den Blick, ohne etwas zu erwiedern.

„Sie trieb Dich aus ihrem Hauſe,“ fuhr Weinhold fort, „weil ſie die Welt kannte, und wußte, wie oft unter lockender Hülle die Thorheit und das Laſter ſich verbergen. Sie beſorgte ſtrenge Wacht, und hielt ihre Schwelle rein, und ſo ſollen wir Alle ſtrenge Wacht und unſre Schwelle rein halten, denn die Welt ſucht, wie ſie uns verderbe. Iſt irgendwo ein ſüßes Plätzchen, wo Friede blüht und Unſchuld lächelt — o, da bauet nur die Mauer recht hoch, baut ſie bis an die Wolken, und doch wird ein vergifteter Pfeil hinüberfliegen und in das offne Herz eurer Liebe treffen. Es iſt eben hier auf Erden nicht anders!“ —

Er hielt inne und ſenkte einen Blick des Mitleids und der Zärtlichkeit auf ſeine Zuhörerin. „O!“ rief er, und faßte eine ihrer kleinen Hände, die er in ſeine beiden ſchloß, „o, könnte ich Dich geheim halten, Katharine, vor aller Welt!“ Er ließ die Hände ſinken und rief ſchmerzvoll: „aber, ich kann es nicht. Sie werden kommen, und mit giftigen Küſſen von dem Roth Deiner Wangen naſchen! Sie werden kommen, und Dich um Deine Thränen und Dein Gebet betrügen! Sie werden es, und ich — ich werde ſie nicht hindern können!“

Er ſank erſchöpft auf ſeinen Stuhl und verhüllte ſein Antlitz. Diane beugte ſich über ihn. „Du biſt krank, Weinhold!“ flüſterte ſie.

„Meinſt Du?“ rief er, und ſah furchtſam zu ihr empor. „Oft glaube ich es ſelbſt, wenn ich ſo lange Nächte einſam vor mich hingrüble, und in dem Nebel, der ſich um mein armes Haupt zieht, keinen Ausweg finden kann. Aber dann kommen wieder Augenblicke, wo ich mich den Geſunden dünke, den einzigen Geſunden unter lauter Peſtkranken, die ihre ekelhaften Beulen mir entgegenhalten, und ihre verdrehten, mißgeſtalteten Glieder recken. Zu mir ſpricht dann die Natur: Dich — Dich lieb' ich, Du verſtehſt mich! Die Vögel ſagen zu mir: Du biſt unſer Genoſſe, die Quelle murmelt: Du haſt mir mein Leiden abgelauſcht, und der Wald ſäuſelt: in meinen einſamen Schatten gehörſt Du — Du allein! Ach, daß ich noch immer mit der Welt verkehren muß, daß ich mich nicht ganz verlieren kann in die Schatten undurchdringlicher Wälder, wo kein Menſchenfuß mich ereilt, keine Menſchenſtimme mehr an mein Ohr ſchlägt!" —

„Die Erde iſt ſo ſchön!" ſagte Diane.

„Ja, aber uns Armen zum Hohn!" rief der Candidat. „Wir haben nur die Wege auf ihr, die Kummer und Elend mit harten Füßen ebnete. Weit weg von uns führt die breite Straße, auf der der Reichthum dahinſauſt. Als ich jung war und noch reiſeluſtig, bat ich einen reichen Mann um ein kleines Darlehn — ich wollte reiſen — ich wollte die Wunder der Welt ſehen — er ſchlug es mir ab, und an demſelben Tag wurde ihm die Summe von einem Diener geſtohlen, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Seitdem weiß ich, in welchem Takt das Herz der Reichen ſchlägt. Ueberall traf ich daſſelbe Geſetz, überall die kleine Summe der Armuth verweigert, und dem Undank und dem Laſter zugeſchoben. Aber ich bin ein Thor, daß ich Dir mein Leid klage, ich will lieber gehen und für Dich thätig ſein."

„Wie ſchwer wird's mir, Dich zu verlaſſen!" rief Diane, und ſchmiegte ſich an ihren Lehrer.

„Das wirſt Du nicht," entgegnete ihr dieſer.

„Muß ich nicht aus dieſer Stadt fort?"

„Nein. Sie iſt groß genug, um Dich gegen Deine Verfolger zu bergen. Sie werden Deine Spur verlieren, und Dich bald um ein anderes Wild, dem ſie nachjagen, vergeſſen. Ich freue mich, daß ich Deinen Geiſt mit Kenntniſſen ausgerüſtet habe, Du wirſt ſie jetzt brauchen können. Eine Stelle als Geſellſchafterin bei einer adeligen Dame wäre gerade, was ich in Zukunft für Dich paſſend fände. Doch, wir wollen ſehen. Geh' nun nach Hauſe, und erwarte mich heute Abend, wo ich bei Euch einſprechen werde."

Der Kandidat brachte ſeine Schulbücher zuſammen, und Diane nahm von ihm Abſchied.

Funfzehntes Capitel.

Ein Heirathsantrag und eine apathiſche Dame.

Die Nacht, deren einen Theil Diane auf der Landſtraße zubrachte, verwachte in dem großen Berlin noch Jemand ſchlummerlos auf ſeinem Lager. Er war gewiß nicht der Einzige, dem unter dieſen vielen Dächern die Zeit des Schlummers keinen Schlummer brachte, aber wohl der Einzige, von deſſen Nachtwachen unſre Heldin lediglich allein die Schuld trug. Es war

Friedrich. Der junge Gärtner war nach einem ernſten Nachdenken, in welchem er die Lage ſeiner Eltern, ſeine eigene Stellung und die Ausſichten für die Zukunft erwog, zu dem Reſultat gelangt, daß es allerdings keck ſei, jetzt ſchon an's Heirathen zu denken, daß er aber nicht anders könne, als ſo keck handeln, wenn er nicht ſein und Dianen's Glück auf immer verſcherzen wolle. Er ſtand auf, kleidete ſich an, in demſelben Anzug, der ihm von geſtern her ſo merkwürdig geworden, und wandelte nun höchſt aufgeregt im wohlbekannten Garten umher. Die Blumen ſchienen ſich um ihren Gönner und Pfleger wenig zu kümmern, ſie ſtanden in Nebel und Schlaf gehüllt, und ihre träumeriſchen, kleinen Häupter hingen am Stengel, von keinem Lüftchen geſchaukelt. Friedrichs Phantaſie ſchuf ſich einen Garten, viel größer, als dieſer, mit viel ſeltnern und ſchönern Blumen, und dieſer Garten war ſein, und er wandelte mit dem Mädchen ſeiner Wahl durch die ſchönen, reinlichen Gänge, und kniſternd verrieth der reine Silberſand jeden Tritt, den die

Glücklichen machten. Ach, da war es gut Gärtner ſein!

Er blieb ſtehen, und ſchaute nach dem Giebel des Gaſthauſes hinüber. Ob er wohl ſchon heute hingehen ſollte, und anſprechen? Es fröſtelte ihn, und gleich darauf glühte er, wie im Fieber. Er wollte noch bis morgen warten, und unterdeſſen Diane am Abend ſprechen. Aber der Abend kam, und Diane nicht. Das kleine Sträuschen wurde von Niemand abgeholt. Friedrich ſchlief dieſe Nacht wiederum nicht, und ging am andern Tag wieder in ſeinem ſchwarzen Anzug im Garten ſpatzieren, zur unbeſchreiblichen Verwunderung des kleinen Gärtnergehilfen, der mit ſeiner Gießkanne ihm überall folgte.

Drei Tage kämpfte der arme Friedrich mit ſeiner Liebe und ſeinem Mangel an Muth, am vierten Tage endlich, es war am Sonntage, beſiegte er alle ſeine Bedenklichkeiten, und ging feſten Schrittes in den Gaſthof hinüber. Frau Sempel war eben im Begriff, in die Kirche zu gehen, und hatte ihr Liederbuch mit dem Goldſchnitt ſchon unter dem Arm, und Herr Pädus lauſchte ſchon an der Thür ſeiner Trinkſtube, um, wenn die Wittwe vorbeiginge, ihr ſeinen Gutenmorgen zu wünſchen, als Friedrich angemeldet wurde.

Der ehrliche Schwabe merkte ſogleich, denn wer etwas ſucht, hat ein ſcharfes Auge, daß er ungelegen kam, dazu fügte ſich die fortwährende, und jetzt durch die Befangenheit geſteigerte Beſorgniß, ſeinen ſchwäbiſchen Dialekt nicht zu verrathen, er war alſo nicht im Stande, während er einige Minuten geſprochen hatte, ſich Frau Sempel verſtändlich zu machen, die ihm forſchend und mit einer peinvollen Ungeduld in's Auge ſah. Da die Gaſtwirthin wußte, daß Dianens unwillkommene Nachrichten durch dieſen ſehr ehrenwerthen Zwiſchenträger ihr zugekommen waren, ſo meinte ſie, die verworrene Rede des jungen Mannes erſtrebe einen Dank für ſeine Bemühungen, und ſie ſtattete ihm denſelben in beſter Form ab; aber das war es nicht, was Friedrich wollte. Eigennutz und Selbſtgefälligkeit waren nicht ſeine Fehler, er beſchiffte alſo nochmals den „Ocean der Rede“, und ſchaukelte ſich auf den höchſten Wogen, als der Geduldsfaden der

Frau Sempel riß, und ſie ausrief: „Aber was wollen Sie denn eigentlich, Herr Neuner?“

„Niſcht, als die Hand von Jungfer Katharine,“ platzte der Schwaben-Jüngling heraus, roth, wie mit Blut übergoſſen.

Frau Sempel war jetzt in dem Verſtändniß, und beſchloß, die Sache kurz abzumachen. Sie entdeckte dem Freiwerber, daß Katharina ihr Haus verlaſſen, und daß ſie nicht wiſſe, wo ſie ſich jetzt befinde. Damit nöthigte ſie mit guter Art den Gärtner aus der Thür, machte ihm eine Abſchiedsverbeugung, und ging ihrer Wege.

Der Freiwerber blieb mitten auf der Straße ſtehen, ſchaute ihr ſtarr nach, und drehte ſeinen Hut zwiſchen den Fingern, unfähig, das ſchnelle, erſchütternde Ende ſeiner Unternehmung zu begreifen.

Wir müſſen ihn einſtweilen ſtehen laſſen, und Diane aufſuchen, die unterdeſſen ihre neue Laufbahn angetreten hat. Von dem Halleſchen Thore begeben wir uns in die eleganten und faſhionablen Stadtviertel. Wir gehen die Straße hinauf, in deren Mitte vier Reihen ſtattlicher

Lindenbäume prangen, und die von dieſen ihren Namen „Unter den Linden“ hat. Die Palläſte Berlins bilden dieſe Straße, und das Brandenburger Thor mit der Victoria Preußens ſchließt ſie. Dieſe Victoria lenkt ihre Roſſe dem Standbilde Friedrichs des Großen entgegen, gleichſam als brächte ſie ihm Kunde von der ſteigenden Größe und dem Glanz des Reiches, dem er einen weltberühmten Namen verliehen. Den Proſpekt dieſer Straße bildet Berlins grandioſeſtes Gebäude, das königliche Schloß, in jenem impoſanten Styl gebaut, der Würde und Schönheit vereinigt, und nichts von dem kleinlichen und unpaſſenden Säulenſchmuck an ſich trägt, der die modernen Bauwerke verunziert, und dem berühmten Muſeum das Anſehen eines Käfigs giebt, durch deſſen Gitterſtangen die Vögel ſich hinausgedrängt und oben hingeſetzt haben, immer bereit wegzufliegen, indeß der Wärter durch die unten hingeſtellte Trinkſchaale ſie wieder zu lokken und einzufangen ſucht.

In eine dieſer bezeichneten Gegenden folgen wir Diane in ein pallaſtähnliches Haus, und lernen deſſen Eigenthümerin kennen. Der Candidat brachte ſeine Pflegebefohlene glücklich durch das Gedränge, und ſtieg mit ihr die Treppe hinauf. Diane drängte ſich feſt an ſeinen Arm, und wagte nicht, den finſterblickenden, in ſeinem goldenen Bandelier prangenden Portier anzuſehen, noch weniger, ihm auf ſeine barſche Frage, wer ſie ſei? und was ſie wolle? zu antworten. Der Candidat gab eine Karte ab, und dieſe öffnete ihm die Thüren.

In einem Saal, der mit dem größten Luxus ausgeſtattet war, lag in einem Lehnſtuhl eine Dame in ſchwarzen, langen Locken, mit einem bleichen, aber ſanften Antlitz. Sie winkte Diane näher, und grüßte ſie mit einem leiſen Kopfnikken. Weinhold wurde entlaſſen, und unſre Heldin blieb mit der myſteriöſen, ſchwarzgelockten Dame allein. Es herrſchte eine tiefe Stille. Diane ſah ſich ſchüchtern im Saale um, aber ihre Befangenheit war ſo groß, daß ihr ein Nebel vor die Augen trat, und ſie keinen Gegenſtand zu unterſcheiden vermochte. Als ſie von dem Verſuche, ſich mit ihrer Umgebung bekannt zu machen, abſtand, und ihre Blicke auf die Dame richtete, gewahrte ſie mit Schrecken, daß die dunklen Augen derſelben ſie mit einem forſchenden und durchdringenden Ausdruck anſahen.

„Alſo Sie haben noch nie einen Anfall von Geiſtesſchwäche gehabt?“ fragte ſie, und ihre Blicke blieben fortwährend auf Diane gerichtet. „Antworten Sie mir, mein Kind. Herr Weinbold verſichert mich, daß Sie vollkommen geſund ſeien; allein ich glaube etwas in Ihren Blicken zu bemerken, das mir ſagt, es ſei dem nicht ſo. Reden Sie offen, waren Sie nie unter ärztlicher Behandlung?“

Diane zitterte heftig. Es wurde ihr bei dieſen Fragen, deren Sinn ſie nur halb begriff, ſo unheimlich zu Muthe, daß ſie ſogleich hätte umkehren und entfliehen mögen. Dennoch blieb ſie, und antwortete mit einer verwirrten und ſtotternden Stimme: „Nein, gnädige Frau, gewiß noch nie.“

Die Dame blickte ſie mit einem mitleidigen Lächeln an, und gab ihr dann einen Wink, ſich zu entfernen. Wie gerne benutzte Diane denſelben. Im Zimmer der erſten Kammerfrau angekommen, wurde ſie von dieſer begrüßt und nach den nähern Umſtänden ihres Lebens gefragt; allein die Eingeſchüchterte antwortete nicht, ſie war froh, ein Stübchen angewieſen zu erhalten, wo ſie, allein und von Niemand belauſcht, ſich ausweinen konnte. Ach! zum erſten Male umfing ſie eine kalte, fremde Luft, eine Luft, die ſie nicht athmen konnte, ohne daß ſie das Herz beklemmt fühlte. Wie ſehnte ſie ſich zurück in ihr kleines Dachſtübchen, mit ſeinem freundlichen Sonnenſchein und ſeinen Blumentöpfen am Fenſter. Wie glücklich hatte ſie die bekannte Stimme Lenens gemacht, wenn ſie auch ſcheltend erklungen wäre, aber ſie hörte nichts, als das Wiſpern des Geſindes im Nebenzimmer, das über die Ankunft der neuen Genoſſin ſich verbreitete. Ihr Name wurde öfters genannt, und immer mit einem kleinen, ſcharfen Gelächter begleitet, das ihr von der Kammerfrau herzurühren ſchien, und das ihr ganz beſonders widrig klang.

Nach Verlauf einer peinlichen Stunde erſcholl eine helltönende Glocke, und hiermit wurde das dienende Perſonal zum Mittagstiſch gerufen. Die Kammerfrau kam, um Diane abzuholen. Ein ſtattlicher Hausmeiſter prangte am oberſten Platze der Tafel. Sein breites, rothes, von einem Barte eingeſchloſſenes Geſicht war in ſonderbare Falten gelegt, und drückte eine eingebildete, alberne Wichtigkeit aus. Alles, was er ſagte und that, war gemeſſen und voll lächerlichen Anſtandes; ihm zur Seite ſaß ein langer, ſchmächtiger, junger Menſch in einem ſchwarzen Anzug, der ſein Haar geſcheitelt, und auf den Rockkragen herabhängend trug. Er ſprach nichts, ſondern verzehrte mit großem Appetit die Portionen, die ihm der Hausmeiſter mit ſteifer Grandezza vorlegte. Noch zwei Bediente in Livreen folgten, und den unterſten Platz nahm ein Mohr ein, der zu beiden Seiten zwei kleine Groom's hatte, Kinder mit wahren Affengeſichtern, und in goldbetreßte Jacken geknöpft. Dieſe Gruppe war höchſt komiſch; das ſchwarze Geſicht mit ſeinen weit vorgequollenen, ſtarrenden Augen und dem ſchwulſtigen Munde, umgeben von den häßlichſten Exemplaren der weißen Raçe. Diane ſtarrte dieſes

Kleeblatt an, und wurde von ihm wieder angeſtarrt. Die Unterhaltung bildeten die Stadtneuigkeiten. Die Küchenmagd, welche aufwartete, betrachtete die Geſellſchaft mit einem höhnenden Lächeln, das zu einem ausgelaſſenen Spott überging, wenn ſie ſich dem Mohren und den beiden Groom's näherte. Bis jetzt hatte Diane nicht auf die Geſpräche geachtet, die geführt wurden, ſie hatte zu viel zu thun mit den fremden Phyſiognomieen; einige Seltſamkeiten jedoch, die ſich in die Converſation eindrängten, machten ſie auf dieſe aufmerkſam. Der Hausmeiſter fing an, immer ſonderbarere und unerklärlichere Geſichter zu ſchneiden, öfters mit den Kopf zu ſchütteln, und die Schultern zu bewegen, als fühlte er ſich im höchſten Grade unbehaglich und aufgeregt. Die Kammerfrau bemerkte es, und ſah ihn beſorgt von der Seite an, endlich ſagte ſie: „Was fehlt Ihnen, Herr Jobſt?“ Der Gefragte antwortete leiſe, indem er auf ſeinen Nachbar zeigte: „Ich kann mit dieſem Menſchen wahrhaftig nicht länger beiſammen ſein. Die gnädige Frau kann ſich einen andern Hausmeiſter ſuchen, wenn ſie meinen Vorſtellungen nicht nachgiebt. Hören Sie, wie er wieder vor ſich hin brummt, wie er wieder die langen, magern Finger bewegt, und glaubt, vor ſeinem Klavier zu ſitzen? Ich kann das nicht anſehen, ohne daß ſich mir die Seele im Magen umdreht. Es iſt doch gar zu arg, einen Verrückten in ſeiner nächſten Nähe zu haben!“

„Was iſt zu machen?“ flüſterte die Kammerfrau; „die gnädige Frau wird ihn nicht fortſchicken. Sie ſagt, Keiner leiſte ihr ſo gute Dienſte, wie er.“

„Aber er iſt verrückt!“ rief der Hausmeiſter. „Und wir Geſunde ſollen das leiden?“

Diane ſah mit Verwunderung, wie der blaſſe, junge Menſch, nachdem er ſeine Mahlzeit vollendet hatte, ſeinen Teller weg ſchob, und eine Bravour-Parthie auf dem Tiſchtuch abſpielte, indem er dazu ſeine langen Haare ſchüttelte und düſtre, feurige Blicke um ſich her warf. Die beiden Groom's und der Neger ſtarrten ihn an und grinſeten.

Der Hausmeiſter ſchenkte der Kammerfrau

ein Glas Wein ein, und ſeufzte dabei tief. „Waren Sie geſtern im Theater, Herr Jobſt?“ fragte ſeine Nachbarin. „Nein!“ tönte die verdrießliche Antwort. „Nach dem letzten Mordanfall, den man auf mein Leben gemacht, gehe ich an keinen öffentlichen Ort mehr hin. Es iſt unbegreiflich, daß ich noch lebe,“ ſetzte er, tief Athem holend, hinzu, „man thut Alles, um mich auf die Seite zu ſchaffen.“

Die Kammerfrau lächelte, und antwortete nicht. Der Klavierſpieler hielt inne, und ſah mit einem triumphirenden, boshaften Lächeln den Haushofmeiſter an. „Was ſoll das?“ fragte der Beleidigte zürnend. „J, wo denken Sie denn hin?“ erwiederte der Blaſſe. Wer wird denn auf Sie ſchießen. Ja, wenn Sie noch, wie ich, ein berühmter und beneideter Virtuos wären, dann könnte es ſein, daß man Sie ermordete, um den kleinen Talenten Spielraum zu verſchaffen. Aber ſo — es iſt ja lächerlich.“

„Jch weiß, was ich weiß,“ brummte der dicke Mann; „und mit Jhnen ſpreche ich nun einmal nicht. Dort die Zwei wiſſen, was ich meine, und haben mehr Achtung vor mir.“ Er blickte die beiden Livreebedienten an, und dieſe verneigten ſich ehrerbietig; der Mohr und die beiden Groom's grinſeten.

Diane war froh, als die Mittagstafel ein Ende hatte und eine Klingel ertönte, die dieſe erbitterten und auf einander erzürnten Tiſchgenoſſen zu ihren verſchiedenen Berufspflichten rief. Die Kammerfrau blieb allein noch. Zu ihr faßte die arme Verlaſſene Vertrauen, und dieſes Vertrauen wurde von der kleinen, freundlichen Frau erwiedert. Dennoch wagte Diane nicht, über den Zuſtand des Hausmeiſters und des erſten Kammerdieners nähere Erkundigungen einzuziehen, von einer unerklärlichen Bangigkeit abgehalten.

Gegen Abend erſchien Herr Weinhold, und ward mit der ausgelaſſenſten Freude von ſeinem Zöglinge begrüßt. Ihm theilte Diane Alles mit, was ſie Seltſames und Unbehagliches in dieſem Hauſe entdeckt. Der arme Candidat lächelte zu dieſen Berichten, und erklärte ſie für Einbildungen ihrer aufgeregten Sinne. Er gab ihr gute Lehren, wie ſie ſich zu verhalten habe, um den

Schutz einer ſo großmüthigen, reichen und wohlthätigen Dame nicht einzubüßen. „Vornehme Herren und Damen haben immer ihre Eigenheiten, die der Niedriggeſtellte hinnehmen muß mit Geduld und Ergebung," ſagte er. „Du wirſt Dich an die Art und Weiſe der Frau von Löwenhoff gewöhnen, liebes Kind, und dann auch mit den übrigen Hausleuten in gutem Vernehmen ſtehen. Sollteſt Du aber dennoch dieſes Haus verlaſſen wollen, ſo komme nur zu mir, ich will dann eine neue Stelle für Dich ſuchen."

Diane fragte, ob die Offiziere wieder im Gaſthofe geweſen, und Weinhold erwiederte hierauf, ſie hätten ſich allerdings eingeſtellt, ſeien jedoch bald wieder gegangen, da ſie das nicht gefunden, was ſie geſucht. Der Graf ſei jedoch noch nicht wieder da geweſen.

Als der Candidat fort war, vergoß Diane wieder ihre einſamen Thränen. Sie legte es ihrem Beſchützer als Theilnahmloſigkeit aus, daß er nicht erſchienen war, ſich nach ihr zu erkundigen; dann fürchtete ſie, daß Krankheit ihn abgehalten, und bei dieſem Gedanken erzitterte ſie heftig. Seinetwegen hatte ſie den ſichern Heerd der Heimath verlaſſen, und nun ſollte ſie quälenden Zweifeln hingegeben ſein. Allein Weinhold hatte verſprochen, ihr von ihm Nachricht zu bringen, und der arme Candidat war Einer von den Wenigen, die nie, und unter keiner Bedingung, ihr Wort brechen.

Dianens Geſchäft war, ihrer Gebieterin bei der Toilette hülfreiche Hand zu leiſten. Frau von Löwenhoff war fortwährend in einer höchſt abgeſpannten Stimmung. Es ſchien, daß nichts auf der Welt im Stande wäre, ſie zu reizen oder zu beſchäftigen. Sie war das Bild der troſtloſeſten Langeweile und Abgeſpanntheit. Ihr Auge war halb geſchloſſen, ihre Wangen zierte nie ein friſches und anmuthiges Lächeln, alle ihre Bewegungen waren die einer Sterbenden, matt, faſt willenlos. So ließ ſie ſich auch immer am Abend eines Tages, wo ſie Beſuche empfangen hatte, den Putz mit einer Miene abnehmen, als wollte ſie damit ſagen! O, könnte ich doch nur dieſen Leib, dieſes Gewebe von Nerven und Adern, mir auch ſo abnehmen laſſen, wo ich dann für immer

Ruhe hätte. Dieſe unglückliche Laune wirkte lähmend auf den friſchen Lebensmuth Dianens. Sie hatte gewünſcht, einen Blick der Liebe und des Vertrauens zu erhaſchen, und ſie erhielt keinen.

Eines Abends löſte ſie ein koſtbares Armband, in Form einer Schlange, vom Arm ihrer Gebieterin, und trug es mit andern Schmuckſachen in das Zimmer der Kammerfrau. Dieſe bemerkte kaum das Armband, als ſie darauf losſprang, es mit funkelnden Augen erfaßte, und ſich daſſelbe um den Arm legte. Zu gleicher Zeit wurden ihre Geberden wild und ſchreckenerregend. Sie ſprang im Zimmer hin und her, verzog das Geſicht in heftigem Schmerz, und zeigte, mit einem Ausdruck von Schauder und Entſetzen, auf ihren Arm. Diane ſtand, wie verſteinert, und ſah dieſem Schauſpiel zu, ohne zu wiſſen, was ſie davon denken ſollte. Die Kammerfrau war bis jetzt die Einzige geweſen, an deren ſtillem Weſen ſie noch nichts von jenen auffallenden Zeichen bemerkt hatte, die ein Theil der Dienerſchaft zeigte, und jetzt erſchien ſie ſeltſamer und unverſtändlicher, als alle Andern. Mit

Mühe nur konnte ſie ſich von der Erkrankten los machen, und Hülfe ſuchend, eilte ſie zu der Gebieterin, die ſie noch immer, in ihrem Stuhle liegend und in melancholiſche Gedanken verſenkt, fand. Auf ihre Klage und die Erzählung des Geſchehenen lächelte Frau von Löwenhoff, und ſagte dann langſam: „Warum haben Sie ihr das Armband gezeigt? Allemal, wenn ſie dieſes erblickt, bekommt ſie ihren Anfall.“

„Alſo wahnſinnig?“ rief Diane.

„Nicht doch!“ ſagte Frau von Löwenhoff. „Sie war es einſt; allein ſie iſt völlig hergeſtellt, und bis auf dieſen geringfügigen Umſtand, daß ſie das Armband nicht ſehen kann, ohne zu glauben, es ſei eine wirkliche Schlange, von der gebiſſen und getödtet zu werden, ihre unausweichbare Beſtimmung ſei, hat ſie ſo viel geſunde Vernunft, wie ich und Sie, mein Kind.“

„Aber, gnädige Frau,“ ſtotterte Diane, „der Hausmeiſter —“

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ fiel die Dame raſch und mit der Hand winkend ein, „auch er hat ſeinen Sparren, auch er war einſt unter ärztlicher Aufſicht. Eben dieſelbe Bewandtniß hat es mit meinem Kammerdiener. Allein dies kümmert mich wenig. Was Andere erſchreckt und unbehaglich berührt, hat für mich einen Reiz. Das Leben ennuyirt mich. Ich höre immer dieſelben Geſpräche, dieſelben vernünftigen Worte um mich her ertönen. Ich ſehe alle Welt ſo handeln, wie man es von aller Welt erwartet. Deſſen bin ich müde. Der Wahnſinn iſt etwas ſtets Neues, Friſches, noch nie Dageweſenes. Denn man kann nicht zwei Verrückte finden, die ſich vollkommen gleichen; da man doch Millionen Vernünftige findet, die zum Ekel einander ähnlich ſehen. Meine Dienerſchaft habe ich mir mit einiger Mühe zuſammengeleſen; es ſind ehrliche, gute Leute, die nur zu Zeiten und völlig gefahrlos daran erinnern, daß ſie früher eine Zelle im Irrenhauſe inne hatten. Ich liebe das. Wenn mich mein Kammerdiener in den Wagen hebt, ſo thut er dies mit jener Miene hochfahrenden Stolzes, der einen großen Künſtler begeiſtert, der ſich herablaſſen muß, die kleinen Dienſtleiſtungen des Lebens zu vollbringen. Oft höre ich ihn hinter mir, auf der Lederdecke des Wagens, eine ſchwierige Fuge trommeln, und dieſes kitzelt mich mit ſo anmuthiger Komik, wie es alle künſtlich zubereiteten Späße der beſten Komiker nicht vermögen. Oder erzählt mir mein Hausmeiſter, daß er die Krone niederlegen werde, weil er der ewig wiederholten Attentate auf ſein Leben überdrüſſig ſei, ſo tröſte ich ihn, indem ich ihn verſichere, daß man der Polizei geſchärfte Befehle ertheilt, und ihre Wachſamkeit ſich verdoppelt habe. Er iſt mir dafür ſehr dankbar und hält mir das Haus gut zuſammen. Ein anderer Diener ſeiner Art ſuchte Vergnügungen auf; er bleibt mir ſicher zu Hauſe, denn überall fürchtet er, ſeine Sicherheit und ſein Leben angegriffen zu ſehen."

Frau von Löwenhoff hielt inne, und ſah mit einem lächelnden, fragenden Blick zu Diane auf. Dieſe war ſo überraſcht von dieſer Mittheilung, daß ſie erröthend und verwirrt ihre Blicke ſenkte. Sie erhielt die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen.

Zum erſten Mal konnte ſie kein Auge ſchließen. Die Nacht dünkte ihr unendlich lang. Immer fürchtete ſie, die Kammerfrau, oder den Hausmeiſter, oder den muſikaliſchen Kammerdiener an ihre Thür pochen zu hören; allein Frau von Löwenhoff hatte Recht, dieſe Leute alle waren nichts weniger als gefährlich. Die kleinen Seltſamkeiten abgerechnet, betrugen ſie ſich fortwährend freundlich und wohlgeſinnt gegen einander. Bald hatte ſich Diane an ihr Weſen gewöhnt. Aber andere Gefahren ſtellten ſich ein.

Eines Abends wanderte ſie an der Seite der Kammerfrau die große Lindenallee auf und ab. Es war ein Sonntag, und eine bunte Spaziergängerſchaar drängte ſich auf und ab. Es fluthete und wogte. Hier und da tauchte der weiße Federbuſch eines Offiziers, der Sonnenſchirm einer Dame, oder ihr flatternder Schleier auf. Man ſah die fleißige, arbeitende Klaſſe im Sonntagsputze ſich den Vornehmen und Müßigen anſchließen. Der Hausmeiſter hatte ſich, wie gewöhnlich, nicht entſchließen können, ſich in das Gedränge zu miſchen, und der Kammerdiener ſchwankte bleich und unſchlüſſig umher. Der

Mohr hatte ſich eine runde, in feurige Farben gekleidete Köchin ausgeſucht, und durchbrach mit dieſem Gegenſtande ſeiner Neigung das dichteſte Gedränge. Diane erfreute ſich kindiſch an der lauten, bunten Menge, und ſchaute eben arglos umher, als ihre Blicke auf zwei häßliche, graue Augen trafen, die ſtarr auf ſie gerichtet waren. Zugleich hörte ſie die Worte: „Das iſt ſie! Das iſt ſie! Teufel! Wir wollen ſie nicht aus den Augen laſſen.“

Das arme Mädchen fühlte, wie alles Blut ſich zum Herzen drängte. Sie erkannte den Lieutenant Braun; den Langen, mit den häßlichen Augen und dem langen, röthlichen Bart kannte ſie nicht, allein ſeine Blicke, die zugleich boshaft und frech lüſtern waren, erſparten ihr allen Zweifel über ſein eigentliches Weſen und ſeinen Charakter. Dieſe beiden, für die Verfolgte ſo entſetzenvollen Geſtalten, machten, daß ſie mit aller Kraft ihnen zu entfliehen verſuchte, und die Kammerfrau gewaltſam mit ſich fortriß.

„Aber, was iſt Ihnen, Mamſellchen?“ fragte dieſe erſtaunt.

Diane vermochte nur, auf jene Beiden hinzuzeigen. Die Kammerfrau wandte ſich forſchend nach der bezeichneten Richtung hin, und ſagte beſänftigend: „Das ſind zwei vornehme Herren. Sie ſprechen mit unſerem Mohren. Ah! ſie ſcheinen ſich nach uns zu erkundigen. Der Mohr nickt grinſend.“

„Laſſen Sie uns gehen, liebe Frau.“

„Ja doch, nur nicht ſo ſchnell. Das wäre wider den Anſtand.“

Diane hörte hinter ſich lachen, und bald darauf keuchte der Mohr vorüber, der ſeine Schöne verlaſſen hatte, und Diane einen bedeutſamen Blick zuwarf. In dieſem Augenblick hatten die beiden Verfolger ihr Opfer eingeholt.

„Finden wir Dich endlich, Kleine!“ rief der Lieutenant. „Das ſollſt Du büßen, uns ſo lange in die Irre geſchickt zu haben. Warte nur!“ Er faßte ihren Arm.

Der Begleiter ſagte nichts, ſondern klemmte nur ein großes Glas in die Augenhöhle, und ſtarrte ſo das Mädchen an, indem er zugleich an ſeinem Stockknopf ſog.

„Geh, dies Stückchen hätte ich Dir nicht zugetraut!“ rief der Lieutenant.

„Ach, mein Herr, ich bitte, laſſen Sie mich!“ ſchluchzte Diane und drängte ſich gewaltſam durch. Ein entgegenfluthender Schwarm kam ihr zu Hülfe, und glücklich gelang es ihr, einen kleinen Vorſprung zu gewinnen. Flüchtig, wie ein Reh, enteilte ſie dem Baumgang, und erreichte das Trottoir an den Häuſern. Hier war ſie ſicher. Sie floh nun weiter, und erreichte endlich ihr Haus. Allein, wie verändert fand ſie jetzt dies ſichere Aſyl. Ihre ruhige, ſtille Stube enthielt keinen Talisman mehr, der ihre Angſt, ihren Schrecken beſchwichtigte. Ihr Zufluchtsort war ausgekundſchaftet, und nichts als abermalige Flucht konnte ſie jetzt retten. Sie überlegte, ob ſie ſich der Frau des Hauſes entdecken ſollte, allein ſie gab dieſen Vorſatz wieder auf, da ſie bedachte, wie wenig Frau von Löwenhoff ſich eigentlich um anderer Leute Schickſal kümmerte. Gegen Morgen des nächſten Tages kam der Mohr und ſtattete ſeine Botſchaft ab, indem er zugleich einen zierlichen, kleinen Brief überbrachte.

Diane wies ihn ſcheu zurück. Sie wußte nicht, was ſie ergreifen, was ſie thun ſollte; Flucht war ihr einziger Gedanke.

Nach einigem Beſinnen entſchied ſie ſich, auch den Candidaten nicht in ihr Vertrauen zu ziehen. Durch ihn mußte der Graf die erneuerten Verfolgungen erfahren, und die Gefahr, die ſie von ſeinem Haupte abwenden wollte, drohte ihm dann ſtärker, als jemals. Sie mußte alſo fliehen, und allein, ohne Hülfe, ohne Mitwiſſen der Ihrigen. Noch wartete ſie ein paar Tage in der quälendſten Ungewißheit. Der Candidat kam nicht, und jetzt war ſie entſchloſſen. Frau von Löwenhoff, die ſichtlich ihr Intereſſe an dieſer Dienerin verloren hatte, da ſie keine eigenthümliche „Grille“ an ihr bemerkte, ertheilte ihr willig ein Zeugniß. Diane hatte Vorſicht genug gelernt, ihre Flucht nicht wieder ſo unbeſonnen und ohne die nöthigen Papiere anzutreten.

Als ſie über den Hausflur ſchritt, ſtand der Hausmeiſter da, und machte ihr eine Abſchiedsverbeugung voll majeſtätiſcher Huld. Der bleiche Kammerdiener ſah ſie zerſtreut an, und winkte ihr ebenfalls herablaſſend. Der Mohr jedoch ſtreifte die beiden zudringlichen Knaben von ſich ab, und flüſterte ihr zu, daß er noch eine Beſtellung an ſie auszurichten habe. Diane floh eilig, und hörte erfreut das große Thor hinter ſich zufallen.

Mit flüchtigen Schritten eilte ſie fort. Es war noch früh am Morgen, aber ſchon fingen ſich die Plätze und Trottoirs zu beleben an. Diane zog ihren Schleier dicht vor's Geſicht, und eilte fürder. Die vielen ſich durchkreuzenden Wege, die fremden Geſichter ängſtigten ſie, aber nach und nach kehrte ihr Muth zurück. Wohin ſollte ſie ſich nun aber wenden? Sie blieb ſtehen und ſah wenige Sekunden zweifelhaft vor ſich hin. In dieſem Moment ſtreifte ein bekanntes Geſicht an ihr vorbei. Sie dachte nach, wo ſie den ältlichen Mann geſehen, und dieſer kehrte um, und ſtand jetzt vor ihr. Es war ein Briefträger, der öfters Briefe in das Haus ihrer früheren Gebieterin gebracht. Er grüßte ſie, und fragte recht freundlich, ob ſie vielleicht irre gegangen ſei? In dem Tone der Stimme, in dem Weſen des Mannes lag etwas, das unwiderſtehlich Vertrauen erweckte; Diane geſtand ihm, daß ſie für eine Freundin, ſie wollte ſich ſelbſt nicht nennen, einen Dienſt ſuche. — „So wollen Sie wohl zur Dame, die ein Mädchen anzunehmen wünſcht? Sie wohnt hier gleich an der Ecke!“ rief der Briefträger. „Wahrſcheinlich ſuchen Sie doch dieſe?“ — Diane nickte bejahend. — „Nun, die Treppe rechts; ziehen Sie nur ſtark an der Klingel, denn ein Portier iſt nicht im Hauſe, und die alte Magd im Hofe iſt taub.“

Er eilte wieder fort, und Dianen's Hand ruhete an der bezeichneten Klingel. Sie ſah ſich die Straße nochmals an; es war keine von den breiten, mit ſchönen Häuſern gezierten. Die Gegend war nicht ſo belebt, kein Bilderladen, keine prachtvolle Waarenausſtellungen zogen müßige Spatziergänger hierher; nur Beſchäftigte, Betriebſame gingen über dieſen ſtillen Platz, durch dieſe ſtille Straße. Die Wohnungen waren hier billig, und die Leute pflegten hier zu Fuß zu wandern, nur ſelten geſchah es, daß ein zierli cher Herr, oder eine von Straßenſchmutz beſpritzte, in's Gedränge gekommene Dame einem Lohnkutſcher winkte, um ſich von dieſem gefahrlos in die beſſeren Stadtviertel bringen zu laſſen. Aber dieſe Abgelegenheit war Diane gerade gelegen; ſie glaubte hier um deſto ſicherer verſteckt zu ſein, und herzhaft zog ihre Hand an der Klingel.

Sechzehntes Capitel.

Eine Schriftſtellerin.

Auf einer kleinen Porzellantafel ſtand in ſehr zierlichen Schnörkeln der Name: „Fräulein Annette Zobel“ angeſchrieben. Hierher hatte die Magd Dianen gewieſen. Die Thür wurde geöffnet, und zwar von der Beſitzerin dieſer anſpruchloſen Räume ſelbſt. Eine kleine, ſehr magere Dame, mit einem paar großen, freundlichen Augen, ſtand vor unſrer Heldin, und fragte mit einer ſehr weichen, zarten Stimme, was ſie begehre.

Diane meldete ihr Anliegen, und während ſie ſprach, neigte das Fräulein leiſe und billigend das Haupt. „Mein Kind,“ ſagte ſie endlich, „Ihr Aeußeres verſpricht ſehr viel. Ich denke, ich kann Sie geradezu eintreten heißen. Sein Sie willkommen, liebe Kleine.“

Dieſe Stimme, die ſanfteſte, die wohl je aus einer Menſchenbruſt tönte, dünkte die arme Vertriebene ein Ruf vom Himmel zu ſein. Die Freude verſchönte und belebte ihr zartes Geſicht, als ſie in ein niedriges, aber ſehr zierliches Zimmer trat, und von ihrer künftigen Gebieterin darin nochmals, und zwar förmlich, begrüßt wurde. Alles athmete hier auch Ruhe, aber wie verſchieden war dieſe Ruhe von der vornehmen Kälte und Erſtarrung in dem Pallaſt, den ſie eben verlaſſen. Hier waltete die Stimme eines liebenden Herzens, eines beſchränkten, aber des ewigen Friedens nicht baaren Lebens. Während Diane noch die Blumen und Vögel betrachtete, die an den Fenſtern aufgeſtellt waren, und durch welche die Sonnenſtrahlen ſpielten, und den braunen, ſorgfältig gebohnten Fußboden glänzend erhellten, blickte das ältliche Fräulein ſie fortwährend innig forſchend an. „Gefällt Ihnen mein Haus, mein Kind?“ fragte ſie endlich, und als Diane ſich zu ihr wandte, drückte ſie die Hand des jungen Mädchens zärtlich mit ihren kleinen, magern Händen. „Ich wußte es wohl,“ ſetzte ſie, vor ſich hinſprechend, hinzu, „heute, da es mir gelang, den ſchönen Gedanken in ſeiner ganzen poetiſchen Fülle wiederzugeben, konnte mir nichts Widriges zuſtoßen, ſondern nur freundliche Sterne mir leuchten!“ Sie führte die Neuangekommene noch durch ein paar kleinere Zimmer, die eben ſo freundlich und in beſcheidenem Putz glänzten, dann nahm ſie Dianens Zeugniß, und entfernte ſich damit in ihr Kabinet. Dort blieb ſie ſehr lange, und unſere junge Heldin füchtete ſchon, daß ſie von ihrer neuen Wohlthäterin gänzlich vergeſſen ſei, denn die Mittagſtunde kam heran, und die Thür öffnete ſich nicht. Diane nahm aus ihrem Körbchen eine Arbeit zur Hand, ſetzte ſich an eins der Fenſter, und nähte fleißig, während die größte Stille um ſie herrſchte. Die Wanduhr im Nebenzimmer wiederholte ihren knarrenden Sekundenſchlag in ununterbrochener Ruhe, der zwitſchernde Geſang der Kanarienvögel aus dem dritten Zimmer, und dazwiſchen der Ruf eines kleinen, grauen Waldvogels, den Diane nicht kannte, waren die einzigen Töne von lebenden Weſen, aber ſie waren auch ſo eigenthümlicher Art, daß ſie nur in dieſe Umgebung zu paſſen ſchienen.

Um ein Uhr wurde an der Klingel gezogen, und der Aufwärter des nahen Gaſthofes brachte das Mittagsmahl, das aus wenigen Schüſſeln beſtand, und auf den runden Tiſch vor dem Sopha aufgeſtellt wurde. Der Ueberbringer dieſer duftenden Schätze ſah Diane mit der Aufmerkſamkeit an, wie man eine neue Erſcheinung anblickt. Er näherte ſich ihr und fragte: „Entſchuldigen Sie, Sie ſind wohl das neue Kammermädchen?“ Als Diane dies bejaht hatte, ſetzte er hinzu: „Dann werden Sie das Fräulein jetzt wecken müſſen.“ — „Sie ſchläft alſo?“ fragte Diane verwundert. — „Das eben nicht,“ antwortete der Diener, „aber ſie ſchriftſtellert jetzt, und da iſt ſie wie im Traume. Ich muß immer, ſobald das Mittagbrod auf dem Tiſche ſteht, drei Mal, und zwar recht ſtark an die Thür des Kabinets pochen, um ihr anzuzeigen, daß es Zeit iſt, die Feder niederzulegen. Jetzt, da Sie hier ſind, Jungfer, können Sie es thun. Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Diane folgte nicht ohne eine kleine Bangigkeit ſeiner Vorſchrift. Als ſie angepocht ließ ſich ein leiſer Ton innen vernehmen, und bald darauf trat die Dichterin hervor. Aber welche Veränderung zeigte ihr Weſen! Nichts von Güte, Freundlichkeit oder Theilnahme lag in ihren Mienen, ſie ging an Diane vorüber, ohne ſie im mindeſten zu beachten, und als ſie am Tiſche ſaß, war ihr Auge ſtarr auf einen Punkt gerichtet, und ihre Hände beſchrieben ſeltſame Kreiſe und Figuren in der Luft. Diane hätte ſie gern angeredet, und nach dem Urtheil, das ſie über das Zeugniß fällte, gefragt; allein ſie wagte es nicht, und das Mittagsmahl ging peinvoll für die Schweigenden vorüber. Die Speiſen wurden kaum berührt, denn das unheimliche Betragen hatte Diane den Appetit vertrieben. Als ſie einen Deſertteller ergriff, und ihrer Gebieterin einen Apfel anbot, trafen ſie die rollenden Augen der Dame, und eine nicht minder furchtbare Stimme rief: „Wiſſen Sie auch, daß ich für dieſen Verrath Sie bitter beſtrafen werde? Kein Wort! Ich will nichts hören! Keine Entſchuldigung, Sie ſind eine Elende!“ — Diane ließ den Teller fallen, und brach in Thränen aus. Sie wollte ſich entfernen, als ſie etwas raſch hinter ſich her huſchen hörte, und in dieſem Augenblick beide Arme der Dichterin ſie umfaßten. „Um Gotteswillen, liebe, beſte Kleine, hab' ich Ihnen weh gethan?“ rief dieſelbe ſanfte Stimme von heute Morgen, und ſich umſchauend blickte die Erſchreckte auch in dieſelben ſanften Augen, welche diesmal einen bekümmerten, aufgeregten Ausdruck hatten. „Meine vielfältigen Träumereien! Wie oft haben ſie mich ſchon Thorheiten begehen laſſen! Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir, ich will Ihnen Alles erklären.“

Sie führte Diane zum Sopha, und nöthigte unter Liebkoſungen ihr die beſten Leckerbiſſen auf; dann ſagte ſie lachelnd: „Sie müſſen wiſſen, daß ich eine Art Mondwandlerin bin, nur daß mein Mond auch am Tage ſcheint. Wandelt nämlich durch die Nacht meiner ärmlichen Exiſtenz irgend eine große, ſchöne, leuchtende Idee, irgend eine liebliche, zauberiſche Phantaſie, ſo muß ich aufſtehen, Alles um mich her liegen laſſen, und wandle dann auf den ſpitzigen Dächern, auf den Kuppeln und Thürmen einer geträumten Welt. So war ich auch heute mitten in meinem Romane, und hatte Sie, meine kleine Freundin, und die ganze Welt um mich her vergeſſen. Als Sie mir nun den Apfel reichten, ſprach ich jene bittern Worte aus, die ich eine hartbedrängte Fürſtin zu ihrer treuloſen Freundin ſagen laſſe. War es ein Wunder, wenn ich Sie bis auf den Tod erſchreckte? Geben Sie mir Ihre Hand, ich bin jetzt wieder eine gutmüthige, alte Frau, die nichts weniger, als ihre Untergebenen kränken oder beleidigen will.“

Diane war vollkommen verſöhnt, und der übrige Theil des Tages verging äußerſt friedlich. Die Dichterin nahm ſich am folgenden Tage mehr in Acht; aber einige Tage ſpäter machten

Diane die wunderlichen Auftritte wiederum viel zu ſchaffen. Da der Roman immer düſterere Färbung annahm, ſo wurde ſeine Schöpferin auch immer ſchroffer und abweiſender, zuletzt wüthete ſie vollkommen, und kam, wenn ihre junge Dienerin ſchüchtern angeklopft hatte, wie eine raſende Medea aus ihrem Kabinet hervorgeſchoſſen. Diana dankte dem Himmel, als endlich der Roman zu Ende war, und ihre Gebieterin, als ſie die letzten Bogen geſchrieben hatte, wieder ſo mild und freundlich wurde, daß ſich ihr das ganze Herz des jungen Mädchens öffnete. „Ich habe jetzt,“ ſagte Fräulein Annette Zobel, „für einige Zeit Ruhe, da ich nicht ſo bald wieder an eine neue Produktion gehen werde, und da wollen wir recht vertraulich zuſammen ſprechen und koſen.“

Und ſo war es auch. Die alte Sängerin theilte freimüthig ihrem Lieblinge, alles nur irgend Merkwürdige aus ihrem Leben mit. Dann forderte ſie Diane zu gleichen Bekenntniſſen auf. Unſre Heldin machte kein Geheimniß aus ihren frühern Schickſalen, und die Phantaſie der Dichterin wurde ungewöhnlich geſpannt, als ſie die einfache Erzählung ihres Schützlings anhörte. „In der That, mein Kind,“ ſagte ſie, „das iſt ſehr ſonderbar! Du kennſt Deine Eltern nicht, Du wirſt von der Straße aufgehoben, ein junger Offizier wird Dein Pflegevater, eine Gaſtwirthin nimmt Dich auf, und erzieht Dich zu ihrem eigenen Gewerbe; junge, lockere Zeiſige ſtellen Dir nach, zwingen Dich zur Flucht, und endlich gelangſt Du hierher — dies Alles iſt nichts weniger als der gewohnte Lauf der Dinge. Es iſt mir lieb, daß Du aufrichtig gegen mich geweſen, und ich bin, wenn ich in Dein Auge ſchaue, feſt überzeugt, daß Du mir die Wahrheit geſagt. Ei, ei, laß ſehen, wie und was ſich in dieſer Sache wird machen laſſen. Ich will einmal Dein Leben wie einen Roman betrachten, den ich bis hierher geſchrieben, und zu dem ich nun einen genügenden Schluß finden muß.“

Diane wußte nun, da ihre Beſchützerin dieſe Angelegenheit ſo nahm, daß nichts von ihr zu hoffen ſei, und in der That verfiel die Dichterin auch ſofort in Träumereien, in welchen ſie ihre junge Pflegebefohlene in allerlei mögliche und unmögliche Situationen brachte, und zuletzt gar nicht mehr daran dachte, daß ſie es mit einem wirklichen Weſen zu thun hatte.

Dianens Herz wurde ſchwer. Sie ſah in dieſer Einſamkeit Niemand, der ſie an das erinnert hätte, was ſie verlaſſen; ſie hörte auch nicht die entfernteſte Kunde von ihren Lieben. Freiwillig war ſie in die Verbannung gegangen, aber ſie hatte nicht geglaubt, daß dieſe ſo bitter ſei. Oft ſtand ſie ſtundenlang am Eckfenſter, wo zwei Straßen ſich kreuzten, immer hoffend, in einem der Vorübergehenden einen Bekannten zu finden, allein vergebens. Die Stadt iſt ſo groß, und die Theile derſelben, wo ſie früher gelebt, und wo ſie jetzt ſich befand, lagen ſo weit ab, daß die Bewohner dieſes einſamen Viertels ſchwerlich in großen Verkehr mit den beſuchtern Gegenden kamen. Was mußte die gute Mutter Sempel von dieſem unbegreiflichen Verſchwinden denken? wie großen Kummer wird der arme Candidat leiden, der ihr das heilige Verſprechen abgenommen hatte, nie etwas ohne ſein Wiſſen zu unternehmen. Aber alle dieſe Vorwürfe ſchlug das Bewußtſein nieder: Er iſt ſicher! Ihn ſtürze ich nicht mehr in Gefahr! Das iſt ja Alles, was ich wollte! — Das arme Kind vergoß Thränen, indem ſie ſich dieſen Troſt zuſprach. Die Spaziergänge, die ſie in Begleitung ihrer Gebieterin machte, erſtreckten ſich nie weiter, als bis vor das nahgelegene Thor und in einen kleinen Baumgang, der ſehr ſtill und abgelegen war. Hier kannte ſie jeden Baum, denn unzählige Male war ſie hier auf und abgewandelt, bald ihren eigenen Gedanken lauſchend, bald der Dichterin zuhörend, die ihr von Welt und Menſchenleben auf die beſchränkte Weiſe ſprach, wie ſie beides anſah; denn ſie hatte wenige und faſt gleichgültige Erfahrungen gemacht. Aber je mehr ihr das wirkliche Leben fremd war, deſto mehr ſchwärmte ihre Phantaſie, und eine von rothem Duft angehauchte Abendwolke konnte die zarte Seele der kleinen Dichterin in, der Himmel weiß, was für ferne Welten, tragen. „Ich habe nie geliebt,“ ſagte ſie eines Abends zu ihrer ſtillen Begleiterin, „ich weiß durchaus nicht, was ein zärtliches Verhältniß zu einem Manne zu ſagen hat, und dennoch, welch eine Fülle von Liebe bewegt mein Herz! Dieſe Liebe iſt aber gewiſſermaßen vertheilt und zerſplittert. Die Welt und ihre geheimnißvolle Bedeutung regt ewig neu ein von Liebe durchdrungenes Nachdenken bei mir an. Ich ſinne und ſtaune, und kann meines ſchwärmenden Entzückens kein Ende finden. Wenn ich Leute ſprechen höre, die ſich ſatt und voll Unbehagen von der Welt abwenden, ſo kann ich nicht begreifen, was ſie denken und empfinden. Für mich bringt jeder Morgen etwas Neues, noch nie Dageweſenes; ich fühle mit jeder Stunde, daß Pflanze, Thier und Menſch in ein anderes Verhältniß zu mir treten, und neue, unerhörte Anſprüche auf meine Theilnahme machen. Kaum glaube ich hier abgeſchloſſen zu haben, ſo knüpft ſich dort wieder etwas Neues an, und ich werde von einem Intereſſe in's andere hineingehetzt. Sieh einmal jenen Stern dort oben, Diane, meinſt Du nicht, daß er gegründete Anſprüche auf mich macht? Er funkelt heute nicht ſo, wie geſtern; entweder er oder ich müſſen uns in dieſen vierundzwanzig Stunden, die wir uns nicht geſehen, verändert haben. Und das iſt nur die kurze Spanne eines Tages, wie wird ſich erſt unſer Verhältniß geſtalten, wenn hundert Jahre von heute an dahingegangen ſein werden? Es bleibt nichts ſtehen, und darum müſſen wir immer gefaßt ſein, daß irgend eine fremde Exiſtenz in die unſrige hineinwächſt, die ſich ſchon lange angemeldet hat, die wir aber nicht beachtet haben, weil wir zu ſorglos fortleben und immer denken, ein Tag ſei ſo wie der andre."

Wer die Dichterin ſo ſprechen hörte, begriff, daß ſie ein ganzes Leben ſo einſam hinleben konnte und nie nach Veränderung ſich ſehnte. Anders aber war es mit dem jungen und ſtürmiſchen Herzen ihrer Vertrauten. Es war ganz der Wirklichkeit zugewendet. Wenn ein heftiger Schritt hinter ihr ertönte, wenn ein Sporn erklang, oder eine Degenſcheide klapperte, ſo ſtockte das Blut in ihrem Herzen, und alle idealen Welten der Dichterin zerfielen vor ihr in Staub. Und wie konnte es anders ſein? Das Leben gehört dem Leben an, der Traum dem Traume.

Drei Monate hatte Diane in dieſer Stille und Einſamkeit hingebracht, und es war tief im Winter, als ihre Gebieterin ſie eines Tages überraſchte, indem ſie ihr den Vorſchlag machte, einen der Vergnügungsorte der Stadt zu beſuchen. „Ich komme in meinem neueſten Werke, bemerkte die Dichterin, an die Beſchreibung eines Balles und in der Vorrathskammer meiner Phantaſie ſind ſo wenig Ballanzüge und in mein Ohr klingt keine jener frivolen Melodieen, die dazu nöthig ſind, mich in jene Situation, die ich ſchildern ſoll, zu verſetzen, daß ich nothgedrungen die Wirklichkeit aufſuchen muß. Laß uns alſo, liebes Kind, diesmal zuſammen Studien machen, Dir wird ein Tänzchen wohlthun und mir wird wohlthun, Dich tanzen zu ſehen. Ich denke, wir gehn heute Abend ins „Coloſſeum.“

Diane erſchrak über dieſen Vorſchlag. Tauſend Befürchtungen drängten ſich mit einem Mal in ihre Seele, ſie hatte noch nie einen Ball in jenem bezeichneten Orte mitgemacht, Frau Sempel hatte ihre Gründe, dieſes ſtets zu verhindern, denn ſie wußte, daß es dort manchesmal etwas zu lebhaft herging, und daß es der Sammelplatz vieler junger Herren war, die ihre Netze auswerfen; die Dichterin jedoch ahndete von dem allen nichts. Sie bekämpfte die Weigerungen ihrer Pflegebefohlenen ſiegreich, und um acht Uhr hielt ein Miethwagen vor der Thür, in den Diane zitternd einſtieg, und an der Seite ihrer geſchmückten Gebieterin Platz nahm. Fräulein Annette Zobel hatte ein kleines blaues Hütchen, etwas verblichen und etwas zerdrückt, aufgeſetzt, ein ſeidenes Kleid und einen Shawl mit bunter Borte, dazu Handſchuh von der Farbe der Eidotter, Diane prangte in einem ſchneeweißen Kleide, über das ein florartiger duftiger Ueberzug geworfen war, ein Geſchenk von der Frau von Löwenhoff, eben ſo die weiße Camelie, die in ihrem dunkeln Haar ſich halb verſteckte. Ein kleines Bouquet hatte der Portier des Nachbarhauſes ihr beſorgt, und enthielt einige grüne Sprößlinge aus einem Treibhauſe und eine kümmerliche kleine Roſenknospe; dennoch eine große Seltenheit in dieſer Jahreszeit.

Hochklopfenden Herzens ſtieg unſre Schöne aus und gelangte durch eine Straße müßiger

Gaffer in das erleuchtete Haus. Man bezahlte an der Kaſſe die üblichen zehn Silbergroſchen und nun öffnete ſich das erſehnte Paradies. Diane erſtaunte über die Höhe und die Pracht des großen Tanzſaals, und die Töne der Geiger, die eben erſt ſtimmten, erſchütterten ihre Nerven und machten ſie bald erbleichen, bald erröthen. Es erſchien ihr alles in ſeltſamer Pracht und Erhabenheit. Die ehrlichen Handwerkertöchter, die Schaar der Nätherinnen und vornehmere Klaſſe von Dienſtmägden, die in ihrem Putze ſteif an den Wänden herum ſaßen, erſchienen ihr wie Prinzeſſinnen, manche ſogar wie überirrdiſche Feen, ſie bemerkte nicht, daß ſie ſelbſt als eine ſolche erſchien unter der Menge der plumpen, geſchmacklos geputzten Geſtalten. Sie bemerkte nicht, daß ein Schwarm junger Herren, mit den Lorgnetten vor den Augen, ihr folgte, und das ein Geflüſter hinter ihr erklang, das immer lauter und kühner wurde. Jetzt tanzte man die Polonaiſer, eine friedliche Gattung von Tänzen, bei denen man paarweiſe den Saal durchwandelt, allein ſie ſind geſchaffen, um ſchüchterne junge Gemüther mit einander bekannt zu machen, ehe der Strudel des Walzers oder die Entzückungen des bachantiſchen Galopps ſie zuſammen würfeln. Bald ſchwebte auch unſre Heldin an der Hand eines jungen Ritters der Nadel, der einen wunderbar gekräuſelten Kinnbart vorwies, die Reihe dahin. Die zweite Polonaiſe wurde einem Chevalier der Pfefferdüten, und die dritte einem blonden Jüngling des Kattunladens zugeſagt. Die Dichterin ſtand an der Balluſtrade einer Loge und ſah mit großer Befriedigung die hübſche Figur, die „ihre Kleine“ machte. Die rollenden majeſtätiſchen Klänge der Polonaiſe verſtummten und ein capriciöſer hüpfender Takt ward von dem hohen Balkone, wo das ernſte Perſonal der Muſikgötter Platz genommen, angeſchlagen. Sogleich ward mehr Leben im Saal. Die in Fracks und Ueberröcken maskirten Lieutenants miſchten ſich jetzt unter die „Söhne des Erwerbes“ und fiſchten mit graziöſer Unverſchämtheit dieſen die leichtfüßigſten und lebhafteſten Schönen hinweg. Die ſchlanke biegſame Taille eines Kornets verläugnet ſich auch unterm Ueberrock nicht, die nachläſſig umgeworfene Cravatte zeigt an, daß man nicht nöthig achtet, ſich zu putzen, und der zerriſſene Handſchuh, der eine feine Hand und einen koſtbaren Ring ſehen läßt, übt ſtärkere Anziehungskraft, als die ängſtliche Toilette eines armen verſchämten und verlegenen Burſchen. Die jungen Lieutenants walzen mit ihren flatternden im Sturm eroberten Nimphen, keck voraus, und hinten nach zieht ſich der lange Schwarm der andern Tänzer. Hier giebt es Paare, die eine geheime Neigung zuſammenführt. Die junge Nätherin mit zerſtochenen Fingern und dem verblühten Lächeln auf den durch Arbeit gebleichten Wangen, ruht hier glücklich in den Armen des Jünglings ihrer verſchämten Wahl, des hübſchen Kellners, der ihr im verſchwiegenen Nebenzimmer Punſch und Küſſe ſervirt, und ihr von ſeinen Hoffnungen und ſeinen Trinkgeldern vorlispelt. Ach, auch er iſt nicht ſicher; einer jener räuberiſchen Kornets dringt in das Zimmer, fächelt ſich mit einem parfümirten Schnupftuche Luft zu und — engagirt die Geliebte des armen

Jungen, der nicht zu widerſprechen wagt und einſam bei den Reſten des Punſches zurückbleibt.

Welche Wonne hob Dianen's Buſen, als ſie zum erſtenmale in ihrem Leben von einem geübten Tänzer geführt, in einem raſchen Walzer dahinflog. Wie Götter durch eine Wolkenſpalte auf die Erde blicken, ſo ſah ſie zwiſchendurch auf die Loge und das rothe aufgeregte Geſicht der Dichterin, die darin Platz genommen. Als ihr Tänzer ſie zurück auf ihren Platz führte, fragte er, indem er ihre Hand drückte, ob der Tanz ihr Vergnügen mache. „Das größte von der Welt,“ antwortete Diane und erwiderte in ihrer kindiſchen Freude den Druck der Hand herzlich. Der Herr lächelte, ſah ſie ſpottend an und entfernte ſich. Sie ſaß jetzt unter eine Menge Tänzerinnen, die ſo, wie ſie, erſchöpft ausruhten; ihre Nachbarin, die lange ſtillſchweigend die Camelie betrachtet hatte, fragte ſie jetzt mit einer Miene von Theilnahme nach ihren Namen. Diane nannte ihn, und zeigte zugleich auf ihre Begleiterin.

„Wieviel haben Sie für die Madame bezahlt?“ fragte ſogleich die Nachbarin, und als

Diane auf ihre Frage nichts zu erwidern wußte und ſtaunend die Fragende anblickte, ſagte dieſe ungeduldig: „Nun ich meine, was zahlen Sie Miethe für ihre Mutter, die da oben ſitzt?“

„Für meine Mutter? Miethe?“

„Oder Tante, gleichviel unter welchen Namen die Alte mit Ihnen geht. Aber ſie wird theuer ſein, da ſie ein ſeidenes Kleid trägt und einen Hut auf dem Kopfe. Ich bezahle für meine Mutter nur zehn Silbergroſchen, aber dafür iſt's auch eine billige Mutter, die nur ein Kattunkleid trägt. Ich hätte eine haben können mit Handſchuhen und einer Tocque, aber man forderte zuviel, und mein Galan wollte das nicht zahlen, da er ohnedies Butterſchnitte und Thee außer dem Abendeſſen für mich herſchaffen will.“

„Aber meine Liebe!“ rief Diane und faßte die große ſchwitzende Hand ihrer Nachbarin, „ich begreife von dem allen nichts. Was wollen Sie mit Ihrer gemietheten Mutter ſagen?“

„Nun,“ entgegnete die Gefragte und warf den Kopf in den Nacken, „ſind Sie denn ſo neu auf dieſen Bällen? Ein armes Mädchen, das keine Begleiterin hat, muß ſich eine miethen, denn allein in den Saal zu treten, ſchickt ſich nicht. Da giebts nun alte Haushälterinnen, die zuſammen eine zerlumpte Garderobe halten und ſich als Mütter und Tanten zu dieſen Gelegenheiten vermiethen. Wer recht groß thun will, miethet ſich auch einen Vater, und ich kenne Mädchen aus meiner Nachbarſchaft, die die Koſten nicht ſcheueten und zu ihrer Mutter mit einem ſeidenen Kleide noch einen Vater mit einem Regenſchirm mietheten. Allerdings ſehr theuer, aber auch ſehr vornehm. Man kann einem ſolchen Mädchen dann nichts Unehrerbietiges nachſagen. Ich bin zu arm, mein Wochenlohn wirfts nicht ab, und ich muß den ganzen Winter mit der kattunenen Mutter vorlieb nehmen. Dort ſitzt ſie und ſchläft, ich will nur ſagen, daß man ihr ein Glas Rum hinauf bringt."

Diane fand in dieſer ganzen Auseinanderſetzung viel Auffallendes, doch getraute ſie ſich nicht eine ſo welterfahrene Dame, die mit ſo viel Sicherheit ſprach, ihre tadelnden Bemerkungen über das Miethen ſo naher Verwandten mitzutheilen, ſie ſchwieg alſo und bald darauf that die Nachbarin noch eine Frage: „Entſchuldigen Sie, mit wem haben Sie getanzt?“

„Ich kannte ihn nicht.“

„Er war nicht übel, allein ich kenne beſſere, fuhr die Nachbarin fort. „Was mich betrifft, ſo tanze ich gerne mit Unteroffizieren, ſie haben eine ſtattliche Haltung und man ſieht vornehm aus. Ich zahle einem recht großen ſchönen Unteroffizier zwei Silbergroſchen. Das iſt allerdings viel Geld, allein man will doch immer eine reputirliche Figur bilden. Ich tanze ſehr ſchön, und mache ſehr ausgewählte Pas, wie Sie bemerkt haben werden.“

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, denn die Muſik forderte zu einem Contretanze auf. Eine Françaiſe zu tanzen iſt nicht Jedermanns Sache; es iſt ein verzweifelt künſtlicher und ſchwieriger Tanz. Die meiſten jungen Pagen der Nadel und der Pechleiſte erkannten das Unzulängliche ihrer Tanzkunſt und traten ab, um den kühnen Rittern der Elle den Kampfplatz zu überlaſſen. Diane hatte einem ſolchen ihre Hand gereicht, und die künſtlichen Verſchlingungen nahmen ihren Anfang. Bei ihrem erſten Erſcheinen hatte der Taumel der Tanzluſt unſre junge Heldin ſo umſchwirrt, daß ihre Befürchtungen, einen ihrer Verfolger oder Bekannten auf dem Balle zu finden, ganz verſtummt waren, jetzt, da ſie ruhiger geworden und als ſie ihre Gegenüberſtehenden muſterte und manches dunkle Auge mit forſchender Neugier auf ſich gerichtet ſah, befiel ſie eine beklemmende Angſt, und ſie wäre, wenn dies angegangen wäre, ſehr gern aus den Reihen getreten, um den Saal ſchleunigſt zu verlaſſen. Die künſtlichen Sprünge ihres Tänzers, der bald in einem lebensgefährlichen Schwunge in die Höhe flatterte, bald an der Erde wegglitſchend nur mit Mühe das Gleichgewicht bewahrte, vermochten nicht ihre Gedanken von der heimlich erwachten Furcht zu entfernen. Sie wagte nicht ihre Blicke zu erheben, und ſchwebte mit geſenkten Augen und hochrothen Wangen dahin, wie eine junge Fee, die gegen das Verbot des Feenkönigs, ſich unter die rohen Haufen der Sterblichen gemiſcht hat, und jetzt zitternd ihr Unrecht einſieht. Nur wenige Minuten vergingen und ihre Befürchtungen machten ſich wahr. Sie fühlte ihre Hand ſtürmiſch ergriffen und gedrückt, und als ſie aufſchaute, blickte ſie in Friedrichs treue, und vor Freude blitzende Augen.

„Iſchts möglich! Mamſell Sempel! Schi hier?“ rief der junge Schwabe, aber er mußte die Hand los laſſen, der Tanz gebot es, aber von ſeinem Platze aus hielt er über die Wiedergefundene ängſtlich Wache. So erſchreckt Diane war, ſo konnte ſie doch nicht umhin zu bemerken, wie hübſch der junge Gärtner heute war. Sein Anzug war der eines nachläſſigen jungen Dandy des Handwerkſtandes, ſo tanzte er auch, oder er ging vielmehr nur, denn ſeitdem ſein Auge das geliebte Mädchen getroffen, war es ihm unmöglich, noch auf irgend etwas Anderes, außer ſie zu achten. Diane faßte ſchnell ihren Entſchluß. Sie entfloh aus den Reihen der Tanzenden, ſuchte ihre Beſchützerin auf und bat dieſe dringend, mit ihr ſogleich den Saal zu verlaſſen. Fräulein Annette hatte nichts dagegen, ſie ſehnte ſich ſchon lange nach ihrem ruhigen Zimmer, und beide Frauen entſchlüpften auf einer Seitentreppe unbemerkt. Dies glaubte wenigſtens Diane, allein Friedrich war nicht zu täuſchen. Aus der Weiſe, wie hier der Gruß aufgenommen wurde, merkte er, daß es Dianen unlieb war, von ihm gefunden worden zu ſein; Liebe und Eiferſucht erwachten in ſeinem Herzen, und er beſchloß auf jeden Fall in das Geheimniß ihres jetzigen Aufenthalts zu dringen. Zu gleicher Zeit mit Dianen entſchlüpfte auch er ſeiner Tänzerin, und kam noch eben zur rechten Zeit, um ſich im Ballanzuge ohne Hut und Mantel in der rauhen Kälte des Decembers, auf den im Rücken des Miethwagens angebrachten Tritt zu ſchwingen, in welchem die Flüchtlinge Platz genommen hatten. Die Kutſche rollte von dannen und legte ihren weiten Weg faſt durch die ganze Stadt hin zurück, ohne daß der vor Froſt und Aufregung zitternde Jüngling ſeinen Platz verlaſſen hätte; nicht einmal die Peitſche des Kutſchers, der einen blinden Paſſagier vermuthend, ein paarmal nachdrücklich ausholte, und faſt unſerm jungen Ritter das Auge ausſchlug, vermochte ihn zu verdrängen. Erſt an dem Hauſe der Dichterin angelangt, ſprang er ab, und verbarg ſich hinter dem Vorſprung eines Nachbarhauſes. So vorſichtig er zu Werke ging, ſo konnte er ſein Verlangen, das theure, in ihrem einfachen Schmuck ſo ſchöne Mädchen beim Ausſteigen noch einmal näher ins Auge zu faſſen, nicht widerſtehen, und beugte ſich vor und Dianens Blicke erſpähten ihn. Mit einem leiſen Schrei floh ſie in das Haus, und die Thüre wurde verſchloſſen.

Siebzehntes Capitel.

Eine Schauſpielerin.

Am zweiten Tage nach den oben erzählten Ereigniſſen hielt ein Wagen vor der Thür des Hauſes, in welchem Fräulein Annette Zobel wohnte, und eine corpulente Dame ſtieg aus, von zweien Herren begleitet, von denen der eine die Dame an Dickleibigkeit noch übertraf und deſſen Ründung durch eine koſtbare rothe Sammetweſte noch mehr hervorgehoben wurde, der andre aber ein blaſſer, magerer und noch junger Mann war.

Dieſes Kleeblatt bewegte ſich die enge Treppe hinauf, und der dicke Herr zog ſehr nachdrücklich an der Klingel. Es rührte ſich jedoch drinnen nicht Hand nicht Fuß. Ein erneuetes Klingeln, und wieder ein fruchtloſes Harren. Der trockne Huſten des jungen bleichen Mannes, das unwillige Murmeln der Dame und endlich das laute Schelten des dicken Herrn zog endlich die Aufmerkſamkeit der alten tauben Magd auf ſich und ſie kam herbei, öffnete die Thür von außen und bemerkte dabei, daß das gelahrte Fräulein jetzt am Schreibtiſche ſäße, und deßhalb wohl nichts gehört habe.

Herr Päduſ, denn der Leſer wird errathen haben, daß er die ehrenwerthe Geſellſchaft des Gaſthauſes zum Schwan in der Halle'ſchen Vorſtadt vor ſich hat, ſchritt nun voran, und an das verſchloſſene Kabinet gelangt, ließ er ein recht vernehmbares Pochen erſchallen. Die Thür öffnete ſich und die Dichterin erſchien mit zerſtreuten Locken, blaſſen Wangen und blitzenden Augen auf der Schwelle. Ehe ſich ihre Gäſte melden konnten, rief ſie ihnen mit einer vor Zorn zitternden Stimme entgegen: „So haltet Ihr alſo Euer Wort, Milady! Glaubt mir, ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Euch und Eure Henkersknechte auf's Blutgerüſt gebracht!“

Frau Sempel ſchwankte zurück, „auf's Blutgerüſte! Mich! Und weßhalb? —“

„Ich kenne dieſe heuchleriſchen Thränen!“ rief die ſomnambüle Dichterin, und warf einen ſtolzen Blick auf die Gaſtwirthin, „aber mich rühren ſie nicht, Milady. Ich ſage Ihnen, nur durch Blut wird dieſe That geſühnt! —“

„So will ich denn machen, daß ich fort komme,“ ſtöhnte die geängſtete ſchwitzende Frau, indem ſie in den Arm des Bierbrauers einhakte. „Mich ſoll dieſer und jener holen!“ ſchrie Herr Pädus, „wenn die Perſon nicht eine Verrückte, der Charité entſprungene, iſt. He, Frau! wo habt ihr die Mamſell Sempel hin verſteckt, die bei euch in Condition getreten?“

Der Name ihres Schützling brachte die unglückliche verwirrte Phantaſie ſogleich in die Gegenwart und zur Erkenntniß ihres Verſtoßes gegen Leute, die ſie durchaus nicht beleidigen wollte. Ihre Mienen nahmen ſogleich einen andern Ausdruck an, und indem ſie die Falten ihres kleinen dürftigen Shawls in der Eile drappirte, ſo gut es gehn wollte, und die Locken aus der Stirne ſtrich, ſagte ſie: „Ich bitte um Entſchuldigung, ich leide manchesmal an kleinen Zerſtreuungen. —“

„Wahrhaftig!“ ſchrie der Bierbrauer, „das nennt ſie kleine Zerſtreuungen, wenn ſie uns unſchuldige Leute braten, ſpießen und um einen Kopf kürzer machen laſſen will!“

„Nochmals, es thut mir leid,“ ſagte die Dichterin mit einem kleinen gereizten Lächeln. „Was ſteht zu Befehl? Ich muß bitten, kurz zu ſein, denn meine Zeit iſt ſehr in Anſpruch genommen.“

Die Gaſtwirthin wiederholte die Frage ihres Begleiters, und das Fräulein erwiderte in einem höflichen Tone. „Allerdings hat eine junge Perſon dieſes Namens bei mir wohl mehr als Geſellſchafterin denn als Dienſtmädchen ſich aufgehalten, allein ſie hat mich zu meinem Bedauern wieder verlaſſen.“

„Und wo iſt ſie hin?“ fragten Frau Sempel und Herr Pädus zugleich.

„Das weiß ich in der That nicht.“

„Hören Sie, ich will mich hängen laſſen, wenn Sie es nicht wiſſen,“ rief der Bierbrauer ungeduldig und faßte nach dem Zipfel des Shawls der Dichterin. „Heraus damit!“

Fräulein Zobel ſah mit dem ihr eigenthümlichen ſchlauen und gutmüthigen Lächeln zu der maſſenhaften Geſtalt ihres Bedrängers hinauf und ſagte dann halb für ſich: „Das iſt eine köſtliche Figur, gerade eine ſolche halte ich nöthig, um den Wirth der iriſchen Schenke zu ſchildern.“

„Werden Sie uns nun einmal ſagen, wo meine unglückliche Nichte ſich befindet,“ fragte Frau Sempel, die auf dem kleinen Bänkchen an der Thür Platz genommen hatte und einen ſcheuen Blick auf die ihr noch immer unheimlich erſcheinende Schriftſtellerin that.

„Es macht mir Schmerz, Ihnen nicht dienen zu können, liebe Frau. Ich weiß es nicht, wo ſie ſich jetzt befindet, o, wenn ich es wüßte, würde ich es doch nicht ſagen, denn das gute

Mädchen bat mich, auf keine Nachfrage in Betreff ihrer, ſie möge kommen, von wo ſie wolle, Beſcheid zu thun.“

„O, das gottloſe Kind!“ ſtöhnte die Gaſtwirthin. „Habe ich das um ſie verdient? Zum zweitenmal entlaufen! So ſoll mich nun der Kummer um dieſe undankbare Dirne verzehren!“ Mit dieſen Worten erhob ſie ſich, und nachdem von ihren Begleitern noch einige fruchtloſe Verſuche, das Schweigen der Dichterin zu brechen, gemacht worden waren, empfahlen ſich alle drei und das Fräulein ſah ihnen nach, entzückt rufend: „Ganz mein iriſcher Schenkwirth! Auch die plumpe Art, wie er die Beine ſetzt, um in den Wagen zu ſteigen — auch die kann ich brauchen; die dicke Frau könnte vielleicht eine Amme abgeben, Mißtreß Lown, die ſich dem Vergiftungsverſuch widerſetzt — Hm, hm!“

Die Dichterin ſchloß ſehr befriedigt das Fenſter, ohne zu wiſſen, wie nah ſie in ihrer poetiſchen Combination dem wahren Stand der Dinge in der Wirklichkeit gekommen ſei.

Während dieſe Scene ſich ereignete, ſtand, weit entfernt von hier, in einem eleganten Salon, die Heldin unſrer Geſchichte, und erwartete den Eintritt der jungen Dame, von der ſie in Dienſt genommen worden war. Das Zimmer zeigte eine einfache Eleganz. An den Wänden prangten, in zierlichen Gipsabgüſſen, die Statuen der berühmteſten Dichter, zwiſchendurch hingen die Kopieen ſchöner Gemälde in trefflichen Kupferſtichen. Ein Piano nahm, faſt in die Mitte des Gemachs gerückt, einen großen Theil deſſelben in Beſchlag. Blauſeidene Vorhänge verbreiteten eine friſche Kühle, und eine ſchöne Broncevaſe ließ die Wolke eines aromatiſchen Duftes ſteigen. Die Thüre öffnete ſich jetzt und Fräulein Charlotte Herrmann, die beliebteſte und gefeierteſte junge Schauſpielerin der Reſidenz trat herein. Es war eine hohe ſchlanke Geſtalt mit ſehr weichen, und jetzt, da ſie ſich nicht beobachtet wußte, etwas nachläſſigen Bewegungen. Ihr Kopf, nach der Antike geformt, war im Verhältniß zum Körper klein, ihre Züge regelmäßig, doch trugen ſie den Character von Erſchöpfung und Gleichgültigkeit, ihre Füße und Hände waren regelmäßig und ſchön geform. Auf der Bühne ſpielte die junge Schauſpielerin kokette und verliebte Rollen zum Entzücken des Publikums mit einer unerſchöpflichen Grazie und Laune; die eigentliche Leidenſchaft war nicht ihr Fach, es ſchien, daß ſie dieſe mehr für ihren Privatgebrauch, fürs Leben aufbewahrte, und nur der Bühne den ſchillernden, frivolen Schaum gab. Im Leben war ſie ernſt und meiſtens immer gelangweilt. Ihre glänzenden und ſchönen Talente vermochten nicht, ſie in der Einſamkeit ihres Zimmers über die innere Leere einer freudloſen Exiſtenz hinwegzuheben. Sie hatte im Umgang mit den Dichtern ſo viele poetiſche Situationen erlernt und ſie auf den Brettern dargeſtellt, ſie hatte das Zarteſte und dann wieder das Muthwilligſte verſucht und bei dieſer Seelenwanderung immer den Körper noch nicht gefunden, der für ihre eigne Seele ſo ganz und völlig gepaßt hätte. Ermüdet und erſchöpft hatte ſie ſich zuletzt entſchloſſen, alles, im Leben wie auf der Bühne, nur für Spiel und Maske zu halten. Dieſe traurige Philoſophie vereinte ſich mit einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, mit Schönheit, Gunſt und Berühmtheit.

Die Künſtlerin hatte ſich auf ein Ruhebett hingeworfen und betrachtete das junge Mädchen, das vor ihr ſtand, mit einiger Aufmerkſamkeit. „Sie ſind ſehr hübſch, meine Liebe," hub ſie an, „und Sie ſehen ſehr anſtändig aus! Dies iſt das Reſultat meiner Prüfung. Sind Sie damit zufrieden?"

Diane verneigte ſich erröthend.

„Ganz ohne Scherz," fuhr die Schauſpielerin fort, „ich kann Sie nicht brauchen. Mein kleiner Haushalt verträgt eine ſo koſtbare und vornehme junge Dame zu meiner Bedienung nicht."

„Meine Forderungen ſind die eines gewöhnlichen Kammermädchens."

„Das wohl; aber ihre zarten, feinen Hände, ihre Züge, ihr Blick, ihre Haltung — o werden Sie nicht roth; Sie haben daſſelbe wohl ſchon von Lippen gehört, die dieſe Wahrnehmungen graziöſer und ihnen angenehmer ausſprachen —"

Diane wandte ſich ab. —

„O, mir machen Sie nichts weiß, meine Liebe! Dies iſt eine ſehr gelungene Mimik, und ſie würde auf dem Theater Glück machen. In einem Stücke — wie heißt es doch? — ſpiele ich ganz ihre Rolle. Man frägt mich, ob ich nie geliebt, ob mir noch Niemand geſagt, daß ich ſchön ſei? und da wende ich den Kopf grade ſo weg, wie Sie es eben machten. Man ſieht das „Ja“ durch das „Nein“ hindurch. —“

Diane warf einen bittenden Blick auf die Spötterin, und dieſe rief: „Sein Sie nicht böſe! Ich will Ihnen nicht wehe thun. Aber glauben Sie mir, dieſer flüchtige Moment hat mich Ihnen ſchon ſehr nahe gebracht. Wie ganz anders hätte hier ein gewöhnliches Geſchöpf gehandelt, und darum erkläre ich Ihnen nochmals, Sie können unmöglich mein Kammermädchen ſein.“

„Unmöglich!“ ſtammelte Diane, „es iſt ſehr traurig für mich.“

„Warum traurig? Gefalle ich Ihnen denn etwa? Thut es Ihnen leid, von mir fortzugehen? Sprechen Sie.“

Es lag ſo viel Wohlwollen, ſo viel Anmuth und ſchöne Lebendigkeit im Ton der jungen Schauſpielerin, daß Dianens Herz ſich unwillkührlich öffnete. Thränen entſtrömten ihren Augen und und ſie rief: „Wohin ſoll ich mich wenden; ich bin ſo unglücklich!“

„Mein Himmel, dann müſſen Sie bei mir bleiben! Dann laß ich Sie nicht fort,“ rief Fräulein Herrmann und ſprang Dianen nach, die ſchon die Thür erreicht hatte. „Ich habe genug für Sie und mich. Bleiben Sie. Welche Dienſte Sie mir leiſten wollen, ſteht bei Ihnen, nur ein Kammermädchen dürfen und können Sie nicht ſein.“

„Und welchen Beruf könnte ich ſonſt erfüllen?“

„O, jeden möglichen! Sie überhören mich zum Beiſpiel, wenn ich meine Rollen einſtudire. Sie folgen mir aufs Theater, Sie bereiten den Thee, wenn ich meine kleinen Abende habe, Sie empfangen Herren, die ich nicht empfangen will; — kurz, Sie erleichtern mir meine Exiſtenz, die, dem Himmel ſei es geklagt, gerade nicht die angenehmſte iſt!“ Hier ſeufzte die Dame, und ſah mit einem tragiſchen Blick auf den koſtbaren Lüſtre an der Decke.

„Wenn ich zu dem allen genüge?“ ſagte Diane ſchüchtern.

„Sie ſind zu gut dazu, auch dazu zu gut; allein was ſoll ich machen? Ich will Sie nun einmal nicht fortlaſſen, da Sie, wie Sie ſagen, ungern von mir gehn.“

Ein Beſuch wurde gemeldet, und die Künſtlerin rief eilig, indem ſie das Zimmer verließ: „Hören Sie, keine Einwendungen mehr! Wir bleiben beiſammen!“ Und näher tretend, fügte ſie ſchmeichelnd hinzu: „Sie haben mir das Herz geſtohlen! Ja, ja, das haben Sie! Wenden Sie nur ihre hübſchen, dunkeln Augen weg! —“

Durch die Freigiebigkeit der jungen Künſtlerin war unſre Heldin im Stande, ſich geſchmackvoll und ſelbſt koſtbar zu kleiden. „Ich liebe von allen Seidenſtoffen, die unſre erbärmliche Induſtrie mit Hülfe ſo vieler, das Leben verkümmernden und mich beſonders ennuyirenden, Maſchinen zu Tage fördert, nur dieſen Stoff vorzüglich,“ ſagte ſie eines Tages, indem ſie mit einem anſehnlichen Päckchen in Dianens Zimmer trat, „Sie müſſen ſich daher gefallen laſſen, lieber Engel, von mir dieſes Kleid anzunehmen, und was die Hauptſache iſt, täglich zu tragen.“

„Ich, Seide!“ rief Diane erſtaunt, die einen ſolchen Luxus nicht für möglich hielt.

„Keine Widerrede! Und heute ſpielen Sie zum erſten Male ihre Rolle als Thee eingießende Nimphe. Sie werden ſich allerliebſt ausnehmen, und meine kleine Herrengeſellſchaft wird entzückt von Ihnen ſein. Sie werden einen berühmten dramatiſchen Dichter kennen lernen, der aber leider immer übler Laune iſt und Tabak ſchnupft, zwei böſe Eigenſchaften, die wir ihm nicht mehr abgewöhnen werden, da er ſchon ein alter Knabe iſt, und unſern Verſuchungskünſten ſpottet. Dann kommt noch ein junger dramatiſcher Dichter, den müſſen wir ſo placiren, daß er dem alten immer aus der Schußweite hinausgerückt wird. Endlich kommen noch einige junge Herren, die da behaupten, in mich verliebt zu ſein. Für unſern guten alten, abgedankten Souffleur, der taub, blind und lahm iſt, und deſſen

Familie ich unterſtütze, halten Sie ein Gläschen Punſch bereit, denn er trinkt keinen Thee.“

Diane überhörte einen Theil dieſer Befehle, denn ſie dachte mit Herzklopfen daran, wie ſie in einem ſchönen, hellen Zimmer, unter vornehmen Herren, eine Anſtandsperſon vorſtellen werde. Der Abend kam, und ihre Befangenheit war auf's Höchſte geſtiegen, als der Bediente in Livree ihr meldete, Fräulein Herrmann erwarte ſie am Theetiſch. Zum Glück für ſie, ſaß eben, als ſie eintrat, ein junger Virtuos am Piano, und bearbeitete daſſelbe ſo gewaltſam, daß Niemand ihr Erſcheinen beachtete, und ſie ſchon ihren Platz erreicht hatte, als die Uebrigen ihre Stühle ſuchten. Der verdrüßliche, alte Dramatiker erſchien mit einer grünen Brille und hoch toupirtem Haar, indeß der junge Dramatiker einen faſt kahl geſchorenen Kopf zeigte, dafür aber einen ſtattlichen Bart am Kinn hatte, der dem alten Dramatiker abging. Sie erhielten künſtlicherweiſe dergeſtalt ihre Plätze, daß die ſilberne Thee-Vaſe zwiſchen Beiden ſich erhob, und den Einen dem Andern unſichtbar machte. Den einzigen Gaſt weiblichen Geſchlechts bildete eine kleine, alte Dame mit einem confuſen, etwas ſaloppen Koſtüm, die ſich in der Ecke eines Sopha's zuſammenknäuelte, und von dort aus Jedermann Impertinenzen ſagte, die für Genialitäten gelten ſollten. Ein junger, ſchöner Elegant hatte neben ihr Platz genommen, und dieſem warf ſie gütigſt oft ihren ſchmutzigen Shawlzipfel auf die Schulter, als Zeichen eines gnädigen Wohlgefallens. Der litt es, allein er rückte unmerklich immer weiter ab von der Sophaecke, und zuletzt war er ſo weit entfernt, daß der ſchmutzige Shawl ihn nicht mehr erreichte. Niemand ſchien die Gegenwart der kleinen Figur Freude zu machen, und ſie war auch uneingeladen gekommen, lediglich weil ſie wußte, daß der junge Mann dort ſein würde, und weil ſie ſich gedrungen fühlte, dieſem überall nachzugehen. Diane hatte hinter ihrer Thee-Vaſe manchen argen Verſtoß gegen die Miſchung des Inhalts der Taſſen begangen, aber zum Glück bei der geräuſchvollen Unterhaltung der Geſellſchaft unbemerkt; ſie hatte dem tauben Souffleur eben ſein Glas Punſch hingeſtellt, und war von dieſem mit einem Handkuß beehrt worden, als ſie zu ihrem Mißgeſchick die Aufmerkſamkeit des jungen Elegants auf ſich zog, der jetzt noch weiter von ſeiner alten, genialen Verfolgerin rückte, und dieſe daher in nicht geringe Wuth ſetzte. Zu gleicher Zeit hatte ſich ein Disput über ein modernes Drama entwikkelt, und bei dieſer Gelegenheit warf der alte Dramatiker einen ſeiner grünen Blicke nach der Gegend jenſeits der Thee-Vaſe, und dort hatte er kaum den Zipfel des mittelalterlichen Bartes des jungen Dramatikers, ſeines Gegners, entdeckt, als ſeine Laune die dunkelſte Färbung, die ſie nur jemals zu erreichen im Stande war, annahm. Er ſchnupfte eine lang anhaltende, tiefe und drohende Priſe, warf dann einen kalten, verachtenden Blick auf die junge Schauſpielerin, nahm ſeinen Hut, und war verſchwunden, ehe man Anſtalten treffen konnte, ihn zurückzuhalten. Der junge Dramatiker ſah ihm mit einem triumphirenden Blick nach. Dieſe Zerwürfniß war die zweite; die dritte bildete ſich, indem zwei Verehrer der Künſtlerin über die Farbe der

Schuhe in Streit geriethen, welche die Dame in dem ſchönen Koſtüm der letzten Vorſtellung getragen. Die kleine, zudringliche Geniale nahm die Gelegenheit wahr, um zu berichten, wie ſie ſich einſt in Beinkleidern ganz allerliebſt ausgenommen, und einen zum Küſſen ſchönen Jokei abgegeben habe. Als ſie dies erzählte, warf ſie zum letzten Mal ihren ſchmutzigen Shawl nach dem ſchönen Ungetreuen, der ſich ganz an Dianens Seite niedergelaſſen hatte, und durchaus nicht Miene machte, dieſen Platz zu verlaſſen. Die Erzählung vom ſchönen Jokei erregte ſo allgemeines Mißbehagen, daß die Geſellſchaft, wie auf ein gegebenes Zeichen, ſich plötzlich trennte. Das alte Kind rannte wüthend von dannen, der junge Dramatiker verſchwand, Arm in Arm mit dem jungen Virtuoſen, und ganz zuletzt tappte der glückliche und etwas exaltirte Souffleur die Treppe hinab.

Als Diane eine halbe Stunde ſpäter in den Salon zurückkehrte, fand ſie die junge Schauſpielerin auf dem Sopha liegend und in Thränen ſchwimmend. Dieſer Anblick machte ſie ſo beſtürzt, daß ſie ſchnell wieder entweichen wollte; allein ein freundlicher Wink gebot ihr, näher zu treten. „Sie wundern ſich, daß ich weine, mein Liebchen,“ ſagte die junge Schöne, indem ſie mit einem zärlichen Lächeln zu ihrer Vertrauten aufſah; „aber daran müſſen Sie ſich ſchon gewöhnen. Mein Leben iſt nun einmal ſo, und meine Wohnung iſt dicht am „Quell der Thränen“ gebaut.“ Sie ſchlug ihre Arme heftig um Dianens Hals und rief ſchluchzend: „Er iſt heute wieder nicht gekommen! O, warum — warum nicht?“—

Wie die Saite der Harfe harmoniſch erzittert, wenn die benachbarte heftig berührt wird, ſo erbebte das ſanfte und ſchmiegſame Herz Dianens, als ſie das Haupt der Klagenden an ihrem Buſen barg, und Thränen den Flor deſſelben benetzen fühlte. Das wahre Mitgefühl braucht keine Worte; aus der Weiſe, wie Diane ruhig ſtehen blieb und die Weinende an ſich gedrückt hielt, fühlte dieſe den Balſam der innigſten Tröſtung. Sie erhob ihr Haupt, und nie hatte die vollendetſte Kunſt ſo viele Reize auf dieſem Antlitz vereinigt, als in dieſem Moment, wo zwei große ſchmerzensfeuchte Augen, und ein Mund, auf deſſen halbgeöffneten Lippen eine ſtumme Klage ſchwebte, emporſahen.

„Weißt Du, junges Mädchen,“ ſagte jetzt die Künſtlerin in einem ſehr ernſten und feierlichen Tone, „weißt Du, daß ich liebe?“ — Sie faßte die Perlenſchnur an Dianens Halſe, und jede einzelne Perle feſt zwiſchen die Finger drükkend, ſagte ſie langſam: „aber er liebt mich nicht wieder! Er kam in mein Haus aus keinem andern Grunde, als um welchen ſo Viele zu mir kommen, um mit einem Mädchen zu plaudern, welches freier lebt, als andre Frauen leben dürfen. Ein Jahr lang kam er faſt täglich — jetzt ſehe ich ihn nur wöchentlich einmal und — heute — heute ſind es ſchon drei Wochen, daß ich ihn nirgends erblickte!“ Sie warf ihr Haupt zurück in die ſeidenen Polſter, und barg ihr Antlitz in denſelben.

Es wurde im Vorzimmer an der Klingel gezogen, und Diane entfernte ſich, um zu ſehen, wer ſo ſpät noch Einlaß verlange. Als ſie die Thür geöffnet, ſtand ein Mann in einen Mantel gehüllt vor ihr. Ohne ſie zu grüßen oder auch nur zu beachten, ſchritt er ſchnell in's Zimmer, und Diane wagte nicht, ihm vorbeizueilen, um ihn zu verhindern, ihre junge Herrin ſo unvorbereitet zu überraſchen. Als er ſich dem Salon näherte, wurden ſeine Schritte immer leiſer, endlich, als er den bunten Teppich betrat, ging er unhörbar auf das Sopha zu. Die junge Schöne lag noch immer in der vorigen Stellung unbeweglich, das Haupt in die Kiſſen gedrückt. Er berührte mit ſeinem Handſchuh leiſe ihre Schulter, ſie wandte ſich um, und ein lauter Schrei entwand ſich ihrer Bruſt. Aufſpringen, an ſeinen Hals fliegen, war das Werk eines Augenblicks. Der Mantel entfiel ihm, und jetzt kam die Reihe zu erſchrekken auch an Diane. Sie fühlte einen Stich in's Herz, denn ſie erkannte Derburg. Scheu und zitternd zog ſie ſich zurück, und erreichte das Vorzimmer, wo ſie auf einen Stuhl ſank und ihre Hände vor's Geſicht preßte. Nach einer kleinen Weile ertönte der Ruf ihrer Gebieterin, ſie erhob ſich, ſie wollte ſich Gewalt anthun und — wie ſie hoffen durfte — unerkannt in's Zimmer treten, aber auf deſſen Schwelle erfaßte ſie ein Schwindel, ſie kehrte um und ſandte eine der Mägde, indem ſie ſelbſt in ihr einſames Zimmer floh.

Nur wenige Minuten dauerte der Beſuch des Grafen; er war nur gekommen, um ſich zu entſchuldigen, daß er mit den übrigen Gäſten nicht hatte erſcheinen können; allein dieſes geringe Zeichen ſeiner Aufmerkſamkeit wirkte ſchon beruhigend auf das kummerſchwere Herz der Liebenden. Sie war jetzt wieder für mehrere Tage heiter und fröhlich, und lernte ihre Rolle mit doppeltem Fleiße. Jede Stellung und Miene wurde geprüft, und Dianens Urtheil ſehr oft zu Rathe gezogen; „denn,“ rief die Glückliche, „er wird bei der Darſtellung gegenwärtig ſein, wie er mir verſprochen, und um ſeinen Beifall zu erringen, muß ich ſo gut ſpielen, wie ich nur immer kann. Wie gefällt Dir der Mann?“ fragte ſie gleich darauf, indem ſie ſich raſch zu Diane umwandte. Dieſe war bleich und zitternd, und verbarg ihre Aufregung, indem ſie ſich mit dem Hermelinmantel beſchäftigte, der heute die ſchlanke Taille und die graziöſe Geſtalt der jungen Künſtlerin ſchmücken ſollte. Da die Antwort nicht erfolgte, fuhr die Sprechende unbekümmert fort. „Er hat ſo etwas Ritterliches, ſo etwas — wie ſoll ich ſagen — wo jeder Gedanke an Kleinlichkeit, Gemeinheit und plumpen Stolz verſcheucht wird. Es geht eine hübſche Anekdote von ihm um — ob ſie wahr iſt, weiß ich nicht, denn er hat mir nie darauf Antwort geben wollen, wenn ich ihn fragte. Die Sache iſt die. Er findet ein armes Bettelkind am Wege — ſchon vor langer Zeit, da er ſelbſt beinahe noch ein Kind war — und das Mitleid bewegt ihn, dies arme Kind zu ſich zu nehmen. Er belaſtet ſich mit deſſen Erziehung, und wird — ein blutjunger Menſch — gleichſam der Pflegevater dieſer Kleinen. Sie vergilt ihm dieſe ungewöhnliche, zarte Sorge ſchlecht, indem ſie durch ihre Aufführung ihren Gönner und Beſchützer in Duelle verwickelt! — ah! ach! — was thun Sie, Kind, Sie ſtechen mit der Nadel geradezu in den Körper!“ —

„Ach, ich bitte um Vergebung —“

„Nun, es iſt gut; aber der Hermelin muß mehr auf die linke Schulter, daß ich den rechten Arm frei behalte. So. Was ſagen Sie zu meiner Geſchichte?“ —

„Ich hoffe, daß ſie nicht wahr iſt.“

„Das hoffe ich auch. Ein ſo undankbares Geſchöpf; es wäre entſetzlich!“

„Und der Graf glaubt auch an dieſe Undankbarkeit?“ fragte Diane mit einer Stimme, der man abmerkte, daß ſie nahe daran war, von Thränen erſtickt zu werden.

„Wahrſcheinlich. Ich habe ihnen aber ſchon geſagt, daß ich über dieſe Dinge nie von ihm eine beſtimmte Antwort erhalten. Aber, was fehlt ihnen? Ihre Hand zittert, und Sie ſtecken keine einzige Nadel mehr an die Stelle, wo ſie hingehört. Geben Sie her, ich muß es ſelbſt thun. Die Uhr ſchlägt ſchon halb Sechs; es iſt die höchſte Zeit. Iſt mein Wagen ſchon vor der Thür?“

Diane benutzte den willkomenen Vorwand, um ſich eiligſt zu entfernen. Ihre Gebieterin fuhr in's Theater, und ſie blieb den Abend ungeſtört allein, um ihr kummerſchweres Herz in Thränen zu baden. Wie viel war in dieſen wenigen Tagen auf ſie eingeſtürmt. Der Beſuch des Grafen bei der Schauſpielerin, die Entdekkung, daß man von ihrem Verhältniſſe zu ihm wußte, und endlich die ängſtigende Befürchtung, er könne ſie für treulos, für leichtſinnig, für undankbar halten. Sie ſetzte ſich hin, um ihm zu ſchreiben, aber ſie vernichtete den Brief, als er kaum bis in die Mitte gediehen war. Bald waren ihr die Ausdrücke, deren ſie ſich bedient hatte, nicht wahr, bald erſchien ihr der ganze Plan, dem Grafen ein Vertrauen aufzudrängen, nach dem er nicht verlangt hatte, dreiſt und ungebührlich. Unfähig, einen Entſchluß zu faſſen, warf ſie ſich auf ihr einſames Lager, angekleidet, um die Klingel der Gebieterin nicht zu verſäumen, die vom Theater erſt ſpät zurückkommen mußte. Es war eilf Uhr, als der Ruf ertönte, und Diane ſich ſchnell aufraffte, um ihm Folge zu leiſten. Sie fand die junge Künſtlerin traurig und abgeſpannt in ihrem Purpurmantel daſitzen. Sie ſah ſehr reizend aus, gekränkte Liebe und bittere Melancholie hatten über ihre jugendliche Geſtalt ſo viele Reize ausgegoſſen, der fremdartige, ſtolze Putz kleidete ſie ſo gut, daß Diane, unwillkürlich ihren eigenen Schmerz vergeſſend, ſtehen blieb, und das ſchöne Bild bewundernd betrachtete.

„Ich bin eine recht jammervolle Königin,“ hub die Liebende an, „von meinem Throne geſtoßen und um alle meine Hoffnungen betrogen! Nehmen Sie mir den Purpurmantel ab; ich werde ihn nie, nie wieder umlegen.“

„Was iſt geſchehen?“ fragte Diane.

„Er iſt nicht gekommen, mich ſpielen zu ſehen,“ erwiederte das gekränkte Mädchen. „Und doch hatte er es mir verſprochen. Die Worte, wo ich von einer ſtill verborgenen Jugendliebe ſpreche, Worte, die ſehr ſchön ſind, hatte ich die Abſicht, an ihn zu richten; da ſah ich mit Schrecken den Platz in der Loge, den er einzunehmen pflegt, leer. Von dieſem Augenblicke an fühlte ich, daß ich recht ſchlecht ſpielte; aber es war nicht zu ändern.“

Diane löſte den Purpurmantel ab, und die traurige Schöne ſank, wie eine gebrochene Blume, in ihrem Stuhl zuſammen. Sie ließ ſich das Diadem, den koſtbaren Schmuck an Hals und Armen, ſo wie den ſchönen Gürtel abnehmen, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich ſagte ſie: „Wenn ich nur wüßte, wen er mir vorzieht? Seine Braut ſoll er vernachläſſigen, und wer könnte denn ſonſt noch Anſpruch auf ſeine Liebe machen? Hm! vielleicht das arme Mädchen, das er aus Schmach und Elend errettete? Man ſagt, ſie ſei hübſch. Ich möchte ſie gern einmal ſehen. Doch nein, wozu das? Dies Gelüſte iſt eine reine Albernheit. Wozu nützt es mir, zu wiſſen, wen er liebt, wenn er nun einmal mich nicht liebt.“

Die Worte wurden wie im Selbſtgeſpräch ausgeſprochen; allein keines derſelben entging dem aufmerkſamen Ohr unſerer Heldin. Sie ſchöpfte Muth und Troſt aus ihnen, und die Einſamkeit ihres Zimmers war ihr jetzt weniger ſchrecklich.

Achtzehntes Capitel.

Eine Perſon, der in dieſer Geſchichte keine unwichtige Rolle übertragen iſt, tritt zum erſten Male aus den Couliſſen.

Zu den peinlichen Pflichten, welche Diane bei ihrer jetzigen Stellung übernommen, gehörten die, Beſuche, welche die Künſtlerin nicht empfangen wollte, ſtatt ihrer anzunehmen. Derlei Anſprüchen mußte ſie öfters genügen. Ihre Gebieterin, wie alle Frauen, die in Mode ſind, war launenhaft, und ihre Gunſt deshalb ſehr ungleich vertheilt. Mancher betitelte Herr, der ihr nicht gefiel, machte vergebliche Gänge, ſeine Geſchenke wurden nicht angenommen, und er ſelbſt, wenn er nicht weichen wollte, theilte zuletzt das Schickſal ſeiner Gaben. Der Bediente hatte eine Liſte, und eine gleiche führte Diane. Der Erſtere öffnete die Thür, aber noch nicht die Thür in's

Heiligthum, zu dieſem hatte nur unſre Heldin den Schlüſſel, und wenn ſie es gewagt hätte, einen Unwürdigen einzuführen, wäre ihr Sturz unvermeidlich geweſen. In die Zahl der „Unabweisbaren“ gehörte ein Herr, der ſo ziemlich Alles in ſich vereinigte, was für Frauen abſchreckend iſt. Er war häßlich — aber dies hätte ihn nicht verbannt; denn es giebt eine Häßlichkeit, die ſelbſt über die Schönheit triumphirt — aber er war von jener ſchmutzigen Häßlichkeit, der man es anſieht, daß ſie alle Straßen der Gemeinheit, alle dunkeln Ecken und Winkel der ekelhafteſten Genüſſe durchpaſſirt iſt, und der dazu noch der Stempel des Geizes, des Neides und der Habſucht aufgedrückt iſt. Eine ſolche Häßlichkeit wird nie verziehen von einem Weibe, das noch irgend Weibliches an ſich hat. Der jungen Schauſpielerin war dieſer Herr Criminalrath Liebfreund ein Gräuel. Sie konnte die Spitze ſeiner Naſe nicht ſehen, ohne Anwandlungen eines Ekels zu empfinden, der oft zwei bis drei Tage anhielt. Aber Herr Liebfreund ahnte hiervon nichts, er glaubte, daß er unwiderſtehlich ſei, und am wenigſten fürchtete er, von einer Schauſpielerin abgewieſen zu werden, er, ein reicher Junggeſell, der in der juriſtiſchen Welt einen Namen hatte, und von den Behörden, denen er ſeine Thätigkeit widmete, gehörig reſpektirt wurde.

Es war an einem Sonntag Vormittag, als dieſes Individuum ſich einſtellte, und in dem Geſellſchaftsſalon weiter Niemand fand, als die arme Diane, welcher anbefohlen war, ihn zu empfangen. Der Mann des Geſetzes war überraſcht, ein junges, ſchönes Mädchen zu finden, das er noch nicht kannte. Er betrachtete ſie durch ſeine Brille mit Blicken, deren Sprache Diane zum Glück nicht verſtand. Er ſetzte ſich neben ſie, und — im Hauſe einer jungen Schauſpielerin macht man nicht viel Ceremonieen — nahm Dianens Hand in die ſeinige, und ſagte ſcherzend: „Mademoiſelle Herrmann thut recht, einen ſo artigen, weiblichen Pagen in ihre Vorgemächer zu ſetzen. Wie geht es Ihnen, mein Kind? Welch' eine warme, kleine, weiche Hand haben Sie!“ Diane entzog ihm die Hand. „Oho!“

rief er. „Ich bin ein langjähriger Freund des Hauſes, mir fällt von Rechtswegen alles Schöne zu, was ſich in deſſen Bezirk zeigt. Kleine Katze, nicht ſo ſpröde! Laſſen Sie mich doch die Weichheit und Güte Ihres ſchönen Felles erproben.“ Mit dieſen Worten fuhr eine lange, dürre, mit Spuren von Schnupftabak und Dinte befleckte Hand auf die weichen Umriſſe der ſchönen Schulter und des Armes. Diane, in ihrem kindlichen, gehorſamen, unterwürfigen und unſchuldigen Sinn, war weit entfernt, erzürnt zu ſein; auch wußte ſie, daß es nicht ſchicklich wäre, ihren Widerwillen zu zeigen, ſie ſagte daher mit einem leichten Lächeln und Erröthen: „Sie ſind zu gütig, mein Herr.“ Der alte Faun lächelte, rückte, ohne ein Wort zu ſagen näher, und ſpitzte ſeine welken Lippen zu einem Kuß. Aber hier hielt die gezwungene Artigkeit und natürliche Gutmüthigkeit des armen Mädchens nicht länger Stich; ſie bedeckte ſich die Augen, um die langen, gelben Zähne des Mannes nicht zu ſehen, und ſtatt dem Munde entgegen zu kommen, wandte ſie ſich weit davon ab, daß ſie faſt in die Kiſſen des

Sopha's ſank. Aber gleich darauf fühlte ſie, daß ſie unhöflich geweſen, und ſich ſchnell wieder aufrichtend, ſagte ſie mit einem ihrer freundlichſten Blicke: „Entſchuldigen Sie, lieber Herr, ich bin recht kindiſch! Ich fürchte mich ſo.“

Der Criminalrath war aufgeſtanden, nahm eine Priſe, und beſchaute den Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit mit lächelnder Miene. Er zog ſeine Brieftaſche hervor, und nahm eine Viſitenkarte heraus. Mit einem ganz beſondern Ausdruck übergab er dieſe dem Mädchen. Diane fühlte, als ſie die Karte entgegennahm, daß noch ein anderes Papier damit verbunden war. Eine Banknote von fünf Thaler glitt auf den Tiſch. In dieſem Augenblicke entſchlüpfte der Criminalrath; allein Diane erreichte ihn an der Thür, und gab ihm ernſthaft und völlig unbefangen die Note zurück. Er murmelte etwas, das ſie nicht verſtand. „Nehmen Sie ſich in Acht, lieber Herr,“ rief ſie ihm zu, „der Treppenpfeiler iſt neu angeſtrichen; Ihr ſchöner Rock könnte Flecke bekommen.“

Der Rath ſah hinauf; aber in ſeinem Blick lag nichts von Dankbarkeit. Der ſanfte, unſchuldsvolle Blick des Engels, der ihn bewachte, in dem Augenblick, wo er auf deſſen Verderben geſonnen, machte nicht den mindeſten Eindruck auf ſeine Seele.

Der Criminalrath kam jetzt nicht der Schauſpielerin, ſondern Dianens wegen, und das arme Mädchen, das ſich zuletzt nicht zu retten wußte, vor den ihr völlig unverſtändlichen Schmeicheleien und verſteckten Anſpielungen, geſtand ihre Verlegenheit ihrer Gebieterin, und dieſe empfing zum erſten Mal nach langer Zeit den Herrn Criminalrath perſönlich, und ſo kurz dieſer Beſuch auch dauerte, ſo hatte er doch die merkwürdige Folge, daß kein Billetchen mehr anlangte, und der Mann des Geſetzes ſofort von der Schwelle des Tempels der Prieſterin Thaliens verſchwand, und nichts mehr von ihm gehört wurde. Diane athmete wieder auf, ihr war, als wenn ein Geſpenſt ſeine nächtlichen Beſuche eingeſtellt hätte. Sie war jetzt wieder ſich und ihren Gedanken ungeſtört hingegeben. Dieſe betrafen nur einen Gegenſtand, und zwar ihren

Beſchützer, ihren Wohlthäter. Nie war ſein Bild, ſo lang ihr junges Herz zum erſten Mal ſelbſtſtändige Gefühle gezeigt, aus ihrer Seele gewichen. Seinetwegen hatte ſie ſich den Gefahren einer unruhigen Exiſtenz unter Fremden preisgegeben, ſeinetwegen die Ihrigen in Beſorgniß und Angſt geſtürzt, und jetzt — welches waren endlich die Früchte dieſer peinvollen Wochen und Monate? Ach! nur Unruhe und Qual. Welches Ende war vorauszuſehen? Sollte ſie immer weiter von Haus zu Haus flüchten? Wie weit, wie leer, wie öde war die Welt! Und er, um deſſenwillen ſie litt, hatte ſie vielleicht ſchon längſt vergeſſen. Hätte er es nicht, ſo müßte er ſie ja an jenem Abende erkannt haben, als er dicht an ihr vorüberſchritt. Unmöglich war es, ſo dachte ſie, daß Liebe und Liebe ſich begegnen, und ſich nicht erkennen ſollte. Und hatte er ſie vergeſſen, war ſie ihm völlig gleichgültig, was galt ihr dann ein Leben, deſſen koſtbarſter Inhalt entglitten war, deſſen Zukunſt ihr kein Intereſſe weiter einflößte? Diane war jetzt ein Jahr entfernt von den Ihrigen, und ſie beſchloß, zu denſelben zurückzukehren. Von Fräulein Annette Zobel hatte ſie erfahren, daß unabläſſig Nachfragen angeſtellt wurden, und eines Morgens, es war der erſte ſchöne Frühlingsmorgen, machte ſie ſich auf den Weg, nach dem langvergeſſenen Gaſthauſe zum Schwan vor dem Halleſchen Thore.

Sie erſchien in dieſer ihr einſt ſo vertrauten Gegend völlig als Fremde. An der Trinkſtube des Herrn Pädus wandelte ſie vorüber, ohne daß dieſer ſtattliche Gönner ihrer Jugend, der gerade vor der Thür ſtand, diesmal nicht in der rothen Weſte, da es nicht Sonntag war, die ſchlanke, ſchöne Dame, in einem weißen, flatternden Morgenanzug, über den ein Seidenmäntelchen geworfen war, erkannte. Diane blieb ſtehen und ſah über den niedrigen Zaun in einen Garten hinein, den ſie ſehr wohl kannte. Die Gänge waren dieſelben, die winterlichen Bäume trugen noch kein Laub, allein ein funkelndes, junges Grün, von der Frühſonne geküßt, begrenzte die dunkeln, mit ſorgſamen Fleiß geordneten Beete, in denen die Blumen des Sommers einſt prangen ſollten. Sie ſtand noch, als ſie aus einem der Nebengange einen jungen Mann hervortreten ſah, dem einige ihm Untergeordnete folgten, und von ihm Befehle annahmen. Diane erkannte Friedrich. Sie zog ſich zurück und ſuchte eine Stelle am Gitter, wo ſie unbemerkt ſtehen konnte. Friedrichs Geſtalt und Weſen hatte ſich verändert. Er ſah nicht mehr ſo blühend und friſch aus, aber die Verzärtelung der vornehmen Welt, der verwöhnhnten Naturen, war dem jungen Gärtner fremd. Er gab ſeine Befehle ſo laut und geordnet, er ſprach von ſeinen Blumen und Bäumen ſo anhaltend und beſonnen, als wenn nie ein anderer Gegenſtand ſich ſeines Intereſſes bemächtigt hätte. Das Geſchäft und die Pflicht üben eine grenzenloſe Gewalt auf den aus, der ſich ihnen von Kindheit an unterworfen gefühlt. Diane ſtand jetzt vor dem kleinen Gaſthauſe, allein welch ein Schrecken erfaßte ſie, als ſie die Veränderung bemerkte, die hier vorgegangen. Die Fenſterläden, ſelbſt die des obern Stockwerks, waren geſchloſſen, ein Fall, der noch nie eingetreten war; denn Frau Sempel pflegte um dieſe Stunde mitten in ihrer thätigen Wirkſamkeit für den Tag und deſſen Sorgen ſich zu befinden. Aber noch mehr entſetzte ſich das arme Mädchen, als ſie die Hausthür verſchloſſen, und ein groſses Siegel daran befeſtigt fand. Eine dunkle Vorſtellung ſtieg in ihr auf, daß dieſes Siegel vom Gericht, und daß etwas ſehr Düſteres, Entſetzliches, Niederſchmetterndes hier vorgegangen ſei. Erſchöpft, und ihrer Sinne kaum mächtig, ſetzte ſie ſich auf die kleine, grüne Bank, dicht am Hauſe, und ſtarrte auf die myſteriöſen Hieroglyphen und Zerrbilder, mit denen eine ſpottſüchtige Jugend dieſe ſonſt wie ein Heiligthum rein gehaltene Thür bemalt hatte. Die Blumen des Gärtchens waren zertreten, das Gitter des Zauns war beſchädigt, und ſelbſt der weiße Schwan hatte die Unbill erfahren, daß ſein Flügel durch manchen ſchmutzigen Wurf von der Straße her verunreinigt worden. Es war ein erſchütternder Anblick, dieſe Leere, Stille und grauſame Zerſtörung an einem Orte herrſchen zu ſehen, den früher reger Fleiß und gemüthvolle Heiterkeit belebt hatte. Was war aus dem Gaſthof zum Schwan vor dem Halle'ſchen Thore geworden, und welch' ein Geſchick hatte ſeine Eigenthümerin betroffen?

Diane ſtand auf, trocknete ihre Thränen, und trat wieder an das Gitter des Gartens. Diesmal wollte ſie Friedrichs Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, und es glang ihr bald. Der junge Gärtner ſtieß einen lauten Schrei aus, als er das weiße, wehende Kleid am Gitter bemerkte, und ſeine Freundin erkannte. „Um Gotteſch willen, Mamſchell Sempel, wo kommen Sie her?" Mit dieſen Worten ſtürzte er auf die kleine Pforte zu, die nach der Straße ging, und ſtand im Nu neben Diane. Dieſe zeigte ſtumm auf das Haus, das ſie eben verlaſſen hatte. Die dunkeln ſchönen Augen des Jünglings waren mit einem eigenen Ausdruck von Mitleid, Schmerz und Liebe auf die Züge des Mädchens geheftet. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm er ſie heftig beim Arm, und zog ſie in den Garten hinein, unter den Schatten eines kleinen Pavillons. „Liebe Mamſell," flüſterte er hier, „warum haben Schie uns den Schmerz gemacht, ſo böſchlich zu entlaufen

— und warum kommen Schie juſt wieder heim, wo ſo viel Gefahr für Schie iſt?“ —

„Weshalb, Herr Neuner, weshalb?“

„I, das wiſchen Schie nicht? Madame Sempel iſcht ſeit drei Tagen in's Gefängniß geſchleppt worde —“

„Um Gotteswillen, was hat ſie denn verbrochen?“

„Niemand weiſch das. Herr Pädus und ich ſind ſelbſt beim Herrn Polizeilieutenant gewäſe, aber man hat uns niſcht geſagt —“

„O Himmel, über dieſes Unglück!“

„Das gröſchte Unglück iſt,“ ſtammelte Friedrich weiter, „daß man nun nach Ihnen auf der Jagd iſcht, Mamſell. Aber ſo lang ich lebe, ſoll Niemand Ihnen ein Haar krümme. Verſtecke Schie ſich in dieſem Pavillon, ich will Schie bewache Tag und Nacht.“ —

Er zog das weinende Mädchen hinter ſich in den dunkeln Raum des kleinen Häuschen, das mit leeren Blumentöpfen und Gärtnergeräth aller Art angefüllt war. Hier führte er ſie zu einer Bank, ſäuberte dieſe vorher ſorgfältig mit ſeinem Taſchentuch, und zwang ſie dann, darauf Platz zu nehmen. Er ſetzte ſich neben ſie, und da das Unglück Muth giebt, legte er ſeinen Arm anfangs leiſe, dann immer herzhafter um ihren ſchlanken Leib. Die ſchlafloſen Nächte, die Sorgen und die Qual eines ganzen Jahres wog dieſer einzige Augenblick auf; allein die Seligkeit ſollte nicht lange dauern. Drei harte Schläge an die Thür verkündeten einen ſtürmiſchen und unabweisbaren Beſucher. „Schicht!“ lispelte Friedrich, und legte den Finger auf den Mund, „wir wollen uns ganz ſtill halten; es wird mein Herr ſein, der mich ſucht.“ Aber die Schläge an die Thür wurden mit verdoppelter Stärke wiederholt, und eine Stimme ließ ſich vernehmen, deren Klang alles Blut aus den Wangen des armen Gärtners ſcheuchte. „Es iſcht der Gensd'arm!“ rief er, indem er aufſtand; „aber laſſen Schie ihn komme, er ſoll ſeinen Mann an mir finde.“ Mit dieſen Worten entwand ſich der junge Gärtner den Armen, die ſich an ihn klammerten, um ihn zurückzuhalten. Wirklich ſtand draußen einer der Fänger der Gerechtigkeit; er war in dieſem Stadttheile zu Hauſe, hatte Diane erkannt, als ſie auf der Bank vor dem Gaſthauſe ſaß, und war ihr hierher nachgeſchlichen. Nach der Verabredung ſollte die Verfolgte ſich hinter einen erſtorbenen perſiſchen Fliederbuſch verſtekken; allein ihr weißes Kleid ſchimmerte deutlich hervor, und wurde von dem Gensd'arm ſogleich bemerkt, als er die Thür aufriß und gebieteriſch eintrat. Es entſtand jetzt ein Kampf des Gärtners mit dem Diener der Gerechtigkeit. Friedrich entwickelte Rieſenkräfte, und es war ihm ſchon gelungen, den dreimal ſtärkern Polizeiſoldaten von der Thüre wegzudrängen, um Diane Raum zur Flucht zu laſſen, als vom Garten her mehrere laute Stimmen hörbar wurden. Der Prinzipal, und zwei der Unteraufſeher, von dem Tumult im Pavillon angelockt, kamen herbei, und das Erſte, was ſie erblickten, war Friedrich, der mit zerriſſener Weſte und durch die Fauſtſchläge ſeines Feindes blutend im Geſicht, daſtand, und den rieſengroßen Soldaten in eine Ecke gedrängt hielt. Der gefangene Gensd'arm erhielt durch den anrückenden Entſatz neue Kräfte, und der Gärtner mußte der verdoppelten Macht weichen.

Diane wurde ausgeliefert, und Friedrich ſtand zitternd und leichenblaß, als ſie an ihm vorübergeführt wurde.

„Laßt miſch mit ihr gehen! Führt miſch auch in's Gefängniß!“ ſchrie er, dem Soldaten in den Weg ſpringend. „Iſch hab' mich an Euch vergriffen, billig iſcht's, daß iſch auch gefangen werde.“

„Nicht mehr, wie billig!“ entgegnete der Gens'darm, indem er ſeine Kleidung ordnete und die herabgefallene Mütze aufſetzte. „Ihr folgt mir auf die Wache.“

In Friedrichs Antlitz kehrte die Röthe zurück, er ergriff die Hand Dianens und ſchritt ſtolz an dem Prinzipal und dem ganzen Gartenperſonal vorüber, das ſich bei dieſem ungewöhnlichen Auftritt verſammelt hatte, und manches ſorgfältig geordnete Blumenbeet zuſammentrat. Der Zug ging dem verſchloſſenen Gaſthauſe vorüber, und in der Entfernung ſah man Herrn Pädus und ſeine zwei Ladengehülfen, ſtaunend und erſchreckt, den Fortziehenden nachſehen.

Gedruckt bei C. Feiſter.

DIANE.

Ein Roman

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin, 1849.
Buchhandlung des Berliner Leſekabinets.

Zweiter Abſchnitt.

Motto: Leicht iſt's, folgen dem Wagen,
den Fortuna führt.
Göthe.
Harzreiſe im Winter.

Erſtes Capitel.

Der ſechsjährige Amor und die Liebeserklärung Walter Scott's.

In den Jahren, in welchen unſere Geſchichte ſpielt, ſtieß dicht an die ſchöne Villa Albani bei Rom der Garten, der dem ſpaniſchen Geſandten gehörte, und der von den Diocletianiſchen Termen einerſeits und von dem castra praetoria andererſeits eingeſchloſſen wurde. Ein Theil dieſes Beſitzthums, und zwar derjenige, in dem die Bildſäulen, die ſpringenden Waſſer der Grotten und Baſſins noch am beſten erhalten waren, wurden abgeſondert an reiche Fremde vermiethet. Es war dieſes eine Nebeneinnahme, die in den Säkkel des Oberhofmeiſters Seiner Excellenza des Ambaſſadores fiel, denn der Geſandte, ein alter, kränklicher Herr, zog es vor, in der entgegengeſetzten Gegend der Stadt zu wohnen, wo er zwar nicht die Cypreſſe des Michel Angelo, dafür aber ſeinen Arzt in der Nähe hatte; denn Seine Excellenza war ein abgeſagter Feind aller geſchichtlichen Erinnerungen, ſo wie aller dunkeln Laubgänge. Im Oktober dieſes Jahres war das Zuſtrömen der Fremden nicht ſo ſtark, wie gewöhnlich der Fall zu ſein pflegte. Die Völkerwanderung, die periodiſch von England und Frankreich aufbricht, und nach der ewigen Weltſtadt pilgert, zählte diesmal nicht ſo viele Schwärmer, und daher kam es, daß der Garten länger leer blieb, als es, ſo weit der Oberhofmeiſter ſich beſinnen konnte, jemals geſchehen war. Endlich nahm eine reiche Franzöſin, eine Vicomteſſe Blanche de Sanneterre, von dem Garten der Villa Beſitz. Sie hatte in ihrem Gefolge nur eine Pflegetochter und einen alten Verwandten, der eine ſtumme Rolle ſpielte, und die Stelle eines Haushofmeiſters vertrat. Dieſe Gäſte nahmen die obere Etage mit den drei ſchönen Balkons und der Gallerie, die ſich nach dem Kloſterhof auf der

Catoſa öffnete, ein, und die Vicomteſſe fand Gelegenheit, ihr Talent für Anordnung eines geſchmackvollen und eleganten Etabliſſements in Ausübung zu bringen. Da der vorige Miethsmann, ein reicher Seidenfabrikant aus Wien, noch Ueberbleibſel ſeines ſchlechten Geſchmacks in Menge hinterlaſſen hatte, ſo fing die Franzöſin damit an, eine Maſſe ſchlechter Vergoldungen, ſchreiender Farben, übel angebrachter Drapperieen und ſchlechter Gypsabgüſſe bei Seite zu ſchaffen, indem ſie ſich bemühte, den Styl einzuführen, der in Paris als der begünſtigte erſchien, und den die herrſchende Mode in der Künſtlerwelt zum Geſetz geſtempelt hatte. Die Vicomteſſe de Sanneterre war eine junge Dame voll Geiſt und Leben; es war nicht ihre Schuld, daß dieſer Geiſt eine etwas falſche Richtung und dieſes Leben öfters eine ſehr erkünſtelte Färbung annahm. Von frühester Jugend auf hatte man ſie in den vornehmen Kreiſen, in denen ſie zu Hauſe war, als das Ideal aller weiblichen Liebenswürdigkeit und Grazie betrachtet. Sie ſpielte auf Liebhabertheatern ſchon als ſechsjähriges Kind den Amor mit ſo entzückender Wahrheit, daß Walter Scott, der damals Paris beſuchte, ſie in ſeine Arme zog, und ihr eine Liebeserklärung in beſter Form machte. Dieſer Triumph, den der berühmte Verfaſſer der Waverley-Novellen dem Wunderkinde bereitete, wurde in der Familie der Vicomteſſe als Gedächtniß-Moment betrachtet, das auf die ſpäteſten Enkel vererben ſollte, und auf das man ſich berief, wenn von den Gaben eines ſo ausgezeichneten Weſens, wie Blanche von St. Val, die Rede war. Die ſchöne Blanche ſchritt rüſtig weiter auf dem Wege der Siege. Als Lamartine ſeine berühmte Reiſe nach Sirien antrat, und ſich von der Lady Stanhope auf dem Libanon die berüchtigten Mährchen von der Stute, die den Heiland tragen ſollte, aufbürden ließ, begleitete Fräulein von St. Val, von drei alten Tanten geſchützt, den liebenswürdigen Dichter, und machte Verſe mit ihm aus einem Dintenfaſſe. Sie lauſchte im Vorgemach, als die merkwürdige Unterredung zwiſchen einer Prophetin und einem ſentimentalen Dichter ſtattfand, und zeichnete in ihr Album den dürren Hals und die unerfreulichen Schultern der neuen Sybille. Dieſes Album wurde das Entzücken der legitimiſtiſchen Zirkel der Faubourg St. Germain. Man riß ſich um die Ehre, die noch leeren Blätter mit Zeichnungen, Muſiknoten und hingekritzelten Verſen auszufüllen.

Die politiſchen Ereigniſſe der darauf folgenden bewegten Jahre ließen dies Intereſſe ſinken. Die Parthei der ſchönen Talentvollen gerieth in Verlegenheiten tauſenderlei Art, und auf einige Zeit vergaß man Herrn Lamartine und das Album der Mademoiſelle Blanche de St. Val. Aus Verzweiflung, ſich vernachläſſigt zu ſehen, heirathete ſie den Vicomte de Sanneterre, einen alten Herrn, der die Gefälligkeit hatte, bald zu ſterben, und ſeiner jungen Wittwe einen ſchönen Namen und ein noch ſchöneres Vermögen zu hinterlaſſen. Frau von Sanneterre hielt jetzt einen Salon, in dem zur Aufgabe geſtellt wurde, die alte Grazie und Feinheit der Jahre vor der großen Revolution wieder neu hervorzurufen, und ſie mit dem geläuterten Geſchmack und der Genialität der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts zu verbinden. Dichter, Künſtler, Componiſten waren hierin behülflich, und mehrere Jahre führte ſie eine glänzende, aber dabei doch ſehr unruhige Exiſtenz. Die Aerzte riethen zu einer Reiſe, um die Nerven zu calmiren, und die Vicomteſſe begab ſich, gefolgt von zwei berühmten Dichtern, nach Deutſchland. Hier verweilte ſie nur ſo lange, um ein Gedicht auf den Rhein zu machen, in Baden-Baden das Koſtüm einer Schwarzwälder Bauerfrau in ihr Album zu zeichnen, und in Wien den Fürſten Metternich zu ſehen, und ging dann über die Alpen nach Italien. In Mailand verließen ſie ihre beiden Dichter, und ſie langte allein in Rom an, um „unter dem Schatten der Pinien“ zu träumen, und „das lange Ach der Weltgeſchichte“ ſchauerlich über Ruinen dahintönen zu hören. Aber die Welt läßt eine ſchöne junge Frau nicht lange allein träumen, es fanden ſich, ſobald ihre Ankunft bekannt geworden, eine Menge Müſſiggänger der Pariſer und Londoner Zirkel, die ihre Karten in die Villa Parini ſchickten. Künſtler und Muſiker drängten ſich hinzu, um die Bekanntſchaft von

Paris in Rom zu erneuern. Mit der elegiſchen Ruhe war es vorbei. Drei Tage in der Woche wurden die Kerzen der Girandolen angezündet, und eine bunte Welt rauſchte durch die Säle, und wieder tändelten Verſe, tönten Melodieen, flüſterten Epigramme um die ſchöne Wittwe. Das Unglück war nun einmal nicht zu vermeiden. Ein Mittel, die Aufmerkſamkeit ein wenig von ſich abzulenken, ohne daß dabei die Eitelkeit etwas einbüßte, hatte die ſchöne Frau aber doch gefunden; dieſes zeigte ſich in Geſtalt ihrer Pflegetochter, die den Namen Poppäa führte, ein in der alten römiſchen Geſchichte berühmter Name. Die Vicomteſſe hatte das Mädchen als Waiſe zu ſich genommen, und in demſelben ungewöhnliche Anlagen entdeckt, die ſie ſofort auszubilden beſchloß. Muſik, Malerei, Poeſie, Tanz — alle Talente der Welt vereinigten ſich in dieſem zarten, ätheriſchen Weſen, das wie aus Morgenwolken und Blumenfaſern gebildet zu ſein ſchien. Die Vicomteſſe war in einer fortwährenden Bewunderung für ihren Abgott, wie ſie Poppäa nannte, und Poppäa ihrerſeits flocht Guirlanden um ihre „ſchöne Freundin“, lag zu ihren Füßen auf dem Teppich, und bildete, wo es ſich nur irgend thun ließ, eine plaſtiſche oder maleriſche Gruppe mit ihrer Beſchützerin. In all dieſem lag unendlich viel Affektation und lächerliche Ueberſpanntheit für ein deutſches Auge, allein dem franzöſiſchen Sinne behagte es, man fand das „delicieux“, „admirable“, und Jules Janin ſchuf einen hinreißend intereſſanten Artikel über den römiſchen Salon der Vicomteſſe, den er nicht geſehen hatte, in den Skizzen ſeiner italieniſchen Reiſe, dieſer ſo angefochtenen und von Deutſchland ſo arg beſpöttelten Reiſe.

Eines Abends, als eben wieder die Säle erleuchtet wurden, ſaß Madame de Sanneterre ſchon völlig angekleidet in ihrem Kabinette, und, das Haupt auf den Arm ſtützend, blickte ſie träumend vor ſich hin, und ſagte ſeufzend: „So iſt es denn doch wahr, was die Dichter verſichern, daß, trotz aller Reize des Lebens, eine unabwendbare Leere unſeres Herzens ſich bemeiſtern kann. Ich erlebe es an mir. Wozu führen dieſe Triumphe, dieſe ewigen Siegesfeſte der Schönheit, des Glanzes und der Mode? Ach, nur ein Augenblick der Herzensbefriedigung, und ich werfe ſie alle dahin!" Frau von Sanneterre ſtand auf und ging, die Arme gekreuzt, langſam durch die erleuchteten Säle. Sie blieb vor einem der offenen Balkonfenſter ſtehen, und ihr Blick ruhte auf der Landſchaft, die im Monddufte ihr großartiges Panorama vor ihren Blicken ausbreitete. Das Geplätſcher der Kaskaden gab die Melodie für dieſe ſtille Nachtfeier. Die Palläſte Roms zeigten ſich kaum erkennbar in der Ferne, nur die Kuppel von Maria Magdiore ragte in ihren dunklen Formen hervor, wie ein im Schlaf zuſammengebeugter Rieſe. Die ſchöne, üppige Geſtalt Blanche's, das weiße Atlasgewand, das in ſchweren Falten herabfloß, der warm und weich modellirte Arm, der auf die Marmoreinfaſſung des Balkons ſich ſtützte, und vor Allem das edle Profil der jungen Franzöſin, das aus dem dunkeln Hintergrunde günſtig beleuchtet hervortrat, machte ihre ganze Erſcheinung zu einem reizenden Bilde, das Bewunderung und zärtliche Rührung erregen konnte. Dieſe ſchien auch der eben eintretende

Gaſt in hohem Grade zu empfinden, der ſich, von ihr unbemerkt, langſam näherte, und in der Entfernung von einigen Schritten ehrfurchtsvoll ſtehen blieb. Die ſtolze und kräftige Geſtalt des jungen Mannes machte ihrerſeits einen vortheilhaften Eindruck. In ſeinem Anzug, wie in ſeiner Haltung, waren keine Grimmaſſen der Mode ſichtbar, ſein Antlitz entſtellten keine jener Bartfragmente, aus allen Zeitaltern zuſammengefügt, welche die Geſichter der Modengecke entſtellen, ſein Haar lag weder à la Jesus Christe in Locken auf den Schultern, noch war es nach Weiſe eines muſelmänniſchen Schädels glatt abgeſchoren. Aus dieſer edlen Einfachheit der Erſcheinung erkannte man, daß der junge Mann kein Franzoſe war. Frau von Sanneterre wandte ſich, und erblickte ihren Gaſt. „Ah, Herr Graf!“ rief ſie, und die Geiſter der Anmuth und Fröhlichkeit nahmen wieder Beſitz von ihren geiſtreichen Zügen. „Gerade an Sie dachte ich in dieſem Augenblick.“ Sie führte ihn an's Fenſter, und zeigte auf die Landſchaft. Mit großer Geläufigkeit erklärte ſie jetzt die einzeln hervorſtehenden Punkte der Landſchaft und der Stadt. „Aber Sie hören mich nicht an!“ rief ſie plötzlich, ſich unterbrechend. „Was iſt Ihnen?“

Der junge Mann lächelte und erwiederte, er mache es wie Lord Nelvil, während Corinna ihm die erhabenen Schönheiten der Peterskirche zeigte, ſah er nichts, als die Reize Corinna's.

Blanche wandte ſich ab, und ein leichtes Erröthen verſchönte ihre Wange. „Ich habe die Corinna nur einmal, und das mit Widerſtreben geleſen,“ hub ſie nach einer Pauſe an. „Es iſt für mich ein unangenehmes Buch. Die Madame Staël hatte Unglück in der Schilderung intereſſanter, männlicher Charaktere. Zu ihrer Zeit liebte man noch dieſe blonden, nichtsſagenden, ſchönen, engliſchen Phyſiognomien, die unſre Zeit, welche mehr Charakter hat, rückſichtslos verbannt.“

„Aber Madame Staël hatte Napoleon und Byron zu Vorbildern,“ bemerkte der Graf.

„Wurde jedoch von Beiden ſchlecht behandelt,“ entgegnete Blanche raſch, „und ſie war nicht die Frau, das Genie da zu vergöttern, wo es uns mit Füßen tritt. Sie liebte die ſchönen, unbedeutenden Männer, weil ſie dieſe unbedenklich beherrſchen konnte. Ich fühle aber zu deutſch, um eine Größe, wie die der Frau von Staël, zu bewundern; dies geſtehe ich offen.“

„Ach, Madame, wie reizend macht ſie dies Bekenntniß in meinen Augen!“

„Ich ſtehe nicht als die Einzige da, welche dieſes ausſpricht,“ ſetzte Blanche hinzu. „Wir Franzoſen geſtehen gern die intellectuelle Macht Ihres Landes ein. Wer möchte leugnen, daß ein Deutſcher unſerer Muſik eine tiefere Bedeutung gegeben, daß von deutſchen Dichtern unſere Muſe den höhern Flug der myſteriöſen Phantaſie gelernt, daß endlich Delaroche's Gemälde wieder an die grandioſe Einfachheit der Compoſition eines Holbein und Dürer erinnern. Aber dieſes mahnt mich, daß ich Ihnen ein kleines, ſehr zierliches Salzfaß zeigen wollte, welches man mir heute gebracht hat, und das für eine Arbeit von einem Schüler Benvenuto Cellini's, wenn nicht gar von ihm ſelbſt, gilt. Kommen Sie, mein

Freund, ehe die Zimmer ſich füllen und uns der Weg verſperrt wird.“

Von der Betrachtung des Kunſtwerks gingen die beiden Vertrauten zu der eines Gemäldes über, und als auch dieſes beſprochen war, fanden ſich immer neue Gegenſtände, welche veranlaßten, daß der Graf und die Vicomteſſe ſehr lange und ſehr angelegentlich mit einander verkehrten, trotz dem, daß die Gemächer ſchon längſt angefangen hatten, ſich zu füllen. Endlich riß ſich Frau von Sanneterre von der „Bewunderung der Kunſt“ los, und trat in den Salon. Sie war ſo ſtrahlend von Schönheit und zeigte ein ſo glückliches Lächeln, daß ſie belebend auf ihre Umgebung wirkte. Der junge Graf blieb unausgeſetzt in ihrer Nähe. Der gewöhnliche Lärm der Kunſtgenüſſe begann. Auf einem Divan von weißen Seidenpolſtern lag die kranke, blaſſe Geſtalt Poppäas unter lauter Blumenketten, und veränderte, nach den Akkorden einer ſanften Muſik, fortwährend ihre Stellungen, bald eine Flora, bald einen ſchlafenden Amor, bald eine lauſchende Nymphe, bald einen entflatternden Eugel, bald eine kranke und in ihre Schleier gewickelte Sylphide, und der Himmel weiß, was noch für ätheriſche Gebilde darſtellend. Dann wurde die Abſchiedsſcene aus Romeo und Juliette dargeſtellt, bei welcher Gelegenheit Poppäa faſt lebensgefährlich aus dem offenen Fenſter hing, und der wirkliche Mond, keine Theaterlaterne, die Küſſe Romeo's, eines ſchönen, jungen Piano-Virtuoſen, beleuchtete. Dieſe Scene hatte allerdings etwas Verführeriſches, und wirkte magiſch auf manchen Sinn, der den gewöhnlichen Couliſſeneffekten ſchon völlig abgeſtorben war. Dann declamirte wiederum Poppäa einige Strophen aus dem Don Juan von Byron, und zuletzt vollendete ſie die Triumphe dieſes Abends durch eine meiſterhaft getanzte Cachucha, mit Stellungen, die der berühmten Taglioni abgeborgt waren. Die Vicomteſſe ſchloß ihren Pflegling in die Arme, indem ſie begeiſtert ausrief: „Arme, kleine Sylphide, Du bezahlſt die Entzückungen, die Du uns bereiteſt, zu theuer! Deine Wangen glühen, Dein Herz klopft ungeſtüm, Deine Blicke gehen irre. Ruhe, mein Engel, Ruhe wird Dir jetzt am nöthigſten ſein. Hier iſt ein Platz auf dem Sopha, ich werde die roſenrothe Gaze über Dich breiten. Du ſollſt wie unter Roſenduft ſchlummern und träumen.“ Frau von Sanneterre wickelte ihre hübſche Puppe ſorgfältig ein, und lehnte ſich von Zeit zu Zeit über ſie, um ihre Athemzüge zu belauſchen, und die Geſellſchaft brach jedesmal über dieſe Gruppe in laute Bewunderung aus.

Nichts war jedoch dem jungen Deutſchen unangenehmer, als Frau von Sanneterre's Spiel mit dem kranken, verbildeten und überreizten Kinde. Er hatte die talentvolle Poppäa ſchon oft in die weiteſte Ferne gewünſcht, denn ſie bereitete ihm ſeit einiger Zeit ſehr peinvolle Momente. Er zweifelte durchaus nicht, daß Frau von Sanneterre, wenn ſie dieſes Pfleglings entbehre, um Vieles einfacher, natürlicher und liebenswürdiger ſein würde; aber jedes Wort, das er über Poppäa ſagte, erregte jedesmal eine Revolution im Herzen der Franzöſin. „Ich kann ohne dieſen Engel nicht leben,“ ſagte ſie ihm einſt mit großem Ernſt, „er erheitert meine Tage, und indem er mich an die ewig friſche Quelle der Poeſie erinnert, füllt er zugleich die Leere meines Herzens aus, das durchaus der Liebe und Anhänglichkeit eines menſchlichen Weſens bedarf.“

Auf dieſe Erklärung hatte der junge Mann nicht den Muth, etwas zu erwidern. Er ſetzte ſeine Beſuche bei der Vicomteſſe fort, allein er erſchien nie an den Abenden, wo die ſogenannten „Scenen“ arrangirt wurden. Die Franzöſin nannte ihn dafür ihren „deutſchen Sonderling“, und lachte über ihn.

Zweites Capitel.

Die drei Vettern.

Wir wollen dieſen „deutſchen Sonderling“ näher in's Auge faſſen. Es iſt derſelbe, an den der Baron von Briſſon, der Neffe der Fürſtin, jenen Brief ſchrieb, welchen Simeon für Judith entwendete, und aus welchem ſie ſo wenig befriedigende und beſtimmte Nachrichten ſchöpfte. Ernſt, Graf von Windeck, war ein weitläufiger Verwandter der Familie der Fürſtin, und Franzens Univerſitätsfreund. Eine ariſtokratiſche Familie hat ihre Antipathien und Sympathien; ſie erſtreckt dieſe eigenmächtig auf einige ihrer Zweige, die ſie entweder begünſtigt oder verfolgt. So war Franz der Verfolgte, Ernſt der Geliebkoſte und Bewunderte. Dieſe Anſichten zeigten ſich bald, als beide junge Männer ihre Laufbahn im Geſchäftsleben antraten. Für Ernſt wurden eine Menge alter Diplomaten und Oheime von Einfluß in Bewegung geſetzt, um ihm eine Stelle, ſeinen „ausgezeichneten Gaben“ gemäß, zu verſchaffen; für Franz fand ſich kein Protektor, und man überließ ihn ſich ſelbſt. Zwei alte, unverheirathete Hofdamen führten eine giftige Correſpondenz, in welcher alle „dunkle Flecken“ der Familie beſprochen wurden. Unter der Rubrik „faux pas“ wurden die kleinen Zerſtreutheiten junger Nichten, unter der Benennung „sotises“ der angehenden Diplomaten dumme Streiche aufgezählt, „bêtes noires“

hießen die liberal anrüchig gewordenen Vettern, „mauvais sujets“ Schulden machende, junge Neffen, „imbecilles“ blodſinnig geborene oder gewordene Mitglieder der Familie, „incurables“ ſchwachköpfige und gelähmte Oheime, die irgendwo in kleinen Städten von der Familie ernährt wurden, „inevitables“ langweilige Projektenmacher ohne Geldmittel, die der Familie auf alle Weiſe beſchwerlich fielen, und die, wenn man ſie zur Thür hinauswarf, zum Fenſter wieder hereinkamen — alle dieſe Abtheilungen und Unterabtheilungen, dieſe Arten und Abarten einer weitverzweigten Sippſchaft machten den Gegenſtand des Briefwechſels der beiden Unverehelichten aus, und in dieſem ſchwarzen Regiſter befand ſich unter der Kategorie „mauvais sujets“ der arme Franz von Briſſon ſchon gleich nach Zurücklegung ſeines zehnten Lebensjahres aufgezeichnet. Sein Vater war ſchon von der Familie nicht gern in die Schranken zugelaſſen, und gleich darauf in die Klaſſe der „inevitables“ eingetragen worden. Er erfand Maſchinen, die Niemand brauchen konnte, er machte den Regierungen Anträge, die zurückgewieſen wurden, er korreſpondirte mit Gelehrten, die ihm nicht antworteten, unterdeſſen verſchlangen ſeine Gläubiger ſein kleines Grundſtück, und er lebte zuletzt als eine Art Spaßmacher und „mauvais plaisant“ im Hauſe der Fürſtin. Als er ſtarb, und man muß ihm den Ruhm laſſen, daß er dieſes Leben nicht lange ertrug, blieb der kleine Franz als Nachlaſſenſchaft zurück. Er war ein hübſcher Junge, er ſchmeichelte und liebkoſte, und man hatte ihn gern. Es wurden Mittel herbeigeſchafft, daß dieſer kleine, hübſche Taugenichts in eine glänzende Uniform geſteckt und auf ein Pferd geſetzt werden konnte. Aber nicht drei Jahre vergingen, als eine tüchtige Schuldenmaſſe den Protektoren des jungen Helden zur Laſt fiel. Man nahm ihn weg und brachte ihn auf eine Univerſität; hier zeigte ſich bald daſſelbe Reſultat, und endlich, nachdem der Briefwechſel der beiden Hofdamen genugſam cirkulirt, und man dem armen Jungen den Stab gebrochen hatte, war er noch glücklich, eine Stelle, ähnlich der ſeines Vaters, in dem einſamen Schloß der Fürſtin zu finden. Wir haben geſehen, daß dieſer Poſten ihm auf die Länge nicht behagte, und daß er hochfliegende Pläne faßte bei dem Ereigniß des „aufgefundenen Kindes“, das die ganze Familie in Bewegung ſetzte, für immer auf einen grünen Zweig zu kommen. Aber der Arme, hier ſollte er wieder mit ſeinem glücklichen Vetter, mit dieſem „Lichtgeiſte“, zuſammentreffen; denn Ernſt war bei dieſer Kataſtrophe ebenfalls eine Rolle zugetheilt, und zwar dieſelbe, auf die der Unbegünſtigte Anſpruch machte.

Ernſt's Charakter ſöhnte mit ſeinem Glück und der Vergünſtigung, die ihm zu Theil wurde, wieder aus. Das Unglaubliche war an ihm geſchehen, man hatte ihn nicht verziehen, nicht verzärteln können. In Reichthum aufgewachſen, gewohnt, ſeine Wünſche befriedigt zu ſehen, fortwährend gelobt und gerühmt, und dieſes mit der ganzen Unverſchämtheit der Sippſchaftsliebe, hatte ſich der Jüngling einen unverwüſtlichen Kern rechtlicher Geſinnung, einfacher und ungekünſtelter Tugend bewahrt. Er verachtete und tadelte Niemand, die Thorheit und das Verbrechen ſchienen für ihn nicht da zu ſein, und dabei war er nicht Philoſoph, er hatte nicht über das Leben nachgedacht, er ging nur ſtill und gelaſſen ſeinen Weg hin, und da ſich keine Hinderniſſe, keine Steine des Anſtoßes auf demſelben fanden, auf wem ſollte er da zürnen, mit wem grollen, durch welchen Anlaß in Streit und Unwillen gerathen? Es giebt glückliche Naturen, die für die Bahn, welche ſie zu wandeln haben, geradezu geſchaffen ſcheinen. Ernſt war eine ſolche Natur. Er empfing Wohlwollen, Liebe, Aufmerkſamkeit, Achtung, und es wurde ihm leicht, die „milchſüßen“ Dinge auch Andern wieder zu bieten. Dies iſt genug, um die Menſchen in uns verliebt zu machen. Dazu kam ein einnehmendes Aeußere, eine ſchöne Geſtalt, ein ausdrucksvolles und ſprechendes Auge, ein Talent geſelliger Bildung, Rang und Vermögen. Die Diplomatie heutzutage iſt oft nur Toilettenangelegenheit, eine ſchöne Hand iſt mehr werth, als die Note, welche ſie ſchreibt; aber Ernſt nahm ſeine Stellung wichtiger. Er ſtudirte, und ſeine Studien trugen lebendige Früchte. Von der verzweifelten und bodenloſen Ueberſchwemmung, die eine noch immer höher anwachſende Literatur über unſere Exiſtenz gebracht, leidet das Fach des modernen Staatskünſtlers am meiſten. Alle Welt ſtürzt ſich über den Staat her. Jedermann will ſelbſt ſehen, ſelbſt prüfen, ſelbſt niederreißen und ſelbſt wieder aufbauen. Man traut den Cabinetten nicht, und ihre Heimlichkeit iſt der Zeit durchaus zuwider. Die Zeitungen ſchwatzen endlos, und noch immer nicht genug. In dieſem wilden Andrang haben die, ſeit Jahrhunderten feſtgeſetzten, beſoldeten Diener der Politik es ſchwer, ihre Stellung zu behaupten. Vor funfzig Jahren umgab ſie noch eine Glorie; man glaubte an ihre Geheimniſſe, und man hatte Achtung vor ihren diplomatiſchen Siegeln; heutzutage weiß man, daß es Männer ſind, die goldgeſtickte Uniformen tragen, und deren Geheimniſſe in den Zeitungen ſtehen. Wenn das die Anſicht des großen Haufens iſt, ſo ſind darum die Altäre noch nicht geſtürzt für den Eingeweihten. Er weiß, daß große Talente ſich auch hierher verirren, und daß auch hier geniale Kräfte arbeiten. Dieſe, mit der Zeit im Einklage, können Gewaltiges wirken, und wirken es auch noch heute, obgleich Manchem dieſes unglaublich ſcheinen möchte in dieſen Tagen „characterloſer Unbedeutendheit", wie ſie der Dichter nennt. Ernſt war kein ſolches Genie, um neues Leben in ein veraltetes Corps zu bringen, er war nicht einmal ein Talent; allein er war ein rechtlicher Mann, der ſich und Andern nichts weißmachen wollte, das iſt ſehr viel an einer Stelle, wo die Meiſten gezwungen ſind, zu lügen. Der Geſandtſchaft in Rom war er auf ſeinen Wunſch zugetheilt worden, die Wichtigkeit dieſer Stelle in neuerer Zeit, wo auf mittelalterlicher Weiſe Staat und Kirche in Conflikt gerathen zu wollen ſchienen, zog einen jungen Diplomaten an, der ſeine Studien mit Ernſt betrieb, und dem kein großer, hiſtoriſcher Moment in den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte unbekannt geblieben war. So weilte Ernſt ſchon fünf Jahre in Rom, und dieſe Zeit war für ihn eine Epoche fortwährender Triumphe. Man bewunderte höhern Orts ſeine Talente, man freute ſich ſeiner Briefe, man theilte Gelehrten von Fach ſeine antiquariſchen Forſchungen mit, und die diplomatiſchen Berichte, an denen ſeine Feder mitgearbeitet, waren im Portefeuille des Miniſters die geſuchteren Blätter. Ernſt war ein Kind des Glückes hier, wie er es überall geweſen. Er zählte jetzt zwei und dreißig Jahre, und bei einer Beſuchsreiſe in die Heimath waren die Verwandten thätig, ihm eine glänzende Parthie auszuſuchen, allein hier ſtießen ſie zum erſten Mal in ihren Plänen auf Widerſetzlichkeit. Der Diplomat wies, die ihm Erkoren, entſchieden zurück, und ließ ſeine Gönner in Zweifel, ob er ſchon eine Dame des Herzens habe, oder ob er geſonnen ſei, ohne eine ſolche für die Zukunft ſich zu behelfen. Faſt ſchien das Letztere der Fall zu ſein; hierüber ſeufzten die Freunde, denn das Vermögen des jungen Diplomaten war nicht hinreichend, um fortwährend eine ſo reichliche und koſtſpielige Exiſtenz, wie die ſeinige, mitten unter koſtbaren Gemälden, ſchönen Vaſen, ſeltenen Büchern, und an einer gut beſetzten Tafel zu führen. Man hatte ſchon ſeiner Beſoldung unter irgend einem Vorwande ein Bedeutendes zugelegt; allein auch dieſes reichte nicht. Was bei Franz lebhaft getadelt wurde, fand bei Ernſt Entſchuldigung. Die zwei Hofdamen trieben von allen Seiten Geldbeiträge ein; denn ſie zitterten bei dem Gedanken, dieſes Wunder von Verſtand und Liebenswürdigkeit könnte gezwungen ſein, eins von ſeinen herrlichen Gemälden zu verkaufen, oder eine Sommerwohnung, die er ſchon ſeit vier Jahren bewohnte, mit einer zu vertauſchen, die weniger günſtig gelegen war. Die bloße Vorſtellung hiervon zog den beiden gefühlvollen Damen ein Nervenleiden zu; Grund genug alſo, um bei dem jetzt in Rede ſtehenden Ereigniß, wo eine reiche Erbin plötzlich aus der Dunkelheit hervortrat, zuerſt an ihn zu denken.

Wir müſſen, zu dem Bilde dieſer zwei, noch eines dritten Vetters Erwähnung thun, obgleich wir ihn dem Leſer jetzt noch nicht näher vorführen, und obgleich die Familie ſelbſt ihn völlig vergeſſen hat. Er lebt in einem kleinen Landſtädtchen, iſt Förſter in einer ſehr untergeordneten Stellung, und die ehrlichen Pächter aus der Umgegend wußten nicht einmal, daß ein Graf von Windeck ihnen den Braten in die Küche ſchaffte. Joſeph iſt achtzehn Jahre alt, und im höchſten Grade verwildert. Sein Großvater ſchon ſagte ſich förmlich von der Familie los, indem er eine „Nymphe des Thals“ heirathete; der Vater ſetzte ſeinerſeits dieſe ſchäferlichen Heirathen fort, und Graf Joſeph war der kräftige Sprößling einer ſchönen Griſeldis. Eine Sage geht, daß Einer der Sippſchaft ſich einſt in das Waldſtädtchen verirrte, und daß ihm bei einer kümmerlichen table d'hôte ein Geſicht gegenüber ſaß, dem man es anſah, daß der Eigner deſſelben nicht franzöſiſch ſprach, und keinen Hof beſucht hatte. Als der Reiſende nach dem Namen dieſes Gegenüber fragte, ſoll ein Farbenwechſel in ſeinem Geſicht entſtanden ſein, als der Wirth ihn ausſprach, und nie hat ein ſterblich Auge ihn je wieder in dieſen Gegenden geſehen. Graf Joſeph fehlte gänzlich in den Regiſtern der Familie, aber in dem Buche der Lebendigen, das die Natur führt, ſtand er als ein ſchöner, kräftiger Jüngling verzeichnet. Seine arme und keuſche Jugend kannte nur den nächtlichen Wald, ſeine zauberhaften

Schatten und grünen Sonnenblitze, ſeine tiefdunklen Seen und ſeine geheimnißvollen Klüfte. Hier zog der Knabe ſpielend umher, hier brauſte der Jüngling wie ein nächtlicher Sturmwind und ſang Lieder, ſo derb, ſo ſchreiend und ſo ungezwungen, wie er ſelbſt war. Er hatte keine ſchöne Stimme, er wußte nichts von Poeſie, er war ein grober Burſche, und feindlich geſinnt gegen jegliche Anſtandspflicht. Man hatte ihm nicht die kleinſten Höflichkeitsmanieren beibringen können. Der Prediger des Orts, bei dem er in die Schule gegangen, befand ſich in einem ewigen Krieg mit dieſem wilden, gegen alle Cultur eingenommenen Burſchen. Auf der unterſten Bank der Schulſtube thronte der große, breitſchultrige und ſtarkſchenkliche Bube, und das Geſäuſel der Wiſſenſchaften, die ſanften Melodieen der Künſte, die Süßigkeiten der Algebra, der Geographie und Geſchichte, die empfindſamen Träumereien der Grammatik verhallten ungehört an ſeinem tauben Ohre. Sonntags, wenn die kleine Orgel der Kirche ihre hektiſchen Akkorde ertönen ließ, war Joſeph nie der Kanzel ſeines Lehrers gegenüber zu entdecken, oder wenn er zu entdecken war, ſo war es in der Attitüde eines ſorgloſen und tiefen Schlafes, eines Schlafes, wie ihn nur „die Gerechten“ zu ſchlafen berechtigt ſind. Dieſe kleine Genoſſenſchaft entarteter Edelleute vegetirte ruhig in dieſem weitabgelegenen Winkel der Welt. Sie entſchlummerten ruhig nach einem Leben voll ungetrübten Friedens, und ihre Gräber waren nicht um einen Zoll höher aufgeworfen, als das des ehrlichen Bauers, der neben ihnen dem „Tag der Erndte“ entgegenſchlummerte. Jóſeph ſah oft über die Kirchenmauer, wo ſeine „Alten“ lagen, und er, der nicht auf die Stimme der Cultur und der Wiſſenſchaften hörte, hörte gleichwohl auf das Geflüſter des großen Fliederbuſches, der die Gräber beſchattete. Er konnte halbe Stunden lang ſtehen, und dem Wehen des Grashalmes, dem Nicken der kleinen, gelben Blume zuſchauen, die auf einem der Hügel prangte. Gedanken, die ſich nie bis auf die Zukunft erſtreckten, wanderten doch bei dieſer Gelegenheit weiter, und Joſeph dachte, wenn er einmal genug Rehe geſchoſſen, genug Hiebe auf den Rükken des alten, widerſpenſtigen Klaus, des Waldwächters, hätte fallen laſſen, und endlich, wenn er oft genug ſeine redliche Rechnung dem Oberförſter abgelegt, und die kleine Summe, die ihm dann zufiel, eingeſackt haben würde, er dann auch in dieſer Erde liegen würde, neben ſeinen Alten, und beſchattet von demſelben Fliederbaum, und unter demſelben gelben Blümchen. Wir wollen dieſen wilden Vogel in ſeinem Forſt wieder entlaſſen, und ihn rufen, wenn wir ihn nöthig haben werden.

Unterdeſſen hatten Franzens Briefe das Nachdenken und die Thätigkeit des Diplomaten angeregt. Er hatte den Gerüchten, die ihm über das Auffinden des todtgeglaubten Kindes zu Ohren gekommen, keinen Glauben geſchenkt; allein jetzt zeigte ſich, daß eine ſehr wichtige Angelegenheit in Rede ſtehe. Er ſchlug ſeufzend ſeine Concepte aus dem Vitruv und ſeine Hefte voll der ſcharfſinnigſten Anmerkungen zu den Werken der neuern Baukunſt zuſammen, und klingelte ſeinem Bedienten, um Anſtalten zur Toilette zu machen. Vorher trat er noch an ſeinen Bücherſchrank und las eine Stelle im Machiavell nach, die geſtern im Cabinet des Monſignore, des Cardinals Selchini, zu einem anziehenden Disput Veranlaſſung gegeben; die Combinationen dieſes intereſſanten Citates führten wiederum zu Parallelſtellen in ähnlichen Werken, und nachdem Froiſſard und Giannone durchblättert waren, landete der Diplomat eben bei einem Kapitel des Guicciardini, das er mit den neueſten Combinationen des Parini zuſammenſtellte, als der Kammerdiener durch ein leiſes, aber immer wiederkehrendes Huſten zu erkennen gab, daß es die höchſte Zeit ſei, ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Unwillig über ſo viel Pflichttreue, legte der Graf die Bücher bei Seite, und ergab ſich dem proſaiſchen Geſchäfte des Ankleidens. Allein, zu ſehr Weltmann, um dieſes Geſchäft als eine nichtige und gehäſſige Handlung zu betrachten, wandte er von dem Augenblick an, wo er ſeinem großen Spiegel ſich gegenüber ſah, alle Aufmerkſamkeit auf den einfachen, aber gewählten Morgenputz, in welchem er ging, um der Vicomteſſe einen Beſuch abzuſtatten. Es war nicht die gewohnte

Stunde, wo ſeine Freundin Beſuche empfing, und er konnte daher hoffen, ſie allein zu finden. — Zerſtreut und diesmal eiliger, als gewöhnlich, verließ er, bei dem Portal der Villa angelangt, den Wagen, und beſchritt fliegenden Fußes das ſchöne Moſaikpflaſter des Vorſaals, leiſe eine wohlbekannte Thür öffnend. Muſikklänge hallten ihm entgegen.

Drittes Capitel.

Moderne Anſichten über Freundſchaft und Liebe.

Vor den Thüren des offenen Balkonfenſters, durch das man das dunkle Grün der in Form von Fächern ausgebreiteten Piniengipfel in die klaren Morgenlüfte ragen und den Waſſerſtrahl der großen Fontaine vor dem Portale in die Höhe ſteigen ſah, ſaß auf einer Ottomanne die ſchöne Blanche de Sanneterre in einem prachtvollen Gewande von violettem genueſiſchem Sammet, das an die Mode des ſechzehnten Jahrhunderts mahnte, jedoch veredelt durch den Geſchmack und die Eleganz des neunzehnten. Es war das Coſtüm eines Gemäldes von Van Dyck. Dieſes an Pelzwerk, Gold, Geſchmeide und ſeidnen Stoffen reiche Koſtüm war hier mit der feinſten Toilettenkunſt wiedergegeben. Nicht die ſteife Haltung der Damen jener Zeit, ſondern die nachläſſig graziöſe Stellung einer jungen Pariſerin unſrer Tage barg die Falten dieſes Sammets, ließ die Fülle des Pelzwerks ſchimmern und machte den Glanz der Edelſteine und Ketten erblitzen. Den einen Arm auf die Polſter geſtützt, mit dem andern eine antik geformte Laute haltend, war der Körper vorgebeugt und der Kopf dem Lichte zugewendet, einen ſchönen Hals und gerundete Formen des Nackens und der Schultern in der ganzen Weichheit und Fülle eines üppigen Kolorits enthüllend. Ein Tiſch mit einem Teppich von buntem Muſter, einige Gefäße und ein Schränkchen von reicher Boiſſerie-Arbeit bildeten im Renaiſſance-Styl die Beiwerke und den Hintergrund des Gemäldes, indem ſie auf ihren ſchwärzlichen braunen Tinten die hellvioletten Lichter des Sammets und die warme

Friſche der Carnation erglänzen ließen. Der Morgenhimmel mit ſeinem verklärtem Blau, die ſchweren Falten einer Fenſterdraperie und eine olivengrüne Tapete im Hintergrunde faßten das Gemälde harmoniſch ein. Die ſchöne Blanche ſaß einem Maler, und das Gemälde war ſchon ziemlich vorgeſchritten. Gefeſſelt von dem überraſchenden Anblick blieb Ernſt in der Mitte des Gemachs ſtehen und richtete mit dem Ausdruck ungeheuchelter Bewunderung den Blick auf ſeine reizende Freundin. Dieſe winkte ihm, einen Platz zu ihrer Seite einzunehmen. Indem er den Stuhl rückte, bemerkte er, daß auch ſein ſtetes Aergerniß, Poppäa, nicht fehlte. Sie lag zu den Füßen der Vicomteſſe und hielt eine Vaſe von Alabaſter mit ihren Armen umſchlungen, wobei ſie ſo regungslos verharrte, daß man ſie für ein Gebild aus demſelben Stoff geformt, wie die Vaſe, hätte halten können, wenn nicht eine leiſe Bewegung ihrer Lippen verrathen hätte, daß ihr die ſchwach intonirte Melodieen entglitten, die der Diplomat im Vorſaale gehört.

„Mein theurer Graf,“ hub Blanche an,

„wie ſehr erfreuen Sie mich, indem Sie ſich zur rechten Zeit einfinden, um Herrn Bazil Muth einzuſprechen. Er verzweifelt an dem Gelingen ſeines Werkes, und ich bin überzeugt, es wird ſeinen Ruhm noch vermehren. Haben Sie die Cleopatra geſehen, mit der Herr Bazil in der letzten Ausſtellung Wunder wirkte?“

Ernſt bejahte durch ein leiſes Kopfnicken, der junge Künſtler ſah hinter ſeine Leinewand hervor und gab durch ein ungeduldiges Räuspern zu erkennen, daß ſein Modell die Stellung verändert habe. Die Vicomteſſe achtete hierauf nicht. Sie wandte ſich völlig um, und ließ ihren Blick mit offner und inniger Freundlichkeit auf Ernſt ruhen. Der Maler legte die Palette hin und die Hände in den Schooß.

„Ah, Herr Bazil iſt ermüdet!“ rief Blanche. „Wir wollen eine Pauſe machen. Meine liebe Poppäa, armer Engel, auch Du wirſt ermüdet ſein. Komm, lege Dein Haupt auf meine Kniee, laß mich mit Deinen Locken ſpielen, ſie ſind weich und geſchmeidig wie Deine Seele.“

Poppäa ſtützte ihre blaſſe Wange auf den violetten Sammet und ſah mit einem erloſchenen Auge empor, indem ſie den Refrain ihrer Romanze in langſamen Tönen erſterben ließ. Ernſt dachte bei ſich: Sie wird nicht lange mehr leben; das Kind hat die Schwindſucht im höchſten Grade. In dieſem Augenblick legte Poppäa ihre kalten mageren Arme auch auf ſeine Kniee und hielt ihm zwei Kränze blühender Roſen entgegen.

„O himmliſch!“ rief Blanche, „ſie hat entdeckt, daß Sie trübe geſtimmt ſind, und ſie will Sie erheitern, indem ſie Sie mit Blumen überſchüttet.“

Ernſt nahm die Blumen und führte die Hand des jungen Mädchens an ſeine Lippen. Poppäa ſprang vom Boden auf, legte oder vielmehr warf mit großer Geſchicklichkeit einen der Kränze auf Blanches, den andern auf Ernſt's Haupt, und fügte dann ihre Hände in einander, indem ſie ſelbſt auf die Kniee ſank, und ihre blonden Locken in den Nacken ſchüttelnd, die Augen gen Himmel richtete. Die Vicomteſſe, über dieſes Impromptu ihres Schützlings ein wenig befangen, zog mit einer leiſen Röthe auf ihren ſchönen Wangen, die Hand weg und flüſterte vor ſich hin: „Das iſt ein ſehr ſonderbarer Einfall, Poppäa!“

Ernſt ergötzte ſich an der Verwirrung der reizenden Frau, und zum erſtenmale war ihm Poppäa weniger unleidlich. Die Sitzung wurde wiederum fortgeſetzt, allein unter unausgeſetzten unzufriedenen Winken, Huſten und Flüſtern des Malers. Endlich packte er ſeine Geräthſchaften ein und entfernte ſich. Die Vicomteſſe bemerkte durchaus nichts von ſeiner Entrüſtung und wandte ſich jetzt, da ſie ſich mit ihrem Freunde allein ſah mit der vollen Vertraulichkeit zu ihm hin. Sie nahm ihre ſchwere Kette, ihre Perlen und ihre Armbänder ab und ſie zuſammen in eine emaillirte Truhe werfend, hüllte ſie ſich in ihren Shawl, indem ſie ſich in die Ecke des Sophas hinwarf, ließ ſie ihre kleinen Füße, vom Schuh befreit, dicht neben dem Freunde auf dem Polſter ſehen. Poppäa entfernte ſich, indem ſie die Alabaſtervaſe in ſehr graziöſer Attitüde forttrug. Ernſt war jetzt mit Blanche allein, und er benutzte dieſe Stunde.

„Blanche,“ hob er an, „ich habe Ihnen zu ſagen, daß ich Rom auf einige Zeit werde verlaſſen müſſen.“

„Und weshalb?“

„Wie? Sie verſuchen nicht, mich zu halten?“ rief der Diplomat, indem er fragend in die freundlichen Augen der Dame ſah.

„Gewiß nicht. Ich liebe die Freiheit, mein Herr. Man muß nicht Egoiſt in der Freundſchaft ſein, denn ſonſt kommen wir in das Kapitel der Liebe. Da iſt freilich jede Tyrannei erlaubt. Gott ſei Dank, Erneſt, wir lieben uns nicht.“

„Nein, wir lieben uns nicht,“ flüſterte der junge Mann, und richtete ſein Auge zerſtreut auf die Blumen des Teppichs. Nach einer Pauſe ſeufzte er tief und ſah mit einem ernſten, langen und forſchenden Blick, in die mit einer ſo ſorgloſen unbefangenen Freundlichkeit auf ihn gerichteten Züge der ſchönen Frau. „Ich glaube, Blanche, wir lieben uns dennoch," ſagte er leiſe aber feſt.

Sie ſchüttelte das Haupt, reichte ihm die Hand mit einem Ausdruck von Mitleid und Treue und erwiderte: „Nein, nein! das wäre gegen die Abmachung."

Es entſtand eine lange Pauſe.

Ernſt hielt den Blick geſenkt, als er ihn aufrichtete, lag eine tiefe und ſchwere Melancholie in demſelben. „Blanche," ſagte er, „wir müſſen uns vielleicht auf lange Zeit trennen, unſer ruhiges Zuſammenleben ſoll geſtört werden, die Verhältniſſe treten gewaltſam zwiſchen uns. Ich ſprach Ihnen ſchon von den Wünſchen meiner Familie." —

„Ganz recht. Sie ſollen heirathen. — Heirathen Sie!"

„Und das ſagen Sie ſo leicht hin, Blanche?"

„Ich würde nicht Blanche ſein, wenn ich es ſchwer nähme. Wir haben ja über dieſe Dinge ſchon oft geſprochen. Beſinnen Sie ſich. Und wo iſt die Auserwählte?"

„Die uns trennen wird." —

„Bah! Sie wird uns nicht trennen. Wie kann ſie uns trennen? Wir ſind Freunde. Freunde trennt man nicht, wie man Liebende trennt.“

„Sie haben kein Herz, Blanche.“

„Allerdings kein ſolches, dem ich geſtatte, mich unglücklich zu machen.“

„Das Ende wird ſein, daß wir beide elend werden.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb? Kann eine Frau, die Sie heirathen, dies bewirken? Wenn Sie einmal mein Freund ſind, werden Sie es nicht bleiben? Was kann dazu dieſe Ehe irgend in unſerm Verhältniß verändert werden? Das alles iſt mir unbegreiflich.“

„Ich werde nicht heirathen.“

„Sie thun ſehr Unrecht. Ihre Familie kalkulirt mit großer Beſonnenheit, wenn ſie Ihnen eine Frau verſchafft. Sagen Sie mir, wo iſt die Auserwählte? Ich brenne vor Begier, den Namen zu erfahren. Sie erzählten mir neulich eine amüſante, halb wie ein Mährchen klingende Geſchichte von einem armen verſtoßenen Mädchen.“

„Dieſelbe, die man mir beſtimmt hat.“ —

„Dieſelbe?“

„Doch iſt ſie nicht mehr arm und verſtoßen. Sie erbt den Namen und die Reichthümer eines Onkels.“

„Dann iſt ſie ohne Zweifel eine vortreffliche Parthie und Sie müſſen ſie heirathen. Wenn Sie dies nicht thun, ſo werden Sie ſich mit Ihrer ganzen Familie überwerfen, und Ihre Zukunft zu Grunde richten.“

„Ich wage es durch Sie.“

„Aber ich, Erneſt, werde dies nie zugeben. Hier iſt meine Hand, geben Sie mir das feierliche Verſprechen, daß Sie ſich dem Einfluß meiner Freundſchaft nie und unter keiner Bedingung entziehen wollen.“

„Was fordern Sie, Blanche?“

„Ich will Ihr Glück, und durch das Ihrige auch das meine.“

Ernſt reichte ihr zögernd und mit abgewendetem Antlitz die Hand. Sie erfaßte ſie leidenſchaftlich, und, indem ſie ſich heftig aus den Polſtern emporrichtete, lehnte ſie ſich auf den Tiſch weit vor, um ihm in die Augen ſehen zu können, und jetzt rief ſie mit einem Lächeln voll Anmuth und Triumph: „Nur keine deutſche Schwärmerei mehr! Wir ſind vernünftig. Erzählen Sie mir die Schickſale dieſes Mädchens.“

„So hören Sie: Das Heimathland meiner Familie iſt, wie Sie wiſſen, Preußen. Die Lorbeeren, die meine Vorfahren ſich erworben haben, ſind nicht, wie die vieler anderen hiſtoriſchen Namen, nur in einem Herbarium zwiſchen Chronikblättern aufbewahrte, ſondern es giebt friſche Zweige, Blätter, die lebensgrün von der Sonne unſerer Tage beſchienen werden. Wir ſind darum Ariſtokraten, und werden es bleiben, denn wir ſehen nicht ein, was wir ſonſt ſein ſollten. Wenn es auch keine Fürſten gäbe und auch kein Volk nach den jetzigen Begriffen, ſo müßten doch auch immer Menſchen exiſtiren, die etwas Lobenswerthes thun, und von denen ſich nachweiſen läßt, daß ihre Eltern und Voreltern auch etwas Lobenswerthes thaten, und das wären Ariſtokraten nach meiner Anſicht. In dieſem Sinne zähle ich auch meine Familie zu den Ariſtokraten, und werde ſie immer dazu zählen. Bei einer Genoſſenſchaft, die ſo zahlreich iſt, wie die unſre, kann es nicht fehlen, daß es einige Individuen giebt, die jene gemäßigte und rechtliche Anſicht zur Carrikatur ausbilden. So haben wir einen alten Hyperariſtokraten in unſerer Familie, ein Exemplar, wie es nur in jenen nördlichen, von den modernen Ideen noch nicht angetaſteten Regionen des ultima Thule, wo ich herſtamme, exiſtiren kann. Es iſt ein Mann, wie eine Bronceſtatue. Er macht Schritte, wie der ſteinerne Comthur in Don Juan, und in der That mit dieſen ſteinernen Füßen iſt dieſer Mann zermalmend über manches zarte Geſchick ſeiner Angehörigen dahingegangen. Wir nennen ihn in der Familie nur den „Generalen.“ Er vermählte ſich zweimal, aus beiden Ehen hat er Söhne. Der älteſte Sohn, Graf Anaſthaſius Windeck-Wardeck, war vermählt mit einer Gräfin Loben, von der er ſich trennte und eine Baroneſſe von Alvenshagen heirathete. Dieſe ſtarb im Wochenbette, und hinterließ eine Tochter. Der Graf kehrte zu ſeiner frühern Wahl zurück und die Ehe mit der Gräfin Loben wurde neu geſchloſſen. Sie hatte ihm ſchon früher einen Sohn gegeben. Troß dieſes erneueten Bündniſſes war die Einigkeit zwiſchen den beiden Gatten doch nicht dauernd. Der Graf ſtarb und hinterließ ein Teſtament, in welchem er ſeiner Wittwe nur ein Pflichttheil ausſetzte, und das ganze bedeutende Vermögen jener Tochter zweiter Ehe übergab. Dieſes Teſtament, kann ich mich erinnern, machte damals nicht geringes Aufſehen in unſerer Familie. Die beleidigte Wittwe ſchien ſich jedoch mit Reſignation zu ergeben. Sie beſaß eigenes Vermögen, und man konnte denken, daß ſie durch dieſes den Sohn ſchadlos halten wolle. Da erfolgte der Tod jenes Mädchens, und nun fiel das reiche Erbe, die großen Güter, dem jungen Grafen anheim. Zehn Jahre iſt dieſer im Beſitz ſeiner Reichthümer, da plötzlich erſcheint die Todte wieder unter den Lebendigen, man findet das Mädchen bettelnd und umherirrend auf der Landſtraße. Sie können ſich denken, ſchöne Freundin, welch einen Tumult dieſes in der Familie erregte. Man hatte Zeugen ihres Todes, es waren unumſtößliche Beweiſe da, und dennoch können wir jetzt faſt nicht mehr zweifeln, daß dieſe junge Gräfin Windeck lebt. Wie dieſe düſtre räthſelhafte Geſchichte ſich entwirren wird, weiß ich in der That nicht, auch kommt mir hier keine Entſcheidung zu. Der nächſte Verwandte der Verſtoßenen und das Haupt der Familie, der alte General, hat ſie anerkannt, und mir zur Gemalin beſtimmt. Dies iſt das Ende meiner „gothiſchen" Geſchichte."

„Mein Himmel!" ſagte die Vicomteſſe, indem ſie Athem ſchöpfte. — „Wie romantiſch! Giebt es in Deutſchland lauter ſolche Geſchichten?"

„Zum Glück, nein!" rief Ernſt lächelnd, „allein in unſern Tagen, wo Reichthum alles gilt, wo Armuth bald nur das einzige Verbrechen ſein wird, das wir verfolgen und beſtrafen, ſind ſolche Beiſpiele einer grauſamen Verfolgung in Deutſchland ebenſo denkbar, wie ſie in Frankreich und England zu den gewöhnlichſten Tageserſcheinungen gehören."

„Das unglückliche Kind!" ſeufzte Blanche, indem ſie ihre Hände vor die Augen preßte, „ich ſehe es umherirren — arm, verlaſſen, ſeine Füße von Dornen geritzt, ſeine Wangen mit Thränen befeuchtet, die den Himmel anklagen, daß er die Unſchuld dem Verbrechen aufopfert. Eilen Sie, Erneſt, eilen Sie, retten Sie dieſes arme Geſchöpf, bringen Sie es für immer in den Hafen der Sicherheit und des Glücks. Bringen Sie ſie zu mir. Ich werde ihr Freundin, Mutter ſein. Ach, ich bedarf ſo ſehr eines Herzens, das mich liebt, und das ich anbete.“

Die Vicomteſſe kam jetzt auf ihr altes Thema zu ſprechen. Sie ſchwärmte wieder von dem Herzen, deſſen ſie bedürfe, und alle jene rührenden und gefühlvollen Bilder und Vorſtellungen, die ſie ſo oft wiederholt hatte, erſchütterten ihre weiche Seele von neuem. Dabei aber vergaß ſie den angeborenen Leichtſinn ihrer ſüdlichen Natur nicht. Sie machte Bemerkungen über die deutſchen Sitten, die ſie noch ſehr „mittelalterlich“ fand, ſie bekämpfte Ernſt's Anſicht über die Ariſtokratie, und machte ſich dann an die franzöſiſchen modernen Anſichten über die Ehe. Ernſt ſaß ſchweigſam und bekümmert an ihrer Seite.

Zum erſtenmal fühlte er das Bedürfniß, etwas weniger Glanz und Liebenswürdigkeit und etwas mehr Wahrheit, Natur und Verſtändniß bei einem Weibe zu finden. Aber die ſchöne Blanche hatte keine Ahnung von den Betrachtungen, die ihr Ritter anſtellte, ſie fühlte ſich ſo wohl in ihrer herrlichen Robe von Sammet, in ihrer weichen, glatten, anmuthigen Exiſtenz, in ihren Geſinnungen und Worten, die von dem zarteſten Hauch der Poeſieen Lamartines durchduftet waren, daß ihr nicht einfiel, ſie könne anders ſein, als ſie war. Als die Scene ihr etwas zu lange zu dauern drohte, ſprang ſie vom Sopha auf und wandelte durch die Gemächer, indem ſie nach Poppäa rief.

Ernſt erhob ſich und griff nach ſeinem Hut. Jetzt kam ſie eilig auf ihn zu, und ihre kleine Hand auf ſeine Schulter legend, ſah ſie ihm freundlich in die Augen, indem ſie rief: „Wann bringen Sie mir die arme Verſtoßene?“

„Alſo ich ſoll reiſen?“

„Kann das noch eine Frage ſein?“ rief die Franzöſin verwundert. „Nach allem, was wir ſo weitläuftig beſprachen, nachdem dieſe „gothiſche Geſchichte" Sie nothwendig antreibt, und nachdem ich Ihnen meinen Rath ertheilt, und ihnen bewieſen habe, daß — o mein Himmel! wie ſchwer iſt es doch, einen Deutſchen zum Freunde zu haben!" Sie wandte ſich mit einer tragiſchen Gebehrde ab, und fütterte ihren Papagei.

„Auf Wiederſehen, Blanche."

„Auf Wiederſehen, mein Herr! Nun, dem Himmel ſei Dank, endlich gehen Sie."

Viertes Capitel.

Das Haus der Wittwe.

In einer der kleinen, engen und düſtern Quergaſſen des älteſten Stadtviertels von Königsberg ſtand ein Mann im Mantel um eilf Uhr in der Nacht vor der Hausthüre eines unſcheinbaren und halbverfallenen Gebäudes. Der Mond, hinter dem Giebel des gegenüberſtehenden Hauſes aufgehend, warf eine ſcharfe Schattenſpitze auf die unebne Fläche des alterthümlichen Bauwerks und rief einen ſchwachen ſchimmernden Glanz auf den trüben Scheiben eines Fenſters hervor, das gerade über der Thüre angebracht war und von einem kleinen Schirmdache beſchützt wurde, welches, in ſeiner Bekleidung von zerbrochenen Ziegeln, ſich in eben demſelben baufälligen Zuſtand befand, wie das Fenſter, das es ſchützen ſollte. Auf dem Geſims des letzteren ſtand ein bauchiges Gefäß von Thon, das früher zu einem Trinkgeſchirr gedient haben mochte, jetzt aber mit Erde gefüllt, einer kümmerlichen Pflanze Schutz gewährte, die ihre verdorrten blüthen- und blätterloſen Ranken im Nachtwinde, der die enge Straße ſcharf durchſtrich, flattern ließ. Den Mann im Mantel verdroß ſichtlich das lange Warten, und indem er kleine ungeduldige Schritte auf den morſchen Steinen der Treppe machte, wiederholte er in ſehr kurzen Zwiſchenräumen ſein Klopfen, und verſuchte endlich mit dem goldnen Knopfe ſeines ziertlichen Stockes das Fenſter zu erreichen, um hier wirkſamer ſein Verlangen, ins Haus eingelaſſen zu werden, auszudrücken.

Die Thür öffnete ſich endlich langſam und knarrend, und der ſpäte Beſucher verſchwand in das Dunkel eines engen unſaubern und durch Treppen und Kellerthüren verbauten Vorſaals. Seine Führerin war eine alte Frau in einem kurzen Mäntelchen von verblichenem Kattun. Sie ſchützte mit ihrer magern Hand die Flamme des Lichts vor dem Zugwinde, der am Eingang der Treppe herrſchte, die ſie den Gaſt hinauf zu gehen nöthigte. Dies Unternehmen hatte jedoch ſeine Schwierigkeiten. Die Stiege war ausnehmend eng und die Stufen baufällig, dennoch erkletterte ſie der Fremde mit großer Geduld, und ohne auch nur das leiſeſte Murren des Unwillens laut werden zu laſſen. Im obern Stockwerk angelangt, blieb er vor einer Thüre ſtehen, aus der ein ſanfter melancholiſcher, doch dabei ſehr vollendeter Geſang erklang. Eine andere Thüre, dicht neben dieſer, war geöffnet, und eine Frau zeigte ſich auf der Schwelle des Eingangs. Sie war von ungewöhnlicher Größe, die Züge ihres ernſten blaſſen Antlitzes hatten etwas Ehrfurchtgebietendes, ihre ganze Geſtalt, wie ſie in ein weißes ſchleppendes Gewand gekleidet, in dem dunkeln Rahmen der Thüre ſtand, konnte, wenn man unvorbereitet auf ſie traf, ſogar erſchrecken. Der Fremde ſchien etwas von dieſem unheimlichen Einfluß an ſich zu verſpüren, er trat einige Schritte zurück, als er die Blicke der dunkeln Augen ſtarr auf ſich geheftet ſah, ſogleich jedoch faßte er ſich und ging mit einem freundlichen und zuvorkommenden Lächeln auf ſie zu. „Theure Eulalie,“ ſagte er, die Hand der Dame ergreifend, und ſie küſſend, „ich komme heute ſpät, doch hoffentlich nicht zu ſpät. Die Wohnung unſer guten Mutter Thereſe iſt etwas abgelegen, ich hatte Mühe, mich hierherzufinden, und dann, aufrichtig geſagt, ich wünſchte, daß wir für unſre Zuſammenkünfte ein günſtigeres Lokal aufſuchten.“ —

„Sie wollen wohl mit ihrem Wagen hier vorfahren; allein dazu iſt die Straße zu eng,“ erwiderte die Dame mit einem kalten und faſt ſtrengen Tone.

„Nicht das, theure Eulalie, nicht das. Sie verkennen mich. Es iſt gewiß nicht Eitelkeit, nicht weltliche Bequemlichkeit, die mich zu dem Wunſche veranlaßt — ſondern die Vorſicht meines Arztes. Der Zugwind — das lange Warten.“ —

„Ich konnte nicht früher öffnen laſſen,“ bemerkte die Dame, „obgleich ich wohl denken konnte, daß Sie es waren, der Einlaß begehrte, denn unſre gute Magdalena ſang eben einen Pſalm.“

„Ach! dann iſt's etwas anderes!“ ſtammelte der Fremde. Er zitterte ſichtlich, als er dieſe Worte ſprach, die Dienerin, die ihm den Mantel, den Hut und die Handſchuh abnahm, enthüllte eine magere, ſchlanke, äußerſt zarte Geſtalt, deren Inhaber noch nicht voll zwei und zwanzig Jahre zählte. Er war auf das ſorgfältigſte gekleidet, und die Art, wie er der Dame, die wir Eulalie genannt haben, den Arm bot und ſie in die Verſammlung führte, zeigte die feine und ungezwungene Haltung eines Weltmannes. Das Zimmer, in welches dieſes Paar jetzt eintrat, war ein ſehr kunſtloſes und dürftiges. Die Tragbalken der Decke ſpannten ſich in ihrer ganzen Länge ſichtbar über Wände aus, die

die einfache Kalktünche zeigten, nur hier und da mit einem elenden Kupferſtich und einem plumpen Möbel verziert. Deſto mehr contraſtirte gegen dieſe bettelhafte Simplicität ein herrlicher Flügel, der mit Bronce und Gold ausgelegt war, und in der Mitte dieſer ſcheunenartigen Halle ſtand. Vor ihm ſaß ein weibliches Weſen, und präludirte, in tiefe Gedanken verloren, einzelne Akkorde und unzuſammenhängende Melodien angebend, und war ſo mit ihren Eingebungen beſchäftigt, daß ſie die Eintretenden nicht bemerkte. In einem Halbkreiſe um ſie her ſaßen Männer und Frauen ſtillſchweigend und jenen regelloſen muſikaliſchen Phantaſieen lauſchend. Die neu Hinzugekommenen nahmen ebenfalls in tiefer ehrfurchtsvoller Stille ihren Platz ein.

Wir führen den geehrten Leſer hier in eine Geſellſchaft von „Frommen,“ aber es ſind nicht die Carrikaturen, die man gewöhnlich erwartet, wenn dieſe Bezeichnung angegeben iſt, keine alte, hexenartige Weiber, mit wackelnden Häuptern und verdrehten Augen, keine ſtammelnde, ſchielende und in Lumpen gehüllte Heuchler, keine

Gauner mit Galgenphyſiognomieen, die die Heiligen eben ſo plump als albern ſpielen, man hört hier nicht jene heulenden, gurgelnden Töne, jene Seufzer, die Lichter auszublaſen im Stande ſind, jene ekelerregende Gebehrden und jene zum Theil hingewinſelten, zum Theil abgebrüllten Lieder von einem confuſen miſtiſchen Inhalt, nichts von allem dem, was man gewöhnlich unter dem Bilde frommer Conventikel ſucht, hier iſt eine Geſellſchaft eleganter Frommen verſammelt, Fromme, die dadurch nicht aufhören ſchön, geiſtvoll und liebenswürdig zu ſein, und die das allgemeine Kennzeichen ihrer Gattung ſo ſorgfältig ſelbſt einer vor dem andern verbergen, daß nur das ſehr geübte Auge des Beobachters es zu entdekken vermag. Es ſaßen hier Damen, die gewohnt waren, Juwelen zu tragen, und ſich in indiſche Stoffe zu hüllen, Herren, die eine prachtvolle Tafel führten und koſtbare Equipage hielten, und dieſe Kinder einer vornehmen und verwöhnten Welt kamen hier bei der Wittwe eines Schuhmachers zuſammen, der, als er noch lebte, ſeine Kunden in der Kaſerne und den ärmlichen Vorſtadtwinkeln ſuchte. Nie hatte die grobe Hand des Ehrenmannes ruhen dürfen an dem feinen eleganten Fuß dieſer Herren, aber ſeiner Wittwe küßten dieſelben Herren die Hand, und ſchätzten ſich glücklich, in ihrer ärmlichen Wohnung aus- und eingehen zu dürfen, denn Mutter Thereſe hatte die Gabe der Prophezeihung und war begnadigt durch miſteriöſe Zuſammenkünfte mit Verſtorbenen und Heiligen. Sie war die Auserwählte, und jene Herren und Damen, die da „ſuchten,“ verſammelten ſich in dem baufälligen alten Hauſe der Wittwe.

Die Zuſammenkünfte hatten einen ſehr ſinnigen Charakter. Die fromme Schweſter am Piano war muſikaliſch und poetiſch zugleich. Wenn ſie es gewürdigt hätte, weltlich aufzutreten, ſo hätte ſie durch ihre Lieder entzückt, es war in ihnen der herrlichſte Wohlklang, das glühendſte Gefühl, die wahrſte Begeiſterung, aber ſie verbarg ihr Pfund vor der Welt und ließ es nur im Geheim wuchern, um in den Stunden der Weihe dem Erlöſer ſüße Opfer der Seele zu bringen. Auch jetzt ſaß ſie und dichtete. Der Geiſt beſeelte die ſchöne Frau und alsbald quollen die ſchönſten und heiligſten Melodien unter ihren zarten, ſchmalen, magern Händen hervor. Es war ein Rezitatifähnlicher Geſang, eine Unterredung der Seele mit Gott, die ſich immer mehr verklärte und mit einer hinreißend ſchönen Liebeshymne ſchloß. Als die Töne verhallt waren, ſank die Dichterin gebrochen auf die Taſten hin und lag wie todt. Die Frauen erhoben ſich und eilten ihr zu Hülfe. Der junge Mann, denn wir zuletzt haben kommen ſehen, wurde bei dieſem Anblick bleich, brachte ſein Tuch an die Augen und weinte mit der Erſchütterung des Körpers, wie ein Kind zu weinen pflegt. Sein Nachbar, ein corpulenter Sechziger mit grauem Haar, das in zierliche Locken gelegt war, heftete einen Blick des Mitleids auf den jungen Mann und ſagte, indem er eine Priſe nahm: „mais, mon ami, calmez vous! vraiement vous soignez très mal pour votre santé.“

Der Angeredete ſuchte ſich zu faſſen, er erwiederte nichts, als er aber das Tuch von den Augen nahm, war er bleich wie der Tod, und ſeine Augen hatten einen erloſchenen Blick. Als die Ohnmächtige ſich erholt hatte, gingen die Frauen auf und ab, Geſpräche heiligen Inhalts führend, andere ſtanden abgeſondert, und ihre Blicke waren mit dem Ausdruck ſchwärmender Sybillen nach oben gerichtet, nur eine Gruppe alter Herren hatte ein etwas ennuyirtes Anſehen, man ſah ſie häufig die Uhr hervorziehen und hörte ſie etwas murmeln, das durchaus nicht wie ein Gebet klang.

Der Aufbruch wurde bald allgemein. Die Wittwe des Schuhmachers, in ihrem Lehnſtuhl ſitzend, empfing die ehrerbietigen Grüße jener eleganten Frauen, die gewohnt waren, in den prachtvollen Salons, wo ſie herrſchten, dieſe huldigenden Verbeugungen nur entgegenzunehmen, nie zu geben. Eulalia nahm den Arm Magdalenens, ſo hieß die Pſalmenſängerin, und beide verließen vereint das Zimmer. Draußen in der engen Gaſſe traten wieder die Artigkeitsformeln der Welt in ihre Geltung. Die ſchlanken, in ihre Mäntel und Shawls gehüllten, Geſtalten der Damen, von den Männern geführt, verſchwanden, indem der Sturm in ihren Gewändern wühlte, und die weißen, langen Federn der Hüte wirbeln machte. Man zerſtreute ſich abſichtlich, als man in die bewohnteren Gegenden kam, und die hier wartenden Wagen beſtieg. Der bleiche Jüngling und der korpulente Herr mit dem gelockten, grauen Haar nahmen zuſammen in einem Cabriolet Platz. Der Morgenwind war kühl, und das Geſpräch einſilbig.

„Fühlen Sie ſich jetzt etwas beſſer, lieber Graf?“ fragre der Letztere ſeinen Nachbar.

„Sagen Sie vielmehr, ſchlimmer,“ entgegnete dieſer. Die Erhebung verläßt mich wieder, und die heilige Zerknirſchung, die bis in den innerſten Kern meiner Seele drang, giebt wieder jener geheimen Nüchternheit Platz, die der Morgen mit ſich bringt. O, wenn es doch ewig Nacht ſein könnte! Wenn ich dieſen Tag, ſeine hellen Lichter, ſeine proſaiſchen Geſichter und Geſchäfte nur nicht mehr zu ſehen brauchte!“

Der dicke Herr erwiederte hierauf nichts. Er blickte aus dem Wagen hinaus auf die noch geſchloſſenen Fenſterläden der Häuſer.

„Wie himmliſch ſie heute wieder ſang!“

ſetzte der junge Mann ſeine Rede fort. „Welche Worte, welche Töne! Die erſten Chriſten in ihren heimlichen, begeiſterten Verſammlungen können unmöglich heiligere Engelſtimmen unter ſich vernommen haben. Hörten Sie jene Verſe, die von der Seligkeit des Sterbens handelten?“

„Armer Mann,“ murmelte der dicke Herr vor ſich hin, „ich fürchte, Du biſt dieſer Seligkeit ſehr nahe.“

„Was iſt dieſe Welt, was ſind ihre Schätze!“ rief der Jüngere, indem er einen matten Blick auf die in grauen Morgennebel gehüllte Straße warf. „Wie kann es Thoren geben, die noch an dieſem Daſein haften!“

Der dicke Herr zog ſeine Lorgnette hervor und betrachtete einen Gegenſtand in der Ferne. Der Wagen bog in einen Thorweg ein. Fieberfroſt ſchüttelte den jungen Mann, als er die nahe Hausthür ſah, und in derſelben einen Diener in Livree.

„Was willſt Du, Franz?“ rief er im Tone der höchſten Abſpannung, als der Wagenſchlag geöffnet wurd. „Was ſtehſt Du und überfällſt mich ſchon ſo früh? Nun, ſprich, was giebt's wieder?"

„Seine Excellenz der Herr Miniſter ſind aus Berlin angekommen, und wünſchen Eure Gnaden zu ſprechen."

„Dachte ich es doch! Ich ſoll nicht Ruhe haben, ich ſoll keinen Frieden finden!" Dieſe Worte waren an den dicken Herrn gerichtet, und dieſer erwiederte ſie, indem er mit einer ſehr ausdrucksvollen Pantomime den Finger auf den Mund legte, und auf die Umſtehenden zeigte, dann fügte er laut hinzu: „Leben Sie wohl, lieber Graf, ich wünſche, daß Ihnen die Jagdparthie gut bekommen mag." Hiermit entließ der dicke Herr ſeinen Begleiter, und fuhr allein zum Hofthore hinaus.

„Jagdparthie!" murmelte der Jüngling, indem er die Treppe ſeines Hauſes emporſtieg. Immer Lüge, und nichts als Lüge. Und wir ſind Chriſten. Wenn wir unſerm Gott dienen wollen, müſſen wir uns in Nacht und Nebel, unter Lügen und Heimlichkeit verſtecken."

Er ſandte ein Bewillkommnungsbillet ab, in welchem er nach Verlauf einer Stunde zu kommen verſprach. Es war fünf Uhr, bis ſechs Uhr hatte er Zeit; er warf ſich auf's Sopha, indem er ſeine Augen bedeckte, und in einer regungsloſen Starrheit lag, dann erhob er ſich und ging in den bezeichneten Gaſthof.

„Seine Excellenz warten ſchon lange,“ ſagte der Kammerdiener, welcher den Ankommenden empfing. „Nummer 5, Herr Graf, wenn Sie die Güte haben.“

Die Thür flog auf. Ein Mann mit heiteren, freundlichen Zügen ſaß auf dem Sopha, und wühlte eben in der weichen Seidenwolle eines Bologneſer Hündchens. Er ſtreckte die Hand dem Eintretenden entgegen, und Oheim und Neffe begrüßten ſich.

„Es iſt mir lieb, das Du ſo früh ſchon zu ſprechen biſt, lieber Bonifaz,“ ſagte der Miniſter, „Du führſt in der That das Leben eines rüſtigen Geſchäftsmannes. Mit den erſten Morgenſtrahlen auf und an den Arbeitstiſch. Das iſt mir lieb zu ſehen. Bei mir iſt es nichts eben Rühmenswerthes, mich hält meine ewige Schlafloſigkeit in dieſen muſterhaften Schranken. Du aber biſt jung, und der Schlaf iſt für Dich ein Bedürfniß. Komm, ſetze Dich zu mir.“

Der Neffe ſetzte ſich, aber in ſeinem Antlitz lag Abſpannung und ein gewiſſer Grad von Unbehagen, das er nicht zu verbergen ſtrebte. Der Oheim fuhr fort, ſeinem Hündchen zu liebkoſen, indem er einen lauernden Blick auf den jungen Mann warf. Nach einer Pauſe ſagte er: „Bonifaz, Du erräthſt den Grund meines Kommens?“

„Ich glaube, ihn zu errathen,“ ſagte der Neffe.

„Es iſt kein anderer, kannſt Du mir glauben,“ fuhr der Miniſter ſeufzend fort, „als die fatale Geſchichte. Wir müſſen einen Entſchluß faſſen, oder vielmehr, Du mußt einen Entſchluß faſſen.“

„Lieber Onkel, Sie wiſſen bereits —“

„Halt, habe die Güte, und ſchließe die Thüre dort. In Gaſthäuſern kann man nicht genug Vorſicht brauchen. Ich habe deshalb drei Zimmer genommen, um völlig ſicher vor läſtigen

Nachklarn zu ſein. Nun — was weiß ich bereits?“ —

„Daß ich meiner Schweſter ihr Erbe zurückgebe, daß ich keinen Pfennig eines Vermögens beſitzen will, an dem ein Fluch laſtet.“

Der junge Mann hatte dieſe Worte mit großer Anſtrengung geſprochen, und als ſie über ſeine Lippen waren, ſchien eine Laſt von ſeiner Bruſt zu ſinken. Der Miniſter fuhr fort, mit ſeinem Hunde ſich zu beſchäftigen. Er zerbrökkelte eine Semmel in einer Schaale mit Milch und bereitete ſeinem Lieblinge das gewohnte Frühſtück mit einer lächelnden und ruhigen Miene.

„Das heißt alſo mit andern Worten, Du willſt ein Bettler werden,“ ſagte er, und wandte ſich, um in das verſtörte, bleiche Geſicht ſeines Neffen zu ſehen.

„Lieber Onkel —“

„Bonifaz —“

„Meine Mutter war —“

„Meine Schweſter,“ ſagte der Miniſter raſch, indem er die Reſte der Semmel in die Taſſe warf. „Ich hoffe, daß Du nie dieſen Umſtand vergeſſen wirſt. Ich kann und werde nicht willigen in Thorheiten, die das Andenken meiner Schweſter beſchimpfen."

Ein verborgenes Feuer leuchtete plötzlich in den Augen des Neffen, und ſeine Stimme war bewegt, als er fragte: „Was nennen Sie hier Thorheit?"

Der Miniſter ergriff die Hand des jungen Mannes, lehnte ſich in die Polſter des Sophas zurück, und ſprach mit freundlicher Miene: „Laß uns offen mit einander reden. Als Margarethe, meine theure Schweſter, in ihrer letzten, ſchweren Krankheit, von der ſie nie völlig wieder genas, Dich meiner Obhut vertraute, verhehlte ſie mir nicht die guten, wie die ſchlimmen Eigenſchaften Deines Charakters. Zu den letzteren gehört eine an Schwachheit grenzende Hingebung an die Einwirkungen Anderer. Sie nannte es: Weichheit des Gefühls, ich aber nenne es: unmännliche Schwäche — antworte mir nicht — höre mich erſt zu Ende! — Es giebt ein gewiſſes Rechtsideal, nach dem Schwärmer und Thoren handeln, das jedoch im Verkehr mit der Welt nichts gilt, und niemals etwas gegolten hat. Mit Bedauern ſeh' ich Dich, dieſe ſchädliche Maxime adoptiren, ja, ich kann ſagen, mit Schrecken bemerke ich, daß Du ſie hier in Anwendung bringen willſt, wo ſich's um Dein Glück, die Ehre der Familie und Deine Zukunft handelt. Bonifaz, Du machſt mich zittern. Trittſt Du mit ſolchen Geſinnungen die Jahre Deiner Volljährigkeit an? Doch nein. Ich kenne meinen guten, meinen braven Jungen, man kann ihn zu einer Thorheit verleiten, doch zu einer Unwürdigkeit nie.“

„Gewiß nie!“ antwortete Bonifaz.

„Und eine Unwürdigkeit wäre es,“ fuhr der Miniſter mit erhöhter Stimme fort, „wenn Du litteſt, daß man Deine Mutter eines Betruges zeihete.“

„Großer Gott!“ rief der Neffe.

Der Miniſter ſah die Wirkung ſeiner Worte mit großer Zufriedenheit. „Nicht anders,“ ſagte er. „Jenes Kind kann nur durch einen ſchändlichen Betrug Deiner Mutter, meiner Schweſter, noch leben.“

Eine dunkle Röthe übergoß die bleichen Wangen des Jünglings, er zitterte ſichtlich und rang nach Faſſung. Der Oheim beobachtete mit lauernder Miene dieſen Kampf, ohne etwas zu thun, ihn zu lindern oder zu enden. Bonifaz lenkte ſeine Blicke gen Himmel, er ſchien die Gegenwart eines Zeugen vergeſſen zu haben, und brach in die Worte aus, die wie ein Gebet klangen: „Vergieb, mein Heiland und Erretter, wenn du hier einen Sohn ſiehſt, der ſeine Mutter anklagt. Ja, ich bin überzeugt, daß ſie das Verbrechen beging, ich bin überzeugt, daß ich es ſühnen muß, daß ich durch meine Gebete den Quell des Verſöhnungsblutes öffnen muß, daß er auf ſie und auf mich, den gleich großen Sünder, herabſtröme. Aus Liebe zu mir ſündigte ſie, und Liebe muß dieſe That ſühnen!“ — Er ließ ſeine Hände, die er erhoben hatte, wieder in den Schoos ſinken, und ſaß ſtumm und regungslos da.

Der Miniſter ſtand auf und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor ſeinem Neffen ſtehen, den er mit einem Blicke der tiefſten Verachtung betrachtete. Er wollte etwas ſagen, unterdrückte es aber, und ſetzte ſeine Spaziergänge wieder fort. Es herrſchte eine Stille im Zimmer, daß man die Wagen in einer entfernten Straße raſſeln hören konnte.

„Mein Freund,“ ſagte der Miniſter in einem kalten und ruhigen Tone. „Ein Unglück für mich und für Dich iſt's, daß dieſer gehäſſige Fall eintritt, gerade jetzt, wo meine Vormundſchaftsführung ihr Ende erreicht, ſonſt würde ich Dir und mir dieſe unangenehme Stunde erſpart haben; jetzt aber muß ich fragen: erlaubſt Du, daß ich für Dich in dieſer Sache handle?“

„Ich werde Sie darum bitten, theurer Onkel. Sie glauben nicht, was ich gelitten habe und was ich noch leide ſeit der unſeligen Stunde, wo dieſe Nachricht zuerſt mein Ohr traf.“

„Und was biſt Du entſchloſſen zu thun?“

„Das Erbe ihr auszuzahlen, und ſie als meine Schweſter anzuerkennen.“

„Vierzigtauſend Thaler Renten giebſt Du hin?“

„Und wenn es eine Million wäre, ich gäbe ſie hin.“

„Du warſt früher der reichſte Edelmann in der Provinz, Du wird künftig der ärmſte ſein.“

Bonifaz ſchloß ſeine Hände und ſah dankend gen Himmel. „Gott ſieht in mein Herz, ich habe nie nach dem Mammon getrachtet, ich werf' ihn hin, und werde arm und glücklich ſein.“

„Giebſt Du mir unbedingte Vollmacht?“ fragte der Oheim weiter.

„Wenn Sie in dieſem Sinne, den ich eben bezeichnet, handeln wollen —“

„Daß ich ein — wäre!“ murmelte der Miniſter. „Höre mich,“ ſetzte er laut hinzu. „Es ſchmerzt mich, daß unſere Anſichten über den Character Deiner Mutter ſo verſchieden ſind, ich hätte viel darum gegeben, dieſe Worte nie aus Deinem Munde hören zu müſſen; allein was Du oder ich über dieſe Sache denken, iſt für's Erſte gleichgültig. Es kommt Alles auf die Schritte an, die wir hier der Welt gegenüber thun müſſen —“

„Bekennen müſſen wir — theurer Onkel! Bekennen —“

„Biſt Du verrückt!“ rief der Miniſter, und zum erſten Mal flammte ein wilder Zorn in ſeinem Geſicht. „Ich ſelbſt ſoll meine Schweſter öffentlich anklagen?“

„Wir müſſen uns vor Chriſtum demüthigen und ſein Kreuz auf uns nehmen,“ rief Bonifaz.

„Grand dieu! Ich hab' es mit einem ausgemachten Pinſel zu thun!“ ſeufzte der Miniſter; allein, ſich gleich darauf faſſend, ſagte er in einem Tone voll Freundlichkeit und Milde: „Nein, nein, mein Kind, das geht nicht, im Geheim können wir büßen, öffentlich nicht. Ich erkenne die volle Würde Deines verſöhnungsreichen Gemüths; glaube mir, es thut mir leid, daß ich Dir widerſprechen muß. Ich ſympathiſire mit Dir, mein theurer Neffe, ja, ja, ich ſympathiſire mit Dir.“

Bonifaz ſah ihn erſtaunt und betroffen an. Der Miniſter ſetzte ſich dicht neben ihn, und ſchlang ſeinen Arm ſchmeichelnd um den Nacken des jungen Mannes. „Du begreifſt, daß die frivole Welt, in der ich lebe, mich nothwendig verhärtet haben muß; allein ich freue mich, Dich ſo weich und herzlich zu finden. Unwillkührlich ſchmilzt auch das Eis von meinem Herzen. Ja, ja, wie geſagt, im Grunde meiner Seele ſympathiſire ich mit Dir."

„So darf ich hoffen?" rief der Jüngling freudig.

„Daß ich in Deinem Sinne wirke? Gewiß. Allein, meine Erfahrung, mein Sohn, muß mit Deinem zärtlichen Herzen den Gang zuſammenmachen. Setze mir die Punkte auf, die Du beachtet haben willſt, und ich eile dann, ſie meinem Advokaten mitzutheilen. Geh jetzt nach Hauſe, theurer Sohn, die Unterredung hat Dich erſchüttert, Du bedarfſt der Ruhe. Sei nochmals verſichert, daß ich Alles thun werde, Deinem Sinne gemäß zu handeln."

„Geben Sie mir Ihr Wort darauf, Oheim!" rief der junge Mann.

„Hier haſt Du meine Hand. Armer Bonifaz! Es iſt aber auch grauſam vom Himmel, gerade Dich in eine ſolche Situation zu ſtellen."

„Grauſam? Nein, theurer Onkel! Nein, grauſam iſt es nicht. Es iſt eine Gnade meines Erlöſers, der mich prüfen wollte, wie weit meine Liebe für ihn reicht.“

„Willſt Du nicht meinen Pelzüberrock nehmen, armer Junge? Die Morgen ſind ſehr friſch, und Du biſt erhitzt, aufgeregt. Nur Ruhe, Ruhe, theurer Sohn. Die Angelegenheit wird ſich zu unſerer Beider Zufriedenheit abthun laſſen.“

Der Miniſter, nachdem er ſeinem Gaſt die wärmere Bekleidung aufgenöthigt, ſah ihm durchs Fenſter nach, nickte ihm noch freundlich zu und ergriff dann die Klingel. Auf das heftig gegebene Zeichen trat der Kammerdiener herein.

„Stephan, haſt Du Deine Nachforſchungen angeſtellt?“

„Ja, gnädiger Herr. Der Graf beſucht die Verſammlung regelmäßig, und heute Nacht iſt er bis vier Uhr dort geweſen.“

Der Miniſter lachte laut auf: „Und ich war der Meinung, er hätte ſeine Akten ſtudirt!“

„Das Büreau,“ fuhr Stephan fort, „beſucht der Herr Graf gar nicht mehr. Für gewöhnlich ſchläft er bis eilf Uhr Vormittags, dann macht er Toilette und geht in die Vormittags-

Betſtunde, zu Mittag ſpeiſt er mit einigen Freunen, und, wie man ſagt, bei ſehr auserwählter afel. Bis neun Uhr ſchreibt und lieſt er, und achts geht er in die verſchiedenen Zuſammennfte, die bald hier, bald dort ſind.“

„Deine Nachrichten ſind ſehr genau, Stean!“ ſagte der Miniſter. „Fahre fort, Dich ch mehr zu unterrichten. Forſche beſonders, ob r Graf keine Liebſchaft hat.“

„Geiſtige Liebſchaften viele,“ entgegnete Stean mit einem unverſchämten und boshaften Läln, das ſein Herr nicht zu bemerken ſchien.

„Geiſtige Liebſchaften,“ ſagte der Miniſter ſich, „zerrütten auch den Körper, und Schwärrei macht unſer Haar vor der Zeit grau. Er t ſo verſtört aus, daß ich für ſein Leben fürchmöchte. Doch er hatte immer dies Ausen. Schon als Knabe war er ſtets nervös er-, und doch dabei welk.“

Er unterbrach ſich hier, indem er Stephan kte, ſich zu entfernen; als der Diener fort, rief er laut und mit einem ſarkaſtiſchen Län: „Trefflich! Ich und dieſer Narr! Wahrlich, wir paſſen herrlich zuſammen. Das Schickſal gefällt ſich in Gegenſätzen. Ich geb' es auf, ihn zu bewegen. Lächerlich wäre es, ſolchen Geſchöpfen Vernunft zu predigen. Ich ſpreche ihm von vierzigtauſend Thaler Renten, und er antwortet mir: Chriſtus. Hahaha! Auf dieſe Weiſe können wir Jahre lang mit einander höchſt amüſant verkehren. Aber nein, ich will ihn völlig aus dem Spiel laſſen. Menſchen, wie er, paſſen nicht in mein Dictionär. Ich bin es meiner Schweſter ſchuldig — ich werde handeln, und retten, was noch zu retten iſt."

Einige Gänge durch's Zimmer folgten dieſem Selbſtgeſpräch, dann ſtand er wieder ſtill und rief: „Wie leicht es ihm wurde, ſeine Mutter anzuklagen! Ja, ſolche Fromme machen Alles möglich. Die Ordnung der Welt exiſtirt nicht für ſie. Ich muß ihm keine Zeit laſſen, ſich mit ſeinen Freunden zu berathen — oder vielleicht wäre gerade eine ſolche Berathung meinen Zwecken förderlich? Sie werden nicht wollen, daß er ſich arm mache! — Hm, es gilt, auch dieſe Umgebung zu erforſchen."

Zum zweiten Mal erſcholl die Klingel, und der Diener trat wieder ein. „Haſt Du nichts gehört, Stephan, von den nähern Vertrauten und Bekannten des Grafen?“

Stephan ſann nach, und brachte den Namen des Geheimenraths Baſilius zu Tage.

„Der?“ lächelte der Miniſter, „der gehört zu den Meinen. Baſilius iſt kein Schwärmer, ich verſtehe ſeine Sprache, wie er die meinige. Ich ſeh' ihn heute beim Diner des Präſidenten, und will ein Wort im Geheim mit dieſem alten Knaben ſprechen. Weiter, Stephan.“

„Frau von Lablas, die von dem Herrn Grafen heimlich beſucht wird.“

„Wie, Stephan, und ich fragte Dich, ob mein Neffe eine Liebſchaft habe? —

„O, wie Eure Excellenz meinen!“ rief Stephan, der ſeinen Herrn copirte, „doch ſollt' ich meinen, das iſt eine überirdiſche, eine Himmelsliebſchaft.“

„Die Frommen werden ſchlecht bedient,“ bemerkte der Miniſter, „mein armer Neffe muß einen wahren Schurken von Bedienten haben.“

„Es iſt die treueſte, ehrlichſte Seele,“ entgegnete Stephan, „allein er widerſteht einem Glaſe Danziger Goldwaſſer nicht.“

„Frau von Lablas,“ murmelte der Miniſter; „ich habe nie ihren Namen gehört. Gleichviel, ich muß ihre Bekanntſchaft machen. Die Zeit iſt zu kurz, um die üblichen Formen der Welt anzuwenden. Ich werde dieſe Fromme überfallen, ja, überfallen — hahaha!“ —

Dieſe letzte Vorſtellung hatte ſo etwas Ergötzliches für den Mann der Geſchäfte, daß er ſich in der beſten Laune auf den Sopha warf, eine Priſe nahm, mit einem triumphirenden Blicke Stephan anſah, eine Opernarie trällerte, wobei er mit ſeiner goldenen Doſe auf den Knieen den Takt ſchlug, und endlich ſeinen Schooshund aufnahm, das weiche Fell deſſelben mit tauſend zärtlichen Ausrufungen ſtreichelte und ihm einen Kuß gab. Ein rührendes Bild der Einigkeit eines Miniſters mit ſeinem Schooshündchen.

Fünftes Capitel.

Ein Gericht Seefiſche und Bedenklichkeiten eines Advokaten

Dem Miniſter, der lediglich in Familienangelegenheiten, wie das vorige Capitel gezeigt hat, gekommen war, gelang es nicht völlig, die miniſterille Glorie, die ſein Haupt umleuchtete, zu verhüllen, und die Blicke des Präſidenten hatten kaum einen leiſen Schimmer wahrgenommen, als ſogleich die Einladung zum Diner erfolgte. Der Miniſter, erzürnt über dieſe Späherkraft eines Subalternen, blätterte in ſeinem Portefeuille, und fand eine kleine Note, die allenfalls ſich amtlich zuſtutzen ließ, und einen Grund ſeines Kommens verleihen mußte. Die Politik dient heuzutage Allem und Jedem zum Deckmantel. Der Miniſter, Dank ſei es der kleinen zugeſtutzten Note, ſchritt mit der größten Wichtigkeit in das Speiſezimmer des Präſidenten, und verzehrte ein Gericht Seefiſche, die ihm der berühmte Jagor unter den Linden in Berlin nicht ſo friſch und ſo ſchmackhaft hätte vorſetzen können. Von den Fiſchen lenkte der Staatsmann ſeinen Blick auf ſeinen ehemaligen Jugendfreund, den in Ungnade gefallenen Geheimenrath Baſilius, der mit den Fiſchen die Eigenſchaft des Stummſeins theilte, ohne dabei ſo angenehme Eindrücke auf die Organe des Miniſters zu machen, wie dieſe. Der wirkliche Geheimerath, in dem wir den dicken Herrn, den Begleiter des jungen Grafen von heute Morgen wiedererkennen, war jetzt wirklich geheim im vollen Sinne des Worts, denn ſeine Freunde hatten ihn verlaſſen, und ſelbſt diejenigen, welche ſich rühmten, ein ſehr ſtarkes Gedächtniß zu haben, hatten ihn ganz und gar vergeſſen. Seit einiger Zeit jedoch nahm ſein Geſchick eine etwas günſtigere Wendung, und ſo ſehen wir ihn an der Tafel der Auserwählten, gegenüber einem hochgeſtellten Manne, der früher ſeine Jugendthorheiten theilte, aber dann mehr

Geſchicklichkeit bewies, ihre Folgen unſchädlich zu machen.

Nach dem Mahle näherten ſich, bei einer Taſſe Kaffee, die Jugendfreunde, und ein Geflüſter, nicht über die rothe Seidendrapperie der Fenſterniſche hervortönend, fand ſtatt. „Du weißt?“ — „Ich weiß“ — „Dummkopf, will ſein Vermögen hingeben.“ — „Ich glaub's.“— „Verhindere ihn daran!“ — „Es wird nicht möglich ſein.“ — „Es wird möglich ſein.“ — „Ja, ja, es wird möglich ſein.“— „Kennſt Du Frau von Lablas?“—„Ja.“— „Führe mich zu ihr.“— „Es wird nicht möglich ſein.“ — „Es wird möglich ſein.“ — „Ja, ja, es wird möglich ſein.“

Dies war das Geſpräch, auf das der Präſident, auf den Fußſpitzen ſtehend, lauſchte, und von dem er nur die Phraſe „es wird möglich ſein“ eroberte.

„Was wird möglich ſein?“ fragte ſich der Politiker. „Was anders, als der neue Miniſterwechſel, die Abſetzung des allvermögenden Chefs!“

Ein Profeſſor in der Nähe, ebenfalls auf den Fußſpitzen ſtehend, eroberte ſeinerſeits das Wort „Miniſterwechſel“, er gab es weiter dreien auf den Fußſpitzen ſtehenden Literaten, und zwei Tage darauf wurde eine politiſche Broſchüre publicirt, die „aus guter Quelle geſchöpften“ Nachrichten zufolge eine gänzliche Reform in dem Miniſterium prophezeite. Auch der wirkliche Geheimerath wurde eine Perſon, auf die „politiſche Reflexe“ fielen, in Wahrheit wurde er jedoch der Führer des Miniſters zu der Frau von Lablas. Unterwegs zog der hohe Vorgeſetzte Erkundigungen über die Dame ein, allein der Jugendfreund wollte oder konnte ihm nichts ſagen.

Erſchöpft von der Aufregung und den geiſtigen Genüſſen der Nacht lag Frau von Lablas im Dämmerlichte ihres eleganten Boudoirs auf dem Sopha, und hörte mit geſchloſſenen Augen das dreimal wiederholte, leiſe Klopfen, das an der Thür ertönte, ehe ſie ihr kaum hörbares „entrez!“ rief. Aber wie voll Erſtaunen erhob ſich die Dame, als ſie ſtatt des Grafen, den ſie erwartete, eine Geſtalt und ein Geſicht in dem Dämmerlichte ſich bemerkbar machen ſah, das ihr fremd und doch auch zugleich bekannt war, und welches ſie in dieſem Augenblicke zu ſehen ſich nichts weniger als vorbereitet fühlte. Auch der Eintretende ſchien mit einer nicht minder großen Ueberraſchung zu kämpfen, er blieb einige Schritte zurück, murmelte vor ſich hin unverſtändliche Worte, und ſchien ungewiß, ob er warten ſolle, allein bald war dieſer kurze, peinvolle Moment überſtanden. Die ſich Wiederſehenden waren beide zu geübte Spieler auf der Bühne der großen Welt, als daß ihnen nicht tauſend Mittel zu Gebote geſtanden hätten, ihre Gefühle zu bemeiſtern und zu verbergen. Mit dem graziöſen Lächeln der freudigſten Ueberraſchung flog der Miniſter auf die Dame zu, und dieſe bot ihm die Hand mit dem Ausdruck ſanfter, aber inniger Freundſchaft.

„Meine theure Eulalie!“ rief der Mann, der verurtheilt ſchien, ſeine alten Erinnerungen hier aufzufriſchen, indem er ſich auf die Polſter des Sophas niederließ, „ſo finde ich Sie hier! Iſt das recht gehandelt, ſchöne Freundin? Nachdem Sie ihren Bewunderern aus Berlin entſchlüpft ſind, Niemand errathen konnte, wohin Sie ſich gewendet, erlebte auch ich die bittere Erfahrung, daß Sie mit mir ſelbſt keine Ausnahme gemacht, und mich ebenfalls im Dunkel über ihr Schickſal gelaſſen. Allein, dem Himmel ſei Dank! Ihre tückiſchen Pläne ſind Ihnen nicht gelungen. Man verbirgt ſich nicht vor ſeinen Freunden, wenn dieſe ernſtlich ſuchen, und ſo habe ich geſucht und gefunden.“

„Alſo Sie kamen nach Königsberg, Philipp —“

„Nur, um Sie zu ſehen, Eulalie! Können Sie hieran noch zweifeln? Undankbare, das alſo iſt der Lohn für ſo viel Jahre treuen Dienſtes?“ —

„Sie wiſſen alſo auch, Philipp, daß ich unterdeſſen, wo wir uns nicht ſahen, eine unſelige Heirath geſchloſſen habe, daß dies verhaßte Band jedoch glücklicher Weiſe wieder gelöſt iſt?“

„Alles weiß ich, Dame meines Herzens. Wahrhaftig!“ dachte er bei ſich ſelbſt, „wenn ich von dieſen neuen thörichten Streichen nur ein Wort gewußt, will ich der Ehre verluſtig ſein.“

Er beugte ſich über die Hand der Dame, und küßte ſie zärtlich. „Ach, Eulalie!“ ſeufzte er, „war es wohl nöthig, fromm zu werden? Was hätten Sie abzubüßen, ſchöne Seele?“

„Woran mahnen Sie mich, Philipp?“ flüſterte Frau von Lablas, und ein Erröthen verſchönte ihre ſonſt ſehr ſtrengen und ernſten Züge. Die Jahre der Thorheit ſind dahin. Jetzt kenne ich nur ein Heil.“

„Denken Sie, ſchöne Frau, jenes Tages,“ fuhr der Miniſter mit einem boshaften Lächeln fort, „als Sie über Hals und Kopf flüchteteten, um den Nachſtellungen des Prinzen —“

„Nichts mehr davon!“ rief Frau von Lablas.

„Das Gut unſers Freundes, des Grafen Hohenſtein, nahm die Flüchtige auf. Die Gräfin Hohenſtein, die arme, verlor, wie man ſagt, in einem Anfall von Eiferſucht den Verſtand. Die Welt ſagte, daß ſie nicht viel verloren, und der Mann deſto mehr gewonnen hätte.“

„Philipp!“

Ein leiſes Klopfen ließ ſich hören. Eulalie erſchrak, der Miniſter beobachtete ſie lauernd. Das Pochen wiederholte ſich. Beide Jugendfreunde ſahen ſich einander an, und ohne ein Wort zu ſprechen, verſtanden ſie einander. Vielleicht erinnerte man ſich ähnlicher Situationen aus den „Jahren der Thorheit.“ Der Miniſter ſtand auf und trat hinter die Drapperien eines Alkovens. Noch einmal ertönte das leiſe „entrez!“ und diesmal fand kein qui pro quo ſtatt. Das bleiche, magere, eingefallene Geſicht des Neffen, mit einem düſtern Lächeln auf den ſchmalen Lippen, ward ſichtbar, und die ſchlanke, gebeugte und gebrochene Geſtalt nahm den Platz ein, den eben die kräftige, geſunde, markige Fülle des Oheims verlaſſen hatte. Vielleicht ſtellte unbewußt die Fromme einen Vergleich an zwiſchen ihrem Verehrer von heute und dem vor dreißig Jahren, und der Vortheil mochte auf die Seite des Letztern fallen. So wohl conſervirt ſind noch die Männer aus den alten, frivolen Zeiten, und ſo zerrüttet ſind ſie aus unſeren großartigen, ernſten und tugenhaften Tagen. Dieſe Wahrnehmung enthält in der That viel Räthſelhaftes in ſich.

Eulalie hatte wieder die ernſte, ſtrenge, kalte Miene angenommen.

Bonifaz kam, um ſeiner erhabenen Freundin ſein Herz auszuſchütten. Er erzählte den Prozeßfall, und ohne die dunkle Anklage zu wiederholen, die er heute Morgen dem Bruder ſeiner Mutter nicht geglaubt hatte, verſchweigen zu dürfen, that er nur ſeinen Entſchluß kund, das Erbe auszuliefern. „Und wollen Sie es mir glauben, theure Eulalie,“ ſetzte er hinzu, „mein Onkel widerſetzt ſich meinem gerechten Entſchluſſe. O, Sie kennen dieſen Mann nicht, er iſt der grauſamſte Egoiſt, der ſelbſtſüchtigſte und kälteſte Weltmann, den ich kenne.“

Der Vorhang bewegte ſich, Eulalie huſtete leiſe; ſie freute ſich, den beſtrafen zu ſehen, der es gewagt hatte, ein längſtvergeſſenes Erröthen auf ihre Wange neu heraufzubeſchwören.

„Sein Herz war nie der Liebe fähig; er liebt nur das Gold, er betet nur Größe und Macht an.“

Eulalie huſtete nochmals.

„In ſeinem ſteinernen Buſen hat nie ein

anderer Altar geſtanden, als der, auf dem er dem Götzen ſeiner Eigenliebe opfert. O, wie ſind ſie erbärmlich, dieſe Männer der guten, alten Zeit!“

Eulalie huſtete zum dritten Male.

„Aber Sie, reiner Engel!“ fuhr der Neffe fort, „Sie wiſſen von dieſer kalten, ſchlimmen Welt nichts. Unſchuldig, wie die Blume des Himmels, wuchſen Sie empor, und kehrten ihr Antlitz dem Lichte zu. Sie wiſſen von dieſer böſen Welt nichts.“

„Ein leiſes Huſten ließ ſich jetzt hinter dem Vorhang hören.

„Erröthen Sie nicht über dieſes Lob, das ich Ihnen hiermit zu ertheilen wage,“ fuhr der junge Mann enthuſiaſtiſch fort. „Ich weiß, daß Sie nicht anders ſein konnten. Irdiſche Leidenſchaften hatten in dem Raume dieſes Herzens keinen Platz. Der Mann ſoll gefunden werden, dem es gelänge, Ihnen jene verwerfliche Liebe einzuflößen, die uns den Himmel vergeſſen macht.“

Von Neuem ertönte das Huſten. Es war ein boshafter kleiner, räuspernder Ton, der, ſo kurz und flüchtig er war, eine lange Biographie in ſich ſchloß und die Geſpenſter vergangener Jahre heraufbeſchwor. Unfähig dieſer Tortur länger Stand zu halten, denn ſie wußte, wie unerbittlich ihr alter Verehrer war, ſchützte Frau von Lablas heftiges Kopfweh vor und Bonifaz entfernte ſich. Als der Neffe fort war, trat der Oheim wieder hinter dem Vorhang hervor, und fand ſeine Jugendfreundin in Thränen. Sie entzog ihm mit großer Erbitterung die Hand, die er gefaßt hatte, und bat auch ihn, ſie zu verlaſſen.

„Beruhigen Sie ſich, meine theure Eulalie,“ ſagte der Miniſter, indem er ſich wieder auf das Sopha warf, „mir hat der einfältige Junge eben ſo den Text geleſen wie Ihnen. Das Geheimniß bleibt unenthüllt. Der Freund, der mich hierher geleitet, wird ſchweigen, doch nur unter einer Bedingung ſchweige auch ich.“

„Und welche iſt's?“ fragte Frau von Lablas, indem ſie noch roth vor Zorn und Beſchämung aufblickte.

„Daß Sie meinen Neffen bewegen, ſich meiner Autorität zu fügen. Ich muß gewiſſe Papiere von ihm in Händen haben, und dieſe verſchaffen Sie mir noch morgen. Welche große Macht Sie über den Schwächling ausüben, habe ich geſehen, alſo zweifle ich nicht, daß Ihnen ein Leichtes ſein wird, was mir unmöglich fällt. Der unerfahrene Knabe wirft mir Habgier und Egoismus vor, Sie ſehen, theure Eulalie, mit wie wenig Recht. Gewinne ich etwa dabei, wenn ich ihm ſein Vermögen rette? Keinen Heller. Allein ich muß Ihnen geſtehen, ich liebe nicht, arme Verwandte zu haben. Dem Himmel ſei Dank, bis jetzt war ich frei von dieſer Plage, allein wird er arm, ſo ſeh ich im Voraus, daß er mir zur Laſt fällt."

„Ich werde thun, was Sie wünſchen, Philipp," erwiderte die Dame.

„Und ſie wird thun, was ich wünſche," ſprach der Miniſter zu ſich ſelbſt, als er das Haus ſeiner, ſo unvermuthet wiedergefundenen, Freundin verließ. „Ich weiß es, ich übe eine Gewalt über dieſe Weiber aus, und dem Himmel iſt bekannt, ich bin doch weder ſchön, noch jung, noch liebenswürdig. Das iſt allerdings ein Räthſel.“

Dieſe Betrachtung wurde ohne Eitelkeit und ohne Stolz gemacht. Der Miniſter war nichts weniger als ein Weiberheld. Seine Beſtrebungen waren immerdar ganz andern Zwecken gewidmet. In den Jahren, in welche ſeine Erziehung fiel, war eine gewiſſe Galanterie Mode, und dieſe hatte er auch ausgeübt, nicht mehr und nicht minder, als es gerade für einen Mann von Weltbildung erforderlich war. Aber er hatte das Glück oder das Unglück, daß alle ſeine Geliebten ihm treu blieben, und daß er oft ſehr viel ſchönern und jüngern Verehrer vorgezogen wurde. Dieſe Frauengunſt brauchte er, wie er alles brauchte, um ſeine Zwecke zu verfolgen, und kümmerte ſich weiter nicht darum, was an dieſen Gefühlen, die man ihm gezeigt, als wahr oder unwahr ſich erwies. In dieſer Sorgloſigkeit verharrte er, und vielleicht war dieſe der Grund, daß ihm immer von neuem eine Gunſt zugewendet wurde, nach der er, wie er deutlich zeigte, ſo wenig Gelüſte trug.

Am Morgen des zweiten Tages ſtand der Reiſewagen vor der Thüre, und der Miniſter beſchäftigte ſich eben, mit zufriedenem Lächeln, einen beſchriebenen Bogen zu falten und in ein Couvert zu ſchieben, als die Thür ſich öffnete und ein kleiner Mann mit einem behenden und zutraulichen Weſen herein trat. Es war eine kurze, breitſchultrige, ſich zur Corpulenz neigende Figur, mit einem großen, häßlichen Kopf, deſſen platte Stirn ein ſpärliches röthlich blondes Haar kränzte und mit Zügen, die eine gewiſſe ewig lächelnde Frechheit noch widriger machte, als ſie es ohnedies durch die Gemeinheit ihrer Formen waren. Der kurze gerundete Leib bewegte ſich auf zwei dünnen aber ſehr gelenken Beinen. Der Anzug dieſes Herrn hatte etwas von Eleganz an ſich; das Jabot war fein und ſauber, die Hände mit Ringen beſteckt; ein Battiſt-Taſchentuch zeigte eine Stickerei, ebenſo das Halstuch, das in einen zierlichen Knoten geſchürzt war. Trotz dieſer Zierlichkeit bemerkte ein etwas geübtes Auge doch, daß der Mann einer von denen war, die im Staube eines gehäſſigen Treibens aufwachſen, und an deren Seele kein Fleckchen rein und unberührt geblieben iſt, wenn auch das Aeußere keine Makel zeigt.

„Ach, mein verehrter Herr Lobmeyer!“ rief der Miniſter, und that mit der größten Herablaſſung einige Schritte ſeinem Gaſt entgegen. „Nach unſrer geſtrigen langen Unterredung konnte ich noch kaum auf das Vergnügen hoffen, Sie heute morgen noch wieder zu ſehen. Ich war darum eben beſchäftigt, Ihnen das bewußte Papier zuzuſtellen.“

„Welches ſelbſt in Empfang zu nehmen, doch mehr geeigneter ſein dürfte,“ erwiderte der Ankömmling. Er ergriff den Bogen, und ihn entfaltend, ließ er ein anhaltendes und beifälliges Murmeln hören.

„Sie werden finden, daß das ein hübſches Papierchen iſt,“ ſagte der Miniſter. „Nehmen Sie Platz. Wir können ihn nunmehr ganz aus dem Spiele laſſen, und es freut mich jetzt, daß Sie ihn nicht geſprochen haben. Wozu hätte das geführt. Er iſt ein Menſch, mit dem ein Rechtsgelehrter, und beſäße er ſelbſt Ihre enorme

Geſchicklichkeit, Ihr außerordentliches Talent, nicht fertig werden würde.“

Der Advokat verbeugte ſich, und ſchob lächelnd das Papier in die Taſche. Seine Mienen nahmen jetzt gleich darauf den Ausdruck eines gemeſſenen Ernſtes an, indem er ſagte: „Aber Eure Excellenz mögen beachten, daß ich mich der Führung dieſer Streitſache noch keineswegs unterziehe.“

„Ganz Recht, Sie haben ſich Bedenkzeit ausgebeten.“

„Ich ſehe ſo viele Schwierigkeiten, zum Ziel zu gelangen,“ ſetzte der Advokat ſeine Rede fort, „mein Gegner hat ſo viele ſchlagende Beweiſe in Händen — daß —“

„Ihr Gegner iſt ein Anfänger und Sie ein Mann von geprüfter Erfahrung,“ rief der Miniſter triumphirend.

„Es ſind mir geſtern, als ich Sie verließ, wiederum Skrupel gekommen. Eure Excellenz ſagen, daß die Wärterin, in deren Armen das Kind ſtarb, bereit iſt, ihre Ausſage vor Gericht zu erhärten. Wo lebt dieſe Perſon?“

„Sie iſt die Frau des Verwalters einer meiner Güter und wird zu ihrer Dispoſition ſtehen.“

„Das wird höchſt nöthig ſein,“ erwiderte der Advokat, „denn außer dem Todtenſchein, deſſen Aechtheit ſehr bezweifelt wird, haben wir nichts und die entgegenſtehenden Zeugniſſe ſind leider von einem großen moraliſchen Gewicht, wenn es zum Prozeß käme. Bedenken Eure Excellenz, die am Sterbebette der alten Comteſſe aufgenommene Ausſage, daß jenes Kind von ihr gerettet und in Sicherheit gebracht ſei, die ferneren Zeugniſſe des Apothekers, des Banquiers.

„Was das erſtere Dokument betrifft, Herr Doktor,“ rief der Miniſter hochfahrend, „ſo ſprachen wir ſchon ausführlicher darüber. Meine gute Schweſter war nicht beliebt in der Familie, beſonders hatte ſie ſich durch Umſtände, die nicht hierher gehören, die alte unverheirathete Schweſter ihres Schwiegervaters zur Feindin gemacht. Frauen ſind bekanntlich unverſöhnlich, wenn gewiſſe Streitgrade vorwalten. Leicht iſt es alſo, die Malice zu finden, nach denen jene verläumderiſche Ausſage Statt fand."

„Aber am Sterbebette, Excellenz, an einem Orte und in einer Stunde, wo der Menſch gewöhnlich nicht lügt."

„Das glauben Sie? Sie amüſiren mich, mein Freund! Nennen Sie mir eine Stunde, wo der Menſch ſich nicht aufgelegt fände, zu lügen, wenn es darauf ankommt, ſeinem Feinde nachdrücklich und entſchieden zu ſchaden, nennen Sie mir eine ſolche Stunde, oder eine ſolcher Art. Dieſe Weiber haßten ſich, ſie hatten vielleicht gegenſeitig auf eine Gelegenheit gewartet, einande das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen, nun kam dieſe, und ſie wurde begierig ergriffen."

„Ich bewundre Euer Excellenz Menſchenkenntniß," ſagte der Advokat mit einem wiedrigen Grinſen; „aber vor Gericht gelten doch nur poſitive Gründe."

„Die Gräfin war unfähig, eine ſolche That zu begehen!" rief der Miniſter mit ſtrengem Tone.

„O, was das betrifft," entgegnete der Mann des Rechts, „ſo kann Niemand mehr hierin überzeugt ſein, als ich; allein perſönliche Ueberzeugungen — ſind, wie Excellenz bekannt ſein wird —“

„Den Apotheker und den Banquier bringen wir durch Gold auf die Seite.“

„Es iſt ein Glück,“ fuhr der Advokat fort, „daß bis jetzt der Diener der alten Comteſſe, der das Kind gerettet, noch nicht gefunden worden, trotz allen Aufforderungen, die man in die Zeitung geſetzt.“

„Und wird er gefunden, ſo wird auch da Gold —“

„Bei dieſer Klaſſe von Menſchen nicht. Er war Herrnhuter, und wurde ſpäter Freimaurer. In beiden achtbaren Verbindungen hat er gelernt zu ſchweigen, zudem die Dankbarkeit für ſeine alte Gebieterin. Nein, nein! der Mann, wenn er ſich fände, konnte ſehr gefährlich werden.“

„Aber er wird ſich nicht finden. Es herrſchte damals die Cholera, wie wahrſcheinlich iſt es, daß er an ihr geſtorben,“ rief der Miniſter lebhaft, und wie durch die Neuheit dieſes Gedankens ſelbſt überraſcht.

„Wahrſcheinlich wohl, allein eben ſo wahrſcheinlich, daß er noch lebt,“ erwiderte der Advokat ruhig. „Wenn die Cholera ſo gefällig geweſen wäre, alle Leute wegzuraffen, die uns im Wege ſtehen, ſo würde auch ich ihr ein Loblied zu ſingen haben. Ich hätte ihr ein Dutzend armer Verwandten anbieten können.“

Der Miniſter erfreut, einen Gedanken, der wie aus ſeiner eignen Seele geſchöpft war, von fremden Lippen tönen zu hören, drückte dem Herrn Lobmeyer die Hand und ſagte mit der gewinnendſten Freundlichkeit. „Künftig, mein theurer Herr und Freund, werden Sie auf einem artigen Landgute, deſſen Beſitz Sie ihrer ſiegreichen Feder verdanken, alle hypochondriſchen Träume vergeſſen. Ich bitte mich bei Ihnen zu Gaſt, und wir wollen bei einem Glaſe guten Weins über die kleinen Diſpüte, die wir jetzt mit einander haben, lachen. Die Welt iſt ein Tummelplatz von Thorheiten, wir wollen uns die, welche unſere Nächſten uns bieten, zu Nutze machen, ohne ſelbſt welche zu begehen.“

„Ich bin nicht jung genug, um in dieſe joviale Anſicht einzuſtimmen,“ erwiderte Herr Lobmeyer, indem er mit einem verſchämten Lächeln zu Boden ſah, „allein ich werde mein Möglichſtes thun. Vor allen Dingen müſſen wir raſch zu Werke gehen, um unſern Gegnern den Vortheil aus der Hand zu reißen.“

„So wie die Sachen jetzt ſtehen,“ bemerkte der Miniſter, „ſo iſt allerdings Eile nöthig. Ich hatte gehofft, der alte General, der ſtolzeſte und eigenſinnigſte Sonderling, den ich kenne, würde zögern, das aufgefundene Kleinod als ihm angehörend zu erkennen; allein dieſem betrügeriſchen Kinde iſt alles günſtig. Es mußte jetzt gerade der einzige Sohn ſterben und der Alte ſich ohne Erben ſehen.“

„Er hatte aber noch Ihren Neffen?“ warf der Advokat ein.

„Den er nie hat leiden mögen,“ entgegnete der Miniſter. „Er warf von früheſter Zeit einen Haß auf den Knaben, den meine arme Schweſter leider auch theilen mußte. O, ſähe man in die Unſeeligkeit, in den jammervollen Unfrieden der Familien, die der Pöbel beneidet, man würde billiger über ihre Schwächen urtheilen, und nicht immer über dieſe unglückliche Ariſtokratie herfallen. Wahrlich, wir haben genug zu thun, den Unfrieden und die Schande von unſern eignen Mitgliedern fern zu halten, um viel Zeit zu haben, eine einflußreiche, und die andern Stände begrenzende Stellung im Staate zu erobern. Wir, deren einziges und erſtes Erbtheil die Ehre iſt, haben alle Hände voll zu thun, die Unehre abzuhalten, um ſie großmüthig unſern Feinden zu überlaſſen.“

„Wo befindet ſich jetzt die junge Gräfin?“ fragte der Advokat, ohne den boshaften Schluß der Rede ſeines hohen Gönners zu beachten.

„Nennen Sie ſie doch nicht Gräfin,“ rief dieſer erzürnt. „Das hieße ja unſer ganzes Geſpräch unnütz machen. Das arme Geſchöpf, daß das Werkzeug elender Intriguante iſt, befindet ſich jetzt auf dem Schloſſe ihres soi dissant Großvaters.“

„Von wem könnte jedoch dieſe Intrigue ausgehen?“ fragte der Advokat.

„Von wem?“ erwiderte der Miniſter erſtaunt. „Sie ſcheinen heute den Neuling ſpielen zu wollen, Herr Lobmeyer. Von wem anders, als von denen, die offenbar Nutzen hiervon ziehen? Die Verwandten des Generals haben hochprangende Titel, aber ſind verſchuldet, das Mädchen muß heirathen, und natürlich heirathet dieſe Creatur nach dem Willen ihres Schöpfers. Während, wenn das Vermögen meinem Neffen verbliebe, man fürchten müßte, es aus der Familie verſchwinden zu ſehen.“

„Nun wohlan,“ ſagte der Advokat raſch, indem er ſeinen Hut ergriff, „ich bin ganz zu Ihren Dienſten, Herr Miniſter; allein Sie vergeſſen nicht, daß ich mir Bedenkzeit ausbedungen habe. Sobald als möglich ſollen Sie von mir hören. Mein Eifer, den ich in dieſer Angelegenheit beweiſen werde, wird Ihnen hoffentlich meine Ergebenheit kund thun.“

„Davon bin ich überzeugt, mein Beſter;

nehmen Sie im Voraus meinen wärmſten Dank. Wir ſehen uns doch bald in Berlin?“

„Späteſtens in einer Woche, wenn meine Geſchäfte es erlauben.“

„Nun, leben Sie wohl.“

Als Herr Lobmeyer ſich entfernt hatte, erſchien Stephan. Er nahm die Chatoulle und das Portefeuille ſeines Herrn, um dieſe zwei wichtigen Gegenſtände an ihren beſtimmten Platz im Wagen zu bringen.

„Nun,“ fragte der Miniſter, indem er aus einem ſilbernen Etui einige Pillen auf die Hand ſchüttete und in der Linken ein Glas Waſſer haltend, ſich anſchickte, ſie mit gehöriger Ruhe zu verſchlucken. „Haſt Du Deinen ſaubern Freund noch geſprochen?“

„Gnädiger Herr, er liegt beſinnungslos. Aus lauter Freude, daß ſein Herr hier bleibt, und daß das alte Leben ungeſtört ſeinen Gang fort geht, hat er mehr als ein Glas über den Durſt geleert.“

Der Miniſter hatte mit einer heftigen Grimaſſe eine Pille verſchluckt, und ſtarrte jetzt ſeinen Diener an. „Stephan, die Pillen ſind von einer beiſpielloſen Bitterkeit. Haſt Du nicht in der Zerſtreutheit und im Drang der Abreiſe, die Doſen verwechſelt, und mir die gegeben, welche die Indigeſtionspillen enthält?“

„Gnädiger Herr, dieſes entehrende Mißtrauen!“ entgegnete Stephan, „ich — und Zerſtreutheit, und in einer ſo wichtigen Angelegenheit! Aber das muß wahr ſein, die herrlichſten Weine ſind im Keller dieſer Herren, und die beſten Leckerbiſſen auf ihren Tafeln; und der Herr Geheimerath, ſagt man, iſt Kellner und Küchenmeiſter.“

Der Miniſter hatte die zweite Pille verſchluckt, und ſagte ſtöhnend: „Den Bordeaux hab' ich ihm beſorgt. Es iſt kein Zweifel, daß er vortrefflich iſt. Mein Himmel, wenn er kein Geld mehr hat, ſo wird er meine Weine trinken. Stephan, Du mußt mich erinnern, daß ich den Doktor Wellenkind wegen dieſer Pillen ſpreche.“

„Auch ein Spielchen ſollen ſie manchesmal machen!“

„Ein Spielchen! Seht doch die Frommen!“

rief der Miniſter und verſchluckte mit einer ungeheuern Grimaſſe die dritte und letzte Pille, dann nahm er den Hund auf den Arm, folgte der Chatoulle und dem Portefeuille, und ſtieg in den Wagen, freundlich und gnadenreich die zahlreiche Menge grüßend, die die Gaſthoftreppe umſtand.

Sechstes Capitel.

Herr Barnabas Lebmeyer.

In dem Erdgeſchoß eines unanſehnlichen Hauſes in einem faſhionablen Stadtviertel in Berlin, in der Nachbarſchaft großer und ſtattlicher Wohnungen, ſaß noch ſpät in der Nacht ein alter Mann wach, von einem zerrütteten und ärmlichen Aeußern, bei einem Stümpfchen Licht. Das Zimmer war das kleine enge Vorgemach zu einem Comptoir, wie es in den Wohnungen der Wechsler gebräuchlich iſt. Durch das Gitterwerk der Scheidewand konnte man im Innern der geräumigeren Abtheilung Schreibepulte, Repoſitorien und aufgeſtapelte Papierſtöße erblikken, alles in einem düſtern, farbloſen, und von der Zeit und dem Straßenſtaub geſchwärzten Aeußeren. Die zwei Strohſtühle und der Tiſch in dem vordern Raume dienten dazu, den ärmeren Clienten des Rechtsconſulenten eine dürftige Bequemlichkeit bei ihrem oft ſtundenlangen Warten darzubieten. Der Fußboden, von den Tritten grober und beſchmutzter Stiefel und Schuhe geſchwärzt, ſchien ſeit Jahren eine Bekanntſchaft mit dem Kehrbeſen und der Bürſte nicht mehr erneuert zu haben; die Wände zeigten in einer gewiſſen Höhe die dunkeln Spuren der ſich anlehnenden Köpfe und Rücken, und die Thür, in ihrem, von den vielen Griffen ſchwärzlich geölten Colorit, wies das abgenutzte Weſen und die ewige Ruheloſigkeit eines Eingangs in einem Hauſe, in welches Eigennutz und Elend unaufhörlich einſchritten. Das eiſerne Schloß dieſes Bildes der Demuth und Vergänglichkeit hatte etwas Müdes und Gedrücktes, gewohnt, von jeder, auch noch ſo plumpen und gemeinen Hand belaſtet zu werden, hatte es die Würde und den Glanz ſeiner Jugend ſchon lange aufgegeben, und mit einem leiſen wimmernden Ton wich es dem Druck des Eintretenden, um dann wieder mit eben demſelben Mangel an Energie und Kraft zuzuſchnappen. Erſt in den Stunden der Nacht theilte dieſe arme lebensmüde Thüre die Ruhe mit dem Beſitzer dieſer unſaubern und unwohnlichen Stube. Der alte Mann erhob ſich von Zeit zu Zeit aus ſeiner gebückten Stellung, und richtete einen kalten gleichgültigen Blick auf die Umgebung. Der Schatten, den das Licht warf, ließ ſeine Geſtalt in geſpenſtiger Länge und in dünner Magerkeit an der Wand hingleiten. Er lehnte ſich zurück, ſtützte das Haupt an die Mauer, und richtete das Auge an die Decke, als ſuchte er dort den Gegenſtand ſeiner Träumereien. Das Geſicht des Greiſes, ſei es nun in Folge der Jahre veranlaßt, oder durch ſonſtige Umſtände, die auf Schmerz, Kummer oder geiſtige Unfähigkeit hindeutet, hatte etwas Stumpfes, das auf den erſten Anblick hätte glauben machen können, man ſähe einen Blödſinnigen vor ſich. Die niedrige Stirne, die von dem noch ziemlich ſtarken, aber völlig ergrauten Haar beſchattet wurde, war bedeutungslos und verbeſſerte in keiner Art den Ausdruck der vordringenden glanzloſen gerötheten Augen, die von gichtiſchen Thränen befeuchtet wurden. Die Naſe war platt und der Mund zahnlos; er paßte mit ſeinem gemeinen Muskelſpiel vollkommen zu dem mit grauen Bartſtoppeln geſchmücktem Kinne und dem dünnen, in einer kaum fingerbreiten Umhüllung ſteckendem Halſe. Die Kleidung beſtand in einem grau zerlumpten Ueberrock, aus deſſen Aermeln die mageren fleiſchloſen und behaarten Hände weit hervorragten. Alles an dieſem Manne kündete Armuth, knechtiſche Unterwürfigkeit und an Stumpfheit gränzende Geduld an. Er hatte ein altes, beſchriebenes Buch aufgeſchlagen, und der Inhalt dieſer Blätter ſchien ihn ungewöhnlich aufgeregt zu haben. Er öffnete eine Doſe, die er aus einem geheimen Schubfache eines Wandſchränkchens herlangte, nahm mit dem Ausdruck des höchſten Genuſſes eine

Priſe, und ſchickte ſich eben an, in ſeiner Lektüre weiter fortzufahren, als drei leiſe Schläge an den Fenſterladen erklangen. Der Alte ſprang auf, ergriff das Licht und den Schlüſſelbund, eilte hinaus, und kam bald darauf mit einem Gaſte zurück, dem er den Mantel und den Regenſchirm abnahm. Wir erkennen in dieſem Ankömmling den Herrn Lobmeyer.

„Du biſt noch nicht im Bette, Vater," rief der Advokat, „das iſt wohl gethan. Ich hätte es ungern geſehen, wenn Du den Thomſon, ſtatt Deiner, hätteſt wachen laſſen."

„Ich wußte wohl, daß es Dir lieb ſein würde," entgegnete der Alte.

„Wo iſt Thomſon?" fragte der Sohn.

„Ich habe ihm erlaubt, zu ſeiner Muhme zu gehen, die heute Hochzeit macht. Du haſt doch nichts dagegen, Barnabas?"

„Wenn er nicht zur Stunde Morgen da iſt, ſo wird ein Abzug von ſeinem Lohn gemacht. Aber was ſeh ich, Vater, Du brennſt ein Stearinlicht? Wie iſt's gekommen, daß Du während meiner Abweſenheit Dir dieſe tolle Verſchwendung erlaubt haſt?“

„Es iſt das Endchen Licht aus Deinem ſilbernen Leuchter, mein Sohn. Du biſt zwölf Tage weggeblieben, und hatteſt mir nur ſechs dünne Lichte hinterlaſſen. Die Abende ſind jetzt ſehr lang.“

„So brauchteſt Du ſie nicht mit Leſen hinzubringen, was ohnedies Deinen Augen ſchadet. Und ſchon wieder ſinds die alten einfältigen Geſchichten, die Du lieſeſt! Wahrlich, es war wohl nöthig, das Stümpfchen aus meinem ſilbernen Leuchter zu verbrennen, um Unſinn dabei zu ſtudiren.

„Schilt nicht, Barnabas, ich war gerade an der Stelle, wo ich um meine zweite Frau, um Deine Mutter, anhielt. Was war das für eine Zeit, Sohn! Ich hatte damals das große Haus in der Friedrichs-Straße, und Deine Mutter, Gott habe ſie ſeelig, pflegte mich nicht anders, als den kleinen Rothſchild zu nennen.“

Barnabas, ohne auf die Erinnerungen ſeines Erzeugers zu achten, wühlte in der Taſche ſeines Ueberrocks nach einem Schlüſſelbund, mit deſſen Hülfe er eines der Pulte aufſchloß, und ein Päckchen Papiere in Sicherheit brachte.

Der Alte ſprach weiter: „Auf dieſem Blatte iſt genau der Brautanzug Deiner Mutter beſchrieben, Barnabas. Er war von einem dicken Atlas, wie man ihn jetzt nicht mehr findet. Eine Emigrantin hatte ihn aus Frankreich herüber gebracht und behauptete, von demſelben Stucke hätte die Königin Marie Antoinette einen Anzug ſich machen laſſen. Deine Mutter war verteufelt hübſch — o ganz verteufelt, ſag' ich Dir.“

„Iſt der reiche Viehhändler nicht wieder hiergeweſen?“ fragte der Sohn.

„Nein, Barnabas, ich habe ihn nicht geſehen. Allein, wenn Deine Mutter eine Schönheit erſten Ranges war, ſo hatte auch ich meine Vorzüge. Was meinſt Du wohl, Barnabas, wie viel der Ring werth war, den ich am kleinen Finger meiner linken Hand trug? Hier, hier an dieſer Stelle. Was meinſt Du wohl? Rathe, Kind.“

„In der Klage Keith contra Baling iſt noch nichts von dem Amtsgericht eingegangen?“

„Ich ſage Dir, drei Tauſend Thaler war der Ring unter Brüdern werth? Dies wird Dir hoffentlich zeigen, daß ich mich ganz wohl neben Deiner Mutter konnte ſehen laſſen.“

„Es fehlen mir hier einige Adreſſen!“ rief der Sohn.

„Die Einrichtung unſers Hauſes war fürſtlich,“ fuhr der Alte fort. „Ich kann mich beſinnen, daß wir eine ſilberne Bratenſchüſſel hatten, die —“

„Und ich kann mich beſinnen, daß Du in Lumpen vor meiner Thür ſtandeſt und keine trockne Brodrinde zu verzehren hatteſt!“ ſchrie der Advokat jetzt plötzlich, indem er raſch vor Zorn aus dem Verſchlag hervorſtürzte und mit der geballten Fauſt auf den Tiſch ſchlug, ſo, daß die Blätter des Tagebuchs herumflogen, und der Alte zitternd und bleich in ſeinen Stuhl zurück ſank, indem er murmelte: „Um Jeſus Willen, Barnabas, was iſt das nun?“

„Du wirſt mich toll machen mit Deinem

Geſchwätz," ſchrie der Sohn. „Gehört das zum Geſchäft? Acht ſollſt Du haben auf meine Sachen, und Du ſitzeſt und faſelſt hier, und läßt, daß Gott erbarm, mich zum armen Manne werden."

„Was hab' ich verbrochen, theurer Barnabas?"

„Theurer Barnabas! Seht mir nur dieſes Geſicht? Was hab' ich verbrochen, theurer Barnabas? Und dieſes Einfaltspinſelgeſicht! Ernähr ich Dich deshalb, damit Du hier die Zeit vertrödelſt, Alter?"

„Es gab eine Zeit, wo ich Dich ernährte, Barnabas."

„Ja wohl, als Du noch etwas hatteſt. Als Dir die Galgenvögel noch nicht das Fleiſch von den Knochen gerupft hatten! Der Spaß dauerte kurze Zeit; Hahaha! Es iſt wohl recht der Mühe werth, davon zu ſprechen. Und ha! Der Tabak dort! Aus meinem Schränkchen haſt Du ihn genommen! Das iſt ſchön, das iſt recht! Den theuern Taback, das theure Licht! Gut, gut, ich ſoll ruinirt werden."

Der Alte ſchloß die Doſe wieder ein, und gab den Schlüſſel des Schränkchens dem Sohne, der ihn in den Ring zu den andern fügte. „Wo ſind die Adreſſen?“ fragte er; „eine Quittung war darunter. Das Bündelchen hing ſo nah, daß man es durchs Gitter erreichen konnte.“

„Ich habe nie meine Hand durch das Gitter gedrängt, um Dir etwas zu entwenden,“ erwiderte der Alte.

„So hat es Thomſon gethan. Die Quittung konnte er verkaufen — der Schurke!“

„Hier ſind die Blätter,“ ſagte der Vater, indem er aus dem Winkel einige Papiere aufhob. „Thomſon iſt unſchuldig.“ Er zog einen dicken Brief aus der Taſche und gab ihn dem Sohn. Heftig riß dieſer den Umſchlag ab.

„Das iſt die gewünſchte Verfügung!“ rief er, und ſeine Miene ging zum Triumph und der Freude über: „Gut, gut. — Faſt dreißig Prozent gewonnen. Hm, hm! Noch Belobungen für meinen Eifer, meine Redlichkeit! Man will mich recommandiren! — Gut, gut. Sieh Vaten, das hätteſt Du mir gleich übergeben ſollen! Dann wäre ich nicht ſo heftig geworden.“

„In der That, das hätte ich ſollen, aber vergieb, Barnabas, der Brautanzug Deiner Mutter verwirrte mir den alten Kopf. Ich will mich beſſern, mein lieber Sohn, ſei verſichert, das will ich. Gieb mir die Hand darauf, und nun will ich ſchlafen gehn.“

„Gut, gut, geh' zu Bette!“

Der Alte wandte ſich zu gehn, der Sohn rief ihn zurück. „Hör Alter, ich will Dir den Taback ſchenken, ſo viel noch in der Doſe iſt.“

„Willſt Du das, Barnabas! O, Du guter Sohn. Ja ja, ich wußte es wohl, heute war ein glücklicher Tag, erſtens: das Brautkleid Deiner Mutter und dann der Taback.“

Die Doſe wurde hervorgebracht, und dem Alten übergeben. „Und dann noch Eins,“ rief der Advokat, „Du mußt morgen, in aller Frühe, zu der Couſine gehn und ſie einladen, ein Mittagsbrod bei mir einzunehmen.“

Der Alte ſah ſeinen Sohn ſtarr an. „Du willſt der Couſine ein Mittagsbrod geben?“

fragte er endlich und ſeine Augen drangen aus ihren Höhlen hervor. „Der armen Couſine, die Dir nichts einbringt?“

„Ja doch, und um den Viehhändler zum Prozeſſe zu bewegen, will ich ihn zugleich abfüttern. Der Criminalrath Liebfreund ſei der Dritte, Drei Fliegen mit einer Klappe. Du mußt morgen mit dem Korbe auf den Markt gehn, Alter.“

„Einkaufen? Auf den Markt! Mittagsbrod!“ murmelte der Greis, indem er die baufällige Stiege in das kleine Dachſtübchen hinaufſtieg, das er in dem Hauſe ſeines Sohnes bewohnte. „Ich hätte nie geglaubt, daß er mit ſolchen Gedanken nach Hauſe kommen würde. Aber er muß unterweges einen Fang gethan haben, anders läßt ſich's nicht reimen. Er muß irgendwo, Gott ſteh mir bei, die Thränen der Wittwen und Waiſen zu Gold haben machen können. O, Barnabas, ich brachte mein Geld durch, Jedermann weiß, auf welche Weiſe, aber nicht Jedermann weiß, wie Du das Deinige verdienſt.“ Dieſe Worte, als ſie dem Alten ſelbſt hörbar wurden, erſchreckten ihn, er fürchtete, ſein Sohn könne ihm nachgeſchlichen ſein, und ihn belauſcht haben. Er öffnete die Thüre ſeines Zimmers nochmals, und ſah die Treppe hinab. Das Licht in ſeiner ausgeſtreckten Hand zitterte und die ſtumpfen Züge erhielten einen Ausdruck grauſenerregender Spürkraft. Als er Niemanden entdeckte, ſchloß er die Thür wieder, ſetzte ſich auf ſein ärmliches Lager, und fing an, den geſchenkt erhaltenen Taback in kleine Portionen zu theilen, indem er dabei ein Lied ſummte. „Es iſt auffallend," ſprach er vor ſich hin, „daß, wenn ich eines von beiden wieder in meinen Beſitz zu bringen im Stande wäre, ich zweifelhaft bin, ob ich den großen Diamant hier am kleinen Finger meiner linken Hand, oder meine Frau mir zurückwünſchen ſollte. Beide Gegenſtände waren mir gleich theuer. Mein Sohn, wenn er dies hörte, würde ſagen, daß es einer meiner thörichten und albernen Gedanken wäre. Freilich, er nähme den Diamanten, und wieſe die beſte Frau zurück, daran iſt durchaus nicht zu zweifeln; aber ich? wenn ich denke, wie ſchön ſie in ihrem Brautkleide, in dem Glanz der vielen Lichter ausſah. Oh, oh! Ich weiß doch nicht, was ich thäte!“

Während die Erinnerung des Greiſes, dieſen, ihren liebſten Schauplatz vergangener Herrlichkeiten, aufſuchten, beſchäftigte ſich ſein Sohn mit den Träumen einer minder glänzenden, nur haltbarern Zukunft. Als der Alte ihn verlaſſen, ſtand er auf, zündete ein neues Licht an, brachte das Päckchen Papiere aus dem Verſchluß wieder hervor, und machte ſich's auf dem Tiſche bequem. Zugleich füllte er den kleinen Thonkopf einer Pfeiſe mit Taback, und, den Stummel in den linken Mundwinkel klemmend, gab er ſich ungeſtört dem Genuſſe des Rauchens und des Durchblätterns der wichtigen Papiere hin. Für gewöhnlich folgte der Advokat den Gebräuchen der vornehmen Klaſſen, mit denen oft in Berührung zu kommen er ſich ſchmeichelte. Trotz ſeines Syſtems der äußerſten Sparſamkeit war ſein Anzug immer fein und elegant. Wenn er Feſte gab, ſo zeigten Weine ſowohl als Speiſen eine muſterhafte Auswahl, die Zimmer des erſten Stokkes ſeines kleinen Hauſes, die er nicht bewohnte und nur für dieſe Feſte freihielt, mußten ihm Zinſen tragen, indem ſie ſeinen Ruf als einen faſhionablen und reichen Geſchäftsmann verbreiteten. In dieſen Räunen war Herr Lobmeyer ein Elegant, der von Literatur und Muſik ſprach, nichts zu berückſichtigen ſchien, was direkt auf Geldgewinn abzielte, und den großmüthigen Mäcen für Künſte und Wiſſenſchaften ſpielte. Aber dieſer glänzende, geſchmückte, parfümirte Herr Lobmeyer wurde, ein paar Stufen herabſteigend, ein ſchmutziger, kleiner Rabuliſt, voll Tücke und Liſt, und voll von Neid, Geiz, Läſterung und Geldgier. Hier unten verbrannte er die Lichtſtümpfchen, die oben übig geblieben, hier unten trank er, und er gönnte dabei nicht einmal ſeinem Vater die Geſellſchaft, die Weinreſte aus, die er oben von der Tiſel räumte, hier unten erpreßte er in Groſchen, was er oben in Thalern großmüthig verſchenken mußte, um ſich einen Ruf zu gründen, hier unten mußten ihm, in baarem Gelde gemünzt, die ſchönen Redensarten, die höflichen Händedrücke, das Lächeln vornehmer Clienten, und die poetiſche Bilderſprache der großen Welt, auf den wurmzerfreſſenen Holztiſch hingezählt werden. Der Herr Lobmeyer des Erdgeſchoſſes beſoldete den Herrn Lobmeyer des erſten Stockwerks, wie eine Seiltänzertruppe einen geſchickten Poſſenreißer beſoldet, und Herr Lobmeyer im Erdgeſchoſſe lachte oft über ſeine Poſſenreißer-Rolle im erſten Stock.

Ein großer Moment im Leben dieſes Mannes war erſchienen. Dieſe Nacht, die er hier einſam verbrachte, mußte Früchte tragen, deren Reichthum und Fülle als der ſegensreichſte Schatz im Magazin ſeiner jahrelangen Praxis aufgeſtapelt werden ſollten. Ein Scharfblick ſeltner Art war nöthig, um in einem Falle, wie dieſer, den rechten Weg einzuſchlagen, und dieſen Scharfblick beſaß Herr Lobmeyer. Die kleine, dicke, gnomenhafte Figur, wie ſie ſich jetzt, vom Stuhle erhebend, an die Wand lehnte, und, den Pfeifenſtummel im Munde, mit zurückgeworfenem Kopfe in unmäßigem Triumpfe vor ſich hinſtarrte, und plötzlich, in der Stille der Nacht, ein lautes, heiſeres Gelächter ausſtieß, gab ein Bild von ganz eigenthümlicher, greller Färbung. Herr

Lobmeyer hatte die Ausſicht vor Augen, plötzlich und mit einem glücklichen Schlage ein „gemachter Mann" zu werden. Die Mühſale ſeiner Jugend, die ſchmutzigen, kleinen Gewinne, die halb erbettelten, halb erpreßten kleinen Profitchen ſeiner frühern Induſtrie ſanken in ein verächtliches Nichts vor dem Glanze der ſiegreichen Unternehmung, die er jetzt beabſichtigte. Je länger er ſich ſeinen hochfliegenden Plänen überließ, eine deſto größere Feſtigkeit und Sicherheit nahmen ſie an. Es war gewiß, das Schickſal hatte ihn auserſehen, in dieſem Handel, den Stolz, Anmaßung und Ränkeſucht führten, ſich die goldene Beute vorwurfsfrei zuzueignen. Dank ſei es einigen köſtlichen Zufälligkeiten, die ſeinen Scharfſinn zur rechten Zeit unterſtützten, Dank dieſen alten, vergeſſenen, thörigten Verwandten, die jetzt zum erſten Mal in Herrn Lobmeyer's Augen eine Wichtigkeit erlangten, wie ſie kein Fürſt, kein Crösus für ihn hatte, Dank ſei es dem zufälligen Beſuche, den er der kleinen, gutmüthigen Dichterin machte, und wo er gelegentlich eine

Geſchichte erfuhr, die jetzt das Fundament ſeines Glückspallaſtes bildete.

Bis hierher in ſeinen Meditationen gelangt, legte er den Pfeifenſtummel bei Seite, und ſchritt, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, mit triumphirenden Schritten den kleinen Raum der Stube auf und ab. Endlich ſtieß er einen höhnenden Laut aus, indem er rief: „Ein Thor wäre ich, wenn ich dieſe Summe annähme, während ſie mir dort verdoppelt geboten werden wird. Ich will eine Leibrente haben, eine Leibrente, die mich für immer ſicher ſtellt und meinem Alter Ruhe ſchafft. Ja, eine Leibrente, und daß ſie genügend ausfalle, dafür will ich ſorgen. Ich will dieſes enge, ſchmutzige Geſchäft verlaſſen, ich will, wie der alte Narr ſagte, als er von vergangenen Tagen träumte, dem Glücke, dem Genuſſe im Schooß ſitzen. Ich will dieſe ſtolze Klaſſe demüthigen, die in mir nichts ſah, als den kleinen, höflichen, geldgierigen Rabuliſten! Ich will ſie zwingen, vor meinem Reichthume, meinem Glanze das Knie zu beugen, ich will ihnen an Verachtung und Verdacht Alles wieder zurückgeben, was ſie mich empfinden ließen, als ich noch arm und getreten, zum erſten Mal meine Firma im Geräuſch der Börſe demüthig umhertrug, und die ſchmuzigſten Aufträge, die auf dem Boden lagen, weil ſie Niemand aufheben wollte, mit Entzücken und Dankbarkeit auflas. Ja, dieſe Jahre der Schmach will ich jetzt rächen. In Gold will ich wühlen, und die Schande dieſer Hochmüthigen ſoll das Brod ſein, von dem ich meinen Leib mäſte."

Der Reſt der Nacht war mit dieſem Selbſtgeſpräch vergangen, und als die Läden des Comtoirs geöffnet wurden, fiel der erſte Morgenſchimmer auf das häßliche, bleiche und erregte Antlitz des Geizigen. Seine breitſchultrige Geſtalt lehnte noch immer gegen das Gitter des Comtoirs, und ſeine Rechte wühlte in der aufgeknöpften Weſte und in dem loſen Hemdkragen. Das röthliche Haar lag ungeordnet um die gefurchte Stirn. Hohn, Triumphgrinſen und hinſtarrendes Grübeln prägte ſich in den Zügen aus. Der Comtoirdiener ſah ſeinen Herrn mit einer zweifelhaften und beſorgten Miene ſcheu von der Seite an; doch gewohnt, nie mit ihm ein Wort anders, als wo es das dringendſte Bedürfniß heiſchte, zu ſprechen, ſtellte er ſtillſchweigend die Stühle an der Wand an ihren Platz, und ordnete die Karten und Courszettel am Gitter.

In dieſem Augenblick ſah man die gebückte Geſtalt des alten Lobmeyer, mit dem Korbe am Arme, dem Fenſter vorbeiſchleichen. Er wagte es nicht, hineinzublicken, denn er hatte ſich um eine Viertelſtunde verſpätet, ein Fehler, den der Sohn ſonſt ſtreng zu rügen pflegte, doch heute, merkwürdiger Weiſe, unbeachtet ließ. Auch der überwachte und eilig herbeiſtürzende Schreiber, Herr Thomſon, erhielt für ſeinen demüthigen Gruß nur einen flüchtigen, gebieteriſchen Wink, und keinen Vorwurf, wie er erwartet hatte. Herr Lobmeyer mußte heute etwas haben, was ihn beſonders beſchäftigte. Es war ungewöhnlich, Herrn Lobmeyer in dieſer Laune zu ſehen.

In dem Speiſezimmer des Advokaten verſammelten ſich um die Mittagſtunde drei Gäſte, die gegenſeitig wenig Behagen an einander fanden. Die Dichterin, nachdem ſie ihr kleines, blaues, etwas zerdrücktes Hütchen abgelegt und ihren Shawl drapirt hatte, nahm auf einem Seſſel Platz und blätterte in einem Bande Kupferſtiche, indem ſie über das Buch hinüber die derbe Geſtalt eines Mannes beobachtete, der an der Wand Bilder anſah, und ſich in die Geſchichte des verlorenen Sohnes vertieft zu haben ſchien. Dies war der ehrenwerthe Viehhändler, der über das Beſitzthum einer Wieſe mit ſeinen nächſten Blutsverwandten in Zerwürfniſſe gerathen war; ohne Zweifel, ein ſehr beklagenswerther Umſtand, und eine Begebenheit, die in dem Dorfe, wo der Treffliche zu Hauſe war, dem Pfarrer zu unzähligen erbaulichen Betrachtungen, und den Gevatterinnen zu ſehr tief eingehenden Erörterungen über die Unhaltbarkeit verwandtſchaftlicher Bande, Veranlaſſung gab. Am Fenſter ſtand ein Mann, den wir ſchon kennen. Es war der Criminalrath Liebfreund. Er fand, daß der Advokat einen argen Verſtoß begangen hatte, ihn in eine ſolche Geſellſchaft zu bringen; doch nahm er ſich vor, weil er ſeinem mächtigen Freunde einige Verbindlichkeit ſchuldig war, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, und er reichte der Dichterin den Arm, als man zur Tafel ging.

Nach derſelben wurde die Dichterin von ihrem Verwandten in ein beſonderes Cabinet geführt, wo der Kaffee auf dem Tiſche ſtand. Fräulein Annette Zobel hatte ſich anfangs in keiner behaglichen Stimmung befunden. Die Einladung ihres Vetters, der ſich nie viel um ſie bekümmert hatte, und deſſen ganze Lebens- und Denkweiſe nichts weniger als mit der ihrigen übereinſtimmend war, hatte ſie überraſcht, und ſie war anfangs Willens geweſen, ſie abzulehnen; aber die Hoffnung, ihrem Schützling zu nützen, beſtimmte ſie dennoch, hinzugehen in das Haus des „reichen Mannes.“ „Ich werde dort ſitzen,“ ſagte ſie zu ihrer Dienerin, „wie Eſther ſaß an der Tafel des übermüthigen Haman; ich werde von Geld und Silber ſpeiſen, und werde hoffärthige Reden anhören, über Könige und Fürſten, und über die herrſchenden Zeitläufe werde ich meine Meinung ſagen müſſen, und nichts als Uebermuth und Politik wird über meine Lippen ſtrömen. Dazu werde ich mein gelbes Kleid anlegen, mit den blitzenden Sternchen, und meinem Shawl werde ich einen gewiſſen Wurf geben, daß er kokett und lüſtern im Nacken hängt, wie ich es geſehen habe, daß vornehme Damen es bei wollüſtigen Schmäuſen der Art thun. Ich werde Böſes über meine Nebenmenſchen reden, und meine Augen mit großer Leichtfertigkeit nach den Männern werfen; ich werde aufſtehen mit Geräuſch und den Stuhl hinter mich ſtoßen, und dann werde ich anmuthig und grazios mit ſchwankenden Hüften am Arm eines Cavaliers in das Zimmer ſchaukeln, wo man Kaffee ſervirt. O, das Alles, und noch viel mehr, werde ich thun Deinetwillen, theure Diane, armes Kind, unglücklich Betrogene und Verſtoßene. Ach, armes, armes Kind. Du haſt mein Herz gerührt, Du! Und ſeitdem Du fort biſt, iſt es einſam im Schloß der armen Annette. Die Vöglein ſingen nicht mehr, wie früher, der Salbei und das Geranium duften nicht mehr, wie damals, als Deine kleinen, weißen Hände es pflegten. Aber mein mächtiger Vetter, der Rechtsgelehrte, gerührt von Deiner Geſchichte, die ich ihm erzählte, hat verſprochen, Deines Schickſals ſich anzunehmen, Dein Recht vor der Welt zu vertreten, und ich eile hin, ihm nochmals Alles zu erzählen, was ich von Dir weiß. Darum ſchmeichle ich ihm, darum ſitzt Eſther an dem Tiſche Haman's! — Darum!“ —

Die Dichterin hatte die eitle Rolle, die ſie ſich vorgenommen, bei Tafel geſpielt, ſie hatte die Honneurs am Tiſche ihres Vetters gemacht, die üble Laune des Criminalraths verſcheucht, ſie hatte anmuthige Scherze auf das einſame Junggeſellenleben deſſelben vorgebracht, und gelitten, daß man ſie verdächtigte, dieſe unbeſetzte Stelle einnehmen zu wollen. Mit unbeſchreiblicher Grazie hatte ſie mit dem Viehhändler getändelt, und zuletzt ſogar mit dem Handſchuh nach ihm geſchlagen, weil man allgemein fand, daß er zudringlich wurde. Aber mitten unter dieſen lockern Späßen, unter dieſen kalten und frivolen weltmänniſchen Manieren ſah ſie in das trübe, müde Auge des alten Vaters des Advokaten, und ſie ſchenkte ihm eigenmächtig das Glas voll Wein, trotz dem, daß eine kleine, abwehrende

Bewegung des Sohnes an ihren Arm ſtreifte. Als die Männer aufſtanden, konnte ſich der Viehhändler nicht enthalten, auszurufen: „Sehe doch Einer dies alte, verteufelte Mädchen, wie ſie luſtig iſt, und wie ſie uns luſtig gemacht hat. Ich habe faſt über das geputzte Wunder meine Wieſe und meinen Prozeß vergeſſen.“

Aber im Kabinette legte Annette Zobel ihre Scherze und ihre ſo wohl gelungene Toilette der Eitelkeit ab, hier bat ſie nur in den einfachſten Ausdrücken, die ein bewegtes und bekümmertes Herz eingeben können, ihren Verwandten, dem armen Kinde ſeinen Schutz zu leihen. Herr Lobmeyer hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, und nickte dann beifällig.

Als Annette nach Hauſe ging, neigte ſich der kurze Herbſttag ſchon zu ſeinem Ende, und ganz Berlin ſchwamm in einem jener anhaltenden Nebel, die zwar ſelten kommen, aber dann auch deſto beſchwerlicher ſind. Die Reiterſtatue des großen Churfürſten auf der Brücke ſchien in einem Meere zu ſchwimmen, aus dem nur einzelne Giebelſpitzen der Palläſte hervorragten. Die Menſchen ſtrichen, in ihre Mäntel vermummt, wie flüchtige Schatten durch das düſtere Gewoge der Nebel. Die Dichterin blieb ſtehen, und ihre große, in einen ſchwarzledernen Handſchuh gehüllte Hand erhebend, rief ſie leiſe einen prophetiſchen Spruch vor ſich hin, der ungefähr ausdrückte, daß eine Zeit kommen würde, wo die ſtolze Metropole in Wirklichkeit, wie jetzt zum Schein, unter den Fluthen des Meeres verſchwinden, und daß der Sand dann zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, als Meeresboden, wieder zurückkehren würde, nachdem er Jahrhunderte lang eine eitle und vorwurfsvolle Rolle in der Geſchichte geſpielt und ſich unterſtanden hatte, in den Augen und Naſen der berühmteſten Philoſophen und Dichter des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ſich feſtzuſetzen, und ihre Athmungsorgane zu verſtopfen.

Am andern Morgen befand ſich Herr Barnabas Lobmeyer wiederum auf der Reiſe.

Siebentes Capitel.

Der Dämon auf dem Dache.

An der nördlichen Küſte, von Kolberg weiter aufwärts, lag das Stammſchloß der Grafen von Windeck-Wardeck, wohin wir jetzt den Leſer ungeſäumt führen müſſen, um hiermit den Schauplatz der Entwickelung unſerer Geſchichte zu eröffnen, ein altes Feudalſchloß aus den erſten Niederlaſſungen deutſcher Stämme in dem rauhen Gebiete der alten heidniſchen Preußen und Lithauer. Unweit dem Meere erhob der weitläufige Bau ſeine zeitgeſchwärzten Zinnen aus einer dichten Waldung düſterer Föhren; Stürme brauſten die größere Hälfte des Jahres hindurch über die unwirthliche Einöde, und ein ſtarrer Froſtmantel von Eis und Schnee deckte die ſpärlichen Reize dieſer nordiſchen Natur. Allein für den Liebhaber melancholiſcher Abgeſondertheit waren dieſe Reize nicht verloren. Die ſtille, ernſte, durch nichts geſtörte Einſamkeit der nordiſchen Wälder bringt der Seele des Mannes, der müde ward, indem er ſich fruchtlos in der Welt umhertrieb, ein friſches und kühnes Behagen, das ihn nicht ergriff, als er vor den Palläſten Roms ſtand, und die Wunderwerke von Paris und London anſtaunte. Die ſchauerliche Einöde des Meeres, in ihrer unwandelbaren und doch immer wechſelnden Fläche, wirkt wie erhabener Geſang, den Prophetenſtimmen in der Wüſte ſingen, auf das Herz, das krank iſt von der Eitelkeit und der ewigen Genußſucht der Civiliſation. Wir ſehen die Denker und Philoſophen, alter und neuer Zeit, ſolche Orte aufſuchen und einſame Wege mit dem Sohne jener kalten und ſtarren Natur gehen. Unter der Brandung des Meeres, unter dem Geplätſcher der kleinen Uferwellen und dem Geſäuſel der Fichtengipfel ringt die Seele mit dem göttlichen Bewußtſein und wirft ſich mit der ganzen ſtürmiſchen Zärtlichkeit eines Kindes ihrem Schöpfer in die Arme.

Nichts belauſcht hier die Heiligkeit eines ſo ſüßen Kuſſes, einer ſo demüthigen und innigen Vereinigung. So ſah man Kant an dem öden Meeresgeſtade in der Nähe von Königsberg wandeln, und hörte ihn prophetiſche Worte in die Wellen murmeln. So ging er, der Schöpfer einer neuen Gedankenwelt, einſam und von dem Geräuſch der Kultur und der Geſittung weit entfernt, um ungeſtört das Sternbild der Ewigkeit anzuſchauen, und in deſſen unergründliche Schöne ſich geheimnißvoll und mit allen Kräften der Seele zu verſenken. Das Meer hat ſeine Propheten und ſeine Wunder, die Oede hat ihre Götter und ihren Himmel! Wenn einmal die Tage kommen, armes Herz, wo du bis zum Tode gebeugt von der Selbſtſucht und dem Troß der Welt, die Wärme dieſes Pulſes ſich verflüchtigen fühlſt, wenn du fühlſt, daß Ohnmacht und Kälte dich umſpannen, o, dann flieh an's Meer, eile, die mitternächtlichen Stürme dein Haupt umrauſchen zu laſſen, flattre mit nacktem Fuß auf dem kalten Sandboden dahin, und ſtimme ein in den Choral, den Fichtengipfel und Wellengetöſe dir ſingen, und von dir abfallen wird das arge Wort, das dich verletzte, von dir niedergleiten wird das ſchlüpfrige, feuchte und ekle Gift, mit dem die Welt dich befleckte. Keuſch, arm und liebend wird die Einſamkeit ihre Arme um dich ſchlagen, und jeder gequälte Nerv deines armen, gequälten Leibes wird an ihrem Buſen geſunden.

Doch dieſe Betrachtungen wurden, wir haben guten Grund, dies anzunehmen, nicht von dem Reiſenden angeſtellt, den wir, auf einen elenden Karren gepackt, dort ſeine einſame, und durch ein anhaltendes Regenwetter grundlos gemachte Straße ziehen ſehen. Es iſt auch ſchwer, unter dieſen ungünſtigen Verhältniſſen, die den armen Prieſter der Themis betroffen, ſeine gute Laune und eine irgend leidliche Weltanſchauung ſich zu bewahren. In ſeinen Mantel gehüllt, eine Filzkappe über die Ohren gezogen, richtete Herr Lobmeyer abgeſpannte und müde Blicke auf ſeinen kleinen Wagenlenker, dem ſichtlich die Kraft ausgeht, den magern Gaul noch weiter zu ſpornen. Die Räder des Karrens ſchneiden tief in den aufgewühlten Sand, die Fichtenzweige hängen ſo niedrig, daß ſie einen Theil des Regens, mit dem ſie beſchwert ſind, willig auf Haupt und Schultern der unter ihrer Zuchtruthe langſam fortkriechenden Reiſenden ſchütten. Es wird Abend, und noch iſt das Licht der nächſten Station nicht zu bemerken. Der Doktor murmelt Flüche, der kleine Poſtillon weint, und der Gaul keucht. Endlich zeigt ſich ein blaſſer Stern durch die Nacht, es iſt der Stern der Hoffnung, und die drei Unglücksgefährten faſſen bei ſeinem Anblicke alle zugleich Muth. Der Stern wird größer, leuchtet ſchärfer, und beim Ausgange des Gehölzes ſind mehrere Sterne ſichtbar. Das Dorf iſt erreicht. Beim melancholiſchen Brauſen des Sturmes und dem Knarren einer alten Hofpforte zieht der elende Karren vor die Thür der Dorfſchenke, und der Reiſende wickelt ſich aus zwei Strohbündeln und einer alten Wollendecke hervor. Der kleine Führer empfängt ſein Geld, und entfernt ſich wieder mit ſeinem Pferde, denn er hat nur die Pflicht übernommen, bis hierher ſeinen Mann zu ſchaffen. Von hier aus iſt nur noch eine halbe Meile bis zum Schloſſe. Der Karren bleibt als ein Eigenthum des Doktors, und ehe die Nacht völlig einbricht, ſoll er von Neuem beſpannt werden, um das Ziel vollends zu erreichen. Der Advokat begiebt ſich in die Gaſtſtube, um mit dem Wirthe zu unterhandeln.

Die Dorfſchenke war für dieſe Gegenden ſtattlich und bequem. Da ſie zum Verſammlungsort der ſchönen Welt eines benachbarten Badeörtchens dient, ſo trifft man hier einen Tanzſaal, ein Speiſezimmer, rothe Vorhänge, und ſogar Wachslicht; allein was man nicht trifft, iſt ein Pferd, um es vor den Karren zu ſpannen. Die zwei Gäule des Wirths ſind beſchäftigt, die Gäſte zu einem Pique-nique des heutigen Abends herbeizuſchaffen. Der Reiſende muß ſich daher gefallen laſſen, die Ausführung ſeines Planes auf den nächſten Morgen zu verſchieben, auf eine Zeit, wo es, wie der Wirth verſichert, auch viel ſchicklicher ſein wird, vor ſeiner Geſtrengen, dem General zu erſcheinen. Der Wirth iſt ein kleiner Mann mit einer gerötheten Naſe; allein ſeine Frau iſt eine ſo ſtattliche Figur, mit einem ſo unternehmenden Aeußern, daß ihr Herr Gemahl neben ihr nur wie ein Schulknabe ausſieht, und zwar wie ein Schulknabe, der noch die Zuchtruthe zu fürchten hat.

„Der Herr kommen doch nicht von Amtswegen?“ fragte der ſchüchterne Wirth, indem er das große Portefeuille des Gaſtes betrachtete. „Ich meine nur,“ ſetzte er hinzu. „Weil unſer Herr ſich mit der Juſtiz überworfen hat.“

„Weshalb hat er ſich denn mit der Juſtiz überworfen?“ fragte der Advokat.

„Es hat ſeine Gründe,“ war die Antwort des kleinen Mannes. „Seine Geſtrengen, der Herr Graf, ſind ein paar mal verklagt worden, und haben Strafe geben müſſen. Er iſt etwas hitziger Natur, und liebt ſo das —“ hier machte der Mann eine Pantomime, die der Advokat auf ſeinen Rücken hätte beziehen können, ſo nah kam der aufgehobene Arm dieſem Theile ſeines Körpers. „Ueberhaupt,“ ſetzte der Wirth hinzu, „werden Sie wohl unſern General kennen; er iſt von Stettin bis Königsberg überall im Lande genugſam bekannt.“

„Als was?“ fragte Herr Lobmeyer. „Ich kenne Euern Herrn nicht.“

„Und wollt doch mit ihm Geſchäfte machen? Nun, Ihr werdet ihn kennen lernen.“ —

Er warf ſeiner Frau, die mit dem Abendbrote erſchien, einen Wink zu, dieſe drohte ihm mit dem Finger, und der Advokat lächelte.

Mittlerweile kamen die Gäſte des Piquenique's an. Es waren Familien, die das Geld zur Hinreiſe in's Bad, aber keines zur Rückreiſe hatten finden können, und die deshalb die Luft auch im Winter ſehr geſund fanden, und denen die Nähe des Meeres, auch wenn ſie nicht darin baden konnten, als ſehr heilſam erſchien. An dieſe überwinternde beau monde ſchloß ſich ein kleiner Kreis der Honoratioren der Umgegend; die meiſten Beamten zogen es jedoch vor, ihre geſelligen Zuſammenkünfte anderswo zu ſuchen, denn ſie hatten ihre Gründe, mit dem Grafen, dem das Dorf gehörte, nicht in zu nahe Berührung zu kommen. Sie bildeten ihre diplomatiſchen Zirkel in der Reſſource eines entfernten Städtchens. Wie Recht ſie hatten, ein ſo vorſichtiges Benehmen ſich zur Regel zu machen, bewies der betrübende Ausgang des heutigen Pique-nique's. Der General, wie er öfters zu thun pflegte, erſchien auch dieſen Abend plötzlich im Dorfe, und mit ihm kam die größte Verwirrung über die Verſammlung.

„Bei meiner armen Seele, er iſt richtig da!“ ſchrie der Wirth, und ſtürzte in das Zimmer, wo der Advokat eben die Reſte eines zähen, alten Huhns zu überwältigen ſtrebte. — „Wer iſt da?“ — „Seine Geſtrengen, der Herr General. Ich werde Sie inſtändig bitten, mein Herr, dies Zimmer zu räumen, und eine Treppe höher vorlieb zu nehmen. Seine Geſtrengen lieben durchaus nicht, daß irgend Jemand noch im Hauſe wohnet, wo er einzieht.

Der Advokat verließ ſein Zimmer. Im Vorſaal warf er einen neugierigen Blick auf den Wagen, der vor der Thür hielt. Es war ein leichtes Kabriolet, in dem ein Herr und eine Dame ſaßen. Beim Scheine von einem halben Dutzend Fackeln erhob ſich der Herr und ſtützte ſich mit der ganzen Schwere ſeiner koloſſalen Figur auf Arme und Rücken zweier Livreediener. Ihm folgte eine ſchlanke Frau in einem eng anſchließenden Rock von grünem Sammet, der ihr bis an die Kniee reichte, und ein ſchwarzes Untergewand von Seide unten frei ließ, ein kleines Hütchen mit zwei weißen, bis auf die Schultern herabfliegenden, Federn bedeckte den Kopf. Der ſchwarze Schleier war zurückgeſchlagen, und ließ das friſche, vom Winde geröthete Antlitz ſehen, in welchem unter ſtark gewölbten Augenbrauen zwei ſchwarze Sterne funkelten. Der Herr ſchritt rüſtig über den Vorſaal, ſtieß die Thür heftig auf, warf ſie eben ſo heftig wieder zu, und nahm von ſeinem Zimmer Beſitz. Die junge Dame folgte ihm eben ſo raſch und mit eben ſo heftigen Bewegungen. „Ein ſonderbares Paar!“ murmelte der Advokat für ſich, als er die Treppe in ſein Dachſtübchen hinaufſtieg. Bald darauf ſah er aus dem Fenſter deſſelben die ganze Ballgeſellſchaft das Haus räumen und in eine nahe Scheune ziehen, die in der Eile für ſie in Stand geſetzt worden war. Tumult und Lärm fand an allen Ecken ſtatt. Die Bedienten des Generals warfen hinaus Perſonen und Dinge, was ihnen in den Weg kam, und ſäuberten das Haus mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit. Herr Lobmeyer hörte einen dieſer Burſche fragen: „He! iſt niemand Fremdes weiter hier im Hauſe?“ Er vernahm darauf, wie ſeine Gegenwart auf das Feierlichſte abgeleugnet wurde, und er konnte ſich nicht erwehren, über dieſe Feigheit des Wirthes ein paar Flüche hinzumurmeln, indem er ſeine Nachtmütze hervorbrachte, und die dünnen Haare mit einem Taſchenkämmchen ordnete. Der Geſcholtene trat herein.

„Sie machen ſchöne Streiche,“ rief ihm der Advokat zu. „Iſt denn Ihr General der König, daß ihm Alles weichen muß?“

„Mehr als der König,“ flüſterte der Wirth. Er herrſcht unumſchränkt, und Niemand wagt es, ſich ſeinem Willen zu widerſetzen. Sie ſollten nur ſehen, wie er ſeine Augen rollt, was das für ein Mann iſt. Nun, die Gelegenheit hierzu iſt Ihnen gegeben. Wenn Sie ſich an's Fenſter jenes Ganges ſtellen, das hinunter in den Tanzſaal weiſt, ſo blicken Sie in den Saal hinab, wo ich den Theetiſch habe decken müſſen, und wo die junge Dame jetzt ihre kleinen Butterbrödchen zubereitet.“

„Wer iſt dieſe junge Dame?“

„I, die Gräſin. Die Enkelstochter des geſtrengen Herrn, die er als Kind angenommen, in die er ganz vernarrt iſt, und welche die reichen Güter von ihm erbt. Aber — entſchuldigen Sie — es klingelt; ich muß hinunter.“

Kaum war er fort, als ſich Herr Lobmeyer an das bezeichnete Fenſter verfügte. Es war abſichtlich zu einer Art Loge für die Dienſtboten eingerichtet, die hier der tanzenden Verſammlung unten zuzuſchauen pflegten. Der Advokat hüllte ſich in ſeinen Schlafrock, zog ſeine ſchwarzſeidne Mütze tief in's Geſicht, und ſeine kleinen Augen nahmen einen ſtechenden, boshaft höhnenden Charakter an, als er ſie herab auf die Gruppe, die ſich unten gebildet hatte, richtete. Er glich einem Kobold, der im Dunkel der Nacht von einem abſchüſſigen Dachrande ungeſtört in ein erleuchtetes Zimmer blickt, und ſich an dem Anblick irgend einer verbotenen Scene weidet. Von Zeit zu Zeit nahm er eine Priſe und nickte beifällig mit dem Kopf, dann fuhr er an die Nachtmütze, ſie höher ſchiebend, wenn ſie auf die borſtigen Augenbraunen geſunken war. „Du liebſt nicht die Juſtiz,“ murmelte er vor ſich hin, „und hier ſieht ſie Dir zu, hier richtet ſie ihr ſcharſes und Dir ſo gehäſſiges Auge auf Dich. Aber nicht Du biſt es, den ich mir erwähle, auf Schönheit und Jugend ſchleudere ich die Waffe meines Blicks. Wahrhaftig!“ ſetzte der Kobold ſein Selbſtgeſpräch fort, „ſie iſt ſehr ſchön! Dieſer Kopf, dieſe Schultern, dieſer anmuthsvolle Leib! Ein Wort von mir — haha! und wohin ſinkt dieſe Pracht? Haha! — wohin?“ —

Schon einmal haben wir dem Leſer die Geſtalt des Mannes vorgeführt, der hier unten in dem bequemen Lehnſtuhl hingeſtreckt liegt, den reichen, mit Pelz verbrämten, Ueberrock zurückgeſchlagen, und die dampfend heiße Taſſe vor den Mund haltend. Damals herrſchte dieſe Ruhe, dieſe Sorgloſigkeit nicht in den Muskeln dieſes Antlitzes, und doch war es daſſelbe Geſicht, und doch konnte ein Moment der Erregung jene drobenden Geiſter wieder hervorrufen, wenn auch nicht, wie damals, in ihrer vollen, entſetzlichen Verſammlung, wo kein Dämon ausgeblieben war, und alle auf den Ruf, der an ſie ergangen, ſich geſtellt hatten. Eine große Bulldogge, von der kräftigſten Raçe, lag zu den Seiten des Stuhls, gleich einem Löwen, den mächtigen Kopf in ſcheinbarer Ruhe zu Boden gedrückt, aber lauernd gingen ihre Blicke umher, und keine Bewegung im Saal, ſo weit der Horizont ihrer Spürkraft reichte, entging ihrer Beachtung. Ein leiſes Knurren, das oft zu einem bellenden, heulenden Ton anwuchs, gab von dieſer unausgeſetzten Wachſamkeit Kunde. Hinter dem Stuhle ſtand ein Jäger, der die geſtopfte Pfeife in der Hand hielt, und nur auf den Wink zu warten ſchien, wo er ſie ſeinem Herrn hinreichen ſollte. Der Theetiſch war mit ſilbernem Geräth bedeckt, deſſen koſtbarſtes Stück eine großbauchige, becherartige Mundtaſſe war, aus welcher der General trank; das übrige Geſchirr, dem Wirthe gehörig, ſtach gegen die mitgebrachten Luxusartikel ſehr ab. In der Ecke des Saals ſtand der Revierjäger mit einem untern Forſtbeamten, und warteten in Demuth ab, wann es ihrem Gebieter gefallen werde, die kurz hingeworfenen Fragen und Erkundigungen über den Beſtand der Reviere fortzuſetzen. In einiger Entfernung von ihnen ſtanden einige Dorfobere, und erwarteten ihrerſeits Befehl. Allein der General ſchlürfte ſeinen Thee und ſprach kein Wort. Es ſchienen ihn Gedanken anderer Art zu beſchäftigen. Endwandte er ſich um, und indem er die Pfeife entgegennahm, ſagte er: „Alſo Du haſt ſie erkannt?“ Der Diener verſicherte, ſich nicht geirrt zu haben. „So geh' hin,“ fuhr der Herr fort, „bringe ihr einen Gruß von mir, und ſage ihr, ſie möge ſich hierher bemühen.“

Der Bediente entfernte ſich, kam bald darauf zurück und meldete: das Fräulein tanze ſo eben. Der General ſah ihn ſtarr an: „Was kümmert das mich? Sie ſoll kommen!“— Dieſer Befehl war zugleich mit einem Wink verbunden, daß jene Wartenden an der Thüre ſich entfernen ſollten. Nach Verlauf weniger Minuten öffnete ſich die Thür, und eine nicht mehr junge

Dame trat ein. Sie war hochroth an Geſicht und Hals, ob in Folge der Erhitzung des Tanzes, den ſie ſo eben hatte verlaſſen müſſen, oder aus Schaam, Verlegenheit und Verdruß, konnte nicht ermittelt werden. Der General richtete auf die Eintretende einen boshaft ſarkaſtiſchen Blick, und wies dann auf einen Stuhl, wo ſie Platz nehmen könne. Die Dame ſetzte ſich und ſaß in fortwährender Purpurröthe und mit niedergeſchlagenen Augen da. Man ſah es ihr an, daß ſie von dieſer Unterredung nichts Gutes erwartete, und ſehr beklagte, aus den Reihen des Contretanzes geſchieden zu ſein, um hier einem peinlichen Gericht Stand zu halten. Indeſſen faßte ſie Muth, erhob ihre Blicke, ſenkte ſie jedoch ſchnell wieder, als ſie dem ſtechenden Strahl der Augen ihres Gegners begegneten.

„Ihren Namen, meine Schöne?“ fragte der Generel.

„Adelgunde von Schlübben, Excellenz.“

„Von Schlübben? Von? Höre ich recht? Von?“

„Ja, von. Meine Vorfahren ſind von gutem Adel.“

„Aber, zum Teufel, meine Schöne! Man ſagt mir, Sie wollten den Uhrmacher, Herrn Pihl, heirathen; das kann alſo demnach doch unmöglich wahr ſein?“

„Und dennoch, Excellenz. Herr Pihl hat um mich angehalten, er iſt ein wackerer Mann, und ich,“ ſetzte Fräulein Adelgunde hinzu, indem ſie den Zipfel ihres Florſhawls vor das erröthende Geſicht hielt, „bin arm, und habe keine weitere Ausſicht.“

„Keine weitere Ausſicht! Teufel! Sie ſind ſpaßhaft, mein gutes Fräulein. Seit wann iſt es Sitte, daß die Damen raſch zur Ehe greifen, wenn ſie ſich in einer augenblicklichen Verlegenheit befinden? Leb' ich denn etwa nicht? Werde ich es zugeben, daß Sie ſolche Streiche machen, meine Schöne? Keine Ausſicht! Warum kamen Sie nicht zu mir?“

„Ich bin nicht gewohnt, Almoſen zu nehmen,“ ſagte das Fräulein, indem ſie einen ungewöhnlichen Anlauf zu Muth und Keckheit nahm.

„Nicht?“ rief der General, und Röthe
uröte ſchon ſein Antlitz. „Alſo wollen Sie lie-
er von zerbrochenen Urgläſern leben, Madame
ihl heißen, und die zerriſſenen Weſten Ihres
errn Gemahls flicken?“

„Es iſt ein Mann von unbeſcholtenem Ruf,
r ſein rechtliches Auskommen hat,“ bemerkte
s Fräulein.

„Aber ein Uhrmacher, ein Mann, der von
nem Handwerk lebt.“

„Was ſchadet das, Herr Graf?“

„Was das ſchadet? Sie haben Courage für
n Mann, mein Fräulein. Was das ſchadet?
an ſehe doch, wie dieſes Fräulein heirathslu-
iſt. Hahaha! Sie wollen durchaus ihrem Uhr-
cher in die Arme ſpringen. Aber daraus wird
hts. Ich habe Ihren Vater gekannt, meine
öne — ich habe ihn gekannt, und ſomit ſage
Ihnen, daß ich ſchon längſt ein Auge auf
e ärgerliche Heirath gerichtet habe. Ich wollte
nicht glauben, was man mir davon erzählte.
werden Ihren Uhrmacher nicht heirathen;
! Sie werden ihn nicht heirathen.“

Fräulein Adelgunde von Schlübben machte eine Miene, als wenn ſie ſich an einem heißen Löffel Suppe verbrannt hätte. Sie rückte auf ihrem Stuhle hin und her, und huſtete, indem ihre Farbe ein noch höheres und brennenderes Roth annahm. Endlich entſchloß ſie ſich, aufzuſpringen, vor ihren Peiniger hinzutreten, und offen zu erklären, daß ſie ihre Heirath nicht aufgeben werde.

Der General war ganz erſtaunt über dieſe Kühnheit, er faßte ſich jedoch und ſagte mit Ruhe: „Wenn nun aber kein Bräutigam mehr da iſt?"

Das Fräulein war höchſt betroffen über dieſen unerwarteten Einwurf. „Sollte Herr Pihl —" ſtammelte ſie.

„Herr Pihl giebt Ihnen Ihr Wort zurück, meine allzuverliebte Schöne!" fuhr der General fort. „Ich habe ihm Vernunft gepredigt, und er zieht es vor, die Tochter meines Gärtners mit einer guten Ausſteuer, die ich ihr gebe, als Gattin heimzuführen."

„Ah, der Verräther!" murmelte das Fräulein. „Doch ich ſehe, man zwingt uns, man reißt uns auseinander. O, das iſt entſetzlich!"

„Kommen Sie zur Vernunft, meine Dame. Erkennen Sie den ganzen Umfang meiner Freundſchaft für ſie. Ich habe ihnen eine Stelle in einem adeligen Stifte verſchafft, deſſen Oberin meine Verwandte iſt. Ich kann Ihnen zuſchwören, daß dort Ihre Tage in einem reinen, ſchönen, ununterbrochenen Friedensgenuſſe dahinfließen werden. Sie werden Ihren Verwandten nicht zur Laſt, Ihrem Stande nicht zur Unehre leben."

„Aber ich liebe das Stift nicht," murmelte die Dame, indem ſie die Frangen ihres Shawls zerrupfte, „ich kann die Abſperrung nicht leiden. O, wie abſcheulich! Ich habe mir einen kleinen Haushalt, eine kleine Familie ſo ſchön gedacht!"

„Ich habe gar nichts gegen Ihre kleine Familie," entgegnete der General; „allein verſchaffen Sie ſich dieſe auf eine Weiſe, die mehr meinen Beifall hat. Wenn man einmal einen bekannten Namen führt, kann man nicht thun, was

„So leg' ich dieſen Namen ab," flüſterte das Fräulein.

„Teufel, wie gemein! Legt man denn einen Namen ab, wie man einen abgetretenen Schuh fortwirft? Fi donc, meine Schöne, das iſt eine häßliche Luſt, die Sie da zeigen, à tout prix ins Ehebette zu ſpringen. Gehen Sie, tanzen Sie Ihre Quadrille zu Ende, und danken Sie dabei Gott, der mir die Macht und die Gelegenheit gab, Ihnen eine Exiſtenz voll Schande und Kummer zu erſparen. He, Johann, begleite das Fräulein in den Saal zurück."

„O, Herr General, nach dieſem Akt der Grauſamkeit, den Sie an mir verüben, gehe ich nicht zum Tanze zurück. Ich kann nicht mit verwundetem Herzen eine Quadrille tanzen."

„Nun, wie Sie wollen, meine Schöne, ſo tanzen Sie nicht."

Das Fräulein entfernte ſich, und der General bog ſich lachend zu Judith hinüber, indem er ihr zurief: „Eh bien, ma chère, n'est pas cette petit folle est très amusante? Die Närrin," ſetzte er hinzu, „ſie will nicht in ein Stift gehen, ſie

ill lieber die Hausmagd eines armen Handwer-
rs werden. Das iſt ſchön. Wo blieben unſere
lten Familien, wenn alles das ſo durch einander
eſe? Die Franzoſen köpften ihre Nobleſſe, das
ar ein Unglück für die Nobleſſe, aber keine Er-
iedrigung; wir Deutſchen wählen aber das Ehe-
ette ſtatt der Guillotine, und das iſt ein Un-
lück und eine Schande zugleich. Ich bin kein
röſus, aber ich weiß, daß ich durch manchen
ut angewendeten Thaler eine Ehre eingelöſt
abe, die in unſerer geldgierigen Zeit ſchon ſtark
erpfändet war. Wo ich aber eine ſolche Ehre
icht einlöſen konnte, habe ich andere Mittel an-
ewendet.“ —

Dieſe letztern Worte wurden nur halb hör-
ar geſprochen in einem dumpfen, ſeltſamen Tone.
arauf verſank der Sprechende in ein tiefes, an-
altendes Grübeln. Der General hatte Mo-
mente, wo er wie regungslos da ſaß und einer
Bildſäule von Erz glich; ein ſolcher Augenblick
ar jetzt gekommen. Er ſtarrte vor ſich hin, die
Pfeife erloſch, und kein Wink erfolgte, ſie wieder
eu zu entzünden. Sein Haupt, anfangs hoch

aufgerichtet, ſank immer tiefer auf die Bruſt, und das unheimliche Starren der Augen nahm einen Ausdruck wie ſtiller Wahnſinn an. Judith, indem ſie ihren Beſchützer betrachtete und in ſeiner Seele zu leſen ſchien, hütete ſich wohl, das kleinſte Geräuſch zu machen. Eine Todtenſtille herrſchte im Saale. Endlich fuhr der General aus ſeinen Träumen auf, und ſchrie laut: „Wer iſt da? Wer ſagte das? — Hab' ich recht gehört?“

Judith neigte ſich zu ihm, und er warf einen gleichgültigen, zerſtreuten Blick auf ſie; nach und nach ſchien er ſie zu erkennen, und ſeine Miene nahm ein leichtes Lächeln an. Er drückte ihr die Hand, erhob ſich vom Stuhle und ſchritt im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit ſtrich er ſich über die Stirne, als wollte er Bilder und Gedanken verbannen, die ihn hartnäckig umlagert hielten. Der Mann, der ſo eben auf ſo eigenmächtige Weiſe die Freiheit des Willens ſeines Nebenmenſchen beſchränkt hatte, konnte nicht Herr werden über tyranniſche Einflüſſe, die ſeinem eignen Gemüthe Feſſeln anlegten. Er ließ die verſchiedenen Aufſeher und Diener wieder eintreten und vertiefte ſich in ein Detail der Geſchäftsführung, indem er zugleich Befehle ertheilte und neue Anordnungen traf. Judith fühlte, daß dieſer ſtrenge und feſte Mann ſeinen unbändigen Willen überall hin ausdehnte, daß man ihm ſtillſchweigend und unbedingt gehorſamte, und daß die dämoniſche Kraft, mit der er wirkte, und die von ſeiner koloſſalen geiſtigen und körperlichen Perſönlichkeit ausſtrömte, jede Natur, die ſich in ſeinen Kreis gezogen fühlte, beſiegte. Aber in dieſer Prometheus-Seele fand ſich ein dunkler Fleck, ein nie auszutilgender, düſterer Schatten, ein geheimnißvolles Etwas. Wer wagte, bis hieher vorzudringen, wer wagte, hineinzutaſten? — Die Tochter des Verbrechers fühlte, daß ſie innerhalb des Zauberzirkels ſtand, daß ſie die Nächſte war dem Stabe des Magiers, und daß es ihm nur einen Wink koſtete, um ſie zu zerſchmettern.

Noch vor Anbruch der Nacht verließ der General die Dorfſchenke wieder. Die Ballgäſte zogen wieder in den ihnen beſtimmten Raum, und das Getändel der Geigen, die Töne des Hornes und der Clarinette erklangen wieder da, wo eben eine ernſte Nemeſis mit ihrem Opfer Zwieſprache gehalten. Der Advokat, der kein Liebhaber von Contretänzen und Quadrillen war, verließ ſeine kleine dunkle Loge, und begab ſich ins Bette. Er hatte kein Auge von Judith verwendet, und ſo weit weibliche Schönheit auf ein Herz, wie das ſeine, Eindruck machen konnte, hatte Judith einen Triumph über ihn davon getragen. Er ſchmunzelte, indem er dachte, daß er dazu beitragen werde, ihren Triumph zu vervollſtändigen und zu befeſtigen.

Achtes Capitel.

Geſchichtliche Betrachtung. Die Erſcheinung im Thurmgemach.

Den nächſten Morgen dachte Herr Lobmeyer daran, ſeine Reiſe fortzuſetzen; allein unter welcher Geſtalt ſollte er im Schloſſe ſich zeigen? Wenn der General der Juſtiz und ihre Prieſter icht leiden konnte, ſo war es eine Tollkühnheit, nter dem Titel eines Advokaten Eintritt zu ver- angen. Und zudem wollte er auch dem Genera- en gar nicht vor die Augen kommen, er hatte ichts mit dieſem alten Eiſenfreſſer, wie er ihn annte, zu thun. Während er noch hierüber grü- elte, trat der Wirth ein.

„Ich begreiſe nicht,“ hob der Rechtsgelehrte n, „wie Ihr Herr ſich ſolche Dinge erlauben darf, ie ich ſie geſtern erlebte. Wer geſtattet ihm, illkührlich Gericht über ſeine Diener zu hal- en? Er hat Fragen geſtern entſchieden, die vor inem Tribunal gehören, er hat Strafen diktirt, ie er nicht diktiren darf, und die erſt nach weit- äuftiger Unterſuchung der Criminal-Senat zu önigsberg auferlegt. Ich ſehe, Ihr Herr ſpielt och den alten Grundbeſitzer der Feudalzeit. lagt denn Niemand über ihn? Ich will Euch azu behülflich ſein, und Euch die Wege und Mittel anzeigen, wo Ihr Eure Beſchwerden an- ringen könnt.“

„Mein beſter Herr,“ erwiderte der kleine irth, und ſeine Naſenſpitze wurde röthlich.

„man hört, daß Sie ein gelehrter Mann ſind, der aus der Hauptſtadt kommt, und alles nach dem Buchſtaben gerichtet wiſſen will. Im Leben ſehen jedoch die Dinge anders aus, als auf dem Papier. Der General iſt unſer unumſchränkter Gebieter und Herr; wir haben uns ihm mit Leib und Leben ergeben. Das weiß er, darum iſt ihm auch das Buchſtabenweſen der Geſetze, die man in Berlin fabrizirt, ein Spott. Wir ſind frei, wohl war, wir können ihm kündigen, wir können ihn verklagen, aber Niemand thuts; denn wir wiſſen alle, ſo ſtolz und wild er iſt, ſo hält er doch das Ganze zuſammen, und die gelehrten Herren mit ihrem neuen Theilungsſyſteme können nicht heran, noch weniger kann der reiche Kaufmann kommen und uns und unſer Hab und Gut, wie eine Waare behandeln, aus der er Vortheil zieht. Läßt er uns heute einſperren und ſchlagen, ſo ſorgt er auch für Weib und Kind, und kein Beiſpiel iſt vorhanden, daß er den armen, durch Krankheit oder Alter unfähig gewordenen Inſtmann als Bettler von ſeinem Gebiete jagt, wie es alle ſeine Nachbarn thun.

Der Bauer denkt zuerſt daran, wer ihm Schutz verleiht, die Herren, die auf einen kleinen, halb geliehenen, halb geſchenkten Boden ſitzen, den ſie heute haben, und morgen ſchon wieder verlaſſen, konnen keine Zuverſicht einflößen, bei dieſem hier, der ein mächtiges Beſitzthum kraftvoll beiſammenhält, dient der Inſtmann mit Vertrauen, denn er weiß, daß dieſelbe Scholle, die er bearbeitet, ſchon von ſeinem Vater, Großvater und Urgroßvater bearbeitet wurde."

„Das iſt eine laſterhafte, dumpfe Geſinnung, die dem Zeitgeiſte widerſpricht, und die ausgerottet werden muß," ſagte der Advokat. „Und," ſetzte er hinzu, „wie konnte er es nur wagen, das arme Fräulein, die ſichtlich die größte Luſt zum Heirathen hatte, von ihrer Ehe mit dem Handwerker abzuhalten? Auch dieſer Fall qualifizirte ſich zu einer Klage."

„Da er zu des jungen Uhrmachers Lehre und Ausſtattung die Koſten hergegeben," erwiderte der Wirth, „und ſonſt noch für ihn ſorgen wird, ſo zerrüttete ſich dieſer ſein ganzes Lebensglück, wenn er nicht Folge leiſtete."

„Eine ſolche Unterwürfigkeit iſt gegen den Zeitgeiſt,“ bemerkte der Advokat.

Wir verlaſſen jetzt dieſen ſehr achtbaren Jünger der Themis, um uns auf das Schloß des Generals zu begeben.

Es übt einen unbeſchreiblichen Zauber auf das Gemüth des Beobachters aus, in einer Zeit, wie die unſrige, wo alle Gegenſätze ſich mehr oder minder verflachen, und die Individualitäten, die den Sittenſchilderungen voriger Jahrhunderte einen ſo eigenthümlichen Charakter gaben, immer ſeltener werden, noch auf eine Urform zu ſtoßen, die die Geſetze ihrer Bildung von keinem der vielen Einflüſſe des bewegten Lebens unſrer Tage herleitet.

Eine ſolche antirevolutionäre Erſcheinung führen wir dem Leſer in der Perſon des Generals vor. Doch um ihn gehörig erklärend zu beleuchten, iſt es nöthig, den Hintergrund anzugeben, von welchem die Geſtalt ſich abhebt, und der in einer Zuſammenſtellung hiſtoriſcher Thatſachen beſteht. Das Land, das wir hier vorzüglich im Auge haben, iſt die fortgeſetzte Strecke frucht-

ren Marſchlands, das ſich von den Odermündungen bis zu dem Weichſel-Delta hinzieht, und die
reichen Städte Danzig und Elbing mit in ſein
Gebiet faßt. Dieſer Theil des nordöſtlichen
Preußens war Beſitzthum des mächtigen Ordens,
der ſeinen Sitz in Marienburg hatte. Das
Schwert der Ritter gewann die alten heidniſchen
Prieſter und Litthauen dem Chriſtenthum und der
Geſittung, und ertheilte damit zugleich dem er-
berten Boden einen eigenthümlichen Charakter,
er bis in unſre Tage hineinreicht, und iſt
er Charakter einer mächtigen und ſtolzen Ari-
tokratie, wie er in keinem andern Lande ſich fin-
et. Die Einſamkeit dieſer Gegenden, ihre Ent-
rnung von dem Heerde der Kultur, haben ohne
weifel dazu beigetragen, daß der ehrenwerthe
tolz jener Eroberer in ihren Enkeln zu einem
icht zu billigenden Kaſtengeiſt erſtarrte. Der
ächtige Orden, der mit Kaiſer und Reich in
e Schranken trat, hat dem Geiſte moderner
ufklärung und der Fortbildung der chriſtlichen
deen weichen müſſen, allein die alten Ritter,
e mit dem Kreuz der Demuth auf der Bruſt,

Fürſten Geſetze gaben, ſind nicht alle verſchwunden. Um die Ordensveſte zu Marienburg wandeln noch die Schatten voriger Jahrhunderte; an den einſamen Geſtaden der Oſtſee hört man die ſagenhaften Klänge herübertönen von einem Eilande, das die Fluthen deckten, aber von deſſen Pracht und Schöne noch einzeln aus der Tiefe ragende Thürme und Zinnen ſprechen. Die Weltgeſchichte ſingt hier das melancholiſche und ergreifende Lied von einſtiger ſtaunenswerther Größe dem Jüngling ins Herz, und darf man ſich denn wundern, wenn gegen die großen Oſſianiſchen Geiſter jener Tage die heutigen Bildungen ihm klein und verächtlich erſcheinen. Dies alles will andeuten, daß der verpönte Name Ariſtokrat, in jenen bezeichneten Gegenden noch in ſeiner ganzen ſtolzen Herrlichkeit, aber auch in ſeiner ehrenhafteſten Geſtaltung herrſcht. Die edelſten Namen der preußiſchen Geſchichte ſind hier zu finden, aber ſie leben einſam und zurückgezogen. Selten ſieht man dieſe grands Seigneurs in dem modernen Berlin, und am Hofe ihres Königs erſcheinen. Sie bewahren ſtreng ihren Unabhängigkeitsſinn und nur der Landtag zu Danzig ſieht ſie regelmäßig erſcheinen und ihre Stimmen abgeben, wo es ſich um das Wohl des Landes handelt. Die zwei mächtigſten Pfeiler, auf denen das Ordensgebäude ruhte, Gott und die Ehre, ſcheinen noch unverwandelt die Stützen zu ſein, die die Idee des Adels trägt. Von hier aus ward die erſte Königskrone vergeben, und das verarmte und einſame Königsberg ſieht ſtolz auf Berlin herab, auf dieſe Metropole, wo die moderne Induſtrie ihre Maſchine aufgeſtellt hat, an der ſie ihre bunten vergänglichen Gewebe künſtelt. Allein dies hiſtoriſche Bewußtſein, daß eine ſo edle Blüthe der Ritterlichkeit treibt, hält auch gehäſſige Kräfte wach. Die Leibeigenſchaft faktiſch ſchon längſt aufgehoben, iſt es in der That noch nicht ganz. Immer betrachtet ſich der Herr als unumſchränkter Gebieter, und der Untergebene paart die Willenloſigkeit eines Sklaven mit dem modern eingeimpften Troß. Die Zerwürfniſſe der neueren Zeit haben in dieſen ſchwankenden und noch nicht feſtgeſtellten Elementen ihre Quelle, und hierher zielen die neuen agrariſchen Geſetze, welche ſich damit beſchäftigen, die Rechte des Grundherrn und des Bauern feſtzuſetzen. Viele Verordnungen, die das Geſetz gegeben, erweiſen ſich als unſtatthaft, andere bleiben nur als unfruchtbarer Buchſtabe auf dem Papier. Das Leben entwickelt ſich nach organiſchen Geſetzen, und kein Calcül einer noch ſo ſcharfſinnigen Geſetzgebekunſt wird hier Hemmungen einlegen dürfen. Wir haben ſchon geſehen, wie ein mächtiger Gebieter auf ſeine eigne Hand, unbekümmert um die beſtehenden Geſetzestafeln, Gerechtigkeit übte, und dieſe Skizze wird ſich jetzt, wenn wir den Character des Generals inmitten ſeines kleinen Reiches ſchildern, zum Bilde vervollſtändigen. Ein Mann, wie der General, wäre in einer Stadt, wie Berlin und Breslau, eine unmögliche Figur, in jenem nordiſchen Küſtenſtrich iſt ſie nicht nur möglich, ſondern völlig naturgemäß.

Wir wollen ſein altes Stammſchloß ins Auge faſſen. Es iſt unbetaſtet im Charakter der Schlöſſer jener früheſten Periode, und hat viel Aehnlichkeit mit dem alten Reſidenzſchloſſe des letzten Fürſtbiſchoffs von Ermeland, nur muß man ſich dies auch nicht in dem eleganten Styl der mittelalterlichen Bauwerke in Italien und Frankreich denken, es erſcheint vielmehr gegen dieſe gehalten, ſchwerfällig. Allein in dieſem Maſſenhaften liegt ein Reiz eigner Art. Der Orden legte den Keim zu den zwei Hauptelementen, auf die Preußens eigenthümlicher Charakter noch jetzt beruht, das militäriſche und intellectuelle. Das erſtere Motiv zeigt ſich bei den Bauwerken vorherrſchend. Ueberall glaubt man Feſtungsmauern zu erblicken. Die Häuſer in den Städten, die Schlöſſer auf dem Lande, ſelbſt die Kirchen ſind befeſtigt. Da das Land flach iſt, konnte der Adel ſich nicht, wie er es am Rheine that, auf hohen Bergſpitzen anbauen, er mußte daher in der Höhe der Mauern und in ihrer beſondern Struktur den Schutz ſuchen, den ihm die Natur verweigerte. Dies erſte und dringendſte Bedürfniß der Vertheidigung, ließ ihn zugleich ie ſchmuckloſeſte, zu ihrem Zwecke geeignetſte Form wählen, dies iſt das Quadrat. Faſt alle Gebäude zeigen in großer Einförmigkeit ein regelrechtes Viereck, ſelbſt die Kirchen ſind nicht in zierliche Poligone gebrochen, ſondern bilden einfache Mauerwürfel, öfters ſelbſt mit Schießſcharten umgeben. Die Fenſter ſind vereinzelt angebracht, gehn tief und ſind ſchmal. Es iſt nicht zu leugnen, ſo ſchmucklos dieſe Burgen ſind, ſie doch eine kräftige und kriegeriſche Haltung zeigen, die die zierlichen Burgen am Rhein und an der Donau nicht veranſchaulichen. Im Innern dieſer Schlöſſer herrſchte damals reicher Schmuck und fürſtliche Pracht. Aber dieſer Schmuck und dieſe Pracht waren ſchwerfällig und überladen. Nur der Städter zeigte Geſchmack und Sinn für die Künſte. Das reiche Danzig wußte ſich unter der Laſt ſeines Geldes und ſeiner Perlen nicht zu laſſen, hierher zogen die Künſte und die Schönheit. Der alte Artushof in Danzig, die Gemälde van Eyk's und Möller's geben hiervon Kunde. Die Burgen der Ritter waren weniger dem Putze zugänglich, eben ſo die Klauſe des Mönchs, man überließ die Ausſchmükkungen des Lebens demjenigen, der dieſes Leben in Ruhe genoß, dem reichen Handelsmann, der nicht in den Krieg zog, nicht nöthig hatte, die Schärfe eines guten Schwertes ſtets geprüft zu erhalten, ſondern der bei ſchönen Frauen und bei ſüßem Saitenſpiel ſein Geld zählte, und treffliche Bilder betrachtete. Der Zuſtand des Bauern damaliger Zeit war der eines Leibeigenen, dienſtpflichtig mit Leben und Eigenthum ſeinem Herrn. Jene unruhigen Tage erlaubten keinen feſten und geregelten Beſitz. Die Schmuckloſigkeit in den Bauten der Gebietiger artete in der Hütte des Landmanns in die roheſte Barbarei aus. Noch immer iſt etwas von dieſem Charakter den jetzigen Dörfern eigen. Die Wohnung des ſelbſt begüterten Inſtmannes bietet wenig mehr als eine, aus Backſteinen aufgemauerte, unregelmäßige, piramidenförmige, Höhle, die den Heerd und zugleich den Kamin des Hauſes abgiebt, während um dieſen Kern von Stein das eigentliche Haus herumgebaut iſt, und in dürftiger Eintheilung die nothwendigſten Räume, um eine Familie und deren Hausrath zu beherbergen, enthält. Oefters ſind eine Anzahl Hausthiere aller Art die nächſten Anwohner der Familie, mit der ſie im beſten Vernehmen leben. Die Einſamkeit des Landes, ſeine abgeſchloſſene Lage, das dadurch bewirkte Feſthalten an alte Gebräuche, machen, daß Aberglaube hier herrſcht, der öfters eine ſehr finſtre und drohende Geſtalt annimmt, und die kleine Hütte, in der Armuth, Elend und Unſauberkeit einkehren, verſammelt an ihrem Heerde auch den finſtern Seperatiſtengeiſt und die abergläubige Spekalation. Es ſcheint, daß die politiſche Unfreiheit, die dieſen Stämmen noch in der Erinnerung liegt, in ihrer Vereinigung mit dem Princip der proteſtantiſchen Glaubensfreiheit, ein Gemenge verworrener Begriffe giebt, die einestheils in Ueberſpanntheit, anderntheils in Indifferentismus und Unglauben ſich ausſprechen.

Wir müſſen von dieſen allgemeinen Betrachtungen zu dem eigentlichen Schauplatz unſerer Geſchichte übergehen. Es kann dies am füglichſten geſchehen, wenn wir die Ankunft der Tochter Florentin's auf Schloß Windeck ſchildern. Zu dieſem Behuf müſſen wir einige Monate zurückgehen. Im zwölften Capitel des vorigen Abſchnitts ſehen wir ſie, ſich zu dieſer Reiſe anſchicken, mit welchen quälenden Gefühlen von Ungewißheit und Zweifel ſie es that, haben wir nur angedeutet. Je näher ſie ſich jedoch der endlichen Entſcheidung ihres Schickſals geführt ſah, deſto heftiger, und bis zur Marter geſteigert, wurde die Erregung ihres Gemüths, ſo daß, als die Thürme des Schloſſes Windeck vor ihr erſchienen, ein heftiger Bruſtkrampf ſie befiel, und ſie auf einige Minuten der Beſinnung beraubte. Zum Glück war in dem Wagen Niemand anders gegenwärtig, als das Kammermädchen. In einer beſondern, mit allen Erforderniſſen der Reiſebequemlichkeit eingerichteten Kutſche befand ſich die Fürſtin, und ihr Neffe hatte ein Cabriolet inne, das er ſelbſt lenkte. Als der Wagen mit dumpfem Schalle durch das gewölbte Thor der Einfahrt raſſelte, klang es wie unterirdiſcher Donner in Judiths Ohr. Das Kammermädchen, das das Unwohlſein ihrer Gebieterin auf den Staub und die Hitze der Reiſe ſchob, rief jetzt heiter: „Wir ſind endlich angelangt! O ſehen Sie! gnädiges Fräulein, welch ein majeſtätiſches Schloß, wie hoch die Mauern! Und dort das herrliche Wappen über dem Eingang, es iſt daſſelbe, welches wir ſchon wenigſtens zwölfmal an verſchiedenen Orten vertheilt geſehen haben.“

Das Mädchen unterbrach ihre Bemerkungen, indem ſie einen Angſtſchrei ausſtieß: „O Himmel, das arme Bettelmädchen dort! ſie drängt ſich ſo nah unſerm Wagen vorbei. Wenn die Räder ſie nur nicht faſſen!“

Judith ſah hinaus, und erblickte ein mageres krankes Geſchöpf in Lumpen, das ſich, wie es ſchien, verfolgt von der Peitſche des Hofwächters zum Thor hinausdrängte. Der Anblick machte die Tochter des Verbrechers ſchaudern. So werde auch ich einſt in Lumpen und Schande fliehen! rief es in ihrem Innern, und ſie bedeckte ihr Antlitz, um das bleiche Geſpenſt nicht zu ſehen. —

Das erſte Gemach, indem die Reiſenden verweilten, war ein alterthümlicher gewölbter Saal, deſſen ſchmale Fenſter nur ein düſteres Licht einließen, und dieſes Licht beleuchtete eine

Menge alter Rüſtungen und lebensgroßer, von der Zeit geſchwärzter Gemälde. Eine kühle kellerartige Luft herrſchte in dieſem Saale. Die Fürſtin ließ ſich durch zwei Bedienten in einem Armſeſſel die breite Treppe hinauftragen. Sie fand die Zimmer, die man für ſie ausgewählt hatte, ganz nach ihrem Geſchmack eingerichtet, und mit allem verſehen, was ſie in ihrem eigenen Hauſe verlaſſen. „Dies war eine Aufmerkſamkeit, die die Dame dem Generalen zu Gute ſchrieb, die jedoch ihr Neffe ausgeübt hatte, denn der Beſitzer des Hauſes, lange Zeit ſchon von weiblicher Geſellſchaft entblößt, und verwirrt durch den beſondern Grund des diesmaligen Beſuchs ſeiner Couſine, hatte Franz die Anordnungen des Empfangs übertragen, und zugleich befohlen, man möchte ihm melden, wann es ſeiner Verwandten gelegen ſein würde, ſeinen Bewillkommungsbeſuch zu empfangen. Dieſe Förmlichkeit war bei zwei Perſonen, wie der General und die Fürſtin, eine Sache, die ſich völlig von ſelbſt verſtand. Sie gehörte zu dem Codex der Sitte, in deſſen Vorſchriften beide aufgewachſen waren.

Die Fürſtin hatte eine Toilette nöthig, die das Doppelte der Zeit erforderte, wie zu Hauſe, ehe ſie dieſe Aufforderung ergehen ließ. Sie hüllte ſich in eine roſenrothe Wolke von Gaze, die blonden Locken ihrer Perrücke diesmal unter eine kleine Schleierhaube gezwängt, und ihren aufs Aeußerſte abgemagerten Hals und Nacken in vielfache Schleier gewickelt, und aus dieſem ſah nun das zarte, wie in feiner Porzellanmalerei gerothete Kindergeſichtchen mit den großen blauen Augen, wie aus einer Wolke hervor. So koſtümirt, warf ſie ſich auf das Sopha, drückte ſich in die Kiſſen, ließ ſich ihr Riechdoschen geben, und erwartete nun den Beſuch ihres Verwandten, deſſen ſchwere Stiefel, über den großen Speiſeſaal tönend, ſich auch alsbald hören ließen. Man hatte Judith angedeutet, daß ſie bei dieſer erſten Zuſammenkunft nicht gegenwärtig ſein dürfe, und höchſt willkommen war der Halberkrankten dieſe Friſt. Der General erſchien in einer etwas verblichenen Uniform der preußiſchen Freiwilligen, von denen er ein Corps gegründet hatte, und deſſen Chef er geweſen war.

ieſer Rock eines alten Patriotismus kleidete
r derben Geſtalt, die ihn trug, vortrefflich.
Man merkte gleich, daß ein Geſicht, wie dieſes,
inen andern bunten oder geſtickten Kragen in
iner Nähe duldete. Die Unterredung dauerte
ur wenige Minuten, und beſtand in den übli-
en Förmlichkeiten. Um neun Uhr ſpeiste die
rſtin zu Mittag allein auf ihrem Zimmer, und
ne Stunde ſpäter kam der Hausherr wieder,
 ſich nach dem Befinden ſeines Gaſtes zu er-
ndigen, und ihr gute Nacht zu wünſchen; et-
as, was dem Ohr der Dame ſehr ſonderbar
ng, da ſie erſt ihren Tag anfing.

Gegen Abend des vierten Tages lag Ju-
h auf einem Ruhebette ihres Zimmers. Es
ar ein abgeſondertes Thurmgemach, das zier-
 und bequem zu ſeinem jetzigen Gebrauche
gerichtet war. Es war eine Stunde vor Son-
nuntergang, und die Schatten der Pappeln vor
n Fenſter bewegten ſich ſpielend auf der noch
len Wandfläche, die der Ruhenden gerade ge-
nüberſtand, und auf die ihre in träumeriſches
unnen halbgeſchloſſenen Blicke jetzt zufällig ge-
ll.

heftet waren. Das Düſtere des Zimmers nahm zu, immer mehr verſchwand der röthliche Abendſchein, der um die Schatten ſich bildete, und eine matte, bläuliche Fläche blieb, über die nur hin und wieder noch ein dunkler Hauch ſchwebte. Alles dieſes ſah Judith, denn ihre Aufmerkſamkeit wurde durch, ſie wußte nicht, welches dunkele Gefühl auf dieſe Stelle an der Wand hingeleitet. In Pauſen, wo dieſe Spannung etwas nachließ, ging ihr Sinnen in einen traumähnlichen Zuſtand über, dann aber mußte ſie wieder mit erwachtem Bewußtſein jene Stelle betrachten. Die bläuliche Schattenfarbe derſelben hatte ſich jetzt in tiefes Grau verwandelt, und aus dieſem nebelhaften Grunde blicken plötzlich zwei Augen hervor, mit ſcharfem Blick und erregter Miene. Nicht gewiß, ob ſie träume oder wache, betrachtete Judith dieſe geſpenſtiſchen Züge, und immer deutlicher trat ein menſchliches Antlitz an der Wand hervor, immer genauer zeigten ſich die ſchroffen und ſtarken Formen, die hohe Stirn, das weiße Haar, und ein Stück von der Bekleidung des Halſes. Judith fühlte ſich beklemmt und geäng-

igt; ein Bild vergangener Tage, eine faſt ſchon
rgeſſene, ſchreckliche Begebenheit, trat leben-
g, neugeſtaltet, vor ihre Seele. Sie ſah ſich
ieder auf die baufällige Gallerie des alten
aldſchlößchens verſetzt, und jenes Antlitz, das
r als das furchtbarſte Schreckbild in der Nacht-
ne erſchienen war, ſtand jetzt vor ihr, doch
ht, wie damals, in ſeiner Verzerrung, ſondern
ig, kalt, beobachtend, dennoch war es daſſelbe
tlitz. Jeder Zug trat aus dem Dämmerlichte
vor, und Traum und Wachen vermiſchten ſich
einer aufregenden Gruppe. Sie war wieder
jenem Waldſchloſſe, ſie ſtand wieder auf der
llerie, ſie ſah unter ſich wieder das Entſetz-
e vorgehen, das ſie damals erſchaute. Einen
pfen Schrei ausſtoßend, war ſie im Traume
n im Begriff, die Treppe herab zu eilen, als
offen gebliebene Fenſter in ihrem Zimmer
hlug, und dieſer Ton ſie erweckte. Jetzt
ite ſie, daß ſie geträumt, aber ihre Blicke auf
Wand richtend, ſah ſie noch immer das Ant-
und die Augen von der Wand her waren
ſie gerichtet. Unfähig, unter dieſem Zauber-

banne zu athmen, ſprang ſie vom Lager auf, und ſtürzte ſich auf die Wand. In dieſem Augenblicke ſchnappte eine Feder zu, und der Marmor bot eine völlig gleiche unſichtbare Fläche. Judith unterſuchte die Stelle, ſie ließ Licht kommen, und entdeckte nun ein Schiebfenſter, das ſehr künſtlich in die Wand eingefugt war. Sie beſann ſich jetzt, von Franz erzählen gehört zu haben, daß dieſes Gemach einem frühern Beſitzer zum chemiſchen Laboratorium gedient, und daß ſeine Angehörigen Mittel gefunden hatten, ihn in ſeinen geheimnißvollen Arbeiten zu belauſchen.

Die Tochter Florentin's öffnete das Fenſter, und, indem die kühle Abendluft über ihre erhitzte Stirn hinſäuſelte, fand ihre erregte Seele Ruhe und Faſſung.

Neuntes Capitel.

nerkennungsſaal. Sorgen und Bekümmerniſſe einer alten Unvermählten.

Den Morgen nach dieſem Vorfall ſandte die
in zu Judith, um ſie zu ſich bitten zu laſſen.
Die Gerufene wußte, was ihr bevorſtand.
General wollte ſie zum erſtenmale ſprechen,
egrüßen. Dieſer Moment war lange vor-
tet worden. Sie öffnete die Thüre ihres
mers, und blieb einen Augenblick, wie ſin-
, auf deſſen Schwelle ſtehen, dann ſchritt ſie
feſtem Schritt vorwärts. Am Eingang des
ls ſtanden zwei Diener, die die Thüre öffne-
ſie ſchritt hindurch, und der erſte Gegen-
, den ihr ſuchendes Auge erblickte, war das
iß mit den weißen Haaren, das ihr geſtern
das Fenſter der Wand erſchienen war.
die Mienen dieſes Geſichts waren von ei-

ner feierlichen Heiterkeit, die Judith Muth einflößte, beſeelt. Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihr; es war in dem Zimmer Niemand gegenwärtig, als der General, die Fürſtin, Franz und Judith. Der Erſtere ſchritt auf ſie zu, ſchien ſie anreden zu wollen, blieb jedoch vor ihr ſtehen, und neigte ſein Haupt, wie in Gedanken verſunken.

Die Fürſtin lag, wie gewöhnlich, auf dem Sopha, und rief von da aus der Eintretenden zu: „Eh! mon enfant! embrassez votre grand père!"

Der General trat ihr noch einen Schritt entgegen, und Judith lag in ſeinen Armen, die er feſt und faſt gewaltſam um ihren Nacken ſchlug. In dieſem Augenblick ſtieß Franz ein Gemurmel der Freude und des Beifalls aus.

Eine lange Pauſe herrſchte. Keiner der Anweſenden ſprach ein Wort.

Endlich entließ der General Judith aus ſeinen Armen, drückte ihr noch einen Kuß auf die Stirne und wandte ſich dann ſchnell ab, und verließ das Zimmer.

Franz ſtürzte auf Judith zu: „Meine theure,
ine angebetete Couſine! Dieſer Augenblick hat
ſchieden. Sie ſind uns, Sie ſind Ihrer Fa-
lie wiedergegeben. O, meine unglückliche Cou-
e; was haben Sie gelitten!“

„Cher François, cher François!“ rief die
rſtin. „Bringe mir das theure Kind.“

Judith warf ſich zu Füßen des Sopha's auf
Teppich nieder und bedeckte die Hände der
rſtin mit Küſſen. „Oh — oh — oh!“ rief
ſe. „Quel bonheur! — Ein Kind, ein aus-
ſtoßenes Kind, findet ſeine Eltern, findet ſeine
rwandte wieder! Ciel! tu vois mes larmes!
çois donc, pauvre enfant, mes benedictiones!
ciel! je meurs, je meurs.“ —

Judith fühlte die magern kleinen Hände in
ren Locken wühlen. Sie erhob ſich langſam
d in ihren Zügen lag die ſanfteſte Beſcheiden-
it. Ihre Blicke waren geſenkt, ihre Hände
faltet. Franz betrachtete ſie mit leidenſchaft-
her Aufmerkſamkeit.

„Cher François,“ rief die Fürſtin, „offre
ta cousine une chaise tout près de moi, ici!“

Es geſchah, und die Dame, ihre Blicke mit Zärtlichkeit und Entzücken auf Judith richtend, fuhr fort. „Von dieſem Augenblick, liebe Tochter, keine Verſtellung mehr. Sie verzeihen mir, Ihrer Tante, daß ich jemals eine ſolche geübt. Allein, wenn man die Welt kennt, theures Kind, weiß man, daß vorſichtige Schritte allein zum Ziele bringen. Ich habe Sie in mein Haus geführt, in der vollen Ueberzeugung, meine theure Verwandte in Ihnen zu ſehen, allein ich habe Sie nicht ſo genannt, keineswegs aus dem Grunde, weil ich mich zu täuſchen fürchtete, ſondern weil eine ſo plötzliche Umgeſtaltung Ihres Schickſals für Sie ſchlimme Folgen hätte haben können. Aber ich ſah frühzeitig an den Reizen Ihres Körpers, angebetetes Mädchen, wie an der Feſtigkeit und dem Stolz Ihrer Seele, daß Sie vollkommen würdig ſind, den Namen zu tragen, der Ihnen jetzt wird. Sie heißen von jetzt an Gräfin Windeck, et à present, ma chère, embrassez moi! a votre coeur est ma place!"

Judith neigte ſich nochmals zu der kleinen in Spitzen und Flor gehüllten Geſtalt und der

erliche Akt der Wiedererkennung war geſchloſ-
. Die Fürſtin verlangte nach Einſamkeit.
dith entfernte ſich in ihr Zimmer. Den an-
n Tag, am Sonntage, wurde für ſie ein
erliches Gebet von der Kanzel herab gehalten,
die ganze gräfliche Familie nahm in der
uskapelle des Schloſſes das heilige Abend-
hl.

Wir müſſen, um dieſe Vorgänge näher zu
äutern, von dem Gange unſerer Erzählung
eichen, und diejenigen Umſtände berichten, die
im Innern der Familie zutrugen, ehe dieſer
der Anerkennung vor ſich gehen konnte. Mit
Tode der unverehelichten Schweſter des Ge-
als, jetzt alſo ungefähr vor drei Jahren, ward
Cataſtrophe, die wir eben beſchrieben, einge-
et,und zum erſtenmale die erſchütternde Nach-
t in die Familie gebracht, es lebe ein Kind,
man todt geglaubt. Eine Frevelthat ſei ge-
hen, deren unſelige Folgen man um ſo mehr
der gut zu machen, ſtreben müſſe, weil ſie die
ſtenz eines armen unſchuldigen verfolgten Kin-
träfen. Die unverehelichte Comteſſe war

eine Dame von unſträflichem Wandel und unbeflecktem Ruf, ſie beſaß die Achtung der ganzen Familie, und obgleich, ihrem Wunſche nach, in tiefſter Einſamkeit lebend, verfehlte ſie doch nie, ihre Theilnahme kund zu geben, wenn wichtige Familienintereſſen verhandelt wurden. Die letzten Lebensjahre brachte ſie in einer fortdauernd ſchmerzvollen Krankheit zu; die Verbindung mit der Familie wurde deshalb loſer. Zuletzt nahm ſie von den zahlreichen Beſuchen, die man ihr machte, nur den ihres Neffen, des Grafen Anaſtaſius an, der ihr Liebling war. Sie billigte ſeine erneuete Verbindung mit der erſten Frau nicht, und öfters hatte man über dieſen Gegenſtand Tante und Neffen lange Unterredungen führen hören. Die Comteſſe tadelte den Charakter der Gräfin Loben, die ſie als ſtolz, herrſchſüchtig und leidenſchaftlich kannte. Die Gräfin, die dieſe Aeußerungen wieder erfuhr, verfehlte nicht, dieſe einflußreiche Verwandte durch erhöhte Aufmerkſamkeit und ſchmeichelnde Beſuche zu ihrem Vortheil zu ſtimmen. Allein je mehr ſie ſich anſtrengte, deſto kälter und abſtoßender wurde

ie Comteſſe. Zuletzt ſahen ſich beide Frauen
icht mehr, und ein völliger Bruch fand ſtatt,
er ſich dann beſonders offen heraus ſtellte, als
on einem Teſtament des Grafen zu Gunſten
einer Tochter früherer Ehe verlautete. Die
räfin ſah bald, daß dieſes Teſtament das
Berk der Comteſſe war. Der bald hierauf ſtatt-
ndende Tod des Grafen zeigte, daß es ſich mit
ieſem Teſtamente grade ſo verhielt, als die
Bittwe gefürchtet hatte. Die Comteſſe hatte
ren Neffen gebeten, ſeine Tochter ihr anzuver-
auen, allein der Vater hatte dieſe Bitte unter
em Vorwande abgeſchlagen, daß er ſeine Ge-
ahlin nicht kränken wolle, die für dieſes Stief-
nd mit derſelben mütterlichen Sorgfalt bemüht
i, wie für ihr eigenes. Dieſes Vertrauen auf
e Denkungsart ſeiner Gemahlin war ſo groß,
aß er ſelbſt auf dem Sterbebette ſeine Tante
at, das Kind bei der Stiefmutter zu laſſen.
ie Comteſſe verſprach dies, allein ſchon nach
erfolg eines Jahres fühlte ſie ſich unfähig, das
erſprechen zu halten. In ihrem Solde ſtand
n alter treuer Diener, dem ſie unbedingt ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12147/008

traute. Dieſer mußte öfters heimliche Beſuche unter mancherlei Vorwänden, auf dem Landhauſe abſtatten, wo damals die verwittwete Gräfin lebte. Er brachte die Nachricht, daß es der Kleinen wohl ginge, und daß er ſie munter und heiter geſehen. Das Kind mochte drei Jahr alt ſein, als ſeine Stiefmutter ihren Wohnort veränderte und in die Nähe von Danzig zog, wo ſie Verwandte hatte, und einen Winter zubrachte. Ein bösartiges Nervenfieber graſſirte damals in der Stadt, und das Kind wurde davon ergriffen. Kaum erfuhr die Comteſſe dieſen Unglücksfall, als ſie, ſelbſt gefährlich leidend, ſich durch keine Vorſtellungen hindern ließ, die Reiſe nach Danzig unternahm, dort ein Quartier miethete, die Kleine zu ſich nahm und pflegte. Sie ſelbſt geſteht, bei der Gelegenheit bemerkt zu haben, wie das kranke Kind bei der Stiefmutter auf das Beſte gehütet worden ſei, und in dieſem Betreff es ihr erſchienen, als habe ſie der Wittwe Unrecht gethan. Allein es kommt zu keiner Verſöhnung zwiſchen den beiden Frauen. Die Kleine geſundet, es bleibt jedoch eine böſe Nachwirkung auf das geiſtige Vermögen des Kindes. Sie erſcheint wie geiſtesſchwach, und weiß ſich keiner Dinge, die mit ihr vorgegangen, zu erinnern; allein die Verſicherungen des Arztes, daß dieſer bedrohliche Zuſtand vergehen werde, beruhigte die Großtante wieder, und eingedenk des, dem Neffen gegebenen Verſprechens, giebt ſie das Kind der Stiefmutter zurück, und reiſet ab. Zu Hauſe angelangt, weiß ſie ſich vor Unruhe nicht zu laſſen. Von neuem ſteigen quälende Zweifel über die Sicherheit des Kindes in ihr auf, und ſie äußert öfters den Wunſch, man möge das Kind von der Wittwe entfernen. In den Pauſen ruhigen Nachdenkens und in Betracht des vorwurfsfreien Betragens der Stiefmutter, giebt ſie dieſen Wunſch wieder auf, und ſchreibt ihre übertriebene Aengſtlichkeit ihrem kranken Zuſtande zu. So vergeht ein Jahr. Da plötzlich vernimmt ſie den Tod des Kindes. Der Schrecken dieſer Nachricht wirft ſie aufs Krankenlager, es bleibt ihr nur ſo viel Beſinnung, ihren treuen Diener ſogleich nach dem Orte des Trauerfalls abzuſenden, um ſich nach den näheren Umſtänden zu erkundigen. Dieſer vollzieht den Auftrag auf das Gewiſſenhafteſte. Er bringt die Wärterin mit, in deren Armen das Kind geſtorben, und zugleich eine Abſchrift der gerichtlichen Atteſte des Arztes und des Todtenſcheins aus dem Kirchenbuche. Dieſe Papiere hat er ſich mit großer Vorſicht, und ohne daß die Wittwe hiervon das mindeſte erfahren hat, verſchafft. Nach dieſen Zeugniſſen iſt die Kleine einem wiederholten Anfalle des Nervenfiebers erlegen. Die Mittheilungen der Wärterin ſind genau und umſtändlich, ſie ſtimmen mit den Atteſten vollkommen überein, kein Zweifel an dem Tode des Kindes iſt möglich. Allein die Comteſſe fühlt eine krankhafte Aufregung, die, nach ihrem eigenen Ausdrucke „ſie weder ſterben noch leben“ läßt. Immer wieder ſchwebt das Kind ihr vor Augen und Sinn. Trotz der dringenden Vorſtellungen des Arztes, dieſe Gedanken und Träume gewaltſam niederzukämpfen, werden ſie immer mächtiger in ihr und und nehmen eine immer feſtere Geſtalt an. Endlich erklärt ſie, ihre eigne Forſchung ſei erforderlich, und ſie müſſe eine Reiſe in jene Gegend unternehmen. Dies iſt ein Wagſtück in ihrem leidenden Zuſtande, allein ſie weiſt alle Vorſtellungen des Arztes entſchieden zurück, und unternimmt mit Laubenheimer, ſo heißt der treue Diener, die Reiſe. Ihre nähere Umgebung erfährt nicht das Ziel, nicht den Zweck der Reiſe. Die größte Sorgfalt wird von der alten Dame angewendet, um ihre Entdeckungen ſo vorſichtig wie möglich zu machen. Es gelingt ihr. Sie erfährt, daß die Atteſte, die man ihr gebracht hat, falſch ſind, daß man ſie, daß man die Familie getäuſcht habe, daß ihr angebeteter Liebling noch lebe.

Wir müſſen uns vorbehalten, an einem andern Orte dieſe Entdeckungsreiſe des alten gräflichen Fräuleins zu ſchildern, hier iſt es nöthig, raſch vorwärts zu ſchreiten, um zu dem Generalen zurückzukehren. Es genüge darum, zu bemerken, daß die ängſtliche Großtante bei der Wichtigkeit ihrer Entdeckung ſich nicht getraute, dieſelbe ſofort öffentlich zu machen. Sie ſah das Kind jetzt als das ihrige an, und, um es vor neuen Verfolgungen zu hüten, beſchloß ſie, mit der Erziehung desſelben einen eigenen Plan zu verfolgen. Sie wollte es, fern von der Heimath, in der Schweiz bei einer Freundin unterbringen, und zwar unter fremden Namen, ſpäter gedachte ſie es noch weiter zu verſenden, der Zufall fügte es jedoch, daß es im Lande blieb. Es wäre das kürzeſte geweſen, es dem Großvater zu übergeben, allein die Dame kannte den wilden Sinn ihres Bruders zu wohl, um nicht gerade das fürchten zu müſſen, was ſie vermeiden wollte, einen allgemeinen Familienſcandal. Sie vertraute das Kind Laubenheimer. Dieſer ſollte mit der Kleinen die Reiſe antreten. In der Gegend von Landsberg wird er krank, und zwar wird das Uebel in kurzer Zeit lebensgefährlich. Der herbeigerufene Arzt giebt wenig Hoffnung, und die Beſorgniſſe des treuen Dieners in Betreff des ihm anvertrauten Schatzes werden jetzt im höchſten Grade quälend. Er ſieht den Tod vor Augen und die Kürze der Zeit erlaubt nicht, Briefe zu wechſeln, und Verhaltungsmaaßregeln zu erbitten. Nichts deſto weniger muß er zur Entſcheidung kommen. Wem ſoll er das Kind anvertrauen? Er wagt nicht, es in die Gegenden zurückzuſchicken, wo es erkannt werden könnte, und welchen Stellvertreter kann er zur Weiterbeförderung der Reiſe finden? Er denkt auf den Arzt, auf den Prediger — allein ſie ſind ihm zu fremd; da erinnert er ſich eines alten Dienſtkameraden aus früherer Zeit, der hier wohnen muß. Andreas' Halling wird ausgeforſcht und gefunden. Der alte Invalide, erfreut ein Stück Geld zu gewinnen und ſeinem frühern Genoſſen einen Dienſt zu leiſten, übernimmt, das Mädchen nach Berlin zu ſchaffen, denn dorthin weiß Laubenheimer ihr den thätigſten Schutz zuzuweiſen. Es wohnt daſelbſt ein Mann, den er kennt, und den auch die Comteſſe kennt; nur wenige Worte genügen, und über das Schickſal der Kleinen iſt keine Befürchtung weiter. Halling nimmt den Brief an den Banquier Rusbruck, die Kleine umarmt ihren Beſchützer auf dem Sterbebette, und die Wanderer verlaſſen Landsberg. Aber Andreas Halling iſt nicht der treue, zuverläſſige Geleitsmann, für den ihn Laubenheimer gehalten, er hat ſich während eines müſſigen Lebens dem

Trunk und dem Spiel ergeben. In Cüſtrin angekommen, findet er Kameraden, mit denen er die Nächte bei den Karten zubringt. Er verſpielt nicht nur das Seinige, ſondern auch das anvertraute Geld und ſogar die Kleider des Mädchens, das er in Lumpen hüllt. Die Reiſe geht vorwärts, aber der Trunkenbold iſt bald nicht mehr fähig, die Wanderung auszuhalten. Er mißhandelt die Kleine, die ihm zur Laſt fällt, und endlich bleibt er beſinnungslos am Wege liegen. Seine mühſam hervorgeſtammelten Worte enthalten einen Befehl, Hülfe zu ſuchen. Wo ſoll das ſelbſt hülfloſe Kind dieſe finden? Sie läuft weinend die Landſtraße hinab, und endlich hat ſie ſich ſo weit von ihrem Führer entfernt, daß ſie dieſen nicht mehr zu finden weiß. Es wird dunkel und die arme Verſtoßene ſetzt ſich auf einen Stein an der Landſtraße, und ihre Klage und ihre Thränen ſprechen jeden Vorübergehenden an. Hier findet ſie der Apotheker. Das Kind, einer Ohnmacht nahe, weiß auf die Fragen des Mannes, wo ſie herkomme und wer ſie ſei, nichts zu antworten. Später beſinnt ſie ſich auf ihren

Führer, allein die Furcht vor dieſem, wegen ihres langen Ausbleibens mishandelt zu werden, macht, daß ſie fortfährt zu ſchweigen. Auf welche Weiſe der Apotheker ſich ſeines Schützlings wieder entledigte, iſt dem Leſer bekannt.

Laubenheimers Krankheit hält ihn noch einige Wochen auf dem Lager. Kaum iſt er im Stande, Nachforſchungen anzuſtellen, ſo iſt es das Erſte, was er thut, ſich von Halling Bericht abſtatten zu laſſen. Dieſer belügt ſeinen Kameraden, und giebt an, daß er das Mädchen ſicher abgeliefert. Aber ſeine Ausſagen werden vom alten Diener mit Mißtrauen gehört, er hat unterdeſſen über Andreas mancherlei nachtheilige Gerüchte vernommen, und nun bereuet er, dieſem getraut zu haben. Er will nun ſelbſt nach Berlin, allein ein Brief des Banquiers, der die Ankunft der Kleinen meldet, beruhigt ihn völlig, und er reiſet nun zu ſeiner Gebieterin, um ihr den Verlauf der Sachen zu melden. Nach gepflogener Berathung findet die Comteſſe, daß Dianens Aufenthalt in Berlin unter dem fremden Namen, den ſie ihr gegeben, eben ſo ſicher und ihren ferneren Plänen angemeſſen ſei, als auf dem Landgute ihrer Freundin. Sie kennt Madame Düfont, und vertraut ihr. Es wurde nun zwiſchen dem Banquier und Laubenheimer eine Correſpondenz eröffnet, welche die Geldſendungen betraf, denn die Comteſſe hielt es nicht für nothig, den Banquier direkt in ihr Geheimniß zu ziehen, obgleich ſie ihn als einen achtbaren Mann kannte. Die alte Dame beabſichtigte jetzt, ſelbſt nach Berlin zu ziehen, um dem Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und ihrer noch immer fortdauernden Beſorgniſſe nahe zu ſein; doch mußte ſie, durch ihre zunehmende Kränklichkeit veranlaßt, die Ausführung dieſes Planes von Termin zu Termin verſchieben. Die Nachrichten, welche ſie erhielt, lauteten erfreulich und beruhigend.

In dieſe Zeit fällt Laubenheimers Entfernung. Seine letztüberſtandene Krankheit, ſein herannahendes Alter machten es ihm wünſchenswerth, ſeine Verwandten nahe bei Straßburg zu beſuchen. Die Comteſſe, obgleich ſie ihn ungern ziehen läßt, kann ihn dennoch nicht zurückhalten;

aber dieſe Entfernung ihres einzigen Vertrauten iſt ein Grund mehr, jetzt ernſtlich an die Sicherſtellung des Schickſals ihres Lieblings zu denken. Zudem fürchteten die Aerzte für ihr Leben. Sie durfte das Bette nicht mehr verlaſſen. Fünf Jahre waren vergangen. Die Volljährigkeit des Sohnes zweiter Ehe rückte immer näher, und die Regulirung der Erbſchaftsangelegenheiten mußte, je länger verſchoben, deſto ſchwieriger werden. Allein welch ein nur irgend decenter Weg bot ſich der ängſtlichen Dame an, in einer ſo böſen Angelegenheit zu verfahren? Sie ſann hin und her, und trat in Briefwechſel mit einigen Rechtsgelehrten von Ruf, denen ſie unter verſtellten Namen und Verhältniſſen den Fall vortrug. Die Antworten lauteten nicht genügend, und die quälenden Beſorgniſſe der Dame vermehrten ſich mit jedem Monat, ja zuletzt mit jedem Tage. Wer die Rathloſigkeit einer armen, ſchwachen, einſam lebenden Frau kennt, wer da weiß, wie viel ein ſchüchternes Weſen leidet, das zum erſten Mal während einer harmloſen Exiſtenz berufen wird, einen entſcheidenden, das Aufſehen und den Tadel, ſo wie das Staunen der Welt hervorrufenden Schritt zu thun, der mag die böſen, mit fieberhafter Unruhe hingebrachten Tage unſerer armen Comteſſe beurtheilen. Sie entwarf tauſend Pläne, ſie ſchrieb Briefe, die ſie wieder vernichtete, und ſchon mehrmals bat ſie ſich eine geheime Unterredung mit ihrem Bruder aus, doch immer erſtarb ihr das Wort auf der Lippe, wenn der Moment der Entſcheidung da war. Sie wollte das Mädchen kommen laſſen, ihr Alles entdecken, dann aber fand ſie es unbeſonnen, in die Seele der Unſchuld und Unerfahrenheit ein ſolches Geheimniß zu werfen. Ein zufälliger Beſuch des Generals, der auf einer kleinen Geſchäftsreiſe begriffen war, brachte endlich die Geſtändniſſe ans Licht. Es war die höchſte Zeit, denn nur wenige Tage noch hatte ſie zu leben. Eine Nachricht, die wir von einem Sterbenden hören, macht immer einen gewaltigen Eindruck, ſie mag an ſich auch nicht von ſo großer Wichtigkeit ſein, man urtheile alſo, wie den General die Worte ſeiner Schweſter, die ihm unter Thränen und

Seufzern eine ſo unerhörte Thatſache offenbarte, erſchütterten.

Er achtete, wie ſchon bemerkt, dieſe ſeine Schweſter in hohem Grade. Sie war um einige Jahre älter, und ihr Einfluß hatte ſich ſchon auf den wilden Knaben, auf den leidenſchaftlichen Jüngling und ſpäter ſelbſt auf den Mann wohlthuend geltend gemacht. Der General erkannte dies an. Noch mehr wußte er zu würdigen, daß ſeine Schweſter einſt auf ſeinen Wunſch einen reichen, angeſehenen, allein ihm nicht zuſagenden Bewerber ausgeſchlagen hatte. Er hatte ſeit dieſer Zeit ſich angelegen ſein laſſen, ihr ihre einſame Exiſtenz ſo angenehm wie möglich zu machen. Der Einfluß, den dieſe Schweſter auf ihn übte, war ſo allgemein bekannt, daß man ihre Fürſprache nachſuchte in Fällen, wo über den unbeugſamen Trotz des wilden, kühnen und eigenmächtigen Mannes ein Sieg davongetragen werden ſollte. Sie wandte dieſe Vermittelung nur ſelten an, und dadurch erhielt ſie dieſelbe immer in Wirkſamkeit.

Er bezwang die ſtürmiſchen Ausbrüche ſeines

Zornes, denn das Sterbebette legte ihm Zwang auf; das Einzige, was er ſagte, war: „Aber, Wilhelmine, wie kannſt Du mit dieſer Nachricht ſo ſpät kommen?“

„Es iſt nicht zu ſpät,“ erwiederte ſie; „ich habe in der Stille gewirkt. Jetzt mag Dein offenes, raſches Handeln eintreten; nur verſprich mir, Ludwig,“ ſagte ſie, indem ihre kalte Hand die ſeinige drückte, „verſprich mir in dieſer ſchweren Prüfung, die Gott uns auferlegt, geduldig, fromm und mit ernſter, weiſer Ueberlegung zu handeln. Ich habe meine Ausſage gerichtlich deponirt, allein ich mag nicht daran denken, daß meine Worte öffentlich verleſen werden. Gieb mir Dein Verſprechen, von dieſem Papier nur dann Gebrauch zu machen, wenn jeder gütliche Weg, dieſes Aergerniß beizulegen verſperrt iſt. Da nur ich und mein Diener um den Betrug wiſſen, ſo iſt es in Deine Hände gegeben, die Ehre der Familie zu wahren, ohne die Rechte Deiner Enkeltochter zu kränken. Schone des Rufes der Frau, die unſern Namen trägt. Was ich hinterlaſſe, gehört dieſem armen Kinde, dem wir nicht genug Liebe erweiſen können, weil es ungerecht gelitten hat. Als ich es zuletzt ſah — es war bleich und ſchwach, faſt eine Beute des Todes — brannten meine mütterlichen Küſſe auf ſeiner Wange. O, möchte auch Dein Arm es bald umſchließen, Deine Seegensküſſe es einweihen zum Mitgliede der Familie.“

Der General, zu ſehr beſchäftigt mit dem herben Verluſt, der ihm drohte, bemühte ſich nur, die letzten Augenblicke ſeiner Schweſter durch Troſt und Liebe zu erheitern. Als er ihre Augen geſchloſſen, bemächtigten die weltlichen Intereſſen ſich wiederum völlig ſeiner Seele und riefen ſeine ganze Thatkraft auf. Er durchlas und durchforſchte die Papiere, und gewohnt, kein Hinderniß auf dem Wege, den er wandelte, zu achten, entſchloß er ſich, ſofort die Wittwe ſeines Sohnes aufzuſuchen; der Tod befreite ihn jedoch von dieſer läſtigen Zuſammenkunft. Die Dame ſtarb in dem Bade zu Ems. Zugleich brachen ernſtliche Mißhelligkeiten zwiſchen dem General und ſeinem Sohne aus; an dieſe reiheten ſich nothwendige Reiſen, die er als Vormund einiger Familienmitglieder unternehmen mußte, und alles dieſes brachte ihn zu dem Entſchluß, die, ſeine Enkeltochter betreffende, Angelegenheit ſeiner Verwandten, der Fürſtin zu übergeben. Somit wurde die Dame und ihr Neffe in das Geheimniß eingeweiht, und die nöthigſten Schritte zu thun, wurde ihr übertragen. Die Fürſtin ging zwar mit der allergrößten Vorſicht zu Werke, allein es fehlte ihr alle Gewandtheit und thätige Regſamkeit. Bei ihr gab es nur ein Mittel, die Aechtheit der jungen Gräfin zu erforſchen, dies war das Aeußere und die geſellſchaftliche Haltung derſelben. Unmöglich konnte es, meinte ſie, einer Bürgerlichen gelingen, gewiſſe Ausdrucks- und Gebehrde-Weiſen ſo täuſchend nachzuahmen, daß ſie die Coterie für ächt hielt. Der Schimmer der Ariſtokratie war, wie der grünliche Duft auf der antiken Bronce, ein ſo geheimnißvolles Etwas, das keine moderne Kunſt nachzumachen im Stande war. Und ob dieſe untrüglichen Zeichen vorhanden waren, wollte die Fürſtin entſcheiden, und ſie hielt ſich für untrüglich. Wir haben geſehen, wie Judit, dieſe Prüfung beſtand, vielleicht hätte die wirkliche Gräfin ſie nicht ſo gut beſtanden.

Zehntes Capitel.

Der Leſer wird mit vergoldeten Tiſchfüßen, Ahnenbildern und Kammerherren bekannt gemacht.

Der Prozeß, den der Miniſter, in Folge dieſer Ereigniſſe, anhängig zu machen drohte, ſchreckte den General nicht. Er hatte ſeiner Schweſter verſprochen, die Sache nicht zur Oeffentlichkeit kommen zu laſſen, und ſeine hierauf berechneten Mittheilungen, die er dem Bruder ſeiner Schwiegertochter unter der Hand machen ließ, gaben ihm die ſichere Hoffnung, daß dieſer keine Schritte wagen würde, die ihn, bei dem Stande der Dinge, nur compromittiren könnten. Von einem gütlichen Vertrage konnte hier nur die Rede ſein, und deſſen Punkte zu beſtimmen, war den geheimen Vermittlern überlaſſen, die der General und der Miniſter auswählen würden. Allein wir haben geſehen, wie den Letztern die nahe bevorſtehende Volljährigkeit ſeines Neffen, und deſſen Unfähigkeit, in einer Angelegenheit, wie dieſe, zu entſcheiden, bewog, den Weg der Oeffentlichkeit zu wählen.

Nach dem entſcheidenden Akt der Anerkennung, den wir im vorigen Capitel beſchrieben haben, blieb der General wiederum einige Tage für ſeine Enkelin unſichtbar. Der heftige Mann bereuete es, Zeichen von Gefühl, und ſogar von zärtlichem Gefühl, gegeben zu haben. In ſeinem Charakter lag es, daß hierdurch das Mädchen ihm auf einige Zeit verhaßt wurde, und er Muße nöthig hatte, um die Erinnerung an ſie wieder ohne Groll zu ertragen. Am dritten Tage, um drei Uhr Morgens, wurde Judith zu ihm beſchieden, und ſie fand ihn allein in ſeinem Zimmer ſitzen, in einen weiten Ueberrock gekleidet, und ſeine Morgenpfeife rauchend. Er ſah ſie ſtarr an, ohne zu grüßen, und bot ihr auch keinen Stuhl an, eben ſo wenig beſchwichtigte er die große Bulldogge, die bei Judith's Eintritt die Zähne fletſchte und knurrte.

„Mein ſchönes Frauenzimmer,“ hub er endlich an, „ich grüße Sie, und ich hoffe, daß Sie in Ihrem beſten Schlafe waren, als man Sie weckte, und Ihnen befahl, zu einem alten, mürriſchen Manne zu kommen. He? — Wiſſen Sie, was ich in Ihrer Stelle gethan hätte? Ich hätte mich auf die andere Seite geworfen, und wäre wieder eingeſchlafen. Was ſagen Sie dazu, ſchönes Frauenzimmer?“

Judith enthielt ſich aller zärtlichen Begrüßung und ſagte mit einem etwas kalten Tone: „Sind Sie gewohnt, daß man auf dieſe Weiſe Ihren Befehlen nachkommt?“

„Nein, zum Teufel, das bin nicht; allein ich bin gewohnt, zu ſehen, daß Weiber Launen haben. Still, Tartüffe! Willſt du das Knurren laſſen! Fürchten Sie ſich vor dem Hunde, Jüngferchen?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Judith, und trat an die Dogge hin, ihre Hand auf des Thieres Kopf legend.

„Siehſt du, Tartüffe,“ rief der General, „wir haben uns Beide in dieſem ſchönen Frauenzimmer geirrt, du, indem du ſie für zaghaft hielteſt, und ich, indem ich ihr Laune und Trägheit zutraute.“ Er zog bei dieſen Worten Judith zu ſich nieder, faßte den am Nacken angebrachten Knoten ihres ſchönen Haares, und, ſie daran ſchüttelnd, rief er: „Geben Sie mir einen Kuß, meine Dame. Hören Sie, einen Kuß will ich haben.“

Er raubte ſich den Kuß, und, Judith auf ſeinen Knieen behaltend, ſagte er mit abgewendetem Geſicht: „Es war eine Zeit, wo ich Deine Mutter ſo küßte, Mädchen. Ich ſage Dir, ich hatte ſie lieb. Als ſie zum erſten Mal durch jene Thüre eintrat, zitterte und bebte ſie; man hatte ihr geſagt, daß ich roh und jähzornig ſei, aber als ich ſie kaum, ſo wie jetzt Dich, ein paar Minuten auf meinen Knieen geſchaukelt, waren wir die beſten Freunde.“

„Mein theurer Vater —‘

Der General fuhr fort, indem er Judith forſchend anblickte: „Die Weiber ſagen, daß Du Deiner Mutter ähnlich ſiehſt, allein ich entdecke keine Spur davon. Freilich hatte ſie auch dunkle Augen und dunkles Haar, aber es war nicht dieſes Haar und es waren nicht dieſe Augen. Dagegen haſt Du Etwas, das mich an meinen Sohn erinnert. Es iſt einfältig, daß man die Aehnlichkeit blos in den Zügen ſucht, ſie iſt vielmehr in der Weiſe, wie wir denken und handeln, begründet, und einen kräftigen Mann, der einen Feigling zum Sohn hat, wenn er auch noch ſo ſehr ſeine Züge trägt, würde ich doch für einen Betrogenen halten. — Ah — meine Pfeife iſt ausgegangen. Willſt Du wohl klingeln, Jüngferchen?"

„Geben Sie her, mein Vater, ich werde die Pfeife neu mit Taback füllen. Nicht wahr, hier dieſer türkiſche Taback iſt's?"

„Ei, meine ſchöne Dame, Sie wollten? Bedenken Sie Ihre zarten Hände!"

Judith war mit dem Geſchäfte fertig, und reichte die friſch gefüllte Pfeife dem General hin. Dieſer ſah ſie an, lächelte, und ſagte nichts. Nach einer Weile rückte er mit einiger Mühe einen der ſchweren Polſterſtühle an den Tiſch, und winkte Judith, darauf Platz zu nehmen, indem er zugleich auf ein Buch zeigte, das aufgeſchlagen dalag. Es war die Geſchichte Napoleon's. Judith ſchickte ſich an, zu leſen; ſie kam eben an die Beſchreibung der Schlacht von Waterloo, als der General zornig ausrief:

„Das iſt die Stelle, die mir durchaus nicht gefällt. Ueberhaupt kann das Buch da zu Ende ſein.“

Judith ſah ihn fragend an; der General fuhr fort: „Es iſt ein Jammer und eine Schande, wie ſie da kommen und über ihn herfallen, wie ſie ihm ſeine goldenen Kleider ausziehen, und ihm das kleine graue Delinquenten-Jäckchen anlegen. Oh — oh! Dem wäre er entgangen, wenn er nach der Schlacht von Waterloo ſich eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen hätte. Meinen Sie nicht auch, Jüngferchen?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Judith beſtimmt. „Es gehörte viel mehr Muth dazu, nach der Schlacht von Waterloo weiter zu leben.“

„Ich ſeh' das nicht ein.“

„Bedenken Sie, was Montaigne ſagt: Es

iſt die Rolle des Feigen, nicht des Tapfern, ſich in die Höhle eines ſteinernen Grabmahls zu verkriechen, um den Streichen des Mißgeſchicks auszuweichen."

Der General antwortete nichts, ſondern ſah Judith mit einem ſonderbaren Blicke an, in welchem Verwunderung und Spott ſich miſchten. „Uebrigens," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „hat er Verſuche gemacht, ſich das Leben zu nehmen. Man hat in Fontainebleau Giftfläſchchen bei ihm gefunden."

Das Leſen wurde noch eine Weile fortgeſetzt, dann ſtand der General auf und ſagte: „Mein Kind, wir wollen den ruhigen Morgen benutzen, um einen Gang durch's Schloß zu thun. Du mußt das Haus Deiner Väter kennen lernen."

Er ſtützte ſich auf Judith, und, vom Hunde gefolgt, ſchritt das Paar langſam eine breite Treppe hinauf. Jeder ihrer Tritte auf den Steinboden hallte wieder und ſchien ein Echo in einem einem der hochgewölbten Winkel zu finden, die von dem durchbrochenen Spitzbogen der Decke gebildet wurden. Oben angelangt, klopfte der Hausherr mit dem Stock an ein vergittertes Fenſter, und ſogleich ließ ſich eine Klingel hören; das Gitterfenſter wurde geöffnet, und zwei Diener ſtiegen mit großer Eilfertigkeit hervor. Ihnen folgte ein dicker, unbehülflicher Mann, der einen Bund Schlüſſel trug und die großen Thorflügel des Saales mit einem donnerähnlichen Gevolter öffnete. Der General und ſeine Enkeltochter ſchritten hindurch und betraten eine alterthümliche Halle von ſehr großartigem Schmucke und ſtolzem Anſehen. Zwölf ſchmale, aber hohe Fenſter, die durch zwei Stockwerke hindurchgingen, gaben dieſem impoſanten Saale das nöthige Licht. Er war mit Stuck und Vergoldung überladen, und alterthümliche Möbel ſtanden an den Wänden vertheilt. Zwei coloſſale Kamine bildeten, der eine im Grunde, der andere den Fenſtern gegenüber angebracht, eine architektoniſche Zierde im Sinne der alten ehrenhaften Zeit, denn dieſe Kamine endigten ſich an der Decke mit Figurengruppen von ſchwebenden Engeln und Victorien, die ihrerſeits wieder goldne Fahnen und

Drapperien ſchwenkten. Der Plafond ſtellte eine Jagd der Diana vor, und man erblickte den Hofſtaat dieſer Göttin in gepuderten Perücken, in Reifröcken und in betreßten Jägerkoſtümen. Ein Lüſtre von Kriſtallprismen ſenkte ſich von der Decke herab.

„Oeffnet die Fenſter, es iſt hier übermäßig dumpf.“

Mit Mühe wurde dies bewerkſtelligt, und eine warme Luft und das friſche Geſäuſel der Pappeln drang in den Saal. Der General und Judith ſchritten weiter. Die Thüre, vom Zugwinde erfaßt, ſchlug zu, und ein dumpfer Donner ſchallte durch die Räume.

„Ich glaube nicht, daß noch ein Saal dieſer Art in unſern Gegenden zu finden ſein wird,“ hub der Hausherr an. „Die meiſten Gutsbeſitzer haben ihre Schlöſſer moderniſiren laſſen; ich allein ließ das Alte ſtehen. Jetzt freilich ſchreien ſie mir die Ohren voll, ſie möchten mir den ganzen Saal, ſo wie er da iſt, abkaufen, und ihn nach Berlin oder Breslau verſetzen, wenn es möglich wäre. Neulich brach ein Bein einer

Nymphe ab, was haben ſie nicht gethan, um dieſes Gipsbein zu bekommen. Endlich habe ich es wohl den Narren ſchenken müſſen, und die Nymphe wird das Bein in ihrem Leben nicht wieder zu ſehen bekommen. Sieh einmal dieſen Kamin, mein Kind. Hier brannte zuletzt bei der Verheirathung Deiner Mutter ein hübſches Feuer. Wir hatten uns hier im Saal verſammelt, und ich hatte einen kleinen Schmaus veranſtaltet. Was meinſt Du, wenn wir den Saal bald wieder zu einem ähnlichen Zwecke brauchten?" —

„Zu einem ähnlichen Zwecke, mein theurer Vater?"

„Ja, Jüngferchen. Es iſt mir ſo etwas zu Ohren gekommen von einer Vermählung, allein der Teufel weiß, ob's wahr iſt. Wir wollen nur weiter gehen."

Trotz dem blieb er ſtehen, und ſah ſeine Begleiterin mit einem Geſicht voll Spottluſt und Muthwillen an. Das Schreckbare, das dieſer Mann für die Tochter Florentin's hatte, war in dieſem Augenblick gänzlich verſchwunden. Ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Bruſt, und ſie lehnte ſich, den Thränen nahe, an ſeine Schulter.

„Ei, Albernheiten!“ rief er, und rückte zornig weg. Sie gingen weiter, und indem ſie den prachtvollen Saal verließen, betraten ſie eine Gallerie, die mit lebensgroßen Gemälden geſchmückt war.

„Das ſind meine „Alten“, ſagte der General.

Judith ſah die Reihe hinab, ſie ſchien nicht enden zu wollen. Bild an Bild in altersſchwarzen Rahmen, einige Geſtalten faſt unkenntlich verfinſtert, andere geiſterhaft verblaßt. Auch hier wurden die Fenſter geöffnet, denn der Modergeruch war hier ſtärker, als im Saale.

Der General ſtellte ſich kräftig und derb hin, und warf mit großer Selbſtzufriedenheit den Blick auf die Gemälde. Judith betrachtete ihn, während er ſeine Ahnen betrachtete. Es war nicht zu läugnen, es lag ein und derſelbe Stempel auf dem Leben, wie auf dem Tode. Die große, feſte Geſtalt, feſt hingeſtellt, in dem kurzen Sammetrocke, der markige, entblößte Hals, das weiße Haar, unter einem Käppchen hervorrollend, und das Geſicht mit den ſchroffen Zügen, die eine eiſerne Willenskraft anzeigten, dies war unverkennbar ein Kind der ſtürmiſchen und wilden Jahrhunderte, deren Repräſentanten in verblaßten Abbildern an den Wänden ſtanden. Der Herr des Hauſes ſchien ſich hier ganz unter den Seinen zu fühlen, er ging umher, blieb ſtehen, machte ein ſpöttiſches Geſicht, wenn er an der großen Haube einer Ahnfrau vorbeiſchritt, und winkte dann mit einem kurzen, ſoldatiſchen Gruß einem alten Helden zu, der aus ſeiner Sturmhaube, wie eine Eule aus einem geborſten Baumſtamme, hervorguckte. Endlich ſchien er ſich zu erinnern, daß noch Jemand außer ihm in der Gallerie ſich befand; er rief Judith heran, und ſagte: „Chère comtesse, jai l'honneur de vous presenter le comte Gosvin de Windeck. C'est lui qui à fondé notre chateau. Un beau garçon, comme vous voyes."

Es war ein Herr in einem ſammetnen Ueberzug über eine ſehr hell polirte Rüſtung. Er hielt das Modell eines kleinen Schloſſes in der

Hand, und ſah ſehr zufrieden aus dem Bilde heraus.

„Der gute Junge hat's aber in ſeinem ſelbſterbauten Schloſſe nicht zum Beſten gehabt," ſagte der General, er wurde vergiftet, und das auf Anſtiften einer Beſtie, eines Ordens-Comthurs, der einen Haß auf ihn geworfen. Das war zu der Zeit, als der kluge Luxemburger, Carl IV., ſich von Otto dem Faulen die Mark verpfänden ließ, und ſie nachher ganz behielt. Ein hübſches Stückchen von dem Wuchertalente eines Fürſten!"

Dieſe letztern Worte ſprach der General in einer Weiſe, daß Judith ſie nicht unbeachtet laſſen konnte. Der gewohnte Ausdruck von Spott und Hohn, der in ſeinem Antlitz lag, war hier auch im Tone der Stimme durchzufühlen. Die Tochter Florentin's hatte zu viel Grund, dieſen Mann, an den ihr Geſchick jetzt geknüpft war, in ſeinen kleinſten Beſonderheiten zu beobachten und zu ſtudiren, um ſich nicht Rechenſchaft von dem Eindruck jeder Miene, jedes Wortes, das ihm entſchlüpfte, zu geben. Der General ſchien dieſe geſpannte Aufmerkſamkeit wohlgefällig aufzunehmen. Er erklärte ſeiner Begleiterin Bild für Bild die Eigenſchaften und die Lebensſtellung der Originale. Immer jedoch, wo es nur irgend möglich war, fügte er eine ſpöttelnde Bemerkung über die Fürſten ein. Als die Reihe zu Ende war, ſagte er, ſich umwendend, zu Judith: „Nun, Jüngferchen, was ſagſt Du zu meinen „Alten?“

Judith zeigte auf ein Bild, über das der General beim Erklären hinweggeſchlüpft war, und das einen ſchönen Mann zeigte in dem Hofkoſtüm Ludwigs XIV, und bemerkte zugleich, daß ſie über dieſen Herrn nichts erfahren habe.

„Ich ſpreche nicht gern von ihm,“ erwiederte der General; „er war ein Hofſchranz. Einer von den Beſtien, die den Königen die Hände lecken, und ſich von dieſen mit Füßen treten laſſen. Von allen meinen Alten iſt er der Einzige, deſſen Geſicht ich ungern hier erblicke. Ich meine, man ſieht es ihm auch an, daß er ſeine Beine unter den Tiſch der Fürſten ſetzte, daß er ihr Brod aß und aus ihrem Weinfaſſe trank. Es iſt ein Zug höfiſcher Schurkerei um ſeinen breitaufgeſchlitzten Mund.“

„Soll denn der Edelmann nicht ſeinem Könige dienen?“ fragte Judith.

„Wenn er es vermeiden kann, ſo ſoll er es nicht,“ entgegnete der General raſch. „Denn der König iſt auch nichts weiter, als ein Edelmann, und es läßt ſchlecht, wenn ein Bruder des andern Knecht iſt. Ich wenigſtens glaube das.“

Dieſe Worte waren in einer Weiſe geſagt, die da anzeigte, daß keine Antwort weiter darauf erwartet wurde. Judith ſchwieg, und die Wanderer ſetzten ihren Gang fort. An der Thüre der Gallerie trat ihnen Franz entgegen. Er eilte auf den General zu und küßte ſeine Hand, dann erſt wandte er ſich zu Judith und machte ihr eine reſpektvolle Verbeugung.

„Schon ſo früh aus dem Bette, Herr Baron!“ ſagte der General ſpöttiſch.

„Excellenz werden entſchuldigen,“ nahm der junge Mann das Wort, „die Fürſtin ſendet mich, um Ihre Befehle entgegenzunehmen in Betreff des Frühſtücks. Der Morgen iſt ſo ſchön; ſoll es im Gartenpavillon eingenommen werden?“

„Und warum nicht, mein Junge?“ erwiederte der General munter. „Ein alter Knabe, wie ich, ißt ſein Stück Brod überall, wo er es findet. Aber ich will Ihro Durchlaucht gebeten haben, meinetwegen von ihrer Gewohnheit, ſpät aufzuſtehen, nicht abzulaſſen.“

„Die Fürſtin hat ſich noch gar nicht zu Bette gelegt,“ ſagte Franz. „Sie wird erſt nach dem Früſtück ihre Nachtruhe halten.“

Der General lachte laut auf. „Das iſt etwas Anderes!“ rief er, und als der Baron ſich entfernt hatte, ſagte er, zu Judith gewendet und auf den Abgehenden zeigend: „Das iſt auch ſo ein Haſelant und Speichellecker. Er würde jenem Ahnherrn ſehr ähnlich werden, wenn ich es erlaubte. Es giebt Leute, die mit krummen Rükken ſchon geboren werden, und die man mit aller Gewalt nicht gerade aufrichten kann. Lieber zerbrechen ſie, als daß ſie ſich aufrecht ſtellten.“

Der Gang wurde jetzt durch mehrere Gemächer fortgeſetzt, die indeß nichts Auffallendes darboten. Man gelangte in einen Corridor, der in den Seitenflügel führte und mehrere anſehnliche Gemächer enthalten mußte. Judith lenkte dorthin, allein ihr Führer zog ſie leiſe zurück, indem er mit einer Stimme ſagte, die ganz ungewohnlich klang: „Nicht dorthin. Da wohnte Jemand, den ich gekannt habe, und der geſtorben iſt.“ — Ein Schauer füllte Judiths Bruſt, als ſie dieſe Worte hörte. Sie warf einen Blick auf die verſchloſſene Thüre, ſie hatte ein unheimliches Anſehen. Es war, als müßte ſie ſich öffnen und Geſtalten des Grabes über ihre Schwelle ſchikken. Der Gang zu dieſer Thür war einſam und düſter. Halb verwitterte und zerſtörte Jalouſieen hingen vor den Fenſtern, und ließen den heitern Morgenſtrahl nur gebrochen einfallen. Die Lichter, die auf dem Boden ſpielten, ſahen wie irrende Seelen aus, die nach Ruhe ſuchten. Ein Theil des Stucks an der Decke war herabgefallen und lag den Eintretenden vor den Füßen. Der General ſah nach der Decke hinauf, ſie hing ſo loſe, daß ſie ebenfalls herabzuſtürzen drohte und die Wandrer zogen ſich unwillkührlich zurück, als fürchteten ſie, vom Schutte begraben zu werden. „Wie ſchnell doch ein Haus einſtürzt, wenn man den Bewohner fortgetragen hat," ſagte der General und ſtieg die Treppe, die in das Erdgeſchoß führte, langſam hinab. Hier ſchied er von ſeiner Gefährtin, um ſeine Toilette zu machen. Man fand die Fürſtin in dem kleinen Salon eines wohlverſchloſſenen Pavillons ſitzen, denn ihren Grundſätzen folgend, kam ſie nie an die freie Luft, eben ſo wenig, wie ſie dem Lichte freien Zugang geſtattete. Hier ſaß ſie in einem roſenrothen Lichtſchimmer bei einer Maſſe funkelnden Silbergeräths, und eine dampfende Theevaſe ſandte ihre Wölkchen in die Höhe. Franz wurde beauftragt, während des Frühſtücks die Nachrichten der Staatszeitung vorzuleſen. Man theilte ſich hierüber nicht ſeine Anſichten mit, das hätte Meinungsverſchiedenheiten gegeben, und jeder Streit, er mochte heißen, wie er wollte, war aus dieſem Kreiſe verbannt. Der General, weil er ſich nicht zu rauchen erlaubte, ſaß ſteif da und außer einigen franzöſiſchen Complimenten, die er der Fürſtin zuwandte, gab er kein Lebenszeichen von ſich. Die Fürſtin ließ ſich durch einen bedeckten Gang wieder forttragen und das „Frühſtück im Garten“ war beendet.

Franz und Judith blieben allein. Der Erſtere warf die Zeitung weg und näherte ſich mit leidenſchaftlicher Bewegung ſeiner Couſine. „Meine liebenswerthe Diane,“ hub er an, „ich bin entzückt, daß mein Glück mir endlich eine ruhige Stunde gönnt, um mein Herz zu öffnen, und deſſen kleine Geheimniſſe vor ihnen auszuſchütten. Ach, Couſine, wo ſind meine ſchönen Hoffnungen, meine Träume hin? Ich ſehe nichts mehr, was mich ans Leben noch bindet, ich könnte heute, in dieſer Stunde ſterben.“ Bei dieſen Worten brachte er einen Brief hervor und warf ihn unwillig vor ſich auf den Tiſch.

„Was iſt Ihnen, lieber Franz?“ fragte Judith, indem ſie mit einem freundlichen Lächeln in die düſtern Augen des jungen Mannes ſah.

„Lieber Franz?“ wiederholte er in ſehr weichem Tone. „Ach, Diane, bin ich noch Ihr Freund, Ihr Vertrauter? Schenken Sie mir noch dieſelbe Hingebung, die mein Glück auf dem Schloſſe meiner Tante ausmachte? Damals war ich noch etwas für Sie. Unſere einſamen Mittagsmahle, unſere Abendpromenaden, ach, ſie waren durch das Geplauder der glücklichſten Vertraulichkeit gewürzt. Hier iſt es anders. Sie ſehen mich nicht mehr an, Sie ſprechen ſelten mit mir, alle unſere kleinen Scherze haben aufgehört. Sie exiſtiren nur, um ihm ſich gefällig zu zeigen, um ihm zu leben.“

„Wem?“ fragte Judith.

„Meinem Großoheim.“ erwiderte Franz, ſich ſcheu umſehend, ob er nicht belauſcht werde. „Aber Sie haben ganz Recht. Er iſt Ihr Vater, Ihr Schickſal, Ihr Gott. Er kann Sie in den Staub treten, wie er uns alle in den Staub tritt. O, meine theure Couſine, ich verſichere Sie, gab es jemals einen tyranniſchen Charakter, ſo iſt's dieſer. Mich ſchaudert, wenn ich denke, daß es dem Himmel hätte gefallen können, dieſem ein Schwerdt und eine Krone zu geben! Welch ein Entſetzen für die Welt. Er, der nur ſeinen Willen kennt, würde mit der Exiſtenz Anderer geſpielt haben, wie ein Knabe mit einem Federballe ſpielt.“

„Sie beurtheilen ihn falſch,“ ſagte Judith, „ich glaube, ſo wenig ich ihn auch kenne, bemerkt zu haben, daß er ſtreng, aber auch gerecht iſt. Freilich, ſeinen eigenen Willen zu haben, iſt in der Welt ein ſehr koſtſpieliger Luxus.“

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte der Baron verwundert.

„Weil es ſehr bequem und ſogar einträglich iſt, den Willen anderer zu dem Seinigen zu machen.“ —

„Aber Sie predigen der Herrſchſucht, dem Eigenſinn das Wort?“

„Nein, nur der Thatkraft.“

„Ich ſehe, Sie ſympatheſiren mit dieſem rohen, ſtolzen Manne. Die Frauen lieben das. Sie wollen zu Zeiten lieber gemißhandelt, als geliebkoſet ſein.“

Judith lachte und antwortete nicht. Sie nahm ihre Stickerei zur Hand und ſetzte ſich ans Fenſter. Franz folgte ihr dorthin, indem er ſich mühte, den rothen Vorhang aufzuziehen. „Wir wollen den ewigen Roſenduft meiner guten Tante zerſtreuen,“ ſagte er dabei lächelnd. „Jetzt, da die Fee nicht da iſt, kann auch die Wolke ſchwinden.“

„Ach,“ rief Judith, das Fenſter aufſtoßend, „friſche Luft, wie labend iſt das!“ —

Franz ſetzte ſich hin und ſah mit einem Seufzer ſeine Couſine an. „Warum,“ hob er an, „hat Sie das Schickſal in eine ariſtokratiſche Wiege gelegt, arme Couſine. Sie gehören dem wilden, modernen Leben an, dem Leben, das ſich durch lauter vorgeſteckte Lanzenſpitzen hindurch häkelt. Sie bringen das Geräuſch der Landſtraße, die Streitigkeiten des offnen Marktes in die tiefe muſikaliſche Ruhe unſerer Adelspoeſie, in die ſtillen, dumpfen Gemächer unſerer Ahnenſäle. Sie ſind die Muſe der Gegenwart, keck, wild und flüchtig, und die aufgeregten Ideen wählten ſie zu ihren Miſſionären, um in die feſten Schlöſſer des Vorurtheils zu dringen. Aber Sie werden untergehn, Sie werden ihr Werk nicht durchſetzen können, man wird Sie als eine kecke Eindringlin abweiſen.“

Judith ſah Franz überraſcht und aufmerkſam an. —

„Warum blicken Sie mir ſo ſtarr ins Auge?“ fragte dieſer.

„Weil ich Sie zum erſtenmale als Propheten ſprechen höre.“

„O, ich kann noch ganz andere Dinge prophezeihen. So prophezeihe ich Ihnen Ihre baldige Vermählung, Diane.“

„Sie kennen den Grafen Windeck?“

„Der Glückliche,“ erwiderte der Baron düſter, ohne auf die Frage zu achten. „Dieſer Brief meldet ſeine Ankunft. Ihm, der den Namen der Familie trägt, ihm ſind Sie aufgeſpart, ein Anderer würde vergeblich nach Ihrem Beſitze ringen.“

„Ich muß glauben, daß dieſe Pläne noch ſehr in weiter Zukunft ſtehen,“ bemerkte Judith.

„Aber Sie irren, meine theure Couſine. Dieſe Heirath beſchäftigt den General ausſchließlich. Er wird mit Ihrer Realiſirung nicht warten, und es liegt in ſeiner Weiſe, daß er Niemanden dabei zu Rathe zieht, auch Sie ſelbſt nicht, Couſine. Sein Sie verſichert, daß er auf ihren blinden Gehorſam zählt. Durch dieſe Heirath erklärt er Sie zu ſeiner Erbin, und Sie ſind unauflöslich an die Familie gebunden, um dann nicht wieder verloren zu gehen, Sie Böſe, wie Sie uns anfangs verloren gingen.“

Judith kämpfte mit heftiger Aufregung; ſie ließ eine Pauſe vergehn, und dann ſagte ſie: „Sie haben mir nicht geantwortet, kennen Sie dieſen Grafen.“

„Ob ich ihn kenne,“ rief Franz verwundert. „Wir ſtudirten mit einander, und waren uns vollkommen ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß er etwas lernte, und ich nichts lernte. Ich werde ihn nicht weiter portraitiren, denn ich will Ihnen die Freude der Ueberraſchung nicht rauben. Was iſt Ihnen, Couſine? Welche Farbe ſuchen Sie?“

„Die violette.“

„Mein Himmel, die liegt Ihnen ja ganz bei der Hand. Ach, Sie ſind zerſtreut. Das iſt etwas Seltenes bei Ihnen. Wie ſchön dieſe Hand iſt! Wollen Sie ſie nicht in Gips abformen laſſen, und dann mir geben. Ich könnte dann ſagen, ich hätte Sie um Ihre Hand angeſprochen, und Sie hätten Sie mir gegeben. Das iſt ein trauriger Scherz. Aber was ſeh ich — wo iſt der Brillant hin, den Sie hier am kleinen Finger trugen?“

Judith erwiderte, daß ſie ihn verſchenkt habe.

„Das erinnert mich,“ fuhr Franz fort, „daß auch ich einen ſehr ſchönen koſtbaren Ring einbüßte. Er lag auf meinem Schreibetiſch, und verſchwand plötzlich. Der Argwohn, ihn mir geraubt zu haben, fällt auf jenen frechen Abentheurer und Dieb, der die arme Frau von Traubenſtein ſo arg geplündert hat, und dem die Gerichte bis jetzt erfolglos nachgeſpürt haben. Meine Tante kann es mir noch nicht vergeben, daß ich dieſem Menſchen Zutritt in das Schloß geſtattete, und vor allen Dingen, daß er ſich Ihnen, Couſine, hat nähern dürfen. Sie iſt außer ſich, daß der Peſthauch eines gemeinen Diebes an Ihre Wange hat hinſtreichen dürfen. Du lieber Himmel! im öffentlichen Leben kommen noch ganz andere plebeje Berührungen vor, und ich erinnere mich, auf der Univerſität Brüderſchaft getrunken zu haben mit zwei edlen Jünglingen, von denen der erſtere einen Platz auf der Galeere, der andere an einem engliſchen Galgen fand.“

Judith war froh, als Franz ſich entfernte, um, in der Einſamkeit, die finſteren Geiſter zu beſchwören, die jene abſichtslos hingeworfenen Mittheilungen in ihrer Phantaſie hatten aufſteigen laſſen.

Eilſtes Capitel.

Grundſätze eines Mannes, der zurückgezogen lebt. Der Kuß auf einen Sargdeckel.

Eines Morgens ließ der General ſeine beiden Neffen zu ſich beſcheiden. Er hatte dem einen ſeine Willensmeinung zu eröffnen, dem andern auf deſſen Geſuch zu antworten. Als ſie beide erſchienen, empfing er Ernſt, der vor einigen Tagen angelangt war, mit einer gewiſſen höflichen Achtung, denn der Ruf dieſes jungen Mannes war in der Familie ſo begründet, daß es ſchien, als könne die Manier, die für Andere paßte, auf dieſen hoffnungsvollen jungen Mann nicht anwendbar ſein. Da der General ſich aber nie gern genirte, ſo war die Unterredung ſehr kurz. „Wie gefällt Ihnen, chèr Cousin," fragte er, „das Mädchen, das ich Ihnen ausgeſucht habe?"

„O, ſie hat meinen vollen Beifall, mein theurer Großonkel."

„Das erwartete ich zu hören. Wir machen die Sache, denke ich, kurz ab. Sie dürfen von Ihrer Legation nicht lange entfernt ſein; deshalb mag die Hochzeit ſo bald als möglich ſtatt finden."

„Gerade meine Wünſche."

„Gut, chèr Cousin. Sie werden nicht zu bedauern haben, daß meine Wahl eines Mannes für mein armes Kind gerade auf Sie fiel."

„Ich erkenne ſchon jetzt mit Dankbarkeit."

„Laſſen wir das, chèr Cousin. Sie ſind

ein Diplomat, ein Mann, der feine Phraſen zu drechſeln verſteht, ich komme gegen Sie nicht auf. Alſo laſſen wir das. Jetzt zu Dir, Baronchen, Du haſt meine Verwendung gewünſcht. Zu welchem Zwecke?“

Franz richtete ſchüchtern ſeine Blicke in die Höhe, und als ſie in die finſtern, auf ihn gerichteten Augen des Generals fielen, hatte er kaum den Muth hervorzuſtottern: „Ich möchte nicht länger müſſig leben, ich möchte eine Anſtellung haben.“

„Ich lobe Deinen Entſchluß, allein welche Anſtellung?“

„Man hat mir Hoffnung gegeben, eine Kammerherrnſtelle zu erhalten, im Fall Sie, geehrter Großonkel, ſich entſchließen könnten, an den Adjutanten des Prinzen in Betreff meiner zu ſchreiben.“

„O, mein Sohn, ich ſchreibe an keine Adjutanten, dazu wäre die Dinte in meinem Dintenfäßchen mir zu ſparſam zugemeſſen, auch habe ich nicht die Gattung Papier vorräthig, um an ſo hohe Herren mich brieflich auszulaſſen. Man ſagt, es ſei ſehr glattes Papier dazu nöthig.“

„Mein Name, meine Verbindungen,“ fuhr Franz fort, „würden mir vor manchem Mitbewerber den Vorrang ſichern.“

„Ihr Name, Ihre Verbindungen, Herr Baron?“ ſagte der General plötzlich kalt und ſpitzig. „Was Ihren Namen betrifft, ſo kenne ich deſſen Kraft nicht, da er nicht der meinige iſt, allein die Verbindungen anlangend, ſo glaube ich, ein Wort mitſprechen zu dürfen, und da erlauben Sie, daß ich Ihnen offen geſtehe, daraus wird nichts.“

„Ich fühle mich unfähig, länger ſo müßig meine Tage hinzubringen,“ ſagte Franz mit entſchiedenem Tone.

„Gut, ich will Ihnen ein Stück Land geben, werden Sie mein Pächter. Mir können Sie dienen, allein einem Fürſten dienen! Gehen Sie mir aus den Augen, Herr Baron.“

„Haben unſere Voreltern nicht auch Fürſten gedient?“

„Das ich nicht wüßte? Wann? Sie haben Fürſten gemacht, aber keinem gedient. Und wäre es auch geweſen, damals waren andere Zeiten. Die Fürſten waren bedrängt auf ihren ſchwachen Thronen, wir ſchützten ſie und ſie waren dafür dankbar, indem ſie unſere Buben nahmen und ihnen feine Sitten lehrten, indem ſie aus unſerer Mitte ſich ihre Weiber nahmen, und aus unſerer Mitte ihre Räthe und Freunde. Allein iſt es jetzt noch ſo? Schützen die, die wir reich gemacht haben und erhoben, ſchützen die uns jetzt, da der fette Rotürier über uns herfällt, da der Pfefferdütenkrämer unſere Aecker uns abfeilſcht, da der Jude mit ſeinem Papiergelde unſere Burgen kauft? Wo ſind da die Egoiſten in Purpurmänteln? Kommen ſie heran, um unſer Leben, unſer Weib, unſer Gut zu ſchützen. Gehen ſie ehrlich für uns in den Krieg, wie wir damals für ſie gingen? Nein, ſie huldigen dem ſogenannten Zeitgeiſte, ſie laſſen uns berauben und plündern, ſie laſſen unſere Schlöſſer auspfänden und geben zu, daß ein reicher Jude unſere Wappenkronen in ſeinen ſchmutzigen Sack ſteckt! Dieſe Wappen, voll Embleme, die von der Dankbarkeit der Fürſten für geleiſtete Dienſte ſprechen. O freilich, ſie glauben uns jetzt entbehren zu können, eine zugeſtandene Anleihe bei Rothſchild iſt mehr werth, als die treue Liebe, die ehrenhafte und biedere Anhänglichkeit einer ganzen Ritterſchaft.“

„Sie beurtheilen die Fürſten zu ſtreng, mein theurer Großoheim,“ bemerkte Franz.

Der General lachte ſpottend. „Sie meinen, mein junger Herr, ich urtheilte zu ſtreng, weil ich von ihnen zu leiden gehabt habe? Das iſt nicht der Fall. Ich bin unabhängig von Fürſtengunſt und Tadel durchs Leben gegangen. Ich habe nie ihre Sammetpfote noch ihre Kralle gefühlt, dem Himmel ſei Dank! Ein Stück trockenes Brod in meinen eigenen Mauern iſt mir immer lieber geweſen, als das Marcipan der goldenen Tafeln. Nur einmal durchbrach ich die Einſamkeit dieſer Mauern, damals, als das Vaterland in Drangſal ſich befand. Meine Kräfte waren nicht nöthig, es waren beſſere Männer da, allein ich fand es für unwürdig, zu Hauſe zu bleiben, wo die Jugend aufſtand, und das Volk ſich erhob. Später habe ich meine Scholle bearbeitet, und nach dem Danke und Wohlwollen keines Menſchen gefragt.“

Der General hielt hier inne und richtete, wie in Gedanken verloren, den Blick auf die Decke des Zimmers, dann ließ er ihn wieder langſam hinabgleiten und traf auf die Geſtalt ſeines Neffen. Er ſchien die Gegenwart des jungen Mannes ſchon wieder vergeſſen zu haben, er ſtampfte mit dem Fuß und rief im Zorn: „Iſt's möglich, Kammerherr willſt Du werden — Kammerherr? Du willſt Dir den goldenen Schlüſſel anheften laſſen, dieſen berüchtigten Schlüſſel, der der einzige heutzutage iſt, der zu keinem Schloſſe mehr paßt, keine Thüre, keine Lade, keinen Schatz öffnet?“

„Es öffnet mir einen großen Schatz,“ rief Franz, „die Gunſt meines Monarchen.“

„Glauben Sie das, mein ſchöner Herr? O da ſind Sie im Irrthum. Wenn die Fürſten irgend etwas und irgend Jemanden achten, ſo iſt's der freie Stand, der ihnen nicht unterworfen iſt, ſo iſt's der freie Mann, der nichts nach ihnen fragt. Den, welchen ſie in ihrem Solde haben, dem ſie das freie Herz und die eigne Meinung abgekauft haben — den verachten ſie, und laſſen es ihn fühlen, wo ſie können. Darum darf Liebe, Vertrauen, edle, uneigennützige Anhänglichkeit nie in die Nähe des Thrones kommen, aus Furcht, man möchte ſie auch beſolden, und ihnen eine bunte Jacke überwerfen.“

„So hätten die Fürſten alſo nie wahre Freunde?“ fragte Franz ſchüchtern.

„Sie wollen keine haben. Der Egoismus der Fürſten ſcheucht jede edle Manneskraft von ihrer Seite. Iſt der Adel nicht ein lebendes Beiſpiel hiervon? Haben wir, die wir ihnen ebenbürtig ſind, nicht unſern Stolz gebeugt, und ihnen Liebe, Verehrung und unſere Dienſte geweiht? War irgend Etwas in unſern Schlöſſern köſtlich genug, was wir ihnen nicht willig darbrachten? Speiſten wir nicht ihre Größe mit dem Kummer unſerer Nächte, mit den Thränen unſerer Weiber, mit dem Blute unſerer Söhne? Tauſend- und abertauſendmal wären ſie von ihren Thronen geſtürzt, wenn unſere Lanzen ſie nicht gehalten, unſer Anſehen ſie nicht geſchützt hätte. Und was iſt nach allem dem unſer Dank? Jetzt, da es ſcheinbar nöthig wird, den Staat neu zu organiſiren, da Menſchen und Zwecke ſich hinzudrängen, die ein noch ſehr zweifelhaftes Recht in Anſpruch nehmen, jetzt, da man ſich ſtößt und drängt, ſchilt und anfeindet, wo erhalten wir jetzt unſere Stellung? Aufgegeben ſind wir, von dieſen ſelben Fürſten, denen wir unſer Blut, unſer Gut aufopferten. Anſtatt unſere Privilegien zu ſchützen, unſere Rechte zu vertreten, unſer hiſtoriſches Anſehen zu wahren, wenden ſie ſich kalt von uns ab und ſchmeicheln ihrerſeits dem neuen frechen Andringling, der ſie läſtert. Sie erwarten von uns keinen Nutzen mehr, alſo warum uns noch ſchützen? Was ſind wir ihnen noch? — Und wir ſuchen ſie immer wieder auf, dienen immer wieder und immer fort, bücken uns vor ihren goldenen Thüren, und empfangen ihre gnädigen Grüße zum Dank, wenn wir unſere Künſte gut gemacht haben. Ob, ginge es nach meinem Sinne, ſo würden plötzlich dieſe Vorgemächer leer von hiſtoriſchen Namen! Man laſſe den Juden ſich dort bücken, der ſeine Profitchen von dem Golde der Krone zieht, den Induſtrie-Ritter, der ſeine Waare verhandelt, den Büreaukraten, der für ſeine Kinder Stellen ſucht; aber keiner jener Männer erſcheine dort, an deren Namen das Vaterland ein theures, unentweihtes Andenken knüpft. Laßt uns in unſere Burgen bleiben, ſtill und einſam, und nur hervortreten, wenn das Volk uns ruft. Einſt Vertreter des Volkes, im beſten Sinne wollen wir es auch wieder jetzt werden, jede verfolgte Unſchuld, jede Bedrückung finde an uns ihren Rächer, ihren Schützer — aber nie entweihe und entwürdige uns Fürſtendienſt. Sehen Sie, mein Herr Baron, darum wünſche ich nicht, daß Sie Kammerherr werden ſollen. Ich denke, Sie werden mich nun verſtanden haben, und kein Wort weiter vorbringen, wenn wir Freunde bleiben ſollen."

Franz brachte dennoch einige Gegengründe vor, allein ſein Großoheim achtete nicht darauf. Wenn er einmal ſeinen Willen erklärt, ſo blieb nach ſeiner Anſicht für den andern Theil nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Der Baron zog ſich zurück und während er durch die Gemächer der Damen ging, mußte er bemerken, daß ſein glücklicherer Vetter eine Unterredung mit der reichen Erbin hatte. „Ich habe überall Unglück,“ flüſterte Franz vor ſich hin. „Mache ich einmal Pläne, ſo werden ſie durchkreuzt, und lege ich es einmal darauf an, eine reiche hübſche Frau, oder eine Stelle zu erhaſchen, ſo kann ich ſicher darauf rechnen, daß meine Angel keinen Fiſch fängt.“

Während der Getäuſchte mit einer lächelnden Verbeugung vorüberging, beichtete Ernſt gerade über die Erlebniſſe und Gefühle ſeines früheren Lebens. „Ich wäre Ihres Vertrauens ſehr unwerth, ſchöne Diane,“ ſagte er, „wenn ich Ihnen zuſchwören wollte, daß ich nie früher eine zärtliche Neigung empfunden habe. Meine ganze Jugend iſt erfüllt von der Seeligkeit zu lieben und geliebt zu werden. Meine Eltern, meine Geſchwiſter waren ſtets gütig und weit über mein Verdienſt mir zugethan. Ich geſtehe das offen, denn ich habe es immer als eine Milde meines Geſchicks betrachtet. Aber auch die zärtlichſte

Freundſchaft ſchöner Frauen iſt mir zu Theil geworden, und nicht leugnen will ich, daß mein Herz manches theure Andenken bewahrt!“ — Ernſt ſeufzte hier, und ſeine Blicke ſenkten ſich zu Boden. Er gedachte der ſchönen Blanche, und des Tages, wo er ſie ſo eitel, ſo geputzt, ſo lächelnd und ſo ſchön verließ, und wo ſie ihn faſt mit Gewalt von ſich hatte entfernen müſſen.

Judiths Blicke waren mit einem Ausdruck ruhigen Forſchens auf ihren Verlobten geheftet. Dieſes war nicht der Mann, der ihre Seele bewegte. Seine Schönheit war nicht die, welche fähig war, Eindruck auf ihre Sinne zu machen. Die Tochter Florentins fühlte an der Seite dieſes eleganten Weltmannes nichts, als die Nothwendigkeit, verſtändig handelnd ihren Plan zu verfolgen. Sie legte ihre Hand auf die des Diplomaten, und ſagte ſanft. „Dieſes Geſtändniß habe ich erwartet. Wie ſollte ich wohl glauben, daß Sie, mein Freund, in einem glänzenden und bewegten Leben mir ein unberührtes Herz überbringen würden? Mir, die ich ſo unerwartet auf der Bühne Ihres Lebens erſcheine? die ſich unbefugt in Ihre Schickſale eindrängt?“

„Nicht das, Theure, nicht dieſe Worte, geliebte Freundin! Es iſt die freie Wahl meines Herzens, die mich zu Ihnen führt. Es iſt wahr, daß ich, bevor ich die Schwelle dieſes Hauſes betrat, mit mir zu Rathe ging, ob ich nicht gleich umkehrend, ſie eben ſo frei, ſo ungebunden wieder verlaſſen ſolle, allein ihr Anblick entſchied. Soll ich Ihnen wiederholen, was uns die Dichter, was Guarini beſonders ſo ſchön über die Macht der erſten Begegnung ſagt? Soll ich Ihnen die herrlichen Verſe Taſſo’s citiren, ſoll ich Ihnen in einem Sonett Petrarca’s die Aufgabe löſen, wie Zweifel und Irrwahn ſich in das Glück zärtlicher Gewißheit wandeln können? Allein Sie kennen ſelbſt dieſe Dichter? Ich habe oft Gelegenheit gehabt, während unſerer kleinen Plaudereien zu bemerken, wie ſehr meine ſchöne Couſine eingeweiht iſt in die Myſterien der Muſen. Vielleicht haben Sie auf ihrem Altare ſelbſt geopfert? Sie machten Verſe — gewiß, Sie machten welche.

„Nein, lieber Graf, ich machte nie Verſe. Ich bin eine praktiſche Natur. Von meiner früheſten Kindheit an habe ich nur gelernt, das wirkliche Leben zu erfaſſen. Ich kenne die Dichter, ich erfreue mich an ihren Schöpfungen, allein fern iſt es von meiner Art zu denken und zu empfinden, mich in Phantaſie-Verhältniſſe einzuſpinnen, und in geträumten Situationen zu leben,“

Graf Ernſt blickte in das Auge des jungen Mädchens, das kalt und ruhig dieſe Worte zu ihm ſprach. Eine gewiſſe Ueberlegenheit blitzte ihm aus dem dunkeln Strahl entgegen und er fühlte ſich zum erſtenmal etwas unangenehm berührt. Hier fand er nicht den ſpielenden anmuthigen Geiſt der Franzöſin, es war die kalte ſtrenge Phantaſieloſigkeit eines feſten unerſchütterlichen Charakters, und der Mann der Verweichlichung und der vornehmen Formen ſchreckte unwillkührlich zurück.

„Hm,“ ſprach er zu ſich, als er das Zimmer ſeiner Braut verließ, „ich ſuchte ja ein geſcheutes, kluges Weſen, das mit mir gleichen

Schritt hält, die ſogar mir voraus eilt, „nun habe ich es gefunden, und doch iſt's nicht recht. Ach, ich fürchte, zum erſtenmal tritt das Leben mir feindlich entgegen.“

Ein Diener erſchien, um Judith zu melden, daß der General auf ſie warte, um einen Spazierritt zu machen. Eilig warf ſie ſich in das ſchon bereit liegende Reitkoſtüm, und den Hut auf die Locken gedrückt, die Reitgerte in der Hand, flog ſie die Treppe hinab.

Wir befinden uns mittlerweil tief im Herbſt, die Bäume hatten ihr Laub ſchon faſt ganz verloren, die Gegend war öde und traurig. Der General machte die gewöhnliche Runde durch eines ſeiner Lieblingsdörfer, drang in die Hütten ein, erkundigte ſich, forſchte, ließ ſich erzählen, und übernahm in eigener Perſon das Strafamt, wo es nöthig war. Judith mußte immer in ſeiner Nähe ſein. In einer der Hütten fand ſich ein achtzigjähriger Greis vor, der vor Judith niederfiel und, nach der Sitte der dortigen Landleute, ihre Kniee umſchloß, indem zugleich Freudenthränen ſeinen Augen entſtürzten. „Alſo dieſe iſt die gnädige Gräſin,“ rief er ſtammelnd. „O, ich danke Gott, daß ich ſie ſehe! Den Vater hab' ich auf meinen Knieen geſchaukelt, und als ihm dieſe Tochter geboren wurde, war ich gerade zufällig bei ihm, er zeigte mir das Kind, gab mir das Händchen, und indem er auf ein kleines Maal an dem Handgelenk zeigte, ſagte er freudig: „Sieh, Alter, es iſt meine Tochter, denn ſie trägt ſogar hier daſſelbe Merkzeichen, wie ich es auf die Welt gebracht. O, laß mich dieſes niedliche kleine Maal küſſen, gnädige Gebieterin.“

Er hielt Judiths Hand, und hatte den Aermel ein wenig aufgeſtreift. Das Maal fand ſich nicht. „Du haſt es nicht mehr,“ rief er und blickte hinauf, „und doch ſagt man, daß ſich ſolche Maale nie verlieren. Wo haſt Du das Deinige gelaſſen, Gebieterin?“

Judith fand einen Vorwand, ſich ſchnell abzuwenden, allein der forſchende Blick des Greiſes blieb auf ſie geheftet, ſo lange ſie in der Hütte weilte. Der General, in einem andern

Theil der Wohnung beſchäftigt, hatte nichts von dieſem Vorfall gehört. „Sie hat ihr Maal nicht mehr,“ murmelte der Alte, indem er verdrießlich den Kopf ſchüttelte. „Der Vater würde jetzt ſagen, es iſt nicht meine Tochter.“

Indem die Reitenden das Dorf verließen, näherten ſie ſich eilig einer Gegend, die noch nicht von ihnen beſucht worden war. Es war dies die öde Strandküſte, welche gegen das Meer hin, ſich in die einförmigſte und unfruchtbarſte Abdachung verlor. Hier befand ſich eine alterthümliche Kirche, an ſie angeſchloſſen, erhob ſich die Kuppel einer Begräbnißkapelle, die die gräfliche Stammgruft enthielt. Beide vereinigten Gebäude ſtanden einſam und bildeten in ihrer Umgebung von Meer und Einöde ein Gemälde düſterer Melancholie für den Beſchauer. Es war ein poetiſcher Ruheort, ein Aſyl für die Schiffer, die das unruhige Meer des Lebens befahren hatten, und hier nun in Frieden ſchlummerten. Die Welle, die ewig wiederkehrend, in ununterbrochener Einförmigkeit ſich am Fuß des Gemäuers brach, tönte dem lauſchenden Ohre des einſamen Wanderers wie das Lied der Klage, das Geiſter ſingen, welche die Kürze und die Launenhaftigkeit eines armen Menſchendaſeins verkünden. Wie die Welle kommt es, wie die Welle ſcheidet es. Niemand ſagt, von wo es kam, und Niemand ſagt, wohin es geht. Der unergründliche Schooß des Meeres bildete dieſen kleinen, hüpfenden, im Sonnenglanz ſich ſpiegelnden Hügel, und nach kurzem Laufe bricht dieſer Hügel ſein Haupt am Felſen und verſchwindet in der Tiefe, die ihn geboren. Ueber dem Meere aber liegt die ewige Nacht mit ihren Sternen.

Der General ließ ſich die Kapelle aufſchließen, und trat mit Judith hinein. Die Platte wurde geöffnet, und ſie ſtiegen noch tiefer in den untern Raum. Hier ſtanden vermorſchte Särge auf einander geſchichtet, und ihre Metallſchilder glänzten matt durch die Dämmerung. Der Sturmwind, über das Meer dahinfahrend, tobte in den obern Räumen des Gebäudes, hier aber war es ſtille, hier herrſchte ein ununterbrochener Friede.

Der General ließ eine lange Pauſe hingehen, dann wandte er ſich zu ſeiner Begleiterin und ſagte: „Wo ich Dich hingeführt, habe ich noch Niemand hinbegleitet; allein, da Du des Hauſes Kind biſt, ſo mußt Du auch des Hauſes Todte kennen lernen. Er faßte ſie bei dieſen Worten am Arm, und ſagte ſcharf betonend: „Du, von den Todten Erſtandene!“

Judith gab ſich Mühe, die Erſchütterung, die auf ſie eindrang, zu bekämpfen.

„Nähere Dich dieſem Sarge,“ fuhr ihr Führer fort. „Es iſt der Sarg Deines Vaters; küſſe ihn.“

Judith wich zurück, der Stoß des Sturmwindes warf klirrend oben eine Fenſterſcheibe herab, und ein langer, heulender Ton zog durch das Gewölbe.

„Küſſe den Sarg!“ rief der General mit tiefer und drohender Stimme.

Judith beugte ſich nieder, und ihre Lippen wollten eben die kalten Bretter berühren, in welchen ein für ſie völlig fremder Mann ſchlummerte, als ihr Fuß auf dem ſchlüpfrigen Boden ausglitt, und ſie einige Schritte vorwärts wankte. Es ſchien, als wenn die Lebenden, ſo wie die

Todten, ſie mit gleicher Entſchiedenheit von ſich wieſen.

Der General führte ſie fort, auf der Treppe gab er vor, ſein Taſchentuch vergeſſen zu haben. Er kehrte um und blieb einige Augenblicke allein in der Gruft. Judith ſah ihn durch's Gitter ſich über einen noch friſchen Sarg lehnen, und auf eine leidenſchaftliche Weiſe ſeine Stirne an den Sargdeckel preſſen. Ein tiefer Seufzer tönte aus dem Gewölbe herauf.

Es war ſchon völlig Nacht, als die Wanderer nach Hauſe kamen. Durch das Hofthor reitend, ſah Judith im Scheine einer entfernten Laterne, dicht neben ihrem Pferde, eine dunkle Geſtalt unbeweglich ſtehen. Das Pferd bäumte ſich und wollte nicht von der Stelle. Weder Geſicht noch Geſtalt des Unbekannten konnte die Reiterin erkennen; allein ein geheimes Grauen ſagte ihr, daß dieſe Geſtalt komme, um ein drohendes Entſetzen über ſie zu bringen. Die Tochter des Verbrechers bebte und vermochte ſich kaum auf dem Pferde zu erhalten.

Zwölftes Capitel.

Der unerwünſchte Gaſt.

In der Dorfſchenke, die wir im ſiebenten Capitel geſchildert haben, kehrte wenige Stunden vor Eintritt des Abends, gerade an dem Tage, wo der obige Spazierritt ſtattfand, ein Reiſender ein, deſſen Aeußeres durchaus nichts Empfehlendes an ſich hatte. Er war zerlumpt, hatte ein abgefallenes, wildes Anſehen, ſeine Blicke gingen lauernd und ſtier umher, ſein ſchwarzer Bart hatte eine ungewöhnliche Länge erreicht und ſaß ihm ſtruppig und unſauber um Kinn, Wange und Lippen. Der kleine, rothnaſige Wirth hatte große Luſt, ihm die Thüre vor der Naſe zuzuſchließen; allein der Fremde war gewandt und behende hineingeſchlüpft, und ſaß nun auf einer der Holzbänke und ſchien zu erwarten, daß man daran gehen werde, ihm eine Mahlzeit, deren er ſehr bedürftig ſchien, aufzutiſchen. Allein Niemand rührte ſich, ihm dieſen Gefallen zu leiſten. Aufwärter und Mägde, gewohnt, ärmliche und manchmal ſogar verdächtige Geſtalten in dieſem Hauſe zu ſehen, waren doch ſo entſetzt über die Miſchung von Frechheit, Wildheit und Bettelhaftigkeit, welche dieſes Prachtexemplar eines Vagabunden aufwies, daß ſie ſich ihm nur ſcheu und nach ſeinem wiederholten, ſchreienden Rufe näherten.

„Die Speiſekarte!“ ſchrie der zerlumpte Gaſt, indem er mit ſeinem Meſſer, das, wie es an dieſen Tiſchen gebräuchlich, mit einer Kette befeſtigt war, hart anklopfte.

Die Magd ſah verwundert den Wirth an, und dieſer ſagte, indem er dem Gaſte den Rükken zuwendete: „Wir führen keine Speiſekarte; es iſt nicht Sitte in meinem Gaſthofe.“

„Diable! So iſt Ihr Gaſthof eine erbärmliche Banditenkneipe!“ rief der Fremde. „Keine Speiſekarte! Seht doch! Nun, ſo gebt mir ein boeuf à la mode und Spinat à la financière.“

„Wir haben nur Braunkohl und gekochte Schweineknöchel,“ ſagte der Wirth.

„God dam! ich werde ein erbärmliches Abendeſſen haben. Nun, ſo gebt mir denn eure Schweineknöchel! Es iſt das erſte Mal, daß ich dieſes noble Gericht verſpeiſe.“

Die Magd wollte ſich entfernen, um die Beſtellung auszurichten, allein ein Blick auf ihren Herrn hielt ſie zurück, und ſie ſetzte ſtillſchweigend den Teller wieder hin und blieb am Fenſter ſtehen. Der Fremde, da er ſah, daß ſich Niemand bemühte, ſeine Befehle zu erfüllen, ſchlug nochmals heftig auf den Tiſch, indem er rief: „He! werde ich bald Etwas bekommen? Werde ich noch länger warten müſſen?“

Auf einen wiederholten Wink des Wirthes mußte die Magd an den Tiſch treten und dem Fremden bemerklich machen, daß das beſtellte Gericht erſt bezahlt werden müſſe, bevor es gebracht würde.

„Sacré dieu!“ ſchrie der aufgebrachte Gaſt. „In welche Höhle bin ich gerathen? Iſt das hier zu Lande Sitte, daß die Gäſte gepfändet werden, bevor ſie noch eine Brodkruſte im Leibe haben? He, Herr Wirth, Sie ſtehen am Fenſter und gucken hinaus! Sein Sie doch ſo gütig, herzukommen und mir Rede zu ſtehen.“

Der Wirth wandte ſich um, aber er kam nicht näher, ſondern ſchritt zur Thüre hinaus. Dies war eine Vorſicht, die er in ähnlichen Fällen beobachtete. An ſeiner Stelle ſchickte er ſeine Frau, und dieſe erſchien auch jetzt, indem ſie wie eine Furie auf den Tiſch des Fremden zuſtürzte, und in einem Athemzuge rief: „Wie, was unterfängt ſich der Herr! Hör' ich recht? Er will unſern Gaſthof meiſtern! Ei, wenn man ſo ausſieht, ſteht Einem das Meiſtern gut. Der Herr hat keinen ganzen Fleck an ſeinem Rocke, und will uns Geſetze vorſchreiben! Da iſt die Thüre! Niemand hindert ihn hinauszugehen! Ohne vorhergehende Zahlung aber keine Heringsrippe! O, ſeht doch! Mancher iſt ein Lump, ein Vagabund, und weiß es ſelbſt nicht.“

Dieſe energiſche Rede verfehlte auf das Jammerbild, an das ſie gerichtet war, ihre Wirkung nicht. Der Fremde ging ſofort von der äußerſten Frechheit zur kriechendſten Demuth über. Er ſtrich ſich die wild herabhängenden Haare aus der Stirn, und verſuchte ein verführeriſches Lächeln anzunehmen, indem er zu gleicher Zeit nach der breiten, fleiſchigen Hand der zürnenden Dame griff, und ſie eilfertig an ſeine Lippen führte, ehe die Wirthin dieſen Akt chevaleresker Zuvorkommenheit verhindern konnte. „Ach," rief er mit heiſerer Stimme, „ich befehle nichts, meine liebe Frau, ich habe viel zu viel Lebensart, um in einem Hauſe zu befehlen, wo eine ſo artige und ſchöne Dame das Regiment führt."

Die Wirthin ſah verwundert auf, und wußte nicht, was ſie auf eine ſo plötzliche Aenderung der Redeweiſe ihres Gaſtes erwidern ſollte. Dieſer benutzte die Momente der Verblüfftheit, um geſchickt ſeine Hand in die Seitentaſche der Dame zu leiten und ihr einige Groſchen zu entwenden, die er dort hatte klappern hören, während er wie zufällig an die Taſche rührte. Mit dem eigenen Gelde der Wirthin bezahlte er die geforderten Speiſen, und behielt noch übrig, um eine kräftige Labung in Branntwein zu ſich zu nehmen.

„Er wäre auch nicht ſo grob geweſen, wenn er kein Geld gehabt hätte," murmelte die Wirthin für ſich, als ſie ſich wieder in die Küche zurückbegab. „Man kann ihm ohne Gefahr borgen, obgleich er ausſieht, als ob er nicht den Strick bezahlen könnte, an dem er aufgehängt werden ſoll."

Der Fremde hatte kaum eine ihm günſtige Stimmung wahrgenommen, und zugleich bemerkt, daß die Dame des Hauſes nicht unempfindlich war für gewiſſe Aufmerkſamkeiten, als er dieſen Weg ſofort weiter verfolgte. Er fand ſich in der Küche ein, ſchob einen ſchmutzigen Burſchen von Handlanger auf die Seite, und bot der Wirthin das geſpaltene Holz an, mit einer Miene und Stellung, als wenn er ſie gebeten hätte, ein Paar koſtbare Diamant-Ohrringe von ihm anzunehmen. Er hob den Keſſel vom Feuer mit einem ſchmachtenden Blick rückwärts geſendet, und rührte den Milchbrei in einer Schüſſel mit einem bezaubernden Lächeln und einer Haltung, wie man ein Spazierſtöckchen handhabt. Ein ſolches Weſen war in dem dunkeln Raume dieſer

Dorfküche noch nicht geſehen worden. Die Magd blieb mit offenem Munde im Hintergrunde ſtehen, und der kleine Laufburſche in ſeiner zerriſſenen, grünen Schürze und ſeinen Holzſchuhen verſuchte, auf der Thürſchwelle balancirend, die zierlichen Stellungen des zerlumpten Herrn nachzumachen, indem er vor ſich hinkicherte und dem Haushunde in die Ohren kniff.

„Ein verwettert ſchöner Aufenthalt! Ein wahres Feenſchloß, dieſer Gaſthof!“ rief der Fremde, indem er der Wirthin half, eine Kanne Milch in den Brei auszuleeren. Ich fand in den größten Reſidenzen Europa's kein ſolches Hotel.“

„Es iſt mein Eingebrachtes,“ entgegnete die Wirthin. „Mein Mann hatte, als ich ihn heirathete, nichts als Schulden. Die jungen Burſche hier in dieſer Gegend pflegen ſehr locker zu leben.“

„Ah,“ rief der zerlumpte Fremde, indem er wie von Erſtaunen ergriffen den Brei umzurühren vergaß, „alſo dieſes reiche Beſitzthum war Ihre dote?“

„Mein Tod? Wo denkt Er hin? Was ſoll das heißen — mein Tod?“

„Sacré dieu! Nicht Ihr Tod,“ ſchrie der Fremde. Ich meine Ihre Ausſteuer, Ihre dote, Ihr trousseau! Sie mißverſtehen mich, Dame. Alſo eine ſo reiche Erbin ſteht vor mir? Ich zweifle nicht, daß man ſich um Sie geriſſen haben wird, daß Sie ſich vor dem Heer der Freier nicht haben retten können, Sie Penelope!“

„Ich heiße Trude.“

„O, welch ein himmliſcher Name, Trude! Nenne mir, Welt, einen Namen, der ſüßer klänge!“

„Der Brei wird nun genug umgerührt ſein.“

„So verwendet mich zu einem andern Dienſte, ſchöne Frau,“ rief der Fremde. „Ich ſage Ihnen, ich will nun einmal aus Ihrer Nähe nicht weichen.“

„Der Herr iſt nicht recht geſcheut. So etwas iſt gar nicht Mode bei uns. Wie kommt's, daß der Herr in einem ſo zerlumpten Rocke ſteckt, da er doch ſo feine Manieren hat?“

„Wie kommt's!“ ſchrie der Fremde. „Wie kommt's, daß Cäſar's Mantel ein Loch hat? daß Brutus Ellenbogen aus dem Ermel guckt? daß Catellina's Rockſchöße auseinander klaffen? Wie kommt's, wie kommt's? Wie kommt Vieles in der Welt, was nicht kommen ſollte? He! dites moi ça, belle Euphrosine.“

„Gott ſteh' mir bei!“ rief die Wirthin, „wie viel gelehrtes Zeug in einem Athemzuge! Will der Herr vielleicht dieſe Kartoffeln ſchälen?“

„Gern, mein Engel. Nur her! ich werde ſie ſchälen, und dann nachher — an Deiner Seite verzehren.“

„Der Herr hat ganz das Anſehen eines Vagabunden, ich kann mir nicht helfen.“

„O, ſtill! kommen auch ſo unholde Worte aus ſo holdem Munde? Ich — ein Vagabund! Ach, wenn Sie wüßten, Dame, wie hart das Schickſal oft die edelſten Naturen verfolgt! Ich ſehe eben, daß Sie vortreffliche Würſte im Rauchfang haben.“

„Ihr ſollt ſie koſten; ich will Euch auch ein

Stück Schinken geben. Aber was wollt Ihr eigentlich in unſerer Gegend? Mein Mann ſagt, Ihr kämet her, um zu betteln. Nehmt Euch in Acht, der Graf iſt ein geſtrenger Herr, und könnte Euch mit Hunden von ſeinem Hofe jagen laſſen.“

„Mille tonnerres!“

„Was ſagtet Ihr?“

„Ich wollte nur fragen, wie weit es nach dem Schloſſe iſt?“

„Der Laufburſche wird Euch den Weg zeigen. Aber nochmals, nehmt Euch in Acht. Wenn Ihr nicht ein beſtimmtes Geſchäft dort abzumachen habt.“

„Aber ſolches hab' ich, Dame.“

„Ihr? ein Geſchäft mit dem Grafen?“ rief die Wirthin, und ſchlug ein höhniſches Gelächter auf.

„Knurre nicht, Pudel, zu den heiligſten Tönen!“ rief der Fremde, indem er die geſchälten Kartoffeln in einen Napf ſchüttete. „Ich habe nicht mit dem Grafen, ſondern mit ſeiner Tochter ein Geſchäft.“

„Mit ſeiner Tochter, mit der jungen Gräfin, die jetzt Braut iſt?" rief die Wirthin.

„So iſt's, große Königin!" erwiederte der zerlumpte Gaſt.

„Nun ſeh' ich, daß Ihr Spaß treibt," rief die Wirthin. Was könntet Ihr mit einer ſo jungen, reichen und ſchönen Dame zu ſprechen haben? Ihr? — Hahaha. — Ihr wollt ſie anbetteln, weil Ihr gehört habt, daß ſie die Wohlthätigkeit und Milde ſelbſt iſt."

Der Fremde murmelte etwas in ſich hinein, das die Wirthin nicht verſtand, dann erhob er ſein Haupt und ſagte: „Ja, Ihr habt's errathen, Frau, ich will die Mildthätigkeit der Gräfin anſprechen; man ſagt, ſie ſei ja auch einmal arm und verſtoßen geweſen, ſie wird wiſſen, wie Elend thut. Uebrigens dient eine Verwandte von mir bei ihr als Kammermädchen."

„Ja," entgegnete die Wirthin, „es geht ein Gerücht, daß ſie von ihrer Stiefmutter grauſam verſtoßen ſei, um die reiche Erbſchaft ihr zu entziehen; allein daran iſt kein Wort Wahrheit. Der alte Graf hat es geſagt, und der Pfarrer hat es uns erklärt. Das Mädchen iſt auf des Grafen Wunſch in der Einſamkeit erzogen, und das Erbe iſt ihr nicht genommen worden. Aber über die großen Herren wird immer Böſes geſprochen, und Lügen werden verbreitet."

„Könnt Ihr mir Euern Buben noch heute Abend mitgeben, um mich nach dem Schloſſe zu führen?" fragte der Fremde, indem er die Erklärung der Wirthin überhörte.

„Noch heute Abend? Da werdet Ihr Niemand von der Herrſchaft zu ſehen bekommen."

„Wer weiß. Ich will einen Verſuch machen. Es iſt noch nicht Nacht."

„Nun, meinethalben," rief die Wirthin. „Klaus, zieh' Deine Frießjacke an, und bringe den Herrn auf dem Fußpfad hinauf. Da könnt ihr vor Dunkelwerden noch oben ſein. Ruf' dem Hundewärter zu, daß er die Beſtien zurückhält und mach' das Feldthor hübſch ſorgſam hinter Dir zu. Neulich kam der Schloßvogt und zankte, daß wir es offen gelaſſen hätten."

Der Fremde machte ſich mit ſeinem Führer auf den Weg. Als er den Gaſthof aus den Augen hatte, lief er eiligſt, ſo daß der Knabe ihm kaum folgen konnte. Als er die Höhe überſchritt, erſchien ſeine lange, dünne Geſtalt, in dem flatternden Röckchen, gegen den dunkelnden Abendhimmel wie ein unheimlicher Schatten, der ſchnell und ſcheu über die Erde huſcht, fürchtend, daß das wiederkehrende Licht ihn erreiche, bevor er ſeine dunkle Grabeshöhle wieder betreten. Als die Wanderer aus einer kleinen Waldung hervortraten, und die Zinnen des alten Schloſſes plötzlich vor ihnen ſtanden, ſtreckte der Fremde die langen, dürren Arme dorthin aus, und ließ einen bangen, heulenden Laut durch die einſamen Lüfte ſchallen.

„Hier ſind wir an dem Feldthor,“ rief der Führer, ein niedriges Gitter öffnend; „bleibt hier ſtehen, Herr, denn ich muß den Wächter anrufen, daß er die Hunde zurückhält.“

„Thu' das, ſüßer Knabe!“ rief der Fremde, und blieb, ſein Röckchen feſter knöpfend, zitternd vor Froſt ſtehen, indem er verlangend und mit ſtarrem Blick in die hohen Fenſter des Schloſſes aufſchaute. Der Knabe kam zurück und ſagte: „Die Hunde ſind nicht freigegeben, weil der

Graf und die Gräfin von ihrem Ritte noch nicht heim gekommen. Ah, dort den Hügel herab, vom Meere her, kommen ſie.“

Der Fremde wandte ſich hin, und erblickte die Geſtalten der Reitenden, wie ſie ſich dem Schloſſe näherten. Er faßte krampfhaft den Arm des Knaben, und flüſterte: „Kann ich nicht irgendwo ſtehen, wo ich ſie vorbeikommen ſehe?“

„Stellt Euch dort in den Thorweg. Dort müſſen ſie durch,“ entgegnete der Führer. „Aber Ihr dürft den Pferden nicht zu nahe kommen, ſonſt ſcheuen ſie ſich vor Euch. Und dann müßt Ihr ſchnell zurückkehren, denn die Hunde werden gleich darauf frei gelaſſen.“

Der Fremde ſchlüpfte, ohne auf die letzten Worte zu hören, eilig in den bezeichneten Thorweg.

Dreizehntes Capitel.

Das Rendezvous.

Wir haben die Ankunft des Rechtsgelehrten in der Dorfſchenke gemeldet; er traf um dieſe Zeit ein, die wir eben jetzt ſchildern. Der Fremde war einige Tage früher angelangt. Es konnte nicht fehlen, daß beide Reiſende ſich in den engen Räumen des Gaſthofes trafen, und daß die Begierde ſich in ihnen regte, Einer von dem Andern Kenntniß zu erlangen. Der Advokat war noch unſchlüſſig, wie er ſeinen Einzug in das Schloß halten ſolle, und in dieſer Ungewißheit ſah er ſich überall um, ob ſich in ſeiner Nähe nicht Jemand fände, der ihm zur Vollziehung ſeiner Pläne behülflich ſein könne. Sein Blick fiel auf den Fremden, aber deſſen Weſen flößte dem Manne des Rechts kein ſonderliches Vertrauen ein. Obgleich dieſer räthſelhafte Ankömmling ſeine äußere Erſcheinung bedeutend zu ſeinem Vortheile verändert hatte. Die Lumpen waren gewichen und hatten einem ziemlich anſtändigen Anzuge Platz gemacht. Es waren vom Trödler zuſammengekaufte Kleider; allein der Fremde wußte ſie ſo zu tragen, daß er, nach dem Ausſpruche der Wirthin, wie ein Graf darin ausſah. Sein Bart war geſtutzt, das Haupthaar verkürzt, gekräuſelt und geglättet. Dabei ließ der Fremde ſeit ſeiner Verwandlung Geld aufgehen. Er ſpielte mit dem Wirthe, und ließ dieſen öfters gewinnen, wodurch ſein Ruf auf die vortheilhafteſte Weiſe verbreitet wurde, und er Eingang in das Caſino fand, das die überwinternde Badegeſellſchaft mit einigen Honoratioren der Gegend bildeten.

Hier wurde er nun ein faſhionabler Geſellſchafter und gewann die Theilnahme einiger ältlichen, unverheiratheten Damen, die in ihm einen ſehr liebenswürdigen Cavalier entdeckten. Er nannte ſich Herr von Seller, und gab vor, ein verabſchiedeter Offizier zu ſein. Mit dem

Gelde, das in die Taſchen dieſes intereſſanten Fremdlings ſtrömte, wuchs auch ſein Anſehen in der Dorfſchenke. Es wurde ihm zu Ehren eine eigene Speiſekarte gegründet, und mit großen Buchſtaben die Lieblingsgerichte des Fremden darauf verzeichnet

Allein Herr Lobmeyer war nicht ſo leicht zu gewinnen; er fand ein ſehr wohl begründetes Aergerniß an dem plötzlichen Geldbeſitz und an dem Geſichte des Fremden. Er konnte dieſe Gattung frecher, irregehender Augen aus langer Praxis nur zu wohl. „Was mag er nur hier wollen,“ murmelte er für ſich; „ich ſeh' ihn in der Dunkelheit immer fortſchleichen, und zwar in die Gegend des Schloſſes hin. Sucht er dort Jemand? Vielleicht gar dieſelbe Perſon, die ich ſuche? Es käme darauf an, ihm einmal nachzuſchleichen. Mir ahnet wahrlich bei dieſem Spitzbuben, welche Wege er geht.

Den nächſten Abend nach dieſer Betrachtung ſteckte der Advokat ſeine Reiſepiſtole zu ſich, und als der Fremde das Haus verließ, ſchlüpfte auch er aus der Gartenpforte. Er hatte ſich in einen langen, grauen Ueberrock gehüllt, der ihn in der Dämmerung unkenntlich machen ſollte. Der räthſelhafte Fremde ſchlug den Fußpfad ein, den er immer zu wandeln pflegte, und eilte auf dieſem mit ſolcher Behendigkeit fort, daß der Advokat Mühe hatte, ihm zu folgen. Das erſte Mondviertel, über die Fichtengipfel aufſteigend, ſendete ein zweifelhaftes, blaſſes Dämmerlicht auf den unebenen Pfad. Mehr als einmal war der Advokat, der nicht die Fertigkeit ſeines Mitwanderers hatte, über Baumwurzeln und Steine hinwegzuhüpfen, nahe daran, zu fallen. Nackte Aeſte ſchlugen ihm in's Geſicht, und ein kalter, feuchter Wind fuhr mit unheimlichem Geflüſter über ihn hin. Der Fremde mäßigte die Eile ſeines Ganges, als er in die Nähe des Schloſſes kam; er blieb ſtehen und ſchien zu lauſchen, ſein Nachfolger drückte ſich während ſolcher Pauſen vorſichtig in's Gebüſch, um nicht geſehen zu werden. Es war ſtill, man hörte nur entferntes Hundegebell aus dem Dorfe herüberſchallen. Das Meer mußte beſonders hoch gehen, denn ſein Rauſchen war bis hierher vernehmbar. Jetzt ſtand das Schloß in ſeiner ganzen Ausdehnung da, wie ein dunkles Gebirge mit tauſend Zacken und Spitzen, ſchwarz im Schooße der bewegten Waldnacht, die um ihn her rauſchte. Des Mondes Sichel ſchwebte darüber hin, wie der kleine, gebrechliche Kahn eines Fiſchers über die Schrecknisse der Tiefe dahingleitet. Die Fenſter des Schloſſes waren ſämmtlich dunkel, nur in dem linken Flügel brach ein Lichtſchein hinter Vorhängen hervor und bildete ein rothglühendes Auge, das in die Dunkelheit blickte. Hier ſaß die Fürſtin bei ihrer Toilette, denn ſie hatte ſich eben von ihrer ſogenannten Nachtruhe, die eigentlich eine Tageruhe war, erhoben.

Der Fremde machte Halt bei einem Gitter, das in einiger Entfernung vom Schloß die neuangelegten Parkanlagen umzäunte. Nochmals ſah er ſich ſpähend um, und als er Niemand in ſeiner Nähe gewahrte, ſchwang er ſich mit einem kecken Satze über das Gitter, und befand ſich nun jenſeits deſſelben in einem dunklen Bogengange, in deſſen ſchwärzliche Schatten kein Strahl des Mondes drang. Er ſtand hier unbeweglich wohl eine Viertelſtunde lang, bis endlich ein leiſer Laut durch die Nacht, faſt wie ein Rufen klingend, hörbar wurde, auf deſſen Ertönen er unter dem Schatten der Bäume hervortrat, und ſich in die Mitte des Ganges ſtellte, den Rücken dem Advokaten zugewendet, der, leiſe heranſchleichend, hinter dem Vorſprung eines Mauerſtücks Platz fand. Eine weibliche Geſtalt, in einen Mantel gehüllt, näherte ſich raſch aus der Tiefe des Baumgangs heran, und blieb in einiger Entfernung von dem Fremden ſtehen, gleichſam als erwartete ſie von dieſem ein erneuertes Zeichen, um vollends heranzukommen. Der Fremde gab dieſes Zeichen, indem er einige Schritte vorwärts that, worauf die Geſtalt im Mantel auf ihn zueilte. Der Advokat warf ſich mit der größten Anſtrengung über einen Theil der Mauer hin, um zu ſehen und zu hören, was zwiſchen dieſen zwei Perſonen verhandelt werden würde, denn die verhüllte Geſtalt erſchien ihm bekannt, und rief ſeine volle Aufmerkſamkeit wach. Er vernahm folgendes Geſpräch.

„Nun, meine ſchöne Comteſſe, Sie haben

mich etwas warten laſſen. Ah, ma belle, das iſt nicht wohl gethan. Es iſt ein verwünſcht kalter Wind, und ich habe meinen Ueberrock zu Hauſe gelaſſen.“

Die verhüllte Geſtalt zögerte mit ihrer Antwort, endlich wurde eine leiſe Stimme vernehmbar, welche die Worte ſprach: „Ich hoffe, daß Du heute zum letzten Male hier erſcheinſt.“

„Das hängt ganz von Dir ab, kleine Prinzeſſin,“ tönte die Antwort mit einem höhnenden Gelächter. „Du weißt, daß ich mich nicht mit dem Bettel begnüge, den Du aus Deinem Beutel mir zugeworfen haſt. Par bleu! Es lohnte ſich auch um einen lumpigen Bankzettel von hundert Thalern, hier auf der Landſtraße zu erfrieren. Ich ſage Dir, meine Schöne, daß ich kein Almoſen begehre, ſondern vielmehr meinen Antheil an der Beute. He! Verſtanden?“

Die Verhüllte ſchwieg. Sie hatte ſich an einen Baumſtamm gelehnt, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrem Buſen. Der Fremde, die Hände auf der Bruſt verſchränkt, ſtand in übermüthiger Stellung da, und während er ſeine Blicke ſcharf auf den Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit richtete, gab er zugleich einen ſpottenden, kreiſchenden Ton von ſich, der ſchauerlich durch die Einſamkeit der Nacht klang. Da jene noch immer ſchwieg, ſagte er: „So haben wir nicht gewettet, meine theure Gräfin, der Simeon iſt kein Narr. Er iſt ein armer Teufel, der nicht die gehörige Beſonnenheit hat, ſich Grafentitel zu erſchleichen, wie gewiſſe andere Leute, der aber immer den Muth hat, einer luſtigen Dirne ihr Handwerk zu legen. Ich ſage Dir, Judy, ich will nicht verhungern, und ſo lange Du einen Biſſen Brod haſt, ſo lange werde auch ich welches haben.“

„Ungeheuer!“ ſtöhnte die weibliche Stimme, „ſo willſt Du mich verderben? So ſoll denn Alles verloren ſein! Willſt Du mein Werk zerſtören, mich mit Schande brandmarken?“

„Das will ich nicht, Judy. Bei meiner Ehre, das will ich nicht!“

„Bei Deiner Ehre! Ein ſchöner Schwur. Warum verfolgſt Du mich denn, Elender? War es nicht genug, daß Du meine Ehre auf's Spiel ſetzteſt im Schloß der Fürſtin? Kommſt Du auch hierher mir nach, und gerade jetzt, wo Alles auf dem Spiele ſteht, wo die kleinſte Entdeckung mich in die bodenloſe Tiefe des Verderbens ſtürzen muß? Siehſt Du nicht ein, wahnſinniger Menſch, wie entſetzlich Du mich peinigſt?“ —

„Gebiete nur, Judy, und ich entferne mich.“

„Hab' ich Dir nicht längſt geboten, Dich nie wieder in meiner Nähe blicken zu laſſen?“

„Das haſt Du allerdings, ſüßes Kind; allein Du haſt vergeſſen, mich mit den gehörigen Wechſeln auszuſtatten, die es möglich machen, daß ich entfernt von Dir leben kann.“

„O Himmel, und ich gab Dir doch Alles, was ich hatte!“

„Alles, was Du hatteſt!“ flüſterte der Fremde, indem er mit einem raſchen, wilden Schritt auf die Verhüllte zuſchritt. „Alles, was Du hatteſt, Judy? Du lügſt. Mir gehörſt Du, mir! Dein Leib, Dein Leben, Dein Gut, Dein Blut. Als wir arm waren, Beide auf der Landſtraße bettelten, und den halbverhungerten Vater hinter uns herzogen, als die Gerichte unſere Spur verfolgten, als der nächſte Morgen uns im Halseiſen und auf dem Pranger hätte ſehen können, damals war ich für Dich eine gute Kameradſchaft, damals tönte von dieſen Lippen der Schwur, ewig an mir zu halten, mich nie zu vergeſſen. Ein Brod, einen Rock — ein Bette wollten wir einſt mit einander theilen! He! weißt Du noch, als ich den Hegereiter in's Bein ſchnitt, um ihn zu verhindern, Dich und Deinen Vater einzufangen? Weißt Du das noch? Nun gut — hier ſteh' ich und fordre meinen Lohn. Ich bin arm, ich bin verrathen, ich bin verfolgt, ich habe keinen ganzen Rock am Leibe, allein ich bin immer noch Dein Genoſſe, Dein Kamerad. Wenn Du nicht Dein Geld mit mir theilen willſt, gut, ſüßes Kind, ſo theile mit mir ein vergittertes Stübchen im Gefängniß."

„Großer Gott, ſtill! Willſt Du mich auf der Stelle morden!" flüſterte die Verhüllte.

„Sei ruhig. Es hört uns Niemand. Nun, ſchnell, erkläre Dich."

„Ich beſitze nichts, gar nichts. Du glaubſt, daß ich Schätze bewahre, ich habe keine. Ich kann Dir zuſchwören, ich habe keine. Das Geld, das Du von mir erpreßt haſt, während der Zeit, daß Du in der Nähe weilſt und mir Deine fürchterlichen Beſuche abſtatteſt, iſt Alles, was ich hatte."

„Ich bin kein Advokat," brummte der Mann vor ſich hin. „Ich weiß nicht, wenn man Dich in Dein Erbe einſetzt, vielleicht geſchieht es gar nicht, und man giebt das Geld Deinem Manne, der es in die Koffer ſchließt. Alles das weiß ich nicht, und kann Dich daher nicht Lügen ſtrafen, wenn Du mir ſagſt, Du habeſt kein Geld. So gieb mir denn Deinen Schmuck. Ich weiß, daß Du vor wenig Tagen einen köſtlichen Brautſchmuck erhalten haſt. Gieb ihn mir. Steine ſind ſo gut, wie Geld. Ich gehe nach Belgien, dort kenne ich einen Juden, der früher bei unſerm Geldgeſchäfte auch betheiligt war, und viel bei dem falſchen Gelde gewonnen hat, er wird mir ohne Gefahr die Steine abnehmen."

„Biſt Du von Sinnen? Meinen Brautſchmuck ſoll ich Dir opfern?"

„Ja, mein goldenes Täubchen. Dann biſt Du mich für Deine ganze Lebenszeit los, und und kannſt frei unter Deiner Grafenkrone athmen.“ —

„Nimmermehr!“

„Goddam! Wie die Weiber einfältig ſind. Du kannſt ja irgend einen Grund erfinden, warum Du den Schmuck nicht anlegſt. Du machſt die Bemerkung, daß Du nicht gern Diamanten trägſt. Du erſcheinſt im einfachen Brautkleide, und biſt darum vielleicht gerade deſto ſchöner. Niemand wird Dich fragen, ob in dem Käſtchen wirklich noch der Schmuck liegt. Sieh, mein Täubchen, und ich, Dein Bruder, Dein Freund, Dein Geliebter, ich bin geborgen für Lebenszeit. Ich, der Retter Deines Vaters, habe keine Sorgen mehr, keine Verfolgungen, ich kann in Muße ein Gläschen Wein trinken auf die Geſundheit meiner ſchönen Comteſſe.“

„Ich ſage Dir, Simeon, nie, nie werde ich eine ſo nichtswürdige Handlung begehen.“

„Du willſt nicht, Judy?“

„Nein.“

Eine Pauſe erfolgte, während die beiden dunklen Geſtalten ſich regungslos gegenüberſtanden, dann rief der Fremde in einem kurzen und trocknen Tone: „Nun gut; ſo haſt Du Deine Rolle ausgeſpielt, Mädchen.“

„Simeon! Was willſt Du damit ſagen?“

„Daß ich den Grafen über gewiſſe, ihm ſehr wichtige Dinge belehren werde.“

Die Verhüllte warf ſich mit einer leidenſchaftlichen Bewegung auf den Fremden. Da dieſer auswich, fiel ſie zu deſſen Füßen nieder. „Simeon!“ rief ſie mit leiſer, aber in tiefſter Seele erſchütterter Stimme, „Simeon, ich flehe Dich an, ich umſchließe Deine Knie, ich beſchwöre Dich bei Allem, was Dir noch irgend theuer und heilig iſt, bringe mich nicht zur Verzweiflung. Ende dieſe Qualen, die ich nicht mehr zu ertragen vermag. Wenn Du wüßteſt, was ich dieſe ganze Zeit über, wo Du zum erſten Male als mein Verfolger erſchienſt, gelitten habe, wie der Schlaf meiner Nächte, wie die Ruhe meiner Tage gemordet iſt, wie ich überall das Schreckbild der Schande, der Entehrung, vor mir ſeh wie ich überall Dein Antlitz ſehe! Aus allen glänzenden Geſichtern, die mich umgeben, heraus immer Dein entſetzliches, drohendes Auge, Dein fürchterliches Grinſen! Ach, ich würde mein Blut hingeben, Dich zu befriedigen, allein Deine ewige Geldgier ſagt mir, daß ich nie von Dir befreit ſein würde, wenn ich Dir auch Haufen Goldes in den Schooß würfe. O, habe Erbarmen, laß mich — gieb mich auf. Quäle mich nicht länger! Bei dem Angedenken unſerer Jugend, bei den frühern Stunden, wo noch Tugend und Liebe in Dein Herz Eingang fanden, wo noch ein Gebet auf Deinen Lippen weilte, quäle mich nicht länger. Entferne Dich! Ich kann, ich darf Dir nicht helfen! Simeon, laß dieſe fürchterliche Stunde die letzte ſein, wo wir eine ebenſo unnütze, als frevelhafte und peinvolle Zuſammenkunft halten. O, ich werde Dich meinen Retter, meinen Engel nennen, nur verlaſſe mich!"

Ein ſchwacher Strahl des Mondes glitt durch die dichten Zweige, und zeigte ein bleiches ſchönes Mädchenantlitz, in Kummer und Leidenſchaftlichkeit getaucht. Die Lippen bebten, das

Auge ſtarrte, die Arme waren krampfhaft erbeben. Der Fremde, ſchien es, betrachtete dieſes alles, ohne im mindeſten gerührt zu werden. Er ließ wieder jenes kreiſchende Lachen erſchallen, und rief dann: „Wie doch das Wohlleben die Weiber verzärtelt. Schäme Dich, Judy, Du biſt nicht mehr das kecke, wilde Mädchen, das ſich jeder Gefahr hingab, das viel lieber ſich dem Tode in die Arme geworfen hätte, als vor irgend einem Menſchen knieen. Steh' auf, ich kann Dir Deine Bitte nicht gewähren. Es thut mir leid, ich muß aber Geld haben. Sieh einmal, ma belle, wie ſchön ausgedacht das iſt! Dein Engel, Dein Retter ſoll ich ſein! Daraus wird nichts. Höre mein letztes Wort. Morgen komme ich wieder an dieſe Stelle, und kommſt Du mir da nicht mit Deiner Steinſammlung entgegen, ſo weißt Du, was ich thue. Ich bringe dann meinerſeits ein Hochzeitsgeſchenk, und bin überzeugt, daß Deiner neuen Sippſchaft mein Geſchenk behagen wird. O pfui! einen alten Kameraden und Bruder ſo in Stich zu laſſen!"

Er wandte ſich zu gehen, als die Verhüllte, am Boden fortrutſchend, ſich vergeblich mühte, nochmals ihre Bitten und Beſchwörungen zu erſchöpfen. Ein Tritt des Fußes war alle Antwort, die ihr zu Theil wurde, und der Fremde überſprang das Gitter.

Der Advokat ließ ihn ſich entfernen, ehe er es wagte ſeinen Standort, der auf die Länge ſehr unbequem war, zu verlaſſen. Als er ſich von der Mauer herabließ, glaubte er, einen dunklen Schatten zu bemerken, der ſchnell an dieſelbe hin huſchte. Die Dame entfernte ſich langſam den Bogengang hinab, und tiefe Stille umlagerte wieder dieſen Ort eines geheimnißvollen, und nichts weniger als verliebten Stelldicheins. Herr Lobmeyer fand bald den Zuſammenhang und die Erklärung dieſer Scene, ſie verſchaffte ihm einen höchſt willkommenen Beitrag zu den geheimen Akten ſeines Prozeſſes. Es war demnach nicht länger zu zögern. Simeon war ein Mitſchuldiger Judiths, er war ein brutaler Taugenichts, von ſeiner Rache war alles zu fürchten, und der Advokat zitterte bei dem Gedanken, ein gemeiner Dieb könne ihn um die Früchte ſeiner ſchlauen

Erfindungsgabe und ſeiner feinen rabuliſtiſchen Künſte bringen. Morgen hatte jener Freche wiederkommen wollen, es mußte alſo Herr Lobmeyer ſich Eingang bei Judith noch vor der angegebenen Friſt verſchaffen. Der Zufall war ihm günſtig. Bei Tagesanbruch traf ein Bote vom Schloß ein, der den Auftrag hatte, aus dem nahen Städtchen den Arzt zu rufen, weil die junge Gräfin erkrankt war. Er fand ihn nicht zu Hauſe, und ſogleich war des Advokaten Plan gefaßt. Er hatte den Arzt als einen Univerſitätsfreund wiedererkannt, demnach glaubte er auf deſſen Namen hin, ſich einen unſchädlichen Betrug erlauben zu dürfen. Er gab ſich für einen Gehülfen ſeines Freundes aus, und fand ungehindert Eingang ins Schloß. In die Zimmer des jungen Grafen geführt, fragte ihn dieſer: „Sie ſind Herr Marlitz?"

„Nur ſein Freund, ebenfalls Arzt," war Herr Lobmeyers Antwort. Ich begleitete Herrn Marlitz hieher, und kehre ſofort nach Berlin zurück. Er gab mir den Auftrag, in ſeiner Abweſenheit dringenden Anfragen Genüge zu thun."

„Meine Braut iſt ſeit geſtern unwohl,“ hob der Graf an, „ich fürchte, daß ſie ſich auf einem Spazierritte erkältet hat. Ich will Sie zu der Gräſin führen.“

Er ſchritt voran, und die Thür eines eleganten Salons öffnend, rief er zu einer Dame, die auf dem Sopha lag: „Meine Theure, hier iſt der Arzt.“. Judith machte eine ſchwache Begrüßung, als ſie den fremden Mann eintreten ſah. „Lieber Graf,“ ſagte ſie, „ich verſicherte Sie doch, daß ich dieſes Beſuchs nicht bedürftig ſei, daß mein Uebel ſehr unbedeutend, daß einige Stunden genügten, mich vollkommen herzuſtellen.“

Ernſt antwortete nicht, ſondern heftete ſeine Blicke auf Herrn Lobmeyer, der die Hand Judiths gefaßt hatte, und ihr an den Puls fühlend, eine bedenkliche Miene machte.

„O, wie lächerlich!“ rief Judith, „ich ſage Ihnen, mir fehlt nichts.“

Der Advokat ſah den Grafen mit einer Miene an, die dieſer ſogleich deutete, wie ſie gedeutet werden ſollte. Er ſtand auf, und unter dem Vorwand, das Kammermädchen zu ruſen, entfernte er ſich und blieb weg. Herr Lobmeyer befand ſich jetzt mit der Tochter Florentins allein. Er fühlte die Schwere und Wichtigkeit des Moments, und ſeine kleinen grauen Augen waren mit einem ſtechenden Blick auf die junge Dame gerichtet, die ihren Gedanken nachhängend, und ſich durchaus nicht um die Gegenwart des aufgedrungenen Helfers kümmernd, vor ſich hin blickte, und mit den Blättern eines Buches ſpielte. Ihr Antlitz war bleich, ihr Auge ſtarr. Ein ſtärkerer Druck auf die Pulsader erweckte ſie aus ihren Träumereien, ſie zog ſchnell die Hand weg und rief: „Mein Herr, ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, allein nochmals, es iſt völlig unnütz. Ich befinde mich vollkommen wohl.“

„Vollkommen wohl?“ rief der Advokat mit einer Stimme, die plötzlich die Aufmerkſamkeit der Kranken auf ihn hinleitete. „Kann man mit dieſen fieberiſchen Puls ſich wohlbefinden?“

Judith hatte die Züge des Mannes genau betrachtet, da ſie ihr aber durchaus unbekannt waren, beruhigte ſie ſich wieder, und nach Verlauf weniger Sekunden war ſie wieder in ihre Träumereien verſenkt.

„Ich komme als Arzt hierher,“ hub Herr Lobmeyer wieder an, „ich wünſchte Sie geſund, für immer geſund, zu machen.“

„Geſund? für immer? Wer vermöchte das?“

„Ich; wenn Sie mir völlig vertrauen, Gräfin?“ —

„Sie?“

„Nicht wahr,“ fuhr der Advokat fort, indem er Judiths Hand ergriff, „ich bin nicht der erſte Arzt, der ſo viel verſpricht? Aber ich werde der erſte ſein, der da hält, was er verſpricht.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr. Was ſoll dieſe feierliche Sprache?“

Herr Lobmeyer ſetzte ſich ganz nahe dem Sopha; er verſuchte es, eine gemüthliche, ungekünſtelte Miene anzunehmen, eine Miene, die Vertrauen und Zuverſicht erweckt, allein, er brachte nur eine unverſtändliche Grimaſſe hervor, die auf Judith einen unangenehmen Eindruck machte. „Mein Herr, wollen Sie die

Güte haben, die Klingel zu ziehen,“ rief ſie, indem ſie auf dem Sopha etwas weiter fortrückte.

Herr Lobmeyer blieb ſitzen, und ſpielte mit dem Bändchen ſeines Stocks.

Judith wollte aufſpringen, da hielten ſie die derben Hände, und eine gebieteriſche Stimme rief: „Bleiben Sie, bleiben Sie! Was ich Ihnen zu ſagen habe, fordert eine einſame, durch nichts geſtörte Stunde.“

„Ich begreife nicht“ — rief Judith, und warf einen ſtolzen, unwilligen Blick auf ihren unwillkommenen Gaſt.

„Sie ſollen mich anhören, doch muß ich Ihr Zutrauen beſitzen, ſchöne Dame, hören Sie, Ihr Zutrauen.“

„Zurück, mein Herr, verlaſſen Sie mich.“

„Ich finde das ſpaßhaft. Ein Arzt in einem ſicheren Zimmer, mit einer ſchönen Dame eingeſchloſſen, darf ſich ſchon etwas erlauben. Geben Sie mir Ihre Hand, Gräfin, Ihre Hand.“

Judith, ohne ein Wort zu ſagen, ſprang auf, und war eben im Begriff, mit einem heftigen Zuge die Klingel in Bewegung zu ſetzen, als ihr der Advokat nachſchlich, und in der Mitte des Zimmers ſtehen bleibend, ein feines, aber durchdringendes Spottlachen ausſtieß, und dann ſagte, indem er eine Hand ausſtreckte: „Gut, gut, ziehen Sie die Klingel, Gräſin, rufen Sie die Leute im Schloß herbei, ſie ſollen uns beide beiſammen ſehen, und in aller Gegenwart will ich Ihnen das Recept ſchreiben, das zu Ihrer Heilung nöthig iſt, und daß darin beſteht, daß ich Ihnen einen Spaziergang im Park heute um neun Uhr erſpare.“

Der gehobene Arm Judiths ſank von der Klingel zurück, ſie wandte ſich um, und ſah todtenbleich in das Geſicht des rothhaarigen Kobolds, der vor ihr ſtand, und ſich vor Spottluſt nicht zu laſſen wußte.

„Was iſt das!“ rief ſie, und trat einige Schritte zurück.

„Nichts, als daß ich ein Wörtchen im Vertrauen,“ erwiderte der Advokat, indem er ſich auf die Fußſpitze richtete, um in Judiths Ohr zu flüſtern, „mit der Tochter des Verbrechers zu ſprechen habe.“

Wie von einer giftigen Schlange gebiſſen, zuckte Judith zuſammen, und blieb in einer gebrochenen Stellung ſtehen, die Arme ſchlaff am Leibe herabhängend, die Blicke vor ſich hin ſtarrend.

„Wollen Sie noch die Klingel ziehen, theure Gräfin?“ fragte Herr Lebmeyer, „oder ſoll ich's für Sie thun? Befehlen Sie nur.“

Ein dunkler Blick voll Zorns und geheimen Schmerzes, war die Antwort auf dieſe Frage. Judith winkte dem Advokaten, zu ſeinem Platz zurückzukehren, und warf ſich ſelbſt wieder aufs Sopha, indem ſie ihr Antlitz mit dem Tuche bedeckte.

„Ich bin kein übler Arzt,“ hob der Advokat wieder an, wohlgefällig ſein Opfer betrachtend. „Wahrlich, ich könnte eine artige Praxis haben, wenn ich nur wollte. Ich könnte ein Magnetiſeur der erſten Klaſſe werden. Wer möchte ſich ſchmeicheln dürfen, eine ſo plötzliche und willkommene Wirkung hervorzubringen, wie ſie mir eben gelungen iſt? Allein die Zeit vergeht, meine Dame! Die koſtbaren Minuten, die wir ungeſtört mit einander verkehren, kommen nicht wieder. Von dieſer Stunde hängt die Ruhe, das Glück von Jahren, ja vielleicht von einem Menſchenleben ab. Alſo Muth gefaßt — wer ſind Sie? Was wollen Sie hier?“

„Ich werde Ihnen nie auf dieſe Fragen antworten,“ ſagte Judith, mühſam ihre Faſſung wieder gewinnend. „Mit welchem Rechte thun Sie ſie an mich?“

„Mit dem Rechte eines Freundes, und wenn Sie wollen, eines Bundesgenoſſen,“ erwiderte der Advokat. „Kein Wort mehr der Verheimlichung. Ich weiß alles. Sie bedürfen eines Mannes, dem Sie Ihr Vertrauen ſchenken können, ich bin ein ſolcher. Mein Name iſt Lobmeyer, und mein Ruf als Advokat hat, wie ich glauben darf, einiges Gewicht. Die Gegenparthei hat mich erkaufen wollen, es wäre nichts leichter geweſen, als mit meiner Kenntniß der wahren Begebenheiten, mit der Fähigkeit der Beweisführung, daß das ächte Kind noch lebt, und zu finden iſt, der Sache ſogleich und auf immer ein Ende zu machen, allein ich geſtehe es, die Kühnheit und der Muth haben für mich eine große Anziehungskraft; ich finde dieſe Eigenſchaften in Ihnen, und es lockt mich, zu Ihrer Hülfe herbei.“ Dieſe Worte wurden an Judith's Ohr hingeflüſtert. Die Tochter Florentins, als jeder dieſer verzehrenden Gifttropfen in ihre Seele gefallen, erhob ſich, und ſah mit einem Blick des tiefſten Entſetzens den Mann an, der gekommen war, um alle Qualen der Hölle über ſie zu bringen. Sie blickte in dieſe zuſammengekniffenen Augen, die von keinem menſchlichen Gefühl zeigten, in denen nur ein kalter boshafter Strahl zuckte, und ſie wandte ſich ſchaudernd hinweg. Doch zwang ſie ſich von neuem, in dies verhaßte Antlitz zu ſehen, und jetzt fand ſie etwas darin das ihr Muth und Hoffnung einflößte. Dieſer Mann war offenbar nicht erſchienen, um ihr Ankläger zu werden; er war gekommen, um ſie zu retten, und dieſe Rettung mußte erkauft werden. Hierüber konnte kein Irrthum walten. Wäre Judith in ihrem Rechte geweſen, ſie wäre als ein Opfer dieſes Betrügers gefallen, allein mit ihm eine Straße wandelnd, wußte ſie, bis wie weit ſie ihm gefahrlos folgen dürfe. Noch eine Frage that ſie, um ihrer Sache gewiß zu ſein, es betraf die geſtrige Zuſammenkunft mit Simeon, und der Advokat wiederholte ihr das erlauſchte Geſpräch. Jetzt änderte ſie ihr Weſen. Ihre Stimme, früher laut und gebieteriſch, ward leiſe, flüſternd. Sie wandte ſich nicht mehr ab mit den Zeichen ſtolzer Verachtung von einem Manne, der jetzt als ein willkommener Rettungsbote erſchien, dem ſie die langverhaltenen Qualen und Zweifel ihres Buſen mittheilen konnte.

„Sie ſehen,“ hob der Advokat nach einer Pauſe an, nachdem er mit Zufriedenheit die Wirkung ſeiner Worte beobachtet hatte, „daß es unnütz iſt, mir irgend etwas zu verheimlichen.“

„Ich fürchte nur,“ rief Florentins Tochter, indem ſie, blaß und zitternd, ſich auf Herrn Lobmeyers Schultern lehnte: „Sie kommen zu ſpät. Dieſer wahnſinnige Menſch, der ſich Ihnen geſtern in ſeiner wildeſten Laune gezeigt hat, hält mich, und wird mich nicht frei laſſen.“

„Er wird — er wird! Verlaſſen Sie ſich auf mich.“

„Wenn Sie das könnten!“ rief Judith.

„Ich werde es können! Und warum ſoll ich es nicht können? Sie ſehen dieſen Simeon nie wieder, Sie ſehen das betrogene Kind, das Sie um ſein Erbe brachten, nie wieder! Sie ſind Gräfin Windeck und werden es bleiben! Das alles *kann* ich.“

Judith drückte die Hände auf die Bruſt, als wenn eine ſchwere Laſt plötzlich von ihr abglitt. Der Advokat ſah ſie mit Lächeln an.

„Aber wenn ich es kann,“ ſetzte er hinzu, „ſo kann ich's nur, wenn man mich dafür belohnt. Ich ſpreche ſehr offen mit Ihnen, liebes Kind, und wozu auch der Hinterhalt. Es wäre lächerlich, wenn wir, beide gleich muthvoll und kühn, noch ein Spiel feigen Verſteckens mit einander ſpielen wollen. Nun denn, wie viel gedenken Sie mir zu geben, wenn ich jene obigen Reſultate herbeiführe.“

„Ich beſitze nichts,“ rief Judith!

„O, zum Geier!“ kreiſchte der Advokat, und warf ſich auf den Stuhl zurück. Mit dergleichen kommt man mir nicht. Sie beſitzen nichts! O, das iſt zum Todtlachen. So konnten ſie geſtern Abend dem Vagabunden antworten, der Ihnen plumper Weiſe Ihre Diamanten abforderte. Aber mir dürfen Sie das nicht ſagen. Verſtehen Sie, mir nicht. Ich ſehe, ich muß in einem andern Tone mit Ihnen ſprechen. Ich fordre fünfhundert Thaler lebenslänglicher jährlicher Rente. He! Hat man mich verſtanden?"

„Fünfhundert Thaler jährlich —!" rief Judith. —

„Ah, Sie haben Recht," fiel der Advokat raſch ein. „Dieſe Summe dünkt Ihnen zu wenig. Wir wollen tauſend Thaler ſetzen."

Judith ſprang auf, und rief: „In welche Hände bin ich gefallen! Wo ich hinblicke, Tod— Verderben!"

„Ganz wie Sie wollen, Mademoiſelle. Ich werde dann nicht weiter incommodiren."

„Bleiben Sie, nur einen Augenblick laſſen Sie mir Zeit zum Ueberlegen. Welche Sicherheit kann ich Ihnen gewähren? Sprechen Sie."

Der Advokat legte ſeinen Hut hin und brachte ein zierlich gefaltetes Papier aus der

Taſche, und legte es auf den Tiſch, indem er zugleich eine Feder eintauchte. In dieſem Augenblicke wurde die Thür halb geöffnet, und der junge Graf, ins Zimmer blickend, rief lächelnd: „Nun, wird die Beichte nicht bald vollendet ſein?“

„Ich bin eben daran, das Recept zu ſchreiben,“ antwortete Herr Lobmeyer mit einer tiefen Verbeugung. Die Thür ſchloß ſich wieder, und der Advokat reichte die Feder hin. „Unterſchreiben Sie,“ flüſterte er. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, Sie ſehen's.“

Judith überlas die wenigen Zeilen, ſie enthielten eine in aller Form aufgeſetzte Uebermachung der geforderten Leibrente. Sie ſetzte den Namen der Gräfin von Windeck darunter. Der Advokat faltete das Papier mit großer Befriedigung wieder zuſammen, und ſchob es in die Taſche. „Ich bin ein ſeltſamer Arzt,“ ſagte er lächelnd, „ich nehme ein und Sie werden geſund. Jetzt bleiben Sie die Gräfin, denn wenn Sie es nicht mehr wären, ſo verſchwände zugleich mein Jahrgehalt.“

Judith ſtand noch am Tiſche, ſie warf einen langen, forſchenden Blick auf den Mann des Geſetzes. Herr Lobmeyer kehrte um und flüſterte, indem er ſich an Judith hinandrängte. „Wo dachten Sie hin, als Sie das Unrecht thun wollten, ohne die Hülfsmittel, die Ihnen die Juſtiz bietet, zu Rathe zu ziehen? Kennen Sie die Welt ſo wenig? Nur dasjenige Unrecht duldet ſie, daß das Recht mit ſeinem Stempel verſehen hat. Sie brechen keck und waghalſig in ein Haus ein, um einen Schatz zu rauben, während Sie für ein Geringes ſich von den beſtellten Wächtern die Erlaubniß erkaufen können, am hellen Tage, und ohne ſich nur den Finger zu ritzen, das Doppelte an Werth ruhig fortzutragen. Man muß die Anſtalten, die die Cultur getroffen hat, hübſch benutzen. Dieſe Lehre gebe ich Ihnen, mein kühnes Mädchen, für die Folgezeit. Machen Sie ſich übrigens über die tauſend Thaler, die Sie jährlich weniger haben werden, keine Sorge. Ich lebe nicht lange — nein, nein! der Kummer, die Aufopferung, des Tages Laſt und Mühe haben mich frühzeitig altern laſſen. Ich ernähre meinen alten Vater, den ich grenzenlos liebe, ich habe theure Verwandten, die über meine Börſe, meine Zeit und meine Kräfte unbeſchränkt gebieten. Mit ſolchen Aufopferungen lebt man nicht lange."

Mit dieſen Worten empfahl ſich der Advokat. Im Vorſaal richtete er ſeine gebeugte Geſtalt auf, warf ſich in die Bruſt, und einem Spiegel vorbeiſchreibend, lächelte er, indem er die Worte vor ſich hinmurmelte: „Warte nur, ich lebe Dir zum Poſſen noch hundert Jahre."

Vierzehntes Capitel.

Die Entführung und der [illegible] im Schneegeſtöber.

Nachdem Herr Lobmeyer mit dem Arzte zuſammengetroffen, und dieſen von der improviſirten Rolle, die er geſpielt, in Kenntniß geſetzt, begab er ſich ſofort in die Dorfſchenke zurück, um Mittel zur Entfernung Simeon's zu ergreifen. Es war nicht ſo leicht, dieſen entſchloſſenen und kecken Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen, allein der Advokat ſetzte aus den Einzelnheiten, die er aus Simeon's Munde an jenem Abende ſelbſt vernommen hatte, den Angriffsplan zuſammen. Ihn ſofort den Gerichten zu übergeben, war aus dem Grunde nicht thunlich, weil alsdann der Verbrecher in Judiths Nähe blieb, und ſomit die Gefahr, die er ihr bereitete, eher vergrößert als vermindert würde, es mußten daher Mittel gefunden werden, ihn zu entfernen. Seine Verhaftung konnte am beſten in Berlin erfolgen, und dahin ihn zu locken, machte Herr Lobmeyer ſich zur Aufgabe. Die Rückreiſe konnte jede Stunde vor ſich gehen, und wirklich ſtand auch ſchon der unbequeme Karren diesmal mit zwei ſtattlichen Gäulen beſpannt, bereit im Hofe, als eben das frugale Mittagsmahl im Speiſezimmer des Gaſthofes aufgetragen wurde. Herr Lobmeyer, der ſich zu ſeiner Mahlzeit die Theilnahme Simeon's ſowohl, als des Wirths verſichert hatte, eröffnete die Belagerung durch eine Flaſche guten Weins, die er umgeben ließ, dann brachte er, wie zufällig, ein Zeitungsblatt aus der Taſche, und las daraus einen fingirten Artikel von der Verfolgnng eines Betrügers vor, in welchem Umſtände berührt wurden, die der aufhorchende Simeon nur auf ſich deuten konnte. Schließlich bemerkte er, als er das Zeitungsblatt wieder in die Taſche ſchob, daß er auf dem Schloſſe gehört habe, wie die Ortsobrigkeit Befehl erhalten habe, das Dorf zu unterſuchen, und, wie im wahrſcheinlichen Falle, die Häſcher ſchon um wenige Stunden eintreffen würden. Das Gift that ſeine Wirkung. Simeon warf einen Blick auf den angeſpannten Reiſewagen und Herr Lobmeyer verſtand dieſen Blick vollkommen. Er wandte ſich zum Wirth mit der Frage, ob er ihm nicht einen Diener verſchaffen könne, es ſei ihm zu unbequem, die weite Reiſe ohne allen Beiſtand und ſelbſt ohne Geſellſchaft zurückzulegen. Der Wirth eilte mit der bezahlten Rechnung fort, und verſprach zugleich, ſich mit ſeiner Frau über ein paßliches Individuum der geforderten Art zu beſprechen. Kaum war er aus dem Zimmer, als Simeon ſich dem Advokaten näherte, und ihm eine halb vertrauliche, halb reſpectvolle Verbeugung machte, indem er ſagte: „Mein Herr, Sie gefallen mir. Ich hätte nicht übel Luſt, mit Ihnen die Reiſe zu machen. Verſteht ſich, nicht als Diener, denn ich bin in demſelben Fall, den der große Dichter ſo erhaben andeutet: „Ich kann nicht Fürſtendiener ſein!“

„Ich würde meinerſeits auch nicht gewagt haben, Ihnen dieſen untergeordneten Poſten anzubieten,“ ſagte der Advokat.

„Sie ſprechen, wie ein ächter Gentleman, mein Herr. Ich hege die aufrichtigſte Bewunderung vor Ihnen, und wen ich bewundere, dem diene ich. Ich würde in dem Fall, ohne Erröthen, Ihren Rock täglich einmal oder zweimal ausbürſten, ihre Stiefel reinigen. So iſt nun einmal mein Charakter. Alles Gold der Welt zwänge mich nicht, einem Fürſten zu dienen, aber dem Genie — küſſe ich den Staub von den Füßen.“

„O, mein Herr! Zu viel! Viel zu viel. Ich bin kein Genie, und wenn ich es wäre, würde ich dieſe Huldigung dennoch nie annehmen.“

„Mit einem Wort, mein Herr, ich wünſche Sie nach Berlin zu begleiten.“

„Mein Herr, ich bin entzückt über dieſes Anerbieten.“

„Wann reiſen wir?“

„Sogleich, wenn Ihr Gepäck kein Hinderniß bereitet?“

„Ich, mein Herr, bin ein Philoſoph, ein Anhänger des Fourrier'ſchen Syſtems. Meine Schätze theile ich mit der Intelligenz, mit der Menſchheit. Ich bin unermeßlich reich, aber gleichwohl läßt ſich alles, was ich beſitze, in eine Nußſchaale packen. Mit dieſer Nußſchaale werde ich die Ehre haben, ſogleich bei Ihnen zu ſein.“

Simeon eilte fort, und der Advokat, ſich die Hände reibend, ging mit einer ſehr fröhlichen Miene im Zimmer umher, als der Wirth und die Wirthin eintraten, letztere einen langen blaſſen, ungeſtalteten Burſchen an der Hand führend, den ſie als einen hoffnungsvollen Diener vorſtellte.

„Ich danke Euch, gute Leute, ich habe ſchon einen Begleiter gefunden. Der Fremde hier wird meinen Wagen theilen.“

„Der Fremde!“ rief der Wirth, und blieb mit der Miene des äußerſten Erſtaunens an der Thür ſtehen. „Der Fremde? Ei — hm! Wollen Sie mir wohl gütigſt das Zeitungsblatt zeigen, von dem Sie früher ſprachen.“

„Ich darf mich nicht länger aufhalten; leben Sie wohl, Herr Wirth.“

„Alle Teufel,“ rief dieſer, ſeine Frau in den Arm kneifend, „da ſitzt er wirklich ſchon im Karren. Ich will kein ehrlicher Mann ſein, wenn dieſe ſchnelle Abreiſe bei dem Burſchen nicht ſeine guten Gründe hat. Was, und der brave Herr ſoll mit einem ſolchen Diener abfahren?“

„Der brave Herr,“ wiederholte die Wirthin höhnend. „Ich ſehe nichts Braves an dem Rothkopf. Hat er mir doch mit ſeinen ſchielenden Augen nicht ein einziges Mal freundlich zugenickt, meinen Anzug gelobt, oder meine Küche beſehen. Da iſt der andere ein nobler Herr dagegen.“

Mit dieſer nachſchallenden Kritik entfernte ſich der Karren mit den beiden Reiſenden langſam aus dem Hofe. Auf die Landſtraße angelangt, ſetzten ſich die zwei rüſtigen Pferde in ſchnelleren Trab, und bald war das Dorf weit hinter ihnen.

Der Advokat bemerkte, daß ſein Gefährte ſehr willig auf den Vorſchlag einging, die Nacht durch zu fahren, und daß er öfters, beſonders beim Beginn der Reiſe, hinter ſich ſchaute, daß er ferner in den Gaſthäuſern, in denen man abſtieg, das Tuch, das ſein Geſicht halb verdeckte, nicht abnahm, unter dem Vorwand, an Zahnweh zu leiden. Je weiter man gelangte, deſto ſeltener wurden dieſe Merkmale von Muthloſigkeit. Dennoch dauerte das Einverſtändniß der beiden Reiſenden nicht lange. Noch war nicht die Mitte des Weges erreicht, als Simeon Verdacht ſchöpfte. Der Advokat wurde für ihn plötzlich eine räthſelhafte und zweideutige Perſon. Die Schnelle des Entſchluſſes hatte die Ueberlegung zurückgedrängt, jetzt aber machte ſie ſich Platz, und der Gefährte Judiths faßte den Verdacht, daß man ihn durch Liſt von jenem Orte zu entfernen getrachtet habe. Er kam der Wahrheit ziemlich nahe, indem er in dem Advokaten einen Vertrauten der Tochter Florentin's ſah. Sein ſo oft ſchon bewährtes Mittel, ſich Gewißheit zu verſchaffen, nämlich das Portefeuille Lobmeyers aufzubrechen, brachte diesmal kein Reſultat, denn der Advokat führte jenes wichtige Papier, das Judith's Unterſchrift enthielt, ſtets bei ſich. Je näher man der Hauptſtadt kam, deſto höher wuchs ſeine Furcht und ſein Mißtrauen, und endlich ſtiegen ſie zu einem ſo hohen Grade, daß er, überzeugt von dem Verrath ſeiner Genoſſin, eines Nachts die Flucht ergriff, und ſeine Schritte zurück nach dem Schloſſe lenkte. Zum erſtenmal in ſeinem Leben rührte er das Geld nicht an, das er aus dem geöffneten Portefeuille rauben konnte, zum erſtenmale verachtete er das Metall, und opferte es einer ſtärkeren Leidenſchaft auf, dieſe Leidenſchaft war der glühende Trieb zur Rache. Er fühlte ſich auf das empörendſte beleidigt, und in dieſer Ueberzeugung vereinten ſich die ſtärkſte Thatkraft mit der wildeſten und keckſten Rückſichtsloſigkeit für die Sicherheit ſeiner eigenen Perſon. Nur ein Ziel ſtand ihm vor Augen, die Beſtrafung Judiths, ihre Züchtigung für den ungeheuern Frevel, den ſie an ihm begangen. —

Die Nacht war kalt, der erſte Schnee fiel, als der Flüchtling eine weite Wieſenfläche überſchritt. Die Ruhe des Kirchhofes herrſchte in dem Umkreis dieſer einſamen Gegend. Geräuſchlos ſanken die weißen Flocken nieder und das Leichenkleid der Erde wurde von den Geiſtern der Nacht in lautloſer Stille gewebt. Der Wanderer zerriß mit ſeinem eiligen Schritt dieſes glatte und ſchimmernde Gewebe, ſein Haupt war zur Bruſt gebeugt, ſein Athem keuchte und weit hinaustaſtend, ſetzte er ſeinen Stab vorwärts. Wer die dunkele Geſtalt im Nebel der Nacht dahin fliehen ſah, dem mochte ſie erſcheinen, wie das ruheloſe und ewig doch nach Ruhe lechzende Verbrechen. So wandelt in düſterer Nacht die unheimliche That dahin; während um ihr her Tod und Erſtarrung ſich hinlagern, wacht in ihr der nie verſiegenden Quelle peinigenden Bewußtſeins. Die Irrfahrten des finſtern Träumers ſind von einem unerforſchlichen Geſetze vorgeſchrieben, er geht ſeine Bahnen, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihn führen, allein er ahnet, daß Tod und Verderben das Ziel ſein werden. Es liegt eine Oede, eine troſtloſe Hülfloſigkeit, eine nie endende Nacht in dem böſen Bewußtſein.

Simeon konnte das Ende der Fläche nicht erreichen, er ſetzte ſich auf einige Steintrümmer und Athem ſchöpfend, ſtarrte er in die Nacht hinaus. Die Erde lag, ſo weit ſein Blick reichte, in Nebel und Dunkel. Er war allein, allein mit ſeinen bittern Gedanken der Rache. Die Geiſter der Leidenſchaft tobten deſto wilder, je ruhiger es rings umher war. Er bohrte ſeinen Stab in den Boden und, indem er mit Flüchen den Schnee und die Erde umherwarf, ſchrie er mit thieriſchem, wildem Jammerlaute in die Oede und Grabesſtille hinein. Er erhob ſein Haupt, und indem er ſeine glühende Stirne von dem fallenden Schnee gekühlt und genäßt fühlte, rief er: „O, ich will Dich finden! Ich will Dich ergreifen, Elende! Und meine derben Fäuſte sollen ſich in den ſchmucken Atlas Deines Brautgewandes krallen. Ich will ihn beflecken, dieſen glänzenden Stoff, wie ich dieſen reinen Schnee durch die dunkele, aufgewühlte Scholle beflecke! — Juchhe! Freue Dich, ſchöne Braut, hier wandert noch ein Gaſt zu Deinem Feſte! Er kommt ohne hochzeitlich Gewand, allein Du nimmſt ihn doch auf an Deine große Tafel. In den kerzenhellen Saal wird er treten, Juchhe! und Dich zum Reigen auffordern. Spielt, Muſikanten, flötet und jubelt euer beſtes Stückchen, Muſikanten, einen hübſchen Walzer, he! ich tanze mit der Braut. Nur mir nach, Gräflein! Hab' ich mich müde getanzt, ſo bekommſt Du die ſchöne Tänzerin. Ich gebe ſie Dir zurück, wie ſie aus meinen ſchmutzigen Händen kommt. O, ich zog ſie oft durch den Graben, als ihre Füße müde waren, ich habe ſie gehüthet, und mit dieſer Bruſt geſchützt, als man ſie ſchlagen wollte, ich habe mir dieſes ſchmucke Bräutchen erkämpft, und *mein* ſoll es ſein."

Er ſenkte ſein Haupt, und jener kreiſchende Spottton ließ ſich wieder hören. Er wühlte von neuem den Boden auf und warf die Erde umher. „Ich bin reich, wie ein König, und auch ſo froh! ſetzte er ſein Geſpräch fort. „Manchen hübſchen Kitzel hab' ich durchgekoſtet, allein keiner kommt dem Genuſſe bei, den ich empfinde, jetzt, da ich Dich erfaſſe, Schlange. O, mein Täubchen, laß Dir ins Ohr flüſtern, daß der arme, elende Verbrecher, der ekelhafte Simeon, daß er Dich geliebt hat — Hohoho! Geliebt? Nein, nein, geliebt hab' ich Dich nicht, aber jetzt haſſe ich Dich — als hätte ich Dich geliebt! Jetzt könnte ich in Deinem Blute mich berauſchen. Alſo dies war Dein Plänchen! ſo leichten Kaufes wollteſt Du meiner los ſein! Ach nein, Täubchen, ich denke, wir gehen noch manchen Gang zuſammen. Sieh, dieſe ſchwarze Erde, mein Goldkind, wie gefällt ſie Dir? He? In ihr zu liegen, muß ſchön ſein! Es iſt ja dann alles aus. Komm, ich führe Dich hinab! Ein elender Karren wird unſere beiden Leichen hinſchleifen. Keiner Deiner hohen Verwandten wird Dir folgen, keine von den Händen, die Dich jetzt ſchmücken, die Dir den Brautkranz zurecht rücken, wird bereit ſein, der Tochter des Diebes, der Braut des Diebes, die Schleife am zerlumpten Leichenkittel zuzuknüpfen. Sie werden Dich hinauswerfen, wie man den eklen Lumpen eines peſtkranken Bettlers hinauswirft, und unbetrauert wird die Tochter des Verbrechers auf kalter, öder Haide daliegen. Es werden die mitternächtlichen Stürme über unſer beider Grab dahin ſauſen. Juchhe! wir werden auf immer dann vereint ſein!“ —

Als das Selbſtgeſpräch des Einſamen dieſe Höhe der Wuth und der Erbitterung erreicht hatte, ſchwieg er plötzlich, und nichts als ein dumpfes Gemurmel ſtahl ſich noch über die Lippen. Er ſtand auf, ſchüttelte den Schnee von ſeinen Kleidern, und ſetzte ſeine Wanderung fort. Erſt nach einer halben Stunde raſtloſen Gehens ließen ſich am Horizonte die blaſſen Lichtſterne ſpüren, die die Nähe menſchlicher Wohnungen ankündigten. Dahin lenkte der Ermüdete ſeinen Weg.

Vor ihm her auf der Landſtraße ſchwankte ein Reiſewagen, der ſich nur langſam durch den Nebel bewegte, eingehüllt in eine Wolke von

Schneeflocken. Der Bediente auf dem Kutſcherſitze war in einen Schneemann verwandelt, der Poſtillon auf dem Pferde hielt ſich durch fortwährendes Fluchen und Peitſche-Schwingen in Athem. Der Wagen ſtand vor einem Bauerhauſe ſtill, der Diener, herabſpringend, erregte einen wahren Schneeſturz; er öffnete den Wagen und Simeon, der ſich nahe hinzugedrängt, erblickte eine junge Dame, die ſich, in Pelze und Schleier gehüllt, hervorneigte, und in franzöſiſcher Sprache einige Erfriſchungsmittel beſtellte, die aus dem Bauerhauſe herbeigeſchafft werden ſollten, von dem aber nichts zu erlangen war, als einige friſche Eier, die die Kammerfrau in Empfang nahm, und in einer zierlichen, kryſtallenen Schaale mit Zucker zerklopfte, während ihre Gebieterin ein Glas friſche Milch ſich geben ließ, und es unter fortwährendem Geplauder, Rufen und Befehlen leerte. Eine Menge gaffender Bauerkinder hatte ſich um den Wagen geſtellt, mit dreiſter Unverſchämtheit und mit Erſtaunen die unbekannten Laute anhörend. Die Dame, nachdem ſie das Glas Milch geleert, war in die Kiſſen zurückgeſunken, und nahm eine Miene von Reſignation und Erſchöpfung an, während das einförmige Geklopfe ihrer Geſellſchafterin ſie zu langweilen ſchien. Plötzlich fuhr ſie auf, und zur Wagenthüre hinausgelehnt, rief ſie den Bedienten zu, „Jean, es iſt nicht möglich, daß das Schloß noch ſo weit entfernt iſt. — Fragen Sie den Poſtillon, das Schloß muß ganz in der Nähe ſein.“

Der Bediente nahm ſeinen Hut ab, und während die Flocken über ſein Geſicht dahin wehten, erwiderte er mit einem ſtrengen Ernſte: „Madame, hier zu Lande ſind die Wohnungen großer Herren nicht ſo nah gerückt, wie in Frankreich. Ich habe mich bereits erkundigt: wir haben noch zwei Tagereiſen zurückzulegen, ehe Madame das Schloß von Monsieur le comte zu ſehen bekommt.“

„O ciel!“ ſeufzte die Dame, „welch ein fürchterliches Land iſt dies! — Welch ein wahnſinniger Einfall, ſich in dieſe Einöden zu begeben! Wie grauſenvoll dieſes ewige Schneefeld, dieſe Dunkelheit, dieſe zerlumpten Kinder!“

„So iſt's," hob die Kammerfrau in einem pedantiſchen Tone an, wir müſſen jetzt einmal, da wir im Unglück ſind, durchzukommen ſuchen."

„Sie haben Recht, Fanchette, was hilft das Klagen? Wir wollen uns daran erinnern, daß die arme Madame Genlis in ihrer Verbannung noch ganz andere und viel ſchlimmere Gegenden dieſer nordiſchen Wüſten zu bereiſen hatte, und daß ſie trotz deſſen ihren Roman: „Le chevalier de cigne," ein damals bewundertes Buch, ſchrieb. Nun, meine Beſte, ſind die Eier nun genug geklopft?"

„Hier, Madame."

„Mein Himmel, wie kalt. Alles erſtarrt zu Eis am Munde. Jean, geben Sie doch den armen Kindern dieſe Düte mit Roſinen und Mandeln." Der Bediente vollzog den Auftrag, allein die Beſchenkten wußten die Gabe nicht zu ſchätzen, ſondern ſchütteten den Inhalt der Düte heimlich und unter ſpottendem Gekicher in den Schnee. Unterdeſſen ſchlürfte die Dame die für zubereitete Labung. Der Poſtillon war beſchäftigt, friſche Pferde vorzuſpannen, obgleich die

Station noch nicht erreicht war, der ſchlechte Weg und der ſchwere, mit allen möglichen Bequemlichkeiten bepackte Reiſewagen machten dies erforderlich. Der Bediente gerieth bei der Gelegenheit mit dem Poſtillon in Streit, und ein endloſes, lautes Gezänke, wo zuletzt Keiner den Andern verſtand, hub an. Simeon, ſeinen Vortheil gewahrend, trat hervor und diente als Dolmetſcher. Die Dame wurde ſogleich auf ihn aufmerkſam, und winkte ihn an die Kutſche heran.

„Monſieur iſt ein Franzoſe?“

„Nein, Madame, ich habe nicht die Ehre; allein ich bin ein grenzenloſer Bewunderer der großen Nation. Ich bewundere dieſe Halbgötter, die in allen Dingen unſre Lehrer ſind. Ach, Madame, wie bedaure ich Sie, aus dem glänzenden, ſchönen Frankreich finden Sie ſich in dies dumpfe, elende, ſchmutzige, Deutſchland verſetzt.“

„Mais ecoutez donc!“ rief die Dame leiſe, ihre Nachbarin anſtoßend, „Il a l'air d'un brigand!“ flüſterte dieſer zur Antwort. „Nein, mein Herr,“ wendete ſich die Dame zu Simeon,

„Deutſchland iſt kein elendes, ſchmutziges Land, ich liebe Deutſchland.“

„Madame, ich ſtatte in Deutſchlands Namen meinen Dank ab.“

Die Franzöſin warf ſich zurück und lachte. „Dieſer Mann muß mit uns reiſen,“ ſagte ſie zu Jean. „Er kennt die Wege und die Sprache. „Nun, mein Herr, werden Sie es wohl verſchmähen, einen Platz neben meinem Diener einzunehmen?“

Dies war es, was Simeon verlangt hatte, er nahm ohne Umſtände das Anerbieten an, und Jean ſuchte einen alten Ueberrock hervor, den er mit großer Artigkeit ſeinem neuen Geſellſchafter auf der einſamen Höhe des Kutſcherſitzes anbot. Die Reiſe ging wieder weiter, und die Dame war jetzt vollkommen beruhigt, da ſie „einen Unterthan des Königs von Preußen“ auf dem Kutſcherſitze mit ſich führte.

Funfzehntes Capitel.

Der Genius des Nordens.

Der Saal im Schloſſe war erleuchtet, eine glänzende Geſellſchaft, der Adel aus der Nachbarſchaft und aus den Städten, bewegte ſich in den feſtlich aufgeputzten alten Räumen, und Alles deutete auf eine großartige, ungewöhnliche Feier. Trotz der ſchon verſammelten Menge, die, auf mehrere Tage gekommen, ſich wohnlich in den für ſie beſtimmten Fremdengemächern eingerichtet hatte, rollten immer von Neuem Kutſchen in den Schloßhof, hier und da glitt auch ein leichter Schlitten, die karge Schneelage benutzend, über die Fläche, und lief den ſchwerfälligen Wagen den Rang ab, indem er mit dem hellen Geklingel ſeiner Glöckchen, gleich einer kleinen Barke, ſich durchs Geſchwader der mächtigen Kriegsſchiffe, Bahn machte. Pechfackeln und Flammenbehälter erleuchteteten die Enge des alten Thorwegs, und zerſtreuten das Dunkel des Hofplatzes. Ein Transparent ſetzte das gräfliche Wappen in brennende Farben, und ließ die Inſignien deſſelben, geziert mit einer ſtolzen Krone, wie ein Pfarus für die in der Nacht heranjagenden Wagen, weit hinaus leuchten. Die Stufen der großen Haupttreppe glänzten mit farbigen Teppichen, und das Gewächshaus hatte einige ſeiner fremdartigſten Kinder zum Schmuck der breiten Stufen hergeliehen. Man erblickte eine prachtvolle, palmenartige Staude neben dem ſchlanken Wuchs einer Zypreſſe, das farbige Blumengitter der Pelargonien neben dem funkelnden, weißen Kelch einer ſchönen Calla. An dieſe Pflanzenterraſſe ſtreiften die Atlasgewänder der Damen, die hinaufſtiegen, und die feinen Florſchleier wehten in dem durchwärmten Raume, wie von Frühlingslüften geſchwellt, über die Blumen hin. Da alle Thüren geöffnet ſtanden, ſo erblickte das Auge ſchon im Vorſaal eine weite Perſpective von geſchmückten Räumen in einem Lichtmeer ſchwimmend. Tief aus der Ferne ſah man die wandelnden Gruppen heraufkommen und ſich vertheilen. Eine gewiſſe Feierlichkeit und Stille machte ſich noch geltend, wie ſie beim Beginn eines Feſtes zu herrſchen pflegt, wo die Neuheit der Umgebung die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und die Erwartung des Kommenden die Gemüther geſpannt hält.

Um dieſe Zeit war es, wo der Wagen der Vicomteſſe Blanche de Sanneterre vorfuhr. Simeon hatte auf kürzerem Wege die ſeiner Obhut Anvertrauten ſicher zum Ziel geleitet. Er verſchwand, und man fragte nicht weiter nach ihm. Von Berlin aus war die Ankunft der Vicomteſſe ſchon gemeldet worden, und Graf Ernſt ihr entgegengefahren, hatte ſie jedoch verfehlt, und irrte jetzt umher, die Freundin ſuchend. Sie wurde in die Gemächer der Fürſtin geführt, und nach Verlauf einer Stunde brachte dieſe den Gaſt in die erleuchteten Zimmer, wo ſich zuerſt der General ihr vorſtellen ließ, was mit einem großen Aufwande alter, chevaleresker Phraſen von ſeiner, und mit einem leichten Kopfnicken und einem muntern Lächeln von ihrer Seite geſchah, und dann bei der übrigen Geſellſchaft die üblichen Präſentationen ſtattfanden. Es war eine fremdartige Erſcheinung, die elegante Franzöſin, die Blüthe der modernſten Bildung, ſich hier im Saale, unter den Geſtalten einer kräftigern Zeit und einer anderen Geſittung, bewegen zu ſehen. Denn ſo ſehr die Mode ihr ausgleichendes Gepräge jeder Erſcheinung unſerer Tage aufzudrücken pflegt, ſo hatte ſich hier doch manche Eigenthümlichkeit erhalten. Eine lange Zeit ſtand die Vicomteſſe neben dem General, und hier ſchien es, als wenn das achtzehnte Jahrhundert ſich mit dem neunzehnten beim Schimmer der Girandolen unterhielt. Die ſchöne Frau, in ihrer bequemen Haltung, mit ihren weichen, runden, blüthenweißen Formen, mit ihren lang herabſtürzenden, ſchwarzen Locken und den muntern, blitzſchnellen Bewegungen, mit ihrem kleinen Füßchen, das, unter dem Seidenrocke hervorglänzend, manchmal ungeduldig auf dem Boden Takt ſchlug, als wollte es die langſamen Worte des

Sprechenden beſchleunigen; ihre weißen Hände, die mit der Kette und dem Augenglas ſpielten, contraſtirten anmuthig gegen den Greis mit ſchneeweißen Haaren, und in der ſtrengen, militairiſchen Haltung, mit dem Rocke und dem Geſichte, die beide einer vergangenen Zeit angehörten, mit Blicken, die ſtolz und gütig niederſahen, wie man auf ein hübſches Kind hinzublicken pflegt. Allein Frau von Sanneterre war nicht geneigt, eine fortgeſetzte, ſtreng ceremonielle Unterhaltung zu führen; es lag nicht in ihrer Weiſe, geduldig in die Geſellſchaftsformen, wo dieſe noch einen beſchränkenden Charakter an ſich trugen, zu fügen; ſie entfernte ſich alſo vom General, machte ſich auch von der Fürſtin los, und wählte den ſchnellfüßigen Franz zu ihrem Begleiter, um durch die Säle zu laufen, hie und da ſtehen zu bleiben, um ein Bild zu betrachten, und im Uebrigen zu thun und zu ſprechen, was ſie wollte. Franz ergötzte ſich an dieſem Treiben, leider aber mußte er ſeinen Führerdienſt bald aufgeben. Ernſt erſchien, nachdem man ihn aufgeſucht und von der Ankunft der Vicomteſſe unterrichtet hatte. Das Wiederſehen war von einer ſtürmiſchen Zärtlichkeit begleitet, und nachdem Franz einen Moment hindurch die Gruppe mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln betrachtet hatte, verſchwand er diskreter Weiſe, um nicht zu ſtören.

„Iſt's möglich, Blanche, Sie hier?“ rief Ernſt, indem er die kleine Hand unermüdlich an die Lippen drückte.

„Haben Sie daran gezweifelt, daß ich kommen würde?“ fragte Frau von Sanneterre. „Ich ſchrieb Ihnen doch, daß mich ein Gelüſte anwandelte, bei Ihrer Hochzeit gegenwärtig zu ſein. Nun, mein Freund, Sie könnten wiſſen, daß ich meine Entſchlüſſe immer ſehr ſchnell ausführe.“

„Sie machen mich unbeſchreiblich glücklich, theuere Blanche. Haben Sie meine Braut geſehen?“

„Nein.“

„So werde ich ſie Ihnen bringen.“

„Nicht doch — bleiben Sie. Ich will mich für's Erſte mit Ihnen begnügen. Das ganze gothiſche Schloß ignorire ich. Himmel! wie viel

Seltſamkeiten ſieht man hier! Welche Menſchen, welche Gegenden, welch ein Schnee, wie viel Dunkelheit und Kälte! Ich habe mir immer nach Victor Hugo's Romanen und nach Balzac's „Seraphita" dieſes ſchauerliche Skandinavien, dieſe Gegenden, wo um Mitternacht die Sonne ſcheint, ſchon grauſenvoll genug gedacht, allein die Wirklichkeit überbietet jeden Traum der Phantaſie. Dafür will ich meine Pariſer Freunde auch von einem Entſetzen in's andere jagen, wenn ich ihnen von dieſen Streifereien am Nordpol erzähle, ich werde meine Muſiker und Poeten mit Stoffen zu ganz neuen Opern verſehen. Dazu zeichne ich Skizzen; vorzüglich muß eine Anſicht der Sonne um Mitternacht Effekt machen."

„Geliebte Blanche," bemerkte Ernſt mit Lächeln, „Sie ſind im Irrthum, die Sonne um Mitternacht iſt nicht hier zu finden. Da müſſen Sie höher, viel höher hinauf."

„Noch höher?" rief Frau von Sannecterre und preßte die Hand vor die Augen, „ach, ich kann nicht. Kein Gott bringt mich noch höher hinauf! Und wie, mein Lieber, Sie fragen nicht nach Poppäa?"

„Sie haben ſie in Rom zurückgelaſſen."

„Ich ſie zurücklaſſen? Welch ein Einfall! Sie iſt bei mir, ſie hat die lange Reiſe mitgemacht, ich habe ihr im Wagen ein Bette zubereiten laſſen, und der ſchöne Engel hat ſo ſüß geſchlummert, als läge er daheim auf ſeinem Roſenlager. Ach, Sie wiſſen, Ernſt, daß ich ohne ein Weſen, das mich liebt und das ich wieder liebe, nicht exiſtiren kann. Ich bedarf ſo ſehr eines Herzens, das mich verſteht."

„Wenn irgend etwas Sie für das Opfer dieſer Reiſe entſchädigen darf, geliebte Blanche, ſo laſſen Sie es meine Freundſchaft ſein." Er berührte mit einem leichten Kuß ihre Stirn.

Ein Beifallsgemurmel vom Saal her ließ ſich hören, und ſtörte die Vertrauten in ihrem leiſen Geplauder. Frau von Sannecterre warf einen Blick durch die halboffene Thür des Kabinets, und rief lebhaft: „Poppäa iſt im Saal erſchienen. Kommen Sie, Ernſt, wir dürfen die Kleine nicht dem Sturme der Begrüßungen und

Umarmungen einer fremden Menge ausſetzen, ſie iſt von der Reiſe noch zu ſchwach, um dies zu ertragen.“

Blanche zog den Grafen nach ſich und Beide traten in den Saal, wo ſie einen weiten Kreis geſchloſſen fanden, in deſſen Mitte ſich die Pflegetochter der Franzöſin, auf einer Erhöhung ſtehend und in ein auffallendes Koſtüm gekleidet, bewegte. Ein Bärenfell, von vergoldeter Kette auf der Bruſt gehalten, legte ſich um die Schultern, und hing hinten in einer Schleppe herab; ein Kranz von Eichenblättern zierte das Haupt, und die rechte Hand hielt eine koloſſale Keule von Pappe gefertigt. Nie ſah man einen grotesken Anblick ſo eigenthümlicher Art. Die bläſſeſte, magerſte, ſchwächſte Geſtalt zeigte ſich behängt mit den Atributen der Stärke und Wildheit, die um ſie her ſchleppten. Unwillkührlich hatte man den Eindruck, als ſei an einem Blumenſtengel ein Pelzhandſchuh aufgehängt. Die dürren Arme, welche die Keule ſchwangen, kamen unter dem ſchwarzen Wulſt des Bärenfelles wie zwei elfenbeinerne Stöckchen zum Vorſchein, und das bleiche Geſicht mit den großen blauen Augen verlor ſich, kaum ſichtbar unter dem überhängenden Eichenlaub. Frau von Sanneterre ſtieß einen lauten Schrei der Bewunderung aus, als ſie ihren Liebling erblickte, allein man winkte ihr, zu ſchweigen, denn Poppäa deklamirte eben Verſe, in welchen ſie kund that, daß man ſie für den Genius des Nordens zu halten habe, und daß ſie erſchienen wäre, um bei der Vermählung eines liebenden und geliebten Paares gegenwärtig zu ſein. Nebenbei verſicherte ſie, daß das Königreich Preußen ewig dauern werde.

Die letzten Worte ſetzten die Menge in Kenntniß über den Zweck der ganzen Erſcheinung. Man klatſchte Beifall, und der Genius des Nordens, unfähig ſich länger unter der Laſt ſeines Bärenfelles zu erhalten, ſank ohnmächtig in die Arme zweier Gardeoffiziere, die ihm den Kranz und den Mantel abnahmen. Die Frauen drängten ſich an die Vicomteſſe, indem ſie ihr für dieſe ſchöne poetiſche Ueberraſchung dankten, doch Blanche, glühend vor

Freude über die Triumphe ihres Lieblings, verſicherte, von Allem nichts gewußt zu haben, es ſei dies ein Impromptü ihrer Freundin, die ſich heimlich die Maske in Berlin habe zubereiten laſſen. Der Beifall wollte nicht enden. Als Poppäa ſich erholt hatte, eilte ſie, und ſtürzte ſich in Ernſt's Arme, der ſie etwas kalt, nach einem kurzen Gruße, bei Seite ſchob. Die Geſellſchaft hatte durch dieſe Scene etwas von ihrer Förmlichkeit und Gezwungenheit verloren, man fing an, ſich in Gruppen zu theilen und durch die Gemächer zu wandeln. Mittlerweile vergingen die Stunden, die Trauungsceremonie rückte heran. In einem halbrunden, kleinen Saale, welcher der Geſellſchaft für's Erſte noch nicht offen ſtand, hatte man die Anordnungen zur kirchlichen Feier getroffen. Ein koſtbarer Teppich war ausgebreitet und bezeichnete die Stelle, wo das Brautpaar und der Prediger ſtehen ſollten. Zwei Girandolen waren zu beiden Seiten aufgeſtellt und hielten, da ſie die einzige Beleuchtung des Saales bildeten, den Lichtglanz um die Hauptgruppe geſchloſſen, indem ſie zugleich, an die Altarkerzen der Kirche erinnernd, der Scene einen Charakter der Feierlichkeit und Würde gaben, der mit dem prieſterlichen Akte zuſammenſtimmte. Je näher der ceremoniöſe Moment kam, deſto ſtiller und geſammelter wurde wieder die zerſtreute und lebhafte Geſellſchaft. Man vereinigte ſich im Saale und erwartete den Ruf, um in das Heiligthum aufzubrechen. Die Braut hatte ſich der Sitte zufolge nicht ſehen laſſen, ſie ſollte erſt auf dem Teppich ſtehend der Menge ſichtbar werden. Allein es dauerte etwas lang. Jetzt verſchwand auch der Bräutigam. Die Ungeduld wurde allgemein. Man flüſterte zuſammen, und das Lachchor der jungen Damen verſtummte völlig, während ſie ſich in einige tiefe Fenſterwölbungen zurückzogen, und nur wenige, und zwar die hartnäckigſten und unabweislichſten Verehrer wagten es, den Schönen nachzufolgen, um die peinliche Stille durch einige Scherze zu zerſtreuen, die aber keinen Beifall fanden. Wir wollen ſehen, was der Grund dieſer Zögerung war.

Sechzehntes Capitel.

Der Gang in's Gericht.

Um zu beſchreiben, was jetzt folgte, müſſen wir um einige Stunden zurückgehen und in das Kabinet treten, wo der Baron Franz eben ſeine Toilette beendet, bei welcher Gelegenheit folgendes Geſpräch mit ſeinem Bedienten Bernhard vorfällt.

„Es iſt nicht möglich, ſag' ich Dir, Du haſt Dich geirrt."

„Der Herr Baron hätten ſich durch eigenen Augenſchein überzeugen können, wenn Sie mir damals in den Garten hätten folgen wollen."

„Dir folgen? Wie ungeziemend wäre das geweſen! Und um was zu ſehen? das Stelldichein des Kammermädchens der Gräfin mit irgend einem Herumſtreicher aus der Gegend."

„Der Herr Baron werden mir in einer ſo wichtigen Sache Glauben ſchenken. Es war die junge Gräfin ſelbſt, und der Mann, der mit ihr nicht eben in den artigſten Ausdrücken ſprach, war Niemand anders, als jener Spitzbube, der uns damals entſchlüpfte.“

„Und heute haſt Du ihn wieder getroffen?“

„Auf dem Gange, der in des Herrn Generals Zimmer führt. Der Kammerdiener zeigte ihm den Weg. Und ich nicht allein hab' ihn bemerkt. Als ich die Treppe hinauf ging, begegnete mir Madame Betty, und dieſe hatte ihn ebenfalls geſehen, wie er, bald nach der Ankunft der franzöſiſchen Dame, im Schloßhofe umherſchlich.“

„Nimm den Orden von meinem Rock ab. Du weißt, daß, wenn ich hier auf dem Schloſſe bin, ich meine Orden nie anlege.“

„Wie ſchön wird den Herrn Baron die Kammerherrn-Uniform kleiden.“

„Schweig! ich werde ſie nie anlegen. Es war ſehr unbeſonnen von Dir, ſie ſo voreilig zu beſtellen. Die Betty iſt übrigens eine boshafte Creatur.“

„Das hat ſeine Richtigkeit. Gewiß iſt's wenigſtens, daß ſie der jungen Gräfin abhold iſt, ſchon ſeit der Geſchichte mit dem engliſchen Salze her; der Herr Baron erinnern ſich ohne Zweifel. Betty erzählte mir, daß die Gräfin mit dieſem verdächtigen Menſchen ſchon öfters verkehrt habe, und die Leute in unſerer Gegend wollen ſogar wiſſen, daß die Gräfin gar nicht die ächte Tochter ſei —“

„Noch ein Wort, und Du verlierſt auf der Stelle Deinen Dienſt.“

„O, Herr Baron, ich, für meine Perſon, ſage das ja nicht.“

Der Kammerdiener des Generals trat ein, und endete dieſes Geſpräch, indem er von ſeinem Gebieter den Befehl brachte, daß der Baron ſogleich ſich in die Gemächer des alten Grafen begeben möchte. Franz, der eben ein ſehr wichtiges Geſchäft, die Pflege ſeines blonden, ſehr zierlichen Bärtchens angetreten hatte, warf ſchleunigſt Pomade, Bürſte und Kämmchen bei Seite, warf ſich in den Ueberrock, und eilte fort. Eine kurze halbe Stunde war er entfernt geweſen, als er, mit den Zeichen der höchſten Aufregung, wieder erſchien, ſtumm und in Eile ſeinen Anzug vollendete, und dem Diener befahl, im Zimmer auf ihn zu warten. Aber dieſer Befehl wurde nur halb erfüllt, der Neugierige ſtellte ſich auf den Gang, gleichſam als Schildwacht, und nachdem er erlauſcht hatte, daß ſein Herr den Weg nach dem Schloßflügel der Damen einſchlug, rief er die vorbeieilende Betty an, und ſtellte ſich flüſternd mit ihr in die dunkle Ecke, die durch die zurückgelehnte Thür des Kabinets gebildet wurde.

„Wo geht Ihr Herr hin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Geben Sie Acht, es ereignet ſich etwas. Ich gebe meinen Kopf darauf, wenn der alte Herr nicht etwas gehört hat, was ihm nicht lieb iſt.“ —

„Sie meinen, Betty?“

„Ob ich meine! Der General hat ſich mit dem unbekannten Menſchen ſchon faſt zwei Stunden eingeſchloſſen. Ihr Herr iſt auch dabei geweſen. Unterdeſſen warten der Bräutigam oben und die Gäſte. Der Herr Pfarrer ſteht da, und weiß nicht, was er von der Verzögerung denken ſoll. He, wird man da nicht allerlei meinen dürfen?“

„Aber doch nichts Böſes, Frau Betty?“

„Wo käme denn das Gute her? Geben Sie Acht, Bernhard, die Perſon, ich meine, die Gräfin, iſt mir immer zuwider geweſen. Ich ſagte ſchon damals zu unſerem Haushofmeiſter, hören Sie, ſagte ich, meinen Kopf will ich laſſen, wenn dieſe Perſon —“

„Still, da kommt Jemand.“

„Oho! das iſt ſie ſelbſt. Wollen wir uns verſtecken.“

In dieſem Augenblicke wurden in der Tiefe des Corridors zwei Lichtpunkte ſichtbar. Zwei Diener mit ſilbernen Armleuchtern ſchritten voran, und hinter ihnen folgte Judith. Sie war in das koſtbare Brautgewand gehüllt, eine Fülle von Diamanten lag auf Buſen und Schultern, ein lang hinwehender Schleier umſchlang zum

Theil die Myrthenkrone, die ihr Haupt zierte. Sie ging ſtill, groß und ſchweigend daher, die Augen geſenkt, und bleich, wie im Tode. Dennoch lag in ihrer kräftigen, hohen Geſtalt die Würde und der Stolz einer Königin. Wie ein marmornes Bild ſchritt ſie durch die Nacht, alles an ihr ſtumme, ſtolze Größe und Vollendung. Wenn die diamantenen Ketten nicht geblitzt hätten, ſo wäre man verſucht geweſen, zu glauben, in dieſem Buſen ſchlüge kein Herz, und es wäre die Geſtalt einer antiken Juno, die den Olymp verlaſſen, um auf Erden zu wandeln. Der Baron ging ihr zur Seite, bleich, unruhig und verwirrt. So ſchritt der Zug den Gang hinab und die Lichtſterne wurden wieder zu kleinen, kaum ſichtbaren Punkten.

„Habt Ihr ſie geſehen?“ rief Betty, ihren Nachbar anſtoßend, „wenn die nicht in's Gericht geht, ſo will ich nie wieder Wahrheit geſprochen haben.“

„Ich möchte nicht an ihrer Stelle ſein,“ flüſterte Bernhard.

„O, um alle Millionen der Welt nicht!

Wer den alten Herrn kennt, weiß, was ſie zu erwarten hat. Iſt's nicht richtig mit ihr, ſo kommt ſie nicht wieder lebendig aus dem Zimmer."

„Nicht mehr lebendig! Ach, Madame Betty, und oben muſiciren und lachen ſie, und Niemand weiß, was hier unten vorgeht."

„Herr Bernhard, das iſt der Lauf der Welt."

Mit dieſer Betrachtung entfernte ſich das Paar; der Diener in das Zimmer ſeines Herrn, die Kammerfrau, mit trippelnden Schritten, den Gang hinab, um wo möglich den ferneren Verlauf der Dinge zu erlauſchen. Allein es blieb ſtill im weiten Umkreis der Gemächer, keine Thüre ging, kein Ruf erſchallte, keine Klingel ertönte. Es war, als wenn dieſer Theil des Schloſſes ausgeſtorben wäre.

Judith trat in das Kabinet des Generals, es war nur von einer Lampe erhellt, und dieſe deckte ſelbſt ein Schirm, ſo daß die Hälfte des Zimmers im Dunkel ſchwamm. Aus dieſem Dunkel heraus, in der Ecke am Fenſter, ſah ein grauſenhaftes Antlitz ihr entgegen. Als Judith es gewahrte, erſtarrte das Blut in ihren Adern. Ohne Gruß wurde ſie empfangen, es herrſchte Grabesſtille im Gemach. Franz ſtellte ſich an den Tiſch, zitternd und von Judith abgewendet. Außer dieſen drei Perſonen ſchien Niemand im Zimmer zu ſein; auf einen Wink des Generals trat jedoch aus einer Schirmwand hervor — Simeon, und ſtellte ſich mit einem frechen Lächeln Judith gegenüber. Die Hände auf den Rücken gelegt, übermüthig zurückgebogen, ſchien er in dieſem Augenblicke einen hölliſchen Triumph zu feiern, den ſeine Augen bekundeten, die, halb zugedrückt, in ſo grellen Spott- und Hohnlichtern blitzten. Die gemeinen, breiten Züge um Mund und Wange, gewöhnlich in frecher Freundlichkeit verzerrt, waren jetzt zu einem dämoniſchen Grinſen verzogen, und ſo war jede Fieber in dieſem Geſichte, das plötzlich aus der Nacht hervortauchte, geeignet, die Ruhe und die Faſſung einer noch ſo ſtoiſchen Seele zu zertrümmern. Aber Judiths Antlitz blieb unverändert, ſie zeigte ſich kalt, bleich und ſtumm, und ihre ſtolze Haltung, mit der ſie ins Zimmer getreten war, wo ihrer ſo Entſetzliches wartete, war nicht um einen Zoll gewichen. Sie ſchrak nicht zuſammen, ſie wich nicht zurück, ſie duldete die unanſtändige Nähe des Mannes, der gekommen war, um ihr das Meſſer in's Herz zu ſtoßen. Dieſe Ruhe zog die Aufmerkſamkeit der beiden andern Männer auf ſich, in deren Mienen zu ſehen war, daß ſie etwas Anderes erwartet hatten. In Franzens Auge leuchtete ein Hoffnungsſtrahl, er richtete ſich empor, und wagte es wieder, den Gegenſtand ſeiner Schrecken und ſeiner Zärtlichkeit anzublicken. Er ſchien mit ſich zu kämpfen, ob er ein lautes, aufmunterndes Wort wagen dürfe, allein ein wiederholter, gebieteriſcher Wink des Generals, legte ihm Schweigen auf, und er blieb gefeſſelt in der aufhorchenden Stellung, die er gleich anfangs angenommen.

Der General, nach einem kleinen, kaum merkbaren Zeichen der Befremdung, ſaß wieder mit derſelben Miene wilden Starrens in dem Armſeſſel, und ein erneuter Befehl forderte Simeon auf, zu ſprechen.

Dieſer ließ einen kurzen, jauchzenden Ton vorausgehen, ehe er dem Befehl Folge leiſtete. „Nun, mein Kätzchen,“ hub er an, indem er zugleich Miene machte, der regungsloſen Judith Hand zu erfaſſen, was jedoch von Franz, der raſch hinzutrat, verhindert wurde; „nun, mein Kätzchen, ich habe Wort gehalten, wie Du ſiehſt. Ich bat Dich um einen kleinen Zehrpfennig auf meine Reiſe, Du ſchlugſt es mir ab, und daraus erſah ich, daß Du mich liebevoll zwingen wollteſt, der Gaſt auf Deiner Hochzeit zu ſein. Ei, ja, meine kleine Braut, der Kranz ſteht Dir gut, und die gräfliche Krone wird hübſch auf dem Haupte der Tochter des Geldfälſchers glänzen, der im Gefängniſſe ſtarb.“

Der General ſchauderte, als dieſe Worte ertönten.

„Der gnädige Herr will,“ fuhr Simeon fort, indem er einen neuen Verſuch machte, die Hand Judith's zu erfaſſen, welches wiederum von Franz verhindert wurde, „daß ich Stirn gegen Stirn mit Dir meine Ausſagen wiederhole. Gut — ſo ſage ich denn, daß Du die Tochter eines Spitzbuben und Betrügers biſt, daß Du in der

Werkſtatt Deines Vaters falſche Bankzettel machen ſahſt, an ihrer Fabrikation mit halfſt, und ihren Umtrieb beſorgteſt. Darauf, als die Gerichte unſere Höhle aufſpürten, flohſt Du, Dein Vater und ich. Unterweges waren wir nahe daran, gefangen zu werden, und ich — damals ein Knabe noch — rettete Dich und Deinen elenden Vater. Wir wußten nicht, wohin wir uns wenden, wo wir unſer Haupt in Sicherheit hinlegen ſollten, da ſtahlſt Du einem armen Kinde einen Brief, und auf dieſen Brief hin, durch fortgeſetzte Betrügereien, gelangteſt Du dahin, wo Du jetzt ſtehſt. Widerſprich mir, wenn Du kannſt, Judith, Tochter Florentin's!“

Die Blicke der drei Männer waren bei dieſer Frage auf Judith gerichtet, die unbeweglich ſtehen blieb, ohne ein Wort zu erwidern.

„Du willſt nicht widerſprechen,“ fuhr Simeon fort, „und Du thuſt klug daran. Was könnte es Dir auch jetzt helfen. Deine Rolle, mein Goldkind, iſt ausgeſpielt. Die Beweiſe, daß ich die Wahrheit ſpreche, haben dieſe geehrten Herren in Händen. Der Herr Baron haben mir die Ehre angethan, mich als denjenigen wieder zu erkennen, der die Frau von Traubenſtein, eine ſehr reſpektable, aimable Dame, ein Weſen tout a fait comme il faut, beſtahl, und der Herr Baron ſind in der Güte und Herablaſſung ſogar ſo ſoweit gegangen, einzugeſtehen, daß ich dero Börſe widerrechtlich erleichtert habe, auch unterließ ich nicht, mich als den Empfänger des Ringes zu documentiren, den ich von Dir, mein ſchönes Kätzchen, erhielt, zum Dank für meine Geſchicklichkeit, das Portefeuille mit den Familienbriefen vom Schreibetiſch des Herrn Barons zu ſtehlen.“

Franz bedeckte die Augen und wandte ſich ab. —

„Simeon ſetzte ſeine Rede mit einem noch frecheren Lächeln fort. Da mein Antlitz, Dank den Göttern, einen ſehr intereſſanten, ſprechenden Ausdruck hat, da ich eine von den Phyſiognomieen beſitze, die man, einmal geſehen, nicht wieder zu vergeſſen pflegt, ſo hat mich der Diener des Herrn Barons erkannt, als ich im Garten das tête-à-tête mit Dir hatte, meine

Prinzeſſin, und er belauſchte einen Theil unſers Geſprächs, das ſo gefühlvoll war, wie nur irgend eine zärtliche Zuſammenkunft im Mondenſcheine zu ſein pflegt. Alle dieſen Beweiſe zuſammen, und meine freiwillige Ausſage, die ich vor Gericht wiederholen will, haben dieſen Herren die unerwartete Freude verſchafft, Deinen wahren Namen und Stand noch zur rechten Zeit zu erfahren, um Dir, mein Engel, die gebührenden Ehren im vollen Maaße zukommen zu laſſen. Juchhe, ſchöne Dame, mache Dich fertig, an meinen Arm aus dieſem Schloß zu wandern. Du haſt Deinen Wagen zwar noch nicht beſtellt, allein das thut nichts, die ſeidne Schleppe wird ſchon ein wenig im Staube daher fegen müſſen. Iſts gefällig, Judith Florentin?“

Er krümmte ſeinen Arm, und bog ſich ſtutzerhaft vor, in dieſem Augenblicke ſprang jedoch Franz zwiſchen beide, indem er dem Generalen zurief: „Bis hierher, weiter nicht! Sie werden nicht dulden, Herr Graf, daß man ein Weib, ſei es auch noch ſo tief geſunken, in Ihrem Hauſe, ſo zügellos beſchimpfe. Ich wiederhole es und rufe die Ehre unſers Geſchlechts an, es iſt noch nichts bewieſen! — Fort, dort in die Ecke, wage es nicht, dieſe Frau zu berühren!“

Dieſer Zuruf galt Simeon, der ſich mit einer kriechenden Verbeugung in die Gegend der Schirmwand wieder zurückzog, und Franz rief jetzt, mit einer lebhaften Röthe im Geſicht und mit flammenden Augen zu Judith gewendet: „Reden Sie! — Sie, die wir noch vor einer Stunde die Unſrige nannten, Sie, an der unſre Liebe, unſre Verehrung hing — reden Sie. Werfen Sie mit einem Wort dieſe gräßlichen, dieſe fürchterlichen Verläumdungen zu Boden. Nicht dieſes Schweigen jetzt! Es iſt nicht am Platze. Wir werden Ihnen Glauben ſchenken. Reden Sie, Diane, reden Sie!“

Er faßte Judiths Hand und ſetzte mit weicher Stimme hinzu. „O reden Sie, Diane! Wenn ich Ihnen jemals würdig ſchien, ein edles Vertrauen zu erwerben, laſſen Sie mich in dieſer furchtbaren Stunde Ihr Vermittler, Ihr Sachwalter ſein. Ihr Charakter erklärt Ihr Schweigen. Sie waren immer ſtolz, kalt und verſchloſſen, dieſe ungeheure Anklage trifft Sie jetzt wie ein Blitz aus freiem Himmel, Sie wiſſen auf dieſen beiſpielloſen Verrath Ihres Geſchicks nichts zu erwidern, und Ihr zu Tode getroffener Stolz giebt Ihnen den Rath, ſich lieber Ihren Feinden hinzuopfern, als nur durch das kleinſte, entſchuldigende Wort Ihre Große zu beſchimpfen. O Diane, dies iſt nicht die Weiſe, wie Sie handeln ſollen. Vertrauen Sie ſich mir. Alles kann Irrthum, Lüge ſein. Flüſtern Sie mir nur ein Wort zu, und ich will für Sie kämpfen auf Leben und Tod.“ —

Er ließ ihre Hand los und ihr Schweigen ſchien ihn erſtarren zu machen. Er ſtampfte mit dem Fuß und preßte die Hand an die Stirne. Dann that er einige Schritte, als wolle er mit dem General ſprechen, doch ſich heftig umwendend, ging er an ſeinen Platz am Tiſch zurück. Eine tiefe Stille herrſchte wiederholt im Zimmer. Endlich hörte man die leiſe, tonloſe Stimme Judiths, und dieſer Laut wirkte elektriſirend auf die drei Männer. „Ich habe mich nur vor einem Richter zu rechtfertigen,“ ſagte ſie, die Hand nach dem General hin hebend, „und nur vor dieſem werde ich ſprechen.“

Franz und Simeon blickten auf den Grafen, dieſer gab in einem kurzen gebieteriſchen Wink die Weiſung, daß beide ſich entfernen ſollten. Er zeigte auf einen abgeſonderten Vorſaal, in den die Verwieſenen traten. Als ſie ſich entfernt hatten, erhob er ſich, und ſeine Geſtalt nahm ihre volle Größe und impoſante Stellung an. Er ſchritt auf Judith zu und blieb wenig entfernt von ihr ſtehen. Als er ihr ins Auge ſah, übermannte ihn die innere Bewegung ſo, daß er ſich ſtützen mußte, und ſeine Kniee krampfhaft an einander ſchlugen.

„Was haben Sie mir zu ſagen? Sprechen Sie.“

„Ich werde Ihnen Wahrheit berichten, wenn Sie mich jetzt fragen.“

„Nun wohl. Sind Sie die Tochter meines Sohnes? Sind Sie es nicht.“

In den Sekunden, die zwiſchen dem letzten verklingenden Laute dieſer Frage und dem erſten beginnenden der Antwort darauf, vergingen, lag der Inhalt eines Lebens, die Ehre oder die Schmach einer Exiſtenz. Der General, ein wenig den Kopf geſenkt, lauſchte mit der Aengſtlichkeit eines Verbrechers, dem die Sentenz vorgeleſen wird; und krampfhaft zog er das Haupt zurück, als die feſte Stimme Judiths ertönte:

„Ich bin es nicht.“

Der mühſam zurückgehaltene Wahnſinn des äußerſten Zornes brach jetzt aus ſeinen Feſſeln. Jetzt ſtand wieder dieſelbe Geſtalt Judith vor Augen, wie damals im Waldſchloß, und der ganze Grimm dieſer titanenhaften Züge, der Mordblick dieſer weit hervorſtierenden Augen, war auf ſie geheftet. Allein noch einmal gelang es der tobenden Seele ſich zu bemeiſtern, und die Worte tönten ſcheinbar ruhig: „Wenn Sie nicht ſind, wofür Sie ſich ausgeben, wer ſind Sie denn?“

„Die Tochter des Verbrechers Florentin.“

Der General machte eine raſche Bewegung. Judith, die ſeine Blicke verfolgte, war ungewiß, ob ſeine Hand nach einem Hirſchfänger, der auf dem Fenſter lag, faßte, oder nach dem Griff einer Piſtole langen wollte, die über dem Schreibetiſch hing. Den Entſchluß ſchien er bald aufzugeben und blieb einige Sekunden gebeugt über den Schreibtiſch, dann murmelte er, indem er die Klingel erfaßte: „Den Stallknecht herauf! Er ſoll der Dirne den Kranz, die Kleider vom Leibe reißen!“

Man hörte ein Geräuſch an der Thür; Judith eilte hin und ſchloß ſie ab, dann ging ſie langſam den Weg zurück und trat zu dem Generalen, der noch immer die Klingel hielt und eine abwehrende Bewegung machte, als nahte ſich ihm Gift und Peſt.

„Herr Graf,“ hob Judith an. „Wie ich auch durch Frevel mich befleckt, ſo darf ich doch jenes Mannes gemeine Anklage von mir weiſen. Ich erſtrebte dieſen Platz, weil ich ihn, der innern Stimme folgend, erſtreben mußte. Ich werde ihn nicht verlaſſen. Ich fordre Sie auf, mich in meinen uſurpirten Rechten zu ſchützen.“

Der Graf ſah ſie an, ihm fehlte die Kraft zur Antwort.

„Jetzt iſt nicht der Augenblick,“ fuhr Judith fort, „wo ich zu Gunſten meines Geiſtes, meines Herzens ſprechen darf. Es iſt etwas in mir, das mein Thun entſchuldigt. Ich verachte die Welt, und achte jedes Mittel, zu ſteigen, gleich. Es würde aber lächerlich ſein, wenn ich Sie bäte, mich zu Ihrer Enkelin zu adoptiren, allein ich befehle Ihnen, es zu thun."

Der General griff wieder zur Klingel, aber Wuth und Staunen ließen ſeinen Arm ſo zittern, daß er ſie nicht zu halten vermochte.

Judith hielt ſeine Hand. Mit einer Stimme, die jeden Nerv fieberiſch erzittern machte, rief ſie jetzt: „Mörder! Du nennſt mich Deine Tochter, oder zittre vor Deiner Angeberin!"

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als der General einen dumpfen Schrei ausſtieß und in den Stuhl zuſammenſank. Es war der Fall eines Giganten. Judith ſchmiegte ſich an ihn mit jener verrätheriſchen Weichheit, wie ſie das Entſetzen von der Liebe borgt, und in ſein Ohr flüſternd, rief ſie: „Soll ich Dir ſagen, Mann des Schreckens, wie Du bei ſtiller Nacht in dem Hauſe am See, jene Flinte, die dort hängt, die ich ſogleich wieder erkannte an dem blitzenden Wappen am Kolben, wie Du ſie losdrückteſt und die tödtende Kugel in die Bruſt Deines Knaben ſandteſt! Wie Du und ein alter Diener, der jetzt nicht mehr lebt, über die Leiche ſich beugten, Mittel erſinnend, wie Du die That verheimlichen könnteſt. Ich war dabei, ich kann zeugen, und ſtößt Du mich in Schimpf und Strafe, ſo will auch ich an Deinen weißen Haaren Dich auf die Gerichtsſtätte ſchleppen, wo Mörder verhört und gerichtet werden."

Judith hielt inne und beugte ſich vor, um auf die Athemzüge des Opfers ihrer entſetzvollen Grauſamkeit zu lauſchen. Der Graf lag im Lehnſeſſel und ſchien mit dem Tode zu kämpfen. Seine Stirn war kalt, ſeine Bruſt hob ſich krampfhaft, ſeine Augen waren geſchloſſen. Judith nahm die Flinte von der Wand; beim Anblick dieſes entſetzvollen Mordgewehrs fuhr der Arm des Generals darnach hin, als wollte er es erfaſſen und in die Tiefe ſchleudern. „Fort, fort!" ſchrie er. „In meinen furchtbarſten Träumen ſah ich ſchon oft dieſen blitzenden Lauf, und doch iſt der Traum, den ich jetzt träume, der fürchterlichſte von allen. Fort, ſag' ich, fort!“

„Entſcheidet!“ rief Judith gebietend, und ihre Augen warfen einen Mordſtrahl auf ihr Opfer.

Der General erhob ſich, allein ſeine Kraft war gebrochen, er ſank in den Stuhl zurück. Eine erneuerte Anſtrengung brachte ihn endlich in die Höhe. Er warf einen langen, glühenden Blick auf ſeine Peinigerin, aber dieſer Blick wurde von ihr nicht allein ertragen, ſondern mit Strenge, Kälte und gebietendem Hohn erwidert. Zum erſtenmal ſtanden ſich zwei gleich heftige energiſche Naturen einander gegenüber. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Judith ſiegte.

„Ich nehme die Tochter des Verbrechers in mein Haus!“ ſtöhnte der Graf. „Gott vergebe mir, ich kann nicht anders!“

Judith warf ſich ihm zu Füßen, ſie bedeckte die Hände des Greiſes mit Küſſen und Thränen. Plötzlich umgewandelt, war ſie jetzt das Bild der zärtlichſten Demuth, der glühendſten Liebe. „Ich bin gerettet!“ rief ſie, „jetzt endlich darf ich frei athmen! Ich trage dieſen ſtolzen Namen, und Niemand wird ihn mir rauben.“ Sie lief zur Thür, öffnete ſie, und führte Franz mit raſcher Leidenſchaftlichkeit ins Zimmer. Sie war furchtbar ſchön im Glanze dieſes dämoniſchen Triumphs.

Franz blieb ſtehen, und heftete ſeine Blicke auf den Generalen, der dieſen Blick nicht erwiderte, zum erſtenmal im Leben, nicht erwiederte, ſondern ſeine Augen zu Boden ſenkte.

„Was iſt geſchehen?“ fragte Franz. „Darf ich dieſem glücklichen Ausdruck in Ihrem Geſichte trauen, Diane, ſo haben Sie geſiegt?“

„Fragen Sie ihn, den edelſten, den beſten Mann,“ rief Judith, „ihn, deſſen Magd ich ſein will, dem ich dienen will, ſo lang ein Hauch in dieſer Bruſt.“

„Wie, mein theurer Großoheim, ſo war alles nur Lüge?“

„Führe Deine Couſine hinauf an den Traualtar,“ murmelte dumpf der General. „Die Gäſte warten, ich werde ſogleich ſelbſt erſcheinen.“ —

Franz bot entzückt ſeinen Arm. Der Graf war aufgeſtanden. „Es wird paſſend ſein, wenn ich Sie ſelbſt führe,“ ſagte er, und ergriff Judiths Hand, doch ließ er ſie ſchnell wieder los, als hätte er Feuer berührt, und ſagte mit einem Ausdruck, den nur derjenige verſtehen und deuten konnte, der das Vorhergehende mit angehört und geſehen: „Nein, es iſt beſſer, Du führſt ſie hinauf.“

Hier öffnete ſich die Thür, und Graf Ernſt erſchien. Bei ſeinem Anblick wurde der General leichenblaß. „Auch ihn betrügen!“ ſagte er leiſe. und ſich abwendend.

„Meine theure Diane!“ rief der Bräutigam „Das nenne ich hübſche Launen vor der Ehe noch haben. Wiſſen Sie, daß wir ſchon eine halbe Stunde peinlichſt auf Sie warten? Jedermann ſieht mich an, als ſollte ich über dieſe Verzögerung Rede ſtehen. Man ſchickt Boten auf Boten nach Ihren Zimmern, Niemand kann Sie finden, und endlich entdecke ich Ihre Spur. Sie haben ſich mit meinem guten Großoheim eingeſchloſſen. Iſt das Recht? Zu alten Zeiten unterhielt ſich kurz vor der Trauung die Braut mit ihrem Beichtvater, dies hatte einen Sinn, denn ſie vertraute ihm noch zu guter Letzt allerlei Geheimniſſe, allein hier“ —

„Sind auch Geheimniſſe vertraut worden,“ murmelte Franz, indem er einen Seufzer unterdrückte. „Was hat ſie ihm geſagt? Wie hat ſie in ſo kurzer Zeit jene ſchwere Anklage entkräften können? Doch, bin ich nicht ein Thor, wünſchte ich nicht, daß ſie ſich frei ſpräche, und jetzt zürne ich, da ſie es gethan!“

Eine halbe Stunde hiernach ſtand die Tochter Florentins am Altare und reichte ihre Hand dem Grafen Windeck.

Siebzehntes Capitel.

Die nach dem Oelzweig ausgeſendete Taube.

Als der Trauungsakt vorüber war und die Glückwünſchenden ſich den Verlobten nahten, erſchien auch Blanche von Sanneterre, um ſich in die Arme Judiths zu werfen, und ihr zuzuflüſtern, „mein Engel, wie ſchön ſind Sie! Iſt es erlaubt, ſo ſchön zu ſein! Hier iſt Blanche von Sanneterre, die Sie um Ihre Freundſchaft bittet. Laſſen Sie mich keine Fehlbitte thun. Ich bin gekommen, um Sie zu bewundern und zu lieben. Wie ſüß iſt beides, wenn man es aus vollem Herzen thun kann. Ach,“ ſetzte die Franzöſin hinzu und drückte Judiths Hand, „ich habe das Bedürfniß, zu lieben. Ich muß ein Herz um mich wiſſen, das für mich pulſirt, für mich lebt! Ach!“

Judith neigte ſich herab und beide Frauen küßten ſich. Graf Ernſt ſtand dabei und ſeine Blicke bald auf die Eine, bald auf die Andere richtend, rief er halblaut: „Wie glücklich bin ich, die, die ich liebe, lieben ſich untereinander! Welch ein ſchöneres Geſchenk konnte der Himmel mir gewähren, als das Recht, um die Neigung zwei ſo edler Herzen werben zu dürfen, die ſich ſelbſt in Liebe zu einander entzünden!“

„O, Erneſt iſt ein trefflicher Mann!“ rief

Blanche, Judiths Hand mit großer Leidenſchaft ergreifend, „wir wollen beide ihn glücklich machen. Wir wollen darin wetteifern, ihn zu den Seligſten der Sterblichen zu ſchaffen."

„Madame, Sie ſind eine zu gefährliche Nebenbuhlerin," ſagte Judith mit einiger Kälte, aber mit der größten Artigkeit.

„Ich — gefährlich! ah! par exemple!" rief Blanche, indem ſie ſich, graziös ſchmollend, abwendete. „Ach, Madame, ich bin nie gefährlich geweſen. Ich war niemals eine Kokette; ja, ich beſitze ſogar ſo wenig Egoismus, daß ich ſelbſt meine Freunde in die Arme liebenswürdiger Nebenbuhlerinnen führe. Iſts nicht ſo, Erneſt? Sprechen Sie, ſagen Sie die Wahrheit.„

Ernſt förderte eine zierliche Antwort zu Tage, unterdeſſen bemerkte Judith, daß zwei Augen mit finſterm, grübelndem Ausdruck auf ſie gerichtet waren, es waren Franzens Blicke. Als ſie ihn beachtete, verwandelten ſich ſeine Mienen ſchnell und nahmen den Charakter zärtlicher Schüchternheit an. Er allein hielt ſich den ganzen Abend hindurch in der Entfernung, während alle andern Gäſte ſich um das junge Paar drängten.

Als der große, prachtvolle Saal von den Gruppen der Tanzenden gefüllt, von dem rauſchenden Getöſe der Muſik wiederhallte, als eine fürſtliche Freigiebigkeit Erfriſchungen vertheilte und die reichen Tafeln bedeckte, als Jubel und Freude das alte Schloß durchlebte und ein Schwarm Bedienten in betreßten Röcken die Treppen auf und nieder lief und Lärm und Freude in die entlegendſten Räume brachte, als die Pechfackeln die dunkle nordiſche Winternacht mit flammenden Zungen durchleuchteten, gab es nur einen Bewohner dieſes prachtvollen Schloſſes, der von der allgemeinen Luſt geſondert, in tiefſter Stille bei düſterem Licht einer einſamen Lampe ſaß, und tiefſinnig ſeinem Grame unterlag. Es war der General. Stumm, zuſammengebeugt, das Haupt auf den Arm geſtützt, war er in ein kümmervolles Grübeln verſenkt, in eine anhaltende, unheilbare, aus dem tiefſten Grunde der Seele aufſteigende Verdüſterung. Man ſah es dieſer gebrochenen Geſtalt an, daß nichts Lebendiges ſie mehr berührte, daß Gedanken, ſchwarz und entlegen, wie das Grab, dem ſie entſtiegen waren, den qualvoll ringenden Geiſt umfingen. Nach einer Weile Sinnens, gleichſam als würde die Laſt zu ſchwer, ſie ferner zu tragen, erhob er ſich, und in das Dunkel des Zimmers hinſchreitend, blieb er vor jenem bedeutungsvollen Gewehr ſtehen, deſſen Exiſtenz Judith mit einem ſo teufliſchen Scharfblicke entdeckt hatte. Er nahm es von der Wand, und es betrachtend, ſagte er dumpf vor ſich hin: „Du biſt gerochen, dunkler Schatten! Mit dieſer Waffe trat ich Dir entgegen, und dieſelbe Waffe hat die Vergeltung heute gegen mich angelegt. Ach, ich bin tödlich getroffen. Ich habe die Schande in mein Haus genommen, und die Unehre in meine Säle geführt. Ich habe den Namen meiner Väter geſchändet. Du biſt gerochen dunkler Schatten. Höre jetzt auf, mich zu quälen! Mache Friede mit mir!“

Er legte die Waffe hin und nahm wieder ſeinen Platz ein. Nach einer kleinen Weile klingelte er, und gab dem eintretenden Diener einen

Wink. Gleich darauf trat Simeon ein. Er wollte in ſeiner frechen Weiſe vorwärts ſchreiten, doch ein gebietender Blick bannte ihn an die Thüre.

„Ich habe mit Ihnen einige Worte zu ſprechen. Es wird darauf ankommen, ob Sie meine Bedingungen annehmen.“

„O, Eure Excellenz ſind zu gütig. —“

„Ihre Anklage iſt Lüge.“

„Mais, monsieur comte. —“

„Iſt Lüge! —“

Simeon machte plötzlich eine tiefe Verbeugung, und, indem er mit der Hand über den Mund fuhr, ſagte er in einem leiſen, ſchnarrenden Tone: „Ach, ich verſtehe!“

„Sie ſind des Diebſtahls angeklagt und überwieſen,“ fuhr der Graf fort. „Sie ſind in meinen Händen. Sie haben ſich eine freche Verläumdung erlaubt, eine Anklage, die Sie nicht beweiſen können. — Sie ſind doppelt in meinen Händen.“

„Die ich nicht beweiſen kann, Excellenz?“

Des Grafen Antlitz nahm einen Zug von

Stolz und Verachtung an, der in dieſem Grade dem frechen Verbrecher noch nicht vorgekommen war. „Glauben Sie, daß ich Sie fürchte? Glauben Sie, daß der Zweck dieſes Geſprächs iſt, Ihr Schweigen mir zu erkaufen?“

Simeon ſtotterte etwas, das man nicht verſtehen konnte, das aber faſt wie eine Bejahung klang.

„Gehen Sie,“ fuhr der Graf fort, „erzählen Sie, wem Sie wollen, Ihr Geſchichtchen. Sehen Sie zu, ob man Ihnen zum Dank dafür eine trockene Brodrinde zuwirft.“

„O, Eure Excellenz ſind ſehr mächtig!“ hob Simeon nach einer Pauſe an. „Ich weiß ſehr wohl, daß ich ein übles Spiel hätte, allein die Rache — die Rache ſpornt mächtig. Wenn Sie wüßten, Herr Graf, wie ich beleidigt worden bin von dieſer —.“ Er endete nicht, ſondern legte den Finger auf den Mund, und machte eine tiefe Verbeugung.

„Jetzt mein Anerbieten,“ fuhr der General fort. „Ich nehme Sie in meinen Dienſt, ich lohne reichlich. Sie können von Ihrem Schurkenleben ablaſſen und ehrlich werden, und für dies alles ſollen Sie mir nur einen Dienſt leiſten. Für's Erſte eine Frage: Wo lebt jenes Kind, von dem Sie angaben, daß ihm der Brief genommen wurde?“

„Jenes Kind? — Ich weiß in der That nichts von dieſem Kinde.“

„Nun ſo gehen Sie aus, es zu ſuchen. Bringen Sie es mir. Sparen Sie keine Mühe. Wie geſagt, Ihr Lohn ſoll reich ausfallen. Hier iſt eine Rolle Geld. Verlaſſen Sie das Schloß ſogleich. Machen Sie ſich morgen früh auf den Weg, und die erſte, günſtige, beglaubigte Nachricht, die Sie mir ſchicken, wird die Begründerin Ihres Glückes ſein.“

In Simeons Augen brannte ein Strahl von Freude, er bückte ſich, um die Hand des Grafen zu erreichen, die dieſer ihm entzog. „Sie bringen mich zum Pfade der Tugend zurück!“ rief er. „Ich gebe meine Rachepläne auf. Ein Philoſoph darf keine ſo gehäſſigen Leidenſchaften hegen. Wohlan, Herr Graf, ich bin jetzt ganz der Ihrige. Unverbrüchliche Verſchwiegenheit und

Treue ſei mein Wahlſpruch. O, ich werde reiſen, gut leben, und werde nichts weiter zu thun haben, als ein hübſches Mädchen aufzuſuchen, an welchem der Herr Graf, der Himmel weiß aus welchem Grunde, Intereſſe nehmen. Ich begreiſe meine Sendung vollkommen, Sacré dieu! vielleicht beſſer, als mancher gut bezahlte Diplomat die ſeinige begreift, und ich habe die Ehre — mich zu empfehlen."

Mit dieſen Worten ſteckte Simeon die Geldrolle ein und entfernte ſich. Auf dem Hofe blieb er ſtehen und ſchaute zu den erleuchteten Fenſtern hinauf. Die wirbelnden Geſtalten der Tanzenden flogen an den hellen Scheiben vorüber. „Judy!" rief der Verbrecher, die Hand ballend und drohend emporrichtend; „diesmal haſt Du wieder geſiegt! Der Teufel weiß, wie Du das angefangen haſt, aber zuletzt, gieb Acht, zuletzt werde ich Dich doch herunter kriegen."

Er verſchwand im Dunkel der Nacht.

Gedruckt bei C. Feiſter.

DIANE.

Ein Roman

von

A. v. Sternberg.

Dritter Theil.

Berlin, 1842.
Buchhandlung des Berliner Leſekabinets.

Dritter Abſchnitt.

Motto: Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet.
Göthe.

Erstes Capitel.

Anſtalten, die eine große Stadt macht, den Frühling zu empfangen.

Der Frühling, wenn er über die Erde zieht, und von den Triften und Hainen, Bergesklüften und Thalſchluchten Beſitz nimmt, naht ſich nur vorſichtig und gleichſam mit Scheu dem Bezirk großer Städte. Er weiß nicht, wie er in dieſen Mauern aufgenommen werden wird, wo ein ewiger Tumult herrſcht, wo Geiſt und Körper unaufhörlich ſchaffen, wo Armuth und Luxus grell durcheinander ihre Trauerflöre und Goldſchleier in ewigem Wechſel flattern laſſen, wo die übermüthigen, ſchwelgeriſchen Mahle ihre Toaſte und ihre Blumenkränze ewig friſch erhalten, und die muntern Gruppen der Tänzer ihre ununterbrochenen Reigen unter dem Jubel der Flöten und Harfen hindurchführen. Er, der friſche Sohn der Wälder, bleibt ſcheu und befangen ſtehen vor den Siegesgöttinnen und Triumphſäulen der Thore, und er möchte jeden Vorübergehenden fragen: darf auch ich hier einziehen? Wird meine Gabe hier nicht verſchmäht? Ich bringe dieſen Praſſern, dieſen ewig lächelnden Schwelgern nichts, als ein Körbchen friſcher Maiglocken und kaumgeborener Veilchen. So bleibt er lange vor dem Thore ſtehen, weil Alles beſchäftigt iſt, und Niemand ihm Antwort giebt; endlich wagt er ſich hinein, und gleich der Trommelwirbel der Wache jagt ihm einen entſetzlichen Schreck in die Glieder. Er wirſt ſeinen Veilchenſtrauß in's erſte beſte Haus hinein, und — huſch! iſt er wieder zum Thore hinaus. Der Veilchenſtrauß aber geht von Hand zu Hand, und man lächelt ſich einander zu und ſagt: der Frühling iſt da! Jetzt ſieht man die Poeſieen Göthes aufgeſchlagen, und es werden in den Penſionsanſtalten zum Deklamiren die Frühlingslieder gewählt. In den großen Gewölben, welche die Schätze der Malerei und Literatur aufhäufen, werden jene farbenreichen Bilderchen, jene goldſchnittgezierten Bändchen hervorgeſucht, die auf ihrer bunten Fläche einen blaſſen Wiederſchein von dem Tumult der Farben, von dem lauten, jauchzenden Concert der Töne an ſich tragen, der jetzt in Wald und Flur zu herrſchen beginnt. Es ſetzt ſich die erſchöpfte Salonſängerin an's Piano, und noch einmal nimmt ſie ihre ganze Kraft zuſammen, und trillert ſich in die heimliche Süßigkeit einer Nachtigallenarie hinein. Die ſchweren Seidenvorhänge fliegen auf, und eine leichte, kühle Wolke von Gaze verbirgt die Heimlichkeiten der Toilette. Die falſche Roſe mit ihrer erborgten Jugend wird in die Pappſchachtel zurückgelegt, und die wirkliche, thaubeperlte ſenkt ſich in die Fülle blonder Locken. Alle zerdrückte und von dem Winter beleidigte Herzen athmen auf und füllen ſich mit Leben; ſchwere Ueberröcke und ſchwere Gedanken werden zugleich abgelegt. Es ſchleicht das Unglück aus dem düſtern Schatten der Mauern, wo es kummervolle Nächte unter Thränen hingeſeufzt, hinaus vor das Thor, und wirft ſich in das friſche Grün, wie ein krankes Kind ſich an das Herz der Mutter wirft. Die Maiglocken rühren an die abgehärmte Wange, und über die geſchloſſenen Augenlider zieht das ewige Blau eines reinen Himmels ſeine ſchimmernden Kreiſe.

Giebt der Beginn des Frühlings bei den Reichen nur Gelegenheit zu einem neuen hoffärthigen Geſchwätz, iſt er bei den Armen nur ein heimlicher Wunſch, unter ſeinen Blumen in ſicherer Erde ſich zu betten, ſo finden ſich in groſſen Städten doch auch Einige, die den Götterboten empfangen, wie er empfangen ſein möchte, ohne affektirtes Beifallgeklatſche, aber auch ohne Thränen. Es iſt dies die glückliche Mittelklaſſe, die genug hat, um nicht ſtets ängſtlich für den morgenden Tag ſorgen zu müſſen, und doch nicht genug, um den Genuß durch Genuß zu ertödten. Dieſen bereitet die Sonne anſpruchsloſe und nie endende Feſte. Sie gehen jedem leiſen Wechſel der Jahreszeiten nach, und indem ſie ſich in Wetterprophezeihungen erſchöpfen, laſſen ſie großartige Orakelſtimmen für den Landmann ertönen, der ihre, in den Mauern der Städte groß ge wordene, Weisheit anſtaunt. Man hört ſie auf geheimnißvolle Weiſe von den Rittern Pancratius und Servatius ſprechen, und ſie thun höchſt vertraut mit den Siebenſchläfern. In einem liebevollen Verhältniß mit dem Kalender lebend, heften ſie auf deſſen Angaben ein forſchendes Auge, und berichtigen und ergänzen deſſen Zahlen. Für dieſe Glücklichen giebt es am Himmel immer eine Neuigkeit, der alte, jahrtauſendlange Tanz der Geſtire ſchwingt ſich für ſie in immer neuen Gruppen. Sie hören mit Entzücken von dem Orion und der Caſſiopeia ſprechen, und die alte Leyer des Himmels ſtimmt für ſie und ihre ſchmachtende Seele noch immer unendliche Akkorde an. Die Tag- und Nachtgleiche iſt für ſie eine ſchauerliche, mährchenhafte Epoche, und in der Sicherheit ihres kleinen Stübchens, bei dem Schimmer der freundlichen Lampe, denken ſie mit Grauſen an die Aequinoktialſtürme und an ihre Verheerungen auf dem wilden Meere. Sie überraſcht und entzückt der Frühling nicht, denn ſie haben ihn wie einen guten Bekannten ſchon längſt erwartet, und wiſſen genau, wie er ausſehen wird. Gemüthlich wandern ſie vor das Thor und kehren zurück mit einem ungeheuern Strauß friſcher Salatblätter, in deren Schooß ſie ihre Naſen und ihre Brillen verſenken, und einen großen, herzſtärkenden „Zug Frühling“ thun. Dieſe alten Lüſtlinge und ſpäten Brautwerber der Natur, dieſe Männer, die mit jedem Grashalm auf Du und Du ſtehen, und in den Schoos jeder Roſe ſehen, wie man in das Auge ſeiner wohlgerathenen Tochter ſieht, dieſe alten Feinſchmecker des Frühlings ſitzen dann im Kreis ihrer Frauen und Enkel, bekränzt, ſtammelnd vor Freude, und weinend wie die Kinder. All ihr irdiſch Hoffen und Erwarten iſt erfüllt; denn ſie haben wieder den Frühling erſchaut; weiter verlangen ſie nichts; keine andere Spekulation haben ſie gemacht, auf das Steigen und Fallen keiner anderen Papiere haben ſie gewettet, als auf das Steigen der jungen Blätter und auf das Fallen der alten. Liebt ſie, achtet ſie, ihr hochmüthigen Lobredner des Frühlings, liebt und achtet dieſe, im Kreiſe großer Städte eingeſchloſſenen, alten, gemüthlichen Naturfreunde.

Zu dieſen letztern gehörte auch die Dichterin Annette Zobel. Ihr kleines Haus in dem entfernten Stadtviertel, war nicht das letzte, wo der Veilchenſtrauß des Frühlings auf ſeiner ſchnellen Wanderung hingelangte. Die Dichterin hatte ihren kleinen Stubengarten um einige ſeltene Exemplare von Traubenhyazinthen vermehrt, und war eben im Begriff die Zwiebel einer Frühtulpe in einen andern Topf umzuſiedeln, als ſie ihre Hand plötzlich von der eines fremden Mannes gefeſſelt fühlte, der dieſe Operation zu hindern trachtete. Befremdet blickte ſie ſich um, und ſah einen jungen Menſchen vor ſich ſtehen, deſſen dunkle, ſchöne Augen mit dem Ausdruck des Vorwurfs auf ſie gerichtet waren.

„Was thun Schie da, Madame?“ rief der junge Mann. „Schie ſtecke die Zwieble viel ſchu tief. Gebe Schie her, ich will das mache.“

Er nahm den Blumentopf, klopfte die Erde heraus, miſchte ſie mit der Erde anderer Töpfe, und brachte die Zwiebel in den gelockerten Boden gerade nur bis zu der Tiefe, deren ſie bedurfte. Dann pflückte er im Vorübergehen einige wuchernde Zweige von einer alten überwinternden Pelargonium, und ſteckte den Finger prüfend in die Erde eines kleinen Myrthenſtäudchens, indem er dazu etwas von „zu viel Waſſer“ und „daß die Frauen nie gut Blumen zu pflegen verſtänden“ vor ſich hinmurmelte. Als dieſe momentane Beſchäftigung beendet war, irrten die Augen des Jünglings von den Blumen weg, und er ſtand da, befangen und roth im Geſicht, denn es fiel ihm jetzt erſt ein, daß die Art, wie er ſich producirt hatte, nicht die paſſendſte war. Er drehte ſeine Mütze in den Händen, und warf einige vorwurfsvolle Blicke auf's Pelargonium, als trage dieſes einzig die Schuld des Mangels an gehörigen Ceremoniel.

„Wer ſind Sie, mein Freund?“ fragte die Dichterin, eine zweite Zwiebel in der Hand haltend, die ebenfalls in Erde gebracht werden ſollte.

„Bitte gehurſamſt um Verzeihung!“ ſtammelte der junge Schwabe. „J bin a Gärtner, un da i ſah, daß Schi was Verkehrtes vorhatten, hab' i woll'n helfe. Eigentli komm i, um

Ihnen a groß Unglück zu melde, Schi zu bitte mit mi zu gehn, zu Mamſell Sempel.“

„Zu Mademoiſelle Sempel? Was iſt denn mit ihr?“

„Schi wiſſe nir?“

„Ich weiß,“ entgegnete die Dichterin, „daß Mademoiſell Sempel ihrem Glück entgegengeht, daß ſie zu Macht, zu Anſehen und Ruhm gelangen wird.“

„Schöne Macht, ſchönes Anſehen und Ruhm! Im Criminal ſitzt ſchie.“

„Im Criminal?“ ſchrie die Dichterin, und hielt drohend die Zwiebel in die Höhe. „Junger Mann, Sie täuſchen mich! Wer ſind Sie? Wie kommen Sie dazu, mir ſolche Nachrichten zu überbringen, von denen ich kein Wort glauben kann?“

„Der Schwabe erzählte jetzt des Breiten den Verlauf der Begebenheiten, die wir ſchon kennen, und fügte hinzu, daß die Wittwe und ihre Pflegetochter im Verhöre wären, man wüßte eigentlich nicht, wegen welches Verbrechens. Dieſe Erzählung, die längſte, die der Gärtner gewagt hatte, ſeitdem er den Verfolgungen der Sprachkenner ausgeſetzt war, brachte, nachdem erſt einige dunkle Parthien durch wiederholtes Hin- und Herreden vollkommen aufgelichtet worden waren, die Dichterin in Kenntniß über das jammervolle Schickſal ihres geliebten Schützlings. Sie begriff nicht, wie ſich dieſer Unfall mit der Theilnahme die ihr Vetter für die Arme ihr zugeſagt, reimen ließe, und noch weniger begriff ſie, wie das unſchuldvolle, ſtille Mädchen irgend etwas könne begangen haben, wodurch ſie den Gerichten anheimfiel. Sie ging auf und ab, und blieb endlich vor dem Gärtner ſtehen, in deſſen Augen ſie blickte, und die ſie mit Thränen angefüllt ſah.

„Das iſt eine wunderbare Geſchichte," hub ſie an. „Niemand kann in das Herz des Menſchen ſehen. Die Kleine ſchien mir eine, von derenwillen der Herr mit Lot wegen der Zerſtörung Gomorra's unterhandelt haben würde, wenn ſich dieſe alte Geſchichte noch heutzutage zutragen könnte."

„Ach, kein Engel im Himmel iſt unſchuldiger!" rief der junge Gärtner.

Die Dichterin legte ihre Hand auf ſeinen Arm. „Gut,“ ſagte ſie, „gut. Das meine auch ich. Und nun kommen Sie, Herr Neuner, laſſen Sie uns ſehen, ob wir die Arme in ihrer Klauſe ſprechen können.“

Der Gärtner ſtürzte ſich gleichſam auf die Hand der Dichterin, die er an ſeine Lippen drückte und mit ſeinen Thränen benetzte. „Das lohne Ihnen der Himmel!“ rief er ſchluchzend. Er rannte zur Thüre, riß ſie auf, und war ſchon auf dem erſten Treppenabſatz, als er die Stimme der Dame hörte, die ihm zurief: „Warten Sie doch! Ich muß erſt meinen Hut aufſetzen und einen Mantel umlegen.“ Friedrich war mit einem Sprunge wieder im Zimmer und half der Dichterin ihre Toilette beendigen. Der Hut wurde ſchief aufgeſetzt, der Mantel ungehörig umgehängt, Beide waren ſo zerſtreut, daß ſie hierren nichts merkten; einige Minuten ſpäter befanden ſich die Wanderer auf der Straße und gingen in den erſten Morgenſtunden dem belebtern Theile der Stadt zu.

Sie ſchritten ſchweigend neben einander her, denn Jeder war mit dem Eindruck beſchäftigt, den das Wiederſehen ſeiner Lieben unter dieſen Umſtänden machen werde. Die Dichterin hatte ſich in ein Meer von Vermuthungen verſenkt, Friedrich jedoch, der nicht unter dem Einfluß der Muſe ſtand, ſondern nur die reelle Lage der Dinge in's Auge faßte, erwachte aus ſeinem Trübſinn noch immer zur rechten Zeit, um die irregehende Dichterin in die rechten Straßen zu lenken. Sie überſchritten die Brücke, und gelangten auf den Marktplatz, wo ſich das Gebäude erhebt, das der Schrecken des leichtſinnigen, tumultuariſchen Berlin's iſt, und an deſſen düſterem Ernſt ſelbſt die Witze Nante's wirkungslos abgleiten. Die moderne Cultur hat dieſes Haus des Schreckens in helle Farben getaucht, kein mittelalterlicher Schatten iſt geblieben, kein Kettengeraſſel, keine ſchwarzen Mauern, keine engen Treppen, aber dennoch — wie Lady Macbeth's blutige, kleine Hand alle Wohlgerüche Arabiens nicht rein wuſchen, ſo verhüllen alle bunte Farben der Cultur nicht den unheimlichen Grundton dieſer Mauern. Als die Dichterin dieſes

Hauſes anſichtig wurde, rief ſie: „Schließt mir den Tower auf; ich muß die arme Königin ſprechen!"

„Warte Schie, Madame, ich geb' mein Billet ab," ſagte der Gärtner. „I komm glei wieder." Er verſchwand ſchnellfüßig im Innern des Gebäudes, während die Dichterin an einem Kupferſtichladen ſtehen blieb.

Zweites Capitel.

Eine Gerichtsſcene.

Eins der obern Verhörszimmer wurde eben leer, und mit der Gleichgültigkeit, die ein ununterbrochener Verkehr mit Verbrechen und Laſter den Richtern angewöhnt, gingen dieſe Minoſſe und Rhadamantuſſe vom Geringfügigen zum Bedeutenden, von einem kleinen Raub zum Mord, von dem Muthwillen eines Nachtſchwärmers zu der fürchterlichen That des ſchweren Sünders über. Es war ihnen Alles, was die Seele erſchüttert und entmuthigt, was ſie erhebt und entzückt, zum bloßen „Geſchäft“ geworden, und ſelten fanden dieſe kalten und partheiloſen Geſichter es für nöthig, ihre Blicke einmal etwas feſter auf dieſes oder jenes Antlitz zu heften, oder den regelmäßigen Zuſchnitt ihrer Mienen und Bewegungen von einem flüchtigen Intereſſe, das eben ſo ſchnell auftauchte als verſchwand, lenken zu laſſen. Für ihre ſtarre Rechtlichkeit gab es nur eine Anzahl einregiſtrirter Verbrechen, und an dieſe Verbrechen hefteten ſich zufällig Menſchen. Das aufgehobene Beil des Geſetzes fiel nieder, wenn die Feder nach dem Buchſtaben entſchieden hatte, und von welchem Rumpfe es das Haupt trennte, wen kümmerte es ſonderlich. Eine große Stadt hat ſo viel Leben. Ein Tropfen davon verſchwindet, wer möchte ſich die Mühe geben, ihm nachzulauſchen, wenn der Lärm des Tages fortwährend an's Ohr tönt, und uns immer weiter treibt.

In der eben leer gewordenen Verhörſtube ſetzten ſich der Protokollführer, der Inquirent und noch ein dritter Herr zuſammen, letzterer ſich in die Ecke des Zimmers zurückziehend, und ſcheinbar gar nicht zur Verhandlung gehörig, in einem Buche eifrig blätternd. Auf einen Zettel wurde die Nummer des Gefängniſſes geſchrieben, aus dem der Gerichtsdiener die Vorgeladenen hinaufführte. Die Thüre öffnete ſich, und die Wittwe Sempel erſchien. Es iſt ſchwer, den Ausdruck zu beſchreiben, den dieſe würdige, vom Schickſal ſo bitter verfolgte Dame in ihr Geſicht zu legen gewußt hatte. Es war eine hohe, ſogar an's Erhabene ſtreifende Reſignation, eine unverkennbare Würde, die nur etwas zu ſtark in der aufgeworfenen Unterlippe und dem ſtolz emporgehobenen Kinne aufgetragen war. Auch ſchadete der Miene beleidigter Unſchuld das dunkelrothe Colorit, welches unglücklicher Weiſe entſtanden war, indem ſich die Inquiſitin kurz vor ihrer Hinaufberufung einem heftigen Thränenguſſe überlaſſen hatte. Aber Frau Sempel war zu ſtolz, um nur noch eine dieſer Thränen zu zeigen, die in der Einſamkeit ihrer unwürdigen Zelle gefloſſen waren. Jetzt, vor ihren Richtern, die ſie nicht anerkannte, und die ſie für ihre Feinde und Verfolger erklärte, ſtand ſie in der Haltung einer Königin, den einen Fuß vor, die Arme auf der Bruſt, oder vielmehr auf dem Leib, gekreuzt.

„Artig, Frau!“ flüſterte der Gefangenwärter. „Man ſteht hier nicht ſo.“

Frau Sempel, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, warf ihm einen verachtenden Blick zu, und blieb in ihrer Stellung.

Der Inquirent ſchien überraſcht zu ſein, als er ein etwas ungewöhnliches Geſicht jenſeit der grünen Schranken ſah, doch, ſogleich ſich beſinnend, unterdrückte er ein Gähnen, und flüſterte dann zu dem neben ihm ſitzenden Protokollführer: „Frau Sempel, Gaſtwirthin — Geldverfälſchung — langwierige Sache! — Wollt', es wäre abgethan! Hm!“ Dann rief er laut: „Nun, Frau — Sie wiſſen um alle Punkte der Anklage? Weigern Sie noch immer das Eingeſtändniß?“

„Und werde es weigern, Herr Criminell,“ rief die Wittwe voll Pathos, „ſo lange noch ein Athem in dieſer Bruſt iſt.“

Der Inquirent warf einen flüchtigen Blick auf die bezeichnete Bruſt, und da es ihm vorkam, als ſei noch eine überflüſſige Menge Athem in derſelben, ſagte er nichts als: „Hm! hm!“

Die Wittwe trat vor, und die eine Hand auf die Schranken legend, gebrauchte ſie die andere, um mit einer leiſen Bewegung die Schulter ihres Richters zu berühren. „Mein Herr, Sie werden mir erlauben, nur in wenigen Worten meine Vertheidigung zu führen. Ich heiße Katharina Sempel, mein Herr. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, daß ich im Dienſte der Gemahlin des Generals von Derburg ſtand, daß ich daſelbſt den Koch ehelichte —“

„Bereits bekannt! Hm!“ fiel der Inquirent ein, und corrigirte eine alte Feder.

„Dann werden Sie ſich erinnern, Herr Criminell,“ fuhr die Wittwe fort, „daß ich ſpäter meinen Mann verlor. Es war ein Mann, wie es deren wenige giebt, Herr Criminell. Sie werden mir glauben, wenn ich Sie verſichere, daß ich ihn ſehr zärtlich liebte.“

„Die Federn werden immer ſchlechter,“ bemerkte der Inquirent zum Protokollführer.

„Wir werden uns doch am Ende entſchließen müſſen, Stahlfedern einzuführen,“ entgegnete dieſer.

„Die Trauer einer Wittwe,“ fuhr Frau Sempel fort, „kann nur der beurtheilen, der ſelbſt eine Wittwe war.“

„Unſinn! hm!“ —

„Mein einziger Troſt war, daß ich in müßigen Stunden ein kleines Talent, das ich beſaß, ausbildete. Es war dies die Schönſchreibekunſt.“

„Herr Link, leſen Sie in den Akten die Ausſage des Herrn Schreibekünſtlers Tamerlan Jacquemar nach.“

Der Protokollführer las mit eintöniger Stimme: „Die Gaſtwirthin, Frau Katharina Sempel, kam zu mir (hier folgte das Datum und die Stunde des erſten Beſuchs der Wittwe im Schreibecomptoir des Künſtlers), angeblich, um ihre Handſchrift zu verbeſſern. Ich merkte ſogleich, daß beſagte Handſchrift ein Monſtrum von Ueberkünſtelung war, und ich äußerte ſolches damals in Gegenwart meiner ſämmtlichen Schüler. Dennoch nahm ich die Frau Sempel auf meine unterſte Schulbank, denn ich wollte, daß ſie von vorne und gleichſam mit der Kindheit wieder anfangen ſollte. Statt deſſen aber blieb ſie bei ihrer gräulichen und frevelhaften Verkünſtelung, malte ſo feine Strichelchen, daß man ſie kaum mit unbewehrtem Auge ſehen konnte, und als ich ihr dieſe Unart verwies, rühmte ſie ſich, wenn es darauf ankäme, ſogar einen Bankzettel nachmachen zu wollen. Ich entgegnete —"

„Genug. Hm! Was haben Sie darauf zu ſagen?"

„Was ich ſchon oft geſagt habe, Herr Criminell, Verläumdung! Herr Jacquemar iſt ungehalten, daß eine Schülerin, wie ich, ſeine Schreibeſtube ſo bald wieder verließ. Den Bankzettel führte ich nur an, weil ich mich vermaß, ſogar dieſe feinen Striche nachzumachen. Dieſer Stolz, Herr Criminell," fügte die Wittwe mit niedergeſchlagenen Augen hinzu, „iſt das Einzige, deſſen ich mich anklage."

„Oeffnen Sie das Fenſter, Lint. Wenn es ſo fortgeht, werden wir bald ſehr warme Tage haben. Hm! hm! Die falſchen Fünfthalerſcheine, die man in Ihrem Tiſchſchubfach gefunden hat, wie iſt's denn mit denen, Frau?"

„Wie die hineingekommen, Herr Criminell, weiß ich bei Gott nicht."

„Dann die Annahme des Kindes vor zehn Jahren? Dieſes Kind gehörte einer Bande Geldfälſcher. Hm, hm."

„Ach, Herr Criminell, es gehörte eben ſo wenig dazu, wie ich dazu gehörte. Die arme, unſchuldige Kleine!"

Hier führte Frau Sempel das Tuch an die Augen, und erſchreckte dadurch beide Herren, denn ſie wußten, daß die Wittwe drei Perioden ihres Gemüthszuſtandes regelmaßig in jedem Verhor merkbar werden ließ. Zuerſt war es der Stolz, dieſem folgte die rührende Periode, und zuletzt der Zuſtand des Stumpfſinns, wenn das Verhor zu lange dauerte. Die Wittwe war jetzt im Begriff, in die Sentimentalität überzugehen, und Protokollführer und Inquirent zeigten jetzt eine ungewöhnliche Haſt, das Verhör zu beendigen.

„Schreiben Sie," rief der Letztere. Fortwährendes Läugnen! Wozu ſollen wir uns noch länger aufhalten? Klimms, führen Sie die Frau ab, und bringen Sie die Mitgefangene herauf.“

Was die Entfernung der Wittwe betraf, ſo war dies nicht ſo bald geſchehen. Frau Sempel brachte eine gewiſſe Feierlichkeit in ihr Auftreten, wie in ihre Abgänge. Der plötzliche Befehl, daß ſie das Verhörzimmer verlaſſen ſolle, ließ ſie ihre Kräfte zuſammennehmen, ſie trat noch einmal dicht vor die Schranken, und ihre Rechte mit einem leiſen, aber bedeutſamen Druck auf den Arm des Inquirenten legend, ſagte ſie: „Herr Criminell, ich gehe jetzt, aber ich verſpreche Ihnen nochmals, daß ich dieſes Haus nicht anders, als im Triumph verlaſſen werde. Ich bin unſchuldig, und ich verlange eine glänzende Genugthuung!“

Als die Wittwe dieſe Worte, die von ihrem unerſchütterlichen Muthe und ihrer Energie ein ſo vortheilhaftes Zeugniß ablegten, geſprochen hatte, wandte ſie ſich zur Thür, um dem Diener zu folgen; doch in dieſem Augenblicke zeigte ſich die gebeugte Geſtalt Dianens. Das unglückliche Mädchen, kaum die Pflegerin ihrer Jugend gewährend, ſtürzte ſich in ihre Arme, und vergoß einen Strom von Thränen. Es bildete dieſe Umarmung eine rührende Gruppe, und in dem engen Raume des Verhörzimmers herrſchte eine ehrende Stille, aber ſie herrſchte nicht lange. Der Richter gab das wiederholte Zeichen, die Wittwe wurde trotz ihrer Weigerungen und ſtolzen Stellungen abgeführt, und Diane ſank auf einen Stuhl, den man ihr hinſtellte, ein Zeichen von Aufmerkſamkeit, das die Gaſtwirthin nicht hatte erlangen können, das man jedoch der Jugend und Schönheit nicht verſagen zu dürfen glaubte. Der Mann mit dem Buche fing jetzt an, über daſſelbe hinüberzuſehen, und ſein Blick begegnete Dianens Augen, als ſie dieſe zum erſtenmal ſchüchtern emporſchlug, um ihre Umgebung zu muſtern. Dieſe Blicke machten, daß eine heftige Röthe die Wangen des Mädchens übergoß, und daß ihre Augen wieder den Boden ſuchten.

Das Verhör nahm ſeinen Anfang; es war nur wenig verſchieden von dem vorhergehenden. Diane wurde darin beſchuldigt, vor zehn Jahren ihrem Vater, welcher der Häuptling einer Geldfälſcherbande geweſen, entlaufen zu ſein, noch in Verbindung mit einigen Mitgliedern der Bande zu ſtehen, und endlich mit Frau Sempel zuſammen und unter deren Anleitung falſche Ein- und Fünfthalerſcheine verbreitet zu haben. Auch in ihrem Gewahrſam hatte man dieſe betrügeriſchen Zettel gefunden. Die Ausſagen des Banquier Rusbruck und des Apothekers Sauer lauteten beide nicht zu Gunſten der Inquiſitin, wenn ſie auch nicht gerade den Beweis der Schuld lieferten, verwirrten ſie doch den Beſtand der Dinge und warfen neue Zweifel auf die Angeſchuldigten. Der Banquier hatte von dem unrecht beſtellten Briefe nichts wiſſen wollen, der Apotheker gab an, daß er an dem Tage, wo Diane ihn verlaſſen, ſeine ſilberne Tabacksdoſe eingebüßt habe, und daß es ihm nicht unwahrſcheinlich dünke, das Bettelmädchen, das er auf der Landſtraße umherirrend gefunden, habe ihm dieſen Streich geſpielt. Der Graf Derburg hatte nicht vernommen werden können, weil die Gaſtwirthin ſowohl, wie Diane, ſich hartnäckig weigerten, ihn zu nennen. Dieſer Umſtand, ſo wie die mangelnden Nachrichten über die eigentliche Herkunft des Mädchens, ihre beabſichtigte Flucht, der ſchnelle Wechſel ihres Verbleibs, Alles hielt den Verdacht rege und machte es dem Vertheidiger unmöglich, in ſeiner Eingabe zu einem befriedigenden Schluß zu kommen. Er bezog ſich nur immer wieder auf die Jugend, Schönheit und Unſchuld der Inquiſitin und auf den Ruf von Ehrenhaftigkeit, deſſen ſich die Wittwe von allen ihren Nachbarn in einem Zeitraum vieler Jahre zu erfreuen hatte; aber dieſe Gründe hatten nur wenig Gewicht.

Der Herr mit dem Buche trat jetzt an die Schranken, und zwar dicht an die Stelle hin, wo Diane ſtand. Er benutzte die Gelegenheit, wo der Inquirent und der Protokollführer beſchäftigt waren, um ſeine Rechte auf die kleine Hand Dianens zu legen, die ſich auf die Brüſtung ſtützte. Sie zog die Hand weg und ſchwankte, einer Ohnmacht nahe, zu ihrem Platze zurück. Eine Weile that der Inquirent ſeine Fragen vergeblich, und der Schreiber hatte eben ſo wenig zu ſchreiben, da er unmöglich Seufzer protokolliren konnte.

„Erlauben Sie, meine Herren,“ hub der Mann mit dem Buche an, „daß ich dieſem jungen Mädchen beſonders in's Gewiſſen rede, ſie bedarf deſſen.“

„Ganz, wie Sie wünſchen, Herr Rath.“

Der Genannte öffnete die Schranken und trat hervor. Er näherte ſich Diane, und indem er ſich über ſie beugte, flüſterte er ihr ins Ohr: „Faſſen Sie Muth, mein Kind, ich werde mich Ihrer Sache annehmen.“

Diane zitterte heftig, eine Bläſſe, fahl und abſchreckend, wie die Farbe des Todes, bedeckte ihre Wangen. Ihre Augen waren geſenkt, aber es ſchien, als ſeien ſie geſchloſſen; die zuſammengepreßten Lippen waren farblos, und ein Zug unendlichen Leidens, eines Kummers, der die Kräfte der gemarterten Seele zu überſteigen ſchien, lag auf der Stirne, die ein kalter Thau bedeckte. So ſaß ſie ſtarr da, und nicht das kleinſte Zucken verrieth, daß ſie ihre kalte Hand dem Manne, der ſie hielt, hätte entziehen wollen. Aber als ſie jetzt die Blicke aufrichtete und das gefürchtete Antlitz ſo nahe ſah, zuckte ſie lautlos zuſammen, und ihr Haupt fiel wie gebrochen auf die Stuhllehne.

„Sie iſt ohnmächtig,“ ſagte der Rath, indem er ſich langſam aufrichtete und in die Schranken zurückkehrte.

„Ach, die Weiber!“ brummte der Inquirent, indem er die Klingel zog. „Wie viel Noth ſie Einem machen! Klimms, ſehen Sie einmal nach, ob nicht im Vorſaal eine der Wärterinnen zu finden iſt. Das junge Mädchen da liegt in Ohnmacht.“

Der Gerichtsdiener heftete einen ſchlauen, ſchmunzelnden Blick auf Diane, und flüſterte, daß es wohl nichts, als Poſſenſpiel und Trug ſei, dennoch entfernte er ſich, dem Befehle gemäß, und kam bald mit einer jener Frauen zurück, deren gleichgültige Miene und ſtumpfes Aeußere anzeigte, wie ihr der Anblick von Ohnmachten und Thränen etwas völlig Alltägliches ſei. Kaum hatten ihre Hände Dianens Leib berührt, als dieſe erwachte und mit einem heftigen Sprunge in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers eilte, indem ſie laut kreiſchte: „Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! Um Gotteswillen, ich ſterbe!“

Gleich darauf ſtarrte ſie die Wärterin an, und ſchien jetzt wie aus einem Traume zu erwachen. Sie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, und wankte auf die Schranke zu.

„Faſſen Sie ſich!“ ermahnte der Rath, und gab der alten Frau einen Wink, ſich zu entfernen. „Wir wollen Ihnen nichts zu Leide thun, Mademoiſelle. Sagen Sie uns nur die Wahrheit.“

Diane faltete die Hände und ſah bittend über die Bruſtwehr hinüber. „Ach, meine Herren,“ rief ſie mit von Thränen halberſtickter Stimme, „ich weiß nicht, wer diejenigen ſind, die mich verfolgen, ich ahne nicht den Grund, warum ſie mir ſo bitteres Leid zufügen, mir, der ich ſie nicht beleidigt habe. Ach, ich weiß nichts anderes zu ſagen, als daß ich Gott bitte, er möge meinen Feinden vergeben!“

Sie ſchwieg, und dieſe erſchütternden Töne, die aus dem reinen Buſen der gequälten Unſchuld herauftönten, ſchienen leiſe in der Stille des Zimmers nachzuklingen, Niemand wagte dieſe Pauſe zu ſtören. Es lag eine Gewalt in dieſer rührenden Bitte, die ihre Wirkung ſelbſt auf die geſtählten Nerven der Männer des Geſetzes nicht verfehlte.

Der Inquirent zuckte die Achſeln, und legte die Feder hin, er ſah den Criminalrath an, und dieſer heftete ſeine Blicke auf den Protokollführer, der ſeinerſeits wieder den Inquirenten anblickte.

„Hm! Wir kommen zu nichts. Abgeſchmackte Geſchichte! — Weibervolk! Hm! — Klimms, führen Sie Nummero 19 wieder zurück!“

„Mit Verlaub,“ fuhr Klimms auf. „Es haben ſich unten etwelche Individuen gemeldet, die Frau Sempel und ihre Pflegetochter ſprechen wollen.“

„Kann geſchehen. Bringen Sie die beiden Inquiſitinnen ins Gitterzimmer, und bleiben Sie bei der Zuſammenkunft gegenwärtig. Ich komme ſpäter ſelbſt herab.“

Als Diane ſich entfernt hatte, griff der Rath nach Hut und Stock, und, indem er eine höfliche Verbeugung den beiden fungirenden Gerichtsbeamten machte, verließ auch er das Zimmer, zum großen Verdruß des Inquirenten, der ihm die Frage vorgelegt hatte, wie lange dieſe Verhöre noch dauern ſollten, worauf jedoch keine Antwort erfolgt war. Er blieb daher allein mit ſeinem Unmuth und ſeinen geſchnittenen Federn, denn der Protokolliſt hatte ſich ebenfalls entfernt, um auf der Straße friſche Luft zu ſchöpfen.

Unterdeſſen füllte ſich das Zimmer mit neuen Gefangenen, und wiederum hob ein Verhör an, und es ging zu Ende, und es folgte ein neues, und immer wieder kamen neue Geſichter, neue Mienen, neue Redeweiſen, aber es waren immer die alten ſechstauſendjährigen Uebelſtände der Menſchheit, die ewig alte und ewig neue Lüge, die Sünde Adams in ſeinen ſpäteſten Enkeln. —

Drittes Capitel.

Das Geſpräch durchs Gitter.

Ein langes, ſchmales Gemach, durch eine Zwiſchenwand, die ein halbrundes Gitter einſchloß, in zwei ungleiche Theile abgeſchnitten, enthielt auf der Seite, die ſich dem freien Verkehr der Straße öffnete, dasjenige Zimmer, wo die Angehörigen und Beſuchenden der Gefangenen Einlaß erhielten. Der Raum war diesmal ziemlich gefüllt und an den Wänden hin ſaßen in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, die Bekannte und Freunde der Gaſtwirthin und ihrer Pflegetochter. Den Platz zunächſt dem Gitter, als der Ehrenplatz, nahm die Dichterin ein, ihr gegenüber ſah man die ſtattliche Ründung eines, in eine rothe prunkende Weſte gehüllten Oberleibes. Dieſe feurige Farbe, die aus dem dunkeln Winkel hervorleuchtete, machte, daß man das Auge öfters dahin richtete, als die Perſönlichkeit des Herrn Pädus es ohne rothe Weſte gethan haben würde. Neben dem Bierbrauer ſaß Herr Weinhold, bleich und zuſammengebeugt, wie immer, und ſeine Nachbarin, die arme Lene, die in Thränen ſich auflöste, wenig beachtend. Zur Seite der Magd war der Stuhl leer, der für Friedrich beſtimmt war. Der junge Gärtner ſtand tief im Hintergrunde des Zimmers, abgewendet, denn er konnte ſich nicht überwinden, hinzuſehen, wenn ſeine arme Freundin, mit Schmach und Qual überladen, jenſeits des Gitters erſcheinen würde. Was alle andern bewegte, aber doch von ihnen mit Faſſung erwartet wurde, brach ihm das Herz.

Endlich ging die Thüre des äußern Zimmers auf; alles eilte an's Gitter; aber — nur um das lächelnde Geſicht Klimms zu ſehen, der ſtatt der Erwarteten kam, ſich behaglich auf eine niedrige Bank ſetzte, und in das Berliner Intelligenzblatt vertiefte. Aber nochmals öffnete ſich die Thür, und jetzt erſchien Frau Sempel, und hinter ihr kam Diane. Die Freunde ſtanden auf, und indem ſie einen ſtillen reſpectvollen Gruß hinüber ſendeten, ließ ſich ein kurzes Gemurmel von beiden Seiten her hören. Die Wittwe überſah die Häupter ihrer Lieben, und ſie vermißte mit großer Befriedigung keines darunter. Mit dem Tuch vor den Augen ſchritt ſie vor und machte einen vergeblichen Verſuch, einen Finger durchs Gitter zu zwängen, damit er von ihren Freunden, und beſonders vom gefühlvollen Bierbrauer erhaſcht würde. Sie begnügte ſich daher, ihnen nochmals zuzuwinken, und mißbilligend die treue Magd anzurufen, damit dieſe ihre heulende Wehklage einſtelle, die wie ein Refrain zu den Worten der Uebrigen ſich jedesmal einſtellte.

„Herr Pädus," hob die Wittwe an, „Sie ſehen mich hier an einem Platze, wo ich nicht hin gehöre."

Der Bierbrauer nickte, mit großer Ehrfurcht bejahend, und lehnte ſich an's Gitter, ſo, daß die Ringe deſſelben ſich in ſeine fleiſchigen Wangen und auf ſeine Stirn abdruckten. Ein gleiches Schickſal wiederfuhr der Magd Frau Sempels, denn beide wollten ihre Gebieterin keinen Augenblick aus dem Geſichte laſſen.

„Herr Weinhold,“ ſetzte die Wittwe ihre Rede fort, „auch Sie ſehen mich an einem Platze, wo ich nicht hin gehöre.“

Der Kandidat neigte ebenfalls betrübt ſein Haupt.

„Aber ich ſage Ihnen beiden, meine Herren!“ rief die feurige Stimme der Gaſtwirthin, „daß ich dieſes Haus nur verlaſſen werde, wenn mich die Menge auf den Schultern hinausträgt. Ich ſage Ihnen, nicht anders gehe ich aus dieſen Mauern, und ſollte ich hier ſterben. Daſſelbe habe ich noch heute oben erklärt, und ich will mein Wort halten. Lene, höre auf zu jammern!“

„Ich werde Sie auf meinen Schultern hinaustragen!“ rief der Bierbrauer.

„Das iſt nicht genug, Herr Pädus. Nicht Sie allein, ganz Berlin ſoll eine arme, unſchuldige, gekränkte Frau im Triumph aus dem Gefängniß tragen. Ich will dieſes erleben oder ſterben."

Der Kandidat ſprach einige Worte des Troſtes, dann ließ er den Bierbrauer in einem ungeſtörten Tête-à-tête mit der Wittwe, und trat zu der andern Gruppe, wo die Dichterin und Friedrich die leiſen Fragen und Worte Dianens beantworteten. Als Diane ihn bemerkte, begrüßte ſie ihren Freund mit einem dankbaren Lächeln, und als ſeine milden Tröſtungen ihr Ohr erreichten, erblühte zum erſtenmal wieder ein leichtes Roth auf ihren Wangen.

„Meine Tochter," ſagte die Dichterin, „vor allen Dingen muß ich Dir den Vorwurf machen, daß Du mich nicht früher von Deinem Mißgeſchick in Kenntniß geſetzt haſt. Ich habe über wenig Mittel, Dir zu helfen, zu gebieten, allein ich hätte dieſe wenigen ſchon längſt in Anwendung gebracht. Mein Kind, Du kannſt Dich nicht entſchuldigen, Du wußteſt, wo mein Häuschen zu finden iſt, und an Boten, die Du ſenden konnteſt, hat es Dir auch nicht gefehlt."

Dieſe letzte Aeußerung des Fräuleins bezog

Friedrich ſofort als eine Ehrenkränkung auf ſich, entſchuldigte ſich, daß er nicht früher habe kommen können, weil man auch ihn gefangen gehalten habe, und Diane beſtätigte dieſes, die näheren Umſtände von Friedrichs Verhaftung auseinander ſetzend.

„Das iſt etwas anders,“ rief Annette Zobel, indem ſie dem Gärtner begütigend die Hand reichte. „Ich habe da Abbitte zu thun. Allein, laßt uns keine Zeit verlieren, Freunde, laßt uns darauf denken, wie wir nützlich und thätig zur Befreiung unſerer armen Gefangenen ſein können.“ —

„Ja, daran laßt uns denken,“ ſagte der Kandidat.

„Ich habe einen Verwandten,“ fuhr die Dichterin fort, „einen berühmten Rechtsgelehrten. Er hat zwar nie einen meiner Romane geleſen, allein ich grolle ihm deswegen nicht. Zu ihm will ich unverzüglich eilen. Er iſt mit Deinem Schickſal nicht ganz unbekannt, mein armes Kind, und kann Jemand helfen, ſo iſt es mein theurer und gelehrter Vetter Lobmeyer.“

Die Nennung dieſes Namens machte, daß Diane erbebte, und Friedrich mit dem Fuße ſtampfte. Die Dichterin ſah verwundert und fragend ihre Freunde an. „Teufel!“ rief der Gärtner, „dies ſakriſch Büble iſt gerade der Ankläger! Von ihm kümmt des Unglück. O, ich möchte ihn zu Brei ſtoße, wenn i ihn hätte!“

Das Fräulein entfärbte ſich bei den Verwünſchungen, die gegen ihren achtbaren Vetter ausgeſtoßen wurden. Der Kandidat beſtätigte die Ausſage des Gärtners, es konnte alſo kein Zweifel über die Thatſache herrſchen. Einige Minuten lang war die Dichterin völlig der Sprache beraubt, ſie ſchwankte zwiſchen den ſchwärzeſten Vorſtellungen von dem Charakter ihres Vetters und der Möglichkeit, daß alles nur Mißverſtändniß und Verwirrung ſein könnte.

Mittlerweile ſah Klimms auf und gab zu verſtehen, daß die halbe Stunde, die zur Unterredung geſtattet worden, bald verfloſſen ſei.

„So müſſen wir anderswo Hülfe ſuchen!“ ſprach die Dichterin vor ſich hin — und ſich nah ans Gitter drängend, flüſterte ſie ihrer jungen Freundin zu: „Weiß der Graf um Dein Schickſal, Kind?“

Der Name des Geliebten entlockte neue Thränen den Augen Dianens. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„So ſoll er's erfahren,“ ſagte die Dichterin leiſe. „Die Vornehmen und Reichen haben einflußreiche Verbindungen; ſie haben lange Arme, wie man zu ſagen pflegt.“

„Wenn Sie mich lieben, theures Fräulein,“ flüſterte Diane, „ſo laſſen Sie den Grafen nichts von meinem Schickſale wiſſen.“

„Aber weshalb nicht, Kind?“

„Es iſt nutzlos, und ich — ich will es nicht. Geben Sie mir das feſte Verſprechen, daß Sie ſchweigen wollen.“

„Das finde ich nicht recht. Er nahm ſich Deiner an, als Dich die böſe Welt von ſich ſtieß, er wird ſich Deiner annehmen jetzt, da ſie Dich aufs neue verfolgt. Wie geſagt, die Vornehmen und Reichen haben lange Arme.“

„Ich kann nichts weiter, als Sie bitten, theure Freundin — es nicht zu thun,“ rief Diane.

Der Titel Freundin, übte auf die alte Dichterin einen unbeſchreiblichen Zauber aus, beſonders, wenn Diane ſie ſo nannte, denn ſie liebte dieſes Mädchen grenzenlos, und viel mehr, als ſie ſichs ſelbſt geſtehen mochte. „Nun, wir wollen ſehen!“ erwiderte ſie, indem ſie in die ſchönen, feuchten Augen ihres Schützlings blickte; aber Diane, unbefriedigt mit dieſem „Wir wollen ſehen,“ forderte nochmals ein Verſprechen, und die Dichterin gab es in Eile, da keine Zeit war zu weitern Erörterungen, indem der Wächter ein lautſchallendes Zeichen gab, daß die halbe Stunde verfloſſen ſei. Herr Pädus zog ſein, mit dem vollſtändigſten Abdruck des Drathgitters verziertes Geſicht zurück, nachdem er nochmals einen vergeblichen Verſuch gemacht, ſeinen kleinen Finger mit dem Ringfinger der Wittwe in Berührnug zu bringen. Lene ließ zum letzten Male ein lang ſchallendes Geheul hören.

„Noch Eins, Herr Pädus,“ rief die Gaſtwirthin, indem ſie ihre Stimme zu einem kaum hörbaren Geflüſter herabſtimmte, und der Magd winkte, zu ſchweigen, „man glaubt doch nicht in unſerer Gegend, daß ich wegen – ſitze?“ Die Wittwe ſprach das gehäſſige Wort „Diebſtahl“ nicht aus. Ihr fein fühlender Freund errieth ſie und mit einem unwilligen Stirnerunzeln entgegnete er: „Davon kein Wort, Frau Nachbarin! Ich wollte Niemandem rathen, ſich im Traume einfallen zu laſſen, daß meine Frau Gevatterin wegen ſolcher Unehre in Verdacht ſei. Im Gegentheil, ich habe in Schwung gebracht, daß Sie, theure Freundin, wegen eines politiſchen Verbrechens ſitzen. Das iſt nobel. Da rechnet ſich Mancher das Sitzen für eine Ehre an.“

Die Wittwe war vollkommen beruhigt, ſie fühlte, daß es ihrer Ehre keinen Eintrag that, wenn man ſie für politiſch mißvergnügt hielt.

Die Freunde verließen das Gefängniß in ſehr verſchiedenen Stimmungen. In der Stadtgegend, wo Frau Sempels und ihrer Pflegetochter Verhaftnehmung ſtatt gefunden, war dies eine ſehr wichtige, und vielfacher Deutung ausgeſetzte Begebenheit. Herr Pädus Behauptung, daß ſämmtliche Nachbaren von der Unſchuld der Gefangenen überzeugt ſeien, war daher auf Nichts gegründet. Die Gaſtwirthin hatte als eine wohlhabende, und vom Glück begünſtigte Frau ihre Neider ſo gut, wie jede Größe des Jahrhunderts. Ihre vielfachen Heimlichkeiten, zu denen beſonders ihr Verkehr mit dem Schreibmeiſter, gehörte, waren ſelbſt ſo aufrichtigen Freunden, wie der Bierbrauer und der Kandidat es waren, auffällig geweſen. Daß ſie, mit der einſt verfolgten, und in den öffentlichen Blättern namhaft gemachten Geldfälſcherbande in Zuſammenhang geſtanden, war ein Verdacht, der leicht entſtehen konnte, und vieles für ſich hatte. Noch mehr konnte die anklagende Stimme auf dem Mädchen haften, was die Wittwe ins Haus nahm, und mit dem ſie, wie es ſich jetzt auswies, in durchaus keinen verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand. Es war demnach ein Leichtes die Verdächtigung auszuſprechen, und das gerichtliche Verfahren einzuleiten, ein Geſchäft, das der Advokat, ſo wie er von ſeiner Reiſe nach Schloß Windeck heimgekehrt war, ſogleich und mit dem beſten Erfolg ins Werk richtete. Herr Pädus war deshalb, als er die große Sicherheit der Wittwe und ihr Vertrauen auf den glänzenden Triumph vernahm, ſehr kleinlaut geworden, und verließ das Haus bekümmerter, als er gekommen war. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit dem Kandidaten. Die trübe Weltanſicht, die in dem jungen Manne lebte, ſog aus jedem Beiſpiel der Ungerechtigkeit, das ihm in den Weg trat, neue Nahrung ein. Er ſchlich trübſelig nach Hauſe, indem er jeder Begleitung auswich. Friedrich wandte ſich trotzig ab, ſowohl von Einem, als dem Andern, er wandelte die Straße hin, und hatte keinen Verbleib mehr, denn nach dieſem unglücklichen Ereigniß war er auf eigenes Nachſuchen vom Kunſtgärtner entlaſſen worden. Die Gegend war ihm verhaßt, ſein lieber Garten ihm auf immer verleidet. Er wollte fort in die weite Welt, doch nicht eher, als bis Dianens Schickſal ſich entſchieden hatte. Die Dichterin lenkte ihre Schritte ſofort zu der Wohnung ihres Vetters.

Während des Gehens hatte ſich bei ihr eine leiſe Ahnung entwickelt, es könne mit der Ehrlichkeit ihres gelehrten Verwandten doch nicht mit ſo ganz rechten Dingen zugehen, und, als ſie jetzt das Haus des Advokaten erblickte, hob ſie ihre in ſchwarze Handſchuhe gehüllte Hände drohend auf, indem ſie rief: „Barnabas, Barnabas! Wenn ich Dich auf einem fahlen Pferde ertappe! Nimm Dich in Acht, gottloſer Pair! ehrvergeßner Vetter! —“

Viertes Capitel.

Der Kampf, den eine Dichterin mit einem Weltmanne beſteht.

Der Advokat, als ſeine Couſine Einlaß begehrte, war eben beſchäftigt, die Berechnung ſeines Gewinnſtes anzuſtellen, und zugleich die Reiſekoſten zu ſummiren. Sie fielen bedeutender aus, als er gefürchtet hatte, und dies war ſchon genug, ſeine gute Laune zu trüben. Er faßte den Plan, dieſes verlorene Geld auf eine möglichſt ſchnelle Weiſe wieder einzubringen. Er dachte anfangs daran, den Schreiber zu entlaſſen, um ſelbſt deſſen Geſchäfte zu übernehmen, allein er verwarf dieſen Gedanken alsbald, denn abgeſehen davon, daß dieſer genügſame, abgehärmte Jüngling mit dem magerſten Lohne ſich begnugte, war es auch nothwendig, für die Aufrechthaltung der Würde des Prinzipals, daß dieſer nicht ſelbſt mit den Höckerinnen und Laſtträgern unterhandelte und ihre beſudelten Pfennige einſammle. An ſeiner eignen Lebensweiſe wollte der Advokat nichts ändern, es blieb alſo nichts anderes übrig, als darauf zu denken, den Vater auf noch ſchmalere Koſt zu ſetzen. „Dieſer alte Mann,“ ſagt Herr Lebmeyer zu ſich, „hat einen ſo geſunden Appetit, daß er im Stande wäre, mich, mein Haus und meine Einkünfte zu verſchlingen. Es iſt etwas Erſtaunliches, welche Ader von Verſchwendung in ihm ſteckt. Er vergeudet alles, und am liebſten fremdes Gut. Hab ich nicht noch geſtern, als ich in ſeiner Abweſenheit ſein Zimmer durchſuchte, eine Weinflaſche gefunden, zwar leer, allein der Geruch bekundete, daß ſie noch vor Kurzem gefüllt geweſen ſein mußte, gefüllt mit meinem Weine. Ha, dieſer Alte beſtiehlt mich — mich, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Sohn! Ich werde keine Nacht mehr ruhig ſchlafen können, ſo lang ich dieſen Verſchwender unter meinem Dache habe! Doch nur Geduld, es iſt ja nicht nöthig, daß ich ihn unter meinem Dache habe! Las ich nicht geſtern im Intelligenzblatte ein Anerbieten, das gerade für mich paßt? — Hier iſt's. — Ein Mann, der mit einer unheilbaren Krankheit behaftet iſt, ſucht einen Krankenwärter, der bei ihm wachen und in jeder Stunde des Tages und der Nacht um ihn beſchäftigt ſein könne, das gebotene Honorar iſt anſehnlich; die näheren Bedingungen nennt das Intelligenz-Comptoir! Schön! Ich will doch die Adreſſe in meine Schreibtafel bemerken."

Bis hierher war der Sohn gekommen, als er von demjenigen unterbrochen wurde, mit deſſen Zukunft er eben ſich beſchäftigte. Der Alte ſchaute freundlich herein, und meldete, daß die Couſine vorgelaſſen zu werden wünſche.

„Was will ſie?" fuhr Herr Lobmeyer auf, erſchreckt durch das Geſicht ſeines Vaters. „Ich ſagte Dir doch, daß ich für Niemand zu Hauſe ſei."

„Nun, ſie iſt ja auch ſo gut wie Niemand," ſagte der Alte gutmüthig. „Was wird ſie wollen? ein Paar freundliche Worte mit Dir plaudern."

„Betteln wird ſie!" rief der Advokat. „Ich kenne das. Jetzt, da ſie weiß, daß man bei mir zu Mittag gebeten werden kann, findet ſie es einträglich, Beſuche bei mir zu machen. Geh' hinunter, und ſage, daß ich nicht zu Hauſe ſei."

„Da iſt ſie ſchon!" rief der Alte, und die Dichterin trat in das Schreibezimmer ihres Vetters, der ungeduldig aufflog, ſich in ein Kabinet flüchtete, wo er den durchlöcherten Kittel, den er mit dem Titel eines Schlafrocks benahmte, abwarf, und in einem paſſendern Anzuge erſchien.

„Oh — ſehr erfreut, Dich zu ſehen, theure Couſine. Wie wohl und geſund Du ausſiehſt! Ja, Deines Gleichen iſt immer geſund."

„Nein, Barnabas, ich bin nicht immer geſund. Ich habe Tage, wo ich hinfällig und ſterbend bin, Nächte, wo der Schmerz an meinem Gebein rüttelt, und ich mir ſage: Mit Dir iſt es bald aus."

Der Advokat murmelte vor ſich hin: „Wollte Gott, ſie ſpräche wahr!" Laut fügte er hinzu: „Papperlapapp! Das ſind Grillen, die alle Bücherſchreiber und Schreiberinnen haben. Sie wollen uns damit Achtung für ihr Handwerk abnöthigen, wir ſollen eine gewiſſe Scheu vor Ihnen empfinden, wie vor Weſen, an denen unſre gemeine Tagelöhnernatur gar nicht heranreicht. Wir arbeiten im Schweiße unſeres Angeſichts, wir reiben unſern Körper und unſere Seele wund im Gewühl des Markts, in dem Conflikt mit dem wirklichen Elend und dem wirklichen Laſter, indeſſen ſie ſich gemächlich auf das Sopha ſtrecken, und ſich hübſch erträumen, was zu erleben, ſie zu bequem ſind, und das Gefaſel verkaufen ſie uns dann als das Höchſte und Erhabenſte, was Gott und die Welt bietet."

„Barnabas, hiervon verſtehſt Du nichts."

„Ja, ja, ich verſteh nichts hiervon. Da

haſt Du Recht, Couſine, allein ich weiß, daß dieſe genialen Creaturen manchesmal kein Stück Brod in der Taſche haben, und daß ſie dann in Verſuchung gerathen, die Taſchen ihres Nebenmenſchen auszuleeren.“

Die Dichterin war empört über dieſen gemeinen Angriff, aber ſie gedachte ihres Schützlings, bezwang ſich, und ſagte ruhig: „Das iſt wohl möglich, Vetter. Indeſſen, ich habe Deine Taſche noch nie ausgeleert, und denke, es auch in Zukunft nicht zu thun.“

„Wenn Du meine unſchuldigen, kleinen Sticheleien mißverſtehen willſt, Couſine, ſo ſteht es Dir frei,“ ſagte Herr Lobmeyer, mit einem ſehr angenehmen Gefühl, das ihm die Ueberzeugung gab, ſeine Verwandte empfindlich gekränkt zu haben. —

„Ich komme,“ hob Fräulein Zobel wieder an, „Dich zu fragen, was doch aus jenem jungen, unglücklichen Mädchen geworden iſt, das ich Dir ſo warm empfahl, und welches Du in Deinen Schutz aufnahmſt?“

Dieſe plötzliche Frage hatte der Advokat nicht erwartet, ſie machte ihn befangen, indem ſie die neueſten Ereigniſſe lebhaft vor ſeine Seele drängte. Er blickte erſtaunt und befremdet die Dichterin an, als wolle er in ihren Zügen forſchen, ob ſie gekommen ſei, ihm ein unvorhergeſehenes, plötzliches Unglück zu verkünden. Unwillkührlich fuhr ſeine Hand zur Taſche, und er überzeugte ſich, der Brief, den er geſtern aus der Gegend von Schloß Windeck erhalten, ſtecke noch am Platze. In dieſem Briefe meldete ihm der befreundete Arzt, die vollzogene Vermählung der jungen Gräſin. Mit dieſer Freudenbotſchaft waren die quälenden Beſorgniſſe unſeres Mannes über Simeons Verſchwinden, beſeitigt, denn welche Gefahr konnte jetzt noch eine Anklage bringen? Zugleich ging Dianens Verhör den gewünſchten Gang. Der Advokat fühlte ſich vollkommen ſicher, aber dennoch erſchrak er, als ſeine Verwandte dieſe Frage an ihn that. Sich zum Gleichmuth zwingend, erwiderte er: „Allerdings, ich beſinne mich jetzt, mein Antheil an dem Schickſal dieſes Geſchöpfs wurde rege gemacht. Ich will mich erkundigen, was aus ihr geworden iſt.“

Die Dichterin ſah ihren Verwandten mit einem Blicke an, in dem ſich das äußerſte Erſtaunen malte. „Wie?“ rief ſie, „Du weißt alſo nicht, daß ſie gefangen ſitzt? Daß man ſie wegen eines unglaublichen Vergehens angeklagt hat? Ach, und man nannte mir noch gar Deinen Namen, Vetter, als den ihres Denuncianten.

„Meinen Namen? Wahrlich, ich muß mich beſinnen. Die Menge der Klagen und Vertheidigungen, oft von und für Perſonen, die uns gar nichts angehen, die wir oft nur einmal, und zwar flüchtig, ſehen, macht, daß wir manchesmal vergeſſen. — Weſſen hat man das Mädchen angeklagt?“

„Du haſt ſie angeklagt!“ — rief die Dichterin, indem ſie ſich halb von ihrem Stuhle erhob, „zu einer Bande Geldfälſcher ſoll ſie gehören.“

„Ah ſo! Jetzt glaube ichs zu wiſſen. Nun, die Sache wird ihren Verlauf gehen!“

„Das heißt, das Mädchen wird ſterben!“

fuhr die Dichterin auf, „und Du wirſt ihr Mörder ſein! Du, Barnabas.“

Dem Advokaten war nichts ſo verhaßt, als eine Scene dieſer pathetiſchen Art, wie ſie ſich ihm jetzt zubereiten zu wollen ſchien. Er packte daher ſchnell einige Aktenſtöße zuſammen, und rief nach ſeinem Schreiber, da aber dieſer gerade unten im Comptoir beſchäftigt war, verhallte der Ruf ungehört, und der Erzürnte rief vor ſich hin: „Wo iſt nun der Alte? Nicht einmal den Nutzen hab' ich von ihm, daß er in ſolchen Momenten mir zu Hülfe kommt. Ich muß die Leute, die ich los ſein will, ſelbſt zur Thüre hinauswerfen.“

Die Dichterin hatte in ihrer leidenſchaftlichen Aufregung von dieſem Monolog ihres Vetters nichts gehört. Sie ſchob ihren Stuhl fort, ſchritt ans Fenſter, und hier ſich hoch aufrichtend, und auf den Codex Juſtinian ſich ſtützend, der, in Schweinsleder gebunden, auf dem Tiſche des Rechtsgelehrten lag, ſagte ſie mit einer Stimme, die in ihrem ſonoren Klange bis unten auf die Straße konnte gehört werden: „Barnadas, höre, was ich Dir zu ſagen habe. Mir ahndet, welch' ein Spiel Du ſpielſt, doch hoffe nicht, es zu Ende zu bringen! Du haſt es mit mir zu thun, Vetter. Das Mädchen iſt unſchuldig, und iſt mein Schützling!"

Der Advokat warf ſich auf's Sopha, und blätterte lachend in einem Buche.

Die Dichterin fuhr fort: „Du ſprichſt von einer Brotkruſte, die wir, arme Poeten, uns nicht zu erwerben verſtehen, allein ich kenne Leute, die dieſe Brotkruſte verſchmähen, weil ihnen die koſtbaren Biſſen beſſer munden, die ſie mit den Thränen und dem Blute der Wittwen und Waiſen erkaufen! Barnabas! wenn es wahr iſt, was die Leute ſagen, daß Du Dir Deine Mahlzeiten ſo Judasmäßig erkaufſt, dann denke an Dein Ende! Wenn Du Dich an dem vollen Kelche der Freude labſt, dann denke daran, daß die Thränen eines durch Dich verrathenen, verkauften und gequälten Engels in dieſen ſüßen Trank fallen, und ihn ſofort in ſchneidend Gift verwandeln. Ich ſage Dir, wenn Du Dich dafür bezahlen läßt, um dieſes Mädchen unglücklich zu machen, und bei Seite zu ſchaffen, ſo wird jedes dieſer teufliſch erworbenen Goldſtücke auf Deine Seele brennen. Barnabas! Gedenke Deiner Tage Ende! — Ich weiß, wir leben in einer Zeit, wo das blitzende, hüpfende, liebkoſende Gold alle Gemüther entkräftet; wo Vater gegen Sohn, Sohn gegen Vater kämpft, wo eine zerdrückte Seele, eine in Schmutz hinabgeſtoßene Unſchuld nichts mehr gilt, wo die fette Gemeinheit, die gefräßige Selbſtſucht ſich ewig ſchlemmernd an die Tafel ſetzt, und für nichts ſorgt, als für ihre thieriſche, von Gott und allem Heiligen losgeſagte Exiſtenz; ſo fallen die elenden Schwelger faul ins Grab, wie ſie faul gelebt haben, und nichts bleibt übrig von dieſem Geſchlechte, das das Geld beherrſchte, und von dem Gott ſein Antlitz wandte. Aber in ſo ſchlimmer Zeit müſſen die Guten zuſammenhalten; wo noch ein kleines Völkchen Tugenden ſich verſteckt hält, ſoll muthig unſere Hand ſie ans Licht ziehen. Auf, Barnabas, komm, lege Deinen Mantel an, lege Deine prieſterliche Binde um, bekleide Dich mit dem ſchönen Schmuck der mächtigen Fee Juſtizia, und ſo führe Du ſelbſt das arme Kind aus dem Kerker. Ich werde dann einen Roman ſchreiben und zum Helden deſſelben werde ich einen Advokaten machen!“

Die Rede der Dichterin trug das Gemiſch von Phantaſtiſchem und Wahrem, welches auf praktiſche Naturen, wie Herr Lobmeyer eine war, die gehäſſigſte Wirkung zu machen pflegt. Sie werden, wenn ſie dergleichen anhören müſſen, ungeduldig, und der erſte Gedanke, der ihnen aufſtößt, iſt, daß man ſie um ihre koſtbare Zeit bringt. Herr Lobmeyer fühlte die größte Sehnſucht, ſeine Couſine aus dem Zimmer zu ſchaffen, und er bewerkſtelligte dies auf die kürzeſte Weiſe, indem er ihr den Arm reichte und ſie mit den Worten: „Es thut mir herzlich leid, ich habe dringende Geſchäfte!“ draußen auf dem Treppenflur abſetzte, dann zurück ins Zimmer ſchlüpfte, und ſehr hörbar hinter ſich zuſchloß.

Fräulein Annette ſtand eine Weile wie verblüfft, dann ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus, und ſchickte ſich an, langſam die Treppe hinab zu ſteigen. Auf den erſten Stufen begegnete ihr der alte Lobmeyer, er ergriff ihre Hand und drückte ſie an Stirn, Lippen und Augen.

„Was iſt Ihnen, lieber alter Onkel?“ fragte die Dichterin.

„Ich habe Deine Worte gehört, Anna!“ ſtammelte der Alte. „Aber, glaube mir, ſeine Seele erreichſt Du nicht. Schwere Goldſtücke liegen auf ſeinem Herzen! Doch laß Dich das nicht kümmern. Verlaß uns nicht. Komm oft in dieſe Gegend, in dieſes Haus, und wenn er Dich nicht vorläßt, ſo hab' ich oben mein Kämmerlein für mich, wo er ſich nicht hingetraut. Dort wollen wir ſprechen, lange, lange Stunden. Ich will Dir erzählen von den Zeiten meines Reichthums und meines Glanzes, ich will Dir die Einrichtung meines Hauſes beſchreiben, und den glänzenden, koſtbaren Stoff, aus welchem das Brautkleid von Barnabas Mutter beſtand. O, ich will Dir ſogar ihren Brautring zeigen, das einzige, was ich von Gold habe, und das ich ſorgfältig verſteckt halte, damit er es mir nicht nimmt.“

Mit dieſen Worten, die der Dichterin ins

Ohr geflüſtert wurden, waren Beide vor die Hausthüre gelangt, wo ſich Fräulein Zobel ihrem alten Verwandten empfahl, nachdem ſie verſprochen hatte, ihn einmal in ſeinem Dachſtübchen zu beſuchen. Eine grenzenloſe Niedergeſchlagenheit lag auf der Seele der Beſchützerin Dianens, als ſie das Haus verließ, welches ſie mit ſo großen Hoffnungen einſt betreten hatte. Die Wahrnehmung der Schlechtigkeit der menſchlichen Natur hat das Eigene an ſich, daß ſie für den Augenblick wie eine fürchterliche Geisteslähmung wirkt. Wir können gleichſam unſere Seele nicht mehr bewegen, es liegt das Herz wie in einer kalten Erſtarrung gefeſſelt, jeder Gedanke erhebt ſich nur ſchwach und wie ſchlaftrunken. Ein Nebel liegt über unſerer Exiſtenz, und eine Stimme ruft in unſere geiſtige Müdigkeit hinein: Wozu noch weiter leben? Was kann es nützen, immer wieder in's Antlitz des Elends und des Laſters zu blicken?

Die einſamen Tage der Dichterin waren durch Erfahrung ſo bitterer Art noch nie getrübt worden. Sie hatte grauſame Tyrannen geſchildert, ſie hatte ſie in ſpaniſche Mäntel, in Barets von Seide und in alterthümliche Harniſche gekleidet, aber dieſe moraliſchen Ungethüme waren Drathpuppen ohne Seele und Wahrheit. Es waren jene Phantaſieen, wie ein Weib ſie erſchafft, das ein ſtilles, durch nichts getrübtes Daſein führt. Dianens Schickſal hatte die Dichterin in's wirkliche Leben gerufen, und ſie fand hier die moderne Schmach unſerer Zeit, eine Schmach, die keine ſpaniſchen Mäntel trägt, ſondern unbemäntelt einhergeht, die keine Dolche zückt, ſondern Dolche redet, die keinen Harniſch von Eiſen umlegt, ſondern einen, der tauſendfach ſicherer das Herz umpanzert, der von einem undurchdringlichen Stoffe gemacht iſt, den Panzer der Selbſtſucht. Mit mancher heimlichen Thräne bezahlte das arme, einſame Fräulein dieſe, für ſie noch neuen, Entdeckungen, allein ein unbeſiegbarer Muth lebte in ihrem Herzen. „Ich werde keine Romane mehr ſchreiben,“ ſagte ſie zu ſich; „ich werde dieſe Sache zu Ende bringen, das wird mir genugſam Zeit und Mühe koſten. Ich nehme auf einige Zeit von meinem Schreibtiſche und Dintenfaſſe Abſchied. Ich werde jetzt eine beſchwerliche Figur abgeben; ich werde in die Häuſer gehen und den Leuten, die darinnen wohnen, Wahrheiten ſagen. Dann wird man mich vor die Thüre ſetzen, wie es eben geſchehen iſt, aber ich werde dann durchs Fenſter wieder hineinkommen.“

Bei dieſen Worten brachte ſie ein kleines, rothes Büchelchen aus der Taſche, worin ſich einige Adreſſen und Hausnummern aufgeſchrieben fanden, aus dieſen wählte ſie die Wohnung des Lieutenants Graf von Derburg aus, ſetzte ſich in einen Miethwagen, und ließ ſich dorthin fahren.

Als das Fräulein das Zimmer des Advokaten auf die obenbeſchriebene Weiſe geräumt hatte, ging der Bewohner deſſelben mit unruhigen Schritten darin auf und ab. Die Worte ſeiner Couſine, obgleich er über ſie ſpottete, machten dennoch den Eindruck auf ihn, als wenn ſein Finger unerwartet an einen Stachel gerührt. Er hatte ſich nicht von fern dieſe Energie bei einer kleinen, kranken, blaſſen Frau vorgeſtellt. Ueber ihre Drohungen lachte er. Aber noch ein anderer Umſtand kam dazu, ihn zu verſtimmen. Am Fenſter ſtehend, warf er zufällig einen Blick auf das gegenüber liegende Trottoir, auf dem die Menge hin und wieder ſtrömte, und eine Geſtalt fiel ihm wiedrig auf. Es war ein Mann in einem blauen Ueberrock, der pfeilſchnell und ohne einen Blick auf das Haus des Advokaten zu thun, dahinſchoß. Obgleich dieſer von ſeinem Feinde nur ein ſtark abgewendetes Profil, eigentlich nur einen Theil buſchigen Backenbartes erblickte, ſo zweifelte er doch keinen Augenblick, daß Simeon in Berlin ſei. Dies war beunruhigend. Was wollte der Flüchtling hier? Mußte er nicht tauſend Gründe haben, dieſe Stadt zu meiden, in welcher er ſo einflußreiche Feinde hatte? War es ihm geglückt, Judith zu ſprechen, kam er wohl gar in ihrem Auftrage? Aber was konnte ſie in der ſicheren Stellung, in der ſie ſich jetzt befand, mit dem gemeinen Landſtreicher noch zu verkehren haben? Der Advokat entſchloß ſich, ſo bald als möglich auf die Polizeibehörde zu gehen, um ſich Gewißheit zu verſchaffen; um jedoch ſeine Gedanken, die durch die Vorfälle dieſes Morgens eine unangenehme Richtung genommen, auf etwas Erfreulicheres zu lenken, kam er auf das Projekt zurück, den Vater auswärts zu placiren. Er ließ ihn rufen, und der Alte erſchien nach einigem Zögern.

„Hier ein Päckchen Briefe, das Du beſorgen mußt,“ hub der Sohn an, auf ein Convolut Papiere zeigend, die auf dem Tiſche lagen.

„Du wirſt mir erlauben, erſt mein Frühſtück zu verzehren,“ wandte der Alte ein, das Packet zu ſich ſteckend.

„Gewiß, lieber Vater. Du weißt, daß ich Dich nie in Deiner gewohnten Lebensart beeinträchtige. Frühſtücke nur, und dann mach' Dich auf den Weg.“

„Ich danke Dir, lieber Barnabas,“ ſagte der Alte, und wollte gehen.

„Noch Eins!“ rief der Sohn. „Mir iſt in dieſen Tagen aufgefallen, daß Du bleicher ausſiehſt, als gewöhnlich, daß Du abfällſt und ſichtlich magerer wirſt, Vater. Deine Miene iſt nicht, wie ſonſt, fröhlich und munter.“

„Ich werde alt, mein Sohn.“

„Deshalb dachte ich, Dir eine ruhigere Wohnung vorzuſchlagen. Mein Haus iſt der beſtändige Tummelplatz des Erwerbs. Ich muß eben ſehen, wie ich das tägliche Brod für Dich und für mich ſchaffe. Dieſe Unruhe paßt ſchlecht für Deine alten Tage. Wie wäre es, wenn Du eine abgeſonderte Wohnung bezögeſt?“

„Der Alte ſah den Sohn mißtrauiſch und forſchend an, und ſagte dann: „Du willſt mich doch nicht los ſein, Barnabas?“

„Wer ſagt das?“ rief der Advokat mit Heftigkeit. „Wenn ich Dich nöthige, von mir zu gehen, ſo geſchieht dies ja zu meinem eigenen Nachtheile. Ich muß Deine Hülfe dann entbehren —“

„Nun, darum, denke ich, bleibt's beim Alten.“

„Nein, nein, es bleibt nicht beim Alten. Ich kann Dein Verkümmern und Siechwerden nicht anſehen. Es peinigt mich, und ich will Dir nur offen geſtehen, ich weiß ſchon eine ſehr hübſche Wohnung für Dich.“

„Ich danke Dir, lieber Barnabas; aber ich werde dieſe Wohnung nicht beziehen, ich werde mich nicht von Dir trennen. Wenn ich ſterbe, will ich in Deinem Hauſe ſterben.“

Der Advokat warf ungeduldig Falzbein und Federmeſſer durch einander. „Du mißverſtehſt mich,“ rief er nach einer Pauſe. „Wer ſpricht vom Sterben? Du ſollſt recht lange leben, und damit Du dies könneſt, ſollſt Du in Ruhe, in Behaglichkeit leben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich täglich kommen werde, Dich zu beſuchen, und alle Sonntage Mittag biſt Du mein Gaſt.“

Der Alte dachte etwas nach, und fragte dann, wo dieſe Wohnung liege. Der Sohn nannte ihm das oben bezeichnete Lokal. Der Alte nahm das Intelligenzblatt zur Hand, und nachdem er mit großer Anſtrengung und mit Zurechtrückung und Abſäuberung ſeiner Brille die Aufforderung geleſen hatte, gab er die Zeitung ſeinem Sohne zurück, und ihn mit einem Blicke des Vorwurfs anſehend, ſagte er: „Du haſt mir noch nicht Alles geſagt, Barnabas, was dieſes Anerbieten enthält.“

„Kleinigkeit!“ entgegnete der Advokat. „Du wirſt nicht völlig müßig Deine Tage zubringen wollen, und ſo findeſt Du eine angenehme Beſchäftigung, den kranken Mann zu pflegen. Dies wird Dir auch Geld einbringen, welches Du mir abliefern wirſt, damit ich es für Dich verausgabe.“

Der Alte ſchüttelte das Haupt, und ſeine bleichen Lippen zitterten. Er ſtrich ſich durch die langen, weißen Haare, und ſeine Miene nahm jenen Ausdruck von Blödſinn an, der dem Beſchauer Grauſen und Widerwillen einflößt. „Ich kenne jenen Kranken,“ ſagte er, indem er ſeinen Sohn ſtarr anſah, „er leidet an einem bösartigen, anſteckenden Uebel, kein Krankenwärter hält es bei ihm aus, und zu ihm willſt Du mich ſchikken, Barnabas? Heißt das nicht, meine Tage verkürzen, ſtatt ſie zu verlängern? Ich ſelber bin ſiech, und ſoll einen Siechen pflegen Tag und Nacht, und das nennſt Du, mir Ruhe und Muße geben?“

„Denke an den großen Lohn, den der Mann bietet!“ warf der Advokat hin.

„Den ich nicht einmal bekomme, den Du nimmſt!“ entgegnete der Alte. „Nein, Barnabas, ich gehe nicht aus Deinem Hauſe, am wenigſten zu jenem Kranken.“

„Nun, wie Du willſt,“ ſagte der Sohn. In dieſem Augenblicke wurde an der halboffenen Thür vorbei das Frühſtück des Alten getragen, und er heftete Blicke der Sehnſucht darauf. „Hierher!“ rief der Advokat, und der Teller mit dem frugalen Mahle wurde auf den Tiſch geſetzt. Der Sohn nahm ihn und ſchloß ihn in einen Wandſchrank. „Was thuſt Du?“ rief der Alte und ſtreckte ſeine dürre Hand nach der verſchwindenden Labung. „Gieb, gieb, denn mich dürſtet.“

„Geh' und beſorge erſt die Briefe!“ entgegnete der Sohn gebieteriſch.

„Nur einen Schluck aus der Kanne, nur ein Stückchen von der Semmel!“ bat der Vater. „Der Weg iſt weit, und ich habe noch nichts genoſſen.“

„Du lügſt!“ rief Herr Lobmeyer, mit dem Fuße ſtampfend. „Wer Weinflaſchen in ſeinem

Zimmer hat, der trinkt auch Wein, und wer Wein trinkt, darbt nicht. O, ich weiß, warum Du hier bleiben willſt. Mein Weinkeller iſt Dir in der Nähe, Du ſchöpfeſt aus der verbotenen Quelle, wenn es Dir behagt, und bedenkſt nicht, daß jeder Tropfen dieſes Weines, den Du vergeudeſt, mit dem ſauren Arbeitsfleiß Deines Sohnes erkauft iſt.“

Der Alte ſah in ſtummem Schreck ſeinen Sohn an; ſeine Kniee ſchlugen aneinander, und er mußte ſich an dem Tiſche halten: „Wenn Du das glaubſt, Barnabas, ſo will ich ausziehen. Ja, ich will von Dir ſo weit wegziehen, als die Erde es geſtattet. Ich will Meer und Flüſſe zwiſchen uns laſſen, und ganz andere Geſtirne ſollen über meinem Haupte aufgehen, als über dem Deinen. Mein Athem ſoll verwehen an einer Stelle, wo Dein und der Deinigen Fuß nie hinkommt. Fremde Hände will ich bitten, daß ſie mir die Augen zudrücken, und fremde Arme will ich miethen, daß ſie mich zu Grabe tragen. Lebe wohl, Barnabas, ich gehe, damit Dein Weinkeller unberührt bleibe.“

Der Alte wankte zur Thüre hinaus, und der Advokat ſchloß hinter ihm zu. Doch nur kurze Zeit war ihm Ruhe vergönnt. Es pochte, und herein trat der Criminalrath Liebfreund. Der Advokat empfing ihn mit großer Höflichkeit, allein in den Geſichtszügen des Raths lag Verdruß und Niedergeſchlagenheit.

„Wie," rief Herr Lobmeyer, „noch immer kein befriedigendes Reſultat?"

„Nicht daran zu denken," entgegnete der Rath, indem er ſich in die Sophaecke warf und eine Priſe aus des Freundes Doſe nahm. „Ich glaubte, wir hätten ſie nun mürbe gemacht, und wirklich ſcheint ſie an den Rand des Grabes gebracht, aber nichts deſto weniger bin ich immer der Geprellte."

„Es wird ſich ſchon Alles finden."

„Es wird ſich nichts finden," ſchrie der Rath heftig auf. „Wie ſoll ſich etwas finden? Ich ſage Ihnen, als ich meinen Beiſtand Ihren Plänen lieh, und Sie mir die gewiſſeſten Hoffnungen machten, war ich nicht geneigt, zu ahnen, daß mit dem Allen nur leere Spiegelfechterei ſein könne.“

„In wie fern, Spiegelfechterei?“ fragte der Advokat verwundert.

„Ganz natürlich, mein Lieber, indem ich der Geprellte bin. Sie ziehen Ihren Nutzen und preſſen die Zitronen aus, und ich — habe das leere Zuſehen. Mein Beſter, ſo haben wir nicht gewettet. Machen Sie, Verehrter, machen Sie, daß ich zu einem Reſultate komme. Dies iſt mein letztes Wort.“

„Auf welche Weiſe ſoll ich das machen, Herr Rath?“

„Was weiß ich? Kenne ich denn Ihre Mittel? Schrauben Sie die Daumſchrauben feſter, zeigen Sie Galgen und Rad in der Perſpektive. Thun Sie Alles, was Sie wollen, nur verlangen Sie nicht, daß ich mich in dieſe Verfolgungsgeſchichte eingelaſſen habe, um nachher Ihre dupe zu ſein.“

„Das Mädchen hat mächtige Beſchützer,“ ſtammelte der Advokat.

„Mächtige Beſchützer! Sie faſeln. Haben

Sie mir nicht geſagt, daß es ein vagabondirendes Bettelkind ſei?“

„Auch Bettelkinder haben manchmal Beſchützer.“

„Allerdings,“ erwiderte der Rath mit Lächeln; „allein dieſe ſind dann immer von der Art, wie ich einer bin. Die Armuth, mein edler Freund und College, hat in dieſer beſten Welt nur immer einen Beſchützer, das iſt das Intereſſe des Reichen. Können wir ſolch ein Stück belebtes Menſchenfleiſch zu unſerm Vergnügen oder Nutzen gebrauchen, ſo werfen wir ihm Broſamen von unſerer Tafel zu; iſt das nicht der Fall, ſo verhungert es in irgend einem Winkel dieſer großen, herrlichen Schöpfung. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite, ich muß einen wichtigen Gang auf das Erkundigungsbüreau thun.“ Sie gingen Arm in Arm. Unterwegs blieb der Advokat ſtehen und beobachtete einen reichen, vornehmen Kunſtkenner, der, in eine Kunſthandlung eintretend, auf einen Kupferſtich handelte, deſſen Preis er zu hoch fand. Herr

Lobmeyer grüßte den vornehmen Kenner, und als dieſer von dem Blatte abließ, kaufte er es. Der Herr machte ihm im Beiſein ſeiner Begleiter und Freunde das Compliment, daß Niemand ein ſo aufrichtiger Kunſtfreund ſei und ſo große Summen dafür verſchwende, als Herr Lobmeyer.

Fünftes
[redacted] Capitel.

Die Ariſtokraten der Inſel Ithaka.

Der Miethwagen, in welchem die Dichterin ſaß, hielt vor dem bezeichneten Hauſe. Der Kutſcher nahm ſein Geld in Empfang, und die Dame eilte, die Treppe zu erſteigen, während ſie vor ſich hin ſprach: „Ich habe zwar verſprochen, den Grafen nicht aufzuſuchen, allein dieſes Verſprechen iſt null und nichtig; denn das arge Kind ſetzte mir gleichſam die Piſtole auf die Bruſt.

Es war weder Zeit zur Erörterung, noch zum Widerſpruch.“

„He! Wohin wollen Sie?“ rief eine Stimme aus einem kleinen Schubfenſter heraus, das ſich ſeitwärts an der Wand zu Füßen der Treppe öffnete, und aus dem das breite Geſicht des Portiers blickte.

„Iſt der Lieutenant, Graf Derburg, zu Hauſe?“

„He! Sie wollen zu dem Herrn Lieutenant? Daß Dich der Geier!“ —

„Ja, mein Freund. Hat er Etwas dagegen?“

„O, nichts, Madame oder Jungfer. Sie müſſen da zwei Treppen hoch ſteigen. Allein Sie werden den Herrn Lieutenant nicht zu Hauſe finden. Er pflegt um dieſe Stunde ſeinem Plaiſir nachzugehen, eben ſo der Bediente.“

„Wo finde ich ihn denn?“

„Den Bedienten finden Sie dicht nebenbei in dem Keller, und der Herr trinkt ein Glas Punſch unter den Linden.“

„So werde ich dorthin gehen.“

„Juſtement; und wenn er aus der Conditorei ſchon fortgegangen ſein ſollte, ſo finden Sie ihn vor dem Potsdamer Thore, wo einer ſeiner Freunde Wache hat, und wo heute ein kleines Convivium iſt.“

„Ich danke Ihnen, mein Freund.“

„Keine Urſache. Empfehle mich zu Gnaden.“

Er ſchob das Fenſter zu, indem er vor ſich hin murmelte: So alte Mamſellen laufen noch friſch den jungen Lieutenants nach!

Die Dichterin betrat das elegante Kaffeehaus, deſſen Gemächer von Gruppen vornehmer Beſucher gefüllt waren. Für das ſparſame Fräulein ein noch unbekannter Ort. Die kleinen Gelüſte, die ſie hier und da nach Süßigkeiten empfunden, hatte eine beſcheidene Winkelbude befriedigt, aber wohl war ſie ſchon mit der Phantaſie bis hierher gedrungen. Wenn ſie die Feſte am Hofe der Königin Eliſabeth beſchrieb, ſo glichen die Tiſche dem mit glänzendem Zuckerwerk beſetzten Laden dieſes Künſtlers. Jetzt ſah ſie dieſe Schätze in der Nähe. Sie trat mit einger Schüchternheit herein und nahm einen Platz an der Thüre ein, nachdem ſie ſich eine Schaale „Sorbet“ beſtellt hatte. Da aber dieſer poetiſche Trank nicht zu haben war, nahm ſie unwillig mit einem Glaſe Orgeade vorlieb. Zugleich rückte ſie ihr Hütchen etwas mehr in den Nakken, um ſich dadurch das Anſehen zu geben, als gehörte ſie zu den leichtfertigſten ſchönen „müſſigen“ Frauen, die hier „ein Vermögen“ verſchwenden. Sie ſaß einem alten Herrn gegenüber, der eine äußerſt unwahrſcheinliche blonde Perrücke trug, und einen Stock mit einem Elfenbeinknopfe zwiſchen den Knieen geklemmt hielt, dabei ein Blatt der Haude und Spenerſchen Zeitung vor ſich entfaltete. Die Neuigkeiten dieſes Journals ſchienen keinen ſehr pikanten Reiz auszuüben, denn der alte Herr gerieth in einen gelinden Schlaftaumel, der da bewirkte, daß ſich ſein Kopf mit der unwahrſcheinlichen Perrücke anfangs leiſe, dann immer ſchneller hinabneigte, bis die Spitze der Naſe den Knopf des Stockes erreichte, und an ihn antippte. Dies war das Signal, daß der Kopf wieder in die Höhe fuhr, und der alte Herr ein leiſes Gemurmel hörbar werden ließ, während er ſich von neuem in die Zeitung vertiefte. Allein es dauerte nicht lange, ſo kam wieder, genau wie auf dem früheren Wege, eine Berührung der Naſe mit der Elfenbeinkugel des Stocks zu Stande und hatte dann daſſelbe Zurückfahren und Murmeln zur Folge. Dieſes aufregende Spiel hatte die Dichterin vor Augen, während ſie ihr Glas Orgeade leerte und ihre Blicke von Zeit zu Zeit im Salon umherſtreiſten, um die gegenwärtigen Offiziere zu muſtern. Keiner derſelben konnte, nach der Beſchreibung Dianens, der ritterliche Beſchützer ihres lieben Kindes ſein. Sie entſchloß ſich daher endlich ihren Nachbar zu fragen, und benutzte den Moment, wo eben die ſechſte Vereinigung ſeiner Naſe mit dem Stockknopfe ſtattgefunden hatte, und der alte Herr diesmal mit einem ſtärkeren und anhaltenderen Gemurmel in die Höhe fuhr, und ſich, gleichſam wild gemacht, in die Zeitungsnachrichten ſtürzte. Die Dichterin, die ſo unbemerkt wie möglich, die Frage thun wollte, näherte ſich dem Ohr ihres Erwählten, und flüſterte dort hinein, aber wie erſchrak ſie, als der alte Herr mit der Hand ausfuhr und ihr einen derben Schlag gab.

„Aber, mein Herr!“

„Ach, entſchuldigen Sie, wollten Sie mir etwas ſagen? Ich glaubte, es wäre eine Fliege, die Beſtien erwachen jetzt aus ihrem Winterſchlafe.“

„Ich wollte Sie fragen, mein Herr, ob der Graf Derburg hier gegenwärtig iſt?“

„Was? O, Sie müſſen lauter ſprechen!“

Die Frage wurde wiederholt, allein ſtatt der Antwort ſchüttelte der alte Herr ſeine unwahrſcheinliche Perrücke, und machte zugleich aus der linken Hand ein Hörrohr, indem er die Dame lockte, dort hinein zu ſprechen. Die verzweifelten Anſtrengungen des Fräuleins wurden nicht von dieſem, aber dafür von andern Ohren gehört. Ein Offizier, der lächelnd zugehört hatte, näherte ſich jetzt und ſagte: „Der Graf iſt vor einer halben Stunde fortgegangen.“

Die Dichterin erhob ſich, bezahlte ihre Zeche und trat nun ihre Wanderung an, zu dem bezeichneten Thore. „Ich könnte vielleicht,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „dieſen jungen Sohn des Mars zu einer gelegeneren Stunde aufſuchen, allein ich würde nirgend Ruhe finden, bevor ich ihn geſprochen. Mein armes Kind iſt im Unglück und ich — ich ſollte zögern? — eine beſſere Stunde abwarten —? Nein. Zudem, wenn er in heiterer Geſellſchaft iſt, werde ich ihn für meine Botſchaft geneigt und offenen Herzens finden. Man iſt ja immer gut, wenn man froh iſt. Sammelt man nicht die reichlichſten Beiträge an luſtigen Tafeln, und geh' ich nicht auch jetzt herum mit meinem Teller, und ſammle für das unverdiente Elend?“

Nach einer langen Wanderung gelangte Annette Zobel an's Ziel ihrer Reiſe, nämlich in den Vorſaal zu einem offenen Gartenzimmer, wo zwanzig bis dreißig junge Offiziere ſich verſammelt hatten, und einen Lärm erregten, der ſelbſt den alten Herrn mit der Perrücke das Trommelfell erſchüttert hätte. Es wurde gelacht, geſungen, gepfiffen, deklamirt, geſchrieen, ein Charivari von Tönen, wie man es ſelten zu hören bekommt. Die Dichterin ſtand einen Augenblick unentſchloſſen, ob ſie ſich in die unmittelbare Nähe dieſes Concerts wagen ſolle, doch wurde ihr nicht lange Zeit zur Entſcheidung gelaſſen. Ein herbeieilender Diener nahm ſie untern Arm, und ſchob ſie gewaltſam ins Zimmer, indem er polternd rief: „Nur herein! Wo hat Sie Ihre Harfe? He? Kann Sie die nicht ſelbſt tragen? Müſſen wir noch danach ſchicken?“

Die Dichterin trat ein, und ein eben ſo buntes Durcheinander wie an Tönen, ſo an Farben und Geſtalten, bot ſich ihren Blicken. Die Stellungen, die man gewöhnlich annimmt, wenn man ſitzt oder ſteht, ſchienen hier abgebraucht, und nicht mehr genügend; die jungen Götter dieſer Tafelrunde gefielen ſich, noch nie dageweſene Gruppen zu bilden. Einige hingen lebensgefährlich an einem, an der Decke aufgeſpannten Seil, andere ritten auf der Balluſtrade des Balkons, der ſich nach dem Garten öffnete, wieder andere ſchwebten in fortwährenden equilibriſtiſchen Kunſtfertigkeiten auf einem Fuße ihres Stuhles, und wieder andere fanden es für gut, die ganze Schwere ihres Körpers ſammt dem Rauch ihrer

Cigarre ihrem Nachbar zu übergeben, und zwiſchen deſſen Armen, oder eigentlich zwiſchen deſſen Knieen zu liegen. Dabei war das Koſtüm ein freigewähltes, und es waren darin einige kühne Combinationen ausgeſprochen, die eine unglaubliche Verachtung deſſen an den Tag legten, was man „geſchniegelt und gebügelt“ nennt. Aber dieſe Ungebundenheit war bei allem dem mit einer gewiſſen Grazie verbunden, es waren die kecken Freier der Penelope, ausgelaſſene kleine Ariſtokraten der Inſel Ithaka in preußiſche, junge Lieutenants metamorphoſirt, aber eben ſo wild, eben ſo ungefügig, mit eben ſo frechen, dunklen Blicken und einem ſo ſchmetternden Gelächter, als jene Schaar, die der Prinzeſſin Penelope ſo vielen Kummer verurſachten, indem ſie im alten Pallaſt des Odyſſeus die Tiſche und Polſterſtühle zerbrachen, und weit mehr Wein tranken, als nöthig war, um in eine anſtändige Heiterkeit zu gerathen. Dieſe wilden, kleinen Courmacher einer tugenhaften Prinzeſſin fanden ihren Untergang durch den heimkehrenden Gebieter und Herrn, wogegen unſere junge Helden nichts zu fürchten hatten, als den gebieteriſchen Wirbel der Trommel, der die Ablöſung der nahen Wache verkündete, und wenigſtens Einen aus ihrer Mitte unerbittlich abrief.

Der Eintritt der Dichterin erregte ein allgemeines Beifallsgeſchrei, und alles rief: „Das Harfenmädchen! das Harfenmädchen! Juchhe!“

„Teufel! Ich hätte geglaubt, daß dieſe Geſchöpfe hübſcher wären!“ rief der Lieutenant Braun, der der Thüre am nächſten ſaß.

„Weshalb?“ entgegnete der Reiter auf der Balluſtrade. „Es iſt ein Vorurtheil, daß die Künſtlerinnen immer hübſch ſein ſollen. Ich für mein Theil, ziehe unbedingt die häßlichen vor.“

„Das iſt auch meine Anſicht!“ bemerkte der auf dem Seil Schwebende, indem er ſich einen Stoß gab, und ſo nah an die Dichterin herabflog, daß die Spitze ſeines ſpiegelblanken Stiefels die Feder ihres Hutes berührte. „Meine Herren,“ ſagte dieſe, indem ſie Muth faßte; „ich bin keine Harfenſpielerin. Ich möchte den Grafen Derburg ſprechen, wenn Sie die Güte haben wollen, ihn mir zu zeigen.“

Ein neues ſchallendes Gelächter erfolgte. „Ah ſo! Sie iſt keine Harfenſpielerin: Wo bleiben denn aber unſere verdammten Tyrolerinnen? Die Eine ſoll ein wahrer Engel ſein!“ — „Freilich, ich habe ſie im Zillerthal geſehen?“ — „Du? Ei, das haſt Du uns noch gar nicht erzählt. Wahrſcheinlich, wie Du mit Deiner podagriſchen Tante die Reiſe machteſt?“ — „He, ich denke, die Pſeudo-Harfeniſtin kann ſich dort im Winkel auf den Stuhl ſetzen, bis Derburg kommt, der in zehn Minuten hier zu ſein verſprach.“ Dies wurde ſehr ſchnell und durcheinander geſprochen.

Die Dichterin nahm den ihr angewieſenen Platz an. Mittlerweile kamen die erwarteten Harfenſpielerinnen, die erhitzt und roth im Geſicht, zwei koloſſale Harfen mit ſich ſchleppten. Das Spiel dieſer Schönen und das wilde Geplauder der jungen Offiziere floß jetzt in einen Lärm zuſammen. Der Champagner ſchäumte in flachen Opferſchaalen, und eine ſchöne Porzellanvaſe war mit den frühen Produkten der Gartenhäuſer gefüllt. Einer der Lieutenants nahm die Schaale und reichte ſie, immer noch auf dem Stuhlfuße taulibrirend, der hübſcheſten der Harfeniſtinnen hin. Als dieſe mit verſchämter Frechheit im abgekühlten Geſicht zugreifen wollte, verlor der Spender dieſer zarten Gabe das Gleichgewicht und ſchleuderte die Vaſe an die Tiſchecke. Die Folge hiervon war der entſchiedene Untergang des koſtbaren Gefäßes. Ein lebhaftes Geſchrei erhob ſich, nachdem eine augenblickliche Stille geherrſcht hatte. Alle Blicke ſahen auf den Feſtgeber, der ſeinerſeits eine mächtige Wolke Tabacksdampfs ſeiner Cigarre entlockte, um damit gelaſſen die Trümmer der Vaſe und die verſchütteten Früchte in die Wolke der Vergeſſenheit zu hüllen.

„Oh — oh! Das war nicht fein!“ rief der Unglückſtifter. „Ich ſehe wohl ein, daß ich um Entſchuldigung bitten muß. Aber was ficht Dich an, ſolch zerbrechlich Töpfergeſchirr auf den Tiſch zu ſetzen?“

„Das Ding da gehörte ſeiner Tante,“ erzählte der Nachbar des Unglückſtifters. Sie hat ihm ihr ſämmtliches Service zu unſer Orgie gegeben.“

„Das kommt davon, wenn man alte Tanten und alte Vaſen mit ins Spiel zieht," murmelte der Zertrümmerer.

„Ich bitte, meine Herren," erklärte der Feſtgeber, „keine Umſtände aus Kleinigkeiten gemacht. Ich werde morgen meiner Tante einen Handkuß à la Kaiſer Alexander appliciren, und alles iſt abgemacht. Einem ſolchen Handkuß widerſtehen alte Frauen nie."

Die fröhliche Laune war wieder hergeſtellt. Während die Harfen von neuem jubelten, öffnete ſich die Thür und ein ſchlanker junger Mann in voller Uniform trat ein. Ein lebhaftes Grüßen tönte ihm entgegen. „Oh! Derburg! etwas ſpät, doch mieux tard que jamais! Nimm Platz, wo Du einen finden kannſt!"

„Ich komme nur, um wieder zu geben," erwiderte der Eintretende, eine Schaale Champagner von dem Zunächſtſitzenden annehmend und ausſchlürfend, der Oberſt hat mir eine Ordre überſandt, deren Vollſtreckung etwas unwillkommen, ich geſteh' es, gerade in dieſen Stunden fällt."

Auf dieſe Erklärung wurde ein allgemeines

Bedauern rege; nur ein Geſicht erheiterte ſich, es war das des Lieutenants Braun. Für ihn war Derburgs Gegenwart faſt ein Grund geweſen, vom Feſte wegzubleiben, denn troß der Ausſöhnung konnten ſich beide nicht wohl vertragen, und mieden einander, wo es nur irgend anging.

„Ehe Du gehſt,“ rief der Feſtgeber, „ſo ertheile erſt Audienz. Dort im Winkel ſitzt ein Individuum, das auf Dich wartet.“

Derburgs Blicke gingen nach der bezeichneten Richtung, und erblickten nur unvollkommen hinter Tabackswolken die Dichterin, die aufgeſtanden war, um ihm eine reſpectvolle Verbeugung machte. „Wer iſt's, was will ſie?“ fragte der Lieutenant, ſich zu ſeiner nächſten Umgebung wendend.

„Wir wiſſen es nicht,“ kicherten zwei junge retts, und Braun ſetzte hinzu: „Es muß wahr ſein, Deine Aehnlichkeit mit dem großen Göthe tritt immer lebhafter hervor. Du kannſt keinen Schritt aus dem Hauſe thun, ſo laufen Dir alte und junge Kinder nach.“

Dieſer Einfall brachte ein allgemeines Gelächter zu Wege, in welches ſogar die Harfenmädchen einſtimmten, Derburg gab ſich die Miene, ebenfalls den Einfall zu belachen, mit einem kaum merklichen Wurf leerte er den Inhalt ſeiner Champagner-Schaale auf die Schultern und die Bruſt des Spötters aus.

„He! Du haſt mich beſchüttet!“ rief Braun und eine plötzliche Röthe flammte in ſeinem Geſichte auf. Derburg wandte ihm den Rücken und es behielt das Anſehen, als wenn es Verſehen oder Zufall geweſen. In einem entferntern Zimmer forderte er die Dichterin auf, den Grund ihres Beſuches anzugeben. Annette Zobel ſah erſt lange forſchend und mit der ihr eigenthümlichen, liebevollen und ſanft ſchallhaften Miene in die Augen des Jünglings, ehe ſie ihren Spruch anhub. Sie fand nicht viel, daß ihr Muth einflößte, der junge Offizier war unwillig und befangen, ſein Blut war in Wallung, und der Auftritt mit Braun beherrſchte noch alle ſeine Gedanken. Er lehnte ſich an das Fenſterbrett, in einer ſtolzen und gleichgültigen Haltung, und die Augen halb ſchließend, ſah er vor ſich hin.

wie Jemand, der nichts ernſtlicher wünſcht, als einer langweiligen und peinlichen Lage zu entſchlüpfen, allein ein einziges Wort, das die Dichterin jetzt ausſprach, veränderte wie mit einem elektriſchen Schlag, Miene, Stellung und Gebehrde des Offiziers, dieſes Wort war der Name jenes armen Mädchens, das er einſt gerettet, und um welches er ſich ſpäter ſo wenig bekümmert hatte. Jetzt trat ihm das bleiche Kind, wie es einſt im Poſtwagen an ſeine Schulter lehnte, dann das großgewachſene ſchöne Mädchen, als welche er ſie ſpäter erſchaut hatte, lebhaft vor Augen, und er lauſchte mit großer Aufmerkſamkeit dem Berichte des alten Fräuleins, ohne ein Wort davon zu verlieren. Annette Zobel benutzte ihre Eigenſchaft als Dichterin, in ihr Gemälde das nöthige Licht und Schatten zu bringen. Sie ſchilderte den Beſuch im Gefängniſſe, und vergaß nicht, die bleiche Wange und die herabfließende Thräne. Sie ließ Ketten klirren und ungeheure Schlöſſer aufſpringen; ſie vergrößerte das einfache Drahtgitter im Sprachzimmer zu Eiſenſtäben eines mittelalterlichen Kerkers, der

Gefangenwärter mit dem Intelligenzblatt wurde zu einem Rieſen, der mit Ketten raſſelte und unterſchriebene Bluturtheile durchlas. Derburg hörte ſie mit wachſendem Erſtaunen an, er fühlte alle Beklemmungen mit, die das Fräulein ſchilderte, und da die poetiſchen Beſchreibungen kein Ende nahmen, fuhr er mit der lebhaften Frage dazwiſchen: „Aber wie iſt denn alles möglich? Wer hat ſie denn ins Unglück gebracht, wer dieſe ſchändlichen Lügen und Anklagen geſchmiedet?“

Dieſe Frage machte die Erzählerin plötzlich verſtummen. Sie durfte die Wahrheit nicht ſagen — denn ihr naher Verwandter war im Spiel — und eine Lüge mochte ſie nicht ſagen. Sie begnügte ſich daher, zu verſichern, daß das arme Kind verfolgt werde, und daß ſich Böſewichter verbunden hätten, ſie gänzlich zu verderben, wenn nicht ſchleunige Rettung käme.

Graf Derburg verſank in ein tiefes anhaltendes Nachdenken.

Die Dichterin, die ihn unterdeſſen betrachtete, flüſterte vor ſich hin: „Vertrau' ich dieſem feſten Arm — was ich gehegt, ſo lieb und warm? Werf ich an dieſe ſtarke Bruſt — mein glühend Hoffen, meine Luſt? Geht in dem dunklen Augenpaar — verloren nicht, was theuer war?—Bringt dieſer Lippen dunkel Roth— nicht meinem ſüßen Lieben Tod?—" Und wieder heftete ſie ihr mildes Auge auf ihn, und leiſe mit ihrer Hand ſeinen Arm berührend, ſagte ſie nichts, als die Worte: „Edler Percy!"

Der Graf fuhr aus ſeinen Träumereien auf. „Verfolgt wird ſie?" rief er lebhaft. „Sagten Sie nicht ſo? Das iſt nicht unwahrſcheinlich. Mir ſind unterdeſſen über die Abkunft dieſes Kindes, über ihre Schickſale, manche Zweifel aufgeſtiegen; ich hörte von den Leuten, mit denen ich verkehre, ſo mancherlei, was ich, wie im Traume, mit meiner Kleinen verband. Vor wenigen Monaten, weiß ich noch, daß ich ſie ſuchte, um ihr manches abzufragen, allein ſie war nirgends zu finden, und ich — leichtſinnig, wie ich bin — vergaß bald alles wieder. O, es iſt recht ſchlecht von mir! Ich nahm ſie damals auf — ich hätte ſie nicht aus den Augen verlieren ſollen, die Arme! Wenn ſie nun mit Mangel und Elend kämpft, wenn ſie in die Hände von Bosheit und Laſter gefallen, bin ich nicht daran ſchuld?“ —

„Edler Percy!“ rief die Dichterin.

Der junge Offizier wandte ſich ab und blickte auf die Straße. Der Unmuth und die Leidenſchaftlichkeit hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt. Er befand ſich in einer Stimmung, wie ſie jedem wilden, ſtürmiſchen, ungewöhnlichen Ereigniß den Eingang öffnet, und wo es von der nächſten Minute abhängt, ob eine große, ſchöne That, oder ein trotziger, kühner Frevel geſchehen ſoll. In dieſem Augenblicke war die Erſcheinung einiger Kameraden, die unter Lachen und fröhlichem Geplauder kamen, um ihn abzuholen, ſehr eminös. Der Lieutenant wandte ſich um, ſtampfte mit dem Fuße und ſah die heran Taumelnden mit einem grimmigen Blick an. „Unter dieſen Menſchen vergeude ich meine Zeit,“ rief er vor ſich hin! „Unter ſo elendem Treiben geht Tugend und Thatkraft dahin. Ich werde feig und leichtſinnig. Ich vergeſſe das heilige Ehrenwort, das ich der verfolgten Armuth, der leidenden Unſchuld gab. Ich vergeſſe alles, was ein Mann nie vergeſſen ſoll. Ich werde elend, feig, erbärmlich, oder vielmehr, ich bin es ſchon.“

„Was zum Geier!“ rief der Feſtgeber, „hat er ſo lang und ſo angelegentlich mit dem kleinen verſchrumpften Weſen zu ſprechen? Seht nur, ſeine Züge drücken erhabenen Zorn aus. Ich habe mit meiner Tante auch manchesmal ſolche Geſpräche, wo beide Theile eben nicht auf Roſenblättern liegen, aber dann bin ich ſo kurz — ſo kurz — kürzer wie kurz. Ehe man die Hand umdreht, habe ich mein Thema abgehandelt, und Tantchen mit ihren Predigten über Schuldenmachen ſteht allein, eine didon abandonnata.“

Derburg ging ihnen raſch entgegen, und mit einem ſehr ernſten Geſicht auf die Dichterin zeigend, ſagte er: „Ich bitte um Achtung, dieſe Dame iſt Fräulein Zobel, eine Schriftſtellerin und Freundin meiner verſtorbenen Mutter.“

Dieſer letzte, aus Diplomatie erfundene Zuſatz brachte ſeine Wirkung hervor. Die gefüllten Gläſer wurden auf das Wohl der Dichterin geleert, und ſie ſelbſt im Triumph in den Gartenſalon zurückbegleitet, wo die Harfen ein Siegeslied anſtimmten, und ſämmtliche Lieutenante ein vive Corinna! anſtimmten. Die Dichterin ergriff eine Champagnerſchaale und leerte ſie mit großem Anſtande und unter großer Fröhlichkeit auf die Geſundheit der Helden des Vaterlandes. Hierauf wurden ihr Arbeitsbeutel und Shawl gereicht und umgehängt, und zwei Ehrenmarſchälle begleiteten ſie noch bis zur Treppe.

Als ſie über dieſen pomphaften und glänzenden Schluß ihres Abentheuers lächelnd nachſann, und die jugendlichen Geſichte noch vor ihren Blicken ſchwebten, hörte ſie auf dem Trottoir hinter ſich einen feſten Schritt ihr nachkommen. Es war der Graf: „Bringen Sie ihr meinen Gruß,“ flüſterte er raſch, „ſie ſoll bald von mir hören.“

Er war verſchwunden, ehe die Dichterin antworten konnte.

Eine Woche ungefähr nach dieſen Vorfällen betraten in der Morgenſtunde zwei Männer das Criminalgefängniß, vor deren Nahen die ſtrenverſchloſſenen Zellen ſich bereitwillig öffneten und das Verbrechen und die Schande ihre Heimlichkeiten blos legten. Dieſe zwei Beſucher waren der Rath und der Advokat. Mit der Sicherheit, wie das Kind das Vaterhaus kennt, in deſſen Räumlichkeiten mit Leichtigkeit ſich zurecht findet, und auf den Treppen und Gängen verkehrt, ſo gingen die beiden Herren, die Kinder dieſes Hauſes, die langen Coridore auf und ab, und wo ſie ſtille ſtanden, ſprang eine jener niedrigen Thüren auf, die, wie in einem Gaſthauſe, mit Nummern bezeichnet waren. So mancher Eigner dieſer Zellen lauſchte auf die Tritte, die ſich von dem Gange der Wächter ſtark unterſchieden, mit athemverſetzender Angſt, ob ſie vor ſeine Thür anhalten würden, und jenes entſetzliche Urtheil, das ihm dem Beile hingab, nun endlich doch erſchallen werde. Andere, minder ſchuldig, doch nicht weniger geängſtet, hatten eine kleine Bitte auf dem Herzen, einen unſchuldigen Wunſch. Der Vater wollte den Beſuch ſeiner Tochter erflehen; der ſchon lang Gefeſſelte wünſchte eine Portion des gewohnten Tabacks; jener ein kleines Spielwerk, daß ihm die ewige Einförmigkeit ſeiner Stunden verkürze — alle dieſe lauſchten, das Ohr an ihre doppelte Kerkerthür gepreßt, auf die Schritte jener beiden, und ſanken ſtöhnend und wie gebrochen auf den Boden nieder, da ſie hörten, wie ſich dieſe Schritte von ihrer Thür entfernten und im Gange verklangen. Dieſen beiden Spaziergängern, die ſo einig in ihren Wünſchen und Anſichten waren, ſchien es Vergnügen zu machen, die getäuſchten Erwartungen bei den Unglücklichen zu erregen; ſie blieben öfters plötzlich an einer Thüre ſtehen, und rückten an dem Schloſſe, und wenn ſie leiſe Töne inwendig zu vernehmen glaubten, ſchritten ſie lächelnd weiter. Es iſt ſo verſchieden, was der Menſch ſein Vergnügen nennt; dieſes erfinderiſche, unſchuldige Spiel, das wir hier die beiden Herren treiben ſehen, und das nur auf den Kitzel hinausläuft, eine qualvolle Minute mehr einem ſchon ohnedies Gequälten zu bereiten, kann eben ſowohl Vergnügen genannt werden, als es der äſthetiſche Genuß iſt „Göthe's Iphigenie“ einmal vollendet gut darſtellen zu ſehen.

Endlich blieben die Herren vor einer Thüre ſtehen, und dieſe wurde aufgeſchloſſen. Es war ein viel beſſeres und anſtändiger eingerichtetes Zimmer, als die andern Klauſen dieſes Pallaſtes des Jammers. Das Zimmer hatte zwei Fenſter und eben ſo viel Stühle und Betten nebſt einem Tiſche, über den ein verſchoſſener grüner Teppich gebreitet war. Am Tiſch, das Haupt auf die Hand geſtützt, ſo daß die langen dunkeln Locken über den weißen Arm hinſtürzten, ſaß ein junges Mädchen, und ſchreckte auf, als ſie die Thüre öffnen hörte. Sie ſah ſtarr vor ſich hin und ſchien verwirrt und gleichſam ſchlaftrunken; ſie ſtand auf und that einige Schritte ins Zimmer vor, indem ſie ihre Locken ordnete und über die Falten der ſchwarzen Seidenſchürze hinſtrich, doch alles das wie in Bewußtloſigkeit. Der Gefangenwärter wollte ſich ihr nähern, um ihr den Beſuch anzukündigen, allein ſie wich ihm ſcheu und flüchtig aus und trat in die Ecke des Zimmers, wo ſie ſich halb hinter das Bette verbarg. Von dort aus betrachtete ſie den fremden Herrn, der eintrat, mit einer Miene des Schreckens und der Furcht. Herr Lobmeyer kam allein, der Rath war auf dem Gange geblieben, denn er hatte Gründe, anzunehmen, daß ſein Anblick nicht eben günſtig auf die Unterhandlungen wirken werde, die ſein Freund unternehmen wollte. Man hatte die Zeit gewählt, wo Frau Sempel im Hofe ſpazieren geführt wurde.

Im Aeußern des Advokaten lag nicht viel Einnehmendes, dennoch wurde er jetzt von einem jungen und hübſchen Mädchen mit einer Aufmerkſamkeit betrachtet, die unter andern Umſtanden und bei einer anderen Gelegenheit dieſem Prieſter der Themis nicht wenig ſchmeichelhaft geweſen wäre. Aber dieſes ſcharfe und ſicher ſpähende Auge gehörte dem Unglück, und es täuſchte ſich nicht, trotz der Verſtellung, trotz des anmuthigen und belebenden Lächelns, das der Advokat über ſeine Züge gleiten ließ, behielten dieſe doch für jenes ſpähende Auge ihre geheime deutliche Sprache. Dieſe Züge, die nie Würde, Anmuth oder Schönheit ausgeſtrahlt hatten, die eben ſo wie die Gedanken, deren Verkünder ſie waren, geknickt, verſchoben, gleisneriſch blinzelnd und im Hinterhalte lauernd ſich gebehrdeten, warfen keinen Funken jenes edlen Feuers in die Seele des Beſchauers, an dem ſich der tugendhafte Muth entzündet. Diane erwiderte ſeinen Gruß ſchüchtern und kraftlos. Der Advokat machte Verſuche, ſie aus ihrer Ecke hervorzulokken. „Mein ſchönes Kind,“ hob er an, „ich komme nicht, wie Sie vielleicht fürchten, Ihnen Unheil zu verkünden; im Gegentheil, Sie ſehen in mir einen Freund, der ſich angelegen ſein laſſen wird, Ihrem Schickſal eine günſtige Wendung zu geben.“

Sie kam hervor und ſetzte ſich mit niedergeſchlagenen Augen ihm gegenüber, an den Tiſch, auf deſſen grüner Decke ihre Finger gedankenlos ſpielten.

„Sie ſind allein, ohne Angehörige, ohne mächtige Freunde“ — hob der Advokat wieder an.

Diane blickte auf: „Ja das bin ich!“ rief ſie. „Ich bin allein, ohne Angehörige, ohne Freunde! In weiter Welt verlaſſen, troſtlos verlaſſen!“ Es lag ein Ton unendlich bittern Schmerzes in dieſen wenigen Worten. Der Advokat lehnte ſich zu ihr hinüber und ihre Hand leiſe berührend, ſagte er: „Faſſen Sie Muth, Sie ſind nicht ohne Freunde, armes Kind. Ich – ich zum Beiſpiel bin ihr wahrer Freund. Sie blicken mich verwundert an? Sie kennen mich nicht, ſahen mich noch nie; nun ſo wiſſen Sie, ich bin der Mann, der die Anklage gegen Sie geführt.“

Die arme Diane ſah verwirrt emport. Die Verbindung dieſer beiden Sätze war für ihren einfachen, kindlichen Geiſt zu kühn. Sie begriff nicht, wie man ihr Freund ſein und zugleich ſie ins Unglück ſtürzen köune. Mit einem bittern Lächeln wandte ſie ſich von dem. Manne ab. „Verſtehen Sie mich recht,“ hob Herr Lobmeyer wieder an, indem er ſich über die Wirkung ſeiner Worte ergötzte, „ich habe die Anklage vorgebracht, weil ich es mußte, aber nichts hindert, daß ich eine andere Ueberzeugung gewinne. Ich will Sie nicht ermüden, gute Kleine, mit Auseinanderſetzungen von Dingen, die Sie nicht verſtehen würden, ich erkläre Ihnen nur ganz offen, daß es in meinen Händen ſteht, Sie und Ihre Pflegemutter wieder auf freien Fuß zu ſetzen.“

In Dianens Blicken leuchtete das lebhafteſte Entzücken. Sie ſprang auf, und ohne zu bedenken, wo ſie war, warf ſie ihre zarten Arme um den Hals des Advokaten, indem ſie unter Thränen ausrief: „Ach, wenn Sie das können! Führen Sie mich jetzt — jetzt gleich hinaus. O, dieſe gräßlichen Nächte und Tage, die ich hier verlebte, ſie morden mich. Dieſe Schmach tödtet mich. O, führen Sie mich fort ins Freie, unter die Blumen, in die Sonne, auf die lebhafte, heitre Straße, und ich will Ihnen danken, ich will Sie lieben, wie ich meinen Vater geliebt haben würde! — Soll ich meine Sachen zuſammennehmen? — Darf ich?“ — Sie flog, leicht wie eine Feder, durchs Zimmer. Eine zarte Röthe färbte ihr Geſicht, ihre Augen blitzten. Herr Lobmeyer ſaß und ſpielte mit ſeinem Stockknopf.

Diane blieb vor ihm ſtehen und rief „Nun?“

„Mein Kind, ſo ſchnell gehts nicht. Ich

ſagte Ihnen, ich will Sie befreien, allein, verſtehen Sie mich wohl, unter gewiſſen Bedingungen."

Diane blickte ihn an: „Aber wenn ich unſchuldig bin, wenn Sie dieſe Ueberzeugung gewonnen haben, wer kann mich dann noch halten?" —

Herr Lobmeyer ſah zur Seite, denn es war ihm unmöglich, den fragenden Blick der großen, klaren Engelsaugen, die in ſeine tiefſte Seele dringen zu wollen ſchienen, zu begegnen. Er ſpielte mit einem Stückchen Papier, das er zuſammenrollte: Diane entriß es ihm, und rief: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!" — Ihre Hand zitterte, ihre Bruſt flog fieberhaft.

„Nicht ſo leidenſchaftlich, Kind!"

„Sprechen Sie! Wer kann mich dann halten?" —

„Kommen Sie," ſagte der Advokat, „Setzen Sie ſich. Laſſen Sie uns vernünftig reden. Haben Sie ſchon über ihre Zukunft nachgedacht? Sie ſind ein Findling, ein ſolcher hat kein Dach und Fach. Wenn wir auch Sie frei ſprechen, ſ iſts die Frage, ob ein Gleiches der Frau Sempel bevorſteht? Wo wollen Sie dann hin? Ein Dienſt, eine Stelle? Pah, die wird ſich jetzt nicht mehr ſo leicht finden, denn aus dieſem Hauſe wird der Weg in ehrliche Bürgerhäuſer nur ſchwer gebahnt. Sie werden allein ſtehen, Armuth, Elend, vielleicht noch etwas Schlimmeres, wird auf Sie eindringen. Krankheit kann Sie befallen, und dann findet man Sie eines Tages mit Beulen bedeckt, in Lumpen gehüllt, in irgend einem verlaſſenen Winkel. Sie werden ins Spital gebracht, aber zu ſpät, nach einem langen Siechbette tritt der Tod auf Ihre Lippen."

Diane hörte ſchaudernd dieſe langſam und ſehr ausdrucksvoll vorgetragene Schilderung, ſie ſchrak bei jedem Worte zuſammen, und die ſchöne Rothe der Hoffnung und Freude auf ihren Wangen gezaubert, verlor ſich immer mehr, wie die ſcheidende Sonne ihre rothen Lichter in immer bleicheren Schein umwandelt. Sie ſaß, die Hände in den Schooß gefalten, und ſtarrte vor ſich hin, als ſähe ſie ſchon jene Geſtalten des Elends, der tiefſten Verlaſſenheit vor ſich, die

die Rede des Mannes herzauberte. Dieſer Mann fand ein Wohlgefallen daran, mit rohen, harten Fäuſten in den Blumenflor einer weichen jungfräulichen Seele zu wühlen, um dann, die Hand hervorziehend, die geknickten Kelche zu zählen.

„Sie brauchen ſich nicht zu kümmern, ſage ich Ihnen. Es giebt immer noch Menſchen, die für Sie ſorgen werden. Ihr Schickſal iſt in guten Händen, Sie müſſen nur nicht kindiſch ſein, mein Liebchen.“

„Nein, nein!“ rief Diane, „ich werde dankbar ſein, ſehr dankbar!“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, als ein Geräuſch an der Thüre ihre Worte unterbrach und ihre Blicke dorthin lenkte. Als ſie dort ein Antlitz erblickte, das hineinſah, entfuhr ihr ein gepreßter Schrei und ſie legte die Hände vor die Augen.

„Zu früh!“ murmelte der Advokat, indem er ſeinem Freunde einen mißbilligenden Blick zuwarf, worauf dieſer verſchwand. Diane ſtützte ſich an den Tiſch, ſtumm und bleich; ein heftiger Kampf ging in ihrer Seele vor. Herr Lobmeyer wollte ihre Hand faſſen, ſie entzog ſie ihm, und ein krampfhaftes Schluchzen arbeitete ſich aus der Tiefe der Bruſt empor.

„Alſo Sie wollen mir hübſch folgen, in dem, was ich Ihnen rathe?“ fragte Herr Lobmeyer.

Kaum hörbar antwortete das Mädchen: „Ich bleibe hier, ich mag nicht hinaus! Nein, nein, ich mag nicht! —“ Sie zog ſich wieder in die dunkle Ecke zurück, ſcheu, wie ein gequältes Vögelchen, das ſich in ſeinen Käficht, vor der Hand, die hineingreift, in dem fernſten Winkel, an die Stäbe ſich klammernd, zu bergen ſucht. Alles, was der Advokat jetzt vorbrachte, war in den Wind geſprochen. Dianens Blicke gingen nur ſcheu zur Thüre, um zu prüfen, ob ſie ſich nicht öffnen, und das Schreckbild wieder erſcheinen werde.

Herr Lobmeyer fühlte einen großen Widerwillen dagegen, ſeine Zeit unnütz zuzubringen. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, zu ſiegen. Wenn es ihm gelang, auf dieſe Weiſe, die er mit ſeinem Freunde verabredet hatte, Diane bei Seite zu ſchaffen, ſo konnte keine Rede weiter ſein, daß ſie jemals ihm wieder gefährlich wurde. Nachdem er alſo den Weg der Güte, wie er glaubte, vergebens verſucht hatte, griff er zur Strenge. „Schon gut,“ ſagte er, indem er mit Lächeln Anſtalten machte, ſich zu entfernen, „ich habe dann gethan, was ich thun konnte. Wenn ich jetzt meine Hand von Ihnen abziehe, ſo iſt es ihre Schuld, und wahrhaftig, auch Ihr Schade. Was jetzt Schlimmes folgen wird, meſſen Sie Ihrem Eigenſinne zu.“

„Und was kann Schlimmes folgen?“ ſtammelte Diane zitternd.

Ein leiſes Pochen wurde an der Thüre gehört: Der Advokat ſah ſich um, und eilte raſch zur Thüre. Diane klammerte ſich an ihn, indem ſie ſchrie: „Um Gotteswillen — wird man mich an den Pranger ſtellen? Wird man mich tödten?“

Das Klopfen ließ ſich nochmals hören. Der Advokat machte ſich los und trat hinaus. Diane blieb am Boden liegen. Sie hatte nicht die Kraft, ſich aufzurichten. Es giebt Augenblicke, wo wir fühlen, daß das Maaß unſer Leiden vollgeſtrichen iſt, daß die Thränenſchaale ſich bis an den Rand gefüllt hat; ein ſolcher Augenblick war es, der jetzt an die Seele des armen verfolgten und verlaſſenen Kindes rührte. Sie fühlte die kalten Bretter des Fußbodens an ihrer Stirn, aber ſie waren ihr ſüß, es war ihr, als ſei es die dunkele, kühle Erde! Sie wühlte ſich hinein in die ſchwarzen Blumenkelche des Todes' ſie wollte tiefer und tiefer dringen, damit die Erde ſie aufnehme und im feuchten, kalten Grunde ſie Ruhe fände. Ach, nie ward wohl ſo ſchwere Prüfung auf ein ſo junges Herz gelegt. Wohin ſie blickte, kein Hoffnungsſtrahl, hier Schmach und Kerkernoth, draußen Verfolgung und Schande — und auf der weiten Erde kein Herz, das für ſie ſchlug. Kein Vaterauge, das auf ſie blickte, keine Mutterarme, die ſich für ſie ausbreiteten! — Als ſie Tritte der Thür ſich nähern hörte, wendete ſie ſich etwas weiter ab, und blieb an dem Bette gelehnt, in liegender Stellung, das Haupt tief geſenkt. Die Gaſtwirthin war es, die hereintrat, und von ihren Armen umſchloſſen, erwachte die Halbohnmächtige aus ihrer Erſtarrung.

„Mutter, Mutter!“ rief ſie. „Sie werden kommen, und uns beide zum Tode führen. Ich ſah es! Eine Menge Volks ſtrömt auf den Platz, immer mehr und mehr Schwärme und Züge. Auf einem elenden Karren — ich und Du! Die Pferde werden angetrieben — dort, dort! Das Gerüſt! — Wenn das blutige Meſſer von Deinem Blute noch trieft, dann kommen ſie an mich! Oh! — Halte mich — oh! rette, rette mich!—“

Frau Sempel ſtützte das arme Kind, das todtenblaß ausſah und aus deſſen Blicken der Wahnſinn zu ſprechen ſchien. Diane ſtieß den Arm, der ſie halten wollte, zurück, und ſich mit ganzer Macht zurück werfend, ſchrie ſie: „Oh! oh!“ — Aber plötzlich richtete ſie ſich auf, und flüſterte der Wittwe ins Ohr: „Aber wenn ich todt ſein werde, dann darf ich ihn lieben! Dann iſt er mein! Ich werde ihn hüten, vor aller Gefahr hüten! Der gute Gott wird mir dazu Erlaubniß geben. Ich werde um ſein Lager ſchweben, ich werde ſeine Pulsſchläge zählen, wenn er krank iſt, und wenn er heiter und glücklich iſt, werde ich in ſein Auge ſehen, in dies Auge, in das ich einſt ſah, als ich, ein armes, ſchwaches, krankes Kind, an ſeiner Schulter lag, und der Morgen dämmerte, und wir allein und einſam in der dunkeln Kutſche ſaßen."

„Du verſprachſt mir," ſagte Frau Sempel, indem ſie ſich die Thränen trocknete, „dies nie zu vergeſſen, und ich ſeh' mit Vergnügen, daß Du Wort hälſt."

Dianen's Züge hatten ſich verändert; noch immer trugen ſie das Gepräge des Wahnſinns, allein es war der klare, leuchtende prophetiſche Wahnſinn, der den frommen Seher macht. Sie ſprach nicht, allein ihre Blicke in großer Klarheit und Reinheit waren nach oben gerichtet.

„Wir werden nicht ſterben," ſagte Frau Sempel. „Es iſt unmöglich, daß man uns umkommen läßt. Du biſt ein Kind, Katharina, ich aber kenne die Welt. Du wirſt ſehen, wir gehen im Triumph aus dem Kerker, und anders thue ich es auch gar nicht."

Während hier die Wittwe ihre Zuverſicht

ausſprach, daß man ſie nicht aufs Blutgerüſt bringen werde, entfernte ſich der Rath und Herr Lobmeyer langſam und in einem leiſen fortgeſetzten Wortwechſel vertieft, den Gang hinab. Der Grund dieſer Streitigkeit war ein Schreiben, das dem Rath übergeben worden war, während er den Reſultaten der Wirkſamkeit ſeines Freundes im Zimmer der beiden Frauen entgegenſah.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte der Rath, „dieſer Brief kommt von einer Seite her, wo wir am wenigſten Störung unſerer kleinen Pläne erwarteten.“

„Von wo denn?“ fragte der Advokat ungeduldig.

„Leſen Sie ſelbſt.“ Herr Lobmeyer ergriff mit Ungeduld das Papier, als er die wenigen Zeilen, die es enthielt, durchflogen hatte, gab er es mit einem gleichgültigen Lächeln zurück. „Begreifen Sie das nun?“ fragte ſein Nachbar. „Was geht den Miniſter dieſer Handel an? Ich ſoll über dieſen Fall umſtändlich Seiner Excellenz berichten, und das zwar heute oder mor gen. Sagten Sie mir nicht, das Mädchen hätte gar keine Freunde?“

„Im Gegentheil, Sie werden ſich beſinnen, daß ich Ihnen ſagte, ſie hätte ſolche, und zwar Leute von Anſehen.“

Der Rath zog ſeine ſchmalen Lippen zuſammen, als hätte er einen übel zubereiteten Biſſen verſchluckt, oder von ſauerm Wein getrunken.

Herr Lobmeyer ſah ihn von der Seite an und lächelte. Der Rath bemerkte es und erwiderte verdrießlich: „Sie lächeln über alles. Ihnen macht nichts Kümmerniſſe. Was ſoll ich nun Seiner Excellenz berichten? Weiß ich etwas von dieſem Mädchen?“

„Sagen Sie dem Miniſter, daß Sie gewiſſe tugendhafte Pläne —“

Der Rath faßte den Arm des Advokaten und drückte ihn derb. „Schweigen Sie. Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen. Von meinen Abſichten kann gar nicht mehr die Rede ſein, da das Ding Beſchützer gefunden hat.“

„Bah! Ich würde ſie ſo leicht nicht aufgeben.“ —

„O, es iſt noch nichts entſchieden,“ erwiderte der Rath mit großer Beklemmung. „Man wird ſehen, was ſich wird machen laſſen. Wollen Sie mir die Akten zuſenden, das ich zuſammen ſtelle, wie ich es paſſend finde?“

„Mit Vergnügen.“

„Ihr Name, Ihr Ruf thut ſchon viel,“ bemerkte der Criminalrath, fortwährend beklemmt. „Wenn man ſieht, daß Sie die Sache angeregt. Man kennt Sie als einen Mann von unerſchütterlicher Rechtlichkeit, beſonders unter den Vornehmen nehmen Sie dieſe Stellung ein.“

„Bitte gehorſamſt. Wenn mein Ruf nur einen Theil des glänzenden Schimmers hätte, den der Ihrige ausſtrahlt.“

„Sie belieben zu ſcherzen,“ flüſterte der Rath. „Dieſer inpertinente Zettel hat mir eine böſe Stunde gemacht.“

„Wir wollen ihn mit einem Auſternfrühſtück hinunterſchwemmen,“ rief der Advokat munter; allein der Rath erwiderte mit derſelben ſanften

Miene, wie oben: „In der That, ich muß danken. Ich habe den Appetit gänzlich verloren.“

Sechſtes Capitel.

Die Befreiung.

Fräulein Annette Zobel ſaß an ihrem Schreibtiſche. Vor ihr brannte die verdeckte Lampe und die Dichterin hatte das Haupt auf die Arme geſtützt, als ſänne ſie über eine Phantaſieſchöpfung nach; aber nie war die Phantaſie ihr ferner geweſen, als jetzt. Vor ihr lag der Brief eines Buchhändlers nebſt dem Blatt einer litterariſchen Zeitung; in dem einen ſtanden ſchöne belobende Ausdrücke, in dem andern eine ſehr günſtige Beurtheilung des letzten Romans der Schriftſtellerin; allein Fräulein Zobel vermochte dies nicht zu rühren. Ihr Herz war krank und voll Unruhe. Sie beſaß eine kleine Sammlung Familienportraits, unter dieſen auch das Bild des Advokaten, ihres Vetters. Sie hatte es mit einem Stückchen Trauerflor umhängt: „Bleibe,“ ſprach ſie, „bleibe unter dieſem Nebel, bis Du wieder ſiegend hervorzutreten im Stande biſt. Wie ein Ritter, der ſeine Waffen in unedlem Kampfe beſchimpft hat, ſo hülle ich Auge und Mund, die Waffen unſerer heutigen Ritter, in Trauerflor!“ — Als dieſe Achtserklärung geſchehen war, fühlte ſich die Dichterin beruhigt. In ihrer kleinen Portraitſammlung fand ſich nur noch ein ſo düſter verſchleiertes Bild, es waren die Züge eines Mannes, der durch Treubruch den Tod eines jungen Mädchens herbeigeführt hatte, dagegen hatten andere Bilder Kränze, und einige ſogar Kronen von Goldflittern. Es waren diejenigen Verwandten der Dichterin, von denen einzelne rührende Züge, oder ſelbſt treffliche Handlungen ihr bekannt geworden waren.

Drei Wochen waren vergangen, ſeitdem das Fräulein dem jungen Grafen die wichtigen Mittheilungen gemacht, und ſeitdem hatte ſich vieles ereignet. Die Dichterin ſtand in unmittelbarer

Verbindung mit dem Grafen, und der Unterhändler war der junge Gärtner. Auf deſſen Erſcheinen wartete ſie auch jetzt, denn er hatte verſprochen, noch in ſpäter Nacht zu kommen. Es war nahe an Zwölf, und noch tönte nicht die Klingel. Sollte auch er die arme Diane vergeſſen haben? Die Dichterin wußte nicht, an wen ſie ſich alsdann noch wenden ſolle, aber ſie beſchloß, wenn es nicht anders ſein könne, ſelbſt bis zum Throne vorzudringen. Die Kühnheit dieſer Ueberzeugung machte, daß ſie ſich ſtolz erhob, und in ihrem Zimmer auf- und abſchritt, in dem ſiegenden Schritt einer triumphirenden Heldin. „Komm heraus, Welt!“ rief ſie — „komm heraus! Ich — ich will es mit Dir aufnehmen. Sie ſollen das Feld nicht behalten, die Schlechten! Sie ſollen nicht!“ — Sie blieb ſtehen, und heftete ihre Blicke auf die Bilder großer Dichter, die in ziemlich elenden Lithographieen an der Wand, über dem Schreibtiſch, hingen. „Könnte ich es vor Euch verantworten?“ rief ſie, die Augen beſcheiden ſenkend, „Ihr, meine Meiſter und Herren, wenn ich anders handelte?

aus ihren Träumereien. Sie nahm ihre Studirlampe und ging eilig über das dunkle Vorzimmer, indem ſie rief: „Endlich kommt er!“ Die Fenſter des Zimmers ſtanden offen, und die Gerüche der Blumen ſtreuten ihr Aroma in die kühle Luft, die einſtrömte. Als die Dichterin die Thür mit einiger Anſtrengung geöffnet, denn ſie war ſchon für die Nacht verſchloſſen, ſtand— Diane vor ihr. Es iſt ein altes poetiſches Wort, daß zur ſtillen Nachtſtunde geheimnißvoll, Glück wie Unglück in mächtiger Geſtalt vor uns treten. Wie die Schatten der Nacht die phyſiſchen Gegenſtände vergrößern, ſo läßt ebenſo die ſpäte Stunde die moraliſchen Eindrücke in coloſſalem Maaße und mit unendlich vergrößerter Macht auf uns einwirken. So erſchien Chriſtus ſeinen Bekennern geheimnißvoll, erſchütternd und wunderbar in ſpäter Nachtſtunde. Während die einſame Nachtlampe brennt, und Stille um uns herrſcht, ſind wir geneigt, die Nähe großer, bedeutender Geſchicke zu ahnen. Das Bekannte betritt unſere Schwelle mit einer beſonderen, unerwarteten Miſſion beauftragt, und ſelbſt die alltäglichſte Erſcheinung legt das Gewand des Ahnungsvollen und Wunderbaren um. Die Dichterin empfand einen leiſen Schauer, als ſie das verlorene Kind ſo plötzlich vor ſich ſah. In der Aufgeregtheit, die dieſe eben geſchilderten miſteriöſen Einflüſſe der Nacht in ihr bewirkten, glaubte ſie ein Wunder zu erblicken; allein Diavens innige und ſtürmiſche Umarmung, die heiße Wange, die an die ihrige ſich drückte, das warme jugendliche Herz, das an ihrem Buſen klopfte, überzeugten die zärtliche Beſchützerin bald, daß kein Phantom der Nacht ihre Einſamkeit zu ſtören kam.

„Mein Goldkind, mein einzig Mädchen, mein Leben!“ rief Annette Zobel, und ſchloß die Wiedergefundene an ihr Herz. „Biſt Du es wirklich? Hat man Dich frei gelaſſen, oder haſt Du, wie fromme Sagen es von den Unſchuldigverfolgten melden, die Eiſenſtäbe Deines Kerkers wie dünne Rohrſtöcke gebrochen? Sprich! — oder ſprich lieber nicht. Du biſt außer Athem. Setze Dich, Kind! Hierher, auf's Serba, hier haben wir ja ſo oft beiſammen geſeſſen.“

Diane ließ ſich von ihrer mütterlichen Freundin zu dem Ruheſitz leiten, und hier ſchloß das kleine Fräulein noch einmal ihre Arme um ihren Schützling. Sie band ihr den Hut ab, legte ihn ſorgfältig bei Seite, löste das Halstuch, und war eben daran, auch das ſpannende Kleid zu löſen, als Diane die mageren Hände ergriff, ſie mit Thränen netzte und an ihre Lippen drückte.

„Du arme Kleine!“ rief Annette Zobel mit ſtammelndem Tone.

Diane berichtete nun, daß man ſie vor wenig Stunden der Haft entlaſſen habe, ohne ihr anzugeben, welchem Umſtande oder welcher Fürſprache ſie dieſe Befreiung verdanke. Ein Mann, den ſie nicht gekannt, der aber ein ehrwürdiges Aeußere gehabt, wäre mit ihr in einen Wagen geſtiegen, hätte ſie auf ihre Bitten hierher gebracht, und ihr verſprochen, ſie ſpäter nochmals zu beſuchen. Die Gaſtwirthin ſei noch im Gefängniß; doch habe der fremde Mann geäußert, daß auch ſie bald auf freien Fuß geſetzt würde.

Dieſen Bericht brachte Diane unter häufigen Unterbrechungen, die durch die Fragen der Dichterin veranlaßt wurden, vor. Als endlich jeder einzelne Umſtand gehörig beſprochen war, rief das Fräulein mit glänzenden Blicken: „Deine Befreiung iſt ſein Werk! Ich kann daran nicht zweifeln, obgleich er mich nicht das Mindeſte über den glücklichen Erfolg ſeiner Unterhandlungen hat wiſſen laſſen.“

„Weſſen Werk!“ rief Diane, und faßte leidenſchaftlich die Hände ihrer Freundin.

„Meines edlen Percy!“ entgegnete Annette.

„Wer iſt das?“ fragte Diane verwundert.

Die Augen der Dichterin drückten alle Schalkhaftigkeit, allen Muthwillen der beſſeren Tage aus, und ſie antwortete mit den Strophen einer alten Ballade:

„Kennſt Du ihn nicht? Haſt Du ihn nie geſehn?
Stolz auf dem Hut des Federbuſches Wehn?
Treu' iſt ſein Aug', das liebend Dich erſpäht,
Roth iſt ſein Mund, der Dich um Huld gefleh't!“

Diane ſenkte die Augen. „So iſt geſchehen, was ich nicht wünſchte,“ ſagte ſie leiſe und mit abgewandtem Geſicht.

„Ja,“ entgegnete die Dichterin, „es geſchah, und zwar mit feſtem Willen und redlichem Entſchluß. Kind, wenn wir unſere Freunde nicht nutzen, wozu haben wir ſie denn? Der Graf hat Deine Befreiung bewirkt, er hat wie ein Ritter für Dich gekämpft.“

„Gekämpft?“ ſchrie Diane auf.

Das Fräulein ſah ſie erſtaunt an. „Wer ſagte Dir?“

„Mir? — Niemand! Um Gotteswillen, was iſt denn geſchehen?“

„Nichts,“ entgegnete Annette Zobel ruhig; allein Diane warf ſich in ihre Arme. „Er hat um mich gekämpft, er iſt verwundet?“ — ſchrie ſie unter Schluchzen — „ich weiß alles!“

„Nein, nein!“ rief die Dichterin. „Himmel! welch ein thöricht Kind doch dies iſt!“ Wiederum ertönte die Klingel, ſie ſtand auf, um zu öffnen, indem ſie vor ſich hinſprach: „Diesmal wird er es ſein. Ich muß ihn draußen empfangen, damit ſie nichts merke.“ Aber Diane war ihr nachgeſchlichen, und als die Thür geöffnet wurde, hörte ſie im flüſternden Tone Friedrichs Stimme. Schnell war die Thür aufgeriſſen, und der junge Gärtner von ihr in das Zimmer gezogen.

„Sie kommen von ihm?“ rief Diane außer ſich. „Lebt er? Iſt er verwundet? Antworten Sie, wenn Sie mich lieben.“

Dieſe letzte Beſchwörungsformel wirkte in voller Macht auf den jungen Schwaben. Er hatte gleich bei ſeinem gezwungenen Eintritt einige telegraphiſche Zeichen mit der Dichterin gewechſelt, und durch dieſe erfahren, daß er ſchweigen ſolle, allein die treuen Augen des Jünglings, als ſie in das vom bitteren Leid erſchütterte Geſicht ſeines geliebten Mädchens blickten, vergaßen ſchnell die auferlegte Stummheit, und ein zärtlicher Blick voll Mitleid und voll geheimen Treu war die erſte Antwort, dann folgten die Worte, die ſchnell, und gleichſam wie Diebe in der Nacht, über die Schwelle ſeiner Lippen flohen: „Sie icht beſſer. Der Arzt hat den Verband erneut, und wirklich ſchläft er.“

Diane ſtürzte in ihre Kniee und faltete, ſtarren Blicks, die Hände in den Schooß. So blieb ſie unbeweglich, während die beiden ſich um ſie mühten. Anfangs war der junge Schwabe wie verblüfft, er ſchien nicht zu begreifen, was um ihn geſchah, der Anblick Dianens hatte ihn in dieſen Zuſtand verſetzt. Er ſah nur ſie, er hörte nur ihre Stimme, und jetzt erſt, da er die ſchlimme Wirkung ſeiner Nachricht erkannte, ſchien ihm ein Licht aufzugehen. Er ſtand da, und ſeine Mütze unter den Händen drehend, rief er: „Ach, Mamſell, hätt' ich gewußt, daß Schi ihn ſo lieb haben!“ Weiter vermochte er nichts zu ſagen, ſondern wandte ſich leiſe fort, und ſchritt der Thüre zu, deſſen Schloß er faßte, und dann ſtehen blieb, und nochmals einen Blick rückwärts ſandte, der von Niemandem bemerkt wurde, denn Diane kämpfte noch ihren ſchweren Kampf, und die Dichterin war bemüht, ihr ein kleines Glas mit Eſſig vorzuhalten. Friedrich konnte ſich nicht entſchließen, das Zimmer zu verlaſſen, er ſtand noch immer an der Thür; das Fräulein wurde ſeiner anſichtig und winkte ihn heran, indem ſie ihm zurief: „Es iſt nicht hübſch von Dir, mein Sohn, jetzt wegzulaufen, nachdem Du das Unglück angerichtet haſt.“

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung,“ wendete Friedrich ein und machte eine tiefe Verbeugung.

„Laufe nach dem Arzt, mein Sohn.“

Friedrich eilte zur Thür. „Ei,“ zürnte die Dichterin ihm nach, „wie einfältig! hab ich Dir denn ſchon die Nummer und die Straße geſagt?“

„Es iſcht wahr,“ entgegnete der Gärtner und kehrte um. Eine dunkle Rothe überzog ſein Geſicht. Es ſollten eben die verlangten Bezeichnungen gegeben werden, als Diane vom Boden aufſuhr, Friedrichs Hand ergriff, ihn mit großer Schnelligkeit und Kraft in die entfernte Ecke des Zimmers zog, und ihm zuflüſterte: „Gehen Sie, Friedrich, erwarten Sie mich unten an der Thür, ich komme ſogleich nach! Um Gotteswillen, kein Wort weiter!“

Der Gärtner verbeugte ſich, zum Zeichen eines ſchnellen, unbedingten Gehorſams, dann verließ er das Zimmer. Als er fort war, beklagte ſich die Dichterin bitter über ſeine Ungeſchicklichkeit, und hielt eine kleine Abhandlung, in welcher ſie bewies, daß die Männer eigentlich zu keinem Geſchäft in der Welt, es führe Namen, welche es wolle, zu brauchen ſeien, und daß ſie durchaus unnütze Brodeſſer des lieben Herrgotts wären. Diane hörte dieſe ſchwere Anklage nicht, ihre Gedanken waren weit aus dem Bereich des Zimmers entflohen. Sie ſtand am Fenſter, wo ſie ſo oft geſtanden hatte, der Stuhl, ihr Lieblingsplatz, nahm genau dieſelbe Stelle ein, wie damals; noch waren Spuren der Schraube des Nähzeugs dem Fenſterbrette eingeprägt, die Zeichen ihres ſtillen Arbeitsfleißes, die Falten des Vorhangs lagen unverändert, drüben die Bilder an der Wand, der kleine Tiſch unterm Spiegel, auf dem das Käſtchen für den Thee ſtand; alles ſtand und lag wie damals, nur ſie ſelbſt war völlig verändert, und paßte in dieſe ſtille Umgebung nicht mehr hinein. Wie ruhig floſſen einſt ihre Tage dahin, wie hatte jede Stunde ihr gleichmäßiges Geſchäft, ihre Arbeit und ihre Ruhe. Jetzt ſtand ſie, mit dem bitterſten Leid der Erde belaſtet, in Angſt, ſorgend um des Geliebten Leben, und alle Bilder der Ruhe und des Fleißes waren ihr weit in die Ferne gerückt. Sie ſtand abgewandt, damit die Freundin ihre Aufregung nicht bemerken ſollte, aber das alte Fräulein hatte ſcharfe Augen; ſie hatte die eilige Zuflüſterung der Beiden vorhin bemerkt, und wußte ſie nicht zu deuten. „Was haſt Du ihm aufgetragen?“ fragte ſie jetzt. „Gewiß verboteſt Du ihm, den Doktor zu rufen?“ —

„Allerdings that ich das!“ entgegnete Diane ſtockend, und nicht wiſſend, was ſie antworten ſollte. „Wenn ich nur wüßte, welches Unglück geſchah?“

„Es iſt kein Grund vorhanden,“ ſagte die Dichterin, „warum ich Dir es jetzt noch verſchweigen ſollte, da der unvorſichtige Burſche doch einmal mit der Lärmtrommel ins Haus gefallen iſt.“ Hier folgte nun ein umſtändlicher Bericht von dem erſten Erſcheinen der alten Dame beim Bachanal bis zu der Unterredung mit dem Geſen. Diane hörte geduldig zu, obgleich ſie vor Begierde brannte, das Zimmer zu verlaſſen. Sie glaubte unten Friedrichs Stimme und ſeine ungeduldigen Mahnungen zu hören. Endlich hatte die Dichterin „den Köcher ihrer Pfeile" geleert. Nach ihrer Anſicht hatte der Graf ein Duell gehabt mit einem jener übermüthigen „Thirſusſchwinger," die in der „Halle" gelärmt hatten. Der Zweikampf hatte vor einer Woche ungefähr ſtattgefunden, und der Graf war dabei ſehr gefährlich — das Wort lebensgefährlich — wollte der Berichterſtatterin nicht über die Lippen — verwundet worden. Der Gärtner war von allem unterrichtet, und er war es, der der Dichterin die neueſten Nachrichten hinterbrachte.

Beim Schluß dieſer Erzählung verwunderte ſich Annette Zobel, ihren Schützling ſo gefaßt zu finden, wie ſchwer aber wurde es dem armen kranken Mädchen, dieſe Ruhe zu erkünſteln; doch mußte es geſchehen, um die Dichterin ihrerſeits zu beruhigen und zu entfernen. Endlich begab ſich dieſe zu Bette, und kaum hatte ſich die Thür ihres Schlafgemaches geſchloſſen, als Diane vom

Sopha aufſprang, die wohlbekannte Räumlichkeit nützend, in einen Mantel gehüllt, hinausſchlich, und athemlos die Straße erreichte, wo ſie an einer dunkeln, beſchatteten Stelle ihren Führer ſtehen ſah. Sie gab ihm freundlich die Hand: „Lieber Friedrich,“ flüſterte ſie, „laſſen Sie uns eilen; ich muß ins Haus des Kranken!“

„Ich werde Schie führen, Mamſell. Wir haben ziemlich weit zu gehen!“

Sie legte ihren Arm in den ſeinen. Auf ihre Hand fiel ein warmer Tropfen. Sie blickte ihren Begleiter zerſtreut an, dieſer ſah zum Himmel, indem er eilig ſagte: „Ich glaube es regnet!“ — Armer Knabe! die Lüge war übel angebracht. Die Sterne ſtanden nie ſo klar am dunklen Gewölbe, als gerade jetzt. Aber Diane glaubte ihm, ſie hätte ihm geglaubt, wenn er geſagt hätte, daß Feuer vom Himmel tröpfele. Sie hüllte ſich tiefer in ihren Mantel und trieb zu größter Eile. Die Straßen der Stadt waren einſam, es kam den Wanderern auf dem Trottoir Niemand entgegen, und ihr fliegender Schritt ward nicht gehemmt. Beide waren jung, beide verzweifelnd, beide unglücklich, und ſo war ihr Schritt gleich ſchnell, das Stummſein auf beide gleich vertheilt, nur wenn Diane etwas anders als ſich und ihren Schmerz hätte fühlen mögen, ſo wäre ihr nicht entgangen, wie der Arm, auf den ſie ſich ſtützte, manchesmal ſchüchtern Verſuche machte, den geſtützten Gegenſtand näher an ſich zu ziehen, wie ſich dunkle Augen auf ſie hefteten, und wie ein warmer Athem ihre Wange ſtreifte. Aber wie geſagt, es waren ſchüchterne Verſuche und Dianens Herz ſympathiſirte mit den Pulsſchlägen eines weit entfernten, nicht dieſes nahen Herzens. Es iſt ſehr bitter, wenn man ſeine Geliebte ſelbſt zu einem begünſtigten Nebenbuhler führen muß, und dieſen Wermuthstrank hatte der arme Schwabe jetzt in vollem Maaße zu leeren.

Endlich war das Haus erreicht — endlich für die Geführte, nicht für den Führer, der beſcheiden ſich losmachte und den Willen bezeigte, in der Thüre zurückzubleiben. „Nein, nein!“ rief Diane, „Sie müſſen bei mir bleiben, Friedrich! Sie dürfen mich nicht verlaſſen. Oeffnen

Sie die Thüre, wir wollen leiſe die Treppen hinaufſchleichen, und dann gehen Sie voraus, um zu erkunden, ob ich, und auf welche Weiſe ich folgen kann.“

Der Gärtner gehorchte. Er erſtieg den zweiten Treppenabſatz, durchſchritt einen kleinen Vorſaal, and drang in die Zimmerreihe ein, die ſich ihm öffnete. Es war eine Stunde nach Mitternacht. Die Thüre war angelehnt, es ſchien, daß man Jemanden ausgeſendet habe, und daß deſſen Zurückkunft erwartet würde. Friedrich ſchlich weiter, und ein lautes Athemholen von zwei verſchiedenen Stimmen überzeugte ihn, daß er in der Nähe von Schlafenden ſei. In der That rührte das Schlummerduett von zwei Freunden des Lieutenants her, die ſich großmüthig erboten hatten, die Nacht bei dem Kranken zu wachen. Einer dieſer getreuen Wächter war der Referendarius, der wie eine unendlich lange Linie gerad ausgeſtreckt auf einem niedrigen Polſterſtuhle lag, und deſſen großnaſiges Profil ſich ſcharf an der nahen Wand abſchattete. Nebenbei auf einem Stuhl lagen zwei Ueberröcke. T ſem Schläfer gegenüber ruhte, völlig verſchieden in der Stellung, zuſammengeknäult wie ein Kätzchen, in der Ecke eines Sophas ein Kadet, deſſen rothe Wangen wie die eines Kindes im Schlaf glüheten. Auf dem Tiſche lagen das Musée Philipon, ein Heftchen: Nante im Verhör, ein Portrait der Sängerin Aſſandri, eine ungeheure Preis-Courantliſte von Weinen, und ein eben ſolches Verzeichniß verſchiedener Tabacksſorten. Neben dieſer achtbaren Literatur ſtanden halbgeleerte Punſchgläſer, Cigarrenreſte lagerten ſich auf Spielkartenblättern, die zu einer Grande Patience zuſammengelegt waren. Auf alle dieſe Dinge warf der Gärtner einen flüchtigen Blick, ehe er es ſich getraute, die Thür des anſtoßenden Zimmers zu öffnen. Hier warf eine Nachtlampe ihren düſteren Schimmer. Auf dem Sopha lag der Kranke und ſchlummerte. Eine tiefe Stille herrſchte, und nur das Schlafduett tönte in ſeinen mißtönenden und melancholiſchen Melodieen herüber. Friedrich entfernte ſich wieder und gleich darauf betrat Diane dieſe Räume. Ihr Herz drohte zu brechen, als ſie die Schwelle des düſtern Gemachs überſchritt und im Halbdunkel an der Wand die bleiche ausgeſtreckte Geſtalt liegen ſah. Die Liebe iſt ſtark, ſie hilft auch über das Entſetzen eines ſolchen erſchütternden Moments hinüber. Sanft und leiſe, wie unſer Fuß über ein geliebtes Grab gleitet, deſſen Blumen es zu knicken fürchtet, that das zitternde Mädchen die erſten Schritte über den weichen Teppich des Zimmers. Aber es zog ſie mit wilder Haſt weiter. Sie fürchtete, es trete der Tod in dieſem Augenblicke mit ihr ins dunkele Heiligthum, und ſie ſprang plötzlich krampfhaft wild ans Lager, um ihm, zuvorkommend, die Beute dem Unholde zu entreißen. Hier kniete ſie nun. Alles, was ſie auf weiter Welt Süßes, Heiliges und Liebes hatte, hier lag es, und wie an einem heiligen Altar kniete ſie, und die Schauer des höchſten, innigſten Lebens durchzuckte das junge Herz. Es war ſo ſtill, ſo dunkel, und doch blühte aus dieſem Grabe die purpurne Liebesfackel der brünſtigſten Liebesglut hervor. Hier kniete ſie, hier gab ſie ihr Schickſal, ihr Herz, ihre Liebe in die Hände des Ewigen.

„Beſtimme über mich, himmliſcher, gütiger Vater, ſtrafe mich, doch reiße mich nicht von dieſem Herzen! Hier iſt mein Platz! Ich kann nicht anders.“ —

Wie ſie dieſes Gebet geſprochen, löste ſich der Quell der Thränen, und ihr Haupt ans Polſter drückend, auf dem ſeine Hand lag, weinte ſie, als wenn ſie ihre Seele hinweinen wollte. Mehrere Minuten blieb ſie in dieſer Stellung, dann erhob ſie ſich leiſe, und ihr, unterdeſſen an die Dunkelheit gewöhntes Auge, erblickte jetzt deutlich die geliebten Züge. Sie ſah ſie forſchend an, und Schmerz und Zärtlichkeit durchbohrten ihre Seele. Alle flüchtige Geiſter des Lebens, alle Wärme des Herzens drängte ſich zuſammen in dieſem Blicke, der auf den koſtbarſten Schätzen der Liebe ruhte. „Ach, dieſes Auge, das einſt mit ſeinem Strahl ſie ins Leben rief, war geſchloſſen! Jetzt war er der Kranke, ſie die Beſchützerin, die Geſunde, und ſie mußte ihres Amtes vorſtehen, ſie mußte über ſeine Athemzüge wachen, und ſie erhob ſich und ihr Auge, grade über dem ſeinen gebeugt, drang in jede Verhüllung, die Schmerz und Schlummer über die Züge gelegt hatten. Sie wollte, daß ſein Haupt an ihrer Schulter ruhe, wie einſt das ihrige an ſeiner Schulter geruht, und ſanft berührte ihre Hand die dunkeln Locken, und ſie ſtreiſten jetzt an ihrer Schulter. Welch ein Entzücken füllte die Bruſt des liebenden Mädchens, ſie durfte ihn beſchützen, ihn bewachen. Unwillkührlich wandte ſie ſich drohend um, als das Geräuſch im Vorzimmer etwas lauter wurde. Sie ging, die Thüre zu ſchließen, auf halbem Wege blieb ſie ſtehen. Erſt jetzt fiel ihr die fremde Umgebung auf, erſt jetzt warf ſie einen Blick auf jene Schläfer, und es durchzuckte ſie wie ein ſtechender Schmerz. „Du biſt hier nicht zu Hauſe! Du darfſt hier nicht ſein!“ rief es in ihr. „Fort, enteile; ehe Dich Menſchen treffen, und Schmach und Verwirrung über ihn und Dich bringen!“

Sie zitterte. Es tönte etwas von der Treppe herüber; ſie wollte entfliehen, und konnte nicht. Ihr Blick wandte ſich zum Krankenbette zurück, und es war, als öffnete der Schlummernde die Augen. Sie lag wieder zu ſeinen Füßen; die

Welt mit allem, was ihr gehört, war wieder verſchwunden, ſie blickte von neuem in das Antlitz, das für ſie Tod und Leben enthielt.

Plötzlich hörte ſie dicht an ihrem Ohre ihren Namen leiſe gerufen. Ein Strom von Feuer machte ihr Herz ſtocken. Sie blickte auf, und zu ihr herabgebeugt tauchte ein dunkler Strahl der geliebten Augen in ihre Seele.

„Ich danke Dir, daß Du kommſt; ich habe Dich rufen laſſen“ — ſagte die Stimme — „ich habe Dir großes Unrecht abzubitten.“ — Er gab ihr die Hand, ſie war kalt und zitterte.

„Wenn ich ſterbe, ſo wird für Dich geſorgt ſein!“ —

Eine Pauſe erfolgte, Diane war keines Lautes mächtig.

„Gutes Mädchen!“ fuhr der Kranke fort; „Du weinſt über meinen frühen Tod. Doch ich habe ein unnützes, trauriges und ſündhaftes Leben geführt. Weine nicht über mich. Wenn ich bedacht hätte, wie Jugend und Liebe thut, ich hätte beide beſſer genützt: Weine nicht.“

Diane hielt noch immer die kalte Hand.

„An Dir habe ich mich beſonders verſündigt. Ich habe Dich der Verfolgung der Welt hingegeben, da ich Dich doch hätte ſchützen und retten müſſen. Vergieb mir, Mädchen!“

Er drückte ihre Hand ſchwach, ſein Auge ſuchte das ihrige, und als ſie zu ihm empor ſah, ging ein inniges Lächeln über die bleichen Züge. „Du liebſt mich!“ ſagte er, „Dein Herz hängt an mir! Du darfſt es mir in dieſer Stunde geſtehen.“ — Er hielt inne, und ein tiefer ſchmerzlicher Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. „Wenn ich wieder ins Leben zurückkehren dürfte,“ rief er — „ich wollte anders.“ —

Er vollendete nicht, ohnmächtig ſank er in die Kiſſen zurück. Diane fühlte ſich vom Rücken her leiſe an der Schulter berührt. Sie fuhr auf und ſah ſtarr und ohne ihn zu erkennen, Friedrich an. Sie hörte nicht und verſtand nicht, daß er ſie zum Weggehen aufforderte, weil der Arzt käme. Sie ließ ſich von ihm vom Boden aufheben, und aus dem Zimmer hinausleiten. Erſt auf der Straße, als die kalte Nachtluft über ihr brennendes Geſicht hinſtrich, erwachte ſie un:

ſtieß einen Schmerzensſchrei aus. Friedrich von ſich ſtoßend, wollte ſie zurück ins Haus, doch war unterdeß die Thür geſchloſſen worden. Endlich gab ſie ihres Führers Vorſtellungen Gehör. „Der Arzt iſt bei ihm, Mamſell,“ rief der Schwabe, „in dieſem Augenblick ſind ſie alle oben wach, und Schi können nit hinauf. Aber i will gehen, und mi erkundigen.“

Diane blieb auf der Straße ſtehen, fortwährend den Blick auf das matterleuchtete Fenſter oben gerichtet.

Friedrich kam zurück und brachte die Nachricht, daß der Arzt den Kranken eben verbinde, und daß für den Reſt der Nacht die größte Sorgfalt und Ruhe anbefohlen ſei. Die beiden Herren hätten ſich auch ermuntert, und wachten jetzt ſehr angeſtrengt.

Nach einer Weile, wo beide unten ſtehen blieben, ſah man einen Mann aus dem Hauſe treten. „Das iſcht der Doktor!“ bemerkte Friedrich. Diane war mit wenigen fliegenden Schritten an der Seite des Mannes, und hatte ſeinen Arm ergriffen. Verwundert blickte der alte, verdrießliche Herr auf, indem er rief: „He! Was ſoll das?“

„Mein Herr, der Kranke oben!“ ſtammelte das Mädchen, „können Sie mir ſagen, ob er ſterben wird?“

„Der junge Offizier?“

„Können Sie mir ſagen. —“

„Nun ich hoffe, daß ich ihn durchbringe! — Entſchuldigen Sie, es bläst ein kalter Wind, und ich leide an rheumatiſchen Schmerzen!“

Diane hatte in dieſer kalten Nacht ſtundenlang geſtanden; für ſie gab es nur einen Schmerz, aber dieſer Schmerz konnte tödten. Still und willenlos ließ ſie ſich von Friedrich nach Hauſe führen. Beim Anbruch des Morgens wollte der Gärtner wiederkommen, und Nachricht bringen.

Siebentes Capitel.

Berichtet von einer hellgelben Bandſchleife.

Wir kehren in die Krankenſtube zurück. Als der junge Graf aus ſeinem Schlummer erwachte, in welchen ihn ein Trank des Arztes, der ihn ungewöhnlich aufgeregt fand, verſetzt hatte, fühlte er eine Schwäche und Beklemmung, die jeden Athemzug zu einer peinvollen, beſchwerlichen Operation machte. Er war ſich dunkel bewußt, geträumt zu haben, und in dieſem Traume mit dem verlaſſenen, von ihm vernachläſſigten Mädchen eine lange und ſchmerzliche Unterredung gehabt zu haben. Vergebens ſann er nach, ſich die Einzelnheiten ſeines Geſprächs zu vergegenwärtigen, es ſielen dunkle Schleier über ſein Erinnerungsvermögen, und alles, was er ſicher erfaſſen konnte, war das deutliche Bewußtſein, daß jener Traum, oder jenes dunkle, ungewiſſe Wachen einen wohlthätigen, kühlenden Einfluß auf ſeine brennende Seele ausgeübt. Er fragte endlich, ob Niemand in der Nachtſtunde bei ihm geweſen.

„Nicht die Spur," antwortete der Referendarius und der Kadet, wie aus einem Munde. „Wir haben die ganze Nacht kein Auge zugethan." —

„Ich könnte Dir über jede Fliege Rechenſchaft geben, die über Deine Naſe lief," ſetzte der Kadet hinzu, indem er ſich anſchickte „Nante im Verhör" vorzuleſen, und ſchon im Voraus über die Späße lachte, die nun kommen ſollten. Der Kranke verbat ſich das Vorleſen dieſer Schwänke.

„Aber ich ſoll Dir ja etwas Luſtiges vorleſen," brummte der Kadet, „und was kann luſtiger ſein, als — hahaha! Hör nur gleich die erſte Scene!

Der Referendar bemerkte, daß dieſe Späße, gerade weil ſie eben ſo ausbündig luſtig ſeien, zu aufregend für den Kranken wären. Es müßten Witze ſein, über die man nicht lachte, ſogenannte ſchlechte Witze, über die man ſich nur ärgere. —

Der Kadet verſicherte hochmüthig, daß er nicht im Stande wäre, ſolche zu machen, und die Blicke des Kranken irrten auf dem Boden. Er bat jetzt, daß man ein kleines Stückchen blaßgelben Seidenbands aufheben möchte, welches dicht am Lager auf dem Teppich lag. Es war eine Roſette, wie ſie die Damen-Handſchuhe zu zieren pflegt. Der Kranke betrachtete dieſen Fund mit lebhaftem Blicke, und eine heftige Röthe überflog ſeine blaſſen Wangen. „Wie kommt das her?“ rief er.

Der Kadet beſichtigte gleichfalls das Corpus delikti, und gab es dann ſtillſchweigend und mit großem Ernſt an ſeinen Nachbar. Der Referendarius erklärte, daß dies von einem Damenhandſchuh herrühre. „Wenn wir nicht die ganze Nacht gewacht hätten,“ ſagte er ernſthaft, „ſo könnte man glauben, Deine Braut hätte Dich heimlich beſucht.“

Ein bitteres Lächeln zuckte über die geſchloſſenen Lippen und die bleiche Wange des Kranken. —

„Das wäre doch etwas zu romantiſch!“ bemerkte der Kadet. „Gräfin Lucie iſt ſo etwas zu thun gar nicht im Stande. Der Arzt wird es verloren haben.“

„Tragen denn bei Ihnen die Aerzte Damenhandſchuh?“ fragte der Referendar in einem ſtrengen Tone, indem er den Sprecher mit einem verweiſenden Blicke betrachtete. Dieſer furchtbare Blick entmuthigte den Kadetten dergeſtalt, daß er ſchnell die Cigarre wieder hinlegte, die er eben gegen die Erlaubniß des Arztes, heimlich anzünden wollte. Der Referendar, mit dieſem Zeichen der Unterwürfigkeit zufrieden, nahm das Werk „über die Staatsmänner Preußens“ in die Hand, und hub an, daraus vorzuleſen, indem er ſehr richtig vorher bemerkte, daß hierin durchaus kein Witz vorkommen werde. Da der Referendarius von Jugend auf ſich gewöhnt hatte, den Interpunktionszeichen die gehörige Aufmerkſamkeit, die ſie zu fordern berechtigt ſind, zu widmen, ſo war auch jetzt ſein Leſen ein muſterbates in dieſer Beziehung zu nennen. Ebenſo beobachtete er die Abſätze genau, und wo etwas in eingehäkelter Schrift gedruckt war, wurde es höchſt bezeichnend mit einer etwas leiſern und veränderten Stimme geleſen. Die berühmten Staatsmänner Preußens konnten ſich ſchmeicheln, nie ſo fehlerfrei vorgeleſen worden zu ſein, aber dennoch blieb dieſe treffliche Schrift ohne Eindruck. Der Kadet murmelte fortwährend „Nante im Verhör“ dazwiſchen, und die ſchönſten Stellen der „Staatsmänner“ wurden zum unbeſchreiblichen Verdruß des Referendarius durch dieſes Accompagnement völlig zu Grunde gerichtet. Dazu kam noch, daß der Kranke ſelbſt, zu deſſen ſanfter und leidenſchaftsloſer Unterhaltung das Buch dienen ſollte, ſeine Aufmerkſamkeit einem ganz andern Bereiche zuwandte. Er hielt die Bandſchleiſe in der Hand und ſein Auge ruhte auf dieſem unſcheinbaren Gegenſtand mit einer Art gerührter Theilnahme, als wenn er das Teſtament ſeines Vaters betrachtet hätte. Nichts vermochte dieſen geſpannten Blick abzulenken. Der Kranke ſchien in anhaltende, aber keineswegs unbehagliche Träumereien verſenkt. Er wandte die Roſette hin und her, er zog an den verknüpften Bändchen, als wollte er den Knoten löſen, und endlich legte er es mit einer gewiſſen heiligen Ehrfurcht vor ſich hin auf das Polſter und betrachtete es nur aus der Entfernung mit demſelben nachdenklichen und trüb mitleidigen Ausdruck.

„Ich werde kein Narr ſein und leſen, wenn Niemand Achtung giebt!“ ſagte der Referendarius endlich, und legte das Buch auf den Tiſch. Nach dieſer drohenden Rede ſah er den Freund an, und da dieſer ihm keine Antwort gab, ſtand er auf und folgte dem Kadetten ans Fenſter. Sie blickten beide hinaus und theilten ſich leiſe ihre Bemerkungen mit, endlich wandte ſich der Vorleſer zum untheilnehmenden Zuhörer und ſagte: „Derburg, Deine Braut hält in einem prachtvollen Wagen hier unten.“

„Ja,“ ſetzt der Kadet hinzu, „die Frau von Löwenhoff ſitzt bei ihr. Sie ſchicken einen Bedienten hinauf. Gieb Acht, ſie läßt ſich erkundigen, wie Du Dich befindeſt.“

„Das iſt doch eine Empreſſement von einer Braut, wie mans ſelten findet,“ bemerkte der Referendar. „Ich will ſchnell einen Ueberrock umlegen, denn wahrſcheinlich läßt ſie mich hinunterrufen, um ausführlichen Bericht zu erhalten.“

„Ehe Sie Ihre vielen Röcke anlegen,“ rief der Kadet, „bin ich ſchon längſt unten.“ Er ſprang vor den Spiegel, ordnete Haar und Kleider, und bevor der Referendarius noch von ſeinem Erſtaunen zurückgekommen, über dieſes außerordentliche Zeichen von Theilnahme von Seiten einer ſo hochgeſtellten Dame, war ſein ſchnellfüßiger Nebenbuhler ſchon wieder da, und gab mit etwas leiſer Stimme die Nachricht, die Gräfin ſei gar nicht aus dieſem Grunde gekommen, ſondern ſie ſuche unten in der Modehandlung Putzwaren aus für heute Abend zum Ball des Geſandten.

„Ah, das iſt etwas Anderes!“ rief der Referendar, „in dieſem Falle werde ich Sie bitten, mir zu helfen, den Rock wieder auszuziehen.“ Nach dieſer Dienſtleiſtung, die der Kadet mit heimlichen Gekicher zu Stande brachte, legte ſich der Eine wieder ruhig in ſeinen Polſterſtuhl hin, und der Andere nahm wieder die Späße des Nante vor.

Nach einer kleinen Pauſe neigte ſich der Kranke flüſternd zum Referendarius, worauf dieſer dem Kadetten einen Wink gab, ſich ins Vorzimmer zu begeben. Der Wink wurde mit großem Vergnügen befolgt, indem es im Vorzimmer erlaubt war, eine Cigarre zu rauchen, und ſich aus dem Fenſter hinauszulegen, zwei Lieblingsgenüſſe des Kadetten.

„Beſter Sellheim,“ hub Derburg an, „ich habe mit Dir ein Wort im Geheim zu reden; aber wirſt Du die gehörige Aufmerkſamkeit haben für das, was ich Dir jetzt ſagen will?“

„Ich finde nicht hübſch von Dir, daß Du daran zweifelſt,“ bemerkte der Referendar ernſthaft. —

„Nimm es mir nicht übel,“ fuhr der Kranke fort, „aber die Sache, die ich auf dem Herzen habe, iſt völlig verſchieden von dem, was wir ſo gewöhnlich mit einander beſprachen.“

„Ich bin ganz Ohr,“ erwiderte der Retraute, und hielt ſein langes blaſſes Geſicht dicht an dem Kopfpfühl des Lagers.

„Sie iſt hier geweſen,“ rief der Kranke, „es iſt kein Zweifel, ſie iſt hier geweſen, hier im Zimmer.“

„Nein, Sejan. Sie hat draußen im Wagen geſeſſen. Mache ihr daraus keinen Vorwurf, daß ſie nicht nach Dir fragen ließ; es hat ſich wahrſcheinlich nicht thun laſſen.“

„Ich meine nicht meine Braut,“ erwiderte der Graf mit einem bittern Lächeln. „Sie mag meinethalben heute Nacht auf den Ball gehen, während es vielleicht die letzte Nacht iſt, die mir hier auf dieſer Erde zuzubringen vergönnt iſt.“

Der Referendarius fühlte ſich in dieſem Augenblick höchſt aufgebracht auf die Braut, und er rief vor ſich hin: „Es iſt aber auch nicht zu entſchuldigen: Herzukommen um — ſich Putz zu kaufen. Hätte ſie nicht einen andern Putzladen wählen können!“

„Laß das!“ rief der Kranke nachdrücklich. „Mein Sinnen und Trachten iſt ganz anders wohin gerichtet. Es ſteht das Mädchen vor meiner Seele, gegen das ich bitter Unrecht gethan. Sie iſt in ihrer Einfachheit und Unſchuld mit himmliſchen Reizen geſchmückt! Ich glaubte, ich hätte ſie im Traume geſehen und geſprochen, allein ich habe gewacht, und hier an meinem Lager hat ſie wirklich und leibhaftig gekniet. Seit ich dieſes Zeichen von ihr in der Hand halte, weiß ich, daß es kein Traum geweſen.“

Der Referendar machte ein Geſicht, daß man deutlich ſah, er begriffe nicht das Mindeſte von dem, was er hörte. Derburg ſah nicht auf ihn, ſondern fuhr fort zu ſprechen: „Wie ſie ſich hierhergefunden, da ſie in Kerker und Banden ſchmachtet, weiß ich nicht. Es iſt mir auch, wie wenn man Engel im Traume ſieht, aber ich habe den Gruß ihrer Liebe empfangen. Es glitt der Hauch eines warmen Herzens über mir hin, und Stimmen vom Himmel riefen in mein erſterbendes Leben hinein: Erwache! Es war mir, als bräche etwas in meiner Bruſt, als löste ſich in Nacht und Einſamkeit eine Kraft in mir, deren Walten ich früher nie gefühlt. So wird uns zu Muthe ſein, wenn am Ende aller Tage die Stimme von oben uns hervorgehen heißt aus unſern Gräbern. Wenn ich noch leben darf, ſo gehört mein neues Daſein nur dieſem Mädchen allein."

Der Referendar betrachtete mit ſehr nachdenklicher Miene ein großes Medizinglas, das vor ihm auf dem Tiſche ſtand.

„Höre mich," fuhr der Kranke fort, und faßte die Hand ſeines Freundes. „In meiner frühen Kindheit hatte ich einmal einen wunderlichen Traum. Ich lag in ſchwerer Krankheit, und der Arzt hatte ſchon die Hoffnung aufgegeben; ich galt für einen Sterbenden. Meine Mutter ſaß an meinem Bette und hielt meine Hand. Sie hatte keine Thränen mehr, ihr Mutterauge hatte ſchon ſeinen Zoll bezahlt, und der Quell des Schmerzes war erſchöpft. Wie ich ſo lag, halb ſchon dem dunkeln Jenſeits angehörend, war es mir, als nahte ſich mir ein Mann mit einer großen, blitzenden Waage. Faſt dünkte es mich, es ſei der wohlbekannte Krämer, uns gegenüber wohnend, aber dann war wieder etwas Ernſtes, Fremdes in dem Geſicht des alten Mannes. Er nahm mich, und warf mich in eine der blitzenden

Schaalen, in die andere that er etwas Geheimnißvolles, das ich nicht erkannte. So wog er mich, und als meine Schaale emporſchnellte, faßte er mich zornig, ſchleuderte mich von ſich in eine tiefe Grube, und in dieſem Augenblick tönte eine Stimme: Du biſt gewogen worden, und zu leicht befunden! Ich kann es nicht ſagen, welch ein unnennbares Weh mein Herz beim Anhören dieſer Worte durchzuckte. Ich erwachte in Thränen gebadet. Das erſte, was ich that, war, daß ich mich ſtürmiſch an das Herz meiner Mutter warf, indem ich rief: „Ich will beſſer werden, ich will Deine Lehren befolgen, Mutter, ich will die Gebete, die Du mich gelehrt, beten, und dann — wenn wieder der Mann mit ſeiner furchtbaren Waage kommt, ſoll er mich nicht verwerfen! — Meine Mutter hörte mich an, wie man einen Irreredenden anhöret, aber in mir wurde damals ein Gefühl laut, ähnlich dem, welches ich dieſe Nacht empfunden. Ich genas, und der Mann mit der Waage verſchwand aus meinem Gedächtniß, meine guten Vorſätze verſchwanden mit ihm. Selbſt der Tod meiner Mutter vermochte mich nicht aus dem leeren, wüſten Taumel aufzurütteln, dem ich mich ergeben. Ich lebte meine Tage hin, ohne eigentliches Weh, ohne eigentliche Luſt. Nichts erinnerte mich an den Traum meiner Kindheit, bis heute Nacht, wo er mir wiedergekommen iſt. Es war nicht mehr jenes kindiſche Bild des alten Mannes mit der Waage, aber es war dieſelbe Stimme, die damals tönte, und es waren dieſelben Worte: Du biſt verworfen! — Ein Schmerz, daß ich daran hätte ſterben mögen, durchzuckte mich; ich ſah in weiter, düſterer Ebene mich völlig allein und hinausgeſtoßen, und zu den Qualen des Vorwurfs geſellte ſich die Reue. Nun iſt alles zu ſpät! rief es in mir, zum zweitenmale ſpricht die Stimme das furchtbare Urtheil über mich aus; jetzt biſt Du verloren! jetzt iſt es auf immer um Dich geſchehen! — Als ich dies im Innern mit Angſt und Zittern denke, fühle ich jenen Athem der Liebe über mich dahinwehen! Ach, wie wurde mir! Dies war Tröſtung, dies Erbarmen, dieß Heilung! Ein Engel war zu mir getreten, und ich hatte

Gnade gefunden vor dem Antlitz deſſen, den ich ſo ſchwer beleidigt. —“

Der Kranke hielt inne und that einen langen, ſchweren Athemzug. Die Mittheilungen, die er eben gemacht, ſchienen, obwohl dem leidenden Körper ſchmerzlich, doch der nicht minder leidenden Seele ein langgeſuchtes Labſal zu ſein. Der Blick des Auges ſprach es aus, das mit größerer Klarheit und mit einem innigen Frieden vor ſich hin ſah. Der Referendar betrachtete ſeinen Freund mit einem aufmerkſamen und ehrerbietigen Erſtaunen; alsdann zog er ſeine Uhr hervor, die im Zimmer befindliche ging ihm nicht regelmäßig genug, und bemerkte, daß es Zeit ſei, Medizin einzunehmen.

„Nur noch ein Paar Worte,“ ſagte der Freund abwehrend. „Ich möchte, daß Du das Mädchen aufſuchſt, ihr meinen Gruß bringeſt und ſie aufforderteſt, — doch nein! Das Geheimniß ihrer Liebe ſoll Niemanden offenbar werden, ich will es mit mir ins Grab nehmen!“

Der Referendar hatte ſtatt aller Antwort den Löffel mit Medizin gefüllt, und hielt dieſen nun höchſt vorſichtig dem Kranken hin, als dieſer ihn geleert, ſagte der Referendar mit einer höchſt trocknen Miene: „Ich bitte Dich, nicht von Deinem Tode zu ſprechen; es iſt durchaus kein Grund vorhanden, warum Du ſterben ſollſt. Was aber das Mädchen betrifft, ſo will ich zu ihr gehen. Obgleich Du ſie mir nicht genannt haſt, ſo errathe ich doch, wen Du im Sinne haſt.“

Der Referendar machte darauf Anſtalten in ſeine Röcke zu ſchlüpfen. „Ich werde Dir Deine Freundſchaft ewig lohnen,“ rief Sejan.

„Das brauchſt Du gar nicht,“ tönte die Antwort. Ich zähle nicht auf Deinen Lohn. Es iſt mir nur unlieb, Dich mit dem Kadetten allein zu laſſen; er wird dann gleich kommen, und Dir ſeine Späße vorleſen wollen.“

„So nimm ihn mit; ich habe in der kurzen Zeit, bis ihr wieder kommt, keine Hülfe nöthig. Es wird mir ſogar lieb ſein, ein Viertelſtündchen völlig allein zu ſein. Im Nothfall habe ich ja die Klingel, um den Bedienten aus dem obern Stock herbeizurufen. Schließe nur die äußere Thüre und dann geht in Frieden.“

Nach dieſer Anordnung entfernten ſich beide Wächter, der Referendar, nachdem er ſich die Wohnung der Dichterin hatte beſchreiben laſſen, der Kadet, nachdem er vorſichtig die Glasthüre des Krankenzimmers ins Schloß gedrückt hatte. Der Kranke empfand die wohlthuende Stille, die jetzt im Zimmer herrſchte, mit beſonderem Behagen. Die belebende Frühlingsſonne warf ihre Lichter in zwei breiten Streifen durch die blauen Vorhänge auf dem Teppich des Zimmers. Ein blaßgelber Schmetterling, der ſich im Zimmer gefangen hatte, flatterte in dem Lichte und erſchien, wie eine vom Stiele losgeriſſene Blume. Der Jüngling ſah an dem eifrigen und vergeblichen Streben des Thieres, daß es irgendwo den Kelch einer Blume zu erſpähen ſuchte, und wehmüthiges Gefühl überkam ihn, als ſich dem armen, verlaſſenen und gefangenen Frühlingsboten, nirgends eine feſte Stätte darbot. So ſucht die Seele desjenigen, den die Thorheit und der Irrthum gefangen halten, vergebens nach der geſunden Nahrung, die ihn erkräftigt und ſtärkt; von einem ermüdenden Scheingenuß fliegt er zum andern, bis er endlich erſchöpft und der ewigen Täuſchungen müde, in den Staub, ins Grab dahin fällt. Dieſem Bilde ſann der Kranke nach. Es war ihm, als hätte auch er bis jetzt vergeblich nach dem geſucht, was ſeinem Herzen, zu deſſen geſundem Gedeihen, Noth that. Dianens Bild erſchien ihm mit jenem lieblichen Zauber erfüllt, der die geheimſten Wünſche, wie der Strahl des Frühlings die Blüthenkeime, emporlockt. Er geſtand ſich jetzt in der Stille dieſes einſamen Moments, daß er das Mädchen liebe; und indem er ſich dieſes Geſtändniß ſelber mit großem Ernſte ablegte, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen, und ein unendlich ſeliges Gefühl glitt wie mit weichem, ſchmeichelndem Flügelſchlage durch ſeine Seele. Alles, was er früher an Glück empfunden, blieb weit hinter dieſem Gefühl zurück. Jetzt erinnerte er ſich der vielen Gelegenheiten, wo er mit ihr zuſammengetroffen und ihr Betragen ſchien ihm alle die ſanften aber eindringlichen Merkmale der keuſchen Liebe an ſich zu tragen. Die Nacht, als er die Schauſpielerin beſuchte, kam ihm in den Sinn, und er geſtand ſich, daß er damals Dianen erkannt habe. „Aber es war, als läge ein Schleier vor meinem ſehnenden Auge,“ rief er bei ſich. „Ich konnte wohl die Geſtalten in ihren äußern Umriſſen erkennen, aber ihre innere Bedeutung war mir verſchloſſen.“ — Er nahm ein Blatt Papier, zog das Schreibzeug näher, und ſchickte ſich an, eine Art Bekenntniß an das Mädchen ſeiner Liebe zu ſchreiben. Sie ſollte um ſeine Gefühle, um ſeine Reue, um ſeine Zärtlichkeit wiſſen, im Fall es ihm beſtimmt war, aus dem Leben zu ſcheiden, bevor er ſie hätte ſehen und ſprechen können.

In dieſer Einſamkeit, wo er ſich nur mit Gott und ſeinem Gewiſſen allein glaubte, ſah ihn das Auge der Liebe. Es ruhte auf ihm, während er die glühenden Worte ſeines Geſtändniſſes niederſchrieb. Diane, von ewiger Unruhe getrieben, hatte das Haus des Kranken ſchon früh wieder aufgeſucht, ſie war mit ihrem Begleiter die Straße auf- und abgewandelt, und ſomit war ihr die Entfernung der beiden Freunde nicht entgangen. Friedrich wurde vorausgeſchickt, den

Eingang zu durchforſchen, und nachdem er berichtet hatte, wie er die Lage der Dinge gefunden, war Diane ihm nachgekommen, und lauſchte durch die Spalte des Vorhangs der Glasthür. Sie hatte nur einen flüchtigen Moment bleiben, nur ſich überzeugen wollen, ob die Farbe der geliebten Züge noch immer ſo bleich ſei, aber welche Macht reißt ein warmes, pulſirendes, durch Liebe und Leid kühn gemachtes junges Herz ſo raſch ab von dem Bilde ſeines Glücks? Trotz der Winke und des Huſtens Friedrichs, haftete das Auge an ſeinem Poſten, und ſog Muth und Beſeligung ein. Wußte ſie, daß er mit ihrem Bilde beſchäftigt war? Wußte er, daß ihr Auge ihn beobachtete, den Zügen ſeiner Hand folgte? Worte und Zeichen benachrichtigten die Liebenden nicht, und dennoch kündigte eine geiſtige Stimme die Nähe des Einen dem Andern an. Jedes reine, mächtige Gefühl hat Gebeteskraft, es theilt ſich unwiderſtehlich mit und erfüllt das verwandte Herz durch alle Räume der Entfernung. Wie die Stimme des Gläubigen den Himmel erreicht, ſo überſteigt das geiſtige Wort der Liebe jede irdiſche Schranke. Endlich verſchwand die Lauſcherin, und mit ihr ſchien dem Liebenden auch die Kraſt zur Vollendung ſeines Briefes zu entfliehen. Er legte ſich ermüdet in die Polſter zurück und ſeine Augen ſchloſſen ſich.

Die Freunde kamen zurück und brachten den Arzt mit ſich, der des Kranken Zuſtand verſchlimmert fand, und nach dem Grunde forſchte, den Niemand ihm angeben konnte. Der Referendar hatte in der Wohnung der Dichterin Niemand zu Hauſe gefunden, er hatte ſich jedoch bei der tauben Dienerin auf den Nachmittag wieder angemeldet.

Achtes Capitel.

Die Sprachſtudien zweier Wanderer und die Abendremen [illegible]
zweier Liebenden.

Die Kraſt der Jugend und die Kraſt des Frühlings, mehr als dieſe beiden jedoch, die Kr der jungen Liebe halfen die Macht der Krankheit brechen, und Derburgs Geneſung ging langſam aber ſicher von ſtatten. Die tiefe Bruſtwunde, die ihm das Duell gebracht, heilte und ließ keine böſen Folgen zurück. Die Röthe der Geſundheit kehrte neu auf ſeine Wangen zurück, das Feuer der Jugend blitzte neu in ſeinem dunklen Auge. Mit jedem Schritte zur Beſſerung hatte Diane ſich immer mehr entfernt, und als ſie ihn völlig außer Gefahr wußte, verſchwand ſie und zog ſich nach gewohnter Weiſe in die weiteſte Entfernung zurück. Ihr Muth und ihre Kraft hatten ſie verlaſſen. Sie war wieder das ſcheue, furchtſame Mädchen, und nur mit vieler Mühe war es der Dichterin gelungen, ſie gleichſam zu zwingen, jenes Stübchen, das ſie einſt bewohnte, wieder zu beziehen. Beide Frauen lebten jetzt ihre einſamen Tage wieder in Arbeit und Stille hin. Der junge Gärtner bereitete ihnen einen unvorhergeſehnen Kummer. Er nahm nämlich plötzlich Abſchied, und ſagte nicht, warum und wohin er ginge. „Schie haben mich nicht mehr nöthig, Mamſell!“ war das Einzige, was er wiederholt ausſprach, wenn Diane in ihn drang, ihr zu geſtehen, ob er Kummer habe, oder ob ſie ihn irgendwo beleidigt, daß er ſie verlaſſen wolle.

Es war der erſte recht warme und heitere Sommermorgen, als er durch das Thor hinauswanderte. Seine Kleidung war leicht und luſtig, ein Ränzel, wie bei den wandernden Handwerksburſchen, nur zierlicher gearbeitet, deckte ſeinen Rücken, und hielt mit glattpolirten Lederſtreifen auf der Bruſt feſt. Eine kleine rothſammetne Mütze ſaß keck auf dem ſchwarzen Haar, das glatt der friſchen, aber etwas bleichen Wange anlag. Die kecken, und doch ſinnlich weichen und dunkeln Augen des Jünglings, ſahen mit einem eigenen Ausdruck wilden Unmuths in die Ferne, dabei ſchwang er ſeinen Wanderſtab, und ſetzte ſtark aus, um mit kräftigen, fliegenden Schritten, mit jenem triumphirenden Gang der Jugend, die Welt zu durchwandern. Er blickte nicht um ſich, als er das Thor hinter ſich hatte, er blickte auch nicht um ſich, als er ſchon die Landſtraße erreicht, er wanderte friſch darauf hin, und nicht ein Blick fiel auf die eleganten und prachtvollen Landhäuſer, die die Straße einfaßten. Nur bei einem der letzten Gärten blieb er ſtehen; dort blühte nämlich nah am Gitterzaun eine ſeltene Blume, die er einſt dorthin hatte pflanzen müſſen, und für die er beſondere Sorgfalt getragen. In letzter Zeit hatte er nicht mehr der Blume gedacht, ſie blühte aber gerade jetzt, und ihre farbigen Kelche wandte ſie, wie in Dankbarkeit, dem Pfleger ihrer Jugend zu, als dieſer über den Zaun blickte, und die Einſame in Augenſchein nahm. Er nickte ihr einen Gruß zu, und ſetzte ſeinen Weg ſofort weiter; dabei ſang er mit lauter Stimme ſeines Landsmanns, des Dichters Uhland, Lied vor ſich hin:

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen,
Vor allzugroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh,
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut's mir weh. —

Als die letzte Verszeile verhallt war, blieb er ſtehen, und jetzt wandte er ſich langſam um, zögernd und widerſtrebend. In ſeinen Augen zuckte es, wie Weinen, aber unmuthig finſter zog er die Brauen zuſammen, und die vollen Lippen faſt ſpöttiſch verziehend, bekämpfte er mit wildem Trotz die Geiſter der Trauer und ſchleuderte ſie gleichſam mit den finſtern Blicken in die Tiefe des Herzens wieder hinunter, von wo ſie aufgeſtiegen. Seine ſchlanke Geſtalt ſtützte ſich auf den Wanderſtab, und während die friſchen Morgenlüfte ſeine Wangen umzogen, richtete ſich mit dem Ausdruck kummervollen Forſchens ſein Blick auf die im Nebel gehüllte, weit hingebreitete Stadt. Je länger er hinblickte, deſto mehr verlor ſich der finſtere Trotz in ſeinen Zügen, deſto deutlicher nahmen Wehmuth und rührendes Leid auf ihnen Platz. Die ſtürmiſchen und kühnen Gefühle der Jugend zeigen ſich am ergreifendſten, wenn ſie den Anſchein der Kälte und Ruhe annehmen. Dieſe, zur ſtummen Bildſäule gewordene Geſtalt, dieſe ruhigen Athemzüge, dieſe geöffneten Lippen, die die Luft theurer Erinnerungen einſogen, dieſe Augen, die tief und unverwandt blickten, alles zeigte das äußerliche Bild der Ruhe, man hätte dieſen ſchlanken Knaben für einen der vielen kalten und leidenſchaftsloſen Wanderer halten mögen, die ſich die Lage der Stadt betrachten, in die ſie einzuziehen willens ſind; allein ein ſchärferer Blick ſah in dieſer Ruhe die innen treibende Glut einer jungen Seele, die in ihren Grundtiefen erſchüttert war. Der arme Friedrich fühlte die Gewalt ſeiner Schmerzen mächtig zum Herzen dringen, er fühlte, wie er ihnen bald nicht mehr würde Widerſtand leiſten können; er beſchwor daher wieder den Trotz herauf: ſeine Augen ſahen wiederum finſter und grollend, ein gellender, pfeifender Ton entglitt ſeinen Lippen, er riß die Mütze vom Haupte, ſchwenkte ſie ein Paar Mal hoch in der Luft, drehte ſich dann raſch auf dem Abſatz um, ſtampfte auf den Boden, und rief laut, daß es in die einſame Gebüſche ſchallte: „Einmal ein Mädchen geliebt und nimmer wieder! Gut, es iſt abgethan! Nicht weiter daran gedacht. Ade! Ade!“ —

Er ging raſch vorwärts, ja er lief beinahe. Vor ihm ging ebenfalls ein Wanderer mit einem Ränzel auf dem Rücken. Noch vor wenigen Minuten hatte der junge Gärtner ihn vermieden, jetzt jagte er hinter ihm darein, um ihn einzuholen, und ſich in ein Geſpräch mit ihm einzulaſſen, denn er fühlte das Bedürfniß, die Einſamkeit und ſeine Gedanken zu entfernen. Jener, als er die eiligen Schritten hinter ſich hörte, blieb ſtehen, und ſtieß einen kurzen Freudenſchrei aus, als er den Ankommenden erblickte. Friedrich erkannte ſeinen Landsmann, den Kellner, den er einſt in der Weinſtube gefunden, als er im Auftrage Dianens zum erſtenmal den Lieutenant aufgeſucht. Die beiden Schwaben ſchüttelten einander in kräftigſter Weiſe die Hände, und eine gemeinſchaftliche Reiſe ins Vaterland wurde beſchloſſen. Welch ein unendliches, für jeden Andern unverſtändliches, ſchwäbiſches Geplauder ging jetzt an! Beide überließen ſich der ſo lang zurückgehaltenen Luſt in vollem Maaße; und hier unter freiem Himmel, in der Stille und Friſche eines einſamen Morgens, war es ihnen ein Entzücken, die keckſten und wunderlichſten Provinzialismen in die Luft zu ſchleudern, und die ehrliche Mutterſprache in ihren beliebteſten Volkswitzen ſpielen zu laſſen; Witze und Wendungen, die nur die Eingeweihten verſtanden, und die kein Verſtand des Verſtändigen zu enträthſeln vermochte. Friedrich ſchloß alle geheimen Kammern ſeines Sprachſchatzes auf und entlockte ſeinem Freunde ein lautes Jauchzen der Bewunderung; es kam immer ein trefflicher Jargon nach dem andern zu Tage, und beide Genoſſen wünſchten ſich Glück, dem feinen, ſpitzigen, hochmüthigen und ſo äußerſt mark- und geiſtloſen „Berliner Deutſch“ entflohen zu ſein. Zwiſchendurch wurde ein ſchwäbiſches Liedchen geſungen mit falſchen Stimmen, aber mit unendlich redlichen Herzen. So zogen ſie beide ihre Straße hin. Seinen Kummer jedoch behielt der Gärtner für ſich. So ſehr er ſeinem Freunde Vertrauen ſchenkte, ſo lieb er ihn als Mitwanderer aufnahm, ſo war dies doch ein zu zarter Fleck, um eine Berührung von fremder Hand zu dulden.

Während wir den armen Verſchmähten ziehen laſſen, ſeiner Heimath und hoffentlich ſeinem beſſern Glücke entgegen, müſſen wir zu der Dichterin zurückkehren, in deren Schutz wir unſere Heldin gelaſſen haben. Dieſer Schutz wurde ausgeübt nach den eigenthümlichen, von den gewöhnlichen Meinungen etwas verſchiedenen Anſichten, die das kleine alte Fräulein von der Welt hatte. Es war ihr hiernach durchaus nicht auffallig, daß der Graf bei ihr Einlaß begehrte, um Dianen zu ſehen. Sie fand hierin, was es auch in der That zum Theil war, das Verlangen eines redlichen Willens, ſein Unrecht wieder gut zu machen, aber welchen geheimen Beweggrund andern Theils dieſe Beſuche hatten, entging der Schwärmerin, oder wurde von ihr, wo ſie dennoch eine Ahndung hatte, nichts weniger als nach den weltlichen Begriffen der Convenienz aufgefaßt. Die Dichterin, hoch erfreut, wenn ihr theuer „Percy“ kam, geſtattete ihm den Zutritt zu allen Zeiten. Anfangs erſchien er nur immer den Vormittag, oft in voller Uniform, und es hatte den Anſchein eines ceremoniöſen Beſuchs; allein bald ſtellte er ſich des Abends ein, im ſchlichten Ueberrock, und wenn dann die Abendlampe ihr trauliches Licht verbreitete in den kurzen Stunden des Sommerabends, ſaßen die drei am Tiſche, und Derburg las vor, während die beiden Frauen arbeiteten. Abwechſelnd las die Dichterin vor, und dann hörten Diane und der Graf zu — oder hörten vielmehr nicht zu. Er hielt ein Blättchen Papier vor ſich, auf dem zu zeichnen er vorgab, eigentlich aber ſchielte er darüber weg, und ſuchte Dianens Blicke, die ſich ihm nicht immer entziehen konnten, und oft wie ein ſcheues Wild im Fluge von ihm erhaſcht und gefangen gehalten wurden. Zuletzt fehlte er keinen Abend. Um eine beſtimmte Stunde ertönte ſein Schritt auf dem kleinen Vorſaal, und ſeine Mütze mit dem weißen Streifen lag auf dem Spiegeltiſche. Er kam, wenn es dunkel wurde, und ging, wenn es noch viel dunkler geworden. Ueber dieſe ſpäten Gänge war die Dichterin entzückt, ſie wußte eine Menge alter Balladen anzuführen, wo Ritter zu ihren Damen in ſpäter Abendſtunde kamen. Allerdings iſt dies eine üble Gewohnheit der Ritter aller Zeiten geweſen, und die Balladen haben ſehr Recht, dieſen bezeichnenden Umſtand beſonders hervorzuheben. Wenn es nichts zu leſen gab, oder der Abend beſonders ſchön war, ſo ſuchten die Drei den Lieblingsſpaziergang der Dichterin auf, und hier war es, wo ſie oft jenen ſchönen, leuchtenden Stern beobachtete, den einſt Annette Zobel ihrem Schützlinge gezeigt hatte. Dieſes kleine, helle Licht des Himmels, das mit ſeinen ſanften Strahlen die emfindſame Seele des alten Fräuleins ſo ganz für ſich gewonnen hatte, ſchien auch jetzt noch ungetrübt, und ſenkte von ſeinem hohen Standpunkt herab den Frieden der großen Himmelskuppel in das Herz der Liebenden. Sie wandelten den Baumgang, dicht an der Straße, auf und ab, und wurden nicht müde, durch das dunkle, im Abendwind rauſchende Laub der Bäume, die blitzenden Strahlen ihres kleinen Sternes zu betrachten. Aber während das zarte, liebliche Geſicht Dianens ſich dem Himmel zuwandte, ſah Derburg nicht hinauf, ſondern er hatte ſeinen eigenen Himmel und ſeine eigenen Sterne, in die er unverwandt und mit der ganzen vollen Innigkeit der Liebe blickte. Erſt wenn Diane ihr Antlitz erröthend zur Erde neigte, ſah er gen Himmel und that ſo, als hätte er nie anders wohin geſehen. Wenn ſie ermüdet waren, ſetzten ſie ſich auf eine Bank, und theilten hier den Platz mit dem müden Handwerksburſchen, der die Straße hinaufgekommen, oder mit dem Bettler, oder gar mit dem zerlumpten Vagabunden, der den völligen Einbruch der Nacht abwartete, um ein keckes Wageſtück zu vollführen. Was kümmerte dies die Liebenden? Derburg, gewohnt auf den Polſterſitzen der vornehmen Salons im Glanz des Luxus und des Reichthums, zu ruhen, ſaß hier in verdächtiger Umgebung, eingehüllt von dem Staub der Landſtraße, und doch dünkte ihm, nie wäre ſein Platz glänzender und reicher geweſen. Die Niedrigkeit, in der die Geliebte weilte, zu theilen, war jetzt ſein einziges und erſtes Glück, der Platz an ihrer Seite, war der ihm zukommende und gehörende.

Die Aufmerkſamkeit der Dichterin hatte indeſſen noch einen beſondern Gegenſtand, auf den ſie gelenkt ward. Es hatte ſich nämlich ſeit einiger Zeit ein Fremder bei ihr eingefunden, und nach ſchnell genäherter Bekanntſchaft hatte Annette Zobel in dieſem Fremden einen Ebenbürtigen entdeckt, einen zartſinnigen, hochherzigen Dichter. Die Geſtalt dieſes Mannes, der ſich Zauper nannte, und unter dem Dichternamen Gamaliel einige Gedichte in Almanache geliefert hatte, war nicht ſehr geeignet, zarte Sympatheſieen zu erregen. Er hatte ſchwarze, verſchmitzte Augen, einen dunkeln Bart, der nicht immer ſehr zierlich geordnet war, und in ſeinen Manieren lag zugleich etwas Dreiſtes und übel angebracht Verſchämtes. So oft er das Haus der Dichterin beſuchte, war ſeine Aufmerkſamkeit, wo dies nur irgend unbemerkt geſchehen konnte, nur allein Dianen zugewendet, die er beobachtete, und mit ſeinen Blicken gleichſam verfolgte. Wenn der Graf erſchien, zog er ſich völlig in den Hintergrund und verkehrte nur mit der Dichterin. Neben dieſem neuen Gaſte hatte ſich noch ein anderer eingefunden, nämlich jener alte Mann, der Dianen aus dem Gefängniſſe geführt und verſprochen hatte, ſie darauf wieder zu beſuchen. Der Dichter und dieſer Alte ſchienen einander zu kennen. Auch der Kandidat fand ſich im Hauſe des Fräuleins ein. Die Liebenden nahmen von dieſem Zuwachs der Geſellſchaft wenig Kunde. Eines Abends, als Derburg ſich eben entfernt hatte, und das Fräulein mit Dianen nach Hauſe lenkte, ſahen ſie die drei Männer am Eingang der Baumpartien ihnen entgegen treten. Diane eilte mit einem Freudenruf auf den Kandidaten zu, die Dichterin und Gamaliel ſonderten ſich bald ab, und der Alte machte für ſich einen träumeriſchen Gang an der Stadtmauer hin. So befand ſich Weinhold, was er beabſichtigt hatte mit Dianen allein. Von früher Jugend an waltete unter dieſen beiden kein Geheimniß. Jede kleine Schuld, die das Herz des Kindes drückte, hatte ſie ihm gebeichtet, jeder kleinen Freude Theilnehmer war er geweſen, ihr Glück und ihr

Unglück — er wußte darum. An ſeiner Bruſt hatte ſie ihre Thränen geweint, in ſeinem treuen Auge hatte ſich ihr Lächeln geſpiegelt; in guten und in böſen Tagen war er ihre Stütze und ihr Rather geweſen — wie ſollte er alſo jetzt nicht in dieſe Seele ſehn, die ſich ihm nie verſchleiert hatte? Kaum hatte alſo der ernſte Mann den Namen des Grafen ausgeſprochen, als Diane, weinend und ſchluchzend wie ein Kind, an ſeine Bruſt ſtürzte, und lange ſtumm daran lag.

Er löſte ihr Haupt ſanft von ſeiner Schulter, und indem er ihr Antlitz dem ſeinigen zuwandte, ſah er ihr bedeutſam und prüfend ins Auge. „Es iſt Dankbarkeit, die Du für Deinen Retter und Beſchützer fühlſt, Katharina,“ ſagte er dann und ſeine Stimme hatte einen feierlichen und faſt ſchmerzlichen Klang.

„Nein, nein!“ entgegnete ſie ſchluchzend. „Ich darf Niemanden täuſchen, am wenigſten Sie, theurer Mann! Ich —“

Sie ſprach nicht weiter. Eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen; ſie ſchluchzte krampfhaft.

„Wenn es ſo iſt,“ ſagte der Kandidat, „dann weißt Du, was Du zu thun haſt.“

Diane antwortete nicht, ſie zuckte nur leiſe zuſammen.

Der Kandidat fuhr fort: „Der Graf wird nicht wegbleiben, ſo mußt Du diejenige ſein, die ſich entfernt. Wie immer, ſind es die Reichen, die den Armen Pflicht und Mühe überlaſſen, während ſie über jede Schranke und Feſſel triumphiren. Ich komme, Dich weit, weit von hier wegzuführen, an einen Ort, wo Du ſicher und geſchützt ſein wirſt. Es haben ſich unverſehens Freunde für Dich gefunden, mächtige Freunde.“

„Ich ſoll fort?“ rief Diane.

„Ja, mein Mädchen. Nicht ich treibe Dich – Du ſelbſt willſt es.“

Sie ſtand bleich und zitternd vor ihm; eine lange Pauſe herrſchte. Der Alte, der jetzt ſeinen Weg bis hierher gelenkt hatte, ſtand ſtill und ſo weit es die Dämmerung des ſpäten Abends erlaubte, beobachtete er die Züge und die Geſtalt des Mädchens mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit. Er trat jetzt einen Schritt näher und der Kandidat führte ihn an Dianens Seite, indem er rief: „Hier iſt ein treuer Freund, er und ich werden Dich an den Ort Deiner neuen Beſtimmung bringen.“ Als dieſe Worte geſprochen waren, ſtürzte der Alte zu Dianens Füßen nieder, faßte ihre Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen. Das erſchrockene Mädchen ſah ihn befremdet an.

„Was Dir jetzt ein Geheimniß iſt, Mädchen, wird Dir einſt deutlich werden,“ ſagte der Kandidat.

„Sie erkennet mich nicht,“ ſtöhnte der Alte. „Das iſt der Zorn des Himmels! Warum verließ ich ſie!“ Dieſe, mit tiefen Seufzern gemiſchten Ausrufungen drangen in Dianens Inneres, wie die zerriſſenen Fragmente eines langvergeſſenen Traumes; wie Bilder, Töne und Farben in die Nacht der Erinnerung fallen, und ein verworrenes Bild zuſammen zu ſetzen ſtreben, deſſen vollſtändige Darſtellung ihnen doch nicht gelingen will. So waren dieſes Mannes Worte ein peinigendes Räthſel für das Mädchen. Sie ſtrengte ſich an, es zu löſen, allein ſie hatte nicht die

Kraft, der Deutung tiefer nachzuſinnen; der eine Gedanke, die Trennung vom Geliebten, erfüllte ſie ganz, und ſchloß jeden Zugang zu ihrem bekümmerten Gemüthe. Weinhold fühlte, daß ſie der Einſamkeit bedurfte, er entfernte ſich mit ſeinem älteren Begleiter, nachdem er ihr angekündigt hatte, daß die Reiſe ſchon am dritten Tage angetreten werden ſolle.

„Ich möchte ſie ſchon heute, dieſe Stunde, entführen,“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, „um ihr die Trennungsſtunde zu erſparen; allein ihr Geſchick will es; ſie ſoll durch Schmerzen ſtark werden, kein Kelch der Thränen ſoll ihr entzogen bleiben, eine dunkle Straße ſoll ſie gehen.“

„Um dann in Herrlichkeit und Ehren den Preis des Sieges zu empfangen! ſetzte der Alte raſch hinzu. Der Kandidat lächelte bitter: „Ja wohl!“ ſagte er, „wenn wir nichts mehr genießen können, wenn alles zu ſpät kommt, dann erſcheint Fülle, Glanz und Wohlleben. Dieſe Einrichtung iſt ohne Zweifel weiſe.“

Neuntes Capitel.

Das Wort der Treue.

Derburg war diesmal ſpäter gekommen, allerlei verdrießliche kleinliche Störungen hatten ihn abgehalten; Diane erwartete ihn; ſie hatte ihre ganze Kraft und Stärke zuſammen genommen. Endlich ſah ſie ihn den Gang herab kommen. Seine ſtolze, hohe Geſtalt hätte ihn vor jedem andern Spaziergänger ausgezeichnet, wenn es nicht ſchon ſein raſcher, gleichſam wilder Tritt gethan hätte. Er fand die beiden Frauen entfernter, wie gewöhnlich, vom Wege abgelenkt, auf einem ſtillen Plätzchen, wo der Staub und der Lärm der Straße nicht hindrang. Dieſe Stelle, eigentlich eine verpönte, weil ſie ſchon dem Bereich eines Privatgartens angehörte, war von der Dichterin gewählt worden, weil Gamaliel verſprochen hatte, einige Gedichte mitzutheilen, die einen beſonderen Schwung und eine tiefſinnige Weiſe enthalten ſollten, und deshalb ungeſtört angehört werden mußten. In der That recitirte er eben die Verſe, als Diane den Graſen kommen ſah, und ihm entgegen ging. Die Dichterin hatte nichts gehört, und blieb wie bezaubert, auf ihrem Platze, nur den Poeſieen lauſchend. Derburg ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen, und zog ſie von dem leſenden Paare hinweg. Er öffnete gewaltſam eine kleine Gitterthüre, und jetzt befanden ſich beide in den dunkeln Gängen des Gartens, wo eine tiefe wohlthuende Stille herrſchte. Eine zierliche Gartenbank bot ſich ihnen zum Sitze dar. Diane ließ ſich willenlos hinführen, ihre Hand, die der Jüngling in der ſeinen hielt, zitterte, ſie ſelbſt war ſtill und ſtumm. Es dauerte lange, ehe dem leidenſchaftlichen Jünglinge, in den Entzücken dieſer heiligen, ſüßen Einſamkeit mit der Geliebten, dieſe drohenden Zeichen bemerkbar wurden; endlich rief er: „Aber was iſt Dir, Diane, Du ſprichſt nicht, Du erſcheinſt kalt und theilnahmslos zu dem, was ich Dir ſage?"

Sie neigte ihr Haupt und ſchwieg. Es lag wie Berge auf ihrem Herzen.

„Um Gotteswillen, iſt Dir nicht wohl?"

Diane rang mit ſich und ſagte endlich: „Herr Graf, was Sie an mir gethan haben, — der Himmel iſt mein Zeuge, ich werde es nie vergeſſen. Ich —."

„Ach, Du willſt meiner ſpotten, Diane! Warum dieſe förmliche Anrede? Aber ich werde Dich dafür ſtrafen." Er zog ſie an ſich, und wollte ihr einen Kuß rauben, aber er fühlte eine eiſige Kälte auf Wangen und Lippen. Er ließ die Arme ſinken, und ſtarrte ſie entſetzt an. „Was iſt das?" ſtammelte er. „Was haſt Du, Mädchen?"

Sie vermochte ſich nicht aufrecht zu erhalten, ihr Haupt ſank an ſeine Schulter; aber von dieſer Berührung wie erſchreckt, raffte ſie ſich auf und ſagte dann langſam und feſt. „Ich werde Sie nun verlaſſen, mein Wohlthäter, mein Beſchützer! Ich gehe — ich werde Sie nie wie verſehen. Nehmen Sie meinen Dank, es iſt alles, was ich habe — nehmen Sie den Dank der Waiſe!“ — Sie erfaßte ſeine Hand und drückte ſie innig, dann wollte ſie ſich erheben, aber es gelang ihr nicht, ſich frei zu machen.“

„Alſo das iſt's!“ rief er, ſeinen Arm um ſie ſchlingend. „Ich habe es ſchon kommen ſehen. Sie wollen Dich von mir reißen. Der Lauf der Welt, der gewöhnliche Sinn der Menſchen will es ſo! Ich konnt's mir denken. Aber Diane, glaube nicht, daß ich nicht wüßte, was ich zu thun habe. Vernimm denn mein Wort, Du biſt mein, und Niemand ſoll Dich mir entreißen.“

Er wartete ihre Antwort nicht ab, ſondern fuhr ſchnell und feurig fort: „Als Du in der Nacht meiner Krankheit, wo der Tod mir näher war als das Leben, an meinem Lager knieteſt, da war unſere Stunde gekommen, da ward unſer Bund geſchloſſen. Ich fand den Muth, mit einem Riß alle Bande zu zerſtören, die mich an eine falſche Welt und ihre Scheinfreuden knüpften, ich entſagte jedem andern Glücke, und nur

Dir wollte ich angehören. Die Zeit der Erfüllung iſt jetzt da. Glaubſt Du, ich würde feig zurücktreten, jetzt, da Geſundheit wieder in meinen Adern glüht, da Glück und Leben mir wieder lächeln? Nein, Diane, Dein bin ich, Dein werde ich bleiben. Sieh hier, in dieſer ſtillen Nachtſtunde, bei dem Angedenken meiner Mutter, ſchwöre ich Dir, mein Weib ſollſt Du werden."

„Um Gotteswillen, ſchwöre nicht!" rief Diane, außer ſich vor Schmerz und Entſetzen. „Welch' eine Hölle liegt in einem ſolchen Schwur!"

„Welch' ein Himmel, willſt Du ſagen. Mädchen, biſt Du nun ruhig?" Er hielt ſie an ſeine Bruſt, ſie ſchluchzte krampfhaft. „Warum ſich plagen und mühen!" rief er ernſt und ſanft. „Vertraue mir, wie ich Dir vertraue; damit iſt alles geſagt! Und nun, da Du mein Wort haſt, laß uns ruhig die Lage der Dinge überlegen. Um meine Verhältniſſe in der Welt, die uns nichts mehr angeht, zu löſen, bedarf es Zeit; ehe ich Dich daher heimführe, werden vielleicht noch Monate vergehen; bringe dieſe Zeit der Prüfung ruhig und gelaſſen hin. Ich werde thatig ſein, und unabläſſig wirken. Wir werden uns ſelten ſehen, und auch das ſoll Dich nicht bekümmern. Verſprich mir das. Vor allen Dingen thue keinen Schritt, ohne mich."

Der Ton der feſteſten Zuverſicht rührte beſänftigend an Dianens Herz. Zum erſtenmal hörte ſie dieſe männliche, ernſte, ſichere, milde Stimme. Das heiligſte Vertrauen füllte ihre Bruſt, die glückliche Liebe ſchüttete ihre reinſten Segnungen über ſie aus. Dennoch gab ſie das Verſprechen nicht, und Derburg drang nicht ferner in ſie, weil er auch ohne dies Verſprechen ſich jetzt der Geliebten für geſichert hielt. Sie hatte ſeinen Schwur, ſie konnte ihn nicht verrathen, eben ſo wenig, wie er ſie.

Als ſie ſich trennten, ging Jeder ſeinen einſamen Weg, und erſt jetzt fiel Sorge und Kummer auf beider Herzen. Sie blickten ſich beide um, und noch einmal flogen beide auf einander zu, um ſtumm, ohne Worte, den Blick einer in des andern Aug zu ſenken, dann nahm die Nacht ihre Geſtalten auf.

Zehntes Capitel.

Worin ein Miniſter ſeinem Hausarzte eine neue Theorie mittheilt.

Der Miniſter, der Graf Loben, ſaß noch ſpät in ſeinem Kabinet auf, und blätterte unter Briefen und Papieren, die er bei Seite ſchob, als man ihm die Ankunft ſeines Neffen meldete. Der junge Graf Bonifaz betrat bleich und erſchöpft das Zimmer, und ſank, auf den Wink des Onkels, in die Polſter des Sopha's, mit einem leiſen Stöhnen und halb erſtick'em Schmerzenslaut.

„Du ſiehſt übel aus!“ bemerkte der Miniſter, indem er einen ſcharfen, prüfenden Seitenblick auf den jungen Mann heftete.

„Es wird vorüber gehen,“ ſtöhnte der Erſchöpfte. „Ich vertrage es nicht die Treppen zu ſteigen.“

„Hm,“ rief der Miniſter halb für ſich, „als ich Deine Jahre hatte, konnte ich die Treppen hinaufreiten, wenn es darauf angekommen wäre. Das jetzige Geſchlecht kann nicht mehr ſteigen, wie will es denn in die Höhe kommen.“

„Es muß ſich tragen laſſen, beſter Onkel.“

„Wenn es noch die Hände findet,“ murmelte der Miniſter. „Doch wir wollen die Zeit nicht mit Epigrammen tödten. Ich ſehe Dich ſelten, ſeitdem Du Dein eigener Herr biſt, und ich muß daher die Gelegenheit nützen, wo ich ſie finde. Früher hatte ich die Ehre immer, von Dir etwas zu erfahren, wenn Du Geld brauchteſt, jetzt fällt auch dieſer Grund weg, und unſre Wege gehen gänzlich auseinander.“

„Der Himmel weiß es, daß ich dies ernſtlich beklage!“ ſagte der junge Mann, und richtete den Blick gen Himmel.

„Es iſt eine wunderliche Welt, in der wir leben,“ fuhr der Miniſter fort, einige der Briefe hervorziehend. „Wer hätte gedacht, daß ſich die

Sache ſo endigen würde. Den Frommen fällt das Glück im Schlafe zu. Habe ich Dir den Brief meines Schwagers mitgetheilt?"

Der Neffe ſchüttelte den Kopf und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ich weiß alles!" ſagte er nach einer Pauſe. „Der Himmel hat mein Opfer nicht angenommen! Ich ſoll die Laſt des Mammons noch weiter ſchleppen." —

Der Miniſter hielt den Brief vor ſich hin. „Ich muß geſtehen," ſagte er ſinnend, „ich begreife von dem allen, was hier ſteht, wirklich nur ſehr wenig. Der alte Eiſenfreſſer ſchreibt mir, daß er ſeine Enkelin gefunden, daß er ſie anerkannt habe, daß er jedoch völlig Verzicht leiſte auf das ihr zuſtehende Erbe. Gerichtliche Papiere dokumentiren dieſe Verzichtleiſtung. Was ſoll das? Iſt das Großmuth? — Nimmermehr! Iſt das Liebe für Dich, Bonifaz? — Noch weniger; er hat Dich nie leiden können. Iſt es endlich Schonung für mich, und den Ruf meiner Schweſter? — Faſt würde ich dies glauben, wenn ich die Welt nicht beſſer kennte, um irgend annehmen zu können, es gäbe einen Narren, der ſein Intereſſe dem Intereſſe Anderer aufzuopfern im Stande wäre. Alſo was iſt das? Warum leiſtet er Verzicht auf das Erbe? Er konnte Dich nackt ausziehen, warum thut er es nicht? Er konnte mich kränken, da ich ihn gekränkt, warum thut er es nicht? Da iſt etwas, was ich nicht enthüllen kann.“

„Und es iſt doch ſo leicht zu enthüllen!“ rief der Neffe. „Der Heiland hat ſich des Herzens dieſes rohen Mannes bemächtigt, er iſt verwandelt!“

Der Miniſter, ohne auf dieſe Worte zu hören, fuhr fort. „Indeſſen giebt es Capricen in der menſchlichen Natur; ich will an dem Daſein einer ſolchen glauben, da ich mir ſonſt die Handlungsweiſe dieſes Mannes, der ſo wohl die Güter der Erde und ihre Macht zu ſchätzen weiß, nicht deuten kann. Wie geſagt, wir können froh ſein, daß ſichs ſo geſtaltet hat. Du haſt im Schlafe Dein Glück gemacht, ich bin einem ärgerlichen, öffentlichen Schritt entgangen; denn dazu hätte es doch kommen müſſen. Ich war ſchon zu weit gegangen. Der Eifer für Dich hatte mich hingeriſſen, ich bedachte nicht, daß ich im Laufe des Prozeſſes hätte Beweiſe liefern müſſen, Papiere aufzeigen, die die Familie, auch mit aller Vorſicht, dennoch hätten compromittiren müſſen. Es war gut, daß ich bei meinem erſten Schritte einem rechtlichen Manne, dieſem Herrn Lobmeyer, in die Hände fiel. Wenn es ein Schurke geweſen wäre, wie hätte er damals meine aufgeregte Stimmung benutzen können! Manches wäre geſchehen, was ſich jetzt nicht mehr hätte ändern laſſen. Ich habe mich auch deshalb bewegen gefühlt, dem Herrn Lobmeyer ein ziemlich anſehnliches Geſchenk zukommen zu laſſen. Die koſtbare Standuhr, die ich neulich aus Paris bezog, iſt in ſeine Wohnung hingewandert. Man muß ſich ſolche treffliche Männer um jeden Preis als Freunde erhalten."

Der Neffe hörte dieſe Lobpreiſung des Advokaten mit nur mühſam unterdrücktem Gähnen an. —

„Wer die Welt kennt, wie ich," fuhr der Miniſter fort, „weiß es zu ſchätzen, wenn er einmal Jemanden findet, der nicht ſtiehlt, wo er ſtehlen konnte, der nicht mordet, wo er morden konnte. Doch dies bei Seite. Ich ſehe nun dieſe Angelegenheit für beendet an. Mein Glückwunſchſchreiben iſt auch bereits nach Schloß Windeck abgegangen.“

„Alſo hatte ich doch Recht,“ ſeufzte Bonifaz. „O, meine Mutter!“

„Schweig,“ unterbrach ihn der Miniſter mit einem finſteren Blicke. „Iſt es die Weiſe der Kinder der alten Hexe Thereſe, die heiligſte Bande durch Läſterung zu zerreißen, ſo iſt dieſe Weiſe doch nicht die meine. Ich bin ein Weltkind, ich geſteh es gern, ich halte es mit der Ehre, und will keinen Fleck auf dem Kleide der Meinen wiſſen, noch weniger will ich ihn ſelbſt hinſpritzen.“

„Die Erwählten des Herrn ſind frei von den Rückſichten der Welt!“

Der Miniſter warf ſich in den Stuhl zurück. „Schweig!“ rief er nochmals heftig. „Ich kann dieſe ehrloſe, feige Sprache nicht hören. Ich kann es nicht; am wenigſten aus dem Munde eines Mannes. Willſt Du einen vorſtellen, ſo ändere dieſen Ton.“

Bonifaz neigte ſein Haupt ſanft auf die Schulter und lächelte.

„Wovon ich eigentlich ſprechen wollte, iſt dies: Der General hat hier noch einen ſonderbaren Handel. Ein Mädchen, das zu einer Bande Geldfälſcher gehört hat, die wir vor Jahren zurück verfolgten, iſt hier entdeckt, und einige Monate feſtgeſetzt worden. Das Mädchen heißt Katharina Sempel. Dieſe ſoll ich nun auf alle Weiſe frei machen; durch Aufbietung meines ganzes Einfluſſes. Die Sache iſt ein Bagatell. Ein achtzehnjähriges Mädchen wird, Gottlob, unſere Finanzen nicht zerrütten, die ganze Anklage ſchien mir mehr gemacht, um einem jungen Advokaten Gelegenheit zu einer hübſchen, glänzenden Vertheidigungsſchrift zu geben, wie einem jungen Arzte ein leichter, aber in vornehmen Kreiſen waltender Krankheitsfall helfen muß, ſeinen Ruhm zu gründen. Das Mädchen iſt hübſch, und wie ich höre, hat ſie einen reichen oder vornehmen Gelbſchnabel zum Geliebten. Ich ließ mir die Akten geben, und habe die Sache in Ordnung gebracht. Es hat mich wenig Mühe gekoſtet; es war mir lieb, den alten Generalen dadurch zu verbinden, und ihm gleichſam meine Dankbarkeit zu bezeigen, daß er ſeinerſeits eine für mich unangenehme Geſchichte ſo human geendet hat. He? Was ſagſt Du nun zu dem allen? Ich glaube, Du ſchläfſt?“

„Ich wache und höre, theurer Onkel.“

„Nun, da das Mädchen frei iſt,“ ſetzte der Miniſter hinzu, „ſchicke ich ſie nach Schloß Windeck oder an den Ort, wo mein Schwager ſie hin haben will. Ein beglaubigter Mann nimmt ſie mit. Dieſe Gelegenheit ſollteſt Du jedoch nicht von der Hand weiſen. Ich rathe Dir, dieſes Mädchen ſelbſt dem General zuzuführen, und ihm meine Handlungsweiſe dabei ins gehörige Licht zu ſetzen. Du ſowohl als ich gewinnen dabei, der General muß dann ſehen, wie wir eifrig bemüht ſind, den Friedenſchluß zu befeſtigen. Du gewinnſt ſeine Neigung, und kannſt dadurch für die Zukunft Vortheile aller Art Dir ſichern. Ueberdies ſiehſt Du Deine Stiefſchweſter. Es würde ſehr übel gedeutet werden, wenn Du ſie vermiedeſt! Jetzt, da die Familie ſie aufgenommen hat, da man den Ruf meiner Schweſter ſo ehrenvoll bewahrt hat, ſo wäre es offenbar unklug und unnütz feindſelig, wenn Du den Fremden gegen dieſe Aufgefundene ſpielen wollteſt."

„Ich werde ſie als Schweſter begrüßen!" rief Bonifaz, „Den Kuß der Liebe werde ich auf ihre Wangen drücken."

„Freilich," ſagte der Miniſter, indem er ſeine Doſe öffnete und mit Lächeln eine Priſe nahm. Vierzig tauſend Thaler Renten ſind keine Kleinigkeit. Wenn alle Deine Küſſe ſo gut bezahlt werden, ſo rathe ich Dir, mit dieſen Liebkoſungen nicht karg zu ſein."

Der Neffe wandte ſich empört weg und deckte ſein Antlitz mit den Händen.

„Somit wirſt Du denn bald reiſen. Noch eine Frage. Stehſt Du noch in Correspondenz mit der Mutter Thereſe?"

„Sie iſt völlig erblindet," entgegnete der Neffe, „doch hat ſie mir ihren Segen durch Eulalie zukommen laſſen."

„Eulalie!“ wiederholte der Miniſter, und ein kaltes Lächeln glitt über das Antlitz des Weltmannes. „Welche Thorheiten, welche Zeiten, welche Wünſche liegen in dieſem Namen. Hörſt Du vom Geheimerath Baſilius noch zuweilen?“

„Er iſt ein Abtrünniger,“ ſagte der Neffe ernſt und kalt. „Der Welt wieder zugewendet, lebt er ihren Freuden und Genüſſen.“

„Ganz Recht,“ fuhr der Miniſter ſchnell und boshaft dazwiſchen, „er hat ein hübſches Rittergut gekauft, mit Deinem Gelde, mein Sohn. Er hat ſeine Schulden bezahlt, mit Deinem Gelde, mein Sohn. Er wußte wohl, wie lange er euch anzugehören brauchte.“

„Er iſt nie der Unſrige geweſen,“ ſagte der Neffe mit einem tiefen Seufzer.

„Ich will Dich nicht weiter aufhalten, Bonifaz. Wir haben nichts mehr mit einander zu beſprechen. Wenn Du reiſeſt, ſo nimm meine Glückwünſche und Grüße mit.“

Der junge Mann erhob ſich, aber er ſank wieder in die Polſter zurück. Der Miniſter klingelte: „Stephan wird Dich führen, Du bedarfſt der Hülfe!“ rief er raſch. Der Bediente kam, und auf ihn geſtützt, verließ der Neffe das Zimmer ſeines Onkels, der die Thür öffnete, um ihm noch auf dem Vorſaale nachzuſehen, dann kehrte er ins Kabinet zurück, und vor das Bild ſeiner Schweſter tretend, rief er mit einem wehmüthigen Lächeln: „Gute Margarethe, wenn Du gewußt hätteſt, für wen Du Deine Seele mit Thorheit und Kummer belaſteteſt, Du hätteſt anders gehandelt! Die Güter dieſer Erde ſind ein großer Schatz, denn ſie ſind das einzige Gewiſſe, das wir haben, allein ich würfe ſie dennoch hin, wenn ich mit einer ſo matten Seele in einem ſo matten Körper ſie erkaufen ſollte. Lieber eine Brotrinde — doch dieſe mit geſunden Zähnen zermalmt! In unſerm Blute liegt unſere ganze Stärke; hat dies eine geſunde Miſchung, ſo werden wir mit der Welt fertig, und wenn ſie von Millionen Teufeln mehr, als ſchon in ihr wohnen, bevölkert wäre. Der Geiſt allein thuts nicht; wenn ihn nicht das Blut unterſtützt, ſo brütet er nur Phantome aus. Ich danke dem

Himmel, ich gehöre noch einem Geſchlecht an, das den kranken Wahnſinn dieſer Tage nicht kennt.“

Der zurückkehrende Bediente meldete den Hausarzt des Miniſters. Der Graf war gerade in der Stimmung, den Schüler des Aesculap zu empfangen. Mit leichtem, fliegenden Schritte ging er ihm entgegen. In jedem Tritte freie, elaſtiſche Bewegung der Jugend. „Haben Sie den armen, alten, kranken Mann geſehen, den man eben von mir wegführte?“ war die erſte Frage.

Der Arzt blickte befremdet auf: „Ihren Neffen, Excellenz?“

„Ja doch, meinen Neffen. Wer iſt von uns der Alte, wer der Junge? Ich nähere mich den Sechzigern, und er iſt noch nicht dreißig!“

„Eine vortrefflich gelebte und geſchonte Jugend bewirken bei Euer Excellenz dies Wunder,“ ſagte der Arzt mit einem freundlichen Lächeln.

Der Miniſter warf ſich lachend in den Stuhl. „O, mein theurer Doktor, wie ſehr ſind Sie da im Irrthum! Eine geſchonte Jugend! — mein Guter! Nennen Sie mir eine Debauche, die ich nicht mitgemacht? Und in meiner Jugend wurde der Genuß in ganz andern Portionen verabreicht. Alles heutige iſt Spitalkoſt dagegen — Krankenſuppe! Und trotz meiner Campagnen bin ich noch der Mann, der dem Nächſten nichts chriſtlich zuſchiebt, was er ſelbſt noch genießen kann. Und Ihre Pillen, Herr Doktor, ich glaube nicht, daß Sie durch eine Lieferung in mein Haus, reich werden."

Der Arzt zuckte lächelnd die Achſeln.

„Sie wiſſen mir nicht zu antworten," rief der Miniſter, „ſo will ich es in Ihrer Stelle thun. Es iſt das Blut, es iſt die dunkelkräftige Miſchung, die in meinen Adern rinnt, und die ſich mächtig unterſcheidet von dem blaſſen Liquer, den die Schwächlinge in ſich bergen, eben ſo wie von dem gelben, verwandelten Safte, den das äußerſte Elend, die ſchlechteſte Koſt vereinigt mit dem Gram der Seele bei den unglücklichen halbverhungerten Irrländern erzeugt. Die Cultur kann uns eben ſo herunterbringen, als die Ba barei. — Ich will Ihnen ein Buch leihen, das ein franzöſiſcher Gelehrter auf meine Veranlaſſung geſchrieben hat, und zu welchem ich ihm die Daten gegeben. Es betitelt ſich „die Kreuzung der Racen,“ die Bürgerlichen haben vor uns die beſſeren Leiber voraus, ſie halten länger aus, ſie können beſſer und anhaltender ſchreien, weil ſie beſſere Lungen haben, ihre ungeſchwächten Nerven halten rieſenmäßige Nachtarbeiten aus, ihre Galle iſt compakter, und wird nicht vom Schatten einer Fliege aufgeregt. Wir kommen mit unſern halben und Viertel Nerven gegen dieſe Schreier nicht auf, unſer Geiſt opponirt, allein die Organe verſagen ihren Dienſt. Alſo vor allen Dingen gute Leiber gewonnen, geſundes Blut, und alle Conſtitutionen ſind unnütz. aber von wo bekommen wir dieſe geſunden Leiber? Offenbar von einem Volke, deſſen Weiber noch keine Journale leſen, und keine Romane ſchreiben, die es dagegen verſtehen, Kinder zu ſäugen, und ihnen jenes koſtbare Blut in die Adern zu gießen, das der Vollbringer großer

Entſchlüſſe und heldenkräftiger Ideen werden kann.“

„Alſo ein Trupp Weiber aus Georgien!“ bemerkte der Arzt.

„Nehme ich mit offenen Armen auf,“ ergänzte der Miniſter, „und erlaſſe ihnen willig die Adelprobe, Nach zwanzig Jahren ſollten Sie ſehen, wie wir dann anders auftreten würden. Solche Figuren, wie da eben eine mein Zimmer verlaſſen hat, würden dann gar nicht mehr verkammen.“

Wir wollen die Debatten, die ſich über dieſen Gegenſtand zwiſchen dem Miniſter und ſeinem Arzte erhoben, nicht weiter verfolgen, ſondern uns Dianen zuwenden, die im Gefolge ihrer beiden Freunde und Führer ſchon weit von Berlin ſich entfernt hat. Weinhold und Laubenheimer, denn daß der Alte dieſen Namen führte, wird der Leſer ſchon errathen haben, befolgten ihre Inſtruktionen, und brachten den ihnen anvertrauten Schatz ſeiner Beſtimmung entgegen. Das arme, bekümmerte Kind fragte nicht, wohin es mit ihm ginge, es ließ ſich ſtill und folgſam hinwegführen, in die ferne Welt hinein, jeder Ort war ihm gleichgültig, wenn doch einmal die Entfernung von dem Geliebten gefordert wurde. Scheinbar gab ſich die Arme den Tröſtungen ihrer Freunde hin, ſie lächelte, und zeigte ſich heiter, aber des Kandidaten tiefer dringender Blick erkannte den ſchwachverhüllten Schmerz. Man hatte die Straße nach Danzig zu eingeſchlagen.

Eines Abends machte man Halt in einem Städtchen, und beſchloß, hier einen Tag zu ruhen. Es war ein milder Sommerabend, die Bäume prangten im üppigſten Grün, das Korn ſtand in voller Blüthe, die Wieſen waren mit tauſend Blumen geſchmückt. Weinhold und der Alte machten einen Spaziergang. Diane war im Gaſthofe zurückgeblieben. Als die beiden heim kamen, fanden ſie das Mädchen nicht. Schreck und Beſtürzung faßte ſie, beſonders ward Laubenheimer von der peinigendſten Beſorgniß gequält. Er gedachte des vor Jahren, faſt an dieſer ſelben Stelle, ihm zugeſtoßenen Unglücks, an das Verſchwinden deſſelben Mädchens, und an das jammervolle Elend, welches, wie er ſich anklagte, Folgen ſeines Leichtſinns und ſeines Mangels an Pflichttreue war. Jetzt ſollte ſich dieſer Fall wiederholen. Sein Alter und ſeine Hinfälligkeit vergeſſend, durchforſchte er in Haſt das ganze Haus, den Garten, das Gehöfte, und einen Theil der Straße. Der Kandidat mußte alle Troſtgründe, die ihm zu Gebote ſtanden, erſchöpfen, doch vergebens. Als beide die Landſtraße nochmals hinabgingen, bemerkten ſie im hellen Mondenſcheine eine gebeugte Geſtalt, die auf einem Hügel unter einem Baume ſaß. Sie riefen ſie an, ſie antwortete nicht, ſie kamen ganz nah, doch ſelbſt das Geräuſch dieſer Annäherung, der heftige Freudenruf des Alten erweckte Diane nicht aus ihrem tiefen Sinnen. Endlich erhob ſie ihr Haupt, und erkannte die Freunde.

„Ach, theuerſte Gräfin!“ rief der Alte außer ſich; „welchen Schreck haben Sie mir armen, alten Mann bereitet. Ich fürchtete, daß Sie von neuem verloren wären!“

Diane blickte ihn an, ſie duldete ſeine Küſſe auf ihrer Hand, aber ihre Mienen drückten deutlich aus, daß ſie kaum gehört hatte, was er geſprochen. „Geht, lieber Alter,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „geht zu Bette. Für Euch taugt der ſpäte Abend nicht. Weinhold wird bei mir bleiben.“

Wirklich entfernte ſich Laubenheimer beruhigt, und der Kandidat nahm neben ſeiner jungen Schülerin und Freundin Platz. Der Mond warf ſein mildes Licht auf Beide, und tiefe Stille, ein heiliger Frieden der Natur, waltete über Wieſe, Feld und Wald.

„Du machſt mir Kummer, Mädchen,“ hub der Kandidat an. „Wie lange willſt Du trauern? Haben unſere Bitten keine Macht über Dich? Iſt alles vergeblich, was ich an Dein Herz geſprochen habe?“

Dianens Haupt ſank an ſeine Bruſt.

„Komm,“ rief er ſanft, „weine Dich aus. Ich will den Quell der Thränen, der das ſchwere Herz ſeiner Bürde entledigt, nicht aufhalten. Gott ſieht auf uns herab; er kennt das ewige Leid der Menſchenbruſt. Weine, Mädchen!“

Eine Pauſe verging, wo beide nichts ſprachen, ſondern in der innigſten und ſeligſten Vereinigung Eine an des Andern Bruſt ruheten. Der Nachtwind ſäuſelte in den Baumzweigen über ihnen, in der Ferne hörte man das Glöckchen tönen, und den Ruf der Knaben auf der Wieſe.

Diane richtete ſich auf, und ihre Thränen trocknend, ſagte ſie: „Der Alte glaubt, ich hätte Euch verlaſſen, ich hätte die Flucht ergriffen?“

„Er fürchtete es,“ erwiderte der Kandidat, „ich aber theilte dieſe Furcht nicht. Ich kannte Dich, und wußte, daß Du unfähig warſt, mir, Deinem Freunde, Deinem Bruder, einen Kummer ſo ſchwerer Art zu bereiten.“

„Wohl dachte ich daran,“ ſtammelte Diane leiſe. „Sieh jene breite, helle, im Mondſchein glänzende Straße, ſie führt zu ihm! Wie leicht läßt ſichs auf ihr wandeln. Wie wollte ich mit beflügelten Schritten auf ihr dahin eilen. Es ſollte mich Niemand fangen, Niemand erreichen. O, ich bin jung! ich habe Kräfte! Ich würde Tag und Nacht fliehen, und wenn die Sonne des dritten Tages aufginge, wäre ich an den Thoren der Stadt.“

Sie hielt ſtockend inne; eine Purpurgluth überzog ihre jungfräulichen Wangen. Sie war ſo ſchön in dem Glanz und in dem Schmerz der Liebe.

„Wie!“ ſagte Weinhold, und ergriff ihre Hand, „Du könnteſt ſo handeln? Du, Diane?

„In den Tod für ihn!“ flüſterte das Mädchen. —

„Thöricht Herz! Weißt Du denn, ob er Dich ſo liebt, wie Du ihn? Er hat es Dir geſagt, er hat es Dir zugeſchworen, doch ſolche Schwüre hört die laue Nachtluft viele. Es wimmelt zwiſchen Erd' und Himmel von den Eiden der Liebe, an jedem Baumaſt, an jedem Blumenkelch hängt ein gebrochener Schwur, auf jeder Welle des Waldbachs tanzt einer und unter jedem ſäuſelnden Grashalm verbirgt ſich ein ſolches kleines, giftiges Ding, an deſſen Genuß das Herz eines Weibes ſtirbt. Wie wäre Mondlicht und Sonnenſchein ſchön, wenn ſich nicht ſo böſer Nebel zwiſchen drängte. Ueberall in die

Räder der Weltenuhr klemmt ſich der Verrath und der Treubruch, und ſo klein er iſt, ſtört er dennoch den Gang der Maſchine. Ach, wenn wir Wahrheit und Treue in der Welt hätten, dann wäre dieſe Erde ſo ſchön, daß Niemand ſterben möchte. Jetzt aber iſt das Grab der Wunſch der Edlen. Es iſt „Nicht mehr Leben" eine Wohlthat, und ein ſtillſtehendes Herz iſt ein glückliches."

„Er aber meint es treu!" rief Diane.

„Das laß uns erſt abwarten," entgegnete ihr Freund mit ſanfter Stimme. „Du haſt die Prüfung beſtanden, nun iſts an ihm. Die Ferne wirds zeigen. Laß ihn jetzt um Dich klagen, und dann handeln. Eines Mannes Liebe zeigt ſich im Handeln, eines Weibes im Dulden. Du haſt um ihn geduldet, er muß Deinetwegen handeln. Die That gehört ihm, das Leiden war Dein."

„Wenn ſie ihn zwingen, mich zu vergeſſen!" rief Diane.

„Was ein Mann iſt, läßt ſich nicht zwingen," entgegnete Weinhold feſt. „Als er Dir ſein Wort gab, mußte er wiſſen, wann und auf welche Weiſe er ſich frei machen konnte. Nein, Kind, iſt er Deiner werth, ſo haſt Du nichts zu fürchten, iſt ers aber nicht, ſo preiſe Dein Glück, daß Du ungefährdet einer böſen Stunde entgangen biſt. Uns allen tritt einmal die ganze wilde trotzige Schlechtigkeit der Welt entgegen, und fordert uns zum Kampfe auf, und da gilts, wie der Erzvater mit dem Dämon, zu ringen. Glücklich, wer nur eine zerquetſchte Hüfte, und nicht größeren Schaden von dannen trägt. Ich hatte auch einmal ſolch eine Stunde, in der Einſamkeit meines kleinen Stübchens fiel der Kampf auf Leben und Tod vor; es war eine Nacht wie dieſe. Am Morgen fand man mich auf der Schwelle meines Zimmers liegend, betäubt, mit ſchwachem Athem. Es war vorüber! Die heiße Stunde war dahingegangen, und hatte einen kleinen, gebeugten, kranken und beruhigten Menſchen zurückgelaſſen."

Diane fühlte bekümmert das Leid ihres Freundes mit, ſo gewohnt ſie auch war, dergleichen Reden aus ſeinem Munde zu hören. Der junge Mann war ſo glücklich, Jemanden zu haben, vor dem er ausſprach, was er ſonſt gegen alle Welt verheimlichte. Er beſaß den Stolz der Unglücklichen, ſich nicht bedauert wiſſen zu wollen.

„Wenn ich ihm nur ſchreiben dürfte,“ ſtotterte Diane, „um ihn über meine Entfernung zu beruhigen.“

„Damit er komme, und unſere Pläne verrücke, unſere Reiſe ſtöre?“ rief Weinhold ſtreng. „Nein, erſt muß Du, am Ort Deiner Beſtimmung angelangt, dem Schutze des Mannes, der künftig die Vaterſtelle an Dir vertreten wird, übergeben ſein, ehe wir daran denken können, den Grafen von Deinem einſtweiligen Aufenthalt zu benachrichtigen. Glaubſt Du, es habe wenig Mühe gekoſtet, Dich im Geheim fortzuſchaffen? Schon die Aufmerkſamkeit des alten Fräuleins zu täuſchen, war ſchwer.“

„O, meine mütterliche Freundin,“ ſeufzte Diane, „auch ſie wird um mich in Unruhe ſein.“

„Nur Geduld, Mädchen! Bald wird alles überſtanden ſein! Die Nebel werden weichen, wir werden deutlich ſehen. Jetzt komm nach Hauſe, ſonſt kommt der Alte nochmals, um zu ſehen, ob wir nicht entlaufen ſind. Wirklich trafen ſie Laubenheimer, der aufs neue unruhig, ſich eben anſchickte, ſeine Gefährten aufzuſuchen, da ſie ihm zu lange ausblieben.

Die Reiſe ging ungehindert fort. Ein Edelhof, unfern von Danzig, war das Ziel. Die kleine Geſellſchaft erreichte es ſpät in der Nacht. In einem Nebengebäude war alles auf ihre Ankunft vorbereitet. Diane bezog eine hübſche Stube, die ſogar mit einigem Luxus eingerichtet war, ihre beiden Gefährten nahmen eine Treppe höher ihre Wohnung. Sobald der Morgen dämmerte, begab ſich der Alte auf den Edelhof, um die Ankunft zu melden. Er kam bald wieder, und hatte darauf ein langes, heimliches Geſpräch mit dem Kandidaten. Diane kümmerte ſich hierum wenig; ſie verließ ihr Zimmer nicht, die Veränderung des Orts, die neuen, ſie umgebende Gegenſtände, das Ungewiſſe und Räthſelhafte ihrer Lage vermochten nur auf kurze Zeit ihre Träumereien zu verſcheuchen. Sie ſaß am Fenſter, und hielt ein theures Andenken in Händen; es war des Geliebten Siegelring, den er ihr in jener Abendſtunde an den Finger geſteckt. Er war zu weit, und ſie trug ihn daher an einem Kettchen am Halſe. Es war derſelbe Ring, den er damals im Poſtwagen ihr gezeigt, den ſie als Kind mit Neugier betrachtet, und deſſen Beſitz ſie ſchon damals gewünſcht hatte. Jetzt war er ihr Eigenthum, und zwar als ein Pfand hohen Glücks, war er ihr übergeben worden. Sie betrachtete das Wappen und die ſtolze Krone, und es fielen ihr Weinholds Worte ein, von den vielen Liebesſchwüren, die gebrochen wurden. Sie dachte zugleich, daß ſie ein armes, verlaſſenes Mädchen ſei, weit unter dem Stande des Mannes, der ihrer begehrte, und die Krone und das Wappen machten zum erſtenmal einen peinigenden Eindruck auf ſie. Sie ließ den Ring wieder in den Buſen gleiten, und ſtützte ihr Haupt in die Hand.

Die Thüre wurde langſam geöffnet, und ein alter Herr mit weißen Haaren und in einer einfachen Kleidung trat herein. Die Augen dieſes alten Herrn hatten einen beſonderen Glanz, als ſie ſich auf das Mädchen am Fenſter hefteten.

„Um Vergebung, Mamſell," ſagte er, „komme ich hier recht zu dem Kandidaten Weinhold?"

„Eine Treppe höher, mein Herr!" antwortete Diane, und ſtand ehrerbietig auf.

„Ich danke Ihnen, Mamſell!"

Der alte Herr wollte gehen, und ging doch nicht. Er hielt die Thüre in der Hand, und ſpielte mit dem Schloß, wie Einer, der nicht weiß, ob er öffnen oder ſchließen ſoll. Dabei ſahen die glänzenden Augen unter den buſchigen Augenbraunen fortwährend das Mädchen an, dabei zuckte es um ſeinen Mund, als wollte er ſprechen, und doch ſprach er nicht. Endlich faßte er gleichſam einen raſchen Entſchluß und ſagte: „Ich danke Ihnen, Mamſell!" Und damit ging er zur Thüre hinaus. Diane ſetzte ſich wieder hin, und eine Minute darauf, dachte ſie nicht mehr an den alten Herrn. Als ſie nach einer Weile auf den Flur ging, um die Wirthin zu ſuchen, ſah ſie zur Verwunderung, daß der alte Herr noch auf dem Vorplatze ſtand, und zwar an die Mauer gelehnt, dicht an ihrer Thüre. Er ſchien ermüdet; vielleicht hatte er auch nicht gehört, wie ſie ihm geſagt, der Kandidat wohne noch eine Treppe höher. Sie trat alſo zu ihm, und wiederholte ihren Spruch. Der alte Herr ſah ſie an und ſagte: „Die Treppe iſt etwas unbequem.“

„Ich will Sie führen, wenn Sie erlauben,“ rief Diane.

„O ja, Mamſell, ich erlaube es wohl. Aber darf ich mich auf Sie ſtützen? Werde ich Ihnen nicht zu ſchwer ſein?“

„Gewiß nicht! Verſuchen Sie es nur.“

Und der alte Herr ſtützte ſich auf Diane, und ſie beide ſtiegen die Treppe hinauf. Während des Steigens lag die Hand des Mannes auf des Mädchens Nacken, und es war ihr, als drückte er leiſe ihre Schulter. Oben angelangt, zeigte ſie ihm die Thür des Zimmers, und ging wieder hinab.

Eilftes Capitel.

Reiſeabentheuer zweier Grafen. Die Heldin ſieht den Schauplatz ihrer Kindheit wieder.

Einen ſchattigen Waldabhang hinab bewegte ſich ein eleganter Reiſewagen. Es war in der ſchwülen Mittagſonne; die kleinen, grünen Seidenvorhänge des Wagens waren herabgelaſſen, der Bediente auf dem Kutſcherſitze nickte unter einem breitſchattenden Regenſchirme, der Poſtillon war vom Pferde geſtiegen, und befeſtigte einen Hemmſchuh, indem er dabei derbe Scheltworte auf die zierlichen, zerbrechlichen Arbeiten der ſtädtiſchen Wagenmacher ausſtieß, die nur zum Putz arbeiteten, und deren Werk keine, auch nur irgend ernſte Prüfung aushielte. Er hatte den Hemmſchuh und die Kette deſſelben, bevor er ſie anlegte, kritiſch betrachtet, und gefunden, daß eine ſolche Kette allenfalls gut wäre, daß ſeine Anne Marie ſie zum Sonntagsſtaate umlegte, aber, um einen Reiſewagen vor dem Herabſtürzen zu bewahren, würde eine zehnmal ſtärkere kaum genügen, dieſe Betrachtungen, die er dem Bedienten mittheilte, wurden mit einem ſchlaftrunkenen Kopfnicken von dieſem beantwortet. Mittlerweile ſetzten ſich die Pferde in Zug, und der Wagen ſchwankte die Anhöhe herab. Was der Poſtillon befürchtete, geſchah. An der Wendung des Weges riß die Kette, und in beflügelter Eile ſchoß nun die Kutſche in die Tiefe herab, und zwar dicht an das ſteile Ufer eines Waldbachs hinan. Im verſchloſſenen und verhüllten Wagen erhob ſich ein Angſtgeſchrei, einer der Vorhänge wurde herabgeriſſen, und aus dem Fenſter ſchaute ein bleiches, verſtörtes Geſicht, mit allen Zeichen des Entſetzens und der Todesangſt. Der Bediente war vom Sitze herabgeſprungen, und lag mit ſeinem zerknickten Regenſchirm im Graben. Der Poſtillon regierte ſeine Pferde mit einem brüllenden Lärmgeſchrei, durch das er zugleich einige Bauern, die auf dem Felde arbeiteten, zum Beiſtande herbeirief. Allein ehe dieſes Hülfscorps, das ſich langſam in Bewegung ſetzte, an Ort und Stelle anlangte, war der Wagen ſchon an einen Steinhaufen, der auf der Landſtraße aufgeſchüttet lag, angefahren, und das eine vordere Rad hatte ſich gelöst. Die Kutſche ſchwankte in ihren leichten Federn hin und her, und ſchien wie eine nervenſchwache Dame von ihrem Schreck ſich nicht erholen zu können. Der Reiſende war ausgeſtiegen, und ſtand mit einem trübſeligen, bleichen Geſicht auf der Landſtraße. Der Poſtillon fluchte, und drohete mit einer geballten Fauſt nach dem Hemmſchuh hin, als könnte das todte Werkzeng ſeinen Grimm empfinden. Der Bediente wankte mit dem Regenſchirm unterm Arm herbei. Ein tiefes, anhaltendes Schweigen herrſchte anfangs unter den Unglücksgenoſſen auf der Landſtraße, dann entſpann ſich zwiſchen dem Poſtillon und dem Bedienten ein anhaltender, hitziger Wortwechſel, in denen die Flüche von beiden Seiten nicht geſpart wurden. Der Reiſende hatte ſich unterdeſſen auf den Steinhaufen geſetzt, und tröpfelte aus einer Flaſche auf ein Battiſttuch eine geiſtige Flüſſigkeit, die er ſich an die Stirn legte. Der Bediente, als er dies ſah, ſprang herbei, und fragte ehrerbietig: „Gnäd'ger Herr, Sie haben doch nicht Schaden genommen?

„Nein! aber hört endlich auf zu fluchen! Ihr wißt, daß ich das nicht leiden kann.“

„Aber Euer Gnaden! es iſt zu ungeſchickt von dem Menſchen, er hat den Hemmſchuh nicht recht angelegt. Ich ſagte es ihm gleich, und warnte ihn ernſtlich, aber dies Gezüchte hört auf nichts.“

„Es iſt ſchon gut. Mach nur, daß wir weiter kommen.“

„Das wird ſchwer halten; das Rad iſt ſtark beſchädigt, und Niemand verſteht es auszubeſſern. Die Landleute ſind ſo dumm.“

Der Herr ſah ſeinen Diener mit einem matten Blicke an, dieſer wandte ſich wieder zum Poſtillon und den Bauern zurück. Das Gezänk nahm wieder ſeinen Anfang, nur mit dem Unterſchiede, daß bei jedem Fluche der Bediente ängſtlich auf ſeinen Herrn ſchielte, und leiſer zu reden befahl. Die Ankunft eines Fremden machte der rathloſen Rathsverſammlung ein Ende. Es war ein geſunder, etwas derber Wanderer, jung und rüſtig, mit einem grünen, kurzen Röckchen bekleidet, das Haupt mit einer gleichfarbigen Mütze bedeckt, die ihm keck auf dem rechten Ohr ſaß. Ein blitzender Hirſchfänger zierte ſeine Hüfte; hohe Waſſerſtiefel gingen weit über Knie und trugen die Spuren von Sumpf und Moorgrund an ſich. Aus einer Jägertaſche blickten die grünflimmernden Hälſe von ein Paar wilden Enten hervor.

Als dieſer Wandersmann gehört, um was es ſich handelte, hatte er Taſche und Flinte abgelegt, und als dies nicht genügte, ſelbſt den Hirſchfänger abgeſchnallt, und den Rock ausgezogen, und machte ſich daran, in der Hitze in Hemdärmeln arbeitend, das ſchadhafte Rad wieder herzuſtellen, mit Hülfe friſcher Weidenſprößlinge, welche er ſich ebenfalls ſelbſt vom nahen Baches-Ufer holte, und dann an der Achſe zu befeſtigen. Er arbeitete raſch und eifrig, ſich nicht kümmernd um die lauten Rathſchläge, die ihm von ſeinen müſſigen

Zuſchauern ertheilt wurden, die es ſehr bequem fanden, die Hände in die Taſche zu ſtecken und das Werk, an das ſie ſelbſt nicht zu rühren brauchten, zu kritiſiren. Das Rad war nun hergeſtellt, und der Wagen konnte bis zur nächſten Station gefahrlos den Weg fortſetzen, nur mußte es langſam geſchehen, und der Poſtillon erhielt vom Fremden die Weiſung, wie er einen Theil der neuangebauten Chauſſee, die noch ſehr ſteinigt war, zu vermeiden habe.

Als der Wanderer ſeine willkommene Hülfsleiſtung vollbracht hatte, wollte er, leicht an die Mütze greifend, ſeinen Weg fortſetzen, als er ſich von dem Reiſenden aufgehalten fühlte, der ſich ihm genähert, und leiſe die Hand auf ſeinen Arm gelegt hatte, mit der Frage! „Ich bin Ihnen Dank ſchuldig; wer ſind Sie, mein Lieber?“ —

Der Fremde, aus ſeinem ſonnverbrannten Geſicht mit den kleinen aber blitzenden Augen den Fragenden anblickend, ſchien keine große Luſt zu haben, zu antworten.

„Kann ich mich Ihnen erkenntlich bezeigen?“

fragte der Reiſende nochmals, und zog ſeine Börſe hervor.

„Ich danke, das wird nicht nöthig ſein,“ erwiderte der Fremde, und ſchob mit einem etwas derben Stoß die Börſe und den Arm von ſich weg.

„Nun denn, Ihr Name?“

„Graf Windeck,“ rief der Fremde, drehte ſich auf dem Abſatz um und verſchwand in den Wald hinein. Die Bäume nahmen ihn auf, als wenn er einer ihres Gleichen geweſen wäre; er war ſpurlos im dunkeln Grün verloren. Der Reiſende ſah mit einem Geſicht, worin ſich das äußerſte Erſtaunen prägte, dem Flüchtling nach; dann beſtieg er ſeinen Wagen, indem er vor ſich hin murmelte: „Graf Windeck! Aber das iſt ja unmöglich! Ich werde mich verhört haben. Er wird gemeint haben, daß er bei einem Grafen Windeck in Dienſt ſteht! So wird die Sache zuſammenhängen.“

Als der Wagen auf der Poſtſtation anlangte, war es bereits Nacht, ſo vorſichtig war man gefahren, der Kammerdiener bemühte ſich, ſo weit es ſeine gequetſchte Hüfte geſtattete, das Bettzeug ſeines Herrn, und die tauſend kleinen damit verbundenen Reiſebequemlichkeiten in das beſte Zimmer des Gaſthofs zu ſchaffen, während der Wagen dem Schmidt überantwortet wurde. Die Unfälle dieſes Tages machten eine beſonders ruhige und mit Schlaf geſegnete Nacht wünſchenswerth, dies war jedoch eine Wohlthat, zu der der Reiſende nicht gelangen konnte. Der kleine Gaſthof war einer von den unruhigſten und lärmendſten, und zum Uebermaaß bevölkert von den Zugvögeln einer Dorfmeſſe, die in der Nähe abgehalten worden war. Die tumultuariſche große Wirthsſtube tönte von den Orgieen eines Feſtabends wieder, und es drehten ſich im Staube eine Menge erhitzter Leiber in einem ununterbrochenen einförmigen Kreislaufe, während eine hektiſche Flöte und zwei keuchende alte Baßgeigen ihre Stimmen dazu herliehen, und einen zweifelhaften Takt hervorbrachten. Der Reiſende ſaß in ſeinem Zimmer und braute ſehr übellaunig ſeinen Thee in ſilberner Kanne, als der Wirth eintrat, und ihm das Fremdenbuch präſentirte.

mit der Bitte, ſeinen Namen einzuzeichnen. Der Reiſende ſuchte ſich zu dieſem Zwecke den reinlichſten Platz in dem durchräucherten Blatte aus, doch als er eben die Feder anſetzte, erblickte er zu ſeiner Verwunderung ſeinen Namen bereits groß und breit auf dem Papiere.

„Ich ſtehe ſchon darin,“ ſagte er, und legte die Feder wieder hin.

„Bitte um Entſchuldigung, das iſt der Fremde, der eine Stunde vor Ihnen ankam.“

„Ein Graf Windeck! Nicht möglich! Wo iſt er?“

„Der Herr Graf belieben eben in der Wirthsſtube zu tanzen,“ erwiderte der Wirth lächelnd.

„Iſt er mit Equipage angekommen?“

„Hab' keine geſehen. Der Herr Graf ſind zu Fuße angewandert gekommen; und gedenken auch wahrſcheinlich ſo wieder abzugehen.“

„Welches Zimmer hat er?“

„Der Herr Graf haben kein Zimmer, ſie haben einen Platz auf der Streu beſtellt. Wenn der Tanz zu Ende iſt, ſo wird über den ganzen Boden eine Streu ausgebreitet.“

Bonifaz ſchrieb jetzt mit einem raſchen Federzuge, und ſo undeutlich, daß die Schrift der berüchtigten Unterſchrift Napoleons in Fontainebleau, in Rückſicht der Unlesbarkeit an die Seite geſetzt zu werden verdiente, ſeinen Namen unter dem ſeines Vetters; dann ſtand er auf, öffnete die Thüre und lauſchte in den Tumult des Schenkzimmers hinein. Grade jetzt flog der grüne Jäger im Arm einer Dorfnymphe vorbei. Der Staub wirbelte hinter ihm auf und hüllte ihn und ſeine Schöne in eine unpoetiſche Wolke. Bald aber kam er wieder hervor, und tummelte ſich tüchtig, fortwährend Ellenbogenſtöße empfangend, und wieder austheilend. So ging der Kreislauf des Tanzes noch mehrmals hin und her, und immer tauchte unter den vielen Köpfen der Kopf des jungen Wanderers ſiegreich auf, bis er endlich mit einer raſchen Schwenkung ſeine ins Sieden gebrachte Tänzerin auf eine Holzbank am Fenſter abſetze.

„Ich muß dieſes räthſelhafte Weſen kennen lernen," ſagte Bonifaz, indem er die Thüre ſchloß, und zu ſeinem Theetiſche zurückkehrte. „Ich will ihn zu mir bitten laſſen!" — Der Wirth erhielt den Auftrag, und kam zurück, indem er meldete, „der Graf ſitze jetzt beim Abendeſſen, und verzehre eine tüchtige Portion Fleiſchklöße, unter den Bauern an der Wirthstafel."

Bonifaz ſchlürfte ſeinen Thee und ſagte dann achſelzuckend: „Ich würde zu ihm gehen, denn ich beſitze keinen Stolz, aber ich kann die Atmosphäre jenes fürchterlichen Zimmers nicht ertragen. Es iſt eine phyſiſche Unmöglichkeit!"— Er nahm ein Buch zur Hand, und verſenkte ſich in daſſelbe, als nach Verlauf einer halben Stunde ungefähr, die Thür ſich öffnete, und der blonde, kräftige Jüngling mit den kleinen blitzenden Augen hereintrat, die Hand weit ausſtreckend, um ſeinem Vetter einen herzlichen Gruß zu bieten. Die beiden Grafen verſtändigten ſich nun. Joſeph mußte die Geſchichte ſeiner Familie erzählen, er that es offen und mit manchem heiteren Einfall gewürzt, Bonifaz dagegen gab ihm eine Skizze von ſeinen Verhältniſſen. Beide erfuhren nun, daß ſie denſelben Weg gingen, daß ihr beiderſeitiges Reiſeziel das Landgut war, auf dem ſich gegenwärtig der General aufhielt.

Im Verlauf des Geſpräches wurde Joſeph ſchläfrig und ſagte: „Ich werde jetzt mein Bette aufſuchen, Vetter.“

„Kann ich Ihnen nicht einen Theil meines Bettzeugs anbieten,“ rief Bonifaz, und ſetzte mit einem freundlichen Lächeln hinzu: „Ich würde auch meine Zimmer mit Ihnen theilen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß der Tabacksrauch mich völlig um meine Nachtruhe brächte.“

„O, ich ſchlafe auf der Streu.“

„Wie, unter Bauern und Handwerksburſchen?“

„Warum nicht! mein Vater ſagte einſt: Schlummre lieber auf Stroh in Ehren, als daß Du Dich in Unehre auf ſeidenen Polſtern legſt. Aber, Vetter, haſt Du das Mädchen bemerkt, die ich dort ſchwenkte? Die Schwarzhaarige?“

„Ich habe ſie nicht geſehn!“ rief Bonifaz, und wandte ſich ab.

„Das iſt Dir ein feiſtes Kernmädel. Komm, ich will ſie Dir zeigen; ſie wohnt im Dorfe hier, das dritte Haus vom Gaſthofe. Wir wollen gehen, und ihr eine Nachtmuſik bringen.“

Bonifazens Blut erſtarrte bei dem Gedanken, ein Dorfmädchen aufzuſuchen, um ihr eine Nachtmuſik zu bringen. Er ſchlug die weichen, ſeidenen Falten ſeines Schlafrocks zuſammen, ſchlüpfte leiſe über den untergebreiteten Teppich mit den geſtickten Pantoffeln, und ſagte dann, indem ſich ſein bleicher, feiner Mund in ein mattes Lächeln verzog: „Ich gehe ſo ſpät nicht mehr aus. Ich bedaure.“

„So geh ich allein,“ ſagte Joſeph und erfaßte die kleine, feine Hand ſeines Vetters mit einem derben Druck ſeiner großen, derben, markigen Fauſt. Er entfernte ſich aus dem Zimmer und bald darauf hörte man in der Stille der Nacht ſeinen Schritt über die Gaſſe ſchallen. Bonifaz öffnete das Fenſter, faltete die Hände und ſah dem dunklen Schatten nach, der an den jenſeitigen Häuſern dahinglitt. „Ich würde für ihn beten,“ ſagte er, „wenn ich nur glauben könnte, daß es irgend etwas hülfe! Aber es ſcheint, daß er in eine grauſenvolle Verderbniß und Verwilderung verſunken iſt. Wahrlich, ein ſeltſamer Vorfall! Ein Graf von Windeck muß meinen Reiſewagen in Stand ſetzen.“

Es war tief in der Nacht, als Bonifaz noch wachte; der Gedanke an ſeinen unglücklichen verlornen Vetter hielt ihn, im Bunde mit dem Tabaksqualm, der das ganze Haus erfüllte, wach. Er öffnete leiſe die Thür, und trat, mit der Nachtlampe bewaffnet, hinaus. In der Schenkſtube lagen in dichten Reihen die Schläfer. Hier ein bärtiger Jude zwiſchen einem rothbackigen Handwerksburſchen und einem kräftigen Bauer, dort der vorſichtige Krämer mit ſeinem zum Kopfpfühl zurecht gerücktem Tabuletkaſten neben dem Pächter, der die Geldkatze feſt um den Leib geſchnürt und zum Ueberfluß noch die derben, fleiſchigen Hände darauf gefaltet hatte; ihm zur Seite der wandernde Schlächtergeſelle mit den Attributen ſeines Standes, dem langen Schlachtmeſſer im Futterale. Bonifaz ſah ſich die Gruppen an, und wandte ſich dann gegen den Ofen, wo er ſeinen Vetter bemerkte, der einen etwas abgeſonderten Platz einnahm, und ſich mit ſeinem Rocke bedeckt hatte. Bonifaz bückte ſich vorſichtig herab und ſchob in die Taſche dieſes Rocks ein kleines, dünnes Heftchen, das ein ſehr unſcheinbares Anſehen hatte. Dann erhob er ſich, nahm die Nachtlampe und ſchlüpfte wieder hinüber ins Zimmer zurück, indem er bei ſich ſelbſt ſprach; „Jetzt hab ich ihm doch ein Wort des Troſtes zugeſteckt, er wird es finden und ſeine Seele wird ſich an dem Funde erbauen!“

Während ſich die beiden Vettern, der Eine ſeiner Gewohnheit nach zu Fuße, der Andere in ſeinem bequemen Reiſewagen dem kleinen Edelhofe, dem jetzigen Standquartier des Generals näherten, befand ſich die Heldin unſeres Romans in einer für ſie ſchwer zu enträthſelnden Lage. Drei Tage waren vergangen, ohne daß ſie die Einſamkeit ihrer Wohnung verlaſſen hatte, während deſſen konnte ſie bemerken, daß ihre beiden Begleiter ſelten zu Hauſe waren, ſondern ſich zu häufigen Gängen auf den Edelhof und in die Umgegend veranlaßt fanden. Die Einſamkeit wurde dem armen Kinde zuletzt drückend.

Sie ſchlich ſich eines Abends aus dem Hauſe, und ſchlug, zwiſchen den üppig in Reihe ſtehenden Kornfeldern hinwandelnd, den Weg nach einem benachbarten Gehölze ein. Sie erreichte deſſen Schatten und ließ ſich zu Fuß einer alten Eiche nieder. Die Waldſtille behagte ihr; eine friſche Kühlung, vermiſcht mit den kräftigen Duft der Tannen und der eigenthümlichen Ausdünſtung des Waldbodens wehten ihr um Bruſt und Wange. In der Einförmigkeit des Stadtlebens aufgewachſen, fühlte ſie jetzt zum erſtenmal den unmittelbaren Athem der Natur ſich mit dem ihrigen vermiſchen. Mit einer Wonne, wie ſie ſie nur in frühen Kindertagen genoſſen, lehnte ſie ſich ins Moos zurück, und ihre Arme unters Haupt ſtützend, richtete ſie die Blicke in die klare, ſtille Bläue des Himmels, wie ſie zwiſchen den dunkelnd Waldſchatten in unerreichbarer Höhe ſich ausdehnte. Sie ſah dem Zuge der kleinen Wölkchen nach, und wie ſie als Kind gethan, formte ſie aus ihnen Schiffe, weidende Lämmer, fliehende Reiter, ſpielende Kinder. Eine lange Wolkengeſtalt zog über den Himmel, wie ein

Greis, der mit Krone und Scepter geziert war und einen langen Purpurmantel hinter ſich her ſchleppte. Zu dieſen ſtillen, verklärten Geſtalten bildete das Rauſchen der Bäume eine düſtre feierliche und geheimnißvolle Melodie. Diane erhob ſich und ſetzte ihren Weg durch den Wald fort. Ihre Seele war mächtig angeregt, ihr Herz, ſie wußte nicht, von welchem dunkeln Gefühl beherrſcht. Es war diesmal nicht das Bild des Geliebten, es war etwas anderes, das ſie zu zärtlicher, unerklärlicher Wehmuth ſtimmte. Der Wald lichtete ſich, und das Gold der Abendſonne funkelte durch die letzten Stämme. Diane ſtand an einem Abhange, vor ihr breitete ſich eine Ferne aus, eine jener ſchönen Thalebenen, die die Nähe an Danzig aufzuweiſen hat. Ein Dorf lag halb in ſeinen Gärten verſteckt, von einer breiten Straße durchzogen, und von der Krümmung eines kleinen Waldbaches halb eingeſchloſſen, in friedlicher Stille und in abendlichem Glanze da. Die Heerden wurden eben zurückgetrieben und füllten mit dem Geläute ihrer Glöckchen die Luft mit ſanften harmoniſchen Klängen. Dianens

Blick blieb ſtarr auf dieſes Bild gerichtet; eine Beklemmung, deren ſie nicht Meiſter werden konnte, drückte ihren Buſen, ſie konnte das Auge nicht abwenden von dieſen Häuſern, von dieſer Straße, und endlich trübten Thränen ihre Blick. Sie hatte einſt dieſe Häuſer geſehen, ſie hatte dieſe Wieſe einſt betreten, der Brunnen dort hart am Wege — ſie kannte ihn, der alte morſche Baumſtamm, wenige Schritte weiter — er war ihr nicht fremd, der kleine Fußpfad, der ſeitwärts abbog — ſie hatte auf ihm gewandelt! — Aber wann? — wo? — Sie preßte die Hand an die Stirn, ſie ſchloß die Augen, ſie glaubte, daß Alles wie ein Traum verſchwinden werde, wenn ſie den Blick wieder öffnete, allein nichts verſchwand; nur deutlicher, beſtimmter trat jedes kleine, anfangs unbeachtete Zubehör des Bildes hervor. Ja, ſie kannte dieſes Dorf, es war ihre Heimath geweſen, in dunkeln — langverfloſſenen Tagen. Jenes Haus — über ſeine Schwelle war ſie gegangen! — Die Thür war noch dieſelbe, an der ſie Nachts geklopft, wenn ſie ſich mit andern Kindern auf der Wieſe verſpätet hatte.

O, ſie mußte hinab! ſie mußte von neuem an dieſe Thür klopfen, ſie mußte ſie öffnen, ſie mußte ſehen, wer drinnen wohnte. Vielleicht trat aus dieſem Hauſe ihr dunkles Geſchick ihr entgegen, vielleicht ſah ſie verkörpert die Sorge ihrer Kindheit erſcheinen, die thränenvollen Stunden, wo die Verſtoßene zuerſt fremder Pflege anheim fiel. Vor dieſer Thüre wandte ſich zum letztenmale die unnatürliche Mutter, der grauſame Vater zu ihr, und das Kindesantlitz übte noch zum letztenmale ſeine magiſche Kraft auf die Herzen jener Unerbittlichen.

Diane floh den Abhang hinab, und bald war ſie mitten in dem kleinen Dorfe, deſſen Häuſer ſie jetzt wie alte Bekannte anſahen. „Mein Himmel!“ rief ſie, und drückte ihre kleinen Hände auf das ängſtlich klopfende Herz, „wie konnte ich das alles vergeſſen! Wie kommt's jetzt plötzlich über meine Seele, wie zerreißt jetzt der Schleier, der ſo lange auf meinen Blicken lag? Hier — hier hab' ich gewohnt.“ —

Sie eilte auf das Haus zu; die Thür war offen, und ſie trat ungehindert in die kleine Bauernſtube. Der ſchöne Abend hatte die Bewohner der Hütte ins Freie gelockt, es befand ſich Niemand in dieſem düſtern Raume, als eine alte Frau, die in einem Stuhle am Fenſter ſaß. Sie war blind. Diane betrachtete die gefurchten Züge, allein ſo ſehr ſie ſich mühte, ſie konnte ſich nicht beſinnen, das Antlitz jemals geſehen zu haben; aber die Stube kannte ſie wieder. An jener Wand hatte ihr Bettchen geſtanden, die Strahlen der Frühſonne waren grade auf jenen eingelegten einzelnen Ziegelſtein gefallen, der noch jetzt ſich dort fand. Diane kniete auf dieſen Platz nieder, nnd ſtützte ihr Haupt an die Wand.

„Ihr Urheber meiner Tage!“ betete ſie leiſe, „welches Loos habt Ihr mir bereiten wollen! Legtet Ihr mich in dieſes dunkle, arme Zimmer, auf daß ich ewig meine Tage hier beſchloſſe! Sollte jene Greiſin einſt die Stütze, die Ernäherin meiner Jugend werden, ſollte ich ſie Mutter nennen? Ich hätte es gern gethan! O, Ihr hättet mich hier laſſen, mich nie mit kaltem, gebieteriſchem Winke in die ferne Welt verweiſen ſollen. Ich hätte hier gelebt, ich wäre hier geſtorben! Dieſe Stube wäre meine Welt geworden, dieſer kleine Fleck der Ort, wo ich täglich mein Gebet emporgeſchickt! O, hättet Ihr mir dies Glück gegönnt!“

Als dieſes leiſe Gebet über ihre Lippen geglitten war, richtete ſie ihren Blick ſuchend auf die Wand, und mit freudigem Erſtaunen entdeckte ſie hier eine kleine farbige Zeichnung, von der Größe eines halben Thalerſtücks, dieſes unbedeutende, und von der Zeit geſchwärzte Bildchen brachte ihr eine Erſcheinung jener früheren Tage neu ins Gedächtniß. Eine Frauengeſtalt tauchte vor ihr auf, eine blaſſe, kranke Dame, die ihr jenes kleine Bild geſchenkt, die ſie oft geliebkoſt, und die ſie in die Arme geſchloſſen hatte. Die Verſtoßene ſtarrte auf die Thür, und es war ihr, als ſolle die bleiche Dame eintreten und ſie, wie damals, an ihr Herz drücken. Wie ſüß wäre ihr jetzt dieſe Liebkoſung geweſen, wie trunken vor überſtrömender Zärtlichkeit hätte ſie jetzt am Buſen der ſanften, kranken Frau gelegen! Aber alles das war dahin und verloren. Eine furchtbare Einſamkeit umſchloß ſie; die Stube war dunkel und leer, und kein Engel weilte mehr in ihr. Die Alte am Fenſter ſchien die Anweſenheit eines Gaſtes zu merken, und that einige verworrene Fragen, die Diane nicht beantwortete, ſondern zur Thür hinauswankend, dieſe wieder leiſe ins Schloß fallen ließ. Das kleine Bild nahm ſie mit.

Sie ging durchs Dorf dem Walde wieder zu. Die Nebel der Wieſe fingen an zu ſteigen, und verwandelten die Gegend, indem ſie ſcheinbar ein Meer ſchufen, deſſen wogende Wellen ſich in weiteſte Ferne ausdehnten. Die einſame Wandlerin ſchritt in dies Meer hinein, die Nebel ſchlugen über ihrem Haupte zuſammen, ſie erreichte die Anhöhe des Waldes, und als ſie in deſſen Schatten eintrat, war der Mond aufgegangen und warf ſein Licht auf den ſchmalen Pfad, den ſie gekommen war. Früher ſchon ſtill, war jetzt der Wald das Bild der tiefſten Ruhe. Kein Blatt regte ſich, die Nacht ſchien ihren leiſeſten unhörbaren Gang über dieſe Gefilde zu gehen, nur der Ruf der Schnarrwachtel tönte in langen

Pauſen vom nahen Kornfelde herüber, und ſchien den ruhenden Vögeln im Walde ein Zeichen von der noch thätigen Geſchäftigkeit der Thiere des Feldes geben zu wollen. Diane ſuchte wieder ihre Eiche auf, und fand noch ein buntes Seidentüchelchen, das ſie hier vergeſſen hatte. Der Himmel hatte ſtatt ſeiner hellen Kuppel mit den weißen, duftigen Wolkenbildern, das ernſte Gewand der Nacht angelegt, und Sterne funkelten hernieder. Wie ſie ſo hinaufblickte und ſinnend in Träumen verſank, hörte ſie eine Stimme neben ſich, die da in lautem Klange ausrief: „Was iſt der Menſch, Herr! Das Du ſein gedenkeſt, und was des Menſchen Kind, daß Du Dich ſeiner annimmſt! —

Diane erſchrak heftig, und aufſpringend trat ſie aus dem Dunkel der Gebüſche hervor. Sie ſah jetzt im Monde eine Geſtalt vor ſich ſtehen, deren Umriſſe eine ungewöhnliche Größe andeuteten. Schwarz, im Schatten ſtehend, konnte man nicht erkennen, ob dieſe Geſtalt ein Mann oder ein Weib ſei; ſie trug einen Mantel und ihr Haupt war mit einem unordentlich und loſe gebundenen Tuche bedeckt. Das Mädchen und der unheimliche Gaſt blieben einander lange Zeit ſtumm gegenüber, endlich ſchien der letztere ſeinen Weg fortſetzen zu wollen, ohne ſich um dieſe Störung weiter zu kümmern; aber Diane hielt ihn auf. Der fromme Spruch, und außer dieſem etwas Zutrauen einflößendes im Weſen des nächtlichen Waldwanderers hatte ihre Furcht beſiegt, ſie wandte ſich zu dem Unbekannten mit der Frage, wie jenes Dorf heiße, das jenſeits des Waldes läge.

„Das iſt das Dorf Fredſtädt!“ tönte die Antwort.

Diane wiederholte dieſen Namen, allein ſie hatte keinen in der Erinnerung, der ſo lautete. Mittlerweile war die dunkle Geſtalt ſtehen geblieben, und an dem ſtarren Weiß ihrer Augen bemerkte Diane, daß ihr Blick ſcharf auf ſie gerichtet war.

„Wer biſt Du?“ fragte endlich der Schatten, „und wie kommſt Du in dieſen Wald?“

Diane antwortete, daß ſie in der Nähe des

Edelhofes wohne und in dieſe Gegend her einen ſpäten Abendgang gemacht.

Die dunkele Geſtalt murmelte hierauf etwas, daß Diane nicht verſtehen konnte, dann ſtreckte ſie ihren Stab aus, und wies nach der Gegend des Edelhofes: „Dahin geht der Weg“ rief ſie gebieteriſch. „Fromme Kinder ſuchen die Kammer in der Nacht! Der Schwache liebt die Flamme des Heerdes, wenn Dunkelheit ſich über den Erdball breitet. Geh nach Hauſe, Mädchen! Geh nach Hauſe!“ —

Diane gehorchte dieſer Weiſung. Als der Weg ſich krümmte, warf ſie einen Blick zurück, und ſah, daß das nächtliche Gebild ihr nachblickte. Jetzt erkannte ſie an der Kleidung, daß es ein Weib war; aber die Züge, auf die hell der Mondglanz fiel, waren ſchroff und männlich, die Augen ſtarr und weit aufgeriſſen. Ein Schauder überfloß jetzt das einſame Mädchen, und ſie eilte ſchnell vorwärts.

Zwölftes Capitel.

Deborah.

Ein geräumiges Zimmer des alten Herrenhauſes des Edelhofs war nothdürftig zu einem längeren Verbleib eingerichtet, Einige alterthümliche Meubeln, zu denen ein weitläuſiges Bette gehörte, mit ſeinen Vorhängen von verblichenem Damaſt, waren kunſtlos an die nackten Wände hingeſtellt, und verkündeten, im Einklage mit den klaffenden Thüren und den halb erblindeten Fenſtern, daß dieſe interimiſtiſche Wohnung nur in Eile hergeſtellt war, und daß man kein ſorgſames Frauenauge in der Anordnung derſelben zu Rathe gezogen hatte. In der That war es die Reſidenz eines alten, mürriſchen, wilden, mit Gott und den Menſchen zerfallenen Mannes.

Dieſer derzeitige Bewohner des Edelhofes lag in der frühen Morgenſtunde auf dem Bette, deſſen Drapperien aufgewunden waren, um dem Strahl der Sonne Eingang zu geſtatten. Die Züge des Schlummernden, wenigſtens konnte man dies annehmen, da er mit geſchloſſenen Augen da lag, waren ernſt und ſtill; in ihrer ſcharf ausgeprägten Bildung drückte ſich keine Miene jenes kleinen vergänglichen Leids aus, daß man auf dem Antlitz Erkrankter zu ſehen pflegt, aber über das Ganze dieſer Formen war eine ſo kalte Erſtarrung hingelagert, daß ſie ungleich heftiger auf den Beſchauer wirkte, als es das peinigendſte in den Muskeln zuckende Leid zu thun im Stande geweſen wäre. Man ſah, daß dieſem ſo kalt und ſtumm daliegenden Weſen die Hoffnung der Welt nicht mehr nahte, daß alle die ſüßlächelnden Engel des Menſchenlebens, die durch die wechſelnden Scenen der Freude und des Leids den Pilger der Erde begleiten, von dem Lager dieſes müden Mannes auf immer gewichen waren. Wie die Augen ſich geſchloſſen hatten, ſo waren es auch die Zugänge dieſer Seele, die nur noch ein martervolles, nach Innen arbeitendes, und die edlen Organe der Lebensthätigkeit vernichtendes, Daſein zu führen ſchien. Nur von Zeit zu Zeit ein langer, das Gewölbe der Bruſt hebender Seufzer, gleich dem Arbeiten eines Gefangenen, der die Decke ſeines Kerkers zu ſprengen ſucht, bekundete, daß in dieſer Hülle noch das Herz pulſirte. Dies war das Aeußere des Mannes, dem wir einſt in der wildeſten Leidenſchaftlichkeit in dem eiſernen Trotze ſeiner „guten Tage“ begegnet ſind.

Die Thüre des Vorgemachs öffnete ſich leiſe, und der Baron Franz trat herein, mit ſich einen Mann führend, deſſen Kleidung und Aeußeres einen Notaren anzeigte. Der Baron näherte ſich dem Bette, beugte ſich über den darin Liegenden und winkte dann ſeinem Begleiter, zurückzubleiben, indem er leiſe ſagte:

„Er ſchlummert. Wir dürfen ihn nicht ſtören.“ —

Die beiden Männer entfernten ſich wieder. Kaum waren ſie fort, als der General die Augen öffnete, und in einem tiefen Seufzer ausholte. Er ſtreckte die Hand nach der Klingelſchnur aus, doch ohne ſie zu erfaſſen, ließ er den Arm wieder kraftlos auf die Polſter ſinken.

Nochmals öffnete ſich die Thür, und diesmal erſchien ein ungewöhnlicher Gaſt. Es war die lange, knochendürre Geſtalt eines alten Weibes, deſſelben, der Diane im Walde begegnet war. Sie trug den Anzug einer Bäuerin, doch hier und da mit einem phantaſtiſchen Zierrath vermehrt. So war ihr völlig ergrautes Haar nicht unter der in dieſer Gegend üblichen Haube verborgen, ſondern ein vielfarbiges, wollenes Tuch umhüllte ihre Schläfe, und beſchattete Züge, die von dem Alter alle ſeine Schrecken, aber auch ſeine volle Größe und ſtarre Erhabenheit geborgt hatten. Die Augen dieſer Sybille lagen tief und warfen unheimliche Strahlen, ihr zahnloſer Mund öffnete ſich nur wenig, und ließ die Worte geklemmt hinaus, wie ein träger, mißwilliger Gefangenwärter den armen Gefangenen, die er ins Freie führen ſoll, nur eben ſo weit die Kerkerthür öffnet, als es gerade nöthig iſt, um mühſam hindurch zu ſchlüpfen. Von dem welken

Arm war das Gewand hinaufgeſtreift, und die kleine, magere Fauſt umſpann wie eine Vogelkralle den Knollen des einfachen, derben Eichenſtabs. Ein Camiſol von bunter Leinewand und ein ſehr faltiger Rock von ſchwarzem Tuch, ziemlich hoch aufgeſchürzt, darunter ſehr zierliche blaue Strümpfe mit rother Stickerei und die ungewöhnlich kleinen Füße in Schuhe mit blinkenden Zinnſchnallen geſteckt, waren die Hauptſtücke des Anzugs. Dies war die Geſellſchafterin, die der kranke, übellaunige Mann ſich ausgeſucht hatte. Wir werden aus dem folgenden Geſpräch ſehen, welche Anknüpfungspunkte zu gegenſeitiger Offenheit und Vertrauen beide hatten.

„Biſt Du es, Deborah?“

„Ich bin's.“

„Der Tag will nicht enden. Ich bin müde des Lichts.“

„Der Tag hat eben erſt begonnen.“

Der General bat, daß ſie ihm behülflich ſein möchte, ihn in ſitzende Stellung aufzurichten. Sie thats, und als ſie die Polſter zurechtgerückt hatte, ſetzte ſie ſich wieder auf den Stuhl am Bette.

„Deborah,“ hub der General an, indem er die Alte ſcharf anblickte, „erinnere Dich, daß Du einſt eben ſo an meinem Lager ſaßeſt! — Ich war ein zehnjähriger Knabe, und lag im Fieber. Iſt Dir dies gegenwärtig?“

Die Alte nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Du warſt ein junges Weib,“ fuhr der Herr zur Dienerin gewendet fort, indem ein Lächeln um ſeine Lippen zuckte, „Ja, ich weiß, daß Du ſchön warſt. Dein Haar war blond, Alte, und hatte jenes ſchöne blond, das man mit nichts vergleichen kann. Die Dichter ſagen goldfarbig — aber Gold hat einen ganz anderen Glanz; zudem wäre es lächerlich, goldenes Haar haben zu wollen. Du hatteſt ſchönes blondes Haar.“

„Ja, ein ſolches hatte ich,“ ſagte die Alte.

„Was war die Urſache meines Fiebers, Deborah?“

„Du weißt es,“ entgegnete die Gefragte, und warf einen zürnenden Blick auf ihren Nachbarn. „Was fragſt Du mich? Könnte ichs vergeſſen, ich wäre glücklich.“

„Nein, ich aber will es nicht vergeſſen,“ fuhr der General fort, indem er ſich höher aufrichtete. „Ich hatte das Meſſer nach meinem Vater geworfen.“

„Oh — oh!“ ſeufzte die Alte, und wiegte den Kopf, wie Einer, der bitteren Erinnerungen nachſinnt. Der Sprecher fügte hinzu:

„Er hatte mich geſchlagen, bis aufs Blut geſchlagen, er hätte mich ermordet, wenn ich mich nicht zur Wehre geſetzt. Die Nacht darauf lag ich im Fieber, und kämpfte zwei Wochen hindurch mit dem Tode. Wäre ich doch geſtorben! Aber der Herr verſchmähte mein Leben, ich ſollte den Mord, den ich am Vater nicht verübte, am eigenen Sohn verüben. Ich ſollte der Mörder meines Kindes werden!“

Die Alte hob ihre Hand und ſtieß einen ziſchenden Laut aus, wie man Kindern zuruft, daß ſie nicht zu laut ſprechen. „Was ſagſt Du da?“ rief ſie. „Stille, wenn es Jemand hörte.“

„Es wäre Zeit, daß ich der Welt Furcht von mir ablegte," entgegnete der Gewarnte. „Wäre ich nur ſtark genug geweſen damals es zu thun, als es gefordert wurde! aber wer der Welt dient, muß es erfahren, wie feſt ſie ihren Sklaven hält. Ich hätte jenem Weibe, wie ſie mir in der Stunde des Gerichts meine That vorhielt, ich hätte ihr „Ja" und „Amen" antworten ſollen! Ich hätte bekennen ſollen, was ich verübte. Die Strafe hätte ich leiden ſollen, die ich verwirkt hatte! — Aber ach! Ich konnte es nicht! Ich beugte mein Haupt und legte mein Herz unter die Schwere meiner Sünden. Seitdem bin ich wie verbannt und flüchtig. Es leidet mich nicht mehr im Hauſe meiner Väter; ich fliehe den Heerd, den ich beſchimpfte. Meine Kraft iſt gebrochen, meine Tage ſind gezählt! Mein Leben und meine Ehre ſind dahin!"

Deborah ſah ſtreng vor ſich hin; in ihren Zügen lag nicht die leiſeſte Spur von Mitleid und zärtlicher Schonung.

„Du allein weißt um meine Schande," ſagte der General, „Du allein!"

„Ich habe ſie hier begraben," rief die Greiſin, und zeigte auf den Knochenbau der Bruſt. Sie ſchlug daran, und es tönte wie in einem Grabgewölbe.

„Du weißt um jede Schuld meines langen Lebens. Von dem erſten Verbrechen des Knaben an, bis zu dieſer elenden, jammervollen, feigen Schmach! Die Welt, die Meinigen kennen mich ohne Makel, ihnen bin ich der ſtolze, wilde, ungebeugte Mann, Du allein, Alte, haſt mich gebeugt, klein, jammernd geſehen. Als ich die Leiche meines Sohnes verließ, kam ich zu Dir in Deine Hütte, und klagte Dir, was geſchehen. Erinnerſt Du Dich der Nacht?“

Deborah neigte das Haupt, der General fuhr fort.

„Du ſagteſt nichts weiter, als „das Wort Deines Vaters iſt nun erfüllt.“ Ach, Deborah, dieſer Vater, laß es mich Dir ſagen, war grauſam. Ein Theil meiner Uebelthaten laſtet auf ihm. Er wußte, welch ungezähmtes Blut in meinen Adern kochte, wie mich der Jähzorn zu allem fähig machte, und er that nichts, um meine Natur zu veredeln. Er ſetzte Trotz dem Trotze entgegen, er nährte meinen Stolz, meinen Zorn durch Spott. Nie leuchtete Liebe in ſeinen Augen, nie kam ein ſanftes Wort über ſeine Lippen; aber wohl kaltes, höhnendes Lächeln, ein Lächeln, das mich wahnſinnig vor Erbitterung machte. So wuchs ich auf, vom Peiniger immer bewacht, ihn verwünſchend; als er ſtarb, und ich frei wurde, übte ich denſelben wilden Zwang gegen meine Umgebung aus, den ich ſelbſt hatte erleiden müſſen. Ich war reich, unabhängig, das Haupt einer zahlreichen, angeſehenen Familie, nichts ſtand meinem Willen entgegen, ich übte ihn in vollſter Unbeſchränktheit aus.“

„Gott hat dieſen Willen gebrochen!“ rief Deborah.

„Er thats!“

Die Alte fuhr fort mit erhobener Stimme: „Er faßte Dich da, wo Du am empfindlichſten warſt, an der Ehre der Welt! Du glaubteſt Dein Haus auf Diamanten-Säulen gegründet, auf ewig von ſeiner Stätte den Verrath und die Niedrigkeit entfernt, und ſiehe, er zwang Dich, daß Du mit eigener Hand die Schmach hineinführteſt.

So züchtigt der Herr die Stolzen! Die Laſter des Geſchlechts ſind deſſen Untergang! Durch ſeine eigene Thorheit ſinkt ein Stamm! Nicht die äußere Feinde ſind's, die Euch bedrohen, Eure eigene Herzensverhärtung iſt's, die Euch ſtürzt.“

Dieſe Worte, die die Bäuerin ausſprach, waren weit über die Enge ihres Standes und die Dürftigkeit ihrer Erſcheinung erhaben. Allein Deborah ſtand jenem unheilbaren Kranken, dem ſie ſich eben mittheilte, näher als ein gewöhnlicher Vertrauter zu ſtehen pflegt, ſie war ihm geiſtig verwandter als alle die glänzenden und hochgebildeten Perſonen ſeiner Umgebung. Deborah, die fünfundachtzigjährige Greiſin, hatte es mit jenem Stolz, der den freien und kühnen Seelen aus dem Volke eigen iſt, verſchmäht, ein Gnadengehalt von ihrem einſtigen Pflegling, ihrem nachmaligen reichen Gönner, zu beziehen, und hierdurch hatte ſie ihre ſtrenge Selbſtſtändigkeit behauptet. Sie war im heimathlichen Dache geblieben, ſie hatte geheirathet, Mann, Kinder und Kindeskinder ſterben ſehen, und ſtand nun einſam da, dem Grabe verfallen, aber auf den Stufen deſſelben noch immer den Geſchicken des Mannes zugewendet, für deſſen belaſtete Seele ſie die einzige Mitwiſſerin und Tröſterin war. Die Kraft dieſes Bewußtſeins war der Lebensathem dieſer morſchen Bruſt. Als der General das Schloß ſeiner Väter verließ, begab er ſich nach dieſer entfernten Beſitzung in die Nähe der Greiſin, und dieſe erfuhr kaum ſeine Ankunft, als ſchon der hohle Klang ihres Stabes auf dem Vorſaal ertönte und ſie denjenigen zu begrüßen kam, der zu ihr, gleichſam wie zu einem Heiligenbilde, gewallfahrt war. Beim Anblick der Alten bezähmte die wilden Pulsſchläge eine ſanfte Erinnerung. Die Gefühle, die Gebete der Kindheit, ſo fremd einem weltlichen, ſturmbewegten Herzen, hier in der Nähe dieſes Dorfes, unter dem Gemurmel, den Seufzern, den ſtrengen und harten Blicken Deborah's keimten ſie empor. Hier lispelten die Weiden des Baches Frieden und Erbarmen, hier löſchte der Abendwind, über die Wieſe hinziehend, die trockne Glut eines ehrgeizigen Herzens, hier plätſcherte auf den Wellen des dunklen Baches, mit dem Goldflitter der Mondlichter, die Erinnerung an Mutterblick und Mutterliebe. Im alten Ahnenſchloſſe gab es keine Vergebung, hier gab es eine. Der General fühlte das und ſein heimlicher, ſehnlichſter Wunſch war — hier zu ſterben.

Nach einer langen Pauſe hub Deborah wieder an: „Ich habe Deine Kleine geſehen. Geſtern, ſpät Abends, begegnete ſie mir im Walde.“

Die Züge des Kranken erheiterten ſich, als er den willkommenen Namen eines theuren Kindes hörte. „Du ſah'ſt ſie?“ rief er. „Nun, wie fandeſt Du ſie?“

„Wie die Lilie des Feldes, die Gott kleidet.“

„Doch auch ich werde ſie kleiden,“ fügte der General hinzu. „Iſt irgend etwas Köſtliches in den Kammern und Schränken meiner alten Schlöſſer, um ihre junge Schulter will ich's hängen.“

„Kleide ſie in Dein Erbarmen, wirf ihr den Mantel Deiner Liebe um,“ rief Deborah.

„Ich raubte ihr das Erbe,“ fuhr der Alte fort, „ich gab, was ihr gebührte, der Fremden;

doch dem Himmel ſei Dank, ich beſitze noch genug, um dieſe arme Kleine zu beſchenken, um ihr Glück zu gründen.“ Er hielt inne und ſah ſich um: „Der Notar kam, als ich ihn nicht ſprechen mochte; jetzt rufe ihn, Alte.“

Der Neffe und der Notar traten herein. Der letztere brachte eine Schrift und legte ſie auf das Tiſchchen vor dem Bette. Der General las ſie aufmerkſam und neigte billigend das Haupt; dann reichte er das Papier dem Baron und forderte ihn auf, den Inhalt deſſelben laut vorzuleſen. Franz las:

> „Kraft dieſes in voller Rechtsgültigkeit beſtehenden, mit meiner Namensunterſchrift nebſt Beibringung meines Familienwappens verſehenen Dokuments, nehme ich die Jungfer Katharina Sempel zu meiner Adoptivtochter an, und benannter Jungfrau Katharina Sempel iſt ſomit der Titel einer Gräfin von Windeck-Wardeck beizulegen. Ferner hinterlaſſe ich ihr in baarem Gelde, ſo wie in liegenden Gründen, auf denen, wie gerichtlich bezeugt, keinerlei Schuldforderung laſtet, folgendes Gut, worüber

ich, als mein wohlerworbenes Eigenthum, zu disponiren völlig Willen und Vollmacht habe.“ —

Hier folgte nun die detaillirte Angabe eines Ritterguts nebſt Schenkung eines beträchtlichen, auf landesüblichen Zinſen ausſtehenden Kapitals, welches der Gräfin für ſich, wie für ihre Erben, zum unangreifbaren Eigenthum für immer angewieſen wurde.

Das Dokument war in der ſtrengſten Form von den Gerichten beglaubigt, es fehlte nichts, als die Unterſchrift des Generals, und dieſer ergriff eben die Feder, um mit einem raſchen Zug ſeinen Namen hinzuzuſetzen, als Franz, leiſe ſeine Hand berührend, ihn in franzöſiſcher Sprache um eine kurze Unterredung bat. Der General ſah ſeinen Neffen mit jenem halb zornigen, halb erſtaunten Blick an, womit er jedes unerwartete Zeichen von einer ihm entgegen tretenden fremden Meinung zu begrüßen pflegte. Aber Franzens Blick war feſt und ſicher. Der General winkte und Deborah und der Notar verließen das Zimmer.

„Was iſt Ihnen gefällig, Herr Baron?“ fragte der General, als ſie ſich beide allein ſahen.

„O mein theurer Onkel,“ ſagte Franz mit Wärme, indem er halb kniend auf das Lager ſich beugte, des Generals Hand ergriff mit jener ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, die ihm ſo wohl kleidete, „nicht jetzt die Kälte und den Stolz, mit denen ſie mich ſo oft gekränkt haben, nicht jetzt, theurer Onkel. Ich habe gefehlt, ich habe jugendlich geirrt, mein Leichtſinn war ſtrafbar, allein ich habe auch gebüßt. Meine Jugend war bis jetzt thatenlos und einſam. Ich habe mich verbannt ſehen müſſen von dem Kern der Familie, von dem Beſten und Edelſten unſers Geſchlechts vermieden. Ich hab's ertragen, ſchwer unter dieſem Banne leidend, habe ich doch mit Muth ihn geduldet; doch die Bitterkeit dieſer Stunde könnte ich nicht ertragen. Sie thun einen unerwarteten, großen, wichtigen Schritt — und Franz — Franz ſoll nichts von den Motiven dieſer That erfahren. O, das dulde ich nicht. Ich fordere Sie auf, im Namen des Heiligſten, was unſer Herz bewegt, ich rufe Sie an im Namen der Ehre unſerer Familie, deren glänzendſter Stern Sie ſind, was bewegt Sie, ein fremdes, unbekanntes Mädchen zu Ihrer Tochter zu erheben? Ich faſſe das nicht."

„Bin ich nicht Herr meines Willens? Brauche ich irgend Jemand Rechenſchaft zu geben?" fragte der General.

„Gewiß! O mein Gott!" rief Franz ſanft aber leidenſchaftlich. „So iſt's ja nicht gemeint! Sagt Ihnen nicht Ihr Herz, daß das meinige blutet, daß es zu brechen droht unter der Wucht dieſes Geheimniſſes? Was war es mit jenem Abend, wo ich Sie mit Ihrer Enkeltochter allein laſſen mußte, mit Diane?"

„Erinnere mich nicht daran, Knabe!" ſchrie der General wild auf.

„Und doch, ich habe den Muth, Sie daran zu erinnern. Meine ganze Exiſtenz hängt an Beantwortung dieſer Frage. Ich liebte jenes ſtolze Mädchen."

„Fluch ihr!"

„So weiß ich genug!" ſagte Franz erſchüttert.

„Was weißt Du?“

Franz faßte beide Hände des Greiſes und rief: „Dieſes Mädchen, dieſe Katharina — ſie iſt Ihre wahre und ächte Enkeltochter!“

Der General blickte lange forſchend in's Antlitz ſeines Neffen. Es war, als wollte er in deſſen Seele leſen, ob ſie ſtark genug ſei, eine ſchwere Laſt zu tragen, aber er zuckte zuſammen, wandte ſich weg und ſagte leiſe: „Du irrſt. Was mich an das arme Kind, das ich ſo hoch erhob, bindet, iſt Wohlwollen, Freude an Unſchuld und Jugend. Auch kannte ich ihren Vater.“

Ueber Franzens Züge glitt ein bittres Lächeln. „Dann hab ich nichts mehr zu ſagen,“ bemerkte er kaum hörbar. „Ich werde die draußen Wartenden wieder einlaſſen.“

Der General ſah ihn freundlich an, reichte ihm die Hand und ſagte: „Du biſt ein guter Junge; ich habe Dich verkannt — aber — der Kammerherrn-Schlüſſel! Ich kann das Ding nicht vergeſſen — ſo iſt denn immer etwas zwiſchen uns!“ —

Franz wollte gehen, der Graf hielt ihn an der Hand feſt. „Aber um Dir zu zeigen, daß ich Vertrauen zu Dir habe, will ich Dir den Plan mittheilen, den ich mit dem Mädchen habe. Ich will ſie verheirathen; es thut mir leid, daß Du den Grafentitel und Namen nicht führſt, ſonſt ſollteſt Du ſie haben. Da dies nicht geht,“ —

„Freilich,“ ſeufzte der Neffe, „geht nie etwas, was mir Glück bringt.“

„So habe ich,“ fuhr der Großoheim fort, „ein junges Blut entdeckt, einen etwas wilden Sprößling unſeres Stammes, den ich, auf meiner Reiſe hierher, in Waldesdunkel unter Pächtern und Bauern auffand und hierher beſchied. Es iſt ein kräftiger Bube und hat mir ganz wohl gefallen. Schon lange wußte ich von ſeiner Exiſtenz, allein da er mir zu nichts nutzen konnte, ſo ließ ich ihn, wo er war. Jetzt aber kann ich ihn brauchen. Sein beſtaubtes Wappen laß ich aufputzen; da er arm iſt, wie eine Kirchenmaus, ſo wird er mir dankbar ſein, wenn ich ihm ein hübſches Stück Brod und eine hübſche Frau gebe.“

Franz machte eine diplomatiſche Miene, die in einem nachdenklichen Lächeln und in einer leiſen Neigung des Kopfes beſtand. Er fühlte ſich durchaus nicht geneigt, nachdem ſein eigner Angriff auf das Vertrauen des Oheims geſcheitert war, auf das Intereſſe von ihm völlig unbekannten Leuten einzugehen.

„Nun, wie findeſt Du meinen Plan?“

„O, vortrefflich!“

„Nicht wahr?“ rief der Gelobte, zufrieden vor ſich hin lächelnd. „Ich habe da den alten Namen und das Kind — und das Kind und den alten Namen. In der That, ich glaubte, daß das ſehr gut zuſammen geht! Es freut mich, daß Du es eben ſo findeſt.“

Franz ſah ſchmerzvoll und gepeinigt zur Erde. Er ging raſch zur Thür, öffnete ſie und der Notar, Deborah, und mit dieſen noch zwei Gäſte, traten ein; es waren die beiden jungen Grafen.

Der General ſah befremdet auf: „Kommt man hier ſo unangemeldet herein?“ fragte er, zu Franz gewendet. Die beiden Ankömmlinge blieben verblüfft ſtehen. „Ich bitte Sie, meine Herren," fuhr der Graf fort, „ſich in's Vorzimmer zu bemühen und nicht eher mir die Ehre ihrer Anweſenheit zu ſchenken, als bis ich darum bitten werde."

Bonifaz wandte ſich, bleich im Geſicht und mit einer nervöſen, zitternden Bewegung wieder der Thüre zu. Joſeph folgte ihm.

Dreizehntes Kapitel.

Der Großvater und die Enkelin.

Die Urkunde lag unterzeichnet, der General war ſchwach und in Schmerzen ſtöhnend in die Polſter zurückgeſunken. Deborah und Franz ſaßen an ſeinem Lager, ſtatt des Notars ſtand der Arzt da und fühlte an dem Puls des Kranken. Tiefe Stille herrſchte. Es war Abend geworden und die Schatten lagerten ſich in dem ſchmuckloſen, öden Gemache, es noch düſterer und einſamer machend.

Der Kranke erhob ſich, ſein Blick ſuchte den Neffen, und als dieſer ſich raſch erhob, flüſterte ihm der General zu: „Bringe ſie; es könnte ſonſt zu ſpät werden.“

Franz entfernte ſich; der Arzt verließ ebenfalls das Zimmer. „Deborah!“ rief der Kranke, „erzähle mir noch von dem lieben Kinde. Ich höre ſo gerne von ihr. Es iſt, als wenn Anaſthaſius, mein Erſtgeborner, durch ſie zu mir ſpräche!“

„Und glaubteſt Du dies nicht auch, als Du die Fremde in Deine Arme ſchloſſeſt?“

„Ich glaubte es, aber mein Auge war geblendet; jetzt, dem Grabe ſo nahe, ſieht es mit größerer Klarheit. Wenn ich auch die Zeugniſſe nicht hätte über ihre Aechtheit, dieſe unzweifelhaften Zeugniſſe, ich würde dem Kinde doch glauben. Ach, die Arme, wie wird ihr zu Muthe ſein, wenn ſie ſich in dieſer Gegend umblickt? Hier war der Schauplatz der Frevelthat. Ihre gewiſſenloſe Mutter hatte die Abſicht, ſie um ihre Habe und ihren Namen zu bringen. Sie ſollte als die Tochter eines Bauern aufwachſen. Jener betrügeriſche Arzt, der den Todtenſchein ausgeſtellt, ſo wie die Wärterin, ſind nicht mehr; ſie haben ſich der irdiſchen Gerechtigkeit entzogen. Hier im Dorfe lebte das arme Kind faſt drei Jahre, und hier wurde ſie von meiner Schweſter gefunden. Du warſt gerade in jener Zeit mit Deinem Manne in der Fremde, Deborah.“

„Als ich heimkehrte,“ ſagte die Alte, „hörte ich nichts von dem Vorfall ſprechen.“

„Dies Geheimniß war die Frucht der Klugheit meiner Schweſter,“ entgegnete der General. ‚Sie wollte, daß nichts von dem Frevel verlauten ſollte, und ſie that Recht daran. In der Stille ſorgte ſie für die Gerechtſame des Kindes und konnte nicht ahnden, daß ich ſelbſt dereinſt ſein ärgſter Räuber ſein würde. Sagte ſie nicht, daß ſie die Gegend erkenne?“

„Sie fragte nach dem Namen des Dorfes, doch ſchien er ihr, als ich ihn nannte, fremd.“

„Als meine Schweſter ſie hier fand, war die arme Kleine durch Nachwirkung der Krankheit ſchwach und gleichſam geiſtig gelähmt. Horch! höre ich nicht Schritte im Vorzimmer? Sie iſt's. Ich werde ſie umarmen, ich werde auf ihre friſche, ſüße, jugendliche Wange den väterlichen Segenskuß drücken. Es iſt doch ſchön, Deborah, daß mir ſo lange noch das Leben gefriſtet wird, um zu thun, was heilige und zugleich ſüße Pflicht mir iſt."

Diane trat herein, ſie näherte ſich ſchüchtern dem Lager, aber als ſie den freudig ihr zuwinkenden Blick des alten bekannten Mannes ſah, flog ſie heran und ruhte in ſeinen Armen. Es war ein ſtummer Moment, aber er ſchloß eine Wiedervergeltung für ein ganzes getrübtes Leben ein. „So habe ich Dich endlich!" ſeufzte er, und ſeine Lippen drückten einen langen, ſüßen Kuß auf die ſchöne Stirn der Enkelin. Er faßte ſie unter's Kinn, er hob ihren Kopf in die Höhe und ſah in den Himmel dieſer reinen unſchuldsvollen Augen, und zum erſtenmal traten Thränen in die ſeinigen. Er dachte nicht daran, daß er durch dieſe Begrüßung dem aufmerkſam ſpähenden Franz ſein Geheimniß verrieth, jede weltliche

Rückſicht war verſchwunden, er war in dieſem ſeligen Augenblick nur Vater; er hielt geheime, ſüße Zwieſprache mit ſeinem Blute, er grüßte wieder ſeine erſten Vaterfreuden, damals, als ihm der Neugeborne gebracht wurde, hier küßte er das geliebte Kind ſeines Kindes. Der Schatten des Verewigten war mit in dieſem Bunde.

Der Arzt erinnerte, daß die Aufregung höchſt ſchädlich werden dürfte. „Laßt mich," rief der Kranke, „laßt mich! Ich habe zehn lange Jahre nach einem Moment, wie dieſer, geſchmachtet. Laßt mich! Möge dieſe Freude die letzte meines Lebens ſein."

Der Todesengel vernahm dieſe Worte und er neigte ſein düſter beſchattetes Haupt bejahend.

Franz hatte Diane vorbereitet; er hatte ihr auf Befehl des Großoheims verkündet, daß der Graf in ihr die Tochter eines ſehr theuren und bewährten Freundes gefunden habe, daß er an der Tochter gut machen wolle, was er dem Vater ſchuldete, und daß er hiermit ſie zu ſeiner eigenen Tochter annehme. Diane hatte es mit großem Befremden angehört, ſie wußte ſich dieſes unerwartete Glück nicht zu deuten; doch war in den letzten Tagen ſo viel des Ungewöhnlichen auf ſie eingeſtürmt, daß ſie auch dieſes hinnahm, wie alles andere, als eine Schickung des Himmels. Weinhold's und Laubenheimer's Glückwünſche nahm ſie mit kindlicher Unbefangenheit auf. „Hab ich Dir nicht geſagt?“ rief der Erſtere, „ich verſprach, Dich zu Deinem Beſchützer, zu Deinem Vater zu führen? Jetzt haſt Du ihn gefunden. Du biſt für immer geborgen! Du biſt reich, glücklich, geliebt. Deine Prüfungen haben ein Ende.“

Diane ſchüttelte das Haupt. Sie ſah zu Boden und antwortete nicht.

Einige Tage hindurch wachte jetzt Diane am Lager ihres neuen Vaters. Er wurde nicht müde, in den Pauſen, wo ſeine Schmerzen es zuließen, mit ihr zu plaudern, ſie auszufragen, ſich ihre Schickſale erzählen zu laſſen, und jeden kleinen Umſtand derſelben zu erwägen. Es war ein Zauber eigner Art, den dieſes Mädchen auf den Greis ausübte. Er vergaß ſein Mißtrauen, ſeinen Spott, ſeine Strenge, ſeinen Trotz. Was die berechnete Klugheit Judith's nicht hatte erringen können, errang die Unſchuld dieſes Kindes. Deborah ſaß dabei und richtete ihre Blicke bald auf ihren ergrauten Pflegling, bald auf das Mädchen in ſeinen Armen. „Nur recht nahe, recht nahe!“ ſagte er oft, wenn Diane, aus Rückſicht für den Kranken, ſich von dem Lager etwas entfernte.

Unſere Heldin konnte von ihrer Vergangenheit nicht erzählen, ohne einer Geſtalt Erwähnung zu thun, die auf dem Theater ihrer Geſchicke eine Hauptrolle übernommen hatte. Aber ſo wie ſie Derburg's Namen nennen wollte, ſtockte ſie und eine helle Röthe überflog ihr Geſicht. Sie nannte ihn einmal ihren Retter, ein andersmal einfach einen Offizier, dann konnte man ihn mit dem Kandidaten verwechſeln, und zuletzt wurde der Offizier, der Kandidat, der Retter, alle zuſammen eine miſteriöſe Perſon, aus der nicht klug zu werden war. Der General mühte ſich nicht, in dieſen Theil der „Denkwürdigkeiten“ ſeiner Enkelin mehr Licht zu bringen, denn ſein Plan ſtand feſt, das Departement der Liebesangelegenheiten ſelbſt zu leiten.

Eines Tages, als Diane ſich am Bette einfand, fehlte Deborah, und ſtatt der Greiſin ſaß Joſeph im Lehnſeſſel. Er ſtand ehrerbietig auf, als das Mädchen eintrat, und machte ihr eine ungeſchickte, linkiſche, tiefe Verbeugung. Der General lehnte ſich zurück, und that ſo, als wenn er ſchlummerte, er blinzelte jedoch auf das Paar, und verlor kein Wort von dem, was ſie ſprachen.

„Ich bin Ihnen heute ſchon einmal begegnet?“ hub er an.

„Im Ausgang des Gartens, ja.“

Eine lange Pauſe.

„Es iſt etwas warm.“

„Sehr warm.“

Eine noch längere Pauſe.

„Ich glaube, der Oheim ſchläft.“ —

„Ich glaube es faſt auch“

Eine Pauſe, die gar kein Ende nahm.

Joſeph ſprang plötzlich auf: „Ach, ſehen Sie einmal!“ rief er, „da hat ſich ein Specht an das Fenſter geſetzt. Es iſt kein Wunder;

das alte, morſche Holz und das ſo lang unbewohnte Haus: Ich muß doch von außen heranſchleichen, um den Burſchen mir näher zu betrachten. Schade, daß ich nicht meinen Doppellauf bei mir habe!"

Er war mit wenigen Sätzen aus der Stube hinaus. Der General erwachte aus ſeinem fingirten Schlafe, und ſah mit einem aufmerkſamen Blicke Dianen an.

„Wie gefällt Dir der junge Menſch, der eben das Zimmer verließ?"

„Es ſcheint ein artiger Mann."

„Und ein ehrlicher Junge, ohne Falſch und Arg. Er ſoll Dein Mann werden."

Diane erſchrak heftig, aber ſie erwiderte nichts. In ihrem Herzen löſchten auf einmal wieder alle bunte Flämmchen des Glücks aus, und es wurde darin tiefe Finſterniß. Alſo darum alle die Freundlichkeit, dieſe Liebe, dieſe Ehre! Ihr erſter Gedanke war: zu fliehen! Sie wollte fort, ihr ahndete nichts Gutes; ihre natürliche Schüchternheit war in vollem Maaße wieder erwacht, kein Lächeln, kein vertrautes Wort glitt mehr über ihre Lippen. Sie ſaß ſtumm und furchtſam da. Auf dieſe Weiſe verging der Tag. Am andern Morgen ſaß wieder Joſeph da, und ſie ſaß ihm gegenüber, und wieder machte der General, als wenn er ſchliefe. Aber diesmal ſprachen beide kein Wort. Joſeph nahm wohl einen Anlauf, aber die Rede erſtarb ihm auf den Lippen, wenn er Dianens ſtilles und ſtummes Antlitz ſah. Diesmal war auch kein Specht da, um ihn aus dem Zimmer zu locken. Es war ein betrübendes, äußerſt drückendes tête-a-tête. Der General mußte wohl erwachen, wenn er nicht wirklich einſchlafen wollte. Was war zu thun? Deborah, die Dianens Erzählung mit angehört, hatte mit mehr Spürſinn für die kleinen Geheimniſſe dieſes Herzens den eigentlichen Inhalt herausgehört, und ſie theilte ſie jetzt dem Generalen mit. Als Diane am nächſten Morgen wieder erſchien, fand ſie Joſeph nicht mehr. Der General ergriff ihren Arm, zog ſie zu ſich auf das Polſter, und ſagte mit einem etwas rauhen Tone:

„Ich ſcherze nicht, Mädchen, ich will, daß

Du den Mann heiratheſt, den ich Dir ausgeſucht.“

Diane blickte in die düſtern Augen, ſie fühlte das Zittern der Hand, die ihren Arm hielt, ſie wußte um den Zuſtand des Kranken, und daß der Tod ihm nicht ferne ſei. Ein Gefühl, das aus Muth und Zärtlichkeit, Ehrfurcht und eigner Seelenſtärke gemiſcht war, gebot ihr in dieſem Augenblick kühn die Wahrheit zu geſtehen.

„Mein Vater!“ ſagte ſie, „ich kann nicht dieſes Mannes Frau werden; ein Anderer hat mein Wort, und ich werde es ihm halten.“

Der General ſtieß den Arm, den er gefaßt, zurück. „So biſt Du nicht mein Kind, und ich nehme, was ich Dir gab, zurück.“

„Es ſei darum!“ rief Diane. „Ich werde arm und verlaſſen, wie ich kam, wieder in die Welt zurückfliehn.“ Sie verließ das Zimmer. Der Kranke that nichts, um ſie zu halten.

In den Gaſtzimmern des Nebenhauſes, wo Diane und ihre Begleiter noch immer wohnten, fanden ſich der Baron Franz und der Graf Bonifaz zuſammen. Sie ſaßen bei einer Partbie Schach. In einiger Entfernung wartete der Bediente des Grafen. Franz machte eben durch einige entſcheidende Züge ſeinen Vetter matt, als dieſer die Gegenwart des Dieners bemerkend, auf Franzöſiſch zu ſeinem Nachbar ſagte: „Wie ſonderbar! mich fünf Tage hier in dieſen elenden Verbleib ſchmachten zu laſſen, ohne zu erklären, ob und wann er mich empfangen will.“

„Es geht ſchlimm!“ bemerkte Franz. „Ich fürchte, daß der Alte nicht mehr ins Haus ſeiner Väter zurückkehrt.“

„Mag er dahin zurückkehren, oder nicht,“ entgegnete Bonifaz. „Ich will wiſſen, woran ich bin. Will er mich ſehen, oder will er mich nicht ſehen?“

„Ich fürchte das Letztere.“

„Sei’s dann! ſo reiſe ich wieder fort. Ich habe meinen guten Willen gezeigt, meine Schweſter zu umarmen. Ich finde ſie nicht hier. Ferner hab' ich meinen guten Willen gezeigt, meinen theuren Großvater mit den Tröſtungen der Religion, ſo weit es in meinen ſchwachen Kräften ſtand, zu unterſtützen. Er hat ſie nicht angenommen. Sie ſind Zeuge, lieber Vetter, daß ich noch geſtern einen Anlauf nahm; ich wollte mit dem Prediger zuſammen in ſein Zimmer dringen, obgleich ich die Anſichten dieſes Geiſtliche nicht theile, aber wir wurden beide zurückgewieſen. O, dieſer alte Heide! ich ſage Ihnen, theurer Vetter, ich habe Gründe zu vermuthen, daß mehr als eine Greuelthat auf ſeinem Herzen drückt.“

„In jedem Fall,“ erwiderte Franz trocken, „wäre es nicht ihre Sache, ſolche aufzudecken.“

„Und weshalb nicht?“ Ich werde ſie aufdecken, und dann darüber weinen.“

Franz ſah ſeinen Vetter an, und ſchüttelte den Kopf.

Bonifaz fuhr fort: „Sie glauben nicht, theurer François, welch eine Seligkeit darin liegt, ſich als ſündigen Menſchen zu fühlen, ſich großer Verbrechen anzuklagen. Welch eine Zerknirſchung kommt dann über uns! Ich ſchwelge in der Süße dieſes Gedankens ſchon, ich möchte alles hinwerfen, was die Menſchen Ehre, Schönheit, Ruhm und Glanz nennen, um nur recht niedrig, recht verachtet und geächtet in nackter Blöße dazuſtehen; leider will mir das immer nicht gelingen. Ich werde gezwungen, reich und ſcheinbar geachtet zu leben."

In dieſem Augenblick trat Joſeph ins Zimmer und warf ſich unmuthig in einen Seſſel. „Ich wollt, ich wäre wieder in meinen Wäldern," rief der Jüngling.

Bonifaz richtete mit großer Aufmerkſamkeit ſeine Blicke auf den Ankömmling. „Dieſer Wunſch iſt ſehr natürlich," ſagte er, „in der Einſamkeit des Waldes hört die ſchwache Creatur Gottes Stimme."

„Ja, die höre ich," rief Joſeph lebhaft. „Wenn es ſo in den alten Fichten rauſcht, wenn der Waldbach plätſchert, und durch das Steingerölle lärmt, wenn der Pfingſtvogel, der Specht und die Droſſel ihre einſamen Rufe erſchallen laſſen, die tief in dem Gewölbe der Waldnacht wiedertönen, da geht mir das Herz auf, und ich denke meiner guten „Alten,“ die da ſchlummern und der ſchönen Gebete, die ſie mich gelehrt.“

„Das „Wort des Troſtes,“ das ich ihm in die Taſche ſteckte, hat gewirkt,“ murmelte Bonifaz.

„Ich wollt, ich wäre fort!“ klagte Joſeph weiter. „Der Alte will, ich ſoll das Mädchen heirathen. Ich und ſie haben beide keine Luſt. Beſinne Dich auf das hübſche, runde Kind, das wir in der Schenke fanden? Beſinne Dich, Bonifaz.“

„**Aber es war** eine Bäuerin,“ rief der Gefragte.

„**Ach, Bäuerin** hin, Bäuerin her,“ ſchrie Joſeph, indem er wild in die Luft ſchlug. „Wenn es nun gerade das iſt, das für mich paßt.“

Die beiden Vettern wandten ſich in höchſter Indignation ab. „Man muß ihm ſeinen Namen nehmen,“ ſagte Franz leiſe, indem er mit den Schachfiguren ſpielte.

Der ſo hart Getadelte ſtellte ſich an's Fenſter, und trommelte, ein Jägerlied pfeifend, an den Scheiben. Bonifaz beſtellte, daß ſein Wagen bereit gehalten werde.

„Da kommt ein junger Offizier herangeſprengt!“ rief Joſeph. „Ein hübſches Pferd, Wahrlich!“

„Ein Fremder in unſerer Einſamkeit?“ rief Franz, der über ſeine beiden Vettern völlig verſtimmt worden war. „Der Arme hat ſich verirrt; man muß ihn zurecht weiſen. Sein Pferd iſt mit Schaum bedeckt, er muß wie toll gejagt haben.“

„Ich kenne ihn!“ rief Bonifaz, ebenfalls an's Fenſter tretend. „Es iſt der Lieutenant Graf Derburg; einer jener lärmenden Taugenichtſe der Reſidenz.“

Vierzehntes Capitel.

Der Kandidat thut eine Gewiſſensfrage, und erhält darauf eine genügende Antwort.

„Derburg!“ ſtöhnte der General vor ſich hin — „Derburg! Der Name iſt mir bekannt. Ein **Derburg** war unter den Helden des Vaterlandes, die in der Citadelle von Weſel den Opfertod fanden. Er diente unter dem Schill'ſchen Freikorps, er war mein Kamerad; ein Feldbette vereinigte uns beide, und ich wünſchte, ein Grab hätte es auch gethan. Der ſechzehnte September 1809 war ſein Todestag. Ich ſah die eilf tapfern Preußen abführen, ich ſah ſie dahin geben ihren ſtillen Gang. Alle Fenſter waren geſchloſſen, die Straßen wie ausgeſtorben, Niemand wagte den eilf Jünglingen auf ihrem Todesweg nachzuſehen. Jetzt tiefe Stille — dann Schüſſe, — und — ſie waren nicht mehr. Ein gemeinſames Grab nahm ſie auf. O, mein Derburg! Du gingſt in blühender Jugend Deinen Weg, ein grüner, friſcher Hügel, auf dem das Vaterland trauert, deckt Deine Aſche — ich — ende ein unnützes und jammervolles Leben auf einſamen Schmerzenslager! O hätteſt Du mich mitgenommen! Ich habe eine Zeit ſehen ſollen, die das höhnt, was ich hoch achte, die das begräbt, was ewiges Leben in meinem Herzen hat! Mißverſtanden und mißverſtehend geh' ich trüb und gedrückt von dannen. Dir war das beſſere Loos gefallen!"

Dieſe Betrachtungen waren die unmittelbaren Folgen der Enthüllung von Dianens Liebesſchickſalen, die der General durch den Kandidaten ausführlich ſich hatte mittheilen laſſen. Er war anfangs nicht wenig erzürnt über dieſe Kreuzung ſeiner Pläne, er ließ dies den Kandidaten empfinden, den er beſchuldigte, dieſes Bündniß begünſtigt zu haben, eine Anklage, die der arme Weinheld mit großer Feſtigkeit und Ruhe von ſich ablehnte. Es war jetzt die Stunde gekommen, wo er für ſeinen Schützling ſprechen durfte, und keine weltliche Rückſicht vermochte ſeine Lippen zu ſchließen. Mit dem ganzen Feuer, deſſen ſeine Seele fähig war, und dieſe gedemüthigte und gebeugte Seele konnte glühend ſchwärmen, trug er die Geſchichte dieſer Liebe vor. Er unterließ nichts, um Dianens Heldenmuth, ihr Entweichen, ihr Entſagen zu ſchildern, und es gelang ihm, den General zu überzeugen, daß nicht Gewalt und Strenge ein treues Herz von dem Gegenſtande ſeiner Wahl würde abwenden können. Nie ſprach ein Freund treuer und eifriger für den Freund, als es hier geſchah. Der General erwidert nichts, allein er verlangte allein gelaſſen zu werden, und in dieſer Stunde der Einſamkeit bedachte er das Schickſal ſeines Kindes. „Willſt Du wieder Deinen Willen durchſezzen,“ ſagte er zu ſelbſt. „Soll wiederum nur geſchehen, was Dir wohlgethan dünkt? Willſt Du Dein letztes einziges Kind tödten, um ſagen zu können, in meinem langen Leben iſt nie geſchehen, was ich nicht wollte? Gieb es endlich auf, hartes, unbeugſames Herz, den Herrn zu ſpielen. Deine letzte Kraft wende an, um ein armes Weſen, das Du bitter gekränkt, über Dich triumphiren zu laſſen!“

Während dieſes Selbſtgeſprächs eines Sterbenden, ging der Kandidat in trüben Gedanken den Wieſenpfad hinab. Den Eindruck, den ſeine muthige Rede auf den alten Grafen hervorgebracht, die Hoffnung, die ſich jetzt anſchloß, Dianens Glück zu begründen, wurde von dem quälenden Gedanken an Derburg in Feſſeln geſchlagen. Weinhold war ein Dichter, er hatte viel und oft, zwar nicht ſelbſt, geliebt, aber wohl die Symptome der Liebe beſungen und geſchildert. Obgleich er Dianen durch den möglichen Bruch der Treue erſchreckt hatte, ſo war er doch ſelbſt nichts weniger, als zweifelnd an die Ehrenhaftigkeit des jungen Offiziers. Dieſem Glauben entſprach jedoch Derburgs langes Zögern nicht. Seiner Anſicht nach mußte der Liebende alle angewandte Vorſicht, den Aufenthalt des Mädchens zu verheimlichen, vereiteln; allerdings geſchah dies auch von Derburgs Seite, allein der Kandidat kannte die Schwierigkeiten nicht, die es dem unglücklichen Verlaſſenen koſtete, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden. Derburg, nachdem er von der Dichterin nichts hatte erfahren können, war auf langen beſchwerlichen Umwegen erſt mit dem Aufenthaltsorte Dianens bekannt geworden, und die nächſte Stunde darauf ſah ihn ſchon auf der Landſtraße. In der Nähe des Edelhofs hatte er den Wagen zurückgelaſſen, weil er hoffen konnte, ſchneller zu Pferde anzulangen. Dianen in ihrer Wohnung nicht findend, machte er ſich auf den Weg, ſie in der Nähe zu ſuchen, da man ihm geſagt, daß ſie einen Spaziergang dem Wäldchen zu unternommen habe. An der Grenze dieſes Wäldchens trafen nun der Kandidat und der Lieutenant zuſammen. Weinhold, deſſen Gedanken ſich eben mit dem Jüngling beſchäftigten, ſtieß einen Schrei des freudigen Erſtaunens aus, als er ihn plötzlich aus den Gebüſchen hervortreten ſah, und Derburg ſeinerſeits vergaß den Groll, den er auf den Entführer hatte, und umarmte Weinhold. In einem Augenblick, wie dieſer, wird keine Zeit auf Nebendinge verwandt, Sejan fragte ſtürmiſch nach Dianen, und der Kandidat that ihm mit wenigen Worten Beſcheid, ohne ihm jedoch von dem Verhältniß, welches dieſe an den General knüpfte, Kunde zu geben. Wenigen Worte konnten hier entſcheiden; und der Kandidat war feſt entſchloſſen, als Dianens Beſchützer für ſie zu handeln. Nicht der General, nicht Derburg ſollten ſie erhalten, wenn beide ihrer nicht würdig waren.

„Sie ſagen, Herr Graf," hub er an, indem beide den Hügelpfad des Wäldchens emporſtiegen, „daß Sie das Mädchen zu Ihrer Gemahlin erheben wollen. Ohne Zweifel wurden Sie alsdann mit ihrer Herkunft bekannt?"

„Nein," erwiderte Derburg feſt. „Doch wenn ich ihr meinen Namen gebe, ſo wird ſie hoffentlich ſicher in der Welt ſtehen."

„Sie vernahmen hier und da Gerüchte?"

„Allerdings, man nannte ſie mir als den wiederaufgefundenen Sprößling eines reichen angeſehenen Geſchlechts; allein dieſes Gerücht zeigte ſich ſpäter als völlig unbegründet."

„Und Sie hegen ſelbſt keine Vermuthung, wo dieſes Kind herſtamme?“

„Nein.“

„Sie wollen alſo zum Stande Ihrer Gemahlin ein Mädchen erheben, deſſen Herkunft dunkel iſt, ein Mädchen, das als Pflegetochter einer Gaſtwirthin aufwuchs, ein Mädchen, das für Lohn Dienſte verrichtete, ein Mädchen endlich, das eines Verbrechens angeklagt, eine ſchimpfliche Gefangenſchaft erduldete?“

„Ich will es!“ ſagte Derburg feſt.

„Und was ſagt Ihre Familie dazu?“

„Ich handle ſelbſtſtändig.“

Der Kandidat ſah mit einem leuchtenden Blick gen Himmel. „Geben Sie mir Ihr Wort, Ihr Wort als Edelmann und Chriſt! Hier im Angeſichte dieſes reinen Abendhimmels, laſſen Sie uns zuſammentreten vor Gottes Antlitz.“

Derburg reichte ſeine Rechte hin, Weinhold umſchloß ſie mit ſeinen beiden Händen. Ein leiſes Gebet entglitt ſeinen Lippen, indem er fortwährend in die lichte Höh' ſchaute. „Jetzt kommen Sie!“ rief er, und beide eilten den Waldweg entlang. Sie erreichten das Dorf, und ſtanden bald vor dem Hauſe der alten Bäuerin. Weinhold wußte, daß Diane hier weilte, ſie hatte mit Deborah das Haus aufgeſucht, um von der Greiſin ſich manches in ihren Erinnerungen erklären und deuten zu laſſen. Eben trat ſie aus der dunklen Kammer hervor, als wie ein Engel des Himmels, hell vom Abendlicht umſtrahlt der Geliebte vor ihr ſtand. —

Die erſten Tage des Wiederſehens waren nur der Liebe geweiht, und kein anderes Intereſſe, wäre es auch das in den Augen der Welt wichtigſte geweſen, durfte an die Herzen rühren, die in die Tiefe ihres eigenen Bewußtſeins tauchend, nur in einander und miteinander leben wollten. Diane führte ihren Freund in die einſame Gegend hinaus, in ihr geliebtes Dörſchen, ſie zeigte ihm alle die tauſend „lieben Plätzchen“ ihrer Kindertage, ſie wurde nicht müde, ihre erwachende Erinnerungen mit dem Geliebten durchzukoſten, ſie eilten, wie zwei glückliche Kinder, durch die abendlichen Fluren hin, ſie pflückten Blumen, ſie flochten Kränze, ſie ſaßen im Waldſchatten zuſammen, und unter den flüſternden rauſchenden Zweigen tauſchten ſie ſelige Blicke und Küſſe. O, hat die Erde etwas Süßeres als ſolch ein Leben! Weinhold ließ ſie gewähren; erſt als das ſchleunigſt zunehmende Uebel des alten Grafen eine Störung durchaus nöthig machte, trat er mit ſeinen Nachrichten hervor. Derburg hörte faſt mit Unwillen, daß man ſein Mädchen zur Gräfin gemacht, er hatte ſich dies ſelbſt vorbehalten, es wunderte ihn auch nicht, als er erfuhr, daß Diane ihr Glück ausgeſchlagen, da als Bedingung deſſelben eine Trennung von ihm feſtgeſtellt worden. Er wußte, daß ſie nicht anders handeln konnte.

„Gebieteſt Du, daß ichs annehme, was der freundliche alte Mann mir bietet?“ fragte ſie, und Sejan antwortete: „Thu', was Du willſt, mein Mädchen. Nimm es, oder nimm es nicht. Mein bleibſt Du doch nun einmal.“

Der Todesengel war erſchienen; am Sterbebette ſtanden die Wenigen, die dem Scheiden

den treu geblieben waren, neben denen, die er ſich, auf der Schwelle des Grabes ſtehend, erworben. Diane und Derburg, ſo wie Weinhold und Joſeph, gehörten zu den letzteren; Deborah, Laubenheimer und Franz zu den erſteren. Des Generals Blick weilte mit ruhigem Forſchen auf den Zügen des jungen, ritterlichen Helden; er fand in ihnen eine lebhafte, rührende Aehnlichkeit mit Derburgs Oheim, ſeinem Jugendfreunde, dem Erſchoſſenen. Seine ſchwache Rechte vereinigte die Hände der Liebenden, die an ſeinem Lager knieten. Franz war, bleich wie der Tod, auf die Polſter niedergeſunken, und preßte ſeine Stirn und die thränenfeuchten Augen an die Hand des Sterbenden. So hatten die letzten Tage dieſe beiden zuſammengeführt, die das Leben in Mißverſtändniß und Feindſeligkeit auseinander gehalten hatte. Erſt im Scheiden fühlten ſie, was Einer an dem Andern verlor. Ein Wink des Generals wurde von Franz ſchnell ſo gedeutet, wie er ſollte; er näherte ſich Diane und ſchloß ſie mit Leidenſchaft in ſeine Arme. So ſtand die Blühende, Schöne, der Sproſſe eines edlen Stammes, zwiſchen den beiden jugendlichen, kräftigen Männern, eine zarte Pflanze von ſtarken Stützen gehalten, eine edle ſchöne Blume, nach langem Sturme verpflanzt in den ihr zukommenden Boden, umhegt vom ſicheren Gitter. Auf dieſem Bilde weilte der Sterbende, als ſeine Augen ſich ſchloſſen.

Wenige Tage hierauf ſah man einen jungen Mann mit flüchtigen Schritten, faſt fliehend, dem Walde zueilen. Es war Joſeph. „Ich bin froh, daß man mich nicht weiter nöthig gehabt hat!“ rief er. „Ich gehe jetzt in meinen Wald zurück.

Funfzehntes Capitel.

Welches die Dichterin und ihren Freund in großer Bedrängniß zeigt.

Wir wenden uns jetzt zu denjenigen Perſonen unſers Romans, die wir in Berlin zurückgelaſſen haben, und die mehr oder weniger bei der Flucht unſerer Heldin betheiligt ſind. Es ward ſchon bemerkt, daß der Advokat die Anweſenheit Simeons in Berlin mit einiger Beſorgniß empfand. Obgleich er ſich ſicher geſtellt hatte, wie ſich Jemand nur ſicher ſtellen kann, der im Bewußtſeins ſeines Unrechts alle Mittel anwendet, die die Rechtswiſſenſchaft zum Schutze der Unſchuld zu bieten pflegt, ſo war ihm Simeons rohe Natur doch zu wohl bekannt, um daß er nicht von ihr Angriffe hätte fürchten ſollen, die allen ſeinen künſtlichen Verſchanzungen ſpotteten. Er begriff die Frechheit dieſes Unruhſtifters nicht, die es wagte, ihn gleichſam zum Kampfe heraus zu fordern. Daß er um den Verrath ſeiner früheren Genoſſin wußte, und ebenſo daß zur Ausführung deſſelben der Advokat behülflich geweſen, ſchien dem letzteren unzweifelhaft; dem zufolge war ein Racheausfall natürlich, und Herr Lobmeyer war nicht der Mann, um einem verwegenen Vagabunden Rede zu ſtehen, wenn es dieſem eingefallen wäre, eines ſchönen Morgens ſeinem Feinde aufs Zimmer zu rücken. Gerathen war es alſo in jedem Fall, die Gefangennehmung des Verbrechers zu bewirken, doch durfte dies nicht ohne Behutſamkeit geſchehen. Simeon in die Anklage der Geldverfälſchung bringen, hieße ſein Zeugniß über Dinge herausfordern, die zu verhüllen Herr Lobmeyer ſelbſt den meiſten Grund hatte. Uebrigens war der Prozeß der Gaſtwirthin ſchon im Publikum von übler Wirkung geweſen. Man hatte die Wittwe frei laſſen müſſen mit der Erklärung, „daß man ihr nichts beweiſen könne.“ Dieſer Spruch ruft immer mehr oder weniger die Erbitterung der Menge hervor, und bewirkt, daß der unter dieſen Umſtänden Freigeſprochene wie ein Märtyrer einer fehlerhaften Juſtizpflege erſcheint, und bei ſeinen unverdienten Leiden das Mitgefühl und die Bewunderung des Volks für ſich gewinnt. Frau Sempel wurde zwar nicht, wie ſie es prophezeiht hatte, auf den Schultern des Volks herausgetragen, allein ſie verließ das Gefängniß ſehr anſtändig, begleitet von Gruppen ihrer Angehörigen und Freunde, die ſich ſehr zahlreich verſammelt hatten, und zu denen ſich die Obſtverkäuferinnen und Trödler des Molkenmarktes des Schauplatzes dieſer Begebenheit, geſellten, und man hörte, als der Zug in eine Seitenſtraße einlenkte, ein ſehr deutliches Triumphgeſchrei ertönen. Auf der Erhöhung einer Treppenſtufe hielten zwei kleine Eſſenkehrer, in ihren geſchwärzten Lumpen gehüllt, gleich zwei Rittern in ſchartiger Rüſtung, ein Turnier, zu Ehren der Freigelaſſenen, indem ſie zu großer Ergötzung der Menge mit ihren Beſen gegen einander losfuhren. Der ganze Markt befand ſich lange noch, nachdem die Wittwe und ihre Freunde ſchon verſchwunden waren, in einer anhaltenden großen Bewegung, und in einer ungewöhnlichen Aufgeregtheit. Man wußte ſich tauſend „ſchöne Züge“ von der Wittwe zu erzählen, man lobte ihre ſplendiden Einkäufe, bei denen ſie nicht auf Heller und Pfennig zu dingen gewohnt war, man ſprach von dem Gaſthauſe vor dem halliſchen Thore mit gebührender Achtung, und daſſelbe Haus, das, als deſſen Eigenthümerin im Unglück war, von ihren beſten Freunden eine elende Kneipe, eine Spelunke für Geldfälſcher genannt worden war, konnte jetzt, nach den Beſchreibungen, für einen Pallaſt gelten. So krönt die Menge immer den Erfolg, und läſtert das Genie, das verunglückte. Der Advokat kümmerte ſich weiter nicht um dieſe Ereigniſſe, die Ehrenrettung oder Kränkung der Gaſtwirthin war ihm völlig gleichgültig, er hatte ſie nur als Anhängſel betrachtet, und da Dianens Schickſal, wie er durch die Andeutungen des Miniſters erfuhr, eine Wendung nahm, die ihn aller weitern Verpflichtung, dieſes beſchwerliche und ſtörende Mädchen zu entfernen, überhob, ſo war die Sache für ihn abgethan. Es war leicht, die Aufmerkſamkeit des Publikums für die wieder auftauchenden Geldfälſcher auf eine andere Spur zu lenken. Simeon mußte gänzlich aus dem Spiele bleiben, aber um ihn zu verhaften, bedurfte es auch deſſen nicht. Die Beraubung der Frau von Traubenſtein, und mehrere neuen Frevel dieſer Art, die der Abentheurer ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, gaben hinreichend Grund, ihn der Freiheit zu berauben. Der Advokat konnte ſich nicht verſagen, zufolge ſeiner Vorliebe für dergleichen Scenen, nachdem er die gehörigen Beweiſe in Händen hatte, das Einfangen ſeines Opfers ſelbſt zu vollziehen und ſich dabei für den Schreck zu rächen, den ihm Simeon durch ſeine Flucht einſt verurſachte. Er erſchien alſo eines Tages mit den Häſchern, die er ſich verſtecken hieß, bei ſeiner Verwandten und fand ſie eben in Geſellſchaft ihres poetiſchen Freundes. Simeon oder Gamaliel, wie er ſich hier nannte, war auf nichts weniger gefaßt, als das Geſicht ſeines erbitterten Feindes, eines Feindes, dem er bereits ſeinerſeits Rache geſchworen hatte, hier in dem friedlichen Muſentempel des alten Fräuleins erſcheinen zu ſehen. Er that, was beſſere Leute oft thun, wenn ihnen alte, aber unbequeme Freunde begegnen, als kenne er den Eintretenden nicht, und während die Dichterin mit einem gezwungenen Lächeln ihren Vetter begrüßte, blickte er verſtohlen nach ſeinem Hut, der leider in einiger Entfernung auf dem Sopha lag.

„Sehr erfreut, Dich zu ſehen, liebe Couſine,“ hub der Advokat an, indem er mit halb zugekniffenen Augen blinzelnd die Manoever ſeines

Feindes beobachtete. „Ich ſtöre doch nicht?“ Ohne die Antwort abzuwarten, warf ſich Herr Lobmeyer mit aller Gemächlichkeit in den Lehnſtuhl und vergnügte ſich einſtweilen, mit einer Stricknadel einen ſchönen Kanarienvogel, der ihm zur Seite hing, in ſeinem Käſicht zu necken. Herr Lobmeyer mußte immer ein Geſchöpf um ſich haben, das durch ihn litt.

„Du biſt mir willkommen,“ ſagte das kleine Fräulein, nicht ohne einige Anſtrengung, denn ſie brachte eine Lüge vor. „Erlaube mir, daß ich Dir in dieſem jungen Manne einen vortrefflichen Dichter vorſtelle, Herrn Zauper.“

Herr Lobmeyer erhob ſich und grüßte ſehr ehrerbietig Herrn Zauper, der ſein Kinn in ſeinem Halstuch begrub und über das Buch hinweg einige unverſtändliche Worte murmelte.

„Ich weiß, daß Du Poeten nicht liebſt,“ fuhr das Fräulein fort, „aber mit dieſem Herrn wirſt Du gewiß eine Ausnahme machen.“

„Ich kenne ſchon einiges von den Werken dieſes Herrn,“ ſagte der Advokat mit einer grinſenden Freundlichkeit. „Und ich bewundre ſie.“

„Allzugütig!“ flüſterte Gamaliel.

„So mußt Du wiſſen,“ fuhr Annette Zobel fort, „daß die moraliſchen Epiſteln unſeres Freundes die trefflichſten Produktionen ſind, die wir in dieſer Gattung haben.

„In der That, moraliſche Epiſteln!“ rief Herr Lobmeyer.

„Ich bin jetzt daran,“ bemerkte das Fräulein, „ein Taſchenbuch mit Herrn Gamaliel zuſammen herauszugeben; es ſoll nur ernſte, religiöſe Geſänge enthalten, zum Troſt und zur Erquickung der armen Seelen, die in unſerer immer kälter und dunkler werdenden Welt hülflos umherirren.“

Gamaliel richtete die Augen gen Himmel, klappte dann ſchnell das Buch zu und, indem er flüchtig der Dichterin die Hand drückte, wollte er entſchlüpfen, als der Advokat ihm am Arm faßte und ſehr lebhaft ſagte: „Bitte, Herr Zauper, bleiben Sie doch noch. Wann erſcheint Ihr Almanach? Ich möchte ihn gerne kaufen; ich leſe ſo gerne moraliſche Abhandlungen und beſonders bin ich auf ſolche neugierig, welche aus ihrer Feder fließen.“

„Bleiben Sie,“ rief die Dichterin, „Sein Sie nicht zu beſcheiden, mein Freund.“

Simeon warf einen drohenden Blick auf den Advokaten, der dieſen jedoch nicht aus der Faſſung brachte. „Ich bitte Sie! o, ich liebe ſo ſehr die Dichter! Leſen Sie uns gütigſt etwas vor, Herr Zauper. Es iſt eine gemüthliche Freude. Wir ſitzen hier ſo fröhlich beiſammen, wir haben uns alle ſo lieb, wie der Dichter ſagt. Bitte, leſen Sie.“ „Das iſt hübſch von Dir, Vetter,“ ſagte die Dichterin. Simeon ſetzte ſich gezwungen hin und wollte eben beginnen, als ein Geräuſch im Vorzimmer hörbar wurde.

„Was giebt's da?“ rief das Fräulein.

„Wenn Du mir erlaubſt, liebe Couſine,“ ſagte der Advokat, „ſo habe ich zwei Freunde mitgebracht, ebenfalls große Bewunderer der Dichtkunſt, und ſehr geignet, den Werth moraliſcher Betrachtungen zu ſchätzen. Dürfen ſie eintreten?“

„Du ſowohl, wie Deine Freunde, ſind mir

willkommen," entgegnete Annete, und dieſes war die zweite Lüge; ſie kämpfte hierbei noch mit ihrem Gewiſſen, als ſie durch das plötzliche Aufſpringen ihrer zwei Geſellſchafter erſchreckt wurde. Ihr Vetter und der Fremde ſtanden ſich auf einmal drohend gegenüber, und an der Thür aufgeſtellt zeigten ſich zwei Geſtalten, die hier noch nicht geſehen worden und deren Annäherung jene Veränderung der Scene bewirkt hatte.

„Nichtswürdiger!" brüllte Simeon plötzlich, „Sie wagen es, feindliche Abſichten gegen mich an den Tag zu legen? Gegen mich, der ich Sie mit einem Worte vernichten kann?"

„Verſuchen Sie es!" entgegnete der Advokat. „Fürs Erſte ſind Sie der Gerechtigkeit verfallen und ich übergebe Sie hiermit den Häſchern. Fort, entfernen Sie ſich! Wagen ſie es nicht, die Ruhe dieſes Hauſes und die Sicherheit dieſer achtbaren Dame weiter zu ſtören.

„Feiler Schurke," ſchrie Simeon. „Erkaufter Ehrenſchänder! Verfolger der Unſchuld und ſchändlicher Rechtsverdreher! Du wagſt es, ſo mit mir zu ſprechen! Zittre!"

„Thut Eure Pflicht!“ gebot Herr Lobmeyer kalt den Häſchern. Sie ergriffen ihn, doch er wandte ſeine ganze Stärke an, ſich ihnen zu entwinden. Von dem Tumult des Kampfes geſcheucht, floh die kleine, kranke, bleiche Dichterin, wie ein geſcheuchtes Wild, in der Stube umher und rettete ſich endlich hinter einen Ofenſchirm. Die Vögel, an Stille und Ruhe gewöhnt, geriethen außer ſich über dieſen unerhörten Lärm und flogen kreiſchend in ihren Käſichen umher; Blumentöpfe ſtürzten nieder und die Draperien des Fenſters, in deſſen Vertiefung ſich der Verfolgte verſchanzte, hingen wie eine zerriſſene Siegesfahne herab. Herr Lobmeyer ſtand da und lächelte. Er war ſo vergnügt, als hätte er das intereſſanteſte Schauſpiel vor Augen. Endlich ergab ſich Simeon, er forderte einen Wagen und in dieſem wurde er abgeführt.

„Mein Himmel!“ ſchrie der Advokat ſehr ängſtlich, „unſer Poet hat ſeine moraliſchen Gedichte vergeſſen, eilt, eilt! ihm ſeine Werke nachzubringen!“ Damit lief er ſelbſt auf die Treppe und gab das Büchelchen einem der Häſcher.

Die arme Annette Zobel kam mehr todt als lebendig hinter dem Schirm hervor. Als ſie die Blicke erhob, ſtand ihr Vetter vor ihr. „Durchſuche Deine Kiſten und Schränke,“ ſagte er ſpottend, „Dein Freund wird nicht vergeblich ſich in Dein Vertrauen geſchlichen haben. Ihr Dichter ſeit völlig rathlos, wenn man Euch nicht zu Hülfe kommt. Um Dich zu retten, kam ich her.“

Das Fräulein ſah ihren Vetter mit einem Blicke des Dankes an. Sie vermochte nichts zu ſagen. Der Schreck hatte noch immer ihre Zunge gelähmt; endlich murmelte ſie: „Dieſer gefühlvolle ſeelenreine, edle Dichter!“

„Iſt ein gemeiner Dieb,“ höhnte der Advokat. „Aber ſo geht's, dieſe läppiſchen Zierbengel, dieſe Verſemacher gewinnen alle Welt, während Männer von rauhem Verdienſt geſcholten und verkannt werden.“

„Vergieb mir,“ ſagte Annette Zobel.

„Wer machte mir Vorwürfe in Rückſicht jenes Kindes?“ fuhr der Advokat fort, indem er ſeine Couſine, die auf dem Sopha lag, fixirte, wer hielt mir Strafpredigten? und nun bin ich's doch, der das Mädchen befreit, ihr einen Beſchützer verſchafft hat. Ja ich bin es, der ihr Glück gegründet hat."

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll," rief die Dichterin kleinlaut. „Oft denke ich, Gott hat die Welt in die Hände der Schlechten gegeben! Wenn ich Dir Unrecht gethan, ſo bitte ich's Dir ab, Barnabas."

„Sieh in Deinen Kiſten und Schränken nach," gebot er.

Sie ſtand auf und brachte ein Käſtchen hervor, in dem ſich einige kleine Schmuckſachen befanden, zum Theil Erbſtücke, es fehlten ein Kreuz und eine Kette. Annette Zobel deckte ſchnell eine ihrer kleinen magern Hände über die leere Stätte, damit der Falkenblick ihres Vetters ſie nicht ſehen ſollte, und ſagte dann ſchnell und eine freudige Miene erzwingend: „Nein, nein, es fehlt nichts! Mir hat er nichts geſtohlen! Er kann doch noch ehrlich und treu ſein." Dies war die dritte Lüge des kleinen Fräuleins.

Der Advokat verließ ſeine Verwandte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß er ihr einen lebhaften und nicht leicht zu verwindenden Schreck beigebracht. „Dies war für ihre impertinente Predigt,“ ſagte er, „die ſie einſt mir zu halten wagte. Wollte der Himmel, ich könnte immer mit Wucher dergleichen Ungebühr bezahlen.“

Herr Lobmeyer verfügte ſich, nachdem er das Haus Annetten's verlaſſen, in die Dachwohnung, wo ſein Vater die Krankenpflege übernommen hatte. Er blieb auf dem untern Treppenabſatz ſtehen, denn er fürchtete, wenn er höher ſteige, von der Atmosphäre, die in jenen Regionen herrſchte, das Uebel des Kranken mitgetheilt zu erhalten. Er ſchickte hinauf und erhielt die Antwort, daß der Alte nicht mehr dort ſei, daß er ſeit einigen Tagen ſich entfernt habe, man wußte nicht wohin.

Der Sohn hörte dieſe Nachricht mit einigem Befremden. Er hoffte, oder er fürchtete vielmehr, den Alten bei ſich zu Hauſe zu finden, allein auch hier war er nicht. Als Herr Lobmeyer den Abend dieſes ſelben Tages über die große Brücke ging, richtete ſich ſein Blick zufällig auf das dunkele Waſſer, und es war ihm im zweifelhaften Lichte der Laternen, als läge ein heller Gegenſtand auf den Wellen und bewegte ſich auf die Brücke zu. Dieſer bleiche Gegenſtand erhielt, wenn man ſchärfer hinſah, eine flüchtige Aehnlichkeit mit einem Menſchenſchädel, an dem etwas graues Haar haftete; ja es war, als könne man, wenn der Kopf etwas höher auftauchte, die geſchloſſenen Augen und den weitaufklaffenden Mund der Leiche unterſcheiden. Das Phantom trieb den Fluß hinab und verſchwand unter der Brücke. Herr Lobmeyer fühlte zum erſtenmal ein leiſes Fröſteln ſeinen Rücken überſchleichen. Er eilte raſch die Brücke hinab.

Sechzehntes Capitel.

Zwei Hochzeiten.

Es war ſchon ſpät im Herbſte, der Thiergarten prangte in dem ſchönſten farbigen Schmuck ſeiner Bäume und Geſträuche, die große Sonntagspromenade wälzte ihre Wogen durch die breiten Gänge, und luſtiger Hörnerſchall, nebſt den feinen Paſſagen der Klarinette und den hüpfenden Tönen der Flöte, aus den öffentlichen Gärten dringend, leitete den Strom in eine Menge kleine Nebenarme ab. Während deſſen rollten unaufhörlich die gefüllten Wagen, die die Vergnügungsluſtigen der ärmern Klaſſe nach Charlottenburg, dem Schloßgarten und noch weiter hinab führten. Einer dieſer Omnibus, ungewöhnlich befrachtet mit jungfräulichen Geſtalten in weißen Gewändern und halb erſtickt hinter großen Blumenſträußen, kam ſchon von der Luſtfahrt zurück und lenkte ab, nach dem Halleſchen Thore zu. Dieſe geputzten Mädchen waren ſämmtlich Hochzeitsgäſte. Einige von ihnen waren ſchon verblüht, etwas mitgenommen von den ewigen rauſchenden Genüſſen des Coloſſeums und der Stadtbälle, die größere Zahl aber gehörte zu den friſchen Landſchönen, die nur ſelten die Stadt ſehen, und wenn ſie einmal erſcheinen dürfen, ein neues Kleid und eine unverbrauchte Laune mitbringen. Dieſer mit ſiebzehn Mädchen befrachtete Wagen ſchwankte einen ſchmalen Seitenweg dahin, unter fortwährendem Geſchrei und Gelächter der Drinſitzenden, die auf ihren Plätzen hin und her geworfen wurden. Es glich der ſtark bevölkerte, gelblackirte, koloſſale Omnibus einem großen Taubenkaſten, der auf den Wochenmarkt gefahren wird und in deſſen Enge ſich ein tumultariſcher Krieg der geflügelten Bewohner erhebt, der mit Schnabel und Krallen ausgefochten wird. Die Blumenſträuße der Mädchen ſtellten hier die Flügel vor, und oft, wenn der Lärm die höchſte Spitze erreicht hatte, ſah man einen ſolchen Strauß von Feuerlilien und Stockroſen weit über die Köpfe der Zwiſchenſitzenden einer entfernten Feindin ins Geſicht fliegen, und von dieſer mit einer ähnlichen Bombe beantwortet werden. Um Friede zu ſtiften, wandte ſich der mürriſche, alte Wagenlenker um, und eine ſchelmiſche Miene erzwingend, drohte er mit der Peitſche in den revolutionären Wagen hinein.

Dieſer Omnibus hielt vor der Thür des Gaſthauſes vor dem Halleſchen Thore; es ſtanden ſchon zwei ähnliche Schiffe der Berliner Sandwüſte da, die ihren Inhalt bereits ins Haus ausgeleert hatten. Das Ausſteigen der Nymphen zu ſehen, füllte ſich der ganze Vorplatz des Gärtchens mit den derben, jovialen Geſtalten ehrlicher Handwerker, ebenfalls Hochzeitsgäſte. Die Stadtſchönen glitten mit Gewandtheit herab, während die Nymphen der ländlichen Fluren hier und da ein Knie ſehen ließen, welches mit einem übermäßigen Gelächter begrüßt wurde. Roth wie die Stockroſen, die ſie trugen, ſchlüpften dieſe armen Verhöhnten in das Haus.

Wie ſtattlich ſtellte ſich jetzt dieſes Haus dar! Wie in dem bekannten Mährchen die ſchlafenden Schönen zum Leben erwachen, ſo hatte dies kleine Häuschen aus Dunkel und Nacht jetzt plötzlich die hellen klaren Augen aufgeſchlagen und guckte recht munter in den friſchen Herbſttag hinein. Die grünen Fenſterladen ſpiegelten im Glanz der Abendſonne, das blaue Gitter umſchloß eine ganze bunte Familie von Aſtern, und eine Menge Blumentöpfe, die erſt dieſen Morgen eingeſenkt worden, bekundeten die zärtlichſte Sorgfalt für das Gedeihen und ſtattliche Ausſehen dieſes kleinen Gärtchens. Und der Schwan! Nun der vollends ſchien die ganze Fülle ſeiner ölgemalten Schönheit entfaltet zu haben, und nie ſah man wohl irgend ein Thier, befiedert oder unbefiedert, in einem See voll Seifenſchaum ſo majeſtätiſch Furchen ziehn, als es hier der Dichtervogel that, unermüdlich in ſeinem Hochmuth und ſeinem Trotz, den ſchwarzen Schnabel in die Lüfte ſtreckend, und der Himmel weiß, welchen ſtolzen Grübeleien ſich rückſichtslos überlaſſend.

Frau Sempel feierte ihre Vermählung mit Herrn Pädus. Ein denkwürdiger und nicht zu überſehender Tag. Gleich nach Befreiung der Wittwe hatte der Bierbrauer ſeinen Antrag gemacht, und da ſie dies für ein Zeichen ſehr zarter Rückſicht und eines nicht zu verkennenden Strebens anſah, die völlige Ehrenrettung ihres gefährdeten Rufes zu bewirken, ſo hatte ſie ihm ſogleich die Zuſage gegeben. Der Gaſthof zum Schwan ging jetzt ſammt ſeiner Beſitzerin auf den Familiennamen Pädus über. Leute, die ſich mit Combinationen künftiger Geſchicke abgeben, knüpften an dieſen Vorfall beſondere Deutungen, die auf das Steigen der Firma des Gaſthauſes zum weißen Schwan ſich bezogen; andere meinten, daß der Schwan verſchwinden und die Wittwe in die Stadt ziehen werde, um ſich dem Gewerbe ihres Mannes anzuſchließen; das Brautpaar ſelbſt hatte keiner dieſer beiden ſcharfſinnigen Deutungen den Vorrang gegeben, ſondern beobachtete in Rückſicht ſeiner künftigen Pläne ein tiefes Schweigen. Die Ankunft der ſiebzehn Landſchönen machte den Ball vollſtändig und er begann ſofort. Die große Gaſtſtube war ihrer Bänke und Stühle entledigt und zum Tanzboden umgeſchaffen worden. Dicke Guirlanden grüner Kränze ſchmückten die Wände. Die Wirthin eröffnete den Ball mit einem kleinen Schneidermeiſter, dem reichſten und angeſehenſten ihrer Nachbarn, der einſt ſogar nicht übel Luſt gehabt hatte, ſie zu freien. Jetzt ſah man ihn in den Armen dieſes verlornen Schatzes in einem rauſchenden Wirbel ſich drehen. Frau Sempel, in einem zitronengelben Seidenkleide, hatte ihre beiden dicken

Arme um den dürren Nacken ihres einſtigen Verehrers geſchloſſen, wahrſcheinlich um dieſe kleine koſtbare Geſtalt im Wirbel des Tanzes nicht zu verlieren. Ihr folgte dicht auf dem Fuße der Bierbrauer mit der großen, hellgrün gekleideten Frau eines Gewürzkrämers. Sie war die Einzige in der Geſellſchaft, die einen Turban trug, und dieſes Umſtands wegen hatte der Bierbrauer ſie gewählt. Die ſiebzehn Schönen aus dem Omnibus fanden in den ſiebzehn Kavalieren aus dem Wurſtwagen rüſtige und willkommene Tänzer. Während ihre Gebieterin ihren Ehrentag feierte, ſtand Lene am Heerde und beherrſchte, ſelber ſiedend, ein großes Feld von ſiedenden, ziſchenden, dampfenden und murmelnden Töpfen. Sie verwaltete jetzt unumſchränkt das Departement der Küche und ihren Befehlen folgten die angenommenen Mägde. Das neue Geſchick, dem der Schwan entgegenging, erfüllte auch Lenen mit der größten Aufregung. Als ein Inventarium des Hauſes, als ein Stück vom Brautſchatz der Wittwe ging auch ſie in die Hände des Bierbrauers über, und demzufolge mußten neue Freundſchaften, neue Verbindungen geknüpft werden. Die Köchin und eine alte Magd des Bierbrauers hatten ſchon diplomatiſche Beſuche im Schwan abgeſtattet, und die Dienerin der Gaſtwirthin war wiederum hinübergegangen, um unter einem unendlichen Geſchwätz eine große Kanne Kaffee zu leeren. Die alte Magd, die in ihrer Jugend außerſt heiter gelebt hatte, und die jetzt den übelſten Ruf beſaß, war für die tugendhaften Grundſätze Lenen's eine ſehr gehäſſige Geſellſchafterin, allein, um die künftigen Erfolge des Schwans nicht zu beeinträchtigen, überſah ſie dieſe Mängel und knüpfte mit der Anrüchigen den Bund der Freundſchaft. Als eben die Abendtafel beſchickt werden ſollte, erſchien ein Bedienter in Livree in der Küche und näherte ſich der Köchin. Sie hatte kaum ſeinen Auftrag vernommen, als ſie mit feierlicher Miene die Schürze abband und in den Tanzſaal ſich verfügte. Frau Sempel ſaß mit dem Herrn Pädus auf jenem kleinen Sopha, das jetzt merkwürdiger Weiſe dennoch Platz für beide hatte. Lene flüſterte ihrer Gebieterin etwas ins Ohr, und dieſe erhob ſich und eilte raſch hinaus. In der Küche ließ ſie ſich einen Mantel geben, in dem ſie ſich einhüllte und unbemerkt hinausſchlüpfte. Vor dem Thore ſtand ein Reiſewagen und dorthin wandte, von dem Bedienten begleitet, die Wirthin ihre eiligen Schritte. Die Laterne des Wagens beleuchtete ihr rothes, freudeglänzendes Geſicht, mit dem ſie in die Kutſche hineingrüßte. Der Schlag wurde geöffnet, eine ſchlanke Geſtalt neigte ſich hinaus und zwei Arme umſchloſſen die Wittwe. „Meine gute Mutter,“ flüſterſte Diane, „ich wußte, daß Du heute Deinen Ehrentag hatteſt, und ich wollte dabei nicht fehlen. Nimm dies zum Andenken an Deine Tochter.“ Mit dieſen Worten legten die zarten Hände eine ſchwere goldene Kette um den Hals der Gaſtwirthin. Ein junger Mann neigte ſich jetzt ebenfalls hinaus und drückte der Beſchenkten die Hand.

„Auch ich habe heute meine Vermählung gefeiert,“ ſagte Diane, „und jetzt machen wir eine Reiſe. O ich bin glücklich — ſehr, ſehr glücklich!“

„Gott ſegne Sie,“ ſtammelte die Wittwe

und große Thränen rollten über ihre erhitzten Wangen.

„Einſt brachte mich derſelbe Mann als eine Bettlerin vor Dein Haus, Mutter, krank und elend, jetzt führt er mich fort, glücklich und reich.“

„Gott ſegne Euch beide!“ wiederholte die Wittwe; die Wagenthür wurde geſchloſſen und die Kutſche rollte aus dem Thore hinaus. Nachdenklich und mit ſtillen Glückwünſchen für ihre Liebe kehrte Frau Sempel in ihr erleuchtetes und lärmendes Häuschen zurück.

Wir wollen ſie in Frieden gehen laſſen und hiermit Abſchied von ihr und dem weißen Schwan nehmen. Doch nein! noch müſſen wir eine denkwürdige Aeußerung der Wittwe aufzeichnen, die ſie im Kreiſe ihrer Freunde an der fröhlichen Abendtafel laut werden ließ: „Hütet Euch, meine Lieben,“ ſagte ſie, „Talente zu haben. Ich beſaß eines, das ich mit Fleiß und Anſtrengung auszubilden ſtrebte und das zum Lohn dafür mein Verderben ſchuf.

Siebzehntes Capitel.

Die Gemahlin eines Geſandten lieſt eine Novelle vor.

Wir übergehen einen Zeitraum von fünf Jahren, und bitten den Leſer, mit uns die Reiſe nochmals nach Rom zu unternehmen, wo wir vor dem Hotel des Geſandten, Grafen Windeck, ausſteigen wollen. Ernſt war mittlerweile Geſandte geworden; und wie man ſich ins Ohr flüſterte, mehr durch die Verdienſte ſeiner Frau, als durch ſeine eigenen, obgleich dieſe ihm auch nicht abgeſtritten werden konnten. Seit ungefähr zwei Jahren hatte er ſich zu einer Höhe des Glanzes und des Ruhmes emporgeſchwungen, der in den Annalen der Diplomatie ſchon der Aufzeichnung für würdig befunden wurde. Sein Haus war der Mittelpunkt der eleganten Welt; es umſchimmerte ſeine Geſtalt ein Nimbus, der ſeine Strahlen eben ſo von den Girandolen eines reichen Salons, wie von den Studirlampen der Gelehrten und Künſtler borgte. Kunſt, Geſchmack und Pracht, dieſe drei Grazien des hochgeſtellten Lebens, umarmten ſich in ſeinen Gemächern in immer neuen Gruppen; eine reizender wie die andere. Aus den Purpurwolken der Drapperien regneten die Goldfunken zierlicher Witze, pikanter Scherze, lächelnder Galanterien ewig nieder, unter dieſen prächtigen Lüſtren wurden die Blumen feiner und ſchöner Sitten gezeitigt und an dem Spalier dieſer Wandſäulen hingen die reifen Früchte anmuthiger und blühender Betrachtungen. Unter den Frauen, die über dieſe üppigen Teppiche glitten, befanden ſich jene Leonoren Taſſo's, die, indem ſie Dichter bekränzen, ſich ſelbſt zu Gegenſtänden des Gedichts machen. Man ſah hier jene edlen Züge, jene ſchönheitdurchleuchteten Geſtalten, die nur ſo viel von der Mode des Tages annehmen, als es bedarf, um zu zeigen, daß ſie dem neunzehnten Jahrhundert angehören, und nicht ſchöne Bilder ſind, die Guido's oder

Correggio's Pinſel ſchuf. In dieſen Sälen war alles Wohlklang und Zierde, von der weichen Biegung eines Arms bis zur gelehrten Debatte, von einem Verſe Virgils bis zum Schnörkel am Rand einer Theetaſſe, von dem Rauſchen einer Atlasrobe bis zur Bewunderung einer Parlamentsrede. Die Geſelligkeit hatte ihre Mediſeance, die Wiſſenſchaft ihre ewige Zankſucht, die Künſte ihre Rechthaberei abgelegt; eine blühende Heiterkeit und Ruhe, das Lebenselement der wahren Bildung, durchdrang alle Poren des Geſellſchaftskörpers, und erfüllte ihn mit jener Geſundheit der Exiſtenz, die ihm ein Recht giebt, die edelſten Kräfte des Geiſtes, ſo wie die blühendſten Preiſe der Schönheit, als ihm zukommend, ſich anzueignen. Auf dieſe Höhe ſchwingt ſich ſelten was wir „die gute Geſellſchaft" nennen. Vielleicht kommt in einem Jahrhundert nur einmal dieſe ſeine Blüthe zum Vorſchein, nur einmal im Jahrhundert findet das richtige Wort ſeinen richtigen Hörer, die erſchloſſene Schönheit den eben ſo erſchloſſenen Blick, der tiefſinnige Ernſt den eben ſo tiefſinnigen Scherz, die gebildete

Form das eben ſo gebildete Urtheil — mit einem Wort trifft die Hand des tüchtigſten Künſtlers auf den reinſten Marmorblock — wo dann Götterbilder entſtehen ohne Fehl, und wo das, was wir „die beſte“ Geſellſchaft nennen, eine Geſellſchaft „der Beſten“ wird. Ueberall anderswo werden nur Lichter angezündet, und man macht mit Worten und mit Fächern Lärm, man rückt Gemeinplätze und Stuhlfüße.

Dieſen Höhenpunkt der Geſellſchaft hatte nach der Meinung einiger Kenner das Haus des Grafen Windeck erreicht. Die alten Salons des achtzehnten Jahrhunderts ſchienen hier wieder aufgetaucht, nur daß anſtatt des häßlichen Fräuleins l'Epinaſſe und der Tabak ſchnupfenden alten libertinen Wittwe Dudeffant hier eine blühende, ſtolze Schönheit den Scepter führte, eine Schönheit, die ſchon zu mehr als einem Götterkopf den jungen Künſtlern als Modell gedient hatte. Freilich, zu keiner Aphrodite, zu keiner lächelnden Nymphe — dazu hatten dieſe Züge, trotz ihrer Schönheit zu viel Kaltes und Strenges, wohl aber zu einer Juno, und gerade dieſer pikante Reiz der Erſtarrung bei ſo vielem Leben machte die Künſtler ſchwärmen, und nicht minder die Dichter, die hierin den Künſtlern nichts nachgeben. In die Gemälde der Kunſtausſtellungen ſchlich ſich ſeit einiger Zeit ein gewiſſes Profil ein, das man immer wieder fand, bald im Verein mit einem Mantel und dem Kopfputz einer Cornelia, bald aus dem düſtern Dämmerſchein des Zeltes des Holofernes als Judith hervorleuchtend, bald in der blühenden Umſchattung einer Hütte im Appennin als Braut eines Bravo's. Man wußte zuletzt ſehr genau, wo dieſe Augen und dieſe Stirn zu finden waren. Ebenſo klemmte ſich zwiſchen die Sonettfugen immerdar ein Zipfel des Florſchalls der Ambaſſatrice, an den Pointen eines Epigramms ſchaukelte ſich eine rothe Nelke, von ihren Schultern abgelöst, und an dem ſchwerfälligen Gerüſte eines Drama's à la Victor Hugo hing der zarte Handſchuh der ſchönſten der Frauen. Wer war glücklicher als Ernſt. Er wurde nicht geliebt, das ſah er ſelbſt, er wurde nicht einmal ſehr geachtet, das ſahen Andere — allein, was iſt Liebe und Achtung gegen den Ruhm, eine ſolche Frau zu haben? Für jeden andern Mann ſchon ein koſtbares Gut, für einen Diplomaten aber ein Vermögen, eine Macht, ein Schickſal. Er kam von ſeinem Erſtaunen nicht zurück, wenn er bedachte, wie in der kalten Einöde des Stammſchloſſes von Windeck ſeine Erwählte ihm ganz anders erſchienen war, wie ſie ſich ſeitdem zu einem Wunder des Geiſtes und der Grazie entfaltet hatte. Die Vicomteſſe machte dieſelbe Bemerkung, und die Fürſtin ſtimmte darin ein. Die gute Dame war glücklich, ſie betrachtete die Erfolge, die Judith feierte, zum Theil als ihr Werk, und um immer in der Nähe zu ſein, wo dieſe ſchönen Kränze ausgetheilt wurden, hatte ſie ſich entſchloſſen, ihre alte Stammburg zu verlaſſen, und nach Rom zu ziehen. Hier bewohnte ſie ein Hotel, das durch einen bedeckten Gang verbunden war mit dem Pallaſt des Geſandten, und wodurch ſie es möglich machte, jeden Morgen und Abend auf ihrem Sopha ſich herübertragen zu laſſen. Nicht ſo anmuthig bequem hatte die Vicomteſſe den fortgeſetzten Umgang mit ihrem Freunde ſich einzurichten gewußt. Ernſt hatte ſich einmal für allemal Poppäa verbeten. Blanche von Sanneterre ſchwankte alſo zwiſchen ihrem Freund und ihrem „ſchönen Engel“ fortwährend mitten inne. Ihr Herz, das immer etwas lieben mußte, zog ſie bald hierher, bald dorthin, und ſie war daher in einer fortwährenden Wanderung von einem Hauſe zum andern begriffen; aber da ſie ſtets heiter wie ein Kind war, und immer völlig ohne Eiferſucht, ſo bereiteten ihr die Triumphe ihrer Nebenbuhlerin immer neues Entzücken, und man ſah ihre anmuthige kleine Geſtalt durch die Gruppen ſich durchwinden, wie ein Sonnenſtrahl ſich durch ein Blumengedränge durchſtiehlt. Man machte ſeit einiger Zeit keine Gedichte mehr auf ſie, die Zeichner ließen ſogar mit Geſchenken für ihr Album nach, aber Blanche von Sanneterre die keine Rache, keinen Groll, keinen Neid kannte, blieb immer ſo bezaubernd freundlich, und ihre großen klaren Augen lächelten den Künſtlern und den Dichtern eben ſo huldvoll, als wie früher, da ſie ſich noch um ſie drängten, und ihr Salon der gefeierte des Tages war. Oft, wenn Ernſt ſie fragte: „Sind ſie nicht neidiſch, theure Blanche, auf die Triumphe meiner Frau?“

„O nein! ſie iſt ſo ſchön! Ich ſelbſt bewundere und liebe ſie am meiſten. Aber lieber Freund,“ ſetzt ſie hinzu, „ich wäre ganz glücklich, wenn Sie erlaubten, daß Poppäa —“

„Laſſen wir das,“ flüſterte Ernſt. „Sprechen wir von etwas anderem.“

Einige Tage im Monate waren im Hauſe des Geſandten den Wiſſenſchaften und den Künſten ausſchließlich gewidmet. Es wurden alsdann freie Vorträge gehalten, Gedichte und kleine romantiſche Erzählungen vorgebracht. Ein junger Engländer zeichnete ſich in humoriſtiſchen Skizzen aus, die er meiſterhaft vortrug, ein anderer las Abſchnitte aus einem Roman vor, der im Genre der Richardſon'ſchen ſentimental eleganten Liebes- und Verführungsbilder geſchrieben war, eine Gattung, die der talentvolle Autor wieder in Mode zu bringen hoffte. Ein Franzoſe aus der Schule Lamartine's gab philoſophiſch-didaktiſche Geſänge, ein junger Profeſſor aus Florenz las Erklärungen über den Dante vor, während zwiſchendurch ein guter Deklamator ganze Stellen der göttlichen Komödie herrecitirte. Auch die Damen waren nicht blos müſſige Zuhörerinnen. Eine Miß mit einem unausſprechbaren irländiſchen Namen vertheidigte zum großen Schrecken der gegenwärtigen prüden Töchter Altenglands die Moral der Romane George Sand's, und eine Franzöſin legte in kleinen, muthwilligen Novellen das Syſtem Fourier's aus. Während dieſe Damen und Herren laſen, modellirten und zeichneten die Künſtler, und oft erhob ſich unter der Aegide eines launigen Gedichts eine graziöſe kleine Statuette oder eine poſſenhafte Danton'ſche Groteske. Ruhte die Künſtlerhand, und ſchwieg der Mund des Dichters, ſo rollten die blühenden Paſſagen auf dem Piano dahin, und eine klagende Stimme ſang den Schmerz Romeo's oder das Schlummerlied Desdemona's.

Schon lange hatte die Dame vom Hauſe ihren Beitrag zu den poetiſchen Abenden verſprochen; endlich erſchien der Tag, wo dieſes Verſprechen erfüllt wurde. Die Geſellſchaft hatte eben einige, in der Gegend um Rom kürzlich vorgefallene kecke Raubſcenen beſprochen. Jemand aus dem Kreiſe der Freunde hatte, hierdurch veranlaßt, eine blutige Banditengeſchichte zum Beſten gegeben, und noch rauchten die blutgetränkten Dolche, noch malte ſich in den verſtörten Mienen der Frauen der Schreck und das Entſetzen, als die Gräfin ſich von ihrer Kammerfrau ein kleines rothes Büchelchen übergeben ließ, und in dieſem blätternd, einige eng beſchriebene Bogen hervorzog. Dieſes Manoeuvre erregte die Aufmerkſamkeit des ganzen Halbkreiſes. Man rückte näher zuſammen, die politiſche Debatte, die in den Ecken des Salons ausgefochten wurde, verſtummte, und alles ſchickte ſich an, eine Erzählung aus dem Munde der Frau vom Hauſe zu vernehmen. „Meine Damen und Herren,“ hub dieſe an, „ich werde Ihnen auch von einem Raube erzählen, aber zum Glück von keinem blutigen. Ich bitte um etwas Aufmerkſamkeit!“

Eine Novelle.

Nicht lange vor dem Abſchluß des vierzehnten Jahrhunderts, in jener Periode der ewigen

Zwiſtigkeiten und Kriege der kleinen italieniſchen Staaten, welche bald durch Einmiſchung des Pabſtes, bald durch die Macht ausländiſcher Fürſten beizulegen verſucht wurden, herrſchte über Ravenna ein ſouverainer kleiner Fürſt, der ſich in Händel verwickelt ſah, ſowohl mit ſeinen eigenen Unterthanen, als auch mit ſeinen Nachbaren. Um ſein Anſehen zu behaupten, that es Noth, Bündniſſe zu knüpfen, und er entſchloß ſich, um die Gunſt eines mächtigen Fürſten nachzuſuchen. Dieſer Herr war noch ein junger, unvermählter Mann, und das beſte Mittel, ihn zu gewinnen, ſchien ihm eine hübſche Frau zu geben. Der Fürſt von Ravenna hatte eine Tochter von bewundernswürdiger Schönheit, aber von nicht allzuviel Geiſt. Der Herzog von Torrena, ſo hieß jener geſuchte Bundesgenoſſe, ſah die ſchöne Imelda nur einmal flüchtig auf einem Tournier in Mailand, doch genügte dies, ihn in ſie verliebt zu machen. Vielleicht mochte die Eitelkeit, die größte Schönheit Italiens, denn dafür galt Imelda, für ſich zu gewinnen, auch das ihrige beitragen, den Herzog für die Wünſche des alten

Fürſten ſo ſchnell geneigt zu machen. Genug, der Tag der Vermählung wurde feſtgeſetzt und der Bräutigam erſchien, ſeine Braut abzuholen.

Die Prinzeſſin war auferzogen worden in Geſellſchaft mit einem Mädchen von niederem Stande, Camilla, die Tochter eines Köhlers. Imelda liebte dieſes Mädchen, und Camilla ihrerſeits war der Prinzeſſin bis auf einen gewiſſen Grad hin zugethan. Ich ſage bis zu einem gewiſſen Grad, denn Camilla war klug, und die Klugen, da ſie immer mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen zu lieben pflegen, haben von jeher ihre eignen Anſichten über Treue und Anhänglichkeit gehabt. Camilla, im niedern Stande geboren, auf immer ausgeſchloſſen von der Ausſicht, auf dem Theater der Welt, wohin es ſie zog, eine Rolle zu ſpielen, hatte in der Einſamkeit ihres Waldes oft Gelegenheit gehabt, über die Welt und die öffentliche Meinung nachzudenken. Man glaubt, daß Frauen aus dem Volke ſich nicht mit dem Denken abgeben, in der Regel thun ſie es auch nicht, ihre Armuth, ihre Kinder, die bei Andern Reichthum, bei ihnen aber ebenfalls Armuth ſind, ihr Mann, oft ein Geſchöpf, das ſie, ähnlich den Weibern von Weinsberg, das Leben lang auf ihren Schultern tragen müſſen, endlich Alter und Krankheit drücken die Frauen aus dem Volke nieder, und beugen ihre Stirn zur Erde. Oft aber erhebt ſich dieſe Stirn, voll der köſtlichſten Gedanken, und richtet ſich der Sonne zu, wie die Blume des Feldes, eben ſo rein, eben ſo urſprünglich duftend, eben ſo gewürzhaft bethaut. Camilla, die Köhlertochter, war ein ſolches Weib. Aus dem Schatten der ärmlichen Hütte ihrer elterlichen Wohnung ging ſie hervor, wie die Jungfrau im hohen Liede Salomonis, die ihren Bräutigam ſucht. Dieſer Bräutigam war kein irdiſcher, es war ein geiſtiger, es war das Glück der Menſchenbruſt. Welche Frau, ſie ſei noch ſo ſchamhaft, ginge nicht aus, bei Sturm und Regen, um den Kuß eines ſolchen Geliebten zu ſuchen? Camilla richtete einen forſchenden Blick auf die Welt, ſie ſah in ihr das, was man groß nannte klein, was man gerecht nannte ungerecht, was man großmüthig und erhaben pries, gemein und lächerlich. Sie ſah Würden und Ehren der Thorheit geſpendet; den Ruhm der Gemeinheit gegeben; Auszeichnungen, nach denen die Stärke ſchmachtet, in den Schooß der Schwäche geſchüttet; Kronen auf die flacheſten Stirnen gedrückt, und Scepter in Hände gegeben, die keinen Strohhalm zu halten die Kraft hatten. Camilla ſah wie die Geſchichte in Händen von Aufzeichnern war, die dieſe Fehlgriffe beſchönigten, die dieſe Verirrungen als das Göttlichſte darſtellen, was der Menſchengeiſt bieten könne. So wurden die Thorheit, die Einfalt und die Tücke für alle Zeiten geheiligt, und die Bücher der Geſchichte, die man die Offenbarung Gottes nennt, zeigten ihr nur eine fortgeſetzte, alle Formen des Geiſtes annehmende Lüge. Da ſie dieſe Ueberzeugung gewann, ſchien ihr nichts groß, als ihr eigener Geiſt; ſie wußte, daß ſie durch ihn alles erobern konnte, wonach ihr gelüſtete. Der Egoismus, bei kleinen Seelen eine ekelhafte Schwäche, iſt bei großen Geiſtern das Geſetz der Welt; er ſchafft Religionen, ſo wie er die unermeßliche

Reiche eines Giesgiskan, eines Alexanders, eines Solimans ſchafft. Die Verachtung, die wir vor der Menſchheit hegen, macht uns zu ihrem Geſetzgeber. Ein einziger Gang auf dem Nacken unſerer Nächſten, und wir werden bald vor lauter hingeworfenen Sklaven keine Pflaſterſteine mehr ſehen.

Camilla bildete dieſe Gedanken immer mehr aus, und zuletzt fühlte ſie den lebhaften Drang, ihre Probehaltigkeit im Leben ſelbſt zu erfahren. Es bot ſich hierzu Gelegenheit. Camilla hatte einige Aehnlichkeit mit der Prinzeſſin, es kam der Wunſch in ihre Seele, die Prinzeſſin zu verdrängen, und ihre Stelle einzunehmen. Dieſer Wunſch mag oft in die Seele einer Frau, noch öfters in die Seele eines Mannes kommen; aber weder die erſte, noch weniger die andere haben die Kühnheit, jene Kälte, die die Schmach, in der die Welt liegt, uns einflößt, welche dazu gehört, ihre Wünſche zu verwirklichen. Am Tage der Abreiſe gab Camilla der Prinzeſſin einen Trank ein, der einen künſtlichen dem Tode ähnlichen Schlummer erzeugte; als ſie in Ohnmacht lag, wechſelte ſie die Kleider, und indem ſie ſich in das königliche Gewand hüllte, zeigte ſie den plötzlichen Tod des Köhlermädchens ihrer Umgebung an. Der junge Herzog, von dem ſchon bemerkt worden, daß er ſeine Braut nur wenig kannte, hörte dieſes Mährchen mit Leidweſen und befahl, weil ſeine Gemahlin ſich von der Leiche ihrer Jugendfreundin nicht trennen wollte, dieſe in einen koſtbaren Sarg zu legen, und auf eines ſeiner Schlöſſer zu bringen. Hier erwachte die unglückliche Imelda, und wurde ſofort von ihrer Nebenbuhlerin in ſtrengem Gewahrſam gehalten.

Camilla, nunmehr mit dem herzoglichen Mantel bekleidet, beherrſchte ihren ſchwachen Gemahl, und reizte ihn zu einem Kriege mit demjenigen, deſſen Bundesgenoſſe er durch dieſe Heirath geworden war. Die Folge war, daß der Fürſt ſein Land verlor, und der Herzog es zu dem ſeinigen ſchlug. Die Politik Camilla's vergrößerte und verſchönte ihr Reich, und machte es bald furchtbar allen Nachbarn. Die glänzendſten Bündniſſe ſtrömten ihr zu, ſie gewann durch kluge Unterhandlungen den Pabſt, den deutſchen Kaiſer, die ſtolzen kleinen Fürſten der Lombardei. Ihr Hof wurde zugleich der Sitz der Künſte, ſie übertraf die Medicäer an Freigebigkeit, an Großmuth, an Geſchmack, an Hochherzigkeit. Die Geſchichtſchreiber füllten ihre Paragraphen mit Lobeserhebungen an, die ſie auf Thatſachen ſtützten. Die Baſis der Größe Camilla's wurde ihre Gewichtigkeit genannt, und nur ſie ſelbſt wußte, daß dieſe Baſis die Ungerechtigkeit war. Man nannte ſie die Schützerin der Unſchuld, und nur ſie ſelbſt wußte, daß ſie die Unſchuld verfolgt und unterdrückt hatte.

Aber war dieſe verfolgte Unſchuld darum unglücklich? Keineswegs. Der ſanfte und liebenswürdige Charakter Imeldas, der ſo übel auf den Thron, an der Seite eines ſchwachen Mannes, und inmitten des Zankes der Partheien gepaßt hätte, ſchickte ſich vortrefflich in die Einſamkeit eines ländlichen Schloſſes, in deſſen Umkreis Schäfer mit dem Klange ihrer Schalmeien ihre Lämmer zuſammenhielten, und wo junge Nymphen das Glück der Liebe und die kleinen, ſchalkhaften Geheimniſſe des erſten Kuſſes und der erſten Mainacht beſangen. Man weiß, daß Nymphen dies ſehr gut zu ſchildern wiſſen. Imelda ſetzte die Geſänge auf Noten, und wurde Schöpferin eines artigen Codex von Minneliedern, der noch ihren Namen führt, und von einigen Sammlern als das Köſtlichſte ihres antiquariſchen Schatzes angeſehen wird. Mit der Zeit fand Imelda Geſchmack daran, ihre Lieder aus dem Munde eines jungen Mannes tönen zu hören, und ehe ein Sommer verging, heirathete ſie dieſen jungen Mann. Die Nymphen tanzten bei dieſer Gelegenheit einen großen poetiſchen Ringelreigen um die große Linde des Dorfes.

Auf dieſe Weiſe verlebten Imelda und Camilla ihre Tage unbeſchadet deſſen, was man in der Welt Gerechtigkeit nennt. Sie wurden beide ſehr alt, und ſtarben beide vollkommen ruhig und zufrieden, und beide ſo berühmt und belobt, als ſie unter den gegebenen Verhältniſſen nur immer werden konnten.

In den Zeiten der Erſchlaffung haben energiſche Naturen das Recht, ſich die Lebensſtellungen Anderer, wo dieſe günſtiger ſind, unbedenklich anzueignen. —

Dieſe kleine Novelle erregte viel Heiterkeit. Da in guter Geſellſchaft nie eine Meinungsverſchiedenheit auftritt, und die Grundſätze nur Sache einer geiſtigen Toilette ſind, ſo machte man die anmuthigſten Scherze über das Recht und das Unrecht, über das Gewiſſen und das Urtheil der Welt, über die Stimme unſerer Bruſt, und der Stimme außerhalb unſerer Bruſt, über Kühnheit und Feigheit, über Egoismus und über Selbſtopferung. Die Gräfin wickelte ihre Blätter wieder in das rothe Buch, und gab daſſelbe mit einem kalten Lächeln an ihre Kammerfrau.

Die Fürſtin, die in ihrem Sopha mit ihrer gewöhnlichen leiſen Stimme allerlei geäußert hatte, ohne ſelbſt von ihrer nächſten Umgebung verſtanden worden zu ſein, erhob ſich jetzt und nahm mit einem äußerſt graziöſen Lächeln, nachdem ſie vorher mit ihrem Fächer, um Stille zu fordern, auf den Tiſch geklappt hatte, das Wort und ſagte:

„Bemerken Sie, meine Damen, welche komiſche Rolle hier der gute Herzog und ſeine Umgebung ſpielt, die nichts davon ahnden, wie Camilla ſie düpirt.“

„O, das iſt allerliebſt,“ rief der Geſandte, „das iſt noch eine ganz beſondere pikante Würze in der Novelle.“

Man ſtimmte dieſem Urtheil bei, und die Ambaſſatrice ſah ihren Gemahl mit einem flüchtigen Seitenblick von einem ganz beſonderen Ausdruck an.

Achtzehntes Capitel.

Auszüge aus Judiths Tagebuche.

Was iſt es, was die Welt groß nennt, was ſie bewundert? Wir wollen einen ſolchen Bewunderten, gleichviel, welchen aus der Menge herausgreifen, Brutus! Wer hat ſeine Tugenden und ſein Leben geſchrieben? Sein Schwiegerſohn Bibulus und ſein Freund Volumnius. Beide waren partheiiſch. Dieſer ſo edle Philoſoph, dieſer tugendhafte Römer, der ſeinen Wohlthäter mordete, um das Volk zu retten — trieb den ſchmuzzigſten Wucher, und war ſtets bereit, die Ruhe und ſelbſt das Leben der unſchuldigſten Bürger ſeiner unerſättlichen Habgier zu opfern. Cicero ſelbſt, der wärmſte ſeiner Freunde, hat uns dieſe Schändlichkeit enthüllt in ſeinem vertrauten Briefwechſel mit Atticus. Brutus lieh ſein Gold zu achtundvierzig Prozent aus an die Könige des Orients, und an die der römiſchen Herrſchaft unterworfene Städte. Da er ſelbſt die Unſchicklichkeit davon fühlte, that er es unter dem Namen eines gewiſſen Skaptius. Ferner war die Schnelligkeit, mit welcher er nach der pharſaliſchen Schlacht die Parthei des Pompejus ſammt dem Cato, und den Vertheidigern der Republik verließ, kein Beweis ſeiner Beharrlichkeit an die republikaniſchen Grundſätze.

Was die Menſchen Liebe nennen, habe ich nie empfunden. Nie hat es mich gereizt, eines Mannes Weib zu ſein. Ich fühle, daß alles Große allein ſteht. Die Ehe macht die Menſchen feige, und lähmt jenen Egoismus der Helden, ſchafft, durch den kleinen, ſchwächlichen Egoismus, der nur gute Väter macht. Wer Thaten hervorbringt, von dem darf man nicht auch noch Kinder erwarten. Der Gedanke Hildebrands, den

Cölibat zu ſtiften, iſt groß. Es iſt zwar ſchön, was Taſſo ſagt:

Ma or congiunto a giovinetta sposa
E lieto ormai de' figli, era invilito,
Negli affetti di padre e di marito.

Allein was iſt dieſer dürftige Reiz gegen Größe, ſelbſtbewußte, ſelbſterworbene Größe?

Als ich mir in jener Stunde, wo ich einſam mit den Geiſtern meiner Zukunft Rath pflog, die Frage vorlegte: „Sollſt Du dieſen Weg gehen? Iſt's nicht beſſer, Du kehreſt um, Du bleibſt im Dunkel der Armuth, aber auch im Schutz des Rechts,“ da wußte ich noch nicht, was das Leben bieten könne. Nur ein undeutlich Gefühl ſagte mir, daß ich ergreifen müſſe, was mir — vielleicht nur einmal — geboten wurde, und ich ergriff's. Ich ſtieß von mir, was mich hemmte; hier ſank ein ſchuldloſes Kind, dort ein ſtolzer, kräftiger Mann von meinem Stoße nieder, und ich ſchritt triumphirend meine Bahn. Wo iſt nun meine Schuld? Ich war berufen, dieſen Platz einzunehmen, und ich nahm ihn ein. Wäre ich damals ſcheu zurückgebebt, wo wäre ich jetzt? Vielleicht das Weib eines ehrlichen Tagelöhners, dem ich Kinder zur Welt brächte, dem ich die Suppe auf den Tiſch ſetzte und das Brod vorſchnitte? Wie klein, wie dumpf, wie elend! Mich ſchaudert! Mich ekelt vor der Beſtimmung des Weibes. Ein Entſetzen iſt mir, was die Menſchen Liebe und Demuth nennen. Herrſchſucht iſt jedem edlen Buſen eingeimpft, und göttlich iſt der Trieb, Andere zu unterdrücken. Hab ich ein Verbrechen begangen? Nun wohl, ich konnte nicht anders, ein weit größeres hätte ich begangen, wäre ich feig dem Geiſte, der mich trieb, ungehorſam geweſen.

Die Schwächlinge, ich habe ihnen geſagt, was ich von ihnen halte, ſie hören's und verſtehen es nicht. Es iſt unglaublich leicht, der Welt zu imponiren.

Ein franzöſiſches Sprichwort ſagt: „C'est un triste metier, que celui de femme." Jawohl.

Wie ſie mich behandelten, wie ſie mich auszuforſchen ſuchten, aber ich ging ſtille meinen Weg hin. Der ſchrecklichſte Moment war der, als ich in dem Schiebfenſter im Thurm zum erſtenmal erkannte, daß jener Mörder der Mann war, mit dem ich zu thun haben ſollte. Aber gleich fiel mir ein: Du haſt ihn in Deiner Gewalt! Die Demüthigung, die brutale Laune, die ich ertrug — alles, dachte ich bei mir ſelbſt, kommt einſt zur Sprache. Aber doch wollte er mir nicht den Arm reichen, mich an den Altar zu führen, wo ich ſeinen Namen und ſein Wappen ſtahl — er wich vor mir zurück! Der Elende! Wer war nun der Größere? Er, den veraltete Vorurtheile banden, ich, die ich mir keck die Krone ſelbſthändig aufſetzte? Mein Sieg iſt nur ein kleiner, er iſt nur innerhalb der Geſellſchaft errungen, keine Throne hat er erſchüttert, ſondern nur ein Paar ſammetne Seſſel im Salon, aber in meine Seele zeichnen ſich die Spuren jenes Heldenganges; ich auch habe die Süßigkeit gekoſtet, zu ſtürzen, was mir verhaßt war, mir anzueignen, was ich wünſchte, die Welt zu betrügen, die ich haſſe. Mehr kann der größte Eroberer nicht.

Eines Mannes erinnere ich mich je zuweilen, jenes Franz. Er liebte mich, ich hätte ihn zu mir heranziehen können. Als er mir damals ſagte, daß ich als Apoſtel in das alte Ahnenſchloß geſendet worden, um die neue Zeit zu predigen, da ſah ich ihn mir darauf an, und dachte: „Willſt Du mit mir einen Gang wagen? Haſt Du Muth, Deinen Adelsbrief von Dir zu werfen, und einen neuen Dir zu erwerben, den nicht Fürſten ausſtellen? Kannſt Du mich tragen, wenn ich mich, mit der ganzen Schwere meines Welthaſſes, auf Dich lehne? Komm, dann laß uns einen hübſchen Spaziergang ins Freie thun, jenen bezauberten Wald aufſuchen, von deſſen Zweigen es heilig rauſcht, aus deſſem Dunkeln die Stimmen aller Völker hervorſtammeln, ein grauſenvolles Stimmenchor, aus denen die Weiſeſten der Weiſen ſich nicht die Deutung löſen. Aber nein! In ſeinem Blicke war nichts, was mich berechtigte, ihn zu meinem Genoſſen zu wählen. Er hätte mich und die Seinen zugleich retten können, ich wäre einen andern Weg gegangen. Es ſollte nicht ſein.

Dieſer Simeon, dieſer feige, ekelhafte, niedere Verbrecher will nicht aus meinem Gedächtniß weichen. Immer wieder tritt er mitten unter die Bilder des Glanzes und Ruhms, die mich umgeben. Was will die Geſtalt? Ein frecher Dieb war er, und nennt ſich mein Genoſſe! Wie elend! Ich muß Mittel ergreifen, dieſen Schatten einmal für immer zu bannen. „Wir müſſen dieſe Furcht in Feſſeln legen, die auf zu freien Füßen jetzo geht!“ So weit iſt Deutſchland, ſo weit das dunkle, nebelhafte Land von mir entfernt, und dennoch — zittere ich. An den Advokaten will ich ſchreiben. Ihm, der an mein

Schickſal mit ehernen Banden geknüpft iſt, ihm muß eben ſo viel daran liegen, als mir, daß dieſer Menſch unſchädlich gemacht werde! — — Aber bin ich nicht thöricht, was kann ein niederer Abentheurer gegen mich beginnen?

Geſtern, als ich den Corſo hinabfuhr, glaubte ich eine Geſtalt zu ſehen, die flüchtig dahinglitt, und hinter dem Vorſprung einer Treppe verſchwand. Meine Wangen entfärbten ſich, mein Herz bebte — es war mir, als kenne ich dieſe Geſtalt! Ich will noch heute den Brief nach Deutſchland abſenden.

Es iſt ſchrecklich, im Schooß der Macht und des Glanzes zittern zu müſſen. Oft muſtere ich mit lauerndem Blicke die Gäſte meiner Prachtgemächer, ich durchforſche ängſtlich die entfernten Gruppen, immer fürchte ich die unſteten Augen, den ſchwarzen Bart, das braune, narbige Geſicht zu erblicken. Leere Furcht, wie ſoll er nach

Rom kommen? Und welchen Zweck hätte er, mich aufzuſuchen? Wir klein erſcheinen mir nun alle meine Triumphe, da ich dieſen Menſchen noch fürchte! —

Ein heftiger Schritt im Vorſaal, ein heftiges Aufreißen der Thür, erſchreckt mich — doch Simeon kommt nicht ſo, er wird ſchleichen, wenn er kommt, ſchleichen und —. Ich habe einen Bedienten geworben, ihn zu meinem beſonderen Dienſt geweiht. Er muß die Ausgänge des Pallaſtes mit Wachen verſehen! Man glaubt, daß ich ein geheimes, zärtliches Verſtändniß mit irgend einem Vornehmen habe. Möge man es glauben. O, hätte ich einen Mann, der mich verſtände, mich ſchützte! Ich bedarf deſſen.

Eine unruhige Nacht habe ich durchwacht. Im Dunkeln des Säulenganges der Kirche mir gegenüber, ſah ich wieder die bewußte Geſtalt ſchleichen. Ich ſchickte hin, ſie war fort. Wenn er kommt, mich zu plündern, warum meldet er ſich denn nicht, warum bleibt er in der Ferne? Ich will noch mehr Zerſtreuungen um mich ſammeln. Die Schriften der Dichter und Philoſophen ſollen mir reichlicher ihre Troſtſprüche ſpenden.

Ce n'est pas a une femme, mais aux femmes, que je refuse les talents des hommes, ſagt Rouſſeau. Sehr wahr! Das Geſchlecht in Maſſe wird ſich nie erheben. Es ſind immer Einzelne, die beſtimmt ſind, groß zu ſein, aber die um ſo entſchiedener! —

Heute habe ich ein Memoire ausgearbeitet, das, wie ich glauben darf, in Charakter und Abfaſſung ſeiner Beſtimmung Genüge thut. Es wiederholt ſich alles in der Geſchichte; jetzt wieder dieſer Streit mit Staat und Kirche. Hier läßt ſich ein Wort mitſprechen, und mit je größerer Freiheit man es thut, deſto wirkſamer. Mein Memoire wird ſeine Wirkung thun; es iſt keine gewöhnliche diplomatiſche Note, wie ſie zu

Tauſenden ungeleſen ins Portefeuille des Miniſters wandern. Geſtern, in der Stille der Nacht, arbeitete ich daran. Die Springbrunnen rauſchten unter meinem Fenſter, die Wunder der Weltſtadt lagen im Mondenlichte vor mich hingebreitet. Ich konnte mir denken, daß dieſe Welt mein war, ſo gut, wie irgend ein ehrgeiziger Pabſt es dachte, der ſich von einem Hirtenknaben zum König der Könige aufſchwang; ich hatte ſie mir erobert.

Ich fahre zitternd auf. —

Ein Geräuſch hinterm Vorhange. — Es iſt nichts. — Der Wind ſpielt mit den Drapperien! —

Wenn die Nemeſis in die plumpe Hand dieſes Simeon ihr Schwerdt legte? — Mein Brief muß jetzt ſchon in Deutſchland ſein.

Mein Mann liebt die ſchöne Blanche. Immerhin, ich bin nicht eiferſüchtig. Nicht ſeine Liebe wars, die ich zu erringen ſtrebte.

Man hat Niemanden gefunden. Ich kann
ganz ruhig ſein.

Neunzehntes Capitel.

Die Kaiſerin Agrippina

Unter den Bewunderer Judiths, und den
aſt täglichen Gäſten in ihrem Hauſe gehörte der
Kardinal Almaroni; ein ausgezeichneter Gelehrte,
in Mann von Geſchmack und von den feinſten
eſelligſten Formen. Er war einer der reichſten
ömiſchen Großen, und er wußte ſeine Schätze
oohl anzuwenden. Seine Villa enthielt in neuern
Skulpturen das Ausgezeichnete, an Gemälden eine
höne Sammlung, die des Kardinals Vorfahren,
ie aus Florenz ſtammten, ihm hinterlaſſen hat-
en. Die räumlichen Ausſchmückungen der ſchö-
en lichthellen Säle zeigte überall die Kunſtfor-
nen, die ſich eben ſo weit von dem frivolen Glanz
er Mode, wie von dem pedantiſchen Ernſt des

antiquariſchen Dekorateurs entfernt halten. Die Tage der ſchönen Jahreszeit, wo Rom auflebt, und die Sieben-Hügelſtadt ſich ihrer herrlichen umgebenden Natur freut, waren gekommen, und der Kardinal hatte ein ländliches Feſt veranſtaltet, zu welchem er ſeine vornehmen Freunde, ſo wie die Künſtler und Muſiker eingeladen. Der Geſandte mit ſeiner Gemahlin fehlte nicht. Auch Blanche von Sanneterre folgte dem Zuge, nur die Fürſtin hatte ſich ausgeſchloſſen, weil das Feſt im Freien gegeben wurde, und ſelbſt die balſamiſchen Lüfte des italieniſchen Himmels ſie von ihrem Grundſatz, das Zimmer nicht zu verlaſſen, nicht abbringen konnten.

Das Feſt erhielt durch die Ankunft einiger fremden Diplomaten von großem Anſehn einen Glanz mehr. Dieſe Berühmtheiten ſcharten ſich um die Gemahlin des Geſandten. Sie zu ſehen, waren ſie gekommen, und der Kardinal, der dies wußte, gab häufig Gelegenheit zu wo möglich ungeſtörten Zuſammenkünften. Judiths Geiſt ſtrahlte heute in ſeinem ſchönſten Lichte, ihre Schönheit wurde durch einen Anzug gehoben, der dem Sinne des Feſtes gemäß, etwas Phantaſtiſches hatte. Die ſchönen Frauen Roms, und die nicht minder ſchönen Ausländerinnen, die zu dem diplomatiſchen Kreiſe gehörten, hatten ſich alle das Wort gegeben, einzelne vorleuchtende weibliche Charakterrollen aus der Geſchichte darzuſtellen. Man ſah die berühmten Frauen der Vorzeit, berühmt durch ihre Liebe, durch ihr Unglück, durch ihren Patriotismus oder berühmt durch die Künſte der Muſen, aus ihren Gräbern erſtehen, und in blühendem Leben von der Sonne des herrlichſten klarſten Himmels beſchienen, unter den Myrrthengebüſchen und den ſchattenden Pinien wandeln. Cleopatra, Semiramis, Thaleſtris, Cornelia, Octavia, die Sybille von Cumä und Numa's Freundin, die Nymphe Egeria, ſah man in feſtlicher und glänzender Erſcheinung in einzelnen Gruppen ſich vertheilen. Die Sänger und Helden, dieſe edlen Frauen zu begleiten, fehlten nicht. Ein Zug ordnete ſich, Geſänge ertönten und die weiten Baumgänge des Gartens wurden farbenblühend von den ſchönſten Geſtalten belebt. Doch vor allen glänzte die junoniſche Geſtalt Judiths hervor, die als jene hochherzige und kunſtliebende Agrippina, die Freundin und Beſchützerin Seneca's koſtümirt war. Ein weißes faltiges Untergewand legte ſich der antiken Schönheit der Formen an, ſo kunſtgemäß als es die modernen Stoffe nur irgend erlauben, darüberhin wallte ein Mantel, von der Farbe des phrygiſchen Purpurs, ein prachtvolles Geſchmeide hob mit ſeinen Farbenblitzen das weiche, milchweiße Colorit der entblößten Schultern, und barg ſich in der Fülle der dunkeln Locken, deren einige in langen Ringen auf Hals und Nacken niederfloſſen. Die freie Stirn krönte ein antikes Diadem mit einer koſtbaren Gemme, die das Bildniß der Agrippina zeigte. Hatte das Auge des Beſchauers die kühne Geſtalt, die ſich mit Gold, Purpur und Perlen wie mit dienſtbaren Geiſtern umgab, deren Fuß ſiegend die Erde beſchritt, und die Lyra der Poeten zu einer Pindariſchen Ode herauszufordern ſchien, mit Staunen betrachtet, ſo weilte es dann mit Wohlgefallen auf den zarten, wenn gleich flüchtigen Reiz der ſchönen Nymphe Egeria, in welche ſich die muntre Franzöſin metamorphoſirt hatte. Dieſe kleine Nymphe hatte offenbar keine Geheimniſſe auszuplaudern, noch weniger war ſie im Stande, ihrem Freunde Numa Rath zu geben, wie er eine Stadt bauen, und deren unruhige Bürger im Zaum zu halten habe, aber im Schatten ihrer Zaubergrotte, beim Murmeln ihrer heiligen Quelle dem Freunde ſüß und behaglich zu betten, das mochte ſie verſtehen, und das mochte recht eigentlich ihre Sache ſein. Der Geſandte, der den Numa vorſtellte, ſchien dies auch zu wiſſen, und das Liebesgekoſe, dem ſich die ſchöne Nymphe und der Gründer Roms im Dunkel eines Boskets bisweilen, wenn ſie unbeachtet ſich wähnten, hingaben, hatte gewiß nicht zum Zweck, über den beſten Staat zu philoſophiren, oder eine noch in der Kindheit begriffene Criminalpflege zu entwickeln, um entmenſchte Räuberhorden zu civiliſiren.

Während der Kardinal ſeine Gäſte mit der ausgeſuchteſten Artigkeit, mit der feinſten Aufmerkſamkeit, der zarteſten Schmeichelei überſchüttete, war ihm ſelbſt eine poetiſche Ueberraſchung zugedacht. Er ſollte in einen fingirten Orden aufgenommen werden, und die Geſchichte, die Poeſie und die Kunſt, drei ſchöne allegoriſche Geſtalten, erſchienen mit den Attributen ihrer himmliſchen Beſtimmung, um die Krönung des Kardinals zu vollführen. Ein freiſtehender Altar war dazu ausgeſucht, auf deſſen Marmorſtufen die Göttinnen ſtanden, von blühenden Gebüſchen überrankt. Die Geſchichte brachte ein Werk des Kardinals, das die Akademie zu Bologna gekrönt hatte, die Poeſie, da der Kardinal leider keine Verſe gemacht, zeigte ein Lobgedicht auf ihn von Manzonis Hand, und ein Medaillon, eine Skulptur Tenerani's hielten die ſchönen vollen Arme der jugendlichen Hebegeſtalt, die man zur Göttin der Kunſt geſchaffen hatte. Eine Hymne Paläſtrina's ertönte aus dem Innern eines nahen Tempels hervor.

Der überraſchte Kardinal, von ſeinen Freunden geführt, nahte in der halb ſtolzen, halb beſcheidenen Stellung, wie Taſſo zu ſeiner Krönung, ſich den Höhen des Kapitols einſt genähert haben mag.

Auf der oberſten Stufe des Altars ſtand Agrippina, und als die Melodieen des Chors verklangen, hörte man die reine ſonore Stimme volltönende Stanzen deklamiren. Bis hierher war alles Glanz, Schönheit, Poeſie und Lebensfülle; da plötzlich trat das Dunkel und die Verwirrung ein. Es ſcheidet ein Moment das Eliſium vom Tartarus. Noch wölbte ſich der klare Himmel über die geſchmückte, farbenhelle Gruppe. Ein weiches Lüftchen machte die Blätter beben, und ſpielte mit den Schleiern der Frauen. Der Kardinal kniet auf den Stufen, und Agrippina's Worte ertönen. Wie ſchön ſteht ſie da. In weiten Falten ſtürzt der Purpur nieder, ihr Leib, marmorne Weiße, marmorſchönes Ebenmaaß. Ihre Schultern vom Licht des Himmels geküßt, haben wie eine blutige Schuld, den Purpur abgeſtreift, ihre Blicke ſind zum Himmel gerichtet, dem Himmel, dem ſie ſonſt nie zugewendet waren; der rechte Arm erhebt ſich, um eine Segensformel zu ſprechen. Aller Blicke hängen an dieſer Geſtalt, die eine Prieſterin und eine Königin zugleich ſcheint, die drei Göttinnen ſehen zu ihr hinauf — wie zu ihrer Gebieterin. Noch ſteht ſie! ſie ſchweigt einen Augenblick, und ſteht wie ſinnend — noch iſt der Arm erhoben — eine odemloſe Stille rings! — da geſchieht das Entſetzliche. Eine dunkle Geſtalt ſchwingt ſich hinter dem Altar empor, ein Arm greift um den Leib, und eine That, grauſenvoll und entſetzlich, iſt gethan. Die ſchöne Geſtalt bricht zuſammen, ein Blutſtrahl färbt den Altar, die Stufen. Alles flieht auseinander, wie vom Winde geweht, ſtürzen die bekränzten Göttinnen die Anhöhe herab, und ihre fliegenden Schleier bergen ſich in die dunklen Gebüſche. Der Schrecken hat die Menge dergeſtalt gepackt, daß ſelbſt kein Schrei laut wird.

„Was iſt geſchehen?“ iſt der erſte Laut, der ſich auf Aller Lippen drängt, und die Antwort iſt das leiſe, dann laut ausgerufene Wort: „Mord!“

Judith ſteht noch immer, mühſam ſich an den Altar haltend, die Hand auf die Wunde gepreßt. Wäre der Moment nicht ſo ein entſezzenvoller, ſo müßte man noch die Schönheit der Geſtalt bewundern, mit Entzücken anſchauen. Der königliche Schmuck erhebt die Größe der Erſcheinung. Dieſes Antlitz unter dem Diadem erbleichend. Dieſe ſtolzen Augen, die ſich ſenken, der Schmerz, der durch die Muskeln zuckt, und doch vom allgewaltigen Geiſte gezähmt wird, die Ketten und Geſchmeide, die flimmernd das Wogen des Buſens anzeigen, in deſſen Innern der Tod wüthet, und dazu der Schmuck der Umgebung, die blühenden Sträuche, der ewig klare Himmel, in deſſen lichtvoller Helle die Fächer der Pinien ſich ausbreiten, deſſen Glut die beweglichen Kriſtallſäulen der Fontainen kühlen — alles dieſes zuſammen giebt ein erſchütterndes, mit der Magie des höchſten Reizes wirkendes Gemälde.

In dieſem Augenblicke beugt ſich die dunkle Geſtalt des Mörders noch einmal über ſein Opfer, und flüſtert ihm zu:

„Nimm meinen Kuß, Judy, meine ſchöne Braut! Dies für Deinen Verrath und Deinen Treubruch!“

Und er entflieht, ohne daß die ſtarren Gruppen umher Anſtalt treffen, ihn zu verfolgen. Der Kardinal ermannt ſich zuerſt, er hält die Sterbende in ſeinen Armen und giebt Befehle, die Ausgänge des Gartens mit Wachen zu umſtellen.

Bald hört man militairiſche Commandoworte, und ſieht Soldaten die Gänge anfüllen, in denen eben eine Welt der Poeſie ſich in ihren ſchönſten Geſtalten erſchloß. Ueberall Entſetzen und Verwirrung. Nirgends tritt höhnender das Geſchick auf, als da, wo es in die farbige Lüge eines Maskentanzes einbricht und die bunten Gewänder, die lachenden, grotesken Larven mit Blut färbt. Wie wenig ſind dieſe zierlichen Helden und Poeten jetzt an ihrem Platz, wie ſieht man ſie ihre Mäntel abſtreifen, ihre Lorbeerkränze fortwerfen. Die Offiziere kommandiren noch halb in römiſche Imperatoren verwandelt, die Virgile und Horaze ſieht man nach ihren modernen Wagen verlangen, ein Zug Veſtalinnen flieht die Treppengänge der Villa hinauf, von goldbetreßten Lakaien gefolgt, die in Franzöſiſch und Engliſch Befehle zugerufen erhalten.

Unterdeſſen hat der Tod die Tochter Florentins ereilt. Sie ſtirbt in Glanz und Schönheit; an ihrem Lager kniet ein Gemahl, der ihre kalte Hand mit ehrfurchtsvollen Küſſen bedeckt; ein Fürſt der Kirche ſpricht Segensworte über ſie aus. —

Vergebens waren die Nachforſchungen, den Mörder zu entdecken. Er wurde nicht gefunden. Niemand ahndete die eigetlichen Beweggründe ſeiner That, Niemand das Band, daß die ſtolzeſte und reichſte Frau Roms an einen elenden, in Lumpen gehüllten Vagabunden knüpfte. Die Nemeſis hatte ſich in ihre Schleier gehüllt, ſie wollte von Niemanden erkannt ſein, und ihr Werk in der Stille thun.

Zwanzigstes Capitel.

Vater und Sohn.

Es war eine furchtbare Nacht, die älteſten Leute des Dorfes konnten ſich keiner ähnlichen erinnern, wo der Regen in ſolchen Strömen niederſtürzte, der Sturm in ſo grauſenvoller Stärke wüthete.

Die Eilpoſt mit nur wenigen Reiſenden beſetzt, kam an, und verlangte über den Fluß geſetzt zu werden. Die Leute, die bei der Fähre angeſtellt waren, widerſetzten ſich den Befehlen des Conducteurs, indem ſie bewieſen, daß es gefährlich ſei, in einer ſolchen Nacht und bei dem gefährlich angeſchwollenen Stande des Fluſſes die Ueberfahrt zu bewerkſtelligen. Ein größerer Theil der Reiſenden entſchloß ſich, den Morgen abzuwarten. Einer jedoch beſtand hartnäckig auf die Ueberſchiffung. Er gab an, Geſchäfte zu haben, die einen unausſetzbaren Termin bedingten, große Geldopfer waren die nächſte Folge einer jeden, noch ſo geringen Verzögerung.

Ein ältlicher Mann, der ſeine Familie bei ſich hatte, ſtand verdrüßlich auf, und antwortete in ziemlich barſchem Tone dem Dränger:

„Mein Herr, Sie ſind ein Advokat, ein Geldſpekulant, das Geld iſt Ihr Götze, Sie gehen für ihn, wenn es ſein ſoll, ſelbſt in den Tod, Ihnen kann ich nicht verdenken, daß Sie zur Reiſe treiben, allein hier ſehen Sie die Gegengewichte, die ich in die Schaale lege; Weib und Kind! Auch ich habe Eile; auch mir raubt in wenig Stunden vielleicht ein ungetreuer Compagnon mein Vermögen; allein ich fahre nicht, ich bleibe; die beſſere und größere Hälfte meines Vermögens (er zeigte auf Weib und Kind) will ich nicht drauf wagen, die geringere zu gewinnen.“

„Auch wir bleiben,“ riefen jetzt die andern

Paſſagiere, durch den Muth des Mannes ihren eigenen beſtärkt fühlend.

„Und ich zwinge den Condukteur zu fahren. Er ſoll, wenn nicht anders, mich allein überſezzen, und für meine ununterbrochene fernere Reiſe Sorge tragen,“ rief der Advokat.

„Es ſoll geſchehen!“ entgegnete der Eilpoſtführer, ein langer, dürrer, finſterblickender Mann. „Ich will im Dorfe nachfragen, ob ſich Jemand findet, der Sie hinüberbringt; ich ſelbſt darf den mir anvertrauten Wagen nicht verlaſſen.“

Er entfernte ſich, und kam nach einer kleinen Weile wieder.

Der ungeduldige Reiſende fragte ihn raſch, was er ausgerichtet habe.

„Sie können unverzüglich abreiſen, mein Herr,“ entgegnete der Gefragte; „doch müſſen Sie ſich einen kleinen Umweg gefallen laſſen. Die Fähre in Bewegung zu ſetzen, iſt nach dem Ausſpruch der Leute unmöglich, ohne einem gewiſſen Tode entgegen zu gehen, allein weiter oberhalb des Dorfes findet ſich eine Stelle, wo der Fluß ſehr eingeengt iſt, und die Brücke, die darüber führt, ſoll noch zu beſchreiten ſein. Wollen Sie es wagen?“

„Ob ich's will?“ rief der Advokat ungeduldig, ſich in ſeinen Mantel hüllend. „Sorgen Sie für mein Gepäck. Finde ich drüben einen Wagen?“

„Die Station iſt kaum eine Viertelſtunde entfernt, und dort haben Sie das Recht, bei Vorzeigung Ihres Billets Pferde zu verlangen.“ —

Der Reiſende entfernte ſich, und Niemand war, der ihm glückliche Fahrt wünſchte. Der Auftritt mit dem ältlichen Herrn hatte der Erbitterung Worte gegeben, die jeder Einzelne ſchon gegen das hochfahrende und beleidigende Weſen des Mannes hegte. Glücklich war man, ſich von ihm befreit zu ſehen.

Unterdeſſen ſtürmte und wüthete es fort. Die Fenſter der elenden Bauerſtube wurden durch den anpraſſelnden Regen erſchüttert, die Nacht war ſchwarz, trotz deſſen, daß das Mondviertel leuchtete, doch die ſtürmenden Wolkenmaſſen deckten das blaſſe Licht und ließen keinen der ſchwachen, zitternden Strahlen die dunklen Erdenſchatten erreichen. Die Stöße des Orkans grollten wie dumpfer Donner von Zeit zu Zeit über die Hütte hin; vor dem Fenſter hörte man das Brechen der Baumäſte, und ein räthſelhaftes Poltern, wie von fallenden und in Trümmer gehenden ſchweren Gegenſtänden erfüllte das aufhorchende Ohr mit Schrecken. Nirgends der Laut einer menſchlichen oder Thierſtimme; alles ſchwieg, und nur die Elemente ſprachen.

Während dieſes immer noch wachſenden Aufruhrs in der Natur, verfolgte der Reiſende von ſeinem voranſchreitenden Führer geleitet, die dunkele Dorfſtraße, um jenen Uebergangsort aufzuſuchen. So klein die Geſtalt Herrn Lobmeyers auch war, ſo breit ſeine Schultern und ſo maſſenhaft ſein gedrungener Wuchs, ſo hatte er dennoch Mühe, ſich gegen die Stöße des Windes in ſeiner Bahn zu erhalten. Den Mantel eng umgeſchlagen, die Reiſekappe tief ins Geſicht gedrückt, mit vorwärts gebeugtem Oberleib durchdrang er Dunkel und Sturm, ſich von der

Wand der Häuſer entfernt haltend, weil die herabfliegenden Steine dieſen Weg gefährlich machten. —

Der Führer blieb ſtehen und ſah ſich nach dem Nachfolgenden um. Man hatte die Brücke erreicht. Es waren nur wenige, roh behauene Balken, die quer über den ſchäumenden, hier ſtark an einem felſigen Ufer zuſammengedrängten Bach lagen.

„Hier müſſen wir über!“ ſagte der Führer und zeigte auf das Bild des Grauſens, wo Nacht und Todesgefahr ſich ſchweſterlich umarmten. Der Giſcht der ungezähmten Wellen ſpritzte in die Gebüſche und durchnäßte den Mantel des Advokaten.

„Halten Sie ſich nur feſt an mich,“ rief der Führer, indem er Miene machte, voranszuſchreiten. „Ich habe ſchon in mancher gefährlichen Nacht, wo es nicht ſchlechter puſtete und keuchte, meine Kinder hinüber gebracht. Halten Sie ſich nur feſt an meine Rockſchöße.“

Der Advokat warf einen Blick auf den

Mann. „Seid Ihr ſchon lange hier im Geſchäft?“

„Schon etliche Jahre.“

„Aus dem Dorfe gebürtig?“

„Nein. Ich verdiene mir nur hier mein kümmerlich Brod. In einer Nacht, wie dieſe, mag kein Hund hinterm Ofen hervorkriechen; Da geh dann ich, denn mein Leben iſt weniger werth, als das eines Hundes. Das weiß der Tod, darum läßt er mich über dieſe ſchlüpfrigen Balken gefahrlos dahingleiten, mich und meine Kinder.“

„So haſt Du Kinder, Alter?“

„Jeden, den ich hinüber bringe, iſt mein Sohn; bis denn der rechte Sohn kommt. Dann geh ich zur Ruhe, und er übernimmt meinen Platz. Ich warte ſchon lange auf ihn, denn meine Gebeine werden morſch, und mein Athem iſt kurz, die Bruſt iſt kalt und die Zunge iſt ſchwer. Nun laßt uns gehen.“

Der Advokat klammerte ſich an die Rockſchöße des Führers, und beide betraten den gefährlichen Pfad. Die Waſſer rauſchten und wirbelten wild durcheinander. Der Sturm bog die Gebüſche am Ufer und toſete in den nackten Zweigen der alten Bäume, wie ein übermüthiger Tirann, der mit den Ketten ſeiner gefeſſelten Feinde ſpielt. Die beiden gebückten Geſtalten krochen langſam, Schritt vor Schritt, die Brücke hin. Plötzlich blieb der Führer ſtehen.

„Fort, Vorwärts!“ gebot der Reiſende.

Der Alte hörte nicht! Er ſtand wie auf die Brücke gebannt, und breitete ſeine langen, dürren Arme gegen den Himmel aus. Die Mondſichel trat hervor, und warf Silberfunken in das zerriſſene Wellenchaos.

„Geht, geht!“ rief der Reiſende. „Hier dürfen wir nicht ſtehen bleiben. Seid Ihr von Sinnen?“

„Nur eine kleine Weile,“ ſagte der Alte, und ſeine Stimme zitterte. „Seht den ſchönen Atlasrock da mit Silber geſtickt; es iſt meines Weibes Brautgewand. Ich ſeh's! Sie arbeitet ſich aus den Wellen empor Sie hebt die Hand an welcher der Trauring funkelt.“

Ein entſetzlicher Schreck bemeiſterte ſich des Advokaten; er ließ ſeine um den Leib des Führers geſchlungenen Arm ſinken, und ſtand jetzt da, einen forſchenden wilden Blick auf deſſen Züge werfend. Allein es war keine Zeit zu unterſuchen und zu fragen. Der Sohn gab den Vater einen heftigen Stoß, und gebot ihn, vorwärts zu gehen.

Der Alte war auf die Knie geſunken, und ſich an die naſſen Balken klammernd, rief er in die Wellen hinein. „Warte, warte, bis mein Sohn kommt! Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuſer! Ich habe ihn geſegnet, und er hat ſich ein ſtolzes, prachtvolles Haus erbaut, und aus dieſem Hauſe, das ihm mein Segen erbaut, hat er mich vertrieben! Warte nur, bis er kommt, dann bleibt er hier oben, und ich komme zu Dir hinab.“

Der Sturmwind fuhr über den ſchmalen Steg dahin, ſo daß die daran ſich klammernden Geſtalten der nächtlichen Wanderer erbebten, und nur mit Mühe ſich hielten.

„Vorwärts!“ ſchrie der Advokat, „vorwärts Alter! oder Dein und mein Leben iſt in Gefahr.“

„Ich kann nicht fort!“ wimmerte der Alte. Ich kann nicht! Seht, ſeht! — Sie fragt mich, wo der Ring von meinem Finger geblieben! Er — er nahm ihn!“

Ein neuer Schwall des Waſſers kam, der Steg wankte.

„Vorwärts, Alter,“ brüllte der Geängſtete. „Ich bin Barnabas, Dein Sohn. Rette mich, rette Deinen Sohn. Beim Andenken Deines Weibes, meiner Mutter, laß uns nicht umkommen in dieſer Wildniß.“

Der Wahnſinnige erhob ſich. Es ſchien, als wenn alle irdiſche Schwerkraft von ihm gewichen, er ſchwebte auf dem glatten Balken, wie auf ſicherer Erde. Seine dünne Geſtalt wuchs in der Dunkelheit zu rieſiger Größe; der Sturm ſchleuderte das weiße Haar um Stirn und Augen. „Mein Sohn!“ kreiſchte der Alte, „mein Sohn! Du biſt's! Ich habe Dich! — Ich laſſe Dich nicht mehr.“

„Wahnſinniger!“ ſchrie der Sohn, und rang mit dem Vater. Aber dieſer ſchloß ſeine dürren Arme um den Leib des unglücklichen Opfers, wie Schatten des Orkus, wankten die zwei ſchwarzen Geſtalten, umſprüht von dem Schaum der Wellen, in den toſenden Choralklängen des Sturmes gehüllt. Noch einen Moment ſah man ſie über dem Stege, es flatterte der Mantel, es fuhren die Arme in die Lüfte, und dann in einen ſchwarzen Knäuel geballt, ſtürzten beide in die Tiefe. Der Steg war leer.

Die Mondſichel beſchien weit von dem Engpaß entfernt, da wo die Gewäſſer glätter und ruhiger ſtrömten, die Körper zweier Männer, die ſich umſchloſſen hielten, und den Strom hinabtrieben.

Von den Perſonen unſerer Geſchichte bleibt uns nur noch der Dichterin Schickſal zu erwähnen übrig. Sie fand ein ruhiges Aſyl bei ihrem einſtigen Schützlinge, bei Dianen, die die alten Tage des Fräuleins mit Liebe und ſüßer Pflege übergoldete. Wohl denen, welchen das Geſchick eine ſolche Heimath noch aufſpart. Dieſem alten Herzen war ſie zu gönnen. Die Welt hat ohne Zweifel viel größere Dichterinnen aufzuzählen, allein ſie hat wenig Herzen, die ſo ohne Arg ſchlagen. Ihre Romane erlebten keine zweite Auflage, allein wenn man ihre Liebe, ihre Geduld, ihre Treue hätten neu auflegen können, die Menſchen hättens brauchen können. Der Kandidat Weinhold jedoch verblieb in ſeiner einſiedleriſchen Stellung, und lehnte ab, was man ihm freundlichſt bot. Nur eine Freude erlebte er, nämlich die, daß ſeine Gedichte endlich einmal gedruckt wurden, aber dicht neben dieſer Freude, und ihr auf den Fuß folgend, war der bittere Kummer, daß Niemand ſie las, und Niemand ſie kaufte. In ſtillen Nächten, wo der Mond in ſeine Kammer ſchien, hielt er das Buch aufgeſchlagen, und ſein Auge ruhte auf den feinen weißen Blättern und auf den ſchwarzen Verszeilen, und er ſtrich mit der mageren Hand ſchmeichelnd über ſie hin, wie wir die glatte Wange ſchöner Kinder, die wir die unſrigen nennen, liebkoſen. In ſolchen Augenblicken hielt er ſich für Deutſchlands erſten Dichter. Wir wollen ihn bei dieſem Glauben laſſen.

Gedruckt bei E. Zeiſler.

Jena und Leipzig.

Novelle in zwei Theilen

von

A. v. Sternberg.

Erſter Theil.

Berlin, 1844.
Buchhandlung des Berliner Leſecabinets.

J. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſter Theil.

Andreas.

In einem tiefen Forſte ſtand ein junger Mann an den Stamm einer Eiche gelehnt und blickte in müßiger Ruhe dem Spiele des Mondlichts zu, wie es mit den Wolken kämpfte und bald blitzend durch die Gipfel der Bäume funkelte, bald in einem bleichen Schimmer verſchwamm, der ſich hinter den grauen Nebelſchleier verbarg. Nebenher rauſchte es im Forſte, der Nachtwind, der die Ebene durchſtrich, fing ſich in das Gitter der Baumzweige und ſtöhnte in wehklagenden Lauten wie ein gefangenes Thier. Aus der Tiefe des Forſtes kamen Töne, die ſchauerlich und faſt wie menſchliche Rufe klangen; dann löſ'te ſich das Schrillen und Rauſchen in ein Geſäuſel auf, das in den Gipfeln erſtarb und eine minutenlange Stille folgte dann, bis ein erneuerter Windſtoß denſelben Tonwirrwarr wieder hervorrief. Den jungen Mann, den Flinte und Jagdtaſche als Jäger bekundeten, ſchien dies in ſeinen Träumereien nicht zu kümmern, er ſtand unbeweglich, ſo heftig manchesmal auch die Krone des ehrwürdigen Stammes, an dem er lehnte, erſchüttert wurde; endlich wandte er ſich lebhaft, warf ſeine Jagdtaſche mit einem raſchen Stoß auf den Rücken und begann ſeine Wanderung. Der Pfad war im Mondlichte kaum kennbar, dennoch traf ihn das geübte und ſcharfe Auge des Wanderers und öfters die nächtlichen Zweige des niedrigern Gebüſches auseinander ſchlagend ſah man ſeine kräftige jugendliche Geſtalt aus dem Dunkel hervortauchend und dann wieder darin verſchwinden. Das melancholiſche Spiel der Töne hörte auf, je näher die Schritte des Eilenden dem Waldesausgang kamen, dagegen hörte man das Brauſen des Sturmes, der die weite Haidefläche ungehindert durchſauſ'te, die ſich jetzt dem Blicke öffnete, im blaſſen Lichte ſich bis zur Unendlichkeit ausdehnend. Das Dorf und der kleine Edelhof, beide in geringer Entfernung von einander am Ufer eines ziemlich bedeutenden Baches liegend, waren im flimmernden Scheine nicht ſichtbar und erſt nach einer halben Stunde rüſtigen Gehens tauchten die Lichter der Wohnungen, denen er zuſtrebte, dem Jäger auf. Er überſchritt eine zierliche aber ſchon durch Alter baufällig gewordene Brücke, und befand ſich in der Umgebung eines herrſchaftlichen Parks, der zu dem Edelhofe gehörte. Die Gänge beſtanden in beſchornen Taxuswänden, verwahrloſ't und von Zeit und Muthwillen beſchädigt gleich der Brücke; ein ähnliches Schickſal war einigen Sandſteinbildſäulen bereitet worden, die ihre verſtümmelten Gliedmaßen, gleichſam in der Einſamkeit der Nacht klagend, in die Lüfte ſtreckten. Der junge Jäger bog einen kleinen Seitenweg ein, von wo er die Façade des Wohnhauſes überſehen konnte, und hier zeigten ſich ihm drei erleuchtete Fenſter, die mit ihren Vorhängen von rothen Stoffen einen Gegenſatz gegen das bläuliche Mondlicht, das die Mauern kalt beglänzte, machten. „Sie ſind noch wach!“ murmelte der junge Mann, indem er weiter ſchritt.

Am Ausgang des Parks wurden die Häuſer des Dorfes ſichtbar. Die eine große Straße, die hindurchführte, war ſo ſtille und erſtorben, daß man die ſpäte Stunde leicht daraus wahrnahm; nur in einem Hauſe, das etwas ſtattlicher, und im Geſchmack einer Dienſtwohnung bei einer herrſchaftlichen Beſitzung hergerichtet war, ſchimmerte Licht und auf die Thür dieſes Hauſes ſchritt der Jäger jetzt zu. Sein Klopfen an der Gitterthür des kleinen Gärtchens, welches das Haus umgab, wurde ſogleich gehört, eine Magd erſchien, öffnete und ſchloß hinter dem Eintretenden zu. »Gieb mir die Schlüſſel, Hanna; ſagte der Jüngling, es kann ſein, daß ich noch ausgehe.« Die Alte händigte ihm das Geforderte ein.

Im Zimmer, in das er jetzt trat, ſaß eine alte Frau im Lehnſtuhle, die bei dem Klang der Schritte im Vorgemach ihre Brille ablegte, das Buch bei Seite ſchob und zugleich an einen Stuhl rückte, der ihr nahe ſtand. »Nun, Andreas,« ſagte ſie, »du biſt diesmal lange ausgeblieben.«

»Du haſt doch nicht auf mich gewartet, Mutter?«

Die Alte nickte begütigend mit dem Kopfe, dann gab ſie Hanna den Befehl, das warm geſtellte Nachteſſen von der Kaminplatte herabzuheben. Es wurde auf den Tiſch geſetzt, der junge Mann genoß nur wenig. Während er aß, ſprach ſeine Mutter nichts, ſie blickte nur von Zeit zu Zeit verſtohlen auf ihn hin und dieſe verſtohlenen Blicke zeigten eine Fülle von Zärtlichkeit und Mutterſorge. Nur in etwas wurde ſie aufgeregt, als Hanna die Jagdflinte ergriff, um ſie ſammt der Taſche in das Zimmer des »jungen Herrn« zu tragen. »Sei vorſichtig, Hanna!« rief ſie. »Noch neulich hat wieder ein Unglücksfall mit der Flinte in den Zeitungen geſtanden.«

Der Sohn ſtand auf, nahm das Gewehr der Magd ab und trug es ſelbſt fort. Als er wieder in die Stube trat, hielt er ein Päckchen Papiere und einige Bücher unterm Arm. Er legte ſie auf den Tiſch, breitete ſie aus, indem er dabei das Tiſchtuch und die Schüſſel bei Seite ſchob, und ſagte dann: »Haſt Du die Quittung gefunden, Mutter?«

»Nein, mein Sohn,« entgegnete die Alte. »Ich meine immer, daß ich daraus eine Düte gedreht habe, um neulich die Räucherkerzchen, die ich der Amtmännin ſchickte, hineinzulegen.«

„Du hätteſt mit einer Quittung vorſichtiger ſein ſollen, Mutter.“

„Da haſt du Recht, liebes Kind; allein mir fehlte gerade ein Papier und da lag das gelbliche unſcheinbare Blatt gerade da; wenn es weißes Papier geweſen wäre, hätte ich es nicht genommen.“

„Es ſchadet nichts,“ ſagte der Sohn; „der Mann wird ſo ehrlich ſein, und was er ſchon erhalten hat, nicht zum zweitenmale fordern.“ Die Alte nickte bejahend und fing an, die Maſchen ihres Strumpfes zu zählen. Gleicherzeit ſummirte der Sohn eine Ziffernreihe und trug ſie in eines der Bücher. Die Stille im Zimmer wurde nur von Zeit zu Zeit durch ein lautes Gähnen der Alten unterbrochen, dem ſie einen kleinen muſikaliſchen Schluß jedesmal beifügte, gleichſam um das Gähnen zu maskiren. Der Sohn blickte auf und ſagte dann mit ſanfter Stimme: „Du ſollteſt zu Bette gehen, Mutter.“

»Das werde ich auch; jetzt da du da biſt, will ich nicht eine Minute länger zögern. Rufe einmal die Hanna.«

»Hanna iſt zu Bette, Mutter,« entgegnete der Sohn. »Kann ich dir nicht die Hülfe leiſten, die du brauchſt?«

Dies war es, was die Alte wünſchte. Seit drei Jahren, wo Mutter und Sohn ſo zuſammenlebten, war ſie gewohnt, von ihrem Sohne alle Dienſtleiſtungen hinzunehmen, ſelbſt die nicht ausgeſchloſſen, die eigentlich nur einer weiblichen Hand zuſtanden. Es war dies ein heimlicher und eigentlich nicht recht von ihr ſelbſt gebilligter Zuwachs ihrer Mutterfreuden. Deshalb mußte Andreas gleichſam jeden Tag aufs neue ſich ſeine Pflichten erobern und er that es immer in der beſten Weiſe, denn er wußte, wie bitter es die alte Frau empfand, einmal nicht von ihrem Sohne ſondern von Hanna zu Bette gebracht worden zu ſein. Er brachte ihr alſo jetzt auch ihr Nachthäubchen herbei, ein wollenes Jäckchen und ein beſonders weiches und warmes Umſchlagetuch. Dieſe Gegenſtände nahm die Alte mit einem trocknen Ernſte und ohne Dank in Empfang, denn es ſollte den Anſchein haben, als wäre ſie noch böſe auf Hanna, daß ſie ihrem Sohne Dienſte überließe, die ihr zu verrichten zukamen. Die Brille wurde mit einigem Geräuſch ins Futteral geſtoßen und dieſes in den ihm beſtimmten Winkel auf der Fenſterbank geſchoben. Der Sohn, ohne die Mutter aus dem Lehnſeſſel heraus zu bemühen, zog ihr geſchickt die wollene Jacke an, band ihr das Tuch um, in der Weiſe, wie er wußte, daß die Mutter es liebte und endlich als der Obertheil des Körpers mit dem nöthigen Schlummerapparat verſehen war, kniete er nieder und zog der Alten die Strümpfe aus, wobei er ſorgfältig die beiden Strumpfbänder, die in Stickrei und Einfaſſung noch Spuren ehemaligen Glanzes an ſich trugen, zuſammenſchlug und mit einem Bändchen umwickelte. Alles dies geſchah, ohne daß ein Wort dabei geſprochen wurde; endlich ſagte die Alte: „Du wirſt doch auch gleich zu Bette gehen, wenn ich ſchlafe?“

Bei dieſer Frage ſah Andreas auf. Sein jugendliches, faſt noch knabenhaftes Antlitz mit den dunklen friſchen glänzenden Augen, war lebhaft geröthet, vielleicht weil er ſich gebückt gehalten, vielleicht aber auch, weil die Frage der Mutter gewiſſe Gefühle von Schaam und Verwirrung in ihm rege machte. Er antwortete aber feſt: „Ich hatte die Abſicht, noch auf wenige Augenblicke aufs Schloß zu gehen; verſteht ſich, wenn ich erſt werde die Rechnungen durchgeſehen haben.“

„So ſpät noch aufs Schloß?“ entgegnete die Mutter.

»Es iſt erſt zehn Uhr, und als ich vorüberging, ſah ich noch Licht im Saale.«

»Das iſt mir nicht lieb,« ſagte die Alte. »Du weißt, daß ich dir verboten habe, aufs Schloß zu gehen, Andreas. Was machſt du eigentlich da, und wie kommt es nur, daß die Damen oben noch ſo ſpät Beſuche, und zwar Männer-Beſuche empfangen?«

»Mich ſehen ſie nicht als einen Beſuch, ſondern als das erwartete Erſcheinen eines Bekannten an. Auch bleiben die Damen nicht lange; ſie gehen vielleicht ſchon am Ende dieſer Woche fort.«

»Nun ſo gehe denn, und mache meine Empfehlung der Frau Obriſtlieutenantin.«

Bei dieſen Worten ſchloß ihr Sohn, vielleicht im Dank für die ertheilte Erlaubniß, zärtlicher wie ſonſt die Alte in ſeine kräftigen Arme, und trug ſie leicht, wie er ein Kind getragen haben würde, in das Bett und ſenkte ſie dort in die

Fülle der Kiſſen ein, indem er zugleich einen Kuß auf die ehrwürdige Stirn ſeiner Mutter drückte. Dann zog er die Vorhänge des Bettes zu, ſchloß vorſichtig die Laden des kleinen Zimmers und während in leiſen murmelnden Tönen das Gebet der Mutter hinter den geſchloſſenen Vorhängen verquoll, ſchlich er auf den Zehen aus dem Gemache. Am Tiſche angelangt nahm er, ſtatt weiter zu arbeiten, die Papiere zuſammen, ſtellte das Tintefaß vorſichtig an ſeinen Platz, und verſchwand, indem er das Licht mitnahm. In ſeinem Zimmer änderte er ſeinen Anzug, glättete ſein gelocktes Haar und zugleich das blonde Bärtchen, das erſt vor Kurzem angefangen hatte, ſeine Lippen zu beſchatten, und ſo ausgeſtattet ſchlich er ſich aus dem Hauſe, mit dem Schlüſſelbund, das er Hannen abgenommen, das Gitter öffnend. Der Weg zum Edelhofe war bald zurückgelegt, die drei erleuchteten Fenſter ſchimmerten noch in unveränderten Glanze. Am Eingange des Parks kam unſerm Wanderer ein Bedienter entgegen, der ihn zu ſuchen ging und ihm ſagte, die Damen erwarteten den jungen Herrn ſchon lange im Saale.

Andreas hörte mit Freude die Botſchaft, er beſchleunigte ſeinen Schritt und bald ſtand er in einem kleinen, ſehr hell erleuchteten Salon, in welchem drei Frauen auf dem Sopha ſaßen, die bei ſeinem Eintritt aufſprangen und ihm entgegengingen. Ein alter Herr, der beim Kamin ſich die Füße wärmte, wandte kaum den Blick von einem Zeitungsblatt, in welchem er eifrig ſtudirte, um den Gaſt zu begrüßen.

„Nun, André, ſind Sie bis jetzt auf der Jagd geweſen?“ fragte eine ſchlankgewachſene Dame, die von der Mutter unſeres Helden als Obriſtlieutenantin bezeichnet wurde; die beiden anderen Frauen, von denen eine etwas jünger, die andere etwas älter als die Sprechende zu ſein ſchienen, ſahen zu dieſer Frage mit muntern Blicken den Jünglig an, der eine Entſchuldigung vorbrachte.

„Nichts geſchoſſen, und dabei doch ſo lange im Forſte umher geſtreift?“ rief die Fragende, indem ſie drohend ihren Finger emporhob. „Mein Freund, Sie ſcheinen auf ſchlimme Fährte gerathen zu ſein.“

„Aber Delphine, welche Thorheiten!“ ſagte die ältere Dame. „Hier in dieſer Einſamkeit ſoll unſer Freund verdorben werden? Wahrlich, es fände ſich Niemand, außer wir müßten denn die Verführerinnen ſein.“

„Heiße ich nicht Armide?“ rief die jüngſte der drei Schönen lebhaft, „und iſt dies nicht mein Schloß? Sind dies nicht meine Gärten, Armiden's Zaubergärten? und ihr wollt noch daran zweifeln, daß ich verführen kann?“

»Ich ſehe mein Unrecht ein,« ſagte Eliſe, »und bitte Dich um Verzeihung, meine Theure.«

»Die Dir gewährt ſein ſoll. Aber ſollen wir nun nicht zu unſerer Parthie eilen. Ich brenne vor Begierde, André die Bälle zurückzugeben, die er mir geſtern raubte.«

»So kommt!« rief Delphine. Alle faßten ſich an und dieſe drei flüchtigen ſchlanken, jugendlichen Geſtalten, in ihren weißen Gewändern, flogen mehr, als daß ſie liefen in das Billardzimmer, deſſen Thüren geöffnet ſtanden. Andreas folgte ihnen. Die Frauen ergriffen die Stöcke, Andreas ordnete die Bälle, Scherz, Lachen und Geplauder herrſchte munter durch einander. Dann ſtellte man ſich und die Parthie begann. Armide und Andreas zuerſt, dann Eliſe und Andreas, dann Delphine und Andreas. »Wir wollen ihn matt machen!« riefen die drei jungen Frauen, wie aus einem Munde, »er ſoll es erfahren, was es heißt, mit drei erbitterten Feindinnen zugleich zu thun zu haben.“

„Ich werde mich zu wehren wiſſen,“ ſagte Andreas kurz und trocken.

„Unſer »beau« iſt übler Laune heute,“ ziſchelte Delphine Eliſen zu, die beide als Zuſchauerinnen auf einem kleinen Eckſopha Platz genommen hatten.

„Wie hübſch er iſt,“ ſagte die Erſtere noch leiſer. „Es iſt nicht möglich, beſſer gewachſen zu ſein. Sieh dieſe Stellung dort. Findeſt du nicht etwas von den Linien des Antinous? Ich ſehe ſchöne Männer ſo gern Billard ſpielen, weil bei keiner Gelegenheit ſo ſehr die edlen Formen hervortreten.“

Die Nachbarin erwiederte hierauf nichts. Sie hatte ihre Lorgnette vor's Auge geſchoben, angeblich um den Gang des Spiels zu beobachten, allein die Richtung der Gläſer war bedeutend von dem Schauplatze des Spiels ab und dem Spieler zugewendet.

„Ah Triumph! Armide hat endlich einmal einen glücklichen Stoß vollbracht!“ rief Delphine.

„Hab' ich?“ entgegnete die Triumphirende. „Und wer war es, der mich heute Mittag für gänzlich unfähig zu gewinnen erklärte? der behauptete, ich hätte eine ſchwache Hand?“

„Bravo! wieder ein ſiegreicher Stoß!“ rief Eliſe von ihrem Platze aufſpringend. Andreas ſah finſter aus und manövrirte zuſehends immer ſchlechter. Armide gewann die Parthie. Ein Diener, der den Thee ſervirte, brachte ihr eine dampfende Taſſe, mit dieſer zog ſie ſich auf den Eckſopha zurück, ihren Platz der Freundin abtretend. Das Spiel ging weiter. Andreas ſprach nichts, denn er war ganz bei ſeinen Bällen beſchäftigt. Delphine verlor, Eliſe gleichfalls. „Ach,“ rief die letztere unmuthig, „ich merke nun, unſer Gaſt hat

Dich gewinnen laſſen, Armide, lediglich aus Galanterie.«

»Durchaus nicht, ſondern weil ich beſſer ſpiele als ihr. Geſtehen ſie, Herr André.«

Andreas machte eine etwas ungeſchickte bejahende Verbeugung.

»Ach, das iſt himmelſchreiend! Dieſen Schimpf ertragen wir nicht!« riefen die beiden Beleidigten zugleich aus. »Ich beſtehe auf noch eine Parthie!« »Und ich auch!« ſetzte Eliſe hinzu. Es war weit über Mitternacht, als das Billardſpiel endlich einen Schluß fand. Mit dem letzten Stabe, der aus der ermüdeten Hand der Damen glitt, fand Andreas ſeine gute Laune wieder. Während des Spiels hatten ihn Gedanken eigner Art zerſtreut und mißlaunig gemacht. Die Worte der Mutter: »Du weißt, daß ich dir eigentlich verboten habe, auf's Schloß zu gehen« ſchwebte ihm, er wußte ſelbſt nicht weshalb, fortwährend vor. Sie hatte ihm dies ſchon oft geſagt, allein niemals eine ſolche Wirkung damit hervorgebracht. Heute aber war er beſonders geſtimmt, die einſame Stunde im Walde mochte das ihrige dazu beigetragen haben, kurz die drei ſchönen Frauen erſchienen ihm heute zum erſtenmal in einem andern Lichte, wie gewöhnlich. Ihr Frohſinn, die Leichtigkeit, mit der ſie mit ihm verkehrten, ſtörten ihn, und ihr Geflüſter unter einander hatte etwas Aufregendes für ſeine ſonſt ſo ſorgloſe Natur. Dies war auch der Grund, weshalb er die erſte Parthie verlor, denn Galanterie war nicht die Tugend, in der er ſich auszeichnete. Seine unerfahrene Jugend war im Umgang mit Frauen bis jetzt noch nicht um die Breite eines Zolles von dem Geleis ihrer eigenthümlichen Schroffheit und Sprödigkeit gewichen, und der Gedanke ſeinen Ruf als geſchickter Billardſpieler zu verlieren, war ihm peinigender als die Befürchtung in den Augen der Frauen als unhöflich zu erſcheinen.

Das Souper wurde aufgetragen und man ſetzte ſich an einen ſehr hell beleuchteten und mit Silber und Cryſtall bedeckten Tiſch, der zur Seite des Kamins gerückt wurde, deſſen belebende Flamme noch einen behaglichen Reiz mehr der kleinen Geſellſchaft verlieh. Wir haben dem Leſer noch nicht verrathen, wer dieſe drei Damen mit ihrem ältlichen Herrn ſind; allein es verräth ſich von ſelbſt, daß ſie, ihre Verhältniſſe in der großen Welt mochten nun ſein, welche ſie wollten, wohl nie ſo heiter und in ſo ungebundener Laune ſich bewegten, als hier im Saale des kleinen halbverfallenen und abgelegenen Edelhofes, umgeben von einer kühlen Herbſtnacht draußen und innen von Wärme, Licht, Frohſinn und ausgeſuchten Leckerbiſſen. Die drei Frauen bildeten die eine Hälfte der runden Tafel, ihnen gegenüber nahmen die zwei Herren Platz; dieſe Anordnung hatte Armide vorgeſchlagen, weil man ſo keine Miene, kein Lächeln des hübſchen Jägers verlor, auf deſſen Beſtürmung durch Neckereien aller Art es abgeſehen war. Man kann nicht ſagen, daß eigentlich eine Unterhaltung herrſchte, darauf ſchien auch der Eigenſinn der drei Schönen nicht auszugehen, es waren nur Späßchen, die den Anzug, die Gewohnheiten, den Ton der Stimme und die Redeweiſe ihres jungen Gaſtes betrafen. Sie ſpielten mit ihm wie mit einer Puppe und halten auch deſſen gar kein Hehl. Armide tadelte die Art, wie er ſein Halstuch gebunden habe, Eliſe legte ihm ein auserleſenes Stück Paſtete auf den Teller und Delphine erlaubte ſich Bemerkungen über den Bart und die Augenbrauen unſeres Helden. Wenn dieſe Scherze eine gewiſſe Höhe erreichten, verfehlten ſie nie eine lebhafte Röthe auf Wangen und Stirn des Jünglings hervorzurufen, und dies war denn der Moment, wo die drei Frauen ſich lachend und triumphirend anblickten und auf kurze Zeit ihr armes Opfer in Ruhe ließen.

Der alte Herr, der von einer beſonders zubereiteten Sauce unmäßig genoß, warf einen mitleidigen Blick auf ſeinen Nachbar und ſagte trocken: „Sie müſſen den Weibern antworten, ſie müſſen ſich's nicht gefallen laſſen. Man muß ihnen derb kommen, damit ſie Einen verſtehen. So machte ich's in meiner Jugend.“

Weder André noch die Frauen antworteten auf dieſen Rath und der Alte fuhr fort: „Es iſt kaum zu glauben, wie die Weiber mich trillten. Es gab da keine Schelmerei, die nicht an mir probirt wurde. So zum Beiſpiel hatte ich ſehr ſchöne Zähne und die nichtswürdigen Verſucherinnen wußten es ſo anzuſtellen, daß ich über jede Albernheit lachte, ſpäter als ich meine Zähne verlor, ſtörte mich Niemand mehr, ernſthaft und würdevoll zu ſein.« Als der alte Herr dieſes geſagt hatte, fiel er wieder über die Sauce-Terrine her und brachte eine große Menge Champignons in den Mund, der früher ſo ſchöne Zähne gehabt haben ſollte.

»Es iſt nicht genug,« ſagte Armide, »daß Sie ihrem Nachbar ſagen, er ſolle uns für unſern Muthwillen beſtrafen, Sie müſſen ihm auch angeben, auf welche Weiſe er dies thun ſoll.«

»Nichts leichter als das,« entgegnete der Alte. »Ich will ihm erzählen, wie ich mich ſpäter, als ich etwas mehr Erfahrung hatte, rächte. Wahrlich, ich bezahlte mit Wucher. In unſerm Kreiſe lebte eine junge hübſche, äußerſt muthwillige Frau, die aber dabei einen untadelhaften Ruf hatte. Sie war die, die mich am ärgſten neckte; nie konnte ich es meinem Plagegeiſte Recht machen, jede kleine Gaucherie, jeden Sprachfehler, und wer zum Teufel kann das Französiſche immer richtig ausſprechen, bemerkte ſie, und machte ihn zum Gegenſtand ihrer Spöttereien. Ich klagte meine Noth einem alten Praktikus und der gab mir folgendes Mittelchen an. Zum Behuf der »tableaux«, die damals eben Mode wurden, gab es oft dunkle Zimmer. Die ganze Geſellſchaft ſaß bei einander und plötzlich deckte egyptiſche Finſterniß die Verſammlung. Dies waren köſtliche Momente. Ich weiß nicht, ob die »tableaux« irgend Jemandem Spaß machten, aber das weiß ich, die Zwiſchenakte, wo das Licht verſchwand, waren einzig der Grund, warum manche Zuſchauer eine große Liebe für die Kunſt affektirten. Ich ſaß dicht hinter meinem Plagegeiſte, der zur Seite einen ſchönen Offizier hatte, von dem man behaupten wollte, er ſei der Spröden nicht gleichgültig. Als es nun finſter wurde, beuge ich mich nach vorn und indem ich auf meine eigene Hand unzählige Küſſe drücke, bringe ich ein verdächtiges liebkoſendes Geräuſch hervor, vollkommen geeignet die nächſten Nachbarn nicht im Zweifel über die Weiſe zu laſſen, wie der Offizier und mein Plagegeiſt die Minuten der Verfinſterung benutzen. Das Beſte war, daß wie nun Licht kam, beide Unſchuldigen ſich von einer Flammenröthe übergoſſen zeigten, ſo daß alles ſehen konnte, was Augen hatte, und meine Schöne ihren Ruf verlor, den ſie ſpäter nie wieder vollſtändig zurückerhalten hat, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gab.«

»Ach, das war aber ſchlecht gehandelt,« bemerkte Armide.

»Im Kriege gilt jede Liſt,« entgegnete der Alte, »und in einem Kriege befand ich mich. Jetzt würde ich allerdings nicht ſo handeln und würde froh ſein, wenn ſich ein hübſches Kind fände, das mich necken wollte.« Der alte Herr zog bei dieſer Bemerkung ſeine blonde Perrücke etwas tiefer in die Stirn und warf unter den Locken hervor einen ſchalkhaften Blick auf die drei Frauen, da dieſer aber keine Beachtung fand, ſtürzte er ſich wieder auf die Sauce-Schüſſel.

„Der Ruf einer Frau wird mir ſtets heilig ſein,“ ſagte Andreas.

„Sie wiſſen noch gar nicht, worin er beſteht, „mein junger Herr,“ entgegnete ſein Nachbar. „Wenn Sie es wüßten, glauben Sie mir, die Weiber würden Sie alſobald in Ruhe laſſen.“

Andreas wurde roth, er wußte nicht warum; die Frauen ſahen ihn aufmerkſam, aber diesmal verſtohlen an; der alte Herr lachte. Man ſtand auf; es war Ein Uhr. Als der junge Jäger ſeinen Rückweg antrat, war der Mond ſchon im Untergehen und warf nur noch einen trüben Glanz über die Ebene. Die Gebüſche des Parks rauſchten geheimnißvoll und als er über die Brücke ſchritt, flog ein leichter Schauder über ſeinen Nacken. Er dachte daran, wie er vor zwei Jahren zurück, wo er noch nicht die Bekanntſchaft auf dem Edelhofe gemacht, ſo ganz andern Sinnes in dieſer Einſamkeit umhergeſtreift, wie ihm der Lichtſchein aus dem Häuschen ſeiner Mutter immer der liebſte Stern geweſen, dem er nachgeſchaut und wie jetzt die drei rothen Fenſter des Schloſſes das kleine Lichtchen weit überglänzten. Die Worte, die er heute gehört, die Mienen, die er zu deuten verſuchte, waren ihm mißfällig, er beſchloß, dem Wunſche ſeiner Mutter Folge zu leiſten und dieſen den letzten Beſuch auf dem Schloß ſein zu laſſen.

Dem obigen Vorſatze getreu, blieb Andreas mehre Tage zu Hauſe, ſich eifrig mit der Zuſammenſtellung der Rechnungen beſchäftigend und nur zwiſchendurch, meiſtens am frühen Morgen wo Alles noch ſchlief, ſtreifte er mit der Flinte im Forſt umher. Die Alte war erfreut, ihren Sohn immer bei ſich zu haben; ſie ſaßen an einem Tiſche, er hatte ſeine Bücher und Papiere ausgebreitet und ſie rückte, um ihm Platz zu machen, mit ihrem Körbchen, in dem die Garnknäule lagen, behutſam weiter, und alles, was ſie an Geſpräch mit dem arbeitenden Sohn ſich erlaubte, war hier und da eine Bitte, mit dem Dintenfaſſe vorſichtig zu ſein und die Feder nicht auszuſpritzen. Dagegen gingen ihre ſtummen Blicke oft zu ihm herüber, und ruhten auf dem ihr ſo lieben Geſichte. Sie achtete es nicht, daß darüber manches mal eine Maſche fiel, die ſie nachher mit großer Mühe wieder auffangen mußte. Von den Damen im Schloſſe war nicht die Rede. So verging eine Woche. Als am Sonntag Abend Andreas eben beſchäftigt war, Licht anzuſchlagen, trat in die dunkle Stube ein langer Mann, der ziemlich barſch hereinrief, ob der junge Herr nicht zu Hauſe wäre. Andreas erkannte den Jäger vom Schloſſe und errieth auch ſogleich den Grund von deſſen Kommen. Er führte ihn hinaus und nahm die Einladung an, noch heute Abend hinauszukommen. »Alſo die Damen ſind noch nicht abgereiſt?« ſagte die Mutter, »ich glaubte, ſie wären ſchon längſt fort.«

»Der Graf iſt angekommen,« entgegnete der Sohn.

»Ei, ſo darfſt Du nicht zögern hinzugehen,« rief die Alte lebhaft. »Der Graf kann uns ſehr nützlich ſein. Er kennt die vornehmen Herren bei Hofe und weiß am beſten Beſcheid bei den jetzigen verwirrten Zeiten. Kleide Dich hübſch, mein Sohn; nimm das Licht mit, ich bleibe recht gern im Dunkeln.«

Andreas entfernte ſich mit dem Lichte und trat mit klopfendem Herzen in ſeine kleine Stube, wo er ſeine Uniform auspackte und zum erſtenmal, ſeit er hier in der Einſamkeit wohnte, eine lange und ſchwierige Toilette machte. Seine Gedanken waren jetzt allein darauf gerichtet, daß die Uniform glatt anpaſſe und daß kein Knopf, keine Schnalle eine andere als die ihr angewieſene Stelle annehme. Roth von der Anſtrengung des Zuſammenſchnürens bückte er ſich nieder, um ſeinen Stiefeln noch mehr Glätte zu verleihen und dann erhob er ſich wieder und bürſtete das glänzende Haar von der Stirne weg, ſo daß es glatt anlag dem Contour der Wangen. Die ſchwarzen Sammetaufſchläge des blauen Collets waren ſchwer von jedem Stäubchen rein zu halten und viel Verdruß erregten ihm ſeine Hände, denn ſie erſchienen ihm heute größer und röther wie gewöhnlich und wie oft hatten ihm die Damen geſagt, daß er durchaus keine ſchönen Hände habe. Endlich war der Anzug vollendet und er trat zu der Mutter wieder ein, die unterdeſſen im Dunkeln über das künftige Glück ihres Lieblings gegrübelt und phantaſirt hatte. Er küßte ſie, indem er leiſe ihr ins Ohr murmelte: „Heute, Mutter, mußt Du ſchon von Hanna Dich ins Bett bringen laſſen.“ Sie gab ihm einen Schlag auf die rothen Wangen, und ſagte: „Nun, geh' nur, und morgen erzähle mir hübſch, wie Du's gefunden.“

Als Andreas durch das Dorf ging, ſah man „dem jungen Offizier“ nach. Er grüßte militairiſch die alte Wirthſchafterin des Schulzen, indem er lächelnd die Hand an die Mütze brachte. Wie er die Parkthür öffnete, ſah er, daß nicht drei, ſondern ſechs Fenſter im Schloſſe erleuchtet waren. Dies war eine weſentliche Veränderung und machte, daß er unruhig wurde. Im Hofe ſtand ein Reiſewagen, und ein Mohr in Livrée rauchte aus einer langen türkiſchen Pfeife, indem er in unverſchämtem Gleichmuth kaum ſo viel Platz machte, damit Andreas zur Thüre einſchreiten konnte. Das Vorgemach, das ſonſt immer dunkel war, hatte eine Lampe erhalten, und ein kleiner Koffer ſtand halb ausgepackt auf dem Tiſche. Ein ſeidener Schlafrock und ein Paar geſtickte Pantoffeln waren Gegenſtände, die ſich beſonders bemerkbar machten. Andreas trat in das Geſellſchaftszimmer und fand nur die zwei Damen auf dem Sopha, die wie gewöhnlich eine von der andern abgewendet Bücher in der Hand hielten und zu leſen ſchienen. Sie erhoben ein Geſchrei, als der Eintretende ſie begrüßte, den ſie anfangs gar nicht erkannten. Es war Eliſe und Delphine. Nicht lange, ſo kâm Armide am Arm ihres Mannes, des Grafen, der in einen dunkeln einfachen Ueberrock geknöpft war und hohe Stiefel mit Sporen trug. Andreas wurde ihm vorgeſtellt und der Graf ſagte ihm einige freundliche Worte. Nach dieſen Begrüßungen blieb der junge Jäger ſo ziemlich allein und unbeachtet. Die Damen waren in ihrem Betragen verändert; ſei es, daß die neue Erſcheinung des Grafen ſie in Anſpruch nahm, ſei es, daß ihnen die Unterbrechung der gewohnten Stille beſchwerlich fiel, kurz ſie waren zerſtreut und liefen bei jeder Gelegenheit im Zimmer umher. Die Parthie Billard kam ebenfalls nicht zu Stande, ſo daß Andreas ſchon ſeine Mütze in der Hand hatte, um ſich fortzuſchleichen, als die Anſtalten zur Abendmahlzeit ihn gezwungen bleiben hießen. Bei Tiſche erhielt er ſeinen Platz wieder neben dem alten Herrn, allein diesmal waren die Blicke nicht auf ihn gerichtet; alles hörte dem Grafen zu, der von der Hauptſtadt erzählte und die neueſten Nachrichten über das Vorrücken der feindlichen Heere mittheilte. Es gab Geſchichten von vorgefallenen Schlachten, von Siegen und Niederlagen, von Ordensvertheilungen, von den Plänen der Heerführer und Generäle und alles dieſes intereſſirte die Damen höchlich und ſie thaten beſtändig Fragen nach ihnen befreundeten Familien, welche bei der Verwirrung und dem theilweiſen Umſturz der Zeitverhältniſſe betheiligt waren. Betäubt und verwirrt kam Andreas nach Hauſe. Die ſtille Nachtgegend, die er durchſchritt, das im tiefen Schlaf ſchon begrabene Dorf, erſchien ihm wie im Traume. Noch im Bette ging die bewegte Welt in ſeinem Gehirn um und trieb das Blut ſchneller durch ſeine Adern. Gegen den Grafen gehalten kam er ſich ſo unbedeutend und verachtungswürdig vor. Das dunkle Geſicht dieſes Herrn, ſeine laute Sprache, die keine andern Worte auftauchen ließ, der ſchwarze dichte Bart auf Lippe und Wange und der ganz eigne ſcharfe und ſchnelle Blick der Augen, mit denen er über die lächelnden Geſichter der Damen hinglitt, erſchienen ihm ſo männlich und ſo herrlich. Er konnte ſich denken, wie Soldaten und Fürſten einen ſolchen Mann liebten, wie die Erſtern ſeinen Befehlen gehorchten und die Andern ihn gern um Rath fragten. Als die Mutter ihn fragte, entgegnete er, daß er noch keine Zeit gefunden, den Grafen zu ſprechen, daß er aber nächſtens ſich ihm nähern wollte. Nach einigen Tagen wiederholte er ſeinen Beſuch. Jetzt ſchien es, daß man ſich etwas mehr beruhigt habe. Der Graf und der alte Herr ſaßen bei einer Parthie Schach und die Damen ſaßen nach alter Weiſe beiſammen mit ihrer Arbeit beſchäftigt.

″Es iſt ſchön, daß Sie kommen,″ ſagte Armide. ″Setzen Sie ſich zu uns.″

″Da iſt ja Euer Billardſpieler!″ ſetzte der Graf hinzu, indem er mit einem flüchtigen Gruß vom Schachbrette wegſah. Der Mohr brachte ihm eine neue Pfeife, und nahm die leergerauchte wieder fort. Die Damen ſahen von ihrer Arbeit auf und beobachteten die Prozedur des Anrauchens. „Rauchen Sie auch?“ fragte Eliſe Andreas.

„O ja. Wenn ich in den Wald gehe, nehme ich die Pfeife mit.“

„Ich bitte Dich,“ rief Armide, „bringe ihn nur nicht auf den Gedanken, daß er hier rauchen dürfe. Eine dampfende Pfeife iſt wahrlich ſchon genug. Andreas darf nicht rauchen.“

Der Graf bemerkte: „es ſcheint, daß Ihr Euren jungen Billardſpieler ſehr kurz haltet.“ „Ja, und er iſt ſo gehorſam,“ ſagte Armide. „Er hat noch keine eurer böſen Sitten angenommen. Ich will nur wünſchen, daß es immer ſo bleibt.“

„Das heißt,“ rief der Graf lachend, „Ihr wünſchet, daß es recht bald anders werde. Wer Euch Weiber nicht kennte!“ Der alte Herr lächelte und ſagte: „Ja wohl, gerade ſo ging es mir ja auch, als ich jung war.“ Sie ſpielten weiter. Als die Parthie beendet war, erhob ſich der Graf und fragte Andreas über ſein Jagdgewehr; es kam das Geſpräch auf Doppelflinten und der Graf nahm den Jüngling mit in ſein Zimmer, um ihm einige koſtbar ausgelegte Gewehre zu zeigen. Er hatte Freude über Andreas' verſtändige Bemerkungen und beide waren lange beſchäftigt, eine franzöſiſche Pracht-Flinte, die der Graf kürzlich gekauft, in allen ihren Theilen gründlich zu betrachten. Andreas bat, daß er eine kleine Zeichnung von dem Schloſſe machen dürfe, und ſogleich rückte der Graf ein Tiſchchen am Fenſter zurecht, und gab Bleiſtift und Papier und ſetzte die Lampe hin, indem er ſelbſt hinter dem Stuhle blieb und dem Zeichnenden über die Schulter blickte, erklärend und angebend. Indem trat Armide herein, die nach dem Grunde des langen Verweilens der beiden Herren forſchte. Ihr Mann ging ihr entgegen und nachdem er ihr erklärt hatte, was ſie wiſſen wollte, führte er ſie an den

Gewehrſchrank, um auch ihr die Schätze zu zeigen. Dieſer Gegenſtand intereſſirte ſie jedoch wenig, der Graf umfing ſie, und indem er ſie ſchalt, raubte er ihr einen Kuß. Die Schrankthür verdeckte das Kanapee halb, auf dem beide ſich niederließen und ſehr ungenirt mit einander plauderten. Sein Lachen und ihre Worte erſtarben bald gänzlich und der arme Andreas, der fortwährend ſein Flintenſchloß zeichnete, hörte nichts als den Hauch der Küſſe, ein Geräuſch, das ihm das Blut in die Wangen lockte und ihn verſtohlene Blicke thun ließ in die dunkle Tiefe des Zimmers. Endlich ſchien man ſich zu erinnern, daß er gegenwärtig war, der Graf ſtand auf und indem er die Schrankthür ſchloß, ſagte er: »Alſo Dich intereſſirt mein Arſenal des Todes nicht? Das thut mir leid, mein Kind.«

Armide antwortete nicht, ſie rauſchte aus dem Zimmer hinaus und der Graf rief ihr lachend nach: „Nehmen Sie ſich in Acht, meine Schöne! Nicht ſo eilig, edle Dame!“ — Er ſchloß die Thür und trat wieder hinter den Stuhl des Zeichners. „Ach, was haben Sie gemacht,“ ſagte er, „das taugt nichts; es ſind ja lauter krumme und zitternde Striche. Haben Sie denn keine feſte Hand, junger Menſch?“

„Die Zeichnung genügt mir,“ entgegnete Andreas. „Ich werde ſie ſchon zu Hauſe vervollſtändigen.“ „Gut,“ ſagte der Graf; „ich geb' Ihnen die Flinte mit. Ich bin überzeugt, daß Sie ſie mir ſchon vor jedem Schaden behüten werden.“

Andreas ſchlich ſich diesmal ohne Abſchied fort. Er war noch ſo verwirrt, daß er den wohlbekannten Ausgang des Parks verfehlte und auf die Wieſe gerieth, wo er unter den Bäumen des Baches einen Fußpfad aufſuchte, der zur Brücke führte. An einem Weidenſtamme blieb er ſtehen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12148/009

knöpfte ſeine Weſte auf und ließ die kalte Nachtluft ſeine warme Bruſt kühlen. Seine Blicke hafteten unverwandt auf den erleuchteten Fenſtern. Er wußte ſich ſeinen Zuſtand nicht zu deuten, es war eben ſo viel Kummer als Freude dabei. Ein Gefühl, als ſollte er weinen, drängte an dem Herzen und er wußte doch nicht, was es war, was ihn ſo ſtimmte. Am liebſten wäre er jetzt gleich umgekehrt, um zu ſehen, was Armide mache. Es gereute ihn, ſo ohne Abſchied weggegangen zu ſein, und dennoch kehrte er nicht um.

Der Aberglaube des Dorfes bezeichnete dieſe Stelle am Fluſſe, wo drei alte vermorſchte Weidenſtämme ſich dunkel erhoben, als eine, wo es zu Zeiten nicht geheuer ſei. Andreas dachte in dieſem Moment nicht daran, dennoch überlief es ihn kalt, als er im Dämmerlicht in geringer Entfernung eine tiefgebeugte, in Tücher gehüllte Geſtalt daherſchleichen ſah. Die Erſcheinung zitterte wie ein Nebel und glitt auf die Flußſeite hinüber, wo die Gebüſche dichter wurden. Er rief ſie an, doch keine Antwort erfolgte, er wiederholte ſeinen Ruf und jetzt erſt ward ein ſeufzender Ton hörbar, an dem er ſeine Mutter zu erkennen glaubte. Er ſtürzte wie beſinnungslos dem Fluſſe zu, doch die Gebüſche verbargen keinen lebenden Gegenſtand. Auf dem gegenſeitigen Ufer flog das Nachtgeflügel auf und zog krächzend dem Walde zu.

Als Andreas nach Hauſe kam, brannte das Licht im Zimmer der Mutter noch. Sie hatte ſich Thee bereiten laſſen, weil ihr unwohl geworden. Jetzt aber ſchlief ſie und der Sohn weckte ſie nicht.

Der Graf war abgereiſt und die drei Damen befanden ſich wieder allein; doch war auch ihre Abreiſe feſtgeſetzt. Das Schloß ſollte bald gänzlich leer werden. Die Damen hatten unſern jungen Jäger aufgefordert, die letzten Tage recht oft zu kommen; ſie waren wieder ſo freundlich gegen ihn, wie ſie es früher geweſen, aber Andreas konnte nicht mehr in dieſen Ton einſtimmen. Er war ſtumm, einſilbig, er nahm die kleinen Neckereien, die man mit ihm anſtellte, übel auf. Die Damen entſchuldigten ihn und meinten, daß die Krankheit ſeiner Mutter hieran ſchuld ſei. Endlich erſchien der letzte Abend. Andreas ging nur auf eine Stunde hin, denn die Mutter war kränker und mochte ihn nicht miſſen. Als er anlangte, fand er nur die zwei Damen. Armide ließ ihn zu ſich bitten. Sie war erſchöpft von den Anſtalten zur Reiſe und lag auf dem Sopha.

„Nun, mein Freund,“ ſagte ſie, indem ſie ihm die Hand reichte, „mein Mann hat für Sie beſtens geſorgt. Sie kommen in die Hauptſtadt; wir werden uns alſo nicht auf immer trennen.“

Andreas drückte ſeine Lippen auf ihre Hand. Sie blickte ihm freundlich und lächelnd ins Auge. „Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie, und rückte etwas weiter. Andreas nahm auf den Polſtern Platz; ſeine Hand ſtreifte unwillentlich an den kleinen Fuß der Gräfin, der in feiner Hülle von durchbrochener Seide und ohne Schuh auf dem rothen Atlas lag.

„Wie gefällt Ihnen der Graf?“ fragte ſie.

„So gut,“ entgegnete er, „daß ich ihn mir in Allem zum Muſter nehmen möchte.“

„Thun Sie das, Sie werden wohl dabei fahren. Auch Sie gefallen ihm. Er hat mir tauſend ſchöne Dinge geſagt, die er mit Ihnen vorhat. Nur in Einem folgen Sie ihm nicht, lieber Andreas, in ſeiner leichtfertigen Behandlung der Frauen. Er hat, wie alle Männer heutzutage, unglaublich ſchlechte Grundſätze. Sein Geſchick iſt hierin mit ihm übel verfahren, indem er ihn ſchon als Knaben in die Geſellſchaft einer ausgelaſſenen Soldateska brachte und die Kaſerne iſt's, die ihn ſo verwüſtet hat. Sie ſind ſiebzehn Jahr, Andreas?«

»Ja, Gräfin.«

»Und ein alter ehrlicher Oberförſter hat Sie erzogen. Nachher bekamen Sie ein kleines Amt in dieſer Gegend, wo Sie als guter Sohn noch ſo viel erübrigten, daß Sie Ihre Mutter unterſtützten. Wenige unſerer jungen Leute haben von ſolchem Glück zu ſagen. Hätte ich einen Sohn, er müßte auf dieſelbe Weiſe erzogen werden. Nun ſagen Sie mir, wie hat Ihnen unſer hieſiges einſames Zuſammenleben behagt?«

»Ich möchte, daß es ewig dauerte,« rief Andreas.

»Ewig? Nein, mein Freund — nicht ewig. Das iſt ein entſetzliches Wort. Unſer Leben hat nur Reiz in der Abwechſelung. Welche von uns drei Frauen hat Ihnen am beſten gefallen?«

Andreas blickte die ſchöne Frau an und eine hohe Röthe bedeckte ſeine Wangen; ſein Blick war feucht und ſchimmernd, und er wandte ihn zum erſtenmal nicht ſchnell wieder weg. »Sie können offen ſprechen,« ſagte ſie, »ich nehme Ihnen es nicht übel, wenn ich's nicht bin, aber freuen würde es mich, wenn ich es wäre. Ich bin faſt zehn Jahr älter wie ſie, das giebt mir ein Recht, ziemlich ohne Zwang mir Ihr Vertrauen zu erbitten.« Andreas ergriff ihre Hand und zog ſie an ſich; ſie richtete ſich von ihren Polſtern auf und küßte ihn. Wie ſie ſich wieder zurückbeugen wollte, ſchlang er heftig ſeinen Arm um ihren Nacken und ſein Muth war jetzt eben ſo kühn, als ſeine Schüchternheit früher unbeſiegbar ſchien.

»Andreas!« rief die Gräfin ernſt. »Wir wollen vernünftig ſein, und uns den Abſchied nicht unnütz ſchwer machen. Ich weiß jetzt, daß Sie mir gut ſind, das genügt mir.«

Andreas war auf die Kniee geſunken und drückte ſeine heißen Wangen auf den Arm der Gräfin. Sie zog ihn nochmal zu ſich hinauf und ihre Lippen trennten ſich nicht von den ſeinigen; dann hielt ſie ihn etwas entfernt, um ihm in die Augen zu blicken. Sie lächelte mit ſo zärtlichem Feuer, daß er völlig außer ſich mit einer wilden Gluth an ihren Buſen ſtürzte, und den ſeidenen Flor wegriß, der ſeine Küſſe verhinderte, die weiche Fülle gierig zu genießen.

»Still, ich höre Jemand kommen,« flüſterte ſie ihn wegdrängend. »Entferne Dich jetzt, doch um eine Stunde darfſt Du wieder kommen. Ich werde Dich erwarten; wähle den kleinen Eingang dem Fluſſe zu, er ſoll offen ſtehen. Geh,

geh! jetzt iſt es eilf, um zwölf Uhr, wenn Alles im Hauſe ſchläft, erwarte ich Dich. Geh! —“

Andreas entfernte ſich wie betäubt. Er nahm ſchnell von den Andern Abſchied und die Krankheit ſeiner Mutter diente zur Entſchuldigung, daß er ſo eilig und in ſo großer Aufregung wegging. Draußen eilte er durch die Hecken, die der Herbſt ſchon zu entlauben anfing. Seine Sinne waren ſo in Aufruhr, daß, als er an das Bett der Mutter trat, ein fieberhaftes Zittern ihn befiel und die Mutter mit ſchwacher Stimme fragte: „Was iſt Dir, Deine Hand brennt?“ Er wollte ſich zu ihr herabbeugen, ſie zu küſſen, allein die gebückte Stellung machte, daß ſein Herzklopfen ihm den Athem verſetzte. Er wurde plötzlich bleich wie der Tod und mußte ſich entfernen, um im Vorzimmer durch Auf- und Abgehen Ruhe zu erringen. Der Arzt kam und er mußte ſich zuſammennehmen, um deſſen Anordnungen genau zu faſſen und zu behalten. „Entfernen Sie ſich nicht die Nacht über von Ihrer Mutter,“ ſagte der ältliche Mann, „es ſteht übel mit ihr; die ſorgſamſte Pflege iſt äußerſt nöthig.“

Andreas verſprach es, und der Arzt ging. Jetzt ſaß er am Bette der Mutter, die Medikamentflaſchen ordnete er und ſtellte ſie nach der Reihe, wie ihr Gebrauch anbefohlen war. Seine Taſchenuhr, er meinte, daß ſie richtiger ginge wie die alte hölzerne Wanduhr, lag vor ihm auf dem Tiſche. Er hatte die Fenſterladen geſchloſſen, es war tiefe Stille im Zimmer, nur der leiſe, auf dem Sand beſtreuten Boden kniſternde Schritt der alten Hanna wurde hörbar, ſie bereitete ſich im Vorzimmer ihr Lager. Die Lampe war verdeckt und warf einen Lichtkreis auf den Tiſch, nur groß genug, um das Zifferblatt der Uhr zu beleuchten. Andreas hatte ſich im Lehnſtuhl zurückgelehnt, und ſeine Augenbrauen feſt zuſammengezogen, die Lippen zuſammengepreßt, ſah er in das bleiche Antlitz der Mutter. Dieſer ſcharfe und wilde Ausdruck ging mehr und mehr in weiche Ruhe über, je nachdem der Kampf in ſeinem Innern nachließ. Er hob die Hände, preßte ſie vor Stirn und Augen und richtete ſie dann mit einer langſamen Geberde zum Himmel. Sein Blick war glänzend und rein, er ſprach ein Gebet, er flehte den Himmel, ihm die Mutter zu erhalten, die er ſo grenzenlos liebte. Mit dem Ausdruck der ehrerbietigen Zärtlichkeit, ſah er jetzt die Schlummernde an, und rückte leiſe den Vorhang, um einen noch immer zu hellen Schein des Lichts zu entfernen. Er bückte ſich an das Hauptkiſſen hin, um auf den Athem zu lauſchen und als er ſich aufrichtete, ſtreiften ſeine Lippen die magere welke Hand, die auf der Decke lag. Sie erwachte, ſah ihn an, erfaßte ſeine Hand, drückte ſie leiſe und ſie in der ihrigen geſchloſſen, ſo ſchlummerte ſie wieder ein. Er ſtützte ſein Haupt auf die andere Hand und verfiel in Sinnen. Der reine befriedigte Ausdruck ſeiner Züge verſchwand, ſeiner Phantaſie mußte ein anderes Bild vorſchweben, denn ſein Auge glänzte und ſeine Wangen färbten ſich höher. Er blickte nach der Uhr, es war halb zwölf. „Ich bin der nichtswürdigſte Menſch, wenn ich dieſe Stelle verlaſſe,“ ſagte er ſich ſelbſt; „die Hölle hätte kein ſchwärzeres Ungeheuer, wenn ich der Verführung wiche!“

Er blickte auf die Uhr, es waren fünf Minuten weiter vergangen. Die Phantaſie warf ihre Feuerbrände in ſein Herz. Die Stille der Nacht diente dazu, jeden verführeriſchen Reiz für Auge und Ohr bis ins Kleinſte auszumahlen. Er ſah die Schultern, er ſah den Buſen, er ſah das zärtliche auffordernde Auge; und ſeine Hand — ruhte in der kalten Hand der Mutter. Er zog ſie leiſe fort, denn die Zeit war gekommen, wo die Medizin genommen werden mußte. Als es geſchehen war, ſuchte die Kranke wieder ſeine Hand zu faſſen, er gab ſie ihr nicht; ſie murmelte nur die Worte: „verlaſſe mich nicht,“ und ſchlummerte ein.

Es war dreiviertel auf Zwölf. Andreas zitterte; er erhob ſich halb aus dem Seſſel und fiel dann wieder zurück. Er machte ſich zu thun mit der Medikamentflaſche, aber immer heftete ſich ſein Auge auf das Zifferblatt der Uhr; er verdeckte ſie, indem er ein Tuch darauf legte, er nahm ein Buch und verſuchte zu leſen, allein ſeine klopfenden Pulſe geſtatteten es nicht; leiſe hob er das Tuch von der Uhr, wie man furchtſam das Gebüſch, hinter dem eine Schlange ſich verkroch, wegbiegt. Es fehlten nur noch fünf Minuten. So viel hatte er nöthig, um den Gang zu machen, ſo raſch, wie er zu ſchreiten pflegte.

Er ſtand auf, ſchob den Tiſch leiſe bei Seite und blieb im Zimmer ſtehen. Es war ſtill, die Dorfuhr ſchlug zwölf; er griff nach der Mütze. „Ich will ihr nur ſagen, daß ich nicht kommen kann.“ Er ging leiſe hinaus; unhörbar öffnete und ſchloß er wieder die Thür; draußen blieb er ſtehen und lehnte ſein Ohr an das Fenſter der Krankenſtube. Es war ihm, als hörte er Geräuſch darinnen, die rufende Stimme der Mutter — dann war's wieder, als hätte nur das nahe Nußbaumgeſträuch im Winde gerauſcht. Nun eilte er dahin; ein feiner Regen fiel, er ſpürte ihn nicht. Das Schloß lag dunkel in der Nacht da; kein einziges Fenſter erleuchtet. „Sie erwartet mich nicht eher,“ ſagte er freudig; „ich kann alſo gleich umkehren.“ Er kam an die Thür, ſie war angelehnt, er ſtieg die ungewohnte kleine Stiege hinauf, Niemand zeigte ſich. Oben wieder eine angelehnte Thür, durch die ein Lichtſchein fiel. Er öffnete, es war ſtill, dann das Kniſtern eines ſeidenen Shawls, dicht neben ihm richtete ſich die Gräfin auf. Das Feuer im Kamin leuchtete in Kohlen und warf ſeinen rothen Schein auf den Teppich und das Ruhebett.

„So ſpät, Nachtwandler!“ ſagte ſie.

Er ſtand vor ihr, unfähig eines Wortes. Seine Jugend und Unerfahrenheit, das wilde Durcheinander ſeiner Gefühle, die alle noch die üppige Schärfe der unabgenützten Kraft hatten, taumelten durch ſeine Sinne und brachten ihn einer Ohnmacht nahe. Sie faßte ihn um die Taille, nahm ihren Shawl, trocknete ſeine Schultern und zuletzt ſein Haar und ſeine Wangen.

„Ich beſchwöre Sie, Gräfin,“ ſagte er, „laſſen Sie mich fort, meine Mutter liegt im Sterben.“ Sie ſah ihn an und lächelte: „Sie ſind ein Kind; Ihre Mutter wird nicht ſterben.“

„Ich verſprach, an ihrem Bette zu wachen.“

„So gehen Sie. Nur dieſer Abſchiedskuß.“ — — Andreas ging nicht.

Es war lange nach Ein Uhr, als Andreas ins Dorf zurückkehrte. Er nahte ſich, wie ein Verurtheilter ſich der Gerichtsſtätte nähert. Der Regen, der jetzt in Strömen fiel, benetzte ſeine nackte Bruſt, denn ſein Rock war aufgeknöpft, ſein Halstuch gelöſ't. Als er in die Hausthür treten wollte, öffnete ſie ſich und die alte Hanna trat hervor. Sie fuhr mit einem Schrei zurück, als ſie ihn erblickte. „Jeſus! Sie ſind's, junger Herr!“ rief ſie. „Ihre Mutter hat unaufhörlich nach Ihnen verlangt.“ Andreas wollte an der Alten vorüber ins Haus dringen, allein ſie hielt ihn auf. „Jetzt nicht,“ ſagte ſie mit dumpfem unheimlichen Tone, „jetzt nicht; Ihre Mutter verlangt nicht mehr nach Ihnen. Als Sie nicht kamen, iſt ſie gegangen.“ Der arme Jüngling hörte nichts mehr; er ſtürzte ohnmächtig auf der Schwelle der Hausthür nieder.

Es liegt in der Weiſe, wie wir einen Todten ſeiner Ruheſtätte übergeben, ſehr vieles, was den Charakter und den Grad der Liebe der Hinterbleibenden näher bezeichnet, als es die Worte, und ſelbſt oft die zärtlichſten, vermögen. Der Sohn ließ ſich's nicht nehmen, das kleine Häubchen ſelbſt um die Schläfen und die eingeſunkenen Wangen der theuren Todten zu befeſtigen. Er knüpfte ſorgſam die blaßblauen Bänder unter dem Kinne zuſammen, und ſtrich das wenige graue Haar leiſe und vorſichtig unter die Haube hin, dann legte er ſeine Hände auf die geſchloſſenen Augen und ließ ſie lange darauf ruhen. Das Zimmer ordnete er und ſammelte die Gegenſtände des täglichen Gebrauchs, wie die Brille, das Körbchen mit dem Strickzeug, um ſie als theure Angedenken zu bewahren. Er klagte nicht, noch weniger weinte er, aber anſehen konnte man's ihm, daß an ſeinem jungen Herzen der erſte wahrhaft bittere Schmerz nagte. Er brachte eine Nacht auf dem Grabe der Mutter zu; es war die letzte Nacht, die er im Orte verlebte; den Morgen darauf wanderte er aus, nachdem die nöthigen Verfügungen über das kleine Beſitzthum getroffen waren und Hanna eine andere Stelle gefunden hatte.

Die Freunde.

Es war der Vorabend vor dem Tage der Schlacht bei Jena. Die Anzeichen, daß es zur Schlacht kommen werde, waren faſt untrüglich, deſto mehr mußte es auffallen, daß ein Duell angezeigt wurde, in welchem zwei Offiziere ſich hatten betreffen laſſen. Sie waren verhaftet worden und der Wache habende Offizier ſtattete eben dem Obriſt über dieſen Vorfall Rapport ab.

„Die Namen der Schuldigen?“ fragte der Obriſt.

„Franz von Selbitz und Andreas Walt,“ erwiederte der Lieutenant.

„Und was der Grund ihres Streits?“

„Nach der Anſicht unſeres Corps,“ entgegnete der junge Offizier, „trägt Franz von Selbitz die Schuld.“

„Er iſt ein braver Offizier,“ fiel der Obriſt ſchnell ein.

„Das iſt er, allein ſeine ſcharfe Zunge hat ihm ſchon manche Feinde zugezogen. Die letzte Zeit ließ er nicht ab mit allen Waffen des Spottes und Hohns Andreas Walt zu verfolgen. So oft wir uns auch ins Mittel legten und Verſöhnung zu ſtiften ſuchten, ſo wenig wollte es uns gelingen. Nach der Meinung unſeres Corps konnte Andreas Walt nicht anders handeln, wie er gethan.“

„Gleichwohl müſſen beide hart geſtraft werden,“ rief der Obriſt. „Sie haben es gewagt, ihr Leben, das ihr Vaterland in dieſem Augenblick von ihnen zu fordern im Begriff iſt, bei einer Privatſache aufs Spiel zu ſetzen. Die Ehre unſerer Armee ſetzt auf ein ſolches Vergehen den Tod.«

Der junge Offizier wagte hier kein Wort entgegenzuſetzen. Er ſchwieg und ſah mit düſterm Blicke zu Boden.

Das Kriegsgericht beſtätigte den Spruch des Obriſten; doch in Betreff der eben waltenden Umſtände verſchob man die Vollziehung des Urtheils auf einen Monat hinaus. Dadurch ſtellte man den Schuldigen die Gelegenheit offen, ihr verwirktes Leben an dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Beide Jünglinge wünſchten und hofften auch nichts anderes.

Der Tag der Schlacht brach an. Die eiſernen Würfel fielen und der Genius der Geſchichte zeichnete einen der blutigſten Kämpfe in ſein Buch. Zwei Jünglinge wurden von den mörderiſchen Kugeln dicht neben einander hingeworfen. Einige Soldaten, die in die Nähe kamen, riefen im Vorbeieilen Einer zu dem Andern: „Sieh doch, die Feinde, da liegen ſie neben einander! wahrhaftig ſo vertraulich als hätten ſie ſich nie unter einander gebiſſen.“ Dieſe Worte hörte der Eine der Verwundeten, und er ſtrengte ſich an von ſeinem Nachbar, der ſtill da lag, ſich wegzuwenden. Er konnte es nur mit den größten Schmerzen thun, und ein Schrei entwand ſich ſeiner Bruſt. Dieſer Schrei erweckte den Andern aus ſeiner Ohnmacht; er raffte ſich auf, blieb auf den Knieen liegen ,und ſah lange und mit einem Blick, in welchem ſich eine wunderbare Bewegung der Seele malte, jenem Sterbenden ins blaſſe Antlitz. Dann rief er leiſe: „Walt!“ Als er keine Antwort vernahm, ſtatt deſſen nur ein leiſes Röcheln, erhob er ſich und ſchaute mit wilden Blicken um ſich. Er winkte einigen flüchtigen Soldaten, ſie achteten deſſen nicht, jetzt raffte er ſich auf und rief, indem er ihnen eine Börſe zuwarf. Doch ſie ließen das Gold liegen und flohen. Mit dem Aufbieten ſeiner letzten Kräfte hob er den ſterbenden Kameraden vom Boden und ſchleppte ihn mühſam in ein nahes Gebüſch. Hier verband er, ſelber blutend, die Wunden des Andern. Endlich gelang es ihm, Leute anzurufen, die ihn und den Halbtodten nach Weimar, in das Haus eines Bürgers brachten.

Als Andreas aus dem bewußtloſen Zuſtand erwachte, ſah er ſich in einem Bette liegend; vor ihm ſaß eine Frau, in ein einfaches graues Gewand gehüllt, mit einem blaſſen feinen Antlitze, in welchem zwei dunkle Augen in Mitleid und Rührung glänzten. Sie legte eine ihrer magern kleinen Hände leiſe auf die ſchwerathmende Bruſt des Kranken und ſagte leiſe: „Jeſus Chriſtus, zieh wieder ein in dieſes ſchwache, faſt zertrümmerte Haus und mache ſeine Wände wieder haltbar, richte ſeine Stützen neu auf!“ — Als ſie dieſe Worte geſprochen, ging ſie leiſe aus dem Zimmer.

Andreas wußte jetzt deutlich, daß er dem Tode gleichſam ſchon verfallen geweſen, aber jetzt wieder gerettet worden; ſein erſtes bewußtes Gefühl war Dank; dann legte ſich wieder Schlummer auf ſeine Augenlider. Er wollte gegen ihn kämpfen, weil er fürchtete, es ſei der Tod, dann aber war die Müdigkeit eine ſo ſüße, daß er ſie nicht hätte verſcheuchen mögen, auch ſelbſt wenn ſie abwärts in die ewigen Schatten geführt hätte. Hier und da riß die Wolkendecke dieſes tiefen Schlummers und er ſah zwiſchendurch die Geſtalt der grauen Dame, wie ſie im Zimmer auf- und abwandelnd ihr blaſſes Geſicht ihm zugewendet hielt. Er begrüßte in ihr ſeinen Schutzgeiſt, denn es kam ihm nicht in den Sinn zu glauben, daß ein ſterbliches Weſen um ihn beſchäftigt ſei, ſo wunderſam hielten die brütenden Phantaſieen ſeinen Geiſt umfangen.

Am fünften Tage, als er ſich der Geſundheit näherte, hörte er Nachts an der geſchloſſenen Fenſterlade, in deren Nähe ſein Bett ſtand, dreimal leiſe pochen und eine Stimme rief: „Kamerad, ein ſterbender Waffenbruder wünſcht Sie zu ſprechen. Können Sie ſich auf den Beinen erhalten, ſo begeben Sie ſich in das dritte Haus von hier links in die kleine Gaſſe einbiegend. Gott und das Vaterland wird's Ihnen vergelten.“

Dieſe Worte hörend und mit beiden Füßen aus dem Bette ſpringen, war das Werk eines Augenblicks. In den Offiziersmantel gehüllt, das Haupt verbunden, vom Fieber geſchüttelt, ſchlich ſich Andreas aus dem Zimmer, entkam ungeſehen über den Hausflur und über die dunkle, durch Munitionswagen und durch das Gepäck der Flüchtlinge bedeckte Straße in das bezeichnete Haus.

Er beſtieg eine Manſardentreppe und trat in eine Dachkammer ein, in deren einem Winkel auf einem ärmlichen Lager ein Verwundeter lag. Tiefe Stille herrſchte im Zimmer. Am Fenſter ſaß eine gebückte Geſtalt und ſchrieb beim Scheine eines Lichtſtümpchens. Sie blickte auf und rief: „Wer iſt da?“ Andreas nannte ſeinen Namen, der Mann ſtand auf, flüſterte dem Kranken ein paar Worte ins Ohr und dieſer rief: „Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! — Ich will nicht leben! Wenn dieſe Aufregung mich tödtet, deſto beſſer. Nur ein paar Minuten mit ihm allein; das iſt alles, was ich verlange.“ Der ältliche Mann ſchüttelte das Haupt, legte ſeine Papiere zuſammen und entfernte ſich. Andreas hatte Franzens Stimme erkannt und unſchlüſſig, was er thun ſolle, ob gehen, ob bleiben, ſtand er an der Thür. „Andreas Walt!“ rief der Kranke.

„Hier bin ich,“ entgegnete Andreas, ohne näher zu treten; erſt als Jener ihm die Hand entgegenſtreckte, nahm er an dem Bette Platz. Franz riß das Papier weg, das den Schein des Lichts verdeckte, und dieſer fiel jetzt auf das Antlitz und die Geſtalt des Sitzenden. Franz ſah ihn lange an; er wandte ſelbſt dann nicht das Auge weg, als der unmuthige und faſt drohende Blick ſeines Genoſſen ihn traf. „Was kann ich für Sie thun, Herr von Selbitz?“ fragte er endlich kalt.

„Ich bin ein Sterbender,“ ſagte Franz matt.

Andreas erwiederte hierauf nichts und eine lange Pauſe herrſchte zwiſchen beiden. Plötzlich riß Franz die Hand Walt's an ſich, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen und rief: „Kannſt Du mir verzeihen, Andreas?“ —

„O — Kamerad!“ rief Andreas und zog, blutroth im Geſicht, ſeine Hand weg. Jener aber rief, ſich aufrichtend: „Wenn dieſe Nacht meine letzte iſt, ſo ſollſt Du's wiſſen, Andreas, daß ich Dich liebe.“

„Sie ſprechen im Fieber.“

„Nein, Andreas! bei Gott und ſeiner ewigen Gnade, ich rede die Wahrheit. Sei nun ſtolz und kalt, wenn Du den Muth haſt, nachdem ich mich vor Dir gedemüthigt. Ja, Andreas, nur eine glühende, von der Welt, von mir ſelbſt unverſtandene Liebe hat mich ſo handeln laſſen, wie ich gehandelt. Wiſſe, daß in mir ein anderes Herz lebt, wie Du's ſonſt wohl gefunden. Ich quälte Dich, ich beleidigte — blos weil ich Dich liebte. Ich konnt's nicht ertragen, daß Du mich kalt behandelteſt und keinen Unterſchied zwiſchen mir und andern machteſt. Ja, ich wollte Dich lieber tödten, als Dich kalt mir gegenüber ſehen.“

„Ich begreife dies nicht —“

„Höre, Andreas! Als ich Dich zum erſtenmal ſah, als Du in mein Zimmer trateſt, ich ſaß allein und in Unmuth verſenkt auf meinem Bette; ein Streifen Morgenlicht glitt durch den zerriſſenen grünen Vorhang und fiel auf Dein Geſicht, auf einen Theil Deiner Bruſt und verlor ſich an Deiner linken Schulter — da rief es in mir: Dieſer iſt Dein! Er iſt Dein Bruder, Dein Freund! Du ſollſt fürder nicht ohne ihn leben! — Wie Du näher kamſt, ſah ich Dir deutlich an, daß Du es übel nahmſt, daß ich nicht höflich aufſtand, Dich zu grüßen, wie die andern Offiziere es mit dem neuen Kameraden gethan, daß ich ſtatt deſſen mit dem Kopfe nickte. Allein weil ich nicht Dir um den Hals fallen durfte und Dich küſſen, war mir alles andere gemein und widrig und ich blieb ſitzen und ſagte: Wollen Sie nicht Platz hier neben mir nehmen; ich kann die Komplimente mancher Leute nicht leiden. So war denn der Ton zwiſchen uns gleich feſtgeſtellt; Du warſt kalt und förmlich, ich ſpottend und nachläſſig. Als mir die andern ſpäter ſagten: Das iſt ein hübſcher Menſch, der Walt, entgegnete ich: o ein unerträglicher! Nie ſah ich einen ernſthaftern Geſellen; er iſt nur dazu nütze, daß man ſich an ihm reibt und ihn dadurch zwingt, ſich und Andere zu beleben! Dies erfuhrſt Du wieder und nun ſtand ich als Dein entſchiedener Widerſacher da. O hätteſt Du ahnen können, daß, während ich Dich öffentlich anfeindete und durch Spott reizte, ich heimlich Nachts an die Thür Deines Zimmers ſchlich, um Deine Athemzüge zu belauſchen, daß Träume mich quälten, Du könneſt plötzlich ſterben und ich Dich grauſam verlieren. Welch einer Thorheit der Liebe erlag ich, während ich allgemein als Dein ohne Grund erbitterter Feind, ſelbſt von anerkannten Raufbolden geſcholten wurde. Zeige mir noch ein Herz wie das meine, Andreas. Als ich zuletzt in meinem Wahnſinn mich immer ſchlimmer peinigte, rief ich: Es muß ein Ende haben, entweder ſeine Kugel tödte mich, oder die meinige ihn. Sterbend will ich ihm dann meine Liebe bekennen. Der Tod wird uns vereinen, da das Leben es nicht gekonnt. Du weißt nun alles; vergieb mir, wenn Du kannſt.«

Er wand ſich auf ſeinem Lager unter Schmerzen; Andreas kniete neben ihm und rief mit bewegter Stimme: »Herr von Selbitz, das alles klingt ſehr ſeltſam. Sein Sie verſichert, daß ich keine Ahnung von dem hatte, was Sie mir jetzt ſagen.«

»O, nenne mich Du«, rief Franz. »Thue es, ich werde ja ſterben.«

»Den Arzt will ich rufen.«

»Nein; bleibe Du bei mir; ſei Du mein Arzt. Sieh, Andreas, ich geh' aus dieſem Leben, ohne daß ich deſſen geprieſene Entzückungen gekoſtet habe. Ich bin zwanzig Jahr alt geworden, und nie iſt Weiberliebe mir nah gekommen. Gott öffnete meinen Buſen nur der Freundſchaft. Du biſt mein Alles, mein Leben, meine Liebe! Jetzt, da ich auf der Schwelle des Grabes die unnatürliche Larve wegwerfen, da ich Dich mit dem Arm der Liebe umfaſſen darf — jetzt geh' ich befriedigt heim.“

Andreas fühlte von dem erregten Herzen des Sterbenden einen warmen Quell zu dem ſeinigen ſtrömen; es entfloh der Argwohn und er rief, ſich zu ihm neigend: „So grüße ich Dich denn als meinen Freund und Bruder!“

„Im Tod und Leben!“ flüſterte Franz.

Er fiel zurück und lag in Erſtarrung. Andreas ſchaffte Hülfe herbei; er vergaß ſeinen eigenen gefahrvollen Zuſtand, und lebte nur für den deſſen Seele er eben als ein unerwartetes Geſchenk erhalten. Die kleine Dachſtube beherbergte jetzt die Freunde. Der Todesengel ſtand abwechſelnd bald an dem einen, bald an dem andern Lager; er rührte an ihre Stirnen, doch ließ er den ſtarr machenden Finger nicht bis zu der warmen Bruſt hinabgleiten. Sie genaſen beide, langſam zwar und manchen Rückfällen unterworfen, doch bei der Annäherung des Frühlings durften ſie ſchon das Zimmer verlaſſen.

Die Einſamkeit der gemeinſamen Stube, die Winterabende bei der dürftigen Lampe, wo beide zuſammenrückten, der Eine dem Andern vorleſend, oder Franz ſeine Guitarre hervorbrachte und Lieder ſang mit einer Stimme, die Andreas, als in dieſer Bruſt wohnend, nicht für möglich gehalten hätte, knüpften das Bündniß jener Nacht immer feſter. Aber auch das Glück begünſtigte ſie. Der Prinz, der Chef ihres Regiments, jedes Mittel ergreifend, eine Disciplinarſtrafe, wo dem Verſehen ein ehrenhafter Grund vorwaltete, auszulöſchen, nahm die Berichte, die ihm über das

Wohlverhalten und die Tapferkeit der Freunde in der Schlacht gegeben wurden, zur Veranlaſſung, um für ſie Begnadigung auszuwirken. Die Kameraden begrüßten ſie freudig wieder in ihrer Mitte. Es war öfter die Rede, wie jene beiden, anfangs ſo erbitterten Feinde, jetzt faſt ſchwärmeriſch ſich liebende Freunde geworden. Am öfterſten mußte Franz hierüber Bemerkungen anhören und Fragen beantworten. „Ihr habt mich nicht verſtanden, u[illegible] werdet mich nie verſtehen,“ ſagte er einſt unwillig zu den ihn zur Rede Stellenden. „Gebt nur einmal zu, daß es eine anders geſtalteten Natur giebt, als wie Ihr's ſo gewöhnlich auf der Heerſtraße findet.“

„Alſo willſt Du edler und beſſer ſein, als wir?“ fragte Einer.

„Nein, aber anders, lieber Bruder. Ich habe mich nicht ſelbſt geſchaffen. Es iſt in meiner Bruſt, in meinem Herzen etwas, das beſtändig zu dem „nein!“ ſagt, wozu Ihr „ja!“ Aber damit iſt nicht geſagt, daß mein „nein!“ das Beſſere und Klügere iſt. Im Gegentheil, Ihr habt Recht, und wie Ihr ſeht, giebt die Welt Euch Beifall, und tadelt mich, oder lacht mich aus. Ich aber geh' meine Straße.“

„So biſt Du ein Sonderling.“

„So etwas wird's wohl am Ende ſein“, antwortete der junge Offizier und wandte lachend den Inquiſitoren den Rücken.

Eines Abends kam er, wo er wußte, daß Andreas allein auf ſeiner Stube ſaß; er faßte des Freundes Hand, und hielt ſie, wie er zu thun pflegte, lange in der ſeinigen, dann ſagte er: „Andreas, möchteſt Du Napoleon ſein?“ Als Jener ihn befremdet anſah, ſetzte er ſchnell hinzu: „Das heißt, möchteſt Du die Welt erobern und zu Deinen Füßen ſtrecken? Iſt der Ehrgeiz je in Deiner Seele erwacht?“ — „Nein,“ entgegnete

Andreas. „In der meinigen wohl,“ rief Franz ſchnell. „Ich hatte ſchon frühzeitig Träume, in denen ich nach einem verbotenen Ruhm ſtrebte. Ich nenne ihn verboten, weil alle Größe, ſie mag heißen, wie ſie will, dem Menſchen verboten iſt. Die Götter, die ſo groß ſind, ſind zugleich ſo neidiſch. Wir dürfen ihnen nicht gleichen. Ich möchte wie ein Knecht dienen, ich würde willig und freudig Arbeiten verrichten, von denen der niedrigſte Handlanger ſich ekelnd wegwendete, wenn ich nur um eines Zolles Höhe dem Himmel näher käme. Aber warum gerade dem Himmel? auch Laſter, Schande, Verbrechen, wenn nur darin eine Größe liegt, wäre mir willkommen.“

„Du entſetzeſt mich, Franz,“ rief Andreas. „Wäreſt Du im Stande, ein Verbrechen zu begehen?“

„Warum nicht, mein Junge? Thut dieſer

Heros, den wir alle bewundern, indem wir ihn mit Zähneknirſchen und Wuth betrachten, thut er etwas anderes? Geht er nicht ſeine feurige Straße, jeder Tugend Hohn ſprechend? Empfangen wir nicht aus ſeiner Hand Geſetze, deren Befolgung zu andern Zeiten uns zu den niedrigſten, von der Menſchheit verfolgten Verbrechern machen würden? Sieh uns ſelbſt! Wir ſind geſchlagen; ein ſiegreiches Heer, eine ſtolze und kräftige Jugend hat ihm weichen müſſen, der Weg zu den Heiligthümern unſeres Vaterlandes ſteht ihm offen. Gebeugten Nackens ſtehen wir und er ſchreitet mit flatternder Imperatortoga an uns vorüber, kaum unſere ſchaamgerötheten Wangen eines Blicks würdigend; wir haſſen ihn, wie der Gedemüthigte, Verletzte, Getretene nur haſſen kann, und dennoch lodert immer wieder die Flamme der Bewunderung aus dem vermorſchten Steingeklüft des zertrümmerten Hauſes empor, und erleuchtet sein Bild. O laß es mich Dir geſtehen, nur Dir allein, ich bete ihn an, ihn, den Feind, den Verderber meines Vaterlandes! Verſtehſt Du mich? Ich bete ihn an.«

Franz warf ſich auf den Tiſch, verhüllte ſein Antlitz und zuckte fieberiſch. Als er wieder aufblickte, war ſein Antlitz bleich wie der Tod. Andreas ſchloß ihn in ſeine Arme und ſagte mit weicher Stimme: »Du wirſt von dieſer Krankheit geneſen, mein Bruder.«

»Es iſt keine Krankheit,« flüſterte Franz, das Haupt ſchüttelnd, »es iſt recht eigentlich der geſunde Kern meines Weſens. Ich verſtehe mich, mein Wollen und Verlangen oft ſelbſt nicht. Noch lange ehe ich Dich kennen lernte, ehe die Liebe zu Dir mich ganz erfüllte, wurde ich von einer Unruhe und Qual gepeinigt, die keiner der abgefallenen Geiſter ſchlimmer empfinden kann. Ich las die Lebensbeſchreibung der Heiligen und glaubte in ihnen zu finden, wie ſie nur durch die Sünde groß geworden. An meiner Seele nagte etwas mit ſcharfem Zahn, und ließ ſich durch nichts beſchwichtigen. Alles, was die Welt Sünde und Verbrechen nennt, durchdachte ich und fand darin einen geheimen Reiz. Die Frevelthat Kain's verfolgte ich ſo weit, daß ich in einer Nacht aufſtand, ans Bett meines jüngern Bruders ſchlich, und meine Hand um ſeine Kehle preſſend, immer feſter ſie zuſammenſchnürte, bis ſich die Vorboten des Todeskrampfes bei dem Knaben einſtellten.«

»Entſetzlich!« rief Andreas.

»Ja, ſage mir, welch ein Gelüſte war nun dies? Ich liebte ja meinen Bruder, ich konnte ja unmöglich ſeinen Tod wollen! Es war aber, daß ich mich in Kain's Seele verſetzen wollte, als er die That ausübte, auf der ein ſechstauſendjähriger Fluch haftet.«

„So könnteſt Du auch Dein Liebſtes, Theuerſtes verletzen?“ fragte Andreas.

„Freilich wohl,“ entgegnete Franz düſter. „Nimm Dich in Acht, mir einmal untreu zu werden. Bei mir iſt die Freundſchaft Liebe, das mußt Du wiſſen; und ich habe Dich mir durch die tiefſte Demüthigung, zu der ſich ein Mann einem Manne gegenüber herablaſſen kann, erkauft.“

Er ſtand ſchnell auf und verließ die Stube.

Den andern Abend, um die Dämmerſtunde, erſchien der Freund wieder. Er befand ſich jetzt in anderer Stimmung. Mit ſeiner Guitarre in den Armen ſaß er im vollen Strahl des Mondenlichts und ſang halb komiſche, halb zärtliche Romanzen. Plötzlich legte er das Inſtrument hin und fragte, den Kopf auf den Arm geſtützt, in einem ſonderbaren Tone: „Wie muß es doch ſein, wenn man ein Weib liebt?“

Andreas antwortete nicht; er ſaß im Schatten, der Freund konnte den Ausdruck, den dieſe Frage auf ſeine Züge brachte, nicht beobachten, und fuhr daher in einer Art Selbſtgeſpräch fort: „Wahrlich, ich ſehe ſo viele hohle Geſellen ſich mit der Wiſſenſchaft der Zärtlichkeit abgeben, daß ich an dieſem ſogenannten göttlichen Gefühl irre werde und es oft für nichts weiter als für einen Komödienſtoff halte. Und dann iſt etwas ſo höchſt Erbärmliches in der Liebe, daß mir ſchlimm wird, wenn ich nur daran denke. Und daß dieſem dummen Witz Jeder, der geboren wird, unterworfen ſein ſoll; ich will's nicht glauben. Fort, fort von dieſer Miſère! Die ächte, wahre Liebe weiß von keiner Wochenſtube. Und nun noch gar das Ausbreiten und Zärtlichthun, dieſes ſich wohl Fühlen in dem Zuſtand des Blödſinns, der thieriſchen Handwerksthätigkeit. Was ein edles Weib ſein wollte, müßte nichts ſo ſcheuen, als den Mann ihrer Neigung zu einem gemeinen Kinderlieferanten herabgewürdigt zu ſehen. Viel lieber die Galeere als das Ehebett; auf jener giebt's nur Ketten von Eiſen, hier von verfaulten Gedärmen. Darum ſind die ſo bitter verkannten Griechen mir ſo groß erſchienen, indem ſie dem Manne befahlen, jene große, edle Thaten erzeugende Liebe nur im Buſen des Mannes zu ſuchen und lieber durch eine keuſche Freundſchaft die Welt mit Tugenden, als durch eine gemeine Liebe nur mit Kindern zu erfüllen. Das Chriſtenthum, indem es das Ehebett heiligte, hat es zum Grab unſerer Männerwürde gemacht.“

„So haſt Du wirklich nie geliebt?“ fragte Andreas.

„Nun ja — in dem Sinne wie die Romanzen, die ich eben ſang,“ rief Franz. In einer lauen Mondnacht, bei einem Glaſe Wein, zur Zeit der Roſen, bei einer Schlittenfahrt, oder wenn ich eben nichts anders zu thun hatte, dann hab' auch ich einem hübſchen Geſichte Küſſe zugeworfen. Aber der Himmel ſtrafe mich, wenn ich irgend etwas dabei gedacht habe. Man kann eine Abendwolke, die dem Monde vorbeiſegelt, nicht harmloſer betrachten, — als ich ein ſogenanntes ſchönes Mädchen. In Geſellſchaften denk' ich immer, nun willſt Du nur einmal die Afferei mitmachen, und dann treib' ich's toller wie alle Andern, aber zu Hauſe bitte ich vor dem Bilde meiner armen gekreuzigten Seele dieſe lederne Thorheit mit Bußethränen ab. So iſt die Welt. Selbſt Racine hat nicht gewagt, ſeinen Hippolit ſo erhaben, rein, keuſch und jungfräulich herbe darzuſtellen, wie ihn Euripides malte; er mußte, um von ſeiner Zeit verſtanden zu werden, dieſen wilden jungen Jäger zu einem in irgend ein Prinzeßchen verliebtes Herrlein umgeſtalten. Dann war's recht! Dann begriffen es alle Laffen, warum er die Phädra verſchmäht. Dumme Einfaltspinſelei. Wie die Poeten dieſer kleinen nützlichen, nach Kinderwindeln duftenden, Liebe das Wort ſprechen können, begreife ich nun vollends nicht, ſie, die doch die Myſterien höherer Sendungen wenigſtens ahnen müſſen. Sieh' nur dieſe Romane Lafontaine's, dieſe gemeinen Komödien Kotzebue's! Und ſelbſt die neue romantiſche Schule, anfangs ſo tiefſinnig und erhaben, geht jetzt wieder kläglich und ſchwächlich in das „Ewig Weibliche" über. Eine Zeit wie die unſrige ſollte aber vor allen Dingen den Mann zum Manne führen, nicht zum Weibe. Wer dem Vaterlande dienet in ſchwerer Zeit, ſollte das Cölibat beſchwören. Noch kennt die Geſchichte keinen großen Mann, der zugleich in den Feſſeln der Weiber ſchmachtete. Aber ich werde mich wohl hüten, dieſe meine Theſes an irgend eine Schloßkirche meines ſchönen Vaterlandes anzuheften. Du fragteſt mich, ob ich nie geliebt hätte, nun weißt Du, wie es um mich ſteht, aber laß mich nun fragen, ob Du nicht geliebt haſt? Wie?“

„Erlaß mir die Antwort,“ entgegnete Andreas.

„Du willſt nicht offen gegen mich ſein?“ fragte der Freund in bekümmertem Tone.

„Die Schaam verſchließt mir den Mund,“ ſagte Andreas erröthend. „Uebrigens würde, was ich Dir ſagen könnte, wie eine thörichte Affektation, wie eine Albernheit klingen. Erſt wenn Du mein eigentlichſtes Weſen wirſt verſtanden haben, werde ich Dir dieſe bitterſte und traurigſte Erfahrung meines Leben mittheilen. Bis dahin ſprich mir nicht mehr hiervon.“

„Wie Du willſt,“ rief Franz. „Ich will Dich nicht zwingen.“

„Nur Eines,“ ſagte Andreas lebhaft; „man ſpricht ſo viel von einer innern reinen Jungfräulichkeit beim Weibe, die nicht angetaſtet werden dürfe, wenn nicht am ganzen Menſchen auf Lebenszeit hin ein moraliſcher Mord begangen werden ſoll; iſt's beim Jüngling anders? Kann's wohl da erlaubt ſein, ihm das zu nehmen, woran Glaube, Tugend, Reinheit, mit einem Wort ſein innerſtes Weſen feſthält?“

„Ich verſtehe Dich,“ rief Franz. „Laß uns abbrechen, denn ich ſeh', wie Du leideſt, armer Junge.“ Er nahm ſeine Guitarre wieder zur Hand und ſpielte anfangs etwas düſtere Melodieen, die aber dann immer heller und heiterer wurden, bis über ſeine blühenden Lippen die muthwilligſten Weiſen gingen in ſteter, oft wilder Abwechſelung. Plötzlich rief er: „Nur immer zu! Recht ins Leben hinein, in Haß und Liebe, in Gottesfurcht und Teufelei! Mich gelüſtet nur zu wiſſen, wie die Götter das Ende finden, hoffentlich für uns beide auf dem Schlachtfelde, denn alt, das ſag' ich Dir, mein Junge, alt will ich nicht werden. Sie möchten mich dann unterkriegen und mir auf irgend eine Weiſe den Sinn brechen. Aber ſo ein ſchöner Schlachtentod; im Felde liegen, das Antlitz friſch im Nachtwinde dem Himmel und den ewigen Sternen zugewendet! Juchhe! das muß Luſt ſein. Und dann das Keiner über uns weint, iſt auch hübſch! Ungenirt, ohne Complimente und Geplapper, wie wir ins Leben traten, ſo geh's wieder hinaus. Das ſchönſte iſt aber, daß ich Dich liebe.«

Er umarmte den Freund, drückte einen langen Kuß auf deſſen Lippen und ging raſch fort. Andreas konnte die Nacht nicht ſchlafen, das Bild ſeiner Mutter ſchwebte ihm vor und die quälendſte Reue folterte den Armen. Er wand ſich unter Schmerzen auf ſeinem Lager und die Tagesdämmerung fand ihn bleich in Thränen ſchwimmend. Er ermannte ſich, um Franz nichts von dieſer Erſchütterung ſehen zu laſſen. Beide Jünglinge nahmen jetzt ernſte Studien vor, ſie laſen zuſammen den Thucydides und Xenophon. In der bewegten Zeit, in der ſie lebten, waren dieſe Schriftſteller für ſie die anſprechendſten. Eine herrliche Welt, voll Einfachheit und Würde erſtand vor ihren Blicken und jene großen Geiſter, die ſchon Jahrhunderte erhoben und entflammt hatten, fanden jetzt auch in den Herzen dieſer Jünglinge ihre Stätte. Mittlerweile verging die Zeit, und die Freunde, da der Bericht von ihrer Herſtellung ſchon abgegangen war, mußten täglich die militäriſche Ordre erwarten, welche über ihre nächſte Zukunft entſchied. Je kärglicher ihnen daher die Muße zugemeſſen war, deſto fleißiger ſuchten ſie ſie zu nutzen. Der Arzt mußte ihnen das Leſen und Arbeiten bis tief in die Nacht hinein verbieten, und da that Franzens Guitarre gute Dienſte. Er griff nach ihr, und bei den erſten Klängen, ſo war es abgemacht, mußten die Bücher bei Seite geſchoben werden.

„Kennſt Du den heiligen Auguſtin?“ fragte er eines Abends, indem er mit einem Folianten unterm Arm eintrat. „Nein,“ entgegnete Andreas lächelnd. „Eine ſolche Lektüre hat mir bis jetzt ſehr fern gelegen.“ „Mit Unrecht,“ rief Franz raſch, „Du denkſt Dir vielleicht unter einem alten Kirchenvater ein ganz beſonders ſchwerfälliges Weſen, aber dem iſt nicht ſo. Lies nur, wie er in ſeiner Jugend als naſeweiſer Burſche in den Straßen von Karthago ſich umhertrieb, den Mädchen nachlief und ſich in den Hörſälen der Sekte der Manichäer langweilte. C'est tout comme chez nous. Ich verſichere Dich, was wirklich groß war, iſt auch immer ſehr menſchlich zugleich geweſen. Laß uns einige Kapitel aus dieſes alten Burſchen Selbſtbiographie leſen, wenn auch aus keinem andern Grunde, als um die

Tranſchéen, Laufgräben, ſchiefen und geraden Stellungen, Angriffspunkte und all das Zeug, womit wir uns geſtern beſchäftigt, auf eine Weile aus unſerm Kopfe hinauszuwerfen.«

Die Freunde laſen jetzt die Bekenntniſſe des Kirchenvaters. Als ſie an die Stelle kamen, wo Auguſtin Gott um die Tugend der Keuſchheit bittet, doch dazu fügt: Nur nicht ſogleich; es hat noch etwas Zeit damit, lachten die Jünglinge herzlich über die Naivität dieſer Bitte. Iſt das nicht viel ſchöner, weil es wahrer iſt, als Rouſſeau's übertriebene Selbſtanklage, aus der die Eitelkeit mit hundert Augen hervorguckt?« rief Franz. »Ueberhaupt ſind die alten Sünder, die ſich nachher bekehrten, große erſchütternde Geſtalten. Man kann ſich denken, wie ganze Menſchenalter, ganze Jahrhunderte ſich an ihnen erbauten, und wie die Kirche ſie lieb hat, und auf keine Weiſe miſſen will. Unſer Frommthun iſt eine Spielerei dagegen. Die Alt-Katholiken ſind von jeher gewaltig darin geweſen, daß ſie ſo ganz toll, ſo völlig leidenſchaftlich wild mit dem Himmel liebäugelten. Da mußte alles heran, was Entſetzen und Graus heißt, nichts war haarſträubend und wild genug, wenn es ſie nur im Innern packte und umgeſtaltete. Sie faßten ihren Glauben nicht ſäuberlich an, wie wir thun, ſondern ſie rangen mit dem Himmel, wie der Erzvater mit dem Engel, und hinkten lieber ihr Lebelang, als daß ſie das Geheimniß unangetaſtet, und dabei geſunde Glieder ſich erhalten hätten. Ich kann ſie, weiß Gott, darum nicht ſchelten.«

»Als ich noch an meiner Wunde darniederlag,« ſagte Andreas, »und der Geneſung nur langſam entgegenging, kam öfters eine Frau an mein Bett, die mir geiſtlichen Zuſpruch brachte, und mich ermahnte, mit ihr zu beten.«

„Das war Frau von Krüdener,“ entgegnete Franz lebhaft.

„Du kennſt ſie alſo auch?“

„Nicht näher, ich hörte jedoch ſchon viel von ihr. Es iſt ein Offizier bei unſerm Regiment, der größte Wildfang, Nichtsnutz und verderbte Wüſtling, den man nur finden kann. Mit dieſem ſteht ſie in Briefwechſel; er muß ihr ſeine Sünden alle haarſcharf und genau bekennen und ſie ermahnt ihn dann zur Buße. Da er ein hübſcher Junge iſt und leichtfertig dazu, ſo kannſt Du Dir denken, wie wunderlich ſich dieſe Correſpondenz geſtaltet. Es iſt eine Art Liebſchaft, die unter dem Deckmantel der Religion geſponnen wird. Ich hab’ einige Briefe entwendet und will ſie Dir nächſtens zeigen.“

„Sie ſchien mir keine Heuchlerin,“ bemerkte Andreas.

„Ich glaub’s auch nicht; ſie mag es ehrlich meinen, aber — nun Du ſollſt die Briefe ſelbſt leſen. —“

„Hat ſie ſich nie an Dich gemacht?“ fragte Andreas und ſah dem Freund lächelnd und forſchend ins Auge.

„Nein,“ entgegnete dieſer kurz. „Sie mochte wohl ein dunkles Bewußtſein haben, daß der Himmel, den ſie mir anbieten konnte, nicht gerade der war, nach dem mir verlangte. Die Frauen haben darin einen feinen Takt. Ich bin nun einmal kein Biſſen für ſie, weder für die Gottergebenen noch für die Weltergebenen.“

„Nimm Dich in Acht!“ rief Andreas, „fordere nicht die Götter heraus. Auch Deine Stunde ſchlägt einſt.“

„Das iſt eine Redensart, wie jede andere,“ entgegnete der Freund lachend. „Dem Schwachen, dem Pinſel, dem ſchlagen die Stunden; der wird vom Schickſal gefüttert; er bekommt um dieſe

Zeit den Brei in den Mund geſchoben, um jene Zeit wieder ſtellt man ihm das Milchkännlein bereit, das nennt er denn »meine Stunde hat geſchlagen.« Der Starke weiß von dieſer häuslichen Einrichtung des Schickſals nichts; er ſtellt im Gegentheil dem Schickſale die Uhr, nicht das Schickſal ihm. Aber von etwas Anderem. Weißt Du, daß wir dem jungen Burſchen, dem Petershoff, Unrecht gethan haben? Wir hielten ihn für einen Gecken, einen Lump, und geſtern leſe ich, in dem Gefecht zu Prenzlau hat er ſeine Fahne vertheidigt, obgleich in den engen Gaſſen Niemand ihm zu Hülfe eilen konnte und das Kartätſchenfeuer der Chaſſeurs gegen ihn wüthete. Zuletzt als man ihm zu arg auf den Leib rückte, und er vorausſehen konnte, daß man ihn zuſammenhauen würde, wirft er mit letzter Kraft ſeine Fahne über die nächſte Gartenmauer, indem er wie ein junger Löwe brüllt: »Je ne rends pas mon drapeau!« Er iſt auf dem Fleck geblieben, die Fahne aber iſt gerettet. Das iſt, kaltblütig geſagt, hübſch gehandelt. Du weißt, wir machten uns immer über ſein ſchlechtes Franzöſiſch luſtig, hier hat er einmal gezeigt, daß er auch gut franzöſiſch ſprechen konnte.

»Es giebt noch Tapfere,« ſagte Andreas.

»Freilich, giebt es deren,« entgegnete Franz, »aber ſie verſchwinden ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Wie ſchlechte Witze überhört ſie das Schickſal. Die alte Mutter Erde nimmt ſie wieder zurück, wie der Krämer eine Elle Kattun, in dem ſich ein Flecken findet. Es iſt erbärmlich, wie wenig dem Einzelnen der Heldenmuth weiter hilft; wenn alle nicht darin arbeiten, ſo geſchieht in alle Ewigkeit nichts, was der Rede werth.«

Andreas hatte ſich ſchweigend entfernt; als er wieder eintrat, brachte er ein Schreiben, das er mit einiger Ceremonie vor dem Freunde niederlegte.

„Ah ſo!“ rief dieſer. „Wir ſollen weiter ziehen.“

„Ueberlaß mir die Geſchäfte unſeres Abzugs zu ordnen,“ ſagte Andreas bittend. „Nimm Du Deine Guitarre und treibe Dich in den Abendſchatten umher; oder wenn Dir das lieber iſt, mach' einige Abſchiedsbeſuche. Wenn Du heimkehreſt, wird alles gethan ſein.“

„Gut, gut. Ich werde draußen aufs Schlachtfeld hinreiten,“ entgegnete Franz düſter. „Dort habe ich einige Abſchiedsbeſuche abzuſtatten. Unſere Kameraden, die in die Brüderſchaft der ſtillen Leute getreten ſind, haben auf ein Lebewohl Anſpruch.“

Er entfernte ſich eilig.

Euphroſyne.

Durch einen Befehl ihres Chefs wurden die Freunde veranlaßt, einige Zeit in der Gegend von Münſter ſich aufzuhalten. Man erwartete eine neue Wendung, die der Feldzug nehmen werde, und über die Richtung, die die feindlichen Truppen nahmen, war man ungewiß. Unruhe und Beſorgniſſe erfüllten die Gegend. Die Landſtraßen waren mit Flüchtlingen bedeckt, Truppenzüge und Fouragewagen machten überall ſich bemerkbar. Der benachbarte Adel und die reichen Familien um Münſter herum ſuchten in geſelligen Genüſſen, in lebhaftem Verkehr die Stimme des Kriegs zu betäuben. Man gab Feſte, man beſuchte ſich, die kleinen Gefahren, mit denen man hier und da zu kämpfen hatte, erhöhten, ſchien es, noch den Lebensmuth und die Geſelligkeitsluſt. Abſichtlich verſchwieg man ſich die böſen Nachrichten; die Gefahr war vor der Thür, das wußte man, allein man betäubte ſich, man machte ſich Hoffnungen, und vor allen Dingen man ſprach nicht von Politik. An die geringfügigſten Dinge hielt man ſich, an ein neues Lied, an ein neues Theaterſtück, ja an die neue Mode eines Hutes, man klammerte ſich gleichſam an dieſe kleinen bunten Flittern des Lebens, um den Ruf ſeines furchtbaren Ernſtes zu überhören.

Franz und Andreas erhielten ihre Wohnung zugewieſen bei einem Landrath der Provinz, einem Jugendfreunde von Selbitz Vater. Er nahm die Jünglinge mit großer Gaſtfreundſchaft auf; da er unvermählt war, dabei die Geſelligkeit liebte, ein perfekter Jäger und ein guter Whiſtſpieler, ſo war er das »enfant gâté« der ganzen

Umgegend. Keine fröhliche Zuſammenkunft ohne ihn. Seine jungen Freunde mußten ihn begleiten. Eines Tages kündigte er ihnen an, daß der Graf von Wendelin eine Einladung geſchickt habe. Andreas veränderte die Farbe, als er dieſen Namen hörte, und Franz ſagte: „Wir kennen dieſen Herrn nicht.“ — „Das thut nichts zur Sache,“ entgegnete der Landrath, „er weiß, daß Sie in ſeiner Nähe exiſtiren, das iſt genug für ihn, um Sie einzuladen. Ich rathe Ihnen, nicht die Spröden zu ſpielen, denn Sie betrügen ſich ſelbſt um einen angenehmen Abend. Das ganze Schloß ſteckt voll hübſcher Weiber. Auch hör' ich eben, daß ſeine Nichte Euphroſyne angelangt iſt; die iſt für mich ſelbſt noch neu. Man ſagt, daß ſie intereſſant ſei. Das iſt nur ein Modeausdruck, auf den ich nichts gebe. Von meiner ſeligen Couſine behauptete man auch immer, ſie ſei intereſſant, aber ich habe nie gefunden, worin ſie es war, ich entdeckte nur an ihr eine heftig geröthete Naſenſpitze und einen Mund voll ſchadhafter Zähne.«

»Warum heißt ſie nur Euphroſyne?« warf Franz unwillig hin.

»O das muß Sie nicht kümmern,« entgegnete der Landrath. »Ich hatte eine Tante, die Euterpe hieß, und die wir Kinder nur Tante Terpentin nannten. Und damals war ein ſolcher Name noch eine Seltenheit, gleichſam eine heidniſche Monſtroſität; heutzutage, wo die griechiſchen Namen und griechiſchen Sitten zur Mode gehören, iſt Euphroſyne ein Name wie jeder andere.«

»Ich habe gar keine Luſt, dieſe intereſſante Euphroſyne kennen zu lernen.«

»So laß uns zu Hauſe bleiben,« rief Andreas ſchnell. »Auch mir iſt's ganz recht, wenn wir nicht hinfahren.«

»Wie Du willſt; ſo bleiben wir.« Aber der

Landrath rief heftig, daß das nicht mehr anginge; er hätte ſeine beiden Offiziere ſchon angekündigt. Der Bote ſei ſchon mit der Zuſage fortgeritten. »Nun, dann wär's feig, nicht ins Feuer vorzurücken!« rief Franz und Andreas ſah unwillig bei Seite.

Als man anlangte, waren ſchon zwei große Säle gefüllt mit Gäſten. Der Landrath drängte ſich nur mit Mühe durch, ſeine beiden Schützlinge nach ſich ziehend. Endlich fand man den Herrn und die Dame des Hauſes. Nur wenige artige Worte wurden gewechſelt, der Zudrang neuer Gäſte war zu heftig, die beiden Freunde ſahen ſich bald in der Menge allein. Sie blickten ſich an und mit einem halben Lächeln ſah Einer auf dem Geſichte des Andern, wie unbehaglich und gelangweilt er ſich fühle. Ohne ein Wort zu ſprechen, aber dennoch vollkommen im Einverſtändniſſe verließen ſie den Saal, beſtiegen ihre Reitpferde, und einen nahen Feldweg einſchlagend durch die nächtlichen Gebüſche, eilten ſie wieder nach Hauſe. Franz, als er ſich in freier Luft fühlte, gekühlt und erfriſcht, hatte ſeine gute Laune bald wieder gefunden, er jagte wild über eine kleine Waldwieſe dahin, und hielt dann an, um den langſam nachkommenden Freund zu erwarten. „Kannteſt Du den Grafen Wendelin ſchon früher?“ fragte er Andreas. Dieſer gab ein trocknes, etwas mißlauniges Ja zur Antwort. — „So ſchien's mir auch,“ fuhr Jener fort, „die Gräfin beſonders ſah Dich mit einem Blicke an, der, ſo flüchtig er auch hinſtreifte, doch zu ſagen ſchien: Ach; alſo dies Geſicht ſollen wir nun wiederſehen! Wer war die Dame in Schwarz neben ihr?“

„Eine Stiftsdame aus Gandersheim; Gräfin Eliſe von Brügge.“

„So? Doch hatte ſie nichts von einer Stiftsdame an ſich. Sie ſah muthwillig und kokett aus. Dann die Dame mit der griechiſchen Tunika, die ſchönen Arme faſt ganz entblößt, wer war die?“

„Madame Turnon. Eine Deutſche von Abkunft, an einen franzöſiſchen Obriſten verheirathet. Sie heißt Delphine.“

„Teufel! Mein Freund! Du kennſt ja dieſe Frauen alle, wie es ſcheint, ziemlich genau. Wie, wo und wann machteſt Du ihre Bekanntſchaft?“

Andreas wandte ſich raſch in ſeinem Sattel um, und rückwärts zeigend rief er: „Sieh nur die rothe Glut dort am Himmel! Sollte das der aufgehende Mond ſein? —“

„Nein, das iſt Feuer!“ entgegnete Franz raſch. „Es giebt ein Unglück. Laß uns der Gegend zuſprengen.“

Beide Freunde wandten raſch ihre Pferde, und brachen ſich durch dichtes Geſtrüpp Bahn, um dem Ziele ſchleunigſt näher zu kommen. Als ſie das Ende der Waldung erreicht hatten, ſahen ſie die Flammen im nahen Dorfe emporſchlagen. Mehrere Hütten, ſo ſchien es, ſtanden in Feuer. Es war ſchwer, ſich durch's Gedränge Platz zu machen; der Tumult und der Schrecken wuchs durch den Ausruf: „die Franzoſen ſind da!“ Der Ungrund dieſer Befürchtung lag jedoch am Tage. Die Freunde beſchwichtigten die Schreier und ordneten die Maaßregeln zur Rettung an. Andreas drang in das am meiſten gefährdete Haus des Pfarrers ein und fand dieſen krank im Bette liegend, von ſeiner Dienerſchaft verlaſſen. Die nahen Flammen erhellten die kleine Stube mit blutrothem, furchtbarem Schein. Ein junges Mädchen ſtand unbeweglich, wie eine Bildſäule, auf der Schwelle der anſtoßenden Kammer und ſtarrte mit weit offenen Augen in die Glut. Andreas blickte ſie an, nicht wiſſend, ob er eine

Erſcheinung oder ein lebendes Weſen vor ſich ſähe; doch trieben die Angſtſeufzer des armen Alten im Bette ihn bald wieder zur Beſinnung. Er ſprang zum Lager, hob den Greis heraus, und trug ihn durch den ſchon eindringenden Rauch aus der Stube hinaus. Im kleinen anſtoßenden Garten legte er ihn an einer Hecke nieder, willens ſofort wieder zum brennenden Hauſe zurückzukehren; doch fühlte er ſich von zwei krampfhaften Armen umſpannt. Daſſelbe geiſterhafte junge Mädchen war's, die früher in der Stube geſtanden, die ihm jetzt nachgeeilt war und ihn dankend umſchloß. Sie ſprach kein Wort, ihre Augen waren noch immer aufgeriſſen und ſtarr, ihre Berührung war kalt, aber Andreas fühlte, lebhafter als durch alle Worte, daß das arme Mädchen leidenſchaftlich ihm danken wolle. Er verließ ſie, wie ſie eben ins Gras niederſank, ohnmächtig oder todt, er wußte es nicht, er hatte keine Muße, es zu unterſuchen. Durch die vereinte Mitwirkung der Freunde wurde der Brand bald gedämpft und endlich völlig gelöſcht. Das Pfarrhaus war gerettet. Ein paar Scheunen und eine Bauerwohnung waren abgebrannt. Als man die Gewißheit hatte, daß keine neue Gefahr zu beſorgen, entfernten ſich die Freunde ohne Abſchied, wie ſie ohne Willkommen erſchienen waren. In Nacht und Nebel waren ſie verſchwunden. Wie ſie auf dem Landhauſe anlangten, war es gegen Morgen und der Landrath auch eben heimgekehrt. Er ahnete nicht, daß ſeine Gäſte anderswo die Nacht zugebracht, er begrüßte ſie flüchtig, indem er ihnen zurief: „Nicht wahr, eine ſüperbe Geſellſchaft? ſehr glänzend, eine vortreffliche Beleuchtung!“ — „Ja wohl, vortreffliche Beleuchtung,“ murmelte Franz, indem er mit Andreas in die Schlafkabinette hinaufſtieg.

Zwei Tage darauf kam eine neue Einladung vom Generale. Es hieß darin, diesmal wäre der Zirkel klein, und man würde Gelegenheit haben, ſich gegenſeitig näher kennen zu lernen. »Das iſt eine ſehr feine Wendung,« rief der Landrath, der mit dem Zettel in der Hand zu ſeinen Gäſten trat, »wir haben neulich die berühmte und berüchtigte Euphroſyne nicht geſehen; heute wird ſie wohl, als eine Sonne am Firmament aufgehen. Wir müſſen hin.«

»Ja, wir müſſen hin,« wiederholte Franz lebhaft. »Die drei Frauen haben auf mich einen ganz paſſabel angenehmen Eindruck gemacht. Ich liebe ſolche Weiber, die gar kein Hehl daraus machen, daß ſie gefallen wollen.«

»Nehmen Sie ſich in Acht,« ſagte der Landrath, »die Gräfin iſt eine Art Circe, oder richtiger nach meines Freundes Goethe, Ballade, eine Braut von Korinth, von der es heißt: »Und das junge Volk erliegt der Wuth.«

„Ich erliege nicht,“ ſagte Franz lachend.

Der Landrath ſchüttelte das Haupt. Andreas hatte kein Wort geſprochen, allein derſelbe Mißmuth lagerte auf ſeiner Stirn, der immer darauf Platz zu nehmen pflegte, ſobald des Grafen oder ſeiner Gemahlin Name genannt wurde.

Es war diesmal wirklich ein kleiner Kreis verſammelt. Die Geſellſchaft ſaß um ein Bild gruppirt, das ein junger Künſtler gemalt und aufgeſtellt hatte und das ein Portrait Napoleons darſtellte. Die Frauen ſahen dieſes ungewöhnliche Geſicht mit Aufmerkſamkeit an, die Männer lächelnd und ſpottend. Es wurden Bemerkungen gemacht, wie ſie Jedem in jener Zeit nahe lagen. Als die beiden Jünglinge eintraten, rollte ein Vorhang ſchnell über das Bild hin, der Künſtler nahm es fort und ſtellte eine Venus von Titian an ſeine Stelle. Eine kleine Pauſe der Befangenheit trat ein, in dieſem Moment wurde in der halbdunkeln Oeffnung der Thür des Seitenkabinets eine hohe, in Weiß gekleidete Geſtalt ſichtbar, die da ſtehen blieb und die Blicke forſchend auf die Geſellſchaft richtete. Sie trat jetzt raſch einen Schritt näher, nahm ihr Augenglas, fixirte ſcharf die beiden jungen Preußen und rief mit einer ſcharfen durchdringenden Stimme: „Alſo das ſind die Helden, die ſich haben beſiegen laſſen?“

Der Eindruck, den dieſe Worte auf die Geſellſchaft machten, war wahrhaft lähmend. Kaum von einer Verlegenheit befreit, ſtürzte man kopfüber in eine zweite, unendlich viel größere. Aber die junge Dame, die dieſe Frage that, ſchien ihre Wirkung durchaus nicht mit der Geſellſchaft zu theilen. Sie ſtand da, immer noch das Glas vor dem Auge, und richtete fortwährend ihren ſcharfen und beleidigenden Blick auf Franz und Andreas. Der General ſtand auf, eilte auf ſeine

Nichte zu und flüſterte ihr auf Franzöſiſch zu: »Aber, meine Gute, welch' eine Seltſamkeit! Ich bitte, ſchweigen Sie.« Aber die junge Dame, ihn mit einem feſten Wink von ſich ſtoßend, ſagte mit einem kalten Lächeln: »Laſſen Sie mich, mein theurer Onkel, Sie wiſſen, ich liebe die Seltenheiten. Ein beſiegter Preuße iſt für mich ein Gegenſtand der unbezwinglichſten Neugier.« »Elle est folle!« flüſterte der General zu den Damen, indem er ſich auf ſeinen Platz zurückbegab. »Euphroſyne, mein Engel!« rief die Generalin, »ſieh hier dies ſchöne Bild von Titian. Es iſt eine wundervoll gelungene Kopie.« Sie kam jetzt heran, immer aber den Blick auf die Jünglinge gerichtet, ſie heftete einen gleichgültigen Blick auf das Gemälde, dann griff ſie raſch an die Wand hin, ſetzte das Bild Napoleons wieder auf die Staffelei und rief: »O welch eine ſchöne Venus! Wie reizend, wie verführeriſch, wie ganz würdig, das Ideal eines Jünglingsbuſens zu ſein! Nicht wahr, meine Herren, in Ihren Träumen haben Sie ſchon oft dieſe Venus erblickt? dieſe ſiegende Göttin? Wie, oder ſahen Sie ſie ſchon vielleicht irgendwo wachend? O, erzählen Sie mir, wie ſah ſie aus? Iſt ſie dieſem Bilde ähnlich? Ach, wenn ſie ſo ausſieht, muß ſie das Entzücken der Männer ſein. Ich begreife, wie man ſich vor ihr beugt, und — ich entſchuldige Sie, meine Herren.“

Da weder Franz noch Andreas ein Wort darauf erwiederten, der erſtere trotzig vor ſich hinſah, der andere, blutroth im Geſicht, zu Boden blickte, ſo wurde dieſer Moment in ſo hohem Grade peinlich, daß wenig fehlte die ganze Geſellſchaft wäre in wilder Aufregung gegen die Ruheſtörerin losgebrochen, aber die eleganten Formen trugen den Sieg davon. Die Gräfin gab das Signal, indem ſie in die Hände klopfte und rief: „Bravo, Bravo! Unſer kleiner politiſcher Freigeiſt debütirt ganz vortrefflich. Klatſchen Sie doch Beifall, meine Herren, belachen Sie doch die hübſche Parallele zwiſchen der Venus von Titian und Napoleon!“

„Ich finde da nichts zu belachen,“ ſagte Franz trocken, indem er in den Kreis trat. „Iſt Napoleon der perſonifizirte Ruhm, wie man die Welt glauben machen will, ſo muß ſein Bild nothwendig denſelben moraliſchen Eindruck auf den Jüngling machen, den die weibliche Schönheit macht, nehmlich heftiges Verlangen, ſie zu erwerben. In ſo fern hat die Gräfin nicht Unrecht.“

„Hab' ich wirklich nicht?“ ſagte Euphroſyne. „O ja, deutet nur alles geiſtreich und gefällig; ich aber bin müde Eurer, meiner — des Lebens! Sie warf ſich auf die Ottomanne und lag in die Polſter gedrückt theilnahmlos da, während die Stimmen um ſie her ſprachen und ſtritten. André's dunkles Auge ruhte von Zeit zu Zeit verſtohlen auf dem ſtolzen ſchönen Profil des Mädchens. Franz würdigte ſie keines Blickes, er ſtand vor Armiden und erzählte ihr leidenſchaftlich einiges aus ſeinen nächſten Schickſalen. Die ſchöne Frau lag in ihrem griechiſchen Armſeſſel, reich drappirt mit der eleganten und verführeriſchen Haltung einer Aſpaſia, und hörte ihm aufmerkſam zu. Eliſe und Delphine geſellten ſich auch hinzu. Die Geſellſchaft that ihr Möglichſtes, die unangenehmen Eindrücke der erſten Stunden wieder auszulöſchen, beſonders war der General unerſchöpflich in Artigkeiten gegen die jungen Offiziere. Von Politik war nicht mit einem Worte mehr die Rede. Die unglücklichen Bilder waren auf immer bei Seite geſchafft.

Am Abend, als die Freunde ſich in Einſamkeit über die Vorfälle des Tages beſprachen, ſagte Franz: „Welch eine unausſtehliche Perſonnage iſt dieſe Euphroſyne. Haſt Du jemals erlebt, daß eine Frau in ſolche Worte und Aeußerungen ausbricht. Ich ärgere mich nie über Weiber, dies iſt mein Grundſatz, ſo wie ich mich nie über ſie freue, aber dieſes Geſchöpf könnte ich mit kaltem Blut zu Tode peinigen.“

„Das iſt ein Beweis, daß ſie Dich zu feſſeln verſtanden hat.“

„Nun ja, wie eine Atrocität uns feſſelt. Wie die völlige Unnatur und Verrücktheit uns gleichſam anzieht. Ich ärgere mich noch, daß ich ihr den abgeſchmackten Gemeinplatz darauf erwiederte; ich hätte gar nicht antworten ſollen. Aber machte ſie uns nicht den Vorwurf der Feigheit?“

„Freilich.“

„Das iſt wirklich zu ſtark. Ich gehe morgen hin und zeig' ihr meine Wunde auf der Bruſt. Aber nein! das wäre die Thorheit auf den Gipfel treiben. Ein Weib widerlegen zu wollen! Ich möchte mich ſelbſt dafür peinigen, daß es überhaupt einem Weibe gelungen iſt, mich in Aufregung und Aerger zu bringen. Aber ſie ſoll es büßen; ich erſinne einen Plan, ſie auf das tiefſte zu demüthigen.«

Andreas ſah ſeinen Freund an und fragte dann ruhig: »Fandeſt Du ſie ſchön?«

»Nein, nein! Sie iſt häßlich wie die Nacht. Dieſe Gattung langer, blaſſer Geſichter ſind mir wie der Tod zuwider. Ich gebe Dir höchſtens zu, daß in dem Moment, wie ſie da ſtand, hoch aufgerichtet und ihren Spruch vorbrachte, ſie etwas — wie ſoll ich ſagen — nicht ganz Alltägliches hatte.«

»Sie erinnerte mich an eine Judith von Rubens,« bemerkte Andreas.

»Ganz recht!« rief Franz, »und dies Bild iſt mir immer verhaßt geweſen. Laß uns nicht mehr von ihr ſprechen.« Er nahm ſeine Guitarre, und legte ſie bald wieder hin. Mißmuthig verließ er den Genoſſen, noch lange vor der Zeit, wo ſie ſonſt von einander zu ſcheiden pflegten.

Am andern Morgen hörte Andreas, daß Franz wiederum aufs Schloß geritten ſei. Der Landrath hatte ihn nicht dahin begleitet, er hatte es alſo für dienlich gefunden, allein dort zu erſcheinen. Es verging eine Woche, wo er faſt täglich dieſen Beſuch wiederholte. Eines Abends, als Andreas bei den Büchern ſaß, trat er mit einem muthwilligen Lachen und einem freudeglänzenden Geſicht herein. »Du glaubſt nicht,« rief er, »wie mich das Frauenvolk amüſirt. Ich bin der erklärte Liebhaber der Gräfin, ſie kann nicht ohne mich ſein und ich mach' ſie glauben, daß ſie an mir einen jungen verliebten Gimpel hat, während ich nur dieſe verwünſchte Euphroſyne im Auge habe und darauf ausgehe, ihr einen Poſſen zu ſpielen. Wir ſtehen auf dem Fuß mit einander, daß wir uns gegenwärtig die ärgſten Dinge ſagen; und das alles ſo freundlich, mit ſo gutem Anſtande, daß, wer es mit anhört, nicht weiß, ob er uns für dem Tollhaus Entſprungene oder für vernünftige Creaturen, die ihren Schöpfer anbeten und lieben, halten ſoll. Aber warum begleiteſt Du mich gar nicht mehr aufs Schloß? Die Damen haben mehr als einmal nach Dir gefragt.«

»Wenn Du's wünſcheſt, ſo reit' ich morgen mit.«

»Gut, ſo ſollſt Du ſehen, wie ich mich dort geſtellt habe.«

Man kam an, als eben die Mittagstafel auf einer Terraſſe des Gartens unter einem Zelte bereitet war; die Ausſicht auf ein Blumenparterre und auf einen See, den ein hübſches, dichtes Gehölz jenſeit einſchloß, war beſonders freundlich und erheiternd. Der Tiſch mit ſeinem funkelnden Silber, ſeinen Kryſtallſchaalen, Weinflaſchen und Fruchttellern, durch hohe Blumenpyramiden geſondert, nahm ſich ſtattlich und einladend aus. Den Bogengang herab kam die Gräfin, am Arm eines alten Diplomaten. Sie hatte ihren ſchaukelnden Gang und ſah ſüß und freundlich wie die Göttin des Reichthums und des Genuſſes aus. Paarweiſe folgten die anderen Gäſte. Der General führte Eliſen, Delphine lehnte ſich an den Arm eines jungen Mannes, den die Freunde zum erſtenmal hier ſahen. Ganz zuletzt und von Niemand geführt, kam Euphroſyne. Sie ſah vor ſich hin und ſchien, in Gedanken verſenkt, wie im Traume daherzuwandeln. Andreas eilte auf ſie zu und bot ihr den Arm, den ſie annahm. Man ſetzte ſich zu Tiſche, doch ſo, daß die Ausſicht auf den See unverdeckt blieb. Im jenſeitigen Wäldchen verborgen befand ſich ein

Chor Hornbläſer, die ihre leiſen Akkorde durch den klaren Himmel hinklingen ließen, wie eine Stimme der Sehnſucht, die aus poetiſcher Ferne in das bunte Treiben des Lebens hineinfällt. Ein ſanfter Wind ſpielte mit den Draperieen des Zeltes und ſchaukelte die Glocken der Blumenkelche, indem er zugleich die Mouſſelintuniken der Damen in leichte Wölkchen emporblies. Die Gräfin trug einen prachtvollen Bund, deſſen feurige Glut ihr ſchönes ſchwarzes Haar doppelt üppig emporquellen ließ und zugleich gegen den tiefblauen Himmel eine Farbenoppoſition bildete. Die Arme waren enthüllt, die Schultern, der Nacken, ein Theil der Bruſt. Die anderen Frauen, die nicht wagen durften, ſo kühn dem hellen indiscreten Tageslichte trotz zu bieten, hatten kluger Weiſe ihre Shawls nicht vergeſſen, indem ſie behaupteten, daß man ſich leicht erkälten könne. Wenn die ſchöne Frau den Arm emvorhob, das Champagnerglas in der Hand, der herrlich modellirte Arm, die zierliche Hand, das blitzende Kelchglas mit dem blaßgelben perlenden Tranke, ſo war dies ein Gedicht, ſo feurig und ſo zierlich, wie nur irgend eines aus den Phantaſieen der Poeten keimte. Und nun dies Auge, das ſuchend, halb geſchloſſen, hinirrte, ſeine Flammen, ob künſtlich oder wahr, dies kam nicht in Betracht, Jedem mittheilend, der in den Zauberkreis eingeſchloſſen; o! man mußte ſehr kalt und ſehr nüchtern ſein, um dieſem Anreiz zu widerſtehen. Franz ſuchte dieſe Blicke und hielt ihnen tapfer Stand; er konnte ſie eben ſo halb geſchloſſen und feurig verſenden, wenn er wollte. Andreas, der ganz Ehrlichkeit war, ſah dieſes Spiel und der Freund machte ihm ernſtlich Kummer. Unterdeſſen hatten ſich auch der Landrath und der Zeitungsleſer eingefunden. Der letztere, den wir aus dem erſten Abſchnitt dieſer Geſchichte kennen, kam auf Andreas zu, umarmte den Jüngling und rief: „Ei, ſeht da! unſer junger Freund aus dem einſamen Zauberpallaſte! O die Generalin und die Damen haben mir von Ihnen erzählt. Während der Zeit, die unterdeſſen verſtrichen, ſind Sie Held und Krieger geworden, während Sie damals nur ein unbedeutender Forſtkadet waren. Lieber Freund, was mich anbetrifft, ſo bin ich halb blind.“ „Das macht das viele Zeitungsleſen,“ ſagte Andreas. — „Es kann ſein,“ entgegnete der Alte; „es mag aber auch andere Gründe haben; ich war in meiner Jugend ein gar zu raſches Blut. Sein Sie vernünftiger, halten Sie Ihre Kräfte beſſer zuſammen. Sieh da, welch ein anmuthiges Plätzchen, welch eine hübſche Geſellſchaft; ich ſeh' nur, daß die Gräfin wieder ihre rothe Mütze aufhat, ich nenne das die Piratenflagge. Auf welchen von den jungen Leuten mag es jetzt gemünzt ſein. O ich bin froh, daß ich den Weibern entronnen bin.“

Dies Geplauder wurde leiſe geführt, und von dem Landrath und Andreas eben ſo leiſe belacht. Plötzlich wurde oben am Tiſch ein Zeichen gegeben, daß man ſtill ſein ſolle. Der Diplomat hatte in guter Stimmung ein Mährchen zu erzählen angefangen. „Ich bin noch aus der alten guten Zeit, meine Damen,“ ſagte der Erzähler, „ich beſinne mich, den berühmten liebenswürdigen Grafen Hamilton noch gekannt zu haben. Seine kleinen Erzählungen und Mährchen ſind nicht eben das, was man moraliſch nennt, allein ſie erfüllen ihren Zweck, man lächelt über ſie und vergißt ſie. Was kann die Laune anders als ergötzen. Es wäre ſolchem kleinen Dinge viel zu viel Ehre angethan, wenn man es als im Kriege gegen die Tugend darſtellen wollte. In den groben Fingern der Ernſthaftigkeit zerbricht eine ſo zierliche Thorheit. — „Genug der Vorrede,“ riefen die Damen, „fangen Sie an.“

Die Königin mit dem Rattenkopf.

„Eine Königin,“ hub der Erzähler an, „hatte zur Freundin eine Ratte, mit der ſie lange in vertraulichem Umgange lebte. Gewiß war auch dieſe Ratte die edelſte ihres Geſchlechts. Sie war zierlich gebaut, ihr Fell war glatt, und da ſie ſprechen und denken konnte, ſo dachte ſie immer edel, und ſprach immer gut.“

„Fünf Jahre hatte dieſe Freundſchaftsverbindung zwiſchen der Königin und der Ratte gedauert, als plötzlich ein widriger Umſtand die ſüße Einheit der Gemüther in einen heftigen und ärgerlichen Zwieſpalt wandelte. Die Ratte kam eines Abends von einem ſehr langen, einſamen Spaziergange nach Hauſe, äußerſt erhitzt und mit Merkmalen überſtandener, großer Aufregung. Der

Königin entging dieſes nicht, und ſie fragte ihre Freundin auf das Zärtlichſte über den Grund der Veränderung in ihrem Weſen. Die Ratte ſchwieg. Nach einiger Zeit offenbarten ſich gewiſſe Anzeichen, die die Königin über den Zuſtand ihrer Freundin vollkommen ins Klare ſetzten. Eines Morgens, als die Ratte wie gewöhnlich kam, der Königin die Hand zu küſſen, ſagte dieſe: »Ratte, auf ein Wort! Sie können nicht leugnen, daß Sie ſich in anderen Umſtänden befinden.«

»Ich leugne es auch nicht, gnädige Frau, antwortete die Ratte mit niedergeſchlagenen Augen, und mit einem höchſt ſittſamen Ausdrucke im Geſichte.«

»Wie? rief die Königin, Ratte, hab' ich recht gehört? Ratte, Sie? Vergaßen Sie alſo unſere Geſpräche, die wir oft über Tugend und ideale Lebensauffaſſung führten?«

„Ich habe ſie nicht vergeſſen,“ erwiederte die Ratte.

„Aus meinen Augen, Unverſchämte! rief die Königin. Ich kann mit einem Weſen, das ſich ſo tief erniedrigt hat, nicht länger unter einem Dache leben!“ Mit dieſen Worten warf ſie einen ſchweren ſilbernen Löffel nach ihrer ehemaligen Freundin und verwundete dieſe faſt tödtlich. Die arme Ratte nahm all ihre Kräfte zuſammen und ſagte mit funkelnden Augen und einem edlen Stolze zur Königin: „Du ſelbſt biſt die Unverſchämte, denn ohne Schaam ergiebſt Du Dich einem niedern Zorn. Wer hat Dich zu meiner Richterin beſtellt? Wenn ich fehlte, ſo fehlte ich aus Liebe, und nur die Liebe darf mich richten!“ — Dieſe letzten Worte ſagte die Ratte mit einem ſo unnachahmlich ſchönen Ausdrucke von gekränkter Weiblichkeit, daß die Königin auf einen Augenblick an dem leichtfertigen Charakter ihrer ehemaligen Freundin irre wurde, allein ihr Abſcheu kehrte ſogleich wieder zurück, und ſie hob einen zweiten ſilbernen Löffel auf.

„Halt ein!“ ſchrie die Ratte. „Unſer Bund iſt zerriſſen. Ich verlaſſe Dich auf immer, Du Weib ohne Schonung, doch ſollſt Du ohne Strafe nicht bleiben. Werde von dieſer Stunde an das, was ich bin, und beharre bei dieſer Geſtalt, bis ein Mann ſich findet, der Deine Tochter in denſelben Zuſtand verſetzt, den Du eben an mir ſo arg geläſtert haſt.“

Die Königin wurde jetzt zu ihrem großen Schrecken inne, daß die Ratte eine mächtige Fee war, und daß bei ihrem Zorn kein Entrinnen möglich. Sie fühlte, wie ſie zuſehends zuſammenſchrumpfte und ehe die Chokolade in ihrer Morgentaſſe kalt geworden, hatte ſie ihre ſchmachvolle Metamorphoſe beendet, und ſprang als langgeſchwänzte Ratte vom Sopha. So endete ſich der Zank zwiſchen der Königin und ihrer Freundin.

Durch dieſelbe Macht der erzürnten Fee wurde das königliche Schloß über Nacht von einem dichten Walde umgeben, der es unmöglich machte, daß irgend Jemand den Weg zu den Thoren des Pallaſtes fand. Die Königin und ihre Tochter blieben daher ganz allein mit nur wenigen ihrer vertrauteſten Dienerinnen, denn der König war, ſo wie ſeine ganze männliche Umgebung, als dieſes ominöſe Ereigniß ſich zutrug, gerade auf der Jagd, und wurde ſomit aus ſeinem eigenen Schloſſe ausgeſperrt. Die Königin tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß ihre Tochter, die ſehr ſchön war, unmöglich lange ohne Verehrer bleiben werde, und daß irgend ein kühner Prinz das Gitter des verwünſchten Waldes baldmöglichſt durchbrechen werde. Es verging jedoch ein Jahr und noch eines, ehe dies geſchah. Endlich hörte man an der Pforte des Pallaſtes klopfen. Sogleich trieb die Königin ihre Dienerinnen an zu öffnen, und hinein trat ein Prinz, ſchön wie der junge Tag und von ſo edlem Anſtande, als nur je ein junger Königsſohn an den Tag gelegt hatte. Wer war froher als die Königin. Sie veranſtaltete ſogleich, daß man im Saale ein Abendeſſen auftrug, und während die beiden jungen Leute daran Platz nahmen, ſetzte ſie ſich in einen entfernten Winkel und beobachtete ſie. Der Anfang verſprach nicht viel. Der Prinz, der ſehr ſchüchtern und blöde war, ſprach kein Wort und die Prinzeſſin hatte ſich vorgenommen, nur zu antworten, wenn man ſie fragte. Beide entfernten ſich endlich unter ceremoniöſen Abſchiedsverbeugungen, indem der Prinz ſich in ſeine Gemächer hinaufleuchten ließ. Das Mittagsmahl am andern Tage ging gerade ebenſo vorüber, die Abendtafel gleichfalls, und nachdem ein Monat vergangen war, hatten noch beide kein Wort mit einander gewechſelt. Dies war der Königin außer allem Spaß. Sie fürchtete, ein ganzes Jahr lang noch in ihrem Rattenpelze ausharren zu müſſen, und entſchloß ſich, die jungen Leute mit einander bekannter zu machen. Die Mittel, die ſie dazu wählte, ſchlugen fehl. Sie befahl ihrer Tochter, dem Prinzen verliebte Poeſieen vorzuleſen, allein der junge Mann, der für Verſe unempfindlich war, ſchlief dabei ein; dann ſpielte die Prinzeſſin die Laute, doch auch das that keine Wirkung, ſie tanzte und gab Charaden auf, alles umſonſt. Die Königin zweifelte keinen Augenblick, daß nur die Bosheit der Ratte an dieſer Fühlloſigkeit des Prinzen ſchuld ſei, dennoch gab ſie die Hoffnung nicht auf. Eines Abends war es ihr gelungen, den Jüngling und das Mädchen in einem ſehr vertraulichen Geplauder auf einen Sopha zuſammenzuführen. Das Gemach lag abgelegen und war nur durch eine Lampe erhellt, die an Ketten hing. Die Königin merkte, daß der Prinz unternehmend wurde, und daß nur der helle Schein ihn abhielt, der Prinzeſſin einen Kuß zu rauben; ſogleich kletterte ſie die Kette hinan und begann das Oel auszuſchlürfen, wodurch ſie bewirkte, daß die Lampe zuſehends dunkler brannte. Mit dem Verſchwinden des Lichts nahm die Kühnheit des Prinzen zu und ſchon fühlte die arme Königin, daß ihre fatale Rattenhaut ſich zu löſen begann. Aber der häufige Genuß des Oels machte, daß ſie ſich erbrechen mußte, ſie that das, wie ſie glaubte unbemerkt, allein der Prinz ſah ſie und die komiſche Stellung des armen Thieres machte, daß er die Prinzeſſin ſchnell aus ſeinen Armen ließ und in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrach. Somit war der glückliche Moment verloren. Die Verwandlung der Königin, die ſchon bis zum Gürtel aufwärts gediehen war, unterblieb und ſie behielt, die Zeit ihres ganzen Lebens hindurch, einen Rattenkopf auf einem menſchlichen Körper. Der Prinz verließ das Schloß; und Niemand fand ſich mehr ein. Die Königin verwünſchte tauſendmal die Thorheit, den Lebenswandel ihrer Freundin getadelt zu haben. Dies kann eine Lehre abgeben, wie behutſam man im Umgange mit ſeinen Freunden ſein muß.«

Das Mährchen war zu Ende und Niemand von der Tiſchgeſellſchaft erwiederte ein Wort darauf, weder des Beifalls noch des Tadels. Die Damen ſahen vor ſich hin, die jungen Offiziere blickten in die Gegend hinaus. Plötzlich fielen einige Schüſſe in nicht weiter Entfernung, die Damen fuhren zuſammen, ein Theil der Herren erhob ſich von ſeinen Sitzen. Ein Diener ſtürzte herbei. »Was giebt's?« rief ihm der General zu. »Ew. Excellenz zu melden,« rief dieſer bleich und ſtotternd, „die Gegend iſt in Alarm. Man ſagt, die Franzoſen ſind im Dorfe.“ „Welche Albernheit!“ rief der General. „Laß mir mein Pferd vorführen.“ Der Diener entfernte ſich eiligſt und der General ſagte: „Das Freikorps aus Münſter ſollte heute kommen; wahrſcheinlich haben die Burſchen mit dem regulairen Militair, das noch nicht abmarſchirt iſt, Händel angefangen. Welcher von den Herren begleitet mich?“ — Andreas und Franz erhoben ſich. „Nein, nein,“ rief der General lachend, „ich ſcherzte nur. Niemand entferne ſich; die Geſelligkeit darf nicht unterbrochen werden; ich werde gleich wieder da ſein.“

Als er aus dem Zelte heraustrat, führten zwei Diener einen Mann herbei, der gebückt ging und deſſen ergrautes Haupt eine blutbefleckte Binde trug. „Mein Himmel! der Commandant!“ rief die Gräfin und ſprang entſetzt auf. Euphroſyne ſtürzte herbei, und warf ſich auf den Boden zu den Füßen des Verwundeten. »Es iſt nichts!« rief dieſer mit rauher Stimme und die vielen Arme, die ſich ihm entgegenſtreckten, abwehrend. »Ich hab' mich beim eiligen Ritt durch's Gehölz an einen Baumaſt geſtoßen. Wie kann man nur gleich ſo in Allarm gerathen! Und Sie, Euphroſyne! ich glaube gar, Sie haben Thränen im Auge?«

Dem war wirklich ſo, das ſchöne Mädchen war bleich und in Thränen ſchwimmend. Sie preßte die Hand des alten Mannes an ihre Stirne und ſchluchzte laut.

»Ach, das iſt Thorheit!« ſagte der Verwundete.

Die Gräfin rührte in einem Glaſe Zuckerwaſſer und etwas Orangenblütheſſenz zuſammen. Als ſie es ihm reichte, ſtieß er's von ſich, indem er rief: »Weg da! Geben Sie mir ein Glas

Burgunder, wenn ich bitten darf.“ Die jungen Männer lachten und Euphroſyne ſah ſich verwundert und erſchreckt um, als wäre dieſer Ton der Heiterkeit eine Beleidigung für ihr Ohr. Franz bemerkte es und lachte noch lauter. Ein Zug des Hohns und der Verachtung ſpielte um ihre Lippe. „Sieh nur, wie ich ſie ärgere!“ ziſchelte Franz ſeinem Freunde ins Ohr. „Welch eine unleidliche Sentimentalität. Der alte Knabe iſt gegen einen Baum gerannt, weil er das Reiten nur noch aus Hörenſagen kennt und ſie thut, als hätte eine Kugel ſeine Bruſt durchbohrt.“

„Womit habt Ihr Euch unterhalten, mes enfants?“ fragte der Kommandant.

„Ich habe ein Hamilton'ſches Mährchen erzählt,“ ſagte der Diplomat.

„O mein theurer Freund,“ rief Euphroſyne immer noch auf den Knieen im Graſe liegend, „frage nicht, was wir getrieben, wovon wir geſprochen. Deine Kinder haben kleine unwürdige Späßchen erzählt, während draußen der Tod mäht, während die blutigen Roſen der Männerwunden im Sturm erblühen. Deine Kinder haben ihre Antlitze im Spiegel perlenden Weines beſchaut, indeß dort ſtumme blaſſe Geſichter ſich dem Himmel zuwenden, athemverhauchend. O ich möchte Gift trinken, um dieſe heitere Sonne nicht mehr zu ſehen!«

Franz drängte ſich raſch herbei und fragte laut: »Aus welchem Trauerſpiel haben Sie das, mein Fräulein?«

»Aus dem Trauerſpiel, wo Deine und meine Schmach auch eine Rolle dabei haben,« ſagte Euphroſyne, ſich langſam nach dem Fragenden umwendend.

Einen Augenblick umſtanden die Andern dieſe Gruppe, dann wandten ſie ſich plaudernd ab. Man ſchlug einen Spaziergang zum See hinab vor. Franz eilte ſchnell, um ſich des Armes der Gräfin zu verſichern. Die ſchöne Frau ſah ihn mit Entzücken kommen und reichte ihm ihren Arm mit graziöſer Heiterkeit.

Als man unten anlangte, ſtanden mehrere Gondeln bereit, die Geſellſchaft aufzunehmen. Ein junger Menſch in der Uniform eines Kadetten ſtand am Ufer und rief mit einer etwas trotzigen Stimme: „Nun? ma chère tante? kommen Sie endlich? Wir warten ſchon lange, sacre nom du Dieu! In welches Boot wollen Sie ſteigen?“

„Mein Kind,“ entgegnete die Gräfin, „Du ſollſt nicht in meine Gondel, ſondern in die Deiner Couſine ſteigen. Dort iſt Dein Platz.“

„Ich will nicht mit der Nonne fahren,“ ſagte der Kadet, „ſie ennuyirt mich. Ich will mit Ihnen fahren, ma tante.“

„Aber ich nicht mit Dir, mein Engel, erwiederte die Gräſin lachend. „Du ſiehſt, ich habe ſchon meinen Geſellſchafter.“ Der Neffe murmelte: „Bei Gott, ich bin ſo gut Geſellſchafter, wie jeder Andere!“ — Doch entſchloß er ſich und wandte ſich mürriſch zu der Gondel, in der Eliſe Platz genommen hatte. Sie empfing ihn nicht aufs Beſte, und er ſetzte ſich maulend neben ſie. Andreas hatte gewünſcht, neben ſeinem Freunde zu ſitzen, doch war er gezwungen, Delphinen's Arm nicht frei zu laſſen, die ihn in eine beſondere Gondel zog. Als man vom Ufer ſtieß, erſcholl eine lebhafte Muſik und oben von der Terraſſe antwortete eine Fanfare von Trompeten. Der Himmel war klar und durchſichtig wie ein Topas, die Sonne ſchmolz im Weſten in den dunkelſten Gluten, die magiſche Streiflichter über die glatte Fläche des See's ſpielten. Die Gebüſche des nahen Wäldchens gaben in gelbem Dunkelgrün die ſaftigen Schatten des herrlich glänzenden Gemäldes. Die Gondeln glitten wie Schwäne über die Fluth hin. Die Ruder trieſten von Thau, wie wenn ein Feinſchmecker eine üppige Pfirſich zertheilt und die Tropfen von Lippe und Fingern hinabgleiten. Alles war Fröhlichkeit und Scherz. Die Gondeln berührten ſich, flohen einander, näherten ſich wieder, wie fröhliche Kinder, die auf einer Wieſe ſpielen. Die Gräfin rief ſich mit Delphinen und Eliſen heitere Worte zu, die zuletzt in Geſang übergingen. Franz miſchte ſeine Stimme drein, und bald war ein ſehr beliebtes Quartett aus einer neuen Oper im Gange, dann eine kleine Arie, eben angefangen und gleich wieder abgebrochen, denn die Stimmen aus den andern Gondeln erſtarben in Gelächter. Die Sonne ſank immer tiefer, die Schatten wurden immer länger, die nachbarlichen Gebüſche immer ſchwärzer. Zuletzt ging jede Gondel ihren eigenen Weg. Der See dehnte ſich ſehr weit nach Weſten aus und zählte viele, wie die Schiffer meinten, noch unbekannte Inſeln. In der Bucht einer derſelben hielt man ſtill; die Bootsführer entfernten ſich, um ein Feuerwerk anzulegen, das hier abgebrannt werden ſollte. Franz und die Gräſin blieben allein. Sie hatte ſich in ihre Shawls gehüllt und lag auf den Polſtern, Franz, dicht neben ihr, hielt ihre Hand und ſchlang dann auch den Arm um ihre Taille. „Bei Gott!“ flüſterte er bei ſich ſelbſt; „ich will eine Thorheit begehen, und Niemand ſoll mich daran hindern.“ Er näherte ſich der Wange der ſchönen Frau, ſie kam ihm mit ihren Lippen entgegen, und ein Kuß ſo warm und ſüß, als der Weiberhaſſer ihn jemals gegeben, brannte auf dem üppigen reizvollen Munde. Die ſüße Stille, das ſchaukelnde Boot, das in dunkler Bucht angekettet lag, die flüſternden, im Nachtwind wankenden Gebüſche, die halbe Mondſichel, die über die Tannengipfel herüberblickte, alles drängte wie mit magiſchen Händen ſüße Träumereien in die bewegten Seelen der beiden Vereinten. Sie wurden nicht müde, Lippe an Lippe zu ſchließen. Plötzlich ſtörte ſie ein Geräuſch in den Wellen auf. Sie blickten auf, und eine Hand faßte die Gondel und ſchüttelte ſtark an ihr. Franz ſah näher hin und erkannte den Kadetten, der ſeine Uniform abgeworfen hatte und ein kecker Schwimmer, ſich in den Wellen bewegte. Die Gräfin rief ihm zu: „Aber was ſoll das? Welche Thorheit, Stephan? Iſt's erlaubt, uns ſo zu erſchrecken?“ — „Aber, ma tante,“ entgegnete er; „da Sie nicht horten, wie wir Ihnen riefen, ſo mußte ich wohl ſchwimmend Ihnen Botſchaft bringen, daß unſere ganze Flotille heimkehrt, und daß Sie allein zurückbleiben.“ „Gut, wir kommen!“ rief Franz, und dem Kadetten die Hand reichend, ſetzte er hinzu: „Steigen Sie nur ein!“ Dieſer ließ ſich's nicht zweimal ſagen. Mit einem Sprunge war er im Boot, und nahm beſcheiden, um ſeine Umgebung nicht zu durchnäſſen, das Plätzchen am Steuer ein. Dort ſaß er waſſertriefend und die dunklen Blicke unverwandt auf die Gräfin gerichtet, die gleichgültig zur Seite ſah. Man ſtieß von der Inſel ab und ſchloß ſich dem Zug der andern Gondeln an. Den Tag beſchloß ein Ball. Es wurde viel und lange getanzt, die ganze Umgegend war verſammelt. Euphroſyne kam nicht mehr zum Vorſchein. Als nach dem Souper Franz auf die Terraſſe trat, um die nächtliche Kühlung einzuſchlürfen, hörte er Jemanden eilig ihm nachlaufen; er wandte ſich um und erblickte den Kadetten, der roth im Geſicht und mit glänzenden Augen ihm zurief: »Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen! Es iſt unerlaubt, ſo zu handeln, wie Sie's thun, mein Herr.« — Franz dachte dabei, als er dem Knaben ins Antlitz ſah, an ſeine eigene Jugend, wo er, da die Liebe und der Wein ihm zum erſtenmale in den Kopf ſtiegen, eben ſo gewüthet hatte. — „Verſteht ſich, mein Herr,“ entgegnete er ernſthaft. „Wählen Sie nur die Waffen und beſtimmen Sie die Stunde.“ — Der Kadett ſah ihn erſtaunt an und erwiederte etwas verlegen: „Ich wähle Piſtolen und morgen um acht Uhr.“ — Franz nickte ihm zu und der junge Menſch entfernte ſich zurück in den hellen Saal, indem er vor ſich her murmelte: „Er liebt meine Tante, und das ſoll nicht ſein, denn ich liebe meine Tante und ſie liebt mich. So iſt's in der Ordnung.“ Franz hörte noch dieſes Selbſtgeſpräch und lächelte. Er ſuchte nach Andreas, er war nicht zu finden, es hieß, er habe ſich ſchon vor einer Stunde mit einem anderen Offizier entfernt. Der Diener, der ihm dieſe Antwort gab, kam aus einem Gartenhauſe, deſſen Thür er vorſichtig und leiſe ins Schloß gedrückt hatte. Franz, von Neugier getrieben, ſchlich ſich herbei, trat einige

Blumenſtauden nieder, um einen Blick in das Fenſter zu thun, ſo viel es die Spalte des Vorhangs erlaubte. Er erblickte Euphroſynen allein, die an einem Tiſch ſaß und ſchrieb. Ein Armleuchter mit zwei Kerzen ſtand vor ihr, zugleich eine Vaſe mit gelben und weißen Roſen. Das edle, zum Papier niedergebeugte Profil zeigte ſeine ganze Friſche und Klarheit. Die Strenge war einem weichen milden Zuge gewichen, der gerade dieſem Geſichte unendlich wohl ſtand. Die eine vorgebeugte Schulter war diesmal frei und wetteiferte mit den dicht daran blühenden weißen Roſen im Glanz. Im blonden Haar ſchwebte eine gelbe Roſe, aber nachläſſig eingeſteckt und halb ſchon entblättert. Indem ſie ſchrieb, löſ'ten ſich einzelne Blätter und fielen wie goldene Tropfen aufs Papier. Stille herrſchte umher, und das anmuthige Bild war auf dem dunklen Grunde wie von einem erhabenen Künſtlergenius hin gezaubert. Wie ſchade, dachte Franz, daß dieſes Mädchen pedantiſch und überbildet iſt, daß ſie ihren Zweck nicht erfüllt, zu tändeln und zu lachen und ſich luſtige Stunden zu bereiten, wie die anderen Weiber. Wenn ſie ſo wäre, könnte ich ſie allenfalls lieben.“

Als wenn die Schreibende ſeine Gedanken vernommen, blickte ſie plötzlich auf und ihr Auge traf das Fenſter, aber der Blick irrte zerſtreut darüber hin, und gleich darauf war ſie wieder im Schreiben vertieft.

„Sie iſt unausſtehlich,“ murmelte Franz, und verließ das Fenſter. Der Tanz hatte im Saale wieder begonnen. Als Franz auf der Schwelle geſchloſſen ſtehen blieb, ſah er einen dichten Kreis geſchloſſen um eine Tänzerin, die in graziöſen Biegungen hin und her wogte und einen Shawl um's Haupt ſchwang. Es war die Canoniſſin, die eine Gavotte tanzte. Die alten Herren, in eine Gruppe gedrängt, lächelten und der Diplomat ſagte: „Vorhin ſchien man mir mein Hamiltonſches Mährchen zu verübeln, iſt's aber nicht viel bedenklicher, daß hier eine Nonne wie eine Odaliske des Serails vor uns Ballet tanzt?“ Die Gräfin Eliſe beendete ihren Tanz und ſetzte ſich erſchöpft auf einen Divan. Die alten Herren begaben ſich ſämmtlich zu ihr hin, um ihr ungeheuchelte Entzücken darzubringen. Franzens Blicke ſuchten Armiden; ſie ſprach mit einem Unbekannten, einem langen hageren Mann, der ſcharfe aber nicht unſchöne Züge hatte und deſſen Bruſt ein Stern zierte. Der Zeitungsleſer, der eben vorüberging, wurde vom jungen Offiziere befragt, und erwiederte: „Kennen Sie den berüchtigten Illuminaten nicht, den Grafen Fluhm? den Schüler und Nachfolger Caglioſtro's, den Prediger einer Lehre, ebenſo geheimnißvoll als ſein eigenes Leben?“ — „Ah ſo,“ rief Franz lächelnd, „und die Gräfin will wahrſcheinlich in ſeinen Orden treten. Ich wünſche Glück dazu.“ Er wandte ſich ab und verließ den Saal. Als er heimritt, that es ihm wohl, das Flüſtern der dunklen Gebüſche zu hören. Er ſtieg vom Pferde ab und warf ſich an dem Waldbach hin, in ſeine dunkle cryſtallene ſchnellbewegte Welle ſchauend; die wilden Pulſe des Blutes beruhigten ſich und das Maskengeſchwirre des bunten Tages erſtarb in der kühlen Einſamkeit des Waldes.

„O meine Jugend, meine Jugend!“ rief der Jüngling laut durch die Stille, „verrinne nicht wie dieſer Bach, gaukle nicht hin wie die Schatten, die über die flüchtige Welle tanzen! Sei ſtark, mein Herz, mach', daß du Thaten treibſt, wie der Baum Fruchtknoten. Die Stunden enteilen, ein anderes Geſchlecht wird kommen und die Erde beſitzen, dieſe Baumgipfel werden über den Häuptern jüngerer beſſerer Menſchen rauſchen; mache dann, Herz, daß nicht ganz vergeſſen iſt mein Name. O laß mich Ruhm finden! Du weißt, daß mich dürſtet nach dem, was erhaben iſt vor der Menge. Wie mich einſt nach dem Segenskuß meiner Mutter dürſtete, ſo dürſtet mich jetzt nach dem Lob des Vaterlandes! — O Tod, zertritt dieſen Leib nicht früher, als bis es mir gelungen, etwas zu thun, um deſſen willen es ſich lohnt, gelebt zu haben!« —

Er ſchwieg, und im Walde rauſchte es, der Bach ſprudelte hin, die ewigen Sterne blickten nieder. Franz erhob ſich, beſtieg ſein Pferd und ritt weiter. Als er gen Himmel blickte, hatte ſich eine Wolke gebildet, die vom niedergehenden Monde blaß angehaucht, die traumhafte Figur einer ſchreibenden Frauengeſtalt annahm. Franz erkannte Euphroſynens Profil; ſelbſt die Roſen und die Kerzen fehlten nicht. Eine Sekunde darauf verſchwammen die Wolken und ſtellten ein wogendes Meer dar, auf deſſen Wellenſpitzen ein einſam Schifflein dahin fuhr, grauſenvoll und gefährlich anzuſchauen.

Als Franz nach Hauſe kam, war Andreas

noch nicht heimgekehrt. Der Freund wußte nicht, wie er dies Ausbleiben deuten ſollte, er legte ſich nicht zu Bette. Endlich kam Andreas. Er erzählte, wie er mit jenem Kameraden, den er zufällig auf dem Balle getroffen, hinübergeritten ſei zum Dorfe, wo neulich das Brandunglück ſtattgefunden. Dort hätten ſie einen Offizier der Königin Huſaren gefunden, der von ſeinem Corps getrennt, auf dem Marſche krank befallen, und beim Pfarrer Quartier und Pflege gefunden habe. Sie hätten den übellaunigen, durch Schmerzen und Langeweile geplagten Kameraden tröſten müſſen und mit ihm die ganze Nacht durch Whiſt geſpielt.

„Wie heißt der Offizier?“ fragte Franz.

„Du wirſt ihn kennen,“ entgegnete Andreas; „von Schütz iſt ſein Name.“

„O das iſt Aurel, der Bruder Luſtig,“ rief Franz. „Dem armen Burſchen geht's doch ſchlimm; er wurde mit uns bei Jena verwundet. Er muß unvorſichtig und leichtfertig ſeine Geneſung wieder vereitelt haben, ſonſt könnte er nicht wieder darniederliegen.«

»Die Pfarrers-Tochter pflegt ihn,« bemerkte Andreas.

»Wenn das Mädchen hübſch iſt,« rief Franz, »ſo iſt er im Stande, nur ihretwegen krank zu ſein. Ich kenne den Schelm für ſolche Streiche. Das Mädchen ſoll ſich nur in Acht nehmen.«

»Das wird ſie,« bemerkte Andreas. »Er ſieht ziemlich wüſt aus und nicht ſehr verführeriſch. Uebrigens iſt das Mädchen mir über alles Maaß hin gewogen. Sie hat mich heute begrüßt, wie auf den alten katholiſchen Bildern die Engel begrüßt werden. Ich hatte ihren Vater beim Brande aus dem Bette getragen. Sie, die ſelbſt krank war, lag in jener unglücklichen Nacht auf dem Tode, dennoch war ſie vom Lager aufgeſprungen, um den Vater zu retten.«

»Hat ſie auch Whiſt mitgeſpielt?« fragte Franz. Andreas ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Soll ich Dir ſagen, daß jener Aurel von Schütz der chriſtliche Schützling der Frau von Krüdener iſt. Du haſt doch das Päckchen Briefe noch?“ Andreas bejahte es. „Da lies und prüfe, ob er nicht doch verführeriſch iſt, der wilde zerlumpte Burſche, mit ſeiner geflickten Seele und ſeinem geflickten Körper. Gerade dieſer haut goût der Sünde macht ſolche Männer den Weibern unwiderſtehlich. Das iſt Gott zu klagen! — Ein Mann, der eine kalte, ſpröde Tugend in ſeiner Seele wahrt, wie die harte Muſchel die edle Perle, der iſt ihnen widerwärtig, aber darum ſind ſie ihm auch widerwärtig.“

Andreas ergriff raſch des Freundes Hand und ihn mit glühendem Blick anſchauend, ſagte er: „Iſt Dir die Gräfin widerwärtig?“

„Wie kommſt Du da rauf?“ fragte Franz erſtaunt.

„Du liebſt ſie!“ ſchrie Andreas, „ſie wird uns trennen, und ich werde elend ſein.“

„Ach, Du träumſt wohl, mein Guter.“

„Hab' ich Unrecht?“

„Vollkommen.“

„Sieh,“ ſagte Andreas, „jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich Dir ein bitteres Geheimniß aufſchließen muß, weil ich Dich in Gefahr ſehe und dies Mittel Dich retten kann. Ich haſſe dieſe Gräfin, ich haſſe in ihr den furchtbaren, zermalmenden Egoismus des Weibes. Erfahre, daß ſie es über ſich gewann, mir den Segen meiner Mutter zu rauben. Lediglich um Spielwerk ihrer Laune zu ſein, mußte ich den bekümmerten Angſtruf einer ſterbenden Mutter ungehört hintönen laſſen. Es kitzelte ſie, mir die Seele auf immer zu knicken. Ich lag zu ihren Füßen, ich beſchwor ſie, Mitleid mit mir zu haben, ich nannte alle die Namen, die einem Weibe heilig ſein mußten, aber ſie hörte nicht. Mir grauſ't noch vor der Unerbittlichkeit dieſes ſelbſtiſchen, kalten, in falſchen Flammen brennenden Herzens. O, wenn Du wiſſen könnteſt, welche

Gefühle mich durchtobten, als ich, vom Lager der Luſt kommend, das kalte ſtrenge Leichenantlitz meiner Mutter ſah! O Weib, Weib, wie hoch und wie tief kannſt Du ſtehen! die edelſte Liebe, die keuſcheſte — und die unlauterſte, die unkeuſcheſte, beide ſtanden hier dicht neben einander! — Seitdem verwünſchte ich die Liebe eines Weibes und nie werde ich mich mit bräutlichem Kuſſe Frauenlippen nahen. —„

Der Jüngling, als er dieſe Worte geſprochen, war ſo aufgeregt, daß Leichenbläſſe ſein Antlitz bedeckte und er taumelte. Franz ſchloß ihn in ſeine Arme, und ließ ihn ſanft aufs Lager niederſinken; dann ſetzte er ſich zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte: „Den Schwur hätteſt Du unterlaſſen können; denn Du wirſt doch lieben. Ein Herz wie das Deine, kann ohne Frauen nicht leben; anders iſt's freilich mit mir beſtellt!„ Sie ſprachen noch lange und die Morgendämmerung traf Beide noch wach und munter.

Frau von Krüdener.

Da Andreas jetzt ſehr oft in die Pfarrwohnung hinausritt, mit dem kranken Aurel die Abende hinzubringen, dieſer jedoch nie von ſeiner Bekanntſchaft mit der Prophetin ſprach, beſchäftigte es ihn eines Abends, wo er zu Hauſe blieb, jene Briefe zu durchblättern. Er fand darin Folgendes. Den Reihen eröffnete ein ſehr kühles und förmliches Dankſagungsſchreiben, es lautete in franzöſiſcher Sprache, wovon wir die Ueberſetzung geben.

"Madame.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Dank abſtatte für die Wohlthaten der Pflege und Aufſicht, die Sie mir und einigen meiner Kameraden, welche an jenem Unglückstage den Geſchoſſen des Geſchickes faſt erlagen, zukommen ließen. Wenn Sie, Frau Baronin, wieder in Ihre Heimath kommen, ſo werden meine Landsleute Gelegenheit ſuchen, Sie zu erinnern, daß Preußen Ihnen Dank ſchuldet; ſegnen werde ich das Geſchick, wenn es mich ſelbſt zum Ueberbringer dieſes Dankes auswählt.“

Frau von Krüdener an den Lieutenant Baron von Schütz.

„Mein Sohn, da ich Sie in meinen Armen gehalten habe, wie Sie bleich und dem Tode mehr als dem Leben angehörten, ſo habe ich die Rechte einer Mutter auf Sie, und begehre ich, daß Sie wie ein Sohn zu einer Mutter ſprechen. Erſtlich was die äußere Form Ihres Briefes betrifft, ſo ſollen Sie deutſch ſchreiben und nicht franzöſiſch, beſonders da Sie kein ſolch Franzöſiſch ſchreiben, wie ich gewohnt bin zu leſen und zu ſchreiben. Und dann was den Inhalt Ihres Briefes betrifft, lieber Sohn, ſo danken Sie nicht mir, ſondern Chriſtus. Er war in Ihrem jungen Herzen lebendig und machte, daß die Hülfe einer alten, ſelbſt kranken Frau zum wirkſamen Segen ausſchlug. Ach, mein Sohn, wir ſind alles, was wir ſind, nur durch Chriſti Gnade. Sein Blut hat uns frei gekauft, ſeine Dornenkrone uns die Roſenkrone gegeben. Ich empfehle Ihnen, in der Bibel zu leſen; beſonders im neuen Teſtamente. Das alte iſt zu poetiſch und wir leſen's wie'n Roman. Das darf nicht ſein.

Ich bin Ihre Schweſter-Mutter in Chriſto."

Er an Sie.

"Da Sie es ſo befehlen, meine theure Schweſter-Mutter, ſo will ich Ihnen aufrichtig ſchreiben, wie mir's ums Herz iſt. Da mein Franzöſiſch aber nicht viel taugt, ſo fürcht' ich mein Deutſch wird auch nicht viel beſſer ſein. Ich hab' mein Bischen Schulkenntniß und Wiſſenſchaft einzig von einer hübſchen Tante gelernt, der ich, weiß Gott, mehr in die Augen als in die Grammatik ſah. Ich forſchte mehr nach der Unregelmäßigkeit ihres Lebens, als nach den Unregelmäßigkeiten der Zeitwörter. Daher weiß ich von der Erſtern mehr als von den Letztern. Jedenfalls fürchte ich ein ſehr übel gewählter Correſpondent für eine fromme und devote Dame zu ſein. Die Bibel kann ich jetzt nicht leſen, erſtlich hab' ich keine, und zweitens langweilt mich alles und jedes Leſen, drittens, aber das iſt ein Grund für ſich, kann ich es dem Herrn Chriſtus nicht vergeben, daß er die Preußen hat geſchlagen werden laſſen. So etwas iſt außer allem Spaß. Wir armen Knaben werden blutroth, wenn uns ein ehrlicher Mann ins Geſicht ſieht. Und nun predigt gerade noch die Religion: man ſoll ſeinen Feind lieben. Ha, Madame, wenn

Sie wüßten, wie das unmännlich und feig iſt, ſolche Sprüchlein in die Welt fliegen zu laſſen, und ſie noch gar dem Soldaten unter die Naſe zu reiben. Ich kenne nichts Troſtloſeres als die Heuchelei, und die chriſtliche Religion, verzeihen Sie mir, wenn ich grob werde, gebietet uns zu heucheln: denn wir können nicht lieben und zugleich haſſen. So etwas iſt pur unmöglich. Wo's doch geſchieht, duckt der beſſere Menſch unter und die Canaille macht ſich breit. Das iſt derzeit meine Anſicht vom Chriſtenthum.«

Sie an ihn.

»Ach, mein Sohn, welch einen erbärmlichen Brief haben Sie mir da geſchrieben! Wie kann man ſo gottlos ſein! Das macht ohne Zweifel der Krieg. Wie, mein einzig Kind, wäre nun der Tod mit ſeinen Geſellen mit Dir davon geeilt in jener Nacht, als ich an Deiner nackten Bruſt lauſchend lag und im Hauſe Deines Lebens kein noch ſo leiſes Athmen mehr vernehmbar war, hätten ſie Dich vor den Richterſtuhl des Ewigen geführt, ſo beſudelt mit Sünde, wie Du warſt, ach! welch böſen Spruch hätte es da gegeben! Ach, mein Sohn! Sie machen mir unleidliche Schmerzen. Wiſſen Sie nicht, daß die Mächtigen der Erde von jeher darauf ausgegangen ſind, die einfachen rührenden Lehren des Chriſtenthums zu verwirren; ſo haben dieſe Gottloſen auch den Krieg erfunden. Sie verwechſeln, mein Einziger, die ſoldatiſche Ehre mit der rein menſchlichen, chriſtlichen. Sie bringen den unglückſeligen Patriotismus in's Spiel. Was hat der mit der Religion zu thun? Der Patriotismus iſt der Egoismus der Staaten, die kleine ſchmutzige Feſſel der Nationaleitelkeit, die für niedere Geiſter erfunden iſt, um ſie immerdar in Knechtſchaft und unterthänig dem weltlichen Willen zu erhalten. Kann das dem Chriſten genügen? O mein Freund, es iſt ſo himmliſch ſchön, ungehorſam zu ſein der Welt und gehorſam zu ſein — Gott! Ich will Ihnen dieſe elende Garderobe der Ehre Stück für Stück aufweiſen und zeigen, wie kaum die Lumpen noch zuſammenhangen, obgleich goldne Borten ihre Näthe verſtecken. Werden Sie ſie dann auch noch anlegen wollen? Wer ſind die, welche die Geſetze der Ehre geben? Die Machthaber. Was muß dieſen zunächſt am Herzen liegen? Ihre Macht zu bewahren, wo möglich ſie zu verſtärken. Nun, mein Lieber, da haben Sie's! In der Hand dieſer Verächtlichen ſind Sie und Ihre Genoſſen nur ein verächtliches Mittel, das fortgeſchleudert wird, wenn der Zweck erfüllt iſt. Im beſten Falle ſind Sie das Stück Lehm, mit dem ein Leck des Piratenſchiffes, Staat genannt, verſtopft wird, damit die Flut nicht eindringe. Und ſolch ein Stück Lehm zu ſein dünkt Ihnen herrlich? O Kind,

Kind! Chriſtus lockt Sie anders. Er will mit dem Kuß ſeines ſüßeſten Mundes Sie zu ſeinem Sohne und Erben einſetzen. Er will Ihnen ſchenken, was den Durſt ſtillet und die Seele ſättigt ewiglich. Der Schimpf der Niederlage, wie es die Welt nennt, iſt ganz beſonders ein Wink von ihm; Sie ſollen die eitle Weltehre mit Füßen treten und zu ihm kommen. Gehen Sie, gehen Sie, mein Freund! Legen Sie Ihr erbärmliches Schwerdt zu ſeinen Füßen nieder, ſtrecken Sie vor ihm die Waffen. Er hat Sie vom Tode gerettet, damit Sie ein neues Leben beginnen ſollen. Ich will Ihnen ein Beiſpiel aus meinem Leben anführen. Ich war ein eitles Weib; in den Putzgemächern und Zuſammenkunftsſälen von Paris glänzte ich als eine Frau, die geiſtreich und ſchön genannt wurde. Ich ſchrieb Romane und knüpfte Liebeshändel an. Eines Abends ſaß ich thöricht unter den Thörichten, geſchmückt mit lächerlichem Staat, behängt mit Perlen, und recitirte ein buhleriſches und verliebtes Gedicht. Gegen Mitternacht fuhr ich im Wagen meiner Tante nach Hauſe. Wie ich in der Ecke des Wagens lag, überkam es mich auf einmal wie ein ſchwerer bleierner Fittich der namenloſeſten Trauer. Was war's? Ich wußte es mir nicht zu deuten. In meine ſeidene Tücher hinein weinte ich bitterlich. Es faßte mich immer ſtärker und feſter. Meiner Seele blieb kein Zufluchtsort übrig. Das Herz ſchlug ſeine Pulſe in einer Zerknirſchung, in einem gräßlichen Weh, wie ich's nie in einer Menſchenbruſt für möglich gehalten. Ich riß das Kutſchenfenſter auf, um die Nachtluft mich anwehen zu laſſen. Aber auch das half nichts. In einem Ausbruch des Entſetzens riß ich die Perlenſchnüre mir vom Kopfe, die Blumen, die goldenen Spangen. Umſonſt! die Angſt wollte nicht von mir laſſen. Jetzt öffnete ich den Schlag des Wagens und ſprang hinaus. Ich irrte durch die Straßen, keines Weges kundig und auch keinen ſuchend. So hab' ich die Nacht unter einem Vorſprung der St. Genoveva-Kirche zugebracht. Vorübergehende, die mich ſahen, hielten mich für das, was ich war, ein verworfenes Weib. Es that mir wohl, die Zeichen ihrer Verachtung, ihres Spottes zu empfangen. Die Falten meines Atlasgewandes ſchlugen über mich zuſammen, mein ſchwarzes Haar floß aufgelöſt über die entblößten Schultern, ſo umklammerte ich eine Säule und drückte meine fieberhaft brennende Wange an den kalten Stein. Die erſten Zeiten der chriſtlichen Märtyrer kamen mir in den Sinn, wo gebrochene zerknirſchte Weiber auf den Tempelſtufen der heidniſchen Altäre lagen. So auch ich! Ein Mann ging vorüber in einem langen blauen Mantel, der im hellem Mondesſchein ihm nachſchleppte; ich hielt ihn für Chriſtus. Er wandte ſein Antlitz zu mir und ich ſah ein Augenpaar, wie kein menſchliches gebildet iſt, noch je gebildet war. Ich wollte mich erheben und zu ihm hinſtürzen, da war alles fort und in Nacht verſchwunden. Aber dieſe Nacht voll Schrecken hatte an meine Seele gerührt und ſie umgewandelt. Noch ging ich eine Weile den Weg der Welt, dann gab ich ihr auf immer den Abſchied. Meine Straße ging rechts, die ihrige links; und ſo hab' ich's bis jetzt gehalten. Wenn ich denke, was ich war, ſo überfällt mich Grauſen vor meiner damaligen Schönheit; es war eine Schönheit im vollen Putz des Moders und der Grabestücher, ein Geſpenſt in duftende Spitzen gehüllt, ein Automat, das Leben log. Ich erzähle Ihnen dies, mein Sohn, damit Sie ſehen, wie Chriſtus die Seinigen zu ſich ruft, und wie man alles liegen laſſen und hinwerfen muß, um ihm zu folgen.«

Er an Sie.

„Daraus wird nichts, Madame. Ich werf' meinen Patriotismus nicht hin. Das Bischen Ehre iſt vielleicht das einzige Gute, was ich noch an mir hab'.“

Sie an Ihn.

„Nun denn, Unglücklicher, ſo behalte denn Deinen jammervollen Patriotismus. Bekenne mir dann Deine übrigen Sünden, damit ich ſehe, ob ich da noch helfen kann. Ueberall wird mir der Teufel doch nicht, ſo wie hier, den Weg verrennen. Ich weiß, Du biſt tief in Sünde verſunken, allein gerade deshalb fühle ich mich heftig zu Dir hingezogen. Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, weil ich Deine Sünde liebe. Wäreſt Du rein und makellos, würdeſt Du mich kalt und gleichgültig laſſen. Das iſt das geheimnißvolle Band, daß Chriſtus an den Menſchen feſſelt, das den Prieſter zu ſeinem

Beichtkind ziehet. In der herben Bitterkeit der Sünde liegt die ſüße Frucht der Liebe verborgen; und welch einer Liebe! Kann ſich mit dem glühenden Strom dieſes Feuers je eine matte, irdiſche Zärtlichkeit meſſen? Wohlan denn, mein Sohn, entkleide Dich und laß keine Schaam Dich abhalten, mich in Dein Inneres ſchauen zu laſſen. Zuerſt beichte mir über die Sinnlichkeit. Du biſt ſchön, aber Deine Schönheit iſt beſchädigt und von den Fingern der eklen Welt angetaſtet. Erzähle mir, wie Du zuerſt mit der Sünde Bekanntſchaft machteſt, wie Du ſie lieb gewannſt und ihr Macht über Dein Herz einräumteſt. Verſchweige nichts, verhehle nichts, bemäntele nichts. Ich bin eine alte Frau und dazu Deine chriſtliche Schweſter-Mutter.“

Er an Sie.

„Wenn Sie das wollen, damit kann ich dienen! Aber vorerſt muß ich einen Irrthum berichtigen: alt ſind Sie nicht, meine theure Schweſter-Mutter. Bei meiner Ehre, ich könnte mich, wenn Sie nicht eine Fromme wären, in Sie verlieben auf gut ſoldatiſch und weltlich. Als Sie im Schatten der Genoveva-Kirche lagen, ich hätte, weiß Gott, Sie perſuadirt, einen Gang mit mir zu machen. Gerade dieſe romantiſche Situation hätte mir mein ſündliches Blut verdammt in Wallung gebracht. Verzeihen Sie, meine theure Mutter. Ich küſſe die kleine weiße Hand, die ſo liebreich mich pflegte, in aller Ehrfurcht. Sie wollen meine Sündenregiſter hören? Gut! Sie wollen zuerſt über den fatalen Punkt im Reinen ſein, wie ich über den Stein des Anſtoßes hinwegkam, über den ſogar alle Patriarchen und Kirchenväter ſtolperten? Auch das ſollen Sie erfahren. Ich kann mit den Zeilen jenes Liedes beginnen: Ich war ein Jüngling noch an Jahren, vierzehn zählte kaum ich nur — da nahmen mich meine wilden Brüder mit, die ausgelaſſenſten Offiziere im Corps, um eine Wittwe zu beſuchen, die mit zwei hübſchen Töchtern ein einſames Landhaus bewohnte. Man ſagte, daß die Pferde unſerer Offiziere hierher den Weg im Dunkeln und ohne Leitung fanden. Ich armer Knabe diente meinen Brüdern als Reitknecht; ich durfte nicht hinein in das helle Stübchen, ich mußte der Pferde im Stalle warten. O die Tyrannei eines ältern Bruders liegt hart auf den Schultern eines Nachgebornen; aber diesmal hatten meine ehrenhaften Herren Brüder kleine moraliſche Skrupel, ſie wollten mich nicht zuſehen laſſen, wie die ſchönen Töchter der Wittwe ihnen die Theeſchaalen kredenzten. Eines Abends liege ich ermüdet auf einer Decke im Stall; mich fror in meiner dünnen Jokeijacke und mit dem einen Arm halte ich vertraulich den Hals des ebenfalls liegenden Pferdes umſchloſſen und mein

Haupt halb in die dunklen Mähnen meines Rößleins gebettet. Da fühl' ich einen leiſen Finger mich antaſten und wie ich aus dem Schlafe emporfahre, knieet eines der Mädchen mit einem Lichte neben mir und ſagt ſchmeichelnd: „Armer Junge; man ruft nach Dir! die Herren wollen wieder fort und verlangen nach ihren Pferden. Aber komm, daß ich Dir, ehe es in die kalte Nacht wieder hinausgeht, einen warmen Trank vorſetze." Ich ſtand auf und folgte ihr. Sie brachte mich in ihr Kämmerlein. Nebenan in der großen Stube hörte ich das Lärmen und Toben meiner Brüder. Meine ſchöne Tröſterin kam wieder und ſetzte mir eine Taſſe Thee und zugleich einen Becher Wein vor. Ich griff nach dem letztern. „Warte, mein Freund," rief ſie; „es iſt Gewürz im Wein, ich will den Trank umrühren." Sie beugte ſich über den Becher und eine ihrer blonden glänzenden Locken fiel in den Wein. Ich lachte das Mädchen freudig an, nahm die goldne Locke und ſog den Wein heraus. Sie wehrte mir, indem ſie in meine heiße volle Wange ihre Fingerſpitzen drückte und zuletzt mit flacher Hand meine Augen zudrückte. Mit der andern Hand nahm ſie den Becher und ließ mich trinken. Als ich getrunken, rief ſie: „Der Wein hat Deine Lippen gefärbt, ſie ſind allzuroth, ich will ſie bleich machen.“ Damit küßte ſie mich. Ich riß ihre Hand von meinen Augen fort und ihre dunklen Blicke fielen frei in die meinen, und ein Lächeln, das mich wie mit Flammen berührte, ging aus ihrem Auge in das meine. Wir küßten uns von neuem; diesmal hatte ich meinen Arm um ſie geſchlungen und ließ ſie nicht wieder los. — Da riefen meine Brüder und tobten an der Thür. Scheu flog das ſchöne Jüngferchen auf, riß mich eilig empor und ſchob mich zur Thür hinaus. Bald darauf kam ich mit den Pferden angeſprengt. Meine Brüder ſchwangen ſich auf. Die Wittwe erſchien mit einem Lichte, das der Wind auszulöſchen drohte, auf der Treppe, um Abſchiedsgrüße zuzuwinken. Meine Brüder fluchten und lachten; ſo ging's in die Nacht hinein. Ich hielt mich kaum auf meinem Pferde, ſo taumelten meine armen Sinne. Zwei Tage darauf fand ich Gelegenheit, zur Wittwe zurückzukehren — diesmal allein. Meine Brüder verheiratheten ſich bald darauf und ſtellten dieſe wilden nächtlichen Ritte ein, ich aber blieb noch meinem goldlockigen Fräulein lange treu. Sie hatte mich erkoren, als ſie mich für einen ſimplen Jokei hielt, ich war großmüthig und behielt ſie als Sultanin, da ich auf der hohen Ehrenſtufe eines Fähnrichs ſtand. Später traten vornehmere und anmuthigere Bewerberinnen um mein ſchlechtes Herzlein auf. Ich aber trage im Gedanken noch immer die blonde große Dorothee, die mich eingeſchlummert fand auf der zerriſſenen Decke im Stalle, gedrückt in die braunen Mähnen meines lieben Rößleins. Später, wenn ich den Mund einer ſchönen Gräfin küßte, hab' ich nicht jene bitterſüße Herzensſchwüle, preſſend und ängſtigend, wild aufjubelnd und grell entzückend, empfunden, als damals, als ich die Hand der Dorothee wegſchob und ihr Auge mich traf.«

Sie an ihn.

»Ach, mein Sohn, wie ſchmerzlich hat mich Ihr Geſtändniß getroffen. Iſt's ſo, daß die Sünde Sie faßte! Erſchrecken Sie nicht über den leiſen Gang, den die Verführung geht? In der Nacht, im Schlafe, in der Stille und im Frieden der Unſchuld überfällt ſie Sie. O was ſind wir für gebrechliche Geſchöpfe! Wie nahe droht der Fall, wie dicht lagert ſich das Verderben. Wo war Ihr Engel, warum wachte er nicht, als Sie wehrlos ſchlummerten? O, ich möchte blut'ge Thränen weinen über dieſes frühe unglückſelige Geſchick. Welche Zerſtörung muß dies in Ihrer Seele angerichtet haben? Fühlten Sie ſich nicht in aller Ihrer Kraft, für's ganze künftige Leben hin geknickt? Fluch, dreimal Fluch dieſer feigen, niedrigen, ſinnlichen Begier, dieſem Schooßkinde der Nacht, dieſem geſchminkten Tode! Ich hätte das feile Weib zerreißen mögen; und doch erfüllte ſie ihre Sendung; denn ſagt nicht Chriſtus: Das Aergerniß muß kommen. Die Leiber der Propheten müſſen verſucht, die Blutzeugen müſſen geprüft werden. Gott hat Ihnen dieſe dunkle farbenglühende Sündernacht geſendet, damit Sie einſehen lernen, wie tieferniedrigend und ſchändend für einen Mann die Koſt gemeiner Lüſternheit iſt. Gehen Sie und bitten Sie auf Ihren Knieen dieſe frühe Sünde ab. Ach, Unglücklicher! jenes Bild der weingetränkten Locke wird mir nicht aus dem Sinne ſchwinden. Wie wild und frech iſt dieſe Scene. Als ich noch in der Welt lebte und meine ſündigen Romane ſchrieb, hab' ich meine Helden wenigſtens zierlicher fallen laſſen und meine Verführerinnen waren anmuthige Weltdamen, die unter parfümirten Spitzen weiße Hände nach der Seele ihrer Opfer ausſtreckten, um ſie in die Hölle zu ziehen. Aber ein Stall! o Schmach! — eine Courtiſane! wie gemein!«

Er an Sie.

»Sie haben mir geboten, daß ich aufrichtig beichten ſoll, ich hab's gethan, ich hätte ſonſt mit leichter Mühe den Stall in ein elegantes Boudoir, die große Dorothee in eine ſchöne Dame vom feinſten Ton und aus guter Familie umwandeln können. Die nächſte, die der blonden Dorothee Stelle einnahm, war meine gute Tante. Sie war zehn Jahr älter als ich, ſechsundzwanzig ſie, ſechszehn ich; das verhinderte jedoch nicht, daß wir uns auf eine ſehr ſchwärmeriſche Art liebten. Sie ließ mich am Sonntage zu ſich kommen, ordnete meine Halsbinde, lockte mein Haar, prüfte meine Hände, ob die Nägel zierlich in modiſcher Form gehalten waren, trug Sorge für meinen eben erſt keimenden Schnurrbart, und las mit mir einige franzöſiſche Romane, um meine Ausſprache zu verbeſſern und mir den pommerſchen Accent abzugewöhnen. Wir ſaßen in einem hübſchen Landgute, in einem allerliebſten Kabinette, vor deſſen Fenſtern die hohen Pappeln im Sonnenlichte flüſterten und grüne Dämmerung verbreiteten. Sie ſaß auf dem Divan, auf gut türkiſch, beide Füße hinaufgezogen und ihr kleiner zarter Körper lag unter einem ganzen Berge von Flor und Kaſchemir begraben. Ich ſollte eigentlich neben ihr auf dem Stuhle ſitzen, die Briefe der Sevigné zwiſchen uns, allein ich rückte bald aufs Divan und legte das Buch auf meine Kniee, durch welches Manövre ich ſie immer dahin zu bringen wußte, daß ſie auf meine Schulter ſich lehnend, dicht an meiner Wange, ins Buch hineinſah. Ach, welche angenehme Stunden waren das! So allein, ſo ſtill — die flüſternden Bäume, die warme ſchöne Bruſt, die mir ſo nah anlag. Von den Briefen der Sevigné gingen wir auf die Romane der Frau von Genlis über. Ich las in einem barbariſchen Franzöſiſch die Schilderung der Liebesſcenen ab, ſtockend, erröthend, dann wieder lachend, frech — ich wollte errathen laſſen, daß es mir nichts Neues war. Meine Tante erſchrack. „Wie!“ rief ſie, „Aurel, Du haſt ſchon mit Frauen Bekanntſchaft gemacht?“ Ich hütete mich wohl, ihr etwas von der blonden Dorothee merken zu laſſen, ich ergriff ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und geſtand ihr, daß ſie die Erſte und Einzige ſei, die ich liebte. „O der Thorheit!“ lachte ſie und klopfte mich auf die Wange;

„liebe mich nur immerhin. Ich bin Deine Tante, ich bin zehn Jahr älter wie Du, ich kann Dir nicht gefährlich ſein. Aber hüte Dich, Aurel, vor jenen frechen Weibern, die darauf ausgehen, die Blödigkeit ſo junger Gimpel, wie Du einer biſt, zu mißbrauchen. Glaube mir, wir Frauen der großen Welt amüſiren uns manchesmal an einem ſolchen Spielwerk, aber dazu biſt Du mir zu gut. Ich ſag' es Dir offen: nimm Dich in Acht; ich will Dich nicht ſo behandelt ſehen.“ Die gute Tante, wie ſie für mich beſorgt war. Sie nannte mir jetzt eine Menge junger Frauen, alle ihre Freundinnen, die ſie mir als ſolche kalte gleisneriſche Koketten ſchilderte, die auf nichts ſo verlangend ſeien, als auf die Eroberung ſo junger Gimpel, wie ich einer ſei. „Liebe Tante, rief ich, „dem Himmel danke ich, daß ich eine ſo treue Rathgeberin und eine ſo feſte Stütze in Ihnen gefunden habe.“ „Du biſt ein guter

Junge,« ſagte ſie, und ließ mir ihre Hand, die ich immerwährend und unermüdet an meine Lippen drückte. »Es iſt genug,« rief ſie endlich und lachte. Als ſie eines Tages ſich auf wenige Augenblicke entfernt hatte, wühlte ich in ihrem Arbeitskörbchen und fand folgendes, nicht beendetes Brieſchen: »Ich habe einen kleinen Vetter bei mir, der die Dummheit ſelbſt iſt. Du kannſt's Dir nicht denken, Amélie, wie treuherzig und einfältig er iſt. Ich amüſire mich mit ihm aufs beſte. Du liebſt die geiſtreichen Männer, und magſt mit Niemanden ein Verhältniß anknüpfen, der nicht einen ſchönen Vers, oder einen pikanten Gedanken auf den Lippen hat, o meine Liebe, ein Kuß iſt der pikanteſte Gedanke, ein Lächeln iſt das geiſtreichſte Epigramm. Ich mag die Liebhaber nicht, die ſich ſtolz zu uns herabbemühen, ich will ſolche, die ich mir eigens erziehe und heranbilde. So mein kleiner Vetter. Er empfängt von mir die erſten Regeln, wie man zärtlich ſein ſoll. Jetzt iſt er noch bezaubernd, ſpäter werd' ich ihn wegſchleudern, wie ich alles, was fertig und vollendet iſt, wegſchleudere. Nichts widriger als ein Mann, dem die Liebe kein Geheimniß, kein Räthſel mehr iſt, da haben wir Frauen nichts zu thun; unſer eigentliches Geſchäft iſt da, wo wir lehren, unterrichten, die Pforte eines bisher verſchloſſenen Paradieſes öffnen. Das Uebrige laſſ' ich gern Andern.« — Ich erkannte jetzt, daß meine Tante einen Lehrſtuhl in der Philoſophie der Liebe, hätte ganz wohl einnehmen können. Das Blättchen ſteckte ich zu mir, und bewahre es noch. Ich erhielt bald darauf meinen Abſchied, vielleicht weil ich fertig und vollendet war. »Du kannſt jetzt nichts mehr von mir lernen,« ſagte meine ſchöne Tante, und bezog dies auf die franzöſiſche Sprache, ich aber auf etwas anderes; »es iſt alſo beſſer, daß wir uns trennen.« »Ganz wohl, liebe

Tante, aber Sie erlauben, daß ich Ihr Bild mitnehme und es auf meiner Bruſt trage, ſo lange ich athme.« — »Thu' das,« entgegnete ſie; »Du biſt ein guter Junge.« Ich nahm das Miniaturgemälde, löſ'te die Diamanten ab, die es umſchloſſen, und habe das Bild hingeworfen, der Himmel weiß wohin. Gerade ſo hat's meine Tante mit meinem Bilde gemacht. Wir hatten uns einander ſatt.«

Sie an Ihn.

»O mein Freund, dieſe Liebe iſt um nichts beſſer als die frühere. Armer Sohn; in welche Hände ſind Sie gefallen! Iſt denn kein edles Weib Ihnen nah gekommen? Dieſe Tante, ich geſteh' es, ich kenne ſolche Frauen, ich habe, als ich noch in der Welt lebte, einigen begegnet, die vollkommen dieſem verächtlichen frivolen Weibe gleichen. O welch ein Grauſen empfinde ich jetzt gegen ſolche Geſchöpfe! Sie ſagen, daß ſie ſchön war; ich glaub' es nicht. Sie kannten damals noch nicht die wahre Schönheit des Weibes; dieſe beſteht einzig in der Tugend. Mein Sohn, nur ich liebe Sie wahrhaft, nur ich! denn ich liebe nicht Ihren Körper, ich liebe Ihre Seele, Ihre arme, mit Sünden belaſtete Seele. Mein Sohn, erkennen Sie hier die wahre, einzige, ewige Liebe eines Weibes? Erkennen Sie ſie? Ich bin nicht ſchön, ich will Ihnen nicht gefallen, ich will nicht an Ihrer Bruſt ruhen, ein verliebtes ſündiges Weib, aber mit aller Glut der Leidenſchaft klammere ich mich an Ihre Seele. Dieſer will ich Alles in Allem ſein. Ich küſſe ſie tauſend und aber tauſendmal mit dem feurigen Kuſſe Chriſti! Als Sie ſo bleich in meinen Armen lagen, rang ich in Liebesſchmerzen um Ihre Seele, ich klagte wie eine verliebte Braut um Ihr ewiges Heil, und es ward mir zugeſagt. Ja, ja, Sie wurden mir geſchenkt, Sie ſind mein. Hoffentlich ſind jetzt Ihre ſchmachvollen Erfahrungen zu Ende, und Sie werden mir keine neue zu melden haben.“

Er an Sie.

„Sie ſind im Irrthum, meine theure Mutter. War ich bis jetzt der Verführte, ſo wurde ich nun der Verführer. Meine ſchöne Tante hatte mir die unumgänglichſten Kenntniſſe verſchafft, die ein Verführer nöthig hat. Sie hatte mir an den Fehltritten ihrer Freundinnen gezeigt, auf welche Weiſe man in das Innere der Familien bringen, das Heiligthum der Ehen entweihen kann. Aus ihren kleinen niedlichen parfümirten Händen empfing ich den Schlüſſel zur Sünde. Meine erſte Aufgabe, die ich mir ſtellte, war keine leichte. Eine junge Wittwe hatte etwas munter gelebt, war dann aber seriös und ſtreng geworden; ſie ſtand im Begriff, einem ältern Mann, den ſie achtete und liebte, und der ſie auf die Bahn der Tugend zurückgeführt hatte, ihre Hand zu reichen. Wir jungen Offiziere verſchworen uns gegen dieſen Bund; es wurde gefragt, wer es übernehmen wolle, die ſchöne Frau der Tugend und dem alten Manne abtrünnig zu machen. Ich unternahm es keck. Die Gefährten höhnten, weil ſie mich für einen Neuling hielten, aber Dank ſei es den Inſtruktionen meiner Tante, ich wußte den Weg ziemlich genau, den ich nehmen mußte. Durch ihre Schilderungen kannte ich den Charakter, die Launen, die kleinen ſchwärmeriſchen Capricen der Frau von R—. Glauben Sie nicht, theure Mutter, daß mir mein Anſchlag ſogleich gelang. Die Bekehrung der ſchönen Dame war eine ächte, wahre; ich mußte alle meine Künſte erſchöpfen, ich mußte alle Lehren meiner Tante auf das geſchickteſte in Anwendung bringen; Jugend und Natur kamen zwar meiner Kunſt oft zu Hülfe, oft aber auch verdarben ſie ſie; das Ende jedoch war, daß ich als

Sieger vom Kampfplatz ging. Der ſehr achtbare, edle Mann und die Tugend wurden beide um das Ihrige betrogen. Aber nun ſpielte die Gewiſſenhaftigkeit meiner Schönen mir einen Streich. Sie wollte als eine Treubrüchige nicht bei ihrem Manne bleiben, ſie wollte die Ehe auflöſen laſſen und mir angehören. Das aber war es nicht, was ich wollte; ein andere Intrigue hatte mich ſchon gefeſſelt; ich war beſchäftigt im Uebermaaß und hatte keine Zeit an der Löſung eines Knotens zu arbeiten, den fromme Sentimentalität immer von neuem ſchürzte, wenn ich ihn ſchon gelöſt zu haben glaubte. Ich verwünſchte mein Schickſal, da ich mich wirklich geliebt ſah, und meine Tante, die mit ſo graziöſer Leichtigkeit unſere gegenſeitigen thörichten Verbindlichkeiten gelöſt hatte, erſchien mir und erſcheint mir noch als das Ideal einer Weltdame. Da ich keine andere Rettung wußte, entfloh ich. Meine Vielgetreue, da ſie mich endlich aufgeben mußte, bekannte ihre Sünden edelmüthig ihrem Manne, dieſer, ebenfalls edelmüthig, verzieh ihr, und die Ehe blieb hinfort kühl und langweilig. Die Frau ſtarb im Wochenbette, nachdem ſie einem Knaben das Leben gegeben, der in meine Familie hinein ähnelte, eine Unverſchämtheit, die der kleine Burſche hätte bleiben laſſen können.“

Sie an Ihn.

„O mein Sohn, genug, genug! Ich mag nichts weiter hören. Welch ein Abgrund von Sündhaftigkeit. Sie machen mit einigen Verworfenen ein Complott, um eine junge Frau, eine Bekehrte, vom Pfade der mühſam errungenen Tugend wieder abwärts zu führen, und damit haben Sie das Elend und den Tod dieſer Frau herbeigeführt. Und nicht Liebe hat Sie dahin gebracht, ein ſo ſchmachvolles Ziel zu verfolgen, ſondern der Ehrgeiz, als Verführer aufzutreten.

Das iſt über alles Maaß hinaus abſcheulich. Fühlen Sie nicht in den Grundtiefen Ihrer Seele Zerknirſchung und Reue? Aber bei allem dem haben Sie mir noch nicht geſagt, bei welcher von dieſen drei Frauen Sie ſich am glücklichſten fühlten. Es giebt in der Sünde gewiſſe Grade und der heilige Hieronimus lehrt uns ſehr fein die Größe der Uebelthat nach dem Maaße des Genuſſes berechnen, den unſer Körper, dieſes Werkzeug unſerer Schmach und Erniedrigung, dabei empfand. Iſt Ihnen die Sinnlichkeit verhaßt, ſo werden Sie Ihre Werke mit einer Kälte und Theilnahmloſigkeit ausüben, die der Sünde allen Charakter und Reiz nimmt; alsdann hört ſie auf Sünde zu ſein und es giebt eine Buße, die gerade befiehlt, Wollüſte auszuüben, weil hierdurch einer kalten ſpröden Tugend die härteſte Strafe und Ueberwindung aufgelegt wird. Der heilige Cyrillus ſtahl ſeines Nachbars Kirſchen, lediglich weil Kirſchen ſeiner fleiſchlichen Natur das größte Aergerniß waren, und ihr Genuß ihn mit einem tödtlichen Widerwillen erfüllte. Er hätte die Kirſchen kaufen können, allein er that eine Sünde noch dazu, um das verdienſtliche Werk der Selbſtpeinigung recht vollſtändig zu machen. Alſo geſtehen Sie mir, welch ein Kuß Ihnen der ſüßeſte war, dann will ich Ihnen ſagen, für welchen Sie die ſtärkſte Buße ſich auflegen müſſen.“

Er an Sie.

„Was Sie mir anbefehlen, theure Mutter, iſt in der That ſchwierig auszuführen. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu erzürnen, ſo würde ich bekennen, daß jene große blonde Dorothee, die mich zum erſtenmal küſſen lehrte, auch den größten Genuß dadurch mir bereitete. Meine ſchöne Tante legte um dieſes Myſterium tauſend ſchöne Arabesken und Blumen der feinen Lebensart, während die kecke wilde Dorothee es mit feſter Hand enthüllte. Ihre Zärtlichkeit war Sache des guten Herzens; ſie hatte mich frierend auf dünner Decke gefunden und brachte mich in die warme Stube. Weiter hin dachte ihr enger Verſtand nicht. Meine Tante nahm ſich mich zum Spielzeug; und ſo unerfahren ich war, merkte ich doch, was ich nicht hätte merken ſollen. Ich betrog meine Tante, und ſomit war ſchon Berechnung und Vorſatz im Genuß. Dagegen war der Kuß der Wittwe wiederum faſt ſo ſüß als Dorotheens, denn ich fühlte, daß ich ſelbſtſtändig handelte, daß ich trotz vieler Schwierigkeiten ein Ziel erreichte; die männliche Eitelkeit miſchte ſich in den Genuß und erſetzte ihm an Reiz, was ihm an Friſche und Neuheit abging. Ach, meine theure Mutter, wenn Sie wüßten, welche Entzückungen damals in der kleinen, halb dunklen Stube durch meine Seele gingen! Wie rothe Flammen züngelte es um meinen Buſen. Ich zog ſie an mich und hatte ihren großen, feſten Körper dicht neben mir. Ich muß hier abbrechen, ſonſt erzürne ich Sie.“

Sie an Ihn.

„Gut, mein Sohn; alſo die Zärtlichkeit zu dieſer großen und mir ſo verhaßten Nymphe wird das ſein, was Du am meiſten zu bereuen haſt. Thue Buße, wie der König David that, jedoch ohne dabei ſo wie er, in immer neue Sünde zu verfallen. Gott ſchickte Dir die Kugel, die Deine Bruſt durchbohrte, um Dir, indem er Dir einen Theil des allzu feurigen Bluts raubte, einen kräftigen Beiſtand in Bekämpfung Deiner Begierden und Gelüſte zu gewähren. Deine Krankheit war ein köſtliches Geſchenk ſeiner Gnade. Küſſe die Hand, die Dir die Ruthe gab.“

Er an Sie.

„Erlauben Sie, Gütigſte, daß ich Ihnen da widerſpreche. Ich küſſe die Hand nicht, die mich ſchlägt. Es iſt dies ein Satz, der von den Frommen ausgeſprochen, und gleichſam uns aufgedrungen wird. Was Sie Sünde nennen, halt' ich für keine, wenigſtens für keine ſo große, daß eine ſo arge Demüthigung und Strafe deren nothwendige Folge hätte ſein müſſen. Jenes Küſſen der Hand, die uns züchtigt, iſt eine von den Erfindungen der Heuchler; denn jene Hand züchtigt auch oft, wo gar kein denkbarer Grund iſt; und ich ſoll dann immer auch noch danken und lobſingen. So aber meine ich's nicht. Geht's mir wohl in der Welt, hab' ich, was ich verlange, genieße ich, was ich gern genieße, ſo will ich dem Schöpfer meiner Tage danken, und das aus vollem Herzen. Geht's mir aber erbärmlich ſchlecht; leid' ich an Allem und Jeglichem Mangel; ſind meine Tage mit Verdruß und Kummer erfüllt, wofür alsdann der Dank? Und dank' ich dennoch, iſt's dann nicht wie Spott?

Aber Ihr Frommen habt auch das alles ſo hübſch zurecht gelegt, ein ſolches feſtes Gewebe aus Euren ſelbſtgeſponnenen Fäden gemacht, daß ſich ein ehrlicher Mann, der gerade und aufrichtig fühlt, unverſehens im Netze gefangen ſieht. Die ganze Anſtalt von Sündhaftigkeit von Anbeginn an hat mir nie behagt; auch das ein Anderer für mich gerecht ſein ſoll, gefällt mir auch nicht. Was ein tüchtiges Menſchenkind iſt, ſtehe auf eigenen Beinen, halte brav ſeine guten und ſchlimmen Tage aus, und gehe dann, wenn die Mahlzeit zu Ende iſt, dahin, wohin ſeine Väter gingen. Daß Gott mich eines Weiberkuſſes wegen zum Krüppel hat ſchießen laſſen wollen, glaub' ich nimmermehr, und meine Reue, wenn ich ohnedies nicht ſündigen kann, iſt, nichts werth. Werd' ich geſund, ſo küſſe ich, nach wie vor, ſchöne Frauen.“

Sie an Ihn.

„Ach, mein Sohn, das iſt der Trotz des Prometheus, oder chriſtlich zu ſprechen, das iſt der heilloſe alte Adam, der aus Ihnen ſpricht. Welche Worte hab' ich leſen müſſen! Wie und wo fange ich nur gleich zuerſt an, um an Ihrer armen Seele zu arbeiten. Sie zweifeln an der Exiſtenz der Erbſünde? Das iſt frevelhaft. Hat man Ihnen nicht geſagt wie wir, wie die ganze Menſchheit, gleich beim Beginn ihrer Laufbahn verunglückte? Halten Sie jene grauſame Leichtfertigkeit Eva's etwa für eine Fabel? Armſeliger, wo bleibt dann die ganze Conſequenz der Erlöſung? wo die Hölle, wo das ewige Leben? Sie halten die Sinnenluſt für keine Sünde; ſie iſt eine der ärgſten und führt geradezu, wenn wir ſie nicht büßen, zur Hölle. O, mein theurer Sohn, fühlen Sie, wie ich für Sie zittere! Wenn Sie mir verloren gehen, welch ein fürchterlicher

Gedanke für mich! Als ich noch ein Weltkind war, und ungefähr ſo dachte, wie Sie jetzt noch denken, ſtand ich einſt in einer Kirche vor einem Bilde, das das jüngſte Gericht darſtellte. Der Künſtler hatte ſeine Phantaſie gepeinigt, die Strafen darzuſtellen, die der Fleiſchesſünde folgen. Ungläubig und lächelnd ſah ich mir die an feurigen Spießen umgedrehten Körper der Verdammten, die Kochtöpfe, in denen ſie kochten, an; alles dies machte keinen Eindruck auf mich; bald darauf las ich Dante's Hölle und fühlte meine Seele ſchon ſtärker erfaßt. Die Möglichkeit einer ſolchen ewigen Qual ſtieg wie ein fernes Wetterleuchten drohend in meinem Geiſte auf. Doch überwand ich dieſe Bilder, als poetiſche Träume, bald wieder. Ich liebte damals — einen jungen Mann — mit jenem Wahnſinn ſündlicher Begier, den die Welt ſo göttlich verehrt. Wir gaben uns heimliche Zuſammenkünfte; er erkaltete.

Eines Abends kam ich allein auf den Zuſammenkunftsort; es war der Theil eines einſamen Parks. Ich wanderte den Baumgang hin und her; peinvoll wartend; er kam nicht. Welche Marter! Immer wieder durcheilte ich den dunklen Gang. Meine Phantaſie brannte, mein Herz drohte zu brechen; ich ſah die Einöde um mich her, die ſtille Nacht mit Geſpenſtern gefüllt. Schattenbilder ſchlichen höhnend an mir vorüber, und eine raſende Gier nach dem Kuß des Geliebten folterte mein Herz. Die Gewißheit ſeiner Untreue, ſeiner Erkaltung ſtieg in mir auf und ließ mich Qualen empfinden, die betäubend waren. Er kam nicht. Ich flog wieder durch die Nacht hin — alles ſtill und einſam. Da ſchrie es durch meine Seele: Unglückliche! das wird einſt Deine Hölle ſein. Ewig wirſt Du ſo mit glühender Begier nach Sinnenluſt, immer unbefriedigt, immer hoffend und immer getäuſcht durch öde Einſamkeiten fliegen. Dieſes Bild der Hölle blieb in meiner Seele. Später, als die Gnade zum Durchbruch kam, liebte ich doppelt innig den Erlöſer, weil ich wußte, er allein bewahrte mich vor dieſer Hölle, vor meiner Hölle. Und ſo, denke ich, hat der Ehrgeizige, der Geldgierige, der Herrſchſüchtige, jeder ſeine Hölle, die in der ſtets wachen Gier und der immerdar fliehenden Befriedigung beſteht; doch die Hölle der Verliebten iſt ſicherlich die fürchterlichſte, und ſie wird mehr von Frauen als von Männern bevölkert ſein, denn eine gewiſſe Art Qualen können nur Frauen empfinden, nur ſie haben die aus tauſend Gefühlsfäden zuſammengewobene Seele dazu; ein Mann kennt ſchon die Elaſticität des Schmerzes nicht, nur ein Weib kann fortwährend und immer gleich ſtark leiden. Für ſie iſt die Hölle recht wie erfunden. Schreiben Sie mir, mein lieber Sohn, welche Ihre Anſichten über dieſen ſo hoch wichtigen Gegenſtand ſind.“

Er an Sie.

„Ich glaube weder an einen Himmel, noch an eine Hölle, Madame. Beides ſind Zuſtände, die die müßige Phantaſie ſich ausgedacht hat, und die die weltliche Klugheit, als für ihre Zwecke brauchbar, adoptirte, um die Maſſen zu zügeln. Haben Sie auch ſchon daran gedacht, daß wir vor unſerer Geburt auch ſchon todt waren? Ich bin 1783 geboren; wo war ich 1782? Wer war damals das Weſen, das jetzt ich benannt wird? Und wenn ich 1806, wie es den Anſchein hatte, getödtet worden wäre, wo hätte ſich dann dies Exiſtenz-Bündel hinverloren, nachdem es aufgeknüpft und die Säckelchen, die darin eingepackt, in alle vier Winde verſtreut worden wären? Ach, Madame, ein Tod iſt wie der andere. Wurde ich damals aus meiner Frau Mutter Liebeslächeln und meines

Vaters Begehrlichkeit zuſammen improviſirt, ſo ſchlürft mich jetzt der geſunde Appetit der alten Mutter Erde ein. Aus dieſer Lehre folgt, daß ich, ſo lange ich lebe, auch wirklich lebe, das heißt nicht in Träumen meine Zeit verliere, ſondern mich mit den Geſellen, die zugleich mit mir ins Daſein geſtoßen ſind, tüchtig tummele, in Schimpf und Ernſt, in Lieb' und Leid, in Reiz und Gegenreiz. Ich hab' das Abſonderungsſyſtem nie geliebt; auch ſchon auf der Schule war ich in jeder Schlägerei mitverwickelt; ich wollt's nicht beſſer haben, als die Geſellen um mich her, und die Frommen, die ſich hienieden peinigen, verachten und ſchmähen laſſen, leiden dies nur, indem ſie innerlich ſich zurufen: Nun wartet nur; oben ſoll es ganz anders kommen! Da werden wir diejenigen ſein, die Euch den Fuß auf den Nacken ſetzen, die ſich herzlich freuen werden, wenn Ihr in irgend einem Schmelztiegel der Hölle geſotten werdet. Sehen Sie, meine theure Mutter, ein ſolcher Stolz iſt heimlich auch im Herzen der edelſten Frommen verborgen, wenn auch nur ein Quentchen hiervon; denn es iſt ja natürlich, ſie zählen auf eine Wiedervergeltung, ſie nennen dies Gerechtigkeit des Himmels. Ihre Wundenmale bringen ſie mit Triumph vor das Auge Gottes. Wir aber, die wir die Söhne der Erde ſind, lieben dieſe Erde mit der ſtürmiſchen und dankbaren Zärtlichkeit eines Kindes. Sie ernährt uns, ſie kleidet uns und verbirgt unſer verglimmendes Aſchenhäufchen in ihren Schooß. Gott ſegne ſie, dieſe alte Erde. Halten wir uns an den feſten Glauben, daß wir auf der Erde leben müſſen, gerade ſo als wenn es mit dieſem Leben und mit dieſer Erde völlig abgethan wäre, ſo folgen daraus allerlei hübſche Geſetze und Verhaltungsregeln, die der Moral aller Völker zu Gute kommen, nicht blos der Chriſten. Für's

Erſte das Hauptgeſetz, die Baſis alles menſchlichen Verkehrs, das in dem kindiſchen Spruch ausgedrückt iſt: Was Du nicht willſt, daß Dir die Leute thun, thue ihnen auch nicht. Daraus folgt, daß ich nicht tödte, wenn ich nicht getödtet ſein will, daß ich nicht raube, wenn ich nicht beraubt ſein will, daß ich beſchütze, wenn ich ſelbſt geſchützt ſein will und daß ich endlich liebe, um wieder geliebt zu werden. Das klingt alles ſehr trivial für das Ohr eines transcendentalen Frommen, aber es iſt die geſunde Moral, die ſtets gegolten hat und immerdar gelten wird, und nebenbei der ſtärkſte Zaum für die Leidenſchaften. Die Religionen, die aus dem natürlichen Menſchen einen künſtlichen machen, ſind gezwungen, immer wieder zu dieſen einfachſten Motiven zurückzukehren, wenn ſie ſich in Spekulation und Fanatismus zu weit ab verirrt haben. Und vor allen wird die Ehre, dieſer von den Frommen ſo geringgeſchätzte, von uns Weltkindern aber in ſeiner vollen Macht erkannte und gewürdigte Hebel menſchlichen Thuns, in voller Kraft erhalten. Die Achtung, die ich meinem Mitmenſchen einflöße, wenn es ſein kann, die Ehrfurcht, die Bewunderung, vielleicht auch Liebe, gilt mir für das Höchſte. Schmach, Kränkung, Zurückſetzung dulde ich keineswegs; wenn ich ſie dennoch nicht von mir abwenden kann, ſo muß mich ein ſchneller freiwilliger Tod befreien. Wie ganz anders iſt's mit dem Frommen. Er ſucht den Tadel der Welt, es kitzelt ihn, ſich verachtet zu wiſſen, es iſt ihm wollüſtiges Bewußtſein gemieden und verfolgt zu ſein. Es iſt ein künſtlicher, unwahrer Zuſtand; eine künſtlich präparirte Feigheit, das geſunde Fleiſch der Geſinnung durch eine ätzende feindliche Moral verpeſtet. Ich bin nun zum Beiſpiel Soldat, Madame; ich gehöre zu einer Armee, die geſchlagen worden; was glauben Sie, daß ich thun würde, wenn mich nicht die gewiſſeſte Zuverſicht aufrecht erhielte, daß wir dieſe Schmach von uns baldigſt wieder abwälzen werden? — Eine Kugel vor den Kopf! Wäre ich aber fromm, ſo ſpräche ich mit gefaltenen Händen: Gott ſendete Dir dieſe Prüfung; halte ihm ſtill, dulde jegliche irdiſche Schmach, was ſind Dir Deine Brüder, was König und Vaterland! Du, Herr, wirſt mich oben an Deine Feſtestafel ziehen, und in einem hochzeitlichen Kleide werde ich erſcheinen, ewiglich belohnt für dieſe kurze, zeitliche Schmach! — O, Madame, nennen Sie mir einen preußiſchen Soldaten, der ſo betet und ich will ihn in kleine Kochſtücke zerhacken. Nein! der Kuß von einem hübſchen Weibe und der Schlachtentod auf freiem Felde, das iſt's, wonach meine Seele begehrt.“

Sie an Ihn.

„Ich ſehe, wir können uns nicht vereinigen, wir wollen alſo für's Erſte dieſen Briefwechſel abbrechen. Lieber Sohn, ich gebe Ihnen meinen Segen. Denken Sie meiner in den Tagen, die nicht ausbleiben werden, wo Kummer und Sorge Ihr Haupt umnachten und der zurückgewieſene Himmel ſich an Ihrer betrübten und gebeugten Seele rächen wird. Ich kann nichts anders als Sie lieben. Ich umarme Sie und drücke tauſend feurige Küſſe auf Ihre Wange. Nachts in meinen Träumen werden Sie mein einſames Lager theilen, und ich werde die ſtillen Stunden zu dem Werke der Bekehrung anwenden. Vielleicht trägt der Geiſt der Liebe, der nie müßig iſt, meine Gebete, meine glühenden Anrufungen und Winke zu Ihnen hinüber, und leitet ſo unkörperlich Ihre einſtige Bekehrung vor. Wir wollen dies im Glauben und in der Liebe hoffen.«

Als Andreas die obigen Briefblätter wieder zuſammenfaltete und ſie Franz übergab, rief dieſer: „Iſt's nicht ſo, wie ich geſagt habe? Sie iſt in ihn verliebt. Wenn er kein ſo hübſcher Junge wäre, ſie gäbe ſich wahrlich nicht dieſe Mühe. Und wie gefällt Dir dies genaue Nachforſchen nach ſeinen Liebesabentheuern? O die Frauen bleiben überall Frauen; nichts als immer Sinnlichkeit und Sinnlichkeit in allen möglichen Formen."

Andreas erwiederte hierauf nichts, er nahm ſich vor, den jungen Offizier, der die obigen Briefe geſchrieben, näher zu beobachten. Hiezu fand ſich bald Gelegenheit, denn der Lieutenant von Schütz lag noch immer krank im Pfarrhauſe, und bei Andreas war das Ziel der täglichen Spaziergänge und Ritte dies Pfarrhaus geworden. Die Freunde waren dadurch getrennt, denn wenn Franz auf's Schloß ging, begleitete ihn Andreas nur bis auf die Hälfte des Weges, wo er dann abbog, und den kleinen Pfad einſchlagend, dem Dorfe zulenkte.

Das Pfarrhaus.

Der Pfarrer Möller war in ſeiner Jugend Hauslehrer im von Schütz'ſchen Hauſe geweſen; es war demnach erklärlich, daß er beſondere Rückſichten für den Sohn ſeines ehemaligen Zöglings nahm und ihn auf das ſorgfältigſte verpflegte. Um die einſamen Abende des Reconvalescenten zu beleben, lud der Pfarrer einige ehrbare Nachbarn ein, die mit ihren Frauen und Töchtern kamen, um dem kranken Offizier Geſellſchaft zu leiſten. Aber dieſe Zuſammenkünfte verfehlten ihren Zweck; Aurel fand Mittel, ſich dieſe läſtige Sauvegarde vom Leibe zu ſchaffen; er bezog eine einſame Gartenwohnung und verſammelte hier eine Geſellſchaft, wie ſie ihm zuſagte; es waren dies junge Leute ſeines Alters, etwas leichtfertig und ſittenlos, aber gute Schwänke-Erzähler, treffliche Trinker und noch beſſere Spieler. Es wurde im Gartenhäuschen Pharao geſpielt, und wenn der ehrliche Pfarrer glaubte, ſein Pflegling habe ſich in die Einſamkeit zurückgezogen, um ſich Ruhe zu gönnen oder in einem erbaulichen Buche zu leſen, öffneten ſich leiſe die Thüren des von Epheu und Wein umrankten Häuschens, und ſchwarze in Mäntel gehüllte Geſtalten ſchlichen hinein; Lampen wurden angezündet, der große Tiſch von ſeinen Landkarten und Büchern befreit, zurecht gerückt, und der geheimnißvolle Tanz der Kartenblätter begann. Im Pfarrhauſe ſaß indeß die anſtändige Geſellſchaft und tunkte ihre Semmelſchnitte in die ungeheuren Kaffeetaſſen. Die einzige Perſon, die ins Vertrauen gezogen wurde, war Marie Anna, die hübſche Pfarrerstochter; ihr hatte Aurel geſagt, daß die Geſellſchaften ihres Vaters ihn langweilten, und daß er es vorziehe, mit ſeinen Freunden ſich auf ſeine Weiſe zu beluſtigen. Marie Anna ſorgte dafür, daß die Pforte offen blieb, daß der Hofhund an die Kette gelegt wurde, wenn jene nächtlichen Beſucher kamen. Dafür nannte Aurel ſie ſeine liebe Couſine und küßte ihr mehr ehrerbietig als zärtlich die Hand. Marie Anna war die einzige Tochter des alten Geiſtlichen; ſie hatte zwei Brüder durch den Tod verloren, auch die Mutter war vor wenigen Jahren geſtorben; eine Schweſter des Pfarrers, eine gutmüthige alte Wittwe vertrat Mutterſtelle bei dem heranwachſenden Mädchen, das jetzt achtzehn Jahr alt war. Man konnte die Züge ihres Geſichts nicht regelmäßig und ſchön nennen, doch lag ein milder, zärtlicher Ausdruck in den dunklen Augen, der großen und mächtigen Reiz ausübte. Die Einſamkeit und Weltentfernung hatte einen Zug ſinnender Melancholie über die feine Form gehaucht, und obgleich es ihr weder an Friſche noch Jugend fehlte, ſo waren beide doch durch eine Innerlichkeit gehalten und verklärt, die das zarte Mädchen älter erſcheinen ließen, als es in der That war. Dazu trug auch die ſchwarze Kleidung bei, die ſie vorzüglich liebte, und faſt nie ablegte. Ihr Name Marie Anna war eben ſo eine Eigenthümlichkeit, ſie wollte nicht, daß man die Namen in Marianna zuſammenzog; ſie hatte, der Himmel weiß, was für einen Grund oder welch eine Grille, ſie beide ſo geſondert zu führen. Vielleicht war eine myſtiſche Deutung oder geradezu etwas Aberglauben dabei. In der Einſamkeit, auf dem Lande iſt die Seele leicht zu dem letztern geneigt, und nun noch ein einſames Mädchen, das zur Melancholie und Schwärmerei neigt — wie ſollte die nicht den „Traumſtimmen aus der Nacht“ lauſchen?

Andreas hatte ſich in ſeiner gewohnten Weiſe wenig bisher mit Marie Anna abgegeben. Sie erſchien ihm in ihrem exaltirten Dank ſogar gezwungen und unwahr. Ihre Liebhaberei für Blumen, ihr einſames Herumſtreifen, ihre ſchwarze Kleidung und ihr ſchweigſames und dann wieder plötzlich aufgeregtes lautes Weſen, war ihm alles an ihr nicht recht. Dann aber mußte er, wenn zufällig ſein Blick auf ſie fiel und er ſich nicht beobachtet wußte, den ſanften und gewinnenden Ausdruck in ihrem Antlitz mit großem Intereſſe betrachten. Von ſolchen Momenten angeregt, trat er ihr im Geſpräch näher und Marie Anna, obgleich ſie ſchüchtern war, überwand jede peinvolle Stimmung und antwortete dem jungen Manne einfach und mit jener natürlichen Offenheit, die das Vertrauen hervorruft und befeſtigt. Man ſah jetzt beide öfters mit einander verkehren. Andreas kam etwas früher wie die anderen

Spielkameraden, und dieſe Stunde, um Sonnenuntergang gewöhnlich, benutzte er, um im Baumgange des Gartens mit Marie Anna auf- und abzuwandeln. Zuweilen half er ihr die Blumen zu begießen, einigemal waren ſie ſchon weiter dem Kornfeld entlang dem nahen Wäldchen zu gewandert. Dieſe Spaziergänge erhielten nach und nach Andreas vollen Beifall; er theilte der jungen Pfarrerstochter ſo ziemlich alles ohne Rückhalt mit, was er „die Erfahrungen ſeines Lebens“ nannte. Es waren etwas verworrene Geſtändniſſe; denn den Schlüſſel zu ſeinen eigendſten Empfindungen und Anſichten, ſein unglückliches Abentheuer mit der Gräfin, theilte er nicht mit. Marie Anna verſtand ihren Freund alſo nur halb; dies verhinderte jedoch nicht, daß ſie lebhaftes Intereſſe für ihn faßte. Sie glaubte entſchieden einzuſehen, daß er unglücklich ſei, daß ihn etwas quäle und beunruhige, und dies war genug, um das ſchwärmende Weſen des jungen einſamen Mädchens bis zu einem gefährlichen Grade von Exaltation aufzureizen. Sie ſann jetzt über Troſtgründe nach, die ſie ihm, wenn er käme, an's Herz legen wolle. Dieſe Gründe hatten alle etwas ſehr Allgemeines; ſie enthielten die gewöhnlichen chriſtlichen Anſichten von Leid, Prüfung und Erbauung, wie ſie im Katechismus ihres Vaters, nur mit geringerer Ausführlichkeit, ſtanden, aber Andreas fand immer, daß der Troſt ſehr wirkſam ſei, daß er ſogar neue und auffallende Wahrheiten enthielt; er hätte lieber finden ſollen, daß die Stimme des Mädchens ſo wohlklingend, ihre Miene ſo weich und bezaubernd war, daß er nur dieſe Stimme hörte, dieſe Miene ſah, ohne recht zu wiſſen und zu hören, was ihm in Worten geſagt wurde. Mit Marie Anna war es anders; was Andreas ihr ſagte, war ihr immer neu, mochte es nun ein Gefühl oder eine

Erfahrung, die Erzählung einer Thatſache ſein. Sie erfuhr von ihm zuerſt, welche Bewandtniß es mit dem Krieg und Frieden der Völker habe, und ſo trocken eine ſolche Belehrung immerhin ſcheinen mag, für die Pfarrerstochter war ſie's nicht, denn ſie fand unmittelbare Bezüge auf ihren Freund in dieſen Demonſtrationen. Die Politik zog in ihren kleinen Kopf ein und nahm mit einigem Lärm und vieler Verwirrung darin Platz. Sie wußte jetzt, daß die Eroberungen Napoleons ſehr nahe mit dem Schickſale des jungen preußiſchen Offiziers, der vor ihr ſtand, in Verbindung ſtänden, und Preußen und Frankreich gewannen zum erſtenmal eine feſte Geſtalt vor ihren Blikken. Auf der einen Seite ſah ſie den Freund, auf der andern einen dunklen wilden Menſchenknäuel, der beängſtigend — ſie wußte nicht recht deutlich — auf ſie oder den Jüngling zuſtürzte. So ſehr fühlte ſie ſich ſchon ein Herz und eine

Seele mit Andreas. Die Liebe, je weniger man ihr Zeit läßt, deſto eiliger treibt ſie ihr Werk; und Andreas konnte jeden Augenblick hinweggerufen werden, das wußte die Pfarrerstochter.

Es war an dem Abende, wo unſer junger Held eben die Lektüre jener Briefe beendet hatte, als er ſpäter wie gewöhnlich im Pfarrhauſe erſchien. Die Freunde waren ſchon verſammelt, das ſah er an den Lichtſpalten in den Fenſterläden des Gartenhauſes, die durch die dunkelnden Gebüſche fielen. Auf der Landſtraße bewegte ſich ein ſchwarzer Punkt mit großer Schnelligkeit; es war Anna, die ihm entgegenkam. Er erſchrack, als er ſie ſah; es war ihm als empfinge er einen Stich ins Herz. „Um Gotteswillen!“ rief er bei ſich ſelbſt; „was iſt dies? Warum kann ich dies Mädchen nicht ohne Herzklopfen ſehen? Warum bebte ich bei dem Gedanken, daß ſie es ſein könnte? Warum wünſchte ich ſie meilenweit fort, und war dennoch ſo entzückt, als ich ihr ſchwarzes flatterndes Gewand erkannte?“ — Es war nicht Zeit, dieſe eiligen und leidenſchaftlichen Selbſtfragen zu beantworten; er hielt an, ſprang vom Pferde und — hielt das Mädchen in den Armen. Es war dunkel, einzelne Regentropfen fielen, Gewitterwolken thürmten ſich im Weſten und ließen transparent ein blutiges Roth durchſchimmern.

„Liebe Anna, welche Thorheit, ſich ſo zu ängſtigen!“ ſagte Andreas, indem er dem Mädchen den Arm gab und, ſein Pferd nachziehend, die Straße hinabwanderte.

„Aber es wird ein Wetter geben, beſter Herr Walt,“ entgegnete ſie. „Ich fürchtete, Sie würden mitten in den Wolkenbruch kommen, und dann —“

„Und was dann?“

„Dann fürchtete ich auch, Sie würden wohl heute gar nicht kommen. Es wäre der Befehl zum Abmarſch erſchienen und —«

»So wäre ich doch nicht abgereiſt, ohne Sie noch einmal zu ſehen, Anna.«

»Ach, wer weiß? Im Tumult der Abreiſe denkt man nicht an alles.«

»Daran hätte ich gedacht.«

Sie gingen jetzt ſtillſchweigend neben einander. Das Mädchen hatte alle Geſchicklichkeit anzuwenden, das große, ſchwarze ſeidene Tuch über die Schultern zuſammenzuhalten; ſie gingen gerade gegen den immer ſtärker anwachſenden Sturm. Andreas konnte ſeinen Blicken, die ſich heimlich zur Seite ſtahlen, nicht verſagen, die runden Schultern des Mädchens zu betrachten, die im Kampf mit dem Sturm zum Vorſchein kamen. Sie hing feſt an ſeinem Arm und er ſchritt raſch vorwärts. Jetzt zuckten die Blitze und der Donner rollte. Anna's Hut ſank in den

Nacken, ihr Haar flog aufgelöſt um Stirn und Wangen. Andreas blickte ſie unverwandt an; ein paarmal ſchlug ſie die Augen nieder, als ſie den ſeinigen begegneten, dann aber hatte ſie den Muth, die dunkle Glut ſeines Auges auszuhalten. Sie ſah mit einem zärtlichen Lächeln hinauf. Er zog ſie plötzlich an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Jetzt fiel der Regen in Strömen, und im Lauf erreichten die beiden Wanderer das Haus.

Als Andreas das Gartenhaus betrat, ſaßen die Freunde, während der heftigſten Donnerſchläge, ſtumm und angeſtrengt ſpielend an der Pharaobank. Es wurde pointirt, Geld gezählt, alles ohne ein Wort zu verlieren, nur ein flüchtiger Gruß wurde dem Eintretenden geſpendet. Dieſer nahm im Winkel der Stube Platz. Er fühlte ſein Herz ſchwer, ſein Blut in Wallung, ſeinen Geiſt wie zerrüttet. Was um ihn her geſchah, kümmerte ihn nicht; er verſank in eine Betäubung, und der ſchmetternde Donner kam ihm vor wie ein heftiges, beim Spiel ausgebrochenes Gezänk, und er rief plötzlich auffahrend: „So ſeid doch ſtill! Wie kann man ſich ſo ſtreiten! Die Sache läßt ſich ja wohl in Frieden abmachen!“ Die Spielenden blickten auf: „Was iſt ihm?“ riefen ſie; „wir haben ja kein Wort geſprochen.“ Andreas warf ſich wieder in den Stuhl und verſank auf's neue in Träumereien. Als er ſein Auge zufällig auf das Antlitz Aurel's richtete, ſah es ſich immer tiefer in deſſen bleiche Züge hinein. Er ſuchte in ihnen die Geſchichte des ſeltſamen Verkehrs des Jünglings mit der frommen ascetiſchen Frau zu leſen, und es ſchien ihm, als könne ein geiſtig aufgeregtes Weib wohl für dieſe Art Zerrüttung und Sünde ſchwärmen. Wenn die Phantaſie ſich gefallene Engel denkt, ſo konnte ſie wohl allenfalls eine Form wie dieſe wählen, aber Andreas reiner Sinn fühlte ſich abgeſchreckt und zurückgeſtoßen. Alle Elemente einer erweckten und ſtarken Männlichkeit, wie er ſie in Franz bewunderte, waren hier in Verwilderung und Gefühlsarmuth untergegangen; es ſah aus dieſen dunklen, tief liegenden Augen nur der Trotz eines zügelloſen Eigenwillens und der Spott und Hohn eines liebeleeren Herzens hervor.

Als die Freunde noch beiſammen ſaßen, ſtürzte der Gärtner herein und brachte die Nachricht, ein junger Bauerburſche habe ſich erſchoſſen und liege am Ausgange des Gehölzes im Blute. Das halbe Dorf war hinausgeeilt, um die Leiche zu ſehen. Die Freunde brachen auf. Als man an die bezeichnete Stelle kam, hatte ſich die Menge ſchon bereits etwas verlaufen. Auf einem Hügelabhang lag die Leiche des Jünglings, die Bruſt völlig entblößt und die Wunde jedem Auge ſichtbar. Der Mondglanz, der aus den zerriſſenen

Regenwolken niederleuchtete, floß wie Silber an der kalten nackten Bruſt nieder, und ſchimmerte auf den Blutstropfen, die noch ins Gras ſanken. Das Antlitz war zurückgebeugt, und die gebrochenen Augen ſtanden halb offen. Nicht weit von der Leiche ſtand abgewendet ein altes, in Lumpen gehülltes Weib am Baumſtamm gelehnt, und ſtarrte vor ſich hin, wenig bekümmert um das Gedränge, Fragen und Antworten um ſie her. „Dieſe da iſt ſeine Mutter,“ riefen einige Stimmen, als die Freunde ſich näherten, „ſie iſt ſchuld an ſeinem Tode!“ Die Alte erwiederte auf dieſe Anklage nichts, ſondern drohte mit der Fauſt vom Baume her dem Ankläger; der Ausdruck ihre Züge war grauſenerregend. Der Nachtwind trieb ihr greiſes Haar an den Stamm des Baumes, die Gebüſche regten ihre dunklen Gipfel und ſtreckten ſchwarze Arme nach ihr aus. Andreas fragte genauer nach und erfuhr, der

Sohn ſei Soldat geweſen, habe aber das Heer ſchimpflich verlaſſen und ſich im Dorfe bei ſeinem Mädchen verſteckt gehalten, wo die Mutter ihn gefunden und durch Spott und Vorwürfe ihn gereizt und verfolgt habe. Es ſei ihr gelungen, auch das Mädchen von ihm abſpännſtig zu machen und ſo habe er in einem Anfall von Verzweiflung ſich mit einer erbeuteten Piſtole erſchoſſen. Die Mutter, die dieſes tragiſche Ende nicht vorausgeſehen, ſei zwar beſtürzt, gebe jedoch kein Zeichen der Klage von ſich; das Mädchen war aus dem Dorfe verſchwunden, man wußte nicht wohin.

Als Andreas mit der Alten allein bei der Leiche geblieben, naherte ſich die unheimliche dunkle Geſtalt und kauerte ins hohe Gras nieder, indem ſie ſich mühte, den erſtarrten Körper in eine andere Lage zu bringen und den Kopf in ihrem Schooß zu betten. Sie ſprach kein Wort, aber im Mondſchein flimmerten ihre fallenden Thränen. „Er war doch mein Sohn,“ murmelte ſie endlich, „ich hatte ihn unter meinem Herzen getragen, ihn aufgeſäugt und groß gezogen; und jetzt hab' ich ihn in den Tod getrieben!“ Sie ſtreichelte die kalten Wangen und drückte unter einem liebkoſenden Geſchluchze Küſſe auf ſeine Lippen. Als ſie damit noch beſchäftigt war, kam aus dem Walde hervor eine vermummte Geſtalt eilig herzu. „Iſt Dein Sohn todt?“ fragte eine eilige Stimme. „Ja, Fräulein, hier liegt er in ſeinem Blute; er hat ſich erſchoſſen.“ — „Ich hörte davon,“ entgegnete die Vermummte; „es iſt gut. So iſt ein Feigling weniger auf der Erde, und Du biſt einen Sohn los, deſſen Du Dich zu ſchämen hatteſt!“ — Die Geſtalt ſchien erſt jetzt die Anweſenheit Andreas zu bemerken, ſie zog ſich, nachdem ſie jene Worte geſprochen, eilig zurück, und verſchwand hinter den Bäumen. „Wer war das?« fragte Andreas die Alte raſch. »Das Fräulein vom Schloſſe, dort oben,« entgegnete dieſe. »Sie iſt ſchuld, daß ich meinen armen Jungen verſtieß und ſchmähte, daß ich auch die Elſe gegen ihn erzürnte; ſo lange und ſo ernſtlich hat ſie mir in den Sinn geredet. Du lieber Gott, ich allein hätt's nimmer ſo weit getrieben; es war ja doch mein Kind, und beſſer er lebte Allen ein Spott, als daß ich ihn hier gebettet ſehen mußte.« Sie brach zuſammen und ihr graues Haar, auf der Bruſt ihres Lieblings anliegend, färbte ſich mit dem Blut aus ſeiner Wunde. Es kam der Chirurg und Männer aus dem Dorfe, die den Todten forttrugen. Andreas blieb allein auf dem Hügel ſitzen; er hatte die Hände krampfhaft gefaltet um's Kniee geſchlungen, und ſah in den Nachthimmel hinauf, an dem eine wilde Bewegung herrſchte. Der Wald rauſchte und die Stimmen aus dem Dorfe tönten verworren zu ihm herüber.

»Geiſt über den Wolken!« rief er. »Belehre mich, wie ich hienieden wandeln ſoll; faſſe mein Herz und lenke es zu Deinem Willen! Leidenſchaft und Thorheit bewohnt die Erde, nur von Dir her weht Kühlung und Frieden!«

Er warf ſich in das hohe Gras nieder, und ſeine Thränen floſſen. Als er aufblickte, lag ein tiefer, dunkler Schatten über der Erde. Es war, als riefen ſich zwei Stimmen aus der Ferne, die eine klagend und erſchöpft, die andere freudig und jubelnd. Die klagende Stimme ging in einen wehmüthigen Geſang über, der das Innerſte von Andreas Herz erſchütterte. Gebirg, Wald, Feld und Flur ſchien in den einfachen erſchütternden Rythmen mit hinzutönen; das Geſchick der Menſchen, der Streit und der Friede untergegangener Jahrhunderte, die Prophetenſtimmen der

Wüſte, alle Klänge verbanden ſich zu einem nächtlichen Geiſterchoral, der wie Athemzüge einer Rieſenbruſt über die dunkle Erde dahin wehte. Andreas ſchauerte in ſich zuſammen. Sein junges ungeſchwächtes Herz fühlte die Nähe des Lenkers der Geſchicke und unterwarf ſich ihm mit Demuth und Ergebung.

Er ſtand einen Augenblick an, ob er Anna wiederſehen ſolle; dann aber entſchloß er ſich ohne Abſchied raſch das Band zu durchſchneiden, wie es ihm die innere Stimme gebot. Als er nach Hauſe kam, fand er Franz, der ihn noch ſpät in der Nacht erwartete. Es waren Briefe angelangt aus Magdeburg, wo ſich die Reſte des geſchlagenen Heeres in troſtloſer Verwirrung verſammelt hielten, und wo in Eile Maaßregeln, was nun zu thun ſei, genommen werden ſollten. Die Schmach des Vaterlandes war entſchieden, die Feſtungen waren ohne Schwerdtſtreich übergegangen, der Feind im ungeſtörten Fortrücken in das Herz des Landes eingedrungen.

Andreas erzählte dem Freunde den Vorfall im Dorfe. „Das iſt Euphroſyne!“ rief Franz heftig. „Dergleichen ſieht ihr ähnlich. Sie wünſcht nichts aufrichtiger, als uns alle auf dieſe Weiſe bei Seite zu räumen. Sie iſt völlig toll. Sie hat mir geſtern verboten, die Schwelle des Schloſſes wieder zu betreten, ſo lange ſie darin weilt. Ihr Haß, ihr Widerwille gegen mich iſt auf einen Grad geſtiegen, die ihre Umgebung für ihren Verſtand fürchten macht. Alles, was Spott und Hohn nur eingeben können, hat ſie ſchon über mich ausgegoſſen; jetzt erregt mein Anblick, der Ton meiner Stimme, wenn ſie mich auch nicht ſieht, ihr Convulſionen. Ich mag wollen oder nicht, ich darf nicht mehr aufs Schloß.

„Es iſt gut,“ ſagte Andreas feierlich — „ich darf auch nicht mehr in's Dorf. Auf dieſe Weiſe ſind wir beide aus unſeren Paradieſen ausgetrieben.«

»Paradies?« rief Franz verwundert. »Wer ſagt Dir, daß das Schloß mir ein Paradies war? Meinſt Du immer noch, ich ſei verliebt in Deine Armide?«

»Nicht in ſie, aber — Euphroſyne —«

»Sie, die mich haßt —?«

»Gerade deshalb, ich kenne Dich!« —

Franz wandte ſich ab und blickte zum Fenſter hinaus; dann wandte er ſich um und fragte leidenſchaftlich, indem eine hohe Röthe ſein Antlitz färbte: »Aber Du? Du verlierſt ein Paradies? Iſt das die Abmachung, Treuloſer? Dein Herz gehört mir nicht mehr ganz, nicht ſo, wie Du es mir in jener Nacht des Bundes gabſt? Antworte!«

»Gehört mir das Deine noch ganz?«

»Wahrhaftig ja! Ich liebe die Frauen nicht;

ich werd' ſie nie lieben!« Andreas erbebte vor dem ehernen Ernſt in der Stimme ſeines Freundes. Die dunklen beleidigten Augen ruhten mit wildem Feuer auf ihm und ſchienen ihm zuzurufen: »Du biſt der Bundbrüchige; Du!«

Andreas wollte antworten, doch Franz verſchloß ihm mit einer leidenſchaftlichen Bewegung den Mund: »Antworte mir jetzt nicht,« rief er. »Bei Gott, ich fühle mich in dieſer Stunde nicht ſtark genug, Dein Geſtändniß zu hören! Mir ahnet Entſetzliches — aber ſchweige.«

Er ſtürzte fort. Andreas wollte ihm folgen, Franz ſchloß — zum erſtenmale — die Thür zu, als er den Freund nahen hörte. Am andern Morgen war er fort; Niemand wußte, wo er geblieben war; zwei Tage darauf fand Andreas folgendes Schreiben von ſeiner Hand: »Ich habe entſetzliche Pein ausgeſtanden; ich habe mit meinem Herzen gerungen und ich habe geſiegt. So nimm denn die Hand, die Du mir zum Bunde reichteſt, zurück; geh, liebe ein Weib, heirathe es. So wie ich Dich kenne, wirſt Du, früher oder ſpäter, doch den Frauen anheimfallen; alſo ſei es gleich jetzt. Ich habe das Mädchen geſehen und beobachtet, ſie ſcheint mir zwar nicht Deiner würdig; denn welch ein Weib wäre wohl je eines Mannes würdig, aber doch leidlich für Dich geeignet. Mit Deinem Schwur iſt's nichts. Glaube mir, es war Kinderſpiel. Deine todte Mutter hörte nicht darauf, und ihr Segen bleibt Dir darum doch. Wenn Dich nichts anderes von den Weibern abhält, dieſer Grund wäre nicht einmal in einem hohlen phantaſtiſchen Roman zu brauchen. Lebewohl auf lange! Ich kann nicht in Deiner Nähe leben mit dem Bewußtſein, Dein Herz nur halb zu beſitzen. Nichts erbärmlicher auf Erden als ein halbes Herz; der muß bodenlos nichtswürdig und ehrlos ſein, der hier zu theilen fähig iſt. Ich wenigſtens theile mit Niemandem. Ich will ganze Seligkeit, ganze Verdammniß.«

Andreas wurde durch dieſen Brief wie durch einen Blitz aus heiterm Himmel niedergeſchmettert. Er wußte ſich in ſeinem Jammer nicht zu laſſen, und Schmerzen der empfindlichſten Art durchwühlten ſein Herz. So heftig und ſo ſchnell treffend hatte er ſich den Zorn des beleidigten Freundes doch nicht gedacht. Es ſchien ihm eine grauſame Tyrannei, die dieſes wilde Herz über ihn ausübte, und doch fand er in ſeinem Innern keinen eigentlichen Anklagepunkt. Der Freund hatte es ausgeſprochen, was als ein dunkles brütendes Geheimniß in ſeiner Seele lebte: er liebte Anna; er liebte ſie mit der vollen, Seelhinſtrömenden Glut ſeines Weſens. Ihre ſüße Erſcheinung füllte ſein ganzes Bewußtſein aus; daß der Freund ihn richtig durchſchaut, füllte ihn mit Freude, nicht mit Schmerz; aber er hatte dieſer Liebe ſchon entſagt, er hatte ſchon gekämpft und wie er hoffte, geſiegt; jetzt warf ihn die Hand des Vielgeliebten und Vertrauten ſelbſt in die Flamme, der er entflohen, hinein. Sollte er ihn und das Mädchen zugleich verlieren! Weh'! welch' eine grauſenvolle Wüſte bot dann das Leben dar! Und zwiſchen beiden — welche Wahl! Er ſprang auf; ſein Entſchluß war gefaßt; Franz mußte auf jede Weiſe, mit jedem nur denkbaren Opfer wiedergewonnen werden. Er warf ſich auf's Pferd, er forſchte im Schloß nach, vergebens; er verfolgte jetzt durch Tag und Nacht, und mit Gefahren kämpfend die Straße, die, den kurz vorher eingelaufenen Briefen zufolge, der Entſchwundene hatte nehmen wollen. Er fand ihn nicht. In einer Nachtherberge traf er mehrere Reiſende zuſammen, die eng an einander gerückt ſich die Neuigkeiten vom Kriegsſchauplatz erzählten. Sie ſaßen um den Tiſch der Wirthsſtube gereiht, ein dürftiges, düſter brennendes Licht in ihrer Mitte. Andreas nahm erſchöpft und unbemerkt von den Anweſenden ſeinen Platz auf der Bank an der Thür. In dieſem Augenblick wird ſie geöffnet, und eine Geſtalt in einen Mantel gehüllt, tritt ein. Der matte Lichtſchein läßt nur ſehr unvollkommen die Züge erkennen, die ein breiter Reiſehut halb verdeckt. Andreas ſpringt auf und ſchreit: »Franz!« Die Geſtalt, ohne ſich umzuwenden, ſchreitet zur gegenüber liegenden Thür hinaus. Andreas ihr nach; ſie iſt im dunklen Hofraum verſchwunden; es iſt alles ſtill, und nur der laute ängſtliche Schrei: »Franz! Franz! wo biſt Du! Um Gotteswillen, höre mich!« verhallt in den rauſchenden Gipfeln der breiten Linden, die die Hofpforte einſchließen. Ganz aus der Ferne hört man den Hufſchlag eines forteilenden Pferdes. Mit der bitterſten

Qual im Herzen kehrte Andreas um. Er mochte den, der ſich nicht finden laſſen wollte, nicht weiter verfolgen. Als er heimgekehrt war, verbarg er ſich und ſeine bittere Herzenstrauer in der Einſamkeit. Franz hatte eine ſo gewaltige Seelenkraft über ihn ausgeübt, daß ſein Leben, wie ein zertrümmertes Gefäß, in tauſend Stücke gebrochen zu Boden fiel, jetzt da er des Geliebten Stimme nicht mehr hörte, ſein Antlitz nicht mehr ſah. Er ſchämte ſich der Thränen nicht, und auf Franzens Bette ſitzend, die Stirn und Wange in die Polſter gedrückt, erlag er ſeinem Schmerze. Am Abende, als die Stunde kam, wo Dämmerung die ſtille Stube füllte, wo ſich die Thür zu öffnen pflegte, um des Freundes Geſtalt einzulaſſen; als jene friedlichen glücklichen Momente erſchienen, wo im Geſpräch Einer des Andern Seele von den Lippen küßte — und nun die Thür geſchloſſen blieb, die Stille von keinem Laut unterbrochen wurde, die Dunkelheit wuchs und der helle Schein des Mondes ſich auf dem Fußboden malte, einen Theil des Lagers und die Ecke des kleinen Bücherſchranks umglänzte, da glaubte Andreas in ſeinem Leid vergehen zu müſſen. Er zündete die Lampe an und ſchrieb, aufrecht im Bette ſitzend, folgende Zeilen an den Abweſenden: „Franz, die Stunde iſt da, wo wir ſonſt mit einander zu plaudern pflegten, und Du biſt nicht da. Ich weiß mich in meiner Einſamkeit nicht zu laſſen; Du fehlſt mir Freund meiner Seele! O, warum mußte ich erleben, daß Du Dich von mir riſſeſt! Was that ich Dir, daß Du ſo ſchwer mich ſtrafteſt!“ — Er wollte noch einige Worte hinzuſetzen, da fiel es ihm ſchwer auf's Herz, daß es ein vergeblich Thun ſei, daß der Brief den Freund nicht erreichen werde. Er verſank aufs neue in Trauer. Um ſich aus den marternden Gefühlen herauszureißen, ging er und öffnete eines der Schubfächer des Schreibetiſches, den beide Freunde gemeinſchaftlich in Gebrauch gehabt, und zog einige Bogen hervor, die Franzens Handſchrift zeigten. Die Schrift war zuſammengerollt und unbeachtet in eine Ecke unter Papierſchnitzel und leere Briefcouverts hingeworfen. Als Andreas beim Licht ſeinen Fund beſah, entdeckte er das ſcharf markirte und mit wenigen genialen Strichen gezeichnete Profil Napoleons und darunter folgende Betrachtungen:

„Dies alſo das Antlitz, das gebietend in unſere Zeit hineinſchauen ſollte! Dies das Auge, das die Seelen und Herzen unſerer Jugend prüft. Unverwandt und ſtreng blickt das Auge; ſeinem ſcharfen Strahl zu entfliehen, iſt unmöglich! Faſſe Dich, deutſcher Stolz, lerne dieſen Blick ertragen, erzittere nicht, deutſche Jugend, entfärbe Dich nicht, deutſcher Muth! Ihr weich geſchaffenen Seelen, genährt von den Segnungen des Friedens, getränkt durch die ſüßen Entzückungen der Künſte, warm gebettet durch Frauenliebe und Familienglück — kommt — tretet vor das Antlitz des Heros und lernt den kalten, langen, vernichtenden Blick ertragen, den er auf Euch richtet. Hinweg mit jeder Anmuth des Lebens, nehmt Erz, glühendes Erz und legt es in Euren Buſen an die Stelle jener duftenden ſchönen Roſe, die als Herz bis jetzt darin geſchlagen. O, lernt den Haß kennen, ſchließt brünſtig in Eure Umarmung den Trotz, küßt mit bräutlichem Kuß die Lippe der Erbitterung! Hinfort können wir nur groß ſein im Haß! — Doch glaubt nicht, daß es leicht ſei, dieſen Haß hervorzurufen; ich kenne Seeler, die ſich vor der Größe demüthigen, die die große That aufſaugen mit der lechzenden Gier, wie der Durſtende den Thau der Wüſte, ich kenne Seelen, die feurig und wild auf die dunkle, feuchte Erde geſchleudert lange lodern und brennen und nicht verlöſchen können — ſolchen Seelen iſt's nicht gegeben, gegen ihre eigene Glut zu wüthen und das Feuer zu läſtern — und dennoch hier müſſen dieſe Seelen lernen, die Bewunderung, die Anbetung aus Ihrem Herzen zu reißen und den Haß, den bis auf den Tod verfolgenden Haß ſtatt deſſen einzupflanzen. Ich ſage Euch, es iſt nicht leicht, den kühnen Mann zu haſſen, deſſen Antlitz gebietend in unſere Zeit hineinſchaut. Seht ſeine Züge! Eine ſolche Maske nimmt der Genius der Geſchichte vor, wenn er die Heldenrollen ſpielt. Dieſem Dämon Rede zu ſtehen, koſtet es die ganze Anſtrengung und Kraft der Seele! Die feig geborne Creatur beſteht nicht vor ihm; nur was ein Mann iſt im vollen Sinne des Wortes, kann ihm Stand halten. Ihr Mütter, zeigt Euren jungen Knaben dieſes Antlitz; ſagt ihnen, daß das Blut der Tapferſten von den Wangen entwich, da ſie dieſem Blick zum erſten mal begegneten, lehrt ſie das Auge dieſes todbringenden Baſilisken ertragen! Zeigt ihnen immer und immer wieder dieſes granitne Profil, dieſen Felſen, an dem unſer Vaterland wie ein leckes Boot zerſchmetterte. — —"

Andreas legte die Blätter weg. Seine treibenden Gedanken und Wünſche hatten eine andere Richtung bekommen. Er ſah ſich im Gewühl der Schlacht, jenem gefürchteten Manne gegenüber, und von tödtlichen Wunden getroffen, fühlte er das Blut dem unruhigen und gepeinigten Herzen entſtrömen. Es war ihm wie im Traume, daß er in Franzens Armen den Geiſt aushauchte, daß der feſte und treue Arm des wiedergewonnenen Freundes ihn mit dem Druck der Liebe Körper an Körper, Bruſt an Bruſt zog. "Ich werde ihn wiederſehen! Er wird wieder mein ſein!" mit dieſen Ausrufungen ſprang er heftig vom Lager auf und durcheilte mit ſchnellen Schritten die Stube. Die Nacht war weit vorgeſchritten; die Ruhe im Zimmer mochte er nicht mehr ertragen, es trieb ihn hinaus. In kurzer Zeit ſaß er auf dem Pferde und lenkte dies dem Dorfe zu. Er wollte Anna nicht wiederſehen, er wollte nur andere Bilder, andere Gegenſtände vor ſein Auge bringen. Als er den Kirchhofhügel hinablenkte, ſah er im Mondſchein eine Geſtalt, die ſich leidenſchaftlich hin und her bewegte; er ſtieg vom Pferde, band es an die Kirchhofmauer und näherte ſich dem einſamen, nächtlich beſchäftigten Weſen. Er ſah jetzt ein junges Mädchen, das wild auf einem friſch aufgeworfenen Hügel herumtrat und ihn ebnen zu wollen ſchien. Die Erdſchollen rollten zu beiden Seiten herab. Eine Geſtalt im Schatten der Kirchhofmauer ſaß am Boden gekauert in Decken gehüllt. Andreas hielt ſein Pferd an, und vom Nußbaumgeſträuch verdeckt, hörte er das Geſpräch, das jene führten. »Elſe!« rief die Stimme der Kauernden, »es iſt genug! Stampfe die Erde nicht feſter über der weißen Bruſt meines Knaben, ſonſt kann er nicht erwachen, wenn der Engel kommt am jüngſten Tage.« — »Und er ſoll nicht erwachen,« tönte die Stimme des Mädchens; »er ſoll nicht! Meinſt Du, ich könnt's dulden, mit ihm zuſammen einzugehen in die goldene Himmelsthür?« — »Kind, Kind; es war ja doch Dein Schatz, Dein Geliebter.« — »Mutter, man muß dem Mannsvolk nicht in den Kopf ſetzen, die paar Küſſe ſeien es, und das in die Armepreſſen und ſonſtiges Liebeswerk — was uns den Männern dienſtbar macht! Nein, Mutter, ſie ſollen lernen, daß für uns die Hauptſache iſt, daß Einer brav iſt, ſich nicht ſchelten und ſchimpfen läßt und nimmermehr duldet, was ein Mannskopf nicht dulden darf. Wo ſie merken, daß unſer Eine ſo denkt, da haben ſie Reſpekt, da gehen ſie ſauber mit uns um und ſind voll Feinheit und Niedlichkeit. So ſoll's ſein.« — »Ach, Mädchen, ſagteſt Du nicht oft, er ſei der hübſcheſte Burſche im Dorfe?« — »Ei freilich, Mutter, ſagte ich das. Nichts Süßeres gab es, als in ſein dunkles, lachendes, zärtliches Auge ſchauen! Ich hab' mich oft darin zur Närrin geguckt. Und wenn ich ſeine heiße glühende Hand an meinem Leib fühlte, hier oben unterm linken Arm, jeder Finger mit ſeinem Druck gab mir eine prickelnde Glut, o da war ich eine Creatur, ſo glücklich wie je eine gelebt — aber wenn er mich jetzt geküßt hätte mit denſelben Lippen, wenn er mich jetzt umarmt hätte mit demſelben Arm — es wäre nicht mehr daſſelbe geweſen. So iſt's, wenn wir in's Herz eines Menſchen geſchaut. Nachher hilft keine Täuſchung. Es war ein feiger Wicht, die Leute haben ihn vor dem Tode laufen ſehen — Ade Liebe! Es iſt gut, daß ihn die Erde hat; ſie ſoll ihn behalten, ich gönn' ihn ihr!« — Die Alte an der Mauer erhob ſich und zog das wilde Mädchen fort, das wieder anfing, auf dem Hügel umherzuſpringen und die Erde feſt zu ſtampfen. »Fort! herab!« ſchrie die Mutter des Todten. »Ich leid's nicht mehr. Unſer Herr Chriſtus iſt für alle Menſchenkinder geſtorben, folglich auch für einen Soldaten, der ausgeriſſen iſt!« — Die Alte und das Mädchen entfernten ſich, und die zwei einſamen Schatten wandelten dem Dorfe zu. Andreas blickte auf den gemißhandelten Grabhügel mit einem eigenthümlichen Gemiſch von Wehmuth und Schrecken, dann lenkte er ſein Pferd raſch um, und ſeinem Vorſatze getreu, wandte er dem Dorf den Rücken.

Wie er in der lautloſen Nacht langſam ſein Thier dahintreiben ließ, war es ihm, als hörte er Franzens Stimme, der ihm aus der Ferne ſchwache, unverſtändliche Worte zurief. Vergebens mühte er ſich, die Laute aufzufangen und ihren Sinn zu enträthſeln. Es war aber Franzens Stimme, dies war ihm genug. Eine unendlich ſüße Sehnſucht durchwallte ſeine Bruſt, und ſein Herz ſchlug dicht an dem Herzen des Freundes, obgleich viele Meilen ihn von dem Erſehnten trennten. Wie er am Kornfelde hinritt, hörte er tief im dunkelnden Aehrengewoge den Ruf der Wachtel, wie er ſich in Pauſen eintönig wiederholte und durch die Stille dahinklang. Aufhorchend hielt er ſein Pferd an, und ließ den Nachtwind leiſe herankommen und an ſeine Wange rühren. Es war eine ſo ſelige Stille. Fernab lagen die blutigen Schlachtfelder mit ihren Todten, fernab die brauſenden Städte mit ihrem Geräuſch, ihren Luſtgelagen und ihrem Geſchwätz. Hier im weiten Felde war Friede. Der breite Weg durch's Korn mit ſeinen Wagenſpuren lag vom blaſſen Mondlicht beleuchtet, geheimnißvoll vor ihm. Es war, als ſollte ein Zug kleiner Elfen und Feldmännlein daherkommen, als leuchteten die flammenden Kelche des rothen Mohnes wie Fackeln vor, um dem Zug der Kleinen Feierlichkeit und Schönheit zu verleihen. Andreas dachte an ſeine Knabenzeit, als er einmal ſich verirrt und eine Nacht im Korne ſchlafend zugebracht. Damals war es auch ſo ſtill ringsum in der Natur geweſen, und ganz wunderſame Schauer hatten ſeine Bruſt gehoben und ſein Herz zittern gemacht.

Den Tag darauf erhielt Andreas eine Einladung in's Schloß. Er wußte, daß dies Euphroſynens Vermählungsfeſt war. Schon lange waren Vorbereitungen getroffen worden; aber unſer Freund hatte ſich wenig darum gekümmert. Was für eine Bedeutung konnte für ihn dieſe Heirath haben? Das junge Mädchen vermählte ſich dem ganz alten Manne. Der Kommandant hätte Euphroſynens Großvater ſein können. Auf dem Schloſſe war man nach gewohnter Weiſe höflich gegen ihn; Niemand jedoch beſchäftigte ſich beſonders und angelegentlich mit ihm. Die drei Frauen fanden mit dem Takt, den die große Welt giebt, die rechte Art, mit demjenigen zu verkehren, der aufgehört hatte, das zu ſein, was er einſt geweſen. Armide, die ihrer Natur nach völlig kalt und ſelbſtiſch war, gelang es am beſten, Andreas wie einen völlig Fremden zu behandeln. Der Kommandant war kein zärtlicher Bräutigam; er ſchien fortwährend wie befremdet und erſtaunt, ſich ſo brünſtig und mit ſo großer Hingebung geliebt zu ſehen. Oft, wenn ſeine Braut ſich ungeſtüm an ſeine Bruſt warf, wandte er ſich um und ſagte gleichſam entſchuldigend zu den Umſtehenden: „Sie iſt ein Kind, ſie wird ſchon zur Vernunft kommen!“ — Nach der Trauung ſagte Euphroſyne mit einem ſcharfen Ton der Stimme zu Andreas: „Melden Sie Ihrem Freunde, daß ich glücklich bin.“ — Andreas, betroffen von dieſen ſeltſamen Kehllauten, blickte ſie ſcharf an, und ſie, nicht fähig dieſem Blicke Rede zu ſtehen, ſenkte ihr Auge verwirrt und mit einer leidenſchaftlichen Verſtimmung kämpfend. Noch einmal wiederholte ſie: „Ja, ja — melden Sie ihm, daß ich glücklich bin,“ dann wandte ſie ſich ſchnell und verlor ſich unter die Gruppen der Glückwünſchenden. Andreas ſah ihr nach; ſie erſchien ihm unheimlich und fremd. „Was muß in ihrer Seele vorgehen?“ fragte er ſich ſelbſt. „Warum ſpielt ſie alſo falſches Spiel mit ſich und der Welt?“

Er verließ den Saal und nachdem er ſich eine Weile auf den Terraſſen und dann tiefer unten, am Ufer des See's ergangen, lenkte er in einen Baumgang, an deſſen Ausgang ihm die hellen Fenſter einer kleinen Gärtnerwohnung entgegenblickten. Als er die angelehnte Thür des Häuschens öffnete, überraſchte ihn eine ſeltſame Gruppe. Einige Knaben aus der Umgegend, der Kadet an ihrer Spitze, hatten ſich in die grotesken Masken von Meerungeheuern verwandelt, und tranken ſich eben bei einer mächtigen Bowle Punſch den gehörigen Muth zu ihren Schauſtellungen, die wenige Zeit ſpäter, wenn das Feuerwerk abgebrannt wurde, vor ſich gehen ſollten. Winfried, ſo hieß der Kadet, ſprang ſogleich in der Maske aus dem Häuschen hervor, und ſeinen Fiſchſchwanz unter'm Arm nehmend, drängte er ſich Andreas zum Geſellſchafter auf, indem er mit heißem Athem fortwährend plaudernd, ihn zum Vertrauten ſeiner Liebe zu ſeiner Tante machte. Andreas zügelte, ſo gut es gehen wollte, den Ungeſtüm und den wunderlichen Sinn des Knaben, aber er dachte zugleich mit einiger Beſchämung an ſich ſelbſt und an jene Stunde, die unverwüſtlich in ſeinem Gedächtniſſe brannte. Er machte ſich von dem Knaben los und ging wieder einſam den dunklen Baumgang hinab. Plötzlich fiel es wie eine Beklemmung auf ſeine Seele, daß er hier völlig zwecklos umherirre, daß ſein eigentliches Leben ganz wo anders weile. Mit dieſer Ueberzeugung war auch der Entſchluß gefaßt, ſtehenden Fußes das Schloß zu verlaſſen. Er wollte nach Hauſe eilen, an Franz einen Brief ſchreiben, einen zweiten an Marie Anna, in welchem er Abſchied von dem Mädchen nahm. Dann mit der Frühe des morgenden Tages wollte er aufbrechen und in die Gegend von Magdeburg zu gelangen ſuchen. Dort mußten beſtimmtere Nachrichten vom Vorrücken der feindlichen Armee, und von den zunächſt zu erwartenden Ereigniſſen eingetroffen ſein.

Wie er durch die Zimmer eilte, um von einigen Perſonen Abſchied zu nehmen, traf er in einem etwas abgelegenen kleinen Salon den Kommandanten eingeſchlummert auf dem Sopha, und Euphroſyne über ihn gebeugt. Sie hielt in ſchwärmeriſcher Verzückung eine ſeiner grauen Locken empor und küßte ſie, indem ſie rief: „Einziger und höchſter Schmuck eines Mannes, unentweihtes Silberhaar, ich küſſe dieſe Krone der Ehre! Viel ſüßer biſt Du mir, theures Greiſenhaar, als die braune Locke des Jünglings, die zu berühren dem Ruhme ſchaudert; vor der der keuſche Lorbeer zurückzittert. O, mein Inniggeliebter, mein Herz, meine ganze Seele iſt Dein!“ Sie umſchloß ihn ſanft mit ihren ſchönen Armen und lehnte ihr Haupt an das ſeinige. Der Ausdruck der reinſten Zärtlichkeit lag in ihren Augen, ihrer Miene. Andreas zog ſich unbemerkt zurück.

Zu Hauſe angelangt, und den Brief an Anna ſchon begonnen habend, warf er das Papier bei Seite und rief, vom Tiſche auffahrend: „Nein! Ich muß ſelbſt zu ihr. Sie kann es fordern, die treue arme Seele, daß ich zum letztenmale nicht in einem dürftigen Schreiben, ſondern Aug' in Aug' ihr gegenüber trete. Sie kann es fordern. Meine Anna! O, Du arme, ſüße, kleine Anna! Nun warte nur; ich komme!“

Als er auf müdgejagtem Thiere vor der Pfarrwohnung hielt, klopfte ſein Herz heftig. Anna's Fenſter war dunkel. Er band das Pferd an den Gitterzaun des Gartens und trat in dieſen. Die heiße Nachtluft brütete in den dicken niederhangenden Fliederblüthen, die betäubend dufteten. Er ſchob die Zweige weg und trat in das hohe dunkle Gras, das das Häuschen Aurel's umgab. Die Krauſemünze und der Thimian dufteten ſtark beim tiefern Eindringen und ein nächtliches Leben regte ſich in dieſem verlaſſenen und wüſte liegenden

Winkel des Gartens. Plötzlich fällt ein heller Lichtſtrahl auf die dunklen Blätter und Sträucher; die Thür des Hauſes wird aufgeſtoßen und ſich ſträubend und mit einem Verfolger ringend, zeigt ſich in halber Beleuchtung die leidenſchaftliche Geſtalt eines Mädchens, das über die Schwelle flüchten will, aber von zwei kräftigen Armen zurückgehalten wird. Andreas erkennt Anna und ſtößt einen Schrei aus, den Jene jedoch nicht hören. Aurel, im Nachtgewand, die Decken und Tücher hinter ſich herſchleppend, das ſchwarze Haar in wilden Ringen auf einen marmorweißen entblößten Oberleib flattern laſſend, ſtürmt auf das entſetzte Mädchen ein und birgt, unter Kampf und Ringen, ſein Geſicht in ihrem offenen Buſen. Sie ſchreit auf, es gelingt ihr einige Schritte zu fliehen, dann ſtolpert ſie über eine Baumwurzel, fällt, richtet ſich auf den Knieen auf und kämpft ſo mit ihrem Verfolger, der in ſeine Decken noch halb gehüllt, in phantaſtiſcher Geſtalt, wie der Dämon der Nacht, wild und grauſam und ſchön dabei, ſich über ſein Opfer beugt, ſie unter der Wucht ſeiner Stärke zu erdrücken droht. Anna's einer Arm klammert ſich um den Baum, während die rechte Hand in die ſchwarzen Locken ihres Peinigers faßt und gewaltſam ſein Geſicht, deſſen durſtende Lippen ſich ihr gierig nahen wollen, zurückdrängt. Der heiße nackte Buſen des Fieberkranken berührt ihre jungfräuliche Bruſt. Andreas wirft ſich zwiſchen beide und ſchreit mit einer wild durch die Nacht donnernden Stimme: „Aurel! Teufel! Zurück!“ — Anna ſinkt ſchluchzend und die rollenden Augen auf Andreas gerichtet ins Gras und Aurel rafft ſeine Decken zuſammen, indem er zu ſeinem Gefährten ſagt: „Welch ein ſchlechter Spaß, jetzt zu kommen!“ — „Wirklich?“ ruft Jener höhnend. „Ich finde, daß es ein ſchlechter Spaß iſt, den Du Dir hier erlaubſt.« — »Ein Spaß?« fragte Aurel und zeigte grinſend ſeine weißen Zähne; — es war Ernſt. — »Wie?« donnerte Andreas und trat ihm dicht auf den Leib; »Du hätteſt in der That gewagt, einen brutalen Angriff auf das Mädchen zu wagen, die Dich gepflegt hat, wie nur Engel verkrüppelte und zu Grunde gerichtete Sünder pflegen können?« — »Brutal?« Hör' mal, Freund, das Wort gefällt mir nicht.« — »Und Deine That mir nicht.« — »Meinetwegen.« — »Du biſt ein ehrloſer Wüſtling.« — »Still, ich will es nicht gehört haben.« — »Du ſollſt's!« — »Teufel! Wer giebt Dir das Recht, mit mir anzubinden?« — »Du ſelbſt.« — »Geh und leg' Dich ſchlafen — Nichtswürdiger!« — »Oho! Wo iſt mein Degen? Du denkſt, mich ungeſtraft beleidigen zu können, weil ich hier in meine Decken gehüllt als ein Ritter vom Spital vor Dir ſtehe — aber ich bin geſund. Morgen wollt' ich das Bett verlaſſen.“ — Bei dieſen Worten ſchwankt Andreas einen Augenblick. Der Gedanke durchblitzt ihn, daß es unwürdig ſei, den Kranken bis zu dem Grade zu reizen, daß er ſeine noch nicht völlig wiedererlangten Kräfte mit einem Geſunden meſſe, allein ein Blick auf Anna, die noch immer bleich und leblos wie ein Steinbild am Baum lehnt, bringt ſein Blut neu in Wallung und er achtet auf jene Stimme ehrenvoller Rückſicht nicht. Aurel iſt ins Haus geſtürzt, bringt den ſilbernen Armleuchter, ſetzt ihn ins Gras hin, mitten hinein in ein Bouquet feuriger Nelken, die durch die Flamme angeweht, wie ſchwimmende, flackernde Blutstropfen durch die Nacht leuchten, dann legt er ſich in der Stellung aus und hält dem Gegner die Degenſpitze entgegen. Die Leintücher und die großblumige Decke hat er mit dem Halstuche um den Leib gebunden, die Bruſt iſt nackt, ebenſo das vortretende rechte Bein, das in marmorner Weiße durch die Dunkelheit ſchimmert. Andreas hat ſeinen Rock abgeworfen, um ebenfalls unbeſchützt ſeine Bruſt dem Gegner entgegenzuhalten. Der Kampf beginnt. Anna, als ſie die blitzenden Klingen ſieht und nun erſt begreift, um was es ſich handelt, flieht dem Hauſe zu, ihren Vater herbeizurufen. Der alte Mann zweifelt, forſcht, läßt ſich's erklären, damit vergeht die Zeit, und Anna ſtürzt wieder in den Garten zurück. Als ſie kommt, findet ſie den Platz leer; das Licht iſt umgeſtürzt und liegt verglimmend in dem Nelkenſtrauch; friſche Blutstropfen leiten in das Haus hinein. Sie dringt in die Stube; Aurel liegt auf dem Bette, Andreas iſt um ihn beſchäftigt. »Jetzt können Sie mich wieder ein paar Wochen pflegen, mein tugendhafter Engel!« ruft Aurel. Der Pfarrer tritt jetzt herein. »Was giebt's?« ruft er. »Um

Gotteswillen, ſprecht!« Andreas erzählt dem Alten den Vorgang des Duells, ohne ihm deſſen Veranlaſſung anzugeben, und endet mit dem Bekenntniß, daß er ſo unglücklich geweſen ſei, ſeinen Gegner zu verwunden. Es müſſe ſchleunig der Arzt gerufen werden, der ſich im Schloſſe als Gaſt befinde! — Dieſem Befehl wird Folge geleiſtet; der Arzt erſcheint, findet die Wunde nicht von Bedeutung und ordnet Mittel und die Pflege für die Nacht an. Andreas erklärt, daß er nicht von dem Bette weichen werde. Nach einem langen Hin- und Herreden, nach dem mühevollen Abwehren der Neugierigen, die vom Vorfall gehört haben und in den Garten dringen wollen, nach den weitläufigen und allzu wortreich ertheilten Anordnungen des Arztes und den ſalbungsvollen Reden des alten Pfarrers entfernen ſich endlich Alle und es wird ſtille im kleinen Gartenhäuschen. Die beiden Kameraden bleiben allein. Aurel darf nicht ſprechen, aber er kann's nicht laſſen, er wendet den Kopf langſam herüber zu Andreas und ſagte in dem ihm eigenthümlichen Tone von lachendem Spott: „Wir ſind auch ein paar recht feine Burſchen! Sag' mir, was war eigentlich der Grund unſeres Streites? Ich will nicht meines Vaters Sohn ſein, wenn ich es irgend weiß.“ — Andreas gab mit einem ſtummen Wink dem Sprecher zu verſtehen, daß er ſtill ſein und ſich wieder der Wand zuwenden ſollte; aber Aurel, ſich wenig um dieſe Andeutung kümmernd, ſagte, indem er ſeinen rechten Arm dem Kopfe unterſchob: „Sie kam und ging und ging und kam, und wahrhaftig, ich glaubte, ſie hätte ein Auge auf mich! Das kleine Ding, ſie dachte, ich wäre ſo ſchwach, daß man mir ſchon Eins bieten könne, und ſo bot ſie mir ihre kleine weiße Hand, die ich als Kopfpfühl unter meine brennende Wange legte. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie geſtern da ſaß und mir Medizin bot! Dort auf dem Rohrſtuhl, auf der Ecke ſaß das Perſönchen! Teufel! dachte ich, die macht ſich's bequem, und geht mit mir um, als wenn ich eine alte Großmutter wäre. Wahrlich, es lag etwas Impertinentes in dieſer Sicherheit! So ganz matt, abgethan und unſchädlich den Weibern gegenüber war ich mir noch nie vorgekommen. Ich nahm mir vor, ihr Reſpekt einzuflößen. „Mein Kind,“ ſagte ich ihr, es will ſich kaum paſſen, daß Sie immer kommen und mir Medizin eingeben.“ — „Warum nicht?“ fragte ſie. „Wer ſollte es denn ſonſt thun?“ — „Die alte Liſe.“ — „Nein!“ rief das kleine Stück Eva und ſah dabei ſo wunderlieblich und ſo friſch, froh und freundlich mich an, „Liſe iſt halb blind, und die hat Ihnen neulich die Hemdkrauſe mit dem braunen Tranke beſchüttet; ſo etwas paſſirt mir nicht.“ — Ich mußte ihr Recht geben; ſo etwas paſſirt ihr nicht. Ihre Hand iſt immer ſo verzweifelt ruhig, als hielte ſie dem Hofhunde ein Stück Brod hin. Da bereitete ich ihr dann heute die Scene. Ich wollte ſie nicht beleidigen, auf Ehre — ich wollte nicht; das glaube mir; mein altes Anſehen wollte ich mir wieder verſchaffen. Das war Alles. Du nimmſt aber, wie ich ſchon gemerkt habe, die Dinge in der Welt immerdar von äußerſt ſentimentaler Seite. Da ich wußte, daß Du dieſe Narrheit hatteſt, wäre es klüger geweſen, ich hätte auf Deine Redensarten nicht weiter geachtet; ſo hätte mich das Schickſal nicht von neuem am Zipfel faſſen können.« — Andreas, der auf dieſe, ihm widrigen Aeußerungen nicht antworten wollte, ſtand auf, trat an's Fenſter und blickte ſchweigend in die Nacht hinaus. Aurel wandte ſich mit einem Fluch zurück in ſeine frühere Lage und drückte das Haupt in die Kiſſen. Die Nacht verging, ohne daß der Eine oder der Andere etwas ſprach, obgleich ſie Beide wachten. Als gegen Morgen der Arzt ſich einſtellte, fand er des Kranken Zuſtand verſchlimmert. Ein Fieber hatte ſich dem gereizten und zerrütteten Nervenzuſtand beigeſellt. Andreas, der nach Hauſe geritten war, kam gegen Abend wieder; er fand den Pfarrer am Bette ſitzend und ſtellte ſich in die Ecke am Ofen, um die Unterredung der Beiden nicht zu ſtören, aber er fand bald, daß es beſſer ſei, ein ſolches Zwiegeſpräch zu unterbrechen, als es ruhig weiter fortgehen zu laſſen. Beide ſprachen in ihrer Weiſe, und Keiner verſtand den Andern. „Mein lieber Herr Paſtor,“ rief Aurel endlich, „Sie wollen mir wohl eigentlich durch die Blume Ihrer frommen Redensarten ſagen, daß ich mich auf den Abmarſch aus dieſem Leben vorbereiten ſoll?“ — „Ich geſtehe,“ entgegnete der alte Mann, „daß man meine Worte ſo auslegen kann, und daß ich inſonderheit nichts dagegen habe, wenn Sie ſie, mein junger Herr, ſo auslegen.« — »Ich verſtehe. Ach, da geben Sie ſich weiter keine Mühe. Ich ſterbe und damit iſt's gut.« — »O, mein theurer Herr Baron. Werden Sie nicht veranlaßt, bei dem Ernſte dieſer Stunde an Ihr bisheriges Leben zu denken, deſſen Sünden und Irrthümer zu bereuen?« — »Sagen Sie mir, Herr Paſtor, laufen Sie mitunter auf dem Eiſe Schlittſchuh'?« — »Ei, nicht doch!« »Das thut mir leid. Sie können ſich nicht denken, wie anmuthig es iſt auf Schlittſchuhen zu laufen. Es giebt Leute, die wahre Wunder in dieſer Kunſt thun.« — »Herr Baron, wir ſprechen von ernſten Dingen, und wir wollen wieder darauf hinlenken.« — »Nun ſo lenken Sie!« — »Ich wollte ſagen, wenn es nun dem Himmel in der That gefiele, Ihr Lebensziel auf dieſes Jahr, auf dieſen Monat, vielleicht auf dieſe Woche ſchon zu ſetzen — wenn Sie abgerufen würden — vielleicht heute Nacht ſchon.« — »Wie?« rief Aurel, »dieſe Nacht ſchon? Hören Sie, lieber Freund, wenn dem ſo iſt, dann iſt mir die Zeit theuer, und ich muß Sie bitten, unſer Geſchwätz einzuſtellen, denn ich hab' mit meinem Freunde dort zu reden.« — Der Pfarrer erhob ſich und ging mit einem ſchweren Seufzer zur Thür hinaus. Aurel winkte Andreas, und dieſer nahm an dem Bette Platz. »Du ſiehſt niedergeſchlagen und hoffnungslos aus,« hub der Kranke an. Wenn Du Dir meinen Tod als Dein Werk anrechneſt, ſo thuſt Du Dir viel Ehre an. Der Arzt hat mich verſichert, daß meine eigne Unbeſonnenheit lediglich daran ſchuld iſt. Im Zuſtande der Reconvalescenz, in dem ich mich befand, war nichts ſchädlicher als ein Tumult des Bluts und der Nerven, wie ich ihn mir beim Ueberfall des Mädchens bereitete. Die Nachtluft mag das ihrige gethan haben; auch ohne Deine Dazwiſchenkunft wäre ohne alle Frage mein Abentheuer tödtlich ausgefallen. Gieb mir die Hand und laß uns ohne Groll von einander gehen. Ich ſterbe gern; denn Leben, Vaterland, Ehre, alles iſt mit einander abgenutzt und zum Wegwerfen reif. Es iſt wahrlich eine Zeit jetzt, wo man gern ſtirbt. Leb' wohl. Beſorge die Papiere, die Du im Tiſchſchubfach dort findeſt; bezahle mein Spielſchuld von voriger Woche, und jetzt geh', denn ich mag weder Dich noch irgend Jemanden vor mir ſehen. Geh! ich bitte Dich.«

Andreas entfernte ſich zögernd; wie er fort war, hörte er den Kranken die Thür, deren Schloß er aus dem Bette aus erreichen konnte, abſchließen. Es war Abend geworden und die Lampe brannte düſter im Häuschen. Niemand konnte hinein; es war eine ſchauerliche Stille drinnen. Plötzlich gegen Mitternacht hörte man einen lauten Schrei; der Arzt ſtieß das Fenſter auf und ſprang durch dieſes ins Zimmer; er fand Aurel im Bette liegend, den Kopf und den Oberleib hinaushängend, die Bruſt mit ſchwarzem geronnenen Blut bedeckt — er war todt. Hatte ſich der Verband nun ſelbſt gelöſt, oder war er vom Kranken gelöſt worden, es ließ ſich dies nicht klar ermitteln. Andreas, der die Nacht über im Pfarrhauſe geblieben war, beſchäftigte ſich jetzt mit der Leiche, nachdem er die Papiere, die ſeiner Obhut anvertraut waren, in Sicherheit gebracht hatte. Unter dieſen Schriften befand ſich auch ein Brief an Frau v. Krüdener; er war offen, die Schrift noch friſch. Andreas widerſtand nicht dem Verlangen, ihn zu leſen. Während er in einſamer Morgenſtunde bei der Leiche wachte, überlief er mit forſchendem Auge und klopfendem Herzen folgende Zeilen:

»Wenn Sie dieſes Schreiben empfangen, Frau

Baronin, ſo iſt dies ein Zeichen, daß ich mich nicht mehr unter den Lebenden befinde. Ich bin geſtorben, ohne mit dem, was Sie einen Gott nennen, verſöhnt zu ſein. Ich bin dem Urſprung meines Daſeins, mag dieſer nun eine Blutwelle, ein in Fäulniß übergegangener Saft, oder ſonſt ein vagabondirender, elementariſcher Stoff ſein, keinen Dank ſchuldig — aber freilich auch keinen Fluch. Hätte mich ein Geiſt geſchaffen, ſo würde ich ihm fluchen; aber freilich einem Stück Koth kann man nicht fluchen. Da Sie ſich einſt ſo viel Mühe gaben, mich zu bekehren, ſo muß es Ihnen tröſtlich ſein zu erfahren, daß ich wenigſtens kein Heuchler geworden; ſo wie zahlloſe Ihrer anderen Schüler, die hinter Ihrem Rücken Sie auslachen, während ſie Sie ins Angeſicht eine Prophetin und eine Heilige nennen. Es kann ſein, daß meine Miſſion auf Erden eine ſehr geringe war, doch hab' ich den Troſt, ſie erfüllt zu haben. Als ich ein Knabe war und mit meinen Genoſſen in Streit gerieth, ſagte mein Vater zu mir: »Junge, wehre Dich Deiner Haut und laß Dich nicht zum Narren haben!« Mit dieſen einfachen Worten war die Signatür meines Lebens hingezeichnet. Ich hab' mich gewehrt, wo ich konnte, und hab' verhindert, daß man mich zum Narren hielt; weder durfte dies von den Fürſten, noch von den Frommen, noch von den Frauen geſchehen; ſo ſehr auch dieſes dreimal geſtrichene F. ſich damit Mühe gab. Leben Sie wohl — finden Sie's der Mühe werth meiner zu gedenken, ſo thun Sie's, wo nicht — mich wird's auch nicht kümmern.«

Andreas faltete das Papier zuſammen und ſah nachdenklich auf das blaſſe ſtarre Antlitz, das neben ihm mit geſchloſſenen Augen gen Himmel gewandt war. Der Pfarrer trat ein, leiſe die Thür hinter ſich zuziehend, als ſchlummre Jemand. Er erkundigte ſich bei Andreas angelegentlich, ob der Verſtorbene nicht Reue und Bekehrung gezeigt, und der gutherzige Jüngling, der nicht das grauſame „nein“ ausſprechen wollte, gab eine ausweichende Antwort, die der Pfarrer ſofort für eine Bejahung ſeiner Frage annahm. Er trat zu dem Todten, faltete die Hände über ihn und rief mit großem und rührendem Pathos: „O, wie ſchön iſt's, wenn ein Mann hingehet zu empfangen ſeinen Lohn! Ich bin erzogen auf der Haide; der Nachtwind war mein Lehrer, der ſcharfſchneidende Oſt mein Prediger; ich vernahm nichts von Gott und meine Ohren hörten nicht das Wort der Gnade. Wenn der Mond aufging über der Haide, ſo jauchzte ich und war frohen Herzens, und wenn die Nacht die Erde mit Schatten überzog, ſeufzte ich und wußte nicht, wohin mich flüchten. Alſo war dieſes Mannes Leben! Er wuchs auf wie die Blume des

Feldes, wie die junge Birke, abſeits den älteren Bäumen. Um ihn herum ſpielten die Thorheit und der grauſame, gefährliche Witz der Welt. Es ging ihm vorüber ſchmeichelnde Sinnlichkeit und warf feurige Küſſe ihm zu. Es rannten und liefen die Leidenſchaften, um ſeiner Seele Reinheit zu beſudeln und der alte Teufelsrabe hackte in ſein Fleiſch. Aber er iſt errettet! Hoſiannah, er iſt errettet! Demüthig und beſcheiden wandelt ſeine Seele den Pfad, der zum Lichte führt. Singet Ihm, lobpreiſet Ihm — befreite Geiſter! O ſüß iſt der Sabbath dort oben! Es wandeln die ſchönen Erkorenen in lieblichem Geſang die Runde um den Himmelsſaal, es klingen die Harfen, und der Frommen Fuß tanzt in der Morgenröthe. Alles Luſt, alles Lieblichkeit, und während wir hier unten auf Erden dunkle Pfade gehen und den Staub unſerer geliebten Todten in enge kleine Höhlen verſenken, ſpringen oben unter dem Poſaunenſchall der ewigen Chöre die Himmelsthüren auf und in purpurnen Gewändern ziehen die Erlöſeten ein und ſetzen ſich auf goldne Stühle, die ihnen bereitet ſind. Alſo geſchehe es auch dieſem Mann; denn er hat bereuet ſeine Miſſethat, und er hat von ſich geworfen ſeine Sünde!«

Andreas hörte mit einem heftigen Schmerz den Alten ſo ſprechen; dennoch durfte und konnte er nicht, jetzt am wenigſten, die Wahrheit bekennen. Er ſchlich hinaus und drückte ſeine heiße fiebernde Wange, ſeine glühende Stirn an einen Baumſtamm. So fand ihn Anna. Sie gingen lange ſchweigend den dunklen Bogengang auf und ab. Andreas' Herz wollte ſpringen. Jetzt im Tumult ſeiner Gefühle, wo Tod und Leben auf gleiche Weiſe dumpf, hoffnungsleer, und mit ihrem Gewicht ihn faſt erſtickend, auf ihm laſteten, kam noch die bittere Qual der Trennungsſtunde hinzu. Anna mußte jetzt erfahren, daß er morgen fort wolle, daß ſie ihn nie wiederſehen ſollte. Wo Worte finden ihr dies anzukünden? — Er ſtand vor ihr, er faßte ihre Hand, er ließ ſie wieder los; im Dunkel der Sommernacht ſah er ihr treues Auge auf ſich gerichtet, mit der ganzen Kraft der Seele, wie ſie in ſolchen Momenten beängſtigend und entzückend an die fremde Seele rührt. „Anna!“ hub er endlich an; „wir haben uns lieb gewonnen, allein es darf nicht ſein, daß ein Bund zwiſchen uns geknüpft werde; ich werde von Dir gehen, und wenn Du morgen meine Stätte ſuchſt, wirſt Du ſie nicht mehr finden. Laß meine Geſtalt wie einen Schatten vor Deinen Augen vergehen!“ — Er hielt inne, die Thränen traten ihm ins Auge; ſie warf ſich ihm an den Hals. „Ich habe nie gehofft, daß ich Dein Weib ſein könne,“ rief ſie, „Du warſt mir ein theurer Bruder — ich hab' kein Recht, Dich zu halten — ſo leb' denn wohl!“ — Sie lag an ſeiner Bruſt; der Nachtwind ſpielte in den Zweigen der Linden. „Leb' wohl,“ rief Andreas, und drückte ſie noch feſter, noch inniger an ſein Herz. Sie wand ſich los und eilte auf's Haus zu; Andreas trat in's Zimmer zur Leiche. Das Licht war niedergebrannt; Dunkel hüllte die kleine Kammer ein, draußen erwachte ein Gewitterſturm. Er konnte es im Zimmer nicht aushalten, noch einmal kam er auf die Stelle zurück, wo er Anna verlaſſen; etwas Dunkles rührte ſich in geringer Entfernung. Beim Leuchten der Blitze erkannte er das Mädchen; er eilte auf ſie zu, zog ſie leidenſchaftlich mit ſich in das Häuschen, indem er rief: „Komm! komm! es regnet!“ —

Als ſie eingetreten waren, ſchloß er die Thür; ſeine Hand zitterte. Unſichern Schrittes ging er in der Stube auf und ab, indem er nicht den

Muth hatte, Anna anzureden, die am Fenſter ſtand, und dem Grollen des Donners zuhörte. Der Sturm wüthete jetzt; ein dichter Regen praſſelte nieder, und unter der Wucht des Regens und des Windes beugten ſich die Baumſtämme, und die nahen Aeſte ſchlugen an's Fenſter. Andreas hatte auf dem Stuhl Platz genommen dicht hinter Anna; jetzt als ein ſtarker Schlag dröhnte, zog er ſie zu ſich nieder, hielt ſie auf ſeinen Knieen und barg ſein glühendes Geſicht in ihrem Buſen. Sie wehrte ihn ſanft ab, indem ſie Verſuche machte, von ſeinem Schooße ſich zu erheben; er hielt ſie feſt und flüſterte: „Du biſt doch mein!" — „Andreas!" rief ſie, und in dieſem einzigen Laut lag Vorwurf und Liebe in der innigſten Umarmung. Er ſuchte ihren Mund, den ſie abwendete und doch hingab; ſeine Lippen vereinigten ſich mit ihren, ſein Athem tauſchte Glut um Glut mit dem ihren; die Arme, anfangs ihn wegdrängend, waren jetzt um ſeinen Nacken geſchlungen und zogen ſeinen Kopf tiefer zu dem ihren herab. Noch lag ſie auf ſeinem Schooße, ſeine linke Hand hielt ihren Kopf, während ſeine Rechte auf ihren Knieen ruhte. Plötzlich ſchreit ſie auf: „Der Todte regt ſich!“ Andreas zuckt zuſammen; er glaubt einen großen aufrechtſtehenden Schatten hinter ſich zu ſehen — im Nu darauf ſteht alles in Flammen; doch iſt's nur ein ſtarker Blitzſchein — der Todte liegt ruhig. Andreas' Hand, die auf Anna's Buſen liegt, wird durch das wilde Klopfen ihres Herzens erſchüttert; ſeine Pulſe fliegen ebenſo. Das Antlitz des Todten hat ihn gerade in dieſem Moment an die lebloſen ſtarren Züge ſeiner Mutter gemahnt. Der Schwur, den er in ihre kalte Hand gethan, ſchreit jetzt wild durch ſeine Seele. Er läßt Anna frei und taumelt der Thür zu; er will öffnen, das Schloß widerſteht; jetzt gelingt's ihm; durch den Spalt der Thür fährt der Sturmwind und verlöſcht die Lampe, die am Tiſchende zu Füßen der Leiche brennt. In dieſem Augenblick fühlt er, wie Anna ſich durch die Thür in's Freie drängen will — er hält ſie in ſeinen Armen, und zieht ſie zurück. Sie bittet, er hört nicht — er hat für nichts Sinne als für die volle heiße Form, die in Krämpfen bebend ihre Wellen an ſeine Stirn, an ſeine Wangen ſchlägt. Die ganze übrige Welt erliſcht vor ſeinem Geiſte, wie eine ins Waſſer fallende Fackel. Er zuckt, er fiebert — alle Lebensgeiſter fließen in einen wilden Strom der Kraft und der Luſt zuſammen; ſein Wille iſt allmächtig; er kennt keinen Widerſtand; ſeine Arme gewinnen die Kraft junger Baumwurzeln, die ſich in den Schooß der Erde einwühlen. Nur ſo viel Beſinnung behält er, daß er beim Schein der Blitze Anna von der Bank wegdrängen will, auf der der Todte liegt, doch ſie klammert ſich zurückweichend gerade an dieſe Stütze. Mit Anwendung ſeiner ganzen Kraft reißt Andreas ſie los und trägt ſie auf das Lager — — —

Als Andreas am Tage hierauf die Gegend verließ, wandte er ſich nach Magdeburg. Er fand dieſe Stadt in den traurigſten Verhältniſſen. Troſtloſigkeit, Mangel und Krankheiten drückten Gemüther wie die Körper zu Boden. Die Lazarethe waren überfüllt, Fieber wütheten. Auf den Straßen herrſchte Verwirrung und Drangſal, die demüthigenden Nachrichten, die von der Armee einliefen, beugten die Patrioten tief; Berlin, ſo hieß es, ſei vom Sieger in Beſitz genommen; man wußte nicht, wohin der König ſich gewendet; die Hoffnung doch noch zu triumphiren, die Schmach abzuwerfen und glorreich zu erſtehen, war jetzt eine eitle. Andreas erhielt, ſo wie er ſich gemeldet, eine anſtrengende dienſtliche Beſchäftigung; in dem Seelenzuſtand, in welchem er ſich befand, war es ihm lieb, mitten in den Strudel der allgemeinen Noth und Sorge ſich hineingeriſſen zu ſehen. Man nahm ſeine Kraft, ſeinen guten Willen, ſeine Kenntniſſe und die militäriſche Tüchtigkeit, von der er ſchon oft Proben gegeben, in Anſpruch. Er hatte keine bleibende Stätte; wo der Ruf der Pflicht ihn hinbeſchied, und dieſer Ruf wechſelte in einer Stunde oft mehrmals, da mußte er wachſam, thätig, nie müde, auf dem Platze ſein. Wie er in einer Nacht ermattet auf ſeine Streu ſank, warf ihm ein Vorübereilender ein Päckchen zu. Er las die Aufſchrift, küßte ſie — es ſchien ihm Franzens Hand zu ſein. Der Schlummer, die Ermüdung, der Schmerz waren wie mit einem Zauberſtabe von ſeiner Seele genommen. Er riß die Schnur ab, die das Päckchen zuſammenhielt. Jetzt erkannte er ſeinen Irrthum und ſank ſchmerzlich enttäuſcht auf's harte Lager zurück. „Er hat mich verlaſſen!“ ſtöhnte er; „ich verdiene nicht mehr zu leben!“ Die Briefe waren an Offiziere ſeiner Bekanntſchaft gerichtet. Viele dieſer armen Märtyrer hatten ſchon ausgelitten; der Gruß der Liebe ſank auf Grabhügel.

Gedruckt bei C. Feiſter in Berlin.

Jena und Leipzig.

Novelle in zwei Theilen

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin, 1844.
Buchhandlung des Berliner Leſecabinets.

Zweiter Theil.

Memel — Gotha.

(Franzen's Tagebuch.)

II. 1

Den 15. — langte ich in Gotha an. Ich fand die Stadt ruhig. Napoleon hatte vom Herzogthum Beſitz genommen, den Herzog aber weiter nicht beunruhigt. Als ich auf's Schloß geführt wurde, um in geheimer Audienz den Auftrag, um deſſenwillen ich gekommen, auszurichten, fand ich einen Kreis von Damen um einen Tiſch ſitzend, der Herzog in ihrer Mitte und ihnen einen galanten Roman vorleſend. Kaum war ich eingetreten, als er aufſtand, mich am Arm nahm, in den anſtoßenden Saal führte, mir einen Kuß auf die Stirn hauchte und dann flüſternd ſagte: „Was giebt's? Bin ich noch Herzog? Erlaubt mir des Kaiſers Majeſtät das Kapitel eines Romans zu Ende zu leſen? Soll ich jetzt gleich mit Ihnen fort, um Maire einer franzöſiſchen Provinz zu werden? Sprechen Sie!" Während er ſo ſprach, zitterte jedes Löckchen ſeiner blonden Perrücke; aber keine Miene ſeines glatten Geſichts, das an regelmäßiger Schönheit an eine griechiſche Büſte erinnerte, zeigte Furcht oder auch nur Beſorgniß. Ich blickte ihn an; er konnte, wie ehemals ſchon, den Blick meiner Augen nicht vertragen und wandte blinzelnd die ſeinen abwärts; dann ſagte ich mit feſter Stimme: "Eure Durchlaucht haben nichts zu befürchten; ich komme von Ihren Freunden, nicht von Ihren Feinden." "Still!" rief er und legte mir die Hand auf den Mund; "ich habe keinen beſſern Freund, als den Kaiſer von Frankreich." — Er ging, nachdem wir einige Worte noch gewechſelt, ins Zimmer zurück — ich folgte ihm. Die Lektüre ging ihren Gang fort. Ich wählte meinen Platz, vom

Bereich der Lampen entfernt, in einer dunklen Ecke des Zimmers; von da aus betrachtete ich mir den Kreis. Der Herzog lag auf einer Ottomanne, ein Bologneſer Hund zu ſeinen Füßen; ein anderer, von ſehr kleiner Sorte, ruhte in den Falten ſeines weiten Sammetmantels, den er um die Schulter geſchlagen hatte; ein etwas ungewöhnlicher Putz. Während er las, oder vielmehr die Zeilen abſang, ſpielten ſeine Finger mit den Ohren des Hündchens. Der Roman, den er las, war eine griechiſche Schäfer-Poeſie voll ſüßlicher Schilderungen. Die Damen um ihn herum ſpielten theils müßig mit dem Fächer, theils machten ſie ſich mit kleinen Stickereien zu thun. Eine große Frau von ſtolzen Formen und mit dunklen leidenſchaftlichen Augen, ließ ihre Blicke, ohne dabei den Kopf zu heben, ſuchend im Zimmer hin- und hergehen. Ein Page ſtand an der Thür und hielt in halbem Schlaf den

Kopf an den Goldleiſten der rothen Tapeten gelehnt. Der Schatten ſeines Kopfes und ein Theil ſeines runden, weichen Profils mit den im Schlaf geöffneten Lippen zeichnete ſich an der Wand ab. — Ach! Himmel! In dieſem Zimmer hatte ich einſt als Knabe geſtanden — unſelig, verzweifelnd, mit dem Sturm in meiner jungen Seele ringend. Ich war funfzehn Jahr alt, und mich dürſtete, in der Welt mich umzuſehen, etwas zu thun, zu leiden — was wußte ich. — Der Herzog wollte mich nicht frei laſſen; er widerſtand ſelbſt den Vorſtellungen und Bitten meines Vaters. An einem Nachmittage ſtand ich hier — in derſelben Ecke — wie heut — und lauſchte, daß die Thür des Kabinets dort ſich öffnete und der Offizier, der mit dem Schreiben des Vaters zum Herzog gegangen, wieder mit der Gewährung heraustrat. Er kam und brachte das „Nein.“ Ich zerriß den Fenſtervorhang, an dem ich ſtand, und barg dann in die Fetzen meine Thränen, die die Wuth mir auspreßte. Als ich aufſchaute, fiel ein langer breiter Sonnenſtrahl voll und warm ins Zimmer; er ſtreifte die große Porzellanvaſe, die Ecke des Marmortiſches, und ſank dann auf die rothe Seidentapete, die wie eine Flamme davon emporwehte. Ich wandte mich ſchnell um, breitete die Arme aus ſehnſüchtig nach dem fernen Land, nach dem klaren weiten Himmel, und mein Herz drohte zu brechen. Jetzt ſteh' ich an derſelben Stelle — und mein Gelüſte iſt geſtillt! Welch eine große, bewegte Welt hat ſich mir gezeigt! Was hab' ich alles gehört, gefühlt, erfahren — und noch bin ich nicht einmal ins volle Mannesalter getreten; nur wenige Jahre liegen zwiſchen jenem tobenden Knaben-Ungeſtüm und der — getäuſchten Hoffnung des Jünglings.

Wie ruhig man hier Romane lieſ't, während die Welt in Trümmer geht! —

Am andern Morgen ließ mich der Herzog zu ſich kommen. Ich fand ihn in ſeidene Shawls gehüllt, mit entblößten Armen, die Spangen zierten, auf den Polſtern des Sopha's hingelehnt. Man wußte nicht, ob dies Weſen Frau oder Mann war. Er lud mich ein, nebem dem Sopha auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Ich las ihm aus den neueſten Blättern des Moniteur vor. Plötzlich rief er, aus ſeinen Shawls ſich emporwickelnd: „Mein Himmel, wie ennuyirt mich das! — Was geht mich das kleine Herzogthum Gotha an? Es macht mir nur Pein und Verdruß. Warum bin ich nicht in Griechenland geboren zu den Zeiten des Perikles? Warum ward ich nicht einer der Hirten aus Theocrit's Idyllen? Warum durfte ich nicht am Fuße des Ida meine Lämmer weiden und beim Tode eines Lieblingſchäfchens bukoliſche Thränen weinen und ſie ſtrömen laſſen in die durchſichtige Welle des Bachs?“ —

Ich ließ ihn ausreden, dann las ich ruhig im Moniteur weiter.

Er warf ſich auf dem Sopha hin und her, indem er fieberhaft ſtöhnte; endlich ergriff er die Stirnlocke ſeiner Perrücke und zog ſie ſich über das Geſicht. In dieſer wunderlichen Vermummung blieb er ſitzen und gab kein Lebenszeichen von ſich. Indem ich ihn über mein Zeitungsblatt hinüber betrachtete, ſprach ich zu mir ſelbſt: „Ja wohl hätteſt Du nicht jetzt geboren werden ſollen, armer Sinnloſer! Dieſe Zeit iſt über Dich gekommen unverſehens, plötzlich, wie ein gewappneter Mann einen wehrloſen Schlummernden überfällt. Du ſaßeſt und ſchnitzteſt aus Marzipan kleine lüſterne Figürchen; da ging die Thür auf und der Held des Jahrhunderts ſtand vor Dir. Du und Napoleon! Welch ein Contraſt! Ein

Schäfer Theocrit's und ein Cäſar der Cäſaren! Die Zeit ſtellte einen Fürſten nach der alten Art, einem nach der neuen Art gegenüber, einen Fürſten, den ſie ſelbſt dazu gemacht. Der Purpur des Einen war der Widerſchein der Begeiſterungsglut auf den Wangen ſeiner Getreuen; der Purpur des Andern Schminke aus den Schminkdöschen der Hofdamen. Die Krone des Einen hatte ein kecker Soldat ſich im Freudentaumel ſelbſt auf's Haupt geſtürzt; die Krone des Andern war von vergelbten Pergamenten ihm zugeſprochen worden. Die Legitimität hatte nie einen ſchlimmeren Vertreter der Revolution gegenüber.

Während ich dieſes dachte, ſpielte der Herzog mit ſeinen goldenen Armbändern, deren Steine er dem Licht zukehrte. Eine Spieluhr ſchlug elf, und gab dann weiche Flötenakkorde an. Ich kannte dieſe Uhr; ſie hatte mir manche läſtige, manche bange, manche jubelnde Jugendſtunde angekündigt. Das Vorzimmer füllte ſich mit Offizieren und Höflingen, die zum »Lever« kamen; ich entfloh und eilte in den Park hinab. Hier ſuchte ich die einfache Steinbank auf unterm Fliederbuſch, wo ich zum erſtenmal den Plato las.

Auf dieſer ſelben Bank las ich auch — auf den Knieen im Graſe liegend, das Buch vor mir, den Kopf auf beide Arme geſtützt — den Homer. Glückliche — glückliche Stunden! — Wenn meine Seele im Kampfe mit den Helden Ilions erglühte, wenn ich mit den Götterlieblingen unter dem Himmel von Hellas verkehrt hatte, dann erwachte ich wie aus einem Taumel und ſah in die ſtille lautloſe Nacht hinein. Nahebei war die Todten-Inſel, ſo genannt, weil der verſtorbene Herzog dort ſein Grab erwählt hatte; es rauſchten die Bäume und über das dunkle Waſſer flogen zuckende Scheine. Ein warmer Regen fiel nieder und alles um mich her war ſtill und ſchwül und künftige Geſchicke treibend. Damals drangen die erſten Thränen aus meinem Herzen wild und ungeſtüm hervor. Ich wußte mich nicht zu laſſen vor lauter Zukunftgrauſen und Zukunftluſt. Knieend, wie ich da lag, barg ich mein Geſicht in den Blättern des Buches und weinte. Dann ſprang ich auf, warf die Kleider von mir und ſtürzte mich in den See. Die nächtlichen Schlingpflanzen umflochten meine Arme; ich ſchwamm und brauſ'te in die Nacht hinaus. Das Waſſer wurde immer ſtiller und geheimnißvoller, je weiter ich kam; die Marmorbilder zeigten ihre geſpenſtiſchen Leiber nur verſtohlen aus der dichten Nacht der Gebüſche. Auch im Waſſer kein Bild, kein Stern — nur der warme tropfende Regen. Als ich ſo in der ſchwarzen lichtloſen Flut mich bewegte, war es mir, als ſänke ich tief und immer tiefer in die Nacht der Zeiten, und als müßte, wenn ich nun erwachte, eine fremde lichthelle Welt um mich her ſiegprangend erſtehen; aber es blieb Dunkel und Nacht.

Jetzt ſtand ich an demſelben Ufer, und vor mir ſchaukelte ſich das Bild meiner Jugend in den Wellen. Die Marmorbilder blickten herüber, die Grab-Inſel ließ die grünen Schleier ihrer Trauerweidenſtämme wehen. O ihr Tage! daß ihr niemals wiederkehret!

Ich ging auf's Schloß zurück. Franzöſiſche Generäle waren angelangt und ſpielten die Herren an der Hoftafel des Herzogs. Am Abend war Ball. Man tanzte, man gab Charaden auf, man küßte und lachte. Die ſchöne, üppig gebaute Frau, die ich am Abend meiner Ankunft am Tiſch während des Vorleſens hatte ſitzen ſehen, war heute, in Diamanten ſtrahlend, die Königin des Feſtes. Ihre dunklen Augen übten eine ſehr wohl bewußte Macht. Sie beehrte mich mit ihrer Aufmerkſamkeit! Belle dame! Vergebne Mühe!

Endlich hab' ich meinen Abſchiedsbeſuch gemacht. Fort, von hier. Es wird mir gelingen, meinen König — wo er ſich auch jetzt aufhalten mag — zu finden. In ſeiner Nähe wird mein Herz ruhiger ſchlagen. Das Unglück iſt's, das ich aufſuche — die Freude und die Luſt iſt vergiftet! Es wird gemein, glücklich zu ſein. — — —

Hier bin ich — kalter ſtarrer Winter um mich her — Schneefelder ohne Ende! Ein Land, wie es ſich die Hoffnungsloſigkeit, der bleiche, erkaltete Lebensmuth, das matt pulſirende Herz wünſcht.

Als ich die Nährung durchzog, den ſchmalen Landſtreifen, der das kuriſche Haff vom Meere trennt, eine gefahrvolle Straße, gedachte ich aus dem Leben hinaus in die Verbannung zu ziehen. Einöde umgab mich. Während die ermüdeten

Pferde die Poſtkaleſche mühſam zogen, hörte ich in der Dämmerung das Gekreiſch der Möwen und das dumpfe Heranrollen der Wogen. Die ungeheure Meereswüſte rauſchte und toſ'te. Alles einſam, alles weltentfernt, alles in ſchauerliche Dämmerungspoeſie getaucht. Ich kam mir wie ein Punkt vor in dieſem unermeßlichen, ſchaurig bewegten Saale, wo die kräuſelnden Wellen das Parquet bildeten, und rieſige Nebel wie lang hinſchleppende Gebilde dahinzogen, in Gruppen fern ſich bewegten, als wandelten alte Königsbilder in dieſem prächtigen Dome dahin. Es wurde immer dunkler und dunkler, und immer geheimnißvoller rauſchte das Meer. Ach, was iſt eines Menſchen Daſein gegen dieſes gepanzerte, ſtille, große Reich, das ſeit Jahrtauſenden daſſelbe war. Wir träumen, wir lieben, wir haſſen, und ſiehe, eine ſich auflöſende Schneeflocke hat längeres Daſein; hier aber zogen in ſtillen

Nächten die Nebelkoloſſe vor undenklicher Zeit, ſo wie ſie jetzt ziehen.

O ſeht — da kommt der Mond! Wie geſpenſtiſch — rieſenhaft wild wird jetzt die Halle. Beim Klang des brauſenden Meeres, ein wilder Choral — bewegen ſich die Nebelgeiſter, und ein bleiches Mondesantlitz ſieht aus der Höhe auf ihren Tanz herab. Wie ſie wachſen — wie ſie ſteigen. Da flattert ein weiter Mantel — jetzt bauſcht er ſich immer höher auf und wird zum Segel — und nun zieht ein Rieſenſchiff daher — bewaffnete Helden der alten Edda am Bord. Willkommen, ihr ſchauervollen Sänger der Einöde! willkommen! Singt mir das Lied, das eines Mannes Thräne wegküßt von der Wange, ſtimmt an die Klänge, die den Unmuth beſiegen! — O, wie grauſig heult dieſer lang hingehaltene Ton! Sind darin die Schmerzen gehüllt, die einſt tapfere Herzen, beſſere, kühnere, als ſie jetzt auf Erden ſchlagen — erfüllten? O, nicht dieſes Wimmern aus hoher Luft; es klingt wie das zitternde Athemholen der armen Hingeopferten, die hier fern von den Ihrigen, einſam und verlaſſen ſtarben, über deren Gebeinen das Meer dahinrollt. Horch! war es nicht wie eine Stimme, die da rief? Das unruhige Geklatſch und Getoſe der Wogen übertönt den Ruf. Doch jetzt wieder — wie abgebrochene Töne eines Liedes erſchallt's. Wer ſingt hier in Nacht und Einöde? Wer hat den Muth, die Stimme zu erheben, hier wo die Geiſter geſchiedner Zeiten beim zweifelhaften Schimmer des Mondlichts mit einander verkehren? Der Geſang tönt aus einer Hütte; die Wohnung eines armen Strandbewohners; am Schein des ſpärlichen Lämpchens ſitzt das Schiffermädchen und beſſert die ſchadhaften Netze aus. Das Horn des Poſtillons ſchreckt ſie auf aus ihren Träumen. Ein Reiſender! ſo ſpät noch bei Nacht! denkt ſie, und unſchlüſſig, ob ſie den Vater wecken ſoll, ſteht ſie da, und die Netze entfallen ihren Händen. Sie öffnet das niedrige Fenſter; der feuchte Meeresſturm bläſt wild in die Stube und zerrt die Flamme der Lampe zu einer langen glühenden Zunge aus. Das Mädchen ſchlägt das Tuch um den Hals feſter und ſich aus dem Fenſter biegend, ſieht ſie in die flimmernden Nebel hinaus. Noch einmal, und jetzt ganz nah ertönt das Poſthorn und dem ſpähenden Auge wird jetzt das tief im aufgewühlten Schnee und Sande arbeitende Fuhrwerk ſichtbar. Zu Hülfe! Vater, zu Hülfe! ruft ſie, ſich die naßkalte Wange haſtig trocknend, die Pferde können nicht weiter! Der arme Reiſende — wenn die Schneewolken ihn begraben! Wenn der Triebſand unter ſeinen Füßen einſinkt — wenn ihn die Wellen erreichen — wenn ihn die Oede begräbt! — Vater, Vater, zu Hülfe! —

Endlich iſt das Poſthaus erreicht! Das war ein Weg! Ich kann von Glück ſagen, daß ich ihn überſtanden. In dieſer Jahreszeit verunglückte mehr als ein Wagen, und verwegne Reiſende haben hier ihren Tod gefunden. Dieſe Nebelnächte ſind beſonders gefahrbringend, weil ſie mit ihrem flimmernden täuſchenden Scheine von der kaum merklichen Spur, die der Wagen, dicht an der Grenze der Gefahr an beiden Seiten, inne halten muß, verrätheriſch ableiten. Und dieſe Wolken Schnee's, die dahertreiben, und ins Antlitz fahrend, wie mit tauſend kleinen ſchneidenden Meſſerſpitzen es verwunden, das Auge zwingen ſich zu ſchließen und auf die Hände, die die Zügel halten, erſtarrend niederfallen, welche Pein!

Und dieſen Weg iſt der arme König gezogen — von Hoffnung, von Muth, von aller Lebensfreude aufgegeben! Wie entſetzlich eine ſolche

Straße für einen ſolchen Wanderer! Hinter ihm ſein blühendes Reich — ſein Erbe — das Land ſeiner Jugend — die ſtolze Krone, die der Ruhm ihm eroberte und ihm als köſtliches Angebinde in die Wiege legte, die Erde, die ſo viele Sieger und Helden erzeugte — das Haus ſeiner Väter — alles, alles hinter ihm, die Beute des Siegers — und vor ihm — nichts als eine endloſe Schneewüſte, ein paar zerfallende Hütten, ein grauer nebelvoller Horizont — ein weites, grauſenvolles, kaltes Grab!

O, wer dieſen Weg wandelte — den haben die Götter geprüft.

Erträgt er die Prüfung, ſo iſt er werth, unter der Männer Erſten zu ſtehen. —

Armer König! — Aber Du warſt nicht ganz verlaſſen. Neben Dir ſaß das Weib Deiner Wahl, und an Deinem Wagen ritten Deine treuen Garden — dieſe Geſtalten, ſo unerſchütterlich, ſo ſtark und ſo ſchweigend wie die Eisfelder umher; dieſe ehrlichen Geſichter, mit den treuen Augen, Dir zugewendet, und Dein Unglück im eignen Buſen qualvoll bewegend. So warſt Du nicht verlaſſen.

Wie königlich zieht der Siegeswagen dahin! Wie flattern im leichten Roſenflor der Morgenwolken die Stunden voraus, blumenſtreuend auf den Pfad, den der Glückliche zieht. Stumme Völker, in Andacht gebeugt, ſehen ſtaunend auf den prunkenden Schein, der die Stirne des Imperators ſchmückt. Die Thore der Städte fliegen auf mit Geſang, die Burgen öffnen ſich und die Ebene erſchallt von Siegeshymnen. So zieht er hin, eine feurige Wolke, über den blauen ſchimmernden Spiegel des Meeres! — Wie anders der Beſiegte — der in Schmach und Dunkel Hinabgeſtoßene! Für ihn hat die bebende Zunge der Glocke keinen Schall, für ihn der feſtliche Saal keinen Purpurſeſſel, für ihn die jubelnde Hymne keinen Gruß. Er wandelt einſam und geſchmäht der ewigen Nacht zu. Den Pfad, den er betritt, flieht jede Creatur; die Stürme brauſen über ſeinem Haupt, die Wüſte wirft Wellen auf, die ihn verſchlingen. Selbſt ſein Grab ſoll Niemand finden! —

O ſo komme Du, ſanfte Stimme eines Gottes, der da nicht Wohlgefallen hat am Sturze des ſterblichen Mannes, komm und lege ihm wie einen weichen flammenden Sonnenkuß den Troſt in die Seele — daß nicht ewig die Triumphe des Siegers dauern, daß die Sonne Tage der Vergeltung heranführen wird, daß einſt die Erde, die ihn jetzt verſchmäht und ausſtößt, bräutlich für ihn ſich putzen wird. Sage ihm, ſanfte Stimme, daß der Himmel ſeine Starken demüthigt, daß er ſie aber auch wieder aufrichtet und groß macht.

Sage dies, ſanfte Stimme, dem armen König, der ſo einſam dahinzieht in die fernſte letzte Stadt ſeines Reichs. — — —

Als ich Memel erreicht hatte und die Waffengefährten begrüßt, ging ich daran, mir hier eine bleibende Stätte einzurichten. Ich wollte nicht anders als hier in dieſer Einſamkeit und Weltferne die Erde mit ihrer Luſt, mit ihrem Schmerz vergeſſen. Eine Hütte ward gemiethet, die tief im Schnee begraben lag; hier — unterirdiſch — wohnen in einer Stube ein Kornet von den Gardes du Corps und ich verträglich und vertraulich zuſammen. Mein Schreibtiſch ſteht am Fenſter, von deſſen einer trüben Scheibe der Schnee ſtündlich weggekehrt werden muß, um das Tageslicht einzulaſſen. Ueber dem Fenſter liegt's noch Häuſer hoch. Es muß ordentlich ein Schacht, wie in einem Bergwerk, gegraben werden, um zu den Thüren und zu den Fenſtern unſerer Hütten zu gelangen. Aber in dieſem Bergwerke findet der, der's ſucht, das reine Silber treuer Herzen. Nachts flimmert es ganz wunderſam aus den Schneebergen hervor; das ſind die Lichter, an denen wir Rouſſeau's nouvelle Heloise, oder Grecourt's Gedichte leſen. Fromm iſt keiner von uns; wir ſind alle trotzig wie Männer, die da fühlen, daß es ihnen ſchlechter geht, als ſie's nur irgendwie verdienen können. Das iſt auch Recht! Etwas vom Prometheus muß jeder ächte Mann in und an ſich haben. Schicken uns die Götter, ſo ganz verruchtes Elend, wie ſie's uns geſchickt, ſo ſoll'n ſie auch das Weiße unſerer Zähne ſehen, die wir knirſchend ihnen nach oben weiſen.

O und die Größe dieſes Einen, dieſes Mächtigen! Und daß ich dieſen Einen achten, daß ich ihn verehren — o Gott, daß ich ihn lieben muß! Das iſt ſo recht eigentlich mein Privat-Unglück — mein eigener Hausjammer! das Entſetzen und der bleiche Tod während meiner Gedanken am Tage und meiner Träume bei Nacht! —

Napoleon!

Ich kann an dieſen Namen kein beſchimpfendes Beiwort hängen, und das iſt eben die Qual, die ich leide. Könnt' ich's — o wie ſelig wäre ich dann! — Wie wäre die Erde von neuem mir geſchenkt — ich der Glücklichſte auf ihr! —

Oft ſteh' ich, und rufe dieſen Namen hinaus in die ewige Schneewüſte, in die finſtere Winternacht — ich möchte, daß er kalt und todt hinfiele, und daß ich ihn einmal aus der glühenden Bruſt dann los wäre — aber mein eigner Hauch erhält ihn lebendig. Mit dem eignen Blute muß ich nähren, was mein Tod iſt. Weh! der Qual!

Heute ſtanden wir mehrere beiſammen. Der Eine ſagte dies, der Andere jenes vom Kriege. Das Geſpräch war ziemlich einſilbig. „Ich bedauere den Verluſt meiner ſchönen Möbel,“ hub der an, der das Geſpräch angefangen, „es iſt ein Sopha darunter, der mit dem ſchönſten goldgelben Damaſt überzogen iſt. Die verdammten Hunde, wie werden ſie ihn zurichten!“ „Und ich?“ entgegnete ſein Nachbar, „meine Sammlung ſchöner Gewehre; vielleicht der beſten in ganz Berlin, wo wird die hingerathen?“ — „Wohin?“ rief der Erſte, „wahrſcheinlich dahin, wo mein gelber Damaſt hingeräth.“ Er klopfte die Aſche ſeiner Pfeife auf den Schnee aus und ſah, wie die glimmenden Funken auf dem weißen Grunde brannten. Endlich rief ein junger Burſche, indem er auf den Boden ſtampfte: „Ha! wie haſſe ich dieſen Napoleon!“ — Ich flog an ſeinen Hals, drückte ihn heftig an mich und ſchrie ihm zu: „Lieber, lehre mich das!“ — Sie ſahen mich an und Keiner wußte, was er dazu denken ſollte.

Die Sonne beſcheint die weiten Schneefelder. Die Erde iſt weithin kalt, weiß und blendend.

Der Himmel blau. Es iſt Sonntag. Die Glocken in Memel tönen. Ich ſtehe hier auf freiem Felde, richte mein Antlitz gegen Himmel und habe meine Andacht für mich.

Ein kurzer Wintertag iſt wieder zu Ende. Es iſt grimmig kalt. Ein froſtiges Roth ſteht im Weſten, es geht in Violet über und nun in ein kaltes blau, die Nacht kommt — tauſend und aber tauſend Sterne blitzen. Der Himmel iſt kriſtalliſirt und blitzt mit Millionen ſcharfen Lichtkanten. Nichts hemmt den Blick, er kann die ganze Wölbung überſchauen, auf dem Silberpflaſter der Milchſtraße dahin eilen. Es klingt der Schnee, die fernen Schritte eines einſamen Wanderers werden durch die Stille gehört. So iſt's mir recht! Unter dem Sternenhimmel allein — allein mit dem Groll und dem Schmerz in meinem Buſen. — Ich höre meinen Namen rufen; es iſt der Kornet. Er kommt im Mantel gehüllt, eilig und frierend, um mir zu ſagen, daß die Kameraden Punſch gemacht haben, daß es in der Hütte ganz wunderherrlich ſei und daß man luſtig ſein wolle. Und flüſternd ſetzt er hinzu: „Punſch und Mädchen!“ — Er geht und bald darauf ſah ich einen leichten Schlitten daher fahren, mit Silbergeläut durch die Nacht tönend. Gelächter und Geſang erſchallt; die bunten Federn an zwei Frauenhüten wehen im Winde, hinterdrein zwei Diener mit Fackeln, an der Hütte hält der Zug. Die Mädchen ſteigen aus, der Schlitten und die Fackeln verlieren ſich — die ernſte, ſtille, große, heilige Nacht tritt wieder in ihre Rechte. Die kleinen verkrüppelten Tannen zu meinen Füßen ſtehen unter ihrer dicken Schneelage ſtill; es birgt ſich kein Vogel unter ihren Zweigen; die weite Erde iſt ausgeſtorben; ſie iſt ein weiter blitzender funkelnder Todtenſaal geworden. — Wie ich mich der Hütte nähere, höre ich innen tanzen — in einem Raum von kaum fünf Schritten im Quadrat, die Dorfmuſikanten ſpielen auf. Geſang, Geſchrei, Staub, Qualm, Hitze wirbelt durch das offen gelaſſene Fenſter in die Höhe. Ich ſteige hinab, um einen Streit zu ſchlichten. — — —

Die Gräfin Hatzfeld hat knieend um das Leben ihres Gemahls gebeten, ſo lauten die Nachrichten aus Berlin. Die Kameraden ſind außer ſich — eine Reichsgräfin, auf dem Pflaſter von Berlin hingeworfen, zu den Füßen eines kleinen Edelmannes aus Corſica, eines Glücksritters, eines Beutemachers! — Entſetzlich! — Ja wohl entſetzlich! und noch viel entſetzlicher, daß er uns Männern den Fuß auf den Nacken ſetzt. Aber das alles reicht immer noch nicht an mein Privat-Elend heran. Noch lange nicht! — Das könnt Ihr mir glauben.

Ich machte heute mit einigen Kameraden einen

Streifzug nach Königsberg. Kant's Haus beſah ich mir. Man zeigte mir den Baumgang, in welchem er täglich ſpazierte, immer um dieſelbe Stunde, es mochte ein Wetter ſein, welches es wollte. Dann kam er nach Haus, fand ſeinen alten Diener, der ihn erwartete; am Abend machte er eine Spielparthie. So einen Tag wie den andern. Nichts ereignete ſich äußerlich in dieſes Mannes Leben, alles wurde inwendige Bewegung. Was draußen in der Welt ſich begab, er wollte es nicht wiſſen; ihm war Perikles eben ſo nah und gegenwärtig wie Friedrich der Große; die Gegenwart hatte für ihn ihr Intereſſe und ihren Reiz verloren, da er nicht mit ihr in unmittelbare Berührung kam. Die fertig gewordene Gedankenarbeit ſonderte ſich ſtill ab von dem weiter fortſpinnenden Geiſte und wurde niedergelegt in ein Buch — dann wieder in eins — dann in noch zwei — plötzlich hörte die ſtille Arbeit auf, des

Geiſtes Haus war zuſammengeſtürzt, das körperliche Weſen, das ſich Immanuel Kant nannte, lag auf der Bahre — der Geiſt, dieſer rüſtige, kräftige Arbeiter, ſuchte ſich eine andere Hütte. Forſcht einmal nach, ihr Prieſter der Geheimlehre — welcher von unſern großen Genien wurde in Kant's Sterbeſtunde zur Welt gefördert? da findet ihr den ſtillen Gedankenſpinner vielleicht in einem wunderlichen neuen Hauſe, wo ihr ihn in ſeiner neuen Einrichtung gar nicht wieder erkennt; vielleicht gar in einem ſchönen Frauenkörper! O die Seele eines Philoſophen iſt jeder ſpitzbübiſchen Myſtifikation fähig. Denkt, wenn das kalte, gebieteriſche, philoſophiſche „Ich“ im weichen lüſternen Blut- und Nervenglühenden Buſen einer Julia zittert, von der ſchönen Stirn einer Petrarca'ſchen Laura niederblitzt? Welch ein Contraſt!

Ob ich zur Fahne der Philoſophie ſchwören möchte? — Nein! Mir gefällt die Welt der Leidenſchaft. Die Philoſophie beſpöttelt, die Religion verdammt die Leidenſchaft, ich aber verehre ſie glühend. Was iſt mir der größte, der gewaltigſte Gedanke, wenn er nicht That werden kann, wenn ich ihn nicht zur That machen kann. Ich weiß, daß Deutſchland einen Vorrath großer und ſchöner Ideen hegt; Jahrhunderte haben an der Vergrößerung dieſes Schatzes gearbeitet, aber es ſind koſtbare Prieſtergewänder, die nie auf den Leib eines lebenden Mannes gekommen, die immer nur vorgezeigt, nicht angelegt worden. Verſuch' es Einer und laß einen ſolchen Diamant- und Perlengeſtickten Talar auf der nackten Bruſt ruhen, über einem ſtürmiſch und heiß arbeitenden Herzen, und mit dieſem Talar geſchmückt flattere er hinaus und ſtürme in das Gefecht des Tages, in den Kampf der Völker und zeige ſich als Prieſter und Held! Wie wird die edle Glut der

Edelſteine blitzen in der heißen Sonne des Tages, wie ſüß flimmern werden der Perlen jungfräuliche Blüthen im Glanz der Mondnacht! — Aber es bleibt alles im Kirchenſchrank. — Das Gezücht der Motten wandelt darauf hin und her, vor Unmuth erblindet der helle Schmuck! — Deutſchlands Einheit und Gemeinſinn iſt auch ſo ein ſchönes verſteckt gehaltenes Prieſtergewand! — Wüßte man's zu finden und zöge es jetzt gerade Einer an, er müßte Wunder thun; — aber ſo ſind wir geknechtet und warten der Lakaien-Livrée, die uns die Hand des Sieges zuwerfen wird. — Ach, ich komme immer auf meine Pein, mein Elend zurück! —

Die Hauptgegenſtände für die philoſphiſche Forſchung ſind: Urſprung und Beſtimmung des Menſchen; ſein Verhältniß zum Schöpfer. Auf wie mühſamen Wege wandelt der Geiſt! Er begiebt ſich in das Dunkel der Jahrhunderte, und die ganze Beute, die er heimbringt, iſt eine Frucht, golden bemalt von außen, vergiftet von innen. Er wirft ſchaudernd die Frucht weg, da er ſie aufgebrochen, und geht von neuem ſuchen. Er ſieht der goldnen Früchte viele, allein er rührt ſie nicht mehr an, denn „der Zweifel“ iſt in ſeiner Seele. Es wird Abend, die Nacht droht einzubrechen — er ſucht noch immer. Wie haſtig, wie übereilt, wie blind hin- und hertaſtend ſucht er jetzt. Umſonſt! die Nacht iſt kommen; er muß heim und bringt nichts mit als eine verzweifelnde Seele und einen zerrütteten Körper. Um ſein Sterbelager ſtehen Menſchen, die ſeinen Schmerz nicht verſtehen, ſein innerſtes Weh nicht begreifen. Eine Mutter ruft ihn zu: „Mir ſtarb der Sohn; ich begreife Deinen Schmerz.“ Der Sterbende lächelt: „Du begreifſt ihn nicht; was iſt mir der Tod eines Menſchen? meinen Vater hatte ich in den Wellen umkommen ſehen, ohne eine Hand zu rühren.“ — Der Handelsherr tritt hinzu und ruft: „Ich verlor an einem Tage die reichſte Habe und wurde Bettler; ich verſtehe Deinen Schmerz.“ Der Sterbende lächelt: „Du verſtehſt ihn nicht. Was iſt mir Hab' und Gut? Ich will mit eigener Hand mein Haus anzünden, ohne daß deſſen Verluſt mir auch nur einen neugierigen Blick nach der Brandſtätte koſtete.“ Der Edelmann ruft: „Mir raubte ein nichtswürdiger Verläumder die Ehre und den Glanz eines unangefochtenen Namens vor der Welt; ich begreife Deinen Schmerz,“ doch auch ihm erwiederte der Sterbende: „Du begreifſt ihn nicht; denn Ehre und Ruhm vor der Welt ſind gerade die bunten Harlekinslappen am Kleide der Menſchheit, die ich am verachtendſten von mir werfe.“ „So werde ich Dein Weh' verſtehen,“ ruft der Krieger; „das Vaterland ſeufzt unter fremder Despotengewalt, und wir, die Söhne deſſelben, müſſen ſchaudernd und in ſtillem Ingrimm thatenlos zuſehen.“ „Auch Du begreifſt meinen Schmerz nicht,“ ruft der Weiſe — „was geht mich Dein Vaterland an? Ich habe ſelber keines und will keines haben.“ — „So gehörſt Du nicht zur Menſchheit!“ rufen Alle empört, „denn unſre Schmerzen ſind die tiefſten, die heiligſten der Menſchenbruſt!“ — „Ich lache über ſie,“ murmelt der Sterbende mit Hohn, „es ſind die Schmerzen eines Kindes — ich, ich allein kenne den wahren, den ewigen, den Schmerz der Schmerzen, er beſteht in der kleinen Frage: Warum? — Er wendet ſich und ſtirbt unter Krämpfen! So war der Tod eines Spinoza.

Und dieſe blutdürſtige, gierige Frage: „warum?“ ſchlüpft von der welken Lippe des Sterbenden auf die friſche, geſunde der Jugend, um ſie nach Jahresfriſt eben ſo welk, eben ſo ſterbend zu machen. Aber es giebt auch eine Philoſophie, die dieſe Vampyriſche Frage beantwortet, die ſich abzufinden weiß mit dem Zweifel und die ſich lächelnd an die üppige Tafel des Lebens ſetzt, in allen Genüſſen ſich berauſchend. So die philoſophiſche Muſe Voltaire's, dieſe kleine geſchminkte Ballettänzerin, die lachend den Eiertanz zwiſchen den hingeſtellten uralten Zweifeln der Menſchheit hintanzt. — Und warum nicht? Da wir einmal nichts wiſſen ſollen, nichts wiſſen können, warum nicht lachend in unſer Schickſal ſich ergeben? Giebt es einen Gott; kann er uns dafür ſtrafen, daß wir nicht gefunden haben, was er nicht wollte, daß wir's finden ſollten?

Aber, wird man mir ſagen, die Philoſophie tritt als Ordnerin und Leiterin auf. Sie lehrt, im Unglück Standhaftigkeit und Ruhe zeigen. Sie zeitigt die Frucht des Ehrgeizes zu einer milden, beſonnenen Thatkraft, ſie verſchafft der gegenüberſtehe! Ich bin zum Philoſophen verdorben.

Alle Hoffnung ſchwindet. Immer neue demüthigende Nachrichten, immer neue Triumphe des Siegers! So ſei es denn! Das Schrecklichſte, ein ruhmloſes Grab in dieſer Zeit des Ruhmes iſt für uns — für dieſes Häuflein von Verbannten — bereitet. Erſchließe dich, du kalter Schooß der Erde — nimm uns auf. Ein Herz voll Jugend und Kühnheit erliſcht unter dieſem ewigen Schnee. So mag es dem Gläubigen zu Muthe geweſen ſein, als er die letzten Tempel der Götter ſtürzen ſah, ihre geliebten und angebeteten Bilder in den Staub geworfen! Alles hin! Alles vorbei! — Ich geh' durch die dunkle Winternacht dahin — ein Thauwind bläſt und ſchüttelt die naſſen ſchwarzen Aeſte der Bäume, der Fluß treibt Aufwaſſer, am Himmel ziehen ſchwere lichtloſe Wolken! O, werd' ich

Dich jemals wiederſehen — Stätte meiner Jugend, werd' ich je Dein Auge wieder ſchauen — Andreas, Geliebter? Iſt alles hin — mit dem Ruhm auch die Heimath und die Liebe? —

Heute kam der Adjutant des Königs, Graf S—, zu mir, ein edler Mann — er machte mir in männlicher Sprache, ſelbſt ergriffen und mit Faſſung kämpfend, Vorwürfe, daß ich mich ſo ausſchließe und abgeſondert halte. „Die Bürgerſchaft giebt dem König einen Feſtball heute,“ ſetzte er hinzu, „auf der Liſte ſteht Ihr Name bereits. Wir hoffen, daß Sie nicht wegbleiben.“ „Lieber S—,“ erwiederte ich ihm; „wahrlich, wir ſind beide treffliche Ballgäſte.“ Er ſah zur Erde und ſagte dumpf: „Seit einem Monat hab' ich keine Nachricht von meinem armen Weibe. Ich verließ ſie krank — das beſte und treueſte Herz ſchlägt vielleicht nicht mehr.“ — Ich ſuchte ſein Auge, bis er's mir öffnete — der Strahl meiner Seele ging in ſeine bekümmerte über. Wir drückten uns die Hände. „Wir wollen ausharren — Gott iſt über uns!“ ſagte er raſch. „Ja wohl,“ rief ich ebenſo ſchnell — „Gott iſt über uns! Er wird Ihre Frau geſund machen und mir wird er eine wohlthätige Kugel ſenden, die alles Weh' endet.“ Er blickte mich forſchend an, dann gab er mir nochmals die Hand, und ſagte mit feſter Stimme: „Laſſen Sie uns Freunde ſein. Sie haben kein Weib, Sie haben nichts, was Sie perſönlich bindet an's Vaterland und an die Vater-Erde und doch geht Ihnen unſere Schmach ſo tief zu Herzen. Laſſen Sie uns Freunde ſein!“ Ich nahm ſeine biedere Rechte an — aber Freund? — nein! der Name iſt mir zu heilig. Er ſchien dies für Stolz zu nehmen und entfernte ſich beleidigt.

Heute irrte ich tief in die Kiefernwaldung hinein. Ich ſtand auf einem Plätzchen ſtill, wo die Welt zu ſchlummern ſchien. Auf den Fichtenzweigen lag hochaufgehäuft der Schnee — alles ſtill, dunkel, auch von keinem flüſternden Hauch des Lebens beſeelt. Meine Schritte im Schnee lagen wie die Schattenſpuren eines Dämons, der mir nachgeſchlichen gekommen. Ein matter Schimmer, das Schneelicht, erleuchtete den Raum, doch nur ſoviel, daß ich die nächſten Stämme unterſchied — undurchdringliches Dunkel hüllte die Tiefe des Gehölzes ein. Ich hatte eine ſcharfgeladene Piſtole bei mir und zog ſie aus dem Buſen. Alles, was die Menſchenbruſt an Pein empfinden kann, lag in dieſem Moment berghoch auf mir. Ich blickte die Piſtole an, das Metall des Laufs ſchimmerte bläulich. Die großen, ungeſtümen Geiſter meiner Träume gingen in dieſer ſchauerlichen Stille an mir vorüber, ſie forderten mich auf die That zu vollbringen, vor der die Seele des Erſchoſſenen ſchaudert. Stirb! rieſen ſie, da das Leben werthlos und ſchaal geworden, da keiner der Unſterblichen Dir Wort gehalten. Stirb! denn nur ſo geht noch künftige Schmach an Dir vorüber. Die Jugend, die Freundſchaft und das Leben zuckten in mir auf, aber auf Sekunden vibrirte der Nerv, dann lähmte ihn wieder die kalte ſtarre Oede in meinem Geiſte. Es fiel der Schnee von dem Zweige über mir; ich fuhr zuſammen, denn ich meinte eine Hand zu fühlen, die meine Schulter berührte. Im tieſen dämmernden Grunde glaubte ich den Schatten meines Vaters zu ſehen, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, den Blick ſtarr auf mich gerichtet. Ich wandte mich ab und drückte meine Stirn an den Baumſtamm. Da rief eine Stimme in mir Montaigne's herrlichen Spruch: „Es iſt die Rolle eines Feigen, nicht eines Tapfern, ſich in die Höhle eines ſteinernen Grabmals zu verkriechen, um den Streichen des Glückes auszuweichen! Der wahre Muth weicht nicht aus dem Wege, verändert nicht ſeinen Schritt, wenn das Ungewitter tobt und brauſet“ — und ich ſteckte die Piſtole wieder ein. Ein Gefühl der Schaam erfüllte mich. Als ich dem Dorfe mich wieder näherte, fand ich den Grafen S—, der unruhig und ſehr bewegt mir entgegentrat. Er ſah mich mit einem forſchenden Blick an, und ich — im Bewußtſein feig und elend geweſen zu ſein — konnte ſein Auge nicht ertragen. „Sie haben da etwas auf dem Rocke,“ ſagte er, und that, als klopfe er den Schnee herab, berührte aber den Griff der Piſtole, mich immer dabei ſcharf anſehend. O, ich war wie ein Kind zaghaft, innerlich geknickt und gebrochen, ich ſtand ihm gegenuber, die Blicke niedergeſchlagen und am ganzen Leibe zitternd. Er ſagte nichts, aber ſeit dieſer Stunde beobachtet er mich, und wenn ich glaube allein zu ſein, ſeh' ich irgendwo einen dunklen Schatten mich umkreiſen, und das iſt er. — —

„Wenn den Napoleon nur Jemand meuchlings todtſchöſſe und uns und die Welt von dem Ungeheuer befreite!“ rief heute Einer. „Um alles in der Welt nicht!“ ſchrie ich. „Ich möchte ihn in Baumwolle einpacken, jedes Lüftchen, das ihm ſchaden könnte, von ihm fern halten.“ „Ei, warum?“ fragte Jener. „Weil,“ entgegnete ich, „dieſes Mannes Leben das Koſtbarſte iſt, das wir beſitzen. Er nahm uns die Ehre; von ihm allein können wir ſie wieder erhalten, und zwar kann dies nur geſchehen auf offenem Schlachtfeld, während Europa zuſchaut.“ — „Dahin wird's nie kommen!“ war der Einwurf. — „Gut, ſo herrſche er und wir wollen ihm als Sklaven dienen unſer Lebelang, und unſere Kinder ſollen ihm dienen ihr Lebelang, und unſere Kindes-Kinder ſeinen Kindern.“

Briefe.

Euphroſyne an Armide.

Womit ich mich beſchäftige? fragſt Du mich — nun, ich habe Bücher. Die Anzahl Helden und Weiſen, die einſt gelebt haben, und es kommt eine ziemliche Menge heraus, wenn wir ſie nur ſuchen wollen, muß mir den Inhalt meiner Tage hergeben. Mein Mann — der mich immer noch liebt, obgleich ich ſeiner völlig unwürdig bin — hat ſeine ererbte Bücherſammlung um einige neuere Werke, deren Titel ich ihm aufſchrieb, vermehrt, und dies einzig meinetwillen. Er ſelbſt lieſ't nichts. Er iſt noch von der herrlichen Gattung Männer, die nicht in Büchern zu ſuchen brauchen, was ſie im Leben leiſten ſollen. O, wie ich ihn liebe, dieſen ehrwürdigen, ſchönen Greis! Wenn er ſo durch die Hallen ſeines Stammſchloſſes ſchreitet, ſo ſeh' ich Oſſian's Helden in ihm. Ich fliege auf ihn zu und werfe mich vor Liebe und Glück trunken an ſeine Bruſt. In dieſer Zeit der Buben und Feiglinge, welch ein Mann! Wenn wir die Abende beiſammen ſitzen im dunklen alten Familienſaal und er mir erzählt von den Tagen ſeines Ruhms, von den Schlachten, die Preußens Glück, Ruhm und Ehre gegründet haben, wie ſeh' ich an dem Blitzen ſeines Auges, daß ihm der alte Heldengeiſt der homeriſchen Männer zur Seite ſteht.

Ich liebe in dem Manne nur die That, denn in allem andern — iſt unſer Geſchlecht ihm unendlich überlegen. Philoſophiren, Grübeln, Kunſt und Wiſſenſchaft zerlegen, können wir auch — aber in die Welt hineinblitzen, kühn, gewaltig — das können wir nicht, und tauſendfach Schmach über den Mann, der anſtatt ſich tapfer zu ſchlagen, am Spinnrade der Idee ſitzt und ein Leben hindurch ſeine Fäden zieht. Unſer philoſophiſches Jahrhundert hat bis jetzt ſolcher gelehrten Spinnerinnen und männlichen Webefrauen in Menge gezählt. Ganz Deutſchland war eine Spinnſtube. Aber ſtill mit ſolchen Sarkasmen, ſie ändern an der Sache nichts und ich liebe die Satyre nicht, weil ſie eine feige Seele vorausſetzt.

Es hat ſich ein junger Mann in unſerer Nachbarſchaft angekauft, der ſich angelegen ſein läßt, mir den Hof zu machen. Er denkt nach der beliebten, herkömmlichen Weiſe: eine junge Frau, ein alter Mann — da muß ſich etwas machen laſſen. Ich ſeh' es ſeinen dummen ſinnlichen Augen an, wenn er ſo ganz in dieſe Gauner-Philoſophie verſinkt; jedes ſeiner Worte iſt dann durchduftet von dem widerlichen Parfüm der Welt-Gemeinheit. Daß wir Frauen dies dulden müſſen! Aber da kommt mir meine kalte (kälter als kalt) Miene zu ſtatten. Ich verſinke in dem Augenblick, wo ich dergleichen an mir erleben muß, in einen wahren Abgrund von Alter; es iſt im Moment alles an mir fort, was an ein Weib, und noch dazu an ein junges Weib auch nur von ferne erinnert. Die Natur hat mir dieſes Talent verliehen und ich habe ſchon hübſch damit gewuchert. Man muß den Seelenſchauder deutlich auf dem Antlitz zu zeigen wiſſen; wozu ſind wir Frauen geborne Schauſpielerinnen, wenn dieſe Mimik nicht in unſerer Macht läge? Für gewöhnlich wenden wir ſie an, um zu verſtecken, was in uns vorgeht; aber ſie iſt eben ſo da, und muß uns zu Gebote ſtehen, wenn wir mit der ganzen Macht der Wahrheit ſchrecken, beleidigen und vernichten wollen.

Noch etwas Neues: ich überſetze Racine's Phädra. Mir iſt's darum zu thun, die ſchönen

Verſe möglichſt treu in unſere Sprache zu bringen. Ich las einige Stellen, wie ſie eben friſch von der Feder kamen, in unſerm Abend-tête-à-tête meinem Manne vor; er ſchlief dabei ein, und dieſe Kritik iſt in der That die einzig wahre und treffende für ſolch ein Unding von erlogener Leidenſchaftlichkeit. Anfangs befremdete mich etwas dieſer Schlaf — aber bei einigem Nachdenken, wie natürlich fand ich ihn. Ich umarmte den Schläfer, und als er erwachte und in ſeiner unendlich liebenswürdigen Weiſe einige Entſchuldigungen murmelte, ſagte ich lachend: Racine hat nie einen ſtrengeren, aber auch nie einen gerechteren Beurtheiler gefunden. Findeſt Du dieſen kleinen Zug ſeines Charakters nicht köſtlich? Er wollte mir kein tadelndes Wort ſagen, und den Dichter fand er nicht werth ſeiner Beachtung; dennoch hätte er mir Rede ſtehen müſſen, meine unbeſcheidenen Fragen hätten ihm keine Ruhe gelaſſen, wie alſo da ſich mit guter Art aus der Schlinge ziehen — er ſchlummert ein. Jetzt mache ich meine Verſe allein, während mein Mann mit dem Nachbar ein Spielchen macht. Du ſollteſt mich ſehen in der dunklen gewölbten Gallerie, die zur Bibliothek dient, bei zwei Lichtern ſitzen und die Füße des Alexandriner's abzählen. Der Sturm brauſ't und ſchüttelt die Fenſter des alten Saals, doch um mich her iſt's ſtill, ſo ſtill, daß ich ein Mäuschen knuspern höre, das an der entgegengeſetzten Ecke ſich mit irgend einem alten gelehrten Herrn in Kalbslederband kritiſch beſchäftigt. Wenn ich zufällig aufblicke, hängt ein alter Schwedengeneral in Lebensgröße in dunklem Goldrahmen vor mir. Der Bediente, der mich in den Speiſeſaal hinunterruft, muß oft zwei, dreimal ſeine Stimme ertönen laſſen, und dann ſpringe ich auf, erfaſſe den ſchweren Armleuchter, alles in Haſt und Hitze, mit fliegenden Locken und arbeitendem Buſen ſtürze ich durch die öden Säle, um bei einer dampfenden Schüſſel in Wein gekochter Semmelſchnitte niederzuſitzen. Der Himmel weiß, wie ich dann den Männern erſcheine, die in der vollſtändigſten Ruhe ſind und den ganzen Abend bei ja und nein in halbem Schlafe zugebracht haben.

Von den Begebenheiten in der Welt iſt nicht die Rede. Weder ich noch mein Mann wollen das Geringſte davon erfahren. Wir wiſſen, daß die Götter ausgezogen ſind und daß die Tempel leer ſtehen — wozu noch weiteres? Mein Mann hat keine phyſiſche, ich keine moraliſche Zukunft mehr. Darum iſt unſere Ehe auch ſo glücklich.

Armide an Euphroſyne.

Caſſel.

Mein Engel — alles, was Du mir ſchreibſt — iſt durch und durch unwahr, erkünſtelt, Selbſttäuſchung. Sei mir nicht böſe; Jede Andere würde ſich haben blenden laſſen, ich nicht. Ich geh' unendlich — zum Erſchrecken — ehrlich mit dem Leben um, und ſo vergilt es mir Gleiches mit Gleichen. Was man »Illuſionen« nennt, hab' ich nie gekannt. Ich will Dir ein Wort ins Ohr flüſtern: Du liebſt! — Ja, mein Kind — werde tauſendmal böſe, kündige mir immerhin Deine Freundſchaft — Du liebſt, ſag' ich; Du liebſt. Forderſt Du nun auch, daß ich Dir den Gegenſtand nenne? Nein, nein! Ich ſeh' Dich zuſammenfahren, und meine Hand mit der Feder krampfhaft faſſen. Gut, ich ſchweige. Ich kann artig und gehorſam ſein. Wir wollen kein Wort mehr hierüber wechſeln, wenn Du mich nicht geradezu dazu aufforderſt.

Ich lebe hier in Caſſel, (Du weißt, das neue Königreich iſt etablirt) — ein Leben, wie ich es wünſche. Mein Mann hat auf mein Verwenden eine Anſtellung bei Hofe erhalten, die ihm Geldſummen giebt, das Einzige, wonach er begehrt. Er ſpielt hoch; gewinnt aber in der Regel. Unſer guter König thut ſein Möglichſtes, ſeinen Hof glänzend zu machen, und wenn nicht gerade gewiſſe Briefe aus Paris kommen, die kleine brüderliche Notabenes enthalten, ſo iſt er von einer ſtets roſenfarbenen Laune. Eine Anzahl Frauen gruppirt ſich ganz artig um ſeinen Thron; auch ich laſſe mich daſelbſt erblicken. Doch bin ich vorſichtig, mich nicht unnöthig hinzudrängen. In meinem Hauſe ſpiele ich die Aſpaſia. Mein Salon iſt griechiſch, mein Ameublement, meine Toilette — alles, alles aus den Zeiten des Perikles. Du ſollteſt mich ſitzen ſehen auf meinem antiken Sophaſtuhl, der, nebenbei geſagt, verzweifelt unbequem iſt, friſirt, drapirt à la grecque. Ein weißes faltiges Untergewand, mit einer feinen Goldborte gekantet, dann ein Ueberwurf von Purpur mit einem griechiſchen Muſter, ebenfalls von Goldſchnur eingefaßt, die Arme völlig entblößt, oben mit einem Armband, eine goldene antike Schlange darſtellend, geziert. Das Haar iſt in einen Knoten geſchürzt, der minutiös nach der Büſte der Agrippina gewunden iſt, und meinem Kammermädchen ein Nagel an ihrem Sarge iſt, denn das arme Ding quält ſich, es dem franzöſiſchen Haarkräusler gleich zu machen, was doch nie ganz gelingt. Dieſer wunderſame Haarknoten muß bei vielem andern Undarſtellbaren, das er darſtellt, auch jene fliegenden Locken wiedergeben, die da ausſehen, als ginge man einem ſtarken Windſtoße entgegen. Es läßt ſich dies nicht anders erreichen, als kleine Locken von Draht anzubringen, um die man dann das Haar wickelt und anheftet. Auf dieſe Weiſe hab' ich Damen nach der Mode einen Haarknoten ſich erſchaffen ſehen, der einer wahnſinnigen Muſe oder beſſer noch einer mit dem Thyrſos umherſchwärmenden Bachantin zukäme.

Wenn ich in dieſer Art meinen Putz zu Stande gebracht habe, ſitze ich auf meinem goldnen Stuhl, das rechte Bein etwas vor auf einer niedrigen Fußbank geſtellt, und empfange Beſuche. Ehe ich mich deſſen verſehe, iſt Seine Majeſtät auch gegenwärtig. Es giebt einen komiſchen Streit. Ich verlaſſe graziös meinen Stuhl, will vorwärts, er drängt mich zurück; ich, in reizendem Ungeſtüm, will dies nicht leiden, er in chevaleresker Liebenswürdigkeit beharrt auf ſeinem Sinn. Ein Chor Bewunderer, wie bei der griechiſchen Tragödie, umgiebt uns und giebt ſeine Theilnahme, ſein Mitwirken bei dieſem Kampf zu erkennen. Endlich ſitze ich wieder auf meinem Stuhl und der König — zu meinen Füßen. Ja, zu meinen Füßen. Das kleine Tabouret, das für dieſen Zweck immer in der Nähe ſteht, iſt mit großer Geſchicklichkeit zurecht gerückt, wenn der König Miene macht, zur Ruhe kommen zu wollen. Denn dieſe Gruppe bildet ſich nicht heute, o nein, ſo oft er kommt, ſpielt immer dieſelbe Scene, und endet immer auf dieſelbe Weiſe. Der gute König; all dieſe Leichtigkeit, dieſes „ſüße Durcheinander von Grazie und Geſchwätz“ will ihm nicht recht glücken. Plötzlich kommt ihm der Gedanke, daß er ſeiner Würde nichts vergeben dürfe, und dies giebt ſeinen Mienen einen Ausdruck von komiſcher Beſtürzung. Wäre er ein geborner Fürſt, ſo könnte er in dieſe Pein nie gerathen. Oft ſeh' ich ihn an und denke bei mir ſelbſt: Ach, mein Schatz, wie wäre es, wenn Du wieder hinter meinen Wagen aufſprängeſt, denn da iſt doch eigentlich Dein Platz! Wenn er mich verläßt, geht ein Laufen, Lärmen, Rauſchen und Toſen in meinen Vorgemächern an, als hätten ſich alle Stürme des Nordens dort verfangen. Dann heißt's, „der König verläßt das Palais.“ Ich ſteige von meinem goldenen Stuhl herab und nehme ein kleines Frühſtück ein. Nach einer Stunde kommt die zweite Toilette; der Wagen fährt vor und ich ſtatte Beſuche ab. Nachdem ich einige meiner alten Freundinnen, die häßlich wie die Katzen ſind und unbeſchreiblich ſeltſam in ihrem griechiſchen Putz ausſehen, betrachtet habe, geht's zurück in mein Palais und die Toilette für den Mittag beginnt. Man bleibt lange bei der Tafel. Gegen eilf Uhr Abends verſammelt ſich der Hof; um drei Uhr liege ich endlich in meinem Bette. Hier haſt Du den äußerlichen Inhalt meiner Tage — doch ich hab' noch etwas vergeſſen! meine Bäder. In einer ſehr ſchönen Broncewanne ſitzend, in einen Gaceſchleier gehüllt, empfang' ich — die Philoſophen. Während ich in lauwarmem Waſſer abbrühe, bemüht man ſich, mir die philoſophiſchen Syſteme von Pythagoras bis zu Fichte beizubringen. Es iſt ein Summen, Rauſchen, Klingen um meine Badewanne herum. Die Herren der Stoa gerathen in Streit mit den Anhängern des Epicur, ich, aus dem Waſſer heraus, ſchlichte den Streit. Das iſt ſehr beluſtigend. Es iſt Mode bei meinem Bade zu aſſiſtiren, und ſo hab' ich vor einigen Tagen auch den berühmten Hiſtoriographen der Schweiz bei mir geſehen. Glaube mir, dieſe Kunſtſtückchen koſten Mühe; aber ich habe den Triumph, daß ich, die ich nicht mehr jung bin, ſchöne und junge Frauen unbeachtet ſehe, weil ſie mir dieſe modiſchen Poſſen nicht nachmachen können. Ich habe die ſchönſten Männer in meinem Salon, und hiermit iſt alles erreicht, was ich wünſche. Du glaubſt nicht, welch eine Invaſion liebenswerther junger Franzoſen dieſe Stadt überſchwemmt. Ich dachte, man hätte in dem alten Frankreich alle hübſchen Köpfe abgeſchlagen, allein ich ſehe, es ſind deren noch genug übrig geblieben.

(Einige Wochen ſpäter.)

Du forderſt mich auf meine Philoſophie über die Liebe und die Männer Dir vorzulegen; hier iſt ſie. Schon ſehr früh hab' ich gemerkt, daß ich ein gewiſſes Etwas, das ich „Myſtik des Herzens“ nennen möchte, nicht beſitze. Ich werde alſo von den Schwärmern und auch von Dir für flach erkannt. Das iſt in der Ordnung. Doch wenn ich auch nicht aus einer „bodenloſen Tiefe“ ſchöpfe, ſo hab' ich dagegen eine ganz hübſche Oberfläche, ſonnenhell und blumenſprießend, für mich. Als ich noch jung war, leitete mich ein glücklicher Inſtinkt der Freude zu; ſpäter hab' ich mir Grundſätze gemacht, die mir helfen ſollen, dieſelbe Richtung unausgeſetzt beizubehalten. Meine Maxime iſt kurz gefaßt, ſie beſteht in dem Geſetz: mich nicht beherrſchen zu laſſen. Ich empfand, wie Du mein Liebchen, das Bedürfniß mich von der Herrſchaft der Männer frei zu erhalten, aber ich gelangte zum Ziele, nicht indem ich mich den Männern entzog, ſondern indem ich mich ihnen hingab. Verſteh' mich recht: das Dogma der Liebe, wenn man es in ſeiner ganzen Strenge annimmt, legt uns Frauen einen ſtrengen Cultus auf, der mit den früheſten Athemzügen anfängt und oft mit dem letzten erſt ſchließt; das war nicht meine Sache. Die heroiſche Liebe, ſie mag nun glücklich oder tragiſch ſein, iſt mir ein wunderbarer Apparat, der wie der Heiligenſchein der alten Märtyrer nur ſchlecht zu meinem Geſicht paſſen würde. Ich wollte frei und glücklich ſein, und wollte genießen. Da ich die Heuchelei verabſcheue, ging ich offen zu Werke. Du glaubſt nicht, mein Kind, welche Reize die Erde hat, wenn man auf ihr zu leben weiß! Und die Männer! wie viel Vergnügen gewähren ſie, wenn man mit ihnen zu verkehren weiß, wie ich mit ihnen verkehre. Die Liebe iſt ein geniales Mährchen, das immer neu erzählt wird; durch das Prisma der Sinnlichkeit fallen immer abwechſelnde Farbenſcheine. Nur nicht Gelehrſamkeit, Pedanterie und Prüderie in's Spiel gezogen, damit iſt alles verdorben. Unſere Sitten ſind ſchwerfällig; man muß über ſie hinaus zu dichten verſtehen, wie der ächte Dichter über die beſtehenden Kunſtformen hinaus dichtet. Was iſt mit einem Leben voll Kälte und Regelmäßigkeit zu beginnen? Welch elender Troſt, abgeſchmackte Pflichten erfüllt und dafür die ächte, große Pflicht, Glück zu bringen und zu empfangen unter die Füße getreten zu haben. Man muß nicht glauben, daß jede Liebe geiſtreich und groß iſt, aber jede Liebe iſt eine andere. Der allergewöhnlichſte Mann hat einen Moment, wo er ſich bis zur Genialität emporſchwingt, und dies iſt der Moment, wo er zum erſtenmal einer Frau ſagt, daß er ſie liebe; und ſagt er's mir, ſo hab' ich's mit einem genialen Mann zu thun. Den nächſten Moment darauf iſt er's nicht mehr; da ſeh' ich ihn auch nicht mehr, da exiſtirt er für ſein ganzes übriges Leben, wo er proſaiſch und langweilig iſt, nicht mehr für mich. Wie entſetzlich wär's, zu fordern, daß ich einem ſolchen Gimpel treu ſein ſolle, das heißt ihn auf ſeiner ganzen übrigen troſtloſen Wanderſchaft begleiten. Der Epicuräismus in der Liebe weiß auf ein Haar abzumeſſen, wo das Scheiden Geſetz wird; nur die unglücklichen Dilettanten ſchleppen den zerriſſenen Feſtrock der Liebe noch lange in lächerlichen Fetzen hinter ſich nach. Man giebt uns Frauen ein ſtärkeres, innigeres Gefühl in der Liebe zu, ſo wird man uns auch ſchärfere Sinne in Auffaſſung der äußeren Zeichen und Merkmale zugeſtehen. Schon dies iſt ein artiges Spiel.

Einem ſchönen Auge mehr Glanz zu verleihen, die Röthe des Gefühls auf Lippen und Wangen hervorzurufen, die für uns erglühen. Ich geſtehe frei, daß ich eine ſeltene und verführeriſche Schönheit da hervorzuzaubern gewußt habe, wo man es nie für möglich gehalten hatte, den Stumpfſinn und die Starrheit durch irgend ein Mittel zu vertreiben. Dies nenne ich „meine Bildſäulen beleben.“ Wenn ich nicht manchesmal ungebildeten Stoff zu bearbeiten hätte, würde mir die Schöpfer-Luſt auch kein ſolch Vergnügen machen. Ich kenne Herzen, deren keuſches Aufflammen ich mit keinem andern Bilde zu vergleichen weiß, als mit dem Kelch einer weißen Lilie, über die eine Flamme weht. Du ſchiltſt mich oft, daß ich keinen Sinn für Poeſie habe; allerdings für eure gemachte Bücherpoeſie nicht; aber für die lebendige, wie ſie farbenerglühend über ein ſchönes, ſinnlich erregtes Antlitz fliegt, da hab' ich welchen. Wie ſüß ſind manche Augenblicke geweſen. Wie bezaubernd iſt noch die Erinnerung an ſie. Dies alles hab' ich meinem feſten Grundſatze zu danken, jede Feſſel von mir fern zu halten. Wie unſelig wäre ich, wenn es mir begegnete, wirklich Einem treu zu ſein. Dieſer Eine würde mein Tyrann und würde alle ſeine Vorgänger an mir rächen. Das traurigſte Ende iſt Denen zubereitet, die keck dieſe Höhe erklimmen, aber ſich oben nicht zu halten wiſſen. Doch ſorge nicht, ich werde mich halten.

Euphroſyne an Armide.

Ach, Armide, welch ein unglückliches Geſchöpf bin ich! Das Gebäude meines Stolzes und meiner Ruhe iſt zertrümmert. Ich will Dir nichts weiter ſagen, als daß ich mir ſelbſt das Geſtändniß gemacht habe: daß ich liebe. Geſtern war dieſer fürchterliche Augenblick. Ich war lange halb im Traum, halb im Wachen umhergeirrt, nicht wiſſend, wohin ich mich bergen ſollte, mit einer unſäglichen Pein im Herzen, da, endlich ſtürzte ich auf die Kniee, ſchloß die Stirne in die eiskalten Hände, und mit hervorſtürzenden Thränen rief ich ſeinen Namen. Es iſt geſchehen. Der Zauber iſt gebrochen, der mich in meiner Starrheit zuſammenhielt; die Feſſel iſt von Hand und Fuß abgeſchüttelt. Was nun? Werd' ich wahnſinnig ſein, oder heißen? Ich kann meinen Mann nicht ſehen, die Geſichter, die mich für gewöhnlich umgeben, nicht ſehen. Ich eile mich einzuſchließen und — zu weinen! Dein Brief hat alle Flammen des Zornes in mir erregt; wie magſt Du zu einem Spielwerk Deiner Laune ein Geſchlecht erniedrigen, zu dem er gehört? Was ſoll ich mit dem Syſtem dieſer vornehmen Genußſucht — ich — ich liebe! Könnt' ich Dir ſagen, was ich empfinde, welche Stürme durch mein Herz ziehen — Du würdeſt vor Entſetzen und Entzücken ſchaudern! O der albernen Vermummung! Da ſtelle ich mich, als haßte ich ihn, da treib' ich's ſo weit, ihn zu ſchmähen, ihn zu verfolgen — ja noch weiter ich entehre ihn und mich, indem ich einem Greiſe meine Hand reiche — und alles dies mit dem Wahnſinn der Liebe ſchon im Herzen! Kennſt Du, Armide, eine Strafe, die für ſo arge Heuchelei ſtark genug wäre? Doch jetzt — jetzt empfinde ich Qual und Pein.

Errette mich! Zeige mir Rath, Hülfe!

In meinen ſchlummerloſen Nächten ſitze ich auf meinem Lager und ſtarre in das endloſe Elend meiner Zukunft. O, wo findet eine Seele, die wie die meine ihr Köſtlichſtes hinwarf, Troſt und Erbarmen?

Seitdem ich den Schleier von meinem Herzen geriſſen, iſt die Vergangenheit grauſenvoll lebendig vor meinen Blicken. Dieſe Bilder ſind meine Qual und mein Entzücken; in allen tritt ſeine Geſtalt ſiegend, vernichtend in den Vorgrund. Erinnere Dich, Armide, jenes Abends, als ich ihn zum erſtenmal ſah? Beſinne Dich des Umſtandes mit dem Bilde. Schon damals faßte mich der Dämon und zwang mich, dieſe traurige Heldenrolle vor ihm zu ſpielen, vor ihm, dem wahren Helden. Noch brennt der Strahl ſeines dunklen Auges, das er in Vorwurf und gleichſam erſtaunt auf mich richtete, in meiner Seele. Welch' eine Wolluſt, den Zorn einer ſolchen Seele auf ſich zu lenken. Ich triumphirte! Alles an mir war Liebe, in Haß maskirte Liebe. Ich hätte mich dem ſtolzen, ſchönen Mann an die Bruſt werfen mögen, und ich zog es vor ihn mit vergifteten Pfeilſpitzen blutig zu ritzen. Später folgte ihm mein Blick, wo er ging und ſtand;

ſah er jedoch auf mich hin, ſo überzog eiſige Kälte meine Züge. Unglückſeliges Gaukelſpiel! Wer iſt nun gehöhnt, wer iſt nun zertreten? Ich hab's erreicht, er haßt mich und ich — bete ihn an.

Wo war Euer Aller Vernunft und Billigkeit, daß Ihr mir nicht ſchnell in die Rede fielet, als ich das Unglück des Heeres auf ſeine Schultern bürdete? Welch ein Wahnſinn! Konnte er, der Einzelne, anders als beſiegt werden und in ſeinem Grimm verbluten? Sein Verſtummen war ſo edel; es war keine Miene, keine Bewegung an ihm, die nicht den Mann, den Helden verrieth. Aber all mein Toben, mein Trotz, meine Spöttereien waren Leidenſchaft, verſtellte Glut. O, Armide, welch ein Herz ward mir in den Buſen gepflanzt!

Mit ungeübter Feder hab' ich verſucht, ſein Bild zu zeichnen. Die Umriſſe ſind richtig — aber nun die Seele, das Auge! O, die giebt keine Künſtlerhand wieder. Dieſer Mund, ſo ſüß, ſo ſtolz, auf dem der Wahnſinn der Liebe in tauſend und aber tauſend Küſſen dahinlodern möchte. Armide! Armide! Ein Kuß von ihm! Aus dieſen Augen Feuer trinken, in einem langen ſinnlichen Strahl Lebensflammen trinken, während Lippe ſich auf Lippe preßt! Ich will nichts von dieſer Erde als nur die Minute Zeit, wo ich dieſen Kuß empfange und gebe. Still! Wie hat die ſchweigſame Nacht meinem Geheimniſſe Sprache verliehen? Wie kamen dieſe Worte auf's Papier, die ich unter ſo ſicherm Verſchluſſe wußte? Es hilft nichts: Ich bin Phädra. Zürnenden Göttern bin ich anheimgefallen; nicht mein Wille, nicht mein Bewußtſein leitet mich mehr, ein Werkzeug bin ich in der Hand der beleidigten Liebe.

Auf welchem Wege erhalte ich Nachricht von ihm? Ich muß welche haben. Ob ich noch weiter lebe, hängt lediglich von ihm ab. Sein bin ich jetzt und immerdar; er mag mich von ſich ſtoßen, ich werde ſein bleiben. Weilt nicht ſein Genoſſe, der ſanfte junge Mann mit dem einnehmenden blauen Auge, Ihr nanntet ihn Walt, noch in Eurer Gegend? Und wenn auch er fort iſt, kannſt Du nicht erfahren, wohin er ſich gewendet? Dieſer Walt brachte ihm noch den letzten thörichten Beſcheid von mir. Ich ließ ſagen, daß ich mich glücklich fühle, daß mein Mann meine volle Liebe beſitze. Es ſollte das unwahre und heuchleriſche Geſtändniß der Fernen, Kalten, Theilnahmloſen ihn aufſtacheln und reizen. So tief war ich ſchon gefallen. Die Wahrheit hob ſich aus dem brechenden Herzen ſchon auf die Lippe und ich drängte ſie doch noch zurück. Hat dieſer Walt ſeinen Freund gefunden, hat er ihm mein Lügen-Geſtändniß gebracht? O, ich muß dies wiſſen. Armide, meine Theure, gieb mir Antwort, baldige, willkommene. In Caſſel wird man

Nachrichten von den Preußen haben. Fordere Deinen Mann auf, ſein Möglichſtes zu thun. Ich will Geld daran wenden; ich will theuer jeden Tropfen Balſam, der auf meine lechzende Zunge fällt, erkaufen. Nur Nachricht, Nachricht von ihm! Hier in der Einſamkeit eines alten Schloſſes, in der fürchterlichen Pein dieſer endlos langen Winterabende und Nächte bin ich meinem böſen Schickſal auf das Grauſamſte preisgegeben. Ich ſchließe mich Tagelang ein; die Stille um mich her — mordet mich! Der Anblick der Menſchen iſt mir aber auf gleiche Weiſe verhaßt! Wohin mich retten? —

Der Bote, der Dir dieſes bringt, ſoll nicht früher heimkommen als mit einem Briefe von Dir. Vertraue ihm ſicher. Nach unſerer Gegend zu ſind die Spione auch bis jetzt nicht thätig geweſen. Lebe wohl; bleibe Deinen Freunden treu.

Armide an Euphroſyne.

Mein Kind, Dein Brief hat mich erſchüttert. Kann man wohl ſo wunderlich ſchwärmen? Hier ſeh' ich alſo das Geſpenſt, vor deſſen Erſcheinen mir immer ſo ſehr gegraut. Aber nein! Du nicht; Du kannſt dieſer feigen, elenden Frauen-Krankheit nicht erliegen, Du nicht. Ich bitte Dich, ſtelle Dir die Sache einfach, alltäglich vor, ſo wie ſie iſt. Einen hübſchen jungen Mann anziehend gefunden zu haben, ihm meinetwegen ein lebhaftes Intereſſe geſpendet zu haben — iſt dies ſo ungewöhnlich? Weiter, meine ſtolze Euphroſyne, war es nichts. Nur die Einſamkeit läßt Dich ſo ſeltſam ſchwärmen. Racine und Dein altes Schloß haben Dich um Deine geſunden Sinne gebracht; Du willſt die Phädra ſpielen, da Du eben keine andere Rolle haſt. Oder willſt Du mich überreden, daß Du wirklich am gebrochenen Herzen ſterben willſt, ſo zärtlich und ſo unwahrſcheinlich als irgend eine Jungfrau in der Ballade? Nein, mein Engel, jeder Thorheit biſt Du fähig, nur dieſer nicht. Wenn er hier in Caſſel wäre, würde ich ihn Dir hinüberſchicken, er ſollte Dir den Hof machen, es ſollte eine Intrigue werden, wie ſie täglich hier unter meinen Augen geſponnen wird, da würdeſt Du bald ſehen, daß Dein hoher Held auch nichts anderes iſt, als ein gewöhnlicher Mann. Du kennſt meine Philoſophie, aber mancheßmal, obgleich ſehr ſelten, iſt's mir doch auch geſchehen, daß ich etwas wie Liebe, wie Achtung und Verehrung für einen Mann fühlte, aber da wußte ich's zu machen, daß ich ihn ſchwach und erbärmlich ſah nnd dann — ſchnell war ich geheilt. Dieſer Franz, trotz ſeiner koſtbaren Außenſeite iſt nicht mehr und nicht minder ein Enkel Adam's, jenes dummen Mannes, der im Paradies Aepfel aß und ſpäter ein häßlicher Ackerbauer wurde, nicht mehr werth daß man ſich die Mühe gab, ihn zu verführen. Und dann, ſoll ich Dir etwas in's Ohr flüſtern, worauf hin Dein Stolz ſich empören und auf immer mit diamantnem Panzer Dich gegen jede Schwäche wahren wird? Er liebt Dich nicht! Es iſt grauſam, es zu ſagen, aber es iſt wahr. Er hat nie mit einer Miene verrathen, daß er Dir huldigte. Was willſt Du nun alſo? O Kind, wie ſehr beklage ich, daß ich Dir jenes Wort, das Dich aus Deinem Mondwandlerzuſtand erweckte, zugerufen; allein ich war, glaube mir das, eher auf den Einſturz des Himmels gefaßt, als auf eine ſolche Umwandlung in Dir.

Der junge Walt — fürwahr zu ſeiner Zeit ein ganz allerliebſter Knabe — iſt ſchon lange aus jener Gegend fort, wo wir zuletzt alle beiſammen waren. Ein junges Geſchöpf, das er verführt hat — (wer hätte ihm dies zugetraut!) war ſchon vor längerer Zeit bei mir, um Erkundigungen nach ihrem Geliebten einzuziehen. Das arme Ding hatte jene trübſelige und doch in Liebe ſtarke Leidensmiene an ſich, die einen ſo tiefen Eindruck auf die Männer macht. Der meinige war ganz hin. Ich mußte ſie ohne Troſt fortſchicken, und ſie zieht nun mit einem alten Pächter, der dienſtlos geworden, dem Heere nach, um ihren Freund wieder einzufangen. Das Pfarrdorf, in dem ſie geboren, iſt verwüſtet und zu einem elenden Trümmerhaufen gemacht worden; der alte Vater geſtorben. Das iſt viel Unglück in Zeit von einem halben Jahre.

Du ſiehſt, daß ich keine Nachrichten geben kann, da ich ſelbſt keine habe. Mein Mann wird ſich Mühe geben; er geht in die Gegend von Halle; von dort aus kann er Erkundigungen einziehen. Mein nächſter Brief wird Dir melden, wenn etwas zu melden iſt. Gute Nacht, meine Theure; gute Nacht!

Euphroſyne an Armide.

Du biſt ſo leichtfertig, Armide; Deine Briefe ſind ſo frivol. Man muß ganz anders an mich ſchreiben; ich bin eine Geweihte des Himmels; der Schmerz hat mir ſeine Krone aufgeſetzt; ich führe ein wunderſames Seelenleben. Dies bedenke. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen, ſo ſteht's geſchrieben; ſo ſag' ich, im Hauſe der Schmerzen ſind viele Wohnungen, ich aber bin in jenen düſtern Saal eingetreten, den große, herrliche Götterbilder in hohen Niſchen umſtehen. Um mich her, in Gruppen vertheilt, ſitzen jene Unſterblichen, die die Liebe tödtete und ewig leben machte. Ich kenne dieſe Frauen. Sie leben im Lied; ich kenne ihre Schmerzen, ſie ſind verklärt durch die Sänger. Durch den dunklen Raum dieſes Saals ſchwingen ſich Harfenklänge und eine Stimme ſingt wie aus weiter Ferne jenes alte Mährchen, das ſechstauſend Jahre hindurch das Ohr der Lauſcher mit Grauen und mit Entzücken füllte!

Was gehen mich die Armſeligen an, die Du ſchilderſt? Er iſt nicht ſo. Zu einem ächten, wahren Manne gehört es, daß er ſich von den Feſſeln der Sinnlichkeit frei mache. Können wir ihn erſt mit den tauſend kleinen Schwachheiten der Kinderſtube überwältigen, dann iſt nichts mehr an ihm, dann iſt er abgethan und beſeitigt. Dieſer Stolz gegen die Frauen iſt das Köſtlichſte, was ein Mann beſitzen kann. Wir müſſen werben mit allen unſeren Kräften, mit dem Edelſten und Beſten, was wir haben, müſſen wir werben um ihn. Erreichen wir ſeine Liebe blos, weil wir Frauen, nichts weiter, ſind, ſo iſt der Umgang mit Männern das Schmachvollſte, was ich kenne. Gemein iſt jede Liebe dann, und dem dürftigſten Erdgeiſte unterworfen.

Du ſagſt, daß er mich nicht liebe — freilich nach Deinen Begriffen von der Liebe — liebt er mich nicht. Ich hab' ihn fortwährend beleidigt, ihn verwundet, wo ich nur irgend ihn verwundbar wußte; grauſam und peinigend bis zur Unnatur konnte ich ſein, war es wohl da möglich, daß er mir Liebe, nach dem Maaßſtabe, was Ihr Liebe nennt, zeigte? Aber mein innerſtes Weſen durſchauend und es dem ſeinigen ebenbürtig fühlend, das wäre bei ihm Liebe, und eine ſolche Liebe kann, werde, muß ich ihm eingeflößt haben. Wenn ich mich hierüber täuſchte, wie elend wäre ich da.

Die Leute in meinem Schloſſe ſehen mich für eine Nachtwandlerin an, weil ſie mich oft um Mitternacht, wenn der Mond lange Streiflichter wirft, in den weiten Sälen einſam umherwandelnd erblickt haben. In dem alten Ritterſaal hängt das Bild eines jungen ſchwediſchen Obriſter, das ſeine Züge trägt. Der Mond beleuchtet gerade das bleiche, ſchöne Antlitz und ich glaube dann die dunklen Augen auf mich gerichtet zu ſehen. Ich möchte dies Bild nicht aus dem Kreiſe ſeiner ehrenhaften Genoſſen entfernen, ſonſt tauſchte ich es um gegen das Bild in der Bibliothek. Dort hätte ich ihn näher und ausſchließend für mich, während ich nur bei Nachtzeit den alten Saal einſam finde.

Ob es Geiſtesgrüße giebt? Ob er empfindet in weiter Ferne, wenn ich hier vor ſeinem Bilde ſteh' und mit der ganzen Fülle meiner Seele in ihn mich verſenke? Ach nein! Dies verworrene Leben trübt den Verkehr der Geiſter. Der ſtärkſte Ruf der Sehnſucht erreicht nicht das Ohr, für das er beſtimmt iſt. So viel Gleichgültiges, Störendes, Mattes, Hinfälliges drängt ſich dazwiſchen.

Ob ich ſeinen Beſitz erſtrebe? Nein. Er iſt ja mein. Ich möchte meine Verhältniſſe, ſo wie ſie jetzt beſtehen, auch nicht aufgelöſt wiſſen. Dieſer gutmüthige, ehrwürdige Greis, mein Vater, nicht mein Gatte, ſtellt meinem innern Lebensdrange nichts entgegen. Ich habe das Maskenſpiel einer ehelichen Zärtlichkeit, wie ich ſie gegen ihn — er nie gegen mich — erheuchelte, aufgegeben, und nun iſt unſer Beiſammenleben völlig ohne Intereſſe, aber auch völlig ohne Störung. Einen Mann, der mir als ſeinem angetrauten Weibe begegnen wollte, könnte ich morden. So aber bin ich frei — —

Ach, ich bin ein Kind! Ja wohl, ja wohl möchte ich ihn beſitzen —! Kann eine Sehnſuchtsqual, wie die meine, wohl mit Schatten ſpielen? Nein! Nein! Ich will dieſen Greis, dem ich durch eine Lüge mich verband, nicht mehr vor mir ſehen. Ich will nicht. Zuwider iſt mir alles, was ſich zwiſchen ihn und mich ſtellt, und dieſer Alte, ſo gefahrlos er iſt, doch iſt er mir in eine unangenehme unheimliche Nähe gerückt. Hinweg Mäßigung, Edelmuth, Dulden! Die Heftigkeit eines Herzens duldet keine Beſchränkung. Ich bin nicht gemacht, ein ſogenanntes edles Weſen darzuſtellen; es brennt und ſiedet etwas in meinem Gehirn, das mich vor mir ſelbſt erzittern macht. Armide — Dein feiges Abfinden mit dem Leben — kenne ich nicht! Ich will es nicht kennen. Mein Dämon ruft mir zu, daß nur kurze energiſche Jugendſtunden mein ſind, daß ich ſie nicht ungenützt verfliegen laſſen darf. Die Süßigkeit einer That, wenn auch einer teufliſchen — reizt mich. Alles, was ich ertragen und darum fordern kann, muß mein ſein; in einer kurzen ſchnellen Minute — mein! Dann folge meinethalben ſchnell darauf Nacht und Tod.

O, daß Du mich verſtehen könnteſt!

Wo ich hinſehe, ſchleppt ſich alles matt, gleichgültig nur mit halbem Leben hin — nur ich — nur ich hab' die Fülle. Unter einem prachtvollen Baum ſteh' ich — ein leiſes Schütteln — und es fallen mir die Früchte in den Schooß, berauſchende Früchte. Nur ein leiſer Gedanke an ihn, nur die Nennung ſeines Namens und ich bin in Traum und Wahnſinn verzückt. So beweglich ſchwankt der Balſam in der vollen Schaale. Wie eine Prieſterin von ihrem Gotte, ſo bin ich von ſeiner Seele beſeelt. Alles was ich bin, gehört ſein! —

Mein Mann verläßt mich auf einige Tage; eine nothwendige Geſchäftsreiſe muß abgethan werden. Die Einſamkeit wird mir wohl thun. Ich werde die einzige Bewohnerin dieſer hohen, dunklen, alterthümlichen Räume ſein. Schlöſſe mich ein mächtiger Zauberer hier ein, und ich wandelte in Ewigkeit in ſtillen Mondennächten hier umher — wie ſchön wäre das! Im Pallaſt des Traumes die ſehnſuchtkranke Liebe! — Dann aber giebt's wieder Augenblicke, wo ich dieſelben Säle durcheile mit aufgelöſetem Haar, in fliegendem Nachtkleide — den brennenden Schrei des Wahnſinns auf der Lippe. Was wird der Gott noch aus mir machen, der mich jetzt ſo ſchonungslos in ſeiner Gewalt hat? Und doch um keine Erdenfreude, ſie heiße, wie ſie wolle, möchte ich dieſen blutigen Purpur des Schmerzes von meinen Schultern ſtreifen. Ich fühle mich geweiht und gehoben. Dürfte ich dieſe Straße wandeln, wenn ich dem Anblick ihrer Schrecken und Schönheiten nicht gewachſen wäre? Sanfte Seelen werden beſcheidne Pfade geführt. — —

Lebe wohl. —

Armide an Euphroſyne.

Nur wenige Zeilen, mein Engel. Ich reiſe nach Paris, um von Gérard mein Bild malen zu laſſen. Du kennſt ſeine meiſterhafte Gruppe, die er nach dem Roman der Frau von Staël gemalt »Corinna auf dem Cap Miſene« gerade ſo wird auch mein Portrait aufgefaßt werden; nur nicht mit dem begeiſterten Blick gen Himmel; etwas menſchlicher, irdiſcher; ich hab' mit dem Himmel und der Poeſie gar wenig zu ſchaffen. Mein Blick wird zur Erde gerichtet ſein, und zwar auf einen hübſchen Sohn der Erde — auf den Grafen St. Charles, einen meiner neueſten Verehrer. Dein letzter Brief, meine Liebe, iſt mir etwas zu dithyrambiſch, ich hab' in meinem Diktionä keine Phraſen, die darauf paſſen; deshalb ſchweige ich. Von unſeren beiden Flüchtlingen hab' ich nichts gehört. Es ſind mörderiſche Schlachten vorgefallen; wer ſagt uns, ob unſere Freunde nicht ſchon unter Oſſian's Helden im Saal der nordiſchen Olympier wandeln?

Lebe glücklich; in wenigen Wochen bin ich wieder in Caſſel.

Die Schlacht von Eylau.

Die winterliche Landſchaft zeigte das düſtere Bild eines nebelvollen Abends. Dicke, formloſe Wolkenmaſſen durchzogen den Dom des Himmels, nur ſpärlich hier und da ein kaltes Roth durchſchimmern laſſend, das das Scheiden der Sonne verkündete. Der Thauwind, der ſeit einigen Stunden heftig dahertobte, hatte den Schnee von den Bäumen geſchüttelt und ihre ſchwarzen, nackten Aeſte, von Regentropfen beſchwert, ſchwankten jetzt in der feuchten Dämmerung. Ein kleines Dorf zeigte die Ruinen ſeiner Brandſtätte in ſchweigſamer Stille — im weiten Umkreis dieſer trüben Fläche erblickte das Auge nichts, was auf Leben deutete. Die ſchwarzen, in den

Schnee getretenen Wege, die ſich vielfach kreuzten, waren von friſchen Spuren nicht berührt: die Sorge, der Schrecken, der Kummer, die Raublust hatten dieſe Pfade gewandelt, doch ſie alle waren verſchwunden und hatten den Schauplatz ihrer Thätigkeit verödet hinter ſich gelaſſen. Ein Baumgang von Weiden und Erlen leitete von einem Hügel herab in das Dorf; zwiſchen den ſchwarzen, vom Sturm bewegten Bäumen ſah man auf der Höhe jetzt ein einſam wandelndes Paar erſcheinen; ein ältlicher Mann und eine Frau. Wir gehen in der Reihefolge der Begebenheiten von dem Standpunkt an, den die obigen Briefe angeben, etwas zurück und führen den Leſer zur Schlacht von Eylau. Der Wanderer, der den Hügel herabkommt, iſt Bertram, ein Veteran, nachmals Pächter in der Nähe des Dorfes, wo der Vater Maria Anna's, Pfarrer war. Er hat bei der Plünderung ſeiner Geburtsſtätte den

Wanderſtab ergriffen, um Verwandte aufzuſuchen, ſie um Hülfe anzuſprechen. Auf ſeinem Gange begleitet ihn die arme Tochter des Pfarrers, die, von dem Grabhügel ihres Vaters Abſchied nehmend, in die weite Welt zieht, den Geliebten aufzuſuchen. In jenen Tagen der Verwirrung, der Schrecken, des wildeſten Spiels des Ungefährs waren feſte Pläne, auf ausreichende Berichte und Nachrichten geſtützt, nicht zu faſſen. Mehr als eine Verlaſſene, mehr als ein trauerndes liebetreues Weib irrte umher und ſuchte auf den Schlachtfeldern unter dem Sichelſchlag des Todes den Mann ihres Herzens. Man ſah grauſenvolle Wiedererkennungsſcenen. Die Pfarrerstochter folgte einem unſichern Gerücht, das ihr ihres geliebten Andreas Gegenwart bei dem Heere der Verbündeten gemeldet hatte. Das Dorf, in welches wir ſie einpilgern ſehen, iſt Liebſtadt; ein Streifcorps aus der Avantgarde der Franzoſen hatte es, wenige Tage vor der Ankunft der beiden Wanderer, geplündert und zerſtört.

„Sollen wir noch weiter?“ fragte die erſchöpfte Anna, indem ſie ſich an einen Baum lehnte und ihr Antlitz, das ſieberhaft glühte, in die Hände verbarg. Bertram blickte ſeine Gefährtin an mit jenem Ausdruck wilder und ſtürmiſcher Theilnahme, die den rohen Zügen des Alten einen trotzigen, aber dabei nicht unſchönen Ausdruck verlieh. „J ja doch!“ rief er — „weiter und immer weiter! Macht mir jetzt keine Poſſen! Sind wir einmal ſo nah der Teufelsſchmiede, ſo laßt uns nur vollends eintreten. Halloh! aufgeſchaut, Jungfer!“

„Ach, ich kann nicht!“ rief das arme Mädchen. „Nur ein Biſſen Brods, nur ein Trunk Waſſer!“

„Wird ſich dort unten finden. Das Neſt ſieht zwar verdammt ausgeleert aus; aber ſo viel, wie wir brauchen, werden die Schnapphähne ſchon noch nachgelaſſen haben. Alſo vorwärts!«

Die beiden Wanderer erſchienen jetzt in den verödeten Straßen und betraten die wenigen, vom Brand verſchont gebliebenen Häuſer, deren Thüren offen ſtanden. In einer dieſer elenden Hütten glaubte Anna Schmerzenslaute zu hören, die aus einem niedrigen Holzverſchlag, der an die Brandmauer des Hauſes angelehnt war, hervortönten. Sie rief ihren Begleiter und Beide öffneten mit großer Anſtrengung eine Art Fallthüre, die in eine dunkle Höhlung leitete. »Um Jeſu willen! Kommt Ihr, mich zu berauben?« — rief eine Stimme — »ich habe nichts mehr! Ich gab ſchon alles her, was ich hatte!« Der Klang, mit dem dieſe Worte mehr geſeufzt als geſprochen wurden, übte auf die Beiden, die am Eingang dieſes ſchmutzigen ekelhaften Gefängniſſes ſtanden, einen ſchreckenvollen Eindruck. Sie ſandten beſchwichtigende Worte in die Höhle hinab, und es gelang ihnen, den Bewohner deſſelben endlich an's Tageslicht zu fördern. Es war ein Greis mit ehrwürdigen Zügen, von Kummer und Elend faſt aufgezehrt. Anna, die die Geſtalt ihres Vaters zu ſehen glaubte, wie er aus Nacht und Tod drohend zu ihr emporſtieg, ſchrie laut auf und taumelte zurück. Bertram half dem Unglücklichen vollends heraus und theilte ihm mit, in welcher friedvollen Abſicht ſie gekommen waren. „Dem Himmel ſei Dank!“ rief der Greis und faltete zum Dankgebet ſeine entfleiſchten Hände, „Ihr gehört alſo nicht zu den möderiſchen Schaaren, die die Schmach und das Entſetzen in dieſe ruhige Gegend geführt haben! Ich ſeh' wieder Menſchen vor mir, denn jene, deren Bild noch vor meiner entſetzten Seele ſchwebt, waren nicht Menſchen, ſondern Teufel! O, führet mich zu der Leiche meines armen Kindes! Ich ſah ſie unter den Mißhandlungen dieſer Barbaren ihren Geiſt aufgeben — führt mich zu ihren entſeelten Ueberreſten — damit ich Gott danke, daß er ſeinem Knecht ſo ſchwere Prüfung aufzulegen gewürdigt hat.“

„Alter!“ rief Bertram. „Wir wiſſen Dein Kind nicht zu finden; auch iſt jetzt nicht Zeit, weder für Dich noch für uns, unthätig zu klagen. Es kommen Tage, wo es geſtattet ſein wird, das Bett für die Todten zu bereiten und auf dem grünen Hügel zu weinen. Jetzt aber drängt die Zeit. Sag, Alter, haſt Du nicht einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln gerettet?“

„Ich ſprach die Wahrheit dort aus dem Grabe heraus,“ entgegnete der Greis. „Sie haben mir alles genommen.“

„Hier iſt Geld,“ rief Bertram.

„Treibe keinen Spott mit mir, indem Du mir den todten Mammon zeigſt!“ ſagte der Greis.

„Nie ſchätzte ich das Gold und jetzt verfluche ich es; denn es iſt einer der wildeſten hölliſchen Geiſter in ihm verkörpert, der ſeine Freude daran hat, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater aufzureizen. Wirf Dein Geld in die Winde, laß den Abgrund es begraben und die Tiefe es aufnehmen. Als glühende Tropfen wird es in den Flammenpfuhl zurückſinken, aus dem es geſtiegen. O mein Kind! Hätten ſie mir mein Geld geraubt, und Dich mir gelaſſen; ich wollte ſie ſegnen! Führt mich zur Leiche meines Kindes! Seid barmherzig!“

„Kommt! kommt!“ rief Anna. „Ich führe Euch. Stützet Euch auf mich — mein Vater.“

„Ja, Du biſt meine Tochter! So jung, ſo rührend in Miene und Gebährde war auch meine Verlorene.“

Anna führte den Unglücklichen aus der Hütte heraus wenige Schritte weiter auf einen kleinen zerſtörten Gartenplatz. Hier, halb verſteckt unter einem Haufen dürren Laubes, lag der von Bajonetſtichen durchbohrte Körper eines jungen Mädchens. Mit einem wilden Schrei fiel der Greis nieder; Anna wendete ſich ab; der grauſenvolle Anblick ſchnitt ihr durch's Herz. In hohlen Tönen rauſchte der Thauwind durch den Buſch und ſpielte mit den greiſen Haaren des Armen, der ſich auf das bleiche Antlitz ſeiner Tochter herabneigte, es mit ſeinen Küſſen bedeckend.

Bertram's Stimme rief die Pfarrerstochter herbei. Sie verließ die rührende Gruppe und eilte auf die Straße, wo ſie ihren Reiſegefährten in einem lebhaften Geſpräch mit einem großen derbgeſtalteten Weibe fand, das nach Art der Marketenderinnen ein kleines Fäßchen mit einem Bande über die Schulter hängen hatte und deren Kopfbekleidung eine alte Soldatenkappe ausmachte? „Iſt dies das Jungferchen?“ rief ſie, als Anna in der Gartenthür erſchien, und auf ein bejahendes Kopfnicken Bertram's ſetzte ſie mit roher, aber aufrichtiger Herzlichkeit hinzu: „Komm her, Kleine; Dein Begehren ſoll erfüllt werden. Laß mich nur machen.“ — „Und wie wollt Ihr's vollbringen?“ fragte Bertram. „Heute Morgen,“ fuhr die derbe Geſtalt fort, „iſt mir meine Liſe mit dem Tambour unſeres Corps davon gelaufen. Ich glaube nicht, daß man beide wieder einfängt, ich aber hab' eine Gehülfin nöthig, denn das Geſchäft geht ſtark. Das Jüngferchen iſt zwar nicht ſo kräftig geartet wie meine Liſe, aber was thut's, geſchieht ihr und mir ein Gefallen damit, ſo ſoll ſie ſchon als Marketenderin mitziehen. Wir ſtellen dann Nachforſchungen an; mein Mann kennt alle Offiziere beim Namen; iſt der Schatz alſo überhaupt bei der Armee zu finden, ſo ſoll er uns nicht entgehen. Da geb' ich meine Parole drauf.«

Anna's Furcht und Widerwillen wurden überwunden, als ſie den tröſtlichen Schluß der Rede der Marketenderin vernahm. Die Hoffnung, den Geliebten zu ſehen, überwog jede Pein und Sorge. Sie erklärte ſich willig, und wurde ſogleich mit dem Nöthigſten zur äußern Ausſtattung ihres neuen Berufs verſehen. Bertram nahm Abſchied, indem er verſprach, nach Ablauf von wenigen Tagen in einem Städtchen, das er Annen und der Marketenderin genau bezeichnete, mit ſeiner Pflegebefohlenen wieder zuſammenzutreffen. Von den Erfriſchungen, die Anna erhielt, theilte ſie dem armen unglücklichen Greiſe welche mit; wie gerne hätte ſie für ſein Unterkommen geſorgt, wenn ihr dies irgend möglich geweſen wäre, ſo aber mußte ſie ſich in eiligem Abſchied von ihm trennen, denn die Marketenderin drang darauf, ihren Weg fortzuſetzen. Auf dem kleinen niedrigen Karren, der beiden Frauen zum Reiſewagen diente, und den ein magerer Gaul zog, ging die Fahrt nur langſam vorwärts. Anna ſah hier mit Schrecken zum erſtenmal bewaffnete Reiterabtheilungen daherſprengen. Die Straße war, je näher ſie dem Standort der Armeen kamen, durch Munitionswagen geſperrt; die derbe Frau jedoch, die ſich hier in ihrem Element ſah, wußte überall Rath. Ihre Stimme hatte, trotz des Lärmens und Geſchreies rund umher, einen ehernen Klang, der kleine Karren machte ſich Platz, und gegen Abend des zweiten Tages langte Frau Berſy, ſo hieß die Marketenderin, in der ihr beſtimmten Abtheilung des Corps an, und wurde in die Bagagekolonne in die Reihe der aufgefahrenen Regimentswagen gewieſen.

Hier war nun vor Annen's Blicke die wilde, ungeheure, hin- und herfluthende Soldatenwelt erſchloſſen; ein Anblick, der erſchreckte, aber auch auf wunderſame Weiſe die Seele mit den Vorſtellungen eines unerhörten, noch nie dageweſenen, nahe herandrohenden Geſchicks erfüllte. Dieſe unabſehbaren Lagerreihen, dieſe nicht endenden Kolonnen, deren helle Waffen in der Winterſonne blitzten, der Qualm und die Feuer des Bivouaks, der ferne und nahe Ruf der Gebietenden, die Reiterhaufen, die über die Ebene ſprengten, und vor allen die bange Erwartung eines großen Tages, die unheimlich über dem Ganzen lagerte, machten ein Bild eigenthümlicher und erſchütternder Art. Anna ſah von ihrem Karren herab mit Zittern und Herzklopfen in dieſe bewaffnete Welt hinab. Weilte der, den ſie ſuchte, in dieſen ſtolzen Reihen? Verbarg er ſein theures Antlitz hinter einem jener Zeltwände, aus dem der Klang einer Zither hervortönte? War er auf jenem Hügel zu finden, auf welchem eine lebhafte Gruppe ſich geſtaltete und weiße Federbüſche weheten? oder war er vielleicht jener einſame Reiter, der in tiefe Gedanken, vielleicht Todesmahnungen, verſenkt, ſein Roß dem Lager zuwendete? Anna befragte ſchüchtern ihre Gefährtin um die beſonderen Zeichen der Uniformen, und dieſe machte ihr bemerkbar, daß nur die Männer in blauen Röcken für ſie ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ſein könnten, denn die in grünen ſeien Ruſſen, und von denen habe ſie nichts zu hoffen, aber auch nichts zu fürchten. Ueberhaupt, fügte ſie hinzu, ſeien die Herren Soldaten geſittet und ſie ſolle nur nicht denken, daß ſie wirklich ſolche Teufel ſeien, wie es der alte wahnſinnige Mann im Dorfe geſagt. Anna verſuchte ſich bei dieſer Verſicherung zu beruhigen, allein es gelang ihr nur ſchlecht. Sie mußte in Verrichtung des übernommenen Geſchäfts oft in einem dichten Haufen von Soldaten ſtehen, deren Späße und Artigkeiten ihr nicht wenig Pein und Verlegenheit verurſachten. Sie ſtellte anfangs ſchüchtern Nachforſchungen an, als ſie aber merkte, zu welcher Quelle von rohen Anſpielungen und derben Späßen dieſe Fragen unmittelbare Veranlaſſung gaben, ſchwieg ſie und überließ dieſe Sorge ihrer Gefährtin, die ſich derſelben auf eine eindringlichere und wirkſame Weiſe entledigte. Leider aber ohne günſtigen Erfolg. Man erwartete noch ein fehlendes Corps; vielleicht war er dort zu finden. Wenigſtens fand die Marketenderin für gut, dieſe Hoffnung feſtzuhalten, um ihrer jungen Gefährtin nicht allen Muth zu rauben.

Der Tag der Schlacht begann. Der Donner der Kanonen ließ ſeine tobenden, grollenden Klänge erſchallen; der Choral des Todes ſpielte in dumpfen Akkorden zu den Wolken empor. Der Morgen war heftig kalt geweſen, jetzt, da die

Schlacht begann, fiel ein Schneegeſtöber, das in kurzer Zeit zu der Stärke eines Schneeſturmes anwuchs. Die ſtreitenden Kolonnen waren einander verhüllt, die Feuerſchlünde ſpieen ihre todtbringende Ballen aus dichtem Nebel heraus; hierdurch kam Verwirrung in manche Gegend des Kampfplatzes. Anna's Führerin hatte die Weiſung erhalten, ſich hinter die jenſeits eines Feldgrabens aufgeſtellte Wagenreihe zu begeben; ſie verfehlte, dem Schneegeſtöber ſich entgegen bewegend, ihren Weg und plötzlich befanden ſich die beiden Frauen mitten im Feuer des Geſchützes, ohne daß ſie wußten, von wo eigentlich die Gefahr kam. Mehrere ebenfalls verirrte Führer von Bagagewagen geſellten ſich zu ihnen, und das kleine Häuflein, in Angſt und Entſetzen geſtürzt, ſuchte einen Hügel hinab zu entkommen, doch gerade hier wuchs die Gefahr. Der Eine ſchrie: „Zurück! die Artillerie donnert vor uns!“

»Nein,« rief der Andere. »Vorwärts! der Tod droht vom Rücken her.« »Ach, mein Himmel!« jammerte die Marketenderin — »wohin ſind wir gerathen! Wer rettet uns! Treibt die Pferde an!« Ihr Ruf verhallte, denn ein furchtbares Krachen, Brüllen, Donnern machte dicht in ihrer Nähe die Erde erbeben. Zugleich ſtürzte das Pferd vor dem Karren, von einer Kugel getroffen, andere ſauſ'ten über den Köpfen der Verirrten dahin. »Werft Euch platt auf die Erde!« ſchrie der Führer. »Und wer den Graben erreichen kann, ſpringe hinein!« — Dieſe Weiſung wurde ſogleich von der Marketenderin befolgt, die Anna mit ſich zog. In der Vertiefung, vom Gebüſch verborgen, lagerten ſich die zwei Frauen, in Todesangſt erbebend, und nicht wagend, die Köpfe emporzurichten, um in dem Tumult um ſie her forſchende Blicke auf die nächſte Umgebung zu thun. Anna's Geiſtesgegenwart kehrte am früheſten wieder zurück. Der Gedanke, daß der Geliebte ſich in Gefahr befinde, daß er vielleicht in ihrer Nähe im todtbringenden Gefechte begriffen ſei, gab ihr Muth und ließ ſie ihre eigne Gefahr vergeſſen. Mit dem halben Leibe aus dem Graben hervorgebeugt, deſſen eine höhere Umgrenzung eine Art von Bruſtwehr bildete, hielt ſie ſich an das überhangende Geſträuch und ſtrengte ſich an, den Knäuel von Streitenden mit den Blicken zu entwirren, der ſich in der Nähe des Grabens tummelte. Ein entſetzenvoller Anblick bot ſich ihr. Eine franzöſiſche Kolonne rückte dem ruſſiſchen Kanonenfeuer entgegen. Die Geſtalten gewährten ein Bild des Schreckens. Es war nicht der Lärm und Tumult einer muthigen Schaar, nein, es waren bleiche, verzerrte, dem Tod geweihte Opfer, ihr Tritt nicht feſt, ſondern wie durch hohes Korn ſchlürfend, die Glieder gleichſam entfeſſelt, nur eben in den Gelenken hängend, aus den Geſichtern die Jugend und das Leben verkannt, mit tiefen Schatten und mit Furchen bedeckt, Schaum vor dem Munde und Todtenbläſſe auf den Wangen. Dieſer entſeelten Schaar, die wie ein Trupp Automaten vorrückte, ſpielte eine Schlachtmuſik auf, die nur zitternde, ſchrillende Laute angab, als hätte das Entſetzen ſelbſt den Klang der Inſtrumente erfaßt und ſeine Organe umgebildet. Die ſonſt freudigen und muthigen Töne der Trompete klangen wie von einem ſtöhnenden Athem beſeelt, wie ein Schrei des Wahnſinns, und das gellende Geklapper der Trommel hielt nur einen abgeriſſenen und oft ſich fieberhaft übereilenden Takt. Zu allem dieſem der Nerv des Schreckens, jener Ton, der mit keinem andern in der weiten Schöpfung etwas gemein hat, der die Seele des Hörers in Wahnſinn ſtürzt und den das Einſchlagen der Kugeln in die Menſchenmaſſe hervorbringt, wenn das Quetſchen und Zerreißen der Körper, dieſes faſt lautloſe Arbeiten und Metzeln im Menſchenfleiſch beginnt. Dieſer Ton warf Anna in Ohnmacht nieder; ſie raffte ſich jedoch mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte wieder auf und richtete das aus ſeiner Höhle getretene Auge in ſtarrem Entſetzen auf die Gruppen der in ihrem Blute ſich Wälzenden. Sie wagte ſich aus dem Graben heraus, und mitten von Kugeln umſauſ't, knieete ſie nieder, um einem Sterbenden in's brechende Auge zu blicken, ſeinen Kopf, der im Todeskampf ſich tief in den Schnee gewühlt hatte, aufzurichten. Sie glaubte Andreas erkannt zu haben — er war es nicht und mit einem dankenden Blick gen Himmel flog ſie in ihren Schlupfwinkel zurück. Das Schneegeſtöber hatte ſich verloren; die Heerhaufen rückten nunmehr geordneter gegen einander, und der Kampf zog ſich von der Seite des Grabens mehr in die Mitte der Ebene hinab. Die Marketenderin ging, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen und nebenbei Beute zu machen. Sie bemächtigte ſich der goldenen Kette und der Uhr eines Sterbenden und forderte Annen auf ein Gleiches zu thun. Die Pfarrerstochter ſchauderte vor dieſem Anſinnen zurück. Sie verhüllte ihr Auge, um die gräßlich zerriſſenen und verſtümmelten Körper nicht zu ſehen, doch ihr Fuß mußte ſie berühren. Ein Geheul und Gewinſel zerriß die Luft. Ueber Leichen hinwegſchreitend wollte ſie eben ihrer Führerin, die unaufhaltſam vorwärts drängte, folgen, als ein herabſprengender preußiſcher Reiter ihre Aufmerkſamkeit in dem Grade feſſelte, daß ſie wie erſtarrt mitten in dem Schrecken ſtehen blieb. Dieſer Reiter wurde von mehreren Franzoſen verfolgt, und es begann ein Einzelkampf, der ſo hartnäckig, mit ſo viel Grimm und Wuth geführt wurde, daß er Bewunderung und Entſetzen zugleich einflößte. Anna erkannte, daß der Verfolgte nicht der von ihr Geſuchte war, dennoch bewirkte eine ferne Aehnlichkeit mit den Zügen des Geliebten, daß ſie den lebhafteſten Antheil an dem Schickſal des Jünglings nahm. Er ſtürzte vom Pferde und ſchon konnte er als dem Tode verfallen gelten, als er ſich mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit vom Boden aufraffte und zu Fuß auf ſeine Gegner, die beritten waren, eindrang. Es gelang ihm, den Nächſten vom Pferde zu reißen und ihm in Fallen den Todesſtreich beizubringen. Die zwei Kameraden des Getödteten drangen nun mit verdoppelter Wuth auf ihn ein; es war entſetzlich zu ſehen, wie ihre Säbelklingen auf den faſt Wehrloſen niederblitzten, doch die Verzweiflung gab dem Gefährdeten Rieſenkräfte. Da ſeine Waffen ihm entwunden waren, brauchte er die Kraft ſeiner Arme und bohrte ſich mit Zähnen und den Nägeln ſeiner Hände in das Fleiſch der

Feinde. Er hängte ſich an den Hals des Pferdes wie eine geſchmeidige blutdürſtige Tigerkatze und ſo bügelfeſt der Reiter auch war, er mußte herab, und auf dem Boden liegend, erlag er den Knieeſtößen und dem Daumendruck des Wüthenden. Auf den Leichen ſeiner Ueberwundenen geſtützt, kämpfte er jetzt mit ſeiner letzten Kraft gegen den dritten Feind. Dieſer hatte ſein Pferd freiwillig, vielleicht aus einem Gefühl der Schaam, dem ſchon Sinkenden gegenüber unwürdigen Vortheils ſich bewußt zu ſein, verlaſſen und ſtellte ſich zum Todesſtreich ausholend dem in Ohnmacht Hintaumelnden gegenüber. Das Blitzen der Waffen belebte die entfeſſelten Geiſter von neuem und band ſie eng an die Befehle der Seele. Todesbleich, die Lippen mit Staub und Fieberſchaum verklebt, die Augen wie zwei Feuerbrände in ſtarrer Glut leuchtend, fuhr er mit einem gewaltigen Satz in die Höhe und ſchleuderte ſich gleichſam in die Arme ſeines Feindes. Er umfaßte ihn mit einer ſo grauſenvollen Energie, wie ein Raubthier ſeine Beute, und beide taumelten und ſtürzten und wälzten ſich in dem blutigen Moder des Bodens umher. Nichts gleicht dem Schrecken, den dieſe blaſſen, verzerrten Geſichter einflößten, halb zerriſſen und zerfleiſcht von den Händen des Gegners, ſo nahe an einander und bald von den Fäuſten zurückgedrängt, bald wieder feſt auf einander hinfallend, als wollten ſie durch einen verpeſteten Kuß, durch einen Kuß der Hölle ſich gegenſeitig tödten. Dabei rieſelte das Blut aus einer Menge Wunden und beſpülte mit den warmen Herzenswellen des Einen den von Todeskälte ſchon überzogenen Körper des Andern. Aber mechaniſch, obgleich faſt ſchon der Einwirkungen der Seele beraubt, wütheten noch die Glieder; es ſchien nur ein Körper zu ſein, der ſich zuckend dem Schlamm des Grabens zuwälzte. Endlich ſiegte der heldenmüthige Jüngling; er hielt nur noch eine Leiche im Arm und dieſe gab er frei, ſich ſelbſt mühſam auf die Kniee richtend, um, aus ſeinen Wunden blutend, ohne Schmerzensſchrei, aber mit einem Blick, worin die Todesſtunde in ihrem tauſendfachen Weh ſich malte, nach Rettung umzuſchauen. Anna wankte herbei. Sie brachte eine kleine Schaale mit Wein an die Lippen des Sterbenden. Sein brechendes Auge ſah ſie nicht, aber die Lippen ſogen die dunkle Flut, dann ſtürzte er zuſammen und — ſeine Seele wär entflohen. Er hatte ſein Tagewerk vollendet und hatte Ruhe jetzt. Anna breitete über das Antlitz ihr ſeidenes Tüchelchen und ſchlich dann betäubt, und durch die Schrecken, die ſie angeſchaut, wie im Gehirn zerrüttet, zu ihrer Schutzſtätte zurück. Hier angelangt, ſank ſie nieder. Der kurze Wintertag neigte ſich zu Ende. Der Donner des Geſchützes dauerte fort, doch ſchon, wie ein abziehendes Nachtwetter in Entfernung. Die blutigen Geſchicke des Tages hatten ſich erfüllt, die Erndte war gethan, doch Dunkel ſchwebte noch über dem Jünglein der Waage; der Sieg war, trotz dieſer Tauſende von Opfern, nicht entſchieden.

Der Nachthimmel mit ſeinen Sternen zog empor. Ein ungeheurer Dom wölbte ſich über dem Leichenfeld. Die Erde hatte einen Teppich erhalten von zuckenden verblutenden Herzen. Das Sterbegewinſel von Tauſenden von Todesbetten ſtieg in die klare Winternacht empor. Es wand ſich und krümmte ſich wie dunkles Gewürm auf der Erde; es bäumten ſich verſtümmelte Körper im Strahl des Sternenſchimmers. Grauſenvolle Stille über ein weites Feld hin, wo eben noch alle tobende Lärmſtimmen der Erde ſich zu einer infernaliſchen Hymne vereinigt hatten. — Anna, die die Zurückkunft der Marketenderin abzuwarten verſprochen hatte, die jedoch jetzt nicht länger in ihrem mit Schreckbildern umlagerten Verſteck auszuharren vermochte, wollte ſich eben anſchicken, den Weg in's nahe Dorf ausfindig zu machen, als ſie in geringer Entfernung den kleinen leuchtenden Stern einer Laterne auf ſich zukommen ſah. Sie hielt im Gange ein und bemerkte ein altes Mütterchen, in Pelze gehüllt, das von einem ebenfalls ältlichen Manne geleitet wurde. Das Paar kam nur langſam vorwärts, denn den beiden Alten ſchienen die Kräfte zu mangeln, ſich durch das Leichenfeld hindurchzuarbeiten. Die kleine Laterne ſchwankte und wankte, bald verſchwand das Lichtlein, bald tauchte es wieder auf, endlich kam es über den nächſten Hügel herüber und warf ſeine Strahlen, wie das ſuchende Auge der Liebe, ganz nah auf die Gruppen der Getödteten und Sterbenden. Anna wollte dieſen Lichtſchimmer benutzen, um noch einen letzten Blick auf das Antlitz des heldenmüthigen Jünglings zu werfen, deſſen Todesſtunde faſt auch die ihrige geworden war. Sie kniete nieder, enthüllte die erſtarrten Züge, die jetzt wunderbar einen Ausdruck von Ruhe und Frieden angenommen hatten, und war eben im Begriff, ſich mit einem ſchmerzenvollen Seufzer emporzurichten, als eine gellende Stimme rief: „Zurück! Zurück! Beraube ihn nicht! Es iſt mein Sohn!“ — Die beiden Alten ſtürzten zugleich herbei, Anna zog ſich zurück und ließ ihnen, von Ehrfurcht und Schmerz durchdrungen, den Platz am Herzen, auf das ſie einſt gegründetere Anſprüche hatten, als ſie. Es war rührend zu ſehen, wie das Mütterchen, ſich im Staub niederwerfend, die geliebten, jetzt ſo ſtarren Züge küßte, wie ſie ſie in ihren Thränen badete und ſie mit ihren Liebkoſungen überſchüttete. Der ältliche Mann hatte die Laterne auf den Boden geſetzt, und, die Arme gekreuzt, ſah er mit einem Antlitz, worin ſich wortlos aber tief der Schmerz des

Vaterherzens kündete, zu der Gruppe nieder. „Da haſt Du ihn nun! Maria!“ rief er. „Da haben wir ihn gefunden! Wirſt Du nun anders von Gottes Liebe und Erbarmen ſprechen?“ — „Ja, Mann,“ rief ſie, „ich will Gott danken, denn ich halte die Leiche meines Sohnes im Arm.“ Sie nahm den Kopf des Todten, küßte die Haare, küßte die bleichen Wangen, küßte die noch bleicheren Lippen und alles mit jener glühenden Mutterliebe, mit jenem zitternden, von Gott ſchwer berührten Herzen. Sie riß ihren Pelz ab und warf ihn über die erſtarrten Glieder, ſie nahm ein Tüchelchen vom Halſe und band es um Kopf und Wangen des Todten. Sie hätſchelte ihn und ſpielte mit ihm im Wahnſinn ihres unendlichen Wehes, wie ein Kind mit der Puppe ſpielt. Sie riß ihn an ſich und ihre mageren, entfleiſchten alten Arme hatten Kraft, den ſtarken Körper an ihr warmes Herz zu reißen. „Still, Mutter,“ rief der ältliche Mann, „gebiete Deinem Schmerze, daß er nicht zu wild und ſtürmiſch ſei!« — »Und Du ſtehſt da!« klagte ſie leidenſchaftlich — »ſo kalt, ſo ſtarr — öffne Deinen Mund, Mann, und ſprich ein Gebet über Deinen Sohn!« — Dieſer Aufforderung leiſtete er ſogleich Folge, er kniete nieder und mit ſtiller, aber feſter Stimme ſprach er: »Der Herr ſei gelobt! Er hat uns überſchwänglich Freude geſchenkt und ſeiner Gnade Born fließt ewig. Er hörte unſer Lobpreiſen in der Stunde, da er dieſen Knaben uns ſchenkte, er höre auch jetzt unſern Dank, da er uns ihn nimmt! Friede ſei Deiner Seele, mein Sohn! Der Herr beſchütze Dich, wo Du auch ferner wandelſt, er hebe ſein Antlitz auf und laſſe es leuchten über Dir, und gebe Dir ſeinen Frieden! Amen!« Die Mutter lag an der Bruſt des Todten und ſchluchzte leiſe, der Vater, immer noch auf den Knieen, richtete ſein dunkles Auge mit einer Inbrunſt, die ſeine volle Seele offen dem Richter legte, nach dem Sternenlichte oben. So wurde mitten unter dem Entſetzen, dem Tod und der Verzweiflung ein ſtilles wundervolles Todtenopfer gehalten; ſo wand ſich aus Nacht und Dunkel, aus Graus und Verweſung die Lichtblume ewigen Troſtes in die Sternenräume empor. Auch Anna kniecte und betete mit; auch in ihre bange Seele ergoß ſich Troſt und Hoffnung. Die kleine Laterne erhob ſich wieder, und beide Eltern trugen den Todten heim, die Mutter, als die ſchwächere, hatte die Füße erfaßt, der Vater unterſtützte die ſtarke Bruſt und die kräftigen Schultern. Wenige Schritte vom Graben entfernt warteten die Diener mit einer Tragbahre. Die Mutter wollte auch jetzt noch ſelbſt an dem Tragen der Leiche Theil nehmen, aber die abrathende, ja ſogar gebietende Stimme des Mannes hielt ſie zurück. So ging ſtill in die Nacht hinaus der Zug von dannen. Anna ſchloß ſich an und langte ungefährdet in's Dorf.

Die Eltern des todten Kriegers waren einige Meilen weiter zu Hauſe, ſie ſetzten ihren Weg fort, trotz Nacht, Kälte und Unſicherheit der Straße. Anna wurde auf ihre Bitten und nachdem ſie erzählt hatte, was ſie von den letzten Lebensmomenten des Jünglings mit erſchaut, in den Schutz des kleinen Zuges aufgenommen. Bei jedem Ruhepunkt, den die Träger machten, warf ſich die unglückliche Mutter von neuem auf die Leiche ihres Lieblings. Sie berichtete Annen, wie ſie von einem befreundeten Herrn Offiziere den Beginn der Schlacht erfahren habe und zugleich von dem ungefähren Standorte ihres Sohnes unterrichtet worden ſei. »Dennoch, liebes Jungferchen,« ſetzte ſie hinzu, »verdanke ich Euch hauptſächlich, daß ich ihn fand, denn unter der grauſen Zerſtörung und unter vielen Leibern, die die Sichel gemäht, hätte ich noch lange ſuchen können. Das Licht meines Laternchens mußte gerade in dem Augenblick auf das Antlitz fallen, als Ihr das Tuchelchen davon wegnahmt! Kommt, liebe Jungfer, wohnet bei uns. Es mahnet mich, daß ich Euch vergelte den Dienſt, den Gott durch Euch uns gethan.“

Anna dankte freudig. Es mochte Mitternacht ſein, als man in der Nähe eines Landhauſes kam, deſſen ganze Umgebung wie ausgeſtorben erſchien. Ein ſchöner weitläufiger Park, mit Statuen verziert, die durch die Winternacht glänzend ſchimmerten, dehnte ſeine Grenze bis an die Landſtraße aus. Man machte Halt, und ein paar Männer vom Zuge gingem dem Hauſe zu, um wo möglich einige Lebensmittel einzukaufen und ſich nach der Sicherheit des Weges zu erkundigen, den man zu nehmen hatte und der durch einen dichten Föhrenwald führte.

Anna, durch Neugier getrieben, und immer in der Hoffnung, von ihrem Verlorenen Nachricht zu erhalten, folgte den beiden Bauern, die die dunklen, entlaubten Baumgänge hinabſchritten. Die Stille und Einſamkeit ſchien zuzunehmen, je näher die Wanderer dem Landhauſe kamen, deſſen zierlicher Bau, das ſchlanke Säulenportal und die überallhinvertheilten Balkone von dem heiteren anmuthigen Leben Kunde gaben, das einſt hier geherrſcht. Während ihre Begleiter einem Wirthſchaftsgebäude zuſchritten, blieb Anna auf der Treppe des verlaſſenen Hauſes ſtehen und warf einen prüfenden Blick auf die feſtgeſchloſſenen Fenſter und Thüren. Plötzlich war es ihr, als hörte ſie einen wunderſamen Geſang aus dem Innern des Hauſes emportönen. Sie neigte ihr Ohr an die Thür, doch ſie vernahm nichts; einige Schritte weiter gehend verſuchte ſie den Verhang eines Fenſters zu lüften. Es gelang nicht, doch hörte ſie an dieſem Standpunkt wieder Geſang und Stimmen. Es ſchien eine geräuſchvolle Geſellſchaft beiſammen zu ſein. Gläſergeklirr, lachende Stimmen, und zwiſchendurch ein ſchmetternder, bis in die höchſten Töne hinauffliegender Geſang. Anna riß jetzt ſtärker an der Verhüllung des Fenſters und es gelang ihr, eine kleine Oeffnung frei zu machen, die gerade genügte, um einem lauſchenden Auge Platz zu gewähren. Welch ein Bild zeigte ſich ihr hier! In einem hellerleuchteten, mit Bildſäulen und Gemälden koſtbar verzierten Saale ſaß eine ſchwelgende Geſellſchaft von Herren und Frauen an einer runden Tafel beiſammen, auf der Speiſen dampften, Weine perlten, Silber und Kryſtall funkelten. Ein junger Mann mit einer Guitarre in den Händen ſang eben in den zärtlichſten Tönen Don Juan's Verführungslied: „Gieb mir die Hand, mein Leben! Komm in mein Schloß mit mir!“ — Und eine Schöne, die ſich nachläſſig zurückgelehnt hatte, antwortete ihm lachend: „Nein, nein! ich darf's nicht wagen — mein Herz warnt mich davor!“ — Sie hob ein Champagnerkelchglas empor und trank es dem ſchönen

Sänger zu, der immer fortfuhr in den zärtlichſten Tönen ſie zu umgirren. Die ganze Geſellſchaft lachte. Plötzlich ſprangen leichtgeſchürzt ein paar Mädchen von ihren Stühlen auf, die Guitarre ging raſch in eine Tanzmuſik über und jene ſchönen Nymphen flogen, wie zwei von ihren Stielen gelöſ'te Blumen, mit flatternden Schleiern und aufgelöſten Locken, im Saale auf und nieder. Sie blieben in einer ſchönen Gruppe ſtehen und Alle im Saale klatſchten Beifall. Der zärtliche Sänger warf ſeine Guitarre auf die Polſter zurück, ſchlang ſeinen Arm um ſeine Nachbarin und raubte ihr einen Kuß. Seinem Beiſpiel folgten die Uebrigen. —

Anna entfernte ſich und trat in die ſtumme, kalte Nacht zurück. Die Laternen auf der Landſtraße zeigten ihr, daß der ſtille Zug ſich bereits wieder in Bewegung geſetzt hatte. Sie eilte raſch die Stufen hinab und kam zu ihren Reiſegefährten.

Der Tugendbund.

In einer der abgelegenen Straßen Königsbergs vor einem kleinen unſcheinbaren Hauſe erſchien um die Mitternachtſtunde ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt und begehrte Einlaß. Auf das leiſe Zeichen, das er angab, öffnete ſich die Thür und der Eigenthümer des Hauſes erſchien. „Wohnt der Vater Hilarius hier?“ fragte der Mann im Mantel. „Seit geſtern,“ entgegnete Jener. — „Meldet mich bei ihm. Sagt ihm, daß der, den er erwartet, da ſei.“ — Der Hauseigenthümer entfernte ſich; bald darauf ſah man oben auf dem Treppenflur Licht erſcheinen und zugleich trat aus dem Dunkel die Geſtalt eines ältlichen Mannes hervor, der ſich langſam die

Treppe herabbewegte und vor dem ſpäten Gaſte ſtehen blieb. Beide ſahen ſich einige Sekunden forſchend an, dann fragte der Aeltere mit leiſer Stimme: „Herr von Selbitz?“ Der junge Mann neigte das Haupt. „So laſſen Sie uns gehen,“ ſetzte Jener ſchnell hinzu. „Die Nacht iſt ſchön; wir werden im Freien uns wohler fühlen und beſſer mit einander verkehren können, als darinnen in dem kleinen, engen, dumpfen Zimmer.“

Sie ſchritten beide die Straße hinab und befanden ſich bald außerhalb der Stadt auf einer Ebene, die der Mond beglänzte und die dem Auge einen freien Spielraum gewährte, ſo weit die Schatten der Nacht dieſes verſtatteten. Die mächtige und wunderſame Kuppel des Himmels wölbte ſich in der Klarheit einer Sommernacht über der Ebene, und Friede und Ruhe verkündete rings die Natur. Die beiden Wanderer, auf dem breiten Wieſenpfade dahingehend, empfanden dieſe

Weiheſtunde und ehrten ihren erſten Eindruck durch Schweigen. In ihre weiten Mäntel gehüllt, gingen ſie, wie zwei Schatten der Unterwelt daher, hinaufbeſchworen durch das melancholiſche Licht des Mondes, und an die Erde gekettet durch ernſte Mahnungen an Thaten, mit denen ſie einſt dieſes Rund erfüllten, das zu betreten ihrem leiblichen Fuße nicht mehr geſtattet ward. Der ältere dieſer Männer war ein Greis, ſchon über die ſechszig hinaus, aber ſeine Geſtalt zeigte eine gerade und ſtolze Haltung. Sein Antlitz, wenn es dem Monde ſich zuwandte, war wie aus weißem bläulichen Alabaſter gemeißelt; es hatte etwas von der Natur jener durchſichtigen Schalen an ſich, die, mit Licht ſich füllend, einen geiſterhaften Schimmer aushauchen. So leuchteten dieſe mächtigen impoſant geformten Züge, dieſe offenen und ſtrahlenden Augen von einer milden Geiſtesglorie. Seine Hände, die von Zeit zu Zeit aus den Umhüllungen des Mantels hervorkamen, waren ſchmal geformt und fleiſchlos. Sie ſchimmerten ebenſo blendend im Mondlichte. Eine Fülle weißer Haarlocken drang unter dem Hute hervor und fiel zu beiden Seiten der Stirn nieder, vom Nachtwind ſpielend über die Schulter hinweggerollt. Der Schritt des Mannes war langſam und faſt feierlich; ſein ganzes Weſen drückte Ruhe und erhabene Sammlung aus. Wenn er ſtill ſtand, geſchah es, um den Blick gen Himmel zu richten und in minutenlangem Anſchauen die Größe und Erhabenheit des Anblicks mit ſtiller, aber mächtiger Seelenregung in ſich aufzunehmen. Sein junger Gefährte war nicht ſo feierlich und gelaſſen geſtimmt, ſein Gang war unruhig, ſeine Miene düſter, ſeine Worte kurz und abgebrochen. Auch er blieb ſtehen, wenn ſein Gefährte die Schritte anhielt, doch er richtete den Blick nicht auf die ewigen Sterne, ſondern ſuchte den Nebel zu durchdringen, der die Ferne umflort hielt. Sein forſchendes dunkles Auge war an die Schatten der Erde gebannt, während der Blick ſeines Begleiters die ewigen Räume des unvergänglichen Lichtes ſuchte; ſeine bleiche Wange von dem ſchwarzen glänzenden Gelock der Jugend umſpielt, hielt er dem nächtlichen Hauch des Windes hin, damit er die unſichtbaren Flammen kühle, während die geläuterten und ſtillen Züge des Greiſes dem Sternenlichte Stand hielten, wie ſeine Seele gewohnt war, dem Lichte der Wahrheit Stand zu halten.

„Sie ſind mir aus Ihrem Leben noch manche Erläuterung ſchuldig, mein theurer Sohn,“ hub der Greis an, indem er ſich zu ſeinem Gefährten wandte und dieſen aus ſeinen düſtern Träumen weckte.

»Erläuterung? Zu welchem Zweck? Was wollen Sie aus mir und meinem Leben machen?«

»Ich möchte Sie aus dem dunklen Thal der Unfreiheit dem ewigen Lichte entgegenführen,« erwiederte der Greis mit Ernſt.

»Sind Sie deſſen ſo gewiß, daß das Licht, das Sie ewig nennen, wirklich unwandelbar iſt?«

»Ich hoffe es.«

Sie ſchwiegen beide, und ſetzten ihren Weg fort. Als ſie an einen alten Weidenſtamm gelangten, an welchen eine aus Moos kunſtlos geformte Bank ſich lehnte, zog der Greis ſeinen Gefährten auf den Sitz nieder und mit der Rechten, die des jungen Mannes faſſend, rief er: »Sie ſollen mir vertrauen! Schon ſind es Wochen, daß wir einander täglich ſehen und ſprechen und doch dieſe düſtere Verſchloſſenheit! Verdiene ich es, mein Freund, mein Sohn? Haben Sie in meinen Worten, in meinem Weſen nichts entdeckt, was Sie auf das Daſein einer Seele ſchließen läßt, würdig das Vertrauen eines Mannes zu beſitzen?«

»O doch,« rief Franz. »Bilden Sie aus meinen Träumereien keine Anklage gegen ſich. Sie erſcheinen mir ehrwürdig und heilig, mein Vater.«

»Nun denn! Drückt eine geheime Schuld Ihre Seele?«

»Warum gerade eine beſondere Schuld, mein Vater? Kann es nicht die Schuld der Zeit ſein, die auf mir, den Einzelnen, laſtet?«

»Wenn dies iſt,« fuhr der Greis mit ſanfter Stimme fort, »ſo wird der Bund, in denen Sie aufgenommen werden, Ihrem leidenden Gemüthe Troſt gewähren. Wenn wir ſehen, daß unſer Inneres verſtanden wird von gleichgeſinnten Männern, daß wir Gefährten des Trübſals und der Trauer haben, ſo iſt dem Uebel der empfindlichſte Stachel genommen.«

»Gefährten?« rief Franz und ſah den Greis forſchend an. »Wer ſind ſie, wo ſind ſie?«

»Man wird ſie Ihnen vorführen. Sie werden in die Mitte jener Auserwählten treten, die in finſteren Tagen zuſammentreten, um ſich gegenſeitig Muth einzuſprechen.«

»Wie nennt ſich die Verbindung?«

»Braucht ſie einen Namen? Sind der Geiſt und die Kraft nicht überall dieſelben? Wir ſind gebeugt, und wir wollen aufrecht ſtehen, wir ſind geläſtert und wir wollen unſere Ehre zeigen, wir ſind der irdiſchen Güter beraubt, und wir wollen zeigen, daß wir himmliſche haben. Hier iſt kein beſonderes Abzeichen, keine Ordensinſignie, kein myſtiſches Dogma, es iſt der freie Geiſt der Männer, die Ungebührliches zwar dulden, aber in der Stille Muth und Kraft ſammeln, das Joch plötzlich von ſich abzuwerfen.“

Franz faltete mit einem Ausdruck des tiefſten, bitterſten Leids die Hände im Schooß und rief: „Ach, wenn ich hoffen dürfte, daß Gott unſere Schmach wenden werde durch ſolche Mittel!“

„Und durch welche andere ſonſt?“ rief der Greis und ein Anflug düſterer Leidenſchaft miſchte ſich in den ſonoren Klang ſeiner Stimme. Iſt's nicht jetzt, da alles verloren ſcheint, da der Feind im Herzen Deutſchlands ſeinen Thron aufgeſchlagen, daß der Ehebund mit der Kaiſertochter die Patrioten auf ewig in Hoffnungsloſigkeit und Trauer ſtürzt; iſt es nicht jetzt an der Zeit, die Pforten des Tempels des ewigen Gedankens zu öffnen, das Palladium des Genius der Geſchichte vor dem niedergebeugten Volke zu erheben. O, mein Freund, es hat Stürme in den Jahrhunderten vor uns gegeben, es wird welche nach uns geben, grauenvoller als dieſer, der jetzt dahergebrauſt. Das milde Auge der Gottheit wurde durch Wolken verſchleiert, viel ſchwärzer noch, als die giftigen Nebel, die ſich jetzt um daſſelbe aufthürmen. Darum Muth! Wir bauen nicht an dem vergänglichen Hauſe, das unſere Exiſtenz umfaßt; wir bauen an dem großen heiligen Tempel, in deſſen Hallen die Ströme der Weltgeſchichte in Millionen ſich ergießen. Was iſt unſer Daſein? Was ſelbſt das der edelſten und beſten Menſchen? Ihr Leben war ein Träumen. Als ſie erwachten und ſich aufrafften, um eine That zu thun, ſiehe da war ihr Abend ſchon da, und ſie mußten hinweg, einem neuen Geſchlechte Platz machen. In dieſer flüchtigen Sekunde ihres Daſeins blieb ihnen kaum Zeit mit der Farbe ihrer Seele jenes Pünktchen zu bezeichnen, das in dem koloſſalen aufgerollten Teppich der Geſchichte des Menſchengeſchlechts den Beſtandtheil irgend einer Blume oder Arabeske bildet, dem Auge nur verſtändlich, das das ganze Muſter überſieht. Unſern Schmerz und unſere Freude wollen wir daher demüthig in die Hand des großen Geiſtes legen.«

»Iſt dieſer Weltzerſtörer, dieſer Coloß an Macht und Ruhm auch nur ein ſo unſcheinbares Pünktchen im Teppichmuſter?« ſagte Franz.

»Er iſt's,« ſagte der Greis lächelnd. »Sein Leben zählt auch nur Jahre. Er iſt ein Menſch, wie wir. Er wird hinweggenommen werden und ſein Werk, das er für die Ewigkeit zu bauen gedenkt, wird zertrümmert daliegen.«

Der junge Mann blickte düſter auf: »Aber auch unſer Daſein wird dann vorüber ſein. Wir werden die Tage des Triumphs nicht erleben.«

»Ein Triumph? Und für wen? Kann dem Geiſte, der ſich dem Ewigen zuwendet, das ephemere Glück eines Menſchen ein Triumph ſcheinen? Nur der ewige Geiſt triumphirt, nur indem wir dies kleine Bewußtſein unſerer Tage zerſtören, nur indem wir uns ſelbſtvergeſſen in den Arm der Gottheit ſtürzen, triumphiren wir.«

»Ich verſtehe dieſe Worte nicht und faſſe nicht ihren Sinn,« rief Franz. »Soll ich mich ſelbſt, meine Gedanken und Empfindungen, mein Haſſen und mein Lieben aufgeben, und ein unbeſtimmtes, geſtaltloſes Etwas dagegen eintauſchen?«

»Dieſes geſtaltloſe Etwas,« rief der Greis ernſt, »iſt das, um welches die Weiſeſten der Erde kämpften und rangen. War die Welt nicht oft ſchon am Rande des Abgrundes? Gab's nicht Epochen, wo ein Grauen der Verzweiflung alles erfaßte, was Leben hatte? Und immer wieder ſchwang ſich der ewige Gedanke empor. Als die Religion der Griechen zu Grabe ging, als die Tempel der Götter ſtürzten und dasjenige in Nacht und Tiefe ſank, was Millionen

Geiſtern ein Schutz und ein Troſt geweſen, war da nicht auch eine dunkle Erdenſtunde zu überſtehen? Weiſſagten da nicht Stimmen den Untergang der Welt und ſtürmte es nicht in den Harfen der Propheten wie die Donner des Gerichts? — und doch — der Geiſt webte fort und fort an ſeinem Werke.«

Franz drückte die Hände vor's Geſicht und rief mit gepreßter Stimme: »Wie furchtbar, ſich ſo in's große Ganze zu verlieren.«

»Furchtbar?« entgegnete der Greis; »ſagen Sie lieber wie beglückend! Was hilft uns über die Qualen der Selbſtſucht, dieſes geiſtigen Todes, was über die Pein des körperlichen Sterbens hinweg, wenn es nicht dieſer ewige Gedanke iſt? So lange ich mich als Einzelweſen betrachte, von Gott gehätſchelt oder geſcholten, werde ich vom Egoismus nicht frei. Die Eitelkeit zeigt mir die Welt und den Himmel nur immer in

Beziehung auf meine Exiſtenz. Immerwährend mit mir ſelbſt beſchäftigt, quält mich der Gedanke, wie ſoll ich leben, wie werd' ich ſterben? Die Ausübung der Tugend ſoll mir Wohlleben, ein Fehltritt mir Reue und Pein verurſachen. Immer ich! und nichts wie ich! Kommt die Stunde des Todes, wie entſetzlich iſt da die Qual. Werd' ich im Grabe leben? Werd' ich auferſtehen? Wird's einen gräßlichen Traum, ein noch gräßlicheres Erwachen geben? Wird man über mich Gericht halten, wird man die Stunden meines Tages, die Minuten meiner Nächte zählen? Hab' ich keine verborgene Lieblingsſünde, ein kleines vergeſſenes Verſehen, das dann an den Tag kommt? Die Folter dauert ewig, und immer bin ich mit mir ſelbſt beſchäftigt. — O fort, fort damit! Ich ſchleudere dieſes kleine Ich mit ſeinen Seligkeiten und Schmerzen weit weg und ſtürze in das weite, glänzende, wellende Meer des Geiſtes. O, wie fühlend wie die Seele ausweitend! Dem Weltgeiſte werd' ich antworten: Was ich that, nicht ich that es; Tauſende der Guten und Beſten, die vor mir gelebt, die nach mir leben werden, ſie alle haben Theil an meiner That, ich bilde mit ihnen einen großen ſchönen Gedanken. O, all ihr Unſterblichen, Ihr ſeid mein! ich bin Euer! Euer Leben lebt in mir! Künftige Weiſe, Lehrer der Menſchen, Bildner kommender Jahrhunderte, Euer innerſter Gedanke zittert jetzt in dieſem Moment in dem bewegten Pulsſchlag meines Herzens! So bin ich nicht allein! Ein mächtiger Chor der Geiſter umrauſcht mich. Vor die ewige Allmacht tretend, führ' ich meine Brüder an der Hand — ihr Loos iſt das meine, das Urtheil, das ihnen tönt, trifft auch mein Haupt.«

Als er dies geſprochen, wandte er ſein Antlitz dem Himmel zu und mit ſeelenhinſtrömender Andacht haftete ſein Blick an den ewigen Sternen. Ein Schauer ging durch Franzens Seele. Er wagte nicht zu athmen, während eine große, feurige Seele neben ihm ſich vor ihrem Schöpfer demüthigte.

„Mein Vater,“ hub er endlich an, „man hat mich glauben gelehrt, daß ich als Chriſt unter einer beſondern Aufſicht Gottes ſtehe, daß für mein Wohl, zur Sühne meiner Sünde der Sohn Gottes ſich zum Opfer gegeben.“

Der Greis blickte ihn an, ſenkte dann ſein Haupt und ſchwieg.

„Sprechen Sie, mein Vater,“ rief Franz leidenſchaftlich, „ſprechen Sie! Wie vereinen Sie Ihre Lehre mit der Chriſti?“

„Es iſt in Beiden nichts Widerſprechendes,“ entgegnete der Greis. „Dem innern Auge iſt die Einheit offenbar. Jeder große, edle Menſch hat für mich gelebt, iſt für mich geſtorben.“

„Das iſt's nicht,“ rief Franz lebhafter. „Schärfer! Deutlicher!“

„Mein Sohn,“ hub der Greis an; „ich wollte Ihnen Troſt geben, nicht rauben. Ich könnte mich, Ihren Fragen gegenüber, hinter einen höheren Grad des Wiſſens und der Weihe verſtecken, aber fern ſei zwiſchen uns jede kleine Täuſchung der Erde. Meine Seele iſt arm und nach Troſt verlangend wie die Ihrige. Ich bin Bettler vor dem Thron der Allmacht, wie Sie. Wird Einer dem Andern wohl ſeinen Bettelſtab entreißen? Nein, mein Sohn, genügt Ihnen die Lehre Chriſti, wie ſie uns überantwortet worden, ſo halten Sie feſt an ihr. Eine jede Lehre ſchließt den Meiſtergrad in ſich und nur wer die höchſte Stufe erreicht hat, gewinnt einen weiten Blick um ſich. Aber nun laſſen Sie uns zu dem Punkte wieder heimkehren, von dem unſer Geſpräch ausgegangen. Geben Sie mir, Angeſichts dieſes ewigen

Himmels, Ihre Rechte und geloben Sie mir vor dem Auge Gottes, daß nicht unmännliches Verzagen in Ihre Seele dringe, daß Sie gläubig und mit Zuverſicht der Erlöſung des Vaterlandes entgegenſehen!«

»Wo iſt der Bürge für die Erfüllung dieſer Hoffnung?« fragte Franz.

»Der ewige Geiſt der Geſchichte!« rief der Greis mit tönender Stimme. »Der Geiſt, der nie gelogen hat, nie lügen wird, der Geiſt, vor deſſen Auge die vollenden Jahrhunderte wie eine That ſtehen.«

»Nun denn,« rief Franz, »ich gelobe es Ihnen, weil Ertragen männlich, und Muth die Sache einer großen Seele iſt. Auch ich ſtrebe männlich zu denken, groß zu handeln.«

Der Greis hielt ihm die Hand hin, in die der junge Mann raſch und bewegt einſchlug. Eine lange Pauſe entſtand. Der Himmel funkelte mit ſeinen Sternen über den beiden, ſo vereinigten Männern.

„Laſſen Sie uns den Rückweg antreten,“ hub der Greis an. „Die Morgenröthe naht.“ Sie gingen. Vor dem kleinen Hauſe angelangt, beurlaubte ſich Franz. Als er allein die ſtille Straße hinabwanderte, ging die eben vernommene Lehre in ſeinem Geiſte von neuem auf. Er ſah die Erſcheinungen mit anderen Augen, mehr im Großen, in Maſſen. Es war, als wenn ein mildes Mondenlicht auch über der moraliſchen Welt läge, das alles größer, ruhiger, ſtiller machte. Haß und Liebe gegen einzelne Menſchen und Verhältniſſe ſchwiegen in ſeiner Bruſt und der ängſtliche dumpfe Kampf in ſeinem Innern löſete ſich in dem Spruche auf: „Ich werde ſterben, aber das, was ich mein beſſeres, größeres Ich nenne, das wird leben. Nun ſei ruhig, ſtürmiſch Herz; nun haſt du, was du erſtrebt —“

Wie er um die Ecke bog, ſah er vor ſeiner Hausthür auf der Steinbank im hellen Mondſchein einen Mann, gebückt die Hände in den Schooß gefaltet ſitzen. Er ſtutzte einen Augenblick, dann lief er auf den Sitzenden zu und ſich ihm um den Hals werfend, ſchrie er, daß es weit hin durch die ſtille Nacht tönte: „Andreas! Andreas!“

Er überhäufte jetzt den wiedergefundenen Freund mit den zärtlichſten Liebkoſungen; er ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſondern verſiegelte ſeinen Mund mit Küſſen. Er küßte ſeine Augen, ſeine Stirn, ſeine Hände preßte er an die Bruſt, an die Wangen des Freundes. Er ſpielte mit ihm, wie ein Kind mit der Puppe ſpielt und immer wieder rief er mit gebrochener Stimme: „Andreas! mein Andreas!“

„Und ich,“ entgegnete Andreas, „hatte nicht den Muth, in Dein Haus zu treten. Ich fürchtete, Du zürnteſt noch immer mir.«

»O die Stimme!« rief Franz, »ich höre dieſe Stimme wieder! —«

»So haſt Du mir vergeben?«

»Ich habe Dir nie gezürnt. Komm jetzt in mein Haus!« — Beide verloren ſich in den dunklen Flur. —

Es wird nöthig ſein, ehe wir in der Erzählung der Begebenheiten fortfahren, den Zeitpunkt zu bezeichnen, in dem wir uns jetzt befinden. Es iſt im Spätſommer des Jahres 1810; nach Abſchluß des Wiener Friedens. Napoleon befindet ſich auf dem Gipfel ſeiner Macht; ſie ſcheint dem gedemüthigten Europa unerſchütterlich. Oeſtreichs kriegeriſche Erhebung hat in blutigen Niederlagen einem Frieden weichen müſſen, der den Glanz einer der älteſten Kronen der Chriſtenheit durch ein Ehebündniß hinüberleitet auf das Diadem des Eroberers. Spaniens Königshaus iſt durch Verrath gefallen. Es liegt nicht im Zweck dieſer flüchtigen Skizze, den Tumult der Waffen, den Sturm der Siege zu ſchildern, die Tafeln der Geſchicke, bedeckt mit Heldennamen, zu enthüllen; wir haben es mit den wenigen Perſonen dieſer Erzählung zu thun, und auch hier nicht ſo ſehr mit ihren äußerlichen Schickſalen als mit dem Kampf, der in ihrem Geiſte und Gemüthe, angeregt durch eine große Zeit, ſich bildet. Nicht müßig auf dem bewegten Theater des Krieges waren die Freunde geweſen. Andreas hatte in mehreren Schlachten mitgekämpft, indem er öſtreichiſche Dienſte genommen; Franz dagegen hatte in der Feſtung Colberg, die treu verblieben, eine Thätigkeit gefunden, die die Unruhe und den düſtern Sturm in ſeiner Seele in etwas beſchwichtigte. Jetzt kehren wir zu unſerer Erzählung zurück.

Als Franz Licht angezündet, leuchtete er damit dem Freunde ins Antlitz und es war, als ſuchte ſeine Seele die theuren unvergeßlichen Erinnerungen vergangener Stunden aus dieſen lieben Zügen herauszuleſen. Andreas hielt die treuen Augen unverwandt auf den forſchenden Freund gerichtet. Franz ſtellte das Licht hin, ſtrich die hellen Locken ſeines Gaſtes aus der Stirn und legte die Hand mit warmer zärtlicher Berührung auf eine Narbe, die über der linken Augenbraune befindlich. Dies Zeichen kenne ich noch nicht an Dir!“ ſagte er dabei leiſe.

„O, ich habe Dir viel, viel zu entdecken,“ ſagte Andreas und ſenkte ſeinen Blick zur Erde.

„Vor allen Dingen, wie erfuhrſt Du, daß ich mich hier aufhalte?“

„Durch den Vater Hilarius.“

„Wie? Du kennſt ihn?“

„Schon ſeit lange. Ich machte ſeine Bekanntſchaft einige Tage vor der Schlacht von

Aspern, wo er in der Umgebung des Fürſten Lichtenſtein ſich befand.«

»Du kennſt alſo ſeinen wahren Namen?« fragte Franz.

»Nicht eigentlich; denn ich habe bemerkt, daß er mir nicht den rechten genannt. Doch er heiße, wie er will, er iſt ein großer, edler Menſch. —«

»So iſt er auch mir erſchienen,« entgegnete Franz raſch. »Kennſt Du die Anderen in ſeiner Umgebung?«

»Ich kenne ſie; lauter würdige, treffliche Männer.«

»Was iſt ihr Zweck?«

»Hat Dir dieſen nicht der Vater Hilarius genannt?«

»Nein. Bis jetzt nicht. Wir haben nur über allgemeine Gegenſtände geſprochen.«

»Franz!« rief Andreas. »Wenn ich Dir bekenne, daß dieſe Männer mich aufgerichtet haben, da ich am Boden lag; daß ſie mir Glauben und Zuverſicht, Muth und Stärke neu in die Bruſt gepflanzt, daß ſie mich, der ich in meinen Sünden und in meiner Schwäche mich ſelbſt aufgegeben hatte, zu mir ſelbſt zurückgeführt, hab' ich Dir damit nicht den Zweck ihres edlen Zuſammenwirkens genannt? Doch ſprich jetzt kein Urtheil, ich ſeh', Dein finſteres Auge blickt drohend; ich bitte Dich, ſprich jetzt kein Urtheil. Sieh' dieſe Männer erſt, lerne ſie kennen. Der Vater Hilarius wird Dich in ihre Mitte führen, und Deutſchlands edelſte Männer werd' ich meinem einzig Geliebten die Hand reichen ſehen.«

»Schön, ſchön,« ſagte Franz, »wir wollen's abwarten. Es iſt nur gut, daß ich Dich wieder habe, daß ich wieder in Dein Auge ſehen kann, daß ich Deine Stimme höre, daß Deine liebe Gegenwart Wärme und Licht in meine Seele trägt.«

Die Freunde trennten ſich für den Reſt der Nacht nicht. Als der Tag emporſtieg, ritten ſie beide auf's Feld hinaus, mit ihrem guten Gewehr verſehen, die Jagdtaſche über die Schulter geworfen. So durchzogen ſie den herbſtlichen friſchen Wald und langten gegen Abend mit dem Jagdzuge, dem ſie ſich angeſchloſſen, auf dem Landgute eines Edelmannes an, der in der Nähe von Königsberg ſeine reichen Beſitzungen hatte. Dort blieb Andreas die Nacht, denn ein Trinkgelage feſſelte ihn; Franz kehrte heim und war zur Mitternachtſtunde wieder an der Thür ſeines ehrwürdigen Freundes, der ihn ſchon erwartete und wiederum in die klare ſchöne Nacht mit ihm hinauswandelte. Dieſe Spaziergänge hatten etwas eigenthümlich Poetiſches, faſt Myſteriöſes. Franz liebte dies. Ihm war nirgends enger und unbehaglicher, als in der Geſellſchaft vieler und in gleichgültigen oder nichtig leidenſchaftlichen

Geſprächen begriffener Menſchen. Seine Seele hatte ſchon jene köſtliche Frucht der Einſamkeit gekoſtet, deren Friſche und Wohlgeſchmack keine andere Geiſtesſpeiſe zu erſetzen fähig iſt, und deren Kern die Erkenntniß der Welt und unſeres Selbſt einſchließt.

„Sie kennen meinen Freund Walt?“ hub Franz das Geſpräch an.

Der Greis neigte das Haupt leicht; dann fragte er: „Iſt er Ihr Freund?“

„Im vollen Sinne des Worts,“ entgegnete der junge Mann. „Es kettet mich an ihn mein Schickſal. Er iſt unter den Hunderttauſenden, die eine Straße mit mir wandeln, derjenige, der mir gewiſſe Erkennungsworte zugerufen hat. Wenn ich im gewöhnlichen Leben von Freundſchaft ſprechen höre, ſo grauſ't mir vor dem gemeinen und platten Elend, das man mit dieſem Namen bezeichnet. Der Name „Freund“ iſt ſo troſtlos alltäglich geworden, daß er recht eigentlich die Livréejacke des Schmutzvolks auf der Landſtraße bildet.«

»Sie haben Recht; und doch liegt in der Bezeichnung ein himmliſches Erbe verborgen, auf das nur große Seelen Anſpruch haben.«

»So möchte ich's nicht ausgedrückt haben,« rief Franz ſchnell. »Man muß ſich ebenſo hüten, die Freundſchaft für etwas Apartes und Abſonderliches zu erklären, gleichſam für eine Prämie, die für ſchöne Thaten und Gefühle ausbezahlt wird. Auch eine ſolche Freundſchaft ekelt mich an. Nicht weil ich vortrefflich bin, hab' ich einen Freund, ſondern weil ich es bin und kein Anderer, nicht weil ich exemplariſch lebe, ſondern ſchlechthin weil ich lebe; meine Exiſtenz, nicht meine Verdienſte erwerben mir den Genoſſen. Es iſt ein Band ſo myſteriös, als nur die ächte wahre Liebe gewoben wird. Haben Sie nicht geſehen, daß man ein armes, mit Schmach bedecktes, in Schmutz getretenes Weib noch liebt, ihr heimlich nachgeht und ſeine Thränen mit den ihrigen miſcht — ſo der Freund dem Freunde. Die ſtolzen Seelen, die nur eine kalte Tugend anbeten, wiſſen nichts von der wollüſtigen Zähigkeit eines Herzens, das nichts, ſelbſt das Laſter und die Schande nicht, von dem Gegenſtand ſeiner Wahl losreißen kann.«

»Gleiche Lebensanſichten, gleiche Grundſätze knüpfen das Band der Freundſchaft,« ſagte der Greis.

»Nein, o nein!« rief Franz. »Das iſt ja der Gemeinplatz, den ich beſtreite. Damit hat die Welt ſich mit dieſem Gefühl abgefunden. Wie kläglich! Eher möchte ich noch ſagen: gleiche Religion bindet Freunde, denn in den Flammen religiöſer Andacht kann ſich Sympathie entwickeln. Aber vor allen iſt's der ſinnliche Eindruck. Ich theile die Lehre der alten Gnoſtiker, die da behaupteten, im Innern jedes Menſchen ſei eine geheimnißvolle Chiffer eingeſchrieben, die man mehr oder minder klar erkenne, wenn man durch den Schleier der äußeren Geſtalt hindurchzuſchauen verſtände. Wenn man in ein dunkles Auge ſchaute, wie in einen dunklen Schattenquell, ſo ſähe man, ſo meinten ſie, wie hier die Steine auf dem Boden, ſo dort jene wunderſame Chiffer. Darum jener tiefe ergründende Blick der Liebe. Ich habe die Chiffer ſeiner Seele erkannt und finde ſie mit der meinen übereinſtimmend. Ich geb' Ihnen zu, daß dies alles Phantaſieen ſind, aber für den gewöhnlichen Weltverſtand iſt ſelbſt die Andacht, und ihre tiefe geheimnißvolle Glut eine Spielerei der Sinne. Ich kann nicht erklären, was ich fühle und warum ich's fühle. Mein Haß und meine Liebe, ſie ſind mir nicht an den Leib geſchneidert, ſie ſtecken in meinen Gebeinen, ſie wachſen mit meinem Fleiſch. —«

»Dieſes Gefühl der Perſönlichkeit ihrer Exiſtenz,« hub der Greis nach einer Pauſe an, »fürchte ich, macht Sie der Lehre, die ich Ihnen geſtern gepredigt, weniger zugänglich.«

»Das iſt's auch,« rief Franz. »Ich werde kein Schüler ſein, mit dem Sie Ehre einlegen.«

»Ehre?« entgegnete der Greis. »Was iſt die Ehre dieſer Welt. Sehen Sie, mein Sohn, das iſt ein Ausdruck noch viel ſchmählicher gemißbraucht von den Zungen der Gemeinheit, als jener der Freundſchaft.«

»Mit einem Soldaten dürfen Sie nicht über die Ehre ſtreiten wollen,« ſagte Franz.

»Setzen Sie,« rief der Greis, »für die Ehre des Einzelnen, die Ehre einer Corporation, ſo werden Sie den Begriff der Ehre ſchon geſteigert finden.«

»Geſteigert, aber nicht geläutert. Die Ehre des Einzelnen muß doch zuletzt den Ausſchlag geben. Das Individuum iſt den Maſſen nur bis auf eine gewiſſe Grenze hin unterworfen. Sie wollen, wenn ich Sie geſtern recht verſtanden habe, das peinliche Gefühl, das uns alle drückt, in große ſchöne Gegenſätze auflöſen. Auf dieſe Weiſe wünſchen Sie Friede zu bringen, wo Krieg iſt, Ruhe und Ergebung, wo Unruhe und Verzweiflung; aber haben Sie bedacht, daß Sie damit gerade dem Bewußtſein eines ganzen Volkes entgegentreten, wie Sie einer Perſönlichkeit entgegentreten? Sehen Sie in mir, dem Einzelnen, die Nation, die Tugenden und Schwächen eines ganzen Volkes, werden Sie auch dann Ihren großen kosmopolitiſchen Lehren treu bleiben? Die Nationen haben charakteriſtiſche Phyſiognomieen, ſo ſcharf ausgeprägt, ſo orginell geformt, wie ſie oft nur ein Individuum haben kann.«

Der Greis ſah ſeinen jungen Gefährten forſchend an und ſagte darauf: „So paſſen dieſelben Mahnungen für die Nation, wie für den Einzelnen.“

„Aber die Fehler des Einzelweſens können bei einer Nation eine Tugend werden,“ rief Franz lebhaft. „So der Egoismus, bei dem Individuum ein gehäſſiges Laſter, bei einer Nation eine glänzende, unentbehrliche Tugend, der Patriotismus.“

„Der Patriotismus iſt die Selbſtliebe, nicht die Selbſtſucht der Nationen.“

„Wenn auch; nach Ihren Grundſätzen, mein Vater, müßten die Nationen auch dieſe erlaubte Selbſtliebe aufgeben.“

„Sie müſſen's, wenn eine große Wahrheit des Geiſtes der Geſchichte dadurch Platz gewinnt. Wer wollte ein enges, baufälliges Haus nicht verlaſſen, wenn ihm ein großes, ſtattliches und bequemes angeboten wird?«

»Was ſoll das heißen? Iſt Deutſchland das enge Haus?«

»Nein, doch die Eiferſucht und der Rangſtreit ſeiner einzelnen Stämme iſt es. Der Patriotismus iſt das Kinderkleid der Völker; er trägt die naive Form, den blitzenden Schmuck, die bunten Farben eines Knabenrocks, an ihm haften die, auch dem Manne, ſüßen Erinnerungen wilder und friſcher Ausgelaſſenheit, tollen und verderblichen Trotzes, roher und tollkühner Luſt. Die breite und entwickelte Bruſt des Mannes würde jedoch durch das enge Kleid zuſammengeſchnürt und gedrückt werden; ein anderes Kleid ziemt dem Manne: Milde, Menſchenliebe, Toleranz. Dies ſind männliche Tugenden! Es ſcheint vom Geſchick beſtimmt, daß Deutſchland von allen Nationen mündig geſprochen werde, daß dieſer

Krieg die kindiſche Hülle von ſich abzuſtreifen beſtimmt ſei, und daß es jetzt die Kraft und die Fülle ſeiner geiſtigen Begabung entwickle. Wie dann? Auf welcher Seite iſt dann Erniedrigung und Schmach? Auf unſerer Seite, die wir eine Zeit des ewigen Ruhms in unſerer Mitte geheimnißvoll vorbereiten, oder auf jener der Barbaren, die im Getöſe der Waffen die Rohheit und den kindiſchen Uebermuth einer längſt zu Grabe getragenen Zeit wieder wach rufen? Das Geiſtesleben, das ſich in dieſer ſchweren Zeit unter uns entwickelt, giebt, wir mögen nun im materiellen Kampfe überwinden oder überwunden werden, dennoch uns die Siegespalme in die Hand. Aber damit dies völlig und ohne Rückhalt geſchehe, iſt's nöthig, daß die Geiſter ſich verſtehen, daß die Nation an ſich arbeite und bilde, daß die Patrioten, die das Große und Ganze im Auge haben, denen nicht weichen, die

die ephemeren Erfolge der Stunde allein bedenken.«

Franz war erſchüttert von dieſen Worten. Er wußte nicht, brachten ſie Troſt in ſeine Seele, oder raubten ſie ihm noch den letzten, den er hatte. Zweifelhaft und mit einem finſteren Grollen im Auge blickte er ſeinen Gefährten an; doch der Ausdruck, den er in deſſen Zügen fand, entwaffnete ſeinen Unmuth. Es war das Antlitz eines Mannes, der mit reinem Herzen und klarem Willen ernſte und große Ueberzeugungen ausſpricht. Es lag der Klang geſchmeidiger Liebe in der Stimme; ſie warb gleichſam bittend um Gehör und Theilnahme, während der Ernſt des Auges etwas Strenges und Gebietendes beibehielt. Franz ſchlug beſchämt ſeine Blicke nieder; er fühlte ſich ſo gewaltſam aufgeregt, in ſo eitler und hinfälliger Leidenſchaftlichkeit befangen neben dieſem Bilde voll Ruhe und Klarheit.

„Ach, mein Vater!“ rief er und faßte des Greiſes Hand krampfhaft; „wenn Ihre Worte Wahrheit predigen, was bin denn ich? Was ſind denn Tauſende meiner Brüder, die vor Begier glühen, in den Kampf zu gehen? O Himmel! Mir will das Herz brechen! Reden Sie, was ſind wir? Troſtloſe, elende Schwärmer, die nicht wiſſen, was ſie wollen, nicht wiſſen, was ſie thun! Nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß, mein Sohn. Faſſen Sie ſich. Lange Jahre der Erbitterung zurückgedrängten Groll's haben Sie ſo leidenſchaftlich gemacht. Das iſt eben der Zweck unſerer Vereinigung, die Jugend vor Fehltritte zu bewahren, ihr in den Momenten der Zerknirſchung die großen Lehren der Geſchichte entgegenzuhalten, den Muth des Soldaten zum Muth des Mannes empor zu veredlen, die kleinen Gegenſätze der Zeit auszulöſchen und dafür die unwandelbaren Gebote der

Gottheit zu ſetzen, die die Menſchheit an ewigen Ideen leitet und anzieht.«

»Ich gehöre Ihrem Bunde an,« ſagte Franz feſt und ſetzte dann leiſe und wie ſchüchtern hinzu: »Wenn Sie mich aufnehmen wollen.«

»Es iſt ſchon geſchehen,« entgegnete der Greis. »Doch vergeſſen Sie nicht, daß wir keinen Bund bilden, noch weniger einen Orden geſtiftet haben. Wenn man Ihnen etwas der Art ſagt oder zeigt, ſo ſein Sie verſichert, es iſt eine ſchädliche und thörichte Spielerei, von der wir nichts wiſſen.«

Franz hörte auf dieſe Worte nicht, ſo ſehr erfüllten ihn noch die in ſeine Seele aufgenommenen Vorſtellungen und Gedanken. Es machte ihn froh, daß Andreas da ſei, dem er im vertrauten Geſpräch ſich mittheilen könne; er eilte nach Hauſe und fand den Freund, der eben in der Morgenfrühe angelangt war. Aber er war nicht allein; ein langer blondgelockter Mann mit bleichen, etwas verſtörten Zügen, begleitete ihn und Franz wußte nicht gleich, wo er dieſen Herrn ſchon geſehen. Er beſann ſich, als der Fremde zu ſprechen anhub, daß er ihn in der Geſellſchaft des Grafen Fluhm im Armidens Landhauſe geſehen. Schon damals war dies Geſicht ihm zuwider, und jetzt vollends, wo es ſich zwiſchen ihn und ſeinen Freund zu ſo ungelegener Stunde drängte, konnte er die Zeichen des Mißhagens über den Gaſt nicht unterdrücken, ſo daß Andreas ihn eilig bei Seite ziehen und ihm zuflüſtern mußte: „Wie ſiehſt Du aus, mein Guter! Welch ein Geſicht! Du ziehſt die Augenbraunen in einen Strich zuſammen.“ — „Warum haſt Du auch den Affen mitgebracht!“ ſagte Franz und kniff den Freund gewaltſam in den Arm. — „Affen?“ rief er verwundert. „Er gehört zum Tugendbund. Er will Dich kennen lernen, und ich habe Dir ein Vergnügen zu bereiten geglaubt, wenn ich ihn Dir gleich mitbrächte.« — »Ach, Andreas, durch ſolche Geſichter macht man mir kein Vergnügen. Das ſollteſt Du wiſſen.« — »Gleichviel,« rief Andreas; »er iſt nun einmal da; ich bitte Dich, ſei artig, begrüße ihn; er iſt ein Sohn des Grafen Fluhm.« — »Gut, Dir zu Liebe.« — Er wandte ſich raſch um und ſchritt auf den Grafen zu, der ihm die Hand entgegenhielt, indem er rief: »Herr von Selbitz, ich habe Ihren Vater gekannt; es war ein vortrefflicher Mann!« — »Das ſagt man,« entgegnete der Angeredete, »aber ich ſah meinen Vater ſehr wenig ähnlich.« — »Der Augenſchein widerſpricht dem — Sehen Sie nur näher hin,« rief Franz und trat dem Grafen, der freundlich lächelte, dicht an den Leib, »mein Vater hatte eine krumme Naſe, ich eine gerade, mein Vater große Augen, ich kleine, mein Vater hatte graues

Haar, ich ſchwarzes, mein Vater war ein ehrlicher Mann, und ich ein Schurke, mein Vater war ein guter Soldat, ich ein ſchlechter, mein Vater hatte Muth, ich bin ſeig, mein Vater trug ſeinen Siegelring am Zeigefinger, ich an dem Daumen. Mein Vater ſchnupfte Taback, ich keinen, mein Vater bekam nie Schläge von ſeinem Vater, ich aber von dem meinigen; mein Vater hat eine hübſche Frau geheirathet, ich habe keine Frau; mein Vater konnte ſich bezwingen und artig ſein mit Leuten, die ihm zuwider waren, ich aber verſteh' das nicht. —“

„Es iſt genug,“ rief Andreas. „Der Graf wird nun ſchon vollkommen eingeſehen haben, daß Du das wahrhaftige Widerſpiel Deines Alten biſt.“ Der Graf lachte und nochmals Franz die Hand hinreichend, rief er: „Wie freut' es mich, Sie ſo heiter zu finden. Man hatte Sie mir düſter und in ſchwarze Träumereien verſenkt, geſchildert.“

Franz, der den bittenden Blick ſeines Freundes ſah, erwiederte hierauf nichts, ſondern wandte ſich raſch um und beſah die Pferde, die vom Reitknecht auf- und abgeführt wurden. „Was habt Ihr den Abend und die Nacht gemacht?“ fragte er Andreas.

„Thorheiten,“ entgegnete dieſer. „Wir haben eine Anzahl Frauen in den Tugendbund eingeweiht. Es waren ſehr hübſche Mädchen darunter, und dann einige ältliche Unvermählte, denen wir's auf's Wort glaubten, daß ſie der Tugend treu bleiben würden. Der verabſchiedete Rittmeiſter, der nach Deiner Abreiſe anlangte, dachte ſich allerlei wunderliche und ergötzliche Ceremonien aus; von denen einige etwas ſtark auf die Moralität drückten; namentlich die mit den zwölf Küſſen, wo jeder Kuß auf eine andere Stelle des

Körpers gedrückt werden mußte. Der Rittmeiſter erklärte die Füße der Damen auch für ein kußbares Terrain. Ich glaube, er war betrunken.«

»Es kann ſein,« ſagte Franz, »doch damals war er gewiß bei allen ſeinen Sinnen, als er den Abſchied nahm, gerade als der Krieg losbrach.«

»Er gab zum Vorwand,« entgegnete Andreas, »daß er an den Augen litte und nicht recht gut ſehen könne. —«

»Die Ehre nehmlich,« rief Franz.

Der Graf näherte ſich wieder und ſagte mit großem Ernſte zu Andreas: »Wenn Sie, mein lieber Freund, der Momente Erwähnung thun, wo wir ſchwach und faſt kindiſch waren, ſo vergeſſen Sie nicht, daß wir einige Stunden vorher groß und erhaben waren.«

»Ja, das waren wir,« fiel Andreas raſch ein. »Wir jüngern und älteren Männer hatten ein tiefſinniges und ernſtes Geſpräch. Das Elend des Vaterlandes, die allgemeine Rathloſigkeit war deſſen Gegenſtand. Nachdem wir uns recht in die Zerknirſchung hineingeſprochen und gedacht hatten, trat der Graf auf, und rief uns in Worten voll Gefühl und edler Menſchenwürde zu, daß noch nichts verloren ſei, daß Deutſchland ewig gerettet bleiben werde, und daß die Deutſchen eine ſo über alles Maaß hin große und erhabene Nation ſeien, daß Niemand, am wenigſten dieſe eitlen und ſchwächlichen Franzoſen an unſer Palladium die zerſtörende Hand legen dürfte. Die Rede ſollte noch länger dauern, als zum Unglück die Weinflaſchen anmarſchirt kamen.“

„Mein theurer, lieber, junger Mann!“ rief der Graf und ſchlang einen Arm nachläſſig um Andreas Schulter, „wie leicht angeregt und empfänglich ſind Sie; wie ſüß iſt's mit der Jugend der Nation in ſo intereſſante und feſſelnde Verbindung zu treten. Ich, der ich wohl zehn Jahre älter bin, als Sie, darf mir ſchon ein Wort des Ernſtes, der gewichtigen Theilnahme erlauben; und ſo möchte ich Sie warnen, nicht ſo laut von den Geheimniſſen unſeres Bundes zu ſprechen. Bemerken Sie wohl, der junge Reitknecht dort hat ſchon ein paarmal forſchend zu uns herübergeblickt. Er ſcheint ſehr wenig mit ſeinen Pferden beſchäftigt.«

»Johann!« rief Franz, und der Diener kam eilig herbei. »Biſt Du ein Spion?« Der ehrliche Bauer ſah mit weitoffenen Augen die Herren an. »Geh,« ſagte Franz, »erkläre dem Herrn da, daß Du in meinem Dienſt und nicht in dem Napoleons ſteheſt.«

»Wie hätte ich vermuthen können,« rief der der Graf, »daß es Ihr Diener ſei. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung.«

»Nicht mich, Herr Graf, den Bauerburſchen da. Er hat gerade ſo ein Herz, wie ich im Leibe. Es iſt zwiſchen uns beiden gar kein Unterſchied. Wir tragen beide den Rock der Knechtſchaft.«

»Franz! Franz!« rief Andreas. »Du biſt in einer entſetzlichen Laune! Was iſt Dir geſchehen? Was iſt vorgefallen, während ich fort war?«

»Wahrlich nichts von Bedeutung,« entgegnete der Gefragte, und der Graf ſagte: »In Zeiten, wie dieſe muß jedes raſche Wort, jede raſche That nachſichtig beurtheilt und freundlich entſchuldigt werden.« Franz, der hierauf antworten wollte, wurde durch Andreas zurückgehalten, der ſeine Arme um ihn ſchlang und mit der ganzen Innigkeit ſeines Blicks in die Augen des Gereizten ſah. Die drei verließen den Platz vor dem Hauſe und traten ins Zimmer. Hier, wo Franz auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſich beſand und den Wirth ſpielen mußte, war er zu Andreas' Freunde höflich, wenn auch kalt.

Gegen Abend erſchien der Graf wieder, um die Freunde zur Verſammlung abzuholen. Sie ſetzten ſich alle in einen Wagen und fuhren auf das Landhaus hinaus. Hier angelangt, verließen ſie den Wagen, beſtiegen ſchon bereit gehaltene Pferde und lenkten in einen tiefen und dichten Tannenwald, der, eine Stunde vom Hauſe entfernt, ſeine Schatten in tiefer Einſamkeit ausbreitete. Eine Waldmühle war das einzige Zeichen von Menſchennähe, ſpäter ſah man eine Ziegelbrennerei ihre Glut durch die Nacht verſenden; endlich war man auf einem Vorwerk angelangt, das aus einem öden, halb zertrümmerten Hauſe beſtand, vor Zeiten eine Art Jagdſchloß, wo ein alterthümlicher Saal noch erhalten ſtand. Als Franz vom Pferde geſtiegen, ſtreifte er noch eine Weile im Walde herum. Bei ſeinem Eintritt ins verfallene Haus fand er, daß die Geſellſchaft ſich verſammelt und man ihn ausgeſperrt hatte. Nach vielem Rufen und Klopfen gelang es ihm endlich, Einlaß zu erlangen. Der Saal war ſchwarz ausgeſchlagen, die zwanzig verſammelten Männer ſaßen an einem ſchwarzen Tiſche, auf dem, zwiſchen ſieben, in eine gewiſſe Form geſtellten Leuchtern, ein Todtenſchädel, ein nacktes Schwerdt und eine Papierrolle ſich befanden. Franz wurde begrüßt und durch einen feierlichen Händedruck in der Runde herum, als ein Bruder begrüßt. Die Reden, die jetzt gehalten wurden, bezogen ſich auf die neueſten traurigen Ereigniſſe im öffentlichen Leben; Franz intereſſirten nur die Nachrichten, die einer der Genoſſen von dem Lieutenant Schill mitzutheilen hatte. In gleicher Weiſe theilte man ſich die geheimen Pläne und mißglückten Unternehmungen anderer Patrioten mit. Die Aufregung, die hierdurch hervorgerufen wurde, dämpfte wieder eine lange Abhandlung über die Geduld und die Mäßigung in ſchweren Zeiten. So unter Reden und Berichten, leiſen und lauten Verdammungsformeln, die über den fremden Tyrannen ausgeſchüttet wurden, kam die Nachtſtunde herbei und mit dem Schlage Zwölf ſprangen die Thüren eines Nebengemachs auf und man ſah, von einem oben einſtrömenden milchweißen Lichte umſtrahlt, die Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſes ſtehen, in einen langen weißen Talar gehüllt, der mit einer goldenen Schlange um den Leib gegürtet war. Arme und Bruſt waren frei, und auf dem Haupte prangte ein Kranz von Eichenblättern. Wie dieſe blendende Erſcheinung auftauchte, erſchallte eine laute Begrüßung und ein Choral von verborgenen Sängern trug eine Hymne auf die Tugend vor. Während dieſer feierlichen Töne ſchwieg alles, man ſtand; Einige ſenkten die Häupter, Andere hoben ſie und ſchauten begeiſtert den Greis an, der ſeine Arme und Blicke gen Himmel gerichtet hatte. Als der Geſang ſchwieg, wurde von den Anweſenden ein Schwur ausgeſprochen, der Tugend, der Ehre und dem Vaterlande treu zu bleiben. Die Thüren ſchloſſen ſich wieder und Jeder nahm ſeinen Platz ein. Man blieb noch eine Stunde zuſammen, dann verlor ſich wieder die Geſellſchaft, nachdem die üblichen Abſchiedsgrüße gewechſelt worden waren. Franz ſah ſich nach Andreas um; er war nicht zu finden, ſo zog er dann allein, mißmüthig und wenig erbaut durch Nacht und Nebel heim.

In der Nähe der Stadt kam ihm ſein Reitknecht zu Pferde entgegen, der ihn nicht erkannte und an ihm vorbeijagen wollte. Franz rief ihn an und der Burſche hielt erſtaunt. „Was giebt's?“ fragte der Herr. — „Ein Brief an den Herrn Walt,“ entgegnete der Gefragte. Die Angelegenheit iſt dringend, gnädiger Herr; die Perſon, die mir's gab, liegt im Sterben und ich ſollte nur recht ſchnell Hülfe ſchaffen.“ — „So gieb; ich will an Herrn Walt's Stelle den Dienſt leiſten, wenn ich kann.“ — Der Diener überreichte den Brief und ſetzte ſtockend hinzu: „Doch iſt's ein Geheimniß!“ — „Schurke,“ ſchrie ihn Franz an, „und Du wagſt es, einen Brief, der ein Geheimniß verſchließt und der Dir anvertraut iſt, in unrechte Hände zu überliefern?“ — Er warf ihm den Brief wieder zu und wollte weiter reiten, aber der Reitknecht rief mit klagender Stimme: „So muß denn das arme Menſchenleben in Tod und Elend untergehen, wenn ich den Herrn Walt nicht finden kann.“ Franz fühlte ſeine Bruſt von einem peinvollen Gedanken eingeſchnürt; nach kurzem Ueberlegen lenkte er ſein Pferd um und ließ ſich von dem Diener den Weg zu einem Gaſthofe niedrigen Ranges zeigen. Dort angelangt, ſtieg er vor einer engen, dunklen Thorfahrt ab und begab ſich durch einen dunklen Gang in ein Zimmer im Hofe. Auf ſein wiederholtes leiſes Klopfen wurde ihm von einer Kinderwärterin geöffnet.

Als Franz nach Verlauf einiger Stunden zurück in ſeine Wohnung kam, fand er zwei ältliche Herren auf der Bank vor dem Hauſe ſitzen. Er ging ihnen vorbei, grüßte flüchtig, und Jene ließen ſich nicht in ihrem Geſpräch ſtören. Oben in ſeinem Zimmer angelangt, wollte er das offene Fenſter eben ſchließen, als er Andreas' Namen von den beiden Plauderern unten genannt hörte. Er mochte nicht den Verdacht eines unberufenen Lauſchers auf ſich laden und lehnte deshalb zum Fenſter hinaus, ſo daß Jene ihn bemerkten, aber weiter nicht beachteten. Er ſah ſich die Beiden näher an. Es waren behaglich runde Geſtalten, in kurzen Leibröcken, gelbledernen Beinkleidern, mit Puder in den Haaren und großen Stolpſtiefeln an den Füßen. Sie hatten Hetzpeitſchen in der Hand, mit denen ſie an die blankgeputzten Stiefelſchäfte klatſchend anſchlugen bei jeder Betheuerung, jedem Schwur und Fluch, die ihnen im Laufe ihres Zwiegeſprächs entſchlüpften. Tabakspfeifen mit koloſſalen Meerſchaumköpfen dampften fortwährend Wolkenwirbel in die Höhe.

„Ich ſage Dir, lieber Bruder,“ hub der Eine an; „dieſer Herr Walt iſt gerade eine Perſonnage, wie ſie mir behagt. Anfangs war es mir nicht recht, daß er nicht vom Adel iſt, aber der Krieg ſeinerſeits und mein Geld meinerſeits können ihm geben, was er nicht hat. Dann muß ich daran denken, daß ich für meine Güter einen ehrlichen Verwalter nöthig habe, daß meine drei anderen Schwiegerſöhne quaſi vornehme Spitzbuben ſind, die mich zu Grunde richten und endich — Höllenſapperment, muß ich daran denken, meinem Julchen zu Willen zu ſein, und das Satansmädel hat ſich einmal in den Burſchen verliebt, wie unſere Katze in den Milchtopf der Verwalterin. Du weißt, Bruder, was mein Julchen will, das muß geſchehen.“

„Das riecht nach Pantoffelregiment,“ brummte der Andere.

„Iſt's denn in Deinem Hauſe beſſer?“ rief der Erſte ſpottend. „He, altes Haus, bekenne nur. Haſt Du nicht unterducken müſſen, als Deine Frau den hübſchen franzöſiſchen Kriegskommiſſär — —“

„Halt's Maul, lieber Bruder.“

„Nun ja, ich meine ja auch nur. Zwiſchen zwei alten Freunden, wie wir es ſind, muß keine Affenthuerei und kein Gehänſel obwalten. Das hab' ich, ſtraf' mich Gott, nie leiden mögen. S' iſt mir pur gegen die Natur! Darum konnte ich den Herrn Geheimerath, meinen leiblichen Herrn Bruder, auch nie leiden. Das war Dir ſo ein Zierbengel; immer geheimnißvoll, immer ſüß, immer geputzt und dabei ganz verfluchte Streiche gemacht; Streiche, wie man ſie bei uns auf dem platten Lande gar nicht kennt. So lebte das Phantom mit drei Frauen in Ehebruch, und wie ich ihm eines ſchönen Morgens darüber leiſe Vorwürfe machte, nennt die ſüße Pflanze das eine anmuthige geniale Verirrung. O, du altes Kind, rief ich in großer Entrüſtung, wie lange und wie oft verirrſt Du Dich ſchon im Leben! Es ſcheint, daß Du abſichtlich den rechten Weg vermeideſt. Da lächelte er, und nahm eine Priſe und antwortete nichts. Nachher ſagte ich ihm ein Wort im Vertrauen, nehmlich daß ich herausgebracht, wie der Mann von einem dieſer gefallenen Weiber ihm heimlich nachſtellte, um ihn mit geſchickter Art und ohne viel Federleſens vom

Leben zum Tode zu bringen. Potz Velten! da hätteſt Du meinen Geheimerath ſehen ſollen. Sein gelocktes parfümirtes Toupé zitterte ihm auf der ſchmalen Stirne wie ein Schaumkügelchen auf der Welle. Er ſpeiſete nicht mehr, trank nicht mehr, ſchlief nicht mehr — alles wegen der Todesangſt, die ich ihm in die Glieder gejagt, bis ich ihm dann ſagte, denn mich dauerte der Schmerzensmann, daß alles von mir nur Spaß und erſonnen ſei. Flugs lebte er wieder auf und jetzt iſt er wieder angeſchwemmt, wie eine in's Waſſer getauchte Semmel. In mein Stammbuch hat er mir ein Ding, ein Sonnet, geſchrieben, in welchem er mir die Tugend anpreiſ't. Mit welchem Maul nur ſo Einer von der Tugend redet! S' iſt, Gott ſtraf' mich, zu toll! Und ſo gehen ſie zu Hunderttauſenden in der Reſidenz herum; freſſen, ſaufen, verführen die Weiber, ſchlemmen, purgiren, hoſiren und der ganze Trödel iſt nicht einen Schuß Pulver werth. Wenn ſie endlich ſterben und man ſie umkehrt, fällt nur ein alter Knopf und eine krummgebogene Stecknadel aus ihren Taſchen. Wittwe und Kinder überlaſſen ſie dann der Schande und dem Hunger; ſie ſelbſt aber haben bis auf den letzten Athemzug eine koſtſpielige Schleckerei zwiſchen den Zähnen herumgedreht. Ich ſagte meinem Bruder neulich; es ſei Zeit, daß der Krieg mit feurigem Beſen ihn und ſein Gelichter endlich fortkehre; er wollte dies nicht ganz begreifen. Da ſind wir auf dem Lande noch wahre Engel dagegen.“

„Na, höre! mit Deiner Engelſchaft, Bruderherz, iſt's auch ein etwas krauſes Ding.“

„He? Was willſt Du damit ſagen?“

„Laß's nur gut ſein. Der Tranſport von hübſchen Judenmädchen, der neulich über Deine Grenze kam; ich glaub', es waren funfzig Stück

— Potz Mickchen! — ſo etwas iſt doch auch nicht übel."

„Sie waren zu einer Colonie beſtimmt —"

„Ja freilich! So lange ich Dich kenne, machſt Du Dir immer mit Colonieen zu ſchaffen. Aber wieder auf Deinen Eidam in Spe zu kommen. Wie willſt Du ihn denn frei machen?"

„Der Tugendbund übernimmt es. Ich ſage Dir, da ſind koſtbare Individuen darunter. So giebt's da einen Grafen Fluhm; das iſt ein ruinirter Abentheurer, der früher Illuminat war, und in jeden Topf ſeine Naſe geſteckt hat. Jetzt iſt er ein feuriger Patriot. Er und ſein Sohn ſind ein paar hübſche Bürſchchen. Ich kenne ſie beide von meinem Bruder her, der mit ihnen eine Zeitlang verkehrte, als es in Rede ſtand, ſie in höheren Regionen anzuſtellen. Aber die beiden Männerchen haben ſich zu hoch veranſchlagt; plattirte Waare ſollte man als ächtes Silber bezahlen. Die Staatsgoldſchmiede legen aber gerade in ſchwerer Zeit ihre ſchärfſten Feilen an.“

„Still! ſprich etwas leiſer; da oben guckt ein Mann aus dem Fenſter.“

„O, laß ihn gucken! Ich bin ein alter Deutſcher von ächtem Schrot und Korn; meinetwegen mag mir die ganze Welt aufpaſſen; ich verſtecke darum kein Wort und wispere auch nicht wie ein kranker Kanarienvogel, ſo wie es jetzt manche Ehrenmänner thun, die, ſeitdem der Napoleon uns ſo nah iſt, immerdar einen rauhen Hals haben.“

„Sollen wir uns nicht auch in den Tugendbund aufnehmen laſſen?“

„Ne, Herr Bruder. Seit einiger Zeit gefällt mir der Bund nicht mehr. Er fängt an wie ein altes Linſengericht, ſäuerlich zu riechen. Sie reden und hanthieren mir zu viel darin. Anfangs war es die Idee, daß der Bund zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft weſentlich beitragen wollte; namentlich ſollte über die neue Feldereintheilung, über die Bauergüter und endlich über die neue Stallfütterung discurirt werden. Da hatten ich und noch ein paar Andere den Gedanken, wir wollten Saatproben und Futterkräuter vorlegen. Es hätte etwas Großartiges werden können. Da fingen aber Etliche an, von Philoſophie, Staatskram und dergleichen zu reden. Nun dacht' ich, wenn der Tugendbund ein ſimples Caſino ſein will, ohne große Menſchheitszwecke, pur zum Kaffeetrinken und zum Zeitungsleſen eingerichtet, ſo hab' ich dies kürzer und bequemer zu Hauſe, wo wir unter einander ein Boſton-Kränzchen eingerichtet haben, wo zugleich Zeitungen curſiren, ſo viel nehmlich deren jetzt exiſtiren. Ne, ein Mann muß wiſſen, was er thut. In den Tugendbund geh' ich nicht. Das ſcheint mir ein loſes Treiben. Man kann ſich verflucht ſchnell compromittiren, wenn man nicht recht genau weiß, wo Bartel Moſt holt.«

»Im Grunde haſt Du Recht, Bruder. Man kann plötzlich, der Henker weiß wie, von oben her ſchief angeſehen werden. Ich hab' ein paar Rangen, die ich in's Kadettencorps bringen will. Das iſt nun zwar kein Grund, aber es iſt doch ſo 'ne Sache, verſtehſt mich?«

»Vollkommen. Nun ich denke, wir ſetzen unſern Weg fort. Es iſt noch ein halbes Stündchen Weges bis zum Garten; unſere Frauen werden ſchon dort ſein.«

Sie erhoben ſich mit dieſen Worten und Franz ſah ſie langſam um die Ecke verſchwinden. Da ihm aller Frohſinn und alle Heiterkeit ſehr fern lagen, ſo fühlte er auch jetzt durch das Geſpräch der Beiden ſeinen Unmuth nur geſteigert. Andreas, der herzu kam, mußte ihn durch Schmeicheworte und durch allerlei Geplauder wieder neu beleben. Sie ſetzten ſich an's Fenſter und Einer in des Andern Augen ſchauend war es, als hielten ihre Seelen zuerſt Zwieſprache, bevor es die ſchwerfälligen körperlichen Organe vermochten. Franz nahm nach alter Weiſe Andreas' Hand und behielt ſie lange in der ſeinigen, endlich ließ er ſie los und ſagte: „Deine Hand iſt kalt.“

„Armer Franz,“ rief Andreas, Du ſtehſt ſo allein in der Welt. —“

„Hab' ich nicht Dich?“

Andreas ſprang auf, drückte den Freund herzlich an ſich und rief: „Ja, ja — Du haſt mich. Wenn ich Dir genüge — dann biſt Du freilich nicht allein — wirſt es nie ſein.“

„Eine andere Frage iſt,“ bemerkte Franz; „ob ich Dir genüge. Einſt als ich Dich mit Gewalt an mich zog, als ich Dich zwang, mich zu lieben, war Dein Herz frei und Du konnteſt es mir geben, aber ich weiß, daß ich ſpäter nicht mehr Alleinbeſitzer dieſes Herzens war. Dies weiß ich, Andreas. So ſchmerzlich es mir war, Dich durch eine Liebe, die nicht die meinige war, gefeſſelt zu ſehen, ſo hab' ich doch keinen Augenblick mir dieſe Wahrheit verhehlt. Sprich nun, was iſt aus jenem Mädchen geworden, um deren willen ich weichen mußte?«

Andreas hatte ſich mit flammenden Wangen zum Fenſter hinausgewendet; er konnte den Blick des Freundes nicht ertragen, endlich als dieſer ſeine Frage wiederholte, ſagte er mit einer vor Wehmuth aufgelöſ'ten Stimme: »Ich habe an Dir, ich habe an mir, ich habe an dem Andenken meiner Mutter geſündigt. Ich bin wie Einer, der in der Morgenfrühe ausging und den die Nebel des Thals irre geleitet haben.«

»Sprich deutlicher, Andreas.«

„Trotz des Bundes, den ich mit Dir ſchloß, trotz des Gelöbniſſes, das meine todte Mutter empfing, hab' ich doch jenem Mädchen Geſtändniß und Gewährung leidenſchaftlich und frevelhaft entriſſen. Ich Elender, nicht einmal ein ſtarres Leichenantlitz, deſſen Anblick drohend ſchreckte, hielt mich ab, die Frucht der Sinne zu pflücken. Seit dieſem Augenblick peinigt mich Verachtung meiner ſelbſt. Ich fühle mich zur Beſchickung des großen Werks, das Gott in ſchwerer Stunde auf die Männer dieſes armen Landes niedergelegt hat, unwürdig. Ein Verführter und dann ein Verführer, ein trauriger Lüſtling, ein ohnmächtiger Sklave der Sinne, darf nicht mitſitzen im Rathe freier Männer, in der Genoſſenſchaft der Geprüften und gerecht Befundenen. Ach, laß mich Franz: um mich iſt's geſchehen. Jene nächtliche Stunde, wo meine Jugend gepreßt an die breite marmorne Bruſt der ſchönen Nymphe, geknickt und gebrochen niederfiel, hat über meine Zukunft entſchieden. Vielleicht war ich zu Großem und Edlem beſtimmt; mein Herz war friſch, meine Pulſe ſchlugen glühend, da warfen mich aber die wilden Naturgeiſter in eine dunkle Tiefe, aus deren Gebüſch und farbigem Blumengeranke ich mich nicht wieder herauswickeln mochte, und ſo war's denn um mich geſchehen.“

„Was gedenkſt Du denn mit dem Mädchen zu beginnen?“ fragte Franz.

„Wahrlich, ich weiß es nicht,“ entgegnete Andreas. „Der Graf Fluhm, dieſer edle Mann hat mir Troſt zugeſprochen, zu einer Zeit, als ich von Dir getrennt, jedes Troſtes entbehrte und in meiner jammervollen zerknirſchten Stimmung nicht wußte wohinaus; er rieth mir, mich unter jeder Bedingung von dem Mädchen loszuſagen. Er ſagte mir, daß das Vaterland dieſes Opfer verlange; daß ich mich nicht binden dürfe;

daß eine ſtrenge Tugend gerade in jetziger Zeit von allen Männern gefordert werde, und endlich gab er mir zu verſtehen, daß mich der Bund nur unter der Bedingung, daß ich mich vom Mädchen trennte, aufnehmen werde.«

»Und Du gabſt nach?«

»Sprich, was ſollt' ich thun? Der Rath, der Beiſtand, die Achtung dieſer ehrenwerthen Männer war mir ſchon unentbehrlich geworden. Ich hatte an ihnen einen Halt. Und dann als verheiratheter Offizier, welche Rolle würde ich da geſpielt haben?«

»Die Rolle eines ehrlichen Mannes.«

»Wie, Franz, das ſagſt Du?«

»Ja, das ſage ich.«

»Du, ein Verächter der Weiber?«

»Lieber Andreas, das gehört gar nicht hierher. Ich finde, daß der Tugendbund mitunter ſehr untugendhafte Rathſchläge ertheilt. So zum

Beiſpiel in Deinem Fall. Wenn Du von unſerer Mannesehre ſprichſt, ſo gehört gerade recht eigentlich dazu, daß man ſein gegebenes Wort nicht breche, einem Bettelbuben, einem Weibe, oder einem Fürſten gegenüber, gleichviel. Du haſt, wenn nicht durch Worte, ſo doch durch die That jenem Mädchen ein Verſprechen gegeben, das Du jetzt halten mußt. Sieh, Andreas, nun bin ich derjenige, der Dich mit einem Weibe verkuppelt!“ Mit dieſen Worten ſprang er auf, öffnete die Thür zum Nebenzimmer, und daraus hervor ſtürzte Maria Anna und hing ſich mit einem Freudenruf an den Hals des Geliebten.

„Was iſt das?“ rief Andreas zu Franz. „Wo haſt Du ſie gefunden?“

„Sie war Dir nachgereiſt gekommen,“ erwiederte dieſer; „und hier krank befallen von den Beſchwerden der Reiſe. Ein Brief, der für Dich beſtimmt war, gerieth in meine Hände. Ich ſuchte das arme Kind auf, und wie Du ſiehſt, fand es ſo wohl, daß ich's überreden konnte, mir zu folgen. Ich gab ihm Verſicherungen, die Du, hoffentlich, nicht Lügen ſtrafen wirſt.“ Er ging mit dieſen Worten ſchnell aus dem Zimmer. Andreas ſah ihm mit einem ſchmerzlichen Blicke nach.

Franz warf ſich auf ſein Pferd und ritt raſch über Feld und hielt erſt an, als er in den Schatten des Waldes angelangt war. An einer einſamen Stelle ſtieg er ab, warf ſich in das tiefe Gras nieder und rief: „O Gott, was iſt's mit mir! Warum dieſes tobende Drängen und Pochen im Buſen? Warum dieſe wilde ungezähmte Selbſtſucht der Gefühle? Soll denn alles, alles anders in mir erſcheinen, als es der Welt erſcheint? Soll ich ewig einſam ſein? Warum paßt auf mich kein Wiegenlied, das rings um mich her tauſend beſſere und edlere Menſchen in wohlthätigen Schlummer ſingt. Warum ſtoße ich Religion und Philoſophie von mir, um meinen einſamen Kummer zu nähren, dem kein Troſt gegeben iſt, keiner! — O, wie bitter dieſer Kelch! Hier ein Freund, den ich mit Flammen liebe, wie ſie die Welt nicht kennt und nicht zu benennen weiß, dort ein Vaterland, ein König, dem ich auf eine Weiſe treu ſein möchte, wie es die Welt auch nicht kennt und auch nicht zu nennen weiß. O, und Alle verlaſſen mich! Das innere Wort meines Daſeins, ich vermag's nicht in gewohnte, Jedem verſtändliche Ausdrücke zu kleiden; ich habe nur die Glut, die ewig lodernde Pein, die mich vernichtet. O, ewiger Himmel, lehre mich leben, wie ich die Andern um mich leben ſehe, glücklich, zufrieden, Deinen Geboten getreu! Warum mir dieſe fremde, unverſtandene Seele? Ich will mich in Demuth Dir beugen, nur mache mich wie meine Brüder, löſche die Flammen der Liebe und des Haſſes, die der

Menge unverſtändlich ſind. Du haſt, o ewige Macht, das Opfer meines Lebens verſchmäht, Du bewahrſt es auf zu künftigen Geſchicken, laß dieſe nicht ſchmachvoll ſein. Führe mich nicht in dunkle Kammern der Unehre; oder wenn Du mich enden laſſen willſt, wie Tauſend Andere enden, ohne Ruhm, ohne Namen und ſüßer Ehre Nachklang zu hinterlaſſen, ſo ſei es jetzt, in dieſer Nacht! Laß ſie meine letzte ſein. Ich kann dieſe dumpfe Zeit, dieſe thatenarme Gegenwart, während eherner Schimpf auf der Bruſt der Männer laſtet, nicht länger ertragen. Ich kann's nicht ertragen, ohne ihn zu leben, der meiner Seele Leben war.«

Er blieb die Nacht im Walde; er irrte hin und her. Bald ſuchte er die dunkelſten Plätze, bald flog er wieder, durch das Dickicht brechend, den lichteren Stellen zu. Gegen Morgen ſank er matt hin, und kalter Schweiß bedeckte ſeine

Stirn. Es fanden ihn Köhler, die den Wald durchzogen, ihn aus der Erſtarrung weckten und ihm ſein Pferd ſuchen halfen. Er nahm ihre Hülfe dankend an. So arm, ſo hülflos, ſo verwaiſ't hatte er ſich noch nie gefühlt. Er wollte ohne Andreas wiederzuſehen, die Stadt verlaſſen; nur dem Vater Hilarius, fand er ſich gedrungen, noch einen Abſchiedsbeſuch zu machen. Als er ihn ſuchte, fand er ihn nicht; er mußte noch einen langen Tag in Einſamkeit harren; dann in der gewohnten Nachtſtunde erſchien er vor dem Häuschen und der Greis kam ihm entgegen, freundlich und mit liebevollem Ernſte grüßend.

„Kann ich Sie auf ein Paar Worte ſprechen?“ fragte Franz. „Gern, mein Sohn,“ erwiederte Jener. „Laſſen Sie uns wieder in die Nacht hinaus gehen, wie wir ſchon oft gethan. Diesmal,“

fügte er hinzu, „zeigt der Himmel uns kein klares Antlitz; es ſtürmt —“

„Es iſt das Bild meines Innern,“ murmelte Franz.

Der Greis hatte dieſen Ausruf entweder nicht gehört, oder wollte ihn nicht hören. Sie gingen die Straße hinab, und als ſie unter die nächtlich rauſchenden Bäume traten, ſagte Franz raſch: „Halten Sie mich nicht für undankbar, mein ehrwürdiger Berather und Freund, ich möchte in Ihren Augen nicht leichtſinnig und weltlich erſcheinen. Die erhabenen Lehren, die Sie mir nahe gelegt, haben eine gute Stätte in meinem Geiſte und Herzen gefunden, nur hab' ich nicht das geeignete Wort bei der Hand, um Ihnen dies ſo auszudrücken, wie ich's fühle.“

„Mein lieber Sohn — was ſind Worte; ſie verwirren mehr, als daß ſie löſen und zufrieden ſtellen. Es kommt auf den Einklang der Seelen an. Fühlen Sie, daß ein ſolcher zwiſchen uns vorhanden iſt, oder ſich auch nur vorbereitet, ſo iſt dies mehr als je eine ſterbliche Zunge in Worte kleiden kann. Wir wandeln hienieden als verhüllte Weſen; einen Augenblick iſt's uns vergönnt, den Schleier zu lüften; erhaſcht da der Nebenunswandelnde einen Blick, ein Grüßen unſerer Seele, dann iſt der Bund geſchloſſen, dann kennen und lieben ſich dieſe zwei Weſen bis an den Tod. Dort, wo alle Hüllen fallen, dort kommen ſich die Geiſter offen, frei und glücklich entgegen, und Einer ruft dem Andern freudig zu: o, ich habe Dich auf Erden ſchon erkannt, mich überraſcht es nicht, Dich ſo zu finden.“

„So wünſchte ich,“ rief Franz düſter, „daß Sie mich dereinſt nicht in unwürdiger Geſtalt wieder finden. In der That, ich kann den Schleier hienieden nicht lüften, auch nicht auf einen flüchtigen Augenblick; ich kann es nicht.«

Der Greis faßte die Hand ſeines jungen Genoſſen und drückte ſie leiſe. Nach einer Pauſe fragte er mit einem ernſten Tone: »Kennen Sie eine Frau, die Euphroſyne heißt?«

Franz blickte ihn verwundert an und bejahte die Frage.

»Ein edles und hochgeſtelltes Weib,« ſagte der Greis.

Franz ſchwieg.

»Sie ſind nicht der Meinung?«

»Doch; ja — mein Vater. Aber darf ich fragen, welchen Antheil dieſe Frau an unſeren Geſprächen hat.«

»Keinen unmittelbaren,« entgegnete der Greis. »Ich habe ſie kennen gelernt und ſie hat mir ein Geheimniß aufgeſchloſſen, und dieſes Geheimniß iſt eine Neigung zu Ihnen, mein junger Freund.«

„Eine Neigung zu mir?“

„Ja. Um ihrem kranken Gemüthe beizuſtehen, verſprach ich, den Vermittler zu ſpielen. Ich thue es offen und ohne Scheu. Weshalb ſollte hier auch ein Rückhalt walten? — Euphroſyne iſt frei; durch den Tod ihres Mannes iſt ſie es vor einiger Zeit geworden.“

„Ich weiß es.“

„Und Sie thaten Schritte, ſich ihr zu nähern?“

„Nein.“

„Aber weshalb nicht, mein junger Freund? Aus Allem, was mir Euphroſyne mittheilte, geht hervor, daß Sie nicht gleichgültig für ſie geſtimmt ſind. Die ſchöne, junge und geiſtvolle Frau kann nicht verfehlt haben, auf Ihr Herz Eindruck zu machen. Dies iſt nicht glaubhaft. Sie wiſſen aber vielleicht nicht, daß Ihre Neigung in dem Grade erwiedert wird, wie es geſchieht. Das können Sie nicht wiſſen. Ich, als ein alter Mann und frei ſchon längſt vom Spiel der Liebe, ich kann in würdigem Ernſte Ihnen von dem Glücke ſprechen, daß dieſe Vereinigung auch für mich herbeiführen würde, denn ich ſähe Euphroſynen gern an Ihrer Seite. Nun Sie ſchweigen? Sie lieben eine andere Frau?“

„Nein. Und muß man denn immer lieben? Muß denn in jeder Seele das hergebrachte Päckchen Zärtlichkeit und Zerfloſſenheit vorhanden ſein? Iſt denn das abgenutzte Spiel mit „Er und Sie“ dieſes ekelhafte Vaudeville-Thema immerdar das Höchſte und Einzige, was in der Männerbruſt leben ſoll? Ich kann Ihnen nicht ſagen, mein Vater, wie unſäglich zuwider mir das gemeine Bild iſt von „Mann und Frau,“ von „Ehe und Kinderſeligkeit.“ Da wird denn ſo recht mit breiten Füßen Alles niedergetreten, was Erhebung, höhere Glut, Weihe der Seele heißt. O, und wenn man mir dies Elend nahe legt, gerade jetzt, wo ich mit meinem Schmerze ringe, wo das Vaterland und die Mannesehre einer ganzen Nation vor mir in den Fieberphantaſieen meiner Nächte, wie in den qualvollen Stunden meiner Tage mit Flammenzügen brennen — dann möchte ich weinen über eine Zeit, die ſo ganz entartet iſt, und in Weichlichkeit und Liebeständelei den Ruf überhört, der ſie zum freien Denken, zum großen Fühlen, zum Trotz, zur Rache, zum gewaltigen Zorn aufruft. —“

„Ich ehre dieſe Geſinnung,“ entgegnete der Greis; „aber dieſe Zeiten der feurigen Erregung werden vorübergehen; dann wird das Glück der Familie wieder begründet ſein, dann wird es lieblich und wohlgethan ſein, ſich nach einer Genoſſin umzuſehen; ſich an ſeinem Hauſe, an ſeinen Kindern zu erfreuen.“

„Gut, gut; dann werd' ich mich auch einſtellen.“

„Und welche Antwort ſoll ich Euphroſynen bringen?“

„Sagen Sie ihr, daß ich ſie achte und verehre, daß ich anerkenne, wie nicht Gemeines ihre Seele bewegt, daß ich mich aber unwerth fühle, der Vater ihrer Kinder zu ſein.“

Er wandte ſich raſch und verlor ſich in Nacht und Dunkel.

Am andern Morgen fand Andreas von Franzens Hand folgenden Brief auf ſeinem Tiſche: „Du warme, aus Sonnenſchein und Liebe zuſammengefügte Seele. Empfinde ganz das Glück der Zärtlichkeit, das Du neu begründet haſt. Du gehörſt der Menſchheit, der Menge, dem Leben an; all die kleinen Sorgen des Daſeins, die ſüßen zierlichen Geſchenke der Stunde, ſie ſind beſtimmt die Pulsſchläge Deines Herzens zu begleiten. Lebe mit der Welt und ihrem Geſchicke in Einklang. Laß eine Familienſtube Dich warm umgeben, küſſe Deine Frau, Deine Kinder, ſchlürfe bis auf die Neige den Becher irdiſcher Freude. Begründe ein Haus, pflanze einen Garten, mache Felder urbar und geh mit den Deinigen dem Frieden und dem Glück entgegen. Wenn das Heer zurückkehrt, um die Waffen niederzulegen, ſo ſitze Du am Abend vor Deiner Hütte und ſchwenke Deinen Hut den müden Streitern entgegen, laß Deine Frau ihnen einen kühlenden Labetrunk reichen. Ich verſöhne mich mit der Ehe, wenn ſie Dich glücklich macht. Es war thöricht, Dich mit der Habgier eines einſamen Herzens wie das meine, der Menſchheit, dem Weibe, dem Glück entziehen zu wollen. Was ich Dir bieten konnte, iſt die Theilnahme an jenen unterwühlenden Schmerzen, an denen die Beſten und Größten unſeres Geſchlechts zu Grunde gingen und die ich, ein Kleiner und Armſeliger, ebenfalls nicht überwinden werde. Lebe wohl, grüße Dein Weib; ſie iſt ſchön und tugendhaft. Laß nicht eitle Vorwürfe Dein Weſen trüben. Wohin uns die ewigen Götter haben wollen, dahin führen ſie uns. Noch Eins; halte Dich von dem Bunde fern; ich habe mich gänzlich von ihm losgeſagt, ſelbſt vom Vater Hilarius, doch dies aus Gründen, die mich nur perſönlich angehen. Er iſt ein würdiger Mann, und die Seele dieſer ſeltſamen Verbrüderung iſt am klarſten wohl in ihm ausgeſprochen. Du erhältſt Nachrichten von mir, wenn ich irgendwo wieder feſten Fuß faſſe. — Leb' wohl.«

Der Aufruf zu den Waffen.

(Brief des Amtmanns-Sohnes Anton Friebel an ſeine Schweſter Luiſe.)

Herzens-Louischen; ich, der Großvater und Fritz Bleimer ſind ganz wohlbehalten hier in Breslau angelangt. Wetter! Mädchen, das war eine Reiſe. Ich werd' mein Lebtag daran denken. Wie uns die alte Großmama entließ, wie ſie mir die Famlienbibel auf die Bruſt legte und dabei die Worte ſagte: „Ei, mein Sohn, ſieh', das iſt Gottes Wort, ich leg' Dir's an's Herz, damit Du weißt, was Noth thut“ und ſpäter, wie ſie auf der Thürſchwelle ſtand, der Wind ihr das bischen graues Haar und die weißen Battiſtſtreifen der Haube emporwehte und das alte liebe

Geſicht, ſo ganz enthüllt und jede Muskel, jede Runzel eine Erklärung für ſich von Freundlichkeit, Wehmuth und Liebe und ſie die Hand aufhob und uns viel tauſendmal grüßte; immer und immer wieder; es wollte kein Ende nehmen, und Du, mein großes dickes Engelchen, hinter ihr ſtehend, auch grüßend, auch winkend — ach, alles das blieb mir noch lange wie vor den Augen, und als wir ſtill dahingingen, um die Hecke bogen, wo der neue Kramladen angelegt iſt, deſſen Beſitzer nun auch fortgegangen iſt, da drängte und arbeitete es in meiner Bruſt, als ſollten Millionen Thränen ihre große Wanderung aus dem Herzen bis in die Augen hinauf antreten. Der Großvater fing ſchon an leiſe zu ſchwitzen; das iſt ein gutes Zeichen, denn Du weißt, wir fürchteten alle wegen der großen Gemüthsbewegung würde der Schweiß ausbleiben und gleichſam nach innen ſchlagen, und dann würde er, wie der Doktor geſagt, krank werden müſſen. Ich faßte ſeine Hand und rief:

„Großvater, Du ſchwitzeſt,“ und er ſagte: „Ja“, da war ich denn zufrieden und konnte mich meinen eigenen Gedanken hingeben.

Luischen, wie wunderlich iſt die Welt! Gleich im erſten Nachtquartier verging mir alle Müdigkeit, als ich die Reiſenden an der Wirthstafel ſchwätzen hörte. Alles, alles ſprach von dem Manifeſt unſeres allergütigſten Königs, vom Aufruf zum Krieg, von dem Zuſammentreten der ungeübten Männer, die ſich in Waffen üben ſollten, vom Landſturm — ach, was weiß ich? Es ging ſo bunt durch einander, Geſundheiten wurden dazwiſchen ausgebracht auf den König, auf den Kaiſer von Oeſtreich, auf ganz Deutſchland und als der Großvater vermeldete, von wannen er ſei, ließ man ſogar unſer Dorf leben. Ich lachte und weinte. Der Vater nahm mir den ſtarken Wein fort; es war gut, denn ich glaub', ich wäre ganz närriſch zuletzt geworden. In kurzer Zeit umarmte und küßte ich drei künftige Landwehrmänner mit deren Söhnen, den Wirth der Schenke, zwei Muſterreiter und einen Leierkaſtenmann, zwölf Stück an der Zahl, ich wollte eben daran gehen, auch der Frau Wirthin einen Kuß aufzudrücken, als mein Groß-Alter dieſem Unſinn und dieſem Taumel ein Ende machte. Wie ich in meine Schlafkammer gekommen bin, weiß ich nicht. Die ganze Nacht hörte ich Muſik und Geplauder.

Wahrlich, das ganze Land iſt wie toll. Du ſollteſt nur ſehen; ſchläfrige alte Leute, Trunkenbolde, verrottetes Geſindel — alles iſt jetzt ſtraff, munter und ordentlich. Jeder Lump wickelt ſich empor und zeigt doch ein Fleckchen, wo er reſpektabel iſt. Die ehrlichen braven Leute ſind ſtill, aber ſie thun ungeheuer viel. Man ſieht Barone und Grafen, die es nicht achten, mit dem geringſten ihrer Diener zuſammen auszuziehen; wahrlich, Gott hat ein Wunder gethan. Die Hochmüthigen ſind beſcheiden, die Faulen thätig, die Unterdrückten ſelbſtſtändig geworden. Da iſt's eine Freude, Krieg zu haben, wenn's die Menſchen ſo viel beſſer macht. Neulich war ich Zeuge von einem armſeligen Auftritt: Ein armer Franzoſe hatte ſich mit Mühe in das Städtchen geſchleppt, wo wir eben einrückten. Er bettelte an einer Hausthür um ein Stück Brod. Die Thür ging auf, ein Mann trat heraus: „Spitzbube!“ rief er, „kennſt Du mich noch? Als Ihr nach Rußland zogt, warſt Du es, der in dieſem Hauſe den Herrn ſpielte, der mein Weib ſchlug und meine Töchter beleidigte, und jetzt kommſt Du und bettelſt bei mir um Brod!“ Das arme Schreckbild wollte, als es dieſe Worte vernahm, ſich eilend hinwegwenden, indem er ſo etwas von „Schickſalslaunen“ murmelte, da hob aber der Mann an der Thür die Hand auf, um dem Armen einen Schlag zu verſetzen. Ich lief eilend, fing den Schlag auf meiner Schulter auf und rief dem Krüppel zu: „Ich hab's für Dich empfangen, Franzmann; geh jetzt ruhig Deine Straße.“ Der Mann in der Thür lachte, der Franzoſe hatte aber einen ganz eigenen Blick, als er umſchaute und mich anſah. Es war kein Dank darin; dazu war die Creatur doch noch viel zu ſtolz. Der Mann in der Thür fragte mich nun, wo ich her ſei; ich ſagte es ihm. „Wie?“ rief er; „Ihr geht, Euch als Freiwillige zu ſtellen; Du biſt dreizehn und Dein Großvater nah' an Sechzig; wie wollt Ihr, daß der König Euch annehme? Borge von Deinem Großvater ein Dutzend Jahre, dann kann's ſein, daß man Euch nimmt, aber ſo wird's ganz gewiß nichts.“ „Das iſt unſere Sache,“ ſagte ich trotzig. „Der Vater iſt ſchon unter den Soldaten und es wäre eine Schande für unſer Haus, wenn bei des Königs Aufgebot etwas anderes als Weiber in unſeren vier Pfählen zurückbleiben. Uebrigens iſt der Großvater nicht ſechszig, ſondern erſt neun und funfzig und ein halb Jahr, und ich bin nicht dreizehn, ſondern ſchon ganze fünf Wochen darüber. Ich wüßte nicht, was man an uns auszuſetzen hätte.“ Der Mann in der Thür ſagte darauf: „Der Großvater hat einen zu großen Bauch; im Kriege muß man behend, ſchlank und kühl gebaut ſein.“ Ich ſah ihn an, als er dies ſagte und da ich fand, daß es ein Klapperbein von der erſten Sorte war, ſo ſagte ich ſpitz: „Wenn das iſt, warum zieht Ihr nicht in's Feld? An Speck leidet Ihr eben nicht, und wenn Euch die Kanonenkugel einen Beſuch abſtattet, ſo geben zwölf Kerle von Eurem Kaliber in eine Grube.“ „Das nenn' ich gut geantwortet!“ rief er und lachte. „Freut mich, wenn's Euch recht iſt,“ entgegnete ich ebenſo und drehte ihm den Rücken.

Ich glaube, dieſer Mann könnte dem Könige geſtohlen werden.

Je näher wir Breslau kamen, deſto ſtärker klopfte mir das Herz. Ich hatte für nichts Auge und Sinn. Die ſchönſten Häuſer und Gärten ließ ich nur gerade rechts und links liegen, als wenn es Kieſelſteine wären. Hunger hatt' ich auch nicht. Immer ſaß ich da mit brennend rothen Wangen und verhaltenem Athem. Einige mögen mich für gar dumm gehalten haben, denn ich gab verkehrte Antworten. Wo ich von Soldaten ſprechen hörte, war ich dabei; eine Uniform gab mir einen Stich ins Herz. Seitdem ich vom Hauſe entfernt bin, rücke ich allgemach im Alter etwas vor. Die erſte Lüge koſtete mich gar große Schaamröthe, aber fragt man mich, ſo bin ich jetzt ſchon funfzehn Jahr; wenn es ſo weiter geht, bring' ich's dicht vor Breslau noch zu zwanzig. Es iſt erſtaunlich, wie ich wachſe; mit dem

Verjüngen des Groß-Alten will's nicht ſo gut gehen; die Leute ſtoßen ſich immer an den ungeheuren Bauch, und wenn ich ſage, er iſt erſt vierzig Jahr alt, ſo entſteht ein Gelächter. Es iſt traurig, daß wir dem König mit Lügen aufwarten müſſen, aber es thut's alle Welt, und es geſchieht zum guten Zweck. —

Was für Schickſale es doch im Kriege giebt, ſo erzählte mir neulich ein Mann in der Schenke, die Franzoſen ſeien ganz graulich in Rußland zuſammengehauen werden; unter Anderen habe man einem alten verdienten Militair ſo übel mitgeſpielt, daß nur noch die Naſe von ihm übrig geblieben, und dieſe Naſe läßt der Kaiſer Napoleon, der doch immer ein Herz für ſeine alten Krieger hat, in Paris im großen Invalidenhauſe auf Kronskoſten verpflegen und mit Tabak verſehen. Ich wollte es anfangs gar nicht glauben, denn ich dachte, wie iſt's möglich, daß eine Naſe allein und gleichſam auf ihre Hand fortlebt, aber der Mann machte ein ſo grimmiges Geſicht und rief mir drohend zu: »Es iſt aber doch wahr, und daraus kann man ſehen, welch ein Ungeheuer der Krieg iſt, und wie unerhörte Dinge er zu Tage fordern kann.« Wenn die Geſchichte wahr iſt, ſo iſt's grauſenvoll. Was mag die Naſe nur eigentlich gefühlt und empfunden haben, als ſie zu den Ihrigen zurückkehrte. Es geht mir ſo toll im Kopfe herum, daß ich gar nicht weiß, wo eigentlich die Welt ſteht.

Nahe bei Breslau wimmelte es von Menſchen und unter dieſen waren die meiſten, Soldaten. Als wir über die Wieſe gingen, ſaß ein Knabe am Wege, der hielt einen Maikäfer und ſang dabei:

Maikäfer, fliege,
Der Vater iſt im Kriege!
Die Mutter lebt in Pommerland,
Pommerland iſt abgebrannt.

„S' iſt nicht wahr!" rief ich. „Pommerland ſteht noch; ich muß es wiſſen, denn ich komme aus der Gegend." Der Knabe ſah mich an und lachte ſchelmiſch. „Ja, lache nur," rief ich. „Du biſt mir auch ſo Einer, der ſich damit abgiebt, falſche Zeitungsnachrichten zu verbreiten."

Ach, Luischen, die Welt iſt wunderlich — ja, aber ſie iſt zugleich wunderſchön. Du ſollteſt einmal die Erklärung leſen, wie's die Leute nennen, die der König hat drucken laſſen. Da iſt jedes Wort ein Wunder und eine Pracht. Es ſchimmert und glänzt von ſchönen und rührenden Gefühlen, als wenn man in eine Kryſtall-Bude hineinſähe. Vom 17. März iſt's ausgegeben im Jahre unſeres Herrn 1813. Ich würd's Dir abſchreiben, wenn's nicht zu lang wäre, aber der König ſpricht darin zu allerlei Volks, nennt ſie mit Namen und ſagt ihnen, daß nun alle kommen ſollten, um vereint den Feind aus dem Lande zu jagen. Ich ſage Dir — glorios! Der Schulmeiſter im Dorf hätt's nicht beſſer und nachdrücklicher ſagen können. Es giebt noch immer einige altkluge und verdroſſene Leute, die da behaupten, der König hätte noch mit der Erklärung warten ſollen, denn es ſäßen noch in acht Feſtungen und im Lande herum noch 65,000 Mann Franzoſen. Aber mit den Warten iſt's nichts; wir fangen an. Der Großvater zog heute zum Spaß eine Uniform an; alle lachten, aber ich konnte nicht lachen; es iſt recht betrübend, daß der große Bauch nicht wanken und nicht weichen will; es wird am Ende doch nichts aus des Großvaters Dienſt. Aber mich müſſen ſie nehmen, denn ich bin jetzt ſchon zwanzig Jahr; Donnerwetter, das nenne ich ſchnell wachſen. Den Fritz haben wir hier in der Nähe der Stadt gefunden; er wollte nach Berlin, weil man ihm geſagt, dort ſei der König und dort müſſe man ſich melden; wir nanuten ihn einen recht großen Narren und zogen ihn mit uns in die Stadt hinein. Da war es ſchwer, Quartier zu bekommen; alle Kammern und Stuben voll Mannſchaft. Auf den Straßen Geſchrei und Lärm; Geſchütz wurde herangefahren und ganze Wagenzüge voll klapperndem Eiſenkram. Dazwiſchen ſangen und pfiffen die luſtigen Schleſier, die ein leichtes Blut ſind. Es war ein Jauchzen, als ſollte Jeder Einzelne von uns Hochzeit machen. Eine alte Wittib, die den Großvater von Olim's Zeiten her noch kannte, nahm uns auf und gab uns ein Stübchen im untern Hofraum, ein dunkles feuchtes Loch, gerade bequem, um ein paar Kälber darin groß zu füttern. Wir legten uns zu Bette, weil wir gar müde waren; kaum konnte ich das Gebet ſprechen und Eurer denken, huſch waren ſchon Gehör und Empfindung und alle fünf Sinne zum Geier. Am Morgen erwachte ich durch Trommellärm und durch Commandoworte dicht neben der Thür unſeres ſauberen Kabinets. Ein Mann wurde von einem Corporal privatim einexerzirt. Es ging alles ganz ſchonend und lieblich und ohne Knuff und Puff ab. Man ſagte mir, der blaſſe Herr, der die Flinte ſo linkiſch trug, wäre ſein berühmter Gelehrter und Profeſſor, der nun auch mit ins Feld ziehen wollte. S' iſt erſtaunlich! — Als das Exercitium zu Ende war, ging der Profeſſor und trank eine Taſſe Bouillon; die Flinte legte er hin, wie er die Feder hinzulegen gewohnt war, und in das Riemenzeug verwickelte er ſich dergeſtalt, daß er wie eine Ratte im Netz gefangen ſaß und das Kammermädchen ſeiner Frau herbeikommen mußte, um den gelehrten Soldaten endlich von allen Banden, Taſchen und Schnallen zu befreien. Er lachte treuherzig ſelbſt über ſeine Ungeſchicklichkeit und rief mir zu: „Nun, eine Schwalbe macht keinen Sommer!“

Ja freilich, dachte ich, und nun gar eine ſolche Schwalbe! aber ich ſprach's nicht laut aus, weil der gelehrte Herr doch immer recht feurige begeiſterte Blicke umherwarf und an innerem, noch nicht ausgebildeten Muth zu erſetzen ſchien, was ihm an äußerem Anſtand abging.

(Zwei Tage ſpäter.)

Juchhe! Luischen, wir ſind beide angenommen! Der Hauptmann, der das Frei-Corps errichtet, hat mit ſich ſprechen laſſen. Der Großvater hat ein hitziges Wort geredet — er kann, wie Du weißt, verdammt hitzig ſein — und er hatte ſich's einmal in den Kopf geſetzt, nicht abgewieſen werden zu wollen. Aber in die erſten Reihen kommen wir beide dennoch nicht; da ſind eine Menge junge Burſchen, theils aus den erſten Familien des Königreichs, die in gemeiner Soldatenuniform ſchon bereits luſtig in Reih und Glied ſtehen. Es iſt eine Freude, dieſe jungen, ſtolzen ſchönen Leute zu ſehen. Fritz und ich, wir wollten uns nicht trennen und ſo ſind wir beide beim Groß-Alten geblieben, der nun, da er Soldat geworden, ganz luſtig und guter Dinge iſt. Neulich, als es in der Schenke einen Tanz gab, trat er ordentlich auch vor, mit einer Dirne im Arm, die Militairmütze auf's linke Ohr geſchoben und Du hätteſt ſehen ſollen, wie er ſich drehte und wie's den glatten Tanzboden hinabging. Wenn ſie das im Dorfe geſehen hätten, ſie würden Wunder! geſchrieen haben. Hier fällt's aber nicht auf. Die älteſten Leute ſind wie toll; das ganze Land iſt im Strudel und Jubel.

Heute ſah' ich unſern König durch die Straßen reiten. Es gab welche, die ſich hätten vor dem Pferde auf's Pflaſter werfen mögen, blos um dem Könige ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeigen, weil er erlaubt, daß Krieg ſein dürfe.

Ich ſetze Dir hier ein Lied bei, das ich heute ſingen hörte, und das meinen Beifall hat. Höre nur:

Der Gott, der's Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte:
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde!

Ein ſolcher Mann will ich auch werden, wenn ich's gleich jetzt noch nicht bin. Ich beklage Niemanden, als nur die Todten, die hinweggegangen ſind, ehe dieſer Tag herankam, und die ihn nun nicht erſchauen. So liegt ſo Mancher unter unſern Kirchhofslinden, dem's gar recht geweſen wäre, hier im hellen Sonnenſcheine unter dem Blinken der Waffen zu ſtehen. Doch der Friede des Herrn ſei ihnen Erſatz.

Ich will dieſen Brief nun ſchließen; der alte Leierkaſtenmann Heppel nimmt ihn mit und verſteckt ihn unter ſeinen Puppen und Flitterkram. Er geht zurück nach Hauſe, denn er behauptet, in jetziger Zeit wolle Niemand mehr die alte Leier hören. Er kann auch nichts als immer das alte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ und „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille“, das iſt nun freilich nichts. Jetzt haben wir ein anderes Lied pfeifen gelernt, ein Lied, das einen ſcharfen Klang hat. Der alte Heppel wird Dir und der Großmama erzählen, wie ich in der neuen Uniform ausſehe. Seid nur recht luſtig, wenn Ihr hört, daß es zur Schlacht kommt, denn da wißt Ihr, daß wir drei, Großvater, Vater und Sohn, einen guten Tag haben. Den Kanonenkugeln wollen wir nur entgegenlachen und aus den Musketenkugeln wollen wir uns ſo wenig machen, als wenn es Nußſchaalen wären. Ich habe für fünf Männer Muth im Leibe. Du, bleibe nun ruhig und pflege die Alte; auch den Hofhund und die Kanarienvögel vergiß nicht.

Dein Dich herzlich liebender Bruder Anton.

(Auszüge aus einem Briefe Franzen's an den Grafen —.)

Ew. Excellenz erwarten von dem Aufruf zu den Waffen keine ſonderlichen Reſultate; ich erlaube mir dagegen zu bemerken, daß ich die ſichere Hoffnung habe, kein Schritt des Königs werde ſo geſegnete Folgen haben, als gerade dieſer. Zum erſtenmal ſehen wir die Stimme des Monarchen unmittelbar an ſein Volk gerichtet, zum erſtenmal die Sache der Nation eng verknüpft mit dem Intereſſe des Königshauſes — ach, und laſſen Sie mich hinzufügen, zum erſtenmal ſehen wir eine große und ſchöne Hoffnung nicht auf den Stand, ſondern auf's Herz des Menſchen geſtützt. Ich bin Offizier und das »Handwerk der Waffen« iſt das meine, ich hätte Urſache im Intereſſe meines Standes, jenes Hineinziehen der Laien zu verwerfen; aber vom Geſchick des Landes bewegt fühl' ich, wie die Soldaten-Ehre der größern — der Menſchen- und Volks-Ehre weicht. Es mußte eine ſolche Zeit kommen, wo gemeinſames Unglück die Herzen ſich finden und erkennen lehrt, wo das, was uns Allen Noth thut, dem weicht, was nur einer Klaſſe der Geſellſchaft förderlich und dienlich iſt. Dieſe Zeit iſt da. Wir haben gelitten, was nur die Bruſt eines Mannes zu leiden vermag; dicht an die Grenze der Schmach, aus der keine einmal ihr verfallene Ehre ſich wieder hinausrettet, ſind wir gedrängt worden — und zwar geſchah dies uns Soldaten, uns Kriegern von Profeſſion, uns Tagelöhnern des Ruhms, uns Privilegirten der

Ehre, uns Pächtern der Vaterlandsſicherheit — uns geſchah dies; da ſahen wir uns nach Troſt um, und wir ſahen neben uns, in dichte Schaaren gedrängt, eine feurige, geſunde Jugend, gekräftigt durch den mütterlichen Anhauch der Erde, deren Dienſt ſie ſich geweiht, geſtählt durch Wetter und Sonne, in Keuſchheit und Entbehrung erzogen, fern von dem Tumult und dem Staub der Städte. Den Blick dieſer feurigen Augen ertrugen wir nicht; es ſtanden die kühnen Worte in dieſem Blick geſchrieben: „Warum habt Ihr uns nicht gerufen? Sind wir nicht da? Sind wir nicht die Söhne ein und deſſelben Vaterlandes? Nennen wir einen und denſelben König unſern Herrn? Hat der heimiſche Boden nicht uns erzeugt, wie er Euch erzeugte? Oder meint Ihr, weil wir derb von Gliedern ſind, ungefügig an Sitten, der Zierlichkeit der Rede nicht mächtig, es ſähe in unſern Herzen anders aus als in den Euren?

Wir empfänden minder den Stachel der Schmach und Erniedrigung, uns erfüllte die Wolluſt der Vaterlandliebe, der ſcharfe Haß gegen fremden Anfall in minderem Grade? Ihr irrt. Kommt nur zu uns herüber, tretet in unſere Hütten — wir ſind Eures Stammes, Eurer Geſinnung! Wir ſind Eure Brüder! Laßt Euch den Leinwandkittel nicht ſchrecken, wir vergeben Euch gern Euer duftendes goldgeſticktes Kleid, Eure gekräuſelten Haare, Eure kleinen Hände. Wenn Ihr müde ſeid, gebt uns das Schwerdt und laßt uns mittlerweile fechten, bis Ihr Euch wieder erholt habt und fähig ſeid, in die Reihen neu einzutreten.“

Ew. Excellenz werden dies nach Ihrer Denkungsart und nach der Weiſe, wie Sie unſere Zuſtände anſehen, poetiſche Floskel nennen; aber der Himmel iſt ſo gütig gegen uns, daß wir laut alles, was bisher Unwahrheit ſchien, Wahrheit nennen, dagegen was Wahrheit genannt wurde, jetzt als Unwahrheit bezeichnen dürfen. Eine große Unwahrheit war es aber, nur eine beſtimmte Klaſſe in der Geſellſchaft im Staat für fähig zu halten, Muth, Entſchloſſenheit und Kraft zu zeigen; ſo die Idee der ſtehenden Heere. Die Kriege wurden hierdurch Spiele der Politik, die auf dem Schachbrett Europa's hingeklügelten Bezirkslaunen; der menſchliche Inhalt, der die Kriege zu Poeſieen der Weltgeſchichte ſtempelt, der ihre Entſcheidungen als Charakteriſtiken der Völker einzeichnet, verſchwand, und um dieſen Inhalt wieder zu erringen, mußten die Kabinette fallen und die Nationen erſtehen. Das Volk in ſeiner Kraft iſt beſcheiden und demüthig; es wird ſich keine Rechte und keine Anmaßung aus dieſem einen glücklichen Falle bilden, aber es wird dankbar erkennen, daß es eine Zeit gab, wo man es beim Namen rief und ihm Vertrauen zeigte. Der König iſt ſicherlich von dieſer Anſicht ausgegangen und beſaß er früher ſchon die Liebe ſeines Volks, ſo beſitzt er ſie jetzt doppelt und dreifach. Ich will nicht leugnen, daß uns gewohnten und eingeübten Soldaten große Beſchwerde erwächſt durch den Andrang einer ſo ſtürmiſchen und von keiner Disciplin etwas wiſſenden Maſſe; die kleinen Details des Feldbienſtes, die Anfangsgründe der Grammatik des Kriegsweſens müſſen mit Aufopferung von Zeit und moraliſchen Mitteln dieſen Laien eingeprägt werden; dazu kommt, daß ſich in Maſſen Unwürdige und Unbefähigte herzu drängen und daß uns keine Zeit bleibt, das Unkraut vom Weizen zu ſondern — dieſe Uebelſtände alle überwiegt jedoch, nach meiner Anſicht, die der größere Theil der Armee theilt, die Ueberzeugung, daß das Heer neues Blut und neue Kräfte einſaugt und daß manche ſtarre Formel, die unſeren Inſtitutionen anhaftete, zuſammenbricht. Es kann ſein, daß dieſer Krieg unglücklich endet, daß wir mit allen erneuten Anſtrengungen nichts erreichen, als einen nur noch tiefern Fall, dennoch aber werden wir viel gewonnen, wir werden für die Zukunft eine Saat ausgeſtreut haben, die nicht ohne Segen bleiben kann. Wir werden im Unglück Genoſſen haben, wir werden unſere nächſten Freunde und Brüder zu Theilnehmern unſerer ſchwarzen Stunden gewinnen; anſtatt daß, wenn wir das Volk jetzt zurückſtießen, es dann die ganze ſchwere Schuld der Zeit auf uns zu wälzen einiges Recht haben würde. Es iſt entſetzlich zu denken, daß es dahin kommen könnte; aber wenn es dennoch dahin käme, Liebe und Vertrauen bewieſen, die Feſſel der Selbſtſucht und die Schranke der Standesvorurtheile zerbrochen zu haben, dieſer moraliſche Sieg über uns ſelbſt wird uns dann über die

Niederlage unſerer materiellen Streitkräfte einigermaßen zu tröſten im Stande ſein.

Ich fühle an mir ſelbſt die Veränderung. Aufgewachſen in Verhältniſſen, wie ſie die erſtarrten Formen der geſellſchaftlichen Ordnung des achtzehnten Jahrhunderts dem Beginn des neunzehnten überreichten, hatte ich keine Ahnung von einer Volksbegeiſterung, wie ich ſie jetzt um mich erblicke. Mein Vater war ein Militair aus der Schule Friedrich's des Großen. Der Ruhm des großen Königs, die Glorie der Waffen, deren Erfolge Europa ſtaunen machten und die Ehrfurcht der Nationen an die preußiſche Fahne hefteten, machten den Glanz und den Inhalt ſeines Lebens aus. Er ſann Tag und Nacht darüber nach, wie es ihm gelingen möge, aus dem Geſchlecht ſeiner aufwachſenden Söhne Männer zu bilden, die die Größe des Ruhms, die er ihnen vererbte, zu tragen und zu bewahren fähig ſein möchten.

Jede andere Zeit, als ſeine, ſchien ihm klein und dürftig; das Höchſte, was er von der Zukunft erwartete, war, die erhaltenen Lorbeeren zu pflegen; denn ſie zu vervielfältigen ſchien ihm faſt unmöglich. Mit dieſem Stolz genährt, wuchs ich auf. Eine Reihefolge ehrwürdiger Ahnen ging vor mir her; ich wußte nicht anders, als daß der Adel allein zum Ruhm berufen ſei, daß ihm allein es oblag durch den Schutz, den er dem Staate verlieh, ihm auch Glanz und Bedeutſamkeit zu geben; die übrigen Stände, die Maſſe der Bevölkerung war nur da die Thaten dieſer bevorzugten Klaſſe zu beſtaunen und ſich ihren Erfolgen in Geduld und Ergebung zu fügen. Auf die höchſte Spitze gelangte dieſe Selbſtſucht in den Jahren, die dem erſten großen Mißgeſchick, das unſere Waffen traf, vorangingen. Jener Tag prägte eine ernſte und gewichtige Lehre in unſere Gemüther; in dem meinigen hatten ſchon ſtrenge Prüfungsſtunden vorgearbeitet. Als ich am Sarge meines Vaters ſtand, fühlte ich, daß ich am Grabe einer untergegangenen Zeit ſtände. Mit den Trophäen des ſiebenjährigen Krieges, mit den Ordenszeichen, die den Sargdeckel ſchmückten, wurde der eitle und gleißende Prunk einer Zeit in die Nacht verſenkt, die ihren Stolz in der Befriedigung der Selbſtſucht erſtrebte; eine neue erſtand, die ihn in der Begründung der Idee der Verſöhnung und des Menſchenglücks ſuchte. Ein bitterer Kampf entſtand in meinem Buſen; ich konnte und wollte den Egoismus nicht aufgeben, der für ſich ſelbſt große Thaten erſtrebt — und ich kann dieſen Egoismus — was ich auch erfahren, erlitten und welche Lehren der Weisheit und Religion auch zu mir erklungen — auch jetzt noch nicht aufgeben. Aber die eitle Standesehre, der enge Geiſt der Soldateska — dieſe von mir abzuwerſen haben mich frühere Erfahrungen und vor allen der mächtige Sturm dieſer Tage, die Begeiſterung der Maſſen gelehrt. Und ſollte es der größern Anzahl meiner Kameraden nicht ebenſo ergeben? Ich zweifle keinen Augenblick daran. Ew. Excellenz ſehen, daß dies eine neue Macht iſt, die wir dem Eroberer entgegenſetzen.

Schon ſind wichtige Schritte zum Beſſeren geſchehen. In den Landbezirken vom Rhein aus kann man nicht genug rühmen die geänderte Weiſe des ſonſt ſo übermüthig auftretenden Soldaten. In der bewegten Welt, in der ich lebe, kommen mir die rührendſten und erhabenſten Beiſpiele vor Augen. Familienväter verlaſſen ihren Heerd, Geſchäftsleute den Handlungstiſch, der Reiche ſeinen Pallaſt. Wer was zu geben hat, giebt es dem Vaterlande und wer nichts zu opfern hat, opfert ihm ſeine Thränen und ſeine Gebete. Wir fühlen uns reich, da wir arm geworden.

Leipzig.

Herr Seybold, ein berühmter Arzt in Caſſel, folgte einer dringenden Aufforderung und ſtattete einen Beſuch auf einem, mehrere Tagereiſen entfernten Schloſſe ab. Die Wege, da es gegen den Herbſt ging, waren ſchlecht, die Geſundheit des ältlichen Mannes ſelbſt leidend und nur die Hoffnung, daß er einer ſchwer Erkrankten werde Hülfe und Geneſung bringen können, ließen den Reiſenden die Beſchwerden ſeines Weges mit Geduld ertragen. Das Schloß L— befindet ſich in einer einſamen Gegend, die den Charakter des hohen Nordens an ſich trägt. Große und finſtere Waldgebiete wechſeln ab mit Moräſten und mit erſt ſeit kurzer Zeit urbar gemachten Wieſenflächen. Einzelne Landſeen geben in der Monotonie ihrer unbewachſenen Ufer der Gegend keine Mannichfaltigkeit und verleihen der Landſchaft keinen Schmuck. Der Arzt, als er die letzte Station vor dem Schloſſe erreicht hatte, und die Nacht ihn hinderte, ſein Ziel vollends zu erreichen, nahm Gelegenheit ſich bei dem Poſtbeamten und deſſen Familie nähere Umſtände über die Bewohnerin des Schloſſes, die ſeiner ärztlichen Vorſorge jetzt anheimfallen ſollte, berichten zu laſſen. Sein Amt und das Ehrwürdige ſeiner Erſcheinung machten, daß man ihm unbedingt die Aufſchlüſſe gab, die er verlangte. Man ſagte ihm, daß Frau v. W—, die Wittwe des Kommandanten, eine junge Frau von ſeltener Schönheit ſei; daß ſie vor Beginn ihres räthſelhaften krankhaften Zuſtandes wenig in der Gegend bekannt geworden, weil ſie den Umgang mit der Nachbarſchaft gemieden und ſich auch ſonſt nicht viel öffentlich gezeigt; aber ſeitdem man von dem Unglück, das die junge Dame betroffen, Kenntniß habe, kämen aus der Nähe und Ferne Beſuche, welche jedoch vergebens verlangten, vorgelaſſen zu werden. Die Frau des Poſthalters wußte noch einiges über das Ausſehen, das Betragen, die traurige und zerſtreute Miene der Kranken hinzuzufügen; ſie hätte dieſe Einzelnheiten häufig beobachten können, indem ihre Tochter das beſondere Vertrauen der Frau v. W— beſäße und faſt den ganzen Tag über, auch wohl einen Theil der Nacht auf dem Schloſſe verweile.

Der erfahrene Arzt nahm dieſe Andeutungen in ſolcher Weiſe auf, daß ſie für das Gelingen des Planes, den er zur Heilung der Kranken entworfen hatte, dienlich ſein konnten. Was man ihm ſagte, ſtimmte ſo ziemlich mit dem überein, was er aus dem Munde der Freundin der Frau v. W— in Caſſel erfahren hatte. Demnach entſchloß er ſich, nun ſelbſt auf's Schloß zu eilen. Er langte am Vormittage an, bezog die für ihn bereit gehaltenen Zimmer und erfuhr nun, daß die neue Lebensordnung der Schloßherrin ihr nur ſpät am Abend geſtatte, Beſuche anzunehmen. Der Diener erſchien um zehn Uhr, um zu melden, daß die Empfangzimmer offen ſtänden. Der Arzt verfügte ſich dahin, doch es verging eine Stunde, ohne daß Jemand ſich zeigte. Eine lautloſe Stille herrſchte in dem hohen alterthümlichen, mit geſchwärzten Tapeten und Meubeln nach alter Form gezierten Gemache. Der Armleuchter, der auf dem Tiſche ſtand, und ein anderer, der auf dem Rand des Kamins ſeinen Platz hatte, konnten mit dem Schein ihrer Kerzen nur ſpärlich den Raum erhellen. Mehrere alte Ritterbilder ſchienen bei dem ungewiſſen Dämmerlicht aus ihrem Rahmen herauszutreten und ſchattenhaft auf den gemalten Wolken des

Plafonds ſich hinzulagern. Ein großer Lehnſeſſel mit Bekleidung von vergoldetem Leder war an's Kamin gerückt und ein Teppich von Bärenfell lag darunter hingebreitet. Der Sturm, der an den hohen Fenſtern rüttelte, zog in dumpfen Klängen den Rauchfang hinab. Ein Tiſch mit Büchern war in die eine Fenſterniſche geſchoben; an der Wand, dem Kamin gegenüber, ſtand ein Piano, und in dem Winkel lehnte eine Harfe. Die Ruhe und Einſamkeit dieſes Zimmers übten auf die Seele des Beſchauers den Eindruck maaßloſer Trauer und Verödung aus. Das Bild eines hoffnungsloſen und immer wieder auf den Gegenſtand ſeiner Qual zurückkommenden Träumens erhob ſich aus dieſem Dunkel und dieſer Stille. Es ſchien unmöglich, daß hier ein glückliches, dem Leben zugewendetes Weſen ſich bewegen könne; aber wohl konnte man jene düſtere Schwärmerei, jene verzehrende und durch keinen irdiſchen Troſt verſcheuchbare Sehnſucht ſich hier weilend denken, wie ſie bei den unheimlichen Klängen, die der Sturm angiebt, den Stimmen verſchwundener Tage lauſcht und alte Bilder der Erinnerung an die wunde Seele drückt.

Der Arzt, ſich aus dem Bereich dieſer Traumwelt hinausſehnend, öffnete leiſe die Thür zu dem anſtoßenden Gemache. Es war dies ein Saal von einer ungewöhnlichen Größe und Höhe. Auch hier herrſchte Stille und Grabesfrieden. Ein Candelaber, in die Mitte des mächtigen Raumes geſtellt, warf ſein Kerzenlicht, nur die nächſte Umgebung deutlich erhellend. Eine Thür ging, und in demſelben Augenblick gewahrte der Arzt, wie aus der Tiefe des Saals zwei Geſtalten auf ihn zukamen. Die eine war eine noch junge Frau, deren hohe, ſchlanke Geſtalt dicht eingehüllt in ſchwarze ſchleppende Gewänder erſchien, die andere ein kaum der Kindheit entwachſenes Mädchen, blond, mit einem ſchuldlos und offen in's Leben blickenden Kindergeſichtchen. Je näher dieſe Gruppe kam, deſto ſchärfer traten die Züge der beiden Frauen in's Leben. Der Blick des Arztes weilte mit ungemeiner Theilnahme und mit einer forſchenden Aufmerkſamkeit auf dem regelmäßig ſchönen, aber wie der Tod bleichen Geſicht der jungen Frau. Sie ſtützte ſich auf ihre Gefährtin und ſchritt, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf etwas zurückgebeugt, wie im halben Traume vor. Der eine Arm war um den Nacken des Mädchens geſchlungen, der andere hing leblos herab. Das Geräuſch, das die leiſen, hinſchlürfenden Schritte machten, unterbrach die todtenähnliche Stille; jetzt wurde ein Diener hörbar, der ſchnell vorauseilte, um die Thür des Empfangzimmers zu öffnen. Der Arzt folgte ihm und nahm ſeinen früheren Platz ein, ſo daß die Damen, die jetzt eintraten, ihn bereit fanden, ihre Begrüßung entgegenzunehmen. Frau v. W— nahm auf dem Stuhle an dem Kamin Platz, ihre junge Gefährtin und der Arzt ihr zur Seite. Das Geſpräch war einſilbig; es drehte ſich um die neueſten Ereigniſſe in Caſſel und wurde mehr von dem jungen Mädchen unterhalten, als von der Dame des Hauſes, die nur hie und da eine kurze Frage, eine flüchtige Bemerkung hinwarf. Den Brief, den der Arzt ihr übergeben, betrachtete ſie mit theilnahmloſen Blicken und hielt ihn unerbrochen in der Hand. Die Uhr ſchlug zwölf, wo man ſich trennte.

Die Miſſion des Arztes konnte nicht erfüllt werden, wenn es ihm nicht gelang, ſeine Kranke zu beobachten, ohne daß dieſe im mindeſten Kenntniß davon erhielt. Er hatte es mit einer Seele zu thun, die in ihren edelſten Kräften gelähmt war, an deren Lebensnerv der Wahnſinn nagte. In den Kreiſen einer frivolen Hauptſtadt lebend waren ihm Erſcheinungen, wie er ſie hier ſah, noch fremd geblieben. Die Leidenſchaft, in ihren zerſtörenden Folgen, war ihm nie in dieſer gleichſam Achtung gebietenden Größe entgegengetreten. Er ſah durch ihre Angriffe eine mächtige Natur erſchüttert, und ſein innigſtes Verlangen wurde rege, dieſe ſtolze, doch gebeugte Kraft, der menſchlichen Geſellſchaft wieder zu geben. Die Hülfsmittel der Wiſſenſchaft, wenn ſie kein reger und ſelbſtſchöpferiſcher Geiſt unterſtützt, ſind ſtets gering und wenig ausreichend; aber wenn ſich ihrer eine Intelligenz als Mittel bedient, die nicht müde wird zu prüfen, zu ſondern und zu beleben, dann kann auch die Wiſſenſchaft Großes leiſten. Herr Seybold war einer jener geiſtig geadelten Aerzte. Während ſeines Aufenthalts auf Schloß L— beſchäftigte nur ein Gedanke ſeine Seele, und dieſer war die Heilung des Tiefſinnes der unglücklichen Frau. Er verſchaffte ſich

Eintritt in den großen Saal zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, und hier hinter einer Tapetenwand verborgen, beobachtete er das Thun und Laſſen ſeiner Pflegebefohlenen. Es blieb ſich dies mit wenigen Veränderungen immer gleich. Der große Saal war der Schauplatz der nächtlichen Spaziergänge der Kranken, ſo wie er den Aufenthalt für ihre Beſchäftigungen am Tage darbot. Die Fenſter dieſes Saals gingen auf eine Terraſſe, die mit einigen Anpflanzungen im Styl der altfranzöſiſchen Gartenkunſt geziert waren. Durch die dunkle Wand der Taxushecken erblickte das Auge den Spiegel eines Landſees, und über dieſen hinaus einen weiten, einförmigen Horizont. Die Kranke ſtand gewöhnlich an einem der Fenſter und ihre Miene, indem ſie die gewohnte Landſchaft betrachtete, drückte Hoffnungsloſigkeit und Ermüdung aus. Sie ließ, nachdem ſie einige Zeit hinausgeſchaut, den Vorhang herab und wandte ſich mit einem tiefen kummervollen Seufzer vom Fenſter ab, um ihren Gang durch den Saal anzutreten. Die ganze Länge deſſelben durchſchritt ſie mehremal, immer ſchweigend, immer vor ſich hinſtarrend, immer den Kopf geſenkt. Dann trat ſie wiederum an's Fenſter, lüftete den Vorhang und blickte wieder mit demſelben kummervollen und düſtern Auge hinaus. Wenn die Nacht kam, ſah man ſie entweder mit einer kleinen Lampe in der Hand daherſchreiten, oder wenn der Mond ſchien, ſchwebte ſie in deſſen Glanz geiſterhaft auf und ab, im hellen Schein auftauchend und dann im Schatten wieder verſchwindend. Nur ſelten duldete ſie einen Begleiter auf ihren Gängen, und zwar durften nur ein alter Kammerdiener, ihre Kammerfrau oder die junge Freundin, die ſie ſich zum Umgang auserleſen, ihren Schritten folgen. Sie wechſelte nie mit ihnen ein Wort, das einzige Merkmal von der Aufmerkſamkeit ihrer Gebieterin, das ſie empfingen, war hier und da ein freundlicher Blick, ein Wink oder ein leiſer Druck der Hand. Es konnte nichts Rührenderes geben als dieſes fortwährende ſtille klag- und vorwurfloſe Leid. Der Arzt rieth, durch Bücher ſie zu beſchäftigen, allein ihre Aufmerkſamkeit blieb nicht an dem Gegenſtande gefeſſelt, den man ihrem Geiſte vorzuhalten ſich beſtrebte, ſelbſt die Stimme der Vorleſerin wirkte nachtheilig auf ihre Nerven, und man mußte das Zerſtreuungsmittel aufgeben; Muſik hörte ſie gern, doch war ſie nicht dazu zu bewegen, ſelbſt welche auszuüben. Es ſchien, daß die ſanfteſten Flügelſchläge der Harmonieen ſchon zu erſchütternd an ihre verwundete Seele rührten. Dieſer Zuſtand hatte faſt ſchon ein Jahr gedauert; welch eine entſetzliche Zukunft, wenn er ſich bleibend geſtalten ſollte! — Eine belebte Statue — ein Automat, das Seele und Leben lügt, eine der ewigen Erſtarrung Anheimgefallene, die die Gefilde des Tages noch zum Schrekken der Lebenden betritt.

Es war an einem Nachmittage, als die drei Bewohner des Schloſſes in dem alterthümlichen Gemach, das wir geſchildert haben, beiſammenſaßen. Die Schloßherrin war, wie gewöhnlich, in ihrem Lehnſeſſel in Träumereien verſunken, theilnahmlos für das, was um ſie vorging; die junge Marie beſprach mit dem Arzte eine Veränderung, die man im Garten vornehmen wolle, und welche dazu dienen ſollte, einigen Fenſtern des Schloſſes, die dahin ausgingen, eine freiere Ausſicht zu verſchaffen. Das Geſpräch wurde leiſer geführt, und verſtummte zuletzt. Der Arzt zog Briefe hervor und fing an, ſtumm für ſich die Nachrichten, die ihm aus Caſſel zugekommen waren, zu leſen. Der letzte Brief war mit groſſer Vorſicht überſendet worden, und er enthielt

Berichte über die neueſten Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatz. Die gewonnenen Schlachten von Großbeeren und an der Katzbach, die Siege Wellington's in Spanien, und endlich die Niederlage Ney's bei Dennewitz gaben den Patrioten in Caſſel Anlaß zu den freudigſten Erwartungen für die nächſte Zukunft. Ein Theil des Briefes war in Chiffern geſchrieben, und während der Arzt ſich mühte, dieſe zu enträthſeln, fühlte er einen leiſen Hauch an ſeine Wange hinſtreifen; er blickte herum und ſah zu ſeinem Erſtaunen Frau v. W—, die ihm über die Schulter ſah und mit großer Aufmerkſamkeit den Brief las. „Gnädige Frau,“ rief der Arzt, „dies ſind Nachrichten, die Sie nicht intereſſiren können.“ — „Die Preußen haben geſiegt,“ bemerkte ſie. — „Ja,“ entgegnete er; „die verbündeten Heere dringen raſch vor.“ — „Das iſt mir lieb zu hören. Was enthält dieſer Theil, der mit Chiffern geſchrieben iſt?“ — „Gnädige Frau, es ſind Vermuthungen meiner Freunde; etwas gewagte Vermuthungen, wie ich geſtehe, und die ſich auf die Dauer des Königreichs Weſtphalen beziehen.“ — „Ah ſo; das intereſſirt mich nicht. Was weiter?“ — „Man erkundigt ſich nach Ihrem Befinden, gnädige Frau.“ — „Das iſt unnütz; ich befinde mich ſehr wohl. Schreibt man ihnen nichts darüber, wo man die nächſte große Schlacht im Kriegsplane hinverlegt? Etwa nach Berlin?“ — „Das läßt ſich nicht denken, dorthin iſt dem Kaiſer der Weg durch die letzten Ereigniſſe abgeſchnitten; ich würde aber meinen, daß in Dresden oder in der Lauſitz bald ein entſcheidendes Treffen vorfallen werde. —“

Frau v. W— ſetzte ſich wieder in ihren Armſtuhl. Während ſeines Aufenthalts auf dem Schloſſe hatte der Arzt noch nie die Dame ſo viel ſprechen hören, als es jetzt geſchehen war.

Schon dieſes Zeichen der Theilnahme, das ſie zeigte, war überraſchend. Der Abend hierauf verging wie gewöhnlich; am Morgen des nächſten Tages kam der Diener zu einer ungewöhnlichen Stunde, um den Arzt zu der Gebieterin zu rufen. Er fand ſie völlig verändert; ſie fixirte ihn mit lebhaftem Blicke, ſie erwiederte ſeinen Gruß mit Aufmerkſamkeit, ihre Geſtalt war aufgerichtet, ihre Haltung beſonnen, ihre Miene erregt und wechſelnd. „Ich möchte eine Reiſe antreten,“ hub ſie an. „Wollen Sie mich begleiten?“ — „Eine Reiſe? und wohin?“ — „Nach Dresden.“ — „Wir werden kaum hingelangen. Die Straßen ſind unſicher.“ — „Was thut das? Uns wird man nicht anfallen und plündern. Ich reiſe in ſehr beſcheidenem Aufzuge; meine ſämmtliche Dienerſchaft bleibt hier; ich habe nur einen einzigen treuen Begleiter nöthig, zu dem ich Vertrauen habe. Wenn Sie's nicht ſein wollen, ſo werde ich meinen alten Haushofmeiſter engagiren.« — »Aber; meine Gnädige!« — »O, ich liebe keine Einwürfe. Mein Entſchluß ſteht feſt; ich reiſe.« — »Nun wohl; ſo werd' ich Sie begleiten.«

Der Arzt gab dieſe Zuſage in der Hoffnung, daß der excentriſche Plan in der nächſten Viertelſtunde wieder aufgegeben ſein werde; allein er täuſchte ſich. Die Reiſevorbereitungen waren mit großer Schnelligkeit getroffen; ſie waren in der That von ſo einfacher Natur, daß ſie nicht die Bemühung eines großen Dienſtperſonals nöthig machten.

Als der Reiſewagen den alten Schloßhof verließ, brach Frau v. W— in Thränen aus; ſie beugte ſich aus dem Wagen und ihr Blick hing an den geſchwärzten Zinnen und Mauern des Schloſſes. In einem Erkerfenſter ſtand die junge Marie, blühend wie eine Roſe und wie der Geiſt einer neuen Zeit, der in die alterthümliche Behauſung eingezogen, und winkte den Reiſenden ihre Abſchiedsgrüße zu. Sie hatte verſprochen, bis zur baldigen Zurückkunft der Schloßherrin die Gemächer derſelben zu bewohnen.

Zwei Tage bereits hatte die furchtbare Schlacht, die das Schickſal der Völker entſcheiden ſollte, gewüthet. Ewig denkwürdige Thaten waren geſchehen, zahlreiche Opfer waren gefallen, aber den künftigen Geſchlechtern waren erhabene Vorbilder des Muths und der Heldengröße gegeben worden. Der Morgen des achtzehnten Octobers brach an. In einem kleinen Hofzimmer eines Hauſes, das an der Landſtraße lag, ſaß ein junger preußiſcher Offizier, der den Arm in der Binde hatte, und in einem Buche las. Das tief herabgebrannte Licht vor ihm zeigte, daß der Leſer mehr mit ſeinen Träumereien als mit dem Inhalt der gedruckten Seiten beſchäftigt war. Dunkelheit herrſchte in dem engen Raume. Der Ruf der Wachen ertönte durch die Stille. Jetzt ſchob der einſame Leſer das Buch weg, ſtand auf und machte einige Schritte durch's Zimmer. Er blieb vor dem Fenſter ſtehen, öffnete es und ließ die kalte Morgenluft über ſein Antlitz und die halbgeöffnete Bruſt hinſtreifen. Als er ſich umwandte, um ſeinen Platz am Tiſche wieder einzunehmen, fand er dieſen bereits von einer dunklen Geſtalt beſetzt, die in einem faltenreichen Mantel da ſaß und das Haupt auf den Arm ſtützend, vor ſich hin zu brüten ſchien. Ein lebhaftes und für den Augenblick nicht zu bemeiſterndes Grauſen feſſelte den Fuß des jungen Mannes an den Boden. Es war ihm nicht möglich, dem Verhüllten zu nahen; noch weniger konnte er den

Gedanken ertragen, daß dieſer ſich umwenden und ihm ſein Antlitz zeigen werde. Regungslos ſtand er daher dem nächtlichen Bilde gegenüber. Jetzt ließ die Geſtalt den Arm ſinken und hob langſam den Kopf, doch in dem Augenblick, da die Züge dieſes geſpenſtigen Weſens dem erſchreckten Beobachter hätten offenbar werden müſſen, flakkerte das Licht noch zum letztenmale auf und erloſch. Es war finſter. Der Offizier öffnete die verſchloſſene Thür und als er mit Licht zurückkehrte, war die Erſcheinung verſchwunden. Eine kurze Zeit darauf trat ein Gaſt ins Zimmer.

„Andreas!“ rief Franz; „ich werde den morgenden Tag nicht überleben.“

„So könnt' auch ich ſprechen;“ entgegnete der Herzutretende. „Ich hörte dies ſchon vor zwei Tagen von Kameraden ſagen, die doch noch verſchont geblieben ſind. Wenn irgend Einer im Feuer war, ſo biſt Du's geweſen.“

„Auch Du!“ rief Franz lebhaft. „Und doch wirſt Du leben und ich werde ſterben.“

„Haſt Du Dir das nicht gewünſcht?“

„Freilich wohl; aber ſo ſind wir arme Creaturen aus Staub. Wenn das Haus unſeres Lebens wankt, dann iſt deſſen Bewohnerin, die hochmüthige Seele, doch kleinlaut und verzagt. Wahrlich; es denke Niemand gering vom Tode. Er haucht eine furchtbare Kälte aus! Oh! —“

Andreas trat näher und bemerkte erſt jetzt die fahle Bläſſe, die auf Wange und Stirn des Sprechenden ruhte. Franz warf ſich an ſeine Bruſt, indem er rief: „Erwärme mich, Freund; laß mich an Deinem Herzen ruhen. O Gott! ſage mir — werden wir uns jemals wiederſehn?“

„Franz! Es giebt einen Gott; es giebt ein ewiges Leben.“

Du ſagſt's; aber wer verbürgt Dein Wort. Das Weſen, das kurz vor Deinem Erſcheinen bei mir war, o Gott, es zeigte nur Schrecken, keine Hoffnungen.«

»Von welchem Weſen ſprichſt Du?«

»Still! Nenne ſeinen Namen nicht. Es iſt grauſenvoll, daß auf dieſer ſchönen farben- und lichthellen Erde ein ſolcher Schatten wandeln darf.«

»Ich verſtehe Dich nicht.«

»Andreas! bleibe mir treu! Auch jenſeits bleibe mir treu! Es iſt ein ungeheurer Schmerz ohne Liebe leben zu müſſen. Denn leben werde ich. Die wilde Sehnſucht, die mich durch dieſe Erdennacht trieb, ſie muß irgendwo gelöſcht werden; es kann nicht immer flackern und brennen. Aber ſo wie ich hienieden, wenn es mir zu heiß wurde, in Dein liebes kühles Auge, wie in einen Waldquell, tief hineinſchaute, und mir die Seele kühlte, ſo muß ich auch jenſeits Dein Auge haben. Was hülfe mir der Gruß des Engels, wenn er mir eine fremde unverſtandene Seligkeit bringt. Hier, dies Herz, will befriedigt ſein.«

»Ich werde Dir treu bleiben,« ſagte Andreas feſt.

»Du willſt es, alſo folglich wirſt Du es auch können. Gegen einen ächten wahren Willen kann ſelbſt ein Gott nichts.«

Andreas wandte ſich ab und ſagte leiſe: »Du frevelſt.«

»Nein, mein Treuer! Das iſt kein Frevel. Es liegt ja Demuth in dem Bekenntniß; denn daß ich ſo groß ſein kann, das danke ich ja dem, der mir die Kraft gab. Gott kann nicht gegen Gott ſein. Du ſiehſt's an mir. Ich wollte den Schlachtentod und jetzt wird er mir.«

»Nein, nein, Du wirſt nicht ſterben. Wir werden beide Deutſchlands Befreiung erleben. Noch ſpäte Jahre wird die Erinnerung dieſes Augenblicks füllen.«

»So hoffſt Du? Möchteſt Du alt werden? Möchteſt Du den großen Morgen der Freiheit überleben?« —

»Die Verhältniſſe würden ſich dann wieder ordnen,« ſagte Andreas.

»Gerade dieſe geordneten Verhältniſſe,« warf Franz raſch ein, »gerade die ſind's, die ich nicht erſchauen möchte. Wir haben es glücklich getroffen; wir haben die Menſchheit im Feſtkleide geſehen; ſie hat ſich uns edel, groß und begeiſtert gezeigt, wehe den Tagen, die nach dieſen kommen; das Gemeine, das ewig unveräußerliche Erbe wird dann wieder in ſeine Rechte treten, und wie ein zurückgedrängter roher Machthaber wird es dann durch tauſend kleine Martern der Menſchheit empfinden laſſen, daß ſie auf Augenblicke ſich ſeiner Herrſchaft zu entziehen gewagt. Wir werden dann ſtehen und zuſehen müſſen, wie man mitleidig über unſere Jugend und unſere Träume lächelt.«

„O, das wird man nicht.“

„Das wird man. Glaube mir. Ja, was noch entſetzlicher iſt, wir ſelbſt werden Augenblicke haben, wo — Gott, es iſt ſchrecklich zu ſagen — wo wir das, was wir empfanden, Thorheit nennen werden. Und wenn wir im Geheim auch dem beleidigten Gott unſerer ſchönen Jugend Abbitte thun, öffentlich werden wir ihm doch immer wieder ins Geſicht ſchlagen und ihn verleugnen.“

Andreas ſchauerte zuſammen und verbarg ſein Antlitz an der Bruſt des Freundes.

Der erwachende Lärm des Lagers tönte in die ſtille Stube hinein, wo die zwei Genoſſen eng umſchloſſen ſtanden. Sie ſchwiegen, denn ihre Herzen waren zu voll. Ein Gott hatte ſie wie köſtliche Schalen bis oben hin mit ſüßem berauſchenden Nektar der Jugend gefüllt. Es war die üppigſte Seligkeit, die wie eine Blume ihren Kelch erſchloß und ſich ganz, bis in die innerſte

Tiefe hinein, mit der Ewigkeit der Liebe füllte. Der Tod rührte an dieſe edlen Herzen, aber ſein Finger bewirkte nur, daß die Nektarfülle ſchwankte, wie ein goldener Wein im Becher, und nur glühendern und tiefern Schimmer von ſich gab. Was auch das wechſelvolle Leben ihnen gebracht hatte, wie oft auch ein Schauer des Erkennens über ihre Herzen gegangen, ſo ſtark und unzerreißbar hatten ſie das Band nie gefühlt, als gerade jetzt. Sie trennten ſich und gingen feſt und beſonnen an das blutige Tagewerk.

Der Zufall fügte es, daß am nächſten Tage faſt um dieſelbe Stunde einer dieſer jungen Männer, die in der Friſche und Blüthe des Lebens neben einander geſtanden, in daſſelbe Zimmer todtverwundet hineingetragen wurde. Es war Franz. Er lag ohne Lebenszeichen da, ſeine Bruſt war zerriſſen, der rechte Arm fehlte. Daß der Verwundete dem Haufen der Leichen entriſſen worden war, dankte er dem Chef ſeines Corps, der ihn hatte fallen ſehen und Befehle ertheilte, ihn aus dem Gedränge zu tragen. Der Wundarzt war jetzt mit ihm beſchäftigt; er verließ ihn, nachdem er den Verband angelegt, um zu Anderen, die ſeiner Hülfe bedurften, zu eilen. Franz erwachte aus tiefer Ohnmacht; die Laden des Zimmers waren noch geſchloſſen, er hörte an einem derſelben pochen und eine Stimme rief: »Kamerad, wenn Sie es irgend möglich machen können, ſo kommen Sie zu einem Freund, der Sie herzlich bittet, bei ſeinen letzten Augenblicken gegenwärtig zu ſein!« Franz fühlte keine Schmerzen, die Stimme mit ihrem wunderſamen Klang hatte Leben in ſeine ſchon erſtorbenen Glieder geſenkt; er erhob ſich, warf den Mantel um und verließ das Haus. Eine Geſtalt, die in dem Dunkel der frühen Stunde kaum ſichtbar war, ging voran und blieb, nachdem ſie einen nahen Seitenweg eingeſchlagen hatte, vor einer zerſtörten Gartenwohnung ſtehen. Franz öffnete die Thür und zwei Arme ſtreckten ſich ihm entgegen. Er warf ſich auf die Kniee nieder und während er rief: »Da bin ich! Wie Du einſt zu mir kamſt, ſo komme ich jetzt zu Dir!« — ſtürzte er zuſammen und das Blut aus der Bruſt überſtrömte die bleiche Geſtalt des Freundes.

»Um Gotteswillen, Franz, Du ſtirbſt —«

»Noch nicht — aber bald wird's aus ſein!« Er ſprach dieſe Worte und hielt inne, um auf den Siegeschoral zu lauſchen, der von den Thürmen Leipzigs niedertönte. Ein Lächeln, wie ein Glanz, umſpielte ſein Antlitz. Er ſuchte Andreas' Hand, zog ſie an ſeine Bruſt, und — ſein Geiſt war entflohen.

Andreas überlebte den Freund nur wenige Stunden.

Als die beiden Leichen mit ſo vielen andern, die man den blutigen Schlachtfeldern entriſſen hatte, in der Vorhalle einer der Kirchen Leipzigs ausgeſtellt ſtanden, ſah man gegen die Abendſtunde eine Frau erſcheinen, die aufmerkſam ſuchend zwiſchen den Bahren hin- und herging. Endlich ſtand ſie mit einem Schrei, der aus der tiefſten Bruſt hervordrang und an dem Gewölbe wiederhallte, an einer Bahre ſtill und winkte die Fackel näher. Sie warf ſich über die Leiche und küßte den bleichen Mund; ſie ſchlang ihre ſchönen Arme, die in ſchwarze Flöre gehüllt waren, um den Leib des Todten, und noch einmal berührten ihre Lippen die ſeinen. Dann erhob ſie ſich und verließ wie in eiliger Flucht die Halle. Die düſter brennende Fackel folgte ihr, wie ein Stern, der ſich vom Mantel der Nacht abgelöſt hat, irre dahinflattert. —

Aus einem Briefe Armideus an Delphine theilen wir folgende Stelle mit. — — Die Leipziger Völkerſchlacht hat Deutſchland befreit — ich weiß nicht, ob ich mich hierüber freuen ſoll; aufrichtig geſtanden, es iſt mir ziemlich gleichgültig. Ich habe die Politik nie geliebt; ſie macht die Männer nur zerſtreut und zuletzt langweilig. Es iſt dabei ſchade um das hübſche Königreich, das man hier etablirt hatte, und das nun wie ein Kartenhaus zuſammengefallen iſt. All' die hübſchen jungen Franzoſen ziehen fort. Du — mein Schatz — wirſt nun wieder in Dein Kloſter zurückgehen; die Prinzeſſin iſt vollkommen in ihre Aemter und Würden wieder eingeſetzt. Man ſagt, es ſoll jetzt alles ſehr fromm und ſehr ſittlich werden! Recht ſchön; da will ich vorher recht geſchwind ſterben. Langeweile ſollt Ihr mir nicht machen; den Triumph will ich Euch nicht gönnen; das ſollt Ihr nur wiſſen. Die arme Euphroſyne, die iſt nun in der That aus Liebe wahnſinnig geworden. Ich meinte, das käme nur in Romanen vor. Aber wie nennſt Du die Impertinenz dieſes jungen Menſchen, der ſo aus der Welt ging, vollkommen unbezwungen von uns Frauen. Ich geſteh', ſo etwas reizt.. Und ich begreife Euphroſynens Thorheit. Wenn ein Gott vom Himmel herabgeſtiegen wäre, um ſie zu lieben, ſie hätte ihn kalt von ſich gewieſen, aber jetzt iſt ſie es, die zurückgewieſen wird und nun brennt ſie lichterloh. Da mußten nun Zwei ſich treffen, die beide Sonderlinge in der Liebe ſind. Der Stolz des Weibes hat diesmal dem Stolz des Mannes weichen müſſen. Die Grillenfänger und Poeten werden nicht verabſäumen, in dieſen beiden etwas Beſonderes, vielleicht ſogar Erhabenes zu finden; ich ſehe nur ſimpel Caprice darin. Dem Himmel ſei Dank; ich bleibe, was auch kommen mag, meiner Philoſophie treu. — Mein Mann iſt ſehr geſchickt bei der Hand geweſen, der neuen Regierung, oder vielmehr der alten, ſich im vortheilhaften Lichte zu zeigen, ſo daß wir keine Verluſte erleiden werden. Ich laſſ' meine Diamanten, die Jerome's Namen und Krone tragen, neu in Faſſung ſetzen, das iſt bald geſchehen und auf dem erſten Hofballe werde ich vollkommen neu uniformirt erſcheinen können. — Das arme Kind, die Pfarrerstochter, hat ſich wieder [illegible] eingefunden und hängt in Kummer ihr Köpſchen. Sie hat von dem kleinen Erbe ihres Vaters Beſitz genommen und bewohnt jenes Häuschen, wo, wie ich mir habe erzählen laſſen, die traurige Kleine zum erſtenmal den Becher des Erdenglücks an ihre Lippen brachte. Ja wohl, das begreife ich. Sie wird noch als ein altes Mütterchen dort ſitzen. Nun, Liebſte, gute Nacht; ich rufe Dir dies lächelnd über Schlachtfelder voll Leichen herüber. Gute Nacht. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei C. Feiſter in Berlin.

[illegible] 20 [illegible]

[illegible]

Paul.

Erster Band.

Paul.

Von

A. v. Sternberg.

Motto:
Laßt uns alle edlen Kräfte unſeres Geiſtes
und Herzens anwenden, um der tyranniſchen
Macht des Goldes entgegen zu wirken.
Zeitſtimme.

Erſter Band.

Leipzig.
Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Capitel.

Der Leſer macht die Bekanntſchaft einer Familie, die ſich eben nicht ſehr durch Einigkeit und gutes Vernehmen auszeichnet.

In einer der Marken des alten Weſtphalens ſtand vor zwanzig Jahren zurück, und ſteht vielleicht noch ein altes Haus von einer wunderlichen Bauart. Es war das Stammſchloß der Barone von Brunswick, eines alten Geſchlechts, das mit einer großen Anzahl verroſteter Wappenſchilder und verſtäubter Pergamentrollen geſegnet war. Die Familie gehörte zu den Ariſtokraten der guten alten Zeit, zu den freien und kühnen Lehnsträgern, die durch den Dienſt an den Höfen der Fürſten nicht verweichlicht worden waren und mit ihren Bauern die rohen Sitten, aber auch die rohe Ehrlichkeit theilten. Bei der Invaſion der franzöſiſchen Moden und Geſinnungen waren jene abgelegenen Striche Deutſchlands von der fremden Affectation und Unnatur ziemlich frei geblieben. Die Barone von Brunswick hatten dabei nur gewonnen. Die Geſchichte nennt Einige dieſes Stammes, die Reiſen machten und fremde Höfe und Länder ſahen; allein, wie man vermuthen muß, ohne viel Nutzen und ohne ſonderliches Glück; von Beſchäftigung mit ſchöner Literatur oder Literatur überhaupt iſt nirgends die Rede. Es iſt kein Beiſpiel da, daß ein Baron von Brunswick die Grazien beſang, oder in einen poetiſchen Muſenalmanach Verſe in antiken Silbenmaßen niederlegte; davon waren dieſe Herren keine Freunde. Das junge aufwachſende Geſchlecht wurde in Waffen geübt, und da die keuſche Lebensart der Eltern den Jünglingen und Jungfrauen geſunde Körper verlieh, ſo war man in Weſtphalen gewohnt, wo man kräftige und wohlgebildete Geſtalten ſah, dieſe, ohne viel zu unterſuchen, Brunswicke zu nennen. Ebenſo nannte man einige alte Herren, die nicht ſterben wollten, und die man immer luſtig und guter Dinge ſah, Brunswicke. Die wenigſten hießen wirklich ſo; es war ein Gattungsname geworden für eine gewiſſe unverwüſtliche Menſchenraçe, die Krankheiten und zahlloſe Gebrechen der ſterblichen Natur nur von Hörenſagen kannte. Das war vor funfzig Jahren, heutzutage hat ſich dies etwas geändert, obgleich die weſentlichen Erkennungszeichen des alten Geſchlechts noch immer dieſelben ſind.

Das alte Schloß Brunswick lag auf einer mäßigen Erhöhung und zählte ſechs ſchöne Landſeeen und eine imponirende Kiefernwaldung zu ſeiner nächſten Umgebung. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Gegend einen einſamen und menſchenfeindlichen Charakter hatte; aber die lebensfrohe und tumultuariſche Einwohnerſchaft machte das alte Familienſchloß gleichſam wider Willen guter Laune. Die Einförmigkeit der ſechs Landſeeen, die, wenn man ſie ihrem eignen einſiedleriſchen und mißvergnügten Charakter überlaſſen hätte, die Gegend nicht ſehr belebt hätten, wurden durch die bunten Gondeln und häufigen Waſſerpartieen, die die Familie unternahm, zu wahren Zierden der Landſchaft. Das dunkle Kieferngehölz gab ſeine ſchwarzen Grübeleien auf, wenn der muntre Schwarm von flatternden geputzten jungen Mädchen in ſeine Schatten ihren Einzug hielt, und das melancholiſche Gebüſch von dem Gelächter und den Scherzen der Landſchönen widerhallte. Unmöglich konnte eine alte Tanne, oder eine menſchenſcheue Kiefer bei ihrer gehäſſigen Stimmung beharren, wenn das bebende Seil zur luſtigen Hängeſchaukel um ihre Aeſte geſchlungen wurde, und ein ſchönes friſches Mädchen, wie eine lebendig gewordene Waldblume, geſtoßen von den Händen ihrer lachenden Geſpielinnen, hin und her flog durch die grüne Dämmerung. Ebenſo wurden die Wieſen und der Schloßgarten aus ihrer nachdenklichen Ruhe geſtört. Schon ſchwieriger war es, die Hallen des alten Herrenhauſes ſelbſt zu beleben, denn ſie waren von der Zeit und einigen, wenn gleich vorübergehenden Zerſtörungsverſuchen feindſeliger Nachbarn ſo arg mitgenommen, daß es mehr Mühe und Geldmittel, als die Familie Brunswick daran wenden wollte, gekoſtet hätte, ſie irgend leidlich zu reſtauriren. Man gewöhnt ſich übrigens an eine gerunzelt

Mauer eben ſo leicht als an ein gerunzeltes Geſicht, wenn nur aus beiden Beſtändigkeit und Treue ſpricht, und beide Eigenſchaften konnte man den Mauern des alten Familienhauſes nicht abſprechen. Das Corps de logis bildete ein feſtes, caſtellartiges Gebäude, das nach Weiſe der alten Schlöſſer in den Feudalzeiten in Vertheidigungsſtand geſetzt werden konnte; die Flügel dieſes kernhaften Bauwerks waren von ſpätern Zeiten hinzugefügt worden und von leichterer Structur. Einen und zwar den rechten bewohnte die Familie, den linken hatte man der Dienerſchaft eingeräumt, und dieſe benutzte gerade ſo viel Räume, als ſie den Ratten, der Zerſtörungswuth des Wetters und dem Feuchtigkeitsprozeſſe abgewinnen konnte; denn es wurde kein Balken erneuert, keine Mauer erſetzt, keine Diele neu eingelegt. Im Caſtell, ſo wurde das Hauptgebäude genannt, gab man zuweilen Familienfeſte, und wir werden gleich hören, wie ein ſolches in den alterthümlichen Räumen angeordnet ward.

Der alte Stamm der Brunswicke lebte im Zeitraume, da unſre Erzählung beginnt, noch in drei Brüdern fort und rühmte ſich ſeiner grünen Gipfelknoſpe in der Perſon unſres Helden, der der einzige ſpätgeborne Sohn des alten Freiherrn Aurelius von Brunswick war. Dieſer ehrenhafte Herr hatte es während eines langen Lebens zu nichts nur irgend Ausgezeichnetem oder Bedeutendem bringen können, obgleich er fortwährend den Anlauf zu einem Helden oder großen Staatsmann genommen. Er hatte ein großes Vermögen zwar keineswegs durchgebracht, aber doch geſchmälert, ohne dabei weder ſich noch Andern irgend Vergnügen oder Vortheil gebracht zu haben. Er hatte ſich mit lauter verunglückten Verſuchen abgemüht, ſich in der menſchlichen Geſellſchaft bemerkbar zu machen. Wir können aber nichts von ihm melden, als daß er einige Jahre Offizier war, jedoch in keine Schlacht kam, daß er darauf Diplomat wurde, aber keiner einzigen Verhandlung beiwohnte, daß er endlich gelehrter Forſcher wurde, allein bei einer koloſſalen Anhäufung von Manuſcripten doch kein Buch zu Stande brachte, daß er endlich neue Erfindungen im Fabrikweſen machte, die man praktiſch gänzlich unausführbar fand, und daß er jetzt, da er ſechzig Jahre zählte, ein Sammler von Conchylien und Verſteinerungen geworden war und auf dieſe Weiſe endlich ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein glaubte.

Dies war eine Behauptung, in der ihm ſeine Brüder, die mit ihm zuſammenwohnten, nicht Recht gaben. Einer dieſer Brüder hatte mit Ausnahme einiger Reiſen ein ebenſo nutzloſes Leben geführt, und war, nachdem er in der Jugend ein großer Weltling geweſen, im reifern Alter ein contemplativer Pietiſt geworden. In ſeinen Augen war Aurelius ein feiger und leichtfertiger Sünder, der um ein paar gewundene Steinhörner dasjenige vergaß, was eigentlich noth thut. Der dritte und jüngſte Bruder war ein tapferer Offizier geweſen, in Folge einer Verwundung jedoch lange bettlägerig und ſpäter zum Krüppel geworden. Er nahm an den Vorfällen in der Familie wenig Theil und brachte ſeine meiſte Zeit, wenn er nicht in ſeinem Zimmer bei der Flaſche ſaß, auf freiem Felde zu, wo er den Arbeitern zuſah und ihre Thätigkeit überwachte.

Der weibliche Theil der Familie beſtand in unſers Helden Mutter, einer noch ziemlich jungen Dame von blühendem Ausſehn und von ſanftem Charakter, dann aus ihrer Schweſter, einem ältlichen, rechthaberiſchen, buckligen Fräulein, von ſo feurigem Temperament, daß ſie das ganze Haus in Flammen der Zwietracht und der Leidenſchaft zu ſetzen vermochte. Sie vertrug ſich weder mit dem Legationsrath, dem älteſten der Brüder, noch mit dem Pietiſten, noch mit dem Major; ſie brachte es ſogar dahin, die ſanften Eigenſchaften der Legationsräthin in widerſetzliche und aufrühreriſche Elemente zu verwandeln. Das einzige Weſen, das ſie liebte, wenn das Wort Liebe je auf ein Weſen paßt, wie Fräulein Amelie es darſtellte, war der junge Paul, der ſechzehnjährige Sohn des Legationsraths. Ihn hatte ſie als ihren einſtigen Erben bezeichnet; aber ſie änderte ſpäter dieſen Entſchluß, als ſich ein großer, corpulenter geadelter Kaufmann einfand und ſie zur Ehe begehrte. Fräulein Amelie nahm den Antrag an, nachdem ſie ſich mit ihrer Familie berathen, nämlich nachdem ſie den Rath ſämmtlicher Mitglieder gehört hatte, den geadelten Kaufmann nicht zu nehmen.

Wir haben geſagt, daß die Familie Brunswick ſehr heiter und fröhlich lebte, und dies iſt vollkommen wahr, doch nur dann, wenn man bedenkt, daß jedem Zank eine Verſöhnung folgt. Nirgends in der Welt gab es aber mehr Familienzwiſte, als in dieſem alten Schloſſe, und folglich auch nirgends mehr fröhliche und tumultuariſche Ausſöhnungen. Man war im Streit wie in der Freude gleich leidenſchaftlich. Ein alter Familienſaal, deſſen Wände der Onkel Lorenz, der Pietiſt, mit moraliſchen Sprüchen dicht beſchrieben hatte, war gewöhnlich der Kampfplatz. Die Debatten wurden hier ſo heftig, indem Schweſter gegen Schweſter, Bruder gegen Bruder, Mann gegen Frau, Schwägerin gegen Schwager kämpfte, daß ſogar ein oder das andere Mitglied der Familie gewaltſam durch eine Thüre verſchwand, über die Onkel Lorenz in großen goldnen Buchſtaben den Spruch geſchrieben hatte: „Wie lieblich iſt's, wenn Brüder einträchtiglich beiſammen wohnen.“ Später, wenn die Wogen des Kampfes ſich gelegt hatten, wurde denn dieſes verhöhnte und mißhandelte Opfer im Triumph und unter tauſend Liebkoſungen wieder eingeholt und beim Verſöhnungsſchmauſe an den oberſten Platz geſetzt.

Am öfterſten traf das Loos, vor die Thür geſetzt zu werden, den Pietiſten, weil er ſchwächlich war und weder mit der Rede noch mit der That recht vorwärts kam, am ſeltenſten den Major, der, wenn das Geſchrei der Frauen, die Scheltworte der Brüder zu arg wurden, ſich an die

Wand lehnte und drohend ſeine Krücke über die Häupter der feindlichen Partei ſchwang. Die vertrautern Gäſte wurden bei ausbrechendem Kampfe Bundesgenoſſen entweder der einen oder der andern Partei. Neutral zu bleiben wurde nicht geſtattet. Die Formen der Höflichkeit und der Sitte wurden ohne Bedenken dem großen homeriſchen Kampfe, der ſich in dem alten freiherrlichen Olymp zwiſchen deſſen gebietenden Gottheiten erhob, geopfert.

Es bleibt uns noch zu beſtimmen, welche Stellung der junge Paul bei dieſem Kampfe einnahm; ſie war leider keine ſehr ehrenwerthe. Trotz des Befehls, neutral zu bleiben, ſchlug er ſich bald zu der einen, bald zu der andern Partei, und öfters gelang es ihm durch nicht zu ermittelnde geheime Intriguen, den Kampf um ein gutes Theil zu entflammen und zu verlängern.

Zweites Capitel.

Familienberathung auf dem alten Schloſſe Brunswick.

Der Umſtand, daß unſer Held ſichtbar heranwuchs, machte, daß die drei Freiherren über ſeine Zukunft nachdachten und Pläne entwarfen. Unmöglich konnte ein Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit den Frauen auf Schloß Brunswick entzogen werden, und ebenſo wäre es ungebührend und äußerſt kaltſinnig geweſen, die nächſten Verwandten und Freunde von einer Berathung auszuſchließen, welche die künftigen großen Geſchicke eines Brunswick's vorbereitete. Es verſammelten ſich alſo an einem Tage ſechs Ehrenmänner mit den zu ihnen gehörenden Frauen, Söhnen und Töchtern. Ganz zuletzt, als die Verſammlung ſchon vollzählig war, kam noch ein Mann von mittlern Jahren angeritten, den man den Rittmeiſter nannte. Er trug einen übergroßen Schnurrbart, ritt ein ſehr wildes Pferd und hatte die Blicke beſtändig auf die jungen Damen gerichtet, wobei er auf eine höchſt auffallende Weiſe das Daſein ihrer Väter, Brüder und Mütter ignorirte. Der Rittmeiſter war der Gönner und Bundesgenoſſe Paul's, und bei ſeinem endlichen Erſcheinen ſchlug das Herz unſers Helden höher, und er machte von ſeinem Verſteck aus dem Rittmeiſter ein Zeichen, das dieſer nicht ermangelte zu erwiedern. Paul hatte nämlich die ſtrenge Weiſung erhalten, während der Verſammlung ſich nicht in der Nähe derſelben blicken zu laſſen; dies hatte zur Folge, daß unſer Held auf den Einfall kam, ſich in die Höhle des alten Uhrkaſtens, der in der Ecke des Familienſaals ſtand, zu verſenken und von Zeit zu Zeit durch die halbrunde Oeffnung aufmerkſame Blicke auf die Verſammlung zu richten. Nur dem Rittmeiſter hatte er das Geheimniß ſeiner Gegenwart verrathen und verfehlte nicht, ſich in lebhaften Rapport mit ihm zu ſetzen durch wunderſame geiſterhafte Töne, oder durch Grimaſſen, die er hinter der Oeffnung ſchnitt, wogegen der Rittmeiſter wieder gewiſſe Zeichen und Pantomimen mit der Hand machte, die er hinter dem Rücken des Onkels Lorenz auf deſſen Stuhl lehnte, und die jedesmal ein erſticktes dumpfes Gelächter im Innern des Uhrkaſtens zur Folge hatten.

Die Berathung nahm ihren Anfang. Der Legationsrath, der ſich die Geſchicklichkeit, Reden aus dem Stegreif zu halten, beimaß, gab eine kleine hiſtoriſche Skizze von der Familie Brunswick, ihrem erſten Erſcheinen in nachweisbaren Urkunden, ihrer Verbreitung und endlich ihrer Wirkſamkeit. Der letzte Punkt war ſehr ſchnell erörtert. Der Legationsrath ging jetzt auf die neue und neueſte Zeit über, machte ſchroffe Bemerkungen über den Verfall des Adels, die allgemeine Niedergeſchlagenheit erregten, und erhob dann die gebeugten Gemüther mit der tröſtlichen Ausſicht, daß der Adel ſich unfehlbar in kürzeſter Zeit glorreich wieder emporrichten werde, und wenn dies geſchehe, daß dann die Brunswicke einen nicht geringen Antheil an dieſem freudigen Ereigniſſe haben würden. Die Verſammlung ſtieß einige: Das wollte Gott! Wir wollens hoffen! mit gläubiger Ergebung aus.

Bis hierher war Alles friedlich gegangen, nun aber glaubte der Legationsrath die Verpflichtung zu haben, als Vater eines ſo hoffnungsvollen Sohnes, auch Einiges von ſeinen eigenen Verdienſten mit Beſcheidenheit zu erwähnen. Kaum hatte er jedoch hiervon angefangen, als ein mißvergnügter Huſten ſeiner beiden Brüder ihn ſofort unterbrach.

Dieſe boshafte Störung, die ein beifälliges, nicht minder boshaftes Lächeln bei einigen Männern und Frauen der Verſammlung hervorrief, brachte den Rath aus der Faſſung und er unterließ das Eigenlob, indem er nur kurz hinzufügte, daß er wünſche, ſein Sohn möchte in die Fußſtapfen des Vaters treten.

Bruder Lorenz erhob ſich und rief: „Das wünſche ich gar nicht.“ Darauf ſetzte er ſich ſchnell wieder nieder und nahm eine Priſe.

„Warum wünſcheſt Du das nicht, Bruder Lorenz?“ fragte der Rath in ſanftem Tone und mit vollkommen würdevoller Faſſung.

„Weil Dein Wiſſen Stückwerk iſt,“ ſagte der Angerufene, „und weil Du immerdar das rechte Ziel verfehlt haſt.“

„Haſt Du es denn erreicht, geliebter Bruder?“

„So weit eine unvollkommene Creatur es erreichen kann,“ entgegnete Lorenz und ſchlug die Augen nieder. „Wir ſitzen Alle hienieden in Trübſal und Verwirrung.“

Eine lange Pauſe entſtand nach dieſem Ausſpruch; ein Paar der Brunswicke lächelten, die andern blickten ernſthaft und ungeduldig vor ſich hin. Ein corpulenter Oberjägermeiſter, ein ſehr achtbares Mitglied der Familie, ſtützte ſich auf ſeinen Stock und rief: „Zur Sache!“

Der Major ſtampfte mit ſeiner Krücke auf den Boden und rief: „Die Frage iſt: ſoll Paul Militär oder Civiliſt werden? Blaurock oder Schwarzrock!“

„Ja, das iſt die Frage!“ rief der Oberjägermeiſter, und mehrere jüngere Mitglieder der Verſammlung bemerkten ebenfalls, daß dies die Frage ſei.

„Vor allen Dingen, meine Freunde und Vettern,“ ſagte der Legationsrath mit einem weltmänniſchen leichten und graziöſen Lächeln, „muß Paul ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden; dies ſcheint mir die Hauptſache.“

Bruder Lorenz ſprang auf und bemerkte, daß ihm dies nicht die Hauptſache ſchiene.

„Und was würdeſt Du denn als die Hauptſache bezeichnen, theuerſter Bruder?“

„Daß er ein Chriſt werde!“

„Ei zum Guckuck, das gehört nicht hierher!“ rief der Oberjägermeiſter, indem er mit ſeinem Bambusrohr dem Poden einen furchtbaren Stoß verſetzte. „Chriſten ſind wir Alle; ich wüßte nicht, daß ein Mohamedaner oder Jude in unſerm Kreiſe ſäße. Ich ſchlage vor, den Jungen auf eine Forſtakademie zu ſchicken. Da hat er eine anſtändige Peſchäftigung, und nicht jeder Lump kann es ihm nachthun, denn die Societät hält auf Reinigkeit und alte Namen.“

Die Legationsräthin nahm ſchüchtern das Wort und bemerkte, daß dies auch ihr Wunſch ſei, und zwei junge Couſinen bemerkten, daß die Forſtuniform eine ſehr kleidende und wie für Paul geſchaffen ſei. Paul warf ihnen aus dem runden Fenſter ein Kußhändchen zu.

„Ich habe gegen den Stand durchaus nichts,“ rief der

Legationsrath, und wir haben nicht weit zu ſuchen, um eine Zierde deſſelben in der Perſon eines ſehr geachteten Vetters zu begrüßen. (Der Oberhofmeiſter brummte vor ſich hin: Gehorſamer Diener! Ich liebe keine Complimente.) Dennoch glaube ich, daß eine diplomatiſche Laufbahn —"

Der Major ſtieß mit der Krücke ſeinen Bruder etwas unſanft an und rief: „Iſt nicht meine Meinung. Die Diplomaten ſind Lakaienvolk, elende Egoiſten, die öffentlich bezahlt werden und heimlich ſchlechte Streiche machen."

„Ich erinnere Dich, geliebter Bruder", bemerkte der Rath, indem er ſich aufrichtete und gleichſam im vollen Glanze diplomatiſcher Herrlichkeit leuchtete, „an Lothar von Brunswick, der bei Unterzeichnung des weſtphäliſchen Friedens eine Rolle ſpielte,"

„Und ich erinnere Dich", fuhr der Major auf, „daß dieſer nichtswürdige Diplomat der einzige Schuft in unſerer Familie war, denn er nahm Geld, um ſein Vaterland zu verrathen."

Der Legationsrath entgegnete mit einem milden Lächeln: „Die Diplomatie modificirt den Begriff Vaterland auf eine äußerſt feine Weiſe —"

„Ich liebe aber die grobe, ehrliche Weiſe; und zum Teufel! Paul ſoll kein Diplomat werden, da ſetze ich meine Krücke zum Pfande! Ich möchte fragen, wie es hier noch eine Frage geben kann? Er ſoll Soldat werden!"

„Ja, er ſoll Soldat werden!" riefen alle Männer im

Chor, den Bruder Lorenz ausgenommen. Es wurde ein freudiges Getrommel im Uhrkaſten hörbar.

Der Legationsrath ließ den Sturm der militäriſchen Begeiſterung erſt verrauſchen, dann begann er: „Es iſt mir lieb, daß mein Sohn nicht gegenwärtig iſt, um dreiſt bemerken zu können, daß ich in ihm nicht die Eigenſchaften zum Soldaten finde.“ Paul ſah aus dem Uhrkaſten mit einem wüthenden Blicke ſeinen Vater an.

„Wie?“ riefen die Frauen, „glauben Sie, daß es ihm an Muth fehlt?“

Der Legationsrath zwinkerte äußerſt ſchlau mit den Augen, ohne zu antworten. Eine große Aufregung zeigte ſich in der Familie. Der Major ſprang auf, ſchlug mit ſeiner Krücke wüthend auf den Tiſch und ſchrie: „Der iſt ein Schurke, der behauptet, daß es meinem Neffen an Muth fehlt!“ — Der ganze Kreis fuhr zuſammen, und die jungen Damen verſteckten weinend ihre Geſichter in die Tücher. Eine bange Stille herrſchte um den Uhrkaſten herum. Der Legationsrath nahm wieder das Wort: „Du mißverſtehſt mich, theurer Bruder, wenn Du meine vorſichtigen Andeutungen auf ſo rohe und ungeſchickte Weiſe auslegſt; ich habe keineswegs ſagen wollen, daß es unſerm Paul an Muth fehle, ſondern —“

„Ich bitte“, rief der Major, ſich, roth vor Zorn, an die Verſammlung wendend, „auf dieſen Schwätzer nicht mehr zu dens hindurch Niemanden gekannt, der ſo wenig ſeine eigenen Angelegenheiten zu ordnen und zu lenken weiß, als dieſer Mann hier, der ſich meinen Bruder nennt.“

„Der Meinung bin ich ebenfalls,“ rief Lorenz.

„Ich kann dem leider auch nicht widerſprechen,“ fügte Fräulein Amelie hinzu. Die Legationsräthin warf ihr einen wüthenden Blick zu und brach dann in Thränen aus; doch das Fräulein fuhr unbekümmert fort: „Wo fände man einen Vater, wie dieſen, der ſeinem eigenen Sohne den Muth und die Fähigkeit, ein verdienſtvoller Mann zu werden, abſpricht? Dies iſt, zum mindeſten geſagt, abſcheulich! O ich kann verſichern, daß ich recht gerne aus dieſem Hauſe ausſcheide.“ —

„Und ich kenne Leute, die dieſe Freude theilen“, ſagte der Legationsrath mit einem Lächeln, das ſchon aufhörte, ſanft und huldvoll zu ſein.

Das Fräulein fuhr ſogleich von ihrem Stuhle auf, und mit ihr erhoben ſich zwei ältliche Couſinen, die von wahrhaft widernatürlicher Häßlichkeit und Magerkeit waren. Alle Drei riefen mit einer Stimme: „So! ei! das iſt ſehr fein, ſehr artig!“ Die Legationsräthin rief ſchnell: „Ja, liebe Schweſter, das iſt ſehr fein, das iſt ſehr artig! Auf ein Betragen, wie das Ihrige, gehört keine andere Erwiderung.“

„Ich werde dies meinem Bräutigam ſagen!“ rief das Fräulein.

Ein ſchallendes Gelächter brach hier aus: „Dem Krämer!“

cken und verklage uns bei ihm. Vielleicht ſchließt er uns aus Rache ſeinen Laden zu, wenn wir nach Kaffee und Zucker ſchicken.“

Dieſe ungemüthliche Anſpielung brachte die Braut außer ſich vor Zorn und Erbitterung. Mit ihr zugleich erglühten die zwei magern Couſinen. „Ich trage darauf an, daß dieſer rohe Menſch ſogleich den Saal verlaſſe!“ rief das Fräulein.

„Bruder Anton!“ ſprach Lorenz, „hebe Dich und verlaß unſer frommes Haus! Du haſt die Mägdlein durch Deine wilden Worte und noch wildern Mienen arg gekränket.“ — „Ich frage weder nach Euch, noch nach irgend einen Menſchen auf Gottes Erdboden,“ polterte der Major. „Ich ſage meine Meinung und damit Holla! Macht ihn meinetwegen zum Bettelbuben; um ſo mehr kann er hoffen, gewiſſen Vorbildern in der Familie ähnlich zu werden.“

Dieſe Anzüglichkeit nahmen ſich ein paar Vettern zu Herzen, die nicht im Ruf ſtanden, große Reichthümer zu beſitzen; ſie erhoben ſich mit ihren Familien und machten Miene, den Saal zu verlaſſen. Sogleich gerieth Alles in Aufruhr. Vergeblich wandte der Legationsrath alle ſeine Mittel diplomatiſcher Auszeichnung an; das Gewitter brach los, und der Kampf begann. Amelie, im Gefolge ihrer zwei Jungfrauen, ſtürzte ſich heldenmüthig auf den Major, den nur ein kleines Corps jüngerer Vettern vertheidigte. Das Gezänk wurde ſo allgemein, jägermeiſter ſtolzirte im Saal auf und ab, wie eine koloſſale Bulldogge, während gleich ſeinen Windſpielen die magern Geſtalten des Bruder Lorenz und des Legationsraths um ihn herhüpften. Eine Gruppe Frauen hatte ſich in einen Winkel zurückgezogen, um ungeſtört zu weinen. Der Rittmeiſter lachte laut, indem er ſeinen Pudel anrief und ihn über den Stock ſpringen ließ; eine höchſt unpaſſende Kunſtproduction Angeſichts eines ſo ernſtlichen Familienkampfs. Jetzt hörte man die Thüre aufſpringen und ſah den Major verſchwinden, deſſen Krücke noch lange zwiſchen der Thürſpalte ſichtbar blieb, gleich wie das unbeſiegte Schwert eines tapfern Ritters, der noch im Fliehen droht.

Dieſen Augenblick hatte Paul zugleich zu ſeinem Triumphe auserſehen. Er ſtürzte, da der Tumult am ärgſten war, aus ſeinem Uhrkaſten hervor, ſprang mitten in die Verſammlung, ſtemmte beide Arme in die Seite, ſchnitt eine Fratze und rief: „Rathſchlagt nur immer zu; ich werde doch, was ich will!“ —

Ueber die beiſpielloſe Frechheit des Knaben verfiel die Verſammlung auf einen Moment in ein ſchweigendes Staunen. Die Legationsräthin lief jedoch auf ihren Sohn zu, ſchloß ihn in ihre Arme und rief: „Da iſt mein Paul! Da iſt mein Liebling! Habt ihr noch das Herz, ihr fühlloſen Männer, ihm den Muth abzuſprechen?“ —

Hiermit war die Verſammlung aufgelöſt.

Am Abend fuhren dieſelben Menſchen, die ſich hier ſo erbittert und feindſelig gegen einander benommen hatten, unter Lachen und Scherzen auf dem See ſpazieren. Es waren in der That wunderliche Leute, dieſe alten Brunswicke, und ihre Freunde und Genoſſen nicht minder.

Drittes Capitel.

Paul verſchreibt ſich ſelbſt ſeinen Erzieher.

Auftritte wie der oben beſchriebene ereigneten ſich nur, wenn die Brunswicke „unter ſich“ waren, das heißt, wenn Niemand ſich gegenwärtig befand, der nicht im ſtrengſten Sinne zur Sippſchaft gehörte. War ein ſolches Weſen im Schloſſe, ſo theilte die Familie ihm wohl ihren Frohſinn und Heiterkeit mit, nicht aber den Streit und Zank. Dieſer blieb ganz eigenes Familiengut.

Wir kehren zu Paul zurück, der, nachdem er in der Verſammlung den Sieg davon getragen hatte, ſich jetzt beluſtigte, ſeine jungen Couſinen mit all den Luſtbarkeiten des Landlebens, die zu ſchaffen und zu leiten in ſeinen Kräften ſtand, bekannt zu machen. Er führte die Flotte an, die ſich auf dem See hinbewegte, er ordnete einen kleinen Jagdzug, wobei ſich die jungen Landſchönen beritten, in Schleppkleidern und Federhüten zeigten, dann brachte er eine kleine Illuminaſchienen, legten er und der Rittmeiſter ein Geſpenſterkoſtüme an und klopften an die Schlafkammerthüren der Damen, dumpfe Lieder ſingend und mit Ketten raſſelnd. Alles das war äußerſt aufregend und beluſtigend, völlig im Geſchmack der jungen Damen, die einſtimmig verſicherten, die Familie amüſire ſich nie beſſer, als wenn ſie auf Schloß Brunswick zuſammenkomme. Die eigentlichen Freuden ſollten jedoch erſt angehen, als man die Vermählung des Fräuleins Amelie feierte. Zu dieſem Zwecke wurde der alte Ritterſaal aufgeputzt und in Stand geſetzt. Ehe wir jedoch dieſe Feſtlichkeit beſchreiben, müſſen wir uns etwas genauer mit Paul beſchäftigen.

Wir lernen in dem vierzehnjährigen Knaben einen trotzigen und wilden Sprößling des alten Stammes kennen. Alle Tugenden, aber auch ſo ziemlich alle Fehler der Brunswicks vereinigte Paul in ſich. Zu den Tugenden gehörte ſein Muth, ſeine Liebe zur Unabhängigkeit, ſein angeborner Widerwille gegen Gemeines und Niedriges; die Fehler aber waren überwiegend, ſie beſtanden in grenzenloſem Trotz und Eigenſinn, in wildem Jähzorn und unbändiger Leidenſchaftlichkeit und in dem Mißbehagen an jeder Art von Gehorſam oder Unterwürfigkeit. Seine Körperbildung war für einen Knaben ſeines Alters nicht ſehr vorgeſchritten, doch war ſie geſund und kräftig. Dunkles, ſtark gekraustes Haar wogte ohne Ordnung und Zierlichkeit um Wange, hatten etwas Finſteres, konnten aber einen überraſchenden Ausdruck von Zärtlichkeit und Freude annehmen; ebenſo zeigten der Mund, die friſchen Wangen, das runde Kinn das Bild kräftiger, aber dabei nicht unſchöner Jugend. Das Wilde und Herriſche verleugnete ſich aber dabei nirgends; ſie waren beſonders in Stellung, Bewegung und Stimme erkennbar. Die Befehle dieſes jungen Machthabers donnerten oft über den ganzen alterthümlichen Schloßhof hinüber, um dem entfernten Flügel, wo die Dienſtboten wohnten, vernehmbar zu werden. Auf dem Felde, im Walde, auf den Jagden bahnte ſich trotz Windesbrauſen und Entfernung ſeine Stimme den Weg. Stolz auf dieſe Kraft, bildete er ſich zu einem unleidlichen Schreier aus; Alles, was er ſprach, klang wie ein Befehl. Gleiche Energie entwickelte er in den körperlichen Fertigkeiten, die man ihm ſchon früher beibrachte. Er tummelte ſein Pferd trotz des beſten Reiters und machte lange und beſchwerliche Ritte, ohne zu ermüden. Er lenkte die kleine Chaiſe, in der ſeine Mutter und ein paar junge Damen öfters ausfuhren, mit einer wilden Keckheit, und dennoch vertraute man ſich ihm gern, denn ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Gegenwart des Geiſtes in Gefahr hatten Proben beſtanden. Im Lenken eines Segelfahrzeuges von ziemlicher Größe war er Meiſter, und kein Schwimmer der Umgegend übertraf ihn an Künſten auf und unter dem Waſſer. Sein Lehrer war der obenerwähnte Rittmeiſter geein Herz und eine Seele war. Man ſah zwiſch[illegible] faſt vierzigjährigen Manne und einem vierzehnjährigen Knaben nie ein Bündniß ſo dauernder und zärtlicher Art. Paul's ſtörriger Sinn nahm nur vom Rittmeiſter eine ernſte Weiſung an, und der Rittmeiſter dagegen ertrug nur von ſeinem Liebling und Schützling gewiſſe Neckereien, die er bei jedem Andern ſtreng gerochen haben würde. Wenn die Familie etwas bei dem Knaben durchſetzen wollte, ſo nahm man ſeine Zuflucht zum Rittmeiſter, und deſſen Methode, halb ſpielend, halb ſpottend ſeine Meinung anzubringen, verfehlte nie ihre Wirkung. Man ſah die Freunde nie mit einander ernſthaft oder ſehr ausführlich ſprechen, das war weder des Einen, noch des Andern Art, ſondern wenige Worte, öfters nur Zeichen genügten. So hatte der Rittmeiſter eine eigenthümliche Art, mit dem Daumen und Zeigefinger ſeiner linken Hand ſeinen Schnurrbart zu drehen; dies galt Paul für eine feſte Willensäußerung, die er auf gleiche Weiſe durch einen kurzen unwilligen Laut, ein Zwinken mit den Augen oder einen raſchen Kopfnick erwiederte. So ſah man dieſe Beiden ſich oft Stunden lang unterhalten, ohne daß einem Zeugen irgend ein Sinn der Verhandlung deutlich wurde.

Mit ſeinen beiden Oheimen lebte Paul in offenem Zerwürfniß. Bei Beiden ließ er es an dem erforderlichen Reſpect und der Unterwürfigkeit fehlen, ſeinem Vater gehorchte widerſtehen konnte, dazu zwangen. Der Legationsrath ſeufzte über dieſen Trotz ſeines Sprößlings, er hielt ihm lange und wohlgeſetzte Reden, aber völlig ohne Wirkung; endlich nahm er ſeine Zuflucht wie alle Andern zum Rittmeiſter.

Mit mehr Glück und Selbſtſtändigkeit bearbeitete die Tante das ſtörrige Erdreich, und es gelang ihr, hier und da eine hübſche Blume zu pflanzen oder eine gute Frucht zur Reife zu ziehen. So waren Paul's geringe wiſſenſchaftliche Kenntniſſe lediglich ihr Werk. Sie hatte dem Knaben Intereſſe für Reiſebeſchreibungen, Völkergeſchichte und Geographie beigebracht, dann hatte ſie mit ihm den Robinſon Cruſoe und die Inſel Felſenburg geleſen, zwei ſchöne und die Entzückungen der Kinderwelt immer neu erregende Werke. Sie hatte ihm endlich auch etwas Franzöſiſch und Engliſch beigebracht, damit waren aber die äußerſten Werke ihrer Erziehungswirkſamkeit erreicht, und ſie trug darauf an, daß ein Hauslehrer berufen werde. Der Legationsrath bemühte ſich um einen ſolchen, und als man ihm einen jungen Mann in Vorſchlag gebracht, hielt er es für Pflicht, dem künftigen Erzieher eine kleine Muſterkarte der guten und ſchlimmen Eigenſchaften ſeines Zöglings aufzuſetzen. Dieſer Brief fiel Paul in die Hände, er öffnete ihn, durchlas ihn und zerriß ihn. Zugleich ergriff er die Feder und ſchrieb ſelbſt im Namen ſeines Vaters folgenden Brief:

Mein Herr.

Die Anforderungen, die Sie mir ſtellen, ſind billig und ich nehme ſie ohne Einſchränkung an. Sie werden Ihren Einzug in ein ehrenwerthes Haus halten, und eine unbeſcholtene achtbare Familie wird Sie in ihren Kreis aufnehmen. In Betreff ihres Zöglings, meines Sohnes, muß ich jedoch einige nöthige Warnungen, Winke und Fingerzeige Ihnen geben, die Ihrem künftigen Betragen gegen den Knaben zur Richtſchnur dienen mögen. Mein Sohn iſt gleichſam ganz ohne Unterricht und Erziehung aufgewachſen. Weder ich noch meine Angehörigen hatten Zeit und Neigung, uns viel mit ihm zu beſchäftigen; es iſt darum ein ſtörriger, eigenſinniger und über alle Begriffe herrſchſüchtiger und despotiſcher Wildfang, mit dem Sie es zu thun haben werden. Er ſpottet jeder Drohung, und Sie werden die äußerſte Strenge anwenden müſſen, um ihn zur Beachtung Ihrer Vorſchriften und zu einem irgend ausreichenden Gehorſam zu bringen. Hüten Sie ſich, wenn Sie dieſe Kraft nicht haben, die Stelle anzunehmen, Sie werden die Zielſcheibe des Spottes und der Verachtung desjenigen werden, dem Sie Vorbild und Leiter ſein ſollen. Betreten Sie nicht die Schwelle meines Hauſes, wenn Sie nicht ganz gewiß Ihrer Sache ſind, daß Sie mit meinem Sohne fertig werden. Ich warne Sie, mein Herr! Ihr Rückzug wird ſchimpflich und beſchämend ſein, und die Fehler meines Sohnes werden dann um das

Der Brief wurde abgeſchickt, und Paul rieb ſich erfreut die Hände, indem er vor ſich hin murmelte: „Er wird nicht kommen, er wird nicht wagen, mit mir anzubinden! Mein Vater hatte mich noch viel zu glimpflich und zart geſchildert; ich hab' ihm die reine Wahrheit eingeſchenkt, wenn er doch kommt, ſo will ich ihm zeigen, daß kein Wort im Briefe übertrieben iſt.“

Auf dieſe Weiſe verſchrieb ſich Paul ſelbſt ſeinen Erzieher.

Wenige Wochen vor der Familienverſammlung, die wir geſchildert haben, war dieſer Hofmeiſter angelangt, und kaum angelangt, hatte er ſich auch ſchon wieder entfernt. Paul hatte ihn in die Flucht geſchlagen und mehr als Paul der Rittmeiſter. Gleich die erſten Lectionen hatte dieſer mit angehört und während des Vortrags fortwährend mit Paul Zeichen gewechſelt. Das Höhnen und Necken wurde immer ärger. Paul beſtand bei einem Examen, das der Candidat hielt, ſehr ſchlecht, am Nachmittage darauf brachte er ſeinen Examinator dazu, ein ſtörriges, wenig geſchultes, Pferd zu beſteigen. Der Rittmeiſter und Paul ſetzten ihre Pferde in vollen Lauf, und der Candidat, der ſie einholen wollte, ſtürzte herab, beſchädigte ſich bedeutend und hütete einige Tage das Zimmer. Der Rittmeiſter und Paul triumphirten. „Hat er mich durchfallen laſſen,“ rief der Letztere, „bei dem Examen, das er angeſtellt, ſo hab' ich ihn wieder durchfallen laſſen bei dem, welches ich mit ihm angeſtellt. Wahrlich, für jeden Streich, den er mir ſpielt, will ich ihm

Art „Streiche“ zu ſpielen; denn dazu war er ja da. Er forderte von ſeinem Zöglinge eifriges und anhaltendes Sitzen bei den Büchern, und grade das war Paul am meiſten verhaßt. Er liebte das „Im Wald und Feld zu ſchweifen — mein Liedchen wegzupfeifen“ über alle Maßen. Der Candidat, als ein verwöhnter Städter, ſaß gern warm in ſicherer Stube, las und ſchrieb viel, und aß und trank, wo es ſein konnte, in ſtarkem Maße. Paul und der Rittmeiſter verbitterten und verkürzten ihm dieſe Genüſſe, wo ſie nur konnten. „Wenn er mir nicht mein Leben, ſo wie ich's liebe, gönnt, ſo will ich ihm das ſeinige auch nicht gönnen,“ rief der Zögling höhnend. Die jungen Couſinen, die auf Schloß Brandwick zum Beſuch kamen, hatten ein unbeſchreibliches Ergötzen daran, Paul mit ſeinem Erzieher verkehren zu ſehen. Der Candidat, der ſelbſt noch jung war und Anſpruch machte, bei den Frauen zu gefallen, fand eine Menge kleiner, boshafter Widerwärtigkeiten auf ſeinen Weg geſtreut, wo er ſich nur zeigte. Wollte er das Lenken eines Kahnes übernehmen, ſo mißglückte dies ſchmählich, wollte er ans Ufer ſpringen, ſo gerieth er ins Waſſer, kam er ins Wäldchen, ſo verirrte er ſich; alles dieſes zum Theil aus eigner Ungeſchicklichkeit, noch mehr aber auf Veranlaſſung ſeiner beiden Plagegeiſter, des Rittmeiſters und Paul's. An Hohn und Spott fehlte es dann niemals. Der Candidat beklagte ſich beim alten Freiherrn, dieſer jedoch ſagte: „Ich habe Sie von den Eigenſchaften meines Sohnes in Kenntniß geſetzt, meine Schuld iſt's nicht, wenn Sie überraſcht und verwundert ſind.“ Der Candidat konnte nichts weiter thun, als um ſeinen Abſchied einkommen, und dieſer wurde ihm gewährt. Als er fort war, ſchritt man zu der Familienberathung, die, wie wir gehört haben, eben ſo erfolglos blieb.

„Mein Freund,“ ſagte eines Abends, als ſie Beide durch die Tannenwaldung nach Hauſe ritten, der Rittmeiſter zu Paul: „ich habe Dich von einem läſtigen und ungeſchickten Pedanten befreien helfen, aber glaube nicht, daß ich der Anſicht bin, Du ſeiſt ſchon klug genug, um nichts mehr lernen zu dürfen.“

„Wie meinen das Ew. Hochwohlgeboren?“ fragte Paul irrig.

„Guter Junge, ich meine, daß Du eben noch vollkommen ein Bauerntölpel biſt.“

„Wenn das iſt, ſo mache ich meinem Lehrmeiſter Ehre,“ entgegnete Paul, ſich höflich und tief vor dem Rittmeiſter verneigend. Dieſer lachte und gab ſeinem Pferde einen tüchtigen Schlag mit der Reitpeitſche. Eine Weile ritten Beide ſchweigend neben einander.

„Schöner Mondſchein, Herr Rittmeiſter!“ begann Paul und zeigte mit dem Stiel ſeiner Reitgerte auf den Mond.

Der Rittmeiſter ſah nach der entgegengeſetzten Seite in den dichten Wald hinein. „Dein Vater hat mit mir geſprochen:“ ſagte er nach einer Pauſe, ohne ſich zu Paul hinzuwenden.

„Alte Geſchichten!“ erwiderte Paul und ſtarrte fortwährend in den Mond hinauf.

„Diesmal bin ich ſeiner Anſicht,“ bemerkte der Rittmeiſter, indem er ſeine Stimme bedeutend erhöhte.

Paul lenkte raſch ſein Pferd zu ſeinem Freunde hin, und ſich ihm anſchmiegend, ſagte er in einem zugleich ſpottenden und zärtlichen Tone: „Du, ſeiner Anſicht? Ei, ſo laß doch hören. Ich ſehe, die Sache wird gefährlich. Was habt ihr denn über mich beſchloſſen, ihr weiſen Herren? Soll ich nach Neu-Süd-Wales, um dort eine Colonie urſprünglicher Chriſten im Sinne meines theuren Onkels Lorenz anzulegen? oder als kosmopolitiſcher Diplomat nach Konſtantinopel, um die hohe Pforte gegen die rivaliſirenden Mächte zu ſchützen? oder ſoll ich ſelbſt meine Felder beſtellen und hinter dem Pfluge hergehen, wie einer jener alten Feudaledelherren, die der Gegenſtand der Bewunderung meines achtbaren Oheims Anton ſind? Zu welcher von dieſen Anſichten haſt Du Dich denn geſchlagen? Was willſt Du aus mir machen? Welchen Narren willſt Du aus dem Stück rohem Holz ſchnitzeln, das ſich Dir jetzt im Mondſchein präſentirt?“

Der Rittmeiſter ſah den Knaben an und ſagte dann in rauhem Tone: „Ich möchte nicht meine Worte unnütz verſchwenden, und deshalb ſchweige ich. Es wird ſich ſchon eine andre Gelegenheit finden, dieſes Geſpräch wieder aufzunehmen.“

„Wie Du meinſt," ſagte Paul gleichgültig und lenkte ſein Pferd raſch von ſeinem Gefährten ab. Beide kamen, ohne weiter ein Wort mit einander zu wechſeln, im Schloßhofe an. Zum erſten Male fühlte der Rittmeiſter Kummer über ſeinen jungen Freund, bei dem er eine völlige Verwilderung, einen gänzlichen Mangel an Gehorſam, Liebe und Anhänglichkeit zu bemerken glaubte. Er verließ Schloß Brunswick und kam eine ganze Woche nicht wieder.

Viertes Capitel.

Paul giebt dem Rittmeiſter einen unzweideutigen Beweis der Treue und des Gehorſams.

Als der Rittmeiſter wieder auf dem Schloſſe erſchien, war ſein Betragen gegen ſeinen ehemaligen Zögling ein anderes. Es war der Ton der Vertraulichkeit und des Scherzes völlig daraus verſchwunden, und an deren Stelle eine rückſichtsvolle Höflichkeit getreten, die ſich ſehr ſonderbar gerade unter dieſen beiden ſonſt ſo eng verbrüderten Genoſſen ausnahm. Paul fragte in artigen Redensarten, ob es dem Herrn Rittmeiſter nicht gefällig wäre, einen Spazierritt zu machen, oder ob er es vorzöge, einige der Couſinen, die gerade zum Beſuch da waren, auf dem Waſſer umherzufahren. Der Rittmeiſter dankte höflich, indem er bemerkte, daß die Jahreszeit doch bereits zu rauh geworden, um den jungen Damen zuzumuthen, auf dem nebligen See Vergnügungsfahrten zu machen. Dieſen Gründen ſtimmte Paul bei, verſichernd, Niemand verſtehe beſſer, wie der Herr Rittmeiſter, die Sorge für die Geſundheit der liebenswürdigen Couſinen mit den für ſie beſtimmten Luſtbarkeiten zu vereinbaren. Die jungen Mädchen, die dieſe Redensarten zum erſten Mal hörten, ſahen ſich betroffen unter einander an und verbargen in ihren Tüchern ein Spottgelächter, das ſie nicht laut werden zu laſſen wagten, weil Paul's Antlitz ſowohl, als das des Rittmeiſters einen ungewöhnlichen kalten und faſt feierlichen Ernſt zur Schau trugen. So wenig auch die Zerwürfniſſe und Zänkereien auf Schloß Brunswick zu den Seltenheiten gehörten, ſo machte doch dieſes feindſelige Verhältniß einigen Eindruck auf ſämmtliche Einwohnerſchaft. Zum Glück löſte ſich die Spannung gerade in dem Moment, wo die geängſteten Mitglieder der Familie ſchon ſich verſammelten, um vereint Verſuche zu machen, den Rittmeiſter mit Paul wieder auszuſöhnen. Die Weiſe jedoch, wie der Letztere die Verſöhnung herbeiführte, war nicht minder auffallend und unerwartet.

In einem der alten Säle des uns wohl bekannten Schloſſes befanden ſich die Reſte einer ehemaligen Gemäldegalerie. Der Legationsrath, als er ſich noch zerſtreut und mit vorübergehender Leidenſchaftlichkeit mit der Kunſt beſchäftigte, hatte durch Tauſch und leichtſinnige Verzettelung die beſten

Bilder eingebüßt; ein durchreiſender, ſogenannter Reſtaurateur hatte den Reſt der beſſern Werke völlig zu Grunde gerichtet durch willkürliche Ueberpinſelung und Ausflicken der hier und da ſchadhaft gewordenen Stellen. Nur eine Anzahl ſchlechter Bilder war zurückgeblieben, unter dieſen einige von ſo koloſſalen Dimenſionen, daß ein Stück eine ganze Wand ausfüllte. Die Familie fand ſich gewöhnlich in dieſem Saale ein, wenn anhaltend ſchlimmes Wetter die Ausflüge ins Freie unmöglich machte; hier wurde dann Ball geſchlagen, laufende Spiele geſpielt und ſich nach der Weiſe der „guten alten Zeit,“ wo die Jugend noch jung war, und die Ergötzlichkeiten noch den Stempel friſcher und echter Luſt trugen, die Zeit vertrieben. Hier ſah man das geiſtreiche und mit nicht endendem Entzücken erfüllende Spiel des „Pantoffel-Verſteckens“ ins Leben treten, hier flogen die leichten Gruppen gebauſchter und lautlachender Mädchen im tumultuariſchen Wechſel des intriguenvollen „Kämmerchen-Vermiethens,“ dieſes Spiels, das ſo bedenkliche Combinationen zuläßt und die Liſt und Berechnungskunſt mehr als eines jungen Dandy's zu Schanden machte. Dann die ſchon derbere Luſt des „Plumpſacks,“ deſſen Myſterien mit einem in einen Knoten zuſammengewundenen Tuche ausgeübt werden; endlich der „Gänſedieb,“ ein Spiel, das einen idylliſchen Charakter anzunehmen fähig iſt, wenn man es geſchickt behandelt. Der Onkel Lorenz und der Onkel Anton ließen ſich herab, zu dieſen Vergnügungen, der Eine die Violine, der

Andere eine alte Baßgeige zu ſtreichen, die er ſehr geſchickt zwiſchen ſeinem geſunden Beine und dem Stummel des andern einklemmte. Der alte Saal hallte dann vom Gepolter der Luſt und der wilden Freude wider. Die ältern Frauen ſaßen in den Fenſterniſchen, oder reihten ſich, wie es jetzt bei zunehmender friſcher Kühle im Saal geſchah, um den alterthümlichen Kamin, in deſſen Schooße einige derbe Knollen trocknen Buchen- und Tannenholzes ein praſſelndes unruhiges Feuer lodern ließen.

Fanden ſich Gäſte ein, mit denen man nicht ſehr bekannt und vertraut war, ſo wurden dieſe mit einer gewiſſen Feierlichkeit zu den Bildern geführt, und der Legationsrath ließ ſich herab, bei Erklärung der elenden Sudeleien immer dieſelben Späßchen und Anekdoten anzubringen. Niemand wußte Geſchichtchen von ſo ausbündiger Spaßhaftigkeit von den Malern zu erzählen als der Baron; der Himmel weiß, wo er ſie her hatte; allein nach ihm wären dieſe alten Künſtler wahre Teufel an Pfiffigkeit und Bosheit geweſen. Sie hatten Streiche verübt, auf die kein andrer Vagabund, ſo lange die Welt ſteht, jemals gefallen war, und bei dieſer wundernswürdigen Virtuoſität hatten ſie immer noch Zeit gehabt, eine Unſumme von Meiſterwerken zu ſchaffen. Nur Einen nahm der Legationsrath auf ehrenvolle Weiſe von dieſem Geſindel aus. es war Rubens; von dieſem bemerkte er, daß er einigen Fürſten ſeiner Zeit diplomatiſche Dienſte geleiſtet habe. Wenn die Gäſte dieſe Anekdoten gehört und die Gemälde bewundert hatten, ſo waren ſie ziemlich erſchöpft und auf lange Zeit mit Kunſt geſättigt.

Heute dauerten dieſe Erklärungen noch etwas länger, weil eine alte taube Dame unter den Zuſchauern war, die fortwährend Fragen that und ſich manche Anekdoten zweimal erzählen ließ. Paul und der Rittmeiſter folgten dem Zuge, der bald vor dieſem, bald vor jenem Bilde Poſten faßte. Man befand ſich gerade vor einer großen ſogenannten hiſtoriſchen Compoſition, den deutſchen Kaiſer Heinrich IV. darſtellend, wie er im Hofe zu Canoſſa ſich vor dem Papſte demüthigt. Das Bild wurde bewundert, und man wollte eben weiter gehen, als eines der jungen Mädchen ſich mit großer Lebhaftigkeit zu Paul wandte und ihm zurief: „Das iſt etwas für Dich, Paul; ich glaube nicht, daß Du es jemals dem Kaiſer Heinrich nachmachen und Dich vor dem Papſte demüthigen wirſt.“

„Vor dem Papſte und auch vor dem Könige nicht, da haſt Du Recht, Mädchen,“ entgegnete der Angeredete raſch; „aber vor dem, den ich liebe, da könnte wohl etwas Aehnliches geſchehen.“

Dieſe Worte hörte der Rittmeiſter, obgleich er etwas weit entfernt war und durchaus nicht die Miene annahm, als ob er darauf hinhorchte.

Es war, wie ſchon bemerkt, tief im Herbſt; die Nächte brachten Reif und empfindliche Kälte. Der Rittmeiſter, wenn er auf Schloß Brunswick ſich befand, bewohnte ein

Zimmer, deſſen Fenſter auf einen kleinen geſchloſſenen Hofraum ging. Eine Gruppe niedriger Bäume ſtand dort um einen Ziehbrunnen, der nicht mehr im Gebrauch war; die Bäume zeigten ein ſpärliches, hochgefärbtes Herbſtlaub, der Platz um den verlaſſenen und verödeten Brunnen war mit hohem Graſe bewachſen, deſſen Spitzen ebenfalls vergilbt waren und geknickt niederhingen. Der ganze Platz hatte etwas Einſames und Düſtres; der Rittmeiſter verhängte gewöhnlich dieſes Fenſter, um dieſen kleinen Hofraum nicht zu ſehen, die andern Fenſter boten eine ſchöne Ausſicht auf den Garten und den ferner liegenden Park dar. In der Nacht, die auf den eben beſchriebenen Tag folgte, wurde der Bewohner dieſes Zimmers von einer ſeltſamen Unruhe gepeinigt. Er erwachte aus einem kurzen Schlummer, zündete das Licht an und ſchritt auf und ab. Das Bild ſeines jungen Genoſſen, mit dem er in Spannung lebte, erſchien, er wußte ſelbſt nicht weshalb, in großer Lebendigkeit vor ſeiner Seele. Die Zärtlichkeit, die er für den Knaben fühlte, erwachte mit einer Stärke, die die ſtolze und feſte Bruſt des ernſten Mannes erſchütterte. Dennoch konnte er ſich in ſeinem Betragen nicht Unrecht geben, und wenn er Paul's Beharren in Trotz und Widerſetzlichkeit betrachtete, ſo ſchien ihm von Neuem die edle Natur des Knaben, an die er ſo feſt geglaubt, zweifelhaft. „Ich werde ihn aufgeben", ſagte er; „er wird eben ſo roh, gefühllos und in bornirtem Starrſinn aufwachſen, wie das ganze Geſchlecht, aus dem er ſtammt. Es war thöricht, bei ihm Beſſeres und Edleres vorauszuſetzen!“

Als der Freund Paul's dieſe harten Worte ausſprach, wurde er von dem dunkeln Gefühl, das ihn ſchon ſeit einer Stunde peinigte, in die Nähe des Hoffenſters gezogen. Unwillkürlich lüftete die Hand den Vorhang. Die Morgendämmerung machte ſich eben Platz; ein kaltes, graues Dämmerlicht kroch und wand ſich, wie auf Diebeswegen, über die hohe Mauer und überſtreute mit hellem Schimmer die Gipfel der Baumgruppe am Brunnen. Das Bild hatte etwas eiſig Kaltes, und eben wollte der einſame Beſchauer deſſelben den Vorhang wieder niedergleiten laſſen, als er, nochmals ſchärfer hinblickend, etwas Ungewöhnliches unter den Bäumen zu ſehen glaubte. Es war wie eine Figur aus Stein gehauen, die ſich an die Einfaſſung des Brunnens lehnte. Es konnte Täuſchung ſein; der Nebel war noch ſo dick, daß man nichts erkennen konnte. Nach einer Weile ſtand der Rittmeiſter wieder am Fenſter, die Hellung war unterdeß ſtärker geworden, und jetzt täuſchte kein Nebel mehr ſein Auge; er erkannte Paul, der, im Hemde daſtehend, ſich an den Brunnen lehnte und den Blick ſeiner dunkeln Augen ſcharf auf das Fenſter gerichtet hielt.

Mit einem lauten Schrei riß der Rittmeiſter das Fenſter auf: „Paul!“ rief er; „iſt's möglich, Du dort!“ — „Ich ſpiele den Kaiſer Heinrich!“ tönte die Stimme vom Hof aus. — „Ach Du abſcheulich böſer Junge!“ ſchrie der

Rittmeiſter, warf das Fenſter zu und ſtürzte in den Hof hinunter. Er nahm den völlig erſtarrten Knaben und trug ihn mehr, als daß er ihn führte, die Treppe hinauf in ſein Zimmer. Hier legte er ihn in ſein Bett, warf ſich über ihn und bedeckte ſeine eiſig kalten Wangen mit Küſſen.

„Ich wußte wohl, daß Du meine Worte gehört hatteſt und meinen Entſchluß ahneteſt;“ murmelte Paul. „Biſt Du jetzt zufrieden?“

„Du hätteſt den Tod von dieſer raſenden Tollkühnheit haben können!“ rief der Rittmeiſter. „Sieben Stunden, bei dieſer Kälte und im Hemde!“

„Es iſt ſchon gut,“ rief Paul. „Niemand im Schloß braucht etwas zu erfahren. Es iſt eine Angelegenheit, die wir unter uns abgemacht haben.“

Paul fiel in ein hitziges Fieber, das mehrere Wochen anhielt und ihn an den Rand des Grabes brachte. Der Rittmeiſter ſaß Tag und Nacht an ſeinem Bette. Er hielt ſein Verſprechen, das Paul ihm abgefordert, Niemandem im Schloſſe von dem Vorfalle der Nacht etwas zu ſagen. Als der Kranke ſich wieder erholt hatte, war der Ton zwiſchen beiden Freunden wieder völlig der alte, nur einer ſchärfern Beobachtung wäre es nicht entgangen, daß die chevalereske Vertraulichkeit, die der Rittmeiſter gegen ſeinen jungen Genoſſen immerdar gezeigt hatte, jetzt eine kleine, kaum bemerkbare Beimiſchung von einer an Achtung und Ehrerbietung grenzenden Zärtlichkeit gewonnen hatte. Die Blicke beider Freunde begegneten ſich oft unwillkürlich, wenn Einer oder der Andre im Bilderſaale das Auge auf Kaiſer Heinrich in Canoſſa richtete. Die Vorhänge vom Hoffenſter waren verſchwunden; der Rittmeiſter hatte ſeinen Schreibtiſch gerade an dies Fenſter gerückt und ſaß oft dort. So lebhaft ſchmeichelt uns ein Beweis der Unterwürfigkeit und Treue, den wir von einer ſtarken und unbändigen Natur erhalten.

Der Bund zwiſchen unſerm Helden und dem Rittmeiſter war jetzt fürs ganze Leben geknüpft. Dennoch verfehlte der Letztere nicht, wieder den Punkt zu berühren, von welchem aus das ganze Zerwürfniß ausgegangen war. Er hatte dem Legationsrath ſeine Zuſage verpfändet, mit Paul ein „ernſtes Wort“ über ſeine Zukunft zu ſprechen, und dieſes Wort mußte demnach geſprochen werden. Als er darauf einlenkte, fand er Paul zum Verwundern gefügig. Es wurde nach einigem Hin- und Herreden ausgemacht, daß Paul eine militäriſche Laufbahn einſchlagen ſolle, und der Vater fügte nur noch hinzu, daß er wünſche, ſein Sohn möchte ein wiſſenſchaftlicher Militär werden. Dieſe väterliche Andeutung wurde in der Familie bald bekannt, und die Couſinen nannten jetzt Paul den „Soldat-Studenten“, ein Spitzname, der ſehr viel Beifall fand und unzählige Mal wiederholt wurde. Der Major hatte noch einige, wiewohl ſehr veraltete militäriſche Verbindungen in der Hauptſtadt, der Rittmeiſter dagegen neuere und kräftigere.

So wurde es denn beſtimmt, daß der Sprößling und der

Stolz dieſer alten achtbaren Familie in eine Militärſchule nach Berlin kommen ſollte. Briefe wurden geſchrieben und Anordnungen getroffen. Der Rittmeiſter zog in der Gegend herum, immer thätig für ſeinen jungen Freund, ihm Empfehlungen und Hülfsmittel aller Art für ſeine neue Exiſtenz aufſuchend; er blieb mehrere Wochen aus, und als er endlich wieder eintraf, brachte er ein ganzes Felleiſen mit voll Recommendationsſchreiben, die nothwendig halb Berlin an das Intereſſe unſeres Helden knüpfen mußten. Selbſt die Handwerker, welche die dauerhafteſten Producte lieferten, und welche beſtimmt waren, ſich in die Beſtandtheile der Garderobe und Equipirung unſeres Helden zu theilen, waren genannt und ihre Wohnungen und der Preis ihrer Waare bezeichnet. Eine kleine Liſte ſteckte der Rittmeiſter ſeinem Schützling heimlich zu, ſie enthielt die Namen einiger Weinhandlungen, die gute unverfälſchte Waare lieferten, und deren Bekanntſchaft der Rittmeiſter in höchſt eigener Perſon gemacht hatte, als die Umſtände es ihm noch erlaubten, ein äußerſt munteres und nicht weniger koſtſpieliges Leben in der Reſidenz zu führen. Der Legationsrath ſchrieb zum Beſten ſeines Sohnes nur einen Brief, aber dieſer Brief war auch ein „Löwe“. Er war beſtimmt, das ganze kleine Heer der niedern Empfehlungsſchreiben mächtig zu „überbrüllen“; es war ein Brief unmittelbar an den Miniſter. Der Legationsrath deutete darin an, daß er Sr. Excellenz hiermit den Sohn desjenigen Mannes empfehlen wolle, deſſen Andenken hoffentlich weder dem Gedächtniß Sr. Excellenz, noch dem des Staates völlig entſchwunden ſei. Man mußte wiſſen, welche ungeheuere Laſt von nicht zu berechnender Wichtigkeit der Freiherr auf dies „hoffentlich“ legte, um darnach den zu erwartenden Erfolg, den die ganze Familie von dieſem Briefe hegte, zu beſtimmen. Paul hüllte dieſe väterliche Macht-Bulle ſorgfältig in ein feines Umſchlagepapier und legte ſie in eine beſondere Abtheilung ſeiner Brieftaſche, dicht neben dem Regiſter der Weinſtuben. Die Mutter hatte in der Reſidenz zwei Freundinnen von zweifelhafter Geſinnung, dennoch wagte ſie es und nahm den ſchon längſt entſchlafenen Briefwechſel wieder auf, um, nachdem ſie ſich abgemüht, von gleichgültigen Dingen zu ſprechen, am Schluß des Briefes ihren Sohn zu empfehlen. Sie hatte ſich Anfangs vorgenommen, von ihrem Sohn nur in einem Poſtſcript zu ſprechen, weil ſie dies für eine noch artigere und angemeſſenere Form hielt: ihr mütterliches Herz war ihr jedoch übergefloſſen und ſie hatte den Sohn dicht hinter die neuen Florhauben geſetzt. Dieſer Brief wurde mit großer Geringſchätzung vom Legationsrath überleſen, und prophezeit, daß er gar keine Wirkung haben werde. Die Tante Amelie behauptete, ſie ſei zu jung geweſen, als ſie in der Reſidenz einen Beſuch abgeſtattet hatte, um im Stande geweſen zu ſein, ſich dauernde Bekanntſchaften zu erwerben: eine Behauptung, die nur dann Glauben fand, als man ausgerechnet hatte, daß dieſer Beſuch vor fünf und dreißig Jahren ſtattgefunden, und folglich, da das Fräulein hartnäckig behauptete, erſt dreißig Jahre alt zu [illegible] eine wunderbare, für die Erde und ihre Verhältniſſe nicht zu berechnende und nicht zu benennende Jugend vorausſetzte.

Fünftes Capitel.

Die Hochzeit des Fräuleins Amelie. Unſer Held verläßt die väterlichen Hallen.

Eine Landhochzeit mit ihrem ganzen Anhang von alterthümlichen Gebräuchen und Feſten, mit dem Gefolge einer aus der Mode gekommenen Grandezza und Schwerfälligkeit, und endlich mit dem Bienenſchwarm ſchlechter Späße, der ſie umſchwärmt, bildet ein ſo eigenthümliches Ganze, daß ſie für ein komiſches Heldengedicht einen ergiebigen Stoff abgäbe, wenn unſere Zeit ſich nicht für Heldengedichte jeder Art leider gleichgültig und unempfänglich zeigte. Was kann beherzigenswerther ſein, als eine ſolche Fülle „alter Gewohnheiten?“ mit welchem Mittel kann den kleinen, dürftigen, ungenügenden Vergnügungen der egoiſtiſchen Städter beſſer entgegengearbeitet werden, als mit der lebhaften Schilderung der Landfreuden, wo ſie großartig und noch durchzogen von der Süßigkeit alter Freiheiten und Ausgelaſſenheiten erſcheinen? Was echte, wahre kerngeſunde Freude iſt, kann nur der kennen lernen, dem ſie nach langen ernſten, gleichförmigen und in ihrer Monotonie durchs ganze Jahr ſich fortziehenden Arbeitswachen geboten wird. Die Einſamkeit des Feld- und Waldlebens, die Geſchenke, die die Jahreszeiten bringen und wieder nehmen, ſind für die Seele deſſen, der in ihrer Mitte abgeſondert und einſam lebt, ein Tribut, der mit Gleichgültigkeit erwartet und entgegengenommen wird. Man glaube nicht, daß ein Sonnenaufgang wirklich für den, der ihn täglich ſchaut, noch dies entzückende Schauſpiel ſei, als welches er ſich naturbewundernden und ſentimentalen Städtern darſtellt; noch weniger vermag die erſte Roſe oder das erſte Veilchen das Herz einer Bauerdirne höher ſchlagen zu machen: die Natur breitet ihre großen und kleinen Wunder ohne Bewunderung, ja ſelbſt ohne Dank einzuernten, vor den Blicken des Landmanns aus, während die kleinſte Kunſtproduction, ein erbärmliches Puppentheater, ein tanzender Hund namenloſes Staunen und ein nicht endendes Entzücken hervorruft. Dies iſt der unberührte Freudenſtoff in einem geſunden Herzen, der, richtig geleitet, viel zur Verbeſſerung und Veredlung des Geſchlechts beitragen kann. Eine Hochzeit im Herrenhauſe iſt aber der Gipfel der freudigen und aufregenden Ereigniſſe im Leben einer ganzen Generation von Dorfbewohnern. Es giebt glückliche Gegenden, wo dieſer Satz noch in ſeiner vollen Bedeutung gilt; in andern, wohin die nivellirenden Elemente der modernen Zeit ſchon Kampf, Mißtrauen und Gährung getragen haben, iſt er nur noch zum Theil wahr, oft gar nicht mehr. Die großen Gutsbeſitzer ziehen es vor, im Schooße der Städte zu leben und ihr Beſitzthum Verwaltern in die Hände zu geben: das

Herrenhaus ſteht leer und öde. Wo ſich die Eigenthümer dennoch veranlaßt finden, in ihren alten Schlöſſern dauernd zu weilen, haben die Verhältniſſe zwiſchen den Dörfern und der Herrſchaft ſich geändert, es herrſcht das alte Vertrauen, die alte Anhänglichkeit nicht mehr, es haben die induſtriellen Emiſſäre aller Art Mittel gefunden, das Band patriarchaliſcher Verhältniſſe zu ſprengen; der Gutsherr iſt ein kalter, finſtrer Beobachter ſeiner ſich emancipirenden Bauern, und dieſe gewöhnen ſich immer mehr, Hülfe, Antheil und Schutz anderswo als bei ihrem nächſten und natürlichſten Beſchützer und Berather zu ſuchen.

Die Gegend, in die wir unſere Leſer führen, hatte noch immer anſehnliche Reſte alter Sitte aufzuweiſen. So oberflächlich und wunderlich auch dieſe Weiſe war, wie der Baron ſein Beſitzthum verwaltete, wie beſchränkt und verworren auch ſeine Anſichten über die Principien der höhern Güterverwaltung und Landescultur ſein mochten, dieſen Vorrang hatte er doch vor vielen gelehrten und trefflich redenden Theoretikern unter ſeinen Standesgenoſſen voraus, daß er nach altem Begriffe „ein Vater der Seinigen“ zu ſein ſtrebte; alle ſeine „confuſen“ Kenntniſſe wandte er an, um zu helfen und zu beſſern. Durch ſeinen beſtändigen Aufenthalt auf ſeinem alten Landſitz brachte er viele ſeiner Nachbarn dazu, dies Beiſpiel nachzuahmen, und der Verwalter, ſowie der Bauer fanden Gelegenheit, das Treiben ihrer Gutsherrſchaft in der Nähe zu beobachten und ſich zu Theilnehmern ihrer guten und ihrer böſen Tage zu machen. Jede neu angekommene Schachtel mit Putzſachen wanderte, wenn die gnädigen Damen des Schloſſes ihren Inhalt geprüft hatten, in die Wohnung der Frauen des Predigers und des Amtmannes, von wo ſie ihre Reiſe noch weiter in das beſcheidene Stübchen der Frau Schulmeiſterin und der Großmagd machten. Jede wählte ſich aus dem ſtädtiſchen von der Herrſchaft verſchriebenen Vorrath das ihr Zuſtehende. Hiermit war das weibliche Perſonal ſchon auf das Feſteſte an die Gutsherrſchaft gebunden; ähnliche Bindemittel, die ſich hier nicht alle namhaft machen laſſen, fanden bei dem männlichen ſtatt. Der Verkehr war ununterbrochen und gewann eine immer größere Ausdehnung, je höher die Zahl der Jahre des Beiſammenlebens ſtieg. Eine Auswanderung der herrſchenden Dynaſtie würde unfehlbar eine Revolution im Dorfe erregt, ja eine anſehnliche Bevölkerung völlig rathlos gemacht haben.

Als die erſte Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung des alternden Fräuleins auf das Vorwerk und in das Dorf gelangte, machte, wir wiſſen nicht genau welcher der achtbaren Wortführer, die Bemerkung, daß hiemit dem jungen Herrn ein anſehnliches Erbe entgehe, denn nach der handgreiflichen Bilderſprache, deren man ſich in dieſem Kreiſe bediente, war es dem jungen Herrn vorbehalten, auch dieſe Tante „fürs Haus zu ſchlachten", ſowie ihm die beiden ledigen Oheime zufallen mußten. Doch fügte man hinzu, daß der junge Stammhalter auch ohne die geſparten Schätze der Tante, die ſo ſpät noch nach dem Brautkranz griff, ein anſehnliches Vermögen habe, indem ihm ein völlig ſchuldenfreies Rittergut und ein paar andere mehr oder minder belaſtete zufielen. Dieſe Verhältniſſe waren im Dorfe kein Geheimniß; man wußte bis aufs Haar zu berechnen, auf wie viel die Gutsherrſchaft „ſich ſtand.“ Waren dieſe Sätze feſtgeſtellt, ſo erging ſich die Debatte über die Habe des Bräutigams. Hier gab der Amtmann ganz ausſchweifende und leidenſchaftliche Berechnungen preis. Er wollte von Beſitzungen in den engliſchen Colonien etwas wiſſen, und der Himmel weiß, bei wie viel Verſicherungsvereinen er die ſchwimmenden, fahrenden und liegenden Güter des Herrn von Polter aufgezeichnet ſein ließ. Der Schulmeiſter fügte dieſen Erörterungen eine kleine verworrene Beſchreibung des engliſchen Colonialſyſtems hinzu, bei welcher Gelegenheit er auf die Tigerhetzen und Elephantenjagden kam, Kenntniſſe, die er den letzten Blättern eines Pfennigmagazins entnommen hatte. Die Elephantenjagden brachten die Frau Amtmännin auf die ungewöhnliche Corpulenz des Herrn Bräutigams, und der Gegenſtand nahm eben eine ſehr heitere Färbung an, als der Hufſchlag zweier Pferde, die vor der Thür hielten, die kleine Verſammlung ſchnell ans Fenſter lockte. Die Reiter waren der Sohn des Amtmanns, der im nächſten Städtchen die Schule beſuchte, und der junge Erbherr.

Paul erſchien mit ſeinem ehemaligen Spielcameraden, um in Perſon Einladungen zum Feſte zu überbringen. Die beiden Jünglinge traten in das niedrige Zimmer und wurden mit großer Freude begrüßt. Paul drückte dem Schulmeiſter und dem Amtmann die Hand und bat ſich von der noch jungen Amtmannsfrau einen Kuß aus; Heinrich wurde von ſeinem Vater nach den neueſten Ereigniſſen im Städtchen gefragt. Als Paul ſeinen Auftrag ausgerichtet, wollte er wieder fort, doch wandte er ſich, auf der Schwelle ſtehend, noch zurück, indem er rief: „Zugleich iſt's ein Abſchiedsfeſt, denn ich reiſe morgen ab.“ Dieſes Wort war kaum ausgeſprochen, als die ſämmtliche kleine Geſellſchaft auf den Jüngling zuſtürzte und ihn unter lauten Ausrufungen der Verwunderung und des Schreckens wieder ins Zimmer zurückzog. Hier mußte er nun erzählen, was wir ſchon wiſſen. Die Nachricht verbreitete ſich ſchnell zu den nächſten Nachbarn, ſie kamen herbei; einige ſahen durchs niedrige Fenſter hinein, andere drängten ſich in die Hausflur, das Dorf war in Bewegung; Jedermann wollte wiſſen, wohin der junge Herr gehe, wann und warum er gehe. Die Zeichen der unverfälſchteſten Theilnahme wurden in reichem Maße geſpendet. Paul hatte Mühe, auf ſein Pferd zurückzukommen, und als er mit Heinrich der Dorfſchmiede zujagte, kam der alte Schmied, mit dem Hammer in der Hand, hervor und rief: „Ei, Herr, iſt's wahr, daß Ihr von uns weggehen wollt?“ — „Nur um bald wiederzukommen, Andres!“ entgegnete der Jüngling. — „Wenn das iſt, ſo iſt's gut; ich zog in meiner Jugend auch in die Fremde;“ ſagte der ehrliche Mann und reichte die derbe geſchwärzte Rechte dem jungen Reiter. Als die beiden Genoſſen den Feldweg hinabſprengten, rief Paul, ſich flüchtig zu Heinrich umwendend: „Ich glaube, die Leute ſind mir gut!“ — „Es kommt mir auch ſo vor,“ entgegnete Heinrich kurz, indem er, ſich verſtohlen abwendend, mit dem Aermel ſeines Rockes eine Thräne von der Wange wiſchte.

Indeſſen kam die Stunde heran, wo man auf dem Schloß die Kerzen anzündete und ſich zum Brautreigen aufſtellte. Eine ſehr dauerhafte Reiſekutſche hatte ſchon zwei Tage früher den Bräutigam herangeführt. Sein Antlitz war glatt und leer, wie der letzte unbeſchriebene Bogen ſeiner Contobücher, aber der Kenner menſchlicher Mienen konnte bemerken, welche große Summen ſich erſt hatten anhäufen müſſen, ehe jenes leere Blatt kam, welche commerziellen Kämpfe, welches Füllhorn arithmetiſcher Gleichungen und Ungleichungen ausgeſtürzt war, ehe jener friedliche glatte weiße Bogen erſchien. Herr von Polter war keineswegs eine kleine Krämerſeele, er hatte ſchwere Prüfungsſtunden in nächtlicher Stille an ſeinem Comptoirpult hingebracht, er hatte ſich in gefährliche Deutungen eingelaſſen und geniale Sprünge auf dem ausgeſpannten Seil commerzieller Bilanzen gemacht; aber als die glücklichen Zahlen nun einliefen, wurde er gemächlich und träge, hoffärtig und eitel, und ſtreckte ſeine Hand nach einem Adelsbrief und nach einer alternden Baroneſſe aus.

In der Familie, in die er jetzt ſeinen Einzug hielt, wurde Herr von Polter gründlich gehaßt; dies ſtörte jedoch den

Gleichmuth ſeiner Seele nicht im mindeſten; er lebte der Ueberzeugung, daß ſeine Wege und die ſeiner neugeworbenen Verwandten ſofort nach dieſer erſten und letzten Berührung ſich in meilenweiter Entfernung von einander halten und nur in dem Falle eine Annäherung ſtattfinden würde, wenn ſeine neuen Vettern ihn nöthig haben ſollten. Alsdann wollte Herr von Volter gern mit Hab und Gut behülflich ſein, denn er war im Grunde ſeines Herzens ein gutmüthiger Mann, keineswegs, wie die meiſten ſeiner Standesgenoſſen, in einen erbitterten Meinungskrieg gegen den Adel mit verwickelt; obgleich es ihm an dem Stolz des Mannes, der ſeinen Weg ſich ſelbſt gebahnt hat, nicht fehlte.

Dieſer Mann trug, als er auf Schloß Brunswick erſchien, einen ſehr bequemen feinen Rock von koſtbarem Stoffe, der ſo kunſtfertig zugeſchnitten war, daß der Träger des Rocks das Anſehen hatte, als könne er einſt ſehr corpulent werden, da er es doch ſchon in dem höchſtmöglichen Grade war. Uebermäßiges Geſchmeide, goldne Ketten, Ringe und dergleichen waren gänzlich verbannt: Herr von Volter hatte genugſam in guter Geſellſchaft gelebt, um zu wiſſen, wie mißfällig am Anzuge der Männer dergleichen Schauſtellungen aufzufallen pflegen. Seine Braut erſetzte, was ihm fehlte. Wie alle Verwachſene liebte ſie Geſchmeide über alle Maßen und behing ſich an ihrem Ehrentage mit blitzendem Schmuck in ſo reichlicher Fülle, daß ſie einem lebendig gewordenen Bijouterieladen glich. Immer noch fand ſie ein Plätzchen, wo ſich eine Agraffe, ein Ring, eine Nadel anbringen ließen. Zuletzt trat ſie funkelnd wie eine kleine Fee, roth, erhitzt und mit blitzenden Augen aus ihrem Putzgemach hervor. Ein koloſſaler Brautkranz ſaß auf einem Lockenthron und ließ ſeine ſilbernen Blüthen in großer Fülle ſchimmern. Zwölf Brautjungfrauen führten die Braut im Triumph dem Bräutigam entgegen, der eine unwillkürliche Bewegung des Staunens machte, als er den Zug ſich nähern ſah.

Die Traurede begann, die Ceremonie war beendet und ein Concert von ſchluchzenden Stimmen ließ ſich hören, die die üblichen Wehklagen laut werden ließen. Umarmungen, Glückwünſche, dann ein langdauerndes Hochzeitsmahl. Wir dürfen nicht umſtändlich die Genüſſe und Freuden dieſes Feſtes ſchildern, aus Furcht, den raſchen Gang unſerer Erzählung zu hemmen; genug, daß die Geſellſchaft zehn Tage lang; altem Gebrauche gemäß, beiſammenblieb, und daß man am eilften Tage ſich berieth, ob man nicht noch länger beiſammenbleiben wolle. Es war dazu mehr als eine Veranlaſſung vorhanden; erſtlich konnte eine Hochzeit unmöglich ſo gleichſam zwiſchen Thür und Angel, mit einer Luſtbarkeit von nur zehn Tagen abgemacht werden, dazu liebte ſich die ganze Sippſchaft unter einander zu ſehr und es wurden zu große Stücke auf die herrſchende Familieneinigkeit geſetzt, um einem ſo bedeutſamen Beweggrunde zur Freude ſo kurze Grenzen zu ſtecken; alsdann, und dieſer Satz wurde mit beſonderer Lebhaftigkeit aufgeſtellt, mußte dem abziehenden Soldat-Studenten eine Aufmerkſamkeit und eine letzte Ehre erwieſen werden, die dieſer junge Mann fordern durfte, wenn er an das Herz ſo vieler zartfühlenden Couſinen und ſo edeldenkenden Tanten appellirte. Man blieb alſo noch zehn Tage beiſammen, und alsdann fand ſich, daß zur Abreiſe immerdar der paſſende Tag nicht gewählt werden konnte. Die Familie neigte ſich in einigen ihrer achtbarſten Mitglieder zum Aberglauben. Am Montage durfte Niemand reiſen, der nicht den Wagen brechen wollte, am Dienſtage hatte man öfters erlebt, daß die Pferde ſcheu wurden und durchgingen; am Mittwoch zu reiſen, war nicht recht thunlich, auf den Donnerſtag fiel das Gedächtniß auf ein intereſſantes, für Manche ſogar betrübendes Familienereigniß, Freitag und Sonnabend, als die letzten Tage der Woche, brachte man gern im vertraulichen Kreiſe zu; endlich entſchloß man ſich am Sonntage abzureiſen, vielleicht aus dem geheimen Grunde, weil man da die Predigt verſäumte, oder weil man am „Tage des Herrn“ keinen Unfall erwartete. Genug, erſt nach Verlauf eines Monats wurde das Schloß wieder leer, und die frohen, lebensluſtigen Geſichter verſchwanden aus den dunkeln großen Räumen, ſie um Vieles dunkler und größer zurücklaſſend.

Unter den Luſtbarkeiten zeichnete ſich ein alterthümlicher Tanz aus, der mit großer Ernſthaftigkeit begann und im Tumult des wildeſten Laufs endete. Zum Schluſſe dieſes barocken Vergnügens vereinigten ſich die Männer, hoben die Braut auf ihre Schultern und durchzogen mit ihr unter dem Jubelgeſchrei der Menge die ganze Reihe der feſtlichen

Gemächer. Ein anderes Feſt war die Wahl einer neuen Braut, indem man den Brautkranz verſteckte und ſämmtliche junge Mädchen danach ſuchen ließ. Dieſes Spiel bot dem Muthwillen, der feinern oder gröbern Koketterie der jungen Schönen, ſowie den Neckereien der alten und jungen Männer den willkommenſten Spielraum. Der abſichtlich ſchlecht verſteckte Kranz, an dem die ſuchende Schöne willentlich oft vorbeigewandelt war, wurde eilfertig und ungeſehen tiefer geſchoben, wenn eine minder beliebte Kranzſucherin ſich nahete. Oft fanden ſich ſechs oder ſieben Brautkränze, arge Verfälſchungen des echten, und ſomit wurde die Stimme des Orakels trügeriſch und ein Kampf begann, welches der Mädchen den echten Brautkranz gefunden. Dann ſchwangen ſich die ältern Frauen im Kreiſe beim Abſingen einiger heitern Strophen, und die Braut mußte in dieſen Kreis einzudringen ſuchen. Bald hob man liſtig die Arme, ſchloß die Pforte aber plötzlich wieder, wenn die Heranſtürmende hineindringen wollte. Ein ähnlicher Ringeltanz wurde von den verheiratheten Männern gebildet, wo die Anſtrengungen des corpulenten Bräutigams, in die Mitte des Kreiſes zu gelangen, Lachen und gutmüthigen Spott hervorriefen. Man mußte den Jubel hören, wie er in den alten hohen Sälen widerhallte. Ganz beſondere Ceremonien waren mit der Heimführung der Braut verbunden: wieder Lieder, wieder Aufzüge, wieder Scherze. Der Rittmeiſter und Paul waren unermüdlich in plumpen und anſtößigen Neckereien, ſämmtlich im Geſchmack des friſchen, freien

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12149/010

Landlebens. So brachten ſie, als die Thür der Brautkammer ſich endlich ſchloß, dem jungen Paare ein Charivari von dem ausgedehnteſten Umfange und in den wildeſten ohrzerreißendſten Tönen. Der Rittmeiſter als ein invalider Leierkaſtenmann verkleidet, Paul als eine herumziehende Harfeniſtin, ſeine jungen Freunde als Currendſchüler, und die kleinern unter ihnen in Thiermasken verſteckt, machten zuſammen eine infernaliſche Capelle, deren Wirkſamkeit ſelbſt die geduldigſten Nerven zur Verzweiflung bringen konnte. Als der Lärm am ärgſten war, ſah man die Thüre ſtürmiſch aufgeriſſen und das Brautpaar erſcheinen; er im Schlafrock von rothem Seidendamaſt, ſie in einem kurzen Röckchen mit der Nachthaube, und auf derſelben den Brautkranz. Beide wollten eine zürnende Rede halten, doch ein tobendes Gelächter ließ ſie nicht zu Worte kommen. Nach einigen Späßen verlor ſich die Bande und durchzog tobend die Gänge und entfernten Zimmer des Schloſſes.

Die frohen Feſte ſchloſſen mit einer Rede des Schulmeiſters. Er beſtieg zu dem Zwecke einen Tiſch und richtete an die begeiſterte Verſammlung folgende Worte: „Hochgeborene Herren und Frauen, hochgeehrte Gönner und Freunde! Bald werden wir unſern Telemachum nicht mehr ſehen. Er zieht in die Fremde und wird jene großen Völkerſtraßen wandeln, auf denen ſich die Bevölkerung unſeres Welttheils in nie raſtender Bewegung umtreibt. Vielleicht beſteigt er auch ein Schiff, und Stürme und Wellen bringen ihn weiter und immer weiter von der Stätte ſeiner Geburt, aus den Armen ſeiner Freunde fort. (Hier fingen die Thränen der Legationsräthin an zu fließen, die ſogleich einige Schleuſen verwandtſchaftlicher Schmerzensfluten aufzogen.) Erinnert Euch, meine Gönner und Freunde, wie zur Winterzeit, wenn Boreas den Hain durchwüthete, der Schlitten unſers jungen Telemachi das Rohrgeflecht des See's durchbrach und über die ſeufzende Eisdecke dahinflog, durch die kalte Winternacht das melodiſche Geklingel ſilberheller Glöcklein ſpendend, oder unter dickbeſchneieten Tannenzweigen mühſam hingleitend, endlich anlandete vor dem Hauſe des Amtmanns, begrüßt vom Lichtgeflimmer, das auf dem Schnee draußen roth ſich malte. Erinnert Euch deſſen, meine Gönner, erinnert Euch, wie da unſer Telemachus, die Taſchen mit Zuckerwerk gefüllt, in den Kreis jubilirender Kinder trat und ſeine Spenden vertheilte; wie er den Weihnachtsbaum aufbauen half und goldene Nüſſe dem Hesperidenbaume anheftete. Oder ſoll ich Euch unſern Telemachum in ſeinem ſommerlichen Habitus ſchildern? Wie er um die Linde des Dorfes den Aernte-reigen mittanzt, eine jugendliche Nymphe Kalypſo an der Hand? (Hier lauſchten ſämmtliche junge Couſinen mit geſpannter Aufmerkſamkeit.) Wie er die Heupyramide erklettert und die jungen Burſchen des Dorfes, die beſten Kletterer, beſiegt? Gut, aber vergeßt nicht, daß der Sohn unſeres erlauchten Ulyſſes (der Legationsrath nickte gnädigen Beifall, der Onkel Lorenz murmelte laut: „Heidniſche Anſpielungen!“)

auch im Herbſte und Frühling ſo gut, wie im Sommer und Winter, der Theilnehmer und Genoſſe unſerer Freuden und Leiden war. Ich ſage Leiden, denn Ihr werdet Euch beſinnen, Freund Amtmann, daß, als Euch Euer Knäbchen krank darniederlag, unſer junger Telemachus es war, der in böſen Nachtſtunden fünf Meilen zurücklegte, den Arzt zu rufen und, als menſchliche Hülfe nichts nutzte, er uns des Knäbleins verblichene Hülle beſtatten half und mit uns das Lied ſang, das das Erbarmen Gottes herabruft auf den armen dahingegangenen Sohn der Erde. Amtmann, Ihr habt das nicht vergeſſen! (Die Frau des Amtmanns ſchluchzte laut.) Nun denn, weiſer und tapferer Sohn eines nicht minder weiſen und tapfern Vaters, ziehe hin! ich ſage: ziehe hin! Beſiehe Dir die Völker der Erde, wandle zwiſchen Aufgang und Niedergang, laß die Winde über Dein Haupt wehen und hindre den Staub nicht, auf deinen Sohlen ſich zu lagern. (Die Couſinen kichern.) Pflücke die Blume, Die Dir erlaubt iſt, zu pflücken, aber trachte nicht danach, Eichbäume an Deinen Hut zu ſtecken. (Die Couſinen lachen laut, die Verſammlung wird ſehr munter.) Mache, daß Du einen Freund Dir erwirbſt für die Abendſtunde, denn ſo lange die Sonne ſcheint, fehlt's nie an Freunden, aber wenn es Abend um uns wird, und die Nacht uns bevorſteht, da fliehet jegliche geſellige Creatur, und der alte Menſch iſt der Menge ein Geſpött. Dann, weiſer Telemachus, wenn die Jahre kommen, daß Du Dir eine Gefährtin ausſucheſt, ſo laß ſie ſein, gleich wie das Buch Hiob ſagt, ein Sack voll köſtlicher Würze, eine Apothekerbüchſe, die von Myrrhen und Kampfer überfließt. (Alles lacht; tumultuariſche Bewegung.) Eine ſolche Gefährtin macht unſere Tage gleiten und unſere Lebensſtunden voll guten Humors. Wir ſchmecken und fühlen dann die Süßigkeit des Herrn, der uns eine ſeiner höchſten Gnaden, ein tugendhaft Weib beſcheeret hat. Amen.“

Mit dieſem Schluß der Rede waren Alle ſehr zufrieden, denn Niemand konnte oder wollte etwas dagegen haben, daß ein tugendhaftes Weib eine der höchſten Gnaden des Herrn genannt wurde. Der Schulmeiſter verließ ſeine Rednerbühne und erhielt von den jungen Damen einen Kranz aufs Haupt gedrückt, deſſen Blätter ihm ſo tief ins Geſicht fielen, daß von dem ganzen begeiſterten Antlitze des Redners nur die ungemein ſpitzige und rothglühende Naſe hervorblickte, ein Umſtand, der nicht wenig dazu beitrug, das Eigenthümliche und Feierliche des Moments zu erhöhen.

Unſer Held, als ein abgeſagter Feind aller Sentimentalität, gefiel ſich darin, die Abſchiedsſcenen, die nun folgten — denn der Reiſewagen, in dem ſchon der Rittmeiſter ſaß, hielt vor der Thür — ſo viel wie möglich in kleine burleske Auftritte zu verwandeln. Er erſchien vor der Legationsräthin, die ſich in unbeſchreiblich gerührter und feierlicher Stimmung befand, mit einem Glas Zuckerwaſſer in der Hand, indem er ſagte: „Hier, liebe Mutter, bringe ich Ihnen ein Beruhigungsmittel, damit Sie die Trennung von Ihrem Lieblinge beſtens überſtehen.“ Die Legationsräthin trank ſchluchzend das Glas leer und neſtelte dann ein kleines goldenes Kreuz von ihrem Halsſchmucke los und ſchob es in den zugeknöpften Reiſerock des Sohnes, ohne dabei eines Wortes mächtig zu ſein. Paul wandte ſich ſchnell ab und zu ſeinem Vater, dem er feierlich verſicherte, daß er mit dem großen Stern, oder gar nicht zurückkehren werde. Für beide Oheime fand er ähnliche Ableitungsmittel, um ihren theils ſarkaſtiſchen, theils redlich gemeinten Lebensregeln zu entgehen. Von der Tante hatte er ſchon Abſchied genommen, denn dieſe war vor ihm abgereiſt. In der Vorhalle befand ſich die Dienerſchaft verſammelt; er ſchlüpfte eilig durch deren Reihen durch und dann auf der Thürſchwelle ſtehen bleibend, rief er: „Lebt wohl! lebt wohl! Ich bin bald wieder da!“ Damit ſprang er in den Wagen, und dieſer mußte nicht durchs Dorf fahren, denn dann hätte man vor jedem Hauſe ſtille halten müſſen, ſondern auf einem Umwege durchs Tannenwäldchen. Während die dunkelſten Schatten der alten Fichten ſich über den Reiſewagen lagerten und Paul ganz ſicher ſein konnte, vom Rittmeiſter nicht bemerkt zu werden, brachte er das kleine Kreuz hervor und küßte es.

Als der Wagen die Grenzſcheide des Gebiets der Brunswicke erreichte, ſtieg Paul aus. Die Abendſonne beleuchtete gerade den Grenzpfahl, der zugleich die Function eines Wegweiſers ausübte und auf einem dünnen Arm mit ausgeſtrecktem Finger den Namen der nächſten Stadt in ſehr troſtreicher leſerlicher Schrift führte. Vor dieſem Grenzpfahl blieb

Paul ſtehen, zog den Hut ab, und eine tiefe Verbeugung machend, rief er in reſpectvollem Tone: „Mein Herr. leben Sie wohl! Wenn ich wiederkomme, hoffe ich Sie noch immer in der liebenswürdigen Magerkeit zu finden, in der ich Sie jetzt ſehe. Möge keine Macht der Erde, keine noch ſo arge politiſche oder moraliſche Erſchütterung Sie bewegen, Ihren Arm, den Sie jetzt ſo tapfer bereits ein Vierteljahrhundert zur Belehrung und Zurechtweiſung der irrenden Menſchheit ausgeſtreckt halten, ſinken zu laſſen. Wenn das geſchähe — ich und alle Patrioten würden es ſchmerzlich empfinden. Mein Herr, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen!“ Nochmals eine tiefe Verbeugung. Der Rittmeiſter, der mit Aufmerkſamkeit dieſem Abſchiedsgruße, den der Erbe von ſeinem Beſitzthum nahm, zugeſchaut hatte, bemerkte, man müſſe eilen, damit die nächſte Station noch vor Nacht erreicht werde.

„Ich bin bereit!“ rief Paul, und der Wagen fuhr jetzt ohne weitere Hinderniſſe ſeine Straße hin.

Sechstes Capitel.

Ein Zwiſchencapitel, mit allerlei Betrachtungen, Winken und Andeutungen gefüllt.

Wir haben freiwillig auf das Recht verzichtet, das man ſeit undenklichen Zeiten den Romandichtern zugeſteht, ihren Helden ſehr langſam vor den Augen des Leſers groß werden zu laſſen und ſomit den ganzen erſten Band lediglich für die Kinderſtube in Beſchlag zu nehmen. Wir eilen raſcher vorwärts; es treibt uns, zu jenen Epochen zu gelangen, wo der Kampf beginnt, wo das Einzelweſen mit der Maſſe in Berührung kommt, wo die Zeit ihre Küſſe wie ihre Geißelhiebe dem Rücken und den Wangen unſeres Helden ſpendet. Was wir von der erſten Jugend Paul's erzählt haben, mag immerhin kurz und ungenügend erſcheinen, wenn es nur die Neugier für ſeine ſpätern Jahre ſpannt, wenn nur aus dieſen flüchtig hingeworfenen Keimen ſich Pflanzenbande entwickeln, auf die wir hinweiſen können, wenn wir ſpäter Früchte und Blüthen vorzeigen. Alle jene kleinen ſüßen Details unſerer vorgeſchichtlichen Exiſtenz, jene mythiſchen Freuden und Schmerzen der Kinderſtube, die ſich ſo entzückend ausnehmen, wenn ſie ein kleines Lied verherrlicht, das der Sänger „in rauher Herbſtnacht vor dem Kamin“ vorträgt, oder in den Tönen einer wehmüthigen Ballade, wie ſie der alte Harfner im Wilhelm Meiſter abſingt, machen in der Breite einer epiſchen Erzählung wenig Glück. Montaigne ſagt: „Die Zeit, die mich raſch vorwärts trägt, mag mich auf ihren Rücken laden, doch ſo, daß ich mit dem Antlitz rückwärts ſchaue in das Land der Jugend, nicht vorwärts auf mein Grab, wohin ich komme.“ So möchten wir auch den Leſer auf den breiten Rücken unſerer Capitel vorwärts tragen, immerdar ſein Antlitz nach der Jugend unſeres Helden richtend, nicht aber ewig bei dieſer Jugend uns aufhaltend. Die leuchtende Frühſonne hat nur wenige Minuten zu ihrer Herrſchaft, während der Tag lange Stunden zählt.

Sind die Jahre der Reife in Styl und Gruppirung den großen hiſtoriſchen Compoſitionen zu vergleichen, ſo iſt die Epoche der Kindheit das landſchaftliche Element. Wer bezweifelt, daß in der Compoſition einer Landſchaft unendlich viel Anmuth, Grazie und Friſche walten kann? wem erſcheinen die ſanften geſchwungenen Linien des Horizonts, die milden Töne der Luft, die Farbenabſtufungen der Gründe und der heitere Schwung, der in der pittoresken Auffaſſung der Baumpartien ſich kund giebt, nicht voll von jener unbewußten Poeſie, die ebenſo die Adern der Jugend durchſtrömt? Weſſen Auge ſog nicht die blühende Klarheit eines heitern Frühlingshimmels ein und brachte der Seele dabei ähnliche Eindrücke, wie es das offene ſchöne Kinderantlitz, dieſer reine Himmel ſchuldloſer Träume, thut? Und doch können wir uns nicht ewig in dem melodiſchen Formenſpiel einwiegen, wir flüchten aus dem Unbewußten der Natur in das bewußte Element der That, des Gedankens, der Handlung, und hier erſt findet unſer Intereſſe die vollſte Befriedigung.

Die Romane der frühern Zeit zeigen eine große Vorliebe für die erſten Capitel. Der Autor empfängt ſeinen Helden unmittelbar aus den Händen der Hebamme, um ihn den Händen der Amme zu übergeben. Er ladet ſeine Leſer zu Gaſt, wenn er die erſten Suppennäpfchen dem Lieblinge vorſetzt; das Kind wird getauft und benannt, und ein unendlich ſüßer Schauer befällt jedes Herz, denn Niemand weiß, wer eigentlich die Aeltern des Kindes ſind, die Leſer ſehen ſich untereinander an, man vermuthet, man räth, und der Verfaſſer, vor deſſen Augen das intereſſante Räthſel völlig aufgedeckt daliegt, reibt ſich die Hände, lächelt myſteriös, aber verräth nichts. Die Erziehung beginnt, eine lange, kein Ende nehmende Erziehung. Der Himmel weiß, aus welchem Winkel ſeiner Phantaſie der Autor den bleichen freundlichen Pfarrer hergenommen hat, der in der Abenddämmerung erſcheint und, während die Familie am Kamin ſitzt, gute Lehren giebt und dieſe mit ſehr ergötzlichen Beiſpielen belegt. Dann ſind zwei Nachbarinnen da, gute, aber langweilige alte Damen, die über den geheimnißvollen Urſprung des Kindes ſich beſprechen, während die alte Uhr in ihrem wurmzerfreſſenen Gehäuſe zwölf ſchlägt und die Landkutſche im Sturm und Regen ſich langſam an den Fenſtern vorbeibewegt. In dieſer Kutſche ſitzt ein corpulenter alter Herr in einem zimmtfarbenen Rock mit Stahlknöpfen und einer braunen Stutzperücke, und es müßten alle Vermuthungen trügen, wenn dieſes gemüthliche Weſen nicht irgend wie in einer Beziehung mit dem Kinde ſteht. Die Landkutſche und der alte Herr darin iſt nicht umſonſt in den breiten Thorweg eines Capitels eingefahren; aber wir erfahren erſt am Anfang des dritten Bandes, was wir vor Ungeduld brennen, ſchon jetzt zu wiſſen.

Mittlerweile gelangt der Held in ſein drittes Jahr, und man ſagt uns, daß er ſich ſchon in die aufregenden Jugendſpiele einläßt, die hinter dem großen finſtern Schulgebäude auf der Wieſe am Fluß geſpielt werden. Es fallen kränkende und betrübende Auftritte vor. Die Landkutſche fährt nochmals vorüber und diesmal ſitzt eine junge Dame darin, die ſich auf eine geheimnißvolle Weiſe nach dem Kinde erkundigt. Vielleicht iſt es das ihrige? Aber ſie fährt wieder fort, ohne unſere Frage zu bejahen oder zu verneinen. Die Jahreszeiten wechſeln; eine rührende Beſchreibung vom Blätterfall des Herbſtes wird eingeſchoben, und der erſte Band endet endlich mit dem Einzug des Helden in die Stadt, wo er bei einem Apotheker, der einen mürriſchen Charakter, einen biſſigen Hofhund und eine magere geizige Frau hat, in die Lehre tritt.

Hier haben wir die gemüthlichen Romane, wie ſie vor ſiebzig Jahren zurück, beſonders von England her, uns zugeſendet wurden; heutzutage iſt der Geſchmack ein anderer geworden. Iſt vielleicht der harmloſe Sinn, der ſich in Schilderung des Werdens und Keimens fröhlich erging, erloſchen, oder haben wir überhaupt keine Jugend mehr, keine ſolche, die noch wirklich jung iſt? Wir fürchten faſt das Letztere. Die materielle Baſis, auf der unſere Exiſtenz beruht, wird zu früh ſchon vom Wurme der Idee zerfreſſen, die Cultur des neunzehnten Jahrhunderts reißt zu früh das geiſtige Element aus dem Pflanzenkeim hervor, und ſo wird jene liebliche Erſcheinung zerſtört, die wir die animaliſche Jugend nennen möchten, die anmuthige reine Körperlichkeit, deren Urbilder keine Raphael'ſchen Engel, ſondern auf der Wieſe das junge Füllen, im Walde der täppiſche junge Bär und im Hof das Kätzchen und der junge Hund ſind. Irgendwo in einem Winkel, in einem vergeſſenen Stückchen Wüſte, mitten im cultivirten Raume mag es noch Kinder geben, die das Entzücken der alten Romanſchreiber abgeben würden, allein wir wagen, wenn wir nach Menſchenblumen botaniſiren, dieſe kleinen köſtlichen Wald- und Sumpfpflanzen nicht anzutaſten, aus Furcht, ſie möchten in unſern Händen ſofort verdorren.

Unſer Held iſt halb und halb eine ſolche Waldpflanze, und wir haben darum geeilt, ihn ſchnell in andern Boden zu verſetzen, weil, wenn er da bliebe, wo er urſprünglich gewachſen, er nach den jetzt herrſchenden Begriffen kein dankbarer Gegenſtand für das Intereſſe der Leſer geweſen wäre. Denn wer möchte ſich noch heutzutage für einen ſimpeln Landbaron begeiſtern? welcher Autor möchte es wagen, einen Siegfried von Lindenberg neu in die Literatur einzuführen? Darum die kurze flüchtige Schilderung der Scenen auf dem alten Ahnenſchloſſe, darum die nur ſkizzirten Geſtalten, die die Wiege unſeres Helden umgeben. Nur ſo viel iſt gegeben, um die wilde ungefügige Natur, den Trotz und den unbeugſamen Charakter des jungen Wildfangs zu zeigen, deſſen Kampf mit dem Leben jetzt beginnen ſoll. Wir ſchließen hiermit feierlich die goldnen Thüren der Kindheit und nehmen von den blumenbekränzten Engeln Abſchied, die davor Wache ſtehen. Jetzt betreten wir den alten tumultuariſchen Boden der Geſchichte, den hartgetretenen, durch die Fußtritte von Millionen Kämpfenden verflachten und beſudelten Boden, wohin der Genius der Menſchheit weinend ſeine ſchönſte und kräftigſte Jugend ſendet, um ſie im Streit mit Gemeinheit und dem ſchmutzigen Geiſte der Erde fallen zu ſehen.

Noch eine läſtige Aufgabe blieb Paul zu löſen übrig, nämlich mit guter Art vom Rittmeiſter los zu kommen, denn dieſer Ehrenmann folgte ſeinem jungen Freunde nicht nach Berlin, ſondern kehrte auf ſein kleines, verſchuldetes Gut zurück, wo ihm, wie er verſicherte, jetzt einſame Tage ohne Zahl bevorſtanden. Wir dürfen die Thatſache nicht verſchweigen, daß der Rittmeiſter beim Abſchied „wie ein Kind“ zu weinen anhob, und daß Paul dabei die Bemerkung machte, er, der Rittmeiſter nämlich, werde alt, was dieſer ſo übel nahm, daß er mit einem derben Fluche Paul die Treppe hinunterwarf. So trennten ſich die Freunde. Nach einigen Tagereiſen kam Paul in Berlin an und bezog eine Wohnung, die vor zwanzig Jahren ſein Onkel Lorenz inne gehabt hatte, und die in einer ziemlich ſtillen Gegend der großen Stadt lag.

Siebentes Capitel.

Wie Paul ſich Freunde erwirbt.

Den Morgen des erſten Tages brachte Paul damit zu, die Stadt zu betrachten, in deren Bereich er ſich jetzt befand. Er fing damit an, das Haus in Augenſchein zu nehmen, das er jetzt das ſeine nannte: es war ein kleines beſcheidenes Bauwerk, das nur ein Stockwerk zeigte, und dieſes eine Stockwerk bewohnte Paul. Ein Haus in Berlin iſt keine ſo glückliche, von der Kunſt und der Zeit geſchmeichelte Creatur von Menſchenhänden, wie eines in einer der alten romantiſchen Städte Deutſchlands. Als die Weltgeſchichte durch Berlin ging, blieb ſie mit keinem ihrer langen Schleppgewänder und verwickelten Schleier hängen, ſie paſſirte glatt durch die glatten Straßen, und deshalb ſehen die Häuſer auch glänzend und unſchuldig aus: man ſieht nirgends einen romantiſchen Fetzen flattern, ein Läppchen oder ein Fähnchen aus dem Mittelalter. Es giebt keine Häuſer, die eigens zum Behuf der alten Balladen gebaut zu ſein ſcheinen, mit winkligen Eingängen, mit Balkonen, mit Fallthüren, die in unterirdiſche Gewölbe leiten; auch fehlen die Häuſer von der ſchlauen, ſpitzbübiſchen Bauart, die dem Stein den Ausdruck lauernder Vorſicht gab und, indem ſie enge kleine Fenſterhöhlen eingrub, dem Hauſe den Charakter ſeiner Bewohner aufſtempelte, der darin beſtand, die Vorübergehenden durch allerlei Kunſtgriffe ins Innere zu locken, wo man ſie beraubte. Die Berliner Häuſer ſind wohlhabende, ſtattliche Leute, die ihr gutes Auskommen haben, wohlbeleibte Herren, in grünen und gelben Weſten und in ſteifen ſchwarzen Cravaten. Sie ſchauen aus hellen friſchen Augen tapfer auf die Straße und ſehen aus, als wären ſie ſich's bewußt, daß ſie in guter, wenn auch etwas langweiliger Geſellſchaft beiſammenſtehen.

Paul, dem die Vorſprünge und Erker ſeines väterlichen Stammhauſes noch vorſchwebten, bewunderte dieſe Symmetrie als das Höchſte und Ueberraſchendſte in der architektoniſchen Kunſt. Er ging von Straße zu Straße und hatte Mühe, die ſymboliſche Bewegung des Mundaufſperrens zu unterdrücken. Das Erſte, was ihm auffiel, war die Theilnahme, die der berliner Pöbel für Executionen hegt; er ſah die Einwohnerſchaft einer ganzen Straße einem Polizeibedienten folgen, der ein altes Weib verhaftete; die zweite Eigenheit kam ihm in der Spottſucht entgegen. Ein kleiner Schuſterjunge lief an ihm vorbei, und auf ihn weiſend, rief er einem Genoſſen zu: „Guck, der hat ſeine Stiefel ſchief getreten!“ Dies war allerdings wahre Thatſache, und unſer Held erglühte vor Scham und Unwillen, indem er einen wüthenden Blick dem kleinen Kritiker nachſandte, der ſich mit einem ausſchweifenden Gelächter in die nächſte Seitenſtraße ſtürzte.

Da man nicht immerfort Häuſer beſehen kann und nichts ſo ermüdet, als die Schilder und Namen von einem halben Hundert Haarkräusler und Parfumeure zu leſen, ſo fühlte unſer Held endlich, daß es Zeit ſei, ſeine Mittagsſtunde zu halten. Die Adreſſen des Rittmeiſters nannten ein modiſches, in großem Anſehen ſtehendes Kaffeehaus, aber dieſes hochſtehende Etabliſſement hatte es vorgezogen, ſtatt mit der Zeit vorwärts zu gehen, vielmehr zu ſeiner urſprünglichen Niedrigkeit und Demuth zurückzukehren, und war jetzt eine Schenke von ſehr zweideutigem Anſehen und Ruf, an deren

Thür ein Qualm von ſchlechtem Tabak und gebratnen Zwiebeln Paul zurückſchreckte, als er eindringen wollte. Er ſtrich alſo dieſe Adreſſe aus ſeiner Liſte aus und wanderte weiter. Er kam in die Gegend der eleganten Kaffeehäuſer, und nachdem er eines davon gewählt, deſſen Schild ihm den meiſten vornehmen Glanz auszuſtrahlen ſchien, ſtieg er mit der vollen Würde eines Koſtgängers, der einen guten Magen und eine volle Börſe mitbringt, die Treppe hinauf.

Es befremdete ihn, keinen langen gedeckten Tiſch zu finden, ſondern ſtatt deſſen eine Anzahl Spieltiſche, die man zu Speiſetiſchen umgewandelt hatte. Er nahm auf einem bequemen Sopha Platz, und man überreichte ihm ein ungeheures Verzeichniß voll franzöſiſcher Namen deutſcher Speiſen. Als er ſich darin vertiefte und nicht wußte, welcher dieſer vornehmen Masken er zuerſt das Schnupftuch zuwerfen ſollte, hörte er, daß ſeine Nachbarn am nächſten Tiſchchen freie Bemerkungen über ſeine Perſon und Kleidung machten. Paul zuckte ſchnell mit dem Fuß, an dem der unglückliche Stiefel ſich befand, aber es war zu ſpät, ihn unter dem Tiſchtuche zu verbergen, er war ſchon bemerkt und bekrittelt worden. Der Rock, die Weſte, das Haar, ja ſogar der Zipfel des Hemdkragens, der über dem Halstuche herüberragte, entgingen der Rüge nicht. Paul that, als hörte er nicht, aber er verſchluckte einen heißen Löffel Suppe nach dem andern, ohne ſich zu kümmern, daß er Lippen und Gaumen verbrannte. Er beſchleunigte ſein Mahl und war froh, als er die Thüre zum Hinausgehen öffnete. Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er keinen Wein gefordert hatte, und er beſann ſich, daß ſeine Nachbarn mehrere Flaſchen geleert hatten. Schon wollte er umkehren, um ſich nachträglich zwei Flaſchen geben zu laſſen, als ihm einfiel, dies könnte wiederum Anlaß zum Spott geben. Voll Verdruß und dabei hungrig, denn die meiſten der Speiſen hatte er nicht eſſen können, kam er in ſeiner Wohnung an.

Das Zimmer machte einen froſtigen, unwohnlichen Eindruck; die Koffer ſtanden noch da, ein Theil des Inhalts lag umher. Mit einigen derben Fußſtößen ſchob Paul Alles bei Seite und warf ſich in einen Lehnſtuhl am Fenſter.

Nach einer kleinen Weile ward geklopft, und die Wirthin trat herein, ein kleines, bis zum Uebermaß eingeſchrumpftes Mütterchen, in grauem Kattun gekleidet und mit einer weit ins Geſicht reichenden Haube. Sie blieb an der Thür und ſeufzte dreimal laut und vernehmlich, ehe ſie es unternahm, weiter vorzuſchreiten. Paul fragte ſie ziemlich rauh, was ſie wolle. „Mein grundgütiges Herrgottchen,“ entgegnete ſie, „was kann ich anders wollen, als Sie willkommen heißen, mein lieber junger Herr Baron? In dieſen Räumen hat Ihr Herr Onkel gewohnt, und ich danke dem Himmel für die Gnade, daß ich jetzt wieder einen frommen Herrn dieſes Namens habe.“

Paul wandte ſich ab und ſah auf die Straße.

„Sie ſind doch nicht krank? Mein liebes Herrgottchen, das wäre ſehr traurig.“

Paul verneinte und fuhr fort, aus dem Fenſter auf die Straße zu ſtarren, ohne daß er ſah, was dort ſich bewegte. Sein Unmuth war ſo heftig, daß er die Stadt, die Menſchen darin, die Reiſe hieher, ſich ſelbſt, ja die ganze Welt verwünſchte.

Die Alte, die einiges Geräthe geordnet hatte, ſagte dann: „Der Baron Lorenz war ein gar lieber, gottesfürchtiger Herr. Es ſtehen noch einige Sprüche von ſeiner Hand hier auf den Wänden geſchrieben. Sehen Sie hier, Herr Baron, auf der Tapete, gerade unter der großen gelben Roſe ſteht's aus den Sprüchwörtern Salomonis Cap. 20, Vers 13: „Liebe den Schlaf nicht, daß Du nicht arm werdeſt: laß Deine Augen wacker ſein, ſo wirſt Du Brods genug haben." Das ging auf den dicken Gaſtwirth drüben, der bankerott machte, weil er den ganzen Tag die Nachtmütze über den Ohren hatte. Dann hier ein herzigliebes Sprüchlein, auch vom König Salomo: „Einem Mann wird vergolten, danach ſein Mund geredet hat, und wird geſättigt von der Frucht ſeiner Lippen." Cap. 18, Vers 20. Das ging auf den verleumderiſchen Herrn dort an der Straßenecke, der von dem Herrn Baron Böſes geſprochen hatte. Er ſtarb im Elend an einer garſtigen Krankheit, als Lohn für ſeine Bosheit. Dann hier: „Ein ſchönes Weib ohne Zucht iſt wie eine Sau mit einem goldenen Halsbande." Sprüchwörter Salomonis, Cap. 11, Vers 22. Das ging auf die hübſche Nachbarin drüben, die den Herrn Baron beläſtigte durch eine ſündliche Aufmerkſamkeit, die ſie auf dieſe Fenſter richtete und beſonders auf jenes, wo des

Barons Schreibtiſch ſtand. Jetzt wohnt die Frau noch dort, aber der Herr hat ſie geſtraft, indem er ihr die Zähne genommen und eine rothe Naſe gegeben hat. Du liebes Herrgottchen, es findet eben alles Schändliche und Böſe in der Welt ſeine Strafe."

Paul gab ſeiner Wirthin zu verſtehen, daß er allein ſein wolle. Als ſie ihn verlaſſen, fiel er wieder in die finſterſte Laune. Die Sprüche ſeines Onkels, die ihm wohlbekannte Hand, hatten ihn lebhaft an Schloß Brunswick und die Räume ſeiner Heimath erinnert. Dort war er geliebt, dort kannte ihn Alles, hier in der großen Stadt wußte Niemand von ihm. Niemand nahm an ſeinem Erſcheinen Theil, Niemanden hätte es geſchmerzt, wenn er wieder ginge. Er ließ die Vorhänge herab, um die gegenüberliegenden Häuſer nicht zu ſehen, dann warf er ſich aufs Bett und lag in Dunkelheit und Einſamkeit mehrere Stunden. Es wurde an ſeine Thüre geklopft, er öffnete nicht; es wurde völlig Nacht, er bemerkte es nicht; ein Leierkaſten tönte dicht unter dem Fenſter, er hörte ihn nicht. Endlich raffte er ſich auf, warf ſich in die Kleider und ſtürmte auf die Straße hinaus. Seine Abſicht war, die beiden Spötter von heute Mittag wieder aufzuſuchen, ſich an ihnen zu reiben, wie ſie ſich an ihm gerieben hatten, und gelegentlich mit ihnen Händel zu ſuchen. Er beſann ſich, daß ſie im Lauf des Geſprächs ein Weinhaus genannt hatten, wo ſie Abends ſich treffen wollten. Er fragte ſeine Wirthin, die er im Gange fand, wo dieſes Weinhaus liege. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſchrie: „Herrgottchen! ich ſoll wiſſen, wo ein Weinhaus liegt? Sie wollen doch nicht einen ſolchen Teufelstanzboden aufſuchen, liebes junges Herrchen? Und gleich am erſten Tage ihrer Ankunft!“

Paul erwiderte nichts, ſondern ſtürmte hinaus. Da lag die große finſtre Stadt vor ihm, von den flimmernden Gaslichtern der Laternen, wie von Millionen Glühwürmern erleuchtet. Die endloſen langen Straßen bildeten eine Perſpective von Lichtfunken, die in eine Lichtlinie, wie mit dem Linial gezogen, ſich verloren. Paul erkundigte ſich bei dem Erſten, der ihm begegnete, nach der Weinſtube und erhielt ſogleich die erwünſchte Auskunft.

Als er eintraf, fand er die, die er ſuchte, ſchon an einem Tiſchchen und wieder in Geſellſchaft einer ſchon halb geleerten Flaſche. Er faßte ſie näher ins Auge und bemerkte jetzt, daß ſie friedfertiger ausſahen, als ſie ihm heute Mittag erſchienen; er ſchätzte ihr Alter auf achtzehn bis neunzehn Jahre. Sie waren eifrig beſchäftigt, ein Stück Torte zu zerlegen und daraus gewiſſe myſtiſche Figuren auf dem Tiſchtuch zu bilden. Anfangs konnte unſer Ankömmling nicht begreifen, was dieſe ſeltſame Beſchäftigung für einen Zweck habe, bald merkte er jedoch, daß die Zwei Debatten über die neueſten Theorien der Kriegsbaukunſt führten, und daß jene kleinen Stückchen Biſquit Laufgräben und Außenwerke verſinnlichten. Mit der Zeit wurden dieſe Feſtungsbauſtücke aufgeſpeiſt, und der Streit hatte ein Ende.

„Bei meiner Ehre,“ rief der Aeltere, „ich könnte jetzt jede Stunde vorrücken und würde glorios das Examen beſtehen.“ — „Bei meiner Ehre,“ entgegnete der Andere, „Du würdeſt es nicht beſtehen, und ich ſehe nicht ein, wie je eine Zeit kommen ſoll, wo Du es beſtehen würdeſt. Wahrhaftig, dies ſeh' ich nicht ein!“

„Bin ich nicht ſeit einer Woche entſetzlich fleißig geweſen?“ ſagte der Aeltere: „kannſt Du es leugnen?“

„Auf Ehre, nein, das leugne ich nicht; aber bedenke, wie ſtreng der neue Lieutenant iſt; wie es den einzigen Genuß ſeines Lebens ausmacht, ſeine Leute durchs Examen fallen zu laſſen.“

„Ich glaub's, aber verſteh' mich, uns, uns läßt man nicht durchfallen, uns nicht. Ich begreife nicht, wie Du dies nicht einſiehſt.“

„Auf Ehre, ich begreife es nicht. Du wirſt mir ein Vergnügen machen, wenn Du mir dies erklärſt.“

Die Gläſer wurden friſch gefüllt und die Erklärung ging vor ſich, wurde jedoch ſo leiſe hingeflüſtert, daß Paul mit dem beſten Willen von dem Mittel, ſich vor dem Verunglücken beim Examen zu ſchützen, nichts erfuhr als einige dunkle Aeußerungen von Geſchenken, Reitpferden und guten Ausſichten. Nach dieſen Andeutungen erklärte der Jüngere, daß er auf Ehre jetzt völlig den Stolz und die Zuverſicht ſeines Freundes und Cameraden gerechtfertigt finde. Als dieſer Gegenſtand beſeitigt war, ſpähten Beide im Zimmer umher nach einem andern, und es konnte nicht fehlen, daß ſie ſogleich auf

Paul ſtießen. „Du!“ rief der Aeltere, „da ſitzt wieder der Menſch mit den Vatermördern am Kinn. Wer mag nur das Weſen ſein, das noch jetzt einen hohen Rockkragen und Hemdzipfel am Halstuch trägt?“

Paul erhob ſich raſch, trat an den Tiſch heran und ſagte mit gutmüthigem Lachen: „Hört, liebe Herren, es langweilt mich in der That, daß Ihr wieder anfangt, über mein Halstuch und meinen Rock zu ſpotten, trinkt lieber ein Gläschen Sect mit mir. Wir wollen auf gute Cameradſchaft anſtoßen, denn ich will das werden, was Ihr werden wollt. Mein Name iſt Brunswick.“

„Und ich heiße Rothenſtern“ — „Und ich Heinrich Glibdon“ — riefen die beiden Jünglinge und reichten ſchnell überwunden ihre Hände hin, in die Paul vertraulich einſchlug. „Das iſt mir lieb,“ rief er; „nun brauche ich mich nicht weiter zu ärgern. Es hat mir heute Mittag den Appetit verdorben, und wahrſcheinlich hätte es mir heute Nacht den Schlaf geraubt. Alſo wie waren die geehrten Namen?“

Die Beiden wiederholten ihre Namen, und Paul trank auf ihre Geſundheit, eine Artigkeit, die jene auf der Stelle erwiederten. Das beſte Vernehmen war ſofort eingeleitet. Die Beiden gaben die Verſicherung von ſich, die ſie nicht unterließen, auf ihre Ehre zu beſchwören, daß ſie nicht von fern die Abſicht gehabt, über Paul's Kleidung zu ſpotten, daß ſie im Gegentheil aus Allem, was ſie zu beobachten Gelegenheit gefunden, bemerkt, daß ſie einen jungen Mann von Bildung und Erziehung vor ſich hätten, der nur zufällig etwas hinter der neueſten Kleidermode zurückgeblieben wäre, ein Umſtand, der ſehr geringfügig und unbedeutend ſei und gar nicht in Betracht komme, wenn von Charakter und Geſinnung die Rede ſei. Paul ſtimmte dieſer Anſicht bei und ließ eine zweite Flaſche bringen. Man beſchäftigte ſich eben mit Familienangelegenheiten, und einige Details der Häuſer Glibbon, Rothenſtern und Brunswick wurden aufgezählt, als ſich dem Tiſche ein Gaſt näherte, der eine ungemeine Ehrfurcht, Theilnahme und Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Es war ein Fähnrich, ein Weſen, das ſchon auf der hohen Stufe der Entwickelung ſtand, auf die die Andern erſt hingelangen wollten. Man empfing ihn mit einem Enthuſiasmus, als wenn es der einzige Fähnrich in Berlin und nirgends ſonſt für Geld noch für gute Worte ein anderer zu bekommen geweſen wäre. Das Geſpräch nahm jetzt einen höhern Schwung, es ging geradezu auf Pferde, Operntänzerinnen und Hunde über. Es war erſtaunlich, welche tiefeingehende Kenntniß der Fähnrich in jeder dieſer drei Branchen entwickelte. Paul hätte ihn um Alles in der Welt nicht im Fluß ſeiner Rede unterbrechen mögen, und die beiden Andern hatten nur Zeit, ein „Auf Ehre, das iſt göttlich!“ dazwiſchen zu werfen. Niemand dachte mehr an das Examen; dieſer abſcheuliche Drache war tief in den Abgrund der Hölle, aus der er gekommen, wieder zurückgeſtoßen, wo der Lieutenant, deſſen einziger Lebensgenuß es war, „ſeine Leute durchfallen zu laſſen,“ ihm Geſellſchaft leiſtete.

Es ſchlug Mitternacht, als der Fähnrich aufſtand und bemerkte, er müſſe jetzt noch einen kleinen Abendzirkel beſuchen. Paul gerieth in eine grenzenloſe Aufregung: „Jetzt um Mitternacht noch eine Geſellſchaft!“ Welch wunderbar großartige Stadt mußte dies ſein. Er fragte kleinlaut, ob auch Damen dort zugegen ſeien. „Gewiß,“ lautete die Antwort, „die ſchönſten. Ich habe einer hübſchen Wittwe das Wort gegeben, wir treffen uns dort.“ Damit knöpfte der Fähnrich ſein enges Röckchen noch enger und verließ mit einer graziöſen Handbewegung winkend das Zimmer.

Paul und ſeine Freunde taumelten in die Höhe und durchzogen Arm in Arm die Straßen in einer Stimmung, wie ſie nicht befriedigter und glückſeliger gedacht werden kann. Ueberall, wo ſie erleuchtete Fenſter ſahen, blieben ſie ſtehen und ſandten ihre Wünſche hinauf für das Gelingen der zärtlichen Unterredung des Fähnrichs und der Wittwe. Endlich kamen ſie zu Hauſe an, und Paul beherbergte gaſtfreundlich beide Freunde, die da behaupteten, ihre Hausſchlüſſel vergeſſen zu haben.

Achtes Capitel.

Vorbereitungen.

Drei Monate waren vergangen, und unſer Held trug, Dank den guten Empfehlungen, die er mitgebracht, den Rock eines königlich preußiſchen Fähnrichs. Die erſte Stufe auf der

Leiter, um ſich an die Helden Schwerin, Ziethen, Scharnhorſt, Blücher anzureihen, war erſtiegen. Der preußiſche Adler, dieſer mächtige und intereſſante Raubvogel, in der Naturgeſchichte der poetiſchen Wappenthiere der anziehendſte und bemerkenswertheſte, entfaltete über ſeinem Haupte ſeine Schwingen, und dieſes Rauſchen machte das Herz unſeres Helden zucken. Der Ruhm iſt die ſchöne Geliebte des Jünglings, das angetraute Weib des Mannes.

Paul brachte jetzt ganze Nächte damit hin, die Thaten des ſiebenjährigen Kriegs zu leſen und ſich zu begeiſtern. Früher hatte er auch von dieſen Thaten gehört, aber er hatte ſie vernommen, wie aus weiter Ferne ihm zugerufen und ihn weiter nicht angehend; jetzt betrachtete er ſich als einen Erben des Ruhms jener Männer, ſie hatten den Rock getragen, den er trug, der Degen an ſeiner Hüfte zeigte dieſelben Abzeichen, wie jene Waffe, die an der Marmorſtatue Ziethen's eine ſo weltgeſchichtliche Bedeutung hatte. Und auch ſein Degen konnte beſtimmt ſein, Lorbeerreiſer abzuhauen, auch für ihn konnte die ruhmbekränzte Göttin des Vaterlands, jene große ernſte Frau mit den ſtolzen Zügen, ein Lächeln haben. Während er ſo ſaß' und träumte, verging die Welt um ihn her und er lebte mit den Gebilden ſeiner Phantaſie. Doch da er kein Dichter war, verflogen ſeine Träume bald und das wirkliche Leben nahm ihn in Anſpruch. Er machte ſeine Bücher zu, da er fand, daß ſie in ihm einen krankhaften Unmuth erregten. Die Späße ſeiner Cameraden, ihre

Thorheiten und das luſtige Leben einer großen Stadt nahmen ihn ganz in Anſpruch.

Nur Einer, und zwar der Jüngere ſeiner Freunde, hatte mit ihm den Dienſtgrad erreicht, der Aeltere war abermals zurückgewieſen worden; eine höchſt betrübende Thatſache, die von ſeinen Freunden für ganz unbegreiflich erklärt wurde, wenn man nicht eine beiſpielloſe Cabale des zweiten Lieutenants und eine beſondere Luſt, ſich einen Genuß zu verſchaffen, beim erſten Lieutenant vorausſetzen wollte. Paul bewohnte mit Emil Glibbon ein Zimmer. Sie hatten ſich als gute Stubencameraden aufs Beſte eingerichtet, und da ſie beabſichtigten, zu gleicher Zeit das Offizierexamen zu machen, ſo waren die gleichen Studien ein Mittel, ſie noch enger zu verbinden. Emil war von ſanftem, nachgiebigem Charakter, mit einem ſtarken Anſatz zur Schwärmerei und zum Verſemachen. Paul verabſcheute die Poeſie; es war bei ihm Grundſatz, nie ein Buch zu leſen, das in Reimen geſchrieben war, und ſelbſt welche zu machen, hätte er für eine dem Jüngling und Mann unverzeihliche Schwachheit gehalten. Dagegen entwickelte er ſehr früh ein Talent zur Satire. Der gewöhnliche Seelenzuſtand, in dem er ſich befand, war immer ein gelinder Hohn, eine nur ſchwach unterdrückte Verſpottung Anderer. Seine natürliche Gutmüthigkeit und ein Sinn, obwohl noch ſehr wenig entwickelt, für Größe machte, daß er nie gehäſſig, kleinlich und bitter wurde, und ſein Spott, wenn er ſich ihm überließ, malte immer in breiten, vollen und runden Conturen. Es war jener Spott, der der Jugend ſo natürlich iſt und der aus der Fülle ihrer Kraft und Geſundheit entſpringt, und der himmelweit verſchieden iſt von dem feinen und boshaften Witz, den die Jahre und die Erfahrung gehen. Wir haben das gute Herz Paul's genannt, und er beſaß es wirklich und zeigte es gerade da am deutlichſten, wo er ſich ſeinem Hange zum Spott überließ.

Es konnte nicht fehlen, daß unſer junger Freund im Verkehr mit ſeiner Umgebung merkte, daß ihm äußere Vorzüge zugefallen waren, die ſchwer in der Waagſchale unſerer ſo complicirten Verhältniſſe wiegen. Als er ſich zum erſtenmal einen reichen Erben nennen hörte, ſtutzte er und fragte ſich ſelbſt: Wie? ſind denn nicht meine Cameraden ſämmtlich reiche Erben? Haben ſie nicht daſſelbe, was ich habe? Man brachte ihn ſchnell über dieſe Frage ins Reine, und die Unterwürfigkeit, die niedrige Naturen ihm bewieſen, zeigte ihm die hohe Rangclaſſe des Beſitzes. Ebenſo machten es ſich einige Excluſiven zur Aufgabe, ihn über ſeinen alten Adel und ſeine bevorzugte Stellung (ein alter verdrüßlicher Streitpunkt) zu belehren. Wir werden ſehen, wie Paul beide Offenbarungen aufnahm und ſie mit ſeiner eigenthümlichen Sinnesart verſchmolz.

In dem kleinen Zimmer, wo beide Fähnriche wohnten, fand eines Abends eine beſondere aufregende Geſchäftigkeit ſtatt. Vor dem kleinen Spiegel, dem einzigen im Gemache, ſtand bald der Eine, bald der Andere, und oft ſtanden ſie Beide zuſammen, und zwei friſche jugendliche Geſichter, Wange an Wange gedrückt, ſpiegelten ſich in dem etwas trüben Glaſe, indem die Hände beſchäftigt waren, das Haar zu glätten und ſeinem natürlichen Falle die modiſchen Wendungen zu geben, die erſt Ausdruck und Geſchick hineinzubringen beſtimmt waren.

„Du glaubſt nicht,“ hob Emil an, „wie aufmerkſam meine Tante meinen Anzug muſtert, wie ſehr ich bedacht ſein muß, ihr Mißfallen nicht rege zu machen, und dies würde unfehlbar geſchehen, wenn ich mir die kleinſte Vernachläſſigung zu ſchulden kommen ließe. Bei Dir, Paul, iſt dies nicht der Fall; Du biſt frei und brauchſt Dich nicht nach dem Eigenſinn einer ſo herrſchſüchtigen Frau, wie meine Tante iſt, zu richten.“

„Ich werde,“ entgegnete Paul, „die Aufmerkſamkeit Deiner Tante von Dir ab und auf meine Perſon richten.“

„Der Himmel gebe, daß Dir dies gelinge,“ ſeufzte Emil; „aber ich zweifle. Meine Tante iſt, unter uns geſagt, wirklich verliebt in mich. Ja ich behaupte, daß ſie ſogar in ihrer Leidenſchaft für mich etwas zu weit geht.“

„Wenn Du das fürchteſt,“ entgegnete Paul, „ſo bitte ich Dich, vorſichtig zu ſein.“

„Das bin ich auch; aber Du weißt — meine fatale Gewohnheit, Verſe zu machen. So ließ ich mich verleiten, bei Gelegenheit ihres Namenstages ein Sonett an ſie zu richten. Dieſes Gedicht hat die Frau ganz närriſch gemacht. Seitdem nennt ſie mich ihren Hofdichter. Dies iſt ein Unglück, Paul; bekenne, daß ich zu bedauern bin.“

Paul hatte ſeine Toilette beendet, er brauchte dazu wenig Zeit. Seine Uniform ſaß nicht ſo glatt, ſeine Taille war nicht ſo eingeſchnürt, ſeine Stiefel nicht ſo ſpiegelglatt, wie bei ſeinem Cameraden, aber da er gut gewachſen war, frei und lebhaft ſich bewegte, ſo trug er dennoch den Sieg davon über die zierliche, aber nicht ſo friſche Geſtalt Emils. Als Paul mit ſeinem Anzug fertig war, übernahm er's, den Arbeitstiſch, der in der Mitte der kleinen Stube ſtand, etwas zu ordnen. Es herrſchte darauf ein wildes Durcheinander. Die Gelehrſamkeit hatte dem weltlichen Putz weichen müſſen. Eine koſtbare Ausgabe des Livius, von einem alten einflußreichen Onkel Emilen geſchenkt, befand ſich als Träger einer Pomadenbüchſe, die einen Theil ihres flüſſigen Inhalts ausgeſchüttet hatte, ziemlich übel. Ein Heft voll mathematiſcher Figuren und ſcharfſinniger Beweiſe ſeufzte unter der Laſt dreier Haarbürſten, die ihm rückſichtslos das Rauhe zukehrten. Eine gelehrte Abhandlung über Cavalerieattaken fand ſich mit einem Stecknadelbrief zuſammen, und eine Halsbinde ſchmiegte ihre ſchwarze Atlaswange zärtlich an eine kleine corpulente halliſche Bibel, ein Geſchenk des Onkel Lorenz und von Paul zuerſt aus der Verwirrung gerettet. Das Tintenfaß wurde als unverbeſſerliche Gefahr bringend auf das Fenſterbrett geſetzt, wo es in die Geſellſchaft eines alten invaliden Lichtſchirmes und einer Lichtputze gerieth, die zum Pfropfenzieher mißbraucht wurde. Vom Sopha trug Paul eine Maſſe Bücher und Hefte fort, ſie unter den Tiſch werfend, wo ſie den Waſſerkrug umſtürzten und dieſer eine Ueberſchwemmung veranlaßte. „Himmel! wie ungeſchickt Du biſt!“ ſchrie Emil, aus der Waſſerpfütze hinausſpringend. „Laß es doch bleiben, Ordnung zu ſtiften, es gelingt Dir doch niemals.“

„Wenn ich's nicht thue,“ entgegnete Paul, „wer thut's denn? Du weißt, daß unſer alter Stoffel wieder zu tief ins Glas geguckt hat. Ich mag ihn nicht wecken, er ſchläft ſo ſüß, obgleich ich nicht ganz mit ihm über die Anſicht einverſtanden bin, daß er mein Bette für das ſeinige hält.“

„Ich bin fertig, laß uns gehen. Wir dürfen nicht zu ſpät kommen, zum erſten Tanz bin ich mit meiner Tante engagirt.“

Paul ließ ſich nicht ſtören, ſondern ordnete noch die Bilder an der Wand, von denen er behauptete, daß ſie ſich verſchoben hätten, obgleich Emil verſicherte, ſie hätten nie gerader und regelrechter gehangen. Eigentlich wollte Paul auch nur einen Vorwand haben, ſich gelegentlich wieder einmal recht tief in das Anſchauen ſeiner Mutter zu verſenken, ohne daß man es gewahr würde. Er rückte an den andern Bildern, aber ſein Auge war immer auf dieſes gerichtet. „Sie iſt doch eine ganz gute Frau,“ murmelte er, „und es iſt eine ganz hübſche Sache, daß ich gerade ihr Sohn bin.“

„Aber ſo komm doch!“ rief Emil, auf der Thürſchwelle ſtehend.

Paul ſchnallte ſeinen Säbel um, ſetzte ſein Mützchen aufs eine Ohr, ſtellte das Licht vorſichtig in die Schüſſel auf dem Waſchtiſche, damit Stoffel, wenn es ihm gefiele, endlich einmal aufzuwachen, doch kein dunkles Zimmer habe, und war dann in wenigen Sätzen die Treppe hinab.

Es war Mondſchein, und die Freunde gingen mit klingenden Sporen und mit den Säbeln hier und da das Pflaſter berührend ins nahgelegene Haus des Generals, von wo ihnen bereits die Tanzmuſik entgegen tönte. Als ſie im Saale erſchienen, bemerkte Emil zu ſeiner großen Verwunderung, daß ſeine Tante ſeine Ankunft nicht abgewartet hatte, ſondern ſich ſchon im Arm eines bärtigen, äußerſt widerwärtig ausſehenden Herrn lebhaft herumdrehete. Auch fand ſie es ſpäter nicht der Mühe werth, ihm eine Entſchuldigung zu machen. Paul und ſein Freund hatten das Vergnügen, den ganzen Abend in der Ecke des Tanzſaales zu ſtehen, denn Niemand beachtete ſie. Es war ein unglücklicher Abend für Fähnriche, denn ſehr viele junge Offiziere und ſogar ein Prinz waren da. Paul verſchwor ſich, nie wieder das Haus des Generals zu betreten, und Emil verſicherte, daß ſeine Tante Launen habe, wie keine andere Frau auf der Erde.

Zwei Tage darauf kam eine Einladung zu Mittag. Paul wollte ſie nicht annehmen, allein Emil machte ihm begreiflich, daß eine ſolche Einladung ein Befehl ſei, der, wie jeder andere, Gehorſam heiſche. Paul's Stolz war gekränkt, und er ging in der übelſten Laune hin. Die Tafel war ſervirt und der General ſaß am Fenſter und trommelte auf den Scheiben, vor ihm ſtand ein junger Mann, der etwas Scharfes und Gereiztes in ſeinen Zügen hatte, was aber nicht verhinderte, daß er ein ſchöner Mann genannt werden konnte. Es war der Adjutant des Generals; er wandte ſich langſam nach Paul um, nahm ihn an der Hand und führte ihn vor, ihn dem General vorſtellend. Dieſer trommelte weiter und ſagte, ohne ſich umzuſehen: „Sehr willkommen, mein Lieber; ich kannte Ihren Vater, ein ſpaßhafter Mann, das heißt," und hier lachte der General plötzlich und ſehr heftig, „nicht der Mann war ſpaßhaft, ſondern er machte ergötzliche Späße." Hier wandte er ſich zum Adjutanten und rief dieſem zu: „Der junge Mann könnte glauben, ich lachte über ſeinen Vater, Sie wiſſen, daß ich mir das nicht erlauben würde, Herr von Sell."

„O ich weiß," entgegnete der Adjutant, „Excellenz lachen nie über Ihre Nächſten."

Der General lachte, daß die Fenſterſcheibe zitterte; der Adjutant ſah zugleich ſo furchtbar ernſthaft aus, daß, wer ihn anſah, einen heftigen Schreck bekommen konnte.

„Wird meine Frau zu Tiſche kommen?" fragte der General.

Eine alte corpulente Dame mit einer äußerſt bänderreichen Haube trat vor und verſicherte, daß die Generalin ſich unwohl befinde und nicht die Ehre haben könne.

Der General erhob ſich, nahm ſeinen Platz bei Tafel ein, die Andern ſtanden ſo lange hinter ihren Stühlen, dann ſetzten ſie ſich ebenfalls. „Der junge Menſch ſoll neben mir ſitzen,“ rief der General Paul zu, und dieſer nahm die ehrenvolle Auszeichnung dankbar an. Es herrſchte ein tiefes Schweigen bei Tiſche, das nur unterbrochen wurde, wenn es dem General gefiel, ſich mit ſeinem Adjutanten zu necken, was beſonders gegen Ende der Tafel ſehr oft vorkam. „Haben Sie den Artikel in der Zeitung geleſen, über den Dings da — den Obriſten? — Nun, Sie wiſſen ja, er war ein verdienter alter Offizier aus den Jahren zwölf, dreizehn.“ — „Ich habe den Artikel geleſen, Excellenz.“ — „He? und ſind damit unzufrieden?“ — „Ich finde, daß man viel zu großes Lob dieſem Herrn ertheilt; überhaupt begreife ich dieſe Vergötterung der Armee von damals nicht. Sind wir denn nichts? Iſt die preußiſche Armee von heut' nicht eben ſo gut disciplinirt, nicht eben ſo erleſen, nicht eben ſo tapfer, als jene von 1813, und dann das ewige Lobpreiſen von Heldenthaten, an denen man ſich ſchon ſatt gehört hat. Eure Excellenz werden mir Recht geben, daß Großes, wie damals, heutzutage eben ſo geſchehen kann, wo nicht noch größer.“ Der Adjutant war in ſein Lieblingsthema hineingerathen, es war dieſes: Der preußiſche Offizier von heute iſt ein Gott, während der von 1813 und 14 nur ein gewöhnlicher Menſch war, der ohne höhern Aufſchwung und in einem ziemlich gewöhnlichen Sinne ſeine Pflicht that.

Der General antwortete nicht, ſondern lachte vor ſich hin.

„Ich weiß, daß dieſe Anſicht," fuhr der Adjutant noch röther im Geſicht und mit noch gereizterer Stimme fort, „angegriffen wird und daß man ſie nicht gerne hört, beſonders für jene alten Herren iſt ſie widrig zu hören, die in dem geheimen Schubfach ihres Schreibtiſches noch die Kugel aufbewahren, die einſt in ihren Körper drang, und die dieſe Kugel Söhnen und Enkeln zum ehrfurchtsvollen Kuß hinreichen an den Feſttagen der Familie."

Der General lachte und rief: „Gut geſtichelt! Zum Kuſſe hinreichen! Fahren Sie fort."

„Dieſer ſentimentale Schauſpielprunk," ſprach der Adjutant weiter, „darf uns nicht verblenden. Auf unſere ſtarke und feſte Geſinnung ſtützt ſich recht eigentlich der Staat mit allen ſeinen Intereſſen. Nicht die Schlachten und Kämpfe machen den Krieger, ſondern die Geſinnung, und die iſt im Frieden eben ſo heilig, groß und beachtenswerth, als im Kriege. Sollen wir, Nachgeborne, geringer ſein, weil wir in keinem Kugelregen ſtanden? Wenn uns heut' funfzig, was ſag' ich, hundert der blutigſten Kämpfe bevorſtünden, ſo würden wir in allen ſiegen."

„Das Huhn iſt angebrannt, Babet," ſagte der General zur dicken Dame, die darüber anfing den Kopf zu ſchütteln und dieſes Schütteln bis zu Ende der Tafel fortſetzte.

„Vortrefflich!" ſetzte er hinzu, vor ſich hinlachend, „der Soldat iſt eigentlich für den Frieden, nicht für den Krieg; gute Bemerkung das! Tiefeingehend."

„Und wenn wir die Sache genau betrachten,“ fuhr der Adjutant fort, jetzt roth wie der Kragen ſeiner Uniform, „was iſt's mit dem Heldenmuth jener Tage? Das Glück übernahm damals die Hauptrolle. Wo liegen denn eigentlich die Verdienſte eines Yorck, Gneiſenau, Blücher? Sie ſind preußiſche Männer, ich werde ſie immer in Schutz nehmen gegen jeden fremden Angriff, aber als Preuße und Preußen gegenüber darf man ſich erlauben, es auszuſprechen, daß ſie vornehmlich erſt künftigen Heldenthaten den Weg bahnten.“

Der Diener hinter dem Stuhl des Generals trat vor und meldete, daß der Sergeant Lebrecht im Vorzimmer wartete. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, ihn hereinzulaſſen. Es trat eine ziemlich unſcheinbare Figur ins Zimmer, die eine buntſcheckige Kleidung trug, halb Livree und halb Uniform, geziert mit dem eiſernen Kreuz, das an einem langen Bande faſt auf die Mitte des Leibes hinabhing. Das Geſicht des Alten zeigte auf den erſten Anblick einen Ausdruck von faſt an Blödſinn grenzender Dummheit; ſeine Augen waren weit aufgeriſſen und gläſern, ſeine Naſe roth, geſchwollen und triefend. Betrachtete man jedoch genauer dieſe nichts weniger als anmuthigen Züge, ſo leuchtete etwas von Spott und Geiſt drüberhin, etwa wie ein trübes Irrlichtfeuer über einen Sumpf. Er ſah mit ſeinen glotzenden Augen die Geſellſchaft an und blieb dann, die Blicke geſenkt, an der Thüre ſtehen. Während dieſes kurzen Blickes hatte er bemerkt, daß zwei Perſonen ſeine Gegenwart ſehr zuwider war, dem Adjutanten und der Madame Babet. Den Erſtern erzürnte es, daß, während er über die bedeutendſten Gegenſtände auf die bedeutendſte Weiſe ſprach und ſich dabei auf ungewöhnliche Weiſe erhitzte, man einen gemeinen Spaßmacher einließ, der gleichſam beſtimmt ſchien, ihn abzulöſen; der Frau Babet war der alte Invalide zuwider, weil der Abhub der Speiſen, über die ſie bereits anderweitig verfügt hatte, jetzt dieſem ungebetenen Gaſte zufiel. Aber der General machte das Uebelwollen der Andern gut, indem er ſeinen Liebling mit beſonderer Gnade und Freundlichkeit empfing.

„Nun, Lebrecht,“ rief er, „was giebt's Neues?“

„Excellenz, diesmal wieder nichts,“ entgegnete der Alte, indem er ſich bemühte, über die großen, ſtarren, runden Augen die Augenlider zu ſchließen.

„Haſt Du nicht wieder etwas geträumt?“ fragte der General, und ſich zu Paul wendend ſetzte er hinzu: „Er hat ſo merkwürdige Träume! höchſt merkwürdige Träume! Hören Sie nur.“

„Excellenz, mir träumte, wir bekämen Krieg.“

„Ei, mit wem?“

„Mit den Chineſen. Die Unſerigen ſtürmten die große chineſiſche Mauer, fingen richtig den Großkaiſer von China, brachten ihn hierher nach Berlin, wo wir ihn in der Kleinkinderbewahranſtalt feſtſetzten. Ich wollte noch weiter träumen, aber die Cenſur verbot es.“

Der General lachte und forderte den Alten zu immer neuen Späßen auf. Der Adjutant ſprach kein Wort mehr, ſeitdem der Invalide eingetreten war. Die Mittagstafel wurde aufgehoben; der General ſtellte ſich ans Fenſter, ſchlürfte den Kaffee, ließ Lebrecht in ſeine Nähe treten und ergötzte ſich an den Bemerkungen, die dieſer leiſe und immer in ſeiner trockenen Weiſe über die Vorübergehenden machte. Der Adjutant ſprach einige Worte mit Frau Babet und beurlaubte ſich dann. Auch Paul und ſein Freund wollten gehen, als das Kammermädchen auf der Treppe ſie auffing und ſie zur gnädigen Frau hinaufbeſchied.

„Gieb Acht,“ murmelte Emil; „meiner Tante ſchlägt das Gewiſſen, und ſie will jetzt Alles bei mir wieder gut machen, aber Du ſollſt ſehen, wie ich ſie behandele. Den Frauen darf man nichts hingehen laſſen.“

Sie traten ein, die Generalin, eine ſchöne, wohlbeleibte Dame von dreißig Jahren, lag auf einer Couchette, die in eine dunkle Ecke des Zimmers gerückt war. Um ſie herum ſaßen drei Damen, von demſelben Alter ungefähr, mit Tapiſſeriearbeit beſchäftigt. Das Zimmer war mit Eleganz und Bequemlichkeit eingerichtet; weiche Teppiche bedeckten den Fußboden. Als die beiden Jünglinge eintraten, bellte das Hündchen der Damen, wurde aber bald zum Schweigen gebracht. Emil ſtellte ſeinen Cameraden vor, und die Damen begannen ſogleich eine Menge Fragen an ihn zu richten. Paul, der nicht wußte, welcher er zuerſt antworten ſollte, antwortete Keiner, bis endlich Alle ſchwiegen und die Generalin fragte, wie es ihm in Berlin gefalle. Paul antwortete hierauf freimüthig; er tadelte Alles, aber heiter und muthwillig, und dieſe Art ſchien den Damen ſehr zu gefallen. Sie lachten und forderten ihn immer von Neuem auf, zu ſagen, was ihm mißfalle, oder was er thöricht und lächerlich finde.

Paul blickte während einer Pauſe des Geſprächs auf eine Guitarre, die über einem kleinen Notenpult hing; ſogleich fragte ihn die Generalin, ob er dieſes Inſtrument ſpiele. „Nein,“ erwiderte Paul, „aber ich möchte es.“ — „So will ich Ihre Lehrmeiſterin ſein. Zeigen Sie mir Ihre Hände her, ich will ſehen, ob es ſolche ſind, die fähig ſind, das Inſtrument überhaupt ſpielen zu können.“ Paul wies ſeine Hände; ſie waren durchaus nicht klein, auch nicht weiß und geſchont, denn unſer Freund hatte als ein halber Bauer bis jetzt gelebt, aber ſie waren doch zierlich gebaut. Die ſchöne Frau behielt ſie lange in den ihrigen, unter dem Vorwand, ſie zu prüfen, dann gab ſie ſie frei und ſagte lächelnd, indem ſie ſich in ihre Sophakiſſen zurückwarf: „Auf dieſe Hände hin will ich's wagen.“ Paul mußte jetzt ſeine Hände allen übrigen Damen zeigen, und die Eine hatte bald dies, die Andere jenes auszuſetzen. Als Paul aufſah, trafen ſeine Blicke auf die der Generalin, die ſie aufmerkſam und ohne die mindeſte Befangenheit auf ihm ruhen ließ. Es war eine außerordentliche Sicherheit in den Mienen, Worten und Bewegungen dieſer großen, ſchönen Frau.

Nach einer Weile empfahlen ſich die Freunde, und die Generalin machte Paul bekannt, um welche Zeit er wiederkommen dürfe. Unſer Held war entzückt, die Schönheit der jungen Frau, die Aufmerkſamkeit, die ſie ihm bewieſen hatte, und — ein Umſtand, der ſich ihm nicht als der letzte aufdrängte, die hübſchen kleinen Hände, die er geprüft hatte, während ſie die ſeinigen prüfte — alles das erweckte in ihm ein ganz neues Gefühl von weltlichen höhern und begeiſterndern Verhältniſſen, als er ſie bis jetzt zu koſten Gelegenheit gehabt. Er verbarg jedoch ſeine Freude dem armen Emil, den ſeine Tante heute arg mißhandelt hatte.

„Ich bin überzeugt,“ ſagte der junge Fähnrich, „daß ſie den Platz im dunkeln Winkel nur deshalb wählte, um mir zu verbergen, wie viel Kummer das Zerwürfniß zwiſchen uns ihr verurſacht; aber Frauen wollen nie ein beſchämendes Geſtändniß thun, deshalb zog ſie's vor, heute kein Wort an mich zu richten, weil ſie fürchtete, ihre Aufregung zu verrathen.“ — „O, die Weiber!“ rief Paul.

„Ja, die Weiber,“ ſtöhnte Emil. „Aber wie fandeſt Du die Haushaltung meines Onkels?“

„Ganz nach meinem Geſchmacke. Er ſcheint ein Mann zu ſein, der gern ſeine Freude an Allem hat, und dem die ganze Welt verkehrt und toll erſcheint. Gerade ſo mein auch ich's. Der Adjutant iſt ein wunderlicher Heiliger, dem ich's gönne, daß ihn der General verſpottet. Man muß dieſe beiden Leutchen nur noch ärger an einander bringen.“

„Nimm Dich in Acht!" rief Emil.

„Laß mich nur machen," entgegnete Paul lachend.

Neuntes Capitel.

Paul wird der Liebling des Generals und nimmt nebenbei Muſikſtunden bei der Generalin.

Ein Monat war vergangen, als der General wiederum Fähnriche zu Mittag „beordern" ließ. Lebrecht wurde nach der Tafel, wie gewöhnlich, hereingerufen und trat diesmal mit einer ganz beſonders liſtigen Miene auf. „Lebrecht, was haſt Du geträumt?" fragte der General.

„Excellenz, diesmal etwas ganz Beſonderes."

„Und was denn?'

„Denken, Excellenz; ich kam in den Himmel. Es war ein großer Saal, ſehr ſchön tapeziert, darin ſaßen und gingen und ſtanden allerlei Herren, die ich nicht kannte. Wie ich mich ganz beſcheiden und verlegen herumdrücke, kommt ein junger Lieutenant hinein, gar ſtolz und unbefangen."

Der General wurde aufmerkſam und blickte den Erzähler ſcharf an, indem er fragte: „Hatte der Lieutenant mit irgend Einem, den Du kennſt, Aehnlichkeit?"

„Da er die Naſe ſo hoch trug, konnte ich ihn wirklich nicht erkennen," entgegnete der Invalide; „aber es war ein hübſcher, ſtolzer junger Herr, dem die Uniform vortrefflich auf dem Leibe ſaß, und der den ſchönſten Bart von der Welt hatte. Dieſer Lieutenant machte die Tour im Himmelsſaal gerade mit der Leichtigkeit, als wäre er in einem irdiſchen Tanzſaale geweſen. ‘Wer ſind Sie?’ fragte er einen alten Herrn mit Degen und Federhut. ‘Ich bin der General Scharnhorſt,’ erwiderte dieſer. ‘Ah,’ ſagte der junge Offizier mit ſehr viel Grazie; ‘es iſt mir lieb, Sie zu ſehen. Sie ſind nicht ganz ohne Verdienſte; wir haben Ihre Statue in Berlin auf dem großen Opernplatz.’ Der General verbeugte ſich und der Offizier ging weiter, bis er wieder auf einen Mann ſtieß, der hohe militäriſche Ehrenzeichen trug, dabei aber ſehr beſcheiden in einer Ecke des Saals ſtand. ‘Mit wem hab’ ich die Ehre?’ fragte der Lieutenant ‘Ich bin der General Gneiſenau.’ — ‘Ah ſo! ganz Recht! Ich beſinne mich, Ihren Namen gehört zu haben!’ entgegnete raſch der Fragende. ‘Sie haben nicht übel gefochten; aus Ihnen hätte etwas werden können! Auf Ehre, ich freue mich, Sie zu ſehen.’ Damit ging er leichtfüßig weiter. Da ſtand ein Mann mit einem ungeheueren Schnurrbart, der ihm wie eine Wolke ins Geſicht hing; dabei hatte der Mann Augen, die wunderſam feurig rollten. Nun die alte Frage: ‘Wer ſind Sie?’ — ‘Blücher!’ — ‘So! Freut mich! O Sie haben Ihre Verdienſte! Auf Ehre, die haben Sie! Es wird Niemand leugnen, daß Sie gleichſam ein großer Mann ſind.’ — Blücher antwortete nichts, denn er liebte im Himmel das unnütze Sprechen ſo wenig, wie er es auf Erden geliebt. Der junge Herr ging weiter und geradezu auf einen alten Herrn in Generalsuniform los, der an einem Tiſche, abgeſondert von allen Andern, ſaß und in einem großen Buche las, deſſen Blätter, wenn er ſie umſchlug, ein wunderbares Rauſchen durch den ganzen weiten Saal verbreiteten. Der Lieutenant trat kecklich auf ihn zu und wiederholte ſeine Frage. Da erhob ſich der alte Herr in der Generalsuniform und entgegnete: ‘Ich bin Gottvater!’ Da wich der Lieutenant zurück und verſtummte. Ich hab' nicht geſehen, wie er aus dem Himmelsſaal wieder hinauskam, vermuthe aber, daß es nicht auf die langſamſte Weiſe geſchehen iſt."

Der General brach in ein weitſchallendes, erſchütterndes Lachen aus, als Lebrecht ſchloß, und alle Tiſchgenoſſen ſahen den Adjutanten an, der dem Chamäleon das Talent, die Farben zu wechſeln, abgeborgt zu haben ſchien, wenigſtens machte er es möglich, im Verlauf der Erzählung vom dunkelſten Roth in die fahlſte und ſchaalſte Bläſſe überzugehen. Er war eben im Begriff wieder ins Rothe zurückkehren, als der General rief: „Man gebe dem alten Lebrecht für dieſen Traum eine Flaſche Wein und eine gute Mahlzeit."

„Excellenz," hob der Adjutant an, „ich habe Urſache zu glauben, daß der Alte dieſen Traum nicht ſelbſt erfunden hat. Die Productionen ſeiner Phantaſie, wie wir neulich gehört haben, ſind ganz anderer und weit matterer Natur."

„Lebrecht," fragte der General, „haſt Du Dir von Jemand vorträumen laſſen?"

„Bei Seel' und Seligkeit nicht, Herr General," rief der alte Invalide. „Ich werde auch ſo einen ſchlechten ſpitzbübiſchen Traumhandel treiben! Was denken Excellenz von mir?"

„Und ich ſage, daß Du lügſt!" rief der Adjutant, ſich vergeſſend. „Ich werde den, der Dir dieſe Erfindung eingeblaſen hat, ſchon zu finden und zu beſtrafen wiſſen."

„Mäßigen Sie Sich," rief der General; „das Ganze iſt nur ein Scherz."

„Ich weiß, worauf dieſer Scherz zielt," entgegnete der Gereizte. Er ſtand auf, beurlaubte ſich beim General und verließ das Zimmer.

Die Geſellſchaft blieb in einiger Verſtimmung zurück, ausgenommen der General, der fortwährend in ſich hineinlachte und ſich ein Glas Wein nach dem andern einſchenkte. Nach Tiſche brachte er den Invaliden wieder in die Fenſterniſche, und dort mußte der Alte beichten.

Paul's Name, als des Schöpfers des tragikomiſchen Traumes, wurde genannt. Der General äußerte gegen unſern Helden nichts, aber von dieſem Tage an war er ſein entſchiedener Liebling. Die Spottſucht und der Uebermuth Paul's ergingen ſich im Hauſe des Generals frei und ungehindert, und die nächſte Folge hiervon war, daß der Adjutant, den wahren Zuſammenhang der Sache ahnend, einen tödtlichen Haß auf Paul warf.

Während dieſer ſich die Gunſt des Generals immer mehr durch ähnliche Träume, die er Lebrecht träumen ließ, errang, feſſelte er auch die Aufmerkſamkeit der Generalin. Die kecke jugendliche Friſche ſeiner derben Natur, die Gabe der Schmeichelei und des Spottes, die er abwechſelnd anwendete, machten auf dieſe Dame eine eigenthümliche Wirkung. Die Muſikſtunden nahmen bald den Anſtrich kleiner leidenſchaftlicher Auftritte, bei denen Paul ſich ſehr ungeſchickt benahm. Eines Tages kam er etwas ſpäter, als ſeine Zeit war, und fand die Generalin auf ihrem Sopha ſitzend und in der Dämmerung ihren Träumereien nachhängend. Ohne dazu aufgefordert zu ſein, nahm er Platz an ihrer Seite.

„Setzen Sie Sich dort auf jenen Stuhl," ſagte die Dame in einem etwas verweiſenden Tone.

„Weshalb?"

„Sie ſind mir zu nah. Wenn man Guitarre ſpielen will, muß man die Arme frei haben."

„Aber ich will nicht Guitarre ſpielen."

„Nicht? Nun ſo ſetzen Sie Sich dennoch dorthin auf den Stuhl." — Paul blieb ſitzen, und die Generalin ſagte nach einer Pauſe: „Ich muß an Ihrer Erziehung arbeiten; ſo erfahren Sie denn, daß es nicht ſchicklich iſt, ſich neben eine Dame aufs Sopha zu ſetzen, ohne dazu aufgefordert zu ſein."

Paul verließ, ohne etwas zu erwidern, ſeinen Platz und nahm den Stuhl ein. Dort ſaß er, ſprach kein Wort und war, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen konnte, in höchſt übler Laune, ſo daß die Generalin, durch ſeinen Gehorſam bezwungen, ihm erlaubte, wieder auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er kam, faßte ihre Hand, küßte ſie und rief: „Möchte nun Niemand kommen, uns zu ſtören. Ich bin ſo gern allein mit Ihnen.“

„Mit mir? Und weßhalb?“

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau. Vielleicht wiſſen Sie es.“

„Ich? Wie kommen Sie darauf?“

„Sehr natürlich. Eine ſchöne Frau wird immer wiſſen, warum man mit ihr gern allein ſein will. Nicht wahr? So denk' ich wenigſtens. Hab' ich Recht?“

Die Generalin ſchwieg.

„Hab' ich Recht? ſagen Sie!“

„Sie haben Ihre Halsbinde heute wieder ſehr unordentlich umgeknüpft.“

„Ach binden Sie ſie neu.“ — Die Halsbinde wurde abgenommen und neu angelegt, bei welcher Gelegenheit die beſchäftigten Hände der Generalin von Paul geküßt wurden. „Da Sie einmal mit meiner Perſon Sich abgeben,“ rief er, „ſo betrachten Sie meine Hände, ich bitte. Finden Sie, daß die Nägel jetzt die rechte Façon haben, daß ſie lang genug ſind?“

„Uebermäßig. Das ſind wahre Vögelkrallen.“

„Nun gut, vor einer Woche waren ſie wieder zu kurz.

Man kann es Ihnen nie recht machen. Apropos! Lieben Sie Ihren Herrn Gemahl?“

„Das iſt eine Frage, die Ihnen nicht zuſteht.“

„Nicht? So will ich ſie anders drehn. Liebt Ihr Herr Gemahl Sie?“

„Ich glaub' es.“

„Ich glaub' es nicht.“

„Wie, Paul?“

„Und wiſſen Sie warum? Er iſt alt und Sie ſind jung, Er liebt die Flaſche und Sie lieben nicht die Flaſche.“

Die Generalin lachte: „In der That, haben Sie das herausgebracht?“

„Wirklich, Excellenz. Ich verſtehe noch nicht, den Damen Complimente zu ſagen.“

„Ich zürne Ihnen darum nicht. Sie ſind noch unverdorben, das iſt ein großer Gewinn für Sie.“

„Den ich aber nicht mag. Ich bitte Sie, verderben Sie mich.“ Dieſe Worte wurden in vollem Ernſt und mit der trotzigen Naivetät der Unſchuld ausgeſprochen.

Die Generalin hielt das Schnupftuch vor den Mund, doch konnte ſie ſich nicht verſagen, in die dunkeln Augen des Jünglings zu ſchauen, der ſeine ſtürmiſche Bitte wiederholte. „Ich bitte, verderben Sie mich.“

Die Generalin ſtand auf und ging lachend einige Schritte im Zimmer herum, dann ſetzte ſie ſich wieder und ſagte: „Sie ſind ein Kind; laſſen Sie uns von ernſthaften Dingen ſprechen. Haben Sie die Beſuche ſchon gemacht, auf die Ihre mitgebrachten Briefe deuten?"

„Nein."

„Und weshalb?"

„Bekanntſchaften, Jugendfreundſchaften meiner Mutter," rief Paul; „Sie können Sich denken, was das für alte Weſen ſind. Ich werde in ſteife, ceremonielle Geſellſchaften gerathen, in denen ich abgeſchmackte Redensarten wechſeln muß, und das Alles fliehe ich wie die Peſt."

„Ein junger Mann muß ſich aber bilden."

„Wollen Sie mir einen Kuß geben?"

„Paul! Sie ſind von einer unbegreiflichen Kindheit. Hab' ich denn eben von Küſſen geſprochen?"

„Nein, aber ich habe daran gedacht, wie ich in der Dunkelheit Ihren ſchönen Mund ſich bewegen ſah; wie die weißen Zähne räthſelhaft durch die Nacht blitzten, gleich kleinen Sternen, die hinter Wolken hervor ſich ſtehlen und keinen rechten Muth haben, ganz und in ihrer vollen Schönheit herauszutreten. Sehen Sie, jetzt lachen Sie." —

„Ziehen Sie die Klingelſchnur, daß man Licht bringe."

„Daß ich ein Narr wäre. Ich ſitze ſehr gern in der Dunkelheit. Mir fehlt gar nichts; ich befinde mich vollkommen wohl."

„Thun Sie, was ich Ihnen aufgetragen, oder Sie machen mich ernſtlich böſe."

Paul ſtand gehorſam auf, zog die Klingel, und es kam

Licht. Er ſetzte ſich jetzt, immer die Blicke auf die Generalin gerichtet, und ſang die zwei, drei Lieder ab, die er wußte, das letztere, ein Liebeslied, ſang er ſehr zärtlich und zugleich ſehr falſch. Zum erſtenmal verbeſſerte ihn ſeine Lehrerin nicht, ſie war beſchäftigt, ſeine Blicke zu erwiedern. Paul warf die Guitarre weg, ſtürzte zu ihren Füßen und drückte Stirn und Wangen an ihre Kniee. In dieſem Augenblicke trat Madame Babet herein, einen Damenbeſuch anmeldend. Paul wollte zur Thür hinausfahren, als die Generalin ihn zurückhielt, ihm ernſthaft zurufend: „Bleiben Sie; es ſchickt ſich nicht, ſo davonzulaufen.“ Paul blieb, aber ſeine warmen Wangen waren mit einer dunkeln Röthe übergoſſen, die Schaam, Zorn und Verwirrung hinaufbeſchworen hatten. Die Generalin ergötzte ſich unbefangen an ſeinen Qualen; endlich erlaubte ſie ihm, ſich zu entfernen. „Ich werde ſie nie wieder ſehen!“ rief er, auf der Straße angelangt, und — am andern Tage befand er ſich wieder an der Thür zum Cabinet der Generalin.

Eines Tages fand er auf dem Schreibtiſch der Generalin folgendes angefangene Briefchen an eine Freundin: „Ich befinde mich wohl; ich habe mir ein neues Schooshündchen erwählt, einen jungen originellen Menſchen, der die Protection eines Mannes nachſucht. Er hat die ſchönſten Zähne von der Welt.“ —

Paul legte das Blatt wieder hin, denn die Generalin trat in dieſem Augenblick herein. „Wie ſonderbar,“ ſagte er bei ſich, „ſie nennt mich ein Schooßhündchen und findet nichts an mir zu loben, als meine Zähne, und ich glaubte ihr Herz erobert zu haben; ich fürchtete jeden Augenblick eine Ausforderung von dem General zu erhalten. Wahrlich, entweder ich bin ſehr kindiſch eitel, oder die Frauen ſind ſämmtlich Geſchöpfe ſehr gewöhnlicher Art.“ Da er das Erſte nicht zugeben wollte, nahm er das Letztere für wahr an und behandelte die Generalin von der Zeit an ſehr wegwerfend und hochmüthig, eine Veränderung, die die Dame gar nicht zu gewahren ſchien. Sie hatte, da Paul ihr Intereſſe erſchöpft haben mochte, ſich ein neues „Schooßhündchen“ verſchafft, und die Muſikſtunden hatten ein Ende.

Emil, da er ſah, daß ſein Freund nicht glücklicher war, als er ſelbſt, tröſtete ſich und fertigte ein ſehr langes, wohlgelungenes Gedicht in elegiſchem Versmaße.

Paul ſagte lachend: „Das ſind die Leiden und Freuden der Fähnrichsexiſtenz.“

Zehntes Capitel.

Paul wird Offizier und hält ſeinen Einzug in den Bayard-Club. Statuten dieſes Clubs.

Zwei Jahre waren vergangen, unſere Freunde zählten jetzt achtzehn Jahre und bereiteten ſich vor, den Grad eines Offiziers zu erreichen. Sie ſaßen und ſtudirten aufs Eifrigſte. Die böſe Stunde fand ſie gerüſtet, und der Soldat-Student und der Soldat-Poet erhielten beide ihre Patente. Paul hatte ſich ein Regiment Garde-Cüraſſire ausgewählt, und der junge achtzehnjährige Lieutenant machte eine ganz ſtattliche Figur. Emil blieb blaß und ſchmächtig, ſeine Uniform war nicht glänzend; Mann und Kleid waren im vollſtändigen Einklange. Als Paul eben ſein weißes Collet anpaßte und den blanken Cüraß umſchnallen wollte, brachte man ihm einen ſchwarzgeſiegelten Brief vom Rittmeiſter, in welchem dieſer den Tod von Paul's Vater meldete. „Die nähern Umſtände dieſes traurigen Falls, der Schloß Brunswick erſchütterte, wirſt Du von Deinem Oheim, dem Herrn von Polter, erfahren, der nach Berlin reiſt;" ſo ſchloß der Brief.

Paul's Händen entfielen die glänzenden Waffenſtücke, er faltete das Schreiben zuſammen und blickte ſtarr und unbeweglich deſſen ſchwarzes Siegel an. — „Mein Alter iſt todt!" ſagte er endlich zu Emil, der ihn fragend anblickte.

„Todt? — Ach, mein Freund, unſere Väter müſſen ſterben, um uns Platz zu machen. Unſer iſt die Welt! der Jugend gehört ſie! Laß Dich das tröſten."

„Es war ein guter Vater und ich hab' ihm Kummer gemacht."

„Das haben wir Alle unſern Vätern. Der meinige pflegte ſtets zu ſagen, daß ich ein verlorener Sohn ſei, und dies ſagte er nur, weil er wußte, daß ich ihm nie verloren gehen würde.“

Paul's Blicke fielen auf das Bild ſeiner Mutter und ſeine Miene voll Troſt und Beruhigung ſchien zu ſagen: „Sie iſt mir geblieben.“ Er legte die glänzende Uniform ab, und ging in ſchwarzer Kleidung zu ſeiner Tante, die bereits nach ihm geſchickt hatte. Er fand ſie im erſten Stocke eines Hotels prachtvoll eingerichtet. Sie kam ihm mit einem ſchwarzen, lang nachſchleppenden Flor entgegen, der ihre kleine bucklichte Geſtalt in ſchwarzen Wellen umflog und ihr das Anſehen einer Fee gab, die eben ihren Drachenwagen verlaſſen hat. Herr v. Volter ſaß an einem Tiſchchen und verzehrte ein ungeheures Auſternfrühſtück.

„Lieber Paul,“ ſagte die kleine Tante, indem ſie die volle, jetzt ſchon etwas bräunlich geröthete Wange ihres Lieblings ſtreichelte, „es freut mich, Dich ſo kräftig und ausgebildet wiederzufinden. In der That iſt Deine Stellung im Leben jetzt eine bedeutend andere. Dein Vater hat, was wir Alle nicht gewußt haben, hübſche Summen bei Seite gelegt, auch an den Schulden unſeres Stammſchloſſes immer im Geheimen abgetragen, ſo daß Du Dich jetzt als einen reichen Erben anſehen kannſt, wie's wenige im Lande giebt. Mein Mann — lieber Freund, endigen Sie doch endlich einmal Ihren Auſternſchmaus — wird Dir die Papiere und Rechnungen vorlegen. Er iſt zu Deinem Vormund ernannt, auf die kurze Friſt bis zu Deiner Großjährigkeit. — Alfred, liebſter Alfred, kommen Sie doch endlich von Ihren Auſtern weg!

Hier iſt Paul — Sie haben ihn noch nicht begrüßt — In der That, das finde ich nicht ganz freundlich!"

Herr von Polter erhob ſich auf dieſe Aufforderungen ſeiner Dame ſchwerfällig vom Tiſch und reichte Paul die Wange hin, indem er zugleich ſeine Arme um den Nacken des Jünglings ſchlang. „Willkommen, lieber Freund! Willkommen! Meine Frau hat Ihnen noch nicht Alles geſagt; lieber Engel, Du haſt unſerm Vetter noch nicht geſagt, daß er auch die beiden Oheime in's Haus ſchlachtet: denn weder Anton noch Lorenz werden heirathen. Dafür leiſte ich Bürgſchaft."

„Es iſt wahr," ſagte die Tante, „die beiden Brüder beerbſt Du ebenfalls."

„Er wird koloſſal reich!" rief Herr von Polter und knöpfte ſich ein paar Knöpfe der Weſte auf. „Puh!"

Paul hatte in dieſem Augenblick nur ſeinen todten Vater vor Augen. „Wo lag die Leiche?" fragte er.

„Im großen Saal," entgegnete die Tante. „Die ſechs Candelaber, die, wie Du weißt, auf dem Boden hinter dem großen Schornſtein ſtanden, und ſeit dem Tode Deines Aeltervaters — denn Dein Großvater hatte ſich die Candelaber ausdrücklich verbeten — nicht gebraucht worden, ſtanden um den Sarg. Ich und Deine gute Mutter flochten Kränze aus weißen Roſen. Ich zerſtörte meinen Brautkranz, denn es fehlte an weißen Roſen."

„Ja, mein Engel, das hätten Sie doch nicht thun ſollen," bemerkte Herr von Polter. „Was fängt der alte Mann mit den weißen Roſen im Himmel an? Ich ſeh' nicht ein, wozu's ihm nutzen ſoll.“

Die Tante fuhr fort: „Der Amtmann, der Verwalter, der Gerichtsvogt, der Schloßintendant, der Schulmeiſter und der Küſter trugen ihn zu Grabe, in die Familiengruft. Mehrere Edelleute, da eben große Jagd in der Nähe war, kamen zum Trauergeleite, und ſelbſt der Adelsmarſchall der Provinz hatte ſeine Kutſche und ſeine Livree geſendet. Man ſang das Lied: „Nun, Herr, läßt Du Deinen Knecht in Frieden fahren!“

„Ich muß Ihnen ſagen, liebſte Amelie,“ hub Herr von Polter an, die Uhr hervorziehend, „daß es die höchſte Zeit iſt, in's Atelier zu fahren. Wollen Sie uns begleiten, Vetter? Wir wollen uns daguerreotypiren laſſen.“

„Alfred,“ ſagte die Tante, „wie können Sie die Augenblicke, die ich dem Schmerze meiner Familie weihe, wo ich mit dem Erben des Namens und der Verdienſte eines theuern Bruders ſpreche, ſo grauſam ſtören?“

„Als er noch lebte,“ murrte der Geſcholtene, „haben Sie Sich nie mit ihm vertragen können.“

Paul begleitete ſeine Tante, als ſie ging, ihren Mantel umzulegen. Hier ſchloß er ſie in ſeine Arme, ſeine Thränen befeuchteten ihre Wange und das einſtmalige kleine magere Fräulein ſchloß ſich mit großer Innigkeit an den ſchönen, ſtolzen, kräftigen Jüngling, den ſie einſt ihren Schüler nannte.

Als Paul ſich beim General meldete, fand er dieſen alten Herrn in einer ungewöhlich ernſten Stimmung. „Junger Mann," ſagte er, Paul's Hand erfaſſend, „Sie ſind jetzt Offizier, Sie treten ein in die Reihen eines glänzenden und heldenmüthigen Heers. Sie haben mir mit einem für Ihr Alter ſeltenen Scharfblick gezeigt, welch' ein Makel der Soldateska unſerer Tage anklebt. Wir ſtehen faſt wieder da, wo wir 1806 ſtanden, als die Zeit der Prüfung herankam und uns unvorbereitet fand. Der lange Friede hat uns übermüthig gemacht, der Krieg wird uns wieder demüthig machen; denn aus der Demuth, beim Soldaten wie bei jedem Andern, wächſt das Große. Dann, mein Freund, ein väterlicher Rath: Sie lieben den Spott, geben Sie ihm nicht Raum. Ich kann Ihnen aus Erfahrung verſichern, daß er nicht gut thut. Ein Soldat beſonders ſoll ſich des Spotts enthalten, denn ſeine ganze Stärke beſteht im Einverſtändniß mit dem Ganzen; der Spott jedoch iſolirt." Als er dies geſagt hatte, brach er wieder in ſein gewohntes Gelächter aus, ſo daß Paul ihn aufmerkſam anblickte und an ſeinen Worten irre wurde. Er jedoch ſchüttelte nochmals Paul's Hand und entließ ihn. Paul ließ ſich bei der Generalin melden; ſie nahm ihn nicht an; „Der Schooßhund iſt zu groß geworden," murmelte Paul, indem er von der Treppe niederſtieg.

Nichts verräth ſich leichter in der Welt, als das Daſein des Goldes; Jeder beeilt ſich, ſeinem Nachbar die Anzeige zu machen; Freund und Feind vereinigen ſich, um eine ſo willkommene Botſchaft ſo weit als möglich auszubreiten. Eine ſchöne That zu verbergen, genügt der durchſichtigſte Schleier, das Blinken des dämoniſchen Metalls zu verdecken, ſind alle Hüllen der Welt, und die Welt zählt bekanntlich ſehr viele und ſehr dichte, nicht zureichend. So erfuhr die große Stadt bald, daß ein reicher junger Erbe in ihren Mauern weilte, vor allen Dingen erfuhren es jene vornehmen Kreiſe, die auf Namen und Reichthümer Jagd machen, denen der Menſch nichts, und ſeine Hülle Alles iſt, die in dieſem Augenblicke vor der Tugend anbetend niederknieen, weil ſie ein Ordensſtern ziert, und in jenem Moment ihr höhnend in's Geſicht ſchlagen, weil ſie dieſen Ordensſtern verloren hat. In dieſen Kreiſen ward Paul's Empfang mit Jubel vorbereitet. Der Name des Barons von Brunswick lag offen hingelegt in den Boudoirs eleganter Frauen, auf dem Schreibtiſch angeſehener Männer; man verſteckte dieſe kleine Karte nicht, denn man hatte mit dem Träger dieſes Namens Großes im Sinne.

Herodot erzählt von einer Abtheilung der Prieſterkaſte der alten Aegyptier, die ſich einen kleinen ſchwarzen Fleck auf die Wange malten, um dadurch anzuzeigen, daß ſie eines nähern Umgangs mit den Göttern gewürdigt ſeien. Dieſer kleine ſchwarze Fleck iſt das Abzeichen unſerer Ariſtokratie. Wenn der Nil austrat und die Verwüſtungen anrichtete, ſo hatten die Schwarzbefleckten das Vorrecht, ſich und ihr Eigenthum zuerſt in Sicherheit zu bringen, und wenn bei uns im Volke Elend und Noth einbricht, ſo haben unſere Schwarzbefleckten das Vorrecht, davon keine Kenntniß nehmen zu dürfen. Dies war lange nicht ſo ſchlimm, als der Adel, wenn auch nicht ganz dazu berufen, den erſten Platz einnahm, wie es jetzt iſt, wo die Rohheit in Gold gekleidet ſich als Ariſtokratie breit macht. Jetzt iſt der kleine ſchwarze Fleck von der giftigſten Natur; dies kann man bei jedem Austreten des Nils bemerken. Uebrigens iſt dies eine Bemerkung, die wir Herodot zu Liebe hier eingeſchaltet haben. Man muß auch manchesmal den Alten eine Gefälligkeit erzeigen.

Die erſte That unſeres jungen Helden in ſeinem neuen glorreichen Wirkungskreiſe war, daß er großmüthig eine Herausforderung annahm, die der Adjutant des Generals ihm zukommen ließ, als er zur Gewißheit gekommen war, daß jene Traumgeſchichte eine Erfindung Paul's war. Da es in einer großen Stadt ohne Politik und öffentliche Meinung immer eine große Anzahl Leute giebt, die die Langeweile plagt, ſo machte dieſes Duell, das ſo gefahrlos ablief, als nur je eine Angelegenheit beendet ward, in der man Waffen braucht, doch großes Aufſehen, und der junge Mann in der Mode ſtieg ſchnell noch eine Staffel höher in der Aufmerkſamkeit und Gunſt der Geſellſchaft. Herr von Sell hatte eine Dame aus den höhern Kreiſen zur „Beobachterin“ (denn Freundin oder gar Geliebte würde in einer Zeit, die ſo discret und tugendhaft iſt, einen gehäſſigen Nebenbegriff hervorrufen). Dieſe Beobachterin fiel in Ohnmacht, und da ſie dies unglücklicherweiſe in Gegenwart zweier Freundinnen that, die ihrerſeits ſchon lange dieſe Beobachterin beobachteten, ſo ging ein leiſes Murmeln in die Geſellſchaft über, und Paul wurde zum Mörder eines hochbegabten, himmliſchreinen Engels gemacht. Unſere Zeit iſt ſo heuchleriſch; die alte Ariſtokratie hatte ihre Liebſchaften; ſie ging mit großem Muthwillen und großer Heiterkeit in allerlei verwickelte Verhältniſſe ein, und kam darin um; wir ſind ſo vorſichtig, wir machen ſo kleine Schritte und fallen dennoch. Zum Glück erhohlte ſich der reine Engel wieder und entſchloß ſich, zu aller Welt Freude, weiter zu leben, ein Umſtand, den Niemand für möglich gehalten hätte. Sie ging noch weiter, und behauptete, ſie wolle „den Reſt ihrer Tage" (ein Ausdruck, der ihren Freundinnen Thränen ablockte) dazu anwenden, für die armen Negerkinder Kleidungsſtücke zu machen.

Die angeſehenern und reichern Offiziere hielten zuſammen und tauſchten mit einander ihre Börſen, ihre Liebſchaften und ihre Reitpferde. Der engſte Ausſchuß dieſer Excluſiven beſtand aus etwa dreißig jungen Herren, die ſich die Ritter ohne Furcht und Tadel nannten und den Bayard-Club bildeten. Paul wurde fürs Erſte als Ehrenmitglied aufgenommen. Man theilte ihm am Abend ſeines Eintritts ein kleines, grün eingebundenes Buch mit, deſſen Blätter etwas vergriffen waren, und das eine Anzahl unſchätzbarer

Notizen enthielt. Die hiſtoriſche Abtheilung führte die Namen berühmter Ritter an, ſchöne, wohlklingende Namen aus Tagen, die längſt verrauſcht waren. Auf einem der erſten Blätter las man in kleiner gekritzelter Schrift den Namen „Schill.“ Dieſe verblaßten Züge waren hingemalt, als hätte eine kleine Putzmacherin ſie geſchrieben, die an Nervenzuckungen leidet, und doch war dieſer Name der männlichſte unter allen: doch lockte er glühende Thränen aus den Augen des Jünglings, der mit dem Stolz eines preußiſchen Herzens zum erſtenmal den Namen dieſes armen Geächteten las. Er hatte ihn geſchrieben, als ſchon der große Gedanke aus dem ſtillen Buſen gewaltſam hervorſtrebte, eine That zu werden, in der Nacht, die ſeinem Auszuge aus Berlin vorherging. Dieſem Namen folgten andre, lauter Söhne jener ſchwarzen, blutigen Tage, theuere Namen, ſo oft von zitternden Lippen genannt, in Schmerz und Klage und mit Siegeshymnen vermiſcht in Freude und Errettung. Dann folgten in den ſchönen Tagen des Friedens die Helden mit den griechiſchen Profilen, die keine anderen Siege zu nennen hatten, als die über ſchöne Frauen. Der preußiſche Adler ſaß zahm zu den Füßen der Aspaſien, und die Antinouſſe der Congreßzeit prunkten in den Opernlogen, um Henriette Sonntag ſingen zu hören. Es war eine kokette tumultuariſche Zeit und mancher Paris, der goldene Aepfel ausgetheilt hat, wandert noch, ein gealterter Don Juan, über die Straßen und Plätze, wo ſonſt ſchwarze Elviren und bunte Zerlinen ihm nacheilten. Dann kam die Zeit der Tugend und der Langeweile — arme Jugend! Was hilft Dir in ſo ſchläfrigen Tagen deine Apollogeſtalt? Unter dem Zank unſerer Tage zerbricht die ſchöne Form, und der Kuß der Liebe findet nur kalte, kranken Unſinn ſchwatzende Lippen.

Dennoch ſchrieb Paul ſeinen Namen mit Freudigkeit hin. Jede Jugend glaubt ihrer Zeit den Stempel ihrer eigenen Kraft und Schönheit aufdrücken zu können. Jedes junge Herz hat Recht; denn es hofft, und dem Hoffenden gehört die Welt.

Dem hiſtoriſchen Theil des grünen Buchs folgte der adminiſtrative; er enthielt Geſetze, die beſtimmten, wie die „crème" es mit Liebeshändeln und Duellen gehalten wiſſen wollte. Es kamen hier feine pſychologiſche Züge vor, und jenes myſteriöſe Etwas, das man die „Ehre" nennt, das wie das höchſte Aroma der Liebe nur gefühlt, nicht beſchrieben werden kann, wurde hier dem Eingeweihten in zwölf Theſen vorgeführt. Der Finanzabſchnitt gab koſtbare Adreſſen an von Wucherern, die mit Diſcretion behandelt werden mußten, weil ſie kleine Leidenſchaften und dabei große Namen trugen, und mitten in der excluſiven Geſellſchaft ihren Sitz hatten. Ein kleiner amüſanter Anhang enthielt die Geſchichte einiger in Mode ſtehender, und von den Excluſiven mit Aufmerkſamkeit beehrter Schönheiten, doch waren es meiſt Corinnen und Aspaſien aus frühern Tagen, in der neueſten Zeit fehlten dieſe kleinen Romane, entweder weil die Ritter keine Damen mehr gefunden hatten, oder weil ſie ſie nicht mehr nennen mochten.

Am Abende der Aufnahme Paul's wurden einige Reden gehalten; dies war ein Modezeitvertreib des Bayard-Clubbs, und, wie nicht zu leugnen war, manchmal ein ſehr langweiliger. Die Redenden mußten oft mit Gewalt zum Schweigen gebracht werden, und dies bewirkte man dadurch, daß man ſechs oder acht Redner auf einmal losließ, die wie biſſige Hunde übereinander herfielen und ſich gegenſeitig aufrieben. An dieſem Abende jedoch ſprach ein berüchtigter Witzbold und Tonangeber, der Erbe eines großen Vermögens, und durch Reiſen gebildet. Wir wollen ihn Elfried nennen. Er war nichts weniger als ſchön, klein von Wuchs, hinkte ein wenig, war aber deſſenungeachtet der keckſte und geſchickteſte Reiter. Als vortrefflicher Piſtolenſchütze ſtand er in Achtung; im Uebrigen waren jedoch ſeine geſelligen Tugenden von ſehr problematiſcher Art. Da er von guter Familie, ſeine Angehörigen vermögend und angeſehen waren, ſo erlaubte man ihm viel, er aber erlaubte ſich noch viel mehr ſelbſt, und da konnte es nicht fehlen, daß ſein Umgang nicht eben der bequemſte und geſuchteſte war. Er fühlte ſogleich zu unſerm Helden eine Neigung und die Rede, die er jetzt hielt, war beſonders an Paul gerichtet.

„Der Offizier von heute,“ hub er an, „iſt ein Weſen ernſterer und ſoliderer Art geworden, als er vor dreißig Jahren war. Werfen wir einen Blick auf unſere Väter, meine theuern Brüder, ſo entdecken wir zweierlei: erſtens eine große und allgemeine Theilnahmloſigkeit an Wiſſenſchaft und Kunſt, und zweitens eine außerordentliche und nicht zu entſchuldigende Leichtfertigkeit im Umgang mit den Frauen. Das ſind zwei Uebelſtände, die wir uns nicht verbergen können, wenn wir die großen Standbilder unſerer Erzeuger betrachten. Es iſt betrübend, geſtehen zu müſſen, daß unſere Väter ſich nichts daraus machten, der Grammatik unheilbare Wunden zu verſetzen und den Artikel als ihren perſönlichen Feind zu betrachten. Sie übten eine unbeſchreibliche Despotie über den Caſus aus, und von dem Druck, den er unter ihrer Herrſchaft erlitt, iſt der hinfällige Zuſtand, den er noch jetzt hier und da zeigt, herzuleiten. Sie waren die eigentlichen Gründer des „Berliner Deutſch," jenes wunderbaren und in ſeinen Combinationen ſo unerforſchlichen Jargons. Aber nicht genug, der Sprache fortwährend auf die Hühneraugen getreten zu haben, führten ſie auch einen Vertilgungskampf gegen die Wiſſenſchaft im Großen und Allgemeinen. Jede wurde auf kränkende Weiſe ignorirt und zurückgeſetzt. Beiſpiele anzuführen iſt unnöthig. Der Offizier von heute adoptirt großmüthig die Wiſſenſchaften; er läßt es geſchehen, daß, wenn man ihn am Morgen beſucht, man ihn in Ranke's Geſchichte der Reformation leſend findet; er hat wenig Zeit für ſeinen Schneider, und weniger Zeit für ſeine Geliebte. Ebenſo adoptirt er die Künſte und beurtheilt die Schönheit der Form, nicht am Nacken eines Kammermädchens, wie unſere Väter es thaten, ſondern an der gefurchten Stirn eines Cicero, an dem ſchönen Faltenwurf der Toga eines antiken Imperators.“

„Das zweite Gebrechen unſerer Erzeuger waren ihre heiteren, aber unhaltbaren Grundſätze im Umgang mit Frauen. Sie waren darin von Frankreich angeſteckt, dieſem Lande der kleinen Füße und der großen Revolutionen. Sie ahmten Frankreich nach: wir aber ahmen keinem Volke nach, ſondern, indem wir es großmüthig andern Nationen überlaſſen, uns nachzuahmen, beſchäftigen wir uns unabläſſig, die großartigen Keime von Tugenden, die in unſerer militäriſchen Nationalkraft liegen, auszubilden. (Beifall, und einige Stimmen, die „hört!“ „hört!“ rufen.) Es liegen betrübende Beiſpiele vor, wie wenig unſere Väter die Frauen achteten, obgleich ſie ſich alle Stunden des Tages und der Nacht in ihre Nähe drängten. Wir drängen uns nicht zu ihnen, wir beobachten ſie aus der Ferne mit großer Achtung und einer rührenden Ehrfurcht. Dies gereicht unfehlbar den Frauen unſerer Tage zu unendlich großer Genugthuung. Sie erſparen die Zeit, die ſie anwenden müßten, thörichte Annäherungen, die zu nichts führen, abzuweiſen, und dieſe erſparte Zeit wenden ſie an, die edelſten Werke der Mildthätigkeit auszuüben, Werke, an die unſere Mütter nicht denken konnten, weil man ſie beſtändig in unnütze Liebeshändel verwickelte.“

Bis hierher kam der Redner, da unterbrach ihn ein

Anderer, der ſtürmiſch die Rednerbühne uſurpirte. „Was, Frauen!“ rief dieſer leidenſchaftliche Jüngling, deſſen Stimmung einige Gläſer Ananas-Punſch noch erhöht hatten, „wir wollen Krieg! Schlachtenlärm, Manifeſte, Truppenmärſche, Vorpoſtengefechte, Belagerungen, Ausfälle — ſeht da, das ſind Worte, die erſchüttern und beleben! Die Caſernen müſſen ſich entleeren, der müſſige Soldat ſoll erfahren, wozu er da iſt. Ihr werdet mir das alte Wort erwiedern: Es giebt keinen Krieg! — Ei, ſo mache man ihn. Wenn man das träge Menſchenvolk viel fragen wollte, ſo möchten ſie wohl ewig Frieden haben. Der König nehme nur, wie der große Fritz es gethan, irgend einem Nachbar eine Provinz weg, gleich wird Geſchrei und Tumult da ſein, gleich haben wir Krieg. Und dann ſollt Ihr ſehen, wie wir die patriotiſchen Leierkaſtenmänner aus dem Lande hinausfegen, wie wir die kleinen Verdruß-Manufacturen ſprengen, und die ganze übelriechende — Dinte ſudelnde, König und Adel verklatſchende — Alten-Weiber-Zank austüftelnde Demagogen-Sippſchaft mit dem geſchwinden Kehrbeſen unſerer guten blanken Schwerter über die Schwelle fegen werden! Teufel und Doria! Alle Welt ſpielt heutzutage Conzerte, ſoll nur der Soldat allein auf ſeinem Inſtrumente, der Flinte und Pike, nicht ſpielen dürfen?“

Eine Stimme erhob ſich, die da rief: „Achtung für den Frieden! Achtung für das freie Wort, für die freie Forſchung!“ — Alle Blicke wandten ſich nach dem Ausgangspunkte dieſer Stimme hin, und ein Jüngling ward ſichtbar mit ernſtem Antlitz, dunklem Haar und feurigen Augen. Er ſtand da, an die Thüre des Einganges gelehnt, in vollem Waffenſchmuck, die Arme über die Bruſt gekreuzt, und mit ſtolzer Ruhe in die Verſammlung blickend. Paul hatte dieſen jungen Helden noch nie geſehen; er fühlte ſich von der Erſcheinung deſſelben getroffen, und die ehrfurchtsvolle Stille, die auf jene herausfordernden Worte folgte, fand ein beſonderes Mitgefühl in ſeiner Bruſt.

Langſam und mit feſten Schritten kam der junge Mann aus der Tiefe des Gemachs hervor und näherte ſich bis dicht an den Tiſch, an welchem die lärmende Gruppe Platz genommen hatte. Niemand forderte ihn auf, zu ſprechen, er ſchien eine ſolche Aufforderung nicht abwarten zu wollen, ſondern ſagte in kurzen und ſcharfen Sätzen: „Wißt Ihr, was Ihr thut, indem Ihr dieſen Uebermuth nährt, ihm Sprache und Geltung gebt? Wißt Ihr, was das Wort „Friede“ bedeutet? Habt Ihr bedacht, welche Macht der Unterwelt Ihr heraufbeſchwört, indem Ihr die Gewalt der Waffen zum Kampfesrichter beſtellt? Unſere Väter haben dem Kriegsdämon geſtanden, weil er ſie aufſuchte; wollt Ihr vermeſſen den Dämon reizen, da er Euch nicht aufſucht? Wollt Ihr ihn aus ſeiner dunkeln Höhle gewaltſam hervorziehen? Habt Ihr vergeſſen, welche düſtre Gemälde uns alte Krieger von jenen Schlachtfeldern entworfen, auf denen Deutſchlands Jugend blutete? Habt Ihr Leipzigs ſchauriges Siegesfeſt vergeſſen? Geht und betrachtet die ſchwarzen Tafeln in den Kirchen der Dörfer, und zählt die Menge der Opfer, die auf den Stufen des Altars des Vaterlandes fielen; wollt ihr von neuem den Donner der Kanonen wach rufen, die Schärfe des Schwerts frei geben; von neuem brennende Dörfer, verwüſtete Städte, entvölkerte Provinzen zur Schau ſtellen, und das alles, um einem Kitzel des Ehrgeizes, einem Verlangen ungeduldiger Jugendhitze zu genügen? Dankt es der klugen Verſöhnlichkeit der Fürſten, die jetzt Europens Throne einnehmen, daß uns Zeit bleibt, an unſerer Veredlung als Menſchen, als Bürger, als denkende und fühlende Glieder eines großen Staatsganzen zu arbeiten. Dankt es den Friedensjahren, die uns erlauben, nicht blos Soldaten, auch Bürger zu ſein.“

Dieſe Rede rief lebhafte Debatten hervor. Sämmtliche Bayard-Ritter fingen jetzt an unbeſchreiblich viel Punſch zu trinken, und zugleich war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo acht Reden zu gleicher Zeit gehalten wurden. Als die Verſammlung auseinander ging, hing ſich Elfried an Paul's Arm und ſagte lachend: „Hier haben Sie, mein verehrter Camerad, drei gleich vortreffliche Reden gehört, die alle drei die Stimmungen und Anſichten unſerer geliebten Brüder in Mars veranſchaulichen. Ich gab nur einige populaire Geſichtspunkte an, kleine harmloſe Andeutungen; meine beiden Nachfolger gingen aber ſogleich der Sache hart auf den Leib. Das iſt Thorheit. Glauben Sie mir, unſer ganzer Stand, die bunten Lappen, die wir auf dem Leibe tragen, die Waffen, die Redensarten — Alles, Alles iſt nicht werth, daß ein vernünftiger Menſch nur ein ernſtes Wort darüber verliert. Auch der Adel, die Fürſten, die Plebejer, das Volk — alles Spielerei und ſchlechter Spaß; das fühlt unſer einer ſo recht, wenn er im „losgebundenen Zuſtande“ ſich befindet. Den losgebundenen Zuſtand nenne ich jedoch die Zeit, die ich auf meinem Pferde oder bei der Flaſche zubringe. Wenn ich in ſchauerlicher Nacht, bei Sturm und Blitz über die Ebene dahinjage, wenn ſich in mir der langweilige Menſch, das Gardeoffizierliche, das Gräfliche, das Geſellſchaftpuppiſche ſchlafen gelegt, und der andere Burſche, den ich nicht zu benennen weiß, in mir erſteht, dann wird mir wohl, dann lach' ich zum Monde hinan und werfe der alten Mutter Nacht Kußhände zu.“

Er hielt inne, ſah Paul ſcharf an und rief: „Verſtanden?“

„Nicht ganz,“ entgegnete Paul.

„'s wird ſchon werden. Der Fehler liegt bei mir in der Methode. Sollen wir noch ein Fläſchchen zuſammen trinken?“

Paul machte die Bemerkung, daß ſie bereits manches Fläſchchen zuſammen getrunken hätten.

„Im Club?“ rief Jener, „das will nichts ſagen. Der Club hat völlig ſchülerhafte Anſichten über das Trinken, er leiſtet in keinem Dinge etwas wahrhaft Tüchtiges und Brauchbares. Ich nenne Punſch kein Getränk für einen Mann; es iſt ein Aufregungsmittel für Damen. Ich liebe die urſprünglichen Stoffe, das nachweisbare ächte Erzeugniß der Natur. Hat man je gehört, daß Zucker und Zitronenſäure zu den legitimen Großmächten zählen? Es ſind kleine Emporkömmlinge, die, um zu exiſtiren, die ſchlechte Conſtitution jedes verdorbenen Magens annehmen und ſich darnach richten müſſen. Was ein ächter Wein iſt, der wirft ſeinen Mann um, deſſen Conſtitution ihm nicht gefällt.“

Paul folgte, wiewohl widerſtrebend, der Aufforderung Elfried's.

Eilftes Capitel.

Der Leſer wird die betrübende Bemerkung machen, daß der Held unſers Romans ſich auffallend ſchnell in einen Taugenichts verwandelt.

Je feſter ſich die Bekanntſchaft unſeres Helden mit Elfried knüpfte, deſto mehr wurde er von deſſen Vorliebe für den „losgebundenen Zuſtand“ überzeugt, ſo wie von der ungemeinen Bewunderung, die dieſer den „urſprünglichen Stoffen“ zollte. Bisher hatte Paul ſeinen Oheim Anton für das Ideal eines Trinkers gehalten, jetzt jedoch überzeugte er ſich, daß dieſer, wenn er um die Aufnahme im Bayard-Club ſollicitirte, ſchwerlich einen Platz erhalten würde. Elfried wußte die ehrenvolle Verſammlung immer überzeugender gegen

Zucker und Citronenſäure einzunehmen, und einen gründlichen Haß gegen Arak und die gemiſchten Stoffe in ihre Seelen zu pflanzen; dagegen ſtimmte er den Enthuſiasmus für die Reden etwas herab, und bewirkte dadurch, daß weniger geredet und doppelt ſo viel getrunken wurde. Der Club litt in Folge dieſer Reformen an einer gewiſſen Hinfälligkeit und an ſchwankenden Grundſätzen. Einige Mitglieder geriethen auf immer in ein Zerwürfniß mit ihren Hausthürſchlüſſeln, andere erlebten die auffallende Erſcheinung, daß das Bette für ſie ein unbekanntes Meubel wurde. Die größere Anzahl der Bayard-Ritter hielt jedoch ſtandhaft den Wechſel der gefährlichſten Criſen aus und erwarb ſich den Ruhm, die Deviſe des Clubs, „ohne Furcht und Tadel,“ in glänzendſter und genügendſter Weiſe von der Welt bethätigt zu haben. Sie beobachteten die Formen nach Außen, und verletzten ſie nur im Innern der Gemächer. Im Innerſten dieſer Gemächer wurde ein Raum etablirt, in welchem eine Pharaobank ihren Platz fand. Zum Vorwand wurde genommen, daß man für diejenigen Mitglieder, die keine Reden mehr halten durften, einen kleinen Erſatz und eine erlaubte Zerſtreuung ſchaffen wolle. In der That war dies ein gutes Mittel, die Empfindlichkeit zu dämpfen und das gute Vernehmen unter den Mitgliedern des Clubs wieder herzurichten, denn der eine befand ſich bald als Schuldner des andern und dieſer machte durchaus nicht Miene, ein ſo feſtes und für beide Theile ſo beglückendes Band zu löſen. Paul hatte bald das Glück, ſeiner immer vollen Börſe bedeutenden Zuſpruch verſchafft zu ſehen. Er gab gerne, denn er kannte den Werth des Geldes nicht, dann ſchmeichelte es ihm, mit den Söhnen der erſten und gefeiertſten Geſchlechter in nahe Berührung zu kommen, und endlich beſtach ihn auch das chevalereske Anſehen des Clubs, der in ſeinen ſchwächſten und bedenklichſten Momenten immer noch einen gewiſſen kühnen und phantaſtiſchen Schwung behauptete, der die Zerrüttung, wenn auch nicht adelt, doch ihr das Widrige der blos materiellen Debauche nimmt. Elfried blieb ſeinen in der Rede ausgeſprochenen Grundſätzen treu; er las in ſeinen guten Stunden viel und mit Auswahl, er ſtudirte eifrig und wußte in dem Club ſtets eine gewiſſe geiſtige Regſamkeit wach zu erhalten. Bei den Orgien, ſelbſt bei den lärmendſten und am meiſten cyniſchen, blitzte ſein Sarkasmus hindurch und ſein Spott brach ſich Bahn. Erloſchen alle Sterne, ſo war er gewiß der Erſte, der verſchwand, und ſehr oft zog er Paul mit ſich. Unſer Held hatte aber bald Geſchmack an den Wechſelfällen an der Pharaobank gefunden. Der Dämon des Spiels bemächtigte ſich ſeiner und hielt ihn in ſcharfen Krallen feſt. Mehrere Wochen vergingen, wo er nur für die Karten lebte. Die Welt außerhalb des Spielcabinets exiſtirte nicht für ihn. Es langten Briefe aus Schloß Brunswick an, vom Rittmeiſter, ſogar von der Legationsräthin, Paul ließ ſie unerbrochen liegen; er, der ſonſt jedes Blättchen, das die Schriftzüge ſeiner Mutter trug, wie ein theures

Kleinod empfangen und mit Sorgfalt aufbewahrt hatte. Der einzige Gang, den er anderswohin, als zum Club machte, war zu ſeinem Banquier, von dem er ſich immer neue Summen holte. Wenn er die Nacht durch geſpielt hatte, ſo wurde am Morgen ein Frühſtück eingenommen, deſſen Anordnung Elfried übernahm und das eine Muſterſammlung ächter und feuriger Weine genannt werden konnte. Die Frühſtückſtunde wurde pünktlich von Paul's Freunden inne gehalten, aber nicht mindern Beifall als die Weine fanden unſeres Helden Reitpferde, deren er eine ziemliche Anzahl ſich nach und nach angeſchafft hatte, ebenfalls auf Elfried's Rath und Empfehlung. Auch ein paar Tilbury und ein Gig fanden ſich vor, einer immer von modiſcherer Form und unbequemer wie der andere; auf dem letztgeſchafften konnte man ſich nur mit Lebensgefahr oben erhalten, und ein kleiner Groom war auserleſen, auf der Spitze dieſes „gefährlichen Dings von einem Wagen" ewig balancirend einen großen Theil ſeiner anſpruchloſen Jugend hinzubringen.

Paul empfing in einem Morgenanzuge, der nach dem Muſterbild eines Paſcha's zugeſchnitten war, ſeine Freunde. Eines Tages erſchien auch Emil Glibbon. Paul hatte den jungen Fähnrich von ehemals beinahe vergeſſen; er wußte nur, daß Emil zu einem Feldregiment übergetreten war und daß er das Leben ſehr einfach und in Zurückgezogenheit hinbrachte. Emil war ſichtlich erfreut, ſeinen früheren Stubengefährten allein zu finden, denn es lag ihm wenig daran, ſich von einer Menge hochmüthiger und modiſcher Cameraden umgeben zu ſehen, in deren Mitte er eine demüthige Rolle zu ſpielen fürchtete. Paul empfing ihn mit großer Herzlichkeit und dies gab dem ſchüchternen Lieutenant von den Linientruppen Muth. „Es iſt hübſch von Dir,“ hob er an, indem er ſich auf dem Sopha neben Paul niederließ, „daß Du mich noch kennſt; Ihr Gardelieutenants ſeid oft verzweifelt hochmüthig, und der Säbel und Degen, ſo ſagt man, ſeien eben nicht die beſten Freunde mit einander.“

„Ich weiß davon nichts,“ entgegnete Paul. „Du plagſt Dich nach alter Weiſe mit Grillen. Wenn das der Grund iſt, weshalb Du mich nicht früher aufgeſucht, ſo haſt Du ſehr Unrecht gehabt, und ich hab' es zu bedauern.“

„Du biſt ſehr gütig. Wahrlich, man hat mich nicht falſch berichtet; die Leute ſagen, daß Du wie ein Prinz lebſt, und es iſt wahr. Niemals ſah ich noch eine ſo koſtbare und elegante Wohnung. Wieviel zahlſt Du Miethe?“

„Dies kann ich Dir nicht ſo genau ſagen. In meinen Büchern ſteht's.“

„Das ſieht Dir ähnlich. Als wir zuſammenwohnten, führte ich immer die Rechnungen.“

„Ja,“ rief Paul lachend, „und öfters fand ſich's, daß Du unter der Rubrik Stiefelwichſe Verſe auf die Augen Deiner Tante niedergeſchrieben hatteſt.“

Emil, beim Andenken an dieſe glücklichen verſtohlenen Ergüſſe ſeiner poetiſchen Ader, ſah Paul mit leuchtenden

Blicken an, dann ſenkte er dieſe und ſeufzte: „Ach, wenn Du wüßteſt, wie ich ſeitdem gelernt habe, meine Rechnungsbücher mit Ordnung zu führen und ſie von allen Verſen rein zu erhalten. Mir iſt das Gold nicht ſo zugewogen, wie Dir.“

„Kann ich Dir mit Rath und That beiſpringen?“ rief Paul und faßte lebhaft die Hand ſeines Freundes.

„Ich danke Dir. Nicht deshalb komm' ich her. Mein Kummer iſt von ganz anderer Art.“ Hier ſeufzte der Lieutenant von den Linientruppen wieder ſehr tief und ſchwer.

Paul ſchwieg und fühlte an der Seite ſeines Freundes eine kleine Anwandlung von Schläfrigkeit. Er hatte die ganze vorige Nacht das Auge nicht geſchloſſen. Emil, der auf eine Aufforderung zum Sprechen wartete, blickte, als dieſe nicht eintraf, ſeinen ehemaligen Genoſſen an und ſagte: „Du haſt Dich etwas verändert, Du ſiehſt bleich aus, und man könnte beinah behaupten, daß das Feuer deiner Augen ein wenig dem ſich näherte, was man im gewöhnlichen Leben „erloſchen“ nennt.

„Ich bin etwas müde. Aber auch Du haſt eine bleiche Geſichtsfarbe.“

„Das kommt gewiß nicht vom allzuluſtigen Leben,“ rief Emil und ſetzte in einem dumpfen Tone hinzu: „es hat einen andern Grund.“

„Wie, ſollte vielleicht Deine Tante —?“

Der Lieutenant von den Linientruppen zwang ſich zu einem kleinen melancholiſchen Lächeln, indem er ſagte: „Nein;

Du irrſt. Ich habe meine Tante abandonnirt. Ich weiß, daß ich ihr dadurch einen tödtlichen Stich verſetzt habe, allein da ein anderes Bildniß ſich gewaltſam in mein Herz drängte, ſo mußte ſie weichen."

„Ein anderes Bildniß?"

„Du wirſt merken, daß ich figürlich ſpreche. Das Bildniß iſt ein Mädchen, das von einer wahrhaft unbegreiflichen Schönheit und Herzensreinheit iſt. Ich habe auf ſie ſchon dreißig Sonette gemacht, und ich ſteh' im Begriff, ein großes Lehrgedicht zu beendigen, das ihren Namen an der Spitze tragen ſoll. Sie heißt Franziska."

Paul ſagte ſeinem Freunde offen, daß er dies Lehrgedicht, wenn es gedruckt erſchiene, niemals leſen werde.

„Ich weiß," entgegnete Emil, „Dein trauriger und zugleich lächerlicher Abſcheu gegen Verſe iſt unbeſiegbar. Sei ruhig, es wird nicht erſcheinen, denn ich habe keinen Verleger dafür gefunden. Um bildlich zu ſprechen, hab' ich mich ſelbſt zum Verleger des Originals angeboten, das heißt, ich habe das Mädchen um ihre Hand angeſprochen."

„Gab ſie ſie Dir?"

„Nein." Der Lieutenant von den Linientruppen ſtieß hier den tiefſten und dumpfeſten Seufzer aus, der je aus der Bruſt eines Sterblichen getönt hatte.

„Das iſt ſehr ſchlimm; und was für Gründe gab ſie an?"

„Gar keine. Frauen geben nie Gründe an; aber ſie liebt mich."

„Was iſt nun dabei zu machen?“

„Ich ſehe nur ein Rettungsmittel,“ hob Emil wieder an. „Der Vater iſt ſehr vornehm, ſehr ſtolz und ſehr reich. Wie alle Leute ſeiner Art, giebt er nur auf die Meinung derjenigen etwas, die ebenfalls reich und vornehm ſind. Nun dachte ich, wenn Du mein Fürſprecher werden wollteſt —“

Paul ſah ſeinen ehemaligen Genoſſen an, lachte, ſah ihn dann wieder an, ſprang vom Stuhle auf, ſchwenkte ſich in der Stube ein paar mal herum und rief dann: „Du ſollſt ſie haben! Ich werde ſie Dir verſchaffen! Wahrhaftig, das giebt mir etwas zu thun. Ich ennuyire mich hier. Du ſollſt ſehen, daß ich einen vortrefflichen Brautwerber abgebe. Noch heute will ich mein Werk beginnen. Wie heißt der alte Mann, der Dich nicht zum Schwiegerſohn haben will?“

Emil war ganz entſetzt über die raſche und frivole Wendung, die ſeine melancholiſche Angelegenheit genommen hatte, und er bedauerte herzlich, ſein Geheimniß in ſolche Hände niedergelegt zu haben. „Um Gotteswillen, Paul,“ rief er, „ich ſage Dir ja, daß mein Lebensglück von dem Gelingen meines Heirathsplans abhängt.“

„Nun ja! und ich verſpreche Dir dies Lebensglück binnen wenigen Wochen völlig ſicher in Deine Hände zu geben.“

„Wie willſt Du dies machen?“

„Das iſt meine Sache. Verlaß' Dich nur darauf, daß ich kein Lehrgedicht machen werde, um zu meinem Zweck zu gelangen.“

„Aber —!“ Emil wollte noch weiter ſprechen, als die

Thür aufging und Paul's tägliche Frühſtücksgäſte hereinſtürmten. Ein ausnehmend melodiſches Geklapper von Säbeln ließ ſich hören, eine Anzahl Hunde von allen Größen und Raçen drang zugleich mit ihren Herren herein. Emil's Präſentation ging in aller Form vor ſich. Die Lieutenants der Garde du Corps freuten ſich ungemein, die Bekanntſchaft des Lieutenants von den Linientruppen zu machen, und dieſer war entzückt, ſo viele ſtolze und hochklingende Namen zu hören. Emil verſteckte ſchnell Alles, was von poetiſcher Schwermuth noch in den Falten ſeines Antlitzes lag, in dem Innerſten ſeines Herzens und zwang dagegen das heitere Gelächter ſeiner frühen Knabenzeit herauf, jener glücklichen Tage, wo er weder die Bekanntſchaft der Metrik, noch die ſeiner Tante gemacht hatte, zweier gleich gefährlichen und für ſeine Zukunft gleich einflußreichen Damen. Mit den Offizieren zugleich trat ein Civiliſt herein, ein junger Mann von 30 Jahren mit einem ſehr alten Geſicht und einer hochblonden Perrücke. Er war einer von denen, die man „magnifiquement ennuyeux“ nennt: das dritte Wort in ſeinem Munde war ein Lobſpruch.

„Ah, Herr Baron,“ rief Paul ihm entgegen, „Sie ſind noch hier? Sie wollten ja nach Paris reiſen?“

„Der Baron reiſt nicht nach Paris,“ nahm Elfried das Wort, „es gefällt ihm hier in Berlin ſo gut, daß er keinen Ort der Welt unſerer Reſidenz vorziehen möchte.“

„Auf Ehre, ganz meine Meinung,“ entgegnete der Gefragte. „Lieber Graf, Sie haben in der That ein bewundernswürdiges Talent ſich in den Charakter und die Situation Anderer hineinzudenken. Ich nenne das ſublim. Sie ſollten Schauſpieler werden. Sie würden Talma und Eckhof weit hinter ſich laſſen.“

„Es ſollte mir dies ein Leichtes werden,“ entgegnete Elfried lachend, und Paul fragte: „Was finden Sie denn an unſerer Stadt ſo Vortreffliches?“

„Es würde lächerlich lauten,“ entgegnete der Baron, „wenn ich ſagte: Alles; aber in der That, ich kann Ihnen kaum eine andere Antwort geben. Betrachten Sie einmal den Hof, die Geſellſchaft, wie liebenswürdig, wie artig, wie anſpruchlos. Man hat Bildung, aber man zeigt ſie nicht; man iſt weit entfernt, Grimacen mit dem Geiſt zu ſchneiden. Die Frauen, wie viel abandon und Grazie, welche auserleſenen Toiletten, das Schauſpiel du bel air! Von dem Offiziercorps will ich gar nicht ſprechen, denn es könnten meine Worte hier, wo die Elite deſſelben vereinigt iſt, wie Schmeichelei klingen.“

Die Offiziere, die den Baron nicht leiden konnten, hetzten ihre Hunde gegen einander, ſo daß ein fürchterlicher Lärm entſtand, dazwiſchen hörte man das Gemurmel: „Welch' ein unausſtehlicher Burſche! Wer hat ihn hergebracht? Giebts kein Mittel, dieſen widernatürlichen Optimiſten mit guter Art loszuwerden?“ Paul, der da fürchtete, dieſe freiſinnigen Urtheile möchten zum Ohr desjenigen dringen, auf den ſie ſich zunächſt bezogen, bot dem Baron einen Teller mit Trüffelraſtete an. „Sie ſind ſehr liebenswerth, theuerſter Baron!“ fuhr der Lobredner fort. „Sie machen den Wirth in höchſt graziöſer Weiſe. Aber dies Talent iſt in Ihrer Familie eigenthümlich; die Freiherrn von Brunswick ſind das älteſte und untadelhafteſte Geſchlecht in Deutſchland.“

„Nicht doch!“ rief Paul, „das dürfen Sie im Kreiſe dieſer Herrn nicht behaupten.“

„Weshalb nicht?“ entgegnete der Sprecher, ohne die mindeſte Verlegenheit über dieſe Zurechtweiſung zu zeigen. „Es iſt das Zeichen edler Abkunft, das Große und Edle bei Andern willig anzuerkennen, und in dieſem Fall werden alle dieſe Herren, die ich die Ehre habe Freunde zu nennen, ſich als die Edelſten und Trefflichſten bezeigen.“

„Meinſt Du nicht, daß mein Titus bald eine Perrücke nöthig haben wird?“ rief einer der Offiziere, indem er auf ſeinen Hund wies.

„Wenn's dazu kommt,“ antwortete ihm der andere lachend, „ſo rathe ich Dir, Dich genau nach der Farbe ſeines übrigen Haars zu richten. Du müßteſt ein gewiſſes Hochblond wählen.“

„Für einen ſo jungen Hund iſt's eine Schande, ſein Haar ſchon verloren zu haben,“ ſagte der Erſtere. „Ich wüßte nicht, daß Titus Kummer gehabt hätte.“

„Ich glaub's auch nicht,“ entgegnete der Nachbar raſch; „er gehört zu den geiſtreichen und liebenswerthen Hunden, die ſich überall gut gefallen und immer den Ort, wo ſie ſich gerade befinden, für den ſchönſten in der Welt halten.“ Die Offiziere ſchlugen ſämmtlich ein lautes Gelächter auf und der Baron verſchluckte ein großes Stück Paſtete, indem er vor ſich hinmurmelte: „Ich liebe ungemein fröhliche kleine Geſellſchaften.“

„Wie finden Sie dieſen Wein?“ fragte Paul.

„Ganz ſublim!“ tönte die Antwort. „Ich habe in London keinen trefflichern Claret gekoſtet. Auch der Burgunder iſt bewunderswerth; er wird ganz Seele auf der Zunge.“

„Diesmal lobt er an der rechten Stelle.“ bemerkte Elfried.

„Brunswick, haben Sie ſchon über Ihren Mittag disponirt?“ fragte der Eigenthümer des Titus. „Wir haben eine Parthie mit dem ruſſiſchen Obriſten verabredet. Sie beſinnen Sich doch auf dieſen ruſſiſchen Obriſten, der Ihnen neulich die hundert Friedrichsd'or abgewann? Sein Name endigt ſich auf witch oder watch. Der Geier behalte dieſe ruſſiſchen Namen. Er iſt hier, um einen Transport Operntänzerinnen und Racepferde nach Petersburg zu ſchaffen. Die Pferde hat er beiſammen, aber drei Mädchen fehlen ihm noch. Wir wollen heute Mittag ihm ausſuchen helfen.“

„O ein deliziöſes Ballet hier in Berlin!“ rief der Baron dazwiſchen.

„Nun, ſind Sie dabei, Brunswick?“

„Wahrlich, ich kann es noch nicht beſtimmt verſichern; ich habe hier für meinen Freund Glibbon ein kleines Geſchäft übernommen.“ Emil, als er ſeinen Namen nennen hörte, wurde wie mit Blut übergoſſen. Er kniff Paul in den Arm und flüſterte ihm zu: „Wo denkſt Du hin? Willſt Du die Geheimniſſe meines Herzens vor dieſen Spottvögeln aufdecken?“ Paul ergötzte ſich an der Verlegenheit ſeines Freundes, dann winkte er ihm, ſich zu beruhigen, und Emil trat an den Spiegel, um in den Viſitenkarten die vornehme Bekanntſchaft des freigebigen Gaſtgebers zu muſtern. Nach einer kleinen Weile kam er und flüſterte Paul zu, indem er eine Karte ihm hinhielt: „Denke nur; ich habe meinen Schwiegervater, der nicht mein Schwiegervater ſein will, unter Deinen Karten gefunden. Himmel! was mußt Du für einen ausgezeichneten Kreis von Freunden haben, daß ſogar ein ſolcher Mann, der am Hof und in der Geſellſchaft wie zu Hauſe iſt, Dir einen Beſuch abſtattet.“

Paul nahm die Karte und rief: „Wer von Ihnen, meine Herren, kennt den Grafen Falkenbach?“

„Biſt Du toll?“ rief Emil mit unterdrückter Stimme.

„Laß mich nur machen,“ entgegnete Paul lachend. „Du wirſt hören, was man über Deine Zukünftige und ihren Herrn Papa urtheilt.“

„Graf Falkenbach!“ rief der Baron. „O ein excellenter Mann; ein magnifiquer Charakter; ein Mann wahrhaft gentlemanlike.“

„Ein ganz unausſtehlicher Patron!“ riefen die Offiziere. „Ein hochmüthiger und aufgeblaſener Narr. Ein Menſch, der in jeder Geſellſchaft glaubt der Erſte zu ſein.“

„Vortrefflich!“ bemerkte Elfried. „Wir wiſſen nun, daß der Mann excellent und zugleich unausſtehlich iſt. Das iſt mit wenig Worten viel geſagt.“

„Hat er nicht eine Tochter?“ fragte Paul und verbiß den Schmerz, den ihm Emil verurſachte, der ihn fortwährend in den Arm kniff.

„Er hat deren zwei,“ nahm der Eigenthümer des Titus das Wort. „Die älteſte iſt unglücklich verheirathet geweſen und iſt ihren Mann los geworden, nun treibt ſie Politik, und man hat ſeit undenklichen Zeiten ſie nie anders, als mit dem Journal des Debats in der Hand geſehen. Die jüngere, Franziska —

Emil warf eine Weinflaſche um, die ihren Inhalt auf das Knie des Barons ausſchüttete. Emil entſchuldigte ſich und der Baron ſagte lächelnd: „Das thut nichts; ich liebe dergleichen kleine Unglücksfälle ungemein.“

„Ich glaube, er wirds auch lieben, wenn man ihm den Hals umdreht!“ flüſterten die Offiziere und Alles lachte heimlich, während der Baron die Weinflecke von ſeinem Beinkleid trocknete.

„Alſo wieder auf Franziska zu kommen —.“ Emil ſtürzt hinaus und macht ſich im Vorzimmer zu ſchaffen. Er will durchaus nicht das kleinſte tadelnde Wort über die Dame ſeines Herzens hören. Er weiß, daß er ſich verrathen würde und der Poet fühlt ſehr heißes Blut in ſeinen Adern ſtrömen. Er würde trotz dem, daß er nur Lieutenant von den

Linientruppen iſt, es mit ſämmtlichen Offizieren der Garde du Corps aufnehmen, wenn man es wagen wollte, Franziska zu beleidigen.

„Sie iſt nicht übel,“ ſagten jetzt die Offiziere durch einander. „Sie hat etwas zu viel Dreſſur — dabei aber ein hübſches Stumpfnäschen, ganz vorzeigbare Füßchen, einen Teint ſo ſo — eine Taille la la! — hübſch ſchwer im Gewicht, die Toilette immer de rigueur. In der Converſation bequem — ſchöne Zähne, die ſie zu oft zeigt. — Wenn ſie die Augen etwas zukneift, iſt ſie bezaubernd. — Auf dem kleinen Finger der linken Hand hat ſie ein braunes Fleckchen, wie ein halber Mond geſtaltet. —“

„Ah!“ ſchrie Elfried: „dieſe Bemerkung kommt von Wortemberg! Der arme Junge: er hatte gut Zeit, die Hände der Schönen zu beobachten. Er war mit ihr verſprochen; der Vater hat die Parthie rückgängig gemacht.“

„So iſt's,“ ſagte der junge Offizier erröthend. „Der Alte hatte die Dreiſtigkeit, mir als Grund ſeiner Proteſtation anzugeben, daß ich Schulden hätte. Allerdings; denn wenn ich die nicht gehabt, ſo wäre es mir nie eingefallen, meine Hand nach ſeinem Gänschen von Tochter auszuſtrecken.“

„Welch' ein Ungeheuer von Verſtocktheit und Weltunkenntniß dieſer Mann iſt!“ rief Elfried. „Von einem Offizier der Garde du Corps zu verlangen, daß er keine Schulden haben ſolle. So ein finſterer Aberglaube noch auf der Schwelle der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Es iſt unerhört!“

„Ich weiß nun, was ich wiſſen will," ſagte Paul für ſich. Die Thür öffnete ſich von neuem und ein junger Offizier trat ein, dem die Andern ſogleich zuriefen: „Ah, da iſt Ottberg! Wie er munter ausſieht! Aber, liebſter Ottberg, nur heute kein Citat aus dem Shakeſpeare! Wir bitten darum."

„Shakeſpeare!" rief der Baron. „Welch' ein wunderbares glänzendes Genie. Ich habe Zeiten, wo ich en toute force du terme ordentlich wahnſinnig vor Bewunderung ſeiner Größe bin. Auf Ehre, meine Herrn, ſo iſt's."

Der Neuangekommene prüfte die Weinflaſchen und ſprach dann mit einem langgedehnten Tone: „Kannſt Du mir ſagen, Alter, wo dieſer Todtenſchädel Inhalt hingeſchwunden?"

Paul eilte an die Klingel, um neue Flaſchen bringen zu laſſen. Ottberg wandte ſich an die am Tiſch Gelagerten und ſagte: „Der Ruſſe läßt ſich entſchuldigen; er iſt mit ſeinen Operntänzerinnen und Pferden vor einer Stunde abgereiſt."

„Wie? und die hundert Friedrichsd'or, die er Brunswick abgewann," rief Wortemberg, „dafür giebt er uns kein Zeit?"

„Er läßt Ihnen dafür," ſagte Ottberg zu Paul gewendet, „eine Tänzerin anbieten, die er hat hier laſſen müſſen, weil ſie ſich beim Einſteigen in den Wagen den Fuß verſtaucht."

„Das nenn' ich einen guten Handel!" rief Elfried. „Die Hoffnung auf hundert Friedrichsd'or aufgeben und dagegen eine hinkende Ballettänzerin eintauſchen."

„Man muß dem armen Geſchöpfe beweiſen, daß auch das Hinken ſeine guten Seiten hat,“ bemerkte der Baron. Ottberg, der unterdeſſen den neuangelangten Flaſchen zugeſprochen hatte, erhob jetzt ſeine Stimme und ſagte: „Wenn man mich fragt, wie mir der ruſſiſche Obriſt gefällt, ſo wiederhole ich Porzia's Worte: Sehr abſcheulich des Morgens, wenn er nüchtern iſt, und höchſt abſcheulich des Abends, wenn er betrunken iſt.“

„Und ich werde Ihnen,“ rief Elfried, „ebenfalls mit Porzia antworten: „Gott ſchuf ihn, alſo laßt ihn für einen Menſchen gelten!“

Ein allgemeines Klopfen, Scharren und Gläſerklirren unterbrach die Sprecher. „À bas Shakespeare!“ ſchrie der Chor. „Ihr ſeid unleidliche Fanatiker! Liebſter Brunswick, laſſen Sie doch den Leierkaſtenmann von der Straße heraufkommen, daß er dieſe verwünſchten Citate überbrülle.“

Während des Lärms, den die immer begeiſtertern Trinker verübten, ſchlüpfte ein Männchen herein mit einem glänzend ſchwarzen Lockenkopf, den er ſorgſam friſirt und parfümirt hatte. Er begab ſich ſogleich in die Ecke des Zimmers, wo er neben den abgelegten Säbeln ſtehen blieb, von ſämmtlichen Hunden als alter Bekannter bewillkommt. Er zog eine kleine ſchwärzliche Schreibtafel hervor und notirte Allerlei, während ſeine großen grauen Augen, die wie gekochte Stachelbeeren in ihren Höhlen ſich wälzten, über das Blatt herüber den Tiſch und die daran Sitzenden überſchauten. Erſt als man für gut fand, von ſeiner Gegenwart Notiz zu nehmen, kroch er mehr, als daß er ging, auf einem gegebenen Wink an den Tiſch. Sämmtliche Hunde folgten ihm, ſeine Taſchen beſchnüffelnd, in welchen ſie ein kleines Päckchen kalten Braten und den Reſt einer Paſtete ausgeſchnüffelt hatten. Herr Hirſch, mit der einen Hand die aufklaffende Taſche feſthaltend, mit der andern ſein ſchwärzliches Notizenbuch mit einer Pantomime an die Bruſt drückend, wie etwa ein junges Mädchen eine blühende Roſe an ihre Bruſt drücken würde, trat unter die wilden Söhne des Mars und überreichte einen dünnen Streifen Papier, der wie die Liſte des Leporello mit allerlei Namen mehr bekritzelt, als beſchrieben war.

„Bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe, Herr Hirſch!“ rief der erſte Offizier, der die Liſte in Empfang nahm. „Wo zum Geier haben Sie all’ den miſerablen Wohlgeruch her, mit dem ſie, frech genug, ihren Leichnam beträufeln?“

„Ach, alle Wohlgerüche Arabiens waſchen dieſe kleine Hand nicht mehr rein!“ rief Ottberg, lachend auf die behaarten Fäuſte des Unterhändlers zeigend.

Die Liſte ging von Hand zu Hand und der Rothſtift des Herrn Hirſch wurde in Bewegung geſetzt, indem bald hie, bald da eine Hausnummer notirt, oder eine Bemerkung gemacht wurde. Man fand, daß drei Putzmacherinnen ihre Wohnung verändert hatten, und daß zwei Wittwen von der Liſte ganz verſchwunden waren. Auf die Frage, wo dieſe intereſſanten Damen geblieben? erklärte Herr Hirſch, daß die

Eine von den Miſſionairen bekehrt worden und die andere als Gouvernante zu einer achtbaren Familie auf's Land gegangen ſei. Man wünſchte dieſer achtbaren Familie Glück zur Erlangung einer ſo muſterhaften Gouvernante, dann warf man die Liſte dem Herrn Hirſch wieder zu, mit der Bemerkung, daß nichts Geſcheidtes darauf ſtehe und daß er ſich Mühe geben ſolle, beſſere „Fänge" zu thun. Herr Hirſch empfing die Liſte wie ein Miniſter eine von ſeinem Hof ihm zurückgeſendete Note, achſelzuckend, faltete ſie zierlich zuſammen und zwängte ſie in die Seitentaſche ſeines ſchwärzlichen Taſchenbuchs.

Paul trat aus dem Nebenzimmer, vollſtändig in Kleidung, zugleich fuhr ſein Tilbury vor und der ewig balancirende Groom nickte ins Fenſter hinein.

„Sie wollen ausfahren?" fragten mehrere Stimmen.

„Leider muß ich. Doch bitte ich, Sich nicht ſtören zu laſſen, meine Herren. Elfried bleibt hier, um die Honneurs zu machen. Wir treffen uns zu Mittag wieder!"

„Schon gut, aber wo?" rief der Eigenthümer des Titus, indem er ſich wie der Koloß von Rhodus hinter den geleerten Flaſchen aufrichtete. „Dieſer Spitzbube von Obriſt hat uns ja mit dem Diner ſitzen laſſen. Ich hatte mich ſo ſehr auf die Faſanen und den Hummer gefreut. Es iſt zum Todtſchießen! Und nun nimmt dieſer ruſſiſche Caliban noch dazu ein ganzes tanzendes Serail mit, das auch von rechtswegen uns gehörte."

„Ich würde Dir rathen," rief Elfried, „diesmal mit der einen zurückgebliebenen hinkenden Tochter Terpſichoren's vorlieb zu nehmen, und was das Diner anlangt, ſo lade ich ſämmtliche Herren zu mir."

„À la bonne heure!" entgegnete Paul. „Wir kommen. Den Champagner mußt Du mir erlauben zu liefern, denn ich kündige an, daß wir einen Cameraden zu beglückwünſchen haben werden, der ein hübſches und reiches Mädchen heimführt."

„Alle Wetter! Wer? — Wer? — der Name des Mädchens? —"

„Iſt noch Geheimniß, meine Herren, bis auf wenige Stunden!" Er grüßte und beſtieg den Tilbury; an ſeiner Seite nahm der Lieutenant von den Linientruppen Platz.

„Sollte das blaſſe Geſicht da?" — fragte der Eigenthümer des Titus, indem er mit dem Knopfe ſeiner Reitpeitſch auf Emil wies.

„Er ſieht mir nicht nach Liebesaffairen aus," entgegnete Ottberg, „und durchaus nicht möchte ich auf ihn anwenden, was Lanzelot im Kaufmann von Venedig ſagt: Eilf Wittwen und neun Mädchen iſt ein knappes Auskommen für einen Mann."

Die Offiziere griffen nach ihren Säbeln, Elfried ließ Paul's Pferde vorführen und der Trupp machte ſich beritten. Der Baron, der ſich in Folge einiger beſonders heftigen Angriffe auf die Flaſchen unwohl fühlte, ward an ein offenes Fenſter geſetzt, wo er auf einen gegenüberliegenden Seifenladen hinſah, eine Ausſicht, die er zum Entzücken ſchön fand.

Zwölftes Capitel.

Paul thut Etwas, was alle ſeine Freunde überraſcht, ihn ſelbſt nicht weniger.

Als die Freunde im engen Wagen zuſammenſaßen, herrſchte ein vollkommenes Schweigen zwiſchen ihnen. Paul ordnete im Kopfe ſeine Miſſion und wählte die paſſendſten Wortfügungen heraus, in die er ſie zu kleiden gedachte. Emil fürchtete und hoffte zugleich, ſein ehemaliger Stubengefährte werde einen tollen Streich begehen. Sein ganzes Weſen war in tumultuariſcher Bewegung; er wußte nicht, ob er das noch Herzklopfen nennen ſollte, was er empfand, ihm ſchien es ein ſo tolles Durcheinander, das Blut, Nerven und Muskeln in ſeinem Körper vollführten, daß keine gewöhnliche Bezeichnung irgend auslangen wollte. Er recitirte in der grenzenloſen Angſt und Beklemmung einige Verſe ſeines Lehrgedichts, und ſeltſamer Weiſe erhaſchte er noch einen beſonders glücklichen Reim, der ſich recht mit Schadenfreude einſtellte, jetzt, da er wußte, daß der unglückliche Poet außer Stande war, ihn feſtzuhalten. Paul dagegen verfehlte ſeinerſeits mehr als einmal den Weg und mußte, um ſich zurecht zu finden, in kleine Winkelſtraßen einbiegen, die noch nie die Ehre gehabt hatten, einen Tilbury, einen Groom und einen ſo wunderſchönen Goldfuchs im Bereich ihrer alten räucherigen und mißlaunigen Häuſer zu ſehen. Endlich langte man auf dem großen mit Bäumen bepflanzten Platz vor dem Thore an, wo der Graf wohnte. Paul ſprang herab und warf die Zügel John zu, und dieſer empfing ſie, indem er vor ſich hin murmelte: „Es iſt gut, daß wir angelangt ſind; ich fürchtete, wir würden nie ans Ziel kommen. Es iſt doch ein Elend, wenn man Pferde lenken will, und man kennt die Stadt nicht, in der man wohnt. Wenn ich das zu Hauſe erzähle, ſo lacht man mich aus.“

„Willſt Du mit hinaufkommen?“ fragte Paul. Emil fühlte einen ganzen Eisberg zerbröckelt und auf ſich hingeſtreut, gleich darauf leckten die Flammen eines Höllenpfuhls an ihn heran, und er ſtammelte: „Wo denkſt Du hin? Soll ich dabeiſtehen, wenn Du eine abſchlägige Antwort erhältſt?“

„Nun wie Du willſt.“

Das Wort „wie Du willſt“ paßte gar nicht auf Emil's jetzigen Zuſtand. Er wollte nichts; es war ihm zu Sinn, als hätte er nie im Leben Etwas gewollt, als würde er nie Etwas wollen. Ein Ball in eines Knaben Hand war mehr ſeinem eigenen Willen überlaſſen, als der unglückliche Lieutenant der Linientruppen in dieſem Moment, der über ſein künftiges Glück oder Unglück entſcheiden ſollte. Es hätte wenig gefehlt, ſo hätte er ſich an die Rockſchöße Paul's angeklammert, um auf dieſe Weiſe, gleichſam ohne nöthig zu haben, einen Willen zu äußern, hinaufzugelangen. Als Paul in der Thüre verſchwand, blieb er in einem troſtloſen Zuſtand zurück. Um den Blicken der Dienerſchaft zu entgehen, machte er einen Gang in den Garten und verlor ſich in das Dunkel einer kleinen Jasminlaube, wo er ſich niederließ, indem er fürchterliche Seufzer ausſtieß.

Toby hatte den Sitz im Wagen eingenommen, und ſich graziös zurücklehnend zwinkerte er der Köchin verliebte Blicke zu, und als dieſe hinter den Stauden und Sträuchern des Küchengartens verſchwand, ergötzte er ſich der goldnen Kugel zuzuſchauen, die ein kleiner Springbrunnenſtrahl auf ſeinem Gipfel balancirte. Als ein Windſtoß die Kugel herabfallen machte, klatſchte Toby in die Hände und rief breitmäulig lachend: „Bravo! das hab' ich kommen ſehn! Ein ſo dummer ſpitzbübiſcher Waſſerſtrahl will ſich auch unterfangen, Kunſtſtückchen zu machen, die ganz andere Leute, wie er, nicht zu Stande bringen können. Jetzt hat der Lump den Spott und die Verachtung der ganzen Welt auf ſich geladen. Es geſchieht ihm recht! Teufel, ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken!“ —

Während Toby den Springbrunnen dieſer ſcharfen Kritik unterwarf, ſtieg ſein Herr die beiden Treppen hinauf und befand ſich in einem mit Statuen verzierten Vorſaal. Indem er den zerbrochenen Arm einer Venus betrachtete, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Ich weiß in der That nicht, ob es ganz weiſe gehandelt iſt, was ich jetzt unternehme. Mit welcher Miene wird man mich hier empfangen, der ich dem Grafen bis jetzt geſliſſentlich aus dem Wege gegangen bin, ihm gezeigt, daß ich mir ſehr wenig aus ihm mache? Er hat jetzt eine hübſche Gelegenheit, mich dies entgelten zu laſſen. Er kann mich mit einer pompöſen Naſe abziehen laſſen, und wahrlich in ſeiner Stelle würde ich's thun. Bei allem dem hat der arme Glibbon wirklich ſehr wenig Ausſicht. Und ich habe die Verlobung angekündigt; das war ebenfalls unbeſonnen. Doch jetzt friſch drauf los! —"

Die Thüren wurden ihm geöffnet und er trat in einen Saal, deſſen Fenſter kleine Balkons bildeten, der mit Blumengerüchen gefüllt war und mit einer hellen reichen Ausſtattung glänzte. In den beiden Eckfenſtern ſaßen zwei junge Damen, von einander abgewendet, die eine mit einem Zeitungsblatt in der Hand, die andere mit Tapiſſerie beſchäftigt. Ein chokolatefarbenes Windſpiel lag mitten im Saal auf einem dunkelrothen Kiſſen. Paul wurde es nicht ſchwer, in den zwei Damen die beiden Schweſtern zu erkennen. Er trat mit dem kecken Weſen vor, das ihm eigen war, und das deſto ſicherer ſich geſtaltete, je unſicherer der Boden unter ihm war. Die Journal-des-Débats-Dame warf nur einen flüchtigen Blick über ihr Blatt herüber, nachdem ſie dieſem Blick ein eben ſo flüchtiges Kopfnicken beigefügt hatte; Franziska dagegen ſtand auf und bat den Gaſt, etwas in ihrer Geſellſchaft zu verziehen, denn der Vater würde ſogleich erſcheinen.

Als Paul der Dame gegenüber ſaß, beſann er ſich, daß er ſie ſchon öfters geſehen, ja daß er von ihr einer gewiſſen Auszeichnung gewürdigt worden war. Dies geſchah jedoch vor dem Zeitpunkt, wo Paul ſich ausſchließlich den Intereſſen des Bayard-Clubs gewidmet hatte, und ſomit war die Dame und jenes Factum gänzlich aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden. Dieſe Betrachtungen machten unſern Helden etwas zerſtreut und er betrachtete, ohne ein Wort zu ſprechen, die Nähnadel, die ins Tapiſſeriemuſter ſich abwechſelnd verſenkte und dann wieder hervorkam. Franziska blickte ihn verſtohlen an und warf dann einen Blick zu ihrer Schweſter hinüber in die andere Ecke des Saals. Aus jener Ecke tönte ein kleiner mißlauniger Huſten herüber. Die tiefe Stille im Saal war ſo auffallend, daß der Graf in der Meinung, der Gaſt ſei noch nicht die Treppe hinauf gekommen, den Kopf in die Thür ſteckte mit der Frage: „Wo ſteckt er denn?“

Paul erhob ſich und der Graf trat mit einer kleinen Verlegenheit, die er durch das Spiel mit der Tabaksdoſe zu verbergen ſuchte, ins Zimmer. „Sehr erfreut, Sie zu ſehen, mein theuerſter Baron. Wahrlich, Sie verwöhnen Ihre Freunde nicht durch zu häufige Beſuche.“

Paul lag es zentnerſchwer auf der Bruſt. Er dachte bei ſich ſelbſt: „O zum Geier! Um Phraſen zu drechſeln bin ich nicht hergekommen. Ich will ſchnell die Piſtole losſchießen und dann auf und davon!“ Er trat auf den Grafen zu und ſagte mit einem ſüßlichen Lächeln — ein Lächeln, mit dem er den

Rittmeiſter immer zu ärgern pflegte, wenn er ſich nicht ganz gut mit ihm ſtand — „Verehrter Graf, ich habe im engſten Vertrauen ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen. Dürfte ich um einige Minuten Gehör bitten?“

Der Graf verſchwand augenblicklich, indem er ſeinen Gaſt nach ſich ins anſtoßende Cabinet zog. Paul folgte ihm, aber indem er die Thür hinter ſich zuzog, entging ihm nicht, daß Franziska mit ihrer Schweſter ſich Zeichen gaben und daß die Letztere das Zeitungsblatt wie eine Siegesfahne emporſchwang.

Sollten ſie den armen Glibbon mit mir haben ankommen ſehn und nun wiſſen, daß ich für ihn ſpreche? rief Paul bei ſich ſelbſt. Alsdann wäre dennoch Hoffnung da und ich thue Unrecht, ſo verzagt zu ſein. Der Graf ſaß bereits auf dem Sopha und winkte ſeinen Gaſt zu ſich. Paul brachte ſeine Worte an und legte darauf einiges Gewicht, daß er es ſei, der für ſeinen Freund ſich verbürge, was deſſen Charakter und ehrenhafte Stellung in der Geſellſchaft beträfe.

Der Graf ſchien etwas überraſcht und fragte in einem ſonderbaren Tone: „Sie ſprechen für den Herrn Glibbon?“

„Ja verſteht ſich, für wen ſonſt?“

Der Graf machte ſich ein Geſchäft daraus, eine Feder und ein Papierſchnitzelchen, beides Dinge, die ſich widerrechtlich auf der Tiſchdecke angeſiedelt hatten, wegzublaſen und als er dieſe Ruheſtörer beſeitigt hatte, ergriff er die Hand unſeres Helden, drückte den kleinen Finger kaum merkbar und ſagte dann mit einer lächelnden Miene: „Mein theurer Baron, Sie ſind gerade der Mann, mit dem Unſereiner offen und ohne Rückhalt ſprechen kann. Unſere Zeit iſt die Zeit der Mißverſtändniſſe; alle Verhältniſſe und Lebenslagen ſind in ſolche Unordnung gerathen, jegliches Gebiet, das ſonſt abgegrenzt war, iſt jetzt von Anläufern ſo mannigfacher Art beſetzt, daß der geſunde Menſchenverſtand, wenn er die natürlichſte Sprache in den natürlichſten Ausdrücken ſpricht, Gefahr läuft, für ein myſtiſches Orakel gehalten zu werden. Es giebt kaum zwei Menſchen, die ſich noch einander verſtehen.“ Der Graf ſchickte ſich jetzt an, die Sprache des geſunden Menſchenverſtandes zu ſprechen, und die beſtand darin, daß er erklärte, Herr Glibbon ſei weder reich noch vornehm genug, um ſein Schwiegerſohn werden zu können.

„Mein Freund Glibbon iſt von einer alten ſchottiſchen Familie entſproſſen, die ihren Urſprung in ein mythiſches Alterthum hinauf leitet,“ ſagte Paul.

Der Graf ſah ihn an, mit einer Miene, als hätte er nie von Schottland und von einem mythiſchen Alterthum ſprechen hören; dann ging er daran, noch einmal die natürlichſte Sprache in den natürlichſten Ausdrücken zu ſprechen, und ſagte: „Iſt Herrn Glibbon's Vermögen auch vielleicht, wie ſein Adel, eine noch bis jetzt aller Welt unbekannt geweſene Größe?“

„Nein,“ erwiederte Paul, dem das Blut ins Geſicht ſtieg; „er iſt arm.“

Der Graf ſagte nichts, aber in ſeiner Miene lag: Endlich verſtehen wir uns. Nach einer Pauſe ſagte er: „Haben Sie ſchon die neue italieniſche Oper gehört, lieber Baron?“

Paul wollte erſticken vor Wuth. Er nahm wieder ſeine ſüßliche Miene an und ſagte mit nur mühſam zurückgedrängtem Zittern ſeiner Stimme: „Zuerſt, lieber Graf, wollen wir Herrn Glibbon's Schickſal entſcheiden. Er hat auf mich ſeine Hoffnung und ſein Vertrauen geſetzt.“

Der Graf ſagte mit verwundertem Tone: „Ich dachte, wir verſtänden uns?“

„Wie es ſcheint, nicht ganz. Sie wollen alſo das Bündniß zwiſchen ihrer Fräulein Tochter und dem jungen Manne zerreißen, lediglich weil er ohne Vermögen iſt?“

Der Graf nickte mit demſelben verwunderten Ausdruck.

Paul brauste auf: „Das find' ich nicht recht! — Das find' ich nicht edel! Da Sie ſelbſt reich ſind, auf Reichthum zu ſehen! Ich kann Sie nicht zwingen, einen Schwiegerſohn zu nehmen, den Sie nicht mögen! Nein, ich kann Sie nicht zwingen. — Es iſt ausgemacht, daß ich Sie nicht zwingen kann. Nein, nein — ich kann es nicht. —“

Der Graf ſah in das von Leidenſchaft verzerrte Geſicht ſeines jungen Gaſtes mit einer Ruhe, wie man ein intereſſantes Gemälde, etwa die Darſtellung eines Seeſturms oder eine Eruption des Veſuvs anſchaut.

Paul ſtand auf, der Graf ebenfalls.

Einen Moment ſtand Paul und beſah ſich eine Venus von Titian, mit einer Aufmerkſamkeit, als wollte er dem Maler alle Feinheiten ſeiner Pinſelführung ablauſchen. Der Graf nahm eine Prieſe und ſah mit lächelndem Ausdruck aus der Ferne zu, dann trat er näher und ſagte: „Nicht wahr, eine recht hübſche Copie?“

Paul ſetzte ſich wieder, der Graf ebenfalls.

„Ich muß Ihnen bekennen,“ hub unſer Held an, „daß ich mir erlaubt habe, ein wenig Comödie zu ſpielen. Mein Freund Glibbon behauptet gewiſſe Rechte ſowohl auf Ihre Gunſt als auf die Gefühle Ihrer Fräulein Tochter zu haben. Ich wollte prüfen, wie weit dieſe Hoffnungen ſich als der Erfüllung zugänglich zeigten. Wie ich ſehe, ſind Sie eitel und jetzt darf ich wagen, mit der eigentlichen Sprache hervorzurücken, nämlich, daß ich ſelbſt der Bewerber um die Hand Ihrer ſchönen und liebenswürdigen Tochter bin.“

„Ah!“ rief der Graf und ſein Mund und ſeine Tabatiere blieben zugleich offen.

Paul wartete auf eine Antwort.

„Wollen Sie mir einräumen,“ hob der Graf an, „daß ich einigen Scharfſinn beſitze? In der That hab' ich Ihre Maske, die Sie vorzulegen für gut befanden, ſogleich durchſchaut. Ein junger Mann, wie Sie, offen, kühn, nicht an Verſtellung gewöhnt, kann unmöglich große Reſultate in einer Tugend erzwingen, die uns ältern Weltzöglingen nur nach vielfältigen Mühen und Kämpfen zu Theil wird. In dem Moment, als Sie mein Haus betraten, wußte ich und Jemand anders wußte es ebenfalls, zu welchem Zwecke Sie kämen.“

„Sie wußten, daß ich kam, um um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzuhalten?“ fragte Paul. Der Graf nickte bejahend.

„Und Ihre Fräulein Tochter?“

„Wußte es ebenfalls.“

Paul ſchwieg, denn nichts in der Welt hätte ihn mehr in Erſtaunen ſetzen können, als dieſe eminente prophetiſche Gabe, die der Graf und ſeine Tochter vor ſeinen Augen entwickelten. Der Graf ließ ihm nicht Zeit, hierüber ſich in Grübeleien zu verſenken, er umarmte ihn, drückte ihm diesmal nicht den kleinen Finger, ſondern die ganze Hand und ſagte: „Sein Sie in meinem Hauſe willkommen, lieber Baron.“

Paul wollte eben auf die naiveſte Weiſe fragen: Aber Ihre Tochter liebt ja Glibbon? als der Graf ihn von neuem überraſchte, indem er das Zimmer verließ und bald darauf mit einem koſtbaren Album in der Hand zurückkehrte, es aufſchloß und Paul ein Blatt vorwies, das ſein Portrait in ſauberer und lebhafter Auffaſſung zeigte: „Hier ſehen Sie zugleich die Antwort meiner Franziſka auf Ihren Antrag. Sie beſchäftigt ſich ein wenig mit der Kunſt, und dieſes Bild, eines ihrer erſten und am beſten gelungenen, wurde vor einigen Monaten ſchon vollendet.“

Unſer Freund war noch mit Betrachtung ſeines eigenen Conterfei's beſchäftigt, als durch die offen gebliebene Thür beide Schweſtern hereinſtürmten: „mais papa! quelle bévue! Vous ai-je permis de me compromettre ainsi?“ rief Franziska.

„Sie handeln Unrecht! chèr papa!“ ſagte die Zeitungsleſerin.

Paul und ſeine Braut ſtanden ſich erröthend gegenüber.

Der Graf nahm eine Priſe und lächelte als wollte er ſagen: Man kommt doch immer am weiteſten, wenn man die natürlichſte Sprache in den natürlichſten Ausdrücken ſpricht. Er ſah ſich die Gruppe in der Nähe an, dann trat er etwas zurück, um ſie ſich auch aus der Entfernung zu betrachten, und immer lächelte er ſelbſtzufrieden.

Paul fühlte einen brennenden Boden unter ſich; er beurlaubte ſich und man ließ ihn gehen, weil man für die Geſundheit der beiden jungen Leute fürchtete, wenn ſie ſich noch ferner den Exceſſen einer ſo aufregenden Scene hingäben. Franziska wurde mit dem Tuch vor den Augen von ihrer Schweſter abgeführt und der Graf nahm mit einem bedeutſamen Händedruck von ſeinem ſeit fünf Minuten erworbenen Schwiegerſohn Abſchied.

Als unſer Freund auf den Vorſaal gelangte, wo er ſich unbemerkt wußte, ſtampfte er auf den Boden, zerriß wie ein Wüthender ſein Taſchentuch, ſchlug mit dem Säbel Funken aus den Steinſtufen und lachte dann wieder laut auf. Er ſtieg hinab in den Garten, und während er die Gänge deſſelden durchſchritt, wich nach und nach die Verzerrung aus ſeinem Geſichte, das Blut röthete wieder wie gewöhnlich ſeine Wangen und er war fähig, mit einer ruhigen Stimme Emil zu begrüßen, der noch immer in ſeiner Jasminlaube ſaß. Der unglückliche Poet, als er den Freund kommen ſah, war mehr todt als lebendig. Er ſtarrte, während Paul ſprach, eine Jasminblüthe mit einer ſo fürchterlichen Anſtrengung an, als wolle er ſie zwingen, ſich wieder in ihre Knoſpe zurückzuziehen.

„Alſo keine Hoffnung!“ ſtöhnte er, als Paul geredet hatte: „Ich wußte es ja.“

„Komm,“ ſagte Paul. „Es wird gut ſein, daß Du ſogleich dieſen Ort verläſſeſt. Wir wollen, wenn es Dir Zerſtreuung gewährt, eine kleine Fahrt durch den Thiergarten machen.“

Emil ließ ſich von ſeinem Freunde willenlos fortbringen. Er beſtieg den Wagen und wenig fehlte, ſo wäre er auf der andern Seite wieder herabgefallen. Es giebt Lagen im Leben, wo man ſich hüten muß, in einem Tilbury zu fahren. Paul ergriff die Zügel mit feſter Hand, und der ziemlich kleine Wagenſitz flog wie ein Pfeil in die grünen Schattengänge des Parks hinein, zum großen Verdruß Toby's, der fortwährend an Wangen und Schultern von den grünen Aeſten gegeißelt wurde.

Der Lieutenant von den Linientruppen ſeufzte tief und fragte: „Was gab ſie als Grund an?“

„Frauen geben nie Gründe an," entgegnete Paul ſpottend mit Emil's eigenen Worten; als er aber die kummervolle Miene ſeines Gefährten ſah, gereute ihn der Spott und er ſagte in dem ſanfteſten Tone, den er aufbringen konnte: „Gieb Dich zufrieden, guter Junge; ſie hat in der That einen triftigen Grund, Dich auszuſchlagen, denn ſie iſt ſchon verſprochen."

„O das iſt eine leere Ausflucht. Die verdammten Weiber ſind damit gleich bei der Hand."

„Nein. Ich ſchwöre Dir auf Ehre, daß es wahr iſt."

„Du ſchwörſt? nun dann glaub' ichs. Mit wem iſt ſie verſprochen?"

„Mit wem? Das kann Dir gleichgültig ſein."

„Gleichgültig? Mir gleichgültig?"

„Da ſie doch einmal für Dich verloren iſt —"

„Schon gut; allein ich will dem, der ſie mir geraubt hat, den Hals umdrehen! Aber er wird kein ſolcher Thor ſein und in meiner Nähe verweilen, er wird dafür geſorgt haben, daß Länder und Meere zwiſchen ihm und mir liegen."

„Rücke doch etwas weiter; Du ſitzeſt mir gar zu nah'," ſagte Paul und eine Miene des wildeſten Spottes lagerte ſich auf ſeinen Zügen.

„Kenne ich ihn? Hab' ich ihn irgendwo geſehen?" fragte der Lieutenant noch eifriger.

„Laß das. Du ſiehſt, daß ich nicht gerne von dieſem ganzen Handel, der für mich und Dich gleich betrübend abgelaufen iſt, ſpreche.“

„Ja wohl, mein guter Brunswick; doch für Dich liegt eine Art Beſchämung darin, vergebens ſollicitirt zu haben; allein beſinne Dich, daß ichs Dir voraus ſagte. Es giebt Leute, die geboren ſind, um immerdar Unglück zu haben; zu dieſen zähle ich!“ Emil ſchwieg und ſein Geſicht nahm einen ſolchen Ausdruck von Schmerz an, daß Paul ihn mit innigem Mitleid betrachtete und dann vor ſich hinſprach: „Wenn ich ihm doch helfen könnte; wahrlich er dauert mich. Welch' ein Teufelsfraß muß die Liebe ſein, wenn ſie ſolche Verheerungen anzurichten vermag. Ich bin durchaus nicht neugierig, ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Der Tilbury hielt jetzt vor der Wohnung Elfried's. Emil wollte ſich beurlauben. „Du willſt nicht unſer Gaſt ſein?“ fragte Paul. „Ich muß Dir geſtehen, daß Dein voreiliges Verſprechen mir Pein verurſacht,“ entgegnete der Poet. „Du haſt ſo gewiß eine Verlobung angekündigt und kannſt ſie jetzt noch nicht feiern.“

„Wer ſagt Dir, daß ichs nicht kann? Ein Brunswick hat noch nie ſein Wort gebrochen!“ rief Paul. „Komm nur; Du ſollſt ſehen und hören, was geſchieht.“

Mit ungläubigem Lächeln und Kopfſchütteln folgte der Lieutenant von den Linientruppen. Er ſetzte ſich hin und nahm an dem ganzen Mahle keinen Theil, nur als die Champagnergläſer gefüllt wurden und Paul das ſeine erhob, laut rufend: „Nun, meine Herren Cameraden, auf das Wohl des Verlobten!“ horchte er auf und ein kalter Schauer rann durch ſeine Glieder, als er hörte, was wie ein Blitzſtrahl aus heiterm Himmel ihn traf. Als Paul zu Emil hinſah, fand er den Stuhl leer. Der Poet hatte ſich geräuſchlos entfernt.

„Wir alle, wir wünſchen Ihnen Glück!“ riefen ſämmtliche Offiziere.

„Ich danke!“ Mit dieſen Worten erhob Paul ſein Glas, führte es an die Lippen, zog es jedoch ſchnell wieder zurück und ſtampfte es auf den Tiſch, daß es klirrend in tauſend Stücke zerbrach.

Einige Offiziere lachten, andere ſahen ihren Gefährten ſtaunend und befremdet an und riefen ſich leiſe einander zu: „Auf Ehre; das iſt ein wunderlicher Bräutigam! Doch muß es auch ſolche Käuze geben.“

Dreizehntes Capitel.

Paul denkt mit einiger Beſchämung an den Rittmeiſter.

Als unſer Held am andern Morgen erwachte, fühlte er ſeinen Kopf ſchwer von den Nachwirkungen der geſtrigen Orgie. Es war ihm dunkel erinnerlich, daß ihm allerlei

Ungewöhnliches begegnet war, nur wußte er nicht ſogleich was. Plötzlich ſprang er aus dem Bette, ſtellte ſich mitten ins Zimmer, ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Herr Gott, ich hab' eine Braut!"

Wie man die Perſonen eines Luſtſpiels, über deren Treiben und Verwicklung man den Abend vorher gelacht, nun dunkel und trüb' wieder aufdämmern ſieht, nur mit dem Unterſchied, daß ſie Einem gar nicht mehr ſpaßhaft erſcheinen, ſo erſtand die Scene im Schreibgemach des Grafen vor Paul's Geiſte und er hörte die Worte: Seien Sie in meinem Hauſe willkommen! Er lachte laut auf.

Der nächſte Gedanke Paul's war: Was wird Vinzenz (ſo hieß der Rittmeiſter) dazu ſagen? Ach ich bin nicht mehr zu Hauſe, wo ich tolle Streiche nach Herzensluſt machen konnte, wo er ſie immer wieder gut machte. Nein, nein; ich habe hier eine hübſche Thorheit begangen und Niemand kann mich von den Folgen derſelben befreien. Er ſtützte den Kopf auf die Hand und lachte noch kopfſchüttelnd vor ſich hin, als der Diener kam und ihm zwei Offiziere meldete, deren Namen er noch nie gehört hatte. Sie traten ein und eine förmliche Begrüßung fand ſtatt. Der eine dieſer Offiziere nahm nach Beſeitigung einiger Höflichkeitsformeln und Redensarten das Wort und ſagte: „Wir erſcheinen im Auftrag des Lieutenants Glibbon."

Paul ſprang auf, er hatte Emil ganz vergeſſen, jetzt fiel ihm ein, daß auch Emil in der geſtrigen Poſſe eine Rolle geſpielt, und er rief: „Ich erkenne Sie, meine Herren; Sie ſind von meines Freundes Regiment. Was macht er? Wie geht es ihm? Es freut mich unendlich, von ihm zu hören.“

Die beiden Offiziere blickten einander an, wie zweifelhaft, ob ſie recht gehört, dann nahm der Sprecher wieder das Wort und ſagte mit einem gereizten Tone: „Herr Baron, unſer Freund, der Lieutenant Glibbon — ſollte hier ein Mißverſtändniß herrſchen? — doch dies iſt nicht denkbar — kurz und gut: der Lieutenant Glibbon ſendet Ihnen durch uns eine Ausforderung.“ Nachdem die Offiziere, beide zu gleicher Zeit ſprechend, dieſes entſcheidende Wort glücklich über die Lippen gebracht hatten, erhoben ſie ſich und machten eine Verbeugung.

Paul ſtarrte ſie an: „Mir eine Ausforderung? — Vom Lieutenant Glibbon? — Ach ich begreife — Meine Herren, ich danke Ihnen. Ich nehme die Ausforderung an und erſuche den Herrn Lieutenant, Ihren ſehr achtbaren Freund, Zeit, Waffen und Ort zu beſtimmen.“

„Die Zeit: Morgen früh acht Uhr; die Waffen — Piſtolen; der Ort der Zuſammenkunft das Wäldchen vor dem — Thore.“ Abermalige Verbeugung. Paul entließ ſie, indem er ſie bis zur Thüre begleitete und ſie ſeiner Achtung und Freundſchaft verſicherte. Als er ſich allein ſah, rief er: Ach der arme Emil; er glaubt ſich mit mir ſchlagen zu müſſen. Er hat ganz Recht. Vielleicht meint er gar, daß ich in ſeine Braut verliebt war und dieſe Gelegenheit benutzte, um über ihn zu triumphiren. Dies wäre falſch wie eine Katze gehandelt. Soll ich hinlaufen und ihm Alles erklären? Nein. Er würde mir nicht glauben; er könnte mich für feig halten. Teufel! Erſt will ich mich mit ihm ſchlagen und dann ihm die Erklärung geben. Jetzt aber will ich zu Elfried gehen, denn er wird mein Secundant ſein. Ich muß eilen, denn jetzt finde ich ihn noch nicht bei der Flaſche.

Er kleidete ſich raſch an, doch indem er ſich entfernen wollte, brachte ihm der Diener ein Billet vom Grafen Falkenbach. Es enthielt eine Einladung zum Mittagseſſen mit der Bemerkung, daß der Graf wünſche, ſeinen künftigen Schwiegerſohn den Verwandten der Familie vorzuſtellen. Paul entgegnete in wenigen Zeilen, daß er die Ehre haben würde, zu erſcheinen.

In Elfried's Wohnung angelangt, wurde er von einem äußerſt dünnleibigen magern Jokei empfangen, der eine Art Hausnarr bei ſeinem Herrn vorſtellte und der ſich jetzt damit beluſtigte, mit ſeinen fadendünnen Armen die Bewegungen des Telegraphen, der auf einem nahen Gebäude aufgerichtet war und eben manövrirte, nachzuahmen.

„Iſt Dein Herr zu Hauſe, Philipps?“

Philipps ſenkte den Kopf auf die linke Schulter, breitete die Arme wie ein Wegweiſer horizontal in die Luft und ſprach kein Wort. Paul, der dieſe telegraphiſche Depeſche nicht verſtand, ſchüttelte ihn herzhaft am Zipfel ſeiner bunten Jacke und donnerte ihm nochmals die Frage ins Ohr, worauf der lebende Telegraph den Beſcheid gab, daß ſein Herr ſich im Stalle befinde.

Der Reformator des Bayard-Club's befand ſich eben in ſeinem Lieblingsaufenthalt. Er hatte dazu den Ort auserkoren, wo ſeine vier Leibpferde ſtanden, und ihn in einen comfortablen Salon umgeſchaffen, wo man rauchen, ſpielen und im nöthigen Fall auch leſen und muſiciren konnte, und wo er ſeine intimſten Freunde empfing. Der Boden war mit Teppichen belegt, die Zellen für die Pferde mit großer Sauberkeit und in gefälligem Anſehen erhalten, das Pferdezeug, ſowie die nöthigſten Geſchirre mit einer gewiſſen Zierlichkeit auf beſonders dazu hingeſtellten Poſtamenten geordnet. Drei helle Fenſter mit Vorhängen von purpurrothem Wollenſtoff, von Bronce-Agraffen gehalten, gaben ein helles Licht; ähnliche Draperien waren an jeder der Zellen angebracht. Ein kleiner Broncelustre hing von der Decke herab und illuminirte Lithographien, hippologiſche Gegenſtände darſtellend, zierten die Wände.

Der junge Offizier ſaß in der Ecke dieſes wunderlichen Salons und ſpielte an einem Tiſchchen mit einer ſeiner Freundinnen Karten. Beide waren eben, als Paul eintrat, in einem lebhaften Streit begriffen. Nebenbei machte ſich ein Herr in einem eleganten ſchwarzen Anzuge an einem erkrankten Pferde zu thun. Zwei Stallknechte halfen ihm bei ſeiner Beſchäftigung, indem ſie Gläſer, Binden und Meſſer zurecht legten und ihm darreichten.

„Ah, ſieh da Brunswick!“ rief der Spieler. „Es iſt brav von Dir, daß Du das lange Schlafen aufgiebſt und mich einmal in der Morgenſtunde beſuchſt.“

„In der Morgenſtunde?“ fragte das junge Mädchen lächelnd. „Es iſt drei Uhr.“

„Du findeſt mich hier,“ fuhr Elfried fort, „wie ein guter Vater unter den Seinen. Mademoiſelle iſt ſo gütig, mit mir eine Partie Ecarté zu machen. Flora! Sie kennen doch meinen Freund Brunswick? Paul! Du kennſt doch Flora, die Tochter meiner frühern Hauswirthin, ein liebenswürdiges und geſcheutes Mädchen?“ —

„Ich habe die Ehre,“ ſagte Paul und warf ſich auf das kleine Eckſopha, indem er ſeine Uniform losriß und ſich Luft zufächelte.

„Sieh hierher,“ begann Elfried von neuem; „ich habe Kummer. Meine Betty, dies reizende Geſchöpf, hat ſich geſtern das linke Hinterbein verſtaucht. Herr Quipper, der renommirteſte Thierarzt in Stadt und Umgegend — Herr Quipper, Sie brauchen ſich deshalb nicht zu bedanken, ich rede nur einfach die Wahrheit — beſichtigt jetzt eben den Schaden. Man arbeitet ſchon eine halbe Stunde an dem Beine herum. Es iſt rührend zu ſehen, wie gefaßt in ihrem Leiden die arme Betty iſt, wie ihr kein Wort, kein Seufzer des Unmuths entſchlürft. Der Arſazes nebenbei würde ſchon längſt alle Welt zu Boden geſtampft haben.“

„Liebſter Elfried, ich habe ein paar Worte mit Dir im Vertrauen zu reden.“

„Sogleich, mein Freund; ich bin zu Deinen Dienſten. Herr Quipper, wie geht's? Ich will etwas näher treten und ſelbſt das Bein der armen Creatur halten. Willſt Du unterdeſſen die Parthie mit Flora fortſetzen? Du mußt aber auf Deiner Hut ſein, denn ſie ſpielt vortrefflich und geht ſtark auf den Gewinn aus.“

Paul ſagte trocken: „Ich bedauere; ich habe keine Luſt zum Ecarté.“

„Nun wie Du willſt.“ Flora ſetzte ihren Hut auf, warf ihren Shawl um und entfernte ſich, nachdem ſie bemerkt hatte, daß ſie in einer halben Stunde zum Mittageſſen wieder da ſein werde. Elfried kam, um ſich auf das Sopha neben ſeinen Freund zu ſetzen, doch waren ſeine Gedanken ausſchließlich noch mit dem kranken Thiere beſchäftigt und er ſagte unmuthig: „So gehts, wenn man gefällig iſt. Des armen Geſchöpfes Unglück iſt lediglich meine Schuld; ich lieh es geſtern dem Legationsſekretair der franzöſiſchen Geſandtſchaft. Die Diplomaten reiten alle ſchlecht; der Himmel weiß, worin der Grund dieſer Sonderbarkeit liegt. Aber ich vergeſſe, daß Du mir etwas ſagen wollteſt —“

Paul warf einen Blick auf den Thierarzt und Elfried ſagte ſchnell: „Vor Herrn Quipper brauchſt Du Dir keinen Zwang anzuthun; er iſt ſo ganz Leib und Seele bei der Ausübung ſeiner Wiſſenſchaft, daß dicht in ſeiner Nähe eine Mordthat vorfallen könnte, er würde nichts davon merken. Nicht wahr, Herr Quipper? —“

Der Angerufene hielt ſtatt der Antwort mit freundlichem Grinſen ſeine Lanzette in die Höhe.

„Du hörteſt, daß ich eine Braut habe,“ hob Paul an.

„Ja, das hörte ich geſtern. Iſt Dir vielleicht eine Cigarre gefällig? Ich habe in der vorigen Woche vortreffliche erhalten.“

„Nein: ich wünſche nichts, als daß Du mich anhörſt.“

„Nun gut. Mit dieſer Heirath oder vielmehr Anſprache iſt es etwas ſchnell gegangen. Ich hörte nie, daß Du zu dergleichen Luſt bezeigteſt. Meiner Anſicht nach hätteſt Du auch damit warten können. Was fehlt Dir, ſo wie Du jetzt lebſt? Frei, ungebunden, jung, geſund, mit Geld verſehen — ſtatt dabei zu beharren, gehſt Du unter die Ehekrüppel, das heißt, Du machſt Dich zu einer ſchlechten Zeitſchrift, in der Deine Frau künftig die leitenden Artikel ſchreiben wird. Aber ich tadle Niemand. Meinetwegen thu' was Du willſt; Du wirſt immer mein Freund bleiben.“

„Elfried!“ rief Paul, „Ich bin auf die wunderlichſte Weiſe zu meiner Braut gekommen. Als ich geſtern beim Grafen um das Mädchen für Emil anhalte, ſchlägt er mir ſie rund ab.

Ich ärgre mich, ich vertrage keinen Widerſpruch, mein Blut geräth in Wallung, ich ſag' dem Grafen Grobheiten, endlich, da mir einfällt, wie ich verſprochen habe, Euch auf eine Verlobung trinken zu laſſen, fährts mir in den Kopf, mich ſelbſt als Brautwerber anzubieten, und — ich werde angenommen! Wirklich des Himmels Einſturz hätte ich eher vermuthet als dieſes Jawort."

Elfried warf lachend den Stummel ſeiner Cigarre weg und rief: „So biſt Du alſo gefangen. Es geſchieht Dir recht; wer heißt Dich mit ſolchen Dingen ſpaßen."

„Aber wie findeſt Du den Grafen?"

„Er handelt vollkommen nach ſeinen Grundſätzen," entgegnete Elfried. „Du biſt reich, von guter Familie; Du biſt gerade ein ſolcher Schwiegerſohn, wie er ihn ſich wünſcht, er that ohne Zweifel gut daran, zuzugreifen und Dich nicht wieder frei zu geben."

„Das wäre der Teufel!"

„Verlaß Dich darauf; ich kenne dieſe Gattung Leute. Wie iſt denn das Märchen?"

„O! ich hab' ſie kaum geſehen. Aber noch Eines: Emil hat mich gefordert; willſt Du mir ſecundiren?"

Der Gefragte blickte auf und ſagte nach einer Weile: „Ich habe unſerm Chef verſprechen müſſen, bei keiner Schlägerei mehr behülflich zu ſein. Doch dies hindert nicht. Dergleichen Verſprechen hält man niemals. Ich werde Dir ſecundiren."

Paul dankte und nannte die näheren Bezeichnungen zum morgenden Duell; dann griff er nach ſeinem Hut und wollte ſich entfernen.

„Willſt Du nicht heute bei mir ſpeiſen?“ rief Elfried. Ich werde Flora ſagen laſſen, daß ſie ihre Schweſter Fanny mitbringe: wir können nachher eine Partie ins Grüne machen.“

„Ich bin zu meinem künftigen Herrn Schwiegerpapa gebeten,“ entgegnete Paul lachend.

„Sieh, da kommt Flora wieder zurück!“ rief Elfried. „Wie ſie ſchnell geweſen iſt, es iſt ein geſcheutes Mädchen; ſie verſäumt nie die Mittagsſtunde. Die Liebe und der Arbeit gehn bei ihr Hand in Hand.“

Als Paul durch die Wohnzimmer ging, ſah er Philipps, der vor Mademoiſelle Flora akrobatiſche und gymnaſtiſche Künſte machte, während die junge Schöne ihre Haarzöpfe neu flocht und von Zeit zu Zeit Blicke in die Küche that, ob die Schüſſeln, die ihre Nähe bereits durch lieblichen Dampf verkündeten, nicht bald erſcheinen würden.

Auf der Straße angelangt, begegnete Paul ſeinem Banquier, der ihm einige Wechſel vorwies, bei deren Betrag er ſich mitunterzeichnet hatte, die nun von ihren Ausſtellern nicht eingelöſt werden konnten. Paul trug dem Geſchäftsträger auf, die Schuld zu tilgen. Während er noch zerſtreut die bekannten Unterſchriften ſeiner Freunde, die in dieſe Form gebracht, ſchon eine ganz artige Sammlung bildeten, betrachtete, ſtattete ihm der Kaufmann mit großer Höflichkeit ſeinen Glückwunſch zur nahen Vermählung ab.

„Wie? wiſſen Sie davon?“ fragte Paul verwundert.

„Der Herr Graf haben mir dieſen Morgen die Ehre eines Beſuchs geſchenkt,“ erwiederte der Banquier. „Ich erlaube mir zu bemerken, daß dieſer geehrte Herr eine enorme finanzielle Capicität beſitzt. Er macht Speculationen, die ſich dürfen hören laſſen. O der Adel heutzutage, die höchſten Perſonagen ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, haben uns Leuten von Fach hübſche Kunſtgriffe abgelauſcht. Sie bleiben immer Dilettanten, denn es wäre unanſtändig, anzunehmen, daß ſie von dieſen kleinen Experimenten lebten, wie Unſer Einer, aber ſie ſind ſo geniale Dilettanten, daß Niemand zögert, ihnen im Geheimen den Meiſter- und Zunftgrad zu ertheilen.“

Paul hörte nur halb hin; es entging ihm daher der Stachel, der in dieſer Rede lag. Nur Eins merkte er ſich heraus: daß nämlich der Graf unter der Hand Erkundigungen nach dem Stand ſeiner Ausgaben und ſeines Vermögens eingezogen haben müſſe. Es gefiel ihm dies nicht ſonderlich und er ging mit einer ſehr üblen Laune zum Familien-Diner.

Vierzehntes Capitel.

Das Familien-Diner.

Als Paul erſchien, war die Verſammlung ſchon vollzählig. Der Graf ergriff ihn am Arm und führte ihn in den Halbkreis der Herren und Damen, indem er rief: „Hier iſt der Baron von Brunswick! Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit meinen künftigen Schwiegerſohn vorzuſtellen.“ Paul verbeugte ſich und der Graf fuhr fort: „Die Leutchen ſind ſich einander ſchon lange gut geweſen, aber wie es zu gehen pflegt, die Väter erfahren es erſt ganz zuletzt. Was mich anbetrifft, ſo hab' ich mich ſehr gut dabei benommen. Anſtatt Empfindlichkeit zu zeigen, daß man nicht offenherzig gegen mich war, hab' ich mich wie ein guter Komödien-Papa beeilt, die Hände in einander zu legen und den Segen zu ertheilen.“

Die Herren und Damen nickten lächelnd zu dieſen Worten und eine dicke Frau auf dem Sopha, die von ihrer eigenen Fülle erſtickt zu werden drohte und in einem fortwährenden Kampf gegen dieſe materiellen Fluthen, die über ihrem Kopfe zuſammen ſchlagen zu wollen ſchienen, begriffen war, brachte mit Mühe die Hände zu einem kleinen Beifallklatſchen zuſammen. Zwei jüngere Damen ihr zur Seite legten ihre Lorgnetten vors Auge, indem ſie ſich zuflüſterten: „Il est bien! Vraiement beau garçon!“

Paul hatte den jüngern Theil der Anweſenden ſchon öfters in den geſelligen Zirkeln geſehen; was den ältern Theil betraf, ſo beſuchte dieſer keine Geſellſchaften mehr, was auch ſehr wohlgethan war, denn es waren nicht ſehr liebenswürdige Geſtalten darunter, und die Geſellſchaft würde trotz der Titel und Reichthümer, die dieſe Individuen beſaßen, wenig Nachſicht mit ihren Schwächen gehabt haben. Die Geſellſchaft, wie ſie heutzutage exiſtirt, iſt um vieles ſelbſtſüchtiger, als die vor funfzig Jahren es war. Sie ſetzt etwas darein, ihre Launen und Antipathien unumwunden zu zeigen. Man nennt dies Aufrichtigkeit und Natur; im Grunde iſts aber nur Rohheit und Selbſtſucht.

Unter dieſe nicht mehr tolerirten Figuren gehörte eine alte Dame, die dazu beſtimmt war, von der Familie beerbt zu werden, und die zu allgemeiner Freude dieſer Beſtimmung raſch entgegenging. Seit einer Anzahl von Jahren hörte und ſah ſie nichts mehr, und da ſie dabei mißtrauiſch und übellaunig war, vergalt ſie die Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten, die man ihr zollte, durch ein beharrliches tückiſches Schweigen. Ihr Sohn, der Oheim des Grafen, war vor undenklichen Zeiten in irgend einem Collegium, das Niemand mehr zu nennen wußte, Präſident geweſen, hatte ſich jedoch frühzeitig zurückgezogen, um ungehindert dem Studium der Tafelfreuden zu leben. Man hatte ihm geſagt, daß er, weil er langes herabhängendes Haar, ein äußerſt häßliches, runzelvolles Geſicht hatte, und dabei eine hohe weiße Halsbinde trug, Talleyrand ähnlich ſähe, und hierdurch fand ſich der Präſident ſehr geſchmeichelt. Er manövrirte ſehr geſchickt mit ſeiner Halsbinde, indem er bald ſein Kinn darin verſenkte, bald es plötzlich wieder hervorzog. Der Graf pflegte zu ſagen: „In der That, es iſt luſtig, einen ſo intereſſanten Kopf in ſeiner Familie zu haben.“ Paul fand es jedoch gar nicht luſtig, neben dieſem inteſſanten Kopf zu Mittag zu eſſen; denn der Präſident, der mit nichts zufrieden war, was man ihm auch auftiſchen mochte, gab ungenirt den Inhalt ſeines Tellers wieder auf denſelben zurück, nachdem er ihm ſchon im Munde gehabt hatte, indem er dazu rief: „Das iſt elendes Zeug! Dieſe Sauce iſt vergiftet! Dieſes Huhn iſt alt wie meine Großmutter! Dieſe Trüffeln taugen den Teufel etwas!“ Die Frau dieſes Präſidenten war eine Dame, die noch den Geſellſchaftston von zehn Jahren zurück inne hatte. Sie konnte keine Phraſe deutſch beenden, ſondern miſchte franzöſiſch und deutſch auf eine unangenehme Weiſe zuſammen. Dieſe Mode hat zum Glück aufgehört; ſie war eine der lächerlichſten, die je exiſtirten. Die Nichten dieſer Dame ſind beide ältliche unvermählte Damen, von derjenigen Sorte von Geſellſchaftsmenſchen, die nie in ihrem Leben etwas ſagen oder thun, das man der Mühe werth fände wiederzuerzählen. Die dicke Dame, die im ſteten Kampf mit ſich ſelbſt begriffen iſt, fungirte bei einer Prinzeſſin als Hofdame. Die Prinzeſſin hat ſich die Mühe und die Koſten gemacht, das ungeheure Terrain, das ihre Hofdame bietet, mit Schmucknadeln, Broſchen, Armſpangen zu umhegen, zu umſtecken, und gleichſam in Beſitznahme zu declariren. Eine andere Hofdame iſt das Widerſpiel von dieſer, ſie iſt eine hübſche junge Frau, die zierlich, munter und witzig iſt. Die Prinzeſſin, der ſie beigegeben, hat ſelbſt Geiſt und würde Niemand um ſich leiden, der von dieſer Eigenſchaft nicht wenigſtens etwas empfangen hat. Der Mann dieſer Dame iſt ein ausgezeichneter Militair und Begleiter eines Prinzen. Dieſe fünf letztgenannten Perſonen gehören aber noch zu der Geſellſchaft, wie ſie heutzutage exiſtirt; zu der, wie ſie früher beſtand, gehört ein Obriſt außer Dienſt, ein älterer Bruder des Grafen, der die Manieren der Soldateska von 1812 beibehalten hat, der demzufolge gerne ungehörige Geſchichtchen vorbringt, dem man ſie aber am Munde abzuſchneiden pflegt, weil ſolche Geſchichtchen zu erzählen nicht mehr „guter Ton“ iſt. Der Obriſt, der dabei taub iſt, beluſtigt ſich, die Contrebande, die in keinen offenen Hafen einlaufen darf, in die verſteckte Bucht des Ohr's ſeines Nachbars einzuſchmuggeln, was ihm unendlich Spaß macht. Dieſer arme Obriſt iſt mit ſeinem Vermögen fertig geworden und lebt jetzt auf Koſten der Verwandtſchaft, ein Gebrechen, das man ihm weit weniger verzeiht, als ſeine ungehörigen Geſchichten. Paul fühlt ſich zu dem alten Knaben hingezogen, denn er entdeckt einige Aehnlichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Onkel Anton; und der Obriſt vergilt dieſe Hinneigung ſogleich, indem er einige ſeiner beſten Geſchichtchen in Paul's Ohr abſetzt.

Noch bleibt als Tiſchgenoſſin zu erwähnen eine junge

Dame, die durch ihre regelmäßigen Züge und ihre geſchmackvolle Toilette Aufſehen erregt, ſie iſt eine intime Freundin der Frau von Fliet, Franziska's älterer Schweſter, und heißt Hermance de Romilly. Eine Elſaſſerin von Geburt, vereinigt ſie in ihrem Namen wie in ihrem Charakter franzöſiſche mit deutſchen Eigenſchaften. So jung ſie iſt, hat ſie doch ſchon ein ſehr bewegtes Leben geführt; ſie iſt einem geliebten Bruder nach Algier gefolgt, und man ſagt, daß ſie dort ſogar Antheil an den kriegeriſchen Thaten ihres Begleiters genommen habe. Als der junge Herr von Romilly in einem Gefecht getödtet wurde, kam ſeine Schweſter nach Deutſchland zurück, und da ſie eine Waiſe war und jetzt völlig allein in der Welt ſtand, nahm ſie das Anerbieten ihrer Freundin an und wählte ihren Aufenthalt im Hauſe des Grafen. Sie zeigte in ihren Mienen die Wohlgeſtalt, aber auch die Kälte einer ſchönen Büſte. Das Geſpräch ſchien ſie wenig zu intereſſiren, ſie nahm nur gerade ſo viel Theil daran, als eine ziemlich knapp zugemeſſene Artigkeit es ihr gebot.

Und das Geſpräch, worin beſtand dies? Nahm man, da dieſe Vereinigung ein Familienmahl war, die Familienintereſſen in Anſpruch? unterhielt man ſich auf gute vertrauliche Weiſe über die kleinen Vorfälle und Begebenheiten, die ſich im engern Kreiſe im Laufe eines Jahres ereignet hatten? tauſchte man, heiter plaudernd, Familienanekdötchen gegen einander aus? So würde eine Geſellſchaft dieſer Art ſich vor hundert Jahren zurück unterhalten haben. Oder machten die Männer die Bewunderer der Damen, erſchöpften ſie ſich in zierlichen Galanterieen? Recitirte man kleine Poeſien von Voltaire und Greſſet? Bot man den Damen ein Glas Wein oder eine Schaale Eingemachtes mit jener Anmuth in der Biegung des Arms und der Haltung der Hand, wie ſie Bernini in Marmor darſtellt, und Watteau ſie in ſeinen Gemälden anbringt? So würde man ſich vor funfzig Jahren zurück unterhalten haben; oder endlich, lagen Herren und Damen nachläſſig hingeſtreckt in ihren Seſſeln, rief man ſich mit großer Ausgelaſſenheit bonmot's und verliebte Neckereien zu? Machte man ſich, im Begriff eine Ehe zu ſchließen, über die Heiligkeit der Ehen luſtig? Drückten die jungen Männer auf die entblößten Arme der Frauen (nicht der ihrigen) Küſſe? So würde man ſich vor dreißig Jahren zurück unterhalten haben; aber nichts von allem dem heutzutage. Man iſt nicht mehr vertraulich wie vor hundert Jahren, aber man iſt auch nicht affectirt und geſpreizt wie vor funfzig, und vor allen Dingen, und dies iſt eine köſtliche Errungenſchaft unſerer Geſellſchaft, man iſt nicht mehr frivol und unſittlich wie vor dreißig Jahren.

Aber wovon ſpricht man denn heutzutage? Man ſpricht von ernſten Dingen, von Dingen, die den Geiſt beſchäftigen und erheben, die nichts mit dem Getändel, der Ziererei und der Verderbniß der Sitten gemein haben, von Dingen, die angehört zu haben, einer jungen unverheiratheten Dame nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Alſo ſpricht man vom Ruhme, von den Thatſachen der Geſchichte, von den Erfolgen der Wiſſenſchaft? Nicht ſo ganz; denn von allen dieſen Gegenſtänden verſteht man ebenſo wenig als man vor hundert Jahren davon verſtand, und man intereſſirt ſich für ſie eben ſo wenig als damals.

Aber wovon ſpricht man denn? — Man ſpricht vom Porzellan.

Während der ganzen Tafelzeit unterſucht man, ob die Fabriken von Dresden und Berlin mit denen von Sévres gleichen Schritt zu halten im Stande ſind. Man entdeckt in Form und Güte des Stoffes Unterſchiede. Vom Porzellan geht man auf die kleinen Pfeilerſchränke von vieux laque über und endlich kommen die Lehnſeſſel mit geſchnörkelten und vergoldeten Beinen an die Reihe. — So unterhält ſich eine Geſellſchaft, die gegen den Schluß des zweiten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts zuſammenkommt, um ein neues Familienglied in ihren Verein aufzunehmen. Haben wir es nun der Tugend recht gemacht? Kann man nun noch behaupten, daß die Revolution nutzlos für unſere höhern Stände vorübergegangen iſt? Lehrte ſie uns nicht von Porzellan ſprechen?

Das iſt ſehr langweilig! — Aber wer ſagt denn auch, daß unſer Leben kurzweilig ſei? Ihr Arbeiterclaſſen, ihr Männer des Gewerbes und der täglichen Mühe, ihr, die ihr uns um unſere Prunkgemächer, unſere mit Leckerbiſſen beſetzte Tafeln, unſere Weine, unſern Müßiggang, unſere ſchönen und geputzten Frauen ſo beneidet, kommt, tretet herzu und ſeht, in welcher entſetzlichen Langeweile, in welcher geiſttödtenden Mattigkeit wir unſere Tage hinbringen, wie wenig wir mit jenen hübſchen Dingen etwas anzufangen wiſſen. Wie nichts da iſt, was uns belebt und erfriſcht, wie wir, blos um etwas zu thun zu haben, uns gegenſeitig die Heuchelei und die Selbſtſucht in Portionen zumeſſen, wie ſie für den ſtärkſten Magen berechnet ſind, und wie wir glücklich ſein würden, wenn wir von dem Abhub von Fröhlichkeit, Herzensſtärke und Lebensluſt leben könnten, wie er von den Mahlen fällt, die euch das Leben auftiſcht. Ihr wollt unſern Reichthum? Nehmt ihn, gebt uns dafür euer friſches Blut, euer Lachen, eure verliebte Kurzweil, eure Sommernächte voll Poeſie, eure Wintertage voll Arbeit. Ihr wollt unſere Tugend? Nehmt ſie und gebt uns dafür, was wirklich Tugend heißen kann, nämlich Lebenskraft, Herzenskraft, Glaubens- und Liebeskraft.

Aber das Alles führt uns zu weit weg vom Porzellan.

Nun von unſerm Mittagsmahle. Paul beluſtigt ſich, ſeine Braut nicht anzuſehen und mit ſeinem Schwiegervater kein Wort zu ſprechen. Die Herren, die gehört haben, daß die jungen Leute ſich ſchon lange heimlich geliebt haben, ſind etwas befremdet über dieſe neue Art ſich einander Zärtlichkeit zu beweiſen, die Damen dagegen ſehen hierin die gute Erziehung und das feine Schicklichkeitsgefühl Paul's. Unſer Held ſpeiſt mit ſehr gutem Appetite, er trinkt noch beſſer, ſo daß er ſich den Beifall des „intereſſanten Kopfes" erwirbt, der ihm eine Flaſche zuſchiebt mit den Worten: „Hier, dieſen Bordeaux kann ich empfehlen, ich hab' ihn kommen laſſen; es iſt der einzige trinkbare Wein hier im Hauſe.“ Der Graf ſchüttelt über dieſe Bemerkung des Präſidenten den Kopf, wagt aber nicht zu widerſprechen. Unterdeſſen hat die Präſidentin über eine Vaſe von Porzellan zu berichten angefangen: „Je possède un petit vase,“ ſagte ſie, „qu'on m'a donné pour mon jour de naissance; ich will nicht grade behaupten, daß dieſe Vaſe häßlich ſei, allein c'est drôle je ne trouve rien de beau à ce style. Ma princesse possède une petite tasse d'une beauté merveilleuse; es iſt wahr, man kann nichts ſchöneres ſehen. Tout le monde disait que c'était du veritable Sévres, mais moi, ne voyant pas la marque, Sie wiſſen doch, jedes ächte Porzellan hat auf der Rückſeite der Piecen eine Marque? moi, je declarais tout haut que cela n'était pas, et l'on m'a donné raison. Vous le rappelez vous chère comtesse?“

„O oui, chère comtesse, erwiederte die corpulente Hofdame. Haben Sie den trousseau der Prinzeſſin geſehen?“

„Ja meine Theure; il y a là une casette en vieux laque et une boule, ich hab' mein' Lebtage ſo etwas Schönes nicht geſehen. Die vaisselle hat nicht ſo ſehr meinen Beifall. Ich will Ihnen ſagen, da hab' ich ſchon Schöneres geſehen; aber die chinoiseries ſind wieder delicieux. Der kleine Spiegeltiſch iſt mein Entzücken, und dann die Chiffonière.

Der Adjutant hat unterdeſſen mit einiger Mühe das Geſpräch über die Meubles unterbrochen und das über ein in Mode ſtehendes Ballet in Aufnahme gebracht. Die Damen geben darauf ein und man lobt eine Tänzerin, deren Bewegungen man graziös und anmuthig findet. Der Obriſt, der der Meinung iſt, man ſpräche noch über die Chiffonnière, ſagt: „Ja, aber ich tadle nur, daß ſie auf ihren Beinen nicht ſicher ſteht."

Man fragt ihn, warum er dies befürchte, und der Obriſt erwidert: „Sie ſind oben kaum ſo dick wie mein Handgelenk, ich habe ſie gemeſſen, und nach unten zu ſind ſie viel zu ſtark ausgeſchweift, und dann, ich liebe überhaupt nicht vergoldete Beine."

Dieſe letzte Bemerkung klärt das Mißverſtändniß auf, und man lacht. Der Obriſt, der ſich bewußt iſt, diesmal keine komiſche Geſchichte erzählt zu haben, ruft verdrießlich vor ſich hin, da er den Grund des Gelächters erfährt: „Ich liebe die kleinen Familienmittagseſſen nicht; man ſpricht ſo durcheinander und dann ſpricht man auch niemals deutlich genug."

Die alte Dame an der Spitze der Tafel ſchiebt ſich unruhig auf ihrem Ehrenplatz hin und her und murmelt endlich zu ihrer Nachbarin: „Worüber wird gelacht? Hat ſich meine Haube verſchoben? Es iſt ſehr ungezogen, daß man lacht, ohne mir zu ſagen, worüber man lacht. So etwas lieb' ich nicht."

Die alte Dame wird beruhigt, und der Graf ruft ihr über den Tiſch zu: „O meine theure, liebe Mutter! wie glücklich ſind wir, Sie in unſerer Mitte zu ſehen; wie geſund und heiter iſt Ihr Ausſehen! Man ſieht's Ihnen an, wie gerne Sie im Kreiſe der Ihrigen weilen."

Die Alte, die hiervon nichts verſteht, ſagt zu ihrer Nachdarin: „Wenn man ſich über mich moquiren will, ſo ſoll man mich zu Hauſe laſſen; ich komme ohnedies gar nicht gerne hier in dies fatale Haus.“

Die beiden inſipiden ältlichen Unvermählten ergriffen einen Zipfel der Spitzenmantille der Alten, und indem ſie dieſen mit ſehr viel Gefühl an ſich riſſen, riefen ſie Beide zugleich: „Wie glücklich ſind wir, theure Großtante, in ihrer Nähe uns zu befinden.“

Der Obriſt, der unterdeſſen ſich wieder ins Geſpräch miſchen will und nicht ganz ſicher iſt über den Gegenſtand, der jetzt verhandelt wird, zieht es vor, ſelbſt einen aufzubringen. Er bringt eine Doſe heraus, die eine Merkwürdigkeit iſt. Sie ſtellt von Porzellan geformt einen Mops dar. Dieſe Doſe läßt er die Runde gehen, und er beabſichtigt, an dieſes Rokokkoſtück eine Geſchichte zu knüpfen, die ebenfalls Rokokko iſt, und zwar zu ſeinen beſten gehört. Aber man erräth ſeine Abſicht und läßt ihn nicht zu Worte kommen. Der Graf ſpricht von dem Portrait der corpulenten Hofdame, das er vor Kurzem auf einer Ausſtellung geſehen. Die Dame fragt ihn, ob er es ähnlich finde, und der Graf tadelt einen fremden unähnlichen Zug an Mund und Naſe. Sogleich ruft der Obriſt, der nur das Wort Naſe hört und dieſe auf ſeinen Mops bezieht: „Jawohl, die Naſe iſt bei dieſem dicken kleinen Geſchöpfe beſonders merkwürdig; ſie iſt angeſetzt und beſteht aus einem Stück Carneol; deshalb iſt ſie auch von ſo ſchöner rother Farbe!“ Diesmal lacht man nicht, man verzieht nur den Mund; aber die Hofdame iſt die Erſte, welche glaubt lachen zu müſſen; ſie ruft laut: „O das iſt vortrefflich! Meine Naſe ein Stück Carneol! Dieſer Einfall iſt köſtlich!“ Der Graf zerrt ſeinen Bruder am Arm, indem er ihm ins Ohr ruft: „Mein Freund, Du begehſt heute lauter Sottiſen; es wird am beſten ſein, Du ſchweigſt ganz ſtill.“

„Schon gut,“ murmelte der alte Krieger, „man hat mich alſo eingeladen, damit ich hier eine ſtumme Rolle ſpielen ſoll. Das iſt luſtig. Ich und eine ſtumme Rolle! Ich, der ich immer in Geſellſchaften gezogen werde, um ſie zu beleben, zu erheitern, mit meinen Einfällen zu erfriſchen, ich ſoll hier ſtumm wie ein Oelgötze ſitzen. Aber ich werde mich nie wieder bei einem Familiendiner einfinden.“

Denſelben Entſchluß faßt die alte Großmutter, die immer noch überzeugt iſt, daß man über ihre Haube gelacht habe; denſelben Entſchluß faßt der Präſident, der da ſchwört, daß der Schinken, in Burgunder gekocht, die erbärmlichſte Schüſſel ſei, von der er jemals gekoſtet; denſelben Entſchluß faßt die dicke Hofdame, deren Naſe man mit einer Carneolſpitze verglichen hat, und endlich faßt denſelben Entſchluß auch die übrige Tiſchgenoſſenſchaft, die die Entdeckung gemacht hat, daß ſie nirgends weniger gut ſich befindet, als wenn ſie ſich „unter ſich“ befindet. Trotz deſſen ſcheidet man aber mit den Verſicherungen der innigſten Liebe und Ergebenheit.

Funfzehntes Capitel.

Ein Duell und ein Geheimniß. Paul verſucht ebenfalls die natürlichſte Sprache in den natürlichſten Ausdrücken zu ſprechen.

Am andern Morgen erhob ſich unſer Held frühzeitig und ſchickte ſich an, ſich mit ſeinem ehemaligen Stubengefährten zu ſchlagen. Beide junge Männer erſchienen mit dem ihnen zuſtehenden Gefolge an dem bezeichneten Orte. Es iſt ſchwer zu beſchreiben, welch' eine Verachtung in Blick und Miene des Lieutenants von den Linientruppen lag, als er demjenigen vor Augen trat, den er als den ſchwärzeſten und boshafteſten Charakter anzuſehen berechtigt zu ſein glaubte, der jemals auf ſeinem Lebenswege erſchienen war und künftig erſcheinen werde. Er hatte mit Muße alle jene kleinen gemüthlichen Erinnerungen niedergekämpft, die, von ihrem frühern Zuſammenleben ſich herſchreibend, gegen dieſen fürchterlichen Exceß von Herzenshärte und Verrath bei ſeinem ehemaligen Freunde zu ſprechen ſchienen. Der Poet war kein Menſchenbeobachter: er lebte in einer idealen Welt, die er willkürlich mit den Gebilden ſeiner Phantaſie bevölkerte; bisher hatte ihm unter dieſen Schattengeſtalten noch ein recht excentriſcher Böſewicht gefehlt, er hatte ihn jetzt gefunden. Paul war dieſer Teufel, und unſer Freund, als er auf der Menſur erſchien, hatte, überwacht und durch nächtliche Gelage etwas zerrüttet, in der That einige Züge von einem gefallenen Engel an ſich. Das dunkle Haar flog im Winde, die finſtern und kühnen Augen, vereint mit dem Spottzug um den Mund, gaben im Gegenſatz mit dem bleichen und ſchmalen Antlitz Emils, ein Bild der wilden und verneinenden Eigenſchaften, durch die jener „erſte Empörer“ ſich ausgezeichnet.

Das Duell nahm hergebrachter Weiſe ſeinen Anfang und hergebrachter Weiſe ſein Ende. Die Secundanten rauchten ihre Cigarren mit derſelben Anmaßung von Ruhe und kalter Selbſtſucht, wie ſie ſie ſchon öfter bei ähnlichen Gelegenheiten gezeigt hatten, und wie es die Mode bei einem Duell mit ſich brachte. Man war bemüht, ſeine Taſſe Kaffee noch warm zu finden, wenn man nach Hauſe kam. Der Poet ſchoß ſein Piſtol ab, doch verfehlte er des Ziels, Paul darauf feuerte in die Luft. Emil beſtand auf einen zweiten Gang, worauf Paul erklärte, daß keine Macht der Welt ihn zwingen werde, ſeine Kugel anderswohin, als in die freie Luft zu ſenden. Die Secundanten ſprachen ein „gewichtiges Wort,“ und nach einigem Hin- und Herreden wurde die Sache als abgemacht behandelt. Mit einem kalten Händedruck ſchieden die ſogenannten Verſöhnten. „Jetzt könnteſt Du ihm den Zuſammenhang der ganzen Poſſe erklären,“ ſagte Elfried zu unſerm Helden, als Beide von dem entfernten Wäldchen, wo dieſe Scene ſpielte, zurück in die Stadt eilten. „Ein anderes Mal,“ erwiderte Paul gähnend. „Ich kann Dich ver-

verſichern, daß es mir leid thut, daß auch dieſe Sache abgethan iſt.“

Elfried lachte, gab ſeinem Pferde die Sporen und rief: „Komm, laß uns ſchneller reiten, der Morgenwind iſt kühl.“. Sie ſetzten leicht über die Ebene dahin; als ſie ſich der Stadt näherten, hielt Elfried an, wandte ſich um und fragte: „Wie ſtehſt Du mit Deiner Braut?“

„Beſſer wie Du denkſt. Willſt Du ſie mir nicht abnehmen?“

„Sehr verbunden; ich danke. Wohin führt Dich jetzt der Weg?“

„Ich werde die Vormittagsſtunden bei dem Grafen zubringen.“

„Alſo doch!“

„Ich habe dort ein intereſſantes Mädchen kennen gelernt, eine Fräulein Romilly, halb Deutſche, halb Franzöſin. Dieſe zieht mich an. Sie zeigt ſolch' eine impertinente Gleichgültigkeit gegen Alles, was ich ſage.“

„Ach, ich verſteh', das iſt anziehend, aber nur bis auf eine gewiſſe Grenze hin. Hernach will ich Hingebung und Gefälligkeit.“

„Ich glaube nicht,“ ſagte Paul ſpottend, „daß die Ideale der Frauencharaktere, die Du aufſtellſt, aus ſehr lautrer Quelle geſchöpft ſind.“

„Du haſt Recht; mit den Grundſätzen des Epikur iſt man für die Frauen ein unſchmackhafter Biſſen. Doch bin ich weit entfernt, ſelbſtſüchtig zu ſein. Ich habe alle Achtung für das Geſchlecht. Du wirſt mich nie ſchlecht von den Frauen ſprechen hören. Ich verachte jene Witzlinge, die, weil ſie ſelbſt nur halbe Männer ſind, eine Frau, die es ganz und vollſtändig iſt, nie begreifen können.“

„Bei allem Dem hab' ich noch nicht geſehen, daß Du Dich einer achtbaren Frau genähert hätteſt,“ bemerkte Paul.

„Wie geſagt,“ rief Elfried lachend, „ich hab' Etwas an mir, was dieſe achtbaren Frauen abſchreckt und dafür die nicht achtbaren anzieht. Vielleicht haben die achtbaren Frauen dabei auch einiges Unrecht; ſie ſollten es einmal verſuchen, ſich zu einem Burſchen, wie ich bin, herabzulaſſen, mich aus meiner Erniedrigung und aus dem Sumpfe, worin ich ſtecke, hervorzuziehen und, durchnäßt vom Sündenſchlamm, wie ich bin, an die moraliſche Sonne zu ſetzen. Wer weiß, was geſchähe. So aber gehn die rein Tugendhaften ihre Wege, und ich bleibe in meinem Pfuhl ſtecken. Die Lage der Dinge verändert ſich um kein Haar; ich werde dabei von Tage zu Tage älter und immer weniger der Tugend und Ehrbarkeit zugänglich. Das gute Werk meiner Bekehrung wird zuletzt nur unmöglich.“

Paul lachte und gab ſeinem Pferde die Sporen.

Elfried fuhr in ſeiner Rede fort: „Es klingt paradox, iſt aber nichts deſto weniger vollkommen wahr; die liebenswürdigen Frauen heutzutage ſind nicht die jungen, ſondern die alten. Die haben noch von der Schalkhaftigkeit und

Koketterie, von der Anmuth und Zuthunlichkeit etwas übrig, wie ſie früher in der Mode war, und wie ſie unſern glücklichen Vätern, dieſen alten, ewig im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalieren, geboten wurde. Eine Frau Cigarre rauchen und ſich auf ein Pferd ſchwingen zu ſehen, das iſt es nicht, was ich bei Weibern ſuche; ſie machen Beides doch ſchlecht. Mit einem Wort, die Frauen haben jetzt tauſend unbequeme Narrheiten angenommen, das macht denn, daß Käuze, wie ich einer bin, die nur nach dem täglichen Brot der Liebe ausgehen und keine gepfefferten Brühen verlangen, von den Salons ſich hübſch fern halten und aus der Schenke ſich ihre Bedürfniſſe holen."

„Beim Licht beſehen haſt Du nicht Unrecht!" rief Paul, „und Du könnteſt mich verführen, zu Deinem Lebensplan zu ſchwören."

„Das darf nie geſchehen," entgegnete der junge Offizier, indem er ſeinen Cameraden flüchtig und dabei drohend anſah. „Dein Lebensfaden iſt aus anderem Garne gedreht. Bei Deiner Charakteranlage iſt es auf etwas Romanhaftes, vielleicht ſogar auf Großartigkeit und Würde abgeſehen, und da dürfen die achtbaren Frauen nicht fehlen. Auch biſt Du viel jünger, wie ich."

Sie erreichten die Stadt, wo ſie ſich trennten, nachdem ſie verabredet hatten, in welcher Reſtauration ſie ſich für den Mittag wieder finden wollten. Paul warf ſich in andere Kleider und langte etwas früher, als es die conventionelle

Beſuchſtunde geſtattete, im Hauſe ſeiner Braut an. Er fand die beiden Schweſtern allein. „Laß doch ſehen," rief er bei ſich, „ob ich mich nicht an meine Braut gewöhnen kann. Vielleicht iſt ſie gerade die von dem Schickſal mir beſtimmte, und ich thue Unrecht, ſie von mir zu weiſen." Dieſe Gedanken und Betrachtungen brachten ihn ſchnell in ſeine leichtſinnige Laune; er trat heiter und lebhaft zu den Damen. Die Miene der Offenheit, die in ſeinem glücklichen Geſichte, wo eine ſo friſche und geſunde Jugend blühte, eine unwiderſtehliche Wirkung äußerte, machte, daß die kalte und theilnahmloſe Miene Melanie's, der ältern Schweſter, in ein Lächeln überging, das zu ſagen ſchien: Nun, ich will mich einmal herablaſſen und wie Weſen gewöhnlicher Art eine Stunde verplaudern. Sie legte das Buch bei Seite, reichte ihrem zukünftigen Schwager die Hand und gab ihm dabei einen Wink, daß er neben ihr auf dem Sopha Platz nehmen möchte. Franziska ſah ihren Zukünftigen mit einem flüchtigen Blick an, der Paul auf den glücklichen Ausſpruch brachte: „Sie liebt mich nicht." Er brachte, um ſeiner Sache noch gewiſſer zu werden, das Geſpräch auf Glibbon, und es entging ihm nicht, daß Franziska mit Unwillen erröthete, während Melanie mit ihrer kalten und harten Stimme ſagte: „Dieſer junge Mann, der ſich unſerer Familie anſchließen wollte, iſt nicht ganz ohne Gaben des Gemüths und Geiſtes, er hat unter andern ein leidliches Talent für Poeſie, aber mein Vater hatte Recht, ihn abzuweiſen. Ich habe in die Familie ſchon einen armen Mann gebracht, und ich weiß, welche Mühe es mich koſtete, die dadurch aufrühreriſchen Elemente in unſerm Familienkreiſe zu beſchwichtigen, obgleich das Motiv meiner Heirath ein edles war. Ich erkannte in meinem Mann eine edle Natur, die zu Großem berechtigt war, der aber, um ſein Ziel zu erreichen, die beſten Mittel fehlten; ich gab ſie ihm, indem ich ihn heirathete; es war ein Almoſen in der beſten Form. Geliebt hab' ich ihn nicht, denn ich habe nie einen Mann geliebt. Als mein Zweck erreicht war, mein Mann die politiſche Stellung erreicht hatte, die ich ihm zugedacht, zog ich mich von ihm zurück, indem ich ihm zu verſtehen gab, daß ich völlig frei für mich zu leben beabſichtigte. Wir ſind getrennt, ebenfalls in beſter Form. Ich zahle ihm ein Jahrgehalt, über deſſen Anwendung er nie Rechenſchaft abzuſtatten ſchuldig iſt. Da mein Vater, der ein bewundernswürdiges Talent im „Arrangiren" beſitzt, dieſe Angelegenheiten juriſtiſch vollkommen feſt geordnet hat, ſo bin ich einen läſtigen Lebensgefährten los und habe einen geſchickten politiſchen Agenten, der mir mit Treue dient, dafür eingehandelt."

Paul war empört über dieſe Mittheilung. Eine ſolche ſchneidende Kälte und ein ſo koloſſaler Egoismus war ihm noch nie vorgekommen. Sein warmes Herz zuckte, als er die widernatürliche Knechtung eines Mannes durch eine geldſtolze und verbildete Frau eine edle That nennen hörte. Er ſaß ſtumm da und ſpielte mit der Quaſte ſeiner Säbelklinge.

Frau von Fliet fuhr fort, indem ſie ihre Schweſter flüchtig anſah: „Von Franziska konnte mein Vater mit Recht nicht dieſelbe Energie erwarten —.“

„Und Glibbon,“ rief Paul lebhaft, „wäre auch nicht der Mann zu einem ſolchen Spiel geweſen.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Mélanie. „Das Almoſen wäre an ihm verſchwendet geweſen. Er hat keine Zukunft; er iſt einer von jenen Männern, die nichts verſtehen, als ſich an unſern Frauenrock anzuklammern, uns mit ihrer Zärtlichkeit und Treue zu ennuyiren, denen wir Geld geben, damit ſie uns dafür an die Alltäglichkeit und an die Kinderſtube feſſeln können. Mit meinem armen Mann wurde ich ſchnell fertig, Franziska wäre mit dem ihrigen nicht ſo ſchnell fertig geworden.“

Franziska ſah mit einem Blick des Vorwurfs auf ihre Schweſter, dann ſagte ſie leiſe: „Ich glaube, Du thuſt dem armen Glibbon Unrecht.“ Paul reichte ſeiner Braut die Hand über den Tiſch hin. „Wenn ich nur wüßte, welch’ eine Bewandtniß es mit dem Portrait hat,“ rief er bei ſich ſelbſt; „denn es iſt ſicher, ſie liebt mich nicht.“

Der Graf trat herein, er blieb an der Thür ſtehen und ſagte mit einem affectirten Lächeln: „Darf ich kommen? Störe ich nicht?“ Er trat vor, ſchüttelte Paul die Hand und wandte ſich dann zu ſeiner ältern Tochter, indem er fragte: „Was ſagſt Du zu den ſpaniſchen Angelegenheiten? Das iſt verwünſcht, das wird die Papiere fallen machen; gieb Acht!“

Mélanie neigte das Haupt und ſagte trocken: „Man muß die morgende Poſt abwarten. Guſtav wird aus Paris mir ſchreiben; ich verlaſſe mich auf ihn.“

„Ich nicht ganz,“ entgegnete der Graf. „Die letztgemeldete Depeſche war unrichtig und veranlaßte Trugſchlüſſe. Du mußt ihm ſchreiben, daß er ſorgſamer ſei; er hat die Entrée in die Salons aller Diplomaten; ſeine Schuld iſt es, wenn er dieſe ausgezeichnete Stellung, die wir ihm verſchafft, nicht benutzt.“ Er wandte ſich raſch zu Paul und rief: „Wie haben Ihnen meine Verwandten gefallen? Nicht wahr, liebe, treffliche alte Herren und Damen? Wo iſt Fräulein Romilly?“ fragte er die Töchter, ohne Pauls Antwort abzuwarten.

„Sie iſt bei der armen Roſalie —,“ ſagte Franziska und wollte noch etwas hinzuſetzen, als der Graf ſie ſchnell unterbrach, rufend: „Schon gut, ſchon gut; ich weiß genug.“

Die Schweſtern entfernten ſich, und Paul, dem nichts daran lag, ein tête à tête mit ſeinem künftigen Schwiegervater abzuhalten, verabſchiedete ſich, indem er Dienſtgeſchäfte vorſchützte. Als er Elfried erblickte, warf er ſich ihm an den Hals und rief mit faſt vor Freude erſtickter Stimme: „Sie iſt ein vortreffliches Mädchen; denke Dir, Elfried, ſie liebt mich nicht! Iſt das nicht prächtig, iſt das nicht excellent von dem Mädchen? Sie liebt mich nicht!“

„Nun! nun!“ rief Elfried. „Nicht ſo ſtürmiſch; Du zerſtörſt mir meine ganze Batterie von Auſtern, die ich hier aufgethürmt habe."

„O ich bin ſo glücklich!" rief Paul; „denn ſieh nur, wenn ſie mich geliebt hätte, mit dem Herzen eines Menſchen überhaupt und eines Mädchens insbeſondere iſt nicht zu ſpaßen, ſie hatte mein Wort, ich hätte es halten müſſen."

Den andern Tag befand ſich Paul wieder auf dem Wege zu dem Hauſe des Grafen, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: „Auf Ehre, ich geh' jetzt ſehr gerne zu meiner Braut, da ich weiß, daß ſie mich nicht liebt." Das Glück ſchien ihm anfangs günſtig; er fand Franziska allein im Garten. Sie ſaß in derſelben Laube, die einſt in ihren Schatten den armen Lieutenant der Linientruppen aufgenommen hatte, ſchon wollte er auf ſie zueilen und ſie, die mit einem Buche beſchäftigt war, überraſchen, als er die kleine und zierliche Geſtalt Mélanie's gewahrte, die in einem blüthenweißen Morgenkleide, wieder das verwünſchte Zeitungsblatt in der Hand, den Gang herabkam. Sie ſah ſo friſch und morgenſchön aus, daß Paul mit einiger Anſtrengung ſich erinnern mußte, wie widrig ſie ihm geſtern erſchienen war, um ſie nicht heute unbeſchreiblich reizend zu finden. Die Schweſtern nahmen beide in der Laube Platz, und Paul verbarg ſich — wir müſſen leider bekennen — nicht in der lobenswertheſten Abſicht, ein wenig tiefer in die blühenden Büſche. „Wo iſt der Papa?" fragte Mélanie. „Iſt er nicht oben?" — „Nein. Seit einiger Zeit verſchwindet er mir gleichſam unter den

Händen. Er fährt nicht aus, er geht nicht aus und doch iſt er nicht zu finden.“ Franziska's Stimme erwiderte: „Babet behauptete neulich, ſie habe ihn auf dem Gange getroffen, der in das Eckſtübchen zu Roſalie führt —.“ „Zu ihr iſt er gewiß nicht gegangen,“ ſagte Mélanie. „Du weißt, wie er den Anblick aller Kranken vermeidet, und vollends dieſes blinde Kind iſt ihm im höchſten Grade zuwider.“ „Es iſt aber bei allem Dem die einzige Tochter ſeiner Schweſter,“ bemerkte Franziska, „die er behauptet geliebt zu haben, und die ihm das Kind auf dem Todtenbette anvertraute.“ — „Was liegt daran,“ entgegnete die ältere Schweſter; „wenn unſere Verwandten Mängel haben, ſo können ſie uns doppelt zuwider werden, weil dann ihre läſtigen Anſprüche doppelt ſchwer auf uns laſten.“ Nach dieſer Bemerkung herrſchte eine lange Pauſe, die endlich durch einen kleinen unwilligen Ausruf Mélanie's unterbrochen wurde, die ihrer Schweſter zurief: „Aber welche Thorheit, ma chère! Schon wieder ſehe ich Dich mit dieſem Bilde beſchäftigt!“ — „Findeſt Du's nun ähnlicher?“ fragte die Geſcholtene. — „Ja, aber wozu ſoll das? Der Papa, wenn er das wüßte, würde zürnen.“ „Gewiß; aber ich hoffe, Du wirſt mich nicht verrathen, Mélanie. Es iſt genug geſchehen, um mich und mein Glück zu unterdrücken, die Freude einſamer Erinnerung ſollt ihr und dürft ihr mir nicht rauben. Jenes Bild hat mein Lehrer gemalt, dieſes werde ich malen!“ Die Stille, die jetzt herrſchte, wurde durch nichts unterbrochen, als durch das

Knittern und Rauſchen der Zeitungsblätter. Paul, der ſeinem guten Stern dankte über die Aufſchlüſſe, die er ihm gewährt, verließ ſeinen gefährlichen Platz, lenkte in einen Baumgang ein und kam durch dieſen in die Hauptallee, wodurch er den Damen wie ein eben Eintreffender erſchien. Das Album wurde bei Seite geſchafft. Hermance geſellte ſich zu den Schweſtern; man ging im Garten auf und ab. Die junge Elſäſſerin hing ſich an den Arm Mélanie's, und Paul und Franziſka blieben unwillkürlich etwas zurück. Paul ſprach zum erſten Mal ſehr herzlich und offen mit ſeiner Braut. Sie gefiel ihm ungemein. Er fand, indem ſie mit einander gingen, daß ſie einen ſehr kleinen Fuß hatte, und daß ſie ihn gerade ſo ſetzte, wie er wußte, daß Emil es bei den Damenfüßen liebte, denn der ſchwärmeriſche Poet hatte ſich für Alles, was in das Capitel der Liebe und der Frauenſchönheit ſchlug, Regeln und Grundſätze geformt. In den müßigen Stunden ihrer Fähndrichsexiſtenz hatte er unſern Helden mit ſeinen erotiſchen Meditationen unterhalten. An der Weiſe, wie Franziſka einen kleinen Vers recitirte, merkte Paul, daß ſie ſich auch die Regeln ſeines Freundes in Betonung und melodiſchem Klang zu eigen gemacht hatte. „Wahrhaftig!“ rief er, als er den Garten verließ, „ſie gehört ſchon ganz Emil an; ich ſehe ſie ſchon an ſeiner Seite an einem unendlich langen Tapiſſerieſtreifen ſticken, während er ihr ein nicht minder langes und buntfarbiges Gedicht vorlieſt. Das giebt eine vortreffliche Ehe.

Paul ging jetzt ernſtlich mit dem Vorſatz um, mit dem Grafen ein offenes Wort zu ſprechen, er zauderte nur von Tag zu Tage, denn immer ſchien ihm bald ſeine eigene Stimmung und Laune, bald die Gelegenheit nicht günſtig. So kam der Tag heran, an dem der Graf ein Feſt gab. Es war diesmal keine Familienvereinigung, ſondern ein glänzender Rout, zu dem der größte Theil der Geſellſchaft gebeten war. Der Ball dauerte bis tief in die Nacht. Nach dem Souper war es Paul vorbehalten, eine ſeltſame Entdeckung zu machen. Er hatte ſich in den Hof entfernt, um ſeinem Diener Befehle zu ertheilen, und jetzt, als er in die Geſellſchaft zurückkehren wollte, verfehlte er den Eingang in der großen Galerie und bog ſeitwärts in einen ebenfalls erleuchteten Gang ab. Zerſtreut und nicht wiſſend, was er that, öffnete er eine Thüre am Ende des Corridors und ſtand jetzt in einem matterleuchteten runden Eckzimmer, in dem eine tiefe Stille herrſchte. Er wollte, ſein Fehlgehen gewahrend, eben zurücktreten, als eine jungendliche weibliche Geſtalt, die, im Dämmerlichte nur halb erkennbar, in einer tiefen Niſche auf einer Couchette lag, ſeine Aufmerkſamkeit mächtig an ſich zog und ſeine Neugierde reizte. Er trat ſchüchtern einige Schritte näher, und eine ſanfte wohlklingende Stimme that an ihn Frage: „Sind Sie es, Eduard?“ Paul bemerkte jetzt an der Frage nicht ſowohl, als an der ganzen Haltung der jungen Dame, die mit vorgeſtreckten Armen etwas taſten zu wollen ſchien, daß er die Erblindete vor ſich habe, von der er die Schweſtern neulich ſprechen hörte. Nahende Schritte hinter ihm bewogen ihn, ſich zurückzuziehen, und er nahm nothgedrungen Platz hinter einem Schirm ein, der einen Theil der Thüre und die von der Couchette entlegenſte Ecke des Zimmers bedeckte. Der Hereintretende war der Graf. Er brachte einen kleinen Teller mit Erfriſchungen, den er auf ein Tiſchchen vor der Blinden hinſetzte. „Eduard!“ rief dieſe leiſe.

„Ich bin es, mein Engel.“ Der Graf erhob ſich leiſe und ſchloß die Thüre ab. Er kam wieder, nahm auf der Couchette Platz und bedeckte die zarten Hände der jungen Dame mit Küſſen, indem er ihr die Betheuerungen ſeines Mißgeſchicks gab, das ihn bis jetzt in der läſtigen Geſellſchaft von dem Gegenſtande ſeiner Wünſche ferne gehalten habe.

Die Blinde ſchien dieſen Worten mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Aufregung zu lauſchen. Nach einer Pauſe nahm ſie das Wort und ſagte in einem von innerer Bewegung zitternden Tone: „Die letzten Tage, lieber Eduard, hab' ich Kummer gehabt. Bedenken Sie, theurer Freund, daß die Welt und ihre Verhältniſſe mir nicht offen dallegen, wie es bei Ihnen der Fall ſein muß, nehmen Sie daher meine kleinen Vorwürfe und Bedenklichkeiten nicht als Beleidigungen auf. Ums Himmelswillen, ich möchte Sie nicht kränken. Haben Sie mit meinem Oheim geſprochen, ſo wie wir's mit einander abgemacht? Haben Sie?“

Der Graf verdoppelte ſeine zärtlichen Liebkoſungen, und Paul vernahm keine Antwort.

Die Blinde ſchob etwas unſanft die Hand, die die ihrige ergreifen wollte, von ſich und ſagte: „Mein theurer Freund, ich muß Gewißheit haben, meine Seele erträgt das Dunkel dieſes Geheimniſſes nicht. Sie fanden ſeit einigen Monaten Mittel und Wege mich zu ſehen, mich heimlich zu ſprechen. Sie haben das Geſtändniß meiner Liebe, meiner Schwachheit vernommen, jetzt iſt's an Ihnen, Ihr Verſprechen zu halten, bei meinem Oheim um meine Hand zu werben. Er wird ſie Ihnen nicht verſagen; doch ohne ſeine Einwilligung darf ich dies Haus, das er großmüthig der verlaſſenen Waiſe zur Zufluchtsſtätte einräumte, nicht verlaſſen."

„Liebe Roſalie," hub der Graf an, „von dieſen Wünſchen und Hoffnungen wird ſich noch in gelegener Stunde ſprechen laſſen."

Die Blinde erwiederte mit einer unbeſchreiblichen Wehmuth in der Stimme: „So vertröſten Sie mich immer und Sie beachten es nicht, daß ich unendlichen Kummer leide. Es iſt Ihnen gleichgültig, wenn ich Schmerzen empfinde, Sie achten's nicht, daß meine Nächte ſchlaflos unter Thränen und Seufzern verfließen. Ach, und ich hatte volle Zuverſicht, meinen Glauben und meine Hoffnung einzig auf Sie geſetzt. Vielleicht that ich daran nicht recht, auch wenn Sie ein beſſerer Mann wären, als Sie ſind; man ſoll ſeine Seele nie einem Menſchen verſchreiben, man ſoll Gott allein ſie opfern. Aber Sie haben ſich zwiſchen Gott und mich geſtellt. Ihre Treuloſigkeit macht, daß ich nicht mehr beten kann, und ſo bin ich in der gräßlichen Nacht der Blindheit von Gott und Menſchen auf gleiche Weiſe verlaſſen.“

„Aber, liebes Mädchen,“ tröſtete der Graf, „gehören ſolche Worte hierher? Sind ſie paſſend angebracht in dem Lärm, in den Zerſtreuungen eines Ballabends?“

„Um mich iſt Nacht,“ entgegnete ſie mit einem unheimlichen Flüſtertone; „in mein Auge fällt kein Strahl dieſer Lichter, in meine Seele keine dieſer einſchmeichelnden Melodien. Ich bin allein mit meinem Elend.“

Er wollte ſeinen Arm um ihre Taille legen, ſie wand ſich von ihm los, indem ſie mit Heftigkeit rief: „Laſſen ſie mich. Wenn Sie mich aufs Aeußerſte bedrängen, ſo werde ich Muth finden, den Beiſtand meines Oheims anzurufen.“

„Ihres Oheims?“ fragte der Graf, indem ein boshaftes Lächeln ſein ganzes Geſicht verzerrte.

„Ja,“ rief ſie, „des Mannes, den die Welt als ſelbſtiſch und kalt verſchreit; aber er wird ein Herz für mich, für das verfolgte und gemißhandelte Mädchen haben, das er ſo ſicher in ſeinem Schutze weiß, und das in ſeiner Nähe und faſt unter ſeinen Augen einem Verführer zur Beute wird.“

Der Graf lachte noch immer; nach einer Pauſe ſagte er, indem ſeine Stimme ernſt und trauervoll klang: „So verrathen Sie mich denn! Ich ergebe mich in mein Schickſal! Zerſtören Sie mein Glück, gefährden Sie mein Leben!“

Die arme Blinde zitterte, als ſie dieſe Worte hörte, ſie konnte das Geſicht nicht ſehen, mit dem ſie geſprochen wurden, dies blieb in ſpottendem Hohn verzogen. Mit einem dumpfen Schmerzenslaut und indem Thränen ihre bleichen Wangen netzten, warf ſie ſich an die Bruſt des Mannes, der ſie verrieth, und bat ihn, ihr zu verzeihen, den Ausbruch ihres Schmerzes nicht als ein Zeichen der Kälte ihres Herzens anzuſehen. Der Graf ließ ſich ſcheinbar erweichen und tröſten, er drückte einen Kuß auf die Stirn ſeines unglücklichen Opfers und folgte dann dem Ruf einer Klingel, die anzeigte, daß eine der Prinzeſſinnen den Saal verließ, wo daher ſeine Gegenwart jetzt nothwendig war. Paul verließ gleich nach ihm das Zimmer, deſſen Luft ihm zu brennen ſchien. Sein argloſes Herz, noch nicht bekannt mit den geheimen Giftmorden, die ſich im Schooß der Geſellſchaft einige begünſtigte und ſchlaue Mitglieder derſelben gefahrlos erlauben, bebte, als er zum erſten Mal das Freimaurerzeichen der Sünde, die Mitwiſſenſchaft, ſich aufgedrückt fühlte, als ein hemmendes Siegel auf jedes ſeiner freien Worte und Bewegungen. Jetzt war er entſchloſſen, es koſte was es wolle, die Bande zu ſprengen, die ſein Leichtſinn geknüpft hatte.

Am andern Morgen ſtand er im Cabinet des Grafen. Unſer Held, wenn er ſich entſchloſſen hatte, ſein Unrecht einzugeſtehen und einen thörichten Streich wieder gut zu machen, war ungemein freundlich. Er kam daher dem Grafen, der nach ihm eintrat, mit einem faſt unterwürfigen Gruße entgegen. „Ich habe Sie etwas warten laſſen,“ hub der Graf an, indem er mit einem flüchtigen Blicke ſeinen künftigen Schwiegerſohn ſtreifte: „entſchuldigen Sie, da Sie aber in dieſem Hauſe kein Fremder mehr ſind, ſo muß Sie dergleichen nicht eben auffallend berühren.“

„Das thut's auch nicht,“ entgegnete Paul raſch; „ich wünſchte, daß ich zu Ihnen recht offen und vertraulich ſprechen könnte. Bei meiner Ehre, das iſt mein Wunſch!“

Der Graf ſah ihn nochmals an, blickte dann gleichgültig weg und trommelte auf den Fenſterſcheiben, indem er dabei ein Gähnen verſteckte. Alles dies hätte unter andern Verhältniſſen Paul's Stolz mächtig gereizt, jetzt aber blieb er freundlich und ruhig. „Mein theurer Graf,“ ſagte er, „ich habe ein Bekenntniß auf dem Herzen.“

Der Graf fuhr in die Höhe und rief: „Sie tanzten geſtern ſo wenig. Die Prinzeſſin hat ſie auffordern laſſen. Dies war eine Ehre, die ſie ſelten Jemandem erweist. Sie ſahen eben nicht ſehr geſchmeichelt aus, als Sie mit ihr tanzten.“

„Und ſollt' ich denn geſchmeichelt ausſehen?“

„Ich denke, ja. Dieſe Prinzeſſin iſt ſchön, ſie iſt geiſtreich, dabei launenhaft; man reißt ſich nur um ihre Gunſt.“

„Das iſt mir lieb zu hören,“ entgegnete Paul äußerſt freundlich. „Das nächſte Mal, wenn ſie mich auffordern läßt, werde ich Unwohlſein vorſchützen.“

„Das iſt eine Koketterie, die hier nicht an der Stelle iſt,“ ſagte der Graf kalt. „Um dergleichen zu wagen, muß man reich, vornehm und unabhängig ſein.“

„Ich wüßte nicht, daß eine dieſer Eigenſchaften mir abginge,“ entgegnete Paul raſch, aber mit der Miene der tiefſten Demuth und Unterwürfigkeit.

Der Graf ſah ihn erſtaunt an. Nach einer Pauſe ſagte er: „Was haben Sie mir mitzutheilen?“

Paul ging auf ihn zu, faßte ſeine Hand und ſagte: „Aber Sie müſſen mich anhören, wie ein guter Vater ſeinen Sohn anhört: Auge in Auge; ich kann zu Niemandem ſprechen, der mir den Blick nicht zuwendet; ich verſteh' es nicht, meine Worte einem Rockknopf oder dem Knoten einer Cravatte zuzuwenden.“

Der Graf wandte ſich vom Fenſter ab und dem Jünglinge zu, indem er ein ungeduldiges „Nun?“ ausſtieß.

„Ich muß bekennen,“ hub Paul an, „daß ich in einer peinvollen Verlegenheit ſtecke.“

„Meine Anzeichen haben mich alſo nicht irre geführt,“ ſagte der Graf. „Sie ſind ein Verſchwender, mein lieber Sohn; Sie werfen Ihr Geld zum Fenſter hinaus. Ein Wort im Vertrauen, junger Mann, machen Sie ſich vom Spieltiſch und von Ihren Freunden los. Es läßt ſich dies mit guter Art jetzt thun. Sie heirathen; alle Welt weiß, daß dann die jungen Herren anfangen ſolid zu leben.“

Paul fühlte bei dieſen Worten das Blut ins Geſicht ſteigen, er bezwang ſich jedoch und ſagte: „Von einem Geldbedürfniß iſt hier nicht die Rede.“

„Nicht? Und in welcher Verlegenheit könnten Sie ſich denn ſonſt befinden?“

Es verging eine Pauſe, dann ſagte unſer Held in einem ſehr ſanften Tone: „Ich habe die Thorheit begangen, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu werben, ohne gewiß zu ſein, daß ſie mich liebte; ich habe jetzt in Erfahrung gebracht, daß ſie mich nicht liebt.“

„Was ſoll das?“ rief der Graf und ſprang heftig auf.

Paul fuhr ruhig fort: „Dann hatte ich mich nicht geprüft, ob ich ſie würde wieder lieben können; jetzt weiß ich's, daß ich's nicht kann.“

„Immer beſſer! Und wo will dies Alles hinaus?“

„Mein Leichtſinn,“ ſagte Paul, „hat mich zu dieſem Schritt geführt, aber es wäre ein Verbrechen, aus dem Vorſatz eine That machen zu wollen. Dieſe Ehe, wenn ſie zu Stande käme, würde Ihre Fräulein Tochter und mich unglücklich machen. Ich trete zurück, indem ich vor der Welt die Schuld auf mich nehme; der Ruf Ihrer Fräulein Tochter wird ungefährdet bleiben.“ Er ſchwieg und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Dies iſt die Verlegenheit, in der ich mich befinde und aus der ein Wort von Ihnen mich ſofort herausretten kann. Ich weiß es, daß ich ſchwer in Schuld bei Ihnen ſtehe, aber Offenheit und Vertrauen ſind allein die Rettungsmittel für uns Beide.“

„Für uns Beide?“ rief der Graf. „Ich bin in keiner Gefahr.“

„Doch: in der Gefahr, ihr Kind unglücklich zu machen.“

Es wäre ſchwer zu beſchreiben, welchem Wechſel von Eindrücken die Phyſiognomie des Grafen während der Rede Paul's unterworfen war. Als er die obigen Worte ſprach, war ſein Antlitz jedoch ruhig und nur ein Zug kalten Spottes hatte ſich um den Mundwinkel gelagert. Er lehnte mit untergeſchlagenen Armen an der Fenſterbrüſtung, und indem er den feſten Blick auf Paul richtete, ſagte er mit unbewegter Stimme: „Es bleibt dabei, Sie werden mein Schwiegerſohn!“

„Dies kann unmöglich Ihre Entſcheidung ſein, nach dem, was ich Ihnen eben geſagt,“ rief Paul.

„Es iſt meine Entſcheidung.“

„Ich biete Ihnen einen Theil meines Vermögens als Entſchädigung.“

„Ich nehme ihn nicht an.“

„Sie haben Recht!“ rief Paul raſch und bewegt. „Es war ein vorſchnelles Wort. Wie kann Geld zwiſchen uns entſcheiden. Ich vergaß mich: nur Ihr Herz, Ihr edler Wille kann es. Sie ſehen in mir einen verzogenen, von Glück und Liebe verhätſchelten Sohn, der es nicht gelernt hat, ſich zu beugen; allein vor Ihnen thu' ich's. Meiner Schuld bewußt, ſtehe ich keinen Augenblick an, Sie zu bitten, mir zu vergeben. Ein älterer Mann kann einem jüngern einen Fehler verzeihen, dem nur Leichtſinn, kein ſchlechtes Herz zu Grunde liegt. Doch nicht meine Perſon iſt's, die hier in den Vorgrund tritt; wenn Sie mir zürnen, ſo tragen Sie dieſen Zorn nicht auf Ihre unſchuldige Tochter über, laſſen Sie ſie nicht büßen, was ich verbrochen. Ich bitte nicht für mich, ich bitte für das unglückliche Mädchen, das durch mich elend werden ſoll; deſſen Herz nicht mehr frei iſt, das einen Andern liebt. Können Sie das Band einer Ehe knüpfen wollen, die auf das Grauſamſte alle edlen Gefühle der Menſchenbruſt, Glück, Wahrheit, Frieden mit Füßen tritt?"

Der Graf ſah mit einem kalten Blick den Jüngling an und ſagte darauf: „Es giebt nur eine Bedingung, unter welcher ich Ihnen Ihr Wort zurückgebe."

„Und dieſe iſt?" fragte Paul geſpannt.

„Indem Sie mir eine ſchriftliche Erklärung in die Hände geben, worin Sie bezeugen, daß Sie „ehrlos' an mir gehandelt."

„Herr Graf!" rief Paul, und ſeine Augen blitzten Feuerflammen.

„Nicht anders!" entgegnete der Graf ruhig. „Ich kann mich auf das Spiel zweier unmündigen Kinder nicht einlaſſen, ich bin dazu zu alt und zu wenig kindlich geſinnt."

Paul ſtand wie niedergeſchmettert; er hatte ſeine Faſſung gänzlich verloren und war keines Wortes mächtig. Der Graf betrachtete ihn lächelnd. In dem Augenblicke öffnete ſich die Thür und Franziſka ſtürzte herein und ihrem Vater zu Füßen. „Verzeihung! Verzeihung! mein Vater!“ rief ſie. „Ich kann nicht des Barons Gattin werden, ich kann es nicht. Mein Herz iſt nicht mehr frei; dieſe Ehe wäre mein Tod! O mein theurer Vater, Sie werden mich nicht morden wollen!“

Der Graf verſuchte ſie vom Boden aufzuheben, indem er vor ſich hin murmelte: „Wie lächerlich iſt das! Will man mit mir eine Scene ſpielen! Wie komm' ich dazu, die Hauptperſon eines Melodrama's zu werden?“ Dann erhob er ſein Haupt und ſagte: „Meine Kinder, ich vergebe Euch; geht, beruhigt Euch! In den nächſten Tagen wollen wir von dieſen Dingen bei Gelegenheit mehr ſprechen.“

„Ich weiche nicht von dieſem Platze!“ rief Franziſka, indem Sie die Kniee ihres Vaters umſchloß. Paul ergriff ſeine Hand und ſtammelte: „Herr Graf — mein Vater!“ — Der Graf machte ſich von Beiden mit Heftigkeit los und rief: „Es iſt genug. Du, Franziſka, gehorchſt ohne Widerrede, und Sie, Herr Baron, treten nur unter der angegebenen Bedingung zurück.“

Paul ſtand einen Augenblick in Nachdenken verſenkt, während ſeine dunkeln Augen, vom Boden aufſehend, mit einem eigenthümlichen Ausdruck ſich auf den Grafen hefteten, dann trat er auf ihn heran, zog ihn etwas tiefer in die Fenſterniſche und ſprach leiſe zu ihm. In ſeinen Zügen lag jene boshafte Freundlichkeit, die er anzunehmen pflegte, wenn er innerlich auf's Höchſte gereizt war. Der Graf veränderte den ſtarren kalten Ausdruck ſeines Geſichts, er wurde bleich, ſein Auge blickte verſtört, wie von einer plötzlichen widrigen Erſcheinung berührt. Er legte die Hand auf Paul's Arm, und mit einer Bewegung, als wollte er ihn von ſich wegſtoßen, ſagte er: „Was ſoll das? Ich verſtehe Sie nicht.“

„Soll ich mich deutlicher erklären?“ fragte Paul auf Franziska deutend.

Der Graf warf ſich in einen Lehnſeſſel und winkte verneinend. „Geht! Verlaßt mich!“ rief er. „Mir iſt unwohl; der Lärm des geſtrigen Tages hat mich erſchöpft,“ und er ſetzte mit weicherer Stimme hinzu: „Geht, meine Kinder; ich bitte darum.“

Franziska wollte ſich ihm nähern, um ſeine Hand zu ergreifen, er wendete ſich ab, und während er eine gleichgültige Miene erkünſtelte, bemerkte Paul, daß ſeine Lippen zitterten und ſeine Hände die Seitenlehne krampfhaft umfaßten.

Paul wandte ſich im Gehen um und ſprach bei ſich ſelbſt: „So geht's, wenn man die verſtändlichſte Sprache in den verſtändlichſten Ausdrücken redet.“ Er verließ mit Franziska das Zimmer. Sie begegneten im Vorgemach Mélanie, die abwechſelnd mit beſtürzter Miene ihn und dann ihre Schweſter anſah.

„Iſt Papa unwohl?“ fragte ſie die Letztere.

„Ein kleiner Anflug von Migräne," antwortete Paul. „Wir haben ihm die Arie aus der ſchönen Müllerin vorgeſungen: ‚An allen meinen Leiden biſt du, o Liebe, Schuld.‘ Er fand, daß unſere Kehlen rauh waren und daß wir ihm Kopfweh verurſachten."

Mélanie ging ihrer Schweſter nach, die das Tuch vor den Augen hatte, indeſſen Paul leichten Herzens die Treppe hinabſtieg. Als er zu Hauſe anlangte, erhielt er ein Billet, das die wenigen Worte in ſich faßte: „Ich geb' Ihnen Ihr Wort zurück. Graf F." „Noch nicht genug!" rief Paul, „bin ich ſo weit, ſo will ich noch weiter kommen." Er ſetzte ſich hin und ſchrieb folgende Zeilen: „Herr Graf, indem ich aus dem engern Verband Ihrer Familie ſcheide, fühle ich mich gedrungen, Ihnen das Glück und die Befriedigung, die durch meine unberufene Einmiſchung in Ihre achtbaren Familienverhältniſſe geſtört worden, in doppeltem Maße zu erſetzen. Dies kann nur geſchehen, indem ich Ihnen einen dankbaren, treuergebenen Sohn, Ihrer Fräulein Tochter einen Geliebten, Ihrer Familie ein ehrenhaftes Mitglied gebe in der Perſon meines Freundes Emil Glibbon. Sie haben geſtern einen Blick in das Herz Ihrer Tochter gethan. Es hieße an Ihrer väterlichen edlen Geſinnung zweifeln, wenn ich hier noch beſondere Ueberredungsgründe für nöthig achtete. Ihr Entſchluß iſt ſicherlich ſchon gefaßt. Nebenbei werden Sie nicht zögern, das zarte Band des Geheimniſſes, das uns Beide verknüpft, noch dadurch zu befeſtigen, indem

Sie durch eine Erfüllung meines Lieblingswunſches meiner vollen Dankbarkeit ſich verſichern. Ihr ergebener Paul von Brunswick.“

„Paul wartete die Entſcheidung nicht ab, ſondern eilte ſogleich zu Emil. Er achtete nicht der finſtern und erſtaunten Miene, mit der der Poet ihn empfing. Mit wenigen, aber ſehr ausdrucksvollen Worten erklärte er ihm den ganzen Zuſammenhang und Hergang der Sache. Emil erbleichte und erröthete, er wußte nicht, ſollte er ſeinem Freund um den Hals fallen oder mit neuen Schmähungen ihn überhäufen; endlich ſtammelte er: „O, wenn ich doch glücklich werden ſollte! Aber weshalb haſt Du mir das nicht Alles früher ſchon bekannt?“

„Weil Du Dich im Piſtolenſchießen üben wollteſt und ich Dir Dein Ziel nicht rauben mochte!“

„Paul! Paul! Wie leichtſinnig und doch wie gut biſt Du. Nun ſage mir aber, wie Du's zu Stande gebracht, den Alten zu meinen Gunſten zu ſtimmen?“

„Mein guter Junge, das iſt mein Geheimniß.“

„Wird er mich für vollwichtig annehmen?“ fragte Emil, indem er an den Knöpfen ſeiner Uniform ſpielte.

„Du mußt Dich ſelbſt für vollwichtig geben,“ entgegnete Paul raſch. „Ich würde an Deiner Stelle, wenn ich mich zu leicht fühlte, zu dem Gewicht meines Selbſtgefühls noch ſchnell ein paar Pfund zulegen. Laß nur um Gotteswillen den Poeten fürs Erſte bei Seite und bring den kampfluſtigen

Jüngling hervor, der ſich Glück, Liebe und Frieden mit feſter, ſicherer Hand erwerben ſoll."

„O laß mich nur machen. Wenn es gilt, kann auch ich handeln."

„Und hier gilt's!" entgegnete Paul, befriedigt von dem Feuer und der Thatkraft, die der Poet zeigte. „Vor allen Dingen muß die ganze Laſt des Bruchs auf mich gewälzt werden. Verſtehſt Du? Wir müſſen die erbittertſten Feinde ſein. Ich hab' ein Einverſtändniß zwiſchen Dir und meiner Braut zu entdecken geglaubt; es iſt eine Scene zwiſchen uns vorgefallen: Franziska, über meine brutale Eiferſucht empört, hat mir mein Wort zurückgegeben, darauf hat das Duell zwiſchen uns Beiden ſtattgefunden, und ich endlich als geſchmähter und abandonnirter Liebhaber ſtürze in Verzweiflung fort und verlaſſe mit Poſtpferden und in Nacht und Nebel die Stadt. Vielleicht laſſe ich am Ufer eines Stroms meine Kleider liegen, um einen hochtragiſchen Selbſtmord zu fingiren."

„Du haſt einige Erfindungsgabe," ſagte Emil. „Aber was thu' ich nun unterdeſſen?"

„Du bemächtigſt Dich der Feſtung. Die Geſetze der Convenienz werden Dir verbieten, ſogleich und auf der Stelle nach meinem tödtlichen Hintritt glücklich zu ſein; allein nach Verlauf eines Sommers und eines Winters geht Dein Frühling an."

„Um nie zu enden!" rief Emil und ſank ſeinem Freunde an die Bruſt.

Sie ſchloſſen ſich in herzlicher Umarmung feſt aneinander. Mit wenigen Veränderungen wurde dieſer Plan durchgeführt. Es koſtete noch einige Privataudienzen, die Paul ſich beim Grafen erbat, um dieſen zur Einwilligung zu ſtimmen. Als dies geſchehen war, empfing unſer Held den erſten innigen Kuß Franziska's. „Bleiben Sie immer mein Freund, mein Bruder!“ ſagte ſie. „Das heißt im Geheimen,“ erwiderte Paul. „Vor der Welt ſind wir Feinde.“

Sechzehntes Capitel.

Die alte und die neue Zeit.

Wenige Wochen nach den obigen Ereigniſſen ſaßen Elfried und Paul in einem leichten Reiſewagen und fuhren dem ſchleſiſchen Gebirge zu. In einem Augenblicke, wo Paul's Lebensgeiſter ſchläfrig zu werden begannen, zog ſein Gefährte, um ihn zu ermuntern, einen Brief hervor und zeigte auf eine Stelle, indem er ſeinen Freund aufforderte, dieſelbe zu leſen. „Es iſt ein Schreiben meiner Tante, einer betagten Unvermählten, deren Seele ein weltliches Obergewand mit frommen Unterfutter trägt. Ich bin ihr Liebling, ſie öffnet für mich ihr Herz und ihre Börſe.“ Paul las: „Die Geſchichte, in die Dein ehemaliger Freund, denn ich will keinen Augenblick zweifeln, daß er nach der Kataſtrophe aufgehört hat, Dein Freund zu ſein, eine Rolle ſpielt, macht hier Aufſehen. Jedermann wünſcht dem Grafen Glück, einen ſo unbezähmbaren und bösartigen Wildfang mit guter Art losgeworden zu ſein, und die arme Franziska wird auf Händen getragen, ſeitdem man weiß, wie ſchwer es ihr wurde, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen und ein Ungeheuer von Eiferſucht und brutaler Laune als ihren Herrn und Gemahl anſehen zu lernen, und wie ſie dennoch dieſem Befehl unbedingt Gehorſam gewährte. Man hat unterdeſſen hundert ſchlechte Eigenſchaften an dieſem Exbräutigam entdeckt — er ſpielte, er verſchwendete, er hatte Schulden, er beſuchte ſchlechte Geſellſchaften — was wäre das Loos der armen Franziska an ſeiner Seite geworden? Und wie viel Bitteres hätte durch ihn der Himmel dem guten, edlen Grafen auferlegt, der ſeiner Familie ein Exempel der Tugend, des Edelmuths, der ſtillen und erhabenen Seelengröße iſt. Man iſt etwas angegriffen, aber man weiß ſich zu faſſen. Man ſagt, daß der Graf großmüthig Schulden für jenen leichtfertigen Compagnon bezahlt hat, lediglich um nur ſeine Abreiſe aus der Stadt zu bewirken, damit er nicht als heruntergekommener Abenteurer zuletzt noch der ſchon ohnedies durch ihn gedemüthigten Familie zur Laſt falle. Ich ſchreibe Dir dies, lieber Neffe, damit Du ſiehſt, wie die Namen der berühmteſten Geſchlechter heutzutage nicht frei von Makel ſind: wie man aber grade heutzutage, wo unſere Feinde und Widerſacher unabläſſig uns im Auge haben, auf ſeiner

Hut ſein muß. Wenn Du in Bruchsdorff die Couſine ſiehſt, ſo grüße ſie von mir und ſage ihr, daß die zwei „chaises longues“ und der Bettſchirm mit „vieux lacques-Verzierungen“ im Magazin noch nicht fertig ſind. Ich lege Dir eine neue Zeitſchrift bei: „die Branntweinpeſt,“ vielleicht findeſt Du Gelegenheit, ſie in Schleſien unter's Volk zu bringen. Ich habe mich auf das Journal abonnirt, weil ich ſeit einiger Zeit merke, daß mein Portier eine rothe Naſe bekommt, und ich faſt fürchte, daß er auf Abwege geräth. Ihm zu Liebe halte ich das Journal; meine zwei alten Bedienten ſind, dem Himmel ſei Dank, nur friedſame Waſſertrinker.“

Paul faltete den Brief zuſammen und gab ihm dem Freunde. „Nun, was ſagſt Du dazu?“ fragte dieſer.

„Daß Deine Tante ſehr gut unterrichtet iſt,“ erwiderte Paul lachend.

„Wie, und Du willſt all' dieſe Verleumdungen nicht widerlegen?“

„Nein, denn ich hab' ſie ſelbſt hervorgerufen.“

„Nicht in dieſem Grade.“

„Etwas mehr oder weniger,“ entgegnete Paul, „was liegt daran? Die Sache iſt abgethan; laß uns kein Wort weiter darüber verlieren. Was bedeutet dieſe alterthümliche Burg dort vor uns?“

Elfried bog ſich aus dem Wagen und rief, indem er ſein Glas vor die Augen brachte: „Sind wir ſchon ſo weit? Das iſt die Erichsburg. So benamſet nach einem ihrer

Erbauer, dem alten Erich von Erichshofen, einem biderben Kämpen, dem viel Land, Dörfer und ſogar Städte in der Umgegend gehörten; ſein Enkel, der jetzt in dem Neſte hauſet, beſitzet dagegen nicht ſo viel, ſich ein Paar ſeidene Halbſtrümpfe zu kaufen, um auf einem Hofball in Breslau zu erſcheinen."

„Gleichwohl iſt er der Beſitzer eines feſten feudalen Schloſſes mit Laufgräben und Zugbrücke."

„Ja wohl, und die letztere zieht er auf, wenn ſeine Gläubiger angerückt kommen."

„Alſo eine Art Don Quixote?"

„Durchaus nicht; er iſt ein liebenswürdiger, gutmüthiger Schwätzer, der nur wider Willen den alten Ritter ſpielt. Die ganze Umgegend hat ihn gerne, und auf Schloß Bruchsdorff wirſt Du ihn ſehr oft ſehen."

Paul lachte und erwiderte: „Ich freue mich darauf, ſeine Bekanntſchaft zu machen."

„Wir haben in Schleſien viele wunderſame Erſcheinungen," fuhr Elfried fort, „von denen man ſich in dem flachen und geiſtreich-geiſtloſen Berlin nichts träumen läßt. Unſer Adel iſt reich und unabhängig und fragt nicht viel nach dem Hof und deſſen Freuden. Wenn unſere grands Seigneurs nach Berlin müſſen, ſo thun ſie es mit einer gewiſſen ſchmollenden Miene und Achſelzucken, wie die Schüler der erſten Claſſe, die mit der Herde der Quintaner und

Sextaner zuſammen vor dem Chef der Schule erſcheinen müſſen.“

„Ich habe ſo etwas ſchon bemerkt,“ entgegnete Paul. „Auch wir Weſtphalen ſind nicht gut auf Berlin zu ſprechen.“

„Die berühmte Metropole macht es Keinem recht!“ rief Elfried. „Und vielleicht iſt dies auch gerade die Aufgabe einer modernen Hauptſtadt, mit allen andern Städten in Oppoſition zu ſtehen. Indeſſen wollen wir uns hierüber nich den Kopf zerbrechen. Dort ſiehſt Du ſchon die Zinnen vom Schloß Bruchsdorff.“

„Statte mir nun gefälligſt einen Bericht ab, welche Perſonen ich dort finde.“

„Sehr gern. Erſtens findeſt Du dort meine Frau Großmama: eine betagte Dame von unbeſchreiblichem Anſtand. Sie hält mit dem Zwinkern ihrer Augen und dem Manövriren ihrer geſchminkten Augenbrauen das ganze Haus in ewiger Attention. Sie trägt den Anſtand und die Würde aus den Zeiten der durchlauchtigſten Kaiſerin Maria Thereſia zur Schau. Ihr zur Seite ſteht ihr Bruder, mein Großoheim, der vor Zeiten Präſident des Reichskammergerichts zu Wetzlar geweſen und den Titel eines Reichsritters führt. Dieſe beiden Perſonnagen ſind wie die Kartenkönige immerdar mit Scepter und Krone geſchmückt. Da ſie eine völlig verſchiedene Lebensweiſe wie die übrigen Bewohner des Schloſſes führen, ſo ſieht man ſie ſelten. Sie ſpeiſen an einem beſondern Tiſch. Zwiſchen ihnen liegt „die Schildkröte,“ eine Tabaksdoſe meines Großoheims, aus der abwechſelnd er und ſeine Schweſter Priſen nehmen. Sie haben noch nie das Thurmgemach, in dem ſie Beide wohnen, verlaſſen, und die einzige Reiſe, die ihnen bevorſteht, und die ſie nicht füglich umgehen können, iſt nach dem Erbbegräbniß, einige tauſend Schritt vom Schloß entfernt. Dieſen Dignitäten entgegen hält mein Schwager einen modernen Haushalt im Mittelgebäude, wo die elegante, vornehme Welt von Breslau einſpricht. Der große Saal, der durch zwei Stockwerke geht, iſt zu einer Reitbahn umgewandelt, und meine ewig theuere geliebte Schweſter, die ſich einbildet, eine geſchickte Reiterin zu ſein, macht dort ihren Curſus täglich ein Mal, von den Dandies von Breslau begleitet. Man hat da Cigarrendampf und Gelächter die Hülle und Fülle. Meine goldene unſchätzbare Schweſter hat öſterreichiſche Sympathien, und wenn ſie das Geld und die Erlaubniß von ihrem Manne erhält, geht ſie nach Wien, nicht nach Berlin, welches für ſie der Sitz der Langweil und des albernſten Zwanges iſt. Sie hat nicht ganz Unrecht. Mein Schwager iſt ein guter Mann, der einen der genialſten Backen- und Kinnbärte trägt, den die Provinz aufzuweiſen hat, auf welche Zierde er ſtolz iſt, mehr als auf ſeine dreißigtauſend Thaler Einkünfte. Dann findeſt Du eine Frau von Somsdorff da, nicht mehr jung, aber eine ganz paſſable Weltdame, die, was heutzutage eine ſo ungemeine Seltenheit iſt, einen ſchlechten

Ruf hat. Und endlich findeſt Du — nun ich brauche Dir nicht zu ſagen wen —“

„Hermance de Romilly —“ entgegnete Paul.

„Errathen; ich glaube, daß Du lediglich ihretwegen nach Bruchsdorff kommſt.“

„Ich will nicht leugnen,“ ſagte Paul, „daß dies wunderſame, kalte und doch dabei intereſſante Weſen einen großen Antheil an meinem Entſchluß, hier einen Beſuch abzuſtatten, hat. Du weißt, daß ich ihr allein, und zwar mit großer Vorſicht meine Entdeckungen an jenem Ballabende mittheilte, und daß ſie Mittel fand, das arme betrogene blinde Mädchen hierher in einen ſichern Verſteck zu ſchaffen. Die Art, wie ſie mich anhörte, wie ſie meine halben Worte verſtand, die Beweglichkeit des Schmerzes, die edle Entrüſtung und der unendlich rührende Kummer, der ſich auf dieſen Zügen lagerte, die ich für ſteinern gehalten, ließen mich in der Seele dieſes ungewöhnlichen Mädchens leſen. Ich hab' bei dieſer Gelegenheit bei ihr entdeckt, was ich nur bis jetzt an meiner Mutter gefunden, ein gewiſſes leichtes Zucken der Unterlippe bei einem rührenden oder ſchmerzlichen Eindruck. Da ich nun meine theure Mama für eine außerordentliche Frau halte, ſo habe ich mich ſchnell überredet, daß ein anderes weibliches Geſchöpf, das mit ihr in irgend einem Dinge Aehnlichkeit hat, auch nicht ganz zu der alltäglichen Sorte der Koſtgängerinnen unſers lieben Herrgotts gehören könne.“

„Armer Paul!“ rief Elfried, „der Du auf eines Weibes

Unterlippe Dein Schickſal baueſt. Erinnere Dich, was der Pſalmiſt ſagt: Die Lippen der Frauen ſind ſüße wie Honigſeim, und ihre Kehle iſt glätter denn Oel, aber hernach bitterer denn Wermuth, und ſcharf wie ein zweiſchneidiges Schwert.“

Die Freunde traten, nachdem ſie Toilette gemacht, in den Gartenſaal ein, wo ſich die Familie verſammelt hatte. Man ſaß hier beiſammen und langweilte ſich; es war die läſtige halbe Stunde, die unmittelbar einem copiöſen Diner folgte, und wo noch dazu ein ſchwüler Sommernachmittag die Geiſter, wenn ſie ſich auch zu erheben Anſtalt machten, gleichſam mit Gewalt niederdrückte. In dem großen luftigen Saal mit ſeinen nach dem Garten zu offen ſtehenden Thüren vertheilten ſich die einzelnen Gruppen. Die Frauen ſaßen auf einer für die Anſtrengungen, ſich wach zu erhalten, etwas zu bequemen Couchette, in einer Ecke Frau von Somsdorff, eine Dame von nahe an vierzig Jahren, in ſehr eleganter Toilette und mit dem ſchönſten Haar geſchmückt, das ſie in reicher Fülle und mit einiger Koketterie nachläſſig geordnet hielt. Neben ihr, in die andere Ecke gelehnt, ſaß Elfried's Schweſter, die nichts weniger als ſchön war, aber ebenſo wie der Bruder Geiſt und Leben in ihren beweglichen Zügen durchblicken ließ. Beide Frauen ſahen in die Gegend hinaus, und ihr Geſpräch beſtand in einzelnen halbvollendeten Sätzen, die man ſich nicht die Mühe gab zu vollenden. Frau von Somsdorff hielt ein kleines Bouquet gelber Nelken in der Hand, und es zwiſchen den Fingern drehend, zeigte ſie die Fülle und Zierlichkeit einer wunderſam ſchönen Hand. Vor der Gartenthür auf und ab ſchritten der Herr des Hauſes mit einem Gaſte, einem ältlichen Mann in Offizieroberrock. In einer Ecke des Saales, unter einer ſchlanken Cypreſſe, und halb verdeckt von dem vom Winde aufgebauſchten Vorhang, ſaßen ein junger Mann und eine Dame am Schachbret; es war Hermance de Romilly. Draußen im Garten ſpielten einige junge Mädchen Fangball. Man ſah die weißgekleideten ſchlanken Geſtalten mit Grazie hin- und wiederfliegen und bald in die grünen Gebüſche ſich verlieren, bald wieder aus ihren Schatten emportauchen. In der Saalecke, gegenüber den Schachſpielern, ſaßen ein ältlicher Herr und eine Matrone, Beide nach ihrer einfachen Kleidung zu dem Hausperſonal des Schloſſes gehörig. Der Herr hielt das ſogenannte Eremitenſpiel in der Hand und löſ'te und befeſtigte die kleinen Stifte mit einem Eifer, der ihn verhinderte zu bemerken, was ſonſt im Saal ſich ereignete. Seine Geſellſchafterin, an einem endloſen Strumpfe ſtrickend, warf von Zeit zu Zeit beobachtende Blicke auf die Damen auf dem Sopha. Sie ſtand auf, als Paul und ſein Gefährte eintraten, allein ihre ceremonielle Verbeugung wurde nicht beachtet, ein Umſtand, der ſie weiter auch nicht zu kränken oder in Verwunderung zu ſetzen ſchien. In ihrem Leben hatte ſie gewiß ſchon viele Verbeugungen wie dieſe unbeachtet verſchwendet. Die Ankunft der beiden jungen Gäſte brachte keinerlei Art von

Störung oder Aufregung im Saal hervor; man war in dieſem Hauſe gewohnt, daß ſich eine Art Völkerwanderung beſtändig durch die Säle hindurch bewegte; hätte man Alle, die da kamen und wieder gingen, weitläufig becomplimentiren wollen, man hätte keinen Augenblick der Ruhe und Muße für ſich behalten. Uebrigens liegt es auch nicht in der modernen Geſellſchaftsweiſe, eine große Maſſe unnöthiger Formen ſich unbequemer Weiſe aufnöthigen zu laſſen. Elfried erhielt von ſeiner Schweſter, die aus ihrer Sophaecke nicht herauskam, ein kleines freundliches Kopfnicken und von ſeinem Schwager einen, mitten im Geſpräch, das deswegen nicht abgebrochen wurde, abgeſtatteten Händedruck. Paul, der ſich in den Kreiſen von Berlin mit großer Zuvorkommenheit behandelt ſah, weil man dort Reichthum, alten Adel und vor Allem Unabhängigkeit nicht ſo häufig ſieht, erhielt hier nichts mehr und nichts weniger, als was man Jedem gab, der dieſe gaſtliche Schwelle überſchritt. Das Element der ewigen Unruhe, erzeugt durch Millionen kleiner Rückſichten, durch die fortwährend thätigen Gegenſätze der Parteien, durch das kleinliche Spiel des Hofs und den gemeinen Wettlauf des büreaukratiſchen Egoismus, mit den Intereſſen der goldgierigen Induſtrie — dieſe Unruhe fiel hier weg. Man lebte auf breiter ſicherer Grundlage ſeine Tage hin. Dennoch werden wir ſehen, daß ſich in dieſen friedlichen ariſtokratiſchen Park die Geſtalten der Tagesgeſchichte einzudrängen wußten. Wo gäbe es einen Fleck der Erde, der unberührt bliebe von dem aus den tiefſten Boden aufgewirbelten Atomen der Geſchichtsideen, man möchte ſagen, das Inſect auf ſeinem, auf ſchlankem Stiel geſchaukelten Blatte, der Wurm, noch eingeſchloſſen in der Knospe der Roſe, politiſirt. Wir haben nur Frieden, um ungeſtört fortwährend im Kriege leben zu können.

Elfried entfernte ſich bald und ließ ſeinen Freund allein. Nachdem er ſeiner Schweſter geſagt hatte, daß ſie die Zügel beim Umſchwenken auf der Bahn ſtraffer anhalten ſollte, glaubte er den Zweck ſeines Beſuches ſowohl als Bruder, wie als geſelliger Gaſt erreicht, und zog ab. Paul war in ſeiner eigenthümlichen Weiſe bald in der neuen Umgebung zu Hauſe. Es war etwas auf ſeinem Geſichte geſchrieben, das Jeder leſen konnte und das Jedem gefiel. Glückliche Naturen; die einen ſo warmen, geſunden Hauch auf den Lippen tragen, die in Aug' und Mienen ein ſo unverſtelltes und helles Licht zeigen, die ihre Fehler wie ihre Tugenden mit der Naivität urſprünglicher Naturen offen der Welt darlegen. Man konnte mit Paul zürnen, man konnte ihn bitter tadeln, aber man konnte ihn nicht verachten, ihn nicht verhöhnen. Es ſtand ſo unerſchütterlich feſt auf ſeiner Stirn gezeichnet, daß aus dieſem reinen Gehäuſe der urſprünglich edle Stoff nie verſchwinden, daß nie die Bitterkeit und Säuerlichkeit der Welt ein ſo feſtes und in ſeiner Geſundheit ſo derbes Weſen angreifen werde. Auf wie wenigen Stirnen der Jugend ſtehen ſo goldene Worte und Verheißungen, auf die meiſten hat der Tod ſein Siegel gedrückt, nicht der leibliche Tod, ſondern der geiſtige, die Lüge.

Hermance de Romilly war die Einzige in dieſer Umgebung, die Paul's geiſtige Jugend herauszufinden und gleichſam zu entdecken verſtand; die Uebrigen ſahen nur ſeine körperliche, und dieſe machte auf Frau von Glaudwitz, Elfried's Schweſter, einen beſonders günſtigen Eindruck. Sie zeichnete ihn unter der Zahl ihrer Geſellſchafter bei den Spazierritten aus. Dies erweckte den Neid dieſer jungen Elegants, und ſie vergaben ihrem Rivalen erſt dann, als ſie bemerkt hatten, daß er bei einem Wettkampf bei der Flaſche ſie zu beſiegen verſtand. Die glückliche Provinz, in deren Schooß wir uns befinden, hat von jeher tüchtige Trinker erzeugt. Friedrich dem Großen, der Schleſien eroberte, gelang es nicht, dieſe Eroberungen auch auf das Gebiet der Mäßigkeit in den Tafelfreuden ſeiner neuen Unterthanen auszubreiten. Die ſiegenden Generale der Schlachten von Kulm und Kunnersdorf fanden, ſobald ſie die Salons von Breslau betraten, ihren Untergang unter den Tiſchen der alten luſtigen Feudalherren Schleſiens. Jene „ewig gerötheten Naſen“ wurden ihnen verderblicher als der blutrothe Schein, der im Innern einer feuerſprühenden Wolke vor der Mündung einer Kanone ſpielt. Die Feinſchmeckermahle Berlins ſind kleine, unnütz gepfefferte und mit Reizmitteln überladene, übereilte verdorbene Eſſen gegen die ſaftige Fülle und den urſprünglichen Reichthum der Tafeln auf den reichen Familienſitzen Schleſiens. Früher war das Land auch berühmt wegen ſeiner Liebeshändel und ſchönen Frauen; jetzt iſt hier, wie überall, dies Concert der Nachtigallen im Garten Epicurs und Aspaſiens verſtummt. Da unſer Geſellſchaftszuſtand eine Ruine iſt, ſo iſt's auch ganz in der Ordnung, daß wir von Fledermäuſen, Krähen und Dohlen umflattert werden, deren Gekrächz Tag und Nacht unſere Ohren zerreißt, uns mahnend, ſchnell die Ruine zu räumen, oder ſie neu auszubauen.

Schon in den erſten Tagen von Paul's Ankunft fand folgendes Geſpräch zwiſchen ihm und Lucie, Elfried's Schweſter, ſtatt. „Wie gefällt Ihnen Berlin?“ fragte die junge Frau, indem ſie von ihrem Pferde herab ſich mit Lächeln zu ihrem Begleiter wandte. „Ich möchte dieſelbe Frage erſt an Sie wenden, ehe ich antworte,“ ſagte Paul.

„Ich will Ihnen etwas ſagen“ — Frau von Claudwitz ſprach mit vieler Grazie den Wieneriſchen Dialekt — „Berlin gefallt mir nit. Es iſt mir eine gar zu reſpectable Stadt. Die Leut' ſind da vor lauter Anſtand und Erhabenheit unausſtehlich langweilig. Wir Wiener gehen mit mehr Bequemlichkeit mit einander um. Aber iſt das nicht in Berlin ein Geziere und Geäffe in Geſellſchaften und ſie bringen doch nix Rechts zu Stande. Die Hälfte der Salons will Paris vorſtellen, die andere Hälfte London, und das, was übrig bleibt, ſpielt Petersburg. Sie verſtehen aber von allem dem nit ſo viel als mein kleiner Finger. In Wien ſind wir viel zu bequem, um ſolch' Afferei zu treiben; da kümmert ſich Niemand drum, daß er was Anders ſein will, als was er iſt. In Berlin arbeitet ſich eine bürgerliche Frau zu Tode, um ſich und ihre Töchter in die gute Geſellſchaft zu bringen; in Wien weiß Jeder, wo er hingehört, und wo er gerade iſt, da will er auch ſein. Darum der lächerliche Adelſtolz in Berlin, weil's da keinen Adel giebt, wie in Wien. Die alten Familien verlaſſen Berlin, weil ſie nit mit Peter und Paul zuſammenlaufen wollen. Wer ſeine Antipathien hat, will nit mit gewiſſen Geſichtern, die ihm unangenehm ſind, zuſammentreffen. In der Provinz bleiben wir unter uns. Das Bischen Glanz und Schimmer, was die Höfe heutzutage ausſtrömen, iſt nit der Rede und Mühe werth; ich thu' wenigſtens keinen Schritt deswegen. Als ich neulich in Berlin war, hab' ich's geſchaut, was für curioſe Figuren ſich bei Hof präſentiren. Man kann mit beſtem Willen nit reines Haus halten. Frauen, die aus der Bourgeoiſie aufgeſtiegen ſind und nun wie lebende Bijouterieläden herumwandeln, andere, die, der Himmel weiß wo, früher waren, ehe ſie in die Salons gelangten, dann Advocaten- und Profeſſorendamen mit maßloſem Dünkel — alles das will dem Adel auf die Füße treten und tritt auch, denn der Adel, den die Fürſten nicht mehr beſchützen und der kein Geld hat, muß Alles hinnehmen, was man ihm bietet. Das geben Sie mir zu, daß das halt unangenehm iſt. Man ſchwätzt davon, daß das neuer Ton iſt; ich lieb' aber dieſen Ton nit, und da ich nit nöthig hab', mich in Berlin umzutreiben, bleib' ich hier oder geh' nach Wien, das iſt geſcheiter.“

Paul ſagte lächelnd: „Es giebt ſo viel geiſtreiche Frauen in Berlin.“

Sie antwortete ihm: „Aber ſchauen's, ich will keine geiſtreiche Frau ſein. Es iſt mir gerade einerlei, was die Leut' von meinem Geiſt denken. Meinetwegen mögen ſie mich für dumm halten. Wenn ich unter lauter geſcheite Weiber gerathe, iſt's ordentlich meine Paſſion, dumm zu ſein. Alles Beſtreben hilft ja doch nix; man kann es einer Berliner Jüdin doch nicht gleich machen; lieber fängt man's gar nit an.“

Paul mußte laut auflachen, und Lucie ſah ihn mit jenem ſchelmiſchen, gutmüthigen Blicke an, der ihr ſo viel Reiz verlieh, und in welchem ihre größte Aehnlichkeit mit dem Bruder beſtand. Paul, um ſeine hübſche Gefährtin ſprechen zu machen, brachte den Hof als Gegenſtand auf, und ſogleich rief ſie:

„Schauen's, die Prinzen und Prinzeſſinnen ſind ganz artige Leut', aber nixdeſtoweniger geniren ſie mich. Sie ſind durch das ſchlechte Volk verdorben worden, das ſich an ſie drängt, und verlangen von unſer Einem ganz neue Manieren und Anſichten. Die Art von Schmeichelei und von Complimenten, wie ſie ein geadelter Banquier, dem der Hof etwas Neues iſt, vorbringt, liegt nit in unſerer Art. Wir ſind gewohnt, mit den Fürſten zu verkehren, wie mit unſers Gleichen, das heißt, wir achten, ehren und lieben ſie, aber beſondere Umſtänd' machen wir nit. Dazu ſind wir zu bequem. Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich's dulden, daß er ſein Blut für den Fürſten hingäbe, aber ich würde es nicht dulden, daß er ſich nur einen Zoll tiefer vor einem Prinzen bückt, als er es vor ſeinem Vater oder ſeinem Oheim thut. Ich hab's wohl geſchaut, als ich in Berlin bei Hof war, daß ich den Leuten viel zu wenig Knixe machte, ſowie daß ich ihnen viel zu wenig geſcheit war. Ich konnte mit den Prinzen nit witzig ſein und mit den Prinzeſſinnen nit von Literatur ſprechen. Aus Zorn wurde ich ganz verſtockt und that, als ob ich mein Lebtag nit die Naſe in ein Buch geſteckt hätte, obgleich ich die Bücher alle recht gut kannte, von denen Jene ſprachen; aber mich amüſirte es, daß die Leut' ſagen ſollten: Schauen's was das für'n Frau iſt, das iſt die dumme Schleſierin."

Lucie plauderte auf dieſe Weiſe noch eine Weile fort, bis die Reitſtunde ihr Ende erreicht und ſie ſich entfernte, um ihre Toilette für den Mittag zu machen. Es waren wieder eine Menge Gäſte angelangt. Paul begab ſich die Terraſſe hinab in den Garten, und als er eben eine beſchnittene Taxuswand hinabwandelte, hörte er hinter derſelben eine näſelnde Stimme einen langen franzöſiſchen Sermon halten. Am Schluſſe jeder Phraſe entſtand ein Ton, wenig ſchwächer, als wenn eine kleine Kinderkanone abgefeuert würde. Paul ſuchte eine Lücke in dem grünen Blättergewebe, und als er durchblicken konnte, gewahrte er auf einer Raſenbank ein ſeltſames Paar ſitzen. Eine alte Dame in ſehr ſteifer Haltung in einem weißen Mouſſeline-Reifrock, mit einem Gürtel geſchmückt, auf dem Papageien geſtickt waren, trug unbeweglich ein langhaariges Hündchen im Arme. Sie hielt den Blick ſtarr vor ſich hingerichtet und ſchien, wenn ſie nicht ſchon ſchlief, in dem Uebergangszuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen ſich zu befinden. Der Herr neben ihr war eine lange, hagere Figur in einem ſorgfältigen ſchwarzen Anzug, mit Kniehoſen und Schnallen. Sein Haar lag in gepuderten Löckchen dicht an der Stirne und den Schläfen an. Er trug einen grünen Augenſchirm, von einer ſo weitläufigen Dimenſion, daß von dem ganzen Geſicht durchaus nichts zu bemerken war. Aus dieſer grünen trompetenartigen Wölbung drang jene näſelnde Stimme hervor, die in Paul's Ohr mit ſo gehäſſigem Eindruck den Weg ſich gebahnt hatte, und der lärmende Ton fand ſeine Erklärungen in der Weiſe, wie der alte Herr gleichſam, um einer Stelle den Nachdruck zu geben und zugleich beim Leſen eine Ruhepauſe zu machen, auf den Deckel ſeiner Tabaksdoſe ſchlug und ſie dann langſam und mit vieler Grazie öffnete. Die Dame ſchien an dieſe kleinen Paukenſchläge ſo ſehr gewöhnt, daß ſie nicht eine Miene ihres ſtarren Antlitzes verzog; ebenſo wenig wachte der Hund aus ſeinem Schlummer auf. Das Buch, aus dem der alte Herr las, war eine franzöſiſche Bearbeitung der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Paul wußte jetzt, daß er das alte Geſchwiſterpaar, von dem Elfried geſprochen, vor ſich ſah, und da es in ſeinem Charakter lag, jede neue Erſcheinung, ſo viel wie irgend möglich, zu prüfen, beſchloß er ſogleich, den beiden Alten ſich vorzuſtellen. Er lenkte alſo um und gelangte bald jenſeits der Wand. Hier fand er aber eine Schildwache aufgeſtellt, beſtehend in einem ſehr finſter ſchauenden Diener, der ihn zurückwies, indem er ihn auf ſeine Herrſchaft aufmerkſam machte, die nicht geſtört werden dürfe. Paul wanderte unbekümmert weiter, der Diener eilig und zankend hinter ihm drein; der Lärm, den dieſer Auftritt verurſachte, machte, daß die beiden Alten langſam ihre Blicke dahin umwandten und die Dame mit zornigen Augen den Eindringling von Kopf bis zu den Füßen betrachtete. Ihr Gefährte ſchob den grünen Schirm wie ein Helmviſir in die Höhe, und ſein Blick war nicht minder drohend und finſter.

„Was ſoll das?“ rief die Dame. „Die Promenade geht links. Dieſer Gang iſt nicht für das Publikum geöffnet. Georg, führ' Er den Herrn weg.“

Paul nannte ſeinen Namen und machte eine zierliche Entſchuldigung. Sein Franzöſiſch ſchien der alten Dame zu behagen, vielleicht auch ſein offenes Geſicht, ſein Blick, der ohne Furcht, aber auch ohne freche Dreiſtigkeit war. Sie winkte dem Diener zu gehen und ſagte, zu ihrem Gefährten gewendet: „Du wirſt Dich beſinnen, daß man uns von dieſem jungen Mann ſprach. Jetzt iſt er angekommen und ſteht vor uns.“

„Es iſt mir ſehr lieb, ſeine Bekanntſchaft zu machen," entgegnete der Reichsritter.

Paul ſetzte ſich auf die gegenüberſtehende Steinbank, einige Schritte von dem Paar entfernt, aber dieſem gerade gegenüber. Er wurde ſcharf betrachtet, und Beide theilten ſich ungezwungen ihre Bemerkungen über ſeine Phyſiognomie, ſeinen Wuchs und ſeine Haltung mit, etwa wie erwachſene Perſonen über Kinder ſprechen, die ſich ihrer Aufmerkſamkeit darſtellen.

„Haſt Du nicht ſeine Mutter gekannt, Theodore?" fragte der Ritter.

„Ich habe ſie gekannt, Clemens. Sie iſt Eine von Wallendorff."

„Bitte um Entſchuldigung!" rief Paul dazwiſchen: „meine Mutter iſt eine Gräfin Roden."

Die alte Dame ſchien dieſen Widerſpruch nicht gehört zu haben oder nicht hören zu wollen, ſie fuhr in ihrer Rede fort: „Das kleine Ding hieß Claudie von Wallendorff, und man ſagte immer, daß ſie von den ſieben Töchtern die klügſte ſei. Man verheirathete ſie, als das kleine Ding achtzehn Jahre alt war, an den Baron Brunswick. Ich ſeh' mit Verwunderung, daß dieſes ganz junge Paar ſchon einen ſo großen Sohn hat."

„Du nennſt dieſen Herrn Brunswick, Theodore; er heißt eigentlich Braunwitz und die Familie ſtammt aus Franken."

„Bitte um Entſchuldigung!“ rief Paul; „mein Name iſt Brunswick.“

„Du kannſt Recht haben, Clemens,“ ſagte die alte Dame; „ich hab' mich geirrt; dieſer junge Mann heißt Braunwitz.“

„Aber zum Teufel!“ brummte Paul; „auf dieſe Weiſe kenne ich alſo weder Vater noch Mutter.“

Das alte Paar ſah ſich zufrieden einander an und dann wieder auf Paul. Die Dame ſagte: „Weißt Du, Clemens, an wen mich dieſer junge Herr von Braunwitz erinnert?“

„An wen erinnert er Dich, Theodore?“

„An meinen Neffen Gabriel Fürchtegott —“

„Du haſt's getroffen, Theodore. Er ſieht dem Comthur ähnlich. Nur glaub' ich Dich auf die rechte Fährte zu leiten, wenn ich Dich darauf aufmerkſam mache, daß der Comthur eine gerade Naſe hat und der junge Herr von Braunwitz eine krumme.“

„Bitte um Entſchuldigung!“ rief Paul diesmal ſo laut, als es irgend ſchicklich war, „ich hab' eine gerade Naſe.“

„Ja, er hat eine krumme, Du haſt auch diesmal vollkommen Recht, Clemens.“

Paul ſtand auf, denn er fürchtete, die beiden Alten möchten ihm noch ſeine ganze Exiſtenz ſtreitig machen, da ſie ſchon damit anfingen, die Form ſeiner Naſe anzutaſten.

Er beurlaubte ſich und folgte dem Diener, der erſchienen war, um zu melden, daß die Geſellſchaft im Speiſeſaal ſich verſammelt habe. Die beiden Alten hatten nach alter hergebrachter Weiſe ihr Mittagsmahl ſchon um zwölf Uhr eingenommen. Als er die Terraſſe hinaufeilte, erblickte er halb in einem Bosquet verborgen Frau von Somsdorff in einem ziemlich heftigen Wortwechſel mit dem jungen Mann begriffen, den Paul damals bei ſeinem Eintritt in's Schloß mit Hermance ſchachſpielend angetroffen. Die Augen der ſchönen Frau glühten in einem beſonders lebhaften Feuer; ſie ſprach ſchnell und lebhaft, konnte es aber nicht erlangen, daß der, zu dem ſie ſprach, ihr ſeine Blicke zuwandte. Er ſtand von ihr abgewendet und riß die Blätter einer Blume aus. Die ſchönen Züge ſeines Geſichts waren von Trotz und Unwillen entſtellt. Als Beide Paul gewahrten, änderte ſich raſch die Gruppe. Sie gab ihm lächelnd den Arm, und indem ſie ſich die Treppe hinauf führen ließ, rief ſie unſerm Helden zu: „Nun, mein lieber Baron, wie gefällt Ihnen unſer altes Paar? Ich hab' Sie unlängſt mit demſelben ſprechen ſehen. Intereſſante Figuren, nicht wahr?“

„Mir erſcheinen ſie wie ein altes Königspaar,“ ſagte Paul. „Sie herrſchen unumſchränkt im Reiche ihrer Illuſionen, während uns die bunte Welt durcheinander treibt, beluſtigt, aber auch quält.“

„Sehr wahr,“ rief Anſelm, dies war der Name des jungen Mannes. „Das Alter iſt glücklich; es vermißt den

Mangel ſeiner Kraft nicht, da Niemand an dieſe Kraft mehr Anſprüche macht, indeß die Jugend im Beſitz derſelben keine Minute deren froh wird, weil fortwährend die Welt eine elende und jammervolle Sklaverei für ſie bereit hält."

Paul war erſtaunt über den Nachdruck in Miene und Ton, der auf dieſe Worte gelegt wurde, und er antwortete etwas unüberlegt ſchnell: „Das kann ich nicht zugeben. Wozu wäre uns die Kraft gegeben, wenn es doch einmal unabänderlich wäre, daß wir der Sklaverei unterlägen?"

„Jeder hört mit ſeinem Ohr, ſieht mit ſeinem Auge," erwiederte der junge Mann. Das Geſpräch wurde abgebrochen, denn man betrat die Schwelle des Speiſeſaals. Paul, der Hermance aufſuchte, fand an ihrer Seite, während des Lärms der Tafel, Gelegenheit, über Anſelm, der ihn jetzt zu intereſſiren anfing, Nachricht zu erhalten. Das junge, geiſtvolle Mädchen gab mit ihrer gewohnten Ruhe ihm den nöthigen Beſcheid. Nach ihren Mittheilungen war der junge Mann aus ſehr guter Familie entſproſſen, aber gänzlich unbemittelt. Er hatte Militärdienſte genommen, war aber aus irgend einem unerklärlichen Grunde gezwungen worden, dieſe wieder zu verlaſſen, darauf hatte er eine bürgerliche Laufbahn eingeſchlagen, allein der Büreauchef, unter dem er diente, hatte ebenfalls bald auf ſeine Entfernung angetragen. Man warf dem jungen Mann Leichtſinn, Stolz, Eigenwillen und eine maßloſe Eitelkeit zu. An Geiſt, Talenten und körperlichen Eigenſchaften, um ſich in der Welt

Geltung zu verſchaffen, fehlte es ihm durchaus nicht, allein es ſchien, daß ſeine Seele zerrüttet war und daß ſein Geiſt mit ſich ſelber im Kampfe lag.

Siebzehntes Capitel.

Paul geht in den Wald und wird Einſiedler.

Wenn die Geſellſchaft im Schloſſe zu zahlreich wurde, ſo zerfiel ſie von ſelbſt in kleine Partieen. Lucie, als Dame vom Hauſe, hatte, wohl oder übel, ſich mit einer Menge Frauen zu beſchäftigen, die ihr anheimfielen. Frau von Somsdorff, die ihr ihren Beiſtand zugeſagt hatte war eine treuloſe Verbündete. Sie war eiferſüchtig, immer auf den Gegenſtand ihrer Neigung, oder vielmehr Verfolgung, wachſam und deshalb für alles Andere zerſtreut und untheilnehmend. Einen treueren Bundesgenoſſen gab der alte Baron Erichshofen ab, der ſeine Erichsburg verlaſſen hatte, um ſich in den Strudel der bunten, genußſüchtigen Geſellſchaft zu ſtürzen, die ihn ſehr dankbar für ſeine Bemühungen aufnahm. Da er ein Mann der alten Zeit war, wußte er noch die veralteten Gaben der Geſelligkeit geltend zu machen, und Lucie, ſo wenig ſie ſelbſt Geſchmack fand an den Eingebungen ihres alten Lieblings, fand ihn doch beſonders brauchbar, um die älteren Landbaroneſſen zu zerſtreuen und aus ihren gravitätiſchen Falten zu bringen. Sie eilte daher mit ihrem alten Liebling bald in dieſes Zimmer bald in jenes, und ſtiftete hier ein Pfänderſpiel, dort eine ſcherzhafte Unterhaltung an. Es iſt nicht zu ſagen, welch' eine Heiterkeit gerade in dem Alter heutzutage ſich erhalten hat; die Jugend hat mit ihm die Rollen getauſcht, ſie iſt grämlich und untauglich zur Geſelligkeit geworden, indeß das Alter ſcherzt und lacht. Die Nähe des Grabes erſchreckt es nicht ſo ſehr, als die Nähe irgend einer drohenden politiſchen Umwälzung, die uns Alle überraſchen will, die Jugend erſchreckt. Elfried's Schwager gehörte zu der neuen unerquicklichen Art der Geſellſchafter; er rottete ſich nämlich mit den Herren zuſammen, indem er die Frauen und jungen Mädchen unbeſchäftigt und müßig ſich ſelbſt überließ. Wenn man ſich nach den Herren erkundigte, ſo erfuhr man, daß ſie oben in einem großen ſogenannten Rauchcabinet zuſammenſaßen und in eintönigem Geplauder die Stunden hinbrachten. Am Abend, nachdem ſie nothgedrungen einige Augenblicke im Salon hatten erſcheinen müſſen, vereinigte die Flaſche ſie von Neuem im beliebten Rauchcabinet. Hermance und Paul, zuweilen auch Anſelm und Frau von Somodorff machten Spaziergänge in der Umgegend. Eine Anzahl junger Mädchen, die den Pfänderſpielen entlief, ſchloß ſich dieſer Gruppe an, und man wanderte weit hin in die Felder, gelangte an den Fuß des Gebirges und kehrte, um zu raſten und Erfriſchungen einzunehmen, in die Dörfer ein.

Auf einem dieſer Streifzüge befanden ſich Paul und

Hermance, abgeſondert von der übrigen Geſellſchaft, in einer romantiſchen Thalſchlucht allein. Das Gebirge hatte hier einen ernſten und faſt feierlichen Charakter. Die beiden ſchweigſam Wandelnden blieben ſtehen, und während ſie in die Gegend hinausblickte, waren ihres Begleiters Blicke auf ſie geheftet. Plötzlich faßte er ihre Hand, und mit der ganzen ſtürmiſchen Heftigkeit der Jugend rief er: „Hermance, ich bin nicht glücklich!“

Sie ſah ihn an wie zerſtreut und unwillig, und blickte dann wieder in die Gegend hinaus. Er erfaßte ſtärker ihre Hand und rief mit der Stimme eines eigenſinnigen, tobenden Kindes: „Hören Sie mich, Hermance, ich bin nicht glücklich!“

Jetzt ſah ſie ihn lächelnd an, doch ohne etwas zu erwiedern.

Paul warf ſich in's Gras hin, ſeine Wangen und ſeine Stirn glühten, ſeine Augen waren feucht von Thränen, ſo umſchlang er die Knie des jungen Mädchens und barg ſein Haupt in den Falten ihres Kleides.

„Was ſoll das? Stehen Sie auf!“

Paul ließ ſie los und ſank im Graſe zuſammen. „Stehen Sie auf!“ rief ſie nochmals. „Nein!“ entgegnete er; „ich erhebe mich nicht wieder. Es iſt einer jener Augenblicke gekommen, wo mich der Geiſt niederwirft, wo alle Hoffnung, alle Freude von mir weicht, wo ich mich demüthigen muß, damit man mich zu Gnaden wieder annehme.“

„Wer ſoll Sie zu Gnaden annehmen?“

„Die Erde, die Luft, das Waſſer, die Sterne —“

„Das iſt ein wunderlicher Anfall. — Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf — man kommt!“

Paul noch immer auf dem Boden liegend, ſagte zu ſeiner erſchreckten Gefährtin mit einer ſanften und bittenden Stimme: „Gehen Sie, Hermance; Sie haben nicht den Muth, mit mir ein Kind zu ſein. Gehen Sie, ſagen Sie daheim, daß ich mich im Gebirge verloren habe; daß keine Spur von mir übrig; daß ich nie und nimmer zurückkehren werde. Ich bleibe dann hier liegen, und wenn es Nacht wird und die Sterne leuchten, dann ſteh' ich auf und flieg' in's Gebirge.“

„Dort kommen Leute! So ſtehen Sie doch endlich auf!“

„Es muß herrlich ſein, den Menſchen ſo ſpurlos zu entſchlüpfen!“ rief Paul. „Auf eine Zeit lang Buße zu thun in Einſamkeit und Wald. Ich weiß eine Geſchichte von einem frommen Mönch, der Kräuter ſuchen ging und tief im Walde dem Geſange eines wunderſamen fremden Vogels lauſchte; als er heimkehrte, war die Welt verändert. An der Stelle ſeines Kloſters ſtand eine große Stadt; fremde Menſchen in Trachten und Aufzügen, wie er ſie nie geſchaut, kamen ihm entgegen, und er ſelbſt wurde von ihnen wie ein ſeltſames Wunder betrachtet. So hatte der, der nur eine Stunde vom Hauſe fort geweſen zu ſein glaubte, ein Jahrhundert verträumt. So möchte auch ich einen Vogel finden, der mich über dieſe Zeit, über dieſe Menſchen hinwegſingt.“

Hermance hatte einige Schritte vorwärts gethan, Paul erhob ſich, kam ihr nach, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und ſagte ſchmeichelnd: „Eure Gnaden, nicht böſe ſein!" Sie ſah ihm in ſeine dunklen Augen, an deren Wimpern noch Thränen hafteten. Eine glühende, friſche, noch unentweihte Seele brach durch den dunkeln Schattenquell dieſer ſchönen Augen. Sie zürnte ihm nicht; eine jungfräuliche Röthe überflog ihre Wangen. Indem ſie ſich von ſeinem Arm losmachte, ſagte ſie leiſe: „Was kann ich für Sie thun? Wie ſoll ich Sie tröſten und beruhigen?"

„Sie ſollen mit mir weinen und lachen, mit mir gut und böſe ſein."

„Unſer Weſen paßt nicht zuſammen," ſagte Hermance ſchüchtern.

„Ja, es paßt recht gut," erwiederte er heftig. „Ihre Kälte und ihre fremden Mienen ſchrecken mich nicht. Ich weiß doch, wie ich mit Ihnen daran bin, meine Prinzeſſin. Was tauſend Andere abſtößt, zieht mich an. Aber ich verſpreche Ihnen, daß kein gewöhnliches Liebespaar aus uns werden ſoll; das wäre mein Tod. Ich verſtehe nicht zu küſſen und ſchön zu thun, noch weniger kann ich liebenswürdig ſein, was die Welt ſo nennt. Ich werde Sie auch nicht auffordern, meine Frau zu werden, denn ich denke gar nicht an's Heirathen, aber Sie müſſen mir erlauben, wenn mich der Unmuth plagt, daß ich kommen darf wie heute und mein Haupt zu Ihren Füßen niederlegen. Nicht wahr?"

„Wozu ſoll das?"

„Wenn man liebt, fragt man nicht ſo.“

„Aber lieb' ich Sie denn?“

„Wiſſen Sie das noch nicht? Wie können Sie darüber noch irgend in Zweifel ſein?“

„Das iſt in der That ſeltſam.“

„Durchaus nicht; wenn es anders wäre, als es iſt, wäre es ſeltſam. Verſtehen Sie mich nur recht, Hermance. Ich hab' Ihnen ſchon geſagt, lieben, was die Welt Liebe nennt, ſollen und wollen wir einander nicht. Was ich aber Liebe nenne, das iſt ein Band, welches uns ſchon verknüpfte, als wir uns erſt wenig geſehen und noch weniger geſprochen hatten. Soll ich Ihnen ſagen, wie ich mir meine Geliebte denke?“

„Sprechen Sie.“

„Zwei Frauen ſind es,“ fuhr Paul fort, indem er einen wehmüthig lächelnden Blick auf ſeine Zuhörerin richtete, „die jedem Manne, wenn er das werden ſoll, wozu er beſtimmt iſt, nothwendig auf ſeinem Lebenswege zur Begleitung beigegeben werden müſſen. Die eine iſt die Mutter, die andere die Geliebte. Schwer, faſt unmöglich ſcheint's mir, ohne dieſe Frauen gut und edel zu werden. In der Geſtalt der Mutter tritt uns die perſonificirte Güte nah, in der Geſtalt der Geliebten die perſonificirte Schönheit. Ich meine nicht hier körperliche Schönheit, nein die Schönheit, die unendlich viel reicher und vollendeter iſt als der körperliche Reiz, die Schönheit der Seele, der bräutliche Kuß des Himmels, mit dem er unſre in Staub gebornen Herzen zu edlen Thaten, zu reinen und untadelhaften Geſinnungen entflammt. Wir Männer mögen immerhin im Leben Großes empfinden, denken und leiſten, die feineren Strömungen gehen doch von der Seele der Frau aus. Wer ohne Mutter beſtimmt iſt, ſeine Jugend zu verleben, kennt die unendliche Güte nicht, die über die weite Schöpfung ausgegoſſen iſt. Das Mutterauge, das dieſe Güte vermittelt, erklärt und gleichſam für den Hausbedarf zurichtet, fehlt dem Armen. Keinem Geſchöpf iſt's gegeben, ſo grundgut zu ſein, wie eine Mutter. Alle anderen Geſchöpfe zertheilen ihr Weſen, eine Mutter faßt alle Strahlen ihrer Intelligenz, alle auseinandergehenden Kräfte ihrer Exiſtenz in einen Strom zuſammen und leitet dieſen in unſer Herz. Sie füllt es ganz mit der Güte. Dabei iſt dieſe Güte einfach, unbewußt, ohne Stolz, ohne Eitelkeit, ohne Rangſucht. Sie will nichts *ſcheinen*, aber Alles *ſein*: ſie nährt und kräftigt die Seele wie die Milch der Mutter den Körper. Ruft man ſie beim Namen, ſo verhüllt ſie ſich ſchamhaft, lobt man ſie, ſo beleidigt und kränkt man ſie. Es iſt eben Alles an ihr eine ſüße Naturkraft, ein göttlicher Inſtinkt. Eine Mutter kann ihren Sohn nicht geiſtreich, nicht kenntnißvoll, nicht zum Helden, nicht zum Dichter machen, aber ſie kann ihn *gut* machen, ſie allein kann es, und die Güte, dieſen Körper unſerer männlichen moraliſchen Kraft beleben wir ſpäter durch die Seele großer Gedanken und Tugenden. Wo aber die Güte fehlt, iſt jeder

Tugend eines Mannes der Grund- und Mutterboden genommen. So mein' ich's wenigſtens."

„Nun die Geliebte?" fragte Hermance.

Paul erwiederte: „Wenn uns die Mutter verläßt, ſo ſagt ſie uns zuletzt: Ich hab' dich gelehrt „gütig" ſein, nun ſei aber auch „ſchön," denn durch Schönheit und Güte erwirbt man ſich die Herzen der Menſchen. Wer ſagt mir aber, wie ich „ſchön" werden, wie ich jene Schönheit mir erwerben ſoll, die die Güte adelt, die dem Gedanken Klarheit, dem Worte Reiz, der Miene und der Bewegung Leichtigkeit und Fülle giebt? Hier tritt zum zweiten Mal eine Frau mir nah und zeigt mir jene Seelenanmuth und Schönheit, durch deren Mangel der kräftigſte, männlichſte Geiſt gebrochen und gebunden erſcheint, die, wenn ſie fehlt, allem Großen den Glanz und die Krone raubt. Wir können ohne Mutter und Geliebte wohl zu einer Größe erwachſen, die die Geſellſchaft erſchreckt und zermalmt, aber nicht zu der Größe, die ſie beglückt, beſeeligt und erhebt."

Hermance hatte ihn ruhig ſprechen laſſen, jetzt, da er eine Pauſe machte und ſie fragend anſah, drückte ſie ihm die Hand und ſagte: „Nun? und weiter?"

„Hiermit iſt meine Weisheit zu Ende," ſagte Paul. „Ich hab's mir ſo ausgedacht, daß es ſo mit mir ſein könnte, aber es fehlt viel, daß es auch ſo iſt."

„Haben Sie ſich über ihre Mutter zu beſchweren?" fragte Hermance.

„O nein,“ entgegnete Paul. „Die gute Frau hat das Ihrige redlich geleiſtet, aber Sie, Hermance, nun kommt es auf Sie an, ob Sie Ihre Pflichten erfüllen werden.“ Er faßte ihre Hand und ſagte mit großer Innigkeit: „Zeige mir, Mädchen, die Schönheit des Lebens; ich habe bis jetzt wahrlich nur ſeine Häßlichkeit geſchaut. Bring' mir den ewigen Lichtſtrahl näher, ich weiß, in Deine Seele iſt er gedrungen. Verſchließ mir nicht Deine Empfindungen und Bilder. Laß mich die Mondnacht Deines Gemüths in ihrer ſchönen traumhaften Beleuchtung ſehen. Rette, o rette mich von dieſem trüben Dunſt und Duſt, der Menſchen und Dinge einhüllt, rette meine junge Seele vor dem Mord, den Leerheit und Langweile der Welt an mir vollführen wollen.“

Hermance blickte ihn fragend an und ſagte dann nach einer Pauſe: „Sie ſind ſehr offenherzig und vertrauend. Fürchten Sie nicht in mir ſich getäuſcht zu finden? Wie, wenn ich Sie nun zurückwieſe? Wenn mir nicht nur die Liebe zu Ihnen, ja ſogar jene allgemeine und unbewußte Güte fehlte, die Sie als in jedem Herzen thronend anzunehmen ſcheinen?“

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte Paul. „Sie können nicht kalt und empfindungslos ſein.“

„Weshalb ſollt' ich's nicht ſein können? Und wenn ich es auch gegen alle Welt nicht wäre, warum könnt' ich's nicht gegen Sie ſein, wenn Ihr Weſen mir nun einmal nicht gefällt, ich keine Sympathie zu Ihnen empfinde?“

Paul ſah ſie mit weitgeöffneten Augen und ſprachlos an.

„Es ſcheint Sie in Verwunderung zu ſetzen,“ ſagte Hermance, „daß ich Sie nicht gläubig anhöre, daß ich Ihnen nicht mit Bewunderung entgegenkomme, daß ich mich nicht ſogleich und ohne Verzug Ihnen füge?“

„O nein!“ entgegnete Paul, „das iſt's nicht.“

„Doch iſt's gerade dies,“ rief ſie mit ſcharfem Tone. „Es ſcheint Ihnen ein Ding der Unmöglichkeit, daß eine Frau gefunden werde, die Sie nicht liebt und bewundert.“

„Sollt' ich wirklich ein ſo eitler Thor ſein?“ ſagte Paul, und eine Schaamröthe deckte ſeine Wangen.

„Sie ſind's.“

„Wenn Sie es ſagen, Hermance, ſo will und darf ich Ihnen nicht widerſprechen, aber um ſo mehr ſollten Sie ſich daran machen, mich zu erziehen. Das iſt's, warum ich Sie bitte. Kann es Hochmuth, kann es geckenhafter Stolz ſein, wenn man es eingeſteht, daß man ſich unvollkommen und lehrbedürftig fühlt?“

„Dieſes Bekenntniß kommt Ihnen nicht aus dem Herzen.“

„Kennen Sie mein Herz ſo genau?“

„Es iſt ſtolz und eigenwillig.“

„So lehren Sie es demüthig ſein.“

„Das kann ich nicht; dazu bin ich zu ſchwach. Wenn ich's vermöchte, vielleicht beſiegte ich dann das Hinderniß, das hemmend jetzt zwiſchen uns ſteht. Laſſen Sie dieſe Stunde ohne Entſcheidung dahin gehen; eine andere wird kommen, wo wir uns beſſer verſtehen. Dieſes Begegniß wird für uns Beide nicht umſonſt geweſen ſein; dies ſei Ihr und mein Troſt.“

„Sie bedürfen keines Troſtes.“

„O doch. Es iſt mir ſchmerzlich geweſen, Ihnen das zu ſagen, was ich Ihnen geſagt habe. Geben Sie mir die Hand zum Zeichen, daß Sie mir nicht böſe ſind.“

Paul verweigerte ihr die Hand. Er ging einige Schritte vorwärts, ſetzte ſich auf einen am Wege liegenden Baumſtamm, und indem er ſein Haupt auf beide Arme ſtützte, verhüllte er ſein Antlitz mit den Händen. Er konnte ſich nicht entſchließen, wieder aufzuſehen; er hörte die Geſellſchaft nachkommen, Stimmen wurden laut, Gelächter, ſcherzhafte Fragen und Reden. Er ſtand auf, ging den Pfad hinab, gelangte hinter eine Baumgruppe, und als er ſich hier nicht mehr im Bereich der Blicke ſah, ſetzte er ſeinen Weg eilig fort. Es war ein Waldweg, der immer tiefer in die Wildniß lenkte. Bald hörte er nur Baumgipfel über ſeinem Haupte rauſchen und Quellen zu ſeinen Füßen rieſeln. Er lief immer weiter, das Abendroth brach durch die Baumſtämme, und unſer Freund, indem er die glühenden Lichter über ſeinen Pfad hingleiten ſah, wiederholte beſtändig die wenigen Worte: „Und ich war ſo offen gegen ſie! Ich hab' ihr mein Herz ganz und völlig hingegeben! Hab' ich verdient, was mir geſchehen iſt?“ In dieſen ſchmerzlichen Aeußerungen lag das Bewußtſein, zum erſten Mal gekränkt und zurückgeſtoßen zu ſein, ein Bewußtſein, das ſchwer zu tragen für ein ſo jugendliches, keckes und ſtolzes Gemüth, wie es in der Bruſt unſeres noch wenig geprüften Helden ſchlug. Zum erſten Mal, neben dem zu Boden getretenen Stolze, meldete ſich jener Schmerz in ſeinem Herzen, der der Vorläufer der wahren und echten Liebe zu ſein pflegt. Er konnte Hermance's Bild nicht aus ſeinen aufgeregten und ſtreitenden Sinnen vertilgen. Der Stolz, der ſich wieder aufrafft, hieß ihn dieſen ganzen flüchtig vorüber gegangenen Auftritt als eine der Launen und Spielereien des geſelligen Verkehrs betrachten, es ſollte nichts als ein alltäglicher Streit geweſen ſein, ein ſpielendes Wortgefecht, nichts ſollte darin wichtig, nichts bedeutungsvoll ſein. Der Stolz rieth ihm an, ſofort umzukehren und ſich wieder an die Geſellſchaft anzuſchließen. Er war bereit, dieſem Befehle zu folgen, als er ſeine Schritte durch eine andere Stimme in ſeiner Bruſt gehemmt fühlte. Dieſe Stimme rief ihm zu, daß weder er noch Hermance das eben Geſchehene und Geſprochene leicht und ſcherzhaft gedeutet hätten, daß er den Druck ihrer Hand gefühlt, daß er in ihren Augen Thränen bemerkt habe, und daß es darum beſſer ſei, nicht die Wellen der Alltäglichkeit über dieſes kleine, wunderſam plötzlich aufgeſtiegene grüne Eiland wieder hinrauſchen zu laſſen. „Gut!“ rief er entſchloſſen. „Ich ſehe dieſe Menſchen für's Erſte nicht wieder, ich bleibe im Walde.“

Er drang nun tiefer in's Gebüſch, und wie alle Entſchlüſſe, die er im raſchen Unmuth faßte, wurde auch dieſer mit eiſerner Beharrlichkeit ausgeführt. Die Nacht fand ihn, leicht bekleidet wie er war, unter einem Baumſtamme liegend. Er fand eine Freude daran, den eleganten Anzug zu verderben und zu Grunde zu richten, den zierlichen Stock zerbrach er, den ſeinen glänzenden Hut ballte er zuſammen und ſchob ihn unters Haupt, ſeine Weſte riß er auf, um der Nachtluft Zugang zu ſeiner Bruſt zu laſſen. Er fühlte ſich ſo wunderſam aufgeregt in der Waldſtille um ihn her; obgleich er als Knabe oft in Wäldern geruht, ſo dünkte ihm doch jetzt plötzlich Alles fremd und neu. Er hörte das Picken ſeiner Uhr, er zog ſie hervor, doch das zierliche mit Gold und Email überladene Zifferblatt gab dem Blick keinen Ausweis. „So iſt unſer künſtliches Leben," rief Paul; „in Nacht und Zweifel verläßt es uns und bleibt auf die einfachſte Frage die Antwort ſchuldig. Vor lauter Gold und Zierrath erfahren wir nicht, welche Stunde für uns geſchlagen hat. Von der kleinen Uhr, die er unwillig in die Taſche ſchob, lenkten ſich ſeine Blicke auf die ewigen Sterne, die durch das Laubdach ſeines luftigen Schlafgemachs funkelten. „Wer nur auf dieſem großen Zifferblatte zu leſen verſtünde" — murrte unſer Wandrer. „So lieg' ich unbelehrt zwiſchen zwei Lehrmeiſtern. Der Eine fängt zwar an, ſich als untüchtig auszuweiſen, aber der Andere ſpricht noch eine viel zu erhabene Sprache, als daß ich ihn verſtünde. So ſind mir Beide nichts nutze."

Gegen Morgen ſank Paul in einen feſten Schlaf. Als er aufwachte, ſchüttelte ein heftiger Froſt ſeine Glieder. Als er ſo durch das Dickicht mehr dahinflog als lief, ſchlugen die naſſen Blätter an ſeine Wangen und der Chor der Waldvögel ſtimmte die Morgenhymnen an. „Wahrhaftig!“ rief er; „ich hab' eine Nacht im Walde zugebracht, und es ging ganz gut.“ Als er ſo ſprach, hörte er Stimmen in einiger Entfernung; es waren Leute, die vom Schloß ausgeſendet waren, ihn zu ſuchen. „So ſchnell mach' ich euch noch nicht die Freude, mich zu finden,“ rief der Flüchtling und drang in eine tiefe Schlucht ein, die die Grenze des höher und einſamer gelegenen Gebirges bezeichnete. Er hörte die Rufe und Stimmen nicht mehr, und bald war er in die dichteſte Wildniß ohne Pfad und Steg eingeſchloſſen. Seine Kleider waren von Dornen zerriſſen, ſeine Hände blutig. Gegen die Mittagsſtunde meldete ſich Hunger und Durſt. Unſer raſender Roland mußte daran denken, ſich irgendwie ein Mittagsmahl zu verſchaffen. Er ſuchte nun eine menſchliche Wohnung, aber er fand keine. Ueberall die pfadloſe Waldeinöde. Er ſah das Eichkätzchen den Stamm erklettern, den Grünſpecht an die Rinde picken, er hörte die Walddroſſel ihre Stimme ausſenden, um ihre Brut zur Aetzung herbeizulocken, für ihn deckte ſich keine Tafel. „Ich werde hungern,“ rief er; „es wird auch gehen. Ich werde in zwei, drei, ich werde in fünf Tagen nichts eſſen; alsdann werde ich ſagen, daß ich im Hungern etwas geleiſtet habe!“ Das

Schickſal erließ ihm die Realiſirung dieſes gefährlichen Plans; er entdeckte, als es ſchon gegen Abend ging, die Lichter eines kleinen Gebirgsdorfes, und hielt daſelbſt ſeinen Einzug, nachdem er durch einen Waldbach, deſſen Brücke er vergeblich ſuchte, gewatet war. Durchnäßt, zerriſſen, ohne Hut, aber bei ſehr guter Laune trat er in die erſte beſte Hütte und in eine ärmliche Stube, wo er die Familie gerade beim Abendbrod beiſammen fand. Er fiel dieſen guten Leuten gleichſam in die Suppenſchüſſel. Sie machten große Augen, als ſie ihn hereintreten ſahen, denn da ſich das Dorf ſo entlegen und tief im Gebirge befand, mochte es wohl ſelten Gäſte in ſeinem Bezirke erſchauen. Aber vielleicht gerade deshalb zeigten ſich die Bewohner menſchlicher, gütiger und gaſtfreundlicher geſtimmt, als es ihre entlegenen Nachbarn waren, die, an zugänglicher Straße wohnend, ihre Gaben beſſer als für einen nackten Dank des Empfängers zu verwerthen gelernt hatten. Dieſe armen Leute waren ſcheu, ſie waren roh und in ihren Sitten öfters abſchreckend, aber ſie waren vom Schmutz des civiliſirten Eigennutzes noch nicht befleckt; dieſe Bemerkung machte Paul ſogleich mit großer Freude. Er nahm auf einem Bänkchen im Kreiſe der Eſſenden Platz und that das Seinige, einen großen Topf mit unappetitlicher Brühe zu leeren. Das Mahl ſchmeckte ihm köſtlich. Der magere, dünnleibige Greis, der der Präſes der Familie zu ſein ſchien, ſtellte einige Fragen an ihn, und Paul, der ſich für einen wandernden Handwerksburſchen ausgab, wußte über allerlei Dinge genügenden Beſcheid zu geben. Die Frauen, deren vier an der Zahl waren, drei junge und eine alte, entdeckten die goldene Kette unſers Flüchtlings und theilten ſich darüber ihre Gloſſen mit, bis die jüngſte endlich mit der naiven Frage hervorrückte: ob er die Kette geſtohlen habe, und wo? Er ſollte es nur ſagen, man würde ihn nicht verrathen. Paul zeigte Uhr und Kette vor und erklärte Beides für das Pathengeſchenk eines reichen Krämers. Der älteſte Sohn, der bis jetzt träge und untheilnehmend auf einer Bank am Ofen gelegen hatte, kam herbei und betrachtete ſich die Uhr genau. „Ignaz,“ ſagte der Alte, „ein ſolches Spielzeug hätteſt Du auch haben können, wenn Du Deinen Pathen in der Stadt öfters beſuchteſt und höflicher thäteſt.“ „Vater,“ entgegnete der junge Menſch mit barſcher Stimme, „ich mag keine Uhr, wenn ich ſie einem Schufte aus der Taſche ſchmeicheln ſoll, und mein Pathe iſt ein Schuft, der ſeinen Lüſten lebt und der Armuth, die ihn darum angeht, das Stück Brod verſagt, während ſeine feilen Dirnen ſchmauſen und zechen.“

„Schon gut!“ ſagte der Alte. „Du biſt aller Welt Lehrmeiſter und wirſt einmal nicht ſo viel haben, um Deinen Hunger mit einer trocknen Brodrinde zu ſtillen. Wer der Welt Brod eſſen will, muß nach ihrer Pfeife tanzen.“

Der junge Menſch antwortete auf dieſen weltlichen Erfahrungsſatz nichts, er ſtreckte ſich wieder auf die Bank hin.

und Paul murmelte vor ſich hin: „Hier iſt La Rochefoucault in der Bauerhütte.“ Im Laufe des Geſprächs erfuhr er, daß ſein Wirth Leinweber war und für eine Fabrik, die ſehr weit entfernt im nächſten Dorfe ſich befand, arbeitete. Im Nebenzimmer ſtanden zwei Webeſtühle. „Ich hatte zwei Söhne,“ ſagte der Alte, „der Eine ſaß am Webſtuhl Tag und Nacht; er wurde immer dünner, ſchlanker, bis er zuletzt, gleichſam ſelber nur ein Faden, ſeine Fäden lenkte und zuſammenhielt. Gott nahm ihn zu ſich. Jener große, ſtarke, der ſelten am Webſtuhl ſitzt, iſt mir geblieben. Die drei Mädchen ſind aus meiner erſten Ehe und jene Alte iſt meine zweite Frau. Ich hab' ſie noch höher aus dem Gebirge gebracht, und ihre ganze Verwandtſchaft lebt oben, das halbe Jahr im Schnee verſteckt. Es iſt ein weiter Weg bis hinauf. Wir werden uns in dieſem Leben wohl nicht wieder ſehen.“

„Und ein künftiges giebt es nicht,“ ſagte der Sohn. „Ihr ſeht Euch alſo nie wieder.“

Paul erſchrak über dieſe troſtloſe Bemerkung, die kalt und gleichgültig hingeworfen und von Niemandem weiter beachtet wurde.

Als es Abend wurde und die Einwohnerſchaft der kleinen Stube ſich anſchickte, die Ruhe zu ſuchen, wählte ſich Paul eine Bank, die in einer abgeſonderten Kammer ſtand. Das harte Lager und die dumpfe Luft im engen Raume bewirkten, daß der Schlaf ihn floh, zudem hielt ihn ein eigenthümliches Geräuſch wach, das im Weberzimmer hörbar wurde. Er ſtand auf, öffnete ein wenig die Thür und ſah den jungen Weber am Stuhle ſitzen und fleißig arbeiten. Die kleine Oellampe warf ihr Licht auf die ſcharfen, aber dabei jugendlich ſchönen Züge des Jünglings. Seine Stirn war geſenkt, halb beſchattet von den vollen, unordentlich übereinander geworfenen Locken des dunkeln Haars, das Auge war auf die Arbeit geheftet, die vollen Lippen des Munds eingekniffen. Er ſaß unbeweglich und ließ das Schifflein unermüdlich hin und her gleiten. Der Mond, der im Gebirge aufging, ſah durch das kleine offen ſtehende Fenſter hinein und überleuchtete mit ſeinem Silberglanz die röthliche Lampenbeleuchtung. Paul trat in das Zimmer und grüßte den jungen Menſchen, der ihm kurz dankte und weiter fortarbeitete. „Du biſt alſo doch nicht ſo träge, als wie Dein Vater Dich verklagt hat,“ hub Paul an.

„Alte Leute ſind immer unzufrieden,“ ſagte der Jüngling kurz. „Du arbeiteſt ſogar in der Nacht,“ ſetzte Paul ſeinen frühern Worten hinzu. „Ja,“ erwiederte Jener; „aber ich bitt' Euch, nichts davon dem Vater zu ſagen. Was ich hier ſchaffe, davon bekommt er doch nichts zu ſehen.“ — „Weshalb nicht?“ — „Weil ich nicht für unſere Kaſſe arbeite. Das Stück gehört dem armen Simon, der nicht mehr arbeiten kann, und den das Elend und der Hunger Herz und Kehle zuſchnürt.“ — „Wer iſt dieſer Simon?“ — „Ich ſagt's Euch ja eben, ein armer Weber, der ſo heruntergekommen iſt, weil er ein ſolcher Narr war, auf Gott zu vertrauen.“ — „Aber Ignaz, was ſagſt Du da!“ — „Die Wahrheit,“ entgegnete der Jüngling, indem er ſich etwas in ſeinem Sitze erhob. „Gott iſt groß — denn er macht die Reichen groß; Gott iſt gütig, denn er ſpeiſ't die Reichen; Gott iſt barmherzig, denn er belohnt die Reichen für ihre Laſter durch Wohlleben und Glück. Für uns, die wir nicht in Paläſten wohnen, hat derſelbe große, gütige und barmherzige Gott nichts als einen Schluck faules Waſſer, eine Brodrinde, Gift für unſern Körper, einen Strohſack für unſer Lager und ein Bret für unſern Sarg.“ Indem er dies ſagte, ſchickte er ſein Webeſchifflein nicht im Geringſten ſchneller oder unruhiger hin und her. Man ſah ihm an, er war keineswegs aufgeregt, er ſagte das Empörende, was ihm über die Lippen glitt, mit Ruhe, wie man die kalten, nichtsſagenden proſaiſchen Floskeln des Alltaglebens ausſpricht. Welch' eine Revolution mußte in dieſem jungen Herzen vorgegangen ſein, wie früh mußte dieſe Lava ſchon geglüht haben, daß ſie Zeit gewann, eine ſo ſtarre Rinde anzuſetzen. Paul ging ſchweigend in ſeine Kammer zurück, ſetzte ſich auf ſein Lager und ſann den Bildern und Gedanken nach, die in Nacht und Einſamkeit in ihm aufſtiegen. Das monotone Klappen und Scharren des Webeſtuhls gab die eintönige Melodie zu dem Text dieſer Gedanken. Aber dieſe Melodie, wenn man an den Componiſten dachte, der ſie eben ſpielte, hatte etwas Grauſenvolles, Erſchütterndes.

„Ich muß dieſe Menſchen näher kennen lernen; ich muß einige Zeit in ihrer Nähe bleiben,“ ſagte er zu ſich ſelbſt.

Er fand einen Boten, den er ausſandte, um im Schloß heimlich ſeinem Kammerdiener die Weiſung zu ertheilen, zu ihm in's Gebirge zu kommen und das Nöthigſte an Kleidern, Wäſche und Geld mitzubringen. Der elegante Diener, als er in's Dorf gewandert kam, erregte allgemeines Aufſehen. Man hielt ihn für den neuen Fabrikherrn, der ſich kürzlich ein Schloß in der Nähe gebaut, Andere für einen königlichen Beamten, Einige ſogar für den König ſelbſt. Paul that ſein Möglichſtes, um dieſen unnöthigen und ſtörenden Glanz ſo bald als möglich wieder verſchwinden zu machen. Bertram mußte, wie ſein Herr, das unſcheinbarſte Kleid anlegen. Ein Häuschen wurde gemiethet, und Herr und Diener richteten ſich ſo gut es gehen wollte zu einem längern Aufenthalte ein. Paul bewohnte ein Stübchen, vor deſſen Fenſter der Wald rauſchte und ſich regte und eine grüne, lichtfunkelnde Dämmerung verbreitete. Das Erſte, was er in ſeiner neuen Wohnung unternahm, war, einen Brief an Elfried zu ſchreiben, den wir im folgenden Capitel dem Leſer mittheilen wollen.

Achtzehntes Capitel.

Zeigt dem Leſer einen modernen Philoſophen im Leinwandkittel.

„Lieber Elfried! ich bin aus Verdruß über ein kaltes und kokettes Weib in den Wald gelaufen und ſchreibe Dir aus einer Einſiedlerklauſe. Für's Erſte bleib' ich hier und beabſichtige nicht ſo bald wieder unter Menſchen zu gehen. Ich habe hier zwei Dinge kennen gelernt, die ich noch nicht kannte, nämlich Hunger und Bettelngehen, und dann, welch' ein Glück! ich habe zerriſſene Kleider am Leibe. Wenn es ſo fortgeht mit mir, kann ich noch am Ende ſo glücklich ſein, etwas von der Nachtſeite der Civiliſation an mir zu erleben. Schon jetzt, ich exiſtire erſt wenige Stunden hier, bin ich einer wunderſamen Erſcheinung auf die Spur gekommen. Denke Dir einen Voltaire in der Blouſe, einen Voltaire in der Leinwandjacke eines armen ſchleſiſchen Webers. Iſt das nicht um die Phantaſie taumelnd zu machen? Alſo bis hierher ſind die Ideen auf ihrer Wanderung gerathen! — Denke Dir einen jungen Menſchen, von noch nicht voll zwanzig Jahren, mit den blutigen und zerfleiſchenden Sarkasmen des ‚Candide,‘ mit den gotteslästerlichen und muthwilligen Scherzen der ‚Pucelle‘ auf der Lippe. Ein Freigeiſt im Bauerkittel, das achtzehnte Jahrhundert auf der Bretterbank eines ſchleſiſchen Webeſtuhls! Kann man ſich etwas im Reiche der Ideen Abenteuerlicheres denken? Und doch ahnet mir ſchon, daß, wenn ich in dieſer wahrhaft heiligen Einſamkeit mehr und zuſammenhängender über dieſe und allerlei andere Dinge nachdenken und träumen werde, ein ſehr natürlicher und einfacher Zuſammenhang ſich mir aufſchließen wird. Ich ſage, mir ahnet es, denn in der That, wirklich und ſicher weiß ich noch nichts. Ich weiß nur ſo viel, daß ich mein Leben bisher unwürdig hingebracht."

„Ich werde täglich mit meinem jungen Freigeiſt zuſammen ſein, und ich theile Dir dann mit, was ich in ihm und mit ihm entdecke. Ich werde zum Scherz auf einige Zeit meine Religion, meine Erziehung, meine Liebe, meine Freundſchaft — Alles ablegen, um moraliſch entblößt in's Bad dieſer Naturkräfte zu ſteigen. Ach, da die Welt mich nicht nöthig hat, was kann ich Beſſeres thun, als hier in der Wildniß umherirren? Mein Diener hat auf meinen Befehl im Schloſſe verbreitet, daß ich der großen Jagdpartie mich zugeſellt habe, die weiter hin im Gebirge ſich gebildet hat. Das war auch meine Abſicht."

„Schicke mir meine Bücher, beſonders diejenigen, die im Schranke hinter den andern ſtehen. Ich hab' ſie als langweilig zurückgeſchoben, aber mir ahnet, daß ich gerade jetzt ſie brauchen kann."

„Schreibe mir um's Himmelswillen nichts von unſerm Handwerke, nichts vom Soldatenweſen, auch keine Liebesgeſchichten, Schulden und Duelle; ich lebe jetzt in einer völlig andern Welt. Das verteufelte Weibſtück, das mich hierher verſchlagen hat, that mir unbewußt Gutes. Wenn ich ſo in ſtiller Nacht den Wald rauſchen höre, gehen wunderſame Offenbarungen in mir vor. Ich ſtehe lange, die Hände im Schooß gekreuzt, und lauſche und ſpüre mit andern Sinnen als den körperlichen.“

„Dein Schwager wird Dir geſchrieben haben, daß ich ein gutes Reitpferd für Dich erſtanden; nimm es an, lieber Bruder, als ein Geſchenk von Deinem gutgewillten (dies Wort hab' ich noch von meinem Vater adoptirt, der es oft im Munde führte) Cameraden. Wer weiß, wann es der Himmel wieder fügt, daß wir mit einander die Sandſteppen um Berlin im märkiſchen Nebel durchjagen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Du Niemandem entdeckſt, wo ich hingerathen bin. Die Herren Cameraden, die mir bisher die Ehre erzeigten, aus meinem Beutel zu leben, können einige Faſtentage halten; dies wird ihnen nur gut thun; die Wenigen aber, die meiner Hülfe wirklich bedürftig ſind, finden nach wie vor ihre Summen bei meinem Banquier. Sage dem jungen S—, der, wie ich gehört habe, in ſeiner Bedrängniß ſich an den Prinzen wenden will, ſage ihm, daß ich exiſtire und daß ich eine Paſſion habe für derlei Geldgeſchäfte. Der arme Junge, kann er dafür, daß ſein Vater ſich mit einer ſchmutzigen, betrügeriſchen Judenſeele einließ? Soll er unter dem ehernen Fußtritt der Armuth für fremde Thorheiten

Bd. I

leiden? Aber Du ſollſt leiden, und Niemand ſoll Dich retten, für die Thorheit, mein Freund ſein und heißen zu wollen. Darum empfängſt Du dieſen Brief, und darum lege ich Dir die Pflicht auf, ihn ſobald als möglich zu beantworten.

Dein Paul."

Als Paul dieſes Schreiben abgeſendet hatte, folgte er ſeinem neuerworbenen Genoſſen, dem jungen Ignaz, der ihn zu jenem gänzlich verarmten Weber, Namens Glaſer, führte. Sie traten in eine Stube ein, die wenig größer und nur um ein Geringes heller war, als die hohen Steinkamine, die man in den alten Schlöſſern findet. In dieſem engen und düſtern Raume drängte ſich eine Anzahl zerlumpter, hungernder und durch Elend und Verwahrloſung faſt zum Blödſinn herabgewürdigter Kinder um das Siechbett eines ältlichen Mannes, deſſen Züge und Haar, ſeltſam gefurcht und gebleicht, ihm kein ehrwürdiges, ſondern ſchreckhaftes Anſehen gaben. In ſeinem ſtarren Auge ſaß der Wahnſinn, und zwar jener ſtille brütende Wahnſinn, der ungleich heftiger unſre Sinne erſchüttert und unſer Mitgefühl martert, als die offne Tobſucht.

Paul und Ignaz ſetzten ſich am Bette dieſes Armen nieder. Der Letztere fragte: „Wirſt Du morgen im Stande ſein, zu dem Fabrikherrn zu gehen und das Stück Geſpinnſt, das ich Dir hier mitgebracht habe, feil zu bieten?"

„Gott wird mir Kräfte verleihen,“ ſagte der Alte kaum hörbar.“

„Gott?“ entgegnete der Jüngling mit einem widrigen Lächeln. „Nun, wie Du meinſt. Diesmal iſt's jedoch nicht Gott, ſondern ich bin es, der das Geſpinnſt gefertigt hat und es Dir hier übergiebt.“ Der Alte ließ ſich das Stück Leinwand geben, befühlte es prüfend, neigte wohlgefällig ſein Haupt und murmelte dann dumpf vor ſich hin: „Wenn es doch ſchon Brod wäre!“

„Hier haſt Du welches,“ rief Ignaz, und brachte ein Stück ſchwarzes Brod und etwas in Papier eingeſchlagene Butter aus der Taſche. Der Schwarm der Kinder fiel ſogleich über dieſe dürftigen Schätze her. Einige Minuten hindurch konnte man vor Geſchrei und Lärm nicht ein Wort ſprechen. Der Alte benutzte dieſe Zeit, um leiſe, gegen die Wand gewendet, und ſorgſam bemüht, daß ſein junger Gefährte nichts davon gewahr werde, ein Gebet zu ſtammeln. Seine Züge wurden wieder menſchlich und belebt.

„Wie war die Geſchichte mit Deinem jüngſten Kinde, Vater Glaſer?“ hub Ignaz in einem kalten und ſcharfen Tone an. „Wie kam es um's Leben? Erzähle den Vorfall dieſem Fremden, der in's Gebirge gekommen iſt, um etwas von unſerm Thun und Treiben zu erfahren. Erzähle ihm die Geſchichte.“

„Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht,“ ſagte der Alte dumpf.

„So wird der fremde Herr ſie aus meinem Munde hören,“ nahm Ignaz raſch das Wort. „Sie iſt in Kurzem dieſe: Gott, der in ſeiner ewigen Weisheit und Güte immer das Beſte thut, hat dieſem armen Manne, der ſie nicht zu ernähren vermag, zehn Kinder gegeben, während er dem reichen Manne dort auf dem Schloſſe in der Nachbarſchaft nur eins gab. Das iſt ohne Zweifel ſehr weiſe, denn er wollte, daß jene zehn Kinder frühzeitig zu Geißeln und Zuchtruthen ihrer Mitbrüder heranwachſen ſollten, er erzog ſich mit Willen Geſchöpfe, die in ihrem Elend ihm fluchten, durch ihre Verbrechen ihn läſterten. Unſere Weisheit hätte anders gehandelt, aber unſere Weisheit, wie der Spruch lautet, iſt Thorheit vor ſeinen Augen.“

„Er läſtert Gott!“ ſtöhnte der Alte. Der junge Weber fuhr fort: „Nun denn, dieſe unerforſchliche Weisheit fand in dem Vater Glaſer keinen rechten anerkannten Verehrer. Als ihm von dem gütigen Himmel das eilfte Kind geſchenkt wurde, faßte er den Entſchluß, es frühzeitig dahin zu bringen, wo aller Kummer und alles Leid ein Ende haben. Das Kind wurde krank, oder vielmehr, es war nie geſund geweſen. Der gütige und allweiſe Gott hatte es mit dem Körper der Armuth ausgeſtattet, mit jenem elenden, fadenſcheinigen Körper, der ſeine Exiſtenz nur durch Schmerzen bekundet und an dem nichts dauernd iſt, als das Gift, das das dünne jämmerliche Blut der Eltern dem Wurme in die Adern geflößt hat. Als das Kind nun ſterbend lag, machte ſich der Alte noch einmal auf den Weg, um an die Herzen der Reichen, der Lieblinge des gütigen und weiſen Gottes zu klopfen. Wie ſchon neun und neunzig Mal, ſo fand er auch jetzt zum hundertſten Male beſagte Herzen verſchloſſen. Die Lieblinge Gottes theilten mit dieſem Gotte die Kälte und die Theilnahmloſigkeit für das Elend. Da kam der Alte nach Hauſe, und er und ſein Weib ſtanden in Mitternacht rathſchlagend beiſammen. Sie beſchloſſen, das Kind nicht zu tödten, dazu waren ſie zu fromm und gottesfürchtig, aber ſie beſchloſſen, ihm keinerlei Art von Hülfe angedeihen zu laſſen. So hörten ſie denn, wie das ſterbende Kind rief, und blieben ſtill in ihrer Kammer. Nach und nach wurde die rufende Stimme ſchwächer und endlich — war es ſtill. Jetzt gingen ſie hinein, ſchloſſen die ſtarren Augen und kleideten die Leiche in ein paar Lumpen. Nachts trugen ſie ſie hinaus und ſtimmten an ſeinem kleinen Grabe ein Loblied an für den, der alle ſeine Geſchöpfe erhält und ernährt — einige wenige ausgenommen, die er Hungers ſterben läßt."

Paul verhüllte ſein Antlitz, als er dieſe Erzählung vernommen hatte, und ging hinaus vor die Hütte. Die Kinder des Armen ſaßen dort auf der Schwelle zuſammengekauert, und das bleiche Mondlicht warf einen Leichenſchein auf ihre magern Geſichter, auf ihre ſtarren, lichtloſen Augen. Als Beide wieder zuſammen heimgingen, ſagte er zu ſeinem Gefährten: „Ignaz! Ignaz! was wird aus Dir werden!"

„Kein Böſewicht, das glaubt mir,“ entgegnete der Jüngling. Wenn es auch geſchehen ſollte, daß dieſe Hand mordete, ſie wird dennoch mehr Segen ſchaffen, als die Hände- die heutzutage ſegnen. Ein kalter ſpottender Segen iſt ein Fluch, und vielleicht der ärgſte, der jemals ausgeſprochen ward.“

„Du willſt alſo dereinſt morden?“

„Es könnte ſein, daß es dazu kommt.“

„Entſetzlich! Hat man Dir nicht geſagt, daß Mord ein Verbrechen iſt?“

„Man ſagte es mir, allein die, die es ſagten, mordeten ſelbſt. Sie thaten es nur auf ihre Weiſe, nämlich ſo geſchickt, daß keine Strafe ſie ereilen konnte, und ihre That nicht den Namen führte, den ſie verdiente. Meint Ihr, daß die, die jenes armen Mannes Kind ſterben ließen, nicht auch Mörder waren? Eine Hälfte der Menſchen, ſo wie ſie jetzt leben, iſt in immerwährendem Morden der andern Hälfte begriffen; oder vielmehr, es giebt eine kleine Geſellſchaft privilegirter Mörder, die fortwährend in die große, wehrloſe Maſſe hineinwüthet.“

„Ignaz, es hat zu allen Zeiten Elend und Verbrechen gegeben.“

„Aber auch in allen Zeiten Aufſtand und Empörung,“ rief der Jüngling heftig. „Und zu unſern Zeiten wird dieſe Empörung allgemein werden.“

„Warum gerade zu unſern Zeiten?“

Der junge Mann blieb ſtehen, richtete ſich höher auf und ſagte mit einem Lächeln des triumphirenden Stolzes, der ſiegreichen Freude: „Weil wir nicht mehr an Gott glauben!“

Paul ſah ihn wild und drohend an; Jener fuhr jedoch — ohne ſich hierdurch verwirren zu laſſen — ruhig fort: „Wir ſind endlich hinter das geheimnißvolle Mittel gekommen, deſſen ſich die Reichen und Mächtigen dieſer Erde bedient haben, um uns zu knechten. Sie befahlen uns, an Gott zu glauben, während Sie ſelbſt nicht an ihn glaubten. Dieſer Gott mußte auf ihr Geheiß uns den Himmel verſprechen, damit ſie ungeſtört und ungefährdet im Beſitze dieſer Erde blieben. Dieſer weiſe und allgütige Gott, dieſer Gott der Reichen, dieſer gefällige, liebenswürdige Gott, der immer im Intereſſe und auf Befehl der Mächtigen einen Fußtritt für uns Arme in Bereitſchaft hielt, hat ſeine Rolle ausgeſpielt. Wie ich's jetzt einſam und im Waldesdunkel zu Euch ſage, werden es bald öffentlich laute Stimmen verkündigen.“

„Und welchen Gott wollt Ihr ſtatt des entthronten erheben?“ fragte Paul.

„Wir brauchen keinen; wir ſind uns ſelbſt Gott genug,“ entgegnete Ignaz. „Wir werden uns in Beſitz der Erde ſetzen, wir werden lachen, wir werden ſingen, wir werden ſchmauſen, wir werden glücklich ſein, und nachdem wir die ſüße Rache genoſſen haben, unſere ehemaligen Feinde auf den Platz geſetzt zu ſehen, den wir verlaſſen, werden wir ſterben, das heißt, dahinfahren in die vier Winde, zerſtreut und aufgelöſt werden in Waſſer, Erde, Licht und Luft.“

„Und für dieſe liederliche Exiſtenz, für dieſes leichtfertige Leben und noch leichtfertigern Tod willſt Du die Religion aufgeben, die Dich glauben, lieben und für das Jenſeits hoffen lehrt?“

„Es geht nicht mehr; wahrhaftig, es geht nicht mehr.“

„Und weshalb nicht, Ignaz?“

„Die Mächtigen und Reichen haben zu arg auf unſern Glauben losgearbeitet, ſie haben zu frechen Spott mit unſerm bäueriſchen einfältigen Vertrauen getrieben. Sie haben uns zu lange und zu grauſam hungern und darben laſſen. Es geht nicht mehr. Wir wollen Erd' und Himmel gleich getheilt haben, nicht der ungewiſſe Himmel ganz für uns, während die gewiſſe Erde ganz Jenen zum Eigenthum fällt.“

„Die Prieſter werden Dich belehren, welchen Antheil Jeder von uns am Himmel hat.“

„Wir glauben Ihnen nicht, ſie ſind von den Reichen erkauft.“

„So frage die Stimme Deiner eignen Vernunft, ſie wird Dir ſagen, daß unmöglich alle Menſchen gleiches Anſehen, gleiche Macht, gleiche Einſichten haben können.“

„Aber gleichen Antheil an der Erde; doch darum iſt's uns jetzt nicht zu thun. Wir wollen keine gleiche Vertheilung, wir wollen die als Bettler vor unſern Thüren ſehen, die ſo lange ungerührt uns vor ihren Thüren haben ſtehen ſehen. Wenn einmal Ungleichheit auf unſerer Erde als Geſetz herrſchen ſoll, warum ſollen wir denn nicht die Gebietenden ſein?“

„Ihr werdet die Gebietenden ſein, wenn Ihr klüger, beſſer und weiſer zu ſein trachtet, als Eure Brüder.“

„Nein, wir werden trachten, goldene Gefäße auf unſere Tafeln zu ſetzen, Wein in unſere Keller zu füllen, treffliche Speiſen und ſchöne Frauen uns anzuſchaffen.“

„Und darin, meint Ihr, liege das Glück des Lebens?“

„Ja, darin allein; einzig darin.“

„Ignaz, Du irrſt.“

„Beweiſt's mir. Zeigt mir einen Reichen und Mächtigen heutzutage, der ſich ſeines Reichthums und ſeiner Macht freiwillig entäußerte und, um uns durch die That, nicht durch ſchöne Worte zu zeigen, daß es etwas Höheres giebt, als Gold und Wohlleben, zu uns herniederſtiege, mit uns darbte und die Lehre der Geduld, des Gottvertrauens und der Demuth, die ſich ſo bequem auf ſeidenen Polſtern predigen läßt, werkthätig unter uns ausübte. Ich kenne einen ſolchen Prediger in der Wüſte nicht, und es wird wahrſcheinlich auch nie einen ſolchen geben.“

Paul ſtutzte, als er dieſe Worte hörte, und er vermochte nichts darauf zu erwidern. Nach einer langen Pauſe ſagte er: „Du vergißt, Ignaz, daß die Reichen von ihrem Beſitz willig den Armen abgeben.“

„Das ſind die Almoſen,“ rief Ignaz verächtlich.

„Freilich; doch wie ſoll der Reiche das anders machen, um Euch zu helfen?“

„Er ſoll ſelbſt zu uns herüberkommen; nicht ſein Geld, ſondern ſeine Perſon uns geben. Er ſoll uns ſein Herz, ſein Glück, ſeinen Gott bringen. Er ſoll zeigen, daß die Religion, die ihm genügte, als er ihre Dienſte und Tröſtungen mit Gold aufwog, ihn nicht verläßt, wenn er ſeine Lumpen in die Waagſchale wirft. Es iſt gut Geld zu geben, aber was für alle andern Zeiten genügte, genügt jetzt nicht, da der Arme ſtolz, mißtrauiſch und unternehmend geworden iſt. Mit Geld kauft man ſich nicht mehr von uns los; denn dieſes Geld in Euren Taſchen betrachten wir ſchon längſt als unſer rechtmäßiges Eigenthum. Wir laſſen es nur noch in Eurer Taſche, bis der Tag kommt, wo wir es Euch öffentlich abnehmen.“

„Wo Ihr alſo Alle zu Dieben werden wollt?“

„Ein paar Millionen Diebe ſind keine Diebe mehr.“

Paul brach dieſes ſeltſame Geſpräch kurz ab; er fühlte ſich wie erſchöpft und taumelnd. Immer noch glaubte er den feſten und ruhigen Schritt ſeines Begleiters neben ſich zu hören, als dieſer ſchon längſt ihn verlaſſen hatte. In der Einſamkeit ſeines Stübchens warf ſich Paul auf's Lager, und ſein Blick, die tiefe Waldnacht durchdringend, hing am wechſelvollen Spiel der Lichter und Schatten, wie ſie die Zweige der alten Eiche durchzuckten. Alles in ſeiner Seele war Sturm und Bewegung. Des jungen Webers Worte hatten ihn einen Blick thun laſſen in die tiefe Verderbniß, in die troſtloſe, aufrühreriſche Stimmung desjenigen Theils der Bevölkerung, der beſtimmt iſt, die Grundlage der geſellſchaftlichen Ordnung zu bilden. Er hatte wohl ſchon früher, während ſeines zerſtreuten und ſorgloſen Lebens, von dieſer Stimmung der arbeitenden Claſſen gehört, allein ſie war ihm übertrieben und faſt unmöglich erſchienen. Jetzt trat ſie ihm in ihrer wildeſten und überwältigendſten Geſtalt entgegen. Ein Jüngling, nicht durch Welt und Erziehung gebildet, einzig ſich ſelbſt und ſeinem grübelnden Geiſte hingegeben, durch Einſamkeit gereift, brachte ihn durch die ſcharfe Logik ſeines Haſſes, die angelernten Begriffe und die gewohnten Tugenden zum Wanken. Paul mußte ſich nach dieſem merkwürdigen Geſpräch beſinnen, wo er ſei, welche Stellung er in der Welt einnehme. Wo er ausgelaſſen und willkürlich zu herrſchen ſich gewähnt hatte, ſah er plötzlich ſich von einem eiſernen und ſtolzen Gedanken geknechtet, der ſein Haupt plötzlich drohend dicht neben ihm aus der Erde emporhob. In der jugendlichen Seele unſers Helden lebte Furcht, aber es waltete auch nicht Frechheit und Uebermuth darin. Er ſah ſich zum Kampf herausgefordert, und dieſer Kampf, obgleich ſein Gegner in Lumpen vor ihm ſtand, ſchien ihm nicht minder ehrenwerth, als wenn ein ebenbürtiger Gegner ihm geſtanden. Aber die Waffen, die hier gebraucht werden ſollten, waren ihm neu. Es waren die Waffen, die dieſer unheilvolle Frieden, der jetzt über Europa brütet, ſchmiedet;

es waren die Waffen, die die Civiliſation ſchärft, die die zahme Lüge vergiftet und die in der Hand der ſcheinbaren verrätheriſchen Ruhe doppelt gefährlich werden. Paul war für den Krieg erzogen und gebildet, aber nicht für dieſen Krieg. Im Arſenal gab es Waffen von Erz und Stahl, aber ſie vermochten nichts in dem Kampf, der hier gekämpft werden ſollte, die ſtolzen Fahnen und Siegeszeichen, die in den Zeughäuſern über Gruppen erbeuteter Waffen prangten, dieſe glänzenden Trophäen, die meiſt über den Häuptern im Tumult blutiger Stürme dahingeſunkener Geſchlechter geweht hatten, ſie ruhten jetzt, keine Hand griff nach ihnen. In dem heimtückiſchen, unter der Maske des Friedens mordenden Kriege unſerer Tage nutzten dieſe ſchönen Zeichen nichts. Die Lorbeeren für die Helden unſerer Tage wachſen auf einem andern Felde.

Paul hielt ſich drei Tage lang eingeſchloſſen. Er ſah Niemanden, er machte nur verſtohlen, wenn die Nacht ſich über die Erde ausbreitete, Ausflüge in den Wald. Dort lag er, am Fuße einer Eiche, und träumte. Am Morgen des vierten Tages war es ihm Bedürfniß, um dem Treiben und Drängen der Geiſter der Einſamkeit zu entfliehen, wieder die Menſchen ſeiner frühern Umgebung aufzuſuchen. Zugleich wollte er ſich ſeinen Rückzug freihalten und wo möglich nicht erkannt ſein. Er zog den Leinkittel eines Bauern an und ſtreifte in dieſer Kleidung um's Schloß her. Er ſah Lucie, gefolgt von ihren Rittern, ausreiten.

In der kühlen Friſche des ſchönen Herbſtmorgens nahm ſich die reizende junge Frau beſonders blühend und anmuthig aus. Sie betrachtete den jungen Bauer nicht, der am Wege ſtand, und Paul konnte, ohne zu fürchten, erkannt zu werden, ſeine Blicke an der ſtolzen Reiterin weiden. Als der Zug vorüber war, trat er durch ein ihm wohlbekanntes Pförtchen in die innere Umfriedung des Parks. Drinnen war Alles noch ſtill und wie im ſonntäglichen Frieden. Auf einer Bank lag ein Buch und ein buntfarbiger Shawl. Er wollte ſich eben dieſem Plätzchen nähern, denn es dünkte ihn, als müßte Hermance hier geweilt haben, als er in geringer Entfernung Stimmen hörte. Es waren Anſelm und Hermance, die den Gang vom Schloß herab kamen. Er war lebhaft um ſie beſchäftigt, ſie hörte ihn nach ihrer Weiſe an, doch ſchien Paul ihr Geſicht diesmal nicht von ſo kaltem Ausdruck, wie gewöhnlich, es ſchien belebt und ſogar durch einen Anflug von Leidenſchaftlichkeit erregt. Er blieb ruhig am Wege ſtehen, mit einigen Sträuchern beſchäftigt, als gehörte er zu den Gehülfen des Gärtners. Nach einer Weile kam Frau von Somsdorff von einer andern Gegend her; ihr Gang war eilig, ihr Antlitz lebhaft gefärbt, ihr unruhiger Blick voll Feuer und ſpähender Aufmerkſamkeit. Als ſie die Beiden erblickt hatte, blieb ſie in einiger Entfernung ſtehen und beobachtete aus dem Verſteck hervor die Sprechenden, die auf der Bank Platz genommen hatten. Obgleich ſie regungslos daſtand, ſo entgingen die

Zeichen ihres eiferſüchtigen Grimmes dem ſcharfen Auge Paul's nicht; er ſah, oder er glaubte zu ſehen, wie ihr Buſen flog, wie ſie ihre Hand krampfhaft ballte, wie ſie die Lippen einkniff und die dunkeln Brauen über den ſcharfen brennenden Augen zuſammenzog. Sie zerriß einige Blumen, die ſie in der Hand hielt, und ſtreute ſie achtlos umher. Wie Anſelm Hermance's Hand faßte, um ſie an die Lippen zu drücken, gewann die Statue Leben, und mit raſchen Schritten trat ſie aus dem Seitengange hervor. Sie lächelte anmuthig, indem ſie die Beiden begrüßte. Paul erſchrak faſt über dieſes Lächeln, das auf einem ſo giftigen Boden ſo blitzſchnell emporwuchs, er hatte in dem Treiben der großen Welt, in der er aufgewachſen, noch nie das Maskenſpiel, das hier Jedem zur Pflicht gemacht wird, ſo raſch wechſelnd und ſo in der Nähe geſehen. Nach einem kurzen Geſpräch über gleichgültige Dinge nahm Frau von Somsdorff Anſelm's Arm und ſchlug mit ihm den Weg zu einem der Tempel ein. Es war der Tempel der Eintracht mit dem Symbole dieſer ſanften und liebenswürdigen Gottheit geſchmückt. Auf dem Portal umarmten ſich verſöhnt Amor und Pſyche, und gerade dieſes Plätzchen hatten die Liebenden zu ihrem Streit ſich ausgewählt. Paul, ihnen nachgehend, vernahm die leidenſchaftliche Stimme der Frau von Somsdorff, die ausrief: „Sie werden mir Rechenſchaft geben, mein Herr, warum Sie immer wieder die Gelegenheit ſuchen, mich zu beleidigen." — „Sie zu beleidigen?" entgegnete der junge Mann in einem Tone voll kalten und erkünſtelten Erſtaunens. „Wann wäre mir dies jemals in den Sinn gekommen?“ — „Keine Ausflüchte! Sie wiſſen, daß ich Ihnen verboten habe, mit Fräulein von Romilly ein tête a tête zu ſuchen.“ — „Verboten? gnädige Frau!“ — „Verboten, ja. O es iſt traurig, es iſt entwürdigend, daß ich in dieſem Tone mit Ihnen ſprechen muß. Anſelm, fühlen Sie nicht, was ich leide?“ — „Ich fühle nur, daß Sie mich kränken, abſichtlich mich beleidigen wollen, gnädige Frau.“ — „So, mein Herr; alſo ſind Sie es, der ſich zu beklagen hat? Ich müßte Ihnen demnach Abbitte thun, daß Sie gegen meine Befehle handeln, daß Sie mein Herz, meinen Stolz mit Füßen treten?“ — „Den meinigen haben Sie ſchon längſt mit Füßen getreten.“ — „In wie fern, mein Herr? Erklären Sie ſich, wenn's beliebt.“ — „Sie behandeln mich wie ihren Sklaven; Sie ſetzen mich in den Augen der Welt herab zu den geringſten Ihrer Diener. Ich darf nichts thun, nichts ſagen, ohne von Ihrem Blick, Ihrer Miene gehofmeiſtert zu werden. Ich bin Ihnen gehorſam, aber dieſer Gehorſam, ſo unterwürfig er iſt, iſt Ihnen nicht genug. Wie Sie damit begonnen haben, mich unglücklich zu machen, wollen Sie damit endigen, mich vor der Welt mit Schmach zu bedecken. Ich werde durch dieſe Liebe, von der ich mir den Himmel verſprach, zu Grunde gerichtet.“ Frau von Somsdorff hatte ihn angehört, indem Rührung und Liebesglut mit ihrem Stolz und ihrer Herrſchſucht kämpften; aber die zärtliche

Regung gewann den Sieg. Sie konnte nicht ſehen, daß ihr Liebling ſich in Schmerz und Unwillen von ihr abwandte, und daß ſeine Seufzer ſie der Grauſamkeit anklagten. Mit einem Ausbruch der Leidenſchaft ſtürzte ſie an ſeinen Hals und bedeckte ihn mit ihren Küſſen. „Anſelm! Anſelm!“ rief ſie. „Fühlen Sie, was ich leide! Geliebter — ach, zürne mir nicht. Weißt Du nicht, daß ich von dem Lächeln dieſer Augen lebe, die meine Glücksſterne ſind? O vergieb mir, Theurer. Der Unmuth, der mich zu Vorwürfen hinriß, hat doch nur einzig das Gefühl grenzenloſer Zärtlichkeit zur Quelle.“ Der junge Mann ſah ſie mit einem kalten, mißvergnügten Blicke an und ſagte dann: „Gnädige Frau, geben Sie mir meine Freiheit wieder.“ — „Was ſagſt Du?“ rief ſie, und ihr Auge blitzte Feuerflammen. „Alſo doch! Dein Herz gehört mir nicht mehr? Du haſt's gewagt, meiner zu ſpotten, mir untreu zu ſein?“ — Er ſtampfte auf den Boden und rief, außer ſich vor Zorn: „Dieſes Leben iſt Höllenfolter! Ich kann es — nein, ich kann es nicht mehr ertragen!“ — „Was ſoll das?“ fragte Sie mit zitternder Stimme; „was willſt Du thun?“ — Er murmelte vor ſich hin: „Dieſer Qual entfliehen: ſei es auf welchem Wege es wolle.“ — „Ich höre nicht; was ſagteſt Du eben?“ — „Still, mein Entſchluß iſt gefaßt.“ — Sie warf ſich ihm nochmals in die Arme, er drängte ſie mit ſanfter Gewalt zurück und wollte enteilen. Sie hing ſich an ſeinen Arm und ließ ſich von ihm eine kleine Strecke Weges auf dem

Sandkies des Weges fortſchleifen: „Bleibe! Bleibe!“ rief ſie. „Du biſt raſch, Du biſt wild, Du biſt tollkühn; Du könnteſt Dein — mein Leben in Gefahr ſetzen. Bleibe! Es ſei Alles vergeſſen und vergeben. Ich will Dich nie wieder durch Eiferſucht quälen! Ich will mein Herz bezähmen, es ſoll Dir gehorſam und unterwürfig ſein; nur verlaß mich nicht, bleibe!“ — Er ließ ſich von ihren Bitten rühren und blieb. Sie ſetzten ſich auf die Steinbank am Tempel, und die verſöhnte Gruppe unten, und die verſöhnte Gruppe oben, gaben ein hübſches Doppelbild, das Paul lächelnd und mit großem Wohlgefallen betrachtete. Dann machte er einen, wiewohl vergeblichen Verſuch, Hermance, die in's Schloß zurückgegangen war, noch einmal zu ſehen. Er ſchloß eben die Parkthüre hinter ſich zu, den Waldpfad einſchlagend, als er eilige Schritte in einiger Entfernung hörte. Es war Anſelm, der, ohne auf ihn zu achten, an ihm vorbeiſtürmte und dem Dickicht, jenſeit der Landſtraße, zueilte. Paul, der ihn nicht aus den Augen verlieren wollte, änderte ſeinen Weg und geſellte ſich zu dem Flüchtling, der auf einem einſamen Platze ſich auf's Gras niederwarf und lange Zeit, das Antlitz in's Moos gedrückt, unbeweglich liegen blieb. Dann fuhr er in die Höhe, ſeine Züge, eben noch von einem, wenn auch erzwungenen, Lächeln der Liebe und Zärtlichkeit verklärt, hatten einen dämoniſchen Charakter angenommen; Verzweiflung und Hohn drückten ſich gleich ſtark auf ihnen aus. Die Hand, die in die Bruſt fuhr, zitterte, und der

Gegenſtand, den ſie zögernd hervorbrachte, rechtfertigte dieſes Zittern, es war ein kleines Taſchenpiſtol. Er ſah mit halbgeſchloſſenen, blinzelnden Augen die Mordwaffe an, eine Todtenbläſſe bedeckte das Geſicht; er zog ein Tuch hervor, um ſich die Stirn zu trocknen. Dreimal hub er krampfhaft das Piſtol, und dreimal ließ er's wieder in den Schooß ſinken. Paul war in die nächſte Nähe herangeſchlichen, ohne daß der Unglückliche etwas hörte und merkte, jetzt, da er, den Mund weit öffnend, den tödtenden Lauf anſetzen wollte, war Paul's Hand zur rechten Zeit da, um den Todesſtreich zu verhüten. Anſelm ſprang auf, aber er konnte ſich nicht auf den Füßen erhalten, er taumelte, und mit einigen unverſtändlich hingeſtöhnten Worten ſank er ohnmächtig ſeinem Retter in die Arme. Dieſer ließ ihn ſanft an den Stamm eines nahen Baumes hingleiten. Tiefe Stille herrſchte. Der warme Sonnenglanz, der durch's Grün funkelte, der Geſang der Vögel und das melodiſche Rauſchen eines Bergwaſſers von ferne bildete einen ſchneidenden Contraſt zu dem düſtern Bilde, das ein ſo lachender Rahmen einſchloß. Paul kniete noch immer ihm zur Seite, als Anſelm die Augen öffnete und einen matten Blick auf ſeine Umgebung gleiten ließ. Er richtete ſich langſam auf, blieb noch eine Weile an den Stamm gelehnt, und ſein Auge ſchien im Graſe einen Gegenſtand zu ſuchen; als er das fortgeſchleuderte Piſtol erblickte, zuckte ein widriges Lächeln um ſeine Lippen. Er zeigte mit der Hand befehlend an den Ort hin und ſagte zu ſeinem Begleiter: „Gebt mir das Ding wieder!“ Als Paul zögerte, ſetzte er hinzu: „Ihr meint wohl, guter Freund, daß ich mir habe ein Leids zufügen wollen; doch Ihr ſeid im Irrthum. Es war ein Scherz.“ Paul ſah den Wankenden, auf dieſe Worte hin, ſcharf an, und plötzlich ſchrie Anſelm: „Sie ſind's, Baron Brunswick! Auf Ehre! Was ſoll ich von dieſem tollen Spuk, der um mich her vorgeht, glauben? Träum' ich oder wach' ich?“

„Das Schickſal will, daß wir Vertraute ſein ſollen,“ ſagte Paul mit großer Wärme. „Es hat uns zuſammengeführt in einer Lebensſtellung, die die Gleichgültigkeit ausſchließt.“

„In der That, ſo ſcheint's“ — ſtammelte Anſelm. „Doch wiederhole ich auch gegen Sie, Herr Baron, daß es mir nicht Ernſt war — daß ein augenblicklicher barocker Einfall, erzeugt durch einen Verdruß, mich ſo gefährlich ſpielen ließ.“

Paul blickte ihn an, ohne etwas zu erwiedern. Es ärgerte ihn, daß man ihn belügen wollte, dennoch mochte er in dieſem Moment kein beleidigendes Wort über die Lippe bringen.

Beide ſchwiegen.

„Ich hab' Sie doch nicht gekränkt?“ hub Anſelm endlich zögernd an. „Sie erwarten vielleicht meinen Dank; es wäre möglich, daß ich Ihnen einſt auch dankte, jetzt aber kann ich's nicht.“

„Weder Sie noch irgend Jemand ſoll in Zukunft ein Wort über dieſen Vorfall von mir vernehmen,“ ſagte Paul mit einiger Kälte, und indem er ſich zum Gehen wandte, ſetzte er hinzu: „Leben Sie wohl!“

„Noch Eins!“ rief Anſelm. „Wo kann ich Sie finden, wenn ich Ihnen etwas zu ſagen wünſche? Wie ich ſehe, iſt man im Schloß über Ihren wahren Aufenthalt falſch berichtet. Welche Gründe Sie auch haben mögen, ſich Ihren Freunden zu entziehen, ich achte Ihre Beſchlüſſe; aber wenn Sie irgend Gewicht auf die Bedeutung dieſer Stunde legen, ſo verſagen Sie mir eine Zuſammenkunft nicht. Ich bitte darum.“

Paul gab ihm einen genauen Nachweis zu ſeiner Waldwohnung. Beide trennten ſich.

Neunzehntes Capitel.

Paul giebt gute Lehren und empfängt welche.

Es war um die Mittagsſtunde des folgenden Tages, als unſer Einſiedler Beſuch in ſeiner Klauſe erhielt. Anſelm trat herein, als Paul eben die von Berlin eingelaufene Bücherkiſte auspackte. Er warf die Bücher bei Seite und lief dem Eintretenden entgegen, ihm mit großer Herzlichkeit die Hand entgegenhaltend. Dieſer Empfang machte auf den düſtern Gaſt einen ſehr wohlthätigen Eindruck. „Sie wohnen hier recht hübſch, Herr Baron."

„Ja wohl," rief Paul; „wenn man die Menſchen nicht nöthig hat, wohnt man immer hübſch."

„Sie können dies wohl ſagen," entgegnete Anſelm. „Ihre Lebensſtellung iſt ſo, daß Sie eine Meinung haben dürfen."

„Wie, und welchem Menſchen wäre es verboten, eine zu haben?"

„Dem Armen. Er muß ſich fügen. Wer eine Meinung hat, herrſcht; der Arme muß dienen; er hat demnach keine Meinung. Für das Mittagseſſen, das man ihm auftiſcht, nimmt man ihm das, was ihn zum freien ſelbſtſtändigen Manne macht, die Meinung."

„Ich höre Sie zum erſten Mal ſo ernſt ſprechen."

„Ich denke zum erſten Mal ſo ernſt; das Wort richtet ſich nach dem Seelenzuſtand. Sollen wir einen Gang durch den Wald machen, Herr Baron?" — Paul faßte den Arm ſeines Gaſtes, und beide Jünglinge traten in die kühle Walddämmerung hinaus. Anſelm's Bruſt hob ſich ſtolzer und freier, als ſie den würzigen Duft und den belebenden Athem der milden kräftigen Natur einſog. Seine Züge belebten ſich, ſein Auge gewann Feuer, er ſchritt muthig dahin, dann plötzlich, als übermanne ihn der düſtre und ſchwere Charakter der Mittheilungen, die er eben zu machen im Begriff ſtand, mäßigte er ſeinen Schritt, ließ das Haupt auf die Bruſt fallen und einen ſchweren Seufzer den Lippen entſtrömen. Nach einer Weile begann er: „Sie haben die Frau geſehen, die mich in unwürdigen Banden hält. Ich liebe ſie nicht, ich habe ſie nie geliebt; im Gegentheil, ich haſſe ſie, ich zerriß ihretwegen ein Band, das mich an ein armes aber tugendhaftes Mädchen knüpfte, deſſen Liebe ich erwiederte. Sie iſt mein böſer Dämon, der mich dem Unglück, der Schande — dem Tode entgegenführte.“

Paul war zweifelhaft, was er auf dieſe Worte erwidern ſollte. Er wollte bedachtſam zu Werke gehen; er fühlte, daß zum erſten Mal in ſeinem Leben ein Weſen Stütze und Troſt bei ihm ſuchte; das Gewicht einer moraliſchen Verbindlichkeit überkam ihn und machte ihn für den Augenblick verwirrt und unentſchieden. Er wollte verſtändig, ja ſogar weiſe ſprechen, aber als er ſeine Rede begann, fühlte er ſogleich, daß er ſie nicht würde fortſetzen und endigen können; in die gewohnte Leidenſchaftlichkeit übergehend, rief er daher, ſich ſelbſt unterbrechend, raſch und heftig: „Ach, das iſt nichts; ich will predigen, und das verſteh' ich nicht. Ich will Ihnen kurz ſagen: „So hätt' ich's nicht gemacht.“

„Das iſt freilich ſchnell geſagt,“ bemerkte Anſelm mit einem düſtern Lächeln.

„Ja wohl; aber ich hätt's auch ſchnell gethan.“

„Freilich,“ ſagte Anſelm bitter; „wenn man reich iſt, ſo iſt man auch rechtſchaffen. Geld giebt nicht allein phyſiſche Glückſeligkeit, ſondern auch moraliſche Vollkommenheit.“

Paul ſah mit ſeinen klaren friſchen Blicken den Gefährten an, ſchüttelte dann das Haupt und ſagte leiſe: „Nein."

„Hören Sie mich weiter an," fuhr Jener fort. „Ich merke, daß ich Ihnen Alles ſagen kann und muß. Als ich meine Laufbahn betrat, fand ich mich ausgerüſtet mit allen den Gaben, die der Geſellſchaft dienen können; ich hatte auch den guten Willen und die Ehrlichkeit, dieſe Dienſte meinen Nebenmenſchen anzubieten. Ich arbeitete die erſten fünf Jahre treu und fleißig. Die Handlangerdienſte nahm man an, ich fühlte aber, daß ich Höheres leiſten konnte, ich verſuchte es, und man wies mich zurück. Geiſt, Talente geſtand man der Armuth nicht zu, noch weniger eine eigene Meinung. Ich ſah, daß dieſe Gaben für den Armen nur da ſind, um ſein Leben zu unterwühlen, es noch um Vieles ſchmerzvoller und elender zu machen. Ich ſagte mir, Du haſt nur Geiſt, um zu ſehen, wie glücklich in der Welt die Dummen ſind. Der gekränkte Stolz macht unliebenswürdig, der einſame Hochmuth mit Armuth gepaart iſt das trübſelige Geſpenſt, deſſen Anblick die Welt am ärgſten fürchtet. Ich merkte bald, daß ich mit meinen Sarkasmen allein bleiben würde, und ich wollte nicht allein ſein. „Erobre dir die Welt! rief ich mir zu. Es giebt dazu zwei Wege: Gewalt und Verachtung. Durch Gewalt, das heißt durch Geld, kannſt du nicht ſiegen, denn der Himmel hat dieſen gelben Koth nicht in deine Wiege fallen laſſen, alſo durch Verachtung ſiege. Zuerſt fange damit an, dich ſelbſt gründlich zu verachten. Erkenne, daß du nur geſchaffen biſt, das Unwürdige, Gemeine, Niedrige in dir auszubilden, nicht, wie du früher irrig gemeint haſt, das Edle und Göttliche. Gelingt es dir, in deiner eigenen Seele Alles zu ertödten, was höherer Anſpruch heißt, haſt du den letzten Funken edlen Stolzes in dir unterdrückt, biſt du ſicher, daß du nie und nimmer dein himmliſches Erbe mehr in Anſpruch nehmen willſt, dann tritt in die Welt und krieche und ſchmeichle, um, wenn du genug gekrochen und geſchmeichelt haſt, dahin zu gelangen, daß du den Fuß triumphirend auf den Nacken der Dummheit ſetzen kannſt.“

„Ach!“ rief Paul freudig: „Sie konnten das nicht durchführen! Sie wollten ſich das Leben nehmen! Bei Gott, das iſt herrlich!“

Anſelm erwiderte mit düſterer Miene: „Ich bin noch jung. Der Anfall wäre wohl vorübergegangen, die That nicht vollführt worden; ich wäre alt geworden und mein Syſtem hätte ſich bewährt.“

„Nein, es hätte ſich nicht bewährt! Zum Tauſend Teufel, nein!“ Paul befand ſich in einer außerordentlichen Aufregung. Sein Gefährte fuhr in ſeinem gewohnten kalten leidenſchaftsloſen Tone fort: „Als ich erkannt hatte, daß ich mich demüthigen müſſe, um zu herrſchen, das heißt um zu leben, denn dienen und entbehren heißt nicht leben, fing ich damit an, mir Freunde zu machen, auf deren Koſten ich lebte. Das war meine erſte Kniebeugung vor der Dummheit und der Schwäche, denn meine Freunde waren reiche Gimpel. Ich lernte, was es heißt, ſeinen Charakter mit eiſerner Hand ſo lange heimlich zu beugen und ſyſtematiſch unwahr und heuchleriſch zu machen, bis er geſchickt wird, wie ein Pudel über jeden ihm hingehaltenen Stock zu ſpringen. Es iſt ein grauſames Geſchäft der Selbſtvernichtung dies! Aber ich erreichte, was ich wollte, mein Leichtſinn füllte die Lücke aus, die die Ehrlichkeit leer gelaſſen hatte. Ich war jung, ich wollte vor allen Dingen genießen. Als Offizier im Regiment gab ich mich dem Spiel hin und gewann die Summen, die ich brauchte. Eine Anklage auf falſches Spiel bewirkte mein Ausſcheiden aus dem Dienſt. Meine Ehre wurde zwar wieder hergeſtellt, denn der, der mich angeklagt hatte, widerrief öffentlich, aber man betrachtete mich von jetzt an als einen jungen Mann von freien Grundſätzen. Die Väter warnten ihre Söhne vor meinem Umgange. Mir galt es gleich; ich trachtete nur nach Lebensgenuß. Auf wenige Augenblicke trat die Liebe in mein Leben, aber ſie kam mit leeren Händen, und ich wollte Geld. Ich lernte Frau von Semsdorff kennen — das Uebrige wiſſen Sie, oder können es wenigſtens errathen.“

Paul ſchwieg ſtill und ſagte dann endlich nach einer langen Pauſe: „Die Piſtole macht Alles wieder gut.“,

Anſelm ſah ihn raſch und verwundert an und rief: „Ja. und ſie bleibt mir noch.“

Beide Wanderer waren auf einem lichten Platze im Walde angelangt. Paul lehnte an einem Baumſtamm; ſein Antlitz war bleich, ſein Herz that ihm unendlich weh, es war ihm, als arbeitete etwas in ſeiner Bruſt und könnte nicht hervor. Er wollte ſprechen, er wollte den unglücklichen Jüngling umarmen und tröſten, aber ein fröſtelndes Gefühl von unſäglichem Unbehagen hielt ihn davon ab und an ſeinen Platz gebannt.

Anſelm ſah ihn mit ſeinem ſcharfen, kalten, durchbohrenden Blicke an und ſagte: „Nun geſtehen Sie, daß Sie in alle dieſe Lagen und Verhältniſſe nicht kommen können, daß Sie alſo tugendhaft, ehrlich und liebenswerth ſind mit der Kraft ihres angeerbten Goldes. Oder wollen Sie die Anmaßung und den Hochmuth ſo weit treiben, zu behaupten, daß Sie die Kraft gehabt hätten, ein Leben voll Armuth, Noth, Entbehrung und Hohn zu führen? Freilich die Reichen können Alles, ſie können ſich auch den edlen Stolz der Armuth anlügen. Es iſt eine poetiſche Situation, man ſagt ſich, indem man ſich behaglich auf den Polſtern ausſtreckt, wie intereſſant müßte es für dich ſein, auf ein oder zwei Tage nichts zu eſſen zu haben, wie anmuthig würdeſt du ein Gewand von Lumpen tragen, welch eine Theilnahme würde dann deine bloße Miene erzeugen, wie würdeſt du im Entbehren groß und edel ſein, du würdeſt alle Herzen erobern, auch wenn du nichts hätteſt, als dieſe hohe edle Geſtalt, die dir Gott gegeben hat, und die viel zu wenig Wirkung im Koſtüm des Reichthums und des angeborenen Ranges macht. O freilich, die Geißel, deren eiſerne Nägelſpitzen den Rücken der Hälfte der Menſchheit blutig peitſcht, in der zierlichen, von parfümirten Manſchetten umſpielten Hand des Reichen wird auch ſie zur Zierde, zum anmuthigen Schmuck.“

Paul, dem die Bruſt bis zum Zerſpringen weh that, konnte es nicht länger aushalten; mit einem wilden Sprunge ſetzte er ins nächſte Gebüſch und nun raſch weiter in den Wald hinein. Er hielt erſt an, als ihm der Athem fehlte, und lag dann erſchöpft und mit überſtrömenden Augen am Fuße eines Baumes. „So iſt's denn wahr!“ rief er und rang die Hände; dieſe Welt iſt fürchterlich, ſie iſt eine Hölle, ein Aufenthalt des Entſetzens! Ich hab' es nicht gewußt, nicht geahnt, wie gräßlich ſie iſt! O und ich lebe; und ich ſoll lange, lange vielleicht noch leben! Werde ich's können? Ewige Allmacht, dieſer Augenblick iſt entſetzlich!“

Als er ſich krampfhaft zur Erde niederbeugte, ſah er dicht neben ſich die Lieblingsblume ſeiner Mutter blühen, eine kleine weiße ſchimmernde Glockenblume. Er pflückte ſie, brachte den zierlichen Stengel dicht an ſeine Lippen, und während er ihn küßte, läuteten die kleinen weißen Glocken alle zuſammen, wie zu einem Frühgottesdienſt. Paul legte die Blume ſtill und behutſam wieder ins Gras zurück, indem er vor ſich hinſprach: „Jetzt bin ich nicht würdig Deiner; jetzt nicht.“ Er ſtand auf und ſuchte den Platz, wo er Anſelm zurückgelaſſen. Er konnte weder den Ort noch den Mann finden und ging trübſelig in ſeine Wohnung zurück. Hier kam ihm ſein Diener entgegen und berichtete, daß der fremde Herr gegen Abend wieder kommen wolle. Paul ſchrieb ihm dagegen, daß er ihn dieſen Abend nicht ſehen könne, daß er ihn aber bäte, um zwölf Uhr in der nächſtfolgenden Mitternacht ſich in ſeiner Hütte einzufinden. Dieſelbe Aufforderung ließ er an Ignaz ergehen. Er ſchickte ſich an, Beiden eine Antwort auf ihre Zweifel und Fragen zu geben, eine Antwort, die, wie er hoffte, ihnen genügen ſollte. Bis zu jener Stunde wollte er in vollkommener Einſamkeit weilen, er wollte keinen Schlaf über ſich kommen laſſen, er wollte keine Nahrung zu ſich nehmen. Den Diener hatte er entfernt, auf hundert Schritt in der Runde war kein menſchliches Weſen in ſeiner Nähe, er ganz allein in dem Häuschen, deſſen Eingänge er ſorgſam verſchloß Nur das Fenſter, dem Walde zu, blieb offen, und hier herein drang Rauſchen und Waldesdunkel.

Als die Stunden der Nacht herankamen, nahm er ein Blatt Papier hervor und ſetzte folgende Zeilen an ſeine Mutter auf:

„Herzliebe Mutter, bete für Deinen Sohn. In ihm und mit ihm geht eine große Veränderung vor. Nicht genug, daß Du mich mit Schmerzen geboren haſt, es ſteht Dir nun auch noch bevor, daß Du mich mit Schmerzen verliereſt. Ich geh' in den Kampf. Ich kann Dir wahrlich nicht ſagen, ob ich ſiegen werde, aber wenn Muth und Freudigkeit Hülfe verleihen, ſo hab' ich Hoffnung, daß ich nicht untergehen werde. Nochmals, bete für Deinen Sohn. Schlage in unſern heiligen Büchern die Geſchichte des Tobias nach und ſuche Dich ſo muſterhaft zu betragen, als ſich die Mutter des Tobias betrug, die nicht weinte und klagte, ſondern getroſt war, als ihr Sohn unbekannten Fährlichkeiten entgegenging. Wenn Du bei dieſer Angelegenheit Dich vernünftig zeigſt, ſo werde ich Dich noch ferner lieb haben; handelſt Du aber unweiſe, ſo werde ich mir ein anderes Weib ſuchen und dieſes in mein Herz ſchließen. Bis jetzt haſt Du allein darin gethront. Zu welchem Entſchluß ich eigentlich gekommen bin, und in welchem Kampf ich mich einzulaſſen gedenke, ſag' ich Dir jetzt noch nicht; Du erfährſt es ſpäter, und zwar erſt dann, wenn nichts mehr in der Sache zu ändern iſt. Alſo beliebt es mir zu thun. Es ſoll Niemand Ja und Niemand Nein ſagen zu dem, was ich ausführe, Beifall und Tadel werden meine Seele nicht antaſten, die das, was ſie innerlich erſchaut, mit großem Feuer und ſtarker Gewalt ins Leben tragen will. O, meine Mutter, ich habe endlich einmal eine Fülle großer und ſchöner Gedanken in meiner Seele; etwas von dem Geiſte jener Unſterblichen, die dem Auge der Sehnſucht ewig theuer, durch die Flammen der Morgenröthe wandeln, iſt in mein armes Herz hineingezogen. Ich ruhe wie unter Palmen. Wenn ich aufſchaue, hör' ich's rauſchen über mir, und weiche

Flügelſchläge tragen unbekannte Wonnen in mein Inneres. So muß es ſein, wenn der Geiſt ſpricht. Ich fühle, daß ich jung bin, und ich danke Gott dafür; meine kommenden Tage grüßen mich wie Jugendfreunde, es geht durch all' meine Zukunft ein ſüßes Singen und ein helles Licht. Eben noch jammervoll elend, bin ich jetzt getröſtet und erbaut. Mutter, Mutter! kein Kummer, keine Sorge! Um mich nicht. Geh' mit dem, was ich Dir hier ſchreibe, zu keiner geſchwätzigen Zunge und zu keinem leeren Hirn, laß meine Worte in Dein Mutterherz gebettet ſein und lege ein Schloß davor. Du kannſt ſchweigen, ich weiß es. Anders wie andere Frauen, biſt Du auch hierin anders. In den Kämpfen, die ich zu Hauſe mit dem Vater und den Oheimen führte, haſt Du tapfer zu meiner Fahne gehalten, und ich habe mit Beifall Deine Anſtrengung bemerkt, mir zu dienen. Fahre alſo fort, und es ſoll Dir mein allerhöchſtes Wohlwollen nicht entgehen. O Mutter, ich lege mein Haupt in Deinen Schooß, lege Du Deine Hände ſegnend auf das Haupt Deines — Paul."

Als er dieſen Brief geendet hatte, fing er einen zweiten an Elfried an, allein er konnte den paſſenden Ton nicht finden und zerriß darum mehrere ſchon beſchriebene Blätter. Die Stimmung, die ihm den Brief an die Mutter eingegeben, war ſo ſtill, ſo ernſt, ſo wohlthuend, daß es ihm Bedürfniß war, ſie in ſeinem erregten Herzen fortklingen zu laſſen und das Hinzutreten fremder Geſtalten und Gefühle zu hindern. Die Stunden der Nacht gingen wie in einem wunderſamen Rauſche der Seele dahin. Er glaubte gegen Morgen Jemand leiſe an die äußere Thür klopfen zu hören, da er aber nicht öffnete, verlor ſich das Geräuſch wieder, und es blieb ungewiß, ob es nicht überhaupt eine Täuſchung geweſen. Er ſetzte jetzt mehrere Erklärungen und Geſuche auf, Eingaben an die Gerichte, und auch an dieſen änderte und beſſerte er. Endlich brachte er ein Schreiben an den Chef ſeines Regiments zu Stande, das ihm gelungen ſchien, und das er in eine reinliche Abſchrift brachte. Als der Morgen anbrach und er die Lampe auslöſchte, lag eine Anzahl geſiegelter und mit Aufſchriften verſehener Briefe fertig auf dem Tiſch. Er verſchloß ſie ſorgfältig. Beim Grauen der Tagesfrühe ſchüttelte ihn ein leichter Froſt; es übte auch an ihm jene feindliche Stunde ihre Gewalt, die, indem ſie die Seele ernüchtert, mit kalter und zerſtörender Hand an die warmen und großen Entſchlüſſe des vorhergehenden Tages und Abends taſtet. Dieſe ſkeptiſche Stunde ſuchte unſer Freund zu überwältigen, indem er zu ſeinen Büchern griff. Er hatte kein Frühſtück beſtellt, er faſtete. Der Mittag kam heran, er ſaß immer noch bei ſeinen Büchern; aber man hätte der Sprungkraft ſeines Geiſtes Unrecht gethan, wenn man geglaubt, daß die Ideen, die in den Büchern enthalten waren, weſentlich beitrugen, ſeinen Sinn zu erwärmen und zu heben, dieſer war warm und hochgeſpannt, durch eigene Fülle und Thätigkeit. Es ſollte ein großer Entſchluß gefaßt werden, und zwar war die Stunde nicht mehr fern, wo dieſer Entſchluß faſt unabänderlich, geſetzgebend für ein ganzes Leben ſollte ausgeſprochen werden. In ſolchen Stimmungen bedarf der Geiſt keiner fremden Einflüſſe, er bettelt keine Almoſen fremder Kraft, er nimmt von der äußern Welt nur gerade ſo viel, als zum nothwendigen Träger der innern Entſcheidung ihm dienlich ſcheint. So konnten die Sprüche der Weiſeſten der Weiſen unſern Freund in dieſem Augenblick nichts geben, was er nicht ſchon hatte. Im Moment der Inſpiration wiſſen und können wir Alles; es wird der Grundgedanke alles Geſchaffenen in uns klar, und nach ihm richten und ordnen ſich unſere irdiſchen, nachſchaffenden Gedanken.

Als die zweite Mitternacht erſchienen war, öffnete er die Thür, und Ignaz und Anſelm traten ein. Es ſtand ein Tiſch in der Mitte des Zimmers, auf ihm brannten zwei hohe Kerzen, und ein Silberpokal, gefüllt bis an den Rand mit Wein, glänzte inmitten der Lichter. Neben dem Pokal ſtand ein kleiner Becher von Holz, gefüllt mit Waſſer und daran lehnend eine Rinde grobes Brod. Alles dies war mit einer gewiſſen Zierlichkeit geordnet und verfehlte nicht, die Wirkung des Feierlichen zu machen. Ohne Zweifel beabſichtigte dieſe auch der Wirth; ſeine Gäſte waren aber wenig in der Stimmung, auf ſeine Abſichten ohne Weiteres einzugehen. Anſelm war verwundert, ſich mit einem Leinweberburſchen zuſammen zu finden, und der Letztere ſah mit ſeiner trotzigſten Miene die beiden jungen vornehmen Herren an, die er nicht grüßte. Paul bat Beide, am Tiſche Platz zu nehmen, indem er ſich ſelbſt vor den ſilbernen Pokal in die Mitte ſetzte. Anſelm ſah ihn fragend an und rief dann auf Franzöſiſch: „Was ſoll das? Warum iſt jener Bauerjunge da? Soll etwas Unpaſſendes vorgehen, ſo erlauben Sie, daß ich mich entferne; ich bin zum Scherz nicht aufgelegt.“ Er wollte ſich erheben, Paul zog ihn jedoch wieder auf den Stuhl nieder, indem er mit ſcharfem Tone ſagte: „Es iſt eine Gerichtsſitzung, Sie müſſen bleiben.“

„Wer ſind der Angeklagte und die Kläger?“ fragte Ignaz.

„Ich bin der Angeklagte und Ihr ſeid die Kläger.“

„Wir?“ rief Ignaz. „Ich habe nichts gegen Sie.“

„O doch, Ignaz; beſinne Dich. Du haſt Etwas gegen mich. Haſt Du nicht neulich die Reichen und Vornehmen angeklagt — ?“

„Allerdings; aber was geht das Sie an?“

„Ich bin reich, ich bin vornehm.“

Der junge Weber ſah unſern Freund mit Staunen, dann mit Unwillen und Verachtung an; endlich ſagte er, indem er ſeinen Hut nahm und ſich zum Gehen anſchickte: „So haben Sie mich betrogen; Sie haben es gemacht, wie dieſe elenden Reichen es alle machen. Wir ſind nur da, um das Spielwerk in ihren Händen zu ſein. Doch das Blatt wird ſich wenden. Uebrigens ſein Sie wer und was Sie wollen, ich rathe Ihnen, die Hütte meines Vaters nicht mehr zu betreten. Wenn Sie es dennoch wagen, ſo werden dieſe Fäuſte Sie bewillkommen.“ Er ballte hiemit die Hand gegen die am Tiſche Sitzenden und ergriff das Schloß der Thüre.

„Du willſt alſo die Vertheidigung des Angeklagten nicht hören? Du willſt nicht dabei ſein, wie er ſeine Strafe erhält?

„Seine Strafe — o ja, da möcht' ich dabei ſein.“

„So bleib', ſetze Dich dorthin und höre mich ruhig an. Sie, Anſelm, haben eine ähnliche Klage erhoben. Hört mich ruhig an. Wahrlich, dieſe Stunde iſt von Wichtigkeit. Denkt Euch, daß Tauſende von Menſchen, von unſern Mitbrüdern, von unſern Mitlebenden, von unſern Zeitgenoſſen draußen auf dem Platz vor der Hütte ſtehn, daß ſie Alle der Entſcheidung lauſchen, die wir Drei hier faſſen. Bedenkt, daß das, wovon wir hier ſprechen, gegenwärtig als eine große gewaltige Frage durch Aller Sinn und Geiſt geht. Das alte Europa wird erſchüttert von dem, was jetzt als leichter Hauch über unſere Lippen gehen wird. Bedenkt das, meine Freunde. In ſtiller Mitternacht ſitzen wir beiſammen und uns kränkt das alte Leid der Menſchheit, die uralte Gebrechlichkeit aller Erſcheinung. Das iſt wunderbar. Wir ſind jung — aber wir ſitzen im Rath der älteſten Weiſen aller Zeiten und Geſchlechter.“

„Wo ſoll das hinaus? fragten beide Zuhörer unſers Redners zu gleicher Zeit.

„Hört mich an. Ihr habt Euren Zorn gegen den Beſitzenden gewendet. Es ſcheint Euch grauſam und ungerecht, daß es einen Beſitz giebt, der nicht erworben, der als freie Gabe des Himmels dem Glücklichen in den Schooß gelegt wird. Aus dieſer Tyrannei und Ungerechtigkeit des Geſchicks leitet Ihr alle Uebel her, unter denen Ihr gegenwärtig leidet. Ihr fordert alſo einen ſolchen Reichen, einen ſolchen Beſitzenden vor die Schranken. Hier ſteht er — er iſt auf Eure Vorladung erſchienen. Ich bin's. Ich bin reich, ich bin beſitzend, ich habe eine achtbare Stellung unter den Mächtigen, und alles dies hab' ich mir nicht erworben, es iſt mir geſchenkt worden. Nennt nun dieſen Schenkenden Geſchick, Zufall, nennt ihn Gott — gleichviel; ich hab's erhalten, Ihr nicht, und es iſt kein Grund abzuſehen, warum ich es erhielt und Ihr es nicht erhieltet. So ſtehen für's Erſte die Sachen. Nun hört mich weiter. Ihr ſeid in Haß und Zorn gegen den Beſitzenden, Ihr ſeid neidiſch auf ihn, Ihr mißgönnt ihm, was er hat, Ihr traut ihm weder Tugend, Großmuth noch irgend ein edles und erweichbares Herz zu. Alles das thut Ihr. Ferner glaubt Ihr, daß dieſer Beſitzende ewig ſchwelge, daß er nie trübe und unglückliche Stunden habe, daß er nichts thue, als genieße und Eurer ſpotte, die er zu ſeinen Knechten vom Schickſal ſelbſt gedungen ſieht. Dieſer Leichtſinn und dieſer Hohn bei dem Reichen iſt Euch vollends entſetzlich und es faßt Euch Grauſen und Abſcheu, wenn Ihr denkt, daß es überhaupt eine ſolche Herzenshärtigkeit giebt, wie Ihr ſie dort zu finden glaubt. Ueberdies ſeid Ihr der Meinung, daß die Reichen jede mögliche Art von Laſter und Verbrechen ungeſtraft ausüben können. Mit einem Wort, Ihr ſeht in ihnen Ungeheuer, die, viel gräßlicher als die wilden Thiere des Waldes, Euch überfallen, Euch bis auf den Tod peinigen, Euer Blut ſaugen und Euch die Sicherheit der Geſetze und den Troſt der Religion rauben."

„So iſt's!" rief Ignaz, indem er ſich trotzig auf den Tiſch ſtützte; „zeigt mir einen Eures Gelichters, der anders denkt und anders handelt." Anſelm ſchwieg, aber er ſah mit einem finſtern Blicke forſchend Paul ins Auge. Paul erhob mit einer freudigen Aufregung, und indem ihm jugendliches Feuer aus dem Auge blitzte, die Stimme: „Ich kann Euch Einen zeigen, der anders denkt, Einen, der anders handelt. Ja, lieben Freunde, ich kann es. Wahrhaftig, ich bitte Euch, glaubt mir aufs Wort, wenn ich Euch ſage, ich kann Euch Einen zeigen, der anders denkt — Himmel tauſend Sacrament — und dieſer Eine bin ich!"

Er holte Athem, als er dies geſagt hatte, und ſah mit einem freudig erſtaunten Blicke um ſich, als wollte er ſagen: es iſt wirklich erſtaunlich, daß ich Urſache hab', mich über mich ſelbſt zu freuen. Er war ſo offen und natürlich, er war ſo jung und kühn, daß ſelbſt der ſkeptiſche und finſtre Geiſt Anſelm's auf einen Augenblick entwaffnet und zerſtreut wurde. Dann aber murmelte er, in ſeine düſtere Laune zurückfallend: „Was ſoll das?“

„Was es ſoll, Freunde!“ rief Paul immer freudiger und ſtrahlender. „Ich will's nun ausſprechen. Ich werde arm, ich werde ein Bettler; ich lege mein Vermögen, meinen Rang, meine Anſprüche von mir. Ich will in der unterſten Claſſe der Geſellſchaft anfangen, mit Noth und Mühe will ich mir das Brod meiner Tage ſchaffen. Ich will Euch zeigen, daß Gold nichts iſt, daß das Herz, die Geſinnung Alles iſt — Seid Ihr nun zufrieden?“

Eine lange Pauſe herrſchte, während der verſchiedenartigſte Ausdruck in Geſicht und Stellung der beiden Zuhörer ſichtbar wurde. Anſelm lehnte ſich zurück, die Arme über die Bruſt verſchränkt, ein ſpöttiſches Lächeln auf Wange und Lippe. Ignaz dagegen ſprang auf und machte die Miene, als wollte er Paul um den Hals fallen, er ließ aber auf halbem Wege die Arme wieder ſinken, und indem er ſich auf den Stuhl zurückwarf, ſagte er mit dem Tone verbiſſenen Ingrimms: „Nichts als Lüge, nichts als Puppenſpiel!“

Paul, von der ganzen Kraft ſeines Entſchluſſes durchdrungen und die Tage ſeiner neuen Zukunft mit einem raſchen feurigen Blick überſchauend, ſtand ſtumm da, die Arme weit ausgebreitet, als wolle er alle Geſchlechter der Menſchen, die lebenden, ſo wie die, die einſt lebten und leben werden, an ſein Herz ziehen. Eine ſolche überſtrömende Innigkeit und Hoheit lag in ſeinem Weſen.

„Nun, Freunde! was ſagt Ihr?“

Eine tiefe Stille herrſchte.

Paul ergriff den ſilbernen Pokal und, indem er die Blicke auf deſſen zierliche Ausſchmückung richtete und zugleich auf die purpurne Fülle, die in ihm ſchwankte, ſagte er in feierlichen Tönen: „So nehme ich denn Abſchied von dir, du altes Erbſtück meines Hauſes, du prangendes Gefäß, Sinnbild des Reichthums und des irdiſchen Wohlergehens. Das Glück hat mir dich gegeben, der freie Entſchluß des freien Mannes ſtößt dich zurück. Zum letzten Male werden meine Lippen deinen Rand berühren, zum letzten Male will ich einen vollen Zug aus dem Quell des Reichthums, des irdiſchen Glanzes thun — zum letzten Mal!“ Er trank und ſetzte den Pokal hin, dann griff er nach dem Becher von Holz und nach der Brodrinde, indem er ſagte: „Fortan ſei dies mein Trank und meine Speiſe!“ Und nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Und dieſen meinen Entſchluß will ich halten, ſo wahr ich hoffe, einſt vor Gott und Menſchen beſtehen zu können.“

Ignaz ſprang auf und rief: „Das iſt zu viel! Wenn man uns belügen will, ſo braucht es all' dieſes Weſens nicht! Iſt's aber Wahrheit — wo dann hinaus mit mir? Ach, es wird mir ganz dunkel vor den Augen! Was ſoll das? Ihr ſagt, daß Ihr Alles von Euch werfen wollt Reichthum, Rang — um — hab' ich recht gehört — um uns Armen zu zeigen, daß man arm und doch rechtlich.

gutgeſinnt, voll Hoffnung und Liebe und Glauben ſein kann — ohne Neid? Gut, Ihr werdet es nicht durchführen können, aber ſchon der Entſchluß — ich will nicht lebend hier vor Euch ſtehen, wenn dieſer Entſchluß mir nicht köſtlich erſcheint. Aber es iſt nichts damit! Sagt geſchwind, daß es nichts damit iſt, denn es kann ja nicht ſein!“

„Wenn Du meinen Worten nicht glaubſt, ſo ſieh hier die Briefe, die ich bereits geſchrieben habe,“ erwiederte Paul ſehr ernſt. „Sie enthalten gerichtliche Anweiſungen an meinen Geſchäftsführer, wie bei der Abtretung meines Vermögens verfahren werden ſoll. Innerhalb weniger Wochen wird Alles entſchieden ſein, und ich werde nichts mehr beſitzen, als den Rock, den ich auf dem Leibe habe.“

Ignaz ſah ſich die Briefe an, ſeine Augen wurden feucht, ſeine Hände zitterten. Er näherte ſich Paul, blieb bleich und mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtehen, dann machte er eine Bewegung, als wollte er vor ihm auf die Kniee fallen, hielt ſich jedoch an der Tiſchecke und faßte endlich raſch den Holzbecher, und ihn an die Lippen ſetzend murmelte er: „Auf Dein Wohlergehn, Bruder!“

„Dank, von ganzem Herzen!“ entgegnete Paul. Er wollte den Jüngling umarmen, doch dieſer ſtürzte mit einer raſchen Bewegung aus der Stube, indem der Nachtwind die Thür mit Geräuſch wieder hinter ihm zuwarf. Paul und Anſelm blieben allein. Der Letztere ſagte: „Ich kann an der Ehrlichkeit und dem Ernſt Ihres Entſchluſſes, ſo bizarr und faſt unglaublich er auch erſcheint, nicht zweifeln. Doch haben Sie auch bedacht, mit welchem Feinde Sie anbinden?“

„Ihre unglücklichen Geſtändniſſe von geſtern Morgen haben ihn mir in ſeiner ganzen Größe und Macht gezeigt.“

Und Sie hoffen ihn zu beſiegen?“

„Ich hoffe es.“

„Ich wünſche Ihnen Glück,“ ſagte Anſelm. „Wenn Sie mich durch die That, nicht durch ſchöne Worte beſchämen, ſo will ich Ihnen den Zoll der Achtung nicht verweigern, den ein ſolches Werk verdient: bis es jedoch ſo weit iſt, erlauben Sie mir zu zweifeln. Ich kenne die Welt ein wenig beſſer, als jener Bauertölpel, der uns eben verlaſſen hat.“

Er ging, und Paul blieb mit ſeinen zwei Bechern und dem ganzen myſtiſchen Apparat am Tiſche allein. Er ſtützte das Haupt in beide Hände, und Gedanken der quälendſten und dann wieder der beſeligendſten Art trieben mit unruhigem und ſtürmiſchem Zuge durch Sinn und Geiſt. Endlich rief er, aufſpringend: „Es iſt geſchehen!“ Durch den Stoß, den er dem Tiſch bei der heftigen Bewegung gab, ſtürzte der Pokal um, und die rothe Fluth überdeckte einen Theil des Fußbodens. „So recht!“ rief er; „ſtröme hin, eitler, prunkender Saft! Blut der Sünde, das die Herzen und die Gewiſſen freier Männer bindet! — Aber biſt du nicht zugleich der Trank der Dichter? Soll mein Leben jetzt ohne Poeſie ſein, da es nicht mehr mit dem Golde ſich paart? Nein!

nein! Es giebt noch eine Poeſie, die von der buhleriſchen Leier Anakreon's ſich wegwendet, die die lächelnden Hymnen, wie ſie innerhalb der goldenen Wände der Paläſte tönen, mit ihrer einfachen und ſtarken Melodie übertönt! Ich werde nicht ohne Poeſie ſein; denn die ſtrengſte Männertugend verliert ihren Reiz, wenn ſie ſich ohne die Anmuth und den Schmuck ſchöner Formen zeigt.“

Er nahm den früher angefangenen Brief an Elfried hervor, ſtrich die wenigen Worte aus, die ſchon auf dem Papiere ſtanden, und theilte ihm in wenigen Worten ſeinen Entſchluß mit. „Glaube nicht,“ ſetzte er hinzu, „daß ich plötzlich und über Nacht zu derlei Gedanken und Meinungen komme, ſie haben im Grund meiner Seele ſchon lange geſchlummert, und ich ſah ſie, wenn ich zwiſchendurch in mein thörichtes Leben Blicke hinein that, blinken und räthſelhaft ſchimmern. Jetzt hol' ich ſie mit raſcher Hand hervor. Ich habe die troſtloſe Leere eines Lebens, wie ich es zu führen beſtimmt war, durchſchaut, ich hab' geſehen, mit welchen hohlen Larven ich zu verkehren verurtheilt war, ich hab' endlich die Trockenheit und die Enge unſerer Zeit, wo der Jugend und dem Enthuſiasmus kein Ziel würdiger Bewegung geſteckt iſt, durchſchaut, alles das immer mit dem dunkeln Bewußtſein, daß ich es anders machen müßte, um zu dem Preiſe zu kommen, nach dem die Mannesehre jeder Zeit ſtreben ſoll. Ob ich das Rechte gewählt, wird die Zeit lehren. Meine Meinung iſt, daß der Adel aber gerade wie früher, ſo auch jetzt ein rechtlich und edel Beiſpiel geben ſoll. Früher forderte man von uns Tapferkeit und Muth, jetzt im Frieden fordert man, ſo ſcheint es mir, von uns edle Aufopferung für das Gemeinwohl, für die Intereſſen des Volks. Und zwar ſollen wir mit unſerer Perſon herhalten, nicht mit dem Almoſen unſeres Geldes. Wie's in alten guten Zeiten dem Ritter ſchimpflich dünkte, daheimzubleiben, während die gläubigen Schaaren auszogen, das Grab des Herrn zu erobern, ſo iſt jetzt ein neuer Kreuzzug gepredigt, und ſchimpflich wär's, wenn der Adel ſich nicht das Kreuz auf den Mantel heften ließe und mit der Schaar auszöge, ſich der Menge unterordnend und als gemeiner Krieger, wenn's ſein ſoll, mitfechtend. Dadurch, dünkt mich, unterſcheiden wir uns von den bloßen Geldpilzen — die nichts Anderes haben, als ihre Geldſäcke — wir aber haben den Stolz unſerer Väter, der darin beſtand, nicht unnütz gelebt, die Welt mit ihrem Ruhm und ihrer Ehre erfüllt zu haben. So hab' ich denn, einem modernen Ordensritter gleich, das Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams abgelegt. Ich will arm ſein, weil es, da Tauſende Hunger leiden, nicht mehr Ehre bringt, reich zu ſein, ich will keuſch ſein, weil der frivole Dienſt der Frauen mich von meinem Ziele ablenken würde, und endlich will ich gehorſam ſein dem demüthigen und ſtarken Geiſte, der nie befürchtet zu entbehren, um Beiſpiel und Ermuthigung für meine Brüder zu ſein. Da haſt Du mein Glaubensbekenntniß.

und als ich es zuerſt bei mir ſelbſt heimlich ausſprach, fiel wie ein ſtaubiger ſchwerer Mantel das todte, leere Leben mit ſeiner fürchterlichen Langweile wie es bis jetzt auf meinen Schultern gelaſtet hatte, von mir. Ich war wieder friſch und muthig.

Beſorge die beiliegenden Papiere an unſern Chef. Ich nehme natürlich meinen Abſchied. In unſerer elenden Welt, in der nichts Großes ſich ereignet, bin ich überzeugt, macht mein Entſchluß einiges, wenn auch geringes Aufſehen. Ich werde mit der Freimüthigkeit, die Du an mir kennſt, dem Gerede Trotz bieten. Daher erlaube ich Dir, kein Geheimniß aus dem Gegenſtand dieſes Briefs zu machen, doch freilich muß ich Dich auch bitten, nicht unnütz damit an die große Glocke zu ſchlagen. Um eine Antwort von Dir und eine von meinem Geſchäftsführer zu erwarten, bleibe ich noch einige Tage hier. Es wird mir lieb ſein, wenn ich nicht nöthig habe, nach Berlin zu kommen. Es grüßt Dich, Du treuer Kamerad und Bruder,

Dein Paul."

Elfried's Antwort lautete in kurzen Worten: „Ich glaube, Du biſt nicht recht bei Sinnen. Deine Papiere geb' ich nicht ab und thue überhaupt keinen Schritt in Deiner Angelegenheit, bis ich Dich ſelbſt geſprochen habe.

Elfried."

Paul nahm von ſeiner Einſiedelei Abſchied. Er hatte ſeinen Diener mit dem wenigen Gepäck vorausgeſchickt und beſtieg ein Pferd, um den verſteckteſten und einſamſten Pfad durchs Gebirge zu wählen. Die erſten Herbſtſtürme fingen ſchon an, das Laub von den Bäumen zu ſchütteln. Die einſame Höhe des Gebirges machte ſchon einen vollkommen winterlichen Eindruck. Es wurde Abend, und frühe Dunkelheit hatte ſich verbreitet, ehe es dem einſamen Reiter gelang, das Städtchen zu erreichen, das er ſich zu ſeinem Nachtquartier auserſehen hatte. Als er durch ein dichtes Gehölz ritt, bemerkte er an der Felſenwand, zehn Schritte von ſich entfernt, einen rieſenhohen, aufrecht wandelnden Schatten hingleiten. Er hielt ſein Pferd an, um dem Gebilde, deſſen Entſtehung ihm unerklärlich war, eine ſchärfere Aufmerkſamkeit zu widmen. Der Schatten ſchritt an der Wand hin und zeigte die Geſtalt eines Jägers, auf deſſen Hut eine unendlich lange Feder ſchwankte. Die Umriſſe waren verſchwimmend und undeutlich, doch überlief Paul ein leiſes Fröſteln, als der koloſſale, maſſenhafte, in menſchliche Geſtalt zuſammengeballte Nebel den einen Arm aufhob und ihm einen Gruß zuwinkte. Er ſah ſtaunend dem Spiel zu, und ſeine Blicke waren noch ſtarr auf die Wand geheftet, als ſchon längſt nichts mehr als die graue ausdrucksloſe Fläche zu erſchauen war. Bald darauf ſah er in der Niederung ein Licht auftauchen, und er gewahrte Bauern, die an dem Ufer eines kleinen Gebirgswaſſers fiſchten. Einer darunter trug einen Hut mit einer Geierfeder. Als er der Flamme vorüberſchritt, wurde wieder ein flüchtiger Schatten zu Paul's

Füßen ſichtbar. Unſer Held ward faſt unwillig. Da er einen bedeutenden Lebensmoment feierte, glaubte er annehmen zu dürfen, daß die Geiſterwelt ſich mit ihm beſchäftige, und er hatte nichts Geringeres als die Erſcheinung Rübezahls, des Bergesfürſten, in dem wandelnden Rieſenſchatten vermuthet, der ihm ſeinen Geiſterſegen auf die neue Laufbahn zuwinkte.

Unmuthig gab er ſeinem Pferd die Sporen und rückte in tiefer Nachtſtunde im Städtchen ein.

Zwanzigſtes Capitel.

In welchem ein Miniſter und eine verſchleierte Dame auftreten.

Je näher unſer Held der Stadt kam, wo er ſeine glänzenden und prunkenden Tage verlebt hatte, wo man ihm gehuldigt hatte, wie man immer dem Reichthum huldigt, wo er ſeine flüchtigen und unartigen Launen nicht allein geduldet, ſondern ſie als Geſetze betrachtet ſah, denen pünktliche Folge zu leiſten Pflicht war, um ſo gewichtiger ſchien ihm ſeine jetzige Umwandlung. Er bereute ſeinen Entſchluß nicht, aber er fühlte erſt jetzt deſſen ganze Bedeutſamkeit und Schwere. Ihm war nicht wohl zu Muthe, als er die beiden Thürme des Gensd'armes-Markts ſah, dieſe ſchlanken und zierlichen Thürme, mit ihren in der Abendſonne funkelnden Kuppeln. Er gedachte ſeines erſten

Einzugs in dieſe Stadt, und verglich damit dieſen zweiten. So ſchnell hatte der Ruhm ſich abgenutzt, ſo raſch war die Hoffnung erbleicht. Er hatte jetzt nichts mehr zu ſuchen auf den Treppenſtufen dieſer glänzenden Paläſte, es blühte für ihn kein Glück mehr hinter den rothen Damaſtdraperien dieſer feſtlich erleuchteten Fenſter. Er war arm, die Welt hatte ein kaltes fremdes Anſehen angenommen; es war ungewiß, wie ſie den verlorenen Sohn aufnehmen würde. Vielleicht war dieſe Welt, die man ſo oft und ſo ungerecht ſchmäht, doch nicht ſo ſchlimm; vielleicht hatte ſie Gefühl für Größe; vielleicht hatte ihr Antlitz ein Lächeln für den Muth und die Keckheit einer jugendlichen edlen Uneigennützigkeit. Sie war vielleicht nicht ſo grauſam und egoiſtiſch, als ſie einige kranke Menſchenhaſſer und übelgeleitete Philoſophen ſchildern. Vielleicht—! — O in dieſem „vielleicht" lag Paul's Troſt. Obgleich er Muth in ſeiner Seele fühlte, mit der ganzen Welt anzubinden, ſo wäre es ihm doch lieber geweſen, wenn es der ganzen Welt hätte gefallen wollen, mit ihm einerlei Meinung zu ſein.

Er gab Befehl, zum Hauſe ſeines Banquiers zu lenken. Während der Wagen nun um die Ecke bog, traf er auf eine Reihe eleganter Kutſchen, die ſich vor dem Portal des Palaſtes eines Prinzen aufgeſtellt hatten, und erwarteten, daß die Reihe an ſie komme, vorzufahren. Auch Paul's Wagen mußte halten; es geſchah dies gerade vor dem Eingang der Wohnung eines Miniſters. Sich herauslehnend, hörte

Paul folgendes Geſpräch an. Ein ältlicher Mann in dürftiger, aber anſtändiger Kleidung näherte ſich dem Portier, der auf dem Treppenvorſprung ſtand und in müßiger Neugier dem Drängen der Equipagen zuſah. Er war unwillig, daß ihn der Gruß des Ankömmlings in ſeinen Beobachtungen ſtörte. „Ich möchte zu Sr. Excellenz, dem Miniſter; wollen Sie die Güte haben, mich einzulaſſen, damit ich bei einem der Diener mich melden laſſen kann?“ — „So ſpät kommt man nicht zum Miniſter.“ — „Er iſt zu Hauſe.“ — „Das iſt möglich.“ — „Wollen Sie alſo?“ — „Nein.“ Und mit dieſen Worten pflanzte ſich das dicke Ungeheuer wie der Koloß von Rhodus mit weit auseinandergeſpreizten feuerfarbenen Beinen vor den Eingang, und der dünne ſchwarze Schatten ſuchte vergeblich eine Spalte, um in das Heiligthum zu ſchlüpfen; er jammerte: „Ich komme ſchon den ganzen Monat über, täglich zwei Mal, und nie kann ich Einlaß gewinnen. Ich muß Se. Excellenz heute Abend ſprechen, oder es geſchieht mir ein großes Unglück.“ Der dicke Machthaber an der Thür hatte eben jetzt ein intereſſantes Peitſchenduell zwiſchen zwei Kutſchern zu beobachten, die Einer dem Andern den Vorrang abgewinnen wollten, er beugte ſich daher vor, und dieſen Moment wollte der magre Schwarze benutzen, um in die Thür zu ſchlüpfen; aber das ſchwierige Manöver mißlang. Der Portier wandte ſich raſch, und mit einem gutgezielten Stoß ſeiner breiten Schultern flog der arme Schatten die Stufen hinab und ſtieß hart an die Räder des nächſtens Wagens. Als Paul ihn an ſich vorübergleiten ſah, ſchimmerte ihm durch die Dunkelheit ein blaſſes Geſicht entgegen, in das der Kummer tiefe Furchen gezogen. „Das iſt ein echt ſtädtiſcher Anblick," ſagte unſer Reiſender bei ſich. „In meinem Gebirge ſah ich dergleichen nicht."

Der Banquier, deſſen Bekanntſchaft der Leſer ſchon flüchtig gemacht hat, kam unſerm Helden mit Geſchäftsfreundlichkeit entgegen, die zu nichts verbindet, nicht einmal zu einer gleichen oder ähnlichen Miene. Er war feſtlich gekleidet und eben im Begriff in eine Geſellſchaft zu fahren; Paul, immer noch im Beſitz der Anmaßung, die ſein Reichthum und ſein Stand ihm in der Welt gaben, fiel es nicht ein, ſeine Entſchuldigung wegen der ſpäten Stunde zu machen, oder eine andere, günſtigere in Vorſchlag zu bringen. Er nahm auf dem Sopha Platz, und ſein Wirth ihm gegenüber auf einem Stuhl, das blaſſe Geſicht mit der zierlichen Brille, der glatt anſchließenden ſchwarzen Perrücke ihm mit dem Ausdruck der fadeſten, nichtsſagendſten Glätte zugewendet.

„Sie haben meinen Brief erhalten," hub Paul an.

„Ja, Herr Baron."

„Was ſagen Sie zu meinem Entſchluß?"

„Ich hab' über dieſe Dinge keine Meinung, Herr Baron; oder richtiger geſagt: ich will keine haben."

Paul fühlte ſich durch dieſe Antwort beleidigt und ſagte ſtolz: „Sie haben Recht; es kann für Sie kein Intereſſe haben, einem rein geiſtigen und moraliſchen Motiv nachzuſpüren.

Für Sie iſt das Geld eine Waare, durch deren Umſatz Sie leben.“

Der Banquier machte eine leichte bejahende Neigung des Kopfes.

„Auch hab' ich die obige Frage zu allgemein geſtellt,“ fuhr Paul fort. „Ich meine, ob die beabſichtigte Abtretung und Schenkung der Gelder und Grundſtücke keine Schwierigkeiten hat?“

„Durchaus keine. Der Gerichtsanwalt, den ich auf Ihre Aufforderung zur Berathung gezogen, wird ſich Ihnen morgen präſentiren und die Vollmachten mitbringen. Sie müſſen nur genau angeben, wem Sie Ihr Beſitzthum ſchenken wollen. Ohne Zweifel werden Sie ſich eine Jahresrente vorbehalten.“

„Meinen Sie, daß dies nöthig ſei?“

„Ob ich es meine? — Herr Baron, ich habe hier, wie geſagt, keine Meinung.“

„Wenn ich keine Rente nehme, ſo hab' ich gar nichts,“ ſagte Paul.

Der Banquier neigte wieder leiſe das Haupt und erwiederte: „Nein, alsdann hätten Sie gar nichts.“

Paul rief mit ſchlecht verhaltenem Verdruß: „Sie würden das ſicherlich ſehr unklug gehandelt nennen, wenn ich mir keine Rente vorbehielte?“

Der Banquier zuckte die Achſeln, ſah ſtarr durch ſeine leuchtenden Brillengläſer Paul an und ſagte endlich: „Wann wünſchen Sie, daß ich Ihnen den Advocaten morgen zuſende?“

„Um zehn Uhr, wenn's beliebt.“

„Gut.“

Paul erhob ſich raſch, machte eine flüchtige Verbeugung und lehnte die Begleitung ſeines Wirths ab, der ihm zur Treppe nachfolgte. Eine artige, tiefe Verbeugung von Seiten des Banquiers machte den Schluß dieſes Beſuches, der unſern Helden in üble Stimmung verſetzte, ohne daß er ſich einen ausreichenden Grund für ſein Mißbehagen anzugeben wußte. Welch' einen andern Empfang hätte er erwarten dürfen? Aber es war ſo viel ſtürmende Jugend, ſo viel Zukunft, ſo viel zum Himmel aufjubelnder Enthuſiasmus in der Seele unſers armen Paul, daß er wider Willen empfindlich und übertrieben reizbar wurde.

Er wollte nun zu Elfried, aber mitten auf dem Wege faßte er einen Entſchluß, ließ umkehren und nahm ein Zimmer im Gaſthof: ſeine eigene Wohnung wollte er nicht betreten: zugleich fiel es ihm ein, daß ſein Freund unfehlbar auf dem Balle beim Prinzen ſei. Er brachte einen einſamen Abend zu. Das Zimmer war herbſtlich kalt. Im Gaſthofe gab es ein Hin- und Herlaufen. Fröſtelnd warf er ſich in ſeinen Offiziersmantel gehüllt auf das Sopha und ſuchte, wenn auch nicht zu ſchlafen, doch ſich in Träume zu wiegen. Beides vergeblich. Der Lärm um ihn her, die kalte, ſtarre, fremde Umgebung, ſeine eigene Unruhe — Alles hielt ihn wach und der gegenwärtigen Stunde zugewendet. Er mußte hören, wie auf dem Gange, dicht vor ſeiner Thür nach einer „Portion Thee“ geſchrieen wurde, wie Köchin und Kellner ſich zankten, und wie ſchreiende Kinder über den Gang geſchleppt wurden, in weiter Entfernung Thüren, vom Zugwind geſchlagen, zufielen. Die Stille ſeiner Waldklauſe war ihm jetzt ein Gegenſtand der größten Sehnſucht. Thor! rief er bei ſich ſelbſt; könnteſt du denn nicht ewig im Walde bleiben? — Nein! entgegnete eine andere Stimme in ihm. Ins Leben hinaus! Auf Straße und Markt — da iſt dein Platz!

Es war ihm gelungen, in einen Halbſchlummer zu fallen, als Worte, dicht an ſeinem Ohr, ihn wieder aufweckten. Eine Hand hatte die ſeinige gefaßt, und eine Stimme rief: „Ich will ihm an den Puls fühlen. Es muß ſich zeigen, ob er im Fieber liegt, oder ob ſeine Verſtandeskräfte alle beiſammen ſind. In der That, der Puls iſt der eines vernünftigen Menſchen! Eins — Zwei — Drei — Vier! Ganz in der Ordnung. Hm!“.

Paul ſtrengte ſich an, beim Dämmerſchein, den das herabgebrannte Licht im Zimmer verbreitete, den Mann zu erkennen, der ſich über ihn gebeugt hatte, um mediziniſche Unterſuchungen mit ihm anzuſtellen. „Wie!“ rief er, „Du biſt's, Elfried! Wie haſt Du mich finden können?“

„Fünf — Sechs — Sieben — Acht! Ganz in der Ordnung! Wie ich geſagt habe! Hm!“

„Was ſollen die Poſſen; laß mich in Ruhe. Antworte mir. Wo kommſt Du her und wer ſagte Dir, daß ich hier ſei?“

„Philipps. Er hat Dich im Wagen ſitzen ſehen, iſt Dir bis hieher gefolgt, und als ich nach Hauſe kam, benachrichtigte er mich pflichtſchuldigſt von dem Ereigniß.“ Mit dieſen Worten nahm der junge Offizier einen Stuhl und ſetzte ſich dicht Paul gegenüber, indem er ihn mit einer halb niedergeſchlagenen, halb ſpöttiſchen Miene betrachtete.

Paul konnte dieſen Blick nicht ertragen und wandte unwillig ſein Antlitz weg. Elfried kümmerte ſich hierum wenig und ſagte in einem ſtrengen Tone: „Ich habe wenig Ehre mit Dir eingelegt, mein Freund. Ich brachte Dich zu meiner Schweſter, in der Vorausſetzung, Du würdeſt ihr den Hof machen und dort ruhig ſitzen bleiben, ſtatt deſſen läufſt Du ohne Abſchied fort, und die guten Leute ſind um Dich nicht wenig bekümmert.“

„Ich muß Dir geſtehen, Elfried, daß mich das vollkommen gleichgültig läßt.“

„Das glaub' ich. Es iſt einer von Deinen gewöhnlichen Streichen geweſen. Uebrigens muß ich Dir ſagen, meine Schweſter hat Gefallen an Dir gefunden; ſie ſchreibt mir, daß Du ein Menſch ſeiſt, gerade auf die gewiſſe Weiſe unerträglich, wie ſie die Leute gern hat. Sie hatte Großes mit Dir vor; ſie wollte Dich in die Geheimniſſe des Triktrak und des Dominoſpiels einweihen, und Du ſollteſt die langen

Herbſtabende ihr verkürzen helfen. Das ſind nun untergegangene und zertrümmerte Luftſchlöſſer. Ich bedaure es weiter nicht, und meine Schweſter wird ſich zu tröſten wiſſen. Es fragt ſich, ob eine gewiſſe andere Dame ſich ſo ſchnell mit dieſer Umwandlung der Scene wird vertraut machen können.“

„Ja, das iſt die Frage,“ ſagte Paul zerſtreut und ohne auf die Worte des Freundes zu hören.

„Ich will Dir nun einige Veränderungen mittheilen,“ fuhr Elfried ſchwatzhaft fort, „die ſich während Deiner Abweſenheit beim Regiment zugetragen haben. Vor allen Dingen mußt Du erfahren, daß Dein Freund und Schützling Emil jetzt in unſerm Corps dient. Der Schwiegervater hat es nicht ziemlich gefunden, daß ſein Eidam ferner bei den Linientruppen verbleibe. Man verwendet dies gefällige Individuum zu allerlei Hausdienſten. Er geht in die Kaufläden und ſammelt Battiſtproben ein, auch zieht man ihn zu Rathe, wenn eine neue Kryſtallvaſe angeſchafft werden ſoll. Er paßt auf dieſe Weiſe vortrefflich in dieſe Familie. Der Papa hat ſich auch mittlerweile mit ihm ausgeſöhnt und giebt ihm ein Anſehnliches an Taſchengeld, dagegen hat der Sohn geloben müſſen, nicht zu ſpielen, nicht Tabak zu rauchen und keine Verſe zu machen. Im Uebrigen haben wir einen neuen Brigadechef erhalten, einen intereſſanten, alten Haudegen, der ſchon mein ganzes Herz gewonnen hat. Man ſagt, daß das nächſte große Manöver in der Nähe von Merſeburg ſtattfinden, und daß dabei das zweite und dritte Armeecorps betheiligt ſein ſoll. Aber Du ſchläfſt, mein Herz."

Paul ſprang auf und rief heftig: „Aber iſt es möglich, mir einen ſolchen Schnickſchnack vorzureden, während es ſich um Jemandes Leben, Glück und Zukunft handelt!"

„Wer iſt dieſer Jemand?" fragte Elfried ſpöttiſch lachend.

„Menſch! ich könnte Dich ermorden! Du biſt in Deiner nichtswürdigſten, feigeſten, erbärmlichſten Laune — und ich — komme mit einem ganzen dämmernden Morgenhimmel in der Bruſt zu Dir, voll Liebes- und Zukunftsroſen. O Gott!"

Elfried reichte ihm die Hand, er ſtieß ſie von ſich und rief: „Laß mich! Auch Du verſtehſt mich nicht! Auch Du haſt kein Wort für mich! Es iſt entſetzlich! Iſt denn Alles umgewandelt, oder bin ich über Nacht toll geworden!"

„Das Letztere fürchte ich."

„Elfried."

„Nun?"

„Sieh, um wenig Stunden erwarte ich den Anwalt; ich werde in ſeine Hand die nöthigſten gerichtlichen Papiere niederlegen. Ich will keinen Moment mit der Verwirklichung meines Entſchluſſes zögern, und während dieſe letzten Augenblicke verrinnen, wo ich noch Euch und meinen alten Verhältniſſen angehöre, haſt Du kein Wort des Ernſtes, kein Zeichen der Vernunft und Liebe für mich. Iſt das nicht entſetzlich!"

„Sei ruhig. Ich hab' Dir ſchon geſagt, daß ich für romanhafte Ideen keinen Sinn habe, daß ich eine praktiſche proſaiſche Natur bin. Wenn ich Dir die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo glaub' ich nicht, daß der Anwalt vor der Thür iſt, ich glaube nicht, daß Schloß Brunswick in andere Hände übergeht, und endlich glaub' ich nicht, daß Du heute irgendwo anders, als bei mir zu Mittag ſpeiſen wirſt, wo ich mit einigen Kameraden Deine Ankunft feiern will. Ich ſage Dir, Fanny hat ſich aufs Kochen gelegt und hat ein deliciöſes Compot erfunden. Sie wäre im Stande, heute ihre Erfindung zum erſten Mal öffentlich auszuſtellen, lediglich um Dir eine Ehre zu erweiſen."

„Es thut mir leid," entgegnete Paul, „ich kann dieſe Einladung nicht annehmen. Ich verlaſſe noch heute Abend Berlin, um, wie die gerichtlichen Ceremonien es erheiſchen, mit dem Anwalt und dem Geſchäftsträger nach Schloß Brunswick abzureiſen."

„Das geht nicht; Du mußt Dich melden."

„Verwünſchte Sklaverei! — Doch, ich werde mich aus ihr löſen! Es iſt das letzte Mal!"

Elfried zog die Klingel und beſtellte eine Flaſche Wein. Er ließ ſie drei bis vier Mal umtauſchen, weil es nicht die rechte Qualität und Sorte war, indem er vor ſich hinmurmelte: „Die verdammten Weinverfälſcher! Wenn ich dazu beſtellt wäre, die Gaſthäuſer zu revidiren, ſo würde ich an jede Thür den Inhaber des Gaſthauſes auf gut Türkiſch mit den Ohren annageln laſſen. Man würde dann zwar nach wie vor immer verfälſchten Wein trinken, denn dieſem Unglück entgeht die Welt nun einmal nicht, ebenſowenig wie, ſo lange Ehen exiſtiren, die Ehemänner nicht dem Unglück entgehen werden, betrogen zu werden; aber es würde für gläubige Seelen doch ein angenehmes Schauſpiel ſein, einige dieſer Raubvogel beſtraft zu ſehen, wie ſie's verdienen."

Paul hatte das Haupt auf die Hand geſtützt und ſagte mit ſchwermüthigem Tone und bewegter Stimme: „Ich hab' es nicht bedacht, daß ich Schloß Brunswick weggeben ſoll. Ich werde die Stätte meiner Jugend, die Plätze, wo ich harmlos glücklich war, nicht mehr mein nennen dürfen. Das iſt etwas, was mir durchs Herz ſchneidet."

Elfried hielt das Glas gegen das Licht und ſagte: „Dieſes Roth iſt falſch, wie das auf der Wange eines gefallenen Engels."

Paul ſprang auf, faßte wüthend den Freund an Hals und Schultern, und ihn heftig ſchüttelnd ſchrie er: „Deine letzte Stunde hat geſchlagen, unnützer, erbärmlicher Menſch! Zieh' den Säbel, vertheidige Dich; ſage, warum Du ein ſo gefühlloſer Klotz biſt!"

Elfried füllte ruhig das Glas von neuem, deſſen Inhalt auf dem Boden verſchüttet worden war, dann ſtand er auf und faßte nochmals Paul's Hand; aber die höhnende Miene und das ſpottende Lächeln ſchwand aus ſeinem Geſicht, als er den Freund zuckend und im Fieber liegend, ſich winden ſah. Die Aufregung und die innere verhaltene Leidenſchaftlichkeit Paul's hatte den höchſten Grad erreicht und brach nun durch die Schranken. Er warf ſich mit dem Oberleib auf den Tiſch, drückte ſeine Stirn an die Tiſchplatte und ſtieß, halb zwiſchen Weinen und Klagen, tiefe und durchdringende Schmerzenslaute aus. Sogleich war Elfried in ſeinem ganzen Weſen verändert. Mit der liebevollſten Sanftheit und Zartheit umſchloß er den unglücklichen Jüngling, und indem er mit einer Grazie und Innigkeit, wie man ſie bei dem ſtarken und trotzigen Wildfang nie vermuthet hätte, den Kopf des Trauernden aus ſeiner gebeugten Lage aufzurichten ſtrebte, zog er ihn ſchmeichelnd an ſich und brachte ihn an ſeine Bruſt zu liegen, wo er dann ſanft und kaum merklich ſeine Wange an die von Thränen feuchte des Freundes legte. „Mein guter Junge," ſagte er, Paul's Hände faſſend und ſie zwiſchen den ſeinen haltend, „Du biſt wirklich jämmerlich herunter. Vergieb mir, ich hab' nicht gewußt, daß Du im Ernſte ſprichſt. Du weißt, wie mir alles leere Komödienſpiel zuwider iſt. Vergieb mir."

Paul gab ihm die Hand, und Elfried ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz, indem er ſagte: „Wir wollen Deine Angelegenheit beſprechen. Für's Erſte, nimm dies Blatt Papier, das ich aus meinem Taſchenbuche löſe, und beſtelle ſogleich den Anwalt auf einen Tag ſpäter. Vierundzwanzig Stunden ſind ebenſo viele ſehr nöthige Fragezeichen bei einer Sache wie die Deinige. Nimm das Blatt, Kind, und ſchreib."

Paul that nach einiger Weigerung, wie es ihm ſein Freund hieß. Das Billet wurde dem Kellner übergeben, mit der Weiſung, es ſofort zu befördern. Es war an Paul's Banquier adreſſirt und dieſem die weitere Beſorgung aufgetragen. Als der Brief fort war, rückte Elfried mit ſeinem Stuhl näher, und den Freund ernſt und gleichſam finſter anſehend, fragte er: „Und Du willſt wirklich eine Art Don Quixote ſein? Ein Don Quixote des neunzehnten Jahrhunderts?“

„Wenn Du's ſo nennſt, ja.“

„Und zu weſſen Nutzen? Willſt Du ein Spital gründen?“

„Nein.“

„Alſo wem ſoll Deine Entſagung Vortheil bringen?“

„Dem Ganzen, der Menſchheit, dem Volk.“

„Es iſt gut,“ ſagte der junge Mann heftig. „Ich hab' hier nichts zu ſagen. Sprich kein Wort weiter; es wäre unnütz. Du haſt Deine Einfälle für Dich, ſo wie ich die meinigen für mich habe.“

„Was ſoll das?“ fragte Paul verwundert.

„Es ſoll andeuten,“ entgegnete ſein Freund, „daß ich Dir beipflichte, daß ich Dein Freund bleibe, daß zwiſchen uns nichts aus dem alten Gleiſe gerückt werden ſoll.“

„Und Du willſt meine Gründe nicht hören, die mich beſtimmt haben, ſo zu handeln, wie ich handle?“

„Nein; denn es wäre nutzlos. Ich bin kein Mann der Ideen. Du willſt eine Narrheit begehen; gut, begeh' ſie.

Ich ergeb' mich darein. Wenn ich einmal Luſt bekomme, einen dummen Streich zu machen, ſo hoffe ich von Deiner Seite auf eine ähnliche Nachſicht.

„Und das iſt der ganze Segen, den Du mir auf den Weg giebſt?"

„Nein. Noch Etwas. Wenn Du Dein Geld weggiebſt, ſo gieb es mir. Ich werde es für Dich aufbewahren und von mir kannſt Du es jeden Augenblick und ohne Proceduren wieder erhalten, wenn Du eines ſchönen Morgens Deiner Narrheit überdrüßig ſein ſollteſt."

„Ich habe ſchon meine Verfügungen getroffen," erwiderte Paul.

„Nun denn, ſo leb' wohl. Ich will ins Bette; ich bin müde."

Als er an der Thüre war, lief Paul ihm nach, ſchloß ihn in ſeine Arme und rief: „Elfried, Du thuſt mir unbeſchreiblich weh, aber ich verzeihe Dir."

Bald darauf klirrte der Säbel des jungen Offiziers auf dem Steinpflaſter. Paul ſah dem Fortgehenden nach, wie er in den ſtillen, dämmernden Straßen verſchwand. „Zum erſten Mal," rief er bei ſich ſelbſt, „wendet ſich ein Freund von mir; zum erſten Mal fühle ich, was es heißt, verlaſſen zu werden. O dieſe erſte bittre Frucht meines Entſchluſſes iſt eben ſo herb, als ſie unerwartet kommt." Er rief ſich, um ſich gegen die entſtehende Kälte dem Freunde gegenüber zu waffnen, Elfried's treue und unverfälſchte

Natur ins Gedächtniß, er zog ſeinen Edelmuth, ſeine Gradheit, ſeinen echt ritterlichen Charakter neu in Betrachtung, doch half dies nicht gegen den Tadel, der in ſeiner Seele gegen den ehemaligen Gefährten keimte, der ſich ihm hartnäckig verſchloß, jetzt, da er im Namen höherer, geiſtigerer Intereſſen ſeine Mitwirkung und Theilnahme in Anſpruch nahm. Elfried war der Repräſentant jenes Adels, der das Entzücken, die Bewunderung, aber auch das Schrecken der Feudalzeit ausmachte. Er war dem Trieb nach Ruhm hingegeben, aber er ſuchte dieſen Ruhm gerade auf demſelben Felde im neunzehnten Jahrhundert, wo ſeine Vorfahren ihn im ſechzehnten und ſiebzehnten geſucht und gefunden hatten. Er ſah in Paul's Entſchluß nichts als eine jener prahleriſchen und abenteuerlichen Launen, denen unſer Held von Kindheit preisgegeben geweſen, und da er fühlte, daß er keine Ueberredungsgabe beſaß, den thörichten Plan rückgängig zu machen, nahm er ſich vor, nach Weiſe ſeiner ehrenhaften Geſinnung, den Freund nicht fallen zu laſſen, wenn das Unziemliche und Lächerliche, was jener beabſichtigte, wirklich zur Erſcheinung käme. Fürs Erſte zweifelte er, daß dies geſchähe, und verſchwieg ſorgfältig gegen Jedermann alles hieher Bezügliche; aber er bemerkte bald, daß ſämmtliche Cameraden bereits von dem Gerücht Kenntniß hatten, und der Chef des Regiments ſich öffentlich mißbilligend und mit Spott über den Sonderling, wie er Paul genannt, geäußert hatte. Der Abſchied wurde Paul bewilligt, und erſt als das Zeitungsblatt, in welchem dieſer offizielle Bericht ſtand, in Elfried's Händen ſich befand, erſt dann zweifelte er nicht länger, daß das Unglück geſchehen und ſein Freund und Genoſſe ſich vor aller Welt lächerlich gemacht habe. „Es wird einige Duelle koſten,“ ſagte er kaltblütig; „ich werde Philipps den Auftrag geben, meine Piſtolen in gutem Stande zu halten, denn ich werde ſämmtlichen Herrn Cameraden des Regiments begreiflich machen müſſen, daß Paul mein Freund iſt und bleibt, und daß es nicht meine Sitte iſt, Narren zu Freunden zu haben.“

Während ſich der junge Offizier auf dieſe Weiſe anſchickte, ſein gegebenes Wort und ſeinen einmal zugeſagten Schutz zu halten und zu gewähren, brachte Paul in gänzlicher Abgeſchloſſenheit einſame Tage zu, den Zeitpunkt abwartend, wo es ihm erlaubt ſein würde, aller ſeiner frühern Verpflichtungen baar, die Stadt zu verlaſſen. Er war in ſeine frühere Wohnung gezogen, doch beſuchte er Niemanden und nahm auch keinen Beſuch an; nur mit ſeinem Geſchäftsführer beſtand ein lebhafter Verkehr. Gegen Abend, wenn es völlig dunkel geworden, machte er ſeine Spaziergänge, doch auch hier, um nicht erkannt zu werden, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief im Geſichte.

Als er von einem dieſer melancholiſchen Gänge nach Hauſe kam, fand er ein Billet auf ſeinem Tiſche liegen. Es enthielt von unbekannter Hand die Worte: „Wenn Sie einen Freund kennen lernen wollen, der mit Ihnen in manchen Ihrer Anſichten ſympathiſirt, ſo begeben Sie ſich heute

Abend um die achte Stunde in den Thiergarten, in die Gegend, wo die Statue der Venus von Milo ſteht." Paul legte das ſeine, duftende Papier bei Seite, indem er rief: „Ja, ja; ich komme. Ich will einmal wieder Menſchen ſprechen; bis jetzt hab' ich nur mit einem perſonifizirten Regiſter der Geſetze und Verordnungen, denn etwas Anderes iſt mein theurer Herr Wendling nicht, der ſich die Mühe giebt, mir zu zeigen, auf welche Weiſe ich arm zu machen ſei, ohne beraubt zu werden und ohne ein Verſchwender zu ſein. Ja, ich werde hingehen; und wenn dieſer unbekannte Freund auch nur ein Spaßvogel, einer meiner früheren Cameraden wäre, ich werde dennoch hören, was er mir zu ſagen hat."

Die Abende waren nicht mehr ſommerlich hell; um die achte Stunde, als Paul an dem bezeichneten Orte erſchien, dunkelte es ſchon ſo bedeutend, daß er kaum erkennen konnte, ob der Unbekannte ſich ſchon eingefunden oder nicht. Es gingen einige einſame Spaziergänger über den Platz; unter dieſen war er nicht, denn ſie ſetzten ihren Weg unbekümmert um Paul fort, der ſich bemühte, ihnen ins Geſicht zu ſehen. Er trat etwas aus den Schatten hervor, an den Rand des Teiches, wo der Schein des Abendhimmels ungetrübt ſein Licht verbreitete. Es war ein herbſtlicher, rother Glanz, der auf den halb ſchon entlaubten Roſenbüſchen und den Gewinden des Epheus und wilden Weines, die das Becken des Waſſers einſchloſſen, ruhte und, in der Höhe zu hellerem Lichte ſich verklärend, die Gipfel der Buchen, Eichen und Silberpappeln umſpielte, die die Statue einſchloſſen, welche ihre weißen Glieder durch die Dämmerung ſchimmern ließ. Die Töne einer Muſik, aus irgend einem der nahen öffentlichen Gärten kommend, drangen durch die Stille des Abends und machten deh wohlthuenden Eindruck vollkommen, den dieſe anmuthige Partie des großen Parks auf den Beſchauer ausübte. Paul hatte ſchon ein paarmal den Gang von der Statue bis zum großen Fahrwege, der den Thiergarten durchſchneidet, hinauf- und hinabgemeſſen, und noch immer wollte ſich der Unbekannte nicht zeigen. Der Platz wurde leer, der Abendwind rauſchte in den Gipfeln, die in immer ſchwächerem Lichte glänzten und endlich in ein kaltes nächtliches Grau verſanken. Einzelne Sterne traten hervor und tauchten ihre goldenen Strahlen in das Dunkel der Gewäſſer, als wären es nächtliche Geiſter, die zum kühlen Bade herbeigeſchlichen kamen. Unſer Held wollte eben heimkehren, feſt überzeugt, daß man ihn zu täuſchen und zu necken beabſichtigt habe, als er den Widerſchein von zwei ſchlanken Geſtalten im Waſſer erblickte, die am jenſeitigen Ufer des Teiches eilig ſich gegen den Platz zu bewegten. Es waren zwei Frauen, eine am Arm der andern und beide verſchleiert. Paul beobachtete ſie, da er aber weit entfernt war, zu glauben, daß dieſe ſpäten Spaziergängerinnen ihn ſuchen könnten, wandte er den Blick wieder ab und ſetzte langſam ſeinen Weg fort. Die beiden Damen hatten unterdeſſen in großer Schnelligkeit die Runde um den Teich gemacht, und da ſie bei der Statue Niemanden gefunden, hörte Paul ſie bald flüſternd dicht hinter ſich. Er unterſchied die Stimme der Einen, die lebhaft und mit einem faſt heftigen Tone ſagte: „Er iſt's, laſſen Sie mich — bleiben Sie in einer kleinen Entfernung, ich bin ſogleich wieder bei Ihnen.“ Die Stimme der Andern brachte in gedämpftem Tone, wie es ſchien, einige Einwendungen vor, doch indem Paul aus dem Wege treten wollte, um den Damen Platz zu machen, mit denen er ein Zuſammentreffen in der Stimmung, in welcher er ſich jetzt befand, nicht beabſichtigte, fühlte er den Arm der Erſtern mit leichtem Druck auf dem ſeinigen. „Mein Herr,“ hob dieſelbe lebhafte Stimme an, doch mit der merkbaren Anſtrengung, ſich zu verſtellen, „Sie ſuchen einen unbekannten Freund, der ſich Ihnen angemeldet hat. Ich bin es. Ich hab' mich als Mann angekündigt, weil ich fürchten mußte, wenn ich mein Geſchlecht nannte, daß Sie mein Verlangen, Sie zu ſprechen, falſch deuten würden. Ich weiß übrigens nicht, ob Sie es nicht auch jetzt noch thun werden.“ Die letztern Worte wurden mit einer reizenden Schüchternheit geſprochen, die um ſo verführeriſcher klang, als ſie einen lebhaften Contraſt zwiſchen dem raſchen und ſichern Auftreten der Unbekannten machten. In Paul's Seele waren allerdings Zweifel aufgeſtiegen, die nicht zu Gunſten der Dame ſprachen, die mit ſo großer Kühnheit ihm ihre Theilnahme und ihren Rath aufzudringen den Beruf fühlte, jener ſchüchterne Ton entwaffnete jedoch ſeinen Unwillen. Er neigte ſich zu ſeiner Gefährtin etwas herab und erwiederte mit einem freundlichen, doch kalten Lächeln: „Ich nehme mit Dank jedes Zeichen der Theilnahme an, es mag kommen von welcher Seite es wolle.“ Die Dame ſchwieg einige Secunden, dann ſagte ſie, indem ſie ſich umblickte und ihrer Begleiterin einen leiſen Wink gab: „Laſſen Sie uns in dieſen Gang einbiegen; wir ſind ungeſtörter.“ Paul führte ſie in den Baumgang, der mit dem Fahrwege parallel läuft und ſich von den beſuchteren Plätzen entfernt. Zur Seite dieſes Ganges iſt der Weg für Reiter; Paul hatte oft in Geſellſchaft Elfried's dieſen ſchattigen, und in der drückenden Sommerhitze Berlins, kühlen Ort aufgeſucht, und Beide pflegten ſich dann Spöttereien über die zärtlichen Paare zu erlauben, die ſie im Bereich dieſer dämmernden Schatten wandeln ſahen. Jetzt ſah unſer Freund ſich ſelbſt in dieſer Situation, gerade zu einer Zeit und in einer Stimmung, wo er am wenigſten zu derlei Abenteuern aufgelegt war. „Ich ſehe,“ hob die Dame an, „daß Ihnen wenig an meinem Tadel, ſowie an meinem Lobe gelegen iſt. Sie ſind ſehr kalt, mein Herr, und Ihr Schweigen hemmt mir das Wort auf den Lippen. Dennoch werd' ich ſprechen, weil ich einmal zu dieſem Zwecke hier bin. Geſtatten Sie mir für's Erſte eine Frage. Iſt's gegründet, daß Sie von Ihrer Stellung in der Geſellſchaft und zugleich vom Ihrem Vermögen Abſchied nehmen wollen?“

Paul war zerſtreut. Er hatte die Hand der Dame näher betrachtet und hatte ſie klein und von der zierlichſten Form gefunden. Ebenſo hatte er ihren Anzug gemuſtert und entdeckt, daß er zwar ſehr einfach, aber von koſtbaren Stoffen war. Er beſchäftigte ſich eben, das feine Taſchentuch näher zu betrachten, das die Hand hielt, die auf ſeinem Arm ruhte, in der Hoffnung, irgend ein Zeichen darin zu entdecken, das ihm über den Namen und den Stand der Unbekannten Aufſchluß geben könne, als dieſe mit einem herriſchen Tone ſagte: „Nun, antworten Sie; bitte.“ Dieſe Worte klangen wie ein Befehl; die Unbekannte war alſo gewohnt, zu befehlen, und ſchien durchaus nicht darauf vorbereitet, daß man ſie warten ließe. „Man hat Ihnen die Wahrheit geſagt,“ erwiederte Paul. „Aus welchem Grunde verüben Sie dieſe ſeltſame That?“ Paul fühlte ſich durch dieſe immer mit herriſchem Tone ausgeſprochenen Fragen etwas beleidigt und gab eine ausweichende Antwort. Die Unbekannte ſagte: „Sie mißtrauen mir, und ich kann Sie verſichern, daß Sie auf Ihrem ganzen künftigen Lebenswege kein Weſen finden werden, das mit einem ſo gerechten und glühenden Enthuſiasmus Ihre That würdigt, wie ich es thue. Sie wollen mir die Beweggründe nicht nennen? Gut; es iſt auch nicht nöthig, denn ich kenne ſie. Ich mache nicht erſt heute Ihre Bekanntſchaft, mein Herr, ich bin, ohne daß Sie es ahnen, ſchon ſehr lange mit Ihnen beſchäftigt. Wo ich nicht ſelbſt habe prüfen können, hab' ich mir genaue und glaubwürdige Berichte verſchafft. Ich habe Sie immer bizarr, den Convenienzen und dem Urtheil der Welt entgegen handelnd gefunden, aber nie unedel, nie gemein. Sie gefallen mir. Dies war ſchon früher der Fall, jetzt aber in einem erhöhten Grade. — Erwiedern Sie mir Nichts; laſſen Sie mich ausſprechen. Mit voller Sicherheit, von Ihnen nicht erkannt zu werden, kann ich Ihnen offen bekennen, was ich nie bekennen würde Angeſichts und eingeſchloſſen von den Schranken der Geſellſchaft, in der wir Beide leben. Bleiben Sie treu Ihrem Entſchluß; wanken Sie nicht. Sie haben in einer Zeit, die den perfideſten Götzenbildern huldigt, den einzigen wahren Gott herausgefunden. Bleiben Sie ihm treu; entweihen Sie durch kläglichen Widerruf und Abfall einen Altar nicht, der bis jetzt wenige Opferer, aber darum auch wenige Heuchler ſah. Ich bin verurtheilt in dem Kreiſe, in dem ich lebe, viele gemeine und ſchwache Männer zu ſehen, ſein Sie und bleiben Sie ein edler und ſtarker. Eine Frau, die nicht lieben und bewundern kann, iſt ein Geſchöpf, deſſen Tage grauſame Plagen ſind. Ich halte mich an Sie, ich hab' an Ihnen meine Stütze. Ungeſehen und ungekannt werde ich immer bei Ihnen ſein, aus Ihrem Blicke Muth ſaugen, in Ihrem Herzen leſen, an Ihren heldenmüthigen aufopfernden Träumen mich erquicken. Sie werden mich lehren, ein Daſein zu ertragen, deſſen gemeine Monotonie mich ſonſt umbringen würde. Wenn Sie fallen, werd' auch ich fallen, wenn Sie abtrünnig werden, iſt's auch um mich geſchehen. Sie werden, wenn Sie durch irgend eine feige und unedle That Ihr beſſeres Selbſt morden, auch das Herz einer Frau durchſtoßen, die auf Sie, als auf den Träger großer und ſchöner Ideen, ihre Hoffnung und ihren Glauben geſetzt. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Grund habe, mich zur Theilnehmerin Ihrer Zukunft aufzuwerfen." Die Rednerin ſchwieg, ſie ſchien mehr von der innern Gewalt und der Leidenſchaftlichkeit ihrer Worte erſchöpft, als von der äußern Kraft, mit der ſie ſie mehr ausgeſtoßen, als ausgeſprochen hatte. Sie ſtützte ſich auf Paul's Arm und hielt ihren Gang an. Eine Gruppe Reiter ſprengte den Gang herab; die Dame machte eine zuckende Bewegung, als wolle ſie ihren Führer beſtimmen, in einen Seitenpfad abzulenken, aber ſie blieb ſtehen, und ihre Blicke ſuchten ſich durch den Schleier Bahn zu brechen, um den Ausdruck zu beobachten, den ihre Worte auf die Züge ihres Gefährten geprägt hatten. Das, was ſie ſah, mußte ſie ohne Zweifel befriedigen. Unſer Held war ſo überraſcht und entzückt, eine ſolche Sprache zu hören, daß ſeine Augen von Zärtlichkeit und Dank glänzten, als er ſie zu ſeiner Begleiterin wandte und ſeinerſeits Verſuche machte, ihr Antlitz zu erſpähen. Sein erſter Gedanke war, daß Hermance de Romilly zu ihm ſpräche, aber er mußte bei dem leichteſten, oberflächlichſten prüfenden Blick ſich bekennen, daß es weder der Wuchs, noch die Stimme der jungen Elſaſſerin war. Die Dame, deren Arm er jetzt mit dem ſüßeſten

Gefühl auf dem ſeinigen ruhen fühlte, war, wenn auch eben ſo ſchlank, wie Hermance, doch größer gewachſen; ihre Geſtalt zeigte keine Zierlichkeit, doch dafür mehr Würde und Feſtigkeit. Es lag etwas Gebieteriſches, Herriſches im Weſen der Unbekannten, das Hermance gänzlich fehlte, aber dafür ermangelte ſie auch des eigenthümlichen Zaubers, der bei der Unbekannten in dem Uebergang lag von dem herriſchen Tone zu dem ſüßen und verführeriſchen Klange der leidenſchaftlichen und zärtlichen Bitte. Denn es hatte den Anſchein, als bäte ſie Paul die Kühnheit ab, mit der ſie ihn bewunderte, als gäbe ſie in bewußter Demuth ihren Stolz dahin, um dafür das Recht ſich zu erkaufen, einen Sinn, den ſie verehrte, einen Charakter, der ihr liebenswerth erſchien, mit der ganzen Fülle ihres bewegten Herzens zu umſchließen. Nie hatte man in weniger Worten mehr Gefühl geborgen. Paul mußte den Sinn dieſer aphoriſtiſchen Sätze verſtehen, denn ſie drangen mit der ganzen Schärfe einer erregten Seele, eines überzeugten und überwundenen Herzens, in ſein Inneres. Es war die Sprache der Liebe, in das Gewand des Stolzes gekleidet; doch dieſes Gewand flog in leichten, verrätheriſchen Falten um den ſchönen Körper, deſſen Formen er nicht verhüllte, obgleich er ſie auch nicht offen zeigte.

Die Dame ſetzte jetzt ihren Gang fort, aber ihre Schritte waren nicht mehr ſo raſch, ſie ſchien in ihren Gedanken einem geheimen Kummer Platz zu geben, ſie richtete ihre

Blicke, wie Paul zu bemerken glaubte, zu ihm empor, fragend, vielleicht auch ihn anklagend; denn die Stille herrſchte noch immer; Paul fand nach dem erſten Andrang der Ueberraſchung noch immer keine Worte. Er begnügte ſich, die kleine ſchöne Hand der Dame in die ſeinige zu ſchließen und leiſe zu drücken, indem er dabei kaum hörbar ſagte: „Ich danke Ihnen.“

„Sie mißtrauen mir noch immer,“ rief die Dame nach einer Pauſe.

„Durchaus nicht; allein es bekümmert mich, daß ich dem Andenken dieſer Stunde nicht den Namen meiner Wohlthäterin zufügen darf.“

„Ihrer Wohlthäterin?“ fragte ſie raſch. „Bin ich das?“

„In hohem Grade,“ entgegnete Paul. „Sie haben mich aufgerichtet, da ich faſt verzweifeln wollte; Sie haben mir Troſt eingeſprochen, nachdem eine kalte und ſelbſtiſche Welt mich von ſich geſtoßen.“

„O dieſe Welt! Zählen Sie nie auf ſie.“

„Ich kann ſie entbehren, wenn ich meinen Lohn in einem Herzen finde, ähnlich dem, das ſich mir in dieſer Stunde ſo ſüß erſchloſſen und doch dabei ſo ſtreng verſchleiert hat.“

„Lohn? Erwarten Sie keinen Lohn. Auch von meinem Herzen nicht. Ich kann nur mit Ihnen leiden und kämpfen. Sie belohnen kann ich nicht.“

„Werden Sie mir nicht ſagen, wo ich Sie finden kann, wenn mein troſtbedürftiger Geiſt Sie ſucht?“

„Sie werden mir nie wieder begegnen. Dies iſt die erſte und letzte Zuſammenkunft, die ich Ihnen gewähre."

„So hätte ich dieſes Glück lieber nicht genoſſen," ſagte Paul mit bewegter Stimme. „Denn das Glück und den Troſt gefunden zu haben und beide dann auf immer zu vermiſſen, iſt eine zu harte und zu grauſame Prüfung."

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich bei Ihnen bleiben werde, aber unſichtbar."

„Unſere Wege werden jetzt ſehr weit von einander abbrechen. Ich werde ein Leben der Armuth, des Erwerbes, der Thätigkeit beginnen; und Sie werden in den Kreiſen des Glanzes und des Genuſſes eingeſchloſſen bleiben, die ich freiwillig verlaſſe."

„Für den rechten Willen giebt's keine Schranken. Wie geſagt, ich werde mich im Geiſte nie von Ihnen entfernen. Täuſchen Sie meine Hoffnungen nicht, und wir werden Beide glücklich ſein. Jetzt leben Sie wohl." Ihre Stimme zitterte, als ſie dieſes Lebewohl ſprach. Paul zog ihre Hand an ſich, drückte ſie an ſein Herz, an ſeine Lippen. Wie ſie ſich von ſeinem Arm los gemacht hatte, war er im Begriff, ihr zu folgen, doch ſie winkte ihm, zu bleiben, und er wagte es nicht, dieſem Befehl ungehorſam zu ſein. Leicht wie ein Schatten bewegte ſich die ſchöne Geſtalt durch das Dunkel des Gangs und erſchien am Ende deſſelben, wo ſie noch einmal ſich umwandte und ihr weißes Tuch flattern ließ. Bald darauf ſah Paul beide Frauen den Fahrweg betreten, wo ein Wagen hielt, der ſie aufnahm und in die Stadt zurückführte. Unſer Freund blieb allein in dem jetzt völlig dunkelnden Park. Er wußte durchaus nicht, wie ihm geſchehen war. Die ganze Erſcheinung hatte etwas Zauberiſches, Unerklärliches gehabt, ſie war im Dämmerſchein gekommen und in Nacht wieder verſchwunden. Dennoch hatte ſie Wärme und Licht hinterlaſſen, das fühlte Paul in ſeinem Herzen. Wer auch immer die Unbekannte ſein mochte, ſie war zur rechten Stunde erſchienen. Der Entſchluß ſtand jetzt feſter als jemals in ſeinem Sinne. Er gab ſich nicht damit ab, den räthſelhaften Schleier, der ſeine Freundin einhüllte, zu lüften, es war ihm für jetzt nur darum zu thun, ihren Willen zu achten, ihre rührenden Bitten zu erfüllen, ihre Hoffnungen nicht zu täuſchen. In der Erſcheinung der Unbekannten in einer ſo wichtigen und entſcheidenden Stunde des Lebens ſah er eine unmittelbare Einmiſchung höherer Gewalten. Die Dame ſchien ihm bald die Geſtalt und Züge ſeiner Mutter anzunehmen, bald mit dem Liebreiz und der Schönheit Hermance's ſich zu ſchmücken. In jeder Hülle war ſie ihm gleich bedeutſam und wichtig. Er gewahrte jetzt, wie ungewöhnliche Lebensſtellungen uns unſere Freunde und Feinde plötzlich kennen lehren, gleichwie ein jähes aufloderndes Licht die Gegenſtände bei Nacht grell beleuchtet. Er war mit dieſem ungewöhnlichen und leidenſchaftlichen Weſen, wie es ſchien, oft ſchon zuſammen getroffen; er hatte es geſehen, ohne es zu beachten. Jene Säle und Gemächer, in denen die

Geſellſchaft ihre ermüdenden, zwangvollen und von Kälte und Langweile gleich ſtark gepeinigten Kreiſe ſchließt, hatten dieſe ſchlanke und anmuthige Geſtalt wandeln ſehen, ohne daß ſie den Beſuchern dieſer Kreiſe aufgefallen war, ohne daß irgend Jemand die Fülle und Schönheit geahnet, die ein kühles und indifferentes Aeußere barg. Erſt hier in der Dunkelheit der Laubgänge, in fremder und ſeltſamer Erſcheinung, brach ſich der Strom des Lebens und der Empfindung Bahn. Erſt hier gewann das rechte Wort ſeine rechte Stätte, und zwei Seelen fanden ſich in Nacht und Dunkelheit, die bei Glanz und Lichtern ſich vergebens geſucht hatten.

Paul machte jetzt eilig Alles zu ſeiner Abreiſe bereit. Er richtete es mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ſo ein, daß keine neuen Eindrücke dieſen letzten, lieblichen, ſeinen Muth erfriſchenden und ſeine Seele kräftigenden verdrängen konnten. Die Stadt war ihm ſo zum Ueberdruß, daß er je eher je lieber ihre Mauern hinter ſich zu ſehen wünſchte. Auf den nächſten Morgen waren die Poſtpferde beſtellt. Herr Wendling begleitete ihn. Doch es ſollte ihm nicht gelingen, noch einem, und zwar einem ſehr ernſthaften Examen zu entgehen. Der Miniſter, an dem jener Empfehlungsbrief des alten Legationsraths gerichtet war, hatte ſich bis jetzt wenig um unſern Helden bekümmert; ohne Zweifel ſchien er ihm nicht wichtig genug, und er fand keinen Grund, ſich mit einem jungen Manne zu beſchäftigen, der, wie Tauſende ſeines Gleichen, nicht viel mehr that, als ſeine Rolle als vornehmer Müßiggänger und Tagedieb auszufüllen. Jetzt plötzlich erhielt Paul ein Schreiben dieſes hochgeſtellten und angeſehenen Mannes, das ihn zu einer Unterredung einlud. Paul wagte nicht, dies Geſuch abzuweiſen. Der Miniſter, der unterdeſſen ſeine öffentliche Stellung aufgegeben hatte, war, wie man ſich in die Ohren raunte, mit einer geheimen, noch viel wichtigeren Miſſion beauftragt. Unter dem Anſchein, einer ſorgloſen und ſeinem Alter nach langer, treuer Geſchäftsführung wohl zuſtehenden Muße ſich hinzugeben, war der ſtarke und kräftige Geiſt dieſes Mannes unermüdlich thätig, die verſchiedenen Zweige der Verwaltung und die Organiſation der Staatsämter zu überwachen und zu ordnen. Im Einverſtändniß mit dem fungirenden Miniſter, deſſen langjähriger Freund er war, gelang es ihm, die Wirkungen der Macht zu üben, ohne dabei mit ihrem oft läſtigen Attribute bekleidet zu erſcheinen. Er ſah wenig Leute bei ſich, und dieſe wenigen waren Emiſſäre der öffentlichen Meinung und der herrſchenden Geiſtesſtimmung. Doch hätte er allenfalls ſie auch entbehren können; wie alle bedeutende Männer, beſaß er ein Organ, um die Schwingen der geiſtigen Atmoſphäre zu meſſen und zu beſtimmen, ohne daß er der ſtarkſinnlichen Zeichen, an denen untergeordnete Geiſter ihre Maßſtäbe anlegen, bedurfte. Er „fühlte“ eine ſich bildende Meinung aus der Menge heraus, wie eine phyſiſch zart begabte Natur einen noch in Geſtaltung begriffenen Nebel, ein Miasma aus der Atmoſphäre herausfühlt. Er täuſchte ſich ſelten, obgleich er nicht liebte, Schlüſſe zu ziehen und Reſultate auszuſprechen. Deshalb erſchien er der Menge nicht ſo bedeutend, als er war; nur wer ihm nahe ſtand und ſein Vertrauen bis auf einen gewiſſen Grad hin beſaß, — denn ganz es zu beſitzen konnte Niemand ſich ſchmeicheln, — ahnte die Kraft, die innere Geſundheit des Willens und den moraliſchen Zauber, den eine in einen gebrechlichen Körper gehüllte Seele ausübte. Paul, als er die Schwelle dieſes Mannes betrat, fühlte, daß er ſein Wollen und Denken, ſeinen Entſchluß in Kürze ſtreng zuſammen faſſen müſſe, um in dieſem Verhör einigermaßen zu beſtehen. Er hoffte nicht auf den Beifall des alten Staatsmanns; ein ſehr erklärliches Gefühl ſagte ihm, daß er in dem Aufruhr und der Leidenſchaftlichkeit, in der er ſich befand, kein Mittel beſitze, die kühle Beobachtung und die mißtrauiſche Klugheit für ſich zu gewinnen. Die Unbekannte hatte mit ihm geſchwärmt, Elfried hatte ihn kurz abgewieſen, ohne ſich auf Gründe und Ideen einzulaſſen, Beide hatten demnach ſeinen Entſchluß nur noch befeſtigen können; aber die Waffe, der er hier Stand halten ſollte, war die kalte, ſichere, ewig triumphirende Klugheit der Welt, dieſe in Siegen über den Enthuſiasmus der Jugend, über die ſchönen Irrthümer des unerfahrenen Geiſtes grau gewordene ſtolze Weisheit, und Paul zitterte, wenn er dachte, daß der Mann, den er am meiſten achtete, zugleich ſein erbittertſter Feind ſein konnte. Aber dieſe ſcharfen Gegenſätze, dem Sinn der Jugend ſo nahe liegend, verſchmäht und vermeidet jenes kluge

152. I

Alter, deſſen Repräſentant in der Perſon des Miniſters vor unſerm Helden ſteht. Paul fand den Mann, der im Ruf des Stolzes ſtand, der, für Fürſten ſelbſt, ſehr ſelten eine gütige und gefällige Miene in Bereitſchaft hielt, gegen ſich freundlich und ſogar zuvorkommend. Der alte Herr, gebückt und an einem Stabe gehend, kam ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Seſſel neben ſeinem Schreibtiſch, und während Paul ſaß, blieb der Mann mit den weißen Haaren vor ihm ſtehen, bückte ſich und ſah forſchend und mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Beſorglichkeit dem Jüngling ins Auge. Dabei hielt die welke kleine Hand die volle, derbe fleiſchige unſeres Knaben, und eine durch Krankheit gebrochene Stimme ſagte: „I ſieh da — der Sohn meines alten Schulkameraden! Warum hab' ich Sie ſo lange nicht geſehen, mein Guter? Hübſch die Leute beſuchen! Nicht auf Einladungen warten. Ja, mein liebes Kind, ſo hätten Sie's machen ſollen. In meinem Kopfe ſind viele Dinge und Menſchen; was mir entſchlüpft, hab' ich oft nicht Zeit, ſelbſt wieder einzufangen: meine alten Hände ſind auch zu müde, um einen ſo friſchen, luſtigen, lockern Zeiſig, wenn er ſich nicht fangen laſſen will, durch Garn und Falle hereinzubringen."

In Folge des Geſprächs merkte Paul, daß der Miniſter von allen, auch den geringſten Umſtänden, die ſich mit Paul in den letzten Wochen zugetragen, unterrichtet war. Mit gerunzelter Stirn, aber mit ſanfter Stimme fragte er: „Haben

Sie die Schriften der Communiſten geleſen?“ Paul verneinte; er wußte gar nicht, daß es ſolche gäbe. „Nach welchen Büchern haben Sie denn Ihre Ideen ausgebildet?“ fragte der alte Herr nach einer Pauſe. Paul geſtand ihm mit einigem Erröthen, daß er faſt gar nichts geleſen habe, daß er immer ein Feind aller Bücher geweſen, und daß es ſchwer gehalten habe, ihm eins in die Hand zu ſpielen.

„Sie wiſſen alſo vom Syſtem der Communiſten und Socialiſten nichts?“

„Nicht eine Sylbe.“

„Aber Sie ſind im Begriff, nach den Grundſätzen dieſes Syſtems zu handeln.“

„Davon hab' ich nichts gewußt. Ich glaubte lediglich meinem eigenen Antrieb zu folgen.“

„Wie kamen Sie zu dem Entſchluß?“

Paul ließ ſich die Erlaubniß ertheilen, von ſeiner Jugend und deren erſten Eindrücken erzählen zu dürfen. Der Miniſter hörte freundlich zu und verbeſſerte hier und da etwas, wo Paul von ſeinem Vater ſprach. Der alte Herr hatte nichts vergeſſen, und ſelbſt der Legationsrath und deſſen nicht ſehr wichtige Lebensereigniſſe waren ihm im Gedächtniß geblieben. Dann bekannte unſer Held freimüthig die frivole und müßige Exiſtenz, die er bis jetzt geführt, und endlich gab er eine Skizze von Ignaz und Anſelm.

Der Miniſter ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Dies iſt eine Beſtätigung eines alten Satzes: die Ideen liegen in der

Luſt. Sie haben ſich Ihnen, mein liebes Kind, als Rheuma auf die Bruſt geworfen. Man hat Ihnen, als Sie ſorglos und müßig ſpazieren gingen, eine Meinung über den Hals geworfen, und Sie glauben nun, ehrlich das Joch derſelben tragen zu müſſen."

Paul fühlte ſich im Innerſten beleidigt und verwundet von dieſen Worten. Er antwortete nicht. Der Miniſter, der die Züge des Kummers, der Beſchämung auf einem Geſichte ſah, das ſo viel Edles, Friſches und ihm Wohlgefälliges zeigte, lenkte ſchnell ein, und ohne den frühern Zug des Sarkasmus im Antlitz ſagte er: „Laſſen Sie ſich durch dieſen kleinen Scherz nicht betrüben. Die größten Reformatoren ſind auf ähnliche Weiſe für ihre Sache gewonnen worden. Sie wurden, indem ſie dicht eingeſchloſſen in den Nebel weltlichen Leichtſinns und frivoler Thorheit ſich befanden, plötzlich von dem Lichtſtrahl berührt. Die Art und Weiſe, wie Sie bekehrt worden, mein junger Freund, iſt kein Beweis, daß dieſe Bekehrung unecht iſt, oder daß ſie auf falſche Wege leitet."

Paul ſah dieſen wunderſamen Mann, der vom Zucken ſeiner Mundwinkel den Gang ſeines Geſchicks abhängig zu machen die Gewalt zu haben ſchien, mit einer Art Furcht und Entſetzen an. Was ſollte nun noch Anderes kommen, als ein Verdammungsurtheil? Aber die Züge des alten Herrn belebten ſich auffallend; es war, als leuchteten ſie von einem innern Licht, das aus dem nicht gealterten Herzen ſtrömte und von dem ſich die weltliche Klugheit wider Willen mußte erwärmen und durchdringen laſſen. „Es iſt wahr,“ ſagte er endlich, „das Volk iſt ohne Glauben und der Adel iſt geſunken. Wollen Sie dieſen beiden Uebelſtänden durch den Entſchluß Ihrer freiwilligen Entſagung abhelfen?“

„Wie könnte ich ſtolz und beſchränkt genug ſein, eine ſo maßloſe Hoffnung zu hegen?“ ſagte Paul. „Doch hat das Beiſpiel eines Einzelnen immerhin einigen Werth.“

„Allerdings. Und dieſes Beiſpiel kann groß und erhebend ſein, wenn es Ihnen gelingt, es im Leben durchzuführen und durch Thaten zu bekräftigen. Sie werden dann zeigen, daß man im Kampf mit dem Geſchick die Geſinnung, dieſes Adelswappen jedes echten Mannes, bewähren kann, und das iſt's, was unſere neuere Staatsmoral bezweckt, nur bringt ſie ihre Lehren in Bücher, Sie in Thaten. Der Adel, der immerdar glaubt, ſeine Stärke und Würde beſtehe nur im Beſitzthum, wird lernen, daß ſie in der Demuth beſteht, die da zeigt, daß man einem großen gemeinſamen Zweck perſönliche Intereſſen unterordnen muß. Er wird ſehen, daß er ſeine Bedeutſamkeit und Macht nur da ſuchen muß, wo ſie wirklich zu finden iſt, in dem Anſchluß an die Sache des Gemeinwohls.“

„Eure Excellenz füllen meine Seele mit Muth und Entſchloſſenheit,“ rief Paul.

„Das Erbtheil der Jugend,“ entgegnete der Miniſter, indem er mit matter Hand einen Schlag in die Luft that. „Ich kenne das.“ Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Gehen Sie denn hin und ſuchen Sie durchzuführen, was Sie unternommen. Ich hab' mich gefreut, als ich von dieſem Entſchluß hörte; er iſt einmal etwas Neues. Die Jugend iſt ſo müßig; Krieg haben wir nicht, ſie ſollte öfters ſolche kleine Reiſen unternehmen, nicht nach Indien und China, ſondern in die nahe und nächſte Strohhütte. Es iſt wunderbar, wie unbekannt uns das Bekannte iſt. Nun reiſen Sie glücklich. Ich werde wohl gelegentlich hören, wie weit Sie gekommen.“

Als Paul ſich entfernt hatte, wurde nochmals die Thür geöffnet und der Diener bat im Auftrag ſeines Gebieters den Herrn, auf einen Augenblick zurückzukommen. Als der Jüngling eintrat, ſtand der Greis in der Mitte des Zimmers und ſah ihm freundlich entgegen. Paul erwartete, was man ihm zu ſagen habe, doch der Miniſter ſagte lächelnd: „Ich habe Sie nur nochmals anſehen wollen; Sie haben ein ſo gutes Geſicht, wie man's heutzutage ſelten ſieht. Jetzt gehen Sie, mein liebes Kind; jetzt gehen Sie!“

Paul ſtieg die Treppe herab, ungewiß, ob er dem Alten zürnen, oder ob er ſich durch dieſen Empfang geehrt und aufgemuntert fühlen ſollte. Er hatte ein entſchiedenes Abweiſen ſeiner Anſichten erwartet, und dem zufolge ſich ſchon in Bereitſchaft gehalten, eine feurige und pathetiſche Rede zu Gunſten der Menſchheit, gegenüber der engherzigen und herrſchſüchtigen Selbſtſucht eines pedantiſchen Staatsmanns, zu halten, und ſah ſich jetzt wider Vermuthen aufgemuntert, mit Sanftmuth getadelt, und dann ſogar durch Lob unterſtützt.

Die letzten Worte des wunderlichen Alten: „Ich werde gelegentlich ſchon hören, wie weit Sie gekommen," waren ein empfindlicher Dorn in unſers Helden Bruſt. „Man glaubt mir nicht," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Es iſt jetzt meine Aufgabe, meine Worte wahr zu machen."

Als er eben in den Reiſewagen ſteigen wollte, wurde ihm noch ein Brief gebracht. Er war von der Unbekannten, und als Paul das Couvert öffnete, fiel ein kleines goldenes, ſehr zierlich gearbeitetes Kettchen heraus, das als Armband getragen werden konnte. Die Worte des Briefes lauteten: „Ich bin nicht ganz ohne weltliche Macht. Wenn Sie oder Ihre Freunde in Noth und Gefahr kommen, ſo zeigen Sie die beiliegende Kette dem Juwelier Heinrich Simon vor, er wird Vollſtrecker der Befehle ſein, die ich ihm dann in dieſem Fall zukommen laſſe. Noch einmal, denken Sie an die Deviſe unſeres Bundes: Kraft, Muth, Verſchwiegenheit."

Paul betrachtete mit Entzücken dieſe Zeilen, als er aus dem Thore Berlins hinaus fuhr. Er glaubte hoffen zu dürfen, daß ſie ein Talisman ſeien, der ihn vor Entmuthigung und Gefahren ſchützte.

In einiger Entfernung vor der Stadt begegnete dem Reiſenden ein eleganter Wagen mit fürſtlichem Wappen und eben ſolcher Livree, der ſchnell an ihnen vorüber fuhr. Zwei Damen und ein Herr, der den Rückſitz einnahm, ſaßen drin. Paul glaubte die Unbekannte zu erkennen. Aber der Moment war zu flüchtig; die Bäume der Chauſſee verdeckten den

Wagen bald, und er konnte auch rückſchauend nichts mehr von den Perſonen ſehen. Nur das Wehen eines weißen Schleiers wurde ihm hier und da ſichtbar.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Enthält Blätter aus dem Tagebuche einer jungen Dame.

Während wir unſern Helden in ſein altes Stammſchloß entlaſſen, um ihn dort ſeine Anordnungen treffen zu laſſen, ſchlagen wir dem Leſer vor, ſich mittlerweile damit zu beſchäftigen, in dem Tagebuche einer jungen Dame zu blättern, die ihm nicht unbekannt iſt, und die, vielleicht ſchon nach dem Wenigen, was er von ihr weiß, ſein Intereſſe in Anſpruch genommen hat.

Hermance de Romilly bemerkte wenige Tage, nachdem Paul das Gebirge verlaſſen hatte, Folgendes in den verſchwiegenen Blättern ihrer weltlichen Beichte, wie ſie ihr Tagebuch nannte. — Er iſt fort. Ignaz hat mir Alles getreulich berichtet. Ich weiß um ſeine letzten Tage und Stunden. Er iſt wirklich nun in die Welt gezogen, um die Träume ſeiner Einſamkeit wahr zu machen. Ach, er nimmt die Hälfte meines Herzens und den beſſern Theil meines Geiſtes mit ſich.

Wie, liebe ich ihn denn? Hab' ich etwa die Gelübde gebrochen, die ich mir in einer ewig denkwürdigen Stunde ablegte?

Nein. Wenn ich ſagte, daß mein Herz zur Hälfte ihm gehört, ſo iſt das ſo zu verſtehen, daß dieſe Hälfte immer einem, gleichviel welchem meiner Mitbrüder oder Mitſchweſtern gehört. Dieſer verſchenkbare Antheil war zufällig zu vergeben, und er hat ihn erhalten. Das iſt keine Liebe, das wird nie eine Liebe werden.

Aber meinen Geiſt ſetzt er in wirbelnde Bewegung. Ich hab' ihn für ein launenhaftes Kind gehalten und er macht plötzlich die Anſprüche, ein bewundernswürdiger Mann zu ſein. Denn bewunderungswürdig nenne ich dieſen Entſchluß. Er wird ihn nicht ausführen. Gleichviel, er hat ihn gefaßt. Elfried hat den Brief, den er ihm gleich nach Ergreifung der Idee, noch ganz warm vom Feuer derſelben, geſchrieben, der Schweſter überſendet; ſie hat ihn mir gezeigt und ich hab' ihn abgeſchrieben und bewahrt. Einſt wenn die Welt mich noch heftiger anekeln wird, als ſie es jetzt ſchon thut, werde ich dieſen Brief leſen und mir an ihm Troſt entzünden. Elfried ſchreibt, daß man ſich in den Kreiſen der Hauptſtadt in Spott über ihn ergießt, daß ſeine Freunde ihn nicht wieder ſehen wollen, daß man ſich vor ſeiner Annäherung wie vor der eines Paria hütet; ich wußte das. Sein Verbrechen iſt entſetzlich, ſeine Thorheit iſt unheilbar — er will arm ſein. Er will es ſein; welch' ein Wahnſinn! Man wird wohl arm, man wird hineingeſtoßen in dies Elend alles Elends — aber welcher Menſch will es ſein? Welcher Menſch giebt mit Willen und Vorſatz das hin, was die Welt ihren einzigen und wahrhaften Gott nennt? Wie entſetzlich und haarſträubend iſt dieſer Wahnſinn. Ich begreife, daß man den, der damit behaftet iſt, wie einen Peſtkranken flieht.

Aber iſt der Grund dieſer heldenmüthigen Aufopferung nicht am Ende kleinliche Eitelkeit, Verlangen, in einer bedeutungsloſen Umgebung bedeutend zu erſcheinen? der Wunſch, die Welt von ſich ſprechen zu machen, wenn es auch nur in Spott und Tadel geſchieht? Ich bin nicht ganz gewiß meiner Sache, ob dies nicht bei meinem Freunde der Fall iſt. Zwar ich hab' ihn beobachtet, ich habe durch ſein klares Auge in den Grund ſeiner Seele geſchaut — damals, als ich die letzte leidenſchaftliche Scene mit ihm am Abhang des Waldes hatte, in deſſen Dunkel er mir auf immer verſchwand. Hätte ich ihm damals Hingebung gezeigt, er wäre auf immer mein geweſen; er hätte mir dieſen Brief geſchrieben, den er jetzt meinem Freunde geſchrieben hat, der ihn nicht verſteht. Es verlangte ihn, eine Seele zu finden, die das Treiben der Gewalten in ihm zur Ordnung und Ruhe brachte. Doch ich ſelbſt war ohne Ruhe und Ordnung in meiner Seele. Ja, ich will es bekennen, die Kälte, die ich mir angeeignet hatte, war nur noch ſcheinbar. Das Mißtrauen war eingeſchläfert. Wie unglücklich hätte ich werden können, wenn mich nicht ein Augenblick Bedachtſamkeit gerettet hätte. Er ließ mich ſtehen und floh in den Wald. Er und ich, wir Beide waren gerettet. Noch waren die Früchte nicht gereiſt, wir hätten ſie vor der Zeit vom Baume geſchüttelt. Jetzt bin ich zufrieden, daß ich ihn nicht anhörte. Er bedarf anderer Rathgeber. Die Wüſte, in die er flieht, muß ihn mit allen ihren Schrecken aufnehmen.

Jetzt iſt ſein Entſchluß ganz ſein eigen. Hätte ich mich ihm mitgetheilt, er hätte dieſen Entſchluß von mir erhalten, und ich hätte ihn dann weniger geachtet. Denn aus ſich ſelbſt heraus muß der Mann das werden, was er ſein ſoll. Die Liebe einer Frau iſt nur der endliche Dank, und ſelbſt dieſen, wie jeden andern Dank muß er entbehren können.

Ich ſagte, daß er den Entſchluß von mir erhalten haben würde, und ich bekenne, daß ich einen ähnlichen Plan ſchon längſt bei mir herumgetragen. Aber was vermag ein Weib? Sie kann zwar ebenfalls mit der Gemeinheit und Thorheit der Welt kämpfen, aber dieſer Kampf bleibt ohne den Sieg, den die öffentliche Meinung nur dem Manne zugeſteht. Sie geht mit ihren Schmerzen und Wundmaalen ſpurlos unter: nicht einmal die Märtyrkrone des Spottes erwirbt ſie ſich.

Ignaz hat mir genau den Moment beſchreiben müſſen, als die Drei um Mitternacht beiſammen ſaßen. Er hat mir die Rede wiederholt, die Paul gehalten, und ſein Aeußeres, ſeine Haltung, ſeine Miene geſchildert. Nach ſeiner Ausſage hat der Redner wie ein junger Gott ausgeſehen. Alles an ihm Leben, ſprühende Begeiſterung, trunkenes Feuer. Es war das Erwachen einer bis daher ſchlaftrunkenen und taumelnden Seele. Vorher hatte er Nächte lang im Walde zugebracht,

— Ja, ich beſinne mich — in Berlin fand ich ihn mehr als einmal in träumeriſcher Stimmung. Es lag über ſein ſchönes dunkeles Auge jene Wolke der Zukunft gebreitet, aus der das düſtre Feuer dieſer Blitze, die jetzt ihn umleuchtet und entzündet haben, ſchon damals leuchtete. Seine Thorheit, ſein Lachen, ſein wilder Leichtſinn hatten einen unheimlichen Hintergrund von Trauer und Wahnſinn. Alles, was er that, ſchien nur zu geſchehen, um eine innere, ewig mahnende Stimme zu übertönen. Und dies nennen die Menſchen eine Laune, eine vorübergehende Thorheit. Ich kenne meinen Freund beſſer.

Es giebt Naturen, die der Reichthum erdrückt, die durch den Glanz und das Behagen ihrer Exiſtenz um den wahren echten Inhalt derſelben kommen. Sie thun wohl daran, mit einem Sprunge der Gefahr zu entſchlüpfen.

Dieſer Ignaz iſt eine Natur voll Aufopferung und Treue. Es kommt darauf an, wie das Schickſal ihn leitet, um ihn entweder zu einem ehrenhaften Bekenner der Wahrheit oder zu einem großen Verbrecher zu machen. Ich lernte ihn kennen, indem eine ſeiner Stiefſchweſtern der unglücklichen Roſalie zur Wärterin und Pflegerin beigegeben worden iſt. Dieſe arme Blinde fühlt großes Zutrauen zu dem ehrlichen Landmädchen. Eines Tages ließ ich mich mit ihr in ein Geſpräch ein und fand ſeltſame Anſichten und Ausſprüche; als ich näher nachforſchte, geſtand ſie mir, daß ſie nur nachſpräche, was ſie ihren Halbbruder habe ſagen hören. Bald darauf traf ich mit dieſem jungen Philoſophen aus dem Volk zuſammen. Ich kann mir denken, daß ſein Weſen auf meinen Freund einen beſondern Einfluß geübt. Es giebt Menſchen, die, lange bevor wir perſönlich mit ihnen bekannt werden, gleichſam ſchon den Schatten ihrer Exiſtenz auf uns werfen.

Herr von Remy (Anſelm) iſt ſeit langer Zeit nicht mehr im Schloſſe geſehen worden. Frau von Somsdorff fürchtet für ihn, ohne es geſtehen zu wollen. Sie hat Briefe von ihm empfangen, die für ſie, der Himmel weiß, welche Unglückspoſt enthielten. Auch in ihm ſcheint eine große und wichtige Veränderung vorgegangen zu ſein. Ich beſinne mich, daß er, als ich ihn zum letzten Mal ohne Zeugen ſprach, in einer ſeltſamen und geheimnißvollen Weiſe von mir Abſchied nahm.

Wie hätte ich denken ſollen, daß es um mich her ſolch einen Krieg geben könne. Die Menſchen ſchienen mir in dieſem Lande des Eiſes und der Indifferenz ſo ſtarr, ſo unbeweglich, ſo maſchinenhaft. Sie bewegten ſich nach Maßgabe der Wirkung des Hebels, den man anlegte, ſie kamen wie bei einem wohlberechneten Uhrwerk nie aus ihrem Geleiſe. Wie der Sohn heute handelte, ſo hatte der Vater vor dreißig, der Großvater vor funfzig Jahren gehandelt, und grade ſo konnte man ſicher annehmen, würde der Urenkel nun hundert Jahre nach uns handeln. In Deutſchland iſt die Stabilität Sache der Nation. Und doch unter dieſer ſtarren Decke wie viel Krieg der Meinungen, wie viel Einzelnes und Beſonderes.

Ich werde über dieſen jungen Mann nicht mehr nachgrübeln. Er mag nun eitel, thöricht oder weiſe ſein; er geht mich nichts an. Er mag ſeine Straße wandeln; auch er wird bald genug wieder in das Geleiſe der Gewöhnlichkeit, des alt Hergebrachten zurückkehren. Die Civiliſation hat zu ſtarke Lockmittel, um daß die Jugend, die immer genußſüchtig und eitel iſt, ihr auf die Länge widerſtände. Auch dieſer Paul wird eines Tages ein Mann ſein, wie ſie alle ſind, die Vorurtheile in Schutz nehmend, die er jetzt verfolgt, und über die Thorheiten und die Scheinbilder ſeiner Jugend ſpottend.

Und er iſt jetzt ſo ſchön, weil er ſo jung iſt.

Die echte wahre Jugend iſt das Wachſein der Seele. Der Duft der Zukunft, der über dem Kelch der Blume ſchwebt; die Flamme über der Lilie.

Ich werde aus dieſen Salons, aus dieſem kleinen unruhigen Kriege um mich her, aus dieſem Durcheinander von geſenkten Blicken, ſchamgefärbten Wangen, Thränen, zitternden Lippen und ſarkaſtiſchem Lächeln in mein altes Wunderland, in die Beduinenwüſte flüchten. Im Geiſt ſchwing' ich mich auf das arabiſche Roß und laſſ' die Wunder der magiſchen Zone an mir vorüber gleiten. Da bin ich wieder, wie damals, frei und glücklich. Warum kam ich allein zurück, warum blieb ich nicht bei ihm, der meine Seele, mein

Herz, mein Leben war? Ich hätte die Hüterin ſeines Grabes ſein ſollen. Ich habe meinen Beruf verfehlt.

Und dennoch — iſt das Leben dem Grabe nicht überlegen? Wenn ich hier ein Leben finde, das ich überwachen, deſſen Hüter ich ſein kann — iſt dies nicht viel, viel mehr als eines Todten Ruheſtätte mit nutzloſem Dienſte verſehen? — Wohlan denn, ich will's verſuchen, ich will mich dem Leben nicht entziehen, das mich gebieteriſch wieder in ſeine Kreiſe zieht! —

Es iſt ſpät — um Mitternacht! Der neue Tag bricht an; ich löſche die Lampe. Werd' ich Tröſtliches erſchauen? Gleichviel, mein Loos iſt geworfen; ich muß dem Rufe meines Freundes folgen. Ich folge. — —

Hiermit ſchließen wir das Fragment aus dem Tagebuche und wenden uns den Begebenheiten unſeres Helden wieder zu.

Ende des erſten Theiles.

Paul.

Von

A. v. Sternberg.

Motto:

Laßt uns alle edlen Kräfte unſeres Geiſtes
und Herzens anwenden, um der tyranniſchen
Macht des Geldes entgegen zu wirken.

Zeitſtimme.

Zweiter Band.

Leipzig.
Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

Erſtes Capitel.

Eine Epiſode aus der Familienchronik des Hauſes Brunswick. Paul ſieht das Haus ſeiner Väter wieder; Ereigniſſe, die während ſeiner Abweſenheit ſtattgefunden.

Ein kühler Herbſtmorgen mit ſeinem Accompagnement von Regengeplätſcher und ſtürmiſchen Windſtößen begleitete unſern Helden, als er ſich langſam, auf ſchlechten Wegen den Marken ſeines Beſitzthums näherte. Er ſaß mit Herrn Wendling im verdeckten Gehäuſe einer Reiſekaleſche, und der letztere Herr beſchäftigte ſich, um die Länge der unbehaglichen Stunden zu kürzen, einige intereſſante Aufgaben der höhern Rechenkunſt zu löſen. Er machte ſich das Vergnügen, eine gewiſſe Summe mit einer andern zu addiren und das Facit mit einer beliebigen Zahl zu dividiren. Er erhöhte dieſen Genuß, indem er den Zahlen noch Brüche anhängte, welches die Sache unendlich ſchwieriger, aber auch unendlich genußreicher machte. Herr Wendling widmete der Arithmetik eine offene und feurige Neigung; er liebte ſie, was dieſer Wiſſenſchaft ſo ſelten geſchieht, ihrer ſelbſt wegen, und hätte dem anmuthigen Spiel ihrer Combinationen ſein Leben gewidmet, wenn nicht der Befehl eines alten Onkels, deſſen Erbe er war, ihm die Advocatenpraxis auferlegt hätte. So diente er nur noch heimlich den geliebten Zahlen. Als er noch in der Blüthe ſeiner Jugend war (jetzt befand er ſich im Alter der Fruchtanſetzung) beſchäftigten ihn zwei Angelegenheiten: eine Braut und die Herausgabe von logarithmiſchen Tabellen. Beides verunglückte. Die Braut entlief und die Tabellen fanden keinen Verleger. Er verſchloß die koſtbare Arbeit und legte ein kleines in roſenfarbigen Atlas gebundenes Päckchen trigonometriſcher Gleichungen hinzu; auf Beides ſetzte er die Aufſchrift: „Träume der Jugend.“ Jetzt, da Herr Wendling ins Mannesalter getreten war, dachte er an ſeine entlaufene Braut und an die Tabellen nur mit jener leiſen Wehmuth zurück, die den Mann ſo liebenswürdig macht; er ſprach von dieſen Dingen nicht, denn er wußte, daß er nicht verſtanden würde; er gab ſich Mühe, ein praktiſcher, thätiger Geſchäftsmann zu ſein, und nur in Stunden wie dieſe, wo er ſich unbeobachtet glaubte, und wo die Langeweile ihn plagte, gab er ſich den alten Jugendliebhabereien hin. Paul, den ganz andere Gedanken bewegten, blickte nur von Zeit zu Zeit auf ſeinen Reiſegefährten, und da er ein zufriedenes Lächeln auf deſſen Antlitz ſah, fürchtete er, ihn in ſeinen glücklichen Meditationen zu unterbrechen. Aber in der Weiſe unſers Freundes lag es nicht, lange im Schweigen auszuharren, ſo nahm er Gelegenheit, bei Erſcheinen eines alten Trümmerhaufens am Wege ſeinen Gefährten leiſe anzuſtoßen und auf jene Stelle hinzuweiſen. Herr Wendling, der eben nicht weniger als vier Zahlenreihen zu addiren hatte, fuhr entſetzt in die Höh' und ſtieß einen kleinen ſtöhnenden Schmerzenslaut aus, wandte ſich aber ſogleich freundlich zu ſeinem Nachbar, der mit heiterer Stimme ſagte: „Worüber grübeln Sie immer, mein Herr? Ich denke, wir wollen ein wenig mit einander plaudern, und diesmal nicht vom Corpus juris. Bemerken Sie jene Trümmer dort? Es ſtand einſt eine Kapelle an dieſem Ort, die einer meiner Ahnherren baute. Wie man mir geſagt hat, wurde er darin eingeſperrt, weil man ihn für verrückt hielt.“

Herr Wendling verſuchte einen Zipfel der zerriſſenen Addition wieder zu erhaſchen und murmelte für ſich hin: „Tauſend vierhundert vier und vierzig.“

„Ja,“ ſagte Paul, höchſt befriedigt von der Achtſamkeit und dem Eifer ſeines Zuhörers; „ſo ungefähr mag die Zahl des Jahres lauten, da jenes betrübende Ereigniß ſtattfand, von dem ich übrigens nichts Genaueres weiß. Ich bewundere Ihr Talent, geſchichtliche Daten anzugeben. Welch' ein genaues Studium der Alterthümer unſers Landes ſetzt dies voraus. Wann und wie lange waren Sie ſchon in dieſer Gegend?“

Herr Wendling geſtand, daß er noch nie Berlin verlaſſen und daß dies ſein erſter größerer Ausflug ſei.

„Das iſt zum Staunen!“ rief Paul. „Aber freilich ein echter Berliner weiß Alles. Ihm iſt nichts verborgen. Er weiß, wie in Grönland die Schlitten gebaut werden und welche Dicke die Stämme der Cedern auf dem Libanon erreichen. So iſt's denn auch kein Wunder, daß Sie, Herr Wendling, das Entſtehungsjahr der Kapelle meines Urahns angaben.“

Herr Wendling wußte durchaus nicht, wovon die Rede war, und da er nicht fragen wollte, begnügte er ſich, lächelnd mit dem Kopf zu nicken, und Paul fuhr fort: „Von jenem Ahnherrn, von dem ich Ihnen Nichts ſagen kann, iſt nur ein kleiner Sprung eines Jahrhunderts zu dem Anherrn, von dem ich Ihnen Einiges ſagen kann. Wenn Sie mir gefälligſt zuhören wollen, ſo möchte ich wetten, daß die Geſchichte für Sie einiges Intereſſe hat.“

„O ich zweifle keinen Augenblick,“ ſagte Herr Wendling, der ſich fertig machte, die Erzählung ſeines Reiſegefährten anzuhören.

„Sie müſſen ſich übrigens nicht vorſtellen, daß es eine Rittergeſchichte à la Spieß und Cramer ſein wird.“

„Ich leſe nie einen Roman,“ entgegnete der Advocat, „noch viel weniger eine jener armſeligen Erfindungen, die Sie eben genannt haben. Ueberhaupt alle Fiction widert mich an. Ich behaupte, daß der Poet geradezu ein Lügner iſt, den man nur darum nicht zur Verantwortung ziehen kann, weil die Welt an dieſe Art Täuſchung einmal gewöhnt iſt und ſich dieſelbe gefallen läßt. Ich kenne nur *eine* menſchliche Kunſt und Fertigkeit, die die unverfälſchte Wahrheit in ſich ſchließt, dies iſt die Arithmetik. Man nennt ſie eine Wiſſenſchaft, aber ſie iſt eine Kunſt, und noch dazu eine ſchöne Kunſt, denn nur wo Wahrheit iſt, iſt Schönheit. Ich glaube, Herr Baron, daß Sie hierin mit mir übereinſtimmen werden."

Paul, dem dieſe neue Aeſthetik etwas auffallend war, erwiderte trocken: „Es kommt noch darauf an, Herr Wendling. Was mich betrifft, hab' ich die verwünſchten Zahlen nie leiden können. Ich war zufrieden, als ich das kleine Ein mal Eins inne hatte, an das große hab' ich mich nie herangewagt."

„Und es enthält doch ſo große Schönheiten," ſagte Herr Wendling mit einem leiſen ſeligen Lächeln.

„Die Thatſache, die ich Ihnen berichten will," hub Paul wieder an, „bezeugt den Eigenſinn, oder wie ich lieber ſagen möchte, den eigenen Sinn eines Brunswick. Meiner Meinung nach iſt dieſer ‚eigene Sinn' nirgend mehr zu Hauſe als bei uns. Keiner läßt leicht von ſeiner einmal gefaßten Anſicht, und wenn es ihm nicht gelingt, durch Worte den Gegner zu überführen, ſo thut er es durch Thaten; und da kommen denn oft, was nicht zu leugnen iſt, gar wunderliche Thaten zum Vorſchein. Immer aber tragen ſie das Gepräge jenes eigenen Sinnes, jenes feſten Bodens, aus dem ſich nur dieſe und keine andere Pflanze entwickeln kann. Himmelweit verſchieden davon iſt das, was die Welt durch die frivole Zuſammenziehung ‚Eigenſinn‘ bezeichnet. Doch zur Sache. Zur Zeit, als die Reformation in den nördlichen Gauen Deutſchlands Fuß faßte, traten, durch das Beiſpiel der Fürſten verlockt, auch mehrere Edle zur neuen Lehre über. Von den vier Brüdern Brunswick, die damals das Schloß inne hatten, bekannten ſich drei zum Lutherthum, während der Aelteſte Katholik blieb. Dieſer Aelteſte war Audiatur von Brunswick.“

„Audiatur?“ fragte Herr Wendling erſtaunt, „was iſt dies für ein Name? Ich kann mich nicht beſinnen, ihn irgendwo gehört oder geleſen zu haben.“

„Auch ſteht er in keinem Kalender,“ ſagte Paul. „Wie der alte Herr eigentlich geheißen, iſt nicht bekannt geworden, wir nennen ihn nur bei ſeinem Spitznamen, den er ſchon damals erhielt, und zwar nach ſeinem Lieblingsſpruch, den er immer im Munde führte: ‚audiatur et altera pars.‘ Er war ein weiſer Mann und wollte bei jedem Dinge zuerſt das ‚für‘ und ‚dawider‘ ermitteln, ehe er ein Urtheil fällte. Beim Religionsſtreit war dies zwar an ſeiner Stelle, aber auch ſchwierig auszuführen. Während ſeine Brüder ſich kurzweg zur neuen

Lehre bekannten, mochte er ſich zu Nichts entſchließen. Vom Podagra geplagt, konnte er ſich nicht viel von der Stelle rühren, dennoch gelang es ihm, Luther predigen zu hören. Dies war ihm aber nicht genug, er wollte nun auch den andern Theil hören. Da, in einer Stunde, als die Bedrängniß der Streitfragen aufs Höchſte ſtieg, rief er aus, und dies ſind ſeine eigenen Worte, wie ſie uns die Chronik aufbewahrt hat: ‚Hört, Kinderchen, ich geh' nach Rom, ich werde mit dem heiligen Vater ein Wörtchen im Vertrauen ſprechen, und die Entſcheidung, die ich dann mitbringe, dabei ſoll's bleiben.‘ Und der alte Mann, hoch in den Siebzigern, machte ſich wirklich auf den Weg, erlitt Beſchwerden aller Art, kam mit Lebensgefahr über die Alpen, wurde von Banditen geplündert, aber das Ziel der Reiſe war dennoch, daß er mit ſeinem Spruch ‚audiatur et altera pars‘ auf der Schwelle des Lateran ſtand. Es hat auch da noch ſicherlich große Schwierigkeiten gekoſtet, den Papſt ‚auf ein Wörtchen im Vertrauen‘ zu ſprechen, aber der alte Herr drang auch hier durch. Er erhielt eine Audienz, wo er die Sache der Brunswicke dem heiligen Vater in aller Breite und Länge vorlegte, und dann reiste er wieder von Rom ab, ohne ſich im Mindeſten um die Stadt und ihre Herrlichkeiten weiter zu kümmern. Die Reiſe mußte damals ein großes Aufſehen gemacht haben, denn von nah und fern kamen Leute, die den alten Freiherrn um Rath und um die Mittheilung ſeiner Reiſeerlebniſſe baten, allein er war nicht der Mann, Andern den Weg zu erleichtern, er ſchlug ihnen vor, dieſelben Wege zu gehen, die er gewählt, wozu freilich die Meiſten weder Muth noch Einſicht beſaßen. Das Reſultat, das der alte beharrliche Mann erzielte, war, daß, da er ſelbſt katholiſch blieb, auch die andern Brüder wieder der alten Lehre anheimfielen. Ein feſter Wille kettet den Willen vieler Andern an uns und macht uns mächtig. Dies wenigſtens iſt für mich ‚die Lehre der Fabel‘ geweſen.“

Der Advocat machte ſeinen Gefährten aufmerkſam, daß etwas Weißes, Schimmerndes ſich den engen Weg durch die Schlucht herab bewegte. In demſelben Augenblicke hatte der Poſtillon Mühe, ſeine Pferde, die ſcheu zu werden drohten, im Zaum zu halten. Der Wagen hielt an, und jetzt bemerkte man einen Zug von weißgekleideten Mädchen, die mit Kränzen und grünen Zweigen geſchmückt, paarweiſe den Reiſenden ſich entgegenbewegten. Durch die Stöße des Sturmwinds drangen einzelne Strophen eines Liedes, das eine grobe heiſere Stimme ſang. „Ach!“ rief Paul, „das iſt der Schulmeiſter, der mir einen feierlichen Empfang bereitet. Bleiben Sie im Wagen, Herr Wendling, und laſſen Sie ſich ins Schloß fahren, wo die Zimmer für Sie ſchon bereitet ſind. Ich folge zu Fuß nach.“

Mit dieſen Worten ſtieg unſer Freund aus und ließ ſich von den jungfräulichen Geſtalten, deren durchnäßte Kleider am Körper klebten, anſingen und bekränzen. An der Hand des Schulmeiſters ſchritt er den Hügel hinan, und Herr Wendling, der im Wagen ſtolz vorüber fuhr, ſah den Zug im nahen Gehölz eines Birkenwäldchens verſchwinden. „Wie ſeltſam!“ rief der Advocat bei ſich; „man begrüßt dieſen jungen Menſchen, als wenn es Se. Majeſtät der König wäre. Was bleibt nun noch übrig, wenn man die weißgekleideten Mädchen, das Allerhöchſte, was der Enthuſiasmus geben kann, ſo leichtſinnig verſchwendet? Und welche Thorheit iſt es, im Regen mit dieſer Heerde Kinder über Feld zu laufen! Viel anſtändiger und wirkungsvoller wäre es geweſen, im Wagen ſitzen zu bleiben, um dann im Triumph ins Schloßthor einzufahren. Aber dieſer junge Mann, der ſo viele Verrückte unter ſeinen Vorfahren zählt, ſcheint mir ſelbſt einer gefährlichen Kriſis entgegen zu gehen.“

Mit dieſem Verdammungsurtheil fiel Herr Wendling wieder in ſeine arithmetiſchen Träumereien zurück. Erſt als der Wagen auf dem ſchadhaften Pflaſter des Schloßhofs dahin ſchütterte, wachte er auf und beſah ſich mit neugierigen Augen die Façade des alten, in Trümmer ſinkenden Flügels, wo man ihm eine Stätte bereitet zu haben ſchien. Er ſtieg ſeufzend die Stiege hinauf und war überraſcht, oben ein paar recht freundliche Zimmer zu finden, mit alterthümlichen, aber bequemen Möbeln verſehen und einem koloſſalen Bücherſchranke, der durch die Weitläufigkeit ſeiner Dimenſionen und den gelehrten Wuſt beſtäubter Papierrollen, die hinter den trüben Glasſcheiben hervorlugten, Herrn Wendling gewaltig imponirte.

Während er ſich in ſeiner neuen Behauſung einrichtete, näherte ſich unſer Held der großen Grabkapelle der Familiengruft, um, wie er ſich's vorgenommen, ſeinen erſten Gruß auf dem väterlichen Boden den Manen ſeines dahingegangenen Erzeugers zu bringen. Der Schulmeiſter mußte aufſchließen und ſich dann entfernen. Paul blieb allein in der Halle, und nachdem er das bezeichnete Grab gefunden, ſank er auf die Kniee, und ein ſehr kurzes, ſehr einfaches, aber ſehr ehrlich und redlich gemeintes Gebet drang aus ſeinem treuen Herzen. Der erſte Lichtſtrahl an dieſem trüben Tage glitt durch die Fenſter der Kapelle und beleuchtete den Sohn, der am Grabe ſeines Vaters knieete. Als dieſe Pflicht der Pietät vollbracht war, ging er auf dem ihm bekannten kleinen Fußpfade ins Schloß. Die Legationkräthin hatte ihn kommen ſehen, und als ſein männlicher Tritt auf dem Vorſaal ſchallte, öffnete ſich die große Eichenholzthüre, und leichtfüßig, wie ein junges Mädchen, das ſeinem Schatz entgegenläuft, kam die Matrone, um ſich an die breite Bruſt ihres Sohnes zu werfen. Auf der Thürſchwelle blieb noch eine andere weibliche Geſtalt zurück, die zärtlich winkte und das Tuch an die Augen hielt. Paul erkannte ſeine Tante Amélie, die eigends von ihrem Landſitz herübergekommen war, um ihres Lieblings Ankunft zu feiern. Beide Frauen führten ihn im Triumph ins Zimmer, und zwar ans Fenſter, um ihn mit zärtlicher Neugier zu betrachten. Welch' ein Augenblick iſt dies für eine Mutter! Sie ſieht das geliebte Antlitz wieder, ſie forſcht in deſſen Zügen, ob keines der kleinen Merkmale und Wegweiſer ihrer Liebe verloren gegangen, ſie ſucht ſich zurechtzufinden, und irrt vom Glanz des Auges zum Lächeln des Mundes, und ruft endlich mit Entzücken: „Ja, ja er iſt unverändert! Ich hab' ihn wieder, ich hab' mein irdiſch Glück, mein ſüßes Leben, meines Herzens Wonne wieder! Er iſt's. Die Fremde hat mir nichts geraubt! Die kalten, gleichgültigen Menſchen haben mir nichts von meinem Schatze geſtohlen. Ach, ich war gezwungen, meinen ganzen Reichthum ihnen hinzugeben, ſie hätten mich zu der unglücklichſten Frau, zu der elendeſten der Mütter machen können; aber dem Himmel ſei Dank, es iſt nicht geſchehen!“ Während ſie mit dieſem Dankgebet zu ihm hinaufblickte und es faſt widerſtrebend duldete, daß er ihre Hand wiederholt küßte, ſagte die Tante Amélie: „Nicht wahr, liebe Schweſter, ich hab' Ihnen nicht zu viel geſagt? Er hat noch ſein gutes altes Geſicht wie früher. Man hat mir berichtet, daß die Berliner Damen ihn ſchön gefunden haben, das finde ich nun nicht, aber er ſieht ehrlich und brav aus, und ſo hat er immer ausgeſehen.“ „Sie haben Recht, meine theuere Amélie,“ entgegnete die Baronin, „aber Sie haben mir nichts von der Größe und Stärke ſeines Wuchſes gemeldet.“ „Wie,“ rief Frau von Polder, „hab' ich Ihnen nicht geſagt, daß ich kaum an ihn heranreiche? daß ich, die ich doch gewiß nicht zu den kleinen Perſonen meines Geſchlechts gehöre, Mühe habe, ihm Etwas ins Ohr zu flüſtern, ohne daß er ſich zu mir herabneigt?“ „Das will ich glauben, meine Theure," ſagte die Mutter Paul's lächelnd, indem ſie einen Blick auf ihre kleine bucklige Schwägerin warf, „Sie haben da Ihrer eigenen Körpergröße zu viel zugetraut." „Ich traue mir nie und in keinem Dinge zu viel zu, Madame," ſagte Frau von Polder in einem ſpaßhaften, aber doch etwas gereizten Tone. Beide Frauen verſenkten ſich hierauf wieder in die Betrachtung Paul's. Die Legationsräthin brannte vor Verlangen, mit ihrem Sohne einige Worte im Vertrauen zu ſprechen, aber Tante Amélie verſtand die Winke nicht, die ihr von ihrer Schwägerin zukamen. Sie wollte ihrerſeits die Mutter entfernen, um Paul einige Fragen in Betreff des Gerüchtes, das ihr zu Ohren gekommen, vorzulegen. Paul bemerkte den heimlichen Kampf der beiden Frauen und machte durch ſeine eigene Entfernung ein Ende. Er ging, um ſeine Reiſekleider abzulegen, und auf den Wunſch der Mutter verſprach er, in ſeinem militäriſchen Koſtüm auf dem ländlichen Balle zu erſcheinen, der in wenigen Stunden ſtattfinden ſollte. Da unſer Held es nicht hatte verhindern können, daß der Tag ſeiner Ankunft bekannt wurde, hatte die Legationsräthin geeilt, die Nachbarſchaft und einige der nahe wohnenden Verwandten zum Feſt des Willkomms einzuladen. Das alte Schloß wurde wieder lebendig, die Gemächer und Corridore füllten ſich wieder mit dem Schwarm der jungen Couſinen, die wir aus den erſten Capiteln unſerer Geſchichte ſchon kennen. Sie waren um ein paar Jahre älter, dies verhinderte aber nicht, daß ſie eben ſo laut und eben ſo viel und über eben ſo unwichtige Kleinigkeiten lachten. Auf dem Lande bleibt man ſehr lange jung. Die alten Späße vom Soldat-Studenten wurden wieder aufgenommen und mit großem Behagen verarbeitet. Ein Gerichtshof verſammelte ſich ſchnell, um über die Veränderungen und Fortſchritte in Wuchs, Haltung und Manieren des allgemeinen Günſtlings zu entſcheiden. Dieſer Gerichtshof hielt ſeine Sitzung auf dem wenig bequemen Vorplatz einer escalier derobé, als an dem geeignetſten Orte, um, ſelbſt ungeſehen, den Gegenſtand der Berathung beobachten zu können, wenn er, aus den Zimmern der Legationsräthin kommend, in ſeine Gemächer im obern Stock hinaufſtieg. Als Paul dieſen Weg machte, hätte er, wenn er überhaupt zum Geſpenſterglauben geneigt geweſen, ſtarke Gründe für ſeine Theorie entdecken können, denn er hörte dicht an ſeiner Seite Thüren zufallen, von unſichtbaren Händen zuſchlagen, er hörte ein Flüſtern und Rauſchen den Gang entlang, und endlich konnte er durch die Dämmerung weiße, flatternde Gewänder auf eine räthſelhafte Weiſe verſchwinden ſehen. Paul jedoch, ſtatt ſich verſcheuchen zu laſſen, blieb ſtehen und ſah mit Trauer die Plätze ſeiner Knabenfreuden an. Hier hatte er ſelbſt mit dem Rittmeiſter den Poltergeiſt geſpielt, aus dieſem Fenſter hatte er ſeine Taubenſchwärme fliegen laſſen; hier unter dem Treppenvorſprung hatte er ſich niedergekauert und verſteckt, wenn die erzürnten Oheime, denen er einen Poſſen geſpielt, ihn im ganzen Schloſſe ſuchten. O welche Wehmuth, welch' ein bitteres und doch zugleich ſüßes Leid liegt in ſolchen Erinnerungen.

Wir haben dem Leſer noch eine Veränderung zu berichten, die einzige, die ſich in dieſer glücklichen, ſo wenig zur Veränderlichkeit ſich neigenden Gegend und unter dieſem ſtabilen Menſchenkreiſe ereignet hatte. Es iſt dies die Vermählung des Bruders Anton. Dieſer alte und verkrüppelte Hageſtolz hatte ſich am Altar ein friſches und noch ziemlich junges Weib antrauen laſſen. Noch mehr, dieſe corpulente Landſchönheit hat ihn zum Vater eines geſunden Knaben gemacht. Welche Gründe den Major bewogen, ſich der Einſamkeit ſeines Junggeſellenſtandes zu entziehen, iſt nie recht deutlich geworden. Vielleicht trug die unbehagliche Einſamkeit, der wenige und ſeltene Streit, der nach dem Tode des Legationsrathes und dem Abzuge Paul's in dem alten Familienhauſe herrſchte, das Weſentlichſte zu dieſem Entſchluſſe bei. Und in der That gab dieſe ſpäte Heirath wieder Stoff zu einem langen und heftigen Gezänke. Die ganze Verwandtſchaft gerieth von Neuem in Aufregung. Die Braut war aus einer Provinz, die man nicht liebte, aus einer Verwandtſchaft, der man hunderterlei Dinge vorwarf, ſie hatte Eigenſchaften, die für die Gegenwart nichts taugten und für die Zukunft noch verderblicher wurden, und endlich konnte man in der Verwandtſchaft ſelbſt einige Damen von unbeſcholtenem Charakter nennen, die jede für ſich des Majors Antrag ſicherlich angenommen hätten, obgleich ſie alleſammt behaupteten, daß ihnen nichts ſo fern läge, als der Gedanke an eine Heirath. Am wildeſten gebehrdeten ſich der Bruder Lorenz und die Tante Amélie. Letztere ſah in dieſer Heirath eine muthwillige Beraubung ihres Lieblings, und Erſterer nannte ſeinen Bruder einen wilden, zügelloſen Lotterbuben, der vom Herrn zum Krüppel geſchlagen, doch noch immer der Luſt der Welt nachliefe. Er ſprach davon, aus dem Schloſſe fortzugehen, aber die vermittelnde Sanftmuth der Legationsräthin beſchwichtigte dieſen Sturm, wie ſie ſchon ſo manchen beſchwichtigt hatte, und die junge Frau, die beſcheiden und ohne Anmaßung war, trug dazu bei, die Verhältniſſe in leidliche Ordnung zu bringen. Paul, dem dieſe Heirath gemeldet wurde, hatte ſie anfangs mit großem Gleichmuth aufgenommen, jetzt jedoch war ſie ihm wichtig, und er knüpfte beſondere Pläne an ſie.

Die Stunden des Abends rückten heran, und der alte Familienſaal, in welchem jene Gemälde hingen, an deren Erklärung der ſelige Legationsrath ſtets eine ſo zarte Berückſichtigung, eine ſo ausdauernde Mühe verwandt hatte, wurde mit zahlloſen Lichtern erleuchtet und mit Kränzen geſchmückt. Ehe noch die Gäſte Einlaß erhielten, rückte Tante Amélie mit ihrem feſtlichen Muſikcorps ein. Sie ſelbſt ſpielte die Harfe und nahm einen erhöhten Seſſel ein, den man auf eine rothbehängte Treppenſtufe geſtellt hatte; ihr zur Seite ſtellten ſich die jungen Damen mit Notenblättern in den Händen: Onkel Lorenz hatte die Leitung von einem Paar Dorfgeigen, einer Clarinette und einem Baß übernommen. Dieſes Orcheſter ſetzte ſich in Gang, als die große Flügelthüre ſich öffnete und Paul, ſeine Mutter führend, in den Saal trat. Die Gäſte ſtrömten nach und nahmen eiligſt ihre Plätze ein. Unſer Held ſah ſehr ritterlich aus; er trug zum letzten Mal die glänzende Uniform, dieſes prunkende Kleid weltlicher Ehre, er wollte es nach Verlauf dieſer Abendſtunden für immer ablegen. Noch wußte die Verſammlung, die ihn ſo herzlich begrüßte, nichts von dieſem Entſchluß, ſie ſah den Ankömmling eines ehrenwerthen Stammes mit Freude und Stolz im Gewand des Kriegers, ſie fand den militäriſchen Prunk paſſend angebracht auf Bruſt und Schultern eines ſo edel und kräftig gebauten jungen Mannes. Hier, ſo weit entfernt von dem Herde der Weltbegebenheiten, wußte man nichts davon, daß dieſer Schmuck des Kriegers ein nutzloſer und ſogar verderblicher geworden war.

Und nun erhob ſich der alte Scherz und Jubel des Schloſſes Brunswick. Die Familie, die dieſes Schloß bewohnte, war eine thörichte und eine in ihrer Freude ſich wenig mäßigende. Der Ernſt und der Trübſinn der jetzigen Welt war noch nicht in dieſe Mauern gedrungen. So wurden denn wieder Lieder geſungen, ſo ſchlang ſich wieder der fröhliche Reigen, ſo tanzten und lachten die alten Frauen und Männer, und alles Dies geſchah, um den jungen Schloßherrn zu ehren, eigentlich aber um ſich einen frohen Tag zu machen. Das Muſikcorps hatte Mühe in Gang und Ordnung zu bleiben, man überſchrie und überlärmte es. Mehr als einmal ſah man die ſchön drapirte Geſtalt der Tante Amélie ſich erheben und hörte ſie laut rufen: „Stille! ich bitte um Stille! Ich hab' ein Solo.“ Auf einen Moment war man ſtill, aber als die klimpernden Töne des Solo's länger dauerten, als man erwartete, ſchlugen von Neuem die wildempörten Wogen des allgemeinen Tumults darüber hin. Zuletzt wurde auf kein Solo mehr geachtet, und die Muſik nahm einen leidenſchaftlichen und verwirrten Charakter an, indem alle Inſtrumente zugleich und gegeneinander wütheten. Frau von Polder ſtieg von ihrem Sitz herab, mit dem Anſtand einer entthronten Muſe, und die jungen Damen, ihre Notenbücher wegwerfend, ſtürzten ſich in den Strudel des Walzers. Jede dieſer Schönen wollte mit Paul tanzen, und man machte ſich kein Gewiſſen daraus, ſelbſt um dieſen geſuchten Tänzer zu werben.

Die erſten Stunden des neuen Tages fanden noch das alte Schloß wach und lärmend. Aber „es lag ein trüber Schleier über all dem Glanz.“

Zweites Capitel.

Paul hält eine Rede vor dem verſammelten Volk.

In den nächſten Tagen ſollten nun alle die nöthigen öffentlichen Schritte geſchehen, die unſers Helden Umwandlung bekundeten, den Schleier von ſeiner neuen Geſtalt hinwegriſſen. Er konnte es nicht länger über ſich gewinnen, den kummervollen Blicken ſeiner Mutter, den Fragen ſeiner Tante auszuweichen. Dennoch zögerte er noch einige Tage, denn er wollte jene läſtigen und übermüthigen Verwandten, deren Neigung zu jeder Art Oppoſition er genugſam kannte, erſt wieder abreiſen laſſen. Dies geſchah bald; denn eine große Jagd war in der benachbarten Provinz veranſtaltet und die Nimrode der Brunswick'ſchen Verwandtſchaft waren dazu eingeladen worden.

Dem Leſer kann es auffallend erſcheinen, daß wir des Rittmeiſters nicht erwähnen; Paul ſelbſt ſchien ſeiner vergeſſen zu haben. Er bezeigte kein Verlangen, jenen alten Genoſſen ſeiner Jugend, der krank darniederlag, auf ſeinem kleinen Beſitzthum zu beſuchen. Der Rittmeiſter ſeinerſeits ließ keine Einladung ergehen; es war die Weiſe dieſes Mannes, daß er da, wo er Kälte und Nichtbeachtung argwöhnte, der Erſte war, der dieſe Kälte und dieſe Nichtbeachtung in einem noch höhern Grade zeigte. Es lag etwas von dem verwöhnten, verzärtelten Charakter einer jungen Frau in dieſem Manne, den die Welt verwöhnt hatte, um ihn nach ihrer gewohnten grauſamen Art rückſichtslos fallen zu laſſen. Der Rittmeiſter bekam ein ſtarkes Fieber, als er Paul's Ankunft auf dem väterlichen Schloſſe erfuhr, er ließ ſein Lager dicht ans Fenſter tragen, um den erſten Klang der Pferdehufe nicht zu verſäumen, die auf dem kleinen gepflaſterten Hofe ertönen und die Ankunft ſeines jungen Freundes melden würden. Er hatte in ſeinem Zimmer mehrere Bilder verhängt, von denen er wußte, daß ſie Paul mißfällig waren, obgleich darunter das Bild ſeiner verſtorbenen, geliebten Schweſter war; er hatte den kleinen Vorrath von leichten Cigarren, wie Paul ſie rauchte, auf dem Tiſch zurecht gelegt, doch mit der kunſtloſen Unordnung, daß es den Anſchein hatte, als lägen ſie zufällig da. Der Köchin hatte er anbefohlen, ſich mit Zucker und Citronen zu proviantiren, um in jeder Minute bereit ſein zu können, eine Bowle Punſch, wie Paul ſie liebte, zu bereiten. In den einſamen Stunden, wie ſie dem Kranken zugemeſſen werden, hat die liebende Sorge viel Platz, ſich mit allen ihren kleinen Phantaſieen und Träumen auf das Behaglichſte auszubreiten. Der Rittmeiſter erinnerte ſich aller der Geſpräche, der Ereigniſſe der früheren Jahre, in denen ſein Liebling eine bedeutungsvolle Rolle geſpielt; er vergegenwärtigte ſich Miene, Stellung und Gebehrde bei dieſem oder jenem Anlaß, und als er an den Beweis von Liebe und Unterwürfigkeit dachte, den er von Paul noch kurz vor deſſen Abreiſe empfangen, wurde das Herz dieſes Mannes weich, wie das Herz eines Kindes, und er dankte dem Himmel, daß unter alle die Leichtfertigkeiten ſeines Lebens, unter die Maſſe unnützer und thörichter Stunden, die er ſich und Anderen bereitet, doch ein ſtarkes und edles Gefühl ſich gemiſcht habe, das im Stande war, ihn jetzt, da er elend und verlaſſen war, aufrecht zu erhalten. In der That lag in Paul's Liebe ſeine ganze Stärke und Hoffnung begründet. Er hoffte, weil er wußte, daß es ein Weſen gab, das ganz Hoffnung und Zukunft war; wäre dies Weſen nicht erſchaffen worden, oder hätte dieſes Weſen ihn nicht geliebt, er wäre im Stande geweſen, den Reſt ſeiner Tage wie einen läſtigen Ballaſt von ſich zu werfen. Dieſer Mann, der von den Frauen vergöttert worden war, fand nur in der Liebe zu einem jungen Genoſſen diejenige Beruhigung, die ſeiner Seele Noth that. Alle ſeine ſchönen und zärtlichen Freundinnen hatten ihn verlaſſen, er ſeufzte nicht um ſie, aber es wäre um ſein Leben geſchehen geweſen, wenn Paul ihn aufgegeben hätte. Und dieſen Anſchein gewann es jetzt. Es verging eine Stunde nach der andern, ein Tag nach dem andern, und der Erwartete erſchien nicht. Die Köchin, mit der Zitrone in der einen, der Zuckerdüte in der andern Hand zog wie eine Schildwache auf ihren Poſten, ſobald ſich das kleinſte Geräuſch draußen hören ließ, und immer zog ſie unverrichteter Sache wieder ab: ihr Herr las in dem Buche nur die erſte Seite hinab, denn er ſagte ſich ſelbſt, die zweite Seite werde er nicht mehr anfangen können, denn er wird alsdann ſchon da ſein. Aber er konnte die erſte, er konnte die zweite leſen, er hätte den ganzen Roman durchleſen können, wenn er anders in der Stimmung geweſen wäre, ohne daß Paul ihn darin geſtört. Jetzt legte ſich der Rittmeiſter auf das Schmollen; er übte ſich eine zerſtreute und gleichgültige Miene ein, mit der er den Eintretenden empfangen wollte, er gab dem Hausknechte, dem einzigen männlichen Diener in dieſem kleinen Haushalt, Befehl, daß er ſich mit einer Arbeit, die übrigens recht gut warten konnte, beſchäftigen ſollte, lediglich nur, damit er nicht gleich bei der Hand ſei, Paul aus dem Sattel zu helfen und das Pferd ihm abzunehmen. „Ich will mir den Anſchein geben," ſagte er bei ſich ſelbſt, „als wüßte ich nichts von ſeiner Ankunft, und allerdings, wie hätte ich auch etwas davon erfahren können, wenn ich nicht den kleinen Köhlerbuben eigends für ſein Spioniren auf Schloß Brunswick beſoldete. Von dem Daſein dieſes kleinen ſchwarzen Diplomaten weiß aber Niemand. Ich werde auch den Punſch abbeſtellen — doch nein! das will ich nicht; denn kann ich nicht auf den Einfall gekommen ſein, ſelbſt welchen zu trinken? und dann, es wäre zu grauſam, dem armen Jungen, wenn er bei dieſer Herbſtkälte durchfroren hier anlangt, ein Glas Punſch zu verſagen. Aber zum Geier! wenn er noch länger wegbleibt, ſo weiß ich wirklich nicht, ob ich ihm nicht dennoch den Punſch entziehen ſoll?“ Als der ſechste Tag ohne Paul verging und zudem die Kunde von dem Feſtabend in das einſame Haus einlief, wickelte ſich der Rittmeiſter in ſeine Decken, indem er vor ſich hinmurmelte: „Gut, ich werde ihn vergeſſen. Ich hab' ihn ſchon vergeſſen! Ich habe nie an ihn gedacht!“

Während der alternde Freund Paul's ſich auf dieſe Weiſe gegen die Angriffe ſeines eigenen Herzens wappnete, that unſer Held in ſeiner Angelegenheit eilige und kräftige Schritte. Auf ſeinen Antrieb begab ſich Herr Wendling in Unterhandlung mit dem Patrimonialgericht des Schloſſes. Ein alter Juſtizrath ſtand dieſem kleinen Areopagus vor. Er empfing den Beſuch des Anwalts mit großer Förmlichkeit und ließ ſich angelegen ſein, dem Abgeordneten aus der Reſidenz die volle Wichtigkeit und die unberührbare Würde des Chefs eines kleinen Landesgerichtshofes fühlbar zu machen. Herr Wendling dagegen nahm jene leichte Grazie an, die den Weltmann und den Großſtädter bezeichnet, er, der zu Hauſe ein noch ärgerer Pedant war, als der alte Juſtizrath, wagte hier den Leichten und Beweglichen zu ſpielen und ſich Scherze über den Codex des allgemeinen Landrechts zu erlauben, die dem alten Manne vor Grauſen das Haar zu Berge trieben. Dennoch vereinigten ſich Beide leidlich und die nöthigen Papiere kamen zu Stande.

Unterdeſſen ſchickte ſich Paul an, die Rednerbühne zu beſteigen. Er hatte den Plan gefaßt, ſeinen Entſchluß zuerſt einer großen verſammelten Menge, und zwar ſeinen eigenen Bauern zu verkünden. Mit den Ideen einer allgemeinen Wirkſamkeit, eines unmittelbaren, gleichſam elektriſchen Schlages auf die Meinung und das Geiſtesleben des Volkes erfüllt, wollte er unmittelbar zu denen ſprechen, die ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf ihn ſetzten. Er hatte ſich von den einzelnen Gemeindeälteſten und Bezirksvorſtehern diejenigen Bauern nennen laſſen, die am höchſten in Anſehen und Achtung ihrer Mitgenoſſen ſtanden. Der Pfarrer war zu Rath gezogen und die Verſammlung endlich auf einen beſtimmten Tag und Ort beſchieden worden. Es traf ſich gerade, daß im benachbarten Dorfe Kirmes war. Dies gab Paul die gewünſchte Gelegenheit, auch recht viel junges Volk in ungeſuchter und ungezwungener Weiſe zu verſammeln. Denn ein richtiger Inſtinkt ſagte ihm, daß er, wie alle Redner, beſonders auf die Jugend wirken müſſe, um für den Anfang eines überraſchenden und in die Augen fallenden Triumphs gewiß zu ſein, dem dann ſpäter der ruhige Beifall der Nachdenkenden und Klugen folgen werde. Da man das Korn vom Felde bereits eingetragen hatte, ſo waren die meiſten Scheuern gefüllt, es mußte daher eine Art Blockhaus gewählt werden, das am Ufer eines Baches ſtand, der eine große herrſchaftliche Wieſe bewäſſerte. Das Gebäude hatte ein idylliſches Anſehen; es war halb verfallen, mit offenen Eingängen, dies hinderte aber nicht, daß es einen ſehr romantiſchen Anſtrich gewann durch das Rauſchen und das Halbdunkel, welches die Gruppe alter Weiden, die es umſtanden, und durch die Friſche und das Glänzen des Baches, der dicht daran vorüberfloß und in geringer Entfernung ein Mühlrad trieb, ihm verliehen. Paul war bis in dieſe Gegend ſeines Beſitzthums noch nie gedrungen, und er betrat den Boden mit einer Art Scheu. Waſſer, Luft, Erde und Bäume ſchienen ihm wie in Aufregung befangen; das Flüſtern in den Weidenbüſchen, das Rauſchen der Bacheswellen, der eigenthümlich friſche Wind, der über die Wieſe ſtrich und den Duft des nahen Föhrenwäldchens auf ſeinen Fittichen trug, Alles ſchien ſich um ihn zu kümmern, halb ihn zu grüßen, halb ihn zu verhöhnen. Paul ging lange einſam an dieſem Orte hin und her, ehe ſein Publikum eintraf, denn es befand ſich noch in der Kirche, wo der Pfarrer, nach getroffener Abmachung, eine vorbereitende Rede halten ſollte. Endlich bedeckte ein dunkelfarbiger Schwarm die Pfade der Wieſe und die oben am Wäldchen hinführenden Dorfwege. Die Bauern kamen herbei. Paul, von ſeinem Verſteck aus, betrachtete die Geſichter und Mienen der Heranziehenden. Die Dorfälteſten traten dem Zuge vor, es waren derbe ehrliche Geſichter, ohne Kummer und Leid, aber auch ohne Freude, Neugier und Aufregung. Die ihnen folgenden jungen Männer ſahen gleichfalls ernſt aus, aber in ihren Zügen lag etwas, was der Aufregung ähnlich war, das ganz junge Volk drängte am haſtigſten und machte den meiſten Lärm durch Fragen, Lachen, Scherze, Spott und

Gezänk. Endlich befand ſich Alles im Hauſe und es ſummte und rumorte darin, wie in einem Bienenſtock. Der Amtmann trat zu Paul heran, um ihn zu benachrichtigen, daß die Gemeinde verſammelt ſei, daß aber jenſeit des Wäldchens noch eine faſt eben ſo große Menge auf die Erlaubniß wartete, ebenfalls dabei ſein zu dürfen. „Laß ſie kommen,“ rief Paul. „Aber, gnädiger Herr, wir werden in der Scheuer keinen Platz mehr haben,“ entgegnete der Amtmann. „So werde ich unter Gottes freiem Himmel ſprechen!“ rief Paul. „Das, was ich ihnen zu ſagen habe, ſcheut das Licht der Sonne nicht. Laß ſie nur kommen!“ Während der Beauftragte ſich entfernte, ging Paul mit lebhaften Schritten am Bache auf und ab. Der Entſchluß, unter freiem Himmel zu ſprechen, hatte ihm plötzlich einen beſondern Zuwachs von Kraft und Muth gegeben. Es ſchwebten ihm dunkel die Erzählungen von den großen iriſchen Meetings vor, und er beſann ſich jetzt, daß er ſchon oft gewünſcht hatte, ſich in ähnlicher Lage zu befinden. Er fand es entzückend, das was das warme Herz bewegt, was der beflügelte Gedanke ſchafft, ſogleich dem Verſtändniß und der Billigung des öffentlichen Urtheils hinzugeben. Er berauſchte ſich in dem Gedanken, daß, wenn er den Muth hätte, ſich in die Arme des Volks zu werfen, dieſes ihn nicht zu Boden fallen laſſen würde. Voll von dieſen glühenden Träumen und goldenen Entwürfen ging er in die Scheuer hinein.

Die Aelteſten erhoben ſich von ihren Sitzen und grüßten ihren Herrn treuherzig und ehrerbietig. Paul überſah mit einem Blick die ſeltſame Decoration, die ſich gebildet hatte. Während der kleinſte Theil der Verſammelten Sitze erhalten hatte, war die größere Anzahl auf dem Boden gelagert, oder hing an den Balken des Dachſtuhls, an den Vorſprüngen der Thür- und Fenſterpfoſten, und ſah in die Lücken des Daches von außen hinein. Eine große Oeffnung oben war durch eine Moſaik von Menſchenköpfen geſchloſſen, hier und da hingen ein paar Beine herab, die ſich in der Luft ſchaukelten. Alles war aber tiefe Stille und Ruhe, als der Pfarrer das Wort nahm und mit lauter Stimmer rief, indem er auf den neben ihm ſtehenden Paul wies: „Seht hier, da ſteht Euer junger Herr, der gekommen iſt, um Euch allerlei wichtige Dinge, die Ihr zu wiſſen nöthig habt, zu ſagen. Ihr müßt ihm mit Achtſamkeit und Ehrfurcht zuhören, gerade ſo, als wenn ich Euch in der Kirche eine Predigt hielte. Die Worte des Herrn ſind nicht gemacht, um in den Wind geſprochen zu werden. Alſo ſeid ſtill und höret zu.“

„Meine lieben Kinder,“ hob Paul an, „oder vielmehr, da Viele unter Euch bei weitem mich an Alter übertreffen, meine lieben Freunde; denn ein Freund möchte ich Euch ſein“ — bis hierher war der Redner gelangt, als der Tumult außerhalb der Scheuer auf eine bedenkliche Weiſe laut wurde. Die Neuangekommenen wollten hinein und wurden mit Gewalt von dem überfüllten Hauſe zurückgehalten. Der Amtmann verſuchte Frieden zu ſtiften, doch umſonſt; Paul rief: „Laßt uns auf die Wieſe gehen!“ Ein allgemeiner Beifall antwortete dieſem Vorſchlag. Die Auswanderung begann ſogleich. Man ſah es dem ausziehenden Schwarme an, wie es ihm lieb war, das dumpfe kleine Haus mit der freien in der Herbſtſonne funkelnden Wieſe zu vertauſchen. Die beiden kleinen Armeen ſchmolzen nun in eine zuſammen und bildeten am Bachufer einen Halbkreis um Paul herum, der, auf einen Stein am Ufer ſich ſtellend, rechts vom Pfarrer, links vom Amtmann umgeben, ſeine angefangene Rede fortſetzte. Es dauerte lange, ehe vollkommene Ruhe herrſchte. Die Neuheit des Anblicks und das Ungewöhnliche der Sache ſelbſt beſchäftigte die Menge dergeſtalt, daß ſie immerdar flüſternd und ſchwatzend hin und herwogte, endlich aber drang der laute Ruf des kräftigen Amtmanns durch, der Stille und Aufmerkſamkeit gebot, und Paul's Worte wurden von Allen gehört.

Unſer Freund wiederholte den Anfang ſeiner Rede und ſetzte dann hinzu: „Ihr wißt, daß ſeit meines Vaters Tode das Erbe mir zugefallen iſt, und daß ich daſſelbe mit dem Schutz unſers Königs und im Rechtausſpruch unſerer Geſetze in Beſitz genommen habe. Ich bin alſo Euer Herr und der rechtmäßige Eigenthümer des Schloſſes, das meinen Namen trägt, und in welchem meine Väter, ſeit einer undenklichen

Reihe von Jahren gewohnt und geherrſcht haben. Wie Ihr Euch von Euren Vätern erinnern werdet, iſt das Regiment kein ſchlimmes und zu keiner Zeit grauſames und ungerechtes geweſen. Habt Ihr nicht über Eure Gebieter zu klagen gehabt, ſo haben ihrerſeits dieſe Gebieter auch nicht über Euch zu klagen gehabt. Es iſt gegangen, wie es zu gehen pflegt bei Menſchen, die zwar der menſchlichen Schwäche unterworfen ſind, die aber darüber ſich verſtändigt haben, einander treu ergeben zu ſein und einander Dienſte zu leiſten ohne Schalkheit, ohne Eigennutz und weltliche Kriecherei. Der Himmel weiß, daß ich gar ſehr wünſche, es hierbei beim Alten zu laſſen. Von der Väter Art und Gewohnheit ſich abzulöſen, ziemt den Söhnen nicht, und ſchlecht kleidet es das ehrerbietige Kind, andere Wege einzuſchlagen, als die, die ſeine Vorgeſetzten und Aeltern gingen. Dies ſag' ich Euch, damit Ihr nicht falſch deutet, was ich Euch alſobald verkünden will. Nicht mein Eigenwille iſt es, nicht ſtrafbare Thorheit, wenn ich anders handele, als die handelten, die vor mir im Beſitz des Erbes waren; es iſt der Ruf an mich ergangen, Alles hintanzuſetzen, um, ſo viel es in meinen ſchwachen Kräften liegt, der Welt ein Exempel zu geben. Noch ſeht Ihr mich hier unter Euch im Beſitz der Herrſchaft und jeglicher Vortheile und des mir zuſtehenden Glanzes, wenn ich von dieſem Platze weggehe, werde ich nicht mehr haben, als der Aermſte unter Euch, und ich werde nicht glänzender und bevorzugter ſein, als Einer der Euren. Hört nun, was ich Euch zu ſagen habe, ich will meinen Entſchluß in ein Gleichniß kleiden.“

„Ein Herr hatte der Knechte viele; ſie dienten ihm in mannigfacher Weiſe, ſie arbeiteten Tag und Nacht und förderten ſein Geſchäft. Unter dieſen Knechten waren Einige zu Dienern des Hauſes beſtimmt, Andere arbeiteten im Felde und im Garten. Es begab ſich, daß die Letzteren eines Tages in die Nähe des Hauſes gelangten und durch die offenſtehenden Fenſter hineinblickten. Sie gewahrten Gemächer von Purpur und Seide, Gold und Spiegelglanz, und inmitten dieſer Herrlichkeit ſahen ſie die Diener hin und hergehen und ab und zu auf den prachtvollen Teppichen niederſitzen. Sie murreten alsbald und ſprachen unter einander: ‚Iſt dies Sitte? Iſt dies Gerechtigkeit und Ordnung? Wir ſind beſtellt, auf dem Felde zu arbeiten und uns dem ſtürmiſchen Eigenwillen der Elemente hinzugeben, während dieſe Lungerer im Palaſt behaglich und geſichert ſitzen und müßig umherſchlendern. Sind wir nicht Diener, wie dieſe, und ſtehen wir nicht Alle bei einem und demſelben Herrn in Sold? Was ſoll nun das?‘ Dieſe Rede vernahm einer der Diener im Hauſe, er trat hervor und ſprach: ‚Ihr thut dem Herrn, dem wir Alle dienen, Unrecht, wenn Ihr meint, daß er unnütze Knechte beſolde, dann thut Ihr auch den Dienern hier im Hauſe Unrecht, wenn Ihr meint, daß ſie Sold nehmen, ohne Dienſte zu leiſten. Sie ſind ebenſowenig müßig, wie Ihr es auf dem Felde ſeid, und wenn ſie ihr Tagewerk auch zwiſchen ſammtnen und goldenen Wänden verrichten, iſt es nicht minder mühevoll und verdienſtlich.‘ Darauf antworteten die Feldleute und Gärtner: ‚Wir glauben's nicht; denn wir ſehen nicht, daß in den Gemächern drinnen irgend eine mühſelige und ſchwere Arbeit verrichtet werde, im Gegentheil erſchauen wir manche fette Bäuche, die auf den Polſtern umherliegen, und manchen ſchlaffen Arm, der auf der goldenen Lehne ruht. Wir können nicht beurtheilen, ob und wie viel Ihr arbeitet; komme mal Einer von Euch heraus zu uns auf das Feld und faſſe er Spaten und Pflug an und arbeite er, wie wir arbeiten, dann werden wir ſehen, daß er des Herrn Brod nicht nutzlos ißt.‘ Dies waren die Worte der Gärtner, und die Diener im Hauſe vernahmen ſie mit Unwillen und Entrüſtung, ſie traten ans Fenſter und drohten hinaus, und jene, die draußen ſtanden, drohten hinein, es hatte den Anſchein, als ſollte es zwiſchen beiden Dienerſchaaren zu Thätlichkeiten kommen; da nahm der Sprecher unter den Dienern des Hauſes wieder das Wort und ſagte zu ſeinen Brüdern gewendet: ‚Laßt mich hinausgehen und bei ihnen arbeiten; ſie glauben nicht, daß wir arbeiten können, erlaubt, daß ich es ihnen zeige.‘ Darauf antworteten die Brüder mit Unwillen: ‚Du biſt nicht geſchaffen zu jener Art, Du haſt im Hauſe bei uns zu thun!‘ ‚Ei!‘ rief der junge Arbeiter, ‚wenn es mir nun ſo gefällt, ſo laßt mich nur immer ziehen.‘ Und die Brüder ließen ihn ziehen, und er ging aufs

Feld und arbeitete Tag und Nacht. Jene aber ſtellten ihr Murren ein, da ſie ſahen, daß ein Diener des Hauſes die rohe und ſchlimme Arbeit mit ihnen theilte, um ihnen zu zeigen, daß es im Dienſte des Herrn kein Schweres und kein Geringes gebe, ſondern daß Alles gleich willig übernommen und ins Werk geführt werden müſſe.“

Paul hielt hier etwas inne und ſagte dann: „Dieſer Diener, der hinaus geht aufs Feld, bin ich.“

Eine lange Pauſe entſtand, während welcher der junge Redner, Allen ſichtbar, auf ſeinem erhöhten Platze, in leidenſchaftlicher Stellung daſtand. Die erzwungene und geſuchte Ruhe, die er am Anfang der Rede behauptet hatte, war dem innern Drange gewichen; ein lebhaftes Roth färbte ſeine Wangen, er hatte den Hut abgenommen, und mehrmals glitt ſeine Hand über die Stirn und durch die Locken des dunkeln Haars. Wie er die letzteren Worte geſprochen, ſah er ſich wie verwundert um, denn die Zeichen der Theilnahme an ſeiner Rede blieben aus. Das Publikum verhielt ſich vollkommen ruhig, nur der Lärm und das Gezänke, das ein paar Buben machten, die, auf die Weidenſtämme hinaufkletternd, ihre Cameraden von dort zu verdrängen ſuchten, unterbrach die Stille.

Paul wiederholte aber mit etwas geſunkener Stimme: „Der Diener, der hinaus geht aufs Feld, bin ich.“

Wieder eine tiefe Stille, und der Redner fuhr fort: „Der Herr, dem wir Alle dienen, glaubt nicht, daß es ein Fürſt ſei, oder irgend ein mächtiger Herr, nein, es iſt eine Macht. der Fürſten wie Bauern auf gleiche Weiſe unterthan ſind, es iſt das allgemeine Wohl. Es iſt die Verbindung der Menſchen unter einander, um ſich den Erwerb der Güter des Lebens und ihren Beſitz zu erleichtern und zu ſichern. Dieſer mächtige Herr will, daß Arbeit und Genuß auf gleiche Weiſe unter allen ſeinen Dienern vertheilt ſei. Die Arbeit iſt aber verſchieden. Einige der Diener verrichten in den goldenen Stuben der Paläſte die feine Arbeit des Geiſtes. Ihr Wirken iſt nicht augenfällig, aber es iſt nichts deſto weniger vorhanden; der größere Theil ſchafft aber die grobe Arbeit und bebaut die Felder der Induſtrie. Ich hab' Euch geſchildert, welch' ein Streit unter den beiden Arbeiterklaſſen ausgebrochen iſt; wir leben im Beginn dieſes Kampfes; er droht noch ärger ſich zu entzünden, und wenn Ihr im Stande wäret, den Blick in die Welt hinaus zu richten, ſo würdet Ihr gar argen Tumult und große Aufregung bemerken. Ich und meine Vorältern und eine ganze große Menge noch dazu gehören zu den Dienern, denen ihre Wirkſamkeit im Innern des Hauſes angewieſen iſt. Es iſt wahr, wenn man außen in den Palaſt hineinſieht, ſo hat es den Anſchein, als lebten wir ein genußſüchtiges und träges Leben, es ſind auch Viele unter uns, die allerdings faule Knechte ſind; allein deren giebt es unter der anderen Partei ebenfalls, die Mehrzahl unter uns ſind aber redliche Arbeiter. Das Wenige an Glanz und Wohlleben, das die Blicke von Außen täuſcht, wiegt die kummervollen Nächte nicht auf, die Jene wachend durcharbeiten. Aber die Arbeiter des Feldes wiſſen nichts von dieſen Nächten, denn dichte Vorhänge umſchließen die Fenſter gerade in den dunkelſten und gefährlichſten Stunden. Die Arbeiter des Feldes rufen die des Hauſes heraus und ſchelten ſie faule Knechte. Wie ſoll ihnen geantwortet werden? Wie meint Ihr, ſoll man Jenen beweiſen, daß ſie Unrecht haben? Es giebt ohne Zweifel viel weiſe und wohlberechnete Mittel, die Sache in Ordnung zu bringen, ich aber habe mich kurzweg, wie es der Jugend geziemt, und im Zorn über jene Reden und Vorwürfe entſchloſſen, die Arbeit des Feldes zu übernehmen; das heißt, ich, der ich edel geboren bin, der ich vollauf zu leben habe, den keine Sorge und kein Tadel anficht, ich lege meinen adeligen Namen nieder, verſchenke mein Vermögen und werde von nun an mein Brod durch meiner Hände Arbeit verdienen. Ich nehme hiermit freiwillig, von Niemandem überredet oder gar gezwungen, die Sorge, die Entbehrungen, die Demüthigungen und den Kummer der Armuth auf mich, blos um jenen Leuten, die uns für elende und hochmüthige Praſſer halten zu zeigen, daß wir, wenn es das allgemeine Wohl gilt, ebenfalls wie der Geringſte im Volk leiden, tragen und im Schweiß unſeres Angeſichts arbeiten können. Das iſt's, was ich beweiſen will, und ſo Gott will, beweiſen werde."

Paul hielt inne. Sein Blick war nach oben, der klaren Himmelsbläue zugewendet, er hielt die Arme ausgebreitet und blieb lange ſo ſtehen, bis er Blick und Arme ſinken ließ und ſeine Aufmerkſamkeit auf die Zuhörer richtete. Hier brach ein lebhaftes Murren aus, das in Zeit von wenigen Minuten einen für unſern Helden unerwarteten Charakter annahm. Es brach nämlich ein anhaltendes und gleichſam tobendes Gelächter aus. Die Aelteſten gaben dazu das Zeichen, indem ſie ſich umwandten und die hinter ihnen ſtehenden jungen Männer durch eine ſehr verſtändliche Mimik zu noch größerer Luſtigkeit anfeuerten. Paul ſah erſtaunt auf ſein Publikum herab; ſein Blick hatte etwas Verwildertes, als er dieſe Ausbrüche der Freude ſah, die er ſich auf keine Weiſe zu deuten wußte. Er verſuchte zu ſprechen, aber der Tumult der rohen Spaßhaftigkeit war zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß man ſeine Worte nicht vernahm. Aber dieſes Lachen war nicht die Grimace des Spottes, es trug eine gutmüthige Natur zur Schau, es fehlte ihm nicht an Zeichen der Ehrfurcht und der Ergebenheit. Die Meiſten bückten ſich und grüßten fortwährend ehrerbietig, während ſie lachten. Die Jugend gebehrdete ſich auf ihren entfernten Plätzen ſchon freier, und während die Knaben Purzelbäume ſchlugen und kreiſchten, kamen auch die Frauen und Mädchen näher, um mit freundlichen Blicken Paul zu betrachten und dann in das Gelächter einzuſtimmen.

Paul zog endlich den Amtmann zu ſich heran und fragte ihn beſtürzt um den Grund dieſer Erſcheinung. Der dicke Mann, der ſich kaum ſelbſt zu ernſter Miene zwingen konnte, erwiderte: „Halten zu Gnaden, Herr Baron, das dumme Volk hält Alles für Spaß. Sie denken dem gnädigen Herrn eine Freude zu machen, wenn ſie es mit dem Lachen recht toll treiben. Es iſt eben dummes Volk. Man darf von ihm nicht fordern, daß es gelehrte Dinge verſtehe.“

Paul ſtand verwirrt und beſchämt.

„Ich wollte Euer Gnaden den unterthänigſten Rath geben,“ hob der Amtmann mit leiſer Stimme wieder an, „für jetzo nicht weiter die Sache zu expliciren. Ich kenne die Leut'; ſie haben ſich's einmal in den Kopf geſetzt, daß der gnädige Herr herausgekommen ſind, um ihnen einen luſtigen Schwank zu erzählen. Die Meiſten haben wohl gar nichts verſtanden und begriffen, und lachen nur aus purer Dummheit mit, weil es ihnen die Aeltern und Klügern vormachen. Es würde nichts nutzen, wenn Eure Gnaden jetzo weiter parlirten; ich und der Herr Pfarrer, wenn Sie gnädigſt erlauben, wollen das Volk aparte nehmen und für die ganze Sache zuſtutzen. Erklärt, und zwar recht genau, muß dem Landmann Alles werden; ſonſt gedeiht in ſeinem Gehirn auch die gröbſte und einfachſte Verſtändlichkeit nicht, wie viel weniger ein ſo ſubtiler Kram, wie Eure Gnaden ihn auftiſchen.“

„Ich habe mich doch aber ſehr deutlich ausgedrückt," ſagte Paul.

„Für mich und meines Gleichen gewißlich," entgegnete der Amtmann mit einem ſtolzen Blick. „Das dumme Volk hat aber nix capirt; dafür ſteh' ich."

„Nennen Sie das Volk nicht dumm."

„Eure Gnaden, das unſerige iſt noch, Gott ſei Dank, dumm. Es iſt noch in ſeiner Blüthe, überall anderswo iſt es ſchon welk und wurmfraßig. Die gelehrten Herren nennen dies Klugheit, es iſt aber eine Krankheit. Die Geſundheit und die Dummheit trifft beim Volke immer zuſammen, das muß ich wiſſen."

„So laſſen Sie ſie denn auseinandergehen," ſagte Paul kleinlaut. „Ich werde in einiger Zeit den Verſuch erneuen. Hoffentlich werden ſie mich dann verſtehen."

„Sicherlich, Euer Gnaden. Gut Ding muß Weile haben. Ich dachte gleich, daß es, wenn wir es auf dieſe Weiſe anfaßten, ſchief ablaufen würde. Gehn der Herr Baron nun ganz leiſe nach Hauſe, ich und der Pfarrer werden das Unſerige thun, die Burſchen zu bearbeiten. Vor allen Dingen müſſen wir ſie jetzt bei ihrem Glauben laſſen, und wenn Euer Gnaden erlauben, ſo laſſe ich Branntwein und Bier austheilen; ſo gewinnt denn das Ganze das Anſehen eines prächtigen Spaßes und einer herrſchaftlichen Bewirthung.“

Paul wandte ſich ab, und während der lärmende Schwarm ſeiner auseinandergehenden Zuhörerſchaft auf Wieſe und Feld ſich verbreitete, ging er einſam am Fluß hin. Als er ſich zufällig umblickte, gewahrte er zwei alte Bauern, die ſtehen geblieben waren und in einer ehrerbietigen Entfernung auf ihn zu warten ſchienen. Er ging auf ſie zu und fragte, was ihr Begehren ſei. Ihre treuherzigen Geſichter nahmen einen ſchüchternen und befangenen Ausdruck an, und der Eine fragte, ob der Herr wirklich geſonnen ſei, ſein Hab und Gut wegzuſchenken. Als Paul ihnen dies bejahte und in der Kürze nochmals ſeine Gründe angab, hörten ſie ihn mit großer Aufmerkſamkeit und Andacht an. Sie erwiderten kein Wort, und unſer Freund glaubte jetzt, ſie völlig überzeugt zu haben, da mußte er zu ſeiner Demüthigung bemerken, daß, wie die Alten weggingen, der Eine, mit dem Finger auf die Sterne zeigend, eine gewiſſe Pantomime machte, deren Sinn unſchwer zu errathen war.

„Ich verſtehe,“ ſagte Paul, indem er ſich am Ufer unter einem Weidenſtamm niederwarf. „Die Sarkasmen der Salons haben lange nicht dieſe bittere Schärfe als jene einfache Kritik, wie ſie die plumpe Bauernhand eben ausübte.“

Er ließ ſein Haupt an den Weidenſtamm hinfallen, und ſein Auge blickte in die weite klare Wölbung des Herbſthimmels. Es lag eine Stille und ein Frieden auf der Landſchaft, wie ſie nur der Herbſt giebt, dieſes Bild der ſchmerzloſen Reſignation der Natur. Von den weißen ſchimmernden ſcharfbegrenzten Wölkchen des Horizonts glitt Paul's Blick auf einen bräunlichen Waldſtreif, der ſich an der Grenze der Blicksweite hinzog. Dieſer dunkele Gürtel, der das buntgefärbte Kleid der Erde an den weißen Buſen des Himmels anſetzte, war feſt und zierlich gezogen. Die vermittelnden Schatten und Nebel der Landſchaft fehlten, die Farben waren hart, kühl und gleichſam verwegen eine an die andere geſetzt, aber hierdurch wurde der Seele das Bild von Friſche und Klarheit beigebracht, das bezeichnend für den ſchon weit vorgeſchrittenen Herbſt iſt. Das Auge, das ungehindert in die weiteſten Fernen blickte, ſah die Schöpfung gleichſam erweitert und jeden heimlichen Winkel derſelben gelichtet. Die große Deutlichkeit und Schärfe, die der Contour des fernen Waldes zeigte, erſtreckte ſich in eben demſelben, wo nicht noch höhern Grade auf die kleinen ſich durchkreuzenden Pfade und Wegſtellen der Wieſe. Es ſchien nicht unmöglich, das niedergetretene Gras und die wenigen zurückgelaſſenen Spuren des Heuwagens zu erkennen, der in der Entfernung von tauſend Schritten und darüber ſeinen Weg über die Wieſe genommen hatte. Die Klarheit des Waſſerſpiegels eines Teiches, der am Waldrande ſich hinzog, war von einer ſolchen kryſtallhellen ſchimmernden Friſche, daß das Auge die Spitzen der Rohrhalme und die braunen Kapſeln ihrer Blüthen im Spiegel wanken zu ſehen glaubte. Dabei gab dieſelbe Luft, die vor dem Auge jegliche Hülle abgelegt hatte, auch dem Ohre ein erweitertes Gebiet. Es ließen ſich Klänge und Echos vernehmen, die nur im Herbſte zu hören ſind. Dieſe Töne, wenn man ihnen lauſcht, ſcheinen aus einer unberechenbaren Ferne zu erklingen, ſie kommen, getragen von den Schwingen des kühlen friſchen Hauches, der zugleich den Duft der Harze und Gewürze des Waldes, den kräftigen Geruch des Torfgrundes der Wieſe und die Ausdünſtungen der modernden Schlingpflanzen am See herüber bringt. Unter dieſen Tönen, deren Urſprung und Heimathsſtätte man nicht erfährt, ſind einige von ſehnſüchtiger und geheimnißvoller Natur; es ſind Schmerzenslaute, die, der Himmel weiß, welcher Bruſt entſtrömen, es ſind Klagen, die der herbſtlichen Einöde ganz ausſchließend angehören, es ſind Stimmen melancholiſcher Sänger, die die Natur ſich hält, um die Stunden ihres Scheidens aus dem geſchmückten Saal des Sommers anzuzeigen. Einige dieſer Töne klingen wie ein ferner Austauſch von Frage und Antwort. Vom See aus wird geantwortet, wenn der Wald fragt. Aber das menſchliche Ohr, zu rauh und grob gebaut, und zu ſehr verwildert durch die plumpen und lauten Angelegenheiten des Lebens, hat keine Faſſungskraft für dieſes feine und liebliche Geplauder der Naturſtimmen, der Menſch ſchmeckt ihre Süßigkeit heraus und er ahnet, daß ſie ihm etwas ſagen wollen, allein er kann ſie nicht haſchen, ihre verhüllte Geſtalt wandelt mit flüchtigem Fußtritt an ihm vorüber. Aber wohl verſteht dieſe Stimme das kleine Volk, das ſich im hohen Prunkſaal des entlaubten Waldes und auf dem bunten flimmernden Eſtrich der Wieſe bewegt. Hier iſt eine geſchäftige Welt in großer Anſtrengung und Aufregung, es werden Vorräthe angehäuft und Winterwohnungen bezogen, aber immer giebt es in dem großen Verkehr auf den Heer- und Landſtraßen einzelne Müßige, die ihres Weges dahinziehen, unbekümmert um die nächſten Tage. Von dieſen, ſo glauben wir feſt, geben jene fragenden Töne aus, ſie fragen: „Was ſoll's? Bleibt es nicht, wie es immer war? Mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater haben warmes Wetter, lange helle Tage gehabt, ſoll ich nun Kälte und frühe Nächte dulden?“ Und aus dem Walde antwortet man: „Ja, ſo ſcheint's! Auch wir glaubten an einen ewigen Frühling und Sommer, aber eine uralte Sage in unſerm Geſchlecht ſpricht von einem Ahnherrn unſeres Hauſes, der einen Herbſt und einen Winter erlebte! Seid wachſam! Gedenkt der letzten Stunde! Macht euch auf den Tod bereit!“ — Und nun erklingen die unendlich rührenden Sterbegeſänge, dieſe feinen, klingenden, zirpenden Töne, die überall und nirgends aufſteigen und in die Luft wirbeln. Sie kommen aus dem kleinen ſchaukelnden Bettchen, dem Herbſtblatte, das am Röhricht hängt, und in welchem die Libelle ſchlummert; ſie kommen aus der Gondel von Tannenborke, in welcher der braun- und goldgefärbte Käfer ſeinen Sitz hat; ſie kommen aus der kleinen Höhlung unterm gelben Blätterüberwurf, aus der das Köpfchen der Eidechſe hervorblickt; ſie kommen, o der Himmel weiß allein, von wo ſie kommen, ſie ſchwellen an zu einem wunderſamen Chorus und ſie fallen und ſterben wieder ab und verklingen, um nach einer kleinen Weile wieder neu zu erſtehen.

Wir haben der Schilderung dieſer Herbſtgebilde hier einen größeren Raum gegönnt, weil ſie in der ſchmerzlich ausklingenden Seele unſers Helden eine mächtige Bedeutſamkeit gewannen. Das Weh einer jungen Bruſt, die noch mit dem Schmerze nicht vertraut geworden, iſt ſo ſcheuer und keuſcher Natur, daß es vor der Berührung mit menſchlichen Troſtworten zurückſchreckt und nur der weichen, träumeriſchen Unordnung der Natur ſich willig hingiebt. Alle Erſcheinungen der Herbſtlandſchaft, wie wir ſie eben angedeutet haben, gingen, wo nicht eben ſo bewußt, doch mit gleicher Schärfe für ſein Gefühl, in ſeine Seele über. Aber dieſe Seele war weit entfernt, ihr Laub, das heißt die Kräfte ihrer Jugend im herbſtlichen Todeskampf auf die Erde zu ſtreuen; der Tod in der Natur mahnte ihn an das Leben in ſeiner Bruſt. Es war noch nichts geſchehen, was ihn hätte wahrhaft entmuthigen und ſeinen Entſchluß wankend machen können. Die Beiſtimmung der Bauern war wünſchenswerth, aber ſie war nicht geradezu erforderlich. Der entſcheidende Schritt war nun geſchehen; die Zukunft gewann ſchon beſtimmte Umriſſe. Es mußten nun die Mutter und die Verwandten in Kenntniß geſetzt, alsdann die Abreiſe vom väterlichen Schloß und die Ergreifung des neuen Lebenswandels feſtgeſetzt werden. Auch über die letzte Angelegenheit hatte Paul ſchon ſeinen Plan gefaßt.

Drittes Capitel.

Der Rittmeiſter ſucht ſich mit Paul zu verſtändigen; Beide machen ſich gegenſeitig Schenkungen. Das Abenteuer auf der Wieſe. Der Zehrpfennig auf die Reiſe.

Es wäre unnütz und würde zu Wiederholungen führen, wenn wir den Gang unſerer Geſchichte auf eine ſo minutiöſe Weiſe verfolgen wollten, daß dem Leſer kein Umſtand entzogen würde, der auf die endliche Losreißung unſers Helden von ſeiner Familie und ſeinem Beſitzthum Bezug hätte. Eine gute Erzählung bekundet ſich nicht allein dadurch, was ſie giebt, ſondern viel öfter dadurch, was ſie wegläßt. Wir wollen alſo nach dem Ruhm einer guten Erzählung ſtreben, indem wir eine große Maſſe Details unterdrücken und nichts von den Abſchiedsſcenen auf Schloß Brunswick berichten.

nichts von dem „Für“ und „Wider,“ das unſer Held mit ſeinen nächſten Anverwandten wechſelte, und endlich wollen wir ganz von dem „entſetzlichen Aufruhr“ ſchweigen, der in Folge dieſer Abdankung in der Familie ausbrach, denn jede und jeder der Vettern und Baſen hätten eher des Himmels Einſturz (es iſt ſeltſam, wie oft man ſchon dem Himmel zugemuthet hat, einzuſtürzen) vermuthet, als ein ſolches Ereigniß im Hauſe Brunswick. Wir wollen nur die Thatſachen berichten, um die ſich dieſer Tumult herumwickelte. Schloß Brunswick nebſt Appertinentien ging an den Baron Anton Brunswick über, und im Falle von deſſen Ableben an ſeinen Sprößling. Der Baron Anton von Brunswick hatte der Schenkungsacte ſeinerſeits die Erklärung hinzugefügt, daß er ſich nur als Verwalter der Güter anſähe und jederzeit bereit wäre, dem Erben ſein Beſitzthum wieder zu geben, wenn dieſer es verlangte. In dieſer Erklärung lag, wie die Familie ſich ausdrückte, „der urſprüngliche Adel der Brunswicke,“ aber es lag auch in ihr der Riegel, der für immer Paul den Eingang verſperrte, denn ſo, wie wir unſern Helden kennen, wäre er lieber in Armuth und Elend untergegangen, ehe er ſich entſchloſſen, eine ſo beſchämende Zurückforderung zu thun. Unter den Clauſeln der Schenkungsacte ſtand obenan der ungeſtörte und ungefährdete Aufenthalt der Legationsräthin auf Schloß Brunswick, wollte ſie jedoch es verlaſſen, ſo war eine ſehr anſehnliche Rente ihr zugeſichert. Herr von Polder behielt das Capital, das zum Geldvertrieb bis jetzt in ſeinen

Händen geruht hatte, als Eigenthum, und eine zweite anſehnliche Schenkung kam dem Rittmeiſter wie vom Himmel gefallen. Sie reichte hin, ſein kleines Gütchen ſchuldenfrei zu machen und denjenigen Tagen, von denen es heißt. „ſie gefallen mir nicht,“ und dieſe Tage waren unleugbar beim Rittmeiſter jetzt eingekehrt, ihren empfindlichſten Stachel, den Stachel der täglichen Sorge zu nehmen.

Es hieße am Charakter des Rittmeiſters ſich verſündigen, wenn wir die originelle Art, wie er ſich für dieſe Schenkung bedankte, unerwähnt laſſen wollten. Nie hatten die Freunde ſich ärger gezankt, nie waren ſie ernſtlicher Einer auf den Andern böſe geweſen, als gerade bei einer Gelegenheit, wo ſie Beweiſe der größten Anhänglichkeit und Liebe gegen einander austauſchten. Paul hatte dreimal auf ſeinem kleinen Pferdchen vor der Thür des Landhauſes gehalten, ohne den Einlaß erzwingen zu können, er war Nachts um die Fenſter geſchlichen, hatte die alten Lieder und Spottreime aus den Knabenjahren geträllert und gepfiffen, er hatte Steinchen an die Scheiben geworfen, und endlich beim Accompagnement des heulenden Hofhundes ein Ständchen zur Guitarre geſungen, ein Notturno, das der Rittmeiſter einſt ſelbſt gedichtet und componirt hatte. Alles vergeblich. Der eigenſinnige Hausherr hatte ſich eingeſchloſſen und grollte mit ſeinem Liebling, da er gekommen war, ihm ein großmüthiges Geſchenk zu machen, das anzunehmen die Ehre verbot.

Es gelang endlich Paul's Bitten erſt dann, als der Rittmeiſter ein altes vergilbtes Pergament aufgefunden hatte, das irgend ein fabelhafter Ahnherr von ſeiner, des Rittmeiſters, Familie, der in Oſtindien verſtorben, ausgefertigt hatte und als eine Erbſchaftsacte von, der Himmel weiß, wie viel Millionen Pfund Sterling enthielt. Ein ſolches Monstre von Erbſchaft war noch nie dageweſen, und wenn es auch irgend einmal exiſtirte, ſo hätte doch keine Caſſe, weder eines cultivirten noch uncultivirten Welttheils, es realiſiren können. Der fabelhafte Erblaſſer hatte ſich ohne Zweifel eine nicht zu entſchuldigende Myſtification mit den Zahlenverhältniſſen und finanziellen Zuſtänden ſeines Vaterlandes erlaubt. Zu den Charaktereigenheiten des Rittmeiſters gehörte aber, daß er immer noch eine, wiewohl ſehr ſchwache Hoffnung hegte, dieſes wunderſame Document könnte einmal in Kraft treten. Er hielt dieſes „Blatt vom verfluchten Feigenbaume“ nicht für ſo ganz verdorrt, wofür es die Welt anſah, und wenn ſeine Lieblingsträume, und er hatte deren eine große Anzahl, in einſamen Stunden ihn zu beſuchen kamen, richtete ſich aus dem verſchwiegenen Winkel des kleinen Eckſchränkchens auch die Rolle mit den Millionen auf und kam, Geſtalt und Anſehen gewinnend, als ein dicker, prachtvoll ausſchauender Mynheer (der Erblaſſer war ein Holländer), auf ihn zugewackelt, in jeder Hand eine dicke Brieftaſche mit Verſchreibungen, in jeder Locke der weißblitzenden Perrücke eine Ducatenrolle eingeſchoben, in jeder Naſenöffnung ein Diamant von der Größe einer Erbſe und in den Mundwinkeln Rubine wie Taubeneier groß eingeklemmt. Dieſes intereſſante Phantom wurde jetzt auf immer aus dem kleinen Landhauſe gebannt, indem die Rolle in Paul's Hände überging. „Mein Freund," ſagte der Rittmeiſter lachend, „was ich von Dir nehme, iſt eine troſtloſe Jämmerlichkeit gegen die Schätze, die ich Dir vermache. Aber ſcherze nicht — es iſt mein vollkommener Ernſt; man kann nicht wiſſen, was geſchieht. Wenn aber die Rolle aus ihrem Todesſchlafe erſteht, dann geh' nur gleich dran, aus Dankbarkeit für den Himmel ein paar Königreiche zu kaufen und ſie an die Armen zu ſchenken, von dem Reſte laß aus dem Montblanc eine Reiterſtatue Napoleon's machen, dies war ſchon lange meine Abſicht, denn ich habe die kleinen Statuen wie die kleinen Hunde nie leiden können, und wenn man Deutſchland mit ſeiner Hautkrankheit von zwerghaſten Denkmalen überſchaut, ſo wird einem ganz übel bei dieſen pathologiſchen Zuſtänden der Kunſt. Von dem, was dann noch übrig bleibt, denn das Charakteriſtiſche bei ſolchen Summen iſt, daß immer Etwas übrig bleibt, ſpringe den armen Schluckern, den Engländern bei und helfe ihnen einen Tunnel unter dem Canal weg graben. Auch dies war meine Abſicht. Das gute Volk der Krämer muß auf ſicherer Erde zu uns herüber wandeln können, es iſt eine alberne Caprice von unſerm alten Planeten, daß er gerade da mit Waſſer ſich bedeckt hat."

Dieſe Scherzreden koſteten dem Rittmeiſter nicht wenig Ueberwindung. Es war ihm nicht ſcherzhaft zu Muthe. In der Seele dieſes ungewöhnlichen Mannes bewegte ſich manches Schmerzliche, als er ſeinen jungen Freund mit einem ſo feurigen und großen Entſchluß vor ſich ſtehen ſah. Er war vielleicht der Einzige, der deſſen ganze Bedeutſamkeit erkannte, aber er wagte nichts darüber zu äußern. Paul's Leben war auch das ſeinige; er fürchtete einen Selbſtmord zu begehen, wenn er das Glück und die Sicherheit des Herzens des Jünglings antaſtete. Dieſes Herz fühlte er jetzt mit ſeinen geſundeſten und feurigſten Schlägen an dem ſeinigen klopfen. Er kannte dieſen Ehrgeiz an ſeinem Liebling, er hatte vorher geſagt, daß er ſich ungewöhnliche Bahnen brechen würde; jetzt, da es geſchehen, zitterte er für ſeinen Liebling, aber er ſchmähte ihn nicht. Er wußte, daß die Verwandtſchaft ihm die Extravaganzen Paul's zur Laſt legte, und in der That fühlte er ſich auch nicht ganz frei von Schuld. Sein eigenes Leben war ſo ganz arm an Thaten dahingezogen, er hatte gehofft, in dem ihm ergebenen Knaben das eigene Ich bedeutungsvoller und thatenreicher wieder erſtehen zu ſehen. Darum gab er mancher Thorheit Raum, ſich zu entwickeln, that manchem Eigenwillen Vorſchub und mäßigte und zügelte nicht, wo er hätte Maß und Zügel anlegen ſollen. Der zarte und weichliche Egoismus der Liebe fand in einer Seele, die ihre Natur viel mehr vom Weibe als vom Manne herleitete, eine allzu ergiebige Nahrung. Wenn

Paul's Gründe, die er zur Rechtfertigung ſeines Entſchluſſes vorbrachte, auch Niemanden überzeugten, den Rittmeiſter und die Legationsräthin überzeugten ſie dennoch, denn auf ſie wirkte das Auge, die Stimme, die Gebehrde des Sprechenden. Man ſchelte immerhin dieſe leichte Verführbarkeit, es liegt doch in ihr der Keim großer und rührender Tugenden. Die Legationsräthin wurde überwältigt, als Paul zu ihren Füßen ſich ſchmeichelnd niederwarf und, ihre Wange mit der Hand ſtreichelnd, rief: „Lieb' Mütterchen, willſt Du denn, daß Dein Sohn in Nichtsthun und Albernheit elend untergehe? Haſt Du für mich keinen andern Lohn bereit, als mich hier arbeitslos und ruhmlos zurückhalten, blos damit Du die Freude haſt, mich zu Tode zu füttern? Soll meiner Mutter Sohn nicht der Welt Beifall erwerben? Soll das Kind, das Du geboren, ſich nicht umthun unter Welt und Menſchen, Haß und Liebe, Tadel und Lob einſammeln? Denke daran, daß Du die Mutter des Tobias biſt."

„Ach, mein Sohn, aber wo iſt der Engel, der Dich geleitet?"

„Wahrlich, Mutter, der fehlt mir nicht."

„Er fehlt Dir nicht? Wo iſt er, ich ſeh' ihn nicht! Mein Sohn, ich ſeh' ihn nicht."

„Aber er iſt da, Mutter; verlaß Dich darauf, er iſt da."

Die Legationsräthin wußte hierauf Nichts zu erwidern. Sie ſchloß ihren Sohn in ihre Arme und drückte einen Segenskuß auf ſeine Stirn. „So geh' denn,“ ſagte ſie. „Was Du auch thuſt und wo Du auch bleibſt, Du wirſt immer mein Sohn ſein.“

Der Rittmeiſter ging in den letzten Tagen von Paul's Aufenthalt auf Schloß Brunswick mit ihm umher, um alle Erinnerungsplätze vergangener Zeiten aufzuſuchen. Wo es größere Wegſtrecken galt, ritten ſie, die naheliegenden Orte erreichten ſie Arm in Arm ſchlendernd. Als ſie den großen, verwilderten Garten durchſtreiften, ſagte Paul: „Noch eins! Ich trage Dir auf, Jemanden zu hüten.“ „Wie!“ rief der Rittmeiſter erſtaunt, „ſoll ich einen Hüterdienſt antreten? Du weißt, daß ich dazu wenig geeignet bin.“ „Dennoch wirſt Du es mir zu Gefallen thun.“ — „Und wen ſoll ich hüten?“ — „Eine leidenſchaftliche und aufgeregte Dame, eine Perſon, die tauſend wunderliche Grillen im Kopfe nährt, und die ihr thörichtes Herz an einen liederlichen Burſchen gehängt hat, mit einem Wort, Du ſollſt meine Mutter hüten und bewahren. Dir übergeb' ich dieſes ungewöhnliche und intereſſante Frauenzimmer.“

„O!“ rief der Rittmeiſter, „ich danke Dir!“

„Da meine übrige Sippſchaft mich wenig kümmert,“ fuhr Paul fort, „ſo biſt Du es allein und die Mutter, mit denen ich immer in Verbindung bleiben werde. Dir ſchreibe ich und du theilſt mit, was Du für meine ‚Alte' paſſend findeſt. Ich denke mir, daß Ihr die Winterabende auf Schloß Brunswick zuſammenſitzen werdet, und daß Euer Geſpräch ſich dann um meine Irrfahrten, um meine Kreuz- und Querzüge drehen wird."

„Gut, gut; es ſoll geſchehen, was Du verlangſt."

Sie gingen ſtillſchweigend weiter. Der ſchlecht gehegte Park ging hier völlig in Wildheit über, und aus einer verunglückten Gartenanlage wurde ein hübſcher Wald. Eine kleine Brücke machte die Verbindung, und dieſe Brücke hatte Paul ſelbſt gezimmert und gebaut. „Sie hält noch!" rief Paul triumphirend, indem er mit ſtarken Schritten hinüberging. Ein verunglückter Waldtempel, der nicht zu Stande gekommen war, und an dem der Rittmeiſter und Paul zuſammen gebaut hatten, wurde von Beiden mit einem ſpottenden Lächeln begrüßt. Die Gegend war hier ſo melancholiſch und einſam; die raſchelnden Blätter regten ſich bei jedem Tritte ſo unheimlich; als man eine freie Ausſicht erreicht hatte, warfen ſich die Freunde unter einem Baumſtamm nieder. Der Rittmeiſter zeigte auf einen großen Stein mitten auf der Wieſe, Paul nickte bejahend. Sie tauſchten, ohne ein Wort zu ſprechen, eine lange Geſchichte zuſammenhängender Erinnerungen aus. Dieſer Stein hatte zum Ziel eines äußerſt denkwürdigen Wettlaufs gedient, auf dieſen Stein hatt Paul das eine Mal einen Mehlſack, das andere

Mal zwei Couſinen, auf jedem Arme Eine, hinaufgetragen, und der Mehlſack war eben ſo ſchwer, aber lange nicht ſo angenehm zu tragen geweſen, als die zwei Couſinen, und dann hatte der Stein — Doch indem unſere Freunde noch darüber nachdachten, welche Wichtigkeit dieſem anſpruchsloſen und einfachen Monumente beigelegt werden müſſe, erblickten ſie ein Paar Bauermädchen, die aus dem Walde hervorkamen und dem berühmten und berüchtigten Steine vorbeiwandelten. Die ſchlanken und ſchönen Geſtalten der Mädchen, wie ſie ſo frei und etwas erhöht dahin eilten, übten eine ſolche Anziehungskraft auf die beiden Träumer, daß ſie ſich ſogleich auf dem Herbſtlaub aufrichteten, und der Rittmeiſter rief: „Ei ſieh doch! das ſind ganz niedliche Geſchöpfchen! Sollen wir ihnen nachſetzen?“ Paul beantwortete die Frage durch die That ſelbſt. Er war flüchtig hinter den Mädchen drein und erreichte ſie in der Nähe des Steines. „Wo wollt ihr hin? Bleibt ſtehen!“ rief er in etwas befehlendem und gutsherrſchaftlichem Tone. Die Eine der Wanderinnen ſah ſich um, und ihr zierliches Köpfchen machte eine ſo anmuthige Bewegung von Trotz und Spott, daß der Rittmeiſter rief: „Teufel! das ſind keine gewöhnlichen Bauerdirnen.“ Während die Mädchen ſich loszumachen ſtrebten und beſonders die, die der Rittmeiſter umſchloſſen hielt, einen ſchweren Stand hatte, ſah Paul ein zuſammengerolltes Papierchen über die Steinplatte hinrollen. Er griff darnach, und dieſe Bewegung benutzte die junge Bäuerin, mit der er rang, ſich ihm zu entziehen und ihrer Freundin zu Hülfe zu eilen. Beiden Mädchen gelang es mit vereinten Kräften, den alternden Rittmeiſter zurückzudrängen, und während er Athem holte und zu einem neuen Angriff Kräfte ſammelte, waren die Mädchen wie zwei vom Winde geblaſene Federn über die Wieſe hingeflogen und nur in der Ferne noch ſichtbar. Es war ein hübſches Bild, die ſchlanken Geſtalten gleichſam dem offenen Abendhimmel, der ſeine purpurnen Thore ihnen aufſchloß, entgegeneilen zu ſehen. Ihre blauen und rothen Gewänder flatterten im Winde, und die zierlichen Köpfchen, von denen die Haarflechten ſich lösten, blickten noch herum, zaghaft und erſchreckt ſpähend, was ihre Verfolger im Sinne haben könnten. Der Rittmeiſter lief auch keuchend einige Schritte hinterdrein, da ertönte aber Paul's Stimme, die da rief: „Laß ſie! Die Botſchaft geht nur mich an! Es iſt ſeltſam, aber — kümmere Dich nicht weiter um ſie.“ Er hatte den Zettel entrollt und darauf die Worte gefunden: „Sie ſehen, daß ich Wort halte. Ich bin Ihnen nah, und lobe, was Sie bis jetzt gethan haben. Nur Muth! Der Weg, den Sie einſchlagen, wird nicht ſo gefahrvoll und dornicht ſein, als Sie vielleicht fürchten. Die ſchwerſten Schritte ſind ſchon vollbracht, nun — vorwärts!“

Der Rittmeiſter, der dieſes Billetchen las, rief verwundert: „Was ſoll das? Führſt Du eine philoſophiſche Correſpondenz mit Deinen Bauerdirnen?“

Paul lächelte ſpöttiſch und legte den Finger auf die Lippe.

„Nun, wie Du willſt; behalte Dein Geheimniß. Ich fürchte nur, daß wenn Du fort biſt, ſich dieſes poetiſche Wildpret auch aus der Gegend entfernen wird, und das thäte mir leid. Die Eine, mit der ich's zu thun hatte, war allerliebſt. Ich fühlte eine biegſame und elegante Taille in der Hand.“

„Ich hätte gern das Antlitz Deiner Schönen geſehen,“ ſagte Paul; „aber jetzt fällt mir ein, daß ſie es gefliſſentlich immer von mir abwandte. Doch laſſen wir das. Wir dachten nicht, daß der alte Stein auf der Wieſe noch ein ſo intereſſantes Abenteuer für uns in Bereitſchaft hielte.“

Sie gingen nach Hauſe. Paul traf nun alle Anſtalten zur Abreiſe. Es wurde abgemacht, daß die Legationsräthin und der Rittmeiſter ihm das Geleit bis an die Grenze des Gebietes der Herrſchaft Brunswick geben ſollten. Dort in einem kleinen Marktflecken wollte man übernachten, und von dieſem Trennungsplatze aus wollte Paul mit ſeinem ſelbſt erkorenen Reiſegefährten, den wir dem Leſer im nächſten Capitel vorführen wollen, weiter ziehen. Dieſe heimliche Abreiſe, die einer Flucht ähnlich ſah, hatte man gewählt, weil die Familie, nach ihrer bekannten Weiſe, ſich nicht die Gelegenheit, Zuſammenkünfte zu veranſtalten, hätte nehmen laſſen, Paul aber dieſen um jeden Preis aus dem Wege gehen wollte. Er hatte ſeinen Verwandten Nichts mehr zu ſagen und nahm an, daß auch ſie ihm Nichts mehr zu ſagen hätten, worin er freilich ſehr irrte. Auch die Ankunft des Herrn von Polder, der ſich, den Briefen ſeiner Frau zufolge, auf den Weg gemacht, fand unſer Held nicht nöthig, abzuwarten. Er brachte in dem großen Familienſaal über der Thür eine Tafel an, auf die er die Worte geſchrieben hatte: „Zu geſchehenen Dingen muß man ‚Ja‘ und ‚Amen‘ ſagen.“ Mit dieſem Spruch glaubte er ſeinerſeits alle Debatten zu beſeitigen. Den Onkel Lorenz, der die Sprüche ſo liebte, brachte er damit auf ſeine Seite, überhaupt war der alte Frömmler am wenigſten von allen Andern gegen ſeines Neffen Entſchluß eingenommen; es ſchien ihm verdienſtlich, die Schätze und Eitelkeiten der Welt von ſich zu werfen, er ſah hierin nur ein religiöſes Motiv, von den modernen ſocialiſtiſchen Ideen ſeines Neffen hatte er keinen Begriff. Mit den Bauern hatte Paul keine weitere Zuſammenkunft; der erſte Verſuch, „auf die Maſſen“ zu wirken, war ſo ſchmählich mißglückt, daß er nicht die geringſte Luſt verſpürte, auf dieſem Felde noch weiter Früchte zu ernten.

Das Nachtlager in dem Marktflecken war mit großer Unbequemlichkeit verknüpft. Es waren nur zwei kleine Stuben da, die eine nahm die Legationsräthin in Beſitz, in der andern mußten Paul und der Rittmeiſter zuſammen in einem Bette ſich zur Ruhe legen. Man war früh wach. Paul nahm der Aufwärterin den Kaffee ab und brachte ihn der

Mutter herein. Sie ſchloß ihn in ihre Arme, zog ihn zu ſich auf das Sopha und mit der Hand liebkoſend ſeine Wange rührend, ſagte ſie: „Mein Sohn; noch iſt's Zeit umzukehren und Alles ungeſchehen zu machen.“

„Du haſt mir verſprochen, nicht weiter hiervon zu ſprechen.“

„So will ich denn ſtill ſein.“

Der Ton, mit dem die gute Frau dies ſagte, und die Miene, hinter der ſie ihren Schmerz und ihre Aufregung verſteckte, war ſo rührend, daß Paul ſich abwenden mußte, um ſeine eigene Rührung zu verſtecken. Als er ſich umwandte, ſah er die geduldige Frau daſitzen, wie ſie bewußtlos mit dem Löffel in der Kaffeetaſſe rührte und ihren ſtarren Augen ein Thränchen nach dem andern entfiel. Endlich wandte ſie ſich zu ihm und ſagte: „Aber Du haſt mir verſprochen, ein Reiſegeld von mir anzunehmen.“ „Ja, einen Thaler ſollſt Du mir geben, doch jetzt nicht, ich werde ihn Dir ſchon abfordern.“

Sie blieben noch eine kleine Weile ſtill beiſammen, bis der Rittmeiſter herein kam. Der Wagen fuhr vor. Paul verſchwand. Der Rittmeiſter hob die unglückliche Frau auf ihren Platz und ſetzte ſich an ihre Seite, es ging nach Schloß Brunswick zurück. Als man die letzten Häuſer des Marktfleckens hinter ſich hatte und der Wagen ein paar Minuten am Chauſſeehäuschen hielt, trat aus dem Gebüſch ein ſchlanker Burſche mit dem Ränzel auf dem Rücken hervor, der ſein Käppchen den Reiſenden hinhaltend rief: „Gnäd'ge Frau, wollen Euer Gnaden nicht einem armen Handwerksburſchen etwas zur Zehrung auf den Weg geben?“ Die Legationsräthin, die theilnahmlos in der Wagenecke lehnte, fuhr auf, als ſie dieſe Stimme hörte. Sie ſah ihren Sohn am Wege ſtehen, der ihr lachend und mit heimlich erhobenem Finger Stillſchweigen gebietend, die Mütze hinhielt. Sie legte den bereit gehaltenen Thaler hinein, indem ſie leiſe rief: „Ach, mein Engel, wie haſt Du mich erſchreckt!“ Der Rittmeiſter wurde jetzt aufmerkſam und machte Anſtalten, aus dem Wagen zu ſpringen, doch ſchnell wie der Blitz war Paul ins Gebüſch verſchwunden.

Der Wagen rollte raſch von dannen.

Viertes Capitel.

Ein Zwiſchencapitel, eine Viſion enthaltend.

Indem wir unſern jungen Abenteurer ſeine Straße ziehen laſſen, ſei es uns vergönnt, eine Viſion hier einzuſchalten, wie ſie uns ein Freund mittheilte, der ſie vielleicht erlebte, vielleicht aber auch nur als ein Ergebniß ſeiner Meinungen und Träume über Welt und Menſchen in dem Gewand einer ſomnambülen Fiction zuſammenſtellte. Wir wollen dies unerörtert laſſen.

„Ich lag, ſo erzählte der Freund, am Abhange eines Hügels, ein ſchwerer Schlaf und ein noch ſchwererer Traum hatten auf mir gelaſtet, als ich die Augen aufſchlug, ſah ich die Sonne in einer glühenden Abendröthe verſinken. Mein Lager war ein kleiner Raſenvorſprung, dicht über mir wölbten Aehren ihr Dach; ich lag am Rande eines unabſehbaren Kornfeldes. Es war ein ſchwüler Abend, die Atmoſphäre brannte, es regte ſich kein Lüftchen, und die zarten Stiele der Aehren, die leicht beweglichen goldenen Fruchtkapſeln ſtanden unbeweglich über mir. Der Himmel war mit grauen Wolken gefüllt, die in ihren ſtarren und feſten Umriſſen wie Gebirge von Erz ausſahen, unheimlich angeglüht von der Feuermaſſe im Weſten. Ich ſah durch dieſe finſtere Wölbung keinen Vogel ſeinen Flug nehmen, dieſen geſpenſtiſchen Wolken nahte ſich kein Aar, es ſchien, daß die leichten und glücklichen Bewohner der Luft von irgend einem magiſchen Schrecken auf die Erde gebannt zurückgehalten würden. Aber auch die Erde, ſo wie ſie mir hier erſchien, war kein Aufenthalt mehr für lebende Weſen: ſo üppig dieſe Saaten ſtanden, ſo voll und ſchattend der nahe Wald erſchien, ſo leuchtend die Farben der Abendröthe ſpielten, dennoch war dieſe fürchterliche

Stille, dieſe niederdrückende Schwüle auch hier geeignet, alles Leben zu verſcheuchen und zu lähmen. Es war das bange Stocken der Naturpulſe vor dem Ausbruch eines Erdbebens. Ich richtete mich auf und ſah von meinem erhöhten Standpunkt herab auf die Ebene. Ich erblickte Dörfer und Städte, ich ſah Landſtraßen und Flüſſe, aber es wandelte und ſchiffte Niemand auf dieſen Land- und Waſſerwegen, es ſchien Niemand in dieſen Städten und Dörfern zu wohnen, ſie alle waren in die rothe Gluth des Abendſcheines gehüllt, ſtille und trauernde Denkmale eines ausgewanderten Geſchlechts. Aber warum waren dieſe blühenden Wohnungen, dieſe ſchönen Städte verlaſſen worden? Weshalb lag eine Gegend einſam und verödet, die ſo ſehr werth erſchien, bebaut und bewohnt zu werden? Wie? Oder hielt irgend eine bange Erwartung eines Ereigniſſes, das nahe bevorſtand, auch das zitternde Geſchlecht der Menſchen, ſo wie die übrigen Geſchöpfe der Erde, in ſichere Schlupfwinkel gebannt? Doch was war es, was man erwartete? Welch ein Geſchick ſoll eintreten? Iſt irgend eine Prophezeihung auf dem Wege, ins Leben zu treten? Erwartet die Welt einen Urtheilsſpruch? So muß es auf der Erde ausgeſehen haben, als man einen Gott kreuzigte, als das Menſchengeſchlecht ſich mit einer ewigen, nie zu tilgenden Schuld für alle Zeiten hin belaſtete.“

„Ich wand mich auf dem verdorrten Graſe des Hügels unruhig hin und her. Es war mir peinvoll, in die Gluth der Abendröthe zu ſehen, ich erwartete, daß ſie endlich am Himmel verlöſchen würde, um der Nachtkühle Platz zu machen, aber ſie verloſch nicht. Es blieb immer daſſelbe warme flammende Roth, das ſeine purpurnen Strahlen in das Gewölbe des Himmels und auf die Ebenen der Erde ſandte. Ich warf mich nieder, mit dem Geſicht gegen den Himmel, aber ich erſchrak, als ich immer dieſelben ſchwarzen ehernen Wolken wieder fand, ſie hatten weder ihre Form, noch ihren Stand verändert. Wie entzückt war ich, als ich die Aehren über meinem Haupte ſich wiegen ſah, es war Bewegung; allein mein Athem hatte ſie geſtreift, jetzt, da ich mich wegwandte, ſtanden ſie wieder unbeweglich, wie in Kryſtall eingeſchloſſen. So war ich denn das einzige lebende Weſen weit, weit im Umkreiſe des Erſchaffenen. War dieſer Athem, der meine Bruſt hob, nicht eine Läſterung gegen die allgemeine Stille und Lebloſigkeit? mußte auch ich nicht bald in dieſem weichen, ſchwülen, brennenden Tod untergehen, um der Welt zu gleichen, die mich umgab? Und ich erwartete meine Auflöſung. Der Ring meines Auges zog ſich unter Schmerzen immer enger zuſammen, immer widriger und unerträglicher wurden mir die rothen Flammen des Weſtens, ſie erſchienen mir jetzt trübe und erſtarrt, wie eine Lache geronnenen Blutes, das zwiſchen Felſenwänden ſich geſammelt hat. Dieſe ſtarre blühende Erde ſchien mir ein Aufenthalt des Entſetzens, der Segen der vollen Aehren über mir ſchien mir ein geſpenſtiſcher Hohn, ich erſchrak über die nahe Blume, wie über das Antlitz einer Leiche. Mit Grauen und Widerwillen hüllte ich mein Haupt in meine Hände und lehnte mich mit dem Antlitz gegen den Hügel.“

„Ich mochte mehrere Stunden ſo gelegen haben, als eine leiſe Berührung an der Schulter mich aufſchreckte. Als ich emporſah, ſtand eine Geſtalt von übermenſchlicher Größe und Schönheit vor mir. In den Zügen dieſes wunderſamen Weſens verſchmolzen ſich Jugend und Alter auf eine geheimnißvolle und kaum zu bezeichnende Weiſe. Die Jugend gab die Fülle und Kraft, das Alter den Ernſt und die Weisheit zu dieſem Bilde. „Erhebe Dich,“ ſagte das Phantom, „ich bin erſchienen, um Dich über das zu belehren, was Du ſiehſt, und wo möglich Deine Zweifel und Deine Schrecken zu bannen. Gieb mir die Hand und folge mir.“ Ich that wie mir geheißen, und ich und mein Führer ſchritten jetzt den Hügel herab, den bebauten Gegenden zu. Je näher wir den Wohnungen der Menſchen kamen, deſto grauſenvoller that ſich die Stille kund, nirgends der Klang eines Schrittes, nirgends eine ſich öffnende Thür, nicht der Ruf einer Stimme. Unbeweglich ſtanden die Gipfel der hohen Bäume, die ihre Schatten auf die verödeten Häuſer warfen. Auf den Treppenſtufen lagen zerriſſene und hingeſtreute Blumenkränze, goldene Pokale ſtanden unbewacht auf dem Sims der offenen Fenſter; prunkende Gewänder waren auf den Eſtrich hinausgeſchleift, und blitzendes Geſchmeide hing aus offenen Thüren hervor. Dies prägte dem Auge ein Bild des Reichthums, aber auch des Ueberdruſſes und der Geringſchätzung deſſelben ein.“

„Was iſt hier geſchehen?“ fragte ich meinen Führer. „Hat ein Krieg dieſe Gegend verödet? oder welches andere Mißgeſchick hat hier gehaust und dieſe Fluren entvölkert?“

„Erkennſt Du hier die Hand gewaltſamer Zerſtörung?“ ſagte mein Begleiter.

„Nein!“ entgegnete ich. „Wo ich hinblicke, finde ich weder Spuren des Mords noch der Verwüſtung.“

„Erfahre den Grund dieſer Erſcheinungen,“ hub mein Führer wieder an. „Was Du erblickſt, iſt nicht die Erde, wie Du ſie kennſt und täglich beſchreiteſt, auch der Himmel iſt ein anderer, und jene Abendröthe, die nicht erliſcht, ähnelt nicht der ſanften Gluth, wie ſie Dir oft beim Heimgang bei Deinen abendlichen Spaziergängen geleuchtet hat. Dieſer geheimnißvolle Abend, in deſſen Bereich Du Dich befindeſt, iſt ein Symbol. Denke Dir die Perioden der Welt- und Völkergeſchichte in das Zeitmaß von Tagen eingetheilt, ſo ſiehſt Du hier den Abend eines ſolchen Welt- und Völkertages. Ein Geſchlecht von Generationen geht zur Ruhe, ein neues wird mit den Strahlen des kommenden Tages erſtehen. Aber der Abend dieſes Geſchlechts iſt, wie Du ſiehſt, kein freudiger, friedlicher.“

„Es iſt ein ſchwerer, beängſtigender!" rief ich.

„Und doch war der Morgen ſo ſchön!" ſagte mein Begleiter.

„Der Morgen?" fragte ich heftig erſchüttert. „Hab' ich dieſen Morgen erlebt?"

Der Genius ſchüttelte das Haupt und erwiderte lächelnd: „Dein Leben iſt der kurze Athemzug einer Sekunde. Tauſende von Geſchlechtern in aufſteigender Linie vor Dir erlebten nicht den Morgen; Du aber biſt beſtimmt, den Abend zu erleben."

„Eine troſtloſe Beſtimmung," rief ich, „eine ſo ſchwüle, bange Zeit zu erleben."

„Doch biſt Du noch glücklich," entgegnete mein Führer. „Es kommen nach Dir welche, die den Einbruch der Nacht und ihrer Schreckniſſe erleben. Aber freilich, die Nacht iſt ſo kurz, daß, während auf der einen Seite alle Qualen der Finſterniß das Herz bedrängen, es auf der andern Seite ſchon von den früheſten Strahlen des jungen Tages geküßt wird."

„Und wo iſt das Geſchlecht geblieben, mit dem ich meine Tage verlebte?" fragte ich.

„Sein Tagewerk iſt vollbracht, es zieht aus. Willſt Du es ziehen ſehen?"

„Zeige es mir.“

„Wir verließen die verödete Stadt und traten aufs offene Feld hinaus. Hier zog ſich über eine unabſehbare Wieſe ein breiter Fußpfad hin. Auf dieſem zog paarweiſe eine nicht endende Pilgerſchaar dahin. Sie wandelten der mitternächtlichen Gegend des Himmels zu, das glühende Abendroth warf die Schatten der Geſtalten rieſig groß über den Teppich der Wieſe hin. Der Zug ſchritt klanglos und ohne irgend ein Zeichen der Freude und des Glücks hin; die Merkmale der Zufriedenheit und der Ruhe waren von dieſen Geſichtern, dieſen Körpern weggewiſcht, ſie zeigten nur Ueberdruß und Müdigkeit. Voran dem Zuge ſchritten die Fürſten, die Häupter mit den ſchweren Kronen tief auf die Bruſt geſenkt, die langen Purpurmäntel hintennach ſchleppend, gingen ſie unwillig und düſter daher. Ihre Blicke waren geſenkt, ihre Stirnen gefurcht. Sie ſchienen ſich ſelbſt zu zürnen und den Schatten ihrer Träume mit abgewendetem Auge zu fliehen. Hinter ihnen her folgten die Weiſen, die Lehrer und Erzieher des Menſchengeſchlechts; auch ihre Mienen zeigten Unmuth und Beſchämung. Die Blicke Einiger waren ſtarr und leblos in die Ferne gerichtet, die der Anderen ſchauten mit einem Ausdruck von Qual auf den ehernen unbeweglichen Himmel, während die ihnen zunächſt Wandelnden ein ausdrucksloſes kaltes und leeres Lächeln zeigten. Sie gingen dem Auge wie aufrecht in der Luft wandelnde Geſpenſter vorüber, ſo grell leuchteten im Dunkel ihre weißen Talare, ſo ſtarr und gerade waren ihre Körper, ſo wenigen Zuſammenhang ſchienen ihre Füße mit dem Erdboden zu haben, die wie eine dunkele Wolke unter ihnen ſich hinbreitete. Auf dieſe hochmüthige Schaar weißer Phantome blickte der nachfolgende Zug der Menge mit Abſcheu und Unwillen. Doch ſie beachteten dieſe Zeichen des Zornes nicht, ihre Gebehrden blieben ſich immer gleich, voll Anmaßung und Kälte. Ihnen folgte die Schaar der Krieger und Helden mit beſtäubten Lorbeerkränzen auf hochmüthig und heroiſch zurückgeworfenen Köpfen. Das Blut an den Panzern war der Widerſchein des Abends, nicht die Spur ehrenvoller Kämpfe; denn dieſe Helden waren ergraut, ohne den Schlachtenlärm und den Tumult der Waffen erlebt zu haben. Sie hatten eben ſo unnütz und vergeblich gelebt wie die Prieſter, wie die Weiſen und wie die Könige; dennoch waren ſie ſtolzer und wo möglich noch hoffärtiger als ihre Vorgänger. Den Kriegern folgten die Sänger; es waren ſchöne aber gebrochene Geſtalten; Schmerz und Mißbehagen ſchienen ihre Leiber zur Erde zu ziehen; ſie gingen, ihre goldenen Harfen in der Hand haltend, zögernden Schrittes und mit geſenkten Blicken dahin. Dieſe lautloſe Schaar von Sängern hatte etwas Erſchütterndes; ſie, die lebendigen Zungen der Zeit, waren ſo ſtumm, ſo ſteinern; mit keiner Abſchiedshymne begleiteten ſie das auswandernde Geſchlecht. In den Geſichtern einiger dieſer trauernden Barden lag gekränkter Stolz, ſie hatten die Saiten ihrer Harfen zerriſſen.

voll Erbitterung und Haß auf eine ſtumpfe Zeit, auf ein harthöriges eitles Geſchlecht, das die Geſänge nicht hörte und nicht würdigte; in den Blicken Anderer flammte jenes raſche und geheimnißvolle Prophetenfeuer, das die geweihten Sänger der heiligen Zeiten bezeichnet, aber der Strahl war zu ſchwach, um den in Sünden und Ueberdruß verſunkenen Sinn ihrer Zeitgenoſſen aufzuwecken. So gingen ſie denn ſelber ruhmlos mit den Ruhmloſen dahin. Ihnen folgten die Frauen. Auch die Schönheit dieſer Geſtalten war durch die häßlichen, immer wiederkehrenden Züge von Ueberdruß und Hochmuth entſtellt; ohne Liebreiz und ohne Jugend trugen ſie eine früh gewelkte Blüthe zur Schau. Kein Blick der Liebe und des Frohſinns ſtrahlte aus dieſen Augen, die groß und theilnahmlos geöffnet ſtanden und in das Weite ſtarrten. Die Fürſtinnen wie die Bäuerinnen in dieſer Schaar, eine Jede zeigte daſſelbe kalte und ſteinerne Antlitz; weder Leid noch Luſt ſpiegelte ſich in dieſen Zügen, die „ſatt der Erde und des Lebens“ ſich zeigten. Nun folgte eine unabſehbare Menge, Menſchen allerlei Standes und von jedem Alter. Sie alle drängten unruhig vorwärts, als läge ihnen daran, die Erde, den Schauplatz eines thörichten und gehaßten Daſeins, ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Doch mit dieſer Eile war keine Hoffnung auf ein nahes freudiges Ziel verbunden; Niemand in dieſem endloſen Zuge ſchien auf eine höhere oder glücklichere Exiſtenz zu warten; es war nur der Drang, müde Körper und verbrauchte Seelen ſo bald als möglich der Vernichtung zu übergeben. Es war das Herausſtrömen ſatter Nachtſchwärmer, die den dampfenden, ſtaubigen Sälen mit den verlöſchenden Lampen und den umgeſtürzten Tiſchen raſch entflohen. Auch nicht auf einem Geſichte lag der Wunſch ausgedrückt, noch länger auf der Erde zu verweilen, auch nicht ein Blick lenkte ſehnſüchtig, und nach irgend etwas Liebem ſuchend, rückwärts.

„Und dennoch," hub mein Begleiter an, „waren ſie reich beſchenkt vom Leben. Die Erde war nie ſo freigiebig geweſen, als gerade in dieſem Geſchlecht. Die Armen hatten es von den Reichen erzwungen, daß eine gleiche Vertheilung der Güter der Erde ſtattfand, aber wie wenig dieſe Güter an und für ſich glücklich zu machen im Stande ſind, ſiehſt Du hier. Kein Geſchlecht verließ ſo ſatt und übellaunig die Erde, als dieſes, keines hat jemals ſo wenig Hoffnung und Vertrauen auf ein „Jenſeits“ gehabt, keines wußte es der Gottheit ſo wenig Dank, daß ſie es zum Daſein rief. Ich habe Geſchlechter auswandern ſehen, drohend und den Himmel mit gräßlichen Verwünſchungen läſternd, aber ich ſah noch keines, das ſo dumpf und abgeſchwächt, ſo unfähig weder zu Zorn noch Liebe, läſſig hinauswanderte."

„O! und warum?" rief ich. „Warum dieſe troſtloſe Erſcheinung?"

„Warum?“ wiederholte mein Führer. „Weil der Glaube und die Demuth fehlen!“

Wir ſchwiegen Beide, indem der geräuſchloſe Zug ſich vor unſeren Augen immer fortbewegte. Ich mochte nicht mehr hinſehen. Von dem vollen Sturm meiner bitteren Gefühle gedrängt, warf ich mich an die Bruſt meines Führers und rief: „O zeige mir eine andere Zeit, ein anderes Geſchlecht, gleichviel welches, nur daß ich dieſen Anblick vergeſſe.“

„Dein Begehren ſoll erfüllt werden,“ ſagte der Genius. „Du ſollſt in die Zukunft ſehen. Mache Dich bereit, das junge Licht eines neuen Tages zu erſchauen.“

„Meine Augen werden es mit Wonne trinken!“ rief ich freudig bewegt.

Das geheimnißvolle Weſen wandte ſich, indem ich dieſe Worte ſprach, mit einer raſchen, gebietenden Bewegung gegen den Weſten. Der entweihte Altar der Sonne ſtürzte um, und das trübe Opferblut ſeiner Kelche ſtrömte auf den Boden. Die Gluth verloſch, nachdem ſie ſich in hundert kleine purpurne Bäche getheilt hatte, die zwiſchen den grauen Felsmaſſen des Gewölks hinglitten, gleich glühenden Schlangen, die in die Tiefe hinabzüngelten. Statt des dunkeln Roths lagerte ſich jetzt ein ſchillerndes Silbergrau über den weſtlichen Himmel. Zu gleicher Zeit zerriß die ſtarre Wolkendecke über unſern Häuptern und grünliche und weiße Strahlen ſchoſſen aus den ſich öffnenden Spalten hervor. Ein unterirdiſcher Donner rollte und weckte ein dumpfes Echo in den Wolken. Wunderſame Stimmen erklangen, und indem die fliehenden Nachtſchatten wie ſtürzende Wolkenberge ſich gegen Weſten verbargen, floß aus den ſich öffnenden Thoren des Oſtens ein unbeſchreiblich kühlender und belebender Windhauch. Aber noch herrſchte Tumult auf der Erde. Die Donner rollten nun auch in den Lüften, Geheul und Wehklagen erſchallten, und wie ein fallendes Schneegeſtöber ſo flogen Schatten durch die Luft, gepeitſcht von den Fittichen eines wilden Orkans, der aus dem Geklüfte uralter Felſengründe emporheulte. Ich hielt mich an die Schulter meines Führers, um nicht hingeriſſen zu werden, oder zu Boden zu fallen. Als ich aufſchaute, hatte das neue Licht die Siegespalme errungen. Die Thore des Himmels flogen auf, und ein ſchimmernd weißer Strahlenregen übergoß die zitternde Erde. Er fiel herb, kalt und friſch auf meine Bruſt; kaum konnte ich's ertragen. Dieſes Licht war ſo mild, es war ſo jung, es war ſo überkräftig, daß es hätte morden können. Ich wußte mich nicht zu ſchützen gegen dieſe Morgenfriſche einer neuen Welt; mein Führer, mild und gütig, breitete ſeinen azurfarbenen Mantel über mich hin.

Wie ich meine Blicke neugierig ſpähend umher ſandte, ſah ich das junge Grün der Erde ſproſſen, es war ein ſilbernes, im kalten Morgenhauche ſpielendes Laub, gleich dem kalten aber friſchen Grün der Silberpappel. Unter dem Schatten dieſer Baumgruppen waren Hütten aufgerichtet, deren ſchmuckloſe Wände aus den Trümmern zerſtörter Paläſte gebildet worden. Marmorſtufen führten zu einer elenden, aus rohen Balken zuſammengefügten Kammer, und der Rauch des Herdes drängte ſich aus Fenſteröffnungen, die mit den zerſchnittenen Gemälden Titian's und Raphael's dürftig gegen den Andrang des Wetters verwahrt waren. Im Innern der Hütte diente die verſtümmelte Gruppe der Grazien Canova's zum Träger einer rohen Tiſchplatte, auf der ein noch rauchendes, eben getödtetes Reh und ein Eber lagen. Die Fetzen eines Königsmantels waren ausgebreitet, um eine klaffende Spalte in der Wand zu verdecken, und mehrere im Winkel aufgeſchichtete Lorbeerkränze dienten wilden Tauben zum Neſte. Haufen goldener und ſilberner Münzen lagen zuſammengekehrt in der Spreu des Herdes, und das Seil, an dem die Pechpfanne von der Decke herabhing, war aus koſtbaren Perlenſchnuren gewunden, einſt auf ſchönen Nacken ſich wiegend, von Alabaſterſchultern niederfallend. — Staunend betrachtete ich noch dieſe Wandlung, als ein helles durchdringendes Geſchrei, ein Tumult vieler Stimmen durcheinander mich aus meinen Träumen verſcheuchte. Ich wandte mich raſch nach der Gegend hin, von wo die Töne kamen, und erblickte das neue Geſchlecht, wie es von den Bergen herabkam, die Erde in Beſitz zu nehmen. Es hatte Etwas von dem Brauſen und der Wildheit junger Quellen an ſich, die erſt, wenn ſie ſich in die Ebene ergießen, zu ſtolzen und majeſtätiſchen Strömen werden. Voran dem Zuge ſprang ein junger Held daher, wild und ſonnenverbrannt. Sein Haar kräuſelte ſich und flog wie die Mähne des jungen Löwen um ſeine nackten Schultern; Blut färbte ſeine gebräunten Schenkel und Kniee, ein zerriſſenes Fell, um die hochklopfende breite Bruſt zuſammengeknüpft, rauſchte im Winde. Er führte einen Speer und eine Axt in der Hand, die er abwechſelnd in den Lüften ſchwang und dazu jenes kriegeriſche und wilde Siegesgeſchrei ausſtieß. Die Erſcheinung dieſes kühnen und rieſenmäßigen Wildfangs paßte zu der Umgebung vollkommen, eine ſolcher König mußte in einen ſolchen Palaſt einziehen, und Palaſt und König konnten nur in ſo friſcher Morgenwelt exiſtiren. Dem Häuptling folgten ſeine Getreuen, blutgeröthete wilde Schaaren, koloſſale Geſtalten, voll wilder, noch nie geſchauter Schönheit. Alles was die Phantaſie des Künſtlers und Dichters erfinden mag, reichte kaum wie bleicher Schatten an die Energie dieſer Muskelbildungen, an die Stärke und Prägnanz dieſer Formen, an die Gluth dieſer jugendlichen Farben, an das Feuer dieſer ungeſchwächten Blicke. Mit ſolcher Heldenſchaar bezwingt man die Erde, die widerſpenſtige junge Erde, mit ihren ebenfalls noch ungeſchwächten Ungeheuern, Schreckniſſen und Gefahren. Den

Kriegern folgten einige, doch nur wenige Greiſesgeſtalten, die Patriarchen und Propheten der jungen Welt, begeiſterte Seher, die zugleich Dichter, kunſtloſe, aber von ſtürmender Seelenglut hauchende Sprüche in die Siegeshymne der Krieger miſchten. Die Blicke der nachfolgenden Menge hingen mit frommer Ehrfurcht an dieſen väterlichen milden und ſchönen Geſtalten, und der Morgenſchein bekleidete ſie mit dem aus dem bläulichen Schimmer in blaſſe Roſenfarbe übergehenden Lichte. Die Frauen dieſes Zuges waren keine Geſtalten, wie ſie uns die Künſtler zeigen, wenn ſie ferne, der Cultur unſerer Tage unzugängliche Zeiten uns vorführen wollen, es waren keine Ledas und Danaes mit kokettem Faltenwurf um entblößte Hüften, es waren nicht Brunhilden und Thusnelden, affectirt in ihrer Derbheit, noch weniger waren es Evas, die mit der ganzen Grazie moderner Toilettenkunſt nackt ſich an den Stamm eines alten Apfelbaums ſchmiegen; nein, es waren urſprüngliche und nicht gekünſtelte wilde Blumen, es waren die mit dem Morgenthau gefüllten Kelche der Feldlilien, deren Blätter ſo feſtes Fleiſch haben, die ſo ſchimmernd weiß ſind, deren Blüthenkolben ſo feſt ſchließt, daß, wie aus einem Becher getriebenen Silbers, kein Tropfen des Thaues zur Erde gleitet, deren Stiel ſo hart und feſt iſt, daß der Sturm der Haide über ihre Häupter dahinblaſen kann, ohne mehr zu vermögen, als ſie nur leiſe und gleichſam ſpottend ſich bewegen zu machen. Dies waren die jungfräulichen Geſtalten, die einſtigen ſtarken und bereitwilligen Mütter des neuen Geſchlechts. Und nun, wer zählt die Tauſende, die nun folgten! Ein prächtiger Teppich, geſtickt mit dem Blumengewinde von friſchen und derben Menſchenantlitzen. Welch eine Hoffnung und welch ein Muth lagen in dieſen Blicken, welche Kraft und welch ein Leben in dieſen ſtarken und nervichten Geſtalten, und dennoch die Neugier und die Unerfahrenheit des Kindes lag in den Mienen aller dieſer Ankömmlinge. Sie hatten noch nichts erlebt, die Glücklichen! Es laſteten noch keine Berge von Wiſſen auf ihnen. Die alte Welt mit ihren Archiven, mit ihren babyloniſchen Thürmen aus Büchern zuſammengebaut, mit ihrer entſetzlichen und markausſaugenden Gelehrſamkeit war fortgeſchwemmt, dieſe frohen und wilden Kinder, bevor ſie die alte Gouvernante Cultur wieder in die Schule nahm, konnte noch eine Zeit frei ſpielen und auf Feld und Wieſe ſich tummeln.

Ich blickte noch unverwandt auf die einzelnen Geſtalten dieſes Zuges, als das Geſtirn im Oſten ſeine mächtige Strahlenkrone aus dem Schooß der Wolken emporhob. Die Welt war von Glanz gefüllt, wie eine Opferſchaale von ſilberner Quellenfluth bis 'an den Rand. Alſobald hielt der Zug an, und dieſe Menſchenmenge von Millionen warf ſich auf ein gegebenes Zeichen zu Boden nieder, alle Antlitze gegen den aufſteigenden Tag gerichtet. Ein erſchütternder Choral, wie die anbetende jubelnde Hymne eines ganzen Jahrhunderts drang in die Lüſte. Immer ernſter wurden die Klänge, immer länger und getragener, ſie nahmen die Formen einer ungeſuchten, aber in ihrer ſtarren Einfachheit mächtig ergreifenden Kunſt an. Keine Inſtrumente, von Menſchenhänden gefügt, leiteten und ordneten den Zug dieſer Töne, kein Gewölbe einer Kirche gab ihnen Fülle und Widerhall, und dennoch wie ſtark, wie geordnet und wie mächtig waren ſie; es war das Gebet eines Kindes, aus Millionen ſtarken Männerherzen emporgetrieben, es war die unmittelbarſte und natürlichſte Sprache des Erzeugten mit dem Erzeuger, des liebenden und vertrauenden Geſchöpfes mit ſeinem Schöpfer. Es öffnete ſich der ſilberweiße Himmel, um Schaaren von höhern Geiſtern zu zeigen, die ſich einander leiſe zuwinkend Einer dem Andern zuflüſterten: „Stille! das junge Geſchlecht betet!“ Die Harfen des Himmels ſchwiegen, denn auf dem Pſalter der ewigen Liebe war kein Ton ſo rein, ſo urſprünglich und glühend als der, der eben jetzt von der Erde emportönte, und durch alle Himmel ging der flüſternde Wink: „Stille! das junge Geſchlecht betet!“

Wehmuth ergriff mich, und dunkle Schauer regten meine bange Seele an. Ich wandte den Blick ab von den Millionen Betenden, und jenes düſtern ſchwülen Abends gedenkend, rief ich: „Du ſagſt mir nicht, wann dieſe Zeit erſcheinen wird. Kann das Geſchlecht meiner Enkel ſie ſchon erleben?“

Mein Führer ſchüttelte das Haupt und ſagte: „Forſche nicht; Du biſt glücklicher, wenn Du nicht weißt, wann die Stunden der Nacht ſchlagen; doch laß Dich nicht täuſchen von dem Ruf falſcher Lichtbringer. Die Erſcheinungen ragen in die Nacht hinein. Das feſte und ſtarke Herz weiß aber, daß auch in der Nacht das ewige göttliche Herz ſeine Pulſe ſchlägt und für uns wacht.“

Hiermit endete die Viſion meines Freundes. Wir kehren jetzt zu unſerer Geſchichte zurück.

Fünftes Capitel.

Paul tritt in die Dienſte eines Gärtners und macht die Bekanntſchaft eines Mannes, der ganz beſondere Anſichten über Blumen und Liebe hat.

Es giebt Thorheiten, bei denen wir, wenn wir ſie begehen ſehen, lächeln, aber zugleich unſer Herz in Kälte und Mißſtimmung ſich verſchließen fühlen; dann aber giebt es Thorheiten, über die wir ebenfalls lächeln, aber mit offenem Herzen und mit einem Antrieb zu Liebe und Bewunderung. Paul's Thorheit, möchten wir behaupten, war von letzterer Art. Er, der Erbe eines großen Vermögens, der ein jährliches Einkommen von dreißig Tauſend Thalern ſein nennen konnte, wandert aus dem Haus ſeiner Väter und beſitzt in weiter Welt nichts, als den einen Thaler, den ſeine Mutter unwiſſentlich als ein Almoſen ihm zugeworfen hat. Und es iſt keine äußere Macht, die ihn ſeiner Güter beraubt hat kein zwingendes Geſetz, das ihm ſein Thun und Handeln vorſchreibt, es iſt der Geiſt, der ihn treibt; die wunderliche und geheimnißvolle Schürzung eines Knotens liegt hier vor, der aus den einzelnen Fäden, die Thorheit, Weisheit, Eigenſinn und Kraft der Jugend, Mißmuth und Thatendrang aus ihren Händen haben gleiten laſſen, in wenigen kurzen und entſcheidenden Minuten gebildet worden. Es iſt der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, den wir vor uns ſehen, getrieben von einer Idee, wenn man will, von einer Chimäre, immer aber von einem Motiv, edler und reiner, als es das war, wodurch die Söhne jener düſtern Jahrhunderte, die das Land preist, zu den blutigen Thaten eines zweideutigen und oft tief entwürdigten Heldenthums ſich leiten ließen. — Armer Auswanderer! noch kennſt du das Land nicht, zu dem du pilgerſt; noch erſcheint es dir in dem roſigen Lichte, das alle Gegenſtände einfaßt, die uns neu und ungewohnt ſind; lerne es kennen dieſes böſe Land, dieſe Küſte der Verbannung, dieſe Verbrecher-Inſel der Menſchheit, lerne ſie kennen, und dann — der Himmel laſſe dein Herz nicht ſinken, deinen Willen nicht ſchwach werden!

Als unſer Held die Landſtraße wieder erreichte — er betrat ſie erſt, als er wußte, daß der aufwirbelnde Staub des davoneilenden Wagens nicht mehr ſichtbar war — geſellte er ſich zu einem jungen Menſchen, der auf einem Stein am Wege ſaß, in ähnlicher Kleidung, wie er ſie ſelber trug, und der ihn zu erwarten ſchien. „Nun, Ignaz!“ rief er, „jetzt bin ich frei; laß uns gehen.“ — „Es wird Zeit ſein,“ entgegnete Jener, „wenn wir noch bei Zeiten die Stadt erreichen wollen, die zu unſerm Nachtquartier beſtimmt iſt. Die Tage ſind jetzt ſchon verzweifelt kurz.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Paul, und Beide gingen ſchweigend die Straße hinab: zwei ſchlanke Geſtalten, deren Schatten die Sonne auf den feſten, harten Boden des Weges hinzeichnete. Der Sohn des Bauern neben dem Sohn eines alten Geſchlechts, Beide in die Welt eilend, um dieſe Welt zu reformiren. Dieſe alte, heroiſche, übellaunige und in ihren tauſend unheilbaren Gebrechen ſo ſelbſtzufriedene Welt! Dieſe ſtolze, alte Sünderin, dieſe ekle Hetäre, die das Mark der Jugend ſaugt, ohne daß es ihrem ſchmutzigen und entwürdigten Leibe zu Gute kommt; wie wenig würdig ſcheint ſie, daß der Gedanke der Edlen, die Liebe der Tugendhaften und der Kummer der Weiſen ſich um ſie bemühe!

Paul hatte ſich Ignaz zum Reiſegefährten ausgewählt, um denjenigen immer bei ſich zu haben und ihn zum Zeugen ſeiner Handlungen zu machen, gegen den er ſich verpflichtet hatte, die beſprochenen Anſichten und Lehren werkthätig durchzuführen. Er hatte, abgeſehen, daß er es der ganzen Menſchheit gegeben hatte, noch ganz insbeſondere ſein Wort Ignaz und Anſelm verpfändet, und es war jetzt die nächſte Pflicht, es gegenüber dieſen Beiden, die ihn, wie er wußte, ſcharf beobachteten, zu halten. Ueberdies war ihm Ignaz's Geſellſchaft noch außerdem lieb und genehm. Er fand, je länger er mit dieſem jungen Trotzkopf verkehrte, Zeichen eines ungewöhnlich klaren Verſtandes bei ihm, und eines Herzens, das, wenn auch nicht weich und bei jedem Anlaß ſein Daſein bekundend, doch überall, wo es ſich zeigte, eben ſo keck, geſund und energiſch wie der Geiſt war. Dabei zeigte das wilde und verſchloſſene Feuer, das im Buſen dieſes „Sohnes des Volkes" glühte, nicht mehr die verzehrende Schärfe, wie ſie anfangs zum Ausbruch gekommen; Paul's Nähe wirkte heilſam. Geſpräche über die Hauptangelegenheit ihres Denkens und Strebens vermieden Beide ſtreng. Paul wollte durch die That den Beweis liefern, und Ignaz fühlte, daß dieſe Art, ihn zu beſſern und zu überführen, die allein richtige ſei. Nur eine Abmachung hatten ſie Beide getroffen, oder vielmehr, Paul hatte ſie ſeinem Gefährten anbefohlen, der ſich lange geweigert hatte, zu gehorſamen, nämlich, wenn unſer Held ſeine leidenſchaftlichen Momente hatte und alle ſeine Vorſätze und Pläne auf Augenblicke vergaß, ſo hatte Ignaz das Recht, oder gleichſam die Verpflichtung, ihn „Herr

Baron“ zu nennen, und wenn dies nicht half, den kleinen hölzernen Becher hervorzuholen. Dieſes letzte Mittel war aber für die äußerſten Fälle aufbehalten, und Ignaz gelobte ſich, nie davon Gebrauch zu machen. Paul's Stolz hätte keinem ſeiner Freunde in der großen Welt eine ſolche Waffe gegen ſich in die Hand gegeben, dieſem derben und anſpruchsloſen Bauernſohne gab er ſie willig hin.

Jetzt begann die Reihe der kleinen Demüthigungen. In dem Dorfe, wo die Wanderer zu Mittag einkehrten, hatte Paul, der unterdeſſen geträumt, völlig vergeſſen, daß er nur einen Thaler in der Taſche hatte; er beſtellte ein Mittagsmahl mit Wein, ließ es aber lachend geſchehen, daß Ignaz Alles wieder abbeſtellte, dann warf er ſich ermüdet auf das elende Sopha, das im Zimmer der Wirthin ſtand, und wußte nicht, wie ihm geſchah, als er mit folgenden Worten angeredet ward: „Pack' Er ſich, mein Freund! Glaubt Er, daß ich das koſtbare Möbel mir angeſchafft habe, damit Er ſeine ſchmutzigen Gliedmaßen darauf herumſchlingeln kann?“ Paul ſprang auf, und eine heftige Röthe bedeckte ſein Antlitz, als er ſich auf den Stuhl am Fenſter hinſetzte. Ignaz beobachtete die Scene aus der Ferne, indem er für ſich und ſeinen Freund große Stücke trockenes Brod abſchnitt und Stücke eines geräucherten Härings darauf legte. Im Nachtquartier hatte Paul ein Zimmer mit zwei Betten beſtellt, Ignaz bewies ihm aber, daß das Reiſegeld nur einen Platz auf der Streu in der allgemeinen Wirthsſtube geſtatte; Paul nickte bejahend und lachend, warf ſich ermüdet hin und ſchlief vortrefflich. Am frühen Morgen ging die Reiſe weiter. Man kam an den Rhein, und ſo vorgerückt die Jahreszeit und ſo nahe der Winter auch war, die ſchöne Gegend hatte nur wenige ihrer Reize eingebüßt, und Paul's Auge und Seele ſchöpfte die ermuthigendſten und belebendſten Eindrücke. Nie hatte der goldene Strom der Jugend ſo feurig ſeine Adern durchwallt, nie in den üppigen Freuden ſeines früheren Lebens hatte er die Bruſt ſich ſo hoch heben gefühlt, als hier, wo er die Wellen reiner Lüfte einathmete und, rüſtig dahinſchreitend, die Spannkraft ſeiner Muskeln, den Pfeilblick des Auges, das feſte und ſichere Spiel der Nerven prüfte. Er ſah auf der Landſtraße Wagen dahinrollen, in denen auf Polſtern ausgeſtreckt jene müden und thatenarmen Geſtalten lagen, jene von der Langweil und Gemeinheit gefeſſelten Männer, jene eitlen, kleinen und häßlichen Weiber, die ſich durch Europa führen laſſen, um überall den Beweis der Nichtigkeit ihrer Exiſtenz zu führen, und er ſchob mit einem raſchen Stoß ſein Felleiſen höher hinauf auf den Rücken, indem er dabei murmelte: „Beim Himmel, ich kehre nicht um, und wenn ich's auch mit Ehren könnte!“

In Mannheim langten die Reiſenden an. Hier war fürs Erſte das Ziel ihrer Wanderung. Ignaz, der in dieſer Stadt Verwandte hatte, war ſeinem Genoſſen behülflich geweſen, ihm eine Stelle bei einem Kunſtgärtner zu verſchaffen. Paul trat als untergeordneter Gehülfe ein, unter dem Namen Paul Brun. Die nöthigen Papiere hatte er ſich zu verſchaffen gewußt, und zwar mit Hülfe des Miniſters. Unſer Held hatte feſt ſein Ziel vor Augen. Er wollte, wie er es in der Rede an die Bauern angedeutet hatte, ſelbſt die körperlichen Mühen eines Standes, für den er nicht geboren war, über ſich nehmen. Er wollte „aufs Feld gehen zu den Arbeitern.“ Zum Glück unterſtützte ſein kräftiger Körper den Geiſt in ſeinen Vorſätzen und Entſchließungen, aber auch einen minder feſten und tüchtigen Vaſallen hätte dieſer ſcharfe und emanzipirte Geiſt zu zwingen gewußt. Sein bisheriges Jugendleben im Freien und einige Kenntniſſe und Handgriffe im Garten- und Feldbau kamen ihm zu ſtatten und bewirkten, daß er ſich gerade zu dieſer Art materieller Thätigkeit entſchloß.

Der wohlhabende Blumenhändler und Garteneigenthümer, der ihn in Dienſt nahm, hieß Herr Balſamſtäudle, ein Name, der in der Familie für ein Omen galt und bewirkte, daß immer der älteſte Sohn für die Gartencultur und den Erwerb, den die veredelte Obſtbaumzucht liefert, erzogen und gebildet wurde. Herr Peter Balſamſtäudle war ein Mann, der dieſem Namen noch ganz beſonders und gleichſam auf eigene Hand Ehre machte; er war ſchlank und lang gewachſen und trug ſich bei ſeinem ſchon vorgerückten Alter äußerſt zierlich. Man konnte glauben, daß er ſich abwechſelnd die ſchönſten Blumen ſeines Gartens zum Muſter nahm; am meiſten jedoch ähnelte er der Stockroſe, auf deren Zucht und Pflege er auch beſondere Mühe verwandte. Er hatte ihrer von allen Farben, und das urſprünglich plebeje Anſehen dieſes Kindes Flora's wußte er in eine gefälligere und elegantere Geſtaltung zu bringen durch allerlei Kunſtſtückchen der Gartencultur. Wenn man den Prinzipal über ſeine Blumenparterre hinwandeln ſah, Morgens in ſeinem bunten Schlafrock mit der langen Morgenpfeife in der Hand, ſo hätte man ihn für eine Stockroſe halten können, die ſich von ihrem Stabe losgeriſſen hatte, um einen ausforſchenden Spaziergang durch die Reihen der andern Blumen zu machen, über die ſie eine Art polizeiliche Aufſicht ausübte. Dieſer Ehrenmann führte übrigens ein ſtilles abgeſondertes Leben: der Kunſtgarten lag ziemlich weit ab von dem Thore, es kamen außer den Kunden wenig Beſuchende in dieſe Gegend, und die Straße war noch einſamer geworden, ſeitdem Herr Balſamſtäudle eine Schenkwirthſchaft nebſt Kegelbahn, die früher mit dem Kunſtgarten verbunden geweſen, von ſeinem Etabliſſement entfernt hatte, lediglich um Ruhe und Stille zu haben. Aus einer Ehe, die nur kurze Zeit beſtanden, war dem Kunſtgärtner eine Tochter geſchenkt worden, und dieſe zeigte ſich als eine gutgeartete und hübſche Kleine, die von ihrem Vater die Vorliebe für Blumen und bunte Farben geerbt hatte. Doch wie der Vater ſich die Stockroſe zum Vorbild gewählt zu haben ſchien, ſo hatte die Tochter die Roſe ſchlechtweg zu dem ihrigen gemacht; und zwar die ſtarkgefüllte, ſtarkgefärbte ländliche Roſe, die ſich ein junger Burſche vom Lande ausſucht, wenn er den Bräutigamsſtrauß bindet. Jungfer Sibylle beherrſchte das väterliche Herz, den väterlichen Garten und noch einen großen Theil eines Gebiets, der dem Scepter des Vaters auf keine Weiſe unterthan war; dazu gehörten die Augen und Herzen einiger jungen Städter, die lediglich Sibyllens wegen hinausgepilgert kamen und in den nackten dürftigen Baumgängen des Kunſtgartens ſich umtrieben. Der erklärte Liebhaber jedoch und vom Vater ſchon zum Schwiegerſohn Erkorene war Herr Hyazinth, der Obergärtner, das Factotum des alten Prinzipals und unumſchränkter Machthaber über alle Angelegenheiten des Geſchäfts. Herr Hyazinth war eine jener derben pfälziſchen Naturen, die Trotz und Wildheit mit einer nicht geringen Doſis argliſtiger Verſchmitztheit paaren. Seine kleinen Augen blitzten über die prallen hochgeſchwellten Wangen hinweg ein Feuer, das den, welcher von dieſem Strahl getroffen wurde, auf Augenblicke hin beſtürzt und verwirrt machte. Es war der rohe Stoff der Herrſchſucht und der Klugheit, der ſich bei dem jungen Pfälzer kund gab, und der, wenn die Erfahrung, das Nachdenken oder die Formen einer gebildetern Cultur ihn mehr verſchleiert oder zu feinerem Dienſte abgerichtet hätten, Großes hätte wirken können, auf dieſer Stufe jedoch, wo dieſe egoiſtiſchen und herrſchſüchtigen Triebe jetzt ſtanden, bewirkten ſie nichts, als daß Jedermann dem Herrn Hyazinth aus dem Wege ging, weil er für einen Raufbold und Zänker galt. Die kleine Sibylle zeigte gleich anfangs Neigung zu dem großen, rohen, hübſchen jungen Mann, und dieſe Neigung wuchs um ſo raſcher, je häufiger die Pilgerſchaaren der ſtädtiſchen Verehrer ſich im Garten zeigten. Hyazinth mußte ſie vor manchem Angriff bewahren, ſie gegen manche Roheit durch eigene Roheit ſchützen, und da die Frauen, ſelbſt die niedrigſt Geſtellten, den ritterlichen Charakter am Manne immer zu ſchätzen wiſſen, ſo gewann mit jedem glücklich beſtandenen Zank und Kampf unſer Garten-Adonis immer mehr Gewalt über ſeine Schöne. Aber auch die Stunde ſeiner Niederlage ſollte ſchlagen, und der Eintritt Paul's bezeichnete eine Periode anfangs der Wankelmüthigkeit und ſpäter der Apoſtaſie im Herzen der kleinen Gärtnerstochter.

Der Aufnahme des neuen Gehülfen ging folgendes kurze Geſpräch zwiſchen dem Obergärtner und der Jungfer Sibylle voraus. Das junge Mädchen pflückte einige Aſtern und beſah ſich eine beſonders ſchönfarbige Georgine und kam bei dieſer Gelegenheit dem Häuschen vorbei, in welchem Herr Hyazinth ſein Geſchäftsbureau und zugleich ſein Privatſchreibgemach etablirt hatte. Das Fenſter ſtand offen, und der Eigenthümer der Stube ſaß und kaute an der Feder, indem er ſich die Miene gab, ſehr beſchäftigt zu ſein, eigentlich aber das

Mädchen mit verliebten Blicken beobachtete und erwartete, von ihr angeredet zu werden. Dies geſchah auch.

„Herr Hyazinth!“

„Ach, Mademoiſelle, Sie ſtören mich in einer ſehr wichtigen Arbeit.“

„So will ich wieder gehen.“

„Nein, bleiben Sie.“

Eine Pauſe entſtand, während Herr Hyazinth an ſeiner Feder kaute und Jungfer Sibylle mit niedergeſchlagenen Augen ihren Aſternſtrauß ordnete.

„Ich möchte wiſſen,“ hub der junge Gärtner an, „wie Ihr Vater ohne mich auslangen würde.“

„O, er würde gar nicht auslangen; er würde mit allen Geſchäften ſtecken bleiben; das iſt gewiß.“

„Glauben Sie's; das iſt kurios, ich glaub's auch. Und dennoch behandelt er mich gar nicht ſo artig, wie er ſollte; ich wollte ſagen, nicht ſo liebevoll. Das macht mir manches Mal Kummer, Mademoiſelle. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen; ich rede etwas dunkel, aber es giebt gewiſſe Dinge, die man ſich ſcheut, ſo offen hin auszuſprechen. Wenigſtens ich kann es nicht; es giebt rohe Leute, die ſich nichts daraus machen, überall in der Welt anzuſtoßen; mir aber hat man ſchon frühzeitig feine Sitten und ein ſehr gefühlvolles Betragen angewöhnt.“

Jungfer Sibylle gab durch ein Kopfnicken zu verſtehen, daß ſie ſchon längſt von dieſen vortheilhaften Eigenſchaften im Charakter des Herrn Hyazinth Kenntniß habe. Dadurch ermuthigt, ſagte der Redner: „Mit einem Worte, ich möchte vom Prinzipal nicht als ſein Compagnon, oder Aſſocié, oder wie man's ſonſt nennen will, behandelt ſein, ſondern als Sohn; verſtehen Sie?“

Bei dieſen Worten ſchellte es an der Gartenthür, und Sibylle wandte ſehr zur Unzeit ihre Blicke jetzt nach dem Schalle hin, ſtatt ſie in die auffordernden und kühnen Augen des Obergärtners zu verſenken, der jetzt gerade im Zuge war, ſein Herz vor ihr auszuſchütten.

„Herr Hyazinth, da kommt ein fremder Herr!“

Der Gärtner bog ſich zum Fenſter hinaus und ſagte dann in verächtlichem Tone: „Ein fremder Herr? Das iſt der neue Knecht, den wir annehmen wollen.“ Er betonte das Wort „Knecht“ und ergötzte ſich an der Verlegenheit und dem Unwillen, der ſich in den Zügen der Tochter ſeines Prinzipals malte. Sie warf noch einen flüchtigen Blick auf den Ankömmling und ging dann ſtolz und hochaufgerichtet mit ihrem Blumenſtrauß von dannen. Paul trat in das Stübchen des Gartenhauſes, wo Herr Hyazinth ihn, auf dem Stuhl zurückgelehnt, mit der Miene und Stellung eines Mannes erwartete, der Heere ausrücken und Flotten in See ſtechen läßt. Es war ihm verdrießlich, daß Sibylle den neu Angeworbenen „Herr“ genannt hatte, und er beſchloß ſogleich, durch Anwendung ſeiner ganzen Autorität ſich an dem ſogenannten Herrn zu rächen.

Paul, der ermüdet war, ſetzte ſich auf einen Stuhl, indem er ein Päckchen Pflanzen bei Seite ſchob, das darauf lag: ſogleich ſprang der Obergärtner von ſeinem Sitze auf, indem er rief: „Was iſt das? Vom Stuhle fort! Denkt Er denn, daß Er hier zu Hauſe ſei? Was ſind das für Sitten! Teufel, Donner und Peſt!“

Paul erſchrak heftig: er hatte wieder einmal ſeine Stellung vergeſſen; er erhob ſich und blieb an der Thüre ſtehen. In ſeinen Mienen lag weder Trotz noch Unwillen, und Herr Hyazinth, der aus dieſem Geſicht nicht recht klug werden konnte, der ſich aber mit dem äußeren Zeichen des Gehorſams und der Unterwürfigkeit begnügte, ſagte in einem milden Tone: „Setze Dich. Wenn ich's erlaube, kannſt Du's thun.“

Paul blieb ſtehen und warf einen ruhigen, prüfenden Blick im Zimmer umher.

„Wie heißen Sie?“ Man ſieht aus dem ſchnellen Wechſel in der Anrede mit Er, Du und Sie, daß Herr Hyazinth etwas aus der Faſſung gekommen war, ein Umſtand, der ihm ſehr ſelten begegnete. Dieſer Menſch hat etwas Beſonderes; vielleicht iſt er ein großer Spitzbube; wir wollen auf unſerer Hut ſein. Paul hatte ſeinen Namen genannt und Jener fuhr fort: „Ich halte es für wohlangemeſſen, Ihnen einige Verhaltungsregeln und Winke zu geben. Unſer Geſchäft geht nicht ſo ſehr ins Große, als ins Feine und Auserleſene. Wir haben Gewächſe, die wir nach Holland und Paris verſenden. Der Prinzipal iſt ein gelehrter Mann, der ſich aber nicht viel ums Geſchäft kümmert, das ganze Perſonal hat's mit mir zu thun. Ich theile auch den wöchentlichen und monatlichen Lohn aus. Sie, Brun, erhalten das Ihrige wöchentlich, denn Leute Ihrer Art brauchen Geld und leben von der Hand in den Mund.“

Paul erinnerte ſich, daß er Ignaz eine kleine Summe ſchuldig geworden, der Thaler hatte natürlich nicht gereicht, und er geſtand, daß er Geld brauche.

„Ich kenne das,“ hub Herr Hyazinth wieder an. „Man macht Schulden und hat dann ſpäter keine Mittel, ſie zu zahlen. Ich wette, daß die ſchönen Stiefeln, die Sie da an den Füßen haben, noch nicht bezahlt ſind. Auch das Beinkleid und der Rock ſind gearbeitet, wie man's an Leuten unſeres Standes, ich wollte ſagen, an Leuten Ihres Standes nicht zu ſehen bekommt. Vielleicht ſind Sie früher Bedienter geweſen und haben die Kleidungsſtücke ihres Herrn am Leibe."

Paul fühlte das Blut zu den Wangen ſteigen, gleich darauf lächelte er aber und verneinte die Frage.

„Es geht mich auch nichts weiter an," fuhr der Obergärtner fort. „Bei der Arbeit, die man Ihnen zu thun giebt, werden Sie ſchon merken, daß grobe Kleider beſſere Dienſte thun als feine. Es geht jetzt gegen den Winter, das Hauptgeſchäft beſteht in der Pflege der Pflanzen in den Treibhäuſern. Wir haben deren drei. Zwei Gehülfen beſorgen die feinere Arbeit unter meiner ſpeciellen Aufſicht; wenn Sie ſich gut anlaſſen, werde ich Sie in die Stelle des einen Gehülfen ſetzen, den ich hierher ins Comptoir nehmen und bei meinen Rechnungsbüchern anſtellen will, wo er ſeiner ſchwächlichen Geſundheit und ſeines Talents für Schreibereien wegen beſſer hinpaßt, als zu den Pflanzen. Was das äußere Betragen betrifft, ſo lieben wir feine Manieren; Trunkenbolde und Lärmmacher werden nicht geduldet. Der Herr Prinzipal, wenn er in den Garten kommt, muß mit abgezogener Mütze empfangen werden; ſo viel wie möglich muß man ihm aus dem Wege gehen, weil er nicht liebt, angredet oder gefragt zu werden. Die Tochter des Prinzipals wird Fräulein genannt und mit Ehrerbietung gegrüßt; was mich betrifft, ſo bin ich nicht ſtolz und begnüge mich damit, daß man mich Herr Hyazinth nennt und mir Gehorſam und Ehrerbietung bezeigt. Die Vergnügungsorte in der Stadt, wo ich mich ſehen laſſe, dürfen nicht von den Gehülfen beſucht werden, denn ich liebe nicht mit meinen Untergebenen am dritten Ort zuſammenzutreffen. Jetzt wiſſen Sie das Nöthigſte und können ſich entfernen; meine Zeit iſt koſtbar."

Paul grüßte und ging wieder in den Garten hinab. Er ſetzte ſich auf eine entfernte Bank und bemerkte nicht, daß er von dem ſämmtlichen Gartenperſonal beobachtet wurde. Die zwei Gehülfen, auf der Schwelle des Treibhauſes ſtehend, theilten ſich flüſternd ihre Bemerkungen mit, der lahme Ofenheizer und der Knecht, der auf Tagelohn arbeitete, und eben die Schiebkarre, mit dem ausgerodeten Unkraut gefüllt, vor ſich hinrollte, blieben ſtehen, um der Köchin und der Stubenmagd, die auf der oberſten Treppenſtufe der Waſchküche lauſchten, ihre Bemerkungen mitzutheilen. Hinter den Gardinen des Eckfenſters, das von Blumen ganz umrankt war, blickte Sibylle hervor und hielt das kleine ſeidenhaarige Hündchen umſchloſſen, das ſeinerſeits die Ohren ſpitzte und die Blicke nicht minder ſcharf wie ſeine Herrin auf den fremden Mann richtete, der gedankenvoll daſaß und in Träumereien verloren vor ſich hinſtarrte.

Endlich ſetzten ſich die zwei Gehülfen in Gang, um den neuen Ankömmling ihrerſeits zu begrüßen. Paul ſtand auf, als er ſie kommen ſah. Der Eine war ein blaſſes kränkliches Männchen von ungefähr dreißig Jahren mit ſanften und ſogar milden Zügen. Er war der Sohn eines Kürſchners, der die anſtrengende Arbeit und den Duft des gegerbten Leders nicht hatte vertragen können und deßhalb zu dem Gärtnergeſchäft übergegangen war. Der Andere zeigte eine kräftige Geſtalt und ein joviales Aeußere. Er war aus Metz gebürtig, man ſah ihm das leichte franzöſiſche Blut an den Augen an. Als Spaßmacher beliebt und als der erklärte Liebhaber der Köchin reſpectirt, machte er ſich die Arbeit ebenſo wie das Leben leicht. Monſieur René war höchlich verwundert, als Paul ſeine gebrochene deutſche Anrede mit geläufigem Franzöſiſch erwiderte. Von dieſem Augenblick an waren Beide gute Kameraden und Freunde. Die vorſichtig prüfenden Seitenblicke Tribbler's bewieſen aber, daß man mit ihm nicht ſo leicht Freundſchaft ſchlöſſe. Alle Drei vereinigten ſich, in der nahen Schenke ein ſogenanntes Aufnahmemahl zu halten.

Paul ſtellte hier, an einem Tiſch ſitzend, der mit Bierkrügen, mit Vorräthen billigen Landweins und ſchlechten Tabaks bedeckt war, Vergleichungen an mit ſeinen ſplendiden Diners und Frühſtücken zu Berlin. „Audiatur et altera pars!“ ſagte er lächelnd vor ſich hin, als er das Glas mit dem ſauren Neckarwein an den Mund brachte. Den elenden Tabak zu rauchen, war er fürs Erſte nicht im Stande, doch gab er die Hoffnung nicht auf, ſich bald auch an dieſes bittre Kraut unter all den bitteren Kräutern, mit denen er ſchon Bekanntſchaft gemacht, zu gewöhnen. Das Bachanal wurde lärmend, die Röcke wurden abgelegt, die Hemdärmel aufgeſtreift, und ſo lagen die gerötheten Geſichter, die kurzen Pfeifenſtummel im Munde, auf die muskelvollen Arme geſtützt, rund im Kreiſe herum. Die Politik, und zwar in ihrer intereſſanteſten Branche, nämlich als Kannengießerei, war das Thema der Unterhaltung, doch machte ein baumlanger Hufſchmied, der ſich plötzlich erhob und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend rief: „Stille! ſag' ich Euch; dergleichen Geſpräche paſſen nicht hierher, wo viel zu viel Fremdlinge und unbekannte Geſichter ſitzen, im Dorfe, beim nächſten Spruchtag, da kommt mit Eurer Weisheit vor!“ den Discuſſionen ein Ende. Die Liebesgeſchichten im niederländiſchen genre kamen jetzt auf, und Tribbler, der jetzt weichherzig und geſprächig geworden, ſank Paul an die Schulter, indem er flüſterte: „Wenn ich ein Mädchen recht lieb haben ſoll, ſo muß ſie etwas nach gegerbtem Leder duften, denn das war der Duft, der in meiner Eltern Hauſe waltete. Ich kann Dir ſagen, Brun, Freund, Gefährte, Mitarbeiter im Gartenhauſe des Herrn; ich kann Dir ſagen, daß ich in meinen gefühlvollſten Stunden immer einen Duft von gegerbtem Leder um mich her ſpüre. Oft bringt er mich zu Thränen. Ich ſitze dann und denke: Warum hab' ich dich verlaſſen, du Haus meines Erzeugers, warum ließ ich euch alle hinter mir zurück, ihr ſtillen Häute, die ihr paarweiſe aneinandergereiht im Winde hinget und eurer Beſtimmung entgegentrocknetet? Ach, warum, warum verließ ich euch? Es iſt wahr, wenn ihr gar zu lieb und freundlich gegen mich waret, wenn ihr mir euer ganzes kalbledernes Herz im Dufte aufſchloſſet, ſo bekam ich einen unleidlichen Kopfſchmerz, ein Wühlen und Brennen in den Gängen und Vertiefungen dieſes armen Schädels, aber hätte das nicht aufgehört, wenn ich euch für meine ganze Lebenszeit zu meinem täglichen Umgang gewählt, wenn ich euch und nur euch geliebt hätte? Wer weiß. Jetzt ſitze ich bei Roſ' und Nelke, jetzt wandle ich der Lilie und Tuberoſe vorüber, jetzt grüßt mich das Tauſendgüldenkraut, und der Löwenſporn hält mir ſein ritter ches Antlitz entgegen, Aber es iſt alles nicht eure Lieb' und Treu'. Dieſe weichlichen vornehmen Gerüche werden noch einſt mein Tod ſein; ich kann nun einmal in dieſer guten Geſellſchaft nicht leben, es wird mich ewig zu meinen gegerbten Fellen hinziehen, mit ihrem lieblichen ſäuerlich bittern Geruch. Aber ich hab' die ſtille Hoffnung, daß, wenn auch jetzt mein Jugendverhältniß geſtört iſt, einmal die Liebe mich wieder mit meinen theueren Häuten zuſammenbringt. Ja, die Liebe. Es giebt ja der holden Frauengeſtalten ſo mancherlei, kann es nicht eine darunter geben, die durch die ſüße Atmoſphäre, die ſie ausduftet, mich an die uralten Träume meiner Kindheit erinnert? Welch ein

Glück dann, Roſ' und Nelke wegwerfend, mich an ihre Bruſt zu ſchleudern und auszurufen: Ja, ja! dies iſt das mir vom Himmel, von allen Göttern, von Tugend und Liebe beſtimmte Fell! Dies iſt die einzig Eine, die den unglücklichen Verirrten aus den jammervollen Blumen wieder heraus in die kräftige ſäuerliche Atmoſphäre des echten, praktiſchen Lebens, des Lebens voll gegerbter Häute leitet. O du ſcharfe Beize, du Bild innerlicher und echter Läuterung, du tiefſinnige braune Lauge, in die ein jungfräuliches Kälbernes eingetaucht, für die wahre Beſtimmung des Lebens, für die Hoffnungen des Jenſeits, zubereitet wird. Freilich, ſchwache Gemüther, hinfällige Seelen halten dich nicht aus, aber was feſten Kern in ſich trägt, das geht ſtark, groß und ſiegend aus dieſem Bade heraus und erfüllt als tüchtiges unzerreißbares Leder ſeine Beſtimmung, wo man es auch hinbringe, an welche Stelle man es auch verpflanze. Und wie unrecht haben die Menſchen, die Nähe dieſer moraliſchen Anſtalten zu fliehen, ſie ſollten mit Liebe ihre Wohnungen nahe darum verſammeln, um immer das Bild irdiſcher kräftiger Läuterung und Reinigung vor Augen zu haben. Was giebt's für eine junge ſchwärmende Seele Köſtlicheres, als in ſtiller Mondnacht das leiſe Zuſammenrauſchen und Kniſtern der Häute zu hören, die ein Traum ihrer künftigen Beſtimmung durchſäuſelt? Ich ſtand oft auf der Treppenſtufe unſers kleinen Hofes und hörte, wie die Unſterblichen mit einander Worte geheimnißvollen Inhalts und dunkler Deutung wechſelten. Ein kleines Fell, das zu oberſt an der Bodenthüre hing, von einem blaſſen aber intereſſanten Anſehen, machte mich erſtaunen durch die frühlingsſüßen Hoffnungen, die es ausſprach. Es war ein feines religiöſes Ziegenfell, ein Gemüth, wie es deren ſelten giebt. ‚Ich werde,‘ ſo ſagte es, ‚als Einband eines Geſangbuches glänzen, und dieſes Geſangbuch wird in den Händen eines ſchönen Mädchens ſich befinden. Was kann es für einen edlern Beruf geben?‘ ‚Und ich,‘ rief ſein Nachbar, ‚werde die Füße dieſes Mädchens umſpannen! Iſt dieſer Beruf nicht viel ſchöner?‘ ‚Aber nicht edler,‘ ſagte das kleine Ziegenfell, und ſeine Stimme klang ſo ſüß und demuthsvoll, wie der hörbare Duft eines Veilchens.“

Paul hörte lachend zu, aber des Redners Augen füllten ſich mit Thränen. „Es iſt Alles, Alles mein völliger und ernſthafteſter Ernſt!“ rief er. „Ich habe toll und treulos gehandelt, als ich mein Elternhaus verließ, als ich vom Gewerbe meines Vaters abging, um mich den Blumen zu verkaufen, die jetzt zum Dank dafür tauſend kleine feine Händchen an meine Kehle ſetzen, um mich zu erdroſſeln. Die Roſe, dieſe rothe Sündendirne unter den Blumen, die einen ſchlechten Liebeshandel mit allen vier Winden unterhält, die Schulden macht und ſie nicht bezahlen kann, die von andern Blumen Farben borgt und ſie ihnen nicht wiedergiebt, die ruhig zuſieht, wie ihren Kindern von den Parfümeriehändlern der letzte Tropfen Oel aus dem Herzen gepreßt wird, dieſe ekelhafte, nichtswürdige, eitle, völlig nutzloſe Roſe, dieſe ſteht an der Spitze der Verſchwörung gegen mich. O ich weiß es. Nachts, wenn alle anderen Blumen ſchlafen, wackelt und flüſtert ſie auf ihrem Stengel, ſchlägt über zur Lilie und giebt ihr gute Worte und wirft ihr Schmeicheleien in den ſchlaftrunkenen Kelch, damit ſie nun auch zum Complott trete. Dann geht leiſe, leiſe die große Glasthüre des Gewächshauſes auf, und die tollen dreiſten, conſpirirenden Blumen ziehen hervor, in einem langen, endloſen Zuge, über das kleine grüne Roſenfeld herüber, das im Mondlicht mit flimmernden Thauperlen wie mit Pflaſterſteinen von Diamanten belegt iſt, geradeswegs hin zur Waſchküche, wo ich mein Bett habe. Unterwegs greifen ſie manchen dicken Käfer auf, manches kleine ſchläfrige Ungethüm, das in zuſammengerollten Blättern träumt, und mit dieſen werfen ſie an die Scheiben meines Kämmerleins, das in ſtiller Nacht klirrt und klingt.

„O ihr Blumen!“ rufe ich dann, „ihr ekler bunter Ausſatz der Erde! ihr blauen, grünen und rothen Beulen der armen zertretenen Erde, ihr Sommerſproſſen und Leberflecke, ihr auf grünen Stengel verzaubertes Ungeziefer, ihr ſchamloſes Geſindel, das ohne Kleider lebt und ſich doch in die Hände der zarteſten und gebildetſten Damen einzuſchmuggeln weiß, o wie bin ich eurer müd und ſatt! Wie verächtlich und jämmerlich erſcheint ihr mir. Geſindel! Komm nur her, weiße Jungfer, altes verzetteltes Mädchen, Lilie! Komm nur, daß ich dir dein weißes Fähnchen vom Kleide reiße, um zu zeigen, wie man vor aller Welt als Lilie prunken und doch heimlich, der Himmel weiß, was für einen ſkandalöſen Wurm im Schooße verbergen kann. Und du Nelke, betrunkener Lakai, der die Liqueure ſeiner Herrſchaft geſoffen hat, und nun noch darnach duftet, komm nur heran du kleiner zierlicher Lump, ich will dir zeigen, daß man wie ein Zebra zierlich geſtreift ſein kann und doch unendlich ſchuftig, was die Seele, die Geſinnung betrifft; ja, Herr Nelke, das ſag' ich Ihnen ganz offen und frank ins Geſicht; und wenn ich auch ein Blatt vor den Mund nehmen wollte, würde ich doch Ihr Blatt nicht nehmen, das viel zu ſchmal und jämmerlich gerathen iſt. Und Sie, Frau Aſter, elende, pflichtvergeſſene Wittwe, die ſich ſchamlos noch immer in bunte Farben kleidet, obgleich ſie im Altweiber-Sommer erſt zum Vorſchein kommt, und gleichſam nie eine Jugend gehabt hat. O ihr Alle, ihr Alle, ich verſteh' es, jedem von euch die Wahrheit zu ſagen; kommt nur heran, daß ich euch zauſe, daß ich euch niedertrete und mit euren liederlichen Leibern die Erde bedecke, die ſich ſchämt euch geboren zu haben!“

„Aber ſie kamen nicht, ſie zogen ſich langſam und mit einander flüſternd ins Gewächshaus zurück. Eine Blume hat wenig Muth. Seit jener Nacht hab' ich Ruhe. Aber die Blumen ſind mir durchaus zuwider geworden, ich ſehe ſie mit ſcheelen Blicken an, und ſie gedeihen nicht unter meinen Händen. Darum hat der Obergärtner mir auch ein anderes Geſchäft zugeſagt.“

Paul hörte dieſen faſelnden Rhapſodieen des trunkenen blaſſen Gärtners mit Vergnügen zu; er mochte ſein Ohr lieber hierhin neigen, als zu den gemeinen Ausbrüchen der brutalen Laune der übrigen Zechbrüder.

Als ſie ſpät um Mitternacht die Schenke verließen, prangte ein grüner Kranz auf Paul's Mütze, und mit lärmendem Geſang begleiteten ihn ſeine neuen Genoſſen vor den Garten hinaus. Hier wurden Kuß und Handſchlag gewechſelt, und der Trupp zog wieder wilde Geſänge mit verſagenden Stimmen in die Lüfte ſchmetternd und kreiſchend, von dannen. Als Paul ſeine Schlafſtätte ſuchte, gewahrte er Herrn Hyacinth, der ihm mit halb drohendem, halb ſpottendem Blicke nachſah. In Sibyllens Kammer ſchimmerte noch Licht.

Sechstes Capitel.

Ein Capitel von großer Wichtigkeit, weil der Leſer daraus die Hierarchie kennen lernen wird, nebſt Hoffnungs- und Zukunftsträumen beſonderer Art.

Bereits zwei Monate befand ſich Paul in ſeiner neuen Stellung. Der Winter war mit ſeiner ganzen Strenge hereingebrochen, und unſer Freund lernte jetzt Mühen und Drangſale in reichlichem Maße kennen, aber er hatte ſie ſelbſt gewählt und er ertrug ſie ohne zu murren. So ſehr iſt unſere Seele im Dienſte unſerer moraliſchen Kraft, ſo willig und ohne Murren werden die Befehle vollſtreckt, die der Stolz und ein edles Selbſtgefühl vorſchreiben. Keine Macht der Erde hätte Paul's ehernen Nacken zu beugen vermocht, der eigene Wille nur vermochte es und vollführte dies ſchwierige Unternehmen mit großer Leichtigkeit. Er hatte ſich ſeinen Weg genau beſtimmt und die Leidensſtationen bezeichnet, an denen er vorbei mußte, dazu gehörte nun auch die reine phyſiſche Noth und das Entbehren, wie es ſich auf der unterſten Stufe des Erwerbs und der Arbeit findet. Sibyllens Neigung hatte ſich jetzt lebhaft offenbart, und des Obergärtners brutale Eiferſucht bereitete Paul eine höchſt jammervolle Exiſtenz. Der im Bereich des Gartens allmächtige Hyazinth wußte es ſo einzurichten, daß der anfangs zum Gehülfen Angeſtellte zu den Verrichtungen eines Knechts und Tagelöhners herabſank. Wenn er nicht bei der Arbeit war, ſo gab eine kalte Kammer ihm Obdach, und er ſchlief wie der geringſte Bauerburſche auf ebener Erde, nur mit einer dünnen Decke gegen den andringenden Froſt geſchützt. Lange vor Anbruch des Tages war er wach und trug Holz herbei, um die Oefen des Gewächshauſes zu heizen. Seine Kleidung beſtand aus einer groben Filzjacke und eben ſolcher Beinbedeckung; Schuhe mit hölzernen Sohlen klappten an ſeinen Füßen und machten ſeinen Gang ſchwerfällig und ſtampfend. Seine Hände, wenn auch nie von ſehr zarter und geſchonter Form und Glätte, trugen jetzt Schwielen zur Schau, dieſe Ordenszeichen des ehrlichen Erwerbs und jener Gattung Arbeit, die als die erſte und urſprüngliche unſeren Eltern, als ſie die zauberiſchen Gärten des genialen Müſſiggangs verließen, vom Engel mit dem Racheſchwert auferlegt wurde. Man ſage nicht, daß die Arbeit ſchön mache; dies kommt nur in Romanzen vor und in jener Gattung von Romanen, wie wir ſie zu ſchreiben nicht beabſichtigen. Die vollendete Blüte der Schönheit wird immer nur ein Product des Luxus bleiben, ſie wird immer die Süßigkeit und die Milde eines warmen, weichen Himmels bedürfen und, wenn dieſer fehlt, die Sicherheit und den Comfort eines vornehmen Lebens. Man darf die Kraft und die Geſundheit nicht mit der Schönheit verwechſeln. Kräftig und geſund war unſer Held, aber er war nicht mehr ſchön. Im täglichen Handgemenge mit der Arbeit, trug er die ſcharfen Spuren ihrer Nägel, die ſie in ſein Geſicht und in ſeine Arme grub, davon. Der unter einem Holzſtoß keuchende Jüngling iſt nicht derſelbe, der mit ſtolzem Lächeln in Kraft und Schönheit auf prächtigem Roſſe daher ſprengt. Und die Liebe, dieſe hochmüthige und kokette Leidenſchaft, die den Scepter führt über alle anderen, die ſich die edelſte und aufopferndſte nennt und mit ihrer Selbſtverleugnung prunkt, iſt ſie nicht die Erſte, die den durch Arbeit Vergröberten und Entwürdigten verläßt? Oder der Dichter müßte denn Unrecht haben, der da ſang:

„Die Liebe flieht aus müden Armen,
Sie verläßt die Bruſt, über die der Schweiß der
ſchweren Arbeit
In Strömen rinnt.“

Aber wir dürfen es mit der Liebe nicht verderben; wir haben ſie noch nöthig; überdies zum Glück ſcheint Ovid die Liebe nicht gekannt zu haben, die wir zu ſchildern beabſichtigen. Auf ſie paſſen jene Strophen nicht.

Die Hauptidee, die Paul's Lebensplan zu Grunde lag, war nächſt dem Opfer, das er nach ſeiner Anſicht der Menſchheit brachte, und dem Vorbild der Selbſtverleugnung, das er ſeinen Standesgenoſſen zu geben trachtete, das Eindringen in Thun, Denken und Leben des Volks. Unſer junger Held wurde hier mehr durch einen glücklichen Inſtinct als durch langes und reifliches Nachdenken geleitet, ſein raſches und leidenſchaftliches Weſen erſchien darum ſeinen Freunden und Genoſſen als Thorheit. Aber wir leben in einer Zeit, wo die Ideen, nachdem ſie bis zur üppigſten Reiſe gewuchert haben, endlich einmal Körper verlangen und in Thaten ſich geſtalten wollen. Hätte Paul ein Buch geſchrieben, wie es deren ſchon hunderte giebt, hätte er darin ſeine reformatoriſchen Ideen niedergelegt, es wäre dies ganz in der Ordnung geweſen und Niemand hätte daran Anſtoß genommen. Aber ein Buch, auch das beſte, befriedigt die unruhige Zeit nicht mehr. Der gedruckten und geſprochenen Worte ſind eine zu große Zahl geworden. Die Jugend beſonders, die, wenn man ſie ungeſtört und ungeleitet walten läßt, immer richtig fühlt, nicht mit dem Calcül des Verſtandes, ſondern mit der friſchen Keimkraft des geſunden Sinnes und Herzens, hat auch zuerſt dieſe Sattheit unſerer Epoche an Literatur, an Rhetorik und Sophiſtik herausgefühlt. Paul, der faſt gar keine wiſſenſchaftliche Bildung, der von den Syſtemen der Philoſophen und Staatskünſtler auch nicht die fernſte Ahnung hatte, war dennoch mehr als irgend ein Sohn unſerer Zeit mit jenem Inſtinct begabt, die Wahrheit da zu ſuchen, wo ſie vielleicht allein noch zu finden iſt. Unſer Held, indem er ſich Nachts auf ſeine Strohmatte warf und unter dem Druck des ungewohnten Elends ſeufzte, fühlte ein ſtilles und wunderſames Gefühl in ſeinem Innern keimen, wenn er bedachte, daß er jetzt den Pulsſchlag der Herzen, in denen unſere Zukunft verborgen iſt, in ſeiner nächſten Nähe deutlich fühlen und zählen konnte. Er war nicht der Reiche und Vornehme, der gnädig hinabſieht von ſeiner Höhe, er war nicht der Gelehrte und Wiſſende, der kalt reflectirt und nach einem mitgebrachten Schema claſſificirt, er war der Arme unter den Armen, er war der Unwiſſende und Einfältige unter den Unwiſſenden und Einfältigen. Die Schlechtigkeit warf vor ihm die Maske ab, dies war ein Zeichen, daß ſie ihn für zu gering achtete, um betrogen zu werden. Welch ein Gewinn für den, der Menſchen ſucht, Menſchen kennen und lieben lernen will!

Ignaz, der in dem nahgelegenen Heidelberg Unterkommen und Arbeit gefunden hatte, war in Verbindungen gezogen worden, die der junge wilde Eiferer ſchon lange geſucht hatte. Er kam eines Abends, um Paul zu einer Verſammlung der neuen Propheten abzuholen. In einer der wilden romantiſchen Bergparthien des Neckarthales, ungefähr in der Gegend von Neckarſteinach, fanden in einer alten Ruine dieſe Zuſammenkünfte ſtatt. Der Wachſamkeit der Obrigkeit zu entgehen, die ſchon aufmerkſam gemacht worden war, wählte man ſtürmiſche und dunkle Nächte und rottete ſich mit Vorſicht zuſammen. Es war der ſchlimmſte und bösartigſte Theil der aufrühreriſchen Volkspartei, die ſich, von der franzöſiſchen Grenze herüberkommend, mit den gleichgeſinnten deutſchen Genoſſen hier vereinigte. Banden dieſer Art durchſchweiften ganz Süddeutſchland, und ihre geheimen Agenten und Emiſſäre wußten ſich unter mannichfachen Maſken in die Städte ſowohl, als auf dem flachen Lande in die Wohnungen des Bürgers, wie in die Hütte des Bauern einzuſchleichen, überall die fanatiſchen Sätze der verketzerten und verunſtalteten Lehre St. Simon's und Fourier's predigend.

Um das Gemälde dieſer wilden und tumultuariſchen Volksſitzung dem Leſer deutlicher vorzuführen, müſſen wir es in den Rahmen jener ſchauerlichen Einöde faſſen, wie ſie Nacht und einſames Gebirge bilden. Ein dichtes Schneegeſtöber hüllte die beiden Wanderer ein, die am Ufer des Fluſſes ſich hinarbeiteten, auf ihre derben Stöcke geſtützt und immer auf das Rauſchen des dunklen Waſſers lauſchend, um in der wegloſen Wildniß ſich nicht zu verirren. Dieſe Thalſchluchten und Bergabhänge, im Sommer ſo lieblich und von einem bunten Schwarm neugieriger Touriſten durchzogen, boten jetzt im Aufruhr einer ſchwarzen Decembernacht einen grauſenvollen Anblick. Wenn die Wolken des Schnees ſich auf Augenblicke zertheilten, ſah das Auge dunkle Rieſen an den Fluß herantreten, es waren dies die vorſpringenden Berge, auf denen Burgruinen prangen. Um den Gipfel dieſer ſchroffen Felſenkanten ſauſten die Winde, und ein dumpfes Donnern und Toben drang aus der Tiefe empor.

Je näher die Wanderer ihrem Ziele kamen, deſto genauer forſchte Ignaz, um die richtige Fährte nicht zu verfehlen. Man mußte durch verſchneites Geſtrüpp den Weg hinauf ſich bahnen, oft fand der anſetzende Stab keinen feſten Boden, noch öfter glitt der Fuß aus, endlich zeigte ein ſchimmerndes Licht die geſuchte Stätte. Es war eine noch ziemlich wohlerhaltene Halle, welche im Sommer Reiſenden, die das Gebirge beſuchten, zum Schutz gegen vorübergehende ſchlimme Witterung diente, jetzt aber verlaſſen und öde ſtand. Eine kunſtloſe und in Eile zuſammengefügte Holzüberdachung leiſtete gegen den Sturm und den Schnee nur eben ſo viel Abwehr, daß ein Feuer in der Mitte des Steingewölbes, das in der einen Ecke der Halle aufgehäuft lag und einen kunſtloſen Herd bildete, erhalten werden konnte. Als Paul eintrat, wurde er durch das Nächtlichphantaſtiſche und Wilde dieſer Scenerie überraſcht. Ignaz war an dieſen Anblick ſchon gewöhnt und er flüſterte, als er an ſeinem Gefährten die Zeichen des Erſtaunens ſah, ihm lebhaft zu: „Ich bitte Dich, zeige keine Furcht; man möchte ſonſt ahnen, wer Du biſt, und ein Verdacht der Art könnte Dir und mir den Hals koſten. Die Burſchen, die wir vor uns ſehen, ſpaßen nicht.“

Paul ſah ihn lächelnd und zweifelnd an: „Traue auf mein Wort,“ ſagte er raſch, „ich kenne meine Leute.“

Sie ſchritten Beide raſch vor und ſtanden bald vor den Flammen des koloſſalen brennenden Holzſtoßes, der ſeine feurigen Zungen an den geſchwärzten Mauern hinwirbeln ließ, hell erleuchtet in den Kreis von Geſtalten, der ſich an dieſem gigantiſchen Kamine aufgeſtellt hatte. Ignaz erhob ſeine Stimme, indem er rief: „Hier, Gleichheitsbrüder und Menſchenfreunde, bringe ich Euch einen Genoſſen, der mit Euch den Haß gegen die Reichen und den Blutdurſt gegen die Privilegirten theilt. Er will Eure Verſammlung mit anſehen und Eure Reden hören.“

Ein kleiner breitſchultriger Mann mit einem langen rothen, ſeltſam zugeſpitzten Bart veränderte ſeinen Platz am Feuer, und ſich umblickend und Paul flüchtig betrachtend, rief er zu Ignaz gewendet: „Du ſagſt für ihn gut, daß er kein Verräther iſt?“

„Ich hafte für ihn mit meiner Ehre und meinem Leben,“ entgegnete Ignaz.

„So mag er bleiben und Lehre und Beiſpiel ſcharf ſich in die Seele prägen,“ tönte die Antwort des Rothbarts. „Die Zeiten ſind nah, wo wir das Regiment führen werden.“

Dieſer Spruch wurde mit einem lauten wilden Jubelruf beantwortet.

„Nieder mit den Reichen! Nieder mit den Mächtigen! Gleichheit auf der Erde!“

„Gleiche Arbeit und gleicher Lohn Allen!“ Dieſe Sprüche tönten aus der Menge, man wußte nicht, wer ſie eigentlich ausſprach. Es tönte Etwas von der Stimme jedes Einzelnen mit hinein, und hierdurch ward ein natürlicher und ungezwungener Chorus gebildet. Wenn die Geiſter gleich geſtimmt ſind, ſo ſind die Worte ungeſucht dieſelben, wie bei dem Einen, ſo bei dem Andern.

„Wir haben heute Leſe-Abend,“ hub der Rothbart wieder an, indem er, unbekümmert um die Umſtehenden, in die Flamme ſtarrte. „Wo iſt Belletrin? Er durchwühlt die Tageblätter und Schriften und zieht heraus, was zu unſern Gunſten geſchrieben und gedacht worden. Wo iſt Pelletrin?"

Ein wohlgebildeter, etwas blaſſer junger Mann, mit einer Brille vor den ſtarren, vortretenden Augen und mit verwildertem blonden Haar, legte ein Zeitungsblatt bei Seite, indem er rief: „Pelletrin iſt hier. Aber laßt mir noch Zeit, ich will Euch erſt ſpäter einen Vortrag halten."

„Der Schulfuchs iſt nie bei der Hand, wenn man ſeiner begehrt," murmelte der Rothbart. „Ich traue ihm nicht recht, von den Scriblern und Buchmachern kommt unſer ganzes Elend."

„Diesmal nicht, Palw!" nahm der Nebenſitzende das Wort. „Wenn Du auch ſelbſt keine Bücher lieſeſt, aus dem Grunde, weil Du nicht zu leſen verſteheſt, ſo habe Achtung vor denen, die Bücher ſchreiben. Ich ſage Dir, wenn unſere Sache gut gehet, ſo haben wir es zum großen Theil jenen fleißigen und unermüdlichen Federn zu danken, die in der Welt jetzt für uns in Bewegung ſind."

„Wir werden es unſern Armen zu danken haben," rief der Rothbart, indem er ſeine behaarten Fäuſte vor ſich hinſtreckte. „Ein Armer ſoll ſich auf ſeine Arme verlaſſen." Dieſer Witz wurde von dem ganzen Kreiſe, am meiſten aber von ſeinem Urheber belacht. Aber dieſes Gelächter verhallte ſchnell, es war wie ein Vogel, der ängſtlich flatternd ſich in einen Raum verirrte, in den er nicht hingehörte, und der nun ſchnell wieder das Freie ſucht. Eine dauernde Stille machte ſich bemerkbar, während welcher man die großen Krüge und Gläſer leerte, immer mit den finſterſten Mienen und zwiſchendurch mit Flüchen. Es ſchien, daß Alle darauf warteten, bis Pelletrin endlich mit ſeinen Broſchüren, Büchern und Zeitungsblättern fertig ſein würde. Dies aber währte noch eine Weile. Unterdeſſen hörte man Tritte und Flüche in der Vorhalle und auf den morſchen Treppen. Den engen Gang, die verfallene Wendeltreppe in der Mauer herauf erſchienen neue Gäſte.

„Das iſt Petrarque!“ riefen mehrere Stimmen.

„Wie, Petrarque aus Lyon; der Strumpfwirker? Nicht möglich!“ ſchrie der Rothbart, von ſeinem Sitze aufſpringend.

„Ja, beim Vater Béranger! Es iſt der Petrarque aus Lyon. Nicht der fade Sonettendichter, nicht der Liebling der Fürſten und eines verweichlichten Jahrhunderts, ſondern es iſt Petrarque, der Seidenſtrumpffabrikant, der ehrliche Mann, unſer Mann! Sei willkommen, Petrarque!“ So rief ein Jüngling in einer Blouſe, der auf den Eintretenden zueilte und ihn umarmte.

„Teufel, ich kenne Dich nicht!“ ſchrie der Umarmte und ſtieß den jungen Menſchen unſanft von ſich. „Ich lege mein

Geſicht nicht auf eine Wange, die von einem ſo ſanften Roth glänzt, wie die Deinige, und die ein ſo weiches, glattes Polſter bildet."

„Was kann er für ſein Antlitz?" ſagte der Rothbart polternd. „Es iſt doch ein treuer Burſche."

„So ſoll er mir dennoch zehn Schritte vom Leibe bleiben, ſo wahr ich Petrarque der Strumpfwirker bin," entgegnete Jener. „Kommt Ihr mir gleich mit Umarmungen und Küſſen, ſo mache ich auf der Stelle rechtsum und kehre Euch den Rücken. Dazu kommen wir nicht zuſammen."

„Er hat Recht!" ſagte der junge Mann, ſich mit Demuth zurückziehend. „Nicht zu lieben, zu haſſen ſind wir da! wie der Dichter ſingt."

Paul betrachtete ſich Beide genauer. Der Mann, den man Petrarque nannte, und der auch wirklich ſo hieß, war eine gnomenhafte Geſtalt, um die ſich alle heftigen und rohen Leidenſchaften geſtritten zu haben ſchienen, ſie zu verunzieren, ſie mit Auswüchſen, Schrammen, Beulen und Runzeln zu verſehen. Er mochte kaum vier Fuß hoch ſein, und ohne Uebertreibung zählte er dieſelbe Zahl faſt auch in der Breite. Es war ein viereckiger, von unten auf in zwei gleich häßliche Hälften geſpaltener Klotz. Der Spalt ging ſo hoch hinauf, daß nur wenig Platz für den kürbisartig ausgewachſenen Oberleib übrigblieb. Auf der ſchüſſelförmigen Fläche, die Rücken, Bruſt und Schultern zuſammen bildeten, lag ein unbeweglicher Kopf, wie der Kopf des Täufers auf der Schüſſel der Herodias. Aber die Schönheit der Züge des todten Jüngers fehlten dieſem lebenden Kopfe. Es war ein platter, nach vorn und hinten zugeſpitzter Schädel, der vorn in ein langes Kinn auslief und hinten durch einen kleinen ſchwarzen Schopf Haare noch zugeſpitzter erſchien. Die Augen in dieſem Kopfe lagen platt, wie die Augen einer Kröte, mit der ſie auch den bösartigen und wilden Ausdruck gemein hatten. Wir haben dieſen Kopf unbeweglich genannt, und in der That ſchien er auch den ſtarren Gipfel dieſer armſeligen Pyramide zu bilden, und nur das Hin- und Herwälzen der großen Krötenaugen zeigte an, daß der Spähende bald hierhin bald dorthin ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Oft ſah man den Augapfel in einer ganz ungewöhnlichen Lage im äußerſten Winkel des Auges, und ſo wurde es möglich, daß während Kopf und Rumpf nach einer andern Richtung gewendet waren, der Blick erlauſchte, was weit abgelegen ihm zur Seite vorging. Dieſe vorgetriebenen und mißgeſtalteten Augen lagen in einer Einfaſſung von bläulichen Runzeln, die es ringförmig umgaben und über die Wange und niedrige Stirn hinweg ſich oben in ein ſpärliches ſtruppiges Haar verloren, unten in den ſchon völlig grau gefärbten borſtigen Bart. Die Naſe war platt und hatte eine geſchwollene, rothbläuliche Spitze, die den breitgeſchlitzten, mit ſchadhaſten Zähnen beſetzten Mund beſchattete. Man ſieht aus Allem, daß unſer Mann eine gewiſſe pikante Häßlichkeit hatte, die ihren Reiz ſelbſt auf das rohe Auffaſſungsvermögen ſeiner Genoſſen auszuüben nicht verfehlte, denn ſie näherten ſich ihm gerne, es legten ſich zugleich mehrere Arme auf ſeinen Höcker, und man nannte ihn von allen Seiten her einen hübſchen Jungen, einen Burſchen, der zur Freude Aller geſchaffen ſei, ein Kleinod und ein koſtbares Stück der Verſammlung. Petrarque litt die Freundſchaftsbezeigungen aller Andern, nur wenn ſich jener junge Mann in der Blouſe nähern wollte, bekam ſein Geſicht den boshaften und grollenden Ausdruck eines biſſigen Hundes. Der junge Mann ſeinerſeits zeigte eine zierliche und ſelbſt elegante Körperbildung, wie man ſie unter dieſen rohen, gleichſam von Arbeit und Elend zuſammengehämmerten Geſtalten nicht erwarten durfte. Er war ſchlank, biegſam, ſeine Hände waren fein und geſchont, ſein Antlitz, wie ſchon bemerkt, jugendlich und von friſcher Farbe. Das blonde Haar war abſichtlich in verwilderte Lage gebracht, ebenſo widerſtritt die grobe Blouſe dem feinen Hemde, das ſich ſorgfältig darunter verſteckte und nur dem Blicke Paul's ſichtbar wurde, der ſich an den Jüngling herandrängte. Das mit Scheu und Keckheit gemiſchte Weſen war gleichfalls für den Beobachter auffallend. Immerdar ſich zudrängend und laut ſchreiend, den Vertrauungsvollen und Begeiſterten ſpielend, verriethen dennoch ſcheue Seitenblicke, daß irgend eine Furcht, eine nicht nieder zu drückende Beſorgniß ihn die Ausgänge der Halle erſpähen ließen. Er trank, er ſprach, er ſtritt, aber Alles mit einer fieberhaften Lebendigkeit, die da zeigte, daß er eine auswendig gelernte Rolle ſpielte. Aber es gelang ihm, die Menge zu täuſchen; Paul täuſchte er nicht. Unſer Held empfand denſelben Widerwillen gegen dieſes räthſelhafte Weſen, wie der ehrliche Strumpffabrikant, nur daß er ihn nicht ſo lebhaft und entſchieden zeigte.

„Wie biſt Du entſchlüpft?“ fragte Palw. „Wir glaubten Dich von Kerkermauern und Banden gefeſſelt.“

„Und ſo war es auch,“ entgegnete Petrarque. „Der ſehr achtbare Magiſtrat der Stadt Lyon that mich in die Kleinkinderbewahranſtalt, die er eigens für die aufrühreriſchen Fabrikarbeiter und die Anhänger und Apoſtel des neuen Himmelreichs auf Erden gegründet hat. Er legte mich in eine Wiege von Eiſen und ſetzte eine der alten Ammen und Kinderfrauen der guten alten Mutter Kirche und des guten alten Papas Staat zu mir, die das ehrliche Schlummerlied ſingen ſollte, welches ſchon unſern Vätern nicht behagte und, ſtatt ſie in den Schlaf zu trillern, ſie nur noch lebendiger aufrüttelte. Ich, ein Kind beſonderer Art, konnte des Liedes Weiſe und ſeinen Refrain: ‚Stirb, damit wir leben‘, gar nicht vertragen. Ich machte ein ſchiefes Maul, wenn die Amme ſang, und wenn ſie mir vollends die Bruſt reichen wollte, biß ich hinein. Darauf bekam ich eine liebreiche Zurechtweiſung: dieſe ertrug ich ebenſo liebreich, als ſie mir gegeben wurde, aber man wurde noch liebreicher, man bereitete mir kleine Zerſtreuungen und Gemüthsergötzungen mit einer Art Tortur, die die heiligen Väter der Geſellſchaft Jeſu nen aus alten intereſſanten Ueberlieferungen verſchollener Jahrhunderte aufgerichtet und in Thätigkeit geſetzt haben. Nun weiß ich das von meinen Strümpfen her, wie widrig es thut, ſo in die Länge gezerrt und gezogen zu werden, daß alle Maſchen Luſt bekommen, zu ſpringen, und der ganze Strumpf eine häßliche Aehnlichkeit mit einem naſſen Handtuch erhält, das man zum Strick zuſammendreht. Halt! dacht' ich, weder meine Strümpfe noch ich vertragen das, ſomit muß Rath geſchafft werden, und ich machte jetzt einen Verſuch zur Flucht. Da ich ſo beſcheiden auftrat, traute man mir das echte und wahre Verdienſt, mich in Freiheit zu ſetzen, gar nicht zu, und ich gelangte, wie alle große Männer, zu meinem Zwecke, ehe noch die Maulaffen, meine Zeltgenoſſen und Wächter, recht begriffen, um was es ſich eigentlich handelte; das heißt, ich war im freien Felde, ehe noch der Schuß des wachhabenden Soldaten vollſtändig verdampft war. Man ſandte mir jene Liebesbriefe nach, die das ſehnſüchtige liebesſieche Mädchen Polizei dem ſtarken Don Juan, der die übrigen und alle anderen Liebesnetze des Staates zerreißt, nachſendet. Ich achtete auf das Girren dieſes Täubchens nicht; ich kam zu keinem zärtlichen Stelldichein, das ſie mir vorſchlug, ich verließ bei Nacht und Nebel die Grenze Frankreichs, jenes Landes, das ſo hübſche Liedchen ſingt und das zugleich ſo geſchickt ſeinen Ariſtokraten den Prozeß zu machen verſteht.“

„Ach Du biſt ein wahrer Teufel, Petrarque!“ rief eine Stimme. „Erzähle nur weiter.“

„Ja, erzähle nur weiter!“ riefen Andere. „Wir möchten auch Dein früheres Leben wiſſen.“

„Mein früheres Leben?“ rief die Ungeſtalt plötzlich ſehr ernſt. „Wißt Ihr auch, was Ihr da verlangt, Gleichheitsbrüder? Ihr wickelt die ſchmutzigen Windeln eines ſehr unflätigen Kindes auf. Wenn der Duft, der Euch in die Naſe ſteigt, Euch nicht behagt, ſo iſt's nicht meine Schuld.“

Der, den wir Palw genannt haben, reichte über die Köpfe der Uebrigen, die ſich auf die Erde im Kreiſe niedergeworfen hatten, einige Cigarren und ein großes Glas dampfenden ſtarkgewürzten Glühweins dem Redner hin. Petrarque nahm dieſe Gabe, und nachdem er eine Cigarre angezündet, pflanzte er ſie höchſt pittoresk in die linke Ecke ſeines ungeheueren Mundes, ſo daß ſie wie der vorſtehende Schaft einer Gabel ausſah, die man in die kräftige Maſſe eines hochrothen Schinkens geſtoßen hat.

Er warf den Kopf empor, ſo weit dies bei der Unbeweglichkeit dieſes Körpertheils möglich war, ſteckte beide Hände in die Taſchen und überſchaute ſich in dieſer Stellung den Umkreis ſeiner Zuhörer.

„Ein prächtiger Burſche, das!“ rief eine Stimme aus der Menge. „Wenn ich ein Mädchen wäre, ich würde mich in ihn verlieben.“

„So danke dem Himmel, daß Du keins biſt,“ entgegnete raſch eine andere Stimme; „Du würdeſt von ihm verlaſſen ſein, denn Petrarque hängt ſein Herz nicht an Weiber, er giebt es dem Volke, er giebt es der Menſchheit.“

Der Strumpffabrikant zwinkerte mit den Augen und gab der Cigarre in ſeinem Munde eine noch ſtolzere und höhere Richtung. Es war offenbar, daß das ſchöne Geſchlecht nichts bei ihm zu hoffen hatte, daß der alte Jammer der Liebesthränen und Seufzer, eine böſe Krankheit, der ſo mancher herrliche Siegesheld erlegen war, für Petrarque nicht exiſtirte.

„Nun Deine Geſchichte!“ rief Palw.

„Geduld, Rothbart. Fürs Erſte muß ich einer kleinen Zwiſtigkeit erwähnen, die ich mit meiner Mutter hatte, als ich mich noch, wie die Poeten ſagen, ‚unter ihrem Herzen‘ befand, alſo noch in der directen Naturgrenze ihres Territoriums. Sie widerſetzte ſich nämlich meinem Erſcheinen und wandte zu dem Zwecke allerlei kleine Pülverchen und

Tränkchen an, die beizend niedertropfen ſollten auf meine erſt im Keime ſteckenden roſigen Lebenshoffnungen. Ich proteſtirte mit allen Kräften gegen das Gift und drang glücklich ins Leben und lachte meine Mutter ſpöttiſch an für all' ihre kleinen Schalkheiten und ſchlechten Witze, die ihr doch nicht gelungen waren. Sie nahm mich auf und wickelte mich in einen ſchmutzigen Seidenſhawl und band das Päckchen zu mit einer Schnur alter Glasperlen, die ihr gerade zur Hand lagen. Sie hatte Großes mit mir im Sinn. Ich lag da und verſuchte meine Augen dem Licht zu eröffnen, was ſeine Schwierigkeiten hatte, denn mein Körper war durch die Katzbalgereien mit dem Gift ein wenig hinfällig und hier und da ſchadhaft geworden. Am Abend des dritten Tages nahm meine Mutter mich auf den Arm. O wie lag ich ſtolz und prächtig da — auf dem Mutterarm! Aber ſie nahm mich nur, um ſich bei Nacht und Nebel mit mir zu dem nahen Sumpfe hinter dem Nachbarhauſe zu ſchleichen. Was hat ſie nur wieder im Sinn? dachte ich. Gewiß wieder eine kleine Neckerei. Und ſo war es auch. Sie gab mir das gehörige Gewicht durch einen Stein, den ſie in meine Tücher wickelte, und ließ mich dann in das kalte tintenſchwarze Waſſer gleiten. Ich kann Euch verſichern, ſie gab mir keinen Abſchiedskuß. Ihr fragt mich, wie ich das Alles weiß. Ein ehrlicher Burſche, der in der Nähe zu thun hatte, war meiner Mutter nachgeſchlichen und — in ſeine Hände glitt ich, nicht in das tintenſchwarze Waſſer. Es waren derbe Hände, die mir faſt die Kehle zuſchnürten, indem ſie mich retteten, aber Ihr begreift, daß dieſe Hände mir doch lieber waren, als die ſeidenweichen Händchen meiner lieben Mutter. Dieſer Mann brachte mich nun in ein Findelhaus, da meine Mutter in Nacht und Dunkel entlief. Ich wurde zugleich mit einem ganzen Korb voll ähnlicher Früchte, die auf dem verbotenen Baume gewachſen waren, geſäubert, geſchniegelt und gebügelt und zuletzt ſogar getauft. Man nannte mich Petrarque, weil die alte Holzpuppe auf der Brunnenröhre im großen Hofe ſo hieß. Dieſes Standbild hatte eine abgefaulte Naſe und einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe. Spötter ſagen, daß ich getrachtet habe, meinem Pathen ähnlich zu werden. Mein erſter Eingriff in das Eigenthum des Nächſten beſtand in der Sammetkutte eines dicken Mopſes, den an kalten Tagen ein reichbetreßter Lakai unſerm Hauſe vorüber ſpazieren führte. Ich nahm den Fetzen vom Körper der Beſtie, um ihn auf meinen Körper zu verpflanzen. Sogleich Tumult und Aufſtand. Widerſprechende Anſichten. Jedermann fand es natürlich, daß ein Mops bekleidet einherging, und daß ein Menſchenkind fror. Ich bekam Prügel, aber mein Syſtem entwickelte ſich. Neue Eingriffe, neue Prügel. Endlich entließ man mich in die Welt. Hier ſah ich, daß es eine große Anzahl ehrlicher Leute gab, die, wie ich, an trockenen Rinden kauten, und daß die bei weitem größere Menge aus Möpſen mit Sammetkutten beſtand. In der Welt waren die Anſtalten aber im Großen getrieben; eine Armee von achtmalhunderttauſend Mann beſchützte die Möpſe, und wir, die an trocknen Rinden kauten, hatten nichts, als die paar Fäuſte unſerer Brüder. Ich gebrauchte die meinen. Die Lehre, die mir meine edle liebevolle Mutter gegeben hatte, mich gegen den Angriff der Gifte zu wehren, befolgte ich redlich, und meine Brüder ſahen mich immer an Ort und Stelle, wenn es galt, einen neuaufgeſchoſſenen Giftpilz niederzutreten. So kam denn der große Aufſtand der Fabrikarbeiter unſerer guten Stadt Lyon. Ihr wißt's, wie ich mich fangen ließ, um manchen ehrlichen Mann, der ſich ſcharf compromittirt hatte, zu retten. Ich ſaß, die Andern waren frei. Man ſtellte mir in Ausſicht die Galeeren. Unterdeſſen tanzte man in Paris, um uns armen Fabrikarbeitern Brod zu verſchaffen. Schöne Frauen tranken Punſch zum Beſten der Menſchenrechte, man aß kleine Eistörtchen, um das Chriſtenthum zu fördern, und errichtete in den Paläſten Kramläden, um den Staat vor Revolutionen zu ſichern. Die Möpſe behielten ihre Kutten. Es war wieder Alles ruhig. Neue Aufſtände, neues Tanzen und Punſchtrinken. So ſchleppte ſich's von Jahr zu Jahr. Es geſchah nichts; wir wären in Mode gekommen, aber — Geſchwätz, immer Geſchwätz und Geſchwätz ohne Ende. Da unternahm ich auf eigene Fauſt eine kecke Plünderung und raubte einige Kutten, das heißt die vollen Brieftaſchen einiger fetten Geldhändler. Ich wurde erwiſcht, und man kündigte mir eine gelindere Strafe an, wenn ich Probe ſitzen wollte in einem neuerrichteten Zellengefängniß.

Ich ließ mich einſetzen als erſter Muſterſträfling, als Prachtexemplar der neuen Juſtiz, als Adam und erſter Vater jener Millionen, die nach mir dieſe Räume bevölkern ſollten. Aber ich verſichere Euch, es giebt nichts Grauſenvolleres, als dieſes liebliche Ungeſtörtſein, dieſe holde Einſamkeit. Jetzt erſt, als ich die nackte weiße Wand meiner Zelle Wochen und Monden lang vor mir hatte, und auf kein menſchlich Angeſicht mein Auge fiel, keinen menſchlichen Laut mein Ohr vernahm, erſt jetzt kamen mir die teufliſchen Einrichtungen dieſer beſten aller Welten recht lebhaft in den Sinn, von den Neckereien meiner Mutter an bis zu dem Hohn und Spott der letzten Teufelsfratze, die mir ihre fetten wulſtigen Wangen entgegengehalten hatte, Alles ſchmeckte und fühlte ich recht behaglich durch. Ich wollte erſticken an der Galle, die ſich in mir ſammelte; mein ganzes Inneres wurde eine einzige Peſtbeule.“

„Armer Petrarque!“ rief Palw. „Doch erzähle, wie wurdeſt Du frei?“

„Es kam ein Mann zu mir, der verſprach mir, mich zu befreien, wenn ich mich verpflichtete, dem neuen Miniſterium zu dienen.“

„Du — dem Miniſterium? Ei ſprich!“

„Ich ſollte allerlei Dinge erzählen und ausplaudern, die jener Herr dann zu Papier bringen und ich weiß nicht in welchen Wiſch von Zeitung ſtecken wollte. Ich willigte natürlich ein. Eine Menge vornehmer Käuze hatte dabei die Hände im Spiel. Man zeigte mir die Aushängebogen eines Romans, um den ſich alle Welt riß, und wo meine Figur nebſt anderm Geſindel eine Rolle ſpielte. Ich log zuſammen, was man wollte, ich bekam abwechſelnd Geld und Prügel. Zuletzt machte man mich ſogar zum Redacteur einer Zeitſchrift, mich, der ich nicht ſchreiben und leſen kann. Die Polizei griff mich bei der Gelegenheit auf und ich kam von neuem in die feſte Burg. Da entſprang ich und — nun bin ich hier."

„Und Du erſcheinſt zu rechter Zeit!" rief eine Stimme. „Wir ſind bereit, Großes zu unternehmen."

„Da iſt Pelletrin! Wollen wir hören, was er uns zu ſagen hat. Er iſt ein Narr, aber man muß ihn hören!"

Der Genannte nahte ſich dem Kreiſe und hub mit ſchwacher eintöniger Stimme an: „Ich ſage Euch, meine Freunde, es geht gut. Die Bücher und Journale arbeiten trefflich, die Reichen zittern, die Mächtigen ſind eingeſchreckt. Vernehmt hier die Beſchreibung des Empfangs, der einem unſerer Apoſtel in der Socialhalle in London geworden iſt. Die engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Communiſten ſind alleſammt Ein Herz und Eine Seele." Er las jetzt unter lauten Beifallsbezeigungen der Menge einen langen Zeitungsartikel ab. Als er geendet hatte, ſagte Balw: „Ich will mich hängen laſſen, wenn ich das Mindeſte von dem Zeuge verſtehe.“

„So will ich es Dir erklären, theurer Bruder,“ ſagte Pelletrin langſam. „Die Communiſten kennen keinen Gott, ſie kennen nur einen Teufel, und dieſer iſt ‚das perſönliche, das Privateigenthum.‘ Ihn zu beſiegen und aus der Welt, in der er jetzt herrſcht, zu ſchaffen, dazu ſtehen wir jetzt Alle in corpore auf. Der Wahlſpruch auf unſeren Fahnen heißt: ‚Aufhebung des Geldes, Auflöſung des Privateigenthums ins allgemeine Beſitzthum.‘“

„Aufhebung des Geldes? Teufel! haſt Du Dich da nicht geirrt, Bruder? Ich denke, wir wollen das Geld an uns bringen?“

„Nein! das Geld, dieſe Buhldirne des Teufels,“ entgegnete Pelletrin, „ſoll ganz von der Erde verſchwinden. Die Gegenſtände, die zum Leben nöthig ſind, ſollen wieder in ihren urſprünglichen Werth eingeſetzt werden. Für Geld iſt Alles käuflich; das ſoll jetzt aufhören. Die Geldwucherer werden von der Erde verſchwinden; Menſchen und Dinge werden abgeſchätzt nach dem, was ſie dem Allgemeinen leiſten. Dann iſt der Landbebauer wieder der rechte Herr des Bodens, und alle Verhältniſſe kommen in ihr urſprüngliches einfaches, von der Natur ihnen angemeſſenes Gleis.“

„Das iſt ſchön; aber Du vergißt die Frauen, Pelletrin."

„Die ſind frei, und Jeder kann ſich ſo viele nehmen, als er will. Der Staat erzieht die Kinder."

„Das iſt höchſt weiſe. Und in die Kirche wird man auch nicht mehr nöthig haben zu gehen?"

„Du hörteſt ja, daß es keinen Gott mehr giebt. Wir halten uns an das große allgemeine Naturgeſetz, daß Niemand dem Andern thue, was er nicht will, daß der Andere ihm thue."

„Nun iſt genug der Spitzfindigkeiten und des gelehrten Krams!" rief eine finſtere derbe Geſtalt, die plötzlich hervortrat und in der Paul den Hufſchmied erkannte, den er in der Stadt geſehen. „Wir wollen jetzt daran gehen, die Arbeit der nächſten Tage zu vertheilen. Wo ſoll eingebrochen werden, wo zuerſt geplündert? He?"

Eine allgemeine Stille entſtand auf dieſe Frage, dann ſagte Pelletrin endlich mit ſeiner klangloſen, langſamen Stimme: „Wir ſind keine Mordbrenner und Diebe! Das Eigenthum iſt ſicher vor uns!"

„Schlagt ihn nieder!" ſchrie der Hufſchmied. „Die gelehrte Beſtie bringt Zwieſpalt in unſere Rotte."

„Erwartet vom Geſetz, erwartet von den Schriften Alles!“ ſagte der Redner, unbekümmert um die drohenden Geſtalten rings um ihn her.

„Nieder mit den Büchern! Nieder mit dem Geſetz!“ ſchrieen mehrere Stimmen. „Wir wollen Geld, wir wollen Genuß, wir wollen Triumph und Sieg!“

„Er wird Euch werden mit der Zeit.“

„Nein. Jetzt! Unſer Haufe iſt ſtark genug, um Etwas zu unternehmen. Schlagt ihn nieder!“ Palw, der ſeinen Schützling mit ſeinem Leibe zu decken geſucht hatte, wurde fortgeriſſen, und dem krankhaften, bleichen jungen Mann wäre es übel ergangen, wenn nicht Paul vorgeſprungen wäre und, die nächſten Angreiſenden zurückſchleudernd, mit weit hin tönender Stimme gerufen hätte: „Er hat Recht; ich halt's mit ihm, und wer ein ehrloſer Bube, ein Mordbrenner und Dieb ſein will, der weiche von uns!“ Er bewirkte in der That, daß die roheſten Geſellen ſich murrend zurückzogen, doch der Schmied brüllte wüthend auf: „Stoßt ſie nieder! Es ſind Ariſtokraten- und Fürſtenfreunde! Sie ſollen nicht lebend vom Platze!“

Der Angriff erneuete ſich, der Tumult wuchs. Paul, der Ignaz, Palw und noch ein paar der beſſer Geſinnten auf ſeiner Seite hatte, wäre dennoch unterlegen, wenn nicht im bedrängteſten Augenblicke Petrarque's Stimme ſich erhoben hätte, die da rief: „Ein Spion iſt unter uns! Ein Verräther!“

Die Kämpfenden ließen von einander ab, und mitten ins Gedränge ſtürzte der Strumpfwirker, der in ſeiner derben Fauſt den blonden Haarſchopf des jungen Mannes in der Blouſe hielt und daran ſein Opfer vom Vorſprung des verfallenen Fenſters in die Mitte der Halle ſchleppte. „Da, da nehmt die giftige, buntbepinſelte Schlange! Ich hatte Recht, als mir vor ſeiner Berührung graute. Als ihr Alle im Kampf begriffen waret, ſah ich, wie die Beſtie ſich zum Heerde ſchlich, einen brennenden Pfahl nahm und damit in die Nacht hinauswinkte. Wir ſind umſtellt, wir ſind verrathen! Die Ruine iſt von Gensdarmen umzingelt! Auf! rettet Euch!“

„Nicht früher, als bis wir dem Hunde ſeinen Lohn gegeben haben!“ riefen Palw und der Schmied mit Einer Stimme.

„Gnade!“ ſchrie der Gefangene, der ſich am Boden krümmte. „Ich bin reicher Eltern Kind; man wird Euch Gold geben, wenn Ihr meiner ſchonet!“

„Alſo nicht einmal Hunger trieb Dich, Schurke!“ brüllte der Schmied, und mit einem raſchen Schwunge ausholend ließ er den Hammer, den er im Gürtel trug, auf den Schädel des Unglücklichen niederſchmettern. Mit einem dumpfen Schrei ſchlug der Getroffene zu Boden. Blutſtröme entquollen Mund und Naſe, er winſelte und ſtöhnte. Während Alle auseinanderſtoben, die verfallenen Treppen nach Oben erkletterten, oder ſich auf gut Glück aus dem Fenſter hinunter ins Freie ſtürzten, Flintenſchüſſe durch die Nacht ſchallten, ſchreiende Stimmen riefen und zwiſchendurch die heulenden Töne des Sturmwinds, der die Spalten und Riſſe des alten Gemäuers durchzog, hörbar wurden, warfen ein paar Geſellen den Leichnam in eine Kellervertiefung. Die Halle wurde in Zeit von wenigen Minuten leer.

Ignaz hatte Paul feſt umklammert, um ihn im Gedränge nicht zu verlieren, denn Paul war verwundet und wankte. Halb ihn ſtützend, halb ihn tragend, brachte der treue Ignaz ſeinen Genoſſen über das Steingeröll hinweg, auf einen Gebirgspfad, der in ein Gehölz führte. Hier, unter den dichtbeſchneiten Bäumen legte er ſeine Bürde nieder, um ſelbſt wieder aufzuathmen und Kräfte zu ſammeln.

Aber die Flüchtlinge waren auch hier noch nicht ſicher. Paul ſtrengte alle ſeine Kräfte an, um allein vorwärts zu kommen, denn Ignaz geſtand erſt jetzt, daß er ſich den Fuß bedeutend verwundet hatte. „Armer Junge!“ rief Paul, „und Du haſt mich getragen.“

„Mein Leben für Dich!“ rief Ignaz.

Paul wollte ihm die Hand reichen, doch der ſcheue und wunderliche Jüngling machte eine Bewegung, als wolle oder dürfe er nicht dieſes Zeichen der Freundſchaft annehmen, oder gar erwiedern. Nach vielen Mühſeligkeiten langten ſie noch in der Nacht in Heidelberg an, und vor Tagesanbruch war Paul wieder bei ſeinem Geſchäfte.

Siebentes Capitel.

Liebesgeſchichten. Kummer, Noth und Verwirrung.

Die Eindrücke der eben beſchriebenen Nacht wühlten in der Seele unſeres Freundes. Er fühlte ſein Herz mit Grauſen erfüllt. Die Welt ſchien ihm in ihren Fundamenten zu beben. Die Zügelloſigkeit und der Unglaube, das Elend und die Verzweiflung in den unteren Schichten der Geſellſchaft ſchien ihm um ſo entſetzlicher, je ſtumpfer und lähmender die Indifferenz der höhern Kreiſe dieſem unterwühlenden Dämon entgegenſtand. Unſer unglücklicher Freund glaubte helfen zu müſſen. Wie es der Jugend überall eigen iſt, ſo lag es auch auf ſeiner Seele wie eine ſcharfe Verantwortlichkeit, wie ein bitterer und höhnender Vorwurf, daß die Welt ſo und nicht anders ſei. Er ging die Stunden des nächſten Tages wie ein Träumender herum, er ſah überall in ſeiner friedlichen Umgebung die ſchwarzen und drohenden Geſtalten der Nacht emportauchen, aus den Blumenbüſchen heraus erblickte er die grimmvollen und verzerrten Geſichter, er glaubte an den Körper des Gemordeten zu ſtoßen, der ſeinen letzten Seufzer zu ſeinen Füßen ausgeſtoßen hatte. Dabei hatte er Niemanden zur Mittheilung, zum erleichternden und das Herz löſenden Geſpräch, denn ſowohl René als Tribbler ſchienen von jenen Verbindungen und Vorfällen nichts zu wiſſen, oder wenn ſie etwas wußten, waren ſie zu vorſichtig, um zu einem zurückgeſetzten und wenig beachteten Arbeiter, denn als ſolcher erſchien Paul jetzt, Vertrauen zu faſſen.

Die geiſtigen Erſchütterungen und Nachwehen, verbunden mit den Folgen der körperlichen Verletzungen in jener Nacht, warfen Paul aufs Krankenlager. Er lag in derſelben dürftigen, kalten Kammer, die ihm zum Wohnorte diente und ihrer elenden Beſchaffenheit nach einen Geſunden krank gemacht hätte, wie viel ſchlimmeren Einfluß alſo auf einen Erkrankten ausüben mußte. Herr Hyazinth hatte es ſo anbefohlen. Der eiferſüchtige und erbitterte Liebhaber Sibyllens war ſogar noch weiter gegangen, er hatte die Vorſtellungen und Gebote des Arztes nicht zum Ohr des Prinzipals gelangen laſſen. Wenn es nach Herrn Hyazinth's Wunſch und Willen gegangen wäre, ſo hätte der läſtige Menſch, der ſeinen Hoffnungen entgegenſtand, bei dieſer Gelegenheit den Garten nicht allein, ſondern die Welt verlaſſen ſollen. Aber Sibylle hatte nicht ſobald Paul auf ſeinen gewohnten Gängen nicht mehr erſcheinen ſehen, als ſie ſogleich nachforſchte und ſein Erkranken erfuhr. Jetzt erhielt Paul ein geeigneteres Zimmer und Pflege. Sibylle ſchickte anfangs ihr Mädchen, um ſich nach ſeinen Zuſtänden zu erkundigen, nachher kam ſie ſelbſt. Dies war ein Schritt, der der reichen Bürgerstochter viel Kampf koſtete, und den ſie heimlich that, ſo daß weder Vater noch Bräutigam das Mindeſte erfuhren. Im Einverſtändniß mit ihrem Mädchen, ging ſie ſpät Abends den kleinen Gang an den Treibhäuſern hin und trat an das Lager des Fieberkranken, der ſie nicht erkannte. Der Erſte, der ſie bei dieſen Beſuchen überraſchte, war der Arzt, doch der war ein alter Freund des Hauſes, und Sibylle gewann ſchnell ein Gelöbniß des Stillſchweigens von ihm. Aber trotz der Verſchwiegenheit des Arztes und der eigenen Vorſicht konnten vor den eiferſüchtigen Späherblicken des Herrn Hyazinth Sibyllens Gänge doch nicht verborgen bleiben. Die Folge der Entdeckung war ein mehrtägiger Stubenarreſt, den ihr der Vater auferlegte, und ein heftiger Zank mit dem Bräutigam. Als Sibylle in Freiheit ſich befand, war ihr erſter Gang wieder an Paul's Bette. Er begrüßte ſie jetzt und dankte ihr freundlich. Die Thränen traten ihr ins Auge, als er ſprach.

„Sagen Sie mir nichts von Dank, Herr Brun,“ entgegnete ſie ſchluchzend. „Ich hab' für Sie gethan, was ich für jeden ſterbenden Menſchen gethan hätte; denn ſterbend waren ſie in der einen Nacht beſonders, wo ich nicht von Ihrem Bette gewichen bin. Ich laſſe mir das nicht ausreden. Der Arzt ſagt, es ſei eine gewöhnliche Fieberkriſis geweſen, aber ihre Lippen waren bleich, und ihre Augen eingefallen, und ihre Hand — hier ſtockte Sibylle, denn ſie geſtand ja jetzt ein, daß ſie die Hand berührt hatte — eiskalt.“

„Sie haben an meinem Bette gewacht?“

Sie nickte bejahend.

„Das hätten Sie nicht thun ſollen; ich wäre auch ohne Ihren Beiſtand geſund geworden, wenn auch nicht ſo ſchnell. Ihr Herr Vater wird das übel vermerkt haben.“

„O der! Mit dem wäre ich ſchon fertig geworden. Wenn es nicht zum Unglück andere Leute gäbe, die ſich um mein Thun und Laſſen kümmern, meinen Vater brauche ich eben nicht ſehr zu fürchten.“

„Andere Leute! Ich verſtehe.“

Sibylle ſeufzte, zuckte dann verachtend mit der Oberlippe und rief: „Ja, andere Leute! Aber ich bin gerad nicht die

Perſon, die ſich viel ſagen läßt. Dieſe anderen Leute ſollen ſich nur in Acht nehmen!“ Damit ballte ſie auf eine graziöſe Weiſe ihre kleine Hand und drohte in die Gegend des Gartenhauſes hin.

Paul ſah ſie forſchend und mit einem freundlichen Blick an und ſagte: „Ich wäre untröſtlich, wenn Sie meinetwegen Herrn Hyazinth ein übles Wort ſagten.“

„Nein; ein übles Wort ſag' ich ihm nicht; aber ich werde ihm den Rücken drehen.“

„Das iſt noch ſchlimmer.“

„Freilich iſt das ſchlimmer. Aber ein Mädchen, das ſich mit einem Manne zankt, vergiebt ſich immer ihre Würde. Entweder man liebt ſich, dann iſt's gut, und dann hat man einander nichts zu ſagen, oder man liebt ſich nicht, dann iſt's auch gut, und man hat ſich auch nichts zu ſagen.“

„Das iſt völlig richtig. Aber ehe man ſich zu lieben anfängt, da hat man ſich ſehr viel zu ſagen!“

„Ja, ja! Da kann man ohne Ende ſchwätzen! Ei, Herr Brun, wir wiſſen's ſo genau, wie es unter Liebesperſonen hergeht? Sie ſind gewiß — und hier wurde ſie auf eine liebliche Weiſe roth bis an die Stirn — einmal recht verliebt geweſen?“

„Ich? Wer wird einen armen Burſchen, wie ich einer bin, lieben?"

Sie antwortete nicht und ſah zur Seite. Plötzlich griff ſie nach dem Medicamentfläſchchen und ſagte raſch: „Die Zeit iſt da, Sie müſſen einnehmen."

„O ich nehme nichts mehr. Ich hab' nie in meinem Leben ſolch' Zeug geſchluckt. Ich beſinne mich, wie ich eine Medizinflaſche meinem Lehrer ins Geſicht warf."

„Wie, Herr Brun, Sie haben einen Lehrer gehabt?"

Paul wurde jetzt ſeinerſeits roth und ſagte lachend und halb ſich gegen die Wand wendend: „Ich bilde mir ſo Etwas nur ein."

„Ganz recht!" rief ſie. „Das hängt noch mit Ihren Fieberträumen zuſammen. Da haben Sie tolles Zeug geſchwatzt und immer eine ganze Menge Leute mit Namen genannt, von denen wir niemals gehört haben. Dann verlangten Sie einmal nach Ihrem Pallaſch, nach dem Küraß und den Sporen. Ich und mein Mädchen wollten umfallen vor Lachen. Ein Gärtner, der nach ſeinen Sporen verlangt! Dann riefen Sie, daß Ihr Wagen vorfahren ſollte, und zu guter Letzt geboten Sie uns, noch eine Flaſche Champagner zu bringen. Das war ſicherlich ſo närriſches Geſchwätz, wie man nur irgend eines finden kann. Aber wenn ich Sie dann anſah und bemerkte, wie Ihre Wangen bleich waren, und Ihr Haar verwirrt, dann verging mir das Lachen und ich war wieder recht ſehr bekümmert.“

Paul gab ſich Mühe, ſeine eigenen Fieberphantaſieen höchſt ungereimt und komiſch zu finden, nebenbei forſchte er jedoch, ob ſich keine Spur eines aufkeimenden Verdachts über ſeine wahre Geſtalt bei dem Mädchen eingeſchlichen habe. Aber ſie war hierbei völlig unbefangen Sie ſah, ihn mit ihrem ſchelmiſchen Blicke an und ſagte: „Aber Sie ſind mir noch die Antwort ſchuldig geblieben.“

„Auf welche Frage?“

„Nun“ — ſie zupfte an ihrem Tuche und legte es in kleine Falten zuſammen — „in Betreff des Verliebtſeins.“

Paul ſah ſie lächelnd an.

„Sehen Sie mich nicht ſo an.“

Paul ſagte raſch: „Nein, ich bin noch nie verliebt geweſen und werde es auch nie werden.“

„Sie werden's nie werden! Ach, das iſt eine Albernheit. Wie kann man das ſo im Voraus ſagen. Als ich noch in die Schule ging, ſagte ich auch zu meinen Kameradinnen: Bei dem Barte meines Urgroßvaters, ich werde nie einen Mann nehmen.“

„Und jetzt ſind Sie meineidig?“

„Noch nicht. Verſtehen Sie wohl, ich ſchwur, nie einen Mann zu nehmen, aber ich habe nicht geſchworen, nie einen zu lieben. Sie müſſen, was ich ſage, recht ordentlich zu begreifen ſuchen. Es geht wohl noch ſchwer hinein?“ — ſie zeigte auf den Kopf.

„O doch! Ich verſtehe Sie ganz gut. Sie wollen Herrn Hyazinth lieben, ohne ihn zu heirathen. Das iſt die neue Mode.“

„O pfui! Ich weiß nichts von neuen Moden in dieſer Manier. Wenn ich liebe, ſo liebe ich ehrlich und aufrichtig.“

„Dann müſſen Sie auch heirathen.“

Sie ſah bekümmert zu Boden und ſagte halb vor ſich hin: „Das geht nicht. Wenn der Mann nicht von meinem Stande iſt.“

„Iſt Herr Hyazinth nicht von Ihrem Stande?“

„Herr Hyazinth?! Ich habe nicht an ihn gedacht —“ Sie ſprang auf, ſtrich ſich das Haar aus dem Geſicht und ſah verwirrt und mit dunkler Röthe übergoſſen aus; dann rief ſie heftig: „Ja, ja, Herr Hyazinth iſt von meinem Stande, das iſt ganz richtig. Adieu, Herr Brun; morgen komme ich wieder und ſehe, ob ſie ſchon geſund ſind.“ Sie flog zur Thür hinaus. Paul war unwillig mit ſich ſelbſt und machte ſich Vorwürfe. Es war gar nicht in ſeiner Weiſe, den Gecken, ſei es auf welche Weiſe es wolle, zu ſpielen. Die Gefühle eines Weibes waren ihm nächſt ſeiner eigenen Ehre das Beachtenswertheſte auf der Welt, jede Verletzung ſchien ihm aufs Engſte mit ſeiner eigenen Entwürdigung zuſammenzuhängen. Er beſchloß demnach, jetzt, da er in ihr Herz geſchaut, einen andern Ton mit dem Mädchen anzuſtimmen. Er ſcherzte nicht mehr mit ihr, er nahm eine ehrerbietigere Weiſe an, um ihren Stolz wach zu rufen; er ſuchte die erlöſchende Neigung zu ihrem Verlobten in ihrem Herzen wieder neu zu entflammen, aber dieſe Mittel wirkten nur auf kurze Zeit. Die Leidenſchaft der jungen Gärtnerstochter ſchien tiefe und bleibende Wurzel geſchlagen zu haben. Paul ſuchte jetzt jedes Alleinſein mit ihr zu vermeiden. Ignaz, der zum Beſuch herüber kam, und Tribbler leiſteten ihm abwechſelnd an ſeinem Krankenlager Geſellſchaft und verſcheuchten den weiblichen Beſuch.

Eines Tages, als Beide zufällig ausgeblieben waren und Paul aus dem Schlummer erwachte, ſah er Sibyllen an ſeinem Bette ſitzen. Es war in der dunkelnden Abendſtunde. Er redete ſie an, ſie antwortete ihm nicht, er wollte ihr die

Hand reichen, da ſtand ſie auf und ging langſam zur Thür hinaus. Erſt jetzt erkannte Paul, daß es nicht Sibylle war. Die Geſtalt war größer und ſchlanker, auch zeigte ſich nicht an ihr Sibyllens Kleidung. Ein Schauer, wie bei einer Geſpenſtererſcheinung, durchrieſelte ſein Gebein; es war ihm anfangs, als hätte der Geiſt ſeiner Mutter ſich ihm gezeigt, ihr Abſcheiden von der Erde ihm anzeigend, dann fiel es ihm beruhigend aufs Herz, daß es Niemand anders ſein könne, als ſeine geheimnißvolle und unbekannte Freundin, obgleich er nicht begriff, wie ſie bis hierher, in das äußerſte Elend und in die Verbannung hatte folgen können. Aber ſie war es geweſen, er wußte es gewiß, wenn er bedachte, in welcher Stellung er ſie geſehen. Sie hatte das Haupt gedankenvoll auf den Arm geſtützt, und bekümmert und theilnehmend hatte ihr Blick auf ihm geruht. In dem Dämmerſchein waren ihm die Züge ihres Antlitzes entgangen, aber den dunkeln Glanz der Augen, das ſchwermuthvolle und ſanfte Lächeln des Mundes hatte er zu erſchauen geglaubt. Jetzt, da ſie fort war, fiel ihm die ganze Schwere der Einſamkeit und Fremdartigkeit ſeiner Lage aufs Herz. Er hätte der ſchönen Erſcheinung folgen, er hätte zu den Genoſſen ſeiner früheren Tage zurückkehren mögen, aber dann kam ihm wieder lebhaft in den Sinn, wie troſtlos jene Tage für ihn geweſen, wie es ihn wie mit flammenden Schwertern aus jenem Paradies des Luxus, des Genuſſes hinausgetrieben. „O mein Leben iſt ein wunderlich Stück Arbeit geworden, ich muß nun ſehen, daß ich es mit

Ehren hinausführe.“ Er brachte das Kettchen hervor, das noch immer ſeinen Arm, vor allen Blicken verborgen, umſchloß, und die begeiſternden Worte der Unbekannten, die Ermuthigung, die ſie ihm eingeflößt, als er muthlos war, der ſüße Klang ihrer leidenſchaftlich erregten und vom Hauch der Liebe durchwehten Stimme, füllten ihm Herz und Sinn und machten ihn weich und träumeriſch. Der wohlthätige Einfluß, den jene Erſcheinung auf ſeinen Geiſt gehabt, erſtreckte ſich in gleichem Maße auf ſeinen Körper. Die Kräfte der Jugend gewannen ſchnell die Ueberhand, und die Geneſung vollendete raſch ihren Gang. In Zeit weniger Tage konnte er ſeinen tagelöhnernden Knechtsarbeiten ſchon wieder vorſtehen.

Als er in den Morgenſtunden in dem großen Gewächshauſe beſchäftigt war, erſchien Sibyllens Mädchen und machte ihm den Befehl ihrer Gebieterin bekannt, einen kleinen Myrtenbaum in ihr Vorzimmer zu bringen. Paul trug den ziemlich ſchweren Kübel an den bezeichneten Platz, und hier fand er die Gärtnerstochter, die, da das Mädchen gegenwärtig war, mit einem ſteifen und kalten Gruß ſeine ehrerbietige Verbeugung erwiederte. Als der Zeuge ſich entfernt hatte, ging ſie auf ihn zu, hielt ihn, der ſich entfernen wollte, zurück und ſagte mit einer ſeltſam bebenden Stimme: „Herr Brun, das iſt das Bäumchen, von dem ich meinen Brautkranz zuſammenleſe.“

„So wünſche ich, daß er Sie wohl kleiden möge, Mademoiſelle.“

Sie ſah ihn an, ihre Augen ſchwammen in Thränen. Sie machte ihm ein Zeichen, daß er nun gehen könne. Als er das Thürſchloß in der Hand hatte, rief ſie ihn nochmals zurück. „Wollen Sie nicht mein Zimmer ſehen, Herr Brun? Ich zeig' es nicht Jedermann; aber Sie müſſen doch wiſſen, wie ich wohne. Kommen Sie.“

Paul folgte dem aufgeregten Mädchen, deſſen Hand in der ſeinen zitterte, in ein mit dem zierlichen und feinen Luxus einer reichen Bürgerfamilie ausgeſtattetes Stübchen. Es war ein kleiner, aber geſchmackloſer Puppenkaſten. Alles, was an bunten Farben, ſei es in Blumen, in Stickereien, in kleinen Porzellanfiguren und Schälchen, in farbigem Papierpüppchen und in Zuckerwerk ſich auftreiben ließ, hatte die kleine Fee dieſes Hauſes in ihrem Allerheiligſten zuſammengetragen. Man konnte ſich kaum bewegen, ohne an ein Geſtell mit buntem Kram zu ſtoßen, ohne ein Figürchen, ein Blümchen, ein Vögelchen umzuſtoßen, das ſeinerſeits dann wieder ſeinen Nebenmann zum Fall brachte. Die Fenſter waren mit Blumengeſtellen verbaut, und den einzig freien Platz beſchatteten noch roſenfarbene Vorhänge und von der Decke herabhängende Vogelkäfige. Die Wände nahmen winzig kleine Rähmchen zu Dutzenden, mit Almanachkupferchen geſchmückt, ein; auch Nadelkiſſen, Haarlocken in Glas, verwelkte Blumenſträuße, Kränze von Silberzindel, in denen alte vergilbte Neujahr- und Geburtstagwünſche prangten, ein Amor von Wachs, dem man eine blauſeidene Schürze umgebunden hatte, und der mit herkuliſchen Kräften eine Vaſe emporhielt, die zum Uhrgehäuſe diente, aber nicht gebraucht wurde, dann eine Landſchaft unter Glas, die aus wirklichem Moos und Baumrinde zuſammengefügt war und wo ein kleiner eingeſetzter Spiegel täuſchend ähnlich einen ſtillen Waldſee darſtellte. Das koſtbarſte und in ſeinen Anhängſeln weitläufigſte Meubel dieſes Heiligthums war das jungfräuliche Bette, das ſeine roſenrothen Schwingen wie ein prächtiger Vogel ausbreitete und gleichſam dem Beſchauer entgegenflog. Es war ſo hoch, daß ein kleines Bänkchen nöthig war, um es zu beſteigen. Es prangte mit einer Staats- und mit einer Interims-Decke, und konnte daher wie ein großer Herr bald ſeine Umgebung in Schreck ſetzen und ihr imponiren, bald ſie vertraulich und herablaſſend zu ſich locken. Sibylle machte ſich ein Geſchäft daraus, nachdem ſie die zahlloſen Merkwürdigkeiten ihrer Klauſe erklärt und angedeutet hatte, auch die Prachtdecke aus dem Schrank zu holen und über das Bette zu breiten. Sie hielt die zwei oberen Enden und gebot Paul, die unteren anzufaſſen, um den koſtbaren Ueberwurf in gleichmäßige Lage zu bringen. Er machte es ihr nicht recht, ſie nahm ihm die Decke aus den Händen und breitete ſie ſelbſt aus, glitt aber dabei vom Bänkchen und ſtürzte in die hochaufgepauſchten

Kiſſen des Bettes. Paul bog ſich herab, ſie emporzuheben, in dem Augenblick fühlte er ihre Arme feſt um ſeinen Nacken geſchlungen und ein flüchtiger aber glühender Kuß brannte auf ſeiner Wange. Dies war das Werk einer Secunde; ſogleich, mit einem Sprunge, war ſie aus dem Bette heraus und ordnete die Decke. Paul bewunderte die Grazie und die ſüße Schamhaftigkeit des leidenſchaftlichen Mädchens. Sie war in dieſem Augenblicke ſo ſchön, daß er alle ſeine Grundſätze vergaß und, den Arm um ihren Leib ſchlingend, ſie an ſich zog. Sie wand ſich von ihm los, indem ſie ihm zuflüſterte: „Es iſt jetzt Zeit, daß Sie gehen; man könnte Sie vermiſſen und nach Ihnen ſuchen.“ Als Paul gehen wollte, eilte ſie ihm nach, blieb aber dann ſtehen, ſtrich ſich die niedergleitenden Locken aus der Stirn, preßte beide Hände gefalten auf die Bruſt und rief: „O Gott!“ Ueber den Hof gehend, ſah Paul ihr bleiches, in Thränen ſchwimmendes Geſicht, wie es ihm Grüße zuwinkte, hinter den brennenden rothen Büſcheln des Pelargonium und den Kelchen der kleinen Monatsroſe.

Trotz deſſen, daß ſeine Phantaſie ihn bald in Sibyllens Schlafkämmerlein, bald in die zauberiſche und geheimnißvolle Nähe der Unbekannten führte, brachte unſer Held doch keine ſchlafloſe Nacht zu; Dank ſei es der derben erſchöpfenden Arbeit, die, indem ſie den Körper gebieteriſch der Ruhe überantwortete, auch den Geiſt zwang, ſeine raſtloſen Flüge einzuſtellen. Ein Ereigniß anderer Art ſtellte auch jenen Auftritt mit Sibyllen in den Hintergrund. Ein Hoffeſt wurde gegeben und Paul erhielt den Auftrag, eine Anzahl blühender Sträucher und einige koſtbare Zierpflanzen in den Palaſt zu ſchaffen und auf Treppe und Vorſaal aufzuſtellen. Ein Theil des Tages war mit dem Anordnen hingegangen, der Abend überraſchte die Arbeiter, und noch war die Treppe nicht ſo in reicher Weiſe garnirt, wie der Intendant des Schloſſes es verlangte. Einige Pflanzen hatten während des Transports gelitten und mußten durch andere erſetzt werden. Paul und die zwei Gehülfen, die ihm beigegeben waren, eilten hin und her und konnten dennoch nicht den Befehlen des eigenſinnigen Aufſehers Genüge thun. So geſchah es denn, daß die Säle ſchon erleuchtet waren, die breite Eingangstreppe mit Teppichen belegt und dabei immer noch Einzelnes an dem künſtlichen Blumenparterre zu ändern und zu verbeſſern war. Paul in ſeiner groben Jacke, mit dem krummen Gärtnermeſſer bewaffnet, bückte ſich eben wieder, um den zerbrochenen Zweig einer Camelie abzulöſen, als er dicht hinter ſich ein ſeidenes Kleid rauſchen hörte und gleich darauf ein leichter Schlag ſeine Schulter berührte und die Worte in ſein Ohr tönten: „bon soir, baron!“ Es durchfuhr der Schrecken ihn wie ein jäher Blitz, er ſah ſich um und erblickte Elfried in glänzender Uniform, dicht neben ſich, der lächelnd den Bart ſtrich und mit den Augen zwinkerte. Die Dame, oben auf dem Treppenabſatz angelangt, blieb ſtehen und brachte ihr Glas vor's Auge, die Gruppe unten fixirend. Paul, ohne ein Wort zu erwidern, voll Zorn und Scham, eilte die Treppe herab, doch der gebieteriſche Befehl des Herrn Hyazinth, der unterdeſſen mit einer neuen Pflanzenſendung angelangt war, trieb ihn wieder hinauf. Er faßte ſich nun Muth, ging keck mit ſeinen Blumentöpfen an Elfried vorbei, der auf der Treppe ſtehen geblieben war, und ſah ihn ſcharf und zürnend an. „Alſo doch wahr!“ flüſterte dieſer. „Die Metamorphoſe iſt vollſtändig. Wo und wann kann ich Dich ſprechen, mein guter Junge?“ „Morgen, im Garten vor dem Heidelberger Thor, Nr. 3,“ entgegnete Paul, indem er ſich zu einer prächtigen Calla niederbückte. „Morgen!“ rief Elfried. „Unmöglich! Ich begleite die Prinzeſſin — und wir reiſen vor Tagesanbruch weiter.“ — „So komm an die Rheinſchanze; der Weg geht durch den Park, ich werde Dich dort erwarten.“ — „Gut; ich komme.“ — Elfried ſtieg hinauf, und ein Schwarm nachdringender Gäſte trennte die Freunde und machte, daß das kurze Geſpräch völlig unbeachtet blieb.

Eine halbe Stunde darauf wanderte Paul den erhöheten Weg, der den nahen Fluß beherrſcht, und die Brücke, die das jenſeitige Gebiet mit der Stadt vereinigt, auf und ab. Es dauerte nicht lange, ſo ward ein weißer Federbuſch in dem winterlichen dunkeln Geſtrüpp ſichtbar, und von einem Diener geleitet, der ihm den Weg gezeigt hatte, kam der junge Offizier raſch die Anhöhe heran. Es war eine ſtille Winternacht, die Sterne flimmerten aus heiterer Höhe, ſich in den Wellen des Fluſſes wiederſpiegelnd, aus der Entfernung ſah man die erleuchteten Fenſter des Schloſſes, rings herrſchte Stille umher, als die beiden Freunde, auf einander zueilend, ſich in den Armen lagen. Die erſten Augenblicke waren der herzlichen Freude des Wiederſehens gewidmet. Sie ſagten ſich lachend einander Sottiſen. Paul fand, daß Elfried ein verächtlicher Weiberknecht geworden ſei, der nach eau de mille fleures dufte, und Elfried geſtand, daß Paul's äußere Erſcheinung jetzt vollkommen ſo eingerichtet ſei, daß, wenn er ſich bei ihm um eine Bedientenſtelle bewürbe, nicht angenommen werden würde. Sie ſetzten ſich auf eine Bank, und erſt als Elfried bemerkt hatte, daß er nicht lange bleiben könne und daß es zu einer ſentimentalen Zuſammenkunft zu kalt ſei, ſagte Paul ſehr ernſt: „So geh' zurück in Deine parfümirten Säle und prunkenden Gemächer, ich kann, dem Himmel ſei Dank, jetzt ſchon eine Winternacht unter freiem Himmel vertragen; ich habe die Schrift dieſer ewigen Sterne verſtehen gelernt.“ — „Höre!“ rief Elfried, „mir fällt ein köſtlicher Spaß ein. Ich habe die Uniform eines Kameraden bei mir, lege ſie an und folge mir in den Saal. Es muß ikant ſein, ſo raſch mit den Rollen zu wechſeln. Eben erſt im Vorzimmer von den Lakaien herumgeſtoßen, und dann im Saal mit Prinzeſſinnen tanzend. Du findeſt einige bekannte Damen aus Berlin, die ſich freuen werden, Dich wieder zu ſehen.“ — „Elfried!“ rief Paul, „Du hältſt alſo immer noch mein Thun und Treiben für ein bloßes Maskenſpiel."

„Zum Geier ja! Für was ſoll ich es denn ſonſt halten?.

Paul ſchüttelte das Haupt; plötzlich ſprang er auf und rief: „Ich gehe mit Dir aufs Schloß! Ja, es iſt ausgemacht. Aber glaube nicht, daß ich mir einen frivolen Spaß machen will; es handelt ſich hier um Dinge, die für meine ganze Exiſtenz von Wichtigkeit ſind. Ich werde oben Jemanden finden, oder vielmehr ich hoffe ihn zu finden — den ich ſonſt nirgends anders anzutreffen erwarten kann. Wo iſt die Kleidung?"

„In meinem Zimmer im Gaſthof. Folge mir. Meinen Diener habe ich hierher beſtellt; es wird uns alſo Niemand auflauern, der Dein Geheimniß verrathen könnte."

„Aber im Schloß?" fragte Paul.

„Weiß keine Seele um Deine wunderlichen Schickſale. Unſere Damen freilich ſind eingeweiht, aber ſie ſind verſchwiegen. Ich ſtelle Dich als den Kameraden vor, den ich erwartet habe, damit iſt Alles abgethan."

Paul, beſeelt von der Hoffnung, ſeine Unbekannte zu finden, mit ihr ein Seelen- und Herzen-Geſpräch zu halten, ähnlich der erſten Unterredung, überwand ſchnell alle kleine Schwierigkeiten, die mit ſeiner Umwandlung verknüpft waren, und mit Elfried's Hülfe, der den Kammerdienerdienſt bei ihm vertrat, kam er in kurzer Zeit mit ſeiner Toilette zu Stande und erſchien im Saal, wo eben ein lebhafter Tanz im Gange war. Wie er eintrat, ſchwebte eben eine ſchlanke Geſtalt an ihm in den Schwingungen des Tanzes vorüber. Sie blieb ſtehen, erröthete, lachte, und dann erſt, nachdem dieſer ſeltſame Gruß einige Störung im Tanz veranlaßt hatte, gab ſie ihre Hand ihrem Tänzer und ließ ſich von ihm weiter führen, aber immer mit zurückgewandtem Geſicht, und Paul in kindiſchem und anmuthigem Erſtaunen anlächelnd. Paul erkannte in ihr das eine Hoffräulein der Prinzeſſin, eine hübſche, aber etwas unbedeutende Kleine, mit der er ſich öfters in den Salons von Berlin auf jene harmloſe und etwas fade Weiſe herumgeneckt hatte, wie ſie unter einem Lieutenant und einem Hoffräulein Sitte geweſen iſt, ſo lange Lieutenants und Hoffräuleins exiſtiren. Als Paul dazu gelangen konnte, mit ihr ein unbelauſchtes Geſpräch zu führen, ſagte ſie lebhaft: „Alſo haben Sie's bemerkt, daß ich fortwährend mit Ihrem Schickſal mich beſchäftigt habe?“ — „Sie, liebe Clementine?“ — „Ja ich; und warum ſollte ich's nicht? bin ich nicht Ihnen weitläufig verwandt und hab' ich nicht ein Recht, mich um Ihre Tollheiten, die Sie begehen, zu kümmern? Aber Sie haben bei allem dem doch ganz meinen Beifall. Das iſt originell und alles Originelle amüſirt mich!“ — Paul fühlte ſich bis ins Innerſte hinein beleidigt und von all' ſeiner

Begeiſterungsgluth abgekühlt. Es ſchien ihm jetzt völlig entſchieden, daß Niemand anders als dieſes unbedeutende muthwillige Geſchöpf ſich mit ihm und ſeinen kühnen Zukunftsplänen einen Scherz erlaubt habe. Er hätte ſie in dieſem Augenblicke ermorden können, ſo voll Haß und Widerwillen war er gegen dieſe frivole Welt, gegen dieſe dreiſte Aufdringlichkeit leerer und eitler Seelen erfüllt. Er hatte gehofft, Theilnahme, Verſtändniß, begeiſtertes Mitgefühl im Bereich des Standes, zu dem er ſich zählte, zu finden, und ſtieß auf den läppiſchen Spottgeiſt eines Kindes. Ohne die übrigen Damen zu beachten, ohne ſich der Prinzeſſin genähert zu haben, war er im Begriff, den Palaſt zu verlaſſen, als er in einem der Gemächer, durch die ſein Weg ihn führte, die verwittwete Fürſtin fand, die angelegentlich mit einem jungen Mann, der ſeiner Kleidung und Haltung nach ein katholiſcher Weltgeiſtlicher zu ſein ſchien, ſich beſprach. Indem Paul vorbeiging, wandte ſich der Sprechende ihm zu, und unſer Held erkannte den Zeitungsleſer Pelletrin aus der Communiſten-Verſammlung. Auch Pelletrin hatte ihn ſogleich erkannt, dies bezeugte ein lebhaftes und, wie es ſchien, freudiges Erſtaunen, das raſch über ſeine Züge hinglitt, und das er nicht zu verbergen ſtrebte. Die Fürſtin entließ ihn bald darauf, und der junge Geiſtliche erreichte Paul noch im Vorſaal. „Mein Herr! Wir kennen uns! Wir treffen uns hier in anderer Maskenkleidung wieder, aber gleichviel, die Geiſter grüßen ſich, die Herzen ſind eng verbündet, mag der Körper ſich vermummen, wie er will.“ Paul blickte ihn ſcharf an und ſagte dann in einem kalten Tone: „Sie kennen mich? Sie haben mich irgendwo geſehen? Wo? wenn ich fragen darf.“ Der junge Mann antwortete mit einem trüben Lächeln: „Stoßen Sie mich immerhin zurück mit der Waffe der Welt, mit dem Stolz und dem Kaltſinn, für mich iſt dieſe Waffe nicht geſchmiedet, meine Bruſt widerſteht ihr. Wollen Sie ein Zeichen, daß wir uns kennen? Als ſie den Arm emporhoben, um mich vor einem Streiche pöbelhafter Gewalt zu ſchützen, gewahrte ich ein goldenes Kettchen oberhalb dem Handgelenk, und dieſes goldene Kettchen — hier iſt es.“ Er ſtreifte flüchtig den Aermelüberſchlag der Uniform auf und berührte jenes Zeichen, das Paul ſorgfältig vor aller Welt zu verbergen gewohnt war. Ohne ſich durch die Merkmale des Unwillens und der Befangenheit, die in den Zügen ſeines Gegners ſichtbar wurden, irre machen zu laſſen, ſagte er mit leiſer Stimme: „Laſſen Sie uns nicht Feinde, laſſen Sie uns Freunde ſein! Vereint wollen wir wirken zum Beſten der niedergetretenen, verrathenen, in Elend und Feſſeln ſchmachtenden Menſchheit! Heute im Palaſt, morgen in der Hütte; aber immer im Dienſte Gottes und des Volkes!“

Er hatte die letzten Worte in einem eigenthümlichen Tone anſchwellender Begeiſterung geſprochen. Paul konnte dieſem Tone ſelten widerſtehen, er mochte kommen, aus welchem

Munde er wollte, er hatte ihm nicht widerſtanden, als er ihn, von weiblichen Lippen kommend, vernommen, und obgleich das Gefühl jener bitteren Täuſchung eben jetzt lebhaft in ſeinem Herzen ſich regte, ſo überwand dennoch Jugendſinn und ſchöner Glaube raſch jede Bedenklichkeit, und er reichte die Hand hin, in die Pelletrin einſchlug. Beide verabredeten, wo ſie ſich wiederfinden wollten, und Paul eilte die Treppe herab, mit der Ueberzeugung, eine Geliebte verloren und einen Freund gefunden zu haben. Beim Hinausſchreiten aus dem Palaſt begegnete ihm Herr Hyazinth, der ehrerbietig vor ihm auswich, dabei aber mit einer komiſchen, verblüfften Miene ihm ins Antlitz ſtarrte.

In der Wohnung Elfried's angelangt, legte er die glänzende Hülle ab, die ihn anwiderte, und zog mit Triumph die ärmliche Gärtnerkleidung an, indem er bei ſich ſelbſt rief: „Jetzt nie wieder aus dieſem Kleide! Jede Verbindung iſt zerriſſen, ich bin frei! — freier wie damals, als ich zuerſt dieſes Knechtsgewand anlegte.“

Als der Heimkehrende ſein ärmliches Stübchen betrat, warf er ſich ermüdet und von allen den wechſelnden und ſeltſamen Erſcheinungen dieſes Abends gepeinigt aufs Lager. An Elfried hatte er ein Billet im Gaſthofe zurückgelaſſen, in welchem er von ihm Abſchied nahm.

Achtes Capitel.

In welchem dem Leſer die Liebe, die Politik und der Tod vorgeführt werden.

Als Paul am Morgen darauf an ſein Geſchäft ging, fand er im vorderen Gemach, das zugleich zum Aufbewahrungsort mehrerer beſonderer Pflege anheimgeſtellter Pflanzen diente, um den Stiel einer derſelben einen Papierſtreifen gewickelt, er nahm ihn, entfaltete ihn und las folgende Zeilen: „Zum erſtenmal bin ich unzufrieden mit Ihnen. Haben Sie mir nicht Ihr Wort gegeben, nicht nach mir forſchen zu wollen? Wozu alſo der Beſuch auf dem Schloſſe? Sie haben Sich ſelbſt und mir Kummer bereitet. Wenn Sie mich nicht für immer aus Ihrer Nähe verſcheuchen wollen, ſo wiederholen Sie einen ſolchen Verſuch nicht wieder.“

Paul warf mit Unmuth den Zettel hin, er gab ſich auch keine Mühe, zu erfahren, auf welche Weiſe man denſelben an den Ort gebracht hatte, wo er ihn gefunden. Er ſah in Allem nur die Neckereien und frivolen Scherze ſeiner leichtſinnigen Couſine und erneute den Entſchluß, an das Abenteuer im Schloß, dann auch an die Unbekannte nicht mehr zu denken. Das Letztere wurde ihm nicht ſo leicht, als er gehofft. Er wurde mit Schmerzen inne, daß ihm eine ſolche Stütze, ein Halt, an dem er ſeine Entſchlüſſe, Hoffnungen und Zukunftspläne hatte anlehnen dürfen, äußerſt nöthig war. So ſicher er im Innern ſeiner Sache war und ſo wenig er an eine Umkehr dachte, ſo ſehr war ihm doch ein Einverſtändniß mit irgend einem Weſen, das in ſeine Seele ſchaute, nöthig. In ſeiner Unbekannten hatte er dies Weſen gefunden; ſie hatte ſich in dem ungewiſſen Dämmerlicht, in welchem ſie vor ihm ſchwebte, einer großen Herrſchaft über ſein Thun und Denken verſichert; jetzt, da dies koſtbare Bild ſich ihm entzog, fühlte er ganz deſſen Macht. Es war ihm, als wenn ſein beſſeres Selbſt ſich von ihm trennte, als wenn ſein äußerliches, ſichtbares Gewiſſen von ihm Abſchied nähme, als wenn er jetzt vor der Welt kein Zeugniß mehr habe, daß ſeine Abſichten redlich, daß ſein Wille gut ſei. Wenn er früher Etwas unternahm, das gegen den Lauf des gewöhnlichen Ganges des menſchlichen Handelns anſtieß, ſo konnte er denken, ſie iſt mit mir im Einverſtändniß, ſie ſieht, ſie beobachtet mich, ſie hält mich nicht zurück, ich habe ihren Beifall. Jetzt, da, wenn er dieſen ſtillen Hoffnungen ſich hingeben wollte, immer das lächelnde, ſpottende und geputzte Bild eines albernen, thörichten Kindes ſich ihm entgegenſtellte, wollte ſein Herz vor Unmuth brechen, und er ſah in weiteſter Ferne, wohin er auch ſchaute, nichts als eine düſtere, klang- und freudeloſe Welt, über die ſich die Schatten einer drohenden Zukunft legten. In ſolcher Lage war es ein Glück, daß der Kummer ſeines Geiſtes durch die Arbeit ſeines Körpers ein Gleichgewicht erhielt. Er that wahre Knechtsdienſte und tagelöhnerte wie der niedrigſte Arbeiter. Doch genügte dies dem Herrn Hyazinth noch lange nicht. Dieſer rohe und durch die Qualen der Eiferſucht immer wieder zu neuen Wuthausbrüchen aufgeſtachelte Menſch ſuchte jede Gelegenheit mit Eifer hervor, wo er den von ihm Gehaßten vor ſeinen Mitarbeitern demüthigen, oder vor Sibyllens Augen erniedrigen konnte. Es gelang ihm aber nicht. Die ſtolze Natur Paul's konnte willig die Laſt jeder knechtenden Arbeit übernehmen, aber nicht die kleinſte Verunglimpfung. Wenn Fälle der Art vorkamen, mußte Herr Hyazinth wiederholt inne werden, daß er es mit demſelben geheimnißvollen Zauber zu thun hatte, der bei ſeiner erſten Begegnung mit Paul ein ſo eiſernes Band auf ſeine Zunge und auf ſeinen Arm gelegt hatte. „Ich glaube, der Menſch kann hexen," hatte er eines Tages zu Tribbler geſagt, der im Comptoir ſaß und die Bücher führte. „Ich kann Dir verſichern, daß ich ihn in allerlei Geſtalten ſchon geſehen habe, und ich will mich todtſchlagen laſſen, wenn er es nicht war, der mir neulich, als das große Feſt im Schloſſe war, als Offizier, mit Hut und Degen, frech und keck entgegentrat, als ich eben die Treppe hinaufwollte. Es war ſein Auge, derſelbe verteufelte, naſeweiſe und doch ſo ruhige Blick. Und doch weiß ich, ſo wahr ich eine ehrliche Haut bin, daß der elende Wurm wie gewöhnlich in ſeiner Kammer auf dem faulen Stroh lag und nicht daran dachte, in Maskenkleidung herumzulaufen.“

In dieſer Rede fiel Herrn Tribbler zweierlei auf, erſtens. daß der Obergärtner eine unverkennbare Neigung zum Hexenglauben an den Tag legte, und dann, daß er ſich eine ehrliche Haut genannt hatte. Das Letztere war in Herrn Tribbler's Meinung ein ſehr großer, ja der größte Lobſpruch, den Jemand ſich ſelbſt machen konnte. Er fand daher, daß ſein unmittelbarer Vorgeſetzter nicht wenig hochfahrend und prahleriſch in ſeiner Selbſtſchätzung ſei, unterdrückte jedoch dieſen und jeden anderen Vorwurf und ſagte nur kopfſchüttelnd: „Meine Meinung iſt, daß es keine Hexenmeiſter und Zauberer giebt und daß Paul Brun nie in ſeinem Leben Etwas am Leibe gehabt hat, das wie ein Offiziersrock ausgeſehen.“

„Das weiß ich ſelbſt,“ entgegnete der Obergärtner zornig. „Es war ein Spiel meiner Einbildungskraft, die gerade jetzt, der Himmel weiß warum, ſehr feurig iſt.“

„Nun, Herr Hyazinth — Ihre nahe Hochzeit —.“

„Ach ſchweig davon, mein guter alter Knabe. Wenn irgend ein Bräutigam in der Welt Urſache hat, mit ſeinem Mädchen unzufrieden zu ſein, ſo bin ich es. Willſt Du wohl glauben, daß ſie mich in den letzten drei Tagen gar nicht vor ſich gelaſſen hat? Noch mehr, ſie hat das Rhododendron, das ich ihr für theures Geld gekauft, weil wir ſelbſt kein gutes Exemplar im Gewächshauſe haben, in das Vorzimmer, in die kalte Nachtluft geſtellt, ſo daß ich heut zu meinem Jammer und Entſetzen es das Haupt hängen und alle Blätter von ſich ſtrecken ſah. Das Mädchen ſagt, ihre Herrin beachte nichts mehr in der Welt, ſie ſäße da, die Hände im Schooß und ſtarre gedankenlos vor ſich hin. So etwas lieb' ich nicht; das iſt, der Geier hole mich, ein vertracktes Exemplar von einer Braut. Hat man je ſo etwas geſehen? Ich wollte nur wiſſen, ob ſie mit mir unzufrieden iſt, wenn das wäre, könnte ich ihr ſogleich den Hals umdrehen.“

„Wie viel Tulpenzwiebeln ſoll ich in Rechnung bringen?“ fragte der neue Comptoirſchreiber trocken.

Schnell gefaßt antwortete Herr Hyazinth: „Schreibe diesmal funfzig.“

„Gut,“ murmelte Tribbler, „wir haben nur zehn eingekauft, da fällt ein gutes Sümmchen in unſern Sack. Ja, wenn die Tochter nicht hören will, muß der Vater fühlen.“

„Was plauderſt Du da? Schreibe und kümmere Dich nicht um meine Angelegenheiten, oder Du ſollſt ſehen, ich bringe Dich wieder zu den Blumen.“

„O nur das nicht!“ ſagte Tribbler und wandte ſich mit kläglichem Geſicht herum. „Ich geh', wenn ich von hier zum Mittagstiſch eile, den kleinen Gang am Zaune hin, um nur in das Gewächshaus hineinzuſehen, wo meine Feindinnen wohnen.“

„Du biſt ein Narr!“ rief der Obergärtner und ſtellte ſich in die Fenſterecke, um verſtohlen hinüberzulauſchen, ob ſich die ewig geſchloſſenen Vorhänge an Sibyllens Schlafkämmerlein nicht endlich gelüſtet hätten. Da er Alles unverändert fand, wandte er ſich mit einem derben Fluche ab und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer.

Während dieſes Zwiegeſprächs ſtand Paul verabredetermaßen am Gitter, um das Erſcheinen Pelletrin's zu erwarten, der zu einer angegebenen Stunde am Garten vorbeigehen wollte. Der junge Geiſtliche erſchien, und in kurzer Friſt war Paul an ſeiner Seite, und Beide gingen die Landſtraße hinauf, einer kleinen Schenke zu, die ſeitwärts im Gebüſch lag. Als ſie ſich einſam und unbelauſcht auf der Straße ſahen, blieben ſie ſtehen, wandten ſich verwundert gegen einander, und faſt zu gleicher Zeit ertönten die Fragen, die in komiſcher Ernſthaftigkeit und faſt polternd ausgeſtoßen wurden: „Und Sie ſind Offizier?“ — „Und Sie ſind Geiſtlicher?“ — „Wer von uns ſoll zuerſt Vertrauen zu dem Andern faſſen?“ fügte Paul ſchnell hinzu. „Der, der am meiſten des

Vertrauens bedürftig iſt," rief der junge bleiche Mann mit warmer Lebhaftigkeit, „und der bin ſicherlich ich!" „So erklären Sie mir," hub Paul wieder an, der immer noch etwas ſtreng und zurückhaltend blieb, „wie Sie, ein Prieſter, öffentlich das Daſein Gottes leugnen, die Würde der Religion mit Füßen treten konnten? Ich verſtehe ſo Etwas nicht; man muß es mir wie einem Kinde umſtändlich und deutlich erklären."

Velletrin ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er lächelnd: „Würden Sie nicht in gleichem Falle den Adel geſchmäht und das Andenken Ihrer Väter geläſtert haben?"

„Nein, wahrlich nicht! Es würde mir nicht in den Sinn kommen."

„Aber wenn Sie dadurch einen großen Zweck erreichen helfen könnten?"

„Sicherlich nicht."

„Wenn Sie aber damit Ihr Leben retteten?"

„Dann nun gar nicht."

„Sie ſind Ariſtokrat."

„Mit Leib und Seele."

„Und in dieſem Kittel? Und in jener Verſammlung? Das ſind Dinge, die ich mir nicht zuſammenreimen kann.“

„Thut nichts zur Sache; laſſen Sie ſie denn ungereimt bei einander ſtehen. Leben Sie wohl, Herr Pelletrin.“

„Wie, Sie wollen gehen? Gottes Fügung hat uns ſichtlich zuſammen geführt, und die kleine Eitelkeit der Welt ſoll uns ſcheiden? O kommen Sie in dieſe Arme, an dieſes Herz! Auch ich beſitze Stolz, aber ich werfe ihn von mir, wo er mich hindert, Herzen zu ſuchen, Seelen zu gewinnen.“

Paul blieb zweifelnd ſtehen und blickte in die begeiſterten, thränenfeuchten Augen des jungen Mannes, der ſeine Arme ausgebreitet hielt und nun mit erhobener Stimme rief: „Es iſt eine Zeit, wo die Geiſter zuſammen wirken ſollen, wo es ein Verrath, ein Mord iſt, Gleichgeſinnte von ſich fern zu halten.“

Paul bedachte in ſeinem Innern ſchmerzlich, wie er vor wenig Tagen noch nach einem Vertrauten, wie ſich jetzt ihm einer anbot, geſeufzt hatte, dazu erkannte er die Wahrheit der letzten Worte, und mit Leidenſchaftlichkeit, die in ſeinem Weſen lag und die ihn ſchnell von einem Aeußerſten zum anderen trieb, ging er jetzt raſch auf den Sprechenden zu, faßte ſeine Hand und ſagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie kränkte; es war nicht meine Abſicht. Ja wohl iſt's eine ſolche Zeit. Wir ſtehen wahrlich nicht umſonſt in dieſer wunderlichen Verkleidung einander gegenüber. Unſere Voreltern hielten ihre Maskenbälle in den Prunkſälen, wir die unſerigen auf dem offenen Markt und der Landſtraße.“

„Und wir ſind nicht die einzigen Verlarvten,“ hub Pelletrin langſam und ſcharf betonend an. „Es ſchleichen der vermummten Geſtalten überall herum. Das Leben iſt unterminirt, die Oberfläche iſt noch glatt, aber unten wühlt es und tobt. Sie wollen mein früheres Leben kennen lernen; hier iſt's. Mein Name iſt St. Albans; ich ſtamme von reichen angeſehenen Eltern ab, doch ward ich früh Waiſe. Im Hauſe meines Oheims für den Staatsdienſt erzogen, lernte ich einen würdigen Geiſtlichen kennen, einen Vater aus der Congregation der Väter Jeſu; er war früher Schüler und einſtiger Freund Lamennais geweſen, zu einer Zeit, wo dieſer Prieſter noch nicht die Bahn betreten hatte, auf der ſein Fuß ſtrauchelte. Aus jener Periode des Zuſammenſeins mit einem der erſten reformirenden Geiſter des jungen Frankreich hatte mein Lehrer und Freund den Enthuſiasmus für das Wohl der unteren Claſſen der Geſellſchaft und die Kenntnißnahme ihrer Bedürfniſſe und Gebrechen mit herübergebracht, um im Einverſtändniſſe mit den Satzungen der Kirche, von der jener ſtolze und eitle Prieſter ſich immer mehr entfernte, das Werk menſchlicher Fürſorge mit Umſicht und feſtem Plan zu betreiben. Er ſah meinen jugendlichen Eifer, ſeine große Seele in ihren raſtloſen und geheimen Arbeiten zu unterſtützen, er legte mir Prüfungen auf, und als ich beſtand, wandte er mir den Strahl ſeiner göttlichen Liebe zu und ließ mein Inneres leuchten von der Gnade Gottes, die ihm, dem Erwählten, in ſüßeſter Fülle und im reichlichſten Maße zu Theil geworden war. Er nahm mich eines Tages bei der Hand und fragte mich, indem ſein großes leuchtendes Auge an meine zitternde Seele taſtete: „Willſt Du den rauhen Weg wandeln, den die Blutzeugen Chriſti gehen? Willſt Du, Knabe, den Berg erklimmen, auf dem die langen, nachſchleppenden Purpurgewänder der gekrönten Heiligen Dir die Bahn zeigen?“ „Ich will,“ rief ich, „zeige mir den Weg, wo der Welt Schmach zu finden iſt, ich will ihn wandeln.“ Mein kindlicher Ungeſtüm, mit dem ich mich an ſeine Kniee feſtklammerte, den Zipfel ſeines Gewandes an meine heiße Stirn, an meine Bruſt drückte, ſchmolz die Bedächtigkeit ſeines Alters und beſtach ſein Urtheil zu meinen Gunſten. Ich gehörte ihm fortan ausſchließend an. Er zeigte mir jetzt den Zuſtand der Geſellſchaft, er wies unter kummervollen Thränen nach, wie die früher wirkſamen Mittel der Kirche durch den Geiſt böſer Schriften und Menſchen ihre ſegnende Kraft auf die Menge verloren, daß jedoch aus dem nieverſiegenden Born der hülfebringenden Gnade neue Kräfte zur Beſiegung des Unglaubens und der Sünde ſich an das Tageslicht drängten; fürs Erſte jedoch noch unter wohlthätigen Hüllen verdeckt bleiben müßten. Ich machte unter ſeiner Vermittelung die Bekanntſchaft der berühmteſten und berüchtigſten Verbreiter und Prediger der neuen geſellſchaftlichen Ordnung und Lehre. Ich lernte den Grafen Cabet kennen, dieſen ſanften Schwärmer, der nur von dem Frieden der Welt träumt, indem er eine Brandfackel nach der andern in die Wohnſtätten der Menſchen ſchleudert. Indem ich mich äußerlich zu ihrem Schüler und Anhänger bekannte, täuſchte ich dieſe irrgläubigen Apoſtel und ward von ihnen zur Verbreitung ihres Werkes gebraucht. Gefahrvolle Aufträge wurden mir zu Theil; ſo zum Beiſpiel die Verpflichtung, in die geheimſten Schlupfwinkel der Communiſten einzudringen, mich ihnen unentbehrlich und nützlich zu machen, und indem ich ihr Vertrauen mir erringe, dem Gefährlichen ihrer Anſchläge entgegenzuarbeiten, ihre thörichten und verbrecheriſchen Pläne durch geheime Gegenmacht zum Guten und Nützlichen zu lenken. Sie haben geſehen, wie ich meinen Platz ausfüllte. Meine Bekanntſchaft mit der politiſchen Literatur und der Journaliſtik unſerer Tage hat mir ein mächtiges Anſehen unter dieſem halb irregeleiteten, gutmüthigen, halb wilden und urſprünglich boshaften, verzweifelten Geſindel verſchafft. Indem ſie glauben, mich in ihrer Hand zu haben, bin ich es, der ſie führt. Ich kenne die Feinde und Freunde dieſer Menſchen und bin in der That ſo eingeweiht in ihre traurigen und verbrecheriſchen Angelegenheiten, als gehörte ich mit Seel' und Gewiſſen zu ihnen."

„Und Ihr Geſpräch mit der Fürſtin an jenem Abende,“ fragte Paul, „hatte es auch eine Beziehung zu ihrem hieſigen Treiben?“

„Gewiß; ich ſteh’ mit den Höfen und den Behörden in Verbindung. Da ich mich nun einmal brauchbar gezeigt habe, braucht man mich, und ich fühle, daß ich in dem Bewußtſein des Guten, das ich fördere, dem Andenken eines erhabenen und gütigen Lehrers und Freundes gerecht werde. Einen höheren Lohn erwarte ich nicht.“

Paul wurde nachdenkend. Die ſchwärmeriſche Sprache des jungen Redners, die Grundſätze und Anſichten, die er mit großer Schnelligkeit vortrug, und faſt ſo, als er ſie ſchon oft und gerade in dieſer Weiſe anderswo auch ſchon vorgetragen, eröffneten ſeinem Blicke eine neue Welt voll ganz neuer Anſichten von Pflichtgefühl und Brauchbarkeit. Er ſchwankte, was er antworten ſollte, und endlich ſagte er mit zögernder Stimme: „Es ſcheint mir, daß jener junge Mann, den wir ſo elend untergehen ſahen, faſt eine ähnliche Rolle, wie die Ihrige, in der Verſammlung ſpielte.“

„Dann,“ erwiderte St. Albans ſtolz, „verwechſeln Sie den elenden Miethling, den ganz niedrigen, erbärmlichen Polizeiſpion mit dem kühnen und ſelbſtſtändigen Kämpfer auf dem Felde der Ehre und des Menſchenwohls.“

„Er täuſchte und betrog ebenfalls, und mordete hinterrücks."

„Allerdings; aber zu welchem Zweck? Haben Sie nicht geſehen, daß ich Raub und Plünderung verhütete, daß ich mit Lebensgefahr vom Verbrechen abrieth? Auch werde ich die Kenntniß jener Menſchen und Orte nie benutzen, um über meine Opfer einzeln die Strafe der Geſetze zu bringen. Ich leite nur im Ganzen und Großen ihre Unternehmungen, ſcheide die ganz bösartigen Elemente in ihren Verbindungen und Lehren von denen aus, in welchen wirklich ein Zukunftskeim tüchtiger und brauchbarer Lebensumgeſtaltung liegt. Glauben Sie, mein edler Freund, das Uebel gründlich erkennen heißt, es halb ſchon getheilt haben."

„Dieſer Anſicht bin auch ich!" rief Paul lebhaft, „und deshalb ſehen Sie mich auch hier."

„Nun, und Sie widerſtreben mir noch?" fragte St. Albans verwundert. „Sie tadeln mein Beginnen und ſind doch deſſen Theilnehmer?"

Paul ſah ihm feſt ins Auge und ſagte dann: „Wir unterſcheiden uns nur in den Mitteln, die wir anwenden, um zum Zweck zu kommen."

„Sie wollen alſo, daß man Spitzbuben und Gaunern Wort und Treue hält?"

„Ich täuſche Niemanden.“

„Und dennoch traten Sie nicht als Edelmann und in Ihrer Offiziersuniform in jene Verſammlung!?“

„Dieſe Täuſchung betraf nur das äußere Kleid; doch geb’ ich Ihnen mein Wort, ich bin mit dem redlichſten Herzen zu jenen Männern gegangen. Wenn ich gefunden hätte, daß ſie im Rechte wären, augenblicklich hätte ich mit ihnen gemeinſchaftliche Sache gemacht.“

„Im Rechte? Und das ſagen Sie, ein Edelmann, ein Bevorrechteter? Haben Geſchöpfe dieſer Art ein Recht?“ — Der junge Prieſter, nachdem er dieſe Worte im Zorn ausgeſtoßen, ſetzte mit einer feſten, weniger lebhaften Stimme hinzu: „Sie ſehen in mir auch einen Edelmann, auch den Sproß eines alten berühmten Stammes. Ich geſtehe Ihnen offen, was ich thue, geſchieht nicht allein aus religiöſem Pflichtgefühl, ich kämpfe auch für die Ehre meines Standes.“

„O, um dieſe kämpfe auch ich!“ rief Paul.

„Ich will den Adel zu ſeinem urſprünglichen Glanz, zu der ihm zukommenden Würde zurückführen.“

„Auch ich möchte das!“ ſetzte Paul hinzu.

„Und welches Mittel wenden Sie an, um dieſes Ziel zu erreichen?“

Paul zögerte einige Momente und dann erwiderte er wie von Befangenheit und leichtem Unwillen zurückgehalten: „Demuth und Selbſtverleugnung."

„Und dann?"

„Und dann," ſetzte Paul feſter und raſcher hinzu, „aufrichtige Liebe fürs Volk, aufrichtiges, ungeheucheltes Beſtreben, ſein Wohl zu befördern, ſein Beſtes zu bewirken."

„Hat der Adel immer ſo gedacht?"

„Der echte Adel — immer!"

Eine Pauſe entſtand, während welcher St. Albans öfters fragende und lebhafte Blicke auf den neben ihm wandelnden ernſten und ſtillen Paul heftete, dann rief er, indem er enthuſiaſtiſch ſeine Arme um den Gefährten ſchlang: „Das ſind die deutſchen Herzen!"

Paul blickte ihm ſpottend und unwillig ins Antlitz, und der Prieſter rief: „Warum der Klugheit nicht Gehör geben? Es iſt kein Bündniß mit dem Gezücht der Schlangen. Dieſer Pöbelaufruhr muß, und ſei es auf welche Art es auch immer ſei, im Keime erſtickt werden. Demüthigung, Selbſtverleugnung, edler Sinn — Alles dies iſt hier verſchwendet! Flammende Schwerter für dieſe Armſeligen, dieſe aufrühreriſchen Knechte! Die Kirche allein kann ſie zu Boden treten,

D 4.

und ſie wird es thun; die Fürſten und der Adel müſſen ſich ihr nur eng anſchließen, ihr blind vertrauen. Das allein thut Noth. Keine Spaltung mehr in der Kirche, kein Proteſtantismus mehr, Alles hinweggeworfen, Alles geopfert zu einem großen Zweck, die Ruhe, die Ordnung des Jahrhunderts wieder herzuſtellen. Ein Gehorſam, ein Glaube, eine Kraft, und wir wollen ſehen, welche Macht wider uns aufſtehen mag!“

Paul ſah mit Verwunderung, wie der ſanfte, bleiche junge Mann von früher ſich in einen feurigen Zeloten umgewandelt hatte. Die lauten Worte machten die Aufmerkſamkeit einiger Arbeiter rege, die eben aus der Schenke traten. Paul machte ſeinen Gefährten auf jene unwillkommenen Zuhörer aufmerkſam, und ſogleich veränderte der Jeſuit Stellung und Miene und zeigte ſich wieder in der Ruhe und Beſonnenheit ſeiner frühern Erſcheinung. Die Arbeiter ſchloſſen ſich Paul an, und ſo ſchied der Prieſter, indem er leiſe unſerm Freund ins Ohr flüſterte: „Bedenken Sie meine Worte; ich reiſe in dieſen Tagen ab, komme aber noch, um von Ihnen Abſchied zu nehmen. Der Friede Gottes ſei bei Dir, Freund und Bruder!“

Als unſer Held ſein ärmliches Zimmer betrat, fand er darin Sibyllens Mädchen, die auf ihn wartete. „Meine Gebieterin möchte Euch ſprechen,“ ſagte die Dienerin eilfertig.

„Herr Hyazinth hat ſich auf mehrere Stunden vom Hauſe entfernt, wir brauchen alſo nicht zu fürchten, überraſcht zu werden." „Was will Dein Fräulein von mir?" fragte Paul etwas naiv. Das Mädchen ſah ihn verwundert an, wurde roth und ſtotterte dann heraus: „Was ſie will? — ja, das weiß ich nicht. Ihr ſollt ſie wahrſcheinlich tröſten, denn ſie iſt ſehr kummervoll. Sie hat ſo viel geweint, daß ſie faſt nicht mehr aus den Augen herausſehen kann; und ich kann Euch verſichern, Monſieur Paul, daß das keine Freudenthränen wegen der nahen Hochzeit ſind."

Paul folgte dem Mädchen und fand Sibyllen in dem kleinen, von allerlei buntem Spielzeug gefüllten Stübchen, das ganz verhangen war, und in dem eine tiefe Dämmerung herrſchte, auf ihrem Bette ſitzend und ein Andachtsbuch nebſt Roſenkranz auf den Knieen haltend. Sie ſah nicht zu ihm auf, als er eintrat, aber ein Zittern und Schauder ging über ſie und eine dunkle Röthe übergoß Stirn, Wangen und Hals. Sie rückte anfangs etwas auf dem Bette weiter, als wolle ſie ihm Platz machen, beſann ſich aber ſchnell, nahm ihre frühere Stellung wieder ein und gab dem Mädchen den Befehl, einen großen Armſtuhl, der am Fenſter ſtand, herbeizurücken. Dies konnte nicht geſchehen, ohne daß einiger kleiner Kram herunterfiel. Zu jeder anderen Zeit wäre die ordnungsliebende und dieſe niedlichen Putzſachen ſorglich hütende Beſitzerin des Zimmers lebhaft und ſcheltend aufgefahren, jetzt aber blieb ſie ſitzen und wandte keinen Blick dahin. Ihre Augen blieben niedergeſchlagen und ihre Hände ſpielten mit den Perlen des Kranzes. Als Paul ſich geſetzt und die Dienerin ſich entfernt hatte, kämpfte die arme Kleine mit ihrem Herzklopfen und ihrer Verlegenheit, ſie brachte endlich die Worte hervor: „Ich habe nach Ihnen geſchickt, weil — weil — Niemand da iſt, der mir Etwas vorerzählt. Des Vaters Geſchichten weiß ich alle auswendig und die von meinem Bräutigam will ich gar nicht hören. René und Tribbler wiſſen ohnedies nichts und haben nie in ihrem Leben Etwas gewußt. Sie hätten übrigens, da ſie hörten, daß ich krank ſei, unaufgefordert zu mir kommen ſollen, da ich doch in gleichem Falle zu Ihnen gekommen bin. Nicht wahr, das hätten Sie thun können?“

„Ich wußte nicht, ob das erlaubt ſein würde.“

„Freilich nicht; aber ich fragte auch nicht ſo, als ich zu Ihnen kam. Oder haben Sie vielleicht Furcht vor meinem Bräutigam? Aber ſo ſehen Sie mir nicht aus; Sie haben, ſo ſcheint's, vor Niemandem Furcht.“

„O doch, Mademoiſelle, vor Ihnen zum Beiſpiel hab' ich Furcht!“

„Vor mir? Ach bin ich denn ſo abſchreckend?“

„Nicht das.“

Sie ſtützte ihr Haupt auf beide Hände, fing heftig an zu weinen und rief: „Ja, ja, ich bin abſchreckend häßlich und widrig. Ich weiß es, und die, die ich liebe, werden mich im Leben nicht wieder lieben. Ich bin ein armes Mädchen, das ſterben muß, damit ſie zur Ruhe kommt. Wenn ich nur ſo ſchnell aus dem Leben fortkönnte, als ich wollte!“

Paul nahm ihre Hand, und ſie wandte ſich jetzt lebhaft zu ihm und rief, indem ſie mit einem ſchnellen Stoß des Kopfes die Locken aus dem Geſicht warf: „Wirſt Du traurig ſein, Paul, wenn ich gehe? — Sprich, ſprich! — o ſage, wirſt Du traurig ſein?“

„Sie werden nicht ſterben, Mademoiſelle.“

Sie ſah ihn an, erhob auf eine rührend kindliche Weiſe drohend den Finger und ſagte nichts als „Paul!“ Unſer Freund fand die Kleine in dieſem Augenblick ſo reizend, daß er ſich verleiten ließ, ihre Hand zärtlich an ſeine Bruſt zu drücken; in demſelben Moment lag ſie an ſeinem Halſe, ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, und unter Thränen, Schluchzen und Lachen preßte ſie unzählige Küſſe auf ſeinen Mund. „Jetzt weißt Du's!“ rief ſie, gleichſam triumphirend; „ich bin Dein! Es wird nichts aus meiner Heirath mit jenem Menſchen da, den ich ohnedies nie recht leiden konnte, auch ſogar vor Deiner Ankunft nicht.“ Sie unterbrach nur ihre Worte, um neue Küſſe auf Paul's Lippen zu drücken; dieſer mußte ſie endlich ſanft von ſich drücken. „Nun?“ rief ſie; „nicht wahr, das macht Dich ſtaunen? Dergleichen hätteſt Du mir nicht zugetraut? Doch ſei nur ruhig, was ich anfange, werde ich auch durchführen. Heute Abend gleich geh' ich zum Vater und ſpreche mit ihm ein ernſtes Wort; er liebt mich, er wird nicht nein ſagen. Der Hyazinth wird weggeſchafft, Du bekommſt ſeine Stelle, und — und Du wirſt mein Mann!“ Die letzten Worte ſprach ſie ſchnell, ſie preßte Paul's Hände dabei ſo heftig, ſie warf zu gleicher Zeit ſo drohende und zärtliche Blicke auf ihn, daß er mit ſich kämpfen mußte, um in dieſer reizenden Verführungsſcene alle Geiſteskräfte wach zu erhalten. Er fühlte die warme, kleine Geſtalt ſo nah an ſeine Bruſt gedrückt, ihre heiße Wange an der ſeinigen ruhend, ihre zitternde kleine Hand ängſtlich die ſeinige Finger vor Finger drückend, dabei war ſie vom Bette herabgeglitten und ſaß halb, halb lehnte ſie an ſeinem Knie.

Tritte im Vorgemach wurden jetzt hörbar, Paul, dem dieſe Störung willkommen war, machte ſie darauf aufmerkſam, aber ſie, die ſonſt ſo ſcheu und ängſtlich war, rührte ſich jetzt nicht, und mit ihren feuchten, glänzenden und zärtlichen Augen ihn feſt anblickend ſagte ſie: „Laß ſie kommen! Ich hab' genug gelitten; jetzt endlich hab' ich's vom Herzen weg. Ich könnte meinen Vater morden, wenn er es wagte, mich von dieſer Stelle wegzureißen!“

„Sibylle! Sibylle!“

„Nun, was rufſt Du mich?" ſagte ſie lachend. „Sibylle, Sibylle! o wie das hübſch klingt von einem Munde, den wir lieben, das heißt, den ich liebe. Sag' es noch einmal!"

„Sibylle!" rief Paul mit kummervoller Stimme und ſchmerzlichem Ausdruck.

„Was iſt?" fragte ſie erſchrocken und fuhr koſend ihm um Kinn und Wange. „Das iſt ja, als wenn der Todtengräber mich riefe, als wenn der Nachtwind über ein Grab wehte! Haſt Du auch ſo böſe ängſtliche Töne in Deiner Bruſt? O laß das! Deine Worte ſollen ſo ſüß ſein, wie Deine Küſſe, ſo daß ich's verwechſeln und ſagen kann: küſſe mich, das heißt ſprich, und ſprich, das heißt küſſe mich."

„Höre mich an, Sibylle, oder vielmehr hören Sie mich, Mademoiſelle, denn ich hab' wahrlich nicht das Recht, Vertraulichkeit mit Vertraulichkeit zu erwiedern; denn wie Sie wiſſen, bin ich Knecht im Dienſte Ihres Vaters."

„O böſer, böſer Mann! ſagte ich Dir nicht, daß ich nach Deinem Stand nicht fragte, daß ich — ja ich Dich emporbringen werde?"

„Bei allem dem kann ich nie der Ihrige werden."

Sie ſetzte ſich wieder aufs Bett, und nach einer kleinen Pauſe fragte ſie kurz und launiſch: „Weshalb nicht?"

Paul war in der ängſtlichſten Pein um eine Antwort verlegen: er wurde über und über roth, als er endlich die Lüge ſtammelte: „Ich hab' daheim ſchon eine Braut, ein Mädchen, das mein Wort hat, und dem ich's halten muß."

Die Wirkung dieſer Worte war herzzerreißend für den armen Paul. Sie ſah ihn lange und forſchend an, wurde dann plötzlich bleich, wie das Tuch, das ſie in der Hand hielt, und ein ſeltſamer halb lachender, halb wimmernder, halb ſchreiender Ton entwand ſich ihrer wildklopfenden Bruſt. Noch einen Verſuch machte ſie aufzuſtehen, dann fiel ſie nieder, ſchlug hart mit dem Kopf auf den Boden hin und blieb beſinnungslos liegen. Paul knieete zu ihr hin und erſchrak heftig, als er ihren Arm, den er aufhob, ſteif, den ganzen Körper krampfhaft zurückgebogen fand. Er ging im kleinen Zimmer auf und ab, völlig aus der Faſſung und nicht wiſſend, was zu beginnen. Jetzt ließen ſich wieder die Tritte im Vorzimmer hören und Paul ſtürzte heraus, um die Hülfe dieſes Dritten in Anſpruch zu nehmen. Er fand das Mädchen, die mit ihm in das Zimmer zurückkehrte und Klagelaute ausſtieß, als ſie ihre junge Gebieterin ſo hülflos daliegen ſah. „Das iſt der Staarkrampf," ſagte ſie zu Paul gewendet, „unſere arme Mamſell hat in früher Jugend daran gelitten, aber ſeit langen Jahren nicht mehr!"

„Was iſt zu thun?" rief Paul, fortwährend die Hände ringend.

„Der Herr Prinzipal iſt nicht zu Hauſe," wehklagte das Mädchen, „und Herr Hyazinth hat eben ſagen laſſen, daß er die Nacht fortbleibt. Es iſt Niemand da, in die Apotheke zu laufen."

„Ich werde gehen — ſogleich; in wenig Minuten bin ich wieder da. Ich werde ein Mittel gegen den Starrkrampf und Ohnmacht fordern." Damit verſchwand unſer Freund, und in der That waren nur wenige Minuten verfloſſen, und er ſtand athemlos und trotz des kalten Abends erhitzt wieder im Zimmer, indem er eine kleine Schachtel mit Pillen und ein anderes Päckchen mit Einreibungen hinhielt. Die Kranke lag noch völlig wie eine Todte da. Das Mädchen wimmerte: „Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! An die friſche Luft muß ſie gebracht werden!" Paul ſtürzte ans Fenſter, aber es gelang ihm nicht, die Maſſe von Blumengeſtellen und die dichten Vorhangfalten ſchnell bei Seite zu ſchaffen, er kehrte daher raſch zum Bette zurück, faßte die darin Liegende und trug ſie, in ihre Decken gehüllt, auf den Treppenvorſprung. Der kalte Windhauch that ſeine Wirkung, ein zitterndes Vibriren der Geſichtsmuskeln zeigte das wiederkehrende Leben an, und Paul rief ein ſo freudiges „Gott ſei Dank!" daß es weithin in die erſtorbenen Gebüſche des einſamen Gartens ſchallte. Er trug ſie wieder zurück, und erſt ſpät in der Nacht, als der krankhafte Zuſtand in einen ruhigen Schlummer übergegangen war, verließ er das Zimmer, bis dahin hatte er mit der Dienerin zuſammen am Bette gewacht.

Den anderen Tag waren alle Symptome einer langwierigen und heftigen Krankheit eingetreten. Die arme Kleine litt furchtbar unter den Qualen des Fiebers. Paul, der jedes Aufſehen und Gerede vermeiden mußte, konnte ſich nur in der Nacht an ihr Fenſter ſchleichen; er erkletterte das Spalier, das an der Mauer ſich hinzog, und blickte durch die Spalten des Vorhangs ins Zimmer. Da lag ſie, von düſterem Kerzenſchein umſpielt, leblos auf dem Bette, die Arme auf die Decke hin ausgeſtreckt, und bald der Vater, bald der Bräutigam an ihrem Lager, die ſie jedoch Beide nicht zu erkennen vermochte.

Das Weihnachtsfeſt nahte heran. Man hatte ihr eine Chriſtbeſcheerung bereitet und einen Baum mit Lichtern vor ihr Bette gerückt. Eine große Anzahl kleiner aus Zucker und Wachs gebildeter Püppchen, Blätter und Blumen aus Silberzindel und bunte Atlasbänder, Alles Dinge, wie ſie an geſunden Tagen ihre Freude und ihr Entzücken ausmachten, glitten jetzt durch ihre fieberhaft glühenden Finger, ohne daß ihre Theilnahme daran irgendwie rege ward. Sie ſah immerwährend im Zimmer umher und ſchien Jemand zu ſuchen, den ſie nicht fand. Oft hielt ſie die Hand gegen das Licht und ſchaute in eine dunkele Ecke, dann ſchob ſie den Vorhang am Bette weg und verſuchte den Theil des Zimmers zu durchſpähen, der ihren Blicken für gewöhnlich unzugänglich war. Als ſie, ohne Entdeckungen zu machen, wieder in ihre gewohnte Lage zurückkehrte, ſtieß ſie einen kleinen Schmerzenslaut aus, und Thränen ſtürzten aus den Augen. Sie hielt eine kleine Puppe von Wachs in den Händen, kleidete ſie an und aus, plötzlich, als ſie ſah, daß Niemand ſie beobachtete, zog ſie eine Nadel hervor und bohrte dieſe tief in die Bruſt des Püppchens, dann deckte ſie, unter Abſingung einiger Strophen eines Kirchenliedes, ihr Tuch über die Puppe und rief: „So, nun iſt ihr wohl! Nun iſt's geſchehen! Das dumme Ding war zu nichts nütze, nun iſt ſie hinweggeräumt.“ Eines Abends fand Paul Gelegenheit, ſich unbemerkt ins Zimmer zu ſchleichen, er ſetzte ſich auf den Platz, den die Dienerin gewöhnlich einnahm, nur etwas mehr zurück, ſo daß er die Kranke ſah, von ihr jedoch nicht geſehen werden konnte. Aber er hatte Urſache, dieſes Wagniß zu bereuen, ſeine männliche Feſtigkeit wurde bis auf den tiefſten Grund hin erſchüttert, das Fieber und der Tumult des Blutes des unglücklichen Mädchens ging in ſeine Pulſe über, und ſo keuſch und ernſt ſeine Seele war, ſo unentweiht kräftig und jugendlich aufwirbelnd lebten doch ſeine Sinne. Sie war wieder in ihre Träumereien verſunken, und überzeugt, daß die Dienerin allein nur ihre Rede hörte, gab ſie in kurzen Worten ein rührendes Bild ihres zerriſſenen und wehklagenden Herzens. Es war jedes Wort, jeder Seufzer das unmittelbare Heraustönen der Empfindung, ſo ganz rein, ſo ganz ohne conventionelle Hülle; die frivole verderbte Welt hätte vor dieſen Ausbrüchen der Zärtlichkeit erröthen müſſen ein reiner Engel hätte ſie jedoch mit Entzücken angehört, denn es war der Weihgeſang der Liebe in ſeinen einfachſten, wahrſten und erſchütterndſten Accorden. Dieſes arme beſcheidene Mädchen, das im proſaiſchen Lebensverkehr nichts Beſonderes und Eigenthümliches zeigte, zuckte und wand ſich jetzt in den glühenden Armen einer unerbittlichen Liebesqual, wie eine inſpirirte Seele, die die heiligſten und ſüßeſten Geheimniſſe unter Schmerzen enthüllt. Sie faßte Paul's Hand, in der Meinung, die ihrer Gefährtin zu halten, zog ſie an ihren jungfräulichen Buſen, und ſie an deſſen Fülle und Gluth preſſend, rief ſie: „Fühle, wie das brennt und klopft! O fühle!" — Sie ließ die Hand frei und ſagte dann mit erſterbender Stimme: „Warum hat er mich von ſich geſtoßen? Ich wäre ſein Weib geworden, er wird keines finden, das ihn ſo liebt, wie ich's gethan. Ich hätte ihm gedient, wie eine Magd ihrem Herrn dient. Meine Seele wäre voll von Lieblichkeit und Treue für ihn geweſen. Ich hätte wie eine Blume auf dem Felde geblüht, einzig zu ſeiner Ehre, und hätte er ſeine Hand von mir abgezogen, ſo wäre ich in Aſche gefallen." Sie unterbrach ſich hier, und dann mit ſtarrem Blick aufſchauend rief ſie träumend: „Was iſt's mit dem Mädchen, das dort durch die entlaubten Gänge des Gartens wandelt? Was will ſie? Ich will's Euch ſagen: ſie ſucht ihren Freund. Stört ſie nicht! Laßt ſie gehen! Der Armen iſt kalt; ſie ſucht die Bruſt ihres Liebſten, an der ſie ſich bettet; ſie ſucht das Auge, deſſen Licht ihrer Seele Speiſe iſt; ſie ſucht den Mund, der ſüße Küſſe ſpendet. O ich kenne die Dirne. Es iſt des Gärtners Tochter, und man nennt ſie hirnſchwach und einfältig. Ich ſag' Euch, es iſt ein armes Ding. Es iſt über ſie gekommen, der Himmel weiß, welch ein Schmerz, welch eine arge boshafte Pein. Das Mädchen kann's nicht tragen, daß ſie an der Seite deſſen nicht liegen ſoll, den ſie liebt. Laßt ſie gehen! Der kalte Schnee wird ihre nackten Füße küſſen, und ſie wird ſagen: ‚Biſt Du's, Tod?' Der ſchneidende Oſtwind wird an ihren Buſen taſten, und ſie wird rufen: ‚Biſt Du's, mein Sterbeſtündlein?' Und dann wird die Dirne in die Nacht hinausgehen, und Niemand wird wiſſen, wo ſie geblieben!" Sie faßte hier Paul's Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und rief: „Habt Dank, habt Alle Dank, die Ihr mich gepflegt habt; es wird nun bald Alles ganz gut und wohl mit mir beſtellt ſein."

Eine Woche verging und die Krankheit ſchien ſich ihrem Ende zu nähern. Die kalten Tage des Januar waren eingetreten. Da erſchreckte Alle ein betrübender Vorfall. Gerade in der kälteſten Stunde, bald nach Mitternacht, hatte die Kranke, die ein erneuter Fieberanfall betroffen, einen Moment, wo ſie unbemerkt war, benutzt, war dem Bette entſprungen und barfuß, nur vom leichten Nachtgewand umflattert, hinaus in den Garten geeilt, um, wie ſie ausgerufen hatte, das Pförtchen zu öffnen. „Seht Ihr nicht," rief ſie, „daß er auf und davon geht? ſein Bündel mit Kleidern auf dem Rücken, den Wanderſtab in der Hand? Seht Ihr nicht? Ich muß, als die Tochter des Hauſes, ihm das Geleit und den Abſchiedsgruß geben!" Dieſe Worte, oft wiederholt, hatte ihr Mädchen vernommen, die ihr in vollem Schreck nachgeſtürzt war. Am Pförtchen niedergeſunken, hatte man ſie im tiefen, dort angewehten Schnee liegend gefunden und erſtarrt und leblos heimgebracht. Den andern Tag darauf war ſie eine Leiche.

Sie wurde hinaus getragen, und alle Blumen des Gartens ihres Vaters gaben ihr das Geleit und lagen zu Kränzen und Gewinden geflochten auf ihrer Todtenlade. — Es war dies eine ehrenvollere und rührendere Geleitſchaft als die der thränenloſen Augen und der kalten Herzen der Menſchen, wie ſie gewöhnlich hinter einem Sarge her zu wandeln pflegen.

Neuntes Capitel.

Der reiche Mann.

Als es gegen die Frühjahrsmonate ging, ſchickte ſich Paul an, den Garten zu verlaſſen. Er ſchrieb an den Rittmeiſter folgenden Brief: „Du haſt lange Zeit keine Zeile von meiner

Hand geleſen, aus dem einfachen Grunde, weil dieſe Hand, die den Spaten führte, zu ungelenk für die Feder geworden war. Ich habe Tage gehabt, wo mir Alles weit ab von der Seele lag, Alles — Liebe, Treue, Glaube, Hoffnung — und nur allein eine Stunde Schlafs mir das Köſtlichſte unter Erd' und Himmel ſchien. So müde hab' ich mich gearbeitet. Ich kann ſagen, daß ich der Arbeit ‚ins Herz‘ geſchaut habe. Mein Lager iſt ſeit Monaten eine Strohmatte geweſen, mein Trank Waſſer, meine Nahrung das ſauererworbene Brod des Elends. Aber je gebeugter mein Körper wurde, deſto gerader und ſtolzer richtete ſich meine Seele empor. Ich empfand etwas von der Süßigkeit, Gott in der Knechtsgeſtalt meiner ärmſten Brüder zu dienen. Aber es kann nicht mein Zweck ſein, immerdar in dieſer rohen Arbeit zu verharren; ich habe nur beweiſen wollen, daß ich ſie über mich nehmen kann, jetzt muß es vorwärts gehen; ich will auch die andern Gewerbsclaſſen prüfen und in ihnen mein Brod zu erwerben ſuchen. Ueberall will ich freiwillig und mit heiterer Stirn hingehen, wo es Euch, die Ihr im Beſitz und Glanze ſeid, ekelt, auch nur hinzuſehen. Und was für köſtliche tiefe Blicke hab' ich in das Treiben des Volks gethan! Sie hätten mich faſt todtgeſchlagen, ſo intim wurden wir mit einander. Es giebt kein anderes Mittel heutzutage, als offenes, vertrauungsvolles Hingeben an das Wohl des Ganzen; mit Stolz, Trotz und Iſolirung iſt nichts gethan. Ich als Einzelner kann freilich die Stürme nicht beſchwichtigen, die uns drohen, aber ſehen und prüfen kann ich, und, will's Gott, das Erſchaute und Geprüfte denen, die beſſere Einſicht in die Künſtlichkeiten des Staates haben, mittheilen. Der bittere Schmerz, den ich gelitten habe, als ich ſah, wie verlaſſen, verirrt und troſtlos unglücklich die unterſten Claſſen der Geſellſchaft ſich befinden, hat, ich hoffe es, nicht umſonſt an meiner Seele genagt. Nochmals, ich wünſche und will nicht zu Euch zurück. Tröſte meine Mutter; ſag' ihr nur ſo viel, als Du in gutes und ſcherzhaftes Gewand kleiden kannſt; das Uebrige iſt nicht für Frauen, auch ſelbſt nicht einmal für die meiſten Männer. Ihr macht eine Ausnahme, ehrlicher Herr; dafür ſeid Ihr aber auch ein Mann nach dem Herzen Gottes und nach meinem Herzen geſchaffen, ſo recht eigen zu meinem und aller guten Leute Pläſir geboren. Nehmt meinen Gruß, lieber Herr.

Paul,
Gärtner-Baron.

Unſer Held, der, wie wir wiſſen, die Sentimentalität nicht liebte, machte auch aus ſeinem Verhältniß zu der armen Sibylle keinen zärtlichen und ſeufzenden Roman; er wußte nicht, was es hieß, eitel darauf ſein, einem Mädchen das Herz gebrochen zu haben es kam ihm gar nicht recht zum Bewußtſein, aus welchem Grunde eigentlich Sibylle geſtorben war; er beklagte und beſeufzte nur ihre Jugend, und dabei war es ihm lieb, zu wiſſen, daß ſie ihm gut geweſen war. Er ging zu ihrem Grabe, er beſuchte ihr einſames, verlaſjenes Zimmer, wo noch all' die kleinen Puppen herumſtanden, aber er that dies mit nicht mehr Trauer und Bekümmerniß als die andern Hausgenoſſen, die alle um das Verſchwinden dieſes kleinen hübſchen, freundlichen Hausgeiſtes Leid trugen.

Ebenſowenig machte er ſich Illuſionen über den Werth der Freundſchaft, die ihm St. Albans antrug. Beide junge Männer ſahen ſich noch oft, und der Letztere wollte gern unſerem Freunde einen Theil ſeiner eigenen Miſſion übertragen, aber Paul wurde ſogleich eigenſinnig, da er einem anderen Willen, als ſeinem eigenen folgen ſollte, auch waren ihm die Pläne des jungen Franzoſen viel zu verwickelt und durch Fäden der wunderlichſten Intrigue verwirrt, als daß ſein einfacher Sinn und ſein gerades Handeln ſich dahinein hätte finden können. Er tadelte darum St. Albans nicht, im Gegentheil, er wünſchte ſich ſelbſt etwas von deſſen Feuereifer und Geſchmeidigkeit, in alle mögliche Verhältniſſe ſich einzufügen; er mochte ſelbſt deſſen Heucheln und Unwahrſeln nicht ſchelten, denn er war nicht ganz ſicher, ob er nicht mit ſeiner Geradheit und ſeinem Wahrheitreden oft Unrecht habe. Es war ihm aber eben nicht möglich, anders zu ſein, wie er war, und ſo konnte zwiſchen ihm und St. Albans kein innigeres Band entſtehen; ſie gingen kühl und beſonnen von einander. Die Communiſten-Geſellſchaft beſuchte Paul noch einigemal, er hatte verſucht, dort nach ſeiner Weiſe Anhang zu gewinnen und Reden zu halten, es war ihm aber Beides nicht gelungen. Er konnte auch hier nicht den rechten Ton treffen und es ging ihm wie mit ſeinen Bauern. Dieſe erneute Erfahrung machte ihm wieder unbeſchreiblichen Kummer. Er fühlte einen glühenden Eifer, die Welt zu reformiren, und mußte merken, daß er all die kleinen Künſte nicht beſaß, die nöthig ſind, um auf die große Menge zu wirken. Dieſe Mittel ſind kleinlich und ſchlecht, aber der Jeſuit hatte ganz recht, ſie werden immer mit Erfolg angewendet. Paul's ganzer Anhang, den er ſich erwarb, beſtand in der treuen Seele und in dem bekehrten und glühenden Herzen ſeines Ignaz. Dieſer junge, freche und zügelloſe Burſche war wie umgewandelt, ſeitdem er Zeuge geweſen war, wie unſer Held ihm gegenüber ſein Wort hielt. Durch den bekehrten und dem Glauben und der Hoffnung wiedergewonnenen Ignaz wirkte Paul mittelbar auf die Menge, was ihm unmittelbar nicht gelingen wollte. Ignaz wurde ein Apoſtel für die gute Sache, ſo wie er früher einer für die ſchlimme geweſen war, und St. Albans nahm ihn, durch Paul's Empfehlung veranlaßt, ganz beſonders in ſeinen Dienſt.

Es war an dem erſten ſchönen Frühlingstage, als Paul die Schwelle des Gärtnerhauſes überſchritt, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Er ging arm, wie er gekommen war, ein Wanderſtab, ein Kleiderbündel waren ſein ganzer Reichthum. Dennoch ſchritt er von dieſer erſten Prüfungsſtätte mit zufriedenem Herzen von dannen. René, der ehrliche Mitarbeiter, gab ihm das Geleit bis zur Stadt hinaus; Tribbler ſaß im Comptoir und durfte es nicht verlaſſen, der Prinzipal und Herr Hyazinth, der bereits wieder Bräutigam war, diesmal mit einer reichen Witwe in der Nachbarſchaft, entließen ihn mit kurzem Gruß; das erſte Laub der Bäume, die er gepflanzt, die erſten Keime der Blumen, die er geſäet, waren ihm die liebſten Abſchiedsgrüße, und er nahm ſie dankbar entgegen. Als Paul aus der Gitterthür hinaustrat, rief René plötzlich: „Sieh doch, das iſt ja ganz ſo, wie die arme Sibylle es in ihrer Viſion vorausgeſehen, als ſie herlief, um dem Abgehenden Lebewohl zu ſagen!" Ein ſtarker Duft von Reſeda und Maiblümchen wehete bei dieſen Worten Paul's Wange an, es durchfuhr ihn wie ein Fröſteln und er ſagte zu ſich: „Wahrlich, ſie kommt, um als Tochter des Hauſes mir ihren Abſchiedsgruß zu bringen." Die dunkele ſtürmiſche Winternacht, wo er die Arme hier im Schnee hatte liegen ſehen, erſtand lebhaft wieder vor ſeiner Seele, und er trat ſchnell hinaus, um ſich am Anblick der ſonnigen Frühlingsflur zu zerſtreuen und zu erquicken.

Wir übergehen einen Zeitraum von einigen Monaten und finden unſern abenteuernden Helden in Augsburg bei einem reichen Kaufmann angeſtellt, und zwar als einen der unteren Comptoirſchreiber. Paul hatte ſich auch hier ein niedriges und mühevolles Geſchäft gewählt, doch war es ebenfalls wohl geeignet, Menſchenkenntniß zu erwerben und das Treiben der niederen Stände und der arbeitenden Claſſen zu beobachten. Vor allen Dingen war ihm darum zu thun, denjenigen Theil der Geſellſchaft kennen zu lernen, durch deſſen Hände die Güter und Schätze, nach deren Beſitz die Menge trachtet, zuerſt gehen, und die von ihnen einen billigen oder unerlaubten Gewinn ziehen. Er wollte fühlen, wie das Herz in der Bruſt dieſer Männer ſchlüge, er wollte die Stärke und die Anzahl der Bande prüfen, die dieſe Agenten der Berechnung und des Handels an das allgemeine Wohl kettet. Nebenbei wollte er ſich auch wieder ſchwere und verachtete Arbeit aufbürden, um zu zeigen, daß ihm die Kräfte und die nöthige Selbſtverleugnung nicht fehle.

Das Haus, in das er jetzt trat, war ein ſehr auffälliges und in ſeiner ganzen inneren und äußeren Einrichtung ganz beſonderes. In dem alterthümlichen Augsburg war dieſes ſicherlich das alterthümlichſte und wunderlichſte Gebäude. Es gehörte ſeit Menſchengedenken, das heißt, ſo weit das Gedächtniß der Handlungsbücher und die Regiſter der Börſe hinaufreichten, dem Hauſe van der Fliet & Comp. Die Firma war an dem Giebelfelde angebracht; ein ehemals vergoldeter, jetzt vom Wetter und der Zeit gebräunter und ſtellenweiſe fahl gewordener Merkur trug ſie auf eine Tafel angeſchrieben, die eine fliegende Draperie, im Geſchmack der groteſken Häuſerornamente des ſiebzehnten Jahrhunderts, darſtellte. Die vordere Wand war mit Fresken geſchmückt geweſen, deren bedeutender Kunſtwerth die Kenner angezogen, und die, da die Zeit ſie ſpurlos vernichtete, in Copieen noch im Beſitz der Hauseigenthümer waren. Man hatte, als dieſe verſchwanden, andere Gemälde an ihre Stelle gebracht, ſie waren aber bunt und geſchmacklos und ſtellten ſtatt der früheren Heiligenbilder große allegoriſche Gruppen vor. Auch dieſe Schöpfungen hatte die Zeit zum großen Theil vernichtet, und der ſcharfſichtige Beſchauer konnte nur mit Mühe den Sinn des Bildes aus einzelnen Farbenmaſſen und vorſcheinenden Contouren herausleſen. Es war das heilige deutſche Reich dargeſtellt, unter Geſtalt einer corpulenten Dame, die ſich unter einer mächtigen Krone ſchwerfällig zu bewegen ſchien und von den fremden Welttheilen, die durch morgenländiſche Könige repräſentirt wurden, in einer ſilbernen Schaale etwas Zucker, Gewürze und Roſinenſtengel entgegennahm. Ein kleiner vorſpringender Erker von ſehr zierlicher Bauart machte die Grenze des Bildes, auf der anderen Seite wurde es fortgeſetzt, und man ſah ein Meer, über das Schiffe dahinglitten, jedes einzelne durch einen Engel geleitet, der an roſenfarbenen oder himmelblauen Bändern von der Höhe aus ſeinen Lauf dirigirte. Fromme Sprüche waren jedem dieſer ſo wohl geleiteten Schiffe beigeſchrieben. Nach der Straße hin zeigte dieſes ehrwürdige Haus nur ein einziges breites Fenſter, und dieſes gehörte dem Reverenten- oder dem Empfangzimmer zu; der Erker war über dieſem Fenſter angebracht, reichte jedoch mit ſeinen gothiſchen Verzierungen bis an die Spitze des gewölbten Fenſterbogens. Die Hausthür bildete ein kirchenartiges Portal und eine enge, mit zahlloſen Steinornamenten geſchmückte Pforte. Hier waren Bänke für die Hausgenoſſen angebracht, um an Sommerabenden, nach Weiſe unſerer Altvordern, plaudernd zuſammen zu ſitzen und friſche Luft, wenn in dieſer engen Straße überhaupt eine ſolche zu finden war, zu ſchöpfen.

Herr Lazarus van der Fliet, der jetzt Chef der Handlung war, hatte an dem Aeußeren des Hauſes nichts zu ändern gewagt, ebenſowenig wie ſein Vater und Großvater dies ſich unterfangen hatten, dagegen war der Hof und die hintere Façade den Bedürfniſſen der Zeit angepaßt und helle Räume für den Geſchäftsverkehr und die tägliche Arbeit gewonnen worden. Herr Lazarus, bei ſeinem immenſen Reichthum, war unvermählt und bewohnte die ſtattlichen Räume mit ſeiner Mutter, einer alten reichsſtädtiſchen Dame von einer imponirenden Perſönlichkeit. Mutter und Sohn waren Beide ſehr fromm, dies hinderte jedoch nicht, daß Lazarus van der Fliet öffentlich als Gegner der Abſchaffung des Negerhandels auftrat, und daß ſeine Mutter ihm in dieſen Anſichten beipflichtete. Das war eine Sache, die Jedermann wußte und die Niemandem mehr auffiel. Die Firma van der Fliet hatte ihre eigenen Anſichten über die Philanthropie und die Menſchenrechte. Wenn man ſie Beide, Mutter und Sohn, Sonntags zur Kirche gehen ſah, und ſie verſäumten weder die Vormittags- noch die Nachmittagspredigt, ſo war dies ein Bild eigenthümlicher Art, und der Unglaube und die Beweglichkeit unſerer Tage konnte gleichſam an dieſen zwei ſteinernen Geſtalten machtlos ihre Kräfte ſcheitern fühlen. Wenn ſie in die dämmernde Halle der Kirche traten, ſo mußte man glauben, die geheimnißvolle Kühle und der noch geheimnißvollere Weihrauchduft gingen von ihnen aus. Beides große, feſte und aus eiſernen Gliedern gleichſam gegoſſene Körper traten ſie mit gleichen Schritten auf, die Häupter aufgerichtet, die Blicke gerade vor ſich hin gerichtet, kerzengerade, der Sohn ehrerbietig die Mutter führend, ſo gingen ſie in den Tempel ein, um eine für ſie unverſtändliche Lehre der Demuth und der Liebe ſich vorpredigen zu laſſen. Herr Lazarus war ein Mann nicht viel über vierzig, allein er hatte ſchon vollkommen weißes Haar, das er geſcheitelt trug und in Locken herabfallen ließ. Sein Anzug war ſehr fein und zierlich, aber nicht modiſch, der der Mutter hatte in der Wahl der dunkeln Farben und durch Pelzverbrämung und Schleier etwas völlig Unmodiſches, Fremdartiges und Phantaſtiſches. Man ſah aber bei allem dem dieſe alte Frau gerne. Ihre Züge waren ſo edel, ihre ehemalige Schönheit noch erkennbar, ihre Seltſamkeiten kleideten ſie gut, und keine Matrone der Stadt konnte ſich rühmen, in dem Grade der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit aller Herren, ſelbſt oft der jüngſten zu ſein, wie Frau van der Fliet, die ſiebzigjährige Dame. Sie ſchien dies zu wiſſen, und ihr Hochmuth und Stolz nahm ſehr oft die Miene der Anmuth und des Liebreizes an, eines Liebreizes, der die Koketterie des Alters genannt werden könnte, eine verführeriſche Würde, die den Tadel entwaffnet und das Urtheil beſticht. Nur war der Moment, wo ſie in die Kirche ging, nicht der geeignete, ſie von dieſer eben berührten vortheilhaften Seite kennen zu lernen; im Innern des Hauſes, bei den Feſtmahlen, die ſie ihren zahlreichen Verwandten und Freunden gab, zeigte ſie dieſe gewinnende Freundlichkeit, durch welche ſie ſich den Ruf einer „guten und frommen Frau" erwarb. Dieſer Ruf war gleichfalls eine Frucht ihrer Wohlthätigkeit, denn in den Liſten der Armencaſſen war das Haus van der Fliet mit einer Summe verzeichnet, die den Beitrag jeder anderen angeſehenen ſtädtiſchen Familie weit überſtieg. Dagegen war aber die Thür dieſes Handelshauſes gegen jede Forderung ſpeculirender Induſtrie, wie ſie in unſern Tagen häufig iſt, gegen Bittgeſuche von einzelnen Geſellſchaften und Vereinen, die bald dieſen, bald jenen wohlthätigen Zweck vorſchützen, unerſchütterlich verſchloſſen. Auch dieſer Umſtand war ein Lob in der Anſicht der alten ſoliden Handelsherren, und die Firma van der Fliet & Comp. erhielt eine faſt abgöttiſche Verehrung von Seiten der Börſenmänner, gerade wegen der Unerſchütterlichkeit und dem feſten geregelten Gang ihrer Grundſätze und Geſchäfte.

Als Paul ſein Zimmer bezogen und das für ihn beſtimmte Pult eingenommen hatte, fühlte er ſich ſogleich in den Bann eingeſchloſſen, der über Alles ruhte, was in dieſen Räumen vorging, es war der Bann der Ordnung, Stille, Pünktlichkeit und der auf die kleinſte Summe ſich erſtreckenden kaufmänniſchen Genauigkeit. In dem großen, faſt leeren Hauſe ſchlugen Glockentöne die Stunden an, eine Spieluhr, in irgend einem entfernten Zimmer aufgeſtellt, ließ ihre Accorde ſchallen, von keinem Geräuſch gehemmt, auf den mit Teppichen belegten Treppen gingen lautlos die Diener hin und her, keiner einen Gang unnütz oder doppelt machend. Mit dem Schlage eilf erſchien Herr Lazarus im Comptoir, wenige Secunden vorher hatte man die Thüre des oberen Corridors ſich öffnen hören und hinter den Fenſterſcheiben vorüber den weißen Kopf gravitätiſch ſich bewegen ſehen. Wenn er hereintrat, begrüßte ihn ein ehrerbietiger aber ſtummer Gruß. Er trat an jedes einzelnen Arbeiters Pult, ſenkte das Auge mit demſelben ſtarren kalten und ausdrucksloſen Geſichte auf deſſen Papiere und entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, um ſich in ſeinem Cabinette zur Arbeit zu ſetzen. Dieſes geſchah einen Tag wie den andern.

Paul ſah ſich unter ſeinen Mitarbeitern um, in der Hoffnung, einen ihm zuſagenden Gefährten zu finden, allein er traf überall auf dieſelben ſchweigſamen und wie das Grab verſchloſſenen Phyſiognomieen. Der oberſte Buchhalter war ein Mann weit über die funfzig hinaus, mit einer ſeltſamen blonden Lockenperrücke und mit einem zuſammengekniffenen Munde, der etwas von dem myſteriöſen Weſen einer jener verſteckten Pförtlein hatte, die in den Ritterromanen eine Rolle ſpielen, die ſeit undenklichen Jahren nicht geöffnet worden, über die ſich Epheu und allerlei morſches Geſpinnſt hinzieht, die aber dann plötzlich mit Krachen aufgeriſſen werden, um die Leiche irgend eines in der Burg Gemordeten hinauszulaſſen. So ſchien auch dieſer mit bläulichem Lippenrand umſäumte Mund nur ſich öffnen zu wollen, um etwas Drohendes und Gefährliches in die Oeffentlichkeit zu ſchicken. Dieſe ewige Jugend auf dem Haupte des greiſen Buchhalters contraſtirte ſeltſam mit dem weißen Haar des noch jungen Chefs. Das übrige Perſonal wurde unſerem Helden widerwärtig, denn er fand in ihnen nichts von dem offenen, freien und kühnen Weſen, das ihn immerdar anzog und ihn verleitete, Vertrauen zu faſſen. Er beſchränkte deshalb die Auswahl ſeiner näheren Bekannten auf einen ſechzehnjährigen Knaben und auf einen faſt achtzigjährigen Diener, Beide in ihrer Art bemerkenswerthe und ungewöhnliche Weſen. Herr Felix Sélier, ein Genfer, war ein wunderliches und poſſirliches Alräunchen, ein altkluger und unausſtehlicher kleiner Burſche. Er bekleidete den niedrigſten Poſten im Comptoir, er trug Rechnungen und Briefe herum, aber er that dies mit dem Stolz eines ſpaniſchen Granden und der Wichtigkeitsmiene eines Millionärs. Stets nach der neueſten Mode gekleidet, verſchwendete Herr Felix Sélier auf ſeinen kleinen Körper eine Menge kleiner und koſtſpieliger Dinge, die er aber alle für unfehlbare Reizmittel hielt, die menſchliche Geſellſchaft in ihren verſchiedenſten Mitgliedern an ſeine Intereſſen und ſeine Perſon zu feſſeln. Dieſes kleine Ungethüm hatte nie eine Jugend gehabt, es war ſogleich fertig als vollendeter guter Geſellſchafter, tiefer Denker, Kenner der Literatur, ſelbſtausübender ſchwermüthiger Poet und großer Mann in die Welt getreten. Wahrlich in dieſem ſo tief ernſthaften Hauſe konnte allein nur eine ſolche kleine Carricatur entſtehen und ergiebigen Boden finden. Niemand gab hier auf ihn Acht, Keinem fiel es ein, dieſes untergeordnete Weſen [illegible] nur eines Blickes zu würdigen, und Herr Felix hatte darum Zeit und Muße, alle ſeine wunderbaren Eigenſchaften bis auf den Culminationspunkt auszubilden. Seine Region, die ihm angewieſen war, beſtand in der untern Halle, wo einige ziemlich werthloſe Waarenvorräthe lagen und ein kleines Cabinet ſich befand, in welchem die Beſuche ſich meldeten und ſchriftlich ihre Eingaben ablieferten. Hier in der Ecke dieſes beſcheidenen Raumes ſtand ein morſcher, unbrauchbar gewordener Geldkaſten, mit einem alten Sammetbeſchlage geziert, auf dieſem ſaß Herr Felix Sélier, ſeine Cigarre rauchend und die Ankommenden mit Protectormiene anblinzelnd. So bald Jemand aus dem Comptoir herabkam, oder gar der leiſe Tritt des Herrn Lazarus ſich in der Halle hören ließ, verſchwand augenblicklich die Cigarre ſammt der Protectormiene, und Herr Felix wurde ſehr klein, ſehr beſcheiden und äußerſt demüthig. Einen fortgeſetzten Angriffs- und Vertheidigungskrieg führte er gegen den dicken und ſtämmigen Portier, der das Cabinet für ſich allein in Beſchlag nehmen wollte und es ungerecht fand, daß man einem ſo kleinen winzigen Ding von einem Menſchen, einer in einen Frack geknöpften Fliege, einer Stecknadel in Cravatte und ſchwarzen Beinkleidern einen Platz einräumte, der billiger Weiſe nur Perſonen von ſeiner Wichtigkeit und ſeinem Körperumfange gebührte. Herr Sélier lachte der Anſprüche dieſer materiellen Nützlichkeitsmaſchine, wie er den Portier nannte, und behauptete ſich feſt auf dem ihm angewieſenen Platze. Der Krieg wurde hartnäckig. Wenn der Portier ſeine vollſtändige Perſon nicht in das ſtrittige Terrain einführen konnte, ſo ließ er doch die betreßte und purpurglänzende Weſte in ihrer ganzen Ründung in die Thür eindringen, zum nicht geringen Verdruß der ſchwarzgekleideten Mücke, die auf dem morſchen Koffer ſaß und ihm wüthende Blicke zuſchoß. Zu Paul hatte der Kleine ſogleich eine ganz beſondere und bei ihm noch nie dageweſene Zuneigung gefaßt, und unſer Held, der überall, wo er es nur finden konnte, das Komiſche und Spaßhafte an Erſcheinungen und Menſchen hervorſuchte, ſchloß ſich ſeinerſeits an Herrn Felix an und ergötzte ſich an ſeiner Stutzerhaftigkeit und ſeinem tiefſinnigen rauhen Ernſt, indem er ihn zu immer weiteren Mittheilungen reizte. Der zweite Freund Paul's war völlig anderer Art. Es war dies ein von Jahren und Kummer gebeugter Greis, der in den Gängen des Hauſes herumſchlich, dem Jedermann als einen alten treuen Diener eine gewiſſe Achtung zollte, und dem nur hie und da ein kleines Geſchäft zugetheilt wurde, [illegible] er dann mit großer Wichtigkeit und Pünktlichkeit beſorgte. An einem der erſten Abende, die Paul bis ſpät in die Nacht arbeitend an ſeinem Pulte zubrachte, fuhr er erſchreckt auf, als er durch die finſteren Scheiben eines in der gegenüberliegenden Wand angebrachten Schiebfenſters ein unbewegliches todtbleiches Geſicht ihn unverrückt anſtarren ſah. Er wußte nicht, was dieſes bedeutete, und ſchritt auf das Fenſter zu, ungewiß, ob er ein geſpenſtiſches Phantom oder einen lebenden Menſchen vor ſich habe; da eröffnete ſich das Fenſter und der zahnloſe Mund des Alten ſtammelte: „Werden Sie nicht unruhig, es iſt nichts: ich ſtelle nur meine Beobachtungen an. Jedermann im Hauſe weiß, was das heißen ſoll. Kommt ein neuer Arbeiter, ſo prüfe ich ſein Geſicht und leſe aus deſſen Zügen, ob Ehre oder Schande mit ihm eingezogen iſt. Sie haben ein gutes Geſicht, Herr Brun, ein recht gutes Geſicht! Und was das Beſte iſt, ſie haben in der Nacht daſſelbe Geſicht, wie am Tage. Wenn ſie erlauben, ſo komm' ich herein und plaudere etwas mit Ihnen.“

Paul konnte dieſes Vorhaben nicht verhindern, und die dürre Geſtalt des Alten ſchob ſich lautlos durch die Thürſpalte und nahm eben ſo ohne das kleinſte Geräuſch zu machen, den niedrigen Stuhl ein, der am Ofen ſtand. „Was wollten

Sie mit dem zwiefachen Geſicht ſagen?“ fragte Paul, der nicht wußte, wie er ſeinen unheimlichen Gaſt nur mit guter Art wieder fortſchaffen ſollte.

„Was ich damit ſagen wollte? I nun, mein lieber junger Menſch, ich bin alt und habe die Kinder Adams in mancherlei Lagen und Verhältniſſen geſehen. Ich bin gleichſam eine lebende Gefängnißmauer, an deren grauer morſcher Oberfläche ſich manche Seufzer gebrochen haben; dabei hab’ ich ein ſcharfes Auge. Ich kann die Falſchheit und die Wahrheit im Menſchenantlitz von einander unterſcheiden. Das wahre Geſicht iſt einzig dasjenige, welches der Menſch in Nacht und Einſamkeit trägt. Ich habe Leute geſehen, die friſch, munter, rothgefärbt und lächelnd waren und mit Verlöſchen der letzten Kerze zuſammenſanken und kalt, eiſern und ſtarr wie der Tod ausſahen. Andere hab’ ich geſchaut, die erſt dann Friede und Ruhe in ihr Antlitz bekamen, wenn jedes irdiſche Licht verſchwand und nur Gottes Auge durch die Finſterniß leuchtete. Ja, das ſind ſo meine Erfahrungen. Ich nahm vor Zeiten ein junges Weib, ſie war lieblich und die Sanftmuth ſelbſt, meine Genoſſen wünſchten mir Glück, und ich ſelbſt pries mein Geſchick, da wachte ich in einer Nacht auf, ſah mein Weib neben mir ſchlummern, und der Strahl des Nachtlichts entdeckte mir auf dieſem Antlitz grauenvolle Dinge. Ihr mögt es mir glauben oder nicht, ich ſah Mord darauf, heimlich durch lange Jahre vorbereiteten, mir zugedachten

Mord. Ich trennte mich von dem Weibe. Die Leute ſpotteten und beklagten das arme Weib, ich aber war froh wie Einer, der in den Nebeln des Waldes ſeinen Verfolgern entſchlüpft iſt und nun auf mondheller Wieſe bekannten Gegenden und Menſchen zueilt. „Gar oft ſtehe ich an Betten, wo man mich nicht erwartet und ſucht, und dann mögen die, die ich alſo prüfte, am Tage als Engel der Güte und der Tugend geprieſen werden, ich kenne ſie anders, ich hab' in ſtiller Nacht das Verzeichniß ihrer Laſter von ihrer eigenen Stirn abgeleſen.“

„Wer weiß, wie Ihr noch über mich denken werdet,“ ſagte Paul lächelnd; „Ihr habt mich noch nicht im Schlaf beobachtet.“

„Aber ich ſah Euch hier, wo ihr Euch unbeobachtet wußtet — und ich ſage Dir, ich bin mit Dir zufrieden!“ Die letzten Worte ſprach der Alte ſehr feierlich und näherte ſich dabei und faßte Paul's Hand, die er leidenſchaftlich drückte, indem er immer dabei mit dem Tone patriarchaliſcher Vertraulichkeit rief: „Ich bin mit Dir zufrieden.“

„Ich bin eben nicht beſſer und ſchlechter als Andere,“ ſagte endlich unſer Freund, der durchaus nicht mehr wußte, was er mit ſeinem nächtlichen Beſuche beginnen ſollte.

„Sage das nicht!“ entgegnete die dürre Geſtalt mit dumpfer Stimme. „Ich hab' hier junge Leute eintreten ſehen, denen ich das Zwanghaus und die Galeeren an den Zügen ablas. Es traf immer ein, was ich vorherſagte; ſeitdem geben ſie mir Alle hier im Hauſe aus dem Wege. Ich kenne ihre Nachtgeſichter!“ Der Alte ſah ſich vorſichtig um und murmelte dann: „Beſonders giebt es Einen hier im Hauſe, der ſorgfältig in der Nacht ſein Kämmerlein verriegelt und — warum? he he, damit ich nicht mich hineinſchleichen ſoll. Sein Nachtgeſicht iſt allerdings auch das grauſenvollſte, was man je erſchauen kann; ich hab's trotz ſeiner Vorſicht dennoch geſehen und, Gott ſteh' mir bei! ſo würdevoll er am Tage ausſieht, er wird doch mit jenem Geſicht einmal aus ſeinem Grabe hervorgehen, um vor ſeinem Richter zu ſtehen.“

„Wen meint Ihr?“ fragte Paul, aufgeregt durch den leiſen, ziſchelnden Ton, mit dem dieſe Bemerkungen ausgeſprochen wurden.

„Ich hab' nichts geſagt!“ entgegnete der Alte, indem er eine ſanfte winkende Bewegung mit der Hand machte. In dieſem Augenblick ließen ſich ächzende Laute in einiger Entfernung hören, ſo ungefähr, als wenn Jemand mit großer Anſtrengung die Treppe hinaufſtieg. Der Alte ſchreckte zuſammen, eilte an die Thür, legte horchend ſein Ohr an dieſelbe und ſtieß dann einige dumpfe murrende Laute aus, die wie eine Verwünſchung klangen. „Wer geht da in ſpäter Nacht?“ fragte Paul, der die Thür öffnen wollte. Der Alte zerrte ſeinen Arm weg, indem er unwillig rief: „Seht doch! Was kümmert's Euch? Der Herr liebt nicht neugierige junge Laffen. Laßt mich gehen; es iſt ein Freund, der mich zu beſuchen kommt.“

Paul ſtellte ſich wieder an ſein Pult. Der Alte ging hinaus, und draußen tönten durch die Stille der Nacht einzelne Laute, die wie ein nur mühſam unterdrücktes halb menſchliches, halb thieriſches Geſchrei erklangen. Paul ſchauderte, als er dieſen myſteriöſen nächtlichen Lärm in dieſem ſtillen Hauſe vernahm.

Zehntes Capitel.

Geſchichte eines Sünders, der keine Gnade findet.

In unſeres Helden Gedankenſphäre war bis jetzt das kaufmänniſche Element am wenigſten eingedrungen; erſt jetzt fing er an, über den Handelsſtand und deſſen Verhältniß zum Allgemeinen der Staatsgeſellſchaft zu reflectiren, da er aber ein für allemal kein philoſophiſcher Kopf war, da er mit friſcher und ſtarker Sinnlichkeit begabt, nur ſo viel von den Dingen und Perſonen auffaſſen mochte, als ſich ihm im perſönlichen Verkehr und in eigener Anſchauung enthüllte, ſo nahm er auch jetzt Veranlaſſung, Herrn Lazarus' Charakter, ſo viel es ihm möglich war, zu ſtudiren und dieſe Reſultate mit den jüngſt gewonnenen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen. In ſeiner frühern prahleriſchen und ſtolzen Exiſtenz, als reicher Müſſiggänger, hatte er immer das meiſte gefällige Entgegenkommen, die größte Bereitwilligkeit zu Dienſten aller Art gerade bei der Handel und Wechſlergeſchäfte treibenden Bevölkerung der Hauptſtadt gefunden; er hatte dies, wie alle Reichen es in der Regel thun, lediglich ſeiner Perſon zugeſchrieben, jetzt aber wußte er, daß nur ſein Geld der Beweggrund geweſen war und daß die achtbarſte und geiſtigſte Perſönlichkeit auch nicht das Gewicht eines Senfkorns in die Waagſchale wirft, mit der auch eine anſtändige Kaufmannsſeele mißt. Wie Alles, was niedrig iſt, ſo hatte auch dieſe Wahrnehmung ihn ernſtlich bekümmert und auf eine Zeitlang niedergedrückt, dann aber hatte er ſich mit friſchem Sinn auch in dieſe Beſonderheit des Menſchencharakters und der geſellſchaftlichen Ordnung gefügt. Ganz erfüllt von der Hoffnung, auf ſeine Weiſe der Welt dienen zu können, war er nun auch in dieſes ſtarre und lebloſe Haus gedrungen und fühlte ſich im höchſten Grade leidenſchaftlich angeregt, Herrn Lazarus für das Wohl der armen arbeitenden Claſſen zu gewinnen. Er ſchrieb ihm demnach einen Brief, in welchem er den reichen Handelsherrn um eine Unterredung bat. Dies war ein gewagter Schritt, denn Paul war erſt wenige Wochen im Hauſe, und Herr Lazarus pflegte ſich durchaus nicht auf Erörterungen und Correſpondenzen mit ſeinen Comptoirſchreibern einzulaſſen, die er pünktlich beſoldete, aber nebenbei mit der hochmüthigſten Gleichgültigkeit behandelte. Mit Paul geſchah hier eine Ausnahme. Er wurde hinaufbeſchieden und fand den Chef der Handlung in einer ruhigen und ſogar artigen Laune, vor einem Tiſche ſitzen, der mit Zeichnungen und Kupferſtichen bedeckt war und allerhand kleine Kunſtgegenſtände enthielt. Der Beſchauer dieſer Dinge ſchob einige Rollen bei Seite, lehnte ſich zurück in die Polſter ſeines Lehnſeſſels, kreuzte die Arme auf der Bruſt zuſammen und gab mit einem ſanften Kopfneigen dem Jüngling das Zeichen, nicht ſich zu ſetzen, ſondern ihm gegenüber ſtehen zu bleiben. „Wer ſind Sie und wie heißen Sie?“ fragte der reiche Mann.

Dieſe Frage brachte Paul in einige Verwirrung; er glaubte, daß der Handelsherr nothwendig wiſſen müſſe, welche Perſonen und zu welchen Dienſten ſie in ſeinem Geſchäfte angeſtellt ſeien, aber Herr Lazarus verließ ſich hier auf ſeiner erſten Buchhalter, der den Namen und die Verpflichtung jedes Neuankommenden in ſein Buch eintrug; dies war ihm genug. Wurde das erworbene Individuum untauglich befunden, ſo verſchwand es wieder, und Herr Lazarus erfuhr dieſes Verſchwinden, ebenſo wie er von dem Erſcheinen Kenntniß bekam, durch das große Buch ſeines erſten und einzigen Vertrauten.

Paul nannte ſeinen Namen und zeigte an, womit man ihn beſchäftigt habe, dann ging er, weil er ungeduldig wurde, ſchnell zum eigentlichen Gegenſtand über und bemerkte nur flüchtig, da er ſich ſogleich lebhaft in ſein Thema hineinredete, daß der Handelsherr große Augen machte, auf ſeinem Stuhl hin- und herrückte und nicht recht zu wiſſen ſchien, wie ihm geſchah. Wir wollen den Verlauf des Geſprächs nicht in ſeiner ganzen Ausführlichkeit angeben, ſondern nur den Inhalt der Antworten des Kaufmanns kurz zuſammenfaſſen.

„Sie ſind ganz im Irrthum, mein Herr," ſagte der reiche Mann mit einer Miene des leichten Spottes und mit einer Artigkeit, die Paul's Weſen und Reden ihm wider Willen abzwang: „wo Sie auch die Grundſätze und Anſichten aufgeleſen haben mögen, in keinem Fall iſt es geſchehen auf dem Acker, auf welchem die wahren Arbeiter des Herrn jetzo beſchäftigt ſind. Mit Unrecht beſchuldigen Sie unſeren Stand, daß er bei der einreißenden Unordnung der Dinge nicht auf ſeinem Wachtpoſten ſtehe, wenn Sie den Adel, die Fürſten, die Beamten kennen lernen könnten, ſo würden Sie ſogleich ſehen, daß von dort her die Obliegenheiten und Gebote nicht erfüllt werden. Es iſt lächerlich, von uns zu verlangen, daß wir eine Generation von Geſindel und Bettlern, wie ſie die ſchlechte Verwaltung mehrerer Jahrhunderte dem unſerigen überliefert und in dem Raum unſerer Exiſtenz aufgehäuft hat, mit den Früchten unſerer Arbeit ernähren ſollen.

Ich ſage, es iſt laſterhaft ſogar, dergleichen nur zu denken. Weil der Kaufmann Geld hat, ſo ſoll er's hergeben. Das iſt die Diebes-Logik unſerer Zeit. Und doch hat der Kaufmann ſein Gut erworben, Jene aber, der Adel und die Fürſten haben's ererbt; man plündere ſie zuerſt, alsdann iſt doch noch Syſtem in der verruchten Gauner-Sophiſtik. Die Arbeit iſt nicht gleich vertheilt, der Gewinn auch nicht — ganz recht, Beides ſoll auch nicht gleich vertheilt ſein und war es niemals. Dafür haben die Fürſten, dafür die Prieſter ihre Macht erhalten, daß ſie den, der beſitzt, ſchützen gegen den, der nichts beſitzt, und ſo wenigſtens das Ganze retten, wenn ſie das Einzelne nicht retten können. Eine unentweihte, nie erſchütterte Handlungsfirma iſt das beſte Bild der Staatsordnung. Dieſe Firma wird nie ihre Exiſtenz riskiren durch unwürdige Zugeſtändniſſe, die ſie der Armuth macht, ſie wird ſich nie der Mittel berauben, Tauſende in ehrliches Brod zu ſetzen, um einzelnen Bettlern und Gaunern Paläſte zu bauen. Die Menſchenliebe und Humanität iſt nur ein anderer Name für Staatsbankerott. Das feigeſte und ſchmutzigſte Laſter für einen Fürſten iſt die Menſchenliebe, denn ſie verleitet zum Begünſtigen der Schwachen und Mittelloſen und ruft daher den Krieg Aller gegen Alle hervor. Wie? oder glauben Sie nicht, daß es dem ehrlichen Mann ſeine Taſchen leeren heißt, wenn man dem Bettler Hoffnung macht, daß er Antheil am allgemeinen Vermögen habe?“

Paul ließ den Gegenſtand des Geſprächs fallen, als er deutlich bemerkte, daß ſein Chef keine Luſt bezeigte, es weiter fortzuführen. Als er wieder in ſeine einſame Stube zurückgekehrt war, arbeitete er eine Art Memoire aus, in welchem er ſeine Anſichten und Erfahrungen über die obigen ſtrittigen Punkte mit Beſcheidenheit vortrug. Er fühlte hier zum erſten Mal, welch einen Genuß es gewährte, im Reiche des Geiſtes eine Eroberung zu machen, und er hatte jetzt allerdings ſchon etwas Beſitz erobert, und dieſes kleine geiſtige Eigenthum ſpornte ihn an, immer mehr zu gewinnen. Er ſchaffte ſich die ihm zur Abfaſſung ſeines Memoires nothwendigſten Bücher an, ſtudirte ſie fleißig und ſuchte anfangs unſicher, dann immer feſter und folgerechter die Sätze mit einander zu verknüpfen und eine Wahrheit, oder wenigſtens als ſolche erfaßte, mit der anderen in Gegenwirkung zu bringen. Unſer Freund ſaß nun mehrere Nächte auf und wurde nicht müde, ganze Bogen voll zu ſchreiben und ſie wieder zu vernichten, wenn ihm irgend eine Kleinigkeit, eine Wortfügung, oder eine Satzbildung nicht behagte. Die Schwielen der materiellen Arbeit, die er von ſeinem Verkehr mit dem Spaten und dem Beile mitgebracht, verſchwanden allmälig von ſeinen Händen, ſtatt ihrer bekamen dieſe Hände Dintenflecke, ein für ſie eben ſo ungewöhnlicher Schmuck als jene Schwielen. Aber unſer Held war eben ein Arbeiter, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe.

Das Memoire wurde fertig, allein es trat ein Umſtand ein, der da verhinderte, daß es abgegeben wurde. Paul lernte nämlich durch Zufall und durch Anſchauung einer nächtlichen Scene Herrn Lazarus' Charakter noch näher kennen und ſchöpfte daraus die Gewißheit, daß kein Memoire der Welt den reichen Kaufmann zu Gunſten der neuen Ideen werde ſtimmen können. Bevor jedoch dies geſchah, hatte er mit Herrn Felix noch allerlei kleine freundſchaftliche Berührungen. Eines Tages ſchickte Herr Felix den Laufburſchen hinauf und ließ Paul zu ſich bitten; dieſer fand den kleinen Handlungsdiener in einer melancholiſchen Stellung auf dem alten Geldkaſten liegen. Der Portier, in Folge eines kurzen Friedensſchluſſes, ſaß bei ſeinem kranken Stubengenoſſen und brachte auf einer Handorgel einen quikenden und in jammervollen falſchen Tönen ſich hinſchleppenden Choral zu Stande, einzig aus dem Grunde, um die Lebensgeiſter des trübſeligen Knaben wieder in etwas zu erfriſchen. Neben dem Geldkaſten auf dem Stuhl lag die Monatsgage des Herrn Felix; es waren nur wenige Gulden, aber dennoch ein Reichthum für den Empfänger, der eben mit ſich zu Rathe ging, auf welche Weiſe er dieſe Schätze verausgaben ſollte, als ihm die theilnahmloſe Miene des Portier Verdruß verurſachte und er plötzlich ausrief: „Sie, mit Ihrem verhenkerten Choral! Können Sie nicht einmal etwas Anderes ſpielen? Ich will Ihnen etwas ſagen, ſpielen Sie eine Polka."

Der Portier machte, als hätte er nichts gehört, und der Choral ging ſeinen Gang fort.

„Es iſt doch ein Unglück reich zu ſein!“ rief Herr Felix, indem er einen verachtenden Blick auf das Geldhäufchen warf. „Aber jemehr ich dies elende Metall verſchmähe, deſto eifriger heftet es ſich an meine Ferſen.‘

„Wiſſen Sie, Felixchen, es hat ſich bis jetzt noch verteufelt wenig an Ihre Ferſen geſetzt,“ bemerkte der Portier. „Ich würde an Ihrer Stelle nur brav hinein in die Geldhaufen waten.“

„Sie ſind eine gemeine Seele, Portier.“

Der Choral nahm hier eine beſonders gefühlvolle Stelle an und blieb auf einem einzigen zitternden hohen Tone ſtehen, wie eine Tänzerin auf einem Beine. Dies war die Stelle, wo der Portier mit Geſang einzufallen pflegte, und Felix gab eben einen Schrei der Wuth und des Entſetzens von ſich, als Paul zum Glück eintrat und den Ausbruch der Feindſeligkeiten verhinderte, indem er zugleich die kleine Handorgel rettete, die eben zum Fenſter hinausgeworfen werden ſollte. „Herr Brun,“ ſagte Felix, indem er die Falten ſeines Halstuches wieder in Ordnung brachte, die Zipfel des Hemdkragens hervorbrachte und wieder ſeine kummervolle und leidende Miene annahm; „vergeben Sie, daß Sie mich in einer unanſtändigen Aufwallung geſehen haben, aber dieſer Menſch bringt mich mit ſeiner Muſik in Verzweiflung. Ich kann viel vertragen, nur nicht dieſes Mannes Geſang. Es iſt etwas darin, wobei ſich mir der Magen, das Herz und Alles, was ſonſt noch im Leibe ſich befindet, um und umdreht. Ach, Herr Brun, dürfte ich Sie wohl bitten, mit einer Empfehlung und einem Briefe von mir zu meiner Geliebten zu gehen?"

„Zu Ihrer Geliebten? Ei, Herr Selièr, Sie haben ſchon eine Geliebte?"

„Ein reines hohes Weſen," entgegnete der Handlungsdiener mit einem tiefen ſchwermüthigen Seufzer. „Ein Weſen, wie es deren wenige giebt, zu rein, zu vollkommen für dieſe Erde. Wir ſahen uns auf der letzten Weihnachtsausſtellung, mit der auch ein Kinderball verbunden war. Es traf ſich zufällig, daß wir auf dieſem Balle uns auch befanden, obgleich weder ich noch Emilie dieſe Art frivoler Zerſtreuungen lieben. Wir ſind Beide zu ernſt. Um Sie dieſes unvergleichliche Mädchen kennen zu lehren, werde ich Ihnen einige Briefe mittheilen, die wir mit einander gewechſelt: die meinigen hab' ich in Abſchrift beigelegt."

Paul mußte dem jungen hoffnungsvollen Liebenden verſprechen, zu dem dreizehnjährigen Mädchen hinzugehen, das die Nähſchule beſuchte und ein ebenſo pedantiſches blaßwangiges

Weſen als Mädchen war, wie ihr Verehrer als Knabe. Paul blätterte in den Briefen und las folgende Stellen, die ihn ergötzten:

„Theure Emilie! Armes beklagenswerthes Mädchen, die Sie an das Geſchick eines dunkeln und dem tiefſten Schmerze verfallenen Geiſtes gekettet werden! Unglückliches ſüßes Weſen, was ſoll Ihr lieblicher Frühling an eine Eiſesbruſt, wie die meinige, gelegt? Glauben Sie mir, ich bin nur noch eine wache Leiche. Die ewigen Schmerzen haben endlich die glühende Kohle, die mein Herz heißt, zu Aſche aufgelöſt. Ach Emilie, Ihr Felix iſt nur noch der Schatten jenes Titanen, den Sie damals auf jenem läppiſchen und albernen Kinderball zum erſten Mal ſahen. Damals trat ich Ihnen entgegen, und Sie ſahen mit entzücktem Lächeln große Weltgedanken auf meiner Stirne ſchimmern, Sie ſahen in meinem Auge den Weltgeiſt ſich neu gebären, ich erſchien Ihnen als der Gott der jungen Erde. Jetzt iſt's hin, Emilie! Weine mit mir, armes Mädchen, ich ſehe keine Hoffnung mehr, ich geb' das Menſchengeſchlecht auf; ich übergeb' dieſe Heerde tückiſcher, treuloſer und einfältiger Geſchöpfe ihrem Schickſale, aber indem ich dies thue, fühle ich den ewigen Schmerz, den Sokrates und Nebukadnezar empfanden, der Eine als er Gift trank, der Andere als er Gras zu verſpeiſen anfing. O meine theure Emilie, die Welt iſt für unſere Ideale nicht reif: einem zukünftigen Geſchlechte ſchlagen unſere großen Herzen entgegen. Apropos, fragen Sie doch Ihre Tante, wie viel Battiſt-Perkal man zu den modernen Vorhemdchen nöthig hat, und dann, mein Engel, nähen Sie dieſe Vorhemdchen. Ihre Stiche ſollen auf meinem Herzen liegen, wie ſie ſchon bereits in mein Herz gedrungen ſind.“

Die Antwort lautete: „Mein theurer Felix. Als ich aus der Nähſchule kam, erhielt ich Ihren Brief und vergoß ſogleich noch auf der Straße mehrere Thränen; zu Hauſe angelangt, weinte ich noch einige. O mein Geliebter, was iſt das Leben? Mußten wir ſo namenlos glücklich ſein, uns zu treffen, um uns dann ſogleich durch die tugendhafteſten Leiden zu peinigen? Ich bin nur ein Weib, aber ich empfinde Ihren edlen Schmerz in ſeiner ganzen Bedeutung. Sie bluten für die Menſchheit; großer einziger Mann und mein Geliebter! Verzeihen Sie, daß das Papier hier einen rothen Fleck hat, ich hab' mich heut mit der Nadel in den Zeigefinger geſtochen. Heute hatten wir Milchklöße mit Zucker, mein Leibgericht, aber ich aß nichts, mein Herz war mir zu ſchwer, wenn ich an Ihren Kummer dachte, ich ſaß da und ſah mit großen, ſchwermüthigen Augen vor mich hin. Die Andern aßen alle Milchklöße. O über dieſe alltäglichen, gewöhnlichen Geſchöpfe. Der Krämer, der gleich links den kleinen Laden hat, ſagte mir neulich, ich ſähe intereſſant aus; wirklich der Mann hat viel Geſchmack und Bildung; er hätte noch hinzufügen ſollen: die Leiden des Jahrhunderts und der

Menſchheit morden die Blüthe dieſer Wangen und vergiften das Herz dieſer Jungfrau. O Felix, ich bin ſchwach, aber durch Ihre Liebe bin ich ſtark. Nächſtens iſt wieder Kinderball, werden Sie dabei ſein? Ich ſehe die Kleinen ſo gerne fröhlich hüpfen; es iſt ja die Jugend, und die Jugend hofft — wir, wir dürfen nicht mehr hoffen. Ihre Vorhemdchen werde ich nicht vergeſſen.“

Einige Tage ſpäter ſchrieb Herr Felix: „Mein ſtarkes Mädchen! Wir wollen tragen, was uns auferlegt worden! Alle Jahrhunderte und alle Zeiten ſehen auf uns! Wenn wir unterlägen, was wäre die Menſchheit! Aber ich bin nicht ganz mit Dir zufrieden, Mädchen, ich habe gehört, Du hätteſt neulich getanzt, und zwar die Polka, und das noch gar mit jenem elenden Alfred, der bei dem Lichterzieher in Lehre iſt und Seifenpäckchen umherträgt. Ich wollt's nicht glauben, doch unſer Hausknecht Thomas, der ſeine Schweſter dort beſuchte, hat Dich tanzen ſehen. Ich glaube wohl, daß Du's nur thateſt, um den ungeheueren Schmerz in Deinem Buſen in etwas zu beſchwichtigen, aber warum dann mit dem Lichterzieher, mit dem Seifenherumträger? Konnteſt Du keinen würdigern Mittänzer finden? Und wie ſollſt Du getanzt haben, wie leidenſchaftlich, Thomas ſagt, Du hätteſt ordentlich gezappelt in den Armen jenes Elenden, und die letzten Takte der Polka hätteſt Du mit wahrhaft liederlichem Feuer getanzt. O Emilie, ſo betragen ſich nicht die großen Frauen unſeres Jahrhunderts! So tanzt keine Virginia, keine Thusnelda, keine Mutter der Grachen! Und ich ſaß und weinte unterdeſſen, ſaß kummervoll auf den Trümmern Jeruſalems wie jener Prophet. Unſere Zeit iſt ernſt, Emilie, und Du tanzeſt die Polka! Fühle den fürchterlichen Vorwurf, der in dieſen wenigen Worten liegt. Ich ſage nichts mehr. Die Vorhemdchen ſind übel gerathen, ſie werfen Falten auf der Bruſt, ich ſchicke ſie Dir wieder zurück, damit Du die Arbeit noch einmal machſt."

Paul hatte anfänglich über dieſe Zeilen gelacht, dann aber ging ſeine frohe Laune in Schrecken über, als er bedachte, daß unſere Zeit mit dem Heiligſten in der Menſchenbruſt, mit dem Ernſt und dem Tiefſinn ein ſo frivoles Spiel getrieben habe, daß Beide nun ſchon zum Kinderſpott geworden. Er war heiter, friſch, unangetaſtet von jener Peſt der Heuchelei unſerer Zeit, und in ſeiner kräftigen Bruſt war kein Athemzug, der Kunde gegeben hätte, daß die ſchlaffe Krankheit unſerer Weltreformatoren und ſiechen Poeten auch ſeine Lebensorgane angegriffen hatte. Es war ſein Glück, er war kein Mann der Bücher. Er war friſches Kind, tüchtiger und wilder Knabe geweſen, und die Verirrungen ſeiner Jünglingsjahre waren das Ergebniß nicht des giftigen Duftes der Studirlampe, ſondern des unmittelbaren Verkehrs mit dem Leben. Der Gedanke, nicht am Spalier eines Syſtems gezogen, wuchs kräftig auf, und wir ſehen ihn jetzt ſeine

Schößlinge treiben und ſich eine ihm zuſagende Stütze ſelbſt ſuchen.

Als unſer Held noch mit Leſen der Liebesbriefe des erhabenen Felix und der unübertrefflichen Emilie beſchäftigt war, wurde er wiederum durch jenes räthſelhafte Gepolter auf der Treppe geſtört, das ſchon einmal, und zwar in Gegenwart des alten Gottfried, ihm einen unbehaglichen Schauer eingeflößt hatte. Diesmal, es war in den erſten Stunden der Nacht, kamen die Tritte dicht an die Comptoirthüre heran, und Paul, aufſpringend, riß die Thür auf und ſah, ein lautes „Wer da?“ rufend, in den finſtern Vorſaal hinaus. Wie groß war ſein Entſetzen, als er ein Gebild, anſcheinend ſo eben dem Grabe entſtiegen, vor ſich ſah, einen armen Blödſinnigen mit ſtarrem Auge und bis auf die Knochen abgedörrt. Das irregehende Weſen taſtete mit weitvorgeſtreckten krallenartigen Händen an der Thüre hin und ſchien auch nicht übel Luſt zu haben, Paul prüfend zu betaſten, wenn dieſer nicht mit einem ſchnellen Sprunge rückwärts der grauſenvollen Berührung ausgewichen wäre. Er eilte aus dem Zimmer, das er unachtſamer Weiſe offen ließ, und indem er, völlig in Verwirrung, nicht recht wußte, welchen Weg er nehmen ſollte, betrat er die breite Stiege, die hinauf in die Gemächer der alten Dame führte. Seinen Irrthum gewahr werdend, wollte er eben denſelben Weg zurückgehen, als er Stimmen in ſeiner Nähe hörte und Lazarus oben auf dem Treppenabſaß mit einem Lichte erſchien und, einen Gegenſtand ſuchend, hinunterleuchtete. Bald trat auch aus einer Seitenthüre Gottfried hervor und antwortete dem Ruf von oben her durch einen kurzabgeſtoßenen polternden Ton. Paul hatte nur eben Zeit, ſich in eine der Niſchen, die in der Wand der Treppe angebracht waren, zu drücken, denn ein ſtarkes Ahnungsvermögen ſagte ihm, daß hier Dinge vorgehen würden, bei deren Verlauf man ſeine Gegenwart ſchwerlich dulden würde. Es war keine frevelhafte Neugier, die ihn zurückhielt, er hätte ſich gerne entfernt, wenn dies nur unter den obwaltenden Umſtänden irgend möglich geweſen wäre. So mußte er denn anſehen, daß Gottfried jenen Blödſinnigen die Treppe hinaufführte und Lazarus ihn oben empfing, indem er ihn, ohne ein Wort zu ſprechen, unterm Arm faßte und in die geöffnete Thüre eines Gemachs einſchob, das in Form einer Capelle mit gewölbter Decke gebaut war. Die Theilnehmenden an dieſer Scene waren ſo ſicher, daß Niemand in der Stille der Nacht ihr Thun und Treiben beobachten werde, daß die Thüre offen blieb und Paul von ſeinem dunkeln Schlupfwinkel aus ziemlich Alles, was darinnen vorging oder geſprochen wurde, hören und ſehen konnte.

Die Frau van der Fliet ſaß in einem Lehnſeſſel, der die Form und Höhe eines Thronſeſſels hatte. Die eine Wand des Zimmers nahm ein koloſſales Gemälde, eine Kreuzigung darſtellend, ein. Ueber dem Kruzifix war in großen goldenen

Lettern geſchrieben: „Alles für Gott und meine Firma.“ Als die beiden Eintretenden ſich dem Bilde näherten, ſanken ſie auf ihre Kniee, und das Gleiche that Frau von der Fliet, indem ſie auf ein rothſammetnes Kiſſen ſich majeſtätiſch niedergleiten ließ und in der Pracht ihrer Gewänder, in dem ſtolzen Weſen ihrer Haltung und dem Ernſt ihres Antlitzes auf das Täuſchendſte eines jener herrlichen Gemälde Holbein's vergegenwärtige, das Fürſtinnen oder reiche Patrizierfrauen in Abhaltung ihrer Hausandacht darſtellt. Eine Lampe von der Decke her warf ihr Licht ungetheilt und in günſtigem Maße auf die Gruppe dieſer drei knieenden Geſtalten, von denen zwei Würde und ſelbſt ſogar Erhabenheit athmeten, die dritte jedoch das Bild des Menſchen in ſeinem unwürdigſten, zertretenſten und faſt thieriſchen Zuſtande zeigte. Der arme Blödſinnige lag auf ſeinen Knieen und ſtarrte mit weit offenem, gläſernem Auge und geiferndem Munde zu dem Gotte heran, der keinen Strahl des Troſtes in eine ſo arme und ſo elende Seele ſenken konnte, da die Eingänge, die dieſes Licht ſich ſucht, hier überall durch einen in Trümmer ſinkenden Körper verſperrt wurden.

Während Paul's Blicke auf dieſem Bilde hafteten, hörte er in einiger Entfernung neben ſich die Worte murmeln: „Da beten ſie, daß Gott ihren Mammon ihnen erhalte! Da beten ſie, daß keiner von den Sklaven ſterbe, die auf ihren Schiffen ſchmachten! O Gott, wenn Du willſt, ſo erhöre ſie, denn in Deiner großen Welt müſſen ja auch Teufel ſein, wie dieſe!“ Es war Gottfrieds Stimme, die dieſe Worte ſprach.

Mittlerweile veränderte ſich die Gruppe oben. Die alte Dame hatte wieder ihren Stuhl eingenommen, und der Blödſinnige lag zu ihren Knieen und ſchien ſie um etwas anzuflehen. Die Mienen der Matrone nahmen einen furchtbaren Ausdruck von Zorn und Verachtung an; ſie ſprach nur wenige Worte und dieſe konnte Paul nicht verſtehen, aber als die dürren Arme des Unglücklichen ſich von neuem zu ihr emporſtreckten, als er die Abſicht kund gab, auf ihre Kniee ſeine bleiche Wange zu drücken, und ſchmeichelnde, winſelnde Laute hören ließ, ſtieß ſie mit dem Fuß ihn fort, und dieſe Bewegung war ſo grauſamer Art, ſo entſetzlich für das fühlende Herz eines Menſchen, daß Paul zuſammenſchauderte und ſein Antlitz in den Händen verbarg. Er taumelte mehr, als daß er die Treppe hinabſtieg; als er unten in ſeinem Stübchen, an ſeinem Pult ſitzend, wie aus einem Traum erwachte, fühlte er ſeine Hände von einer ſtarken Gewalt umklammert, und das bleiche, zerſtörte Geſicht des alten Dieners ſchaute ihn unverwandt und mit fragendem Ausdruck an.

„Sie haben Alles mit angeſchaut!“ rief der Alte. „Ich weiß es, und ſo wahr ein Gott lebt, es iſt dies ein Troſt für mich; ſo bin ich doch nicht Alleinwiſſer dieſes dunkeln Geheimniſſes. Aber Sie müſſen Alles erfahren; bis jetzt iſt

Ihnen die Hauptſache noch unklar. Sie wiſſen nicht, wer jener Blödſinnige iſt; ich aber weiß es, ich bin ſein Wächter, ich muß ihn in den unteren Gewölben dieſes Hauſes gefangen halten, und nur in den Nachtſtunden darf der Arme jene Gemächer betreten, in denen er einſt in glücklichen Tagen eine Exiſtenz eben ſo glänzend und voll Ueppigkeit führte, als es noch jetzt Herr Lazarus und ſeine Mutter thun. O wiſſen Sie, wie nah der arme Rutland verwandt iſt dem Beſitzer dieſes Hauſes? Wiſſen Sie das, Freund Brun?“

Paul ſchüttelte das Haupt und machte eine abwehrende Bewegung mit der Linken, die Rechte hielt in krampfhafter Heftigkeit der Alte umſchloſſen. Und er neigte ſich ganz zu ſeinem jungen Zuhörer herüber, warf gleichſam ſeinen dürren Leib auf die blühende Geſtalt ſeines Gefährten und hauchte ihm zu, indem eine entſetzliche Verzerrung ſeine Züge zur ſtarren Maske machte: „Es iſt ſein Bruder! Er iſt der Sohn jener hochmüthigen Alten — und Beide, Bruder und Mutter, haben ihn ins Elend geſtoßen, ihm Sinne und Verſtand geraubt, ihn geiſtig und körperlich zum Krüppel gemacht, und dies Alles — des Mammons wegen.“

Paul ſah den Alten zweifelnd an, und dieſer fuhr mit erhobener Stimme fort: „Glaubt es mir; ich lüge nicht. So nah dem Grabe lügt man nicht. O ich habe dieſen Rutland noch gekannt als einen hochgewachſenen hübſchen jungen Mann, voll Lebendigkeit und Feuer, der Stolz und die Hoffnung der jungen Frauen und Mädchen, die um ſeine Gunſt warben. Er hatte immer ein gutes offenes Herz, und von dem verſchloſſenen kalten Weſen des Herrn Lazarus war nie etwas an ihm zu entdecken. Das Einzige, wo er dem gerechten Tadel Blößen gab, der liebe junge Mann, war ſein Leichtſinn und ſeine Nichtbeachtung des Geldes. Aber dies war ein Laſter in den Augen der Familie van der Fliet, ein Laſter ſo groß und ungeheuer, daß keine Sühne irgend einer Art dafür vorhanden. Wenn Sie den Stolz dieſer Leute kennten, Herr Brun, wenn Sie wüßten, zu welchem Ungeheuer die menſchliche Leidenſchaft herangewachſen, wenn Sie ihr Eines und Alles ſeit Jahrhunderten auf ein und daſſelbe Ziel richteten! O, Herr Brun, vor allen Dingen wenn Sie wüßten, wie es in dieſem Hauſe gehalten wird und ſtets gehalten wurde, was Geld und Geldesehre betrifft, dann würden Sie Begebniſſe, wie Sie ſo eben erſchaut, für Auftritte noch ſanfter und verträglicher Natur halten, dann würden Sie dieſen Fußſtoß, den die Mutter dem eigenen Sohn gab, da er winſelnd zu ihren Füßen um Verzeihung bittet, für eine noch milde Folge ſo gräßlicher Urſachen halten!"

„Du lügſt, Alter!" rief Paul heftig. „Das war keine Mutter, das war kein Sohn, die ich ſah."

„Freilich waren ſie's," entgegnete mit einem widrigen Spottlachen der Geſcholtene. „Vernehmen Sie nur meinen

Bericht weiter, mein Herr. Als Rutland heranwuchs, verlangte er ſein väterliches Erbe, und es wurde ihm mit jener grauſamen Genauigkeit auf Heller und Pfennig ausgezahlt, womit dieſe Geldmenſchen Alles unter ſich abmachen, Bruder mit Bruder, Mann mit Frau, die Eltern mit ihrem Kinde. Da wird auch nicht für die kleinſte Spanne Vertrauen Raum gegeben. Fürchterlich ſtehen die Zahlen da, und an ihren ſcharfen Ecken ritzen ſich die Herzen blutig. Vorher, ehe man ihm die großen Summen einhändigte, führte ihn die Mutter, wie es in dieſem Hauſe ſeit Jahrhunderten Sitte iſt, vor jenes Bild des Gekreuzigten. Hier mußte er niederknieen und — nicht Gott, nein dem Mammon die Ehre geben. Es wurde ihm geſagt, daß die Sippſchaft van der Fliet im Bereiche des Handels eine der älteſten Firmen ſei, daß ihr Name ſich ſtets unbeſcholten erhalten habe, daß noch kein Makel auf ihrem Credit hafte. Der Spruch jenes Urahn der Familie, des Zeitgenoſſen der berühmten Fugger, dieſer Spruch, der mit goldenen Lettern wie zum Hohn über dem Haupte des allerbarmenden und für das Elend und die Armuth in den Tod gegangenen Gottes hingeſchrieben iſt ‚Alles für Gott und meine Firma‘ — dieſe Deviſe des van der Fliet'ſchen Hauſes wurde dem jungen Manne wie ein Donnerſpruch des Gerichts vorgehalten. Er mußte vor dem Bilde des Gekreuzigten beſchwören, dieſer Firma nie Schmach anzuhaften, lieber ſein Leben hinzugeben, als den kleinſten Makel der kaufmänniſchen Ehre des berühmten Hauſes zuzufügen. Die Eidesformel lautete ſo unerſchütterlich und grauſam, als ſie nur irgend ein despotiſcher Orden ſeinen Mitgliedern auflegt, als nur irgend ein abſoluter Fürſt von ſeinen Unterthanen ſie erzwingt. O es lag eine Hölle von Stolz, von Hochmuth, von Gewalt in dieſem Eidſchwur, den ich mit anhörte. Herr Rutland that dieſen Schwur mit der blühenden lächelnden Lippe der Jugend; ſein warmes, friſches Herz begriff nicht eines der bleiſchweren, giftgetränkten, zukunftmordenden Worte, die mit geſchwindem Hauche ſich von ſeiner Bruſt lösten. Die ſteinernen Herzen der Mutter und des Bruders faßten um ſo finſterer in ihren unergründlichen Felſenkammern jeden der Klänge dieſer infernaliſchen Formeln auf. Nun zog Herr Rutland aus. Er ging, die Welt ſich zu beſehen; nach Verlauf weniger Jahre kehrte er als verlorener Sohn heim, nach vergeudetem Erbe und mit leeren Taſchen. Die Mutter und der Bruder nahmen ihn auf und machten ihm keinen Vorwurf. Er konnte an ihrem Tiſche eſſen, an ihrem Feuer ſich wärmen; aber dem verzogenen Günſtling des Glückes war dieſes Leben hier im ſtillen Hauſe nicht genehm; er zog von neuem aus, und hier geſchah nun das Entſetzliche. Der ungeheuere Credit des Hauſes, das an Fanatismus grenzende Vertrauen, das die Handelswelt auf die Firma van der Fliet ſetzte, machten es dem Leichtſinnigen möglich, das frühere Leben fortzuführen; er häufte Schulden auf Schulden und dieſe — tilgten der Bruder und die Mutter. Der Unglückliche ging noch einen Schritt weiter: er, der keinen

Sinn für Handelsſpeculationen hatte, unternahm eine große gefährliche, kühne Combination der Art, ſie mißglückte, und zum erſten Male nach Jahrhunderten reinen Glanzes unangetaſteter Ehre und nie beargwohnter Macht erlitt die Firma van der Fliet einen empfindlichen Stoß. Aber nun hätten Sie auch dieſelben Menſchen ſehen ſollen, die früher Milde und Schonung geübt, ſie waren jetzt Furien und Henker. Das Familienheiligthum, der Götze des Kaufmanns, ſeine Firma war angegriffen, und Mutter und Bruder trachteten jetzt nach nichts verlangender, als in ihrem eigenen Blut zu wühlen, ihr eigenes Fleiſch mit den Zähnen des Grimmes zu zerreißen. Der arme Rutland, er kam lächelnd und von nichts ahnend in dieſes Haus, das hinfort ſein Kerker, ſein Grab ſein ſollte. Eher hätte dieſer Bruder ſich ſelbſt an den Pranger geſtellt, eher wäre dieſe Mutter mit einem Galeerenſträfling zum Traualtar geſchritten, ehe Beide nur eine Stunde Freiheit noch dem Mörder ihres Glückes und ihrer Ehre geſtattet hätten. Herr Rutland verſchwand und Niemand wußte, wo er geblieben. In der Stadt weiß man nicht anders, als daß er nach Amerika geflüchtet, aber wo läge das Amerika, weit genug entfernt und durch Meere geſchieden, das der Mutter und dem Bruder Sicherheit gäbe vor dieſem Geſpenſt, das ihr Leben bedroht? Nein, in der nächſten Nähe, nur durch eine Wand geſchieden mußte der gefährliche Feind athmen, unſchädlich gemacht durch empörende und ſeine Kräfte und ſein Leben mordende Bande. So ſind faſt zwanzig Jahre vergangen, und der Arme ſtirbt noch nicht. Seine Verzweiflung iſt in Blödſinn übergegangen; die ewige Kerkeratmoſphäre hat ihn ausgedörrt und ihn, den Blühenden, Schönen, zu einem jammervollen Skelett herabgebracht. Aber er ſtirbt nicht. Eben ſo wenig wird er müde, immer wieder die Verzeihung ſeiner Mutter, ſeines Bruders anzuflehen, die ihn wie ein ekelhaftes Gewürm von ſich ſtoßen. Aber da ſie dabei fromm ſind, da ſie immerdar beten und lobſingen, verweigern ſie auch dem armen Geſpenſte nicht das Knieen vor dem Bilde unſers Erlöſers. Allnächtlich bringe ich ihn herauf, und er ſpricht das vorſchriftmäßige Gebet, das die Mutter ſelbſt für ihn aufgeſetzt hat. Zuweilen ſind ſeine Peiniger gegenwärtig, öfters aber iſt die Halle einſam und düſter, und ich und der arme Rutland ſind die Einzigen, die die nächtliche Stunde abhalten."

Paul, als er dieſe Worte vernahm, rang die Hände und rief: „Und ich glaubte dieſe ſteinernen Herzen erwärmen zu können für das Leiden der Menſchheit! Welche Thorheit!"

„Ja wohl, Thorheit!" wiederholte Gottfried in einem hohlen ſpottenden Tone. „Wo das Gold ſich feſtgeſetzt hat, da iſt nirgends mehr Hoffnung und Troſt!"

„O dieſes furchtbare, dämoniſche Gold!" rief unſer Held in Entſetzen. „Wie wohl that ich, es weit, weit von mir zu ſchleudern!"

Der Alte ſah den jungen Mann prüfend an und fragte dann: „Sie waren einmal reich, Herr Brun?“

„Laßt das!“ entgegnete Paul verwirrt, der in dieſem Augenblick wenig an ſein Geheimniß dachte. „Ich träumte, auch ich wäre reich geweſen und hätte, um Blut in meinem Herzen und Thränen in meinem Auge zu behalten, das Gold von mir geworfen. Ihr ſeht, es war nichts, wie ein Traum!“

Der Alte ſchüttelte nachdenklich das Haupt; ſeine Miene drückte Unglauben und Neugier aus. Da aber Paul nicht im Stande war, ſich in dieſem Moment, wo ſeine Seele wieder aufs Heftigſte litt, auf lange Erörterungen einzulaſſen, verließ ihn der unheimliche Gefährte, dem es gelungen war, in Zeit von wenigen Minuten das Bild eines jahrelangen bitteren Jammers den Blicken des troſtloſen und verwundeten Beſchauers zu entrollen.

Die Nächte in dieſem Hauſe wurden jetzt dem Jüngling unleidlich. Er glaubte die kalte Steinmaſſe dieſes Palaſtes, in dem der Gott der Welt in ſeiner widrigſten Geſtalt thronte, auf ſeiner warmen, klopfenden Bruſt ſich aufthürmen zu fühlen. Er war unmächtig, einen anderen Gedanken zu faſſen, als den zur Flucht. Sein Gefühl war aufs Aeußerſte empört, und er wußte nicht, wie er dieſen Menſchen, in deren Heimlichkeiten er geſchaut, noch ſorglos und ſcheinbar unbekümmert werde ins Angeſicht ſchauen können. Unter der Laſt der materiellen Arbeit im Gartenhauſe war ihm viel beſſer zu Muth geweſen, als hier, wo man ihn an der Pracht und an dem Wohlleben des reichen Hauſes Theil nehmen ließ. Am Tage ſchreckten ihn die impoſanten Geſtalten und die in ſtolzem Frieden lächelnden Geſichter des Herrn und der Frau des Hauſes, in der Nacht fand er keine Ruhe, indem ihm ſein Ohr beſtändig das leiſe Stöhnen und den irren tappenden Gang des Blödſinnigen vorlog. Die Handlungsbücher, mit denen er es zu thun hatte, ſchienen ihm mit Blut geſchrieben, die einfachſten Notizen darin verſteckte Angriffe auf edle und ſorgloſe Herzen, die das Daſein dieſer hochmüthigen Tyrannen und ſyſtematiſchen Blutſauger nicht ahneten, die hier in Stille und Verborgenheit, vom Geſetze geſchützt, den Seufzer des Armen zu Gold wandelten und das Vertrauen der Menſchheit höhnend mißbrauchten, um koloſſale Reichthümer zu ſammeln und das ſchreiendſte Mißverhältniß zwiſchen Erwerb und Genuß auf der Erde zu verbreiten.

Der Geiſt der Jugend iſt zu Uebertreibungen geneigt, und die ſchwärmende und feurige Seele unſeres jungen Abenteuers war dies in einem erhöhten Grade. Er zerriß gewaltſam die Bande, die er hier geknüpft, und verließ das Haus des Kaufmanns mit viel wilderen und aufgeregteren Gefühlen, als er die kleine Wohnung des Gärtners verlaſſen hatte. Er nahm von dem kleinen eitlen Felix Abſchied und ſchenkte dem alten Gottfried ein paar werthloſe Kleinigkeiten, die dieſer ſich zum Andenken ausgebeten hatte. Es war gerade ein Feſtabend, und das Haus ſtrahlte von Lichtern, als Paul aus demſelben ſchied, und dennoch, als er in die finſtere Gaſſe trat, ſchien es ihm lichter Tag, ſo dunkel und finſter kamen ihm die erhellten Räume vor, die er eben verließ. Der blaſſe hohlwangige, graugewordene Merkur oben auf dem Giebelfelde ſchimmerte räthſelhaft durch die Dämmerung und ließ ſein biſchen noch zurückgehaltenes Gold leuchten, als wollte er rufen: „Nimm mich mit! Ich bin ein armer Gott, der Regen hat das Gold von meinen Lenden gewaſchen; ich kann dieſem prachtvollen Hauſe nicht mehr mit Ehren vorſtehen. Sie werden auch mich herabreißen und nackt und alt, wie ich bin, in die fremde Welt hinausſtoßen. Was fängt aber ein armer Gott, dem man ſein Gold geraubt hat, unter den Menſchen an? O nimm mich mit! Leih mir einen Zipfel Deines Mantels, daß ich ungeſehen in der Nacht entwiſche! Nimm die alte Zeit, nimm ſie mit! Denke, daß auch Deine Zeit, die jetzt ſo jung und blühend iſt, einſt alt werden wird, und ohne Goldglanz, und daß ſie dann betteln gehen wird, wie ich.“

Paul hörte im Geiſte die Worte des armen Gottes, aber er wandte ſich und ging, ohne ſie zu beachten, die Straße hinab.

Eilftes Capitel.

Paul wird in eine ſeltſame Correſpondenz verwickelt. Er ſucht und findet nicht und findet, wenn er nicht ſuchte.

Der Ertrag ſeiner Dienſtzeit beim Kaufmann, zugleich ein bedeutendes Geldgeſchenk, das dieſer ihm beim Abſchied gemacht hatte, ſetzten Paul in den Stand, jetzt eine kleine Ruhepauſe im Erwerb eintreten zu laſſen. Der Beginn der wiederkehrenden ſchönen Jahreszeit und dann auch das Bedürfniß, welches ihn zu Stille und Einſamkeit trieb, ließen ihn darauf denken, wie er irgendwo ſich häuslich niederlaſſen könne. Er durchwanderte von Conſtanz über Zürich die Schweiz und langte bei Lauſanne an, wo er ſich in eine Bauerwohnung zwiſchen Vevay und Villeneuve einmiethete, ziemlich verſteckt im Gebirge und genugſam entfernt von den beſuchten und theueren Wanderplätzen der Fremden, die in Schaaren aus ganz Europa dieſe Gegenden aufzuſuchen pflegen. Von hier aus machte der rüſtige Wanderer Excurſionen nach Genf, beſuchte Chillon, Ferney und Coppet, drei Orte, die ihm aus der oberflächlichen Kenntniß der Literatur, wie ſie ſich ein Gardeoffizier anzueignen pflegt, von früher her als bemerkenswerth im Gedächtniß waren. Er hatte aber weder die Schriften Byron's, noch Voltaire's, noch die der Frau von Staël geleſen. Elfried, der dieſe Meiſterwerke kannte und verehrte, hatte ihm öfters Stellen mitgetheilt, doch Paul, der damals träumeriſch und unthätig dahinlebte, hatte dieſe Schönheiten nur halb gehört und gar nicht recht verſtanden. Jetzt, da das Leben ihn den Ernſt und die Bedeutung des Wiſſens kennen gelehrt hatte, jetzt hatte er dieſe und ähnliche Werke mit Aufmerkſamkeit geleſen. Schon beim Herrn Lazarus, wie wir gemeldet haben, waren ſeine unbeſchäftigten Abende und ein Theil ſeiner Nächte den Büchern gewidmet, hier im kleinen rebenumrankten Stübchen, das er im Hauſe des Bauern inne hatte, waren die Bücher ſeine Welt geworden. Der kräftige Geiſt unſers Helden war durch den Müßiggang nicht verkrüppelt worden, er hatte in der Zeit der Muße ſeine urſprüngliche Elaſtizität und Tragkraft ſich zu bewahren gewußt, und jetzt, da er etwas zu bewahren und zu bearbeiten erhielt, leiſtete er ſeine Dienſte in überraſchender Thätigkeit und anhaltender Dauer. Doch fehlte die Ordnung den Studien und der Lectüre. Paul ließ auch hier von ſeinem alten Eigenſinn nicht, er las mit heftigem Ungeſtüm und in verkehrter Ordnung Alles und Jedes, was ihm in die Hände fiel. Jedem Andern wäre ein ſolches Thun und Treiben verderblich geworden, allein unſerm Helden nicht, denn ſeine Seele füllte immer ein und derſelbe Gedanke, ein und derſelbe Wunſch, und ſo las er aus hundert unnützen Schriften ſich immer das für ihn und ſeine gegenwärtige Stellung Nöthige heraus. Wenn wir ernſtlich und mit dem ganzen Feuer der Seele etwas wollen, ſo muß ſich uns die wirkliche Welt fügen, wie viel mehr die künſtliche, die bloße Bücherwelt. Paul wollte vorwärts, er wollte zu dem Ziel kommen, wo er über Gott, Menſchenrechte und Menſchenglück Offenbarungen empfing, und in dem ſtarken, aber dunkeln Drange griff er, wie im Inſtinkt, nach dem, was ihn förderte und was ihm Noth that. Die Seele des ſtarken Naturmenſchen gleicht dem Thier der Wüſte, das das Daſein verborgener Quellen anzeigt. Derſelbe Drang, der ihn aus der Unthätigkeit einer müſſigen und glänzenden Exiſtenz auf einem wunderlichen Wege hinausgetrieben, derſelbe ſtürmende und wilde Drang mußte ihn auch aus einer eitlen und erſchlaffenden Bücherwelt hinausreißen. Sein geſunder Sinn erkannte an dem Dichter des Childe Harold die Eitelkeit und die Genußſucht eines verzärtelten Weltmannes, aber er zitterte zugleich vor der Größe dieſes ſtolzen und frivolen Dichters, wenn er die tiefſinnige Klage und den zerſchmetternden Spott im „Manfred“ und im „Kain“ las. Die Reiſen der Frau von Staël in Deutſchland las Paul wie ein eben erſt neu erſchienenes Buch; der muntere Styl, die witzige Schärfe der Frauenfeder ergötzten ihn und zum erſten Mal kam ihm in den Sinn, daß man über dieſe Gegenſtände, die er alleſammt für unendlich ſchwerfällig und tödtend langweilig gehalten hatte, auch ſo graziös und ohne die mindeſte Pedanterei ſprechen könne. Wäre die Unterhaltung, wie ſie in unſeren Geſellſchaftsſälen heutzutage Mode iſt, nicht ſo unbeſchreiblich inſipid, ſo hätte unſerm Helden eine Betrachtung nicht ſo ſpät kommen dürfen. Aber der Kaſtengeiſt, der noch immer ſeine Herrſchaft in unſeren Geſellſchaften behauptet, ſchließt den Adel und die höhere Beamtenwelt von dem Verkehr mit dem Gelehrten aus, und der Gelehrtenſtand ſowohl, wie der Adel, beide verlieren dabei. Voltaire's Schriften machten den ſtärkſten Eindruck auf unſern einſamen Leſer. Die kleine Erzählung „Jenni, oder der Gottesleugner und der Weiſe" machte, daß Paul Schlaf- und Eßluſt verlor und in ſeiner leidenſchaftlichen Weiſe die Nächte durch im Gebirge umherſchweifte, um nur den Tumult in ſeiner Seele wieder einigermaßen zu beſchwichtigen. Die Worte der älteſten Weisheit, wenn ſie auf unverbrauchte, unabgenutzte, das heißt friſche und junge Seelen trifft, übt noch ungeſchwächt die vulkaniſche Kraft, die den Erdboden zu zerreißen und Flammen aus dem Boden zu treiben vermag. Nur geſchwächte und verſtümmelte Seelen faſſen das Große und Gewaltige mit dem ſtumpfen und kalten Lächeln ohnmächtiger Bewunderung auf. Beſonders machte unſerm Einſiedler folgende Stelle in der obigen Schrift viel zu ſchaffen, wo es heißt: „Noch nicht genug aber, daß der Menſch, dieſes edle Geſchöpf, ſeit ſo vielen Jahrhunderten ſo ſchlecht untergebracht, ſo ſchlecht bekleidet und ſo ſchlecht genährt worden iſt, er muß auch noch zum Ueberfluß in Schmutz und Verweſung geboren werden, und während der paar mit trügeriſchen Hoffnungen und wirklichen Leiden erfüllten Lebenstage iſt ſein mit unnützer Kunſt gebildeter Körper die Beute aller Uebel, die aus dieſer künſtlichen Bildung ſelbſt hervorgehen. Er kämpft mit der Peſt und der Luſtſeuche; die Quelle ſeines Lebens iſt vergiftet; Niemand vermag es, alle Arten der uns verfolgenden Krankheiten auf eine Liſte zu bringen.“ „Ach!“ rief Paul, als er dieſe Zeilen geleſen hatte, „wie erſchreckend übereinſtimmend ſind alle dieſe Dichter, dem Menſchen ein armes, dürftiges, jammervolles Loos zuzutheilen, und ſie haben dabei das Schlimmſte noch nicht genannt, ſie haben die Verfolgung, welche die Menſchen gegen einander ausüben, noch nicht in Rechnung gebracht, nicht den Kummer, die Verarmung, die Schmach, die ein Bruder dem andern bereitet, und daß dieſem Allen der hinfällige Körper, die verödete und von ihrem Gott verlaſſene Seele Widerſtand bieten ſoll, o das iſt ein Gedanke zum Entſetzen.“

Während ſeines Verkehrs mit St. Albans hatte dieſer ihm einige Bücher empfohlen, und Paul zog die Liſte hervor und verſchaffte ſich aus Lauſanne die meiſten dieſer Werke. Es befand ſich hierbei auch Montesquieu's Geiſt der Geſetze, und Rouſſeau's geſellſchaftlicher Vertrag. Dieſe ältern philoſophiſchen Syſteme waren mit neueren Schriften in Verbindung gebracht und ein kleines Heft enthielt die allerneueſten Offenbarungen in dieſem Fach. Die Bücher waren dergeſtalt geordnet und zuſammengeſtellt, daß ſie für ſich einen abgeſchloſſenen Curſus zum Selbſtunterricht bildeten. St. Albans hatte im Auftrage ſeiner Obern dieſe inſtructive und faßliche Zuſammenſtellung unternommen und öfters ſchon ſie hier und da zu einem ähnlichen Zwecke, wie er ihn bei Paul beabſichtigte, an den Mann gebracht. Paul merkte die Abſichtlichkeit nicht; er war erfreut, daß er hier die leitende Hand fand, die er bis jetzt bei ſeinen unordentlich und mit Leidenſchaft betriebenen Studien immerdar vermißt hatte. Die kalte und deſpotiſche Art, die Schätze des Wiſſens zum Zweck des Herrſchens auszubeuten, entging dem warmen Herzen und dem ſchwärmenden Geiſte des jungen Mannes; er hätte ſelbſt zur Fahne eines Macchiavelli geſchworen, ohne im Mindeſten zu ahnen, daß er dadurch von der Sache der Menſchheit abfiele. Wenn wir noch unbefangen und mit jener geiſtigen Einfalt, die die Bibel ſo ſchön als Jungfräulichkeit der Seele bezeichnet, ins Reich des Wiſſens treten, ſo liegt uns nichts entlegener als der Zweifel an der Wahrheit und Lauterkeit menſchlicher Beſtrebungen. Erſt wenn wir den Schmerz und die Täuſchung kennen gelernt haben, ſieht und erkennt unſer Auge auch das Kainszeichen an der Stirne der Literatur, und wir finden, daß die heiligſten Wahrheiten von der falſcheſten Hand und mit dem Herzblute des Nächſten in die Bücher der Geſchichte eingetragen worden.

Wenn die Morgenſtunden am Arbeitstiſch dahingegangen waren, ſo machte der Nachmittag und Abend ſein Recht für

Ausflüge in die Gegend geltend. Der alte mürriſche Hauswirth, der ein vereinſamtes Leben führte und mit ſeinen Nachbarn viele Stunden im Umkreis ſich verfeindet hatte, konnte unſerm Wanderer nicht zum Führer dienen; er mußte alſo, und was ihm auch ganz recht war, ſelbſt auf Entdeckungen ausgehen. Die ſchönen Ufer des berühmten See's waren die erſten Zielpunkte der Streifzüge. Seine Kleidung war wenig verſchieden von der eines Bauern jener Gegenden, das ſtädtiſche Element in ſeinem Anzug beſtand nur in einem in beſonderer Form geſchnittenen kurzen Ueberrock und einem breiten Ledergürtel, der die ſchlanke Taille zuſammenſchnürte. Ein grauer Strohhut mit einer Feder darauf ſaß auf den dunkeln Locken und beſchattete halb das friſche bräunlich geröthete Antlitz, deſſen Schmuck ein Bart von dunkler Färbung und weichem Glanze war. Der Hals und auch ein Theil der Bruſt waren frei.

Die Einſamkeit lehrt uns unſer Herz verſtehen. Wenn Paul ſich jetzt dringender als jemals mit ſeinem Lebenszweck, ſo wie er ſich ihn geſtellt, beſchäftigte, ſo geſchah dies auch zum Theil aus einem Grunde, den er ſich ſelbſt zu geſtehen, nicht aufrichtig oder nicht hellſehend genug war. Es war das Verlangen, die Klagen ſeines darbenden und verwaiſeten Herzens zu beſchwichtigen. Seitdem das reizende Bild der Unbekannten aufgehört hatte, ſein Schutzengel zu ſein, ſeitdem ihm deutlich geworden, daß Hermance, da ſie eine ſo lange Trennung von ihm gleichgültig aufgenommen, ihn nie geliebt habe, war ihm der Gedanke, ohne den edlen Troſt verwandter Herzen ſein Leben hinbringen zu müſſen, zu einer peinigenden Marter geworden. Die Schätze der Poeſie und des Wiſſens, da er den Ertrag nur für ſich allein aufſpeichern zu müſſen glaubte, ſchienen ihm die Hälfte ihres koſtbaren Werthes verloren zu haben. Er mußte ſich gewaltſam an das künftige Glück, das er einſt zu verbreiten die Hoffnung hegte, wenn der Himmel ſeinen Plänen günſtig blieb, klammern, um das gegenwärtige Elend mit einiger Faſſung zu tragen. In einſamen Stunden ertappte er ſich darauf, wie er ſeinen verlorenen Freundinnen Geſtändniſſe und Mittheilungen machte. Anfangs erröthete er über dieſes Spiel müſſiger und tändelnder Einbildungskraft, dann aber gewöhnte er ſich in ſeinem Schmerze auf dieſe Weiſe einen Abzugkanal zu öffnen, und auf ſeinem Schreibtiſche blieben öfters Briefe liegen, die er abwechſelnd an Hermance und an die Unbekannte richtete, in denen er Beiden den Fortgang ſeiner Studien, ſeine Zweifel und Hoffnungen, dann aber auch ſeinen einſamen Schmerz und ſeine Klagen über ihre Treuloſigkeit mittheilte. Dieſe Blätter ließ er oft mehrere Tage liegen, vernichtete ſie dann und gedachte ihrer nicht weiter. Eines Tages ſuchte er ausnahmsweiſe nach einem ſolchen Briefe, um eine Notiz daraus zu entlehnen, die er für ſeine Arbeiten brauchte, und fand ihn nicht. Er wußte, daß er das Blatt nicht zerriſſen hatte, er hatte ſich ſogar zufällig die Stelle gemerkt, wo er es hingelegt, und es fehlte. Den Wirth konnte er nicht in Verdacht ziehen, das Vermißte entwendet zu haben, denn dieſer mürriſche Alte kümmerte ſich ſehr wenig um das Thun und Treiben ſeines Miethers, und es war durchaus nicht denkbar, daß er ſich an deſſen, für ihn gänzlich werthloſen Papieren ſollte vergriffen haben. Kein anderes menſchliches Weſen betrat aber die einſame Hütte. Paul griff zu der phantaſtiſchen Erklärung, daß der Wind durchs Fenſter das Blatt entführt habe. Aber es fehlten bald nacheinander wieder ein paar Blätter, und unmöglich konnte der Wind auch dieſe geraubt haben. Paul wurde aufmerkſam und mißtrauiſch. Er ſah ſich zum erſten Mal in ſeiner patriarchaliſchen Wohnung nach einem verſchließbaren Raume um, fand jedoch keinen. Er überblickte ſeine übrigen Papiere, er überzählte ſeine geringe Baarſchaft, nichts fehlte, dieſe Briefe waren dem myſteriöſen Prozeß des Unſichtbarwerdens ausgeſetzt. Als er über dieſe Neckereien ernſtlich aufgebracht eines Abends ſich ſpät noch hinſetzte, um Excerpte aus einem ſeiner Bücher zu machen, erblickte er aus der Schreibunterlage, die aus einem Papierhefte beſtand, den Zipfel eines beſchriebenen Blattes hervorragen, der eine ihm unbekannte Handſchrift zeigte; er zog es hervor und las zu ſeinem Erſtaunen eine Antwort auf jenen erſten verlorenen Brief. Die flüchtigen aber doch zierlich geſchriebenen Zeilen waren unterzeichnet: „Der Geiſt des Gebirges.“ Dieſe Myſtification machte, daß Paul ganz außer ſich vor Erſtaunen gerieth und ſich über dieſes Wunder nicht zu faſſen wußte. Der Geiſt des Gebirges redete ein ſo feſte, ſo ſichere und doch dabei ſo anmuthige und zierliche Sprache. Es war nicht der Geiſt der erhabenen und blendenden Gletſchergipfel, dieſer Kryſtallburgen der Sterne, es war dagegen die friedliche und blumengeſchmückte Region des Gebirges, die hier in ihrem Abbilde ſich zeigte. Ein heller und friedlicher Geiſt hob die Schwingen über ſchroffe Abgründe und todtbringende Klüfte dahin. Die Alpenroſe blühte in dieſen Briefen, und das melodiſche Tönen des Heerdengeläutes machte ſich in den beſänftigenden und tröſtenden Worten hörbar. Der Geiſt des Gebirges hatte unſeres Helden ganzes Leid zu erfaſſen gewußt, er zeigte ſich vertraut mit ſeinem geheimſten Hoffen und Wünſchen. Die Entſchuldigung des Briefraubes wurde anmuthig in folgenden wenigen Zeilen gegeben: „Glaube nicht, daß es in Deiner Macht ſteht, Dich vor meinen unſichtbaren Briefträgern zu ſchützen. Ich habe bemerkt, daß Deine Briefe von keinem lebenden Weſen abgeholt werden, und folglich gehören ſie mir und Du richteſt ſie an mich, der ich allen meinen Kindern nahe bin. Dir zu Liebe laß ich mich herab, auf ſterbliche Weiſe einen Briefbogen zu falzen und eine Feder in Bewegung zu ſetzen. Alles dieſes geſchähe nicht, wenn ich mich nicht für verpflichtet hielte, in Ermangelung anderer Perſonen, auf Deine einſamen Briefe zu antworten. Sei verſichert, ich ſchreibe ungern, weil ich weiß, daß ich nicht ſo vortrefflich ſchreibe, um mich mit Euren modiſchen Briefſtellern zu meſſen. Aber ich fühle wahr und meine Empfindungen ſind aufrichtig. Dies iſt Etwas.“ — Auf einem anderen Brief, den Paul ſchon ſeit längerer Zeit vermißt, fand er die Antwort ebenfalls und ſie lautete, wie folgt. „Du glaubſt, daß die großen Geiſter vergangener Tage immer glücklich, immer ſiegreich, immer in Begleitung ihres Genius erſchienen; Du irrſt. Ich habe hier innerhalb meines Bereichs Byron ſtehen ſehen, und der erhabene Dichter dachte daran, wie er ſo raſch als möglich echte Windſor-Seife aus England würde erhalten können. Er zankte mit ſeinem Diener, weil dieſer vergeſſen hatte, ein kleines Päckchen weiß und roth gewürfelter Tücher in den Koffer zu packen, ach, und der edle Lord, welche Mienen konnte er machen, wie konnte er giftig und verdrießlich ausſehen, wenn man ihm meldete, daß wieder ein Trupp ſeiner Landsleute im Gaſthauſe zu Genf eingerückt ſeien. Und welche Scene hab' ich mit Voltaire erlebt! Er, der die Natur nicht liebte, ihre Sprache nicht verſtand und lieber das runzelvolle Geſicht ſeiner Köchin ſehen wollte, als die paradieſiſchen Ufer meines ſchönen Sees, er betrug ſich wie ein krankes Kind, wenn er ſich einmal zufällig von Gebirgen eingeſchloſſen ſah. Er zog einen alten Pfefferkuchen hervor und käuete daran, während Madame Denis den Staub von ihrem Reifrock klopfte und ihr losgeriſſenes Schuhband zuknüpfte. Welche Flüche ſtieß der Philoſoph aus gegen den Nord-Oſt und wie ärgerlich war ſeine Nichte, daß ſie nicht in Paris ſein konnte. Ich hatte gut reden, meine Sonnenaufgänge, meine durchſichtigen und magiſchen Abendwolkenſchleier, der bewegte und in den ſchönſten Farben ſchillernde See — Alles entging dieſen alten Pariſern, dieſen verwöhnten und verſchrobenen Kindern des achtzehnten Jahrhunderts. Dagegen blieb die Tochter Necker's ſich immer gleich. Ich ſah ſie in ihrem eleganten kleinen Phaëton, nachläſſig zurückgelehnt in die Kiſſen, die große Straße dort herabfahren. Ihr blitzendes großes Auge ruhte auf den Reizen der Gegend, und das geiſtvolle Lächeln, das nur ihr eigen war, dieſe Sonnenwärme des Herzens bei dem Sonnenglanz des Geiſtes, ſchwebte um ihren anmuthigen Mund. Ich habe dieſe Frau liebgewonnen. Man ſah ihr an, daß auch ſie unglücklich war, von dem göttlichen Paris entfernt zu leben, aber ganz unähnlich jenem alten häßlichen Pariſer Kinde, hielt ſie's unter ihrer Würde, im Angeſicht einer majeſtätiſchen Natur über kleine Menſchen und kleine Verhältniſſe zu zürnen. Ein prachtvoller Sonnenuntergang, den ich ihr zeigte, machte ſie auf Wochen hin die tyranniſche Laune des Kaiſers vergeſſen, und die Bajonette der ſiegreichen Legionen, die auch über das Geſchick einer einſamen Frau, wie über die Throne der Fürſten entſchieden hatten, blitzten ihr nicht mehr in der Erinnerung todbringend entgegen, wenn ſie die Farbenblitze meines ſchönen See's erſchaut hatte. Voltaire ärgerte mich durch tauſend kleine Narrheiten; er ſchnupfte Tabak und entblödete ſich nicht, in den Kelch einer meiner ſchönſten Alpenroſen einen häßlichen braunen Tropfen fallen zu laſſen. Ich hab' ihm das nie vergeben können, und dabei lachte das alte Geſpenſt ſo boshaft, als wollte es ſagen: Schon wieder eine kleine fade Unſchuld vernichtet, ſchon wieder ein Leben getödtet, das nicht von mir ſeinen Athem und ſeine Geſetze empfing!“ — Der Briefſteller fuhr fort: „Alſo darum ſei auch Du nicht troſtlos, mein Freund! Erwarte die Offenbarungen, die ich ſpende, nicht mit dem kleinen und eitlen Ungeſtüm, der die Frucht vom Baume zu ſchütteln trachtet, noch ehe ſie reif iſt — —.“

In einem anderen Briefe hieß es: „Ich bin begierig, zu erfahren, wie Du Deinen Weg vollends zum Ziele gehen wirſt. Ich weiß um Deine Entſchlüſſe, ſo wie mir das Vergangene bekannt iſt; bei einem Geiſte ſind ſolche kleine Allwiſſenheiten nichts Neues. Auf, faſſe Muth, dringe vorwärts. Keiner Deiner Freunde, keiner Deiner Genoſſen hat Dich verlaſſen, ſie Alle ſehen auf Dich, zählen Deine Schritte und ſind ängſtlich beſorgt, daß Du einen Fehltritt machen könnteſt. Bis jetzt iſt ihre Furcht, dem Himmel ſei Dank, ohne Grund geweſen. Du fühlſt Dich einſam und verlaſſen? Du biſt es nicht, Deine Zukunft iſt bei Dir. Da Du die Mühe nicht geſcheut haſt, in den ſtürmiſchen Tagen Deiner Jugend die Saat zu ſtreuen, ſo erwarte im Alter ſüße Sommerabende und reiche Aernten. Dir bangt vor dem Sturm, der über das alte Syſtem Europa's losbrechen werde, es ſei, er komme, haſt Du nicht im Froſte zu arbeiten Dich gewöhnt, wenn der Thauwind ſaust und die Gipfel alter Stämme zuſammenſchüttert, wird es Dir die Beſinnung rauben, wenn dieſer Sturm zur Stärke eines Orkans anwächst? Nur diejenigen, die in ihren Paläſten ſich feig bis jetzt verſteckt hielten, die Bollwerke von Atlaspolſtern dem kalten Weſen der Zeit entgegenbauten, nur ſolche wird eine große Stunde unvorbereitet treffen. Ihr Menſchen könnt nichts mehr thun, als aufmerkſam zu ſein und thätig. Die Zeit ſtraft nur die Schläfer und die Unfreien.“

Paul's Verſuche, dieſen geheimnißvollen Briefſteller zu erforſchen, ſcheiterten an der Lebhaftigkeit und Unbeſonnenheit, mit der er bei ſeinen Nachforſchungen zu Werke ging. Er hielt oft ſchon einen neuen Brief in der Hand, während er nach der Spur des letztempfangenen ſuchte. Oft erſchien ihm das Spiel wirklich wie von Geiſterhänden gefügt. Zuletzt ließ er dieſen reizenden Ueberraſchungen ihren Weg; ſie tröſteten und erheiterten ihn wunderſam. Aber er ſollte auch auf andere Weiſe in das Reich phantaſtiſcher Gebilde und liebgewordener Träume hineingezogen werden. An einem ſchönen Abende fuhr er über den See und ließ nicht weit vom Ufer den Kahn ruhig hintreiben, um ſich an der Friſche und der Lieblichkeit der Waſſerſtille, an dem impoſanten Anblick der Gegend zu erlaben. Geblendet vom Glanz der Farben, in die das Gebirge im Abendſchein ſich kleidete, wandte er auf einen Moment die Blicke ab und ſenkte ſie in den Waſſerſpiegel. Er fuhr überraſcht empor, denn aus der kryſtallenen Fläche blickte ihm Hermance's Antlitz entgegen. In naher Entfernung von ihm hatten eine Frau und ein Mann, Beide in bäuerlicher Kleidung, im Kahne Platz genommen. Sie hielten einen Korb voll Marktfrüchte zwiſchen ſich. Paul hatte ſie einſteigen ſehen, ohne ſie im mindeſten zu beachten. Der Mann ſaß mürriſch und in jene ſtumpfe Ruhe verſenkt da, wie man ſie bei dieſer Claſſe Leute findet, die von der Tagesmühe mitgenommen, ſich nach der Abendmahlzeit und nach Ruhe ſehnen, die Frau lehnte ſich halb auf den Korb, ſie ſchien alt und krank zu ſein; ein faltenreiches Tuch bedeckte, von der Stirn niederfallend, ihr Geſicht zur Hälfte. Und dennoch hatte die alte Frau das Wunder, das unſerm Helden das Herz ſtürmiſch klopfen machte, hervorgebracht. Es konnte nur ſie geweſen ſein, denn zwar ſaßen noch ein paar andere Frauen ihr zur Seite, doch dieſe waren unverhüllt und Paul ſah deutlich ihre Geſichter. Jene zauberhafte Alte hatte, ſich zum Spiegel des See's niederbeugend, die Züge eines jungen ſchönen Mädchens angenommen; und zwar eines Weſens, das in dieſem Augenblicke durch eine Kluft von meilenweiter Entfernung von unſerm Abenteurer ſich geſchieden befand. Paul ſprang auf, wollte, über die Füße der ihm Zunächſtſitzenden hinwegſetzend, raſch den andern Theil des Fahrzeuges erreichen, als ein heftiges Schwanken des Kahnes und ein lautes Kreiſchen ſämmtlicher Frauen, ſo wie ein Drohen und Fluchen der Männer ihn auf ſeinen Platz zurückzukehren nöthigte. Beim Landungsplatz war das Gedränge ſo groß und Paul konnte wieder nicht raſch genug hinaus, ſo daß ihm die myſteriöſe Geſtalt entſchlüpfte. Er durchlief die Gaſſen des kleinen Fiſcherdorfes in allen Richtungen und verweilte bis nach Mitternacht, ehe er ſich entſchloß, ohne Ergebniß ſeiner Nachforſchungen in ſeine einſame Wohnung heimzukehren. Am andern Tage fand er ſich ſchon ſehr früh in Genf ein, um in den dortigen Gaſthäuſern über die kürzlich angelangten Fremden Erkundigungen einzuziehen: es war ſchwierig, auch hier zu einem günſtigen Reſultate zu gelangen, denn ſeine einfache Kleidung verſchloß ihm die Thüren der prachtvollen Hotels, und ſeinen Fragen wurde nur flüchtig und ungenügend geantwortet. Als er auch hier unverrichteter Sache heimkehrte, machte ihn die Ueberzeugung glücklich, daß Hermance in ſeiner Nähe ſei, daß ſie ſein Andenken bewahrt habe, daß ſie ſeinen Schritten gefolgt ſei; denn wie wenig er auch im Stande war, ſich alle dieſe Räthſel zu erklären, auf ſein Auge konnte er ſich verlaſſen, und unmöglich war es, daß jene Vermummte eine Andere als Hermance geweſen ſein konnte. In der Aufregung, in der er ſich befand, ſuchte er nach einem Schreiben jenes unſichtbaren Briefſtellers und er fand richtig eines, doch war es diesmal beſonders kurz und in mehr als gewöhnlich geheimnißvollen Ausdrücken abgefaßt. Es fing mit einem myſtiſchen Gruße an: „Sohn der Tiefe, die Geiſter der Höhe grüßen Dich! Laß Dich nicht aufhalten, ſtürme weiter auf Deiner Bahn.

Die Ruhe iſt für Dich noch nicht geſchaffen. Denk an das Ziel, das Du Dir geſteckt! Denk an jenes arme und verlaſſene Weſen, darbend in Glanz, elend in ſeiner Größe, einſam unter Tauſenden, die ſich um ſie her drängen, denk an ſie und wiederhole Dir einen gewiſſen Schwur, den Du ihr geleiſtet.“ — „O Himmel!“ rief Paul, „das iſt ſie! Sie dennoch! Es ſchwebt kein Trugbild vor meinen Blicken, ich habe ſie wieder, meine Tröſterin, meine hohe geiſtige Geliebte. Ihre Hand iſt's, die dieſe Briefe ſchrieb!“ — Er fühlte ſich ſo trunken vom Glück, daß er die Schrift an ſeine Lippen drückte. Clementinens frivole und kindiſche Geſtalt war wieder verſchwunden; ſtatt ihrer betrat die Göttin wieder den ihr geweihten Tempel. Aber unſer armer Freund mußte ſich geſtehen, daß bei näherer Prüfung doch die Handſchriften nicht zuſammenſtimmen wollten. Er bewahrte noch einige Billette der Unbekannten, und dieſe Schriftzüge und die des Geiſtes des Gebirges waren weſentlich von einander verſchieden. Wer anders jedoch, als die Unbekannte hatte jene Zeilen, welche die Anſpielungen auf den Schwur enthielten, ſchreiben können? Er brachte ſofort einen leidenſchaftlichen Brief zu Stande, in welchem er den Geiſt des Gebirges beſchwor, ſeine Nebelhülle abzuſtreifen und ſein wahres Antlitz ihm zu zeigen; er verſicherte, daß dieſes zu ſeinem Glück und zum Heil ſeiner Zukunft unumgänglich nöthig ſei. Der Geiſt, in ſeiner Antwort, ſtellte ſich gerührt von dieſer dringenden Bitte und verſprach einen ſichtbaren Boten in den nächſten Tagen ſenden zu wollen, der ihm mittheilen ſolle, ſo viel der Geiſt nach ſeiner höheren Einſicht und Allwiſſenheit (hier war vom Briefſteller ſelbſt ein Fragezeichen gemacht, das Paul ein Lächeln abnöthigte) ihm zu wiſſen erlaubte. Als Ort der Zuſammenkunft war eine Eiche bezeichnet, die an einem einſamen Platz inmitten einer großen Wieſe ſtand.

Paul erwartete jetzt mit der größten Ungeduld das Erſcheinen des Tages und der Stunde, endlich waren ſie da, und lange ſchon vor der beſtimmten Friſt ſaß er auf der Bank unter der Eiche. Es war ein milder Abend, die Luft rein und bis in die höchſte Höhe klar und mit mildem Glanz erfüllt. Der Spiegel des See's war durch die Baumſtämme des nahen Gehölzes ſichtbar, blitzend und funkelnd wie flüſſiges Silber machte er ſich in den dunkeln Schatten bemerkbar. Die edle Schönheit der Gegend war durch den Zauber der Milde und Zartheit gehoben, die der Abend verbreitete. Die Gebirggipfel glühten im rothen Scheine, aus den Thälern hervor ſtieg die kalte bläuliche Farbe der Nacht und mit dem Roth im Kampf bildete ſich dunkles Violet, deſſen dünne Flöre ſich am Fuß des Gebirges hinzogen. Paul träumte und ſtarrte vor ſich hin, den Fußpfad der Wieſe hinauf, bis dahin, wo er ſich in den Schatten des Gehölzes verlor. Die Schalmei eines Hirten und das Geläute der heimkehrenden Heerden durchbrachen die Stille des ſpäten Abends. Endlich wurde in weiter Ferne noch ein weißer

Gegenſtand ſichtbar. Er näherte ſich ſchnell. Jetzt trat aus dem Dämmerſchein eine weibliche Geſtalt hervor, die ſchlank und flüchtig, wie eine von ihrem Stengel gelöste Blume, die der Wind dahintreibt, der Eiche ſich näherte. Der Pfad machte mehrere Windungen, und von der Schönheit der eilenden Geſtalt, die ihm ſein Glück brachte, bezaubert, wandte ſich Paul mit ausgebreiteten Armen und in Entzücken verloren ihr entgegen, und hätte den leichten beflügelten Schritt noch leichter und beflügelter machen mögen, um nur die Liebliche raſcher in ſeine Nähe zu führen. Als ſie das nahe Gebüſch durcheilte, ſah er ihren Schleier im Winde flattern und ſich an einem der Zweige anheften. Wie zürnte er über dieſes kleine Hemmniß, wie konnte er nicht erwarten, bis der gefeſſelte Schleier wieder gelöst war und die Wandelnde ihren Gang weiter fortſetzte. Endlich war ſie da und blieb in der Entfernung von wenig Schritten ſtehen, gleichſam als fühlte ſie Scheu, in den Bereich der dunkeln Schatten zu treten, die der alte Stamm um ſich her verbreitete, oder wollte ſie vielleicht den Blick der Liebe in ſeiner ganzen Fülle und Zärtlichkeit auf ſeinen Gegenſtand heften, jetzt, da ſie es noch mit Ruhe konnte, da ſie ſich noch nicht im Bereich des Ungeſtüms und der Begehrlichkeit ihres Freundes befand? Plötzlich jedoch — als fürchtete ſie, daß dieſes Zögern Mißtrauen andeuten könne, überſchritt ſie raſch die Grenze, und Paul fühlte in ſeiner Rechten dieſelbe kleine zarte Hand zittern, die er damals beim Abſchiede in Berlin mit dem ganzen Feuer der Ueberraſchung und Liebe an ſeine Lippen, an ſein Herz gedrückt hatte. Die Unbekannte ſchien von dieſem Empfang ſo heftig erregt, daß ſie ſichtlich mit ihren überwältigenden Gefühlen kämpfte und keines Wortes mächtig war. Stumm nahm ſie auf der Bank den Platz neben Paul ein und duldete es, daß ihre Hand in der ſeinigen ruhen blieb.

„Ich komme,“ hub endlich die ſchöne aber zitternde Stimme an, „Ihnen zu danken, für den Troſt, den Sie mir gewährt haben. Ich ſchöpfte aus Ihrem Leben Licht für das meine. O mein Freund, ich war jammervoll unglücklich, ſeitdem ich Sie kenne, bin ich's nicht mehr.“

Paul warf ſich ihr zu Füßen, er umſchlang ihre Kniee, er war nahe daran, ihre Hände, die ſie wie ſegnend auf ſein Haupt gelegt, mit Thränen zu netzen.

Sie bat ihn, aufzuſtehen, er gehorchte nicht, er ſchlang ſeine Arme um ihren Leib und rief mit taumelndem Entzücken: „So biſt Du mir alſo nicht geraubt! Ich habe Dich wieder! O ich war ſo elend, da ich ohne Dich weiter auf meinem dunkeln Pfade gehen ſollte! Bleibe bei mir! Bleibe bei mir bis ans Ende der Tage!“

„Ich werde bei Dir bleiben!“ ſtammelte die Verhüllte und neigte ſich zu dem Bittenden herab, in deſſen dunkle, in verzehrendem Feuer glühende Augen ſie lange, und wie in ein zärtliches Schmachten verſenkt, hinabſah. „Ich werde bei Dir bleiben!“ flüſterte ſie noch einmal vernehmlicher. „Nur verlaß Du mich nicht, indem Du Dich ſelbſt verläſſeſt.“

„O nimmer! nimmer!“ rief er. „Ich bleibe der Menſchheit, ich bleibe der Tugend, ich bleibe Dir getreu. Der ſchwerſte Fluch treffe mein Haupt, wenn Du mich je unwürdig Deiner ſiehſt!“

„Es iſt genug!“ ſagte ſie leiſe. „Ich bin glücklich! Ich habe ein Herz gefunden, das meine Träume verwirklicht. Wie verdiente ich, ſo hoch erhöht zu werden vor tauſend meiner armen Mitſchweſtern, die in Nacht und Dunkel darben! Ich darf zu Gott emporſehen, denn ich darf lieben und vertrauen.“

Dieſe Worte, mit einer Stimme geſprochen, die in ihrer erſchütternden Erregung die geheimſten und glühendſten Quellen der Empfindung aufſchloß, rührten wie unmittelbarer Hauch Gottes an Paul's Seele. „Was bin ich?“ rief er zerknirſcht und blutend, „daß ich Dir, Du Reine, Selige, genügen könnte? Was iſt mein zerſtückeltes und wüſtes Tagewerk, daß Du daraus Lehre und Ermuthigung ſchöpfen könneſt? O ich möchte ganz anders, im Lichte und Glanz ganz anderer Thaten hier vor Dir ſtehen. Zeige mir einen Ruhm, würdig genug die Entzückungen dieſer Stunde damit zu erkaufen, und ich will ihn erſtreben.“

„Paul," flüſterte ſie, indem ſie mit flüchtigem Finger ſeine heiße Stirn berührte, „gedenke der Worte des Geiſtes. Noch iſt Deine Aufgabe nicht erfüllt. Strebe weiter!"

„Du gebieteſt es und ich werde gehorchen," entgegnete Paul; „doch damit ich nicht wieder in Zweifel und Unruhe falle, enthülle Dich mir. Laß mich Auge in Auge den Bund der Liebe ſchwören. Ich will, ich muß Dich ſehen! Da ich Deine Seele kenne, da ich Dein Herz liebe, was können da äußere Formen Zwietracht ſtiften?"

Die Unbekannte ſchien in ihrem Entſchluß zu ſchwanken. Sie ſaß unbeweglich, und nur die ſchnellen Bewegungen ihres Buſens verriethen den Kampf ihrer Gefühle.

„Willſt Du?" fragte Paul. „Willſt Du ganz mein ſein?"

Sie neigte ſich zu ihm herab und entgegnete mit ſchwacher und verſagender Stimme: „Fordere nicht, was ich nicht gewähren kann, ohne Dein und mein Glück zu gefährden."

„Mein Glück?" rief Paul wild. „Alſo meinſt Du, dieſes hinge von leeren Zufälligkeiten ab? Du fürchteſt, ich wäre ſo ſehr noch Kind, daß, wenn der Zauber des Geheimniſſes fiele, wir einander gegenüberſtänden in den Verhältniſſen der Proſa und der Alltäglichkeit des Lebens, wenn ich Dich bei dem Namen nennte, bei dem die Welt Dich nennt, daß dann das Band ſich löſte, das uns bindet? O nein, das kannſt Du nicht fürchten. Jede andere Liebe iſt ſolchen Bedrohlichkeiten ausgeſetzt, nur nicht die unſrige. Laß mich immer glauben, daß unſere Vereinigung haltbarer und feſter ſei, daß nicht flüchtige Leidenſchaft, ſondern der Trieb unſerer vereinten Seelen, dem Lichte gemeinſam zuzuſtreben, uns zu einander geführt habe. Wahrlich, laß mich das glauben.“

„Du ſprichſt damit aus, was ich ſelbſt in glücklichen Augenblicken glühend empfinde,“ entgegnete ſie.

„Und doch!“ rief er.

Sie machte eine abwehrende Bewegung, als er ihren Schleier faßte. Schnell ließ er die Hand ſinken, und Trauer und tiefes Leid malten ſich in ſeinen Zügen. Die Verhüllte erhob ſich und verſchwand leiſe wie ein Nebelbild aus dem Bereich der Schatten des Baumes. Als Paul aus der Betäubung ſeines heftigen Schmerzes erwachte, ſah er ſie ſchon fern entſchweben. Der Schleier wallte wieder durch die Nacht. Es war der wahrhafte Geiſt des Gebirges, eine, die Seele mit Sehnſucht, Luſt und Grauen erfüllende Erſcheinung. Paul raffte ſich auf, ihr nachzueilen, aber ſie flog wie der Schatten, den die Wolke am hellen Mittag über die Wieſe hingleiten läßt.

Klagend und mit Schmerz und Freude kämpfend kehrte der einſame Wanderer heim.

Ueber die Freude des Wiederfindens und der Innigkeit des kurzen Zwiegeſprächs hatte Paul vergeſſen, die Unbekannte über Hermance zu befragen. Er bildete ſich feſt ein, dieſe beiden Frauen, die ſich in dem Intereſſe um ſeine Perſon und ſein Schickſal theilten, müßten auch nothwendig Eine zu der Andern in einem nahen ſchweſterlichen Verhältniſſe ſtehen. Er betrachtete ſie in ſeinen Träumen als zwei Arm in Arm niederſchwebende Genien, die aus ihrer Heimat, dem Himmel, kamen, um den Pfad eines armen Erdenpilgers mit Blumen zu beſtreuen. Er wollte nun nachholen, was er verſäumt, und brachte ſeine Fragen zu Papier, aber dieſer unglückliche Brief fand keinen Boten, der ihn forttrug. Jetzt erſt ward Paul inne, daß der holdſelige Geiſt des Gebirges, oder eigentlich deſſen Stellvertreter von ihm Abſchied genommen. In der Troſtloſigkeit der letzten Scheidemomente hatte er ihn nicht recht verſtanden, oder verſtehen wollen. Er fing jetzt an, ſeine Nachforſchungen in den Städten zu erneuen, immer aber ohne Erfolg. Eines Morgens kehrte er wieder von einer ſolchen fruchtloſen Entdeckungsreiſe zurück, als er den Bergpfad, wenige Schritte voraus, eine ſeltſame und durchaus fremdartige Geſtalt wandeln ſah. Es war ein langer, dünner, hochaufgeſchoſſener, dem Anſcheine nach noch junger Mann, der eine große Zeichenmappe nebſt Klappſtuhl und Sonnenſchirm unter einem Arm, unterm andern einen Damenſtrohhut, Shawl und Mantille trug und, auf dieſe Weiſe beladen, dennoch Zeit behielt, ſehr eifrig in ein kleines Notizbüchelchen Bemerkungen einzutragen. So ſchreibend und unter ſeiner Laſt keuchend bewegte ſich dieſer Morgenſpaziergänger nur langſam vorwärts, indem er die Richtung nach einer kleinen Capelle einſchlug, die auf einer ſchattigen Anhöhe ſich erhob. Paul, je näher er dem Wanderer kam, überzeugte ſich immer mehr, daß er einen alten Bekannten vor ſich habe, und endlich, da er ſeiner Sache vollkommen ſicher war, rief er mit lauter Stimme, daß es durch die ſtille Einſamkeit klang: „Emil! Emil!“ Der Angerufene wandte ſich raſch um, und mit dem Ausrufe „Brunswick!“ kam er auf ihn zu und umarmte ihn. Der Lieutenant der Linientruppen ſah noch blaſſer und hohlwangiger aus, als dies in den Tagen ſeiner anſpruchsloſen Jugend der Fall geweſen. Er erwiederte Paul's Händedruck nur matt, indem er ſagte: „Wie wunderbar iſt dieſes Zuſammentreffen am Fuße der Alpen. Du wirſt mir nicht glauben, aber ich kann Dich verſichern, daß ich ſo eben einige Verſe niederſchrieb, die die unerſchöpflichen Reize dieſer Thäler und Bergeshöhen zum Gegenſtand haben.“

„Alſo Du dichteſt noch immer?“

„Ja wohl!“ rief der Lieutenant und ſtieß einen langen und durchdringenden Seufzer aus.

„Und haſt Du ſchon einen Verleger für Deine Gedichte gefunden?“

„Noch nicht,“ entgegnete der Poet; „allein ich habe Hoffnung, daß mein Schwiegervater auf ſeine Koſten ein kleines Bändchen herausgeben wird. Wenn man nicht politiſch widerhaarige und anrüchige Poeſieen ſchreibt, ſo wird es Einem heutzutage ſo ſchwer, ſeine Waare auf den Markt zu bringen.“

„Armer Emil Glibbon.“

„Glibbon? Nenne mich nicht mehr ſo. Ich habe auf Anrathen meines Schwiegervaters den Namen eines ſeiner entfernten Verwandten angenommen und heiße jetzt Baron Klipper von Klippſtein. Es iſt dies eine alte Familie, die, ich weiß nicht wo, anſäſſig iſt, und die, ich weiß nicht, in welcher Chronik angeführt worden iſt.“

„Angeführt? Man hat Dich angeführt, mein Lieber. Wie konnteſt Du Dir von einem Fremden Deinen ehrlichen Namen nehmen laſſen?“

Der Lieutenant lächelte und ſagte: „Nennſt Du meinen Schwiegervater einen Fremden? Und überdies, was iſt ein Name? Der meine klang in der That etwas bürgerlich. Mein Schwiegervater pflegte zu ſagen: ‚Es iſt kein Metall im Namen.‘ Damit meinte er aber nicht Gold, denn ſo unzart iſt er nicht, mir meine Mittelloſigkeit vorzuwerfen, ſondern Eiſen. ‚Man hört nicht Harniſche raſſeln und Schilde aneinander ſchlagen, wenn man den Namen Glibbon ausſpricht.‘

Ich habe über dieſe witzige Bemerkung meines Schwiegervaters ein Gedicht gemacht, das einzige, das er würdig befunden hat, ganz bis ans Ende durchzuleſen."

„Stehſt Du Dich denn jetzt gut mit Deiner Familie?"

„O ja. Du ſiehſt, man hat mich auf dieſe Reiſe mitgenommen."

„Man hat Dich mitgenommen? Teufel! das klingt ganz verwünſcht unterwürfig. Was ſagte ich Dir damals, Emil! Du ſollſt Dich von Deinem albernen Papa nicht unterjochen laſſen. Haſt Du das vergeſſen, mein Junge?"

„Du ſprichſt in einem Tone, wie ich ihn nicht liebe und ihn auch nicht vertragen würde, wenn ich Dir nicht von Alters her Dank ſchuldig wäre," ſagte der ehemalige Lieutenant empfindlich. „Mein Schwiegervater iſt ein allgemein geachteter und liebenswerther Mann. Er iſt's, der mich in ein geordnetes und ruhiges Leben eingeführt hat. Mein Blut und meine Einbildungskraft waren zu feurig, ich hätte gewiß in Leidenſchaft und Verblendung falſche Wege eingeſchlagen. Jetzt aber ſteh' ich, Gott ſei Dank, ſchon ſo feſt in der öffentlichen Achtung, daß die Prinzen mich monatlich einmal zur Tafel laden."

Paul, der es nicht verſtand, über irgend Jemanden zu ſpotten, beſonders wenn der Gegenſtand ihm früher lieb geweſen war, ſah unmuthig vor ſich hin und ſagte dann nach einer Weile: „Wenn Du zufrieden biſt, ſo iſt ja Alles gut.“

„Ja wohl!“ entgegnete der neue Baron, indem er den Strohhut ſeiner Frau, der ihm entglitten war, vorſichtig aufhob; „es iſt auch Alles gut! Nur einen Wunſch habe ich und“ — hier ſeufzte er wieder ſehr tief — „der Himmel wird ihn auch gewiß erfüllen; meine Gedichte möchte ich gedruckt ſehen!“

„Und Deine Frau, und Mélanie und“ — Paul wollte hier Hermance nennen, aber der Name weigerte ſich, in Verbindung mit jenen andern über ſeine Lippen zu gehen.

„O meine kleine Franzie, ſie iſt ein Engel; was meine liebenswürdige Schwägerin betrifft, ſo weißt Du, ſie iſt zu geiſtreich und denkt zu tief und ſcharf, als daß der Umgang mit irgend einem Manne, geſchweige denn mit mir ihr genügen könnte. Wenn man uns Beide zuſammen ſieht, ſo ſollte ein Fremder ſchwören, daß ſie mich völlig überſieht, aber wer ſie nur etwas näher kennt, weiß, daß dies gar nicht in ihrem Charakter liegt, daß ſie eigentlich im Innerſten ihres Herzens das Wohlwollen, die Sanftmuth und die Güte ſelbſt iſt; ſo gegen mich, wie gegen die ganze Welt. Glaube mir, mein theurer Paul, die Menſchen ſind urſprünglich alle gut, es liegt nur an uns, daß wir ihre herrlichen Eigenſchaften nicht herauszufinden verſtehen. Ging es mir nicht einmal mit Dir ebenſo? Ich hielt Dich für grundböſe und falſch und am Ende —“

„Laß das!“ rief Paul ganz beſchämt von dieſem unerwarteten Lobſpruch, der ihm alle die Thorheiten ſeiner früheren Tage ins Gedächtniß rief. „Weiß Gott, ich wußte damals die Menſchen weder recht zu lieben noch zu haſſen. Jetzt hab' ich Lectionen in dieſer Kunſt genommen.“

Der ehemalige Lieutenant blickte ſich erſchreckt um und ſagte dann eilig: „Da kommt Mélanie. Sie wird zürnen, daß ich nicht ſchon längſt den Zeichentiſch und den Apparat oben fertig hingeſtellt habe. Ich bitte Dich, Brunswick, oder wie Du jetzt heißen magſt, verlaß mich jetzt, denn meine Schwägerin würde es mir nie verzeihen, wenn ſie erführe, daß ich mit Dir noch irgend einen Verkehr habe. Ich werde ihr ſagen, daß ich einen jener pittoresken Landleute gefunden und angeredet habe, die man hier überall ſieht, um mich über den Genfer Dialekt in Kenntniß zu ſetzen.“

„Ich werde ihr entgegen gehen und die Bekanntſchaft erneuen,“ ſagte Paul.

„Thu' das um's Himmelswillen nicht,“ entgegnete Emil ängſtlich. „Sie würde Dich nicht kennen, und wenn Du ihr auch hundert Mal Deinen Namen nannteſt. Die Prinzen haben von Dir mit Lächeln und Verachtung geſprochen, Du begreiſſt, daß Du da vollkommen todt für uns, für unſere ganze Geſellſchaft biſt. Geh'! ich beſchwöre Dich! Wenn Du's Deinetwegen nicht thuſt, ſo entferne Dich, weil es mein Glück und meine Ruhe betrifft. Mein Schwiegervater, der wegen der Mehrkoſten der Reiſe, die meine Mitnahme verurſacht, ſchon ohnedies ungehalten auf mich iſt, würde mir nie eine ſolche grobe Ungeſchicklichkeit verzeihen. Ich ſage Dir, nie. Geh', Guter! Geh!"

„Emil," ſagte Paul ernſt und kummervoll, „weißt Du wohl, daß ich ſo nicht ſprechen würde in Deiner Stelle? Doch ich werde gehen; nur eine Frage noch, weißt Du etwas von Hermance Romilly?"

„Nichts weiß ich von ihr, nichts! Sie iſt, denk' ich, nach Frankreich zurückgekehrt." Mit dieſen Worten entſchlüpfte der Baron Klipper von Klippſtein und war in wenigen Rieſenſchritten auf der Spitze des Hügels angelangt, wo er ſein mitgebrachtes Möbelwerk vertheilte und aufſtellte. Paul zog ſich ein wenig in's Gebüſch zurück und ſah Mélanie an ſich vorübergehen. Sie las in aufgerollten Zeitungsblättern und ſah ſchön, kalt und ſtarr wie immer aus. Die reizende Gegend gewann ihr keinen Blick ab. Sie war an den Ufern des Genferſee's Dieſelbe, die ſie in ihrem Boudoir in Berlin geweſen. Paul fühlte ein kleines Fröſteln ſeinen Körper durchrieſeln, als er dieſe lebloſe, lebenlügende Statue ſich vorüberbewegen ſah. „O Himmel!“ rief er bei ſich; „dieſes iſt ein Weib, und dieſes Weib ſoll fühlen, und ihr Gefühl ſoll ſie und eine Welt beglücken — und von dem allen — nichts, nichts! — Nur die äußere Larve eines Weibes, eines fühlenden Weſens! —

Er wandte die wenigen Tage, die er noch zu bleiben ſich entſchloſſen hatte, zu Nachforſchungen an, doch weder Hermance ließ ſich ſehen, noch gab der Geiſt des Gebirges erneuerte Kunde von ſich. Die Erſparniſſe waren überdies zu einer ſehr geringen Summe zuſammengeſchmolzen, Paul mußte an neuen Erwerb denken. Als er ſein Bündel geſchnürt und den Wanderſtab ergriffen hatte, ſchlug er den Weg nach Norden ein. Er hatte die Abſicht, eine große Hauptſtadt, in der lebhafter, geiſtiger Verkehr herrſchte, aufzuſuchen. St. Albans hatte ihn auf die Bücherproduction und das Schriftſtellerweſen aufmerkſam gemacht, er hatte ihm nachgewieſen, wie hier die theils verborgene, theils offene Quelle ſo mancher, die öffentliche Meinung beſtimmenden und regelnden Machinationen des Geiſtes zu ſuchen ſei. Zudem war ſein eigenes Streben, durch die idylliſche Ruhe in ſeiner Klauſe bei Genf und früher ſchon im Handelshauſe zu Augsburg, auf den geiſtigen Boden der Menſchheit geführt worden. Er wollte auch hier ſelbſt ſehen und prüfen, wie eifrig und mit welchem Geſchick ſich die neuen Propheten und Schriftgelehrten um den inneren Tempeldienſt kümmerten. Mit einer gewiſſen heiligen Scheu betrachtete er die Werkſtätten, aus denen die Erzeugniſſe des Geiſtes in einer Form hervorgingen, die zugleich der Menge faßlich und den Bedürfniſſen der Zeit angepaßt war. Der Mißbrauch dieſer erhabenen Kunſt ſchien ihm das größte Verbrechen, der erniedrigendſte Verrath an der Sache der Menſchheit. Er hatte wohl eine dunkele Vorſtellung, daß ſchlechte Bücher exiſtirten, und daß niedrige und entweihte Seelen die Feder führten, aber er hielt dieſe traurige Verwirrung zu jeder andern Zeit für leichter möglich, als gerade zu der unſrigen, wo, wie er glaubte, alle Geiſter in der feurigſten Bewegung ſich befanden, bemüht, die Strahlen der Wahrheit nach allen Richtungen und in die dunkelſten Winkel und Klüfte hin zu verſenden. Der arme Paul, er wußte nicht, daß die Redlichkeit und der anſpruchsloſe Fleiß, mit denen der Bauer die Furchen auf ſeinem Acker zieht und die Saat ſtreut, das Bild uneigennütziger Arbeit zum Wohl der Menſchheit weit deutlicher zeigt, als das verworrene und ſelbſtiſche Treiben, das auf dem Acker der Literatur ſich tumultuariſch und das Auge blendend und ermüdend ausbreitet. Unſer Wanderer langte in Leipzig an und fand hier als Paul Brun Unterkommen und Arbeit bei einem Buchhändler, der mit einem beſcheidenen Anfang, als herumwandernder Kalender- und Volksbücherverkäufer beginnend, zu einem anſehnlichen und weithin verzweigten Geſchäftsbetrieb gelangt war.

Ehe der Leſer weiter geht, erlaube er dem Autor eine kleine Bemerkung hier einzuſchalten. Die folgende Skizze ſoll nichts weiter ſein, als eine flüchtig hingeworfene Gruppirung einzelner mißgeleiteter literariſcher Kräfte unſerer Tage. Der Autor weiß ſehr wohl, wie zu dem großen Markte, auf dem die im Ideenhandel der Völker curſirenden geiſtigen Schätze feil geboten werden, Deutſchland gerade einen der achtbarſten und ſolideſten Antheile ſtellt; dennoch aber bleibt gerade für den deutſchen literariſchen Verkehr viel zu hoffen und zu wünſchen übrig. Das Kleinliche und Gedrückte in den literariſchen und beſonders in den publiciſtiſchen Verhältniſſen erfüllt den Beobachter mit Pein, und die Betrachtung des Ganges deutſchen Geiſtes und deutſcher Geſchichte läßt nur eine langſame, dabei aber um ſo ſicherere Fortbildung der freien und ſelbſtſtändigen Schrift vorherſehen. Die Geſtalten, die jetzt die Bühne unſeres Romans betreten werden, ſind nur äußere Diener und Thürſteher des Literatur-Palaſtes, allein nach dem alten Volksausſpruch: „Wie der Herr, ſo der Diener", läßt ſich aus der zerriſſenen Livree und dem frechen und zugleich feigen Geiſte dieſer Satelliten auf die inneren Gemächer und deren Bewohner ein ungefährer Schluß ziehen. In England und Frankreich wohnen im Palaſte Herren, die vielleicht an Würde den Deutſchen nicht vorangehen, aber ſie ſehen auf größere Ordnung, beſſere Bekleidung und gehaltenen Anſtand unter ihren Dienern. Dadurch wird der Skandal vermieden und der Reſpect gefördert, den die Menge vor der in ihrer Mitte befindlichen Gelehrten-Republik allzeit hegen muß, wenn die Doctrin nicht wirkungslos bleiben und die Dogmen ihren Nimbus nicht verlieren ſollen.

Zwölftes Capitel.

Ein Capitel, das die Leſerin überſchlagen kann, das aber der Leſer gebeten wird, zu leſen.

Der ehrliche Mann, bei dem ſich Paul verpflichtete, hieß Herr Leberberg und war der Verleger einer Zeitſchrift, die **Argus hieß. Die Cenſur hatte dieſem Argus ſchon öfters ein Dutzend ſeiner Augen ausgeſtochen, allein er behielt noch** genug übrig, um mit ihnen nach allen Seiten und in alle Richtungen hin zu blicken. Wenn man hundert Augen hat, ſo kann man ohne Schwierigkeit einige entbehren. Auf dieſe Einſchränkungsfähigkeit bei ſeinem Argus hatte Herr Leberberg auch gerechnet. Der Redacteur, den er für ſein Blatt ausſuchte, war einer jener herumſchweifenden Literaten, die Alles ſchon verſucht und für nichts Geſchick bewieſen haben, und die die Literatur betrachteten wie ein betrügeriſcher Vormund ſein Mündel, nämlich als eine Quelle unerlaubten Gewinnſtes, als eine Gelegenheit, unter dem Schutz der Geſetze ein kleines Gaunerhandwerk zu treiben, das ſeinen Mann ernährt. Herr Tribus, ſo hieß dieſer Redacteur, war zu Zeiten ein Krämer geweſen, da es ihm aber nicht gelang, die widerſpenſtigen Ziffern ſeiner Rechnungsbücher in Ordnung zu bringen, wie ſie bei jedem Jahresſchluß ein gutgeſtelltes kaufmänniſches Manöver erfordert, vielmehr es beſtändig Ueberläufer und Deſerteure bei ihm gab, ſo warf er zuletzt die Blechhaube des Merkur von ſich und behielt nur deſſen Flügel an den Sohlen. Das heißt, Herr Tribus wurde flüchtig und tauchte erſt nach langer Zeit und in gehöriger Entfernung von ſeinem Vaterſtädtchen wieder auf, wo er ein neues Feld der Thätigkeit beſchritt. Er pachtete eine Weinſtube in einer großen Reſidenz und verſammelte ein paar Jahre hintereinander zwiſchen ſeinen vier Wänden eine Anzahl moderner politiſcher Kannegießer, Freiſinnige von der letzten und wohlfeilſten Sorte, alberne und ſchlechtunterrichtete Schwätzer. Hier machte Herr Tribus ſeine publiciſtiſchen und doctrinären Studien. Aus dem Qualm dieſer mephitiſchen Atmoſphäre ſchwang ſich ſein Genius empor, um hinfort der Menſchheit unter der prächtigen vorangetragenen Oriflamme der Freiheit zu dienen. Herr Tribus ward ein Apoſtel, der für die Rechte des unterdrückten Volkes, für die Oeffentlichkeit und Freiheit der Rede und Schrift ſein lockenumſpieltes Haupt, ſein Auge, „groß und feurig wie die Sonne," erhob. Es öffnete aber zum Unglück kein achtbares Zeitblatt dem „kecken Jungen" ſeine Spalten. Die großen Geiſter der Nation bewegten gerade damals, als Herr Tribus ſeinen Aufſchwung nahm, die Strömungen der Ideen, die wie bei einer Völkerwanderung der Geiſter ganz Europa durchzogen. Die edelſten Kräfte nahmen ſich deſſelben Gegenſtandes, an dem der Redacteur des Argus beſchloſſen hatte, ſeine Thätigkeit zu knüpfen, an. Das Wort Preßfreiheit hatte noch jenen goldenen Klang, es hauchte noch jenes ſchauerlich ſüße, märchenhafte Entzücken in die Seelen der jungen Kämpfer, wie wir jetzt, da alles Hohe entweiht, alles Keuſche und Reine ſchon längſt beſudelt worden iſt von Händen zahlloſer Herr Tribuſſe, die wie Pilze über Nacht überall aufgeſchoſſen ſind, uns es kaum mehr mit Hülfe der Phantaſie heraufzaubern können. Deutſchlands junge Dichter und Politiker waren voll Zukunfts- und Hoffnungsträume; es gehörte eine ſo peſtilenzialiſche Berührung dazu, wie ſie von den Händen des Pöbels der Literatur ausging, um das Gewand der jungen Prieſter zu beſchmutzen und ihre Geſtalten vor dem Volke zu erniedrigen, das ſchon anfing ſeine Hoffnung auf ſie zu ſetzen. Herr Tribus, da er keines der großen Blätter offen fand, nahm endlich großmüthig von dem kleinen Argus Beſitz, deſſen Tendenz er umänderte und welches harmloſe Blatt er mit einem Feuilleton verſah, das eine „zerſchmetternde,“ „zermalmende,“ pulveriſirende,“ „ganz und für immer vom Erdboden wegräumende“ Kritik handhabte. Der Radicalismus erſchien hier in ſeiner abſurdeſten Carricatur. In Ländern, wo das politiſche Leben eines vollen Pulsſchlags ſich erfreut, würde ein publiciſtiſches Organ dieſer Art ein kurzes Daſein gehabt, die öffentliche Meinung würde es bald zum Tode verdammt haben. Herr Tribus wußte aber ſehr wohl, daß er es nur mit dem Staatsinſtitut der Cenſur zu thun hatte, und er fand Wege, ſeine „Artikelchen“ ſo einzukleiden, daß dieſe Harpyen ungeſtraft das ärmliche Mahl des ehrlichen Bürgers und Profeſſioniſten beſudeln durften, unter dem Vorwand, es mit einer pikanten Würze zu verſehen.

Paul erhielt einen ganz kleinen dunkeln Winkel im Argus für die ihm zugewieſene Thätigkeit. Das düſter thronende Feuilleton, dieſe „Macht,“ durfte die Spitze ſeiner Feder nicht berühren. Unſer Held erſchrak, als er zum erſten Mal ſich hinter einem Schreibtiſch mit Büchern und Zeitſchriften belegt, ſitzend fand, im Begriff eine Novelle, eine Kritik, oder etwas der Art zu Stande zu bringen. Ihm war das ſanfte und harmloſe Departement im Zeitblatte zugefallen. Herr Leberberg hatte ihn für die zärtlichen kleinen Aufſätze engagirt, um das frühere, jetzt eingeſchüchterte Publicum des Argus wieder zuſammenzurufen, das durch die brüllenden Donnerſchläge im Feuilleton in alle Welttheile hin fortgeſcheucht worden war. In den goldenen Tagen „der Unſchuld“ der Journale hatte der Argus Erzählungen geliefert im genre des „Pfarrhauſes am See,“ oder der „drei Paſtorstöchter,“ oder „Clärchens Fehltritte und Buße,“ aber dieſe gemüthlichen Skizzen waren jetzt nicht mehr zeitgemäß, und der Argus nahm einen Anlauf, den Begebenheiten, die die Welt erſchüttern, ſtets auf der Ferſe nachzufolgen. Paul brachte unter veränderten Namen ſeine eignen Abenteuer und die Schilderung jener Nachtſcene in den Bergen bei Heidelberg aufs Papier. Dieſe Production gefiel ungemein und erwarb ihm das beſondere Vertrauen Herrn Leberberg's, der ihn von jetzt an mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit behandelte und ihn ſichtlich den übrigen Lohnarbeitern am Journal vorzog. Auch Herr Tribus ließ ſich herab, unſerm Helden einige aufmunternde Winke, begleitet mit halben Lobſprüchen, zukommen zu laſſen.

„Bitte, wollen Sie nicht einmal einem unſerer kleinen Feſtabende beiwohnen?“ fragte der Corrector des Argus, als er eines Abends noch ſpät in die kleine Dachkammer, wo unſer neugeſchaffener Autor ſeine ſchauerlichen kleinen Skizzen ſchrieb, eintrat. Dieſer Herr zeigte ſich als ein langer, dünnaufgeſchoſſener Mann, der ein übelwollendes krankes Lächeln beſtändig um den Mund ſpielen ließ und mit zwei matten und ſorgenvollen Augen in die Welt ſah.

„Sehr gern, Herr Traubling,“ erwiderte Paul, höflich aufſtehend. „Wo verſammeln ſich denn Ihre Herren Collegen?“

„Collegen? Ich habe keine. Ich ſteh' in der Welt allein;“ ſagte der Mann, und ſeine kleine verſchabte lichtbraune Perrücke.

das magre auf dünnem Halſe ſtarr emporſtehende Köpfchen die matten, wie aus trübgewordenem Glas gefertigten Augen machten auf Paul einen troſtloſen und betrübenden Eindruck. Jener fuhr fort: „Meine Eltern und Verwandte ſind die Druckfehler, meine Baſen und Vettern ſind die Druckfehler, meine beſten Freunde, meine redlichen Genoſſen ſind die Druckfehler. Ich kam arm und von den Menſchen verſtoßen in dieſe Stadt, wer öffnete mir gaſtlich die Thür? die Druckfehler. Ich war ohne Kleider, ich hatte Hunger und Durſt, wer ſättigte, kleidete und tränkte mich? — abermals die Druckfehler.“

Der Mann hatte dieſe Rede faſt tonlos hergeſagt, ſie ſollte ein Scherz ſein, dies merkte man an dem Zucken der Mundwinkel, aber wer hätte, wenn man dieſe Jammergeſtalt ſah, über den Scherz lachen können. Paul ſchob ſchnell ſeine Papiere zuſammen, griff nach dem Hut und bat Herrn Trautling, die ſchmale, gefährliche Treppe vor ihm herabzuſteigen, indem er zugleich warnte, ſich nicht an dem vorſpringenden Balken bei der Treppenbiegung zu ſtoßen. Aber dieſe Warnung war unnütz, der Corrector war gewohnt, ſich zu bücken, zu beugen, hierhin und dorthin auszuweichen. Sein langer dünner Körper und das runde Köpfchen machten Schlangenbewegungen eigenthümlicher Art, die vorausſetzen ließen, daß dieſem ehrlichen Erdenpilger immerdar vom Schickſal vorſpringende Balken, enge gebrechliche Treppen und dunkle kleine Windungen aller Art und Form in den Weg gebaut worden waren. Als er endlich auf der Straße angelangt war, ſtand er wieder ſo gerade da und hatte ſo drohend ſeinen kleinen abgegriffenen Hut in die Stirn gedrückt, als wenn er aus Prunkgemächern gekommen und eine Palaſttreppe herabgeſtiegen wäre.

„Hier, dieſer Bierkeller hier!“ rief der Mann und hielt Paul am Zipfel des Rockes feſt. „Nicht weiter. Wir ſind am Ziele.“

Sie ſtiegen einige ausgetretene Stufen hinab und befanden ſich in einer kleinen ſchm[illegible]en Höhle, die ſtatt der Felsbank ein ſchwarzes Polſt[illegible]phe, ſtatt des Waſſerfalls einen trüben Spiegel, ſtatt der [illegible]emooſten Steinplatten eine Anzahl ſchlechte illuminirte Lithographieen zeigte. Einige nichts weniger als luſtige Zechbrüder ſaßen ſchweigend an einem Tiſche und benutzten das trübe Licht, welches die Beine der Vorübergehenden von Zeit zu Zeit gänzlich raubten, um in Zeitungsblättern zu leſen oder in der Karte zu ſpielen. Ein junger Mann mit bleichen Zügen und einem verwilderten Barte ſtand am Eingang und kratzte mit der Spitze einer Gabel einen Namen in die ſchmutziggrüne Mauerfläche. Er ließ ſich in dieſem Geſchäfte nur auf kurze Zeit unterbrechen, indem er einen trüben und gleichgültigen Blick auf Paul richtete, der ihm von Herrn Träubling vorgeſtellt wurde.

„Das iſt unſer Poet,“ ſagte der Corrector leiſe. „Er iſt der Liebling des Herrn Tribus, der ihn, der Himmel weiß, in welchem Winkel von Deutſchland aufgeſtöbert und als die neueſte Neuigkeit, als das Orakel der modernſten, zeitgemäßeſten Poeſie dem Argus zugeführt hat.“

„Er ſcheint nicht bei Laune zu ſein,“ bemerkte Paul.

„Das iſt er nie,“ entgegnete der Corrector. „Oberflächlich und trivial urtheilende Leute könnten glauben, daß es Schulden und ein verdorbener Magen ſeien, die dem Herrn Bock dieſes verkümmerte Anſehen gäben; allein es iſt ganz etwas Anderes. Es iſt der Schmerz um die Zerwürfniſſe der Geſellſchaft, der Zorn über die weichliche und materielle Zeit, kurz die Schrecken und Schmerzen einer echten Dichterſeele, die ihm in die Züge ſeines Geſichtes und in die krumme Linie ſeines Rückens gefahren ſind.“

„Dort die drei Herren am Tiſche?“ fragte Paul. „Sie ſcheinen ſich über einen Zeitungsartikel zu ſtreiten.“

„Nicht doch,“ entgegnete unſers Helden Führer. „Sie zählen die Zeilen zuſammen, weil nach der Summe derſelben das Honorar berechnet wird. Wir haben heute Sonnabend, und dies iſt der Zahlungstag des Argus. Uebrigens haben Sie, mein theuerſter Herr Brun, dort das Kleeblatt beiſammen, auf das unſer ehrbares und geliebtes Blatt ſeine

Hauptwirkſamkeit baſirt. Sie ſehen dort den ‚Maulwurf,‘ den ‚Schnüffler‘ und die ‚Pfefferbüchſe‘.“

„Welche ſeltſame Spitznamen!“ rief Paul.

„Sie ſind ſehr bezeichnend,“ entgegnete ſein Führer. „Wir wollen uns hier an dieſem Tiſche niederlaſſen, und ich will Ihnen die Functionen dieſer Herren erklären. Der kleine gebückte ältliche Mann, mit den tiefliegenden blitzenden Augen und dem überhängenden verworrenen Haarſchopf iſt der Maulwurf. Er beſitzt die Achtung Herrn Leberberg's und die Huld des Herrn Tribus. So oft auch Zerwürfniſſe unter den Mitarbeitern des Argus ſtattfinden, noch nie iſt gegen den Maulwurf conſpirirt worden. Er iſt unantaſtbar.“

„Und worin beſteht ſein Geſchäft?“ fragte Paul.

„Das will ich Ihnen ſogleich ſagen. Der Maulwurf verſenkt ſich in den dunkeln Schooß irgend eines alten Folianten oder Compendiums und fördert aus der Tiefe eine Menge Thatſachen, Einfälle, Betrachtungen, Anekdoten, Notizen, Alles durcheinander; denn des Maulwurfs Geſchäft iſt's nicht, zu ſichten oder aus dem Unnützen das Nutzbare auszuleſen. Dieſe Arbeit fällt ſeinem Nebenmann zu, dem blaſſen jungen Mann mit der langen ſpitzigen Naſe, der den Ehrentitel ‚der Schnüffler‘ führt. Er geht daran, den hoch aufgeſchichteten Haufen rohen Materials, das der Maulwurf zu Tage gefördert hat, kritiſch zu ſondiren und das bei Seite zu legen, aus dem ſich etwas ‚machen‘ läßt. Der Schnüffler muß genau die Antipathieen und Sympathieen der neueſten Zeit, des Publicums von heute wiſſen; er muß die Stadt und ihr Gelüſte kennen, um auch in der nächſten Umgebung zu Hauſe zu ſein. Hat er nun eine Anzahl Sächelchen der Art zuſammengeleſen, von denen er hoffen kann, daß ſie hübſche Artikel geben, ſo iſt ſein Geſchäft abgethan und das ſeines Nachbars fängt an. Der kleine, in einen kaffeebraunen Sackrock gehüllte buckelige Mann, deſſen Naſe kaum über den Tiſchrand herüberragt, iſt derjenige, der der Pyramide den oberſten und Schlußſtein aufſetzt. Sie nennen dieſen unſchätzbaren kleinen Gnomen, der ſo voll von Bosheit und Witz ſteckt, wie ein geſättigter Schwamm voll Waſſer, die Pfefferbüchſe. Und in der That, er ſtreut die pikante Würze auf die vom Maulwurf ausgegrabenen, vom Schnüffler beſchnüffelten Leckerbiſſen und macht ſie dadurch würdig, auf der Tafel unſeres Argus aufgetragen zu werden. Sehen Sie zum Beiſpiel die geſtrige Nummer unſeres Blattes (Herr Traubling zog eines der ſchmutzigen und vergelbten Blätter, die bei den Biergläſern und den Cigarrenſtummeln lagen, hervor); es findet ſich ein Artikelchen darin, an dem ſich Alles, was ich Ihnen eben geſagt, deutlich machen läßt, bei welcher Gelegenheit ſich die Wirkſamkeit der drei Freunde dort deutlich an den Tag legt. Bemerken Sie hier. Es iſt von einem alten ägyptiſchen Tempel des Oſiris die Rede, und es wird bemerkt, daß er lange Zeit unvollendet und, faſt ſchon wieder in Trümmer fallend, in der Nähe irgend einer alten Stadt geſtanden habe, die ihn nicht habe ausbauen wollen, weil er unnütz und der Dienſt des Oſiris nicht mehr zeitgemäß ſei. Endlich ſei der vielreiſende und vielſprechende Kaiſer Hadrian gekommen und habe den Tempel fertig gebaut. Das iſt nun der Artikel. Die Arbeit des Maulwurfs iſt hierbei ſehr gering; er hat nur den alten Tempel ausgeſcharrt; aber wer zum Guckuck wird ſich heutzutage um einen Tempel des Oſiris kümmern? Sie ſehen, mit dem Factum an ſich ließ ſich nichts anfangen, aber der Schnüffler ſonderte es dennoch aus und machte es dadurch der Zeit anpaſſend, daß er hinzuſetzte, die alte Stadt habe den Tempel nicht ausbauen mögen, weil er ihr unnütz war und der Dienſt des Oſiris ihr nicht mehr zeitgemäß ſchien. Ah, nun iſt unſer Artikel ſchon ein ganz anderes Ding. Sie ſehen ſelbſt ein, was Alles jetzt ſchon in ihm enthalten iſt. Die Menge klatſcht in die Hände. Wartet noch! rufen wir, laßt erſt die Pfefferbüchſe darüber kommen. Die Pfefferbüchſe macht ſich an die Arbeit und ſetzt der Notiz den Schluß hinzu, nämlich den vielreiſenden und vielſprechenden Kaiſer Hadrian, der den Tempel ausbaut. Nun iſt das Werk vollendet, ein boshafter, allgemein verſtändlicher, zeitgemäßer, prickelnder Artikel ſteht da, dem die Cenſur nichts anhaben kann. Dies iſt nur ein geringfügiges Beiſpiel, denn unſere drei Männer machen noch ganz andere Arbeit."

Während dieſer Erzählung, die Paul beluſtigte, hatte der Poet des Argus ſein kratzendes und ſchabendes Geſchäft vollendet und eine Anzahl Namen dem unverlöſchlichen Andenken der Zeitgenoſſen übergeben. Er empfing jetzt ſchnell nach einander ein paar Billete, die er öffnete, gleichgültig durchlas, zuſammenwickelte und ſie neben den andern Papierſtreifen zum Anzünden der Cigarren auf den Tiſch warf.

„Schon wieder Liebesbriefchen?“ fragte der Corrector, und als der Poet nachläſſig bejahend genickt hatte, fuhr der Sprecher fort: „Dieſes Geſchlecht hat keine Zartheit mehr, es weiß nicht, welche Stellung uns gegenüber ihm zukommt. Da laſſen ſie unſern Poeten nicht in Ruhe. Er hat ſchon mehr als einmal erklärt, daß er ſich aus den Weibern nichts mache, daß er die Liebe laufen laſſe, und dennoch — o es vergeht kein Tag, wo nicht aus aller Welt Enden Briefchen an ihn gelangen, die um ſympathetiſche Gefühle ſein großes, erhabenes Herz angehen! Das muß ein Ende nehmen. Ich werde im Namen unſeres Poeten in die Zeitung ſetzen laſſen, daß man ihn in Ruhe laſſen ſoll.“

„Sie wollen wohl ſpaßhaft ſein, mein Guter,“ ſagte der Dichter des Argus mit einem matten Blick und einem leichten Achſelzucken.

„Ich war nie ernſter als jetzt,“ entgegnete der Geſchäftene mit einer ſehr feierlichen Geberde. „Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich ihr ſagen: Mädchen, hänge Dein Herz an Männer, die wirklich noch Männer ſind, die noch etwas zu lieben im Stande ſind außer ſich ſelbſt, die das Glück und die Ehre noch da ſuchen, wo Beide zu finden ſind, nicht in der Rumflaſche und im Arm leichtfertiger Dirnen. Ich würde ihr ſagen: Laß Dich nicht täuſchen, Kind, von den Modenarrheiten des Tages, die in dieſer Minute erhebt, was ſie in der andern verſpottet, halte Dich nicht an ein paar glatte Verſe, denen ein langes, wüſtes Leben anhängt, an einige Sprüche voll ſcheinbarer Kraft, die mit der ohnmächtigſten Schwäche im Leben gepaart ſind. Glaube nicht, daß die Wahrheit da lebt, wo die Lüge einmal mit ihrem ganzen Gefolge Platz genommen hat und aus allen Poren herausguckt."

„Bravo! bravo!" tönte es vom nahen Tiſche herüber, wo zwei einſame Trinker ſaßen. „Das heiß' ich Einem das Bad heizen. Gut, gebrüllt, Löwe!"

Der Poet des Argus warf einen langen, verachtenden Blick über die Spötter hin, ſtrich ſich an ſeinem langen dünnen Bart und verließ den Keller, ohne die Verſammlung eines Wortes zu würdigen. Jene Beiden kamen jetzt und ließen ſich an dem Tiſche, wo Paul ſaß, nieder, ohne zu fragen, ob man ihre Genoſſenſchaft wolle. Sie ſahen anmaßend und dreiſt aus, obgleich noch ziemlich jugendlich und friſch. Auf ihren Gruß antwortete Paul freundlich und herzlich.

„Wie er jetzt den Vornehmen, den Großen und Mächtigen ſpielt!“ hub der Eine an und zeigte dem Abgehenden nach, „und ich weiß doch die Zeit, wo er nichts hatte, weniger als nichts, wo er von mir ein paar Handſchuh lieh, weil er mit den erſtarrten Fingern in ſeiner Dachkammer nicht ſchreiben konnte. Und jetzt! Glaubſt Du wohl, Stark, daß er mich heute bemerkt und gegrüßt hat?“

„Dieſe Geſinnungspoeten,“ erwiderte der Angeredete, „fangen an mich zu ennuyiren. Eigentlich danken ſie doch nur uns ihr Daſein. Würde man ihre Verſe leſen, wenn wir nicht die Zeit ſo präparirt hätten, daß ſie auf das Geſchnatter hört? Wenn heute die liberale Narrheit aufhört, ſo ſind Jene nichts, denn ſie verſtehen doch keinen ordentlichen Vers zu machen, haben's nie verſtanden.“

„Wenn die echte wahre Poeſie wieder an's Ruder kommt, ſo gieb Acht, ſo lieſt man auch Deine Romane und Novellen nicht mehr,“ ſagte der Freund ſehr trocken.

„Die wird man immer leſen!“ rief der Getadelte; „aber die Deinigen — freilich, da könnte Deine Prophezeihung mehr eintreffen.“

„Mir iſt nicht bange. Wenn das undankbare Publicum mich auch einſt verſchmähen ſollte, ſo habe ich etwas Solides gelernt und werde dann in eine bürgerliche Carriere eintreten."

„In welche? Willſt Du Zähne ausziehen, wie Dein ehrwürdiger Vetter, der Pair von Schottland, oder Aderlaßbinden verfertigen, wie Deine glorwürdige Muhme, die Strumpfwirkerin, königliche Hoheit?"

„Höre, mein guter Freund, wenn ich auch nichts Anderes gelernt hätte, ſo hab' ich doch gelernt, die Fehler und lächerlichen Anachronismen in Deinen Productionen aufzudecken. Was meinen Sie dazu, meine Verehrten," hier wandte er ſich an Paul und den Corrector, „daß dieſer Herr den dreißigjährigen mit dem ſiebenjährigen Kriege verwechſelt, daß er Moliere mit der Pompadour zuſammenbringt, daß er die franzöſiſche Revolution vor dem amerikaniſchen Freiheitskriege ausbrechen läßt? —"

Der Verſpottete warf hochmüthig den Kopf zurück und rief in einem kreiſchenden Tone: „Was will das Alles ſagen? Hat der große Shakeſpeare doch Schiffe in Böhmen landen laſſen? He? das iſt noch viel ſonderbarer, ſollt' ich meinen."

„Laſſen wir den Streit, meine Herren," hub der Corrector an. „Jeder von Ihnen hat ſeine Talente und Verdienſte, wer könnte das leugnen wollen. Ich habe hier einen der Briefe geöffnet, die unſer großer Poet eben empfangen und ſorglos hingeſchleudert hat, ſollen wir deſſen Inhalt nicht leſen?“ Auf ein bejahendes Zeichen hub er an, in einem weinerlichen und zwiſchendurch falſch pathetiſchen Tone folgende wenige Zeilen vorzutragen: „Mein Herr! O was! Herr? Weg mit aller leeren Förmlichkeit, weg mit der Götzendienerei der Sitte — mein Freund, mein Alles! Himmliſcher, herrlicher Dichter! Gottes-Klänge-Spender! Seelendurchhaucher! Jüngling und zugleich Greis! Schmerzdurchkrampftes, großes Herz! Ach ich bin ein Kind — doch immerhin laß mich ein Kind ſein — ſei es mit! Pfui! was war das? Schiller? Eine Reminiscenz aus Schiller? Dieſem lauwarmen Patrioten, dieſem mittelmäßigen Dichter, der die kleine kranke Puppe „Tell“ erſchuf? Großer guter Freund — vergieb! Sei mein Troſt in ſo ſchwerer Zeit. Ich bin die Tochter eines begüterten Kaufmanns; man hat Schätze für mich geſammelt. Hörſt Du Freund, man ſammelt Schätze! Aber was fängt Theodora mit Schätzen an? ſie iſt der kleine Vogel, der ſich frei auf ſeinem Zweige ſchaukelt und den Adler, wenn er vorbeizieht, grüßt. Ich grüße Dich! Ach! ich weiß nicht, was ich da ſchwatze — mein Hirn, und nochmals mein Hirn und dann mein Herz! Ach! — Zufällig erfahre ich, daß ich morgen mit meinem Vater nach Berlin fahre. Ich errathe Sie, mein Herr, Sie werden eilen einen Platz neben mir ſich zu verſchaffen? Ach, dieſe Ungeduld! Nun denn, da Sie es denn wiſſen wollen, wir haben im vierten Wagen zweiter Claſſe unſere Plätze. Mein Vater iſt taub, ich werde mich auf die Seite ſetzen, wo er nichts hört, um alle die kleinen Thorheiten ungeſtört anzuhören, die Sie mir ſagen werden. Nicht wahr, ich bin muthwillig? gottlos? — Ja, das muß man ſein, um die melancholiſche, nachtdampfende (ein Wort von Deiner Fabrik, Freund) Stirn des Dichters zu entwölken. Ich ſchrieb da eben das Wort „gottlos“ ganz gedankenlos — wenn ich's aber bedenke, ſo hab' ich gerade das richtige Wort gewählt. Ja, mein Einziger, ich bin „gottlos“ — Ich habe keinen Gott mehr, alles das liegt weit hinter mir — ich bin durch die Liebe zu Dir mein eigener Gott geworden. Mit einem wahren Triumphgeſchrei warf ich zu gleicher Zeit Weiblichkeit und Religion von mir und ſprang nackt meinem eigenen Ich in die Arme. O Du wirſt an Deiner Theodora Freude erleben, wenn Du ſie näher kennen lernen willſt. Für's Erſte jetzt — gutes Kind — liebe Nacht! — liebes Kind — gute Nacht — Nacht — Nacht — Na — acht! —

Theodora.“

Die beiden Mitarbeiter des Argus lachten, Paul fühlte ſich aber mit Ekel erfüllt. Dieſes unglückliche und verſchrobene Mädchen ſchien ihm den äußerſten Grad der Verworfenheit erreicht zu haben. Und ſo ſchamlos dieſe Gefühle gegeben wurden, ebenſo ſchamlos wurden ſie vom Empfänger weggeſchleudert und dem Spotte preisgegeben. Als Paul aufſah, gewahrte er den Blick des Correctors auf ſich gerichtet, mit einem liebevollen, forſchenden Ausdruck, den er auf dem trocknen, ſtarren Geſicht dieſes Pedanten nicht geſucht hatte. Unterm Tiſch faßte die magre Hand ſeine Rechte und ſie ſanft drückend, rief eine freundliche aber leiſe Stimme dicht an ſein Ohr: „Wollte Gott, ich fände einmal eine Seele, in deren Schrift ich keine Druckfehler auszumerzen hätte. Aus Ihrem Auge, Freund, leſe ich ſchon ganze fehlerloſe Zeilen heraus!“

„Die Fehler kommen nach!“ ſagte Paul lachend.

„Sie werden nicht ausbleiben!“ ſtöhnte ſein Nebenmann mit einem tiefen Seufzer. Beide verließen jetzt den Keller und Paul begab ſich zum Redacteur, der ihn hatte rufen laſſen. Herr Tribus ſaß in einem eleganten Hausrock am Schreibtiſche und beſorgte, ſpät aus einer Geſellſchaft heimgekehrt, die morgende Nummer für das Blatt. Eine kleine Punſchbowle, auf eine Spirituslampe geſtellt, dampfte vor ihm. Als Paul eintrat, wiederholte der Schreibende ſtatt des Grußes den letzten Satz, den er vollendete. Dann blickte er auf, warf die Feder hin, rieb ſich die Hände und blickte mit einem ſtumpfſinnigen Lächeln zur Decke des Zimmers empor. Einige Bogen Manuſcript ergreifend, reichte er ſie Paul hin und ſagte dabei mit einer affectirt geheimnißvollen Miene: „Schmutzige Wäſche, mein Lieber! Waſchen Sie, reinigen Sie! Seien Sie mein Voltaire.“ Als Paul zögernd die Bogen betrachtete, rief Jener heftig: „Nun, ich denke, das iſt ein Zeichen des Vertrauens, das ich Ihnen gebe? Sie ſollen durchſehen, was ich eben geſchrieben habe, vollenden hier und da, wo ich einen Satz nur halb hingeworfen. O, Herr Brun, es giebt nicht Viele, die ich für fähig halte, meine, ich ſage meine Gedanken zu vollenden. Ich ſage, nicht Viele.“

Paul ſetzte ſich an den ihm zugewieſenen Tiſch und machte ſich daran, das mit einer wahren Vogelkralle geſchriebene Manuſcript zu entziffern. Der Autor rief ihm huldreich zu: „Sie haben Witz, Herr Brun, Sie haben Witz! Hehehe! Ich wollte Ihnen rathen, nehmen Sie ſich einmal einen dankbaren Stoff — aus der Nähe! Aus der Nähe; zum Beiſpiel unſeren guten Leberberg. Hehehe!“

„Ich bin Herr Leberberg Dank ſchuldig“ — ſagte Paul kleinlaut.

„Ich auch!“ lachte der freiſinnige Mann. „Aber was thut das! Ein anonymes Artikelchen! Schildern Sie einmal eine ſeiner Soireen. Er giebt deren welche. Ich kann mich mit dergleichen kleinem Kram nicht behelfen, allein ich bringe dieſe ſpaßhaften Sächelchen unter Dach und Fach.“ Als Paul nochmals verneinte, ſagte Herr Tribus in einem ſüßlichen Tone und fortwährend ſich die Hände reibend: „In der Literatur gilt keine Pietät und kein Freundſchaftsbündniß. Wo wären wir, wollten wir noch auf alte Weiſe zartfühlend und voll Schonung ſein. Daß wir in der Literatur endlich einmal etwas freier athmen, verdanken wir lediglich einigen kühnen Händen, die das alte Sparrwerk, das man Discretion nennt, über den Haufen warfen. Leſen Sie einmal die Briefe, die unſere großen Geiſter herausgegeben haben und herausgeben. Welche Dinge erfährt da das Publicum, und gerade ſind's immer die Jugendfreunde der berühmten Männer, die die ſkandaloſeſten Anekdoten über die verſtorbenen Herren ins Publicum bringen. Das iſt pikant. Wenn's ein Fremder erzählte, würde man ihm nicht glauben, es für Verleumdung und Uebertreibung halten, allein ein Jugendfreund, der muß das natürlich Alles wiſſen, ihm kann man unbedingt glauben. So urtheilt das Publicum, und wir Literaten machen unter uns im Geheim den Bund, keine Jugendfreunde zu haben, oder ſie todtzuſchlagen, ehe ſie dazu kommen können, uns und unſerm Andenken Schaden zuzufügen.“ Paul wollte hierauf etwas erwidern, allein Herr Tribus winkte begütigend mit der Hand, indem er ausrief: „Laſſen wir das! Ich ſehe es Ihnen an, daß ſie noch zu jung für die Literatur ſind und daß Sie mich nicht verſtehen. Gehen Sie nur an Ihre Arbeit.“

Es mochte eine Viertelſtunde vergangen ſein, als die Thür ziemlich heftig aufgeſtoßen ward und ein junger Mann eintrat, der, ohne Paul zu grüßen, durchs kleine Vorzimmer eilte und nun mit wenigen Schritten vor dem Schreibtiſch und dem Literaten ſtand, der ihn verwundert und mit demſelben ſtumpfſinnigen Lächeln anſchaute. „Sie haben Ihr Wort nicht gehalten,“ ſagte der Fremde barſch. Herr Tribus erhob ſich, ging an die Thür, zog ſie zu und ſagte dann zurückkehrend: „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Es iſt mir unendlich ſchmeichelhaft, Sie bei mir zu ſehen, Verehrter — O ich bitte um Ihren Namen —“

„Lindfried!“ rief der Fremde. „Ich dächte, ich hätte Ihnen meinen Namen ſchon genannt.“

„Sicherlich hab' ich ſchon die Ehre gehabt, ihn nennen zu hören. Aber durch meinen armen Kopf wandern ſo viel Namen und Dinge. Entſchuldigen Sie daher —“

„Mich bringt die bewußte Angelegenheit hierher,“ hub der Fremde wieder an. „Sie haben Ihre Zuſage nicht gehalten, Herr Tribus — Sie haben —“ bis hierher hatte Paul, ohne die Abſicht zu haben, zu horchen, das Geſpräch mit angehört, das Folgende aber wurde leiſer und von Seiten des Redacteurs des Argus in einem kreiſchenden, ziſchenden Fiſtelten geſprochen. Der Fremde trat mit kurzen Drohworten immer dazwiſchen. Dann wiſperte und ziſchte Herr Tribus wieder eine lange Zeit. Endlich vernahm Paul wieder deutlich die Worte: „Für ſo viel, und nicht mehr? O mein Herr, Sie werden ein Einſehen haben. Ich bin Ihrer

Partei zu Dienſten — gewiß, gewiß recht gerne. Aber Alles in Allem, man muß doch ſeine Rechnung ſtellen! Hehehe!!" Paul hörte wieder das Lachen und das Händereiben. — Der Fremde ließ einige Drohungen und das Wort Geſinnungsloſigkeit fallen, worauf Herr Tribus ſchnell antwortete: „Ohne Umſtände, mein ſehr theuerer Herr Lindfried. Ich will glauben, daß Sie eine Miſſion haben, daß Sie ins feindliche Lager gekommen ſind als Parlamentair, nun denn, was ſind Ihre Vorſchläge? Ich ſoll nicht mehr gewiſſe Dinge und Richtungen berühren? Gut! Ich will einmal auch die Sprache führen, die meine Collegen annehmen, um das Publicum hinter's Licht zu führen, ich will auch einmal ſagen: „Dies iſt meine Ueberzeugung! Seht, ich bin ein Mann des Fortſchrittes, der Wahrheit! Ich wanke und weiche nicht; Ihr könnt auf meine Geſinnung wie auf einen Felſen Euer Glück, Euere Zukunft, Alles, was Ihr wollt, bauen!" Ach, dieſe Sprache hat heutzutage ihren numeriſchen Werth, man kann mit Phraſen dieſer Art handeln, wie man an der Börſe mit Papieren handelt. Nun kommen Sie und bieten mir Ihre Actie für die Regierung für das Miniſterium, für Ihre Ueberzeugung, für, was weiß ich, an. Was ſoll ich mit dieſer Actie der Unpopularität beginnen? Ich ſoll ſie in Cours bringen, ich ſoll mit ihr wuchern; ich ſoll meine publiciſtiſche Firma dranſetzen, um eine Speculation gelingen zu machen. Ich ſage: gut! aber alsdann —" der Fremde zeigte durch ein Huſten an, daß die Unterredung zu laut geführt wurde, und ſogleich fiel Herr Tribus wieder in ſeinen dumpfen Ziſchlaut.

Nach einer Weile hörte Paul Goldſtücke klingen, und der Fremde trat wieder heraus. Paul's Auge weilte mit ſcharfem Forſchblick auf Geſtalt und Zügen des Mannes; er mußte ſich geſtehen, daß die Phyſiognomie viel Feſſelndes und Anſprechendes für ihn hatte. Der Fremde faßte ſeinerſeits unſern Freund ins Auge, grüßte ihn diesmal freundlich und entfernte ſich zögernd, als kämpfte er mit dem Entſchluſſe, Paul anzureden. An der Thür traf er mit einer kleinen gebückten Geſtalt zuſammen, einem Mann in dürftiger Kleidung und mit einer ſpitzbübiſchen Demuth in Miene und Geberden. Der Kleine grüßte ehrerbietig, ohne daß man ihm dankte, dann glitt er ins Zimmer. Diesmal blieb die Thür offen, und Herr Tribus empfing den Eintretenden mit einem verdrießlichen Murren: „Sie kommen ſo ſpät, daß ich Ihre Liſte nicht mehr brauchen kann.“ „O wai,“ entgegnete Jener, „und es ſtehen doch diesmal ſo ſchöne Sächelchen darauf. Jammer und Schade, wenn's Eure Gnaden nicht gebrauchen thun. Auch über den Herrn W. und den Herrn X. und die Dame Y. habe ich Notizen. Ich habe alle Häuſer durchkrochen, dort in dem Winkel der düſteren Gaſſe. Ueber die Sängerin, Madame Y., hat man mir bei der Putzmacherin Frau Röschen die niedlichſten Dinge geſagt. Sie hat drei Männer ſchon gehabt und iſt mit dem vierten, der ihr Bruder und aus einem Kloſter entſprungen ſein ſoll, durchgegangen, indem ſie ihre Contracte gebrochen hat.“ „Unſinn!“ murmelte der Redacteur. „Ich kenne Madame Y. perſönlich; es iſt kein Wort von dem Allem wahr!“ „Gottes Wunder!“ ſchrie der kleine Alte; „wenn Sie die Madame Y. kennen, zu was ſenden Sie mich dann aus, die Madame auszuſpioniren?“ — „Still, Abraham! ich wollte Dir nur zeigen, alter Knabe, daß Du beſſer die Leute aushorchen ſollſt. Nicht jedes dumme Zeug, das man Dir aufbürdet, kann ich brauchen. Was haſt Du über den Schriftſteller, den Doctor W. herausgebracht?“ Der Jude lachte hämiſch und ſagte ſchnell: „Zuerſt, Eure Gnaden, iſt er kein Doctor.“ — „Das nutzt nichts; das weiß das Publicum ſchon. Dieſe Lüge iſt alltäglich geworden.“ — „Nun denn; er hat die Köchin eines gewiſſen vornehmen Geiſtlichen geheirathet und bezieht von dieſem eine Penſion.“ — „Gut!“ rief Herr Tribus, indem er dieſe Notiz anmerkte, „daraus läßt ſich Etwas machen. Das Publicum wird über die orthodox-katholiſchen Streitſchriften dieſes Herrn Doctor W., dieſes lächerlichen Pedanten, der ſich erdreiſtete, mich einen Pamphletiſten zu nennen, gehörig belehrt. Dieſer Fang iſt gut, Alter.“ — „Der Mann, der's mir ſagte,“ hub der Jude wieder an, „bemerkte zugleich, daß er nicht genau wiſſe, ob alle dieſe Dinge nicht eigentlich auf den Bruder des Herrn Doctor W. gingen. Ganz gewiß wäre er hierbei ſeiner Sache nicht.“ — „Iſt auch nicht nöthig; ich bin meiner Sache gewiß. Nun weiter, alter Vater Abraham.“ —

„Der Schriftſteller X." — „O dieſer traurige Narr, der eine Stellung für ſich behaupten will, der jede Gemeinſchaft mit angeſehenen Journalen zurückweist, der das Feuilleton gering achtet, der ſeinen Ruhm von geſtern heute aufwärmt, wie er ihn morgen aufwärmen und uns weißmachen wird, es ſei ganz friſcher, erſt vor einer Stunde warm aus dem Ofen gekommener Ruhm. Sprich, was weißt Du mir von dieſer altbackenen, hochmüthigen Semmel auf dem Bäckertiſch der Literatur zu erzählen?" — Die Antwort des Juden wurde mit einem Blick auf die offene Thür ſo leiſe hingemurmelt, daß Paul nichts von ihr verſtehen konnte, ſie erregte doch bei dem, für welchen ſie beſtimmt war, die lebhafteſte Freude. „Väterchen!" rief er, „das iſt ein delikater Skandal! Da zieh' ich denn in einem Seitenfiſchzug die ganze vornehme ſchreibende Clique mit hinein! Koſtbar! Ungeheuer koſtbar! Ich rufe dann: Seht, das ſind die Sitten des Adels! Hat er ſich wohl durch Revolutions-Gräuel, durch Guillotine und Terrorismus beſſern laſſen? Seht dagegen uns! Wir Männer des Volkes! wir, die wir aus dem urſprünglichen Adel emporgewachſen ſind, edel, ungeſchwächt und unentnervt! Seht uns! Verkannt und geläſtert von dieſem herabgewürdigten Adel, verfolgt von den Fürſten, weichen und wanken wir dennoch nicht, wenn es das Beſte und die Rechte des Volkes gilt, unſeres Volkes! O jeder Landmann in der Hütte ſei fortan ſicher — wir wachen! Er lege ſich ruhig ſchlafen — unſer Auge wird offen bleiben! O, und die Unſchuld! die ſüße Himmelsblume Unſchuld — Unſchuld! Ja was wollte ich doch von der Unſchuld ſagen? Nun gleichviel; kurz, es läßt ſich eine wunderſchöne Phraſe an jenes Factum knüpfen. Abraham, Erzvater! Erſter der Väter, Lügenvater! Da nimm einen halben Thaler für Deinen Beitrag zum Argus.“ — „O wai mir! Für eine ſo wunderſchöne kleine Notiz nur einen halben Thaler? Hat man das je geſchaut, daß der Handel mit kleinen Notizen ſo flau wird? Legen Euro Gnaden noch einen halben dazu.“ — „Nein, Du weißt, daß der Teufel ſeine Lügen unentgeldlich giebt.“ — „Ich weiß nicht. Wo ſoll ich das wiſſen? So viel mir bekannt, nimmt er die Seelen der Menſchen dafür in Empfang.“ Herr Tribus warf ſich in ſeinen Stuhl zurück und rief lachend: „Die Seelen der Menſchen! Da fällt mir eine luſtige Anekdote aus meiner Knabenzeit ein. Mein Vater hielt auf Frömmigkeit, ſeine einzige Sünde, die er tauſend Mal bereute, war, daß er mich vielleicht eben ſo, vielleicht ſogar noch mehr liebte, als den lieben Herrgott. Wie geſchah dem guten Manne, als er mich eines Tages mit einem meiner Kameraden folgendes kleine Handelsgeſchäft abmachen hörte? Mein Kamerad ſpielte den Teufel und bot mir einen friſchen, noch dampfenden Pfannenkuchen, indem er mir dabei zurief: ‚Verſchreib mir Deine Seele, ſo ſollſt Du dieſen Kuchen haben.‘ Gut, rief ich, Du ſollſt ſie haben. Er entgegnete: ‚Wie hoch rechneſt Du Deine Seele an Werth?‘ Ich antwortete: Zwei Silbergroſchen, gerade ſo viel, wie der Kuchen werth iſt. ‚Du ſchlägſt Dich zu hoch an,' rief der Teufel, ‚ich gebe nur einen Silbergroſchen und eilf Pfennige für Deine Seele. Du mußt alſo noch etwas dazu legen, was einen Pfennig werth iſt.' — Die Seele meines Vaters! rief ich. — Der Handel war abgemacht, da ſtürzte mein Vater hervor, ſein Antlitz ſchwamm in Thränen und er rief: ‚Wie, Bube! Für einen Pfennig giebſt Du die Seele Deines Vaters dem ewigen Verderben preis? — Er hat mir das nie vergeſſen und von Stunde an war ich aus ſeinem Herzen verbannt. Iſt das nicht amüſant, lieber Abraham? Der gute ſchwache Mann! Er hätte in mir das künftige Genie ſehen ſollen, das keine Hinderniſſe auf ſeiner Bahn gelten läßt, das über alle Vorurtheile ſiegt und nur eine allwaltende ewige Macht anerkennt, das Gold. So lange ich Gold habe und genieße, ſo will ich dem Teufel meine und ſämmtliche Seelen aller Menſchen zu ewigen Zeiten verkaufen. O, es giebt doch nichts Lächerlicheres, als gewiſſe Ammenmährchen, die dem großen Wickelkinde Menſchheit immer vorgeſummt werden."

Herr Tribus bedachte jetzt, daß er unnützer Weiſe ſehr koſtbare Stoffe verſchwende und verſtummte plötzlich, indem er ſich anſchickte, von Neuem ſein Glas zu füllen und die Feder ins Dintefaß zu tauchen. Der Alte entfernte ſich, nachdem er einige vergebliche Verſuche gemacht, noch Etwas von der Liſte abzuleſen.

Paul hatte jetzt Zeit, die ihm aufgetragene Arbeit zu vollenden.

Dreizehntes Capitel.

Betrachtungen, die in den vorigen Capiteln eingeleitet worden, erhalten in dieſem ihre Reife.

So entmuthigt und geiſtig niedergedrückt hatte unſer Held den alterthümlichen Palaſt des van der Flier'ſchen Handelshauſes nicht verlaſſen, als er nach einigen Stunden angeſtrengten Schreibens ſein Dachzimmerchen verließ, um auf einige Augenblicke friſche Luft zu ſchöpfen. Er ging in einen der Gärten, die um Leipzig herum liegen, ſetzte ſich dort auf eine einſame Bank, kreuzte die Arme auf der Bruſt zuſammen und ſtarrte vor ſich hin mit jenem Blicke ſtumpfen und anhaltenden Ueberdruſſes, ein Ausdruck troſtloſer Art, der ſonſt noch nie in ſeinen Zügen ſich ausgeprägt hatte. Aber ſeine Seele litt auch unſäglich. Er mußte ſich jetzt eingeſtehen, nachdem er eine ziemlich weite Wanderung durch allerlei Gebiete menſchlicher Thätigkeit und Geſinnungsweiſe zurückgelegt, daß er die Welt ſich völlig anders vorgeſtellt. Er konnte nicht gerade ſagen, daß er ſie ſich in ſeinen Träumen ſehr viel beſſer ausgemalt, o nein, er war kein Dichter, kein Idealiſt und Phantaſt, er war eine ehrliche geſunde Natur, aber mit dem unentweihten Gott im Herzen. So hatte er denn von Tyrannen, von moraliſchen Ungeheuern geträumt, von großartigen und finſtern Laſtern und Uebeln, die die Welt nicht hatte, aber er hatte das nicht geträumt, was die Welt beſaß, nämlich die Gemeinheit. Er hatte geglaubt, es gäbe tragiſche Dolche, und er fand nur eine Anzahl Stecknadeln, die ſich die Menſchen Einer dem Andern langſam in die Glieder bohren. Er war vorbereitet, große Gegenſätze zu finden, und er entdeckte nur ein kaum merkliches Hin- und Herſchwanken der Ereigniſſe, aber dagegen einen Druck, der fortwährend lähmend auf dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand laſtete, und den Niemand zu heben die Kraft oder den Willen hatte. Das Glück hatte ſeinen Reiz, das Unglück aber nicht ſeinen Stachel verloren. Es war als wenn Clio, müde von den großen und vielen Thaten, die ihr aufzuzeichnen gegeben wurden, jetzt halb träumend daſäße und ihren Griffel ſpielend in allerlei Arabesken und Schnörkel auf die Tafel hingleiten ließ. Paul hätte vor Unmuth ſterben mögen. War die Welt wirklich ſo, wie er ſie gefunden. was konnte denn die nächſte Zukunft bringen? Oder hatte er nicht Alles geſehen und gehört, was er hatte ſehen und hören können? In dieſer Frage lag eine Hoffnung verſteckt, aber unſer junger praktiſcher Philoſoph ſchlug ſie ſelbſt ſogleich nieder, indem er ausrief: „Was hätte ich Anderes thun ſollen, als was ich gethan? Hab' ich nicht, wie ich's mir ſelbſt verſprochen, die

Arbeit des Feldes über mich genommen? Hab' ich nicht im Schweiße meines Antlitzes den Boden bearbeitet? Hab' ich nicht mit Denen gelebt, die früher meine Knechte waren, und dann aufſteigend zu höheren Regionen, hab' ich nicht immer die einfachſte und ſchwerſte Arbeit übernommen? Wahrlich, geſchont hab' ich mich nicht, und kein ariſtokratiſches Fein- und Zierlichthun hat mich von meinem Tagewerk entfernt. Ich hab' mit dem Volke aus einem Becher getrunken, ich hab' mit ihm das Brod gebrochen — und dennoch, ſollte meine Miſſion eine verfehlte ſein? Sollte vielleicht ein Anderer, ein Beſſerer, ein Tüchtigerer das auszuführen beſtimmt ſein, was ich nur in gutem Willen aber in ſchwachem Vollbringer habe andeuten können? O ſicherlich! der Weg, den ich gewählt, er iſt der richtige, aber ich war nicht vorbereitet, daß ſo wenig Menſchen mit mir dieſe Straße wandeln würden, ja, daß ich gleichſam ganz allein meinen Weg gehe. Die Reichen hüten ſich wohl, ihre Schätze wegzugeben und arm zu den Armen zu gehen, die Mächtigen im Geiſt und im Wiſſen wahren ſich ebenfalls, ihre erhabenen Lehrſtühle zu verlaſſen und einmal das Evangelium den Armen zu predigen. Der Kaufmann, der Gelehrte, der Reiche, Alle behalten ihre Schätze, und nur äußerlich und obenhin ſprechen ſie von Theilung. Die Hochmüthigen geben kein Titelchen, die Reichen keinen Pfennig weg; und ich Thor, ich verlange, daß ſie nicht allein ihre Schätze, ſondern auch ſich ſelbſt auf Gnad' und Ungnade dem großen Ganzen, dem Wohl der

Geſellſchaft hingeben. Und dieſe Literaten vollends! Unter ihnen dachte ich jene Montesquieu und Rouſſeau, die mich entzücken, zu finden, und ich finde armſelige Wucherer, die mit einem kleinen Capital Handel treiben, das der Uebermuth der herrſchenden, im Beſitze lebenden Partei großmüthig und hohnlächelnd ihnen hingeworfen hat, damit die Schlechtigkeit mit der Unſchuld unterhandle, damit der Betrug über die Forderungen der ſchüchternen Redlichkeit entſcheide, mit einem Worte, damit das Volk in die Hände der Rabuliſten falle, denen Alles feil iſt um Gold.

Als Paul ſich anſchickte, ſich noch tiefer einzugraben in dieſen dunkeln Höhlengang ſeiner ſelbſtquäleriſchen Phantaſie, ſah er einen Mann gedankenvoll auf ſich zu kommen und in Nähe der Bank ſtehen bleiben. Unſer Freund erkannte ſogleich den nächtlichen Beſucher bei Herrn Tribus, und er grüßte ihn und empfing einen ebenſo ehrerbietigen als freundlichen Gegengruß. Es dauerte nicht lange, ſo ſaß Herr Lindfried auch auf der Bank, und er wußte es ſo anzufangen, daß unſer Träumer den ganzen Vorrath ſeiner finſtern Bilder und Gedanken dem fremden jungen Manne gleichſam in den Schooß ſchüttete. Dieſer war von dem Vertrauen, das man ihm ſchenkte, gar nicht überraſcht; es ſchien ihm ganz in der Ordnung, daß Jeder, der etwas zu klagen hatte, und wer hätte das nicht gehabt, ſich zu allererſt an ihn wendete und von ihm Hülfe erwartete. Ein ſolches Geſicht und ein ſolches

Weſen hatte Lindfried. Aber man denke nicht, daß er übertrieben ſanft und ſchwächlich gutmüthig ausſah; o nein, es blitzten recht muntre Flammen aus ſeinen Blicken, über ſeine Lippen glitt nicht immer ein ſanftes, aber immer ein treffendes Wort.

Paul hatte von früherer Zeit her noch immer das Verlangen, die Leute nach ihrer Herkunft zu fragen. Den alten hiſtoriſchen Namen iſt dieſe Sitte, oder mag man's Thorheit nennen, zu tief eingeprägt, als daß ihr Verſchwinden nicht mit größern Schwierigkeiten verknüpft ſein ſollte, wie es mit anderen eigenthümlichen Standesangewöhnungen der Fall iſt. So fragte denn Paul ziemlich ungeſchickt nach Lindfried's „Familie." „Familie?" wiederholte der junge Mann; „ich habe eine Mutter und einen Bruder — das iſt meine Familie. Aber ich hab' Ihre Frage wohl nicht recht verſtanden; ſie wollten wiſſen, ob ich von Familie, das heißt von guter Familie, das heißt von Adel bin? Nein. Ich heiße ſchlechtweg Herr Lindfried. Mein Vater war Buchhändler, und ich werde es auch werden."

„So hab' ich's nicht gemeint," ſtotterte Paul.

„O doch!" entgegnete Jener. Es entſtand eine lange Pauſe, endlich ſagte Paul: „Wenn ich Sie dem Adel angehörig glaubte, ſo lag dieſer Irrthum ſehr nahe, da ich Sie bei Herrn Tribus die Sache des Adels vertreten hörte."

„Des Adels?“ rief Lindfried lebhaft und erhitzt. „Der Himmel ſoll mich dafür bewahren, jemals dieſe verächtliche Kaſte in Schutz nehmen zu wollen, die ich aus dem Grunde meiner Seele haſſe.“

„Weshalb?“ fragte Paul kurz.

Nicht frank heraus!

„Die Frage iſt nicht ſo ſchnell beantwortet; ich will fürs Erſte eine Gegenfrage thun. Haben Sie Börne's Schriften geleſen?“

Paul verneinte und Jener fuhr fort: „So kennen Sie den liebenswürdigſten, den keuſcheſten, den edelſten Schriftſteller unſerer Zeit nicht, einen Mann, der groß dachte und warm fühlte, einen Kämpfer, der im Streit mit den kleinen Seelen der Welt ſeine große Seele ſtets rein bewahrte; einen Genius, dem man die Flügel brechen, aber nicht beſchmutzen konnte.“

„Das ſind große Worte,“ ſagte Paul.

„Sie ſind die einzig richtigen,“ entgegnete ſein Nachbar, „wenn man dieſen Mann bezeichnen will, der uns Deutſchen gezeigt hat, was eine würdige Preſſe darſtellen und geben ſoll. Er hat nur kurze Zeit gelebt und man hat ihn recht eigentlich zu Tode geärgert. Aber iſt in Deutſchland denn jemals ein Genie alt geworden? Der Kranz der Volksgunſt iſt immer zugleich eine Todtenkrone. Nur wer mit der Schande und der Schmeichelei einen Bund ſchließt, wiegt Enkelkinder auf ſeinen Knieen!“ Als Herr Lindfried dieſe Worte ſprach, blitzten ſeine Augen ganz gewaltig, was Paul Freude machte, und er rief: „Alſo dieſer Doctor Börne war Journaliſt?“

Lindfried nickte bejahend: „Was man in frühern Tagen ‚Zeitungsſchreiber‘ nannte und die betreffend eine alte Verordnung des Königs Friedrich Wilhelm, des Vaters des großen Friedrich, exiſtirt, wo es heißt: ‚Sollte der Lump von Zeitungsſchreiber ſich nochmals unterſtehen, ſeine Feder auf eine Uns mißfällige Weiſe in Bewegung zu ſetzen, ſo ſoll man ihm funfzig Stockprügel aufzählen und ihn als Gemeinen in die Strafcompagnie ſetzen.‘“

Paul lachte und Lindfried ſagte mit einem kalten, wilden Tone: „Die Fürſten, Gottlob, denken nicht mehr ſo, der Adel aber möchte, daß die Fürſten noch ſo dächten, und weil er ſie nicht zwingen kann, hält er wenigſtens ſeinerſeits die moraliſchen Prügel immerdar bereit für den Mann, der frei ſpricht.“

„Sie thun dem Edelmann Unrecht,“ ſagte Paul.

„Auf den einzelnen Mann geht mein Angriff nicht,“ entgegnete Lindfried. „Es giebt brave, treffliche Männer auch heute, Männer, wie jede Zeit ſie brauchte zur Stütze und

Förderung ihrer heiligſten Intereſſen, unter dem Adel. Wer wollte dies leugnen. Nicht auf den Edelmann, ſondern auf den Adel überhaupt zielt mein Geſchoß. Er ſoll aufhören, ſich als beſondern bevorrechteten Stand anzuſehen, er ſoll ſeine excluſive Stellung aufgeben und nicht mehr Partei gegen das Ganze machen. Hören Sie, was jener von mir ſo hochgeſchätzte Autor ſagt: ‚Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die Letztern haſſen ſie, die Erſteren nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volkes, aus dem des Adels, oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre Ariſtokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf ihren beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andre will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelſtürmende Titanen niederkeult.‘“

Paul fühlte den empfindlichen Stachel dieſer Worte in ſeinem Geiſte. Er ging in der Eile mit ſich zu Rathe, ob ſie auf ihn paßten und er konnte ſich nicht im Augenblick eine beruhigende Antwort geben. In der Befangenheit ſagte er ſchnell: „Gut; ich geb' das Obige als Wahrheit zu, allein dieſer Standesegoismus iſt beim Bürgerlichen eben in demſelben Grade vorherrſchend.“

„Nicht in demſelben Grade,“ entgegnete Lindfried. „Und dann, wenn der Bürgerliche dieſe häßliche Unart angenommen hat, dieſes politiſche Laſter will ich ſagen, ſo hat der Adel ihm daſſelbe eingeimpft. Doch dieſe Unterſuchung gehört nicht hierher. Der Punkt, auf den es hier ankommt, iſt einzig die Ueberzeugung, daß der Haß der Parteien gegeneinander in dem falſchen Begriff von ihren Rechten und ihrer ihnen zuſtehenden Stellung wurzelt.“

Paul ſchwieg, denn der Kampf in ſeiner Seele ließ ihn zu keinem Worte kommen. Er bedachte, daß das, was er gethan, zum großen Theil aus dem ihm ſo natürlichen und achtbaren Stolz geſchehen war, ſeinem Stande Ehre zu machen. Er hatte zeigen wollen, daß alle Güter der Welt, alle Vorrechte der Geburt, dem wahren Edelmann als hinfällig und kleinlich erſchienen, wenn es galt den Kern des Adels, die Geſinnung, zu wahren. Er war tagelöhnern gegangen, er hatte den Kittel des Bauern angelegt, nur einzig aus dem Grunde, um zu zeigen, nicht daß ein Staatsbürger überhaupt, ſondern ausſchließlich, daß ein Edelmann einer ſolchen Hingebung und Aufopferung fähig ſei. Und jetzt erfuhr er, daß dieſer Standesegoismus das ſchwärzeſte politiſche Laſter, recht eigentlich die Hemmkette ſei, die der fortſchreitenden Entwickelung und der Förderung der allgemeinen menſchlichen Intereſſen entgegenſtehe. Nicht der Adel, der Vortheile ſucht, ſondern der Adel, der ſich als Adel fühlt, würde gehaßt und ſollte vom Erdboden verſchwinden. Wenn Paul die Richtigkeit dieſes Satzes zugab, ſo war ſein ganzes Weſen vernichtet, ſo ſank Alles um ihn her zur Wüſte, zum Chaos herab. Er fühlte wie der Rieſe Antheus im Kampfe keinen Boden mehr unter ſich, und ſeine Kraft ſchwand.

Lindfried, der keine Ahnung von dem hatte, was in der Seele ſeines jungen Genoſſen vorging, verfolgte den Ideengang, den er gleich anfangs eingeſchlagen und ſagte mit einem etwas mildern Ausdruck: „Ich habe ſcheinbar zu Gunſten des Adels bis jetzt gekämpft, und meine journaliſtiſche Thätigkeit ſieht gerade ſo aus, als käme ihr bewegender Nerv aus dem Bureau irgend eines conſervativen und gut royaliſtiſchen Miniſters. Erſt wenn ich den Weg rein habe, komme ich mit meinem eigenen Geſpann. So wie jener käufliche und elende Publiciſt die Sache betreibt, kann er nur der gerechten Sache Schaden bringen. Dieſe kleinen Verleumdungen, dieſe feigen Seitenangriffe, dieſe kindiſchen und zugleich boshaften Lügen ſind dem Ehrenmann, ſo wohl diesſeits, als jenſeits verhaßt. Die Zeit will eine männliche und offene Stimme, und es wäre Jammer und Schade, wenn Deutſchland, dies edle Gebiet des Geiſtes, den Mißbrauch der Freiheit der Preſſe vor ihrem Gebrauch kennen lernte.“

Paul, der immer noch an ſeinen Zweifeln nagte, fragte jetzt kleinlaut: „Und was würden Sie, wenn Sie Edelmann wären, zur Förderung der Intereſſen, die Sie jetzt vertreten, thun?“

„Sogleich und für immer aus dem Stande treten,“ — rief der Gefragte ſchnell. — „O daran iſt kein Zweifel. Ich ginge noch weiter, ich würde meine Standesgenoſſen auffordern, daß ſie alleſammt darauf hinarbeiteten, daß der Adel, als Stand, gänzlich vernichtet würde.“

„So ſind wir nicht einer Meinung,“ ſagte Paul raſch und wieder aufathmend. „Ein ſchlechter Mann iſt, der den Heerd ſeiner Hütte, das Grab ſeiner Väter, die Ehre ſeiner Väter ſchmäht und verläßt. Nein, Herr Lindfried, wenn ich Ihnen als Edelmann gegenüberſtände, und, weiß Gott, ich hätte mich dann meines Gegners nicht zu ſchämen, ſo würde ich Ihnen antworten: Wehe dem Lande, wehe der Regierung, die den Adel vernichtet, die dem Kaufmann und dem Advocaten den Platz einräumt, den der Edelmann, und nur der Edelmann allein würdig beſetzt halten kann. Aber dreimal Wehe dem Adel, der, einmal hingeſtellt, wo er hingehört, und beſchützt von den übrigen Ständen, ſeine Beſtimmung vergißt und herrſcht, wo er dienen ſoll.“

Lindfried ſah erſtaunt zu dem Sprechenden empor und ſagte: „Der Adel hat aber ſeine Beſtimmung vergeſſen, er hat geherrſcht, wo er dienen ſollte.“

Paul wandte ſich ab und rief in tiefem Unmuth: „Es iſt wahr! Die Geſchichte zeigt viele Verirrungen, ſie zeigt aber auch Thaten der Buße und Zerknirſchung.“

Das Geſpräch wurde hier abgebrochen. Die beiden jungen Männer ſchieden von einander. Als Lindfried ſchon einige Schritte entfernt war, eilte Paul ihm plötzlich nach und drückte ſeine Hand herzlich; dabei rief er mit wunderlicher Heftigkeit: „Wir ſind Feinde, hören ſie, Feinde! Aber Feinde, die ſich noch die Hand drücken können, wenn ſie blutend im Kampfe neben einander hingefallen ſind.“ Lindfried ſah ihn zweifelnd an, als wollte er ſagen: Wer biſt Du eigentlich? Ich glaube bei Dir etwas zu entdecken, was ich ſonſt nirgend fand.

Als Paul allein war, rief er bei ſich ſelbſt: „So mußte es kommen. So muß man ſich im Leben, im Verkehr mit fremder Meinung, zum Bewußtſein herausarbeiten. Es wird Niemand die Arbeit geſchenkt. Im dunkeln Triebe unternahm ich's, und jetzt zum Bewußtſein erſtarkt, weiß ich erſt, was ich unternahm. Ich wollte und ich will noch der Menſchheit dienen, dem armen Bruder helfen, den Verirrten leiten, des Bekümmerten Sorgen theilen — aber Alles dies nur als Abgeordneter meines Standes. Ihm ſei die Ehre! O meine

Brüder, wüßtet ihr, was ihr ſein könntet! in welch herrlicher Geſtalt ihr vor dem verſammelten Volke daſtehen könntet, wenn — —.“ Dieſes grauſame „Wenn“ erſtickte unſer armer, leidenſchaftlicher Freund in ſeinem Buſen. Sein Blick war feucht und ſein Herz ſchlug ängſtliche Pulſe. „Sei mein Opfer, das ich bringe, auch noch ſo klein,“ rief er, „immer iſt's ein Zeichen, daß Einer aus dieſer gehaßten und geſchmähten Kaſte mit dem Drang der Liebe, mit dem Suchen nach dem Preiſe, der uns Allen geſtellt iſt, aus dem ſichern Hauſe hinausgetreten iſt in die Welt.“

Er ging heim, und die Lampe brannte noch ſpät nach Mitternacht in dem Dachſtübchen; aber unſer neuangeworbener Autor brachte nicht die Productionen der Phantaſie, er brachte die Erlebniſſe der Wirklichkeit und beſonders die Erfahrungen der letzten Stunden zu Papier.

Vierzehntes Capitel.

Unſer Held ſucht ſich einen neuen Wirkungskreis.

Je mehr Paul jetzt mit Lindfried verkehrte, um ſo deutlicher konnte er die achtbare Seite der jungen Literatur er-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12150/011

kennen. Er lernte durch Vermittelung des Buchhandels diejenigen Schriftſteller kennen, die als glänzende Sterne am Literaturhimmel leuchten. Es waren ihrer wenige, aber wo überhaupt ſind der Geiſter, die als Führer der Nationalintelligenz aufzutreten berechtigt ſind, eine große Zahl? Die Zeit hat gewollt, daß kein begeiſterter und großer Dichter in unſern Tagen erſtehe, dafür gab ſie aber einer Anzahl tüchtiger Kräfte das Verſtändniß der geiſtigen Bedürfniſſe der Gegenwart. Die jungen Schriftſteller verließen, auch wo ſie als Dichter auftraten, nie das Feld der politiſchen Discuſſion und der ſocialen Intereſſen. Dieſes den Deutſchen ungewohnte Element der Oeffentlichkeit haucht in die Productionen der Autoren eine gewiſſe Kälte, die erſt dann weichen wird, wenn die kleinen Streitfragen bei Seite fallen und nur die Maſſen ihre Geltung finden, wo dann ſich an der Ruhe und Großartigkeit der Formen die Poeſie ſchöpferiſch üben kann, ähnlich wie die mittelalterlichen Kämpfe der Ghibellinen und Welfen die grandioſe politiſche Poeſie Dante's ins Leben riefen. Für jetzt iſt der Schauplatz für das Auftreten des wahren Dichters, des Propheten und zugleich des Schutzheiligen ſeiner Nation, noch nicht geeignet; doch wie die Chöre der alten Tragödie das baldige Auftreten des Helden verkündeten, ſo traten auch jetzt ſchon die Chöre der Nationen zuſammen, um den kommenden Lorbeerbekränzten anzukünden, der ſchon in der Tiefe der Bühne, im Schmuck des Gekrönten, die ſiebenſaitige Lyra in der Hand auftretend, hinter der ſich ſondernden und ihm Platz machenden Menge ſichtbar wird. Die Generation, die ſich heute mit Ordnen der geſellſchaftlichen Formen beſchäftigt, wird dahingehen, ohne einen Dichter geſchaut zu haben, ſie lebt in der Zeit der kürzeſten Nacht, wo die beiden Röthen am Himmel, der entſchwindende Abend und der ſchon wieder aufſteigende Morgen ſich berühren und einen unentſchiedenen Farbenton am Himmel bilden, der weder die tiefe Bläue der Nacht, noch die lichte Farbe des Tages iſt.

Durch Lindfried wurde Paul eingeweiht in den Gang der engliſchen ſowohl, als der franzöſiſchen Preſſe. Er kannte von früher her, denn auch dies neue Element war in die Modeconverſation eingedrungen, wiewohl nur noch ſchwach und äußerſt oberflächlich, die Neuigkeiten der franzöſiſchen Oppoſition, den Namen und die Schickſale ihrer Führer, ſo wie die Stellung der miniſteriellen Gegner; aber er hatte auf dieſe Dinge hingehört, wie er auf die Berichte der Kämpfe im Kaukaſus geachtet, das heißt, auf etwas völlig dem Kreiſe in dem er lebte, Gleichgültiges. Jetzt fühlte er den Nerv, der, in dem Leben der Völker wurzelnd, durch alle Geſellſchaftsgrade bis zu den oberſten Regionen hinauf zuckte und vibrirte bei einem Worte, das jenſeits des Kanals geſprochen wurde, oder das in den Kammern von Paris ertönte. Je mehr er einſah, wie wichtig die Miſſion der Oeffentlichkeit ſei, um deſto ſchmerzlicher mußte ihm deren verunglückende Vertretung in Deutſchland berühren. Lindfried, der dieſen Unmuth bemerkte, brachte jetzt Stunden, ja Tage in Geſellſchaft des neuen Genoſſen zu. Beide junge Männer machten ihre Studien zuſammen, und Paul brachte jetzt das früher Erlernte und Erlebte in eine wiſſenſchaftliche Ordnung, die ihm ſehr noth that, denn er wollte nun immer feſter und ſicherer auf dem erkämpften Boden ſtehen.

Wenn er betrachtete, wie Lindfried thätig war, die Unkrautkeime in der Publicität niederzudrücken, wie er unabläſſig jenen nutzloſen und argen Knechten im Weinberge der Oeffentlichkeit nachſpürte, wie er durch Geld ſchlechte und verrätheriſche Stimmen niederhielt, ſo kam unſer Freund darauf, halb und halb zu bereuen, daß er ſich von aller Macht losgeſagt hatte. Es gab jetzt Stunden, wo er darüber nachdachte, wie er wieder zu Beſitz und Anſehen gelangen könne. Er ſah jetzt ein, daß ſich Großes mit jenen, von ihm ſo ſehr gering geſchätzten Geldkräften beginnen laſſe. Ein Verlangen, in die höhern Regionen der Geſellſchaft zu dringen, fühlte jetzt ſeine Seele; er wollte nicht wieder reich und müſſig, er wollte jetzt reich und thätig ſein. Was wollte er im niedern Arbeiterſtande jetzt noch beginnen? Seine Lehrzeit, ſo dünkte ihm, war abgelaufen. Aber welche Schritte ſollte er thun, um auch nur einen kleinen Theil ſeiner frühern Stellung zu erlangen? Die Schranken ſind feſtgezogen und werden mit einer grauſamen und eiferſüchtig peinlichen

Strenge bewacht. Das Durchbrechen war ſchon ſchwer geweſen, das Wiedereröffnen war faſt unmöglich.

Indeſſen verlor er den Muth nicht. Er arbeitete rüſtig weiter und ſchrieb ſeine Novellen, die ſchlecht genug ausfielen, denn nichts lag ſeinem Geiſte jetzt ferner, als dieſe kleinen Tändeleien, bei denen die Muſe noch obendrein ihm den Rücken kehrte. Aber Herr Leberberg war unerbittlich, er hatte einmal für dieſe Rubrik ſeiner Zeitſchrift Paul angeſtellt und verlangte auch dieſe und keine andere Thätigkeit von ihm. Um ſein tägliches Brod zu haben, mußte Paul ſich fügen. Heimlich aber arbeitete er für Lindfried Aufſätze aus, die dieſer veröffentlichte und von welchen das Publicum, wenn auch nur beiläufig, doch immer ehrenſpendende Notiz nahm. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Herr Tribus oft einen Artikel bekämpfte und, als von weiter Ferne kommend, irgend einem ſeiner Feinde in Rechnung brachte, der ganz in ſeiner Nähe, ja vielleicht ſogar an demſelben Tiſch mit ihm geſchrieben worden war. Aber Paul's redliche Natur konnte Niemanden täuſchen. Als Herr Tribus daher einſt Verdacht ſchöpfte und ihn um die Wahrheit fragte, geſtand er ſie ihm offen. Der Redacteur des ehrenwerthen und achtbaren Argus, der nicht wußte, was es hieß, Wahrheit und Treue üben, war nicht wenig über dieſes neu entdeckte Talent verwundert. Er ſchlug ſogleich Paul vor, in dieſer Thätigkeit fortzufahren, aber zugleich Artikel im entgegengeſetzten Sinne für den Argus zu ſchreiben. „Ich will Ihnen offen bekennen,“ ſetzte er hinzu, „lange machen wir's doch nicht mehr. Die Leute ſind der liberalen Phraſen, hinter denen nichts ſteckt, endlich ſatt. Sie haben nun ihren Spaß daran gehabt; weiter wollten ſie nichts. Denn kein Menſch in unſeren lieben deutſchen Gauen iſt ſo dumm, zu glauben, daß wir es irgend zu etwas bringen werden. Die Regierung wird ſogar ſchlaff und läſſig in unſerer Verfolgung. Sie hört auf, unſere Bücher und Broſchüren zu verbieten. Das iſt ein ſchlimmes Zeichen. Wenn wir auch das Aeußerſte wagen und uns gefangen ſetzen laſſen, ſo iſt auch das nicht mehr von Wirkung, und das Volk ſieht lachend zu und kümmert ſich nicht ſo viel darum, als wenn man Sperlinge einfängt. Und dieſes Volk vollends! Was iſt das für eine erbärmliche Souverainetät, der wir zu Kron und Scepter verhelfen wollen! Es kümmert ſich den Henker um uns. Es iſt ruhig — ja ich ſag' es noch einmal — es iſt ruhig. All das eingebildete Elend haben nur wir erfunden; man glaubt uns nicht mehr, wenn wir das Elend des Volkes in Rede bringen, denn man weiß, daß wir nur von unſerm eigenen ſprechen. Ich ſage Ihnen, theurer Freund, die Sache geht ſchlimm. Der Karren iſt in den Schutt gefahren und wir ſitzen nun. Es rette ſich bei Zeiten, wer ſich noch retten kann.“

„Wenn es uns ſchlimm geht,“ ſagte Paul finſter und mit derbem Tone, „ſo ſind Sie allein daran ſchuld.“

„Ich?“ rief der Journaliſt. „Und weshalb ich? Denke und handle ich etwa anders, als meine werthen Collegen ſiebzig Meilen in der Runde? Es war eine abgemachte Sache, daß man auf dieſe Weiſe zu Brod und einigem Anſehen kommen könne.“

„Es iſt genug!“ ſagte Paul. „Wir wollen uns nicht über dieſe Dinge ſtreiten. Es würde ſicherlich zu nichts führen. Ich werde die geforderten Aufſätze für den Argus nicht ſchreiben.“

„Nicht? Alſo Sie wollen fortfahren, gegen den Argus zu ſchreiben?“

„Ich werde um meine Entlaſſung nachſuchen,“ entgegnete Paul.

„Das thun Sie, Verehrter, und zwar baldigſt. Ich werde dem Herrn Leberberg kund thun, wie hämiſch Sie gegen unſer Journal und gegen die ehrwürdigen Zwecke, die es verfolgt, aufgetreten ſind. Sie können verſichert ſein, daß hier, wo Sie es mit lauter Ehrenmännern, mit Männern von ſtrenger politiſcher Farbe zu thun haben, ein ſolches Betragen um ſo auffälliger erſcheinen muß. O Sie werden Herrn Leberberg Kummer verurſachen, nicht wegen der jetzt aufhörenden Arbeiten, die, als Freund geſprochen, herzlich ſchlecht waren, ſondern wegen der mangelnden ‚Geſinnung‘, die ſo hoch bei uns angeſchlagen wird. Die Summen, die man Ihnen gegeben hat, und die gewiß ſehr gering ſind, werden bald aufgezehrt ſein, die Verſprechungen, die man Ihnen leiſtet, werden nicht gehalten werden, und Sie werden dann dem Elend preis gegeben ſein. Alsdann werden Sie wünſchen, auf die Seite des Volkes und der ehrlichen Männer zurückzukehren; aber der Argus wird kein Auge für Sie haben, obgleich er deren eine große Anzahl beſitzt. Sie werden verkommen und untergehen, und es wird mit Ihnen dahin gelangen, wo ich ſo manche meiner früheren Freunde hingerathen ſah, nämlich daß, wenn Sie mich vielleicht mit Ihrem Beſuch beehren wollten, ich bei Ihrem Eintritt meine ſilbernen Löffel einſchlöſſe. Hehehe!"

Paul fühlte ſich bei dieſer Rede zittern vor Wuth; allein obgleich ſein Antlitz leichenblaß wurde, ſo entglitt doch kein ſchmähendes Wort ſeinen Lippen. Er nahm ſeinen Hut, machte eine kurze Verbeugung und gewann erſt Faſſung, als er die kalte Herbſtluft ſeine Stirn und Wangen anwehen fühlte. „O Stand der Erniedrigung," rief er, „welche gräßliche Folter bringſt du mit dir! Da ich als Knecht arbeitete, ward ich nicht ſo arg gedemüthiget, nicht ſo roh angetaſtet, nicht ſo ſchmählich verunglimpft, als hier, wo Bildung und Geiſt ihr geſchändetes Panier wehen laſſen."

Als Paul dem Herrn Leberberg ſeine Anſicht, ihn zu verlaſſen, angekündigt, ſagte dieſer Ehrenmann mit einer

Miene von Bedauern: „Ei, mein Lieber, ich laſſe Sie ungern ziehen. Sie haben Anlagen, und unter meiner und Herrn Tribus Leitung hätten Sie's noch weit bringen können. Ich hatte mir für Sie ſchon eine Art Zukunft ausgedacht, ich wollte Sie zur Prinzeſſin machen."

„Zur Prinzeſſin?" fragte Paul höchlichſt verwundert.

„Nicht anders," entgegnete der Buchhändler trocken. „Ich wollte mir von Ihnen einen Roman ſchreiben laſſen und dieſen dann unter irgend einem myſtiſchen Schleier ins Publikum bringen, mit Andeutungen, das Werk ſei der Feder einer ‚hochgeſtellten Dame' entfloſſen. Der Kunſtgriff iſt gar nicht mehr neu, aber auch noch nicht völlig abgenutzt; es läßt ſich immer noch etwas damit anſtellen."

Unſer Held lehnte lächelnd die hohe Beſtimmung, die ihm zugedacht war, ab und bemerkte dabei, daß, wenn es ihm wirklich gelänge, einen guten Roman zu ſchreiben, dieſer ſich auch ohne ſolche Künſte die Anerkennung und den Beifall der Leſewelt erringen würde.

„Sie glauben das," entgegnete Herr Leberberg, „und ich will Sie bei dieſem Glauben laſſen. Ich und meine Collegen wiſſen aber beſſer, wie die Sache ſteht. Wenn wir unſere Boutique aufſchlagen, müſſen wir auch für Aushängeſchilder ſorgen. Und wir Deutſchen ſind's nicht allein, unſere

Nachbarn, die Franzoſen und Engländer, üben ähnliche Marktſchreierkünſte. Ich erinnere Sie, um nur ein Beiſpiel anzuführen, an die Albernheit mit dem großen Unbekannten, wo Sir Walter Scott, dieſer ehrliche Mann, der nichts weniger liebte, als den Tröbel und Lärm der Speculanten, ſeinem Buchhändler zu Gefallen mit ſeiner Perſon Verſtecken ſpielen mußte. In Paris ſtiehlt man Namen, wie man Tabaksdoſen und Schnupftücher ſtiehlt; wir Deutſchen ſind noch ehrlich, wir haben immer dieſelbe alte Prinzeſſin, die den Büchermarkt bezieht."

„Warum ſollte ich aber gerade dazu geeignet ſein, Ihnen einen ſolchen Roman, wie Sie ihn zu Ihrem Zwecke nöthig haben, zu ſchreiben?" fragte Paul.

Der Buchhändler ſah ihn lächelnd an und ſagte dann mit einem kleinen Anflug von Befangenheit: „Ich will Ihnen den Grund ſagen, allein Sie müſſen mir verſprechen, meine Worte nicht übel zu deuten; weil ich in Ihren Productionen bis jetzt keine Spur von Geiſt entdeckt habe."

„Ach!" ſagte Paul, „das kommt, weil ich ſie wider Willen und völlig ohne Talent hingeſchrieben."

„Sie mißverſtehen mich," ſagte der freundliche Mann. „Ich meine unter Geiſt jenen prickelnden, neckenden, mißfälligen Dämon, der unſere Literatur jetzt beſitzt, deſſen Nähe die vornehmen Kreiſe, das behagliche und genießende Publikum, nicht vertragen können. Nun weiß ich wohl, die vornehmen Leute kaufen bei uns keine Bücher, aber ſie bringen nichtsdeſtoweniger ein Buch in Mode, und die unteren Claſſen kaufen dann. Du lieber Himmel, mir kann es ja gleich ſein, was die Leute leſen und was ſie ſchön finden. Schreiben Sie heute witzig und geiſtreich wie Voltaire, lasciv wie Diderot, und bringen Sie dieſen Geſchmack in die Mode, das heißt in die Hände der Vornehmen, ſo bin ich der Erſte, der Ihre Manuſcripte Ihnen mit Gold aufwiegt; ſo wie aber die Welt und der Geſchmack heutzutage geſtaltet ſind, iſt mir nur der Schriftſteller willkommen, der unausgeſetzt und unabweisbar der Tugend und der Langeweile huldigt. Wir ſind mit unſerer ſchöngeiſtigen Literatur in die allererſten Tage der Kindheit zurückgegangen. Wir ſind Kinder geworden, aber alte Kinder mit runzelvollen und grämlichen Geſichtern. Indeſſen darf man nicht ungerecht ſein. Die vornehme Welt war ſtets dieſelbe und wird immer dieſelbe bleiben. Sie iſt es nicht, die die öffentliche Meinung auch über Bücher bildet, ſie empfängt dieſe Meinung eine Rangſtufe tiefer vom gebildeten und begüterten Mittelſtande her. Hier werden Bücher wirklich geleſen und ihr Werth beſtimmt. Die vornehme Welt ordnet dann nach ihren Sympathieen das aus, was ihr beſonders zuſagt, und erhebt es zum Gegenſtand der Mode. Das iſt in Frankreich, in England und auch in Deutſchland ſo. Nur daß in dem letztern Lande die vornehme Welt noch viel zu wenig von dem eigentlichen Geiſtesleben der Nationen Kenntniß hat und darum, weil ſie ſich nicht ſchwankend und zaghaft zeigen will, ſich lieber kalt und indifferent zeigt."

„Sehr wahr!" rief Paul, der dabei einen kleinen Vorwurf für ſich ſelbſt abfallen fühlte.

„Die Romane," fuhr der Buchhändler fort, „die wir liefern, ſind gerade ſo gut, vielleicht noch beſſer, als die franzöſiſchen und engliſchen, aber unſere Vornehmen leſen ſie nicht, weil ſie eine zu offene und rückſichtsloſe Sprache darin finden und dabei eine Verletzung der Formen, an die nun einmal jene Excluſiven gewöhnt ſind. Sie finden Alles beiſammen in franzöſiſchen und engliſchen Romanen, was ihrem Bedürfniß ſchmeichelt und was ihren Forderungen für äußere Form genügt. Wir müſſen nur immer die wahrhaft gebildeten höheren Claſſen im Auge haben, der vornehme Pöbel ſteht an literariſchem Urtheil auf der tiefſten Stufe und kommt gar nicht in Betracht. Der gebildete Excluſive findet alſo die deutſchen Productionen gut, aber er findet daſſelbe Element der Zeitbildung in franzöſiſchen und engliſchen Büchern in eben der Stärke und Güte, und verbunden dazu mit jener gefälligen Form, die er einmal nicht miſſen kann und will. Welche Bücher wird er alſo zu ſeinem Umgang wählen? Sicherlich die fremden. Unſere poetiſchen Autoren nehmen in unüberlegtem Stolz viel zu wenig Kenntniß von den Sympathieen der höheren Stände; in Frankreich und England muß der Autor dieſen Excluſiven wahrlich auch große Zugeſtändniſſe machen. Wir ſehen immer nur den fertigen Ruf, aber nicht, wie er gemacht wurde."

„Ich kann Sie verſichern," ſagte Paul lebhaft, „daß ich mich immer herzlich gelangweilt habe, wenn ich in frühern Tagen einen modernen Roman las, einen franzöſiſchen, deutſchen oder engliſchen, gleichviel."

„Das iſt das Gemachte und Uebertriebene, Unwahre und Nüchterne in unſerer poetiſchen Literatur heutzutage," entgegnete der Buchhändler, „und Ihr Urtheil, junger Mann, iſt ein in der Natur der Sache begründetes. Einem friſchen, kräftigen Sinn kann dergleichen nicht behagen. Weder die matte frömmelnde deutſche Richtung, noch die forcirte, durch Heuchelei und verhüllte Zügelloſigkeit geſchändete franzöſiſche, noch die gar zu karrikirte derbe engliſche Modeliteratur kann das geben, was das geſunde Herz will und der Geiſt fordert. Aber das Völkerleben iſt eben erſt im Erwachen; wir können noch nicht fordern, daß die Blüte der Literatur, die erſt zuletzt nach Sichtung und Klärung aller Kräfte emporwächst, ſich ſchon jetzt zeige. Die Menſchen, die da handeln, ſind jetzt willkommener als die, die da ſchreiben."

„Gut!“ rief Paul, „dabei ſoll's bleiben. Ich werde fortfahren zu handeln, ſo gut oder ſchlecht es gehen will, und ich werde keine Feder mehr eintauchen, um etwas, ſei es was es wolle, auf's Papier zu bringen.“

„Schwören Sie nicht,“ ſagte der Buchhändler. „Das Schreiben iſt uns Allen angeboren. Wir können's nicht mehr laſſen. Wir können von der Welt gehen, ohne eine gute Handlung begangen, aber wir können nicht von der Welt ſcheiden, ohne ein Buch geſchrieben zu haben. Der Vater der Menſchen, als er den erſten Deutſchen ſchuf, ſprach zu ihm: ‚Geh' hin, nimm ein Weib, ſchreib' ein Buch und dann leg' Dich zu Deinen Vätern nieder und komm' mir nicht eher wieder vor die Augen, als am jüngſten Tage, wo ich dann Dich und Dein Buch recenſiren werde.“

Als Paul von Herrn Leberberg Abſchied genommen und ſein kleines Dachſtübchen geräumt, wo nun ein anderer Lohnarbeiter einzog, wanderte er durch die Straßen Leipzigs, ohne zu wiſſen, wo er ſein Haupt für die Nacht niederlegen ſollte. Noch nie war ſeine Caſſe ſchlimmer beſtellt geweſen, als gerade jetzt. Eine kleine Summe blieb ihm noch zu fordern, allein er ſollte ſie von Herrn Tribus eintreiben, und eher hätte er ſich dazu verſtanden, das Geld zu erbetteln, als nochmals die Schwelle dieſes Mannes zu betreten, und noch dazu mit einer Geldforderung; denn er hatte bemerken können, wie ſich der ehrenwerthe Redacteur des Argus bei derlei Gelegenheiten gegen den Bedürftigen benahm und wie er von dem kargen Lohn unter den beleidigendſten Worten noch Abzüge machte. So nah dem früheren Schauplatze ſeines Glanzes und ſeiner Verſchwendung, ging er im Gewand der dürftigſten Armuth daher. Es hätte ihn nur wenige Zeilen gekoſtet, ein Brief an den Rittmeiſter, oder an Elfried, und er wäre im Beſitz großer Summen und aller Sorge enthoben geweſen, aber ſelbſt nicht der Gedanke an dieſes Rettungsmittel kam in ſeine Seele. Wenn er ſich den Beſitz des Goldes zurückgewünſcht hatte, ſo war es Anderer, nicht ſeinetwegen geſchehen. Er wußte, was ihm oblag, daß er den Weg fortgehen müſſe, den er eingeſchlagen.

Als die Mittagzeit vorübergegangen war, ohne daß unſer Wanderer ſie durch eine Mahlzeit hätte feiern können, und als der Abend und die Nacht nun erſchienen, faßte Paul den romantiſchen Entſchluß, mitten unter der Civiliſation, wie ein Araber der Wüſte, eine Nacht unter freiem Himmel zu campiren. Er wandelte durch die immer ſtiller werdenden Straßen dem Thore zu und befand ſich zuletzt in jenem Garten und auf derſelben Bank, wo er mit dem jungen Buchhändler eine Art Freundſchaftsbund geknüpft hatte. Er gedachte des Geſprächs, und indem er Pläne für die Zukunft faßte, ſich irgend eine literariſche Wirkſamkeit ausdenkend, vergaß er, was er vor wenig Stunden Herrn Leberberg verſprochen hatte, nie wieder die Feder anzuſetzen. Mitten in dieſen Träumereien rief ihn eine barſche Stimme an, die da rief: „He, Landſtreicher! Von der Bank weg! Dieſer Garten iſt königlich, wird zur beſtimmten Stunde geſchloſſen, hier kann er keine Schlafſtätte nehmen!“

Paul ſtand beſchämt auf und ſetzte ſeine Wanderung fort. Es war bereits eine ſpäte Stunde, und tiefe Finſterniß deckte die herbſtlich verödeten Felder. Ohne recht zu wiſſen, was er that, ging Paul die Landſtraße hinab. Es ward ſtille um ihn her; der Herbſtwind fuhr in Stößen in die Gebüſche, ihnen den letzten Schmuck ihres dürftigen Laubes entreißend. Die Lichter Leipzigs ſchimmerten immer ſpärlicher durch die Nebel, es rollten Wagen daher, und der Ton verlor ſich dann wieder in der Stille. Ein Monument von Stein, in der Dunkelheit wie eine Felsmaſſe emporragend, fiel dem Wanderer auf, und als er nun ſtrebte, ſich auf die Oertlichkeit zu beſinnen, erkannte er, daß ſein irrender Fuß ihn in die Nähe des ewig denkwürdigen Feldes getragen hatte, wo einſt Deutſchlands Heldenjugend mit ihrem Tode den Bund mit dem Ruhm beſiegelte. Jedes kleine Leid, die Bekümmerniß der Stunde ſank jetzt von ſeiner Seele nieder, und er ſchlürfte den Athem der Nachtluft ein, gleichſam als leere er einen kühlenden und doch berauſchenden Trank. Wie oft hatte ſein Herz für die Thaten, die hier geſchehen, geſchlagen; wie waren in den nutzloſen und eitlen Tagen ſeiner müßigen Jugend

Flammenblitze von Leipzigs Feldern in ſein Inneres gedrungen! Es hatte Stunden gegeben, wo er den Helden, deren Herzblut dieſer Boden getrunken, nachgeweint, wo er kein größeres Glück geträumt, als den Tod zu leiden für's Vaterland. Der Entſchluß, der darauf in ſeiner Seele gekeimt, hatte dieſen kriegeriſchen Ruhm ein wenig bei Seite geſchoben, jetzt aber erſtand er neu. Er ſah in den zweifelhaften Nebeln und dem geheimnißvollen Treiben der Nacht die Jünglinge neu erſtehen und ſich um ihn ſammeln. Die edelſten Geſchlechter waren darunter. Sie ſahen ihn an und in ihren edlen, bleichen Geſichtern ſtand die Frage geſchrieben: „Was thateſt Du? Wie genügteſt Du den Forderungen, die Vaterland und Menſchheit an Dich richteten?“ Paul ſank in ſeine Kniee, er lehnte ſein verhülltes Haupt an den Stein und rief leiſe: „O Ihr meine Brüder! Scheltet nicht den, der in kalter, rauher Zeit geboren ward. Wahrlich ich that nichts, Euch gleich zu ſein, nur den Willen hatte ich, Eure Bahn zu wandeln. Scheltet mich nicht! Euch gab ein gütiger Gott den ſchönen Tod, uns ein langes, gedrücktes, gepeinigtes, qualvolles Leben. O richtet nicht!“ — Die Schatten der Jünglinge verſchwanden. Paul glaubte einen Choral zu hören und den ſchauerlichen Gottesdienſt der Todten beginnen zu ſehen. Die welthinziehenden, langſam erſterbenden Töne ſchnitten durch ſeine Seele. Ein prophetiſcher Mund ſchien in ſeiner Nähe die Worte auszuſprechen: Es kommen die Zeiten und gehen. Ein Geſchlecht erſteht und ſtirbt dahin, ewig aber bleibt der ſtarke Geiſt Gottes bei den Seinen! Wandle vor dem Herrn, gedemüthigte und reine Seele! Gieb Deine Tage in ſeine Hand! — Wieder toſete der Herbſtwind, und das alte Lied der Klage ertönte über die verödeten Felder dahin in ſchauriger Weiſe. Es riefen Stimmen: Wann, o wann kommt das Heil? Wann wird die gebrochene Bruſt, der geſtürzte Tempel neu aufgerichtet? O Ihr Väter, die Ihr glücklichere Tage ſahet, belehrt Euer nachgebornes Geſchlecht, daß es dunkle Stunden in den Geſchichten der Welt giebt, Stunden, in denen Gott ſcheinbar die Seinen verläßt, daß aber dann Licht und Wärme wiederkehren. Paul ſah über das dunkele Schlachtfeld die Mütter eilen, das zerriſſene Herz ihrer Söhne zu ſuchen, das ſie aus zerfleiſchter Bruſt hervorzogen und zuckend gegen den Himmel hielten, indem ſie emporheulten: Gieb uns dafür Glück! gieb uns, unſerm Geſchlechte dafür Ruhe und Beſitz in der Zukunft! Der hohe Preis iſt bezahlt, das Erkaufte iſt unſer! Die nächtlichen Wolken gaben keine Antwort. Das Geſpenſt eines Fürſten erhob ſich auf den Trümmern von Leichen, es blitzte die Krone, es flatterte der Purpurmantel, die Hand hob ſich zitternd und wie zum Segen ſich hinſtreckend. Eine Stimme, ſo dumpf wie das Echo in den Grüften, ſprach: Ich will vergelten! Doch die Mütter mit den blutenden und zuckenden Herzen in den Händen achteten nicht dieſer Stimme, ſie richteten ihre thränenbegoſſenen Geſichter nicht nach der Gegend, von wo ſie erſcholl; immer nach dem Himmel und den ſtummen Wolken drohend, kreiſchten und wimmerten ſie durcheinander: Gieb uns dafür Glück! Der Preis iſt bezahlt, das Erkaufte iſt unſer! —

Paul hatte die Stirn an den naſſen Stein gedrückt, in ſeiner Rechten hielt er eine Händvoll Erde, die er an ſeine entblößte Bruſt, an die Stelle des Herzens drückte. „Deutſche Erde!“ rief er, „du blutgetränkte, ehrebeſiegelte, heilige Erde, decke dieſes Herz zu, ehe es, von der Gemeinheit der Welt geſchändet, deine ehrwürdigen Lehren vergißt! Laß mich, wenn je dies Feuer der Liebe in mir erlöſchen ſollte, laß mich vor dem Zeitpunkt dieſes ſchrecklichen Erlöſchens eine Freiſtätte in Deinem Schooße finden. Man ſoll mich nicht zu Dir hinabſenken als einen Kalten und Geſchändeten, als Einen, den das Leben betrogen und der dafür wieder das Leben betrogen hat. Kühle Erde meiner geliebten Todten, Deutſchlands Heldenerde, ſchütze mich! weihe mich!“ —

Er ließ die Scholle wieder langſam aus der Hand herabgleiten. Noch immer lag er knieend da, als er eine leiſe Berührung an ſeiner Schulter fühlte. Aufſpringend gewahrte er in der Finſterniß eine menſchliche Geſtalt, die dicht neben ihm ſtand und, wie es ſchien, ihn angeredet hatte, ohne daß er beim Toben des immer ſtärker werdenden Windes die Worte gehört. „Wer ſind Sie? Was wollen Sie?“ fragte er jetzt raſch den Unbekannten. „Ei Herr Brun!“ rief eine bekannte Stimme; „wie kommen Sie hierher? Ich hielt das am Stein zuſammengeſunkene Menſchenkind für einen armen Wanderer und wollte es mit lieblichem Zuſpruch zum weitern Fortſchreiten aufmuntern. Kommen Sie, mein Beſter, kommen Sie. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, und vollends nicht an dieſer Stelle!“

Paul ließ ſich durch den ehrlichen Corrector von dem alten Denkſtein hinwegführen. Sie gingen jetzt Beide wieder Leipzig zu. Paul erfuhr, daß Traubling in dem Nachbarſtädtchen Druckereigeſchäfte beſorge und daß er allwöchentlich zwei bis dreimal dieſen nächtlichen Weg mache. „Ich trage wahrhaft Verlangen zu der warmen Bierſuppe, die mir meine Wirthin bereit hält,“ ſagte der raſche Fußgänger; „dieſe Nacht hat ſchon ein kleines Geſchäft mit dem Winter begonnen. Es ſind ſchon kleine Pakete mit Eis unterwegs mit der Adreſſe: An den Herrn November & Comp., ein Handlungshaus, das mit erfrornen Fingern und Naſen handelt. Die rauhe Hand des Herbſtes tilgt die kleinen Blumen hinweg, als wenn es Druckfehler wären; endlich kommt noch die Cenſur, ſtreicht ganze laubige Schattengänge und grüne Triſten hinweg. Der ausgehungerte Schriftſteller, der arme Sommer, proteſtirt gegen ſolch eigenmächtiges Verfahren, aber das Ausmerzen und Streichen geht fort, bis endlich nichts übrig bleibt, als das nackte weiße Papier, die große Schneefläche, auf der nichts mehr ſteht, was den Staat ärgern oder ein eifriges Menſchenherz in Aufregung bringen kann. Dann iſt's gut, und Alles in Ordnung.“

Paul hörte dieſe Worte nicht, er wandelte noch wie ein Träumender, die Schauer der Nacht und der Grabesfelder tobten in ſeiner Phantaſie fort. Der tiefe Jammer der Erdenexiſtenz wühlte in ſeinem Herzen. Traubling faßte ſeine Hand und ſagte: „Ihre Hand iſt kalt, friert Sie?“ „Nein,“ entgegnete Paul. „Ich bin gewohnt, Kälte zu ertragen, und es iſt nicht die erſte Nacht, die ich im Freien zubringe.“ — „Wie? Sie wollen nicht nach Hauſe gehen?“ — „Nein.“ — „Bei Herrn Leberberg iſt heute das Kränzchen; ſchmucke Damen, junge Herren und Punſch!“ — „Ich habe nichts mehr mit Herrn Leberberg zu thun.“ — Jetzt folgte die Erklärung, und Traubling ſtieß Töne des Misfallens und der Entrüſtung aus. Er ſchalt unſern Freund, daß er ſo eilig und unbeſonnen gehandelt. „Man muß nie eine Thüre ſchließen, ohne daß man die andere offen ſieht,“ ſagte der vorſichtige Mann. „Indeß trifft ſich's gut, daß ich daheim ein Bett frei ſtehen habe; für dieſe Nacht, und für die folgende und dann ſofort für alle Nächte, die Gott uns geben wird, iſt Ihnen die kleine ſichere Kammer und das wunderſchöne hübſche Bette, das ich recht zum Luxus bei mir ſtehen habe, als Eigenthum abgetreten.“ Paul wollte gegen dieſes gaſtfreundliche Anerbieten proteſtiren, allein der Corrector hörte nicht auf ſeine Worte. „Es iſt ſeltſam,“ rief er vor ſich hin, „ich war immer in Zweifel, wer wohl meine wunderſchöne kleine Kammer und das luculliſche Lager einſt bewohnen und benutzen werde, ob mein Bruder, den ich nun ſchon ſeit einem Jahre aus Amerika zurückerwarte, oder irgend ein Jugendfreund aus der Fremde, denn ich beſitze deren einige, die eine koſtenfreie Wohnung und ein Bette brauchen können, und nun finde ich auf den Schlachtfeldern von Leipzig meinen Mann. Ducimur ut nervis alienis mobile lignum — ſagt Horaz, und der alte Junge hat Recht. Wie Puppen werden wir am Draht gezogen, und Niemand weiß, was die nächſte Stunde bringt.“

Auf dieſe Weiſe, mehr mit ſich ſelbſt, als mit ſeinem ſtummen Genoſſen plaudernd, gelangte der „Unentbehrliche des Argus“ zu ſeiner Wohnung und begann das mühſame Geſchäft, eine Treppe zu erſteigen, die kein Ende nahm und deren Stufen, wie bei der Engelsleiter, nur eigentlich von geflügelten Geiſtern, die der Gefahr des Ausgleitens nicht ausgeſetzt waren, hätten erſtiegen werden ſollen. Oben angelangt, erſchien auf mehrmaliges Klopfen eine kleine alte äußerſt freundliche Magd, der ihr Herr das Licht abnahm, um Paul in die vielbelobte Kammer zu führen. Sie war ſo klein, daß unſer Held in ſeiner ſtattlichen Größe kaum aufrecht darin ſtehen konnte, und das geprieſene Lager ſtellte ſich als ein dürftiges kleines Geſtelle dar, kaum groß genug, um einen zehnjährigen Knaben aufzunehmen. Ueber dem Bette hing ein grell illuminirter Kupferſtich, auf dem ſich die keuſche Suſanne präſentirte, wie ſie ins Bad ſtieg und von jenen gottloſen Richtern belauſcht wurde, deren Einer in einen eigelben, der Andere in einen feuerfarbenen Shawl gehüllt war, und denen zum Zeichen ihrer ſchlechten Abſichten und ihres wenig Zutrauen einflößenden Charakters vom Coloriſten fuchsrothes Haar verliehen worden. Paul war ganz beſchämt, als er die Güte und die große Herzlichkeit des Eigenthümers dieſer Räume erprobte. Er nahm ſich vor, nicht auf lange ſeinem Wirthe beſchwerlich zu fallen und ihm, auf welche Weiſe es immer ſein mochte, durch Dienſtleiſtungen zu vergelten, was er von ihm empfing, denn Traubling hatte beſtimmt erklärt, daß er nicht die geringſte Geldvergütung annehmen werde.

Paul half jetzt die Correcturbogen mit durchſehen; dies war aber ein peinliches und ſchwieriges Geſchäft, und dem neuen Gehülfen mangelten entſchieden alle Anlagen zu einem Beruf dieſer Art. Der arme Corrector hatte nun doppelte Mühe und Arbeit, denn er mußte nun noch die Correcturen ſeines Gehülfen corrigiren. Paul ging mit dem Autor, den er gerade unter der Feder hatte, ſehr cavalierement um, er ſtrich ganze Sätze, die ihm nicht gefielen, und ſetzte dafür andere hin, die nach ſeiner Anſicht einen beſſern Sinn gaben. Herr Traubling erſchrak heftig, als er dieſe neue Manier, Druckfehler auszumerzen, bemerkte, und er mußte dem jungen Freund weitläufig auseinanderſetzen, wie der Gedanke eines

Autors ein unantaſtbares Heiligthum ſei, an das keine fremde Hand rühren dürfe.

Da Paul nun dieſe Arbeit nothgedrungen aufgeben mußte, beſchäftigte er ſich, ſeinem alten Freunde vorzuleſen, wenn deſſen Augen, ſchmerzhaft durch die lange, mühſelige Arbeit des Tages berührt, der Ruhe und des Dämmerſcheins bedurften. Unſer Wanderer ſah hier die Armuth und den Frieden des Lebens eines deutſchen Gelehrten, wie ein ſolches noch vor funfzig Jahren ziemlich allgemein war. Der große Eichenholztiſch in ſeiner natürlichen Farbe, von tauſend und abertauſend Tintenflecken überſäet, war an das einzige kleine Dachfenſter der Stube gerückt und enthielt außer dem großen blauporzellanenen Tintenfaſſe, einer Pappſchachtel, in der eine Anzahl ſchwarznaſiger und die Bärte trozig emporſträubender ausgedienter Federn nebſt einer Stange groben Siegellacks und einem Bleiſtifte von zweifelhafter Güte lagen, ein altes Dictionnär und eine Ausgabe von Adelung's Wörterbuch in groß Quart. Der Stuhl mit der hohen Rückenlehne von gegerbtem Leder war vor undenklichen Zeiten in einer Auction erſtanden worden, und auf Anrathen der alten freundlichen Magd war dieſes alterthümliche Möbel, auf Gefahr hin, ſeinen urſprünglichen Bau und ſeinen Charakter zu zerſtören, mit zwei modernen Seitenlehnen verſehen worden, auf deren einer das blaugewürfelte Taſchentuch des Gelehrten regelmäßig immer auf derſelben Stelle ſeinen Platz fand. Ein kleiner Teppich, gerade geräumig genug, um von den großen Füßen ſeines Eigenthümers immer einen zur Zeit aufzunehmen, war vor dem Stuhl ausgebreitet, und das ſtark verdüſterte Bouquet weißer Roſen, das darauf von der Hand der Schweſter der Correctors geſtickt war, machte noch immer das Entzücken der guten alten Magd aus, die nicht aufhören konnte, den Luxus und die Weichlichkeit ihres Herrn zu ſchelten, der durchaus darauf beſtand, ſeine Füße auf ein ſo ſeltenes Meiſterſtück ſetzen zu wollen. Die Ecke der Dachkammer nahm ein ſtattlicher Ofen von ſchwarzem glänzenden Aeußern ein, auf dem eine Unzahl kleiner Kannen, Teller und Schaalen ſtanden, jede mit einer beſonderen Subſtanz gefüllt, die bald dieſen, bald jenen Grad von Wärme erforderte und nach dieſem Bedürfniß ihren Platz angewieſen erhielt. Und in dieſem Heiligthume thronte nun der arme aber ehrliche Arbeiter in ſeinem geblümten Schlafrock und ſeiner Zipfelmütze und führte fortwährend einen erbitterten Kampf gegen die kleinen ſchwarzen Ungethüme, die ſich rebelliſch in die Reihen der beſoldeten und wohldisciplinirten Truppen des Setzerkaſtens drängten.

Paul, ſeinem Verlangen getreu, blieb nicht lange Gaſt in dieſen Räumen. Er hatte auf Hülfe gerechnet, und dieſe blieb nicht aus. Lindfried, der unſerm Freunde ſehr gewogen war, — wenn er ſeinen wahren Stand erfahren, hätte er ihn ſicherlich gehaßt und geflohen, verſchaffte ihm eine Stelle bei einem Landescollegium, und Paul arbeitete jetzt in einem königlichen Gerichte. Der Abſchied von dem ehrlichen Traubling fiel ihm ſchwer; mit großer Mühe konnte er den Mann bewegen, ein mäßiges Geſchenk als ein Andenken dieſer ſtillen, ruhigen Tage, wo ſie Beide zuſammen Leid und Freud getragen, anzunehmen. Noch einmal beſuchte er die Felder um Leipzig, erinnerte ſich jener Nacht und erneute die Gelöbniſſe, die er den Mächten jener dunkeln Stunde geleiſtet. Dann verließ er Leipzig und bezog die preußiſche Provinzialſtadt, in welche hinfort ſeine Wirkſamkeit gebannt ſein ſollte.

Funfzehntes Capitel.

Briefe.

Anſelm an ſeinen Freund Ludwig.

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, Beſter, weil unterdeſſen ſich mancherlei in meinem Geſchäftskreiſe ſowohl, als in meiner eigenen Lebensſphäre ereignet hat, was erſt geſondert und überdacht ſein wollte, ehe es ſich zu Mittheilungen ſchickte. Du machſt mir Vorwürfe, daß in meinem Weſen nichts mehr von jener früheren Heiterkeit zu finden ſei, die, wie Du Dich ausdrückſt, mich liebenswürdig machte.

Mein Freund, meine jetzige Heiterkeit, glaube mir, iſt die wahre und echte, jene frühere war nur eine erzwungene, der Tanz eines Wilden auf einem Grabe. Wahrlich, mein moraliſches Selbſt lag tief verſcharrt in Dunkel und Fäulniß; jetzt erſt lebe ich — nämlich was allein Leben zu heißen verdient. Und der Schöpfer dieſer Umwandlung iſt? Laß es mich geſtehen — iſt jener wunderliche Menſch, jener Sonderling, über den wir ſo oft ſpotteten, und der die Zielſcheibe unſerer Späße war, wenn unſere ſarkaſtiſche Laune über Welt und Menſchen herfiel. O ich habe mich in ihm geirrt; keinen Augenblick will ich anſtehen, dies zu bekennen. Mein Stolz hat ſich jetzt auf ein anderes Feld verlegt, er ſucht nicht mehr die eigene Vortrefflichkeit zu rechtfertigen, er ſucht das Daſein der Güte und Größe in der Bruſt meines Nächſten zu bezeugen. Laß mich folgerecht erzählen. Du weißt, wie ich von jener phantaſtiſchen Nachtſtunde dachte, wo er mich und einen jungen Fabrikarbeiter zu ſich berief und uns das Gelöbniß ablegte, daß er uns beweiſen wolle, daß es unter den Reichen noch uneigennützige und aufopfernde Charaktere gäbe. Ich hielt die ganze Scene für einen Scherz, der mich langweilte; einige Zeit darauf vernahm ich das Geſchichtchen, das Stadt und Land ſprechen machte: er hatte ſein Vermögen hingegeben und war verſchwunden, arm und elend; ſeine nächſten Verwandten wußten nicht einmal, wo er geblieben. Geſtehe, Ludwig, dieſes Stückchen war ſeltſam, bei allem dem aber konnte der Thäter dieſer wunderlichen That nicht gerade als ein ſinnloſer Abenteurer, wie wir ihn in unſerm Kreiſe nannten, geſcholten werden. Ich zog am heftigſten gegen ihn zu Felde, doch will ich geſtehen, daß mein Schelten eine Art verkappter Bewunderung ſchon damals war. Jetzt iſt dieſer ſeltſame irrende Ritter in meiner Nähe angelangt; er dient mit mir in einem Collegium, zwar mehrere Grade unter mir, aber doch in meiner Abtheilung. Er hat ſein Wort gehalten. Er hat wirklich eine wunderliche Wanderung durch die verſchiedenſten Claſſen und Verhältniſſe unſerer ſocialen Geſellſchaft gemacht; er hat, ganz wie er's verſprochen, den Trunk Waſſer und die Brodrinde mit der Armuth getheilt, noch mehr, er hat Beſchimpfung und Roheit geduldet, er hat im Schweiß ſeines Angeſichts die Erde bebaut, und er, der ein luſtiger Gardeoffizier, ein kecker Reiter, ein begünſtigter Liebling der Damen war und Gold mit beiden Händen aus dem Fenſter warf, er hat Nächte im Freien, faſt bettelnd, hingebracht, und dieſes nicht etwa wenige Tage, nein eine lange, lange, ſchwere Zeit hindurch. Was ſagſt Du dazu? Und dabei iſt er nicht ſtolz auf dieſe That, er iſt demüthig und hat jene Heiterkeit des Herzens, die ſich auf echte Männerkraft gründet und unwiderſtehlich macht. Ich bin ihm kalt und höhnend entgegengetreten, ich habe ſeine That, die ich im Geheimen bewunderte, ihm ins Geſicht getadelt, er iſt ſich immer gleich geblieben und will mein Freund ſein und bleiben. Bei allem dem, Ludwig: was ich jetzt bin, iſt ſein Werk. Ich werde ihm dies nicht ſagen, denn ich haſſe jedes

„pater peccavi“; aber Dir, der Du mein anderes Selbſt biſt, Dir ſage ich: ohne dieſen Menſchen läge ich mit zerſchmetterter Hirnſchaale ſchon längſt in einem ruhmloſen Grabe. Sieh unſere Zeit an und frage, ob Menſchen ſeiner Art ſo ſehr häufig ſind. Man kann über ihn ſpotten, aber man muß ihn dann gleich darauf mit Entzücken ans Herz ſchließen. Ich, der ich alle Schlechtigkeit der Welt durchgemacht habe, der in jedes verpeſtete und vermoderte Herz hineingeſchaut, der da weiß, wie viel Lüge auf den glatten Wangen einer ſchönen Frau, wie viel Verrath und Gemeinheit auf der mit Ordensſternen bedeckten Bruſt eines ſogenannten Ehrenmannes Platz findet, ich allein weiß eine That, wie ſie uns dieſer Mann gegeben, zu würdigen. Der ganzen Welt mag ſie als eine Thorheit erſcheinen, mir nicht! Ich kann Niemanden lieben, ſonſt würde ich ihn lieben; es wäre dies ein Rettungsmittel gegen das unbequeme Hochachten, was meiner Natur bisher ſo gänzlich zuwider war und was mir auch jetzt noch äußerſt ſchwer fällt.“

„Unſer Chef zeigt ſich Brunswick nicht gewogen; er hält ihn für einen verneinenden und widerſprechenden Geiſt. Da tritt nun wieder die Lehre ins Leben, die ich dem ehrlichen Paul immer predige: man ſoll ſich fügen! Ein Sklave hat keine eigene Meinung; und wir ſind alle Sklaven, ſo lange wir nicht Tyrannen ſein dürfen. Paul ſchüttelt das Haupt, wenn ich dies ſage, aber ich merke ihm an, daß er Erfahrungen gemacht hat, die ihn zwingen, innerlich ‚Ja‘ zu ſagen, wenn auch ein ‚Nein‘ über ſeine Lippen geht. O welch ein göttliches Gefühl — zu herrſchen! Mit eiſerner Peitſche fortwährend und unausgeſetzt den Nacken der Menſchheit zu ſchlagen, ihr das Stöhnen und die Bitte um Erbarmung abzunöthigen; dieſer gemeinen und hochmüthigen Maſſe, von der Du, wenn Du als unſcheinbarer Genoſſe Dich mitten unter ihren drängenden Haufen befindeſt, jede qualvolle, ſchändende, Herz und Sinn marternde Demüthigung annehmen mußt. Warum iſt es ſo göttlich, König zu ſein, weshalb anders, als um auf dieſe Geſichter, die wir haſſen, mit blutigen Geißelhieben unſern Fluch hinzuſchreiben? Der Egoismus als Hauskatze iſt ſchwächlich, erbärmlich und ſtinkend; als Löwe, die Syrten Afrika's durchtobend, iſt er göttlich.“

„Du ſiehſt, ich habe noch etwas von meinem frühern Menſchen an mir.“

„Aber ich bin ehrlich geworden, ehrlich und ſtill. Kann man anders werden, wenn man mit einem Menſchen zuſammen lebt, der das Evangelium der Liebe predigt? Dies thut Paul; und der Wunderliche, er predigt nicht allein, er handelt.“

„Ich hab' ihm hier in der Nähe Menſchen gezeigt, die, ſo wenig ich auch noch bedeute, den Straßenkoth bis zu meiner Wohnung hin auflecken würden, wenn ſie dadurch meine

Fürſprache erreichten. Ich hab' ihm Männer gewieſen, die die Treue ihrer Frau ſelbſt an den Meiſtbietenden zu verhandeln gehen; Söhne, die um ihr Erbe mit dem Vater rechten und ihn in einem gräßlichen, haarſträubenden Prozeſſe des Betrugs beſchuldigen; und dieſer Vater, deſſen Geſchick wir mit glühenden Thränen beweinen möchten, hat einſt ſelbſt den Erzeuger ſeiner Tage durch einen Akt empörender Geldgier vor der Zeit in die Grube geſtürzt. Und alles dies geht ſanft und lächelnd vor ſich; es bildet ſich keine große, empörende That, das Laſter zerbröckelt in tauſend kleine Theilchen, und jeder Tag, jede Stunde erhält etwas, ſo daß das ganze Leben ein fortgeſetztes Beflecken und Beſchmutzen iſt. O wenn Größe auch nur plötzliche Erſcheinung bei dem Laſter iſt, dann iſt auch Erhebung da; was ſoll aber der Geiſt empfinden, wenn er die Gemeinheit wie das tägliche Brod zu koſten bekommt, wenn er ſie der Menge unentbehrlich werden ſieht?"

„Paul, ſo wie er früher war, hätte dieſe offenkundigen Beiſpiele mir geradezu abgeleugnet; er geſteht ſie mir jetzt ein, aber er verſichert wiederholt, die einzige Waffe, der Welt Bosheit und Niedrigkeit zu überwinden, ſei, den Gott in unſerer Bruſt feſtzuhalten und Liebe und Demuth gegen die Brüder zu üben."

„‚Ja, weil ich muß!‘ rufe ich ihm zu."

„‚Nein, weil ich will,‘ entgegnet er.“

„So ſtehen wir denn immer noch weit auseinander. Aber ich habe doch nun einen Menſchen, der nicht in mein Syſtem paßt — das iſt mir fürs Erſte genug. Ich ſchreibe Dir baldigſt, wie er ſich bei einer Angelegenheit benehmen wird, die uns in den nächſten Tagen bevorſteht. Unſer Chef geht einer Prüfungsſtunde entgegen. Er will, dem Miniſter zu gefallen, eine Maßregel durchſetzen, die man hieſigen Orts nicht billigt, die der öffentlichen Meinung widerſtrebt. Er iſt bis jetzt ſehr beliebt, er wünſcht es zu bleiben, und zu gleicher Zeit wünſcht er, was Alle in ſeiner Stellung wünſchen würden, zu ſteigen. Seine Frau iſt eitel und jung und möchte die Geſellſchaften in der Reſidenz mitmachen. Der Mann hat Hoffnung, dorthin verſetzt zu werden. Alles dies durchſchaue ich. Ich dringe mit meinem Blicke noch tiefer; ich ſehe, wie der geängſtete Mann heimlich Truppen wirbt. Er iſt auch zu mir gekommen. Er hat Vertrauen zu meiner Feder; ich ſoll ihm gewiſſe Aufſätze ſchreiben, ich ſoll Dieſen und Jenen verdächtigen, ihn ſo ſtellen, daß man ihm Etwas anhaben könne. Nichts leichter als das! Aber die Sache ſelbſt und die krummen Wege ſind — wie ſie ſind. Kurz, ich ſchreibe Dir nächſtens.“

„Ich bin entzückt, aber auch erſchreckt über dieſen Menſchen. — Was hat er aus mir gemacht? Wo nimmt er die Macht her, die er gegen mich ausübt? — Höre! Die Prüfungsſtunde ſchlug. Unſer Chef hatte ſich immer deutlicher erklärt; mir war, im Fall ich mich fügte, ein Orden in Ausſicht geſtellt worden, ich konnte darauf rechnen, daß mir auch noch andere Vortheile zufielen. Ich will Dir offen bekennen, daß ich durchaus nicht ſchwankte, welche Partei ich ergreifen ſollte. Schon war Alles nach Willen meiner Obern eingeleitet und ich ſitze einſam in meinem Zimmer, das verſiegelte Schreiben, das den Morgen in der Frühe abgehen ſollte, vor mir auf den Tiſch. Da erſcheint Paul. Er ſetzt mir zu, er läßt, was ſonſt nie ſeine Weiſe iſt, eine Flaſche Wein bringen. Er trinkt ſelbſt und nöthigt mich zu trinken. Wir ſprechen von gleichgültigen Dingen, aber ich bemerke, daß ſein dunkles Auge mit einem Ausdruck auf mich gerichtet iſt, den nur er haben kann. Ich kenne dieſen Blick; damals im Walde, als ich ihm mein Leben und meine Erfahrungen erzählte, ſah er mich auch ſo an. Was iſt Ihnen, Brunswick? fragte ich. ‚Nichts,‘ entgegnete er, ‚ich kam nur her, um Dich etwas zu fragen.‘ Es war das erſte Mal, daß er mich ‚Du‘ nannte; es machte einen Eindruck auf mich, als hielte er mich mit beiden Händen feſt, ſo warm, ſo ſicher, ſo ſtark. Frage! ſagte ich. Es war nicht ſchwer zu errathen, was nun kommen würde; er hatte von dem Orden gehört, von Allem, was damit zuſammenhing, ebenfalls, und er fragte nun, ob es wahr ſei, ich ſollte ihm Ja oder Nein antworten. Dieſe Art, mich zu verhören, rief meinen alten Stolz hervor und ich gab ihm eine ſcharfe, faſt verweiſende Antwort. Er that, als wenn er ſie nicht gehört hätte, fragte von Neuem und ſo zogen wir uns mit halben Antworten und immer dringender werdenden Fragen eine Zeitlang müſſig hin und her. Endlich fand ich's gegen alle Ehre, länger hinterm Berge zu halten, und kaum war das Geſtändniß heraus, ſo ſah ich ihn die Farbe wechſeln, und er ſagte mit ſtockender Stimme: „Alſo doch wahr!“ Er bat mich jetzt in einfachen und ſogar etwas kühlen Worten, von meinem Vorhaben abzuſtehen, den Brief zu vernichten und jeglicher Ausſicht auf die gehofften Vortheile zu entſagen. Zornig warf ich ihm vor, daß er Unmögliches fordere. Er blieb bei ſeiner Bitte. ‚Denk' an jene Stunde,‘ ſagte er, ‚wo Du ein entwürdigtes Leben von Dir warfſt, wo Du eine Exiſtenz antrateſt: in die Gelöbniſſe jenes Moments war auch der Kampf dieſer Nacht eingeſchloſſen. Du kannſt dieſen Schritt nicht thun, denn Du ſchändeſt Dein eigenes Urtheil und verräthſt die Sache, der Du dienſt.‘ Es iſt gut, entgegnete ich; wie ich ſehe, biſt Du noch immer der Idealiſt wie früher. Es iſt leicht, Moral zu predigen, wenn man im Beſitz der Macht iſt. — ‚Ich bin arm,‘ ſagte er ruhig. — O Ludwig, dieſe wenigen Worte, faſt mit tonloſer Stimme ausgeſprochen, wie klangen ſie jetzt erſchütternd in mein Ohr! Ja, er war arm, er war von aller Welt verlaſſen, er war derſelben Verſuchung, ja einer noch viel größern ausgeſetzt, wie ich. Der Rückhalt, den mein Egoismus und mein Stolz ſich früher gewählt, er hielt jetzt nicht Stand. Auf einen Augenblick nahm Beſchämung Platz in meiner Seele, ich reichte ihm die Hand und ſagte: Vergieb, ich wollte Dich nicht beleidigen, Längſtvergangenes verwechſelte ich ungehörig mit dem Jetzigen. Aber dennoch, es iſt hart, es iſt ſelbſt ungerecht, was Du forderſt. ‚Der Mann muß von ſeiner Geſinnung leben,‘ erwiderte er. O ja doch! rief ich, ich weiß, aber ich weiß auch, wie Tauſende dieſes Wort deuten! ‚Tauſende!‘ wiederholte er, ‚was gehen uns die Tauſende an? Glaube nicht, daß ich nicht in der Zeit, wo wir uns nicht geſehen, ſchärfer und tiefer in das Weſen menſchlicher Dinge zu ſchauen gelernt habe. Ich kann Dir verſichern, daß ich zwiſchen Manneswerth und Manneswerth zu unterſcheiden weiß. Dieſem wird die Pflicht ſpielend geboten; er hat die Redlichkeit leicht, wie er das Athemhohlen hat, Jenem legen ſich ſchwere bittre Prüfungen, wie Krankheiten, auf die Seele. Ich ſah und prüfte die Arbeiter; ich ſah den Mann, dem eine glühende Idee Feuer in die Feder leitete und dem die Armuth die Hand vom Papier zog, indem ſie ihm zurief: Dein Weib, Deine Kinder bedürfen Brod; das, was Du jetzt ſchreiben willſt, wird ihnen das Brod nehmen, nicht geben. Die Feder fällt dem Armen aus der Hand, und der ſchwerſte Kampf, der je gekämpft worden, geht in der Seele des Mannes vor, nämlich das Manneswort zu unterdrücken und das Sklavenwort hinzuſetzen, blos weil dies Brod ſchafft, und jenes nicht. So weit biſt Du noch lange nicht.' — Ich ſchwieg, denn ich wußte auf dieſe Worte im Augenblick nichts zu erwidern. Mein eigenes Elend und das Elend ſo vieler Hunderte ſtand vor mir. Er benutzte die Pauſe der Verwirrung und erneute ſeine Bitte; jetzt nahm ich meine Kraft zuſammen und ſagte: nein! Er ſtand ſogleich auf und ſagte mit kaltem Tone: ‚So thut's mir leid, daß ich Dir die Piſtole damals aus der Hand wand, denn Du wirſt Doch entwürdigt ſterben.' Ich fuhr empor; er ſah mir kalt und ruhig ins Geſicht. Wir ſtanden einen Augenblick unſchlüſſig, was wir thun und ſagen ſollten, einander gegenüber. Er nahm den verſiegelten Brief und ſagte: ‚Laß ihn heute Nacht wenigſtens in meinem Zimmer liegen; er ſoll unangetaſtet bleiben.' Mit dieſen Worten ging er zur Thür hinaus, ohne daß ich ihn zurückzuhalten den Muth oder den ernſtlichen Willen hatte. Und nun die Nacht, Ludwig! Ich wünſche Dir keine ſolche Nacht. Wieder der alte Kampf in vollem Feuer mit dem alten und neuen Menſchen! Ich weiß nicht, wie es kam, aber alle die entweihten Stunden meiner Jugend, jene gräßlichen Weiber und Männer mit den Sündermalen auf den Stirnen, lachende Geſichter, die jeden Glauben an etwas Beſſeres und Höheres in mir ertödteten, vor Allen jene Frau, die mich am tiefſten niederhielt und mich durch Entwürdigung bis zum Wahnſinn und Selbſtmord trieb, ſie kamen und hielten mir Häuflein Goldes hin und winkten mir, als einem alten Genoſſen, der nur zum Schein von ihnen abgefallen ſei. Als ich am Morgen von meinem Lager mich erhob, war mein erſter Gang zu Paul; er kam mir ſchon entgegen mit dem Brief, ſah mich lächelnd an und ſagte: ‚Es iſt die höchſte Zeit, wenn er noch auf die Poſt ſoll.‘ Ich nahm den Brief und warf ihn in die Flammen des Ofens. Er eilte auf mich zu und wollte mich in die Arme ſchließen, dann aber hielt er plötzlich inne und ſagte, ſich zu Ruhe und Gleichmuth zwingend: ‚Es iſt gut; ich wußte, daß es ſo kommen würde. Jeder Lobſpruch würde eine Beleidigung ſein.‘“

„Jetzt iſt geſchehen, was doch nicht unterbleiben konnte; aber ich habe die Hand nicht im Spiele. Dafür ſah ich voraus, daß ich bei der nächſten Gelegenheit zur Beförderung zurückbleibe. Es ſei! Ich habe eine Thorheit begangen, werden meine Freunde mir zurufen, aber am Ende — ich mußte ſo handeln. Paul hatte und hat vollkommen Recht. Damit ſei dieſer Handel geſchloſſen und weiter geſchehe ſeiner keine Erwähnung mehr.“

Hermance an die Unbekannte.

„Wenn ich die Hand, die ſich mir zum Bunde entgegenhält, annehme, geſchieht es mit Ehrerbietung und Schüchternheit. Ich möchte nicht läſſig und zugleich allzukühn erſcheinen, indem ich einen hohen Vorzug, eine zarte und bedeutſame Vergünſtigung raſch oder zögernd annehme. Nähme ich ſie raſch an, ſo folgte ich meinem Gefühle, das mich treibt, eines ſo ſeltenen Glückes mich zu verſichern, ehe es der Mißgunſt des Geſchickes möglich wird, es wieder verſchwinden zu machen; zögere ich, ſo hat das Bedenken daran Schuld, daß ſo hohen Preiſes ein Vertrauen, wie das meine, kaum würdig erſcheinen möchte. So muß ich denn ſchwankend erſcheinen und erwarte den ſtarken Arm, der mich aus dieſem Widerſtreit des Verlangens und der Zaghaftigkeit zum Lichte und zum Glück emporhebt. Für's Erſte iſt Dank und Liebe, was ich bringe. Mein Leben iſt bis jetzt ein kaltes und vorſichtiges Abwehren jener Gefühle geweſen, die nur ſehr ſelten den Himmel in die Frauenbruſt verſenken, viel öfter die Hölle und das Fegefeuer. Aber als ich Ihren Brief empfing, entſchloß ich mich zu glauben, zu hoffen, zu lieben. Man kann in der Nähe eines ſolchen Geiſtes nicht zweifelhaft ſein, welchen Weg man zu wandeln habe. Es wurde hell in meiner Seele, als ich Ihre Worte las. Worüber Sie mich auch fragen, ich werde eilen, Ihnen jede und immer die unverſchleiertſte Antwort zu geben. Ich könnte nicht täuſchen, auch wenn ich wollte, denn Ihr Auge, wie das Auge der Wahrheit, ruht auf mir. All mein Wollen und Hoffen iſt dem Wunſche zugewendet, vor Ihnen ſo dazuſtehen, daß Sie mich mit Antheil, wenn auch nicht mit Liebe betrachten können. Da ich bisher mit Menſchen gelebt habe, die ich verachtete, ſo hat die Gewohnheit, mein Inneres zu verſchließen, mich ungefügig im Verkehr der Seelen gemacht; aber hier trifft das Unvermögen, die kindiſche Schüchternheit, der gekränkte Unmuth auf die Alles löſende Hand der Liebe, die jedes Siegel bricht, jede Bitterkeit verſcheucht, den dunkelſten Wolkenvorhang lichtet. Wenn der Himmel gegen mich gütig ſein wollte, — und wahrlich, ich erkenne jetzt, daß er es iſt, — ſo mußte er mich in Ihre Nähe führen. Die Kälte der Welt hat mich erſchreckt und entmuthigt, ich habe Sie gefunden, und Wärme und Wohllaut füllt meine Seele.“

„Wir haben uns in der Theilnahme für einen und denſelben Gegenſtand zuſammengefunden. Sie fragen mich, ob ich mehr als Theilnahme für ihn empfinde, und ich erwidere, daß ich mit all der Wärme, deren ich fähig bin, an die Entwickelung ſeines Weſens mich gekettet fühle. Als wir damals in der Schweiz gemeinſchaftlich uns auf ſeinem Wege fanden, erriethen Sie an der Lebhaftigkeit, mit der ich über ihn ſprach, daß mir die Entdeckungen, die wir machten, mehr waren, als bloße pſychologiſche Erörterungen, angeſtellt an einem achtbaren, aber ſonſt nicht weiter unſer Intereſſe berührenden Weſen. Ich freute mich, Ihre Zweifel zerſtreuen zu können, und dieſe Freude war eine eigennützige. Mir wurden die Siegeskränze zu Theil, die er erwarb. Als ich an jenem Abende, wo es mir gelungen war, in ſeiner unmittelbaren Nähe eine Fahrt über den See zu machen, Sie aufſuchte, und mein Bericht, vielleicht mit zu lebhaften Farben vorgetragen, Ihnen ein Lächeln abnöthigte, ſchon damals, dünkt mich, verrieth ich Alles, was ich empfand und dachte. Sie lobten meine Klugheit — es war die Liſt der Liebe. Wie Sie ſein Schutzgeiſt, ſo war ich der Bote dieſes Geiſtes, und öfters war ich kühn genug, die geheime Schrift der Briefe, die ich hin und wieder trug, zu enträthſeln. Sie ſelbſt machten mich geſchickt dazu und ſicherten meiner Kühnheit Strafloſigkeit zu. Dies artige Spiel mit dem myſteriöſen Inhalt unſerer Herzen beſchäftigte mich und ſpornte meine Erfindungsgabe an, immer neue Mittel zu erſinnen, wie die ihm zugedachten Geſchicke ihn auffinden möchten, ohne daß er errieth, von wo ſie kamen. O jene glücklichen Tage — wie ſieht ſehnſüchtig ihrer verſinkenden Abendröthe mein Auge nach. Es iſt nur zu gewiß, daß ich durch Sprödigkeit und Kälte ihn auf immer von mir geſcheucht; und doch, wenn ich mich und mein Herz ernſtlich prüfe, kaum konnte ich anders handeln. Uneins mit dem Leben und ſich ſelbſt, kam er zu mir und verlangte gebieteriſch, mit dem Trotze und dem Ungeſtüm der Jugend, daß ich ihm angehören ſolle. Ich ſchrak zurück. In das ſo ſtreng gehütete Heiligthum meines Innern hatte noch nie eine ſo begehrliche Bitte dringen dürfen. Mein Argwohn zeigte mir den Abgrund, dem ich und er nahe waren. So mußte ich denn verſagend und abwehrend erſcheinen. Ich beklage es nicht, denn jene finſtere Stunde hat ihre wohlthätigen Früchte getragen, das heißt für ihn, nicht für mich. Mit dem Bewußtſein, ein Herz, das ich verſtand, und das mich zu verſtehen freundlich ſich mühte, von mir geſtoßen zu haben, fand ich die Welt, in die ich zurückkehrte, doppelt kalt und drohend. Meine einſamen Stunden füllten ſich mit unerträglichen Schmerzen, und keine ſonſt liebe Beſchäftigung vermochte den Gram, der mich verzehrte, fern zu halten. Wenn die Stärke meines Gefühls meinen Träumen Leben verlieh, ſo ſah ich ihn, leidend um mich, wie ich um ihn litt. Es kann dies Thorheit ſein; denn er hat mir nie ſpäter ein Zeichen gegeben, daß er noch für mich empfinde, was er einſt empfand, jedoch mußte ich das Bewußtſein ſeiner unausgeſetzten Liebe feſthalten, um die Trennung zu ertragen. Ich bin wahrlich kein weichliches und zärtliches Geſchöpf; eine Erziehung, wie ſie ein Mann erhält, hat mich im Vaterhauſe frühzeitig gegen diejenigen Mißgeſchicke unſerer Exiſtenz geſtählt, an denen ſorglich gehütete und der wirklichen Gefahr unkundige Frauen untergehen. Einem geliebten Bruder folgend, theilte ich die Mühſeligkeiten eines kriegeriſchen Lebens mit ihm, freilich nur in ſoweit, als es ſich mit der Sitte verträgt, die ich achtete. Ich ſuchte und erwarb mir Unabhängigkeit. Unvermählt zu bleiben, mit zärtlichen Banden mich nicht umflochten zu ſehen, war mein Wunſch und mein Stolz. Ich glaube mich auch jetzt noch frei von Schwäche, und dieſes Geſtändniß, das ich hier ablege, obgleich ein Geſtändniß der Liebe, iſt noch lange nicht eine Berechtigung zum Triumph für ihn

Wenn ich nicht in Ihnen eine edle Seele gefunden, der zu vertrauen mir Pflicht iſt, ich würde ewig geſchwiegen haben. Ich kann es und ich werde es noch gegen ihn.“

„Ich möchte nicht, daß in den Worten, die ich hier niederſchreibe, etwas läge, das den hohen Sinn derjenigen, zu der ich ſpreche, beleidigte; dennoch, auch wenn ich fürchten müßte, daß ich den Forderungen, die man an mich ſtellte, wenig entſpräche, ich könnte nicht anders fühlen und mich anders zeigen, als es einmal das Geſetz erfordert, welches in meinen Geiſt und in mein Herz gelegt worden, und das die Bedingung meines Daſeins in ſich hält. Die ſüßen Täuſchungen locken mich immer wieder an, ich werde nie empfindlich ſein für ihre Reize; aber wenn die flüchtigen Wünſche Hand an mich legen, zieh' ich mich zurück und verberge mich hinter Kälte und Mißtrauen. Aber dieſe Furcht, mit der Darlegung meiner eigenſten Empfindungen und Gedanken hier mißfällig zu werden, iſt eine eitle. Ich weiß, was ich Ihnen gegenüber ſagen darf, und ſage es offen. Zu lange gepeinigt durch Schwanken und Schüchternheit, eile ich mit dem ganzen Sturm der Empfindung an die Bruſt, die ſich mir aufſchließt, in die Arme, die ſich mir öffnen. Wenn Sie wüßten, was ich damals, bei unſerer Trennung in der Schweiz, empfand! Es war mir, als müßte ich nun von Allem Abſchied nehmen, was das Leben Großes, Schönes und Edles zu bieten hat. Ich rief mir zu und wiederholte es mir mit grauſamer

Härte, daß ich jetzt allein ſtände, daß meine künftigen Tage verhüllten und wehklagenden Geiſtern gleich ſein würden, und daß ich mit meinen zerſtörten Hoffnungen inmitten einer Wüſte irrte, die ſich endlos bis an die Nebel des Horizonts ausdehnte und nirgends eine Oaſe bot, nirgends einen Quell der Erquickung. Mein einziger Hoffnungsſtern war die Zuverſicht, daß Sie meiner gedenken würden, daß ich irgendwie die Erlaubniß erhielte, Ihnen wieder nah treten zu dürfen. Wie meine Niedergeſchlagenheit die höchſte Stufe erreicht hatte, kam Ihr Brief. Ich war dem Leben wieder neu hingegeben."

„Ich ſchließe dieſe Zeilen, mein Herz hat ſich ausgeſprochen. Nichts hab' ich noch hinzuzufügen, als die Verſicherung des Dankes, der Treue und der unwandelbaren Ergebenheit."

Die Unbekannte an Hermance.

„Sie haben mich durch Ihre Antwort beglückt und Zweifel und Unruhe, die meine Tage bedrohten, von mir geſcheucht. Ihr Bekenntniß iſt mir ein Geſchenk, das mir Glück bereitet und das ich mit Dankbarkeit annehme. Kann ich auch mit dieſem Geheimniß eines Herzens nicht frei ſchalten, ſo kann ich es doch zu meinem eigenen Troſt und zur Heilung meiner eigenen Wunde anwenden. Damit iſt der ganze Werth eines Vertrauens ausgedrückt, wie es zwiſchen uns herrſcht: es verſüßt das Daſein, es beſſert und veredelt. Laſſen Sie mich, die ich auch einſam im Leben ſtehe, an die Größe und Feſtigkeit einer Liebe glauben, die, jede nichtige Rangſtufe überſpringend, ſich an den Kern und den Gehalt der Menſchenbruſt hält. Laſſen Sie mich Ihre Hand erfaſſen, nicht für dieſe Stunde des Vertrauens allein, nein, für's ganze Leben. Ich möchte Sie immer geiſtig um mich wiſſen, immer mit ſorglichen Gedanken, mit liebevollen Wünſchen mir zugewendet. Da ich jetzt Ihr Geheimniß habe, bin ich eitel genug, zu glauben, daß ich hiermit einen Theil Ihres Selbſt habe, daß Sie nie mehr mit dem Gedanken umgehen werden, mir entſchlüpfen zu wollen, daß Sie ſelbſt, wenn Sie es wollten, es nicht könnten. Lächeln Sie immerhin über dieſe Eroberungsliſt; ich war genöthigt, mir meine Bundesgenoſſen zu ſichern, und Sie mußten mir Pfänder für Ihre Treue geben. Jetzt kann ich meinen Feinden ſtolz entgegengehen, denn ich weiß, daß meine Freunde, wenn ſie mir auch zürnen, mich doch nicht verlaſſen können und wollen. Feinde? Hab' ich ſolche? — Nicht doch! Die Welt hat mich auf einen Platz geſtellt, wo ich unangefochten ſtehen bleiben werde, ſo lange meine Tage dauern. Ich ſehe um mich jene gewohnte und abgenutzte Willfährigkeit, jene wortreiche und fade Liebe, jene eigennützige Zuthulichkeit und den befohlenen Gehorſam, wie ſie in der Sphäre, in der ich athme, an der Tagesordnung ſind. Ich werde nie etwas wünſchen, denn man weiß ſchon vorher, was ich zu verlangen habe, und man hat es ſchon längſt erfüllt, ehe ich noch daran gedacht habe, daß Wunſch und Erfüllung überhaupt entſtehen könnten; ich werde auch nie etwas hoffen, denn alle meine Hoffnungen ſind im Voraus als erfüllbar garantirt. So finde ich ein fertiges Leben vor mir, mit Allem, was dazu gehört, verſehen, nur mit dem Einzigen nicht, mit dem Verlangen ‚weiter zu leben.‘ Dieſes Verlangen, dieſer köſtliche Ring, dieſes Leben im Leben — ich kenne es nicht. Es iſt das Unglück meiner Exiſtenz, die nach allen Seiten hin abgeſchloſſen und fertig iſt. Tauſende leben von mir und durch mich — ich darf von keines Menſchen Leben auch nur ein Theilchen für mich in Anſpruch nehmen, ich darf zu Niemandem ſagen: laß mich von Dir und durch Dich leben! Da ich ſcheinbar nichts nöthig habe, bietet man mir auch nichts an. Und ich möchte vor den Thüren um Almoſen betteln.“

„Es kann nicht mein Zweck ſein, Ihnen zu entwickeln, wie mein Leben geſtaltet ſein müßte, um mir zu genügen. Es wäre dies nutzlos. Wir Alle ſind an einen Platz geſtellt, auf dem wir ausharren müſſen. Ich habe auch keinerlei Anſprüche an meine Umgebung gemacht, ich weiß, daß ſie mir giebt, was ſie mir geben kann und muß. Aber mit der Dankbarkeit, wie nur ich ſie fühlen kann, nehme ich das Geſchenk einer Freundſchaft an, wie Sie ſie mir bieten. Was ich von dieſer Seite her gewinne, iſt Lebenstrieb und Lebensluſt für mich. Wenn Sie hören, daß ich nicht mehr am Leben bin, ſo wiſſen Sie, daß ich ſterben mußte, weil ich kein Herz mehr für mich ſchlagen fühlte. Die Einſamkeit des Herzens iſt mein Tod.“

„Wenn ich in der Geſchichte leſe, ſo erſcheint mir das Schickſal der Frauen nur dann beneidenswerth und glücklich, wenn große Thaten geſchehen. Sie ſind alsdann immer mehr oder minder dabei betheiligt. Es iſt nicht nöthig, daß eine Frau ſelbſt eine Heldin ſei, ſie muß nur in der Nähe einer Heldenthat geboren und erzogen werden. Sie muß fühlen, daß der eherne Tritt der Geſchichte dicht neben ihrer Frauenwohnung vorübergeht. Wenn ich Frauen ſehe, die in einer dürftigen Zeit geboren, dürftigen Männern an die Seite gegeben ſind, ſo kann ich an ihr Glück, wenn ſie es mir auch noch ſo oft verſichern, nicht glauben; oder es ſind Weſen, die, da ſie keine wahren Männer kennen gelernt haben, auch nicht fähig ſind, welche zu gebären. Der Lebensathem des echten Weibes iſt die Größe des Mannes. So iſt die Liebe zugleich Weltgeſchichte. Wird einſt ein Urtheilsſpruch über ein Weib gefällt, ſo ſind Zukunft und Vergangenheit in ihr zugleich gerichtet; denn was ſie nicht empfing, konnte ſie nicht geben, und was ſie nicht gab, wird Vorwurf für die Generation, die nach ihr folgt. Ich habe die Liebe einer Mutter rühmen hören; aber wenn dieſe edel ſein ſoll, muß ſie Zeugniß ablegen, daß im Umkreis des Inſtinkts große, ſchöpferiſche

Gedanken gebannt waren, und daß das Leben, das ſie gab, dem Leben verwandt iſt, das zu erſtreben ihr erſtes und wichtigſtes Ziel iſt. Wenn mir vergönnt wäre, zu ſuchen, zu wählen, das Erwählte mit dem offenen Wort der Zuneigung an mich zu feſſeln, ich würde ein langes und glückliches Leben führen, denn Gott läßt Niemanden frühzeitig ſterben, der ſeine Aufgabe zu erfüllen weiß. Wir werden nur abgerufen, weil wir entweder die Kraft, oder den Willen, oder die Mittel nicht haben, glücklich zu ſein. Dies iſt mein feſter Glaube. Damit iſt freilich nicht geſagt, daß alle Unglücklichen frühzeitig ſterben; es muß noch auf alle mögliche Weiſe verſucht werden, geht es aber durchaus nicht, dann iſt auch gewiß der Tod da, und erlöſt, bringt anderswohin, führt weiter. Wie ſollte auch dem Schöpfer ein Weſen Freude machen, das ſich mit dem beſten Willen endlos müht und nicht dahin gelangen kann, ihm freudig zu dienen? Er, dem ſo unzählige Wege offen ſtehen, ſeine Creatur zu fördern, ſollte an den Zuckungen und Qualen Gefallen finden, die die Ordnung ſeiner Weltverhältniſſe gerade dieſem Einzelweſen verurſacht? Nein; er nimmt es, deckt einen kurzen Schlummer auf ſeine Augenlider und führt es dem Licht einer neuen Sonne zu, um es dort ſiegreicher kämpfen und zum Glück ſich hindurchringen zu ſehen. Denn Glück iſt uns Allen beſchieden."

Nehmen Sie, Theuerſte, dieſe Geſtändniſſe als eine Erwiderung der Ihrigen.“ Wenn der Bund des Vertrauens eng geknüpft iſt, ſo iſt die geringſte Kleinigkeit nicht ohne Bedeutung, und ein Blick, ein Händedruck ſind wichtige Thatſachen im Bereich der Liebe.“

Die Legationsräthin an ihren Sohn.

„Mein Sohn, durch allerlei Künſte, deren Ausübung Du Deiner alten Mutter wohl hätteſt erſparen können, hab' ich dem Rittmeiſter das Geheimniß Deines jetzigen Aufenthalts abgekämpft. Ich konnte, das ſiehſt Du wohl ſelbſt ein, mich auf die Länge der Zeit nicht mit der Feder des Rittmeiſters begnügen, ſondern mußte meine eigne ergreifen, um Dir zu ſagen, was nur ich, kein Anderer, Dir ſagen kann. Dies iſt vor allen Dingen das Geſtändniß, daß ich Dich noch fortgeſetzt liebe, obgleich Du ſo viel Kummer und Sorge auf mein Haupt gehäuft haſt, wie nur irgend ein Sohn ſeiner Mutter Trübſal zu bereiten im Stande iſt. Dem Himmel ſei Dank, daß dies Alles nur Trübſal von einer gewiſſen Gattung iſt, Trübſal der ehrenhaften Art, nicht jener verzweifelte Kummer, bei dem die Seele Schaden nimmt und Zeitliches zugleich mit dem Ewigen verloren geht. In ſolcher Weiſe, dies muß ich Dir zu Deiner Beruhigung ſagen, haſt Du Dich mir nie gezeigt, und ſelbſt Dein guter Vater, wenn er auch tauſend Dinge (ich will nur dabei fügen, mit einigem Rechte) an Dir zu tadeln fand, er hat doch nie entdecken können, daß gewiſſe unverbeſſerliche Fehler Dir ankleben, die zu verzeihen eben ſo erniedrigend iſt, als ſie zu begehen. Nichtsdeſtoweniger bleibt es aber dabei, daß Du von Deiner früheſten Kindheit an uns Kummer gemacht haſt."

„Nun aber will ich Dir etwas ſagen: ich werde alt. Wie lange willſt Du in der Fremde herumſchweifen, und zwar noch ohne Geld? Ich begreife nicht, wie Du überhaupt auf dieſe Paſſion gekommen biſt. Dein Vater ging in ſeiner Jugend auch auf Reiſen, allein er verbrauchte bei dieſer Gelegenheit eine ſolche Unſumme Geldes, daß man für nöthig fand, ihn frühzeitig wieder heimzurufen, und ihn gewiſſe Alterthümer, die er noch bewundern wollte, nicht beſehen ließ. Er hat mir dies oft erzählt. Du, mein Kind, machſt es anders, und ich ſchäme mich noch, daß Du durch Liſt einen Thaler für Dein ganzes, nun jahrelang ſchon anhaltendes Reiſen von mir erhalten haſt. Es iſt mir hier und da, beſonders in der Nacht, wo ich wegen meines alten Uebels, der Engbrüſtigkeit, nicht ſchlafen kann, recht ſchwer auf's Herz gefallen, daß mein einzig Kind Mangel leiden könnte. Aber Du haſt es ſo gewollt, und wie Du immer eigenſinnig warſt, ſo biſt Du es jetzt ganz beſonders, und wenn der Rittmeiſter und ich uns unterſtanden hätten, Dich mit Gewalt Deinen thörichten Abenteuern zu entreißen, ſo wären wir Beide Dir auf Lebenszeit unangenehm geworden und hätten niemals wieder Dein Vertrauen erreicht. Ich kenne Dich darin. So gab ich mich denn zufrieden und ließ mir vom Rittmeiſter die Nachrichten mittheilen, die er erhalten haben wollte, und die alle vortrefflich lauteten. Ich glaube aber, der gute Mann log. Er hat es während ſeines lockern Lebens nie mit der Wahrheit recht genau genommen und ſollte jetzt, da viele Umſtände ihn dazu treiben, falſches Spiel zu machen, einer alten ungeduldigen Frau gegenüber, plötzlich wie ein Apoſtel treu und ohne Falſch ſein? Einige Lügen hat er mir auch zugeſtanden, nämlich daß Du in Nürnberg eine große Fabrik angelegt hätteſt, um für ganz Deutſchland Locomotiven und Dampfſchiffe zu bauen. Das ſieht meinem Sohne gar nicht ähnlich, fuhr ich gleich auf; er hat nie Sinn gehabt für Handel und Wandel, und wer ihn betrügen wollte, könnte dies leicht ausführen. Ich erzählte dabei die kleine Geſchichte von dem Federmeſſer mit der Perlmutterſchale, die Du von unſerm Amtmannsſohn als Silber Dir hatteſt aufſchwatzen laſſen. Ein achtjähriger Knabe aber, der Perlmutter nicht von Silber unterſcheiden kann, wird nimmermehr ein Kaufmann. Ich muß Dir geſtehen, daß der Rittmeiſter auch alt wird; er hat zwar immer noch das gelockte Haar, aber es iſt jetzt ganz entſchieden grau, und ſein Schnurrbart iſt zwar immer noch ſo ſchwarz wie früher, aber die Farbe hält nicht mehr recht an den wenigen übrig gebliebenen Haaren. Wenn er von Dir ſpricht, und der Himmel weiß, wie es kommt, er und ich, wir ſprechen faſt von nichts Anderem, wird er wieder ganz jung und lebhaft. Deine Tante Amelie ſpielt die Spröde gegen uns. Ich hab' ihr neulich geſagt, daß ſie eine Haube künftig tragen ſoll, das hat ſie mir übel genommen und zieht nun in der ganzen Nachbarſchaft herum, aber hierher kommt ſie nicht. Dann hat ſie auch einen Zank mit dem Bruder Lorenz über das neue Jeruſalem gehabt. Dein Onkel hat eine Karte von dieſer heiligen Stadt entworfen, das heißt, ſo wie er ſie ſich denkt, denn bekanntlich iſt das Ganze nur eine Viſion und ein frommes Schattenbild. In dieſer Stadt der heiligen Märtyrer, Blutzeugen und Freunde Chriſti hatte Dein Onkel uns Allen ein Haus gemiethet und ſchon mit allem Nöthigen verſehen, nur die Tante Amelie und ihr Mann erhielten keinen Platz darin. Dies gab die Urſache anfangs zu einem unmäßigen Spottgelächter und ſpäter zum Zank. Die beiden Geſchwiſter ſagten ſich derbe Wahrheiten, ganz in dem alten Familienſtil, den Du kennſt. Die Tante Amelie, die vorgab, in andern Umſtänden ſich zu befinden, etwas, was wir ihr gar nicht mehr glauben, weil ſie uns damit ſchon oft zu Narren gehabt hat, wurde ohnmächtig und ließ ſich von mir und dem armen Rittmeiſter aus dem Zimmer und auf's Bett tragen. Da ſie ſehr ſtark geworden iſt, hatten wir gut an ihr zu tragen. Einige Tage darauf, als ſie abreiſete und ſchon im Wagen ſaß, kam Onkel Lorenz an den Schlag und rief hinein: „Du kommſt doch nicht nach Jeruſalem!“ Wir lachten Alle und ſo fuhr ſie bitterböſe weg.“

„O mein herzliebes Kind; ich will Dir nur ſagen, die Tage, die ich jetzt lebe, gefallen mir nicht. Ich will nicht ſagen, daß Gott mich unglücklich gemacht, aber glücklich hat er mich auch nicht werden laſſen. Ich will Dich nicht überreden, zurückzukommen. Dies iſt meine Sache nicht. Ich überrede Niemand.“

„Nachſchrift. Dein Onkel Anton liegt ſehr ſchwer darnieder; wir fürchten Alle, daß er nicht wieder aufkommt. Ein Arzt aus Münſter iſt heute geholt worden und verſieht den Dienſt neben unſerm alten Kreisarzt.“

„Nachſchrift. Ich werde dieſen Brief nicht früher abſenden, bis daß ich Dir beſtimmt ſagen kann, wie es mit dem Onkel bleibt.“

„Nachſchrift. Ich komme eben aus dem Krankenzimmer. Sei nur ruhig, ich ſchicke den Brief nicht früher ab, als bis ich Dir Beſtimmtes melden kann.“

„Nachſchrift. Dein Onkel iſt geſtorben; heute früh ſechs Uhr, zehn Minuten. Die Frau und der Sohn befinden ſich wohl. — Deine Mutter grüßt und ſegnet Dich.“

Der Miniſter an Paul.

„Als ein früherer Freund Ihres Vaters, junger Mann, hab' ich das Recht, mich etwas in Ihre Angelegenheiten zu miſchen. Ich habe Sie beobachtet und bin im Geiſte Ihren Weg mit Ihnen gegangen. Nun will ich Sie weder loben noch tadeln, aber ich frage Sie, was ſoll nun werden? Wollen Sie ewig in der Irre umherziehen? Die Erfahrungen, die Sie geſammelt, denk' ich, können Ihnen für's Erſte genügen; das Beiſpiel, das Sie gegeben, iſt in ſeinem ganzen Umfange feſtgeſtellt; ich würde vorſchlagen, daß Sie jetzt in die Beamtencarriere eintreten, Ihr Vermögen wieder an ſich nehmen (wie ich höre, läßt ſich dies leicht machen) und dem Staat dienen, wie jeder rechtliche und tüchtige Mann ihm dienen muß. Iſt dies nicht Ihre Anſicht? Nur ein paar Worte Erwiderung. Bis zu dieſer Stunde hab' ich Ihnen nicht dienen können, weil Sie nicht gewollt; wird von Ihnen mein Einfluß jetzt angenommen, ſo ſoll er Ihnen, wenn's irgend möglich iſt, den Platz einräumen, wo es einem Manne, der „Thäter ſeiner eigenen Thaten‘ iſt, möglich gemacht wird, ſelbſtſtändig und einflußreich zu wirken. Ich verſpreche ſelten, was ich aber verſpreche, glaube ich auch gewähren zu können.“

Paul's Antwort.

„Mit Ehrfurcht und dankbarer Anerkennung habe ich Ew. Excellenz Vorſchlag in Betracht gezogen, und ich würde keinen Augenblick anſtehen, denſelben, im Beſtreben mich dieſer Auszeichnung würdig zu machen, anzunehmen, wenn ich mir ſelbſt nicht das Wort gegeben hätte, den Verlauf der Dinge nach dem einmal gefaßten Plan abzuwarten. Aufrichtig geſtanden, fühle ich mich nicht reif zur Ausübung einer Thätigkeit im Staate, von deren Anforderungen ich nunmehr, da ich etwas näher das Leben und die Aufgaben unſerer Zeit habe betrachten können, die ſtrengſten Anſichten habe. Der Läuterungsprozeß, in den ich mich mit freiem Willen begeben, iſt noch nicht vollendet, und ich muß nothwendig höhere Grade in der Erkenntniß des Wahren erreichen, als es bis jetzt hatte geſchehen können. Die Ruhe und Einſamkeit ſind mir jetzt ebenſo Bedürfniß, wie es früher die Bewegung und der Lärm des Tages waren. Auch mein Vermögen, das ich weggab, wiederzunehmen, kann nicht meine Abſicht ſein; ich würde dabei nicht ſowohl unredlich gegen Andere, als gegen mich ſelbſt handeln, abgeſehen davon, daß dann mein ganzes Thun und Treiben mit Recht vor der Welt als eine Abenteuerlichkeit erſchiene. Für's Erſte werde ich, da mein ehemaliges Beſitzthum meinem jungen unmündigen Vetter gehört, deſſen Vater vor Kurzem geſtorben iſt, als Verwalter und natürlicher Vormund des Knaben auf Schloß Brunswick wohnen, wo ich denn zugleich den Wunſch meiner Mutter erfülle, deren ſchwindende Lebenstage mit Troſt und Liebe zu verſehen um ſo mehr meine Pflicht iſt, als meine raſche und wilde Jugend ſie bisher wenig von dem Glücke hat genießen laſſen, das jede Mutter berechtigt iſt bei ihrem Kinde zu ſuchen und zu finden. Fügt es der Himmel, daß meinem redlichen Streben nach Erkenntniß ein günſtiger Erfolg wird, ſo lege ich die Proben meines Fortſchrittes Ew. Excellenz Prüfungsauge vor, und fällt das Urtheil günſtig aus, ſo wird durch Ihre Vermittelung ſich mir die Laufbahn öffnen, wo ich zeigen mag, wie der Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts die Pflichten gegen den Staat mit den erſten und heiligſten gegen die Menſchheit zu vereinigen trachtet. Nichts iſt mir verhaßter und nichts erſcheint mir für die Organiſation der Geſellſchaft verderblicher, als die Unreife, gepaart mit Enthuſiasmus. Dies iſt ein Fehler der Jugend, und da ich noch jung bin, hab' ich ihn an mir. In unſerer Zeit, die von gewaltſamen Verſuchen beſtürmt wird, wo die Weisheit von heute die von geſtern über den Haufen wirft, und Alles ſtrebt, nach Außen hin umzugeſtalten und zu verbeſſern, ohne vorher nach innen den richtenden und ordnenden Blick gewandt zu haben, in einer ſolchen Zeit anarchiſcher Ideenſpiele iſt es dem, der nachhaltig wirken will und dazu alle Kräfte der Seele ordnet und anſpornt, beſonders Pflicht, die Jahre der Zeitigung nicht willkürlich zu verkürzen."

„Dies der Beſcheid auf Ihre gütige Anfrage. Ich habe nichts hinzuzufügen, als mir die Fortdauer einer Theilnahme zu gewähren, die mich am Anfang meiner Bahn ermuthigt und bei dem Beharren auf derſelben jetzt neu erkräftigt hat.“

Sechszehntes Capitel.

Es wird unſerm Helden eine Frage von großer Wichtigkeit vorgelegt, die er zur völligen Zufriedenheit des Fragenden beantwortet.

Paul ordnete eben ſeine Abreiſe nach Schloß Brunswick an, als ihm die Ankunft eines Mannes gemeldet wurde, der, aus der Hauptſtadt kommend, ihn in einem beſondern Auftrage zu ſprechen wünſche. Als Paul ſich mit dieſem Ankömmling in ſein Zimmer eingeſchloſſen, zog der fremde Mann mit einer gewiſſen Feierlichkeit ein kleines Etui hervor und überreichte es mit einer ausdrucksvollen und ehrerbietigen Miene. Paul öffnete das Schloß eilig und in ſeine Hand fiel eine goldene Kette, ganz gleich derjenigen, die er ſelber trug. Ein heftiger Andrang der Freude und Beſtürzung, zugleich einer peinvollen Beängſtigung ließen ihn nicht zu Worten kommen. Er wußte, von wem dieſe Botſchaft kam und was dieſes Pfand zu bedeuten hatte, und dennoch zögerte er zu fragen, wer der Ueberbringer ſei und worin ſeine nähern Aufträge beſtänden. Die zartgegliederte Kette durch die Finger gleiten laſſend, ſtand er da und ſah abwechſelnd den Mann an und dann verwirrt und zerſtreut das glänzende Kleinod; endlich ermannte er ſich und fragte: „Wer ſind Sie?“ — „Ich bin der Goldarbeiter —“ Paul fiel ihm in die Rede, indem er rief: „Sprechen Sie nicht aus. Ich kenne Sie; es wäre Vermeſſenheit, noch mehr zu fragen. Sie haben einen Auftrag an mich — Sie wollen mich zu ihr führen — ? O laſſen Sie uns eilen — in dieſer Stunde, in dieſem Augenblicke reiſen wir ab.“ — „Ich habe allerdings den Auftrag, den Herrn Baron zu einer Dame zu führen, — doch muß ich bitten vorſichtig zu ſein.“ Der alte Mann, indem er dieſe Worte ſagte, blickte mit ſorglichem Auge dem leidenſchaftlich Fragenden in's Antlitz; dann bemerkte er mit leiſer Stimme: „Wenn ich Sie bitten dürfte, mir die Kette zu zeigen, die dieſer völlig gleich iſt, ſo würden Sie mich ſehr verbinden, denn ich muß bei ſchwerer Verantwortung mit großer Vorſicht handeln.“ Paul ſtreifte ſogleich ſeinen Aermel auf, und der Alte nahm das Zeichen in Augenſchein; als er es geprüft, richtete er ſich zufrieden lächelnd auf und ſagte: „Ich bin bereit; die Reiſe kann jeden Augenblick vor ſich gehen.“ Wenige Momente darauf ſaßen Beide im Wagen, der die Richtung nach der Hauptſtadt zu nahm.

Angelangt daſelbſt hatte unſer Reiſender kein Auge für alle Umgebungen und Zeugen ſeiner frühern Jahre; nur ein Gedanke erfüllte ihn, nur ein Bild — das der Geliebten, die Gewißheit, ſie wiederzufinden. Dabei konnte er ſich aber banger Zweifel nicht erwehren. Was ſollte ſie, die immerdar ſich ihm Verhüllende und Entweichende, vermögen können, ſelbſt ihn jetzt zu ſich zu berufen? Wollte ſie jetzt ihm ihr Vertrauen im vollern Maaße ſchenken und es ihm gänzlich entziehen? Verlangte ſie nach umſtändlichern Nachrichten von ihm? — aber dies Alles ließ ſich auf anderm Wege erreichen, und wer den Sinn und die Handlungsweiſe der Unbekannten beobachtet hatte, konnte nicht glauben, daß ſie dieſen Schritt, den ſie jetzt that, bei irgend einer andern, minder dringenden Veranlaſſung würde haben gethan. Sie mußte demnach ein perſönliches Motiv haben, und konnte dies nicht Krankheit ſein? Paul zitterte, wenn er ſich die ſchwächliche, ätheriſche Geſtalt dachte, und das flüchtige Leben, das in ſo ſchöner Hülle eingeſchloſſen war, ſich als vergänglich und tauſend Uebelſtänden unterworfen darſtellte. Während er mit ſeiner Unruhe und ſeiner Herzensangſt kämpfte, brachte ihn ſein Führer mit derſelben Vorſicht und Schweigſamkeit, die er von dem erſten Augenblick, wo ſie Beide zuſammengetroffen, bewieſen, in ein Haus, das eine Privatwohnung und zwar eine anſehnliche und reich ausgeſtattete ſchien. „Wer wohnt hier?" fragte Paul. „Sie haben die Schwelle meines Hauſes überſchritten," entgegnete der Alte. „Ich fing mit geringen Mitteln an, aber der Himmel und in ſeinem Auftrag eine herrliche edle Seele haben an meinem Glücke geſchafft. Ich danke viel, wo nicht Alles der Wohlthäterin, der Dame, zu der ich Sie führen werde, und die mein geringes Haus durch ihre Gegenwart verherrlicht." Paul fühlte ſich angeſprochen durch die einfache und würdige Weiſe, mit der der Alte dieſe Gefühle, die ihm aus dem Herzen kamen, darlegte. Er wagte nicht, ihn nach dem Namen ſeiner Wohlthäterin zu fragen, denn einestheils wußte er, daß er ihn nicht würde zu hören bekommen, anderntheils hielt ihn von dieſer Frage die Scheu zurück, dem Alten zu verrathen, welche Vorſichtsmaßregeln die Dame auch in Rückſicht ſeiner in Anwendung gebracht. Zum erſten Male erſchien ihm ſeine Stellung, der Unbekannten gegenüber, demüthigend, und er nahm ſich feſt vor, den Schleier des Geheimniſſes nicht länger auf ſeinem Lebensglück ruhen zu laſſen.

Ein durch Vorhänge verdüſtertes hohes Gemach nahm den Eintretenden auf. Stille und Ruhe herrſchten hier. Paul fand ſeine Freundin auf einem Ruhebette liegend; ſie war nicht verſchleiert, aber die Schatten, in ~~die ſie ſich barg~~, verhinderten Paul's Blick, mit Deutlichkeit die Züge zu unterſcheiden. Er ſah jedoch genug, um das Glück, das ſeine kühnen Träume ihm vorgeſpiegelt, ſich nach und nach und immer deutlicher verwirklichen zu ſehen. Es war in der That die Frau, die, ſo hoch geſtellt, ihm und ſeinem Schickſale mit der Theilnahme reiner und gluterfüllter Seelen gefolgt war. Die Unbekannte, als hätte ſie den Augenblick der Erkennung wiederum weiter zurückſchieben wollen, warf die Wolke des leichten Gazeſchleiers wieder über ihr Haupt und lehnte ſich tiefer in die Polſter zurück, indem ſie Paul die Hand zur Begrüßung reichte und ihn bat, neben dem Ruhebette Platz zu nehmen.

„Der Geiſt des Gebirges," hob ſie an, „kommt nun, von Ihnen Abſchied zu nehmen. Ich werde vielleicht nicht mehr lange des Lebens Täuſchungen und des Lebens Freuden mit anſehen. Ein Uebel, dem ich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren unterworfen bin, hat eine gefahrbringende Wendung genommen. Mein Freund, wenn ich gehe, werden Sie meiner gedenken? Wird die, die ſich Ihnen ſo offen und innig anſchloß, noch im Gedächtniß Ihrer fernern Tage fortleben?"

Paul blickte, unfähig etwas zu erwidern, die Fragende erſtaunt und wie in Schrecken erſtarrt an. „Krank?" rief er endlich, „Sie krank! Meine Hoffnung, mein Leben leidend? O, und ich erfuhr nichts davon!"

„Und weshalb ſollte ich Sie quälen und beunruhigen?" fragte die ſanfte, wohllautende Stimme. „Jetzt, da Sie's erfahren müſſen, ſage ich's Ihnen."

Paul fühlte den heftigſten Schmerz ſich ſeiner Seele bemächtigen. Er ergriff die Hand der Kranken, preßte ſeine Stirn auf die ſchmalen zarten Finger und rief: „So ſinkt denn Alles zuſammen, was ich baute. So iſt Alles, Alles umſonſt geweſen! Ich ſtehe wieder da, wo ich begann, mein

Leben hat keinen Werth, keine Bedeutung für mich! Die Sonne ſinkt, die meinen Weg beleuchten ſollte! O!"

„Paul!" rief die Stimme, und ſie klang wie aus den reinen Höhen des Aethers niedertönend.

„O rufe mich nicht, Engel!" wehklagte der Jammernde. „Ich ſinke in die Tiefe, ich kann mich nicht erheben, denn Nacht deckt mich, Verzweiflung feſſelt meine Kraft."

Eine lange Pauſe verging; die beiden Trauernden waren von ihren grauſamen Schmerzen zu heftig angegriffen, um Worte des Troſtes zu finden. Paul ſah zu ſeiner ſchönen Geliebten empor und ſagte leiſe: „Widerrufe Dein entſetzliches Gebot! Sage, verſprich, daß Du bleiben willſt! — O tödte mich nicht!"

„Ich hoffe!" ſagte die Leidende. „Vielleicht zerſtreuen ſich wieder die Nebel des Todes! Vielleicht! Aber iſt denn der Tod ein ſo ſchweres Uebel, ein ſo finſteres Loos? Hätte ich damals ſcheiden müſſen, als ich troſtlos und einſam im Leben ſtand, als noch kein Lichtſtrahl in die Seele mir gedrungen, als ich noch nicht die ſegnende Hand der Liebe auf meinem Haupte gefühlt — da wäre der Tod ein Entſetzliches für mich geweſen, da hätte er mich hinweggerafft, wie ein Räuber ein Kleinod erfaßt, in Nacht und Dunkelheit. Jetzt geh' ich ihm mit Triumph entgegen! Ich bringe geborgen die Schätze des Lebens mit mir, ich hinterlaſſe dem Freunde meinen Lebensantheil, der mir entzogen wird. Und ich weiß, daß ich vertrauen darf, daß meine Hoffnungen nicht auf Sand gebaut ſind. In der Stunde, wo Sie meine ſuchende Liebe erwählte, da zweifelte ich — jetzt bin ich ſicher des Freundes, des eigenen Geiſtes. O nun iſt der Tod kein Schreckbild mehr für mich!“

„Aber mir!“ rief Paul. „Wenn Du ſcheideſt, werde ich nicht leben können.“

„Des Mannes Leben iſt auf die Außenwelt gerichtet!“ entgegnete die Kranke. „Die Liebe einer Frau kann ihn beglücken, ihn kräftigen, nicht aber der alleinige Inhalt ſeiner Tage ſein, die vorſchreibende Richtung ſeines Weges.“

Paul ſenkte das Haupt; es war ihm ſo weh im Herzen, daß er weder Blick noch Worte der Geliebten beachten und erwidern konnte. Nur einzig ihr Verluſt, das Leben ohne ſie ſchwebte ihm vor der Seele und ließ jeden Nerv ſeiner Empfindung erbeben. Das Auge derjenigen, die ohne Schuld ihm dieſe Qual verurſachte, ruhte unterdeſſen mit dem unausſprechlichen Ausdruck der Hingebung auf den geliebten Zügen. Sie ſchien ſich noch einmal und mit der vollen Kraft ihres Bewußtſeins der Schönheit und des Werthes des Schatzes zu erfreuen, den ſie verlieren ſollte, und der einſt ihr alleiniges

Beſitzthum geweſen, ihr zeitliches Glück ausgemacht. Sie verlor ſich mit der Trunkenheit des Gefühls in dem dunklen Glanz der Augen, die flüchtig zu ihr emporſchauten und dann gleich wieder in die tiefe und unheilbare Melancholie des Schmerzes verſanken; ſie blickte auf die bleichen Wangen und ſann dem Zuge von Stolz und Selbſtbewußtſein nach, der die Linien des Mundes umſpielte. Von dem Verlangen getrieben, noch einmal den Geliebten in zärtlicher Annäherung zu ſehen, bog ſie ſich zu ihm herab, drängte den Schleier weg und ſah auf ſein ſchmerzvolles Antlitz mit dem ganzen hellen Sonnenſtrahl der Liebe. Paul fühlte ſich erſchüttert und bebend. „Wenn ich einſt würdig daſtehe,“ rief er, „wenn ich die Aufgabe erfülle, die in ſchlimmer Zeit dem Redlichen geſtellt ward, wenn ich ein Herz für die Unterdrückten, für das Volk habe — es iſt Ihr Werk!“

„Nicht das meine!“ entgegnete ſie. „Als ich Dich fand, warſt Du ſchon, was Du jetzt biſt. Mein Antheil an Deinem Leben beſteht nur darin, daß ich Dich aufſuchte, daß ich Dir verſprach, daß Du nicht allein gehen ſollteſt auf Deinem Wege.“

„Und jetzt verläßeſt Du mich!“ rief Paul und rang die Hände.

„Weil Du allein Dein Ziel finden wirſt; weil Du keiner Begleiterin weiter bedarfſt. Doch ja, Du bedarfſt Einer.“

Sie ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Ich habe Sie hergerufen, theurer Paul, um Ihnen eine Frage vorzulegen, eine Gewiſſensfrage.“

Der ſchnelle Wechſel der vertraulichen Anrede mit der kältern und förmlichern machte unſern Freund beſtürzt. Er blickte bekümmert und fragend empor; aber mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit fuhr ſeine Freundin fort: „Was ich jetzt zu ſagen habe, geht mich nicht näher an, ich ſpreche darum als Fremde, als entfernter ſtehende Freundin. Wie ſtehen Sie mit Hermance von Romilly?“

Paul's bleiche Wangen rötheten ſich, er verlor den Ausdruck des Leidens und der Schwermuth aus ſeinen Zügen und erwiderte lebhaft: „Hermance? Du kennſt ſie, Geliebte? Wo ſahſt Du ſie und welches Urtheil fällſt Du über dieſes ungewöhnliche und edle Mädchen?“

„Ich liebe ſie. Sie beſitzt ganz mein Herz.“

„O, ich konnte dies vorausſehen.“

„Nun denn, kann Hermance nicht meine Stelle erſetzen, im Fall ich ſcheide?“

„Deine Stelle? Unmöglich!“

„Wenn es aber dennoch möglich wäre? Fragen Sie Ihr

Herz, theurer Freund. Hermance iſt edel, ſie fühlt mit Ihnen gleich; ſie verſteht und würdigt Sie."

„Und ſie ſtieß mich von ſich, da ich um ihre Liebe warb," murrte Paul.

„Wenn ſie es that aus demſelben Grunde, der mich verleitete, Ihnen mein Vertrauen anzutragen; wenn ſie Sie prüfen wollte: welchen Vorwurf können Sie ihr da machen? Die echte Liebe iſt nicht immer diejenige, die entgegenkommende Formen zeigt. Hat Ihnen nie etwas in Blick und Weſen dieſes Mädchens geſagt, daß ſie empfänglich iſt für Größe des Gedankens, für Schönheit der Empfindung?"

„Gewiß!" rief Paul lebhaft. „Das hat ſie mir gezeigt — ja oft gezeigt. Sie hat ein Herz für das, was mich bewegt. Es gab Zeiten, wo ich mich dem Glauben hingab ſie könne nicht anders, als einſt mir gehören."

„Und dieſer Glauben war kein Truggebilde. Sie wird Ihnen gehören. Nehmen Sie ſie aus meiner Hand, als ein Vermächtniß meiner Liebe."

„O!" rief Paul zögernd. „Sie liebt mich nicht."

„Sie liebt Sie. Paul, ſtoßen Sie nicht eigenſinnig Ihr Glück von ſich. Dieſes edle Mädchen liebt Sie, wie ein geläutert Herz, ein tugendhafter und ſtarker Wille nur immer lieben kann. Ich, Ihre Vertraute und Vertraute jenes Mädchens, ich ſage dies. Denken Sie, daß ein langes Leben noch vor Ihnen liegt, daß mannigfacher Kampf noch Ihrer wartet, daß Sie eines treuen, mitempfindenden Herzens bedürfen, das mit Ihnen die Schickſalslooſe theilt. Entſetzenvoll, ich ſage es Ihnen, Freund, entſetzenvoll iſt die Einſamkeit."

Paul ſah bittend empor, faßte die Hand der Kranken und rief in dringendem Tone: „Du! du wirſt mir bleiben! Du wirſt mir Troſt und Freude ſein! Ich werde nicht einſam ſein!"

„Paul, wir müſſen ſcheiden!"

„Ich glaube nicht an dieſe fürchterlichen Worte! rief er in lautem Schmerz. Ich will, ich werde nie daran glauben. Ich halte Dich, und ſelbſt dem Himmel will ich Dich nicht laſſen. Fühle und fürchte die ganze Gewalt meiner Verzweiflung!" Er preßte ſein Antlitz von neuem in ihre zitternden Hände, und Thränen entſtürzten ſeinen Augen.

„Nun wohl," ſagte die Leidende mit ſanfter Stimme. „Ich will Sie nicht zwingen, Freund, Geliebter. Aber wenn ich dahin ſein werde, wenn unſer Bund durch den Tod zerriſſen iſt, verſprechen Sie mir, dann keine andere Nachfolgerin mir zu geben, als dieſes Mädchen."

„Wahrlich, keine Andere!“ rief Paul leidenſchaftlich. „Nur Hermance iſt würdig, einen Platz einzunehmen, den ein ſcheidender Engel leer gelaſſen. Ja, Hermance gleicht Dir. — Ich weiß, daß ich ihr Unrecht gethan, da ich ſie für herzlos hielt.“

„Sie haben ihr dieſes Unrecht abzubitten.“

„Ich will es, indem ich ſie verehre und hochachte.“

„Genug, ich habe Ihr Wort, und die Zukunft eines theuren Weſens erſcheint mir geſichert. Laſſen Sie uns unſere Aufmerkſamkeit jetzt anderswohin richten, auf einen Gegenſtand, der uns Beiden hochwichtig iſt, ja der faſt den Inhalt unſers Lebens ausmacht. Wann und wie wird die Welt Ruhe empfangen? Gehen wir nicht endloſen Revolutionen entgegen? Ach, mein Freund, ich fürchte, keine noch ſo edle Selbſtverleugnung, kein Opfer von dem Einzelnen, noch von einem beſondern Stand gebracht, kann der Welt den Frieden geben. Welch eine entſittlichte Macht iſt's, die wir vor uns haben! Ich ſehe, wohin ich ſchaue, keine Rettung, keinen Ausweg. Täuſchen wir uns nicht über den Beweggrund des gährenden Aufruhrs; es iſt einzig und allein der Durſt nach Genuß, und da dieſer Genuß zugleich der materiellſte iſt, ſo iſt Gold das Erſte und Einzige, was begehrt wird. Es iſt wahr, eine große Anzahl Menſchen ſind im Beſitz reicher Mittel; man wird ſie ihnen rauben;

wenn ſie geraubt ſind, wird man die Räuber berauben, und ſo werden blutige Hände in fortgeſetztem Kampfe das Gold hin und her reißen, die Erde wird durch den Krieg Aller gegen Alle entvölkert werden, und die Uebrigbleibenden, eine kleine, von unſäglichem Unglück heimgeſuchte Gemeinde, wird die Religion der Demuth wieder neu bekennen und ausüben."

Paul ſchüttelte das Haupt und ſagte ſeufzend: „Wenn dem wirklich ſo ſein könnte, ſo würde auch ich zu ſterben wünſchen."

„Und was iſt denn unſer Einzelleben, Theurer? Verſuchen wir es, die Arme der Liebe hinauszuſtrecken, künftige, wenn auch ſehr ferne Zeiten unſerm Herzen näher zu bringen. Laſſen Sie uns ſchon jetzt als Mitglieder jener kleinen Gemeinde leben, die da kommen wird. Waren nicht die Zeiten, als Roms Herrlichkeit ſank, als die Tempel der Götter ſtürzten, waren ſie nicht ähnlich den unſern? Auch da Verwirrung und Tumult in der Menge, auch da der materielle Beſitz zum Höchſten und Einzigen erklärt, auch da das beleidigte Heiligthum mit ſeinem innerlichſten Geſetze in der Bruſt weniger Weiſen und Bekenner eingeſchloſſen."

„Ich bin an die Erde gebunden," ſagte Paul leiſe. „Ich gehöre meiner Zeit an, und was ich erringe, ſoll ihr und keiner andern zu gute kommen."

„Nein, Freund! Erheben Sie höher Ihren Blick; Sie vermögen es. Laſſen Sie mich, die ich wenig mehr der Erde ſchulde, Sie auf ein langes Daſein durch Jahrhunderte weiſen. Was böte Troſt, wenn nicht dieſe Ueberzeugung? Wir geben einem Gedanken Leben, und dieſer belebte Gedanke giebt uns wieder Leben. Wenn wir ſterben, nimmt die Liebe die ſchönſten ſchöpferiſchen Gebilde unſerer Seele und legt ſie in verwandte liebevolle und ſtarke Herzen. O wenn das nicht wäre, wozu dann der Tugend dienen, da das Leben ſo kurz iſt, daß unſere beſten Thaten wie ein Spott auf die Weltordnung ausſehen; denn was ich that, wird in der nächſten Stunde von Andern zerſtört, und wieder Andere vernichten die Werke Jener, und ſo hat ſtets der Vater zum erbittertſten Feinde den Sohn. Wenn nicht der Weltgeiſt die Träume großer Sterblichen verwirklichte, welch einen Inhalt hätte dann die Geſchichte? Und ſo wird, was wir leiden und thun, nicht verloren ſein, wenn auch unſere Zeit, die dem Kampf entgegengeht, keine Früchte unſeres Wirkens erntet.“

Paul ſah ſeine Freundin mit einem zärtlichen und wehmüthigen Lächeln an und entgegnete dann: „Ich empfange dieſe edle Lehre mit Dank, aber mein Weſen iſt zu irdiſch und unvollkommen, um ſie in mir aufzunehmen. Bedenke, Geliebte, wie ich aufwuchs. Eine rohe Jugend hat mich wild und herriſch gemacht; ich darf mir keinerlei edlen Beweggrund bei meinem Thun zuſchreiben. Nur der Unmuth, die Welt ſo geſunden zu haben, wie ich ſie mir dachte, trieb mich zu der heftigen Oppoſition, die ich durch mein Beiſpiel ins Leben habe treten laſſen. Wenn Du glaubſt, daß Ewiges und Göttliches mir vorgeſchwebt, ſo biſt Du im Irrthum und ſtellſt mich höher, als ich ſtehe und ſtehn will. Ich will mit trotzigem Eifer mich meiner Zeit aufdrängen, ich will hinausgehen auf's freie Feld, damit man mich ſehe und mich entweder tadle oder lobe. Nur will ich nicht allein ſtehen. Es iſt der excluſive und verlaſſene Stand des Adels, der mich zu dieſem Drang, mich der Menge anzuſchließen, getrieben hat. Ach, wenn ich ſelbſt einmal beſſer werde, dann wird auch mein Streben edler ſein; für jetzt iſt es nur ehrgeiziger Ungeſtüm der Jugend, der mich treibt, zu zeigen, daß, wenn wir, ſogenannte Edlen, nicht ganz unbrauchbar und läſtig fallen wollen, wir uns dem Ganzen, Großen, nenne es immerhin, dem Volke anſchließen müſſen. An ein Syſtem, oder eine philoſophiſche hohe Anſicht habe ich wahrlich nicht gedacht. Aber ich verehre Deine Worte, Geliebte; wie Du in Allem glänzend vor mir ſchwebſt, ſo auch hier, und Deine ſchöne Hand, die über das Grab hinaus nach dem Himmel zeigt, ſoll nicht vergebens gehoben ſein. Einſt, wenn meine wilden Tage verrauſcht ſein werden, wenn ich nicht mehr ſo jäh und verzweifelt haſſe und liebe, wie ich jetzt noch thue, dann wird auch mir eine milde Weisheit Frieden zulächeln, und ſchöne himmliſche Geſtalten werden in harmoniſchem Tanze ſich um mich her bewegen, die Palme mir reichend, die einem alten weiſen Manne geziemt.“

Die Kranke lächelte, als ſie den jungen, ihr ſo theuren Mann ſo ſprechen hörte. „Friede ſei mit uns Beiden!“ ſagte ſie, indem ſie die Hand dem Freund reichte, der ſie mit großer Heftigkeit an ſein Herz und ſeine Lippen drückte.

Siebzehntes Capitel.

Paul richtet ſich auf dem Schloſſe ſeiner Väter ein, um Ruhetage zu genießen.

Kurze Zeit nach Verlauf der Zeit, wo das obige Geſpräch Statt fand, erhielt Paul die Nachricht von dem Tode ſeiner edlen Freundin. Er empfing das goldene Kettchen, das ſie ihm als das Zeichen, daß ſie nicht mehr auf Erden weile, zuzuſenden verſprochen hatte. Er küßte es und benetzte es mit ſeinen Thränen; ſein eignes Armband nahm er nicht ab, denn er hielt ſich, trotz deſſen, was ſeine geliebte Tröſterin von ihm gefordert, für's ganze Leben an ſie gefeſſelt. Tage, ja Wochen ſchloß er ſich ein und war jedem menſchlichen Umgang unzugänglich. Er klagte und trauerte um den Verluſt ſeines Engels, wie die heftige Jugend nur zu klagen und zu trauern vermag. Er hoffte alles Ernſtes, die Bande ſeines Lebens würden ſich löſen, und er der Entſchwundenen nachziehen dürfen, aber dieſe Bande waren ſtark und ſie ſollten noch für lange Jahre ausdauern. In der Einſamkeit ſeines Trauergemachs beging er eine kleine ſymboliſche Feier, wie er dergleichen ſtets geliebt und ausgeführt. In ein zierliches Käſtchen von Ebenholz, das er in Form eines kleinen Sarges hatte machen laſſen, legte er das goldene Kettchen und jenen Briefſtreifen, den er gleich am Anfang ſeiner Bekanntſchaft von der Geliebten erhalten und auf dem die wenigen Worte ſtanden: „Bleibe treu Deinem Entſchluß und denke, daß mit Deinem Muth auch der meinige ſinkt.“ Die Kette und das Papier legte er in das Käſtchen, ſchloß es und ſchrieb darauf: „Grab meiner Jugend.“ Wirklich glaubte er, daß hiermit der Glanz, die Schönheit und die Fülle ſeiner Jugend zugleich begraben ſei, daß jetzt das Leben des Mannes für ihn beginne, und andere Kräfte und Geſetze in Anwendung träten.

Wir, die wir hier auch von unſerm Leſer Abſchied zu nehmen haben, können wenig mehr über unſern Helden hinzufügen. Das Leben auf Schloß Brunswick nahm jetzt ſeinen gewohnten Gang. Paul, wie er es dem Miniſter verkündet, ward oberſter Verwalter und Wirthſchaftsführer für ſeinen jungen Vetter; es blieb ihm dabei Zeit, viel mit geiſtiger Arbeit ſich zu beſchäftigen, er las viel und ſeine Verbindung mit den Schriftſtellern und dem Journalweſen gab ihm jetzt treffliche Gelegenheit, mit dem Kampf der Meinungen auf dem Gebiete der Oeffentlichkeit und der Tagesintereſſen fortwährend vertraut und ſelbſt dabei betheiligt zu bleiben. Lindfried, dem er ſich entdeckte und der nach einer vorübergehenden Unmuths- und Zweifelsſtimmung ſich ihm mit Vertrauen hingab, erſchien öfters auf Schloß Brunswick und verkehrte eifrig mit deſſen einſtweiligem Herrn. Auch St. Albano erſchien daſelbſt, und auch ihn lernte Paul näher kennen und ſuchte durch dieſen klugen und leidenſchaftlichen Apoſtel zu wirken, ſo wie er zu wirken ſich das Ziel geſteckt. Es gab auch Zeiten, wo der junge Gutsherr von Schloß Brunswick verſchwand, mehrere Wochen wegblieb, ohne daß Jemand wußte, wohin er ſich gewendet; dies waren eigenthümliche und mitunter gefährliche Entdeckungsreiſen, die unſer abenteuernder Held nicht ganz laſſen konnte, und deren Reſultate doch im Ganzen günſtig ausfallen mußten, denn ſelten lag die Wolke des Unmuths oder der Enttäuſchung auf ſeiner Stirn, wenn er von einer ſolchen geheimnißvollen Wanderung heimkehrte. Anſelm und Ignaz waren ſeine Freunde. Der Letztere blieb, was er war, ein wilder und dabei edler Sohn des Volkes. Er nahm in keiner Weiſe eine Unterſtützung von Paul an, aber da er im Sinne und Willen ſeines Freundes wirkte, brachte er öfters Hülfsmittel dahin, wo ſie wie eine kräftige Saat auf einen zubereiteten Boden fielen. Von Sibylle bewahrte er ein kleines, aus gemachten Blumen zierlich gewundenes Kränzchen. Es mahnte ihn zugleich an die erſten Entbehrungen und Mühſale ſeines Lebens. Ein Spaten und eine Hacke ſtanden noch jetzt in der Ecke ſeines Arbeitszimmers. Den alten Corrector Traubſing hatte er durch langes Bitten vermocht, auf Schloß Brunswick für ſeine alten Tage ſeinen Wohnort zu nehmen. Er bezog ein Stübchen in der Nähe von Paul's Schlafcabinet. Unſer Freund liebte den Alten ſo ſehr, daß er öfters ihn in ſeinen Familienkreis zog und ihn an den Freuden und Zerſtreuungen der Hausgenoſſen Theil nehmen ließ.

Achtzehntes Capitel.

Der Autor, der ſich die guten alten Romane zum Muſter genommen hat, ſchickt ſich an, auch den ſeinigen durch eine Hochzeit zu ſchließen.

So ſteige denn wieder vor unſern Blicken auf, altes Familienſchloß, und laß durch die Dunkelheit der Herbſtnacht deine hellerleuchteten hohen Fenſter ſtralen, wie du ſie am Anfang, da wir zum erſten Mal deine Räume betraten und deine Geheimniſſe, die du nicht ſehr ſorgfältig dem Blicke des Beobachters verſteckteſt, ſtralen ließeſt. Kommt, kommt in den alterthümlichen Saal; ihr kennt ihn, ſeht, wie die dunkeln großen Bilder im Schimmer der Kerzen gleichſam wie beſchämt daſtehen, und wie alte Herrn in ſchlichten ſchwarzen Ueberröcken und ſchadhaften Perrücken ſich an die Wand drücken, als wollten ſie womöglich unbemerkt die Thür erreichen und ſchnell hinausſchlüpfen. Aber dort hängt ein neues ſtattliches Gemälde, das wir noch nicht kennen, es macht ſich unter jenen alten Herren wie ein junger übermüthiger Fant geltend, der ſeine goldene Uhrkette, ſeine neue Sammetweſte und ſein parfümirtes Lockenhaar unverſchämt und dreiſt zur Schau trug. Dieſes Gemälde iſt ein Familienbild und zwar ſtellt es die Tante Amelie dar mit dem Erkornen ihrer Wahl. O, was den Maler betrifft, ſo hatte der ſicherlich keine leichte Arbeit und er wird ſich Zeit ſeines Lebens zu erinnern wiſſen, wie eine kleine buckliche und übellaunige Dame, fortwährend mit den Falten ihres bauſchigen Atlaskleides beſchäftigt, ihm eigenſinnige Befehle zurief und allerlei wunderſame Offenbarungen über Ultramarin, Carminlack und Ockergelb zu Tage förderte, die eine Revolution auf der Palette des armen Malers hervorgebracht hätten, wenn er ſie hätte unkluger Weiſe beachten wollen. Frau von Polter hatte an jenem denkwürdigen Tage, wo ſie ſich malen ließ, ein Kleid von einer ſo wunderſamen roſenrothen Farbe angelegt, daß es für die ausübende Kunſt nach ihrer Meinung viel leichter war, einen Sonnenaufgang zu malen, als die durchſichtige und zarte Tinte ihres Gewands zu treffen. Dabei waren noch ſonſtige Schwierigkeiten zu überwinden. Frau von Polter ſpielte die Harfe im Bilde und dies that ſie mit der Grazie, wie ſie im Leben die Harfe ſpielte, aber der Maler, der anfangs dieſe Grazie nicht ſah oder nicht ſehen wollte, verſah es im Schwung der Arme, in dem Vorbeugen des Kopfes und Zurückbeugen des Körpers, er verſah es ferner in der Anzahl der Saiten an der Harfe, und zuletzt ließ er ſogar den goldenen Engelskopf weg, der oben als Zierrath angebracht war, kurz er verſah und verfehlte ſo viel und ſo Wichtiges, daß die Dame fortwährend ihre graziöſe Miene, mit der ſie einer alten Hutſchachtel, die hier die Stelle des abweſenden Herrn von Volter verſah, zulächelte, aufgeben mußte, um an die Staffelei zu eilen und neue Befehle und Anordnungen ergehen zu laſſen. Herrn von Volter's Miene und Stellung war auch keine gelungene zu nennen. Er ſaß da und ſtarrte ſeine Gemahlin an mit einem Ausdruck krampfhafter Heiterkeit, der den Beſchauer beſorgt machte, ob Herr von Volter nicht etwa an der Geſichtskrankheit leide und eben einen heftigen Paroxysmus überſtehe. Dieſes glänzende Bild war nun an die Wand gebracht und darüber hatte ein heiliger Johannes, der den Märtyrertod erlitt und in Oel gehalten wurde, weichen müſſen. Ohne Zweifel war es den Bewohnern des Schloſſes auch ſehr erwünſcht, ſtatt dieſes grauſenvollen Gegenſtandes jenen heitern und anmuthigen an ſeiner Stelle zu erblicken, obgleich, wenn der Legationsrath noch gelebt, dieſe Veränderung nimmermehr wäre geſtattet worden.

Wir wollen nicht unterſuchen, wie die Verwandten des Hauſes Brunswick ſich mit Paul verſöhnten, ob ſie es überhaupt thaten, genug, äußerlich gaben ſie willig jedes Zeichen des Zwieſpalts auf und hatten ſich zahlreich zu dem Familienfeſte eingefunden. Die junge ſchöne Braut trug viel zur Ausgleichung der Mißſtände bei, und mancher alte Herr wurde beſiegt und bekehrt, der als erbitterter Gegner und Feind mit trügeriſcher Freundlichkeit ſich eingefunden hatte. Hermance in ihrem Glücke war unwiderſtehlich. Sie entfaltete die ganze Fülle ihrer Seelenſchönheit und ließ dieſe über ihre irdiſche leuchten. O die beglückte Liebe macht ſchön.

Die Feſttage und Feſtwochen — wir wollen ſie nicht ſchildern. Der Leſer iſt auf dem alten Schloß ſchon heimiſch. Wir wollen nur bemerken, daß die Legationsräthin der Braut den Kranz in die Locken drückte und dabei in die denkwürdigen Worte ausbrach: „Du einziger Lohn für lange Leiden — ſei mir gegrüßt, Kind!“ Paul hörte dieſe Worte, aber er machte, als wenn der Stachel, den ſie enthielten, ihn nicht gereizt hätten. Ignaz ſtand in ſeiner Bauerkleidung mitten unter den vornehmen Gäſten, die den Kreis um den Altar bildeten, an dem die Trauung vollzogen wurde. Paul hatte es ausdrücklich ſo gewollt. Als Alle kamen, den Neuvermählten Glück zu wünſchen, trat Ignaz auf ihn zu, zog aus ſeinem Gewande den hölzernen Becher hervor, füllte ihn mit Wein und ſagte: „Labe Dich jetzt wieder an dem Trank des

Glücks, der Du den Becher der Armuth freiwillig geleert.“ Paul drückte ihm die Hand, nahm den kleinen, bedeutungsvollen Becher und leerte ihn auf einen Zug. Niemand der Umſtehenden wußte den Sinn dieſes Auftritts zu enträthſeln; nur Anſelm, der aus der Ferne zuſchaute, neigte freundlich winkend das Haupt. Am meiſten Anerkennung und ſogar warme Theilnahme fand Paul da, wo er ſie nicht geſucht hatte, nämlich bei Herrn von Polter. Dieſer Kaufmann, obgleich ganz den materiellen Intereſſen ſeines Standes hingegeben, wußte dennoch zu würdigen, was ihm als ein Opfer, und vielleicht das ſchwerſte, das Jemand zu bringen vermochte, erſchien. Paul erkannte in ihm den beſſern und veredelten Kaufmannsgeiſt, der ſich ſchon geneigt zeigte, von der Ariſtokratie des Goldes ſich zu emancipiren, während das Schreckbild, das ihn die Geſtalt Van der Fliet's noch im Gedächtniß bewahren hieß, die gänzliche Unmöglichkeit zeigte, daß von dieſer Seite her dem Wohl der Geſellſchaft eine Hülfe kommen werde.

Am Polterabende, der nach alter Weiſe mit allem Glanz und allen Erforderniſſen einer Landhochzeit gefeiert wurde, trafen auf Schloß Brunswick mehrere Wagen ein, die Gäſte brachten, die man nicht geladen hatte, die aber dennoch ſehr willkommen waren. Elfried und die früheren Cameraden Paul's kamen, um ihrem treulos gewordenen Genoſſen zu ſeinem Feſttage Glück zu wünſchen. Die große Anzahl Officiere in ihren glänzenden Uniformen gaben eine hübſche Ueberraſchung und einen ſchönen Schmuck der Geſellſchaft, die ſie mit Jubel begrüßte. Der Rittmeiſter, der an dieſem Tage ebenfalls ſeine verblichene Uniform angelegt hatte, zeigte ſich unter dieſer jungen Genoſſenſchaft als eine nicht ganz ſchöne, aber bedeutſame Figur. Er füllte die Punſchbowlen und ſteuerte einige Anekdoten aus den Jahren 1806 und 1807 zur Unterhaltung bei, die ſich vollen Beifall unter den jungen Helden der Jetztzeit erwarben. Elfried ſchloß mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit, die ihm ſonſt fremd war, Paul in die Arme, indem er rief: „Es bleibt dabei, wir ſind Freunde. Ich habe Dich nicht verlaſſen, verlaß Du auch mich nicht!“ — Emil hatte ein ſauerſüßes Billetchen geſchrieben, in welchem er meldete, daß zu ſeinem allergrößten Leidweſen ſein Schwiegervater ihm nicht erlaube, dem Feſttage auf Schloß Brunswick beizuwohnen.

Schlußwort des Autors.

Iſt der Roman hier zu Ende? Nein; er fängt, wenn Du es ſtreng nimmſt, lieber Leſer, jetzt erſt an. Aber der Autor darf keine Zeile weiter ſchreiben, die Zeit iſt es, die die niedergelegte Feder ergreift und ihn weiter ſchreibt. Die Tage, die da kommen, ſind ebenfalls ſo viele Capitel zu dieſem Roman. Was der Autor geben konnte, hat er gegeben, er hat die Anlage eines Charakters, der in unſerer Mitte ſich geſtaltete und feſtigte, gezeigt; was nun die Thaten des Mannes ſein werden? Dies vorauszuſagen iſt der Autor nicht im Stande, ſo wie Du, Leſer, es nicht biſt, denn unſere Zeit ſchreibt gerade an dem wichtigen Roman unſers Jahrhunderts, vielleicht auf den nächſten Seiten kommen die intereſſanten und entſcheidenden Capitel. Wartet nur! Jugend haben wir erlebt, und Jugend giebt auch dieſes Buch. Der Autor iſt zufrieden, wenn es ihm gelungen, unter den nachſtehenden Formen die jungen Keime künftiger Bildungen nachzuweiſen, wenn er einen transparenten Boden unter ſeine Geſtalten gebreitet hat, wo man das Treiben, Schaffen und Durcheinanderwirken der intriguirenden Kräfte unſerer Zeit beobachten kann. Freilich hätte dies in größerer Mannigfaltigkeit und in einem ausgedehnteren Raum geſchehen können, aber zur Aufſtellung der urſprünglichen Idee, die dieſem Buche zum Grunde liegt, iſt für's Erſte genug gegeben.

Uebrigens, geliebter Leſer, wenn Du Dich mit dieſem Schlußworte nicht zufrieden geben willſt, ſo geh' und beſuche unſern Helden auf Schloß Brunswick. Er wird Dich wohl empfangen und Dir gewiſſenhaft auf alle Deine Fragen Auskunft geben. Er wird Dir ſagen, was er nächſtens zu thun und zu unternehmen gedenkt, und wenn Du ihm dann Deinen guten Rath geben willſt, ſo wirſt Du ſehen, wie ſehr er ſich zu ſeinem Vortheil gebeſſert hat, denn er wird nicht mehr, wie er es unfehlbar in den Tagen ſeiner ungeſtümen Jugend gethan, Deinen guten Rath zurückweiſen, ſondern ihn hübſch in Ueberlegung ziehen und wo möglich befolgen. Vielleicht theilt er Dir dann auch Einiges mit, was er über ſeine neueſten Erlebniſſe aufgeſchrieben hat, und es ließe ſich dann aus dieſen Mittheilungen mit der Zeit eine Fortſetzung dieſer Geſchichte ſchreiben. Doch müßten darüber wenigſtens zwanzig Jahre vergehen und dann — wer wird dann noch des armen Paul's und ſeines Biographen ſich erinnern?

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Paul in der Heimat.

[illegible]

Paul.

Von

A. v. Sternberg.

Motto:
Laßt uns alle edlen Kräfte unſeres Geiſtes
und Herzens anwenden, um der tyranniſchen
Macht des Geldes entgegenzuwirken.
Zeitſtimme.

Dritter Band.

Paul in der Heimat.

Leipzig.
Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

Paul in der Heimat.

Von

A. v. Sternberg.

Motto:

Laßt uns alle edlen Kräfte unſeres Geiſtes und Herzens anwenden, um der tyranniſchen Macht des Goldes entgegenzuwirken.

Zeitſtimme.

Leipzig.
Hahn'ſche Verlagsbuchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort des Autors.

Wenn wir die Thür wieder öffnen, die wir ſchon hinter uns geſchloſſen hatten, und von Neuem in das Zimmer treten, das wir ſchon verlaſſen, und wo die Zurückgebliebenen uns mit erſtaunten und fragenden Blicken bewillkommnen, ſo geſchieht dies nicht, um unſre vorgehende Behauptung zu widerrufen. Wir haben nicht mehr zu berichten von unſres Helden Schickſale und ſeinem herumirrenden Leben in der Welt, in ſofern bleibt es bei unſerm Worte, daß die fortgeſetzte Geſchichte des Tages auch die fortgeſetzte unſres Romans ſein werde; allein im inneren Haushalt unſres jungen Helden bleibt noch Manches zu beobachten und aufzuzeichnen übrig, und wir laden, wie wir es ſchon am Schluß des zweiten Bandes unſrer Erzählung gethan, den Leſer ein, auf Schloß Brunswick ſich zu einem längern Beſuche niederzulaſſen. Wir verſprechen ihm einen ruhigen Landaufenthalt.

Wenn es wahr iſt, was uns die Pſychologen der Weltgeſchichte verſichern, die feinſpürenden Kenner und Prüfer des Herzens und der Nieren des Geſchichtskörpers, ſo gehen wir Tagen großer Aufregung und erſchütternder Weltereigniſſe entgegen. Alsdann mag ein ſolcher zeitweiliger ruhiger Landaufenthalt von Nutzen ſein, um ſich in Stille den politiſchen Himmel anzuſehen; einestheils um deſſen noch friedliche Abendröthe mit der ganzen Inbrunſt eines am Herzen der Natur liegenden Weſens bewundernd in ſich aufzunehmen, anderntheils um die Art und den Zug des Gewölkes, das am Horizont ſich zuſammenballt und drohende Geſtaltung anzunehmen ſich anſchickt, zu unterſuchen. In jedem Fall ſieht das Auge auf dem Lande freier und offener. Die Städte mit ihrem verwirrenden Getöſe, mit dem Gedränge ihrer angſterfüllenden Uebervölkerung machen das Herz des Naturſohns nicht raſcher klopfen und rauben ihm nicht jene köſtliche Ruhe, jene Keimſtille der Seele, in der Plato's großer philoſophiſcher Geiſt den Mutterquell jedes großen menſchlichen Thuns erkannte, und deren Bild der Dichter ſo ſchön in folgenden Verſen ſchildert:

„Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
Steigen aus der Gewäſſer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leiſe Fittig
Segnender Geiſter!“ —

Erſtes Capitel.

Paul unter den Seinen.

Paul gewann als Reſultat aus ſeinen Lebenswirren und Wanderungen die feſte Ueberzeugung, daß nur eine ſichre, unerſchütterliche Baſis jeder Standesſtellung wie der Stellung des Individuums Wirkung und Anſehen verſchaffe. Mit den erhabenſten Gefühlen ausgeſtattet, mit den achtbarſten Grundſätzen begabt, wird dennoch jede nachhaltige Wirkung aufs Ganze ſich verflüchtigen, wenn der politiſche und ſociale Boden, auf dem wir ſtehen, nicht ſicher iſt. Paul, mit ſeinem natürlichen, durch keine theoretiſche und phantaſtiſche Zeitbildung getrübten Sinn, empfand bald das Schwanken des Bodens unter ihm. Er that darum Alles, um ſich ſicher zu ſtellen; aber nachdem er die Plätze öfters gewechſelt, kehrte er auf den Boden zurück, der ihm der von der Natur und dem Geſchicke angewieſene war. Das heißt: er nahm von dem Namen und dem Beſitzthum ſeiner Ahnen wieder Beſitz, aber er that dies auf eine Weiſe, wie es ein Geprüpfter thut, ein aus der Lebensſchule mit dem Zeugniß, wenn auch nicht abſoluter, doch relativer Reiſe Hervorgegangener. Er wollte hinfort jetzt nichts Anderes, nichts mehr und nichts weniger ſein als ein Edelmann; aber ein Edelmann des neunzehnten Jahrhunderts. Um dies in ſeiner Weiſe ſein zu können, mußte er feſten Boden unter ſich gewinnen, das heißt Beſitz, Anſehen und Rechte. Die Zeit hatte Vieles genommen; Manches konnte nicht wieder zurückgefordert werden, Anderes mochte der erweckte Sinn und das geförderte Urtheil ſelbſt nicht wieder heimführen; aber Vieles war noch im Beſitz, und dieſes Eigenthum, wenn auch gering, zu nutzen, es nach beſtem Wiſſen und Wollen für Vortheil des eignen wie fremden Lebens anzuwenden, das war die Aufgabe, die der Sohn der Zeit und der Ariſtokrat des neunzehnten Jahrhunderts ſich ſtellte. Paul hatte den angeerbten Boden lieb gewonnen; er hatte entbehren und arbeiten gelernt, und der Begriff, der ſich mit dem Beſitz verbindet, war bei ihm ein geläuterter und inniger geworden. Sein Schloß Brunswick war ihm jetzt die Welt; das Häuflein Unterthanen, die ihm gehorchten, ſein Eines und Alles. Nur durch ſein Beſitzthum, nur mit Hülfe der „Seinen“ hoffte er mit ſeinen Hoffnungen durchzudringen und in der Welt Geltung ſich zu verſchaffen. Er hing mit einer Zärtlichkeit, die etwas Großes und zugleich Rührendes hatte, an der Scholle Erde, die ihm durch den Rathſchluß Gottes zugefallen war; und wie er früher enthuſiaſtiſch die Fremde geſucht, ferne für ihn, wie er hoffte, ſchlagende Herzen aufgeſpürt und philanthropiſche Träume ausgeſonnen, ſo war jetzt der feſte Mannesſinn auf das einzig Beſtehende gerichtet, und die kleine Welt, die ihm anvertraut war, galt zugleich als Ziel und Lohn der Arbeit.

Kaum hatte er ſich alſo wieder in den heimatlichen Auen feſtgeſetzt, als er auch ſchon heimlich forſchte, wie ſeine Bauern über ihn dachten, welche Wirkung auf ſie ſeine Abenteuer und ſein Zug in die Fremde hervorgebracht. Es lag ihm Alles daran dies zu wiſſen, denn da er fortan immer unter ihnen leben wollte, ſo mußten ſie ihn nothwendig kennen lernen wie er war, und die Wahrheit, ſelbſt wenn ſie ihm nachtheilig war, wollte er lieber zu ihrer Kenntniß gebracht ſehen, als daß er gelitten hätte, daß Indifferenz oder kühle Bewunderung für ihn und ſein Treiben ſich in ihre Seelen gepflanzt.

Er griff alſo wiederum nach dem Mittel, das er ſchon einmal angewandt: er berief eine Verſammlung der Bauern; aber diesmal ging er mit mehr Ueberlegung und Vorſicht zu Werke. Es war ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſeine Anſichten der Menge leidenſchaftlich und aufgeregt aufzudringen, ſondern vielmehr, er wollte erfahren und wiſſen, was dieſe Menge in Betreff ſeiner und ihres beiderſeitigen Verhältniſſes zu einander dachte. Er hatte immer noch den feſten Glauben, denkende Menſchen vor ſich zu ſehen, obgleich der Amtmann ihm zu wiederholten Malen verſicherte, daß dies — dem Himmel ſei Dank — nicht der Fall ſei. Paul wurde unwillig, wenn er ſo Etwas hörte, und neben ſeinem eignen Verlangen, den ſo arg verleumdeten Leuten näher zu treten, war es auch der Wunſch, den Amtmann in ſeinen althergebrachten Theorien zu widerlegen, der ihn antrieb, die Verſammlung ſo bald als möglich zu veranſtalten. Es ſollte übrigens nicht die einzige ſein. Er wollte oft und viel zu ſeinen Bauern reden, ſie ſollten dann eben ſo frei zu ihm reden dürfen. Zu dieſem Zwecke waren bereits beſtimmte Tage und Orte feſtgeſetzt. Der Amtmann ſchüttelte zu dieſen Neuerungen das Haupt, aber Paul achtete nicht weiter auf ihn.

In der Wohnung des Pfarrers, eines Mannes, den wir ſpäter näher charakteriſiren wollen, kam unſer junger Schloßherr mit den Aelteſten der verſchiedenen Gemeinen zuſammen und ſuchte dieſe in vertraulichen Mittheilungen zuerſt an den einfachſten geiſtigen Verkehr, an Rede und Antwort, zu gewöhnen und dieſen rohen Seelen, dieſen von der ſtrengen Aſcetik der Natur gehärteten und ſchweigſam gemachten Geiſtern, Mittheilungen zu entlocken. Als ſie dem Blick und dem Feuer ſeines Auges folgten, als er an untrüglichen Zeichen, die auch dieſen ſteinernen, wettergebräunten Geſichtern nicht fern blieben, merkte, daß ſie ihn verſtehen lernten, daß ſein Ideengang von ihren zögernden, ſtolzen und einſam blöden Geiſteskräften begleitet wurde, ſo machte er bekannt, daß er nun, wie damals, in großer Verſammlung zu ihnen ſprechen wolle, und beſtimmte den Tag. Sie waren es zufrieden; Freude und Beſorgniß wurde in ihren kurzen Reden für den Gutsherrn laut; es traten ein paar Greiſe ſogar heran, ihm die Hand zu drücken und ihm zu ſagen, daß er ihnen und ihren Kindern aufrichtig erzählen möge, wie er die Fremde gefunden; denn man erzähle ſich heutzutage viel Wunderliches von der Welt und wie es draußen ausſehe.

Dieſer letztere Zuſatz machte Paul nachdenklich. Er ſah das Häuflein ſeiner Getreuen mit Blicken liebender Vorſicht an; er beobachtete dieſe argloſen Geſichter, und es erſchütterte ihn der Gedanke, daß er es ſein ſolle, der zuerſt in dieſen friedlichen Winkel der Erde den Zwiſt unſrer Tage, die ekelhafte und giftige Empörung der niedern Geiſter, den Tumult, den Gemeinheit und Eigennutz erregt, bringen ſollte. War es nicht beſſer, dieſe harmloſen Seelen nicht aus ihrem patriarchaliſchen Gleichmuth zu wecken? Doch dies war unmöglich. Die kleine Colonie, die Paul gründen wollte, mußte, wenn ſie ſeinem Ideal entſprechen ſollte, wiſſentlich den Frieden und die Eintracht wählen, nachdem man ihr den Zwieſpalt und das Zerwürfniß gezeigt. Und ſo ging er denn ans Werk.

„Meine Freunde,“ redete Paul ſeine Bauern an, „als ich von euch auszog, mir die Fremde zu beſchauen, war ich voll guten Muthes und dachte wohl, ich könnte mir und der Welt zur Freude meine Wanderung ausführen; allein es iſt nicht ſo geworden, wie ich hoffte. Anders wie die Männer meiner Art und meines Standes, die ſich mit Wohlleben umgeben und in trefflicher Fülle und in gebieteriſchem Weſen dahin ziehn, hab' ich es gewählt, den Stab in meine Hand zu nehmen und den Pfad der Armuth und des Erwerbs zu wandeln. Bei der Gelegenheit habe ich die Welt kennen gelernt. Meine lieben Leute, könnte ich nur ſagen, daß ſie mir gefallen! Armuth und Reichthum, beide fand ich wild und entartet; die Armuth ohne Demuth und Troſt, den Reichthum ohne Menſchlichkeit und Duldung. Da ich als ein Bettler kam und als Bettler um Einlaß bat, wurde mir die Thür geöffnet, ohne Scheu, wie man ſie dem Bettler öffnet. Ich ſah das Innere der Hütten. Es war kein Gott darinnen, eben ſo wenig in den Paläſten. Ueberall giftig keimender Zwiſt, überall geheime Unthat, verübt vom Bruder und beſpottet und belohnt vom Bruder. Um des irdiſchen Gewinnſtes willen ſah ich ſchwere Uebelthat ausgeübt von der Hand des Sohnes am Haupt des Vaters! O meine Freunde! Ich zog aus als ein wilder aber unverdorbener Mann, und ich bin heim gekommen beſchädigt und gekränkt an der Seele durch die unendliche, nicht auszuſprechende Gemeinheit der Welt. Wenn es euch recht iſt, ſo bleiben wir zuſammen und halten zuſammen und laſſen das verkehrte Treiben nicht heran an den Herd unſrer Väter, an die Stätte, wo ſolch liederlich Weſen noch nicht geſchaut worden. Darum bin ich hier und will hinfort bei euch bleiben. Ich könnte mit dem Reichthum, der mir zugefallen iſt, wenn's auch nur ein kleiner Theil iſt von dem, was ich beſaß und was ich freiwillig weggab, um ein Opfer nach meinem Sinne dem Gemeinwohl zu bringen, in den Städten leben, an den Tafeln der Reichen praſſen und das ſchmutzige Geld verzehren helfen, das der Wucher der Fabrikanten zum Theil auch ſogar in die Prunkſäle unſerer Fürſten liefert; aber ich ziehe es vor, auf dem kleinen Fleck Erde, der mir und euch gehört, mit euch und euren Kindern zu leben als euer thätiger Freund, Berather und als der vorſorgende Anwalt der Gerechtſame eurer Kinder. Solches ſcheint mir mit der Ehre meines Standes in jetzigen Zeiten, wo jegliches edlere und großſinnigere Verhältniß dem unſauber erworbenen Golde weichen muß, das Einzige, was Ehre bringt dem Manne, dem Gott ein unſchätzbar Gut, das Wohl einer Menſchenſeele, anvertraut. Euer irdiſch Wohl iſt mir anvertraut, ich bin deſſen nächſter Wärter und Pfleger; ſuchet keinen andern. Unſer Land iſt noch geſegnet vor vielen andern Ländern mit mancher nützlichen und heilſamen Einrichtung alter Zeiten; wir haben noch ehrwürdige Gebräuche und alte Satzungen, an denen das Glück und der Segen unſrer Väter haften; noch hat die Neuerungsſucht, die überall anderswo ihren leichtfertigen Hader, ihren gewinnſüchtigen Zerſtörungstrieb hingelenkt, unſre Grenze nicht überſchreiten dürfen. Wir haben merkwürdige Bücher, die unſere Gelehrten geſchrieben haben und in denen unſer aufblühendes Geſchlecht die Weisheit alter Zeiten mit Bewunderung entdeckt. Ich habe in dieſen Büchern geleſen, und mein Geiſt iſt wacker worden; ich habe mein Land lieben gelernt und Achtung eingeſogen vor dem, was die Väter angebaut und als fromme Satzung hinterlaſſen. Die Aelteſten unter euch, meine Freunde, wiſſen, welch einen Boden wir bewohnen; wie hier, auf rother geweihter Erde eine heilige Vehme beſtand und der weſtphäliſche Bauer zu Gericht ſaß über Grafen und Fürſten. Wie mußten die Männer ſein, denen man ſolche Macht willig in Händen ließ? Es mußten deutſche Männer ſein, ehrlich, treu und vor Gott und ihrem Gewiſſen wahrhaftig. Alſo wollen auch wir es halten, daß wir unſerer Väter nicht unwerth befunden werden. Wenn überall von der Erde die Treue ſchwindet, von der rothen Erde ſoll ſie nicht ſchwinden; wenn überall der Menſch geknechtet wird durch Gold, beſudelt durch Gold, des Himmels wie der Erde unwerth gemacht durch Gold — ſo ſoll hier doch ein ander Regiment herrſchen. Wir wollen mit beſcheidenem und redlich erworbenem Beſitze zufrieden ſein, und der Wechslertiſch ſowie die Wucherbank ſollen uns nicht zu ſich locken. Wenn überall die Ehre eines Mannes käuflich iſt, ſo ſoll der Fremde mit ſeinem Geldſacke an unſerer Grenze umkehren, unwillig, daß er keinen Mann gefunden habe, den er werben könne. Wir wollen an dem Glauben unſrer Väter ſowie an unſerm angeſtammten Fürſten halten; Beides mit Stolz und Demuth. Mit Stolz, weil wir freie und beſitzende Männer ſind, in Rechten aufgewachſen und dieſe wahrend; in Demuth, weil wir Gottes Hand über uns erkennen und die durch Gott eingeſetzte Macht des Fürſten. In Allem wollen wir aber unſeren eignen Hof und Haus ſauber halten in Ordnung und redlicher Führung. Dies gilt von euch wie von mir. Jeder ſtehe feſt auf eignem Boden, dann wird er die rechte Weiſe finden mit ſeinem Nachbar zu verkehren, ſo daß Niemand Schaden thue oder leide. Ich aber gebe euch mein Wort, daß ich hinfüro, ſo lange Gott uns beiſammen läßt, ganz euch und Niemand Anderm angehören werde. Ihr habt mich als Knaben geſehen, als Jüngling meinem Wege nachgeſchaut, ihr ſeid mit mir zufrieden und meines Sinnes geweſen, ihr werdet nicht fürchten, daß ich als Mann jetzt aus der Art ſchlagen werde; alſo habt Vertrauen zu mir, wie ich zu euch habe. Wo Liebe und Vertrauen einerſeits, Demuth und Stolz andererſeits herrſchen, da kann kein Unkraut den Boden überwuchern. Gebt mir die Hände darauf und laßt uns freudig einander wie bei einem ſchon alten, aber wieder erneuerten Bündniſſe begrüßen.“

Paul eilte, als er dieſe Worte geſprochen, von ſeinem erhöheten Platze herab, mitten in das dichteſte Gedränge der Bauern. Er wurde — und dies war ein wunderſames Zeichen bei der ſonſt ſo apathiſchen Natur dieſer Menſchen — faſt erdrückt von den Bezeugungen der Freude, Dankbarkeit und Liebe, die ihm die älteren Männer und die Jugend zugleich zollten. Er ſah mit einem frohen Schrecken — denn welcher junge Reformator nähme nicht die Zeichen der Wirkung ſeiner Thätigkeit wie eine Göttererſcheinung auf? — Thränen unter ergrauten Wimpern ſich vordrängen und tiefgefurchte Züge ſich mit dem hellen Lächeln der Bewunderung ſchmücken. Jene Aelteſten, die, als er auszog, ihn damals die kränkenden Merkmale ihres Zweifels und Spottes merken ließen, kamen jetzt, ihm eben ſo trocken und rauh, aber auch eben ſo verſtändlich ihren Beifall und Dank zu bezeugen. Paul war wie berauſcht. Er flog von Einem zum Andern und immer folgte raſch eine glückliche und triumphirende Aeußerung der andern. Er hatte, ungewiß über den Ausgang, Hermance keine vorläufigen Mittheilungen gemacht; jetzt ſendete er eilig einen Boten ab und beſchied ſie zu ſich. Sie kam, und Pauls Freude wurde vollſtändig, als er die, die ſeinem Herzen am nächſten ſtand, eben ſo glücklich und berauſcht von dem überraſchenden Erfolge ſah. Ein ländliches Feſt beſchloß den Tag.

Unſer Held ging jetzt mit Freudigkeit daran, eine eigne kleine Sammlung Ordnungen und Vorſchriften zu entwerfen, die für die kleine Gemeinde, die jetzt ſo freudig und einig mit ihrem Gutsherrn zuſammen hielt, als eine Art Geſetzbuch gelten ſollte. Er arbeitete die einzelnen Punkte mit Hermance aus, die ihm treulich dabei zur Seite ging, dann aber wurden auch der Pfarrer, der Amtmann und — Lindfried zu Rathe gezogen. Paul hatte ſich eine genau detaillirte Beſchreibung der einzelnen Höfe, die zu ſeiner gutsherrlichen Domäne gehörten, aufſetzen laſſen; er hatte die alten Rechte und Zugehörigkeiten dieſer Höfe eifrig ſtudirt und ging nun mit großer Vorliebe daran, das erprobte Neue mit dem guten und bewährten Alten zu verbinden. Die Kenntniſſe, die er ſich auf ſeinem abenteuerlichen Zuge durch alle Claſſen und Verhältniſſe unſrer ſocialen Exiſtenz erwarb, kamen ihm auch hier wieder trefflich zu ſtatten. Ehe wir den Inhalt dieſes kleinen „Code“ angeben, wollen wir die Geſtalt des Pfarrers, der der bei neuen Schöpfung ganz beſonders zu Rathe gezogen wurde, näher dem Leſer vors Auge führen.

Zweites Capitel.

Geſchichte eines Geiſtlichen unſrer Tage.

Während der junge Gutsherr ſich auf der Wanderſchaft befand und ſeinerſeits ſich mühte, die Zeit zu verſtehen und ihr Genüge zu thun, bezog die kleine Pfarrwohnung am See ebenfalls ein junger ſtrebender und kämpfender Mann, dem die Aufgabe unſers räthſelvollen Jahrhunderts ebenfalls in doppelter Geſtalt, als Zuchtruthe und Liebkoſung, heftig an die Seele drang. Während unſer kecker Wanderer, mit dem Ränzel auf dem Rücken, als der Sproß eines alten Stammes, ſich dem gewerbtreibenden Hauſirer, dem fröhlichen Handwerker beigeſellte, ſuchte die arbeitende und dürſtende Seele eines jungen Gelehrten aus dem Staub der Bücherwelt ſich in die hellen Regionen des geiſtig Erſchauten und Erlebten hindurchzuarbeiten. Welch eine gefahrvolle Straße für beide — aber der Männerwerth wird immer nur durch Gefahr erkauft; der Jugend wird kein Kranz geſchenkt; die Arena iſt immer geöffnet. Wehe dem, der ſich an der Mauer hinſchleicht und das Toben der Kämpfe nur von fern in müßiger Ruhe anhört.

Gotthard Rodholm war von proteſtantiſchen Eltern erzogen und ſtreng zu dieſer Lehre gehalten worden. Der Vater ſtarb, als der Jüngling die Univerſität bezog. Es läßt ſich in ſeinem äußern Leben nicht nachweiſen, es liegt keine bedeutende Erſcheinung in ſeinen Verhältniſſen vor, welche erklären könnte, weshalb er einen ebenſo unerwarteten als für ſeine Verwandten betrübenden Schritt that: er ging zur katholiſchen Lehre über. Das innere Leben des jungen Mannes war ein gewaltſames. Im Verkehr mit ſeinen Alters- und Studiengenoſſen war er ſchweigſam und zurückhaltend; man ſah ihn immer mit ſeinen Büchern beſchäftigt. Ein paar Freunde, die ihn genau kannten, wußten, daß er an ſeinem Glauben arbeitete, daß die Zweifel und Angriffe der Zeit ihn beunruhigten und beläſtigten. Iſt's möglich, ſagte er eines Tages zu einem jungen befreundeten Maler, daß du an einem Chriſtusbilde arbeiteſt, nachdem du am Morgen in Strauß' Leben ~~Chriſti~~ Jesu geleſen haſt? Weshalb nicht? fragte dieſer; heißt es nicht: prüfet Alles und das Gute behaltet? Nein, nein! rief Gotthard heftig; der Spruch heißt: prüfet Alles und behaltet endlich Nichts. Prüfet Alles und — glaubt Nichts. Am Tage darauf ſah man ihn eine Wanderung ins Gebirge antreten, allein und ohne Führer; er, der noch nie einen Schritt außerhalb der nächſten Umgebungen der Stadt gethan. Als er nach vierzehn Tagen, bleich und von Beſchwerlichkeiten ermüdet, heimkehrte und die Freunde ihn in ſeinem zerriſſenen Anzuge kaum wiedererkannten, fragte ihn Einer derſelben: Wo biſt du geweſen? und er erwiderte: Fragt mich nicht; ich weiß mich keines Dinges zu beſinnen, ich habe wie im Traum gelebt. Er wurde krank, der Arzt verbot jede Beſchäftigung. Er brachte mehre Wochen in träumeriſchem Hinbrüten zu. Als er genas, geſchah ſein Uebertritt zum Katholicismus. Nie hielt er mit einem ſeiner Freunde über dieſe auffällige Thatſache eine Unterredung, nie ließ er ſich auf einen Streit ein; das Einzige, was er ihren Vorwürfen entgegenſetzte, waren die mit großer Sanftmuth geſprochenen Worte: Wollt ihr mich ſo haben, wie ich jetzt bin, ſo nehmt mich, ohne an mir zu mäkeln; wollt ihr nicht, nun wohl, ſo laßt mich. Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt. Mit euch über den Glauben ſtreiten werde ich nicht, denn das iſt gerade, was mich von euch weg treibt, daß ihr ewig zweifelt und ewig ſtreitet.

Der öffentliche Uebertritt eines jungen Mannes von geiſtigen Mitteln und nicht gewöhnlichen Gaben machte einiges Aufſehen ſelbſt in einer Zeit, die ſich noch nicht zu einem regen kirchlichen Leben aufgeſchwungen hatte. Man glaubte jetzt, daß der junge Geiſtliche ein ſehr ſtrenger und fanatiſcher Katholik ſein werde, allein dies ſchien nicht eintreffen zu wollen. Aeußerlich die Gebräuche der Kirche befolgend, hielt er ſich hier eben ſo einſam und geſondert, als er es bisher gethan. Nur ſein Weſen ſchien klarer und gefeſtigter. Mit ſeiner Mutter, die durch ſeinen Religionswechſel ſchwer gekränkt war, fand er Mittel ſich zu verſöhnen; ſie ſtarb, indem ſie ihm den Segen ertheilte. Ein Verhältniß zu einem Mädchen, an das er ſich ſchon früher gefeſſelt gefühlt, gab er auf, noch lange früher ehe er den Uebertritt vollführte. Als Prieſter empfing er jetzt die Weihen und kam bald darauf als Amtshelfer in die Pfarre bei Schloß Brunswick. Dies geſchah, als Paul auf Reiſen war. Der alte Pfarrer war einer jener Geiſtlichen des vorigen Jahrhunderts, die zur Fahne der Aufklärung und Humanität ſchworen. Er war ein freundlicher, milder Greis, voll Bonhomie und gutmüthigen Frohſinns; ein Mann, dem ſein Glaube weder bequem noch unbequem fiel, der eigentlich gar Nichts von ihm, die Zeit ſeines Lebens und Wirkens hindurch, geſpürt hatte. Pauls Vater hatte dieſen ehrwürdigen Herrn öfters auf dem Schloſſe bei ſich geſehen, wo er dann den vierten Mann bei einer Whiſtpartie abgab und gelegentlich einen Katalog der alten Schloßbibliothek anfertigte. Immer ſalbungsvoll und doch dabei freundlich, gefällig und zuthulich geſprächig war er der ganzen Schloßeinwohnerſchaft lieb und genehm; es war ihm ſogar gelungen, ſich durch die anmuthige Fügſamkeit, durch plaudernde abgenutzte Gelehrſamkeit und durch eine große Anzahl weiſer und frommer Sprüche die Gunſt des Onkel Lorenz zu erwerben, der eigentlich heimlich allen Prieſtern gram war, weil er feſt glaubte, nur ihm allein und Einigen ſeiner Anhänger ſei es gelungen, die chriſtlichen Wahrheiten auf die einzige ihnen zukommende Form der öffentlichen Lehre vorzutragen. Als Paul ſeine excentriſchen Verſuche machte, hatte der alte Herr ebenfalls freundlich und gefällig gelächelt und Alles gut geheißen, aber natürlich auch Nichts gethan, um die Sache zu fördern oder zu hemmen. Dieſem freundlichen Greiſe folgte nun der verſchloſſene, trockne und ernſte Jüngling, wie man ſich denken kann, der Gemeinde nicht ſehr erwünſcht. Aber Gotthard, der jetzt ſeinen Beruf erkannt und ihn mit feſter Willenskraft umſchloſſen hielt, wußte ſich die Achtung und Theilnahme zu erobern, die man ihm gutwillig nicht gleich gab. Die Nachläſſigkeiten in der Amtsführung, die der freundliche Alte ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, waren unzählige, und fürs Erſte hatte der neue Ankömmling genug zu thun, Ordnung und Regelmäßigkeit in die Geſchäfte zu bringen. Es wurde ihm dies doppelt ſchwer; denn der Greis war in ſeiner Schwachheit faſt gänzlich zu einem ernſten Worte unfähig, auf dem Schloſſe aber regierte ſo gut wie Niemand, denn der Major verfiel immer mehr der Herrſchaft der Flaſche und wies alle derlei Erörterungen, wie ſie ihm Gotthard zumuthete, mit lautem Unwillen von ſich; Bruder Lorenz zeigte ſich ſchleichend und mißtrauiſch; die Legationsräthin hatte zwar guten Willen, aber ſie verſtand Nichts von der Sache. So war dem jungen Manne der Kampf und die Verantwortung zugleich aufgebürdet. Er beſtand in dieſer Probe. Als Paul kam, war die Hälfte der Arbeit ſchon gethan, und in Paul erhielt der neue Pfarrer eine Stütze, wie er ſie ſich nur hatte wünſchen können. Die beiden jungen Männer ſchloſſen ſich ſogleich freundſchaftlich an einander. Sie machten in ihren Berufsgeſchäften zuſammen Reiſen, ſie beſahen ſich mit einander die einzelnen Bauerhöfe und Felder, und oft brachte Paul ganze Abende und halbe Nächte bei Gotthard in der kleinen Pfarrſtube zu. Um zu zeigen, von welchem Beſtande der geiſtige Verkehr war, der Beide an einander feſſelte und ſie zu gegenſeitigem, ſtets wachſenden Vertrauen aufrief, wollen wir eines der Geſpräche herſetzen, wie ſie, von einem äußern Anlaß ausgehend, oft zwiſchen Beiden gehalten wurden. Zugleich werden wir ein Glaubensbekenntniß des jungen Pfarrers hierin finden.

Gotthard war eben beſchäftigt, die hinterlaſſenen Papiere und Bücher ſeines Vorgängers zu ordnen, als Paul in die niedrige dumpfe Kammer trat, die zur Bibliothek gedient hatte, eigentlich aber wenig mehr als eine Trödelkammer voll unſaubern Gerölles und Gerumpels war. Gotthard nahm ein Büchelchen vom Brett herab, führte Paul mit ſich auf die Bank vor dem Hauſe, wo man eine hübſche Ausſicht auf den in der Abenddämmerung ſchimmernden nahen See hatte, und ſagte lächelnd: „Sollten Sie's wohl glauben, lieber Baron, dieſes Büchelchen fand ich unter dem Kopfpfühl meines guten Alten; ich zog's hervor, als er ſchon ſtarr als Leiche da lag. Es war gut, daß ich's fand, denn was hätten die Weiber aus dem Dorfe, die den Todten zu beſchicken kamen, geſagt, wenn ſie die Bilder dieſes Büchelchens geſchaut." Paul betrachtete das kleine Ungeheuer und fand eine illuſtrirte Ausgabe der „Pucelle" von Voltaire. Entrüſtet warf er das Buch auf die Bank und rief: „Iſt das nicht abſcheulich! Ich habe den Alten für einen frommen Mann gehalten und als Knabe nie ohne Devotion ſein weißes Lockenhaar ſehen können. Und nun lieſt der arge Schalk auf ſeinem Sterbebette ſolch ein Zeugs!" Gotthard beluſtigte ſich an dieſer zornigen Rede und rief mit einem ſanften aber dabei ſpottenden Tone: „Wir ſollen nicht urtheilen. Der Mann war ein Frommer in ſeiner Art!" „Unmöglich!" rief Paul, „ganz unmöglich!" „Und weshalb unmöglich?" fragte der junge Pfarrer. „Sind wir etwa beſſer daran, die wir ebenfalls ohne Glauben ſind, aber dieſes nicht offen zu bekennen wagen?" Paul ſah ſeinen Gefährten erſtaunt an und rief: „Ich verſtehe Sie nicht; ſprechen Sie deutlicher." Gotthard ſchwieg und ſah mit einem zerſtreuten Blicke vor ſich hin. Paul fuhr heftiger fort: „Ich kann die Ironie und das zweifelhafte Weſen nicht leiden. Ich weiß, daß ſich die Geiſtreichen unſrer Zeit darin gefallen; aber ich bin eine Natur, wo das nicht anſchlägt. Wie ich mir Alles, was ich bin, ſelbſt erworben habe, und was ich ſein möchte, will's Gott, auch ebenfalls ſelbſt erwerben werde, ſo kann ich die Naturen nicht leiden, die, ſchwächlich nicht zum Ja und nicht zum Nein ſich entſchließend, eine Größe und Vornehmheit darin finden, ewig im Ungewiſſen ſtehen zu bleiben. Es ſoll mir leid thun, wenn Sie, lieber Gotthard, dazu neigen; wir würden dann wenig mit einander zu verkehren haben. Der alte Pfarrer, von dem Sie mir eben das Stückchen erzählten und von dem ich ähnliche, nur nicht ſo ſchlagende Beweiſe der Indifferenz in religiöſen Dingen aufzuweiſen habe, iſt meiner Meinung nach ein Schalk und bleibt es. Dem Himmel ſei Dank, daß wir dahin gekommen ſind, unſern Glauben ernſter zu nehmen, und viel lieber will ich's ſehen, daß Jemand, der's nicht länger im Chriſtenthume aushält, offen und ehrlich mit demſelben breche, als daß er heimlich ein lachender Spötter iſt und öffentlich ein Bekenner."

„Der Meinung bin ich nicht," rief Gotthard. „Der Kirche iſt's nur um die öffentlichen Bekenner zu thun. Verſtehen Sie wohl: der Kirche, als weltgeſchichtlichem Inſtitut, als einer Anſtalt für die Bildung und Regierung des Menſchengeſchlechts."

„Wenn ich aber die Vereinigung der chriſtlichen Confeſſionen nicht aus dieſem rein politiſchen Standpunkt betrachten will? —“

„Alsdann dürfen ſie nicht von einer Kirche ſprechen. Sie werden dann nur eine Menge individueller religiöſer Bekenntniſſe haben, die unter ſich mit einander Nichts als den chriſtlichen Namen gemein haben. Was die Kirche zur Kirche macht, iſt das bindende Element, das ganze Geſellſchaften, dann ganze Staaten, zuletzt eine ganze zugleich lebende Bevölkerung in ſich ſchließt. Es iſt demnach der Kirche ziemlich gleichgiltig, was der Einzelne glaubt, wenn er nur behindert wird, durch ſeine Zweifel und Einwürfe die Maſſe in ihrem Glauben zu ſtören.“

„Alſo was Sie und ich als Individuen glauben, wäre der Kirche gleichgiltig?“ fragte Paul entrüſtet.

„Der Kirche — ja. Vor Gott iſt's freilich ein ander Ding. Und wir werden Gott und unſerem Gewiſſen immer Rechenſchaft ſchuldig ſein, was unſeren Glauben betrifft.“

„Gott gab alſo für das Einzelweſen ein anderes Geſetz als für die Maſſe?“

„Nicht doch! Er gab daſſelbe Geſetz, aber die menſchliche Wohlfahrt fordert, daß es hier in anderer Form erſcheine als dort. Wenn wir von aller ſtaatlichen Beziehung bei der Religion abſehen, ſo iſt die Lehre Chriſti, meiner Ueberzeugung nach, Nichts als eine erhabne, auf die höchſte Sittlichkeit, die lebendigſte Güte und die reinſte Weisheit gegründete Doctrin. Damit bin ich als Menſch und Einzelweſen zufrieden; als

Bürger eines Staatenverbands muß ich dieſelbe Lehre mit ihrem polizeilichen Anhang nehmen, obwohl ich weiß, daß dieſer polizeiliche Anhang ſie vergröbert, entſtellt und theilweiſe ſogar unkenntlich macht.“

„O dazu bin ich nicht gezwungen.“

„Doch! denn Sie treten aus dem Verband des Staats heraus; Sie dürfen weder die Vortheile noch die Uebereinkommenheiten der geſchloſſenen Geſellſchaft genießen. Denn dieſe geſchloſſene Geſellſchaft beſteht in ihrem ſtärkſten Bande auf dem Eid, und der Eid iſt eine religiöſe Formel, die auf dem öffentlichen Bekenntniß des ſtaatlichen und polizeilichen Chriſtenthums, nicht auf dem individuellen und philoſophiſchen beruht.“

„Wohl, wenn ich dies auch zugebe, ſo kann ich darauf hinarbeiten, daß dieſes ſtaatliche oder polizeiliche Gewand des Chriſtenthumes immer mehr vereinfacht und von Flecken geſäubert werde.“

„Das können Sie und das iſt auch unſer Aller Pflicht, die wir im Verband der Kirche leben. Luther, als er an die Reform der Kirche dachte, beging nur darin einen freilich großen und für alle Zeiten ſchädlichen Fehlgriff, daß er dieſe Reform außerhalb der beſtehenden Kirche und als eine auf individuelle Prüfung geſtützte Meinung vornahm und ausſprach. Dadurch pflanzte er den Todeskeim in die Bruſt der jungen Lehre.“

„Aber er entdeckte wirkliche und wahre Irrthümer. —“

„Haben denn die Katholiken dieſe nicht entdeckt? Sind wir überall und immer von dem überzeugt, was wir lehren?

Aber wir lernen früh Demuth und Gehorſam. Wir lernen unſre Erkenntniß, unſern Glauben als Einzelweſen geduldig dem Wohl des Ganzen unterordnen. Wenn wir uns für ſtark halten, ſo wiſſen wir auch, was den Schwachen geziemt, und dulden und tragen für ſie. Um den Frieden in der Kirche zu erhalten und mit ihm den Segen, den die Lehre Chriſti als Allgemeingut der Menſchheit uns Allen bringt, tragen wir unſre beſſre Erkenntniß zum Opfer und unterſchreiben das Symbol, nicht quia verum, sed quia judicatum.“

„Iſt damit die Kirche befriedigt?“

„Sie muß es ſein. Gehn wir auf den Grund dieſer Erſcheinung. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums ſtritt man ſich, um herauszubringen und feſtzuſtellen, was Wahrheit ſei. Als man ſich nicht vereinigen konnte, kam man überein, das für Wahrheit zu halten, was drei oder vier erwählte Richter dafür erkennen würden; als man ſich auch bei dieſen nicht beruhigte, nahm man eine größere Zahl, und endlich entſchied man ſich, das für Wahrheit anzunehmen und für alle Zeiten dafür zu erkennen, was eine große Kirchenverſammlung feſtſetzen würde. Hier iſt der Urſprung des ſtaatspolizeilichen Inhalts der chriſtlichen Lehre. Auf dieſem Wege wurde die einfache göttliche Doctrin mit dem ganzen Apparat der Wunder, der Gebräuche, der Regeln behängt. Petrus wurde ſymboliſch der Felſen, auf dem Chriſtus ſeine Kirche gründete, dieſer Fels wurde ſpäter thatſächlich vom Engel nach Rom gebracht, um den Stuhl Petri darauf zu gründen. Die Päpſte waren in einer ununterbrochenen Reihefolge die von Chriſtus ſelbſt eingeſetzten Wächter, Hüter und Vertheiler der Erbſchaft Chriſti. Die Ausgießung des heiligen Geiſtes erging über ſie auf alle ſpätre Zeiten hin, und ihre Ausſprüche waren unfehlbar. Kein gebildeter Katholik wird dieſe Sätze als buchſtäbliche Wahrheiten nehmen, er wird aber, wenn er irgend mit dem Geiſte der Lehre und der Geſchichte vertraut iſt, die Allmacht und Weisheit Gottes bewundern, die da zuließ, daß ein ſolches, durch alle Stürme der Zeiten, durch alle Angriffe der Macht fortbeſtehendes Gebäude der menſchlichen Klugheit errichtet wurde. Denn wir mögen von der katholiſchen Kirche denken, wie wir wollen: zugeben müſſen wir, daß ſie die mächtige Erhalterin der chriſtlichen Lehre, die ſtarke Schutzherrin gegen den Despotismus der Tyrannen und die Erzieherin und Bändigerin der Völker durch Jahrhunderte hindurch geweſen iſt.“

„Ich gebe das ungern zu,“ rief Paul; „und wenn ich's auch für die Vergangenheit zugebe, für die Zukunft möchte ich's dennoch gar nicht. Wie, wir ſollten keine reinere, geläutertere Kirche finden?“

„Vielleicht,“ entgegnete Gotthard, „finden wir dieſe, wenn der Proteſtantismus es aufgiebt, eine ſelbſtſtändige Faction zu bilden, ſeine reinigenden Elemente zu Rom überträgt und von Rom wieder den unbedingten Gehorſam und die Autorität entgegennimmt. Dies iſt der Weg, den das Individuum durchmachen muß, wenn es redlich gegen ſich ſelbſt ſein will, und dieſer ſelbe Weg wird den Völkern auch nicht erſpart werden. Beide Parteien, ſo wie ſie jetzt ſtehen, fühlen trotz allen äußeren Haſſes und Zwiſtes eine geheime Sehnſucht zu dieſer Vereinigung. Darum von beiden Seiten dieſe ſcheuen halben Zugeſtändniſſe und Schritte."

Paul dachte dieſen Worten nach und rief dann endlich unwillig: „Sollte es denn nicht möglich ſein, eine Kirche aufzuſtellen, die im Geiſt und in der Wahrheit anbetet, völlig frei von dem Anhängſel der Wunder, der Polizeigeſetze, der abenteuerlichen Dogmen?"

„Unmöglich! Der Zweck jeder Religion iſt: die Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft zu begründen."

„Nun, und arbeitet die Lehre Chriſti nicht dahin? Muß ich denn das Volk dumm machen und mit Betrügereien und Täuſchungen hinhalten?"

„Wenn man gerade dem Bedürfniß das giebt, was es fordert," antwortete Gotthard, „ſo iſt es keine Täuſchung. Das Volk wird durch andere Mittel beruhigt und zufrieden geſtellt, als der einzelne Denker und Philoſoph, der aus ſeiner Religion ein Kunſtwerk macht und ein ganzes Leben lang daran meißelt und formt. Wenn wir durch ſinnliche Mittel unſern Zweck erreichen, wozu da Gründe zu Hülfe nehmen?"

„Und welches iſt dieſer Zweck?"

„Wie geſagt, die Wohlfahrt der Geſellſchaft. Gehen wir zurück auf die erſte Gründung derſelben und beobachten wir, wie ſich das, was wir ſpäter Kirche nennen, gebildet hat.

Wenn wir annehmen dürften, daß ſich lauter gute und vortreffliche Menſchen zuſammengethan hätten, um bei einander zu wohnen, ſo wäre nirgends ein Prieſterthum und eine poſitive Religion nöthig geweſen. Aber dieſe Annahme wäre abſurd. Der Krieg iſt der Begründer der Geſellſchaft. Zwei ſtreitende Parteien wählten ihre Anführer; anfangs, da der Kampf heftig wüthete, waren dieſe Anführer die ſtärkſten und muthigſten unter Allen, dann nach geſchloſſenem Frieden wählte man zu Anführern die Weiſeſten und Klügſten, um das feſtzuhalten und zu ordnen, was im Kampf erobert war. Aber die Weiſeſten und Klügſten konnten dennoch den Aufruhr nicht dämpfen, ſie hatten keine Mittel in Händen, die große Anzahl Verordnungen, Geſetze, Steuern und Strafen, die ſie, um die innere Ordnung nach geſchloſſenem äußern Frieden aufrecht zu erhalten, erlaſſen mußten, in Anſehen zu bringen. Man wählte aus dem Volke welche, die man für klüger und weiſer erklärte, und dieſe wurden wiederum unter dem Vorwand geſtürzt, daß ſie noch nicht weiſe und klug genug ſeien. Da trat denn ein Mann auf, ein Genie und darum ein Gottgeſandter, der, um ſich und die Geſellſchaft zu retten, eine „göttliche Miſſion“ fand. Nun kamen die Geheimniſſe, die Tempel, die Wunder. Es fielen Briefe vom Himmel, es fuhren feurige Flammen auf die Häupter der Erwählten, es wurden im Namen Gottes die Aufrührer niedergedonnert. Der Zweck war erreicht, die Geſellſchaft war geſichert, der Ackerbau, der Friede, die Segnungen der Ordnung begannen.“ —

„Nun folgten aber Zeiten —“

„Ich verſtehe was Sie ſagen wollen,“ rief Gotthard eifrig. „Nun folgten Zeiten, wo man dem Volke zeigte, auf welche Weiſe jenes erſte große Genie ſich emporgeſchwungen; daß die Wunder erdichtet, daß die Weiſſagungen künſtlich ausgeſtreut und berechnet, daß die himmliſchen Sendungen erlogen waren. Was erreichte man dadurch? Der armſeligen Klugheit gelang es, das Werk des Genies zu zerſtören! Die Bande der Geſellſchaft lockerten ſich, der Segen ging verloren, der Glaube und der Gehorſam der Völker ſchwand. Und am Ende mußten dieſe Weiſen und Klugen eingeſtehen, daß ſie ſelbſt noch nicht die Wahrheit gefunden hatten. In welch eine traurige Verfaſſung brachte ihre kleinliche Selbſtſucht die Welt! —“

„Aber die That jenes erſten Genies war ja auch eine That der ſelbſtiſchen Klugheit.“

„Durchaus nicht. Sie drang aus dem Bewußtſein hervor, das Wohl der Geſellſchaft ſei nur auf dieſem Wege zu retten. Jene aber, die das Werk zerſtörten, ſetzten willentlich ihr eignes Ich, ihre eigne individuelle Ueberzeugung an die Stelle der allgemeinen Wohlfahrt. Mit dem Bewußtſein, daß es ihnen unmöglich ſein würde, die ewige und einzige Wahrheit zu finden und zu verkündigen, waren ſie zufrieden, einzelne Wahrheiten, die ſie gefunden, der Welt prahleriſch mitzutheilen. Im Reiche der Wiſſenſchaft iſt dieſes Verfahren erlaubt und löblich, in Sachen des Glaubens iſt es faſt frevelhaft zu nennen. Denn welches Recht habe ich, meinem Nebenmenſchen ſeinen Glauben zu nehmen? die Zweifel meiner Bruſt der Menge als Geſetz aufzudringen? Irrthümer, die ich als ſolche erkannt, der Welt öffentlich als Irrthümer zu bezeichnen?“

„Freilich,“ rief Paul, „um conſequent zu bleiben, muß die Kirche dem Laien jede ſelbſtſtändige Forſchung und Prüfung verbieten, und ſie thut es auch.“

„Und ſie thut daran vollkommen recht,“ rief Gotthard. „Das Oberhaupt der Kirche erklärt ſich für unfehlbar, und ſomit hat die Menge das, weſſen ſie bedarf, einen feſten Halt. Der gebildete Prieſter ſowie der aufgeklärte Laie weiß, was er von dieſer Unfehlbarkeit zu denken hat, aber was er auch innerlich glauben mag, nach Außen hin bewahren Beide mit ihrem ganzen Anſehen dieſe feſte Grundſäule ihrer Kirche. Ich ſelbſt habe dies erfahren müſſen. Die ewigen, den Geiſt bis zum Wahnſinn exaltirenden und aufſchraubenden Forſchungen, die nicht endenden ſkeptiſchen Einwürfe, der tauſendmal zerriſſene und wieder zuſammengefügte Glaube, der kalte Indifferentismus auf der einen, der ingrimmige Haß und die Verketzerungswuth auf der andern Seite; alles dieſes, was ich in reichlichem Maaße bei den Proteſtanten fand, machte, daß ich, gleichſam um meine in allen ihren Kräften zitternde Seele zu retten, in die alte kirchliche Gemeinſchaft, aus der unſre Secte hervorgegangen, wieder zurückflüchtete. Erſt jetzt, da ich den zerfleiſchenden Zweifeln einen Halt entgegengeſetzt ſah, erſt jetzt ſchöpfte ich Athem, erſt jetzt lernte ich die himmliſchen Wunder, die trunkne Anbetung, den feſſelloſen Glauben verſtehen und üben.“

„Alſo Sie ſahen, daß doch nicht Alles bei uns Werk der weltlichen Klugheit war.“

„O ich ſah Viel und vernahm Manches; aber dies gehört nicht hierher. Das iſt für mich und ganz beſonders nur für mich gemacht. Jede Religion hat ein innerliches Myſterium. In wie fern ich das bin, was man einen Katholiken im ſtrengen Sinne der Kirche nennt, das möchte, wenn ich ſprechen wollte und könnte, noch ſehr der Frage unterworfen ſein. Das wird auch ewig ſo bleiben. Die eigentliche Religion, die mit uns aufwächſt, in uns organiſch ſich entwickelt, das innere treibende Agens unſeres edelſten und geiſtigſten Selbſt, die iſt keiner weltlichen Form, keiner weltlichen Prüfung unterworfen. Sie iſt das feurig glühende oder ſchamhaft geſenkte Auge, mit dem wir Gottes Auge gegenüber ſtehen. Wir ſprechen aber nur eben von der geoffenbarten Volks- und Staatsreligion. —“

Paul, den dieſe Anſichten und Ausſprüche höchlich erfreuten, rief entzückt: „O wie eifrig trete ich dieſer Meinung bei! Es giebt kein anderes Heil für unſere Zeit als ſtreng zum Glauben und zum Gehorſam zurückzukehren; unſre Selbſtſucht, unſern hochmüthigen Dünkel gefangen nehmend, der Ruhe, dem Glauben der Menge uns zum Opfer zu bringen.“

„So iſt's, mein theurer Paul,“ rief Gotthard bewegt.

„Es iſt eine Zeit, wo die Weiſeſten und Klügſten zu den Einfältigen und Gläubigen niederſteigen müſſen, um von ihnen zu lernen was Noth thut. Ein Oberhaupt, ein Wille, eine Macht, — das ſei unſre Kirche, und eine ſolche zu bilden ſei jeder ächte Prieſter jetzt thätig. Die Spaltungen ſind unſer Tod, ſie führen zur Anarchie und zur Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande. Mit der religiöſen Oppoſition verbindet ſich ſogleich jede politiſche."

Die Freunde trennten ſich hier, doch wenige Tage hierauf führte ein Vorfall, der in der Gemeine ſich ereignete, ein ähnliches Geſpräch herbei, bei welchem ſich Gotthards Anſichten noch entſchiedener zu Tage förderten.

Drittes Capitel.

Der Autor bittet den Leſer um Entſchuldigung, daß er das obige Thema noch weiter durchführt.

Es war ein betrübender Fall im Dorfe vorgekommen; ein Mann in älteren Jahren, der ſein Hab und Gut durch leichtſinnige Wirthſchaft vergeudet hatte, war dem Selbſtmord erlegen. Es war die Frage geweſen, ob man ihm ein ehrliches

Begräbniß geſtatten ſolle, und Gotthard hatte ſich entſchieden dagegen erklärt. Der Körper des Unglücklichen wurde demnach in Nacht und Dunkel und ohne Geleitſchaft des Prieſters an der Kirchhofmauer beerdigt. Paul, der Tags darauf mit dem jungen Pfarrer zuſammentraf, fragte ihn in mildem Tone:

„Hätten wir nicht hier die Grundſätze der Menſchlichkeit vorwalten laſſen ſollen?“

„Der Menſchlichkeit?“ ſagte Gotthard. „Alſo der Selbſtmörder war nichts als Menſch.“

„Er war auch Chriſt,“ entgegnete Paul.

„Daß er dies nicht war, hat er bewieſen,“ entgegnete Gotthard, „und darum gehört er nicht auf den Kirchhof. Wenn Sie ihn hätten in Ihrem Garten begraben wollen, ſo hätte ich Nichts dagegen gehabt. Was galt es mir, daß er bloß Menſch war? Als Menſch gebührte ihm Nichts als das, was der gute Wille der Geſellſchaft ihm geben mag. Als Chriſt jedoch hat er ſich in den geſellſchaftlichen Vertrag eingeſchrieben, genoß deſſen Vortheile, deſſen Schutz und handelte als Verbrecher, da er die Geſetze übertrat, auf die unſre Gemeinſchaft gebaut iſt. Wie darf ich ihm alſo, auf meine eigne vielleicht thörichte Milderung hin, einen Platz geben, den er verwirkt hat und der durch ihn entweiht würde?“

„Dieſe Strenge iſt aber längſt nicht mehr Sitte.“

„Deſto ſchlimmer! Darum der Verfall. Die Kirche iſt kein Inſtitut der Sanftmuth und Milde, ſie ſoll auf der einen Seite die Völker, auf der andern die Fürſten in Schrecken und Achtung halten. Es iſt die furchtbare Lehre, die die Tyrannen beben macht und die Völker in den Staub ſchleudert. Der Prieſter ſteht als ihr ernſter, unbeugſamer Vollſtrecker da.“

Paul ſah den jungen Mann mit Staunen und Verwunderung an.

„In unſerm neulichen Geſpräch,“ ſagte Gotthard, „habe ich ſchon geſagt, was ich von dem poſitiven Nutzen einer Religion halte; hieraus geht ſchon hervor, daß ich auf das Entſchiedenſte gegen jede ſogenannte Humanität, Duldung und Toleranz ſtreite. Nur durch die größte Strenge kann es der Kirche heutzutage möglich werden, der immer ſchneller um ſich greifenden Entſittlichung zu wehren. Die chriſtliche Religion in der Erſcheinung als katholiſche Kirche iſt darum ſo groß und herrlich, weil ſie für alle Bedürfniſſe, alle Zuſtände des im Staatsverbande eingeſchloſſenen Menſchen ſorgt. Der härteſte Fluch für die Geſellſchaft wäre die Einführung der ſogenannten natürlichen Religion, wo alle Geſetze aus der Natur hergenommen, von Jedem anders gedeutet werden können, und wo eine allgemeine Liebe und Duldung in die Rechte der Strenge und des Gehorſams tritt. Noch nie hat eine Staatenverbindung ſich mit der natürlichen Religion begnügen können, und nur immer da hat ſich der größte Nutzen der Religion gezeigt, wo dieſe als die allein geltende und allein ſeligmachende erklärt wurde. Alsdann traten der Eid und alle bindenden Formeln, durch die man die Maſſe zügelt, in ihre volle Wirkſamkeit. Um bei dem vorliegenden Fall zu bleiben, ſo wäre es eine geringfügige Sache, ob der alte Mann, der ohnedies keine Angehörigen hinterläßt, den Platz auf dem Kirchhof erhalten hätte oder nicht; das Ereigniß iſt unbedeutend und wäre bald vergeſſen worden; indem ich aber kraft meines Amtes die Leiche öffentlich und mit Schmach von der geweihten Erde wegweiſe, erſcheine ich vor dem Volke im Glanz eines Abgeſandten einer höhern, geheimnißvollen Macht; und ſo zu erſcheinen ſoll der Prieſter nie eine Gelegenheit vorbeigehen laſſen. Wir müſſen immerwährend die göttliche Sendung der Menge gegenwärtig halten. Ein Cultus, deſſen Prieſter dies verſäumen, bringt ſich um alle ſeine Macht. Die katholiſche Kirche hat dies früh eingeſehn, und kein irgend denkbarer menſchlicher Zuſtand iſt ohne kirchliche Geleitſchaft, Heiligung oder Verwünſchung geblieben; der Menſch ſoll fühlen, daß er fortwährend geſtützt, geleitet, liebend betrachtet, hoffnungsvoll getröſtet, ſichtlich geſtärkt, ernſtlich bedroht und niederſchmetternd gezüchtigt wird. Wie widerſinnig, ja wie frevelhaft würde alſo dieſe für Alle und um Alles beſorgte Kirche handeln, wenn ſie ſelbſt auftreten würde und ſagen: Ich bin tolerant, ihr könnt mich nach eurem Gutdünken für eure einzige Retterin und Helferin halten oder nicht. Nein, ſie muß vielmehr ſagen: Wenn ihr mir nicht vertrauet, nicht glaubet, ſo ſeid ihr verloren, denn ich allein rette und helfe.“

„Die proteſtantiſchen Prieſter,“ nahm Paul das Wort, „haben dieſe Wirkung der äußern Erſcheinung in viel geringerem Grade.“

„Weil ſie ſich willentlich und mit wenig Klugheit eines großen Theils der kirchlichen Würde entäußert haben. Die Religion iſt keine Lehre für Engel, ſie iſt eine Lehre für Menſchen, von denen ein ganzes Drittel faſt ungezähmte Beſtien ſind, zügellos in ihren Leidenſchaften, ungezähmt in ihrem Dünkel. Eine Religion, die wirklich Nutzen bringen und zur Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft dienen ſoll — und zu dieſem Zweck wird ſie uns von Gott gegeben — muß Ketten und Geißel mitbringen. Es iſt unnütz, einer ſchlaffen Weichlichkeit fröhnend, dieſen Satz beſtreiten zu wollen, und die Humanität, die den Verbrecher liebkoſt und den Irrenden durch ſchwaches Hin- und Herdeuten zum Verderben leitet, iſt überall für die Geſellſchaft ein Fluch, und in unſern Tagen ein doppelter.“

„Dieſe maßloſe Strenge würde jedoch die Zeiten der Inquiſition wieder zurückführen.“

„Und warum ſollen dieſe nicht zurückgeführt werden? Wenn es gilt, gegen dieſelben Uebel zu kämpfen, ſo werden nothwendig dieſelben Mittel auch wieder angewendet werden müſſen. Um die Geſellſchaft zu retten, müſſen Tauſende meinethalben eines qualvollen Todes ſterben; um den ſocialen Contract in Anſehen zu erhalten, müſſen die, die willentlich und mit unausrottbarer Bosheit ihn zu zerreißen oder morſch zu machen trachten, auf jede mögliche Weiſe bei Seite geſchafft werden. Zum Glück aber ſind die Uebel nicht vorhanden, gegen die damals ſo ſtrenge Mittel angewendet wurden; unſre

Zeiten ſind nicht die der Inquiſition, aber keine Zeit giebt es, wo die Kirche ihr furchtbares Strafrichter-Amt niederlegen darf und kann.“

„Kehren wir,“ rief Paul, „zu den proteſtantiſchen Prieſtern zurück und erörtern wir, weshalb ihre Herrſchaft auf die Menge eine nicht ſo unbedingte und auffällige iſt, trotz deſſen daß ſehr oft ſich eine würdigere Perſönlichkeit mit dem unſcheinbaren Prieſterrock umkleidet.“

„Die proteſtantiſchen Prieſter,“ entgegnete Gotthard, „haben durch die Trennung von Rom und vom Kirchenoberhaupte ſich mehr der weltlichen Macht untergeordnet und erſcheinen mehr als Diener des Staates als der Kirche. Es iſt aber ein Grundgeſetz der römiſch-katholiſchen Kirche, daß ſie eine iſolirte, von der weltlichen Macht ſo viel wie möglich gänzlich unabhängige Stellung einnehme. Der Prieſter, der der Gerichtsbarkeit eines weltlichen Gerichts verfällt, hört auf ein Prieſter zu ſein, das heißt ein Weſen, das ſich rühmt, durch unmittelbare göttliche Weihe auf ſeinen Poſten geſtellt zu ſein. Sehr frühe ſahen dies die klugen Prieſter Rom's ein. Jeder Stand im Staat, von der weltlichen Macht eingeſetzt und beſtätigt, konnte von dieſer auch bekriegt, gerichtet und nach Umſtänden ganz aufgehoben werden. Gegen die Prieſter vermochten die Könige Nichts, denn die Macht der Prieſter ſtammt nicht von den Königen. Auch Rom, der Sitz der Statthalter Chriſti, war würdig und paſſend gewählt; durch alle Jahrhunderte ſtand nie der päpſtliche Stuhl auf dem Gebiet eines weltlichen Fürſten. Dieſen Vortheil eines iſolirten Oberhaupts, eines Schutzherrn gegen weltliche Machtangriffe haben die Proteſtanten ebenfalls aufgegeben. Wenn es demnach zum Streit kommt zwiſchen Fürſten und Volk, ſo kann die proteſtantiſche Kirche ihrer Natur nach nur von äußern geringem Nutzen ſein: ſie wird weder von dem einen noch dem andern Theile als competenter Schiedsrichter und als eine über dem Streit ſtehende Macht angeſehen werden.“

„Die katholiſche Kirche,“ rief Paul, „hat aber nie Revolutionen verhindern können.“

„Vielleicht kann dies auch keine Religion der Welt,“ entgegnete Gotthard, „die katholiſche Kirche aber hat in dem langen Lauf ihrer Wirkſamkeit, in der Weltklugheit ihrer Pläne und Anordnungen eine Menge Mittel in der Hand, nach Außen hin zu wirken; Mittel, die nie ihre Macht verlieren, wenn ſie recht und zu rechter Zeit angewendet werden. Die proteſtantiſche Kirche als ein viel jüngeres Inſtitut hat dieſe Mittel in ihrem Schooße entweder noch nicht ausbilden können, oder ſie vermag überhaupt, ihrem innern Weſen nach, nichts Bindendes und allgemein Wirkſames aufzuſtellen. Der letzte Wille der Macht, ſei dieſe in weſſen Händen ſie wolle, wird auch immer der ihrige ſein, während es ein in der Ueberzeugung jedes ächten Katholiken wurzelnder erhebender und großer Gedanke iſt, daß, wenn auch bis dicht an die Thore Rom's die ganze Welt von Rom abfiele, dennoch der

Fels Petri in ſeiner unerſchütterlichen Macht daſtehen würde. Ein Weltgedanke wie der des Katholicismus geht nur mit der Welt ſelbſt unter."

Paul blickte den jungen Prieſter an und freute ſich der begeiſterten Flamme, die aus deſſen Blicken ſprühte. Gotthard fuhr fort: „Ich habe von den Mitteln geſprochen, die die katholiſche Kirche hat und übt, die Völker an ihre Fürſten, die Fürſten an ihre Völker zu binden. Wir wollen zum Behuf des letztern nur eines dieſer Mittel nennen: die Fürbitte. Wird ein Fürſt dieſe jemals entbehren wollen? Wird er nicht vermeiden tyranniſch und ungerecht zu regieren, lediglich ſchon darum, um die Fürbitte dieſer Hunderttauſende von Seelen, deren Geſchick an das ſeine geknüpft iſt, nicht zu verlieren? Man denke ſich dieſen ſtarken religiöſen Hebel, der hier in Bewegung geſetzt iſt! Dabei welch ein tiefer Blick in das menſchliche Herz! Welch ein rührendes und doch dabei ſo großartiges Motiv des Fürſten- und Völkerglücks! Einige dieſer Mittel ſind vor dem rechtlichen Bewußtſein des einzelnen Menſchen durchaus verwerfungswerth, aber ſie gehören zum Ganzen der politiſchen Wirkſamkeit der Kirche und müſſen als ſolche betrachtet werden. Wir dürfen nie aus den Augen laſſen, daß wir ein durch Gottes Weisheit und Güte hervorgerufenes und geleitetes Inſtitut menſchlicher Klugheit vor uns haben, ein Inſtitut, deſſen Zweck iſt, die Ordnung und die Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft zu begründen, ſicherlich der höchſte Zweck einer geoffenbarten Religion. Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, bildet ſich Vieles, was der grübelnden Weisheit des Philoſophen thöricht, der vereinzelten Wahrheitsliebe des Forſchers kleinlich, dem Menſchenfreunde, der nur das Nächſte und Kleinſte vor Augen hat, ſchädlich erſcheint, als eine große und wichtige Wahrheit aus. Wir wollen nur, um dieſen Ausſpruch näher zu begründen, das von den Proteſtanten ſo gehäſſig dargeſtellte Inſtitut der Beichte nehmen. Welch ein wirkſames Mittel giebt es dem Staat in die Hand, ſich über den moraliſchen Zuſtand ſeiner Bürger in Kenntniß zu ſetzen! Die Regierung, die dieſes Mittels entbehrt, wird ewig im Dunkel darüber ſein, wie weit ſie mit ihren Strafen, Geſetzen und Verordnungen zu gehen habe. Dieſer Höhemeſſer der Sittlichkeit muß einem menſchenliebenden und menſchenbeobachtenden Staatsoberhaupte von der größten Wichtigkeit ſein. Die Geſetze erhalten ihrerſeits dadurch eine ſittliche Akklimatiſirung, eine mit der örtlichen und moraliſchen Organiſation jedes Landes vereinbarte Geſtaltung, wodurch allein ſie ihre kalte und unergiebige Natur als bloße Begriffe und allgemeine Schemata verlieren. Die proteſtantiſche Rechtspflege, wenn ſie mit Einſicht und höherem Ermeſſen geübt wird, kommt allerdings zu ähnlichen Reſultaten, allein ſie nimmt ihre Erfolge nicht ſo unmittelbar von dem Boden, worauf ſie wachſen, von der Seele ſelbſt. Das Geſtändniß, das ein weltliches Gericht aufgreift, iſt kalt, ſtarr und todt gegen das, welches in das Ohr des Beichtvaters während der Seelenerweichung und religiöſen Zerknirſchung des Beichtenden übergeht. Manche verderbliche Richtung kann, lange bevor ſie zur That ſich geſtaltet, abgeleitet oder unſchädlich gemacht werden."

„Laſſen Sie uns jetzt," rief Paul, „da das Geſpräch ſich nun einmal hierher gewendet hat, von einer möglichen Vereinigung der proteſtantiſchen Kirche mit der katholiſchen ſprechen. Sollten einer ſolchen für alle Zeiten unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſtehen?"

„Das heutige politiſche Syſtem der Staaten ſcheint einer ſolchen Vereinigung durchaus entgegen," erwiderte Gotthard.

„Alſo lediglich die Politik!" rief Paul. „Sollten nicht vielmehr die rein kirchlichen Glaubensartikel das erſte und größte Hinderniß abgeben?"

„In unſerer Zeit nicht," entgegnete Gotthard. „Der Dogmeneifer in unſern Tagen wird nie zu einer ſolchen Gewalt und Macht anwachſen, daß er die politiſche Wichtigkeit einer Kirchenform bei Seite zu ſetzen im Stande wäre. Die Geſellſchaft und ihre bürgerliche Wohlfahrt iſt entſchieden in jedem Streite, den wir heutzutage führen, die Hauptſache. Aber grade von dieſem Punkt aus kann, wie ich bisher bewieſen zu haben glaube, die ältere, die katholiſche Kirche geſetzgebend auftreten. Eine ſo rein praktiſche Zeit wie die unſrige darf und wird nicht verkennen, welche Macht in der Einigung und welche Unmacht in dem hundertfach, ja tauſendfach geſpaltenen Schisma ruht. Der Proteſtant, der da wünſcht, daß ſeine Kirche für die Maſſe bindend ſei, muß auch wünſchen, daß ſie ſich bis auf einen gewiſſen Grad hin der katholiſchen wieder nähere, und die einzelnen trennenden Dogmen, die dem des Weltgeſchicks unkundigen gelehrten Theologen ein Stein des ewigen Anſtoßes ſind, werden für ihn als ſehr leicht zu beſeitigende Hinderniſſe erſcheinen, wenn man nur ſtets den einen, großen Zweck im Auge behält. Und in der That, gehen wir einmal dieſe Glaubenslehren flüchtig durch und betrachten wir ſie, mit Ehrfurcht aber ohne Vorurtheil, ſo finden wir, daß es zum Theil Streitfragen ohne große Wichtigkeit ſind, zum Theil, wenn auch wichtige, doch nicht ganz und für immer unvereinbare Glaubensſätze. Nur müßten die Proteſtanten bedenken, daß, wenn ſie mit der römiſchen Kirche in Verhandlungen treten, ſie es mit einem Syſtem der höchſten und durchgebildetſten weltlichen Klugheit zu thun haben, und nicht Zugeſtändniſſe erwarten, die dieſe Klugheit in eine Thorheit verwandeln würden."

„Einige Glaubensartikel," rief Paul, „werden die Proteſtanten ſchwerlich von uns annehmen, dies ſind die über den Cölibat, über das Kloſtergelübde, die Ohrenbeichte und das Fegefeuer, wenn ſie ſich auch mit uns über die Zahl der Sacramente, über Taufe und Anwendung des Kelchs beim Abendmahl, über die Verdienſtlichkeit der guten Werke und die Fürbitte der Heiligen verſtändigen."

„In den obigen Artikeln," ſagte Gotthard, „würde dann unſere Kirche Zugeſtändniſſe zu machen haben."

„Wie, unſre unfehlbare Kirche?"

„Völlig unbeſchadet ihrer Unfehlbarkeit. Ebenſowenig wie die anfängliche Annahme, die Sonne gehe um die Erde, und die ſpätere, die Sonne ſtehe ſtill, gegen die Unfehlbarkeit der Kirche anſtößt. Die Kirche redet anders zu Kindern wie zu Männern, der heilige Geiſt iſt im fortwährenden Ausſtrömen über die Kirche durch alle Zeiten hin begriffen, und in dem Maaße, wie ſich die Ideen mehr entwickeln, kann er auch der Menſchheit auf jede Stufe, die ſie erſteigt, hinfolgen, ſie immer heller erleuchten. Der Cölibat iſt eine Glaubensſatzung, die die Kirche nicht aufgeben kann, ohne ihrer politiſchen Baſis eine der Hauptſtützen zu entziehen. Die Ehe und die Familie ſind ihrer Natur nach dem Staate und deſſen Vortheilen und deſſen Wachsthum hingeneigt; der verheirathete Prieſter gehört andern Intereſſen an, nicht blos der Kirche. Kommt es zum Streite, ſo wird er die Kirche verrathen und dem Staat, dem Ernährer ſeiner Kinder, folgen. Zudem, wie mancher Beſitz der Kirche würde ſchon längſt wie die weltlichen Herrſchaften vererbt und verſchlungen ſein, wie manches Lehen der Kirche bis zur Unkenntlichkeit mit weltlichen Erbgütern vermiſcht ſein. Dieſe und noch viele andere, die ſich aufzählen laſſen, ſind politiſche Gründe; wie viele giebt es aber noch, die als geiſtige und in der Natur des Menſchen begründet für Aufrechthaltung des Cölibats ſprechen. Der einſame Prieſter, an keine Familie gebunden, an keine der unzähligen rein irdiſchen und manchesmal ſehr niedrigen Sorgen gekettet, beſchaut in göttlicher Stille das heilige Myſterium und giebt dem im Staube kriechenden Mitbruder jene ewigen ſymboliſchen Deutungen, die eine Welt jenſeits der Sterne mit unſrer niedern Sphäre vereinigen. Es iſt nicht damit geſagt, daß der Prieſter, eines Weibes Mann, nicht auch fromm und erleuchtet ſein kann; allein er iſt es, wenn er es verſteht, ſich von jenen Feſſeln, die ihn abwärts ziehen, los zu machen; und wie Wenige verſtehen das! Der Prieſterſtand ſoll ein heiliger ſein, er ſoll nach dem Willen der Kirche der Menge als ein heiliger Stand erſcheinen; da aber Menſchen, nicht Engel, Prieſter werden, ſo war vorauszuſehen, daß ſehr bald die von der göttlichen Klugheit der Kirche angeordneten Maaßregeln, um dieſen Stand mit einer Glorie zu umkleiden, durch allerlei irdiſche Beziehungen mit dem Staat in ihrer Wirkſamkeit geſchwächt würden. Sie mußte alſo den Prieſter vollkommen iſoliren. Hiermit war für die ungeheure Zahl ſchwacher, irdiſch geſinnter und frivoler Prieſter, die ihre eigentliche Stellung und Würde nie zu begreifen im Stande waren, eine ſcharfe äußerliche Schranke gezogen. Für den wahren Prieſter in dem heiligſten und höchſten Wortverſtande iſt der Cölibat ein ſich ganz von ſelbſt verſtehender Stand. Keiner der großen Erleuchter und Lehrer der Menſchheit war eines Weibes Mann in dem gemeinen Sinne wie die Welt es nimmt. Aber hiervon kann hier nicht die Rede ſein; es galt nur der Kirche, wie überall ſo auch hier, um ein Mittel, die Maſſen zu zügeln und die Ordnung und den Wohlſtand der Geſellſchaft zu gründen. Das Kloſtergelübde anlangend, ſo könnte, um der Zeit ein Zugeſtändniß zu machen, eine Anzahl Jahre feſtgeſetzt werden, nach deren

Verlauf es dem Eingeweihten frei ſtünde, entweder das Gelübde zu erneuern oder die Freiheit zu wählen. Die Ohrenbeichte, iſt wie der Cölibat ein durch alle Jahrhunderte bewährtes und unberechenbar wirkſames Mittel der Kircheneinigkeit und Kirchenmacht. Ich habe ſchon bemerkt, auf welche tiefgehende pſychologiſche Motive dieſe anſcheinend zweckloſe und umſtändliche geiſtliche Forderung gegründet iſt. Das Fegfeuer kann Rom nicht entbehren, denn es ſchafft ihm die ungeheueren Summen, die zur Beſtreitung der Koſten der Aufrechthaltung unzähliger kirchlicher Inſtitute erfordert werden."

„Die Politik der Staaten alſo," nahm Paul das Wort, „würde einer Wiedervereinigung der beiden Kirchen entgegenſtehen."

„Sagen wir lieber," rief Gotthard lebhaft, „die rein weltlichen Intereſſen der Gewalthaber. Die proteſtantiſchen Fürſten haben ſich bei dem anfänglichen Bruch bereichert, aber die Vortheile, die ſie in dem Zuwachs des Beſitzes errungen, verſchwinden ihnen faſt unmerklich immer mehr unter den Händen. Sie haben in ihren Staaten die Völker frei gegeben, und dieſe wenden ſich jetzt, von keinem innern Glaubensprincip gehalten, von keiner äußern Diſciplin einer Kirche gezügelt, dem materiellen Beſitz zu, und eine rapid anwachſende Bevölkerung bringt den Sturm und Andrang der genußſüchtigen und entſittlichten Menge dicht vor der nur ſchwach verwahrten und geſchützten Pforte des Heiligthums, in dem die uralten Verträge der menſchlichen Geſellſchaft verſiegelt liegen. Die proteſtantiſche Kirche wird nicht helfen können, ſie iſt in ſich ſelbſt ſchon Revolution; wenn alſo die geſellſchaftliche Ordnung geſichert werden ſoll, ſo muß die volle rigoroſe Zucht der Kirche zu Hülfe gerufen werden, und Rom, zufolge des Syſtems ſeiner Klugheit, wird, wenn man nicht jetzt, wo man ſeine Gunſt noch leicht erhalten mag, ſie ſpäter, wo die äußerſte Noth drängt, nur mit Bedingungen und unter demüthigenden Friedensartikeln gewähren.“

Die Wahrheit dieſer Worte leuchtete Paul ein, denn er hatte während ſeiner Wanderung durch alle Gebiete der Geſellſchaft, wie ſie heutzutage beſteht, dieſe grauſenvoll anwachſende Anarchie dicht vor Augen geſehen. Aber er hatte den verſunkenen Geiſt der Religion, dieſen Geiſt, der ſich am deutlichſten in den göttlichen Erſcheinungen der Demuth und des Gehorſams offenbart, als ein Zeichen der innerlichen Zerſtörung der Zeit betrachtet, er hatte nicht daran gedacht, daß dieſe Zerſtörung zum großen Theile eine Folge der Vernachläſſigung jener äußeren Kirchenzucht war. Die Kirche erſchien ihm jetzt als das wahre und einzige Prieſterthum Gottes, das zum Heil der Menſchheit geſchaffen, und am verderblichſten ſchien ihm jene ſogenannte Geiſtes- und Glaubensfreiheit, die alle Stützen unterwühlt, alle Bande löſt und zuletzt, wenn die Anarchie ausgebrochen iſt, wenn der Krieg Aller gegen Alle wüthet, mit der Erklärung ihrer eignen Ohnmacht zuſammenſinkt.

Nachdem unſer Freund ſich mit Gotthard über den äußern

Beſtand und über die Würde der Kirche beſprochen, wünſchte er auch deſſen Anſichten zu hören, in wie weit er als Einzelweſen, als ſelbſtſtändiger Denker und das ewige Heil ſuchender Menſch in ihr Befriedigung gefunden habe; aber der Befragte wich ihm aus. „Vielleicht findet ſich zu derlei Bekenntniſſen eine andere günſtigere Stunde. Ich bin glücklich, daß ich jetzt, durch die göttliche Gnade erleuchtet, genau meine Pflicht nach Außen hin kenne, denn unſre Sorge für das Wohl unſrer Nebenmenſchen geht der für das eigne Wohl vor. Erſt bin ich Prieſter, dann Menſch.“

Viertes Capitel.

Ein Zwiſchencapitel. Das Teſtament einer Fürſtin.

Unter einigen Büchern, die Paul nachträglich aus der Verlaſſenſchaft der Unbekannten erhielt, fand er ein kleines, in ſchwarzer Seide gebundenes Heft, das eine Art Tagebuch zu ſein ſchien. Es enthielt Skizzen kleiner landſchaftlicher Partien in Tuſche oder Bleiſtift, flüchtig, aber dabei mit einer anmuthigen Sicherheit und Zartheit ausgeführt; dann muſikaliſche Fragmente, Compoſitionen, meiſtens über Beethoven'ſche Motive, ganz zuletzt auf wenigen Blättern waren die aphoriſtiſchen Gedanken unter obigem Titel aufgezeichnet. Paul erkannte darin das feſte, ſichre, von Geiſt und Güte durchſtrahlte Weſen ſeiner unvergeßlichen Freundin. Sein Herz empfand von Neuem die empfindlichſten Schmerzen um ihren Verluſt, aber die Zuverſicht, daß er in ihrem Sinne jetzt handle und wirke, daß er bei ſeinem jetzigen Lebensgange ihrer Beglückung würdiger ſei als damals, wo ſie ſich ihm vertrauend angeſchloſſen, machte, daß dieſes kummervolle Andenken einen großen Theil ſeiner Bitterkeit verlor. „Sie iſt auch jetzt um mich!“ rief er in trunkenem Entzücken verſunken, „ich fühle ihre Nähe an dem geiſtigen Hauch, der meine Seele erquickt, wenn große Gedanken, edle und ſchöne Vorſätze ſie durchwallen.“ Mit einer Art faſt religiöſer Pietät ſammelte er die fragmentariſchen Bruchſtücke und trug ſie in ein Ganzes zuſammen. Sie mögen hier ihren Platz finden.

Teſtament? Warum Teſtament? Weil unſer Herz uns treibt, unſern Lieben Schätze zu hinterlaſſen; wo die materiellen fehlen — geiſtige; wo der Reichthum fehlt — die Weisheit; wo ein Königreich fehlt — einen Gedanken, eine Maxime — einen Spruch. So ſind dieſe Sprüche entſtanden, die ich meinen Standesgenoſſen übergebe. Glauben ſie mein Vermächtniß entbehren zu können, deſto beſſer für ſie; ich konnte die Freude nicht entbehren, irgend etwas zu verſchenken, zu vergeben. Meine Voreltern verſchenkten Provinzen und ſchufen ſich Undankbare, ich will mir gerne Undankbare ſchaffen, wenn ich dafür die Ueberzeugung gewänne, daß meine Betrachtungen und Maximen den Werth von Provinzen haben.

Daß ihr — ich rede zu meinen Standesgenoſſen — das Ceremoniel aus der Welt verbannt habt, finde ich ſehr unrecht gehandelt. Ein bürgerfreundlicher König iſt eine politiſche Mißgeburt. Hoheit, Glanz, Zwang — unleidlicher, unaufhörlicher Zwang — muß den Thron umgeben. Glückliche Ehen ſind der Tod der Fürſtenwürde. Vollends ein Weib auf dem Throne, das ihren Mann vergöttert, ihn mit allem Skandal einer guten Ehe bewacht und eiferſüchtig bedroht und, ihn zum Vater einer nicht endenden Kinderzahl machend, den Thron in eine Wochenſtube verwandelt, fi donc! Es giebt ein gewiſſes Glück, das, wenn es den, für den es nicht beſtimmt iſt, trifft, ſich in ein Unglück verwandelt. So das Glück einer guten Ehe auf dem Throne. Die Fürſten können nicht Alles haben und noch weniger Alles brauchen, was ſich im Privatleben vorfindet. Ihre einſame und hohe Stellung macht, daß gewiſſe Zuſtände und geſellſchaftliche Formen ihnen immerdar unerreichbar bleiben. Man kann nicht breit als liebende Wöchnerin auf dem Throne ſitzen und zugleich mit kaltem feinen Spott, mit dem ſcharfen Blicke tyranniſcher Klugheit die Geſchicke der Völker lenken; die Ehe und das Familienglück liebkoſt zu ſehr den phyſiſchen Menſchen, der

Fürſt ſoll aber ewig moraliſch wach ſein; er hat eine ſolche ungeheure Anzahl Kinder, die Alle die Augen auf ihn richten, die täglich, ſtündlich die Hände bald bittend, bald drohend zu ihm aufheben, daß er die ungezognen Buben ſeiner eignen Kinderſtube nicht auch noch zu bedenken haben kann. Und dann die bürgerliche Liebe und Zärtlichkeit — wie ſchlecht ſteht ſie dem ehernen Antlitz eines Fürſten zu Geſichte! Das ſind kleine, gemeine Züge von Glück, die der Marmor verſchmäht, und ein Fürſt ſoll immer ſo ausſehen als ſäße er einem Portraitkünſtler zu einem Standbilde. Es iſt kein glücklicher Stand, der der Fürſten! Glaubt es nicht. Der Fürſt ſteht zum Entſetzen einſam — aber ſo will es das Geſetz der Geſellſchaft. Als Samuel — mit Verdruß, wie alle Prieſter, die ſelbſt gern die Krone trügen — ausging, einen König zu ſuchen, ſo wählte er nicht einen jener kleinen kanaanitiſchen Hirten mit einem fetten Weibe und einer nombröſen Familie, er wählte den einſamen dunkelgelockten Jüngling, der um eines Kopfes Größe alles Volk überragte, und dieſem wand der verdrießliche Prieſter das ominöſe Diadem durch die Locken und goß das Salbfläſchchen über ihn aus. Die Menge will Fürſten, zu denen ſie mit Scheu emporſieht. Ein Fürſt, der bereits durch die Hände aller ſeiner Unterthanen gegangen iſt, wird auch bald unter deren Füße kommen. Nichts macht auf die Menge einen üblern Eindruck und fordert ſie ſtärker zur Widerſetzlichkeit und Empörung auf, als die familiaſtrende Güte eines Fürſten. Er muß immer wiſſen, daß er es mit heimlich Uebelwollenden zu thun hat, die das Joch des Gehorſams nur mit Widerwillen tragen, er muß ſich immer bewußt ſein, daß Hunderttauſende ihn heimlich verwünſchen, während ſie öffentlich für ihn beten. Die Natur des Menſchen iſt nicht anders, und die große, vielköpfige, trotzige, verzagte und bösartige Maſſe, die man Volk nennt, wird nur durch Furcht; nie durch Liebe gezügelt. Die Beſſern werden durch Achtung gezügelt, und unter den Beſſern die Beſten — durch Liebe! Aber o Himmel! wie klein iſt die Zahl dieſer Beſten! Und der Fürſt ſollte alle ſeine Unterthanen ſo behandeln, wie er dieſe höchſt kleine Zahl der Beſten behandelt? Welch eine Thorheit! Die Güte der Fürſten iſt ihr Stolz. Ein Fürſt ſoll nicht ungerecht, nicht tyranniſch, nicht kleinlich und thöricht handeln, weil er vor ſich ſelbſt dann erröthen müßte. Dieſer Stolz ſei ſeine Güte; eine andere bedarf es gegen die Menge nicht. Und man glaube nur nicht, daß dieſe bürgerlichen Haushaltungen auf dem Throne den Stand der Fürſten in den Augen des Volkes heben. Im Gegentheil, es rechnet nach, wie viel es zahlen werden müſſe, wenn wieder ein Prinz geboren wird, und dann — glaubt es an das unbeſchreiblich ſüße Familienglück der Fürſten nicht; es lächelt ihm zu, wie es einer hübſchen Scene im Schauſpiel zulächelt, aber in ſeinem Sinne ſtehen die alten Helden und Herrſcher, die keine guten Familienväter, ja manchesmal ſogar ſehr ſchlechte waren, aber dabei die Thäter impoſanter Thaten, viel höher. Ihr werdet mir entgegenrufen: Aber wir leben jetzt tugendhaſt! Wir geben der Menge ein nachahmungswerthes Beiſpiel! O ich danke euch dafür! Wer kann wohl ſo glühend wie ich die Süßigkeit der Triumphe fühlen, die ein geläutert moraliſcher Sinn feiert — aber dennoch! ich möchte euch lieber ohne Weib als — ohne Macht ſehen — lieber an der Hand der Größe als an der Hand der Moral — lieber als Vater eurer Unterthanen, als — eurer Kinder! — Verſteht mich recht! Nicht die alten Laſter und Schwächen will ich wieder auf den Thron führen, nur die alte Energie, das Bewußtſein eurer Stellung, die ganze traurige Höhe eures Standes, der zur Härte, Kälte zwingende Trieb der Gerechtigkeit, der euch beſeelen muß, wenn es euch gelingen ſoll, das, wozu ihr da ſeid, zu leiſten, nehmlich die Bande der Geſellſchaft ſtraff anzuziehen, um dem ſocialen Contract ſeine Feſtigkeit und Würde zu geben. Glaubt ihr das leiſten zu können durch jene bürgerlichen Tugenden, die, auf den Thron erhoben, faſt zu ſocialen Laſtern ſich geſtalten? Denn ein an ſich gutes Mittel, das aber einen ſchlimmen Zweck befördern hilft, iſt um vieles ſchlimmer als ein böſes Mittel, das einen guten Zweck fördert. Ich will euch ein Mittel zum Vergleich vorſchlagen. Seid immerhin glücklich: haltet für eure kleinen Vergnügungen keine genialen Talente, keine Virtuoſen ſinnlicher Poeſie! Laßt den kleinen Fuß einer Silphide euer Parket nicht betreten, nicht den Triller einer ſchönen Opernſängerin die keuſche Stille eures Arbeitszimmers unterbrechen; haltet keine Dichter, keine Künſtler an euren

Höfen, geht auf gut Puritaniſch in eure Kinderſtube, wenn euch die Zärtlichkeit überfällt; laßt euren älteſten Buben auf dem Knie reiten, während die Seifenblaſen des jüngſten auf eurer Naſenſpitze zerplatzen unter ſchallendem Gelächter eurer übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen; klopft wie ein beſcheidener Bürger an die Schlafkammer eurer ehelichen Dame — kurz, betragt euch ganz ſo wie ein Hirte Kanaa's, oder beſſer geſagt, wie der Gevatter Seifenſieder in der Straße St. Antoine — nur thut dieſes gottgefällige Werk im Geheimen! Geht nicht mit Weib und Kind auf den Balkon, um euer Vaterglück dem verſammelten Volke zu zeigen! Glaubt mir, das iſt eine äußerſt übel angebrachte Popularität. Nur die ſentimentalen Schwätzer unſrer Zeit haben euch dies als Größe vorgeſpiegelt. Eure Größe iſt, daß ihr Tag und Nacht an eurem Poſten ſeid —, wenn im Staat Feuer ausbricht. Wenn ihr aber einmal fühlt, daß ihr dem Volke die Hände drücken müßt — dann thut es, ohne vorher Handſchuhe anzuziehn. In einem ſolchen Moment — er kommt vielleicht nur einmal vor in eurem Leben — müßt ihr auch ganz und ohne allen Rückhalt dem Volke angehören. Glaubt mir, ein Fürſt, der, wie Friedrich der Große, eine Nacht auf dem durchnäßten Heu unter freiem Himmel mit dem Troß ſeiner gemeinen Krieger zuſammenliegt, wirkt mehr als der behandſchuhete, Händedrücke austheilende, volksfreundliche Fürſt; und auf die Wirkung auf die Menge kommt es hier allein nur an. —

Die Feſte und feſtlichen Aufzüge, die Feierlichkeiten und die Volksvergnügungen ſollten neu eingeführt und zwar in großer Zahl angeordnet werden. Das Volk will bunten Putz, Geräuſch, Leben. Es will ſtaunen, ſich freuen, ſich zerſtreuen. Der koſtbare Luxus des Denkens, den man ihm jetzt bietet, iſt Nichts für ihn; es wird verſtockt, hypochondriſch und zuletzt bösartig.

Feſſelt wieder die Talente an eure Höfe! Laſſet der Menge nicht den Stolz, daß ſie beſſer bezahle als ihr. Kauft um jeden Preis den Glanz, den ihr ſo ſehr nöthig habt.

Nun ein Wort der innigſten Bitte; ein Wort, das ich euch, meinen Standesgenoſſen, ans Herz lege: gebt, ſo viel an euch liegt, die Welt nicht den Advokaten und den Wucherern preis! Ich faſſe unter dem Ausdruck „Advokaten" jene wühleriſche Partei, die an jede ſociale und heilige Inſtitution, ſie mag Namen tragen, welchen ſie will, ihre Hand anlegt. Es iſt entſetzlich, wie viel Grund und Boden dieſe Partei gewonnen hat und wie ſie rapid vorwärts ſchreitet. Anfangs hub ſie damit an, die Pflichten des Unterthanen gegen ſeinen Fürſten in Frage zu ſtellen, dann einen Schritt weiter, des Bürgers gegen die Geſetze, endlich des Menſchen und Bürgers gegen jede göttliche und irdiſche Ordnung. Nun wird ſie bald am Ziel ſein. Jedes Band wird gelockert, jedes Verhältniß ſchwankend, jede Pflicht zweideutig, jede Geſetzgrundlage erſchüttert ſein. Und überall dieſelbe wühleriſche, ſpionirende, im Geheimen unterminirende Thätigkeit! Die Religion mit ihrer ſtrengen Forderung auf Demuth und Entſagung, Gehorſam und Unterordnung tritt zurück und der hoffährtige, gewinnſüchtige, Alles in Zweifel ſetzende, hier kriechende, dort hochmüthig drohende politiſche Sectengeiſt dringt vor. Schon ſind ſehr edle Kräfte ihm zum Opfer gefallen. Von Hunger und Neid geplagt, kommt dieſer peinigende und quälende Geiſt von den Dachkammern herab geſtiegen, um unter dem Vorwand, die Menſchheit vom Joche der Despotie und alter Vorurtheile zu retten, ihre koſtbarſten Beſitzthümer anzutaſten und ihre materiellen Güter ſich anzueignen. Dieſer Geiſt nimmt die Maske der Humanität, der Gerechtigkeitsliebe, der aufopferndſten Menſchenliebe und der glühenden Begeiſterung für die Rechte der unterdrückten Volksklaſſen an. Glaubt ihm nicht! Wenn es ihm gelungen ſein wird, die ihm im Wege liegenden Inſtitutionen zu zerſtören, die Gewiſſensbande, auf die der Staat ſein moraliſches Bewußtſein gründet, zu löſen, ſo wird er ſeine ſchmutzige Natur zeigen und offen ſeinen Raub einſtecken. Gebt dieſem bösartigen und in ſelbſtiſchen Forderungen unerſättlichen Dämon an euren Höfen keinen Platz. Laßt euch nicht von Miniſtern umgeben, die die Pulsſchläge der Herzen eures Volkes und des eurigen zum Gegenſtand einer großartigen Advokatenpraxis machen; die, jede höhere Bedeutung von Staat und Kirche verkennend, die großen Intereſſen beider zum Spielball dialektiſcher und ſophiſtiſcher Künſte machen. Denkt an die Größe jener Männer der alten Zeit, an jene Fürſtenberather, die würdig und edel euch dienten, nicht weil ihr Fürſten, ſondern weil ihr Väter des Volkes waret. Die Advokaten-Miniſter von heute kümmern ſich wahrlich nicht um das Beſte der Nationen, deren Rechte ſie fortwährend zu vertreten ſich die Miene geben. Ein Triumph ihrer ſelbſtiſchen kleinen Künſte, ein Sieg in den Kammern iſt ihnen das Erſte und Einzige, was ſie erſtreben. Nie gab es einen eitleren und gefährlicheren Geiſt, als den kühner und mächtiger Rabuliſten. Die Redlichkeit des einfachen ſchlichten Mannes, die Tugend des Bürgers, die innige Gläubigkeit des wahren Religiöſen ſind ihnen ein Spott. Eben ſo gefährlich als dieſer Dämon, obgleich noch niedrer und gemeiner, iſt der Wuchergeiſt unſeres Jahrhunderts. Auch er rüttelt an den Grundveſten unſeres Geſellſchaftsgebäudes und dringt — o daß ich's ſagen muß! — in die unmittelbarſte Nähe der Höfe. Was jener wühleriſchen Advokaten-Geiſt zu zerſtören begann, vollendet die Börſenſpeculation der Höfe. Wie kann und mag das Volk, das immer kindliche Pietät im Herzen bewahrt, an die höhere Miſſion ſeiner Führer und Lenker glauben, wenn es ſie ſo tief verſtrickt ſteht in die materiellſten Beſtrebungen, gebunden an die Schwankungen des Papier-Wuchers. O meine Stimme iſt nur die ſchwache Stimme einer Frau, aber ſie wird ſtark, voll und tönend, da ſie die Grundſätze der Ehre verkündet. Soll denn nun Alles käuflich werden? Soll die prachtvolle

Halle unſrer Königsburgen, dieſe den Völkern ehrwürdige Stätte, auch entweiht werden durch die Wechslertiſche, die jetzt an jedem Wege, an jedem Hauſe, in jeder entweihten Kirche, im Sterbehauſe wie im Hochzeitſaal ſtehen? O nein, nein! Wenn man in euch, ihr Fürſten, dereinſt Nichts mehr ſehen wird als reiche Männer — wehe euch dann! Alle Schätze der Welt können euch die fromme Dankesthräne nicht erkaufen, die euch floß, als ihr arm waret und dennoch erwählte und zwar von Gott erwählte Könige, mit Liebe und Gerechtigkeit die Euren umfaſſend. Denkt, wenn das ehrerbietige aber ſcheue Kind des Volks von fern den Eingang eures Palaſtes beobachtet und über die marmorne Schwelle einen jener gehaßten Männer ſchreiten ſieht, jener fetten, von Wucher gemäſteten Geſtalten, in deren Zügen der gemeine Hohn und die ſchamloſe Geldgier ſich eingegraben haben, mit dem Portefeuille unterm Arm, in welchem die Marken jenes durch keine Arbeit, durch kein Verdienſt erkünſtelten Reichthums liegen? Denkt, wenn man dieſe betitelten geadelten Wucherer zu euch einſchreiten ſieht — dann iſt Manches im Herzen eures Volkes für euch verloren, was ihr erhalten ſollt; was, wenn es ſein muß, ihr mit den größten Opfern erhalten ſollt. — Der Advokaten- und Wucher-Geiſt zuſammmen ſind genügend Alles zu zerſtören, was Religion und eine geſunde ächte Politik aufzubauen im Stande ſind. Unſre Zeit wird nur zu wählen haben, ob ſie, wenn auch durch die gewaltſamſten Mittel, jenem Geiſte Schranken ſetzen oder die Auflöſung aller geſellſchaftlichen

Formen herbeigeführt ſehen will. So wie die Geſellſchaft jetzt beſteht, kann ſie dieſe fortgeſetzten feindlichen Angriffe auf ihre edelſten Theile nicht länger dulden.

Verbannt den Geiſt mürriſcher Tugend von eueren Höfen, denn er nutzt Nichts und macht nur euch und Andern Langeweile. Glaubt nicht, daß das Volk, weil es euch immer einſam und verdrießlich ſieht, euch auch für tugendhaft hält; es glaubt, daß ihr euch im Geheimen ſchadlos haltet, wenn ihr öffentlich die Prüden und Tugendmärtyrer ſpielt — oder es glaubt, was noch ſchlimmer iſt — daß ihr die Anſtandsrollen übernehmet — aus Furcht. Jedenfalls geht euch der Preis euerer Bemühungen verloren, und welcher Bemühungen! Ein Galeerenſklave kann oft nicht übler daran ſein, wenn es darauf ankömmt die Kette zu ſchleppen, als ihr. Das Lächeln, die Grazie, das heitre Intriguenſpiel iſt verbannt, und doch — worin ſucht ihr die Seele euerer Geſellſchaften, wenn nicht in dem anmuthigen Muthwillen, der in vornehmer Höhe das lebendigſte Spiel der Kräfte wach ruft? Man kommt nur bei euch zuſammen, um zu gähnen und ernſthafte Geſichter zu machen! O um's Himmels Willen, darum lebt man nicht! Ihr nennt das Tugend! Ich bitte euch um aller Welt Schätze, verläſtert nicht alſo die Tugend. Wie ſchlimm für die Jugend, die heutzutage jung iſt an den Höfen! Welch ein troſtloſes Geſchleppe, welche Anſtandsziererei! Wie geht Alles ernſthaft und mit zum Ohnmächtigwerden ſteifer Monotonie her, und ihr denkt euch ungezwungen und natürlich zu bewegen. Ihr ſeid Puppen, hölzerner und ſteifer als jene der alten Höfe, die ihr ſo ſehr verlacht; nur ſeid ihr Puppen, die ſtatt der gelenken Bewegungen ungelenke haben, ſtatt der Grazie ſteife Manier zeigen. Möchte nur ein Hof entſtehen, der die frivolſten Formen wieder annimmt, wo man tanzt, ſcherzt, liebt, lacht — Alles recht bunt durch einander. Wie man erſtaunen wird, daß das Alles jetzt noch möglich iſt und — was noch mehr zum Erſtaunen reizt — daß es ſehr wohl mit der Tugend beſtehen kann. Seht nur, ich beſchwöre euch — die Schönheit und das Talent an — welch einen Platz weiſt man dieſen lichten Geiſtern zu unſern Zeiten an den Höfen an? O zum Erbarmen. Beide ſtehen im Schatten. Und wie wußten die alten Höfe dieſe mächtigen Glanz- und Freudenſpender zu nutzen. Freilich — das koſtete Geld — aber ihr ſollt auch das Geld nicht ſparen, wenn es gilt, eure Regentenſitze glänzend und der Menge impoſant zu machen. Dies Klappern gehört zum Königshandwerk. Geſetzt, ihr wäret taub und hörtet keinen Ton, ihr wäret blind und ſähet keine Farbe, ſo müßt ihr doch die Enthuſiaſten für Muſik und Malerei ſpielen, denn es iſt beſſer, daß ihr durch euer Beiſpiel ein paar Tauſend Kunſtdilettanten unter euren Unterthanen ausbildet als nur ein Dutzend gute Wucherer. Ihr ſammelt ein großes Privatvermögen, ſagt ihr, — gut: aber wem nutzt das? Dürft ihr ſparſam leben? Dürft ihr nach dem gewöhnlichen Sinne gute Wirthe ſein? Nein. Ihr müßt Alles, was an und um euch iſt, von dem brillantnen Ringe am Finger bis zu dem Einkommen einer Provinz, zum öffentlichen Beſten verwenden. Es muß euch Nichts zu werthvoll und Nichts zu gering erſcheinen, wenn es dienen kann, den Glanz und die Macht eurer Stellung gehörigen Orts zu unterſtützen. Die Tugend in eurem Dictionair iſt ſynonym mit Sieg, das Laſter mit Verdunkelung und Ueberſehenwerden. Das Schlimmſte, das euch geſchehen kann, iſt, daß die Menge anderswohin ihre Blicke wendet, nicht mehr auf euch, und die Menge iſt ein Kind, ſie wird durch blitzende Sächelchen immerdar in Aufmerkſamkeit gehalten. Dies bedenkt. — Ihr werdet mir den Einwurf machen, daß anerkannt große Regenten ſparſam in ihrem Hofhalt lebten, ſo Friedrich der Große. Es iſt wahr, aber er war Verſchwender in anderer Art; er verſchwendete Menſchenkräfte, er opferte Tauſende, um die Blicke der Welt auf ſich und ſeinen Thron zu lenken. Das Material, in welchem die Größe arbeitend ſich offenbart, wird immer von der Menſchheit willig her gegeben, ſie weiß, irgendwie und irgendwo laufen ihr Capital und Zinſen wieder zu. Weshalb ſonſt hätte man das Recht, die Moral zu verſpotten, wenn ſie überall den gleichen Maaßſtab anlegt? Wenn Könige und Karrenſchieber auf gleiche Weiſe zur Tugend gelangten, ſo gliche die Weltgeſchichte einer Kinderfibel, zum Gebrauch eines Blödſinnigen eingerichtet, oder, was daſſelbe ſagen will, einer Rouſſeau'ſchen Muſterrepublik.

Fünftes Capitel.

Grundſätze eines Mannes, der das „Recht", aber auch ſeine „Rechte" liebt. Discuſſionen etwas weitläufiger Art.

Paul war höchlich erfreut, an Gotthard den Mann gefunden zu haben, der zu dem Werke, das er begründen wollte, die Hand bot und völlig befähigt war, in den Grundſätzen zu wirken und das neue Gebäude zu erbauen, wie unſer Freund es beabſichtigte. Gotthard hatte ſich ſeine Religion „errungen", wie Paul ſich ſeinen Adel errungen hatte, nehmlich Beide wandelten durch inneres Erleben und Durchdenken das ihnen zufällig hingegebene Geſchenk in ein wohlerworbenes Beſitzthum, deſſen ganzen Werth, eben weil man es durch Anſtrengung erlangt, man in ſeiner ganzen Fülle zu ſchätzen weiß. Paul war zur Erkenntniß der heutigen Stellung des Adels im Verband der Staatsgeſellſchaft gelangt, indem er ohne Studium ſich ſeinem wilden aber nicht unedlen Naturel überlaſſend, in die Verwirrung und Zerwürfniſſe der Zeit ſich ſtürzte. Jetzt trat er klar und beruhigt hervor, und eine feſte Lebensanſicht, ein ſicheres Bewußtſein, was er zu thun und zu fordern habe, war die Folge dieſer Entdeckungsfahrten; Gotthard, einen andern Weg einſchlagend, durch den Wuſt der Gelehrſamkeit, der Skepſis unſerer Tage ſich durchſchlagend, hatte ebenfalls ſich den freien Blick und die ſtarke Willensmeinung erworben, die in den Tagen ſchrankenloſer weichlicher Genußſucht und egoiſtiſcher Willkür die höchſte Würde des Mannes ausmachen. Beide junge Männer, der junge Prieſter und der junge Edelmann, fühlten, daß Einer den Andern in der ihnen zugetheilten Wirkſamkeit zu ergänzen und zu vervollkommnen berufen ſei, und die Freundſchaft, die ſie im Bewußtſein dieſes moraliſchen Bandes in ihrem Geiſte und Herzen keimen fühlten, gewann bald eine ſtarke und bleibende Kraft. Paul behielt ſich nur vor, Gotthard über einige Sätze des innern Chriſtenthums — denn bis jetzt hatten ſie nur faſt ausſchließlich über das Aeußere und Poſitive geſprochen — zu befragen. Hierzu mußte ſich jedoch die Gelegenheit ungezwungen und gleichſam wie im Drang einer freundſchaftlichen Herzensergießung ergeben; denn Gotthard war, wie in ſeinem ganzen Weſen verſchloſſen und herb, beſonders hier ſcheu und zurückweichend. Paul's Herzlichkeit, ſein offner Sinn und ſeine natürliche Gutmüthigkeit übten den wohlthätigſten Einfluß auf das Gemüth ſeines Freundes, und ſo mußte denn von dem zwangloſen Zuſammenleben erwartet werden, was einer iſolirt ſtehenden und dringend auffordernden Frage hervorzurufen nicht gelingen konnte. Mittlerweile hatte Paul vollauf zu thun, nach andern Seiten hin ſeine kleine Herrſchaft nach ſeinem Sinn neu zu reformiren. Hermance war ihm hierbei von großer Hülfe. Sie folgte ihm überall, und die zarte Salondame hatte ſich in eine zierliche, immer thätige, unermüdliche weſtphäliſche

Hausfrau verwandelt, einfach in ihrer Erſcheinung, mit klarem Blicke und herzlichem Mitgefühl überall Auge, Hand und Sinn habend. Man ſah das junge Paar oft in der Frühe der erſten Morgenſtunden die kleinen Pfade zwiſchen Wald und Wieſen dahin eilen; ſie im Strohhut, ein Körbchen Früchte am Arm, er in der kurzen Jägerjacke, den Wanderſtab in der Hand, Beide zärtliche und heitre Blicke wechſelnd und Beide glücklich ſich fühlend, indem ihre geſunde Bruſt in vollen Zügen den friſchen Duft der Waldeskühle einſog. Abends ſaßen ſie bei der vertraulichen Lampe beiſammen und arbeiteten jene neuen Gemeindevorſchriften aus, die Paul einzuführen beabſichtigte. Eine ſehr nothwendige Perſon bei Feſtſtellung der Punkte des neuen Entwurfs war der Amtmann, deſſen praktiſchen Sinn und deſſen lang erprobte Erfahrungen Paul immer mehr kennen und ſchätzen lernte. Der alte etwas grämliche Mann wurde gleichſam wieder jung, als er ſah, daß man ihn brauchte und daß ſein Wiſſen und ſeine Erfahrung endlich einmal zum Nutzen des allgemeinen Beſten verwendet werden ſollten. Zu Zeiten des Legationsraths hatte Schaub, ſo hieß der Ehrenmann, in einem immerwährenden Zwieſpalt mit der Gutsherrſchaft gelebt: er hatte endlich wohl gehorchen und nachgeben müſſen, aber ſein Charakter hatte dabei gelitten; er ſchwieg zuletzt, that nur das Nothdürftige ſeiner Pflicht und ließ die Dinge gehen wie ſie gehen wollten. Wie Paul ſeine Neuerungen und phantaſtiſchen Pläne angab, war der alte Schaub wieder auf eine neue ſchweigſame und unwillige Weiſe gefaßt;

aber zu ſeiner eigenen Verwunderung lag in dem wilden und kühnen Vordringen des Jünglings Etwas, das dem alten Praktiker nicht mißfiel. Er ſah lächelnd, aber nicht, wie er es bei dem alten Legationsrath gethan, erbittert und ſpottend, dem Treiben zu, und als Paul nun heimkehrte und erklärte, er wolle auf dem Gute bleiben und ganz und für immer bei den Seinen leben, war der alte Schaub gewonnen, und nun ging erſt für den ehrlichen Biedermann ein Leben an, wie er's immer zu führen gewünſcht hatte. Er kam nun mit dem ganzen Vorrath ſeines aufgeſpeicherten Wiſſens an den Tag, und Paul erſtaunte, wenn er den Alten ſprechen hörte, welch ein feſtes und ſichres Gepräge die Zeit und ihr Bedürfniß dieſem rohen aber geſunden Geiſte aufgedrückt hatte. Mit Hülfe dieſes Mannes, recht eigentlich „eines Mannes aus dem Volke“, und mit Hülfe der trefflichen, des Landes alte Rechte und ihren Urſprung nachweiſenden Schriften brachte Paul es bald zu einer gediegenen Kenntniß ſeines Heimathlandes und beſonders der Provinz, in der ſein Beſitzthum lag. Er beſuchte in Geſellſchaft Schaub's und manchesmal auch Gotthard's und Lindfried's die einzelnen „Höfe“ ſeines Beſitzthums, und bei der Gelegenheit kamen jene alten Rechte und Gewahrſame zur Sprache, auf deren Grund und Boden ſich die bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie heute exiſtirt, auferbaut hat.

Weſtphalen iſt ein Land, wo es dem Forſcher noch möglich wird, die Uranfänge der geſellſchaftlichen Verträge mit einiger Sicherheit nachzuweiſen. Will man auf die Principien zurückkehren, aus denen ſich die natürlichen Rechte und Pflichten entwickelten, ſo wird dies immer in vollkommenem Maaße auf dem Boden eines großen geſchloſſenen Länderbezirks geſchehen, wo die Spuren des einfachen Bildungsganges der Geſellſchaft noch nicht ſo verwiſcht und von tauſend ſich kreuzenden Linien der Cultur ſo durchſchnitten ſind, wie es in den großen Städten, auf dieſen Sammelplätzen der Aufregung und dieſem Heerd der Revolutionen, der Fall iſt. Vom Lande aus kamen die erſten Verträge und Geſetze, auf das Land hin weiſen auch wieder diejenigen Begründer und Feſtſteller einer neuen Geſittung und Ordnung, die ſich von der Ueberbildung und dem Gährungsſtoff der übervölkerten, mit jeglichem Element der Zerſtörung und Widerſetzlichkeit gefüllten Städte, fern halten. Die Principienfragen, die in den Städten einer weitläufigen und durch alle Mittel des Eigennutzes, der Willkür, des Neids und jeder andern gehäſſigen Leidenſchaft getrübten Discuſſion unterworfen ſind, nehmen auf dem Lande, ihrem Mutterboden, den Charakter der Einfachheit und Würde an, indem ſie, ohne gelehrtes Geſchwätz der Schule, an die erſten und urſprünglichen Güter der Menſchheit, an Ordnung, Freiheit und Geſetz, mahnen. Die rohe aber geſunde Natur iſt zur Geſetzgeberin geſchaffen, nicht die verkünſtelte, verbildete, geſchwächte. Paul empfand dies, als er jetzt auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſtand und dieſen in ſeiner hiſtoriſchen Bedeutſamkeit prüfte. Dieſer Boden war, im Vergleich zu dem Länderbezirke um ihn her, nur eine dürftige Scholle Erde;

aber ſie lehrte ihn, beſſer als die zuſammengetragenen Folianten alter und neuer Staatskünſtler und Sophiſten, ſeine urſprüngliche Stellung, ſeine Rechte und Pflichten kennen. Er ſtand auf einem Boden, der von einem längſt dahin gegangenen Geſchlechte dem Meere abgerungen war, und dieſes Geſchlecht hatte von jenen Zeiten her, wo dieſer Kampf mit dem Elemente ſtattfand, die Ordnung unter ſich geſchaffen. Dies war in Weſtphalen die erſte Quelle der bürgerlichen Einrichtungen. In anderen Gegenden Deutſchlands, ja des geſitteten Europa's war ſie eine ähnliche; überall war der erſte Beſitz auch der erſte Rechtsgrund für ein mächtiges Geſchlecht. Wir wollen über dieſen Gegenſtand dem Leſer, der ſich ſchon gefallen laſſen muß, in dieſem Theile unſrer Geſchichte ſehr viel Geſpräche und wenig Handlung zu finden, eine Unterredung zwiſchen Paul, Lindfried und dem Amtmann vorführen. —

„Lieber Schaub!“ rief unſer junger Gutsherr, indem er an einen loſe eingeſtoßenen Pfahl im moorigen Boden anſtieß; „Was iſt's nur mit dieſen häßlichen vermorſchten Klötzen, die ich hier in großer Anzahl antreffe? Hat hier ehemals ein Gebäude geſtanden?“

„Daß ich nicht wüßte, gnädiger Herr,“ entgegnete Schaub. „Das Volk fabelt freilich von einem alten Tempelbau, einem heidniſchen Gotteshauſe, das hier in grauer Heidenzeit ſich erhoben haben ſoll; meiner Anſicht nach aber ſind die Pfähle noch Ueberbleibſel der alten Deichwand, die ſich früher mehr links hin nach jenem Dorfe zugezogen hat; die neuere iſt freilich mehr landeinwärts. Damals mochte das Meer wohl ärgere Tücken und Mucken haben als jetzt, wo wir's zahm gemacht haben."

„Nicht möglich!" rief Paul. „Sollte das Meer jemals bis hierher vorgedrungen ſein?"

„Es kam wohl noch weiter ins Land," entgegnete der Amtmann. „In alten Geſchichten ſoll's zu leſen ſein. Die Männer haben ſich Tag und Nacht ihres Lebens und kleinen Beſitzes wahren müſſen. Wir, die wir im Trocknen ſitzen, wiſſen das freilich nicht mehr und wollen es auch nicht wiſſen, wie viel wir jenen alten Deichkönigen, wie das Volk ſie nennt, ſchuldig ſind."

„Deichkönige!" rief Lindfeld. „Siehe da, der Urſprung des Adels und der Fürſten. Was ſuchen wir noch lange und ergrübeln ſociale Contracte. Das Wort „Deichkönige" löſt alle unſre gelehrten Fragen ganz einfach."

„Noch mehr," rief Paul lebhaft, „ich behaupte, daß unſre modernen Doctrinäre, die ihre Wiſſenſchaft und Kenntniß des Landes und der Verhältniſſe aus Zeitungsartikeln ſchöpfen, hierher kommen ſollten, um den Werth ihrer weltverbeſſerlichen Ideen, ihrer Träume von gleichen Menſchenrechten und von Volksſouveränetät vollkommen einzuſehen und zu würdigen. Doch wäre es Thorheit, dieſer Art Leute die einfache und ſchlichte Weisheit zu predigen; ich kenne ſie, ich weiß, welche Sprache allein zu ihren Ohren noch Eingang findet."

„Aber Sie werden mich doch nicht zu dieſen Schreiern und bösartigen Aufwieglern zählen?“ ſagte Lindfried.

„O nein,“ entgegnete Paul, „und zum Beweiſe will ich unſerem guten Amtmann, der ſchon vor Begierde brennt, ſeine Weisheit an den Mann zu bringen, erlauben, Ihnen den Urſprung jener Deichkönige näher auseinander zu ſetzen. Machen Sie ſich demnach gefaßt, eine populäre Staatslehre zu hören, genießen Sie ein Stück geſundes Landbrod, wie es nicht auf die Tafel unſrer Diplomaten und Staatskünſtler kommt.“

Herr Schaub nahm mit einem zufriedenen Lächeln, das ſein altes, vielfach gefurchtes, ehrwürdiges Geſicht ſehr gut kleidete, das Wort: „In Oſtfriesland, wo das Volk noch die Trümmer geſunkener Städte auf dem Meeresgrunde erblicken will, da gab es, vor langen langen Jahren zurück, eine Menge unabhängiger Höfe, deren Herren keinen Voigt und Richter über ſich erkannten als die große und mächtige See, die an ihre Küſten heranbrauſte. Die See war ein gewaltiger Gebieter, aber ihre Tyrannei brachte zu Wege, was der Klugheit und dem guten Willen der Menſchen nicht gelungen wäre, nehmlich ſie trieb die Bösartigen und Zankſüchtigen zu Paaren und gründete Geſetz und Ordnung. Es traten die Männer zuſammen, hielten Rath unter ſich und errichteten mit gemeinſchaftlichen Kräften Deiche oder Dämme, damit dem ungeſtümen Meere Einhalt gethan werde. Es wurde ausgemacht, daß Jeder mit dem Spaten in der Hand auf dem Deiche ſich einſtelle;

wenn er nicht kam, fiel ſein Eigenthum ſofort einem Andern anheim, denn die tägliche und ſtündliche Gefahr forderte einen ſtrengen und pünktlichen Dienſt. Es wurden nun folgende Verordnungen getroffen: Es durfte Keiner ſein Gut mit Schulden belaſten oder es vernachläſſigen oder vergeuden, denn die allgemeine Nothdurft forderte den ungeſchmälerten Gehalt des Hofes, damit er ſtets im Stande ſei die gehörigen Dienſtleiſtungen zu ſtellen; dann mußte der Herr perſönlich auf dem Deiche erſcheinen und arbeiten, weil die Knechte die wichtige Arbeit ſchlecht beſorgten; es wurde demnach der Dienſt auf dem Deiche ein Ehrendienſt, dem ſich Niemand entzog. Ferner war es nöthig das Erſtgeburtsrecht feſtzuſetzen, damit, wenn der Herr ſtürbe, die Arbeit auf dem Deiche nicht bis auf die Großjährigkeit jüngrer Söhne zu warten brauche; auch durfte der Hof nicht verſchenkt und veräußert werden, damit die ehrenhafte Arbeit und der Beſitz nicht an einen Fremden komme, an einen Knecht oder Heuersmann, dem Nichts daran lag und der Nichts dabei verlor, wenn das allgemeine Weſen Schaden oder Unehre litt. Es durfte auf keine Weiſe ein ungeehrter oder unſichrer Mann in die Genoſſenſchaft ſich eindrängen. Starb ein Hofbeſitzer ohne Erben, ſo kam ſein Beſitzthum an den Deichkönig oder Deichgrafen, der für deſſen Wiederbeſetzung Sorge trug. Endlich durfte Niemand abweſend ſein oder fremde Dienſte annehmen, weil er alsdann nicht täglich mit dem Spaten auf dem Deiche erſcheinen konnte. Die ganze Genoſſenſchaft ſtand aber unter einem Deichgrafen oder Deichkönige, und dieſer wählte wiederum zehn Deichvögte. Das iſt die alte Ordnung geweſen und ſo haben es die Väter noch von ihren Vätern beſchreiben und erzählen hören. Bis hierher ins Land hinein haben die Geſetze und Ordnungen jener alten Deichgrafen noch gegolten.“

„Sie ſehen,“ ſagte Paul zu Lindfried, „in dieſen alten aus einer grauen Vorzeit herſtammenden Uebereinkünften ſpricht ſich ſchon das ſpäter ausgebildete Geſetz in ſeiner urſprünglichen Reinheit aus. Eine große Gefahr von Außen drängt ein Häuflein Menſchen eng zuſammen und lehrt ſie feſte Bande unter ſich knüpfen, um vereint dem mächtigen Feinde Widerſtand zu leiſten. Der Beſitz iſt die Grundlage, er muß durch beſtändige und zwar perſönliche Arbeit errungen werden, und dieſe Arbeit wird, damit ſie gehörig vollbracht werde, zugleich ein Ehrengeſchäft. Dem Fremden, dem Unbekannten, dem Beſitzloſen iſt kein Raum geſtattet, denn er kann für die Ehrlichkeit ſeiner Geſinnung keine Bürgſchaft leiſten. Da iſt der Begriff des freien Bürgerthums; mit ſeiner Perſon und ſeinem Beſitz ſteht er ein für die allgemeine Wohlfahrt. Dieſe eng Verbundenen wählen unter ſich ein Oberhaupt und zwölf Vögte; dieſen wird die Wachſamkeit über Sachen der allgemeinen Wohlfahrt beſonders aufgetragen; ſie werden durch eine Zulage an Beſitz für ihre Mühe ſchadlos gehalten, ſie achten ſich aber nicht beſſer und nicht ſchlechter als jeder andere Hofbeſitzer; ihr Gedeihen iſt eben ſo wie das des geringſten Höſlers feſt ans Gemeinwohl geknüpft; hier haben wir den Adel und die Fürſten. Eine ſpätere Zeit, mit ihren unendlich combinirten Verhältniſſen, hat dieſe primitive Grundlage doch nirgends verwiſchen können. Hier in dieſen Gegenden iſt das Meer nur der äußere Feind, in andern Staatenverbindungen war es ein mächtiger Eroberer, der zu denſelben Reſultaten hinleitete."

„Es ſcheint mir demnach ſchon von vorn herein ungerecht," ſagte Lindfried, „auf den Beſitz allein das Recht zu gründen."

„Sie ſehen," entgegnete Paul, „daß es keine andre Garantie gab noch geben konnte als das Eigenthum. Nur wer durch Beſitz gebunden war, nur den konnte man nachdrücklich wegen des Bruches der öffentlichen Ordnung zur Rechenſchaft ziehen."

„Und demnach waren alle Menſchen in ihren Rechten und Forderungen einander gleich."

„Durchaus nicht; ſie waren es damals nicht, wie ſie's auch heute nicht ſind. Der Menſch als Menſch hat im Staate nur höchſtens auf das Anſpruch, was ihm die Mildthätigkeit zuwirft. Erſt wenn er mit ſeiner Perſon oder ſeinem Eigenthum dem Fonds der Staatskräfte beitritt, erſt dann fängt die Verpflichtung des Staates gegen ihn an. Es iſt ein unglückſeliger Irrthum, der von den böswilligen und aufrühreriſchen Publiciſten unſrer Tage neu ausgebeutet wird, als könne ein Staat nach dem Princip der ſogenannten Menſchenrechte auferbaut werden und Beſtand haben. Dieſe Träumereien Rouſſeau's und ſeiner Anhänger, das falſch verſtandene und böswillig klug angewandte Syſtem der politiſchen Toleranz iſt die Urſache der Zerrüttung der ſocialen und ſtaatlichen Formen des Schluſſes des achtzehnten Jahrhunderts geworden und wird, von Neuem aufgeführt und empfohlen, auch unſre Zeit in nicht endende Verwirrniß ſtürzen. Ein Staat kann nicht auf den Morgenwolken philoſophiſcher Träume noch auf dem Roſenblätterhaufen der Humanität gegründet werden, ſondern er ruht auf den harten Granitquadern des Zwanges und der Gewalt. Nicht durch die Anſtrengung der Klugheit, nicht durch die Bemühung chriſtlicher Milde, nicht durch philoſophiſche Demonſtrationen, nein, durch den, wenn's nöthig ſein muß, bis zum Aeußerſten getriebenen Zwang und die Gewalt, kann das hervorgebracht werden, was die menſchliche Geſellſchaft einigt und ihr Dauer giebt: Recht, Beſitz und Ordnung. Wie dieſe Wahrheit ſchon gleich anfangs bei Gründung der Staatengeſellſchaften eingeſehen wurde, beweiſen die alten Geſetze, die wir bei den Angelſachſen finden. Als von dem einfachen Verbande, wie wir ihn eben haben kennen lernen, die geſellſchaftliche Organiſation weiter ſchritt und der Socialcontract eine beſtehende ausübende Gewalt erforderte, ſo ward dieſe, da ſie ſich nothwendig bei der Ausübung der ihr übertragenen Pflichten den Zorn und die Rache der Uebelwollenden zuzog, nur unter Bedingungen von den dazu Erwählten angenommen. Die Geſellſchaft mußte dem Oberhaupt die Sicherheit für ſich und ſeine Angehörigen garantiren. So finden wir, daß die Angelſachſen ihrem Könige ein Wehrgeld von 30,000 Thrymſen, ihrem Erzbiſchofe eines von 15,000, ihrem Biſchofe von 8000, dem Prieſter von 4000, und dem Thane oder Hauptmann von 2000 verſicherten, welches derjenige bezahlen ſollte, der ſie erſchlagen würde. Hier ſehen wir nun gleich, wie ſich die öffentliche Stimme für den Beſitz und nur allein für dieſen ſich ausſprach. Am Beſitz wurde der Mann geſtraft, der Beſitz wurde ihm genommen und dadurch ſank der ſelbſtſtändige und geehrte Mann zu einem beſitzloſen, verachteten Knechte herab, der zum Gemeinweſen Nichts beitrug, alſo auch keinen Schutz und keine Ehre von ihm ſich zu gewärtigen hatte.“

„Dieſe Lehre hat etwas für die Ueberzeugung des fühlenden Mannes Niederſchlagendes,“ ſagte Lindfried. „Sollten wir nicht edlere Motive aufzufinden im Stande ſein, die den Einzelnen an das Ganze knüpfen? Sollte nicht eine geläuterte Philoſophie, eine aufgeklärte Religion die Gemüther der Menge ſtärker zu feſſeln vermögen als jene rein materiellen Zwangmittel?“

„Nennen Sie mir,“ rief Paul, „einen Staat, ſei es ein neuer, ſei es einer aus dem Alterthum, der ſich ohne poſitive Religion, rein auf philoſophiſcher Baſis oder nach dem Princip der allgemeinen Gleichheit und der Menſchenrechte irgendwo erhalten hat. Darum iſt das Geſchrei unſrer heutigen Publiciſten ſo höchſt widrig und nutzlos, weil dieſe „Männer der Bewegung“, wie ſie ſich ſehr hochmüthig ſelbſt nennen, auch nicht die geringſte Kenntniß des geſchichtlich organiſch Erzeugten, des auf hiſtoriſchem Boden ſich Gründenden haben. Der Staat, ich darf wohl hier die Worte eines anerkannten und bewährten Publiciſten aus frühern Tagen anführen, iſt mit einer Geſellſchaft zu vergleichen, die auf Aktien gegründet iſt. So wie es nun thöricht ſein würde, zu glauben, daß bei der oſtindiſchen Compagnie zum Beiſpiel Jedermann, blos weil er Menſch iſt oder weil er ächter und rechtgläubiger Chriſt iſt, Mitglied der Compagnie ſein müſſe, ſo iſt's nicht viel beſſer, wenn man annimmt, ein Individuum gehöre lediglich ſchon wegen jener beiden Eigenſchaften zum Staatsverbande. Hier wie dort muß das Einzelweſen ſich mit einer „Aktie“ an dem Gemeinwohl betheiligen. Jeder Bürger iſt der Beſitzer einer Aktie. Wenn wir den Aktioniſten oder Bürger mit dem Menſchen oder Chriſten verwechſeln, ſo fallen wir in die bedauerlichſten Irrthümer und verlieren alle Baſis, auf der ſich eine Beurtheilung der ſtaatlichen und ſocialen Verhältniſſe gründen läßt. Nehmen wir nun das beſtimmte und nachweisbare Daſein dieſer „Aktie“ an, ſo folgt daraus ſchon, daß nach der Verſchiedenheit der Aktien auch ganz verſchiedene Rechte aus ihnen hervorgehen müſſen, daß endlich der Begriff der Knechtſchaft ſich dahin beſtimmen läßt, daß ein Knecht oder Leibeigner ein Mann ohne Aktie ſei, daß er alſo im Staat weder die Vortheile noch Laſten eines Bürgers habe, daß er nicht zur Landesvertheidigung dienen noch zu Ehren gelangen könne, wenn gleich er alle chriſtlichen und moraliſchen Tugenden im hohen Grade beſäße. Die ſpäteren Zeiten haben dieſes einfache Verhältniß mehr modificirt und combinirt, aber nicht aufgehoben. Es läßt ſich auch nicht annehmen, daß es jemals, ſo lang es

Staaten giebt, aufgehoben wird; denn überall wird es ſtrenge Forderung bleiben, daß man den Bürger von dem Menſchen, den Aktioniſten im Staate von dem, der keine Aktie beſitzt, trenne. Wir in unſren jetzigen Verhältniſſen haben, da wir nach und nach Vermögen- und Perſonenſteuern eingeführt, nicht allein unſre liegenden Gründe, ſondern auch unſern Geldreichthum und ſelbſt unſre Leiber mit in die Compagnie gelegt, folglich uns ſelbſt zu Staatsaktien gemacht; aber hierin zeigt ſich eben, was ich gleich anfangs behauptete, daß zuerſt das „Land", was Einer beſeſſen, und wovon allein gedient und geſteuert wurde, die urſprüngliche Einlage zur Geſellſchaft geweſen; hiervon ausgehend wurde nun weiter gebaut. Wenn wir uns damit beſchäftigen, unſre jetzt ſo verwickelten Verhältniſſe zu ordnen, ſo müſſen wir daher auch nothwendig zu jenen erſten Principien, aus denen die Geſetzgebung und der Staatenverband ſich entwickelten, zurückkehren. Das leere und prahleriſche Gepränge mit unhaltbaren philoſophiſchen und moraliſchen Gemeinplätzen führt zu Nichts, iſt nur geeignet, jene dumpfe Erbitterung der Maſſe zu wecken, die dann ins Ungewiſſe hinein nach irgend einer Reform, ſie mag kommen von wo ſie will, ungeſtüm verlangt. Der Staat aber, ſo wie er ſelbſt kein Geſchöpf der Einbildungskraft iſt, kann keine Lehre brauchen und annehmen, die aus dem Kopfe träumeriſcher Speculation oder aus bewußter und böswilliger Verdrehung und Umgeſtaltung des Beſtehenden ſich entwickelt."

„Sie haben nicht immer ſo gedacht," rief Lindfried.

„Gewiß nicht,“ entgegnete Paul; „auch ich hegte jene Hoffnungen und Träume, die der Jugend nie fehlen und die, wenn ſie auch nicht erfüllt werden, doch eine anmuthige Wärme den ſpäteren Jahren mittheilen, wenn ſie nicht, was bei mir aber nicht der Fall iſt, in Haß und Erbitterung umſchlagen. Ich haſſe und fliehe die Menſchen nicht, obgleich ſie das Hoffen meiner Jugend getäuſcht haben, aber ich erwarte nicht von ihnen, was, wie ich jetzt weiß, ſie nicht leiſten können. Wie ich zum erſtenmal den leitenden Nerv, der durch unſre Zeit vibrirt, heraus empfand, ging durch meine Bruſt jener wilde Schmerz, der die Jugend charakteriſirt. Ich floh in die Einſamkeit und dann wieder in die Welt, indem ich alle Schätze, die das Glück mir gegeben, von mir warf, um ſo arm und ſo leidend zu ſein, wie ich Tauſende meiner Mitbürger um mich her ſah. Es war eine Thorheit, aber ich bereue ſie nicht; durch ſie hob und beſſerte ich mein eigen Herz und lernte meine Zeit verſtehen. Aber wie haſſe ich jetzt jede falſche Milde und Nachſicht! Die grauſenhafte Entſittlichung unſrer Zeit, die entſetzliche, allen Glauben, alles Maaß verwerfende Frivolität der Maſſen können nicht durch ſchwaches Mitleid, nicht durch Opfer eines Einzelnen, nicht durch Liebe und Humanität, nein, nur durch die äußerſte, unendlich ſtarke und feſte Energie der Macht gezügelt und wieder geſittet gemacht werden. Die Religion, durch falſche Nachgiebigkeit und ſchwächliche farbloſe Intoleranz entnervt, muß ihre ganze Strenge zuſammen nehmen und vereint mit der weltlichen Macht jenen Dämonen entgegentreten, die ſchaarenweiſe entfeſſelt und auf jedes noch ruhige und friedliche Haus im Staate losgelaſſen werden. Aber diejenigen, die ſtark und ſegensreich wirken wollen, müſſen ihre Kräfte und ihre Perſon nicht ſchonen. Ich darf mich zwar als ein ſchwaches, immer aber doch als ein Beiſpiel für meine Standesgenoſſen aufführen. Mögen ſie, wie ich es gethan, das zweckloſe und müßige Leben innerhalb der Schranken, die ihnen alte Gewohnheiten und Sitten gezogen, aufgeben, ſich in den bewegten Strudel des Lebens ſtürzen, hinhorchen auf die klopfenden, fiebernden Pulſe der Zeit, und dann kräftig die hingeſunkene Ehre des Standes, das alte Beſitzthum ihrer Väter wahren und nicht an den Höfen der Fürſten, nicht an den Wechslertiſchen der Wuchrer, nicht bei den Fabrikmaſchinen der Induſtriellen, ſondern daheim an ihrem angeerbten Herde, auf der Scholle Erde, die ihnen erblich zufiel, jene feſten und energiſchen Grundſätze geltend machen, die dem Adel zu allen Zeiten Macht und Anſehen verſchafften und ihn auf ſeinem eignen Grund und Boden zum freien Mann, zum Herrn und zugleich zum Berather und Freund ſeiner Unterthanen machten. Der erſte Adel im Lande war durch Länderbeſitz mächtig und bedingt; dies ſei ein Zeichen, daß er ſich nie und unter keiner Bedingung vom Länderbeſitz losſage; hier iſt der feſte, unverrückbare Grund ſeiner Anſprüche und Rechte, dem Volk wie dem Fürſten gegenüber.

Sechstes Capitel.

Ueber den Adel. Ein Capitel, das wie eine Abhandlung ausſieht.

„Es wäre unnütz und thöricht, ſetzte Paul ſeine Rede fort, wenn man den materiellen Fanatikern unſrer Tage von den geſchichtlichen Erinnerungen, von dem Parfüm der Adelsidee ſprechen wollte. Die Schreier würden Recht behalten, die der Menge immer wieder vorhalten, daß nur der Moment, das gegenwärtige Erhaſchen, Erſtreben, Genießen ſeine Geltung habe; man muß daher, ſo dünkt mich, dem Adel nicht dadurch zu dienen ſuchen, daß man ihn für einen poetiſchen Stand erklärt: man muß ihn für etwas organiſch im Staate ſelbſt Erzeugtes und der Allgemeinheit Nutzen Bringendes erklären; dann nur kann einige Hoffnung da ſein, jene rohen Stimmen, wenn auch nicht zum Schweigen, doch zu einer dem Gegenſtand gebührenden mildernden Nachgiebigkeit und ehrenden Duldſamkeit zu bewegen. Die obige Betrachtung, auf geſchichtlichem Boden beruhend und in den früheſten Inſtitutionen der Völker gründend, weiſt nach, welche Opfer die Geſammtheit brachte, um die von ihr gewählten Oberhäupter in der ſchwierigen und gefährlichen Stellung, die man ihnen zuwies, zu ſchützen. Hier wurzelt die Idee des Adels. Sollten

Männer, die man ſo ſchützte und bewahrte, deren Familien und Angehörige ebenfalls in die ſchützenden Schranken eingeſchloſſen wurden, ſollten die in der öffentlichen Meinung nicht als groß und würdig, nicht als der Opfer werth, die man ihnen brachte, dageſtanden haben? Sicherlich ehrte man in ihnen nicht blos die, die mit ihrer Perſon und mit ihrem Gute mit voller Hingebung ſich dem Gemeinwohl hingegeben hatten, die nächſt dem Staatsoberhaupte die größte Aktie, nach modernen Begriffen zu reden, in die Compagnie gelegt hatten, ſondern man ehrte in ihnen auch den moraliſchen Werth freier und großdenkender Männer. Ein Geſchlecht, dem einmal ſolch ein Dank von den mitlebenden Bürgern gezollt worden war, konnte nie ganz im Gedächtniß der Nachkommen ſterben. Vertrauungsvoll wandte man ſich immer an dieſe Namen, wenn neue Aemter im Geſammtweſen zu vergeben waren. In den rohen aber geſunden Begriffen jener Zeit war jedoch immer vorwaltend nicht allein des Mannes Werth, ſondern auch ſein Beſitz; die Aktien mußten vollſtändig da ſein. In den erſten Principien des Feudalſyſtems, als dieſes noch nicht durch die Eingriffe einer beſitzloſen und dennoch Rechte beantragenden Adelſchaft getrübt und verwirrt wurde, fand der urſprüngliche Begriff eines bevorzugten Standes immer noch ſeine volle Geltung. Der freie Edle war nicht Höfling und Dienſtmann des Fürſten, er war Beauftragter und Beglaubigter der Gemeinſchaft, in deren Hände er ſich und ſein Beſitzthum niederlegte, als Pfand der Treue und des Gehorſams für das Wohl des

Ganzen. Er drängte ſich nicht in einen bevorzugten Stand, ſondern er war in demſelben geboren; mit dem großen Erbe des Vaters ging auch der Antheil, den das öffentliche Urtheil an dieſen Namen knüpfte, auf ihn über. Hier konnte von keiner Anmaßung die Rede ſein, der Beſitzende war durch Gunſt keiner Partei im Beſitz. Anders geſtalteten ſich jedoch die Dinge, als der Adel die Landaktie einbüßte und nun die Perſonenaktie noch geltend machte. Die Zeiten hatten ſich mittlerweile geändert, die vielfach combinirten Verhältniſſe der reichen Städte, der gewerbtreibenden Zünfte und die immer mehr um ſich greifende Umgeſtaltung der Landaktie in die Geldaktie machten die Stellung des Adels, der den Beſitz eingebüßt hatte, ſchwierig und precär. Er mußte mit ſeiner Perſon dem Staate dienen und er entſchloß ſich, dem Staate in der Perſon des jedesmaligen Fürſten zu dienen. Hierin war noch keine Verirrung. Im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert war der Fürſt noch nicht das glänzende und dem Gemeinwohl gefährliche Weſen, wie er es im achtzehnten wurde. Dem Fürſten dienen, konnte alſo immer noch gleichbedeutend heißen dem Staate dienen. Leider faßte aber der Adel dieſe Idee in ihrer urſprünglichen Reinheit nicht auf. Er neigte ſich frühzeitig den Höfen zu und vom Staate ab. Der Glanz, die Pracht, die Größe der Fürſtenſitze blendeten einen Stand, der leider für Aeußerlichkeiten immerdar nur zu große Sympathien geäußert hat. Der beſitzloſe Adel ließ ſich „verführen“ und gab ſeine Söhne zu „Höflingen“ hin, damit war der große entſcheidende Schritt gethan, der ihn vom Intereſſe des Gemeinwohls ablöſte; denn das Volk, immerdar ſehr ſcharfſichtig, wo es ſich um Wahrnehmung der Stellung der von ihm mit Vertrauen und Anſehen Beſchenkten handelt, entdeckte bald, daß die Edlen, zu denen es mit Zuverſicht und Liebe emporſah, als ſie noch auf dem eignen Grund und Boden, oft nur noch in ärmlichen und zerfallenden Burgen hausten, nicht mehr dieſelben Weſen waren, da ſie in Sammt und Seide in der Nähe der Fürſten prangten und Hofesdienſte verrichteten für Geld und gute — oft auch böſe — Worte. Als vollends, in noch ſpäterer Zeit, das Beſitzthum, an dem ein herrlicher Name haftete, an reiche bürgerliche Eigner überging und nun dieſe, ſchroff dem mittelloſen Adel entgegentretend, die Landaktie zahlten, da entwöhnte ſich das Volk immer mehr, an den Begriff des Adels den von Beſitz, Vorrecht und das Volkswohl vertretender Macht zu knüpfen. Noch aber ſank der Adel nicht ganz; die Fürſten, dankbar für die Dienſte, die ihren oft wankenden Thronen die perſönliche Tapferkeit der Edlen leiſtete, fanden ſich in ihren ehrgeizigen Planen auch durch die glänzenden Eigenſchaften, durch die Talente, durch die Schönheit und den Stolz, den der Adel den Höfen verlieh, gefördert, ſie waren daher dankbar und umkleideten ihrerſeits den ihnen ſich widmenden Stand mit Macht und Anſehen. Dieſe Macht und dieſes Anſehen war aber auf keinen ſoliden Grund gebaut, nicht auf die öffentliche Stimme, nicht auf den rechtlichen und großen ererbten Beſitz, ſondern lediglich auf ein Fürſtenwort. Dieſes wurde nach

Laune zurückgenommen, und der preisgegebene und bloßgeſtellte Edle, der nicht mehr den Schutz des Gemeinweſens hinter ſich fühlte, ſah ſich auf die Straße geſetzt und zum Abenteurer und Raubritter erniedrigt. Hier ſehen wir zum erſten Mal, in jenen beklagenswerthen Erſcheinungen, die das Mittelalter uns bietet, die Nemeſis auftreten und den einſt ſo hochgeſtellten, aber an dem Volke treubrüchig gewordenen Stand für ſeine Sünden züchtigen. Es war natürlich, daß der Adel ſeine Schuld nicht einſah, daß er, von den Fürſten perfid verlaſſen oder übermüthig behandelt, vom Bürger die alte Achtung und den Gehorſam zu ertrotzen das volle Recht zu haben wähnte. Die reichen Städte, in deren Schooße ſich der dritte Stand ausgebildet hatte, nahmen die Sache des Bauern und Bürgers klug als die ihrige an und erklärten offenen Krieg dem beſitzloſen übermüthigen und herrſchſüchtigen Adel. Ein Stand, der ſeine geſchichtliche Baſis verloren hatte, konnte ſich nur durch die größte moraliſche Kraft aufrecht erhalten; allein wollen wir den Adel ſchelten, daß er die nicht hatte in jenen trüben, aufrühreriſchen Zeiten, in denen alle Leidenſchaften frei durch einander wütheten und die laſterhafteſte Sinnlichkeit, die ſchrankenloſeſte Frivolität an den Höfen herrſchte? Der dritte Stand, der, noch jung, ſich jetzt ſo mit ſeiner Tugend brüſtet und ſeine Stellung, die er ohne Opfer erkauft hat, noch unangetaſtet ſteht, mag nur, wenn die Zeiten ſittlicher Verwilderung neben höchſtem Erdenglanze, wie ſie zu Ende des ſiebzehnten und bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hin herrſchten, wiederkehren, ſeine Principien ungetrübt, ſeine Geſinnungen unverändert zu bewahren ſuchen. Der Adel, bei all ſeiner grenzenloſen Verderbniß und Erniedrigung, rettete doch noch das Bewußtſein einſtiger, wenn auch ſchon lang vergeudeter, Würde; welch ein moraliſches Gedächtniß nimmt aber der Stand in die Stunde der Anfechtung mit, der, wie die heutige Geldariſtokratie, nur auf materielle Schätze, die Habgier und Eigennutz in Eile zuſammen ſcharren helfen, ſein Entſtehen gründet? Der Adel kann als reumüthiger verirrter Sohn wieder in die Arme ſeines Vaters, des Volks- und Gemeinwohls zurückkehren; welches Vaterhaus kann aber der Geldwucher als das ſeinige nennen? Ihn, den das Volk haßt und ewig haſſen wird, hält keine ehrwürdige Tradition, kein geſchichtliches Bewußtſein; wenn er ſeiner Goldſäcke beraubt iſt, fällt jede täuſchende Verhüllung vom Leibe und er ſteht in ſeiner ekelhaften Nacktheit da.

Zur geſchichtlichen Begründung des Adelsbegriffes, ſetzte Paul ſeine Rede fort, gehört, wenn wir noch tiefer in dieſen Gegenſtand eindringen und ihn noch enger unſern jetzt ſo ſtürmiſch drängenden Zeitideen anſchließen wollen, auch das Widergeſetzliche in dem Angriff der Adelsfeinde. Dieſe Leute, die immer von Recht und Geſchichte ſprechen, ſollten wiſſen, wie die Geſellſchaft ſich zuſammengefunden und gebunden hat und daß, wenn ſie den Adel als Stand gänzlich aufheben wollen, ſie geradezu gegen die erſten und hauptſächlichen Punkte des Socialcontracts verſtoßen. Ich habe ſchon angedeutet, wie ich mir nach den Zeugniſſen, die uns überliefert worden, die erſte urſprüngliche Geſtaltung des Adels denke, doch wenn er auch hier als ein aus dem allgemeinen Bedürfniß der Sicherſtellung der Geſellſchaft hervorgegangener Stand erſcheint, ſo iſt damit das Recht ſeiner anfänglichen Exiſtenz, aber noch nicht das ſeiner Fortdauer bewieſen. Geſetzt, eine Nation hätte das Recht, ihre Conſtitution zu verändern, wäre ihr damit nicht auch die Befugniß gegeben, den Adel abzuſchaffen? Gewiß, aber dies Recht, ihre Conſtitution zu verändern, hat die Nation nicht. Das uralte und durch die Jahrhunderte gefeſtigte Band von Rechten und Pflichten wird nur mit äußerſter Gefahr gelockert, gelöſt aber nur, indem unmittelbar Tod und Verderben der Geſellſchaft darauf folgen. Die franzöſiſche Revolution hat hierfür Zeugniß abgelegt. Man erklärte alle Menſchen in ihren Rechten für gleich, was ſie nie ſind und nie werden, und damit war der Socialcontract aufgelöſt. Wenn wir die Geſchichte befragen über die Gründung der Staaten, ſo ſehen wir einen doppelten Socialcontract entſtehen. Den erſten ſchloſſen diejenigen unter ſich, die das Land eroberten und vertheilten. Die ſpäter Geborenen oder Hinzugekommenen konnten mit den Erſtern nicht zu gleichen Rechten in Beſitz treten, es mußte mit ihnen nothwendig ein neuer Contract geſchloſſen werden. Beide Theile nun, als Contrahenten, wurden unter dem Ausdrucke „Nation“ vereinigt gedacht; dieſe Vereinigung konnte jetzt im Weſentlichen der Rechte beider Theile nichts ändern oder umgeſtalten. Jene Erſten blieben immer im Beſitz gewiſſer

Vorrechte, und es konnte nur eine Rechts-Erſchleichung genannt werden, wenn ſpäter unter dem Vorwand der allgemeinen Menſchenrechte die minder Bevorrechteten an den bindenden Artikeln des Contracts rüttelten und die rechtliche und geſchichtliche Baſis derſelben zu unterminiren ſuchten. Wir ſehen hier, daß jeder Verſuch einer Nation, ihre Verfaſſung zu ändern oder gar umzuſtürzen, ſchon eine auf widerrechtlichen Principien ruhende revolutionäre Bewegung iſt. Der Adel iſt jetzt Vielen unbequem, man wünſcht ihn wegzuräumen und man bedenkt nicht, daß die Mittel, die zu ſeiner Hinwegräumung dienen ſollen, ebenfalls ein paar Jahrzehnte ſpäter wieder angewendet werden können, die jetzt Beſitzenden, die ſich auf den Trümmern angebaut, in den Grund zu ſtoßen. Der Erbadel befand ſich unter den Mitgliedern des erſten Socialcontracts; es läßt ſich dies auch in manchen Ländern geſchichtlich nachweiſen; mit dieſen ſchloſſen die ſpäter Hinzukommenden Verträge; die Nation, als ſolche, gab dieſen Verträgen Rechtskräftigkeit; wie kann nun dieſelbe Nation ſpäter unter irgend einem unhaltbaren Vorwande dieſe Verträge zerreißen und ihre Rechtskräftigkeit über den Haufen ſtoßen? Liegt hierin nicht die weitgedehnteſte anarchiſche Willkür, der fruchtbare Boden jeder Revolution? Die germaniſchen und ſtammverwandten Völker haben aber auch nie dieſe rechtliche Begründung des Standesunterſchiedes im Staatsverbande verleugnet. Dieſe germaniſche Volksehre, die ſich immerdar ſo tüchtig bewieſen, die in ihrem geſunden Kerne die Keime jeglicher Tugend und

Würde bewahrt, hat ſich auch nie der perfiden und frivolen Neuerungstheorie zugewendet, die ihr Heil in dem Zerſtören und Untergraben findet; dieſe germaniſchen Stämme haben immer eine Pietät für ihren Adel bewieſen und beweiſen ihn noch; es ſind nur die politiſch Zuchtloſen, die Schreier und Unterwühler unſrer Tage, die die Stimmen dieſer furchtloſen und treuen Pietät übertönen und ihr die marktſchreieriſchen Fragen ihrer kurzathmigen Exiſtenz unterſchieben. Wenn der Adel die Achtung des deutſchen Volkes nur nicht ſelbſt verſchleudert, ſo kann er ſicher ſein, kein Dritter raubt ſie ihm; aber freilich keine noch ſo ſicher und auf die heiligſten Verträge gegründete Geſetzlichkeit der Exiſtenz ſchützt einen Stand vor dem Andrang ſeiner Feinde, wenn er, moraliſch träge und verdumpft, ſelbſt feig ſeine Stellung aufgiebt. Geſetzlich werden ihn dann die Völker, die auf Verträge bauen, ſchützen, aber moraliſch ihn ſchützen können und werden ſie nicht, und ein ſittlich aufgegebener Stand iſt weit übler daran als ein geſetzlich aufgegebener. Doch Deutſchlands Adel wird's nie zu dieſem Aeußerſten kommen laſſen. Stolz auf die Stimme der Nation, die für ihn ſpricht, wird er ſich erheben und da ſeine Größe und die Feſtigkeit ſeiner Stellung ſuchen, wo beide begründet ſind, im Wohl des Staates, in der Liebe und Achtung des Volks. —

Daß nun der Adel heutigen Tages einen Schwung nehme, daß er ſich innerlich und äußerlich als tüchtig und zu der Stellung, die ihm geſchichtlich angewieſen und durch die Verträge der Völker geſichert iſt, ſich als berufen und beſtimmt öffentlich erweiſe, das iſt's, was ich mit den glühendſten Kräften meines Geiſtes wünſche. Ich hoffe auch zuverſichtlich, daß meinem Wunſche Gewährung wird. Darum und nur darum allein lebe ich. All mein Denken und Empfinden, mein Wollen und Begehren iſt einzig dieſem Ziele zugewendet. In mir lebt die glühende Idee meiner Standesehre als der mächtige Beweger und Erhalter meines Lebens. Als Knaben trieb mich die Unruhe dieſes wilden Lebenskeimes raſtlos hin und her, als Jüngling wanderte ich aus und ſuchte, indem ich der Welt und ihrem Urtheil Trotz bot, nur dem innern Geiſte, der mich trieb, Genüge zu thun, und jetzt als Mann wird mich die Zeit und ihr Drang nicht eher ruhen laſſen, als bis ich Etwas feſtgeſtellt und geleiſtet, was die Ehre des Mannes überhaupt, und beſonders die Ehre des Edelmannes unſrer Tage vor der Welt verkünden mag. Gott wolle, daß es mir gelinge. Ohne ihn iſt nirgends Kraft und Vollbringen! Er wird auch mir nahe ſein! —"

Paul hatte dieſe letztern Worte mit einer ſo leidenſchaftlichen Erregung geſprochen, daß ihm der Athem fehlte und eine dunkle Purpurgluth Wang und Stirn überflog. Die Männer um ihn her ſahen ihn mit Intereſſe und Staunen an. Seine Seele war ſo ſtürmiſch bewegt, ſo ganz mit Hoffnung und Licht gefüllt, daß ſie auch ihre Geiſter mit ſich fortriß und Lindfried rief: „Werde nur was du werden willſt, denn etwas Ungewöhnliches wirſt du immer werden; vielleicht iſt dir beſtimmt etwas Großes zu werden."

„Nein, nein!“ rief Paul. „Der Einzelne wird nicht groß heutzutage, ein Stand aber wird es leicht und ſicher, und den meinigen möchte ich groß und geſichert ſehn.“ —

„Und dann,“ rief er begeiſtert, „möchte ich allen meinen Standesgenoſſen zurufen: Sucht das Glück und den Ruhm jetzt anderswo, als wo ihr ſie bisher geſucht. Verlaßt die Fürſten, die euch zuerſt verlaſſen haben, euch, denen ſie Dank ſchuldig waren; wendet euch ganz und mit vollem Herzen dem Volke zu. Seid ihm, wozu ihr berufen waret, noch ehe Fürſten exiſtirten, Berather und Freunde! Rettet es gegen die ehrſüchtigen und eigennützigen Rathſchläge der Neuerer, ſchützt es gegen die ſchlechte Preſſe, die jedes Heiligthum unterwühlt, jede Pietät vernichtet, unter dem Deckmantel der Geſetze die Anarchie predigt. Ihr gehöret zum Volke; wie ihr aus ihm entſtanden ſeid, ſo entfernt euch denn jetzt auch nicht von ihm in der Stunde der Gefahr und Anfechtung. Seid Hüter und Bewohner eurer väterlichen Scholle. Auf dem Lande, beim Volke wohnet, nicht in Städten. Seid treu der alten Sitte, ſo wird die alte Treue auch Sitte werden. Wenn ich ſage: verlaßt die Fürſten, ſo meine ich nicht, daß ihr aufrühreriſch euch gegen ſie auflehnen ſollet, nein, zollt ihnen, was ihnen zukommt: Ehrfurcht, Gehorſam, ritterliche Treue, aber „dient“ ihnen nicht! Drängt euch nicht zu ihnen, wenn ſie euch nicht rufen! Zeigt ihnen, daß ihr eure Stellung neben dem Volke, als deſſen erſte und würdigſte Vertreter, kennt. Will euch die Huld des Fürſten beglücken, ſo weicht dieſer Huld nicht aus, doch ſucht ſie nicht, als wenn ihr nichts Höheres kenntet und wüßtet! Eure eigene Ehre iſt für euch höher als die der Fürſten. —

Um aber von dem Volke wie von den Fürſten gleich unabhängig zu ſein, um eure ehrenwerthe Stellung als Vermittler ſelber, wenn es ſein muß, zu behaupten, müßt ihr die Aktie, mit der ihr gleich anfangs am Gemeinwohl betheiligt waret, voll wieder herſtellen; das heißt, ihr ſollt neben eurer moraliſchen Geſinnung, neben eurer Perſon auch Länderbeſitz dem Staate einverleiben!"

„Länderbeſitz! Grundeigenthum!" rief Lindfried — „ja, dieſes Mittel, den Stand zu heben, ſehe auch ich als wirkſam an; doch auf welche Weiſe läßt ſich dieſer wieder herſtellen, wenn er verloren gegangen?"

„Durch Majorate," entgegnete Paul; „doch durch dieſe nicht allein."

„Und durch welches Mittel ſonſt noch?" fragte Lindfried.

Paul wandelte ſeine ernſte und tiefſinnige Miene in einen lächelnden Blick und ſagte dann in einem ſcherzhaften Tone: „Was denken Sie, mein Freund, zu einem weltlichen Cölibat?"

„Mein Himmel!" rief Lindfried erſchreckt, „haben wir an dem geiſtlichen nicht ſchon genug?"

„Nein, wir haben nicht genug."

„Ach, Sie ſcherzen. —"

„Durchaus nicht; mein vollſtändiger Ernſt. Hören Sie mich an. Der Edelmann, wie er heutzutage ſein muß, um Bedeutung für das Gemeinwohl und Anſehen im Staat zu haben, muß ſich an den öffentlichen Verhandlungen raſtlos bethätigt zeigen. Ein ſchlummernder oder müßiger Adel darf kein Adel mehr ſein. Sie ſehen aber ſelbſt ein, daß eine Familie, die arm an Vermögen und ſehr reich an Kindern iſt, dieſen weder die materielle Grundlage ihrer Stellung, noch durch Erziehung das moraliſche Gewicht im Staate ihnen geben kann. Es erwachſen aus dieſen Ehen jene traurigen, verarmten und geiſtig ſtumpfen und verwahrloſeten, oder früh durch niedere Dienſte geknechteten adeligen Sippſchaften, die dem Staat zur Laſt und dem reichen Bürger zum Spott dienen. Geſellt ſich zu dieſem niedern Geiſte und Vermögensſtand nun noch der Dünkel der Kaſte, ſo kann man es der öffentlichen Meinung wahrlich nicht verdenken, wenn ſie von einem ſolchen Adel ſich abwendet und die Pietät im Volke für die alten Geſchlechter immer mehr und mehr erliſcht. Es ſind alſo zwei Uebelſtände zu beſeitigen, erſtens der Zerſplitterung des Vermögens und zweitens dem zu ſtarken Anwachs der Familien entgegenzuarbeiten. Zu dem erſten Ziele gelangt man durch die Stiftung von Majoraten und ähnlichen Inſtituten, die zum Zweck haben, einen großen Länderbeſitz und daran haftende Rechte im Staate an einen alten und berühmten Namen zu feſſeln; um die zweite Aufgabe zu löſen, möchte man auf Schwierigkeiten ſtoßen, die zarterer und darum ungefügiger Natur ſind. Einem ernſten

Willen iſt aber große Kraft gegeben. Bei der Gründung eines Majorats hat man immerdar vielfältig auf das Mißfällige hingedeutet, das dadurch entſteht, wenn der Aelteſtgeborne vor den nachfolgenden Söhnen eine ſo große Bevorrechtung erhält; dieſer Uebelſtand iſt allerdings vorhanden, allein man würde irren, wenn man ihn eine Ungerechtigkeit, eine Beraubung nennen wollte; vielmehr giebt eine umfaſſende Gerechtigkeit dieſer Idee ihre Baſis. Der Einzelne tritt in Nachtheil, um dem Ganzen den Vortheil zu ſichern. Aber ſei dieſe Maßregel auch immerhin nicht ganz frei von Härte, ſo kann man dieſe Härte doch mildern, die ſcheinbare Ungerechtigkeit ausgleichen. Es frägt ſich nehmlich, wenn der Aelteſtgeborne, der Repräſentant der Familienehre und Familienmacht, den Beſitz und das Anſehen im Staate erbt, was bleibt den andern Söhnen? Sollen ſie, mit einem geringen Pflichttheil abgefunden, bürgerliche Aemter und Bedienungen bekleiden? Ihr Name wird ihnen dann oft hindernd und ſtörend ſein, und wenn ſie heirathen, ſo geſchieht eben wieder, was man vermeiden will, daß eine arme und gedrückte Familie, die einen berühmten Namen führt, in unziemlichen Verhältniſſen und unwürdiger Stellung lebt. Aemter, die eine würdige Stellung und zugleich einen großen Gehalt ihren Inhabern verleihen, ſind ſelten, und bei dem maßloſen Andrange, der heutzutage von allen Ständen aus, auch von ſolchen, die früher ſich beſcheiden zurückhielten und in niederer Arbeiterſphäre ſich glücklich fanden, nach Staatsämtern und Bedienungen vollführt wird, iſt es dem dürftig erzogenen und dabei vielleicht ſchwach gebildeten Adel, der von keiner Seite her unterſtützt wird, dem nirgends Sympathien entgegenkommen, der vielmehr überall die ſtärkſten Antipathien zu überwinden hat, doppelt ſchwer, ja faſt unmöglich, ſich in Anſehen und Geltung zu ſetzen, gegenüber dem bürgerlichen Element, dem immer reichlicher geiſtige Bildung und materieller Reichthum zufließen. Um alſo dem Adel einerſeits Kränkungen zu erſparen, die er nicht verdient hat, andrerſeits ihn zu verhindern Dienſte zu nehmen, die ihn erniedrigen, ſo muß der Stand als Corporation zuſammenhalten und ein Inſtitut gründen, in welchem gleichſam die Pflanzſchule des neuen Adels zu finden ſein ſoll. Ich denke mir dieſes Inſtitut als ein weltliches Kloſter. Aus gemeinſchaftlich geſpendeten Beiträgen wird in jeder Provinz ein Haus gegründet, das die nachgebornen Söhne der angeſehenen alten Geſchlechter aufnimmt und ihnen eine freie, ungetrübte und ungefährdete Exiſtenz ſichert unter der Bedingung, daß ſie nicht heirathen dürfen. Diejenigen nachgebornen Söhne, die ſich in dieſe Stiftung nicht aufnehmen laſſen, erhalten ein Jahrgehalt aus dem Fonds der Stiftung ausgezahlt unter der Bedingung, daß ſie ihren Adel ablegen und ſich einen andern Namen wählen. Es wird immer welche geben, die ſich auf beide Bedingungen nicht einlaſſen, die es vorziehn, frei, wenn auch mit Schande bedeckt, in der Welt zu leben, aber deren werden wenige ſein. Für diejenigen, die ihre Lebensaufgabe und Stellung begreifen, wird es eine willkommne Hülfeleiſtung ſein, ein Aſyl zu finden, wo ſie frei von den Sorgen der Exiſtenz, unbedroht von der Schmach einer zerfallenden Stellung, einer angefeindeten und niedrigen Wirkſamkeit, ſich den Wiſſenſchaften und einem ernſten thätigen Leben widmen können. Die Stiftung iſt natürlich kein Kloſter, ſie hat keine umſchließenden und von der Welt abſcheidenden Mauern, die Eigenthümer dieſer weltlichen Pfründe ſind dem Weltverkehr völlig frei gegeben, wenn ſie es wollen; ziehen ſie es jedoch vor, in der Einſamkeit ſich den Studien zu ergeben, ſo bietet ihnen die Stille und die mit Gärten umgebene ſchöne Lage des Stiftsgebäudes erwünſchte Ruheplätze. Welch ein Glück dies für den armen unbemittelten Edelmann, den es treibt, ſich mit Wiſſenſchaft und Kunſt zu beſchäftigen, der durch dieſe Nachhülfe im Stande iſt, ſegensreich zu wirken, ohne dabei in Dienſtbarkeit an den Fürſtenhöfen zu fallen. Welche erwünſchte Gelegenheit, durch Unterricht und Belehrung auf die junge Adelsgeneration zu wirken, ſie für große Zwecke und Anſichten, wie ſie die fortſchreitende Zeit fordert, heranzubilden; denn das Inſtitut muß auch Bildungszwecke in ſich vereinigen. Dabei bleibt es den Theilhabern unverwehrt, ſich um Aemter im Staate zu bewerben. Findet ſich eine Stellung, die ihnen die Exiſtenz ſichert und zugleich ihren Arbeitskräften eine würdige und weitwirkende Thätigkeit öffnet, ſo treten ſie aus dem Verein und überlaſſen ihren Platz daſelbſt einem Bedürftigeren. Der Adel iſt auf dieſe Weiſe nicht gezwungen, mit Haſt und Gier nach den kleinen Bedienungen zu jagen und mit jeder, die er zu erhaſchen im Stande, zufrieden zu ſein. Die andern Stände können hierbei nur gewinnen, für ihre Beſtrebungen iſt dann mehr Raum. Der Staat ſelbſt kann ſich nicht anders als dankbar für eine ſolche Einrichtung erweiſen, denn der Anwachs betitelter und mit hohen Anſprüchen auftretender Familien wird geringer, ohne daß dabei ihm die geiſtigen Kräfte entzogen werden, die er aus dieſem bevorrechtirten Stande zu ziehen gewohnt iſt. Um den Anwachs des unbemittelten und beſitzloſen Adels irgendwie zu beſchäftigen, iſt der Staat bisher genöthigt geweſen, eine große Anzahl kleiner Bedienungen und Aemter zu creiren, die, mit ſchmaler Beſoldung, dem Gemeinweſen wenig oder gar keinen Nutzen ſchaffen; er iſt ferner genöthigt geweſen, die ſtehenden Heere in ihrer ganzen Ausdehnung unverändert zu laſſen, lediglich um dem unbemittelten Adel auch hier Gelegenheit zu geben, ſich Erwerb und Stellung zu verſchaffen; dieſe Verpflichtungen fielen bei der obigen Einrichtung weg, und der Staat, aus Erkenntlichkeit, daß man ihn einer Verlegenheit enthebt, würde bereitwillig, wenn der Adelſtand es forderte, zu den Fonds der Stiftung ſeine Beiträge zulegen, um ſo bereitwilliger, da es ſich um Gründung eines rein ökonomiſch-ſtaatlichen Inſtituts, einer ſocialen Verbeſſerung handelt, nicht um Einſetzung eines neuen religiöſen oder politiſchen Ordens, der ſeine beſonderen herrſchſüchtigen und die Einheit der geſellſchaftlichen Verbindung hindernden Zwecke verfolgt. Uebrigens wenden wir unſern Blick in die Zukunft. Wenn, was bei der jetzigen Umformung der Dinge gewiß nicht ausbleiben wird, die ſtehenden Heere, als in dieſer Maſſe überflüſſig und koſtſpielig, abgeſchafft oder ſtark vermindert werden — welche Ausſicht bleibt dann dem Adel? Die Höfe, in ihrem Glanz reducirt, in ihren Mitteln beſchränkt, bieten keine Zufluchtsſtätte dar, die Aemter und Stellen ſind von einer mittlerweile herangereiften Generation, die ſchnell ſich emancipirt hat und von der Zeit gehoben wird, beſetzt — er wird, wenn er als bittender erſcheint, abgewieſen, nur als beſitzender wird er anerkannt. Wird es nun alſo nicht an der Zeit ſein, daß wir daran denken, unſern Kindern jene demüthige Rolle, die ſie über kurz oder lang ſpielen müſſen, zu erſparen? Man wird mir erwiedern: der Adel ſoll nur etwas Tüchtiges lernen, ſo wird er überall Erwerb und Ehre finden; dem iſt aber nicht ſo. Der Adel von heute iſt nicht mehr roh und ungebildet, er hat bittre Lehren empfangen und ſie zum Theil für ſich nutzbar gemacht, aber mit dem beſten Willen iſt's ihm bei dem ſchrankenloſen Andrang aller Kräfte im Staat, wie er jetzt ſtattfindet, oft nicht möglich, Wirkſamkeit und ehrenvolle Exiſtenz zu finden. Er arbeitet und rührt ſich tüchtig. Die Zeit der trägen und einfältigen Junker iſt vorbei, aber eben ſo iſt die Zeit vorbei, wo der Adel gewiſſe Vorrechte inne hatte, wo der Staat auf ſeine alten unbemittelten Familien Rückſicht nahm. Hier muß der Stand als Geſammtmacht eintreten und ſeinen einzelnen Mitgliedern Wege bahnen und Ausſichten eröffnen.“

„Jedenfalls fordern Sie da ein großes Opfer von ihrem Stande,“ ſagte Lindfried.

„Ja,“ entgegnete Paul lebhaft; „ich fordre ein großes Opfer. Ich will nicht allein, daß meine Standesgenoſſen Geldmittel hergeben, ſondern ich fordre auch, daß ſie Herz und Geſinnung hergeben. Aber ich weiß, daß ich von keinem Unvermögenden Opfer fordre. Ich weiß, daß in dem Adel, und namentlich in dem deutſchen Adel die Kraft wohnt, ſich tüchtig und von Grund aus zu regeneriren, und daß, wenn die mahnende Stimme einmal mit ganzer Kraft zu ihm gedrungen, er auch kein Opfer ſcheuen wird, die Pflichten ſeiner Stellung auszuüben. Dieſe mahnende Stimme dringt aber in unſern Tagen ſchon ſcharf genug in ſein Ohr.“

Siebentes Capitel.

Das Adelshaus.

„Sieh, meine theure Hermance, dieſes ſchlanke, zierliche Gebäude, daß trotz ſeiner luftigen Verhältniſſe doch ſo viel Gelaß bietet und ſo mächtige Räume in ſich faßt. Möchteſt du wohl darin wohnen?“ ſo fragte Paul, indem er ſeiner Frau einen Bogen Papier hinreichte, auf welchem er in den geſtrigen Abendſtunden, während Hermance ihm vorlas, eine ſkizzirte architektoniſche Zeichnung nebſt einem Plan entworfen hatte.

„Gewiß," erwiederte ſie; „und namentlich möchte ich dieſes Balkonzimmer inne haben, aus deſſen breitem Flügelfenſter ſicherlich eine ſchöne Ausſicht auf die umliegende Landſchaft ſich darbieten muß."

„Es thut mir leid, dieſes Zimmer kann ich dir nicht geben."

„So denn jenes Parterregemach," rief Hermance, indem ſie mit der Spitze ihrer feinen Stahlſcheere auf eine Abtheilung in der Zeichnung hinwies; „es hat eine hübſche Terraſſe dicht vor der Thüre."

„Auch dieſes bekommſt du nicht," entgegnete Paul trocken. „Ueberhaupt zeige ich dir das Haus nur, wie man böſen Leuten etwa das himmliſche Jeruſalem in Abbildung zeigt, um ihnen dabei zu ſagen, daß ſie nie hineingelangen werden."

„Das iſt nicht hübſch von dir, mein Freund. Für wen iſt denn dein Haus beſtimmt und wo ſteht es?"

Paul ſah ſie geheimnißvoll an und ſagte: „Bau und Baumeiſter, beide verhüllt noch der Vorhang der Zukunft. Frage mich nicht, mein Engel, wer die Hände ſein werden, die dieſe Bogen wölben, dieſe Säulen aufrichten, dieſe dichten Lauben und Baumgänge einſt pflanzen ſollen — ich kenne ſie nicht; jedenfalls werden andre Hände ſchon längſt früher den kleinen Hügel gewölbt haben, unter dem wir vereint ruhen. Ach, meine Hermance, was ſind menſchliche Pläne und Hoffnungen?

Die Spanne Zeit, die uns zugemeſſen iſt, ſuchen wir ängſtlich mit unſrer Perſönlichkeit, mit den Ausſtrömungen unſres Geiſtes zu füllen, und kaum ſind wir abgerufen, als der Nachfolger die Arbeiter entläßt, die Mauern niederreißt, die Geiſter eines fremden, ihm widrigen Willens roh von dannen ſcheucht. Dann iſt was wir liebten und hegten dem neuen Geſchlechte ein Spott und eine Thorheit.“

„Sage mir nur, für wen du das Haus beſtimmt haſt,“ fragte Hermance dringender.

Paul erhob ſeine dunkeln, träumeriſchen Augen und rief mit bewegter Stimme: „Denke dir, daß eine Zeit kommt, wo Deutſchland, innerlich gebunden und gehoben, ſeinem Adel wieder jene ehrwürdige Stellung anweiſt, die ihm zukommt, dann wirſt du auf jenem Hügel das Schloß Brunswick erblicken, wie es lieblich in der Sonne leuchtet und ſtrahlend ſeinen Glanz verſendet. Der Bauplan meines Großvaters, den wir manchesmal ſtaunend betrachtet haben, wird dann ausgeführt ſein und dieſes Schloß wird den Sitz eines Majorats bilden mit großem, unveräußerlichen Landbeſitz. Der Majoratsherr wird dem Gemeinweſen verantwortlich ſein für Geſinnung und Wort. Nicht von den Fürſten, nicht vom Volk abhängig, wird er, ein freier Edler, Beider Intereſſen in ſeiner Perſon vertreten. Er wird dem Lande, das ihn gebar, gehören und doch ſein eigner Herr ſein. Reich wird er ſein und doch arm, denn Alles, was er beſitzt, betrachtet er als eine Garantie, dem Gemeinwohl geleiſtet. Mit des Landes Wohlfahrt ſchwindet auch die ſeine. Das öffentliche Vertrauen iſt ſein ſchönſter Reichthum, die Liebe der Seinen ſein reichſter Beſitz. Unähnlich dem Geldariſtokraten, der, wenn Unglück übers Land kommt, mit dem Portefeuille zuſammengewucherter Papiere entläuft, bleibt er in der ärmlichſten Hütte unter ſeinen unglücklichen Kindern wohnen, denn die Zeit der Noth iſt gerade die, wo er ſich bewähren ſoll als Haushalter, als Berather, als Beſchützer der Seinen. Iſt nun der Erſtgeborne der Familie alſo auf ſeinen rechten und rechtmäßigen Platz geſtellt; ſo ſoll das Geſchick der nachgebornen Söhne nun ebenfalls nicht weiter im Ungewiſſen bleiben. Sieh her, meine theure Hermance, dieſes ſchöne Haus hat nicht Einer unſres Standes, nein, es haben vereint die ſämmtlichen Majoratsbeſitzer der Provinz es aufgeführt. Zunächſt iſt es beſtimmt, die nachgebornen Söhne jener bevorrechteten Beſitzer in ſich aufzunehmen, aber der edle Gemeingeiſt, der den Adel beſeelt, hat frühzeitig dafür geſorgt, daß, auch wo in nächſter Umgebung und auch wohl weiter hinaus der gedemüthigte und verarmte Träger eines ehrenwerthen Namens ſich findet, er bereitwillig Aufnahme finde in dieſen Hallen, deren Eingang das älteſte Adelswappen in der Provinz, vereinigt mit dem Wappen des Herrſcherhauſes, ziert.

Komm, ich werde dich durch die Räume dieſes Hauſes führen. Bilde dir vor, daß dieſes Haus ſchon zu unſern Zeiten exiſtire. Hier, nach der ſtillen Seite des Parks zu, den dunkeln Taxusgängen und wehenden Buchenwipfeln zugewendet, liegen die Zimmer, die den Gelehrten, den Jüngern und Meiſtern der Wiſſenſchaft eingeräumt ſind. Hier finden ſich die Apparate, die Sammlungen, die Bibliothek. Kühle grüne Dämmerung waltet in den hohen einſamen Gemächern. O, mein Kind, welch eine ſüße Stille für den armen umhergetriebnen Sohn der Erde! Welch ein Aſyl für den Geiſt, der da wirken will fern von dem Tumult der Märkte, dem Geſchrei der Straßen, dem Gewühl der kämpfenden Tagesintereſſen. Hierher zieht ſich der müde Weltmann zurück, der Philoſoph der Salons, hier ordnet er ſeine Erfahrungen und Maximen und legt ſie in Werken nieder, die die Literatur bereichern, indem ſie ihr Muſter der Anmuth des Stils zugleich mit den Gebilden aus einer höhern Geſellſchaftsſphäre übergeben. Dem Adel, der in der Intelligenz der Zeit nicht mehr nachbleibt, ſondern vorſchreitet, iſt vor allen Dingen eine ſo edel begründete und ſo feſte Muße-Exiſtenz nöthig. Der Beamtenſtube, der Caſerne iſt manches müßige, unzufrieden hinſchmachtende, in vergeblichen Anſtrengungen ſich abarbeitende Leben entriſſen. Aber wir wollen keine Müßiggänger heranziehen; darum iſt's Geſetz, daß Jeder am Schluſſe eines gewiſſen Zeitraumes Früchte ſeiner Thätigkeit vorzeige. Aus den Zimmern der Gelehrten führe ich dich über dieſe lichte heitre Gallerie in die Gemächer der Künſtler. Auch hier überraſcht dich eine ſich lebhaft äußernde Thätigkeit. Du betrittſt mit leidenſchaftlicher Theilnahme die Ateliers der Maler, der Bildhauer. Staunend fragſt du: Wo ſind denn plötzlich dieſe Genien aufgetaucht? Nicht plötzlich, mein Engel; dieſe ſchaffenden Talente waren immer da, doch es fehlte ihnen der

Raum und die Zeit ſich zu offenbaren. Jener Maler — du biſt ihm oft begegnet — war in eine enge Uniform geſchnürt, war ein unnützer und lächerlicher Krieger, der mit Widerwillen und nur um ſich der Nahrungsſorgen zu entſchlagen, den Militärſtand wählte; jetzt athmet er frei in dem Bereich, das ihm zugewieſen. Jener Bildhauer? — Du kennſt auch ihn — du haſt ihn oft an unſerem Fenſter vorübergehen ſehen, ein Bündel Acten tragend, gebückt und gepeinigt, faſt erliegend unter der Laſt einer Exiſtenz, die er verwünſcht, die er aber gewählt hatte, weil ſie ihm ein ſtandesgemäßes „Elend“ ſicherte. Und nun der Dichter! Sieh dort ſein feuriges Auge glühn! Erinnere dich des bleichen Mannes, in das enge grüne Röckchen geknüpft, mit den intereſſanten, aber von Kummer und nie geklagtem Gram früh gefurchten Zügen, wie er um eine kleine Bedienung unter meinen Forſtbeamten nachſuchte, anfangs mir einen falſchen Namen und dann ſtotternd ſeinen wahren Namen nannte, ein Name, der oft in Marmor und Erz auf unſern vaterländiſchen Monumenten, in Kirchen und Rathhäuſern eingegraben ſteht, und ich ihn erſchreckt und verwundert fragte, wie er dazu komme, in dieſem Aufzuge und um ein ſolches Amt zu werben. Beſinne dich, welch eine jammernswerthe Erzählung er uns gab? Wie er uns bekannte, daß ihn nicht endendes Mißgeſchick verfolgt und ihm und den Seinen jede Schmach, jede Erniedrigung, die eines Mannes Seele empören, das Herz eines Weibes unter blutigen Thränen brechen muß, geworden ſei, wie er jetzt ſeinen letzten Verſuch mache, das Gefühl und den Gemeingeiſt ſeiner Standesgenoſſen wachzurufen. Wie beſchämt ſtand ich da! Unſer kalter, egoiſtiſcher, an den Höfen der Fürſten entarteter Adel, wie wenig mußte er von ſeinem einſt ihm ausſchließlich eigen geweſenen Gemeingeiſt noch im Buſen hegen, daß ſolche Fälle vorkommen konnten. Im Triumph führte ich meinen armen bleichen Bittſteller in dieſe Räume ein. Hier zeigte es ſich nun, daß ich der Nation einen Dichter gerettet hatte, einen Dichter, deſſen Geiſt von ungemeiner Kraft und Schönheit war. Der Arme, er hatte das kleine Förſteramt geſucht, lediglich um in der poetiſchen Einſamkeit der Waldes ſich und ſein Leid zu begraben.

Aber nicht allein als Arbeitsſtätte für das rüſtige Mannesalter, nicht als Aſyl für die letzten Tage des Greiſes, auch für die aufwachſende Jugend iſt mein Adelshaus beſtimmt. Hier iſt die Schule der Sitten. Du weißt, wie unſre Salons jetzt unausſtehlich ſind, wie roh die Sitten geworden, wie jede feine Form, jede ſchöne Modellirung, die an die bewegliche Statue des Geſellſchaftsmenſchen die Hand der Kunſt und der Anmuth legt, wie ſie von einer mißverſtandnen Doctrin verabſcheut und zurückgewieſen wird. Der geſellige Verkehr, ſo wie er jetzt beſteht, iſt eine Anhäufung von unſittlichen und anmaßenden Elementen. Ich verſtehe unter unſittlich nicht jene Indecenz, wie ſie ſich in laſciven Licenzen im Zeitalter der verderbten franzöſiſch-engliſchen Geſellſchaft documentirte, ſondern die cyniſche Unſittlichkeit, die die geſellſchaftlichen Formen als Heuchelei und Unnatur verachtet und durch Grobheit und Inſolenz ſich den Rang einer ascetiſchen Würde und Tugend geben will. Der Adel muß wieder zeigen, daß er „Meiſter der Sitte“ iſt. Von ihm aus muß neu die zarte Rückſicht gegen Frauen, die perſönliche Eleganz und Liebenswürdigkeit im Umgange, die Verleugnung des rohen Egoismus und der bäuriſchen Derbheit in die Geſellſchaftsformen übergehen. Die Revolution und ſpäter das Militairregiment Napoleons, der von ihm ausgehende Caſernenſtyl im Umgange beider Geſchlechter und in der Geſellſchaft hat die Sitten maßlos verſchlechtert, und die modernen Brutus-Grimaſſen unſrer jungen Zerriſſenheitsmänner und Freiheitsdeclamatoren haben das ſchon Schlimme noch mehr verſchlimmert. Wir kommen nur noch zuſammen, um uns gegenſeitig zu zeigen, wie ſehr wir einander mißfallen. Das muß natürlich aufhören, wenn irgend von geſellſchaftlichem Zuſammenleben die Rede ſein ſoll. Die Geſellſchaft wie der Staat hat ihre Disciplin, die ſtraff und ſtark gehandhabt ſein will. Ein ſich Unterordnen, ein ſich Verleugnen muß, wenn das Individuum mit gutwilliger Einſicht nicht ſelbſt ſich dazu verſteht, von der Corporation „erzwungen“ werden. So muß man auch heutzutage die guten Sitten erzwingen. Die härteſte Strenge werde dabei angewendet; bei der Licenz, die jedes Band lockert, iſt ſie ganz an ihrem Platze. Mit der Erziehung muß jedoch ſchon angefangen werden, und darum ſiehſt du auch hier einen Theil der Inſaſſen meines Adelshauſes beſchäftigt, die Jugend auch nach dieſer Seite hin zu bilden. Fürchte nicht, daß ihr die Grundſätze eines Cheſterfield eingeübt werden: unſre Zeit iſt ſo reich an wahrem Sittlichkeitsgefühl, dieſes Gefühl iſt ſo ſehr das Gemeingut aller Claſſen und Stände geworden, daß die Verirrungen einer überfeinen Geſellſchaftscultur nicht mehr zu befürchten ſind. Aber freilich der verwilderten Generation wird Manches wie Uebertreibung ausſehen, was keine iſt; jede „feine“ Sitte wird ihr ſchon als eine „frivole“ erſcheinen. Dieſem Vorwurf zu begegnen, müſſen freilich unſere Reformateren gewarpnet ſein.“

Hermance legte das Blatt lächelnd bei Seite und ſagte dann nach einer Pauſe: „Dein Adelshaus iſt ganz nach meinem Sinne gegründet, nur will ich dir zu bedenken geben, ob nicht durch ein ſolches Inſtitut gerade das befördert wird, was die Zeit allmälig verbannen will, nehmlich daß der Standesgeiſt, oder mit einem unedleren aber ſchärfere Ausdruck der Kaſtengeiſt, noch ſchroffer als bisher ausgebildet wird.“

„Mein liebes Kind,“ rief Paul, „was du Standes- oder Kaſtengeiſt nennſt, iſt meiner Anſicht nach und wenn man die Sache auffaßt, wie ſie aufgefaßt ſein will, grade etwas unſrer Zeit ſehr Nöthiges. In einem wohl und feſt gegliederten Staate ſind die einzelnen Stände ſtreng in ihren Pflichten und Berechtigungen abgeſchloſſen, und ein ſogenanntes philoſophiſch-koſmopolitiſches Durcheinander, ein Gemiſch von Humanität und Menſchenrechten iſt recht eigentlich der Verderb jeder ſtaatlichen Vereinigung. Der Adel ſoll ſich als Stand fühlen, und die übrigen Stände müſſen wiſſen, wo er zu finden iſt, wenn er in ſeinen Pflichten fehlt, in ſeiner Stellung zurückbleibt. Mögen die andern Stände ihre Ehre und ihre Stellung eben ſo wahrnehmen, alsdann wird's ums allgemeine Beſte wahrlich nicht ſchlimmer ſtehen. Was iſt damit gewonnen, wenn wir den Adel, wie es theilweiſe jetzt ſchon geſchieht, mit den übrigen Ständen vermiſchen? Ein Zwitterſtand, der nirgends zu Hauſe iſt, der die Anmaßungen aller Stände mit dem revolutionären Princip der roheſten Pöbelmaſſen verbindet."

„Der Adelſtolz iſt mir immer höchſt widrig und verächtlich erſchienen," ſagte Hermance.

„Nicht der Stolz an und für ſich," entgegnete Paul, „iſt verdammungswerth, ſondern ſein Gegenſtand macht ihn dazu. Der Edelmann, wie ich ihn mir denke, ſoll ſtolz ſein; er ſoll es ſein auf den großen Beſitz und den ehrenvollen Namen, den er führt, er ſoll es ſein auf die ſtaatliche Stellung, die ſchon ſeine Vorfahren einnahmen und die er nunmehr einnimmt, er ſoll es endlich ſein auf das Vertrauen, das die übrigen Stände ihm ſchenken und deſſen Zeugniß in den oft harten, immer aber mit Selbſtverleugnung und Aufopferung verknüpften Pflichten ruht, die ihm zur Förderung des allgemeinen Wohles auferlegt ſind. Ein Adel freilich, der Nichts hat als den Namen, der mit ſeiner Exiſtenz auf dem Allgemeinen laſtet, nicht es trägt, der in Müſſiggang und hochfahrender Thorheit ſeine Tage verbringt, der darf freilich nicht ſtolz ſein; allein der Mann der Pflicht, der Treue und der angeerbten Macht, der ſoll und darf ſtolz ſein, und in dieſem Sinne möchte ich den Adelſtolz eher noch nähren als ihn zurückdrängen. Indem ich die armen und ſtimmeloſen Edelleute im Staate verſchwinden mache, hebe ich die reichen und ſtimmehabenden. Ueberdies habe ich dieſen erhöhten und geſteigerten Corporationsgeiſt nöthig, um ihn als Haupthebel in der Geſetzgebung meines Adelshauſes anzuwenden. Vom Stande aus, der ſich als Stand fühlt und geltend macht, müſſen die Geſetze ausgehen, die dem Inſtitut Leben und Dauer verleihen. Wenn der Adel auf ſeine Koſten einer großen Anzahl ſeiner Mitglieder eine ſorgenfreie und ehrenwerthe Exiſtenz zuſichert, ſo hat er das Recht, gewiſſe Geſetze und Verordnungen ausgehen zu laſſen, denen Folge geleiſtet werden muß. Darin unterſcheidet ſich auch meine projektirte Vereinigung von jenen im Mittelalter und bis auf die neueſte Zeit hin noch herrſchenden halb geiſtlichen, halb weltlichen Ritterorden, die auch mit dem Cölibat belegt waren. Dieſe Genoſſenſchaften hingen in der Feſtſtellung ihrer Organiſation von einem äußern Willen ab, Papſt und Kaiſer theilten ſich in der Befugniß, über ſie zu gebieten und ſie zu ſchützen. Nicht ſo mein Adelshaus. Vom Adel ſelbſt und nur von ihm allein gegründet und geſchützt, erhebt es ſich feſt auf dem Fundament der ſtaatlichen Bedürfniſſe unſrer Tage gegründet, der Forderungen, die eine fortgeſchrittene Zeit an den Adelſtand richtet. Fürſt und Kirche können ihrerſeits, wenn ſie die Brauchbarkeit des Inſtituts eingeſehn, daſſelbe begünſtigen, aber ſeinen eigentlichen Lebensnerv ihm rauben oder geben können ſie da nicht.

denn nur der Adel allein kann des Adels Stütze und Helfer ſein heutzutage; nur der in der urſprünglichen Idee zu ſeiner erſten Reinheit, Würde und Macht ſich ſelbſt hinleitende Stand kann geſetzgebender und geſetzvollſtreckender Körper ſein in der beabſichtigten Vereinigung. Es erſchiene ja ſonſt höchſt anmaßend, daß der Adel ſich herausnimmt, einigen ſeiner Mitglieder den eheloſen Stand aufzuerlegen, daß er andern das Recht, ihren Namen zu führen, ſtreitig macht; wo wäre Grund und Entſchuldigung für ein ſolches tyranniſches und ſcheinbar willkürliches Verfahren zu finden, wenn nicht die Standesehre, die Geſammtvernunft der Corporation zum Beſten Aller ſpräche. Nur wenn der Stand einſieht, daß Alle verloren ſind, wenn nicht Einzelne geopfert werden, nur dann darf zum Vollzug der allerdings harten Maßregeln geſchritten werden, die hier beabſichtigt werden. Dieſe Maßregeln ſind hart, ich gebe es zu, aber lange nicht ſo hart und grauſam als die Correctionsmittel, die die öffentliche Meinung ausſpricht und ananwendet. Es iſt hart, auf das Glück der Ehe und des Familienlebens verzichten; aber es iſt tauſendmal härter, ein geliebtes Weib, eine zahlreiche Familie durch alle Schmach einer bürgerlich angefochtenen und gedrückten Exiſtenz ſchleppen zu müſſen. Es iſt hart, gezwungen zu ſein, einem ſchönen angeerbten Namen zu entſagen; aber es iſt noch viel härter, dieſen Namen zu führen, verſunken in das tiefſte Elend, gegenüber dem Hohn des Pöbels. Forſchen wir etwas genauer, welch ein Motiv es iſt, das die zahlloſen politiſchen Apoſtaten in unſerm Stande jener nivellirenden liberalen Partei in die Arme wirft? Wir finden, daß es die erſchütterte politiſche Baſis ihrer Exiſtenz iſt, der Krieg, den Armuth und Hochmuth, ein berühmter Name und eine vollkommen machtloſe Stellung im Staate mit einander führen. Auf der andern Seite ſehen wir, daß ein gewiſſer matter, zu allem Ja und Amen ſagender Servilismus, der den Glanz und die Macht der Fürſten wahrlich nicht erhöht, ebenfalls aus jenen Beſitz- und Stimmeloſen unſres Standes ſich herleiten läßt."

„O wie ſehr haſt du recht in dieſen Worten," rief Hermance lebhaft. „Die troſtloſen Servilen, die ganz marklos Socialen unſres heutigen Adels ſind mir noch viel mehr zuwider als die, die, ihren Adel als ein Schandkleid abwerfend, in die unterſte Pöbelclaſſe wie in die ihnen zukommende Sphäre ſich begeben."

„So laß uns denn jetzt fürs Erſte die Pforten unſres Adelshauſes ſchließen," ſagte Paul, indem er die Zeichnungen in die Mappe zurücklegte. „Die Stunde unſres Spazierganges iſt gekommen; wir müſſen heute den Hof des armen Anderſon in Augenſchein nehmen. Lege nur in deinen Korb einige kleine Geſchenke und Erfriſchungen für das kranke Weib, die, wie du neulich mir geſtandeſt, dich ſo lebhaft an Melanie erinnert."

„Ja," entgegnete Hermance; „es iſt ſeltſam, wie das hochmüthigſte und das demüthigſte Geſchöpf ſich einander körperlich ähnlich ſehen können. Das Auge Melanie's, dieſes kalte, ſtrenge, verweiſende Auge ſieht mich hier an aus dem ſanften und leidenden Geſicht einer armen kranken Bäuerin. Gieb Acht, mit dieſer Mirjam, wie ſie ſich nennt, hat es noch irgend eine ungewöhnliche Bewandtniß."

„Du nimmſt," bemerkte Paul, „die Romantik deiner großen Städte mit hierher in die patriarchaliſchen Einöden Weſtphalens. Sie paßt hierher nicht." Hermance gab lächelnd und kopfſchüttelnd den Arm ihrem Führer und beide eilten den langen dunkeln Baumgang hinab, der auf das Feld und ins Dorf führte.

Achtes Capitel.

Paul errichtet ein Denkmal einem — Bauern.

„Gnädiger Herr, der alte Voigt iſt dieſe Nacht geſtorben," begann der Amtmann eines Morgens ſeinen Bericht und ſetzte dann nach einer kleinen Pauſe hinzu: „es war ein Mann, der wohl werth der Achtung und Liebe war, die die Gemeinde ihm zollte."

„Ihr habt ihn genauer gekannt, Amtmann?“

„Man kennt ſich wohl, wenn man Haus an Haus mit einander lebt. Uebrigens war der Verſtorbene ein Halbbruder meiner ſeligen Frau.“

„Warum ließ er ſich ſo ſelten ſehen? Ich erinnere mich, den weißköpfigen Alten nur ein paar Mal zu Lebzeiten meines Vaters auf dem Schloſſe erblickt zu haben.“

„Gnädiger Herr, das hatte ſo ſeine eignen Gründe. Der ſelige Herr mochte den Voigt nicht, und der Voigt war nicht der Mann, dort ſich hinzudrängen, wo man ihm nicht mit der gehörigen Achtung, wie er ſich ausdrückte, begegnete. Denn mein alter Verwandter war auf ſeine Weiſe ſtolz. Der ganze Streit und Aerger zwiſchen dem ſeligen Herrn Baron und dem alten Voigt ſchreibt ſich von der Zeit her, wo der ſelige Herr das Cabinet ſteinerner Merkwürdigkeiten anlegte und in der Umgegend Steine ſammeln ließ. Der Voigt brachte ihm eines Tages einen ganzen Sack voll Steine, die, als der Baron ſie beſichtigte, ſeinen großen Zorn erregten. „Voigt,“ rief er, „Ihr habt mir da gewöhnliche Feldſteine gebracht; was ſoll ich mit denen?“ „Herr,“ entgegnete Jener, „ich wollte nur damit ſagen, daß Gott einen Stein wie den andern geſchaffen hat, und daß man, wenn man einmal Steine ſammelt, auch die Feldſteine nicht außer Acht laſſen ſoll.“ Der Herr Legationsrath gingen auf dieſe Gründe nicht ein und geruhten ſämmtliche

Steine aus dem Fenſter zu werfen. Dies wurmte den Voigt gewaltig, denn unter den Feldſteinen hatte er das Bauernvolk verſtanden und meinte, dieſe wären einem Baumeiſter ſo recht eigentlich die nützlichſten Steine. Aber der Herr Baron wollten kein Baumeiſter ſein, ſondern nur ein gelehrter Curioſitätenſammler. Dies verſtand der Voigt nicht. So gingen denn Beide hinfort ihre eignen Wege. Als Sie, gnädiger Herr, zum erſtenmal zur Beichte gingen, erſchien der Voigt auf dem Schloſſe und überreichte der Frau Baronin einen großen Blumenſtrauß; ſeitdem hat man ihn dort nicht wieder geſehen.“

„Ihr habt ihn wohl in der letzten Zeit, wo er krank war, gepflegt?“ fragte Paul.

„Ich und der Herr Pfarr,“ entgegnete der Amtmann. „Wir pflegten ihn ſorgſam.“

Paul hörte mit Freude Gotthards Namen nennen; er wußte jetzt, daß der Voigt eine tüchtige Natur geweſen ſein mußte, denn Gotthards Aufmerkſamkeit zu erregen und zu feſſeln konnte nur einer ſolchen gelingen. „Erzählet mir noch etwas mehr von eurem alten Verwandten!“ ſagte er zum Amtmann.

„Ich wollte, gnädiger Herr, Sie hätten ihn in ſeinen guten Tagen geſehen, wie er auf ſeinem Hofe ſaß und die Bedrängten und Hülfeſuchenden zu ihm kamen in ganzen Schaaren, nicht allein von benachbarten Höfen, ſondern ſelbſt von fremden Dörfern her. Ein Voigt hatte damals große Gewalt, und wenn er ſich mit den Bauern einerſeits und mit den Behörden andererſeits gut zu ſetzen wußte, ſo konnte er Manches ins Werk richten, was ſelbſt der Gutsherrſchaft nicht durchzuführen gelingt. Mein alter Verwandter war aber ganz der Mann dazu, ſeine Macht ſo weit wie irgend möglich auszudehnen. Obgleich nur ein ſimpler Bauer und keinerlei Gelehrſamkeit mächtig, verkehrte er doch ganz trefflich mit den gelehrten Herrn und wußte vor Gericht ſeine Worte ſo gut zu ſetzen, daß es eine Freude war. Mit den Bauern war er dann wieder Bauer. Kam von oben her eine Strafe dictirt, ſo vollzog er ſie nicht ſchleunig, ſondern ließ erſt die Uebertreter des Geſetzes zu ſich kommen, erklärte ihnen den Fall und erſt, wenn dann nochmals gegen das Gebot geſündigt wurde, kam er mit der Strafe. Auf dieſe Weiſe rettete er die, die nur aus Unwiſſenheit gefehlt hatten. Wer Schuldforderungen hatte, kam zuerſt zu ihm, ehe er ſich an die Gerichte wandte, und der Voigt beſchied dann die Verſchuldeten, um ſich mit dieſen zu berathen. Wo er Leichtſinn ſah, kam er ſtreng hervor, wo aber wirkliches Elend ſich zeigte, da half er und gab oft das Unentbehrliche ſelbſt aus dem Hauſe. Eben ſo wenn ſich ein Streit erhob, ſo ſah man ihn mit den Gemeindeälteſten an den Ort hingehen, wo der Handel auszumachen war, dort hörte er beide Theile und machte billige Vorſchläge. Selten war's, daß die Leute ſich hierbei nicht beruhigten; ging jedoch der Eine oder der Andere doch zum Gericht, ſo gab der Voigt ihm ſein Gutachten über den ſtrittigen Fall mit, und allemal nahmen die gelehrten Herrn auf dieſes Gutachten genaue Rückſicht. Zahlloſe Proceſſe ſind auf dieſe Weiſe vermieden worden. Kam die Zeit, wo die Steuern eingetrieben wurden, ſo wußte er ſehr wohl, welchem Bauer das Zahlen gerade jetzt ſchwer oder gar unmöglich fiel; er ſchwieg daher mit ſeiner Forderung und kam erſt dann wieder hervor, wenn er wußte, daß der Bauer Geld eingenommen hatte. Dann borgte er aber auch nicht eine Stunde weiter, denn dem Faulen oder Leichtſinnigen Vorſchub geben und Nachſicht beweiſen ſchien ihm eine arge Verſündigung an dem Fleißigen und Redlichen. Die Verbeſſerungen in der Feldercultur, die oft ſo leichtſinnig von oben her anbefohlen werden, fanden an ihm keinen bereitwilligen Vertreter und Verbreiter; obgleich er nicht ſtörriſch an dem Alten feſthielt, mochte er das Neue doch nur in dem Falle annehmen, wenn deſſen praktiſcher Nutzen eine gründliche Verbeſſerung nicht allein in Hoffnung ſtellte, ſondern auch ſicher gewährte. In dieſem Falle war er nicht zu täuſchen. Er kannte die Vatererde wie ſeinen eignen Herd, und ſein treues Gedächtniß gab ihm genau die Jahre des Mißwachſes an und deſſen Urſache. Eben ſo wie das Land kannte er auch ſeine Bewohner. Es gab weit und breit in der Runde keinen Hof, deſſen Eigenthümer irgendwie Heimlichkeiten vor ihm hatte: er wußte um den Hausſtand, um die Familie des Eigners, um die Hoffnungen und Wünſche. So auch war ihm manche heimliche Unthat, manches üble Thun, das nie ans Licht gekommen, wohl bekannt; er warnte und belehrte im

Stillen, ſo daß Strafe und öffentliches Aufſehen glücklich vermieden wurden. Unſerm alten Pfarrer gab er oft den Text zur Predigt, ſo lange der alte Herr ſich noch Etwas ſagen ließ und ſich um die Dinge im Dorfe kümmerte. Kurz, mein lieber gnädiger Herr, gab es irgendwo einen Vater und Freund der Gemeinde, einen Berather und Helfer in jeglicher Noth, ſo war er es, und ich möchte keinem böſen Buben rathen einen Stein auf ſein Grab zu werfen."

„Und wo fände ſich auch wohl ein ſolcher!" rief Paul. „Wenn der Mann allgemein verehrt war, ſo wird er auch keine Widerſacher gehabt haben."

„Er hatte dennoch welche. Als der ſelige Herr Legationsrath von ſeiner letzten Reiſe heimkehrte, brachte er einen kleinen geputzten und ſehr leutſeligen Mann mit. Dieſer ſollte gleichſam dem alten Voigt die Stange bieten und ihn nach und nach aus den Mäulern und Herzen der Leute vertreiben. Dies neue Herrchen war lauter Lieb' und Milde; er drang in den Baron, die alten Kirchenſtrafen abzuſchaffen, damit die hübſchen Weiberchen und Dirnen im Dorfe nach Luſt und Gefallen ſündigen könnten. Der alte Voigt aber hielt ſtreng auf die gute Zucht, und ich habe erlebt, daß er einer Dirne, die mit ihrem Gelde ſich einen gutmüthigen Burſchen zum Ehemann gekauft, ſelbſt den Kranz vom Haupte riß. Dann taſtete das Herrchen auch an unſre Armengeſetze und wollte da auch in lauter Milde und Freundlichkeit die Leute zu Tagedieben und

Spitzbuben machen. Des Voigts Grundſatz war aber: „die Armuth muß ſchimpflich ſein.“

„Wie!“ rief Paul, „hatte der gerechte Mann ſolche ungerechte Ausſprüche?“

„Nicht ungerecht, gnädiger Herr. Wer den Bauersmann kennt, wer über das nachgedacht, was bei uns ſchimpflich und was bei uns ehrenvoll heißt, der wird dem Urtheil des Voigts auch hier beipflichten. Rechte und tüchtige Armengeſetze und Verordnungen ſind die Seele der Geſetzgebung auf dem flachen Lande. In den Städten mag Manches anders ſein, obgleich die Städte auch wohl gut thäten, hie und da von uns zu lernen. Bei dem Bauern iſt's Ehre, ſein Brod nicht geſchenkt zu erhalten; ein geſunder, fleißiger Menſch iſt nie arm. Ihr ſolltet nur ſehen, Herr, wie man bei uns zu arbeiten verſteht. In der letzten Erndte ſah ich die Frau eines Heuermanns, der außer Landes dem Verdienſt nachging, ſelbſt mähen und binden, und dabei hatte ſie ihr Kind in die Furche gelegt, wo es ſo ruhig wie in der Wiege ſchlief. Nach einer Weile legte ſie die Senſe nieder, ſetzte ſich auf eine Garbe nieder, gab dem Kinde die Bruſt und mit zufriedenem Lächeln ſah das geſunde, friſche Weib auf ihr Glück und ihre Schätze. Wer ſo thätig iſt, weiß, was es heißt arbeiten. Aber freilich, wenn wir erfahren, das daß Elend in unſrer Nähe Platz genommen, iſt's leichter mit weichlichem unthätigen Mitleid Almoſen zu ſpenden, als ſelbſtthätig der Quelle des Uebels nachzugehen, Lagen und Verhältniſſe zu prüfen und zu ſondern.“

„Es iſt wahr!“ rief Paul; „der Mann kann mit ſeinem Spruche doch Recht haben.“

„Er hatte Recht, gnädiger Herr, das beweiſt, daß kein wirklich Armer ihm zürnte, nur die Vagabunden waren ihm gram, die ſo leicht das Ohr des mildthätigen Reichen durch ihre Lügen für ſich gewinnen. Wir haben aber leider noch eine gute Anzahl dieſer böswilligen Müſſiggänger, und dieſe ſind's, die das Andenken des alten Voigts verunglimpfen. Zu ihnen geſellen ſich die fremden Patrioten, die ſeit einiger Zeit ſich hier und da in den Schenken ſehen laſſen und dem Bauern predigen, ihn zum Unverſtand und zum Aufruhr reizen.“

„Ich habe von dieſen Patrioten keinen bemerkt,“ rief Paul.

„Sie wiſſen noch nicht, wie ſie mit Ihnen daran ſind, gnädiger Herr;“ entgegnete der Amtmann, „und dieſe Vögel ſind vorſichtig. Ganz im Geheimen treiben ſie ihr Werk. Noch heute ſah ich zwei aus der Schenke unten am Bach treten, ſie fragten mich, wo die große Straße nach dem Marktflecken läge, und die Straße lag doch dicht vor ihrer Naſe. Es war eben blos, um mit mir anzubinden. Der Voigt wußte ſie überall aufzuſpüren und wegzutreiben. Jedes falſche und böſe Spiel war vor ſeinem Blicke unverborgen. Der Himmel weiß, wie er's anfing, aber er wußte eben Alles.“

Paul ſah den Amtmann, der im Eifer für ſeinen alten Freund ganz warm ſich geſprochen hatte, mit einem lächelnden

Seitenblick an und ſagte dann ſehr ernſthaft: „Ja, auf das Grab dieſes Mannes gehört ein Stein.“

Der ehrliche Alte ſperrte Mund und Augen auf und hielt die Hand ans Ohr, als hätte er nicht recht gehört. Paul wiederholte ſeine Worte und ſetzte hinzu: „und zwar werde ich ſelbſt es ſein, der dieſen Stein —

„Aufs Grab wirft!“ ſchrie der Amtmann, im Schrecken allen Reſpect vergeſſend. „Gnädiger Herr — ich, ich — mit Ihrer Erlaubniß — ich möchte es nicht dulden.“

„Wie, Schaub, Sie wollen es nicht dulden, daß ich Ihrem Freund eine Ehre erweiſe?“

„Eine Ehre, Herr, wenn Sie Steine auf ſein Grab werfen!“

„Werfen? Wer ſpricht von Werfen? Ich ſagte, daß ich ihm einen Stein aufs Grab ſetzen laſſen werde; einen Ehrenſtein — ein Denkmal, damit auch unſre Kinder einſt wiſſen ſollen, daß da ein braver Mann begraben liegt. Vorausgeſetzt daß alle Ihre Nachrichten völlig wahr und gegründet ſind, worüber ich noch heute den Pfarrer befragen will.“

„Befragen Sie jedes Kind im Dorfe, gnädiger Herr!“ rief der Amtmann in voller Freude. „Ich habe nicht zu viel geſagt. Wenn Sie nicht erſt ſo kurze Zeit hier wären, hätten Sie Alles dies ſelbſt hören können.“

Paul hatte allerdings ſich ſchon ſehr genau mit dem Weſen und dem Charakter des Verſtorbenen bekannt gemacht. Eine

Perſönlichkeit und Wirkſamkeit wie die des alten Bauern, den die Gemeinde jetzt verloren hatte, wäre dem aufmerkſamen Blick unſres Freundes nicht entgangen, wäre ſie auch weniger auffällig oder bekannt geweſen. Er fand es nur für gut, den Amtmann über dieſen Gegenſtand zur Sprache zu bringen. Was er jetzt hörte und ſpäter auch noch von Gotthard beſtätigen ließ, brachte ſchnell den Plan zur Reife, den er ſchon lange bei ſich gehegt, er wollte nehmlich, da er ſich jetzt als Oberhaupt, als Vater der Seinen betrachtete, auch ein geiſtiges Urtheilstribunal, ſo weit ein ſolches ſich in dieſer Sphäre geltend machen laſſen konnte, errichten; er wollte ſeiner kleinen Gemeinde Gelegenheit geben, eine öffentliche Meinung auszuſprechen; dadurch gedachte er das Band zwiſchen ſich und ſeinen Bauern noch feſter zu knüpfen. Nicht blos das materielle Intereſſe ſollte ſich gemeinſchaftlich auf beide Theile bindend erſtrecken, auch geiſtige Beziehungen konnten und durften ſtattfinden. Ein Fall, wo ein Urtheil, das die Gemeinde gefällt, vom Gutsherrn beſtätigt werden mußte, lag jetzt vor. Paul hätte die Gelegenheit, eine Demonſtration in ſeiner Weiſe zu geben — und er liebte, wie wir ſchon öfters bemerken konnten, die Demonſtrationen ſehr — nicht beſſer erwarten können, als er ſie hier fand. Von dem leidenſchaftlichen Wunſche beſeelt, das Glück der Seinen zu gründen, ihre Liebe und ihr Vertrauen ſich dauernd zu erwerben, ging er jetzt froh ans Werk, ſeinen Bauern zu zeigen, wie viel ihm daran lag, daß derjenige, den ſie ehrten und liebten, auch von ihm geehrt und geliebt werde, daß das, was ein redlicher Mann an ſeinem ihm angewieſenen Platze gewirkt, in ſeinen Augen Verdienſte waren, eben ſo gültig und anerkennungswerth als jene vielfach belobten und gerühmten Thaten, die einen größern Wirkungskreis und mehr Beobachter zugetheilt erhielten. Der alte Voigt war der Typus eines ächten weſtphäliſchen Bauern der guten, tüchtigen Zeit, derb in Wort und Geberde, aber durch und durch ehrlich, treu und goldrein in Gewiſſen und Geſinnung. Solch ein Mann war nach Pauls Anſicht aller Ehren werth, und ſie ſollten ihm auch werden. Er entwarf ſchnell eine Zeichnung, die er durch einen Boten in die Stadt zu einem ihm wohlbekannten geſchickten Steinmetzen ſchickte. Das Denkmal ſollte nicht, wie viele Denkmale heutzutage, auf ſich warten laſſen. Es ſollte am ſelben Tage eintreffen, wo das Erndtefeſt gefeiert würde. Dieſes Feſt war auch eine neue, von Gotthard, Lindfried, dem Amtmann und Hermance gebilligte und mit ihrer Hülfe angeordnete Feierlichkeit. Zwar hatte immer an dieſem Tage ein Erndtefeſt beſtanden, aber die alten Gebräuche dabei waren nach und nach in Abnahme und Verfall gerathen, manche erlaubte und die Menge beſchäftigende Luſtbarkeit war einem trübſeligen Verbeſſerungs- und Aufklärungseifer gewichen, mancher alte Gebrauch als Aberglauben verſchrieen und verſtoßen. Gotthard aber, und mit ihm Paul, war der Meinung, daß dem Volke in ſeiner glücklichen Naturnähe, gleichſam an ihren Brüſten liegend, die ſüßen Ahnungsſchauer nicht genommen werden dürften, die ſich als Sagen und Glaubensgebilde in dem ſonſt ſo einförmigen und ſchmuckloſen Leben des Landmannes verkörperten. Die Religion, die einzig wahre und ächte, der das Volk bedürftig iſt wie des Brods zum Leben, wurzelt in dieſem Naturleben, als in ihrem eigentlichen Boden. Die Aufklärung und die eitle Wiſſenſchaft unſrer Hypercultur, die in den naturfernen und combinirten Verhältniſſen unſres Städtelebens ihren Sitz hat, ſchneidet, wenn ſie hier ihr Meſſer anſetzt, gerade die edelſten und geſundeſten Fruchtkeime der Volksbildung und Volksreligion aus. Wenn die Religion ſich heutzutage mit der modernen Philoſophie zu dem Zweck dieſer Verſtümmelung verbindet, ſo zeigt ſich nur hierdurch, daß ſie ſich die Kraft, die Geiſter auf dem rechten Wege zu erhalten, nicht mehr zutraut. Eine in ihre vollen Rechte eingeſetzte und mit ihrer ganzen Kraft wirkende Volksreligion braucht nicht vor dem unſchädlichen Aberglauben des Volkes zurückzubeben, im Gegentheil, ſie wird dieſe Naturmyſtik, dieſes Anbeten des geheimnißvollen, in der Tiefe aller Erſcheinungen ruhenden Symbols, ſo wie es der ungebildete aber empfängliche Sinn des Landmanns auffaßt, als ein Mittel mehr gebrauchen, die Herrſchaft über die Geiſter und Gewiſſen, die ihr zuſteht, zu begründen. Dies war Gotthards Anſicht, und er veranlaßte Paul, alle alten vergeſſenen Gebräuche, ſo weit ſich dies in veränderten Ortsverhältniſſen thun ließ, neu wieder einzuführen. Wir haben ſchon geſehen, daß auf Schloß Brunswick noch die Weiſe der Väter ſo ziemlich beſtand, was die Zuſammenkünfte und Feſte der Familie betraf; es war dies auch der Fall im weiter ausgedehnten Gebiete, im Leben der Gemeinde und Höfe; ſehr große Aenderungen waren alſo nicht nöthig. Unter den Volksbeluſtigungen, die in ihre alten Rechte völlig wieder eingeſetzt wurden, gehörte beſonders der Tanz. Der ſogenannten Aufklärung der erſten Jahrzehnte unſres Jahrhunderts war es gelungen, den Tanz der Bauern als unſittlich zu verſchreien; der Pietismus vollendete ſpäter das mißverſtandene Verſtändigkeitsprincip und machte den unſchuldigen Tanz nun gar zur Sünde. Der Legationsrath hatte, ſeinem Bruder Lorenz zu Liebe, den Tanz, wo er es nur irgend durchſetzen konnte, ganz verboten. Pauls Mutter, die liebevoll aber ſchwachſinnig war, hatte eine Erziehung genoſſen, die ihr den Bauern, ſein Leben, ſein Leid, ſeine Freude als Gegenſtände erſcheinen ließ, unwürdig jeder Betrachtung und Fürſorge. Sie war gewohnt, Alles roh und widrig zu finden, was bäuerliches Leben oder bäuerliche Verhältniſſe betraf. Ihr gutes Herz und ihr von Natur edler Sinn hatten ſie jedoch abgehalten, geradezu jene vornehme grauſame Theilnahmloſigkeit und Kälte zu zeigen, die jedes Vertrauen, jede verſuchte Anhänglichkeit im Keime tödtet. Sie war es jetzt auch, die ihrem Sohne zuerſt Recht gab und ſich ſeinen Neuerungen fügte. So viel Nachgiebigkeit von Seiten ſeiner Mutter hatte Paul kaum erwartet, um ſo lebhafter freute er ſich deſſen. Auf ſeine beiden Oheime machte er von vorn herein keine Anſprüche. Der Major war in dem Maaße ſchwach und hinfällig geworden, daß er ſich kaum mehr außerhalb ſeines Zimmers ſehen ließ, und Onkel Lorenz war ſelten auf dem Schloſſe gegenwärtig; er hatte in der Nachbarſchaft auf dem Landgute eines befreundeten Edelmanns einen kleinen frommen Conventikel geſtiftet, in deſſen Mitte er ſich auf ſeine Weiſe mit Predigt und Liederſingen wirkſam zeigte. Wenn er zu Hauſe war, ſo vermied er Gotthards Nähe, der in ſeinem ſcharfen, beſtimmten Weſen ihm geradezu zuwider war. Gotthard ſeinerſeits that auch Nichts, den ſchwächlichen Alten für ſich zu gewinnen. Mit ſeiner Tante hatte Paul neuerdings wieder nähere Verbindung angeknüpft. Sie war trotz ihrer lächerlichen Seltſamkeiten doch auch wieder ſo verſtändig und klug, liebte Paul ſo lebhaft und mochte ſo gern ihm auf ſeinem Wege folgen, daß unſer Held, ſo viel ſich's thun ließ, ſie willig in ſeine Karten blicken ließ, das Spiel, das er Andern verbarg, ihr offen vorlegend. Auf die Einladung, zum Erndtefeſt zu erſcheinen, hatte ſie geantwortet, daß ſie kommen würde, wenn ihr „Zuſtand“ es nur irgend erlauben würde; dieſes geheimnißvolle Wort „Zuſtand“ brachte Paul zum Lachen. Er wußte, daß es eine Narrheit von ſeiner Tante war, immer den Verwandten und Freunden einbilden zu wollen, daß ſie im Begriff ſtehe, eine Frucht ihrer Ehe ins Leben zu ſetzen. Dieſe Hoffnung, als ſie zum erſtenmal leiſe angedeutet, dann Herrn von Polter ins Ohr geflüſtert, endlich laut den Nachbarfrauen verkündet wurde, brachte die ganze Gegend in Aufruhr, und auf Schloß Brunswick wurde ſchon ein alter Familientag, der ſeit undenklichen Zeiten immer für ſolche Fälle im Kalender roth angeſtrichen war und der den vulgären Namen „der Storchentag" führte, vorläufig zu einer Feier bezeichnet, wo die Familienglieder ſich vereinigen und auf „die Hoffnung der Schweſter Amelie" fröhlich beiſammen ſein wollten. Einige ältere Frauen ſchüttelten freilich die Köpfe und die Legationsräthin hatte ein langes Geſpräch hinter verſchloſſenen Thüren mit dem Arzte, nach deſſen Beendigung ſie roth und erhitzt und mit einem Zug von Kummer und Schrecken wieder heraustrat. Bruder Anton ließ in ſeiner brüsken Weiſe ſich vernehmen, indem er zu ſeiner Frau gewendet ſagte: „Es ſoll mich doch wundern, wie der Huſar es anfangen will ein Kind in die Welt zu ſetzen!" Dieſe Rede hatte die häßliche Bezeichnung Huſar wegen des ſtark zunehmenden Schattens auf der Oberlippe der Tante Amelie, es wurde aber allgemein äußerſt ſchonungslos gefunden, daß gerade der Major dieſe Bezeichnung brauchte und daß er ſie brauchte bei einer ſo zarten und bedenklichen Angelegenheit. Nichtsdeſtoweniger lachte man doch über dieſen Scherz, denn auf Schloß Brunswick ließ man keinen Scherz unbelacht vorübergehen. Einige Wochen vor dem Storchentag kam die Nachricht, daß Frau von Polter ſich geirrt habe und daß diesmal Nichts von ihr zu hoffen und zu erwarten ſei. Die Verwandten empfingen dieſes Schreiben, als ſchon die Familienkutſchen bepackt waren, und ſo fuhr man denn doch auf Schloß Brunswick, und der Storchentag wurde dennoch gefeiert. Denn Dank ſei es der zahlreichen Sippſchaft der Brunswicke, es fand ſich eine junge Dame, die — nun die in gewiſſer Beziehung mit dem Zweck des Storchentags zu ſtehen behauptete.

Bei Eintritt des Winters und als der erſte Schnee fiel, empfing die Legationsräthin ein myſteriöſes, mit großer Gefühlsaufregung abgefaßtes Schreiben, in welchem es hieß: „Meine Theure, denke an mich, wenn die weiße Leichendecke die Erde umzieht! Denke daran, daß ich dann vielleicht unter dieſer Decke ſchlummre. Glaube mir, ich fühle mich nicht ſtark genug den großen Moment zu ertragen. O hätte ich nie den Brautkranz durch meine Locken geflochten! Traue meiner Verſicherung, mein gutes Julchen, die Ehe iſt ein beneidenswerther, ein göttlicher Stand, aber ſie legt uns Frauen ſchwere Pflichten, große Kämpfe auf. Meine Kammerjungfer ſagte mir, daß ſie heute Nacht geträumt habe, wie ein Rabe ein Kinderhäubchen in der Luft getragen. Ich bin, Gottlob, ſo verſtändig, an Träume nicht zu glauben, aber diesmal, wegen meines „Zuſtandes", habe ich ſo miſerable Nerven, daß das Kinderhäubchen und der Rabe mich doch entſetzlich afficirt haben. Lache nicht, gutes Julchen; über eine Frau in meinem „Zuſtande" darf man nie lachen." Die Legationsräthin war auch weit entfernt vom Lachen, ſie erſchrak im Gegentheil heftig, da das zweimal unterſtrichne Wort „Zuſtand" ſie wieder in die alten Befürchtungen und Qualen ſtürzte. „Alſo doch!" rief ſie und ſetzte ſich raſch hin, um den Verwandten die neue Wendung der Dinge zu melden. Aber ſie erhielt Antworten, daß man nicht kommen werde, weil man der Sache nicht traue. Dies war beleidigend für die Legationsräthin; aber wie gedemüthigt war ſie, als wirklich ein neuer Widerruf erſchien, und Frau von Polter auf dieſelbe ſentimentale Weiſe wieder ableugnete, was ſie einige Wochen früher behauptet hatte. Nun hatte ſie aber auch bei Pauls Mutter alle Glaubwürdigkeit verloren, und keine neue Ankündigung wirkte mehr. Sie legte ruhig und lächelnd alle ſpäter einlaufende Briefe bei Seite, beantwortete keinen und ging jetzt offenbar wieder in ihrer Indifferenz zu weit, denn Frau von Polter zögerte nicht, dieſes Verfahren einer beiſpielloſen Kälte und Liebloſigkeit zuzuſchreiben, wobei ſie jedoch nicht beachtete, welch eine Aufregung ihr erſter Brief, der dieſes jetzt ſo entwürdigte Thema behandelte, bei allen Verwandten und am meiſten bei der Legationsräthin bewirkt hatte.

Neuntes Capitel.

Das Erndtefeſt.

Es war ein beſonders ſchöner warmer Tag, der das geputzte und bewegliche Völkchen beſchien, das ſich in dem zwei Stunden Weges vom Schloſſe entfernten Dorfe verſammelt hatte und gleich nach dem Kirchgang den Anfang der beſprochenen Feſtlichkeiten erwartete. Noch war der Platz, der zu den Spielen und zu manchen andern noch zur Zeit verhüllten Herrlichkeiten und Wundern eingezäunt war, für die Menge nicht geöffnet. Erwartungsvoll ſtand dieſe theils auf der Landſtraße, theils auf dem nahe liegenden Baumaterial und Gerüſten gruppirt und warf neugierige Blicke auf die unten hin gebreitete Wieſe, die im hellen Sonnenſtrahl ſchimmerte und eine große Anzahl gedeckter Tiſche zeigte, mit weißen Tüchern bedeckt und mit Blumen geſchmückt. Dieſe Tiſche, die in einem länglichten Viereck geſtellt waren, ſchloſſen einen etwas erhöheten Platz ein, auf dem ſich eine junge Eiche erhob, die heute mit bunten Bändern, gleichſam wie mit flatternden Wimpeln, verziert war. Ein Tiſch und ein Stuhl unter der Eiche deuteten ſchon an, daß hier etwas Feierliches, vielleicht eine Rede oder Predigt abgehalten werden ſollte; der unter Tiſch und Stuhl gebreitete Teppich ſteigerte jedoch die Erwartungen beſonders hoch.

Als die letzten Glockentöne verhallt waren, ſah man von der Kirche aus einen Zug daher ſchreiten. Vier Aelteſte, paarweiſe, traten voran, ihnen folgte der Amtmann, der eine verhüllte Tafel trug, dann kam der Vikar, begleitet vom alten Schloßkaplan, der eigends an dieſem Tage von einem benachbarten Landſitze herüber gekommen war. In der Mitte des Zuges zeigte ſich der junge Gutsherr, von Paul und Gotthard geführt. Der Knabe ging ſtill und die Menge mit aufmerkſamen Blicken betrachtend einher; ſeinen kleinen Strohhut, der mit Blumen geſchmückt war, hielt er in der Hand. Die offenen und freundlichen Züge des Kindes machten einen wohlthuenden Eindruck. Mehrere von der Dienerſchaft des Schloſſes bildeten das Ende des kleinen Zuges. Als man vor das Gitterthor des Zauns kam, wurde dieſes mit Feierlichkeit geöffnet und auf einen Wink des Pfarrers ſtrömte jetzt die Menge herein, ſich ruhig und in geſetzter Ordnung verhaltend, denn auf Allen lag das Gefühl, als geſchähe jetzt etwas ſehr Ernſtes und ſehr Wichtiges. Der Amtmann ſtellte ſeine Tafel auf ein beſonderes Gerüſt, wo ſie Allen ſichtbar war, und auf ein Zeichen Paul's nahm er den Ehrenplatz am Tiſche ein und las mit lauter Stimme die einzelnen Paragraphen ab, die auf der Tafel enthalten waren. Sie enthielten in kurz zuſammengedrängten Sätzen die neue Gemeinde- und Gutsordnung, die Paul im Verein mit ſeinen Freunden ausgearbeitet hatte.

Dieſer Feſttag war übrigens nicht neu. Die Aelteſten der Gemeinde erinnerten ſich, daß auf dieſem ſelben Platze vor etwa funfzig und mehren Jahren zurück der Vater des Legationsraths die Aufhebung der Leibeigenſchaft unter Ceremonien und vielen Reden hier verkündet hatte. Es war damals die Humanitäts- und Liberalitäts-Periode, und das Rouſſeau'ſche Syſtem der Menſchenrechte war, auf eine wunderliche Weiſe traveſtirt, auch hier in einem entfernten Winkel unſeres cultivirten Erdtheils proclamirt worden. Paul konnte von jenen Beſtandtheilen damaliger Geſittung und Ordnung, wie man ſie dem Volke aufzudrängen verſuchte, Nichts brauchen. Dieſe Freiheitsphraſen, die ſich auf Nichts baſiren, dieſe philoſophiſch ſein ſollenden Maximen, die ſich bei dem geringſten Verſuch, ihre Wirkſamkeit auf die Maſſen zu erproben, als unhaltbare bewieſen, endlich der ſchlecht verhehlte Hohn, der gegen Religion und alte ehrenvolle Satzungen und Rechte ſich aus dem Prunke leerer Declamationen hervordrängte, machte dem redlichen und offenen Charakter des Enkels die tönenden Reformationsverſuche des Großvaters verhaßt. Er brachte ein wahres Bedürfniß zu helfen mit, der Großvater hatte nur Eitelkeit und Prunkſucht an den Tag legen wollen. Dennoch war der Platz beibehalten worden und dies erwies ſich als eine ſehr glücklich angebrachte Vorſicht, denn geſchickt knüpften nun alte Erinnerungen die vorige Bedeutſamkeit des gleichſam geweihten Ortes an ſeine jetzige Beſtimmung.

Es wäre zu weitläufig, ſämmtliche Punkte der neuen Gemeinde- und Gutsordnung hier anzuführen, es genüge die vorzüglichen Beſtandtheile dieſes Uebereinkommens zu bezeichnen. Der erſte Punkt betraf die Kornpächte, die Zeitfriſten, an denen das Pachtkorn abzuliefern war, das Recht des Gutsherrn, wenn die Verpflichteten den Termin verſäumten; der zweite beſtimmte die Hof- und Felddienſte, der dritte die Naturallieferungen, der vierte zeigte an, wie viel Holz auf den einzelnen Höfen geſchlagen werden durfte und welche Zeit zum neuen Anwuchs der Forſten beſtimmt ſein ſollte. Der fünfte Paragraph beſchäftigte ſich mit dem Schuldenweſen und gab an, in wie weit das Eigenthum des freien Höflers mit Forderungen zu belaſten geſtattet ſein ſolle; der ſechſte und ſiebente ordnete die Gefälle, Abgaben und Begünſtigungen bei Hochzeiten, Erbſchaften, Kindtaufen. Hier gab es mehrere Unterabtheilungen, welche die Rechte, wie ſie die Bauern unter ſich ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren feſtgeſetzt hatten, enthielten. Dazu gehörte das Uebereinkommen, daß das, was die Braut oder der Bräutigam in einen Hof gebracht, nie wieder zurückfiel; der überlebende Ehegatte hatte den Nießbrauch des ganzen Hofes und verlor ihn, wenn er ſich wieder verheirathete, doch konnte der Gutsherr gewiſſe Jahre ihm zugeſtehen, im Fall die Kinder erſter Ehe noch minderjährig waren, mußte jedoch das Gutachten der drei Dorfälteſten nachholen, die ihrerſeits die Sicherheit ſtellten, daß der Hof in dieſen Jahren nicht verwahrloſt würde; waren aber keine Kinder vorhanden, ſo mußte der fremd eingekommene Theil, welcher zur andern Ehe ſchreitet, den Hof und das Hofgewähr dem nächſten Erben räumen. Was die Erbſchaften betraf, ſo beſtand das Geſetz, das Paul in ſeiner ganzen Schärfe erneute, den letzten Willen eines Erkrankten ohne Rechtskraft und Geltung zu erklären; Verlaſſungen und Vermächtniſſe konnten demnach nicht anders als bei geſunden Tagen in Perſon unter der Eiche und vor gehegtem Freihofe geſchehen. Hiermit war zahlloſen Proceſſen und dem unwürdigſten Betruge geſteuert. Ein Zuſatz zu den Erbrechten ſagte in ſehr naiver Sprache: das jüngſte Kind erbt, damit die ältern aus dem Neſte ſind, wenn der Erbe wieder brüten will. — Die abgehenden Söhne erhalten Koſt und Kleidung im elterlichen Hauſe bis ins einundzwanzigſte Jahr, dann bekommen ſie zur Ausſteuer einen vollſtändigen Anzug und einen Malter Korn. Giebt ihnen der Vater mehr, ſo iſt's ſein freier Wille, verlangen darf der Sohn es nicht. Die Töchter, welche bis in ihr achtzehntes Jahr im elterlichen Hauſe frei unterhalten werden, bekommen, wenn ſie dieſes verlaſſen, einen Brautwagen. Das unbewegliche Gut, die Gebäude und Alles, was zum Hofgewähr gehört, darf bei dieſen Ausſtattungen nie angegriffen werden. Zur Erbſchaft kommt Nichts als das vorhandene baare Geld, das ungeſchnittene Linnen und das vorräthige Silbergeräthe.

Mit großer Genauigkeit hatte Paul die Armengeſetze ausgearbeitet. Hier war der Amtmann ihm von großen Nutzen geweſen; ebenſo hatte er es in Berathung mit ſeinen Gemein-Aelteſten durchgeſetzt, daß ſeine Bauern künftighin ſich von jedem koſtſpieligen Gerichtsgange fern hielten. Er wollte ſie dazu bringen, ihn als ihren erſten und einflußreichſten Berather und Helfer anzuſehen. Demnach nahm er für ein gewiſſes Jahrgeld, zu dem die Gemeinde beiſteuerte, einen gemeinſchaftlichen Advocaten an, der die Pflicht hatte, jeden Handel, bevor er an die Gerichte kam, zu prüfen und wo möglich zu ſchlichten. Hiermit war ein neues feſtes Band zwiſchen Gutsherrn und Gemeinde geknüpft. Betraf es einen geringern Streit, ſo verordnete Paul, daß Schiedsrichter, von den Bauern ſelbſt gewählt, die Mißhelligkeit beſeitigten. Dieſe Schiedsrichter mußten ſich jeden Sonntag Nachmittag in einem beſondern Zimmer in der Schenke verſammeln und durften nicht eher trinken, bis ſie ſich zu einem gemeinſchaftlichen Ausſpruche vereinigt hatten. Ihrem Urtheilsſpruche mußten die Streitenden ſich fügen.

Der Inhalt der Tafel wurde in ſaubrer Abſchrift unter Rahmen gebracht und an eine der Säulen zur Seite des Altars in der Kirche angeheftet, eine Abſchrift erhielt der Gutsherr und eine der Amtmann oder der Voigt. An jedem Erndtetage wurde die Tafel in Feierlichkeit abgeholt und ihr Inhalt abgeleſen.

Die Bauern hatten aufmerkſam zugehört, der Vorleſer hatte klar und deutlich und vor allen Dingen langſam ſeine Aufgabe gelöſt. Der feierliche Moment war vorüber und hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt. Paul ſah mit großer Zufriedenheit, wie die kurzgefaßten Sätze dem Auffaſſungsvermögen der Zuhörer ſich innig anſchloſſen und das Verſtändniß weckten, die regſte Theilnahme überall hin verbreiteten. Der ſonnenhelle Tag und die kleine in treuer Einigkeit verſammelte Gemeinde, die tiefe Stille, die unter dieſer Zuhörerſchaft herrſchte, machten auf ſein leicht erregtes Gemüth den gewaltſamſten Eindruck. Er gelobte Gott in ſeiner Seele, dieſe ſchönen Augenblicke der Weihe nie zu vergeſſen und treu auf dem Wege auszuharren, den er jetzt eingeſchlagen. Gotthard, der jetzt an den Tiſch trat, ſchien von einer ähnlichen Aufregung erſchüttert, denn ſeine ſonſt ſo ruhige und feſte Stimme bebte, als er die ſegnenden Worte des Friedens, die dieſen feierlichen Act beſchließen ſollten, ſprach. „Jetzt haltet nur treu an Geſetz und Ordnung, ſo wird Gott mit uns ſein!“ rief er. „Arbeite Jeder, daß er in ſeinem Sinn und Herzen beſſer werde, dann wird der Gemeinde der Segen nicht fehlen. Erwartet das Heil nicht von auswärts: in eurem eigenen Hauſe, in eurer eigenen Bruſt, in eurem eigenen Gewiſſen wohnt es; ruft es mit Ernſt und Sorge wach und es wird erſcheinen. Bleibt treu dem Geſetze, damit das Geſetz wieder für euch treu ſei. Seid arm und demüthig, denn dem Armen und Demüthigen hilft Gott. Laßt euch die Stimme der Welt nicht verführen; ſetzt ihr, wo ſie ſich hören läßt, euer eignes feſtes und ſtarkes Vertrauen entgegen. Wenn ſie voll Habgier und Gewinnſucht nach Schätzen und Reichthum verlangt, ſo ſeid ſtolz, daß ihr arm und genügſam ſeid, denn euch lehrt der Glaube, daß irdiſch Gut, und wenn ihr deſſen die Fülle hättet, nicht euer Gedeihen fördert. Laßt Andre ſchwelgen, ihr habt in eurer Armuth und im Entbehren den Frieden Gottes, den Jene nicht haben. Denn die Welt giebt nur, was ſie zu geben hat; an dem Schluß wollüſtiger Tage und ſchwelgeriſcher Nächte ſteht der Tod und das Gericht. Ihr, die ihr glaubt und wißt, daß Gott vergilt, ihr ertragt ein armes und gedemüthigtes Leben mit Freudigkeit, denn eure Tage, wie ſie auch ausfallen mögen, kommen von ihm, und er vergilt. Die, die Wolluſt, Reichthümer und Ehren verlangen, wiſſen nicht, daß Gott unter ſeinen Geſchöpfen mit Weisheit die Gaben ſeiner Güter vertheilte, daß ein zufriedenes Herz und ein demüthiger und gehorſamer Sinn alle Ehren der Welt und alle Schätze der Erde aufwiegen. So haltet denn feſt am Glauben, am Recht und an der Ordnung! Liebt euch unter einander, ſtehet dem Armen bei, ſeid arbeitſam und achtet und gehorſamt den Obern, die Gott über euch geſetzt! Friede mit euch!" —

Während dieſe Worte geſprochen wurden und die Feierlichkeiten unter der Eiche ihrem Schluß entgegen gingen, ſtanden auf einer Anhöhe oberhalb der Wieſe zwei Männer, von denen der Eine, auf ſeinen Stock gelehnt, mit Lächeln niederſchaute und der Andere mit großer Bedächtigkeit ſeine Tabaksdoſe öffnete und eine ſehr feierliche und langſame Priſe nahm. Der jüngere von dieſen Beiden, der ſeine beobachtenden Blicke abwärts richtete, wandte ſich jetzt zu ſeinem Gefährten, und indem ein ſarkaſtiſcher Zug über ſein breites, von Bart über und über bewachſenes Geſicht glitt, rief er: „Ha, was ſagen Sie nun, Herr Leberberg? Iſt unſre Reiſe nun umſonſt geweſen? Haben wir nicht Menſchen- und Länderkenntniß eingeſogen?"

„Nennen Sie das Menſchenkenntniß, ein Bauernfeſt mit anzuſehen?" fragte der Journalverleger in einem trocknen Tone. „Ich muß geſtehen, ich ſehe dergleichen lieber auf Kupferſtichen oder in modernem Holzſchnitt, was noch den

Vortheil hat, daß ich's zu Hauſe beſehen kann und mich nicht Luft und Wetter auszuſetzen brauche.“

„Sie haben kein Herz fürs Volk, Herr Leberberg.“

„Ach laſſen Sie dieſe Phraſen, Beſter! Hier hört uns doch Niemand. Sparen Sie dergleichen für unſer Journal auf!“ entgegnete der Angeredete verdrießlich.

„Nun wie Sie wollen; es thut mir nur leid um Sie, daß Sie die Politik ſo im Kleinen treiben; daß Sie eben Nichts damit gewinnen wollen als Geld.“

„Und wollen Sie denn etwas Anders mit ihr gewinnen?“

„Natürlich nicht, nein. Aber Sie können glauben, daß, wenn wir große Netze ausſpannen, wir mehr fangen als mit kleinen. Darauf kommt's an. Sehen Sie zum Beiſpiel hier dieſen Landedelmann, dieſen kleinen modernen Feudalbaron, er wagt es ſeinem Häuflein Bauern eine Conſtitution zu geben, bevor noch ſein Landesherr ſeinen Unterthanen eine gegeben hat. Iſt das nicht ergötzlich? Und zwar iſt dieſer Baron Niemand anders als der junge ſchriftſtellernde Vagabund, der vor einigen Monaten zurück an unſerm Journal arbeitete. Man ſehe, was das für Zeichen der Zeit ſind.“

„Wie?“ rief Herr Leberberg erſtaunt, „dieſer Baron wäre jener junge Burſche, dem ich aufgab, nach einem gewiſſen Recepte Romane zu ſchreiben?“

„Danken wir Gott, daß er keine geſchrieben hat. Laſſen Sie ſich erzählen, was ich durch meinen kleinen Spion Abraham erfahren habe. Dieſer Baron iſt reich, gleichſam koloſſal reich, er hat in der Reſidenz unnütze und ſchwelgeriſche Tage hingebracht, wie alle Seinesgleichen; plötzlich fährt ihm das Fieber der Zeit in die Glieder, er verſchenkt ſein Vermögen — ich ſage Ihnen, er verſchenkt ſeine Reichthümer und wird arm, ganz arm, und wird ausgelacht, derb ausgelacht von aller Welt, beſonders von ſeinen Standesgenoſſen — aber er duldet Alles, wiſſen Sie wohl weshalb?“

„Gewiß hat er ſich in eine hübſche Bürgertochter verliebt und ſchüttelt nun Alles ab, was ihn an die Meſallianz erinnern könnte. Man kennt das!“

„Nein, man kennt das nicht, oder wenigſtens Sie kennen das nicht. Sie ſtecken noch mitten darin in der Clauren'ſchen Romanepoche. Wer zum Guckuck wird heutzutage noch aus Liebe Thorheiten begehen! Wie abgeſtanden und altbacken iſt das! Nein, unſer Baron verſchenkt ſeine Reichthümer, um zu merken und an ſich abzufühlen, wie es den armen und arbeitenden Claſſen zu Muthe iſt. Deshalb greift er ſelbſt zum Spaten und zur Lohnſchreibefeder. Deshalb —“

„Oh — oh! oh! das iſt eine unwahrſcheinliche Geſchichte!“ rief der Verleger des Argus.

„Nicht ſo unwahrſcheinlich, wenn Sie ſich etwas mit dem abgegeben hätten, was heutzutage die Köpfe und Gewiſſen der

Generation füllt. Ich ſage Ihnen, als ich dies Alles hörte, ſo empfand ich etwas von dem, was man Achtung vor dem menſchlichen Geiſte nennt.“

Herr Leberberg ſah Herrn Tribus mit großen Augen an, wie man Einen anblickt, der von einer Geſpenſtererſcheinung ſpricht. Er begnügte ſich jedoch eine Priſe zu nehmen und dem großen Publiciſten nicht zu widerſprechen. Als dieſer aber nach ſeiner auffallenden Erklärung hartnäckig ſchwieg und immer nach der Wieſe hinabſchaute, rief er endlich: „Aber wozu denn das Alles? Bringt das uns Geld ein? Können wir dieſen Baron mit ſeinen wunderlichen Einfällen für unſere Küche ſchlachten?“

„Nein,“ entgegnete Herr Tribus, „er hat ſich für ſeine Perſon unſrer Gerichtsbarkeit entrückt, aber das Feld, auf dem er arbeitet, das können wir benutzen, indem wir zwiſchen ſein Unkraut unſern Waizen ſäen.“

„Wie ſoll das geſchehen, mein Lieber?“

„Auf die leichteſte Weiſe. Sie haben in den zwei Tagen die wir hier herum geſtreift ſind, ziemlich deutlich ſehen können, welche Phyſiognomien das Land hat, ſo ziemlich iſt dies die Phyſiognomie von ganz Deutſchland, einige nördlich liegende Provinzen etwa ausgenommen. Dieſer Baron, der, wenn Sie wollen, ein Phantaſt iſt, von der glühenden Begeiſterung für Menſchenwohl und für die Veredlung ſeines Standes erfüllt iſt, hat ſehr wohl mit dem untrüglichen Inſtinkt des rechtlichen Willens den Punkt heraus gefunden, von dem aus eine entſcheidende Wirkſamkeit aufs Volk geäußert werden kann. Er führt es zur einfachen Tugend, zur Ordnung, zur Arbeitſamkeit, zum Glauben zurück. Er wohnt ſelbſt in ihrer Mitte und lebt und leidet und freut ſich mit ihnen. Einem ſolchen Adel, das geben Sie mir zu, iſt ſchwer beizukommen. Kein Zeitungsblatt, und wenn es der Engel Gabriel ſchriebe, könnte einer ſo feſten Poſition irgend Etwas anhaben. Wie der Rieſe Anteus wird er immerdar Kraft aus dem Boden ſaugen, auf dem er fußt. Dabei hat der junge Herr in unſre Küche geſchaut, er hat mit offenen Augen auch anderwärts hin ſeine Blicke gerichtet; er iſt alſo kein Landjunker, der nie hinter ſeinem Ofen hervorgekommen, dem wir nicht weißmachen können, was uns beliebt. Solche Leute ſind uns gefährlicher als der Zorn und die Cenſurſcheere der Regierungen."

„Ich glaub's; aber wohin führt denn das Alles?"

„Sie ſollen's gleich ſehen. Bis jetzt hat man ſich immer Mühe gegeben, dem Volk Politik zu predigen. Es verſteht ſie nicht. Wir haben mit unſern Demonſtrationen, mit unſern koſtbaren Zeitungsartikeln, die man nach der Elle meſſen konnte, Nichts ausgerichtet als ein großes Geſchrei bei derjenigen Klaſſe, die Nichts hat, weder Stimme noch Beſitz, die uns nur beipflichtet in der Hoffnung, daß, wenn wir das Haus räumen, ſie dann einziehen können. Das

Volk iſt für uns und ſeine ſogenannten Rechte, wie wir ſie ihm gezeigt, nicht aufgeſtanden — es hat ſich nicht einmal gerührt — warum? Weil es nicht im fernſten begriff, was wir wollten. Man konnte ihm dies auch, ohne uns zu compromittiren, nicht deutlich machen; denn ſo ein geſunder Verſtand, durch keine Künſte der Sophiſtik noch bearbeitet, ſieht verwünſcht klar, und wir hätten, wenn wir deutlicher geſprochen hätten, uns der Gefahr ausgeſetzt, mißverſtanden, das heißt verſtanden zu werden. Bei allen unſern Bemühungen erlangten wir alſo bis jetzt kein andres Reſultat, als daß eine große Menge Feſtpokale und ſonſtiges Silberzeug auf Rechnung der Geſammtkaſſe der Patrioten an verſchiedene fahrende oder ſitzende Sprecher und Volksvertreter vertheilt wurden. Das Alles war, ſo lang es wirkte, recht gut, aber wie wir ſehen, wirkt es faſt nicht mehr. Die wirklichen Uebel, an denen unſre Adminiſtrationen, unſre Staatsinſtitute kränkeln, werden auf gut deutſch im Stillen, ohne vieles Reden und Prahlen, von den ernſtlich Wohlgeſinnten, die heutzutage an dem Arbeitstiſche ſitzen, nach beſten Kräften gehoben oder wenigſtens gemindert. Wir aber werden bald allein ſtehen und unſre gift- und geiſtſprühenden Blätter ſelbſt leſen und bewundern müſſen. Wir ſprechen hier unter uns; ich ſage Ihnen das alſo ohne Maske und Floskel. So ſtehen die Sachen. Auf politiſchem Wege richten wir Nichts aus, aber wie ſteht's mit dem religiöſen? Das ſei jetzt unſere Frage. Das Volk, das deutſche beſonders, iſt in den innerſten Tiefen ſeiner großen Maſſen nur durch jene feinen Reizmittel zu erregen, die eine geſchickte Hand tropfenweiſe dem zähen Stoffe beigiebt. Regen ſie es auf, bringen ſie es erſt in Leidenſchaft — dann wollen wir Politik predigen, und Sie ſollen ſehen, welch ein anderes Reſultat wir zu Tage fördern.“

„Aber wir haben ja irreligiöſe Schriften genug ſchon publicirt.“

„Irreligiöſe! es ſollen gerade keine irreligiöſen ſein. Im Gegentheil recht religiöſe. Wir müſſen uns, mit einem Worte, in Apoſtel verwandeln, die mit Prophetenzungen das rechte und wahre Heil verkündigen.“

„Nun gut. Mir ganz recht! So ſchreiben Sie denn ſolche Bücher.“

„Bücher und immer Bücher! Mit Büchern iſt's nicht gethan. Das Volk lieſt nicht oder wenigſtens nicht genug. Uebrigens wollen wir keine Bücher, ſondern Handlungen, Thaten. Es muß Etwas geſchehen — es muß thatſächliche Demonſtrationen geben, und die erhalten wir nur, indem wir den Pöbel fanatiſiren.“

„Den Pöbel, aber das iſt nicht das Volk.“

„Ich weiß; aber das Geſindel der großen Städte ſoll uns auch nur ſtatt der unwirkſam gewordenen Zeitungsblätter dienen. Das Volk erfährt durch dieſe Exceſſe, was es auf keinem andern Wege erfahren würde, weil es unſere Blätter nicht lieſt. Es nimmt nun Partei, es ſchwatzt und zankt ſich, und dann kommen wir dazwiſchen, erklären und deuten, wie wir erklären und deuten wollen. Da iſt dann gleich Wirkung da. Was den Patrioten nicht gelingt, das gelingt den abtrünnigen Prieſtern, die das Schisma und den Glaubenszweifel unter die Menge bringen. Indem dem Volke gelehrt wird, es müſſe gegen jede Art von Zwang in Waffen treten, ſo wirft es mit dem religiöſen Zwang auch den politiſchen weg; indem man ihm zeigt, daß jeder Prieſter eine unwahre oder geheuchelte Lehre vorträgt, raubt man geſchickt der Religion die Stütze, die ſie gemeinſchaftlich mit dem Staate hat. Indem man der Religion verbietet, Entſagung und Demuth zu predigen, indem man ihre Glaubensdogmen über den Haufen wirft, macht man geſchickt die lüſterne Hand ſtark und keck genug, um nach den Schätzen der Erde zu greifen. Sind wir erſt ſo weit, dann iſt Alles gewonnen.“

„Recht gut, aber —

„O, Sie mit ihrem ewigen Aber!“ rief der Journaliſt heftig. „Laſſen Sie uns ſchnell dort zu dem Theil der Wieſe hineilen, wo man tanzt. Dieſes glückliche Völkchen tanzt noch! Es hat wirklich noch Zeit zu tanzen! Sehen Sie, wie die rüſtigen Burſche ihre Mädchen herumſchwenken! O Himmel, ich werde ſentimental. Wenn ich ſo Etwas ſehe, könnte ich wünſchen, ein Hirte Theokrits zu ſein, oder im Stalle als göttlicher Sauhirte auf duftendem Kuhhautpolſter zu ruhen.“

Die beiden Männer gingen hinab und miſchten ſich dem Erndtereigen bei. Herr Leberberg gab ſich große Mühe, Paul unter der Menge herauszufinden, endlich entdeckte er ihn, wie er eben, eine junge Dorfnymphe im Arm, den Reihen hinabwirbelte. Man konnte nicht wilder und nicht raſcher tanzen. Herr Leberberg ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſeinem Nachbarn: „Er ſcheint ein ſehr mittelmäßiger Schriftſteller, aber ein ſehr guter Tänzer zu ſein.“

„Wer iſt die alte Dame im weißen Kleid und in der Spitzenhaube, die dort dem jungen verlegen lachenden und bunt aufgeputzten Bauernburſchen die Hand zum Tanze reicht?“ fragte Tribus einen ältlichen Mann neben ſich.

„Das iſt unſers Schloßherrn Mutter,“ rief der Gefragte in frohem Tone. „Sie iſt ſonſt nie zu unſerm Erndtetag gekommen; aber heute kam ſie und tanzt ſogar. Unſer junger Herr hat der alten Frau keine Ruhe gelaſſen. Der junge Burſche iſt unſers Amtmanns Sohn, der wohl die Ehre zu ſchätzen wird wiſſen.“

„Eine ſchöne Ehre!“ rief Herr Leberberg. „Ich würde, ſtatt mich mit der alten Frau zu behängen und ihr als lebende Krücke zu dienen, lieber eine der jungen friſchen Dirnen gewählt haben, die dort unter der Eiche ſtehen.“

Der Bauer antwortete hierauf nicht, aber in ſeinen Mienen drückte ſich der lebhafteſte Unwille aus, und Herr Tribus ſagte leiſe zu ſeinem Gefährten: „Sie beleidigen ohne Noth die Leute. Was kommen Sie da mit Ihrer alten Frivolität angerannt? Wozu das? Sie haben nicht den Pöbel unſrer Städte vor ſich. Hier ſteht uns die wahre Volksſouveränetät gegenüber, das unverfälſchte reine Herz, das immer und überall gebietet, mag es vom Hermelinmantel oder von einem Kittel verhüllt werden.“

„Schon gut,“ entgegnete der Geſcholtene verdrießlich. „Lehren Sie mir übrigens nicht, wie ich eine Idylle anzuſehen habe. Ich befinde mich hier auf einem Gebiete, das mehrere gemüthliche Autoren unſrer Nationalliteratur mit Glück bearbeitet haben. Aber, Freund, ſollten wir auch vor Taſchendieben ſicher ſein? Wollen wir lieber etwas weiter aus dem Gedränge heraustreten.“

„Wenn ich ganz aus Gold wäre,“ rief der Journaliſt, „ich würde hier ruhig Tag und Nacht ſtehen bleiben, ohne zu befürchten, daß man mich forttrüge.“

„O Beſter, dann würde ich Sie ſtehlen. Ja ich. Aber freilich,“ ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu: „Sie ſind ja aus Geld, ich habe Sie ſchon geſtohlen und meinen Raub in Sicherheit gebracht!“ Mit dieſem Scherze entfernten ſich Beide, um irgend wo an den Tiſchen einen Platz zu erobern, wo ſie Theil an dem ländlichen Mahl nehmen könnten.

Unter den Vergnügungen, die im Laufe des Abends noch an die Reihe kamen, gehörten auch eine Anzahl altweſtphäliſcher

Minnelieder, die Gotthard entdeckt und in neue Weiſen gebracht hatte. Dieſer naive und rührende Volksgeſang trug viel dazu bei die Freude zu erhöhen und ihr einen poetiſchen Reiz zu geben. Während der Mond ſich über das Fichtenwäldchen erhob und ſeinen Glanz über die Wieſe hinſtreute, klangen die Stimmen mit bezaubernder Wirkung in den dunklen Abendhimmel hinauf. Es war die Liebesklage eines verlaßenen Mädchens, das ihrem fernen Geliebten die Vögel und die Sterne als Liebesboten ſandte. Die Wendungen der Romanze waren ſo einfach, die Melodie ſo lieblich, der Hauch von Sehnſucht und tiefer Klage, der über das Ganze hinwehte, ſo mächtig das Gefühl erfaſſend, daß Hermance ſich der Thränen nicht enthalten konnte, die ſie an Pauls Halſe weinte, der ſtill und ſein glückliches Weib in den Armen haltend der Scene zuſchaute. Der Knabe drängte ſich feſt an ſie und der Schein der fernen Fackeln beleuchtete die Drei mit einem röthlichen Schimmer.

Als nach dem Geſang der Tanz wieder begann, ſagte Paul zu Hermance: „Wie ſehr iſt das, was wir Tanz nennen, von dem verſchieden, was hier ſo heißt. Wie grauſam iſt's, dem Landmann dieſes Vergnügen zu rauben oder zu verdächtigen. Nur wer da ſechs mühſelige Arbeitstage im Schweiß des Angeſichts thätig geweſen, weiß, was es heißt, den ſiebenten zu raſten und den Becher der Freude zu ſchlürfen. Wir, die wir ohne Hunger eſſen, ohne Müdigkeit ſchlafen, wir vergnügen uns auch, ohne das Bedürfniß der Erholung zu fühlen. Uns den

Tanz rauben heißt nur unter den vielen Arten von Langeweile und Zwang eine hinweg nehmen. Wir wiſſen den Tanz nur zu würzen, indem wir das Gift der Intrigue dem unſchuldigen Vergnügen beigeſellen und dadurch es zu einer Thorheit und zu einem Laſter machen. Nur hier iſt die Freude wirkliche Freude, nur hier der Genuß wahrer Genuß.

Als die ſtillern Stunden der Nacht kamen und das junge Volk ſich bereits zum Heimgehen anſchickte, führte Paul und Gotthard alle Feſttheilnehmer in jenen Theil des Fichtenwäldchens, wo er das Monument für den Voigt hatte errichten laſſen. Der Mond ſtreute ſein Licht gerade über den Platz und beleuchtete den einfachen Grabſtein, der in Form eines Würfels behauen war und oben einige ziemlich geſchickt gearbeitete Embleme zeigte. Es lag da ein Aehrenbündel neben einem Stundenglaſe und einem aufgeſchlagenen Buche. Paul erklärte dieſe Zeichen als auf die Wohlthätigkeit, die Klugheit und die weiſe Eintheilung der Zeit für die Geſchäfte deutend, Eigenſchaften, die den Verſtorbenen hauptſächlich geziert. Gotthard ſetzte hinzu, daß Jedem, der ſich einſt eben ſo wie der Heimgegangene um die Gemeinde verdient machen würde, eine ähnliche Auszeichnung nach dem Tode zu Theil werden könne. Der Einzelne ſolle nur trachten, da, wo Gott ihn hingeſtellt, ſeine Pflicht zu thun und ſeinem Nächſten beizuſtehen, ihn im Guten zu fördern. Die Aelteſten traten nach dieſer Rede an das Denkmal heran und Jeder legte einen grünen Zweig darauf. In manchen greiſen Antlitz ſah man Thränen blinken. Es wurde dann ein Lied angeſtimmt, deſſen voller Chor durch die Einſamkeit des Haines in erſchütternden Klängen hintönte.

Paul kehrte erſt ſpät in der Nacht mit Hermanne ins Schloß zurück.

Zehntes Capitel.

Der Genius am Grabmonumente.

Der Platz im Fichtenwäldchen war ſchon ganz leer geworden, als noch ein einſamer Schatten im Mondlichte ſich in den Gängen hin und her bewegte, bald an einen der jungen Baumſtämme gelehnt ſtehen blieb, bald in ſchnellern Schritten den ſchmalen Pfad hineilte, dann aber wieder in unbewegter Stellung ſeine Blicke dem Himmel und dem Spiel der Wolken an der Mondſcheibe vorüber, zuwandte. Dieſer verlaſſene Wanderer war Gotthard. Der junge Pfarrer liebte es ſo in Nacht und Einſamkeit über Feld zu ſtreifen, oder ſich in die dunkeln Gänge des nahen Wäldchens zu verlieren. Er fand hier keine Beobachter, die ſpähend ſeine Schritte verfolgten; wenn es ſolche in dieſer harmloſen und glücklichen Umgebung gegeben hätte, ſo wäre es nicht unbekannt geblieben, wie der nächtliche Wanderer oft lange Monologe führte, oft abgeriſſene Liederverſe vor ſich hin ſang, oft mit einer wilden und unheimlich flüſternden Stimme gewiſſe Namen rief, Namen, deren einſtige Träger ſchon längſt in dunkler Stätte ruhten. Es waren jene Jugendfreunde, die in einem bewegten Leben, in Irrthum und Laſter untergegangen waren, deren feurige unzähmbare Herzen an dem Geheimniſſe unſerer Exiſtenz ſich wund gekämpft und verblutet hatten. Ihnen widmete der Genoſſe ihrer einſtigen Erdentage dieſe nächtlichen Erinnerungsſtunden. Aus der Enge ſeines Studirzimmers hervorgehend, trat er, wenn er nur einige Schritte zurückgelegt, auf den freien Waldplatz, und hier im Angeſicht des ungeheuren Sternendoms, dieſer prachtvollen Nachtkirche der Schöpfung, gegen die jeder irdiſche Bau in Trümmer ſinkt, erhob er ſeine Seele zu den kühnen Flügen, die ſeinem ſtarken Geiſte, ſeiner ſchwärmenden Sehnſucht Bedürfniß geworden waren. So oft, wenn die heißen Stunden des Kampfes ihn inmitten enger Stadtbehauſungen befallen hatten, im düſtern Winkel hoher Mauern eingeklemmt, hatte er ſich aufs Land hinausgeträumt, auf eine Haidefläche oder auf eine ſtille weite Wieſe. Hier ſtand er nun auf dem Boden, den er ſich gewünſcht, hier wehte der friſche Athem der Nacht um ſeine Wangen, der nur auf dem Lande ſo balſamiſch und voll ſeine Segnungen verbreitet; hier umgab ihn jene tiefe lautloſe und doch von tauſendfachem Leben geſchwängerte Stille, die die nächtliche Landſchaft ſo geheimnißvoll und zugleich ſo ſegensreich für das einſam grübelnde Gemüth macht. Wenn er hier ſeiner Jugend gedachte und der Tage, die nicht mehr waren, ſo faßte ſeine Seele Schmerz und Andacht. Er erhob ſich im Gebet und ſprach glühende Fürbitten für ſeine unglücklichen Freunde aus. Wie hab' ich's verdient, rief er, daß ich errettet ward, daß meine ſuchende Seele allein fand, weſſen ſie bedurfte? O und ihr Freunde, die ihr dahin ginget in Zweifel und Unglauben — blicket ihr jetzt auf mich herab aus jenen Höhen, geläutert, befriedigt und beſänftigt? Habt ihr für meinen Triumphgeſang anſtatt Lächeln des Beifalls nur Thränen tiefen Bekümmerniſſes? Seht ihr mich, der ich mich für geborgen halte, noch immer weit entfernt vom Ziele, das ich erſtrebe? Ja — ja — ich lebe noch, alſo folglich bin ich noch in Irrthum und Sünde befangen. —

Die düſtern Jugenderinnerungen, denen ſich der einſame Waller dahin gab, führten ihn, wie Geiſter der Nacht, immer tiefer in das Dunkel des Wäldchens. Er ſtand jetzt in der Nähe des Monuments und ſein Blick, über die Steinfläche hingleitend, gewahrte anfangs undeutlich, dann immer beſtimmter die Züge eines jugendlichen weiblichen Kopfes, der am Stein lehnte und unbeweglich wie dieſer, dem Lichtſtrahl des Monds ausgeſetzt, ruhte. Die Geſtalt war in ein einfaches weißes Gewand gehüllt, ein Tuch, welches das Haupt umhüllt hatte, lag auf die Schultern herab geſunken, die Hände waren im Schooß gefaltet und die Blicke, wie ſchon beſchrieben, dem

Himmel zugewendet. Ein Bildhauer, der den Genius der Trauer und der Demuth an einem Grabmale hinzuſtellen beauftragt worden wäre, hätte kein geeigneteres Modell auffinden können als dieſes, welches ihm hier die Natur unaufgefordert ſelbſt darbot. Die junge Bäuerin, denn Gotthard erkannte ſie jetzt, ſchien, als der Schwarm der übrigen Feſtgenoſſen ſich verloren hatte, hier zurück geblieben zu ſein, um in Stille und Gebet dem Andenken des Verſtorbenen ein geeignetes Opfer zu bringen. Es war jene Bauersfrau, deren Hermance zu Paul Erwähnung that, als dieſer ſie aufforderte einige Stärkungsmittel in das Dorf zu tragen. Sie rechtfertigte vollkommen die vortheilhafte Beſchreibung, die die Gutsherrin von ihr gemacht. Lang und ſchmächtig emporgewachſen, war ſie in ihrem Aeußern eben ſo verſchieden von den andren Bäuerinnen, wie ſie es ihrem Charakter und ihrer ungewöhnlichen Sinnesart nach war. Aus der nördlichen Grenzgegend eingewandert, nannte ſie das Volk „das Kind der Haide“. Wer ihre Eltern waren, wußte man nicht, oder wenigſtens man kümmerte ſich nicht darum. Man hatte ſie in Begleitung eines alten Hauſirers erſcheinen ſehen, der ſie ſein Pflegekind nannte und dem ſie bis an ſeinen Tod die zärtlichſte Pflege und Liebe widmete. Als der Alte todt war und ſie einſam blieb, war die Rede geweſen, die Hülfloſe aus dem Dorfe zu verweiſen, da nahm ſich ebenfalls ein Greis ihrer an, der kinderloſe Bauer Anderſon. Nach Jahr und Tag wurde ſie ſein Weib. Das junge ſchlanke Weſen nahm ſich auffällig genug neben der gebeugten und zuſammengefallenen Geſtalt ihres Gatten aus, aber man hörte nicht, daß die Ehe, die kinderlos blieb, unglücklich geweſen wäre. Das „Kind der Haide“ waltete in der kleinen Hütte ihres jetzigen Beſchützers eben ſo ſegensreich und ſtill geſchäftig, wie ſie früher dem wandernden Haushalt ihres Pflegevaters vorgeſtanden hatte. Man hörte ſie nie klagen, obgleich ihre Geſundheit ſichtbar litt und, der Himmel allein wußte, unter welch einem geheimen Kummer, faſt zu erliegen drohte. Freunde und Verwandte hatte ſie nicht, ſie ſchien auch den Umgang menſchlicher Weſen nicht zu bedürfen. Wenn ſie nicht in Geſellſchaft ihres alten Mannes erſchien, ſo ſah man ſie immer allein und oft in ſehr einſamen Gegenden umherſchweifen. In dieſer Liebhaberei traf ſie mit unſerm Pfarrer zuſammen, und es konnte nicht fehlen, daß beide ſich auf ihren einſamen Excurſionen über kurz oder lang begegnen mußten. Dies geſchah, und der Pfarrer fühlte alsbald ein lebhaftes Bedürfniß, dem ſcheuen und ſeltſamen Geſchöpfe, das die Wohnungen der Menſchen floh und die Einöde ſuchte, näher zu treten. Es war dies kein leichtes Unterfangen. Mirjam, ſo hieß die junge Frau, ſchien von allen Männern ihrer Umgebung keinem gefliſſentlicher auszuweichen als gerade dem Pfarrer. Ihre Blicke, wenn er ſich ihr nahte, drückten Schrecken und Furcht aus, ſie zitterte, wenn er ihre Hand faßte, und ſeine ſanften wohlgemeinten Worte erſchütterten ſie dergeſtalt, daß eine dunkle Röthe ihr Antlitz übergoß und ihre Blicke ſtarr am Boden hafteten. Dieſes nächtliche Zuſammentreffen, unter ſo ungewöhnlichen Umſtänden, mußte alſo, ſo fürchtete Gotthard, beſonders aufregend auf die arme Kranke wirken, und dies beſorgend zog er ſich bereits wieder in den tiefern Schatten des Gehölzes zurück, als er plötzlich von einer ſanften und wohlklingenden Stimme ſeinen Namen rufen hörte und nun ſah, wie Mirjam ihre Arme, gleich einer Flehenden, Hülfeſuchenden, nach ihm ausſtreckte. Er eilte hervor und kaum hatte er die Rufende erreicht, als er ſie in Krämpfen gebrochen an ſeine Bruſt niederſinken fühlte. „Was fehlt dir, Weib!“ rief er, „biſt du krank?“

Der Ton ſeiner Stimme rief ihre Lebensgeiſter wach; ſie wandte ſich eilig ab und wollte entfliehen, doch Gotthard hielt ſie zurück, indem er mit ernſter Stimme ſagte: „Bleib! Steh mir Rede, was dein ſonderbares Thun und Treiben bedeutet. Biſt du ernſtlich krank, ſo flieh nicht die Wohnungen der Menſchen, ſondern ſuche Hülfe bei ihnen. Warum biſt du nie gekommen und haſt meinen Rath, meinen Troſt in Anſpruch genommen?“

„Weil,“ — entgegnete das junge Weib — und ihre Mienen nahmen einen Entſetzen erregenden Ausdruck an — „weil an deinen Händen Blut klebt.“

Gotthard ſah ſie bekümmert und ſchmerzvoll an und ſagte dann lächelnd: „Du irrſt, ich habe Niemanden gemordet.“

„Du nicht!“ rief ſie in einem wilden Tone. „Aber du ſammelſt das Blut des Ermordeten in Schaalen und zeigſt es vor aller Welt.“

Gotthard erſchrak. Das ſeltſame Weib machte in dieſen wenigen Worten, die wie der Ausſpruch eines Wahnſinnigen klangen, einen erſchütternden Eindruck auf ſeine Phantaſie. Er faßte ſich jedoch und ſagte mild: „Ich weiß, worauf du mit deinen Worten deuteſt, Weib; aber bedenke, daß die Lehre unſrer Kirche dieſen Gebrauch vorſchreibt. Uebrigens weißt du wohl, daß jener Altarwein das vergoſſene Blut, mithin den Verſöhnungstod unſers Herrn verſinnbildete.“

„Vergoſſenes Blut!“ rief das bleiche Weib und ſchauderte zuſammen. „Es iſt kein Blut vergoſſen worden. Tod! Tod! Es iſt kein Tod — er iſt nicht geſtorben! O wenn ich dieſen ſchwarzen Blutfleck aus der Welt tilgen könnte! Siehſt du denn nicht, Prieſter und Mann, du Starker und Einſichtsvoller, du von Büchern und Menſchen Unterwieſener, ſiehſt du denn nicht, daß Er nicht ſterben konnte; daß die ganze blutige Sage von ſeinem Tode nur ein böſes Mährchen iſt, um unſre Seele zu Tode zu ängſtigen, ſo wie man Kinder fürchten macht!“ —

Gotthard hörte dieſe Worte mit freudiger Verwunderung. Er begrüßte eine leidenſchaftliche und entflammte Seele, und dieſes Auffinden machte ihn glücklich. Er, der nie ſeine Wohnung verließ, ohne das Verlangen brennend in ſeinem Buſen zu fühlen — Menſchen zu finden — Menſchen mit Seele und Herzen, die von innerm Feuer glühten — er ſah ſich jetzt einem armen verzweifelnden Geſchöpfe gegenüber, das ſeine Sehnſuchtsflammen mit dem ganzen Ungeſtüm einer Erweckten gen Himmel lodern ließ. Er ſetzte ſich auf die Stufen des Monuments zu der Erkrankten nieder, faßte ihre kalte Hand in die ſeinige und ſagte mit einem düſtern Ernſt: „Was ſagſt du, Weib! Willſt du dem Geiſte der Propheten, dem Worte der Offenbarungen widerſprechen? Hat man dir nicht geſagt, daß ſie ihn ins Grab legten? daß er aus dieſem Grabe jedoch wieder erſtand?“

„Ja!“ rief Mirjam, „und dieſes Grab war voll Blumen, und Engel ſaßen auf ſeinen Stufen. So war es. Aber Blut! der böſe Vorgang dort auf dem Hügel! die vielen Männer im Eiſenkleid, die todtkranke Mutter — das weinende Weib — nein! das Alles hat ſich nicht ereignet. Das haben die Menſchen, die immer Blut und Schrecken ſehen wollen, das haben die dunkeln, finſtern, blutdürſtenden Menſchen erfunden. Ich weiß es, denn einer der Engel, der am Grabe ſaß, ſagte es mir. Unſer Herr iſt von der Erde gegangen in voller Lieblichkeit und Schöne. Die böſe Welt damals brauchte den Tod und die Marter, um die rohen Menſchen zu zügeln; wir aber haben dieſe ſchwarze finſtre Sage nicht mehr nöthig, für uns iſt's genug, daß er uns liebte und ſeine göttliche Lehre uns hinterließ. Für uns iſt das blumenduftende Grab, für uns die milden und niederlächelnden Engel — für uns iſt kein Tod, kein Blut, kein trauriges Hinſterben am ſchauerlichen Kreuze!“ — Die Züge der Sprechenden nahmen einen verklärten Ausdruck an, als ſie dieſe Worte ſprach. Gotthard ſah mit forſchendem Blicke in ihre thränenfeuchten Augen und ſagte dann: „Du haſt einen Engel geſprochen? Wo ſahſt du ihn?“

„Wo? — ach könnte ich Ort und Stunde angeben! Ich kann es nicht. Aber in einer der Nächte, die ich hier einſam auf dieſem Platze, noch lange vor dem als man beſchloß, dieſen Denkſtein hier aufzurichten, zubrachte, wurden, indem ich in das verſchwindende Licht des Himmels ſah, die Thore deſſelben mir plötzlich geöffnet und aus der unendlichen tiefblauen Ferne herüber ſah ich einen Glanz zu mir niederſchweben, der wie ein wunderbar mildes Leuchten mein brennendes Auge kühlte. Ich empfand Etwas wie Melodie in meiner Seele; es ſchwebte und ſchwankte und wie auseinanderfallende weiße Roſen goß ſich ein Strom milchweißer Flocken auf die dunkeln Fichtengipfel nieder. Da ſtand ich auf, breitete meine Arme aus, riß das Gewand von meiner Bruſt und ſog mit dem Athem des Herzens das Wunder ein, das ſich mir in blühender Fülle nahte. Ich war beſchämt und ſtaunend, als ich einen lieblichen Glanz, faſt wie ein menſchliches Weſen geſtaltet, in dem klaren Luftmeer vor mir beben ſah, wie die weiße Glockenblume an ihrem dünnen Stengel bebt. Es fielen Schleier über mein Haupt, ſieben weiße Flöre, einer immer funkelnder als der andere; es war wie blitzender, kalter Schnee. Ich zuckte auf und preßte die Hand auf mein brennendes Herz. Da hob die Erſcheinung ihre Hände, und es war mir als würde ich geküßt auf Mund, Stirn und Bruſt. Ich weinte vor Entzücken. Jetzt brachen, wie aus dem Meere blaue Lichter, ſo hier klingende Stimmen aus dem ſchimmernden Lichtgebilde. Dieſe Stimmen redeten zu mir von jenen Zeiten, die nicht mehr ſind, von jenen Tagen, die wie goldne Früchte vom Baum des Lebens abgefallen ſind, von jenen Schmerzen und Entzückungen und Wundern, die die Erde ſah, als der Sohn Maria's auf ihr wandelte. Da vernahm ich, wie ſchwer die Menſchen ſich in Irrthum und Rohheit an jener ſchönen paradieſiſchen Zeit verſündigt haben, indem ſie ihr den dunkeln Blutmantel umhingen. Sie war licht und hell. Der große Sabbath, von dem die Propheten geweiſſagt, von dem müde Könige geträumt und bedrängte Weiſen in Hoffnung hingedeutet, dieſer große ſchöne Ruhetag des Herrn mit ſeinem Glockengeläute und Feſtesanzügen war erſchienen. Alles war Ruhe, Erholung und Feier. Der Herr redete und ſaß bei den Seinen! Wie lieblich! Durch volle Kornfelder ſchritten Engel in weißen ſilbernen Gewändern, und in blauer Luft, hoch oben auf blumenweißen Morgenwolken fuhren die Prieſter, die Könige und die gottſeligen Weiſen der alten Welt einher. Aus der Erde brachen klingende Ströme und rauſchten in flüſſigem Glockenſpiel dahin; aus den Felsſpalten knospeten Erze und Edelſteine, auf dem Meere flogen Kränze und Waſſerlilien dahin, ohne daß man wußte, welche Hand ſie warf. Alles Spiel, Alles ſonntägliche Freude, Alles Glück und Sabbathfreude. Der Herr war da! — Die alte Erde, ſie hatte ihre ſechs ſchweren Arbeitstage überſtanden, nun war der Sonntag da und der Herr. Wollt ihr böſen Menſchen nun kommen und aus dieſem Sonntag, dieſem hellſtrahlenden Feſt- und Ruhetag der Welt einen blutigen dunkeln Begräbnißmorgen machen, mit Leichentüchern und Grabeswänden?"

„Du biſt eine Träumerin, Weib!" rief Gotthard. „Glaubſt du, daß, weil du den Tod hinwegwünſcheſt aus der Welt, er wirklich auch fortbleiben wird?"

Sie ſenkte das Haupt auf die Steinplatte und ſeufzte tief zuſammenſchauernd: „Der Tod iſt ſchrecklich! — Ich will — ich will nicht ſterben. Der Engel hat mir verſprochen, daß er mich von der Erde fortnimmt, ohne daß mein Körper mit Grab und Leichengewand in Berührung kommt. Er hat's verſprochen und er wird Wort halten."

„Du biſt krank. Es giebt keine Engel, die zu uns ſprechen."

Das bleiche Weib ſah ihn mit durchdringendem Blicke forſchend an und ſagte: „Es giebt keine Engel? Und das ſagſt du, Prieſter und Mann?" — Sie beugte ſich zu ihm herüber und rief geheimnißvoll flüſternd: „Komm morgen um die zweite Stunde nach dem Abendmeßgeläut dort auf die Wieſe und ich will dir zwei liebliche Knaben zeigen, deren Namen keine irdiſche Zunge ausſpricht."

„Das ſind Träume," rief Gotthard.

„Ja wohl Träume!“ entgegnete das Weib. „Gott läßt ſeine Heiligen träumen. Der ſchwere Schlaf der Sünder allein iſt ohne Träume. Ich bin keine Heilige — ich bin nur ein armes gedrücktes Kind, das auf dieſer dunkeln Erde voller Schrecken und Drohungen nicht weiß, wohin flüchten, und das ſich unter einem Zipfel von Gottes Mantel bebend verſteckt. Um mein blutend Kinderherz zu heilen, ſendet mir Gott jene Geſpielen oder jene Träume, wie du ſie nennſt. Aber, Prieſter, komm morgen. Ich will dir meine Freunde zeigen. Aber hüte dich, die Zeit nicht zu verfehlen. Wenn der Mond wie eine große kalte feuchte Blumenglocke aus der ſchwarzen Blätterkapſel der Nacht bricht, wenn er auf der Haide ſteht und wie nach der Hand ſich umſchaut, die ihn pflücke, dann tritt mit mir aus den nächtlichen Gebüſchen hervor und du wirſt die ganze Wieſe voll heller Engelknaben ſehen. Dann wollen wir mitten in ihre Kreiſe hineinflattern. Wir wollen die weißen Flügel kühlend an unſre Wange ſchlagen laſſen und tauſend liebliche Augen wie Sterne werden an uns vorüber gaukeln. Dann gehen wir, aller Schwere entbunden, auf dem Haidekraut der Wieſe wie auf Wolken, und weite, weite Räume werden von uns durchflogen, wie der Morgenwind über den Spiegel eines Sees fährt. Da werden ſie dir Alle mit einer Stimme ſagen, daß es keinen Tod giebt, daß du dich nicht fürchten ſollſt.“

„Ich fürchte mich auch jetzt ſchon nicht vor dem Tode!“ ſagte Gotthard.

Sie ſah ihn zweifelnd an und ſagte: „Es kann ſein; der Mann iſt ſtark! Er kann es ſelbſt auf einer Erde aushalten, die voll Todtengebeine liegt — aber — das Weib, das Weib zittert. Wenn ich nicht meine Engel, meine Blumen, meine Träume hätte, ich hätte längſt ſchon vor dem Tode mich zu Tode gefürchtet.“

„Der Tod iſt nöthig,“ rief Gotthard, „um einem ſündigen Leben Zaum und Zügel anzulegen.“

„Das ſagt ihr! Aber wird die Welt nicht einmal dieſer ſchwarzen Schreckensgeſtalt mit der Zuchtruthe entwachſen? Wird nicht einſt das Wort der Liebe allein ſchon vermögen den Wandel des Menſchen zu ordnen?“

Gotthard, den dieſer Ausſpruch nachdenklich machte, indem er ſeinen Geiſt zu eigenthümlicher Forſchung anregte, fand indeß für gut, den aufgeregten Zuſtand des jungen Weibes, ihre bis zur Inſpiration geſteigerte Geiſtes- und Phantaſiekraft nicht bis zum Aeußerſten zu reizen; er verließ ſie alſo, nachdem er die ſanfte Bitte ausgeſprochen, daß dieſe Unterredung nicht die letzte ſein möge, daß ſie Vertrauen zu ihm faſſen, ihn als ihren Freund und Bruder aufſuchen möge. „Denn die Einſamkeit ſchadet dir,“ ſetzte er hinzu. „Denke daran, daß Gott den Menſchen nicht ſchuf, um allein zu ſein.“

Mirjam neigte ihr Haupt, indem Thränen über ihre bleichen Wangen glitten. Sie erhob ſich und ging ſchweigend dem Dorfe zu. Gotthard folgte ihr in einiger Entfernung.

Eilftes Capitel.

Paul erhält Beſuch von einem alten Landjunker.

Dem Leſer wird aus einem der erſten Capitel dieſer Erzählung die ſtattliche Figur eines Oberjägermeiſters erinnerlich ſein, der im Familiencongreß präſidirte. Dieſer ehrenwerthe Mann hatte einen Bruder, oder vielmehr einen Doppelgänger, denn nie wohl haben zwei Individuen ſich ſo ähnlich geſehen wie dieſe Brüder einander, ohne daß ſie dabei Zwillinge waren. Es ſchien als wenn das alte erlöſchende Junkerthum noch in zwei Prachtexemplaren ſich der neuen Generation wohlgefällig im Andenken erhalten wollte. Es waren zwei dicke, wohlgenährte und wohlgerundete alte Herrn, in kurzem geſchornen Haar — man verſicherte, daß der Oberjägermeiſter noch einen Zopf, und zwar heimlich unter dem Rockkragen, trage — in einer Wildſchur, in ledernen Beinkleidern und mit einer Hetzpeitſche. Wo der Eine war, fehlte gewöhnlich der Andre, wo Job ſich einfand, da ließ Jacob ſich entſchuldigen, denn gutmüthig pflegte Job zu ſagen: „ſie haben ja den Jacob, wozu brauchen ſie mich? Wenn ſie Rath fragen wollen, ſo mögen ſie ihn fragen, was er ſagt, hab' ich geſagt. Wenn ſie ſich beluſtigen wollen, ſo haben ſie ja Jacob; ſeine Späße und Witze ſind ja auch die meinigen; ich weiß keine einzige Anekdote mehr wie Jacob; und endlich, wenn es Jemanden auszuzanken giebt, ſo hat Jacob gerade daſſelbe ſcharfe Maul wie Job. Alſo iſt's reiner Luxus, wenn wir Beide zu gleicher Zeit ausmarſchiren."

Dieſe Gleichheit des innern und äußern Menſchen war bei den Brüdern ohne Zweifel ein Reſultat ihres immerwährenden Zuſammenlebens von Kindheit an. Dieſelben Schwächen, dieſelben Angewohnheiten, dieſelben Freuden und Genüſſe hatten ein unzerreißbares Band um dieſes ungewöhnliche Brüderpaar geſchlungen. Sie hatten Beide geheirathet und hatten ſich von ihren Frauen getrennt, ohne mit ihnen verfeindet zu ſein, lediglich um zuſammen zu leben, mit einander ihr Pfeifchen zu ſchmauchen und der Eine an dieſem, der Andre an jenem Fenſter hinauszuſchauen auf den Hof und die Stallgebäude, wo ihre Lieblinge weilten, denn Beide hatten die Pferdeliebhaberei faſt bis zur Manie ausgebildet. Die Reitknechte, die über den Hof gingen und von dem Pferdeſtall Job's zu dem Jacob's hinüberſchritten, gaben Anlaß zu ſtundenlangen Bemerkungen und Debatten zwiſchen den an den Fenſtern ſitzenden Brüdern. „Was hat der Wilhelm in deinem Stall zu ſuchen?" — „Was ſoll er zu ſuchen haben? Sicherlich bittet er ſich von deinem Friedrich ein bischen Tabak aus; er iſt ſo verteufelt naſchhaft und hat nie Geld im Sack." — „Nein, das iſt nicht der Grund. Er will die neue Trenſe anprobiren an deinem hartmäuligen Arſazes." — „Kinderei! Ich ſage dir, der Burſche holt ſich Tabak! Wir werden ihn gleich wieder hervortreten ſehen.

Siehſt du, da iſt er — und richtig! ſeine Pfeife hat Proviant!" — „Du nimmſt immer den Wilhelm in Schutz." — „Und du immer den Friedrich." — Dieſe Unterhaltungen erhielten bei Regenwetter einen beſondern intereſſanten Zuwachs durch Beobachtungen am Barometer, den Job mit althergebrachtem Witze immer „Baron Peter" nannte, ein Einfall, der, obgleich er ſchon von dem Vater der beiden Brüder abgenutzt war, dennoch nie verfehlte, ein kleines Lächeln hervorzurufen. Man iſt ſo genügſam an langen Winterabenden auf dem Lande. Jeder der Brüder hatte ſein beſonderes Barometer und Thermometer an dem ihm zugetheilten Fenſter, und es war ein betrübendes Faktum, daß dieſe beiden gelehrten Gläſer nie recht zuſammenſtimmen wollten. Es gab dies Veranlaſſung, auf die Wiſſenſchaft im Ganzen und Allgemeinen Hiebe zu führen und die Barometermacher insbeſondere „gelehrte Narren" zu nennen. Es wurde der einmüthige Entſchluß gefaßt, die Gläſer als „Plunder" auf den Boden zu werfen, aber man ließ ſie dennoch an ihrer Stelle, denn obgleich der „Baron Peter" unzählige Mal gelogen hatte, ſo war es doch möglich, daß er diesmal Wort hielt und das warme trockne Wetter, das er auf ſeiner kleinen meteorologiſchen Speiſekarte, die er neben ſich aufzeigte, verhieß, wirklich auch als ein erwünſchtes Gericht vom Himmel ſervirt wurde. Die beiden Brüder waren, wie ſich das ganz von ſelbſt verſteht, große Nimrode, und die neuen Jagdgeſetze behagten ihnen nicht: ſie kamen mit den Behörden in Streit und fanden an ihren Nachbarn, die ſämmtlich zu einer jüngeren Generation gehörten, keinen Beiſtand. Dies machte ſie unwillig und noch mehr einſiedleriſch, als ſie ohnedies ſchon Neigung dazu hatten. Mit Pauls Vater und ſeinen Oheimen hatte ein ziemlich lebhafter Verkehr beſtanden; ſeitdem aber auf Schloß Brunswick ſich ſo Vieles verändert, waren auch die beiden Brüder ſeltner dort geſehen worden, und es war darum eine überraſchende Erſcheinung für unſern jungen Landmann, als er, an einem Spätnachmittage nach Hauſe kommend, im Dämmerlicht der ſpäten Herbſtſtunde neben der zierlichen Geſtalt Hermancens die koloſſale Rhinocerosfigur des Baron Job auf dem Sopha ſitzen ſah, eine gewaltige Pfeife rauchend und zwei „Rüden“ neben ſich mit der kleinen kurzen Hetzpeitſche zur Ruhe zwingend.

„Lieber Bruder!“ rief Job; „ich komme zu dir, weil ich ſehen will, ob dir die Naſe noch immer ſo weiß iſt wie früher. Hol' mich Der und Jener, du warſt der naſeweiſeſte, vorlauteſte und eingebildetſte Burſche, der mir jemals in meinen Lebtagen über den Weg gelaufen iſt. Hab' ich nicht recht, Frauchen?“

„Vollkommen!“ entgegnete Hermance, die bemüht war ihren Garnknäuel den Hunden zu entreißen, die ihn als Spielball einer dem andern zuzuſchleudern begannen.

„Still, Nero! Still, Phylax! Ihr Beſtien! Frauchen, da iſt Ihr Knäuel. Spinnen und knitteln Sie nur immer weiter. Es wird wohl eine Magenbinde für Ihren Liebſten? Die Nichte unſers verſtorbenen alten Pfarrers, ein altes Mädchen mit einer rothen Naſe und dabei verteufelt verliebt, kam einmal zu uns aufs Schloß gerückt und überreichte meiner Alten eine ſolche Binde, die ſie für mich geſtrickt und mit einem großen rothen Herzen, das mitten auf den Bauch zu liegen kam, verſehen hatte. Aber da kam ſie übel an. Meine Alte ſah's dafür an, als wollte die Jungfer mich in Satans Netze verlocken und zur Ungebühr verleiten. Seitdem kam die Jungfer nicht mehr, aber ich behielt die Binde — ha ha ha! Aber freilich das ſchöne rothe Herz iſt jetzt gelb geworden, ſafrangelb. Es iſt auch eine ſchöne Couleur. Doch was ich dich fragen wollte, Vetterchen, weiſt du mir nicht einen Advocaten nachzuweiſen, ſo einen recht biſſigen Köter, der vor Gift und Galle und maliciöſen Praktiken berſten möchte? Ich hab' einen dergleichen Burſchen nöthig, denn der Revier-Amtmann hat mir beim Fiſcus einen miſerabeln Jagdproceß angehängt; ein ſchauderhaftes Bubenſtück von einem Proceß, ſag' ich dir. Ich will der maliciöſen Canaille aber mit einer noch maliciöſern auf den Leib kommen. Wollen mal ſehen, wer das Feld behält. Es iſt eben eine niederträchtige Welt, dieſe! Zur Zeit meines Alten hätte ſo Etwas paſſiren ſollen. Tauſend Teufel!" —

„Es iſt recht gut," ſagte Paul, „daß es jetzt anders iſt. „Wir haben uns früher wenig um die Rechte unſers Nächſten und um die Geſetze gekümmert, nun merken wir doch auch, daß dergleichen in der Welt exiſtirt."

Der alte Herr riß die Augen auf, nahm die Pfeife eilig aus dem Mund, ſteckte ſie dann aber höchſt bedächtig wieder zwiſchen die Lippen und murmelte nach einer kleinen Pauſe — „Ja ſo, ich vergaß, daß er verrückt iſt. Armer Junge, man muß Mitleid mit ihm haben. Nun, kennſt du einen ſolchen Advocaten?“ —

„Nein. Wie ſollte ich zu der Bekanntſchaft eines ſolchen Nichtswürdigen kommen?“

„Nun hör' mal; wenn man ſich wie du aus purer lieber langen Weile unter allerlei Geſindel Jahre lang herum getrieben hat, muß man nicht mit ſaubern Bekanntſchaften prahlen wollen. Wiſſen Sie, Frauchen, daß er um Tagelohn gedient hat? daß man ihm die Groſchen und Pfennige in die Hand gezählt, daß er neben Knechten auf der Streu gelegen hat? Das haben mir neulich die Offiziere erzählt; ich habe es immer nicht glauben wollen.“

„O ich weiß das Alles!“ rief Hermance mit Lächeln. „Ich bin ſogar ſtolz darauf, daß er es gethan.“

Der alte Herr antwortete hierauf Nichts; er gab nur Phylax einen kleinen Hieb mit der Reitpeitſche. „Apropos!“ rief er dann, „von dieſem Hund auf den andern zu kommen, alſo du kennſt keinen ſolchen Rabuliſten, wie ich ihn brauche? So muß ich meinen Wanderſtab weiter ſetzen.“

„Wenn Ihre Sache gerecht iſt, lieber Baron, ſo brauchen Sie keinen Rabuliſten."

„Gerecht? Ja, was nennſt du gerecht? Ihr Neurer habt da verwünſchte Begriffe. Früher war Alles gerecht was unſer Einer that, heutzutage iſt nur ſehr Weniges gerecht, das Meiſte ungerecht, wenn man euch Weltverbeſſerern glauben wollte. Und übrigens was frag' ich nach den Federfuchſern? Wenn ich ein Stück Wild ſchießen will, ſoll ich die neuen Jagdgeſetze erſt zu Rathe ziehen? Ha! welch ein einfältiges Begehren iſt dies! Wenn man uns nun gar das bischen Jagdluſt verkümmert, wozu ſind wir dann noch auf der Welt? Mein Großvater, der den Türkenkrieg noch mitgemacht hatte, ſchnitt ſich ſein Lederwerk am Jagdzeug, ſo wahr ich Job heiße, aus dem Felle der Ungläubigen zurecht, und Kaiſer und Reich hatte Nichts dagegen."

Hermance und Paul lachten herzlich, und der alte Nimrod fuhr, in eine etwas beſſere Laune verſetzt, in der Anpreiſung früherer Tage fort. „Heutzutage ſoll ich ſitzen und leſen, und zwar Geſetze leſen, die ihr ausgedacht habt. Zum Guckuck! ich habe nie ein Buch außer der Hauspoſtille zur Hand genommen und jetzt, auf meine alten Tage, ſoll ich bei der Studirlampe mein Hirn verbrennen, um den kleinen Druck eurer Bücher in mich hinein zu freſſen. Und was ſchreibt ihr für Zeugs! Es iſt Gott zu klagen. Große, dicke Bücher über Staatsverwaltung, über Oekonomie, über Geſetze und ſolch einen Gram! Was geht das Unſereinen an, der ſich vergnügen, der ſeinen Braten, den er ſich ſelbſt geſchoſſen, in Ruhe verzehren und dann am Abend ſeine Partie Tarock oder L'hombre machen will? Jetzt ſoll ich mein Haus anfüllen mit Leuten, die mir von Büchern vorſchwatzen und ernſthafte Geſichter ziehen. Ich ſoll mit ihnen über Dinge ſprechen, die mich nicht intereſſiren, und zwar ſo heftig, daß mir der Schweiß aus allen Poren ausbricht. Dann giebt's auf den Abend ein Butterbrod mit kalter Küche und man ſäuft Thee zu ganzen Eimern. Eine halbe Stunde darauf bricht die Converſation aus und dauert bis man zu Bette geht; höchſtens daß Einem ein magres Spielchen Whiſt angeboten wird. Neulich fragte mich Einer: „Was meinen Sie denn zu der conſtitutionellen Verfaſſungsform?“ „Hören Sie, Freund,“ ſagte ich ihm, „ich will Ihnen offen ſagen was ich dazu meine. Früher hielten ſich die Fürſten einen Narren, der ihnen die Wahrheit ſagte, jetzt ſchaffen ſie ſich eine ganze Kammer voll Narren an, die ihnen die Wahrheit ſagen.“

„Sie haben ganz Recht,“ ſagte Hermance lachend. „Wir bekommen jetzt Alle Wahrheiten zu hören.“

„Aber ich für meine Perſon will keine hören. Und nun ſoll ich noch Geld hergeben, damit dieſe Kammer-Narren gehörig zuſammenkommen können, um mir die Wahrheit zu ſagen. Mein Bruder pflegt dabei zu bemerken: Job, du haſt ganz Recht, aber wir dringen nicht durch. Früher war es ein fürſtlicher Luxus, ſich Kammerſänger zu halten, die man aus Welſchland und anders woher verſchrieb. Das koſtete verwünſchtes Geld. Jetzt zieht man ſich die Sänger im Lande groß. Die jetzigen Kammerſänger koſten freilich auch ein hübſches Geld und ſie haben oft ganz verteufelt rauhe Stimmen und ſingen ſehr einfältige Weiſen und zwar immer daſſelbe, aber dafür iſt's ein Landesprodukt, und die Landesinduſtrie zu heben muß jedes guten Fürſten angelegentlichſte Sorge ſein. Da haſt du nun wieder Recht, Jacob, entgegne ich; wenn du die Sache ſo von der rein muſikaliſchen Seite anſiehſt, ſo gewinnt ſie allerdings Einiges für ſich."

„Geben Sie ſich zufrieden," ſagte Hermance ſanft. „Alle dieſe Wirrniſſe werden ſich noch zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit löſen."

„Frauchen, da bin ich hol's der Geier begierig, wie das ins Werk gerichtet werden ſoll. Der Karren iſt verdammt tief in den Sand gefahren, ich mit meinen alten Knochen bring' ihn nicht wieder heraus, und der junge Tauſendſaſa mit allen ſeinen Plänen thut's auch nicht. Der Staat, der König, das Land, wir ſitzen jetzt Alle in dem Miſere. Was mich und Jacob betrifft, ſo werden wir baldigſt zu unſern Vätern verſammelt werden. Wo dieſe alten Knaben, die zu ihrer Zeit luſtig genug lebten, ruhen, da werden auch wir unſer Haupt aufs Kiſſen legen dürfen. Alle Kammern der Welt werden Nichts dagegen haben."

Mit dieſer tragiſchen Schlußphraſe ſchloß der alte Junker ſeine Jeremiade. Als er Schloß Brunswick wieder verlaſſen hatte, natürlich nicht ohne eine tüchtige, nach alter Weiſe von Hermance ſelbſt zubereitete Bierſuppe zu ſich genommen und Paul's Bordeaux-Wein prüfend gekoſtet zu haben, ſagte der Letztere zu der jungen Hausfrau: „Wir lachen wohl über dieſe naturwüchſige Gattung alter Land-Egoiſten, aber ſind ſie nicht recht eigentlich im wahrſten Sinne Kummer und Trauer erregend? Man ſehe nur eine ganze weitverbreitete Genoſſenſchaft ſolcher Leute, die ſich ſtillſchweigend das Wort gegeben haben, von keinem Dinge außerhalb ihrer Exiſtenz Notiz zu nehmen, alles Edle und Gute, jede höhere menſchliche Regung zu verleugnen, wenn ſie in keiner Beziehung zu ihrem beſchränkten Leben, zu ihrem niedern ſinnlichen Wohlſeln ſteht. Und dies ſind die Vertreter der großen Zwecke der menſchlichen Geſellſchaft durch lange Jahrhunderte hindurch geweſen! Muß dies nicht den Mann, der zu denken und zu fühlen vermag, der die Wunden kennt, die der Standesegoismus der allgemeinen Wohlfahrt ſchlägt, mit Trauer und Bitterkeit füllen? Ein Adel, der nicht den Stolz beſitzt, die andern Stände noch zu überbieten an Thätigkeit und reger Theilnahme am Staat, iſt ſchon nicht ganz ſeiner Stellung werth, wie viel weniger nun dieſer, der da ſäen will, wo er nicht geerndtet, der nur Rechte in Anſpruch nimmt, ohne ſie durch Pflichten und Opfer zu erkaufen. Wir haben immer über dieſe Leute gelacht, aber wir müßten weinen über ſie. Mir wenigſtens iſt's als wenn man mich perſönlich beleidigte, wenn ich die Fehler und Gebrechen meines Standes ſo offen und mit einer gewiſſen gemüthlichen Rohheit der Welt hingegeben ſehe.“

„Was dieſe letzte Befürchtung betrifft,“ entgegnete Hermance, „ſo hegſt du ſie ohne Grund, wenigſtens was unſern alten Nachbar betrifft. Glaube mir, er iſt weit entfernt ſich der Welt zu zeigen und verläßt ſicherlich ſein väterliches Erbe nicht. Ich hätte es gern geſehen, wenn der Kampf der Zeit die beiden alten Brüder gar nicht mehr berührt, wenn das Erbbegräbniß, von dem er mit ſo rührender Reſignation ſprach, ihn und ſein Ebenbild ſchon aufgenommen hätte. Es macht ihm mehr Kummer und Leid, als er eingeſteht.“

„Wenn das wäre,“ rief Paul verdrießlich, „ſo würde er anders von dieſen Dingen geſprochen haben, aber er fühlt und merkt eben Nichts, als daß hie und da eine Bequemlichkeit ihm abgeht, daß er dieſe oder jene Laune nicht mehr befriedigen kann; dabei hat er eine dunkle Vorſtellung, daß man ſeinem Stande zu nahe tritt.“

„Aber iſt denn nicht das Leben eines ſolchen alten Land-Squire wirklich ein ſehr gemüthliches und, wenn man will, poetiſches? In unſerer modernen, zerriſſenen, von tauſend Neuerungen, Wünſchen und Intereſſen durchkreuzten Exiſtenz geht kein Tag ſo ruhig und ich möchte ſagen idylliſch-ſonntäglich dahin, wie jene glücklichen alten Herrn ihre Zeit genießen.“

„Laß erſt die Arbeit gethan ſein,“ rief Paul; „dann kommt auch für uns die Ruhe. Eine Ruhe, wie Jene ſie genießen, die man eben nicht gewaltſam wegräumt, weil man auf ihren baldigen Tod hofft, möchte ich nicht zugetheilt erhalten, ſie iſt weder ehrenvoll noch wahrhaft erquickend. Laß uns auf dem Markt der heutigen Intereſſen, unter dem Kampf der Stimmen ſo tüchtig wirken, ſo laut unſre Sache fördern und durchfechten, dann verſpreche ich dir, du treue liebe Hausfrau, daß unſerm väterlichen Schloſſe Geſang und Feſte und, wenn du's vorziehſt, die patriarchaliſche Ruhe nicht fehlen ſollen. Für jetzt aber liegt ein Heer Belagerer vor unſern Burgen, mit denen müſſen wir im Guten oder im Böſen fertig werden, ehe wir Lichter anzünden und Feſte feiern.“

Zwölftes Capitel.

Paul und Lindfried.

Als Paul den Beſuch des alten Edelmanns und die Reden, die er geführt, in einem heitern Geſpräch Lindfried mittheilte, ſagte dieſer: „Gegen ſolche Leute führe ich nicht Krieg. Sie ſind wie die polternden gutmüthigen Alten in der Komödie, die am Ende doch die Hände der Liebenden in einander legen und ihren Segen ertheilen, obgleich man eher des Himmels Einſturz als dieſen friedlichen Entſchluß bei den Wüthrichen hätte erwarten können. Aber laſſen Sie uns ein ernſtes Wort über den in jenem Geſpräche berührten Gegenſtand ſprechen — aber buchſtäblich nur ein Wort, denn aller Welt Zungen und Federn ſprechen und ſchreiben gerade jetzt über dieſe Dinge mit einer Art krampfhafter Wuth; es iſt wahrlich gar nicht nöthig, daß wir Beide uns auch noch zuſammenſtellen und uns in Erörterungen erſchöpfen. Aber Sie, lieber Baron, haben mich in manchen meiner Anſichten eines Beſſern belehrt, ich will dies offen bekennen, Sie ſind überdies Einer von den Wenigen, von dem ich gern annehme und dem ich gern wieder von dem Meinigen mittheile. Sind Sie denn wirklich durchweg Abſolutiſt? Treten Sie mir, der ich für die conſtitutionellen Formen bin, ſchroff gegenüber? Oder findet ſich wie bei unſerm Adelszwiſte, ſo auch hier ein vermittelnder Ausweg?"

„Hat ſich denn dieſer wirklich bei unſerm Adelszwiſte, oder wenn wir ein Zeitungs-Machwort brauchen wollen, bei unſerer Adelsfrage gefunden?"

„Ich geſtehe," entgegnete Lindfried, „wenn das Mark des Adelsbaumes wirklich ſich noch ſo kräftig zeigt, um die neuen Sprößlinge zu treiben, die Sie uns verheißen, wenn er in der That nicht blos ſich und den Fürſten, ſondern dem Staate und dem Volke hinfort dienen will, ſo bin ich der Erſte, der dem regenerirten Stande freundſchaftlich die Hand reicht. Aber gerade aus dieſen Hoffnungen ſcheint zu folgen, daß in Ihrem Sinne und vom Standpunkt des erhöhten Adelsgeiſtes angeſehen, die abſolute Monarchie wenig taugliches Terrain für Ihre Beſtrebungen abgeben würde, daß Verfaſſungen, in denen die fürſtliche Würde ſtark paralyſirt erſcheint, oder wohl ganz darnieder liegt, wie in den kleinen Schweizer-Republiken, namentlich Bern zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit ſeiner Ariſtokraten-Herrſchaft, oder in den hanſeatiſchen Inſtitutionen, Ihre Ideen ſich am vollſtändigſten würden entwickeln laſſen.“

„Jene Uebergewalt,“ rief Paul leidenſchaftlich, „ſoll aber der Adel gerade nicht haben. Er entwickelt dann ſogleich das gefährliche Element, das in ihm ruht und nie ganz, auch durch die edelſten Beſtrebungen, zum Schweigen gebracht wird, die Herrſchaft und den Dünkel der Kaſte. Nur wenn er ſich im Staatsverband, als Glied des Ganzen, als Theilnehmer am Wohl und Weh der Genoſſenſchaft, als Verpflichteter und Beauftragter ſeiner Brüder im Staate betrachtet, nur dann iſt er mit der ganzen Würde und der Macht ſeiner Stellung, als bevorzugter, mit theuren Privilegien begabter Stand, zu bekleiden. In der abſoluten Monarchie iſt anfangs ſeine Stelle ſehr genau bezeichnet, nur ſpätere Zeiten, beim Schwanken der Fürſtengewalt, die bald bis zur Deſpotie geſteigert, bald bis zur politiſchen Ohnmacht und Knechtſchaft unter den Parteien niedergedrückt erſcheint, haben den Boden, auf dem er ſtehen ſoll, unbeſtimmt bezeichnet erſcheinen laſſen. Doch es ſoll hier nicht von der Adelsſtellung im Beſondern die Rede ſein, ſondern über die conſtitutionellen Verfaſſungsformen, unter denen der Adel dann auch ſeinen Platz angewieſen erhalten würde. Mein Himmel! Welch ein entſetzlicher Mißbrauch wird heutzutage mit den Worten „Freiheit,“ „Volkswohl,“ „Volksrechte“ getrieben! Alle Furien des Neids, der Heuchelei, der politiſchen Verketzerungsſucht, der im Dunkeln ſchleichenden Verdächtigung und der immer wiederkehrenden, unter allen Formen ſich ausſprechenden wühleriſchen Aufruhrpartei haben ſich vereinigt, um das edle Wort „Freiheit“, das köſtlichſte im Dictionär der menſchlichen Intelligenz, zu brandmarken, indem ſie es auf ihre Fahnen ſetzen. Es iſt wahr, die Mißbräuche waren ſchreiend, die alten Formen waren läſtig, die Launen der Gewalthaber und ihrer Diener drückten ſchwer, die Völker hatten ein Recht, ſich über dieſe und andre Feſſeln bitter zu beklagen; aber iſt darum Alles Tyrannei, Willkür, Mißbrauch und veraltete Form, was uns die Verfaſſungen der vorigen Jahrhunderte überliefert haben? Wenn wir wirklich annehmen könnten, es ſei der größern Maſſe dieſer Verbeſſerer um Wahrheit zu thun, ſo wäre es eine juvenile Tollheit, ein plötzliches Utopien mitten unter beſtehenden und organiſch gegliederten Verhältniſſen hinzaubern zu wollen; aber leider ſind die Phantaſten, die „Alles“ wollen, nicht die Gefährlichen: die ſind's, die „Etwas“ wollen, aber gerade dieſes „Etwas“ mit boshafter Klugheit aus dem Herzen des Staatskörpers herausſchneiden, wo dann dieſer, wie ſie hoffen und wünſchen, langſam abſterben muß, um einer neuen Ordnung der Dinge, bei der ſie gewinnen, Platz zu machen. Die Partei, die auf dieſem dunkeln, ausgehöhlten Wege wandelt, iſt groß und zu ihren Zwecken paſſen die conſtitutionellen Formen vortrefflich.“

„Sie werden mich doch nicht zu dieſer Partei zählen?“ rief Lindfried.

„Durchaus nicht. Sie meinen es ehrlich, aber ich möchte nicht, daß das Spiel jener Schlimmen vor Ihren Augen verborgen bliebe. Jene politiſchen Falſchmünzer haben ihre Werkſtätten überall aufgeſchlagen; der Markt iſt von ihrer Waare überfluthet, und gerade dem argloſen Bauern, dem redlichen Bürger ſtecken ſie am leichteſten und liebſten das im Dunkeln gefertigte falſche Metall in die Taſche. Wie herrlich und groß iſt die Idee: Deutſchland einig! Deutſchland frei! Das Volk eine majorenn erklärte Intelligenz im Staate! Aber bis jetzt haben wir dieſen Becher, in welchem goldner Wein perlen ſollte, ſich nur mit der widrigſten Hefe ſchmutziger Parteiintereſſen füllen ſehen. Es iſt ein wahrer Gifttrank, und die coloſſalſte Despotie wäre wahrlich hier am Platze, um den Boden zu ſäubern, damit, wenn nun wirklich die großen ſchöpferiſchen Geiſter erſcheinen, ihr goldnes Korn zu ſtreuen, ſie den Acker auch tauglich finden es aufzunehmen. Die conſtitutionellen Organe, die wir bis jetzt haben, ſind, wenige Ausnahmen abgerechnet, immerdar beſchäftigt ihre politiſchen Antipathien geltend zu machen und unter dem Vorwand, das Volk in ſeinen Rechten zu vertreten, gegen die ihnen gehäſſigen Stände und Richtungen zu intriguiren. Zwiſchen den Zeilen der Eingaben und Reden der Kammern lieſt man die Stimme des Einzelintereſſes, die ſich für die Stimme der öffentlichen Wohlfahrt ausgiebt. Wenn aber eine Verfaſſungsform, ſtatt die Spaltungen im Staat zu hindern, dieſe noch vervielfältigt, ſo iſt ihr Nutzen und ihr Recht nicht abzuſehen. Die redlichſten und beſten unter den Patrioten geſtehen ſelbſt ein, daß in dem engen Raum, wo die neuen Formen angewendet werden, ſie den größten Theil ihrer gehofften ſegensreichen Wirkſamkeit verlieren und nie zu der Macht gedeihen, um das geſammte deutſche Volk mit einem neuen politiſchen Bewußtſein zu durchdringen, worauf es doch abgeſehen iſt. Daher die kleinlichen Mittel und Zwecke, das Wollen und nicht Können, die Zaghaftigkeit auf der einen und das eitle Großſprechen auf der andern Seite. Den ſelbſtſtändigen Geiſt, der große Staatsformen, freie und kühne Bildungen im Sinne hat, muß dieſes kleinliche Necken, Plagen und Jagen, das durch die Organe deutſcher Publiciſtik ſeit einem vollen Jahrzehent geht, im höchſten Grade anwidern. Das eigentliche Volk nimmt nie Theil, ja es begreift gar nicht, um was es ſich eigentlich handelt."

„Wir wollen annehmen," bemerkte Lindfried, „daß es nicht immer beim Sturm im Glaſe Waſſer bleiben wird, daß die großen Staatskörper Deutſchlands ebenfalls die conſtitutionellen Formen annehmen und daß dann Würde und Nutzen der neuen Inſtitutionen in ihrem vollen Lichte erſcheinen werden.“

Paul ſchüttelte zweifelnd das Haupt. „Geſetzt auch,“ entgegnete er, „daß dieſe Zukunft uns ſchon nahe bevorſteht, daß das, was jetzt auf ſo ſchlimmen, verſteckten Wegen, durch Cabale und Zwiſchenträgerei betrieben wird, im Großen und auf edle freie Weiſe von den Regierungen ſelbſt ins Leben geführt wird, ſo bleibt immer noch dem Patrioten ein Zweifel, ob dieſe Formen, die man aus andern Staaten, von einem fremden hiſtoriſchen Boden herüber bringt, wirklich der deutſchen Nation, dieſem Aggregat verſchiedener Nationalitäten, dienlich und fördernd ſein mögen. Deutſchland verdankt gerade ſeinem getheilten Ländergebiet, ſeinem Mangel an einer geſetzgebenden Hauptſtadt die Tiefe und Gründlichkeit ſeines geiſtigen Lebens. Dieſe Behauptung iſt nicht neu, ſie iſt ſchon vielfach aufgeſtellt worden. Wir wollen hier nicht erörtern, wie weit dieſe Vorzüge noch Beſtand behalten, wenn die größere Erworbenſchaft politiſcher Macht, Einheit und Selbſtſtändigkeit dagegen in die Wagſchale gelegt werden. Unſere Zeit legt auf dieſe politiſche Macht großes Gewicht, und ſie hat Recht, mag fürs Erſte der deutſche Forſcher- und Sammlergeiſt zurücktreten und dem öffentlichen ſtaatlichen induſtriellen Raum laſſen. Der Egoismus der Nationen iſt eine Tugend, der Deutſche zeige, daß er auch nationaler Egoiſt ſein kann; aber dieſer Aufſchwung, den der Geiſt der

Zeit uns nehmen läßt, gebietet nicht zugleich uns in Zuſtände zu ſtürzen, gleichviel welche, wenn ſie nur neu und fremd ſind.“

„Nein, nein!“ rief Lindfried heftig. „Es iſt keine Eitelkeit und Thorheit; es iſt ein wirkliches Bedürfniß da. Der dritte Stand, der zu einer großen Reife herangediehen, will ſeine Stimme geltend machen. Wirkliche Uebel ſind da und von dieſen will man ſich befreit ſehen.“

„Kann dies aber auf dieſem Wege geſchehen?“ fragte Paul. „Hat nicht die monarchiſche Gewalt alle Mittel zur Hand, die ſtaatliche Vereinigung zu ihrem Glücke zu führen?“

„Aber thut ſie es denn? Hat ſie es denn je vollſtändig gethan?“

„Es iſt zu beklagen,“ rief Paul, „wie ungerecht unſre Zeit iſt! Wie alles Gute, Edle und Große, das frühere Tage brachten, ſo ganz wie aus dem Bewußtſein der Neuzeit getilgt erſcheint! Ruhm und Größe, Gerechtigkeit und Milde, Glanz und Schönheit, die von den abſoluten Regierungen, von edlen und trefflichen Fürſten ausgegangen — Alles das iſt heutzutage wie nie dageweſen. Man wiederholt immer die alten Geſchichten von Tyrannei und Willkür, man wiegelt die Menge auf, indem man ihr Blut und Schmutz eigner Phantaſie für hiſtoriſche Wahrheiten hingiebt. Es iſt das Getreibe immer derſelben Partei, die ſich's zum Hauptgeſchäft gemacht, vor allen Dingen die Pietät, die der Deutſche immerdar zu ſeinen Fürſten hegte und noch hegt, zu untergraben. Man gebiete dieſer Partei nun endlich einmal Stillſchweigen, und der Glaube und das Vertrauen, das jetzt tauſend Hände immer wieder niederdrücken, wird ſich unbehindert und offen ausſprechen. Der Preuße namentlich wird nie vergeſſen, was er gerade der Individualität ſeiner Fürſten zu danken hat. Zu welchem Ruhm, zu welchem Glanz hob Friedrich der Große den kleinen Staat! Preußen iſt das, was es geworden, nur allein durch ſeine Fürſten geworden. Freilich muß das Volk auf eine gewiſſe Stufe herangebildet ſein, um einen guten und großen Fürſten zu verſtehen, ſo wie eine Generation herangebildet ſein muß, um in ihrem Schooße ein Kunſtwerk zu erzeugen und das erzeugte zu würdigen und zu ſchätzen. Größe bei einem Fürſten läßt ſich nie denken, ohne auch beim Volke Größe vorauszuſetzen. Es iſt das geiſtreiche, ſchöpferiſche Wort, das der große Redner von der Bühne der Menge zuwirft und wo ihm Verſtändniß in Blick und Geberde wieder entgegentritt. Fürſt und Volk verſtändigen und heben ſich gegenſeitig. Die abſolute Regierung, die in dieſem Sinne wirkt, iſt ſicherlich die vollendetſte Regierungsform, und die ſo ſehr gerühmte Freiheit der Republiken erſcheint nur als elendes Stückwerk dagegen. Die Staatskünſtler, die am Gebäude des Staates hin und her taſten und makeln, begreifen nicht, daß keine Theorie der Welt die gewaltige Thatkraft der perſönlich angeſprochenen und gefeſſelten Gemüther erſetzt oder gar überbietet. Die Individualität iſt eine Macht von unberechenbarer Wirkung im Guten wie im Schlimmen. Die ſinnliche Menge hängt an der Perſon des Herrſchers mit der grenzenloſeſten Bethätigung. Was er thut, was er ſagt, wie er ſich zeigt — Alles das iſt Heiligthum oder Schrecken. Seine Liebe iſt hundertfache Liebe, ſein Haß hundertfacher Haß. Der ſterbende Fürſt iſt eine untergehende Sonne; Alles ſtrömt aus Hütten und Paläſten, um ihren letzten Strahl noch aufzufangen, der wie Segen wirkt. Der junge Fürſt iſt der ſteigende Tag, dem alle Hoffnungen aller Herzen entgegenfliegen. Dieſe Gefühle ſind nicht erkünſtelt, ſie wurzeln im Herzen des Volkes, beſonders des deutſchen, und die conſtitutionellen Formen ſtreiten ſchon hier gegen die Stimmung der Nation, indem ſie das Bild des Fürſten verſchleiern und mehr in den Hintergrund ſtellen, ſtatt deſſen aber einen dem Volke unverſtändlichen Apparat von Kammern und Ständeberathungen in den Vorgrund ſchieben. Es iſt der Einwurf hier leicht zu machen, daß, wenn einmal eine Staatsform auf die Individualität gebaut iſt, der ſchlimme Fürſt unendlich ſchaden kann, und daß dies auch reichlich ſchon geſchehen iſt, allein giebt die conſtitutionelle Regierung eine Garantie, daß nie Unheil und Schaden von ihr ausgehen werde? Kann ſie ihrer Natur nach dieſe Garantie geben? Geſetzt den Fall, ganz Deutſchland nähme das Repräſentativſyſtem an und dieſes Syſtem verbände ſich mit dem jetzt herrſchenden induſtriellen, materiellen und wucheriſchen Geiſte — welch einer furchtbaren, alles Edle, Große und auf ſittliche

Würde Baſirte niedertretenden Tyrannei einer herrſchenden Partei würden wir dann verfallen! Wie würde unter der Zwingherrſchaft dieſer Rohen der Staat an ſeinen edelſten Theilen beſchädigt werden! Kein ſchlimmer Fürſt und ſelbſt nicht der ſchlimmſte könnte ſo großen Nachtheil und Schaden herbeiführen. Iſt England nicht ſchon dieſem Fluche verfallen? England, wo ſelten die Individualität, in der Geſtalt eines Miniſters oder Heerführers, ſich geltend gemacht hat, iſt zu einem coloſſalen Krämerſtaate herabgeſunken, wo Alles käuflich iſt, von der Treppenſtufe, auf der der Bettler ſeinen erblichen Platz hat, bis zu dem Stuhl des Lords im Oberhauſe. Iſt's denkbar, daß England je einen Friedrich den Großen haben könne, einen Joſeph den Zweiten, einen Ludwig den Vierzehnten? Und welch ein Ruhm, auf viel edlerer geiſtiger Baſis ruhend, entgeht ihm da, als der Ruhm, den es auf ſeinen Reichthum gründet! Die wahre Größe der Staaten wird nicht vom Beſitzthum, nicht von der materiellen Macht, ſie wird vom Geiſte hervorgerufen, und die Bewegungen im Reiche des Geiſtes gehen immer von Individualitäten aus. Darum kann ich mir nicht denken was man unter dem Ausdruck: Volksſouveränetät verſteht: die Maſſe als ſolche regiert nie, ſie zermalmt, drückt nieder, überwältigt.“

„Aber wenn nun die monarchiſche Form ſich abgenützt hätte?“

„Das hat ſie nicht;“ entgegnete Paul. „Die Liberalen und Conſtitutionellen möchten dies gern der Welt glauben machen, allein es fehlt alle Bewahrheitung einer ſolchen Behauptung. Es bedünkt mich gerade, daß das Königthum einen neuen Aufſchwung nehmen werde, daß es, gereinigt von den Mängeln, die der Mißbrauch der Gewalt in einer Zeit, wo die ſtaatlichen Inſtitutionen noch nicht ſo beaufſichtigt wurden von einer erhöhten Intelligenz, ihm anheftete, der Vervollkommnung ſeiner urſprünglichen Idee ſo nah wie vielleicht in keiner andern Zeit herantreten werde. Wie werden die edlen Geiſter der Nation, die jetzt unter dem Druck ſtreitender und übel angewandter Kräfte ſich erlahmen fühlen, dem Erretter entgegenjauchzen, der zugleich mit dem Verſtändniß auch den Willen und die Macht mitbringt, der Zeit Aufgabe zu löſen.“

„Sie erwarten dieſes freudige Reſultat von einem Einzelnen, ich erwarte es von der Geſammtheit.“

„Auch ich zähle auf dieſe,“ entgegnete Paul. „Die monarchiſche Form iſt's nicht, die uns hemmt, wir ſind nur mit ihr wie mit jeder Form unzufrieden, weil uns bei all der Höhe geiſtiger Cultur der Sinn für weiſe Beſchränkung, das Selbſterkennen, der Geiſt des Gehorſams, des ſtrengen Pflichtgefühls faſt völlig abgeht. Ordne und beſſere Jeder in ſeinem Hauſe. Ich habe Ihnen meine Ideen über den Adel ausgeſprochen und wie ich glaube, daß er zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurückzuführen ſei; etwas Aehnliches läßt ſich jedem Stande ſagen. Wirke Jeder auf ſeinem Platze und zeige Früchte, wie ſie das Gemeinweſen von ihm fordert.“

Dreizehntes Capitel.

Paul und Gotthard.

Es waren einige Wochen vergangen, ohne daß die Freunde einander geſehen hatten. Paul war ſo beſchäftigt und durch kleine Reiſen hingehalten, die er in der Umgegend machte, daß er ſeine gewohnten Beſuche in der Pfarrwohnung einſtweilen hatte einſtellen müſſen, und Gotthard ſeinerſeits hatte ſich auf dem Schloſſe nicht blicken laſſen, zu großer Beunruhigung der Legationsräthin, die den jungen Mann lieb gewonnen hatte und nun fürchtete, daß er krank geworden ſein könne. Paul hatte ſeiner Mutter verſprechen müſſen, über das Ausbleiben ihres Lieblings Nachrichten einzuziehen, und ſo befand er ſich denn eines Tages auf einer ſeiner kleinen Jagdexcurſionen in der Nähe des Pfarrhauſes. Ermüdet nahm er im ſchattigen Wäldchen, das im Schmuck der bunten Herbſtfarben ſchimmerte, auf einem liegenden Baumſtamme Platz, ſein Gewehr und ſeinen Hund neben ſich. Das wachſame Thier ſchlug an, als ein Raſcheln im Laube ſich hören ließ, Paul blickte um ſich und ſah in einiger Entfernung den jungen Pfarrer ſtehen, wie er träumeriſch am Stamm einer jungen Eiche lehnte und ſeine Blicke in die Ferne richtete, wo im Waldesdunkel ein weißes ſchimmerndes Gewand verſchwindend durchleuchtete.

Gotthard erkannte jetzt den Freund und kam lächelnd auf ihn zu. „So treffe ich Sie endlich!“ rief er. „Wir haben uns lange nicht geſehen.“

„So lange nicht,“ entgegnete Paul, „daß meine Mutter mir aufgetragen hat, Sie entweder lebend oder todt aufs Schloß zu bringen. Sie ſehen, Sie haben es mit einem unerbittlichen Feinde zu thun.“

„Ich ſehe, daß ich in Schuld bin,“ ſagte der Pfarrer; „aber ich habe auch meine Gründe, die hoffentlich mein Vergehen entſchuldigen werden. O mein theurer Freund, ich habe in dieſer Zeit große und ſchöne Seelen- und Herzenserfahrungen gemacht.“

Paul dachte, während er dieſe Worte hörte, an die in der Waldnacht verſchwindende Geſtalt und mit einem Tone, der nicht ſcherzhaft lauten ſollte, aber wider Willen doch Etwas wie Spott durchklingen ließ, fragte er: „Hat Sie ein Engel des Herrn beſucht?“

Gotthard ergriff ſeine Hand und mit einem an dieſer kühlen, faſt ſtarren Natur ungewöhnlichen Feuer rief er: „Ja, ſo iſt's. Sie haben das rechte Wort gefunden! Ihre weltliche ſpottende Zunge ſpricht das Geheimniß aus, nach dem meine ſtammelnde Zunge vergeblich in ängſtlicher Scheu herumſuchte. Ein Engel des Herrn! O wie ſüß iſt dieſes Wort! Welch einen Himmel ſchließt es ein! Ja, mir iſt ein Engel des Herrn erſchienen, um an dieſes Herz zu rühren, das noch immer keinen Frieden hat. Dieſer Engel trägt das Gewand einer einfachen Bäuerin, eines Kindes der Flur!“

„War es vielleicht Mirjam, die eben von Ihnen ging?“ fragte Paul.

„Wo wiſſen Sie ihren Namen?“

Paul war befremdet über die Lebhaftigkeit, mit der dieſe Frage gethan wurde, er erwiderte: „Hermance und ich ſind ſchon längſt auf dieſes ungewöhnliche Weſen aufmerkſam geworden.“

„O ich Thor!“ rief Gotthard; „und ich wähnte, ich allein wäre für würdig befunden, dieſe Wunderblume zu entdecken.“

„Sie ſehen, wie der Himmel jede Art von Eitelkeit beſtraft,“ ſagte Paul lächelnd. „Kommen Sie, ſetzen Sie ſich hierher und beichten Sie mir einmal, anſtatt daß es umgekehrt ſonſt ſtattfindet.“

„Aber Sie müſſen Ernſt mitbringen, wie in den Beichtſtuhl.“

„Wahrlich der fehlt mir nicht. Sie ſollten mich doch ſchon kennen, lieber Gotthard. Ich habe die rührenden und ernſten Phraſen der Welt freilich nie auf den Lippen. Meine ernſthafteſten Angelegenheiten habe ich immer, wo ich's nur konnte, mit lachendem Muthe abgethan. Wenn es mir auch zu Sinne war, ſo daß ich Gott auf den Knieen um einen baldigen Tod hätte anflehen mögen, ſo hat es wahrlich mir doch Niemand angeſehen und angehört.“

Gotthard warf ſich an die Bruſt des Freundes und rief: „Verzeihung, mein theurer, theurer Paul! Ja ich weiß, daß in dieſer Bruſt ein ſtarkes, geſundes Herz ſchlägt! Ein Herz, das mit Kindesreinheit Treue und Muth des Mannes vereinigt!“

„Gotthard! Gotthard! Was ſind das für Worte! Wie paſſen ſie auf mich!“

„Ja auf dich!“ rief der junge Geiſtliche in ſchöner Verklärung der Freundſchaft. „Auf dich, den ich treu fand und thätig im Werke der Liebe. In kalter Umgebung, unter dürftige Herzen verſetzt, war ich nahe daran, an meinem Gotte zu verzweifeln — in deiner Nähe habe ich Stärke und Muth gefunden!“

Paul fühlte ſich im Innerſten erſchüttert, als er dieſes volle Maaß leidenſchaftlicher Erregung bei dem ernſten und feſten Freunde wahrnahm. „Wahrlich, es muß Ihnen etwas Beſonderes zugeſtoßen ſein!“ rief er. „Sprechen Sie, Gotthard, ſprechen Sie!“

Der junge Mann ließ ſeine Blicke, die noch mit einer Art Begeiſterung an ſeinem Gefährten hingen, ſchüchtern und mit dem Ausdruck des Kummers zu Boden gleiten und ſagte dann, indem ſeine Stimme die gewohnte Feſtigkeit und Ruhe wieder annahm: „Wir ſprachen vor nicht langer Zeit von dem Weſen und dem Inhalte unſrer über Alles theuren Religion. Was ich Ihnen damals ſagte, ſo viel ich in mangelhafter Erkenntniß ſelbſt davon aufgefaßt, betraf die Kirche, das äußere, nach der Welt hin wirkende und die Welt zügelnde Geſetz. Ich weiß nicht, ob Sie ſich beſinnen, daß ich Ihnen damals ſagte, Jeder von uns habe noch ſeinen Glauben für ſich. Das individuelle Chriſtenthum, den Gott, den ich bekenne, den nur ich verſtehen und lieben kann, dem jeder Funke meines Geiſtes, jede Faſer meines Herzens gehört, iſt begreiflicher Weiſe nicht derſelbe, den ich nach Außen hin bekenne und verkündige. Dies iſt ein ſehr gefährlicher Satz, und ich möchte ihn nie vor der Menge ausgeſprochen hören, ohne dabei im Stande zu ſein, was ich natürlich nicht kann, Herzen und Gewiſſen offen dem Blick darzulegen. Nehmen wir ein profanes Gleichniß. Es laſſe Jemand das Bild ſeiner Geliebten anfertigen: der Künſtler, er ſei noch ſo geſchickt, fertigt zwar ein allen Forderungen der Kunſt entſprechendes Gemälde, aber wird er den Liebhaber befriedigen? Sicherlich nicht! Der will den Blick der Liebe, das Auge der Seele, den wonnevollen Rauſch des Einverſtändniſſes, das Feuer und die Trunkenheit glücklicher Stunden, wo in einſamer Nachtſtunde Seele in Seele verſank — gemalt ſehen; und kann das irgend eine Malerei der Welt? O Himmel! Wie ſchwach iſt jedes irdiſche Mittel, da wo es darauf ankommt, ein weinendes Gottverlangen, ein inbrünſtiges Liebeslied der Seele, ein heißes Gebet um Chriſti Gnade zu befriedigen. Die Kirche nach Außen hin, wo ſie die Liebe und den Glauben predigt, iſt immer nur ein Bild auf Leinwand, gemalt freilich von den gottbegeiſtertſten Künſtlern; das individuelle Chriſtenthum allein iſt die lebendige

Liebe, die feurige Gegenwart Gottes. In ſo fern iſt die chriſtliche Lehre in ihrer wachſenden Vollendung und Veredlung immer auf Individualitäten gebaut, doch wie ſcharf iſt hier das Schwert der Kritik! Wie furchtbar wird der Irrthum beſtraft, als könne Jeder, dem ein innerliches Chriſtenthum zu ſeinem Glücke gegeben worden, nach dieſem die öffentliche Kirche modeln und umgeſtalten! Hier tritt das Geſetz ins Leben, an deſſen Nichtbeachtung unſre Zeit krank liegt. Die tiefſte Demuth, die größte Selbſtverleugnung, das zum Opfer bringen ſeiner eignen Liebe und ſeines eignen Haſſes, wird gerade hier dem Manne zur Pflicht gelegt, der der Welt das Wort Chriſti predigt. Die Gnade Gottes iſt ſo unendlich groß, die uns die feſte Form der Kirche geſchenkt hat, daß es Vermeſſenheit wäre, ein Einzelweſen könne hoffen, Offenbarungen erhalten zu haben, die ihn zwängen, das Gebäude der Kirche in ſeinen Grundveſten zu erſchüttern. Das individuelle Chriſtenthum muß ſich der Kirche gegenüber völlig ohnmächtig erklären."

„Dieſer Satz kann falſch gedeutet werden," bemerkte Paul. „Man könnte hier eine Berechtigung erblicken zur Heuchelei. Der Prieſter dürfte demnach etwas Anderes lehren, als was er innerlich als wahr anerkennt; oder was er innerlich als Unwahrheit fühlt, müßte er dennoch der Menge als Wahrheit geben."

„Es wäre entſetzlich, wenn dies bei einem wahren Prieſter als möglich gedacht werden könnte," rief Gotthard.

„Aber wir müßten die Natur aller Gottoffenbarung durch menſchliche Mittel leugnen, wenn wir die troſtloſe Zweifelſucht unſrer Tage mit hineinmiſchen wollten. Ich erinnere wieder an mein Gleichniß. Das Bild, das der wahrhaft Liebende anfertigen ließ, hat immer die wunderſamſte Aehnlichkeit, wenn es auch nicht das Original ſelbſt iſt. Die Kirche iſt dieſes Bild, der Liebende iſt der vollendete Gotterfüllte, der begnadigt iſt mit der innigſten Liebe und mit der tiefſten Einſicht in das Weſen Chriſti. Da nun in Jahrhunderten vielleicht Einer unter den Sterblichen ſo hoch erleſen iſt, daß er den Liebenden vorſtellt, nach deſſen Seelengebild das äußere Bild der Kirche geſchaffen iſt, welche grenzenloſe Anmaaßung gehört dann dazu, daß der Einzelne — Sie oder ich — glaube, er ſei dieſer vollendet Liebende, und es komme ihm zu, das vortreffliche Bild der Kirche, dieſes Kunſtwerk der Jahrhunderte, nach ſeiner innern Anſchauung umzuwenden und ſeiner thörichten Meinung nach zu veredeln? Nein, das Bild enthält all die Züge der Glaubensſeligkeit, des Gottesernſtes, der Liebesdemuth, die von jenem Original, nach dem es geſchaffen, Zeugniß geben — nach dieſem Bilde ſollen wir demuthsvoll das eigne Bild formen und anbetend es der Menge verkündigen. Es taſte kein dreiſter Finger an dieſes herrliche Gemälde. In dieſem heiligen Gemälde iſt nun freilich im Lauf der Zeiten mancher Zug nicht ganz ſo deutlich, manche Farbe nicht ganz ſo friſch, manche begrenzende Linie nicht ganz ſo ſcharf, manche Form nicht ganz ſo verſtändlich geworden, als ſie es ehemals waren. Hier tritt nun für den predigenden Prieſter der Fall ein, daß die Menge ihm zuruft: Dies iſt nicht wahr! Daran glaubſt du nicht — und willſt es uns doch glauben machen! Hier kann das Heiligthum durch einen unbegabten Prieſter verletzt werden: die weltliche Kritik kann ſich hineinmiſchen und der frivole Weltſinn tölpiſch hineingreifen. Aber der Prieſter, der, mit Demuth und Liebe im keuſchen Herzen, ſeine Kirche wie ſein eigen Seelenheil hütet, der in den Satzungen der Väter den von Gott ausgeſendeten, ſtets für die Gemeinde thätigen heiligen Geiſt wirkſam ſieht, der wird mit feiner, ſeelenbegabter Hand die undeutlich gewordenen Striche und Farben im Gemälde im Sinne des Ganzen dem Auge der Menge ausführen und wieder lebendig hinſtellen, ohne auch nur in die leiſeſte Verſuchung zu verfallen, ſein eigen erſonnen Machwerk den großen Geſtaltungen im Bilde ſinnſchändend hinzuzufügen. So wird, indem die vermittelnden Partien wieder hervortreten, Jedermann die Wahrheit des Bildes neu erkennen, und wer würde es dabei wagen, dieſen Prieſter einen Heuchler zu nennen? Wer ihm vorwerfen, daß er Wahrheit in Unwahrheit verkehrt? Alle großen Lehrer der chriſtlichen Religion haben ſo gehandelt. Der Prieſter iſt beim Heiligthum angeſtellt, er kann, er darf nicht anders als das Geſetz verkündigen, wie es ihm überantwortet worden iſt."

„Wohl!" rief Paul; „aber Sie haben doch eben die Behauptung aufgeſtellt, daß das innerliche Chriſtenthum oder die Individualität auf das äußere Bekenntniß, auf die Kirche günſtig einwirken könne."

„Allerdings!" entgegnete Gotthard. „Es ſind Geiſter berufen und begnadigt, deren Miſſion es iſt, die Kirche räumlich zu erweitern, geiſtig zu erhöhen; allein dies iſt das Werk unſrer mächtigſten Genien, die große Anzahl guter und begabter Prieſter fördert die Sache der Religion, indem ſie auf oben beſchriebene Weiſe geiſtig die Form feſthält und mit ihrem lebendigen Glauben die undeutlich gewordenen Contouren, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wieder ſcharf der Menge hinzeichnet."

„Wie nun aber," rief Paul, „wenn, was Einer empfindet und denkt, gar nicht mehr oder doch nur ſehr ſchwach, mit dem öffentlichen Bekenntniß zuſammenſtimmt?"

„Es giebt Wahrheiten," entgegnete Paul, „die zwar nicht gegen das öffentliche Bekenntniß anſtreben, die aber, wenn man ſie der Menge verkündigen wollte, dieſer Nichts nützen, ja ſich ſogar in Nachtheil und Schaden verkehren würden. Dieſe Wahrheiten ſind oft köſtliche ſüße Früchte zu unſerm eignen Gebrauch. Die Kirche in der Allgemeinheit ihrer Zwecke und Mittel, in den koloſſalen, auf alle Gemüthsſtimmungen und Lebenslagen berechneten Formen, kann begreiflicher Weiſe dem Einzelweſen für deſſen beſondere Heilszwecke nicht immer den gewünſchten Troſt gewähren. Das Wort iſt gegeben, den Sinn müſſen wir hinein thun. Der Prediger ſchafft dieſe „Belebung“ für die Gemeinde, er ſchafft ſie aber auch für ſich ſelbſt. In der Stille nächtlicher Stunden angeſchaut, gewinnt das Geheimniß eine beſondere, wunderſame Geſtalt für ihn. Der einſame Beter und mit ſeinem Gott Ringende erhält Aufſchlüſſe, genießt Tröſtungen, bekämpft und beſeitigt Zweifel, die der Menge, als Menge, immer unverſtändlich bleiben werden. Dagegen kann er auch innerlich elend und mit ſeinem Glauben zerfallen ſein, auf eine Weiſe, die der Welt eben ſo unverſtändlich bleiben würde, wenn er ſie ihr auch erklärte. Alles dies gehört zum innerlichen oder individuellen Chriſtenthum und hat mit dem öffentlichen Bekenntniß Nichts zu ſchaffen. Für das öffentliche Bekenntniß ſind wir als Einzelne nicht verantwortlich, es iſt die Geſammtheit der Kirche, die die Verantwortung übernimmt; wir unſrerſeits ſind nur Hüter des Schatzes und müſſen ſehen, daß Nichts davon geraubt und Nichts hinzugelegt wird. Für unſer eignes Erkennen, Fortſchreiten und Erſtarken im Glauben und in der Liebe, da ſind wir als Individuen verantwortlich, und hier iſt der Uebergangspunkt, mein theurer Freund, wo ich jene allgemeinen Wahrheiten mit den beſonderen Offenbarungen verknüpfen will, die ich in dieſen Tagen erhalten. Sie wiſſen aus meiner Seelen- und Herzenswandeln; kein Auge, das mich anſah, keine Hand, die mir winkte, kein grüßendes Wort, das aus dem ſilberflimmernden Nebel hervortönte. Ich ſank gebrochen nieder. In einſamen Nächten ſchlug ich die Legenden auf und ſtaunte vor der Liebesglut, die hier aus dieſen längſt verſcharrten und zerbrochnen Herzen noch hervorwehte. Es waren die Purpurroſen der Märtyrer, dieſe ſchimmernden Herzblutcentifolien, die im Garten der himmliſchen Liebe blühen und ihre üppige Seligkeit in paradieſiſche Lüfte verdüften. Ich ſah wohl ein, ſo konnte unſre Zeit nicht mehr lieben. Es war eine untergegangene „Kunſt des Herzens," ein verlornes „Geheimniß der Geiſter". Auf dieſe myſtiſche Weiſe Poeſie des Todes mit Poeſie des Lebens vereinen, dazu waren unſre Geiſter zu ſehr vom materiellen Weltgeiſte durchkältet. Es iſt umſonſt, ſich zu erwünſchen, was doch nie in Erfüllung gehen kann. Die Zeiten der Märtyrer ſind dahin, der Garten geſchloſſen, wo jene Roſen blühen, aber unſre Zeit, die das Bedürfniß des Glaubens und der Liebe fühlt, wie jede andere Zeit, kann einen neuen Garten ſich pflanzen, kann neue Glaubens- und Liebesblumen ziehen; aber vor allen Dingen muß Er wieder der Gärtner ſein, der ſichtbare Gärtner. Aber wie ſollte dies ſich erfüllen? Wie das Bild inbrünſtigen Verlangens lebendig in die Gegenwart treten? Ich wußte es nicht, und daß ich's nicht wußte, war mein Leid und mein Kummer."

„Da lernte ich jenes Weib kennen. In ihr Herz hatte Gott einen Glaubensſchatz niedergelegt. Dieſes einfache und arme Herz war blühend in himmliſcher Zärtlichkeit dem Lichte des ſchönſten und feſteſten Glaubens entgegengereift. Wie eine Blumenkrone auf zierlichem Stiele, ſo bewegte ſich ihr Geiſt fein und ſchlank auf beweglicher Phantaſie. Aber nicht wie die frühern Märtyrerinnen und heiligen Jungfrauen gründete ſie ihre Anſchauungen auf Blut und Tod, ſie gründete ſie auf Leben und Liebe. Nicht mehr der gekreuzigte, aus ſeinen Wunden blutende Erretter ſchwebte ihr vor, ſondern der lebendige, in friſcher Lebensfülle über die Erde wandelnde, das blühende Wort ausſtreuende göttliche Lehrer. So ſteigen wir denn, mein geliebter Freund, aus dem dunkeln Thale, das von unheimlichen Schatten wimmelt, das von vergoſſenem Blute dampft, hinaus in das Licht eines ſchönen Tages. Der kalte, blutende Leichnam bleibt weit hinter uns zurück, die Felſenpforten ſind geſchloſſen, was eine wilde jugendlich ſtarke Zeit bewegte und erſchütterte, wir bedürfen deſſen nicht mehr, uns iſt die „lebende“ Perſon Chriſti das Erſte und Einzige. Nicht daß er für uns ſtarb, ſondern daß er für uns „lebte“, iſt der Inhalt unſers Glaubens. Aber freilich ſoll dann ſein göttliches Leben ganz anders, als es die bisherigen Jahrhunderte gethan, für uns Inhalt und Gegenſtand unſrer liebenden Betrachtung ſein. Da die Zeit der Wunder nicht mehr exiſtirt, ſo ſei es für unſre Zeit das erſte und einzige Wunder, alle Wunder entbehren zu können. Es giebt für uns noch einen Märtyrertod, aber einen unblutigen, es iſt der Tod der Selbſtſucht in uns, der Tod des frechen und aufrühreriſchen Dünkels, der Tod der Genußſucht, der Tod des liebeleeren herriſchen Willens. Auf ſolche Weiſe täglich, ſtündlich für unſern Heiland zu ſterben iſt das Märtyrerthum des neunzehnten Jahrhunderts. Die jetzigen Blutzeugen Chriſti ſind zugleich die großen ſchöpferiſchen Geiſter der Nation, die Bildner, Erretter und Leiter ihrer Nebenmenſchen. Der Tod Chriſti macht einſame Grübler, das Leben Chriſti macht thätige Arbeiter — die wilde Zeit des Mittelalters forderte Jene, unſere cultivirte Epoche fordert Dieſe."

„Werden Sie dieſe Lehre dem Volke mittheilen?" ſagte Paul.

„Sicherlich nicht;" entgegnete Gotthard. „Ich habe nicht das Recht dazu. Als Prieſter muß ich auf das Dogma des Todes Chriſti den vollen Nachdruck legen, den die Kirche darauf zu legen mir befiehlt. Wo dürfte ich wagen, nur ein Titelchen nach eignem ſchwachen Ermeſſen davon zu nehmen und hinzuzuthun! Aber Sie ſehen, dies iſt eine von den Wahrheiten, die ich als Errungenſchaft für mein Leben und Glauben betrachte, die ſüße Frucht, die in dunkeln Erdenſtunden für mich — und nur allein für mich — gewachſen iſt. Ich glaube allerdings, daß unſre Zeit ebenfalls hierhin neigt, allein es wäre Vermeſſenheit, dies öffentlich als eine Wahrheit aufſtellen zu wollen. Mit Demuth erkenne ich nur, daß ich darin Troſt gefunden.“

Paul dachte dieſen Ausſprüchen nach und fühlte ſchmerzlich, wie dieſe Engelspfade noch in ſeinem Innern verſchüttet lagen; aber eine innere Stimme rief ihm zu: Strebe nur weiter. Dem eifrig Suchenden verſchließt ſich das Heil nicht, er mag es nun auf dieſem oder jenem Wege anſtreben. Er drückte Gotthards Hand und ſagte: „Wenn ſich doch Ihre moderne Prophetin auch mir zuneigen wollte!“

„Das wird ſie nicht,“ entgegnete der junge Pfarrer lächelnd. „Sie iſt über alles Maaß hinaus ſcheu und flüchtig. Es hat mir, einem geiſtlichen Herrn, ſchon Mühe genug gekoſtet, ſie zu Geſtändniſſen und überhaupt zum Geſpräch zu bringen, wie ſollte ſie ſich einem frivol ausſehenden jungen Manne nähern, dem man wahrlich nicht anſieht, daß er Prophetinnen und Sibyllen ſucht.“

„Fürs Erſte will ich ſie auch ihre Wege gehen laſſen,“ ſagte Paul. „Ich habe vorläufig in andern Branchen meines ungeheuren Departements genug zu thun, aber Hermance wird ſich dem Wunderkinde nähern, und den

Frauen gelingt das Einfangen ſo ſcheuer Vögel ſchon beſſer."

„Wenn ſie nur nicht den wunderſamen Hauch von dieſer poetiſchen Frucht abſtreift, indem wir ſie durch unſere Hände gehen laſſen," bemerkte Gotthard. „Das Weib iſt nicht hübſch, iſt nicht manierlich, ſie macht keine Figur im Salon."

„Ich merke ſchon," rief Paul drohend, „Sie wollen Ihre Prophetin für ſich behalten."

„Ach ja," entgegnete Gotthard, „das will ich allerdings. Im Dunkel dieſer alten Fichtenwälder, auf dieſen abendlich beſchatteten Haideflächen, beim Toſen des Sturmwindes, oder beim Flimmern des Mondlichts — da iſt meine Prophetin zu Hauſe. Da gehört ſie hin. Man muß die wilde Taube nicht hinters Drahtgitter ſperren."

„So bleibe ſie denn die Ihrige," ſagte Paul. „Wie die Frauen im Allgemeinen, bis auf meine gute Hermance, die eine Ausnahme macht, nur vorübergehend in meinem Leben eine Rolle ſpielen, ſo ſoll es auch dieſe. Ich bin nicht gemacht, um der Held eines Romans zu ſein." Die Freunde trennten ſich in heitrer Stimmung.

Vierzehntes Capitel.

Paul's Brief an den Miniſter.

Schluß.

„Ew. Excellenz fordern mich auf nunmehr meinen Entſchluß Ihnen mitzutheilen, ob jetzt der Zeitpunkt gekommen ſei, wo ich die Bahn betreten wolle, die Ihre Einſicht und Güte mir vorgezeichnet. Erlauben Sie mir, freimüthig zu erklären, daß der Platz, den ich jetzt einnehme, für mich eine ſo ſtarke Anziehungskraft hat, daß es mir unmöglich wird, meine Blicke und Wünſche anderswohin zu richten. Ich bin der Erbe des Eigenwillens, oder nennen Sie's immerhin Eigenſinns, meiner Väter. Die Seltſamkeiten und Sonderbarkeiten der Brunswicke finden in mir ihren würdigen Repräſentanten. So wie ich einen abenteuerlichen Zug antrat, um außerhalb der Schranken, die meinem Stande gezogen ſind, die Menſchen und die Geſellſchaft kennen zu lernen, ſo glaube ich auch jetzt berechtigt zu ſein, mich ſelbſt in ein von mir ſelbſt gegründetes neues Amt einzuſetzen. Dieſes Amt beſteht in der Art und Weiſe wie ich glaube, daß man heutzutage „Grundherr“ ſein muß; das heißt ſo, daß der Beſitz den Herrn adelt und der Herr den Beſitz. Das iſt keine ſo ganz leichte Sache ins Werk zu führen, und ich knüpfe an dieſe Aufgabe, die ich mir geſtellt, alle meine Ideen von Realiſirung eines neuen oder wenn Sie wollen erneuten Adelsſtandes. Ich wünſche, daß meine Genoſſen ſich in corpore erheben, um der Welt die ganze Nichtswürdigkeit der Geldariſtokratie dadurch an den Tag zu legen, indem ſie die religiöſen, nationalen und moraliſchen Elemente entwickeln und fruchtbringend machen, die in der Idee des Adels liegen und die die urſprünglichen Merkmale ſeines Standes ſind. Es läßt ſich dies, nach meiner Meinung, nur fürs Erſte in einem kleinen Wirkungskreiſe darlegen, und dieſer hat ſich für mich hier gefunden. Eine ſtarke, geſunde, mit allen Keimen des Guten verſehene Volksnatur findet ſich hier und ich kann und werde auf ſie wohlthätig wirken. Sie lieben mich, ſie achten auf mein Wort; dieſe Liebe iſt geſund und dieſe Achtung nicht erkünſtelt. Mit meinem Enthuſiasmus treffe ich auf Leute, die in ihrem einfachen Sinn, mit ihrem Inſtinkt für Wahrheit mich verſtehen ohne mich zu loben, die mir folgen ohne mir zu danken. Ich wirke gerade ſo wie ich wirken will; das heißt ſtill, langſam, durch das Werk thätiger Liebe überzeugend. Ein herrliches Weib und ein Freund, der, wie ich, ſein geiſtig Gut ſich errungen hat, dem das Geſchenkte nicht gefiel, und der lieber, wie ich, bettelnd um das Heil an alle Thüren klopfte, als in Ruhe den geerbten Mammon auf Zinſen legen und davon zehren wollte, ſtehen mir zur Seite. Jeder Morgen erweckt mit ſeinem friſchen Gruße meine Seele zum Gebet und zur Arbeit. Ich durchſtreife meine Felder, freue mich an ihrem Segen, ich plaudre mit meinen Bauern, freue mich ihres geſunden kräftigen Lebens, ich trete in ihre Hütten, nehme Theil an dem, was ihnen der Tag an Sorgen und Freuden beſcheert. Zum erſtenmale fühle ich den lebendigen Schlag warmer Herzen an dem meinigen. Die Kinder im Dorfe kennen mich, wenn ich daher gewandert komme, ſo wie mein liebes Weib, mit ihrem Körbchen voll Lebensmittel und kleiner Geſchenke am Arme, in den Hütten, wo Krankheit und Noth herrſcht, ebenfalls eine wohlbekannte Erſcheinung iſt. Ein einfaches Mahl, oft im Freien eingenommen, bald auf dieſer, bald auf jener Wieſe, iſt Genuß und mein Stolz zugleich, denn ich will zeigen, daß ich nicht beſſer eſſe als der wohlhabende Bauer in ſeinem Gehöfte. Manche der Meinen haben mich auch arbeiten ſehen mit dem Spaten, mit der Senſe — ich darf meine ſo ſauer erworbenen Geſchicklichkeiten, die mir meine Lehrjahre eingetragen, nicht vergeſſen. Auf alle dieſe Dinge

Bd. III

lege ich aber keinen Werth. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ein idylliſches Zurückgehen in ländliche, faſt bäueriſche Lebenslagen dem Adel gezieme; ein veredeltes Landjunkerthum wäre mir gerade verhaßt und widrig. Wir gehören nur in ſoweit auf unſre Scholle, als dieſe Scholle, ſie mag klein oder groß ſein, einen Theil des Staats ausmacht und uns Rechte ſichert. Herrſchen wollen wir, wo wir herrſchen ſollen und dürfen, nicht irgendwo idylliſch auf ein Landgut uns verkriechen, um denen, die jetzt um die Macht im Staate würfeln, ſtill beſcheiden das Feld zu räumen. Ich bin jeden Augenblick bereit, geharniſcht und gewappnet hervorzutreten, wenn ich nur bemerken werde, daß es in dem phlegmatiſchen Gerede und Geſchreibe unſrer Zeit irgend einmal zu einer That kommt. So lange es aber ſo bleibt, wie es jetzt iſt, finde ich's gerathener, die kleinen Verhältniſſe zu ordnen, da uns noch nicht geſtattet iſt, dies mit den großen zu thun. Alles, was die Geiſter, die wider Willen in Unthätigkeit gehalten werden, weil die Präliminarien unſeres endlichen Friedensſchluſſes, oder die offenen Erklärungen eines ehrlichen, lauten Kriegs ſo lange ſich hinziehen, thun können, iſt: mit aller Macht die Gemeinheit niederzuhalten, die in allen Formen und unter allen möglichen Masken gegen Staat und Geſellſchaft Sturm läuft. Die großen Städte ſind die Sammelplätze dieſer unreinen Geiſter, die aus einer corrumpirten Maſſe ihre Nahrungsſäfte ſaugen. Auf dem Lande weht die Luft reiner. Es bedarf der äußerſten Kraft, der unbeugſamſten Energie, um dort ſeine Miſſion zu erfüllen; um ſie hier zu erfüllen, bedarf es nur eines redlichen Willens und eines friſchen jugendlichen Muthes. Beide beſitze ich. Zudem habe ich die Entſittlichung der großen Städte in der Nähe geſchaut — wie entſetzlich iſt ſie! Wer in dieſe Nacht hinabgeblickt hat, wie krampfhaft zieht ſich ihm das Herz zuſammen! Ich könnte es nicht ertragen, ohne mein ganzes Weſen ſich in Feuer oder in Thränen auflöſen zu ſehen, immer wieder Gott läſtern, meinen Fürſten ſchmähen, Alles was ich liebe, ehre, anbete, verſpotten zu hören, und dies nicht etwa von einem verachteten Pöbel, nein, von dem Bürger, dem Gelehrten, dem Beamten, Alles Leute, die ſich rechtliche Männer nennen und ihre Stimme mitgeben bei öffentlichen Beſchlüſſen. Ich wünſchte mir den Tod, wenn ich täglich ſehen und hören müßte, wie dieſe Verräther, mit gebrochenen Eiden in der Seele, heimlich, ſchadenfroh und ekelhaft heuchleriſch an dem Bau zerren und rütteln, der die Guten einſchließt, die ſich nicht entſchließen können, eben weil ſie gut ſind und immer noch das Beſte hoffen und erwarten, ihre Feinde mit dem ſcharfen Schwert, das der Gerechte ſo ſiegreich führt, anzugreifen und zu vernichten. Die Milde der Könige, dieſe ſüße Tugend der Größe, kommt mir dann wie eine Ungerechtigkeit gegen die Geſellſchaft vor, und ich möchte jugendlich ſcharf jede Maaßregel, die man zum Schutze unſrer Heiligthümer anwendet, in ihrer Strenge verdoppeln und verdreifachen. Dann ſagt man wohl: die Zeit iſt dieſer oder jener ſtrengen Maaßregel entrückt, ſie duldet dieſes oder jenes ſtrenge religiöſe Gebot nicht mehr; — macht dies die Menge nur glauben — und ſie wird ſogleich jedes Mittel, das ihr ergreift, um der Verwilderung zu wehren, für der Zeit unangemeſſen erklären. Nicht in der Barbarei, ſondern in der Cultur liegen die gefährlichſten Keime der Zerſtörung für die Geſellſchaft, ſowie die feinſten Gifte aus dem Deſtillirkolben der Wiſſenſchaft kommen.

Ich will gern zugeſtehen, daß der gereifte, im Kampf ergraute Mann dieſe Feindesmaſſen nicht mit ſo erſchrecktem und entrüſtetem Blicke anſieht; aber in mir, der ich mich nicht für einen „Fertigen“ erkenne, tobt und wirbelt noch Zorn und Liebe. Für mich iſt noch Stille und Abgeſchiedenheit eine Wohlthat, eine Gunſt des Himmels. Ich bin darum nicht müſſig. Der Himmel bewahre Jeden vor dem „Müſſigſein“ in unſern Tagen. Laſſen mich darum Ew. Excellenz auf meinem alten Schloſſe. Ich habe ſogar in der kurzen Zeit, die ich erſt hier bin, den Triumph erlebt, daß eine Deputation — ja, ja, eine Deputation in aller

Ordnung, zu mir aufs Schloß kam und ſich erbat, ich ſolle in jedem Falle bleiben, als ihr rechtmäßiger Gutsherr. Sie wollten Nichts von einer Abdication wiſſen. Sollten Sie es glauben, verehrter Herr, daß ſogar meine Mutter mit im Complott war und daß meine beiden Oheime, namentlich der Vater des Knaben, den ich in den Beſitz geſetzt habe, mir die Annullirung jenes gerichtlichen Documents gleichſam abdrangen? Was ſoll ich thun? Es iſt ja mein Erbe. Es war eine Thorheit es wegzugeben, die Welt hat darüber auch genugſam geſpottet, aber ich bereue es noch dieſe Stunde nicht dieſe Thorheit begangen zu haben. Ich wäre ohne ſie nicht da, wo ich jetzt bin. Aber gleichwohl habe ich vollkommen einſehen gelernt, welch eine Macht der Reichthum iſt. Ich habe ihn verachtet und ihn im Zorne von mir geworfen, weil ich ihn von Hunderttauſenden ſchändlich mißbraucht ſah, weil ich Armuth und Geliebtſein viel köſtlicher fand als Genießen und Verachtetſein; aber ich habe gelernt, wie auch in unſern Tagen, wie zu allen Zeiten Waffen für die gute Sache aus „Gold“ geſchmiedet werden.

Was Ew. Excellenz mir von Anſelm mittheilen, freut mich. Er ſchreitet raſch in ſeiner Carriere vorwärts. Es ſind hiermit ſehr achtbare Kräfte gerettet worden, die auf dem Punkte ſtanden, ebenfalls in den ſocialen Wirren unſrer Tage unterzugehen. So auch hat der junge Weber Ignaz, der mit mir eine Straße wandelte und eine Zeit lang mit mir die Prüfungs- und Läuterungsſtunden durchlebte, ſich trefflich herangebildet, und ſein ernſtes, mildes Wort iſt bei den Genoſſen ſeines Standes ſchon vielfach fördernd geweſen. Er kommt von ſeinen weiten Wanderungen immer wieder zu mir zurück, denn er liebt mich. Ich ſende dieſes Schreiben Ew. Excellenz durch einen jungen Mann, Lindfried mit Namen, der das Beſte will und den ich Ihrem Schutz empfehle, obgleich er völlig verſchieden, doch nicht entgegengeſetzt, von meinen Anſichten denkt und fühlt. Er iſt die „edle Stimme der Oppoſition“. Ihn zu hören kann die feſteſte Tugend, die ſtolzeſte Weisheit nicht erniedrigen. Er bringt bei allem ſeinen Widerſpruch ein Herz und eine Ueberzeugung mit, und dieſe Mannesſchätze ſind ja gerade das was wir ſuchen.

Ich bitte um Ihr ferneres Wohlwollen —

Eine Stelle aus Elfried's Brief an Paul.

— — — Ich vergaß Dir in meinem letzten Schreiben zu melden, daß ich den Dienſt quittirt habe. Ja, mein alter Junge, auch ich trete vom Schauplatz ab, nicht mit ſo viel Geräuſch wie Du — aber doch eben ſo entſchieden und ohne den Wunſch, wiederzukommen. Es liegt irgendwo ein altes Haus, darin ich das Licht der Welt erblickte, dahin werde ich mich zurückziehn und in dieſer ehrwürdigen Baracke meine glorwürdigen Tage beſchließen. Ich wende dem Militairdienſt nicht den Rücken, weil ich wie Du für die Wachparaden blaſirt bin, im Gegentheil, ich wurde die letzte Zeit über ſogar ein recht feuriger Krieger und wühlte in den Herbſtmanoeuvern die mir zukommende Maſſe Staub recht mit Stolz und Wolluſt auf, auch that ich Etwas für die neueingeführten Wettrennen, wofür ich, glaube ich, den Orden bekommen habe, der hier ſeit einem paar Tagen auf meiner Toilette liegt, denn ſonſt wüßte ich, ſo wahr ich einen Bart trage, nicht, für welche Verdienſte man mich hätte belohnen wollen. Jetzt aber iſt mein Latein zu Ende — oder vielmehr es fängt an, denn ich alter Narr will alles Ernſtes ſtudiren. Der eigentliche Grund, weshalb ich quittire, iſt aber, unter uns geſagt, weil mein Arſazes verendete und Flora ſich verheirathet hat. Ich war an dieſe beiden Geſchöpfe Gottes, die Jedes in ſeiner Art vortrefflich waren, allzuſehr gewöhnt, als daß ich's ohne ſie hier weiter treiben könnte.

Wie ſonderbar ſich unſere Lebenswege geſchieden haben!

Du ſitzeſt jetzt auf dem Lande — ich auch! Du trinkeſt hoffentlich Dein Gläschen Sekt — ich auch — und doch — wie verſchieden ſehen wir das Leben an! Ich treibe es wie die Väter es getrieben haben — Du willſt beſſer und klüger ſein als unſre Alten. Nun-ſo ſei's! — So viel weiß ich — wenn wir in dieſer beſten Welt nicht länger leben können ohne das was wir Beide „Ehre“ nennen, ſo greift Deine ſo wie meine Hand nach der Piſtole, um dem Spaß ein Ende zu machen. Das iſt mein Troſt, und darum liebe ich dich.

Der Emil Glibbon — o glaube nicht, daß er ſich eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen hat — — iſt nun ganz Knecht im Hauſe ſeines Weibes. Und was das Schrecklichſte iſt, er befindet ſich wohl dabei, wird dick und macht Verſe.

Eine ſchöne Frau hat mir in dieſer Zeit nachgeſtellt — ſie wollte mich mit zarter Schmeichelrede zum Eheſtande bewegen; ich aber ſagte wie weiland Gretchen dem Fauſt: Bin weder Fräulein noch ſchön, kann ohne Geleit nach Hauſe gehn. Drauf ließ die Süße von mir ab. So gehe ich denn auch ohne Geleit nach Hauſe. Da ich über die Welt geſpottet habe, ſo liebt ſie mich auch nicht. Das iſt ganz in der Ordnung. Ich kann aber ohne ihre Liebe und ohne ihren Haß leben. Ich grüße Dich — leb' wohl.

Nun nur noch einige Worte vom Rittmeiſter. Es ſcheint faſt als hätten wir ihn gänzlich vergeſſen, aber es war uns nur betrübend von ihm zu reden, darum ſchweigen wir. Es giebt Naturen, die aus einem ſo weichen, zarten Stoff geformt ſind, daß ſie während ihres Lebens nur einer Neigung, eines zärtlichen Gedankens fähig ſind. Iſt der Gegenſtand dieſes einſamen und iſolirten Herzenscultus ihnen ungetreu, oder glauben ſie ihn verloren zu haben, ſo erliſcht ihr Daſein wie ein Licht, dem die Nahrung mangelt. So ſiechte auch dieſer Mann dahin, deſſen ganzes Leben in der Seele eines Knaben und Jünglings ſich gründete. Als Paul nicht mehr ſeine zärtliche Neigung erwiederte, als er andre Zwecke und Intereſſen verfolgte als der Einſame es wünſchte und begehrte, ſo trat bald wieder die alte Reizbarkeit, das Mißtrauen und die Empfindlichkeit in ſein Gemüth und er verſchmähte es auf Schloß Brunswick zu erſcheinen. Als Paul ihn beſuchte wurde er nicht angenommen. Und ſo ſtarb dieſer ſeltſame Mann, recht eigentlich am gebrochenen Herzen. „Er lebt für Andre, nicht mehr für mich!“ Dies waren ſeine letzten Worte geweſen. Das kleine Beſitzthum, das er hinterließ, kaufte Paul an und richtete das halb verfallene Landhaus her, um dort einige Wochen im Herbſte, wo die großen Jagden in der Umgegend begannen, zuzubringen. Er ſegnete in ſtillen Stunden das Andenken des Freundes, der ihm mehr als Vater und Bruder geweſen war.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Das

Buch der drei Schweſtern.

I.

Das

Buch der drei Schweſtern.

Geſammelte

Erzählungen, Mährchen und Novellen

von

A. v. Sternberg.

Erſter Band.

Leipzig,
J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.
1847.

[illegible]. 2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es waren einmal drei Schweſtern, die lebten beiſammen in einem alten Schloſſe, hoch auf der Bergesſpitze. Abends, wenn es dunkel ward brannten die Lichter oben und leuchteten ins Thal, dann ſaßen die drei Schweſtern im großen, alterthümlichen Saale und erzählten ſich am Kamine ſitzend allerlei Geſchichten. Anfangs nur Eine Schweſter der andern, als es aber ruchbar wurde, daß die Schweſtern jeden Abend erzählten, fanden ſich Wanderer, die des Weges zogen, oben auf der Burg ein, und ſetzten ſich mit an den Kamin. Zuletzt kamen immer mehr und mehr Zuhörer, und Keiner ließ ſich die Mühe verdrießen, den ſteilen Berg hinaufzuſteigen, um nun am Kamin ſitzen zu können und die Geſchichten anzuhören. So groß nun auch der Kreis der Zuhörer wurde, ſo waren die drei Schweſtern doch noch eitel genug, ſich ein immer größeres Publikum zu wünſchen. Gewiß, ſagte die Eine, leben noch Viele im Thal und Gebirge zerſtreut, die unſre Geſchichten nicht gehört haben und nicht hören können, weil ſie nicht hinauf zu uns können. Die andre Schweſter ſagte zu ihrem Ritter: Sicherlich, mein Freund, haſt du eine Muhme oder eine Schweſter, die meine Erzählungen gerne hörten. Allerdings iſt dem ſo, meine Schöne, entgegnete der Ritter, allein meine Muhme hat die Gicht, und kann den Berg nicht hinaufſteigen, meine Schweſter iſt ein blödes Mädchen und getraut ſich nicht hinaus. Wie wäre es, rief jetzt die jüngſte Schweſter, wenn wir zu dieſen armen Leuten, die uns nicht hören können, hinunter ins Thal ſtiegen. Wir könnten uns dann auf den Markt ſetzen und Allen, Allen, die nur hören wollten, erzählen. Der Vorſchlag iſt nicht übel, riefen die Schweſtern; allein wir ſind drei junge Mädchen, es iſt weder ſchicklich noch räthlich, daß wir allein hinabgehen, wir müſſen uns drei Ritter und Begleiter wählen, die uns in die

Welt einführen und den Leuten ſagen, wer wir ſind, und was wir wollen. Gut! riefen die beiden, wir wollen uns Ritter und Begleiter wählen. Und ſo geſchah es. Die älteſte Schweſter „die Erzählung" wählte ſich einen ehrbaren alten Herrn, der mit ihrer Baſe „der Geſchichte" ſchon vertrauten Umgang gehabt hatte, und der ſich Plutarch nannte. Die andern beiden nahmen ſich keinen ſo vornehmen Beſchützer, die zweite, „das Mährchen" wählte ſich einen hübſchen jungen italieniſchen Ritter Namens „Straparola" und die dritte Schweſter, die zierlichſte und geputzteſte „die Novelle" nahm zu ihrem Führer den Dichter „Boccaz."

So gingen ſie denn nun hinunter, zeigten ſich auf dem bunten Markt des Lebens allem und jeglichem Volk, und ärnteten großen Beifall ein. Nach und nach hatten ſie nicht einen Ritter, ſondern eine ganze Schaar, die ſich um jede Schweſter drängte und zu ihrem Namen ſchwor. Wir wollen nur Einige nennen. Die Erzählung erhielt die meiſten Freunde, einer der neueſten und jüngſten war Sir Walter Scott. Die Novelle nahm nach und nach auch ſehr ehrenwerthe Ritter auf, der neueſte und jüngſte war Herr Ludwig Tieck. Um das Mährchen drängte ſich auch eine zahlloſe Menge; man ſah da hübſche frivole junge Franzoſen, Perault und Diderot, dann wieder langbebortete Orientalen, die Verfaſſer der tauſend und einen Nacht, der neuſte und jüngſte war Herr Clemens Brentano. Die drei Schweſtern aber bewieſen ihr gutes Herz, indem ſie ihren erſten Ritter, die ſie in die Welt eingeführt hatten, treu blieben, und immer ihre Farben trugen.

Von den drei Schweſtern hat nun Jede auch zu dieſem Buche etwas beigeſteuert.

Ida und Pauline.

3.

Vor einem hell erleuchteten Hauſe, in welchem ein Kindermaskenball gegeben wurde, hielt eine Kutſche, in der ſich eine dicke Bonne und zwölf der kleinen Gäſte für den Ball befanden. Der Herr, der die Geſellſchaft gab, ſtand mit einer ziemlich langen Liſte auf der Treppe und zählte nach, ob auch Alles verabfolgt wurde, was er vorgeſchrieben hatte. Wie kleine Waarenpäckchen wurden die Kinder ausgeladen und in ihre Tücher gehüllt auf den Treppenabſatz hingeſtellt. Die dicke Bonne und zwei Bediente waren dabei beſchäftigt. „Es fehlen noch drei Stück," ſagte der Herr mit der Liſte. „Ich muß noch einen Romeo, eine Julia und ein Kind, das hier mit einem rothen Kreuz bezeichnet ſteht, haben." Die Bonne und die Diener langten noch einmal in die

Kutſche und brachten noch drei Päckchen hervor. „Hier haben's Eure Gnaden," rief die Bonne, indem ſie auf einen Knaben von ungefähr vier Jahren wies, der ein ſehr kurzes ſchwarzes Röckchen mit Goldtreſſen, rothe Beinkleider mit Stiefelchen und ein altdeutſches Barett mit einer ungeheuern Feder trug, „das iſt der Romeo; und hier," fuhr ſie fort, auf ein Mädchen zeigend, das drei Jahre alt ſein mochte und in einem weißſeidenen Schleppkleide prangte, „iſt das Julchen." Als das zweite Mädchen, von demſelben Alter wie das erſte, aus ſeinen Tüchern herausgewickelt wurde, erkannte man kein anderes Abzeichen an ihm, als ein großes rothes Kreuz, das der Kleinen mitten auf dem Leibe angeheftet war. „Was ſoll denn das Kind vorſtellen?" fragte der Herr mit der Liſte die Bonne, und dieſe antwortete: „Halten's zu Gnaden, Herr Commerzienrath, ich weiß halt nicht, was der Herr Graf ſich unter dem Kreuz auf dem Bauche gedacht hat; 's ſoll wohl ein Nonnerl ſein!" Das Kind wurde alſo als Nonne auf der Liſte bemerkt. Die Bonne nahm die zwei Mädchen an die Hand und ſtieg mit ihnen die Treppe hinauf, indem ſie ihnen einprägte, daß ſie hübſch artig ſein müßten und nichts von den glänzenden Dingen, die ſie ſehen würden, anrühren dürften. Auf dem Treppenabſatze blieb ſie ſtehen, um Athem zu ſchöpfen und zugleich ihr Wienerhäubchen zurecht zu rücken. Dieſe Pauſe benutzte das als Julia koſtümirte Mädchen, um eine Blume am Treppengeländer abzupflücken. „He! was hab' ich geſagt?“ ſchrie die Bonne, „nichts anrühren!“ — „Aber ich will!“ entgegnete die Kleine und ſtampfte mit dem Füßchen. — „Pfui, Comteſſe Ida, wie Sie garſtig ſind!“ rief die Bonne, aber das Mädchen, ſich um dieſen Vorwurf nicht kümmernd, hielt die geraubte Blume dicht vor die Naſe der Zürnenden, indem es ſpottend aufkreiſchte. Die Bonne trat in den Saal, hinter ihr erſchien Romeo auf den Armen ſeiner Wärterin. Der Ball war ſchon bereits ſehr lebhaft. Dreißig bis vierzig Kinder tummelten ſich, theils in ſeltſame Maskenanzüge vermummt, theils in ihren gewöhnlichen Kleidern und nur durch eine Menge bunter Bänder unkenntlich gemacht, in dem großen erhellten Raume zu einem luſtigen Galopp, den das Orcheſter ſpielte. Hier und da in den Reihen der Kinder ſah man auch Erwachſene beiderlei Geſchlechts, die ſich bemühten, Ordnung und die richtige Folge in die Tänze zu bringen. Beſonders war ein kleiner corpulenter ſchwarzgekleideter Herr mit einem kahlen Kopfe und einer rothen Naſe ſehr eifrig beſchäftigt, die Touren des Galopps mitzumachen, und indem er eine kleine Tänzerin von noch nicht drei Jahren führte, machte er die wildeſten Sprünge, in der Hoffnung, dadurch die Munterkeit der Kinder zu erhöhen. Allein die nachfolgenden Knaben und Mädchen ſchienen die Späße des dicken Herrn nicht beluſtigend zu finden; es erſchien ihnen gegen die Würde ihres Balles gefrevelt, und da Kinder oft viel mehr wie Erwachſene eitel und mißtrauiſch ſind, ſo kam es ihnen vor, als wolle der dicke Herr ihres Tanzes ſpotten. Ihre Mienen drückten daher Unwillen aus, wenn ſie in die Nähe des Tänzers kamen, doch ließ ſich dieſer nicht ſtören. Fortwährend gaukelnd und groteske Sätze machend, rann ihm der Schweiß von Stirn und Wangen, doch rief er mit lauter Stimme: „Nicht wahr, mein kleiner Engel, das iſt luſtig? Das iſt ein Feſt! Ihr ſeid in Jahr und Tag wohl nicht ſo luſtig geweſen. Hopſaſa! Lalala!“ — Während in einer Ecke des Saales dies geſchah, war eine Gruppe von jungen Frauen an der Thüre beſchäftigt, die neu ankommenden Kinder ihrer Hüllen zu entledigen, ihnen liebzukoſen und ihre Anzüge zu muſtern. Eine junge blonde Dame rief voll Freude: „O, da ſind ja die beiden Zwillingstöchter meiner Freundin, der Gräfin Wallenrod! Das iſt köſtlich — Ida und Pauline. Aber warum das lange Schleppkleid, Kind? Das wird dich am Tanzen hindern?" — „Ja ſchauen's, Eure Gnaden," nahm die Bonne das Wort, „das Comteßchen ſtellt Julia vor und hier iſt Romeo!" Die jungen Frauen lachten und hoben die Kinder küſſend in ihre Arme. Romeo fing an zu weinen, weil ſeine große Feder ihm in die Augen kam; man gab ihn der Wärterin zurück, Julia ging jedoch von Arm zu Arm, und das Lächeln der Kleinen entzückte die Frauen. Niemand dachte daran, auch die Nonne auf den Arm zu nehmen, denn die Kleine war, ganz verſchieden von der Schweſter, häßlich und dabei ſtill und verdrießlich. Juliens Schleppe wurde aufgeſteckt, und ein Knabe von zehn Jahren, der eine Mohrenlarve vorgebunden hatte und den Othello ſpielte, kam, um ſie zum Tanze aufzufordern.

Der Galopp war zu Ende und die Erfriſchungen wurden herumgereicht. Ein großes Bret, mit Conſitüren angefüllt, machte ſich Bahn bis in den fernſten Winkel des Saales. Hier ſtanden die Blöden und Muthloſen. Ein Knabe von acht Jahren, dünn wie eine Stricknadel, in einem ſchwarzen Anzuge und einem ſpaniſchen Mäntelchen, hatte nicht den Muth, die Süßigkeiten herabzulangen; er wandte ſein mageres, blaſſes Geſichtchen, wie eine Sonnenblume der Sonne, ſo ſtets dem Teller in den Händen des Dieners nach. „Was willſt Du, mein Kleiner?“ fragte eine glückliche Mutter, die ihre acht Kinder um ſich ſammelte. — „Ein Stückchen Kuchen!“ — „Da haſt Du es; was ſtellſt Du denn eigentlich vor?“ — „Ich bin Hamlet,“ entgegnete der Knabe leiſe. — „Gut!“ rief die Dame, „aber wirſt Du nicht tanzen? Dort die Kleine mit dem rothen Kreuze, die wartet nur auf einen Tänzer; geh, mein Sohn, und fordere ſie auf!“ — Hamlet legt gehorſam ſeinen Kuchen hin und wagt ſich in die Gegend des Orcheſters, wo er die Kleine mit dem Kreuze erblickt, die er ſchon lange beobachtet hatte, denn ſie ſtand eben ſo einſam und verlaſſen, wie er. Aber indem er im Begriffe iſt, ſie anzuſprechen, gaukelt der dicke Herr wieder heran, indem er laut ſchreit: „Das iſt ein luſtiger Abend!

He, Kinder, welche Freude! Nur immer zu! Man walzt jetzt! Du ſtehſt müßig, Kleine! Komm, wir wollen mit einander tanzen!“ — Und hiermit ergreift er das ſtumme Mädchen, und indem er ihr faſt die Arme vom Leibe reißt, ſtürzt er mit ihr laut ſingend in die Reihen der Walzenden. Der kleine Hamlet kehrt an ſeinen Platz zurück, allein er nimmt ſeinen Kuchen nicht wieder. In ſeinen hellen blauen Augen perlen Thränen; ohne ein Wort zu ſagen, trocknet er ſich die Wangen mit dem ſchwarzen Mäntelchen. —

Unterdeſſen iſt Julia ſtets in Bewegung geweſen. Die älteren Knaben reißen ſich um ſie. Ihre Schleppe wickelt ſich auf, und ſie fällt mehrere Male hin, allein ſie lacht immer; nichts iſt im Stande, ihrem Geſichtchen, das wie eine Roſenknoſpe blüht, eine traurige oder mißvergnügte Miene zu entlocken. „Das himmliſche Kind!“ hallt's oft hinter ihr her. „Ob ſie es wohl hört und es verſteht?“ — Mit Othello tanzt ſie wohl am liebſten, und ihm hat ſie auch die Blume geſchenkt, die ſie draußen geſtohlen hat. Othello, da er ſchon zehn Jahre alt iſt, übt ſchon die erſten Anfangsgründe einer Galanterie aus, auch merkt man etwas von Converſation; allein die ſchöne Julia thut nichts als ihm lachend die Zähne weiſen; zuweilen greift ſie an ſeine ſchwarze Naſe und kneift dieſe. Dieſer Scherz iſt völlig nach dem Geſchmack Othello's, und er will vor Lachen erſticken. Bei der kleinſten Pauſe des Tanzes hält er ihr immer wieder die Naſe hin und fordert ſie auf, ihn zu zwicken. Der dicke Herr macht Verſuche, auch mit Julia zu tanzen, allein ſie iſt immer ſchon verſagt, worauf er ſich begnügt auszurufen: „Das iſt ſchön! Nur immer luſtig, ihr Kleinen! Das iſt ein köſtlicher Abend!"

Man tritt jetzt zu einer Polonaiſe an, und der Hamlet findet in ſich den Muth, auf's Neue einen Angriff auf die kleine Kreuzdame zu machen. Diesmal iſt ſie frei und ſie folgt ihm willig. Die größeren Paare gehen voraus, die kleineren folgen, den Schluß machen die Bonne und die Kindermägde mit ihren Kleinen auf dem Arme. Unter dieſen iſt auch Romeo, der gar keine Luſt zu haben ſcheint, ſich um ſeine Julia zu bekümmern, ſondern ſtatt deſſen einen mächtigen Pfefferkuchen ſehr geſchickt handhabt, indem er immer dabei klagt, daß ſeine Feder ihm in's Auge kommt. Der dicke Herr geht, ſich den Schweiß abtrocknend, voran, indem er ruft: „Dies iſt ein feinlicher Tanz, meine Kleinen! Gebt wohl Acht, wie ich tanze. So die Füße gehoben und den Kopf in den Nacken geworfen! O, das iſt ein luſtiger Abend!“

Die Polonaiſe verwandelt ſich plötzlich in einen Galopp, und mehrere Kinderpaare fallen. Unter dieſen iſt auch Hamlet und ſeine Tänzerin. Beide werden dunkelroth im Geſichte, und Hamlet, in ſeinen Winkel zurückſchleichend, murmelt: „Ich werde nie mehr tanzen! Alles, was ich anfange, glückt nicht.“ Mit dieſen Worten verſteckt er ſich hinter die große Pauke, von welcher er nicht wieder hervorkommt.

Jetzt kommt das Abendeſſen. Der Herr des Feſtes geht umher und ordnet die Tiſche. Wo er einen leeren Platz ſieht, ſchiebt er eins der Kinder, die er an der Hand führt, ein. An einem Tiſche, wo ſich die älteren Knaben abgeſondert hingeſetzt haben, ruft er: „Hier muß noch ein Platz für Robert den Teufel gegeben werden. Rückt näher zuſammen.“ Als dies geſchehen, ſieht man einen kleinen flachsköpfigen pausbäckigen Jungen erſcheinen, der Püffe austheilt, um ſeinen Platz zu erkämpfen. Als es dem Herrn ſo gut gelungen iſt, den Knaben unterzubringen, will er nun auch ein kleines Mädchen an dieſen Tiſch ſetzen, indem er ruft: „Hier habt ihr eine Nonne!“ — Aber die Knaben ſchreien wie aus Einer Kehle: „Nein, nein! Ein Mädchen leiden wir nicht hier, wir ſind lauter Herren und wollen unter uns ſein!“ — Dabei erhält die kleine Nonne Ellenbogenſtöße, und **Robert** der Teufel ſieht ſie von der Seite mit einem furchtbaren Blicke an, indem er wiederholt: „Ja, wir ſind hier lauter Männer und wir wollen unter uns ſein.“ Der Herr des Feſtes trägt ſeine Nonne weiter und ſchiebt ſie endlich unter eine Menge kleiner Gärtnermädchen mit ungeheuern Hüten. Dieſe nehmen die neue Ankömmlingin nur ungern bei ſich auf und rauben ihr Alles weg, was ſie auf den Teller bekommt. Die kleine Nonne beklagt ſich nicht, ſie bricht nicht in Thränen aus, ihr kleines blaſſes mageres Geſicht bleibt völlig unverändert, das Einzige, was ſie ſich erlaubt, iſt, daß ſie heimlich umherblickt, ob der blaſſe Knabe, der mit ihr getanzt hat, nicht zu erblicken iſt. Da ſie ihn aber nirgends erſpähen kann, wendet ſie ihre Blicke wieder auf ihren leeren Teller. Endlich nähert ſich der dicke Herr dieſem Tiſche. „Was ſeh' ich?“ ruft er. „Die Kleine dort hat nichts auf ihrem Teller! Hat man ſie vergeſſen? Komm, mein Engel, ich werde dich auf meine Kniee nehmen und dich füttern!“ Hiermit macht ſich der dicke Herr unter den Gärtnerinnen Platz, nimmt die kleine Pauline auf den Schooß und legt eine ſtarke Portion auf ihren Teller. Die Kleine iſt hungrig und will zulangen, doch der dicke Herr ergreift den Löffel, und unter dem Vorwande, die Speiſe zu koſten, ißt er ſie ganz allein auf; dann ſetzt er das Kind hin, trocknet ihm den Mund und ruft: „Nicht wahr, Püppchen, das war köſtlich? Doch du darfſt bei Leibe nicht zu viel eſſen! He! Kinder! das iſt ein prächtiger Abend!“ — Mit dieſem Ausrufe entfernt ſich der dicke Herr, um an einem andern Tiſche ebenfalls ſeinen Appetit zu ſtillen. Wo er erſcheint, ſehen ihn die Kinder mit verdrießlichen und mißtrauiſchen Blicken an.

Unterdeſſen hat ſich die kleine Ida an den Tiſch der Knaben herangeſchlichen, und ehe dieſe ſich's verſehen, ſitzt ſie mitten unter ihnen. Robert der Teufel ſieht ſie wüthend an und macht Miene, ſie vom Stuhl herabzuſtoßen; in dieſem Augenblicke erhebt ſich Othello und ruft drohend: „Unterſteh' dich nicht ſie anzurühren, oder du haſt es mit mir zu thun?" — „Ich dachte, wir ſollten hier unter uns ſein," brummt der Flachskopf! — „Aber dieſe kann zu uns kommen!" rufen die übrigen Knaben, und Ida feiert ihren Triumph, indem ſie kreiſcht und rings herum ihre Zähne zeigt; dann holt ſie ſich ungenirt die beſten Biſſen von den Tellern der Knaben, ohne daß Einer es ihr zu wehren verſucht. Endlich taucht ſie den Finger in eine rothe Sauce, und fährt damit über die Pausbacken des kleinen Flachskopfes. Dieſer Scherz erregt ein lautes Lachen, denn er iſt ganz im Geſchmacke der Knaben. Alle ſind jetzt enthuſiaſtiſch für Ida eingenommen und wollen ſie nicht wieder fortlaſſen.

Doch der Ball geht zu Ende. Aus den meiſten der kleinen Gäſte macht man wieder Pakete und ſchiebt ſie in den Wagen. Romeo, der nichts gethan hat als Pfefferkuchen eſſen, dem zu Folge er ſehr oft auf dem Arme ſeiner Wärterin den Saal hat verlaſſen müſſen, findet ſich jetzt mit ſeiner Julia wieder zuſammen. Auch die kleine Kreuzdame wird hungrig und ſchläfrig in Tücher gehüllt. Die Gruppe der jungen Frauen beſchäftigt ſich um die Kinder, indem ſie jedes noch zum Abſchied küſſen und irgend ein kleines Geſchenk ihnen in die Taſchen ſtecken. Nur die kleine Nonne kriegt nichts. Der dicke Herr kommt noch einmal ſchreiend herangelaufen, nimmt zwei Kinder auf die Arme, die er auf der Treppe fallen läßt, indem er ruft: „Nur vorſichtig, meine Kleinen! Niemand darf Schaden nehmen; ihr müßt völlig ungefährdet zu euern Eltern wieder heimkehren!“ — Ganz zuletzt findet ſich ein zerlumpter Diener, der den kleinen **Hamlet** hinter der Pauke, wo er eingeſchlafen war, hervorſucht, ihn einhüllt und an der Hand wegführt. —

13.

Ida und **Pauline** waren jetzt dreizehn Jahre alt. Der Graf **Wallenrod** war Witwer geworden; er ſchickte ſeine Töchter nicht in eine Penſion, ſondern hielt ihnen eine Gouvernante, eine alte erprobte Freundin ſeines Hauſes, Mademoiſelle **Clotilde**, eine Schweizerin, die franzöſiſch und deutſch mit gleicher Geläufigkeit ſprach. Mademoiſelle **Clotilde** war eine kleine magere Perſon von einer ungewöhnlichen Häßlichkeit; dies verhinderte jedoch nicht, daß ſie ſich Freunde unter allen Verhältniſſen ihres Lebens erworben hatte; denn wie faſt alle Verwachſene, und Mademoiſelle Clotilde war ſtark buckelig, trug ſie in ihrem langen Geſichte, das gleichſam kein Ende nehmen wollte, die Miene von Klugheit. Ihre Augen waren groß, glänzend und geſcheidt. Aber ſie war auch gutmüthig, wie nicht alle Verwachſene es ſind, und hierdurch hielt ſie die Freunde feſt, die ſie durch ihre Klugheit ſich erworben. Mamſell Clotilde herrſchte unbedingt in dem Hauſe des Grafen; die Dienſtboten reſpectirten ſie, der Witwer achtete ſie wie eine alte erprobte Freundin, und die beiden Mädchen liebten ſie, obgleich mancher Streit, manche heftige Scene ſich zwiſchen der Gouvernante und ihren beiden Eleven ereignete.

In dem Aeußern der beiden Mädchen hatten zehn Jahre eine merkwürdige Veränderung hervorgebracht. Ida war jetzt die Häßliche, Pauline die Hübſche. Ida's Geſichtszüge ſo wie ihre ganze Geſtalt hatten jenes Dünne, Bleiche, Emporgeſchoſſene angenommen, das Mädchen in dieſen Jahren ſo häßlich macht.

Ihre Glieder ſchienen doppelt die Länge zu haben, die ihnen eigentlich von Natur zugekommen wäre, ihre Arme waren roth und mager, eben ſo die ſchmalen Hände, die dünnen Finger. Die ſchönen dunkeln Augen des Kindes waren zwar immer noch da, allein ſie wurden nicht mehr unterſtützt von dem Reize der vollen blühenden Wangen, dem kleinen Munde, wie er damals war. Dabei war Ida wo möglich noch lebhafter, ſie machte tauſend Poſſen und Streiche, aber ihre Luſtigkeit kleidete ihr nur ſchlecht, ihre Bewegungen waren ungeſchickt, Alles, was ſie that und ſagte, mißfiel. Die gewöhnlichen kleinen Künſte eines Mädchens dieſes Alters blieben ihr völlig unbekannt. Sie ſtickte nicht, ſie nähte nicht, ſie begriff nie das Notenleſen, und Niemand konnte häßlicher tanzen als ſie. Dabei wurde ſie von einem immerwährenden ſtarken Appetit geplagt, und oft ſah man ſie noch mit dem Vater bei Tiſche ſitzen und eine Portion Cheſterkäſe zu ſich nehmen, wenn ſchon alle anderen Tiſchgenoſſen ihre Plätze verlaſſen hatten. Auch ein Glas Wein verſchmähte ſie nicht. „Meine Tochter iſt gar nicht hübſch," ſagte der alte Graf zur Gouvernante, „wir wollen nur ſehen, daß ſie etwas lernt." — „Das laſſen Sie meine Sorge ſein, Herr Graf," entgegnete Mademoiſelle Clotilde mit einer ſtolzen Haltung des Kopfes; aber als ſie in ihrem Zimmer angelangt war, ſetzte ſie ſeufzend hinzu: „Sie will auch nichts lernen, ſie will dumm bleiben, weil ſie das mehr amüſirt, hat ſie mir neulich ſelbſt geſagt. Ach, was ſoll daraus werden!"

Pauline, die als Kind durch ihre groben Züge häßlich war, kam jetzt mit dieſen Zügen in's Gleiche. Die Verhältniſſe ebneten ſich, und es wurde zwar kein ſchönes, aber ein geiſtvolles, regelmäßiges Geſicht daraus. Ihr Körper war feſt und zierlich, ihre Bewegungen immer gleichmäßig und ruhig, ihre Kleidung gab durch Wahl und Geſchmack ihr ſchon eigenthümliche Reize, während Ida fortwährend ſich darin gefiel, lange flatternde Tücher und Shawls nachzuſchleppen und, wo es nur anging, hohe Federn oder Blumen in ihre nachläßig angehäuften Locken zu ſtecken. Oft flog ſie wie ein Phantom durch's Haus und dünkte ſich, wenn man ſich über ſie erſchreckte, gerade am ſchönſten. Sehr gerne brachte ſie einen Dolch oder irgend ein anderes ſeltſames Putzſtück an ihrer Kleidung an. Pauline tadelte ſie hierüber niemals, aber ſie ahmte ſie auch nie nach.

Eines Abends war in der Schulſtube ein heftiger Kampf gekämpft worden. Ida hatte die Briefe der Madame Sevigné exponiren ſollen und hatte ihr Penſum nicht gewußt, Pauline überſetzte nicht allein ihre Aufgabe, ſondern auch die der Schweſter. Mademoiſelle Clotilde war außer ſich; ſie überhäufte Ida mit Vorwürfen und dictirte die härteſte Strafe, nämlich die, daß Ida von ihr nicht in's Bett getragen werden würde. Beide Mädchen waren gewohnt, ſich von der Gouvernante in's Bett buchſtäblich tragen zu laſſen; es galt dies als ein Beweis der Zärtlichkeit, und die kleine Gouvernante, obgleich ihr, da die Mädchen heranwuchſen, immer ſchwerer wurde, dieſe Pflicht zu erfüllen, weigerte ſich doch nie, dieſem Amte ſelbſt vorzuſtehen. Geſchah es doch einmal, ſo war dies die empfindlichſte, die Ehre und das Herz kränkende Strafe. Ida hörte dieſe Strafſentenz ohne beſondere Aufregung, während Pauline eine Art Schauder empfand. „Sie wird mich doch zu Bette bringen!“ flüſterte Ida der Schweſter zu; „bleibe nur wach, ſo wirſt du es ſehen.“

Eine halbe Stunde mochte vergangen ſein, als es an dem Schlafcabinete der Gouvernante pochte, und auf das etwas unwillige „Herein!“ ſchlüpfte Ida in's Zimmer. „Wie? Sie ſind noch nicht zu Bette?“ — „Nein, ich möchte gerne, daß Sie mich hineintrügen.“ — „Das geſchieht nimmermehr!“ — „O doch!“ — „Sie haben mich zu ſehr geärgert dieſen Abend.“ — Mit dieſen Worten will Mademoiſelle Clotilde ihre Nachthaube aufſetzen, als ſie ihre Arme umſchlungen fühlt von den Händen ihrer Schülerin, die ſich neben ihr auf's Sopha wirft. „Was ſoll das, mein Fräulein?“ ruft die Gouvernante; „Sie ſehen, daß ich Ihnen zürne. Man erweicht meinen Zorn nicht durch Liebkoſungen.“ — „Es iſt nur, weil ich gerne eine Geſchichte von Ihnen hören möchte.“ — „Eine Geſchichte, mein Fräulein? Welche?“ — „Die von Ihrem Verhältniſſe zu Monſieur Adour!“ — „Ah! was fällt Ihnen ein, mein Fräulein! dieſe Geſchichte iſt nicht für Sie; zudem hab' ich ſie Ihnen ſchon einmal erzählt.“ — „Aber ich kann ſie nie oft genug hören, meine theure Bonne!“ — Die Gouvernante, der in dieſem Augenblicke ſüße Erinnerungen einer ſchönen Vergangenheit aufſteigen, legt nachdenklich die Nachthaube wieder bei Seite, indem ſie ſagt: „Ach, mein Kind, woran erinnern Sie mich. Monſieur Adour war einſt mir beſtimmt, er ſollte mein Gatte werden. Es war zwiſchen unſern beiderſeitigen Eltern ſchon Alles in Richtigkeit gebracht. Sogar war ſchon von der Mitgift die Rede geweſen. Mein Vater beſaß ein kleines Landhaus, drei Meilen von Genf, dieſes Beſitzthum ſollte einſt Herr Adour erben; es ſollte der Schauplatz unſeres Glückes werden. O, mein Kind! ich gehe nie zu Bette, ohne daß ich denke, wie glücklich ich geweſen wäre, wenn der Himmel mir den Beſitz des Herrn Adour und des kleinen Landhauſes gegönnt hätte. Allein es ſollte nicht ſein. Wir müſſen uns in chriſtlicher Demuth in die Fügungen des Himmels ſchicken!“ — Hiermit nimmt die kleine Gouvernante wieder die Nachthaube auf, allein eine neue Erinnerung übermannt ſie, und ſie legt die Haube wieder hin, indem ſie zu ihrer Schülerin gewendet lächelnd fortfährt: „Es iſt wahr, daß ich damals ein wenig leichtſinnig war; ich duldete die Complimente von noch zwei Liebhabern, allein es fiel mir nie ein, dieſen irgend Hoffnung zu machen, Herr Adour allein beſaß mein Herz. Aber ach, welch' ein Geſchick traf mich! Mein Vater gab ein Feſt, wo ich und meine Freundinnen als Schweizer-Gebirgsmädchen gekleidet waren. Ich trug einen kurzen Rock und ein Mieder mit Gold verbrämt." — Ida verbeißt ſich das Lachen, indem ſie ihre Gouvernante anſieht und ſich denkt, wie ſie in einem kurzen Röckchen ausgeſehen haben muß. Mademoiſelle Clodilde fährt fort: „Am Abende des Feſttages verlor ich mich in einem der düſteren Gänge, indem ich zu meinem Begleiter Herrn Fabre wählte, einen Tanzmeiſter aus Genf und einen meiner Verehrer. Wie wir das Ende des Ganges erreichen, wer ſteht vor uns? Monſieur Adour, roth vor Zorn und Eiferſucht!" — „Mademoiſelle Clotilde," ruft er, „wir ſehen uns niemals wieder! Leben Sie wohl," und damit entflieht er, ohne auf meine rufende Stimme zu achten. Die Nacht darauf lag ich im Fieber."

Dieſe Erinnerungen überwältigten die kleine Gouvernante dermaßen, daß ſie in die Polſter des Sophas zurückſinkt und ihre Augen mit der Nachthaube trocknet; endlich erholt ſie ſich ſo weit, um ruhig das Ende ihres traurigen Geſchickes zu erzählen, das darin beſteht, daß Herr Adour ſich erſt nach zwanzig Jahren wieder ſehen läßt, und zwar ohne die mindeſte erneuerte Annäherung zu verſuchen. Er iſt Souffleur beim franzöſiſchen Theater, er wohnt in derſelben Stadt, ja ſogar in demſelben Hauſe mit ſeiner Schönen, ohne auch nur einmal den Verſuch gemacht zu haben, ſie wiederzuſehen. Allein Mademoiſelle **Clotilde** hat ihren alten Liebhaber heimlich geſehen, ſie hat bemerkt, daß er ſehr gebückt geht, daß er ſtark Tabak ſchnupft, und daß er eine blonde Perrücke trägt, die nur unvollkommen ſein graues Haar verbirgt. Ach! und er war einſt ſo ſchön! Das war damals, als Mademoiſelle **Clotilde** das kleine kurze Schweizerröckchen trug. Warum müſſen ſo ſchöne Tage vergehen! Warum kann es nicht immer ſo bleiben!

Die kleine Gouvernante hat ſich in eine ſo gefühlvolle Stimmung hineingeplaudert, daß ſie jetzt die vertraute Scene damit endigt, ihre Schülerin in's Bett zu tragen. Indem ſich das junge Mädchen tragen läßt und ihre magern Beine in der Luft ſchweben, huſtet ſie, als ſie dem Bette der Schweſter vorbeikommt. **Pauline** erblickt den Triumph der Schweſter, ohne begreifen zu können, durch welche Mittel ſie ihn möglich gemacht. Die Gouvernante geht in ihr Kabinet zurück, indem ſie ſeufzt: „Das arme Kind! Der Himmel möge ſie vor ähnlichem Schickſal bewahren; aber freilich, es gibt auch wenig junge Leute heut zu Tage, die meinem Felix gleichen; in der That, er war unwiderſtehlich.“ Mademoiſelle Clotilden gelingt es jetzt endlich, ihre Nachthaube aufzuſetzen. Sie liegt bald und träumt, daß ſie am Ufer des Genfer Sees mit Felix einen jener ländlichen Tänze aufführt, die das Entzücken der Naturfreunde ſind. Sie hat ihre achtundvierzig Jahre vergeſſen, ſie hat keinen Höcker mehr, und um ihr leichtes Bein flattert ein kurzes Röckchen, und ihren Buſen ſchließt ein Mieder mit Goldtreſſe ein. Am Morgen erwacht wieder die Gouvernante und greift nach ihren Schulbüchern, um ihren Schülerinnen die unregelmäßigen Zeitwörter zu lehren. Das iſt der Lauf der Welt; wir ſind nur im Traume glücklich.

Die beiden Schweſtern nehmen Tanzunterricht; ſechs junge Schüler und vier Mädchen aus der Penſion ſind Theilnehmer und Theilnehmerinnen dieſer Stunden. — Wenn man auch alle anderen Lectionen verſäumte, dieſe verſäumte man nicht. Als Ida und

Pauline anlangen, iſt ſchon die ganze Claſſe verſammelt. Auf dem Wege nach der Tanzſtunde hat Pauline ihre Schweſter gefragt, „wie es ihr gelungen ſei, den Zorn der Gouvernante zu beſchwichtigen.“ — „Ich habe ſie auf ihr Lieblingsthema gebracht,“ antwortete Ida. „O, wenn ich will, ſo kann ich mit den Leuten anfangen, was mir gefällt.“ — Pauline erwiedert nichts, allein dieſer Ausſpruch ihrer Schweſter kommt ihr ſehr anmaßend vor.

Zu den ſechs Schülern haben ſich noch zwei Tänzer und zwei Tänzerinnen gefunden. Die Erſteren ſind Cadeten, die Mädchen ſind vertraute Freundinnen von unſern zwei Schweſtern. Die Quadrille iſt jetzt vollſtändig. Unter den ſechs Schülern befindet ſich auch derſelbe Knabe, der vor zehn Jahren den Hamlet auf dem Kinderball darſtellte, und von den Cadeten iſt einer Romeo. Diesmal hat er keine Feder, die ihm fortwährend in die Augen kommt, auch führt er keinen Pfefferkuchen mehr in der Hand, er iſt ein junger Mann von vierzehn Jahren, der ſich auf ſeine Uniform und auf ſein Geſicht ſehr viel einbildet und diejenige der Penſionarinnen für ſehr beglückt hält, die er ſeiner Huldigungen würdigt.

Er wechſelt in ſeinem Geſchmacke wie ein Sultan, und bald iſt es dieſe bald jene, die er „auszeichnet.“ Er hat diesmal Pauline zu ſeiner Dame erwählt, und man ſieht ihn mit ihr wie ein Grashüpfer im Saale umherſpringen, völlig unbekümmert um den Tact, den er für eine leere Grille des Tanzmeiſters hält. Er hat ſich feſt vorgenommen, alle Touren zu verwirren und aus jeder Quadrille ein Luſtſpiel zu machen. Wenn man ihn zur Ruhe und Ordnung ermahnt, ſo lacht er, und wenn er ernſthafter getadelt wird, ſo droht er mit einem Duell. Der Tanzmeiſter ſchwört, daß er nächſtens dieſen Tänzer aus der Quadrille entfernen werde, und der Cadet ſchwört dagegen, daß er nie weichen werde, ſo lange noch eine Dame, die ihm gefalle, in der Tanzſtunde mitwirke. Indeſſen nehmen auch die Mädchen ſeine Partei, denn er iſt der Einzige, der ſich nie zum Tanzen bitten läßt, der beſtändig und unermüdlich ſich bewegt, während die ſechs Schüler es unter ihrer Würde finden, in einer Tanzſtunde ſich zu amüſiren. Sie ſtehen da und betrachten mit ernſthaften Blicken die jungen Mädchen, ſtatt ſie in den Arm zu nehmen und mit ihnen zu walzen. Sie laſſen den kleinen

Tanzmeiſter ſich heiſer ſchreien, der immer ruft: „Fangen Sie doch an, meine Herren! Dies iſt die Uebungsſtunde, zeigen Sie jetzt, was Sie gelernt haben; machen Sie aus der Tanzſtunde einen kleinen Ball!“ —

Hamlet iſt lang und dünn herangewachſen; er iſt der Sohn einer Advocaten-Witwe, die in höchſt dürftigen Umſtänden lebt. Ernſt Hellbach, dies iſt der Name des jungen Menſchen, hat ein Stipendium zugeſichert erhalten, ohne dieſes wäre es ihm nicht möglich geweſen, zu ſtudiren; er iſt fleißig, denn er weiß, daß auf ihn die Mutter und zwei kleinere Schweſtern ihre Hoffnung gründen. Schon jetzt bringt er hier und da einen kleinen Erwerb nach Hauſe, und in der Dachkammer, wo er ſchläft, brennt ſeine einſame Lampe oft bis tief über Mitternacht. Das Haus, wo die Witwe Hellbach wohnt, liegt gegenüber dem ſtattlichen Palais, in welchem der Graf Wallenrod die erſte Etage inne hat. Als Pauline eben erſchöpft und athemlos von dem Cadeten freigegeben wird, nähert ſich ihr Ernſt und bittet um einen Tanz. „Es iſt der letzte,“ ſagt er dabei, „den ich jemals mit Ihnen tanzen werde, denn ich verlaſſe in der nächſten Stunde, wo eine neue Quadrille gebildet wird, die Tanzſchule.“ Pauline blickt ihm in die dunkeln treuen Augen, die mit einem Ausdrucke von Schmerz auf ſie gerichtet ſind, und fragt ihn um den Grund ſeines Ausſcheidens. Ernſt antwortet nicht, und in dieſem Augenblicke bereut das Mädchen, die Frage gethan zu haben, denn ſie erräth, weshalb ihr junger Freund ausſcheidet. Ernſt ſagt nach einer Pauſe mit geſenkten Augen: „Warum ſoll ich es Ihnen verſchweigen, liebe Pauline? Meine Mutter findet, daß es unnütz iſt, daß ich tanzen lerne. Und in der That, in meinem Leben wird ein frohes Feſt, wo ich dieſe Kunſt auszuüben Gelegenheit hätte, zu den Seltenheiten gehören. Das Geld, das hier verſchwendet wird, kann wahrlich beſſer gebraucht werden.“ Pauline antwortet nicht, ſie gibt die Hand zum Tanze, und Ernſt gibt ſich Mühe, das letzte Mal, wo er mit Paulinen tanzt, recht kunſtgemäße Sprünge zu machen; aber der arme Junge iſt zerſtreut; er verwechſelt die Touren und ſetzt ſich zum erſten Mal den Vorwürfen des kleinen Tanzmeiſters aus, der ihn bis jetzt zum Muſter für die übrigen Schüler aufgeſtellt hat. Alle Mädchen lachen, allein Pauline lacht nicht, ſie weiß, warum ihr Tänzer diesmal ſeine Kunſtfertigkeit eingebüßt hat, und ſie verzeiht ihm willig.

Die Tanzſtunde geht zu Ende, und der arme Tanzmeiſter trocknet ſich den Schweiß ab, indem er ſeine Violine einpackt und zugleich die Billete ſeiner Schüler in Empfang nimmt. Die Mädchen beeilen ſich, die Hüte aufzuſetzen, und drängen ſich dabei vor dem einzigen Spiegel, den das Zimmer enthält; die Schüler, weit entfernt, ihnen in Anlegung der Garderobe beizuſtehen, ſtehen von ferne und beobachten ſie mit düſteren Blicken. „Du haſt heute wenig getanzt, Oscar,“ ſagt einer dieſer jungen Mißvergnügten zu ſeinem Nachbar. — „Allerdings, Arthur,“ lautet die Antwort, „und ich kann Dich verſichern, daß ich nur mit Mitleiden auf Diejenigen niederſehe, die ſich beluſtigen können, während die Welt in Krämpfen liegt!“ — „Du haſt Recht, Oscar. Wirſt Du uns nicht Deine Gedichte vorleſen?“ — „Wenn Ihr heute Abend zu einem Glaſe Punſch zu mir kommen wollt, ſo will ich Euch mein großes Epos: der Tyrannenmord, vorleſen.“ — „O herrlich! Wir kommen alle!“ — Damit laufen ſämmtliche Schüler fort, ohne ſich um die Mädchen zu kümmern, die ihrerſeits den Weg nach Hauſe einſchlagen. Ida nimmt ihre Freundinnen bei Seite und flüſtert ihnen zu: „Wenn Ihr eine luſtige Scene mit anſehen wollt, ſo kommt um neun Uhr Abends heute heimlich zu mir!“ — „Gewiß, wir kommen! Was haſt Du vor?“ — „Das ſag' ich nicht; es gilt meiner alten Bonne, die mir geſtern Verdruß machte, eine kleine Lection von meiner Seite aus zu geben!“ — „Ach, Du haſt Recht, die Bonnen und Erzieherinnen machen unſer Einem heut zu Tage ſo vielen Kummer; ſie ſind völlig aus der Art geſchlagen; wir müſſen ſie erziehen, ſtatt daß ſie uns erziehen ſollten.“

Gegen Abend begibt ſich Ida die Treppe hinauf, die in die Manſardenwohnung des armen Souffleurs führt. Sie hat ihre Kleidung, ihren Gang, ihre Stimme verſtellt, und ſich die größtmöglichſte Aehnlichkeit mit der Gouvernante gegeben, deren Perſon ſie vorſtellt. Mit leiſem Finger klopft ſie an die niedere Thür, und nachdem „Herein!“ gerufen worden, ſcharrt und hüſtelt ſie noch ein wenig, bevor ſie in die Stube tritt. Herr Adour, ein zuſammengeſchrumpftes Männchen mit einer grünen Brille, erhebt ſich aus einem Winkel hinter einem Tiſche, auf dem noch die Reſte eines ſpärlichen Abendbrotes liegen, um ſeinen Gaſt in Augenſchein zu nehmen. Herr Adour iſt halb blind und halb taub, demzufolge hat die Direction des Theaters, an dem er bis jetzt fungirte, ihm angekündigt, daß ſie ſeiner Dienſte nicht mehr bedürfe; doch hat man ihm eine kleine Penſion zugeſtanden, und der alte Souffleur iſt mit ſeiner Zur-Ruhe-Setzung ganz zufrieden. Er geht jetzt in ſeinen Mußeſtunden alle die Stücke durch, die er in ſeinem Leben aus dem Souffleurkaſten hervor der Welt geſpendet hat und ergötzt ſich an dieſen beſcheidenen Erinnerungen. Hier und da erhält er Beſuch von einem Paar ebenfalls in Ruheſtand geſetzter Schauſpieler, und jedesmal feiert der alte Souffleur dann ein Feſt; man declamirt, erzählt ſich Geſchichtchen, lacht und macht Lärm in der kleinen Manſardenſtube. Als Ida eintrat, glaubte Herr Adour eine alte penſionirte Collegin zu ſehen und ging ihr entgegen, indem er ihr eine Priſe anbot und in ſcherzendem Tone rief: „Ah, ſieh' da! Mamſel Adeline! Ihr kommt gewiß, um mit mir die Rolle aus dem Tartuffe zu ſpielen. Jedermann weiß, wie vortrefflich Ihr das Kammermädchen machtet!" — „Wie, Felix!" rief Ida mit tiefer Stimme, „Du kennſt mich nicht mehr! Du verwechſelſt mich, Deine treue Clotilde, mit jenen frivolen Weſen, die Du auf den Brettern ſiehſt, und die ihr Antlitz wie ihre Seele ſchminken? Felix, Felix! erkennſt Du mich nicht mehr?" — Der kleine Souffleur iſt bei dieſen Worten zurückgewichen, er ſtützt ſich auf ſeinen Tiſch, nimmt ſeine Brille ab, reinigt ſie und ſetzt ſie ſchnell wieder auf, thut dann einige Schritte eilig vorwärts, bleibt vor Ida ſtehen, nimmt eine Priſe und ſagt endlich in einem vor Aufregung ſtammelnden Tone: „Iſt's möglich? Clotilde? Mademoiſelle Clotilde? Und Ihr — und Du kommſt hierher? Du kommſt, mich — mich zu beſuchen?"

„Ja, Felix," ruft Ida feierlich, „ich komme, Dich zu beſuchen, nachdem ich lange vergeblich auf Deinen Beſuch gewartet habe! Iſt's wohl hübſch von Ihnen, Herr Adour, in Einer Stadt, in Einem Hauſe mit Ihrer Jugendfreundin zu wohnen und ſie nicht aufzuſuchen?" — Der kleine Souffleur weiß ſich nicht zu faſſen. Die zärtlichen Verweiſe, die er ſo unerwartet zu hören bekommt, beſtürmen ſein altes

Herz. Er klagt ſich des Leichtſinns an, er macht ſich lebhafte Vorwürfe, ſeine angebetete Clotilde ſo völlig vergeſſen zu haben, allein er entſchuldigt ſich mit den Mühen und Drangſalen eines ſorgenvollen und anſtrengenden Berufs. Mittlerweile hört man ein Geräuſch auf der Treppe. „Ich muß Dich jetzt verlaſſen, Felix," hebt die Gouvernante an, „allein ich erwarte Dich unten in meinem Zimmer. Meine Schülerinnen ſind heute zu Beſuch aus dem Hauſe, wir ſind ungeſtört und können ein Stündchen mit einander angenehm verplaudern; vergiß nicht, Dich um neun Uhr einzufinden." Der überraſchte und glückliche Souffleur ſchwört auf ſeine Künſtler-Ehre, daß er nicht ausbleiben werde, und Ida ſinkt in ſeine Arme; Herr Adour weiß nicht, wie ihm geſchieht, er denkt wieder am Genfer See zu ſein und er flüſtert: „Aber der Tanzmeiſter, Clotilde! War das recht von Dir?" — „Still," ſeufzt Ida, „mußteſt Du auch ſo raſch und übereilt ſein." — „Ach! Clotilde!" — „Felix!"— Mit dieſen Worten trennen ſich die Liebenden, und der alte Souffleur leuchtet der Gouvernante die Treppe hinab. Er kehrt zurück, und kaum hat ſich ſeine Thüre geſchloſſen, als ſechs kichernde Mädchenſtimmen laut werden. Es ſind die Freundinnen Ida's, die ſie in Empfang nehmen und hinabbegleiten. Hier legen ſich nun dieſe loſen Geiſter auf die Lauer. Pauline hat ſich die Erlaubniß erbeten, eine Freundin zu beſuchen, und Ida iſt es ganz recht, daß die Schweſter ihren Koboldſpaß nicht anzuſehen oder gar mitzumachen nöthig hat. Sie ſelbſt gibt vor, an heftigem Kopfweh zu leiden, und ſucht früh das Bett auf. In der Schulſtube wird es finſter. Die Mädchen verſtecken ſich in einem kleinen dunkeln Alkoven. Man wiſpert ſich einander zu, man drückt ſich verſtohlen die Hände, man kann es nicht erwarten, daß die Uhr neun ſchlägt. Endlich iſt die erſehnte Zeit da. Zwei der Mädchen haben ihren Standort oben auf der Treppe gewählt. Sie ſehen den Souffleur ſeine Thür öffnen und mit einem Päckchen Bücher, einem Lichte und einem Regenſchirm unter'm Arme hervortreten. Er bleibt ſtehen, beſinnt ſich, geht zurück in das Zimmer und kommt ohne Regenſchirm wieder, aber er hat einen Hut aufgeſetzt. Nochmals kehrt er um und kommt nun ohne Hut zurück. Er iſt ſo zerſtreut, daß er, bevor er die Treppe betritt, ſeine

Doſe hervorzieht und ſie ſammt dem Taſchentuche auf eine der Stufen niederlegt. Jetzt tritt er die Reiſe an. Er findet ſeinen Weg durch das Schulzimmer, indem er ſorgſam das Licht mit der Hand verhüllt. Endlich ſteht er vor der Thüre ſeiner Freundin. Er klopft an, ſo leiſe, ſo unhörbar, daß keine Wirkung erfolgt; er verſtärkt ſein Klopfen, und jetzt wird es im Kabinet lebendig. „Was gibt's da?“ hört man die Gouvernante fragen. — „Ich bin es, theure Clotilde!“ ruft Herr Abour mit halber Stimme. Es entſteht eine lange Pauſe. Endlich wird die Thüre nur wenig geöffnet, und durch die Spalte ſieht man das ſpitzige Kinn und ein großes mißtrauiſches Auge der Mademoiſelle Clotilde; Herr Abour weicht zurück; die Thüre öffnet ſich weiter, und jetzt erſcheint die Nachthaube der Bonne, und auch die Naſe nebſt dem andern Auge wird ſichtbar. Sie iſt im tiefſten Negligée, und dieſes Coſtüm erſchreckt den alten Souffleur, der noch einen Schritt weiter zurücktritt und ſeinen Meſſingleuchter wie der Ritter ſeine Partiſane vor ſich hin hält. „Was, Herr Abour!“ ruft die Bonne, die jetzt erſt ihren alten Liebhaber erkennt und entrüſtet die Thüre zuziehen will, allein der Souffleur verhindert dies, indem er die Hand dazwiſchen klemmt. „Ja, ich bin's, liebe Freundin!“ ruft er, „ich erſcheine auf ihre Aufforderung. Sollten Sie vergeſſen haben, daß Sie mich vor einer Stunde hierher einluden?“ — „Ich Sie einladen, Herr Adour?“ kreiſcht Mademoiſelle Clotilde. „Welche Frechheit, mein Herr! Sie wollen mich überfallen! Zurück! Alſo darum ſpielten Sie ſo lange den Kalten, Gleichgiltigen, um unter dieſer Maske auf ſo empörende Tücke zu ſinnen? Zurück! oder ich rufe nach Hilfe.“

Der Souffleur weiß nicht, wie ihm geſchieht. Er ſieht ſeine alte Freundin in eine entſetzliche Aufregung gerathen; ſie iſt im Stande, ihre Drohung ſogleich wahr zu machen, denn ſchon hat ſie im Eifer, mit dem ſie ſich aus der Thüre drängen will, die jetzt ſeinerſeits der Souffleur wieder zuhält, einen Pantoffel verloren, den ſie wieder zu gewinnen trachtet. Allein Herr Adour bemächtigt ſich dieſes Pfandes, hebt es drohend in die Lüfte und ruft: „Was ſoll das heißen, Mademoiſelle? Scherzen Sie mit mir? Wenn man den Leuten böſe iſt, ſo ladet man ſie nicht zu einem Rendezvous ein und ſteigt ſelbſt die

Treppe hinauf, um ſich den Liebhaber zu holen!'" — „Sie ſind ein Ungeheuer von Verläumdung!" ſchreit die Bonne, „ich werde das Haus wach rufen; man ſoll Sie ergreifen; ich fühle kein Mitleid für Sie." Damit iſt's ihr gelungen, die Thüre zu öffnen. Herr Adour wartet die Erfolge der Rachepläne ſeiner Dame nicht ab, er entſchlüpft und nimmt den Pantoffel mit. Mademoiſelle Clotilde eilt ihm nach, indem ſie ruft: „Nehmt ihn feſt, bindet ihn, er iſt wahnſinnig geworden!" — Als Niemand ſie hört, kehrt ſie in ihr Kabinet zurück, das ſie verſchließt und noch einen Riegel vorſchiebt. Herr Adour langt oben erhitzt und keuchend an. Sein Licht iſt bei der eiligen Flucht ausgelöſcht, er hört den Ruf von unten heraustönen, daß man ihn fangen und binden ſoll, und in ſeiner unbeſchreiblichen Angſt, weil er die Thüre ſeines Zimmers nicht finden kann, klettert er auf einen Balken des Dachſtuhls, feſt entſchloſſen, lieber die Nacht dort zuzubringen, als ſich der Wuth ſeiner ehemaligen Geliebten, die das Haus in Aufruhr bringt, auszuſetzen.

Das Räthſelhafte in dieſem nächtlichen Zuſammentreffen wurde den beiden dabei Betheiligten nie gelöſ't.

Der Souffleur, der ſich in dieſem Hauſe nicht mehr ſicher hielt, zog aus und nahm weit entfernt eine Wohnung, wo er ſich vor einem erneuerten Beſuche ſeiner treuloſen Freundin für völlig geſchützt hielt; und Mademoiſelle Clotilde beſeufzte die Verirrungen eines Mannes, der ſelbſt im Alter es nicht laſſen konnte, den Don Juan zu ſpielen und mit einer grünen Brille auf der Naſe das Zimmer ſeiner alten Geliebten aufzuſuchen, um ſie um ihren Ruf zu bringen, als Rache für eine ehemalige, vermeintliche Treuloſigkeit.

Während Ida ihren Freundinnen dieſe groteske Scene zum Beſten gab, hatte Pauline ebenfalls ein ſchon lange eingeleitetes geheimes Vorhaben ausgeführt. Sie wußte, daß Ernſt's Abgang auf die Univerſität herannahte, und daß es ſeiner Mutter an einer Summe fehlte, die unumgänglich zur Ausrüſtung des Sohnes nöthig war. Die Witwe hatte Paulinen ihre Sorge nicht verheimlicht; und wenn ſie es auch gewollt, ſo wußte Pauline, die faſt täglich zu ihr kam, jedes Geheimniß der ehrwürdigen bekümmerten Frau abzulocken, durch jene wohlthuende und unermüdete Aufmerkſamkeit, die das widerſtrebendſte Herz ſelbſt allmälig in Bande ſchlägt. Als das junge Mädchen in das Zimmer trat, fand ſie die Alte eben beſchäftigt, einen Koffer zu packen und ihn mit den kleinen Geſchenken, den Angedenken ihrer mütterlichen Liebe, zu füllen. Pauline legte ſogleich mit Hand an. „Nehmen Sie ſich in Acht, meine Gute,“ ſagte die Witwe, indem ſie ihr ein Päckchen überreichte, „hier iſt eine Cigarrendoſe drin; wir müſſen ſie an einen Ort legen, wo dieſe ſaubere und zarte Arbeit nicht leiden kann. Etwa dort unter den wollenen Morgenſhawl.“ — „Eine Cigarrendoſe?“ fragte Pauline verwundert. „Sie ſagten mir doch, daß Ihr Sohn nicht rauche.“ — „Freilich ſollte er es auch nicht, denn ich halte es für eine unziemliche und dazu Koſten verurſachende üble Angewohnheit; doch da er die Cigarrendoſe einmal hat, ſo wird es ſchwer ſein, ihm zu verbieten, daß er ſie nicht auch mit Cigarren füllt.“ — „Von wem hat er die Doſe?“ — „Das iſt eigentlich ein Geheimniß, mein Kind, allein Sie dürfen es ſchon erfahren. Die Tochter des reichen Kaufmanns hier nebenan, der er Stunden im Klavierſpiel gibt, hat mir die Doſe als Geſchenk für meinen Ernſt gegeben; doch ſoll er ſie erſt, in ſeinem neuen Wohnorte angekommen, finden. Das gute Kind iſt ſo zartſinnig; es will dem Danke ausweichen." — „So," ſagte Pauline, indem ſie das Päckchen einſchob, „ſie hätte nur ein paſſenderes Geſchenk wählen ſollen; denn Ihrem Sohne das abſcheuliche Tabakrauchen angewöhnen zu wollen, iſt kein hübſcher Einfall." — „Dies," fuhr die Witwe fort, „hab' ich ihm verehrt!" — Pauline nahm ein abgenutztes Brillenfutteral entgegen. „Wie!" rief ſie, „braucht Ihr Sohn eine Brille?" — „Nicht ſo eigentlich," entgegnete die Witwe, „obgleich ſeine Augen durch das Nachtarbeiten ſchon gelitten haben; das Brillenfutteral gehört mir, und ich muß jetzt für meine Brille ein neues kaufen. Aber Ernſt iſt gewohnt, dieſes abgenutzte Futteral immer in meinen Händen zu ſehen. Am Abend, wenn er kommt, um mir vorzuleſen, liegt die Brille immer dort, ſehen Sie, in jenem Winkel am Fenſter. Das Erſte alſo, was er thut, iſt, daß er hingeht und mir die Brille bringt, weil ich dann meine Arbeit vornehme. „Du wirſt mir keine größere Freude machen, Mutter," ſagte er mir einſt, „als wenn du mir dieſes alte Futteral deiner Brille ſchenkſt, denn bin ich einmal ferne von dir, ſo kann kein Ding in der Welt mich ſo an dich erinnern, als dieſes kleine Ledergehäuſe, ſo verſchrammt, beſchädigt und geſchwärzt es iſt." So hab' ich ihm's denn geſchenkt; allein er ſoll es auch erſt in der Fremde auspacken." — Pauline nahm das Futteral, warf die Cigarrenbüchſe wieder von dem ihr angewieſenen Ehrenplatze hinaus und legte jenes hinein. Die Witwe bemerkte dieſen Tauſch nicht, ſonſt hätte ſie ihn nicht zugelaſſen. Der Koffer war nun gepackt, und Pauline kniete darauf, damit die Witwe ihn ſchließen könne. Mit großer Mühe konnte dies geſchehen, denn die mütterliche Liebe hatte immer noch etwas Neues entdeckt, was hineinzupacken unerläßlich ſchien, bis Pauline lachend gerufen hatte: „Wir wollen uns nun ſelbſt hineinpacken, denn früher werden Sie doch nicht aufhören, meine liebe gute Mutter." Es war darüber ſpät geworden, die Witwe ſchien es auffallend zu finden, daß Pauline noch verweilte, allein das arme Mädchen quälte ſich noch immer, einen paſſenden Eingang, wie ſie ihre mitgebrachte Geldſpende abgeben könne, zu finden. Sie drehte ihr Taſchentuch, in welches in einem Zipfel die Banknoten eingeknüpft waren, verzweifelnd beſtändig in der Hand umher, bis die Witwe ihre Aufmerkſamkeit auf das Tuch heftete und ſagte: „Was haben Sie da, mein Kind?“ — „Ach nichts!“ rief Pauline, roth im Geſichte, und brachte die fünfzig Thaler heraus, die ſie vor die Witwe hinlegte. — „Wie, Kind, das nennen Sie nichts?“ ſchrie dieſe laut auf. „Was wollen Sie mit dem vielen Gelde?“ — „Es Ihnen anbieten, theure Mutter,“ rief das Mädchen, ſich an den Hals der alten Dame hängend; „mein Vater gab es mir, um daß ich einen neuen Hut und einen neuen Mantel mir kaufe; aber mein Mantel iſt noch gut, mein Hut ebenfalls. Ich bringe Ihnen das Geld; ich weiß, Sie haben's nöthiger.“ — „Aber ich werde es nicht annehmen! Wo denken Sie hin?“ — „Und warum nehmen Sie's nicht? Wenn die Kaufmannstöchter das Recht hatte, Ihrem Sohne die Cigarrenbüchſe zu ſchenken, warum kann ich ihm denn nicht dieſes Geld geben? Es iſt ja auch nur eine Gabe wie jene. Oder ſoll ich hingehen und ihm für fünfzig Thaler etwas kaufen? Ich werde nichts wie Dummheiten machen, das weiß ich ſchon, und lauter Dinge kaufen, die er nicht nöthig hat.“ — „Meine gute Pauline, vor allen Dingen müßte ich wiſſen, ob Ihr Vater einwilligt, ob er weiß, was Sie mit dem Gelde machen, das er Ihnen zu ſo nothwendigen Ausgaben reichte?“ — „Mein Vater,“ ruft Pauline, „kümmert ſich gar nicht darum; ich hab' ihm ſchon geſagt, daß ich das Geld in meine Sparbüchſe thun werde.“ — Die Witwe nimmt endlich die Gabe, und Pauline weiß ſich vor Freude nicht zu laſſen. Es wird das ſtrengſte Geheimniß verabredet, und die Mutter verſpricht, ihrem Sohne nichts von Paulinens Geſchenk zu ſagen. Nur Eines bedingt ſich das Mädchen aus, nämlich daß Ernſt noch einmal in der Tanzſtunde gegenwärtig ſei.

Auf dieſe Weiſe eingeladen, verfehlt der junge Schüler nicht zu erſcheinen. Auch er hat für Pauline ein Geſchenk in der Taſche, das er ihr in einem unbewachten Augenblick verſtohlen einhändigen will. Es iſt etwas, was ihm viel koſtbarer erſcheint als alles Gold der Erde, es iſt ein Schatz, deſſen Daſein er Niemanden noch verrathen hat, ſeine Mutter weiß nicht darum, ſein beſter und ergebenſter Freund hat davon keine Ahnung; nur Pauline ſoll davon erfahren und ihn mit ihm theilen. Er kann das Ende der Tanzſtunde nicht erwarten, und als endlich der Augenblick kommt, wo die jungen Mädchen ihre Hüte aufſetzen und ſich zum Nachhauſegehen anſchicken, nähert er ſich ſchüchtern Paulinen und ſchiebt in die Taſche ihres Mantels eine Rolle. „Oeffnen Sie das zu Hauſe!“ bittet er.

Als Pauline die Rolle öffnet, fällt ihr ein Manuſcript in die Hand; dabei ein kleiner Zettel, auf dem die Worte ſtehen: „Pauline, ich ſchenke Ihnen hier das Theuerſte, was ich beſitze, mein erſtes Trauerſpiel. Ich nehme keine Abſchrift, es ſoll ganz und völlig Ihr Eigenthum ſein. Ernſt.“

Pauline hatte den ganzen Tag über das ſtolze Gefühl einer Königin, der man eine reiche, koſtbare Provinz zum Angebinde geſchenkt hat. Sie verſchloß die Blätter und ließ ſie Niemanden ſehen, und nur in den Abendſtunden, wo ſie ſicher war nicht überraſcht zu werden, nahm ſie das Heft und blätterte mit einem andächtigen Staunen darin.

23.

Der Raout bei dem Geſandten war dießmal beſonders zahlreich beſucht; man ſah ſehr elegante Toiletten, und die Frauen ſchienen ſich einander das Wort gegeben zu haben, alle guter Laune zu ſein — etwas, was in den Geſellſchaftsſälen nicht häufig ſich ereignet. Die Dame des Hauſes befand ſich in einem der vorderen Zimmer, um in der Nähe zu ſein, wenn neu Ankommende ſie ſuchten; der Geſandte, der die Miene eines zerſtreuten Diplomaten annahm, den ſein gefülltes Portefeuille drücke, ſtand in einer Ecke im Geſpräch mit einem gleichfalls tiefſinnigen und zerſteut ausſehenden kleinen Manne. Zwei Herren, von denen der eine die joviale Laune eines Lebemannes zeigte, der andere die etwas gebückte Haltung eines Beobachters, ſtanden dicht in der Nähe des Eingangs, um die Eintretenden zu muſtern. Eben ſchwebte die lange blonde Figur einer Engländerin herein, deren brennend rothes Haar ein Muſſelinturban deckte, auf dem zwei Paradiesvögel in entgegengeſetzter Richtung ihre Schweife ausbreiteten; an ihrer Seite trat eine kleine ſchwarze Geſtalt auf, ein Herr in engem Pantalon und mit ſehr glänzenden Ballſchuhen. Da er vollkommen kahlköpfig war, ſo machte er den Eindruck jener burlesken Masken, die hinten und vorn ein Geſicht haben, wenigſtens war man zweifelhaft, ob der kleine Herr Einem ſich zuwandte oder Einem den Rücken drehte. Dieſes Paar trat ſehr hochmüthig in den Salon und verſchwand in das daran ſtoßende Zimmer; der kleine Herr immer zwei Schritte machend, während ſeine Dame nur einen. Der joviale Herr erkundigte ſich bei ſeinem Nachbar nach dem Namen dieſer Ankömmlinge, und der Beobachter erwiederte mit einem kleinen Zuge ſarcaſtiſcher Bosheit in ſeinem trockenen runzelvollen Geſichte: „Dieſe ſchöne Frau heißt Miß Caroline Maryſon, auf dem Continent nennt man ſie jedoch Lady Caroline; der kleine Herr iſt ein Profeſſor aus Cambridge, der ſo gefällig iſt, Lady Caroline auf ihren literariſchen Reiſen zu begleiten, als ihr lebendiges Skizzenbuch. Sie nimmt ihn mit, wie andere Leute ihr Taſchenbuch einſtecken; Sie ſehen, er hat auch beinahe das Format eines ſolchen.“ — „Wie?“ rief der Joviale erſtaunt, „will dieſe Dame etwa über Deutſchland ſchreiben?“ —

„Gewiß iſt es ihre Abſicht," entgegnete der Beobachter. — Die Thür öffnet ſich wieder, und ein Herr mit einem Orden, einem verdrüßlichen Geſichte, in dem ein ungeheurer Bart figurirt, tritt ſehr brüsk ein, indem er einige Bekannte mit vertrautem Kopfnicken grüßt. „Dies iſt der Graf Rolandſtein, der berühmteſte Pferdekenner und Pferdeliebhaber. Er wundert ſich, wie es ſcheint, daß nicht lauter Pferdeköpfe ihm entgegengucken, und gewiß findet er unſere Geſellſchaft ſehr unbehaglich und ſehnt ſich nach ſeinem mit Parquetfußboden verſehenen Pferdeſtall zurück. Er führt immer ein Büchelchen mit ſich, in welchem ſeine Lieblinge portraitirt ſind." Nachdem der Beobachter dieſe Notizen beendet hat, geht der Joviale auf den Grafen zu, um ihn die Hand zu ſchütteln; denn es iſt immer angenehm und kann auf keine Weiſe compromittiren, mit einem großen Pferdekenner bekannt zu ſein, während man ſich hüten muß, einem Mann der Feder die Hand zu drücken. Der Beobachter bleibt zurück, und die Draperien ſeiner Geſichtsfalten laſſen wieder jenes Lächeln ſehen, das, weit entfernt ihn zu verunzieren, ſeiner Phyſiognomie, die ſonſt zu ſtarr ſein würde, einen eigenthümlichen Reiz gibt. Er hält die Hände auf dem Rücken, dreht ſich langſam auf den Abſätzen herum, und muſtert den Salon mit jener Behaglichkeit, wie ein Kenner eine Bildergallerie betrachtet. Er ſcheint in der Menge ſeine Lieblinge zu haben, Figuren, die er nicht aus dem Auge laſſen will, weil ſie ſeinem Beobachtungstalente immer neue Seiten bieten, dieſen folgt er mit den Blicken und ihm entgeht nichts, was ſie thun oder ſprechen. Er ſieht ſie mit einer gewiſſen Wehmuth verſchwinden, indem ſie in ein anderes Zimmer übergehen und dem Bereiche ſeiner Betrachtungen ſich entziehen. Der Joviale findet ſich wieder auf dem alten Platze ein und faßt den Beobachter lebhaft am Arme, während er ihm zuruft: „Sehen Sie, Freund, die ſchöne Frau, die eben eintritt! Wer iſt ſie?“ Der ältliche Herr wendet ſich um und erblickt eine junge in Spitzen und Shawls gehüllte Dame, die mit der Koketterie einer nachläſſigen Grazie mehr über die Teppiche hingleitet, als Schritte macht. Ihre ſeidenen Röcke, die einen ungeheuren Umfang haben, rauſchen und fluthen wie ein kleines Meer; die Gaze ihres Shawls flattern wie kleine Segel, dabei ſieht ſie lachend umher, und ihre blonden langen Locken umſpielen ein Geſicht, das nicht friſcher und lebhafter ausſehen kann. Jedermann iſt entzückt über dieſe ſchöne Frau, und ſelbſt der Centaur bleibt einen Augenblick ſtehen, indem er vor ſich hinmurmelt: „Gute Zucht; eine leidliche Race, nur der Hals etwas zu geſtreckt!“ — Hinter dieſer glänzenden Schönen tritt ein junger Officier herein, der nur Augen für die Dame hat, während ſie keine für ihn zu haben ſcheint. Auch dieſes Paar verliert ſich in die anderen Zimmer, und der Salon fängt ſchon an, einem ſtürmenden Meere zu gleichen, wo die Wogen hin- und herwallen. Ueber alle Wogenſpitzen herüber ſieht man jedoch die gekreuzten Schweiffedern der Paradiesvögel auf Lady Carolinen's Turban. Wenn ein Pharus in dieſem Meere nöthig wäre, ſo könnte dies dafür gelten.

„Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet, theurer Baron, wer jene reizende junge Frau iſt?“ — „Sie iſt noch nicht verheirathet,“ entgegnete der Gefragte, „und der Himmel weiß, ob ſie es je wird, denn ſie iſt die muthwilligſte Kokette, die es geben kann. Das will viel ſagen in unſeren pedantiſchen Zeiten. Laſſen Sie ſich ihre Geſchichte in ein Paar

Worten erzählen. Sie iſt eine Gräfin Wallenrod, eine ziemlich reiche Erbin. Der junge Officier, ein Herr von Sellſtein, iſt jetzt ihr Verlobter; ob er es lange bleiben wird, iſt ſehr zu bezweifeln, denn es iſt noch nicht ganz einen Monat, als der ältere Bruder dieſe Stelle einnahm.“

„Wie?“ ruft der Joviale, „das ſcheint mir eine pikante Seltſamkeit.“

„Der Bruder unſeres Paladins iſt ſehr ernſt und ſieht bei weitem beſſer und männlicher aus, wenigſtens nach meinem Geſchmack, als dieſer Major. Aber unſere Schöne muß über dieſen Punct anders denken. Kaum ſieht ſie dieſen Bruder, ſo denkt ſie: „ach, das iſt der Rechte!“ und flugs verabſchiedet ſie den Erſtgebornen und nimmt den Zweitgebornen. Die Geſchichte machte einiges Scandal. Der abgeſetzte Romeo bekam ein Bruſtübel, und man ſagt, er hätte ſich's zu Herzen genommen. Das iſt eine Albernheit; in der Liebe kann unmöglich ein Majorat exiſtiren.“

„Sie haben Recht; o welch eine Thorheit!“

„Laſſen Sie uns nun in den Saal gehen.“

Der Joviale verwendet kein Auge von der ſchönen Gräfin, von der er weiß, daß ſie auf eine ſo originelle Weiſe die Widerſacherin aller Majorate iſt, allein da der Joviale nicht hübſch iſt und eine ſehr unbehilfliche Geſtalt hat, ſo geſchieht ihm nicht das Glück, einen der Blicke der Kokette zu erhaſchen. Es ſind zum Unglück ſo viele ſchöne Männer gegenwärtig. Die Gräfin hat ſich auf einem kleinen Sopha niedergelaſſen, wo Niemand weiter Platz hat; ſie hat alſo das Vergnügen, einen Thron einzunehmen, und vor ſich einen Kreis von Vaſallen zu ſehen; das iſt gerade, was ſie wünſcht. Um die Frauen bekümmert ſie ſich nicht, und dieſe rächen ſich auf ihre gewohnte Weiſe, indem ſie unter ſich Schmähungen über die Gräfin ausſtoßen; nur die ganz Häßlichen bewundern unſere Schöne, denn ſie haben das Bedürfniß, ſich immer an den Gegenſtand, gleichviel welchen, zu klemmen, der gerade in Mode iſt, um von deſſen Strahlenglanze auch ihren Theil abzubekommen.

Nachdem man eine Sängerin, die nur mit halber Stimme ſingt, und einen Declamator, der falſch declamirt, gehört hat, theilt man ſich in Gruppen, und jetzt erſt fängt die Geſellſchaft an, etwas warm zu werden. Lady Caroline ſteigt im Saal herum, indem ſie ſich hochmüthig umſieht und ihrem kleinen

Profeſſor tauſend Aufträge gibt, die dieſer falſch ausrichtet und Verwirrung über Verwirrung ſtiftet. Die mißvergnügte Lady entſchließt ſich endlich, einen deutſchen Wegweiſer zu conſultiren, und wendet ſich an den Beobachter, der ihr ſchon vorher förmlich vorgeſtellt worden. „Mein Herr," beginnt die Dame, „ich wünſche den Dichter kennen zu lernen, man ſagt, er ſei in der Geſellſchaft." — „Gewiß, Milady, er iſt hier. Ich werde ihn von Ihrem Wunſche in Kenntniß ſetzen und ihn ſofort Ihnen zuführen!" Hiermit geht der Beobachter, der ſich zuweilen beluſtigt, ſchlechte Späße auszuführen, auf den Grafen Rolandſtein zu und ſagt ihm heiter lächelnd: „Herr Graf, hier iſt Lady Maryſon, die vor Verlangen brennt, Ihre Bekanntſchaft zu machen; ſie iſt große Pferdeliebhaberin und reitet ſelbſt vortrefflich." — „So werde ich eilen, ihre Erfahrungen zu bereichern," erwiederte der Graf. Die Präſentation geht vor ſich, nachdem der Beobachter vorher der Lady in's Ohr geflüſtert: „Stoßen Sie ſich nicht an den Ausdrücken des großen Dichters, ſie ſind originell." — „Mein Herr, ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen; Ihr Ruf hat ſich bis zu uns, nach England, erſtreckt." — „Zu gütig, Madame; Sie haben ebenfalls herrliche Talente." — „Gewiß, es mangelt daran nicht; doch da ich nach Deutſchland gekommen bin, um ..." — „Die hieſigen Racen zu ſehen, ich verſtehe, Madame, ſo kann ich Ihnen die beſten Fingerzeige geben. Kennen Sie die Holſteiner, Madame?" — „In der That, dieſe Schule iſt mir unbekannt; nennen Sie mir einige der vorzüglichſten Namen." — „Da habe ich den Arſazes." — „Arſazes!" — „Eine breite Bruſt, herrliche Beine, Feuer im Blick, wie ein junger Gott!" — „Ich hörte den Namen noch nie," entgegnete Lady Caroline mit einem etwas pikirten Tone über die zu detaillirte Beſchreibung. — „Das will ich glauben!" ruft der Graf ſtolz, „der Arſaz war noch nie in England. Ich meine, wenn ich mit ihm erſchiene, er muß alle Ihre Schwächlinge, Madame, zu Boden rennen!" — „Glauben Sie, daß er auch Bulwer beſiegen wird?" — Der Graf, überzeugt, daß die Lady von einem ihrer Lieblinge ſpreche, erwiedert trocken: „Ich kenne Ihren Bulwer nicht, Madame, allein ſchwerlich reicht er meinem Arſaz das Waſſer. Hat er auch, wie der meinige, dreimal den Wettpreis erringen?“ — „O noch mehr als dreimal, jedesmal, wenn er austritt, iſt der Preis ſein.“ — „Das will viel ſagen, Madame. Womit nähren Sie Ihren Bulwer? Geben Sie ihm reinen Haſer?“ — Dieſe Frage erſcheint der Lady ſo originell, daß ſie ein wenig mit der Antwort ſtockt, dann entſchließt ſie ſich, eingedenk deſſen, daß man ihr geſagt, die deutſchen Litteraten ſeien ſehr launig, lächelnd zu erwiedern: „Ja, mein Herr, ich gebe ihm reinen Haſer.“ — „Da thun Sie Unrecht, Madame, das macht die beſte Race mit der Zeit träge.“ — „Allerdings, mein Herr; die Poeten ertragen das allzu gute Leben ſchlecht, ſie werden indifferent, träge. Kennen Sie Uhland?“ — „Nein; iſt's ein Mecklenburger? Wo haben Sie ihn rennen ſehen?“ — „O, mein Herr, nirgends; ich habe nur mit Entzücken ſeine Verſe geleſen.“ — „Seine Verſe?“ wiederholt der Graf, und ſieht die Lady mit einem mißtrauiſchen Blicke an, indem er ſogleich ruft: „Aber darf ich fragen, ob Sie den Byron kennen?“ — „Wie ſollte ich nicht?“ ſagt die Lady etwas pikirt, „ich war erſt ſechzehn Jahr, als ich ihn ſchon bewunderte!“ — „Ach Madame, das iſt kaum möglich, denn ich habe das Thier erſt ſeit drei Jahren in meinem Stalle; er hat Nummero ſiebenzehn inne. Ich reite ihn jetzt alle Tage.“ — Die Lady antwortet nicht, ſie wendet ſich weg, indem ſie verächtlich ſpricht: „Den Byron reiten! Welch ein unedles, unpoetiſches Bild! Es iſt wahr, daß die deutſchen Dichter nie Geſchmack haben. Sie paſſen in der Regel mit ihren Vergleichen eben ſo wenig in den Salon, wie mit ihrer ganzen Perſon. Ich werde mit dieſem Dichter die Converſation nicht weiter führen; es ſcheint, daß er aus ſeinem Stalle nicht herauskommt. In meinem Tagebuche will ich ihn bedenken.“ Damit winkt ſie ihren Begleiter herbei, und flüſtert ihm etwas in's Ohr, welches der Profeſſor ſogleich in eine kleine Schreibtafel einträgt. Der Graf, ungewiß, wie er dieſe Pantomime der Dame deuten ſoll, zieht ein Büchelchen hervor und es der Lady überreichend ſagt er ſtolz: „Hier, Madame, finden Sie die wohlgetroffenen Heroen unſerer Kunſt.“ — Hiermit entfernt er ſich, nicht abwartend, daß die Lady das Buch öffnet, die ihrerſeits, erſtaunt, nichts als Pferdeköpfe darin zu erblicken, das Heft ihrem Begleiter gibt, indem ſie achſelzuckend ſagt: „Dieſer Herr iſt mir doch etwas zu originell! — Schreiben Sie in Ihr Tagebuch, Sir: die deutſchen Poeten theilen die Dichtkunſt in Racen ein; ſie ſprechen von einer mecklenburgiſchen und holſteiniſchen Race, und Byron iſt erſt ſeit drei Jahren bei ihnen bekannt. Dies iſt ein merkwürdiger Zug von Uncultur!“ — Zufrieden mit dieſer literariſchen Ausbeute für heute, verläßt Lady Caroline den Saal, und ihr kleiner Begleiter läuft ihr nach, rechts und links grüßend, in der einen Hand ſein Tagebuch, in der andern den Shawl ſeiner Dame.

Nachdem der Joviale noch einige vergebliche Verſuche gemacht hat, ſich der Schönheit des Tages bemerkbar zu machen, eilt er zu dem Beobachter und flüſtert ihm zu: „Es iſt ſonderbar; ich kann keinen Blick von dieſer Dame erreichen, und dennoch leidet es keinen Zweifel, daß ſie mit aller Welt kokettirt, ſelbſt mit dem jungen ſchwarzbärtigen Sänger von der Oper, der die ſpaniſchen Romanzen ſang. Es iſt wahr, dieſer Tenoriſt ſieht nicht übel aus; ich habe eine kleine buckelige Couſine, die in unſerer Familie immer „das Kind“ genannt wird, weil ſie einmal auf den Einfall kam, ſich als Jokey zu verkleiden, um ihrem Geliebten, der ſie nicht mochte, nachzulaufen, der ſie von ſeinem Diener in den Graben werfen ließ, welches Abenteuer ſie höchſt naiv ſelbſt zu erzählen pflegt — nun, ich wollte ſagen, dieſes alte Kind ſchwärmt ebenfalls für dieſen jungen Sänger. Bei allem dem, mein Verehrter, möchte ich nicht in der Stelle des Herrn von Sellſtein ſein. Dieſe Gefallſucht geht ein wenig zu weit. Sehen Sie, wie ſie jetzt da liegt! Wie eine Sultanin; welch' eine ausgelaſſene Stellung! Ich glaube ſogar, ſie macht kleine Augen; ſie blinzelt, [illegible] wirft Blicke zu, ſie lacht und ſpottet beſtändig. Alles das iſt ſehr wenig in der Ordnung. Was thut ſie jetzt? Sie betrachtet die Buſennadel an dem Halstuche eines Herrn! Ach; ſo etwas iſt nicht feiner Ton. Aber man muß geſtehen, daß ihr dieſe Manieren kleiden. Jetzt geſellt ſich der junge Fürſt auch zu ihr. Er iſt ſehr blöde, ſie fordert ihn auf, ſich neben ſie zu ſetzen; aber es fehlt an Platz, und der junge Mann, um ſich auf dem Polſter zu behaupten, muß ſich an ſie drängen. Teufel! das gibt wieder Spaß. Der junge Blöde iſt ganz Purpurröthe. Bemerken ſie die Blicke, die von dem Spieltiſche aus auf ſie gerichtet werden. Dort ſitzen zwei alte Oberhofmeiſterinnen; — ob ſie ſich wohl darum kümmert? Der Kreis um ſie her wird immer größer? Wie vertraulich man ihr in's Ohr flüſtern darf! Der junge Mann, der ſich auf der Lehne hinter ihrem Rücken herüberbiegt, ich fürchte, er fällt ihr noch in den Schooß. Und was für Dummheiten ſie ſprechen! So keck meine Couſine auch iſt, ſo möchte ich ihr doch nicht rathen, gerade dieſe Manieren zu copiren. Wie alt mag die Dame ſein?"

„Ihre Couſine?"

„O nein, deren Alter kenne ich. Als ſie ihr erſtes Buch ſchrieb, auf deſſen Titelblatte ſie ſich ein Kind nannte, hatte ſie bereits die Vierzig überſchritten; nein, ich meine jene Armida."

„Drei und zwanzig Jahr," erwiederte der Beobachter. „Ich weiß es darum ſehr genau, weil ſie eine Zwillingsſchweſter hat, die ſo gut wie verlobt iſt mit meinem Sohne."

„Ach, was Sie ſagen, Baron. Iſt dieſe Schweſter eben ſo ſchön?"

„Nein. Vor zehn Jahren zurück war dieſe die Häßliche; aber ſie hat es verſtanden, ſich allerliebſt zu arrondiren. Es gibt übrigens nichts Ungleicheres, als dieſe beiden Schweſtern. Meine künftige Schwiegertochter iſt die Einfachheit und Beſcheidenheit ſelbſt. Sie geht nicht in die große Welt, weil ſie daſelbſt nichts findet, was ihrem Herzen und Geiſte genug thäte.“

Der Joviale wendet ſich ab, verbirgt ein Gähnen, und murmelt: „Dann iſt ſie gewiß ſehr häßlich.“

Der Raout geht zu Ende; die Geſellſchaft verläßt die Säle. Der Joviale macht noch einmal einen verzweifelten Verſuch, ſich der Göttin bemerklich zu machen; indem er ſich zwiſchen ſie und ihren Diener ſchiebt und dem Letzteren die Mantille abnimmt. Aber in dem Augenblicke fühlt er den Mantel entriſſen, ſich zurückgeſchoben und zugleich auf ſeine Hühneraugen getreten. Schreiend ſpringt er zur Seite; und unterdeſſen verſchwindet die Göttin. Es iſt ſo ſchwer, einer Schönheit in Mode Artigkeiten zu erzeigen.

Am andern Morgen tritt der Major mit etwas verdüſterter Miene in das Boudoir ſeiner Dame. „Mein Guter, Sie ſind übler Laune,“ ruft ihm Ida entgegen; „das dürfen Sie nicht ſein, Sie bekommen dann Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder, und

Sie wiſſen, daß ich nur aus dem Grunde ihn verabſchiedete, weil er immer mit mir unzufrieden war."

„Ich glaube, er hatte einige Urſache."

„Wie? und das ſagen Sie mir ſo kurz weg?"

„Geliebte Ida, verzeihen Sie meinem Mißmuthe. Sie hatten geſtern für alle Welt Blicke und Worte, nur der Einzige, der leer ausging, war — ich."

„Alfred, Sie ſind ein Kind. Darf ich denn nicht ſcherzen? Wie langweilig wäre unſer Geſellſchaftsleben, wenn man nicht bedacht ſein dürfte, ihm Würze aller Art beizumiſchen. Die Würze, die ich der Geſellſchaft gebe, iſt, daß ich mit Jedem anbinde. Der Befangenſte und Stummſte muß in meiner Nähe lebhaft und ſprachſelig werden. Das nenne ich: „meine Flöten handhaben," die müſſen alle ihren Ton hergeben, und wenn es auch nur ein Quiken iſt."

„Kann Sie das beluſtigen, ein ſolches Concert zu Stande zu bringen?"

„Freilich, und was ſoll ich denn ſonſt mit dieſen Leuten anfangen? Viele von ihnen, wenn man ſie in Ruhe ließe, wären nur herumwandelnde Röcke, Cravaten, Friſuren, aber dadurch, daß ich ſie trille, ihr bischen Gehirn aufwirble, ihren gläſernen Augen wirkliche Blicke entlocke, ſie zwinge, Albernheiten zu ſagen, über die ſie dann erröthen, dadurch mache ich ſie erſt zu Menſchen. Und Sie glauben nicht, wie meine „Flöten“ dankbar ſind, dafür, daß ich ihnen Töne entlocke. Eine ſolche beſeelte Creatur bringt mir dann die innigſten Huldigungen dar. Nur die ganz Häßlichen ſind vor mir ſicher. Ich fühle ein moraliſches Unbehagen, wenn ich eine Unform erblicke.“

Der Major ſchweigt, aber er denkt bei ſich: hätte ich nur recht viele Ungeheuer und kannibaliſche Fratzen, ich verſammelte ſie alle um dich, um endlich einmal der Gegenſtand deiner ausſchließenden Aufmerkſamkeit zu ſein.

Ida erhebt ſich vom Sopha, hängt ſich an den Arm ihres Verlobten, und indem ſie ihn an's Fenſter bringt, ruft ſie ſchmeichelnd: „Ein freundliches Geſicht, mein Liebſter, nicht wahr?“ — Des Majors Züge werden ſonnenheiter und er ſchwört, daß all ſein Groll vergeſſen ſei. Ida wirft ſich in den Polſter zurück und lacht.

Vier Wochen ſind vergangen, man befindet ſich gerade in der ſchönen Jahreszeit. Frau von Sellſtein, eine ſehr ceremoniöſe Dame, hat ſich bereden laſſen, einen langen Beſuch auf dem Landgute ihrer künftigen Schwiegertochter zu machen. Das elegante Haus bietet Alles dar, was der Luxus fordern darf, wenn Einfachheit und Geſchmack ihm ihre Geſetze dictiren. Ida macht die Wirthin, und gibt ſich diesmal Mühe, ſich nach den Launen der alten Dame zu richten, die ſie ihre Mutter nennt. Das Landhaus füllt ſich mit Beſuch, es kommen wenig Frauen, aber dafür eine überwiegende Anzahl junger und alter Herren. Ida ſieht, daß ihr Verlobter und deſſen Mutter hierüber die Stirn runzeln, allein ſie kann ihre Gäſte doch nicht mit Gewalt forttreiben. Ueberdies hat ſie immer einen kleinen Hofſtaat nöthig, der mit ihr ausreitet, umherjagt, kleine Partien in Wald und Feld veranſtaltet, und dabei immer bereit iſt auszuführen, was ſie vorſchlägt. Pauline bleibt dagegen unausgeſetzt bei der alten Dame, ihr Verlobter iſt noch nicht angelangt, und wenn er auch kommt, es läßt ſich nicht vorausſehen, daß die ruhige Pauline wegen ſeiner Anweſenheit das Mindeſte in ihrer Lebensweiſe ändern werde. Man kann ſagen, daß ſie auf dieſe Weiſe die Thorheiten ihrer Schweſter gut zu machen ſucht.

Der Major betreibt die Anſtalten zu ihrer Hochzeit höchſt eilfertig. Es kommen täglich neue Geſichter an, und man kann nicht wiſſen, wann das endlich enden wird. Iſt er erſt ihr Mann, ſo glaubt er Macht in Händen zu haben, einige ihrer Launen zu zügeln. Ida läßt ihn gewähren; ſie ſcheint Augenblicke des Nachdenkens zu haben, wo ihr dieſer laute Schwarm ſchon wirklich anfängt läſtig zu werden.

Eines Tages zieht ſie wieder [illegible] Jagd aus. Es wird Abend, Ida hat ſich von ihrer Geſellſchaft getrennt, ſie hat ſich im Dickicht verirrt, und wie ſie endlich ihr Pferd anhält, ſieht ſie ſich allein. Hierüber verwundert, wirft ſie erſtaunte Blicke in die Einſamkeit des Waldes. In dieſem Augenblicke hört ſie Pferdegetrampel, es kommt in ſtürmender Eile ein Reiter, der, als er ſie erblickt, einen lauten Freudenruf ausſtößt. Ida ſieht den jungen Mann befremdet an, ſie kennt ihn nicht; aber er iſt um ſie ſo beſorgt geweſen, daß er jetzt außer Athem iſt, daß er ſeinen Hut verloren hat, und ſeine braunen Locken im Winde flattern. Sein Pferd keucht, und kaum iſt's am Ziel angelangt, ſo ſtürzt es zuſammen, und der junge Reiter ſteht wie mit Blut übergoſſen, erhitzt und athemlos vor Ida, indem er ſeine feuchten Locken aus der Stirne ſtreicht, und dabei die dunkeln Augen aufſchlägt, die mit Innigkeit, obgleich ſcheu und halb verſteckt, durch die langen Wimpern auf die Gräfin blicken.

Die Dame ſteigt lächelnd von ihrem Zelter herab. Sie betrachtet abwechſelnd das zuſammengeſunkene keuchende Pferd und dann den Reiter, und endlich fragt ſie: „Wer ſind Sie? Ich kenne Sie nicht.“

„Ich heiße Sellſtein.“

„Wie? Der Bruder Alfreds? Wo kommen Sie denn ſo plötzlich her?“

„Zur Hochzeit meines Bruders, Gräfin.“

„Ach ſo! Halten Sie das Pferd, ich will abſteigen. Sie ſind alſo der Einzige, der meiner Spur gefolgt iſt. Die übrigen Herren haben es nicht der Mühe werth gefunden?“

„Sie jagen in der Irre; nur ich allein war ſo glücklich, die rechte Spur zu finden.“

„Oder vielmehr ſo geſchickt. Haben Sie Schaden genommen?“

„Nein.“

„So geben Sie mir Ihren Arm. Wir wollen die Pferde hier angebunden zurücklaſſen; das Ihrige muß ſich erholen und das meinige iſt auch ziemlich ermüdet. Laſſen Sie uns die Geſellſchaft aufſuchen. Sie erzählen mir unterdeſſen, wann und wie Sie angekommen ſind.“

Dieſe Erzählung dauert ziemlich lang. Ida erfährt darin, daß ihr künftiger Schwager Dragoner-Lieutenant in einem ziemlich entfernt gelegenen Städtchen iſt, daß er Ernſt heiße, und daß ſein Bruder es nicht für nöthig gefunden hat, ihn zur bevorſtehenden Hochzeit einzuladen, daß er aber troß deſſen gekommen ſei.

„Sie haben vollkommen Recht daran gethan,“ erwiedert Ida. „Drollig, Sie heißen Ernſt, und Sie ſind gerade der Luſtigſte in der Familie.“

„Finden Sie das, Gräfin?“ ſagt der junge Menſch, indem er etwas fade lacht, aber dabei die friſcheſten Lippen und die ſchönſten Zähne zeigt.

Man promenirt noch, und langt endlich an, als ſchon völlige Dunkelheit die Gegend deckt. Das ganze Landhaus iſt in Allarm. Der Bräutigam führt eben von einem Parforce-Ritte zurück, und will ſich eben von Neuem auf's Pferd werfen, als in dem Porticus des Eingangs die ſchlanken Geſtalten der beiden nächtlichen Spaziergänger erſcheinen. Man wirft ſich ihnen in den Weg, beim Leuchten der Fackeln iſt eine allmeine freudige Erkennungsſcene. Nur Ida bleibt ernſt. „Ohne dieſen jungen Paladin, mein Herr," ſagt ſie, „läge ich ſchon verſchmachtet im Dickicht des Waldes. — Sie wendet ſich zum Major, und ſetzt hinzu: „Und Sie haben ihn nicht einmal zur Hochzeit eingeladen? Ohne ihn würde keine ſtattgefunden haben! Ei, wie häßlich von Ihnen, mein Freund!"

Der Major entſchuldigt ſich, und wirft dabei verſtohlen einen wüthenden Blick auf ſeinen Bruder, der ihm mit demſelben faden Lächeln darauf antwortet, das in ſeinem ſchönen Geſichte, in welchem Alles Friſche und Blüte athmet, leider herkömmlich zu ſein ſcheint. — „Ja," ſagt der Lieutenant, „ich habe Deiner Braut erzählt, daß Du vergeſſen, mich zur Hochzeit einzuladen. Liegt hierin etwas Unrechtes?" —

„Schweig!" ruft der ältere Bruder. „Ich that es, weil ich wußte, daß jungen Leuten Zerſtreuungen nicht gut thun."

„Sehr wohl," murmelt der Lieutenant. „Du willſt Dich wohl allein zerſtreuen." Die beiden Brüder wenden ſich den Rücken, eine Stellung, die nicht ſo ganz ungewöhnlich unter Brüdern iſt, beſonders wenn eine hübſche Braut als Zankapfel zwiſchen Beiden ſteht.

Einige Wochen vergehen; mittlerweile hat Alfred ſchon dreimal den Hochzeitstag feſtgeſetzt, und Ida hat dreimal dieſe Beſtimmung umgeſtoßen, unter allerlei Vorwand. Der Lieutenant bleibt da; denn warum ſollte er reiſen, er müßte ja gleich wieder zur Stelle ſein. Der Herbſt kommt, und die großen Jagden beginnen. Ida macht einige mit, da aber die leidenſchaftlichen Jäger ſich ſehr incommodirt fühlen durch eine mitjagende Dame, die immer ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, ſo bleibt ſie weg, und der arme Alfred iſt darüber nicht traurig, denn die Jagd iſt das einzige Mittel, ihm ſeine eiferſüchtigen Grillen und ſeinen Kummer etwas zu vertreiben, beſonders da er Sorge trägt, daß ſein unbequemer Bruder nie zu Hauſe bleiben darf. Ernſt hat bereits einige Verſuche gemacht, bei den Damen zurückzubleiben, allein dies hat immer die Folge, daß auch Alfred die Jagdpartie aufgibt. — „Wirſt Du nicht in Deine Garniſon zurückkehren müſſen?“ fragt der Aeltere den Jüngeren eines Tages, als ſie Beide auf dieſe Weiſe heimgeblieben ſind. — „Du weißt, daß mein Urlaub verlängert worden iſt, und zudem, um bei Deiner Hochzeit nicht zu fehlen, würde ich ſogar im Stande ſein, ein Dienſtvergehen mir zu Schulden kommen zu laſſen.“ — „Bei Leibe nicht! Ich würde untröſtlich ſein, an einem ſolchen Leichtſinne Schuld zu ſein.“ — „Sei ohne Furcht, es wird auch nicht geſchehen. Deine Hochzeit iſt ja, denke ich, in den nächſten Tagen.“ — „In den nächſten Wochen, willſt Du ſagen. Ida hat für gut befunden, noch eine alte Tante einzuladen, die nahe bei Straßburg auf ihren Gütern wohnt.“ — „Ehe die kommt, könnte viel Zeit vergehen.“ — „Eben deshalb meine ich, Du warteſt meine Hochzeit nicht ab!“ — „Ich danke Dir für Deine Vorſorge, ich werde aber doch bleiben.“ — Das Geſpräch wird durch den Ruf Ida's unterbrochen, die eine Partie auf dem Billard ſpielen will, und dazu die Brüder auffordert. Während des Spiels gibt ſie dem Lieutenant gute Regeln, und ſagt zum Major: „Ihnen, mein Herr, ertheile ich keinen Unterricht. Ich fürchte, wir werden überflüſſig Zeit haben, Eines dem Andern Lectionen zu geben.“ Dies wird ſeufzend geſagt, und obgleich es ein Scherz ſein ſoll, bringt es doch Niemand zum Lächeln. Der Lieutenant macht ſeinen Ball, und ſpricht dabei leiſe: „Seine Actien ſtehen ſchlecht! Der Arme, wie dauert er mich! — Er hat wirklich ſchon einen miſerablen Zug im Geſichte. Er hat nicht den Muth, ihr die Wahrheit zu ſagen; — ſie verhöhnt ihn!“

Es vergehen wieder einige Wochen; die alte Tante iſt angelangt, aber von der Hochzeit iſt noch immer nicht die Rede. Jetzt ſoll wiederum ein alter Onkel aufgeſucht werden, von dem Ida geſteht, daß ſie ihm auf's Innigſte verpflichtet ſei, von dem ſie aber bisher noch nie ein Wort geäußert. Frau von Sellſtein macht ihrer künftigen Schwiegertochter zwar keine Vorwürfe; allein das Geſicht der alten Dame wird auf eine bedenkliche Weiſe lang. Der Lieutenant iſt unterdeſſen doch zu ſeiner Garniſon abgereiſet; allein ehe man ſich's verſieht, iſt er wieder da, und zwar erſcheint er plötzlich an einem Abend, wo gerade der Bruder mit der Jagdgeſellſchaft abweſend iſt. Ida empfängt ihn, und er iſt mehrere Stunden allein mit ihr in ihrem Boudoir; als Beide wieder erſcheinen, hat Ernſt ſehr glänzende Augen und einen triumphirenden Zug um den Mund; Ida hat zum erſten Mal in ihrem Leben verweinte Augen; ſie begibt ſich zu ihrer Schwiegermutter, ſchließt ſich mit ihr ein, fällt ihr um den Hals und ruft: „Vergebung, theure Mutter! Ich kann das Band nicht knüpfen, das die Welt und mein Leichtſinn um zwei erkaltete Herzen gelegt hat; dennoch werde ich Ihre Tochter bleiben. Ich habe mich mit Ihrem jüngeren Sohne verlobt.“

Frau von Sellſtein iſt gar nicht in der Laune, eine ſolche Nachricht gutwillig hinzunehmen. Sie windet ſich aus den Armen der ſchönen Ida und ſagt empfindlich: „Wie, Gräfin? Sie gehen jetzt zu meinem dritten Sohne über? Wie ſoll ich das deuten? Es ſcheint, daß Sie alle meine Söhne durchprobiren wollen. Werden Sie nicht auch den Jüngſten wählen? Doch müſſen Sie da nothgedrungen ein wenig warten, weil er noch auf der Schulbank ſitzt.“

„Nein, theure Mutter,“ entgegnet Ida, und ihre ſchönen Züge belebt ein Lächeln. „Ich warte nicht auf Ihren Jüngſten, ich begnüge mich mit Ernſt. Nur ihn kann ich lieben. Laſſen Sie meinetwegen morgen ſchon unſere Vermählung feiern.“

Die Matrone erſchrickt, daß ſie bleich wird. Eine ſolche Genialität iſt ihr noch nicht vorgekommen. „Sie werden doch nicht“ — ruft ſie ſtammelnd — „bedenken Sie, daß die Familie, vor Allen der Bräutigam, avertirt werden muß.“

„Die Sorge dafür überlaſſe ich Ihnen. Hier ein Brief, worin ich Alfred meine Geſinnung erkläre. Ich nehme meine Tante mit und mache eine kleine Reiſe; Ernſt begleitet mich. Wenn wir zurückkommen, wird ſich das Geſchwätz der Leute gelegt haben, und Niemand wird unſere Verbindung auffallend finden. So ſei es, ſo will ich es, theure Mutter.“

Dabei verläßt Ida das Zimmer und läßt den Brief an Alfred in der Hand der erſchreckten Matrone, die noch nicht recht weiß, ob es Scherz oder Ernſt ſei, was ſie gehört.

Am andern Morgen macht Ida Vorkehrungen zur Abreiſe. Es iſt nichts Auffallendes, daß eine junge Dame, die ſich ſo ſehr emancipirt hat, einmal eine Fahrt macht, ohne ihre Umgebung wiſſen zu laſſen, wohin. Alfred begnügt ſich, einen leichten Abſchied zu nehmen, denn er hofft, in wenig Tagen ſeine Geliebte wieder zu ſehen. Ernſt bleibt, nach der Verabredung, noch einige Zeit auf dem Landhauſe, dann verſchwindet auch er. Es vergeht eine Woche, und Ida kommt nicht zurück. Die Matrone, die ihren Sohn nicht länger zu beruhigen vermag, gibt ihm den Brief der Treuloſen. Dieſe Zeilen leſen und unverzüglich der Entflohenen nacheilen, iſt das Werk eines Augenblicks. Verwirrung, Sorge, Angſt, Bekümmerniß aller Art herrſchen bei den Zurückbleibenden. „Mein Himmel!“ ruft die alte Dame, „lohnt es ſich wohl auch der Mühe, eine Tochter zu adoptiren, die ſo viel Verwirrung in eine ruhige Familie bringt!“

Endlich kommt Alfred, aber allein zurück; er trägt den Arm in der Binde; er hat ſich mit ſeinem Bruder duellirt und eine bedeutende Verwundung erhalten. Die arme Mutter ſtößt ein Jammergeſchrei aus. Sie hat jetzt zwei invalide Söhne, und daran iſt eine Kokette ſchuld, die es darauf angelegt zu haben ſcheint, nicht eher zu ruhen, als bis ſie die ganze Sippſchaft zu Grunde gerichtet hat. Pauline entſchuldigt ihre Schweſter nicht, allein ſie tröſtet und hilft, wo ſie tröſten und helfen kann; doch auch ihr Bräutigam iſt angekommen, und ſie muß ſchon, ſie mag wollen oder nicht, ihm einige Aufmerkſamkeit ſchenken. Es iſt ein blaſſer, junger Mann, der ſchon faſt eben ſo viel Orden auf der Bruſt und eben ſo viel Falten im Geſicht, als ſein Vater hat. In dem letzteren Umſtande hätte er nun zwar nicht nöthig gehabt, ſeinem Vater nachzueifern, doch ſchadet es ihm bei Paulinen nicht, die, wie es ſcheint, nicht die glatten Geſichter liebt.

An demſelben Tage findet die Vermählung Ernſt's mit Ida und des Barons Hellborn mit Paulinen Statt. —

33.

Ein eleganter Reiſewagen, in welchem ein Herr und eine Dame ſaßen, ſchlug, von Florenz kommend, den Weg nach Rom ein. Da der Wagen völlig offen war, ſo hinderte die Reiſenden nichts, die Schönheit der Gegenden, durch die ſie kamen, zu betrachten, aber es hinderte auch nichts, daß ſie ſelbſt betrachtet wurden, und dies wollen wir nun auch thun. Die Dame war in Trauer. Ihre Züge, lange nicht mehr den Reiz der Schönheit tragend, waren dennoch für den Beobachter, der weniger die Form, als den in ihr ausgeprägten Geiſt ſucht, feſſelnd. Es lag die Geſchichte kummervoller Jahre darin, und eine ſolche Geſchichte lockt immer unſere Aufmerkſamkeit an ſich. Der Begleiter ſchien, was den Ernſt und das Schweigen betrifft, mit ſeiner Dame völlig zu ſympathiſiren. Er war den Vierzigen nahe und zeigte eine von den Phyſiognomien, in welchen ſich ein durch den Geiſt verurſachtes Körperleiden kundgibt. Die bläulichen Schatten, die die Schläfen und Augen umhüllen, ſind die Spuren von am Schreibtiſche durchwachten Nächten eben ſo ſicher, wie die eingeſunkene Bruſt das Merkmal einer ſchon von Beginn an nicht ſehr kräftigen phyſiſchen Begabung iſt. Das matte Auge dieſes Mannes gewinnt einigen Glanz, indem es die freie hügelichte Landſchaft betrachtet und an die ferne, in Duft gehüllte Gebirgskette anſtreift; er wendet ſich langſam zu ſeiner Begleiterin um und ſagt mit leiſer Stimme: „Das iſt ſchön, das iſt ſchön, meine theure Freundin!“ — Die Dame, die auf jedes noch ſo ſchwache Zeichen der Theilnahme ihres Gefährten zu lauſchen ſcheint, beugt ſich über, und mit aufmerkſamem Auge ihm in's Geſicht ſehend, fragt ſie: „Iſt Ihnen nun beſſer? Können Sie das Fahren vertragen? Soll ich ſagen, daß man langſamer fahre?“ — „Nein, nein,“ erwiedert der Herr, „es iſt gut. Ich fühle keine Schmerzen. Sie hatten ganz Recht, darauf zu beſtehen, daß wir den unruhigen Gaſthof verließen. Mein Himmel, iſt denn eine neue Völkerwanderung ausgebrochen? Wo wollen dieſe Leute alle hin?“

„Sie wollen dahin, wo auch wir hin wollen, lieber Freund,“ ſagte die Dame mit ſanfter Stimme. „Dieſe Züge und Schwärme beeilen ſich alle, in Rom einzutreffen, ehe die in Mode ſtehende Jahreszeit zu Ende geht.“

„So iſt denn Alles bei dieſen Vornehmen Modeſache!“ bemerkt der Herr ſeufzend, und ſeine Blicke, die er auf die Gegend heftet, werden [illegible] und düſter. Nach einer Weile ſetzt er hinzu: „Rouſſeau hatte Recht, die Welt iſt nur da ſchön, wo der Menſch nicht hinkommt.“

„Das iſt die düſtere Anſicht eines Hypochonders,“ entgegnet die Dame.

„Und ich bin einer,“ ſagt ihr Begleiter raſch. „Wozu es verheimlichen? Man nennt es eine Krankheit; nun wohl, ich geſtehe offen, daß ich nie geſund war. Ja, ich bekenne, daß ich nicht recht weiß, worin das beſteht, was die Menſchen Geſundheit nennen. Iſt's jene Muskel- und Fleiſcheskraft des Körpers, die uns unerhörte Anſtrengungen ertragen hilft? Aber in dieſem Körper wohnt dann eine Seele, die jeder, und zwar der kleinſte Mückenſtich des Gedankens, zu Boden wirft. Iſt nun ein ſolcher Menſch geſund? und iſt es der, den immerwährend eine unverwüſtliche Seelenkraft antreibt, göttliche Gedankenarbeit zu vollbringen, bei dem jedoch ewig die ſchwachen Nerven jämmerlich erbeben, die Muskeln in Krämpfen erlahmen? Nein, weder der Eine, noch der Andere iſt ein geſunder Menſch; und vollends iſt's nichts mit dem ſogenannten Gleichgewicht der Kräfte. Man mißt uns, wenn wir auf die Welt kommen, nicht mit der Goldwage Körper und Geiſt völlig gleich zu, und Schickſal und Laune arbeiten ewig, die beiden Potenzen immer divergirender zu machen. So ſei es denn! Suche Jeder ſeine Geſundheit da, wo ſie für ihn blüht. Mancher iſt da am geſundeſten, wenn alle Balken und Stützen ſeines Häuschens zuſammenzubrechen drohen. So iſt's auch mit mir beſtellt.“

„Nein, nein!“ ruft die Dame lebhaft. „Sie werden von dieſer Reiſe kräftig und geſund heimkehren.“

„Sollten nicht ſchon die Alpen dieſe Wirkung auf mich machen?“ fragte verdüſtert der Gefährte.

„Allerdings hoffte ich das.“

„Und ich habe nichts bei ihrem Anblicke empfunden, als eine unleidliche Beklemmung auf der ſchwachen Bruſt. Nein, meine Freundin, nicht dieſe Reiſen, und wenn ſie bis an's Ende der Welt gingen, ſchaffen mir Erquickung, wohl aber fühlte ich mich geneſen, wenn ich an Ihrer Seite in dem einſamen Gartenſaale, bei dem traulichen Dämmerlichte eines ſtillen Abends, jene himmliſchen Geiſter citiren durfte, die in unſer enges, dürftiges Leben Glanz, Würde und einige Frühlingsſchönheit bringen. Erinnern Sie ſich, wie wir den Abend vor unſerer Abreiſe noch meines Freundes Schleiermacher's Reden über den Plato laſen? wie jede Schönheit des verklärten Gedankens unſere vereinten Seelen bis in's Innerſte erſchütterte? wie wir, forſchend und gemeinſam ſuchend, immer tiefer in die flüſternden Spalten des heiligen Hains drangen, in dem die Altäre der Götter ſtehen? Ach, Pauline, in meinem armen Leben, dem frühzeitig jede Blüte geraubt wurde, ſtehen Sie als ein verſöhnender, verklärender Genius; ich darf es Ihnen ſagen, daß Sie der Inhalt meines Lebens ſind, daß ich ohne das Band der Freundſchaft, das uns verknüpft, vielleicht troſtlos in die Irre gegangen wäre; ja, ja, in die Irre wäre ich gegangen, dem Dunkel der ewigen Nacht entgegen!"

Das Haupt des bleichen Mannes lehnte ſich an die Schulter ſeiner Begleiterin, die ſich abgewendet hatte, um den Schmerz, der in ihren Zügen kämpfte, zu verbergen. Als er ſich wieder erhob, faßte er ihre Hand, und ſie mit Herzlichkeit drückend, ſagte er: „Wir waren wohl für einander beſtimmt, und es iſt ſchön, daß wir uns gefunden haben, nicht auf der allgemeinen Heerſtraße, wo ſich die Menſchen gewöhnlich ſuchen und finden, ſondern auf den Seitenpfaden, wo ſich die ganz Unglücklichen oder die ganz Glücklichen ihre Gefährten wählen. Ich mußte an dem Grabe eines geliebten Weibes ſtehen, Sie einen Mann verlieren, der Ihre Liebe nicht beſaß; mit ihm jedoch raubte Ihnen der Tod auch ein Kind, das Sie zärtlich liebten. So hat uns das Bedürfniß, Troſt zu ſuchen, zu einander geführt. Erinnern Sie ſich noch, theure Freundin, wie ich Ihnen einſt mein erſtes Trauerſpiel ſchenkte? Ich glaubte Ihnen damit ein unſchätzbares Geſchenk zu machen.“ [illegible]

„Und das iſt es mir auch geweſen,“ erwiderte die Witwe. „Wenn ich ſpäter viel mit Literatur mich abgegeben, und namentlich mit der dramatiſchen Poeſie, ſo iſt Ihr Geſchenk die erſte Quelle dieſer Studien. Sie haben ſeither nichts wieder gedichtet?“

„Nein,“ entgegnete der Gelehrte. „Ich erkannte frühzeitig, wie mir nur die Liebe zur Kunſt, kein Talent jedoch ſie auszuüben, verliehen worden. Und dann galt es in dem Zweige der Wiſſenſchaft, die ich erwählt, tüchtig zu ſchaffen und zu fördern, ſo weit meine Kräfte es geſtatteten. Wenn ich auch einige poetiſche Begabung gehabt, ſie hätte vor dieſem ungeſtümen Drange ſchweigen müſſen.“

„So beſitze ich alſo das erſte und einzige Geſchenk Ihrer Muſe,“ bemerkte die Dame mit einem zufriedenen Lächeln. Nach einer Pauſe ſagte ihr Begleiter: „Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrer Schweſter. Wir werden ſie jetzt bald ſehen, und ich weiß von ihrem bisherigen Leben und Treiben ſo gut wie nichts.“

„Auch mir geht's nicht beſſer,“ erwiederte Pauline. „Obgleich wir Zwillingsſchweſtern ſind, ſo haben wir doch ſelten lange mit einander aushalten können. Meine Schweſter hat gerade das an ſich, was meinem Weſen fremd, ja zuwider iſt, das ewig Unſtäte und Flüchtige. Sie iſt der Meinung, man müſſe den Kern des Lebens in ſteter Bewegung ſuchen, und ich bin der entgegengeſetzten Anſicht; die Ruhe, das in ſich Hineinleben, das Bewahren und Hüten unſerer geiſtigen Mittel iſt allein das, was uns förderlich iſt, und was am Ende der Tage uns eine Art Befriedigung geben mag. Meine Schweſter mit ihrem Syſtem iſt ſchon jetzt auf eine Sandbank gerathen. Die Liebe, die Leidenſchaft, die Männer überhaupt intereſſiren ſie nichts mehr. Sie weiß mit dieſem Geſchlechte nichts mehr anzufangen, warum? einzig weil ſie zu frivol mit ihm verkehrt hat. Sie iſt dem Ernſte immer aus dem Wege gegangen, und doch iſt der Ernſt das einzig Bleibende in jeder Liebe. Jetzt will ſie den Fehler gut machen, und hat ſich der Kunſt in die Arme geworfen, indem ſie über die Liebe ſpottet. Aber ich fürchte, auch hier iſt nur der frivole Weltgeiſt ihr Führer. Ich verſtehe nur wenig über Gemälde zu urtheilen, allein das, was ich von ihrer Hand geſehen, ſchien mir ſehr ſchwach. Nichts deſto weniger wird man ihr ſchmeicheln, und das will ſie. Einen Namen will ſie haben, ſie will berühmt ſein. Das iſt nun ein Motiv, das auf mich ſehr wenig wirkt.“

„Führt ſie nicht jetzt den Namen einer Gräfin Holm?“ fragte der Gelehrte.

„Sie iſt auch von dieſem Manne geſchieden,“ erwiederte Pauline. „Die Ehe war allerdings nicht zu ertragen. Man muß die Elaſticität des Charakters meiner Schweſter haben, um ein ſolches Leiden, wie es die Verbindung mit einem gemeinen, rohen Manne iſt, ſo noch hinzunehmen, wie ſie es genommen hat. Lediglich, weil er ſchön war, nahm ſie ihn, ſein moraliſcher Charakter war ihr zur Genüge bekannt. Von dem Herrn von Sellſtein ließ ſie ſich ſcheiden, weil er ein kleiner Taugenichts war, und ihr Vermögen durchzubringen die Abſicht zeigte. Aus der Ehe mit Sellſtein hat ſie eine Tochter, die ſie in einem Kloſter in Rom erziehen läßt."

„Da iſt allerdings viel Verwirrtes und Unbehagliches in dieſem Frauenleben," erwiederte auf dieſe Mittheilungen der Gelehrte.

Als die Reiſenden in Rom angekommen waren, wurden ſie in das Atelier der Gräfin Holm geführt. Im Vorzimmer ſchlüpfte eilig eine verhüllte Geſtalt barfuß an ihnen vorüber und verſchwand hinter den Vorhängen eines Kabinets. Büſten, Gemälde, Marmorſtücke, Leinwandrollen, Staffeleien, Draperien, alte Teppiche mit bunten Muſtern, antike Vaſen, Bronzen — Alles ſtand und lag hier in effectvoller Unordnung durch einander. Ida, mit der Palette und dem Malerſtocke in der Hand, zeigte ſich am Eingange des Ateliers, indem ſie auf italieniſch fragte: „Wer da komme?" — „Mein Kind, ich bin es," entgegnete Pauline; „ich fürchte nicht, daß ich Dir ungelegen komme.“ Ida flog auf ihre Schweſter zu und umarmte ſie, dann reichte ſie Hellbach die Hand und ſagte: „Kommt, Ihr lieben Leute, ich führe Euch ohne weitere Umſtände in's Heiligthum ein.“ Pauline und ihr Begleiter traten jetzt in einen kleinen Saal, der ſehr zierlich decorirt und mit Geſchmack und Pracht meublirt war. Zwei Staffeleien befanden ſich in dieſem Raume; vor beiden ſtanden zwei vergoldete antike Stühle. In einem derſelben lag erſchöpft eine Künſtlerin, die mit Ida ein und dasſelbe Atelier theilte, und die nichts Geringeres war, als eine römiſche Prinzeſſin, die ſich der Kunſt befleißigte. Pauline und ihr Begleiter wurden ihr vorgeſtellt, und die nicht mehr junge Dame machte ihnen eine graciöſe, höchſt affectirte und theatraliſche Verbeugung, dann fiel ſie wieder in ihren Stuhl zurück und ſchien wie ohnmächtig da zu liegen.

„Wenn wir ſtören, ſo ſage es uns offen,“ nahm Pauline wieder das Wort, indem ſie das halbfertige Gemälde der Schweſter betrachtete, das einen Holofernes und eine Judith darſtellte. „Nein, mein Engel!“ rief Ida ungeduldig. „Ich ſagte Dir bereits, daß Ihr mich und die Prinzeſſin nicht ſtört.

Zudem wäſcht man jetzt unſere Pinſel und bringt neue Farben auf unſere Palette. Das iſt ein Ruhepunct allemal, und wir nehmen ein kleines Frühſtück ein. Geſchwind, Benedetto, wo bleibt der Liqueur der Prinzeſſin?" —

Ein kleiner Mohr, in eine feuerfarbene Livrée gekleidet, guckte aus dem Nebenzimmer herein, nickte mit dem ſchwarzen Krauskopf und verſchwand ſogleich wieder. Aus der entgegengeſetzten Thüre trat ein Männchen herein, von Kopf zu Fuß in elegantem ſchwarzen Anzuge, eine Mappe von grünem Maroquin unter'm Arm und tauſend Bücklinge machend. Die Damen grüßten ihn, indem ſie riefen: „Da kommt unſer Närrchen, unſer kleines Teufelchen, unſer kleiner Grottenmann!"

Pauline ſah ſich erſtaunt nach dem ſo Angekündigten um, und Ida ſagte ſchnell: „Ich muß Dir unſern Profeſſor vorſtellen, den gelehrteſten und artigſten Abbate von ganz Rom. Er iſt ſelbſt Künſtler und beſchäftigt ſich ſeit Jahren damit, das Naturwunder, das die blaue Grotte genannt wird, zu ſtudiren, zu coloriren, zu ſkizziren und damit die Leute zu ennuyiren."

„Ja, ja, ſo thue ich!“ rief der Profeſſor beifällig lächelnd, ohne, wie es ſchien, das letzte Wort der Empfehlungsrede gehört zu haben. Das Frühſtück wurde gebracht, und der Liqueur übte auf die Prinzeſſin den wohlthätigen Eindruck, daß ſie durch ihn der Kunſt und dem Leben wiedergeſchenkt wurde. Sie richtete ſich auf und rückte ihr Gemälde zurecht, damit keine ſeiner Schönheiten den Beſuchern entginge. Die Tafel enthielt jedoch bis jetzt noch ein ſo chaotiſches Farbengemiſch, daß es unmöglich wurde, den Gegenſtand der Darſtellung zu erkennen. Der kleine Profeſſor ſagte: „So himmliſche Effecte Sie auch in Ihre Werke einzuführen verſtehen, Prinzeſſin, ſo hat mich die Natur bei meinem letzten Beſuche in der blauen Grotte doch noch mehr zu überraſchen gewußt, durch einen wahrhaft miraculöſen Effect.“

„Schweigen Sie,“ fiel die Prinzeſſin dem Redner raſch in's Wort; „ich habe Ihnen ſchon geſagt, mein Herr, daß wir nicht von Ihrer blauen Grotte ſprechen dürfen. Mein Gott, wie kann es doch Menſchen geben, die nicht begreifen, wenn man ſie läſtig und abſurd findet.“

Der Profeſſor wandte ſich, auf den Fußſpitzen ſtehend, um und rief: „So werden dieſe Fremden gewiß begierig ſein, meine Zeichnungen von der blauen Grotte zu ſehen? Sie werden den Tag ſegnen, wo ſie ſolche Wunderdinge zum erſten Male erſchauten!“ Hiermit öffnete er die Mappe und legte die darin enthaltenen Blätter vor.

Das kleine Teufelchen iſt heute ganz unerträglich,“ murmelte die Prinzeſſin, indem ſie nach einem Stück Paſtete langte und ein zweites Glas Liqueur ergriff.

Unterdeſſen hatte ſich Hellbach dem Gemälde genähert, und die Prinzeſſin, erfreut, daß Jemand ſich von der verhaßten blauen Grotte zu ihr hinwandte, trat hinzu und ſagte mit einer klagenden Stimme: „Dies iſt der Untergang Pompeji's, ein ſchrecklicher Tag. Sie ſehen, mein Herr, wie Alles durcheinander ſtürzt; es iſt eine grauſenvolle Verwirrung. Nichts iſt deutlich zu ſehen, denn überall fliegt Staub und Aſche umher. Ich hab's erlebt, daß Leute dies Bild geſehen haben und davon gingen, aller Gedanken und faſt ihrer Beſinnung beraubt. So muß auch ein Kunſtwerk, wenn es das wahre iſt, wirken.“

Während der Begleiter und Freund Paulinen's die Erklärungen der Prinzeſſin mit einem höflichen

Ernſte anhörte, zog Ida ihre Schweſter in die Niſche des Fenſters und ſagte: „Das iſt ja wohl Dein Hamlet? Reiſeſt Du jetzt mit ihm herum? Er hat ein ſehr ätheriſches Geſicht; ich liebe die kränklichen Männer nicht. Ich müßte immer fürchten, daß dieſer mich bittet, ſeine Pillenſchachtel aufzubewahren.“

„Ida, Du kennſt dieſen Mann nicht. Sprich mit mehr Achtung von ihm.“

„Achtung? Ich habe vor keinem Manne Achtung. Sie ſind entweder Pedanten, oder ſie ſind Schwachköpfe oder Böſewichte. Wehe dem Weibe, das nicht ſelbſtſtändig da ſteht; das dieſe Männer nöthig hat. Ich beklage die Arme. Doch, laſſen wir das. Ich weiß, Du denkſt nicht gleich mit mir. Das iſt auch ganz gut. Wie gefällt Dir meine Judith?“

„Ich finde, daß ſie Aehnlichkeit mit Dir hat.“

„Ja, meine Liebe, das ſoll ſie auch. Ich möchte ſchon einmal ſo das Schwert ſchwingen und irgend einen erbärmlichen Holofernes damit aus dem Leben fördern. O glaube mir, manches Mal überfällt mich ein Widerwillen, ein Ekel am Leben, und doch bin ich erſt dreiunddreißig Jahre alt. Wo will das hinaus?“

Pauline ſieht die Schweſter ſcharf an und ſagt dann nach einer Weile: „Ich denke, Du treibſt die Kunſt als einen Beruf? Ein Beruf kann aber unſere Seele nicht leer laſſen.“

„O doch, doch! Dies Bischen Farben kann mir nicht Alles in Allem ſein.“

„Du biſt freilich etwas ſpät auf den Gedanken gekommen, Künſtlerin ſein zu wollen.“

„Spät? Sage das nicht. Angelica Kaufmann zählte vierzig Jahre, als ſie ſich für dieſen Beruf entſchied. Du weißt, ich zeichnete hie und da Caricaturen; das war ſchon, wie man mir verſichert hat, eine unbeſtreitbare Anlage zur Kunſt. O, man überſchüttet mich hier mit Lobſprüchen. In allen Salons werde ich genannt; nur die deutſchen Maler, dieſe wahren Bären, was die Unhöflichkeit und Ungefälligkeit betrifft, nur mit dieſen lebe ich immer im Kriege. Dieſe Erbärmlichen, ſie wollen nicht daran, ein Weib zu loben. Das iſt der alte Neid im Charakter aller Männer.“

Pauline, die Gemälde und Skizzen ihrer Schweſter betrachtend, findet, daß die deutſchen Maler doch nicht ſo ganz Unrecht haben. Unterdeſſen, da Niemand die Zeichnung an der blauen Grotte mehr bewundert, hat ſich der kleine Abbate an den Frühſtückstiſch gemacht und alles darauf befindliche Eßbare, zu großem Staunen und zum Verdruß Benedetto's, verſchwinden gemacht. „Teufel," brummt der kleine Mohr, „die blaue Grotte macht einen blauen Appetit!"

Die Erholungsſtunde iſt vorüber, und beide Damen ſchicken ſich an, wieder an ihren Bildern fortzuarbeiten. Vier in Livrée gekleidete Diener treten ein. Zwei bringen auf ſilbernen Tellern die Aermel-Ueberzüge und Handſchuhe, die beiden andern überreichen, ebenfalls auf ſilbernem Teller, die gereinigten Pinſel und neu geordneten Paletten. Die Damen greifen hitzig zu den Waffen, und der Profeſſor ſpringt von Einer zur Andern, indem er mit großer Unterwürfigkeit kleine Dienſtleiſtungen verrichtet, wofür er von der Prinzeſſin, der er nichts recht machen kann, Schläge mit dem Malerſtock als Dank erhält.

Pauline und Hellbach, die jetzt fühlen, daß ſie ſtören, nehmen Abſchied. Ida gibt ihr die Adreſſe ihrer Wohnung, und die Prinzeſſin verſpricht gnädig Hellbach, daß er die Gelegenheit haben ſolle, noch einmal den Untergang Pompeji's zu bewundern.

Den andern Tag wenden die Schweſtern dazu an, Rom und ſeine Kunſtſchätze zu beſehen. Ida iſt erſtaunt, Paulinen von allem Wiſſenswerthen bereits ſehr wohl unterrichtet zu ſehen. Sie fragt erſtaunt, wie das zugehe, und die Witwe antwortet lächelnd: „Meinſt Du, ich wohnte im Lande der Hyperboräer? Hältſt Du mich für ſolch einen Neuling, was Kunſt und Wiſſenſchaft betrifft? Ich habe mit Hellbach mehr als Einen Beſuch dieſer Wunderwelt abgeſtattet, ohne gerade daß mein Fuß, wie jetzt, in ihr umhergewandelt iſt.“

„So warſt Du immer!“ ruft Ida unmuthig. „Glaubte ich etwas vor Dir vorauszuhaben, ſo mußte ich bemerken, daß Du in der Stille alles dies und noch viel mehr wußteſt.“

„Nimm mir das nicht übel,“ rief Pauline.

„Der Wagen der Schweſtern hielt vor dem Kloſter, in welchem Ida ihre kränkliche kleine Tochter in Penſion gegeben hatte. Das Mädchen erſchien, klöſterlich aufgeputzt, und ſchien ſeine Mutter nicht zu kennen. Ida betrachtete ſie mit einem matten Blicke und ſagte dann: „Sie iſt häßlich.“

Als man das Kloſter verließ, fragte Pauline die Schweſter: „Willſt Du das Kind in der katholiſchen Religion erziehen?“

„Ja,“ ſagte die Künſtlerin, „mich dünkt, daß ſie dabei glücklich wird. Seit einiger Zeit denke ich viel über Religion nach. Biſt Du religiös, meine Liebe?“

„Ach! wie kann man ſo fragen?“ rief die Witwe heftig. „Ich bitte Dich, Ida, dieſe grenzenloſe Leichtfertigkeit Deines Weſens macht mich vor Deiner Zukunft ſchaudern. Was wird das Ende Deiner Tage ſein?“

Ida ſah die Schweſter erſtaunt und befremdet an. Sie antwortete nichts, ſie hüllte ſich feſter in ihren Shawl und drückte ſich in die Wagenecke. Eine lange Pauſe entſtand, dann zeigte Ida zur Seite und ſagte: „Da iſt das Capitol.“ Pauline war ihrerſeits verſtimmt, und es kam daher zu keinem weitern Geſpräche zwiſchen den Schweſtern.

Pauline verließ Rom, nachdem ſie vergebens Ida gebeten, ihr das Kind zu überlaſſen. Sie wollte die arme Kleine, die ihr verlaſſen und verſtoßen erſchien, erziehen.

Einige Jahre waren vergangen, als in der literariſchen Welt eine neu auftretende Schriftſtellerin

Aufſehen machte. Die Romane, die ſie herausgab, waren eigentlich nur unordentliche und übereilte Skizzen; aber ſie enthielten die treffliche Schilderung einer Frau, die die Genüſſe der Welt mit Leidenſchaftlichkeit koſtet, und ſie dann mit Verachtung fortſchleudert. Der feine Kenner und raſtloſe Beobachter des Menſchenherzens erſchrak vor einer Feder, die ſo haarſcharf den Nerv zu berühren wußte; allein den Literaten verdroß die ſaloppe Form, der Mangel an künſtleriſchem Bildungsſinn. Es waren dieſe Romane eigentlich Selbſtbekenntniſſe, eine Art Tagebuch, eine Selbſtſchau unter fingirtem Namen; aber es war nicht die redliche Selbſtſchau, die, überdrüſſig, überall geſchminkte Lügen zu finden, damit anfängt, die ſtrengſte Wahrheit gegen ſich ſelbſt zu üben, ſondern es war die Selbſtſchau, die ſich im Putz der Sünde gefällt, die es lachend ausſpricht, daß ſie ſich und die Welt aufgibt. Für den ſtillen, einfachen, an ſeiner Beſſerung arbeitenden Menſchen konnte es nicht leicht ein widerlicheres Buch geben, als einen Roman dieſer eleganten Dame. Dennoch bewunderte man ſie; denn was hat man nicht einmal in der Welt bewundert!

Der Leſer wird ſchon errathen haben, wer dieſe neu auftauchende Modedame in der Literatur war. Ida hatte die Palette mit dem Schreibepult vertauſcht. Sie ſchickte Paulinen den erſten ihrer Romane, und die Witwe legte das Buch mit Widerwillen bei Seite. „Sie iſt jetzt ganz unausſtehlich,“ ſagte ſie. „Nun fängt ſie an, dem Publicum ihr eignes thörichtes Leben zu erzählen. O, wie das indiscret iſt! Jedermann das Recht zu geben, mit Fingern auf ſie zu zeigen! Wie verhaßt iſt mir dergleichen, und wie unglücklich bin ich, daß gerade mir eine ſolche Schweſter zufallen mußte, die unheilbar in ihren Thorheiten iſt.“

Dieſe bitteren Bemerkungen hinderten jedoch die Witwe nicht, die berühmte Schriftſtellerin mit Freundlichkeit zu empfangen, als dieſe kam, um in ihrem Hauſe ein Aſyl zu finden. Das Vermögen Ida's war vergeudet; ſie lebte von dem Ertrage ihrer Feder; aber dieſer Umſtand erweckte ihr keinen Kummer. Nie hatte ſie das Geld geliebt, und es lag ein Kitzel für ihre Eitelkeit darin, das Publicum zu zwingen, ihr einen Jahrgehalt auszuſetzen. Das iſt etwas, wozu ein deutſches Publicum ſich am allerunwilligſten verſteht, und man muß in der That ſehr geiſtreich oder grenzenlos albern ſchreiben, wenn man wirklich dieſen Jahrgehalt beziehen will. Ida verſuchte es mit dem erſten, und es gelang.

Die beiden Schweſtern bewohnten ein Gartenhaus, das Pauline zum Tempel einer andächtigen poetiſchen Einſamkeit eingeweiht hatte. Die Guirlanden des wilden Epheus und Geisblattes zogen ihre vollen Kränze dicht über Thüren und Fenſter, Flieder und Jasmin erhoben ihre prächtigen Blüthenbüſchel von der Erde auf und miſchten ihre farbigen Bouquets mit dem dunkeln Grün jener Gewinde. Ein breites, bis an den Boden reichendes Fenſter bezeichnete den Platz, an dem Paulinen's Arbeitstiſch ſtand, und von wo man, wenn man ſich in den weichen bequemen Lehnſeſſel verſenkte, den Blick in die dunkle grüne Schattennacht des kleinen Parks, der das Häuschen umgab, tauchen konnte. Alles in der Umgebung dieſes Plätzchens, wo eine fromme Seele ihre ungetrübten Erdenſtunden hinlebte, athmete Friede und Stille. Ida brachte ihre ewige Unruhe hierher. Sie zog mit ihren Büchern und Heften beſtändig von einem Tiſche zum andern, und Pauline ermüdete nicht, es der Schweſter bequem zu machen, auf welche Weiſe es auch ſei.

An einem Abende ſitzen die Einſiedlerinnen im Freien vor dem Hauſe und trinken den Thee, als der alte Gärtner herbeieilt und meldet, ein fremder Herr ſei in der Nähe des Parkes mit ſeinem Pferde geſtürzt und liege jetzt hilflos am Wege. Beide Damen verlaſſen den Theetiſch und nähern ſich dem Gitterthore, von wo aus man auf die Straße blicken kann. Sie ſehen, daß der Unglücksfall nicht ſo ſehr von Bedeutung iſt, denn der Fremde hat ſich ſchon vom Boden erhoben und kommt, zwar noch hinkend, auf das Gitterthor zu, welches ſich ihm ſofort öffnet.

„Ach, meine Damen,“ ruft er, „wie gütig iſt's von Ihnen, einem Abenteurer Zutritt zu geſtatten! Wenn Sie erlauben, daß ich auf wenige Minuten auf jener Bank Platz nehme, ſo werde ich ſehr dankbar ſein.“

Bei dieſen Worten hat er ſeine Reiſekappe abgenommen und einen ſchönen Lockenkopf enthüllt, der ſich auf zwei ſtolzen kräftigen Schultern mit Grazie bewegt. Die Augen des Fremden ſprühen ein geheimnißvolles Feuer aus, er richtet ſie bald auf die eine, bald auf die andere ſeiner Beſchützerinnen, endlich bleiben ſie aber auf Ida haften. Man bringt ihm eine Taſſe Thee, und er verſchmäht ſie nicht. Ida denkt darüber nach, in welchem ihrer Romane ſie eine Figur wie dieſe ſchon geſchildert hat, allein ſie kann ſich auf keine beſinnen; dies hält ſie jedoch nicht ab, den Fremden für den nächſten Roman aufzuſparen. Dazu iſt nöthig, daß ſie ihn öfters anſieht, um ſich ſein Aeußeres und ſeine Eigenthümlichkeiten wohl einzuprägen. Der Fremde thut dasſelbe; ſollte er vielleicht auch an einem Romane arbeiten? Man kann es nicht wiſſen. Heut zu Tage wird die Welt von lauter Autoren bevölkert.

Die Stunden ſchwinden, und der Fremde leiſtet noch den Damen Geſellſchaft. Er thut, trotz deſſen, daß er fortwährend plaudert, doch ſo geheimnißvoll, daß die Schweſtern durchaus nicht errathen können, wen ſie vor ſich haben. Ida verdoppelt ihre Aufmerkſamkeit, um das Räthſel zu löſen, und endet damit, daß ſie dem Fremden ziemlich deutlich eine Liebeserklärung macht. Der junge Abenteurer, als er dieſe Gunſt und Huld bemerkt, ſeufzt und begnügt ſich, einen jener feurigen Blicke auf die Romancière zu werfen, die dieſer ein Gemiſch von Grauen und Entzücken einflößen. „Ach, meine theure Gräfin," ſagt er endlich, „wenn Sie wüßten, wem Sie ſo viel Freundlichkeit bezeigen, ich wäre ſicher, daß Ihre Theilnahme ſich in bittern Haß verwandelte."

Ida ſchweigt; ſie will nicht weiter in das Geheimniß dringen, da man ihr ſagt, daß deſſen Enthüllung mit einem unangenehmen Gefühle für ſie verknüpft ſei; doch ihre Neugier iſt darum nicht beſchwichtigt. Der Fremde intereſſirt ſie jetzt doppelt.

Endlich nimmt der Abenteurer von ſeinen beiden gütigen Wirthinnen Abſchied. Er bemerkt ihnen, wie zufällig, daß er in der Nähe, auf dem Landhauſe eines Freundes, wohne. Ida veranlaßt ihre Schweſter durch einen Wink, ihn zum Wiederkommen aufzufordern, und die gefällige Pauline bringt ſogleich ihre Einladung vor, die der Fremde annimmt.

Am andern Abend, zur Stunde, wo der Thee getrunken wird, iſt er wieder da. Er iſt jetzt, da die Bekanntſchaft wärmer iſt, noch viel geſprächiger und liebenswürdiger. „Ich habe ſchon einmal in meinem Leben das Glück gehabt, Sie zu ſehen, Gräfin," hebt er an, ſich zu Ida wendend.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Iſt's möglich? Wo?

„Sie werden ſich deſſen nicht entſinnen. Kaum konnten Sie damals älter als drei Jahre ſein. Es war auf einem Kinder-Maskenballe. Sie waren als Julia koſtümirt; eine kleine wunderliche Parodie der wirklichen Julia; ich als Mohr von Venedig. Erinnern Sie ſich Ihres Othello's, über den Sie ſich beluſtigten, den Sie an der Naſe zupften?“

Ida ſieht Paulinen an, und die Schweſtern lächeln. Allerdings können wir uns dieſes Kinderballes erinnern,“ ſagt die Letztere. „Aber Ihr Name, mein Herr,“ fügt die Erſtere ſchnell hinzu, „Ihren Namen weiß ich doch nicht.“

„Und der thut wenig zur Sache,“ entgegnete der Fremde raſch. „Es iſt nur ſeltſam vom Schickſal, daß es uns ſpäter ſo eigenthümlich zuſammenführt und mich gleichſam zwingt, Ihnen zu vergelten, was Sie damals mir thaten.“

„Wie, mein Herr, Sie wollen doch nicht damit andeuten, daß Sie mich an der Naſe zupfen werden?“ —

Der Fremde ſchweigt, und die Damen ſehen ſich nochmals, aber jetzt mit einiger Unruhe, einander an.

Der Abenteurer ſcheint nicht zur guten Geſellſchaft zu gehören, und man hat doch ſicher angenommen, daß er dazu gehörte. Man läßt ihn Abſchied nehmen; diesmal ohne ihn einzuladen, wiederzukommen. Als er fort iſt, ſehen die Frauen etwas Weißes im Graſe ſchimmern. Ida hebt eine Karte auf, die ohne Zweifel der Fremde aus ſeinem Taſchenbuche verloren hat. „Mein Himmel!“ ſchreit die Schriftſtellerin, und ſinkt auf eine Bank, „wen haben wir beherbergt! Welch' einem Ungeheuer haben wir unſere Gunſt und ich beinahe meine Liebe zugewendet! Ach, ich überlebe dieſen Tag der Schmach nicht!“

„Wer war es denn?“ fragt Pauline.

„Einer meiner erbittertſten Kritiker!“ ruft Ida. „Ein Menſch, der mir alles Talent, alle Poeſie, alle Kunſt abgeſprochen hat, der mich in ſeinem Journal, das Gott verdammen möge, mit allen Waffen eines ſtolzen, überlegenen Männergeiſtes todtgeſchlagen hat. Weh' mir! Und ich ſitze ihm gegenüber und flöte ihm Liebe in's Ohr.“

„Das iſt freilich ein fatales Ungefähr,“ ſagt Pauline lächelnd.

43.

Auszug aus einer Zeitung:

Auf dem Dampfſchiffe, das zwiſchen Trieſt und Neapel geht, hat ſich in dieſen Tagen ein Unglücksfall beſonderer Art zugetragen. Unter den Paſſagieren befand ſich auch die berühmte Schriftſtellerin, Gräfin Holm. Während das Schiff in Bewegung war, hatte ſie das Unglück, ſich zu weit über die Brüſtung vorzubeugen, ſo daß, da die Stelle des Geländers, an dem ſie lehnte, überhaupt ſchadhaft geweſen ſein ſoll, das tragiſche Mißgeſchick ſich ereignete, daß die Dame über Bord in's Meer ſtürzte. Bekanntlich iſt es einem Dampfſchiffe unmöglich, in ſeinem Laufe jählings anzuhalten; es wurde ein Boot ausgeſetzt, allein die Hilfe kam zu ſpät. Die Leiche hat man erſt ſpäter aufgefunden, und dieſelbe iſt nach Trieſt zurückgebracht und auf dem dortigen proteſtantiſchen Kirchhofe zur Ruhe beſtattet worden. Man will bemerkt haben, daß die Gräfin ſeit einigen Tagen vor dieſem Ereigniſſe beſonders trüber Stimmung geweſen; es ſoll dazu die Nachricht beigetragen haben, die ſie bei ihrer Abreiſe aus Trieſt empfangen, und die ihre Tochter betraf, welche ein ſchlauer Betrüger aus dem niedrigſten Stande dem Kloſter, worin die junge Dame ſich befand, entführt hatte. Viele von den näheren Bekannten der Gräfin gehen in ihren Befürchtungen ſo weit, anzunehmen, der Tod dieſer liebenswürdigen Dame ſei kein zufälliger, ſondern ein abſichtlicher geweſen. Wir laſſen dieſen Umſtand auf ſich beruhen. Die hinterlaſſenen Papiere der Verſtorbenen ſind einem Gerichtsanwalt, der ihre Geſchäfte bisher geführt, anvertraut worden, und nach dem ausdrücklichen Begehren der Gräfin, wie man's in den Briefen gefunden, ſollen dieſe Papiere ihrer Schweſter, der Frau Profeſſorin Hellbach, gebornen Gräfin Wallenrod, abgeliefert werden.

Der rothe Zwerg.

Das Ende einer Flaſche und der Anfang einer Geſchichte.

Die große Glocke der Kathedrale zeigte Mitternacht an; die kleinern Uhren wiederholten dieſe Neuigkeit, bis mit dem ganz entfernten Schlage einer Vorſtadtkirche das fatale Geſumme, das uns an die Flüchtigkeit unſers Lebens und unſrer Genüſſe erinnert, endlich ein Ende hatte. Es trat Stille ein. Der Lärm der ungeheuren Stadt machte eine kleine Pauſe, gleichſam als reſpectire es den ernſten Zeitabſchnitt, dann aber rollten wieder die Kutſchen, die ihre Beſitzer vom Mittageſſen abholten und zum Abendeſſen brachten. Die Fiaker ſchrien, die Fußgänger lärmten, eine Schenke leerte ihren tumultuariſchen Inhalt auf die Gaſſe aus, Flüche, Drohungen, ſchamloſe Liederchen, kurz das tolle Durcheinander des nächtlichen Straßenlebens einer großen Stadt machte ſich gewaltſam Platz.

Léon legte unmuthig die Feder nieder. Das Kinn auf den Ballen der rechten Hand geſtützt, blickte er aus dem Fenſter ſeines ſiebenten Stockwerks auf die Straße nieder. Er konnte nichts als ein dunkles Gewirre in der Tiefe bemerken. Wie in einer blauen Sommernacht leuchtende Inſekten auf einem finſtern Grasplatz, ſo bewegten ſich unten die Laternen der Kutſchen und Fußgänger durcheinander. Der Himmel war trübe und mit einem bleifarbenen Schimmer überzogen; ein ſchwacher warmer Regen fiel nieder. In Léon's Locken wehte die Nachtluft, er hatte die Weſte aufgeknöpft, das Halstuch abgeriſſen, und ſich ſo weit wie möglich vorgebeugt, um der Kühlung zu genießen, die die Zugluft an der nahen Giebelecke des Nachbarhauſes vorbeiführte. Zugleich warf er einen trübſeligen Blick auf die weiten Dächer. Sein Auge weilte auf den übelgeformten Gliedern einer koloſſalen Themis, die das vorſpringende Dach des Juſtizpalaſtes zierte. Sie hatte ſich mit ihrer Wage von ihm abgewendet, und zeigte ihm in ungeheurer Rundung gerade den Theil ihres Körpers, den die Gerechtigkeit zum Hohn nur zu oft den Bittenden zu zeigen pflegt. Der Künſtler hatte an dieſe Partie ſeiner Göttin die ganze Kraft ſeines Meißels verſchwendet, und mit entſchiedener Sinnlichkeit gearbeitet; es war nur zu bedauern, daß er für ſein Werk, wegen deſſen hohem Standpunkte, keine anderen Bewunderer in Anſpruch nehmen konnte, als die Katzen der Nachbardächer, und vielleicht hier und da einen äſthetiſchen Eſſenkehrer, der ſich aufgefordert fand, neben ſeinem Berufsgeſchäfte noch Kunſtſtudien zu treiben.

Léon wendete ſich mit einem Blicke von der Göttin, der eben ſo kalt war als der Sandſtein, aus dem ſie gemeißelt, und nachdem er lange im Bereich ſeines Geſichtskreiſes nach einem Gegenſtande geſucht hatte, der ſeine Aufmerkſamkeit hätte feſſeln können, zog er ſich wieder in die Stube zurück und ſank mit einem mißmuthigen Seufzer auf den Lehnſeſſel, auf dem er ſich der Länge nach ausſtreckte. Das Licht war herabgebrannt und zeigte eine lange, verdrießliche Spitze, die von Zeit zu Zeit, wenn die Nachtluft die Flamme bewegte, wieder erglühte und einen trüglichen, vergänglichen Schimmer von ſich warf. Neben dem Lichte ſtand eine Flaſche, kenntlich an ihrer beſondern Geſtalt, an dem ſchmalen Halſe und der dicken Wölbung der Hüften, daß ſie den zarten und geiſtreichen Nektar der Champagne in ſich verſchloſſen gehalten hatte. Aber ſie war leer. Nur wenige Tropfen entſprudelten ihrer Oeffnung, und dieſe wurden von dem Schlemmer begierig aufgeſogen, und dann das Glas unwillig und mit einer Verwünſchung auf den Tiſch geſtoßen. Es ertönte darauf folgender Monolog:

„Der Teufel hole meinen Roman; die Flaſche iſt leer!" — Er nahm ſie und betrachtete ſie gegen das Licht. „Wo ſeid ihr Geiſter, die ich auf dem Boden dieſer Flaſche erwartete? Der kleine Glashügel innen, dieſer wahre Parnaß der Dichter, iſt leer; ich ſehe auf ſeinem Gipfel keine Muſe, keine Grazie ſitzen. So habt ihr mich betrogen! Loſes, verwöhntes Geſindel!" Er ſtellte die Flaſche unter den Tiſch und fuhr ſich über die Stirne, indem er die ſchwarzen Locken bei Seite ſchob, die darauf laſteten. „So werde ich ohne euch mich behelfen müſſen, meine Liebesſcene wird darunter leiden; aber was thut's? Wie Wenige, die dieſes Buch leſen, wiſſen, was Liebe iſt. Weiß ich's denn ſelbſt? Kenne ich die Frauen? Ich habe von dem Schmerz Julietta's, dem Wahnſinn Phädra's geleſen; aber lebte dieſe Julia, war dieſe Phädra jemals wirklich? — Verwünſcht, ich kenne die Frauen nicht, ich werde ſie nie kennen lernen, und trotz deſſen, daß in meinen Büchern die Liebeskapitel ſich häufen, bleib' ich unwiſſend und unerfahren.

„Ha, wer nur wüßte, was dieſe tauſend Dächer verdecken! Der Teufel des Le Sage wäre mir da ein trefflicher Helfer aus der Noth. — Aber — unnütze Träumereien! — es gibt keine Teufel von ſo beluſtigender Art; ich kenne nur eine Gattung, die dummen Teufel, und dieſen zu begegnen ſcheint das Geſchick meines Leben zu ſein!“

Bis hierher war unſer Poet in ſeinem Selbſtgeſpräch gekommen, als ein leiſes Klopfen an der Thüre durch die Stille des Stübchens ſich bemerkbar machte. Es wiederholte ſich nach einer Pauſe, und Léon rief: „herein!“ Ein heiſerer Ton wie von einem hektiſchen Huſten ertönte, und indem die Thüre ſich langſam aufthat, trat eine kleine, kaum einen Fuß hohe Geſtalt herein, gehüllt in einen rauhen Mantel, und mit einer Blendlaterne in der Hand. Léon blieb auf ſeinem Stuhle liegen und heftete einen langen, verwunderten Blick auf ſeinen Gaſt. Je näher dieſer trat, deſto auffallender wurde ſeine Erſcheinung. Er war eben ſo breit, als lang, und von dieſem wandelnden viereckigten Klotze nahm das unförmliche Geſicht ein Drittel ein. In dieſem Antlitz, das mit einer gelben faltigen Haut bedeckt war, ſpielten zwei dunkle lebhafte Augen mit beſonderm Glanze. Der Mund zeigte in ſeiner endloſen Ausdehnung ein fortwährendes Grinſen; ein rother Bart umgab Lippen und Kinn, und Haar von eben dieſer Farbe fiel in reichlichen Locken auf den Höcker herab, vereinigt unten in eine Art von Zopf, der von einem feuerrothen Bande zuſammengehalten wurde.

Der Beſuchte und der Beſucher ſahen ſich einige Zeit forſchend an, dann ſetzte der letztere ſeine Laterne auf den Tiſch, und lüftete zum Gruß ein wenig den Hut. „Wer biſt Du?“ fragte Léon. „Was willſt Du zu dieſer Stunde?“

„Wer ich bin?“ entgegnete der rothe Zwerg, „das nützt Dir wenig zu wiſſen. Was ich will? — Dir helfen, denn Du ſcheinſt der Hilfe bedürftig.“

„Wahrhaftig, ja; aber ich erwarte ſie nicht von Deinesgleichen.“

„Und weßhalb nicht? Erſcheine ich Dir ſo unbedeutend? Bedenke, daß Du in Deinem Selbſtgeſpräch eben ein Weſen nannteſt, das die mächtigſten Dinge verrichtete, und deſſen Aeußeres eben nicht viel prachtvoller als das meinige geweſen zu ſein ſcheint.“

„Ach, biſt Du vielleicht ein Vetter des „hinkenden Teufels?“

„Ich ſage Dir nochmals, mein Urſprung und meine Verwandtſchaft geht Dich nichts an. Genug, Du ſiehſt mich zu Deinem Dienſt bereit. Was ſoll ich thun? Soll ich Dir dieſe Flaſche von Neuem mit dem verſchwundenen Nektar füllen? Soll ich ſie Dir unerſchöpflich machen?“

„Allzugütig. Du biſt ſehr guter Laune, mein Freund; allein wenn Du wirklich in die Verwandtſchaft des „hinkenden Teufels“ gehörſt, eine Verwandtſchaft, vor der ich den höchſten Reſpect habe, ſo möchte ich wohl, daß Du Dich um etwas größere Dinge bemühſt, als die Füllung einer leeren Champagnerflaſche betrifft.“

„So ſprich, was willſt Du?“

„Was ich will? Vollende für mich den Roman, den ich eben unter der Feder habe; oder nein. Was iſt ein Roman, und was gewinne ich dabei, wenn dieſer eine von einer diaboliſchen Feder geſchrieben wird? Nein, ich möchte etwas Anderes, aber ich weiß es nicht zu nennen. Laß mich etwas nachdenken.“

„Deſſen bedarf es nicht. Ich kenne Deine Bedürfniſſe. Dir gebricht Welterfahrung.“

„Ach, getroffen! Mache mich mit einem Dutzend ſchöner Frauen bekannt, wenn das in Deiner Macht ſteht, und ich werde Dir danken.“

„Nichts leichter als das. Ich will Dich in Verhältniſſe bringen, in die nur Rang und Vermögen führen. Du ſollſt mit den ſchönſten Frauen dieſer ungeheuern Stadt bekannt werden.“

Léon ſprang auf und wäre dem Zwerg um den Hals gefallen, wenn dieſer ſich nicht klüglich hinter ein Bücherbrett verſteckt hätte. „Mäßige,“ rief er von hier aus, „mäßige die Ausbrüche Deiner Freude; noch weiß Du nicht, was ich zum Lohn für meine Dienſte verlange.“

„Und was verlangſt Du?“

„Du mußt bedenken, daß, um unſern Zweck zu erfüllen, ich Dich reich machen muß. Du darfſt in dieſem Stübchen nicht bleiben. Ich werde einen Palaſt für Dich miethen müſſen, und mit einem Worte, Du wirſt mir manche beſchwerliche Umſtände machen; aber alles ſoll gern geſchehen, mein Kind, ich werde für Dich thun, was nur in meinen Kräften ſteht.“

„Gut, gut; aber die Bedingung?“

„Du mußt mir drei Deiner glücklichſten Augenblicke überlaſſen, wo nicht Du, ſondern ich ſtatt Deiner genießen werde.“

„Das verſteh' ich nicht recht.“

„Darauf kommt auch nichts an. Zur rechten Zeit werde ich mich ſchon melden. Genieße Du nur für's Erſte friſch drauf los. Ich bin ein Philoſoph; was Dir ein glücklicher Augenblick ſcheint, iſt's mir nicht. Kommt aber ein ſolcher, das heißt einer, den ich dafür halte, ſo mußt Du mir ohne alle Widerrede mit dem pünktlichſten Gehorſam Deinen Körper abtreten.“

„Meinen Körper?“

„Verſteht ſich. Du ſiehſt, mit dieſem hier läßt ſich wenig anfangen. Ich ſchlüpfe in Deinen Körper, und Du —“

„Und ich?“

„Du vertreibſt Dir dann die Zeit, wie Du willſt.

Ich gebe Dir Deinen Körper zurück, wenn ich ihn nicht mehr nöthig habe. Du ſchlüpfſt wieder hinein und ich in den meinigen.“

„Aber da bringſt Du mich um drei glückliche Augenblicke?“

„Was ſind drei Augenblicke gegen ein ganzes Leben in Genuß und Wohlleben vollbracht? Und wie geſagt, was Du Glück nennſt, iſt es nicht für mich. Es kann ja ſein, daß ich Deinen Körper Dir abfordere in einem Moment, wo es Dir ziemlich gleichgiltig iſt, ihn zu beſitzen? Da ich nur dreimal kommen darf, ſo haſt Du ja überdies genußreiche Augenblicke die Fülle. Aber zwingen will ich Dich nicht. Wenn Du nicht in meinen Vorſchlag eingehſt, ſo ſuche ich meinen Mann anderswo.“

„Bleibe! ſonderbares Geſchöpf. Noch einmal frag' ich Dich, wer biſt Du? Doch gleichviel, Deine Nähe übt ſchon einen magiſchen Eindruck auf mich aus. Setze Deine Laterne wieder hin. Ich wäre ein Thor, wenn ich Deinen Vorſchlag nicht annähme. Ha, wenn ich in die Welt eintrete! Wenn ich jene Verhältniſſe und Scenen ſelbſt ſähe, die ich mit dürftiger Feder zu malen verſuchte, wenn ich den Julia's und

Phädra's begegnete, nicht mehr in Büchern, ſondern in der Welt! — Welch ein berauſchendes Gefühl! Fort, elender Roman, in den Staub mit dir! Ich ſteige herab, ich miſche mich in das Gewühl der Straße, ich bin reich, ich bin glücklich, ich bin frei! Da haſt Du meine Hand, Dämon!“

„Dämon? wie komme ich zu der Ehre dieſes Titels? Siehſt Du an mir einen Stern, ein Ordensband oder eine hölliſche Chiffre, die Dir anzeigt, daß ich einen gewiſſen Standesgrad erreicht habe? Weißt Du denn überhaupt, ob ich aus der Hölle oder aus dem Himmel ſtamme? Blödſinniger! Zu dem genügt mir Dein Handſchlag nicht. Ich halte es mehr mit der Unterſchrift. Da, dieſer Zettel; er enthält noch einige Verſe Deiner Tragödie, die letzthin ausgepfiffen wurde. Mit meiner Hilfe wirſt Du künftig beſſere dichten. Schreibe auf dieſen Zettel, aber mit Deinem Blute, Du ſiehſt, ich halte auf alte Ceremonien, Deinen Namen, und den Tag unſerer Uebereinkunft. Das Uebrige iſt meine Sache.“

Léon ſtreifte ſich den Aermel auf, entlockte mit dem Federmeſſer ein Paar Tropfen Blut und ſchrieb in einem ziemlich gut gerathenen Diſtichon die verlangte Verſchreibung nieder. Der rothe Zwerg las die Verſe, lächelte und ſteckte ſie ein. Mit der andern Hand brachte er eine Rolle Dukaten hervor, die er auf den Tiſch legte. „Jeden erſten Tag der Woche ſollen Dir meine Diener ein ſolches Päckchen unter das Kopfkiſſen ſchieben. Sei gehorſam und treu, und wir werden gute Freunde bleiben.“

Mit dieſen Worten griff der Zwerg wieder zu ſeiner Laterne, verbot ſich ernſtlich alle Begleitung und verſchwand in die Nacht, wie er aus ihr gekommen war.

Die erſten achtzig und ein Dukaten.

Léon nahm ſich nicht die Mühe ihm nachzuſehen. Er zählte ſeine Rolle Dukaten, und fand darin achtzig und einen. Man weiß, daß die Geiſter nie volle Zahlen brauchen. Ein Einkommen von achtzig und einem Dukaten wöchentlich iſt zwar kein unermeßlicher Reichthum, allein es läßt ſich mit etwas Sparſamkeit davon leben. Unſer Poet ſteckte den Schatz in die Taſche ſeines abgeſchabten ſchwarzen Röckchens, löſchte ſein Licht aus und ſtieg die enge Bodentreppe herab, feſt entſchloſſen ſogleich die Welt, nach deren Bekanntſchaft ihm dürſtete, kennen zu lernen.

Es war um die erſte Morgenſtunde, die Straßen wurden einſam. Man hörte keine Wagen mehr rollen. Léon ſchlug ſeinen Weg in jenen Stadttheil ein, wo er wußte, daß man noch wachte, Hier ſtanden die Paläſte, die aus verbotenem Wucher gebaut, und bereits dieſem ſchon wieder verfallen waren. Prächtige Häuſer, eben ſo hochmüthig wie ihre Beſitzer, mit eben ſo erborgten Schätzen prahlend wie dieſe. Die hellerleuchteten Fenſter ſtreuten das Licht von tauſend leuchtenden Girandolen auf die Gaſſe, und jeder Regentropfen, der langſam herabtröpfelte, hatte das Vergnügen, auf ſeiner Wanderung vom Himmel zur Erde auf einen Moment etwas vom irdiſchen Glanz der Diamanten und Wachskerzen einzuſaugen. Das Gezwitſcher der Geigen und Hoboen blieb in den damaſtenen Draperieen hängen, und nur die Grundtöne des Baſſes langten auf der Straße an, und erweckten das mißvergnügte und ſtaunende Kopfſchütteln eines arbeitſamen Vorſtädters, der mit ſeinem Körbchen Gartenfrüchte auf den Markt eilte.

Léon blieb vor dem Hôtel eines Mannes ſtehen, den er dem Rufe nach kannte, der ſich die Miene gab die Talente zu beſchützen, eigentlich aber von ihnen beſchützt wurde. Er ſpielte hoch und hatte das Talent zu gewinnen, ein unentbehrliches Talent für einen Menſchen, dem das Glück entſchieden den Rücken kehrt. Der Graf hatte eine ſchöne Frau, Léon hatte ſie oft in ihrer Loge im Theater bewundert, und nichts ſehnlicher gewünſcht, als den Blick dieſer großen, ſchwarzen Augen einmal auf ſich ruhen zu machen; jetzt hielt er es für den paſſenden Moment, vor ihr zu erſcheinen. Aber er hatte keine Einladung erhalten. Was thut's! So viel Muth gewährt das goldene Bewußtſein. Er drängte ſich durch die ſchlaftrunkene Dienerſchaft, und hatte die unbegreifliche Kühnheit der höflichen Grobheit des erſten Kammerdieners, der an der Thür des Ballſaals aufgeſtellt war, die Spitze zu bieten. Wie er eintrat, bewegte eben ein ſtürmiſcher Galopp ſeine gedrängten Schaaren durch den Saal. Eine Atmoſphäre von Ambra wirbelte durch ſo viele aufgewühlte Spitzen und flatternde Gazeſchleier dem Zuge hintendrein. Léon kam eben zu rechter Zeit, um dieſe koſtbare Atmoſphäre einzuſchlürfen; er blieb beſtürzt ſtehen, und rieb ſich die unbehandſchuheten Hände mit einer verlegenen, ſehr wenig orthodoxen Miene. Sogleich bemerkte er, daß einige Lorgnetten ſich zu ihm hinkehrten, und ſchnell wie die unſcheinbare Schlange unter Blumen ſchlüpfte er in das Nebenzimmer, wo die Spieltiſche ſtanden, und dieſe Prieſter Fortuna's andere Dinge zu bedenken hatten, als auf einen neuen Ankömmling zu achten. Er ſtellte ſich hinter einen der Tiſche und beobachtete von hier aus die Geſtalten des Ballſaals. Welch ein wunderbares nie geahntes Schauſpiel, und wie plötzlich der Uebergang! Ein einſames Manſardenſtübchen bei einem verlöſchenden Lichtſtümpfchen und ein tageshell erleuchteter Ballſaal, in dem bezaubernde Nymphen ſich in einem ſylphidenartigen Reihen drehten. Er faßte ſich an die Seiten, um zu wiſſen, ob er nicht träume, er zupfte ſich an ſeinem Henriquatre, und erſt als er die Dukatenrolle taſtete, wußte er gewiß, daß alles um ihn her Wirklichkeit war. Aber in demſelben Augenblick, als er ſich prüfte, ob er träume, prüfte ſich ein Mann drei Schritte hinter ihm ebenfalls, ob er eine wirkliche Geſtalt vor ſich ſehe. Dieſes war der Haushofmeiſter des Grafen, der die Runde durch die Zimmer machte, um die verlöſchenden Lampen durch neue zu erſetzen, und dem jetzt das kurze Röckchen und das confiſcirte Geſicht unſers Helden in die Augen fiel. Er wandte ſich zur Seite und ziſchelte ſeine Entdeckung einem müßig daſitzenden Manne zu, und dieſer rapportirte ſie ſeinem Nachbar. Man kann in keine verwünſchtere Situation gerathen, als in einem Geſellſchaftsſaale zu erſcheinen, ohne Einladung erhalten zu haben. Alle wirkliche und eingebildete Marter ſind nichts dagegen. Ein Mann, der ohne Einladung erſcheint, iſt tauſendmal ſchlimmer daran, als ein Miſſethäter, den der Galgen erwartet, denn dort kann der Zufall noch ein glückliches Spiel treiben, der Strick kann reißen, ein unverhoffter Pardon ankommen, aber welcher Gott des Himmels oder der Hölle rettet einen armen Unglücklichen, der ſich plötzlich von hundert neugierigen Blicken belagert findet, der Fragen in ſeiner Nähe ziſcheln hört, und endlich unheildrohende Mienen die gräßliche Gewißheit ſeines unvermeidlichen Untergangs verkündigen ſieht? Léon bemerkte dieſes boshafte, mit nichts zu vergleichende Grinſen der Dienerſchaft und zitterte; — da zum Glück ſchlug die Stunde, wo Fortuna ihre Getreuen zum Geheimdienſte ihres Tempels zuſammenrief. Ein ſolcher Moment iſt zu wichtig, als daß irgend etwas um ſie her die Aufmerkſamkeit der Prieſter auf ſich zu lenken vermöchte.

Man ſchloß die Thüre, nachdem man ſorgfältig die Anzahl und die Beſchaffenheit der Gäſte geprüft hatte. Zwei Tiſche wurden zuſammengerückt und bildeten den Altar, an dem die Geweihten ſich herumgruppirten. Eine tiefe Stille herrſchte, und nun begannen die ſibylliniſchen Blätter zu rauſchen, und nun ertönten die kurzen miſteriöſen Silben, die wie das Ja am Altare oft über ein ganzes Menſchenleben entſcheiden. Es wurde hoch pointirt, und die goldnen Scheiben begannen ihr Ballet, das gewöhnlich in einem Saltomortale in die Taſche des Grafen endigte. Léon ſtand hinter dem Stuhl einer alten Dame, die ihre Kartenblätter, die fortwährend verloren, mit einer Fülle von Taback überſchüttete, die aber trotz ihrer Verluſte in der beſten Laune blieb. Sie blickte Léon mit einem ſchalkhaften Blicke an, und forderte ihn auf ſein Glück zu verſuchen, indem ſie ihm über die Schulter einen Louisd'or reichte.

Léon dankte, gab das Goldſtück zurück und ſetzte zehn Dukaten auf den König, in deſſen Bilde er in dieſem Moment den rothen Zwerg wieder zu erkennen glaubte. Die Karte verlor. Die Summe war unglücklicherweiſe weder zu groß noch zu klein geweſen, ſie erregte daher nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit. Dieſes ärgerte unſern Helden, er legte zwanzig Dukaten auf eine Karte, und noch immer fand man, daß die Halsbinden zu eng waren, um eine ſo weite Biegung des Halſes nach hinten zu erlauben, als erforderlich war, um den Zwanzig-Dukaten-Mann in Augenſchein zu nehmen. Auch dieſer Einſatz ging verloren. Jetzt warf er im Grimm die noch übrigen fünfzig hin. Sie thaten ihre Wirkung, man ſah ſich um, man fragte; aber ſogleich trat wieder die Gewitterſtille ein, die einem ſtarken Schlage vorauszugehen pflegt. Der goldne Strahl ſchlug ein, die fünfzig waren verloren. Die dicke Dame ſah unſern guten Knaben mit einem prüfenden Seitenblick an, in dem einiges Mitleid zu liegen ſchien. Er zog ſeinen letzten Dukaten hervor, ließ ihn auf eine ſchwarze Zehn gleiten, und gewann; war es nun wirklich Spiel des Zufalls oder eine gütige Zulaſſung des Mannes, der den Zufall ſpielte. Während unſer Glücksritter ſeinen Gewinnſt heimbrachte, erhielt ſein Arm einen Stoß, und einige Goldſtücke fielen der dicken Dame in den Buſen. „Wie,“ rief ſie umſchauend, „wollen Sie mich zur Danaë machen? aber, mein Herr, Sie ſind kein Jupiter.“ Der ernſthafte Kreis lachte und Léon lachte mit. Die Dame ſtand auf, um das Gold wieder herauszuſchütteln: „Laſſen Sie das, Madame,“ rief Léon mit jener Keckheit, die ihm eigen war, wenn er gute Laune hatte, „der unbarmherzigſte Gläubiger muß nach dem Geſetze ſeinem Schuldner vierundzwanzig Stunden Friſt geben. Morgen werde ich kommen, das Meinige zurückzuverlangen. Man lachte von Neuem und ſpielte in großer Munterkeit fort, bis die Morgenſonne in die Fenſter ſchien.

Nach beendigtem Spiel trat der Graf auf unſern Jüngling zu. „Sie ſind Poet?“ fragte er mit einem wohlwollenden Lächeln. Léon verneigte ſich ſtumm.

„Meine Frau liebt die Dichter,“ ſetzte der Graf hinzu. „Wollen Sie [illegible] nicht das Vergnügen machen, ihr den Byron vorzuleſen. Morgen Abend um acht Uhr wäre dazu eine ſchickliche Stunde.“ Léon nahm das Anerbieten an, und der Graf ſchied mit großer Herablaſſung und Güte.

Der Procurator.

Léon war ſo begierig, die Bekanntſchaft der Gräfin zu machen, daß er in größter Eile nur die nothwendigſten Dinge zu einem anſtändigen Anzug von einem Trödler zuſammenkaufte. Mit dem Schlage acht Uhr befand er ſich, mit dem Byron unter'm Arm, im Vorzimmer der Gräfin. Er wurde ſogleich vorgelaſſen und fand die Dame vor dem Kamin ſitzend, zu einer Seite die dicke Frau vom Spieltiſche, auf der andern ein hagerer Procurator, der auf ſeinem niedrigen Schemelchen wie ein großer braſilianiſcher Affe am Feuer ſaß. Die Geſellſchaft langweilte ſich eben über alle Maaßen, als Léon hereintrat. Die Gräfin wandte ihren ſchönen weißen Nacken nach ihm um, und der Blick ihrer großen, ſchwarzen Augen traf ihn gerade elektriſch, als er eben die Thüre hinter ſich zuzog.

„Ah — Herr — Herr Léon! Sehr erfreut, Sie zu ſehen.“

„Mein Jupiter von geſtern,“ rief die dicke Dame und zog ihre Lorgnette hervor, die ihr wie ein perſiſcher Sonnenorden gerade auf der Mündung des Leibes lag. Der Procurator machte eine ſtumme Verbeugung. Das Geſpräch lenkte auf Dichtkunſt.

„Sie lieben die Poeſie?“ fragte der Procurator.

„Leidenſchaftlich,“ entgegnete die Gräfin und machte dabei auf eine ſüßliche Weiſe ihre dunkeln Augen halb zu, ungefähr wie ein hübſches Kätzchen, der man das glatte Fell ſtreicht.

„Ich aber haſſe ſie,“ entgegnete der Procurator. „Wenn eine ſo elende Spielerei, wie ein Vers iſt, nicht dazu angewendet wird, einen philoſophiſchen Denkſpruch zu vergegenwärtigen oder eine moraliſche Maxime in kurzen Sätzen dem Gedächtniß einzuprägen, ſo weiß ich nicht, wozu man ſich die Mühe geben ſoll, ſeitenlang Unſinn anzuhören. Iſt das nicht auch Ihre Meinung, meine Gütige?“ ſagte er, zur Danaë gewendet.

„Vollkommen,“ erwiederte dieſe. „Ich kenne nur einen Vers, der mir wahre Verehrung eingeflößt hat. Er enthält in vier Strophen ein vollſtändiges Recept zu einer Hühnerpaſtete. Man muß wiſſen, wie gewaltig ſchwierig dieſes Kunſtſtück iſt.“

„Wie gemein!“ rief die Gräfin leiſe, und zuckte mit den weißen runden Achſeln, die ziemlich weit aus der Mouſſelinumhüllung der Aermeln ſich emporhoben. Sie bog ſich auf ihrem Seſſel nach vorn, legte das rechte Bein über das linke, ſtützte das Haupt auf den rechten Arm und ſah Léon auf eine ſehr ungezwungene Weiſe lange an, indem ſie dazu zerſtreut lächelte; dann ſagte ſie: „Setzen Sie ſich, mein Herr. Laſſen Sie uns einen Geſang im Childe Harold leſen, um dieſe beiden hartherzigen Gemüther zu erweichen. Oder ſollen wir lieber die Braut von Corinth leſen? Ach, es iſt Alles ſo ſchön, ſo erhaben, man weiß nicht, wohin man ſich zuerſt wenden ſoll.“

Léon, der das Engliſche ſo fertig, wie ein geborener Engländer las, trug mit einem wohlklingenden Tenor die erſten Anfangsſtrophen des Childe Harold vor. Gleich beim fünften Verſe unterbrach ihn die Gräfin, indem ſie ausrief:

„Der Sünde Labyrinth hatt' er durchirrt,
Doch that er Buße nie; — —“ .

„Wie ſchön iſt das!“ —

„Wie kann das ſchön ſein?“ rief der Procurator trocken. „Er war der ärgſte Sünder, und that nie Buße. Welch ein Unheil können ſchon dieſe wenigen Zeilen in der Welt anrichten! Muß man Verſe machen, um ungeſtraft ſchlechte Grundſätze hegen zu dürfen? Was ſagen Sie dazu, meine Gütige?“

„Das iſt mir alles zu metaphyſiſch,“ entgegnete die dicke Dame, indem ſie eine ungeheure Priſe nahm. Die Gräfin gab ungeduldig Léon ein Zeichen, fortzufahren. Bei der Stelle: „Ihn liebte Niemand!“ rief ſie: „ach, i ch hätte ihn geliebt!“ —

„Wie, einen Sünder?“ rief der Procurator und machte, auf ſeinem Bänkchen ſitzend, furchtbare Baſilisken-Augen. „Einen Sünder, der noch dazu nie Buße that? Da ſieht man die ſchändlichen Wirkungen der Poeſie, und dieſer Poeſie vor allen Dingen. Man ſchilt auf Voltaire, und er hat mit all' ſeiner Frivolität die Grundſätze nicht ſo erſchüttert, als dieſer ſentimentale aſchgraue Britte. Was ſagen Sie dazu, Gütige?“

Aber die Gütige sagte nichts mehr, denn ſie ſchlief. Der Procurator ſtotterte einige Verwünſchungen und machte ſich mit der Kaminzange zu thun. Als das Vorleſen nicht aufhörte, nahm er ſeinen Hut und ſchoß wie ein Krokodill von dannen. Die Gräfin und Léon blieben allein. Unſer Held las jetzt ungeſtört den ganzen erſten Geſang; es ſchlug darüber eilf Uhr. Die Gräfin hatte beim Abſchiedsliede Thränen vergoſſen; Léon fand ſie zum Entzücken ſchön, und ſeine Blicke, die durch die Einſamkeit und die ſchönen Verſe unglaubliche Keckheit erlangt hatten, ſagten ihr dieſes ungeſcheut. Er konnte ſich nicht beſinnen, eine ſchönere Stunde erlebt zu haben, und ſein Entzücken war auf die Spitze gelangt, als die dicke Dame aufwachte und fragte, wovon die Rede ſei.

„Von Ihrem Recepte zur Hühnerpaſtete,“ antwortete Cidaliſe, ſo hieß die Gräfin.

„Ja,“ rief die jetzt ſehr muntere Danaë, „es thut mir nur leid, daß ich den Vers ſo gänzlich aus dem Gedächtniß verloren habe. Aber halt — die erſte Strophe fing an: „„Das Oehlige iſt niemals fett, das Fette niemals öhlig.““ Das iſt ſchon gleich, wie mich dünkt, ein treffender Gedanke; — das Weitere hab' ich vergeſſen."

Man ging zum Souper. Léon verwandte kein Auge von Cidaliſen, und ſie nur ſelten die ihrigen von ihm. Zur Tafel fand ſich der Procurator wieder ein. Man trank Champagner und wurde darauf ein wenig ausgelaſſen. Eine Stunde nach Mitternacht ging man auseinander. Der Procurator bot unſerm Helden einen Platz im Wagen an, den dieſer einnahm. „Sie haben wohl auf dieſelbe Weiſe, wie ich, Ihre Eintrittskarte in das Zimmer der ſchönen Cidaliſe erworben," fragte der ernſthafte Mann, als ſie beide neben einander im Wagen ſaßen. Léon ſah ihn betroffen an. „Nun, am grünen Tiſch," entgegnete der Procurator trocken. „Hab' ich Sie nicht vorgeſtern ſpielen und verlieren ſehen, und dazu eine ziemlich anſehnliche Summe." Léon geſtand dieſes lachend ein. „Sie haben daran wohlgethan," nahm ſein Nachbar wieder das Wort. „Nicht leicht werden Sie ein Haus finden, wo man ungenirter verkehrte und wo ein beſſerer Ton herrſchte; das heißt für mich, der ich die Geziertheit und den Zwang wie Tod und Peſt haſſe. Die gute Gräfin hat nur eine

Abgeſchmacktheit an ſich: ſie will nicht zeigen, daß ſie Hunger und Durſt empfindet, wie wir andern Leute; man ſoll glauben, daß ſie von Luſt und von ſchönen Verſen lebe. Das iſt eine Narrheit. Wer ſie einmal auf ihren heimlichen Mahlzeiten ertappte, die ſehr ſtark ſein ſollen, wäre ihr erbittertſter Feind. Das hat auch ihr Byron verſchuldet; man ſagt, daß keine ſeiner Heldinnen eine Mahlzeit thun darf vor den Augen ihrer Geliebten. Wenn es wahr iſt, ſo iſt dieſes ein Grund mehr, die Poeten für Verrückte zu halten.“

„Sie ſind alſo ein Widerſacher aller Poeſie?“

„Mit Ausnahme, wie geſagt, die nützliche Poeſie ſtelle ich ſehr hoch.“

„Aber das iſt keine —“

„Das thut mir herzlich leid. Ja, denn um das Uebrige gebe ich keine Auſternſchale. Ich habe noch keinen Dichter rühmen hören, der nicht auf irgend eine Weiſe Verderben in der Welt angerichtet hätte.“

„Aber Arioſt?“ —

„Gerade der mit dem einzigen Verſe:

Ben si può giudicar, che corrisponde
A quel ch'appar di fuor, quel che s'asconde —

hat er die unſittliche Phantaſie in heftigern Schwung geſetzt, daß eine ganze Bibliothek von lauter Moralphiloſophen das Unheil nicht wieder gut machen kann. Jeder Dichter hetzt entweder die Sinnlichkeit, oder die Eitelkeit, oder die Ruhmbegierde, oder den Stolz aus ihren Verſtecken. Ich kenne keinen, der auf den Geiz oder die Hartherzigkeit eine Ode gemacht hätte, und doch ſind dieſes unfehlbar Tugenden, die man ſich zu eigen machen muß, wenn man lange und unangefochten leben will."

„Aber ich," rief Léon lebhaft, „würde um einen einzigen Augenblick des Genuſſes ein ſolches langes und ruhiges Leben hingeben."

„Das iſt ſehr möglich," entgegnete der Procurator und wickelte ſich gegen die Nachtluft feſter in ſeinen Mantel. „Ich will meine Abneigung gegen die Poeſie nicht vertheidigen; es kann ſein, daß lediglich meine ſchlechte Verdauung daran ſchuld iſt. Wenn man einen verdorbenen Magen hat, iſt man darauf beſchränkt, es mit der Moral zu halten. Aber wo wohnen Sie? Ich habe vergeſſen, dem Kutſcher die gehörigen Anweiſungen zu geben."

Léon wurde durch dieſe Frage in einige Verlegenheit geſetzt. Er ſchämte ſich, dem Procurator zu geſtehen, daß er am äußerſten Ende der entlegenſten Vorſtadt wohne. Er nannte daher eine Reſtauration, an der man eben vorbeifuhr, als den Ort, wo er abſteigen wollte. „Wir ſehen uns wieder,“ ſagte der Procurator, indem er unſerm Jüngling die Hand reichte. Dieſer nickte ſeinen Gruß, und der Wagen lenkte in die Seitengaſſe.

Cidaliſe.

Kaum hatte Léon ſeine kleine gefährliche Treppe mit der Geſchwindigkeit und den Sprüngen eines jungen Katers im Dunkeln erklettert, als er ſich auch ohne Licht anzuzünden auf ſein Bette warf und in fieberhaften Enthuſiasmus ausbrach. Er drückte ſich beide Hände vor's Geſicht, als fürchtete er, obgleich es ringsum finſter war, etwas zu ſehen, was das ſüße Bild ſeiner Einbildungskraft verdrängen könnte. Dieſes Bild war Cidaliſe. „Ach,“ rief er, „hab' ich in meinen elenden Romanen je ein Weib geſchaffen, das ſo viele Vollkommenheiten in ſich vereinigt, als dieſe ſchöne Frau? Und hatte ich wohl eine Ahnung davon, daß ſie in einer Stadt mit mir lebte? Wußte ich wohl, wenn ich an meinen jämmerlichen Copien arbeitete, daß das Original vielleicht in denſelben Minuten unten vorbeifuhr? Cidaliſe iſt das vollkommenſte Geſchöpf; es fehlt ihr nichts, ſie hat Schönheit, Geiſt, Anmuth, Gefühl. Welch ein Weib! und — ach, in welch einem jammervollen Zuſtand befinde ich mich. Wenn ich ſie morgen nicht wiederſehe, ſo wird mir die Luft fehlen zum Athmen, ich werde zu nichts taugen, ich werde weniger als ein Schatten ſein; — aber warum ſoll ich ſie nicht wiederſehen? Hat ſie mir nicht ſelbſt geheißen wiederzukommen? Ich werde wiederkommen, ich werde dieſe dunkeln ſchönen Augen ſich auf mich richten, dieſen entzückenden Mund lächeln ſehen — ich werde — — — ach, ach! nichts! Das ganz toll gewordene Blut bringt mich noch um. Ich will verſuchen, etwas zu ſchlafen."

Er ſtreckte ſich auf den Polſtern aus, ſein Arm fuhr unter's Kopfpfühl und entdeckte einen harten Gegenſtand, er zog ihn hervor — es war die Rolle mit den achtzig und einem Dukaten. „Wahrhaftig,“ rief er, „der Zwerg hält Wort, es iſt jetzt das dritte Mal, daß ſeine Geiſter mich auf das pünktlichſte bedienen.“

Er warf die Rolle auf den Boden, und dachte an Eidaliſen weiter. Er dachte noch, als die Morgenſonne ſchon in ſein hochgelegenes Stübchen ſchien. Er ſprang auf und ordnete die Stellen, die er ihr heute vorleſen wollte; es waren ſeine Lieblingsverſe darunter. Er übte ſich, ſie ſo gefühlvoll, ſo zart und ſo erhaben vorzutragen, als ſie, ſeiner Anſicht nach, geſprochen werden mußten. Der ganze Morgen ging darüber hin, und er verſäumte darüber die Zeit, wo er im Kaffeehauſe den Procurator hatte treffen wollen. Noch lange vor acht Uhr ſtand er ungeduldig im Vorzimmer. Er bemerkte nicht, daß dicht neben ihm ein kleines, in einen faltigen Seidenrock gehülltes Männchen ſtand, das von Zeit zu Zeit ſich auf die Zehe hob, ein Glas vor die Augen ſchob und unſern ſchönen Knaben von oben bis unten muſterte, ohne einen andern Laut dabei hervorzubringen, als: „hm, hm.“ —

Die Thüren öffneten ſich, und dieſes Mal war

Cidaliſe allein. Sie ſaß wieder vor dem Kamin oder vielmehr ſie lag in ihrem Polſterſtuhle. Dieſes tête à tête erſchreckte Léon anfangs; er wußte nicht, wie er ſich zu benehmen habe, und ſo viele Zuſammenkünfte der Art er auch in ſeinen Romanen geſchildert, ſo verwirrte ihn die Wirklichkeit dermaßen, daß er nahe daran war, eine lächerliche Figur zu ſpielen. Er nahm, dieſes fühlend, ſeinen ganzen Stolz zuſammen und ließ ſich mit einem Aplomb, der zum Verwundern glückte, in dem Stuhle neben Cidaliſen nieder. Aber mit dieſem heroiſchen Anlauf war auch ſein Muth gebrochen. Er war jetzt ſo nahe der ſchönen Frau, daß der Zipfel ihres Spitzenmantels unverſehens plötzlich auf ſeinem Arme lag. Er wagte nicht, dieſe kleine parfümirte Contrebande zu entfernen, und dennoch fühlte er, daß er, ſo lange ſie auf ſeinem Arme lag, kein vernünftiges Wort würde hervorbringen können. Die Gräfin ſchien von allem dem nichts zu merken, ſie hielt einen großen Fächer aus Marabouts vor ihrem Geſicht und fächelte ſich auf eine langſam bequeme Weiſe Luft zu. Als ihr die Stille zu lange dauerte, rief ſie etwas barſch: „Nun, mein Herr, fangen Sie an; wir ſind dieſes Mal keinen unangenehmen Störungen ausgeſetzt. Rücken Sie die Girandole etwas näher.“ Léon gehorchte und brachte mit einiger Mühe einen antiken, bis auf den Boden gehenden Leuchter aus Bronze ſeinem Sitze näher. Während er las, gerieth die Gräfin wiederum in Extaſe. Sie verließ ihre ruhende Stellung, krümmte ſich wieder zuſammen in jene reizende Attitüde, in der ſie Léon den Tag vorher geſehen, und in der ſie das Bild einer lauſchenden Grazie ſchien, und ſah dabei Léon mit jenem Blick ſchmerzlicher Wehmuth an, der in ihren ſchönen weichen Zügen an die Naivetät eines Kindes erinnerte, dem man ein Spielwerk rauben will. Sie ſtieß Seufzer aus, die dem Gedichte galten, die aber Léon faſt aus der Faſſung brachten, und endlich warf ſie ſich in Thränen, zerfließend in ihren Stuhl zurück, indem ihre zarte Geſtalt dem Schauer poetiſcher Einbildungskraft und dem Drange der Entzückungen zu unterliegen ſchien. Léon machte eine Pauſe, er fühlte auch in ſein Auge Thränen ſteigen. „Wie ſchön iſt das!“ rief ſie mit wankender Stimme. „Schonen Sie meiner; halten Sie inne. Ich kann dieſe ſchmerzlichen, gewaltigen Gefühle nicht mit einem Male bändigen. Wie groß, wie erhaben muß die Seele denken, die in dieſem Maaße die Nichtigkeit des Lebens und alles deſſen, was wir Größe nennen, empfindet.“

„Die, welche mit ihr zu ſympathiſiren weiß, ſteht nicht niedriger,“ rief Léon lebhaft, und hingeriſſen von dem Entzücken, das Beide erfüllte, griff er nach Cidaliſens Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Nach einer kleinen Weile las er weiter. Es ſchlug neun, es ſchlug zehn Uhr; Niemand dachte daran, dieſe glücklichen Stunden zu unterbrechen. Am Ende der Vorleſung warf ſich Léon zu den Füßen der Gräfin und geſtand, daß Niemand ſo gut wie ſie im Stande ſei, alle Schönheiten der erhabenſten Poeſie zu begreifen.

„In der That, iſt das Ihre Meinung,“ ſagte ſie lächelnd. „Das iſt mir lieb; ich habe mir ſchon längſt vorgenommen, auch ein ſolches Gedicht zu ſchreiben.“

Léon glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er erhob ſich vom Boden und ſetzte ſich wieder mit einer Miene, der man die Beſtürzung deutlich anſah, in den Stuhl.

„Sie ſcheinen an meinem Entſchluß zu zweifeln,“ ſagte Cidaliſe etwas empfindlich. „In der That, was iſt denn ſo etwas Großes an meinem Unternehmen?“

Léon wünſchte jetzt beinahe den Procurator und die dicke Danaë herbei, um einer ſo unangenehmen Erörterung zu entgehen, wie ſie ihm die Gräfin zumuthete.

„Wir wollen gleich daran gehen,“ ſagte die Dame lebhaft. „Geſchwind eine Feder.“

„Hier iſt eine; aber ich ſage Ihnen nochmals, Madame, das Unternehmen hat ſeine großen Schwierigkeiten.“

„Sie ſind eiferſüchtig — Sie wollen nur allein derjenige ſein, der Verſe macht und bewundert wird.“

„Ich?“ —

„Ja Sie, Herr Léon.“ Die Gräfin ſah ihm dabei unendlich ſchalkhaft und anmuthig in die Augen. „Nun?“ rief ſie, „wollen wir anfangen. Sie müſſen mir ſagen, wenn ich einen Fehler gegen den Reim mache; denn ich geſtehe, darin nicht ganz ſicher zu ſein. O, nur ſchnell! Ich will gleich daran gehen, eine Erklärung des Helden gegen ſeine Dame niederzuſchreiben.“

„Vortrefflich!“ rief Léon; „allein vorher wird es paſſend ſein, etwas von dem Helden ſelbſt zu ſagen."

„Gewiß — nur keine zu lange Schilderung. Es gibt da, um den Eindruck, den ein Held auf ſeine Dame macht, zu bezeichnen, gewiſſe Ausdrücke, die Alles ſagen, und die bei einer genauern Analyſe auf nichts oder auf eine Albernheit hinauslaufen. So zum Beiſpiel —"

Sie erröthete, neigte den Kopf auf eine Seite und ſchwieg.

„Zum Beiſpiel?" fragte Léon ungeduldig.

„O nicht! Ich ſehe nicht ein, wozu wir uns in ſolche Erörterungen einlaſſen ſollen. Zur Sache, mein Herr, zur Sache."

„Aber das gehört zur Sache," rief Léon lebhaft und ſah Cidaliſen in die ſchönen Augen.

„Meinen Sie?" lächelte ſie, und ſah ihm mit einem zärtlichen Ausdruck in die ſeinigen. „Mein Gott, welche Mühe koſtet ſchon gleich der erſte Vers. Helfen Sie mir doch, Léon, mein Himmel, Sie ſitzen da und thun, als ginge Sie das alles nichts an. Sie ſehen, wie ich es mir ſauer werden laſſe. Selma, beſorge eine Taſſe Thee!"

Als zwei dampfende Schaalen, gefüllt mit dem duftenden Tranke, erſchienen, ergriff Cidaliſe eine derſelben, reichte ſie Léon und ſchlürfte mit gierigen Lippen aus der andern. Sie ſchloß dazu die Augen halb, nur verſtohlen hinter dem Schatten der langen Wimpern bewegte ſich das ſchwarze Auge und blitzte gefährlich zur Seite, wodurch Léon die Faſſung, die er dazu brauchte, ſeine Taſſe zu halten, halb und halb einbüßte, und einen Theil des Tranks auf das Hündchen ſchüttete, das Cidaliſen gehörte und zu ihren Füßen lag. Das gebrühte Thier erhob ein unerträgliches Geſchrei, und hielt nicht eher ein, als bis es von ſeiner Gebieterin faſt mit Liebkoſungen erdrückt war. Nach dieſem Intermezzo nahm ſie die Feder wieder zur Hand und begann auf dem Bogen zu kritzeln. Ihre langen, herabhängenden Locken tanzten auf dem ſtrohgelben, geglätteten Papier, als bemühten ſie ſich, die Albernheiten wieder auszulöſchen, die die Feder eben hingezeichnet hatte. Auch Léon ſchrieb, und es herrſchte eine Pauſe von einer Viertelſtunde im Zimmer, nur unterbrochen von den einzelnen liebkoſenden Lauten, die Cidaliſe ihrem Hunde zuwendete, und das leiſe Schlürfen, wenn ihre Lippen wiederum den Rand der Taſſe berührten. „Wiſſen Sie wohl,“ hub ſie endlich an, „daß ich die Augen meines Helden beſchrieben habe? Leſen Sie.“ Sie warf ſich bei dieſen Worten erſchöpft im Stuhl zurück, und klingelte nach einer zweiten Taſſe Thee. Während Léon las, beobachtete ſie ihn lächelnd und nahm dann das Blatt, das er eben beſchrieben hatte. Beide ſahen über die Blätter hinweg einander in die Augen. Cidaliſe erröthete und legte Léon's Verſe mit einem kleinen Ausdruck von Unwillen bei Seite. „Man ſollte glauben, das wäre mein Porträt,“ ſagte ſie.

„Es iſt es auch,“ entgegnete Léon erröthend.

„Das iſt nicht recht —“

„Weshalb nicht? Kann meine Heldin nicht Ihnen ähnlich ſehen?“

„Meinetwegen. Vielleicht habe ich mich gerächt, vielleicht brachte ich in dem Porträt meines Helden einige Züge an, die Ihnen ähnlich ſehen, Léon.“

„Ach, Cidaliſe, wenn ich das hoffen dürfte?“

„Sie dürfen es. Es iſt ſo mühſam, die Phantaſie anzuſtrengen, weit bequemer iſt es, die Wirklichkeit abzuſchreiben. Aber glauben Sie nicht, daß ich alles an Ihnen zu meinem Helden brauchen kann.

Es fehlen Ihnen einige Eigenſchaften, die ich Ihnen nothwendig beilegen muß, andere Vortrefflichkeiten an Ihrer Perſon muß ich wiederum weglaſſen, denn ſie ſagen mir nicht zu, und würden mein ganzes Gedicht verderben.“

„Welche ſind dieſe?“ fragte Léon, „und welche Eigenſchaften muß ich mir noch erwerben?“

„Nicht wahr, das möchten Sie wiſſen?“ rief Cidaliſe und ſah wie ein neckiſcher Kobold aus.

„Ach, das alles wird mich noch um meinen Verſtand bringen,“ ſeufzte Léon, und warf ſich unruhig in ſeinem Stuhl hin und her. Seine Wangen brannten fieberhaft und ſeine glänzenden Augen waren mit dem Ausdruck peinlichſter Spannung auf Cidaliſen geheftet.

„Sie haben für einen Helden zu wenig Muth,“ ſagte Cidaliſe.

„Wenn es das iſt,“ ſchrie Léon, indem er vom Stuhl aufſprang und Cidaliſe in ſeine Arme ſchloß — wenn es nur das iſt —“

„Halt,“ rief ſie mit Strenge, „ich meine nicht dieſe Gattung von Muth. Ich meine —“ ſie wollte ſich aus Léon's Armen befreien, aber es gelang ihr nur unvollkommen. Während deſſen wurde leiſe an der Thüre gepocht. Léon und Cidaliſe nahmen wieder ihre Plätze ein, und jedes ſchien eifrig mit Schreiben beſchäftigt, als der kleine ſchwarze Herr ſeinen Kopf in die Thür ſteckte und „hm! hm!“ rief.

„Wer iſt da?“ fragte Cidaliſe.

„Der Graf.“ Der Angemeldete trat gleich darauf ein, und bewillkommnete Léon mit einem leichten Lächeln. „Wie geht's?“ fragte er. „Haben Sie geſchwelgt, meine Theure, in den Schönheiten der Dichter? Allzuviel wäre Ihren Nerven nicht zuträglich. Nicht wahr, Sie erlauben, daß Herr Léon ſich etwas mit uns erholt?“

„Wenn Herr Léon der Erholung nach einer Unterhaltung mit mir bedarf?“ antwortete die Dame etwas empfindlich.

„So iſt's nicht gemeint, mein Engel. Sie mißverſtehen mich.“

„Nein, nein, ich habe Sie vollkommen verſtanden. Ihr abſcheuliches Spiel, Herr Graf.“

„Mein abſcheuliches Spiel! Uebrigens Herr Léon iſt ja nicht gezwungen; aber ich verſichre Sie, er ſpielt mit Leidenſchaft. Wenn er das nicht thäte, ſo —“

„Gewiß,“ entgegnete Léon, der den Blick des Grafen zu verſtehen glaubte, — „gewiß, ich ſpiele leidenſchaftlich. Iſt's gefällig? Sollen wir gehen? Ich brenne vor Verlangen, Ihnen einen empfindlichen Verluſt beizubringen.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Graf. „Nun hören Sie es?“ —

„Léon,“ rief Cidaliſe leiſe, indem er ihr Tuch aufhob. „Léon, Sie ſind nicht reich! Es iſt ein Opfer — bringen Sie es nicht! Verlaſſen Sie dieſes Haus. Wir wollen uns nicht wiederſehen.“ Ihre Stimme zitterte und ihrem Auge entfiel eine Thräne.

„Cidaliſe,“ entgegnete Léon eben ſo leiſe. „Welches Opfer wäre wohl zu groß, wenn ich mir damit einen Blick, ein Wort von Ihnen erkaufte?“

„Gehen Sie — bei jedem andern wäre es mir gleichgiltig!“ —

„Nun?“ rief der Graf, der unterdeſſen ſeinen Bart im Spiegel geordnet hatte.

Entſchuldigen Sie,“ entgegnete Léon, „ich fragte die Gräfin, ob ich morgen um dieſe Stunde wiederkommen dürfte —“

„Morgen? Verſteht ſich. Morgen, übermorgen;

jeden Tag, wenn Sie wollen!" ſagte der Graf, und er und Léon verließen das Zimmer. —

Ein Geſpräch im Kaffeehauſe.

Léon fand den Procurator zu einer verabredeten Stunde in der Hauptſtraße im eleganteſten Kaffeehauſe. Neben ihm ſaß ein Fremder, indem er nicht weniger als fünf Stühle zu gleicher Zeit einnahm; auf einem ſitzend, auf zweien die Füße ausſtreckend, auf dem Stuhl zur Linken ſeinen Hut, auf dem zur Rechten ſein Glas Punſch ſetzend. „Ach, ſehr erfreut Sie zu ſehen," rief der Procurator dem Eintretenden entgegen. „In der That, ich erwartete Sie ſchon lange. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund, den Doctor Flammer, vorſtelle. Herr Flammer, Herr Léon."

Der Mann auf den fünf Stühlen nickte behaglich, indem er dabei die Aſche von ſeiner Cigarre klopfte. „Herr Léon," fragte er endlich, „ſind Ihnen jemals Steinbutten mit einer Sauce von mit Butter gebrühtem Meerrettig vorgekommen? Antworten Sie ernſthaft, ich beſchwöre Sie, die Sache iſt von der größten Wichtigkeit. Ich ſage Ihnen nochmals: Steinbutten mit einer Meerrettigſauçe."

„Ich glaube ja," erwiederte Léon, der nicht wußte, was er auf dieſe Frage antworten ſollte.

„Junger Menſch," entgegnete der Doctor Flammer mit der Miene der äußerſten Geringſchätzung; „ich glaube Grund zu haben, an Ihren Kenntniſſen und an Ihrer Bildung zu zweifeln. Steinbutten mit Meerrettig!"

„Ich weiß wirklich nicht —" ſtammelte Léon.

„Aber ich weiß, mein Herr," rief der Doctor, indem eine heftige Röthe ſein Antlitz färbte, „ich weiß, daß ich nie etwas anderes Ihre Lippen berühren ſehen möchte, als Steinbutte mit Meerrettig. Ha, Steinbutte mit Meerrettig!"

Den Doctor Flammer ſchien bei dieſen Worten eine Art Starrkrampf zu erfaſſen, wenigſtens war er nicht mehr im Stande, den rechten Fuß auf dem dazu gehörigen Stuhl zu erhalten, und ließ ihn deshalb auf die Erde fallen, wo er auf die linke Fußzehe des Procurators traf.

„Sie ſind gefährlich in Ihrer Leidenſchaftlichkeit, Flammer,“ rief der Getroffene. Mäßigen Sie ſich, der Gegenſtand iſt durchaus nicht wichtig.“

„Und welcher iſt dann wichtig?“ entgegnete der Doctor, indem er den Procurator mit weit geöffneten Augen verwundert anblickte. „Ich ſage Ihnen, daß es ſich hier um eine ganz unſinnige Zuſammenſetzung handelt; daß noch Niemand, ſo lange die Welt ſteht, Steinbutte —“

„Schon gut,“ rief der Procurator. Flammer warf Léon einen Blick perſönlicher Beleidigung zu. Ein langer Herr, der einen grünen Regenſchirm unterm Arm hielt, trat hinzu. „Schon lange beiſammen?“ fragte er.

„Seit einem Stündchen.“

„Ha,“ rief der Fremde, „das iſt alſo ganz wie in Makbeth, wo die drei Schickſalsſchweſtern ausrufen: Im Sturm und Blitz und Regen kommen wir zuſammen.“

„Ich ſehe hier keine Aehnlichkeit,“ ſagte der Procurator trocken. „Es ſtürmt nicht, wir ſind keine Hexen, und wenn alles Uebrige auch wäre, ſo ſind wir unſerer vier und nicht drei.“

„So?“ entgegnete der Mann mit dem Regenſchirme. „Bei allem dem kann es doch einen Dichter gegeben haben, der in einem ſeiner Stücke vier Menſchen zuſammenkommen läßt, und zwar ohne daß es dabei regnet, blitzt oder ſtürmt. Dieſe Stelle würde alsdann diejenige ſein, auf die ich anſpielen wollte. Dieſes ſage ich ohne den mindeſten Anſchein von Pedanterie, und ohne auch nur von ferne die Abſicht zu haben, Ihnen eine Lehre geben zu wollen, Herr Procurator.“

„Sehr verbunden, Herr Pätkens!“ rief der Procurator einem ſchmächtigen Manne in ſchwarzer Kleidung zu: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier den Herrn Léon vorſtelle. Herr Léon, Herr Pätkens. Zwei Dichter.“

„Dagegen muß ich ſtreiten,“ rief Herr Pätkens, „ich habe nur einen einzigen Vers gemacht, und dieſer war auf einen Froſch unter einer Luftpumpe gerichtet, den ich ſterben ſah.“

„Eine rührende Situation!“ rief der Procurator.

„Das war ſie. Jeder Trauerſpieldichter ſollte ſeine Studien auf dieſe Weiſe machen. Es läßt ſich unglaublich viel dabei lernen. So lange der Froſch noch athmen konnte, war er einem Helden zu vergleichen, der immer noch einen tugendhaften Trotz gegen ſeine Umgebung behauptet, der ſeiner Geliebten widerſpricht, den Vater höhnt, einem geldgierigen Oheim Wahrheiten ſagt; aber das Schickſal pumpt, es entweicht die Luft, die dem Edelmuth und der Größe zum proſaiſchen Athemholen nöthig iſt, die tugendhaften Phraſen werden kürzer, die Perioden gerundeter, die Ausdrücke kraftvoller und gedrängter. Nun wieder etwas Luft, und neue Exceſſe der Tugend und Größe, die Pumpe arbeitet, und jene Exceſſe verſchwinden bis zu einem kaum merklichen Keuchen, Murmeln, Flüſtern und nach Luft ſchnappen. Endlich wird zum letzten Mal geſchröpft und der Held endet. Das Publicum hat ihn ſterben ſehen, und hat durchaus keinen Grund mit dem Froſch unter der Luftpumpe unzufrieden zu ſein."

„Ha, ha, Herr Pätkens," rief Doctor Flammer, „dieſe Erklärung iſt vollkommen genügend. Ich beſuche zwar nie das Theater, aber ich glaube, daß man dort Stücke giebt, die nach einem ähnlichen Recept zuſammengeſetzt ſind. Apropos Recept. Ich hoffe, Herr Pätkens, Sie werden nächſten Sonntag mein

Gaſt ſein. Sie ſämmtlich, meine Herren. Ich werde Ihnen eine Paſtete vorſetzen von Steinbutte mit Meerrettig, ha, ha, ha!"

Dieſer Ausfall war auf Léon gerichtet, der für gut fand, nicht darauf zu antworten. Die Herren nahmen die Einladung an, und der Mann mit dem grünen Regenſchirm ſagte, indem er eine begeiſterte Miene annahm: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, der Uebel größtes aber iſt die Schuld."

„Was ſoll das heißen?" fragte der Procurator.

„Herr Pätkens," erwiederte der Angeredete, „Sie ſind ein Dichter, erklären Sie doch dem Procurator, daß ich eben ein ſehr glückliches Citat aus einem unſerer größten Dichter angebracht habe."

„Will er vielleicht damit ſagen, daß ich Schulden habe?" murmelte Doctor Flammer vor ſich hin, indem er einen giftigen Blick auf den Regenſchirm-Mann that.

„Soll es vielleicht auf meinen ſchwächlichen Geſundheitszuſtand gehn?" flüſterte Pätkens.

„Erklären Sie ſich, Herr!" rief Flammer, „wollten Sie mir einen Hieb geben?" — „War damit auf meine Kolik oder meine Engbrüſtigkeit angeſpielt?" fragte Pätkens. „Reden Sie —"

„Mein Himmel," ſtöhnte der Angefahrene, indem er in der Beſtürzung ein Glas glühendheißen Punſches hinabſtürzte.

„Nun, mein Herr! alſo Sie geſtehen ein, daß Sie uns beleidigen wollten?" Doctor Flammer ließ hier wiederum das rechte Bein vom Stuhle fallen, und Herr Pätkens ſtieß mit ſeinem Stock heftig auf den Fußboden.

„Ich geſtehe nichts ein — nichts, als daß ich ein Citat angebracht habe, und wie mich dünkt, ein paſſendes."

„Ein ſehr unpaſſendes," riefen der Doctor und Pätkens, „wir erſuchen Sie, fürder keine Citate mehr anzubringen."

„Meinetwegen, ſagte der Geſcholtene. Er bezahlte ſeinen Punſch und entfernte ſich. Jedermann war darüber einig, daß der Mann mit dem grünen Regenſchirm ein höchſt boshafter, verſteckter Charakter ſei, der es liebe, Seitenhiebe zu ertheilen, und dem man nichts ungeſtraft hingehen laſſen dürfe.

Die beiden Andern entfernten ſich, und Léon blieb mit dem Procurator allein. „Wie geht's mit der Gräfin?“ fragte der letztere.

„Sie iſt ein himmliſches Weib,“ rief Léon; „ſie liebt mich.“

„Das glaube ich. Die Liebe iſt bei den Frauen ein und daſſelbe mit Zerſtreuung. Sie langweilte ſich und deshalb liebt ſie; aber geben Sie Acht, ſie wird ſich bald langweilen, weil ſie Sie liebt.“

Léon antwortete nicht, weil er ſich über dieſe Worte ärgerte, und dieſen Aerger doch nicht eingeſtehen wollte. Sie verließen beide das Kaffeehaus und gelangten nach einem kleinen Gange in einen der öffentlichen Gärten. Es gab hier eine zahlreiche Maſſe von Spaziergängern, die auf und nieder wogten. Léon ſah ſich mit einem aufmerkſamen Blicke um; denn er glaubte unter jedem Strohhut Cidaliſen zu erblicken. Jede verlebte elegante Geſtalt ſchien ihm der Graf, der das liebenswürdigſte Weib mit ſich am Arme ſchleppte. Aber er täuſchte ſich, Cidaliſe war nicht da. Außerdem gab es aber Tauſende von Geſichtern, die vielleicht nicht minder werth geweſen wären, das Auge eines jungen Mannes von dem brauſenden und poetiſchen Charakter Léon's anzuziehen.

Es gab da Köpfchen mit Tituslocken und andere mit langen Magdalenenlocken, Nacken und Hälſe mit Gazeſhawls, und andere ohne Gazeſhawls, die aber beſſer daran gethan hätten, welche umzulegen. Junge Herren fuhren vorbei auf ſehr ſtark ſtoßenden Tylburys, an der Seite kleine Jokeys mit ſich führend, die in allen Farben des Regenbogens glänzten und mit kleinen Silberknöpfchen candirt waren. Andere Elegants ſuchten mit großer Geſchicklichkeit ſich auf dem Pferde zu halten, ohne dabei den Hut, der ihnen auf dem rechten Backenbart ſaß, zu verlieren. Weniger vom Glück begünſtigte Stutzer, die weder Tylburys noch Reitpferde hatten, erregten durch ungeheure geſteifte Halsbinden Aufſehen, oder durch Stockknöpfe, die die Größe von kleinen Kinderköpfen hatten. Alles dieſes war unſtreitig ungemein geſchmackvoll und ganz beſonders beluſtigend. Nur ſchade, daß Léon zu zerſtreut war, um auf dieſes Schauſpiel zu achten, und der Procurator alle Eitelkeiten dieſer Welt ſo ſehr verachtete, daß er ſich nicht die Mühe gab, auch nur einen Blick auf die bunte Menge um ſich zu richten.

Der Procurator führt Léon in eine Familie ein, in der ſich nur ein einziges intereſſantes Mitglied findet.

„Kommen Sie,“ ſagte der Procurator zu ſeinem jungen Begleiter, „ſetzen wir uns auf dieſe Bank. Wir ſind hier etwas aus dem Bereich des Gedränges. Nun ſagen Sie mir, finden Sie, daß Eidaliſe wirklich den Geiſt hat, den man ihr zuſchreibt?“

„Aufrichtig geſtanden,“ entgegnete Léon erröthend, „ſie hat — Doch es iſt beſſer, daß ich mit Ihnen nicht davon ſpreche.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil Sie ohnedies an keine Vollkommenheit glauben, am wenigſten an die einer Frau.“

„Ha, ha! weil ich kein Schwärmer bin, und nicht auf's Wort der Poeten ſchwöre?“

„Allerdings deshalb,“ rief Léon mit Wärme. „Kann der wohl in die Seele eines edlen Weibes blicken, der mit dem Dichter nicht empfindet? nicht an die Ideale glaubt, die uns der reine und hohe Sinn des Gottgeweihten aufſchließt? Mit Ihnen kann ich nicht über Frauen reden.“

„Sie ſind ein thörichter Knabe,“ ſagte der Procurator, indem er eine Priſe nahm. „Gerade mit mir können Sie es: Ich kenne das Leben, und da die Frauen mit zu dem Leben gehören, ſo kenne ich auch die Frauen.“

„Aber iſt es erfreulich, ſie ſo zu kennen, wie Sie?“

„Das iſt eine andere Frage,“ ſagte der Procurator. „Ich gebe Ihnen Recht, daß, wenn es uns gelänge, uns ohne Aufhören in einer gewiſſen angenehmen Täuſchung zu erhalten, dieſes Spiel weit reizender wäre, als das Einſammeln der nüchternen Reſultate der Erfahrung.“

„Da wir alſo nicht ewig träumen können, ſo wäre es beſſer, alle Träume zu verbannen?“ fragte Léon.

„Ich ſehe nicht ein, daß wir, wenn wir dieſes thäten, bedeutend verlören. Die Illuſion hat das Gehäſſige, daß ſie unſer Blut in Wallung bringt, unſern Verſtand taumelnd macht, und uns zu Narren unſerer Einbildungskraft umſchafft. Eine ſolche Tyrannei würde ich nie erlauben, daß Andere ſie gegen mich ausüben, und ich ſollte der Thor ſein, ſie gegen mich ſelbſt in Anwendung zu bringen?“

„Wenn Sie es verhindern könnten?“

„Ich kann es. Mit Hilfe eines mit Wein gemiſchten Glaſes Waſſer, einer einfachen Koſt, einer weiten, nirgends preſſenden Kleidung und mit drei philoſophiſchen Spaziergängen täglich löſe ich das Problem.“

„Sollen wir in dieſen Pavillon treten?“ fragte Léon, der Luſt bezeigte, dieſes Geſpräch abzubrechen.

„Recht gern,“ entgegnete der Procurator. Sie ſetzten ſich an einen Tiſch und beobachteten eine Geſellſchaft, die nicht weit von ihnen ein Frühſtück verzehrte. Eine corpulente Frau in einer lichtbraunen Perrücke ſaß am obern Ende des Tiſches. Sie ſchwitzte, an beiden fetten gerötheten Wangen lagen Büſchel von rothem Band in einem dicken Wulſt von Florſpitzen, und ſahen den zottigen Ohren eines Jagdhundes nicht unähnlich. Ihr zur Seite ſaßen zwei häßliche kleine Mädchen, deren blonde Haarzöpfe in die nämliche Farbe von Band gewickelt waren, wie die Mutter es an der Haube trug. Eine magere Frau mit einem bleichen übelwollenden Geſichte ſaß einem kleinen Herrn zur Rechten, der eine hohe Halsbinde und eine ſchwarze gekräuſelte Perrücke trug.

Am Ende des Tiſches, etwas abwärts gewendet, ſtützte ſich eine junge Perſon auf ihren Arm, die in dieſer nachdenkenden Stellung recht hübſch war, und von der man bedauern mußte, daß ſie den Entſchluß gefaßt zu haben ſchien, das Auge während des ganzen Mahles nicht ein einziges Mal aufzuſchlagen. Dieſer Entſchluß wurde vielleicht durch die Zudringlichkeiten eines langen, rothköpfigen jungen Mannes bedingt, der ihr zur Linken ſaß und die Tiſchgeſellſchaft mit ſeinen Scherzen unterhielt.

„Sie ſind ſehr ſpaßhaft, Herr Peterſon,“ rief die dicke Dame; „es iſt ein Vergnügen mit Ihnen zu Mittag zu eſſen; wollen Sie nicht noch etwas von dieſem Braten?“

„Unmöglich, Madame Samuel,“ erwiederte der Rothe. „Ich muß Ihnen bemerken, daß ich keinen geliehenen Magen habe.“

„Ha, ha, ha, ein geliehener Magen! Ich denke, dieſer Einfall iſt ſüperbe. Warum eſſen Sie nicht, Mamſell Joſephine? Wollen Sie immer wie ein Bild daſitzen! Ich verſichere Sie, Sie verurſachen mir Kopfweh durch Ihren Anblick.“

„Aber mein Gott, mein Schatz,“ nahm der kleine

Mann in der gekräuſelten ſchwarzen Perrücke das Wort; „wenn Mademoiſelle nun nicht eſſen will, wirſt Du ſie zwingen?“

„Herr Samuel!“ rief die Dame.

„Ich finde ohnedies, daß Mademoiſelle ſich heute über Dich beklagen kann. Ja, das finde ich. Dein Betragen gegen ſie, mein Schatz, — ich ſage, Dein Betragen.“

„Herr Samuel!“ rief die Dame, ſchon um einen Anſatz kreiſchender.

„Sein Sie ruhig, Herr Samuel,“ ſagte die Dame mit dem übelwollenden Geſicht. „Agitiren Sie Ihre Frau nicht, ihr iſt unwohl.“

„Gut, gut, Mademoiſelle Joſephine. Blicken Sie nur auf; Sie ſind ein zartes Weſen. Wenn wir nach Hauſe gehen, werde ich Ihnen den Arm geben. Ich, hören Sie?“

„Wie war das?“ rief Madame Samuel.

„Still, ſage ich Ihnen,“ flüſterte die Uebelwollende, indem ſie ihrem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen gab. Aber Madame Samuel ſchob ihren Teller mit Braten heftig von ſich, legte ſich im Stuhl zurück und rief in dem Ton der tiefſten Kränkung, des bitterſten Leids: „So wird einem denn jede Freude verdorben! Ich ſoll nie froh, ich ſoll nie heiter ſein!“

Dieſe Worte waren in einem Tone geſprochen, der offenbar dazu berechnet war, die Herzen aller Anweſenden erſtarren zu machen. Die beiden kleinen Samuel fingen zu gleicher Zeit laut zu weinen an. Die Uebelwollende und Herr Peterſon beeilten ſich, die Erſtere ein Glas Waſſer zu füllen, der Zweite, den Zipfel ſeines Taſchentuchs mit Eſſig zu befeuchten, um es der Dame unter die Naſe zu halten.

„Ich meinte es nicht ſo ſchlimm,“ murmelte Herr Samuel.

„Er meinte es nicht ſchlimm!“ wiederholte Madame Samuel mit Schluchzen. „Haben Sie wohl, liebe Bernhard, einen Mann geſehen, der es ſo darauf anſetzt, das weibliche Zartgefühl mit Füßen zu treten? Gehen Sie mir aus den Augen, Herr Samuel.“

„Ja, Herr Samuel,“ ſagte die Uebelwollende; „es wird jedenfalls paſſend ſein, wenn Sie ſich dort an jenes Tiſchchen ſetzen. Man wird Ihnen Ihr Eſſen dorthin bringen.“

„Gut, ich gehe ſchon.“ Er entfernte ſich demüthig, und bald darauf erholte ſich Madame wieder von ihrem Anfall und ging wieder rüſtig daran, den Braten auf ihrem Teller verſchwinden zu machen.

Madame Samuel konnte es ihrem Manne nicht vergeben, daß er Eigenthümer einer Kattunfabrik war; ſie pflegte oft zu ſagen, daß dieſer Umſtand an ihrem Leben nage. Die Freunde der Dame wußten, daß die ſchlechten Sitten und die niedrigen Bekanntſchaften des Herrn Samuel Schuld daran waren, daß das Nervenſyſtem ſeiner Frau nie recht in Ordnung kam. Dieſes Nervenſyſtem war ohne Zweifel von einer ſehr merkwürdigen Beſchaffenheit, es war gegen gewiſſe Eindrücke ſo abgeſtumpft und gegen andere wieder ſo reizbar, daß Herr Samuel, wenn er über dieſe wechſelnden Erſcheinungen nachſann, auf den Gedanken kam, ſeine Frau ſei mit einem natürlichen Widerwillen gegen Kattun und gegen Gelderwerb auf die Welt gekommen; da er aber dieſe beiden Dinge ſchwärmeriſch liebte, ſo hielt er es für's Beſte, indem keine Vereinigung der verſchiedenen Denkungsarten möglich war, daß Jeder ſeinen Weg für ſich ging.

Die Ruhe am Tiſch wurde durch die Lebhaftigkeit der beiden Töchter Samuel's plötzlich wieder geſtört.

Eine dieſer liebenswürdigen jugendlichen Schönheiten hatte das Salzfaß ergriffen und es auf den Kuchenteller ihrer Schweſter ausgeſchüttet. Dieſer gelungene Scherz wurde mit dem Wurf einer Semmel erwiedert, die der Angreiferin gegen die Stirne fuhr und eine Beule nachließ. Beide Partheien brachen ſofort in einen Zeter aus. Madame Samuel legte ſich wiederum zurück, und die Uebelwollende theilte mit Herrn Peterſon das Geſchäft, die weiblichen kleinen Hoffnungen, die ſich einander in die Haare fallen wollten, auseinander zu halten. Dieſes wurde auf dem einfachen Wege bewirkt, indem man ſich ihrer Zöpfe bemächtigte, und ſie an die Stuhllehnen band.

„Adeline hat nicht angefangen,“ rief der Rothköpfige; „ich dulde es nicht, daß man auf mein engelhübſches Püppchen nur den kleinſten Vorwurf bringt. Nicht wahr, Adeline? kleiner ſanfter Engel!“

Adeline zauſ'te den Bart des Herrn Peterſon, polterte mit den Füßen an den Tiſch, warf einen Teller auf den Boden und ſchrie: „Ich nicht!“

„Ich auch nicht,“ rief Chlotilde und machte wo möglich noch ein ärgeres Gepolter.“

„Gott, daß ich das erleben muß!“ ſeufzte Madame Samuel.

„Gut, gut, ihr kleinen hübſchen Taugenichtſe!“ rief Frau Bernhard. „Keine hat angefangen. Mademoiſelle Joſephine war allein ſchuld.“

„Ich?“ rief die junge ſchweigſame Dame am Ende des Tiſches.

„Ja, Sie!“ entgegnete Madame Samuel mit kreiſchender Stimme. „Nur kein Wort weiter.“

„Wenn Du ruhig biſt, Engel,“ flüſterte Herr Peterſon zu Adelinen, „ſo verſpreche ich Dir, Du ſollſt einen ſo hübſchen Mann bekommen, wie jener Officier, der da eben vorbeireitet.“

„Den will ich nicht,“ rief Mademoiſelle Adeline; „der hat krumme Beine.“

Dieſe naive Bemerkung rief augenblicklich die entſchwundene Heiterkeit wieder herbei. Die Uebelwollende ſchlug ein ſo lautes Gelächter auf, daß ſie wie im Schreck darüber plötzlich verſtummte und eine Viertelſtunde anhaltend ein ſo verdrießliches Schweigen beobachtete, wie man es noch nie bei ihr geſehen hatte. Der Procurator und Léon benutzten dieſe Pauſe, um ſich dem Tiſch zu nähern. Madame

Samuel war über dieſen Beſuch entzückt. Sie blickte ſich um und murmelte: „Da ſitzt er nun! Anſtatt herzukommen, um ſich uns anzuſchließen und die Herren zu begrüßen, hält er ſich in der Ferne. Herr Samuel, Herr Samuel!“

„Da bin ich, mein Schatz.“

„So kommen Sie doch, Herr Samuel, hier iſt der Procurator nebſt noch einem Herrn.“

„Sie haben ſelbſt gewollt, daß ich fortgehe, mein Schatz,“ flüſterte er ihr zu. „Still, Sie verſtehen auch alles falſch. — Guten Tag, meine Herren, ſehr viel Ehre, ſehr viel Vergnügen! Darf ich nicht bitten, Ihre Hüte abzulegen?“

„Ich weiß nicht, Herr Samuel,“ begann Madame mit einer ſanften, ſchmachtenden Stimme; „ich weiß nicht, ob es gerade Sitte iſt, ich wollte ſagen, ob es feine Sitte iſt, den Herren die Hüte abzufordern.“

„Aber ſie können's doch nicht auf dem Kopf behalten?“ erwiederte Herr Samuel in einiger Entrüſtung. „Du ſiehſt, mein Schatz, ſie haben ſie abgenommen, und es muß ihnen beſchwerlich ſein, die elenden Filztrichter in der Hand zu halten.“

„Elende Filztrichter! O Gott! Ich bitte ſehr, dieſen Ausdruck nicht übelzudeuten, meine Herren. Ich hätte dieſes Wort nie ausgeſprochen. Ich niemals.“

„Aber ich — und ich ſehe in der That nicht ein, was darin Beleidigendes liegt.“

„Sie ſehen es nicht ein!“ rief die Dame und zuckte die Achſeln. „Herr Léon, ſind Sie derſelbe, wenn ich fragen darf, der die kleinen gelb eingebundenen Bücher geſchrieben hat, die in der Leſebibliothek ſtehen?“

„Ich, Madame?“ ſagte Léon mit einiger Verlegenheit — „ja, es könnte wohl ſein.“

„Hm!“ rief Frau Samuel, „alſo ein Schriftſteller. Dieſes Talent,“ fügte ſie mit einem leichten Kopfſchütteln und nach einer Pauſe Nachdenkens hinzu, „dieſes Talent iſt in meiner Familie nicht einheimiſch. Dafür aber malt meine Tochter. Chlotilde, mach' dem Herrn eine Verbeugung.“

„Ob ſie malt!“ rief der rothköpfige Jüngling. „Sie malt himmliſch!“

„Himmliſch? das iſt zu viel, Herr Peterſon. Ich wüßte in der That keinen Künſtler, von dem ich urtheilen möchte, daß er himmliſch male. Das Kind malt vortrefflich, damit iſt genug geſagt. Du brauchſt nicht zu erröthen, Chlotildchen."

Chlotilde vergalt dieſes Compliment mit einem Fauſtſchlag, während Adeline ihrer Zunge die höchſtmögliche Freiheit geſtattete, und ſie weit aus dem Halſe hervorſtreckte. „Ach, mein Kind," rief die Dame, „welch ein Einfall! Ich wollte eben dem Herrn ſagen, daß Du beſtimmt biſt, eine Bildhauerin zu werden."

„Eine Bildhauerin?" fragte Léon verwundert.

„Ja," entgegnete Madame Samuel. „Alle übrigen Künſte ſind ſchon zu alltäglich geworden. Wo man hinblickt, werden ſie ausgeübt. Man kann ſich vor den Virtuoſen auf der Violine, auf dem Piano, auf der Harfe gar nicht mehr retten. Wo man hintritt, begegnet man einem Talent, ſei es für die Poeſie, ſei es für die Muſik, ſei es für die Malerei. Dieſer ewige Dilettantismus, der immer dieſelbe Richtung nimmt, ermüdet zuletzt. Die Bildhauerei iſt noch etwas Neues."

„Und wer unterrichtet ſie?" fragte Léon.

„Dort, eine Verwandte meines Mannes, Mademoiſelle Joſephine. Mein Himmel, Mademoiſelle, es wird Zeit ſein, daß Sie Ihre Blicke auch einmal aufſchlagen.“ —

„Ja, Madmoiſelle, es wird wahrlich Zeit ſein!“ ſetzte Léon mit großer Leidenſchaftlichkeit hinzu, die bei Madame Samuel ein verächtliches Naſenrümpfen hervorrief. Die eingeſchüchterte Joſephine erhob ihre Blicke und ließ ſie — welch ein unerwartetes und nicht zu hoffendes Glück! — auf Léon ruhen. Aber dieſer ſelige Moment war auch im Nu wieder vorüber, und wieder waren die langen ſchwarzen Wimpern geſenkt, wieder fielen die dunkeln Locken auf die Bruſt herab, und wieder verkürzte ſich das hübſche Geſicht, ſo daß man nichts, als die hohe reine Stirne und die zartgeformte Naſe ſah. Dieſes Mißgeſchick war für Léon äußerſt empfindlich; er ſuchte es auf alle mögliche Weiſe zu bannen, indem er immer wieder das Geſpräch auf die Bildhauerei lenkte, allein die Künſtlerin fand es nicht für gut, oder nicht der Mühe werth, noch einmal aufzublicken. Der Procurator und Léon empfahlen ſich der Familie des Herrn Samuel, und empfingen die aufrichtige Verſicherung, daß dieſe Stunde unauslöſchlich im Andenken der Madame Samuel haften werde. Ohne

Zweifel eine Auszeichnung, auf die weder der Procurator noch Léon ſich gefaßt gemacht hatten.

Zum erſten Mal träumte Léon nicht mehr von Cidaliſen, ſondern jene ſanften, hellbraunen Augen Joſephinens nahmen die Stelle der dunkeln, beweglichen und verführeriſchen Sterne ein, die ihm bis jetzt geleuchtet hatten. Das Studium der Frauencharaktere iſt ein ſehr verfängliches.

Eine Schüſſel mit in Wein gekochter Semmelſchnitten.

Léon hatte ſchon vier Monate Cidaliſen beſucht. Es war ein Wechſel der Jahreszeit inzwiſchen eingetreten, und das war ein unerhörtes Beiſpiel für die Dame, die in ihren Leidenſchaften, was die Ausdauer anbetrifft, es bis jetzt nur auf den Wechſel von Tageszeiten, höchſtens von Wochen gebracht hatte. Léon hatte die Einkünfte des Goldes des wohlthätigen Zwerges vier Monden lang auf dem grünen Hausaltar des hochachtbaren, vom Glück ſo entſchieden begünſtigten Hausherrn geopfert. Dieſe kleine Revenüe erheiterte den edlen Grafen ſo ſehr, daß er auf die liebenswürdigſte Art in Zerſtreuung verfiel, und es nie bemerkte, wenn und wo die Gräfin und Léon den Childe Harold laſen.

Eines Abends ſaßen ſie wieder am Kamin zuſammen. Die Gräfin hatte wieder die Kaminzange in der Hand und kniff damit leiſe in die Ohren ihres Schooshundes, Léon las wieder Verſe und machte zum hundertſten Male die Bemerkung, daß Niemand erhabenere Gedanken habe, als Lord Byron, und Niemand ſie zugleich ſo energiſch und mit ſo wenigen Worten auszudrücken verſtehe. Die Gräfin, die es längſt aufgegeben hatte, Byron zu übertreffen, fand dieſes Lob ſchon zu oft dageweſen, und drückte ihren Unwillen durch ein leiſes Gähnen aus, und als dieſes den leidenſchaftlichen Gang der Recitation nicht hemmen wollte, kniff ſie den Hund ſo herzhaft in's Ohr, daß er laut aufſchrie, und Léon das Buch fallen ließ.

„Was iſt Dir, mein theurer Léon?“ ſagte die Dame mit dem ſchmeichelndſten Tone, indem ſie ihre Hand auf ſeine Schulter legte.

„Es ſchien mir,“ entgegnete Léon verwundert, „als wollteſt Du mit Abſicht mich unterbrechen.“

„Aber welch' ein Gedanke!“ rief Cidaliſe und ſchlug die Hände zuſammen. „Ich Dich unterbrechen? ich, die keine größere Wonne kennt, als Dich anzuhören, mein kleiner Dichter. Ich? —“

„Nun, ſo wollen wir wieder fortfahren.“

„Das wollen wir.“

Léon las eine Stunde ungeſtört fort, am Ende derſelben konnte es Cidaliſe nicht länger aushalten und warf die Zange gegen die Kaminwand.

Léon legte das Buch auf's Knie und blickte ſeine ſchöne Gebieterin voll Schmerz an.

„Wiſſen Sie auch,“ ſagte die Gräfin plötzlich ſehr munter, „daß man mich durch nichts mehr ennüyirt, als durch Verſe?“

„Aber Cidaliſe!“

„Ja, theurer Léon. Sie kommen und leſen mir immer vor; dadurch werden Sie mich noch tödten. Oder dadurch wirſt Du mich noch tödten.“ Sie blickte ihm lachend in's Auge. „Haſt Du mich verſtanden?“

„Vollkommen,“ ſeufzte Léon. „So iſt alſo mein ſchöner Traum dahin.“

„Welch' ein Traum?“ fragte Cidaliſe neugierig, indem ſie ſich ſchnell aus den Polſtern ihres Stuhles aufrichtete. „Haben Sie heute Nacht etwas Beſonderes geträumt? Ich höre ſo gerne Traumgeſchichten.“

„Ja,“ entgegnete Léon; „mir träumte, ich ſähe ein ſchönes Weib, ſchön wie ein Raphael'ſcher Engel; ja gewiß ſo ſchön und noch ſchöner. Wie ich ſie umarmen wollte, zerfloß ſie in Duft und Nebel.“

Cidaliſe legte ſich ruhig in ihren Polſter zurück, indem ſie ſagte: „Das iſt eine Allegorie. Es thut mir leid, daß ich ſo ſchläfrig bin, ſonſt würde ich mir Mühe geben, ihren verborgenen Sinn zu entſchleiern.“

Léon richtete einen Blick des Vorwurfs auf Cidaliſen, und ſie erwiederte dieſen Blick mit einem nichtsſagenden Lächeln. Beide ſchwiegen, und es entſtand eine lange Pauſe, während welcher Léon ſehr heftig ſein Buch zuſchlug, und Cidaliſe die Augen ſchloß.

Der Procurator und die dicke Danaë traten ein. Sie ſetzten ſich Beide an den Kamin und blickten einander mit boshaftem Lächeln an. Wir ſtören hier ein tête-à-tête,“ flüſterte der Procurator halblaut.

„In dem Fall müſſen wir um Entſchuldigung bitten," erwiederte Danaë. „Geben Sie mir den Arm, Herr Procurator, wir wollen uns wieder entfernen."

„Ich ſehe hiervon den Grund nicht ein," ſagte Cidaliſe in einem matten, verdrießlichen Tone.

„So laſſen Sie uns bleiben," rief der Procurator Danaën zu. „Wir haben bewieſen, daß unſer Zartgefühl ein ſehr auserleſenes und feines iſt. Weiter lag uns keine Verbindlichkeit ob. Herr Léon, haben Sie wieder mit der Gräfin Verſe gemacht?"

„Nein, Herr Procurator."

„Das wundert mich, ich glaubte in den Mienen unſerer Dame eine gewiſſe poetiſche Erſchöpfung zu leſen, und ſchrieb das Ihrem anhaltenden Eifer für die Verskunſt zu."

„Sie irren," bemerkte Danaë; „ich will darauf eine Wette eingehen, daß ſie ſich gelangweilt hat, bevor wir in's Zimmer traten."

„Alſo in dem tête-à-tête?"

„Ja. Ich wette fünf Louisd'or, daß ſie mir nicht widerſprechen wird."

„Gut, ich nehme die Wette an, und behaupte, daß ſie es thun wird." —

Sie ſahen ſich wieder mit boshaften Blicken an, und Eidaliſe erröthete. „Nun,“ rief der Procurator, „ſo ſprechen Sie. Wollen Sie, daß ich fünf Louisd'or einbüße?“

„Wollen Sie, daß ich ſie einbüße?“ rief Danaë.

„Allerdings,“ rief Eidaliſe. „Zur Strafe, daß Sie mich zum Gegenſtand einer Wette machen, ſollen Sie dieſe verlieren. Ich habe mich nicht gelangweilt, bevor Sie kamen.“

Danaë ſchüttelte den Kopf und warf einen forſchenden Blick auf Léon, deſſen Miene weder Unwillen noch Ueberraſchung ausdrückte, und der die ganze Verhandlung, die eben beendigt worden war, gar nicht beachtet zu haben ſchien. „Ich weiß mir nicht zu helfen,“ murmelte ſie; „allem Anſchein nach hätte ich gewinnen müſſen.“

„Ein tête-à-tête liegt außerhalb Ihrer und meiner Erfahrung,“ bemerkte der Procurator; „wir wagten Beide gleichviel, indem wir uns zu Schiedsrichtern über den Grad von Aufregung und Gefühl bei ſolchen Zuſammenkünften aufwerfen.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Danaë, und nahm eine Priſe; „obgleich es mich nicht ganz höflich dünkt, daß Sie dieſe Bemerkung machen. Ich ſchlage eine Parthie Whiſt vor.“

„Die ich annehme,“ antwortete Cidaliſe.

Die Geſellſchaft ließ ſich am Whiſttiſche nieder. Léon in fortwährender Zerſtreuung, Cidaliſe verſtimmt, ob mit oder ohne Grund, war nicht zu ermitteln. Der Procurator in ſeiner gewöhnlichen Laune, und nur Danaë in einiger Aufregung durch ein Glas Punſch und die verlorene Wette. Während der einen Hälfte des Spiels zankte ſie, während der andern ſang ſie, oder ſummte vielmehr kleine Operarien. „Das iſt der König,“ rief ſie Cidaliſen zu, die gedankenlos die Karte mit ihrer Lorgnette betrachtete, „das Spiel iſt unſer. Wie viel Rubber haben wir, Procurator?“

„Drei“ —

„Sollen wir noch einen vierten machen? Wir haben vielleicht ſchon zu lange geſtört?“ erwiederte der Procurator, indem er einen Seitenblick auf Léon und Cidaliſen warf.

„Nein, durchaus nicht!“ rief die Letztere. „Wir wollen den Rubber beginnen. Léon, geben Sie die Karten.“

„Ihre Hand zittert," flüſterte Danaë ihm zu. „Geſtehen Sie, daß Sie vor Verdruß ſterben möchten, daß Sie uns nicht aus dem Zimmer treiben können?"

„Sie irren," entgegnete Léon.

„Ich irre nicht," rief die Dame, die ſich vorgenommen, für den Verluſt ihrer fünf Louisd'or, ſich durch unzarte Späßchen zu rächen.

„Ich habe eine Karte zu viel erhalten," rief der Procurator.

„Und ich eine zu wenig," bemerkte Cidaliſe. „Da haben Sie dieſe," rief der Procurator. „Sie ſehen, es iſt ein Herz; geſtatten Sie, daß es das meinige iſt."

„Was ſagen Sie dazu, Léon?" rief Danaë. „Cidaliſe nimmt ein fremdes Herz in Empfang; das erregt nicht Ihre Eiferſucht? Mein Gott, ſo weit ich die Liebe kenne —"

„Ich ſagte Ihnen ſchon, daß Sie ſie nicht kennen," — fiel der Procurator ein, und ſchnitt dadurch Léon's Antwort ab, die, nach der Röthe, die ſeine Wangen färbte, zu urtheilen, eine ſehr leidenſchaftliche geworden wäre.

„Ich meine ich habe dennoch meine Wette gewonnen, wenn gewiſſe Perſonen nur aufrichtig ſein wollten,“ murmelte Danaë. „Aber Alles das kann mir ſehr gleichgiltig ſein. Ich habe mich nie im Leben damit abgegeben, weder eine Ehe noch eine Liebſchaft zu trennen. Meinetwegen kann man die Treue bis dicht an die Grenze des Abgeſchmackten treiben. Meine Sache jedoch wäre es nicht. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich es ſehr angemeſſen finden würde, wenn man geſtände, daß man aufgehört hat, einer für den andern zu leben.“

„Was ſagten Sie?“ rief Cidaliſe zerſtreut.

„Ich ſagte, daß man nie verlegen ſein muß zurückzugehen, wenn man nicht mehr Luſt hat vorwärts zu gehen.“

„Das iſt ſehr wahr,“ bemerkte Cidaliſe.

„Ja, das iſt allerdings ſehr wahr,“ ſagte Léon.

„Auch ich finde das ſehr wahr,“ bemerkte der Procurator. „Befehlen Sie nicht etwas von dieſem leichten Souper,“ ſetzte er hinzu, indem er einem Diener den Teller abnahm und ihn Cidaliſen reich[illegible]

„Nein, entgegnete dieſe, und wandte ſich unwillig ab. „Ich ſoupire niemals.“

„Sie ſoupiren niemals?" wiederholte Danaë, „und ich wette, vor unſerm Eintritt in's Zimmer haben Sie die Hälfte einer ſtarken Portion Semmelſchnitten in Wein gekocht gegeſſen. Ha, ha, ha!"

„Sie wollen ſchon wieder wetten!" rief der Procurator drohend.

„Dieſes Mal bin ich meiner Sache gewiß," ſagte die dicke Dame, und brachte triumphirend unter einem verhangenen Tiſchchen eine ſilberne Schüſſel mit dem Reſt der Semmelſchnitten hervor.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Cidaliſe die Schwachheit hätte, nicht eingeſtehen zu wollen, daß ſie wie andere Sterbliche hier und da Nahrung zu ſich nahm; dieſer boshafte Streich der dicken Dame traf daher die empfindlichſte Stelle ihrer Eitelkeit. Es entging ihr nicht, daß Léon beim Erblicken der ſilbernen Schüſſel lächelte, und daß er gewiſſe Blicke mit dem Procurator wechſelte. Von dieſem Augenblicke an fühlte ſie nichts mehr für ihn, als eine gewiſſe an Verachtung grenzende Gleichgiltigkeit, und ſie gab ſich keine Mühe, dieſe zu verſtecken.

Léon und Cidaliſe ſahen ſich zum letzten Mal; ein Umſtand, der von Niemand aufrichtiger beklagt wurde, als vom Grafen, der dazu ſeine Gründe hatte. Als Léon die Thür des Cabinets ſchloß, um ſie nie wieder zu öffnen, fand er wie immer im Vorzimmer den kleinen ſchwarzen Mann, der wiederum nichts weiter ſagte als: „hm, hm!“ —

Eine Dame mit einem gelben Turban betritt den Schauplatz der Geſchichte.

Die Erfahrung, die Léon an Cidaliſen gemacht hatte, war ohne Zweifel eine bittere. Er hatte ſich getäuſcht, und zum erſten Male mußte er dieſes eingeſtehen. Da er früher nur mit den Geſchöpfen ſeiner Einbildungskraft verkehrt hatte, und jeder dieſer Dichter Mittel hat, dieſe Püppchen ſo treu und ſo gehorſam, ſo conſequent und ſo ausdauernd zu machen, wie er nur immer Luſt hat, ſo wunderte er ſich nicht wenig, als dieſes in der Wirklichkeit ihm nicht gelingen wollte. Er hatte Cidaliſen für [illegible] reizendes, poetiſches Weſen gehalten, er hatte ihre Entzückungen für unabweisliche Documente der ſchönen Erregſamkeit ihrer Seele gehalten, und jetzt mußte er eingeſtehen, daß Cidaliſe nichts mehr und nichts weniger war, als eine elegante Dame mit einem kleinen Anſtrich von Libertinage. Nie hätte er gewagt, eine ſolche Frau in einem ſeiner Romane anzubringen; dort waren ſie alle entweder ſehr tugendhaft, oder mit ſo abſchreckenden Laſtern behaftet, daß man in gehöriger Entfernung ſchon ſie für das erkannte, was ſie waren.

Dieſe betrübende Erfahrung verſtimmte ihn ſo ſehr, daß er mehre Tage ſich eingeſchloſſen hielt, dann aber wieder ausging, um in zerſtreuter und mißmuthiger Laune einen Spaziergang zu machen. Er wanderte in eine entlegene Vorſtadtſtraße, blieb öfters ſtehen, und erregte ein bedenkliches Kopfſchütteln bei einigen ernſthaften Leuten, die vor der Thüre ihrer niedrigen Wohnungen ſtanden, um friſche Luft zu ſchöpfen. Während der Roman mit Cidaliſen im Gange war, hatte er nicht daran gedacht, ſeine äußern Verhältniſſe nach dem Maaßſtabe ſeines jetzigen Vermögenzuſtandes glänzender zu geſtalten, auch hätte es ihm an Geld gefehlt; jetzt, da er nicht mehr zu ſpielen und dabei zu verlieren brauchte, dachte er zum erſten Mal ernſtlich daran, ſich eine hübſche Wohnung auszuſuchen. Er ließ die ihm gegenüber liegenden Häuſer eine Muſterung paſſiren, aber ſie erſchienen ihm dürftig und den Forderungen eines jungen Mannes, der achtzig uud einen Dukaten wöchentlich einzunehmen hat, ſehr wenig angemeſſen. Er blieb vor einem dieſer Häuſer ſtehen, das einen Balkon hatte, obgleich man von dieſem Balkon aus unmöglich etwas anderes ſehen konnte, als eine Gaſſe hinab, und auf den Theil eines ſehr ſchmutzigen Hühnerhofes, wo ein magerer Hahn und ein paar gelähmte Hühner umherſpazierten. Dieſer Balkon war offenbar eine Verhöhnung auf das arme Haus, eine Perſiflage aus Backſteinen, ein ewiger Vorwurf für die armen Bewohner, daß das Schickſal ſie beſtimmt hatte, in einer Straße zu wohnen, wo man keine Balkone nöthig hat. Das Haus trug dabei dieſen boshaften Schmerz ſo geduldig, es hatte ſo ganz den Anſchein angenommen, als wolle es durch ſeine in den andern Theilen dargelegte Demuth dieſe kleine Frivolität niederkämpfen, daß Léon unwillkührlich ein Intereſſe faßte, und ſo lange vor dem Hauſe mit dem Balkon ſtehen blieb, daß endlich deſſen Bewohner aufrühreriſch wurden und ſich an den Fenſtern zeigten. Eine alte Frau in einer großen Nachthaube blickte hervor, und bemerkte, daß wenn man zu ihr wolle, man an der fünften Schelle unten zu ziehen habe. Dieſe Einladung beſchloß Léon unbeachtet zu laſſen; allein gleich darauf erſchien an demſelben Fenſter, zur Seite der großen Nachthaube, ein Geſichtchen, deſſen Augen ihm nicht unbekannt waren, und die ſogleich ſeinen Entſchluß, den fünften Schellenzug unberührt zu laſſen, vernichteten. Er trat in's Haus und erſtieg vier Treppen mit einer Schnelligkeit, die ihn auf dem Abſatz der fünften erſt bedenken ließ, daß er hier nichts zu ſuchen habe, und daß ihn kein nur irgend denkbares Geſchäft zu der Dame mit der großen Haube führte. Mittlerweile ſtand dieſe ſelbſt vor ihm und öffnete die Thüre einer Dachkammer, in welche ſie Léon einzutreten nöthigte. Das Zimmer war mit wenigem Geräthe verſehen; aber es war reinlich und in zierlicher Ordnung gehalten. Auf dem Tiſche ſtand ein Frühſtück, mit dem die Bewohnerinnen eben beſchäftigt geweſen zu ſein ſchienen, als der Gaſt ſich meldete. Ein Knabe von ungefähr ſechs Jahren, der ein krankhaftes Ausſehen hatte, und dem der Kopf verbunden war, ſaß auf einem kleinen Stück Teppich auf dem Boden.

„Entſchuldigen Sie," ſagte die Alte nach vielen Complimenten; „aber es kommt mir vor, als wenn Sie zu meiner Tochter wollten?"

Léon murmelte, daß es auch ihm allerdings ſo vorkäme, und die alte rief: „Joſephine!" Das junge Mädchen, das wir ſchon in der Geſellſchaft des Herrn Samuel geſehen haben, trat herein.

„Führe doch den Herrn in Dein Atelier, mein Kind."

„In mein Atelier?" lächelte Joſephine und erröthete.

„Nun ja," rief die Alte, „in Dein Atelier. Ich glaube, daß er beabſichtigt eine Beſtellung zu machen," fügte ſie flüſternd hinzu, doch nicht ſo leiſe, daß Léon es nicht gehört hätte. „Allerdings will ich das, mein Fräulein," rief unſer Held lebhaft, der froh war, jetzt einen Grund ſeines eiligen Ueberfalls gefunden zu haben. „Mademoiſelle, die Sache iſt von Wichtigkeit."

„So treten Sie ein," entgegnete Joſephine mit einem höflichen Lächeln. Dieſer Aufforderung Genüge zu leiſten, war durchaus nicht leicht. In einem kleinen Raume von kaum ſechs Fuß im Quadrat lagen und ſtanden Gypsmodelle, ein Torſo, eine Anzahl Arme und Beine, ein Tiſch mit Geräthe und eine Maſſe naſſen Thons in der Fenſterecke aufgehäuft. An den Wänden hingen Reliefs und einzelne Studien auf gelblichem Papier gezeichnet, und mit einer Nadel oder etwas Siegellack an der Tapete befeſtigt. „Das iſt das Atelier, wie meine Mutter es nennt,“ ſagte Joſephine erröthend; „Sie werden hier kaum Platz finden, Ihren Hut abzulegen.“

Léon verbeugte ſich. „Alſo Herr Samuel hat nicht geſcherzt, als er mir ſagte, daß eine ſo junge Dame ſchon Künſtlerin von Ruf ſei, und zwar in einer Kunſt, die die erhabenſte genannt zu werden verdient, wie ſie zugleich in ihren Forderungen, die ſie an das Talent macht, die am ſchwerſten zu befriedigende iſt.“

„Sie haben damit die Grenze leicht gefunden,“ erwiederte die Dame, „die ich mir bei meinem Geſchlechte und meinen unzulangenden Fähigkeiten geſteckt habe.“

„Nur nicht zu beſcheiden, Joſephine,“ bemerkte die Mutter, die auf der Schwelle ſtehen geblieben war. Ich vermuthe, daß der Herr die Büſte des beliebten Doctor Stapperton wird ſehen wollen; vielleicht wünſcht er ſogar ein Exemplar."

„Liebe Mutter," lispelte Joſephine unwillig.

„Sprechend ähnlich, mein Herr, und ein Exemplar in Gyps zu zwölf Franken, mein Herr. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie die Arbeit loben werden. Sie kennen doch den Doctor Stapperton, mein Herr?"

„Gewiß," entgegnete Léon, der Joſephinens Verlegenheit bemerkte. „Ich kenne dieſen Herrn und achte ihn ungemein. In der That bin ich gekommen, um eine Büſte von ihm zu kaufen."

Die Alte nickte und erwiederte, daß die Nachfrage nach dem Doctor Stapperton immer noch im Wachſen ſei, und man, wenn es ſo fort gehe, nicht begreife, wo das hinauswolle. „Beſonders ſeitdem er für's Waſſer ſchreibt," ſetzte ſie hinzu, „kann meine Tochter nicht genug Abgüſſe liefern."

Léon ſchloß den Handel ab und entfernte ſich, nachdem er den Gypskopf eines kleinen häßlichen Herrn mit platter Naſe und einem dreifachen Kinn ſich angeeignet hatte, den er nicht kannte, und den er kennen zu lernen auch nicht die mindeſte Luſt verſpürte.

Als er die Treppe hinabſtieg, erſchien ſie ihm nicht ſo baufällig und unbequem, als er ſie beim Hinaufſteigen gefunden hatte. Er blieb wiederum vor dem Hauſe ſtehen, und dieſes mit ſeinen ſchmalen Fenſtern und dem ſeltſamen Balkon kam ihm lange nicht mehr ſo mißfällig vor. Er las die ausgehängten Schilde und fand, daß neben dem kleinen beſcheidenen Täfelchen eines Schuhmachers und eines Schneiders der Name einer Putzmacherin den meiſten Platz einnahm, und dazu noch in goldenen Lettern glänzte, ein Luxus, der dem alterthümlichen Hauſe zum ungewöhnlichen Putz diente. Es ſtand darauf: „Alphonſine Wibak, erſte Modehändlerin;“ und dicht darunter war mit lebhaften Farben ein Damenhut gemalt, in deſſen weißem Federbuſch ein gewaltiger Sturmwind zu wühlen ſchien. In einiger Entfernung klebte ein weißes Zettelchen, auf dem die Anzeige einer zu vermiethenden Wohnung ſtand. Léon zog an der bezeichneten Schelle, und nachdem er von einem Bedienten in Livree erfahren, daß Mademoiſelle Alphonſine die Beſitzerin des Hauſes ſei, ließ er ſich zu ihr führen.

„Was ſteht zu Dienſten?“ fragte die Modehändlerin, deren gelber Turban hinter einem Berge von Mouſſelin hervorſchimmerte. „Belieben Sie näher zu treten.“

„Ich wünſchte das zu vermiethende Zimmer anzuſehen,“ entgegnete Léon. „Eliſe, wollen Sie den Herrn hinaufgeleiten?“ Eliſe ſchüttelte den Kopf und gab einige unverſtändliche Winke. „So werde ich die Ehre haben,“ ſagte Mademoiſelle Alphonſine, indem ſie von ihrem Stuhle hinunterhüpfte, und Léon bemerkte jetzt, daß der gelbe Turban ein Drittel von ihrer Geſtalt einnahm. Er folgte der Dame über einige Gänge und Treppen, und wurde dann in eine Dachkammer geführt, die in der entgegengeſetzten Richtung von der Wohnung Joſephinens lag. Die Modehändlerin ſprang auf einen Treppenabſatz vor dem Fenſter, öffnete dieſes und trat zugleich einen Schritt zurück, wie von Bewunderung ergriffen für die Ausſicht auf einen Schornſtein und eine Giebelſpitze, und rief dann in einem triumphirenden Tone: „das iſt das Zimmer!“

„Allerdings ein wenig dürftig,“ bemerkte Léon beſcheiden.

„Dürftig?“ wiederholte die Dame. „Mit dieſer Ausſicht dürftig?“

„Kann ich das Quartier in der belle Etage haben?“ fragte Léon.

„Ha, das mit dem Balkon!“ rief die Putzmacherin, gleichſam überwältigt durch die ungemeſſene Kühnheit dieſer Forderung. „Nein, mein Herr, den Balkon hat ein Engländer inne.“

„Ein Engländer?“

„Ja, Mylord Haſtings-Hoſtings. Er würde unglücklich ſein, wenn ich ihn aus dieſem Quartier entfernte; denn nach allen Schickſalsſchlägen, die dieſen ausgezeichneten Mann getroffen haben, iſt vielleicht dieſer Balkon das Einzige, was ihn tröſtet und ihn erinnert, daß noch nicht jede Anwartſchaft auf Eleganz und Auszeichnung ihm genommen iſt.“ Bei dieſer Auseinanderſetzung der ökonomiſchen und moraliſchen Lage des Lords brachte Mademoiſelle Alphonſine ihr Taſchentuch an's rechte Auge, und es hatte den Anſchein, als vergöſſe ſie eine Thräne dem Andenken der geſunkenen Größe des Lords Haſtings-Hoſtings.

„Dann muß ich meinen Plan aufgeben,“ ſagte

Léon, „und ich bedauere, Sie incommodirt zu haben."

„In der That, ich begreife nicht, welche Forderung Sie noch machen könnten," ſagte Mademoiſelle Alphonſine mit einem bezaubernden Lächeln. „Sehen Sie hier, mein Herr, dieſes Zimmer iſt nicht Alles; es ſtößt noch ein Cabinet daran mit einem Bette. Ja, und mit einem vortrefflichen Bette." Sie ſtellte ſich zur Seite, öffnete in graziöſer Stellung einen zerriſſenen grünen Vorhang und ließ in eine kleine dunkle Höhle blicken, die etwas ganz eigenthümlich Schauerliches hatte, und einem Anhänger der Romantik tauſend Ideen für Trauerſpiele von großer Wirkung hätte eingeben müſſen.

„Bemerken Sie wohl," fuhr die Dame fort, „von dieſem Bette haben Sie die Ausſicht auf's Fenſter; alſo beim Erwachen aus dem Morgenſchlaf winkt Ihnen gleich die freie und großartige Natur entgegen. Sie ſehen einen Theil des Himmels, und ich wüßte nicht, was einen jungen Mann in Ihren Jahren mehr zu begeiſtern im Stande wäre. Ich ſage in Ihren Jahren; wenn man älter wird, zieht man die bequemlichern Einrichtungen vor."

Léon wollte eben bemerken, daß er ſchon jetzt dieſe ſo verpönten Einrichtungen vorzöge, als Mademoiſelle Alphonſine ſchon wieder ihr Tuch an's Auge brachte und mit dem ihr ganz eigenen Tone der Elegie ſagte: „Ich hatte einen Freund; er war bei geringem Einkommen ein großer Verehrer der Natur, und bot mir das Doppelte von dem Miethzins an, den ich jetzt nehme, wenn ich ihm dieſes Zimmer überließe, allein ich ſchlug es ihm ab, weil ich fürchtete, die poetiſche Einſamkeit hier oben würde zu empfindlich auf ſeine zur Melancholie geneigte Seele wirken. Ach, er benutzte einen Augenblick, wo ich nicht gegenwärtig war, und ſtürzte ſich aus dieſem Fenſter herab. Sie ſehen, mein Herr, das Zimmer hat ſeine Schickſale.“

„Die ich nicht vermehren helfen will,“ ſagte Léon. „Nochmals bitte ich um Vergebung, daß ich geſtört habe.“

„Thut nichts zur Sache,“ ſagte Mademoiſelle Alphonſine in einem kalten Tone, indem ſie ihren gelben Turban, der durch das Eintreten in die niedere Thür gelitten hatte, wieder in Ordnung brachte.

„Noch eine Frage,“ ſagte Léon mit einiger

Verlegenheit, „wohnt hier eine Bildhauerin im Hauſe?“

„Sie wohnt hier,“ entgegnete die Dame. „Die Tochter der Madame Paul, eine Secretärs-Wittwe. Ohne Zweifel eine große Künſtlerin, aber was für mich mehr Werth hat, mein Herr, eine ſehr gute Tochter. Sie ernährt ihre alte Mutter und einen kranken Bruder. Ach, es iſt ſo ſchön, wenn man auf ſolche Beweiſe kindlicher Pflichttreue ſtößt. Nicht wahr? Beſonders da Mademoiſelle Paul es verſchmäht, bei einem reichen, aber, wie man ſagt, nicht ſehr achtbaren Verwand'ten zu leben; da iſt's doppelt ſchön.“

Mademoiſelle Alphonſine gab Anzeichen, daß ſie beabſichtige ſich einem neuen Exceß von Rührung hinzugeben, und um dieſem vorzubeugen, trat Léon ſchnell ſeinen Rückzug an.

Da es unmöglich war, hier eine Wohnung zu finden, und er von Joſephinen ſich nicht trennen wollte, nahm er das gegenüberſtehende Haus in ſeinen Plan auf, und hier gelang es ihm, einen kleinen Saal und drei Zimmer zu miethen, die ſämmtlich die Ausſicht auf das Dachſtübchen der Künſtlerin hatten. Dieſes war alles, was er wünſchte.

Eine muntere Geſellſchaft, die mit einer Liebeserklärung und einem nächtlichen Tumulte endet.

Léon befand ſich ſchon acht Tage in ſeiner Wohnung, und hatte ſich ſo behaglich wie möglich darin eingerichtet. Er ſetzte ſich in den Zuſtand einer langen und ſchwierigen Belagerung, und es war daher der Klugheit völlig gemäß, ſich mit Vorräthen und Bequemlichkeiten für die Dauer zu verſehen. Das Eckfenſter ſeines Saals hatte er mit einem langen, bis an den Boden reichenden grünen Vorhange verſehen, und hinter dieſem war ſein Platz, um durch eine unſcheinbare Oeffnung das Dachfenſter gegenüber im Auge zu behalten. Er beobachtete alle Stunden ſeines einſamen Tages hindurch die graziöſe Geſtalt, das zarte Profil Joſephinens mit der ſehnſüchtigen und verzehrenden Theilnahme, mit der in alten Balladen ſterbende Paladine zu den Thürfenſtern ihrer eingekerkerten Geliebten aufſchauen.

Er war eines Nachmittags wieder in dieſe ſentimentale Beſchäftigung vertieft, und wendete, um ſein angeſtrengtes Auge zu erholen, den Blick auf die Tapete der gegenüberſtehenden Wand. Dort verlor er ſich in dem träumeriſchen Anſchauen einer afrikaniſchen Tigerjagd, wo ſich der gehetzte König des Waldes zweien ſeiner Verfolger kaltblütig in die Arme wirft, und ein dritter beſchäftigt iſt, einen Pfeil in den Rücken des Thieres zu ſenken, mit der Ruhe, wie man eine Nadel in ein Nadelkiſſen ſticht; als plötzlich ein Pochen an der Thüre ihn aufſchreckte.

Ein magerer blaſſer Burſche in einem abgetragenen Uniformkittel trat herein, und ſich mit einem hochfahrenden Pathos an der Thüre aufſtellend, überreichte er Léon zwei Karten, indem er dazu mit eintöniger Stimme rief: „Der Herr Lieutenant von den rothen Huſaren, Herr Graf von Bonfeld, und der Herr Cornet von den ſchwarzen Jägern, Herr Baron von Blauſtrumpf, laſſen ſich dem Herrn Léon empfehlen, ſenden ihm dieſe Karten und bitten ſich die Ehre eines Beſuches auf heute Abend aus.“

„Wo wohnen dieſe Herren?“ fragte Léon verwundert und zerſtreut.

„Eine Treppe höher,“ war die Antwort. Der Burſche verſchwand wieder. Dieſe Bekanntſchaft war nicht neu. Der Herr Lieutenant von den rothen Huſaren und der Herr Cornet von den ſchwarzen Jägern verübten wenigſtens dreimal am Tage einen abſcheulichen Lärm, der unſern Helden oft in ſeinen poetiſchen Grübeleien auf eine höchſt auffallende Weiſe geſtört hatte. Auch war ihm nicht entgangen, daß aus dem Fenſter über ihm von Zeit zu Zeit ein Kopf erſchien mit einem blonden, ſehr ſorgfältig gekräuſelten Barte und einer rothen Morgenmütze. Dieſes war der Lieutenant von den rothen Huſaren, der die Eitelkeit beſaß, ſechs verſchiedene Morgenmützen zu haben, jede von verſchiedener Farbe und jede mit einer andern Quaſte geziert. Dieſer ungewöhnliche und prahleriſche Putz erregte in der einſamen Straße ein Aufſehen, das dem Selbſtbewußtſein des Lieutenants von den rothen Huſaren ſchmeichelte, und ihn über den Cornet von den ſchwarzen Jägern erhob, der keine ſechs Morgenmützen von verſchiedenen Farben hatte, und überhaupt nicht die Hälfte des Einkommens und der ſchönen Tabakspfeifen beſaß, die ſeinem Stubengenoſſen vom Schickſal zu Theil geworden waren. Dennoch blieben ſie gute Freunde. Der Lieutenant theilte dem Cornet gewiſſenhaft mit, wie viel Mädchen er außer ſich ſelbſt gebracht hatte, und der Cornet zählte eine Anzahl junger Wittwen auf, von denen er behauptete, daß ſie närriſch vor Liebe ſeien, und vor deren Verfolgung er ſich nicht zu retten wiſſe. Keiner glaubte dem Andern, aber Jeder gab ſich den Anſchein, als ſei nichts natürlicher, als daß unter gewiſſen Umſtänden gewiſſe Verwüſtungen der Frauenherzen ſtattfinden könnten, allein dieſe Umſtände ſetzte Jeder nur mit ſeiner eigenen Perſon in Verbindung, und hielt ſie für baare Unmöglichkeit bei dem Andern. Der rothe Huſar, der den Mädchen gefährlich war, und der ſchwarze Cornet, der die Wittwen bedrohte, lebten in vollkommenem Frieden mit einander in zwei ärmlichen Stuben, die mit einem halben Dutzend defecter Stühle, einem alten Kanapee auf drei Beinen, einem ungeheuren Tiſche von Eichenholz, und an den Wänden mit leichtfertigen Kupferſtichen, Säbeln, Tſchako's und Guitarren verziert waren.

Es hatten ſich noch mehrere ſehr achtbare Mitglieder des Huſaren- und Jägerregiments verſammelt, ſämmtlich junge Helden, denen die Bärte noch nicht wachſen wollten; ein Gegenſtand eines immer wiederkehrenden und unauslöſchlichen Kummers; als Léon erſchien und von dem blondköpfigen Grafen und dem ſchwarzköpfigen Baron den übrigen als ein Hausgenoſſe und guter Kamerad mit aller Förmlichkeit der Soldateska vorgeſtellt wurde.

Es läßt ſich nicht ermitteln, wie viele gute oder ſchlechte Späße dieſe Präſentation hervorgerufen hätte, wenn nicht gleich hinter Léon ein kleiner bucklichter Mann in einem langſchößigen, verzweifelt altmodigen Kleide erſchienen wäre, der durchaus nicht das Anſehen hatte, als wäre er zu einem „luſtigen Abend" eingeladen worden. Auch erregte ſein Erſcheinen bei den jungen Helden eine Art Aufgeregtheit, die viel von Ueberraſchung, aber nichts von Freude an ſich hatte. Es entſtand wie auf ein gegebenes Zeichen eine Bewegung unter den Anweſenden, wodurch offenbar beabſichtigt wurde, den Ankömmling, der eben erſt eingetreten war, wieder hinauszudrängen.

„Herr Platt," ſagte der Lieutenant von den rothen Huſaren in einem zornigen Tone, „es iſt ſehr unverſchämt von Ihnen, daß Sie jetzt kommen."

„Und wann wäre es nicht unverſchämt," erwiederte der blauröckige Mann, indem er ſeinen Platz an der Thüre zu behaupten ſuchte. „Ich mag zu jeder beliebigen Tageszeit kommen, ſo würde ich immer unverſchämt handeln. He?“

„Das würden Sie auch,“ bemerkte der Cornet.

„Was will der Jude hier?“ fragten mehrere Stimmen.

„Was er will?“ ſagte Herr Platt in einem kreiſchenden Tone. „Sein Geld will er. He? Wenn die Herren hier Geſellſchaft geben, ſo können ſie mich auch bezahlen. He, he?“

„Das iſt ein köſtlicher Burſche!“ rief ein junger, hübſcher Eiſenfreſſer mit einer Schmarre über die Wange. „Ich ſage Euch, das iſt ein köſtlicher Burſche. Er hat die Gefälligkeit, uns einen Beſuch zu machen, ohne daß wir ihn eingeladen haben. Ah, Herr Platt, auf Ihre Geſundheit! Was macht Madame Platt und die Mademoiſelle Platt? Ich hoffe, daß ſie ſich ſämmtlich alle wohl befinden. Bei Gott, ein nichtswürdiger Schurke das!“

„Wer iſt ein Schurke?“ rief Herr Platt, indem er ſeiner Stimme einen ungewöhnlichen Aufſchwung gab. „Ich wünſche ſehr gern zu wiſſen, wer der Schurke iſt, meine Herren. O, ich kenne viele angeſehene Leute, die mich auf offener Straße einen ehrlichen Mann nennen, ich möchte Denjenigen kennen, der mich in einer räucherigen Dachkammer und bei zwei Stümpfchen Licht einen Schurken nennt! He, he! hehehe!“ Herr Blatt war ſo in Aufregung gerathen, daß er zum ungemeinen Ergötzen der Geſellſchaft drei Minuten lang nur he, he, he! rief; dabei aber kirſchroth wurde und in ſolcher Schnelligkeit ſeine Stockſpitze mit dem Boden in Berührung brachte, daß man fürchten mußte, er hätte den Krampf in den Arm bekommen. Endlich, nachdem er ſich mehrerer furchtbaren Drohungen entladen hatte, wollte er ſeinen Rückzug antreten, als ihn der ſtreitſüchtige Jüngling mit der Schmarre an den Arm faßte und ihm zurief: „Herr Blatt, eine Bitte!“

„Was iſt's?“ fragte der Wucherer etwas beſänftigt durch den demüthigen Ton des Sprechenden.

„Eine Locke von Ihrem Haar!“ flüſterte der Huſar mit zärtlicher Stimme. Herr Blatt verſchwand mit einem ſchrecklichen Fluche.

Als dieſes Vorſpiel beendet war, begann das bunte Drama eines Trinkgelags. Eine dicke, ſchwitzende Magd brachte Gläſer und eine umfangreiche Punſchbowle. Der Cornet von den ſchwarzen Jägern machte die Honneurs mit äußerſter Grazie und mit großem Anſtand, wobei er von einem Junker der rothen Huſaren unterſtützt wurde, der als der jüngſte in der Geſellſchaft Pagendienſte verrichtete, weil die „Eſſigflaſche,“ ſo hieß jener magere Diener, betrunken war und im Vorzimmer ſchnarchte. Fünf der Helden, die ſich der Auszeichnung eines bebarteten Kinnes zu erfreuen hatten, nahmen als vom Geſchick bezeichnete Herren den obern Theil der Tafel ein, und genoſſen des Vorrechts, den meiſten Punſch zu trinken und die unglaublichſten Geſchichten zu erzählen. Bei jedem ihrer Späße erſcholl ein Tutti von Gelächter, dem gleich darauf wieder ein ehrfurchtsvolles Schweigen folgte. Alles war offenbar in der beſten Ordnung.

Aber es blieb nicht darin; die Ehrfurcht vor den Bärten verlor ſich bei der dritten Bowle Punſch ſchon bedeutend, und mit ihr wankte die militäriſche Subordination. Eine allgemeine Anarchie drohte einzureißen, und die Nichtachtung jeder Autorität ging ſo weit, daß keiner Geſchichte, ſie mochte erzählt werden, von wem ſie wollte, mehr Glauben geſchenkt wurde. Der Eiſenfreſſer mit der Schmarre machte einem ſchwarzen Jäger ohne Schmarre, aber mit einer rothen Naſe den Vorwurf, daß er windbeutele, und der Jäger geſtand offen, daß er den Eiſenfreſſer mit der Schmarre verachte. Darauf wandte ſich dieſer zum Wirthe, und erſuchte ihn in ſehr höflichen Ausdrücken, daß der Rothnaſige zur Thüre hinausgeworfen werden möchte, worauf alle einſtimmig erklärten, daß dieſes ein unerhörter und merkwürdiger Streitfall ſei. Es entſtand ein Gemurmel und ein heftiges Stoßen mit den Punſchgläſern, bei welcher Gelegenheit einem der ehrwürdigſten Bebarteten das Heft ſeines Glaſes in der Hand blieb zum unausſprechlichen Entzücken dreier kleinen, naſeweiſen Cadetten, die drei zuſammen auf einem Stuhl ſaßen.

„Ich bitte um Gehör, meine Herren!“ rief der Wirth der Geſellſchaft, indem er ſich auf den Stuhl ſtellte und allen Pathos anwendete, deſſen er mit einem ſchon etwas bedenklichen Gleichgewichte fähig war. „Ich bitte um Gehör, meine Herren! Seit Menſchengedenken, und vielleicht noch vorher, iſt noch nie das gute Verhältniß zwiſchen den rothen Huſaren vom Regimente Prinz Ferdinand, und den ſchwarzen Jägern vom Regimente Wellington geſtört worden;

ſoll dieſer Tag die unerträgliche Schmach ſehen, daß es jetzt geſchehe? Die ſchwarzen Jäger ſind ohne Zweifel die bravſten Militärs, die es gibt (hört, hört, riefen die ſchwarzen Jäger); und wenn ihnen irgend eine Macht auf Erden, und ich will auch ſogar ſagen im Himmel, dieſen Ruhm ſtreitig zu machen wagen darf, ſo ſind es die rothen Huſaren. (Beifall.) Aber die rothen Huſaren thun das nicht; nein, ſie geben ſich keineswegs den Exceſſen eines überwältigenden Ehrgeizes hin, ſondern ſie ſuchen um die Freundſchaft der ſchwarzen Jäger nach, und indem ſie dieſe erlangen, entſteht jener mächtige und unerſchütterliche Bund, geſtiftet von zwei gleich tapfern Regimentern, die dadurch jede andere Macht im Zaum halten. Würde dieſe Sicherheit für die Erde, würde dieſe mächtige Coalition zum Beſten der Unſchuld und hilfloſer Schwäche nicht ſchrecklich leiden, wenn die rothen Huſaren und die ſchwarzen Jäger ſich entzweiten? Wo wäre dann noch Troſt für die Fürſten gegen revoltirende Völker? Nein, Kameraden, wir müſſen Freunde bleiben! Kein Streit, keine Rivalität, keine den Helden unziemende Mißgunſt."

Der Erfolg dieſer Rede war ein glänzender. Die rothen Huſaren küßten die ſchwarzen Jäger, und dieſe ſchüttelten die Hände der Rothen, indem ſie ihnen zugleich ewige Freundſchaft ſchwuren.

Nach dieſer glorreichen Beilegung trat ein höchſt unerfreuliches Stillſchweigen ein. Die Gemüther befanden ſich in einer allgemeinen Aufregung, und doch wußte Niemand, was jetzt geredet oder gethan werden ſollte. Einige begannen ſchon leiſe davon zu ſprechen, daß man Herrn Blatt die Fenſter einwerfen könne, Andere machten den Vorſchlag, die Klingelſchnüre an den Häuſern ihren urſprünglichen Beſtimmungen zu entfremden; allein dieſe Pläne wurden, da ſie keine allgemeine Zuſtimmung fanden, nur furchtſam beſprochen und gleich wieder aufgegeben. Die Majorität der Stimmen entſchied ſich dafür, die „Eſſigflaſche“ hereinzurufen, um ſie Ballet tanzen zu laſſen; allein auch dieſer Vorſchlag wurde bei näherer Prüfung als unausführbar erkannt; denn der Tabacksdampf im kleinen Stübchen war ſo ſtark, und der noch übrige Raum ſo gering, daß der Tanz einerſeits auf den Füßen der Zuſchauer hätte ausgeführt werden müſſen, andernſeits nur von den zunächſt Sitzenden hätte geſehen werden können.

„Ich will hinübergehen,“ hub der Lieutenant an, „und der Putzmacherin drüben eine Erklärung machen. Bei meiner Ehre, das will ich.“

Ein ungeheurer Beifall folgte dieſer großartigen Eröffnung.

„Wer geht mit mir?“ fragte der Lieutenant.

„Ich,“ rief der Held mit der Schmarre. „Ein capitaler Spaß. Wir treiben die alte Jungfer aus dem Bette heraus und zwingen ſie, uns anzuhören.“

Ein neuer Sturm des Beifalls, und die beiden betheiligten Perſonen knöpften ihre Ueberröcke feſt, zupften die Halsbinden zurecht, ſuchten nach ihren Säbeln und brachten ihre Locken in Ordnung. Die Tiſchgeſellſchaft ſprang auf; Einige um zu ſehen, ob in den Fenſtern der Putzmacherin noch Licht ſei, Andere um in der Stille zu prüfen, ob ſie noch Feſtigkeit genug hatten zu einem begleitenden Gang auf der Straße. Das Reſultat dieſer letztern Unterſuchungen fiel nicht günſtig aus, und eine große Menge ſehr ehrenwerther Cornets ſetzte ſich mit großer Geſchwindigkeit wieder auf ihre Plätze, indem ſie beſchloſſen, den Ausgang der Unternehmung in Ruhe abzuwarten.

„Ich würde es ſehr auffallend finden, wenn Sie nicht mitgingen,“ bemerkte der Lieutenant in einem ſcharfen Tone zu Léon. „Sehr auffallend, ſage ich Ihnen. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Léon.“

Es geſchah, und auf der einen Seite Léon, auf der andern den Eiſenfreſſer, begab ſich der Lieutenant die Treppe herab unter Zujauchzen des Theiles der Geſellſchaft, der noch im Stande war, ihm zu folgen. Die „Eſſigflaſche“ war durch unausgeſetztes Begießen mit Waſſer in eine Art ſomnambülen Zuſtand verſetzt worden, die es ihr möglich machte, dem Zuge vorauszugehen und bei der Putzmacherin einen Herrn anzumelden, der ſie zu ſprechen wünſche.

Mademoiſelle Alphonſine hatte ihren gelben Turban bereits abgelegt, und war eben im Begriff, ihr jungfräuliches Lager zu beſteigen, als ihr dieſe Botſchaft gemeldet wurde. Nach einer kurzen Berathung mit ihrem Kammermädchen befahl ſie die Thüre zu ſchließen, den alten Bedienten zu wecken und dieſen mit der Antwort in den Vorſaal zu ſchicken, daß Mademoiſelle Wibak um dieſe Stunde keine Beſuche empfange.

„Beim Himmel!“ ſchrie der Held mit der Schmarre,

„dieſe alte in Livrée geſteckte Oellampe will uns die Thüre weiſen. Burſche, geh' und melde Deiner Dame, daß wir ſie ſprechen müſſen, jetzt gleich ſprechen müſſen, oder im Weigerungsfalle gewiſſe Thüren am längſten ihre Schlöſſer behalten haben, und gewiſſe Livréediener zur längſten Zeit ihre Augen."

Dieſe Drohung wurde mit einer vielſagenden Pantomime begleitet, und einige unzuſammenhängende Töne des Lieutenants und ein ſchwaches Kopfnicken bekräftigten die unabweisliche Anforderung, in's Zimmer der Modehändlerin zu gelangen. Léon, der einen tumultuariſchen Auftritt verhindern wollte, gab dem Diener einen Wink, ſie gutwillig hinaufzulaſſen. So wurde denn nach vielfältigem Hin- und Herreden, Anklopfen und geheimnißvollem Flüſtern die Thüre des Beſuchzimmers geöffnet, und Mademoiſelle Alphonſine erſchien, gefolgt von ihren drei Nähterinnen und dem Kammermädchen, jede ein Licht in der Hand, und mit ſo feierlichen Mienen, als würden ſie zum Blutgerüſte geführt. In dem Kopfe des Helden dieſes romantiſchen Auftritts war unterdeſſen eine merkwürdige Veränderung vor ſich gegangen. Der Wein, die dunkle Straße und der abenteuerliche Zuſchnitt, den die Unternehmung annahm, überzeugten ihn, daß er wirklich in die Dame verliebt ſei, und daß er ohne Zweifel ſich eine Kugel durch den Kopf ſchießen müßte, wenn ſie ihn nicht erhöre. Es war daher jeder Scherz, jeder lachende oder ſpottende Zug aus ſeinem Geſichte verbannt, und ſtatt deſſen ein faſt ſchreckbarer Ernſt getreten. So auf die feierlichſte Weiſe begann er ſeinen Spruch, der eben ſo ernſthaft von der andern Seite aufgenommen wurde.

Nach einer langen Pauſe, wo beide Theile beim Schein von wenigſtens acht Lichtern ſich gehörig beobachtet hatten, ſagte endlich die Putzhändlerin mit einem verlegenen Lächeln: „Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr, und begreife durchaus nicht, was Sie eigentlich bei mir wollen.“

„Ihre Hand,“ erwiederte der Lieutenant.

„Meine Hand?“ ſagte die Dame.

„Ihre Hand,“ ſagte der Lieutenant, indem er eine tiefe Verbeugung machte, und dabei die Rechte auf's Herz legte. Eine Stellung, die offenbar von großer Wirkung hätte ſein können, wenn ſie geglückt wäre. So aber vernichtete ein leiſes Schwanken des Oberkörpers und ein völlig zweckloſes Scharren mit den Füßen die heilſamen Reſultate, und brachte den entgegengeſetzten Effect hervor, nämlich Mademoiſelle Alphonſine einzuſchüchtern und ihr den Muth zu benehmen, ſich die räthſelhafte Forderung ihres Beſuchers näher erklären zu laſſen. Sie nahm daher ein majeſtätiſches Weſen an, und indem ſie ſich halb hinter das Kammermädchen und halb hinter den Livréebedienten ſtellte, machte ſie nochmals bekannt, daß ſie nicht wiſſe, was der Herr wolle, und daß ſie ihn bäte, ſich eiligſt wieder zu entfernen, da er offenbar nicht in dem Zuſtande ſei, um mit Damen von rechtlichem Charakter zu verkehren.

Zu jeder andern Zeit hätte eine ſo vermeſſene Aeußerung einen unauslöſchlichen Zorn im Buſen des Lieutenants rege gemacht, jetzt aber vermehrte ſie wunderbarer Weiſe nur den Zuſtand gränzenloſer Rührung, und trieb die Sentimentalität des rothen Huſaren auf eine gefährliche Spitze. Er näherte ſich demüthig der unerbittlichen Dame, erfaßte ihre Hand, und ſank nach einigem Schwanken zur Rechten und Linken endlich vor ihr auf die Knie.

Dieſer Auftritt war zu erſchütternd, um ohne Wirkung auf die drei Nähterinnen zu bleiben, die alle zuſammen in einen Schrei des Entzückens und der Verwunderung ausbrachen. In dieſen Beifall tönte ein mißvergnügtes Gemurmel, das der Held mit der Schmarre und der Livréebediente laut werden ließen, denen der Kniefall wahrſcheinlich aus verſchiedenen Gründen nicht zuſagte.

„Stehen Sie auf,“ ſagte Mademoiſelle Alphonſine mit dem graziöſen Anſtand einer Prinzeſſin auf dem Theater. „Gehen Sie nach Haus, gehen Sie zu Bette. Ich finde, daß das ein einfältiger Spaß iſt. Die andern Herren werden Sie nach Hauſe begleiten. Nicht wahr?“

„Gut, meine Göttin,“ lallte der Lieutenant; „aber morgen komme ich wieder. Und übermorgen, und dann alle Tage! Ach ich bin der ſeligſte Sterbliche unter der Sonne.“ Hiermit machte er einen unglücklichen Verſuch, der Dame einen Kuß zu rauben, die ſich mit einem Schrei in's Nebenzimmer flüchtete und die Thüre hinter ſich verſchloß. Der Auftritt konnte jetzt als beſchloſſen angeſehen werden, und wirklich trat auch die Hauptperſon ihren Rückzug an; allein dieſes kam dem Helden mit der Schmarre ſehr wenig gelegen. Die Rührung und der ſanfte Charakter, den die Liebesſcene unverſehens angenommen hatte, ſo wie ihr friedfertiger Schluß, ſagten ſeinem Bedürfniß, Tumult zu erregen, ſehr wenig zu. Als ſich daher dieſe drei abenteuernden Ritter auf der Treppe befanden, machte der Eiſenfreſſer ſeinen Entſchluß bekannt, jetzt auch ſein Glück bei den Damen zu verſuchen, indem er noch zwei Treppen höher bei der Künſtlerin anpochen wolle. Der Lieutenant gab dieſem Plane ſeinen vollen Beifall, und Beide machten ſich an das ſchwierige Unternehmen, die baufällige dunkle Treppe, die nun folgte, zu erſteigen, als Léon dem Eiſenfreſſer den Weg vertrat und kurz erklärte, daß er dieſes nicht leiden werde.

„Hoho! und warum nicht?“

„Die Gründe werde ich Ihnen morgen ſagen, wenn Sie mich werden begreifen können.“

„Kann ich denn das jetzt nicht?“

„Nein.“

„Haha! Haben Sie es gehört, Graf; das iſt eine Beleidigung.“

„Es kann ſein,“ lallte der Lieutenant; „es iſt aber hier ſo dunkel, daß ich um Entſchuldigung bitten muß, wenn ich die Beleidigung nicht erkenne.

Erſuchen Sie ſie, daß ſie unten an die Laterne tritt.“

„Ich werde mich zu rächen wiſſen,“ rief der Held mit der Schmarre.

„Das können Sie. Für jetzt aber keinen Schritt weiter,“ entgegnete Léon.

„Nun ſo wollen wir umkehren,“ rief der Lieutenant. „Auf ſo engen baufälligen Treppen fange ich überhaupt nie Streit an. Um Gotteswillen, laßt mich nicht los, ich bin im Stande und ſtürze in den unterſten Keller, eine ſolche verwünſchte Neigung zum Fallen hab' ich.“

„Das geht mich nichts an. Ich will eine Memme heißen, wenn ich mich durch die Drohungen eines Burſchen, den Niemand kennt, abſchrecken laſſe,“ polterte der Eiſenfreſſer.

„Sie ſollen mich morgen kennen lernen,“ erwiederte Léon, und faßte den Sinnloſen an der Bruſt, der die Treppe mit aller Gewalt hinaufſtürmen wollte.

„Nun, Du hörſt es ja,“ lallte der Lieutenant, der ſich an's Geländer hielt. „Du wirſt ihn morgen kennen lernen. Hier im Dunkeln geht's doch nicht. Kommt nach Hauſe.“ Wirklich ſetzte ſich der Zug nach einem kurzen unverſtändlichen Wortwechſel zwiſchen Léon und dem Eiſenfreſſer, in welchem nur deutlich wurde, daß Beide bedauerten, nicht ihre Karten bei ſich zu haben, in Bewegung. Auf der Straße angelangt, brach der Lieutenant in ein lautes Weinen aus, indem er durchaus darauf beharrte, vor einem Laternenpfahl auf die Knie zu ſinken. Ein Gefühlsausbruch, der jedoch verhindert wurde.

Die „Eſſigflaſche,“ die bei dieſem ganzen Auftritt eine ungewöhnliche Munterkeit hatte merken laſſen, kletterte mit großer Geſchicklichkeit am Balkon hinauf, löſ'te das Schild der Putzmacherin ab, und nachdem ſie mit einem Stückchen Kreide ein großes Z vor den Namen Wibak gezeichnet hatte, legte ſie im Triumph über dieſen ſinnreichen Spaß das Schild vor die Thüre, wodurch der Eingang verſperrt wurde, und zog ſich dann, in ein unmäßiges Gelächter ausbrechend, mit ihrem Herrn in's Haus zurück.

Es war eine demüthigende Erfahrung für den Stolz der Heimkehrenden, die Geſellſchaft theils unter, theils über dem Tiſch in Schlaf verſunken zu finden, unfähig, die Leidenſchaften zu theilen, die einerſeits die ſcheinbare Einwilligung der Putzmacherin, andererſeits der Streit auf der Treppe bei den dabei Betheiligten erregt hatte.

Der rothe Zwerg erſcheint zum erſten Male.

Vierzehn Tage nach den ebenbeſchriebenen Ereigniſſen behauptete eines Morges Léon wieder ſeinen Poſten am Fenſter, und da er ſein früheres Fernglas mit einem noch ſchärferen vertauſcht hatte, glaubte er zu bemerken, daß Joſephine an einer männlichen Büſte arbeitete, die dieſes Mal nicht der Doctor Stapperton war; ſeine Eiferſucht wurde dadurch erregt, und er in die übelſte Stimmung verſetzt. Es war eben nicht geeignet, dieſe böſe Laune zu vertreiben, Mylord Haſtings-Hoſtings in einem Schlafrock von meergrüner Seide auf ſeinem Balkon ſitzen und in einer Zeitung von ungeheurem Format leſen zu ſehen, während ſeine beiden Füße, gegen den Himmel gekehrt, auf der Bruſtwehr des Balkons ruhten. Unbezweifelt eine Stellung, in der heruntergekommene Lords vorzüglich gerne verharren. Im Fenſter darüber erblickte man einen Zipfel des gelben Turbans, der von Zeit zu Zeit in ein ſonderbares Schwanken gerieth, ſei es nun, daß ſeine Eignerin der ewigen Widerſpenſtigkeit von Mademoiſelle Eliſe einen kleinen leidenſchaftlichen Anfall entgegenſetzte, ſei es, daß ſie ſich der Rührung überließ, die das Andenken zu den melancholiſchen Herrn erweckte, der ſich im Zimmer mit der ſchönen Ausſicht aus dem Fenſter geſtürzt.

Dieſe Betrachtungen wurden durch den Eintritt des Eiſenfreſſers unterbrochen. Durch die diplomatiſche Geſchicklichkeit des rothen Huſaren und des ſchwarzen Jägers war das Duell beigelegt, und die Feinde zu Freunden gemacht worden.

„Sehr erfreut, Sie zu ſehen!“ rief Leon.

„Was mich betrifft,“ entgegnete der junge Mann, „ſo bin ich nicht erfreut, ich bin entzückt, Sie in guter Geſundheit zu ſehen. Bei meiner Ehre, ich bin nie ſo glücklich geweſen, als ſeitdem ich Ihre Bekanntſchaft gemacht.“ Alle dieſe Aeußerungen von maaßloſem Glück wurden mit einem Geſichte geſprochen, das einen wahrhaft ſchreckbaren Ernſt annahm. Der Eiſenfreſſer hatte den Grundſatz, nie merken zu laſſen, was in ſeiner Seele vorging. Da aber gewöhnlich nichts darin vorging, ſo fand er für gut, einmal für allemal glauben zu machen, er unterdrücke immer die heftigſten und gewaltſamſten Leidenſchaften.

„Sind Sie heute Mittag bei Herrn Flammer?“ fragte Léon.

„Ich werde mich einfinden,“ tönte die Antwort in dem dumpfen und rauhen Tone, als ginge es zum Blutgerüſt.

„Gute Tafel, excellente Weine!“ bemerkte Léon.

„Zwei Mittage gefaſtet,“ rief der Lieutenant, um dem Diner Ehre zu machen.“

„So laſſen Sie uns vorher noch einen Spaziergang machen,“ ſagte Léon, ſeine Uhr hervorziehend. „Herr Flammer ſpeiſ't um Drei.“ Sie gingen, und der Lieutenant beobachtete mit großer Gewiſſenhaftigkeit, in keinem ſeiner beliebten Kaffeehäuſer einzuſprechen, um nichts an der Ehre zu ſchmälern, die er dem Diner ſchuldig war.

Als ſie anlangten, fanden ſie ſchon die Geſellſchaft verſammelt. Es befand ſich darunter Herr Bütkens, der das merkwürdige Gedicht auf den Froſch unter der Luftpumpe gemacht hatte, dann der Herr mit dem grünen Regenſchirm, der Procurator und noch zwei alte Herren, von denen der eine gelähmt war, und der andere fürchtete, es zu werden. Beide thaten nichts als eſſen, und unterbrachen dieſes nur, um zu trinken. Es waren zwei gemüthliche alte Herren, denen man es anſah, daß ſie keine Leidenſchaften hatten.

„Meine Herren,“ ſagte Doctor Flammer, indem er mit einer äußerſt feierlichen Miene die Sitzung eröffnete, „ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen heute eine Schildkrötenſuppe vorzuſetzen.“

„Ich ſehe nicht ein, warum Sie ſich dieſe Freiheit nicht nehmen ſollten!“ erwiederte Herr Pickwick, „Iſt einer unter den Herren etwa, der eine natürliche Abneigung gegen Schildkrötenſuppen hat?“

„Ich durchaus nicht; ich bin mehr als entzückt, ſie zu koſten,“ rief der Lieutenant in einem polternden und herausfordernden Tone, der dem Herrn mit dem grünen Regenſchirme Convulſionen erregte.

„Weh mir, weh mir, welche Töne! wie durchſchneiden ſie mein Ohr!“ liſpelte der erſchreckte Herr.

„Bravo!“ rief die Geſellſchaft, „dieſes Citat war nicht übel!“

„Meine Herren,“ ſagte der Lieutenant in einem drohenden Tone, „ich weiß nicht, ob das auf mich Bezug hat?“

„Durchaus nicht,“ bemerkte Doctor Flammer. „Hier iſt die Schildkröte.“

„Sie iſt willkommen,“ rief Herr Pätkens. „Ich werde ſie wie ein großes tragiſches Kunſtwerk behandeln, das heißt: ich werde ſie ganz in mich aufnehmen.“

„Wenn ich nicht meine Leidenſchaften ſtets im Zaume hielte,“ murmelte der Lieutenant, zu Léon gewendet, „ſo hätte es jetzt um die Fröhlichkeit unſerer Tafel geſchehen ſein können.“

„Das iſt gegen alle gute Sitte,“ rief der Doctor heftig dem Bedienten zu, der ihm eben etwas in's Ohr geflüſtert hatte. „Sage dem Herrn, er möchte warten.“

„Das that ich ſchon,“ erwiederte der Diener. „Ich bat den Herrn, auf dem Sopha Platz zu nehmen, indem ich dazu bemerkte, daß die Geſellſchaft längſtens fünf Stunden tafeln würde. Darauf ſagte er mir, er hätte noch nie in ſeinem Leben auf Jemanden gewartet, und fünf Stunden bei Tiſch zu ſitzen, ſei gegen die Geſundheit.“

„Sehr verbunden für dieſe Lehre," entgegnete der Doctor. „Herr Léon, dieſer unabweisliche Herr wünſcht Sie zu ſprechen."

„So muß ich die Geſellſchaft um Entſchuldigung bitten, wenn ich mich auf einen Augenblick entferne."

„In der That murrte der Lieutenant, „dieſe Zudringlichkeit könnte mich ſogar aus der Faſſung bringen. Ich möchte Niemanden rathen, mich bei meinem Suppenteller zu ſtören." Dieſe Warnung war mit einem furchtbaren Seitenblick auf den Beſitzer des grünen Regenſchirms begleitet.

Léon öffnete die Thür des Vorzimmers, und war nicht wenig erſtaunt, es leer zu finden. Endlich ließ ſich ein leiſes Scharren und Huſten vernehmen, und aus dem Schatten einer Ecke, die durch das Sopha und einen Fenſterſchirm gebildet wurde, trat der rothe Zwerg hervor.

„Hm, hm," begann er die Unterhaltung; „freut mich, Dich wiederzuſehen, mein Kind. Du haſt mit meinem Gelde gut hausgehalten."

„Was ſteht zu Deinem Begehr?" fragte Léon. „Ich muß Dir geſtehen, daß ich Hunger habe, und daß Du Deine Zeit beſſer hätteſt wählen können, um mich zu ſprechen.“

„Das kümmert mich wenig,“ entgegnete der Zwerg. „Ich habe Luſt zu einem leckern Mahle; ſei ſo gefällig, mir Deinen Körper zu leihen.“

„Um Dich ſtatt meiner an den Tiſch zu ſetzen?“

Der Zwerg nickte bejahend.

„Das geht nicht,“ rief Léon unwillig.

„Das geht wohl,“ antwortete der Zwerg in einem ſehr beſtimmten Tone.

„Aber ich bin ſelbſt hungrig,“ ſagte Léon noch aufgebrachter, „und bin eben daran, den erſten Löffel Suppe an den Mund zu bringen.“

„Dieſen Löffel Suppe werde ich verſchlucken,“ erwiederte der Zwerg ſehr kalt und ſehr ruhig. „Du kennſt unſere Abmachung, zaudere nicht länger.“

„Dieſe Unverſchämtheit ſieht einem Philoſophen ſehr unähnlich.“

„Ah ja; ich habe aber meine Stunden, wo ich mich zu frivolen Genüſſen neige,“ ſagte der Zwerg. „Komm, laß uns unſere Körper tauſchen, wie man die Röcke tauſcht.“ Nach dieſen Worten ſah Léon ihn ein gewiſſes myſteriöſes Zeichen machen, und in dem Augenblick erblickte er ſich ſelbſt in der Sophaecke, begleitet mit dem Körper des Zwerges, und zugleich ſah er ſich ſelbſt in der frühern Geſtalt in der Thüre des Speiſezimmers verſchwinden. Das Alles war in der That ſehr merkwürdig.

Léon hätte gerne um Hilfe gerufen, aber er merkte, daß ihm nur eine grobe meckernde Stimme zu Gebote ſtand, die ohne Zweifel, wenn er ſie ſtark angeſtrengt, das ganze Haus in Aufruhr gebracht hätte. Auch ſchämte er ſich, einen ſo übelgeſtalteten Körper zu zeigen, und deshalb zog er ſich verzweifelnd und in der ſeltſamſten Stimmung ſo tief als möglich in die dunkle Ecke zurück. Die halb offengebliebene Thür des Speiſezimmers ließ zu ſeiner Qual ihn die Lobſprüche deutlich hören, die jeder neuen Schüſſel gezollt wurden. Er hörte, wie man ſeines Scheinbildes guten Appetit bewunderte, und unterdeſſen krümmte er ſich vor Hunger und empfand noch dazu den empfindlichſten Durſt. Jeder Leckerbiſſen, der an der Tafel ausgerufen wurde, verwandelte ſich für ihn in Gift. Er war nahe daran in Ohnmacht zu ſinken, und hielt ſich nur mit Mühe an dem Sopha feſt, deſſen Beine er umklammerte. Eine Wildpretpaſtete war ihm ein Dolchſtich, und eine Hammelkeule mit einer Champignonſauçe brachte ihm Krämpfe. Er zählte jedes Glas Wein, und während auf ſeine Geſundheit getrunken wurde, ſtarb er. Es war die übelſte Situation von der Welt.

Immer hoffte er noch, der grauſame Zwerg würde ſeinem Appetit und ſeiner Bosheit ein Ziel ſetzen und ſeinen Körper wieder zurückfordern, allein es ſchien, daß er in dieſer neuern bequemern Hülle ſich zu wohl fühlte, um ſie ſo bald wieder gegen die alte zu vertauſchen.

Unterdeſſen näherte ſich das Mahl ſeinem Ende, und bei dem letzten Gange erlebte die Geſellſchaft das merkwürdige Ereigniß, einen der dicken Herren den Mund öffnen zu ſehen, nicht zum eſſen, ſondern zum ſprechen. Dieſe Thatſache erregte ein ſo allgemeines Staunen, daß darüber ein unglückliches Citat des Beſitzers des grünen Regenſchirms, das nahe daran war, den heftigſten Streit zu erregen; glücklich vergeſſen wurden und die Geſellſchaft den dicken Herrn anſtarrte, der dieſen Blick mit großer Würde und Faſſung erwiederte, und nachdem er eine dampfende Taſſe Kaffee vor ſich geſtellt hatte, um die Erlaubniß bat, eine Geſchichte erzählen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde ihm mit großen Artigkeitsbezeugungen von Seiten des Procurators und des Doctor Flammer, und in einem trotzigen wilden Tone vom Lieutenant ertheilt. Darauf erzählte der dicke Herr wie folgt:

Die Erzählung des dicken Herrn.

„Ich befand mich im Sommer 1837 in einem deutſchen Badeorte. Man hatte damals noch nicht die Erfindung gemacht, durch Anwendung der Politik alle Geſelligkeit von Grund aus zu zerſtören. Man wählte zu ſeinem Umgange noch Menſchen und nicht Zeitungsblätter. —

In einer franzöſiſchen Reſtauration, wo eine treffliche Tafel geführt wurde, verſammelten ſich täglich eine Anzahl Männer, die heitern Sinnes dem „guten Geiſte“ dienten. Ich war etwas weniger laut, als meine Nachbarn, und machte, wie es ſo meine angeborne Unart iſt, meine Beobachtungen. Das Ziel derſelben war ein langer, etwas dünnleibiger Herr, der ein Gutſchmecker war, und deſſen unerſchütterliche Laune nichts trüben konnte. Eine beſonders gütige Natur ſchien ihn von allen phyſiſchen Nachwehen, welche ſonſt die Ausübung ſeiner Kunſt nach ſich zieht, befreit zu haben; denn nie ſahen wir ihn nach der Tafel verſtimmt ſich abſondern, nie einen einſamen Spaziergang unternehmen oder dem Schlafe ſich hingeben, um den unleidlichen Zoll zu entrichten, den wir dem Körper ſchulden, nachdem die Sylphidengeiſter der Inſpiration bei einer guten Tafel uns verlaſſen haben. Mit einem Worte, er ſchien ein Mann zu ſein von dem beſten, unverwüſtlichſten, heldenmüthigſten Magen, der je ſeine Verdauungswerkzeuge in Ausübung brachte. Ich muß offen geſtehen, daß wir ihn ſämmtlich beneideten, beſonders wenn ein ſchlecht gerathenes Souper oder eine nur zu gut gerathene Auſterpaſtete uns in Gefahren ſtürzte.

Unſer Gourmand merkte dies, und gleichſam um unſere Verwunderung und unſern Neid offen herauszufordern, that er das Unglaubliche. Die unverträglichſten Dinge miſchte er zuſammen, die unverdaulichſten Compoſitionen, wahre Gifte, verzehrte er lächelnd;

es fehlte nur noch, daß er Steine aß oder glühendes Blei verſchluckte. Ein alter Oberſt, der vor dem langen Herrn die Kunſt des Apicius auf die höchſte Staffel gebracht, trat, ärgerlich ſich entthront zu ſehen, zu ihm und ſagte mit drohender Miene: „Herr, Sie müſſen durchaus einen geliehenen Magen haben; es iſt nicht anders möglich. Seinem eigenen muthet man dergleichen nicht zu.“ —

Wir lachten Alle, aber der lange Herr machte ein ſonderbares Geſicht, das halb nach Beſtürzung, halb nach Spott ausſah. Er murmelte einige unverſtändliche Worte, und entfernte ſich bald darauf aus unſerer Geſellſchaft.

Ein Paar Tage darauf veränderte ich meine Wohnung und nahm in einem Hôtel einige wohleingerichtete Zimmer. An einem Nervenkopfſchmerz leidend, hatte ich mir gerade eine abgelegene Seite des Hauſes ausgeſucht, weil ich hier verſichert ſein konnte, von keinem unbequemen Nachbar beunruhigt zu werden. Dennoch gleich in der erſten Nacht erwachte ich, von einem lauten Wortwechſel aufgeſchreckt, der dicht neben mir geführt wurde. Ich unterſchied die Stimmen und erkannte an der einen ſogleich den langen

Herrn. Er war offenbar in einem Geſpräch mit ſeinem Diener, aber dieſes Geſpräch war zu ſeltſamer Art, als daß ich es nicht hier in der Kürze wiedergeben ſollte.

„Ich ſage Euch, ſeht Euch nach einem Andern um, der Luſt hat in Eure Dienſte zu treten.“ — „Wie, Unverſchämter, ſo hältſt Du Deinen Vertrag?“ — „Und haltet Ihr denn den Eurigen? Ihr habt wie ein wahrer Teufel meinem Magen mitgeſpielt.“ — „Du meinſt die Schüſſel mit in Butter gebratenen Pilzen?“ — „Ich ſage Euch, dieſe verdammten Pilze waren Leder, vergiftetes Leder. Es iſt jetzt nicht die Jahreszeit für Pilze; ich ſagte es Euch gleich.“ — „Du irrſt; im Almanac des Gourmands“ — „Ei! der Almanach hat gut reden; er leiht Euch nicht den Magen, wie ich es thun muß. Aber meine Geduld iſt zu Ende; ich fordere meinen Abſchied.“ — „Du erhältſt ihn nicht, wohl aber drei Dukaten wöchentlich Zulage.“ — „Drei Dukaten? Nein, nein, ich nehme ſie nicht. Ihr verführt mich nicht weiter. Ich will als ein ehrlicher Mann mit meinem Magen für mich leben.“ — „Biſt Du von Sinnen? Und jetzt gerade willſt Du entwiſchen, da die neuen Leckerbiſſen angekommen ſind, die ich beſtellt habe? Ich gebe Dir ſechs Dukaten Zulage, hörſt Du? ſechs Dukaten!“ — „Gebt mir zwölf und ich bleibe nicht.“ — „Ha! ich will Dich züchtigen; ich will anfangen Steine zu eſſen. Du ſollſt bitter zu leiden haben für dieſen Uebermuth, Schändlicher! Ich will ſechs, ich will zwölf Mahlzeiten am Tage zu mir nehmen. Ich will“ — „Halt! nicht weiter! ich ſterbe! Gebt mir die zwölf Dukaten, und ich will es noch eine Weile mit anſehen. Aber Eines ſage ich Euch: wenn Ihr wieder, wie letzthin, groſsthut mit einem Magen, der Euch nicht gehört, ſo zerreiße ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, alle Bande, die magnetiſchen und nichtmagnetiſchen, und laſſe Euch im Unglück ſitzen, gerade in dem Augenblick, wo Ihr es am wenigſten vermuthet.“ — „Du biſt ein Ungeheuer, Franz; aber es ſei!“ —

Hier hatte die Unterredung ein Ende, und ich hörte nur noch den langen Herrn beim Weggehen auf der Flur die Worte fluchen: „Zwölf Dukaten! Er bringt mich an den Bettelſtab — aber er muß ſie haben, denn ich darf es nicht wagen, ohne ihn die Harveyſauçe über die Lippen zu bringen. Ha!

ich will ihn aber dennoch züchtigen, den Unverſchämten: ich eſſe morgen ein Gemiſch von ſaurer Milch, ſauren Gurken, Honig und Oel, ein indiſches Gericht, von dem der Almanac des Gourmands ſelbſt nichts weiß."

Aber er aß es nicht. Ich ſah ihn mehrere Tage in übler Laune herumſchleichen, und unſere luſtige, gut beſetzte Tafel meiden. Ich erkundigte mich im Gaſthofe und erfuhr, daß Franz krank ſei. Das Geſpräch in der Nacht hatte ich wie einen ſeltſamen Traum vergeſſen; jetzt kam es mir wieder in den Sinn, und ein Paar Minuten darauf ſtand ich in dem Manſardenſtübchen und vor einem der wunderlichſten Originale, die ich jemals geſehen. Ein breitſchultriger, noch ziemlich junger Burſche, mit den unverkennbarſten Zügen von Gutmüthigkeit und Heiterkeit im Geſichte, ſaß mit verbundenem Kopfe und in einer träumeriſchen Stellung am Fenſter vor einem Tiſchchen, auf dem er ſchmutzige Kartenblätter auslegte. Nach den erſten Grüßen gab ich mich als einen Arzt zu erkennen.

„Ach," ſagte Franz plötzlich ſehr ernſt und mich mit ſeinen kleinen, tiefliegenden Augen mißtrauiſch anblickend, „Sie kommen wohl, von meinem Herrn geſendet; aber ſeien Sie ſo gütig, ihm zu ſagen, daß er vor Ablauf dieſer Woche keine Einladung zu einem Mittagsmahle annehmen ſoll.“— „Ei, Franz, ich will thun, um was Ihr mich bittet, obgleich ich nicht begreiſe, warum Euer Herr ſich eine ſo ſonderbare Forderung ſoll gefallen laſſen.“ — „Gleichwohl wird er ſich's gefallen laſſen.“ — Er machte eine liſtige Miene, drückte meinen Fuß leiſe mit dem ſeinigen und ſagte: „Die Sache hat ihren Grund.“ — „Könnt Ihr mir den nicht angeben?“ — Franz ſah ſich vorſichtig im Zimmer um, und ſagte dann leiſe: „Sie ſind wohl auch einer von den Gelehrten, Herr Doctor, und bekannt mit den ſogenannten „Kräften der Natur?“ — „Gewiß, Franz. Aber was hat das mit dem Mittagsmahle Eures Herrn zu thun?“

„Sehr viel; hören Sie mich nur an; aber Sie müſſen mich nicht verrathen. Denn ich ſage Ihnen, ſo ein magnetiſcher Vertrag oder Rapport, wie mein Herr ihn mit mir abgeſchloſſen, iſt nicht Jedermanns Sache, und ich weiß nicht, ob nicht ſelbſt die hohe Obrigkeit, wenn das Ding bekannt würde, ein Wort drein zu ſprechen hätte. Aber das bei Seite. Der Lärm in der Pfennigkneipe vor einigen Tagen entſtand deshalb, weil die dort verſammelten Tagelöhner und Handwerksburſche mir nicht glauben wollten, daß eine Auſternpaſtete mit einem Glaſe Johannisberger ſchwerer zu verdauen ſei, als mit einem Glaſe Bordeaux.“

„In der That?“ Und was war das Ende des Kampfes?“

„Sie ſchlugen mit Knitteln nach mir, weil ſie nicht glauben wollten, daß ich wenigſtens hundert Mal im Jahre habe erfahren müſſen, daß der Johannisberger und die Auſtern ſich ſchwerer im Magen vertragen, als Bordeaux und Auſtern.“

„Du haſt vollkommen Recht; aber das Eine ſchmeckt beſſer, als das Andere.“

„Davon kann ich nicht urtheilen,“ entgegnete Franz verdrießlich und ſchob an ſeiner Kopfbinde.

„Nicht? und Du willſt es hundert Mal im Jahre gegeſſen haben?“

„Gegeſſen?“ das ſagte ich nicht. Meinen Sie, ich ſei reich genug, Auſtern und Johannisberger zu genießen? Verdauen hab' ich ſie müſſen, während ein Anderer ſie gegeſſen."

„Ihr ſeid ein Spaßmacher," rief ich aufſtehend, „oder etwas verwirrt im Kopfe. Ich habe keine Zeit zu Euern Scherzen." Franz ſprang auf, als ich Miene machte, fortzugehen, nöthigte mich wieder auf den Stuhl zurück und rief bittend: „Bleiben Sie doch, mein gelehrter Herr. Ich ſehe ſchon, ich muß Ihnen Alles berichten. Setzen Sie ſich."

Ich nahm meinen Platz wieder ein, und Franz hob an zu erzählen:

„Es ſind jetzt drei Jahre her, daß ich mein vergnügliches Leben, das ich früher führte, verlaſſen, um in dieſe Sclaverei hier mich zu begeben. Sie müſſen wiſſen, daß ich ein ſogenannter Eiſenfreſſer bin, wie ihn das Volk nennt, das heißt: ich zog auf den Märkten herum und verſchluckte vor den Augen der Menge Steine, Holz, Stückchen Eiſen und dergleichen Leckerbiſſen mehr. Ich hatte meinen Magen von früheſter Jugend auf an dieſe Liebkoſungen gewöhnt, und er verlangte keine andern. Nur an hohen Sonntagen und Feſten ſetzte ich ihm als ganz beſondern Braten ein paar fette Spinnen oder einen lebendigen Froſch vor. Die Sachen gingen ganz nach Wunſch; da mußte der Gott-ſei-bei-uns den langen Herrn herbeiführen. Er ſah mich an, bewunderte meinen Appetit und — aber mein Herr, was jetzt kommt, geht in das dunkle Gebiet der Naturwiſſenſchaften über; ich weiß in der That nicht, ob Sie darin bewandert ſind.“

„Sei ohne Sorgen,“ ſagte ich lächelnd, und Franz fuhr fort:

„Ihre Miene ſagt mir ſchon, daß Sie nicht die gehörigen Einſichten haben, denn Sie lachen: hier iſt nichts zu lachen. Aller Spaß hört auf, wenn das Wort „Magnetismus“ genannt wird. Um kurz zu ſein, will ich in dürren Worten das Folgende berichten. Der lange Herr war damals durchaus nicht ſo geſund und kräftig, wie er jetzt iſt; er litt am Unterleibe und war das verdrießlichſte Geſchöpf, das je die Sonne beſchienen hat. Dennoch, wie geſagt, blickte er mich mit einem wohlwollenden Auge an und beſchied mich zu ſich in ſeine Wohnung. „Willſt Du zehn Dukaten monatlich haben, wenn Du in meinen Dienſt trittſt?“ fragte er mich. — „Warum nicht?“ erwiederte ich lachend; denn ich hielt den ganzen Antrag für einen Scherz; aber der Lange ſah ſehr finſter aus und ſagte: „Bedenke Dich wohl; ich gebe Dir drei Tage Zeit.“ — „Und was iſt mein Geſchäft?“ fragte ich. — Er ſah mich eine Weile an und ſagte dann: „Ich werde eſſen und Du ſollſt für mich verdauen.“ — In meinem Leben hatte ich eine ſo ſeltſame Rede nicht gehört; ich fragte daher einige Mal, ob ich auch recht verſtanden; als er mir aber immer dieſelben Worte wiederholte, und dabei ſo ſtreng ausſah, als ſpräche er von Tod und Ewigkeit, ſchlug ich ein lautes Gelächter auf. Er verwies es mir und nannte mich einen Einfaltspinſel, der keine Ahnung habe von dem dunkeln Gebiete der Naturkräfte. „Ich liebe es ſehr, gut zu eſſen,“ ſagte er nach einer Weile, „und ohne mich gerade übermäßig zu rühmen, kann ich behaupten, daß ich dazu beſtimmt war, etwas Großes in dieſer Kunſt zu leiſten; denn es iſt Kunſt, wie jede andere; aber die Natur hat mir, meiner Zunge zum Hohn, einen erbärmlichen Magen gegeben. Ich bin in der Lage eines Mannes, der Kräfte in ſich fühlt, die Welt umzugeſtalten, und der ſich damit begnügen muß, in irgend einem Dorfe einen Haufen ungezogener Buben das ABC zu lehren. Du biſt ein Mann: meine Zunge und Dein Magen gehören zuſammen, und was der blinde Zufall trennte, wollen wir durch die Kunſt vereinigen.“

„Dieſe Rede konnte ich eben ſo wenig wie meine Kieſelſteine verdauen. Ich verſtand keine Sylbe davon; allein auf das Verſtehen war es hier auch gar nicht abgeſehen. Mein Herr, als er ſah, daß ich einwilligte, brachte ſeinen Apparat zuſammen und begann ſeine geheimnißvollen Hand- und Kopfbewegungen. In Folge dieſer — weiß ich doch jetzt noch nicht, wie es kam — ſchlief ich mitten am Tage und ohne die mindeſte Luſt dazu ein, und ſchlummerte zwei, drei Tage nach einander fort. Als ich wieder aufſtand, war die Sache vollkommen in Richtigkeit: mein Herr aß, und ich — verdaute. Aber ich merkte bald, daß die edle Kochkunſt auf der höchſten Stufe ihrer Vervollkommnung Dinge zuſammenfügt, mit denen es tauſendmal ſchwerer iſt, fertig zu werden, als mit meinen Kieſelſteinen. Ich verlor in dem Grade die frohe Laune, wie mein Herr ſie erhielt, und da ich die ganze Laſt der Gutſchmeckerei zu tragen hatte, ohne ihr Angenehmes zu kennen — denn das behielt mein Herr ſorgſam für ſich — ſo ſtellte ich bald ſehr ernſthafte Betrachtungen an und bemerkte, daß Alles in der Welt eitel ſei, und daß es ſich für einen Philoſophen am beſten ſchicke, Kieſelſteine zu eſſen und dabei frei zu ſein. In der That, war es wohl nöthig, eine ſo ſpitzbübiſche Erfindung zu machen, wie der Magnetismus? Was hab' ich davon, daß ich in das dunkle Gebiet der Naturkräfte eingeweiht worden bin? Ich behaupte noch dazu, daß die Erfindung nicht neu iſt. Haben wir Armen es jemals anders gehabt? Haben wir nicht immer verdauen müſſen wenn unſer Adel und unſere Vornehmen an ihren glänzenden Tafeln ſchmauſ'ten? Sie haben ſich mit uns immerdar in einen ſo kräftigen magnetiſchen Rapport zu ſetzen gewußt, daß wir die Laſt und ſie den Genuß hatten."

„Ei!" rief ich und holte Athem, wie Einer, der in ein kaltes Bad ſteigt, „hat man wohl jemals ſo ſonderbare Dinge gehört? Aber bei allem dem biſt Du übler Laune, Franz?"

„Ganz natürlich. Ich werde nach und nach unbrauchbar, und der Lange wird ſich nach einem neuen Diener umſehen müſſen, der ihm behilflich iſt, ſeine

Studien fortzuſetzen. Aber ich darf ihn gleichwohl nicht zum Zorne reizen, denn ſonſt verſchluckt er Gift und — ich ſterbe. Gewiß, das Verhältniß iſt ein ſehr zartes, und man hat mir geſagt, daß es bei allen Perſonen, die ſich zu einander in einen magnetiſchen Rapport geſetzt haben, auf eine ähnliche Weiſe zugeht. Der Doctor ſpeiſ't, und der Kranke wird ſatt; Der Doctor ſchläft, und der Kranke iſt erquickt; der Doctor läßt ſich einen Zahn ausreißen, und der Kranke hat den Schmerz dabei. Allein dennoch weiß ich einen armen Schelm, der es noch ſchlimmer hat, wie ich.“

„Und wie iſt es mit dem?“ fragte ich.

„Davon ein andermal,“ ſagte Franz kurz. „Ich bitte, rücken Sie mir die Binde zurecht.“ Er blickte aus dem Fenſter und rief, meinen Arm erfaſſend: „Sehen Sie nicht? Dort geht mein Herr eben zum Gewürzkrämer, um zum Frühſtück einen marinirten Aal zu eſſen. Eilen Sie, beſter Herr, halten Sie ihn ab; ſagen Sie ihm, daß das mein Tod wäre. Himmel, wie leichtſinnig geht der Menſch mit meinem Magen um!“

habe ihn ſeitdem nicht wiedergeſehen. Beſchämt, daß wir halb und halb hinter ſein Geheimniß gekommen, reiſ'te der lange Herr bald darauf ab.

Das Glück wollte mir ſo wohl, daß ich bald darauf den Leidensgenoſſen des armen Franz auffand, und dieſes gibt eine Geſchichte, die nicht minder wunderbar iſt, als die beiden eben erzählten.

In Frankfurt angekommen, wurde ich von meinem Bankier in das Haus eines ausgezeichneten Mannes eingeführt, an den ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Er bewohnte ein Landhaus nicht weit von der Stadt, und ſeine Umgebung kündigte den reichen Mann an. Ueber die Weiſe, wie er zu dieſen Reichthümern gekommen war, gab es verſchiedene Stimmen. Obgleich die Erfahrung täglich lehrt, daß in unſerer Zeit nichts öfter ſich ereignet, als ein ſolcher über Nacht angewachſener und über Nacht wieder verſchwindender Reichthum, wollte man doch durchaus bei Herrn Balthaſar Meri einen geheimnißvollen Grund aufgeſpürt haben. Die Unwiſſenden, und deshalb noch einem poetiſchen Aberglauben Anhängenden, ſprachen von einem entdeckten Schatze, die Aufgeklärten

Gutmüthigen machten die ganze Sache mit einer ſplendiden Erbſchaft ab. Gewiß war es, daß Herr Balthaſar aus ſehr niedrigem Stande war, daß man ihn vor ungefähr zwanzig Jahren zurück die Straßen von Frankfurt hatte kehren und ſein Nachmittagsſchläfchen in heißen Sommertagen auf dem breiten Steinſitze am Bockenheimer Thore hatte halten ſehen. Es konnte ſonderbar ſcheinen, daß Herr Meri ſich bei ſo bewandten Umſtänden gerade Frankfurt zu ſeinem Aufenthaltsorte wählte; allein er beſaß die Eitelkeit des Bürgers einer freien Stadt. Er liebte dieſe Stadt, deren krumme, dunkle Gäßchen er gekehrt hatte, an deren Thoren er arm und verlaſſen geſchlummert; er liebte ſie, wie ein Diener das Haus ſeines Herrn, das er auch das ſeinige nennt. Er hörte es gerne, wenn er die breite Zeil herabwandelte, daß man in ſeiner Nähe flüſterte: „Das iſt der arme Taglöhner, der jetzt ein Millionär iſt, der ſich mit den Bethmanns, mit den Metzlers meſſen kann, und noch vielleicht zu der Höhe eines Rothſchild hinaufſteigt. Zieht den Hut, kleine Speculanten der Börſe! habt Achtung vor dem Manne, der wo man auf keine Vergangenheit ſich ſtützen darf und keine Zukunft zu erwarten hat, iſt der Zahlenwerth des Augenblicks allerdings die gerechteſte Schätzung eines Mannes. Er hat ſo viel, das heißt: er iſt ſo viel. Der Beſitz, ſeinen ſchnellen Kreislauf machend, adelt immer den, in deſſen Hand er ſich gerade findet, auf einen flüchtigen Augenblick. Mit dem Gelde verſchwindet auch der Mann; daß er nachher wirklich noch fortlebt, iſt eine Sache nebenbei und von keiner Bedeutung.

Herr Balthaſar Neri hörte ſich alſo gerne einen reichen Mann nennen, aber er ſetzte dann immer hinzu: „aber auch ein unglücklicher.“ Dieſer Ausdruck war eine ſtehende Redensart bei ihm geworden, und Viele waren der Meinung, daß man ſeine frühere geringe Bildung daraus merke. Ich hatte, wie ich den großen blaſſen Mann mit den erloſchenen Augen und den eingefallenen Wangen vor mir ſah, auch gleich nach den erſten Bewillkommnungsworten jene Behauptung von ihm gehört; aber mir kam ſie nicht ſo ganz aus der Luft gegriffen vor. Es mag ſein, daß ich, gegen die Sitte der guten Frankfurter, griffen Glück und Reichthum. Der Mann ſchien mir wirklich unglücklich. Es ſprach aus ſeinen Worten, aus ſeinen Mienen und Bewegungen eine ſtille Geſchichte jahrelangen Leidens, und ich habe mich, wo ich ſolche Anzeichen fand, ſelten getäuſcht. Er beſaß eine große Sammlung naturhiſtoriſcher Merkwürdigkeiten, und dieſer Schatz, den er faſt täglich vermehrte, machte das Band aus, das ihn mit dem Leben und ſeinen Intereſſen verknüpfte. Wegen dieſer Sammlung machte er Reiſen; aber man ſah ihn nie von dieſen heiter und geſund zurückkehren. Seine üble Laune wuchs, wenn er neue Gegenſtände und Menſchen ſah. Er äußerte dann, wie Alles draußen ihn an ein verlornes Gut mahne, dem er ewig nachtrauern werde.

Die Mittheilungen, die ich ihm machte, vielleicht auch mehr als dieſe meine angeborne heitere Gemüthsart, bewogen ihn zu der Bitte, einige Tage auf ſeinem Landhauſe zuzubringen. Ich that es gerne. Er faßte Vertrauen zu mir, und als Beweis deſſen, zeigte er mir die Einrichtung ſeines Hauſes und Gartens. Es fanden ſich in beiden einige Seltſamkeiten: ſo entdecken. „Ich beſitze nur ein Bett,“ ſagte mir mein Wirth, „und es ſteht im Garten.“ — „Wie? Sie ſchlafen im Freien?“ — „Einſt that ich es.“ „Und ſtört Sie nicht der Wechſel der Witterung?“ — „Wenn ich ſchlafen werde, hat kein Regen und kein Schneegeſtöber Macht mich zu wecken.“ — „Dann müſſen Sie einen feſten Schlaf haben.“ — „Das hoffe ich — ja, mein lieber Herr, ich werde einmal ſchlafen, und dann auch recht feſt ſchlafen!“ — Er ſagte dies mit einer, vor innerer Bewegung, zitternden Stimme und den Blick nach oben gewendet. Wir waren unterdeſſen in den Garten getreten. „Hier ſteht mein Bett,“ ſagte er, und zeigte auf einen verborgenen, mit drei ſchattigen Buchen beſetzten Platz. Ich erblickte, näher hinſchauend, einen Leichenſtein, und darauf den Namen meines Wirths geſchrieben. Er ſah mich forſchend an; ich drückte ihm die Hand, indem ich ſagte: „Ich kenne dieſes Bett; es wird ſich darin gut ſchlafen laſſen.“ — „Wirklich?“ rief er und ſah mich mit freudeblitzenden Augen an; alſo auch Sie glauben, daß ich dort endlich werde ſchlafen können? Ach, ich bedarf deſſen!“

bei meinem Wirthe eine Geſinnung kund that, die ihn mir immer lieber machte, kam die Nacht heran, und ich erhielt die Weiſung, mich eine Treppe höher in das für mich bereitete Zimmer zu begeben. Ich fand daſelbſt ein treffliches Bett, und als ich hierüber dem Diener meine Verwunderung bezeigte, ſagte er: „Das iſt das einzige im Hauſe, und deshalb betritt auch unſer Herr niemals dieſes Zimmer. Er kann den Anblick eines Bettes oder eines Sophas nicht ertragen. Was uns betrifft, ſo haben wir unſere Schlafſtätten in einem entfernten Nebengebäude, und nur Einer muß allnächtlich, mit ſeinen Kameraden abwechſelnd, im Vorzimmer wachen. Wehe ihm jedoch, wenn er ſich ſchlafend betreffen läßt! Der Unglückliche verliert dann augenblicklich den Dienſt.“ — „Woher nur dieſe Eigenheit?“ fragte ich erſtaunt. — „Es kommt wohl daher,“ erwiederte der treuherzige Burſche mit einer traurigen Miene, „weil er ſelbſt nicht ſchlafen kann. Niemand von uns hat ihn, ſo lange wir ihn kennen, auch nur eine Minute ſchlummern ſehen. Der arme Herr! er muß ſehr krank ſein, oder ein böſes Gewiſſen haben.“

„denn wer ſich auf den Todesſchlaf gleichſam ſo freut, wie er, muß ſich nichts Schweres vorzuwerfen haben.“ Mit dieſen Gedanken ſchlummerte ich ein und erwachte, es mochte eine Stunde nach Mitternacht ſein, von einem Lichtſchimmer, der mir in die Augen fiel. Ich öffnete ſie und ſah Herrn Meri* im Nachtgewande vor meinem Bette ſtehen, mit der Hand das Licht bedeckend, damit ſein voller Glanz mich nicht erwecke. Mich wandelte ein leichter Schrecken an, denn ich konnte mir nicht erklären, was dieſer nächtliche Beſuch zu bedeuten habe. Ohne mein Erwachen kund zu geben, beobachtete ich das Antlitz des Mannes und ſah darin einen Schmerz und eine Unruhe ausgedrückt, die mich nicht zweifeln ließen, daß er gekommen ſei, um, von ſeinem Uebel gequält, bei mir Troſt zu finden. Doch er that nichts, mich zu erwecken, er ſchien zu glauben, ich ſchlummere feſt; denn er ſprach vor ſich hin: „Wieder ein Schlafender! Hat mich denn mein Dämon heraufgeführt? Muß ich ſehen, was mich quält? Ich will ihn wecken — doch nein: aufwecken aus dem Schlafe iſt ein Mord! Es gibt nichts Süßeres, als ſchlafen. Ha! auch ich ſich einſt wohlthuend auch auf dieſe müden Augen. Entſetzlich! ich habe gefrevelt an dem ſchönſten, reinſten, beglückendſten Gute, das die arme Menſchheit beſitzt, am Schlafe! O, nur eine Stunde Schlaf, und ich will wieder meinen Bettlerkittel umnehmen, das Brod ſuchend an den Thüren! — Wie ruhig! wie glücklich! Er hat die quälenden Stunden von ſich geworfen, und das Bewußtſein, dieſer unſer grauſamſter Peiniger, hat ihn auf lange Zeit verlaſſen müſſen. Mir bricht das Herz — ich muß nur wieder gehen!“ — Und er ſchlich ſich leiſe davon, wie er gekommen war. Der Anblick und das Gehörte waren ſo erſchütternd für mich geweſen, daß ich den Reſt der Nacht ebenfalls ſchlaflos zubrachte. Meine Phantaſie ging die Reihe aller Möglichkeiten durch, um eine zu finden, die mir den verzweifelten Zuſtand des Mannes einigermaßen erklären konnte, allein ich fand keine.

Es würde zu weit führen, wenn ich angeben wollte, auf welchem langſamem Wege ich endlich zu dem vollkommenen Vertrauen meines Wirthes gelangte. Ich erhielt es, und durch meine Theilnahme glaube ich

Mittheilung bildete meine Frage: was er in jener Nacht verlangt habe, da er mir ſo ſpät noch einen Beſuch abgeſtattet? — „Ich glaubte, Sie ſeien noch wach," antwortete er, „und ich wollte Ihnen eine Stelle aus einem Buche mittheilen, das ich eben las, und in dem, wie es mir ſcheint, eine gelungene Schilderung des Schlummers vorkommt. Mich dünkt, eine ſolche findet ſich nicht ſo gar häufig in unſern Dichtern. Die Meiſten wiſſen wenig davon zu ſagen; vielleicht verſtehen Sie ihn deſto beſſer praktiſch auszuüben. Andere reden in verſtändlichen Hyperbeln von ihm, oder verwechſeln ihn mit dem Traum, ſo zum Beiſpiel Bürger:

Du Schmeichler um die Ruhebetten
Von Moos und Flaum,
Du Brüderchen der Amoretten,
Geliebter Traum! —

Traum und Schlaf ſind aber weſentlich von einander getrennt; der wahre Schlaf hat keine Träume. Träume ſind Gedankenſetzen aus dem wachen Zuſtande, ſie machen den Schlaf ſchwächlich und verworren, und zerſtören ihn zuletzt ganz. Was hat ren, düſtern, durch Gedanken und Erinnerung belaſteten Leben? Schlaf, der heilige Schlaf iſt der Kindeszuſtand, die Knospenhülle des Daſeins, das ruhige, durch nichts getrübte Meer ſeliger Bewußtloſigkeit, deſſen dunkle Wellen uns rein waſchen von Schuld. Ein engliſcher Dichter, Gray, hat das Weſentliche des Schlafs ſchon beſſer getroffen. In ſeiner Elegie auf den Dorfkirchhof ſagt er:

No farther seek my merits to disclose,
Or draw my frailties from her dread abode,
(There they alike in trembling hope repose,)
The bosom of my Father and my God.

Es iſt das Liegen am Vaterherzen; es iſt das Zurückfinden in unſer erſtes und heiligſtes Verhältniß zur Natur; darum wiſſen wir immer kein beſſeres Bild dafür, als den unbekannten Tod. Wir nennen dieſen den Schlaf der Gerechten, weil wir im Umkreiſe alles Erſchaffenen nichts Wonnigeres kennen, als einen langen, traumloſen Schlaf. Noch eigentlicher drückt es die Bibel aus: „Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdeſt.“ Das iſt der wahre Schlaf, das die Sehnſucht des Lebendigen nach dieſem glückſeligen Zuſtand, daß er darüber

Ehre, Wohlſtand, Haus, Hof, Eltern und Geſchwiſter vergißt, um nur ihm ſich hinzugeben. Da ſehen wir dann dieſe Glücklichen auf Marktplätzen und ſonnigen Wegſtellen ſich in ſeelenauflöſendem Rauſche ihrem Gotte hingeben.

Nichts erweckt ſie, nicht die drohend über ihrem Haupte geſchwungene Geißel der Noth, nicht der polternde Karren der Sclaverei, der ihre Länder hinwegführt. Sie ſchlafen, es beſpritzt ſie der Reiter mit Koth, der vorübereilende Wagen des Reichen umhüllt ſie mit einer Wolke Staubes; was kümmert es ſie? ſie ſind reich, ſie ſind glücklich, denn ſie ſchlafen. Auch ich konnte einſt ſo ſchlafen. Man hat Ihnen wohl die Stelle gezeigt, lieber Herr, wo ich meinen Platz hatte in den Tagen meines Glücks und meiner Armuth. O, was hatte ich für einen koſtbaren Schlaf! ich ſage Ihnen, einen wahren Armenteufelſchlaf, einen Pfennigſchlaf, einen Dachſtubenſchlaf. So wird in der Welt nicht mehr geſchlafen. Gott erſchuf nur dieſen einen Schlaf, und den gab er in einer ganz beſonders guten Laune mir; alles andere iſt bloße Nachahmung. Ich muß lachen, wenn ich um mich her alle die ſchülerhaften Anfänge ſehe, wie man zu

Nachtlampe, Nachtmuſik, Lektüre oder einem beſonders eingerichteten Lager greift, um zu ſchlafen; ich konnte ſitzend ſchlafen, gehend, ich konnte im Schlafe ſprechen und ſprechend ſchlafen. Ich ſchlief in der Kirche wie auf der Gaſſe. Alles, was bei Andern Liebe, Bewunderung, Neid, Andacht und Entzücken erregt, erregte bei mir Schlaf."

Ich lächelte, aber mein Wirth ſah mir mit ſehr ernſthafter, ja kummervoller Miene in's Auge. „Wie haben Sie nur dieſe Gelehrſamkeit geſammelt?" fragte ich nach einer Weile mit Befangenheit. — „In meinen kummervollen Nächten," antwortete er ſeufzend. „Ich leſe jetzt viel, ſehr viel, und was ich leſe, betrifft gemeiniglich den Schlaf. Ich habe alle Betrachtungen der Aerzte und Pſychologen über ihn geleſen. Wie ein unglücklicher Liebender ſich mit der verlorenen Geliebten wenigſtens im Bilde beſchäftigt, ſo ich mit meinem verſchwundenen Schlafe." — „Es gibt aber Mittel, ihn künſtlich hervorzurufen, wenn ihn die Natur nicht freiwillig gibt."

Herr Balthaſar ſchüttelte den Kopf. „Bei mir nicht anwendbar," murmelte er vor ſich hin. „Ich habe ſie alle verſucht. Wie dem ewigen Juden keine

Kugel verwundet, kein Pfeil tödtet, ſo iſt für mich Alles erfolglos, was die übrige Welt um mich her in Schlummer ſenkt. Ich habe Vorleſungen angehört, berühmt wegen ihrer narkotiſchen Wirkung auf die Zuhörer, meine Augen blieben wacker; ich hörte in ſchwülen Sommernachmittagen Predigten, bei denen eine ganze Gemeinde um mich her ſelig entſchlummerte, ich, ich wachte; mit der ganzen Müdigkeit des Körpers und der Seele belaſtet, und doch nicht ſchlafen könnend. Ich berauſchte mich in Opium, allein auch dieſer, dem Todesegel ſo ähnliche Dämon, wandelte gleichgiltig an mir vorüber. Ich las ganze Bibliotheken und durchreiſ'te zu Fuß ganze Länder; alles ſteigerte bis zu einer unerträglichen Höhe meine Müdigkeit, ohne mir auch nur eine Stunde Schlaf zu ſchenken.“ — „Seltſam, und was iſt der Grund dieſes an's Wunder grenzenden Mißgeſchicks?“ — „Hören Sie mich an: Es ſind jetzt zwanzig Jahre, als ich eines Nachmittags, vor dem Bockenheimer Thore ſchlafend, plötzlich erwachte, geſchüttelt von dem Arm eines finſterblickenden Mannes, der vor mir ſtand. Er ſah mir ſtarr in's Auge, und ich habe ſehen. „Willſt Du mir Deinen Schlaf verkaufen?“ ſagte er nach einer langen Pauſe. Ich ſperrte den Mund weit auf, ich glaubte dieſen den Ohren zu Hilfe rufen zu müſſen, um die an mich gemachte Frage zu verſtehen. Der Mann im langen ſchwarzen Ueberrock ſtieß verdrießlich mit ſeinem Stock auf die Steine, indem er dazu nur noch lauter ſeine Frage wiederholte. „Und was gebt Ihr mir für den Bettel?“ fragte ich und drehte meine Mütze in den Händen, verlegen zur Seite lachend. „Hundert Thaler für die Stunde,“ antwortete er ſehr ernſthaft. Hundert Thaler! ich meinte, dies ſei ſo ziemlich alles Gold der Welt. „Ha!“ rief ich, „dafür ſollt Ihr ſie alle haben, ich will keine einzige Stunde für mich behalten.“ — „Du biſt ein Thor!“ ſagte er, „Du weißt nicht, was Du ſprichſt. Ich will nur eine Stunde Schlafs von Dir kaufen. Da nimm das Geld! Aber verſtehſt Du wohl, dieſe Stunde gehört nun mir!“ — „Ganz zu Euern Dienſten,“ rief ich lachend, und die blanken Geldſtücke ſchnell in die Taſche ſchiebend; denn es kamen mehrere Spaziergänger, und ich fürchtete, dieſe oder der kurioſe Herr könnten mir das Geld wieder abnehmen. — Wie machte ich mir jetzt gute Tage, und wie wenig gab ich mir Mühe nachzugrübeln, ob ich die eine verkaufte Stunde noch hatte oder nicht! Aber die Thaler gingen einer nach dem andern davon, und gar nicht lange, ſo ließ der letzte eine leere Taſche zurück. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich große Luſt hatte, den Mann im ſchwarzen Ueberrocke wiederzuſehen, und er ließ auch, als hätte er meine Verlegenheit errathen, nicht lange auf ſich warten. Er kaufte mir wieder eine Stunde ab, dann noch eine; für jede gab er mir immer das Doppelte, was die erſte gegolten hatte. Ich ſammelte ein gutes Stück Geld. Bei der fünften Stunde, die ich losſchlug, hatte ich ſechzehnhundert Thaler, und dieſe waren nicht ſo leicht zu verthun. Ich fing jetzt an, auf großem Fuß zu leben, und war allen Ernſtes der Meinung, jene Summe ſei unmöglich zu Ende zu bringen; aber es war eine Thatſache, daß ſie dennoch zuletzt ihre Endſchaft erreichte. Nun fingen die Speculationen im Großen an: für die ſiebente Stunde erhielt ich ſchon über ſechstauſend Thaler. Der Mann im ſchwarzen Ueberrock gab mir die Geldrollen, als wenn er ſie vom Baume gepflückt hätte, und je mehr Stunden er mir abnahm, deſto mehr verlor ſich ſeine finſtere Miene, und zuletzt ſah er ordentlich lächelnd aus.

Laſſen Sie mich davon ſchweigen, mit welchen Empfindungen ich die wirkliche Abnahme meines Schlafes gewahr wurde. Das Grauſen darüber wußte ich nicht anders loszuwerden, als daß ich mich in immer tollere Ausſchweifungen ſtürzte, die nur zur Folge hatten, daß ich nach kurzer Friſt dem Erſcheinen meines Abnehmers mit Schmerzen entgegenſah. Er ließ übrigens nie auf ſich warten. Als ich ihm die achte und neunte Stunde anbot, ſagte er mit hämiſchem Lächeln: „Bedenke, was Du thuſt, Balthaſar. Ich kann Deinen Schlaf ſchon brauchen; allein Du behältſt dann nichts. Zwölf Stunden hat die Natur auf's Höchſte für den Schlaf beſtimmt; haſt Du dieſe zwölf Stunden verkauft, ſo biſt Du mit Deinem Schlaf fertig und wirſt dann immer wachen müſſen, Tag wie Nacht. Ich ſage Dir dieſes, damit Du ſiehſt, daß ich ehrlich bin, und einen Handel zu Deinem Nachtheil nicht ſchließen will.“ — „Ihr ſeid ein langweiliger Schwätzer,“ rief ich verdrießlich. „Wenn ich auch keine Minute Schlaf fürder habe, was geht das Euch an? Gebt mir das Geld und geht Eurer Wege!‘“

Ich hatte am Ende nur noch eine Stunde Schlaf, und die, faßte ich den Entſchluß, nie weggeben zu wollen. Aber meine ungeheuere Verſchwendung machte, daß ich bald mit meinen großen Reichthümern fertig wurde, und der Gedanke, wieder in Armuth zurückzuſinken, war für mich eine Quelle unerträglicher Pein. Ich wußte, daß die letzte Stunde mir ein ungeheures Capital in die Hände liefern mußte, und die Verzweiflung trieb mich endlich, den letzten grauſenerregenden Schritt zu thun.

Es war eine dunkle, ſternloſe Nacht, als ich am gewohnten Platze vor dem Thore des Schwarzrocks wartete. Ich hatte eine weite Reiſe in großer Eile zurückgelegt, um den Tag nicht zu verfehlen, den Jener mir angegeben hatte, im Fall ich ihn noch einmal ſprechen wollte. Mehrere Stunden vergingen, und ich wartete immer vergeblich auf ihn. Mein Gewiſſen ſprach mir zu, umzukehren vom Wege des Verderbens, aber ich befolgte ſeine Warnung nicht. Endlich erſchien der Erwartete. Wie ein Geiſt der Finſterniß ſtand er vor mir. Ohne ein Wort zu ſprechen, wechſelten wir mit einander das Mitgebrachte, ich die Verſchreibung, er die Wechſel hinreichend. Als es geſchehen war, hörte ich ihn ein leiſes, höhnendes Gelächter aufſchlagen und fort war er, durch die Nacht verſchwunden. — Seitdem —"

Hier hielt der dicke Herr in ſeiner Erzählung inne, gewiß aus unabweisbaren und ſehr triftigen Gründen, von denen der vorzüglichſte der war, daß ſeine ſämmtliche Zuhörerſchaft in einen ſanften Schlummer verfallen war. Hierdurch wurde auf ermuthigende Art der Beweis geführt, daß keiner der Anweſenden in der erſtaunens- und beklagenswerthen Lage jenes Mannes, der ſeinen Schlaf verkaufte, ſich befand.

Die tiefe Stille, die jetzt herrſchte, nachdem die Redewerkzeuge des dicken Herrn in Ruheſtand verſetzt worden, und er den Reſt ſeiner Taſſe Kaffee ſchlürfte, erweckte zuerſt den Procurator, der ſich verwundert umblickte, alsdann ruhig die Baumwolle, die er, um beſſer zu hören, am Anfange der Erzählung aus dem Ohr entfernt hatte, wieder hineinbrachte, aufſtand und ſich von der Geſellſchaft beurlaubte. Dieſe Bewegung brachte zu gleicher Zeit den Beſitzer des grünen Regenſchirms, den Tragödiendichter und den Lieutenant zum völligen Gebrauch ihres Bewußtſeins. Der Letztere zeigte das Uebermaaß ſeines Entzückens, indem er dem dicken Herrn im Ton einer Herausforderung auf Leben und Tod dankte.

Der Doctor Flammer gab ſich die Miene, als erwache er aus tiefſinnigen Betrachtungen, und da er ungewiß war, ob der Schluß der Erzählung humoriſtiſch oder tragiſch geweſen, griff er zu dem Hilfsmittel, das in ſo kritiſchen Fällen ſtets mit Glück angewendet wird. Er lächelte, ſeufzte dann ſehr tief, nahm eine Priſe und verfiel gleich darauf in einen anhaltenden trockenen Huſten, der es ihm unmöglich machte, ſeine Meinung über das eben Gehörte zu ſagen. Der gelähmte Nachbar des dicken Herrn ſchlummerte ruhig fort, und Niemand war auch vermeſſen genug, den Schlaf dieſes Gerechten zu ſtören.

Der rothe Zwerg ſetzte Léon wieder in Beſitz ſeines Körpers.

Der rothe Zwerg erſcheint zum zweiten Male.

Es kann durchaus nicht länger in Zweifel gezogen werden, ob die ſchöne Joſephine und in wie weit ſie Antheil nahm an den fortgeſetzten Bewerbungen Léons um ihre Gunſt. Wenn der weibliche Scharfblick ihr nicht ſchon längſt über die Eroberung, die ſie gemacht, unzweifelhafte Beweiſe geliefert, ſo hätte ſie dieſe durch die Bemühungen der ſehr achtbaren Mademoiſelle Alphonſine Wibak ſchon am nächſten Morgen nach der nächtlichen Scene erhalten. Denn kaum wurde es in dem kleinen Dachſtübchen der Künſtlerin Tag, ſo hörte man den magern Finger der Putzmacherin an deſſen Thüre klopfen.

„Ah, guten Morgen, meine Kleine!“ rief die Dame, die ſich gewöhnt hatte, Joſephinen als ein kaum erwachſenes Kind zu betrachten.

„Guten Morgen, meine hochgeehrte Freundin,“ entgegnete die Mutter Joſephinens, und die drei Frauen nahmen auf dem Sopha Platz, nachdem das Spielzeug des Kleinen, ein Wägelchen und ein Pferd, dem der Kopf, der Schweif und die Beine fehlten, das alſo mehr die ſimboliſche Andeutung eines Pferdes war, beſeitigt worden.

Die Unterhaltung wurde über das Wetter begonnen und ging dann auf die Marktpreiſe der Butter über. Dieſe genialen Uebergänge hatte Madame Paul vollkommen in ihrer Gewalt; allein ſo aufregend und ſpannend auch dieſer Gegenſtand war, ſo zeigte der Geiſt der Mademoiſelle Alphonſine dieſesmal doch eine ſo beſondere Richtung, daß ſich das vorgeſchlagene Geſpräch nur zehn Minuten im Intereſſe zu erhalten vermochte, und dann ein beunruhigendes und für Frau Paul unerklärliches Schweigen eintrat. Endlich, nachdem dieſe Kriſe den höchſten Punkt erreicht hatte, ſagte die Putzmacherin: „In der That, ich muß Sie fragen, ob Sie nichts Beſonderes mir anſehen? Kein Anzeichen?“

Mutter und Tochter verſenkten ſich ſofort in's Anſchauen des Antlitzes ihrer Nachbarin, aber ohne zu einem befriedigenden Reſultate zu gelangen. Madame Paul wurde ſchon zweifelhaft, ob ſie es wagen könne, die ganz beſonders geröthete Naſenſpitze ihrer Gönnerin als das geforderte Anzeichen anzugeben; als zum Glück die Dame ſelbſt die in die Irre gehenden Beobachtungen auf's Ziel lenkte, indem ſie einen Seufzer ausſtieß, ſich zurücklehnte und erklärte, daß ſie die ganze Nacht kein Auge zugethan.

„Iſt's möglich?“ rief Frau Paul erſchreckt. „Sollte Mylord Haſtings-Hoſtings vielleicht beunruhigende Zeichen von Lebensüberdruß gegeben haben?“

„Nein,“ entgegnete Mademoiſelle Alphonſine. „Das iſt's nicht. Der arme Mann, ſeitdem er den Balkon hat, ſcheint ſein tobender Dämon befriedigt. Aber, Madame Paul, was haben Sie für einen koſtbaren Schlaf? Iſt Ihnen denn nichts von dem Tumult auf der Straße zu Ohren gekommen?“

„Ein Tumult?“ fragte Joſephine.

„Ja, mein Kind,“ erwiederte die Putzmacherin in einem ſanften, ſchmachtenden Tone.

„Ein Tumult! Wenn ich ſage: ein Tumult, ſo meine ich damit einen frechen Einbruch in den Frieden des Hauſes! meines Hauſes!“

„Aber wie konnte das geſchehen?“ fragte Madame Paul, indem ſie die Hände zuſammenſchlug.

„Wie es geſchehen konnte?“ wiederholte Mademoiſelle Alphonſine ſpöttiſch. „Wie ſo etwas immer geſchehen kann, wenn die Beſitzerin eines Hauſes unvermählt und ohne Schutz iſt."

„Ja freilich, Sie ſind unvermählt," bemerkte die Wittwe bekümmert; „aber Ihre Jahre ſollten dieſen frechen Unruheſtiftern Ehrfurcht einflößen."

„Ich begreife nicht, wie meine Jahre dieſes ſollen thun können," ſagte Mademoiſelle heftig. „Ehrfurcht iſt nicht das Wort, Madame Paul."

„Allerdings nicht; ich meinte nur."

„Aber was hat es denn eigentlich gegeben?" fragte Joſephine, ihrer Mutter zu Hilfe kommend.

Die Putzmacherin erzählte jetzt den nächtlichen Beſuch, die Anſprache, bei der ſie ſehr lange verweilte, und endlich ſchloß ſie mit dem Zank auf der Treppe, den ſie hinter der Thür lauſchend, mit angehört hatte. Madame Paul ſtieß über alle dieſe Vorfälle einen lauten Schrei der Verwunderung aus. Sie konnte ſich über die Dreiſtigkeit nicht zufrieden geben, mit der man es gewagt hatte, um zwei Uhr in der Nacht Mademoiſelle Alphonſine um ihre Hand zu bitten. „Wahrhaftig," rief ſie, „man ſieht ganz deutlich, daß dieſe Menſchen betrunken geweſen ſein müſſen, denn bei nüchternem Sinne gäbe es nichts Tolleres, als dieſe Unternehmung.

„Das will ich nicht behauptet haben,“ ſagte die Putzmacherin. „Einer der jungen Taugenichtſe war ſo hübſch, daß wenn er mir eine Erklärung gemacht, ich gar nicht übel Luſt gehabt hätte, ihn zu erhören.“ Dieſe Worte waren in dem ganz eigenthümlichen, graziöſen und ſchalkhaften Tone geſprochen, den die Dame manchesmal zum Entzücken ihrer Zuhörer annahm.

„In Ihren Jahren?“ rief Madame Paul.

„Schon wieder meine Jahre! Ich ſage Ihnen, Madame Paul —“

„Wie hieß dieſer junge Mann?“ fragte Joſephine ſchnell dazwiſchen.

„Ah, ſehen Sie das Kind!“ rief Mademoiſelle Alphonſine in Lachen ausbrechend. „Wahrhaftig, ſie fragt nach dem Namen des Ritters, der ſich ihrer ſo tapfer annahm. Ganz gut, mein Fräulein; erröthen Sie nicht. Ich will Ihnen den Namen ſagen. Er heißt Herr Léon und wohnt Ihnen dort gegenüber. O, es iſt ein braver junger Mann, und was noch mehr ſagen will, ein reicher junger Mann.“

„Iſt's nicht derſelbe, der hier den Kopf des herrlichen Mannes, des Doctor Stapperton kaufte? O, was der Doctor Stapperton uns ſchon für Geld eingebracht hat; kein Antinjus und Gahnenmeth thäte das mit ſammt ihrer Schönheit."

„Ja, Schönheit allein thut's freilich nicht," ſeufzte die Putzmacherin. „Sie kannten ja auch den jungen Schauſpieler, der mir vor drei Jahren eine Erklärung machte?"

„Ja wohl; er wurde ausgepfiffen, wenn er ſich nur auf dem Theater zeigte."

„Aber ſchön war er!" rief Mademoiſelle Alphonſine. „Sehr ſchön! Das Unglück hatte gleichſam über ſeine ganze Phyſiognomie einen Schleier geworfen. Seine Augen waren erloſchen, man konnte glauben, daß er zu viel Thränen vergoſſen."

„Nein, nein," rief die Wittwe. „Die Sache war, daß er trank. Es war ein Glück, daß Sie bei Zeiten von ihm loskamen."

„Aber wieder auf Herrn Léon zu kommen. Nicht wahr, er gefällt Ihnen?" rief die Dame, indem ſie Joſephinens Hände faßte. „Machen Sie mich zur Vertrauten, mein Kind. Ach, Sie wiſſen, ich habe Gefühl, ſtarkes, mächtiges Gefühl; ich kann alle Ihre Freuden, Ihre Schmerzen mit Ihnen theilen. Ja, das kann ich.“

„Sprich doch, Joſephinchen!“ rief Madame Paul.

„Joſephine neigte das Haupt, ohne zu erröthen, aber auch ohne ein Wort zu ſagen.

„Bedenken Sie wohl Ihr Glück,“ rief die Putzmacherin eifriger. „Wenn Sie auch jetzt noch zu jung zum Heirathen ſind; dieſer Fehler, glauben Sie mir, ſchwindet. Herr Léon würde Ihnen ein ſorgenfreies Schickſal bereiten; Sie brauchten dann nicht von dem unerträglichen Kattunfabrikanten und ſeiner noch widrigeren Frau abhängig zu ſein.“

„O, wir ſind auch jetzt nicht abhängig von ihm,“ ſagte die Wittwe. „Aber ſprich doch, Joſephinchen. Gott, das Kind iſt ſo wunderlich verſchloſſen und ſtumm. Andere Kinder wählen ihre Mütter zu Vertrauten; ich aber erfahre in meinem Leben nichts.“

Bei dieſen Worten vergoß Madame Paul ein Paar Thränen. „Joſephine!“ rief die Putzmacherin, „können Sie Ihre Mutter weinen ſehen?“ — Joſephine warf ſich an den Hals der Alten. „Nun?“ rief dieſe aufblickend, „was haſt Du mir zu ſagen?“

„Was ſoll ich zu ſagen haben?“ erwiederte ſie ſtockend. „Weiß ich denn, ob Herr Léon —“

„Ob er redliche Abſichten hat?“ ergänzte Mademoiſelle Alphonſine, „Ja, die hat er. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande. So weit ich die Männer kenne —“

„Gut, ſprechen Sie ihr Muth zu,“ rief Madame Paul. „Es iſt ausgemacht, daß Sie die Männer kennen. Wer ſollte ſie kennen, wenn Sie ſie nicht kennen.“

„Das will ich nicht behauptet haben. Mein Himmel, Sie machen, daß ich erröthe,“ rief Mademoiſelle Alphonſine, und hielt den Zipfel ihres Taſchentuchs vor die Augen. „Kann ich nicht allgemeine Betrachtungen angeſtellt haben? Herr Léon liebt das gute Kind.“

„Wo haben Sie die Beweiſe dafür, meine theure Nachbarin?“ fragte Madame Paul in dem zärtlichſten Tone.

„Die Beweiſe? Iſt denn das Duell, dem er ſich ihrer Tochter wegen ausſetzt, kein Beweis?“

„Ein Duell. Ach mein gütiger und allmächtiger Schöpfer! Joſephine, hörſt du's, deinetwegen ein Duell!“

„Aber liebe Mutter —“

„Nichts, nichts ein Duell iſt ein ſchlagender Beweis für die Liebe, habe' ich immer gehört. O, der arme junge Mann! Und Sie ſagen, daß er reich iſt, theure Nachbarin?“

„Unermeßlich reich,“ erwiederte Mademoiſelle Alphonſine.

„Allgütiger Himmel, wenn uns der todtgeſchoſſen würde!“

Madame Paul ging die Hände ringend im Zimmer auf und ab. Das Duell hatte alle ihre Lebensgeiſter in Bewegung geſetzt. Mademoiſelle Alphonſine fand Zeit in das Atelier zu ſchlüpfen, und während Mutter und Tochter miteinander beſchäftigt waren, hörte man ſie einen lauten Schrei ausſtoßen. Ehe die beiden geängſteten und beſtürzten Frauen Zeit hatten, nach der Urſache zu forſchen, öffnete ſich die Thüre von Joſephinens Arbeitszimmer, und Mademoiſelle Alphonſine ſtand auf der Schwelle und hielt die Büſte Léons, die geſtern fertig geworden, im Arm, indem ſie verſuchte, ſie triumphirend in die Höhe zu halten.

„Da ſieht man die kleine Unſchuld!“ rief die

Putzmacherin mit einem boshaften Lachen. „Während ſie uns in Ungewißheit läßt, ob ſie den Herrn Léon jemals lieben wird, hat ſie vier Wochen im Geheim an ſeiner Büſte gearbeitet. Aber vortrefflich! Sehr ähnlich! Zum Sprechen!“—

Joſephinens liebliche Züge waren bei dieſem Impromptü der indiscreten Putzmacherin wie mit Purpur begoſſen. Sie eilte auf ſie zu, entriß ihr das Kunſtwerk und trug es in's Zimmer zurück, indem ſie dabei etwas murmelte, das Niemand verſtand.

„Ja, es iſt ſein Bild! Wahrhaftig ſein Bild!“ rief die Mutter.

„Ja, es iſt ſein Bild,“ wiederholte die Putzmacherin. „Sie liebt ihn.“ Mit dieſen Ausrufungen war die Unterredung geſchloſſen, und Mademoiſelle Alphonſine begab ſich in ihre Arbeitsſtube, weil es ſchon dreimal unten geklingelt hatte.

Wenige Wochen darauf ſtand Léon auf dem Abſatz der ſechſten Treppe, im Begriff Joſephinen zu ſeiner Büſte zu ſitzen. Er fand unvermuthet den Zwerg vor ihrer Thüre. „Ich muß dich bitten,“ ſagte die ſchnarrende Stimme, „mir deinen Körper zu leihen. Eine meiner Schwächen beſteht in einer kleinen Doſis Eitelkeit. Gar zu gerne möchte ich mich einmal ſchön nennen hören, und das noch aus einem ſo hübſchen Munde, wie der deiner kleinen Auserwählten.“

„Ich finde dieſe Schwäche ſehr wenig philoſophiſch;“ bemerkte Léon, dem der Zorn die Wangen färbte.

„Gleichwohl,“ entgegnete der rothe Gnome. „Ich will es ſo, und du wirſt gehorchen.“

„Und überdies,“ rief Léon, „könnten dir die Phyſiologen beweiſen, daß nicht du es biſt, der ſich abformen läßt, ſondern ich, indem ich dir meinen Körper leihe, und dieſer Körper die Hauptſache dabei ſpielt.“

„Ha, ha, ha!“ rief der Zwerg; „ſo bin alſo ich auch bei der Tafel nicht derjenige geweſen, der da ſchmeckte und ſich's wohlſein ließ? Haſt du eine der koſtbaren Brühen gekoſtet?“

„Nein,“ rief Léon zornig und beſchämt.

„Nun denn, ſo wirſt du auch jetzt nicht hören, daß du ein hübſcher Mann biſt, ſondern man wird es mir ſagen. Ueberhaupt liebe ich dieſe metaphyſiſchen Erörterungen nicht. Du kennſt unſern Vertrag, alſo gehorche!“

Der rothe Zwerg erſcheint zum dritten Male.

Es bleibt noch zu melden, daß wenige Wochen nach obigem Vorfall Léon und Joſephine ſich verlobten. Wir ſtellen die Fälle, wo die Dreiſtigkeit des rothen Zwergs recht merkbar an's Licht trat, gleich neben einander. An der Thür des Brautgemachs erſchien er zum dritten Male. Aber hier war das Zwiegeſpräch noch kürzer und noch energiſcher.

„Wie unverſchämt!“ rief Léon.

„Weshalb?“ fragte der Zwerg.

„Entweiche!“ ſchrie Léon.

„Nein,“ entgegnete der Rothe und ſtellte ſich in ſeiner ganzen widrigen Plumpheit und Breite vor die Thür des Gemaches, indem er die Papierrolle, auf dem der Vertrag verzeichnet ſtand, wie eine Waffe vor ſich hinhielt.

„Unhold!“ ſchrie Léon; „wenn ich ſchwach genug war, dir in Allem zu weichen; hier werde ich es nie thun.“

„So weigerſt du dich?“ rief der Zwerg mit einem boshaften, höhniſchen Lachen. „Du haſt alſo umſonſt die Genüſſe, die ich dir verſchafft habe, gekoſtet? Die Bekanntſchaften, die ich dir zugeführt, für deine poetiſchen Tagebücher ausgebeutet?"

„Ach," entgegnete der Jüngling, „was ich von der Welt geſehen und erfahren, ſchenke ich dir gern. Wenn du mich zwängeſt, dieſe Erfahrungen zu wiederholen, ich thäte es nicht, und wenn du mir eine dreifache Summe Goldes böteſt."

„In der That! und was haſt du denn ſo Schlimmes erfahren? Hab' ich dich nicht mit ſchönen Frauen zuſammengeführt?"

„Das haſt Du, oder vielmehr dein Gold that es; aber meine Seele hat aus dem Umgang dieſer ſchönen Frauen nur Bitterkeit und Ueberdruß geſogen. Es wäre beſſer, du hätteſt mich in meiner Unkenntniß der Welt gelaſſen, ſo hätte ich ſchlechte Romane geſchrieben, aber gute Tage verlebt."

„Du biſt ein Thor," ſagte der Zwerg; „hab' ich dich nicht mit Weltmännern zuſammengeführt, deren Philoſophie du dir zu eigen hätteſt machen ſollen. Zum Beiſpiel der Procurator."

„Ich glaub's, daß er ein Mann nach deinem Herzen iſt; für mich paßt er nicht. Du kannſt ihn ſammt allen Cidaliſen und Danaën vor meinen

Blicken ewig verſchwinden laſſen, ohne daß ich einen Moment der Trauer darüber empfinden werde.“

„Ich ſage es nochmals: du biſt ein Thor! Leute vo[illegible]einer Art beſſert man nicht. Für dich iſt die Armuth und die Liebe.“

„Ja,“ rief Léon begeiſtert. „Nimm dein Gold zurück. Laß mich wieder arm ſein und von Joſephinen geliebt; weiter verlange ich nichts.“

„Dein Wunſch kann gewährt werden. Wenn du den Kontrakt beobachtet haſt, ſteht es dir frei, ihn ſpäter zu vernichten.“

„Wie, du beſtehſt alſo drauf, Ungeheuer, jetzt in meine Rechte zu treten?“

„Dieſes Papier ſagt es.“

„Eher nimm mein Leben.“

„Was ſoll das mir?“ entgegnete der Zwerg verächtlich. In der tauſendjährigen Dauer meines eignen Lebens hab' ich eine ſolche Sekunde Daſein, wie dir es zugemeſſen iſt, verachten gelernt. Daß ich mich jetzt mit dir abgegeben habe, geſchah nur, um mir eine kleine Zerſtreuung zu verſchaffen.“

Léon warf ſich dem Zwerge zu Füßen: „Sieh mich hier im Staube,“ rief er; „kann irgend Mitleid deine Bruſt bewegen, ſo beſtehe nicht auf deinem grauſamen Recht. Treibe mich nicht zum Aeußerſten mit deiner tollen Forderung.“

„Verliebter Thor!“ rief der Zwerg, und ſtieß verächtlich mit dem Fuße den Jüngling von ſich.

„Nimm dein Gold zurück,“ rief dieſer; „fordere von mir das Doppelte, ich werde durch angeſtrengte Arbeit es zu erringen ſtreben, nur entweiche von dieſer Schwelle.“

„Mir bieteſt du Gold an?“ höhnte der Unhold. „Hab' ich dieſes gelben Staubes nicht ſelbſt genug?“

„Ich werde dich erwürgen,“ ſchrie Léon.

„Halt!“ rief dieſer; „das geht nicht ſo ſchnell. Verbrenne deine Finger nicht an der Stickerei meines Sonntagrocks. Armer Burſche, du dauerſt mich. Ich bin ein weichherziges Geſchöpf. Nun ſo vernimm. Eine Bedingung ſtelle ich, unter der ich vom Vertrage dich freiſpreche. Joſephine ſoll entſcheiden.“

„Joſephine?“ rief Léon. „Sie ſoll wählen zwiſchen mir und dir?“

„Ja, zwiſchen mir und dir.“

„Welch ein Wahnſinn!“

„Nicht ſo ſehr, wie du glaubſt,“ antwortete der

Zwerg ruhig. „Die Liebe, ſagt man mir, wenn ſie die ächte iſt, hat es ja nur mit der Seele zu thun. Der Körper iſt Nebenſache. Stelle mich deiner Auserw[illegible]lten vor, ſage ihr, daß du durch dunkle Mächte gezwungen wäreſt, entweder künftig nur unter meiner Geſtalt vor ihr zu erſcheinen, oder ſie auf ewig zu verlaſſen. Wählt ſie das Erſtere, ſo geb' ich dich frei."

Dieſe Rede begleitete das hämiſche Geſpenſt mit einem muthwilligen Spottgelächter. Léon ſah beſtürzt und verdrießlich zu Boden.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und in einem reizenden Nachtgewande flog Joſephine herbei. Einen Augenblick ſchrak ſie vor der Geſtalt des abſcheulichen Zwergs zurück, doch im nächſten Moment lag ſie zu ſeinen Füßen. „Ich habe alles mit angehört," rief ſie, „wenn du nicht anders zu verſöhnen biſt, drohender Geiſt, ſo wiſſe, daß ich dem Geliebten unter jeder Geſtalt, auch unter der deinigen, treu ſein werde. Wohlan, raube ihm ſeine Schönheit, mein Herz wird ihm dennoch ewig gehören." Beim Schluß dieſer Worte überſchwemmten Thränen die Hände und Füße des Zwerges, der eine

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12151/012

Weile unſchlüſſig und durch den Anblick der vor ihm knieenden Schönheit gefeſſelt daſtand. Endlich fuhr er wie aus einem Traume auf.

„Wahrlich, ich hätte es nicht geglaubt,“ ri[illegible]r; „Ihr wollt mich lieber, ſchöne Dame?“

„Dich, mit der Seele eines Léon,“ entgegnete Joſephine.

„O laß dich erweichen, mächtiger Geiſt,“ flehte Léon. „Du ſiehſt, die Liebe hat geſiegt.“

„Schenke uns Glück und Leben!“ bat Joſephine mit der ſchmeichelndſten Stimme.

„Ich ſtehe hier wie ein gutmüthiger Vater in der Comödie,“ ſagte der Zwerg. „Doch es ſei; wie geſagt, ich bin kein böswilliger Dämon. So nimm denn die Verſprechung zurück, junger Brauſekopf. Ich will mir ein beſſeres Spielzeug, als du es geweſen biſt, ausſuchen; ein Spielzeug, das mehr für meine Cidaliſen und Procuratoren paßt.“

Die Liebenden wollten dankbar die Knien des Zwerges umfaſſen, aber dieſes wurde aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil er nicht mehr da war. Sie fielen ſich alſo einander in die Arme, und dieſe

Pantomime gelang ihnen offenbar beſſer, als die früher beabſichtigte.

Es war wohl ſehr natürlich anzunehmen, daß n[illegible]em Zwerg auch die achtzig und ein Dukaten wöchentlich verſchwinden würden, allein der rothe Zwerg ſchien, wie reiche Herrn pflegen, die kleinen Ausgaben nicht zu berechnen; vielleicht waren auch die Geiſter, die Befehl hatten, dieſe Summe auszuzahlen, von dem Bruch des Vertrags nicht gehörig in Kenntniß geſetzt, vielleicht auch, und dieſes iſt am wahrſcheinlichſten, war der Zwerg gutmüthig genug, ſeinem ehemaligen Schützling die Rente zu laſſen, kurz das Gold fand ſich nach wie vor am erſten Tage der Woche unter dem Kopfkiſſen Léons, wenn er an der Seite ſeiner ſchönen Joſephine erwachte. Dieſe Dame wurde eine ausgezeichnete Künſtlerin, und beſonders fanden die Kenner, daß ſie in Nachbildung männlicher Schönheit beſonders glücklich ſei. Es läßt ſich annehmen, daß Léon ihr zum Modell diente.

Was die übrigen Perſonen in dieſen Berichten betrifft, ſo erzählte der dicke Herr noch manchesmal Geſchichten, der Doktor Flammer gab noch viele

Mittageſſen. Der Procurator und Danaë trafen ſich noch öfters am grünen Tiſch des induſtriöſen Grafen, Cidaliſe aber, ſeitdem man wußte, daß ſie aß, zog ſich aus der Welt zurück, und es iſ[illegible]ht unwahrſcheinlich, daß ſie aus Erbitterung in ein Kloſter gegangen iſt. Im Uebrigen blieb das wunderliche bunte und mitunter ſehr thörichte Treiben, das man die „große Welt“ nennt, immer daſſelbe.

Der Page Karl's des Großen.

Karl der Große lag in Aachen auf dem Sterbebette. Die Großen ſeiner Krone waren um ihn verſammelt und zwei Kämmerer führten eben den weiſen Merlin herbei. Weißt Du kein Mittel, mich zu retten? fragte der König. Der weiſe Merlin zuckte die Achſeln. Wie? rief der erzürnte Monarch, wozu biſt Du denn der berühmte und berüchtigte Zauberer? Denke nach, Freund; ſagen Dir die Sterne Nichts? — Sie ſagen mir ſchon ſeit lange Nichts mehr. — Und die Kräfte der Erde? — Sind ſtumm wie die Fiſche. — Die geheimnißvollen Pflanzendecocte? — Sind wie jede andere Krautbrühe. — Aber Deine magiſchen Inſtrumente? — Haben auf der Reiſe hierher ein Trupp wilder Sarmaten mir in tauſend Stücke zerſchlagen. — Das iſt ein armſeliger Mann, ſagte der König, ſich zu ſeinem Hofſtaat wendend;

man ſchaffe mir einen anderen Zauberer. Graf Garein, der dieſes Gebot vernahm, trat hervor und ſagte mit einem beſcheidenen Anſtand: Ich habe, o Herr, durch meine Diener eine Zauberin auffangen laſſen, die flüchtig im Ardennenwald herumſchweifte; wenn Du gebieteſt, ſo ſoll ſie augenblicklich vor Dir erſcheinen. — Sie komme! rief König Karl. Und herein trat ein Mägdlein, mit roſigen Wangen und goldgelbem Haar, das ihr auf Nacken und Schulter lieblich herabfloß. Die Herzöge und Grafen wichen ihr aus, und ſie ſchritt keck vor das Bette des Königs. Karl! rief ſie mit jener Vertraulichkeit, die Zauberinnen immer anzunehmen pflegen; Karl, Du geneſeſt, wenn Du das Hemd einer reinen Jungfrau anlegſt, noch warm, wie es vom Leibe ſeiner Eigenthümerin kommt. — Nach Beendigung dieſes Spruchs entfernte ſich die kleine Waldſchöne wieder und ſie war ſchon lange fort, als die erlauchten Fürſten, den König an der Spitze, aus ihrer Erſtarrung erwachten. He! man laufe ihr nach! ſchrie Karl. Wenn mir ein Jungfernhemd helfen kann, ſo ſoll ſie nur ihr eigenes ausziehen, denn der heilige Graal ſoll meine Hand zerbrechen, wenn dies kleine ſchnippiſche Ding nicht noch Jungfrau iſt. Ein Theil des Vorgemachs ſtürzte nun der entwichenen Prophetin nach, allein ſie war nirgends zu entdecken. So ſoll man denn in meinem Reiche nach einem ſolchen Hemde forſchen! rief der alte König; hoffentlich werde ich nicht lange zu warten nöthig haben. Graf Naims, Du brachteſt ja neulich eine ſchöne Nichte an den Hof, die Du hier verheirathen wollteſt! — Ja, Herr; aber dieſe Nichte iſt geſtern Abend mit einem Flötenſpieler Deiner königlichen Capelle davongelaufen. — Graf Richard, Deine jüngſte Tochter muß kaum zwölf Jahr alt ſein? — Verzeihe, Herr, ſie iſt ſchon zwölf und ein halb; es iſt das Alter, wo ich meine Töchter nothwendig verheirathen muß, wenn ich nicht will, daß ſie ſelbſt ſich ihre Männer ſuchen. — Riol! Du haſt eine niedliche Schwägerin! — O Herr, willſt Du mich behandeln wie den armen Mann im Evangelium, dem man grauſam ſein letztes Schäfchen raubt? — Ihr ſeid mir ein ſchönes Volk! rief Karl erzürnt und warf ſich auf ſeinem Lager hin und her, daß die Bettpfoſten erſchüttert wurden. Ruft mir den Turpin her. Er hat eine kleine Anſtalt für bekehrte heidniſche Jungfrauen gegründet; er wird helſey. — Auf der Stelle begebe ich mich zu ihm, rief Merlin in tiefer Demuth, indem er ſich bückte, den Teppich auf dem Lager des Königs zu küſſen. — Geh, unbrauchbarer Prophet, murmelte Karl. Vergißt Du nicht vor Scham, alter Graubart, daß ein ſolches rothbäckiges, blondhaariges Kind mehr weiß, als Du? — Mächtiger Gebieter, entgegnete der Weiſe; Du wirſt Dich beſinnen, daß ſolche Kinder oft Kinder des Teufels ſind, und daß ich — ein guter Chriſt bin. Man muß die Zauberei nicht auf Koſten ſeines Gewiſſens und ſeiner ewigen Seligkeit treiben.

Als der weiſe Merlin bei dem Erzbiſchofe eintrat, fand er dieſen würdigen Prälaten gerade beſchäftigt, das köſtliche Blut der Burgundertraube mit dem bleichen, nervöſen Nektar der Rebe am Ufer des Rheins zu vergleichen. Zwei Humpen, von der Größe kleiner Tonnen, aus dem erbeuteten Silber der alten heidniſchen Götterbilder gemacht, ſtanden vor dem Prälaten, und abwechſelnd verſenkte ſich ſeine feurige Naſe bald in dieſe, bald in jene anmuthige kühle Tiefe. Er hatte verboten, daß man ihn ſtöre, aber Merlin, wenn er auch kein anderes

Kunſtſtückchen mehr wußte, konnte doch noch das, durch verſchloſſene Thüren zu wandeln. Er ſtand plötzlich vor dem Erzbiſchof, als dieſer eben mit leiſem Murmeln ſein Antlitz aus dem Rheinweinbrunnen hervorzog.

— Schalksknecht! rief der Prälat verdrießlich, als jener ſeinen Spruch angebracht hatte; ich vermuthe, daß Deine unnütze Pfiffigkeit dem Könige dieſen Rath gegeben hat. Ich weiß, alter Knabe, daß Du mich immer um meine kleine Anſtalt beneidet haſt.

— Ich? rief Merlin. Was fällt Dir ein? Meinſt Du, ich hätte Zeit gehabt für Liebeleien, bei einem Leben, das nur der Wiſſenſchaft, den magiſchen Geheimniſſen geweiht war?

— Mache nur den Großſprecher! Haben wir nicht zuſammen auf einer Schulbank geſeſſen? Während ich in das Leben des heiligen Auguſtin mich vertiefte, ſaßeſt Du bei der jungen Frau unſers alten Moralphiloſophen.

— Ich ſtudirte mit ihr die Lehre der alten Gnoſtiker.

— Meinethalben. Geh und laß Dir die Hemden ſämmtlicher Penſionärinnen meiner kleinen Anſtalt geben, aber ſage dem König, das Inſtitut wäre eigentlich nicht für dieſen Zweck da; verſtehſt Du mich? Doch würde ich die heilige Portiuncula bitten, daß ſie für diesmal ein Wunder bewirke.

Die Hemden wurden abgeliefert und als unbrauchbar wieder zurückgeſtellt. Das Oberhaupt der Chriſtenheit war fortwährend beſchäftigt, Hemden an- und auszuziehn. Die ſtolzen Grafen des heiligen römiſchen Reichs liefen wie kleine Wäſcherinnen mit Hemden auf dem Arm ein und aus. Ganze Stöße dieſes unentbehrlichen Kleidungsſtückes waren in den Vorſälen aufgehäuft — Alles, Alles umſonſt. In jenen gerühmten Zeiten kränkelten die Sitten gleichwohl an einer erbärmlichen Hinfälligkeit. Jedermann ſah den Tod des Königs vor Augen, und der Erzbiſchof Turpin fing ſchon an, ſich auf die Exequien vorzubereiten. Der weiſe Merlin war bei Nacht und Nebel entwichen, das Klügſte, was ein Zauberer thun kann, der nicht mehr zu zaubern verſteht.

Was die Herzöge, Grafen und Ritter nicht zu Stande brachten, das unternahm ein Page, ſo keck, ſo wild, ſo vorwitzig und vorlaut, als nur je ein

Weſen dieſer Art das Parquet der Hofſäle betrat. Dies feurige und wilde kleine Geſchöpf war erſt achtzehn Jahre alt, und doch zählte ſein Antlitz ſo viele Narben, als nur irgend ein Ritter der Tafelrunde aufzuweiſen hatte. Wie die Hüfte des Adonis, ſo war auch die ſeine von mancher Lanzenſpitze durchbohrt worden, aber immer hatte Jugend und friſches Blut ihn aufrecht erhalten. Er glich der Blume des Feldes, die ihre gehärteten Wangen vom Sturmwind peitſchen läßt und ſehr wenig nach den ſchmeichelnden Küſſen der Sonne fragt. Dieſe Narben und Wunden verunzierten den Pagen jedoch keineswegs; die Damen jener Zeit ſaheh es gerne, wenn die Tapferkeit ſich zu den Blättern ihres Gedenkbuchs die Stirn und Wangen der jungen Paladine ausſuchte. Manche ſchöne Lippe vertiefte ſich mit einer gewiſſen Inbrunſt in die Höhlung einer Narbe, während ſie auf eine glatte Wange nur einen kalten Kuß hinhauchte. Der ſchöne Ganelon, der ſich ſo oft für die Tugend ſeiner Couſinen hatte ſchlagen müſſen, begriff endlich, daß der Hof nicht gerade der geeignetſte Ort ſei, um die Trägerin des Wunderhemdes zu erzeugen. Er begab ſich alſo auf einem Klepper, den er ſeinem Vater ſtahl, auf Reiſen. Feldeinwärts trabte er dahin, ohne Plan und feſten Weg, das wahre Bild der Jugend und des Leichtſinns, dem das Glück ewig hold iſt.

Kaum verſchwanden die Thürme der alten Kaiſerſtadt Aachen hinter ihm, als eine neue, noch ungeſehene Welt vor ſeinen überraſchten Blicken auftauchte. Im hellen Sonnenſchein lagen Felder und Wieſen, Flüſſe und Berge vor ihm, dem jungen Städter und Höfling ein ungewohnter Anblick. Er gab ſeinem Klepper die Sporen und jagte jauchzend in die friſche, goldglitzernde Kühlung eines ſtolzen Waldes hinein. An der Hütte des Klausners hielt er an, um ein frommes Ave zu ſprechen, dann ging es weiter, immer weiter, den Rheinſtrom hinauf und endlich — endlich kam er in die ſchönen Gefilde der Provence, nach der Stadt Avignon. Damals lag in dem Schatten an der Quelle zu Vaucluſe noch nicht Petrarca's ſchlanke Geſtalt, in Träume gewiegt durch das Andenken an die blonden Haarflechten Laura's. Damals hatte das Thal der Sorgue noch nicht die ſchönen Sonnette entſtehen ſehen, die das Entzücken ſpäter Jahrhunderte bilden ſollten — aber auch ohne

Sonnette war dieſes Thal ſchön, auch ohne daß Petrarca an ihren Ufern lag, war die Quelle ſüß und lieblich und ſchon damals der Zuſammenkunftsort manches verliebten Pärchens. Es gibt kleine poetiſche Winkel in der Natur, die nie leer von Liebenden werden, die ewig wiederhallen von verliebtem Geflüſter, von Seufzern und Küſſen. Und wenn keine Liebenden dort ſind, ſo ſind Dichter dort. Das iſt daſſelbe.

Die Ur-Eltermutter der ſchönen Laura war damals gerade ein Mädchen von ſechszehn Jahren und die Braut eines gascogniſchen Ritters. Sie hieß ebenfalls Laura; der Name iſt ohne Zweifel erblich in der Familie. Als der Page Ganelon eines Abends ermüdet am Ufer eines Waldſees ausruhte, kam die ſchöne Laura mit ihren Geſpielinnen, ſich in dem See zu baden. Damals hielt man noch ein kühles Waldbad für die zweckmäßigſte Art, eine junge Braut zu erfriſchen und ihre Schönheit zu erhöhen. Der Page ſah ſie und verliebte ſich in ſie. Der Geſang der Mädchen, die eine Brauthymne anſtimmten, belehrte ihn, daß die reizende Beute ſchon von einem Andern in Beſchlag genommen ſei; allein dies ſchreckte ihn nicht. Er verließ den Wald und erſchien am andern Morgen eben zur rechten Zeit, als der Brautzug ſich zur Kirche in Bewegung ſetzte. Mit der artigſten Miene und der höflichſten Verbeugung trat er vor den Bräutigam und bat ſich deſſen Braut aus. Der ehrliche Gascogner ſperrte den Mund auf, als wollte er ein Stück der Erdkugel verſchlingen; er traute ſeinen Ohren nicht und wollte nicht glauben, daß es möglich ſei, daß ihm ein ſo ſeltſamer Vorſchlag gemacht werde. Der Page mußte alſo ſeine Bitte wiederholen, und er that es mit derſelben artigen Miene, indem er zugleich ſeine dunkeln verliebten Augen auf die ſchöne Laura richtete, die darüber erröthete und die ihrigen niederſchlug. Herr, mit welchem Recht, platzte jetzt der Gascogner hervor, macht Ihr mir meine Braut abſpenſtig? — Sie iſt mein, entgegnete der Page. — Wer hat ſie Euch gegeben? — Ein Traum; mir träumte vor drei Monden, drei Wochen und drei Tagen, daß der Himmel mir dieſe edle Jungfrau zu meiner Gemahlin ſchenkte. — Aber, mein Herr, der Himmel kann unmöglich daſſelbe Mädchen zweimal verſchenken; er gab es zuerſt mir. — Unmöglich! Habt Ihr auch geträumt? — Nein, ich gebe mich nicht mit Träumen ab; ich habe wachend um ſie geworben und den Preis von drei Ritterburgen für ſie bezahlt. — Das iſt mir gleich. Ich gebe zwanzig Ritterſchlöſſer. Während dieſes Gezänks gerieth der Zug in Unordnung, und die ganze Umgegend des Dorfes lief zuſammen, um das Ende dieſes Handels abzuwarten. Endlich trat der Vater der ſchönen Laura dazwiſchen und erklärte, daß dieſer Streit nothwendig vor den Liebeshof gehöre, der ſich ſo eben in Avignon verſammelt habe. Der gute Alte zählte auf die zwanzig Ritterſchlöſſer und dankte dem Himmel bereits, daß er ihm einen beſſern Käufer für ſeine Waare zugeführt. Vor dem verſammelten Minnegericht wiederholte Ganelon auf das Unverſchämteſte ſeine Traumgeſchichte. Die edlen Grafen der Provence, die hier den Vorſitz führten, erklärten die Viſion des jungen Ritters für einen jener galanten Träume des Alterthums, in denen unmittelbare Ausſprüche der Götter und Göttinnen ſich kundgaben, und man ſtritt ſich nur darüber, ob Venus oder Cupido dieſen Befehl gegeben. Meine Herren! ſchrie der Gascogner, vor Zorn ſchäumend, wenn hier irgend ein Gott im Spiele iſt, ſo kann es wahrlich nur Merkur, der Gott der Spitzbuben und Diebe ſein, der ihm geheißen, mir meine Braut zu ſtehlen. Dieſe rohe mythologiſche Deutung brachte großes Mißbehagen unter den feinen Rittern hervor. Ein Murmeln entſtand, und demzufolge wurde der Gascogner vor die Thür geſetzt und ihm unterſagt, jemals wieder den Minnehof mit ſeinen vulgären Angelegenheiten zu behelligen. Dem Pagen jedoch wurde die Braut feierlich durch ein Concluſum des Gerichtshofs zugeſprochen. Sechs Ritter machten Madrigale, drei verſuchten ſich in Sonnetten, und einer brachte unter großer Mühe ein kleines Triolet zu Stande, das als ein Muſter dieſer Gattung aufgeſtellt wurde. Man ſang dieſe Begebenheit vor allen Fenſtern Avignons. Es wurde Mode unter den Frauen, ſich die Liebhaber zu erträumen und ſie ſich dann vom Liebeshof gerichtlich zuſprechen zu laſſen. Eine gefährliche Neuerung.

Unterdeſſen ging der Page mit ſeiner ſchönen Laurette auf Reiſen. Er ſtahl ſich heimlich davon, um der Rechenſchaft wegen der zwanzig Ritterſchlöſſer zu entgehen. Eines Abends ſagte die ſchöne Laura unter Thränen zu ihrem Entführer: Warum meideſt

Du mich? Bin ich nicht Deine Braut? Was kann Dich abhalten, mir jene ſüßen Beweiſe der Zärtlichkeit zu geben, die unter Liebenden Sitte ſind? Ach, mein Freund, ich fürchte, Du liebſt mich nicht! — Ich Dich nicht lieben, himmliſches Mädchen? Sagt Dir das mein Auge nicht? — O ja, Dein Auge ſagt's, Du Schalk; aber dennoch Dein Betragen widerſpricht dem. Warum entweichſt Du gleichſam ſcheu und furchtſam, wenn die einſame Bank unter dem Ulmbaum uns vereint und der aufgehende Mond Stille und Zärtlichkeit auf uns herabgießt? — Der Page ſeufzte und antwortete nicht. — Antworte mir! rief ſie lebhaft und ſchlang den Arm um ſeinen Nacken. Bin ich Dir zuwider? Warum raubteſt Du mich dann meinem Geliebten? Ich wäre glücklich geweſen in meinem einſamen Thale, warum kamſt Du, mein Glück zu vernichten, wenn mein Beſitz werthlos für Dich iſt? — In Ganelon's Augen traten Thränen, als er ſein Mädchen ſo klagen hörte; er wußte nicht, ſollte er ihr ſein Geheimniß offenbaren, ſollte er es nicht. Laurette's Schmeicheln entlockte es ihm endlich. Sie hörte ihn erſtaunt und verwirrt an. — Wie? rief ſie endlich, und um dieſes wunderbare

Mittel zu finden, des Kaiſers Geneſung zu bewirken, mußteſt Du ſo weit reiſen? Konnte denn keine der Damen des Hofes. . . — Liebes Kind, unterbrach ſie Ganelon, Du kennſt die Höfe und die große Welt nicht. Alles iſt verſucht worden, ſelbſt die Nonnenklöſter hat man aufgeſchloſſen — ſtets vergeblich. Nur Du, Laurette, wirſt den Kaiſer retten und mich zum glücklichſten Manne und nebenbei auch zum reichſten machen. Denn große Preiſe ſind ausgeſetzt für den, der endlich einmal das Wunderhemd einliefert. — Du beſitzeſt alſo nicht zwanzig Ritterburgen? — Nicht ſo viel Thaler, mein Schätzchen; ich bin arm wie eine Kirchenratte und habe Nichts, als meine Unverſchämtheit, meinen Degen und meine rothen Wangen. Willſt Du mein Glück begründen, ſo ſei ſo gut, küſſe mich nicht, ſchlinge nicht Deinen ſchönen weichen Arm um meinen Nacken, lege nicht Deine warme kleine Hand auf meine Wange — thue das Alles nicht früher, als bis wir aus den Thoren der Kaiſerburg in Aachen wieder hinausgetreten ſind. Alsdann wirſt Du an mir Deinen Mann finden.

Von dieſem Geſtändniſſe an war Laurette das verſtändigſte, kälteſte, beſonnenſte Mädchen, das man finden kann. Sie nahm nicht mehr den Platz neben ihm auf dem Sattel des Kleppers ein, ſondern ging zu Fuß nebenbei, oder wenn ſie ritt, ging er zu Fuße. In den Herbergen verſchwand ſie zur Stunde des Zubettegehens und kam erſt wieder hervor, wenn der Hahn zum dritten Male gekräht hatte und die Morgenglocken erklangen. Sie ſprach mit ihrem Beſchützer nur wenig und immerdar von Gegenſtänden, die mit Liebe und Zärtlichkeit nicht die entfernteſte Berührung hatten. Das gute Kind, ſie wollte ihren Geliebten zu einem reichen Manne machen.

So reiſte das Pärchen den Rhein hinab. Ganelon ſah mit ſchweren Seufzern immer nach den Thürmen von Aachen aus; ob die ſchöne Laura nicht manchmal auch verſtohlen dahinaus blickte, läßt ſich nicht beſtimmt ſagen. Obgleich der Kaiſer Karl ſein ganzes glorreiches Leben über ſich mit der Bekehrung der Heiden abgegeben hatte, ſo waren doch einige von dieſer Sorte übrig geblieben und zwar die gefährlichſten, die ſich auf den hohen heidniſchen Burgen am Rheine angeſiedelt hatten. Dieſe nichtswürdigen Verächter des Kaiſers Karl und des Chriſtenthums machten ſich eine laſterhafte Beſchäftigung daraus, die kleinen Rheinſchiffe zu überfallen und zu plündern. Ein ſolcher Haufen ſtürzte nahe bei Bingen, als unſere Reiſenden eben etwas an's Land geſtiegen waren, über die Mannſchaft des Schiffes her und begann ein blutiges Gemetzel. Ganelon, der ſich ritterlich in den Kampf miſchte, hatte nicht bemerkt, daß die ſchöne Laura unterdeß in das nahe Wäldchen geflüchtet war. Kaum wurde er ihre Entfernung gewahr, als er ihr voll Eifer und Beſorgniß nachſetzte. Welch ein Anblick ſtellte ſich ihm dar! Seine zarte Braut, ringend mit einem ungeſchlachten Barbaren und eben den letzten ſchwachen Angſtſchrei ausſtoßend. Ein Hieb der derben Klinge des Jünglings rettete das bedrängte Mädchen und koſtete dem Räuber das Leben. Mein Ganelon! rief Laura und ſtürzte ſich in ſeine Arme. — Schon gut, rief er und ſchob ſie ſanft von ſich; ich zitterte diesmal nicht für meine einſtigen Schätze, ich zitterte um Dich! Nicht Kaiſer Karl kam mir in den Sinn, ſondern meine eigene Liebe.

Mittlerweile näherte man ſich Aachen immer mehr. Endlich erblickte man die Thürme. Ganelon begrüßte ſie mit einem Freudenruf; Laura erröthete; aber Amor, unwillig, daß ſeine Unterthanen ihm getrotzt, ſchüttelte wild ſeine blonden Locken und nahm ſeine liſtigſte, boshafteſte und verſchmitzteſte Miene an, indem er zugleich mit der geballten Fauſt den Liebenden drohte. Dicht vor Aachen ſtieg man in einer Herberge ab, um, weil die Thore ſchon geſchloſſen waren, die Oeffnung derſelben am frühen Morgen abzuwarten. So kurz vor dem Hafen noch eine Verzögerung war unſerm Pärchen gar nicht recht, allein es mußte ſich ſchon dem Drang der Umſtände fügen. Laura ſchlich, als man die Schlafſtätten bereitete, wie gewöhnlich, bei Seite, und Ganelon warf ſich mit ein Paar derben Flüchen auf das Strohlager. Gegen Mitternacht brach Feuer aus. Das Haus gerieth in Tumult, die ſämmtliche Inwohnerſchaft rannte gegen einander, der Page hatte Nichts eiliger zu thun, als ſein Mädchen aufzuſuchen. Er drang durch Rauch und Dampf auf den Boden und fand dort ein wimmerndes Weib, das die Arme nach ihm ausſtreckte. Schnell lud er es auf den Rücken und ſtürzte mit ſeiner Beute fort. Unten angekommen, merkte er, daß er ſtatt ſeiner Laura die dicke Wirthin der

Herberge gerettet hat. Er ſchleudert ſie mit einem Fluch in die Flammen zurück und ſtürzt nochmals in das brennende Haus. Diesmal findet er ſeinen koſtbaren Schatz, ohnmächtig auf der Thürſchwelle ſeines Zimmers. Die arme Kleine, ſie hatte offenbar ihn retten wollen und der Rauch hatte ihre zärtlichen Lebensgeiſter umnebelt. Der Page faßt ſie und trägt ſie in den Garten hinab. Flammen verſengen ihm Kleider und Haar, allein er achtet deſſen nicht. Erſchöpft und halb ohnmächtig wirft er ſich an die Seite der Geretteten und ſucht durch Küſſe und Liebkoſungen das entflohene Leben zurück in den reizenden Buſen, auf die ſüße Lippe zu locken. Es gelingt anfangs nicht, dann aber ſenden die Götter Leben und Wärme hinab. Wie ſelig ſchlägt dem armen Knaben das Herz, als er den Buſen unter ſeinen Lippen athmen fühlt, als ein linder Hauch ſeine Wange ſtreift. Sie lebt, ſie iſt mein! Ich habe ſie nicht verloren! ſo ruft er, und ſeine trunkenen Blicke richten ſich dankend zum Himmel. Die ſchöne Laura richtet ſich auf, und indem ſie verwundert um ſich blickt, ſcheint ihr Auge zu fragen: Wie kommt's, daß ich mich hier im hohen Graſe liegend finde, daß ich die nächtlichen Gebüſche über meinem Haupte rauſchen höre, daß die Sterne des Himmels zu mir niederſchauen? Aber dann fällt ihr Blick auf das noch brennende Haus, und ein Schrei des Entſetzens entreißt ſich ihrem Buſen. O Gott! ruft ſie und will aufſpringen, Ganelon iſt in Gefahr. Ich kam, um ihn zu retten. — Und Ganelon iſt hier! lacht der entzückte Jüngling und hält das erſchrockene Mädchen auf dem Graſe feſt. Sie duldet im Rauſch der Freude ſeine Küſſe, ſie erwiedert ſie ſogar glühend, dann aber plötzlich, als flüſterte ihr ein böſer Dämon, ſein Haupt aus dem hohen Farrenkraut hebend, ſchnelle Worte in's Ohr, zieht ſie Kopf und Schultern weg, wendet ſich ab und bleibt ſo zitternd und abwehrend liegen. Der Page errāth, was in ihrer Seele vorgeht, er will aufſtehen, erhebt ſich ſchon auf's Knie, aber er ſinkt zurück und bittet: Nur einen Abſchiedskuß noch! Er biegt einige rothe Mohnkelche, die ſich vorgeſchoben haben und die weiße Schulter des Mädchens verdecken, weg und nähert ſeine begehrlichen Lippen, als ſie mit der Hand ſeine feuchte Stirne zurückhält und ruft: Nein, nein! Verlaß mich! Morgen ziehen wir in Aachen ein. Ich bitte Dich, verlaß mich! — Nun gut, ich gehe. Morgen ziehen wir in Aachen ein. — Gut, gut. Morgen ziehen wir in Aachen ein! — Sie drücken ſich die Hände, und der Page iſt ſchon aufgeſtanden und will gehen, da hält ihn etwas am Mantel feſt. O Du Spitzbübin! ruft er; Du treibſt mich und hältſt mich zugleich. — Ich Dich halten? Nimmermehr! Der Zipfel Deines Mantels hat ſich in meine Armſpange eingehakt. — Wirklich! ja ſo iſt's auch. Aber ich glaubte in der That, Du hielteſt mich. — Wie konnteſt Du nur das glauben? — Warum nicht, mein Engel? Wäre es denn ſo unmöglich, daß Du mich gehalten hätteſt? — Um dieſe Frage zu erörtern, hat er ſich bereits wieder in das Gras niedergeworfen und ſein warmer Mund, ſeine im Dunkeln blitzenden Augen ſind ihr ſo nah, daß ſie wieder ihn mit der Hand abwehren muß. Aber ich bitte Dich! ruft ſie faſt weinend, wir ziehen ja morgen in Aachen ein. — Morgen! ſeufzt er dumpf; ich wollte, dies Morgen wäre jetzt ſchon da. — Sieh' Dich um, bittet ſie; meinſt Du nicht auch, daß es ſchon im Oſten dämmert? — Nein, der Widerſchein des Feuers iſt's. Es war wohl auch recht nöthig, daß dies elende Neſt in Feuer aufging und uns dieſen Kummer und dieſe Noth verurſachte. Wäre der einfältige Brand nicht geweſen, ſo läge ich jetzt ruhig auf meinem Lager und ſchlummerte. Doch nein, ruhig nicht, denn ich hätte von Dir geträumt. — Ganelon, verlaß mich nun. — Ha, Du treibſt mich fort; Du liebſt mich nicht! — Ja, ich liebe Dich, aber denke an Aachen. — Ei was; alle Schätze der Welt geb' ich für einen Kuß. — Leichtſinniger! denke an den Ruhm, an die Ehre. — Laß mich, ich will an gar Nichts mehr denken. O das Feuer iſt in mein armes Herz gekommen; es brennt, es brennt! — Er umſchlang ſie und die rothen Mohnblätter fielen wie feurige Thränen auf Wange und Schulter der armen Kleinen. Sein feuchtes Haar ſchlang ſich in tauſend Ringen, gleich eben ſo vielen Ketten um ihren Hals, ſeine Arme gewannen die Kraft junger Baumwurzeln, die ſich in den Schooß der Erde einwühlen und ihn nicht wieder frei laſſen. Es rauſchte in den mitternächtigen Bäumen, die Funken ſprühten in dem nahen Teich, ſchwarze Wolken flogen über den Himmel dahin und die blaſſe Mondſcheibe, am Horizont auftauchend, verſilberte die Thürme der alten Kaiſerſtadt. Die Glocken des nahen Kloſters läuteten zur Frühmette. — Armer Kaiſer Karl, eine Deiner ſchönſten Hoffnungen ging in dieſer Nacht zu Grabe.

Am andern Morgen ſchlich ſich ein Pärchen der Kaiſerburg vorbei, ohne die Stufen zu betreten und ohne auch nur mit einem ſcheuen Seitenblick den Eingang zu betrachten. Das Pärchen glitt in eine Seitengaſſe und verſchwand ſpurlos im Dunkeln.

Dies war der Tag, wo Kaiſer Karl das Zeitliche geſegnete.

Zwei Tage darauf langten die eilftauſend Jungfrauen in Köln an. Als man dies dem Erzbiſchof Turpin meldete, ſagte er lächelnd: Meine Herren, das heißt den Senf nach dem Rindfleiſch auftragen. Ueber dieſes bon mot lachte man, und Ludwig der Fromme beſtieg den Thron ſeiner Väter.

Die Todtenhand.

An der ſüdlichſten Grenzmarke Lithauens liegt das alte Schloß Wenzislawa. Es war zweihundert Jahre hindurch im Beſitz der Grafen Wenzislaw-Solari, eines alten aus polniſchem und italieniſchem Blut gemiſchten Feudalgeſchlechts, deſſen Schickſale an und für ſich einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte Polens im ſiebzehnten und einen Theil des achtzehnten Jahrhunderts bilden. Am Anfang der Regierung Katharinens wurde ein Graf Wenzislaw-Solari des Verraths angeklagt, ſeiner Güter beraubt und er ſelbſt verbannt; es gelang ihm jedoch ſich genügend zu rechtfertigen, und ſeine Beſitzthümer wurden ihm unter gerichtlichen Formen wieder zugeſprochen. Allein der Beſitz auf dem Papiere war noch lange kein reeller Beſitz. Während ſeines Exils war das Stammgut Wenzislawa einem Grafen Harrwach, von dem Zweig Harrwach-Sohnkirg zugeſprochen, und dieſen, der ein Günſtling des Hofes war, aus dem einmal gewonnenen Vortheile zu vertreiben würde dem Grafen ſchwer, vielleicht unmöglich geworden ſein, wenn nicht glückliche Umſtände ihm zu Hülfe gekommen wären. Während der Prozeß noch im Gange war, ſtarb der Graf Harrwach, und ſein Sohn, weit entfernt das Zerwürfniß zwiſchen ſeiner Familie und der des rechtlichen Beſitzers des Schloſſes noch weiter fortzuſpinnen, hatte keinen eifrigern Wunſch, als ſich den alten Grafen zum Freunde zu erwerben, um von ihm deſſen Nichte zu erhalten, in die er ſterblich verliebt war. Er entſagte alſo allen ſeinen Anſprüchen, wies die rabuliſtiſchen Künſte der Advokaten zurück, und auf das Wort des alten Grafen vertrauend, machte er ſich zum armen Manne, großmüthig alles hingebend für ſeine Liebe. Als dies geſchehen war, wurde er vom alten Grafen abgewieſen; es wurde ihm angedeutet, daß der Sohn des ränkeſüchtigen und nach unrechtmäßigem Beſitz ſtrebenden Mannes nie ſich Hoffnung machen dürfe, mit dem Familienſtamm der Grafen Wenzislaw-Solari vereinigt zu werden. Dieſe Abfertigung war doppelt kränkend, da ſie zugleich den Schein der Argliſt und des Treubruchs an ſich trug. Zwar läugnete der alte Graf jemals ſein Wort zu jener Heirath gegeben zu haben, auch befand ſich kein ſchriftliches Dokument darüber in Händen des jungen Mannes, allein der offene und rechtliche Charakter des Bewerbers, der ſeine Ehre zum Pfande ſetzte, dieſes Verſprechen vom Grafen erhalten zu haben, nahm ſeine zahlreichen Freunde und einen großen Theil des Publikums zu ſeinen Gunſten ein. Seine Sache gewann noch mehr Theilnahme und Anhänger, als ſich das Gerücht zu verbreiten begann, mit jener Rechtfertigung des alten Grafen ſtände es nicht zum beſten, und es hätten ſich bald nach der gerichtlichen Entſcheidung Rechtstäuſchungen verſchiedener Art durch erkaufte Papiere und Zeugen ausgeſtellt. Nach dieſen Entdeckungen waren Advokaten von anerkannt rechtlicher Geſinnung auf die Seite des Grafen Hartwach getreten, aber auch ſie vermochten nicht den Entſchluß des jungen Mannes, ſeinen Anſprüchen freiwillig zu entſagen, umzuſtoßen. Der alte Wenzislaw nahm ſeine Beſitzungen in Empfang, vollkommen ruhig und ſich ſehr wenig darum kümmernd, daß er einen blühenden und edelherzigen Jüngling vom Gipfel ſeiner Hoffnungen in das tiefſte Elend und den ausdauerndſten Kummer geſtürzt hatte. Da ihm darum zu thun war, die Gnade Katharinens ſich zu ſichern, verheirathete er ſeine Nichte einem ruſſiſchen Fürſten, unter der Bedingung, daß dieſer den Namen Wenzislaw-Solari mit dem ſeinigen verbinde, im Fall die Familie mit dem alten Grafen ausſtürbe.

Aber wenn der Oheim auch kein Mitgefühl zeigte, ſo zeigte dieſes doch um ſo mehr die Nichte. An einen Mann verheirathet, der nicht ihre Wahl war und den ſie nicht liebte, hörte ſie nicht auf, ihrer Neigung zu folgen. Der Briefwechſel wurde fortgeſetzt und mit Hülfe treuer Vertrauter Zuſammenkünfte veranſtaltet. Die Liebenden betrugen ſich dabei mit Vorſicht, und der Verdacht wurde nicht rege. Der Graf Harrwach hielt ſich unter einem erborgten Namen in Petersburg auf. So lange dienſtliche Verhältniſſe den Fürſten an den Hof feſſelten, konnte dieſes Wagniß ungefährdet fortgehen, allein als er ſeinen Abſchied nahm und auf ſeine Güter in der Nähe von Moskau zog, zeigte ſich für den Grafen keine Möglichkeit ſeiner Geliebten zu folgen. Er benutzte dieſe Zeit gewaltſamer Trennung, um eine Reiſe nach Deutſchland zu unternehmen und eine Erneuerung des Prozeſſes zu verſuchen, indem er das erſte und bedeutendſte Tribunal damals, das Reichskammergericht zu Wetzlar, um eine Unterſuchung und Entſcheidung anging. Die gerichtlichen Formen, die dieſes berühmte Gericht anwendete, waren von einer ermüdenden Ausdehnung und Mannigfaltigkeit; einem Prozeß, den man vor dieſen Schranken anhängig machte, war immer eine auf Jahrzehnte hinaus berechnete Dauer zugeſichert. Der junge Graf, zwar nicht ohne Verbindungen und einflußreiche Freunde, aber ſelbſt ohne Geldmittel, mußte ſich der ganzen Strenge und dem phlegmatiſchen Gange der Rechtsformen unterwerfen und konnte dabei noch ſein Glück preiſen, daß man überhaupt ſeinen Prozeß annahm, da dieſer alterthümliche Gerichtshof unter einer bergehohen Laſt unerledigter Streitſachen ſeufzte und wegen dieſer Rückſtände ſich bereits den Unwillen des Kaiſers Joſeph und die Machtſprüche des mit ihm rivaliſirenden Gerichts, des Reichshofraths in Wien, zugezogen hatte. Ein Jahr war vergangen, und noch hatte ſich nicht eine Feder in dieſer Angelegenheit gerührt, als der Prozeßführer ſchon völlig den Muth verlor. Die Unthätigkeit, der Unmuth, den eine ſorgenvolle Exiſtenz erregte, und vor allem die Entfernung von der Geliebten machten ſeine Länge unerträglich, und er beſchloß, komme es auch wie es wolle, einen gewaltſamen Schritt zu wagen. Er entwarf tauſend abenteuerliche Pläne: bald am Wiener Hof, bald am Petersburger wollte er in Haſt und jugendlicher Leidenſchaftlichkeit ſeine Sache ſelbſt führen und die perſönliche Theilnahme der Monarchen für einen Fall, der ihm einzig in ſeiner Art erſchien, in Anſpruch nehmen. Die Klugheit und Mäßigung, nie ſehr von ihm berückſichtigt, wurden jetzt im Taumel troſtloſer Aufregung gänzlich bei Seite gehalten. Die Briefe der Fürſtin hatten Trauer und ſchwermüthiges Leid geathmet; ſie hatte ſich Mühe gegeben, den Entfernten zu tröſten und zu erheitern, aber ſichtlich hatte der Kummer dieſe Verſuche vereitelt. Das Geſchick endete dieſe Pein der Trennung ſchneller, als die darunter Leidenden es hoffen durften.

Auf der Reiſe nach Wien begriffen trifft der Graf mit dem Fürſten und ſeiner Gemahlin zuſammen, die die Bäder von Spaa aufſuchen. Er ſchließt ſich ihnen an, der Fürſt ſelbſt läßt eine Aufforderung dieſer Art ergehn, es ſcheint, daß er nicht dem mindeſten Verdacht Raum gebe, allein ein geheimes Geſpräch mit der Fürſtin flößt dem Grafen Beſorgniſſe ein und empfiehlt ihm mehr als jemals Vorſicht. Der Fürſt iſt von Spähern benachrichtigt und gewarnt worden, er nimmt die Maske der Freundſchaft gegen den Grafen vor, um dieſen ſicher zu machen. Die Kataſtrophe bleibt auch nicht lange aus. Eine Zuſammenkunft wird erſpäht, die Liebenden überraſcht und ein Duell iſt die Folge, in welchem der Fürſt auf dem Platze bleibt. Der Graf entflieht und ſucht ein Aſyl in der Schweiz, während die Fürſtin ſich zu einer Verwandten ihres Oheims begiebt. Da der Fürſt ohne Hinterlaſſung eines Teſtaments geſtorben, ſo fällt ſein Vermögen in Folge früherer Verfügungen einer Seitenlinie ſeines Hauſes zu, und ſeiner Witwe bleibt nur ein geringer Pflichttheil. Zugleich mit dem Verluſte, der ſie hier trifft, langen auch aus Schloß Wenzislawa Nachrichten an, die die Hoffnungen der unglücklichen Frau auch nach dieſer Seite hin niederreißen. Der alte

Graf hatte noch in ſeinen ſpäten Lebensjahren eine Ehe geſchloſſen und in deren Folge ſein ganzes Beſitzthum, im Fall er Erben erhalten ſollte, dieſen zugewendet. Es ließ ſich nicht erwarten, daß dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen werde, und ſo konnte ſich die Fürſtin immerhin als Haupterbin anſehen, denn im Weſentlichen waren, dieſe Klauſel ausgenommen, die Verfügungen des Teſtaments nicht geändert worden. Jetzt erhielt ſie aber die Nachricht zugleich von dem Tode des Grafen und von der Witwe, die ſich in geſegneten Umſtänden befände. Mit einem furchtbaren Schlage waren hiermit alle Hoffnungen der Liebenden vereitelt, ihre Stellung in der Welt, ihre Ausſicht auf die Zukunft, ihre Anwartſchaft auf das Glück, welches ihnen das Schickſal nach Ertragung langer Leiden ſchuldig zu ſein ſchien, alles war der Raub weniger unglücklichen Wochen geworden. Es mußte jetzt ein Entſchluß gefaßt werden, und ſo begab ſich denn die Fürſtin auf die Hinreiſe. Sie traf auf Schloß Wenzislawa ein, um die ſchuldige Theilnahme der Witwe zu bezeugen und zugleich für die erſte rathloſe und troſtloſe Zeit einen ſichern Verbleib zu finden, denn zu der Familie ihres verſtorbenen Mannes, die ſie haßte und in ihr die Urſache des Todes des Fürſten ſah, wagte ſie nicht zurückzukehren. Die Gräfin Wenzislawa-Solari war eine noch ziemlich junge Dame von einfachen Sitten und ſanfter Gemüthsart; ſie nahm ihre Nichte, die ſie nicht kannte, mit Theilnahme und Freundſchaft auf; ſie achtete nicht darauf, daß der Ruf dieſer ſchönen Frau zerrüttet war, daß der Hang und die Leidenſchaften der jungen Weltdame ſehr weit abwärts lagen von dem ruhigen Sinn und dem friedlichen, durch keinen Kummer und keinen Vorwurf getrübten Lebenslauf, wie ſie ihn ſelbſt führte. Die Fürſtin ihrerſeits wandte jene Mittel an, die der verführeriſchen Anmuth zu Gebote ſtehn, um Herzen zu feſſeln, die zu unerfahren und zu rein ſind, um in der Sprache der Zärtlichkeit Heuchelei von Wahrheit zu unterſcheiden. Im Grunde des Herzens haßte die Fürſtin das arme Weſen, das ſich zwiſchen ſie und das Glück hingeſtellt hatte, ſie haßte ſie, wie Weltfrauen, deren Götze Kälte und Selbſtſucht iſt, haſſen können, aber war irgend etwas im Stande, dieſe gehäſſige Stimmung zu mildern oder gar zu ertödten, ſo war es die innige und rückſichtsloſe Hingebung, mit der die gleich junge Tante das Vertrauen ihrer Nichte ſich zu erwerben wußte. Das Zuſammenleben der Frauen begann eben einen ruhigen und ſichern Grund zu gewinnen, als die Ankunft eines Gaſtes, der beiden unerwartet kam, dieſe Ruhe unterbrach. Dieſer Gaſt war der Graf Harrwach. Er kam der Witwe unerwartet, weil ſie ihrer Nichte das Verſprechen abgenommen hatte, dieſen gefährlichen Feind ihrer Ruhe und ihres Rufes vor einer günſtigen Geſtaltung der Verhältniſſe nicht wieder ſehn zu wollen, und der Fürſtin kam er unerwartet, weil ſie in der That den Mahnungen wenn auch nicht ihres Gewiſſens, doch der Klugheit Gehör gegeben, und vor Ablauf des Witwenjahrs dem Grafen ein Wiederſehn unterſagt hatte. Aber er war nun da, und die beiden Frauen hatten weder Muth noch Standhaftigkeit genug, beharrlich auf ſeine Entfernung zu dringen. Des Grafen äußre Erſcheinung war nicht mehr ſo gefällig und anmuthig, wie ſie in glücklichern Jahren geweſen. Sein ganzes Weſen zeigte Zerrüttung und Spuren eines wilden, ausſchweifenden Lebens. Das Troſtloſe ſeiner Lage hatte ihn zu Mitteln greifen laſſen, die die Welt immerdar einem Geiſte bietet, der allen innern Halts entbehrend nach frivoler und betäubender Zerſtreuung greiſt. Seine Gefühle hatten an Wildheit gewonnen, was ſie an Reinheit verloren. Er glaubte ein Recht zu haben, mit der ganzen Welt zu grollen, und er that dies, indem er ſeiner finſtern und ſpottenden Laune in den Zuſammenkünften mit der Frau, die ſeine Schuld und ſeine Liebe theilte, freies Spiel ließ. Dieſe Zuſammenkünfte waren eine Pein und nicht mehr eine Freude. . . Die Fürſtin hatte ihre Beſtändigkeit und ihre Geiſtesſtärke nöthig, um einen rohen und verzweifelnden Liebhaber in den Schranken zu halten, er verſah es nach allen Seiten hin, zuerſt mit der Geliebten ſelbſt, die er nicht ſchonungsvoll und edel behandelte, dann mit der Gräfin, die er gefliſſentlich Hohn und Kälte fühlen ließ. Die ſchwächliche junge Frau, die in dem Zuſtande, worin ſie ſich befand, ein erhöhtes rückſichtvolles und würdiges Betragen verlangen durfte, mußte Auftritte mit anſehen und Reden anhören, die die wilde unbeſchäftigte Laune eines Wüſtlings verriethen, der ſich eine Freude daraus macht, ſeine Umgebung zu quälen und in ſteter Aufregung zu erhalten. In

Folge ernſtlicher Zerwürfniſſe war dem Grafen verboten worden, die Gemächer zu betreten, in denen die Kranke für gewöhnlich ſich aufhielt, ſelbſt die gemeinſame Mittagtafel war aufgehoben worden, und die Einwohnerſchaft von Schloß Wenzislawa ſah ſich nur in den Abendſtunden, wo die Fürſtin, die ein großes Talent für Muſik hatte, die Harfe ſpielte, und der Graf, wenn er ſich ſo gelaunt fühlte, mit dem Kaplan und der Gräfin eine Partie l'Hombre ſpielte. Selten geſchah es, daß die Nachbarn auf den angrenzenden, weitentlegenen Gütern als Gäſte ſich einſtellten, dagegen waren zwei ältliche Damen, Verwandte der Gräfin, die beſtändigen Genoſſen der kleinen Geſellſchaft. Dieſe Verſammlungen nun wurden des zunehmenden leidenden Zuſtandes der Hausfrau wegen eingeſtellt, und beſonders war dem Grafen der Zutritt nicht mehr geſtattet. Man ſah ihn alſo nur wie ein irrender Geiſt die langen Corridore durchſchweifen, die in den Flügel führten, in welchem die Fürſtin wohnte.

Eines Abends, es war tief im November — der Sturm trieb in Stößen Wolken von Schnee gegen die hohen Fenſter und zog in melancholiſchem Getön durch den Kamin — trat der Graf ins Schlafgemach der Fürſtin, wo ſie ſaß das Haupt ſchwermüthig auf die Harfe gelehnt, in deren Saiten ihre Finger träumeriſch mit den Tönen ſpielten. Sie hatte die Kammerfrau ſchon verabſchiedet, und war eben im Begriff ſich zur Ruhe zu begeben, als der ſpäte Beſuch ſie aufſchreckte. Der Graf blickte in ihr kummervolles Antlitz mit der Miene des Hohns und des Trotzes, dann ſetzte er ſich zu ihr und nahm ihre Hand von den Saiten weg, indem er rief: „Nicht immer dieſe ſanften Akkorde! Es ſcheint mir, daß das Schickſal uns aufruft, das träumeriſche Spiel kummervoller Phantaſien mit entſchloſſenem und kräftigem Handeln zu vertauſchen.“ Als die Fürſtin ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Was glauben Sie, Emilie, daß ich Ihnen vorſchlage? Welchen Entſchluſſes halten ſie mich für fähig?“ „Nur eines edlen!“ erwiederte ſie raſch. „Nicht doch! Iſt man edel mit mir verfahren? Hat die Welt klug und gütig ſich gegen mich benommen? Nein; ich bin betrogen worden; man hat mit meiner Einfalt und meinem guten Glauben geſpielt. Ich habe mit den müſſigen Worten und Zuſchauen nichts erreicht, ich bin deſſen nun völlig müde und werde handeln.“

„Und was wollen Sie erſtreben?“

„Ihren Beſitz.“

Die Fürſtin brach in Thränen aus; ſie verhüllte ihr Geſicht, und mit angſtgepreßter Stimme brachte ſie die Worte hervor: „Wir leiden, was wir verſchuldet haben.“

„Nein; wir leiden, weil wir nicht den Muth haben, das Schickſal zu zwingen, uns glücklich zu machen! Hören Sie mich ruhig an, Emilie. Sie ſind kein gewöhnliches Weib, Sie beſitzen im hohen Grade die Energie des Willens, die nur das Eigenthum großer und ſtarker Herzen iſt. Hören Sie mich an. Ich bin aufs äußerſte gebracht; ein Leben, wie ichs hier führe, vermag ich nicht länger zu ertragen, und wenn ichs vermögte, ich wäre Ihrer nicht würdig. Wollen Sie mir beiſtehn, meine Ketten zu brechen? Wollen Sie mich, ſich ſelbſt befreien? Es iſt jetzt ein günſtiger Zeitpunkt, er mögte nie wiederkommen. Wir können jetzt mit einem Schlage kum Beſitz unſrer, durch den ſchmählichſten Betrug uns entzognen, Rechte und zugleich zum Endziel unſrer Wünſche gelangen.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ erwiederte die geängſtete Frau und blickte ſcheu zu ihm empor, aber ſein flammendes Auge, das mit ſeiner ganzen Wildheit und Schärfe auf ſie gerichtet war, machte ſie erbeben, und ſich ſchnell abwendend rief ſie: „O ich jammervolles, unglückliches Weib!“

„Eine Thörin ſind Sie, Emilie, die die Sprache der Klugheit und des Muthes vorgiebt nicht ertragen zu können. Ich bin aber nicht erſchienen, um Ihr Zartgefühl zu ſchonen. Mit einem Wort, es iſt ein Verbrechen, an welchem ich Ihnen die Theilnahme zumuthe. Sie ſehn, ich nenne die Sache beim rechten Namen, erſchrecken Sie jetzt, treiben Sie Ihre Grimaſſen bis ans Ende, und wenn Sie dann fertig ſind, ſo machen Sie ſich bereit zu handeln.“

Die Fürſtin erhob ſich und ſtürzte in die Arme ihres finſtern und drohenden Freundes. „Ums Himmelswillen, Guſtav!“ rief ſie. „Haben Sie vergeſſen, welche Schuld ſchon unſer Gewiſſen belaſtet? Schwebt nicht der Schatten ſchon eines Gemordeten vor Ihrer Seele, wollen Sie eine zweite Blutſchuld auf die erſte häufen? Und mir, mir wagen Sie die unſelige Mitwiſſenſchaft, noch mehr die thätige Theilnahme zuzumuthen! Guſtav! Wie tief, wie tief ſind wir geſunken!“

Der Graf riß ſich gewaltſam aus ihren Armen, indem er rief: „Wohl! Sie wollen lieber, daß ich ſterbe! Es ſei; Sie ſollen mich nie wiederſehn!“

Er wollte fortſtürzen, doch die umſchlingenden Arme der armen gepeinigten Frau hielten ihn mit der ganzen Gewalt leidenſchaftlichen Taumels zurück. Sie kettete ſich an ihn, ſie ließ ſich von ihm eine Strecke weit ſchleppen, und erſt als er zu bleiben verſprach, ließ ſie ſeinen umklammerten Arm los, und fiel wie ohnmächtig auf den Teppich des Zimmers hin.

Es iſt nicht die Aufgabe dieſer Erzählung, dieſe Auftritte, die ſich öfter wiederholten, hier näher auszuführen. Wir laſſen den Schleier fallen über dieſe dunkeln, mitternächtlichen Stunden, in denen das Verbrechen ſich vorbereitet. Wir haben es einzig mit der geſchehenen That und ihren Folgen zu thun, und Schloß Wenzislawa, wie es hier in der Einleitung unſrer Erzählung ſich darſtellt, verſchwindet vor unſern Blicken, und wir betreten dieſe alterthümlichen Räume wieder, nachdem ein Zeitraum von nahe an zwanzig Jahr vorübergegangen. Die Verhältniſſe und die Perſonen haben ſich geändert. Nach dem Tode der verwitweten Gräfin kam das Schloß an den Grafen Harrwach als den Gemahl der Fürſtin. Die Vermählung wurde in der Stille gefeiert, unmittelbar nach jenem Todesfalle. Doch ſollte die Fürſtin nicht lange im Genuß ihrer Glücksgüter und der neuen, geſicherten Exiſtenz bleiben; in dem zweiten Wochenbette ſtarb, ſie und Schloß Wenzislawa wurde verödet. Der Witwer zog es vor, anſtatt in den düſtern Mauern ein einſames, von allen Genüſſen abgeſchloſſenes Leben zu führen, in die Kaiſerſtadt zu ziehn und ſich dort den Zerſtreuungen und Vergnügungen hinzugeben, die ſein Reichthum und ſein Rang ihm in großer Menge zuführten. Seinen Sohn, den einzigen, der ihm aus ſeiner kurzdauernden Ehe geſchenkt worden, nahm er mit, um ihn in einem militairiſchen Inſtitute erziehn zu laſſen. Der Knabe wuchs heran, und wurde ein kräftiger, edler und ſchöner Jüngling. Die ſtürmiſch bewegte Zeit damals gönnte der Jugend Lorbeern. Der junge

Graf Harrwach errang in kecken Waffenthaten Ruhm und Ehre, und je tiefer das Geſtirn des Vaters ſich neigte, deſto glänzender ſtieg das des Sohnes empor. Die ewig denkwürdigen Schlachten von 1812, 13 und 14 brachten unſern jungen Helden abwechſelnd vom ruſſiſchen Boden auf das deutſche und franzöſiſche Gebiet, bis der Friede ihn ins Vaterland zurückführte. Hier wartete ein Ehebund ſeiner. Ein junges, reiches und liebenswürdiges Mädchen, ſchon lange durch zärtliche Bande mit ihm verknüpft, ward jetzt ſeine Gattin. Die Vermählung ward in Petersburg mit großem Glanze gefeiert, und unmittelbar nach Beendigung der Feſte reiſten die Vermählten nach Schloß Wenzislawa, um dort einige Sommermonate zuzubringen.

Wir treten jetzt in den Glanz der feſtlichen Räume, den die glückliche Liebe geweiht hat. Ein junges Paar, von den friſchen Roſen eines durch Unſchuld geheiligten, durch Schönheit erhellten Liebeskranzes geſchmückt, wandelt in die düſtre Burg alterthümlichen Grauns und noch nicht verſchwundner Schrecken. Die Gemächer, die geſchmückt und durch neue helle Farben erheitert waren, bildeten einen ſeltſamen Kontraſt gegen jene, die in ihrem finſtern unheimlichen Zuſtande geblieben waren. Beſonders ruhte der Flügel, den die verwitwete Gräfin bewohnt hatte, einſam und verſchloſſen, und die dahin führenden Gallerien und Korridore hallten nur von dem Schritte eines flüchtigen Dieners wieder, wenn ſich zufällig einer dahin verirrt hatte. Der Aberglaube des Volkes, immerdar thätig, wo es gilt, alte Schlöſſer mit unheimlichen Bewohnern zu bevölkern, behauptete, daß es auf jenem Flügel ſpuke. Man wollte dort wehklagende Geſtalten geſehen haben, die ſich bei jeder Annäherung im Dunkel der langen Gänge verloren. Gewiß iſts, daß die neuen Ankömmlinge wenig Luſt bezeigten, ſich jene dumpfen mit Moderhauch gefüllten Ruinen aufſchließen zu laſſen. Der alte Graf, der es für ſeine Pflicht hielt, das junge Paar nach Schloß Wenzislawa zu begleiten, hatte voraus verkündet, daß er nur wenige Stunden dort bleiben würde, weil, wie er behauptete, das alte öde Haus mit ſeinen koloſſalen Dimenſionen und unmodiſchem Zierrath ihm verhaßt ſei. Bei der Ankunft des Grafen ging jedoch eine ſeltſame Veränderung mit ihm vor. Es war, als wenn ein Zauder ihn feſtgehalten hätte, er blieb nicht allein auf Bitten ſeiner Kinder den einen Tag, ſondern eine Woche verging, und man hörte ihn nicht von der Abreiſe ſprechen. Zuletzt ließ er ſich jene Gemächer aufſchließen, die er vor zwanzig Jahren zurück bewohnt hatte, und hier — zur Verwundrung aller Hausgenoſſen — richtete er ſich häuslich ein. Auf die Frage, ob er hier zu bleiben gedenke, erwiederte er in einem ſonderbaren, gereizten Tone: „Und wo gehörte ich hin, wenn nicht hierher? Ich will hier leben und ſterben!“ Dieſer Entſchluß kam ſo plötzlich und war ſo auffallend, gänzlich der früher geäußerten Sinnesweiſe entgegen, daß alle darin die Vorboten einer veränderten Gemüthſtimmung des alternden Mannes erkannten. Und in der That, man konnte bemerken daß er tiefſinnig und ſchwermüthig wurde, daß er Augenblicke hatte, wo ſichtlich ein dunkler Geiſt ſich ſeiner bemächtigte und mit eiſernem Drucke das ſtolze Haupt niederdrückte, das bis jetzt ſo leichtſinnig und ſpottend in das bunte bewegte Leben geſchaut hatte.

Aber nicht er allein, auch die jungen Vermählten ſollten die Macht der drohenden und finſtern

Kräfte verſpüren, die in dieſe Räume gebannt waren. Ein ſcheinbar zufälliges, leichthingeſprochnes Wort rüttelte zuerſt an das Geheimniß und lockerte ſeine Siegel. Der junge Graf war zum Beſuch in der Nachbarſchaft, die Gräfin, ſeiner Zurückkunft harrend, ſaß in ihrem Schlafgemach, und ließ ſich von ihrer Kammerfrau die Haarflechten löſen. In der Stille der Nacht vernahmen beide Frauen ein leiſes Pochen, das von der Saalthür herzukommen ſchien. Die Kammerfrau ging hin, um nachzuſehen, ob jemand Einlaß begehre, fand aber niemanden. Als ſie von ihrem Gange zurückkehrte, war ſie bleich und bebte.

„Was iſt dir, Afanasja?“ ſagte die Gräfin.

„Ach, gnädige Frau, wir wohnen in einem verwünſchten Schloſſe. Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu.“

„Haſt du etwas erlebt?“

„Nein.“

„So ſchweige. Du weißt, daß ich die Märchen nicht liebe, mit denen ihr euch in euren Spinnſtuben tragt.“

„Ein Märchen, gnäd'ge Frau? Sie nennen das ein Märchen, wenn jemand ein ſo ſchreckliches Zeichen an ſeinem Leibe hat? O Himmel, die Heiligen mögen mir gnädig ſein, ich habe da vorlaut unſinniges Zeug geſchwätzt.“

Die Gräfin wurde aufmerkſam, ſie blickte die Frau ſchärfer an, die die Zeichen der äußerſten Verwirrung und der Scham in ihrem Antlitz zeigte, und nach einer langen Pauſe, und mit ſichtlicher Ueberwindung brachte ſie die Frage hervor: „Von wem ſprichſt du?“

„O meine Herrin, weiß wohl die Zunge der Thorheit andres als Thorheit zu ſchwatzen? Ich bitte Eure Gnaden, laſſen Sie ungeſagt ſein, was ich da geſagt habe.“

„Rede! ich will es; von wem ſprichſt du?“

Die Kammerfrau flüſterte jetzt: „Der alte Georg, der Kaſtellan, hat mir erzählt, oder nein der nicht, der ſpricht ja nie ein Wort, ſondern Petrow will es von dem alten Georg gehört haben, daß hier, im Schloß vor langen, undenklichen Jahren eine grauſenvolle Mordthat geſchehn ſein ſoll, und daß ſeitdem jeder Bewohner des Schloſſes, das heißt, die Männer allein, die Frauen bleiben verſchont, ein Abzeichen an ſeinem Leibe tragen muß. Der alte Graf ſoll auf der linken Schulter ein großes, feuerrothes Maal haben, und der junge Graf —“

„Still, ich höre Schritte im Gange —“

„Ah, es iſt der gnädge Herr ſelbſt —“

„So kannſt du gehen.“

Die junge Gräfin wußte ſehr wohl, worauf ſich die Anſpielungen ihrer geſchwätzigen Kammerfrau bezogen, es war daſſelbe fatale Räthſel, deſſen oft verſuchte Auflöſung ihr ſchon manchen Kummer gemacht hatte. Sie war überzeugt, daß niemand anders um den geheimnißvollen Makel wußte, und nun hörte ſie zu ihrem Schreck, daß er bereits ein Gegenſtand der abergläubiſchen Unterſuchung der Dienerſchaft geworden. Es war nämlich die linke Hand des jungen Mannes, die der Himmel weiß welch ein Zeichen an ſich trug oder auf welche irgend wunderſame Weiſe verunſtaltet war, kurz dieſe Hand wurde nie ihres Handſchuhs entledigt, der ſie Tag und Nacht bedeckte. Es kann unter hundert Fällen dies ein Umſtand ſein, der ſehr wenig Bedeutung hat, gewöhnt ſich doch das Auge an manchen Makel, der anfangs es empfindlich beleidigt, ſo an einen fehlenden Arm, an ein fehlendes Bein, wie viel leichter könnte es ſich demnach bei einem geſunden, ſchönen und kräftigen jungen Mann daran gewöhnen, daß die eine Hand ſtets bekleidet erſcheint; allein wenn die Phantaſie ſich einmal hineinmiſcht, wenn die Neugier einer jungen Frau es ſich zur Aufgabe gemacht hat, hinter ein Geheimniß zu gelangen, das vielleicht gar keins iſt, dann erhält gerade ein ſolcher Makel, der ſich täglich dem Blicke zeigt, bei aller ſeiner ſcheinbaren Geringfügigkeit eine wichtige Bedeutung. Natalie, dies war der Name der jungen Frau, fühlte, daß das Glück ihrer Ehe davon abhinge zu erfahren, warum der Handſchuh von der linken Hand nie weiche. Jetzt da eben die Schwätzerin das Zimmer verlaſſen hatte, da die Phantaſie der Zurückbleibenden noch voll ſchreckhafter Bilder war, jetzt heftete ſie die Blicke auf jene myſteriöſe Hand, und es ſchien ihr, als wenn unter den Falten des feinen weißen Handſchuhs etwas wie eine Metallfeder ſich bewegte, als wäre unter der Hülle eine künſtliche eiſerne Hand befindlich, und ſie ſchrie auf, indem ſie lebhaft vor den Liebkoſungen ihres Mannes zurückwich: „Um Gotteswillen, Adolf, ſag, haſt du etwa eine eiſerne Hand?“ — „Liebes Herz, erwiederte er lachend, nicht eine Hand von Eiſen, nein eine Teufelskralle hab ich — willſt du ſie ſehn?" — „O, ſcherz nicht. Ja ich will ſie ſehn!" — Der Graf neſtelte einen Augenblick an den Knöpfen des Handſchuhs, dann plötzlich hielt er inne und ſagte, indem eine leichte Röthe ſeine Stirn und Wange färbte: „Nein, ich thu's nicht; ich bin zu eitel, auch will ich dein Auge mit dem Anblick von etwas Häßlichem verſchonen, denn meine Hand iſt häßlich." — Sie hing ſich an ſeinen Hals und verſuchte halb ſcherzend, halb leidenſchaftlich die Knöpfe des Handſchuhs ſelbſt zu löſen. „Laß das!" rief er. „Nein! entgegnete ſie eigenſinnig. Ich muß nun einmal dieſe Thorheit zu nichte machen. Wie? Du ſagſt, deine Hand ſei durch eine Narbe, die du im Krieg erhalten, verunziert; kann aber eine Narbe jemals einen Mann, und noch dazu einen Krieger verunzieren? Erlaube mir, daß ich alſo deinen Worten keinen Glauben beimeſſe; es muß etwas andres ſein — ja, ja etwas ganz andres! Laß mich ſehn! Siehſt du, der einfältige Handſchuh weicht ſchon!"

Er drängte ſie mit Ernſt von ſich zurück und rief noch immer ſcherzend: „Madame, Sie werden zudringlich! Geh zu Bette, mein Engel! Träume, daß ich eine Teufelskralle habe und daß ich in der Nacht dich damit erwürge.“ Sie wich vor ihm zurück, verhüllte ihr Antlitz und rief mit erſtickter Stimme: „Es iſt entſetzlich! Wie kann man mit der Ruhe und dem Frieden einer armen Frau ſpielen!“ Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, bog ihren abgewendeten Kopf zu ſich herüber und raubte ihr einen Kuß. Der zweite wurde ſchon freiwillig gegeben und der Friede war geſchloſſen. Die Hand mit dem Handſchuh durfte auf der ſchönſten Schulter ruhn. Plötzlich rief ſie: „Ach! deine Hand iſt ſo kalt, ich fühls durch den Handſchuh durch, nimm ſie fort von meiner Schulter! Es iſt, als wenn die Hand eines Todten auf mir läge!“ — „Du biſt ein Kind!“ ſagte er und zog die Hand weg, aber ſein Geſicht wurde dabei bleich wie der Tod.

Es war nur eine kurze Zeitfriſt vergangen, und die melancholiſche und brütende Gemüthſtimmung des alten Grafen war in entſchiedene Krankheit, die ihn ans Bette feſſelte, übergegangen. Der Tag der Abreiſe der Familie war ſchon beſtimmt geweſen, jetzt wurde der Aufenthalt auf Schloß Wenzislawa aufs ungewiſſe hinaus verlängert. Das Fieber nahm einen bösartigen Charakter an, und dem Kranken mußte eine aufmerkſame Pflege gewidmet werden. Der ausdrückliche Wille des Leidenden beſtimmte den alten Kaſtellan Georg zu ſeinem Krankenwärter. In den Nächten, wo das Fieber am ärgſten wüthete, ſaß der Greis auch unausgeſetzt am Siechenbette und litt es nicht, daß irgend jemand anders ſich demſelben nahte, ſelbſt der Sohn und die Tochter durften dies nicht. Eines Tages, als Georg in die obern Gemächer kam, um eine Medikamentflaſche zu holen, hielt ihn die Gräfin an und fragte ihn nach mancherlei. Sie wünſchte ihn gerne ſprechen zu machen und zuletzt brachte ſie eine gefüllte Börſe hervor, indem ſie rief: „Dies iſt dein, Alter, wenn du mir treulich berichteſt, welcher Art Geheimniß und Wunderlichkeit hier im Schloſſe waltet. Vertrauen kannſt du mir ſchenken, ich werde nichts weiter erzählen.“ Der Alte ſchüttelte das Haupt und murmelte vor ſich hin: „Ein Weib, und nichts weiter erzählen!“ Dann ſagte er laut: „Vergebt, gnädge Frau. Was alte Leute von der Welt und der Welt Lauf wiſſen, das müſſen ſie, wenns keinem nutzt, es zu erfahren, mit ins Grab nehmen. Was ich weiß, iſt von der Art daß es nie über meine Lippen gehen wird; ſeid drum verſichert, daß Ihr nie von mir etwas erfahrt.“

Der Alte hatte in ſeinem verknöcherten Antlitz ſo deutlich die Furchen und Züge eiſernen Sinnes, daß, als er ſeine kleinen, grauen, durchbohrenden Augen auf die arme junge Frau richtete, dieſer der Muth ſofort ſchwand, weitre Verſuche mit dem Graukopf anzuſtellen. Er entfernte ſich mit ſeiner Mixtur, und lange noch im Gange hörte ſie ihn murren und zanken. Aber ihre Neugier, eimal fieberhaft wach geweſen, ließ ſie nicht ruhn. Sie warf einen dunkelfarbigen Mantel um und ſchlich dem Alten nach durch die hallenden düſtern Gänge. Wenn er ſeinen Gang aufhielt oder zufällig ſeitwärts ſchaute, drückte ſie ſich an die Wand hin, oder verbarg ſich in eine Niſche. So gelangte ſie unbemerkt ins Krankengemach, wo noch keine Lampe angezündet war. Hier ſtellte ſie ſich hinter einen weit vorſpringenden hohen alterthümlichen Schrank. Sie fühlte das Unrecht, das ſie that, ihre Wangen glühten vor Scham und Furcht, aber unter der Zwangherrſchaft ihrer Leidenſchaft ſeufzend, fand ſie nicht Zeit, über das

Unerlaubte und zugleich Gefährliche ihres Wagniſſes nachzudenken. Mit vorgebeugtem Körper, die langen blonden Locken aufgelöſt, das Auge ſtarr in die Finſterniß gerichtet, ſo lehnte ſie lauſchend vor und klammerte ſich an eine der ſchwarzbraunen gewundenen Säulen des Schrankes; ihre Seele war ganz Schrecken und Aufruhr, als ſie folgendes kurzes Geſpräch vernahm. „Ich ſage dir, Georg, alter Böſewicht, du ſollſt Licht anzünden, und zwar heute fünfzig, hundert — tauſend Lichter! Hörſt du!“ — „Ich höre, Herr. Aber ich fürchte, beim heiligen Gregor, daß die große Helligkeit die Aufmerkſamkeit der Schwätzer und Neugierigen auf unſer Zimmer lenken wird!“ — „Schurke, du willſt alſo lieber, daß ſie im Dunkeln, wie in voriger Nacht, zu meinem Bette ſchleicht? Daß ich die leeren Augenhöhlen dicht über mir mich anſtarren ſehe, daß ich etwas taſten und rupfen fühle an meinem Betttuch und daß ſie — o ich werde wahnſinnig, wenn es noch einmal geſchieht!“ — „Herr, es wird nicht geſchehn! Wenn wir aber die vielen Lichter anzünden, glaubt Ihr denn, daß ſie wegbleibt?“ — „Ja, ja, ich hoffe es. Der große Glanz wird die todte Frau zurückhalten.

Sie kann ſich nicht ſehn laſſen in ihrem ſchmutzigen Atlasrocke, an dem die Würmer hängen. Ich ſage dir, ein Weib iſt immerdar putzſüchtig und eitel, ſelbſt wenn ſie ſchon im Grabe gelegen. Sie wird nicht kommen, wenn es hell iſt, denn ſie ſieht gar zu ſcheußlich aus! Hu!" — Er wand ſich im Bette und ſtöhnte laut. „Ihr ſolltet dieſes Schloß verlaſſen, Herr, das heißt, wenn ihr geſund ſeid!" hub Georg wieder an. „Alter Narr! meinſt du, daß ich mit gutem Willen auch nur eine Nacht hier geblieben, wenn ich wegeilen gedurft hätte. Aber als alles ſchon bereit war zu meiner Abreiſe, als der Wagen ſchon vorgefahren war, wer, meinſt du, ſtand in der Hausthür und winkte mir zurück? Wer? Die todte Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm. Dort auf dem Portal ſtand ſie, du kannſt die Säule hier aus dem Fenſter ſehn, wenn du dich etwas weit vorbeugſt, es iſt die dritte von links an gezählt, an dieſer Säule lehnte ſie. Mir wurde ſchlimm; ich taumelte zurück, und die Umſtehenden riefen: dem Herrn iſt nicht wohl, er kann nicht fahren. So blieb ich denn, und ſo oft ich auch ſpäter wieder Verſuche machte zu entkommen, immer und immer kam das gräßliche Bild aus Nacht und Verweſung herauf, mich mit weitvorgehaltner Hand zurückzudonnern. O dieſes Teufelsſchloß!“

„Scheltet nicht, Herr, betet lieber!“ — „Mein Weib betet im Himmel für mich; wenigſtens verſprach ſie's auf ihrem Todtenbette, aber entweder nutzt ihr Bitten nichts oder — ſie iſt nicht in den Himmel gekommen!“ — „Ja, Herr, ſie iſt. Wißt ihr nicht, wie ſie euch's immer wiederrieth? Noch bis auf den letzten Augenblick Gott und die Heiligen in euer Gewiſſen führte, eure Hand ſelbſt noch zurückhielt, als ihr ſie ausſtrecktet, das Thürſchloß zu faſſen und die Kammer zu öffnen? Die arme Frau, aber was ſollte ſie thun gegen zwei Männer, die einmal zu der That entſchloſſen wären?“ — „Die arme Frau? O ſie hat auch ihren Theil hübſch unaufgefordert gethan, ſie war es, die — als der Sargdeckl — doch horch, wars nicht als kniſterte es dort hinter dem Schranke? Steh auf und ſieh nach!“ — „Herr, es iſt nichts. Wir ſind allein! Wie ſollte denn jemand da ſein? Ich bitte euch, wie ginge denn das an?“ „Nun denn, ſie war es, die, als die Hand des Kindes noch aus dem Sarge heraushing, mich darauf aufmerkſam machte, damit ich nicht den Deckel zuhämmern ſollte, bevor die Hand hinein wäre, und ſie nahm die Hand und ſchob ſie hinein. Ich ſage dir, die kleine blaue Todtenhand des Kindes nahm ſie und ſchob ſie ſchaudernd in den Sarg! Wahrlich, ich hätte das nicht gekonnt. Und ſie in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befand. Ich rief ſie an und faßte ſie am Arm und ſagte leiſe: Emilie! das kann üble Folgen haben für mein, für unſer Kind! Sie wurde bleich, taumelte, hielt ſich an der Ecke des Marmortiſches am Spiegel, aber es war einmal geſchehn. So kam denn mein armer Junge mit einer Todtenhand zur Welt; mit einer Hand, die er niemandem, ſelbſt ſeinem Weibe nicht zu zeigen wagt, weil das grauſame Geſtändniß der That ſeiner Eltern auf dieſer Hand geſchrieben ſteht. Es iſt eine kalte, blau gefärbte Todtenhand, die an ſeinem blühenden Leibe befeſtigt iſt wie ein häßlich Gewürm ans Blatt der jungen Roſe. O dieſe Hand ragt aus dem Grabe empor und haſcht nach einem Opfer, das ſie faſſen mag.“ — „So ſagt ihr immer; aber es wird nichts Schlimmes geſchehen. Die Heiligen werden alles zum Guten lenken. Habt ihr nicht Meſſen leſen laſſen und auf den Altar eines Gnadenortes in Deutſchland eine wächſerne Hand niedergelegt, gezeichnet mit dem ſegenbringenden Wundermal des Herrn?“ — Wird dadurch meinem Kinde das ſchändende Zeichen genommen?“ — „Nein, Herr, das Zeichen bleibt, aber die Gnade wird ſich auch zu ihrer Zeit einſtellen. Das Zeichen muß bleiben, denn heißt es nicht: Ich will die Miſſethat ſtrafen bis...“ — „Ach, ſiehſt du? bis ins tauſendſte Glied? Du willſt mich tröſten, alte Natter, und du tödteſt mich.“ — Georg ſank aufs Knie, arbeitete ſich mühſam bis zum Bette hin, ergriff die Hand des Kranken und rief: „Nicht zürnen, Herr! Der Spruch entſchlüpfte ohne Wollen und Wiſſen meinem Munde. Wie könnte ich euch tödten wollen? Iſt euer Tod nicht auch der meine? Die Menſchenkinder, die damals lebten, als wir jung waren, ſind faſt alle dahin; kaum daß ein paar Schulkameraden mir noch leben. Nein, Herr, wir gehören zuſammen. Ich hab, an eurem Tiſche geſeſſen, euer Brod gegeſſen, euren Wein getrunken, Herr, wir gehören zuſammen! Ein Richterſpruch für uns beide!“ —

„Ein Richterſpruch? Georg, du irrſt. Was kann der Knecht gegen des Herrn Befehl? Und befahl ich dir nicht in jener fürchterlichen Nacht. . . .“ — „O ich bitt, euch, ſchweigt.“ — „Nein, laß mich ſprechen. Das Bekenntniß erleichtert die Bruſt. Laß mich jene Nacht noch einmal mit allen ihren Schrecken vor unſer waches Seelenauge hinzaubern. Erinnre dich, ich hieß dich wach bleiben, du wußteſt nicht weshalb. Um zwölf Uhr erblickteſt du mich aus dem Zimmer meiner Gemahlin hervortreten; du ſagſt, ich habe gezittert, aber ich zitterte nicht; heftig wüthete Erbitterung und Wuth in meinem Herzen gegen den Mann, der mir das Erbe geſtohlen, und gegen dieſes Mannes Frau, die dieſen Diebſtahl vor der Welt rechtfertigte und heiligte. Als ich über die Schwelle des Zimmers hinaus war, blieb die Thür offen und heraustrat. . .“ — „Die Fürſtin, eure Gemahlin, Herr; aber ſie ſah blaß wie der Tod aus.“ — „Wir gingen beide den Gang hinab. Ich winkte dir auf den andern Flügel hinaus uns zu folgen. Du ſagteſt mir, die Wöchnerin ſchliefe und die Frauen hätten ſich eben entfernt, um ihrerſeits ein Stündchen zu ruhn.“ — „Gewiß, ſo wars; da drang ein dumpfes Seufzen aus der Kammer. Schnell! rieft ihr, ehe es zu ſpät wird, und ich ſah euch, Herr, und eure Gemahlin in dem Gemach der Kranken verſchwinden. Eine kurze Weile darauf kam die Fürſtin hervor, und rief das ganze Schloß zuſammen; man ſchickte nach dem Arzte — zu ſpät, Mutter und Kind waren dahin. Krämpfe, hieß es, hätten ſie getödtet. Sie hatte ein todtes Kind zur Welt gebracht und dieſe Geburt hatte ihr ſelbſt den Tod gegeben. Nun, ſie war ihr Lebtag eine ſchwache Frau. Niemand zweifelte an dieſer Ausſage. Nur ihr, Herr, und die Fürſtin, eure Gemahlin, waren bei dem Tode zugegen geweſen.“ — „Es iſt gut, Georg, du weißt dein Eulenlied trefflich auswendig. O Himmel! wo fand ich Muth, die That zu vollbringen! Welch ein Entſetzen erfaßt mich, wenn ich daran denke, wie ich mit der Schwachen rang, wie ſie im Todeskrampf rieſige Stärke erhielt, wie ſie mich fortſchleuderte und ihre hervorquellenden blutgefärbten Augen ſich in meine innerſte Seele bohrten, und ſie mir zurief: Mörder! ſchone wenigſtens meines Kindes! Nimm mein Leben, rette das ſeine! O, es war, um das Erbarmen eines Tiegers wach zu rufen. Ein Weib iſt ein hülflos Geſchöpf; aber doppelt hülflos und darum doppelt heilig in dem Moment, wo ſie Mutter werden ſoll! Der Wilde fühlt es, das Thier weiß das — und ich — meine Mörderhand zuckte nicht zurück! Zünde Licht an, Georg, zünde Licht an, denn ich glaube, ſie dort ſtehn zu ſehen; dort in der Ecke am Schrank! Ich ſehe eine Geſtalt, die ſich lang und langſam aus dem Dunkel erhebt. Sie iſts!" — „Nein, Herr, ſie iſts nicht. Aber ich gehe; bleibt ruhig. Ruft mit eurem Aechzen nicht das Schloß wach, ich bitt euch!" — „O daß der Tod über mich käme, dieſe Stunde, dieſe Nacht noch, daß ich meiner Qual ledig wäre! Aber nein, nein! da ſtellt man einen Sarg neben den ihren, und da öffnet ſich Nachts, wenn die Todten leben dürfen, ihre vermorſchte Lade und die Hand des Kindes greift zu mir herüber — um in meinem Herzen zu wühlen! O Licht, Licht!" — Georg entfernte ſich ſchnell, und dieſen Augenblick, wo die Thür offen blieb, benutzte die Gräfin, um dieſem furchtbaren Gemach zu entſchlüpfen. Sie langte, wie von nachflatternden Grabeslarven verfolgt, halb ohnmächtig in ihrem Zimmer an. Jetzt war das Räthſel gelöſt, aber der Friede war zugleich aus ihrer Bruſt verſcheucht. Sie unterlag die Nacht durch ebenfalls einer ſchmerzlichen und langwierigen Krankheit, die ihr Leben bedrohte. Als ſie genas, vernahm ſie, daß unterdeß der alte Graf geſtorben war. Georg hatte ſich aus dem Schloſſe verloren, man wußte nicht wohin. Der Graf reiſte mit ſeiner Gemahlin ab, mit dem feſten Entſchluß, nie wieder Schloß Wenzislawa zu betreten. Er hielt dieſen Entſchluß.

Zwanzig Jahre waren vergangen, und die äußern ſowie die häuslichen Verhältniſſe des Grafen hatten ſich ſehr verändert. Die Hoffnungen, die dem Beginn des Lebensweges vorangeleuchtet, hatten ſich nicht erfüllt; ein Sturm wühlte unter den Blühten dieſes kräftigen ſtolzen Baumes. Die Reichthümer, die ſich der Vater mit räuberiſcher Hand erwarb, ſollten dem Sohn keinen Segen bringen. Graf Harrwach gab ſich in verdoppeltem Maße, wie es ſein Vater gethan, den wilden Genüſſen der Hauptſtadt hin, ſein Vermögen ſchwand, ſeine Geſundheit wurde zu Grunde gerichtet, er wurde ſeiner Frau untreu, und ſie ihm. Die frivole Exiſtenz, die ſich im Wirbel ewiger Zerſtreuungen und Genüſſe umhertreibt, die jedes moraliſchen Halts entbehrt, die ſich der Welt verkauft und zuletzt von ihr weggeworfen und zertreten wird, dieſer ohnmächtige Zuſtand zwiſchen Stolz und Schande fand recht eigentlich ſein Abbild in ihm. Der Ehrgeiz dieſer Unglücklichen treibt ſie zu einem wahnſinnigen Wettlauf mit den vom Glück Begünſtigten. Der Graf ſetzte ſein hohes Spiel nicht aus, als er inne ward, daß ſein Vermögen zu Grunde gerichtet war, er verdoppelte ſeine Wagniſſe und trügeriſche Gewinnſte gaben ihm einen Theil des Verlornen wieder, um es ihm ſpäter mit noch größerm Verluſte wieder zu nehmen. Wir müßten das ganze Leben, Jahr für Jahr, eines Verſchwenders nach der Mode vor den Blicken des Leſers hier entrollen, wenn wir die ſtufenweiſe Entſittlichung und den immer tiefern Sturz des leichtſinnigen und zuletzt verbrecheriſchen Mannes genau ſchildern wollten. Denn ſelbſt das Verbrechen ſcheute er nicht, als ſein Elend eine gewiſſe Höhe erreicht hatte. Er wurde Falſchſpieler und als ſolcher das Opfer der Verfolgungswuth eines erbitterten Feindes, der ihn nicht ſchonte und im Angeſicht der glänzenden Kreiſe der Geſellſchaft ſeine Ehre und mit dieſer ſeine

Exiſtenz öffentlich vernichtete. Der Gebrandmärkte entfloh und fand im Hauſe eines ehemaligen Dieners eine kümmerliche Zufluchtſtätte. Hier überfiel ihn die Armuth und Verzweiflung, er wandte ſich, um auf kurze Stunden dem Anblick dieſer Schreckniſſe zu entfliehn, ſich dem Laſter in ſeiner niedrigſten Geſtalt zu. In dem durch Trunk und Verzweiflung in gleicher Weiſe entſittlichten Gemüthszuſtande ſpielt dieſe Scene, die wir ihrer grellen Färbung wegen raſch dem Leſer vorüber führen wollen, und mit der unſre Erzählung ſchließt.

In dem kleinen dunkeln Stübchen, das den beiden Eheleuten eingeräumt iſt, und wo noch manches Möbel, mancher glänzende Flitterputz an die ehemaligen Tage des Glanzes erinnert, ſitzt die Frau des Unglücklichen und wartet bis tief in die Nacht hinein ſeiner Zurückkunft, ſo wie wir ſie einſt auf Schloß Wenzislawa haben warten ſehn. Aber welche Verändrung in der Perſon ſelbſt und deren Umgebung. Damals eine junge Frau, im Schmuck der Schönheit, der unentweihten Jugend, jetzt zwar immer noch eine ſchöne Geſtalt, aber gebeugt und entſtellt durch ein üppiges und zugleich kummervolles Leben. Keine

Kammerfrau hilft ihr die kleinen Angelegenheiten der Toilette ordnen, auch lauſcht ſie nicht freudig wie damals auf die ſich nahenden Schritte, es erfüllt ſie im Gegentheil Schrecken und Beſorgniß, da dieſe Zeichen ſich künden, denn ſie merkt, in Folge einer traurigen Erfahrung, in welchem unglückſeligen Zuſtande ſich der nach Hauſe Kommende befindet. Sie öffnet ihm die Thür, und alles, was ſie zur Begrüßung über die Lippen bringen kann, iſt ein froſtiges und zugleich furchtſames Willkommen. Er antwortet nicht, ſondern wirft ſich auf den Lehnſtuhl, der am Bette ſteht, indem er ſich das Haar aus der Stirne ſtreicht und mit unruhigen und wilden Blikken die Frau, die vor ihm ſteht, betrachtet. Als ſie glücklich waren, nannten ſie ſich „du;“ jetzt iſt das kalte und förmliche „Sie“ an deſſen Stelle getreten. Folgendes Geſpräch entſpann ſich: „Sie ſehn mir heute etwas angegriffen aus, Natalie; ich will nicht hoffen, daß Sie ſich unwohl fühlen.“ Dieſe ſcheinbar freundliche Aeußerung erweicht das Herz der armen Frau, und ſie ruft mit einem dankbaren und zärtlichen Blicke: „Ja, Adolf, mir iſt nicht wohl. Der Kummer drückt mich; unſre Lage geht mir zu

Herzen!" — „Bah! Madame! das iſt kein Grund zur Trauer. Kleine Mißhelligkeiten giebts überall im Leben. Man muß im Unglück Philoſoph ſein. Geben Sie auf meine Worte acht. Ich prophezeie Ihnen, daß nicht das Jahr zu Ende gehen wird, und wir werden wieder in unſerm hübſchen Palaſte ſein, umgeben von der Schar unſrer Taugenichtſe von Dienern und unſrer nicht weniger Taugenichtſe von Freunden. Aber vor den letztern werde ich auf meiner Hut ſein, darauf kann ich Ihnen mein Wort geben. Wir wollen ſolid leben und uns nur mit dem kleinen Vergnügen einen erlaubten Zeitvertreib machen, diejenigen zu ſtürzen, die uns geſtürzt haben." „Ach, Adolf, Niemand als unſer eigner Leichtſinn hat uns geſtürzt." — „Der Ihrige vielleicht, Madame, das könnte ſein, und ich will mich darüber nicht ſtreiten, kommen Sie her und geben Sie mir einen Kuß." — „Unmöglich; jetzt nicht; Sie ſind auf eine Weiſe aufgeregt, die mich beleidigt und abſchreckt." — „O mein Kind, ſind Sie noch von ſo zarten Nerven; nun denn ohne Kuß — Sie ennuyiren mich." — „Adolf!" — „Dieſer Ton iſt verbraucht. Noch einmal Sie und

Sie allein machen mein Unglück aus! Warum ſind Sie mir gefolgt? Bedurfte ich dieſer melancholiſchen Geſellſchaft? Warum ſind Sie nicht bei einem ihrer Freunde geblieben, deren Sie, wie die Welt ſagt, eine ſo große Anzahl haben.“ — „Sie ſind entſetzlich! Erfahren Sie denn, daß unſer Elend mein eitles und thörichtes Herz gewendet hat, daß ich Ihnen ins Elend folgte und mir die ſchwerſte aller Pflichten, die ein Weib dem Manne ſchuldet, auferlegte, um mich mit meinem Gott, mit der Tugend zu verſöhnen.“ — „Das ſind Redensarten; es muß hier in der Nähe einer Ihrer Genoſſen verborgen ſein.“ — „O ich Unglückliche!“ — „Keine Thränen, wenn ich bitten darf; in einer Hütte weint man nicht, denn man findet kein Publikum, das unſre rührende Attitude beklatſcht. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich hierher. Wir wollen überlegen, wie wir unſern Einzug in die Reſidenz halten wollen, ich will mit Ihnen überlegen, welche Robe Sie anlegen ſollen, wenn wir zum erſtenmal wieder bei Hofe erſcheinen. Kommen Sie, kommen Sie, mein Schätzchen. Wie? Sie wollen nicht? So hab ich Kraft genug, Sie zu mir herzuziehen!“ — „Fort, Unglücklicher; nicht dieſe Hand an meinen Körper!" — „Alſo immer noch dieſe Hand! deren Bekleidung Sie noch nicht haben herabſtreifen können. Nicht wahr, es ärgert Sie, daß Schmeicheln und Bitten, dieſe unfehlbaren Waffen Ihres Geſchlechts, nichts über dieſes Stückchen weißes Leder vermogt haben? Ich glaubs. Es iſt auch unartig von mir, Sie nicht ins Geheimniß eingeweiht zu haben. Es iſt ein luſtiges, amüſantes Geheimniß; eine Geſchichte zum Todtlachen. Doch Sie müſſen nun, Sie mögen wollen oder nicht, dieſe Hand ertragen lernen; da iſt ſie wieder." — „Fort! fort mit der Todtenhand! . . ." — „Todtenhand? Wer ſagt Ihnen das? Wer giebt Ihnen grade dieſe Bezeichnung ein? Reden Sie!" — „Welch ein Ton! Ihre Miene, Ihr Blick jagt mir Entſetzen ein." — „Das ſoll es auch, Weib! Wer ſagte dir, daß dieſe Hand eine Todtenhand heißen kann. Sprich! ich will, ich muß es wiſſen. Es koſtet dich dein Leben, wenn dus nicht eingeſtehſt!" — „O Gott!" — „Still! Sie entfliehn mir nicht. Keinen Lärm gemacht. Was wir mit einander abzumachen haben, geht keinen dritten etwas an. Was wiſſen Sie?" —

„Daß ich den Sohn eines Mörders heirathete! Hinweg von mir!“ —

Wir ziehn hier den Vorhang vor und erwähnen nur, daß wenige Monate ſpäter der Graf als Mörder ſeiner Gemahlin vor den Gerichten ſtand. Er wurde zur Verbannung verurtheilt, da ein Gnadenſpruch das Henkerbeil von ſeinem Haupte abwandte. Das Schloß Wenzislawa fiel an eine Seitenlinie der Grafen Wenzislawa-Solari zurück. Das Gedächtniß dieſer düſtern und wunderſamen Begebenheit iſt noch friſch unter dem jetztlebenden Geſchlecht, und die nähern Umſtände der grauenvollen Geſchicke laſſen ſich bis ins genauſte Detail nachweiſen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Das

Buch der drei Schweſtern.

II.

Das

Buch der drei Schweſtern.

Geſammelte

Erzählungen, Mährchen und Novellen

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Band.

Leipzig,
J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.
1847.

Phyſiologie
der Geſellſchaft.

In Briefen

eines Vaters an ſeinen Sohn.

Ein Beitrag zu Knigge's Umgang mit Menſchen.

Man muß oft ſchlimmer ſcheinen, als man iſt.

La Rochefoucault.

Erſter Brief.

Allgemeine Betrachtungen.

Ich heirathete deine Mutter als eine reiche Erbin und gab ſie nach Verlauf von fünf Jahren ihren Aeltern wieder zurück ohne einen Pfennig im Vermögen. Die gute Seele hat mir das nicht übel genommen; ſie wußte wohl, daß ich nicht anders konnte. Die einzige Frucht dieſer Ehe biſt du. Es iſt nicht mehr als billig, da ich dich um dein Erbe gebracht, daß ich auf andere Weiſe dich ſchadlos zu halten ſuche, und dies geſchieht, indem ich dir einige Maximen gebe, die unter Brüdern ihren Thaler werth ſind, und die dich gut durch die Welt führen werden, wenn du ſie richtig befolgſt. Glaube dabei nicht, daß ich in dieſen Blättern mit dir auf ſentimentale Weiſe über Dinge und Menſchen ſprechen werde. Dieſe Auffaſſung liegt nicht in meiner Natur. Ich werde dir nichts ſagen über Unſterblichkeit, über die ewige Ausgleichung von Gerecht und Ungerecht und über den unausbleiblichen Lohn der Tugend. Ich bin ein praktiſches Weſen und möchte nicht, daß du in dieſer Welt wie ein Lump lebeſt, um in der künftigen als Kröſus zu erſtehen. Für eine unverzeihliche Thorheit halte ich es, ein Erbe nicht in Beſitz nehmen zu wollen, lediglich weil uns einige Narren einbilden, es ſei großmüthig, darauf zu verzichten. Dieſes Erbe iſt das Glück, das Jedem von uns beſtimmt iſt und folglich auch dir. Daß dieſes Erbe bei dir etwas mehr verklauſulirt iſt als bei Andern, thut nichts zur Sache; es iſt darum doch da, und du mußt es gewinnen.

Zweiter Brief.

Ueber jugendliche Neigungen.

Sieh dieſen lächelnden Mund, roth wie die blühende Roſe,
Und dieſes Wuchſes erhabene Pracht,
Das iſt das Mädchen, das mich aus einem Narren in Proſe
Zu einem Narren in Verſen gemacht.

Altes deutſches Sinngedicht.

Dieſes Gebiet iſt unermeßlich, wenn man in die Metaphyſik der jugendlichen Schwärmerei eingehen will. Dein eignes Herz ſagt dir, daß eine gewiſſe erſte Neigung nicht beſchrieben werden kann, und doch hat man ganze Bibliotheken gefüllt, um dich zu belehren, wie du in dieſer Epoche deiner Entwickelung dich benimmſt. Vergebliche Mühe. Wie die Unſchuld nur von Denen ergründet und beſchrieben werden kann, die ſie längſt verloren haben, ſo die erſte Liebe nur von Solchen, die über ſie hinaus ſind. Die Liebe iſt ein Impromtu des Herzens, und wie alle genialen Einfälle raubt ſie uns für den Augenblick das Bewußtſein, und wir ſind nichts weniger im Stande, als über uns ſelbſt nachzudenken. Du wirſt mir jedoch zugeben, daß es keinen gefährlicher Irrthum. Der einzige kluge Streich, den ich lichern Zuſtand für unſer Wohl gibt, als ein ſolcher, wo die Vernunft die Zügel verliert, und wir nicht mehr Herr in unſerm eignen Hauſe ſind. Ich weiß nicht, wie es mit deinem Herzen ſteht, aber ich weiß, wie es mit dem meinigen ſtand, als ich achtzehn Jahr zählte. Die entſetzliche Verwirrung, in der ich mich damals befand, kann ich dir nicht beſchreiben. Meine Leidenſchaften ſind immerdar heftig geweſen, mein Temperament ſtürmiſch, mein Urtheil über mich ſelbſt feig und überſpannt, wie es in dieſen Jahren immer zu ſein pflegt, das fremde Urtheil dagegen war unzulangend, dabei die Nähe der Geliebten eine teufelsmäßige Aufregung in allen Pulſen, Kokelterie von ihrer, Unerfahrenheit von meiner Seite, ein Ueber- und Untereinander, ein Raſen, ein mehr als kindiſches Trotzen, ein Lächeln, ein Grimm, ein nichtswürdiges und hoffnungsloſes Brüten und über Alles herüber eine unendlich fade Albernheit. In manchem Roman habe ich ziemlich gut die Symptome wiedergefunden, die meine Krankheit damals bezeichneten, und doch glaubte ich damals etwas zu erdulden, was vor mir Niemand erduldet hatte und nach mir Niemand erdulden werde. Ein lächerlicher und ſchädtrotz meiner Tollheit verübte, war, daß ich jenes Mädchen nicht zu deiner Mutter machte.

Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre au roi, je l'aurai fait aux Dieux!

ſagt Larocheſaucault und er bezeichnet dieſen raſenden Zuſtand ganz vortrefflich. Wie große Thoren ſind nun Diejenigen, die behaupten, man müſſe den Gegenſtand der erſten Liebe zum Gegenſtand einer Heirath machen. Das hieße den Staat mit Tollköpfen anfüllen, die alle Augenblicke bereit wären, für die ſchönen Augen ihrer Geliebten den Thron und den Altar über den Haufen zu werfen. Nein; die Ehe iſt die nüchternſte Einrichtung des Staats, und um ſie würdig zu ſchließen, muß man alle fünf Sinne bis unter den Gefrierpunkt zurückdrücken.

Ich befinde mich in einer nicht geringen Verlegenheit, die mir die Ueberſchrift dieſes Briefes einflößt. Ich ſoll von der jugendlichen Neigung ſprechen und fühle, daß dies kein Gegenſtand für mich iſt; dennoch ſollſt du mich nicht für eine kalte Eiſenſtange halten, die die telegraphiſchen Zeichen der Warnung macht, ohne ſelbſt etwas zu empfinden.

Du ſollſt in mir ein Weſen erkennen, dir gleich in einem Herzen, das der Thorheit fähig iſt, das aber, wenn es Thorheiten begeht, dieſe am rechten Namen nennt. Die erſte Liebe iſt eine Thorheit; aber ich will offen geſtehen, ich bin ein Thor geweſen. Weiter verlange nichts von mir. Ich ſchreibe keine Geſtändniſſe meiner Schwäche.

Als ich aus dem Taumel der erſten Liebe erwachte, war ich ernſtlich froh, ſo leidlich davongekommen zu ſein. Ich zog die himmliſche Garderobe aus, faltete ſorgfältig die Engelsfittiche zuſammen, nahm die goldenen Sandalen von den Füßen und verbrannte ein Päckchen Briefe, dann fuhr ich in einen kaffeebraunen Ueberrock, legte ein ſchwarz und roth gewürfeltes Halstuch um und ging auf mein Bureau. Niemand wußte oder ahnete etwas, daß ich vor einer Stunde noch närriſch war. Zwei Jahre blieb ich in einem vollkommen nüchternen Zuſtande, in dieſem las ich den Montaigne. Dieſer liebenswürdige, himmliſche Weiſe lehrte mich Blicke in mein Inneres thun. Er zeigte mir, wie das Leben unter den Händen des Narren in lauter unfruchtbare Momente zerfällt, wie der Weiſe dagegen aus ſeinen

Tagen ein Kunſtwerk ſchafft, wo keine Stunde unnütz verfließt, wo immer ein Genuß auf eine Erinnerung deutet und eine Hoffnung auf eine Erfüllung, immer aber wir ſelbſt die Schöpfer unſeres Glückes ſind. Es gehört eine maßloſe Unklugheit dazu, einen Genuß von ſich zu weiſen, weil es klug iſt, zu genießen. Die rechte Wolluſt iſt nicht allein ein Vergnügen, ſie iſt auch zugleich die höchſte Lebensklugheit. Niemand wird aber in den momentanen Convulſionen des Herzens die wahre Wolluſt ſuchen, dieſe erſtreckt ſich über das ganze Leben als eine innere Befriedigung, als das Bewußtſein, daß wir zu klug waren, um auch nur eine Stunde während achtzig Jahren unglücklich zu ſein.

Gewiſſe Rathgeber machen ſich die Sache leicht. Verſchmähte ich nicht durchaus den idealen Standpunkt, ſo könnte ich jetzt mit geringer Mühe dir zurufen: Ziehe in die Einſamkeit, bebaue deinen Acker, trinke aus der Quelle, nähre dich mit den einfachſten Mitteln, ſchlafe gut und du wirſt auch ſagen können, du ſeiſt in keiner Stunde deines Lebens unglücklich geweſen; allein fort damit! Hierin liegt keine Kunſt. Nein; du ſollſt unter Menſchen leben, du ſollſt trefflichen Bordeaux trinken, du ſollſt Auſterpaſteten eſſen, auf Polſtern ruhen und dennoch ſollſt du in dieſem bunten Durcheinander, wo Tauſende zerdrückt werden, wo Hunderttauſende an einer Degenſpitze oder einem buhleriſchen Lächeln verbluten, wo tauſendmal Tauſend vor Langerweile umſinken, dich kräftig oben erhalten, und wenn du dereinſt den Arzt an deinem Krankenbette höflich die Achſeln zukken ſiehſt, ſollſt du ſagen können: Ich erhebe mich von der Tafel, ſie war gut beſetzt, und ich habe keine ihrer Schüſſeln ungekoſtet vorübergehen laſſen.

Um aber aus unſerm Leben ein Kunſtwerk zu ſchaffen, müſſen wir mit dem Material umzugehen verſtehen, und dieſes ſind die Menſchen. Wir können uns keinen Zuſtand in der Luft hängend denken, immerdar wird er ſcharf begrenzt von den mannichfachſten Intereſſen, und dieſe werden von Menſchen gelenkt, die ſtets unſre Feinde ſind, wenn wir nicht mit ihnen umzugehen verſtehen. Glaube nicht, daß unſre Freunde hiervon ausgeſchloſſen ſind, grade die können unſerm Leben die übelſte Richtung geben, wenn wir ſie ungeſtört walten laſſen.

„Wer ſich am meiſten liebt, iſt der ehrlichſte

Mann, — oder — der ehrlichſte Mann liebt ſich ſelbſt am meiſten.“

Aber ich wollte mit dir über die Liebe ſprechen, oder vielmehr über jeden Umgang mit Frauen, der nicht zur Ehe gehört. Es iſt unmöglich, ihn zu vermeiden, und wir würden unausſprechlich elend ſein, wenn wir es könnten. Die erſte Aufwallung gab ich dir, wie ſchon geſagt, preis; bei der zweiten müſſen wir ſchon den Verſtand zwingen, daß er uns das Herz verrathe, das heißt, wir müſſen uns mit völligem Bewußtſein unſerer zärtlichen Schwäche hingeben. Hier darf kein Impromptu herrſchen, nichts muß dem Zufall überlaſſen bleiben, wir wollen träumen und wir ſagen dem Verſtande, daß er erſt um eine beſtimmte Stunde uns wecke, bis dahin aber Acht geben ſolle, daß Niemand uns ſtört. Ach, welche Seligkeiten liegen im Bereich dieſer Art „gehaltner Leidenſchaft!“ Die Frauen ſind hier am liebenswürdigſten; ſie entwickeln alle ihre tauſend Reize, und wir ſind immer fertig, immer bereit, dieſe Goldperlen zu ſammeln, ſie auf eine Schnur zu reihen und mit dieſem Anblicke als Erinnerungsſchatz noch ſpäte Jahre zu erfreuen. Glaube nicht, daß dies unwürdige Berechnung iſt; — es iſt Glut, iſt Poeſie, iſt Genuß geiſtiger und körperlicher Schönheit, aber es fehlt der Rauſch, das Uebermaß, die tolle Frechheit, die poetiſche Schamloſigkeit der erſten Liebe. Wir ſchwärmen nicht mehr in den Vorhöfen des Tempels, wir ſind dem Heiligthum nahe, und deshalb findet man uns auch nicht eines Morgens trunken, mit einem zerriſſenen Epheukranz im Haar und mit blutender Lippe auf den Stufen liegend, ſondern feſten Schrittes verlaſſen wir den Tempel, umſpielt von Morgenſchimmer und geküßt von dem Strahl des ewigen Lichts.

Ich ſagte, daß die Frauen in dieſem Kampfe die größte Fülle von Reizen entwickeln, und dies thun ſie auch in der That. Der Wunſch, uns bis zur Trunkenheit zu bringen, ein Triumph, der ihrer Eitelkeit ſo unendlich ſüß iſt, facht beſtändig ihren Eifer neu an und treibt ſie, alle Waffen gegen uns zu brauchen, und in dieſem Kampfe wird die Tugendhafteſte zur Kokette. „Zeig dich unempfindlich, und du wirſt die Frauen um dich kämpfen ſehen.“ Ein verſchämter Tölpel wird von der Liebe beſiegt, ein kluger Mann ſtellt ſich beſiegt, um zu ſiegen.

Es iſt aber nur erlaubt, einmal im Leben ein verſchämter Tölpel zu ſein, ſpäter müſſen wir dieſe Rolle Andern zutheilen und in der Komödie, welche der Betrug mit der Leichtgläubigkeit ſpielt, immer gern die Zuſchauer, nie aber den Mitſpieler abgeben.

Es liegt nur an uns, aus den Frauen bis auf einen gewiſſen Grad hin wahre und aufrichtige Weſen zu machen; wir müſſen ihnen zeigen, daß wir ihre Falſchheiten unſchädlich zu machen wiſſen, alsdann werden wir ſie zwingen uns genugſam zu achten, um gegen uns aufrichtig zu ſein. Die größte Schmeichelei für die männliche Feſtigkeit iſt die offen an den Tag gelegte Liebe einer Frau; denn hierin liegt die Anerkennung einer gewiſſen Macht, die dem Weibe imponirt; ſie bekennt, von dieſer Macht beſiegt zu ſein, und hierzu wird ſich Keine gegen einen Schwächling verſtehen; dazu beſitzt das Geſchlecht, uns gegenüber, zu viel Stolz. Doch müſſen wir mit der Sprödigkeit nicht zu weit gehen, um nicht unſerſeits die Rolle der Koketterie zu übernehmen. Nichts iſt verächtlicher als eine männliche Kokette, und nichts ſtört den höhern Genuß, den wir im Umgang mit Frauen ſuchen mehr als ein ewiges Schachſpiel der Berechnung. Zum Genuß gehört Hingebung, von der erſten Liebe borge man alle ihre eigenthümlichen Reize, ohne zugleich ihre Schwächen zu adoptiren; rufen wir jedoch beſtändig die Klugheit am Namen, ſo kann das Herz nicht träumen. Es iſt, als wollte der Poet beim Dichten ſtets die Regeln des Ariſtoteles bei der Hand haben; er wird ein kaltes ungenügendes Werk ſchaffen, er muß ſich der Schöpferluſt überlaſſen, er muß, auf den Wogen des ſchönen Wahnſinns ſchwimmend, das Bewußtſein nur ſo weit aufrecht erhalten, daß er nach dem Pharus die Blicke frei behält, nicht aber am Ufer plätſchern und ſich nach allen Regeln des Schwimmens bewegen, ohne doch zu ſchwimmen.

Welche Frauen ſind nun am geſchickteſten, dieſen glücklichen Zuſtand der gehaltenen Leidenſchaft uns in ſeiner ganzen Fülle zu gewähren? Höre hierüber meine Erfahrungen.

Nach dem Vorhergehenden wirſt du mich ſchon verſtanden haben, daß ich hier durchaus nicht von jenen momentanen Verbindungen ſpreche, die von der Sinnlichkeit geknüpft werden, und die nach einem Augenblicke nichtsſagenden Genuſſes eine tödtende

Langeweile und Leere in unſerem Gemüthe zurücklaſſen. Die gewöhnliche Moral verbietet ſchon dergleichen, der höhere Lebensepikurismus ſetzt dieſe Mittel der Selbſterniedrigung in die Claſſe der unklugeſten und verderblichſten Verſchwendung unſerer Kräfte. Ich würde dir nie eine Aſpaſia zuführen, ſo lange noch eine Corinna zu finden iſt, und tauſendmal lieber ſähe ich zu den Füßen einer achtzigjährigen Ninon dich lächerlich machen, als nur einen Moment glücklich in den Armen einer käuflichen Nymphe; viel lieber ein Anhänger des lächerlichen Plato, als ein misgeleiteter und misverſtehender Schüler Epikur's.

In irgend einem Winkel Englands, ich habe den Namen der Dorfſchaft in meinem Denkbuche aufgezeichnet, gibt es Familien, in denen die Schwindſucht erblich iſt. Dies iſt ein höchſt beklagenswerther Umſtand. Die Mädchen in dieſen Familien ſind von einer ſo wundervollen Schönheit, daß man ſie „Töchter der Feen'' nennt. In der That, ſie ſcheinen Geiſter zu ſein der zarteſten Art, gehüllt in Körper, aus Blumenfaſern gewebt. Eine Röthe, weit ſchöner als die der jungen Roſe, iſt wie ein Hauch über ihre Wangen ergoſſen, und in dem Auge blitzt ein Feuer, das verzehren würde, wenn es nicht zugleich etwas von der Flamme des Genies an ſich hätte, welche erwärmt, aber nie verbrennt. Dieſe Mädchen bringen es ſelten über achtzehn Jahr, aber in dieſen achtzehn Frühlingen iſt aller Zauber einer Mädchenſeele zuſammengedrängt, die höchſte Sinnenreife bei der größten Gefühlstiefe, ein ewiges Keimen und Fluten der Kräfte, die, indem ſie der Vernichtung entgegenarbeiten, die berauſchendſten und köſtlichſten Lebensblüten treiben. Ein mitleidiger Gott entzieht ihnen das langſame Verwelken, das Erſtarren, die proſaiſche Natur des Alters. Ihr ganzes kurzes Frühlingsdaſein iſt nur eine ſchöne Illuſion; ſie ſinken mit allen bräutlichen Hoffnungen des Lebens geſchmückt ins Grab. Wenn dieſe Mädchen lieben, und ſie lieben faſt ihr ganzes Daſein hindurch, ſo iſt dieſe Liebe die verklärteſte Huld, die ein Herz geben und ein Herz empfangen kann. Mit einer ſolchen Virtuoſin des Herzens führte mich mein guter Stern zuſammen; ich lernte im Umgang dieſer zartverſchleierten Pſyche alle Geheimniſſe des höhern Lebensepikurismus kennen. Wir verſenkten uns in die

Metaphyſik der Leidenſchaft, und ehe ich ſie, oder ſie mich enttäuſchte, ſtarb ſie. Der Tod iſt überall ein poetiſcher Schluß. Friede ihrem Andenken!

Von Allen, die über den Umgang mit Frauen geſchrieben haben, hat Niemand, ſo viel ich weiß, eine ſolche Verbindung vorgeſchlagen; ich will auch zugeben, daß dieſes Bild auf den erſten Anblick etwas Seltſames, Zurückſtoßendes hat. Wie, ein Mädchen ſich zur Geliebten erwählen, das den Tod im Buſen trägt? Gewiß zu ſein, Das verlieren zu müſſen, was man anbetet? Aber ich ſpreche nicht von dem Beſitz, nicht für das Feſthalten für praktiſche Lebenszwecke, nicht von der Ehe, ich ſpreche von der Liebe als Ingredienz unſeres feinſten Lebensgenuſſes. Warum den Duft einer Roſe verſchmähen, blos weil wir wiſſen, daß ſie über Nacht nicht mehr ſein wird? Warum deshalb an die derbe geruchloſe Tulpe ſich halten wollen, weil ſie die kühle Nacht überdauert und ihr feſter Organismus die Morgennebel nicht zu ſcheuen hat? Gewöhne dich frühzeitig Das zu verlieren, was dir nur auf kurze Zeit geliehen iſt.

Mit dieſem, wenn du willſt, launenhaften Rathe ſchließe ich das Capitel über die erſte und zweite

Liebe; die dritte iſt nicht mehr der Rede werth: es iſt der Platz, den die niedrigen Seelen für den erſten halten. Ein Mann von Welt hat dieſe dritte Gattung auf ſeiner Toilette vorräthig.

Dritter Brief.

Ueber Freundſchaft.

Les bons comptes font les bons amis.

Sprüchwort.

Wieder ein ſentimentales Thema, über das man im Somnambulismus ſchreiben muß, um den zärtlichen Seelen zu genügen. Ich bin ein Weltmann, ich ſchwärme nicht, ſondern ich geh' auf Glück aus.

Gibt es Freunde? — Eine Thorheit wäre es, dies zu glauben. Es gibt Bundesgenoſſen, es gibt Mitreiſende, es gibt Mitwiſſende, Mitſtrebende — aber Freunde? Es wäre zu gefährlich, auf die Exiſtenz von Weſen zu zählen, deren Handlungsweiſe alle Regeln der Klugheit über den Haufen wirft. Wenn wir Jemanden finden, der ohne Eigennutz für uns

Opfer bringt, werden wir da nicht auf den ſchädlichen Irrwahn gelenkt, daß wir auf das Herz des Menſchen zählen können? Bewahre! Wo blieben wir da in den verwickelten Händeln der Welt? Unſer Freund iſt nur, wer uns braucht, auch wir dürfen keine andere Freunde haben, als die uns von Nutzen ſind. Die Freundſchaft iſt ein Inſtitut wie die Ehe, auf praktiſche Vortheile gegründet; das Vermögen, die Stellung in der Geſellſchaft, unſer moraliſcher und materieller Credit ſind die Mitgift, die wir dem Freunde zubringen. Aber es iſt klug, über dieſe Grundſätze einen Schleier zu breiten. Man verſteht ſich, allein man will ſich von der Menge nicht verſtanden wiſſen. Deshalb gibt der Weltmann allen ſeinen Verhältniſſen einen poetiſchen Schimmer und haucht eine künſtliche Wärme der Empfindung in das Calcul der Berechnung. Weshalb auch nicht? Das Unvermeidliche muß in beſter Form geſchehn. Die Heuchelei erniedrigt, wenn man ſie auf Meinungen überträgt, als geſellſchaftliche Form iſt ſie jedoch ein nothwendiges und oft glänzendes Verdienſt. Wie unendlich trocken iſt die Ehrlichkeit des Herzens! Der Weltmann muß ſich vor allen Dingen vor ihr in

Acht nehmen, ſchon als Maske taugt ſie nichts, weil ſie immer dieſelbe bleibt. Wie graziös dagegen iſt der leichte fliegende Schritt, mit dem wir durch die geöffneten Thüren unſeres Vorſaals eilen, um einen Mann zu empfangen, den wir ſeit dem Steigen der ſpaniſchen Papiere unſern Freund nennen? Wie belebend iſt ein gewiſſes, gutmüthiges, geiſtreiches Lächeln, mit dem wir unſre Plaudereien begleiten, die wir am Kamin mit einander halten? Wir ſind beide zwei gute Schauſpieler, wir bewegen uns auf's ungebundenſte in den zierlichen Formen, die uns zur Natur geworden, immer aber wird das Hauptintereſſe aufrecht erhalten. Hierbei iſt kein Desappointement möglich. Gefährlich dagegen iſt es, mit Leuten zu thun zu haben, die nicht zu unſrer unſichtbaren Kirche gehören, die Ideen von Aufopferung, erhabener Uneigennützigkeit und wahrem Gefühl bei ſich tragen, die die Worte brauchen, um ihre Meinung zu ſagen, nicht um ſie zu verſtecken. Mit dieſen handle man ein Capitel aus dem Rouſſeau oder Sterne ab, und laſſe ſie dann gehn, als unheilbare Kranke. Die Ironie darf nie angewendet werden, denn ſie ſchadet uns immer. Es iſt beſſer, daß uns die Menge für einen Gefühlsnarren hält, als daß ſie uns in Verdacht bringt, Andern überlegen ſein zu wollen. Nebenbei geſagt, die ſind die ungeſchickteſten Spieler auf der Weltbühne, die nach den brillanten Rollen haſchen. Man klatſcht ihnen Beifall, aber man haßt ſie. Was liegt an dem Kitzel eines guten Einfalls? Herzlich wenig. Die größte Klugheit beſteht darin, nicht klug zu ſein. Wir müſſen um jeden Preis Freunde haben und — der Spötter ſteht allein. Denke an Goethe's Worte:

> Als ich noch irrte, hatt' ich viel Genoſſen,
> Da ich dich kenne, ſteh' ich faſt allein.

Nicht zu leugnen iſt, es liegt etwas Erhabenes darin, ſo allein zu ſtehen, doch taugt die Lehre für den Weltmann? Nein.

Hindern dich aber nun dieſe Vorſchriften der Klugheit, auch in der Freundſchaft Genuß zu finden? Gewiß nicht. Du kannſt ein Freund ſein, wenn nicht in einem idealen, doch in einem edlen Sinne. Wenn du die gehörigen Vorſichtmaßregeln gebraucht, ſo kannſt du dich vollkommen frei hingeben. Es kann die Wiſſenſchaft ihre Reize auf euer Verhältniß ausſtreuen, es kann die Phyſiologie der Lebensfreuden ihre reifſten Früchte euch in den Schoos werfen. Da die ſtrengſte Rechtlichkeit im Thun und Wirken euch beide leitet, ſo werdet ihr, mit allen Schmeicheleien der eleganteſten Form, nie verſprechen, was ihr nicht halten könnt, und da ihr nur da verſprecht, wo euer Vortheil es erheiſcht, ſo werdet ihr in euern Forderungen und Gewährleiſtungen euch nie vom praktiſchen Boden in die Nebelferne unendlicher Sentimentalität verlieren. Auf dieſe Weiſe wird die Freundſchaft eine Macht. Zwei verbundene Thoren verlieren ſich ſpurlos. Halte nur immer feſt an der Anſicht, daß dein beſter Freund nach Umſtänden dein ärgſter Feind werden kann, ſo wirſt du nie den Geſichtspunkt, wie du ihn zu behandeln haſt, aus den Augen verlieren.

Vierter Brief.

Ueber die Bereitung einer Hammelkeule.

> Man nimmt die Dotter von ſieben Eiern, läßt ſie in der Pfanne zergehen und ſchüttet dann über das Ganze eine Handvoll geriebener Mandelſpäne.
>
> Chriſtiane Warg ſchwediſches Kochbuch.

Es kitzelt mich, dieſes Capitel dicht an das der Liebe und der Freundſchaft zu ſetzen, ich hoffe damit der von mir gehaßten Sentimentalität einen Streich zu ſpielen.

In meinem Notizenbuche finde ich angemerkt, daß man in England, wo man dieſem Artikel eine beſondre Aufmerkſamkeit ſchenkt, die gemäſteten Hammel in kurzen Tagereiſen auf einem mit Stahlfedern verſehenen Wagen zur Hauptſtadt ſchafft. Dann bringt man die Ankömmlinge in anſtändige Lokale unter, wo ſie ſich von der Erhitzung der Reiſe erholen können, und wo keine widrige Andeutung auf ihren nächſten Beruf ihre Gemüthsruhe erſchüttert. Die eiſerne Fauſt des Schickſals faßt ſie vollkommen unvorbereitet, und das iſt es gerade, was das Geſetz der Küche will. Man kann einem Hammel, der uns ein gutes Diner verſchafft, nicht genug Aufmerkſamkeit beweiſen. Ich will die Stelle aus jenem intereſſanten Werke, das die Reiſen der Hammel beſchreibt, nicht hier abſchreiben, du magſt es ſelbſt leſen, ich habe genug geſagt, um meine Bemerkungen anknüpfen zu können.

Wenn ich dich für den Thoren hielte, daß du über ein gutes Diner gleichgültig dächteſt, ſo hätte ich mir nicht die Mühe genommen, auch nur eine Zeile für dich niederzuſchreiben, denn die Verächter der bonne chere ſind unverbeſſerlich. Nichts hält ſo eigenſinnig und anhaltend Oppoſition, als was ſich von einem Stück hartgeſottenen Rindfleiſches nährt. Wer eine gute Küche liebt, hat wenigſtens einen Sinn des guten Geſchmacks vollkommen ausgebildet, und man darf erwarten, daß die andern Sinne nicht zurückbleiben werden. Nirgends entwickelt ſich die Grazie der Unterhaltung freier und ſchöner als an einer gutbeſetzten Tafel unter wenigen Gäſten. Hier lernt der Weltmann jene vertrauliche Offenheit, die nichts ausplaudert, während ſie doch fortwährend plaudert. Die kleinen Schmauſereien benehmen dem

Leben ſeine Schwerfälligkeit, die Pedanterie ſeiner Arbeiten und den Ballaſt von tauſend Armſeligkeiten, die uns bei jedem Schritte in den Weg rennen. — Bei Tiſche iſt man frei, ungebunden — ein Gott. Man verzeiht Allen Alles und verſöhnt ſich ſogar mit ſeinem ärgſten Feinde, der Langweiligkeit, indem man ſie zwiſchen eine Faſanenkeule und ein Glas Champagner nimmt und ſo hinunterſchwemmt. Wir lernen die Geſchmeidigkeit, die Fügſamkeit, ſich fremden Meinungen anzupaſſen und nur ſelbſt ſo viel zu ſprechen, als nöthig iſt, um Andre ſprechen zu machen, nur bei Tiſche. Die lang ausgeſponnenen Erzählungen kürzen ſich von ſelbſt und zerplatzen in einer Unzahl von feinen Pointen, von denen jeder Gaſt ein Witzkügelchen auf ſeinem Teller hat. Man macht es der Moral unmöglich, trocken, der Wiſſenſchaft, pedantiſch zu ſein, der Politik, unſerm ſocialen Hauptlaſter, gewöhnt man einen Theil ihrer Unarten ab, indem man ihre Dogmen als Scherze behandelt. Ueberall wo ein tölpiſcher Ernſt auftauchen will, ſind ein Dutzend Hände da, ihn in der Wiege ſchon zu erdroſſeln.

Alle dieſe Vorzüge waren lange Zeit nur an denjenigen Tafeln bemerkbar, wo die franzöſiſche Küche herrſchte, jetzt ſind ſie ſo ziemlich über die ganze Welt verbreitet. Die engliſchen Mittageſſen waren noch vor wenigen Jahrzehnden peinliche, etikettevolle Mahle, die mit einer bäuriſchen Orgie ſchloſſen; jetzt iſt es anders. Man hat nicht mehr nöthig, in einer Chronik nachzuſchlagen, um zu wiſſen, wie man ſich bei einem engliſchen Diner zu benehmen habe. Die alten hergebrachten Formen verſchwinden, vielleicht zum Leidweſen einiger Antiquare unter den Gourmands, denen eine alte Ausgabe eines Hammelbratens zur Zeit der Königin Eliſabeth unendlich weit mehr Gediegenheit und Kraft und Würde des Stils und Präciſion des Vortrags zu haben ſcheint als alle neuern eleganten Ausgaben. Die Poeſie muß aber nie grillenhaft ſein.

Ich wäre völlig ruhig über dein Schickſal, wenn ich wüßte, daß man dich immer und immer wieder zu kleinen Diners zöge. Die großen förmlichen Mahlzeiten ſind mittelaltrige Barbareien. Haſt du eilfmal hintereinander eine Schildkrötenſuppe nicht verdorben, das Herumkreiſen der Flaſche jedoch beſchleunigt, ſo kannſt du ſicher ſein, daß du zum zwölften Male ſchon ein unentbehrlicher Genoſſe der Geſellſchaft biſt. Wehe dir aber, wenn du einem Gutſchmecker ſeine Lieblingsſchüſſel verdirbſt, er wird es dir nie verzeihn, und du biſt unwiderruflich in den Bann gethan. Solche Bannſprüche habe ich viele ausſprechen hören; ſie werden kaum hörbar, für den Eingeweihten jedoch vollkommen verſtändlich hingemurmelt, während das Weinglas an der Lippe ſchwebt. Noch ſchlimmer iſt es, wenn du zu lebhaft und zu beweglich biſt. Ein Gutſchmecker will ſo aufmerkſam wie eine junge ſchwangre Frau behandelt ſein, darum iſt die Kunſt zu eſſen auch ſo ſchwer und ſo umſtändlich zu erlernen, wem ſie nicht angeboren iſt. Es gibt einige preciöſe Neckereien, kleine Carikaturen der Sitte, Kunſtgriffe, um ſeiner Perſönlichkeit mehr Relief zu verleihen, vermeide ſie, wenn du nicht ganz ſicher der Wirkung biſt, die du durch ſie hervorbringen willſt. Dahin gehört zu einem Diner als der Letzte ſich einzu finden, während die Verſammlung wartet. Ein irgend empfindlicher Magen verzeiht die peinliche halbe Stunde nie, die er auf den erſten Löffel Suppe warten muß. Bei kleinen jovialen Diners wäre es lächerlich, Kunſtgriffe anbringen zu wollen, aber, wie geſagt, was du dir erlauben darfſt, erlaube dir, ja lege es dir ſogar als Pflicht auf; denn es iſt ein nichtswürdiger Zug an den Menſchen, daß wir dann erſt ihnen unentbehrlich werden, wenn wir ihnen Ellenbogenſtöße gegeben haben. In dieſem Fall bleibe nicht zurück. Ein verſchämter und gefälliger Tölpel iſt bei einem Diner ebenſo verhaßt, als im Boudoir einer ſchönen Frau.

Fünfter Brief.

Ueber den Egoismus.

> Jeder iſt doch auch ein Menſch!
> Wenn er ſich gewahret,
> Sieht er, daß Natur an ihm
> Wahrlich nicht geſparet.
>
> Goethe.

Wir verſtehen uns ſchon vollkommen, daß unſer Ich immer die Hauptperſon bleiben muß. Wir würden weder glücklich noch weiſe ſein, noch ſogar tugendhaft, wenn es anders wäre; allein die ſentimentalen Thoren haben auch hier eine Begriffsverwirrung hereingebracht, die es auf den erſten Anblick ſchwer macht, einen richtigen Geſichtspunkt zu gewinnen.

Egoiſten ſind wir Alle, und wie könnten wir anders, da wir für Das, was wir in der Welt einkaufen, mit unſerer Perſon bezahlen müſſen. Wir gäben alſo unſer Vermögen weg, wenn wir unſre Perſon weggäben. Von der Welt erhalten wir nichts umſonſt, wir müſſen in ewigem Handel mit ihr ſtehn, und endlich, um zu herrſchen, müſſen wir fortwährend dienen. Der ungeheuerſte Luxus iſt — eine eigne Meinung zu haben. Nur der Sonderling, der in die Wüſte flieht, kann hier mit dem Beſitzer von Millionen wetteifern, denn unermeßlich Viel oder äußerſt Wenig gibt allein das Recht, ſich von den Andern abzuſondern, und jede eigne Meinung iſt eine Abſonderung, ein hingeworfener Fehdehandſchuh für die Welt. Wir, die wir weder Kröſuſſe noch Sonderlinge ſind, müſſen es mit der Menge halten und ihr, indem wir den Anſchein uns geben, ſie zärtlichſt zu umarmen, hinter dem Rücken ein Schnippchen ſchlagen.

Es gibt demnach nur zwei Arten des Egoismus, einer, der gefällige Formen annimmt, der andre, der tölpiſch auftritt, beleidigt und abſchreckt. Man könnte auch den einen Klugheit, den andern gutmüthige Unerfahrenheit nennen. Die ſogenannten ehrlichen Leute ſind immer Egoiſten der letztern Art; ſie kehren den Grundſatz — ſich im Sinne zu haben, aber ſtets von Andern zu ſprechen — um und ſprechen immer von ſich, während ſie dabei ſehr gutmüthig immer das Glück oder das Vergnügen Anderer im Auge haben. Der Egoismus aus Grundſatz vermeidet alle directen Beziehungen auf ſeine Perſon, er gibt ſich in ſeinen Worten, wie in ſeinen Werken ſcheinbar gänzlich auf und hat nur Sinn für ſeine Umgebung. Jede Kleinigkeit, die auf die Perſon, mit der er es gerade zu thun hat, Bezug hat, ſcheint ihm wichtig, und er überraſcht die verwöhnteſte Eitelkeit durch immer neue Impromptus einer Aufmerkſamkeit, die ſo warm und natürlich, ſo zart und gefühlvoll gegeben wird, als wenn das Herz ſie unmittelbar dictirte. Dieſe Form der Eigenliebe iſt die einzig richtige und geeignet, um in der Welt ſeine Stellung zu begründen. Sie iſt weit entfernt, niedrige Schmeichelei zu ſein, ſie geſteht offen, daß ſie Egoismus ſei, und daß ſie ſich der Welt will angenehm und unentbehrlich machen. Ihre Zwecke ſind groß und wichtig, und wir ſehen die edelſten Beſtrebungen ſcheitern, wo aus einem lächerlichen, unbeholfenen Stolz dieſe Mittel verſchmäht werden. Nichts iſt unleidlicher als der Egoismus der Tugend. Die ganze Liebenswürdigkeit der Tugend und ein großer Theil ihres Werthes beſteht darin, daß ihr Mitwirken ſo leiſe und ebenmäßig geſchieht, daß man ſie gar nicht kommen hört; der tugendhafte Egoismus jedoch poltert ſo ſchwerfällig daher, daß er Alles um ſich her in die Flucht jagt. Er erreicht nichts, während er nach Allem haſcht. Der Egoismus des Weltmannes iſt weich anzufühlen wie Sammet, er übertrifft an Glätte die Politur des ſchönſten Marmors und iſt ſo gefügig wie ein kleiner Damenhandſchuh. Er iſt zum Küſſen liebenswürdig, und der kleine Zug von Ernſt macht ihn völlig unwiderſtehlich; aber im Innern iſt er immerdar nüchtern und kalt, ſeinem wachſamen Auge entgeht nichts, kein Vortheil, keine Blöße des Gegners, und immer iſt er unerbittlich.

Sechſter Brief.

Ueber Geiſt, Witz, Perſiflage.

Sitzet nicht, wo die Spötter ſitzen.
Sprüche Salomonis.

Unter den Todſünden, die die Welt uns nie verzeiht, ſteht die obenan, „Geiſt" zu beſitzen und — ihn zu zeigen. Wenn wir ihn beſitzen und nicht zeigen, ſo führt dieſer gefährliche Schatz grade nichts Uebles im Gefolge; wenn wir es jedoch dahin gebracht haben, ihn zu verleugnen, verwandelt er ſich in eine tröſtliche Wohlthat und kann unſer Glück machen. Der Pöbel aller Stände hat eine natürliche Antipathie gegen Alles, was er zu bewundern gezwungen wird. Der Gemeinheit iſt nichts widriger, als etwas über ſich erkennen zu müſſen, deshalb iſt die Geſchichte des Genies immer eine Märtyrerlegende. Wer aber wollte ſich auf den Roſt legen, wer ſich mit Stecknadeln, die man langſam und unermüdet ins Fleiſch gräbt, zu Tode martern laſſen? Die Dummköpfe ſind nur da, um beherrſcht zu werden; aber nur dadurch beherrſchen wir ſie, indem wir ſie zu unſerm Herren ſtempeln. Ein kluger Diener gewinnt alle Vortheile und der Geiſt ſoll ein kluger Diener ſein. Die Gemeinheit iſt der Sultan der Welt, der Geiſt der kluge Vezier, der ſich ſelbſt dient, indem er vorgibt, jeder, noch ſo verächtlichen Laune des Sultans zu dienen. Gott, der die Welt ſchuf, muß wiſſen, weshalb er ſie ſo einrichtet; indeß iſt ſie einmal ſo — nur die blödſinnigſte Thorheit kann ſie anders machen wollen.

Der Geiſt hat wie die Liebe einzelne Epochen der Trunkenheit, z. B. die Epoche, wo wir zum erſten Male inne werden, daß wir ihn beſitzen. Das iſt ein Taumel, der wie jeder andere Taumel vorübergeht, dann muß die Vernunft eintreten und den rohen Trieb regeln. So gefährlich es iſt, die erſte Geliebte zur Gattin zu machen, ebenſo gefährlich iſt's, dem Geiſt die Herrſchaft zuzuſichern; er muß ſich, wie die Liebe der Klugheit, der Berechnung fügen.

Wem der gütige Himmel eine ſo günſtige Conſtitution des Unterleibes gegeben hat, einen ſo leicht bewegten Pulsſchlag und ein Gehirn, das nur eben hinreicht, den gehörigen Hitzegrad, bei dem ein Apfel braten kann, zu berechnen, der iſt glücklich und kennt die Qualen nicht, die Demjenigen bereitet ſind, der das Laſter des Denkens hat. Es iſt eine Ekel erregende Erfahrung, daß die Geiſtreichen immer misvergnügt ſind; ihr Blut iſt ſchwarz, ihre Leber verſchleimt, ihre Galle fließt beſtändig über. Die unſeligen Geſchöpfe grübeln über die Ordnung der Welt nach, und da finden ſie — was auch der Weltmann findet — daß nichts grade ſo iſt, wie es ſein ſollte. Sie finden*), „daß der Zufall und die Geburt den Einen namenlos begünſtigt, um dem Andern jedes Mittel möglicher Bildung, Kenntniß, Tugend und Lebensfreude zu entziehen. Sie finden das undenkbar kümmerlichſte Elend, das jedes Menſchengefühl für Sitte, Adel und Heiligkeit von Kindheit an erſtickt, während auch der Reichthum in entgegengeſetzter Weiſe die ähnliche Erſcheinung gibt. Sie finden den Zuſtand der Rechtspflege, welche Verbrechen, aus ſolchen Misverhältniſſen unabweislich entſprungen, beſtrafen muß und durch die Art der Strafen ſtrafwürdigere Verbrechen ſchafft; ſie finden die unleugbare Bevorrechtung der Reichen, die Verdammniß der Armen, die Entartung der Familien, die iſolirte Eigenſucht des Erwerbs, die Heuchelei der Geſelligkeit, die immer jäher ſich ſpaltende Kluft ſubjectiver Foderung und möglicher Gewährung.“ Alles dieſes und noch viel mehr finden ſie und grübeln darüber nach, und ihre Leber überzieht ſich immer mehr, ihr Blut wird immer dunkler, ihre Galle vergiftet immer fühlbarer die Milz; ſie gehen umher, unzufrieden mit ſich, unzufrieden mit der Welt, unzufrieden mit der Sonne, die uns Allen leuchtet. Wozu dies Alles? Wem zum Nutzen? Wer wird froher, wer wird glücklicher hierdurch? — Wem wird das Mittagsmahl oder das Nachmittagsſchläfchen dadurch gewürzt? Die Armen, ſie erreichen nichts und bewirken nur, daß keine Hand ſich dereinſt findet, die ihren zernagten Körper umwendet, wenn er ſich wund gelegen, keine Hand, die im letzten Stündlein Augen zudrückt, die zu *viel* ſahen. Wer möchte ein ſolches Leben, ein ſolches Ende haben? Der Weltmann wenigſtens gewiß nicht. Es iſt nicht zu leugnen, daß er, wenn er ein Mann von Geiſt iſt, obige Betrachtungen ebenfalls anſtellt, aber er unterſcheidet ſich dadurch vom geiſtreichen Thoren, daß er nicht der Narr ſeines Geiſtes iſt, nicht der Sklave ſeines „Beſſerwiſſens.“ Folgt daraus, daß man immer gutmüthig ſein müſſe, daß man dieſe Welt für die beſte erkläre und nichts in ihr ſehe als Vortrefflichkeiten? O nein. Dieſe Heuchelei verlangt Niemand von uns, dieſer Grad von Simplicität wäre eine zu plumpe Schmeichelei für die Thoren, und man würde ſie uns auch nicht glauben. Alſo welchen Weg nun einſchlagen? Darf man ſpotten? Man darf es, allein nur unter den Bedingungen, die ich dir jetzt bezeichnen will.

---

*) S. Hotho.

Der menſchlichen Natur iſt nichts willkommener als Erniedrigung des Nebenmenſchen; aber der Schein, den wir bewahren müſſen, geſtattet nicht, dies offen und ehrlich zu thun, wir müſſen es verſteckt und heimlich und unter den beluſtigendſten Formen thun, denn eine trocken ernſthafte Verleumdung ſtößt nicht allein zurück, ſondern, was das Uebelſte iſt, ſie langweilt. Da haben wir alſo den Spott. Er iſt ſo nothwendig, daß ich bei deiner Erziehung auf die Ausbildung keiner deiner Anlagen ſo viel als auf dieſe Werth gelegt. — Da wir annehmen können, daß Jeder, den wir im Verkehr der Geſellſchaft antreffen, unſer Gegner iſt, bevor wir Mittel gefunden haben, ihn für uns zu gewinnen, ſo können wir ſicher darauf rechnen, daß eine Menge ſchlechter oder guter Späße auf uns gemacht werden, während wir in aller Unſchuld glauben, der Gegenſtand des gutmüthigen Intereſſes der Geſellſchaft, die wir zum erſtenmal begrüßen, zu ſein. Dieſe Miene muß man auch bei veränderter Ueberzeugung beihehalten; ſie iſt die einnehmendſte und geeignetſte, Zutrauen zu erwecken und die Spötter ſicher zu machen. Man muß glauben, daß wir vollkommen unfähig ſind, einen boshaften Einfall zu haben, dann werden die eingeſchüchterten und ſchwachen Geiſter, deren immer die Mehrzahl iſt, uns alle zufallen, indem ſie uns für den Ihrigen halten. Haben wir auf dieſe Weiſe einen ſichern Boden, den der erklärte Spötter nie hat, gewonnen, ſo können wir dreiſt unſere Operationen anſtellen. Unter der beſtändig beibehaltenen Larve der Gutmüthigkeit erforſchen wir die Antipathien der Geſellſchaft und, nachdem wir vorher ſehr ſorgfältig das Piedeſtal jeder gefeierten Größe unterſucht haben, um zu wiſſen, wie feſt ſie ſtehen, und welch ein Kraftaufwand dazu gehören möge, ſie zu ſtürzen, können wir durch einen, zur rechten Zeit angebrachten Spott Wunder wirken. Es wird uns dann leicht, mit einem Schlage jene kleinen, gegen uns gerichteten und anfangs geduldeten Plänkeleien zurückzuſchlagen und uns auf immer ſicher und gefürchtet zu machen.

Nicht immer jedoch iſt dem Spotte eine ſo wichtige Rolle übertragen, für gewöhnlich hat er kleine, aber oft nicht minder wirkſame Dienſte zu leiſten. Die ewige Langeweile, die die Großen dieſer Erde empfinden, wird am beſten durch Spott beſiegt. Aber ſo willkommen der Spott, ſo verhaßt iſt oft der Spötter. Es iſt dies eine Feigheit der Großen. Die Macht ſollte immerdar den Spott offen zeigen, denn ſie hat die Rache der verwundeten Gemeinheit nicht zu fürchten; ſie kann die Thoren mit Namen nennen, und dieſe Thoren werden ſich dennoch vor ihrem Scepter bücken. Biſt du alſo der Günſtling eines Mächtigen, ſo wahre aufs ängſtlichſte den Schein, und nur die Stunden vertrauter Mittheilung benütze, um die dir im Wege ſtehenden Thoren zu geißeln. Falle aber nie aus dem Tone heiterer Laune heraus. Die liebenswürdigſte Perſiflage, Einfälle, die, bevor ſie über deine Lippen gingen, die wohlthätige Wärmegegend des Herzens paſſirt zu haben ſcheinen, mögen immer dem zuhorchenden Großen zeigen, daß du gleichſam wider Willen ſpotteſt, und daß dein eigentlicher Charakter grenzenloſe Liebe iſt. Der empfindlichſte Witzhieb, der eine ganze Lebensſtellung vernichtet und auf Generationen hinaus ſchadet, wird durch dieſen roſigen Hintergrund zu einem Gemälde, auf deſſen anſprechenden Zügen ſelbſt die Gutmüthigkeit auf einen Moment weilt. Es leuchtet ein, daß, wenn man auf dieſe Weiſe zu ſpotten verſteht, man aller Welt, nur nicht ſich ſchadet, und darauf kommt es allein bei dem Spotte des Weltmanns an. Am ſicherſten iſt's, wenn wir den Spott auf eigne Rechnung treiben, dann können wir darin ſo weit gehen, als es die ſtrengſte Klugheit erfodert, was ſich nicht thun läßt, wenn wir unſre guten Einfälle Andern verkauft haben.

Du mußt mich nicht falſch verſtehen, als geſtattete ich dem Spotte vollkommen Spielraum. Als Mann von Ehre weiß der Weltmann ſo gut wie jeder Andre, daß über gewiſſe Dinge kein Spott exiſtirt, ebenſo über gewiſſe Charaktere und Situationen. Die Grundſätze der chevaleresken Ritterwelt ſtellten auf, daß man nie über Frauen ſpotten dürfe; dieſe an und für ſich ſehr achtbare Maxime läßt ſich in ihrem ganzen Umfange in unſern Tagen nicht ausführen, denn grade die Schwächen des Geſchlechts ſind's, die dem Spotte den pikanteſten Stoff geben. Ich weiß nicht, ob die alten Ritter je Urſache fanden, über ihre Damen zu lächeln; ich weiß aber, daß wir, wenn wir auch nur kaum zwei Schritte in's Leben thun, ſchwerlich über gewiſſe Dinge ernſthaft bleiben können. Dabei müſſen uns aber zwei Gegenſtände immer gleich ehrwürdig bleiben, die unangetaſtete Unſchuldfriſche eines Mädchens und der Ruf einer Frau. Dieſe beiden Gegenſtände fodern die zarteſte Seite der Ehre, das Mitleid, heraus, und wehe dem Manne, der dafür unempfindlich wäre, der ein Kind verwunden wollte, ein Kind, das ihm ſtatt aller Waffe nur das unſchuldvolle bittende Lächeln eines Engels entgegenſtellte! Wenn uns auch die Welt zwingt, ſo ſchlecht wie möglich von ihr zu denken, ſo müſſen wir uns doch erinnern, daß es urſprüngliche Reinheit und Unſchuld gibt, wenn wir ihr auch im Leben einmal nur und nicht öfter begegnen.

Die Kunſt, einen guten Einfall anzubringen, ſieht ganz gleich mit der Kunſt, einen zu ertragen. Es gehört zu den Albernheiten und Unarten der Kinderſtube, Empfindlichkeit zu zeigen, und das Erſte, was uns gelehrt wird, iſt, eine ſtets gleiche, unumwölkte Heiterkeit zur Schau zu tragen. Die Bosheit wie die Gutmüthigkeit, der Spott wie die Schmeichelei finden uns gleich vorbereitet auf ihren Empfang. Das kleinſte Zeichen von Leidenſchaftlichkeit würde anzeigen, daß wir die Herrſchaft über uns ſelbſt verloren haben, und damit wäre einer ganzen Heerde untergeordneter Geiſter das Zeichen gegeben, in unſer Inneres einzudringen. Da wir nicht annehmen können, daß uns wirkliche Ungebühr entgegentrete, ſo iſt's nur der mehr oder minder feine Spott, die luſtiger oder ſorgfältiger verpackte Perſiflage, der gut oder ſchlecht componirte Witz, der ſich uns entgegenſtellt und Angriffe wagt. Einen guten und dabei unſchuldigen Scherz empfangen wir mit herzlichem Beifall, einen boshaften erwidern wir, indem wir mit lächelnder Miene einen ebenſo geſpitzten, aber dazu vergifteten Pfeil aus dem Köcher ziehen. Ein Unglück iſt es, vom Schickſal mit dem ſogenannten „Treppenwitz" beſchenkt worden zu ſein, nämlich wo es Einem erſt auf der Treppe einfällt, was man im Salon hätte antworten ſollen. Man trägt dann eine doppelte Bitterkeit nach Hauſe, den Feind triumphirend zurückgelaſſen zu haben und das Bewußtſein hegen zu müſſen, eine gute Replik nicht mehr anbringen zu können. Doch glaube nicht, daß wir auf jeden Spott immer geharniſcht aufſpringen ſollen; wie ſchon oben geſagt, es gehört zu den Mitteln, ſich liebenswerth und angenehm zu machen, harmloſe Launen und gutmüthiges Entgegenkommen zu zeigen und ſogar, wenn andere Gegenſtände der ſcherzhaften Unterhaltung mangeln, uns ſelbſt zum Gegenſtande herzuleihen. Darum erfinde man, wenn man ſie nicht hat, kleine Schwächen und gebe abſichtlich Blößen, um einem Mann, den wir gewinnen wollen, und der den Stolz beſitzt, für einen geiſtreichen Kopf gelten zu wollen, das unſchuldige Vergnügen zu gewähren, über uns zu lachen. Dieſe Gattung Schmeichelei iſt die wirkſamſte und wird von der unſichtbaren Kirche der Klugen unzählige Male und faſt täglich vor unſern Augen angewendet.

Siebenter Brief.

Ueber das Urtheil der Welt.

Oh ce maudit „qu'en dira-t-on?"!

- Mascaril.

Derjenige, der zuerſt die Fabel von dem in eine Löwenhaut vermummten Eſel erzählte, glaubte Wunder, welch eine feine und tiefſinnige Wahrheit er ausgeſprochen, aber man kann ihm ganz ehrlich darauf erwidern, daß ſein Gleichniß hinkt, daß der in der Löwenhaut ſteckende Eſel immerdar für einen wirklichen Löwen gehalten wird, und daß die Wenigen, die um ſeinen eigentlichen Charakter und ſeine Hautfarbe wiſſen, gerade am lebhafteſten ſchreien: Seht den Löwen! ſeht den großmüthigen, den edeln Löwen! — So lebt der Eſel als Löwe, ſo geht er umher als Löwe, ſo heirathet er als Löwe, ſo zeugt er Kinder als Löwe, und ſo ſtirbt er endlich als Löwe, und Niemand weiß etwas Anderes über ihn. Was iſt nun die Moral der Fabel? die, daß der wirkliche Löwe nothwendig eine Eſelshaut umlegen muß, um nur nicht für Das erkannt zu werden, was er iſt, und dadurch die ſcheinbaren Löwen zu ärgern oder gar zu demaskiren, was ein todwürdiges Verbrechen wäre.

Es thut mir leid, noch eine berühmte Fabel, mit der die Gutmüthigen und Harmloſen ſich tröſten, um ihren Credit zu bringen; es iſt dies die Fabel von der Elſter, die ſich mit den Federn des Pfaues ſchmückt. Meine Bekanntſchaft unter Elſtern dieſer Gattung iſt zu groß, und ich habe zu oft dieſe erborgten Toiletten bis an's Ende unangetaſtet ſchimmern ſehn, um noch den ſchönen Glauben an die Fabel zu bewahren. Wozu auch das? Weshalb die geborgten Federn ausrupfen, wenn ſie auf dem Kopfe, der ſonſt kahl ſein würde, einen augengefälligen Schmuck bilden? Haben wir nie eine ſo ſchmucke Feder irgendwo einmal geborgt? und wenn es keine Feder war, doch ein Federchen, vielleicht nur der Stiel einer Feder, und dieſer gefüllt mit Dinte aus einem fremden Dintenfaſſe? Wollen wir ehrlich ſein. Wie Wenige von uns ſind ſo geſtellt, daß ſie nie kleine Elſterntoiletten zu machen nöthig haben? Und wie würden wir die Lebensart der Nation benennen, die ſich bei jeder Gelegenheit und unter Gezänke

Einer dem Andern die Kleider vom Leibe reißen? Wollen wir mehr Schonung gegen die Falten einer Halsbinde als gegen eine geiſtige geſtohlene Pfauenfeder beweiſen? —

Die Moral alſo wäre: wenn du eine Eſelsnatur biſt, ſtecke dich in eine Löwenhaut, und biſt du eine Elſter, ſo borge und ſtehle ſchöne Federn, wo du ſie findeſt? — Nein. Da ſei Gott für! — Wenn dir der Himmel jene ſanfte, aber unglücklicherweiſe nichts weniger als geiſtreiche Richtung, die das erſtere Thier bezeichnet, verlieh, ſo habe den Muth, dein Unglück zu tragen. Ziehe dich beſcheiden in die Einſamkeit zurück, beſteige keine Rednerbühne, ſchreibe keine Bücher, finde dich nicht im Schlafgemach einer ſchönen, aber boshaften Frau ein, kurz, thu' und laſſe Alles, nur heuchle nicht. Du bleibſt dann für deine Hausfreunde ein achtungswerthes Geſchöpf, und an jedem Geburtstage, deren du recht viele genießen wirſt, werden deine Kinder dich bekränzen und dein Weib wird an deinem Halſe weinen. Iſt dies nichts? — Wirſt du nicht hier für deine Selbſterkenntniß auf das Rührendſte belohnt? und können jene Leute, die ſich rühmen, die traurige Gabe des Geiſtes zu beſitzen, je ſolcher paradieſiſcher Stunden ſich erfreuen? Und wenn auch, wenn du auch tauſendmal glücklicher wärſt in der Welt in der Löwenmaske, ſo fodere ich als Beweis männlicher Selbſtüberwindung und edler Aufrichtigkeit, daß du bleibſt, was du biſt. — Aber dieſe Beſcheidenheit und dieſen Stolz äußern nur Wenige, darum wirſt du die Welt erfüllt ſehen mit Löwen, die keine ſind. Gegen dieſe ſei dein Betragen von der höchſten Vorſicht. Du darfſt nie bemerken, wenn ſie aus der Maske fallen, darfſt nie auf die ſchadhafte Stelle im Löwenfell weiſen, wo etwas graues Haar hervorguckt; dieſes graue Haar würde dein braunes Haar grau färben und dein ergrautes frühzeitig in die Grube ſtürzen. Auf dieſe Weiſe ſtrafen maskirte Eſel.

Ebenſo wenig verlange ich, daß du falſche Federn ſtehleſt. Nein, habe den Muth, deine eignen zu tragen, nur halte ſie zierlich und trage ſie auf die beſte Weiſe, die dir möglich iſt. Aber in der Welt werden dir Elſtern mit wunderbaren Federn begegnen; gegen dieſe ſei vorſichtig. Erzeige ihnen die Aufmerkſamkeit, die ihre Federn verdienen.

Doch genug von dieſen Fabeln, die Sache iſt die, daß du die Welt nicht belehren oder beſſern ſollſt, und in jeder Geſellſchaft, in die du dich begibſt, nie den Ton angeben, ſondern in den daſelbſt herrſchenden einſtimmen mußt. Du wirſt mir erwidern, auf dieſe Weiſe wird kein Genie gefördert, kein Weltverbeſſerer erzeugt — ach, das iſt etwas Anderes; davon ſpreche ich nicht. —

Nichts kitzelt unſre Eigenliebe mehr, als ein eigenes Urtheil zu haben, kein Luxus iſt jedoch verdammenswerther als dieſer. Du kannſt deine Tafel überladen mit Leckerbiſſen aller Zonen, du kannſt mit dem Ruf und den Eigenthume deines Nebenmenſchen ſchalten, wie du willſt — nur habe kein eignes Urtheil. So wie du dieſes haſt, ſo ſtehſt du allein, und dies iſt die übelſte Poſition, in die ein Mann, der in der Welt leben ſoll, gerathen kann. Das tauſendfache Unheil und Unrecht, das in der Welt ſich darſtellt, geſchieht nur durch Macht und Menge; dieſe bilden das Urtheil. Die Macht und die Menge wechſeln, und ſomit iſt Ausſicht, daß heute roth iſt, was geſtern ſchwarz war. Der ehrliche Mann kennt aber nur eine Farbe, der Weltmann, inſofern er ein ehrlicher Mann, kennt auch nur eine, aber er bezeichnet ſie nie ſcharf. Er bemalt mit dieſer einen Farbe ſeine Grundſätze, aber nie ſeine Reden. Alle Farben der Iris trägt er auf den Schein auf, aber das Weſen, das Niemand ſo leicht bei ihm erkundet, iſt einfarbig. Wenn man all' die bunten Hüllen durchbricht, ſo ſteckt ein armer, ehrlicher Menſch darunter.

Die Ehrlichkeit, die, wie ſchon bemerkt, der allerärgſte Egoiſt iſt, hat auch eine beſondere Art von Gewiſſen erfunden, mit dem ſie groß thut, von dem ſie eigenſinnig behauptet, daß es das einzige wahre iſt. Es giebt nichts Trügeriſcheres als dieſen Satz. Wenn Einer mich um meine Meinung fragt, ſoll ich ihm die Wahrheit ſagen? Die Ehrlichkeit ſchreit ſogleich: Mein Gewiſſen fordert, daß ich es thue. Der Weltmann ſagt: mein Gewiſſen erlaubt mir, es nicht zu thun. Wie dieſen Widerſpruch löſen? Wie anders, als daß man annimmt, daß es mehre Gattungen Gewiſſen gibt. Ein Gewiſſen, das alle glänzenden Farben mit einer Auflöſung von Kalk und Vitriol beſprengt, ſodaß ſie auf immer vernichtet ſind, und ein anderes, das die Farben ſchont, obgleich ihr falſcher Glanz ihm innerlich zuwider iſt. Es gibt eine Pruderie des Urtheils, die alle Grazie des Umgangs verſcheucht, und was wäre beklagenswerther für den Weltmann als das Unglück zu haben, etwas von der Natur der Vogelſcheuche an ſich zu tragen.

Jeder Stand, jede beſondere Lebensſtellung hat ihre Vorurtheile, und danach modificirt ſich das Gewiſſen. Ein Offizier darf die kleinſte Beleidigung nicht überhören, ſein Gewiſſen trägt Säbel und Sporen. Wollte man ihn über Sachen der Ehre zum Richter ſetzen, ſo würden wir die größten Schätze der Menſchheit, die tiefſten und heiligſten Wahrheiten in Schatten geſtellt ſehn, um ein Vorurtheil in Schutz zu nehmen, über das der Philoſoph ſpöttelt, und das er für wenig beſſer als eine Verrücktheit hält. So gibt es ein ärztliches Gewiſſen, das ſich an die Miſchung einer Medicamentflaſche kettet, ein wiſſenſchaftliches oder gelehrtes, das mit dem Flügel eines Inſekts von eben derſelben Kleinheit, wie es ſelbſt iſt, zu thun hat. Alle dieſe ſehr ehrenwerthen Gewiſſen werden ſich höchlich beleidigt glauben, wenn man ſie über die Achſel anſieht. Da nun das Urtheil, wenn es nicht ein reines Manoeuvre des Verſtandes iſt, auf dem Gewiſſen baſirt, ſo kann man ſich denken, daß alle dieſe Urtheile ſo weit von dem wahren Urtheile ſich entfernen, als einige dieſer verſchiedenen Gewiſſen ſich von dem einzigen und wahren Gewiſſen entfernt haben. Du ſiehſt alſo, was von dem Urtheil der Menge zu halten iſt, und das ſind noch die ehrlichen Urtheile, die größre Zahl urtheilt unehrlich, und das nicht aus Grundſatz, ſondern aus Laune. Die Frauen folgen der Sympathie und Antipathie; das ſind die ſogenannten liebenswürdigen Urtheile, ſie ſind unfehlbar und unwiderſprechbar und werden ſelten in Worten gegeben, ſondern nur in einer kleinen Neigung des Hauptes, in einem kaum merklichen Zucken der Oberlippe, oder in einem fröſtelnden Einwickeln in den Shawl und Zurückziehn in die Sophaecke.

Nachdem ich dir gezeigt, wie wenig man auf fremdes Urtheil zu geben hat, weißt du nun auch, wie du mit deinem eignen zu verfahren haſt; überaus milde. Nie gelte dir eine Thorheit für eine Thorheit, ſo lange du noch irgend einen ſanftern Namen dafür haſt. Da du überzeugt biſt, daß ſtets das härteſte und ungerechteſte Urtheil über dich gefällt wird, ſo mache dir das Vergnügen, das ſanfteſte Urtheil über Andere zu fällen. Dadurch erregſt du Aufſehn, und wenn du das erlangt haſt, ſo iſt es Zeit, ſcharfe Urtheile zu fällen, damit man dich nicht für einen Simpel hält. Diejenigen, die nicht ſehen wollen, muß man von Solchen unterſcheiden, die nicht ſehen können.

Achter Brief.

Ueber Standesvorurtheile.

(Unvollendet.)

Es iſt Kavlar für's Volk.

Hamlet.

Ehe ſich die Hand findet, die dieſen Brief vollendet, wird vielleicht eine große Kriſis beſtanden ſein und die Welt eine andere Geſtalt erhalten haben. Wie man Jahrtauſende nach den Stürmen der Urwelt, in Eisklumpen verſchloſſen, ein Mammuth auspackte, ſo wird man unter der Kruſte der Formation der geſellſchaftlichen Ueberreſte ein Ding auspacken, das man einen alten Ariſtokraten nennt. Man wird aus dieſem ſeltenen Exemplar die ganze untergegangene Organiſation der Urwelt zuſammenſetzen, und aus den Zähnen des alten Ariſtokraten und ebenſo aus ſeinen ſtarken Hufen wird man, ohne viel Scharfſinn zu verrathen, ſchließen, daß es ein Thier war, das viel Schläge austheilte und dabei viel fraß. Aber dieſe Notizen befriedigen die Phantaſie nur halb, das Herz bedarf mehr, die Sehnſucht verlangt ideale Bilder; da treten die Dichter hinzu und ſchaffen neue herrliche Palmbäume und Platanen, Blumenkelche, groß genug, daß eine zarte Pariſerin darin ihr Wochenbette halten kann, urweltliche Vögel, die lange, bewegliche, farbenblitzende Schweife ringen, Flüſſe, Berge, ein Himmel, alles zauberhaft, buntſchimmernd und balſamiſch erquickend. In dieſe Welt ſetzen ſie den alten glücklichen Ariſtokraten und laſſen ihn nach Herzensluſt darin umhertraben und junge Palmbäume wie Diſtelköpfe umhauen. Es tönt um den Alten das ewige Lied ſeiner Jugend; die Unterjochten ſingen ihm Preis, die ganze Welt iſt eine Hymne auf ſeine Stärke und Kraft. Da taumelt der Alte ſiegestrunken und ſchläft im Orangenwäldchen ein, von einer urweltlichen Nachtigall eingelullt. Während er ſchlummert, kommen die Fluten. Die Stellung der Geſtirne iſt eine andere geworden; die Jahreszeiten ſtammeln wie verwirrte Kinder durcheinander, die Naturkräfte revolutioniren, die Sonne beſinnt ſich auf ihre neue Stellung und feiert plötzlich, während die Roſe ihre Gewänder ausbreitet, und dann brennt es wieder ſiedendheiß, ſodaß der Eiszapfen, der ſich eben gebildet hat, in der größten Verlegenheit in tauſend verwirrten Thränen wegſchwimmt. Niemand weiß, woran er iſt. Alle Brunnen öffnen ſich, und das Waſſer geht auf Reiſen; es beſucht die berühmteſten Reſidenzen der alten Welt und kauft die intereſſanteſten Schätze an ſich, die es in ſeinen geheimen Muſeen birgt, wo, wie in England, Niemand ſie zu ſehen bekommt. Endlich entwickelt ſich ein neuer Zuſtand der Dinge. Eine Welt wird geboren, und Licht und Wärme umſchmeicheln das Kind. Der Frühling kommt und plaudert ihm an der Wiege von ſeiner goldenen Zukunft vor; es gehen die Sonnenſtrahlen wie geſchäftige Engel und trocknen die letzte Thräne von der Wange des Kindes. Unterdeſſen hat der alte Ariſtokrat noch immer nicht ſeinen Schlaf beendet. Die Fluten haben ihn hinweggeſpült, ohne daß er nur das Mindeſte davon merkte, und als er endlich ſchlaftrunken die Augen öffnet, ſieht er, daß er in einer Kryſtallhülſe ſteckt und, durch dieſelbe erblickt, erſcheint ihm die Welt umher ſehr wunderlich. Ihn friert, und er iſt verdrießlich! — Ein ſolches Geſchöpf wäre der ehrliche Montaigne, wenn er heut wieder in die Welt träte; er, als Urbild eines alten Ariſtokraten, treu ſeinem Gott, treu ſeinem Fürſten, treu der Ehre, voll Ehrfurcht für die Wiſſenſchaft, entzückt von der Würde und den Reizen der Frauen, und ſo ſicher in ſeinem Stolze, in der Unberührbarkeit ſeiner Stellung, daß er der Mildeſte unter den Milden iſt; kein Zug von Gereiztheit und Neid, kein Argwohn, kein Spott, keine bittere Witzelei, kein Spioniren! Später brüſteten ſich die Ritter mit ihrer Ritterlichkeit, und da war die Zeit der echten ſchönen Mammuthe ſchon vorüber.

Es iſt thöricht zu verlangen, daß das leben ſoll, worüber die Zeit ihre Fluten hat hingehen laſſen. Ich wiederhole es, ich bin praktiſch. Hab ich dich gelehrt, wie weit man in allen andern Verhältniſſen der Poeſie Eingang geſtatten ſoll, ſo werde ich hier nicht von meinem Grundſatze abweichen. Nein, gewiß nicht; hier am wenigſten. Will ich etwa, daß du dich in Zänkereien einlaſſeſt, die zu nichts führen? Willſt du dich für eine Idee opfern? — O dann brauchſt du meine Briefe nicht. Ein Weltmann muß nichts ſo ſehr verabſcheuen, als eine entſchiedene Geſinnung zu zeigen. Will man ihn gelten laſſen für Das, was er iſt — gut! will man's nicht — ihn kümmert's nicht. Sein Bewußtſein ſagt ihm, wie dem alten Montaigne, was er iſt und wie viel die Welt um ihn her werth iſt; jede Meinung, die der ſeinigen entgegen iſt, bemitleidet oder belacht er; aber weder das Eine noch das Andere läßt er laut werden. Es iſt wahr, daß der Adel im Sinken iſt, daß die Fürſten, ſeine natürlichen Schuldner, ihn verlaſſen, aber ſind dieſe Fürſten die Welt? Sind die verlorenen Güter nicht zu erſetzen? Wozu in engen Kreiſen ſich fortwährend herumdrehen, da die Welt ſo weit iſt? Der Lebensepikurismus kennt keinen größern Feind als das Enge, Beſchränkte, und was iſt enger, was beſchränkter als ein Vorurtheil? Darum ergötze dich und ſpiele mit Allem.

Sei Ariſtokrat unter den Demagogen, ein Demagog unter den Ariſtokraten, ein Loyaler unter den Liberalen, ein Jakobiner unter den Royaliſten. Faſſe geiſtreich die verſchiedenartigſten Gegenſätze und löſe ſie alle in einer witzigen Pointe auf. Das Gebiet politiſcher Erfahrung iſt ſo unbegrenzt, daß jeder Traum auf eine Zeitlang willkommen iſt, den Abſchluß der endlichen Reſultate zieht erſt das Jahrhundert, oft erſt das Jahrtauſend.

Uebrigens iſt — — — — — — — — —
— — — — — — —

Neunter Brief.

Ueber die grobe und über die feine Impertinenz.

> Je ſchwächer und kleiner die Thiere werden, deſto liſtiger, gekniffener und boshafter werden ihre Phyſiognomien.
>
> Raff's Naturgeſchichte.

Die Franzoſen aus der alten Schule wußten über dieſen Zweig des geſelligen Verkehrs eine claſſiſche Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu verbreiten; man leſe nur nach, was allein Madame Genlis hierüber zu ſagen hat. Es iſt wahr, daß ein Theil dieſer geheimnißvollen Miſchung uns verloren gegangen iſt. Auf der großen Retirade, die die bevorzugte Geſellſchaft machte, verlor ſie einige koſtbare Waffen, und darunter gehörte auch jene feine ariſtokratiſche Impertinenz, das undurchdringlichſte Schild gegen die ankämpfende Crapule. Uns iſt nur noch die grobe Impertinenz geblieben, die ſich zu jener verlorenen „feinen“ verhält wie ein Titian'ſches Gemälde gegen einen nürnberger Bilderbogen.

Auf der Bühne der Welt iſt ein ewiges Schwanken und Drängen. Um jede Fußbreite Boden, den wir errungen, beneidet uns der Nachbar und ſucht ihn mit Gutem oder Schlimmem uns wieder abzugewinnen, um ihn, von ſeinem Nebenmann wieder gedrängt, nur wenige Sekunden zu beſitzen. Doch nicht allein um den materiellen Boden, auch um den geiſtigen ſucht man uns zu bringen. Geheuchelte Liebe, erlogenes Wohlwollen, planvolle Freundſchaft drängt ſich an uns und macht Foderungen an unſern Geiſt wie an unſer Herz; wehe uns, wenn wir da nicht die Spitze unſeres Ellenbogens ſo zu richten verſtehen, daß gewiſſe unſanfte Berührungen zu Stande kommen. Es iſt in der guten Geſellſchaft nicht erlaubt, poſitiv zu beleidigen, dagegen ſind die negativen Beleidigungen in ein Syſtem gebracht und ſo zugerichtet, daß ſelbſt die Schwächlinge an Geiſt es handhaben können. Iſt die poſitive Beleidigung ein Sprechen, ſo iſt die negative ein Schweigen — ein ewiges, ein Grabesſchweigen. In dieſem Sinne waren die alten Götter der Mythologie vollkommene Ideale der guten Geſellſchaft. Zu den Anzüglichkeiten und Ausfoderungen, die Prometheus vorbringt, ſchweigt Jupiter, und dieſes Nichthinhören, dieſes Thun, als bewegte kein Laut die Luft, während der Gegner einen donnerähnlichen Lärm macht und ſeine Lunge auf Lebenszeit ruinirt, iſt die vollendete Impertinenz der guten Geſellſchaft. Es iſt dies auch in ihrer ganzen Organiſation gegründet. Die Bevorzugten müſſen vor der Welt eine ewige Heiterkeit, eine unerſchütterliche Ruhe zeigen; in die reine Höhe ihrer Lebenskreiſe darf kein rauher Ton hinüberklingen, geſchieht es dennoch, ſo hat Niemand ihn gehört. Die gute Geſellſchaft iſt darin der Philoſophie ähnlich, von deren Anhängern es heißt: „Fällt der Himmel ein, er kann Weiſe decken — aber nicht ſchrecken!“ Der Roturier, der nicht in die Geſellſchaft paßt, kann ſich durch Studium Alles aneignen, nur dieſe myſteriöſe Impertinenz nicht, denn ihm fehlt ihr Hauptbeſtandtheil, die Ruhe. Er iſt bewegt, lauernd, aufgeregt, und ſomit fällt er jenen ſtillblickenden, heitern, lächelnden Geſtalten zum Opfer, die ihn kalt und ſchön wie die Götterbilder eines Tempels umſtehen. Es iſt ausgemacht, daß die meiſten dieſer Bilder erbärmlich hohl ſind, daß oft innen Ratten und Gezüchte dieſer Art niſten; allein dies hindert die Macht, die ſie auf den Beſchauer ausüben, nicht. Es iſt die vollendete Form, die dieſe Wunder wirkt, und der wir uns beugen müſſen, wir mögen wollen oder nicht. Man kann ſie gewaltſam zertrümmern, und es iſt auch geſchehen, man wird jedoch immer damit endigen, ſie wiederherzuſtellen, weil ſie für das Zuſammenleben der Geiſter noch nöthiger iſt als für das der Körper. Die Impertinenz hat, wie ſchon bemerkt, verſchiedene Grade. Die höchſten Grade werden von den Geiſtreichen in einer Schärfe ausgeübt, daß ſie bis zum Tode verwunden, und wo ſich Fälle finden, daß der Salon, wo ein ſolcher Gewaltiger an Geiſt durchſchritt, mit moraliſchen Leichen bedeckt iſt; die geringſten Grade dagegen werden von den Schwachen ausgeübt und beſtehen in ewig verſchloſſenen Thüren und verſchloſſenen Lippen. Sie ſind nie zu Hauſe, wenn man ſie ſucht, und hören nie, wenn man ſie zur Rede ſtellt. Wenn äußere Macht ſie unterſtützt, ſo können auch dieſe geringen Grade ſcharf genug wirken, und manche Hochgeſtellte ſehen wir hierein ohne viel Mühe Großes leiſten. Zur poſitiven Beleidigung gehört nothwendig und unerläßlich das Sprechen, aber nicht Jedermanns Sache iſt's, auf eine beißende Replik ebenſo ſcharf und geiſtreich zu antworten; aber es ſteht in Jedermanns Kräften, ſeinen Rücken zu weiſen und zu thun, als hätte er nichts gehört. Dies taube Ohr und dies nicht ſehende Auge iſt der Troſt der Schwachen, und die Geſellſchaft ſchützt ſie.

Die ſogenannte gutmüthige Impertinenz ſind wir genöthigt gegen die naiven, zärtlichen Seelen auszuüben, die uns mit ihren Gefühlen, ſo rein und achtungswerth ſie auch ſind, läſtig fallen. Es iſt dies ein kleiner gemüthlicher Krieg, der nie zu Ende geht, und bei dem von unſerer Seite ſo große Maſſen von Briefpapier und Siegellack geſchont werden. Nichts iſt ſo redſelig oder ſchreibſelig als die naive Freundſchaft, und ſie kann nur im Zaum gehalten werden durch ein geiſtiges den Rücken kehren. Dieſe kindlichen Gemüther huldigen durch die Bank dem zäheſten Egoismus; ſie begreifen nicht, wie man nicht ihnen unbedingt Zeit und Genüſſe opfert, keine Abhandlung der Welt würde ihnen über das Ungerechte und Misbehagliche ihrer Foderungen Licht verſchaffen, es hilft nichts, als ſich in den Mantel chriſtlicher Impertinenz zu hüllen.

Hierher gehört das „Ignoriren,“ welches eine in weitere Sphäre getriebene Impertinenz iſt, die man auf Menſchen, Bücher, Werke, auf ganze Verhältniſſe, auf Zeiten und auf Exiſtenzen ausdehnt, je nachdem dieſe Einem unbehaglich oder zuwider ſind. Wenn das „Ignoriren“ mit Geſchick gehandhabt wird, ſo iſt durchaus nichts dagegen zu ſagen, es iſt dann die geſellſchaftliche Toleranz. Nie kann ein Ding uns beleidigen, deſſen Exiſtenz wir gar nicht anerkannt haben. Der verjagte Regent zählt die Jahre ſeiner Regierung ruhig fort, wenn er wieder eingeſetzt iſt, und überhüpft die, in welchen der Uſurpator regiert hat. Ebenſo ignorirten die Philoſophen gewiſſe Tendenzen und Meinungen und die Weltleute Moralſyſteme, die Frommen religiöſe Epochen. Es muß uns überlaſſen bleiben, wie viel wir von der Weltgeſchichte für wahr halten wollen. Freilich gibt es eine gewiſſe plumpe Wahrheit, gegen die alles Ignoriren nichts hilft, es iſt die grade, glatte, feſte Mauer, die unſer Nachbar grade vor unſern Fenſtern hinpflanzt und uns die Ausſicht nimmt. Eine ſolche Mauer kann man nicht ignoriren, es iſt eine Beleidigung in Backſteinen, in die müſſen wir uns in Geduld ergeben; allein ſolche Angriffe ſind ſelten; ſo lange eine Exiſtenz, die uns zuwider, ein Verhältniß, das uns läſtig iſt, ein Ruhm, der unſere Eigenliebe kränkt, nicht gradezu auf unſere Perſon eindringt, ſo können wir ſie bis auf den gefährlichſten Punkt der Annäherung hin ignoriren und dadurch ihre Kraft brechen. Die größen Lebenskünſtler haben dieſes Mittel mit Wirkung angewandt, und die Fürſten werden alle darauf hin erzogen. Freilich gehört „Wiſſen" dazu, um das „Nichtwiſſenwollen" zu ſpielen. Ein Geiſtesſchwächling wird aus einem Ignorirenden ein Ignorant. Der Mann von umfaſſender Bildung läßt jeder Erſcheinung bis auf einen gewiſſen Grad hin ihr Recht, darüber hinaus exiſtirt ſie zwar noch für den Pöbel, aber nicht mehr für ihn; der Weltmann muß grade dieſelben Grundſätze adoptiren, nur daß er ſie auf ſeine geiſtigen wie körperlichen Genüſſe anwendet.

Zehnter Brief.

Ueber die Ehe und das Whiſtſpiel.

> Ich nehme mir meine Frau nach demſelben Grundſatz, wie meine Frau ſich ihr Hochzeitkleid wählte, nämlich nach der Güte und Haltbarkeit des Stoffs.
>
> Der Landprieſter von Wakefield.

Beides ſind, ohne grade Finanzſpeculationen zu ſein, erlaubte Mittel, in der Geſellſchaft ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern; in beiden muß der Calcul walten, doch nicht ſo viel, daß er der Gutmüthigkeit in die Augen fällt, die gleich bereit iſt, über „falſches Spiel“ zu ſchreien. Wenn wir eine Ehe ſchließen und wenn wir uns an den Whiſttiſch ſetzen, ſo müſſen wir ganz genau angeben können, bis wie weit wir dem Zufall geſtatten, uns unſer Spiel zu verderben. Da ich im Capitel der erſten Liebe ſchon ſo Vieles geſagt habe, was mittelbar hierher paßt, ſo werde ich nun leicht über die Ehe hinſchlüpfen, grade ſo wie ich es im Leben gethan habe. Der Gegenſtand iſt ſchon zu oft erörtert; charakteriſtiſch iſt, daß die beſten Bücher über die Ehe von Männern geſchrieben worden, die als Junggeſellen ſtarben; ſo Hippel. Die modernen Frauen, die den Gegenſtand ſentimental auffaſſen, haben große Verwirrung angerichtet, und es wird Zeit koſten, die Breſchen, die ſie geſchoſſen haben, wieder zuzuſtopfen. Die Menſchenkenner ſind darüber einig, daß die übelſte Auffaſſung die ſentimentale iſt. Hören wir Montaigne: „Eine gute Ehe, wenn es deren gibt, entzieht ſich der Dazwiſchenkunft und des Bedingniſſes der Liebe. Sie ſtrebt nach dem Bilde der Freundſchaft. Es iſt eine angenehme Geſellſchaft auf Lebenszeit, begleitet von Beſtändigkeit, Vertraulichkeit und einer unendlichen Menge von nützlichen und thätigen Dienſtleiſtungen und gegenſeitigen Verbindlichkeiten. Keine Ehefrau wird ihrem Manne ſtatt einer Buhlſchaft dienen wollen!“ (5ter Band, 5tes Capitel.) Der letztere Umſtand iſt beſonders bezeichnend. In der ſentimental-leidenſchaftlichen Auffaſſung möchte jede Frau ihrem Manne als Buhlſchaft dienen, und da dies nicht ſein kann, darum der Haß gegen die Ehe und ihre Anfeindung. Die Frauen begreifen ſchwer, daß Ordnung, Ruhe, Ebenmaß zu unſerer Exiſtenz nothwendig iſt; ſie wollen, da dies ſie am innigſten beſchäftigt, immer die Gefühlsflamme angefacht ſehen. Ihr Egoismus und ihre Sinnlichkeit ſind ewig thätig und möchten uns, wenn wir es geſtatteten, jede Minute rauben. Ihre übertriebenen Foderungen werden von Schwächlingen unter den Männern fortwährend begünſtigt und ſanctionirt. Es ſpinnt ſich ein unwahres, hohles, lügneriſches Leben immerfort dicht neben dem wahren, einfachen, kräftigen, ſich und ſeiner Zwecke bewußten. Wir ſind verloren, wenn wir nur einen Schritt weichen. Unſere Exiſtenz kann auf das Erbärmlichſte misglücken, wenn wir die Einmiſchung der Philoſophen und Poeten in die Einrichtung unſeres häuslichen Herdes geſtatten; hier ſei jeder Schritt von der nüchternſten praktiſchen Weisheit ausgemeſſen, hier ſei jede Handhabe einer Schüſſel oder eines Küchentopfes die ſchon tauſendmal abgegriffene, die ſich in jeder Hütte bewährt hat, hier ſei die Weiſe, wie wir das Feuer anblaſen, dieſelbe, wie ſchon ſechstauſend Jahre das Feuer angeblaſen worden iſt. Jede Neuerung muß verhaßt, jedes excentriſche Gefühl lächerlich gemacht werden, und was Jean Paul ſagt, gilt hier in vollem Maße: „Wir ſtehen feſter auf einem Haufen Erdſchollen als auf Morgenroth.“

Das Inſtitut der Ehe wird immer beſtehen, ſo lange der Staat beſteht, denn ſeine Baſis iſt das Erbe. Hier kann von keiner Sentimentalität die Rede ſein. Wir vererben unſern Kindern unſere materielle Exiſtenz, unſer Vermögen und unſern Namen; mit beiden ſollen ſie ihrerſeits wuchern, darum muß auf beide von der Welt kein Beſchlag gelegt werden dürfen, der Staat muß ſie beſchützen, und er beſchützt ſich ſelbſt, indem er das Erbe beſchützt. Wenn wir uns mit dieſen Grundſätzen einverſtanden erklären, ſo können wir die Ehe unmöglich für einen Zuſtand poetiſcher Libertinage halten, ſondern wir werden lieber mit puritaniſcher Gewiſſenhaftigkeit das Weib, das mit uns einen langen Weg wandeln ſoll, ausſuchen, als ſie nach einem Georg Sand'ſchen Romane ausfindig machen. Wenn der Zweck dieſer

Briefe wäre, ernſthaft Abhandlungen zu ſchreiben, ſo wäre hier mehr als anderswo die Stelle dazu, denn nirgends wird ſo arg gegen die höhere Lebensklugheit geſündigt und nirgends herrſchen ſo ketzeriſche Grundſätze als gerade hier; doch es ſei mit dieſen Andeutungen genug. Ich gehe zum Whiſtſpiel über.

Man glaube nicht, daß die Geſellſchaft uns ſucht wegen unſerer ſchönen Augen oder wegen unſerer geiſtreichen Bemerkungen, ſie ſucht uns ganz einfach aus dem Grunde, um von uns Vortheil zu ziehen. Die Grundlage unſerer modernen Geſellſchaft iſt ein ewiges Rauben und Plündern. Es geht wie auf einem Schlachtfelde zu, nur daß der Ungeübte nicht ſieht, wie man hier eine in den Graben geworfene Leiche auskleidet, dort Einem, der ſich nicht wehren kann, die Börſe und Uhr aus der Taſche zieht, Jenem, der verſchmachtet, den letzten Trunk Waſſer vor dem Munde wegzieht. Es iſt das Spiel der gezähmten Beſtien. Es wäre lächerlich, Wohlwollen da zu ſuchen, wo Jeder auf die Exiſtenz des Andern, als auf einen Beuteantheil angewieſen iſt, die determinirteſte, kälteſte und berechnetſte Grauſamkeit herrſcht. Wenn man dich in ein Haus einführt, ſo ſei ſicher, daß der Herr des Hauſes im Spiel dir deine Börſe rauben, die Frau eine der Töchter oder der Sohn ſein ſchlechtes Reitpferd an dich verhandeln will; in niedern Graden werden deine tanzfertigen Beine, deine Perſon als Figurant, deine Stimme als Vorleſer, deine Hände als Pianofortſpieler in Anſpruch genommen, kurz, man nutzt dich ab auf alle Weiſe, und erſt die völlig ausgepreßte Citrone gibt man aus der Hand. Dies iſt ganz in der Ordnung; die Welt handelt in ihrem Rechte, und wenn wir ſie kennen, werden wir auf dieſes Plünderungsſyſtem bald vorbereitet ſein. Ein reicher harmloſer Gimpel wird wie ein Fangball von einem Hauſe in's andere geworfen, und dies nennt er „gut in der Welt aufgenommen ſein." Allerdings er wird auf Händen getragen, aber ach — aus welchem Grunde! Darum kümmert ſich jedoch der Weltmann wenig, wenn man ihn nur auf Händen trägt, der Grund mag ſein, welcher er wolle, und er plündert, um ſich plündern zu laſſen. Wenn das Spiel nicht erfunden wäre, ſo müßte es an jedem Abend, wo drei oder vier Weltleute zuſammenkommen, erfunden werden, denn es entſpringt, wie alle großen Erfindungen, aus einem unmittelbaren Bedürfniß. Es beſiegt zu gleicher Zeit zwei der ärgſten Feinde der großen Geſellſchaft, die Langeweile und die Gutmüthigkeit. Wenn wir unſern Nebenmenſchen liebten (ein höchſt unnatürlicher Zuſtand), ſo würden wir ihm nicht ſein Hab und Gut rauben, und wenn wir ein verſtändiges Wort mit ihm zu ſprechen wüßten, würden wir keine Langeweile empfinden.

Es verſteht ſich, daß hier Unterſchiede gemacht werden. Nicht jedes Spiel nimmt jenen troſtloſen oder gefährlichen Charakter an, in kleinen gemüthlichen Geſellſchaften iſt oft der Whiſttiſch der Verſammlungsplatz von Humor und Ergötzlichkeit. Der Gelehrte, der ſeine ermüdenden Forſchungen bei Seite ſchiebt, der Dichter, der aufhört zu träumen, die junge Frau, die gerne unbeobachtet ihrem Geliebten gegenüber ſitzen will, der Oheim, der ſeinen Neffen unterrichtet, ein langweiliger Schwätzer, den man zum Schweigen bringen will, eine alte muthwillige Großmutter, die mit guter Art ihren Enkeln einen Thaler in die Taſche ſchieben will — alles das ſpielt und vertändelt einen Winterabend unter frohen Scherzen. Aber man erwarte nicht, daß in der großen Welt ſo harmlos geſpielt wird; dort iſt alles Waffe, entweder um anzugreifen oder abzuwehren, und das kleine grüne Feld, auf dem die Marken klimpern im Glanze ſeiner Lichter, wird zu einem Schlachtfeld, auf dem ſehr oft das Glück, nicht ſelten ſogar die Ehre verblutet. Dies iſt der Moment, wo die Diamanten nicht mehr ſicher ſind, wo die Kaſchimirs flüchtig werden von den Schultern der ſchönen Frauen. Man ſieht ſie hinter die Stühle ihrer Männer ſchleichen; das iſt nicht der Gang, den die Zärtlichkeit wandelt, ſo ſpähend und auf den Fußſpitzen ſtiehlt ſich die athemloſe Angſt zur Opferſtätte. Sie lispelt ihm einige Worte in's Ohr, die ſich halb in die Falten des Silberflors, unter die Federn des Paradiesvogels verlieren; nur er hat ſie gehört, und ſeine Wange röthet ſich vor Unwillen, aber er lächelt und auch ſie lächelt, in ihrem Innern tönen die Worte: „Ungeheuer! alſo meine ſchlafloſen Nächte ſollen kein Ende haben!“

Als man mir die Nachricht brachte, daß du ein vollkommener Whiſtſpieler ſeieſt, war ich darüber ſo froh, als hätte ich, durch irgend ein günſtiges Geſchick veranlaßt, mein Vermögen wiedergewonnen.

Welche Kräfte ſtehen dir da zu Gebot. Du wirſt jetzt nicht den tadelswerthen Ehrgeiz haben, immer gut ſpielen zu wollen. Wie überall, ſo diene auch hier, um zu herrſchen. Das Vergnügen, das ſchlechte Spieler haben, zu gewinnen, iſt ſo groß, daß du Alles von ihnen erlangen kannſt für die Freude eines Abends, wo ſie über dich triumphirt haben. Frauen gehören hierher, beſonders ältere; dieſe lieben auch zu plündern und ſind darin unerſättlich. Da ihre Gunſt erworben werden muß, ſo iſt dies das Mittel. Der Cultus des Whiſt iſt in unſern Tagen ſo ausgebreitet und auf ſolche Höhe getrieben, daß er alle Glieder des Geſellſchaftskörpers beſchäfigt. Es wäre Thorheit, hier zurückbleiben zu wollen; nur von dem „raffinirten“ Spiel bleibe ferne; nicht daß du nicht ſeine Combinationen ſtudiren ſollſt, doch nur um ſie zurückzuweiſen, wenn ſie dir entgegentreten. Es liegt nahe für Diejenigen; die aus dem Spiel eine entſchiedene Finanzſpeculation machen, gewiſſe unbequeme Grundſätze zu umgehen und die Geſchicklichkeit bis ſo weit zu bringen; daß ſie im Stande iſt, dem Zufall die Flügel zu ſtutzen. Ich ſage, es liegt nahe, denn das Whiſtſpiel hat die

Fähigkeit, einer ſo bewundernswürdigen Feinheit, einer ſo ſtudirten Kunſtfertigkeit Raum zu geben, daß die Reſultate, die ein Meiſter im Whiſt erzielt, für den Laien oft an's Unglaubliche grenzen und er verſucht wird, für geniale Sprünge zu halten, was doch nur Folge von Uebung und Berechnung, aber zugleich der gewiſſenhafteſten Rechtlichkeit iſt.

Elfter Brief.

Ueber die geſelligen Formen.

> Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel.
>
> Goethe. Elegien 39.

Der Begriff der guten Sitte iſt von dem Normalzuſtand eines guten Herzens genommen, wie man's ſich denken kann, wenn der Conflikt der Intereſſen noch nicht eingetreten iſt. Wenn ich ein gutes Herz habe, mich dabei Niemand beleidigt, Niemand kränkt, ich frei umhergehe und Alles habe, was ich verlange, ſo werde ich wohlwollend gegen Jedermann ſein und mit Heiterkeit und Liebe die Welt begrüßen. Da dieſer Zuſtand aber nie eintritt, da mich Jedermann beleidigt und kränkt, wo er's ungeſtraft kann, da ich nicht frei umhergehe, da ich nichts von Dem erhalte, was ich verlange, ſo iſt es ſehr ſchwer, gegen alle Welt wohlwollend zu ſein und alle Welt mit Heiterkeit und Liebe zu begrüßen, geſetzt den Fall, ich hätte auch dies gute Herz. Die natürliche Folge iſt, daß ich übler Laune werde, wo ich üble Laune dulden muß, daß ich ſchelte, wo ich geſcholten werde, daß ich nach Art der idylliſchen Inſulaner der Südſee da eine Fauſt balle, wo mir eine ſolche entgegengehalten wird; aber wo bliebe da Das, was wir die Geſellſchaft nennen? Man hat alſo ſeit undenklicher Zeit die ungeheure Lüge angenommen, daß Jedermann ein gutes Herz hat, und daß Jedermann der innigſte und vertrauteſte Freund ſeines Nächſten iſt. Jedes Kind weiß, daß kein wahres Wort hieran iſt. Das Chriſtenthum in ſeiner höchſten Vollkommenheit könnte es nicht einmal ſo weit bringen, als es hier die conventionelle Form gethan hat; aber freilich iſt es nur Form, Larve, Schminke, Lüge. Aber die Länge der Zeit hat gemacht, daß aus der ſchreiendſten Unwahrheit eine Wahrheit, aus der dreiſteſten Unehrlichkeit eine Ehrlichkeit, aus der ſchreiendſten Unnatur eine gefällige, anmuthige Natur geworden iſt. Der rechtliche Mann kann ſich in dieſen verſiten Formen bewegen, und opfert durchaus nichts von dem innern Gehalt ſeines Geiſtes und Herzens auf. Es hat Rigoriſten gegeben, die darauf ausgingen, dieſe Formen zu zertrümmern; aber was erfolgte? Einer Schar gichtiſch verkrüppelter Körper zog man die Kleider ab, und zeigte ſie ſchamlos in ihrer häßlichen Nacktheit, nur um daß ein paar hübſch gewachſene Geſtalten das Recht bekamen, ihre ungeſchminkte Schönheit vor der Welt ſehen zu laſſen.

Wenn wir ſo viel Phantaſie beſitzen, uns jenen Normalzuſtand des guten ungetrübten Herzens gegenüber einer harmloſen Welt zu denken, ſo werden wir die einzige richtige „gute Sitte" haben. Es iſt der Pulsſchlag, voll und warm, der geſunde unparfumirte Hauch des friſchen Lebens, das Innigkeit und Fülle in jedes unſrer Worte, Mienen und Handlungen bringt. Wir werden dann nicht zu viel und nicht zu wenig ſagen. Aber es gehört viel Phantaſie dazu, faſt eine dichteriſche Begeiſterung, die für die Menge nicht annehmbar iſt. Es wird alſo Sache der Schule, und man erhält die gute Sitte fertig auf Tabellen gebracht. Der Körper ſowie der Geiſt erhalten beide ihre Schnürſtiefel, in die ſie eingezwängt werden, und oft bleiben dieſe Puppen ewig Puppen und werden nie freie Schmetterlinge. Aber manchmal flattern auch die prachtvollſten Exemplare heraus, die auf entzückende Weiſe in allen Farben ſchimmern. Die alte Galanterie brütete öfters ſolche Vögel aus, überhaupt hat das Inſtitut der guten Sitte ſeine feinſte Ausbildung in den Jahren erhalten, die dicht vor der großen Zerſtörung aller Verhältniſſe vorausgingen. Unſere Zeit, gegen jene gehalten, erſcheint roh und langweilig, unbehülflich und trocken, abenteuerlich und verwildert, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil man den nothwendigen Zwang gelöſt hat. Man glaubte, wir könnten uns, ohne dabei zu verlieren, zeigen, wie wir ſind, und die Folge davon war, daß Einer den Andern abſcheulich fand. Man wollte die Wahrheit einführen, und ſchuf die pöbelhafteſte Grobheit und Unſitte. In der Zeit der Julirevolution waren die Geſellſchaftsſäle die Tummelplätze jeder Art von Flegeleien, und man konnte ſehen, was man nirgend anderswo in der Geſchichte findet, daß innerhalb des höchſten und feinſten Luxus die ekelhafteſte Barbarei ſich entwickelte. Es wurde Mode, die Manieren der Stallknechte in den Salon zu verpflanzen, man ſaß nicht mehr, ſondern lag, man ſprach nicht mehr, ſondern ſchnarchte, man zankte ſich mit den Frauen und nahm ihnen die Plätze weg, wer unzählige rohe Beleidigungen ausſtreuen konnte, erwarb ſich Bewunderung, man zwang in die Züge ſeines Geſichts alle Linien, die bei einem Bauerknaben das Maulen, die Grimaſſe des Verdruſſes, das ſtupide Mundaufſperren angeben, und zu dem Allen kam ein Anzug, der auf die geſuchteſte Weiſe ebenſo den guten Geſchmack wie den Anſtand beleidigte. Dieſe Zeiten ſind vorüber; man hat einſehen gelernt, daß ſo fortfahren, die Geſellſchaft auflöſen heiße, und deshalb ſind die Zügel jetzt etwas ſtraffer angezogen worden, aber noch lange nicht ſtraff genug. Das, was man gute Geſellſchaft heißt, ſoll ſich noch entwickeln und bilden, und man muß einige Capitel im Coder der Sitte ganz von Neuem überarbeiten; es muß wieder der Zwang und ſogar der äußerſte härteſte Zwang eintreten, um allmälig eine Kunſtform zu bilden. Beſtehe nun die Geſellſchaft aus dem alten Adel oder aus dem neuen, oder aus gar keinem, dennoch als Geſellſchaft muß ſie ſich dem Geſetz unterwerfen, das allein fähig iſt, ſie zu einem organiſchen Ganzen zu bilden. Innerhalb der Form kann man ſich Alles erlauben, aber außerhalb derſelben nimmt ſelbſt die reinſte Abſicht einen falſchen Charakter an. Einmal die Lüge auf den Thron geſetzt, rächt ſie ſich an unſern edelſten Gefühlen, wenn wir ihr den Gehorſam verweigern.

Der alte Lord Cheſterfield ſchrieb gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl Briefe an ſeinen Sohn, lediglich nur um dieſem die beſte Art zu lehren, wie man ſich in einen Fauteuil niederzulaſſen habe; ohne Haſt, ohne Uebereilung, mit einer graziöſen Biegung der Beine und Arme. Wir glauben hierüber lachen zu dürfen, aber jener alte Geſellſchaftskünſtler wußte, was er that. Es war ihm gleichviel, wie ſein Sohn über die Verdienſte Luther's dachte, aber es war ihm nicht gleichviel, ob man ſeinem Sohn die Thüre wies, weil er die Sitten eines mittelalterlichen Lanzenknechts hatte. Wenn wir unſre Perſon ſo theuer als möglich an den Mann bringen wollen, ſo dürfen wir nichts verabſäumen, was zu ihrer glänzenden Ausſchmückung dient.

Zwölfter Brief.

Ueber die Verleumdung.

> Einem Manne wird vergolten, danach ſein Mund geredet hat, und wird geſättigt von der Frucht ſeiner Lippen.
>
> Sprüche Salomonis 18, 20.

Es wurde ein Mann von einem Hunde angefallen, er wandte ſich um und ſagte zu dem Hunde: Ich werde dich nicht ſchlagen, allein ich will dir eine üble Nachrede bereiten. Und als er ſich etwas entfernt hatte, ſagte er zu den Vorübergehenden, indem er auf das Thier wies: Dieſer Hund iſt toll! Da liefen die Leute zuſammen, und der Hund wurde todt geſchlagen! — So macht es die Verleumdung.

In dem Zuſtande unſeres Zuſammenlebens, wo oft alle Leidenſchaften erregt werden, und keine doch auf gradem Wege befriedigt werden darf, iſt die Verleumdung eines der zweckdienlichſten und deshalb geſuchteſten Mittel, dem Widerwillen und dem Zorn, den wir gegen unſern theuern Nächſten hegen, freien Lauf zu laſſen. Es iſt das Gift, das am heimlichſten und ſicherſten mordet, nur fehlt es auch hier, wie bei allen Giften, nicht am Gegengift, und dieſes beſteht in dem Leichtſinn und dem Unglauben der Menſchen, nicht in ihrer natürlichen Herzensgüte, wie Manche wol glauben mögen. Wenn du mich fragſt, ob du verleumden ſollſt, ſo ſage ich nein! denn es iſt das einzige, wahrhaft feige Laſter der Geſellſchaft, und wenn wir einmal dieſen moraliſchen Schmuz der Geſellſchaft angefaßt, ſo können wir uns nicht mehr von ihm reinigen. Ein ehrlicher Mann wird, ſo lange es nur irgend einen offenen Weg gibt, ſeinem Feinde zu ſchaden, dieſen nicht hinterrücks und hinter eine Larve verſteckt anfallen, dies thun nur die Banditen der Geſellſchaft oder die Jeſuiten des Salons, die jedes Mittel zum Zweck für erlaubt halten. Ihre Zahl iſt Legion, denn es iſt immer leichter geweſen, die Rolle des Polonius, hinter dem Teppich lauſchend, zu ſpielen; leider aber gibt es doch hier und da einen Hamlet, der durch den Teppich ſticht und die Ratte zu treffen weiß, was denn freilich der Sache eine unangenehme Wendung gibt. Solche Poloniuswinkel ſind in den Zimmern unſerer wahreſten und innigſten Freunde, ſolche Poloniusteppiche hängen an den Wänden unſerer vertrauteſten und zärtlichſten Freundinnen, denn die Verleumdung übt ihren wollüſtigſten Kitzel grade da, wo unſer Herz beſchäftigt iſt, oder unſer Verſtand bewundert. Bei dem Unglück oder der Thorheit eines Freundes iſt immer Etwas, was uns geheim erfreut und beluſtigt, und die Welt iſt gefällig genug, uns nie an dieſen Freuden Mangel leiden zu laſſen. Wir können alſo der Verleumdung nicht wohl entbehren, wenn wir ſie auch ſelbſt nicht ausüben; um ſie jedoch nie und unter keiner Form auszuüben, müſſen wir uns genau mit ihrem Weſen bekannt machen, von den ſanfteſten und gelindeſten Graden an, bis dahin wo ſie tödtlich iſt.

Je weniger es innerhalb der guten Geſellſchaft Verbrechen gibt, die ſich qualificiren, vor den Richterſpruch eines Tribunals geführt zu werden, deſto mehr gibt es ſolche, die nur von der Coterie unter ſich beſprochen und gerichtet werden. Dies iſt eine Art Vehme, deren Macht grauſenerregend und entſetzlich wäre, wenn nicht zum Glück ihr jeder Stempel des öffentlichen Rechtſpruches fehlte. Wir dürfen ungeſtraft morden, wenn wir nur nicht dazu Arſenik oder Blauſäure, ſondern ſtatt deſſen das ebenſo ſichere Gift eines verzehrenden Kummers, einer Ehrenkränkung, eines jammervollen, durch alle Mittel kalter Perfidie noch erhöhten, Treubruchs anwenden. Wir dürfen ungeſtraft rauben, wenn wir dazu nicht Dietriche und Brechſtangen, ſondern die Hülfleiſtungen einer gefälligen und zahmen Rechtspraktik anwenden. Dieſe Verbrechen geſchehen; kein Menſch zweifelt hieran, und dennoch, obgleich Tauſende von Opfern fallen, gibt es doch kein anderes Mittel, die Verbrecher zur Rechenſchaft zu ziehen, als jene geheime grauſame Vehme der Geſellſchaft. Sie iſt auch von bewundernswürdiger Wirkung; ſie ſtößt den Dolch oft in die ſchuldige Bruſt, wo dieſe ſich ganz ſicher wähnte, nur kann es nicht ausbleiben, daß ihre diaboliſche Macht mißbraucht wird, und da eben wird ſie die Geiſel der Geſellſchaft, wie ſie früher deren Wohlthäterin war. Wie bei der Vehme treten die Ankläger verhüllt auf, der Angeklagte erfährt nie den Namen oder den Stand ſeiner Verfolger, und wie bei der Vehme werden die Urtheilſprüche im Dunkeln gefällt und vollzogen. Dieſe Macht hat die Geſellſchaft mit Abſicht zu dieſer Größe anwachſen laſſen, weil, wie ſchon bemerkt, es keinen Gerichtshof gibt, gewiſſe Thorheiten und Laſter zur Rechenſchaft zu ziehen. Weil jedoch die Baſis dieſer conventionell-ſocialen Geſetzgebung ihrer Natur nach eine ſchwankende iſt und jede öffentliche Controle fehlt, ſo wird ſie ſehr oft von Eigenſinn, Willkür und Laune hin- und hergeſchoben. Manchesmal ſchlägt die Moral der Geſellſchaft in das Gegentheil von Dem aus, was für die Menge als Moral gilt. So haben wir das achtzehnte Jahrhundert Grundſätze in der Sittlichkeit und Ehre aufſtellen ſehen, die, wenn man ſie außerhalb der Grenzen der Geſellſchaft, für die ſie geſchaffen waren, hätte anwenden wollen, Einkerkerung und Landesverweiſung nothwendig hätten zur Folge haben müſſen. Pascal ſagte von der franzöſiſchen Geſellſchaft zu Mitte des vorigen Jahrhunderts: Es erreicht Keiner von uns das dreißigſte Jahr, ohne daß er nicht etwas begangen, wodurch er Galgen und Rad verdient. Dieſer Ausſpruch iſt übertrieben, allein er zeigt an, wie man ſehr wohl wußte, in welchem Widerſpruch das Herkommen und die Geſetze der chevaleresken Ehre mit dem Codex der Gerichtshöfe und der allgemeinen bürgerlichen Ehre ſtanden. Auf dieſem Standpunkt befindet ſich die excluſive Geſellſchaft unſerer Tage nicht mehr; man kann ſo ziemlich annehmen, daß in ihr, einige Capricen und Förmlichkeiten abgerechnet, Daſſelbe für ehrlich gilt, was man auf der Straße mit dieſem Worte bezeichnen hört, und daß auch in der Taverne Tugend heißt, was auch im Salon ſo genannt wird. Aber „le diable n'y perd rien!“ wir mögen nun die Sitten und die Moral der erſten franzöſiſchen Revolution oder die der letzten annehmen, die Verleumdung verliert dabei nicht eine Zollbreite ihres Bodens. Und wenn wir die Moral der Hottentotten annähmen, es wird immer Etwas geben, was Einer dem Andern zum Verbrechen oder zur Schande macht und ihm nachſagt, wenn es auch weiter nichts iſt, als daß er mit der linken Hand die Speiſe zum Munde führt, ſtatt mit der rechten.

Wer zu der Geſellſchaft gehören will, muß ein

Gewiſſen mitbringen, das für den Salon zugerichtet iſt. Er muß ſehr feinhörend ſein und wiederum taub, er muß ſehr ſcharfſehend und dann wieder blind ſein, er muß fortwährend vergeſſen, vergeben, überſehen, überhören können, und dieſe Selbſtentäußerung muß er in das helle Gewand einer ewig ungetrübten Laune hüllen. Doch läßt ſich keine Gemeinſchaft ohne dieſes ſich Unterordnen des Einzelnen denken. Haben wir uns nun den Geſetzen gefügt, haben wir unſerm eigenen Urtheil Zügel und Zaum angelegt, vertheidigen oder verdammen wir, was die Coterie vertheidigt oder verdammt, ſo haben wir ſomit eine mächtige, über die ganze gebildete Welt hin verbreitete Conföderation zu unſerm Schutze gewonnen. Einmal in die Geſellſchaft aufgenommen, wird man fortwährend von ihr getragen, beſchützt, gefördert und nur in äußerſtem Falle aus ihr ausgeſtoßen. Man hat geſehen, daß anerkannt verwerfliche Exiſtenzen, durch dieſes Zuſammenhalten der Coterie, immer nah und ſogar bis an die Grenze der öffentlichen Schande hin, gehütet und beſchützt worden ſind; daß man alle Lehrſätze einer jeſuitiſchen Moral anwandte, um Die zu retten, zu deren Patron ſich die excluſive Welt aufgeworfen. Iſt aber einmal der Fall entſchieden, ſo iſt die Grauſamkeit und Strenge, mit der die Execution vollführt wird, ebenſo excentriſch, als früher die Duldung geweſen war. Im Ganzen weiß man aber auch, daß, wenn Opfer gebracht, auch dafür weſentliche Vortheile erlangt werden, und der größte darunter iſt, daß der Verleumdung eine Schranke geſetzt wird. Man entgegnet dem Verleumder: Ich glaube nicht, was Sie mir da ſagen, denn der Beſchuldigte iſt Hausfreund in dem und dem Hauſe, er pflegt Umgang mit dieſen und jenen Herrn meiner Bekanntſchaft; dies könnte Alles nicht ſein, wenn es wahr wäre, was Sie mir da mittheilen.

Die niedrigen Grade der Verleumdung führen ſehr anmuthige Namen, man nennt ſie Geplauder, Klätſcherei, Ausſchmückung, Geſchichtchen, roſenfarbene Bosheit und unſchuldige Uebertreibung. Dieſer Kleinhandel der Medisance iſt unentbehrlich; unſre Geſellſchaften würden unleidlich und troſtlos langweilig ſein, wenn eine rigoröſe Moral auch hier die Lippen überwachte. Es iſt das Köſtlichſte, was es gibt, ein witziger Einfall in roſenfarbne Bosheit getaucht. Die eleganten Frauen ſind Meiſter in dieſer Art Belebung der Geſellſchaft; es iſt die Poeſie, die nicht in Verſe gebracht wird, es ſind die Romane, die nicht in die Druckerſchwärze getaucht werden, aus denen aber die Verſe und Romane in Büchern Grazie, Geiſt, Anmuth und tauſend andere hübſche Dinge täglich lernen können. Der Ausſpruch Rouſſeau's: „der intereſſanteſte Gegenſtand für die Beobachtung des Menſchen iſt der Menſch ſelbſt“, findet hier ſeine freilich frivole, doch ſehr glückliche Anwendung. Aber das Bedürfniß will mehr, dem gemeinen Sinn, und der iſt unter den zierlichſten Formen immer der herrſchende, iſt an reeller Bosheit allein gelegen. Er blaſt den zarten Farbenſtaub des Witzes weg, und wenn er nun darunter keinen ſoliden Körper der Verleumdung entdeckt, ſo iſt ihm mit aller Grazie und Anmuth doch nicht gedient. Man bleibt alſo nicht lange bei der roſenfarbenen Bosheit ſtehen. Immer noch iſt der Pfeil vergoldet, allein ſchon iſt ſeine Spitze in Gift getaucht. Es heißt immer noch ein kleines Geplauder, aber bei dieſem kleinen Geplauder zieht ſich das Herz zuſammen und die Nerven beben. Ein Glück, eine Exiſtenz wird vernichtet. Es gibt eine zarte Stelle der Ehre, die unbeſchreiblich leicht verletzbar iſt, und der natürliche Inſtinkt der Bosheit weiß ſie immer aufzufinden. Es gibt Anklagen, bei denen es faſt unmöglich iſt, ſich zu rechtfertigen, und die Verleumdung wählt am liebſten grade dieſe. Die Grauſamkeit des civiliſirten Menſchen übertrifft hier tauſendfach die rachgierige Wuth eines Wilden von Otaheite. Es iſt dies ein Punkt, wo ein Rouſſeau verzweifelte, ſich jemals mit der Cultur der Geſellſchaft ausſöhnen zu können. Es iſt wahr, daß der Menſchenfreund bei gewiſſen Dingen ſchaudert, wenn er ihre wahre Natur erforſcht und ihren Gehalt zergliedert; dies darf uns aber nicht abhalten, eine feſte Bruſt und Stirne den Kämpfen und Ungewittern darzubieten. Zum Glück ſind die Virtuoſen der Verleumdung nicht zahlreich. Mit dem gewöhnlichen Troß böſer Nachſprecher wird man leicht fertig.

Ein Dichter ſagt irgendwo, daß die Liebe und das Feuer zwei Dinge ſeien, die nicht verborgen bleiben könnten, die Verleumdung gehört auch dazu. Unſere beſten Freunde beeilen ſich uns baldmöglichſt das Ueble mitzutheilen, was man über uns und unſre Freunde ſagt. Es handelt ſich alſo um Mittel, die

Verleumdung unkräftig zu machen. Sollen wir uns entſchuldigen? O gewiß nicht: qui s'excuse s'accuse. Wir müſſen ſchweigen und daſſelbe müſſen wir nothwendig thun, wenn unſre Freunde in unſerer Gegenwart verleumdet werden. Denn die Bosheit der Geſellſchaft wartet nur darauf, daß wir unſere Stimme erheben, um an unſere Gründe ihre Gegengründe zu hängen. Es iſt ein Schwamm, den wir ſehr willkommen dem Gifte hinhalten, damit er bis auf den letzten Tropfen ausgeſogen werde. Unſere Vertheidigung iſt das Canevas, in das die Bosheit ihre Blumen ſtickt, ohne unſern Widerſpruch ginge ihr ihr Spruch aus. Und zudem wird es uns nie gelingen, unſern Freund zu rechtfertigen, man iſt von vorn herein mißtrauiſch gegen unſere Beweiſe, denn man weiß, daß wir in jedem Fall die Abſicht haben, den Angegriffenen zu entſchuldigen, und der Eigenſinn unterſtützt die Leichtgläubigkeit und den Geſchmack an übler Nachrede. Der Egoismus der ſogenannten ehrlichen Leute hat auch hier falſche Principien geſchaffen, indem er anbefiehlt, ſich für ſeine Freunde bis auf den letzten Blutstropfen zu ſchlagen. Dieſe plumpe Ehrlichkeit iſt für die Verleumdung Das, was Oel für die Flamme iſt; ſie wächſt rieſengroß und iſt dann durch nichts mehr zu zähmen. Da heißt es oft, der Himmel ſchütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich ſchon ſelbſt ſchützen. Es verſteht ſich, daß es Fälle gibt, wo eine Degenſpitze wieder gut machen muß, was eine Zungenſpitze übel machte; allein man glaube doch ja nicht, daß das Getriebe der Bosheit der Geſellſchaft im mindeſten darum ſtille ſteht, weil wir das Herz in der Bruſt eines Schurken ſtille ſtehen hießen, und unſern Freunden iſt bei tauſend Gelegenheiten ein kluges Schweigen von unſerer Seite erſprießlicher als ein unzeitiges Reden. Die meiſten Verleumdungen ſind, wie Geſchoſſe, nur für eine gewiſſe Höhe berechnet, die von der Geiſteskraft abhängig iſt, mit der ſie abgeſchoſſen werden; wir müſſen zeigen, daß wir höher ſtehen und daß dieſe Geſchoſſe uns nicht erreichen. Es iſt ſehr demüthigend für einen Schützen, wenn ſein Pfeil matt zu ihm herabſinkt und der Vogel, den er hat erreichen wollen, unbekümmert ſeine Kreiſe in dem blauen Aether zieht. Allein dieſen Stolz dürfen wir nur ſehr ſelten und mit großer Vorſicht anwenden, weil er das Abzeichen einer edeln Natur iſt, und wir dadurch die Gemeinheit beleidigen und reizen. Wenn wir unverwundbar erſcheinen, ſo zeigen wir uns erhaben über die Menge, und das darf nie ſein. Die Menge iſt immer für uns der geſetzgebende Körper, was ſie für beleidigend hält, muß auch uns beleidigen, und wäre es auch ein Ding von dem Werthe eines Stecknadelkopfes. Die albernen Geſetze der Coterie erfordern Achtung für Gegenſtände, über die der Philoſoph verächtlich lächelt; wir können uns oft ohne ſonderliche Gefahr nachſagen laſſen, daß wir Jemanden frühzeitiger, als ihm beſtimmt ſchien, in die Grube gebracht haben, aber wir dürfen uns nicht nachſagen laſſen, daß auf unſerm Spazierſtock ein Edelſtein von höherm Werth befindlich ſei als der auf dem Stocke eines mächtigen Mannes, der die Eitelkeit beſitzt, koſtbare Spazierſtöcke zu haben. Man darf oft unſer Herz verleumden, aber unſer Franzöſiſchſprechen nicht; man kann uns eine Tugend abſprechen, aber nicht einen Platz an einem Diner. Gott, der die Welt geſchaffen hat, muß wiſſen, warum er ſie ſo geſchaffen hat.

Dreizehnter Brief.

Ueber die kleinen Grimacen, Coquetterien und Capricen der Geſellſchaft.

> **Robineau:** Wie willſt du, daß ich mein Taſchentuch tragen ſoll?
>
> **Marcell:** Laß es halb aus der Taſche heraushängen; dies gibt dir das Anſehen von Zerſtreutheit.
>
> Geſpräche auf der Treppe.

Geſchickt angewendet, ſind dieſe kleinen Carikaturen in's Schöne und in's Häßliche ſehr hübſche Mittel, ſeiner Perſönlichkeit ein Relief zu geben, das Verdienſte oft nicht zu geben im Stande ſind. Sie ſind nur lächerlich und abgeſchmackt, wenn ſie ohne Geiſt und Takt angebracht werden. Eine ſchöne Frau, für deren verblühende Reize das Licht nicht mehr gefällig iſt, gibt vor, es nicht mehr vertragen zu können, und ſitzt nun in einer ewigen Dämmerung eingehüllt. Sie läßt, wie bei einem Gemälde, das auf die Ferne berechnet iſt, ihre Beſuche nur bis auf eine gewiſſe Weite ſich ihrem Sopha nähern. Das iſt eine Coquetterie, die vollkommen an ihrem Platze iſt, denn iſt es nicht dem Eigenthümer einer koſtbaren Gemäldeſammlung erlaubt, ſeine Stücke in das beſtmögliche Licht zu ſtellen? und welch' ein Vortheil iſt's, den uns ein paar Seidendraperien gewähren, indem ſie uns geſtatten, immer noch für eine Schönheit zu ſchwärmen, die unſere Gelübde ſchon vor zwanzig Jahren empfing. Die Dämmerung eines kleinen Cabinets iſt dazu ſo poetiſch, es ſind die Waldſchatten der Salonspoeſie; träumeriſche blaue, grüne und roſenrothe Schatten, in die ſich die Unerfahrenheit nie ungeſtraft verirrt. Ein Romeo, in einem ſolchen Cabinet empfangen, iſt tauſendmal gefährlicher, als wenn man ihn bei Mondſchein in's Fenſter kommen läßt. Es gibt ſo verführeriſche Stimmen in dieſer Dunkelheit. Frauen von vierzig Jahren ſind in der Regel unzertrennlich von rothen Taffetvorhängen, ſowie unverheirathete Männer mit funfzig Jahren ſich noch gern mit Reitpeitſche und Sporen zeigen. Der Mann von Welt verſchmäht die kleinlichen Coquetterien, die in einer niedern Claſſe der Geſellſchaft zu Hauſe ſind; er hat weder die trippelnden Schritte, noch die parfumirten Hände, noch den geſchwänzten Bart und die gelockten Perücken der alternden Stutzer, er zeigt ſein graues Haar, ſeine gefurchte Stirne, ſeine zierlichen, aber magern Hände. Er will lieber, daß man glaube, er habe am Schreibtiſch, als daß man annehme, er habe am Toilettetiſch ſich verſpätet; er will lieber, daß man Ideen, als daß man Schminke auf ſeinem Antlitz finde; dennoch iſt das eine Coquetterie wie jede andere, nur feiner. Der Weltmann vergißt nie die Stunde, in der man ſein Erſcheinen in einem Salon erwartet, kein Buch in der Welt, keine noch ſo erhabene Idee kann ihn den Umſtand nicht beachten laſſen, daß er ſich rüſten müſſe, um zu gefallen, um Freunde zu gewinnen oder Feinde zu beſiegen; ſpielt er alſo den Zerſtreuten, den von Wiſſenſchaft und Ideen Eingenommenen, erſcheint er ſpät und mit einer düſtern Wolke auf der Stirne, ſo iſt dies ein Toilettenapparat, ebenſo gut durchdacht und erſonnen, als der gewöhnliche Stutzer das Anknüpfen eines neuen Ordens zu einer wichtigen Sache macht, in der er ſeinen Spiegel, ſeine Toilette und ſeinen Kammerdiener zu Rathe zieht. Dieſe Coquetterie iſt jedoch in letzter Zeit etwas in Miscredit gekommen; es iſt nicht mehr ganz vornehm, zerſtreut und tiefdenkend zu erſcheinen, weil man entdeckt hat, daß untergeordnete Geiſter in ihrer niedern Sphäre dieſe Grimace ſchon vollkommen täuſchend nachzumachen verſtehen; man geht alſo jetzt wieder zu den glatten Stirnen und den heitern Mienen des Zeitalters Ludwig des Funfzehnten über. Es kommt jetzt wieder das graziöſe Lächeln in die Mode, das, wenn es gelingen ſoll, ein unausgeſetztes Studium erfordert. Man hat zum großen Schaden dieſes Lächeln halb und halb vergeſſen. Die letzten lächelnden Köpfe ſchlug das Beil der Guillotine ab. Aber mit einiger Anſtrengung wird es ſich ſchon wieder ins Leben rufen laſſen. Es iſt dies ohne Zweifel die anmuthigſte und paſſendſte Larve. Ein blühendes Lächeln auf der Lippe macht das häßlichſte Geſicht ſchön, es verklärt das Auge, es rundet die Wange und läßt ſogar manchesmal unbegreiflicher Weiſe Geiſt hervorſchimmern, wo keiner iſt. Der Ernſt und der Tiefſinn verſpricht auch die Leute geiſtreich zu machen, allein er hält ſelten Wort, er macht ſie in der Regel nur fade und langweilig. Wir haben es in den Salons geſehen, wie häßlich unſere Freunde ausſahen, die, während ſie an Auſtern und Champagner dachten, die Welt glauben machen wollten, ſie dächten mit blutendem Herzen über den Verfall des Staates und der Kirche nach. Eine Maske, die nicht mehr täuſcht, muß ſogleich weggeworfen werden. Eine Coquetterie, die Niemanden mehr verführt, iſt das beſte Mittel, ſich lächerlich zu machen. Napoleon, der nicht zu lächeln verſtand, brachte den Ernſt in die Mode, ſeidem wurde der Weltmann eine ernſthafte Beſtie, gewiß die undankbarſte Metamorphoſe, die er nur erleiden kann. In den Höhen der excluſiven Geſellſchaft nimmt man an, daß ewige Heiterkeit, nicht das geringſte Berührtſein von der Gemeinheit und dem Druck der Erde ſich finde, es blüht ewig Friſche, Schönheit, Glanz und Heiterkeit in ihr, alſo deshalb ſchon, um dieſer Stellung treu zu bleiben, iſt die ſerene Miene die einzig paſſende. Alles, was die Erde Trauriges und Kummervolles hat, muß überwunden ſein, muß hinter uns liegen, und nur im Sonnenſtrahl der Anmuth und Grazie müſſen wir uns wärmen, nach der Melodie der Schönheit und der Kunſt uns in Gruppen bewegen, und in dieſen glänzenden Reihen muß das Genie ſeine blendenden Strahlen werfen, doch nie ſein verzehrendes Feuer ſchleudern dürfen. So allein gelingt es der bevorzugten Geſellſchaft, wirklich bevorzugt zu ſein, indem ſie der Welt ein vollendetes ſociales Kunſtwerk im Zuſammenwirken des Geiſtes und der Schönheit in den Formen einer veredelten Etikette hinſtellt. Nicht ſo leicht wird es ſein, dieſes Kunſtwerk nachzuahmen, ſowie es unmöglich ſein wird, es zu zerſtören, ohne zugleich den Vorwurf, die Barbarei wiedereinzuführen, auf ſich zu laden. Wenn wir das Lächeln wieder einführen, müſſen wir bedenken, daß damit nothwendig die graziöſe Rede zuſammenhängt. Die Grimace des Ernſtes brachte auch grimacirte Reden hervor, die hart an die Grenze der ungezogenſten Beleidigungen ſtießen. Das ennuyirte natürlich die Frauen ganz beſonders. Sie wurden in ihrer Weiſe ebenfalls derb. Manchesmal kehrte ſich ſogar das Verhältniß der Geſchlechter um, und die vernachläſſigten Frauen, verzichtend, jemals ihre „beau's“ zu bekehren, fingen an, ihnen den Hof zu machen. Man ſah artige, demüthige, lächelnde Frauen gegenüber langweiligen, verdrießlichen Männern. Dies konnte faſt ergötzlich ſein. Zum Glück hat man eingeſehen, daß auf dieſem Wege keine excluſive Geſellſchaft beſtehen könne. England hat wieder die zierlichſten Formen der guten Geſellſchaft vor der Revolution adoptirt. Die Lehren, die die Geſchichte uns gegeben hat, brauchen deshalb nicht vergeſſen zu ſein; es handelt ſich nur darum, Das in der gefälligſten Art zu ſein, was man einmal ſein muß.

Die anerkannt größten Geſellſchaftskünſtler haben es nicht verſchmäht, Manieriſten in Gang, Sprache und Geberde zu ſein. Selbſt die Einfachheit, die man einführen wollte, war nur eine Manier. Die Salons des vorigen Jahrhunderts zeigten oft Grotesk-Künſtler unter den Grimaciers. Es gab ein großmüthiges, ein prahleriſches, ein reſpektvolles und ein leichtfertiges Auftreten. Man probirte und ſtudirte den erſten Schritt, den man in den Salon that, durch den man ſogleich die Aufmerkſamkeit der Anweſenden an ſich zu feſſeln beabſichtigte. Jene Menuet-Stellungen, jene Tänzerſchritte, der kleine trippelnde und der eilige geflügelte Lauf, das ſchmachtende Stilleſtehen und die Paradeſchwenkung beim Führen der Damen zur Tafel, endlich das coquette Hände- und Fingerſpiel mit der Tabatière, alles dieſes ſind Figuren, Coquetterien, Grimacen, die wir faſt nicht mehr kennen, die aber den unleugbaren Vortheil hatten, die Manoeuvres der Geſellſchaft immer ergötzlich bunt und abwechſend zu machen. Die Individualität ging bei der einſtudirten Rolle faſt gänzlich unter, allein um eine Individualität iſt es auch nie der excluſiven Geſellſchaft zu thun; es ſoll alles möglich gleichmäßig ſein. Die Menge herrſcht und der Einzelne beherrſcht nur die Menge, indem er ihr dient, und zwar als der eifrigſte ihrer Sklaven, der jedem, auch dem verborgenſten ihrer Gelüſte und Launen nachzuleben verſteht. Hier und da treten freilich Uſurpatoren auf, die mit dem Machtruf des Genies die Menge an ſich feſſeln und dienſtbar machen. Solchen iſt dann Alles erlaubt und das Barockeſte iſt grade das Willkommenſte; allein bald iſt die Flut verrauſcht und der gewöhnliche Stand der Dinge macht ſich wieder geltend. Jeder, der ſich die Kraft zutraut, muß einmal verſuchen, was er der Geſellſchaft bieten darf, doch iſt freilich ein ſchmachvoller Rückzug eine unerträgliche Demüthigung, die auf immer ſchändet; dies iſt wohl zu bedenken.

Oft kommen wir auf den Gedanken, daß eine Manier uns kleiden müſſe, weil ſie bei Dem, an welchem wir ſie beobachteten, guten Effekt hervorbrachte; doch nichts mislingt ſo entſchieden als dieſes Adoptiren eines fremden Mienen- und Geberdenkleides. Eine Manier, eine Grimace, eine Coquetterie muß, wenn wir ſie mit Erfolg uns aneignen ſollen, etwas Analoges in unſerm Charakter und unſerer Perſönlichkeit haben. Man muß glauben können, daß wir unſere eigenſte Natur, wider Willen, enthüllen; dann allein erzeugt eine Manier jenes leiſe wohlgefällige Lächeln, das der Beobachter annimmt, wenn er glaubt einen tiefen Blick in die innere Werkſtatt unſers Weſens gethan zu haben. Und um dieſe Art Theilnahme, die wir unſerer Umgebung einflößen, iſt es uns allein doch nur zu thun. Wir wollen, innerlich hohl und gelangweilt, die Menge ahnen laſſen, daß wir von Leidenſchaften und Gefühl brennen. Einen andern Zweck, als Intereſſe zu erregen, hat eine angenommene Manier nie. Oft ſind die Contraſte ſehr wirkſam. Die lebhafte Coquette erkünſtelt den Ernſt, die leichte graziöſe Schwermuth. Umgekehrt kommt es nie vor, denn der Ernſt, wo er wirklich in der Seele wurzelt, nimmt alle Mittel zu Hülfe, ſich zu verbergen, denn er bildet einen ſo tiefen durchdringenden Seelenaccord, daß, wenn er ſich in ſeiner Stärke erhübe, kein Gezwitſcher eines Salon-Käſtchts ihn zu überſchreien im Stande wäre. Dagegen iſt die Ernſtmaske deſto gefügiger. Wie gewiſſe Farben und Modekleiderformen nur zu dem Ganzen einer beſondern Körperbildung und ſelbſt Haltung paſſen, ſo ſind die Manieren in eben derſelben Zuſammenſtellung hier kleidend und dort misgeſtaltend. Sehr vielen Geſichtern ſteht das Lachen ſehr übel, man ſieht ſie nur mit Widerwillen lachend, dieſe dürfen ſich die Grimacen eines hübſchen Kindes, das fortwährend Lachconcerte gibt, gewiß nicht aneignen. Unter uns Männern werden die ſchönſten Augen dadurch verdorben, daß wir Brillen aufſetzen. Die poetiſchen Schatten, die ein dunkles Auge, gleich den Waldſchatten, die einen Quell umhüllen, einſchließen, werden durch das ſchillernde blitzende todte Glas elend vernichtet; und doch iſt die Brille kein Bedürfniß, ſondern nur eine Manier, aber eine verfehlte, misglückte; denn das menſchliche Auge iſt ein zu mächtiger und geübter Künſtler, als daß es ohne Schaden für die ganze perſönliche Erſcheinung geduldet werden könnte, ihn hinter einen gläſernen Schirm zu ſtellen. Das Theater entbehrt ſeines erſten Liebhabers und die Dramen, die aufgeführt werden, ſind fade und laſſen kalt. Etwas Aehnliches, nur untergeordnet, findet mit den Händen ſtatt. Die Manieren bei uns, eine ſchöne Hand zu zeigen, ſind gegen die, welche man im vorigen Jahrhundert anwandte, äußerſt unbeholfen. Der Schnitt der Aermel des Rocks, die Spitzen-Manſchetten, das Spiel mit der Tabatière wirkten alle zuſammen, die Anmuth in Bewegung, Form und Farbe der Hand gehörig ans Licht zu bringen. Die Stellung des Fußes war in jenen Zeiten zu geſucht, als daß ſie jetzt wieder als eine glückliche Manier auftauchen dürfte. Vieles darf nicht wieder nachgeahmt werden, weil ein geläuterter Geſchmack es verbietet. Doch iſt zu wünſchen, daß Sammet und Seide bei den Röcken der Herren wieder Mode werde; ſie geben dem feinen Anzuge ein gewiſſes Luſtre, das ſich durch die einfarbigen dunkeln Stoffe von minder gefügigem und ſchimmerndem Gehalt nie erreichen läßt.

Vierzehnter Brief.

Ueber die Schmeichelei.

Die Lippen der Falſchen ſind ſüße wie Honigſeim und ihre Kehle glätter denn Oel. —

Sprüche Salomonis 5, 3.

Die Schmeichelei iſt eine Verleumdung in's Schöne. Sie zieht ihre Kräfte ebenſo von der Lüge als die Verleumdung, deshalb gilt auch von ihr, was von jener, nämlich eine kluge Vorſicht, wo ſie anwendbar erſcheinen dürfte und wo nicht. Hierüber laſſen ſich keine Regeln ſagen und keine Maximen aufſtellen, Takt und Geſchick ſind alleinige Geſetzgeber. Es gibt tauſend Arten zu ſchmeicheln, ſowie es tauſend Arten gibt zu verleumden, allein ſehr wenige unter dieſen erfüllen ihren Zweck. Man kann durch eine Schmeichelei verleumden und durch eine Verleumdung ſchmeicheln. Von allen Vorſchriften, die im Umgang mit Menſchen gelten, iſt keine ſo handwerksmäßig in Anwendung gebracht worden als die Schmeichelei; deshalb iſt ſie in guter Geſellſchaft verpönt, und durch nichts kann man mehr in Gefahr gerathen, einen ſchlechten Ton zu verrathen, als durch ungeſchickte Schmeichelei. Nur die macht ihr Glück, die die Miene des Enthuſiasmus oder der Ehrlichkeit annimmt. Aber beides ſind Manieren, die ein feines und anhaltendes Studium erfordern. Wenn wir ſcheinbar im Affecte loben, ſo können wir die ſtärkſten Ausdrücke brauchen, und man wird ihnen Glauben ſchenken, denn es wird ſcheinen, als hätte das Gefühl unmittelbar uns ſie eingegeben. Die Maske der Ehrlichkeit dagegen gefällt, weil man ihr keinen Dank ſchuldig zu ſein glaubt, indem ihre lobenden Ausſprüche ihr wider Willen zu entſchlüpfen ſcheinen. Die widrigſte Schmeichelei bleibt diejenige, welche zu ſagen ſcheint: „Ich ſchmeichle dir und erwarte, daß du mir dagegen wieder ſchmeichelſt!“ — Sobald man beim Lobe Abſicht merkt, ſo iſt deſſen beſte Kraft verloren. Dennoch gibt es Leute, von denen wir die plumpeſte Schmeichelei mit gutmüthigem Lächeln hinnehmen; das ſind ſolche, die uns zu dienen beſtimmt ſind, alſo tief unter uns ſtehen. Mein Kammerdiener beleidigt mich nie, wenn er mir ſchmeichelt, wohl aber Der, welcher mir gleich ſteht, wenn er daſſelbe und in denſelben Ausdrücken ſagt.

Frauen ſagen ſich unter einander die größten Schmeicheleien, vollkommen wirkungslos, weil eine ſtillſchweigende Uebereinkunft herrſcht, daß Keine der Andern glaubt. Um wirkſam zu ſchmeicheln, muß man Dem, dem man ſchmeichelt, zugleich zu imponiren verſtehen. Dann kann man ſelbſt durch Beleidigungen ſchmeicheln.

Ich breche die Beleuchtung dieſes Themas ſchnell ab, weil, wenn du dieſe Briefe wohl durchleſen haben wirſt, du in ihnen allen die Kunſt gefunden haben wirſt, der Welt zu dienen, das heißt, ihr zu ſchmeicheln, um wieder von ihr bedient, das heißt, von ihr geſchmeichelt zu werden. Es gibt nur ein Verdienſt in der Welt, das heißt, eines, das ſie anerkennt, das iſt das Verdienſt des Schmeichelns, jedes andere Verdienſt führt entweder zur Einſiedlerzelle oder zum Bettelſtab. Darum ſiehſt du wohl ein, daß ich dir über das Schmeicheln insbeſondere nichts weiter ſagen kann.

Funfzehnter Brief.

Schlußbemerkung.

Wenn du bis hierher gekommen biſt, ſo wirſt du mit Friedrich dem Großen rufen: „Wahrlich, es iſt eine erbärmliche Race, die der Menſchen!“ allein, mein Freund, das macht die Sache um keinen Deut beſſer. Wir müſſen mit dieſer erbärmlichen Race umgehen, und was das Schlimmſte iſt, nicht als König, ſondern als Einer der Hunderttauſende, die da „leben laſſen, um ſelbſt zu leben.“ — Die Hauptſache iſt, daß wir im Handgemenge nicht unterliegen, daß wir uns ſtets oben erhalten und die nichtswürdige Klugheit beſitzen, das edle, beſcheidene, unſcheinbare Verdienſt unter die Füße zu treten, wo wir nur können, um unſer unbeſcheidenes und ſcheinendes Verdienſt ſtets obenan zu ſtellen. Wir müſſen nie vergeſſen, daß wir nur der Eigenſchaft, ſei es des Gemüthes oder des Geiſtes, Achtung zollen, die irgend ein Erfolg gekrönt hat; dies bewahrt uns, einer leeren poetiſchen Träumerei zu folgen, das Uebelſte, was ein Mann thun kann, der auf die Welt und die wirklichen Menſchen hingewieſen iſt.

Ich werde nicht fürchten, dieſe Briefe umſonſt geſchrieben zu haben, wenn ich dieſe Lehre dir recht feſt eingeprägt zu haben, das Bewußtſein in mir fühle.

Uhr und Stab.

Düſteres, enges Gemach mit Inſtrumenten und Büchern.

Penderil liegt im Hintergrund auf einem Ruhebett und ſchläft.
Cyrill und **Thoras** treten auf.

Cyrill (mit einer Axt in der Hand). Der Vater hat uns herberufen; was er nur von uns will in dieſer Stunde der Mitternacht, gerade da das neue Jahr anfängt?

Thoras (mit einem Spaten). Vermuthlich will er uns nun in unſer Erbtheil einſetzen.

Cyrill. Zeit wäre es dazu. Man ſagt, er beſitze unermeßliche Schätze; wir haben aber davon noch nichts zu bemerken gehabt.

Thoras. Still! er erwacht.

Penderil. Seid ihr da, meine Söhne? Habt ihr eure Werkzeuge mitgebracht?

Cyrill. Hier iſt meine Axt.

Thoras. Und hier mein Spaten.

Penderil. Wohl, ſie haben euch bis jetzt ehrlich genährt; es iſt aber die Stunde gekommen, wo ihr ſie auf einige Zeit aus der Hand legen ſollt. Hört ihr?

Cyrill. Und was dann? Wer ſoll euer Holz auf den Winter hacken, Vater?

Thoras. Wer euern Krautgarten umgraben?

Penderil. Ich habe mir auf die Zeit eurer Abweſenheit zwei Knechte gemiethet.

Cyrill. Unſerer Abweſenheit? Wo ſollen wir denn hin?

Penderil. Hört mich an. Als die Wehefrau euch mir brachte und ich euch zum erſten Mal vereint auf meinem Arme wiegte, da that ich das Gelübde, euch zu weiſen und edeln Männern zu erziehen. Ihr waret Zwillinge, und ſo ſollet ihr auch die Zwillingswege wandeln, die zum Tempel der Weisheit führen, den Weg im Leben und den Weg in der Wiſſenſchaft. Demnach ließ ich euch in ländlicher Stille und bei Beſchäftigungen des ſchlichten Naturſtandes aufwachſen, damit die Welt euch nicht irre leite und ich in der Stille eure Anlagen prüfen könne. Dies iſt geſchehen, und ich ſchicke euch nun in die Welt. Das Geſchick hat mir große Schätze verliehen, und die natürlichen Erben derſelben ſeid ihr; es kann aber nicht mein Wille ſeyn, ſie an Unwürdige zu verſchwenden; deßhalb ſollt ihr ein Probejahr beſtehen. Kommt ihr heim, ſo wie ich es wünſche und hoffe, ſo übergebe ich euch ſofort euer Erbtheil; beſteht ihr die Probe nicht, ſo erhältſt du, Cyrill, deine Axt, und du, Thoras, deinen Spaten wieder.

Cyrill. Schönen Dank! die Axt nehme ich nicht wieder in die Hände.

Penderil. Du wirſt ſie nehmen müſſen; denn wer höhere Verdienſte nicht erringen kann, ſoll wenigſtens die niedrigen erſtreben; völlig nutzlos ſoll keine Creatur ſeyn.

Thoras. Es iſt umſonſt, dem Vater zu widerſprechen, er iſt ein mächtiger Zauberer.

Penderil. Nicht meinen Zaubergaben, euerm eigenen Urtheil unterwerfe ich euch. Der elende Spaten,, die ärmliche Axt ſoll euch ewig fern bleiben, ſobald ihr bewieſen habt, daß ihr einem edlern Amte gewachſen ſeyd.

Cyrill. Der Beweis wird mir nicht ſchwer fallen. Ich müßte ja ein völliger Einfaltspinſel ſeyn, wenn ich zu nichts Beſſerem gut wäre, als wieder Holz zu hacken.

Penderil. Beweiſe es. Ich will die Welt und alle ihre luſtigen Freuden vor dir aufſchließen.

Cyrill (ihm die Hand küſſend). Da hat der Vater einmal ein vernünftiges Wort geſprochen. Juchhe! ich ſoll die luſtige Welt kennen lernen! Ade, du langweiliger Wald, ihr Stämme, die ihr mir und meiner Art unerträgliche Plagen verurſacht habt! Mich kriegt ihr nicht wieder zu ſehen, ich werde ein großer Herr.

Thoras. Und ich?

Penderil. Dein Sinn iſt ruhiger und dein Geiſt hat ſich frühe dem Forſchen zugewendet. Für dich beſtimme ich die Wiſſenſchaft. Ich will alle Reiche der Natur dir aufſchließen, du ſollſt in die geheimſten Kammern der Schöpfung ſteigen.

Thoras. Das iſt mein ſchönſter Traum von jeher geweſen.

Penderil. Bedenkt aber beide, daß das Leben wie die Wiſſenſchaft todte oder verderbliche

Schätze ſind, wenn ſie nicht für die höhere Weisheit Früchte tragen. Es gibt ein todtes Wiſſen und ein thörichtes Leben. Beide ſind gleich verdammlich, und der Gelehrte, der ſeine Kraft vergeudet, um nutzloſe Forſchungen anzuſtellen, die nur ſeiner Eitelkeit oder ſeiner Ruhmbegierde fröhnen, iſt eben ſo verächtlich als der Lebemann, der während eines langen Daſeyns die Gaben des Glückes eigenſüchtig verſchwendet, ohne das Maaß der Freuden ſeines Nebenmenſchen vermehrt oder ihr Elend auch nur um die Schwere eines Senfkorns vermindert zu haben.

Thoras. Der Vater hat da etwas ſehr Weiſes und Schönes geſagt. Wehe uns, wenn wir ihm nicht folgten!

Cyrill. Ja, wehe uns!

Penderil. Gut, meine Söhne. Hier ſind zwei Zaubergaben. Für dich, Cyrill, iſt dieſe Uhr, für dich, Thoras, dieſer Stab.

Cyrill. Die Uhr könnte ein wenig hübſcher ausſehen. Sie iſt, glaube ich, von ſehr geringem Metall.

Penderil. Aber von deſto größerem Werthe.

Sie zeigt dir die Minuten an, die du weiſe verbracht haſt.

Cyrill. Sie zeigt gerade auf zwölf.

Penderil. Und wird nicht eher weiter rücken, als wenn du nach ihrem Sinn deine Zeit zubringſt.

Cyrill. Alſo ich ſoll immer weiſe ſeyn?

Penderil. Nicht immer, das hieße die menſchliche Natur, und beſonders die Jugend ſehr wenig kennen.

Cyrill. Ja wohl, das wäre eine ungerechte Forderung.

Penderil. Ich verlange nichts, als daß du während deines ganzen Probejahrs nur eine Stunde mir aufzuweiſen haſt, in der du wirklich weiſe geweſen.

Cyrill. Nur eine Stunde im Jahr? und die andern hunderttauſend oder Millionen Stunden — ich weiß wirklich nicht, wie viel ein Jahr Stunden hat — kann ich thöricht ſeyn?

Penderil. Es wird dein Vortheil ſeyn, wenn du mir recht viele weiſe Stunden wirſt aufzeigen können, allein ich will mit Einer zufrieden ſeyn. Wehe dir aber, wenn du nicht einmal dieſe Eine mir zeigen kannſt!

Cyrill. O da habt keine Sorge. Ich will Euch ganze Tage, ganze Wochen, was ſag ich? ganze Monate aufzeigen. Mein Himmel, ich weiß nicht, warum Ihr einen ſo ſchlechten Begriff von mir habt?

Penderil. (ſehr ernſt). Ich kenne den Menſchen. Jetzt zu dir, mein Thoras. Dieſer einfache Stab, den du in Händen hältſt, erſpart dir alle jene mühſamen Reiſen und gefahrvollen Expeditionen, die die Naturforſcher unternehmen müſſen, um die Schätze der Weisheit einzuſammeln; er führt dich, wohin du willſt, und deiner Forſchbegierde ſoll kein Hinderniß im Wege ſeyn. Nur bemerke die kleinen Auswüchſe, die der Stab hier auf der Seite hat. Bringſt du mir nach Verlauf deines Jahrs den Stab ſammt ſeinen Höckern wieder, ſo haſt du umſonſt geforſcht und deine Probe nicht beſtanden, hat aber der Stab in deiner Hand einen ſeiner Knoten verloren, ſo iſt es ein Zeichen, daß du wenigſtens eine wahrhaft nützliche Entdeckung oder Lehre nach Hauſe gebracht haſt, und mehr verlange ich nicht.

Thoras. Ich verſpreche dir nichts, theurer Vater, aber ich will deine Worte im Herzen bewahren und mir redlich Mühe geben, nach ihnen zu handeln.

Penderil. Nun denn, ſo lebt wohl, meine Söhne. Ueber ein Jahr ſehen wir uns wieder; es wird dann von euch abhängen, wie ich euch empfange.

Cyrill. Noch eins, Herr Vater. Wie wäre es denn mit dem — (Er macht die Pantomime des Geldzählens.) Ihr könnt uns doch unmöglich arm wie die Kirchenratten in die Welt ziehen laſſen? Das wäre eine ſchöne Luſtbarkeit.

Penderil. Hier ſind zwei Beutel mit Heckethalern. So lang das Jahr dauert, wird euer Reichthum nicht ſchwinden.

Cyrill. Schön Dank! (Er ſieht in den Beutel.) Drei blanke Thaler! Nun, ihr ſollt euch bald vermehren!

Thoras. Mich reizt nicht des Goldes Schein.

Penderil (ſtreckt ſich wieder auf ſein Lager und entſchlummert).

Thoras. Er ſchläft. Die Anſtrengung des Tages hat ihn ermüdet. Wir wollen den Schlaf des Greiſes nicht länger ſtören. Komm, Cyrill, laß uns an ſeinem Bette knieen und leiſe im Gebet die ſegnende Hand küſſen. (Sie knieen nieder. Ferne Glocken ertönen.)

Cyrill. Horch, die Morgenglocken! Die Welt erwacht und ruft mich! Ich komme! ich komme!
(Er eilt fort.)

Thoras. So lebe wohl, du heilig Vaterhaupt,
Leb wohl, du Herz voll warmer Vaterliebe!
Wenn auch die Fremde mich dir raubt,
Dir eigen bleiben ſtets deß Sohnes Triebe.
Wie ſanft war deiner Weisheit Spruch!
Nur eine Stund' im langen Jahre,
Nur eine Stunde, weiſ' vollbracht, war dir genug.
Nur eine That für's Nützliche und Wahre
Soll ich heimbringen dir von meinem Zug!
Wie ſanft, wie ſanft iſt dieſer Weisheitsſpruch!
Weh', weh' uns, thäten wir ihm nicht genug!
(Er geht ab.)

Offene Landſtraße.

Cyrill (kommt dahergeſprungen und ſingt):
Juchhe, Juchhe! du ſchöne Welt,
Sind deine Freuden für mich beſtellt?
Kann ich ſie pflücken, kann ich ſie naſchen,
Kann ich füllen damit die Taſchen?
O Himmel blau, o Erde grün!
O Lüfte in friſchem Vorüberziehn!
Ihr Seen ſo klar, ihr Berge weit!
Zu viel, zu viel der Seligkeit!

Aber mir fällt ein, ich muß doch der armen Marie noch ein Abſchiedswörtchen ſagen, ehe ich vollends davon laufe. Das gute Mädchen! ſie hat mich geliebt, als ich ſimpler Holzhacker war, und hat mir manchmal eine Suppe in den Wald gebracht, wenn es gerade ein kalter Morgen war. Ich will ihr das gewöhnliche Zeichen geben. (Er ahmt den Ton des Kukuks nach.) — Ah, ſie öffnet ſchon das Fenſter; ſie wirft ein Tuch über. Da iſt ſie ſchon, das gute Mädchen.

Marie (aus der Hütte kommend). Ich kann heute nur kurz bei dir bleiben, Cyrill.

Cyrill. Und ich noch kürzer. Ich nehme Abſchied von dir, um in die weite Welt zu gehen.

Marie. Du ſcherzeſt. Wo iſt denn deine Axt?

Cyrill. Was geht mich die Axt an? Ich kenne ſie gar nicht mehr; unſere Bekanntſchaft iſt völlig und durchaus abgebrochen.

Marie. Dann iſt es auch die meine mit dir. (Sie weint.)

Cyrill. Was iſt nur das?

Marie. Einem Landſtreicher, einem Menſchen, der nicht arbeiten will, dem wird der Vater mich nimmermehr zur Frau geben.

Cyrill. So ſoll er's bleiben laſſen.

Marie. Cyrill!

Cyrill. O ich kann noch aus einem ganz andern Tone ſprechen. Du glaubſt nicht, was für eine vornehme Gleichgültigkeit ich gegen alles in der Welt habe, gegen dich vorzüglich.

Marie. Und ich habe dich doch ſo geliebt.

Cyrill. Das kann ſeyn, die Axt hat mich auch geliebt. Es thut mir ſehr leid, aber ich kann euch beide nicht mehr wieder lieben. Und um es kurz zu machen: Lebe wohl!

Marie. Iſt das der Dank dafür, daß ich den Vater und den Bruder deinetwegen erzürnt habe? Es ſoll doch kein Mädchen ſich an einen Buben hängen, ſie ſind alle ſchlecht. (Sie weint.)

Cyrill. Da haſt du recht, ſie taugen alle nichts. Es iſt Geſindel, Lumpenpack, und vorzüglich die Holzhacker.

Marie. Wenn du darauf beſtehſt, fortzugehen, ſo laß mich mit dir ziehen.

Cyrill. Wie? du willſt Haus und Hof, Vater, Bruder, Katze und Hund verlaſſen, meinetwegen?

Marie. Ich will es. (Sie hängt ſich an ihn.)

Cyrill. Du biſt ein ganz exemplariſches Mädchen: Es thut mir aber leid, ich kann dich bei alle dem nicht mitnehmen, nein, ich kann es nicht, denn ſiehſt du, da gibt es verſchiedene Gründe; erſtlich —

Marie. Gib dir keine Mühe, ich will nichts weiter hören. Möge es dich nie gereuen, ſo gegen mich gehandelt zu haben. (Sie geht eilig ab.)

Cyrill. (ihr nachrufend). Wie hab' ich denn gehandelt? — Sie hört nicht mehr. Sie ſchleicht ſich da drüben auf den Kirchhof, wo das Grab ihrer Mutter ſteht. Sie kniet daran, ſie legt das Haupt in die Blumen des Hügels. Ich will nur weiter gehen. Das Mädchen iſt eine Närrin, und es iſt gut, daß ich ſie los bin. Es iſt mir ſo im Magen, als hätte ich Hunger. Ja, ich habe in der Freude meines Herzens mein Frühſtück heute verſäumt. Wie viel Uhr mag es ſeyn? (Er zieht die Uhr aus der Taſche.) Ah ſo, das iſt die moraliſche Uhr! Ei ſeht doch — ſie iſt wirklich ſchon einige Minuten vorwärts gegangen. Ich glaube gar, das kleine Geſpräch, das ich mit der armen Marie geführt — aber jezt ſteht ſie wieder — ja, ſie ſteht. (Er hält ſie an's Ohr.) Wenn ich umkehrte und wieder zum Mädchen ginge, könnte ich meine Stunde bald beiſammen haben. Aber nein, ich will nicht. Das wäre mir eine ſchöne Weisheit, hier zu ſitzen, Kartoffeln zu bauen, einen alten Vater zu pflegen und Kinder zu ſchaukeln. Die Uhr weiß nicht, was ſie will. Ich muß ſehen, daß ich bald in die Stadt komme. (Ab.)

Theras, auf der Spitze eines Hügels ſtehend. — Morgendämmerung.

Da liegt nun die Stadt unter mir und ihre vielen ſchwarzen Dächer blicken wie Särge aus dem weißen Nebeltuch des Morgens. Es wohnen darin Menſchen, die Leid und Kummer zuſammenhält, die die Sorge mit Ketten umwindet und die Krankheit zu Gefährten und Brüdern macht. Sie erwachen jetzt zu ihrem elenden Daſeyn, und aus den Krankenzimmern und vor den Sterbebetten ſteigen Gebete gen Himmel. Ich meine es in der klaren Höhe murmeln zu hören; es hängen ſich Seufzer an die weißen Morgenwolken und ängſtliche, zitternde Fragen klettern an den Sonnenſtrahlen in die Höhe. Was iſt's um das Leben! Mußte dieſer Körper mit ſo erfinderiſcher Kunſt gebaut ſeyn, um ihn deſto ſicherer tauſend Uebeln zu unterwerfen? Warum ward nicht die Einfachheit des Organismus eines Polyps, einer Molluske dem Menſchen gegeben, in deren zähem Schleimkörper kein künſtliches Herz zittert, kein Nerv vibrirt, die ſchmerzlos leben und ſchmerzlos wieder aufgelöſt werden? Ueber den Menſchen allein legt ſich die Pein in tauſend Geſtalten; es wurden Widerſprüche in ſein Fleiſch geſät und Thorheit in ſein Gebein getröpfelt. Er ſoll dem Himmel zuſtreben, dann büßt er den Körper ein; er ſoll des Körpers ſich freuen, dann büßt er den Himmel ein; das Ende ſo vielen Streites iſt ein gräßlicher Tod. Böſes Spiel des Lebens! Wo wächſt das ſüße Kraut,das ſo viel Bitterkeit vernichtet? Ich will es aufſuchen. Wo irgendwo, ſey es in Klüften, ſey es in Abgründen, ſey es auf Felſenſpitzen, ein Troſt wächſt für Menſchenleiden, da ſoll meine Hand zugreifen, da ſoll mein Herz jubeln. Wer iſt der Mann in ſchwarzer Kleidung?

Ein Unbekannter tritt auf.

Der Unbekannte. Ich bin ein Naturforſcher.

Thoras. So biſt du mir willkommen; laß uns die Reiſe zuſammen machen.

Der Unbekannte. Du ſprichſt meinen Wunſch aus. Ich will dich in die nächſte große Stadt führen, wo eben eine große gelehrte Geſellſchaft ihre Sitzung hält und die merkwürdigen Reſultate ihrer jahrelangen Unterſuchungen dem ſtaunenden Publikum vorlegt.

Thoras. Heil dieſen Menſchenfreunden! Ich folge dir.

(Beide ab.)

Ein Kaffeehaus in einer großen Stadt. Gäſte an den Tiſchen vertheilt. Cyrill mit dem Aufwärter im Geſpräch.

Cyrill Ich kann Euch die Verſicherung geben, mein Lieber — ſagt mir doch Euern Namen.

Aufwärter. Man nennt mich Louis, manchmal Herr Louis.

Cyrill. Nun, mein Herr Louis, ich kann Euch verſichern, daß man hier vortrefflich ißt. Wenn ich ſage man, ſo meine ich mich ſelbſt damit, denn für anderer Leute Magen kann ich nicht gut ſtehen. (Die Aufwärter lachen.) Ihr ſeyd aufgeweckte Burſche; da hat jeder von euch einen Thaler.

Louis. Ich bleibe Ihnen mein Lebenlang dankbar, gnädiger Herr.

Cyrill. Das iſt zu lang. Sagt mir doch, Louis, wie nennt man dieſes Stück Fleiſch, das ſo ſalzig, ſauer, ſüß und bitter zugleich ſchmeckt?

Louis. Es ſind Côtelettes à la Clopide.

Cyrill. Elopide? iſt das eine Art Hammel oder Kaninchen? (Die Aufwärter lachen.)

Louis. Nein, mein Herr; Elopide iſt der Name einer Frau, die ſo außerordentlich ſchön iſt, daß man die Perücken, die Equipagen, die Senfbüchſen, die Hauben und die Coteletten nach ihr benennt.

Cyrill. Ei, die Dame muß ich kennen lernen. Wenn ſie ſo hübſch iſt, wie ſie gut ſchmeckt, ſo muß man mit ihr im Himmel leben können. Elopide alſo?

Louis. Gräfin Elopide.

Cyrill. Und wo wohnt ſie?

Louis. In dem Palaſt, der zehn Schritte von dieſem Café entfernt iſt.

Cyrill. Wo die vielen kurioſen Steinfiguren darauf ſtehen? (Die Aufwärter lachen. Pontalus, Corcomb und Tiger an einem Seitentiſche werden auf Cyrills Geſpräch aufmerkſam.)

Pontalus. Hört ihr, was der Menſch da ſpricht?

Corcomb. Iſt es ein Menſch? ich hielt ihn für eine Senfbüchſe.

Tiger. Und du biſt ein Stück zähes Rindfleiſch, und folglich gehört ihr zuſammen.

Coxcomb. Deine Phantaſie kommt aus dem Fleiſchſcharren deines Vaters nicht heraus.

Tiger. Und die deinige kommt nie herein. Wenn ich dir nicht borgte, ſo wüßteſt du ſchon ſeit einem halben Jahre nicht, wie ein Beefſteak ausſieht.

Pontalus. Still! verzehrt nicht euern Witz, da ihr ſonſt nichts mehr zu zehren habt. Wir wollen uns an den Fremden machen, er ſcheint Geld zu haben. (Sie ſtehen auf und nähern ſich Cyrill, der ihre Grüße umſtändlich erwidert.)

Pontalus. Sie ſind hier fremd, mein Herr?

Cyrill. Zu dienen, und Sie?

Pontalus. Gleichfalls fremd. Wir ſind drei unglückliche Söhne von drei hartherzigen Vätern, die uns von dem großen Vermögen, das wir einſt erben werden, nur ſo viel geben, daß wir mit ſehr wenig Aufwand und kaum unſerm Stande gemäß reiſen können.

Cyrill. Ja, es gibt ſolche Väter. Nehmen Sie Platz, meine Herrn. Kann ich mit einer Flaſche Burgunder aufwarten?

Pontalus. Wir trinken in der Regel nur

Rheinwein oder Tokaier; aber Ihnen zu gefallen, mein Herr, wollen wir diesmal auch Burgunder trinken.

Corcomb (bei Seite). Der Spitzbube! er hat ſeit einem Monate nichts als pures klares Waſſer getrunken. (Der Wein wird gebracht.)

Cyrill. Ich denke, meine Herrn, wir laſſen alle Ceremonien bei Seite und ſprechen mit einander wie Freunde.

Corcomb. Das iſt gerade, was wir vorſchlagen wollten.

Cyrill. Alſo, lieber Freund, kennt Ihr die Gräfin Clopide?

Pontalus. Wie ſollten wir nicht? Ein Wunder von Schönheit und Liebreiz. (Sie ſtoßen an und trinken.) Auf ihr Wohlſeyn!

Cyrill. Amen. Sagt mir doch, wie mache ich ihr einen Beſuch?

Corcomb. Das wird einige Schwierigkeiten haben. Sie ſieht nur Herzoge, Grafen und Barone bei ſich, und Prinzen haben ſich ihretwegen ſchon vor den Kopf geſchoſſen.

Cyrill. Das thut mir leid; aber wie kann man nur ſo dumm ſeyn, eines Weibes wegen ſich vor den Kopf zu ſchießen!

Pontalus. Aber was für ein Weib! Wenn Ihr noch eine Flaſche wollt kommen laſſen, will ich Euch alle ihre Reize haarklein ſchildern und vorerzählen.

Cyrill. Louis! noch zwei Flaſchen! — Habt Ihr ſie denn geſehen?

Pontalus. Mein Vater iſt der Herzog von Blankas, und da habe ich natürlich Zutritt im Hauſe der Gräfin.

Cyrill. Ich bitte um Entſchuldigung, Herr Herzog, daß ich Sie Freund genannt habe.

Pontalus. Ihr ſeyd der meinige, in der That, und ich werde mit Vergnügen Euch bei der Gräfin, meiner Muhme, einführen.

Cyrill. Wollt Ihr das? Vielleicht ſchon morgen?

Pontalus. Morgen?

Cyrill. Oder noch lieber heute Abend?

Pontalus. Das würde ſich nicht ſchicken. Ich muß die Gräfin erſt von Eurem Wunſche, ihr aufzuwarten, benachrichtigen. Wir wollen morgen zu

Mittag wieder hier zuſammenkommen und das Weitere beſprechen.

Cyrill. Gut, da ſeyd ihr meine Gäſte. Sind die zwei andern Herren auch Söhne von Herzogen?

Pontalus (auf Corcomb und Tiger zeigend). Nein, ihre Väter ſind nur ſimple Marquis und Grafen.

Cyrill. Ei, ich meine, das wäre auch ſchon genug. Herr Marquis, Herr Graf, auf Ihre Geſundheit! (Sie trinken.)

Corcomb (zu Tiger). So ſprich doch auch ein Wort.

Tiger. Wenn ich ſpräche, ſo würde ich dem armen Jungen ſagen, daß ihr ihn betrügt.

Corcomb. Nun ſo ſchweige! Wie kann man Tiger heißen und ſo ein Schaaf ſeyn!

Cyrill. Was ſagtet Ihr da, Graf?

Corcomb. Nichts von Bedeutung. Es war nur eine naturhiſtoriſche Bemerkung.

Pontalus. Ich denke, wir ſpielen etwas in der Karte? natürlich nicht um Geld.

Cyrill. Weshalb nicht um Geld?

Pontalus. Es iſt nur ſo eine Grille von mir.

Cyrill. Wie die mit dem Burgunder?

Pontalus. Ganz recht.

Cyrill. Nun, ſo wird ſie auch eben ſo ſchnell weichen. (Es werden Karten gebracht. Sie ſpielen.)

Tiger. Ich ſpiele nicht.

Corcomb. So ſchlafe. Ich habe in meinem Leben keinen ſo langweiligen Burſchen geſehen. Ihr ſetzt zuerſt. (zu Cyrill.)

Cyrill. Hier ſind fünf Thaler.

Pontalus. Und hier ſind zehn.

Cyrill. Wo? ich ſehe nichts.

Pontalus. Wahrhaftig, ich muß lachen! Wißt Ihr denn nicht, mein Freund, daß vornehme Leute nie ſich mit baarem Geld befaſſen? Was ſollte mich plagen, einen ſchmutzigen Thaler anzurühren? Ich müßte fürchten, meine Hände nie wieder rein zu haben.

Corcomb. (Die Karte abhebend, zu Cyrill.) Ihr habt verloren, mein Freund.

Pontalus. (Das Geld einſtreichend.) Ich ſetze zwanzig Thaler.

Cyrill. Und ich dreißig.

Corcomb (wie oben). Ihr habt verloren, mein Freund.

Cyrill. Das Glück iſt mir nicht günſtig.

Pontalus. Deſto günſtiger werden Euch die ſchönen Frauen ſeyn. (Sie ſpielen weiter. Cyrill verliert fortwährend. Es entſteht in einer andern Ecke des Saales ein Tumult.)

Cyrill. Was gibt's da? Ich muß euch bitten aufzuhören. Das lange Sitzen und der viele Wein machen meinen Kopf ſchwindeln. Ein andermal, meine Herrn. (Er wirft die Karten zuſammen.)

Pontalus. Gerade wollte ich Euch den Vorſchlag machen aufzuhören. Man erwartet uns bei einem Abendeſſen, das der Herzog von Plundersweil gibt. Lebt wohl, Freund; morgen bringe ich Euch die bewußten Nachrichten.

Cyrill. Lebt wohl, ihr Herrn. (Pontalus, Gorcomb und Tiger ab.) Es iſt doch wahrlich ſeltſam, daß dieſe vornehmen Leute ſich ſo zu mir herablaſſen, ſogar 'es über ſich gewinnen, ihre Finger zu beſchmutzen, indem ſie mein Geld in die Taſche ſchieben. Und gegeſſen haben ſie trotz allen Holzhackern auf der Welt. Einer ſprach nichts, aber er aß für drei. Ich will nun zu Bette gehen und von der ſchönen Gräfin, die bei den Coteletten Gevatter geſtanden, träumen.

Nacht. Mondſchein.

Cyrill (auf dem Dache eines Palaſtes herumkletternd). Das iſt eine wunderliche Geſellſchaft um mich her; lauter Herrn und Damen in marmornen Röcken und Unterröcken. Lauter Götter und Göttinnen und der kalte Mondſchimmer gießt ſich über ihre nakten Glieder aus, als wollte er ſich an ſo viel enthüllter Schönheit erwärmen. Dies iſt doch der Palaſt der Gräfin? Freilich iſt er es — ich kann ja gar nicht fehlen — hier iſt die Eſſe ihres Kamins; der Schlotfeger hat das verabredete Zeichen daran gemacht, drei rothe Kreuze. Es wäre ein ſchöner Streich, wenn ich die unrechte Entrée nähme und der Himmel weiß in welche dunkle Küche herabkäme. (Er macht Anſtalten, hinabzuſteigen.) Das waren mir ſaubere Burſche, die drei unglücklichen Söhne der drei hartherzigen Väter. Vierzehn Tage haben ſie auf meine Koſten gezehrt und mich weidlich geplündert; zuletzt kam es heraus, daß es Vagabunden und Strauchdiebe waren, die mich zum Beſten hatten. — Adieu, ſchöner Mond!

(Er verſchwindet.)

Kabinet der Gräfin Clopide.

(Sie ſitzt an ihrer Nachttoilette, Urſula bedient ſie.)

Urſula. Wie geſagt, gnädige Frau —

Clopide. Wie geſagt! Du haſt dir da ein albernes Wort angewöhnt. Immer ſprichſt du „wie geſagt,“ und doch haſt du noch nichts geſagt.

Urſula. Ich werde dieſe Unart abzulegen ſuchen.

Clopide. Das thue. (Sie gähnt.) Iſt denn ſonſt nichts Neues vorgefallen?

Urſula. Wie ge — Nein, Ew. Gnaden, ich wußte wirklich nichts.

Clopide. Iſt's ſchon ſpät?

Urſula. Zehn Uhr vorbei.

Clopide. Wenn ich Schlaf hätte, würde ich zu Bette gehen. Bring das Buch mit den Teufeln her, Urſula.

Urſula. Es liegt hier ſchon bereit.

Clopide. So lies.

Urſula (lieſt). Geſtalt, Weſen und beſondere Eigenſchaften der neun großen Teufel nebſt einem Anhang von den neun kleinen Teufeln.

Clopide. Aus den kleinen Teufeln mach' ich mir nichts; lies die großen ab, aber langſam, daß ich Alles recht verſtehe.

Urſula. Der oberſte der Teufel heißt Leviathan: er iſt der Teufel des Hochmuths und der gegen Gott gerichteten Hochmuthsſünde. Er iſt über und über mit ſchwarzem Haar bedeckt, hat krauſes, ſchwarzes Hauptbaar, eine hohe Stirne, dunkle, fortwährend rollende Augen, eine gebogene Naſe, und, was das Merkwürdigſte iſt, keinen Bart.

Clopide. Das iſt Schade.

Urſula. Dann kommt Mammon, der Teufel des Geldes. Er iſt am ganzen Körper goldgelb, hat eine große glühende Zunge, die er beſtändig aus dem Halſe ſtreckt, als lechzte er vor Durſt, einen großen ſchwarzen Schweif und grüne Hörner, die wie Smaragden blitzen. Er ſitzt immer und kann wegen ſeiner verwachſenen Füße weder gehen noch ſtehen.

Clopide. Das iſt eine abſcheuliche Figur.

Urſula. Nach ihm kommt Belial, der Fürſt des Neides und der Bosheit. Er iſt über und über grün, mit kleinen rothen Punkten. Sein Geſicht iſt lang und mager und ſehr häßlich. Er hat coquelicorothe Augen und einen Büſchel weißer Haare auf der Stirn. Sein linker Arm iſt etwas länger als der rechte, und an jeder Hand hat er ſechs Finger.

Clopide (verhüllt ſich die Augen). Ach! ich ſeh' ihn vor mir!

Urſula. Dann kommt Asmodeï, der Teufel der Liebe.

Clopide. Wie ſieht der aus?

Urſula. Er iſt ſehr klein von Geſtalt, aber von unbeſchreiblicher Häßlichkeit. Er hat nur einen einzigen großen Zahn im Munde, der ihm bis auf die Bruſt reicht. Seine Lippen ſind fortwährend geſchwollen, ſeine Augen und ſeine Naſe ſprudeln einen gelblichen Schaum von ſich, ſeine Ohren ſind lang und ſafrangelb, ſeine Hände ſind ungeheuer groß und leichenkalt; ſein Athem riecht nach Knoblauch, ſeine Füße —

Clopide. Hör' auf! Mich ſchaudert am ganzen Leibe, wenn ich an dieſe Figur denke. Warum er nur kalte Hände hat? die könnten doch heiß ſeyn, da er ja aus der Hölle kommt.

Urſula. Ich kann Ihnen dieſen Umſtand nicht erklären, gnädige Frau. Hier im Buche ſteht's ſo.

Clopide. Nur weiter.

Urſula. Sein nächſter Nachbar iſt Satan, der Teufel der Zwietracht und des Kriegs. Er iſt lang, hager, auf ſeinem Haupte wachſen Schweinsborſten. Er hat einen Schweif, der ſich in eine Schlange endigt; ſeine Augen brennen in grünem Feuer —

Clopide. Genug, dieſer Teufel intereſſirt mich wenig.

Urſula. Nach ihm kommt Beelzebub, der Teufel der Kabale und der Zwiſchenträgerei. Er iſt groß und fett, über und über roth mit grünen Punkten.

Clopide. Das war ſchon einmal da.

Urſula. Entſchuldigen Ew. Gnaden, der Teufel Belial war grün mit rothen Punkten; dieſer aber iſt roth mit grünen Punkten.

Clopide. Das iſt etwas anderes. Lies nun die Strafen. Vorzüglich die, welche der Teufel Asmodeï austheilt.

Urſula (lieſt). Diejenigen, die ſich in thörichter Liebe vergehen, werden in einem großen Keſſel in Oel geſotten. Dieſer Keſſel iſt zweimal ſo groß wie die Erde und das Oel darin erhält einen Siedegrad, der fünftauſendmal ſtärker iſt als der der Lava des Veſuvs. Während die armen Seelen in dieſem Oel ſieden, fällt ihnen fortwährend Schwefel und Pech auf die Köpfe, und alles dieſes dauert ſiebenzig Millionen Jahre.

Clopide. Siebenzig Millionen Jahre! Das iſt entſetzlich! Man ſollte gar nicht glauben, daß ein ſo großer Zeitraum überhaupt möglich iſt. Siebenzig Millionen Jahre! Gib mir doch das Riechfläſchchen!

Urſula (ſchreit). Ach! alle gute Geiſter!

Clopide. Was gibt's?

Urſula. Haben's nicht gehört? Im Kamin rumorte es. — Jetzt wieder! Das iſt gewiß einer der Teufel, von denen wir eben geſprochen! (Gepolter im Kamin.)

Clopide. Ach, Urſula, laufe nur nicht fort! Herzliebe Urſula, nur nicht fortlaufen! (Sie wirft ſich ihr in die Arme.)

Urſula. Da haben wir's! da kommen ſchon zwei Beine den Kamin herab. Es iſt, wie ich geſagt.

Cyrill. Die Vorigen.

Cyrill. Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, wenn ich ſtöre.

Urſula (zu Clopide). Blicken Ew. Gnaden nur auf, es iſt ein ganz hübſcher junger Mann.

Clopide. Was will er?

Urſula (zu Cyrill). Mein Herr, was wollen Sie hier?

Cyrill (Urſula Geld in die Hand drückend). O weh, ich habe mir den Arm gebrochen! (Er flüſtert ihr etwas in's Ohr.)

Urſula. Der arme Menſch! (zu Clopide). Er hat ſich vor der Verfolgung eines Gerichtsbeamten retten wollen, und beim Herabſteigen hat er den Arm gebrochen.

Clopide. Das iſt derſelbe junge Cavalier, der ſeit einer Woche mich überall hin verfolgt. Seine Zudringlichkeit kann ihm übel zu ſtehen kommen.

Urſula. Sagen Sie lieber, ſein Muth. Ich will eilen und etwas zum Verband ſeines Arms herbeiholen (bei Seite). Zehn Goldſtücke! ſo viel hat mir kein Herzog und kein Graf in die Schürze geworfen. (Ab.)

Clopide. So bleibe doch, Urſula!

Cyrill (zu den Füßen Clopidens). Wunder der Schönheit! himmliſche Clopide!

Clopide. Mein Herr, welche Dreiſtigkeit! Ich werde das Haus wach rufen.

Cyrill. Recht gern. Ich bin bereit, vor hundert Zeugen zu erklären, daß ich Sie anbete.

Clopide. Aber berechtigt Sie das, durch die Eſſe zu mir zu kommen?

Cyrill. Warum nicht? Wenn die Thüre mir verſchloſſen iſt? Sie glauben nicht, ſchöne Gräfin, welch ein bequemer Weg eine Eſſe iſt; wenn man einmal in den Geſchmack gekommen iſt, ſo zieht man ſie der bequemſten Treppe vor.

Clopide. Sie waren der Türke, der mich neulich auf dem Faſchingball verfolgte und mir einen Blumenſtrauß von Diamanten anbot.

Cyrill. Eine erbärmliche Gabe für ein Weſen wie Clopide.

Clopide. Sie irren, die Diamanten waren ſehr ſchön, und ich hatte die größte Luſt dazu, allein wir wurden beobachtet.

Cyrill. Hier werden wir es nicht. (Er zieht eine Halskette aus der Buſentaſche.)

Clopide. Ach! dieſe Kette iſt wunderſchön! Der Rubin hier iſt faſt der größte, den ich jemals geſehen.

Cyrill. Er iſt zugleich der werthvollſte, wenn er ſich an den ſchönſten Nacken der Welt ſchmiegen darf. Er legt ihr die Kette um.)

Clopide. Still, ich höre kommen! Ich bitte, ſehen Sie nach, wie viel Uhr es iſt.

Cyrill. Als ich dieſe Schwelle betrat, ließ ich die Zeit hinter mir.

Clopide. Sie haben gewiß am Band dort eine Uhr; ich muß durchaus die Stunde wiſſen.

Cyrill. (die Uhr hervorziehend, in traurigem Tone). Es iſt Mitternacht.

Clopide. Das iſt nicht möglich, eben erſt war es zehn. Zeigen Sie her. Was für eine altväteriſche ſilberne Uhr! Ein Mann, der Brillanten verſchenkt, ſollte eine beſſere Uhr haben.

Cyrill. Sie haben Recht, meine Schöne; und wenn Sie erſt alle Eigenſchaften dieſer Uhr wüßten, dann würden Sie ſie erſt recht verabſcheuen.

Clopide. Sie geht vielleicht nicht?

Cyrill. Nicht von der Stelle. Sie zeigt ewig auf Mitternacht.

Clopide. Das iſt eine ſchauerliche Stunde. Ich würde an Ihrer Stelle den Zeiger rücken.

Cyrill. Eher rücken Sie die Sonne am Himmel. Nur Weisheit und Tugend macht ſie gehen. Ach, ich fürchte, ſchöne Gräfin, wir können ein ganzes Jahr zuſammen plaudern, und ſie rückt nicht eine Sekunde weiter.

Clopide. Sie wird doch nicht ſo ungalant ſeyn?

Cyrill. Ach ja, ſie wird. Dagegen bin ich deſto galanter. Ich will mich bemühen, die Fehler meiner Uhr gut zu machen. (Er küßt Clopiden die Hand.)

Clopide. Mein Himmel, es klopft an der Thür! Geſchwind den Rauchfang wieder hinauf, lieber Graf! Geſchwind!

Cyrill. Ich gehe (durch das Kamin ab).

Clopide. Wie angenehm wäre dieſes Leben, wenn nicht das bittere Ende immerdar drohte! Die ſiebzig Millionen Jahre — der Schwefel und das Pech — der große Keſſel — beſonders der große Keſſel!

Große Verſammlung der Gelehrten.

(Die Sitzung iſt eben beendet, die Preiſe werden vertheilt.)

Präſident. Eine wunderbare, außerordentliche Sitzung! die Wiſſenſchaften gehen reich beſchenkt nach Haus, die Menſchheit hat königliche Schätze erhalten, der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit haben das Unmögliche geleiſtet, und die Forſchung hat diesmal ſich ſelbſt überboten. Meine Herrn, ich ſage Ihnen den gerührteſten Dank im Namen der Wiſſenſchaften, der Muſen, der Künſte, der Gelehrſamkeit und vor allen Dingen im Namen unſerer hochlöblichen und hochgelehrten Societät. Geruhen Sie, die unbedeutenden Preiſe anzunehmen, welche die königliche Akademie Ihren überirdiſchen Verdienſten zollt. Diejenigen Herrn, die keine Preiſe erhalten, ſind deßhalb doch preiswürdig. (Allgemeiner Beifall. Der Präſident verläßt das Katheder und der Sekretär theilt die Preiſe aus.)

Sekretär. Den erſten Preis, beſtehend in fünfhundert Gulden und einer goldenen Tabatière, erhält der Herr Profeſſor Myops für ſeine ſcharfſinnige Arbeit über die Inſektenflügel. Er hat die Flügel verſchiedener Mückenarten zuſammengeſtellt und gefunden, daß der Flügel jeder Mückenart ſo beſchafſen iſt, daß er für ſie und für keine andere paßt, ſo daß der Flügel der einen Fliege unmöglich an den Leib einer andern geheftet werden könnte. Dies hat er in einer gelehrten Abhandlung von 750 Seiten auf's Befriedigendſte entwickelt. Die Abhandlung wird auf Koſten der Geſellſchaft auf Velinpapier gedruckt.

(Der Profeſſor Mops empfängt Doſe und Geld. Der Sekretär bekomplimentirte ſich mit ihm und fährt dann fort:)

Der zweite Preis, beſtehend in einer goldenen Doſe ohne Geld, gebührt dem Herrn Obermedizinalrath und Profeſſor Kleinkrämer für ſeine Forſchungen hinſichtlich der Fuß- und Händenägel des Menſchen, wo gezeigt wird, daß, wenn man ſie ungehindert ihrem Wachsthum überläßt, ſie die Geſtalt von Vogelkrallen annehmen. Der Herr Obermedizinalrath hat an eigener Perſon dieſe Erfahrung gemacht und iſt erbötig, die hochgeehrte Geſellſchaft die Kralle an ſeiner linken Hand fühlen zu laſſen. Die Abhandlung iſt auf 3027 Seiten gebracht, und die Geſellſchaft wird ſie drucken laſſen, jedoch nicht auf Velinpapier.

(Der Obermedizinalrath empfängt unter Komplimenten vom Sekretär den Preis. Dieſer ſpricht weiter:)

Der dritte Preis, beſtehend in einer ſilbernen

Tabatiere nebſt hundert Gulden, iſt dem Phyſiker Doktor Fanfaron zuerkannt für deſſen Abhandlung über die Windfahnen und deren verbeſſerte Einrichtung.

Der Doktor empfängt den Preis. Der Sekretär fährt fort:)

Des vierten Preiſes Erringer iſt unſer verehrter Mitbürger und vielberühmter praktiſcher Arzt, der Herr Doktor Wickelkind. Er hat der Menſchheit einen unſäglichen Dienſt geleiſtet, indem er eine durch und durch wiſſenſchaftliche Abhandlung über die zweckmäßige Einrichtung der Kinderklappern geſchrieben hat. Wir händigen ihm mit gerührtem Gemüthe hundert Gulden als Preis ein, dazu den Dank der Menſchheit.

(Gemurmel der Rührung.)

Jetzt, meine Herrn, hat die Geſellſchaft keine Preiſe weiter zu vertheilen; ſie bekennt beſchämt, daß ſie zu arm iſt, um alle Verdienſte ihrer verehrten Mitglieder zu belohnen. Wie geſagt, die, die keinen Preis erhalten, ſind dennoch preiswürdig.

(Allgemeiner Beifall, der Präſident nimmt ſeinen Stuhl wieder ein.)

Der Präſident. Ich gehe jetzt an das traurige Geſchäft, unſere verehrte Verſammlung aufzulöſen, und wenn irgend ein Umſtand die uns bevorſtehende Trennung verſüßen kann, ſo iſt es das große Feſtmal, zu dem ich hiemit einzuladen die Ehre habe. Man hat für gute Bewirthung und vorzüglich für gute Weine geſorgt. Die verehrte Geſellſchaft hat über den letztern Punkt einiges Mißvergnügen geäußert, und ſofort hat man eine andere Weinhandlung mit Aufträgen beehrt. Ehe wir aber auseinander gehen, iſt es Pflicht, den Denkern und Forſchern unter uns neue Stoffe anzubieten, und ſo erlaube ich mir denn, auf zwei große naturhiſtoriſche Fragen aufmerkſam zu machen. Erſtlich: welches iſt das eigentliche Leben und Wirken der Blattläuſe? Dieſe intereſſante Weſen ſind noch lange nicht gründlich genug beobachtet worden; ihre Fortpflanzung, ihre Verwandlungen ſind noch zum Theil völlig in Dunkel gehüllt. Die zweite Frage iſt: ob es möglich wäre, ein Inſtrument zu erfinden, mit dem ſich die kaum ſichtbare Dicke des Sonnenfadens meſſen ließe, ſo daß auf's genaueſte das Achtel, ja ſogar das Sechzehntheil eines ſolchen Fadens beſtimmt werden könnte?

(Gemurmel der Bewunderung im Publikum. Einige ſchütteln den Kopf, andere verſinken ſogleich in tiefes Nachdenken.)

Der Präſident. Ich habe gute Gründe zu glauben, meine Herren, daß dieſe Aufgaben einer Geſellſchaft, wie der unſrigen, nicht unauflösbar ſeyn werden. In drei Monaten werde ich die Freude haben, Sie wieder zu begrüßen; bis dahin iſt die Akademie geſchloſſen.

(Er verbeugt ſich und verläßt den Präſidentenſtuhl. Die Geſellſchaft bricht auf. Thoras und der Unbekannte gehen zuſammen aus dem Saal.)

Unbekannter. Was ſagſt du nun?

Thoras. Das wollen Naturforſcher ſeyn? Schmach über ſie!

Unbekannter. Still, Freund! die Herren könnten uns hören, und der Obermedizinalrath mit der Kralle könnte ſich an uns vergreifen.

Thoras. Ich möchte blutige Thränen weinen über die Narrheit der Menſchen.

Unbekannter. So weine ſie! An ſolch edeln Thau iſt die Mutter Erde gewöhnt.

Thoras. Da kommen ſie zuſammen, und das Heil der armen, geplagten, geſchändeten Menſchheit iſt ihr Aushängeſchild, und worüber berathen ſie ſich? über eine Kinderklapper.

Unbekannter. Die Kinderklapper iſt ſehr wichtig, mein Freund; um eine gute Kinderklapper haben ſich die Menſchen geſchlagen, ſo lange die Welt ſteht.

Thoras. So will ich die Menſchen fliehen; ich will in die Wüſte gehen, will von ihren Akademien und Geſellſchaften nichts mehr hören. Dem Himmel ſey Dank, ich habe keine Loupe nöthig, um das Elend zu ſehen, ich will kein Inſtrument erfinden, um den feinen Nerv des Schmerzes zu meſſen und zu theilen; ich möchte ihn mit meinem Herzblute tränken, daß er geſunde und erſtarke. Könnte ich den ächten Mann der Weisheit finden, der mir den wahren Weg zeigte!

Unbekannter. Komm, ich will dich zu ihm führen; er iſt ein alter Schulfreund von mir und wohnt tief in der Einſamkeit.

Thoras. Dort wohnen alle gute Menſchen.
(Beide ab.)

Eine luſtige Geſellſchaft bei Wein und Geſang. Alle haben Lorbeerkränze auf den Häuptern. Cyrill auf einem erhöhten Platz.

Cyrill (das Glas erhebend). Ich kann mich nicht beſinnen, im Leben ſo von Herzen vergnügt geweſen zu ſeyn.

Pandarus. Wir ſind es Alle.

Lyſipp. Die Lorbeerkränze nehmen ſich wirklich gar nicht übel aus. Es ſind gleichſam grüne Flammen, die das Genie ausſtrahlt.

Catull. Sage lieber, es ſind Ruthen, mit denen uns das Schickſal peitſcht.

Boreas. Iſt dein Kopf gleichbedeutend mit dem Theile, den man mit Ruthen geißelt?

Mehrere Stimmen. Der Cyniker ſoll ſchweigen.

Boreas. Ich bitte um Vergebung; allein kann ein Boreas anders als rauh pfeifen?

Lillas. Nichts von Pfeifen! das Pfeifen iſt eine Traveſtie des Kuſſes; zu beiden ſpitzt man die Lippen, aber, o Himmel! wie verſchieden iſt die Wirkung!

Boreas. Du haſt es an deinen Bühnenſtücken erfahren.

Lyſipp. Schon wieder eine Spitze!

Lillas. Sie ſtumpft ſich ab an meiner Großmuth.

Boreas. Wie ſich ein Raſirmeſſer an einer alten, runzligten Haut abſtumpft, in dem es ſich vergebens bemüht, ſie zu reinigen.

Lillas. Ich bin eine rein lyriſche Natur und laſſe mich auf keine Epigramme ein.

Catull. Das war ſehr gut geantwortet.

Lyſipp. Höchſt edel. Ich trage darauf an, daß Boreas aus unſerm Kreiſe verbannt wird. Er verdirbt uns unſere Stimmungen.

Cyrill. Nein, Freunde, Niemand ſoll verbannt werden. Wir wollen Wein trinken, wir wollen fröhlich und ausgelaſſen ſeyn und uns nicht ſtreiten. Wozu wären wir denn ſonſt Dichter, gefeierte Poeten, lorbeer-gekrönte junge Muſenlieblinge?

Mehrere Stimmen. Wahr geſprochen! Wein her! laßt uns anſtoßen!

Pilpai. Wollen wir die Geſundheit der Geſundheit trinken?

Lyſipp. Recht ſo! die Jugend fühle ſich jung, die Geſundheit fühle ſich geſund, der Geiſt fühle ſich geiſtig. Es iſt doch etwas Himmliſches um die gegenwärtige Stunde. Wer ſo recht fühlt, daß er iſt, der ſchmeckt das Leben in allen ſeinen Wonnen und Schauern, bis in ſeine Grundtiefe hinein. Ach, Freunde, mir iſt unbeſchreiblich wohl. Komm, umarme mich, Pilpai! Laß unſere Lorbeerkränze zuſammen rauſchen, wie zwei verſchwiſterte Baumgipfel, über die ein Morgenwind fährt, wie zwei Mädchenträume, die um denſelben Gegenſtand gaukeln, wie zwei Jünglingsherzen, die für dieſelbe Idee ſchlagen.

Lillas. Schließt mich nicht von dieſer Umarmung aus.

Cyrill. Auch mich nicht.

Mehrere Stimmen. Uns alle nicht. (Allgemeine Umarmung.)

Cyrill. Jetzt wollen wir an unſere Poeſien gehen. Welchen Stoff haſt du gewählt, Lillas?

Lillas. Ich habe die Sage vom Fauſt gewählt.

Bilpai. Ich auch.

Lyſipp. Was mich betrifft, ſo heißt meine Tragödie: Fauſt.

Catull. Ich habe ein lyriſch-muſikaliſches Drama, Fauſt, gedichtet.

Pandorus. Mein Produkt heißt: Leben, Thaten und Höllenfahrt des Doktor Fauſt.

Cyrill. Was höre ich? Alle daſſelbe Thema! Es fehlt nur noch, daß Freund Boreas auch einen Fauſt gedichtet hat.

Boreas. Und ſo iſt es auch.

Cyrill. Ei! ei! ei!

Pandorus. Die poetiſchen Stoffe hängen wie die Epidemien in der Luft. Unſere Zeit hat ſich nun auf die Sage vom Fauſt geworfen. Ich wette, wenn wir einen Südſeeinſulaner zum Dichten bringen könnten, er würde ebenfalls einen Fauſt dichten.

Boreas. Oder einen Lappländer; das wäre dann ein läppiſcher Fauſt. Ich fürchte, es iſt mancher verſteckte Lappländer unter uns.

Lillas. Hört mich zuerſt. Ich glaube, ohne mich rühmen zu wollen, die Sage von der innerlichſten Seite aufgefaßt zu haben, nämlich von der rein ſentimentalen. Fauſt iſt ein edler Mann; Mephiſtopheles iſt zwar ein Teufel, allein eigentlich auch ein grundgutes Geſchöpf; man kann ihm nicht böſe ſeyn. Er bereut ſeine kleinen Verführungskünſte, Fauſt vergibt ihm von Herzen, und alles endet mit einer rührenden Hymne auf die Liebe. Ich habe Thränen vergoſſen, als ich dieſe Verſe hinſchrieb.

Mehrere Stimmen. Lillas iſt groß im Gefühl.

Catull. Ich ſtimme dieſem Lobe bei, allein ich glaube behaupten zu müſſen, daß Lillas die Sage doch eigentlich gar nicht begriffen hat. Wo bliebe denn der Spott, der Hohn, das Ungenügende aller menſchlichen Beſtrebung, was alles in dieſem großartigen Stoffe liegt?

Bilpai. Er hat nicht Unrecht. Ich zum Beiſpiel habe den Teufel wirklich als Teufel geſchildert, und Fauſt kommt bei mir auch nicht in den Himmel.

Lyſipp. Nicht? und wo bleibt er denn?

Bilpai. Das weiß ich nicht ſo genau; er geht verloren.

Pandorus. In die Hölle muß er, verſteht ſich. Die alte Sage ſpricht es ja deutlich aus; Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Lillas. Das iſt allerdings die alte Sage; aber wer wollte heutzutage einen ſo bittern Schluß wünſchen?

Pandorus. Bittern Schluß für einen allzuſüßen Anfang, das iſt die Ordnung. Freunde, wir müſſen uns ja hüten, uns ſelbſt und unſere ſchwächliche, lüſterne Zeit in die Sage vom Fauſt hineinzudichten.

Lillas. Wer thut denn das?

Pandorus. Ihr Alle, unbewußt. Weil ihr ſelbſt empfindelt, ſündigt, dann läppiſch und kindiſch bereut, ſo denkt ihr nun Alle auch gemächlich in den Himmel zu wackeln, um dort ewig Zuckerwerk zu naſchen. Dem iſt aber nicht alſo.

Bilpai. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen unſerer Denkweiſe und der des barbariſchen Mittelalters.

Pandorus. Wenn eure Denkweiſe ein ſo zerfloſſener, ſüßer Brei iſt, daß er in den alten barbariſchen Topf der Sage nicht mehr hineinpaßt, wozu zwängt und drängt ihr ihn denn, ſo daß der Topf zerplatzt? — Laßt euch von der Philoſophie einen neuen Topf drehen, und in dem werft dann, wie ihr wollt, Himmel und Hölle zuſammen.

Lillas. Das iſt Unſinn. Ich erkläre meinen Fauſt für den beſten.

Catull. Der meinige iſt beſſer.

Pandorus. Albernheit! der meinige iſt der einzig richtige.

Lyſipp. Allenfalls wenn man den meinigen nicht geleſen hat.

Bilpai. Den man nie leſen wird.

Cyrill. Still, Freunde! Es kommt auf eine unparteiiſche Beurtheilung an. Wenn ihr mir erlaubt, zu entſcheiden —

Lillas. Gut. Ich will anfangen zu leſen.

Mehrere Stimmen. Ich auch. (Alle leſen zugleich.)

Cyrill. Meine Ohren zerſpringen!

Pandorus. Wollt ihr ſchweigen? Ich leſe allein. (Er lieſt.) Erſter Act, erſte Scene, Nacht, dichter Wald — (Alle lachen.)

Lillas. Welch abgeſchmackter Anfang!

Bilpai. Den Wald hat er mir geſtohlen.

Pandorus. Nicht einen Baum, du Erbärmlicher! (Er wirft ihm ſein Manuſcript an den Kopf.)

Bilpai. Hoho! Iſt das Kritik, ſo iſt hier die Antikritik! (Er wirft ihm das Weinglas in's Geſicht. Tumult. Alle ſpringen von ihren Plätzen auf, reißen ſich die Lorbeerkränze aus den Haaren und werden handgemein.)

Dorcas. Bravo! Sie wollen durch die Fauſt beweiſen, welcher Fauſt der beſte ſey! Es iſt ein Krieg mit der Fauſt um den Fauſt. Nichts als Fäuſte, geballte und geſchriebene!

Cyrill. Das iſt ein betrübender Ausgang einer vielverſprechenden Vereinigung.

Berggipfel. Nacht. Mondſchein.

Kratogas (vor ſeiner Hütte ſitzend.)

O güt'ger Himmel, hundert Jahre haſt
Du wieder über dieſes Haupt geleitet.
Ich fleh dich an, laß dieſe theure Laſt
Nicht höher ſteigen, die mir Gram bereitet!
Gönn' dieſem ſchlafbedürft'gen Haupte Raſt! —
Wie klar der Mond durch Himmelsfernen ſchreitet!
Noch einmal zeigt er mir tief unten weit
Das Land, das Meer in Ruheſeligkeit.

Einſt lebt' ich mit Gefährten manchen Tag
Dort unten, da kam es zum Scheidegruße;
Ich ſtieg hinan, ſie aber blieben nach,
Und ihre Gräber ruhn am Bergesfuße.
Aus wilder Brandung, die ſich ringsum brach,
Hat mich allein zu ew'ger Raſt und Buße
Des Felſen ſtarke Fauſt emporgehoben
Bis zu der reinen Sternenhöh' hier oben.

(Er erhebt ſich und ſammelt Pflanzen.)

So kommt, ihr Pflanzengeiſter, ſtill gehütet,
Vom weißen Mondlicht heimlich aufgeſäugt,
Die ihr verhüllt, wenn Mitternacht rings brütet,
Aus ſtillen Felſenkammern aufwärts ſteigt.
Im offnen Buſen ihr mir Honig bietet,
Indeß von Gift die farb'ge Wange feucht;
Ihr lockt mit laſterhaften Augenſternen,
Doch weiß ich Heil aus böſer Schaal' zu fernen.

Du Pflänzchen, das in grauer Nonnentracht
Im Steine lebt, wie hinter Kloſtermauern,
Ein Liquor rinnt durch dein Geäder ſacht,
Der ſiegreich kämpft mit noch ſo glühnden Schauern.
Gegeben iſt dem Schwachen öfters Macht,
Der rohen Kräfte Trotz zu überdauern.
Dich will ich jetzt mit jenen Kräutern einen,
Die ſtets bereit ſich finden zu verneinen. — —

Doch weh! welch dunkler Schatten hebt ſich dort?
Er zeigt Geſtalt — ein Ritter iſt's zu Roſſe —
Jetzt iſt's ein Schiff, entſegelnd dunklem Port,
Jetzt iſt's ein Kriegesheer mit Wurfgeſchoſſe.
Weit durch den Himmel wächſt das Bildniß fort,
Den Mond verhüllend wird es zum Koloſſe.
Mein Herz erkrankt, mein Sinn verwirrt ſich, — ja,
Der Tod, den ich gerufen, er iſt da! —

(Der Tod tritt auf, umfaßt den Greis und ſtürzt ſich mit ihm in den Abgrund hinab. Thoras und der Unbekannte ſteigen von der andern Seite den Berg herauf.)

Thoras. Die Hütte iſt leer.

Der Unbekannte. Mir ahndet es! der Tod iſt doch noch ein geſchickterer Kletterer als wir; er iſt uns zuvorgekommen. Ein frommer Mann hat hier die Erde verlaſſen.

Thoras. Dem Himmel ſey Dank, hier liegen ſeine Schriften; hier ſtehen die Heiltränke, alles in beſter Ordnung. Hier iſt eine Phiole, die eben erſt gefüllt worden zu ſeyn ſcheint. Ich beziehe die Hütte.

Der Unbekannte. Und du willſt dich hier in die Oede begraben? Bedenke, daß Niemand auf dieſen Berggipfel herauf kann.

Thoras. Aber ich kann hinab. Wenn ich genugſam geforſcht habe, ſteige ich wieder in's Thal hinunter.

Der Unbekannte. Aber die Einſamkeit hier oben? Du biſt jung, du liebſt die Erde, und hier haſt du nichts von ihr als ein unfruchtbares Stück Felſen.

Thoras. Deſto beſſer, das Gute will durch Opfer errungen ſeyn. Ich will einſam ſeyn und lernen.

Der Unbekannte. Wenn der Alte noch lebte, wäre es dir leichter geworden.

Thoras. Es ſoll mir nicht leicht werden. Ich will muthig mit allen Beſchwerlichkeiten meiner irdiſchen Natur kämpfen, um dem koſtbaren Ziele näher zu kommen. Verlaß mich, auch du könnteſt mich ſtören.

Der Unbekannte. Ich gehe; auf Wiederſehen. (ab.)

Thoras. Mir iſt himmliſch wohl. Wie oft hab' ich mir ſo eine ſchöne Einſamkeit gewünſcht; hier hab' ich ſie nun. Der Mond malt den Schatten der kleinen Hütte auf die Blumen des Gärtchens. Jede Pflanze iſt ſorgſam mit einem Zettel verſehen; ich werde ſie alle kennen und bei Namen rufen lernen. Sie werden mir gehorchen wie Kinder ihrem

Vater; ſie ſind ja jetzt mein einziger Umgang. Wie ſtill, wie lautlos! man glaubt den ewigen Schöpfergeiſt behorchen zu können, wie er durch die Himmel zieht, den kleinen Sternen vorbei. Es ſteigen Gebete in die Lüfte und verbergen ſich, wie ſcheue Knaben, hinter dem Mond. Die Luft iſt ſo rein, daß die thalgewohnte Lunge ſich erſt mit ihrem Hauch befreunden muß. (Er ſpäht in der Hütte.) Hier iſt eine kleine Vorrathskammer, gefüllt mit ſelbſtgezogenen Früchten. Der Alte hat gut hausgehalten, die Kammer iſt faſt noch voll. Die Lampe, das Oelfläſchchen, alles in Ordnung. Ich werde wie ein König leben! (Er wirft einen Sack mit Geld in die Ecke der Hütte.) Da ruhe, feiges Metall! hier brauche ich dich nicht; hier gibt es edlere Gaben, und dein trüber Glanz weicht beſchämt den beſſern, noch nicht gefallenen Geiſtern, deren helle Augen aus jenen blanken Gläſern mir entgegenblitzen. Ich will die Lampe anzünden und mich gleich an die Arbeit machen.

Dunkle Krankenſtube.

Cyrill (auf dem Sopha). Nichts Langweiligeres als krank ſeyn! Freilich bin ich noch gut weggekommen; wenig fehlte, ſo hätte mich der Herr Marquis todtgeſchoſſen, und am Ende wäre mir nur recht geſchehen. Hoffentlich kann ich beim großen Schmaus erſcheinen, den mir zu Ehren die Gäſte des Auroraklubbs geben. Eine ſchöne Aurora! ſie könnte die Veſpertina meines Glückes ſeyn, wenn mein Geldbeutel nicht durch Zauberkraft unerſchöpflich wäre. Welche Summen, Summen, um welche ein Schulknabe geprügelt wird, um ſie nur ausſprechen zu lernen, habe ich am grünen Tiſche verſchwendet!

Geſang vor dem Fenſter.

O reicher Mann!
Auf weichem Pfühle
Sieh die Noth
Des Armen an.

Von deinen Schätzen
Nur ein Theilchen,
Spend es gnädig,
Uns zu letzen. —

Cyrill. Jocriſſe! treibe das Geſindel von meinem Fenſter.

Jocriſſe (eintretend). Gnädiger Herr, der Maler iſt da und wünſcht vorgelaſſen zu werden.

Cyrill. Er mag eintreten. Zieh die Vorhänge auf und ſetze eine Flaſche Wein auf den Tiſch.

Autorar (ein Maler). Mein Herr, ich komme in Auftrag der ſchönen Gräfin Sibylle, um Sie zu malen, und zwar in der Attitüde des Herkules. Die Dame hat Ihr Verſprechen, daß Sie mir zu dieſem Bilde ſitzen wollen.

Cyrill. Recht gern, allein ich fürchte, ich werde einen erbärmlichen Herkules abgeben. Die Gräfin wird ſich in Ihren Erwartungen getäuſcht finden. Hoffentlich hat ſie nie den wahren Herkules geſehen.

Autorar. Welche Stellung wählen wir?

Cyrill. Iſt dieſe recht? (Er ſtellt ſich in Poſitur.)

Autorar. Vortrefflich. Aber ſollten wir nicht lieber die wählen, die da bezeichnet, daß der Held eben die lernäiſche Schlange erſchlagen hat?

Cyrill. Mir ganz gleich; allein dann müßte ich eine Keule haben.

Autorar. In Ermanglung derſelben habe ich vorläufig dieſe Axt mitgebracht.

Cyrill (erſchrickt und wird bleich.)

Autorar. Es iſt eine gewöhnliche Zimmermannsaxt, die ich im Hofe fand, als ich heraufkam.

Cyrill. Es iſt keine Zimmermannsart, ſondern eine Holzhackersart.

Antorar. Das kommt auf eins heraus.

Cyrill. Nein, beim Teufel, mein Herr Farbenflekſer, das kommt nicht auf eins heraus! Und zudem iſt es meine Art.

Antorar. Ihre Art, gnädiger Herr?

Cyrill. Ja, ich kenne ſie nur zu wohl. Hier, dieſe Scharte bekam ſie am Wurzelſtock einer jungen Eiche.

Antorar (bei Seite). Sollte er noch nicht hergeſtellt ſeyn und ſein Gehirn gelitten haben? Jetzt will er gar ein Holzhacker ſeyn.

Cyrill. Was murmeln Sie da?

Antorar. Ich dachte eben über die lernäiſche Schlange nach.

Cyrill. Die ſind Sie ſelbſt, Elender, und ich erwürge Sie, wenn Sie mir nicht geſtehen, wer Ihnen befohlen hat, dieſe Art mir auf das Zimmer zu tragen?

Antorar. Niemand, gnädiger Herr, gewißlich Niemand.

Cyrill. Iſt Ihnen nicht ein alter Mann begegnet und hat Ihnen befohlen, mir dieſe Axt zu bringen?

Autorar. Ein alter Mann? (Bei Seite). Ich muß nur ſehen, daß ich davon komme; der Menſch iſt verrückt.

Cyrill. Nun?

Autorar. Ich bedaure ſehr, es iſt heute ein ſo trüber Tag; wenn Ew. Gnaden erlauben, werde ich ein andermal wiederkommen. (Er entſchlüpft.)

Cyrill (ihm nach). Halt, Böſewicht, Schlange, Verräther! Umſonſt, der magere Burſche ſchießt wie ein Pfeil aus der Thüre. (Die Axt betrachtend.) Da biſt du nun, du altes Eiſen. Wie kräftig umſpannte noch vor wenig Monaten meine Hand dieſen Stiel, wie tüchtig ſchwang dich dieſer Arm! Jetzt iſt dieſe von Demanten ſchimmernde Hand ſchwach, der Arm entkräftet. Das Mark meiner Jugend iſt dahin, die Thorheit hat mich ausgeſogen, wie man in heißen Sommerſtunden eine Limone ausſaugt. — Ja, es iſt nur zu gewiß, ich ſoll wieder die Axt in die Hand nehmen; meine Zeit iſt um, ich habe die Prüfung nicht beſtanden. Meine Reichthümer werden mir geraubt werden, mein glänzendes Leben wird zu Ende ſeyn, der Wald, der troſtloſe Wald nimmt mich wieder auf!

(Er wirft ſich auf's Sopha und verhüllt ſein Antlitz.)

Aber bin ich nicht ein Thor? Kann nicht der Umſtand mit der Axt ein Zufall ſeyn? Es gibt viele Aexte mit Scharten, die der meinigen ähnlich ſehen. Wie ſoll der ferne Alte etwas von meinem Leben wiſſen? — (Er zieht die Uhr hervor.) Richtig, immer noch Mitternacht! keine Minute fortgerückt! Verdammtes Räderwerk! ich möchte dich zerſchmeißen, ſo verhaßt biſt du mir! Nicht die ſchöne Clopide, nicht die Geſellſchaft der Poeten, nicht Wettrennen und Spieltiſch, nicht Komödie, Ball und Duell haben den Zeiger auch nur zum Spaziergang einer lumpigen Sekunde vermocht. Es iſt zum Haarausraufen! Eine moraliſche Uhr iſt doch das eigenſinnigſte Ding auf der Welt. Was will ich machen? Es iſt zu ſpät, um noch in der Geſchwindigkeit etwas weiſe zu ſeyn, auch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen ſollte. In wenigen Tagen iſt meine Friſt um. — Wenn ich doch geſchwind eine gute That thäte? Es käme auf einen Verſuch an. Eine Stunde iſt doch am Ende leicht zuſammengebracht. Ich könnte mich hier einſperren und recht tüchtige Langeweile empfinden; wer weiß, vielleicht rechnete mir die Uhr ſchon das für Weisheit an. Sie denkt vielleicht in dieſem Punkt wie eine alte Tante; wenn der Neffe nur keine dummen Streiche macht, ſo iſt es ſchon gut, und man muß mit ihm zufrieden ſeyn. Jocriſſe!

Jocriſſe. Ew. Gnaden befehlen?

Cyrill. Höre, Spitzbube, iſt Jemand bei mir im Vorzimmer?

Jocriſſe. Nicht allein das ganze Vorzimmer ſteckt voll, ſondern auch zum Theil die Treppe.

Cyrill. Da haben wir's! und wer iſt's denn?

Jocriſſe. Der Vorleſer, gnädigſter Herr, mit einem allerliebſten Roman, der confiscirt worden und der ungeheuer amüſant iſt.

Cyrill. Nichts mehr von ſolchen ſpitzbübiſchen Romanen! Er ſoll mir Bücher bringen, die von der Weisheit handeln, hörſt du?

Jocriſſe. Von der Weisheit?

Cyrill. Ja, und welch Geſindel ſteckt noch im Vorzimmer?

Jocriſſe. Die Tricktrackſpieler, Ew. Gnaden, der Baron mit dem einen Auge, der ſo vortrefflich Schach ſpielt, Mademoiſelle Belleſambe, die Tänzerin, und Herr Bullenlaut, der Baſſiſt, Frau Klimperpfennig mit ihrer Tochter, der Ew. Gnaden eine Penſion verſprochen haben, drei Juden, die ihre Scheine produciren, und fünf andere, die Ew. Gnaden Geld borgen wollen. Außerdem der maitre d'armes, der Haarkräusler, der Pferdeverleiher und ein Neujahrsgratulant.

Cyrill. Was war das?

Jocriſſe. Ein Neujahrsgratulant.

Cyrill (wüthend). Wir haben ja noch drei Tage im alten Jahr! Wollen dieſe Leute das junge Jahr mit Zangen aus Mutterleib reißen?

Jocriſſe. Der Mann denkt, dieſe drei lumpigen Tage —

Cyrill. Was lumpige Tage? Sie ſind noch mein einziger Schatz. Nach Verlauf dieſer drei Tage bin ich ein — doch ſchon gut! Sage dieſem Gratulanten, er ſolle ſich zum Teufel packen, und die andern Alle mit! Ich will eine ganze, volle Stunde lang auf meinem Zimmer allein ſeyn, hörſt du? mutterſeelen allein!

Jocriſſe. Sehr wohl, aber da werden Ew. Gnaden Langeweile haben?

Cyrill. Gerade das will ich auch. Nun packe dich und komm mir nicht vor die Augen.

(Jocriſſe ab. Cyrill ſetzt ſich in ſeinem Stuhl zurecht, faltet die Hände auf dem Leibe und ſtarrt vor ſich hin.)

Der Berggipfel.

(Thoras und Amine, vor der Hütte ſitzend.)

Thoras. Ich bitte dich, Amine, wenn du mich liebſt, ſo höre auf, dergleichen von mir zu verlangen.

Amine (ſchmollend). Und was verlange ich denn Unmögliches?

Thoras. Für mich unmöglich; jeder Andere würde es dir wohl zu Gefallen thun.

Amine (weinend). Weil jeder Andere mich mehr lieben würde als du.

Thoras. Ach, Amine!

Amine. Ich will nichts, als daß du zu den Wohnungen der Menſchen zurückkehrſt, daß du bei meinem Vater um meine Hand wirbſt.

Thoras. Das kann jetzt nicht ſeyn.

Amine. Alſo das kann ſeyn, daß ich hier wohne auf kahler Felſenſpitze, und die Meinigen nicht wiſſen, wo ich hingerathen bin?

Thoras (mit einem tiefen Seufzer). So kehre heim; ich halte dich nicht.

Amine (aufſtehend). Das will ich mir nicht zum zweitenmal ſagen laſſen. O du Verführer, du Treuloſer, du Undankbarer!

Thoras. Hab' ich dich hieher gelockt? Wußte ich, daß zu dieſem, für unerſteigbar gehaltenen Felſengipfel doch noch ein Pfad führt? Du erſchienſt auf einmal wie eine Göttin in Geſtalt eines einfachen Milchmädchens. Da du nun einmal da warſt, ſo beſtand mein ganzes Verbrechen darin, daß ich dich nicht gleich wieder gehen hieß. Aber ſprich ſelbſt, wie konnte ich das? Viel lieber hätte ich mein Herz mir aus dem Buſen geriſſen und es in die Tiefe geſchleudert.

Amine. Und jetzt heißeſt du mich doch gehen?

Thoras. Weil du von mir verlangſt, daß ich deinetwegen die Wiſſenſchaft aufgeben ſoll, die mir mehr iſt als mein Herz und mein Leben.

Amine. Das verſtehe ich nicht; wie können todte Bücher mehr werth ſeyn als das warme Leben?

Thoras. Man muß nur verſtehen, die todten Bücher in warmes Leben umzuwandeln.

Amine. Du haſt aber ſchon ein halbes Jahr bei deinen Büchern geſeſſen!

Thoras. Und ich möchte, wenn es mir geſtattet wäre, auch die andere Hälfte hier verbringen. Die wundervollen Schätze, die der Alte geſammelt, thun ſich immer mehr vor meinen forſchenden Blicken auf. Wie ſelig werde ich ſeyn, wenn ich in's Thal herniederſteige, begabt mit allen Mitteln, das Elend zu mindern, das Glück zu fördern!

Amine. Weßhalb kannſt du denn nicht noch ein halbes Jahr hier zubringen?

Thoras. Weil ich hingehen muß, Rechenſchaft abzulegen. Ein ernſter Mann ſendete mich aus, und er erwartet mich, wenn die letzten Tage des Jahres abgelaufen ſind.

Amine. Wer iſt dieſer Mann?

Thoras. Was nützt dir ſein Name? Verehre ihn unbekannterweiſe als einen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts.

Amine. Ich glaube kein Wort von alle dem. Wenn du mich wirklich liebſt, ſo folge mir; wenn du das nicht willſt, ſo verlaſſe ich dich in dieſer Stunde, und wir ſind auf ewig getrennt.

Thoras (mit Thränen in den Augen). Bleibe bei mir, Amine!

Amine (ihn umarmend). Thoras, folge mir!

Thoras. Ich darf nicht.

Amine. Du darfſt nicht? Wer hält dich?

Thoras. Meine Pflicht.

Amine. Iſt die Pflicht ſtärker wie die Liebe?

Thoras (das Geſicht verhüllend). Welch ſchrecklicher Augenblick!

Amine. Antworte mir.

Thoras. Ja, Amine, ſie iſt ſtärker als meine Liebe.

Amine. So lebe wohl! (Sie verſchwindet, Thoras ſinkt verzweifelnd zu Boden.)

Der Unbekannte tritt auf.

Unbekannter. Thoras!

Thoras. Wer ruft mich?

Unbekannter. Ich bin es. Komm' in meine Arme, komm' an mein Herz! Es iſt das liebendſte und wärmſte, das du finden kannſt.

Thoras (ſich aufrichtend). Wer biſt du, Räthſelhafter? Als wir die dunkeln Stätten der Menſchen beſuchten, erſchienſt du mir als der Sterblichen einer; jetzt flammt dein Auge Unſterblichkeit.

Unbekannter. Und dennoch bin ich ſterblich wie du. Der Ewige hat auch mir das Geſetz des Todes an die Stirne geſchrieben. — Auch ich eile dahin wie ein Schatten, auch über mein Daſeyn werden ſich einſt die Flügel der Nacht ſenken, und der Sturm der Schöpfung wird mich hinwegwehen wie eine leichte Feder.

Thoras. Kenne ich dich?

Unbekannter. Du liegſt an meinem Herzen, wie die Blume zu deinen Füßen an meinem Herzen liegt. Ich lege meine Hand ſegnend auf das Haupt dieſes Felſen wie auf das Haupt des zarteſten Kindes. Ich bringe meine Kinder an das Licht der Sonne, und die durchglühten trage ich in die kühle Nacht. Mein Vaterauge hängt an dem zitternden Leben des Grashalms, wie es ſorgſam den ſtürmenden Gipfel der Eiche bewacht; mein liebender Wille leitet den irrenden Flug der jungen Libelle, wie es die ſtürzenden Katarakten lenkt. Ich flehe den Allerbarmer an, die glücklichen Stunden meiner Kinder zu vermehren und ihre trüben zu kürzen, und wenn der Tod kommt, ihr Fleiſch zu zerreißen und ihr Herz zu ſpalten, ſo bin ich in der Nähe und tropfe Balſam in die **Zuckungen** des letzten Augenblickes meiner Geliebten.

Thoras. Dieſe Schilderung verräth dich, erhabenes Weſen, du biſt —

Unbekannter. Der Genius der Natur.

Thoras (ſinkt vor ihm auf die Knie).

Genius:

Du haſt geſiegt; die Prüfung iſt vorbei!
Ich wies dir Ehre, Gold und Macht, ſelbſt Liebe
Stellt' ich dir in den Weg. Ich ſah dich ſtaunend
Die Preiſe von dir weiſen, einzig nur
Bedacht, der Menſchheit Elend wegzuſcheuchen.
Du opferſt willig ſelbſt der Liebe Kuß
Dem Weisheitstriebe, der das Herz dir ſchwellt.
Du haſt geſiegt, ich gebe dir die Palme!
Schalte du frei in meiner Kinder Menge;
Von deinen reinen Händen fließ' ihr Blut;
Es wird zum Segensborn, aus dem beglückt
Sich Tauſende Geſundheit, Leben ſchöpfen.
Nicht Thor, nicht Marterknecht, ein weiſer Freund
Wirſt du, mein Werk mit fördend, mir zur Seite ſtehen.
Leb wohl! ich ſeh dich wieder, wenn dereinſt
An deiner Tage Abend
Du ruhmbekrönt dein Haupt zur Ruhe legſt,
Dann will den bittern Tod ich ſüß dir machen.
(Der Genius verſchwindet.)

Thoras. Welch ein Troſt! hab' ich geträumt? Hat dieſe klare Bergesluſt nicht der Klang einer wundervollen Stimme durchzittert? Es duftet und glänzt um mich her, alle Blumen haben ihre Kelche geöffnet und blicken mich liebkoſend an, die ſtumme Natur hat eine Sprache gefunden. Sie war es alſo, die zu mir ſprach in menſchlichen Worten, und was ſie ſagte, klang wie ein Lob, das ich, ach! nicht verdient habe. — Aber du biſt fort, Amine! Weh mir, wie ſoll ich das ertragen? Doch es muß ſeyn, ich füge mich.

(Er geht in die Hütte.)

Prachtvolles Gemach. Im anſtoßenden Saale Tanzmuſik.

Cyrill (in koſtbarer Maskenkleidung ſtürmiſch eintretend). Nein, ich halte es nicht länger in dem Gewühl aus; meine Stunde iſt gekommen, und ich weiß mich vor innerer Angſt nicht zu laſſen. Es wird gleich zwölf Uhr ſchlagen. Das iſt eine Höllenpein! Ja, tanzt nur, jubelt nur, liebelt und küßt nur! — ich — ich, der euch dieſe ſaubere Ergötzlichkeit geſchaffen hat, ich zittere in Fieberqual! In dieſem Palaſt bin ich der einzige Bettler, und was für ein Bettler! Der Boden brennt mir unter den Füßen; ich möchte entlaufen, aber wohin? Wird mich der Alte nicht überall ereilen? — Es iſt umſonſt, es iſt umſonſt! (Er zieht die Uhr hervor und bricht in Thränen aus.) Komm hervor, du verdammte Uhr! Sprich, bringt dich denn gar nichts zum Gehen? — Liebe, gute Uhr, ich bitte dich, geh' nur jetzt ein wenig von der Stelle, nur ein klein wenig, nur einige Minuten, und wenn du es deinetwegen nicht thuſt, ſo thue es meinetwegen, allerliebſte Uhr, mir zu Gefallen. Du gehſt nicht? Ungeheuer von einer Uhr! Welch ein Satan von Uhrmacher hat an dir ſein Probeſtuck gemacht? (Er bricht in krampfhaftes Lachen aus.) Was hilft es mir nun, daß ich die ganze Taſche voll Diplome habe von allen möglichen Akademien und Univerſitäten, gelehrten und ungelehrten Geſellſchaften? Sie alle geben mir das Zeugniß, daß ich der Weiſeſte unter den Sterblichen bin; es hilft nichts, die Uhr ſagt das Gegentheil. Auch die Stunde, in der ich mich gelangweilt habe, hat ſie mir nicht angerechnet. Nichts, nichts wird mir angerechnet! Aber halt, die Uhr muß in der That einen Fehler haben. Es muß etwas in ihre Räder gekommen ſeyn, das ſie verhindert, meine Weisheit gehörig anzumerken. Sie will vielleicht, aber kann nicht. Dem Dinge läßt ſich abhelfen, ich will ſie mit einem Ruck eine Stunde vorſtellen. Eine ganze Stunde? — lieber doch nur eine halbe! Ei, wenn es einmal an's Stellen geht, ſo ſtelle ich ſie lieber gleich ſo, wie ich ſie haben will.

(Er öffnet das Glas der Uhr und iſt im Begriff, die Zeiger zu ſtellen, als es 12 Uhr ſchlägt und darauf ein heftiger Donnerſchlag erfolgt. In dem Moment verſchwindet der Palaſt, Cyrill verliert ſeine koſtbare Kleidung und ſteht wieder als Bauer da; die Axt liegt zu ſeinen Füßen. Penderil ſteigt mit einer drohenden Gebehrde aus dem Boden.)

Penderil. Cyrill!

Cyrill. Ich will mich aus dem Staube machen!

Penderil. Cyrill!

Cyrill. Ich kann nicht von der Stelle!

Penderil. Cyrill!

Cyrill. Das iſt eine Stimme! ſie ſchallt bis an's Ende der Welt und wohl noch darüber hinaus. Hier bin ich, Vater.

Penderil. Zeige mir deine Uhr.

Cyrill. Hier iſt ſie.

Penderil (ſieht auf die Uhr).

Cyrill. Es iſt freilich wahr —

Penderil. Aus meinen Augen! Der Wurm zu deinen Füßen ſpottet deiner, der Vogel aus den Lüften kreiſcht ſein Wehe über dich, das edle Roß weiſt dir die Hufen, der Hund die Zähne; kein lebendes Geſchöpf will mit dem verpeſteten Schlemmer, dem ſündenbefleckten Thoren, dem müßigen Verſchwender ſeiner Kraft und ſeiner Zeit zuſammengeſtellt ſein. Dein Athem iſt Fäulniß, dein Daſein eine Schande, deine Werke ſind eben ſo viel Flüche für deine Mitgeſchöpfe. Nicht genug, daß ich dich aus meinen Augen verweiſe, ich will dich vernichten, Elender, und die Schöpfung ſäubern von einem ſo ſchändlichen Geſchöpfe.

Cyrill (fällt auf die Knie und ſtreckt bittend ſeine Hände aus). Stellt mich noch einmal auf die Probe!

Penderil. Damit ich noch einmal inne werde, wie verderbt die menſchliche Natur iſt? damit ich noch einmal mit tiefer Schaam einſehe, daß ſelbſt eine Stunde Weisheit zu viel gefordert iſt für ein ganzes Jahr eines Menſchenlebens? O der betrübenden Erfahrung! Ich möchte blutige Thränen weinen, daß ich ſo ſchädliches Gewürme gezeugt, daß ich ihm das Antlitz eines Menſchen gegeben.

Aber ich will dieſes Antlitz, dieſe Geſtalt, die den Namen des Schöpfers ſchändet, vertilgen.

(Er will ihn mit dem Dolch niederſtoßen, da hört man draußen ſingen.)

Ich wüßte wohl ein Mittel,
Wie ich den Liebſten zwing':
Es iſt der härene Kittel
Und meiner Liebe Ring.

Daheim an trauter Stätte
Stellt' er das Wandern ein;
Die Axt und ich um die Wette
Müßten ſeine Freunde ſeyn.

Cyrill. Ach, Marie! Nun, ſtoßt zu, Vater!

Penderil. Wenn das Mädchen wahr ſänge!

Cyrill. Sie ſingt wahr. So lange ich bei ihr war, ging die verwünſchte Uhr.

Marie (hereintretend). Cyrill! Biſt du wieder da? Was ſoll das, Vater Penderil? was wollt Ihr mit Eurem Sohne machen? Warum habt Ihr das häßliche große Meſſer in der Hand?

Penderil. Er ſoll ſeine Strafe empfangen.

Marie (zu Penderils Füßen). Schont ſeiner, oder wenn Ihr ihn tödtet, ſo ſtoßt auch mir das Meſſer in die Bruſt!

Penderil. Du kennſt die Größe ſeiner Schande nicht, Mädchen.

Marie. Mag ſie noch ſo groß ſeyn. Reue kann ſie ſühnen. Hört auf die Fürſprache eines armen Mädchens, ſchenkt ihm Friſt, er wird ſich beſſern.

Cyrill. Sie bittet für mich, und ich habe ſie verſtoßen!

Marie. Da kommt noch ein Fürſprecher.

(Thoras, als Gebirgswanderer gekleidet, bald darauf Amine und der Genius der Natur.)

Thoras. Da bin ich, Vater.

Penderil. Dein Stab?

Thoras. Hier iſt er.

Penderil (ſich in die Arme des Thoras werfend). Mein Sohn, mein geliebter Sohn! Der Stab iſt glatt und eben, kein Knötchen mehr daran. Du haſt mehr gethan, als ich begehrt. Geh' ein in deines Vaters Wohnung in Frieden.

Thoras. Nicht alſo, Vater; ich will von Neuem in die Welt ziehen, jetzt erſt fängt meine Wirkſamkeit recht an.

Penderil. Meinen Segen über dich.

Thoras. Was ſeh' ich? Cyrill, in Thränen gebadet und auf den Boden niedergeworfen!

Cyrill. Ja, Thoras, ich hab' es darnach gemacht. O die Welt, die vermaledeite Welt!

Thoras. Schilt ſie nicht, ſie iſt der edelſten Thätigkeit werth. Mein Vater, vergib dem Armen. Er iſt durch ſeine eigene Thorheit hart genug geſtraft; ich hätte ihn kaum wiedererkannt.

Marie. Vergieb ihm!

Penderil. Nun wohl; ich geſtatte dir ein Vierteljahr Friſt; doch in dieſer Zeit mußt du mir nicht eine Stunde, ſondern ſechzig weiſe vollbrachte Tage aufweiſen können.

Thoras. Du forderſt Unmögliches, Vater.

Marie. Die Liebe wird es möglich machen. Cyrill, du willſt mein ſeyn?

Cyrill. Ob ich will! Marie, du biſt meine erſte, meine einzige Liebe, du retteſt mich auch jetzt vom Verderben. Tauſend Dank, liebes, gutes Mädchen!

Penderil. So geht, und daß die Stunde der Verantwortung euch immerdar vor Augen ſtehe!

Thoras (ſich das Antlitz verhüllend).

Penderil. Was iſt dir, mein tugendhafter Sohn?

Thoras. Ach, mein Vater, auch ich kannte ein Mädchen wie Marie, auch ich liebte und wurde mit der keuſcheſten Flamme wieder geliebt! Das iſt nun auf immer dahin!

Cyrill und Marie. Wer war deine Geliebte? Wie hieß ſie?

Thoras. Laßt mich dieſen theuern Namen verſchweigen, weckt nicht mit dem ſüßen Klange ſchmerzliche Erinnerungen in meinem Buſen! — Lebt wohl, lebt alle wohl, ich ziehe wieder meine Straße weiter.

Penderil. Du ſollſt nicht ohne Troſt, ohne Belohnung von mir ſcheiden.

Thoras. Wer bringt mir Aminen wieder?

Der Genius der Natur (plötzlich mit Aminen an der Hand erſcheinend). Ich bringe ſie dir wieder.

Thoras. Iſt's möglich! Amine!

Genius. Du entſagteſt ihr aus Pflichtgefühl, jetzt, da die Prüfung überſtanden, führe ich ſie dir in die Arme.

Amine. Willſt du dich jetzt noch auf dem einſamen Berggipfel einſperren?

Thoras. Ich durchziehe die Welt, und du ſollſt an meiner Seite ſeyn. (Er umarmt ſie.)

Penderil. Segen über euch!

Der

Engel auf der Wanderſchaft.

Die unglückliche Kataſtrophe, die in unſern heiligen Geſchichtsbüchern ſich verzeichnet findet, und die wir den Fall der erſten Eltern nennen, machte, als ſie ſich eben ereignete, in den Vorhöfen des Himmels ein nicht geringes Aufſehen. So unbedeutend unter dem Getümmel von Welten auch die kleine Kugel, Erde genannt, ſein mochte, ſo hatte ſich doch gerade auf ihr die intereſſante Geſchichte ereignet, die die Theilnahme der Engelſchaaren, die ſich verſammelt hatten, um hierüber zu plaudern, in Anſpruch nahm. Ein junges, ſchönes Weib hatte von einer verbotenen Frucht gegeſſen und dadurch ſich, ihren Geliebten und ihr nachfolgendes Geſchlecht, das beſtimmt war, die Erde zu bevölkern, einer Reihenfolge von Uebeln ausgeſetzt. Der Engel, der den Auftrag vollzogen, die Uebertreter des Geſetzes aus ihrem frühern Aufenthaltsort gewaltſam zu entfernen, machte, indem er ſich auf ſein großes feuriges Schwert ſtützte, eine pomphafte Beſchreibung von ſeinen Thaten. Wie alle Schergen des Geſetzes, ſo freute auch er ſich an den Thränen ſeiner Opfer, und ſeine vollen rothen Lippen, zu einem burlesken Lächeln verzogen, ahmten ſpottend die weichen und ſüßen Schmerzenslaute nach, die das erſte Weib der Erde ausſtieß, als ſie in Elend und Nacht verſtoßen wurde. Doch ſolltet ihr's glauben, ſetzte er hinzu, dieſes laſterhafte Weib war lange nicht ſo zerknirſcht und gedemüthigt, als ich ſie zu ſehen hoffte. Sie umarmte den Geliebten ihrer Seele, den Theilhaber ihrer Schuld, und indem ſie einen Kuß auf ſeine Lippen drückte, ſagte ſie mit einem ſeligen Lächeln: Adam, es iſt hier ſchauerlich und einſam, Nacht und Dunkel, ſtatt Frühlingsſchimmer und Blumen, umgibt uns; doch zage nicht, meine Liebe ſoll dich dennoch ſüß betten. Ich, die dich in dies Elend ſtürzte, will Alles aufbieten, was in meinen Kräften ſteht, dein Loos zu lindern. So ſprach ſie, dieſe arge Verbündete der Schlange, und Adam, der gute Mann, hing an ihrem Halſe und weinte vor Entzücken. Ich verließ ſie auf einer harten Steinbank, frierend, zitternd, von Dornen blutig geritzt, und doch lächelnd. O, dieſe Elenden ſind durch Nichts zu beſſern! — Dieſe Erzählung machte auf die Engel, die ſie anhörten, einen verſchiedenen Eindruck. Die militäriſchen Engel, die ihre weißen Hüften mit einem koloſſalen Schwert umgürtet hatten, hielten es für ihre Pflicht, ihrem Chef beizuſtimmen; diejenigen jedoch, die adminiſtrative Poſten bekleideten, behandelten den Fall juriſtiſch und ſtimmten ein ſanftes Geplauder an, das ſich zuletzt in Muſik auflöſte, ein Ende, das die Prozeſſe auf Erden nicht zu nehmen pflegen. Nur die kleinen Pagen des Himmels, pausbäckige kleine Engel, die auf Beförderung dienten und unter ſtrenger Subordination ſtanden, nahmen die Geſchichte von der rein ſentimentalen Seite, und ein halbes Dutzend dieſer weichen Seelen ſetzte ſich zuſammen und vergoß über das Schickſal Eva's die bitterſten Thränen. Die klaren Bäche aus ihren Augen rieſelten unaufhörlich auf ihre weißen Knie herab, die ſie nach Weiſe der noch unbeholfenen kleinen Engel hoch an die Bruſt hinaufgezogen und mit ihren Armen umſchloſſen hatten. Einer in dieſem Kreiſe war der weichmüthigſte von allen; ſein Schluchzen nahm kein Ende, ſeine Thränen waren unverſiegbar. Endlich wickelte er ſich aus ſeiner zuſammengeknäulten Stellung heraus, dehnte die weißen Flügel, die noch ihre volle ſilberhelle, ungetrübte Friſche hatten, und warf mit einem Stoß des Kopfes die dicken goldgelben Locken, die ihre ſchweren Ringe auf Stirn und Wangen gelagert hatten, in den Nacken zurück. Freunde! Geſpielen! rief er, ich geh zur Erde herab, koſte es, was es wolle! Ich tröſte Eva! Ja, ich tröſte ſie. — Als er dieſe Worte geſprochen, übergoß eine ſchöne Freude ſein kleines Geſichtchen mit jenem zarten Roth, das auf der Erde nicht zu finden iſt, ſelbſt nicht auf der feinſten Blumenwange. Die Genoſſen ſuchten, heftig erſchreckt, ihn von ſeinem Entſchluß abzubringen, allein unſer kleiner Held ließ ſich nicht irre machen.

Aber um die Erde zu beſuchen, mußte er nothwendig Etwas von ihr wiſſen; er mußte ſich, ſo gut es ging, von ihrer Natur und Beſchaffenheit in Kenntniß ſetzen. In der Bibliothek des Erzengels Gabriel, dieſes Gelehrten des Himmels, befand ſich ein Werk, das einen berühmten Weiſen zum Verfaſſer hatte, der lange vor der jetzigen Epoche der Erde gelebt und geſchriftſtellert hatte. Durch die beſondere Gnade des Himmels waren dieſem alten Philoſophen ſiebenhundert Jahre für ſeine irdiſche Pilgerreiſe vergönnt worden; Zeit genug, wie man denken ſollte, um ſeinen Aufenthalt, die Erde, gründlich kennen zu lernen; nichts deſto weniger wußte er von ihr, als er ſie verließ, nicht viel mehr, als da er ſie zum erſten Male betrat. Weiſe haben das manchesmal in ihrer Art; das Nächſte entgeht ihnen, und das Entfernteſte — entgeht ihnen gleichfalls. Unſer voradamitiſche Philoſoph hatte ſich, um ungeſtört zu ſtudiren, eine jener Rieſenhöhlen ausgeſucht, deren halb verſchüttete Eingänge wir noch jetzt bewundern: in dieſem Schlupfwinkel ſchrieb er ſein Hauptwerk, eine Art Encyklopädie, die ſiebzigtauſend Bände faßte. Der Erzengel hatte ſich dieſes koſtbare Werk vollſtändig angeſchafft. Es handelte über alle Wiſſenſchaften und Syſteme und war eine Fundgrube von Tiefſinn; nur Schade, daß es in einer Sprache abgefaßt war, die weder ein Engel noch ein Menſch recht verſtand. Unſer kleiner Held blätterte unermüdlich darin und fand doch Nichts, was ihn über die Beſchaffenheit der Erde hätte belehren können: unwillig hierüber, warf er den koſtbaren Band, den er gerade unter Händen hatte, gegen die Wand der Wolke, und ſiehe da, durch dieſe Erſchütterung entfiel dem gelehrten Folianten ein kleiner Streifen Pergament, auf den eine feine kritzliche Hand folgende Worte hingezeichnet hatte: Ich verſtehe dich vollkommen, erhabener Philoſoph. Du ſprichſt von der Gefahr, die uns reinen, geſchlechtsloſen Geiſtern bevorſteht, wenn wir uns in den Verkehr mit Menſchen wagen. Die Signatur der Erde wird uns, wenn wir nicht die höchſte Vorſicht anwenden, unrettbar aufgedrückt, und mit ihr behaftet, finden wir dann den Weg zum Himmel nicht wieder zurück. O, wenn doch dies alle jene ſchwachen, vorwitzigen und unklugen jugendlichen Geiſter bedächten, die ſo gern ſich in Dinge miſchen, die ſie Nichts angehen. — Etwas weiter unten ſtand: Die Signatur der Erde iſt die Zweiheit der Geſchlechter, die immerdar ſtrebt, in Liebe Einheit zu werden. Durch einen Kuß wird uns Engeln das Geſchlecht deſſen, der uns küßte, mitgetheilt, und ſomit hat uns die Erde in ihren Banden. Hütet euch! Hütet euch!

Der kleine Engel ſteckte den Pergamentſtreifen nachdenklich wieder an ſeinen Ort. Er wußte jetzt, was er wiſſen wollte; wenigſtens glaubte er's zu wiſſen. Alles, was ich zu bedenken habe, murmelte er für ſich, iſt, daß ich mich von Niemanden küſſen laſſe, ſei es Mann oder Weib. Dies kann nicht ſo ſchwer ſein auszuführen. Und dann, iſt ein Kuß ſo etwas Schlimmes? Hier im Himmel küſſen wir uns ohne Aufhör, und aufrichtig geſagt, wir empfinden Nichts dabei. Mit dem irdiſchen Kuß muß es alſo doch eine andere Bewandtniß haben. Auf! laßt uns denn zur Erde hinabſchlüpfen. Ich bin nun einmal begierig, dieſes Weltchen kennen zu lernen.

Als er das geſagt hatte, ſtürzte er ſich kopfüber, wie ein guter Schwimmer, in das treibende Meer der rothen Morgenwolken, und ſo ſtürzte er und ſtürzte fort durch das Schneegeſtöber der Welten, die um ihn her wimmelten und kreiſeten, bis er auf dem kleinen unſcheinbaren Ball anlangte, der mit großem Stolz eben ſeinen erſten Frühlingstag feierte. O wie armſelig erſchien dem Engel dieſer enge, kleine, dürftige Frühling, mit ſeinem Bettlerprunk von Blumen und grünen Bäumchen. Aber die Erde, immer eitel und thöricht, machte ſich ihrerſeits aus der Ankunft eines Engels Nichts, ſie drehte ſich hoffärtig um ihre Achſe und gab ihren Kindern abwechſelnd Dämmerung und Licht, unbekümmert um den fremden Himmelsgaſt, der ſich ihr näherte. Der Engel, beſcheiden und demüthig, wie alle wahren Genies, zog, weit entfernt, die kleine Erde zu beläſtigen, den Glanz ſeiner Fittige ein, als er die irdiſche Atmoſphäre durchzog, und ließ ſich als eine ſilbergraue Taube unter den dichten Zweigen eines alten Ahornbaumes nieder, der eine niedere Hütte beſchattete. Hier wohnt gewiß Eva, die ſchöne Sünderin, rief er, ich werde ſie ſehen. Sie wird hervorgehen aus dieſer Hütte, Arm in Arm mit Adam, ſo wie der Engel mit dem feurigen Schwert ſie uns beſchrieb. O, wie bin ich neugierig auf ihren Anblick.

Er hatte es noch nicht ausgeſprochen, als die Hüttenthür geöffnet wurde, und ein junges Mädchen, friſch wie eine Roſe des Thals, daraus hervorging. Sie trug die reizende Tracht der Provence, ein Strohhut deckte halb die Fülle ſchöner Locken und beſchattete das Geſichtchen; ein Mieder von dunkelfarbigem Roth umſpannte den Leib, und ein faltiges Röckchen fiel eben nur ſo weit hinab, um ein zierliches nacktes Bein und einen hübſchen Fuß nicht zu verſtecken. Ach! rief der Engel, wie ſchön dieſe Sünderin iſt, und zugleich wie leichtfertig! Ob ſie ſich wohl im mindeſten um das Elend kümmert, das ſie angerichtet! Wer iſt der junge Mann, zu dem ſie geht? Ach, ich erkenne ihn; es iſt Adam. Er trägt ein Wamms von blauem Tuche, einen Strohhut, auf dem zwei gelbe Tulpen blühen, und an den Füßen trägt er Holzſchuhe. Sonderbar! nicht ganz ſo habe ich mir Adam vorgeſtellt. Erzählte nicht der Engel, er hätte wenig mehr zu ſeiner Bekleidung gehabt, als einen Schurz von Feigenblättern? Und dieſer Adam hat Holzſchuhe, blaue Kleidung und einen Strohhut. Wollen wir weiter beobachten. Ach, ſie umarmen ſich, ſie küſſen ſich — ſo iſt's alſo doch Adam und Eva. Aber, was ſehe ich, dort über die Hecke herüber ſchaut noch ein Adam, und da noch einer! Und dort kommen ſechs Evas. Das iſt zu viel. Sie tanzen, ſie ſpringen. Ein alter Adam, mit einem höchſt widrigen, quiekenden

Schlauche unter'm Arme ſtößt ohrzerreißende Töne aus. O, ich bin irre gegangen; das kann nimmermehr die Erde ſein. Geſchwind, wir wollen uns in menſchliche Geſtalt verwandeln, und dann wollen wir hübſch Erkundigungen einziehen. Da ſitzt ein alter Mann, mit zwei runden Gläſern auf der Naſe, durch die er ſehr ſeltſam umherſieht; er wird uns Auskunft geben können. Geſagt, gethan. Der kleine Himmelsbürger ſtand alsbald, in einen hübſchen, friſchen Bauerjungen verkörpert, vor dem alten Manne, der mit einem zerſtreuten, blödſinnigen Lächeln ihn anſtarrte. Weißt Du, mein Freund — hub der Engel an, und Jener unterbrach ihn ſogleich, indem er rief: Ich weiß Alles. Ich bin der Schulmeiſter des Dorfes, aber ich kann mit Stolz behaupten, daß meine Gelehrſamkeit und mein Tiefſinn mich zu einem weit höheren Beruf beſtimmt haben. Nur die erbärmliche Cabale einiger meiner unwiſſenden Collegen iſt Schuld, daß ich mich hier unter dieſem Bauernpöbel befinde; aber noch heute Abend wandre ich nach Paris, und dort — ſo weiß ich ſicher — wird mein Stern glänzend aufgehen, und der Name Amalec Dupry wird für alle Jahrhunderte glänzen. —

Ich zweifle durchaus nicht daran, entgegnete der Engel, der da glaubte, den voradamitiſchen Weiſen, den Verfaſſer der großen Encyklopädie, vor ſich zu haben. Dein Ruhm iſt ſchon bis in den Himmel gedrungen. — Iſt's möglich? rief der kleine Dorfſchulmeiſter, und ſeine grauen Augen blitzten voll Entzücken durch die großen Brillengläſer. Freund, Du biſt kein Bauerjunge, wie Dein Anzug ausſagt: Du biſt ein verkleideter Prinz, oder noch mehr, ein Gelehrter. — Laß das, flüſterte der Engel erröthend, ich bin Dein Freund, und wenn Du's erlaubſt, Dein Schüler und Bewunderer, dies ſei Dir genug. Ich muß nun meine Frage wiederholen: weißt Du, wer dieſe Menſchen um uns her ſind; und vor allen Dingen, wie heißt jene Kleine im Blumenkranz? Iſt's nicht Eva, die erſte Menſchenmutter? — Eva? rief der Gelehrte. Nein, ſie heißt Cocote, und iſt die Braut jenes langgewachſenen, blondhaarigen Bengels, des unwiſſendſten Tölpels im ganzen Dorfe, dem ich vergeblich die erſten naiven Anfänge der erhabenen Wiſſenſchaften einzubläuen verſucht habe. — Heißt er Adam? — Nein, Pierre. — Und er iſt nicht aus dem Paradieſe vertrieben worden? — Nein;

im Gegentheil, er hofft, heute hineinzukommen. — Hat er nicht von einem verbotenen Apfel gegeſſen? — O, was das betrifft, ſo hat der Schelm ganze Aepfelbäume leer gegeſſen, lauter verbotene Aepfel, die er ſeinen Nachbarn ſtahl; mancher gute Stock iſt dafür auf ſeinem Rücken zerſchlagen worden. Nichts deſto weniger führt der Taugenichts doch jetzt das hübſcheſte und reichſte Mädchen im Dorfe heim. — Aber er flieht mit ihr in die Wüſte, wo ſie im Schweiße ihres Angeſichts ihre Nahrung erwerben? — Nicht doch, er flieht mit ihr auf ein hübſches Pachtgütchen, wo ſie wie die Götter leben. Der Engel ſchüttelte das Haupt und ſagte leiſe: Alles das verſtehe ich nicht; dann fügte er laut hinzu: Wo iſt denn jene erſte Eva geblieben, die Mutter der Sterblichen, die aus dem Paradieſe verjagt wurde? — Iſt's möglich? rief der Dorfſchulmeiſter erſtaunt, Du fragſt nach dieſer alten, ſogenannten erſten Eva? Die hat nie exiſtirt, mein Sohn. Ich habe in einer gelehrten Abhandlung bewieſen, daß das Alles nur Fabel iſt. — Ach mein Himmel, ſchrie der Engel laut auf, und wozu bin ich denn herabgekommen? Ich wollte ſie ſehen, mit ihr weinen, ſie tröſten. — Er verhüllte ſein Antlitz und weinte laut. Der weiſe Amalec, ganz vertieft in ſeine gelehrten Abhandlungen, bemerkte den betrübten Zuſtand ſeines Zuhörers nicht und fuhr fort, ihm auf's Bündigſte zu beweiſen, daß das Paradies nebſt deſſen erſten Bewohnern nur eine Allegorie ſei. Der Engel rief ſchluchzend: Nein, nein, Eva hat gelebt, ſie lebt noch, ich weiß es — o, wo finde ich ſie? Als er dieſe Worte ausſtieß, kam eine kleine, runde Bäuerin gelaufen, und indem ſie ſich an den hübſchen Burſchen drängte, rief ſie: Da bin ich; was willſt Du von mir? Sollen wir ein Tänzchen mit einander machen? Ohne die Antwort abzuwarten, legte ſie ihren Arm auf die Schulter des Engels. Der weiſe Amalec lachte aus vollem Halſe. Heißt Du Eva? fragte der Engel verwundert. — Ja, Schatz. — Und biſt die Mutter aller Sterblichen? — Ich eine Mutter? rief das Mädchen und verſetzte mit ihrem Ellenbogen dem Frager einen empfindlichen Stoß in die Seite, das hat Dir die boshafte Suſette in's Ohr geraunt; aber warte, ich will ihr ſchon den Mund ſtopfen. Du ſollſt ſehen, wie ich ſie zurechtſetze. Jetzt laß uns aber tanzen, Schatz. — Sie zog ihn fort und bald darauf flog der Bewohner des Himmels am Arm einer kleinen braunen Dorfnymphe im tumultuariſchen Reigen dahin. Der Staub wirbelte auf, die Violinen krächzten, die Querpfeifen gaben wahre Höllentöne von ſich. Der Engel führte ſeine kleine Eva aus der Schenke wieder heraus und ſetzte ſich erſchöpft nieder neben dem Gelehrten. Aber die Kleine, einmal in Zärtlichkeit entbrannt, ließ ihn ſobald nicht wieder los. Sie hielt ſeine zarten Hände in ihren derben rothen Fäuſtchen eingeklemmt und richtete ihre kleinen funkelnden Augen mit ganz offenkundiger Koketterie auf ihn, indem ſie von Zeit zu Zeit mit den dicken Lippen ſchnalzte, was ein feiner Wink ſein ſollte, daß ſie nunmehr geküßt zu werden wünſchte. Ein Wink, den ihr Nachbar aus guten Gründen unbeachtet ließ. Plötzlich erſchien ein derber unterſetzter Bauerburſche, der ſich dem Tiſche ſchwerfällig näherte und unſerem Pärchen mit Fäuſten drohte. Wer biſt Du, kleiner Strauchdieb, rief er dem Engel zu, der Du Dich unterfängſt, mit meiner Braut zu liebeln? Das ſoll Dir theuer zu ſtehen kommen, ſo wahr ich Adam Croix heiße. —

Du biſt Adam? rief der Angeredete, freudig aufſpringend, o dann gehört Dir Eva zu. Da nimm ſie! Wie bin ich glücklich, Euch vereinigen zu können, nachdem ein ſo bitteres Schickſal Euch getrennt hat. Umarmt Euch, liebt Euch, küßt Euch! Er ſchleuderte bei dieſen Worten die kleine Eva, die ſich wie eine Klette an ihn hing, mit Gewalt dem jungen Bauer in die Arme und war nicht wenig verwundert, daß dieſer ſie, anſtatt mit zärtlichen Küſſen, mit Fauſtſchlägen empfing, und daß Eva, anſtatt den Genoſſen ihrer Leiden liebevoll zu tröſten, ihm drohte, die Augen auszukratzen. — Als der Mond aufging, ſchlenderte er mit dem kleinen Schulmeiſter aus dem Dorfe hinaus. Erkläre mir nur das Alles, ſagte er zu ſeinem Nachbar gewendet, als Beide bei der nächſten Grenzſcheide die Straße nach Paris einſchlugen.

Erkläre mir nur zuerſt, wo Du eigentlich herkommſt, mein Freund, gegenredete der weiſe Amalec. Wenn ich nicht zu aufgeklärt und verſtändig wäre, um an Ammenmärchen zu glauben, ſo müßte ich denken, Du ſeiſt vom Monde herabgefallen.

Vom Monde? Nein. Iſt das jene helle Kugel, die dort ſchimmert?

O ihr heiligen Siebenſchläfer! ſchrie der Gelehrte. Nun kennt das Menſchenkind nicht einmal den Mond. Aber Du biſt ein Spaßmacher, Du hüllſt Dich nach Weiſe einiger Abenteurer in einen myſteriöſen Mantel. Immerhin, ich will thun, als wärſt Du wirklich vom Monde gefallen. Wir Weiſen erklären und belehren ohnedies ſehr gern. Du befindeſt Dich auf Frankreichs Boden, kleiner Gauner, und zwar nur eine Tagereiſe von der göttlichen Stadt Paris entfernt.

Liegt dieſe Stadt im Paradieſe?

Ach höre doch endlich auf, von Deinem Paradieſe zu faſeln. Ich werde nachgerade das Ding überdrüſſig. Paradies, Adam und Eva, all dieſe alten Geſchichten ſind, wenn ſie jemals wirklich und thatſächlich waren, durch einen Zeitraum von faſt ſechstauſend Jahren von uns getrennt. Jetzt leben wir unter der Regierung des guten Königs Heinrich des Vierten, und ſeine Gemahlin iſt die ſchöne Margarethe, die Novellen ſchreibt. Haſt Du vielleicht einige davon geleſen? Der gute König nimmt ſich vor, es ſo weit zu bringen, daß jeder ſeiner Unterthanen ein Huhn im Topfe habe, wahrſcheinlich will ſeine Gemahlin gleichzeitig zu Stande bringen, daß Jeder ein albernes Geſchichtchen im Kopfe habe. Aber ſie iſt ſchön, und ſchönen Frauen verzeiht man Alles. Als wir die Bartholomäusnacht feierten, und es in unſerem ſchönen Frankreich kopfüber und kopfunter ging, verſteckte ſich die ſchlaue Königin unter's Bette. Ja, das Bett ſchützt die Weiber immer. Das wiſſen ſie auch, und ihre erſte Zuflucht iſt immer dahin. Aber Du biſt ja ganz nachdenklich geworden, mein Freund.

In der That war der kleine Engel über die faſt unglaubliche Thatſache in Grübeleien verſunken, daß er ſechstauſend Jahre gleichſam verträumt hatte. Er bedachte nicht, daß es ſechstauſend Erdenjahre waren, und daß dieſe nur wenige Stunden für einen Bewohner des Himmels ausmachten. Man kam an einer Schenke vorüber, und zwei zankende, ſtoßende und lärmende Haufen ſtürzten ſogleich hervor. Der weiſe Amalec begab ſich in die Nähe der Streitenden und kehrte, nachdem er den Grund des Tumultes erfahren, lächelnd zurück. Die Thoren, rief er, ſie ſind bei einem Glaſe Wein warm geworden, es iſt verlaufenes Geſindel, ſogenannte Minneſänger, Abkömmlinge jener alten Provençalen, die unter dem

König René Schäfergedichte abſangen und nebenbei Frauen verführten. Dieſe hier ſind in Zank gerathen über die Frage, ob die griechiſche Helena oder unſere Laura, die Geliebte Petrarca's, ſchöner ſei. Die ſchöne Laura war nichts weniger als ſchön; mein Großvater hat ſie noch gekannt. Sie hatte flachsfarbenes Haar und eine rothe Naſenſpitze, und dabei hinkte ſie auf einem Beine. Ich werde ſogleich hingehen und dies den guten Leuten erklären, damit ſie ſich beruhigen, denn man muß die Menſchen belehren, wo man kann. Der Dorfſchulmeiſter begab ſich mitten in die tobende Menge, aber ſei es nun, daß ſie ſeine Beweisgründe nicht recht verſtanden, oder daß ſie ſich über die unberufene Einmiſchung eines Dritten erzürnten, beide Parteien vereinigten ſich, um über den weiſen Amalec herzufallen und ihn mit Fäuſten und Stöcken tüchtig zu bearbeiten. Der Engel kam dem Philoſophen zu Hilfe und rettete ihn aus dem Gedränge. Er war übel zugerichtet, und die Reiſenden mußten die Nacht über in der Schenke bleiben. Die Nichtswürdigen, ſtöhnte der arme Getroffene, ſie haben mich nicht ausſprechen laſſen, ich wollte ihnen eben beweiſen, daß auch die ſogenannte ſchöne Helena nach den glaubwürdigſten Nachrichten Nichts weniger als ſchön geweſen iſt, und daß es nichts Thörichteres gibt, als ſich über Dinge zu zanken, die wir nicht ſelbſt geſchaut haben. Wir Gelehrten ſind dazu da, um Alles, woran die Welt glaubt, für Unſinn und Fabel zu erklären. Nur auf dieſe Weiſe können wir bei der Menge unſer Anſehen behaupten.

Unſere Wanderer kamen nun nach Paris. Der weiſe Amalec blähte ſich hoffärtig auf, als er durch die Thore der Stadt ſchritt, der Engel ſchlich jedoch betrübt daher, denn die dumpfe und unreine Atmosphäre der großen Hauptſtadt beengte ſeine Bruſt. Sein feinerer Organismus ließ ihn die geheimen Schwingungen ſpüren, die durch zahlloſe, vom tiefſten Leid ausgepreßte Seufzer ſich den milden Frühlingslüften mittheilten und ihre Süßigkeit verminderten. Eine reine, ſchöne Seele ſieht nicht das Leid, ſie ahnt es, und dieſe Ahnungen drücken ſie nieder. Das Pärchen kehrte in einer kleinen Vorſtadtſchenke ein. Der Wirth derſelben war ein dicker, breitſchultriger Mann, der ausnehmend eitel auf ſeinen ſchönen Bart war, von dem er behauptete, daß er dem des Sokrates ähnlich ſei. Der weiſe Amalec, der die Gelegenheit, ſeinen Nebenmenſchen zu belehren, nicht vorübergehen laſſen wollte, rief mit Lachen: Ihr, mein Freund, ein Sokrates? O wie lächerlich! Sokrates war der klügſte und beſte der Menſchen und dazu ein Weltweiſer von unergründlichem Tiefſinn. — Ich ſage auch nicht, entgegnete der dickleibige Wirth, daß ich dem Sokrates ähnlich ſei, nur mein Bart gleicht dem ſeinigen. — Sokrates Bart? Er hatte keinen. — Wie, er hatte keinen? — Nein, — O ſo ſoll Euch — ! — Ein heftiger Zank entſtand, der ſich damit endigte, daß der weiſe Amalec und ſein Begleiter aus der kleinen Schenke hinausgeworfen wurden, in der ſie kaum angefangen hatten, ſich's bequem zu machen. Sie mußten weiter wandern, der Schulmeiſter mit Beulen am Kopfe und der müde und halblahme Engel mit Thränen in den Augen. In einer zweiten Schenke fanden ſie einen Charlatan, dem der weiſe Amalec bewies, daß er ein Betrüger und Taugenichts ſei, wofür er zum Dank die Medikamentflaſchen des Mannes an den Kopf bekam; in der dritten und vierten gab es ähnliche Händel; endlich langte das Paar völlig zerſchlagen in einem Häuschen an, wo eine alte taube Frau ſie aufnahm, die einzige, bei der der Gelehrte keine Anſtalten machte, ſie ihrer Irrthümer zu überführen, weil ſie ihn doch nicht gehört haben würde. Mein Freund, ſagte Amalec zu ſeinem Genoſſen am Morgen, wir müſſen jetzt daran denken, unſer Glück zu machen. Was mich betrifft, ſo werde ich gehen, mich bei einigen Doctoren der Sorbonne zu melden. Ich werde dieſen Herren beweiſen, daß ſie ſämmtlich Nichts wiſſen, das wird wahrſcheinlich dahin führen, daß ſie je eher je lieber mich bei ihrem Collegium anſtellen. Wenn ich erſt Haupt der Sorbonne bin, ſo werden die Jeſuiten und der Papſt auf mich aufmerkſam werden, man wird mich zum Biſchof, dann zum Cardinal machen; wenn der König ſtirbt, ſo werde ich ſeinem unmündigen Nachfolger als erſter Miniſter beigeſetzt, und ſo werde ich, was ich ſchon längſt mir vorgeſetzt habe, das ſchöne Frankreich regieren, dann erlangt die Welt endlich, was ihr Noth thut. — Ich habe ſehr wenig Menſchenkenntniß, erwiederte der Engel beſcheiden, allein ich fürchte, Du haſt nicht ganz den richtigen Weg eingeſchlagen, um zu Deinem Ziele zu gelangen. Wäre ich an Deiner Stelle geweſen, ſo hätte ich mich weder um die rothe Naſenſpitze der ſchönen Laura, noch um den Bart des Sokrates, ſo wie um ſo viele andere Dinge bekümmert. Auch kann ich Dir nicht vergeben, daß Du mir mein Paradies und meine Eva wegdiſputirt haſt. — Ach, iſt's das! rief der Gelehrte mit Lachen — nun ſo tröſte Dich! Paris iſt ein Paradies, das in einem Tage zwölf Mal verloren und wieder gewonnen wird. Die Evas hier haben die leichte Kleidung ihrer Urgroßmutter, ohne dabei deren Tugend zu beſitzen; ein Adam zu werden, dazu gehört nur, daß Du Schulden machſt, und die Gläubiger kommen, Dich auszuziehen; die Schlange hat ſich zu hunderttauſend kleinen Schlangen vermehrt, die Jeder bequem im Buſen mit umhertragen kann. Einen Engel mit feurigem Schwerte haben wir nicht nöthig. denn unſere guten Freunde verrichten den Dienſt deſſelben, indem ſie uns von jeglicher Stätte, wo uns wohl iſt, wegtreiben. Aber alles dies bei Seite, ſo will ich jetzt für Dein Glück ebenfalls Sorge tragen. Stelle Dich an jene Triumphſäule dort, dies iſt der Platz, wo die hübſchen Knaben, die bei Hofe ihr Glück machen wollen, ſich den Blicken der Emiſſäre der Königin, die unerkannt vorbeigehen, blosſtellen. Adieu, mein Freund, in Jahr und Tag, wenn wir uns wiederfinden, wollen wir ſehen, wer von uns höher geſtiegen iſt.

Der weiſe Amalec entfernte ſich, und unſer Himmelsbürger that, wie ihm gerathen. Er ſtand kaum einen halben Tag an dem bezeichneten Orte, als ſich ihm ein alter finſter blickender Mann näherte, der ihm befahl, ihm zu folgen. Aus den Händen dieſes Greiſes, der den Namen Schmetterlingsfänger führte, weil er die bunten Tagfalter, die Pagen des Hofes, gleichviel wo, wenn ſich nur eine hübſche Figur und ein ebenſolches Geſichtchen zeigte, oft aus der Maſſe des Volks einfangen mußte, wanderte unſer Freund in die Gewalt des Pagenhofmeiſters, und von dort ging er bunt gekleidet, in Sammet und Seide geſchnürt, in die inneren Gemächer der Königin Margarethe über. Seine Schönheit erregte Aufſehen und brachte dem alten Schmetterlingsfänger eine goldene Kette ein. Er erhielt den Namen Sirio. Sein Amt war anfangs ein etwas beſchwerliches; er mußte ſich, wenn die Königin lateiniſche oder das Buch niederwarf, und vom Schlafe bezwungen, ſeinen blonden Lockenkopf auf den Blättern deſſelben bettete. Margarethe ſprang zornig auf und war im Begriff, ihre Diener zu rufen, als ein Blick auf den Schläfer ſie wunderſam feſſelte. Nie ſah ſie ein reizenderes Bild, voll Jugend, Unſchuld und ſüßer unangetaſteter Schönheit. Die weichen Formen der Wange, dem Pergament aufliegend, brannten von einer üppigen Gluth, die ſich gegen Stirn und Hals in friſche Lilienweiße verlor. Die warmen Spalten der geſchloſſenen Augen hatten etwas Zauberiſches, und der geöffnete Mund mit dem dunklen Lippenpaar hauchte das vollſte Leben; trotz deſſen, daß die ſchönen Haare das eben geſchriebene Epigramm auslöſchten, erregten ſie in ihrem goldenen Seidenglanz dennoch die Bewunderung der Königin, die endlich ſo weit ging, daß ſie ſich niederbeugte, um einen Kuß auf die Wange des Schläfers zu drücken. Dieſer jedoch, als ſich die Lippen ihm naheten, fuhr zuckend in die Höhe und wandte ſich krampfhaft weg, als hätte ihn eine Schlange berührt. Margarethe ſchob dieſe ungalante Attitüde auf die Wirkung des Schrecks, ſich ſo überraſcht zu ſehen, und zürnte deshalb nicht. Ihre Neigung, einmal erwacht, kettete ſich feſter an ihren Gegenſtand, und ſie überhäufte dieſen mit den Beweiſen königlicher Gunſt. Der Page Sirio wurde Offizier der Garde des Palaſtes, und ſein Dienſt erforderte es, daß er in den Gemächern ſeiner Beſchützerin gegenwärtig war, wenn dieſe allein oder im Kreiſe ihrer vertrauteſten Damen ſich in denſelben befand. Dieſe Damen waren die ſchönſten, aber zugleich die leichtfertigſten ihrer Zeit; der arme Offizier der Garde des Palaſtes befand ſich in einer der übelſten Lagen der Welt. Tauſendmal wünſchte er ſich zurück in die Arme ſeiner kleinen Dorf-Eva, und jene Worte des weiſen Amalec fanden nirgends mehr Beſtätigung als hier. Der junge Spröde wurde bald die Zielſcheibe des Witzes aller Damen, die nichts weniger als einen Engel unter dem Cüraß und dem Bandelier eines Gardiſten vermutheten. Die kleinen Spiele, die geheimen Zuſammenkünfte, die Spaziergänge, die Muſikſtunden, Alles war darauf berechnet, die Schönheit gefällig und die Unerfahrenheit gelehrig zu machen. Die übrigen Offiziere, junge, leichtfertige und übermüthige Taugenichtſe, die ihr Glück in Liebeshändeln und Duellen fanden, ſpotteten ihres blöden Kameraden. Ihre Sarkasmen forderten oft eine blutige Erwiederung, und da entdeckte man, daß der ſchöne Sirio ganz vortrefflich focht und Hiebe austheilte, die einem Offizier der Garde alle Ehre machten. Die Damen erfuhren dies mit Entzücken, und ihre Nachſtellungen verdoppelten ſich. Es ward im Geheim ein Liebeshof gegründet und ein Preis ausgeſetzt für die Beſiegerin des Adonis, allein Niemand gewann dieſen Preis. Unter ſeinen Kameraden war beſonders einer, der die Freundſchaft unſers kleinen Engels gewann, ein dunkler Lockenkopf, mit einem afrikaniſchen Geſichte, eben ſo ſchwarz und wild, wie Sirio's blond und ſanft war. Dieſer Jüngling war der adoptirte Sohn eines Herzogs, eines Pairs von Frankreich, der unermeßliche Schätze dieſem jungen Wildfang hinterließ, der den Namen Odillon führte. Beide Jünglinge ſah man oft zuſammen. Ihre Spiele, ihre Vergnügungen, ihre ritterlichen Uebungen waren gemeinſam, nur wenn Odillon die Weiber aufſuchte, blieb Sirio zurück. Oft, wenn der Freund in ſpäter Mitternacht zurückkam, mit zerriſſenen Kleidern, Blutſpuren am Mantel, mit zerſtreuten Locken und einem Antlitz, auf deſſen fahler Bläſſe die Gluth der Augen, wie Kohlen auf Schnee geworfen, ſchimmerte, drückte Sirio ihn an die Bruſt und weinte über ihn: O, mein Freund, rief er; warum dieſes wilde Feuer? Wozu dieſe ewigen Händel und blutigen Schwelgereien! Kannſt Du nie lernen, ſanft und tugendhaft zu werden? — Odillon lachte, und indem er dem Sittenprediger die Zähne wies, grinſte er ihm zur Antwort: Tugendhaft? Was iſt Tugend, mein Junge? Die Erde iſt werth, daß Geſellen, wie ich, auf ihr ihr Weſen treiben. Glaubſt Du an die Tugend der Weiber, glaubſt Du an die Rechtlichkeit der Männer? O Du Thor! Ich weiß es beſſer. Das Geſchlecht taugt Nichts. Selbſt verderbt, an dem Verderben Anderer zu arbeiten, das iſt meine Luſt. — Sirio, als er dieſe Worte hörte, erſchrack heftig. Er faltete ſeine Hände zuſammen, und einer jener Blicke, die nur oben in den Räumen des ewigen Lichts geſchaut werden, heftete ſich voll Erbarmen und Liebe auf den tollen Jüngling, der davon wie betroffen zurückbebte, aber ſogleich wieder in ſeine frühere Laune fiel und rief: Du biſt einer der ſanften Tölpel, die ich ſonſt immer herzlich verachte, wo ich ſie finde, ich weiß nicht, warum ich dennoch zu Dir mich hingezogen fühle; allein es iſt ſo; ich kann ohne Dich nicht leben. — Und ich auch nicht ohne Dich, Odillon! rief Sirio. Der Himmel gebe nur, daß Du Dich beſſerſt. — Wir wollen's abwarten, entgegnete der Wilde lachend, für heute muß ich Dich bitten, mir Deine Geleitſchaft zu einem hübſchen Abenteuer nicht abzuſchlagen. Ich habe ein ganz allerliebſtes Mädchen entdeckt; ſie iſt die Tochter eines der Pächter meines Vaters. Obgleich ſie ſtreng bewacht wird, will ich's doch möglich machen, ihr einen Kuß und vielleicht noch etwas mehr zu rauben. Du mußt von der Partie ſein. — Unglücklicher, rief Sirio, haſt Du noch nicht genug an den Intriguen dieſes leichtfertigen Hofes? — Des Hofs, mein Junge? entgegnete Odillon. Ich will Dir bekennen, daß ich dieſer geputzten ſchönen Frauen herzlich ſatt bin. An ihnen iſt Nichts mehr zu verderben. Ueberdies langweilt's mich, daß ſie alle nur Dir nachſtellen. — Alſo biſt Du auf mich eiferſüchtig? — Nicht doch; ich weiß, daß das Hofſitte iſt. Du biſt einmal in Mode; vor ein paar Monaten war ich's, um wenige

Wochen wird's ein dritter ſein; denn glaube nur, ſo glücklich Dein Reizmittel auch gewählt iſt, den Spröden gegen Alle zu ſpielen, auf die Länge wird's Dich doch nicht emporhalten. Deine Scheu vor Küſſen iſt jetzt noch pikant; ergibſt Du Dich aber nicht bald mit guter Manier, ſo wird man Dich wie einen langweiligen verſchämten Tölpel bei Seite ſchieben, und Du ſitzeſt dann mit Deiner Tugend allein. Man wird Alles überdrüſſig, und ſelbſt wenn ein Engel vom Himmel ſtiege — Halt ein! rief Sirio lebhaft; läſtere nicht. Ach, wüßteſt Du, wie dieſem armen Engel zu Muthe ſein würde, befände er ſich in Eurem rohen, wüſten Treiben! Er bedeckte ſein Antlitz, wendete ſich ab und vergoß Thränen.

Bald darauf jagten beide Genoſſen auf ihren ſchönen wilden Pferden dem Dorfe zu, in deſſen Nahe das Häuschen der kleinen Fleurdelys ſtand. Es war Nacht, der Mond ſchien; Odillon war ganz Leidenſchaft und Wildheit. Er brachte ſeine Zither hervor und ſang unter dem Fenſter der Schönen. Plötzlich ſtürzten einige Vermummte hervor, bemächtigten ſich des Jünglings, warfen ihn zu Boden und ſchlugen ihn mit derben Knüppeln faſt todt. Sirio rettete ſeinen Freund; ohne dieſe Hilfe wäre er verloren geweſen, denn unter den Vermummten befanden ſich der Vater und der Bräutigam des Mädchens, und beide hatten dem jungen Wildfang den Tod geſchworen. Gegen Morgen kehrten die Freunde in den Palaſt zurück. Odillon mußte einige Tage Bett und Zimmer hüten, aber ſeine wilde Laune hatte Nichts bei dieſem Unfall eingebüßt. Haſt Du ſie geſehen? fragte er ſeinen Genoſſen. — Ja, ſie iſt ſchön. — Wie ein Engel, rief Odillon. — Ja, wie ein Engel, wiederholte Sirio raſch. Von dieſem Augenblick an fühlte er, daß er die kleine Fleurdelys liebte, nicht irdiſch, ſondern mit jener Engelsliebe, die den Strahl des ewigen Lichts nicht ſcheut, ſondern ihn aufſucht.

Die Zeit der großen Kirchenfeſte nahte heran; die in jener Zeit üblichen Myſterien nahmen ihren Anfang; bei Hofe wurde eine ſolche dramatiſirte heilige Handlung dargeſtellt. Margarethe ſelbſt ſtellte Maria vor und Sirio wurde erwählt, den Engel der Verkündigung zu vergegenwärtigen. Im Augenblicke, wo die Poſaunen erklangen, die ewigen Hymnen ſich emporſchwangen, das Hallelujah die Wölbung der weiten Hallen erſchütterte, erſchien Gabriel, langſam niederſchwebend, in der Fülle ſeiner ſeraphiſchen Schönheit. Die Menge brach in Staunen und Bewunderung aus; noch nie hatte man einen Engel geſehen, der ſo würdig ſeiner Rolle war und ſie bis in die kleinſten Einzelheiten ſo unnachahmlich darſtellte. Aber anſtatt Maria zu grüßen, die in ihrem Gewand von Goldſtoff mit affectirter Demuth vor ihm lag, ſchwang er ſich an ihr vorüber, und wie ein Vogel, der die Freiheit gewinnt, ſpannte er ſeine mächtigen Flügel aus, daß ſie durch die Gewölbe rauſchten, und fort war er aus dem Bereich der ihm entzückt nachſchauenden Gläubigen. Der arme Sirio, froh, einmal wirklich als das zu erſcheinen, was er war, hatte die Gelegenheit benutzt, ſeine falſchen Fittige in echte verwandelt und entfloh jetzt der verdüſternden Atmoſphäre dieſes galanten Hofs. Man ſah ihn nicht wieder; er war verſchwunden. Alle Nachforſchungen, den davongeflogenen Offizier der Garde wieder zu erhalten, blieben erfolglos. —

Auf den Zweigen des blühenden Ahorns, vor dem Fenſter der ſchönen Fleurdelys ließ ſich ein Vogel von wunderbarer Schönheit nieder. Sein Gefieder war Azur und Gold, und lange köſtliche Federn, wie die des Paradiesvogels, wiegten ſich wie ſchwebende Edelſteine im Hauch des Windes. Er öffnete den Schnabel und ſprach zu dem zuhorchenden Mädchen folgende, in ſingendem Tone hergeſagte Worte: O Du Liebliche, Keuſche, die Du fern von dem Getümmel des Hofs im kühlen Schatten dieſer beſcheidenen Hütte wohnſt, empfange meine lobpreiſenden Huldigungen. Süßes Mädchen, Dein Bad iſt Unſchuld, die Salbe, mit der Du Dich ſalbeſt, iſt Anmuth, Deine Wangen färbt Freude. Wenn Du hervorgehſt aus Deinem Kämmerlein, kommt der Frühling, Dich liebzukoſen, von Blume zu Blume geht das Gerücht von Deiner Schönheit, die Nachtigall beſingt Deine Wangen, die ſie für Roſen hält und der Tagfalter zieht Dir ſchmeichelnd nach, weil er im Strahl Deiner Augen ſich ſonnen will. Komm, Du Süße, und weile unter den Vögeln des Waldes, damit ſie Dir Hymnen ſingen, vermeide die Menſchen, denn ſie würden Dich beleidigen und das Gewand Deiner Schönheit beflecken. So ſang der wunderbare Vogel, und die ſchöne Fleurdelys antwortete ihm: Wer Du auch ſeiſt, wunderbares Weſen, Du flößeſt mir trotz Deiner übernatürlichen Erſcheinung Vertrauen ein. Vielleicht biſt Du mein Schutzgeiſt, denn einen ſolchen hat, wie mir der fromme Vater ſagt, ein jeder Menſch, ſo lange er auf Erden wandelt; ſo erfahre denn, daß ich morgen in ein Kloſter gehe. Mein Bräutigam hat mich verlaſſen, mein Vater zürnt mir und verſtößt mich. So habe ich mich denn Gott geweiht. — Himmliſches Mädchen, rief die Stimme draußen, ſo werde auch ich in das Kloſter gehen; wir werden uns dort wiederfinden. Mit dieſen Worten verſchwand der Sprecher und ließ die ſchöne Fleurdelys in grübelnden Gedanken zurück, wie ein Vogel es möglich machen wolle, den Schleier zu nehmen und eine Nonne zu werden. Gewiß eine ſehr auffallende Erſcheinung.

Als Fleurdelys am Altare kniete, kniete neben ihr ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit, die ihre blauen ſanften Augen mit dem Ausdruck innigſter Zärtlichkeit auf ſie gerichtet hielt. Auf beide Häupter ſank zu gleicher Zeit der Schleier nieder und ſchied ſie auf immer von einer eitlen und tumultuariſchen Welt. Die beiden jungen Nonnen umarmten ſich und weinten eine an der andern Bruſt. Clara und Serena wurden ſie genannt.

Dem Himmel ſei Dank! flüſterte der Engel, als er ſich in ſeiner Zelle allein ſah, hier wird nicht geküßt; hier ſind keine leichtfertigen Hofdamen, die ihre räuberiſchen Blicke ausſenden, hier iſt keine Königin, die Epigramme ſchreibt und dabei ihren Gardeoffizieren nachſtellt. Hier werde ich endlich ſicher ſein. Das einzige Unglück iſt, daß ich meinen Odillon nicht mehr ſehe. Trotz ſeiner Verderbtheit war er ein feuriger, poetiſcher Junge — und vielleicht wäre es mir gelungen, ihn zu beſſern. Welch ein Glück für mich, einen ſo verunglückten Sterblichen dem ewigen Lichte wieder zuzuführen.

Die kleine Fleurdelys, oder wie ſie jetzt hieß, Clara, gab ſich ganz der beſeligenden Ueberzeugung hin, in der Geſtalt der befreundeten Nonne ihren Schutzgeiſt um ſich zu haben, und überſchüttete ſie mit Zärtlichkeit. Wenn Du nicht ein Weſen wärſt, beſſer und edler als ich, rief ſie, wie könnte ich Dich denn ſo lieben? An allen meinen Mitgeſchöpfen, ſind ſie auch noch ſo vortrefflich, habe ich bis jetzt Fehler entdeckt, an Dir keine. O meine Serena, welch ein Segen für mich iſt dieſe Freundſchaft! Die Liebe hat etwas ewig Unruhiges, Verzehrendes, nur die Freundſchaft kann uns gut und glücklich machen! Mit dieſen Worten warf ſich die kleine Nonne an den Hals ihrer Freundin, umſchlang ihren Nacken und drückte einen Kuß — doch nein, ſie wollte ihn drücken, aber er glitt ab von dem ſchnell wegewendeten Antlitz des erſchrockenen Engels. Warum entziehſt Du Dich mir? klagte das Mädchen. — Weil — ſtotterte Serena — doch erlaß mir die Antwort. — Du ſchauderſt zuſammen, als wenn ich ein giftiges Gewürm wäre! — O nein, Du biſt meine liebe, meine angebetete Freundin! — Wenn ich das bin, warum verweigerſt Du mir dann den Kuß? — Ich habe ein Gelübde gethan, nie zu küſſen. — Gut, ich glaub's, einen Mann, aber mich, Deine Freundin? — Auch Dich nicht, rief Serena und ſah mit einem wehmüthigen Lächeln die kleine Nonne an, die ſchmollend zu ihr aufblickte. — Das iſt ſehr ſonderbar! — Ja wohl iſt das ſehr ſonderbar, aber ſei mir deshalb nicht böſe. Sie umarmten ſich und ſchon wieder wollte Clara ihre rothen Lippen auf die der Freundin drücken, als ſie ſich plötzlich beſann und mit einem holden Erröthen ſich ſchnell zurückzog. Wir Mädchen haben das in unſerer Art, daß wir immer küſſen müſſen; weit eher gewöhnt man uns das Athemholen ab, als dieſe Unart. Sie neigte ſich nieder und küßte ein hübſches weißes Kätzchen, das zu ihren Füßen ſpielte. Argloſes, liebliches Kind! flüſterte der Engel; wahrlich, wenn ich das Gewand von Staub anzöge, aus Deinen Händen empfinge ich es am liebſten.“ Ich würde rein und ſchuldlos ſein, wie Du — und vielleicht könnte ich dann den Himmel entbehren!

Die andächtigen Uebungen und das aſcetiſche Leben im Kloſter wurden dem Engel bald eben ſo läſtig wie das frivole Treiben des Hofes. Die irdiſchen Formen genügen einem Genie niemals. In den Pauſen, die die Andacht ihm ließ, ertappte er ſich oft auf dem Gedanken an Odillon. Eines Tages erſchien er ſelbſt. Der freche Wildfang, von dem Verſchwinden Fleurdelys' in Kenntniß geſetzt, hatte ihren Zufluchtsort ausgeforſcht und kam jetzt, ihr Fallſtricke zu legen. Mit ſeinem Golde beſtach er die Wächter und Wächterinnen bei den heiligen Mauern und drang in einer linden Mondſcheinnacht in den Kloſtergarten, in deſſen Gängen Clara und Serena luſtwandelten. Plötzlich lag Odillon zu den Füßen Clara's. Nicht Clara, ſondern Serena ſchrie laut auf, und dieſer Schrei war deutlich ein Ausruf der Freude, nicht des Schrecks. Odillon wandte ſein Auge hin, und der dunkle Strahl blieb auf Serena's Zügen haften. Obgleich er an Clara ſeine Worte richtete, ſo ſahen ſeine Augen nur Serena an. Wie gern hätte dieſe ausrufen mögen: Ich bin Sirio, erkenne mich, Odillon! Doch das Bewußtſein des Geſchlechts, zu dem er ſich jetzt bekannte, hielt den freudebebenden Engel zurück. Clara wies ihn zürnend ab, ſie entfloh, und Odillon legte ihren Schritten kein Hinderniß in den Weg; als aber auch Serena entſchwinden wollte, erfaßte der wilde Jüngling ihre Hand und rief: Seit ich Dich erblickte, iſt jene mir gleichgiltig. Empfange den Schwur meiner ewigen Liebe, angebetetes Mädchen! — Noch nie hatte Sirio ſeinen Freund ſo ſchön geſehen. Eine wilde Glut brannte in ſeinem Antlitz, doch dieſe Flamme, weit entfernt, die edlen Formen zu verzehren, erhöhte und durchgeiſtigte ihren Ausdruck. Die ſchwarzen Locken ballten ſich wie

Gewitterwolken im Nacken zuſammen und ließen die klare Mondſcheibe der Stirn offen dem Blick. Der Mund lechzte. Jeder Athemzug verbrannte eine Jugend, und dennoch wie ſchön war dieſe verbrecheriſche Begier! Wie weit entfernt, wie abgeblaßt nüchtern war von dieſem Bilde Alles, was an Sterblichen ſonſt Taumel und Rauſch genannt wird. — Odillon, rief die Nonne und hüllte ſich in ihren Schleier, ich bin Nonne, und dies iſt ein Kloſter! Ich weiß es, rief er, und ein boshaftes Lächeln umſpielte ſeinen Mund; gerade weil dies ein Kloſter iſt, und weil Du eine Nonne biſt, reizt mich die Luſt doppelt und dreifach, und Deine Schönheit facht meine Flamme um ſo mächtiger an. Komm, dort iſt eine ſichere Laube, laß uns dort die ſüßen heiligen Gelübde der Liebe tauſchen; komm! — Unſeliger, was verlangſt Du? — Dein Glück, mehr als das meine! — O welch eine Frechheit! — Schilt immerhin, nur komm! — Wohlan, ich folge, aber nur, um Dich Sünder zu bekehren, Dir endlich einmal den Spiegel aller Deiner Gräuel vorzuhalten, Dich zittern zu machen, Dich zu vernichten! —

Mit dieſem edlen Vorſatze ſchloß ſich die ſchöne

Nonne mit ihrem leidenſchaftlichen Verehrer in die dunkle Geisblattlaube ein. Hier wo in ſicherer dunkler grüner Nacht nur die kleine Fackel der rothen Mohnblüthe brannte, wo wie ein neugieriges Kind die Lilie ihr blondes Haupt durch's Gitter des Epheus ſteckte und die Roſe, immer verſchämt und coquett, ihren Buſen im Mondſchein kühlte, hier ſollte der arme Engel es erfahren, wie gefährlich es für Heilige ſelbſt iſt, ſich an die Bekehrung determinirter Sünder zu machen. Der ſchöne Odillon, wahnſinnig vor Entzücken, ſeine reizende Schöne in ſicherm Gewahrſam vor ſich zu haben, warf ſich zu ihren Füßen, umſchlang ihre Kniee und weinte in ihren Schooß. Während die gute Nonne unabläſſig Moral predigte, umſchloß er ihre Arme und knüpfte daraus einen Liebesknoten, um ihn um ſeinen Nacken zu legen, er nahm die weichen warmen Hände und trocknete ſich mit ihnen ſeine Thränen. Alles dies zog ein Gefolge von leidenſchaftlichen Tollheiten nach ſich, die ohne Ende waren. Endlich gerieth die Moralpredigt ganz in's Stocken, und der Engel, der alle Bekehrungsplane aufgab, war nur noch auf ſeine Flucht bedacht, denn er fühlte zum erſten Male, daß ſein eigener Geiſt mit dem Verführer im Bunde war, ihn in den Abgrund zu ziehen. Aber ehe er fliehen konnte, war ſchon geſchehen, was ewig ihm Verderben brachte. Odillon hatte den Kuß halb geraubt, halb freiwillig erhalten, und ohnmächtig ſtürzte die Nonne zuſammen mit dem Ausruf: Ich bin verloren! —

Als der Nebel ſchwand, der die irdiſchen Sinne des Lichtgeiſtes deckte, fand ſich der Unglückliche auf dem Boden der Laube liegend. Die erſten Strahlen der Frühſonne brachen durch den Blumenvorhang und mit ihnen ſchimmerte die klare Himmelsbläue hinein. Zuſammenzuckend, wie bei der Berührung einer Leichenhand, wand ſich der arme Engel im Staube, unfähig, den Strahl des Lichts zu ertragen, unfähig, die ferne ſüße Heimath zu grüßen. Er war jetzt ein Verbannter, auf ewig Verſtoßener. O die Qualen dieſer Stunde waren entſetzlich, doppelt entſetzlich, da eine ſo mächtige Seele mit ihnen erfüllt ward. So biſt du mir geraubt, mein Heimathland! ſeufzte er und ſtreckte ſeine Arme nach Licht und Himmelsbläue aus. Ich liege hier im Staube, zertreten wie ein Wurm. Fern, ewig, unerreichbar fern rollen die ewigen Sonnen, klingen die himmliſchen Chöre meiner Brüder! O Quell des Lichts — wie verberg ich mein Antlitz vor dir? Vernichte mich, Athem der Schöpfung, laß den Keim meines unſterblichen Weſens in irgend eine niedere Geſtalt verachtend übergehen, ſchleudre mich, zur Strafe meiner kindiſchen und vermeſſenen Neugier, in die ewige Nacht, aus der keine Errettung mehr iſt. Ich hab's verdient! —

Nach und nach legte ſich der wilde Sturm der Gefühle etwas, und in bittendem, klagendem Tone ſetzte der arme Engel hinzu: Alſo ein Mann ſoll ich jetzt ſein, denn der mir den verhängnißvollen Kuß gab, war einer. Als Mann werde ich jetzt leben, die Erde bebauen, ein Weib nehmen und ſterben! O erbärmliches Loos! Ekelhaftes, kleinliches, dunkles Geſchick! Ich kann's nicht ertragen. Hätte ich doch Clara's jungfräulichen Kuß angenommen, ſo wäre ich ein Weib! Auch das wäre ſchrecklich, doch immer leichter, dünkt's mich, zu tragen. Aber ein Mann! ein roher, wilder, begehrlicher Mann! Furchtbar! Doch es ſei. Die Ketten ſind mir angelegt; ich bin im Kerker! —

Als ſie aus der Laube hervortrat, war ihr Antlitz bleich wie der Tod. Wo iſt der Entſetzliche, rief ſie, ſich umſchauend, der mich zu ſeinem Sklaven machte, wo hat er ſich verborgen? Ich will ihn ſtrafen, ihn blutig haſſen! — Haſſen? — Nein, ich kann's nicht; ich verſtehe nicht zu haſſen und ihn könnte ich nimmer haſſen. Noch jetzt, da ich durch ihn im Elend bin, fühle ich mich zu ihm hingezogen. Wer iſt er? Woher dies geheimnißvolle Weſen? Ich muß ihn wiederfinden, ihn zur Rede ſtellen.

Kaum waren dieſe Worte verhallt, als Odillon aus den Gebüſchen hervortrat. Doch es war nicht mehr der Odillon, wie er ſich bis jetzt gezeigt. Er war kalt, ruhig, nur ein Zug des Hohns ſchwebte um ſeine Lippen. Sei ruhig, rief er dem beſtürzten Genoſſen zu, wir haben Verſtecken geſpielt. Ich habe mich anführen laſſen, Du auch. Du biſt durch mich kein Sterblicher geworden, weil ich ſelbſt keiner bin. —

— Odillon!

— Ein läppiſcher Name; ich habe einen andern, der Dir vielleicht noch bekannt ſein wird. — Hiermit neigte er ſich zu ihm und flüſterte ihm etwas in's Ohr. Der Engel bebte zuſammen und wich ſcheu zurück. Der ſchöne Schwarzkopf lächelte und ſagte boshaft: Wir haben auf einer Schulbank oben im Himmel geſeſſen. Es iſt mir lieb, daß Du mich alſo noch kennſt.

— O darum alſo die Anziehungskraft, die Du auf mich ausübteſt?

— Gewiß, darum.

Der Engel faltete die Hände und blickte entzückt nach Oben. Dem Himmel ſei Dank! rief er. Mein Vorwitz iſt der Strafe diesmal entgangen. Ich bin unverändert, was ich war, und darf in die Heimath zurückkehren.

Der Dämon ſah zur Erde, und es zuckte wie Schmerz und Unwille um ſeine Lippen. Der Engel bemerkte es und mäßigte ſeine Freude. Mit einem zärtlichen Mitleid flüſterte er: Was kann ich thun, um Dich zu retten?

— Nichts. Ich bitte Dich, ſpiele nicht den Großmüthigen; dann wirſt Du mir vollends verhaßt. Laß uns ſcheiden, denn ſeitdem ich Dich kenne, langweilt's mich in Deiner Nähe. Ich kehre zum luſtigen Menſchenvölkchen zurück. Er ſprach's und entſchlupfte. Der Engel machte Anſtalten, ſich in ſein ätheriſches Flügelgewand zu hüllen, als er die Straße herab einen Mann kommen ſah, der gebückt daherſchlich, und in deſſen Zügen Kummer und Entbehrung ſich malten. In demſelben Augenblicke ſtand der Engel in der Geſtalt eines Bauerknaben vor ihm und rief, dem Wanderer auf die Schulter klopfend: Sei mir gegrüßt, weiſer Amalec; biſt Du allgewaltiger Miniſter geworden? — Der Gelehrte ſah ſtaunend auf und erkannte ſeinen jungen Freund aus dem Dorfe. Wie? rief er, Du biſt nicht Page der Königin? — Eben ſo wenig als Du Miniſter, tönte die lachende Antwort. — Die Sorbonne hat mich hinausgewieſen, der Rath der Miniſter hat mich nicht angenommen, die Vertrauten und Machthaber des Königs haben mir zu verſtehen gegeben, daß ſie mich für entbehrlich hielten, überall wurde ich übel empfangen, und weshalb? Nur weil ich den Menſchen bewies, daß, um beſſer und klüger zu werden, ſie mich zum Muſter nehmen müßten. Liegt hierin eine Thorheit oder ein Laſter? Haben es nicht alle Stifter von Religionen und Staaten ſo gemacht? Aber ſei es, ich glaube, meine Zeit iſt noch nicht gekommen. Ich gehe wiederum, zwanzig Jahre mich in mein Dorf zu begraben; alsdann, wenn ich hervorgehe, wird man nicht genug Ehrenpforten und

Säulen aufrichten können, um mich zu ehren. Warten wir alſo das ab. Für Dich, mein Freund, habe ich jetzt kein Auskunftsmittel mehr, da Dich Dein hübſches Geſicht nicht einmal hat weiter bringen können, ſo — aufrichtig geſprochen — wird's Dein bischen Verſtand noch weniger vermögen. Ich habe nicht einen Burſchen gefunden, der ſo ſehr ſimpel, ſogar etwas blödſinnig wäre wie Du.

— Du thuſt mir wehe, entgegnete der Engel, doch bin ich Dir deshalb nicht böſe, ſogar wünſche ich Dir, daß Du einſt — geläutert und veredelt, verſteht ſich — zum Lichtgeiſt, zum Engel werdeſt.

— Engel? rief der Gelehrte. Es gibt keine Engel.

— Freilich nicht, entgegnete der Engel lachend und ſchwang ſich im hellen Glanz ſeines Lichtgewandes, dem ſtaunenden Gelehrten vorüber, dem Himmel zu. Der weiſe **Amalec** hielt ſich die Hand über die Augen und blickte, ſo lange er noch etwas ſehen konnte, der Erſcheinung nach, dann murmelte er, indem er ſeinen Weg fortſetzte: Ich habe doch Recht, es gibt keine Engel! Es fehlte nur noch, daß ein ſo junger naſeweiſer Burſche auch noch Recht behielte.

Der Arſenikfritze.

Aus dem Tagebuch eines Freundes, der zu früh der Wiſſenſchaft und ſeinen Genoſſen geſtorben iſt, entlehne ich folgende kleine Skizze, die das Intereſſe des Leſers anſprechen dürfte, einestheils weil ſie etwas wirklich Erlebtes ſchildert, anderntheils weil dieſes Erlebte in den Schimmer mährchenhafter Anmuth gehüllt erſcheint. Mein Freund ſtudirte zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Freiberg noch unter dem Präſidium der berühmten Männer Werner und Charpentier. Er ſchildert ſein Abenteuer folgendermaßen.

Beſtimmt, mehrere Jahre in Freiberg zuzubringen, war es mir nicht gleichgiltig, wie der erſte Eindruck, den dieſe Stadt auf mich machen werde, ſich geſtaltete. Nie habe ich einen düſterern Abend erlebt, als der war, wo ich, das Ziel meiner Reiſe erreichend, mit ermüdeten Pferden langſam einzog. Wir fuhren unter dem Geſtänge durch, die Gruben „Himmelfahrt" und „Abraham" lagen links dem Einfahrenden, die Glocke, welche den Arbeitern in der Grube ein gewiſſes Zeichen gab, tönte einförmig durch die Stille und fand einen ſchwachen Widerhall im öden Gebirge. Der Himmel ſenkte ſich mit ſchweren Wolken dicht herab, ein blutiges Roth, durch die dunkeln Maſſen leuchtend, flammte am Horizont, die Luft war vollkommen windſtill und doch brauſte es hoch oben in den Lüften, als arbeiteten die Luftgeiſter, um ein ſchweres Nachtgewitter herbeizuziehen. Wirklich brach es auch in den Mitternachtſtunden aus, und ich kann mich nicht beſinnen, jemals ein ſolches Toſen und Toben, ſolche ſchmetternde und dumpfrollende Schläge gehört zu haben, als in jener Nacht laut wurden, wo ich zum erſtenmal in Freiberg ſchlief.

Heitere Wochen und Monde, anhaltendes Studium, ehrliche Genoſſen und gute Freunde, Jugend und leichtes Blut verſcheuchten jene düſtern Eindrücke bald. Das Leben des Bergmanns iſt kein ſo träumeriſches, als die Poeten es zu ſchildern pflegen. Kommt er aus ſeiner Nacht hervor, ſo gehört er doppelt und dreifach dem lichten, ſchönen Tage, und die Heiterkeit der Gelage, die Luſt froher Tänze hat wohl Niemand mehr empfunden, als der eifrige, fleißige Bergmann in den Pauſen der Arbeit. Ich entſinne mich nicht eines einzigen ſtillen, melancholiſchen Burſchen; ſelbſt wen Krankheit und früher Todeskeim niederbeugte, barg ſein Leid im Schooß der Erde und ließ den ſchweren Kummer zurück bei dem ſchweren Metalle dort unten. Wir hatten Tänze, Aufzüge und Maskenbälle, alle eigenthümlich, und wenn man will, poetiſch. Ich beſinne mich, einſt tief unten, wo alles Leben erſtirbt, wo das Licht des Tages nur als eine ferne Sage erſcheint, wo man vom Monde und den Geſtirnen ſich als wie von ſchönen Mährchen erzählt, eine luſtige Poſſe erlebt zu haben, aufgeführt mit all dem Uebermuth kecker Liebesfriſche, wie ſie nur die warme Sonne eines Julitages und der grüne Teppich einer Wieſe, der dunkle Schatten eines Waldes auszubrüten vermag. Dazu rauſchten die unterirdiſchen Gewäſſer, es heulten die Stürme durch die Stollengänge und die große Sonne von Goldpapier, die wir an die nahe Felſenwand angeklebt, zitterte mit allen ihren dünnen Strahlen wie ein Polyp im Meeresgrunde, den die Wellen ſchlagen. Gnomen und Erdgeiſter kannten wir nur von der Dresdner Oper her, in unſern Gruben lebten ſie nicht, oder ließen ſich wenigſtens nicht vernehmen; denn wir waren Alle keine Sonntagskinder und keine Geiſterſeher. Wir hatten rothe Wangen, friſche, muntere Augen, eine ſchöne Uniform, wir waren luſtige Knaben und brachten unſere verliebten Abenteuer, unſere Scherze, unſere Lieder und boshaften Späße auch in den Schooß der Mutter Erde hinab, und zwangen dieſe uralten Felſenpaläſte, dieſe unterirdiſche, ſeit einem halben Jahrtauſend erſchloſſene Grabeswelt, von dem raſtloſen Geplauder unſerer Jugend widerzuhallen.

Es war in einer Vorleſung, die der berühmte Mineralog Werner hielt, als eine Schublade mit ſeltenen Kryſtallen von Hand zu Hand ging. Ich ſollte ſie eben meinem Nachbar reichen, als ein vor mir Sitzender den Arm verlangend darnach ausſtreckte, an die Schublade ſtieß und machte, daß die ſauber geordneten Kryſtalle durch einander fielen.

Wir ſahen den Profeſſor auf ſeinem Katheder erbleichen. „Um's Himmelswillen, meine Herrn," rief er, „Vorſicht! Schon einmal hat mich ein unerſetzlicher Verluſt auf dieſem Wege getroffen." — Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als die Schublade unberührt auf dem Tiſche ruhte. Niemand wagte es, ſeine Hand nach ihr auszuſtrecken; es war, als enthielte ſie den Tod, oder was ſchlimmer noch als Tod — die Schande. Es war bekannt, daß vor mehreren Jahren zurück ein ähnlicher Vorfall ſich ereignet hatte, doch mit ſchlimmerem Ausgang. Die Schublade, eine Sammlung koſtbarer Edelſteine enthaltend, war umgeſtürzt worden, und ein unſchätzbarer Stein, der in Europa nicht ſeines Gleichen hatte in ſeltener Zuſammenſtellung mehrerer Farben, war ſpurlos verſchwunden. Es gingen Gerüchte über die Art ſeines Verſchwindens, man hatte ſchonungslos einen jungen Mann bezeichnet, der ihn entwendet haben ſollte, und dieſer Unglückliche war von dem Augenblick an aus Freiberg verſchwunden. Hierdurch ſchien die Anklage begründet; Steckbriefe und Signalements verfolgten den Entwichenen; man ging ſo grauſam zu Werke, wie man nur konnte. Umſonſt, er wurde nicht entdeckt; es war, als wenn die Erde, deren koſtbarſtes Kleinod er der Habſucht der Menſchen entzogen hatte, ihn geſchützt hätte in ihren undurchdringlichſten Tiefen.

Die Geſchichte dieſes jungen Mannes war, obgleich noch friſch in der Gegenwart, doch ſchon eine Art Sage geworden. Man erzählte ſich viel von ihm: Manche hatten ihn gleich nach dem Auftritt im Collegium blaß und entſtellt auf der Flur eines Nachbarhauſes geſehen, deſſen Treppe er wankend hinaufzuſteigen bemüht war. Dort wohnte ein Mädchen, dem ſich der arme Junge heimlich verlobt hatte. Jetzt ſah ſie ihn als Dieb angeklagt, in Pein vergehend. Andere hatten ihn am Eingang einer ſchon ſeit Jahrhunderten verſchütteten Grube verſchwinden ſehen; wieder andere behaupteten, den Verlorenen bemerkt zu haben, wie er an der Bank zu Töplitz, in eine fremde glänzende Uniform gekleidet, große Summen leichtſinnig hinwarf. Wer ihn näher gekannt hatte, verleugnete jetzt dieſe Bekanntſchaft. „Er war ein ſtiller, freundlicher Junge, mit einem Zug von Schwermuth in dem blonden Geſichte,“ ſagte die junge Krämerwittwe, in deren Häuschen er gewohnt; „aber,“ ſetzte ſie hinzu, gleichſam als fürchtete ſie ſich, einem Diebe das Wort geredet zu haben, „an einem gewiſſen tückiſchen Zug, den er um Mund und Auge hatte, ſah man wohl, daß er gelegentlich einer ehrvergeſſenen, ſchlimmen That fähig war.“

Dieſe Geſchichte war nun bald vergeſſen, der Vorfall mit der Schublade brachte ſie aber ſo friſch wieder in's Gedächtniß, als wäre ſie geſtern vorgefallen. Man ſprach wieder von nichts als von dem dreifarbigen Edelſtein, der eine Fürſtenkrone werth geweſen, von dem ungeheuern Verbrechen des jungen Mannes und von dem Schmerz des großen Mineralogen, der das unſchätzbarſte Stück ſeiner Sammlung eingebüßt hatte. Wir gaben uns das Wort, nie wieder eine Schublade anzurühren; es ſollten Vorkehrungen getroffen werden, daß eine ſo ſchmachvolle Scene ſich niemals wiederholen könne. Ich weiß nicht, auf welchen Unſinn wir im Gefühl unſerer gekränkten Ehre, in unſerem Ingrimm auf jenen ſchändlichen Räuber verfielen. Ich machte es am ärgſten, und erſt dann kam ich zur Vernunft, als meine Freunde anfingen ſich über mich luſtig zu machen.

Zu damaliger Zeit ging eine Aufforderung der Regierung herum, durch welche zu einem gefährlichen Dienſte geworben wurde. Eine Arſenikgrube hatte mehrere ihrer Arbeiter eingebüßt, man ſuchte neue, ohne welche finden zu können. Die augenſcheinliche Gefahr ſchreckte auch den Sorgloſeſten, Verwegenſten zurück. Selbſt die eifrigſten Jünger der Wiſſenſchaft, die keine noch ſo drohende Unternehmung ſcheuten, die in die tiefſten Gruben hinabfuhren, bebten zurück, wenn man das Wort „Arſenik" nannte. Es war ein Peſthauch, der auf dieſem Namen heranwehte, ein bleicher Todesathem, der unbarmherzig Jugend, Schönheit und Liebesluſt in Vernichtung ſenkt. Es war keine romantiſche Todesgefahr, es war nur ein bleiches, langſames, ſicheres Sterben. Schaudernd erblickte man die Garderobe dieſer in der Werkſtatt der Gifte arbeitenden Knappen. Da war keine bunte Treſſe, kein Blumenſtrauß an der Weſte, kein flatterndes Band; grau in grau, vermummt wie wandelnde Aſchenſäulen, ſtiegen die Armen in die abgeſonderten Gänge ihres mit dem Fluch alles Lebendigen beladenen Bergwerks. Durch ſtarre Brillengläſer ſahen ihre Augen, und kein Blick der Liebe drang in dieſe erlöſchenden Sterne. Ein ewiges Gebet ward in der kleinen Kirche gehört, die in einiger Entfernung von dem Arſenikſtollen einſam erbaut war. Brünſtige Lippen küßten hier den Steinboden, und manches jugendliche Herz rang mit dem Schickſal, das unbarmherzig ſein Liebſtes dem Gifttode dahingegeben. In dieſer kleinen Kirche ſtiegen Gebete zum Himmel, wie ſie kein anderer Tempel Gottes hört, ſo weit die Erde chriſtliche Kirchen trägt. Schaudernd überblickte das Auge den an der Kirche liegenden Gottesacker. Dieſes Feld von Gräbern ſchien einer volkreichen Stadt anzugehören, und doch war es nur die Todesſaat eines kleinen Fleckens; nur ein Dorf hatte dieſe Maſſe von Todten geliefert. Keiner dieſer Schlummernden war als Greis in die Grube geſenkt worden, Keiner hatte Enkel um ſeine Kniee ſpielen ſehen, ſie Alle waren im Mittag des Lebens, die meiſten ſchon beim Frühroth hinweg gerufen worden. Nichts Erſchütternderes als dieſe Kirche und ihre vielen Todten. Eine Mutter, die ihr einziges Kind, einen blühenden Knaben, hier an dieſem Kirchhofe vorbei der Grube entgegenzubringen den Muth gefunden hätte, wäre eine unnatürliche Mutter geweſen; ein Mädchen, das ihrem Geliebten in dieſer Kirche ſich antrauen ließe, mit der Ausſicht auf dieſe Grube, wäre ein entſetzliches, nicht denkbares Geſchöpf. Die Giftarbeiter hatten auch keine Mütter, keine Geliebten mehr; ſie waren meiſtens aus der Welt und der Gemeinſchaft der Menſchen ausgeſtoßene Flüchtlinge. An den gefährlichſten Plätzen arbeiteten zum Tode verurtheilte Verbrecher.

Meine mineralogiſchen Studien hatten mein Weſen in einem Grad in Anſpruch genommen, wie ich es mir nicht als möglich gedacht hätte, bevor ich mich mit dieſer Wiſſenſchaft einließ. Jenes Circulär der Regierung war von dem Schreiben eines Profeſſors begleitet, der im Namen der Wiſſenſchaft Kühnheit und Muth predigte. „Meine Herrn,“ hieß es im dieſer Schrift, „Amerika wäre nicht entdeckt, die Taucherglocke nicht in Anwendung gebracht worden, der Montblanc nicht erſtiegen, wenn der Mann der Wiſſenſchaft nicht denſelben und vielleicht noch höhern Muth im Buſen fühlte, als der Soldat im Kriege. Es gibt mehr als einen Napoleon unter uns; oder meinen Sie, daß eine Schlacht bei den

Pyramiden größere Gefahr bringe, höhern Muth, ausgezeichneteres Talent vorausſetze, als eine Wanderung, um die Quellen des Nigers zu entdecken?“

„Auf daher, meine jungen Freunde,“ fährt der Profeſſor in ſeinem Schreiben fort, „dem Arſenikberge zu! Muthig dem Gifte entgegen! Denken Sie ſich in die Lage eines Arztes, der an das Bett eines Peſtkranken tritt; wird er feig zurückbeben, wenn es gilt, ein Leben zu retten, Erfahrungen für die Wiſſenſchaft zu ſammeln? Und die Gefahr für Sie iſt noch lange nicht ſo groß; ja es gibt eigentlich gar keine Gefahr für Sie. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie mit denſelben rothen Wangen und blitzenden Augen, mit denen ſie in die Grube ſteigen, wieder herausſteigen werden, daß Ihre ſchöne Stimme, mit der Sie unter dem Fenſter Ihrer Geliebten die Leute aus dem Schlafe wecken, um ſie zu entzücken und zu bezaubern, nichts von ihrer Biegſamkeit und Stärke verlieren ſoll. Ich ſelbſt, der Ihnen dieſes anräth, bin ein glücklicher Vater von ſechs geſunden Knaben, und keine Spur von den gefährlichen Zuſammenkünften mit der bleichen Nymphe des Arſenikſtollens zeigt ſich in meinem Leben, wohl aber ſind meine Hefte durch einige köſtliche Notizen bereichert worden, die ich der eigenen Wahrnehmung und Beobachtung verdanke. Alſo Muth, meine Herrn! Ich lade Sie ein zu einer Zuſammenkunft in dem kleinen Giftkabinette der guten alten Mutter Erde, das lange nicht ſo gefährlich iſt, als die Giftkabinette in den Herzen ſchöner Mädchen. Auf Wiederſehen."

Dieſer humoriſtiſche Aufruf, ganz dazu berechnet, eine muntere Jugend zu begeiſtern, flog von Hand zu Hand, und eine Menge Unterſchriften fanden ſich. Aber es waren nur Namen auf dem Papier; die Träger dieſer Namen blieben in der Wirklichkeit einer nach dem andern weg, als der Tag der Abreiſe heranrückte. Dieſer hatte plötzlich einen Brief von Hauſe bekommen, worin gemeldet wurde, daß eine Couſine in Dresden eintreffen werde und durchaus den Vetter ſehen und ſprechen wolle; jener erwartete einen Onkel, zwei wurden krank, drei verſpäteten ſich auf einer Fußreiſe, Einer verlobte ſich, und zwei machten Erbſchaften; aber keiner von Allen ſprach vom Widerwillen gegen den Arſenik; im Gegentheil, Alle bedauerten, nicht ſeine Bekanntſchaft machen zu können. Ich allein blieb übrig, und ich machte mich unerſchrocken und frohen Muthes auf den Weg. Mit einem ſpeciell vom Kurfürſten unterſchriebenen Erlaubnißſchein, mit einem Paß von der Regierung, mit einer Karte vom Oberbergbauamt zu Freiberg und mit einem Zeugniß der Sanitätscommiſſion in Dresden reiſte ich — dem Tode entgegen. Ich miethete mir eine kleine Wohnung im Dorfe, das in bedeutender Entfernung von den Gruben entfernt lag. Hier richtete ich mich beſtmöglichſt ein, hing meine Guitarre an die Wand, darunter ein Medaillon, das das Bild meiner Mutter enthielt, dann in einen Kranz von Immergrün, den meine Schweſter mir geſtickt hatte, meine Uhr. Am Fenſter ſtand der Schreibtiſch, und alles das ſah wohnlich aus, als wäre ich tauſend Meilen entfernt vom Krater des Todes.

Hier verhielt ſich in Betreff der Sagen, der Teufels- und Geſpenſtergeſchichten die Sache anders als in Freiberg. Hier gab es Gnomen und Kobolde, hier gab es bleiche Todesjungfrauen, die Arſenik hauchten und deren Liebesküſſe mit Gift geſchwängert waren. Natürlich, die Phantaſie iſt am liebſten thätig, wo Gefahr iſt; nun war es auch bei uns in

Freiberg manchmal recht ſehr gefährlich, aber doch tanzte der Dämon der Unterwelt nicht in ſo kecken Sprüngen wie hier, hier, wo er auf dem mittelbaren dünnen, unterminirten Boden der Hölle balanzirte, hier, wo jeder Sprung ein dumpfes Echo, einen Weheruf der Schatten der Unterwelt hervorrief. Ein jedes Plätzchen im Hauſe war bezeichnet als die Stelle, wo ein Hoffnungsloſer zuletzt geathmet, einen jeden Pfad in's Gebirge hatte die Verzweiflung gewandelt, an die Thüre jeder Hütte hatte irgend einmal der Finger eines dem Tode nahen Vergifteten geklopft.

Ehe ich meine Unterſuchungen begann, und es dauerte einige Zeit, ehe ich alles zur Toilette des Todes Gehörige beiſammen hatte, ward meine kleine Stube belebt durch die Beſuche der Arbeiter und Angeſtellten, zum Theil höherer, wiſſenſchaftlich gebildeter Beamten. Ich kann nicht ſagen, daß ihr Geſpräch mich ergötzte. Ihre Wiſſenſchaft war ihnen Alles, ſie ſahen in der Erde nur Apothekerbüchſen; freilich ungeordnet und durcheinander geworfen, ich ſah in ihr Geiſter, die dem Lichte zuſtrebten, und der Granat war mir das feurige Auge des Metallgeiſtes, das nach der Oberwelt heimlich, in verzehrender Sehnſucht emporlugt. Aber wozu das den Männern der Wiſſenſchaft vorhalten? Wollen ſie es verſtehen? Bewahre, ſie ſind glücklich bei ihren Apothekerbüchſen.

Wenn dieſe hochverdienten Männer der Wiſſenſchaft (Gott erhalte ſie!) mein Stübchen verlaſſen und deſſen Luft durch die Aufzählung von Namen, Syſtemen, Abtheilungen und Unterabtheilungen erfüllt hatten, ſchlüpfte manchmal ein wunderliches Geſchöpf herein, grau gekleidet, wie das Gebirge, dem es entſprungen, haſtig wie ein Gnome der Unterwelt, geſchwätzig wie eine alte Höckerin der Oberwelt, geheimnißvoll flüſternd wie ein Nachtlüftchen, verwachſen wie ein alter Baumſtamm, unergründlich wie Waldesdunkel, friſch wie die Quelle — kurz, es ſchlüpfte dann mein alter Mährchenerzähler herein. Ich wünſche mir in meinem Leben keinen andern Mährchenerzähler. Wenn ich das alte Geſicht nur wieder ſähe! wenn ich nur den Ton der Stimme wieder hörte! Aber er iſt dahin! in irgend eine Gebirgsſpalte hinabgefallen, in irgend einem ſtaubigen Winkel der Schöpfung ſpurlos verſchwunden. Ich werde ihn nie wieder ſehen.

Der Alte erzählte mir die ſchauervolle Sage vom „Arſenikfritze.“ Dieſes Geſpenſt ſollte in nächtlicher Weile umgehen. Viele Leute im Orte hatten ihn geſehen in der Geſtalt eines ſchönen, aber ſchreckbar bleichen Jünglings, der eine verſchloſſene Urne in den Armen hielt. Er war im Leben ein „ſiebenbürgiſcher Herzog“ geweſen; er hatte ſeine ſieben Schweſtern, ſeine ſieben Brüder, ſeine ſieben Geliebten nach einander mit Gift hingerichtet, und wegen dieſes dreimal ſiebenmaligen Mords wandelte er jetzt dreimal ſieben Jahrhunderte auf der Erde umher, und in der Urne trug er dreimal ſieben glühende Herzen, die durch den Marmor der Urne durchſchimmerten in dunkler Nacht, ſo daß die Urne wie ein Kohlenbehälter ausſah. Für gewöhnlich ging das Geſpenſt friedfertig ſeinen ſtillen Gang, aber man hatte Beiſpiele, wo es ſich zornig und ſtrafend gezeigt hatte. Dieß war der Fall, wenn ſich irgend einer der Bergleute unterſtand, den gewonnenen Arſenik zu unterſchlagen; denn der „ſiebenbürgiſche Herzog“ betrachtete den Giftberg als ſein unveräußerliches Eigenthum und wachte über dem Gifte wie über Goldhaufen; nur auf geſetzlichem Wege gab er es zu, daß ſeine Schätze ihm genommen wurden.

Eines Abends wandelte ich in den Umgebungen des Dorfes ſchwermüthig und einſam. Der Herbſt iſt eine melancholiſche Jahreszeit, aber in dieſer Gegend war er wahrhaft troſtlos. Das Erſtorbene, Freudloſe der Haide, die wenigen Hügel, die ſich dem Auge darboten, und die in ihrer ſpärlichen Bekleidung mit gelbem Graſe koloſſalen Grabhügeln ähnlich ſahen, das fortwährende Aufſteigen der Rauchſäulen, deren Wolken ſich wie graue Dampfgeiſter durch die Lüfte jagten, die Töne des Windes, der über die Fläche dahinſtrich, und nun dieſe armen, dürftigen, kranken Menſchen und noch kränkern Kinder, die ſich an den Thüren der Hütten zeigten — Alles fiel ſchwer auf die Seele.

Wie ich um die Ecke eines verlaſſenen Gebäudes bog, ſah ich ein fremdartiges Weſen vor mir. Es war dunkel, und ich mußte meinen Blick anſtrengen, um zu erkennen, was ich unvollkommen ſah. Wie ich näher kam, fand ich, daß es ein Bergmann war, nur ſchien ſeine Kleidung etwas veraltet. Man hatte in neuerer Zeit zweckmäßige, wohlthätige Reformen eingeführt: davon ſchien dieſer Mann nichts zu wiſſen. Die Kopfbekleidung beſtand bei ihm noch in dem faltigen Aufſatz, das Schurzleder war geformt, wie man es eigentlich nur noch auf alten Bildern ſah, und die Farbe war eine helle Steinfarbe, die machte, daß der Mann in der Dunkelheit einer aus Stein gebauenen Figur glich. Ebenſo unbeweglich ſtand er. Ich will geſtehen, daß mich ein kleines Grauen überlief. Ich dachte ſchon daran, umzukehren, aber ich ſchämte mich deſſen wie einer deklarirten Feigheit. So ging ich denn weiter und kam dicht an der nächtlichen Geſtalt vorbei. Sie wandte langſam ihr Antlitz zu mir, und durch die Höhlen der Kopfbedeckung brannte ein düſterer Blick auf mich. Sie hob ihren Arm langſam, als wollte ſie mich anfaſſen, doch ſank der Arm wieder eben ſo leiſe an den Körper hin, und ich hörte einen tiefen Seufzer, ein Stöhnen, wie ich es nie aus einer Menſchenbruſt gehört. Es war alles Leid der Erde in dieſen kurzen, wilden Ton gedrängt. Ich konnte nicht fort. „Lieber Mann," rief ich, „fehlt Euch etwas? Kann ich helfen? —" Der Blick des Unbekannten blieb auf mich geheftet. Ich wiederholte meine Frage, und die ganze Antwort war endlich ein langſames Kopfnicken und wieder ein Verſuch, meine Hand zu erfaſſen. Ich reichte ſie ihm. „Nein!“ rief eine wohltönende, noch jugendliche Stimme, „ich nehme die Hand nicht, denn meine Berührung iſt Tod.“ — „Das iſt der Arſenikfritze!“ rief ich bei mir, und mein Herz klopfte.

Sie ſind ein Fremder?“ fragte der Unbekannte. Ich bejahte. „Sie ſind erſt wenige Wochen hier?“ Ich nickte mit dem Kopf. „Was bewog Sie, in dieſe gefährliche Einöde zu ziehen?“ — „Intereſſe für die Wiſſenſchaft.“ — Er ſchwieg. — Ich fühlte das Bedürfniß, das Geſpräch fortzuführen; meine abergläubiſche Furcht war wie ein Nebel verſchwunden. — „Sie arbeiten im Stollen?“ fragte ich. — „Schon lange.“ — „Ich ſah Sie noch nie.“ „Ich komme ſelten auf die Oberwelt.“ — „Die Wiſſenſchaft wird Ihnen danken.“ — „Die Wiſſenſchaft hat keinen Theil an meinen Bemühungen.“ — Ich zuckte zuſammen; ein anderes Grauſen, nicht das der Geſpenſterfurcht, hatte ſich meiner bemächtigt, das Grauſen, in der Nähe eines Verbrechers zu ſtehen. Er ſchien meine Gedanken errathen zu haben, denn nach einer Weile ſagte er: „Mein Aufenthalt hier iſt kein gezwungener; ich bin völlig frei und könnte morgen, wenn ich wollte, die Gifthöhle verlaſſen.“ — „Und Sie bleiben?“ — „Ich bleibe und werde meine Tage hier beſchließen!“ Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Ich habe das Gift kennen gelernt, das die Welt bietet, und finde, daß es gefährlicher iſt, als das Gift meines Berges.“

Wer da weiß, wie die Stimme des Unglücks verführeriſch klingt, wie das Geheimniß einer Menſchenbruſt lockt und zieht, wie alle Kräfte in uns ſtreben, das Dunkel zu durchdringen, das über ein armes Menſchenherz ſich lagert, der fühlt wohl auch, daß ich mit dieſer erſten Zuſammenkunft, mit dieſen wenigen Fragen mich nicht begnügte. Wir ſahen einander öfters, endlich faſt jeden Abend. Wenn die erſten Stunden der Nacht ſich über die Erde breiteten, kamen ich und der Arſenikfritze zuſammen; ja, der Arſenikfritze, denn ſeine nächtlichen Gänge hatten jene Sage genährt, und es war ihm lieb, daß dieſes Geſpenſtergrauſen ihn und ſeine Schritte umgab. Er war aus der Welt ausgeſtoßen und wollte nicht auf dem Wege der Liebe, nur auf dem Wege des Schreckens zu ihr zurück.

„Sie ſind aus Freiberg?“ fragte er mich einſtmals. Als ich ihm heiter meinen Aufenthalt in dieſer Stadt ſchilderte, einige Bekannte nannte, und unter dieſen auch den trefflichen Meiſter und Lehrer, den berühmten Mineralogen, ſchauderte er zuſammen, wankte, und wenig fehlte, ſo wäre er zu Boden geſunken. Ich erſchrack; in dieſem Zuſtande hatte ich ihn noch nie geſehen. Dieſen Abend war an kein weiteres Geſpräch zu denken, ich war ernſtlich beſorgt für die Geſundheit, ja für das Leben des Mannes. Er blieb mehrere Tage aus, und als er endlich ſich wieder einſtellte, war er völlig verändert. Er erſchien ſo ſteinern, ſein Weſen war ſo verſchloſſen, daß ich, der ſchon auf warme, freundſchaftliche Mittheilungen gehofft hatte, mich wieder auf den erſten Moment unſerer Bekanntſchaft zurückgedrängt ſah. Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, von Neuem zu beginnen, und es gelang mir; aber ich vermied ſorgfältig, Freiberg und die dortigen Verhältniſſe und Perſonen zu berühren. Wir hatten ja tauſend andere Dinge, über die wir ſprechen konnten.

Mein düſterer Freund war hochbegabt an Einſicht und Kenntniß. Er hätte Großes für die Wiſſenſchaft leiſten können; ich bewunderte ſeinen Scharfſinn, die Sicherheit ſeiner Beobachtungsgabe. Aber man kann nicht immer über Steine und Metalle ſprechen, die Erde hat ſo viel Schönes. Nach und nach befanden wir uns in blühenden Gärten, auf bewegtem Meer, in volkreichen Straßen; aber man kann auch nicht immer von blühenden Gärten und volkreichen Straßen ſprechen, ohne die Menſchen und ihre wunderlichen Schickſale, ihre Mühen, ihre Qual, ihre Luſt, ihre Thorheit, ihr Wiſſen und ihr Lieben zu berühren und — ach! eines Abends waren wir doch wieder in Freiberg und bei den dortigen Studien. Auch dießmal, wie früher, wurde mein armer Genoſſe wie von einem Krampfe befallen, nur milder: er brach in Thränen aus, und dieſe Thränen weinte er an meiner Bruſt. „Ich bin jammervoll elend gemacht worden!“ rief er mit erſtickter Stimme. „Die Menſchen in Freiberg haben mich unter die Erde gebracht, ſie haben mich aus der blühenden Schöpfung verjagt und mich gezwungen, mich in dieſe ewigen Gifthöhlen zu flüchten. Aus den Armen eines Freundes, von den ſüßen Küſſen einer ſchönen Braut hinweg haben ſie mich in die Tiefen der Unterwelt geſchleudert — und an alle dem iſt der Blick eines Mannes Schuld!“

Ich wußte nun, wen ich vor mir hatte. Der warme Antheil, den ich an dem Geſchick eines armen Jünglings nahm, ging in eine Art glühender Schwärmerei für den unſchuldig Verdammten, für den Jahre lang Leidenden, für den lebendig Begrabenen über. Ich ſtürzte an ſeinen Hals, und wir weinten mit einander. O wie hat die Erde ſo viel des Leids, ſo viel des tiefen, ſtillen, verſchwiegenen Leids! Hütet eure Worte, eure Blicke, ihr Menſchen! Seht hier, wie ein kühnes, friſches Jugendleben durch ein einziges leiſes Zeichen eines ſchmählichen, empörenden Verdachtes gemordet worden. Hütet eure Blicke!

Der Arme! Was ſoll ich noch weiter hinzufügen? Seine Jugend war beſchloſſen, ſeine Hoffnungen begraben mit dem erſten Schritte, den er aus jener Vorleſung that. Mit dem Brandmal des Diebs gezeichnet, wo konnte er Frieden finden, wo, als tief im Schooße der Erde? Er beſchloß, ſich ſelbſt mit raſchem Zug aus der Liſte der Lebendigen zu ſtreichen. Wenige hätten dieſen Muth beſeſſen. Ich arbeitete viele Wochen daran, ſeinen Entſchluß wankend zu machen und ihn wieder der Welt zuzuführen. Er wollte nicht. Die, die er als Braut einſt begrüßt, hatte ſeiner längſt in den Armen eines Andern vergeſſen, ſein Freund dachte des Entſchwundenen nicht mehr, Niemand dachte mehr ſein. Er war verurtheilt, hingerichtet, begraben und — vergeſſen!

Viele Jahre vergingen. Jenes Auditorium wurde umgebaut, der Fußboden aufgeriſſen, und im Staub und Schutt fand ſich — der verlorene, vielfarbige Edelſtein.

Der

goldne Mantel.

I.

Es war ein neblicher Herbſtabend des Jahres 2843, als in einer dunkeln Gaſſe einer ſehr weitläufigen Stadt, die ſich am Ufer des Rheins erſtreckte und aus der Zuſammenziehung von fünf ehemals ſelbſtſtandigen Städten, von Cöln, Düſſeldorf, Elberfeld und Bonn entſtanden war, alſo gleichſam eine Stadt-monstre, ein junger Mann über einen Gegenſtand ſtolperte, den er für einen Eckſtein am Waſſer hielt, der aber eine alte Frau war, die im Kanal nach Lumpen fiſchte. Sie zog eben ein Ding hervor, das im trüben Lichte wie ein Stück Goldbrokat ſchimmerte, deſſen Form und einſtige Beſtimmung ſich jedoch nicht enträthſeln ließ, ſelbſt nachdem die Alte es vom Schlamm gereinigt hatte. Der junge Mann blieb ſtehen und ſah dem Treiben der Bettlerin zu. Sie breitete den Lumpen aus, ſie glättete ihn beſtmöglichſt, rollte ihn dann zuſammen, und ſteckte ihn vorſichtig in die Taſche, dann ergriff ſie ihren Stock, und wollte ſich eben mühſam vom Boden aufrichten, als der junge Mann ſie etwas rauh fragte, was ſie hier treibe.

Ich denke, darüber hab' ich Niemanden Rechenſchaft zu geben, tönte die Antwort. Noch hat kein Unberufener dieſe Frage an mich zu richten gewagt.

Ah, bitte um Verzeihung, liebe Frau, ſagte der junge Mann gutmüthig, indem er einen Schritt zurück that, um der Alten Platz zu machen, ihre Wanderung in die enge Winkelgaſſe anzutreten, an deren Eingang ſie ſich befand. Sie blieb jedoch ſtehn und rief mit ſcharfem, verweiſendem Tone: Liebe Frau? Das iſt nicht mein Titel. Obgleich ich mich Herzogin, Vicomteſſe, Reichsgräfin, Comteſſe-Palatine, Burggräfin, Oberburggräfin, Reichsunmittelbare Freifrau und Adelsmarſchallin nennen könnte, ſo zieh' ich es doch vor, die einfache Benennung „Edeldame“ zu fordern, denn da mein Adel ſo über Berechnung hinaus alt iſt, ſo wäre es lächerlich, noch irgend einen Werth auf einen Titel zu legen. Ich bin von Geburt aus ſchon alles, wozu man mich machen wollen könnte.

Bei dieſen Worten ſuchte die Lumpenſammlerin in ihrer ſchmutzigen Taſche nach einer kleinen Horndoſe, aus der ſie mit großem Anſtand eine Priſe nahm. Der junge Mann hatte ſich an die Thüre des nahen Ladens gelehnt und ſchwieg, wie es ſchien, in großer Ehrfurcht.

Mein vollſtändiger Titel, fuhr die Alte fort, indem ſie ſich auf ihre Schlammgabel ſtützte, iſt ſo lang, daß er verbunden mit den Titeln meiner drei ſeeligen Männer vollkommen eine Stunde Zeit hinnimmt, um ihn herzuſagen. Gieb einmal Acht, mein Kind, ob ich die Wahrheit ſage. Eben ſchlug die Uhr jenes alten Gebäudes, das einſt eine ſehr berühmte Kirche war, die aber Niemand fertig bauen konnte, und die deshalb vom Schickſal beſtimmt ſcheint, bis an's Ende der Tage eine Ruine zu bleiben, eilf, und ich will beginnen.

Die Alte näſelte jetzt in einem ſchnarrenden Tone ihre ſämmtlichen Titel ab, und ſiehe da, als der letzte genannt wurde, ſchlug es von jenem alten nicht zu vollendenden Gebäude Mitternacht. Der junge Mann hatte in halbem Schlafe hingehört, doch hatte er ſo viel verſtanden, daß die Alte die tituläre Gerichtsbarkeit über zwölf Städte, das tituläre Protektorat über zwanzig Reichsſtifte und die titulären Eigenthumsrechte über eine ganze Grafſchaft beſaß, daß ſie in ihrem Wappen die Schlüſſel von ſechs Feſtungen führte, und daß ihre drei ſeeligen Männer Comthure und Großkreuze ſämmlicher Orden der alten Welt geweſen waren, daß ihre Vorfahren das Recht „des kleinen Eingangs“ bei allen Höfen gehabt und daß ſie ſämmtlich den Anſpruch auf ein Tabouret mit Goldfranzen geltend machen durften. Bei allem dem, ſagte die Alte, muß ich dich bitten, mir ein kleines Nachteſſen zu verſchaffen. Ich geſtehe, daß ich Hunger habe.

Es wird mir eine Ehre ſein, rief der junge Mann, indem er ſich tief verneigte, mein kärgliches Mahl mit einer Dame von ſo außerordentlichen Schickſalen und ſo illuſtrer Herkunft zu theilen.

Ich fordre dieſe Gefälligkeit nicht umſonſt, ſagte die Alte gutmüthig. Ich werde dir eine hübſche Geſchichte erzählen und zwar die Schickſale dieſes Goldbrokat-Lumpens, den ich eben zu meiner großen

Freude an dieſer Stelle entdeckt habe, wo, alten Nachrichten in unſerem Familienarchiv zu Folge, meine Ur-Ur-Großmutter ihn hingeworfen hat.

Der junge Mann reichte der Reichsgräfin den Arm, und beide verloren ſich in das Dunkel der kleinen Winkelgaſſe.

Die Chemie des neunundzwanzigſten Jahrhunderts hatte es ſo weit gebracht, daß ſie ganze ungeheure Städte mit einem gewiſſen Gas erleuchtete, das einen ſo prachtvollen Glanz verbreitete, daß man es, an die Spitze des höchſten Thurms angebracht, brauchen konnte, einen Umkreis einer Meile taghell zu erleuchten. Dieſe koſtbare Flamme brannte eben, allein trotz ihres gerühmten Schimmers, waren die Schatten doch überwiegend in dem entfernten Stadttheil, wo der arme Student der Menſchenrechte wohnte, der eben ſeinen intereſſanten Gaſt heimführte. Bei dem Mangel an Krieg und Peſt, zwei für das Glück der Menſchheit ſo nothwendige Revolutionen, war die Zahl der Erdbewohner ſo angewachſen, daß eigens auf den Univerſitäten Lehrſtühle gegründet waren, um zu lehren, wie man der Population Schranken ſetze. Dieſe neue praktiſch-wiſſenſchaftliche Diſciplin beſoldete in allen Ländern ihre Agenten, die es zur Pflicht hatten Acht zu geben, daß man die Menſchenrechte wahre, daß heißt die Rechte derjenigen Menſchen, die ſchon exiſtirten, gegen die Forderungen derjenigen, die erſt zu exiſtiren die Abſicht zeigten. Unſer junger Nachtſchwärmer war ein ſolcher Student der Menſchenrechte bei äußerſt knappem Gehalt.

Als er in ſeinem Dachſtübchen anlangte, warf er einen Haufen Broſchüren von dem einzigen Stuhl, den er beſaß, und nöthigte die Reichsgräfin darauf Platz zu nehmen.

Noch eine Frage, mein Sohn, rief die Alte, biſt du verheirathet?

Der Student erröthete. Er war es heimlich, aber wenn die Profeſſoren erfahren hätten, daß er theoretiſch lehrte, was er geheim praktiſch wieder vernichtete, ſo hätte er unfehlbar ſeinen kleinen Gehalt eingebüßt und hätte aufhören müſſen, Student der Menſchenrechte zu ſein.

Ich frage nur, ſetzte die Alte ihre Rede unbekümmert fort, um dir den Rath zu geben, im Fall du deine Güter einſt theileſt, mit großer Vorſicht zu Werke zu gehen. In meiner Familie ſind die ewigen Theilungen der Grund geweſen, daß wir ſo herabgekommen ſind. Kein Wunder. Mein Ureltervater hatte ſehr vernünftig nur zwei Kinder, ſein Sohn ſchon vier, der Enkel acht, der darauf folgende ſechszehn, dann zweiunddreißig und deſſen Söhne brachten mit mehrern Frauen eine ganze Population hervor. Der erſte Ariſtokrat war ein Mann ohne Titel, aber mit einem koloſſalen Beſitzthum, der letzte Ariſtokrat iſt ein Mann mit endloſen Titeln und ohne eine Brotrinde zu beſitzen. Das iſt ein Satz, den die Weltgeſchichte ganz eigens erfunden hat, um einer alten Frau, wie ich bin, eine ſchlafloſe Nacht zu bereiten.

Die ihr aber auf meinem Lager nicht haben ſollt, ſagte der junge Student artig. Ich trete euch mein Bette ab, und ſuche bei einem Stubennachbar ein Gaſtlager.

Während man dies ſprach, wurde das Abendeſſen eingenommen, das aus einer Schaale Milch und einem Stückchen Käſe beſtand. Hierauf nahm die Alte ihren Goldbrokat wieder hervor und begann ihre Erzählung, oder ihr Mährchen, wie folgt.

2.

In den Gebirgen von Eſtremadura irrte zur Zeit Caroli magni ein junger Fant bei einbrechender Dunkelheit rathlos umher. Sein Name war Don Joſé, und ſein Alter ungefähr achtzehn Jahr. Er war Edelknabe am Hofe des Kaiſers geweſen, der ihn als natürlichen Sohn eines natürlichen Sohnes eines ſeiner Jugendfreunde mit einiger Sorgfalt hatte erziehen laſſen. Allein bei dieſem durch und durch natürlichen Kinde überwog die Natur die Convenienz in dem Grade, daß Don Joſé, ſtatt ſein Glück in der Antichambre zu ſuchen, die wilden Hirten von Eſtremadura aufſuchte und mit ihnen auf Raub auszog. Jetzt grade machte er ſich auf den Weg, um in Saragoſſa, wo der Hof ſich verſammelte, nicht etwa den Kaiſer, oder ſeine vornehmen Verwandten, ſondern lediglich Abenteuer nach ſeinem Geſchmack aufzuſuchen. Auf ſeinem kleinen andaluſiſchen Klepper ſorglos dahin trottend, hatte er nicht bemerkt, daß die Linien des Gebirgs ſich wunderſam ineinander ſchoben, und zuletzt war er vor einer glatten Felſenwand angelangt, die jedes Weiterreiten verhinderte. Er ſtieg ab und taſtete in der rabenſchwarzen Finſterniß an der feuchten Wand hin, fand endlich einen ſchmalen Pfad, ſchwang ſich, indem er ſich an einem wilden Lorbeerbuſch anklammerte, um die Felskante, und erblickte jetzt in geringer Entfernung die erleuchtete Façade eines prachtvollen Schloſſes, das in die Oede hineinglänzte. Die Fenſter ſchimmerten purpur und blau, das offne Thor erleuchteten mächtige Pechfackeln, die ihre pomphaften Flammen in der Dunkelheit der Gebüſche ſpielen ließen. Wer war froher als unſer Nachtwandler. Er gelangte mit einiger Mühe zu dem Schloſſe, indem er ſein Rößlein auf der Felſenplatte zurückließ.

Im Vorhof des Schloſſes wuchs hohes Gras, die Stufen der Treppen bedeckte ein natürlicher Teppich von bunten Waldblumen, und nur einzelne morſche Fetzen bekundeten, daß einſt hier ein gewirkter Teppich die Füße der Eintretenden bewillkommnet hatte. Die Lichter flimmerten in einem wunderbaren zitternden Glanze. Doch unſern Helden kümmerte dies wenig, er eilte raſch die breite Marmorſtiege hinauf, indem er dachte, die Geſellſchaft ſei oben verſammelt und die Dienerſchaft beſchäftigt, aber wie erſtaunte er, oben alles eben ſo leer und verödet zu finden, wie unten. Die weiten Säle, in ihrem Schmuck an Teppichen, Waffen und koſtbaren Gefäßen, ſtanden wüſt, und der unheimliche Glanz, der überall flimmerte, trug nur noch dazu bei, die Einſamkeit recht gehäſſig zu machen. Unſer Page durchſchritt mit tönendem Fußtritt eine endloſe Zimmerreihe, und ſtieg endlich in ein Thurmgemach hinauf, wo er einen brennenden Kamin fand und um denſelben ſechs Stühle gereiht, nicht anders als wären die Menſchen, die hier in gemüthlichem Kreiſe geſeſſen, eben erſt aufgeſtanden, um das Gemach zu verlaſſen. Gegenüber dem Kamin ſtand in einer Niſche eine weibliche Bildſäule von einer ſo bewundernswürdigen Schönheit, daß der junge Abenteurer ſeinen Blick von ihrem Liebreiz nicht abzuwenden vermochte. Die Geſtalt, die aus ſchneeweißem Alabaſter geformt war, trug ein kleines Mäntelchen von Goldbrokat um ihre Schultern. Don Joſé umfing mit beiden Armen die ſchlanke Taille der Göttin, und drückte auf den kalten Stein einen zärtlichen Kuß. Er beging ſogar die Thorheit, für die ganze Nacht aus dieſem Gemach nicht zu weichen, und bereitete ſein Lager dicht zu den Füßen der Statue. Als es tagte, erloſchen die magiſchen Flammen, und das alte Schloß erhielt ein freundliches Anſehen, weil nun die Morgenſtrahlen hineinfielen; allein einſam blieb es darum doch, nach wie vor. Die Bildſäule leuchtete in noch größerer Schönheit. Don Joſé gerieth außer ſich, und dachte alles Ernſtes daran, die herrliche Figur zu rauben, und um zu ſehen, ob ſich dies thun ließe, unterſuchte er den Sockel des Bildes. Bei dieſer Gelegenheit wankte die Statue und verlor ihren kleinen goldnen Mantel. O weh! wie fuhr der arme Page zurück, als er jetzt ein plumpes, von den Würmern zerfreſſenes altes Holzbild vor ſich ſah, das ihn aus todten Augen anglotzte, und das unter dem morſchen Gerümpel der Kammer gewiß das allerwidrigſte war. Don Joſé entlief und hatte wahrlich nicht die Abſicht wiederzukehren, als er am Portal des Schloſſes, von der hellen Sonne beſchienen, eine Inſchrift entdeckte, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, und die Worte enthielt:

Was da reizet, war einſt mein!
Was da reizet, ſei jetzt dein!
Nun ſuche es fein.

Der wilde Page war eben nicht ſehr mit Scharfſinn begabt, allein hier that ſein bischen Gehirn ihm doch ſeine Dienſte. Er lief ſogleich zurück, hob den Mantel auf, der in die Tiefe der Niſche gefallen war, legte ihn dem Bilde um, und ſiehe da, es war wieder ſo wunderſam reizend wie früher. Er wußte nun genug und beſchloß ſogleich, den beſtmöglichſten Gebrauch von dem Zaubermäntelchen zu machen. Er fand jetzt mit Leichtigkeit, nachdem er ſein Roß befreit hatte, den Weg aus dem Gebirge, und lenkte auf die Straße hin, wo die Laſtwagen mit dem Reichthum ganzer Provinzen nach dem Sammelplatz der Feſte und der Spiele hinzogen. Er ſchloß ſich einem Zuge luſtiger Abenteurer an und gelangte ſo an die Thore von Saragoſſa.

3.

Hier hatte Kaiſer Karl alles verſammelt, was die ihm untergebne Welt an Glanz und Pracht aufweiſen konnte, er ruhte aus von der anſtrengenden Arbeit der Sachſenbekehrung. Ganz Spanien hatte ſeine Helden, Deutſchland ſeine Troubadoure, Frankreich ſeine ſchönen Frauen, und Italien ſeine Spitzbuben nach Saragoſſa geſendet. Es war ein ewiges Lauteniren und Zitherſchlagen; die Nacht kam nicht zum Schlafen und hielt ihre Millionen glänzenden Augen beſtändig offen. In den Arenen erhob ſich das Gebrüll der gehetzten Stiere, während in den Turnierſchranken die Paladine, die Abkömmlinge der alten Tafelrunde, ſich Beulen ſchlugen und Staub aufwirbelten. Die alte mauriſche Poeſie, ſo berüchtigt durch ihre Dolchſpitzen, wie berühmt durch ihre Liebesgeſänge, ſchlüpfte ohne Unterlaß durch die dunklen Gänge der Palläſte, und war immer beſchäftigt, Schleier zu lüften und Lampen auszulöſchen.

Ein ſehr lukratives Gewerbe war zu dieſer Zeit die Kunſt, Serenaden und Notturnos zu komponiren und abzuſingen. Unſer Don Joſé verſtand das letztere meiſterlich und wurde deshalb von den verliebten Rittern gedungen, um vor den Balkonen ihren Damen Ständchen zu bringen. Unſer Page war zu bedauern; öffnete ſich nach langem Anſingen eine Thür, erſchien ein flüſterndes Kammerkätzchen, ſo ſchlüpfte nicht er, ſondern der Glückliche, der müſſig hinter ihm ſtand, hinein und der arme Sänger mußte ſich den Mund wiſchen. Aber Don Joſé war nicht der Mann, ſich dieſes arg zu Herzen zu nehmen. Er war einer jene leichtſinnigen Naturen, die jedes Jahrhundert leider nur zu wenige hervorbringt, denn ſie ſind die hübſcheſten Puppen in der alten Marionettenbude Welt.

Eines Tages kam ein Mann ſehr bedenklichen Anſehens zu unſerm Sänger. Obgleich nicht alt, ſo hatte der Beſucher doch ein äußerſt welkes Antlitz. Er ſah ſorgenvoll und pedantiſch aus, und nicht anders klang auch ſeine Sprache. Er beſtellte ſich eine Romanze von der allerzärtlichſten Gattung.

Don Joſé fragte ihn beſcheiden um ſeinen Namen.

Ich heiße Eginhard, ſagte der Mann, und mein Amt iſt ein Schreiber zu ſein. Ich ſchreibe den Minnedichtern ihre Verſe ab. Das iſt oft ein verwünſcht ſchwieriges Geſchäft, denn die Leute ſchreiben oft Pfoten, die man ſich nicht ärger träumen kann. Allein ich werde nicht lange bei dieſer Beſchäftigung bleiben; mein Schickſal will mit mir hoch hinaus, ein alter Traumdeuter hat mir verſichert, daß ich nichts Geringeres als der Schwiegerſohn des Kaiſer Karl werden ſoll.

Don Joſé fühlte Luſt zu lachen, doch das hochmüthige ſtrenge Geſicht des Schreibers bewachte jede ſeiner Mienen. Er packte alſo ſeine Notenblätter und ſeine Laute zuſammen, und näherte ſich mit ſeinem Kunden nicht ohne Furcht dem Gartenhauſe, in welchem die Prinzeſſin Emma wohnte. Aber er hatte kaum ſeine Serenade angeſtimmt, als eine Wache erſchien, die ſie beide gefangen nahm. Es thut nichts, ſagte Eginhard, ich bin ein Philoſoph und verliere nie den Muth. Man wird uns nach einiger Zeit frei laſſen, und dann erneuern wir den Verſuch. So geſchah es, aber zum zweiten Male kamen Don Joſé und der Schreiber in den Thurm; es geſchah dies ſogar zum dritten und zum vierten Male. Als ſie wiederum ſo ſaßen, nahm Don Joſé das Wort und ſagte zu dem troſtloſen Liebhaber: „Herr, ich weiß ein Mittel, euch zum Ziele zu führen. Sagt mir eine tüchtige Belohnung zu, wenn ihr einſt Schwiegerſohn des Kaiſer Karl ſein werdet, und ich bin der Mann, der euern in den Sand gefahrenen Liebeskarren wieder flott macht. Sprich, mein Sohn, ſagte der Philoſoph; Alles in der Welt iſt möglich, nur dies iſt nicht möglich, aus einem wirklichen Dinge ein nur ſcheinendes Ding zu machen, denn ſolches hieße die Grundlage der erhabnen Philoſophie umſtoßen.

Ich weiß nicht, erwiderte Don Joſé, ob das Ding, das ich euch gebe, ein wirkliches, oder nur ein ſcheinendes iſt, in jedem Falle wird es bewirken, daß ihr aus der Vogelſcheuche-Figur, die ihr jetzt habt, ein ſchöner Mann werdet, den die Prinzeſſin Emma im weiten Reiche ihres Vaters nicht ſchöner wird auftreiben können.

Du verſprichſt viel, ſagte der Philoſoph.

Nach abgemachten Bedingungen einſtiger Vergeltung, bei denen der Schreiber den Mund ſehr voll nahm, lieferte ihm der Page den magiſchen Mantel aus. Das Reſultat iſt bekannt. Die Geſchichtſchreiber, die nie die richtigen Quellen, aus denen ſie ſchöpfen, angeben, haben auch ſämmtlich vergeſſen, den Urſprung von der berühmten Liebesgeſchichte Eginhard's und Emma's ſo zu erzählen, wie ſie hier der Wahrheit gemäß berichtet iſt. Die Prinzeſſin, eingedenk ihres erhabenen Standes, hätte nie aus purer Gefälligkeit für die deutſchen Balladendichter ſich ſo weit herabgelaſſen, den Schloßhof von Aachen beim erſten Schnee auf die Weiſe zu durchwaten, wie ſie es gethan, wenn nicht jener Zaubermantel ſeine Wirkung damals in Saragoſſa ausgeübt.

Mehre Jahre darauf begegneten ſich der Schreiber Eginhard, der jetzt die Biographie ſeines erlauchten Schwiegervaters nebſt Correſpondenz über die Sachſenbekehrung herausgab, und der jetzt ſehr heruntergekommene Abenteurer Don Joſé in einer kleinen winklichen Stadt Norddeutſchlands.

Ich weiß nicht, ob du mich noch kennſt? redete der ehemalige Page den Schwiegerſohn des Kaiſers an. Dieſer warf einen jener unnachahmlichen Blicke auf den Sprechenden, den Leute bei Hofe auf Dinge und Menſchen zu richten pflegen, deren Daſein ſie zu ignoriren ſich vorgenommen haben. Aber Don Joſé war nicht blöde, er trat auf die Schleppe des Philoſophen und ſchrie ihm in's Ohr: Wo ſind die Schätze, die du mir verſprochen haſt, Spitzbube?

Auf ſolch eine Anrede muß ſelbſt ein Philoſoph antworten. Elender! rief der unſrige, ich habe dir nichts verſprochen. Das Ding, das du mir gabſt, und der Himmel weiß, in welche Plunderkammer meine Köchin es geworfen, war kein wirkliches, ſondern nur ein ſcheinendes. War ein Unding — ein Non-ens — ein nicht zureichender Grund eines nicht zureichenden Seins. Ich, als der Ahnherr der deutſchen Philoſophie laſſe dich für deine Frechheit in den Kerker ſperren, aus dem du nur herauskommen ſollſt, wenn du mir beweiſeſt, daß die Mauern dieſes Gefängniſſes Spinnengewebe ſind.

Da der arme Ex-Page dieſen Beweis ſchuldig blieb, ſo öffneten ſich für ihn nie wieder die goldnen Pforten der Freiheit. Eginhard jedoch ſchrieb ſeine Biographie in Ruhe.

4.

Jahrhunderte waren vergangen nach dem Akt dieſer philoſophiſchen Undankbarkeit, Kaiſer Karl lag ſchon längſt in ſeiner Gruft zu Aachen, und von den fernern Schickſalen der Prinzeſſin und des Schreibers, ihres Gemahls, ſchweigen die Chroniken gänzlich. Unſre Chronik hat es jedoch nur mit dem goldnen Mantel zu thun; auch von ihm wäre ſchwerlich etwas zu ſagen, er wäre mit dem übrigen Plunder des berühmten Mittelalters längſt untergegangen, wenn er nicht, da Zauberhände ihn gewebt hatten, von etwas dauerhafterem Stoffe geweſen wäre. Soll man einigen dunkeln Gerüchten trauen, ſo hat er hier und da eine Rolle geſpielt, und muß um manche Schulter geflattert haben, aber ſei es nun, daß man den Schatz, den man gehoben, nicht erkannte, ſei es, daß die Eitelkeit zu ſiegen glaubte, wo nur der Mantel ſiegte, kurz kein ſo eklatantes Faktum wie das letztbeſchriebene zeigt ſich unſrer Forſchung. Endlich taucht der Goldbrokat ſehr ſichtbar auf, und wir ſehn ihn am Hofe Ludwig des Vierzehnten eine Rolle ſpielen.

In der Gegend von Fontainebleau lebte ein kleiner, äußerſt übel ausſehender Zwerg, den die Landleute ſpottend den König David nannten, vielleicht wegen ſeiner Kleinheit, vielleicht weil er ein alterthümliches Inſtrument, ähnlich einer Harfe ſpielte, und ſich damit ſein Brot an den Thüren der Reichen gewann, vielleicht aber auch weil man behauptete, daß er auf die Gipfel der Bäume klettre und von dieſen heimlichen Altanen herab das Bad der Nymphen zu belauſchen pflege. Eines Tages ſaß der Zwerg wiederum auf ſeinem Altan, das heißt in der dickbelaubten Krone einer prächtigen Linde, als am Fuß dieſes Baums Frankreichs gefeiertſter und zugleich ärmſter Dichter Platz nahm, es war Lafontaine. Zum erſten Mal während ſeines langen kummervollen Lebens hatte ſich der Poet entſchloſſen, die Fürſprache der Großen nachzuſuchen und ſeinen Stolz überwindend, befand er ſich jetzt auf dem Wege nach Paris, um der berüchtigten Maintenon einen demüthigen Beſuch abzuſtatten.

Nie iſt ein ächter Dichter mehr übler Laune, als wenn er gezwungen iſt, die Welt, die er verachtet, um einen Dienſt anzuſprechen. Der Fabeldichter ſummte vor ſich hin einige Verſe, die wie eine Verwünſchung klangen, dann brachte er ſeine Doſe hervor und nahm eine lange verdrießliche Priſe. Freund Aeſop! rief er, was würdeſt du an meiner Stelle thun? He? Würdeſt du deinen koſtbaren Buckel in eine Weſte von Goldbrokat ſchnüren, wie ich es eben gethan, würdeſt du dein ehrliches Geſicht, gewohnt nur mit den Thieren des Waldes zu kokettiren, in jene altklugen Falten preſſen, die die Menſchen Höflichkeit nennen, und die die Jugend häßlich, das Alter lächerlich machen. Würdeſt du das? Nein, alter Knabe, du thäteſt es nicht. Bruder Lafontaine, ſei kein Narr, würdeſt du ſagen, mache dieſer luſtigen Nymphe, deren Waden mit der Krone Frankreichs geſtempelt ſind, nicht deinen unterthänigen Bückling, du könnteſt nach dieſer ekelhaften Demüthigung nicht wieder im Walde erſcheinen, nicht wieder unter dem ſtolzen Vieh, unter den Thieren, die nicht ſpeichellecken, und ſich nicht Eines vor dem Andern bücken!

Der Poet war bis zu dieſer Stelle ſeines Monologs gekommen, als er unwillig aufſprang, den Rock und die Weſte auszog und beides mit zornfunkelnden Augen in einen nahen Graben warf. In Hemdärmeln daſtehend rief er: Nun denn, ich gehe nicht, ich kehre um! Mein Stolz ſei, daß ich der Einzige von Frankreichs Poeten bin, der die Locken deiner königlichen Perrücke nicht erſchaut hat, großer Ludewig! Zum Geier, Enkel Kapets, kannſt du den Mann entbehren, der ſo hübſche Verſe macht, ſo kann dieſer Mann auch dich entbehren!

In großer Aufregung ging der Fabeldichter am Ufer des Fluſſes hin und her. Er hatte die Hände in den Taſchen, die verwirrten Locken ſeiner Perrücke flogen im Winde, ſeine gelöſten Strümpfe ſchlotterten an den Waden hinab. Endlich blieb er ſtehen und ſagte mit einer ſanften Stimme: Ein prophetiſcher Geiſt ſagt mir, daß einſt ein Poet, ſtark und milde wie ich, die Gemächer der Großen meiden und wie ich thun wird. Ein glücklicher Sänger des Volkes wird die einfachen und ſüßen Gefühle reiner Herzen ſingen, aber zugleich die Geißel harter Satire über die Stimmführer einer kalten egoiſtiſchen Zeit ſchwingen. Künftig Lorbergekränzter! Mein Béranger! dir ſendet der arme Poet Lafontaine ſeinen Gruß!

Mit dieſer myſtiſchen Apoſtrophe verſchwand der Dichter hinter den Baumgruppen des anmuthigen Wäldchens. So wandelt der freie Liebling der freien Muſen! Geſtickter Rock und goldne Weſte blieben weit hinter ihm zurück; er würdigte ſie keines Blickes! Aber vom Baume herab ſtieg ſeine bucklichte Majeſtät, der kleine König David, und betrachtete ſchmunzelnd und entzückt die prachtvollen Stücke. Er beſchloß ſogleich, was jener Thörichte von ſich geworfen, mit kluger Weisheit ſich anzueignen. Er entfloh mit dem Frack und der Weſte Lafontaine's, und erſt weit hinter dem Dorfe an einem Zaune machte er ſeine Toilette und ſchritt ſtolz wie ein olympiſcher Sieger die Straße hinab nach Paris. Nie ging wohl ein glücklicheres Weſen dieſe ſo oft betretene Straße. Der Zwerg, wie alle von der Natur ſo arg mißhandelte Geſchöpfe, liebte leidenſchaftlich den Putz, allein er konnte leider ſeiner Begierde ſelten den Zügel ſchießen laſſen, hier aber war es ihm vergönnt. Eine ſolche goldne Weſte trug kein Pair von Frankreich, einen ſolchen langen, nachſchleppenden Frack hatte ſelbſt König Ludwig nicht, ſolche überhängende Aermel trug höchſtens Pierrot in der Oper. Die rothe Naſe des Zwergs glänzte in der Sonne, und ein gelbes Leuchten, der Abglanz der Weſte, verklärte ſein breites grinſendes Geſicht. So ging er die Straße hinab.

Wie er in den Straßen von Paris ankam, erregte er ein Staunen. Dies war auffallend. Das alte Paris iſt ſo ſchwer zum Staunen zu bringen, es hat alle Gräuel und alle himmliſch ſchönen Erſcheinungen der Geſchichte durchgemacht, und über nichts mehr verwundert es ſich; allein wie Didi, dies war der Name des Zwergs, erſchien, ſo verwunderte es ſich doch. Die Fenſter flogen auf, und Damenköpfe blickten hervor, denen der Ausruf entglitt: Welch ein ſchöner Mann! die zierlichſte Feder von Paris, die Feder, die uns die muſterhaften Briefe ſchrieb, die Feder der Madame Sevigné, blieb auf dem glatten Papiere ſtehen, weil ihre Führerin, mitten in einem Satze, wie von einem Zauber ergriffen, hinaus auf die Straße ſtarrte, um ihren Blick an dem „Schönſten der Männer“ zu weiden.

Der Zwerg, ſo hohe Begriffe er von ſeiner Perſönlichkeit immerdar gehegt, war dennoch befremdet im Bewußtſein, ein ſolches Aufſehen zu erregen. Er ſtellte ſich vor einem Pallaſte hin, ſchlug in die Saiten der Harfe und bat dann um ein paar Sous Almoſen.

Vor dem Hauſe, wo er ſtehn blieb, ſammelte ſich das Volk. Oben auf dem Balkon ſaß eine junge Schöne und las in einem Buche. Dieſe Schöne war die berühmte Ninon de Lenclos, eben in dem erſten ſchimmernden Glanze ihres Reizes. Welch ein Contraſt! Unten die, an die äußerſte Grenze des Menſchlichen ſtreifende Mißgeſtalt, und oben die Blüthenform eines Engels. Und alle Blicke waren auf den Zwerg gerichtet, und keiner ſah auf den

Engel. Aber der Engel ſelbſt ſah hinab und winkte dem Sänger. Als Didi oben angelangt war, ſagte das Fräulein:

Schöner Troubadour, was bewegt Sie, dieſe Poſſe zu ſpielen? Und grade vor meinem Hauſe? Geſtehen Sie, daß der Marquis de Luſac Sie geſendet hat; er verſprach mir ſeinen jungen Neffen, den er kürzlich aus der Bretagne erwartet, vorzuſtellen. Und nun thut er's unter dieſer Maske.

Didi verneigte ſich. Er wollte nicht dem Fräulein die platten Idiome ſeines ländlichen Patois in's Geſicht hauchen. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, und ſo that er am Klügſten zu ſchweigen. Er war alſo der Neffe des Marquis de Luſac, und als ſolcher von den ſchönen Armen Ninon's umſchloſſen.

Wahrhaftig, ſagte der König David zu ſich, als er müde und ſchläfrig am Abend ſeinen Rock ablegte und ſeine Weſte auszog, ich will gehängt ſein, wenn ich begreife, wie das alles zugeht! Ich komme nach Paris, man gafft mich an und läßt den König ungegrüßt vorbeifahren, ich ſtelle meine Harfe auf und bitte um einen Sous, und man läßt mich kommen, umarmt mich und giebt mir eine Abendmahlzeit auf goldnen Tellern! Iſt dieſes Weibsbild, das mich immer küſſen will, behert, oder bin ich es? Ich bin zwar nicht häßlich, die alte bucklichte Marguerite im Dorfe unten ſagt es mir täglich, aber der ſchönſte Mann Frankreichs zu ſein, wie ſie mich hier nennen, wahrlich dieſen Ehrgeiz hab' ich nicht. Was wollen die Maler, die mich malen wollen? Sollten ſie noch nie eine Naſe wie die meinige geſehen haben? Was wollen die Bildhauer, die von mir ein Standbild machen wollen; kamen ihnen noch nie Beine vor, wie dieſe?

Bei dieſen Worten ſetzte der Zwerg die Lampe auf den Boden, und ſein Nachtgewand etwas aufziehend betrachtete er den Bau und die geſchwungenen Linien ſeiner Beine. Er hatte dabei aber Mitzuſchauer. Zwei neugierige Kammermädchen der ſchönen Ninon lauſchten hinter der Draperie eines Vorhangs hervor, und ſtießen einen lauten Schrei des Entſetzens aus. Didi ſah auf, aber jene Lauſcherinnen waren entflohen, um ihrer Gebieterin Kunde von ihrer Entdeckung zu bringen. Man kann ſich denken, wie befremdet dieſe dem Bericht zuhörte. „Nicht möglich! ſagte ſie. „Es hat ſich irgend ein

Phantom in das Zimmer des jungen Kavaliers geſchlichen. Wartet, bis die Nacht anbricht; ich werde dann ſelbſt hinſchleichen und ſehen.

So geſchah es. Im Bette lag der mißgeſtaltete Zwerg und ſchlummerte ſüß, nicht ahnend, mit welchem Entſetzen die ſchöne Ninon die Hände über ihn rang. Ich bin beſchimpft, beſchimpft vor ganz Paris! rief ſie, auf eine nichtswürdige, unbegreifliche Weiſe getäuſcht. Dies iſt der elende Bettler, der immer vor meiner Hausthüre zu Fontainebleau zu ſingen pflegt. Hinweg mit ihm! Werft ihn in die Seine! —

Dieſer Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt. Zitternd und frierend riß man den armen König David aus dem ſeidnen Bette und ſtieß ihn in ſeiner ſchnöden Nacktheit auf die Straße. Seine Rolle war ſchnell ausgeſpielt, ſein erſtes und wahrſcheinlich letztes zärtliches Abenteuer wunderſam eilig begonnen und beendet. Der ſchönſte Mann Frankreichs wanderte wieder als der häßlichſte aus den Thoren von Paris.

Aber die goldne Weſte Lafontaine's? O die ging nicht verloren. Ninon's Scharfſinn entdeckte die Zauberkraft des alten Goldbrokats, der einſt ein Mantel, jetzt zu einer Weſte verſchnitten war, und endlich ein Corſet Ninon's abgab, mit dem ſie ſich ſchmückte, als bereits achtzig Frühlinge über ihr gelocktes Haupt dahingeeilt waren. Als ſie das berüchtigte Stelldichein ihrem eignen Enkel gab, eine Thatſache, die in den Annalen Amors als unglaublich erſcheint, trug ſie jenes Mieder von Goldbrokat. Wir freuen uns, dieſes ſagen zu können, indem dadurch wieder ein dunkles Blatt der Geſchichte Aufklärung erhält.

5.

In der Verlaſſenſchaft Ninon's de Lenclos, die Voltaire an ſich brachte, befand ſich auch ohne Zweifel jener myſteriöſe Goldbrokat, allein der Philoſoph von Ferney, ungläubig und frivol, hätte, wenn er es auch gewußt hätte, ſchwerlich einen Gebrauch von den magiſchen Eigenſchaften dieſes Goldgewebes gemacht. Der Verfaſſer der „Pucelle“ ſpottete der Wunder, und ſein Triumph war, daß er der häßlichſte der Männer und doch der ſiegreichſte bei den Frauen war. Das goldne Mieder verlor ſich alſo, der Himmel weiß wohin. Vielleicht kaufte ihn die Marquiſe de Chatelet aus der Verlaſſenſchaft des Philoſophen, vielleicht machte ſich Madame Denis den Scherz, als ihr berühmter Oheim todt war, damit auf Eroberungen auszugehen, vielleicht umſpannte er den Nacken einer jener berühmten Schönheiten, die Marat enthaupten ließ, weil ſie ihn nicht küſſen wollten, vielleicht — doch wie geſagt, die Geſchichte iſt hierüber völlig im Dunkel, nur in den glorwürdigen Tagen des neunzehnten Jahrhunderts ſehen wir die deutlichſten Beweiſe ſeiner noch beſtehenden Exiſtenz, nicht mehr als Mantel, nicht mehr als Weſte, nicht mehr als Mieder, ſondern als — doch nur Geduld, wir ſitzen eben vor dem Vorhang des großen Opernſaales in Berlin; es wird nicht lange dauern, ſo wird er aufgerollt, und wir erfahren dann, was wir wiſſen wollen.

Das neunzehnte Jahrhundert, das ſein vierzigſtes Jahr ſchon überſchritten hat, alſo, gleich den Schwaben, ſchon zur Vernunft gekommen ſein ſollte, zerfällt in zwei wunderliche Hälften, die eine eben ſo thöricht als die andre. Die eine enthält eine verſtimmte und mißlaunige Jugend, pedantiſch und gelangweilt, die andre ein fettes Mannsalter ohne Würde, aber mit jener Luſtigkeit begabt, die aus den Bäuchen einer Weinflaſche und einer Paſtete ſtrömt. Dieſe Gutſchmecker rollen durch zwei Welttheile auf bequemen Bahnen daher, es decken ſich ihnen die Tiſche, es polſtern ſich ihnen die Sophas von ſelbſt; ſie haben in ihren Seelen keinen Gott, aber in den Taſchen ihrer Röcke haben ſie Gold. Alles, was keuſche Jugend, ſittſames Recht, fromme Demuth heißt, iſt von ihnen mit platten gewaltigen Füßen zertreten worden, und ſie machen die Wahrheiten der Geſchichte zu Fabeln, bei deren Murmeln ſie einſchlafen. Der Gott dieſer Pagoden iſt eine ſchöne Fee, eine leicht beſchwingte Grazie, die es über ſich genommen hat, einige Poeſie in die ewige Indigeſtion dieſer moraliſchen Calibane zu träufeln, und dieſe ſchöne Fee tanzt eben ihre kleine poetiſche Cachucha, und ein donnerähnliches Gepolter des Beifalls erſchüttert den alten Saal. An ihren Füßen ſchimmern zwei niedliche Schuhe von Goldbrokat. Als das Ballet beendet iſt, fährt ein junger Graf die Tänzerin in ſeinem Wagen in ihre Wohnung und ladet ſich ſelbſt zu ihrem Souper. Die Fee ſetzt ſich zwiſchen den berühmten Namen der Genealogie und den berühmten Namen der Poeſie, nämlich zur Seite eines jungen Dichters, der vor wenigen Tagen bei einem völlig leeren Hauſe ſein erſtes Trauerſpiel hat aufführen laſſen. Meine Freunde, ihr ſeid verſtimmt? ſagt die Fee nach einer Pauſe.

Und hab ich nicht Grund dazu? entgegnet der Graf.

Und hab ich nicht Grund dazu? entgegnet der Dichter.

Ich will ihnen etwas ſagen, meine Herren, nimmt die Fee lächelnd das Wort. Man muß ſich in einer Zeit, die uns nicht gefällt, wie in in einem übelgebauten Wagen das beſte Plätzchen ausſuchen, um ſich in einen Winkel zu legen und zu träumen. Lernen ſie das von mir. Wenn ich in die Couliſſen trete, erſcheint mir die Welt ſo grau; ich ſeh mit Schaudern die Seile hängen, die mich als flatternde geſchmückte Nymphe hinaufziehn ſollen, mir duftet das Oel der Lampen entgegen, und ich möchte vor Ekel und Entſetzen mich in den entfernteſten Winkel der Welt retten; da erſchallen die Klänge der Geigen, die Chöre der Ballettänzerinnen fliegen mir voran, ich ihnen nach, und ſiehe da, plötzlich ergreift mich die bacchiſche Wuth, ich ſpringe, ich tanze, die Welt iſt ſüß und der Ruhm köſtlich. Grade ſo machen auch ſie es!

Wer es könnte! ſagte der Poet und betrachtete die ſchöne Nymphe mit dem Zuge von Schwermuth, den er dem Bilde Byron's abgelauſcht hatte. Ich bin in einer unſeligen Zeit geboren. Die Fürſten haben aufgehört, das Talent zu beſchützen, und das Volk hat noch nicht angefangen. Wir Dichter haben keinen Grund unter unſern Füßen, wir haben keinen Halt, an den wir uns ſtützen. Wir werfen unſre ſublimen Verſe in die Luft, und keine Hand findet ſich, die ſie auffängt.

Während dieſer Rede des Poeten war der Graf beſchäftigt, eine Champagnerflaſche zu entpfropfen und da dies gewöhnlich der Moment war, wo er über ſich und ſein Schickſal nachdachte, ſo überlegte er, ob er nicht der ſchönen Fee ſeine Hand und ſeinen Namen antragen wolle. Während der Pfropf ſich lüftete, war er noch unentſchloſſen, er überließ es alſo einer Art Gottesgericht, und wohin der losfahrende Pfropfen ſich wenden würde, dahin ſollte auch ſein Herz und ſeine Hand folgen. Der Pfropf flog zur Fee, und der Graf entſchloß ſich, ſeinen Antrag zu machen, wenn der ihm fatale dramatiſche Dichter ſich würde entfernt haben. Dieſer jedoch war unterdeſſen mit ſich auf's Reine gekommen, daß ein Kapital von 20,000 Dollars allenfalls einen Grund und Boden abgeben könne, auf dem ſich ſicher fußen ließe; er wartete alſo ſeinerſeits den Abgang des Grafen ab, um die Fee für ſich zu erhaſchen. Auf dieſe Weiſe dauerte das Souper etwas lange. Der dramatiſche Dichter hatte den Vortheil, daß er alle ſeine noch ungebrauchten, noch nicht auf's Theater gebrachten Intriguen anwandte, um ſeinen Gegner zu entfernen, allein jener war dagegen im Beſitz einer feſten Stellung hinter dem Bollwerke der Champagnerflaſchen, und ohne Wirkung glitten die Angriffe des Poeten ab, endlich in Verzweiflung geſtanden beide ihre Abſichten und wurden beide abgewieſen. Es iſt nicht deshalb, ſagte die Nymphe mit einem lächelnden Ernſte, weil ich ſie nicht liebenswerth finde, oder weil ich nicht hoffen dürfte, an ihrer Hand glücklich zu ſein, ſondern weil ich das Gelübde gethan habe, nicht zu heirathen, wenigſtens vor Ablauf einer gewiſſen Zeit nicht. Hören Sie meine Geſchichte.

Ich war ein armes, unbedeutendes, unbeachtetes Mädchen, als ich zum erſten Male jene Breter betrat, die jetzt meine Welt ſind, denen ich Glanz, Ruhm und Freude verdanke. Meine Schüchternheit ſchien unüberwindlich; was die geringſte Choriſtin der Balletſchule mit Leichtigkeit auszuführen vermochte, war bei mir Sache einer peinvollen und immer mit ſchlechtem Erfolg begleiteten Anſtrengung. Es war demnach wohl ausgemacht, daß ich keine Tänzerin werden ſollte, allein dennoch fühlte ich den lebendigſten Trieb, der mich Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Eines Abends, o ich denke daran noch mit Grauſen, erlebte ich in einem kleinen Städtchen eine völlige, mit allen beſchämenden Nebenumſtänden verbundene Niederlage. O, unter den Diamanten, unter den Armbändern und Spangen, die ich bewahre, liegt noch ein ſchwärzliches Ding, es iſt ein verſchrumpfter Apfel, er war es, der mir damals an die Bruſt flog und bewirkte, daß ich ohnmächtig niederſtürzte. Ich wurde nach Hauſe gebracht, und ein langwieriges Fieber hielt mich Monate lang von der

Bühne entfernt. Während meiner Krankheit beſuchte mich ein kleines häßliches Mädchen, die Tochter meines Hauswirths, die mir ihren Entſchluß kund that, Tänzerin werden zu wollen. Ich rieth ihr ab, ſie nahm es übel und blieb weg. Als ich geſundete, beſuchte ich wieder das mir ſo unheilvolle Theater als Zuſchauerin, und wie ward mir, als ich in einem ländlichen Ballet, deſſen Compoſition mir bekannt war, eine kleine Sylphide tanzen ſah, deren zarter Körper, deren ſüße muſikaliſch-geſchmeidigen Bewegungen das Reizendſte waren, das ich je erſchaut. Das Kind war das Entzücken des ganzen Parterres. Ich ſuchte es auf, ließ mir die Wohnung zeigen und fand — auf dem Bette liegend ein häßliches, mageres, widriges Geſchöpf, das mich grinſend anlachte und mich als bekannt begrüßte. Es war jenes Mädchen, das mich in meiner Krankheit beſucht. Aber welches Wunder bewirkte dieſe Umgeſtaltung? So ſehr ich grübelte, ich errieth es nicht.

Dieſe mißgeſtaltete Tänzerin wurde jetzt meine erbitterte Feindin; ihre Rache, die ſie an mir nahm, war ihrer niedrigen Seele völlig angemeſſen. Obgleich ſie bewundert und angebetet wurde, wo ſie ſich nur zeigte, verfolgte ſie mich dennoch, mich, die ärmſte und verlaſſenſte des ganzen Opernperſonals. Eines Abends führte mich ein ältlicher Mann, den ich nicht kannte, nach Hauſe, indem er mir ſeinen Regenſchirm bot. Meine Kleine, hub er an, würden ſie mir wohl einen kleinen Dienſt erzeigen wollen? Recht gern, antwortete ich, und er fuhr fort: Wenn die Mademoiſelle Elvira, ſo hieß jenes häßliche Mädchen, Abends ihre Schuhe ablegt, wollen Sie mir einen derſelben, am liebſten beide, bringen. Es iſt deutlich, daß ſie ſie ihr ſtehlen müſſen, denn gutwillig wird ſie ſie ihnen nicht geben. Gewiß nicht, mein Herr, erwiderte ich und ſchob unwillig das Goldſtück, was er mir zuſtecken wollte, zurück, das wäre eine elende Handlung. O wenn ſie wüßten, ſagte er, und ſeine Stimme klang ſehr weich, dieſe Schuhe gehörten einſt mir, meiner Tochter, und jene Unwürdige hat ſie uns geſtohlen, indem ſie zugleich unſer Glück vernichtete. Denn meine arme Tochter, ſeitdem ſie die Schuhe nicht mehr hat, tanzt ſie nicht mehr, und wir ſind in die äußerſte Armuth verſunken. Das Goldſtück, das ich ihnen anbiete, iſt das letzte, das ich beſitze, von einem ungeheuern Vermögen, das einſt mein war.

Genug, meine Herren, ich will kurz ſein. Ich erfuhr, daß jene Schuhe aus einem magiſchen Stoffe bereitet waren, und daß durch ſie allein die häßliche Elvira ihre Triumphe feierte. Ich raubte ſie ihr. Es kann ſein, daß dieſe Rache nicht ſehr edel war, allein ich bereue meine That nicht. Wie ich mit den Goldbrokatſchuhen zu dem Alten kam, weinte er Freudenthränen, und ſeine Tochter, eine zuſammengeſunkene, bleiche Geſtalt, gewann ſichtlich wieder Leben. Edelmüthiges Mädchen, ſagte der Alte, du hatteſt dieſes koſtbare Paar Schuhe, das dein Glück begründen könnte, für dich behalten können, und dennoch gabſt du es mir!

Die Zauberſchuhe waren nun an andern Füßen; und nun war es wieder Alvina, die Triumphe feierte. Ich murrte nicht, ich gab mir doppelt Mühe, und endlich gelang es mir, auch ohne jene Zauberſchuhe einen Namen mir zu machen und mir meinen kleinen Ruhm zu erwerben.

Aber Alvine trug den Tod im Buſen; ſie erntete nicht lange ihre Lorbeeren ein, und eines Morgens war ſie eine Leiche. Der Alte war untröſtlich, meine Liebe allein konnte ihn vom Selbſtmorde abhalten. Er nahm nichts von meinen Schätzen an, er lebte dürftig im äußerſten Elend; das einzige, was er von mir forderte, war, daß ich ihn nicht verlaſſen, daß ich vor ſeinem Tode mich nicht verheirathen ſolle. Ich verſprach es, und er gab mir jene Zauberſchuhe. Ihnen allein, nicht meiner geringen Kunſt, danke ich es, daß ich fortwährend Liebling des Publikums bin. Und nun, meine Herren, werden Sie begreifen, daß ich meinem Wohlthäter meine Zuſage halten muß.

Bei dieſen Worten legte die Tänzerin ein Paar allerliebſte Schuhe auf den Tiſch, die im Lichte golden ſchimmerten. Da ſind ſie, rief ſie lächelnd, die Idole eines ſo ernſten und majeſtätiſchen Jahrhunderts; da ſind ſie, die euch verrückt gemacht haben, ihr Poeten, daß ihr ſinnloſe Metaphern habt drucken laſſen, mit denen ihr euch auf die ſublimſte Weiſe lächerlich gemacht habt. Da ſind ſie! —

Der Graf und der dramatiſche Dichter ſtaunten die kleinen Schuhe an. Eine lange Pauſe erfolgte.

Die Tänzerin erhob ſich, grüßte anmuthig und verſchwand.

6.

Die Reichsgräfin hatte ihre Geſchichtchen beendet und deutete an, daß ſie nicht übel Luſt habe, jetzt von dem Bette des Studenten der Menſchenrechte Gebrauch zu machen. Der junge Mann nahm ſeinen Hut und wollte ſich eben auf ſehr beſcheidene Weiſe empfehlen, als die alte Dame ihn mit einem graziöſen Lächeln das Stückchen Goldbrokat, das ſie aus dem Kanal gefiſcht, anbot. Meine Ur-Urgroßmutter, ſagte ſie, fand die Zauberſchuhe einſt in dem Kabinet ihres Gemahls; der Himmel weiß, welche Sylphide ſie dort zurückgelaſſen, und in edlem Zorne warf ſie ſie in den majeſtätiſch fließenden Rhein. Die Zeit löſte die Schuhe auf, aber ſie vernichtete nicht den Goldbrokat; wollen Sie ihn nehmen, mein Sohn; vielleicht gelingt es Ihnen, dadurch das Herz einer Schönen zu erobern. Sie ſind jung, Sie müſſen heirathen.

Der Student erröthete nochmals. Er lehnte das Geſchenk ab, denn ſeine Schöne hatte ihn genommen, ohne daß ſein hübſches Geſicht, ſeine dunkeln Augen und ſeine ſchönen Haare eines magiſchen Hilfsmittels bedurft hatten. Wahrlich, wird dieſes Mährchen einſt in ein Buch gebracht, ſo bitte ich mir, der Autor, das Goldbrokat aus, um ein Buch drein binden zu laſſen; dann bin ich ſicher, daß es gefällt.

Geſchichte
einer Schnupftabaksdoſe.

Mein guter alter Oheim, der mich als Waiſe in ſein Haus genommen und mir jetzt ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen hatte, war ſchon ſeit drei Monaten todt, und noch wagte ich es nicht, während ich doch die übrige Verlaſſenſchaft ſchon in Beſitz genommen, eine gewiſſe, mit Schildkröte eingelegte und mit Silberbeſchlägen prunkende Kiſte zu öffnen, in der kleine Andenken und beſonders liebe Erinnerungszeichen vom Alten aufbewahrt wurden. Ich wußte, daß mir dieſe Sachen eine traurige Stunde bereiten würden, denn mein Onkel liebte es, dann und wann Geſchichten zu erzählen, und immer öffnete er dann die Kiſte und brachte eine Kette, einen Ring oder etwas dergleichen hervor, was die Geſchichte erläuterte und in meiner leicht erregten Phantaſie einen tiefen Eindruck hinterließ. Er nannte dies: auf das Gemüth der jungen Leute wirken. In der That, eine nackte Moral hätte nie dieſen Eindruck auf mich gemacht; ich hätte jede Moral der Welt vergeſſen, denn ich war damals leichtſinnig, gerade wie mein guter Oheim in ſeinen jungen Jahren es geweſen ſeyn ſoll.

Endlich ging ich aber doch daran, die Kiſte zu öffnen. Ich nahm ein Stück nach dem andern heraus, legte es vorſichtig bei Seite und griff mit zitternder Hand immer tiefer an den Boden. Ich gerieth in ein Gewirre von Bändern, die einſt ſehr farbig geſchimmert haben mochten, denen aber die Zeit und mit dieſer im Bunde ein Stück Ambra eine dumpfe, gelbbraune Färbung mitgetheilt hatte. Mein Oheim wußte von jedem dieſer Bänder eine Geſchichte. Jetzt kam das Bereich der Locken; es war eine anſehnliche Sammlung, und ſehr ſchönes blondes Haar darunter. Ich wußte, daß an dieſen feuchten Ringen die Thränen meines Oheims hafteten, und legte ſie daher mit einem beſondern Gefühl der Ehrfurcht bei Seite. Kleine Bücher in Sammet mit verblaßter Stickerei, und duftend von einem ſcharfen Wohlgeruch, enthielten nichts als etwa einen mit Bleiſtift gekritzelten Frauennamen und den Tag, an dem ſie geſchenkt worden waren. Die übrigen Blätter waren leer. Was ſollte auch auf ihnen ſtehen? Mein Oheim ſchrieb eine große, breitausgefloſſene Kanzleihand, und mit einer ſolchen Hand hatte er ſich wohl nicht getraut, auf ſo winzig kleine Blättchen zu ſchreiben.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die kleinen Reliquien aufzählen wollte, die ſich nach und nach meinem forſchenden Blick enthüllten, indem ſie wie Schatten theurer Lebensſtunden aus dem Dunkel der Kiſte emporſtiegen. Nur eines Fundes will ich Erwähnung thun, der mir noch neu war. Es war dies ein ſauber gebundenes Buch und daran, mit einer Seidenſchnur befeſtigt, eine Tabaksdoſe und einige zuſammengelegte beſchriebene Bogen. Ich betrachtete die Doſe näher; ſie war einfach aus Horn gedrechſelt, ohne einen andern Zierrath als auf dem Deckel die Worte: Pater Lorenzo. Dieſe waren mit goldener Schrift eingelegt. Als ich die Doſe öffnete, entdeckte ich auf der innern Seite des Deckels den Namen: Yorick. Es fand ſich noch ein wenig Taback darin, aber von einer Sorte, die mein Onkel in der letzten Zeit nicht mehr zu ſchnupfen pflegte, deren er aber in ſeiner Jugend ſich bedient hatte. Das Buch war die früheſte Ausgabe von Jacobi's Schriften, und ein Zeichen war eingelegt an einer Stelle, die, nachdem ich ſie geleſen, mir die Horndoſe ſammt ihren zwei Inſchriften erklärte. Ich will dieſen Brief, den Johann Georg Jacobi im Jahre 1769 an ſeine Freunde ſchrieb, hier mittheilen:

Düſſeldorf, 4ten April. *)

„Den Augenblick, mein liebſter Freund, gab ich, unter fremdem Petſchaft, an Sie ein Päckchen auf die Poſt, worin Sie eine hornerne Schnupftabaksdoſe finden werden, mit der Inſchrift auswendig auf dem Deckel: „Pater Lorenzo,“ und inwendig: „Yorick.“ Erſt jetzt ſchreib ich den Brief dazu, und dieſen ſollen Sie in einem öffentlichen Blatte leſen. Den Sinn des Geſchenks werden Sie ſogleich errathen; allein ich wünſchte, daß Sie eben ſo ſchnell den Geber deſſelben erriethen und es dem Herzen Ihres Jacobi zutrauten; aus dieſer Urſache halte ich den

---

*) Sämmtliche Werke von J. G. Jacobi. Halberſtadt bei J. G. Groß. 1773.

Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drucken laſſe? — Weil er in die Hände Vieler kommen ſoll, die unſere Freunde ſind, oder es ſeyn könnten. Hören Sie alſo, mein Liebſter, die Geſchichte der Doſe. — Meinem Bruder, der mit mir gleiches Gefühl hat, und einem Cirkel von empfindſamen Frauen las ich vor einigen Tagen Yoricks Reiſe vor. Wir kamen an die Geſchichte des armen Franziskaners Lorenzo, welcher Yorick um ein Almoſen bat, von ihm abgewieſen wurde, durch ſein ſanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Verſöhnung von ihm eine ſchildkrotene Doſe bekam, wogegen er ihm die ſeinige von Horn gab u. ſ. w. Wir laſen, wie Yorick dieſe Doſe dazu gebraucht, um „den ſanften, gelaſſenen Geiſt“ ihres vorigen Beſitzers hervorzurufen und den ſeinigen bei den „in der Welt zu kämpfenden Kämpfen in Faſſung zu erhalten.“ Der gute Menſch war geſtorben; Yorick ſaß bei ſeinem Grabe, zog die kleine Doſe hervor, riß einige Neſſeln zum Kopfe des Begrabenen aus und weinte.“

„Wir ſahen einander ſtillſchweigend an. Ein Jeder freute ſich, in den Augen des Andern Thränen zu finden. Wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greiſes Lorenzo und zugleich das Andenken des gutherzigen Engländers. Unſer Herz ſagte uns: Yorick hätte, wären wir ihm bekannt geweſen, uns geliebt, und der Franziskaner, glaubten wir, verdiene mehr als alle Heiligen der Legende, canoniſirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menſchen, dieſe erſten Tugenden lehrt er ſeine Schüler. Wie viel beſſer ſind ſie, als der fromme Stolz der mehrſten geſtifteten Orden! Wie ſüß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der ſo willig von ihm lernte! Viel zu ſüß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden. Wir Alle kauften uns eine Schnupftabaksdoſe von Horn, worauf wir mit goldenen Buchſtaben die Schrift ſetzen ließen, die auf der Ihrigen ſteht. Wir Alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns anſprechen würde. Sollte in unſerer Geſellſchaft ſich Einer durch Hitze überwältigen laſſen, ſo hält ihm ſein Freund die Doſe vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieſer Erinnerung, auch in der größten

Heftigkeit, zu widerſtehen. Wäre Einer ſo unglücklich, daß dieſes nicht ſogleich den verlangten Eindruck auf ihn machte, ſo muß er zur Strafe die hornerne Doſe mit einer andern verwechſeln, bis er durch eine beſonders gutherzige oder ſanftmüthige That ſie ſich wieder erwerben kann. Unſere Damen, die keinen Tabak brauchen, müſſen wenigſtens auf ihrem Nachttiſch eine ſolche Doſe ſtehen haben; denn ihnen gehören in einem höhern Grade die ſanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Ton, aus ihrem Urtheil ſchöpfen ſollen.“

„Nicht genug war es uns, dieſe Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben, wir wünſchten auch, daß auswärtige Freunde ſich uns darin gleichſtellten. An Einige ſchickten wir das Geſchenk, das Sie bekamen, als ein uns heiliges Ordenszeichen, Andern ſoll dieſer Brief unſere Gedanken mit“ theilen. Viele Leſer werden gar nichts dabei fühlen, Andere nicht Muth genug haben, ſich in eine Verpflichtung zum Kampf gegen ſich ſelbſt einzulaſſen, Andere wohl gar klein genug ſeyn, ſich an den Wohlſtand zu kehren, der ihnen durch eine Doſe von Horn beleidigt ſcheint. Die Erſten bedauern wir, von den Zweiten hoffen wir einige Beſſerung und die Dritten leben nicht für uns.“

„Vielleicht habe ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten hie und da einen Unbekannten anzutreffen, der mir ſeine Doſe von Horn mit den goldnen Buchſtaben reicht. Ihn werde ich dann eben ſo vertraut als ein Freimaurer den andern umarmen. Er kennt menſchliche Tugend und wünſcht beſſer zu werden. O wie wollte ich mich freuen, wenn ich unter meinen hieſigen Mitbürgern einen mir ſo theuern Gebrauch einführen könnte! Dann würde die Religion ſie nicht mehr entzweien; einen gemeinſchaftlichen Heiligen hätten ſie. Der proteſtantiſche Geiſtliche würde den katholiſchen Ordensbruder ſeinen Freund nennen, ihm verzeihen, daß er ein langes graues Gewand trägt, und der Ordensbruder lernte bei ſeinen Wallfahrten zu der im Hain gelegenen Kapelle alle Menſchen lieben wegen der Gottheit, die für alle Menſchen aus Liebe den Hain ſchuf.“

Als ich dieſen wunderlichen Brief geleſen hatte, der ſo ganz das Gepräge des empfindſamen Zeitalters trägt, gelüſtete mich's auch nach den geſchriebenen Dokumenten. Ich zweifelte nicht, daß ſie über den Brief Jacobis und über die Weiſe, wie beides in den Beſitz meines Onkels gelangt, Auskunft geben würden. So war es auch. Die Papiere enthielten in ſchmuckloſer Weiſe eine kleine Erzählung von meines Onkels Hand. Sie ſchilderte eine Begebenheit aus ſeinem Leben, die mir bis jetzt unbekannt geblieben war. Hier iſt ſie.

Ich war, ſo erzählt mein Onkel, in meinen jungen Jahren ein wilder, leidenſchaftlicher, ſogar roher Geſelle. Frühzeitig reich und unabhängig geworden, nahm ich jenen ſchrankenloſen Uebermuth in meinem Weſen auf, der den Herrn bezeichnet, gegenüber einer Schaar Leibeigener; denn ich gebot über Weſen, welche dieſen bedauerlichen Titel führten. Ich unternahm eine Reiſe nach Deutſchland. Das Neue, das ich ſah, gefiel mir nicht, ich wußte keine Vergleiche anzuſtellen, mein Geiſt war eben ſo unausgebildet, als meine Laune fortwährend ſchlecht. Ich verſchwendete viel und erkaufte mir dadurch doch nicht jene tiefe Unterthänigkeit, die mir zu Hauſe auf jedem Schritte entgegenkam; dies legte ich für Trotz aus und war in Verzweiflung, daß ich ſo viele boshafte und widerſpenſtige Sklaven nicht züchtigen durfte.

Es fiel mir nicht ein, die veränderte Verfaſſung des Landes, die gänzlich verſchiedenen Sitten in Betracht zu ziehen. Ich hatte keine Kenntniſſe vom Leben und der Geſellſchaft, ich wußte nur, daß ich ein Herr war, reich und unabhängig, und ich war überzeugt, daß dieſes genug ſey, um die Hälfte der Menſchheit zu meinen Füßen zu ſehen.

Die Poſten in Deutſchland gehen einen langſamen Trott. Im Vergleich, wie man in meinem Vaterlande fährt, ſind die Pferde Schnecken, wie zum Hohn vorgeſpannt. Eines Morgens kam ich in der übelſten Laune vor einem Poſthauſe an. Ich murmelte einen Befehl, mein Diener verſtand nicht ſogleich, was ich wollte, und durch ſeine wiederholten Fragen ſtieg mein Unmuth auf's Höchſte. Ich ergriff den Stock und ſchlug aus allen Kräften auf den Menſchen los, der am Kutſchenſchlage ſtand. Nicht zufrieden, ihm eine Anzahl derber Hiebe auf Kopf und Schultern verſetzt zu haben, griff ich mit der metallenen Handhabe des Stocks in den Verband ſeiner verwundeten Schulter, und zerriß mit einem kräftigen Zug die Leinwandbinde, die der Arzt noch am geſtrigen Abend erneuert hatte. Er ſprach kein Wort, er zog nur mit einer leiſen Bewegung den wunden Arm zurück; allein hiedurch ward meine Wuth nur noch geſteigert, ich ſtürzte aus dem Wagen und riß den Unglücklichen am Arm, indem ich ihn mit aller Gewalt an die nahe Mauer des Poſthauſes ſchleuderte.

Alle Umſtehenden wichen bei dieſem Auftritt ſcheu zurück; kein Ton wurde laut, ſie machten mir Platz, als ich in's Haus ging. Unter der Thüre warf ich noch einen flüchtigen Blick auf meinen Diener; er war leichenblaß und lehnte am Wagen. Es war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, kräftig gebaut und an Stärke mir gewiß zweifach überlegen; aber er war mein Leibeigener, er hatte die Beſchimpfung, die Schläge geduldet, er hatte geduldet, daß ich ihm unter unſäglichen Schmerzen den kaum geheilten Arm aus dem Gelenke riß, und nicht das kleinſte Wort des Vorwurfs oder der Klage entwand ſich ſeinen Lippen. Er hatte alles ruhig erlitten, denn er war der Sklave, ich der Herr. Es war nichts Auffallendes am ganzen Vorgang. — Eine Viertelſtunde darauf trat er wieder in mein Zimmer, um meine Sachen zu ordnen. Sein Arm hing in einer Binde, er war freundlich und ehrerbietig wie immer, nur ſeine Bläſſe fiel mir auf. Ich ſprach kein Wort.

Dieſe Scene hatte, wie geſagt, am Morgen geſpielt; beim Mittagstiſch, der unten in der Stube des Poſtmeiſters gedeckt war, traf ich mit einigen Gäſten zuſammen, die vom Orte waren. Sie ſahen mich ſcheu von der Seite an, Keiner richtete an mich das Wort, und bald entfernten ſie ſich wieder. Nur ein ältlicher, ſtiller Mann blieb ſitzen, der in einen ſchwarzen Rock geknöpft war, und ſehr bedächtige Züge aus einer langen, ſchwarzen Pfeife that, die einige Aehnlichkeit mit ihrem Beſitzer hatte. Dieſe Geſtalt kam mir bekannt vor, ich erinnerte mich jetzt, ſie in der Poſthausthüre ſtehen geſehen zu haben, als ich die brutale Züchtigung vornahm. Er war offenbar Zeuge derſelben geweſen, und ſeine Gedanken, indem er mich von Zeit zu Zeit verſtohlen anblickte, beſchäftigten ſich, zu ermitteln, in wie weit man ſich mit mir einlaſſen dürfe, ohne mit der metallenen Handhabe meines Stocks in Bekanntſchaft zu gerathen. Um ihm Muth zu machen, warf ich einige naive Bemerkungen hin, die er mir eben ſo erwiderte. Endlich zog er mit vieler Umſtändlichkeit eine Horndoſe hervor und bot mir eine Priſe an. Ich griff in die Doſe, und indem ich Zeigefinger und Daumen kunſtgerecht mit Tabak füllte (dergleichen Kenntniſſe hatte ich nicht verfehlt, mir zu eigen zu machen, weil ich ſie für die einzigen wahrhaft unentbehrlichen und wichtigen hielt), fragte ich, was der Name „Yorick" bedeute, der innen auf dem Deckel zu leſen war. Dieſe Frage ſchien meinem Geſellſchafter ganz gelegen zu kommen. Er erzählte mir nun des Breiten den ganzen Inhalt des Romans von Sterne, von dem ich noch nie ein Wort gehört hatte, und von dem ich nicht begreifen konnte, daß er ſo berühmt ſey. Indeß gefiel mir die Geſchichte, ſie prägte ſich mir in's Gedächtniß, und einige Züge daraus ließ ich mir zweimal erzählen.

Der ſchwarze Mann wurde nicht müde, mir die Sanftmuth und Herzensgüte des guten Yorick zu ſchildern; er ſprach, als wäre er ſelbſt der arme Franziskaner, über deſſen Tod Yorick ſo empfindſam klagt, in ſeinem Blicke lag ſo viel Wohlwollen, in ſeinem Tone ſo viel tiefe und wahre Herzlichkeit, daß ich, der ich von Natur kein ganz ſchlechtes Herz hatte, die Rührung ſo lebendig in mir aufkeimen fühlte, daß ich endlich in Thränen ausbrach.

Kaum ſah mein Mann dieſe Wirkung ſeiner Worte, als er plötzlich meine Hand erfaßte und mir mit eindringlicher Stimme zurief: Wie, junger Mann, Sie weinen über einen Roman, über eine erdichtete Geſchichte, deren Perſonen nie gelebt haben, und Sie konnten es über's Herz bringen, heute früh Ihren armen Diener ſo unmenſchlich grauſam zu behandeln?“

Zu jeder andern Zeit wäre bei einem Vorwurf dieſer Art meine Rohheit heftig ausgebrochen; jetzt aber war es mir unmöglich, etwas darauf zu erwidern. — „Wußten Sie denn nicht, daß ſein Arm verwundet war?“ fragte der ſchwarze Mann. — „Ich wußte noch mehr,“ entgegnete ich. „Ich wußte, daß er dieſen Arm gefährlich aus der Schulter gerenkt hatte, um mir das Leben zu retten; denn ohne ſeine ſchleunige Hülfe hätte ich vor wenig Wochen einen tödtlichen Fall gethan.“ — „Ach, mein Herr, und Sie konnten —“ — „In meiner Wuth, in meinem Jähzorn waren einfache Schläge mir nicht genug. Ich wußte, daß ich ihn am empfindlichſten an dieſer Stelle packte, darum that ich's.“

Der lange ſchwarze Mann wandte ſich, indem ich dieſe Worte ſprach, von mir ab und ſah lange ſchweigend in ſein leeres Glas. Ich wollte es wieder mit Wein füllen, aber er zog es eilig zurück und fuhr ſich dabei mit der Hand über die Stirne, wie Einer, der etwas mit Gewalt vergeſſen will. Ich bin aber ein Thor,“ rief ich, „daß ich Ihnen das erzähle. Sie ſind ja kein Arzt und können dem Menſchen, wenn ich ihm wirklich Schaden gethan haben ſollte, nicht helfen.“ — „O wohl bin ich ein Arzt,“ ſagte der Schwarze mit einem kleinen bittern Lächeln. „Aber ich verſtehe mich nicht auf die Uebel des äußern Menſchen, nur auf die des innern.“

Ich verſtand das nicht. „Ich möchte *Sie* gerne heilen,“ ſetzte er hinzu und ſah mich mit ſeinen ſanften Augen ſcharf und bedeutſam an.“ — Mich?“ rief ich verwundert. „Mir fehlt nichts.“ — „Doch etwas,“ entgegnete er. „Sie haben Yoricks Enthaltſamkeit und Sanftmuth nicht. Sonſt hätten Sie das nicht thun können, was ich Sie heute habe vollführen ſehen.“ — „Allerdings,“ rief ich betreten, „Yorick hätte nicht ſo gehandelt.“ — „Und wenn er auch ſo gehandelt,“ rief der Schwarze, „ſo hätte er es im nächſten Augenbick auf's Tiefſte bereut und ſich ernſtlich vorgenommen, nie wieder einem ſo thieriſchen Ausbruch kindiſcher Wuth ſich hinzugeben.“ — „O, ich will den Schuft, den Andreas, mit einer Summe Geldes abfinden!“ rief ich; „ja, das will ich!“ — „Das iſt nicht genug,“ entgegnete mein Sittenprediger. „Sie müſſen ſich ſelbſt eine Strafe auflegen, und dazu empfehle ich Ihnen dieſe Horndoſe. Ich mache ſie Ihnen zum Geſchenk. Sie iſt von geringem Werthe, aber jene Tugenden der Seele, die wir nicht mit Golde kaufen, liegen in dem kleinen Raum dieſer Doſe von Horn. Allemal, wenn Sie ſie aus der Taſche ziehen, werden Sie an den Vorfall des heutigen Morgens erinnert. Der arme Andreas mit ſeinem gebrochenen Arm wird Ihnen lebhaft vor dem Geiſte ſtehen, und mit ihm zugleich der edelmüthige Yorick, und ganz zuletzt auch meine geringe Perſon. Die Schlußfolge aller dieſer Erinnerungen wird ſeyn, daß Sie ſich vor einem ähnlichen Ausbruch Ihres wilden und leidenſchaftlichen Temperaments hüten, und mehr will ich und Yoricks Schatten nicht. Nehmen Sie die Doſe.“

Er drückte ſie mir in die Hand und war aus der Gaſtſtube, ehe ich mich noch recht auf den ganzen Hergang dieſer für mich ſonderbaren Angelegenheit beſinnen konnte. Ich ſaß da und drehte die Doſe mechaniſch in der Hand, wie Einer, der im Traume handelt. Allmählig wurde mir jedoch der ganze Sinn dieſes Geſchenkes klar. Ich ſagte aber Niemanden etwas davon, ſondern entfernte mich aus dem Orte, wo ich eine ſo ſanfte und doch ſo eindringliche Ermahnung erhalten hatte, in meiner gewöhnlichen barſchen, herriſchen Weiſe. Die hornerne Doſe packte ich eigenhändig, vielleicht daß Andreas ſie nicht ſehen ſollte, in meinen Koffer.

Ich muß zu meiner Schande aufrichtig geſtehen, daß ich ſchon am nächſten Tage das Ereigniß faſt ganz vergeſſen hatte. Es war, als ſey noch nicht der Zeitpunkt gekommen, wo ich empfinden lernen ſollte. Dieſe Zeit kam jedoch, als ich drei Jahre ſpäter zufällig die kleine Wohnung betrat, die Andreas bewohnte. Ich hatte ihn bald nach jenem Vorfall ſeines Dienſtes entlaſſen, und er hatte geheirathet.

Drei Jahre in einem Menſchenleben machen viel aus, beſonders wenn dieſe drei Jahre in die Zeit moraliſcher Entwicklung fallen. Ich hatte nachdenken, beobachten, vergleichen gelernt und war nicht mehr ſo roh wie früher. Andreas empfing mich mit ungeheuchelter Freude; ſein Hausſtand war beſchränkt, aber durch den Fleiß ſeines Weibes und durch ſeine eigene redliche Thätigkeit nicht ohne Segen. Ich bemerkte eine kleine Verlegenheit an Andreas. Es war am ſpäten Abend, es dunkelte im kleinen Zimmer, und als Licht angezündet wurde, hielt er ſich abſichtlich im Schatten. Bald darauf benutzte er eine Gelegenheit, um ſich aus dem Zimmer zu entfernen. Ich wandte mich zur Frau. „Ihr arbeitet wohl viel?“ fragte ich. — „Das muß man,“ entgegnete ſie. „Die kleine Familie nimmt jährlich zu, und der Erwerb iſt eben nicht der reichlichſte. Wir könnten wohl mehr vor uns bringen, wenn Andreas nicht den Schaden hätte.“ — „Welchen Schaden?“ — „Nun, daß er eben nur Einen Arm hat. Es hat Mühe gekoſtet, bis er ſich mit der Linken nur einigermaßen zurecht gefunden.“ — „Andreas hat den Arm verloren!“ rief ich mit ſchreiender Stimme. „Und bei welcher Gelegenheit, Weib?“ — „Das weiß ich nicht, das hat er mir nie ſagen wollen.“

Ich verließ die kleine Wohnung; der Boden brannte unter mir. Plötzlich ſtand all das Unheil, das ich angerichtet, klar vor meiner Seele. Alſo durch mich zum Krüppel gemacht! Und wie hatte er ſich ſorgfältig gehütet, mich etwas merken zu laſſen! ſelbſt ſeinem Weibe hatte er es verſchwiegen! Und dieſer Arm, um den ich durch die empörendſte Brutalität ihn gebracht, hat mir das Leben gerettet! O wie verächtlich kam ich mir in dieſem Augenblick vor! Wie brannte plötzlich mit jäh aufflackernder Glut das Unrecht in meiner Seele! Armer Andreas! kann ich dir jemals genug thun? Kann ich dich je den ſchwarzen Undank, die grauſame Herzloſigkeit vergeſſen machen, die du von mir erfahren? Welch ein Scheuſal muß ich in deinen Augen ſeyn! Wie beſchämend deine Großmuth, mit der du trachteteſt, meine Schande mir geheim zu halten! Ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen.

Das Erſte, was ich that, war jetzt, daß ich die Horndoſe hervorholte und mich lebhaft all der Worte erinnerte, die jener Fremde damals zu mir ſprach. Jetzt fanden ſie eine gute Stätte in meinem Herzen. Sogleich beſchloß ich, zur Büßung meine goldene Doſe abzulegen und jene Lorenzodoſe ſo lange im Gebrauch zu behalten, bis es mir gelingen würde, mein Unrecht irgend gut zu machen. Daß ich Geld gab, was der ſtolze Andreas nicht einmal annehmen wollte, hielt ich für kein Opfer und keine Buße.

Fünfzehn Jahre vergingen, ich war in Militärdienſte getreten, der eben ausgebrochene Krieg gab mir vollauf zu thun. Nicht weit von den Grenzen meines Vaterlandes wurde eine bedeutende Schlacht geliefert; unſere Partei ſiegte, wir zählten jedoch viele Verwundete. Unter den letztern war auch ich, eine Kugel hatte meinen Arm getroffen; ich mußte mich einer gefährlichen Operation unterziehen, die jedoch glückte. Ich blieb einige Stunden vom Hauptquartier entfernt in einem Dorfe, wo man mich auf's beſte verpflegte. Eines Abends, als ich an dem kleinen, mit Epheu behangenen Fenſter im Stuhle ſitze, ſehe ich einen Trupp Soldaten, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führen. Ich rufe ſie an und erfahre, daß ſie einen Deſerteur dem Kriegsgerichte zu übergeben im Begriff ſeyen. Ein Vorfall dieſer Art war nichts Seltenes, und ich wollte mich eben gleichgültig abwenden, als mein hinſtreifender Blick auf den jungen Sträfling trifft, und ich Züge erſchaue, die mir bekannt ſind. In dieſem Augenblick ſtürzt der Jüngling zu mir an's Fenſter und fleht mich an, ihn zu retten. Es iſt der Sohn meines Andreas. Ich fragte ihn, was ihn zu dieſem Fehltritt verleitet, und er geſteht mir unter Thränen, daß daheim in ſeinem elterlichen Dorfe Jemand krank ſey, und er nur auf wenige Stunden ſich fortgeſtohlen habe. Er ſey eben im Begriff geweſen, freiwillig zurückzukehren, als man ihn gefangen genommen.

„Sprichſt du die Wahrheit?“ fragte ich ihn. — Er ſah mich an, wie erſtaunt, daß ich daran zweifeln könne. Es waren die treuen Augen, die Miene ohne Falſch meines Andreas. — „Wer iſt krank daheim?“ fragte ich weiter. — Er ſtockte, wurde roth und ſenkte ſeinen Blick. „Wenn ich jetzt ſterben ſoll," rief er, „ſo jung ſterben ſoll, wer wird meinen Vater in ſeinem Alter unterſtützen? Die Mutter iſt todt; ſeine ganze Hoffnung beruht auf mir, und ach! noch Jemandens Hoffnung beruht auf mir!" — „Was kann ich thun?" entgegnete ich. „Du kennſt die Strenge der Geſetze." — „Ach, ich kenne ſie. Man wird wenig Umſtände mit mir machen. Man wird mir die Augen verbinden, mich auf einen Hügel niederknien laſſen; den nächſten Morgen erlebe ich nicht."

Er zitterte, indem er dieſe Worte ſprach, und ſeine Thränen floßen reichlich. Der Unglückliche ſtand noch einige Minuten vor meinem Fenſter; man mußte ihn mit Kolbenſtößen forttreiben. Er ſah ſich im Fortgehen bis zur Straßenecke bittend nach mir um. — Dieſes Bild wich nicht aus meiner Seele. Ich ſuchte den Schlaf, aber ich fand ihn nicht. Vergebens hielt ich mir die Unmöglichkeit vor, den Jüngling zu retten. Schon hatte ich einige Mal die Feder in der Hand, um an den General zu ſchreiben; aber ehe mein Brief abgegeben wurde, hatte wahrſcheinlich, bei der Eile, mit der die Executionen in Kriegszeiten vor ſich gehen, der Unglückliche zu athmen aufgehört. Und dann, einen Brief wirft man bei Seite, ein geſchriebenes Wort wird wenig beachtet. Nur Ein Mittel verſprach Hülfe; wenn ich ſelbſt in's Hauptquartier ritt. Ich ſchickte zu meinem Arzt; er trat herein. — „Glauben Sie,“ fragte ich ihn, daß meine Wunde einen Ritt von ein paar Stunden verträgt?“ — „Welche Tollkühnheit!“ erwiderte der alte Mann erſchrocken. „Sie wollen reiten, in die Nacht hinein, bei dieſem kalten, feuchten Wetter?“ — „Ich frage Sie, ob meine Wunde es ertragen wird?“ — „Sie wird es nicht. Sie verlieren Ihren Arm.“ — „Es muß gehen!“ rief ich mit einem plötzlichen Entſchluß, indem ich meine Uhr hervorzog. „Es gilt, ein Menſchenleben zu retten. Machen Sie Ihren Verband, mein Herr, und für das Weitere laſſen Sie mich ſorgen.“

Der würdige Greis, der mich ſo entſchloſſen ſah, und dem der Ausruf: „es gilt ein Menſchenleben!“ an's Herz gegriffen hatte, ſchüttelte das Haupt, ohne ein Wort zu ſprechen, und indem er ſich mit ſeinen Binden beſchäftigte, ertheilte ich den Befehl, mein Pferd zu ſatteln. Eine Viertelſtunde darauf ſaß ich im Sattel und flog auf dem Weg zum Hauptquartier dahin. — Wozu ſoll ich weitläufig erzählen, was ich that und ſagte? Genug, es gelang mir, den Sohn meines Andreas zu retten. Während ich leidenſchaftlich thätig war, fühlte ich nichts von Schmerz; als aber auf dem Rückwege meine Seele ruhiger empfand, erinnerte mich mein armer Körper, daß ich grauſam mit ihm umgegangen war. Ich empfand die wildeſten Schmerzen im Arm. Das Wort des Alten tönte mir in den Ohren: „Sie werden den Arm verlieren.“ Gut, dann ſind wir quitt, mein Andreas!

Es ging glücklicher, als ich gefürchtet. Die ſeltene Geſchicklichkeit meines guten Arztes brachte mich durch und erhielt mir den Arm, der nur von der Zeit an etwas ſteif blieb. Ein langes Krankenlager war das Einzige, womit mich der Himmel züchtigte. Eine heilſame Züchtigung. Als ich vom Schmerzensbette aufſtand, war die rauhe Schale der Jugend von mir geſtreift; ich empfand die Leiden meines Nebenmenſchen, denn ich hatte ſelbſt gelitten. Meine Freunde wollen behaupten, ich ſey ſpäter ſogar etwas zu weichherzig geworden; das will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Als es der Arzt geſtattete, ſah ich Andreas mit ſeinem Sohn an meinem Bette. Sie knieeten und bedeckten meine Hände mit Küſſen. Neben dem Jüngling, ſcheu zurückweichend, ſtand ein recht hübſches Mädchen. Ich brauchte nicht zu fragen, in welcher Beziehung ſie zu dem jungen Burſchen ſtand. Ihretwegen hatte er dem dummen Streich gemacht, ihretwegen hatte er die Todesangſt erlitten. Ich ſegnete den Bund, und wißt ihr, Freunde, die ihr dieſe Blätter leſet, wißt ihr, welch eine Freude ich mir ſelbſt bereitete? Eine köſtliche Freude, eine prächtige Belohnung! Ich ſteckte die Horndoſe wieder in den Koffer und trug wieder nach fünfzehn Jahren eine goldne Doſe. Es war die Tugend ſelbſt, ſo ſchien es mir ſelbſtgefälligem Thoren, die mir eine goldne Doſe ſchenkte. Von keinem Fürſten wäre ſie mir ſo ehrenvoll und erwünſcht erſchienen. Die erſte Priſe, die ich nahm, zog ich mit ſo vielem Geräuſch in meine Naſe, daß die umſtehenden Kameraden bedenklich einander anſahen, weil ſie meinten, ich habe auch die Narrheit angenommen, den alten König Friedrich nachahmen zu wollen, den größten Tabakſchnupfer ſeiner Zeit.

Seitdem habe ich die Horndoſe nicht wieder getragen; wahrlich, ich hatte es nicht nöthig. Aber ich habe ſie heilig aufbewahrt, nebſt dem Buche, worin jener denkwürdige Brief Johann Georg Jacobis ſteht. Ich weiß wohl, heutigen Tages liebt man dergleichen nicht; unſere jungen Herren nennen das „ſentimental;“ aber ich meine, gut genug, wenn eine ſchlechte Horndoſe unſere Beſſerung übernimmt.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Inhalt.

Erſter Band.

Seite
Ida und Pauline 1
Der rothe Zwerg 103
Der Page Karls des Großen 271
Die Todtenhand 295

Zweiter Band.

Phyſiologie der Geſellſchaft 1
Uhr und Stab 107
Der Engel auf der Wanderſchaft 179
Der Arſenikfritze 227
Der goldne Mantel 253
Geſchichte einer Schnupftabaksdoſe 296

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Suſanne.

Von

A. v. Sternberg.

Erſter Theil

Berlin.
Verlag von Louis Quien.
1847.

Meiner Schweſter

Caroline Baroneſſe Ungern-Sternberg

Stiftsfräulein zu Fellin

gewidmet

Als ich vor mehreren Jahren zurück Deiner Schweſter die „Schifferſagen“ widmete verſprach ich Dir ein Buch mit Deinem Namen zu zieren und es als ein Geſchenk in deine Hände zu legen. Es iſt einige Zeit vergangen ehe ich mein Verſprechen habe erfüllen können, nicht daß ich nicht unterdeſſen Bücher veröffentlicht hätte, allein ſie waren nicht von der Art daß ich hätte bei ihrer Abfaſſung vorzüglich Deiner gedenken mögen. Was ſoll ein junges Mäd chen, das noch dazu in ländlicher Zurückgezogenheit lebt mit einem Roman beginnen voll politiſcher Tendenzen, ſo wie ſie das Bedürfniß des literariſchen Marktes heutzutage erfordert? Die Muße und die Freiheit die Dir gegönnt ſind dazu die Einſamkeit und Weltentfernung geben Dir recht eigentlich Werke in die Hand, die mit jener Wärme des Herzens, mit jenem Schmelz der Empfindung gedichtet worden ſind, die ſie geeignet machen eine reine Phantaſie und ein ſchuldloſes Herz mit lauterer und geſunder Nahrung zu verſehen. Solche Erzählungen werden ſeit einiger Zeit nicht mehr geſchrieben. Sei es daß die Autoren des Tages nicht mehr die Zeit haben einen langſamen empfindſamen Gang in die Laubengänge und verdeckten Grotten der Poeſie zu thun, wo die edlen Leidtragenden des Herzens ihre Freuden und ihre Schmerzen bergen, ſei es daß die lauten Intereſſen einer tumultuariſch bewegten Menge immer wieder den beſchaulichen Sinn des liebevoll Schaffenden in einen ihm verhaßten Strudel von zweckloſer Aufgeregtheit hineinreißen. Ein junges Mädchen hat ſich um dieſe Dinge nicht zu kümmern. Es fragt nur: warum erhalte ich nichts? Weshalb ſchreibt man für mich und meine Schweſtern und meine Geſpielinnen keine Bücher mehr? Unſre Mütter hatten es gut, unſre Großmütter noch beſſer — wir aber haben es ſchlecht; man ſchreibt Bücher die für uns entweder langweilig oder unverſtändlich ſind, oder nennt ihr euere Bücher die ihr ſchreibt um die Arbeiterunruhen, das Gefängnißleben und die traurige Verſunkenheit des Elends zu ſchildern, nennt ihr ſie für uns geſchrieben? Wagt ihr es uns ins Angeſicht zu behaupten daß ihr an uns gedacht habt als ihr dieſe düſtern und ungefälligen Sammlungen veranſtaltetet? Nein, ihr habt nicht an uns gedacht; wie ihr im geſelligen Verkehr im Salon nicht mehr an uns denkt, ſondern euch in eine Ecke ſetzt und für euch grübelt, ſo denkt ihr auch nicht mehr an uns wenn ihr euch an euren

Schreibtiſch ſetzet, ſonſt würdet ihr doch irgend einmal ein für uns lesbares Buch zu Stande bringen.

Dieſe Klage hör ich vom fernen Geſtade der Oſtſee herüberklingen und ſich mit manchem unmuthvollen Ausruf in meiner Nähe miſchen. Gegenwärtiges kleines Buch iſt ein Verſuch den Roman wieder in jene Bahn zu lenken, auf welcher er nach dem Beifall derjenigen Leſer ringt, die in ihm eine poetiſche Erzählung, und zwar eine ſolche die vorherrſchend die Empfindung anregt, und das Herz beſchäftigt, ſehen. Wenn unſere Schriftſteller des Tages fortfahren werden die Form des Romans auf dieſe Weiſe zu ihren Zwecken zu brauchen, wie es bisher geſchehen iſt, ſo werden ſie dahin gelangen ihn zu der Trockenheit und Pedanterie einer didaktiſchen Epiſtel herabzubringen. In der That iſt auch mancher Roman unſer Tage nichts anderes. Der Autor ſchreibt einen Brief an ſeine Zeitgenoſſen, in welchem er ihnen allerlei gute Rathſchläge gibt über bald mehr bald minder materielle Intereſſen des ſtaatlichen und ſocialen Verkehrs. Dieſem Schreiben ſind einige dürftige Details, einige unwahrſcheinliche Erfindungen beigeſellt, und dieſe ſollen dazu dienen die Benennung „Roman“ auf dem Titel zu rechtfertigen. Der wahrhaft gute Roman wird freilich nie aufhören das Bild der Zeit zu ſein, in der er entſtand, aber auch nur das Bild, nicht das Ausgabebuch, die Wirthſchaftsrechnung der Zeit; die Leidenſchaft, die Empfindung, das reine Menſchliche müſſen immer die Puls- und Herzadern dieſer intereſſanten und großartigen Dichtungsart ſein. Man muß bei einem guten Romane träumen, lächeln, empfinden, weinen können; es muß das muſikaliſche Element vorwiegen, es muß in einem Romane Seiten geben wo aus jedem Worte Blumen und Flammen ſchlagen, wo das Herz blutet und die Seele in qualvoll wollüſtigen Regungen hinzittert. Endlich muß ein guter Roman die Jugend und die Frauen entflammen; ſie dürfen nicht kalt bleiben; dieſe weichen und von der Phantaſie beherrſchten Seelen müſſen dem Dichter, ſie mögen nun wollen oder nicht, in jede Thränen- oder Blutkammer des menſchlichen Herzens folgen, und zuletzt wenn ſie erſchöpft ſtille ſtehen breitet er plötzlich eine große, heilige Mondnacht über ſie aus, die die zuckenden Nerven beſeeligt, beruhigt und die Welt in Frieden hüllt.

Es hat Romane gegeben, die mit einer unglücklichen Miſchung von Geiſt und Frivolität geſchrieben worden ſind, dieſe ſind, trotz deſſen daß ſie Meiſterwerke waren, dennoch ſpurlos am Intereſſe der Zeitgenoſſen vorübergegangen; dann hat es Romane gegeben in denen der Autor die Ergebniſſe ſeines unermüdlichen Denkens über irgend einen Zweig der Kunſt, oder der praktiſchen Philoſophie niederlegte, oder über ein Dogma des Glaubens ſich verbreitete; — man hat ſie nicht geleſen. Dann gab es wieder Romane die ganz ohne Kunſt geſchrieben wurden, die keine Abſicht zeigten und keine Richtung verrathen, die der Autor leichtſinnig der Mitwelt übergab, wie man einen Nachen mit Blumen gefüllt auf den Wellen hintanzen läßt, unbekümmert an welchem Ufer oder ob es überhaupt landet, und dieſe Romane ſind geleſen, bewundert, wieder geleſen und nochmals bewundert worden. Sollte dies uns nicht ein Zeichen ſein mit welchen Gaben wir ein Gebilde der Poeſie, das wir Roman nennen, ausſtatten ſollen? Man hat geſagt der Roman vertrüge Alles — o nein er verträgt nicht Alles, was wir ihn aufzubürden für gut befinden. Es iſt gar nicht die bequeme pauſchige Form, wie wir ſie uns einbilden. Oft iſt ein Roman gut ausgeſtattet, er iſt leicht und zierlich befrachtet, nun fällt es aber unſeeliger Weiſe dem Autor ein ſich ſelbſt auch noch hineinzuſetzen, und nun geht das Fahrzeug unter! So macht es in ihren Romanen eine gewiſſe Dame, die nicht allein ſich ſelbſt, ſondern ihre ganze Garderobe, eine Unzahl

Schachteln und Päckchen jedem Roman-Rachen beigeſellt und damit ihre Schiffbrüche ſelbſt verſchuldet. Wenn es nicht unbeſchreiblich ſchwer wäre, einen guten Roman zu ſchreiben, würde es dann wohl ſo wenige geben? Ihr müßt um es zu können ein Dichter ſein, und dann nochmals ein Dichter und zum drittenmal ein Dichter, und damit nicht genug müßt ihr euch gefällig zeigen — gefällig dem Herzſchlag in der niedrigſten und ärmſten Bruſt, denn wenn alle andere Dichter bewundert werden, euch muß man lieben können. Der Romandichter muß das verzogene, von Allen gehätſchelte Kind im Hauſe ſeiner Zeit ſein: er wird nicht auf dem Capitol gekrönt, ſondern in der Familienſtube. Zu ſeinem Grabe pilgert die junge Hirtin des Thals und legt einen Kranz nieder, den ihre Thränen befeuchteten.

Wenn ihr einen Roman ſchafft ſo denkt ihr zu allererſt daran wie ihr den Geiſt beſchäftigt und das Nachdenken anregt, denkt lieber daran wie ihr das Gefühl weckt. Die guten Romane aller Zeiten haben vor allen Dingen auf die Phantaſie und das Herz gewirkt, darum der Beifall der ihnen zu Theil geworden iſt, das Entzücken das ſie erregt haben und das gute Andenken in dem ſie noch ſtehen. Ich wünſchte ich könnte mit einem Streiche aus unſern Romanen alles Räſonnement verbannen, ſo wie ich alles Tendenziöſe weit hinwegwerfen möchte. Hat der Werther eine Tendenz? kann man aus ihm irgend eine Kunſt, eine praktiſche oder philoſophiſche Lehre gewinnen? — nein man kann keine andere Kunſt aus dieſem Buche lernen als Thränen auf Thränen zu vergießen, Erſchütterungen ohne Maaß in ſich aufzunehmen, in dieſem Augenblicke golden zu träumen, im nächſten von Schreckniſſen durchfröſtelt unnennbares Weh zu empfinden — und dieſe Kunſt iſt keine andere als die Kunſt zu empfinden, eine Kunſt die freilich nicht alle verſtehen, ſondern vom ächten Dichter lernen müſſen. Wir begegnen heutzutage überall wohin wir uns wenden dem Gedanken, der Unterſuchung, der Beweisführung — laßt uns einen Boden uns frei halten, wo wir nur der poetiſchen Träumerei, der Empfindung, dem Herzen begegnen. Dünkt es euch mehr Ehre den Kopf denken, als das Herz fühlen zu machen? Die junge Generation hat genug gethan um zu zeigen daß ſie ſich an den Ideen zu betheiligen verſteht, die die Zeit bewegen, nun ruft aus dieſem Gewirr der ſchrillenden Stimmen den ſüßen Klang der Flöte wach, und läßt ihn in der Einſamkeit des Hains um ein Grabmal tönen, an dem die Liebe weint. Verſteht ihr nur für das Katheder und die Tribüne zu ſchreiben, ſo wißt es kommt ein Geſchlecht das alle euere Werke bei Seite legen, und fragen wird: Gab's damals nichts anderes? — und ihr werdet ſchamroth geſtehen müſſen daß ihr wohl beobachtet habt und es auch wieder zu erzählen wißt, welch neues Geſetz in den Kammern durchgegangen iſt, daß ihr aber nie einen

Blick in jene Kammern gethan, wo eine Julia trauert und wo hinein ein Romeo einſteigt. Das iſt ſicherlich ein Mangel und ein Vorwurf, und ich fürchte daß ihr auch hinter den mächtigen Bibliotheken, die ihr aufthürmt vor dieſem Vorwurf nicht werdet verbergen können.

Es ſcheint in vielfacher Beziehung dienlich an die alten Romane zu erinnern, die grade das Element in Fülle beſitzen, das den modernen abgeht. Wie wenige unſrer jungen Frauen und Mädchen haben die Clariſſa, die Paméla geleſen, und wie ſehr würde man, meine ich, ihren Dank ſich erwerben wenn eine neue, geſchmackvolle, vielleicht gekürzte Ueberſetzung, dieſe mit zartem Sinnenverſtändniß und mit einer ſeltnen Kenntniß des Herzens — gedichteten Romane, ihnen in die Hand gäbe. Welche moderne Schilderung erreicht die wilde und kecke Zeichnung mit der der Verführer Lovelace uns vor Augen geſtellt wird? Welche holde Jungfräulichkeit zeigt uns Pamélens reizendes Bild! Wo exiſtirt die

Feder heutzutage die ſo keuſch, ſo ſicher, ſo anmuthig zeichnet? Man halte Eugene Sue's „Mathilde" dagegen, wie viel Uebertreibung, Haſchen nach Effekt, unreine oder übereilt aufgetragene Farben! und die Richardſon'ſchen Romane ſind noch lange keine Muſterbilder, das Feuer der ächten, wahren Poeſie durchſtrömt ſie nicht, wie es den Werther, die neue Heloiſe durchſtrömt. Dann ſei an einen deutſchen Roman „Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen" erinnert. Wir beſitzen in dieſem Werke, das ſehr mit Unrecht vergeſſen iſt, eine eben ſo zarte als naturgetreue Schilderung eines weiblichen Herzens, und zwar von einer naiven und keuſchen Feder aufgefaßt. Sophie iſt ein reizendes Geſchöpf, ſie iſt nicht ſentimental wie die neue Heloiſe, nicht ſo ſchüchtern jungfräulich wie Paméla, nicht erhaben rührend wie Lotte im Werther, ſondern naiv humoriſtiſch, eine ganz neue Eigenſchaft einer Romanheldin, und wie man geſtehen wird, mit Meiſterſchaft geſchildert. Es iſt das junge Mädchen aus der Provinz, die munter und witzig, in immer friſcher Laune ihre Geſpielinnen und die kleinen Verhältniſſe ihrer Vaterſtadt verläßt und nun in die Welt eintritt. Die Briefe die ſie in die Heimath zurückſchreibt ſind ſo voll aus der Natur gegriffene Züge reiner Kindlichkeit und eines aus dem friſchen Quell unverdorbenen Herzens fließenden Humors, das ſie noch heutzutage in ähnlichen Verhältniſſen nothwendig von jedem Mädchen, das Sophien gleicht, ſo und nicht anders werden, geſchrieben werden müſſen. Es iſt die Sprache der Natur ſelbſt, ungekünſtelt, ungefärbt. Vieles in dieſem Romane iſt veraltet, aber ſeien wir nur ehrlich, wie Vieles wird einſt in unſern Romanen veraltet ſein; wir die wir abſichtlich vermeiden die ewigen, unwandelbaren Intereſſen rein menſchlicher Zuſtände zu ſchildern und ſtatt deſſen immer nur das Portraitbild des Tages, das Modekupfer der Politik mit dem Koſtüm eines Räſonnements-Aufrutzes geben, das nach wenigen Jahren ſchon veraltet und lächerlich ſein wird.

Doch zurück von dieſer Excurſion in das Gebiet des Romans überhaupt, zu dieſem vorliegenden kleinen insbeſondere. Er *hat* Anſprüche aber er *macht* ſie nicht. Zufrieden den Weg bezeichnet zu haben, wohin zu wandeln ihm aufgegeben worden, beanſprucht er nicht den Ruhm und die Ehre an das Ziel gelangt zu ſein. Zu künftigen großen Gemälden in dieſer Art Auffaſſung verhält er ſich wie eine leichte Farbenſkizze. Dir gegenüber, theure Schweſter, läßt er auch dieſes Räſonnement, es iſt ſein erſtes und letztes, willig fallen und will nichts anderes als ein paar Stunden deiner Einſamkeit angenehm verflüchtigen. Nimm dieſen Gruß aus der Ferne mit Wohlwollen auf, mit demſelben Wohlwollen das Du, weil Du den Autor liebſt, auch immerdar auf ſeine Werke übergetragen haſt.

Berlin im Sommer 1846.

Suſanne.

Erſter Theil.

I.

Da iſt ſie ja!

Der Theetiſch war im Garten unter den zwei großen Fliederbäumen gedeckt. Nach einem heißen Tage war gegen Abend ein kurz anhaltender erfriſchender Regen gefallen, die Luft wehte abgekühlt und mit tauſend Wohlgerüchen verſetzt, das ſchimmernde Laub gab noch einzelne Tropfen, und der blaue, reine Abendhimmel war gegen Weſten mit einigen duftigen Wölkchen überſäet, die die Abendſonne roth anwehte. Es war ein Abend am Anfang des Auguſt. Der Platz, auf dem der Theetiſch ſtand, war mit einem Teppich überdeckt, eine Menge kleiner Gegenſtände der Bequemlichkeit war aus den Zimmern herbeigebracht werden, Körbe, Stühle, ſogar ein kleiner, buntgemalter Schirm, um die Flamme unter dem ſiedenden Keſſel vor dem Lufthauch zu ſchützen. Eine ſehr zierlich gekleidete ältliche Frau ging vorſichtig wegen ihrer feinen Fußbekleidung über den feuchten Sand, die wenigen Schritte, die ſie bis hinauf dem Treppeneingang des Hauſes zurückzulegen hatte, hin und wieder bald die ſilberne Zuckerdoſe, bald dieſes, bald jenes Geräthe unterm Arm tragend, und dann die Hand und den Schlüſſelbund in das ſeid'ne Schürzchen bergend. Endlich war ihr Geſchäft beendet, und ſie ſetzte ſich auf eine Polſterbank dicht am Hauſe, zog ſich einen Fußſchemel heran, und indem ſie auf ihrem Schooße eine weitläufige bunte Stickereiarbeit entrollte, fing ſie an, ſehr eifrig zu nähen, doch dabei nicht die drei Herren außer Acht laſſend, die am Theetiſch zurückgeblieben waren und auf deren Wünſchen und Begehren ſie aufmerkſam hier lauſchte.

Von dieſen drei Männern war der Eine ein alter Herr von einem ehrwürdigen und imponirenden Aeußern. Sein Haar war weiß, ſein ſtarker Lippenbart weiß und grau gemiſcht. Er trug eine alte Offiziermütze mit einem tief in die Augen gehenden Schirm, ſeine breiten, nur wenig gebeugten Schultern und ſeinen kräftigen Bau umſchloß ein ſehr bequem gearbeiteter Militairüberrock. Ein ſehr feines, weißes Jabot blickte aus dem rothen Ueberſchlag des Kragens hervor, ebenſo fielen ſaubre Manſchetten auf die gebräunten, magern, aber kraftvollen Hände, deren rechte eine langröhrige türkiſche Pfeife vor ſich hin hielt. Die Fußbekleidung beſtand aus ſtark gepolſterten Halbſtiefeln, und die Beine waren, bis auf's Knie hinauf, noch mit einem weitpauſchigen, wollenen Shawl umhüllt. Dieſer „Herr des Hauſes" ſaß in einem Armſtuhl, an deſſen obern Ecken noch allerlei Dinge angehängt und angelehnt ſich befanden, die der Beſitzer des Hauſes vielleicht nöthig haben konnte, dazu gehörte ein grüntaffetner Augenſchirm, der vielleicht, wenn der Abend wieder ſchwül werden ſollte, die dicke Militairmütze erſetzen mußte, dann ein Beutel mit einer andern Sorte Taback, ein Stock mit einem Goldknopf, und ein anderer mit einer gebogenen, krückenförmigen Handhabe, endlich eine Fliegenklatſche und ein im ſchwarzen Lederſäckchen befindliches Brennglas. Von dieſen Dingen wurde keines gebraucht, allein ſie hätten doch nach Umſtänden gebraucht werden können, und Madame Stephanie Lecomte wäre untröſtlich geweſen, wenn an einem Abende, wo ſie ganz allein und ausſchließlich das Arrangement im Garten zu beſorgen hatte, irgend etwas dem alten Herrn gefehlt hätte. Darum ſaß er in dieſer Anhäufung von Bequemlichkeiten, von denen zwei Drittel unnütz und entbehrlich waren, und ſogar die Bequemlichkeit verſcheuchten, denn der Sitzende konnte kaum, wie er es doch liebte, ſich im Stuhl zurücklehnen, ohne einen jener oben aufgeſtapelten Gegenſtände zu berühren. Die beiden andern Herren ſaßen auf Rohrſtühlen, rauchten leichte Cigarren und trugen einen modiſchen Anzug. Ein Schachbrett war zwiſchen Beiden aufgeſtellt, und je nachdem die Combinationen des Spiels bald dieſem, bald jenem Spieler eine Pauſe vergönnten, wurden die großen, mit heißem, duftenden Thee gefüllten Taſſen an den Mund gebracht und ſchneller geleert, als die ſpähende Aufmerkſamkeit der Frau Lecomte es erwartete. Sie kam dann wieder herbei, die leeren Taſſen zu füllen, zugleich neuen Brennſtoff der Flamme zu geben, die zu verlöſchen drohte. Die Geſichter und Geſtalten der beiden jungen Männer konnte man wohlgebildet, ja — ſogar ſchön nennen; der Eine zählte vierzig, der Andere drei und vierzig Jahre. Die Abendſonne, die dem Aeltern in's Geſicht leuchtete, gab ihm friſchere Farben und ein lebendigeres Anſehn, als er ſie in der That beſaß, er war mager, fein gebaut, mit zierlicher Hand und kleinem Fuß, im bartloſen Antlitz große, aber etwas matte und farbloſe Augen bergend; unter dem Hut quollen noch volle, braune Locken hervor; der Jüngere, der dem Bruder ſehr ähnlich ſah, war nur durch eine etwas breitere Geſtalt und ein ſchärfer ausgeprägtes, kräftiges Weſen in Miene und Haltung von ihm unterſchieden. Er hatte glatt anliegendes, etwas in Grau übergehendes Haar, und eine Brille verunzierte in etwas ſein ſonſt viel ſchöneres und bedeutſameres Auge, als das des Bruders. Dieſe drei Männer waren Brüder. Der älteſte, den wir den General nennen wollen, weil er in dieſem Grade den Abſchied von der aktiven Armee vor nicht ſo gar langer Zeit erhalten hatte, zählte zwölf Jahre ſeinen Brüdern voraus, und war demnach ein Greis von nah an Sechzig. Alle Drei führten den Namen Freiherren von Barnevelt, eine alte Familie, die lange noch vor der öſtreichiſchen Occupation der Niederlande nach Deutſchland ſich übergeſiedelt hatte. Sie waren nicht reich, allein ſie hatten Alle ein anſtändiges Beſitzthum, denn keiner der Brüder war ein Verſchwender ſo wie keiner ein Geiziger oder Geldwucherer war. Der General hatte geheirathet, ſein Weib war ihm geſtorben und hatte ihm eine Tochter hinterlaſſen, die beiden Jüngern waren unvermählt, eine Schweſter, von der wir ſpäter ſprechen werden, war unglücklich verheirathet geweſen und hatte ſich ſcheiden laſſen. Sie lebte in der Entfernung einer Tagereiſe auf einem ihr gehörigen ſchönen Landſitze. Die unverheiratheten Brüder wohnten für gewöhnlich in der Reſidenz, wo der Eine, Onkel Carl, der Chef eines Bureaus, und der Andre, Onkel Sebaſtian, bei der Legation angeſtellt war. Ihre Geſchäfte waren von der Art, daß ſie ſich öfters Erholungsreiſen erlauben durften, und da war denn immer Lindenthal, ſo hieß das Landgut, auf dem wir uns jetzt mit der kleinen Geſellſchaft verſammelt finden, das Ziel ihrer Excurſionen. Der Eine nahm ſeine Mappe mit

Prozeßakten, der Andre ſeine franzöſiſchen Bücher und geiſtreichen kleinen Broſchüren mit, um in der Stille des Landlebens Etwas zu haben, das an Staat und Geſchäfte erinnerte; im Ernſte genommen, thaten ſie jedoch wenig. Der ganze Tag und noch mehr der Abend ging hin, indem ſie ſich ihrer jungen Nichte gefällig bezeigten und Alles thaten und herbeitrugen, von dem ſie glaubten, es könne dem Mädchen, das ſie faſt abgöttiſch liebten und verehrten, Freude oder Belehrung verſchaffen. Man konnte ſagen, daß ſie nur für dieſe Nichte exiſtirten, daß Alles, was ſonſt ihr Leben ausgefüllt oder ihm Werth gegeben, ſchon ſeit lange hinter dem Intereſſe zurückſtand, womit dieſes blühende junge Leben, das ihnen ſo noch angehörte, ſie erfüllte. Sie waren viel aufmerkſamer und weit zarter und uneigennütziger ſtets um ſie beſchäftigt, als es der aufopferndſte Liebhaber hätte ſein können. Und dieſe dienende Treue dauerte nun ſchon mehrere Jahre; ſie wurde nicht ſchwächer, im Gegentheil ſtärker. Dieſe Männer, die in der großen Welt geſucht waren, die an den Hof gingen, und mit den Notabilitäten der Macht und des Wiſſens frei verkehren durften, verließen immer wieder ihre glänzenden Kreiſe, um ein junges Landmädchen aufzuſuchen und in ihrer Nähe zu leben. Sie begingen dabei keine einzige Thorheit, nichts in dem Umgange zwiſchen Oheimen und Nichte ereignete ſich, was auch nur von ferne auf Verliebtſein, oder gar auf zärtliche Geckenhaftigkeit hätte hindeuten können, es war ein ehrenhaftes, galantes, in den feinſten Formen der Geſellſchaft ſich haltendes Ritterthum, ein Achtung und Vertrauen einflößendes, feſtes, männliches Betragen, das jedoch für den Beobachter einen nur ſehr zart durchſcheinenden, unendlich rührenden Beiſatz von inniger Herzenswärme nicht verdecken konnte. Die beiden Männer waren nun eben Prieſter der Jugend und Schönheit, und dies, und nichts Anderes wollten ſie auch nur ſein. Ihre diesmalige Anweſenheit auf Lindenthal hatte die beſondere wichtige Veranlaſſung, daß in ihrer Begleitung Suſanne, die ihr ſiebzehntes Jahr jetzt zurückgelegt hatte, in die Reſidenz reiſen ſollte, um dort in die Zirkel der Geſellſchaft eingeführt zu werden. Dieſen Zeitpunkt hatte der General mit großer Bangigkeit und tiefer Trauer für ſich lange herannahen ſehen; jetzt war er da, und der alte Mann, der von ſeinem Landſitze nicht weg wollte oder konnte, wußte nicht, wie er ſein kummervolles Herz beſchwichtigen ſollte, das bei der Trennung von ſeinem Liebling zu brechen drohte. Drei Wochen ſollte Suſanne noch im väterlichen Hauſe bleiben, und der alte Mann ſprach von dieſer Friſt, als wenn es drei Tage, oder eigentlich nur drei Stunden wären. Die Brüder wußten nicht, wie ſie es anfangen ſollten, die nöthigen Vorbereitungen zur Reiſe mit ihm zu beſprechen, da der Alte kein Wort hören wollte, und zugleich wie todmüde zuſammenbrach und die Augen mit der Hand bedeckte, wenn nur die leiſeſte Anſpielung auf die Reiſe vorgebracht wurde. Auch an dieſem Abende, den die Brüder hatten nutzen wollen, weil Suſanne bei der Pfarrerin zum Beſuch war und erſt ſpät zurückerwartet wurde, war Nichts geſchehen, weil der General gleich beim Beginn des Geſprächs halb gebeten, halb befehlen hatte, man möchte ihm ſein „Abendpfeifchen" nicht verderben. Am Morgen war's das Morgenpfeifchen, das nicht verderben werden durfte, beim Mittag die Suppe, zwiſchen Mittag und Thee das Schläfchen, kurz, es war immer ein gemüthliches Stündchen oder ein Genuß, der offenbar zu Grunde gerichtet worden wäre, wenn die Brüder hätten ſprechen dürfen. Gleichwohl wollten und mußten ſie doch einmal ſprechen.

Alſo Du glaubſt in der That, Reinhold, hub der Präſident an, indem er das Schachbrett, auf dem er eben matt gemacht worden, bei Seite ſchob, daß Sophie eine paſſendere Begleitung für unſere Kleine ſein wird, als wir?

Der General zeigte ein ſchreckliches Lächeln, als dieſe Worte erklangen, ein Lächeln, wie ein Gichtkranker erſcheinen läßt, der in Verzweiflung die Wiederkehr ſeiner Schmerzen bewillkommet. Glauben? Glauben! rief er: ich glaube nichts. Laß mich in Ruh! Lecomte! —

Was befehlen Excellenz? fragte die Heraneilende.

Was haben ſie für verfluchte Bagage hier oben auf meinem Stuhl zuſammengethürmt? Es iſt ein Beutel, der mir immer an die Wange klopft, wenn ich mich zurücklehne.

Entſchuldigen Excellenz; es iſt der Taback, den der Graf Bethmann ihnen neulich empfahl, weil der türkiſche Taback ihnen Blaſen auf der Zunge zieht.

Was wiſſen ſie von meiner Zunge? Hören's mal, ſchauen ſie hinaus, den Pfad nach der Mühle hinab, ob das Mädchen nicht kommt. Sollte ſchon hier ſein. Der Petermann iſt ſchon vor einer Stunde ihr nachgelaufen.

Madame Lecomte entfernte ſich eilig, und der Alte ſchob ſeine Mütze verdrießlich auf's andre Ohr; dann beſann er ſich, daß er dem Bruder eine Antwort geben müſſe und murmelte mit rauher Stimme: Ich will euch etwas ſagen. Die Sophie, wie wir ſie Alle kennen, iſt ein Weibsbild, das ſeinen Willen durchzuſetzen weiß. Die hat ſich's einmal in den Kopf geſetzt unſer Mädchen in die Stadt zu bringen, weil ſie meint, einer Frau gezieme das beſſer, als einem Manne, und ihr werdet ſehn, ſie ſetzt es durch.

Sie kann es nicht durchſetzen, ſagte Sebaſtian, wenn du dich dagegenſtellſt.

Der Alte ſchüttelte den Kopf und erwiederte nichts. Madame Lecomte brachte die Nachricht, daß noch nichts zu ſehen ſei. Dadurch wurde der General vollends mürriſch. Er ſtellte die Pfeife an den Baumſtamm und fuhr ſich mit der Hand über die Augen. Keiner der Brüder hatte den Muth, das Geſpräch wieder anzufangen. Eine peinliche Pauſe trat ein: der ſchöne, herrliche Abend voll Duft und Glanz ſandte keines ſeiner warmen Lichter in drei verſchloſſene und gebeugte Männerherzen. Plötzlich erſchallte ein heller Ruf:

Da iſt ſie ja!

Und oben auf der Treppenſtufe ſtand ein ſchönes, ſchlankes Mädchen in Weiß gekleidet, roth angeglüht von der Sonne, lächelnd und ſelbſt überraſcht durch die Ueberraſchung, die ſie veranlaßte. Ihren Strohhut am Arm flog ſie auf den Tiſch zu und ließ ſich von den weit vorgebreiteten Armen des Vaters umſchließen, an deſſen Bruſt ſie ihr Haupt barg. Dann erhob ſie ſich, gab den Oheimen die Hand, und ſagte dann, mit ſchnellem Blick den Tiſch überſchauend: Und wo iſt des Vaters Brille? die fehlt! —

Der Alte lächelte, die Hand der Tochter in der ſeinigen haltend, und Madame Lecomte rief: So hab' ich doch etwas vergeſſen! Das iſt ärgerlich.

Das Auge des Kindes freilich, bemerkte Sebaſtian, wird durch kein anderes erſetzt.

Im Leben nicht, ſagte der General, und nun noch das Auge meines Kindes. Wo biſt du denn ſo lange geblieben? Und wo haſt du den Petermann gelaſſen?

Er kommt mir nach. Unterwegs begegnete uns die Margarethe, die eben ihre kleine Heerde in's Haus trieb. Die ſechs muntern Jungen, die wie Füllen über die Wieſe ſprangen, wollten noch nicht zu Bette, ich nahm drei zu mir, um ſie hier ein wenig abzufüttern, ehe ich ſie wieder geben laſſe. Da bringt er ſie! Drei blondgelockte, friſche Bauerkinder, die wie die pausbackigen Engel in einer Dorfkirche ausſahen, erſchienen oben auf der Treppenſtufe mit großen Sträußen gelber Wieſenblumen geſchmückt, und geleitet von einem freundlichen, ältlichen Mann, der das Anſehen eines invaliden Militairs hatte. Auf den Ruf Suſannens ſtürzten ſie an den Theetiſch heran und mußten nun geſcholten und gezügelt werden, daß kein Geräthe umgeworfen und Niemand geſtoßen wurde. Beſonders von den Füßen des Vaters hielt Suſanne ihre kleinen Schützlinge fern. Sie vertheilte Kuchen und Milchreſte unter ſie.

Du haſt noch nicht geantwortet auf meine Frage, warum du ſo lange geblieben? hub der General an, indem er einen Blick, der ſich mit dem langen, durſtigen Zug des Wanderes in der Wüſte aus der friſchen Quelle vergleichen ließ, auf das Geſicht ſeiner Tochter richtete.

Lieber Vater, die Pfarrerin hatte Beſuch aus der Stadt: ihre Schweſter, — die —

Da haſt du dir von der Reſidenz etwas erzählen laſſen, wo du nun auch bald hinkommen ſollſt, und du vergaßeſt, daß ich nur auf erbärmliche drei Tage noch dich hier bei mir habe.

Suſanne flog auf ihn zu, küßte ihn ſchmeichelnd und ſagte: Gutes Väterchen; ſage nur ein Wort und ich bleibe ganz hier, für immer — in aller Ewigkeit! Muß ich denn durchaus in die Stadt?

Die beiden Oheime näherten ſich, um etwas zu ſagen, der General winkte mit der Hand, und ſagte, das ſchöne, dunkelblonde Haar des Mädchens glatt ſtreichelnd: Ja, ja — du mußt. Laßt uns nun in's Zimmer gehn; die Dämmerſtunde rückt heran. Setze dich an's Piano und ſpiele. Dann wird ja alles gut.

Als man in dem Familienzimmer angelangt war, erhob ſich ein kleiner Streit. Die Oheime wollten, daß Licht angezündet werde, um ein Quatre-mains einzuſtudiren, bei dem Sebaſtian mit der Flöte accompagnirte, denn in der Reſidenz ſollte Suſanne mit dieſem Stücke glänzen, aber der Vater beſtand darauf, daß das Dämmerſtündchen gefeiert werde. So ſetzte ſich Suſanne denn allein an's Piano und ſang einige Lieder, unter andern auch Göthe's Troſt in Thränen, mit Schubert's Compoſition. Es war ſtille und dunkel im Zimmer, als ſie geendet hatte; nur in ungewiſſen Umriſſen ſah man die einzelnen, überall hin vertheilten Geſtalten. Im großen Lehnſeſſel ſaß der Vater; er hatte, um noch einſamer und für ſich abgeſchloſſen ſeinem Kummer nachzuhängen, die Hand auf die Augen gelegt. Der ferne Nachſchimmer des Abendroths fiel noch auf einzelne Knöpfe des Uniformüberrocks, ſonſt war alles im Dunkel der Tiefe des gewaltig großen Stuhls verſunken. Onkel Carl ſaß ihm gegenüber und Onkel Sebaſtian war anfangs mit leiſen Schritten auf- und abgegangen, dann aber, als der Geſang ſo gar ſeelenvoll und ſchön wurde, blieb er ſtehen und man wußte ihn nicht mehr aus den Schatten der Drapperieen herauszuerkennen, die den Alkoveneingang bildeten. Petermann ſtand am Ofen, an ſeinem alten Platz, ſelbſt im Sommer, ſtarr und leblos, aber innerlich recht glücklich und in ſeiner Weiſe allerlei Träume und Bilder ausſinnend. Madame Lecomte hatte anfangs etwas mit dem Schlüſſelbunde geklappert, worauf ſogleich ein verdrießliches Huſten des Generals laut wurde, jetzt ſaß ſie ſtrickend zur Seite des Piano, auch an einem Platze, den ſie ſeit Jahren einzunehmen pflegte.

Als der Vater ſich zur Ruhe begeben hatte, wurde ſchnell Licht gebracht und nun ging das Einüben der neuen Muſikſtücke vor ſich und dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Und es waren die Hirten verſammelt auf dem Felde.

Wer die wundervolle Stille eines Abends auf dem Lande kennt, eines Spazierganges durch's hohe Korn, während die Glöckchen der heimkommenden Heerden ertönen, und die Weidenflöte des Knaben den Hügel hinab die einfachen Melodieen erklingen läßt, wer jemals ſein Auge ſo recht tief in die wolkenloſe Bläue des Himmels über uns, und dann wieder hinaus in die Ebene geſendet hat, wo Wälder und Hügelreihen den Horizont kränzen, der weiß, was das Land dem giebt und gewährt, der in ſeinem Schooße aufgewachſen iſt, und den Sinn bewahrt hat für die reinen und kunſtloſen Genüſſe der Natur. Suſannen war dieſes Glück zu Theil geworden; ſie hatte das Land ſelten und dann auch nur auf kurze Zeit verlaſſen. Die weibliche Geiſtespflege hatte ihr noch die Mutter ertheilt, dann, als ſie mit dem funfzehnten Jahr dieſe verlor, war die Pfarrerin an die Stelle getreten. Dieſe würdige, gutmüthige und unterrichtete Frau, die ſelbſt kinderlos war, liebte das ihr überantwortete Mädchen, als wenn es ihr eigenes Kind geweſen, der Pfarrer ging in ſeiner Liebe noch weiter, ihm war das Mädchen wirklich Wärme und Licht ſeines Lebens. Er hatte während ſeiner kummervollen Exiſtenz wenig Genüſſe kennen gelernt, die höchſte und größte Freude war ihm im Alter aufgeſpart, er hatte Suſannen zum Zögling; er durfte in eine ſo reine und ſchöne jungfräuliche Seele niederlegen, was er an troſtreichen und erhabenen Wahrheiten aus den göttlichen Lehren geſchöpft hatte. Das war nun in der That eine ſüße, reife Frucht für ſein Alter. Es giebt nichts Schöneres, als ſich einem jungen, reinen Herzen in Liebe und Wahrheit verbinden.

Eine Woche, oder, wie der alte General ſich ausgedrückt haben würde, ein Tag war vergangen, nach dem oben geſchilderten Abend, als ſich Suſanne auf dem Wege nach der Pfarrwohnung befand. Es war Sonnabend, der darauf folgende Tag war der Geburtstag des Generals. Suſanne ging, um die Pfarrerfamilie einzuladen und zugleich über einige anzuordnende kleine Feſtlichkeiten ſeinen Rath einzuholen. Die Sonne war ſchon untergegangen, als ſie den Weg nach der Pfarrwohnung einſchlug, der durch das Kornfeld führte und auf eine weite Wieſenfläche auslief. Es war ſtille in der Natur, und das ſchöne Mädchen, wie es durch das hohe Korn ging, ſtreifte an einzelne Aehrenhäupter, die ſich leiſe bewegten, als ſendeten ſie ihr Grüße nach. Die Wachtel ließ ihren eintönigen Ruf erſchallen, und ganz fern aus dem Walde her klangen Vogelſtimmen und das Rauſchen eines Baches, der ein Mühlrad trieb. Der Himmel war wolkenlos und klar. Ein kühler Athem wehte über die Ebene daher, erfriſchend und belebend nach dem heißen Tage. Suſanne pflückte einige rothe Mohnblüthen, die ſie an ihrem Strohhut befeſtigte und vorn an dem weißen, faltigen Mouſſelin ihres Kleides, dann ließ ſie ſich auf einem Raſenſitze unter einem breitlaubigen Nußbaumgeſträuch nieder, und nachdem ihr Auge eine Zeit lang in den rothflammenden Abendhimmel geſchaut hatte, ſuchte ſie die Wohnung ihres ehrwürdigen väterlichen Freundes auf. Das kleine Dorfkirchlein blickte in nicht großer Entfernung zwiſchen den Bäumen der Wieſe hervor, dicht daneben die Pfarrwohnung, ein Häuschen, das Weingeranke umgab und deſſen Dach Tauben umflatterten. Die Kirche war ſo recht tief in die Blumen und hohen Gräſer des Kirchhofs geſenkt, ihr niedriger und beſcheidener Thurm war etwas geröthet vom Widerſchein des Abendhimmels. Suſanne hatte dieſes Kirchlein ſo oft betrachtet, es war ihr Wegweiſer geweſen, wenn ſie manches Mal einen andern Weg, als den bekannten eingeſchlagen, das Pförtchen an der Kirchhofsmauer hatte ſich für ſie in böſen wie in guten Tagen geöffnet, der kleine Weg an dem großen Grabmonumente vorbei war unzähligemal von ihrem flüchtigen Fuß betreten worden; alle dieſe Gegenſtände erfüllten ſie aber jetzt, wo ſie ſich von ihnen auf lange Zeit trennen ſollte, mit einem wehmüthigen Gefühle. Sie ſaß, das Haupt auf die Hand geſtützt, und wandte das Auge von dieſem Punkt der Landſchaft nicht weg. Da nahte ſich ein leiſer Schritt, und eine Hand legte ſich ſanft auf ihre Schulter; ſie blickte um, und es war der Pfarrer. Sie ſtand auf, küßte ihm die Hand und bat um ſeinen Seegen. Der alte Mann gab ihn ihr mit kurzen Worten, aber mit einer von innerer Bewegung zitternden Stimme. So wie er ſtand, vom Abendhimmel abgewendet, erſchien er ſo bleich, abgefallen und der Erde ſich zuſenkend, grade wie ſein Kirchlein. Das weiße Haar, welches vom Käppchen nicht bedeckt wurde, lag im Nacken in einzelnen, dürftigen Locken, ein ſchwarzer, dünner, kleiner Mantel flatterte im Abendwinde, und die Rechte hielt den Stab, auf den er ſich ſtützte.

Du wollteſt wohl zu mir kommen, meine Tochter? fragte der Greis.

Erinnere dich des Feſttages, der uns morgen bevorſteht, entgegnete Suſanne.

Ich weiß. Es wird der letzte ſein, den ich mitmache. Sei darum nicht betrübt, mein Kind. Wenn ich abgerufen werde, ſo denke nur, daß ein Müder zur Ruhe eingeht. Ich habe dich gelehrt den Tod anſehn, wie ein Chriſt ihn anſehn muß, ich fürchte daher nicht, daß du bei meinem Tode zuerſt anfangen wirſt, gegen meine Lehren und Hoffnungen zu ſündigen.

Mein Vater!

Laß uns von etwas Anderem ſprechen. Sieh dieſe ſtille und glückliche Flur um uns her. Alles athmet Ruhe und Frieden. Du wirſt, ſo lange und weit auch dein Auge ſuchen mag, keinen Gegenſtand treffen, der dich an Streit, Unrecht und Friedloſigkeit mahnt. Wenn einſt das Leben ſeine ſtarken und wilden Stürme über dich zuſammenbrauſen läßt, dann erinnere dich, daß du einmal das Thal des Friedens geſchaut. Es iſt Labſal für unſre Seele, wenn wir auf eine Stunde, wie dieſe iſt, zurückblicken können. Sieh dort die einzelnen Sterne, die am Himmel aufgehen, ihr zitterndes Licht ſenkt ſich nur ſchüchtern in dieſe noch von einer fliehenden Sonne feurig erfüllte Atmoſphäre, aber es kommt die Stunde, wo der Stern glänzend hervortritt und ganz allein herrſcht. Mädchen ſo geht es in unſern thörichten Stunden; eine fliehende Sonne täuſcht uns lange mit ihrem nachgelaſſenen Glanze, wohl dann, wenn wir am ewigen Licht des Sternes feſthalten, und dieſen dann herrſchend und ſiegreich in uns werden laſſen.

Suſanne war dem Greiſe an die Bruſt geſunken, er umſchloß ſie ſanft mit ſeinen Armen und fuhr fort:

Wenn Trauer und Bekümmerniß dich einſt umgeben werden, dann tritt in die Natur hinaus. Eine Stunde unter den ewigen Sternen, unter den Augen Gottes, zugebracht, hilft über Vieles, wenn auch nicht über Alles hinweg. Ein kleines Leid vergeht, ein großes Leid wird jedoch ſo groß und allgewaltig, daß wir recht lebendig fühlen, daß wir es nicht allein tragen können, ſondern uns nach einer Hülfe umſehen müſſen.

Und dann erfaſſe die Größe und Einſamkeit der Natur grade in dieſer Stunde. Die

Einſamkeit der Ebene iſt mit den Geſchicken und Geſtalten kommender Geſchlechter erfüllt. Wo du hinſchaueſt, eine heilige Zukunft. Spüreſt du es an dem Nachthauch, der über uns durch die Zweige rauſcht, daß er eine Stimme iſt, heilig und wunderſam, wie nur je eine Prophetenſtimme getönt? Vom Felde her kommen die Geiſter jener Tage, die noch nicht geboren worden: am fernen Horizont, wo die Bläue mit den Nebeln der Ferne kämpft, wandeln Geſchicke! die noch keine Zunge zu benennen weiß. Die Natur iſt heilig. Sie hat uns in ihrem Schooße getragen und ließ uns leben, lange bevor wir dieſe irdiſchen Augen öffneten. Darum iſt ein ſolcher Schauer über ſie gebreitet, darum zieht ſie ſo mächtig das Herz der Starken an. Als die Kunde kam vom Erſcheinen unſeres Erlöſers, da wußten es die Hirten auf dem Felde zuerſt. Es war ein Abend, wie dieſer. Ein Geiſt der Weisſagung ruhte auf der Creatur, die uralten Schöpfungsſchauer gingen durch das Mark der

Erde, und die Hirten folgten dem rufenden Sterne. Er rief — denn die Sterne können rufen, die Erde und das Feld können ſprechen; der reine und tugendhafte Menſch verſteht ihre Sprache.

Solche und ähnliche Geſpräche führte der Pfarrer oft mit dem Mädchen. Er brachte dadurch hervor, daß Suſanne die Natur mit jenem heiligen und innigen Blicke betrachten lernte, der in poetiſchen Gemüthern den Keim zu jeder edlen That, ſo wie den Troſt für jedes tiefe Weh entſtehen heißt. Sie war rein und ſchuldlos; damit ſie's bliebe, ſollte ſie wünſchen, die Natur und die Einſamkeit zu Vertrauten zu wählen, zwei Vertraute, die nur Reinheit und Schuldloſigkeit um ſich dulden.

Als ſie den Hügel hinabgingen, umkleidete die Abendſonne die beiden Geſtalten, den Greis und das blühende junge Mädchen, mit ihrem zauberhaft glänzenden Lichte. Sie verſchwanden hinter den dichtbelaubten Bäumen im Gärtgen der Pfarrwohnung, und der Abendwind zog ſtill über die Ebene dahin, die vollen Aehren wiegend, und ſäuſelnd ſich in den hohen Lindenkronen verlierend.

Wie iſt der Herr lieblich auf dem Lande!

Schon frühe war Suſanne auf, um die kleinen Heimlichkeiten, die Voranſtalten zum Geburtsfeſte, in's Werk zu richten. Die Gegend lag noch in einen hellen Silberflor gehüllt, dem Frühnebel eines langen, ſchönen Sommertages, der mit ſeinen Blumen und frohen Menſchenherzen im Schooße der nahen Zukunft ſchlummerte. Der Garten, in den das Mädchen trat, war ſo ſtill. Sie ging die Gänge auf und ab, kein Laut; die naſſen ſilberfunkelnden Blätter ſtanden ohne Regung, die Grashalme und kleinen Blüthen am Boden trugen ſchwer an den vollen Tropfen, die ſich ihrer Spitze angehängt, oder den Kelch überfüllt hatten. Auf dem Sandkies des Weges wandelte ein großer brauner Käfer, gefolgt von einem kleinen, grünen; ähnlich einem alten, behaglichen Herrn, der über Land geht und dem ſein Diener folgt. Eine Spinne ließ ſich von einem Zweige herab, um ihr Netz auszubeſſern, das ein großer Thautropfen zerſtört hatte. Im Gebüſch, tief unter dem Laubwerke wurde wenn man das Ohr nahe hielt ein heimliches Zwitſchern hörbar: eine Finkenfamilie erwachte, und in dem Neſte, der gemeinſchaftlichen Wohnſtube, wurde aufgeräumt. Und wie wunderbar ſah der See aus. Ganz ſchwach aus dem Nebel hervor blickte hie und da eine Stelle, die wie Silber blitzte und gleich wieder verſchwand: es war ein Fiſch, der auftauchend die glatte Fläche unterbrach und einen flüchtigen Lichtſchimmer hervorrief. Der

Kahn lag am Ufer an der Kette und in ihm ſaßen drei bis vier Nebelwittwen, nehmlich unförmlich zuſammengerollte Nebel, die von fern eine ſchwache Aehnlichkeit mit der menſchlichen Geſtalt zeigten. Alles ſtille. Die gegenüberſtehenden Bäume regten ſich nicht; das kleine Wäldchen lag noch im tiefen Schlafe. Jetzt erklang durch die tiefe Stille im Garten und am See der klagende Laut, den das Rad am Ziehbrunnen von ſich gab, wenn es einen ſeiner Eimer aus der Tiefe hinaufbeförderte und die hüpfenden, ſchrillenden Töne, wenn dieſer Eimer wieder leer hinunterglitt. Die Mägde waren ſchon am Brunnen. Suſanne eilte nun hinauf und auf der Gartentreppe kam ihr ſchon Frau Lecomte entgegen, das runde Geſicht mit den großen freundlichen ſchwarzen Augen und dem Doppelkinn ſo glatt und glänzend wie nie vorher, der ſaubere weiße Kattunrock ſo blüthenfriſch und die kleine Blondenkrauſe um den weißen Hals ſo zierlich gefältelt, auch wie nie vorher. Die hübſchen, runden Hände mit ihren zahlloſen Grübchen, wir meinen faſt auf jeden Finger kamen zwei Grübchen, alſo um die Hälfte mehr als bei andern gewöhnlichen Händen, trugen einen hellpolirten Silberteller mit zierlichen Kryſtallgläſern darauf, die den Aufgang der Sonne nur zu erwarten ſchienen, um recht wunderbar und recht ſchön zu funkeln. Unterm Arm trug ſie eine Menge Tiſchtücher und Tellertücher, alle von einer Sauberkeit und Friſche, die das Auge entzückten; ihr folgte die Magd Katharine, die zwei große verdeckte Körbe trug. Die drei geſchäftigen weiblichen Weſen gingen nun den Gang hinab bis zu dem großen grünen Grasplatz, der neu angepflanzt war, und auf der einen Seite die Ausſicht auf den See, auf der andern den Blick in den großen Lindengang eröffnete, der von der Landſtraße heranführte. Sie rückten den großen runden Tiſch heran und umkleideten ihn mit dem blendendweißen Tuche, was im Grünen, obgleich noch immer Dämmerung herrſchte, einen angenehmen Anblick gab, und die Köchin, die im Gemüſefelde beſchäftigt war, nöthigte ſtille zu ſtehn und von der Ferne aus bewundernde Rufe auszuſtoßen. Jetzt wurde es ſchon etwas heller, wenigſtens entfernten ſich die drei Nebelwittwen aus dem Kahn, und gingen, der Himmel weiß wohin, auch wurde jetzt das Gezwitſcher der Vögel überall hörbar. Ein ziemlich ſtarker Morgenwind kam grade aus dem See und fuhr über den Geburtstagtiſch hin ſo erfriſchend faſt etwas zu ſehr, ſo daß er auf dem runden Nacken von Frau Lecomte ein kleines Fröſteln hervorbrachte und ſie nöthigte ihr battiſtnes Taſchentuch um den Hals zu knüpfen.

Durch den Thorweg des Hofes kam jetzt der Wagen des Großknechts heran, ſo leiſe als es nur einem ſchwerbepackten Wagen möglich iſt zu kommen. Er brachte die Geſchenke aus der Stadt, die noch immer nicht fertig geworden waren und jetzt, da die höchſte Zeit war, endlich anlangten. Es waren darunter ein Paar geſtickte Pantoffeln, die eine Mamſell mit einem ruſſiſchen Namen in der Vorſtadt anfertigte, die ſich fortwährend mahnen ließ und nie mit ihrer Arbeit zu Stande kam. Auch jetzt fehlte ein kleines ſilbernes Blümchen an der äußerſten Spitze des linken Pantoffels, und die Mamſell hatte dem Großknecht aufgetragen das fehlende Blümchen beſtens zu entſchuldigen. Dann war ein Morgenrock da, von einem wunderbar koſtbaren Stoff und von einem Schnitte, der da machte daß der Morgenrock ſo unbequem zum Tragen war wie kein anderer Rock, ſelbſt nicht einmal wie eine Uniform. Dies machte nichts zur Sache: der General hatte viele ſolche Morgenröcke, die er ſämmtlich nicht trug. Dann war da eine Kaſchmirweſte mit kleinen, feuerfarbenen Blümchen geſtickt, wie man ſie jetzt nicht mehr findet, aber eine ſolche Weſte hatte der General vor dreißig Jahren getragen als er in irgend einer ſehr angenehmen Lebensepoche ſich befand, und ſeitdem beſorgte Suſanne immer wieder heimlich eine ſolche Weſte und legte ſie an die Stelle der alten, ſo daß die Weſte ein ſehr wunderbares Phänomen darbot, wie der König von Frankreich ſtarb ſie nie. Endlich war da ein koſtbarer ſilberner Pokal mit dem Wappen der Barnevelt, zu dieſem Prachtſtück hatten Suſanne die beiden Oheime und die Schweſter des Generals gemeinſchaftlich beigeſteuert. Dieſer Pokal kam in einer Kapſel an, die ihrerſeits wieder von rothem Leder, Silber und Seide funkelte, ſo daß die drei Frauen und die Köchin aus der Ferne in einen einzigen, halb unterdrückten Schrei der Bewunderung ausbrachen. Er wurde in die Mitte der Tafel hingeſtellt und um ihn her die ſeltnen Gewächſe und Stauden, die eine dunkle Niſche bildeten. Die prachtvollen Stoffe wurden ebenfalls pittoresk gruppirt, und nun begaben ſich Frau Lecomte und Suſanne in's Haus und kehrten bald mit der Geburtstags-Torte zurück, einer Art babyloniſchen Thurms aus Zuckerteig, der ſehr vorſichtig und mit einer gewiſſen Feierlichkeit getragen wurde, ſo daß keines der Palmenblätter oben abbrach. Dieſes Meiſterwerk war aus den ſchöpferiſchen Händen der Frau Lecomte hervorgegangen, die in ihren Morgenſtunden heimlich daran gearbeitet hatte. Wie dieſer Kuchen kam, kam auch die Sonne. Es tauchte anfangs jenſeits des See's ein ſchwimmendes Roth auf, das immer höher und höher anſchwell, und zuletzt — o es war herrlich anzuſehn — hoch in den Himmel hinauf flatterte, der ſo klar und ſchön blieb, als wolle er keinen der flüſſigen Roſengluten abhanden kommen laſſen, ſondern ſie alle in ſeine tiefe dunkle Bläue aufnehmen. Der See, der jetzt völlig ſpiegelglatt dalag, gab die dunkeln Baumſchatten und dicht dabei das helle lachende Roth in treueſter Treue wieder; nur wo der Kahn lag kräuſelten ſich die Wellen und rannen wie tauſend kleine Silberſchlangen ineinander. Der

Grasplatz ſchimmerte noch immer, aber ſchon hatten Gräſer und Blumen faſt alle ihre Diamanten und Perlen abgelegt und ließen ſich vom Morgenwinde trocken fächeln. In den Zweigen war die lauteſte Bewegung. Jetzt leuchtete es im Wäldchen, wie brennend Gold durch's ſchwarze Grün: die Sonne kam hervor. Es mußte nun Alles fertig ſein, und es war auch Alles fertig. Die Geſchenke der beiden Brüder waren auch noch angelangt, ſie beſtanden in werthvollen Büchern, in aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, denn der General trieb ein wenig Aſtronomie und Phyſik, und waren von Frau Lecomte auf paſſende Weiſe geordnet worden. Nun kamen die Schüler aus dem Dorfe angeſchlichen und ſchlüpften in die Laube dicht unter dem Fenſter des Schlafzimmers des Generals, und der Geſang nahm ſeinen Anfang; es war eine Cantate nach irgend einem alten Liede bearbeitet und fing ſo an:

Wie iſt der Herr lieblich auf dem Lande!

Die folgenden Strophen ſchilderten das Glück eines Mannes, der in der Einſamkeit, fern von den Strudeln der Welt dem Glück der Seinen lebt und ihre Liebe einerndtet. —

Und hier iſt noch Jemand!

Als der General hervortrat, ſein Käppchen in der Hand, denn er wollte Alle grüßen und Keiner ſollte ſich ausgeſchloſſen wähnen, ſelbſt nicht die fernſtehenden Knechte und die ſchluchzenden, mit ihren Schürzen ſich Aug' und Wange bedecken den Mägde waren um den runden Tiſch auf dem freien Platze ſchon Alle verſammelt, die zur Familie gehörten. Die beiden Brüder ſtanden da, ernſt und zugleich freudig erregt; ſie gingen dem Nahenden entgegen, ſchloſſen ihn in ihre brüderliche Mitte und leiteten ihn zum Tiſche. Der Pfarrer und die Frau Pfarrerin ſtanden und verbeugten ſich, alles in lieber, freundlicher Weiſe, und der Handedruck des Generals, ſein ſtummes Nicken, das Käppchen, das er noch immer in der Hand trug, obgleich ſein ſpärliches, graues Haar im Morgenwinde wehte, ein Umſtand der Frau Lecomte recht bitter durch's Herz fuhr, waren grade die rechten Erkenntlichkeit und Dankzeichen wie ſie Jene für ihre Liebe und Ehrfurcht wollten. Es wurde keine Rede gehalten, es wurde ſogar faſt gar nicht geſprochen; der ewige herrliche Himmel, die friſche ſchöne Erde, die lieben Geſichter rund herum, die Augen in denen Treue und Wohlmeinen ſo glänzend ſchimmerten, alles das war Rede und Wort genug. Der General ließ ſich ſchwer in den Stuhl ſinken, ſetzte das Käppchen auf und ſah ſo recht eigentlich erſchöpft und innerlich und äußerlich ermüdet aus. Er hatte ſo noch nie, an keinem ſeiner vielen Geburtsfeſte ausgeſehn.

Alle bemerkten es, aber Keiner ſprach davon. Die Augen des alten Mannes ſuchten Etwas; da ſchimmerte es hinter dem breiten Stamm der alten Linde und eine Stimme rief, und ein lächelndes Köpfchen guckte herüber: Und hier iſt noch Jemand! Es war Suſanne; ſie flog jetzt dem Vater in die Arme, der ſie feſt und immer feſter umſchloß, und ſie gar nicht wieder losließ. Sie wollte auch gar nicht losgelaſſen ſein. Wie ein Vögelchen an der Bruſt deſſen der ihn füttert ſich birgt, ſo legte das Mädchen Kopf und Schulter ſtill an die Bruſt des alten Mannes, der einen Blick zum Himmel ſandte, in welchem die ganze volle Seele eines Vaters lag.

Jetzt ging es an ein Muſtern der Gaben; von dem für mehre hundert Thaler erſtandenen Fernrohre, das der Legationsrath geſpendet hatte, bis zu dem nur wenigen Groſchen koſtende Gartenmeſſer herab, das der Großknecht Anton ſelbſt mit ſauber geſchnitzter Handhabe verſehen, auf ein beſcheidenes Plätzchen hingelegt hatte wurde alles freundlich betrachtet und belobt. Der Frau Lecomte wurde lächelnd gedroht weil der Kuchen in dieſem Jahr reichlich um einen halben Fuß höher ſich emporgethürmt hatte, als am nächſtvergangenen Feſte. Frau Lecomte vergoß über dieſe liebvolle Drohung Thränen; noch nie hatte irgend ein Kuchen der Welt eine ſo bleibende und tiefe Aufregung im Buſen einer Frau veranlaßt. Frau Lecomte hatte in dieſem Augenblicke ihr Leben für den General aufopfern können.

Als man noch um den Tiſch beſchäftigt war, ſah man eine elegante Equipage in den großen Lindengang einlenken. Ein vorreitender Lakei riß die Thorflügel des Gitters eilig auf und die muthigen Roſſe zogen den luſtigen Wienerwagen mit brauſender Eile näher; dicht am Grasplatz hielt die Equipage und über den Grasplatz quer herüber flog eine Dame heran in hellen Morgenkleidern mit einem ſchneeweißen Hütchen, auf dem eine roſenrothe Feder ſchwamm, mit einem

Silphidenſhawl, der lang in der Luft nachflatterte. Die Dame war übrigens etwas corpulent und ſchwerfällig, und wie man ſah, gar nicht gewohnt ſo leicht dahinzuflattern, doch that ſie's mit ſehr viel Anſtand und Grazie.

Der General brummte: Da zertritt ſie mir mein Gras! Kann ſie nicht drüben den kleinen Pfad gehn!

Die Dame war angelangt, und warf ſich dem General in die Arme. Mein theurer Bruder, rief ſie: ich komme etwas ſpät, ihr ſeid ſchon Alle verſammelt, doch mieux tard que jamais! wirſt du ſagen. Ich hatte eine kleine Abhaltung, und das gar ſo frühe Aufſtehen iſt ohnedies nicht meine Sache. Guten Tag Carl! guten Morgen Sebaſtian! — Ah, da iſt mein Kind! Sannchen! Komm mein Engel! Iſt's erlaubt ſo hübſch und friſch auszuſehen? O du machſt deiner Tante Kummer! Erlaub lieber Bruder, daß ich dich dem Fräulein Emilie Pamflonet vorſtelle, meiner Freundin und einſtweiligen Begleiterin.

Fräulein Emilie war in einem ſandfarbenen Seidenſtoffe gekleidet und trug unter dem Flor, der ihre etwas magere Schultern einhüllte ein Bouquet von weißen Roſen. Ihr ſchwarzes Haar war glatt geſcheitelt und den Hut hatte ſie am Arm hängen. Beide Damen hatten eine ſehr elegante Toilette gemacht. So bewegt und leidenſchaftlich die Schweſter des Generals war, ſo ſtarr und bewegungslos zeigte ſich ihre Geſellſchafterin. Der kleine Familienkreis erhielt durch den Beitritt dieſer einen Perſon etwas Gezwungenes und Kaltes; auch gab es Verdruß, als der Kutſcher beim Umlenken mit dem Wagen über ein kleines Stück Grasfläche fuhr. Zu allen Tauſend Teufeln mit dem Tölpel! ſchrie der General, weiß der Menſch nicht wie er lenken ſoll! Schweſter, du haſt immer ungeſchickte Leute in deinem Dienſt.

Frau von Roſenfeld lächelte und wehte ſich mit ihrem Fächer Kühlung zu. Der Diener brachte die Geſchenke der zärtlichen Schweſter.

Um dieſe neue Gaben gehörig aufzuſtellen ſchob oder warf vielmehr die vornehme Dame Einiges von ſeinem Platz herab, unter dieſen Dingen waren auch die unſcheinbaren Spenden der Dienerſchaft. Suſanne hob ſie vom Boden auf und legte ſie wieder an die Stelle. Wie dankbar wurde dies von den Gebern anerkannt, die von fern zuſchauten und immer nur ihre Gaben im Auge behielten, wie zärtliche Väter ihre Kinder.

Was haſt du da für eine Carikatur? fragte die Baronin, indem ſie mit dem Fächer auf die Gartentreppe wies.

Das iſt Petermann, entgegnete der General mit einem flüchtigen Blick ſich umſchauend, in ſeiner Feldwebel-Uniform von 1812. Kennſt du ihn nicht wieder?

Die Baronin lächelte bejahend. Petermann ſtand grade recht blendend, und die rothen Aufſchläge an Kragen und Bruſt prächtig zur Schau ſtellend, ſehr ernſthaft und kerzengerade da als er die Blicke der Dame auf ſich zog. Er blieb auch ſo ſtehen denn er merkte nicht daß man von ihm ſprach und über ihn lächelte.

Wollt ihr nicht etwas auf dem See ſpazieren fahren, Kinder? fragte der General. Ich werde in mein Zimmer gehn und etwas ſchlummern; mir iſt matt. Nimm dein Kleid in Acht Sophie, der Anton iſt kein ſehr geſchickter Ruderer. Sie, mein Fräulein müſſen die Parthie dort am Wäldchen in Augenſchein nehmen; es iſt eine gar hübſche Stelle. Suſanne! mache die Damen darauf aufmerkſam, und nun — auf Wiederſehn!

Er erhob ſich und von Suſanne geleitet verſchwand er im Hauſe. Die Geſellſchaft eilte zu dem Boote hinab.

Chère tante

Kommen ſie, meine liebe Lecomte, auf ein Stündchen! rief die Baronin aus ihrem Zimmer hervortretend und Frau Lecomte an den Arm faſſend, die eben im Begriff war mit einer Schaale der ſchönſten Aprikoſen, die man ſehn konnte in den Speiſeſalon zu eilen, wo die Frühſtücktafel bereitet wurde.

Frau Baronin, was beliebt?

Kommen ſie, meine Gute, ſetzen ſie ſich etwas zu mir auf das Sopha. Ah, wie ſie ſich conſervirt haben, meine liebe Lecomte! Wir werden ſo ziemlich von gleichem Alter ſein, nicht? Und ich könnte von Glück ſagen wenn ich ſo ausſähe.

Ach Frau Baronin, ſie ſcherzen. Eine junge blühend ſchöne Frau wie ſie —

Geweſen, mein Schatz, geweſen. Die Dame legte bei dieſen Worten ihren voll gerundeten Arm auf die Sophalehne und ließ das Armband von Frau Lecomte bewundern. Die Baronin konnte ein äußerſt bezauberndes Lächeln annehmen, und dieſes Lächeln nahm ſie an indem ſie ſagte: Ich möchte mit ihnen ein Trutz- und Schutzbündniß ſchließen, Lecomte.

Mit mir, gnädigſte Frau?

Ja, weil ich ſie für hinlänglich geſcheit halte um mit meinem Bruder fertig zu werden. Wie, ſie waren vierzig Jahre hier in dieſem Hauſe geweſen und wüßten noch nicht wie dieſer Mann zu behandeln iſt?

Vierzig Jahr nun grade eben nicht, ſagte Frau Lecomte mit Lächeln. Funfzehn war ich als ich mich verheirathete und mit meinem Manne in das Haus der Excellenz kam, wo damals deſſen Frau Gemahlin noch lebte, fünfunddreißig zähle ich gegenwärtig alſo hab ich nur zwanzig Jahre die Ehre —

Die Baronin wandte ſich ab, und lachte in ihr Taſchentuch.

Nun wohl, ſagte ſie, auch in zwanzig Jahren kann man einen Mann kennen lernen, und nun beſonders einen wie meinen Bruder, der ſich nicht verſtellen kann. Sagen ſie mir, welch ein Dämon hat ihm den Plan eingegeben meine Nichte mit ihren beiden Oheimen in die Reſidenz reiſen zu laſſen? Wir dürfen dies nicht dulden; ich werde meine Nichte begleiten, und ſie müſſen meinen Bruder bearbeiten daß er ſelbſt mir den Antrag macht, denn ich will nicht, daß es den Schein habe, als drängte ich mich zu. Haben ſie verſtanden, Liebſte?

Frau Lecomte erwiederte indem ſie die Augen niederſchlug: Ich getraue mir nicht irgend einen

Einfluß auf die Entſchlüſſe ſeiner Excellenz auszuüben.

Ah — ah! — ſehen ſie das iſt kindiſch, mein Engel. Eine ſolche Antwort will ich gar nicht hören. Sie, eine Frau, die — die — ein gefälliges, warmes Herz hat, eine Frau, die das Küchendepartement unter ſich hat, alſo durch eine Trüffelpaſtete einen alten Gourmand hinlenken kann, wohin ſie will, die antwortet nicht in ſolchen abgenutzten Phraſen.

Frau Baronin, was das Küchendepartement anbetrifft — ja, da glaub ich einiges Verdienſt zu beſitzen, das ſeine Excellenz anerkennt, was aber das gefällige, warme Herz anbetrifft, da muß ich ſehr bitten mich gänzlich aus dem Spiele zu laſſen. Abgeſehen davon, daß ich nicht diejenige wäre, die nach ſolcher Ehre ſtrebte, iſt Excellenz ein ſo muſterhafter Ehemann —

Bei einer todten Frau? —

Gleichviel, Frau Baronin, gleichviel. Ob todt oder lebendig, er bleibt ihr treu.

Die Baronin machte eine abwehrende Bewegung mit dem Tuche und ſagte ſeufzend: Lehren ſie mich nicht die Männer kennen! Hat er ihnen denn nie geſagt warum er meine Begleitung nicht will?

Nie, gnädige Frau.

Suchen ſie's herauszubekommen.

Ich werd's verſuchen.

Die Baronin erhob ſich und nahm ein Stück ſchweren ſeidnen Stoffes aus dem Schubfach; ſie entrollte es und hielt es über die Bruſt der Frau Lecomte hin indem ſie rief: Deliciös! Ich habe doch Recht gehabt, Gelb kleidet ſie vortrefflich! zu Roſa möchte ich nicht mehr rathen obgleich ſie erſt fünfunddreißig Jahr alt ſind, hahaha! Nehmen ſie dieſen Stoff, liebe Freundin, und machen ſie mir die Freude zu meinem Geburtsfeſte das in den nächſten Monat fällt auf Steinbach mich zu beſuchen —; notabene in dieſem Kleide!

Frau Lecomte war entzückt über den koſtbaren Stoff, deſſen Schwere und Dichtigkeit ſie m kunſtprüfendem Finger ſogleich herausfühlte, und wollte ſich eben entfernen als die Dame ihr zurief: Schicken ſie doch meine Nichte her.

Suſanne, die eben beſchäftigt war mit dem Präſidenten die Sonate von neuem einzuüben, erhob ſich ſogleich und trat in das Kabinet der Tante ein. Was wünſchen ſie, Chère tante?

Muß ich denn immer etwas wünſchen? rief die Baronin und legte mit dem zärtlichſten Ausdruck ihren Arm um den Nacken des Mädchens, daß ſie an ſich aufs Sopha niederzog. Will ich denn überhaupt etwas anders als dich ſehen, in deiner Nähe mich wohl fühlen, den Kummer und die Sorge, die mir aufgebürdet iſt, auf wenige Augenblicke vergeſſen?

Meine gute, liebe Tante!

Bin ich das wirklich? fragte die Baronin mit einem gezogenen Tone indem ſie ein Bouquet Mohnblüthen nahm und es in eine der vollen Haarflechten der Nichte befeſtigte: Bin ich deine liebe gute Tante? Allons, mein Kind, dann will ich auch meine Rechte, die dein Herz mir giebt, geltend machen und nicht deine Oheime, ſondern ich werde dich in die Stadt und in die vornehmen Kreiſe einführen.

Wirklich, Chère tante, das wollten Sie?

Ich ſeh nicht ein, warum ich daß nicht wollen ſollte?

Die Oheime meinten, Sie wäre auf ihrem Gute ſo angeſtrengt beſchäftigt.

Daß iſt nicht der Fall: man hat dir das auch nur geſagt um dich von mir zu entfernen; man will mich kränken, mein Herz verwunden, mit einem Worte man gönnt mir nicht die Freude, dich, die ich wie meine Tochter liebe, in die Welt einzuführen.

Wenn ſie das glauben, chère tante, ſo werde ich noch heute mit Papa ſprechen, und ihn bitten daß er mich mit niemand anderem als mit Ihnen reiſen läßt.

Thu das, mein Kind, thu das. Sag ihm, daß es ſehr unpaſſend iſt ein junges Mädchen ohne den Schutz einer Frau reiſen zu laſſen, und daß zwei Herren eine ſehr unziemliche Begleitung abgeben.

Aber dieſe Herren ſind meine Oheime.

Gleichviel. Es iſt ſo wie ich dir ſage. Die Welt, in die du eingeführt werden ſollſt, mein Kind, iſt eine ſehr frivole und auf das Aeußerſte verderbte Welt; man kann, wenn man in ihr unangetaſtet von böſen Zungen leben will, nicht vorſichtig genug auftreten. Und dann — die Hauptſache — du weißt nun, daß mir damit eine Freude geſchieht.

Das iſt entſcheidend, rief Suſanne, indem ſie der Baronin die Hand küßte — ich werde mit dem Vater ſprechen. Sie erhob ſich vom Sopha.

Wo willſt du hin? fragte die Tante.

Der Onkel wartet, wir ſpielen ein quatres mains.

Künftig wirſt du mit mir ein quatres mains ſpielen. Ich darf ohne mir zu ſchmeicheln behaupten daß ich es in der Muſik etwas weiter gebracht habe als dein guter Onkel Carl. Nun geh — aber behalte mich im Herzen! Hörſt du! Noch Eins, ſende mir doch den alten Petermann herauf; ich hab ihm etwas zu ſagen.

Nach einer halben Stunde kam Petermann, und ſtellte ſich grade an der Thüre auf. Er war im Garten mit Pflanzen und Begießen beſchäftigt geweſen und hatte ſich ſauber und anders kleiden müſſen, dies führte er als Entſchädigung an, daß er nicht ſogleich zu Befehl ſich eingeſtellt.

Ah, mein Braver! rief die Baronin, welch eine militäriſche Haltung habt ihr! Wie alt biſt du, alter Knabe?

Sechszig Jahr paſſirt.

Ich hätte dir vierzig gegeben, guter Freund. Aber ſo ſind ſie Alle, dieſe Krieger, die in den ſchönen Tagen damals ſo großen Ruhm und dem Vaterlande Ehre erworben, ſie werden gar nicht alt. —

Mein Puckel iſt andrer Meinung Eure Gnaden; er wird verteufelt krumm.

Gut Petermann; was ich dir ſagen wollte iſt, daß du mit deinem Herrn ein Wort redeſt. Haſt du keine Luſt in die Stadt zu reiſen, wenn auch nur auf ein paar Wochen?

Auf ein paar Wochen? Ei ja. Ich hab' da viele Kameraden, und es wird grade in dieſen Tagen das Freiwilligenfeſt gefeiert. Meine Muhme im Dorf war damals Marketenderin, die geht auch hin, obgleich die alte Schachtel ſo mit dem Kopf wackelt daß ſie kein Schnapsglas mehr leeren kann. Es iſt zum Erbarmen. Und einſt war ſie das luſtige Minchen; Ew. Gnaden kennen ſie wohl?

Nein, doch du darfſt nicht fehlen, wo deine Muhme iſt. Der General hegt den Wunſch, daß ich das junge Fräulein in die Stadt bringe, ich will aber nicht ohne männliche Begleitung, das heißt ohne eine ſolche, auf die man ſich verlaſſen kann, reiſen. Stell es dem Generalen nun vernünftig vor, ſage ihm daß du ſehr wünſcheſt in die Stadt zu kommen, und daß dies nur anginge, wenn ich die Reiſe machte und dich mitnähme. Verſtehſt du, mein Braver?

Ew. Gnaden, vollkommen. Aber es war die Rede, daß die beiden Barone reiſen ſollten!

Wenn die reiſen, ſo kannſt du nicht mitkommen; alſo mache, daß der General mich recht inſtändig bittet zu reiſen, dann macht ſich alles von ſelbſt, und ganz natürlich. Du bringſt dann mich und dein liebes Fräulein, indem du uns zur Ehrenwache dienſt, in die Stadt.

Das wird mir eine große Freude und eine gewaltige Ehre ſein, Ew. Gnaden.

Und hier, Petermann, haſt du eine ſilberne Tabaksdoſe. Es geht nicht an daß du aus der ſchlechten hölzernen ſchnupfeſt, die ich geſtern in deinen Händen geſehen habe. Hier! und wenn du die erſte Priſe nimmſt ſo nimm ſie in Andenken an mich und auf meine Geſundheit.

Der glücklich Beſchenkte dankte in weitläufigen

Redensarten, und nachdem er ſich entfernt, ſetzte ſich die Baronin an die Toilette um mit Hülfe Babets das Morgenkoſtüm abzulegen und den Anzug für den Tag anzulegen. Froh und heiter und mit dem anmuthigſten Lächeln im friſchen Geſicht trat ſie in das Verſammlungszimmer. Die Brüder eilten auf ſie zu, und ſie begrüßte beide auf das Herzlichſte. Fräulein Pamflonet war abgereiſt, um eine Freundin in der Nachbarſchaft zu beſuchen.

La belle Sophie.

Drei Tage hindurch war der General abwechſelnd für und dann wider den Plan der Baronin. Wenn die Lecomte, wenn Petermann und endlich wenn Suſanne ihm ihre Bitten vorgetragen, ſo war er für den Plan, wenn aber die Brüder mit ihm geſprochen hatten, war er entſchieden wider den Plan; endlich entſchloß ſich die Baronin ſelbſt ins Feuer zu gehn, nehmlich ſich wie zufällig in dem kleinen gelben Eckzimmer einzufinden, wo der General die Morgenſtunden zubrachte zu einer Zeit, wo ſie wußte, daß die beiden Brüder auch daſelbſt ſich befanden. Sie that ungern dieſen Schritt, denn ſie liebte es, die Hände Anderer zu benutzen um die Kaſtanien aus der glühenden Aſche zu holen; doch war es hier nöthig, und ſie zweifelte nicht an den Erfolg, wenn ſie nun ſelbſt die Feſtung angriffe. Sie machte eine Toilette, ſo blüthenrein und friſch wie ſie ſie nur ſelten machte, denn eine Schweſter, ſo war ihr Grundſatz, bleibt den Brüdern gegenüber doch immer eine Frau, und was alle Welt erfreut und bezaubert, muß auch am Ende auf ein Geſchöpf Wirkung äußern, daß durch die Bande des Blutes ein Recht zu haben glaubt, unempfindlich und gefühllos zu ſein. Sie hatte nicht unrichtig die Rechnung gemacht, denn als ſie hereintrat rief der alte General aus ſeinem Lehnſtuhl hervor: ah la belle Sophie!

Ich ſtöre euch doch nicht? fragte ſie, indem ſie ſich auf ein Bänkchen niederließ und den großen Lehnſeſſel verſchmähte, den der Präſident mit einer artigen Eilfertigkeit ihr entgegenrollte.

Wie ſollteſt du uns ſtören? rief der General noch immer mit Wohlgefallen die Schweſter betrachtend; wir alte Knaben werden nicht ſo leicht mehr durch Weiber geſtört. Du mußt wiſſen, daß dieſe Zeit vorüber iſt. Ja einſt — einſt!

Das iſt ein Wort, daß nicht in meinem Diktionär ſteht, rief die Dame. Wir haben die Gegenwart, und die iſt noch immer ſchön für uns. Wovon ſpracht ihr?

Der General ſeufzte: von der Reiſe Suſannens. Das gute Mädchen ennuyirt mich zum erſtenmal in ihrem Leben, denn bald will ſie mit dieſem, bald mit jenem reiſen.

Du thuſt ihr Unrecht, Reinhold, ſagte der Präſident ſcharf; Suſanne hat immer nur mit uns reiſen wollen. Es iſt auch nie von einer andern Reiſebegleitung die Rede geweſen. Er wollte ſich mit dieſen Worten entfernen, doch die

Baronin eilte ihm nach, legte den Arm um ſeinen Nacken und ſagte ſchmeichelnd: bleibe doch, Engelsbrüderchen, bleibe doch!

Er blieb und ſetzte ſich ans Fenſter, und beſchäftigte ſich an die Scheiben zu trommeln. Der Legationsrath ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken; eine lange Pauſe entſtand.

Der Präſident wandte ſich endlich langſam herum und ſagte: Wir wollen die Sache ganz einfach in bündigen Worten darſtellen. Ein geliebtes Kind, ein Kleinod, ein Juwel, ein Bild der Unſchuld, Kindlichkeit und Reinheit verläßt das älterliche Haus, und es fragt ſich nun welcher Obhut vertraut man es an, indem man es in die Welt ſchickt? Welchen Führer giebt man ihm mit auf einem Wege, den man für lang und gefährlich erkennt? Dies iſt die Frage. Die Antwort lautet: man wähle den beſten, geſchickteſten, der Gefahren kundigſten, weiſeſten Führer. Hab ich nicht Recht? oder wißt ihr eine andere Antwort?

Niemand erwiderte hierauf etwas; man ſchien die weitere Fortſetzung dieſer Rede und die Schlußfolgerungen abwarten zu wollen. Der Legationsrath blieb ſtehen, und richtete einen lauernden Blick auf den Bruder; dieſer rief: Nun denn, was iſt eure Anſicht? Soll ich in den Wind geſprochen haben, und keine Antwort erhalten?

Meine Anſicht iſt, hob die Baronin an, daß eine Frau allein eine paſſende Begleitung für ein junges Mädchen abgiebt: wenigſtens bin ich in dieſen Grundſätzen erzogen worden. Als ich zum erſtenmal in den Geſellſchaften erſchien begleitete mich meine Tante; alle Welt fand dies ganz in der Ordnung, während man es ohne Zweifel wenig ſchicklich gefunden hätte wenn ich mit meinem Oheim, der damals junger Huſarenoffizier war, in die Salons eingezogen wäre. Alle dieſe Aeußerlichkeiten in der Geſellſchaft unterliegen einer feſten Norm.

Der Fall läßt ſich mit dem unſrigen gar nicht vergleichen, ſagte der Präſident gereizt:

Du warſt kein junges Mädchen mehr als du in die Salons eintrateſt, dann war die alte Tante Clementine das Muſter eines Chaperons, und endlich ſind wir beide keine junge Huſarenoffiziere.

Ihr ſeid durchaus nicht gefährlich für ein junges Mädchen, ſagte die Baronin mit einem leichten Kopfnicken.

Der Legationsrath richtete ſich ſtolz empor, und rief: Wir ſind es allerdings nicht in deinem Sinne, weil wir Grundſätze haben, und der Ruf eines Weibes bei uns gleichſam eine religiöſe Bedeutſamkeit hat. Es giebt wenige Männer die ſo denken wie wir und noch weniger Frauen die Männer von unſerer Denkweiſe zu beurtheilen und zu ſchätzen wiſſen.

Männliche Phönixe! rief die Baronin lächelnd, das alte Lied der männlichen Eitelkeit und des männlichen Egoismus! Wir kennen das.

Der Präſident wurde roth vor Zorn und rief: Du kennſt das nicht, meine Liebe. Wärſt du in deinem bisherigen Leben mit wahren, ehrenhaften Männern bekannt geworden, mit Männern von unſern Grundſätzen, du hätteſt nicht ſo viele thörichte Stunden aufzuzählen gehabt.

Vielleicht aber dafür deſto mehr langweilige.

Es iſt dein Unglück, Sophie, daß du immer nur mit dem Pöbel unſers Geſchlechts zuſammengetroffen biſt.

Mit dem Pöbel?

O ja, denn es giebt Pöbel mit Ordensbändern und Grafentiteln.

In der That? Eine neue und geniale Betrachtung. Es kommt Euch auch wohl zu über mein Mißgeſchick zu ſpotten! Sie wendete ſich ab und ſtützte das Haupt in die Hand.

Wir ſpotten nicht, wir ſagen dir nur die Wahrheit; ohne deinem Egoismus ſchmeicheln zu wollen. Alle Welt ſagte dir damals, daß Herr von Roſenfeld ein Spieler, ein Wüſtling ſei, ein Mann ohne Werth und Würde — du nahmſt ihn doch. Du wurdeſt unglücklich, wir litten mit, die Scheidungsprocedur hat uns Alle mit einem unauslöſchlichen Blame befleckt. Drauf gaben wir dir den Rath, den Landrath von Bohm zu heirathen, einen reichen und angeſehenen Mann, er gefiel dir nicht, du wieſeſt ihn ab, und knüpfteſt ſtatt deſſen eine Verbindung an, die —

Die Baronin ſprang auf mit einer lebhaften Röthe im Geſicht und rief: Es iſt genug! Ich bin nicht hergekommen um alte, ſchon längſt widerlegte Vorwürfe nochmals anzuhören. Welch einen Zuſammenhang hat dies mit dem, wovon wir ſprachen?

Einen ſehr engen, rief der Präſident; du biſt nicht die Frau, die ein junges Mädchen in die Welt einführen darf.

Die Baronin wurde bleich; ſie ſtützte ſich auf die Stuhllehne und ſagte leiſe: Lieber Carl, ich achte dein Alter und deine Verdienſte, ſonſt würde ich dir auf dieſe Worte, die eine empörende Beleidigung enthalten, ſo antworten wie ſich geziemt.

Und was könnteſt du antworten? Sprich doch! Wir ſind hier unter uns — entgegnete ruhig der Präſident. Es ſind Thatſachen, auf die ich anſpiele. Ich gebe zu, daß es unzart iſt dieſe Dinge zur Sprache zu bringen, allein hier, wo ein engelgleiches reines Weſen, ein Himmelsbild von Unſchuld und unverderbter Natur ſein Schickſal, den Jammer oder das Glück ſeiner künftigen Tage in unſre Hände legt, da exiſtirt für mich wie für jeden andern Ehrenmann keine Rückſicht. Wenn du dich nicht hinzugedrängt hätteſt mit der Abſicht unſere Plane zu vereiteln und dich an unſre Stelle zu ſetzen, ſo würdeſt du dieſe Wahrheiten nie zu hören bekommen haben. Denn ich weiß zu ſchweigen und auch in der Schweſter das Weib zu achten.

Der Legationsrath trat hinzu und rief: Dieſe Worte unterſchreib ich, und nun und nimmer werde ich zugeben, daß das Mädchen mit dir in die Stadt reiſet. Eine Frau, die ein offenkundiges Verhältniß mit einem Sänger der Oper unterhält, iſt keine Begleitung für ein Mädchen wie Suſanne.

Die Baronin warf einen glühenden Blick auf den Sprechenden und ſagte mit zitternder Stimme: dieſe Nachrichten haſt du wohl von der Schweſter jenes Sängers?

Der Legationsrath wandte ihr den Rücken indem er ſtolz rief: Ich verachte Anſpielungen und Verläumdungen, aus ſo trüber Quelle kommend.

Zankt euch doch nicht! rief der General, indem er mit ſeiner Krücke auf den Boden ſtieß. Die Baronin eilte auf ihn zu, faßte ſeine beiden Hände und bat: Entſcheide du, Reinhold!

I zum Guckuck, laßt mich in Ruhe! Das Mädchen verliere ich ja doch — ſei es auf dieſe, ſei es auf jene Weiſe. Ich begreife nicht wie ihr mir noch den Kopf in Brand ſetzen könnt durch euern Zank! Hat denn Niemand Mitleid mit mir? Ich armer Mann bleibe daheim zwiſchen meinen vier leeren Wänden, ein Bild des Jammers, ohne Freud und Luſt an dem Reſt meiner Tage. Ich will euch etwas ſagen: laßt das Mädchen ſelbſt wählen! Er klingelte, ſchickte nach der Tochter und dieſe trat ein, eine weiße, jungfräuliche Roſe, kühl, lieblich und friſch mitten unter die entflammten und brennend rothen Geſichter, und funkelnden Augen. Scheu blickte ſie um, und nahte ſich dann raſch der Tante, die ſie triumphirend in die Arme ſchloß.

Alſo die wählſt du?

Wählen? Mein Vater: ich wähle Niemand; ich liebe und achte alle drei, wenn ich nicht mit den Dreien in die Stadt fahren kann, ſo will ich gar nicht reiſen und bleibe bei dir Papa zu Hauſe.

Das geht nicht! riefen die Drei wie aus einem Munde. Die Baronin ließ das Mädchen nicht wieder aus ihren Armen. Entſcheide! rief ſie, entſcheide! und leiſe ſetzte ſie hinzu: Erinnere dich des Verſprechens, daß du mir gegeben haſt, theures Kind!

Ich wähle die Tante, rief Suſanne.

Die beiden Brüder traten vor den General: Wir verlaſſen dein Haus, ſagte der Präſident, und kommen nie wieder über deine Schwelle. Jedes Band der Verwandtſchaft und Freundſchaft zwiſchen uns iſt zerriſſen. Du handelſt als gewiſſenloſer Vater, wir wollen nicht die Folgen deiner Thaten theilen.

Aber es ſollen tauſend Donner und Teufel über euer Haupt zuſammenplatzen! ſchrie der General. Wollt ihr mich denn um den Verſtand bringen? Was iſt das für ein Unſinn und eine Verrücktheit! Suſanne, ich befehle es dir, geh mit dieſen beiden Mannsbildern, und nun packt euch Alle zum Teufel! Ich ſpüre wie alle meine Gichtknoten aufbrechen! He, Franz, Wilhelm, der Chirurg Lootsman ſoll kommen — eilig — raſch! Hahaha! Schaden und

Verdruß, und nun noch den Spott dazu. Es iſt zum Kranklachen!

Die Baronin rauſchte aus der Thür. Still und geſenkten Hauptes, zwiſchen den beiden Oheimen, entfernte ſich Suſanne.

Immerhin!

Schreiben der Baronin an Fräulein Emilie Pamflenet.

Meine theure Emilie!

Mein Plan iſt geſcheitert; meine Nichte geht in dieſen Tagen in die Stadt in Begleitung ihrer zwei Gensd'arme, die diesmal über mich geſiegt haben, weil mein alter Bruder, der ſtets eine etwas brutale Soldatennatur geweſen iſt, gar nicht begreift um was es ſich hier eigentlich handelt. Ich habe nachgegeben, aber ich behalte mir mein Spiel vor. In der Reſidenz wird

Suſanne bei einer Generalin d'Armaſan wohnen, einer alten Anſtandsdame die ſchon ſeit Jahren halb blind und halb taub iſt, und darum vortrefflich zum Wächter eines jungen Mädchens gemacht iſt. So iſt die Welt. Statt demjenigen das Wächteramt zu geben, der die Gefahren kennt, die vermieden werden ſollen, giebt man es dem, der nichts ſieht, und wenn er auch ſähe, nichts hindern kann, weil er nicht weiß, wo die Gefahr ſteckt. Immerhin! Ich hatte, wie du weißt, meine Abſichten bei dieſem Unternehmen. Wäre es mir gelungen Suſannen drei Winter hindurch in meinem Hauſe zu haben, ſo hätte ich einen großen Theil der böſen Zungen, die ſich gegen mich verſchworen haben, zum Schweigen gebracht, denn durch keinen Umſtand wird der angetaſtete Ruf einer Dame beſſer in Schutz genommen, als wenn man erfährt, daß Eltern von unbeſcholtenem Namen und von Anſehn in der Geſellſchaft ihre Tochter dieſer Dame anvertrauen. Man ſagt dann gleich:

jene Gerüchte müſſen doch nicht wahr ſein, denn ſonſt hätten der ehrenwerthe Herr — ſo und ſo und ſeine achtbare Frau ihr Kind, daß ſie wie ein Juwel gehütet haben, ihr nicht anvertraut. Dieſer Fall war der meine. Die Generalin, meine verſtorbene Schwiegerin, galt für eine Frau von engelhafter Reinheit, und von den ſtrengſten Grundſätzen, ohne dabei, was man nennt, ein Tugenddrache zu ſein. Ihr Andenken iſt in den Zirkeln der Reſidenz, wo die Tochter hingelangen wird, noch ſehr lebhaft, und man weiß, daß dieſes Kind ein vollkommenes Ebenbild ſeiner Mutter iſt. Bedenke alſo, theure Emilie, daß nicht ich ſie, ſondern vielmehr ſie mich geſchützt hatte. Dazu hatte ich noch ein anderes Motiv meines Handelns. Stanislas liebt ſeit einiger Zeit Geſellſchaft bei mir zu finden, und gern will er junges Volk ſehn, das iſt nun ſchwer zu erlangen, wenn kein junges Mädchen im Hauſe iſt; findet ſich aber ein ſolches, ſo zieht es eine Menge Leute in den Salon hin, die ſonſt ſeine Schwelle nicht überſchritten haben würden. Ich habe Veranlaſſung kleine Tanzgeſellſchaften zu geben, Winter und Sommerluſtbarkeiten zu arrangiren, mit einem Worte ich bringe Leben in meine Zimmer und nehme ihnen dieſe gewiſſe unangenehme Eigenthümlichkeit, die immer an den Salon einer Dame haftet, die bei den Rigoriſten der Geſellſchaft verſchrieen iſt. Eine Frau von meiner Stellung muß um jeden Preis Geſellſchaft um ſich her ſammeln, hört man, daß in meinen Zimmern fortwährend eine einſame Lampe brennt und ein ſentimentales tête à tête gefeiert wird, ſo flieht man mein armes Haus, wie ein moraliſches Lazareth, in dem Langeweile und Peſtgeruch herrſchend ſind. Ich habe alle meine alten Habitués verabſchiedet, weil ich fand, daß dieſe Sammlung moraliſcher Invaliden mir nur ſchadet ohne mich zu beluſtigen. Für dieſen Winter geh ich nach Paris; Stanislas hat eine Aufforderung erhalten in der großen Oper zu ſingen. Wenn er ſich nur etwas zuſammennimmt, ſo kann er ſicherlich eine reiche Erndte von Ruhm und Gold heimbringen; aber er iſt ſo indifferent, er macht ſich ſo wenig aus dem Beifall der Welt, ein Lob, daß ich ihm ſpende, wenn er in der Stille meines kleinen Salons mich und einige Freunde entzückt, iſt ihm mehr werth als ein Beifallsſturm im Theater. Glaube nicht, daß ich mir hierin etwas einrede; ich weiß ſehr wohl wie weit meine Macht geht, und wo Wahrheit von Erkünſtelung abgelöſt wird. Bis jetzt bin ich noch ſeine Welt.

Lebe wohl, theure Emilie; vor deiner Reiſe in's Bad ſehe ich dich noch in Steinbach. Ich reiſe morgen dahin ab. Tauſend Grüße an die Deinigen und an deine Freunde.

Einzig die Deine

Sophie.

Komm, meine Tochter!

Komm, meine Tochter! ſagte der General, legte ſeine Abendpfeife hin und griff nach ſeiner Militairmütze.

Wohin, mein Vater?

Frage nicht. Nimm ein Tuch über'n Arm, denn es möchte kühl werden ehe wir heimkehren.

Soll ich nicht der Lecomte ſagen daß ſie uns begleite?

Nein; wir wollen beide mit einander allein ſein.

So, Papa, nun bin ich fertig. Sie hing

ſich an den Arm des Vaters und beide ſtiegen die Gartentreppe hinab, durch das Pförtchen am See gelangten ſie auf das Kornfeld; hier führte ein kleiner Pfad aufwärts bis zu dem Hügel, von dem man die Kirche und die Pfarrwohnung ſehen konnte. Dies war das Plätzchen auf dem neulich Suſanne die ſpäten Abendſtunden mit dem Pfarrer in Geſpräch zugebracht. Ihr Vater ſetzte ſich auf die Bank, ſie blieb vor ihm ſtehen. Er nahm die Mütze ab, ſtrich mit ſeinem Taſchentuche über die Stirne, zog dann das Mädchen mit ſanfter Gewalt zu ſich aufs Knie, ſtrich ihr mit zitterndem Finger das Haar die Schläfe hinab und ſagte dann: Wir wollen zur Mutter geh'n.

Suſanne fühlte bei dieſen Worten ihr Herz heftig ſchlagen, ſie antwortete nichts, ſie ſchlug die Augen nieder, und hielt die Hand des Vaters in die ihrige gepreßt.

Nicht wahr, du wirſt doch wollen von ihr Abſchied nehmen?

Suſanne brach in Thränen aus, und warf ſich an die Bruſt ihres Vaters.

Nicht geweint! Sei ſtark, mein Mädchen, ſei ſtark. Jetzt laß uns weiter gehn! der Himmel war umzogen, ein kühler Wind wehte über die Gräſer des Kirchhofs als die beiden Wandrer dort anlangten. Der Alte blieb an dem eiſernen Gitterpförtchen ſtehen, er brachte die Schlüſſel aus der Taſche und arbeitete lange am Schloß als wollte er die wehmüthig bittre Freude recht lange genießen, die ihm das Oeffnen der Pforte zu dieſem heiligen Plätzchen ſeiner Erinnerung gewährte. Endlich war das Gitter offen und er ſchob das Kind zuerſt hinein, dann folgte er. Der Platz war ein kleiner Garten im großen Garten. Das Schönſte was an blühenden Gewächſen zu finden war, und in dem Klima ausdauerte war hier vereinigt und ſchloß ein kleines Rund ein, in welchem ſich von friſch grünen Raſen gebildet ein einfacher Hügel erhob, ſo geſtellt, daß dicht neben ihm noch ein zweiter Platz finden konnte. Ein Marmorwürfel enthielt Namen, Geburts- und Sterbejahr der Dahingeſchiedenen.

Der General bückte ſich nieder, und pflückte ſorgſam einige trockne Gräſer vom Hügel weg, nicht anders wie man Staubpünktchen von einem koſtbaren Gewande entfernt. Er blieb noch auf den Knieen liegen als kein falbes Gräschen mehr abzulöſen war, und ſeine Blicke hingen mit einem ſo ſeelenverlangenden Ausdruck am Hügel als wolle ſein ſtarkes Herz die Verlorne aus den dunklen Hüllen hervorholen, dann rief er: Weib meiner Liebe! Hier bringe ich dir dein Kind! Segne es, denn es geht von mir! Blicke auf die herab, die du gebarſt mit Schmerzen!

Suſanne war neben dem Greiſe hingeſunken, und ihre Stirn berührte die Gräſer des Hügels. Tiefe Stille herrſchte; ein Säuſeln ging durch die hohen Gipfeln der Pappeln. Der graue Abendhimmel wurde von den brennend rothen Lichtern gefärbt, die die durch's Gewölke brechende

Sonne hinblitzen ließ; die Blumen auf dem Hügel wankten.

Weib meiner Liebe! fuhr der Greis fort; wenn einſt unſer Kind zu dieſer Stätte heimkehrt laß es ſo ſchuldlos daran knieen, wie es jetzt knieet!

Und nun geb mir deine Hand, Mädchen; komm an mein Herz. Verſprich mir daß du einſt, wenn es der Himmel ſo fügt, einem Manne werden willſt, was die Verſtorbene mir war, eine treue Führerin und Begleiterin, ein Herz ohne Arg und Falſch, ein köſtlich Gemüth an dem des Mannes Seele ſich erquickt und aufrichtet! Verſprich mir das!

Ich verſpreche, Vater, daß ich danach trachten will.

Denn was ein edles Weib werth iſt, ſetzte der Alte hinzu, in ſchweren Stunden des Mannes, das hab ich erprobt. Sie iſt's, die das Mark mir zuſammengehalten hat, die mit ſanfter Hand über mein grollend Herz fuhr, wenn es ſich gegen Gott und Menſchen empörte. Ach, ihre Liebe hatte ſo weiches Geſieder, ihre Treue war ſo ſammetglatt! Es war ein Weib, ſo innerlich wie äußerlich ganz reines, geläutertes Gold. O Weib, Weib, warum haſt du mich verlaſſen?

Der Abendwind ſäuſelte wieder vernehmbar in den Lindenkronen, die benachbarten Bäume nahmen die Bewegung mit an, und das Rauſchen und ſtille Klingen ging über den ganzen Friedhof. Das Metallkreuz an einem nahen Monumente glänzte wie flammend Gold im Abendſcheine. Der Abend wurde ſo ſtille; vom Kornfeld herüber tönte der Ruf der Wachtel und die Tauben der Pfarrwohnung flogen in dichten Zügen durch die Himmelsbläue, die jetzt wieder ſichtbar ward, indem die ſchweren dunkeln Wolken langſam gegen Oſten abzogen.

Vater und Tochter ſetzten ſich auf die Bank zu Häupten des Grabes. Der Erſtere ſtützte ſich auf den Stab und blickte auf den Hügel. Es wurde dunkler und immer dunkler. Er legte den Arm um die Schultern ſeines Kindes und zog es ſanft an ſich. So ſaßen ſie als der Mond aufging, und über die Fichten an der Kirchhofmauer emporſtieg. Wie funkelnde Silberblüthen glitzerte es durch die ſchwarzen Zweige; dann rauſchte es wieder, und dann wieder ward's ſtille, ſo ſtille daß man das Regen und Bewegen der Inſekten im Graſe erlauſchen konnte, ein Summen, ein leiſes Hin- und Herſchurren, zirpende und hinziehende Laute, ein Klingen wie beim Anſchlagen feiner Glöckchen, alles weich und zart, im dunkeln Graſe ſich verlierend. Auf die Kirchhofmauer ließ ſich ein Vogel mit mächtigem Gefieder nieder, er erhob ſich und nahm den Flug hoch über die Fichtengipfel herüber. Eine Weile ſchwebte er, von der Luft getragen faſt ohne Bewegung vor der glänzenden Scheibe des Monds, dann ſtrebte er raſch aufwärts und verlor ſich in die Tiefe des Himmels. Jetzt hatte der Mond den einen großen vorſpringenden Aſt der Fichte erreicht und ſchwebte an deſſen Spitze, ſo daß es ausſah als erhöbe ein dunkler Rieſenarm einen glänzenden Pokal hoch in die Lüfte. Ueber den Hügeln ſammelten ſich die Schatten der Nacht und wurden abwechſelnd vom Mondlicht verfolgt und fortgeſcheucht und kamen dann wieder je nachdem eine Wolke über die Scheibe eben glitt. Oft war es als flöge der helle Schein über die Gräber hin, ſuchend nach einer geliebten Stätte, die er im unruhigen Hinflattern nicht finden konnte, dann weilte wieder lange und ungeſtört das ſilberne Licht und erhellte Kreuz und Blumen immer eines und deſſelben Grabes, als wollte es ſagen: Jetzt habe ich den gefunden, den ich ſuchte. An der Mauer hin lief der dunkle ſchwarze Schlagſchatten, der immer unbeweglich blieb, und nicht wankte und nicht wich: in dieſem finſtern Bereiche bewegte ſich ein dunkles Thier in weiten Sprüngen und dann wieder ſchleichend, es blieb ungewiß ob es eine Katze oder ein auf Raub ausziehender Marder war. Höher und höher ſtieg die Scheibe des Mondes, jetzt ſtand ſie in dem unermeßlichen

Luftraume ſtill und ſpendete ihr Licht aus wolkenloſer Höhe. Die Nebeldecke hatte ſich im Oſten zuſammengezogen und lag wie ein fernes, ſchwarzes, ungeheure Wellen ſchlagendes Meer tief am Horizonte. Die Nacht hatte ihre Herrſchaft angetreten. Die Luft war ſo klar und rein, daß ſich die Schattenriſſe der Baumgipfel ſcharf auf ihr abzeichneten; es war als lehnten hier und da weiße verhüllte Geſtalten an den Stämmen der Bäume, aber es waren die Mondlichtflecke, die täuſchend bleiche Geſichter, zuſammengeſunkne Leiber nachbildeten. Ueber eine Fläche nahe der Mauer breitete ſich ein Nebel, aus dem die ſchwarzen Kreuze hervorblickten, wie Blumen von ſeltſamer, geheimnißvoller Geſtalt. Der Nebel wogte, und kletterte gleichſam an der Mauer heran, glitt hinüber, kam dann wieder zurück und überzog von neuem in dichten Wogen die Gräberfläche. Man hörte das Picken eines ſcharfen Schnabels an einem Metallkreuz und gleich darauf flatterten Nachtvögel auf und drangen rauſchend ein in die Zweige der Fichten. Aus den fernen Wohnungen der Menſchen kamen unverſtändliche Laute herüber, gleichſam als ſpräche der Traum ſie aus, und die Nacht finge ſie auf, und gäbe ſie lallend und in ſeltſamer Zuſammenſetzung wieder. Plötzlich drang eine ferne rufende Stimme durch die Stille, die verhallte ohne daß ihr geantwortet wurde. War es eine menſchliche Stimme, war es der Ruf eines Thieres? Das Ohr konnte es nicht unterſcheiden; der Laut war entſtanden aus der Tiefe der ſchlummernden Ebene und war hingeſchwunden in die dunkeln Labyrinthe des gleichfalls ſchlummernden Waldes. Die Stille trat, wie unwillig auch nur um wenige Sekunden, um ihre Herrſchaft gebracht zu ſein, wieder um ſo ſtrenger in ihr Recht.

So ging ein Theil der Nacht hin, Vater und Kind ſaßen unbeweglich am Grabeshügel.

Wenn ich einen Sohn gehabt hätte.

Der nächſte Tag war ein Sonntag; am Montag früh ſollten die Oheime und Suſanne abreiſen. Als das Mädchen aus der Kirche kam trat der General zu ihr, ein kleines Etui von verblichenem, rothem Maroquin in der Hand. Er öffnete, und zog ein Kettchen hervor an dem ein goldnes Herz befeſtigt war. Er nahm es hervor, hielt es lange in der Hand, und ſah dabei die Tochter mit einem innigen und frohen Blicke an.

Sieh her, Mädchen, was ich dir ſchenke! Es iſt das Kettchen mit dem Herzchen der Mutter. Als ich ſie heirathete war es ein armes Mädchen, ein blutarmes Mädchen und ſie hatte wahrlich nichts anderes mir zu ſchenken als dieſes Kettchen. Erröthend kam die arme Kleine, gleichſam als hätte ſie etwas Unrechtes im Sinn, und gab mir die Kapſel. Ich weiß des Morgens mich noch zu entſinnen als wäre es geſtern geweſen. Marianne, rief ich, und ſchloß ſie an mein Herz; bedarf es denn zwiſchen uns der Gaben? Nein, nein, ſagte ſie eilig, aber nimm's doch. Es iſt ein altes Erbſtück und meiner Mutter hat es ſchon Segen gebracht. Sie neigte ſich an mein Ohr, und flüſterte: Leg es um und trag's wenn du in den Krieg zieh'ſt.

Herzchen, rief ich, wozu?

Man kann nicht wiſſen, ſtotterte ſie; in jedem Fall iſt's wenn's auch nichts nutzt doch etwas was dich an die heimgebliebene Liebe mahnt.

Ich nahm's und trug's in der Schlacht, die wir verloren zur Schmach unſeres Heers und der Nation; ich trug's aber auch in der Schlacht, die wir gewannen zur Ehre und zum unvergänglichen Ruhm des Heers und der Nation. Zuletzt legt' ich's bei Seite, denn man ſoll ſolche Kleinode nicht durch immerwährendes gewöhnliches Tragen profaniren. Wenn ich einen Sohn gehabt, ſo hätte das Herzchen auf ſeiner männlichen Bruſt ruhen müſſen, jetzt aber bewache es dein weiblich Herz. Das Herz der Mutter, durch Blut und Treue des Vaters erkauft, auf dem Herzen des Kindes! So meint ich, ſei es recht.

Suſanne küßte die Kette, und legte ſie ſich um den Hals.

Nun macht daß ihr fortkommt!

Der Wagen ſtand ſchon gepackt an der Thüre; es war ein Gehäuſe von etwas alterthümlicher Form, der General war als junger Ehemann darin gefahren, und fuhr auch jetzt noch ſeine wenige Fahrten darin ab. Er bezeichnete die Stelle an dem rothen Saffianpolſter an der linken Seite wo einſt Marianne den Inhalt eines Riechfläſchchens unvorſichtig ausgeſchüttet hatte; das Polſter wurde nicht erneuet als andre kleine Ausſtattungen und Vervollſtändigungen mit dem alten Wagen vorgenommen werden mußten. In dieſe Ecke gedrückt, — einſt drückte ſich hier eine volle, liebe, ganz Freude und Zärtlichkeit lächelnde Geſtalt in die Polſter — ſaß er und zog die einſamen Wege des Kirchſprengels dahin, unter den niedrig hängenden Apfelbaumzweigen der kleinen Bauergärten, dem Abendroth entgegen, ſo recht einſam und ſtill der vergangenen Tage gedenkend. Der General war kein Freund der Eiſenbahnen; er hing noch mit Wärme an den alten Landkutſchen und wußte viel Geſchichten zu erzählen, die im Innern jener idylliſchen Fuhrwerke, die bald als fabelhafte Weſen einer untergegangenen Weltordnung werden betrachtet werden, ſich ereignet hatten. In ſeiner Jugend waren die Poeſie und die Liebe, die Freundſchaft und die Treue in Landkutſchen gefahren, was war es da Wunder, daß er die Landkutſchen liebte; heutzutage fahren die Poeſie und die Liebe auf den Eiſenbahnen, aber es koſtet Zeit ſich an dieſe Thatſache zu gewöhnen; ein junges Geſchlecht wächſt mit dieſer Umwandlung auf, einſt wird es ebenſo an den Eiſenbahnen hängen, wie wir unſer Herz an die Landkutſchen feſſeln. Der Wagen des Generals war ein ſogenannter „Phaëton," das heißt ein leichtfertiges Geſchöpf von einem Wagen in ſo weit ein Wagen leichtfertig ſein kann. Er war mit hellen Farben bemalt und hatte es in ſeiner Art daß er ſein Lederwerk leicht und übermüthig hintenüberwarf, ungefähr wie eine Schöne, die an einem heißen Sommernachmittage ihren Shawl von den Schultern wirft um kühler und freier zu athmen. Der Phaëton übertrieb aber offenbar dieſen Geſtus, oder vielmehr das Alter und die loslaſſenden Schrauben an der großen Lederüberdachung machten daß die Draperieen hinten nicht mehr anmuthig läſſig ſondern welk hinüberhingen, ein Umſtand der dem Phaëton ein häßliches Anſehn gab und ihm dem Spotte ausſetzte. In dieſem verwickelten und verworrenen Lederbehängen ruhte der rothe Regenſchirm und der kleine grüne

Knicker, beide Suſannens Eigenthum und von Frau Lecomte ſorgſam in Packpapier umgeſchlagen und mit rothem Bande umwickelt. Mit dem Regenſchirm und dem Knicker lagen in einer und derſelben Vertiefung ein ſeidner und ein kattunener Beutel, und dann ein Umſchlagetuch von einer unſcheinbaren, und dann eines von einer ſehr leuchtenden Farbe. In den untern Räumen des Phaëtons breitete ſich eine „Welt von Schachteln“ aus. Es waren eirunde, völligrunde, halbrund und halbeckige und dann eine Schachtel von einer ſo ſchwerfälligen Form und von einem ſo tückiſchen Bau, daß ſie den Beinen der Sitzenden eine Unzahl von Ecken, viel mehr, vielleicht dreifach ſo viel als der Ordnung der Dinge nach einer Schachtel Ecken zukommen, entgegenhielt. Dieſes teufliſche Möbel nahm den ganzen untern Raum ein, und bewirkte daß die Kniee der beiden Oheime hoch in der Luft ſchwebten. Die Seitentaſchen des Phaëtons waren mit Eßwaaren und Backwerk gefüllt, in der That völlig nutzlos da man bis zu der Station, wo die Eiſenbahn beſtiegen werden ſollte, weder in unbewohnte Gegenden noch in geplünderte Dörfer gerieth, ſondern vielmehr drei freundliche Städtchen paſſirte, wo alle jene mitgenommene Gegenſtände im Ueberfluß zu haben waren.

Als Suſanne nun endlich einſtieg — wer hatte es dieſem alten Phaeton zugetraut, er wurde ordentlich wieder jung und machte ſich heraus wie in den Tagen ſeiner Friſche! Die bunten Farben des Korbes, der wie eine Muſchel geſtaltet war, blüthen gleichſam neu auf, und das hübſche Mädchen ſaß wirklich lächelnd — aber durch Thränen lächelnd — wie eine Göttin in ihrem Muſchelwagen. Aber ſie blieb nicht ſitzen, ſie ſtieg wieder aus und flog leichtfüßig hinab, denn es war nicht ruhig anzuſehen daß die alte Pfarrerin ein großes Bouquet Feuerlilien dicht vor dem Geſichte hielt, ſo dicht, daß die Einfaſſung ihres Häubchens Farbenfragmente auflas, um ihre Thränen, die ſo dicht und zahllos herabſtrömten zu verbergen. Suſanne ſchloß die alte Frau in ihre Arme und küßte ſie, ſelbſt auf die Stirn, ſelbſt auf das ſpärliche, glattgeſtrichene, graue Haar. Dann aber war auch der Pfarrer nicht anzuſehn, wie er daſtand und mit der Rührung kämpfte, zwar mannlich kämpfte, aber doch kämpfte, und zuletzt flog Suſanne noch auf ihren Vater zu, es war in der That das zehnte oder zwölfte Mal an dieſem Morgen, und nahm nochmals von ihm Abſchied, indem ſie ihm zuflüſterte daß ſie ſpäteſtens in einem Monate wider zurück ſein wolle. Er ſchob ſie von ſich, und der Himmel weiß was er im Hauſe ſo eilig zu ſuchen hatte, wenigſtens ging er raſch hinein indem er vor ſich hinbrummte und mit der Hand winkte:

Nun macht daß ihr fortkommt! —

Die Oheime ſetzten ſich, und dieſer Umſtand zeigt wie ſehr ſie auf Feinheit und zarte Aufmerkſamkeiten bedacht waren, beide auf den Rückſitz, ſo ſehr Suſanne bat, Einer wenigſtens möchte ſich zu ihr ſetzen. Das junge Mädchen ſaß allein, oder thronte vielmehr auf dem Rückſitze. Sie winkte Allen zu, den Mägden, dem Großknecht, dem alten Gärtner, dem ſie durch Zeichen andeutete daß er ſeine Hand, die er neulich verwundet, ſchonen ſollte, der Köchin, die am Gitter des Küchengartens lehnte, wie eine denkende und trauernde Muſe, und dann fuhr der Wagen ab — oder nein, er fuhr nicht ab, denn Frau Lecomte ſchrie daß ein kleines Päckchen vergeſſen worden wäre, ein außerordentlich wichtiges, werthvolles Päckchen, ein Päckchen mit alten Handſchuhen und einer Anzahl verbogener Stricknadeln. Frau Lecomte bekam dafür eine Belobung vom Generalen, auf die es abgeſehen war, der ſie haushälteriſch und ordnungsliebend nannte und verſicherte, daß wenn Suſanne einſt eine gute Hausfrau würde ſie dies einzig den Bemühungen der Frau Lecomte zu danken hätte. Wir haben noch zu bemerken daß Katharine mitreiſte und daß ſie als der Wagen endlich durch das alte Steinthor des Hofraumes lenkte, heulend hervorſtürzte, und ſich auf den Kutſcherſitz ſchwang: ſie hatte hinter den Stachelbeerſträuchen des Küchengartens von Jemand Abſchied genommen, der nicht für gut fand ſich dem verſammelten Hofperſonal zu zeigen. Die drohende Stellung des Großknechts bewies jedoch daß er den Grund von Katharinens aufgedunſenem Geſichte, ihrem verſchobenem Hute und ihren Thränen ſehr wohl zu deuten wußte. Petermann eskortirte den Wagen auf einem ſtattlichen Grauſchimmel reitend. Draußen am Felde war Margarethe mit ihren Kindern verſammelt. Sie hielten Kornblumenkränze empor und der Phaëton mußte nochmals halten um dieſe Spenden entgegen zu nehmen. Es war ein ſo ſchöner, heller, klarer Morgen, die Erde lag ſo lachend da und ſo blühend, der Phaëton hielt gleichſam einen Triumphzug unter lauter wehenden Pappelgipfeln hindurch, an lauter nickenden und ſich neigenden Kornähren vorüber. Der Geſang der Schnitter, die zur Arbeit gingen, verhallte in der Ferne. So fährt die Jugend, die Unſchuld, die Heiterkeit über die frohe Erde und alle Creatur neigt ſich ihr in dankbarer Freude.

Als die Reiſenden die Eiſenbahnſtation erreicht hatten, wurde der Phaëton zurückgeſendet, auch Petermann empfahl ſich und nahm einen Brief Suſannens mit. Sie hatte ihn im Geräuſch der hin und herlaufenden Reiſenden und bei dem diaboliſchen Ziſchen und Sprudeln der Lokomotiven deren fünf angeſpannt waren um nach allen Richtungen hin fortzuſauſen, geſchrieben. Das kindliche Herz hatte mit ſeiner Sprache den wilden Lärm doch übertönt: es hatte lauter geredet als die wilde Welt rund umher. Wir wollen dieſen Brief hieherſetzen obgleich er merkwürdig unzuſammenhängend und wunderſam ſchlecht ſtiliſirt iſt.

Lieber Vater! (Eine Thränenſpur.)

Lieber Vater. Die Eiſenbahn ſoll eben abgehn: wir ſind ſpäter gekommen und haben ſtatt eines halben Tages, nur eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt. Guter lieber Vater (Thränenſpuren) — — haſt du — (beide Worte ausgeſtrichen). Wie das ſauſ't! Onkel Carl blickt eben zur Thür herein und ruft daß ich mich fertig machen ſoll. Ein Menſch ſchreit unten unter meinem Fenſter Orangen aus! Das wollte ich dir eigentlich nicht ſchreiben. Ach, guter Vater, nur keine Trauer um mich! Hörſt du? Ich bin ganz und gar nicht traurig (Thränenſpuren). Wenn du heut im blauen Zimmer — im blauen Zimmer — im blauen — da klopft es! Onkel Sebaſtian kommt mit meinem Reiſehut und Shawl! — wenn du heut im blauen Zimmer ſitzeſt ſo denke an dein Kind (Thränenſpuren) und laß dir von Petermann das alte Mantellied vorſingen. Ich werde an — dich denken! Glaub's mir. Die Köchin ſoll die kleine Schüſſel mit Salat heute nicht auf den Tiſch ſetzen, ſie war ſchon geſtern ſchlecht. Da —

gehts fort! Ich küße deine Hand, theurer, lieber Vater — (Thränenſpuren)

Deine

Suſanne.

Nachſchrift: Es iſt — beide Worte waren durchſtrichen, und ein großer Dintenfleck machte ſich auf dem Blattende breit. Der Brief war mit einer Stecknadel zugeheftet.

II.

Er ſah bleich und intereſſant aus und zeigte eine Miene von Schwermuth, die ihm ſehr wohl zu Geſichte ſtand.

Man hört in einer großen Stadt nie die Uhren ſchlagen; allein es war noch nicht ſechs als Suſanne das Haus der Generalin verließ und ihren gewöhnlichen Morgenſpaziergang antrat, unbekümmert darum daß ſie diesmal ihr Weg nicht durch Kornfelder und über Wieſen, ſondern durch Straßen und an einer nicht endenden Häuſerreihe vorüberführte. Sie gelangte ans Thor und erging ſich in einem Baumgange, der zwar lange nicht ſo kräftige üppige Linden und Kaſtanien zeigte, wie ſie draußen, auf dem Lande wuchſen, der aber doch Schatten und Blüthenduft gewährte. Es war noch ziemlich ſtill und einſam. Die Wache vor dem prächtigen hochgewölbten Stadtthore ging ihre wenigen Schritte gleichmäßig hin und wieder: es war in dieſen Bewegungen etwas von dem Perpendikel einer Uhr. Die Wohnungen zu beiden Seiten der hier ſehr breiten Straße hatten freundliche und einladende Außenſeiten. Hier und da ſtanden die Fenſter offen und rothe und blendendweiße Vorhänge wehten wie Segel hochaufgebauſcht aus den Fenſtern hervor. Eine Stimme ſang zu einem Pianoforte, aber Stimme und Spiel waren ſehr mittelmäßig. Eine arme Frau ſaß am Wege, ſie hatte ein Wägelchen vor ſich ſtehen mit Milchkannen beladen; ihr Söhnchen, ein blondlockiger Knabe half ihr die Laſt ziehen. Nachdem Suſanne dreimal den langen Baumgang hin und her durchwandelt hatte, zog ſie das Verlangen weiter und ſie bog in eine Straße ein, die einen noch ländlichern und einſamern Anſtrich hatte. Einige Fuhrmanswägen ſtanden hier vor einem kleinen Wirthshauſe und den Weg hinab, der hellen weiten Ferne zu, bewegte ſich ein Reiſewagen mit einem blaſenden Poſtillon. Die Töne des Poſthorns hatten etwas Bezauberndes für die einſame Wanderin. Sie blieb ſtehn, knöpfte ſich den Hut los, und ließ den kühlen Morgenwind, der aus der Ferne heranblies in ihren Locken wühlen und um ihre Stirne fächeln. Ein alter Mann mit einem ſehr widrigen Geſicht, der ſich aus dem Fenſter eines Tabaksladen herauslehnte vertrieb ſie, und ſie bog in den Baumgang zurück. Nun ging ſie hier wieder auf und ab, mit großer Innigkeit daran denkend wie jetzt daheim der Vater ſein Zimmer verlaſſe und in den Garten trete, wie Frau Lecomte ihm mit dem Wachsſtock nachkomme, und ihm mit der durch die vorgehaltene Hand geſchützen Flamme die Pfeife anzünde. Die Trauer übermannte ſie, und für ein paar Augenblicke lehnte ſie an dem Stamm einer Linde, an der auf der andern Seite ein Scherenſchleifer ſein Stück Brod mit Käſeſchnitten verzehrte. Dann verließ ſie nochmals den Baumgang und gelangte nun an einen großen öffentlichen Garten vorüber, wo unter den rauſchenden Bäumen eine Menge leerer Tiſche mit den noch zurückgebliebenen Gläſern und Speiſereſten vom geſtrigen Abende ſtanden. An dem Garten hin führte ein Weg eine kleine Anhöhe hinauf, auf der ein Häuschen ſtand, hell und freundlich, mit ganz neuen grünen Fenſterladen verſehen. Eine prächtige große Dogge lag im Morgenſonnenſchein auf dem Sandplatze vor der Hausthür und ließ ein leiſes Knurren vernehmen als ihr die nahenden Schritte hörbar wurden. Suſanne die keine Furcht fühlte, ging unbekümmert den Hügel hinauf und blieb bei einer kleinen Gartenanlage ſtehn. Es war ſo ſtill hier oben: das Häuschen ſchien unbewohnt, kein Laut regte ſich. Die Hausthüre ſtand halb offen. In einer Porzellanvaſe war gelbe Kreſſe gepflanzt, daneben auf dem Fenſterbrette lag ein rothſammetnes, goldgeſticktes Käppchen. Das Haus mußte alſo doch bewohnt ſein, die Bewohner waren nur vielleicht auch in der Morgenkühle luſtwandeln gegangen und hatten den Hund als Wächter vor der offenen Thüre liegen laſſen. Suſanne lenkte auf den Pfad ein, der den Hügel abwärts führte, als ſie aber gewahr wurde daß hier eine verſchloſſene Pforte ihr entgegenſtand, kam ſie langſamen Schrittes wieder herauf. Wie erſtaunte ſie als ſie die Bank vor dem Hauſe nicht mehr leer fand. Ein junger Mann hatte darauf Platz genommen, der ſein Haupt in die Hand ſtützte und mit düſterm Blicke in die Gegend ſah. Sein ungeordnetes, glänzend ſchwarz gelocktes Haar beſchattete die Stirne. Er ſah bleich und interreſſant aus, und zeigte eine Miene von Schwermuth, die ihm ſehr gut zu Geſichte ſtand. In einiger Entfernung von ihm ſtand ein anderer einſamer Beobachter der Gegend. Die Arme auf der Bruſt verſchränkt, blickte dieſer auf die Stadt, und ſchien Jemand zu erwarten, der des Weges daherkommen ſollte, den Suſanne eben zurückgelegt. Beide ſprachen kein Wort mit einander und der Eine ſchien ſich um die Anweſenheit des Andern durchaus nicht zu kümmern. Suſanne ging dicht am Häuschen hin, und es gelang ihr unbeachtet ſich zu entfernen. Als ſie nochmals zurückſchaute ſaßen und ſtanden die Beiden ganz unverändert. Das Häuschen und dieſe beiden Bewohner machten einen eigenthümlichen Eindruck auf Suſannen.

Als ſie wieder in die Stadt heimkehrte und das Haus, wohin ſie gehörte, ſuchte, fand ſie daß ſie die Richtung verloren hatte, ſchnell beſonnen miethete ſie ſich für eine kleine Gabe einen Führer und da ſie den großen Gaſthof nennen konnte, in deſſen Nähe das Hotel der Generalin lag, ſo langte ſie ohne weiteres Zögern an dem Orte ihrer Beſtimmung an. Wie ſie die Straßenecke paſſirte ſah ſie einen galonirten Diener, der bei ihrem Anblick eilig fortlief und bald darauf ſtürzte ihr der Legationsrath entgegen. Der Präſident ſtand auf der Treppe des Hauſes und oben auf dem Balkon zeigte ſich die Generalin, die ihr mit dem Taſchentuch zuwinkte, und mit hochgehobnem Finger lächelnd drohte. Erſt jetzt fühlte Suſanne welch ein Verſehen ſie begangen und wie ſie das ganze Haus, wo ſie gaſtfreundlich aufgenommen, in Unruhe und Beſtürzung verſetzt habe. Sie ſtieg hinauf, küßte der alten Dame die Hand, die ſie in ihre Arme ſchloß und ſagte: meine theure beſte Großtante, ich dachte zurück zu ſein noch ehe ſie aus ihrem Morgenſchlummer erwachten! Es ſoll gewiß nicht wieder vorfallen. Der Morgen war ſo ſchön; die finſtern Häuſer drückten mich; ich war genöthigt, wenn ich nicht erſticken wollte, meinen gewohnten Morgenſpaziergang, den ich auf dem Lande niemals unterlaſſe, auch hier zu unternehmen.

Aber liebſte Suſanne! hier in der Stadt!

allein, ohne Begleitung, ein junges Mädchen von deinem Stande! rief händeringend der Präſident.

Beſter Onkel, man kennt mich ja noch nicht; und was ſollte mir auch Uebles begegnen?

Der Legationsrath näherte ſich ſeiner Nichte und ſagte in einem ehrerbietigen Tone: Künftig wirſt Du mit mir ſpazierengehn. Befehle ganz über meine Zeit, ſie ſoll dir gewidmet ſein.

In den Abendſtunden werde ich dagegen zu deiner Verfügung ſtehn, ſagte der Präſident. Suſanne dankte Beiden.

Iſt das auch rathſam?

Die beiden Oheime kamen mit einer langen Liſte zu der Generalin, und es wurde nun berathſchlagt in welche Häuſer und in welche Geſellſchaftskreiſe Suſanne einzuführen ſei. Noch war die Reſidenz ziemlich leer, die meiſten Familien von Rang und Anſehen befanden ſich auf dem Lande oder in den Bädern, allein dies verhinderte nicht daß man ſchon bei Zeiten eine Auswahl traf.

In ihrem Lehnſeſſel ſaß die alte Dame in einem weiten ſchwarzſammtnen Gewande, das wenige und ergraute Haar unter ein Spitzenhäubchen verſteckt. Das Zimmer war mit aus der Mode gekommenen Möbeln verſehen, aber es hatte trotz dieſes Umſtands das Anſehen einer ſoliden Eleganz. Die Spiegeltiſche und die großen gelbmarmornen Potpourrivaſen, die ſchwarzbraunen Möbel mit meſſingnen Beſchlägen gaben der Einrichtung jenes ariſtokratiſche Lüſtre, das eine moderne Zuſammenſtellung mit aller Pracht nicht nachzuahmen verſteht. Dazu war das Zimmer tief und hoch, und die geräumigen Fenſterniſchen bildeten kleine Cabinette für ſich in der Umhüllung von gelbdamaſtnen Vorhängen, die von der Sonne nie erreicht wurden, denn das Zimmer lag gegen Norden. Die Teppiche waren ſchon hingelegt, obgleich ſie in allen andern Häuſern noch fehlten; allein die Bewohnerin dieſer Räume ſuchte für ihren durchfröſtelten Körper alle nur irgend erreichbare Wärmemittel. An der einen Wand ſtand ein alterthümliches Klavier von jener ungefälligen Form, wie ſie vor ſechzig Jahren zurück Mode war; es durfte aber nie berührt werden, weil ſowohl der Papagei als auch der Mops die Muſik nicht vertragen konnten. Gegen die frühen Abendſtunden hin wurde in der Ecke dieſes Zimmers ein Spieltiſch aufgeſchlagen, und ein paar alte Herren, nebſt einer Jugendfreundin der Generalin erſchienen um eine Parthie Whiſt zu ſpielen. Es fielen dabei kleine Scherze vor, die ſich immer wiederholten und Reden wurden gewechſelt, die auch immer dieſelben blieben. Um fünf Uhr nahm das Spiel ſeinen Anfang, und endete um acht; alsdann fuhr die Generalin mit dem jungen Mädchen das ſich grade derzeit in ihrer Obhut befand, in Geſellſchaft. Dort ſchlief ſie. Wenn die erſten Begrüßungskomplimente vorüber waren, ging ſie mit einer gewiſſen Eilfertigkeit um einen Platz wie er ihrer Würde zukam, gewöhnlich immer neben einer Geſandtenfrau zu erreichen, hatte ſie dieſen inne ſo ergab ſie ſich mit großer Ruhe den Seegnungen des Schlafes, dabei verlangend daß man ſie wecken ſolle wenn es zum Souper ging. Dieſe alte Dame mit ihren Gewohnheiten, ihrem leiſen Auftreten, ihren koſtbaren Stoffen und ihrem geſunden Schlafe war daher eine ſtehende Figur in allen Salons. Neben ihr ſah man immer irgend eine blühende Geſtalt, ein etwas ſchüchternes und linkiſches Weſen, das aus irgend einem Winkel der Provinz hervorgebracht, die Gunſt des Schutzes der „Polizeilieutnantin" — dies war der Spitzname der Generalin — genießen. Um dieſer jungen Blume willen war die Alte auch immer willkommen und man machte gewaltſame Anſtrengungen um ſie bald hierhin, bald dorthin zu locken. Aber dies war nicht ſo leicht. Die Generalin wußte ſehr genau in welches Haus ſie im Gefolge ihrer jungen Begleitung ihren Fuß ſetzen dürfe, in welches nicht. Sie war dabei launenhaft und hielt an alten Vorurtheilen feſt, ſo daß dem neuen Adel und der jungen Geſellſchaftsgeneration es äußerſt ſchwer fiel die Ehrendame in ihre Kreiſe zu bringen. Erſchien ſie aber einmal in einem neuen Hauſe, ſo war dies gleichſam ariſtokratiſch eingeweiht und nunmehr dem minutiöſeſten Anſtande, den ſtrengſten Anforderungen zugänglich. Es giebt in jeder irgend großen Stadt ſolche alte Damen, und die Geſellſchaft iſt ſtillſchweigend übereingekommen ſie in allen ihren uſurpirten oder wohlerworbenen Rechten förmlich einzuſetzen. Wo ſich dieſe alten Damen verlieren, verliert ſich auch die Strenge der Sitte; freilich iſts dabei nöthig daß ſtets ihnen gegenüber eine Oppoſition gehalten werde, und die Führung dieſer Oppoſition übernehmen gewöhnlich junge, geniale Frauen, die ſich damit beſchäftigen lediglich zu ihrer eigenen Beluſtigung die Ordnung der Dinge umzukehren und die Welt auf den Kopf zu ſtellen.

Der Platz neben der Polizeilieutnantin war gerade leer geworden; eine junge Dame, die

die einſamen Vormittagsſtunden im ſtillen Hotel nicht liebte, hatte ſich raſch verheirathet und machte jetzt zur Seite eines jungen verſchwenderiſchen Mannes ein eignes Haus in der Reſidenz. Dies hatte nicht im Plan der alten Dame gelegen und dieſe Löſung ihrer Aufgabe ſah ſie als eine mißglückte an, ſie war darum nicht ganz willig nochmals eine junge Schutzbefohlene zu ſich zu nehmen, allein der General, ihr einſtiger Anbeter, ſeine Brüder, die ſie als Knaben gekannt und geliebt, machten durch gemeinſame Bitten ihren Entſchluß wankend, und von neuem wurde das gelbe Eckzimmer zum Empfang einer Bewohnerin eingerichtet. Suſanne zog ein und fand in einer Ecke noch den Stickrahmen und die Harfe ihrer Vorgängerin. Die verblichene Arbeit auf dem erſten und die geſprungenen Saiten der letztern machten einen gleich widrigen Eindruck auf das junge Mädchen, daß an Arbeitſamkeit gewöhnt war, und die frivolen Launen, den Müßiggang und die tändelnde nutzloſe Beſchäftigung ihrer Standsgenoſſinnen nicht kannte. Mit Hülfe der Oheime kam eine elegante aber zugleich einfach ſinnige Zuſammenſtellung von Möbeln und Stoffen zu Stande und das Zimmer erhielt einige Aehnlichkeit mit dem ſchönen hellen halbrunden Gemach, das Suſanne daheim bewohnt hatte. Freilich der ewig wankende hellgrüne Baumſchatten vor dem Fenſter fehlte, dann die friſche Luft Abends über den See herüber, und dann der helle blaue Himmel, aber dies ſind alles Dinge, die man in der Stadt nicht ſuchen darf. Der Legationsrath hatte zwei herrliche Oelgemälde beigeſteuert, der Präſident eine Auswahl Bücher und ein koſtbares Piano. Beide beſuchten das Zimmer nie ohne einige neue geſchmackvolle und ſchmückende Kleinigkeiten mitzubringen, zuletzt rief Suſanne ordentlich drohend: Nun iſts genug! Ihr macht euch arm, und ich kann doch nun und nimmermehr beſſer wohnen wie ich jetzt wohne.

Die Liſte war der Generalin übergeben worden, ſie hatte ihre Brille aufgeſetzt und durchlief die Namen indem ſie leiſe den Kopf neigte und beifällig lächelte. Dieſes Lächeln galt den Anmerkungen am Rande der Liſte, die die Brüder gemacht hatten, und in denen ſie oft Einer dem Andern widerſprachen.

Die Generalin: Ich will Ihnen ſagen: wir machen es ganz einfach. Ich fahre mit Suſannen dorthin, wohin ich mit Clelie fuhr.

Der Präſident. Nein. Clelie war ein verwahrloſtes Geſchöpf, die ihre Fürſorge ſehr ſchlecht vergolten hat. Suſanne muß um vieles aufmerkſamer gehütet werden.

Die Generalin. Weshalb? Iſt ſie ſo wild?

Der Präſident. Nicht doch! Aber ſie iſt eine Perle vom reinſten Waſſer. Wir können nicht vorſichtig genug in der Wahl derjenigen Perſonen ſein in deren Nähe wir dieſes engelgute und engelreine Weſen bringen.

Die Generalin: Man hat mir noch nie Vorwürfe gemacht daß ich meine Kinder an ungehörige Orte brachte.

Der Präſident: das will ich auch nicht geſagt haben. Aber zum Beiſpiel, unſre eigne Schweſter haben wir, faſt gewaltſam, entfernen müſſen weil wir ihre Nähe bei Suſannen nicht dulden konnten.

Die Generalin. Frau von Roſenfeld und noch mehr Frau von Langelois bilden meine Oppoſition: ich weiß das. Nun denn, ſo machen wir diesmal noch eine ſtrengere Auswahl. Frau von Romthal —

Der Legationsrath. Ich entdecke an dieſer Frau einen Flecken.

Die Generalin. Wie? An meiner Jugendfreundin?

Der Legationsrath. Mir unendlich leid; allein ich kann es nicht zugeben daß Suſanne dahin geführt werde. Frau v. Romthal hat neulich um ihre junge Welt zu beluſtigen ein altes Pfänderſpiel, bei dem geküßt wird, vorgeſchlagen.

Die Generalin. Ich will Ihnen etwas ſagen: ich habe ſelbſt in meiner Jugend Pfänder geſpielt und geküßt. Die Sache iſt ganz gefahrlos.

Der Legationsrath. Es mag ſein; heutzutage iſt dergleichen aber gegen den Anſtand. Unſere jungen Herren, die immer auf Gelegenheiten lauern die Feſſel der Sitte abzuſtreifen würden ſolche alte Poſſen nur benutzen um ihre moderne Unmoralität dahinter zu verbergen. Was meinſt du Carl?

Der Präſident. Ich bin ganz deiner Anſicht was dieſe Damen betrifft, aber ich theile dein Urtheil über die Gräfin Bertram nicht. Bei dieſem Namen haſt du kein Zeichen gemacht, und ich möchte dabei drei machen.

falls mit dem franzöſiſchen Obriſten vor dreißig Jahren zurück?

Der Legationsrath. Niemand weiß mehr davon.

Der Präſident. Aber mir iſt's noch ſehr gegenwärtig, und ich kann Suſannen nicht mit Ruhe die Schwelle dieſes Hauſes überſchreiten ſehn. Ich würde bei jeder Stunde, die ſie daſelbſt zubringt, Beängſtigung haben.

Die Generalin. Ich weiß nicht ob dies nicht die Dinge zu weit treiben heißt. — Wir werden alsdann wenige Häuſer haben.

Der Präſident. Und wenn wir nur ein einziges haben, aber dieſes einzige völlig tadelfrei, ſo ſeh ich nicht was wir bei dieſer Vorſicht eingebüßt haben.

freie beſuchen, es würde ihr keinen Schaden bringen.

Die Generalin. Der Anſicht bin ich auch; und ſo wollen wir denn in Gottesnamen unſre Beſuche machen. Nachher wird immer noch Zeit ſein ſich zurückzuziehn wenn wir bemerken ſollten daß wir einen Boden betreten haben, der unter unſern Schritten weicht.

Bei dieſer Verabredung blieb es fürs Erſte.

Oeffnen Sie Clementine! Ich bin's.

Der Legationsrath hatte einen ſehr unangenehmen Gang abzuthun. Er hatte es ſeinem Bruder verſprochen, die Sache war durchaus nicht länger aufzuſchieben. In einer der belebteſten Straßen befand ſich ein elegantes Haus, noch allein war. Er durchſchritt den Vorſaal in welcher die Dienerſchaft mit Abräumung der Reſte des geſtrigen Abendſchmauſes beſchäftigt war. Die Fenſter ſtanden offen, eine von verſchiedenen Düften durchdrungene Atmoſphäre erfüllte den Raum und die reizbaren Nerven des Legationsraths ſpornten ihn an ſeine Schritte zu beflügeln. Das Kammermädchen eilte ihm voran und klopfte leiſe an die Thüre zum Kabinet der Gebieterin.

Sie iſt doch ſchon wach?

Ja wohl; Mademoiſelle ſchreibt Briefe.

Als auf wiederholtes Klopfen die Thür ſich nicht öffnete rief der Baron leiſe: Oeffnen ſie, Clementine; ich bin's. Eine Angelegenheit von Wichtigkeit treibt mich hierher mit ihnen ein mit Lippen von dunkler Röthe und einem Email der Zähne, wie er ſelten geſehen wird. Sie lächelte und rief mit einer lebhaften Bewegung der Hand: Ah, ſie ſind's! Ich wußte daß ſie kommen würden. Auch ich habe mit ihnen ein Wort im Vertrauen zu ſprechen. Treten ſie ein, mein Herr

Als ſich die Thüre wieder ſchloß und die beiden nun allein waren in dem kleinen, geſchmackvoll eingerichteten Kabinette, das von Blumen duftete, veränderte ſich merklich das Betragen beider gegeneinander. Der Baron nahm einen Stuhl, er ſetzte ſich nicht neben die junge Dame, und dieſe, nachdem ſie ihn ein paar Minuten hindurch mit Blicken des Vorwurfs betrachtet hatte rief: Du haſt mir auf keinen meiner Briefe geantwortet! Es iſt wohl

Sprache der Heuchelei; erlaß mir den Kummer ſie von deinen Lippen hören zu müſſen. Einſt ſpendeten mir dieſe Lippen nur die reinſte Wahrheit, ich ordnete und regelte mein Leben nach den Sprüchen, die ſie mir gaben.

Es war eine Thorheit daß ich glaubte deine Schritte lenken zu können.

Warum war dies eine Thorheit, mein Herr? Ich wenigſtens finde dieſe Thorheit trefflicher als die Weisheit, die ſie ſpäter in Anwendung zu bringen für gut befanden, und der zufolge ſie, nachdem ſie mir feierlich verſprochen hatten meiner Jugend Stütze und Schirm zu ſein, mich verließen und allen Wechſelfällen der Verirrung und der Lockung der Welt preis gaben.

Du warſt unverbeſſerlich.

Ja, in der That war ich das! Ich wurde

den Spiegel blickte, der über dem Sopha angebracht war. Eine kurze Pauſe entſtand, dann ſagte er: der Grund, weshalb ich komme, iſt ſie zu bitten, Clementine, daß ſie vorſichtig ſein mögen, weil ſie ſonſt unendlichen Schaden anrichten können. Ich habe eine Zeitlang die Cenſur ihres öffentlichen Auftretens übernommen; ich habe ihnen zu zeigen geſucht wie ein Mädchen ihres Standes zu leben habe um ſich eine geachtete Stellung zu erhalten. Da ihre Leidenſchaftlichkeit ſie immer wieder hinriß, und ich wie alle Männer meiner Denkungsart nichts ſo ſehr ſcheue als jedes öffentlich gegebene Zeichen von Sittenlizenz ſo hab ich für nöthig erachtet, von dem Moment an, wo gewiſſe Vorboten eintraten, mich entſchieden von ihnen zurückzuziehen. Nichtsdeſtoweniger fahren ſie fort mich an den nehmen muß. Das iſt ungeziemend; allein noch nicht das Schlimmſte. Als ich vor einigen Tagen mit meiner Nichte ſpazieren ging, flogen ſie in ihrem Wagen vorbei, an der Seite eines elenden Abenteurers, und wagten es — ich ſage — ſie wagten es — mich zu grüßen. Ich kann geſtehn daß dies ein harter Schlag für mich war. Ich, der ich nie eine Lüge über meine Lippen bringe, mußte dem jungen Mädchen an meiner Seite eine Unwahrheit in Rückſicht Ihrer berichten. O und ſie wird mir nicht geglaubt haben. Es giebt eine Art zu grüßen, eine Art, die eine ganze ſchuldvolle Vergangenheit in ſich einſchließt, eine Art die eine Intimität verrath, gepaart mit einem Mangel an Achtung und Würde, der entſetzlich iſt!

Ja, ja eine ſolche Art zu grüßen giebt es!

Art brachte ich in Anwendung. Es macht mir noch jetzt Freude daß ich's gethan habe.

Entſetzlich, Clementine! Kann es ihnen eine Freude ſein, Jemanden zu beleidigen?

Beleidigen? Durch einen Gruß von mir!

Durch einen ſolchen Gruß, ja! und nicht mich beleidigten ſie, ſie beleidigten einen unſchuldigen Mädchenengel, der an meiner Seite ging der in mir den Vater, den Beſchützer, den Freund ſieht, den Mann der ſich keines Fehlers bewußt iſt, der in der Geſellſchaft als ein Muſter der Sitte daſteht.

Nun denn! ich werde ſie entlarven, mein Herr!

Wir ſind auf immer geſchieden Mademoiſelle. Keine Briefe, keine Einladungen, und vor allen keine Grüße mehr! Verſtehen ſie?

und Tugend geworden. Von jetzt an darf nicht die leiſeſte Spur von Unlauterkeit in meinem Buſen wohnen. Sie verſtehen dieſe Sprache nicht Mademoiſelle; doch dies thut nichts zur Sache. Genug daß ſie jetzt meinen Willen kennen.

Glauben ſie daß ich ihn beachten werde?

Der Legationsrath näherte ſich der jungen Dame, die ihn mit einem beleidigenden Hohne betrachtete, er faßte ihre Hand und ſagte in einem trocknen, kalten Tone: Beſinnen ſie ſich daß das Schickſal ihres Bruders, des Induſtrieritters, in meiner Hand liegt; daß es in meiner Macht gegeben iſt ihn, Sie, und ihre ganze Familie zu beſchimpfen.

Ungeheuer!

Nun leben ſie wohl, Mademoiſelle.

die ich die Liebe bis ins Grab geſchworen habe? Mich, deinen guten Engel giebſt du auf um ein albernes Gänschen, daß dich zur Zielſcheibe ihres Spottes wählen wird, wenn du den Rükken wendeſt, mit deinen Liebesanträgen zu verfolgen? Das iſt entſetzlich! Komm, ſieh dich in den Spiegel; glaubſt du noch auf viele Eroberungen zählen zu dürfen? Ach, mein kleiner Funfzigjähriger, du wirſt keine Clementine mehr finden, wenn du dieſe aufgiebſt. Denk an die glücklichen Stunden wo wir zuſammen, hier auf dieſem Sopha die Phädra zuſammen laſen. Wir kehrten die Fabel um; ich war die junge Phädra, du der alte Hyppolit, du verfolgteſt mich mit deiner Liebe anſtatt daß Phädra dich hätte verfolgen ſollen. Jetzt bin ich die wahre Phädra, ich ſchlinge meinen Arm um dich, ich

Liebe Auguste! Ich bin's!

Auch der Präſident hatte einen ſehr unangenehmen Gang abzuthun; auch er hatte es dem Bruder aufs heiligſte verſprochen und durfte nicht länger zögern ſein Wort zu erfüllen. Als er aus dem Collegium kam beſtieg er den Wagen und gab Befehl in die Vorſtadt hinauszufahren. Der mit einer verdrießlich befehlenden Stimme gegeben; ſo flog denn der Wagen die breite Hauptſtraße entlang dem Thore zu, durch dieſes in die Gartenanlagen der Vorſtadt lenkend. Vor einem Gaſthofe, dem einzigen Gebäude von etwas alterthümlichem Bau unter den vielen modiſchen Gartenvillen, die hier im Grün ihrer Umgebungen zerſtreut lagen, hielt der Wagen und eine kleine runde freundliche Frau erſchien, mit einer Miene der Befangenheit den Gaſt begrüßend, denn auch ſie wußte nicht weshalb dieſer ihr ſo wohl bekannte Wagen grade heute vor ihrer Thüre hielt, an einem Tage wo keine Leckerbiſſen für den Mittag angeſchafft waren und die Küche nur die gewöhnliche Hausmannskoſt zu gewähren im Stande war. In dieſem Hauſe ſtieg der Präſident jeden erſten Donnerſtag des Monats ab, um wie er ſagte ein ländliches Mahl einzunehbereit ſtand, und die friſche Luft war nicht friſcher als die in der Stadt, denn der Gaſt athmete ſie in Zimmerräumen ein. Er gab zwar an daß er einen Spaziergang in der Abendkühle machen wolle aber man wußte bereits im Gaſthofe und in deſſen Nachbarſchaft daß er nie weiter ging als bis zur nächſten Quergaſſe, wo ein Landhaus mit einem zierlichen Gärtchen ſtand; hinter den blühenden Sträuchern verſchwand er, um erſt ſehr ſpät wieder im Gaſthofe vorzuſprechen, ſeine Rechnung zu berichtigen und dann wieder zurück in die Stadt zu fahren. Dieſe Reihefolge kleiner Ereigniſſe hatte ſich ſchon Jahrelang wiederholt und die Bewohner des Vorſtadtviertels in welchem der beſcheidne Gaſthof zu den drei Linden lag rechneten mit Beſtimmtheit darauf daß ſie ſich noch ferner Jahrelang wiederholen werde. Hätten ſie ahnen könder Wagen wäre von einer unruhigen und aufgeregten Volkmaſſe umringt worden; denn die Bewohner einer Vorſtadt ſind lange nicht ſo blaſirt und theilnahmlos für die Ereigniſſe in ihrer Mitte als es die ſind, die im Centrum der Stadt und im Strudel des ewigen Wechſels ſich umherbewegen, und für die es nichts Neues und nichts Auffallendes mehr giebt: unglückliche Seelen, deren Schwungfedern die Welt zerſchnitten hat.

Nach einer ſehr magern Mittagskoſt trat der Präſident diesmal ſehr frühe ſeinen Spaziergang an. Die Läden an den Landhäuſern auf der Sonnenſeite waren geſchloſſen, denn die Herbſtſonne ſchien heute noch warm genug um zu beläſtigen, die Straße war unbelebt, hier und da im Schatten der Kaſtanien ruhte ein müdes Paar, das aus den benachbarten Dörfern herein müßigen Leute vorüber und wünſchte ſich in deſſen Stelle. Die Lumpen des Mannes, das trockne Brod in ſeiner ſonnenverbrannten Hand hätte er willig für heute zu tragen und zu verſpeiſen übernommen, wenn er dafür von der angreifenden Scene, die ſeiner wartete, verſchont geblieben wäre. Er führte das goldne Knöpfchen ſeines Stocks an die Stirne und glättete die Furchen derſelben, die ſich aber immer von neuem bildeten. Er lenkte in eine Straße, durch die er ungern ging weil dort ein Mann wohnte mit einer widerwärtigen Phiſiognomie, die er zu allen Tagesſtunden und ſehr bereitwillig den Vorübergehenden zeigte, aber er machte den Umweg und ging der Phiſiognomie vorüber, nur um nicht ſo ſchnell vor dem bewußten kleinen Landhauſe anzulangen. Endlich ſtand er doch vor demſelben und zog die Klingel. Der Schall tönte öffnete. Iſt die Frau Doktorin zu Hauſe? — Nein. — Ich frage ob die Frau Doktorin zu Hauſe iſt? — I Gott ja! Ich hab' ſo wahr ich ſelig werden will, den gnäd'gen Herrn nicht ſogleich erkannt. Ja die Frau Doktorin iſt zu Hauſe — aber es iſt Jemand bei ihr. —

Jemand?

Ja, Jemand — weil es heut nicht der Tag iſt, ſo hat ſie ihn kommen laſſen. —

Wen?

Nun den Jemand — aber ich werde gleich eilen Ew. Gnaden zu melden. —

Bleib! ich gehe ſelbſt. Er ſchritt durch den Hausflur, durch die beſcheidenen aber reinlichen und in ſommerliches Halbdunkel gehüllten Räume; alles athmete hier Ordnung, Stille, Glück, Geheimniß. An der letzten Thüre blieb der Gaſt ſtehen und klopfte an. Keine Antwort. Oeffne Auguſte:

und eine junge Dame in Schwarz gekleidet eilte hervor und warf ſich in die Arme ihres Gaſtes.

Du haſt Beſuch Auguſte?

Ja. Das bleiche Geſicht der Dame röthete ſich, und mit dem Ausdruck der Zärtlichkeit und des Geheimniſſes fragte ſie lächelnd: biſt du neugierig meinen Gaſt zu ſehn? Der Präſident trocknete ſich die Stirn, rückte die Stirnlocken der braunen Perücke zurecht und ſagte in einem verweiſenden Tone: Ich will nicht hoffen daß du gegen meinen Wunſch und Willen gehandelt haſt?

Aber wer heißt dich denn auch am Montag, und noch dazu am Ende des Monats kommen? Ich glaubte ungeſtraft und unbemerkt meinen Launen mich ergeben zu dürfen. Sie eilte mit dieſen Worten in das Kabinet und brachte aus dem Verſteck einen hübſchen Knaben von fünf Jahren hervor. Sieh! rief ſie dem Baron zu, und Uebelthäter — aber, wie man ſagt, ähnlich ihrem Vater.

Ich will deinen Ungehorſam heute nicht ſtrafen, begann der Präſident, da ich ohnedies komme um dir wehe zu thun. Es bleibt nehmlich dabei, wie ich dir ſchon geſchrieben habe: wir müſſen uns trennen. Er ſagte dieſe Worte mit abgewandtem Geſicht um den zärtlichen und drohenden Blicken nicht zu begegnen, die in dieſem Moment die ſeinigen ſuchten.

Was ſagteſt du da, mein theurer Freund; ich habe nicht recht gehört.

Du haſt ſehr gut gehört: Auguſte. Ich bitte dich mache mir keine Scene. Ich bin nicht der Mann für Scenen. Sei einmal vernünftig. Du ſiehſt daß ich nicht in der Stimmung bin lange und anhaltende Erklärungen zu geben.

Statt aller Antwort warf ſich die junge

zerreißen, ſchluchzte die Troſtloſe. O Carl denke der Stunden wo wir uns feierlich das Verſprechen gaben uns nie zu trennen!

Wir werden uns auch nicht auf immer trennen; wir werden uns wiederſehen; nur jetzt auf die kurze Friſt eines Jahres, vielleicht auch zweier Jahre — wer kann denn dies ſo genau beſtimmen, müſſen wir einander meiden. Bedenke ſelbſt, ich ſtehe vor der Welt als Beſchützer, als Rathgeber als Freund eines Mädchens da, das die Jugend und die Unſchuld ſelbſt iſt. Kann ich anders handeln als indem ich der Verläumdung jeden auch den kleinſten Anlaß entziehe ſich an meine Schritte zu heften? Zwar iſt der Bund unſerer Freundſchaft, wie ich ſicher glaube, der Welt ein vollkommenes Geheimniß, allein wenn auch nicht die öffentliche Stimme, ſo iſt's die innere Stimme meiner Bruſt die mir zuruft:

aus dem Tuche empor und flüſterte: Du liebſt dieſes Mädchen?

Der Präſident erwiederte nach einigem Zögern: Nun ja, ich liebe ſie, aber ich liebe ſie wie ich meine Jugend liebe, wie ich die Zeit liebe wo der beſſere Glaube die Welt mir noch ſo hell und rein erſchienen ließ daß ſie dem feurigen Wunſche des Jünglings die herrlichſten Preiſe verhieß. Ich ſo wohl wie mein Bruder ſind aufgewachſen in der Verehrung des Weibes; wir haben von der kalten und blaſirten Zeit dieſer Tage nichts an uns. Die Sitte und jedes Hohe, was der Geiſt erſtrebt und die veredelten Sinne als Schönheit begrüßen, hat uns beiden immerdar in der Geſtalt eines edlen Weibes vorgeſchwebt. Daß wir unſer Ideal nicht gefunden, daß wir darüber alt geworden ſind, und kein hehres und köſtliches Weſen, wie wir es erträumt haben, nun kommt der milde Schein und bricht in unſre abendliche Zelle, nun naht ſich uns die Liebliche, und wir erwachen aus dem Schlummer des Alltäglichen und das alte Feuer, die längſt ſchon tod gewähnte Flamme brennt nun in unſrer Bruſt. Willſt du das Liebe nennen? Ich möcht's nicht ſo nennen; es hat nichts mit dem, was die Welt Liebe nennt gemein; ich möchte es Auferweckung des innern Menſchen nennen. Wir ſinken nehmlich in unſerm ſocialen Leben zur Maſchine hinab; alles an uns wird Gewohnheit, jede Erſcheinung iſt bezeichnet, die Seele iſt abgenutzt und hat nur Zahlen und Namen wo ſie goldne Empfindungen und Harmonieen des Himmels haben ſollte; nun tritt das bedeutſame, das wahrhaft Edle und Schöne in unſer Leben und ſogleich beginnen die Nerven zu vibriren, die Seiten der Harfe ſpannen ſich und die wunderſamwieder Menſchen, nicht mehr Maſchinen. Der Gedanke, der ſonſt kalt und todt von unſerm ſuchenden Geiſte herbeigezogen wurde, berührt jetzt als lebenswarmer Kuß unſre Stirne; die Phantaſie, früher nur ein Wort, wird jetzt eine volle Roſe, in deren thaubeperlten Kelch wir mit Entzücken tauchen; ſo ſind wir denn umgewandelt, oder vielmehr wir ſind wieder, was wir einſt waren. Einen ſolchen Einfluß hat Suſanne auf uns Brüder ausgeübt; wenn du es Liebe nennen willſt, ſo magſt du es thun, ich nenne es nicht ſo. Liebe war es, die mich zu dir führte.

Die Wittwe war nicht im Stande dem Gedankengange wie er eben ihr vorgezeichnet worden war, zu folgen, ſie hielt ſich an den Schluß der Rede und ſchluchzend rief ſie: Nun wohl ich weiß daß die wahre Liebe jedes Opfers fähig iſt, mich fügen. Sie ſank in die Arme ihres Freundes der ſie dankbar umſchloſſen hielt.

Aber nicht wahr, ſchreiben darf ich dir?

Gewiß, meine Liebe.

Und dieſer? — ſie zeigte auf den Knaben. Der Präſident ſagte lächelnd: Statt meiner ſollſt du jetzt ihn beſtändig um dich haben. — Die Wittwe ſank von neuem in die Arme ihres Freundes.

Ça ira! ça ira!

Fräulein Emilie Lombonet an die Baronin Roſenfeld in Paris.

Meine theure Sophie!

Unſre Kleine hat ihren Eintritt in die große Welt gehalten: es ſind dabei tauſend komiſche Dinge vorgefallen, wie es nicht anders ſein konnte, wenn wir die Perſonen und die Zuſtände ins Auge faſſen, die hier eine Rolle ſpielten.

Hauſe irgend einen Makel. Bei Frau von Graspiel machte man den erſten Beſuch. Man wird angenommen: die beiden Oheime, die alte Ehrenhüterin, und das Mädchen ſteigen aus. Auf der Treppe begegnet der Zug dem Prinzen Galiri, der ſich ſeit einigen Tagen hier aufhält; auch er iſt im Begriff zu Frau von Graspiel einzutreten. Was geſchieht? der Zug macht rechts um kehrt, die Generalin muß plötzlich einen Anfall von Migräne bekommen, und die tugendhafte Geſellſchaft ſteigt richtig wieder in die Kutſche und fährt ab. Warum dies Alles? Weil Prinz Galiri ein bekannter Wüſtling iſt, und man ſeinen Blicken das mitgebrachte Tugendbild nicht ausſetzen will. Den andern Morgen ſchreibt Frau von Graspiel und fordert Aufklärung, die Oheimen antworten, es fliegen Blättchen hin und wieder und der Schluß der Verhandlungen iſt ſtellt dem neuen Meteor nach. Man hat ſich alſo grade die Noth und Klage, die man vermeiden wollte, aufgeladen. Der Miniſter Lorichen giebt ein Diner; die Generalin, die ſchon ganz zaghaft geworden iſt, fragt erſt bei den Oheimen nach ob ſie hinfahren darf; die Antwort kommt: ja. Der Zug ſetzt ſich demnach wieder in Bewegung und langt diesmal wohlbehalten in den Geſellſchaftzimmern an. Der Miniſter, ein Jugendfreund von Suſannens Vater, führt ſie zu Tiſche, was dem jungen Mädchen ein Erröthen der Freude und der Befangenheit abnöthigte und ſetzte ſie, oder will ſie vielmehr zur Seite ſeiner Nichte der Gräfin Glam-Gilot ſetzen. Aber dieſe Frau, die wie du weißt die entſchiedene Antipathie der beiden Brüder iſt, darf nicht neben dem Juwel ihren Platz nehmen; der Präſident drängt ſich zwiſchen und ſie verder kleinen Tiſchgeſellſchaft in eine merkliche Mißſtimmung verſinkt. Ein alter Vetter des Miniſters, ein Mann aus der Provinz, und nichts weniger als ein feiner Geiſt, bringt eine Menge alterthümlicher Anekdoten vor, wie ſie ſich die Geſellſchaft vierzig Jahre zurück zu erzählen liebte. Die Brüder ſuchen einige dieſer Geſchichten ſchon in der Geburt zu erſticken, da ihnen dies jedoch nicht gelingt legen ſie dem Erzähler Stillſchweigen auf. Er ſchweigt aber ſieht ſich beleidigt um wie Jemand der in ſeinem redlichen Gewerbe beeinträchtigt wird. Man begütigt ihn indem man ihm eine Schüſſel mit Leckerbiſſen zuſchiebt. Dieſes Schweigen: Das Diner iſt verunglückt. Der Miniſter ſieht wie die Naſenſpitze ſeiner Schweſter immer röther wird, und dieſes untrügliche Zeichen von Erbitterung macht daß auch er ſeine gute Laune verliert. Nur Suſanne weiß ihr erzeigt, erkenntlich zu ſein. Ihre Toilette war ſehr gut geordnet; da haben die Oheime in der That den feinſten Sinn. Ein weißes Florkleid, wie Blüthenſchnee, war in duftigen Falten über Atlas gelegt, um ihre ſchlanke Taille geſpannt; eine reiche Garnitur Spitzen umgab die vollen weißen Schultern; keine Broſche, nur an dem einen Arme ein goldner Reifen mit einem großen tropfenförmigen Rubin geſchloſſen; keine Ringe, die hübſche, nicht allzu kleine, aber graziös geformte Hand völlig ohne Schmuck; im braungoldnen Haar eine rothe Camellie. Alles friſch, unberührt, tadellos. Der Miniſter hebt endlich an etwas vom Generalen zu erzählen und ſiehe da, die Augen der Tochter werden feucht. Natürlich bricht er ſchnell ab und jetzt — ſpricht Niemand mehr. Nach dem Diner entfernen ſich Alle ſchnell.

vorbereitet war dieſe merkwürdigen von einander unzertrennbaren Perſonen erſcheinen zu ſehn. Man ziſchelt ſich in die Ohren, Jedermann weiß ein Anekdötchen zu erzählen: da ſind ſie! ruft man endlich als der Zug in den Saal tritt. Gleich an der Thüre ſteht ſchon der Prinz, und ſieht mit feurigen Augen ſeine, ihm vor wenigen Tagen ſo böswillig entzogene Schöne herannahen: neben ihm ſteht ſein Adjutant, Camill Reban und flüſtert ihm etwas ins Ohr. Zum Glück bemerken die Oheime dies nicht und ziehen ſiegreich in den Saal. Präſentationen. Die Prinzeſſin iſt ſehr gütig und zeichnet die junge Dame, die ihr von der Generalin vorgeführt wird, bei jeder Gelegenheit aus; natürlich beeilt ſich alles dieſem Beiſpiel zu folgen, allein eine Partei hat ſich bereits gebildet, die dagegen operirt, und alle guten Erfolge nach und nach völlig eine eben nicht ſanfte Laune gezeigt und durch Indiscretion überdies die Ungnade deines Herrn Bruders verwirkt, er nahm alſo die Ankunft Suſannens zum Vorwand um völlig mit ihr zu brechen. Die intriguante und boshafte Kokette dürſtet nun nach Rache und, nicht ſehr ſchwierig in Ergreifung ihrer Mittel, hat ſie einigen ihrer Anbeter den Auftrag gegeben dem Legationsrath ſein Amt auf alle Weiſe zu erſchweren, indem ſie Fräulein von Barnevelt zum Gegenſtand ihrer Verfolgungen machten. Du kannſt dir alſo denken welch ein ungewöhnlicher cortège jetzt hinter der jungen Dame herzog, und mit welchen erſtaunten Blicken man dieſe plötzlich wie aus dem Boden gewachſene Anbeterſchaar betrachtete. Da iſt der junge Dmitri Lubansky, ein tollkühner und gefährlicher Wüſtling, der der Schrecken jeder Mutter und Tante iſt, und mit dem ein

ein Ungeheuer, auf der ſchwarzen Liſte ſtehend, dieſe, und noch ein paar Andre drängen ſich nun an unſer junges Mädchen. Durch den Prinzen ſind ſie der Frau von Gradviel vorgeſtellt, und dieſe die ihre Ritter nicht naher kennt, ſtellt ſie als gute Tänzer Suſannen vor. Das arme Kind, in ihrer Gutmüthigkeit ſagt alle Tänze dieſen kecken Zudringlichen zu. Die Oheime kommen zu ſpät um das Unglück zu verhüten, ſie ſtürzen jetzt mit Vorwürfen auf die Generalin zu, und dieſe arme Frau, die, als ihre Pflichten, ihrer Meinung nach vollbracht ſind, in ihre Sophaecke eilen will um dort wie gewohnt dem Schlummer in die Arme zu ſinken, ſieht ſich durch tauſend kleine Fragen, Erörterungen, Zänkereien und lebhafte Debatten aufgehalten. Sie bringt verſtohlen ihre Brille hervor, ſie muſtert die Tanzenden und in der That, ſie ſieht ihre Pflegbefohlene an der rath. Weil ſie taub ſind! ſetzt der Präſident raſch hinzu. Mein Gott! flüſtert die Geſcholtene, indem ſie trachtet ihre Brille, die an der Spitzeneinfaſſung ihrer Haube hängen geblieben iſt, und einen Theil der falſchen blonden Haarlocken mit ſich fortzureißen droht, wie kann man alle dieſe Geſichter, die durch ihre monſtroſen Bärte einander ſo ähnlich ſehen, unterſcheiden? und wie ſoll man alle Namen, die Einem ſo raſch und undeutlich genannt werden, behalten? Aber ſie haben Recht, wir wollen jetzt wachſamer ſein. Suſanne ſoll mir den Namen ihres nächſtfolgenden Tänzers ſagen! — Die Oheime warfen wüthende Blicke auf die arme Polizeilieutnantin und dann auf die Tanzenden. Jedes Wort, das der gottloſe Lubansky ſeiner Tänzerin zulispelt ſcheint ihnen das Gift zu ſein, das die Mutter Hamlets ihrem Gemahl ins Ohr träufelte. Sie lingstaube aus den Krallen des Marders zu befreien eilen würden. Suſanne hat gelacht, ſie iſt von ganzem Herzen fröhlich und guter Dinge, die Lazzi's ihres Tänzers, ſeine kecken Launen, ſeine wilde Weiſe haben ihr gefallen, und ſie hat ihm bereits noch einen Tanz zugeſagt. Die Oheime wüthen. Es werden nun ſchnell Anordnungen getroffen. Irgend ein Neffe der Generalin, ein blöder und unbeholfener Tänzer wird von einem Spieltiſche herbeigerufen und muß ſich in den Platz eines der Verworfenen drängen. Dies geht natürlich nicht ohne Wortwechſel ab, endlich gelingt es doch, aber der Neue kennt die Touren nicht, er tanzt überdies ſo ſchlecht daß ein neuer Grund zur Unzufriedenheit hieraus entſpringt. Neue Conferenzen zwiſchen der Generalin und den Oheimen. Die arme Polizeilieutnantin iſt außer ſich; ſie kommt nicht auf einem Stuhl und zwar noch neben ihrer Feindin, der ſchönen Frau von Langelois, die von Demanten ſtrahlt, und von Anbetern umgeben iſt. Welch eine unruhige und unwürdige Nachbarſchaft für eine Ehrenwächterin. Dabei fortwährend einen der Oheime zur Seite, der ihr ins Ohr flüſtert, und grade dann ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, wenn der Teller mit Erfriſchungen vorbeigeht. Die Alte fängt endlich an, wie ſie zu thun pflegt wenn ſie im höchſten Grade gereizt und verſtimmt iſt, namentlich wenn ſie im Whiſt verliert, zu ſingen, und trällert vor ſich hin: ça ira! ça ira! dabei wirft eine Nachbarin ihr ein Stück Biscuit auf das Sammetkleid; ein neuer Grund unwillig aufzufahren. Ein unleidlicher Abend!

Suſanne, die nicht anders zu retten iſt, muß bei ihren Tänzen einen Befehl der Gene-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12152/013

Strudel eines raſchen Galopps zu regen, ſchweigend und ergeben da, eingeſchloſſen von den zwei Oheimen, wie das Zauberbild zu Sais von den zwei koloſſalen Sphinxen. Die Generalin ſingt ihr: ça ira! ça ira! — das vierblättrige Kleeblatt iſt in der miſerabelſten Laune. Der Legationsrath ahnt wer ihm den Streich geſpielt hat, und iſt einem Fieber nah. Als das Souper beendet war erlauſchte ich folgendes Zwiegeſpräch: Der Legationsrath: Tantchen haben ja heute gar nichts gegeſſen? — Keinen Appetit! ça ira! — Wann haben ſie den Wagen nachbeſtellt? — Zu drei Uhr — Ach, und es iſt jetzt erſt Mitternacht. Was werden wir nun bis dahin beginnen? — Was beginnen? Wir ſitzen eben Alle beiſammen! ça ira! — Der Präſident: Ich werde einen Wagen beſtellen. — Eine Miethkutſche? da ſetze ich mich nicht ein. Es iſt doch ſonderbar: ich will ihnen ſagen, mit Clelie bin ich zum Ball gefahren, wir ſind bis zwei Uhr, bis drei, manchesmal ſogar bis fünf geblieben, und ſie hat tanzen dürfen mit wem ſie wollte. Wozu bin ich denn da? — Tantchen müſſen nicht übler Laune werden. — O ich bin in der beſten Laune von der Welt! ça ira! ça ira! — Endlich findet ſich doch eine Gelegenheit, und die vier Unglücklichen können den Ballſaal verlaſſen ohne nöthig zu haben eines Miethwagens ſich zu bedienen.

Du haſt eine glänzende Rache davongetragen, meine Theure. Dieſe unglücklichen Oheime mit ihrem Eifer und ihrer ſcrupuloſen, lächerlichen Vorſicht bringen gerade das arme Mädchen in die ärgſte Gefahr. Alle dieſe, zum Theil komiſchen, zum Theil betrübenden und anſtößigen Auftritte hätten ſich nicht ereignen dürfen wenn Suſanne in deinem Schutze aufgetreten wäre. Wir hätten die wirklich gefährlichen Perſonen machtlos zu machen gewußt, die blos ſcheinbar gefährlichen nicht beachtet. Die Welt bietet ein künſtliches Spiel dar, wo der redliche und offene Spieler, der ſeine Abſichten unverholen an den

Tag legt, allemal den Kürzern ziehen muß. Das arme Kind iſt zu bedauern; es hängt mit einem Gehorſam, einer Liebe an ſeinen Führer, die für die Reinheit und Innigkeit ſeines Herzens Zeugniß geben. Es iſt im Werke, wie ich höre, Suſannen von der Generalin wegzunehmen, nur wiſſen die Oheime noch nicht recht wohin ſie mit ihr ſollen. Frau von Graspiel hat ſich angeboten ſie aufzunehmen, allein ſich dabei geweigert mehre ihrer alten Hausfreunde den Abſchied zu geben. Unter dieſen alten Freunden ſind, wie die Oheime behaupten, einige mauvais sujets von der ſchlimmſten Sorte. Die gute Frau von Graspiel hat in ihrer Unſchuld nie geahnet daß ſie ſich in ſo ſchlechter Geſellſchaft bisher befunden, bei dieſer Gelegenheit erſt haben ſie und die Welt es erfahren. Du kannſt dir denken daß die Dame und ihre Freunde jetzt wüthend auf die Oheime ſind. Frau von Fonton iſt auch auf der Wahlliſte; ſie iſt arm, und würde deshalb ſehr gern das reiche Koſtgeld, das die junge Penſionärin ins Haus bringt, hinnehmen, allein ſie zählt nicht mit unter den Frauen der Geſellſchaft, und iſt darum, obgleich eine vortreffliche Perſon, doch nicht die Auserwählte. Wir wollen nun ſehen wo die Perle eigentlich bleibt.

Was mich betrifft ſo wohne ich noch bei der Obriſtin Rohan. Ihr Augenübel verſchlimmert ſich von Tage zu Tage, und meine Pflicht iſt die trüben Stunden der Leidenden, welche ſich jetzt oft einſtellen, nach beſten Kräften zu mildern. Camill iſt, während er mit dem Prinzen anweſend war fortwährend mein Begleiter geweſen. Sein esprit mocqueur macht ihn gefürchtet, eigentlich iſt er aber doch gutmüthig, wenn man ihn recht verſteht, der zweite Sohn der Obriſtin, Emil iſt noch in Griechenland und macht der Mutter durch ſeine ins Maaßloſe gehende Verſchwendung Kummer; der dritte Sohn Ernſt iſt gleichſam verſchollen. Wir haben, ſeitdem er ſich nach Algier eingeſchifft hat, nichts weiter von ihm vernommen. Camill, der die ehrerbietigſten Grüße dir zu Füßen legt ſchickt dir beigehend die kleine Zeichnung von der Villa am Genferſee, die er im vorigen Frühling mit dem Prinzen bewohnt hat, und die jetzt zu kaufen iſt; er meint dies Beſitzthum ſei wie für dich geſchaffen. Wenn du einen Verwalter ſuchſt für dein Landgut hier, ſo bittet er ſich dieſen Poſten aus, den er für ſehr lukrativ hält; weil eine junge Weltdame andere Dinge zu betreiben hat als ihrem Verwalter nachzurechnen. Er will vom Prinzen fort; ich hab ihm vorgeſchlagen Frau von Langelois zu heirathen. Sie iſt zu ſehr an das Beſiegen gewöhnt, erwiederte er mir, und ich zu wenig an das Beſiegtwerden: es würde eine unglückliche Vereinigung geben. Dennoch macht er Frau von Langelois den Hof. Dieſe Frau iſt bezaubernd ſchön. In jeder ihrer Mienen und Bewegungen liegt eine Weichheit und Grazie, die jetzt wieder in dem weiblichen Mode-Reglement das

Neueſte iſt, nachdem die ſchroffe und herausfordernde Manier der ekelhaften emancipirten Weiber bei Seite geſchoben iſt. Sie iſt deine treueſte Freundin und ſpricht mit Begeiſterung von dir. Es wird dich befremden zu hören daß Suſanne ſich ihr mit großem Eifer angeſchloſſen hat, und daß ſie ſie überall aufſucht wo ſie ſie nur zu finden hoffen kann. Die Oheime wiſſen ſich dieſe Neigung eines unverdorbenen jungen Mädchens zu einer verdorbenen jungen Weltdame nicht zu erklären. Ich könnte ihnen das Räthſel leicht deuten; freilich iſt aber ein Charakter wie der der Frau von Langelois für die meiſten Beobachter, namentlich für alle Männer ein unentwirrbar Ding. Sie ſagen es iſt eine Kokette; damit glauben ſie alles abgemacht, und wie ſchülerhaft ſind ſie da bei der Löſung der Aufgabe vorbeigeſtreift. Eine Kokette zieht die weibliche Jugend und Unſchuld nicht an, ſie ſtößt ſie im Gegentheil entſchieden ab.

Einige Tage ſpäter:

Ich habe meinem Briefe noch eine wichtige Nachricht hinzuzufügen; ich wußte dies, deshalb zögerte ich mit ſeiner Abſendung. Suſanne iſt der Frau von Krautersperg übergeben worden. Was ſagſt du zu dieſer Wahl, die die Oheime diesmal ganz allein und ohne Zuziehung der Generalin, die ſich mit ihnen verfeindet hat, getroffen haben? Frau von Krautersperg iſt die junge Dame, die vor zwei Jahren ihren gleichſam feierlichen Eintritt in die Kreiſe der „Frommen“ hielt. Sie war damals ſo rigorös devot daß ſie ſich gänzlich von dem Verkehr mit der Welt zurückzog, ſeit einiger Zeit bereden ſie ihre Freunde doch wieder hier und da ein Haus zu beſuchen, und einen Abend in Geſellſchaft hinzubringen. Man ſieht ſie immer in Schwarz gekleidet, immer mit derſelben ruhigen, ergebnen Miene, immer mit demſelben ich möchte ſagen, gefühllos freundlichen Weſen. In einigen Kreiſen betet man ſie wie eine Heilige an, und es iſt wahr die aller ſcharfſüchtigſte Mediſeance hat keinen Makel an ihr entdecken können; dabei iſt ſie ſchön und jung. Die Oheime ſind im dritten Himmel ſeitdem ſie Suſannen bei dieſem „Engel von einem Weibe“ geborgen wiſſen.

Nun meine Theure, lebe wohl. Wenn du im Strudel deiner groſſen Hauptſtadt an uns zu denken Zeit findeſt, ſo ſei mein Bild das erſte das vor dich hintritt. In Treue und Ergebenheit für deine Perſon habe ich dieſen Vorzug verdient.

Deine Emilie.

Schlug's nicht ſchon Neune?

Dieſe Frage that Suſanne oft der fleißigen und aufmerkſamen Katharine, die die einfache Morgentoilette ihrer jungen Gebieterin beſorgte. Um neun Uhr ſtellte ſich immer Einer der Oheime ein; an dieſem Tage der Präſident, am nächſten der Legationsrath. Die zwei Vormittagſtunden von neun bis eilf Uhr wurden angewendet um die vorzüglichſten Dichter, engliſche, franzöſiſche, italieniſche nicht ſo wohl zu leſen als zu ſtudiren. Die deutſchen Dichter hatte Suſanne lieb gewonnen ſchon mit den früheſten Jugendeindrücken vereint; ſie hatte ſie lieb gewonnen: dies iſt der richtige Ausdruck: eine junge empfindende Seele liebt und bewundert zuerſt, erſt die geprüfte, durch das Leben ſich kämpfende, beurtheilt, wählt und verwirft. Der ehrliche Pfarrer, der auf dem Lande Suſannen's Leſegenüſſe und kleine Studien geleitet hatte, war von dem Grundſatz ausgegangen daß ein ächter wahrer Dichter nie verderblich für die Jugend und Unſchuld ſchreiben kann. Groß und unverhüllt wie die Natur ſelbſt giebt er die Schönheit und Wahrheit, die aus den bewegten Fluten ſeines Innern emporſteigen, ungekünſtelt und unbemäntelt der Welt hin. Die wahre Tugend verſteht ihn, die wahre Unſchuld nimmt ihn liebend in ſich auf. So wie man vor Gottes Welt ſich nicht verſchließen ſoll und darf, ſo auch nicht vor der Welt des wahren Dichters: beide haben zum ewigen Geſetze ihres Beſtehens: Wahrheit, Güte, Schönheit. Nur der halbwahre, der kleine, der Welt verkaufte Dichter bringt die geputzte, mit Goldflitter verhüllte Lüge ins Leben und verwirrt und trübt damit jeden offenen Blick in Verhältniſſe und Perſonen, er dient der Convenienz und der Scheinſittlichkeit, und leiht dem Laſter und der Thorheit jene verderbliche Schminke, durch die ſie die Blicke der Menge täuſchen. So hatte Suſanne Göthe's Meiſterwerke leſen dürfen, es war ihr keines abſichtlich vorenthalten werden mit dem Bedeuten daß hier Gegenſtände zur Sprache kämen, deren Kenntnißnahme ſich nicht für ſie eignete. Die fromme Güte des ehrwürdigen Lehrers hatte ſich begnügt ſie leiſe über jene Stellen hinwegzuleiten, die nur für den gereiften, in Welthändeln ſich bewegenden Geiſt geſchrieben wurden. Dagegen waren die Seiten, wo die Süße und Friſche der edelſten Dichterſeele ſich kund giebt von der jungen Schülerin mit Entzücken geleſen und verſtanden worden. In der Einſamkeit und Stille der ländlichen Abende, unter dem flüſternden Schatten der dichtbelaubten Buchen und Kaſtanien hatte der Dichter jeden ſeiner Gedanken, jedes ſeiner Bilder der aufmerkenden Seele recht nah legen können. So hatte Suſanne Werthers Leiden geleſen und ſie, die keine nicht einmal vorahnende Schauer jener dämoniſchen Leidenſchaftskräfte, die in dem merkwürdigen Buche walten durch ihre kühle morgenfriſche jungfräuliche Bruſt ziehen fühlte, hatte doch den Dichter verſtanden und Thränen der tiefſten Empfindung geweint. Von einem andern Grundſatze gingen die Oheime aus. Für ſie war der wahre Dichter nicht unbedingt zuläſſig, und Göthe verſchwand nach und nach gänzlich aus der kleinen Handbibliothek, aus der der Pfarrer ſeine Schülerin von Zeit zu Zeit mit neuen Genüſſen beſchenkte. Die weltliche Klugheit, die ſo oft verdirbt wo ſie es grade recht klug machen will, trat auch hier an die Stelle ſchuldloſer, kindlicher Unbefangenheit. Die reine Abſicht und der höchſt geläuterte Geſchmack der beiden Männer verhinderte jedoch daß ſie zu den unwahren und unächten Dichtern griffen um die Prüderie und gezierte Lüge in Stelle der Wahrheit und Leidenſchaft zu ſetzen; die ſogenannten Modeſchriftſteller blieben alſo Suſannen auch jetzt fern allein von dem Großen und Guten, daß die Literatur bietet kam nur ein ſehr kleiner Theil mit großer Sorgfalt ausgewählt, zu ihrem Beſitze. Auch hier begingen die Oheime denſelben Fehler, in den ſie bei der Wahl des perſönlichen Umgangs der Nichte gefallen waren; ſie wählten graden ſolche Bücher, die wenn Suſanne ſie ganz zu verſtehen im Stande geweſen, unfehlbar einen ſchädlichen Einfluß auf ſie ausgeübt hätten: ſo die freieſten Poeſieen Byron's, die unzweifelhaft die Schöpfungen eines ächten Dichters ſind, jedoch der Jugend die gefährlichſten Lehren predigen indem ſie ihr die Hinfälligkeit jeder ſchönen Hoffnung, die Thorheit jedes glühenden Liebestraumes zeigen und ſomit die Welt, in die die Jugend mit leichtem, fliegenden Schritte tritt, in ein zurückſcheuchendes Leichen-

und Trümmerfeld verwandeln. Aber Suſanne verſtand die bittre Asſcetik Byrons nicht, wie ſie die philoſophiſche Geheimlehre Göthe's nicht verſtanden hatte, ſie nahm auch hier was ſie verſtand und fühlte, die Schönheit und den Glanz der Bilder, die Empfindungsfülle der rein menſchlichen Situationen. Der Legationsrath, der längere Zeit in Italien zugebracht, hatte ſich Dante und Taſſo gewählt, aus denen er Stellen vortrug und erklärte; aber er war unglücklich in der Wahl. Grade die erſchütterndſten Bilder aus der Hölle und dem Fegefeuer, Bilder und Gruppen, die die jugendliche Phantaſie mit Flammenglut auffaßt und mit Flammengriffel weiter malt, ließ er weg und nahm die etwas faden Gemälde aus dem Himmel, die Suſanne nicht ſehr intereſſirten. Die Geſtalt Beatrizens erſchien ihr kalt und abgemeſſen, ſie träumte ſich eine zum Engel gewordene Geliebte wärmer, liebevoller. Das Italieniſche war zudem ſo ſchwer daß hierhin ſchon faſt alle Aufmerkſamkeit gerichtet ſein mußte. Sie war recht fleißig um dem Onkel Freude zu machen, der ſeelige Stunden der Rückerinnerung und des poetiſchen Hochgenuſſes bei ihr zubrachte. Wenn Dante bei Seite gelegt wurde, ſo waren Schilderungen des alten und des modernen Roms eine natürliche und anſprechende Fortſetzung jener Studien, und der Legationsrath konnte ſehr gut erzählen, und wo hätte er lieber und beſſer erzählen mögen als hier, wo er die aufmerkſamſte und ihm liebſte Zuhörerin vor ſich ſah. Eilf Uhr war die Stunde, wo er ſich entfernen mußte um ſeine Geſchäfte in der Geſandtſchaftscanzelei zu betreiben, aber er blieb bis zwölf, bis ein Uhr und oft ſogar bis nach der Mittagstafel. Der Präſident ſeinerſeits machte es eben ſo; wenn der letzte Geſang im Childe Harald oder Manfred beendet war, oder Lamartine's und der Georges Sand — letzterer mit Auswahl und Auslaſſungen — Erzählungen und Verſe gewürdigt worden, gab es über Gemälde, über neue Muſikalien noch ſo viel zu ſprechen daß der Vormittag hier ebenfalls raſch dahinging und die bezeichnete Abſchiedſtunde immer wieder verfehlt wurde. Aber beide Männer waren glücklich. Sie gingen mit vor Freude leuchtenden Geſichtern Einer an dem Anderen vorüber, wenn Einer kam, den Andern abzulöſen. Suſanne war die Dankbarkeit und die Bereitwilligkeit ſelbſt es jedem ihrer Lehrer recht zu machen, ſie lernte und übte ſich ein wie in den Tagen ihres fleißigſten Schulbeſuches und immer konnte ſie den Schlag der Stunde nicht erwarten, der ihr das Nahen der wohlbekannten Schritte durch den Corridor zu ihren Zimmern ankündigte. Sie beſuchte mit dem Präſidenten die Conzerte, mit dem Legationsrath die Gemäldeausſtellungen und Kunſtkabinette.

Eines Tages ſagte der Legationsrath zu ſeinem Bruder: Ich kann Suſannen nicht ganz das ſein was ich ihr ſein will; die Geſchäfte meines Amtes hindern mich.

So würde ich dieſes Amt niederlegen, um

gegnete der Präſident ernſt. Erinnere dich daß wir uns gegenſeitig das Wort gegeben dem theuren Mädchen jedes Opfer zu bringen das ihr Wohl von uns zu fordern berechtigt iſt.

Du haſt Recht: Morgen will ich um meinen Abſchied einkommen. Ich bin zwar der älteſte Rath und die baldigſte Beförderung könnte mir nicht entgehen — allein —

Suſanne! rief der Präſident ſtreng; ich ſage dir nichts als dieſes eine Wort. Suſanne! Sie will es, es muß ſein.

Du haſt vor deine Wohnung zu ändern? fragte der Legationsrath nach einer Pauſe. Ich hörte es geſtern mit Befremden, und wollte der Nachricht keinen Glauben ſchenken, zumal man mich verſicherte du bezögeſt den dritten Stock im Apothekerhauſe. Weshalb das? Du, der eine Seitengaſſe als Umweg wählt um nur nicht einer Apotheke deren Duft dir unleidlich iſt, zu nahe zu kommen, du ziehſt nun in nächſter Nähe einer ſolchen Satansküche. Und dann verläſſeſt du eine Wohnung, in der du ſiebzehn Jahre dich mit allen Gewohnheiten und Schwächen eingelebt, du zahlſt Entſchädigungsſummen, die der Bruch des Miethcontrakts dir auflegt, und alles dieſes thuſt du um eine viel ſchlechtere Wohnung, zwei Treppen hoch zu beziehen, die einen zugigen Hausflur hat; du der den Zugwind nicht vertragen kann. Ich begreife das nicht, geſtehe ich offen.

Du wirſt es begreifen lieber Sebaſtian, wenn ich dir ſage daß meine neue Wohnung den Zimmern Suſannens gegenüberliegt, daß in jenen Räumen, die ich jetzt beziehe, ein junger frecher Müßiggänger ſein Weſen trieb, und durch ſeine Erſcheinung am Fenſter, durch ſein keckes Hinüberſchauen, Suſannens Ruhe beeinträchtigte und ihr unangenehm auffiel. Ich habe mehre Monate daran gearbeitet den läſtigen Nachbar, der nicht weichen und nicht wanken wollte zu entfernen, endlich iſts mir gelungen und ich bin nicht wenig erfreut darüber. Was meine Ruhe und Bequemlichkeit anbelangt ſo iſt das ja Nebenſache. Sie will es, es muß ſein.

Die beiden Brüder trennten ſich, der Eine um Anſtalten zu treffen in die ihm ſo widrige neue Wohnung einzuziehen, der Andre um den Chef der Legation aufzuſuchen, ihm vorläufige Mittheilungen zu machen, und den ſehr auffallenden Schritt den er zu thun bereit war beſtmöglichſt zu entſchuldigen.

Ich verdamme ſie nicht!

Sehr verſchieden von der Perſon und Umgebung der Generalin war der Charakter und der geſellige Umgang der Frau von Krautersperg, bei der Suſanne ſich jetzt befand. Frau von Krautersperg war in allen Aeußerlichkeiten eine völlig moderne Erſcheinung, es haftete ihr nichts an das an alte Erinnerungen und alte Zeiten hätte mahnen können. Sie bewohnte kein dunkles ariſtokratiſches Gebäude mit alten Wappenſchildern geziert, ſie lebte in hellen, luftigen Räumen, mit modiſchem Luxus umgeben; ſie hatte keine regelmäßig wiederkehrende Whiſtparthie bei der ſich alte gemüthliche Bekanntſchaften zuſammenfinden, bei ihr ſah man keines der Geſichter auf deren Stirnen Jahreszahlen ſtehn die in irgend eine graue Vergangenheit hinweiſen oder auf ein intereſſantes geſchichtliches Factum, das zu erleben „äußerſt merkwürdig" geweſen war. Dennoch ſtand dieſe noch junge, modiſche Dame faſt in demſelben Anſehn in der Geſellſchaft wie die dreiviertel Jahrhundert alte Ehrendame. Sie hatte ſich dieſes Anſehen zu dem die Alte eine ſo lange Dienſtzeit unter den Fahnen der Tugend nöthig gehabt in ganz kurzer Friſt erworben. Es iſt dies ein charakteriſtiſches Zeichen unſrer Tage. Unſre exkluſive Geſellſchaft von heut iſt ſpröde, ſie huldigt dem Ernſt der Sitten und übt eine ſehr anſtrengende Verſtellung. Es iſt damit nicht geſagt daß dieſer Ernſt überall nur Schein iſt, er hat ſich in der That der Anſichten, der Vergnügungen und der Zeitvertreibe unſrer modernen Welt bemächtigt, allein lange nicht iſt die Sittenreinheit auf die Höhe gebracht, wo man uns glauben machen will daß ſie ſich gegenwärtig befinde. Die Generalin war eine Dame der alten Zeit; man ließ ſie als achtbaren Charakter gelten, weil man ihr in der That nichts verwerfen konnte, allein ſie war keine moderne Tugend. Dieſe Eigenſchaft war unterdeſſen weit kunſtvoller ausgebildet worden. Die Generalin hatte zu ihrer Zeit gelacht, geſcherzt, geliebelt — alles in großen Ehren — aber ſelbſt dieſe unſchuldigen Arabesken um dem Bilde der Tugend, fand man jetzt wenn auch nicht ſtörend, doch geſchmacklos. Dann verſtand die Alte nicht zu heucheln; ſie meinte es ernſt mit dem Ernſte; ein wirklicher Fehltritt, er mochte nun vor den Augen der Welt begangen oder in die tiefſten Hüllen verſteckt ſein, blieb ihr immer dieſelbe verdammenswerthe That, für die ſie keine Entſchuldigung kannte. Dafür nannte ſie vieles Thorheit und Leichtſinn was die heutige Welt Verbrechen nennt. Frau von Krauteröperg hatte als das Kind unbemittelter Eltern eine ſehr ſtrenge Erziehung erhalten, ſie hatte dann noch ſehr jung einen alten ſehr reichen Mann geheirathet, der nach einem Jahre ſtarb und ſie im Beſitze großer Glücksgüter und in geachteter Stellung vor der Welt zurückließ. Eine neue Ehe mit einem Manne, der ihr gleich an Jahren aber nicht an Vermögen war wurde geſchloſſen. Dieſe Vereinigung war nicht glücklich; es kam zwar keine gerichtliche Trennung zu Stande aber Mann und Frau lebten geſondert, und die Welt gab dem Erſtern die Schuld daß er durch Rohheit und unwürdige Launen die Geduld ſeiner jungen Frau erſchöpft habe. Herr von Krauteröperg lebte in einer entfernten Provinz in einem ſehr ausgedehnten und bedeutenden Wirkungskreiſe, den ihm das Vertrauen der Regierung eröffnet hatte. Seine Gemahlin blieb in der Reſidenz und wahlte ſich mit großer

Entſchiedenheit ihre Geſellſchaftskreiſe. Dieſe trugen den Charakter der in Mode ſtehenden Sittenſtrenge an ſich. Nach einiger Zeit war ihr dieſer Charakter noch nicht genügend und ſie ging in die Asceſe über, und wurde eine rigoroſe Fromme. Auf dieſe Höhe angelangt ſtand ſie aber ziemlich einſam; die meiſten Frauen nach der Mode begnügten ſich mit der Sittenſtrenge, nur ſehr Wenige fanden Luſt das excluſive und intereſſante Syſtem bis dahin zu erweitern, wo es ihnen läſtig wurde, ohne daß die Vortheile ſehr erheblich waren: denn den Scepter konnte doch am Ende nur Eine führen, und Frau von Krauteröperg hatte ſchon in dem Kreiſe der Sittenſtrengen dieſen Scepter in Händen, es war alſo völlig zwecklos mit ihr zu wetteifern da ſie noch weiter hinauf zu ſteigen Luſt bezeigte. So dachten Diejenigen die die Sittenſtrenge als Modeanſicht und als Mittel ſich in der Geſellſchaft Anſehen zu verſchaffen übten, die Wenigen jedoch, denen es um die Moral Ernſt war fingen an Frau von Krautersperg jetzt aus voller Seele zu achten und zu bewundern, da ſie fromm wurde, indem ſie es doch nicht nöthig hatte. Die Frauen der Geſellſchaft beachten ſich Eine die Andere ſehr genau, und die Schauſpielerin, die ihre Rolle nicht weiß, findet ein Parterre, das unbarmherzig über ſie richtet. Frau von Krautersperg wurde daher allgemein für wahrhaft fromm gehalten.

An dem erſten Morgen, den Suſanne in dieſem Hauſe zubrachte fand ſie die Bewohnerin deſſelben in einem zierlich mit Blumen verzierten Eckzimmer in einem Buche leſend. Es enthielt ernſte Betrachtungen, fromme Aufſätze. Frau von Krautersperg ſah ſehr wohl aus; die Züge ihres Geſichts waren kalt, ruhig aber nicht ohne Lieblichkeit. Wenn ſie ſprach, ſo klangen ihre Worte mit Wohllaut und Beſtimmtheit. Ihr Anzug beſtand in einem Ueberwurf von hellfarbiger Seide, das Unterkleid weiß, der Battiſt um Hals und Handgelenke von einer blendenden

Zartheit und Sauberkeit. Die wie ein Blumenblatt fein gebaute und geäderte Hand lag auf den Blättern des Buches. Ein enganliegendes Häubchen, ohne allen Schmuck, umſchloß das geſcheitelte, zu beiden Seiten glatt angelegte dunkelbraune Haar. Ein Windſpiel von Chokolatfarbe lag auf einem Kiſſen zu ihren Füßen. Suſanne kam und nahm den Platz dicht neben ihr auf dem Eckſopha ein.

Meine liebe, junge Freundin, ſagte Jene und faßte Suſannens Hand, die ſie lange in der ihrigen behielt, werden ſie auch zufrieden bei mir ſein? Wird ihnen mein Weſen, mein Haus, meine Geſellſchaft gefallen? —

Ich fühle mich ſchon jetzt ganz hier zu Hauſe, entgegnete Suſanne mit Wärme.

Wie glücklich werde ich ſein dies ihren Oheimen melden zu können. Es ſind ſo treffliche Männer.

Das ſind ſie, rief Suſanne und ihr Auge leuchtete. Der Himmel hat es überhaupt gut mit mir im Sinne gehabt; er hat mir den beſten der Väter gegeben, und dann dieſe Oheime —

Die Prüfungen auch für ſie, meine Freundin, werden indeß nicht ausbleiben. Sie bleiben für Keine für uns arme Frauen aus.

Ich hoffe zu Gott daß er mir keine allzuſchweren auferlegen wird.

Hoffen ſie das nicht. Bitten ſie vielmehr daß er ihnen die allerſchwerſten auflege damit ſie ihren Muth und die Standhaftigkeit ihres Charakters bewähren können.

Suſanne dachte bei ſich: eine ſolche Bitte ſcheint mir vermeſſen! aber ſie ſagte es nicht! —

Welche Frauen unſrer Geſellſchaft haben ihnen am beſten gefallen? fragt Frau von Krautersperg nach einer kleinen Pauſe.

Wenn ich offen ſein ſoll, ſo hab ich an Frau von Langelois unendlich viel Liebenswürdigkeit und Grazie der Sitte gefunden. Sie bezaubert durch ihr Geſpräch und gewinnt durch Offenheit und Herzlichkeit unwiderſtehlich alle Welt für ſich.

Frau von Krautersperg ſagte mit ſanfter Stimme, indem ein kleines Erröthen flüchtig über Stirn und Wangen hinfuhr: Nicht alle Welt! bitte, nicht alle Welt! Es giebt Leute die dieſe Frau durchſchauen. Sie nennen die laren Formen dieſer jungen Weltdame Liebenswürdigkeit und Grazie der Sitte? meine theure Freundin, wie verſchwenderiſch und wie wenig überlegt ertheilen ſie dies Lob. Ich table Niemanden und die Schwächen meines Nächſten ſind mir, weil ich ſelbſt mir unzähliger Schwächen und Unvollkommenheiten bewußt bin, ein Gegenſtand nicht der Rüge, ſondern des innigſten Bedauerns. Ich beklage Frau von Langelois, ich verdamme ſie nicht. Wir ſind von einem Alter, wir verließen zur gleichen Zeit die Penſion. Ich wurde ſtreng auferzogen, ich war arm und ohne einflußreiche Verwandte, man hatte demnach nicht Grund mir zu ſchmeicheln oder mich zu verwöhnen.

Wie danke ich meinem Erlöſer, meinem himmliſchen Freunde daß er mir gleich in den Jahren des kindiſchen Uebermuths dieſe Feſſel anlegte; die arme Stephanie, als Kind reicher und vornehmer Eltern wurde in allen Launen und Schwächen begünſtigt, und legte ſchon ſo den Keim zu ihrer moraliſchen Verkrüppelung. Als wir in die Welt eintraten gingen unſre Wege entſchieden auseinander. Mir wurden ſchwere Pflichten auferlegt an dem Krankenlager eines alten, gebrechlichen Mannes, an den mich das Gelübde des Alters band, ſie flatterte lange frei umher und wählte dann eine Feſſel, die ſie wahrlich nicht gedrückt hat. Sie hat dem Dienſte der Welt ſich geweiht, ich habe einen andern Herrn. Sie glaubt glücklich zu ſein; vielleicht iſt ſie's auch wirklich. Die Welt giebt auf eine kurze Friſt ihren Verehrern ein ſcheinbares Wohlergehen, dann nimmt ſie das kurze Glück von ihren Lippen hinweg, und läßt ſie ewig darben.

Als Suſanne dieſen Worten noch nachdachte und eben etwas erwiedern wollte trat ein hochgewachſener ältlicher Mann herein, in einen ſchwarzen Ueberrock gekleidet, mit einem Sammetkäppchen auf dem ergrauten Haar. Seine Miene war ſanft und heiter, ſein Betragen würdevoll und ernſt.

Herr Ruban! ſagte Frau von Krautersperg, den Eintretenden Suſannen vorſtellend: ein Freund meines verſtorbenen Mannes. Herr Ruban ging auf Suſannen zu, reichte ihr die Hand und ſagte im Tone freundlicher Vertraulichkeit: Ich habe ſchon von ihrer Anweſenheit in dieſem Hauſe gehört, liebes Mädchen. Empfangen ſie meinen Gruß. Sie ſehen in mir einen alten Mann der einfach in ſeinen Sitten iſt und die künſtliche Sprache der Welt nicht verſteht, oder vielmehr nicht verſtehen will.

Suſanne erwiederte einige Worte, ſie wollte dabei ihre Hand zurückziehen doch der ältliche Herr ließ ſie nicht frei. Sein Blick wurde immer freundlicher je länger er ihn auf dem Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit ruhen ließ: das iſt ein liebes, ein liebes Kind, ſagte er halb zu Frau von Krauterſperg gewendet. Der Herr ſegne ihren Eintritt in dieſes Haus.

Sie wollten mir Bericht abſtatten, ſagte Frau von Krauterſperg in einem etwas ſcharfen Tone.

Ja meine chriſtliche Freundin, entgegnete Herr Ruban und ſetzt ſich nebenbei ans Fenſter, indem er zugleich mehrere Papiere aus der Taſche zog. Er ſeufzte und ſagte dann: Wie iſt doch das was wir thun können ſo gering, und wie bleibt ſo viel übrig, zu deſſen Beſchaffung weder unſre Kräfte noch — unſer Willen hinreichen. Die Armengelder an das Hospital zu G— hab ich abgegeben und die Quittung dem Miniſter eingeſendet mit der Bitte — ſowohl ihren Namen, theure Freundin als auch den meinigen zu verſchweigen. Ich wußte, ich handelte da nach ihrem Sinne. Die Rechte ſoll ja nicht wiſſen was die Linke thut. Dann bin ich in die Eliſabeth-Vorſtadt gegangen und habe einige dürftige Familien beſucht; ich traf daſelbſt mit dem Almoſenſpender unſrer jungen Fürſtin zuſammen. Dies Zuſammentreffen war nur Zufall; ich bat den Mann um Verſchwiegenheit; zuletzt ging ich um ihren Namen auf die Liſten zu ſetzen, die zum Beſten der Heidenbekehrer Sammlungen eröffnen. Ein mißliches Ungefähr wollte daß der Beitrag den ich unterzeichnete dem unſeres allergnädigſten Erbprinzen faſt gleich kam; es machte dies einiges Aufſehen. Dann —

Aber dieſe Berichte langweilen ohne Zweifel Fräulein von Barnevelt ſagte Frau von Krautersperg. Suſanne verſicherte daß dies nicht der Fall ſei. Ein Diener erſchien und fragte ob die Gouvernante mit den Kindern eintreten dürfe. Auf die bejahende Antwort kam ein kleines Mädchen von zehn und ein Knabe von acht Jahren ſchüchtern herein, machten ſich von der

Hand der Begleiterin, eines jungen Mädchen von bleichem kranken Ausſehen los, und küßten die hingehaltene Rechte der Mutter. Mit gleicher Förmlichkeit und Schüchternheit wollten ſie ſich Suſannen nähern, doch dieſe ſchloß ſie mit großer Zärtlichkeit in ihre Arme. Das kleine bleiche Mädchen zeigte ſich wie erſchreckt durch dieſe Liebkoſung und blickte lange fragend und mißtrauiſch die fremde junge Dame an, der Knabe jedoch legte das Aermchen noch einmal um den Nacken Suſannens und hohlte ſich noch einen Kuß.

Haben die Kinder gebetet? fragte die Mutter von den Papieren aufſehend.

Zweimal ſchon, entgegnete die Gouvernante.

Schon! wiederholte Frau von Krauteröperz achſelzuckend — als wenn zweimal ſchon zu viel wäre. Wenn werden ſie ſich einmal angewöhnen Mademoiſelle einen etwas frömmern Sinn in ihre Umgebung überzutragen? Sie ſind ſo frivol. Treten ſie nun wieder ab; die Kinder bleiben ein Stündchen bei mir.

Die Gouvernante verſchwand und Suſanne beſchäftigte ſich mit den Kleinen. Sie führte ſie in den anſtoßenden Saal, öffnete die Glasthüre zum Balkon, zeigte ihnen die Gegenſtände auf der Straße, und war verwundert daß die Kinder wie beim Anblick einer fremden Welt ſich gebehrdeten. Wir durfen nie auf die Straße blicken, bemerkte das kleine Mädchen; Mama ſagt daß dort nur ſchlechte Dinge zu ſehen ſeien; wir leben einen Tag wie den andern in unſrer kleinen dunkeln Stube nach dem Hofe zu, und ſehen Niemanden als Mamſell Erneſtine und den alten German, der uns das Eſſen bringt.

Ja ſo iſts, rief der Knabe — grade ſo.

Suſanne fühlte Mitleid und gab ſich Mühe allerlei kleine Spiele zu erſinnen um die beiden Gefangenen zu beluſtigen; es gelang ihr dies in ſo reichem Maaße daß die Kinder nicht wieder von ihr weichen wollten, und nur mit Thränen wieder in ihre Einſamkeit zurück zu zwingen waren.

Es ſoll ſein!

Frau von Langelois hält unten im Wagen und bittet das Fräulein mit ihr eine Spazierfahrt zu machen; der Abend ſei ſo ſchön! — So meldete Katharine und Suſanne griff ſchnell nach ihrem Hut, freudeglühend, denn ſie hatte längſt das heftigſte Verlangen gefühlt mit der ſchönen Frau, die einen ſo lebhaft angenehmen Eindruck auf ſie gemacht, wieder zuſammenzutreffen. Leider waren alle Verſuche von ihrer Seite dieſe

Zuſammenkunft zu bewerkſtelligen mißglückt; weder Frau von Krauterſperg noch die Oheime zeigten ſich im mindeſten geneigt ſie zu ihr zu führen.

Als ſie an den Wagen kam fand ſie einen jungen Mann an der Thüre deſſelben der ſie hineinhob, und Frau von Langelois rief: Erlauben ſie daß ich ihnen meinen Vetter vorſtelle, Grafen Everard. Er kommt aus der Schweiz, wo ſeine Familie Beſitzungen hat. Suſanne ſah ſich flüchtig den Grafen an; ſein Auge hatte etwas Helles, Klares, das ihr wohl gefiel; er war zurückhaltend, karg mit Worten, faſt ſchüchtern.

Frau von Langelois hatte ſich in die Wagenecke zurückgeworfen faßte beide Hände Suſannens, und rief mit triumphirendem Lächeln: So hab ich ſie mir denn endlich mit Sturm erobert! Wollen ſie mir's glauben daß ich wie ein ſchmachtender Liebhaber ſchon lange um die Mauern ihres Kloſters herumgeirrt bin um Mittel zu erſinnen wie ich die Dame meines Herzens ſehen und ſprechen könne. Ja, mein Kind, ich bin verliebt in ſie, und ich wäre krank vor Liebe geworden wenn ich nicht den Muth gehabt hätte, das kürzeſte Mittel meine Sehnſucht zu ſtillen zu ergreifen, das heißt, ſie kurzweg zu entführen, was denn hiermit geſchieht. Sie bringen den Abend mit mir zu; ich laſſe ſie nicht fort.

Die ſchöne Frau ſagte dieſe zärtlichen Worte auf eine ſo bezaubernde Weiſe daß Suſanne, hingeriſſen von ſo viel Anmuth, ihr leidenſchaftlich die Hand drückte. Dieſer Druck wurde erwiedert, und Frau von Langelois ſagte nach einer Pauſe indem ſie ihre ſchönen Augen mit dem Ausdruck leichter Schwermuth auf ihre junge Nachbarin richtete: Warum ſind wir nicht für einander beſtimmt? Weshalb ſcheiden und trennen uns die Menſchen? Ich hab das Bedürfniß ſie zu lieben, ſie haben vielleicht den nicht minder lebhaften Trieb mir dieſe Liebe in eben demſelben Maaße zu vergelten, und doch — ſoll es nicht ſein.

Es ſoll ſein! rief Suſanne lebhaft. Wenn wir nur untereinander einig ſind, wie kann die Welt dann etwas über uns vermögen?

Frau von Langelois ſchien überraſcht von der Schärfe, Leidenſchaftlichkeit und Energie dieſer Worte. Sie hatte in ihrer Aeußerung nicht viel mehr als eine ihrer gewohnten freundlichen Verſicherungen gegeben, und bemerkte nun daß eine junge, feurige Seele ihre Worte als Glaubensartikel aufgenommen, und den heiligſten Ernſt an ſie geknüpft hatte. Man darf nicht mit ihr ſpielen! dachte die ſchöne Frau bei ſich ſelbſt: ich muß vorſichtig ſein. Was ich jedem andern jungen Mädchen meiner Umgebung biete, darf ich ihr nicht bieten. Verſpreche ich ihr einmal mein Herz, ſo wäre ſie im Stande es in Wahrheit von mir zu verlangen. Ach, das arme Mädchen! welche Erfahrungen ſtehn ihr bevor.

Während des Geſpräches der beiden Frauen hatte der Graf beide beobachtet, und Suſannens Rede und Betragen machten einen tiefen Eindruck auf ihn. So giebt das Schickſal uns im Leben oft günſtige Momente, wo wir eine Seele in ihrer ganzen Urſprünglichkeit erlauſchen können, wenn wir dieſe Augenblicke benutzen, ſo iſt dies Gewinn für's ganze Daſein.

Der Wagen lenkte unter die Schatten eines prächtigen Baumgangs. Die Luft wehte kühl und erfriſchend. Suſanne fühlte ſich unbeſchreiblich wohl, ſie wußte zum erſtenmal in der Fremde ein Herz ſich nah, das ſie liebte und von dem ſie wieder geliebt wurde. Ein Zug von Verklärung umleuchtete ihr kindliches Auge. Und dieſe Frau ſchilt man leichtſinnig und verderbt, ſprach ſie vor ſich hin: ich will der Welt zeigen wie Unrecht ſie hat.

Die Spazierfahrt dauerte nicht lange, der ſchnelldunkelnde, kurze Herbſtabend trieb raſch nach Hauſe. In den wohnlichen Räumen angelangt, entfaltete ſich ein heiteres Leben, wie es Suſanne ſchon lange nicht mehr gewohnt war. Man ſprach, man ſcherzte ungezwungen und dieſe Frau, die angeblich ſo ſchlechte Sitten, ſo laxe Grundſätze hatte, erſchien als die Ordnerin und Leiterin einer Art Geſelligkeit wie ſie nicht anmuthiger und zugleich rückſichtvoller gedacht werden kann. Schon bei der Spazierfahrt hatten ſich einige Reiter dem Wagen angeſchloſſen, dieſe junge Herren folgten der Geſellſchaft in den Salon und obgleich einige derſelben der albernen Mode eines affektirten Ernſtes noch fröhnten wußte doch Frau von Langelois dieſe ſchlechte Sorte männlicher Koketterie ſchnell zu verbannen. In ihrer Nähe mußte man ſich Mühe geben liebenswürdig zu ſein, ſie duldete keine bequeme Apathie, welch einen vornehmen Namen ſie ſich auch beilegen mochte. Sie verbannte Leute aus ihrem Salon die dieſe rückſichtsloſe Selbſtſucht nicht aufgeben wollten, und dieſe Verbannten rächten ſich dann ſehr unedel indem ſie von der Sittenlizenz im Hauſe der Frau von Langelois ſprachen, eine Verläumdung die die Frauen, die ſich bewußt waren nicht die Anziehungskraft der Verläumdeten zu beſitzen, begierig auffaßten und weiter verbreiteten. Frau von Langelois kümmerte ſich hierum nicht; ſie beſaß etwas von dem Muth eines Sektirers, der ſeine abgeſonderte Meinung durchzuſetzen weiß; ſie wollte das widrige ſociale Miasma, das unſre Salons ſeit der Juli Revolution ſo unleidlich macht um jeden Preis verbannen, wenigſten wollte ſie durchaus nicht unter ſeinem Drucke leben. Sie gab nicht zu daß es irgendwie Intereſſen gebe, die die Männer abhielten gegen die Frauen artig zu ſein und um ihren Beifall zu buhlen. Die wenigen Stunden, wo die Lampe des Salons brennt müſſen ausſchließend der Frau gehören. Welch ein troſtloſer Anblick die Geſellſchaft in zwei Gruppen zerfallen zu ſehn; auf der einen Seite eine Anzahl Automaten, deren mürbes Uhrwerk ihnen nur noch geſtattet den Mund zum Gähnen zu öffnen, auf der andern Seite eine Schaar emanzipirter Mänaden, die ſich mit Gier auf dieſe Automaten losſtürzen um ihnen ein Lächeln des Beifalls zu entlocken. Frau von Langelois ſprach ſich nie über ihr Syſtem aus, ſie übte es nur praktiſch und einige ihrer Freundinnen ſtanden ihr bei. Man hörte nie ein tadelndes Wort bei ihr über die heutige Geſellſchaft, aber man ſah um ſich her lauter Beiſpiele, die die Anmaßung und die Grimaſſen jener Excluſiven, die ſich rühmten den feinſten Ton zu beſitzen, offen darlegten. Auf dieſe Weiſe treiben die Frauen praktiſche Philoſophie, und bewirken ſehr leiſe und unmerklich eine Umgeſtaltung der Sitten eines Zeitalters.

Da eine große Feſtlichkeit an dieſem Abende ſtatt fand, eilte ein Theil der kleinen Geſellſchaft dorthin, nur ſehr wenige blieben: der Graf Ewerard, Suſanne, ein paar Damen, vertraute Freundinnen der Frau vom Hauſe. Es wurde Muſik gemacht. Suſanne ſpielte und ſang, Frau von Langelois begleitete den Grafen, der einige Lieder aus ſeiner Heimath vortrug; ſie begünſtigte das nähere Zuſammentreten Suſannens und des Grafen. Erſt ſpät löſte ſich der kleine Kreis auf und Frau von Langelois brachte ihren Raub ſelbſt wieder ſeinen Beſitzern zurück. Das glückliche Mädchen legte ſich zur Ruhe zum erſtenmal ſeit ſie in der Stadt weilte mit dem Bewußtſein einen wahrhaft frohen Abend zugebracht zu haben.

Still!

Am Morgen darauf trat der Präſident mit einem trüben Lächeln in Suſannens Zimmer. Er ſah ihr mit einem melancholiſchen Ausdruck ins Auge und ſagte dann: Liebſte Suſanne, du biſt geſtern bei Frau von Langelois geweſen. Wir wiſſen alles. Die Frau hat dich gleichſam entführt, ſie hat deinen freien Willen nicht beachtet; ſo machen es dieſe Weiber. Ich will nicht ſagen daß ich irgendwie in einem ſo furgen Beſuch Nachtheil für deine Ruhe ſehe, allein ich wünſchte dennoch daß du einer erneuten Aufforderung nicht genüge leiſten mögeſt. Bedenke daß du durch ſolche Schritte das empfindende und zartfühlende Herz deiner wahren Freundin in derem Hauſe du dich befindeſt kränkſt.

Ums Himmelswillen! rief Suſanne beſtürzt, hab ich Frau von Krautersperg gekränkt?

Ich vermuthe, theures Mädchen, daß jener Beſuch ihr ſehr mißfällig war. Ihr reiner Sinn, ihr frommes Herz duldet auch nicht den kleinſten Anhauch aus jener Gegend her. Sie liebt dich grenzenlos, willſt du ſie nun in den Fall ſetzen daß durch das Hinzudrängen jener Frau, ſie für dich zittern, die Ruhe ihres engelreinen, nie bewegten Gemüthes erſchüttert fühlen muß?

O ſicherlich will ich das nicht! rief Suſanne heftig erregt. Wenn ſie mich liebt, wenn ich die edle Frau beleidigt habe, ſo iſts an mir ſie um Verzeihung zu bitten; ich fliege hin dies ſogleich zu thun.

Im Moment, wo man ihr ſagte daß ſie irgend ein Weſen auf der Erde beleidigt habe war ihre Kraft dahin, ihr Entſchluß gebrochen. Sie dachte nicht mehr daran daß ſie es übernommen hatte Frau von Langelois vor der Welt zu vertheidigen, die Hemmniſſe die ſich dem Zuſammenkommen mit der liebenswürdigen Dame in den Weg ſetzen, mit feſtem Ernſte zu beſeitigen, ſie fühlte nur daß ſie ein Herz gekränkt, das wie man ihr ſagte, mit Liebe ſie umſchloß. Sie eilte ungeduldig durch die Zimmerreihe und drang in das Eckgemach ein wo ſie Frau von Krautersperg fand, vor einem Betpulte auf den Knieen liegend und das Haupt tief niederſenkend. Dieſer Anblick erſchreckte ſie gleichſam; ſie wich zurück und blieb auf der Schwelle ſtehn. Die Betende verharrte unbeweglich in ihrer Stellung. Als Suſanne ſich jetzt einige Schritte näherte hörte ſie ein ſtrenges und ſcharfes:

Still!

von den Lippen der Andächtigen tönen. Bald darauf wandte ſich dieſe um und ſah mit einem kalten, gleichgültigen Blicke das junge Mädchen an. Suſanne legte den Arm leiſe auf die Schulter der noch Knieenden und ſagte mit ſanfter Stimme. Ich komme um abzubitten! Laſſen ſie durch dieſen Vorfall die Liebe und das Vertrauen zwiſchen uns nicht wanken.

Wovon ſprechen ſie? fragte die Dame, die ſich langſam erhob.

Suſanne ſtand beſtürzt da. Dieſe Kälte legte ſich wie ein ſchneidendes Weh an ihr Herz. Nach einer Pauſe ſtammelte ſie befangen: Man ſagte mir daß mein Beſuch bei —

O nennen ſie keinen Namen! Ich weiß aber ich will nichts wiſſen. Laſſen wir das. In einer Stunde, wie dieſe, wo ich meinem Erlöſer nahe getreten, wo der Blick der heiligſten Liebe mein Inneres berührt, mag ich von dem Staub der Erde nicht angeweht werden.

Suſanne erwiederte nichts.

Kommen ſie, umarmen ſie mich, liebes, edles

Mädchen! Suſanne folgte dieſer Aufforderung aber ihr Herz, das eben noch ſo glühend geſprochen hatte, war jetzt lautlos. — Es ließen ſich Schritte im Vorzimmer hören. Frau von Krautersperg zog ſich raſch aus der Umarmung zurück blickte auf die Uhr und ſagte leiſe vor ſich hin: Zu dieſer Stunde, was ſoll das? — Ein junger Mann erſchien an der Thürſchwelle, und war ebenſo ſchnell wieder verſchwunden als er die beiden Frauen gewahrte. Suſanne empfand nur das Hinſtreifen eines glühenden, dunkeln Auges. Frau von Krautersperg eilte dem Entſchwundenen nach; man hörte das heftige Zufallen mehrer Thüren. Nach einer Weile, jedoch nach einer ganz andern Seite hin, wurde ein kurzer, faſt ſchreiender Wortwechſel hörbar zwiſchen zwei Männerſtimmen. Suſanne fühlte ſich ſeltſam beängſtigt, ſie fürchtete man könne ſie in Verdacht haben hier zu lauſchen und raſch begab ſie ſich auf die Flucht. Als ſie den Saal durcheilte kam aus einer Seitenthür mit heftigen Schritten Herr Ruban hervor. Er erſchien wie umgewandelt. Seine Geſtalt war zuſammengezogen, ſein Haar verwildert, es war nichts mehr geblieben von der imponirenden Ruhe und dem milden Anſtand in ſeinem Weſen. Als er Suſannen bemerkte bezwang er die auffallenden Merkmale ſeiner Stimmung, und kam auf ſie zu, ihre Hand mit Freundlichkeit faſſend, und einen ſanften Morgengruß ihr ſpendend.

Auf ihrem Zimmer angelangt fand ſie den Präſidenten auf ſie wartend. Sie fühlte ein unbeſchreibliches Glück in das Auge und die ruhige Miene des Mannes zu ſehn, der ſie lebhaft an den Vater erinnerte. Iſt irgendwo Glück und Frieden, dachte ſie, ſo iſt es in dieſer Bruſt, wohnt irgendwo Treue und Ehrenhaftigkeit ſo iſt's in dieſem Auge! Und in der That dieſe feſte Zuverſicht flößte das Weſen und die äußere Erſcheinung des Präſidenten ein. Der gute Präſident; er fühlte ſich ſo ſeelig daß Su ſanne ſich an ihn ſchmiegte, ihm zulächelte, ihm dankte.

Von dieſem Tage an folgte Suſanne keiner Einladung der Frau von Langelois mehr. Frau von Krauteröperg hatte ihr eine Art Gelübde abgenommen. Alles was dieſe Frau that war mit einer gewiſſen Feierlichkeit umgeben, mit dem Ausdruck der rigoroſeſten Sittenſtrenge. Sie befahl immer, und da ſie im Namen des Himmels befahl ſo wagte nicht leicht Jemand ihr ungehorſam zu ſein. Die Geſellſchaft ſeufzte unter dem Scepter dieſer Frau, doch dachte Niemand an Empörung. Frau von Langelois wollte die Geſellſchaft beglückt, die Geſchlechter mit einander in anmuthigem Einverſtändniſſe ſehen, ihr gehorchte man nicht, Frau von Krauteröperg wollte die Geſellſchaft unglücklich, fade und indifferent ſehen, ſie wollte den Umgang zwiſchen den Geſchlechtern auf Kälte, Heuchelei und Prüderie feſtſetzen, und ihr gehorchte man. Beide Frauen wollten nichts als herrſchen, aber die

Eine ließ ſich von der Modegeſinnung den Scepter geben, die Andre wollte dieſen Scepter eigenmächtig uſurpiren. Die Genialität und der Stolz mit der Berechnung und der Klugheit im Kampf; die letztere Siegerin.

Sie legte das Blatt hin und vergoß Thränen.

Eines Tages fand Suſanne auf ihrem Tiſche folgenden Brief:

Fräulein von Barnevelt! Wenn der Schreiber dieſer Zeilen ſich an Sie wendet ſo geſchieht es weil er um jeden Preis eine Vertraute beſitzen will. Es liegt ihm nichts daran ob er die herkömmlichen Geſetze der Convenienz, die läſtigen Formen einer Sitte, die die Liſt erfunden hat um die Roheit im Zaune zu halten verletzt oder nicht. Er iſt ſo unſäglich unglücklich daß ihm die Welt nur noch in dem ſcharfen aber untrüglichen Lichte erſcheint, wie ſie ſich dem Auge des Sterbenden malt, der keine Lüge mehr giebt und keine mehr annimmt. Ich bin reich, mich umgeben die Genüſſe der Welt aber ich leide Mangel an dem, wonach einzig mein Geiſt verlangt, nach dem Mitgefühl einer empfindenden Seele. Wenn mich mein Blick nicht trügt, und ich habe ihn mit der ſcharfen Sehkraft des Unglücks lange auf ihren Zügen weilen laſſen, ſo ſind Sie allein auserſehen mir Linderung und Troſt zu geben. Fürchten Sie nicht daß ich Ihre Güte mißbrauche: ich bin ſcheu und zaghaft. Ein kalter Blick weiſt mich in unendliche Fernen zurück. Ich habe gelernt allein zu ſein; wenn man mir nicht giebt um was ich bitte; ich bitte nie zum zweitenmale.

Mein Glück und mein Unglück iſt eine große Reizbarkeit des Gefühls: mein Glück weil ich durch dieſe Eigenſchaft meines Gemüths frühzeitig die Welt mit dem ſchwärmeriſchen und glühenden Auge der Empfindung anzuſehn mich gewöhnt habe: mein Unglück weil ich dieſe Forderungen von Seeligkeit und Frieden, die die Natur mir gewährte, auch auf die Menſchen übertrug. Hier wurde ich getäuſcht. Eine edle Mutter hatte mir gezeigt was ein Weib vermag wenn ſie mit den edelſten Kräften an die Vervollkommnung einer Seele arbeitet, die in die nächſte Nähe ihres Herzens geſetzt worden, ſei es als Sohn, ſei es als Geliebter. Nur einen Mißgriff beging ſie, ſie machte mein Herz zu weich — allzuweich. Wie ſie ſich von mir wandte und in die kalten Schatten des Todes verſchwand irrte ich umher und ſuchte ein Bild das ihr gliche. Ich fand keines. Mein Mißgeſchick wollte daß ich träumend und noch von dem Trank der Liebe berauſcht in einen Kreis kalter nüchterner Menſchen trat. Wie unbarmherzig gingen ſie mit mir um. Es waren Frauen darunter, ſchön und ſtarr: Marmorſtatuen in einem Mirthenhain, vom kalten Mondlichte geküßt. Ich rannte an dieſe ſteinerne Buſen an, und ſank geknickt, gebrochen ins Gras. O nur einen Blick der Liebe! rief ich — nur einen! Aber der Hain blieb todt, die Bildſäulen regten ſich nicht. So wurde ich denn in eines Morgens Frühe blutend und mit zerſchmetterten Gliedern aus dem Hain hinweggetragen: ich hatte mit dem Tode gerungen. Mitleidige Geiſter zeigten mir daß ich im Steine ein Herz geſucht. Mitleidige ſag ich? Wenn es Mitleid genannt werden kann dem Unglücklichen jeden Troſt rauben. Jene Grauſamen fanden ein Vergnügen daran mir die Welt ſo dunkel und ſo freudeleer zu malen wie ſie in ihrem eignen Innern lebte. Dieſe Zerſtörer meiner Ruhe nannten ſich weiſe Sterbliche, ſie hätten ſich Götter nennen können, denn welches Herz von der Welt nichts begehrt, welchem Gaumen keine Frucht hienieden reift, der birgt unter dem Gewande von Staub, ein göttlich ſelbſtgenügendes Weſen.

O du Seele voll Glanz und Reinheit, verſiehſt du nun was ich von dir verlange? Begreifſt du nun daß mein Schmerz ſo unermeßlich groß iſt wie ihn nur der empfindet dem alle Hoffnung fehl ſchlägt, dem jeder Troſt verſperrt iſt? Willſt du mich noch tadeln daß ich die Formen, die die Welt für jede, auch die mächtigſte Aeußerung der Leidenſchaft feſtgeſetzt hat, nicht achte? Ich will um jeden Preis wiſſen ob es eine Seele hienieden giebt, die mir in meiner Armuth, in meinem Elend entgegenkommt, die mir zuruft: hoffe! Wie würde mein innerſtes Heiligthum, deſſen Eingang jetzt ſo jammervoll verſchüttet iſt, ſich wieder dem Lichte öffnen! meine Tage würden wieder einen Inhalt gewinnen, ich würde wieder *leben*. Mit jedem neuen Morgenlichte würde ich mit dem unendlichen Gefühl des Glücks mir zurufen: Nun erwachſt du nicht mehr einſam! Dich umſtehen nicht mehr kalte, ſpottende Larven, du haſt ein Herz gefunden, das jetzt, indem dein Dankgebet zum Himmel emporzittert, ſich in ſeinen ſüßeſten Empfindungen mit dir einigt. Welch eine Seligkeit!

Ich ſpreche nicht von Liebe. Vielleicht iſt kein irdiſches Herz je unempfindlicher für das geweſen, was die Welt Liebe nennt, als das meine. Ich ſehe daß eine Menge Verbindungen die ſich mit dieſem Namen ſchmücken eine froſtige kalte Annäherung darſtellen, die dem Charakter jedes, und zumal eines ſo innigen Bündniſſes Hohn ſpricht. Ich will viel mehr und viel weniger als dieſe Liebe. Mehr, indem mein Herz nach wirklichem Mitgefühl, nicht nach blos ſcheinbarem trachtet, weniger, weil ich nicht der alleinige Gegenſtand der Liebe ſein will. Ich bin ſo gering, ſo ſchwach, ſo bedeutungslos gegen die Größe, die Tugend, das göttliche Erbarmen gehalten daß es mir ein frevelhaftes Entſetzen zu ſein ſcheint zu wünſchen daß ich — und nur ich allein — in einem edlen Herzen wohnte. Nein, die Bruſt, die mich verſteht, muß mit mir für die ewige Schönheit der Welt erglühen, für die maaßloſe Güte Gottes, für die Größe jeder Tugend, für den Preis den im Verborgenen jede wahrhaft uneigennützige That davon trägt. O mein Gott ich will ja nicht geliebt ſein, ich will nur daß Jemand mit mir liebe, mit mir anbete, mit mir hoffe. In dieſem „mit“ liegt für mich die Liebe; eine andre kenne ich nicht.

Gutes, edles Mädchen, Herz ohne Falſch, willſt du dich eines ſolchen Verlaſſenen erbarmen? Willſt du durch flüchtige Miene und Wort ihm zeigen daß du die Schilderung ſeines Unglücks nachgefühlt? Daß die bittern Erdenſtunden, die er durchlebt hat, in dieſem flüchtigen Bilde, dein Mitgefühl geweckt haben? Man kann ſo wenig thun, und dabei doch ſo unendlich viel! Oder haſt du nicht den Muth mir das Zeichen der Erwiederung zu geben, nach dem meine Seele dürſtet? Es wäre ſchrecklich wenn ich geopfert würde — eine Seele geopfert — ein Herz, das zu retten wäre, geopfert — und um was? um einer kleinen feigen Weltſitte, einem albernen Geſetze der Geſellſchaft zu genügen. Nein, nein! Zum letztenmal hoffe ich, zum letztenmal thu ich einen Schritt dem Lichte entgegen, wenn ich auch hier getäuſcht werde, wenn auch diesmal der goldne Schein verſchwindet, ehe er mein Haupt berührt, ſo ſinke ich unthätig, und gebrochenen Sinnes in Nacht zurück, und für immer iſt der Nerv meines Lebens gelähmt.

Morgen Abend in der Geſellſchaft finden wir uns. Wenn du Jemand an dir vorbeigehn ſiehſt, das Taſchentuch an die Stirn gepreßt, ſo wiſſe daß es der Schreiber dieſer Zeilen iſt.

Und nun zurück in die Sprache der Convenienz. Ich wage nichts dabei, mein Fräulein indem ich dieſen Brief abſende. Denken und fühlen Sie ſo, wie ich wünſche daß ſie fühlen und denken mögen, ſo werden ſie ſchnell wiſſen was Sie zu thun haben, denn das reine Herz ſpricht laut, verſtändlich, klar. Dagegen befremdet ſie dieſe Mittheilung, macht rückſichtsloſe Sprache ſie unwillig, ſo ziehen ſie immerhin die Hand zurück, die ſchon ausgeſtreckt war mir eine Gabe zuzuwerfen. Mich verrathen werden ſie nicht.

Suſanne legte das Blatt hin, und weinte.

Iſt er's?

Den Tag darauf war eine Geſellſchaft bei Frau von Graspiel. Frau von Graspiel, die ſich mit den Oheimen ausgeſöhnt hatte, und überdies unter den Befehlen der Frau von Krautersperg ſtand hatte nur diejenigen Perſonen geladen, von denen ſie erwarten konnte daß ſie ihren Freunden willkommen ſein würden. Natürlich fehlte Frau von Langelois und dieſe wiederzuſehn hatte Suſanne im Geheim gehofft. Dagegen hatte Graf Ewerard Mittel gefunden ſich Eintritt in dieſen Salon zu verſchaffen. Eine Dame, von der man hätte glauben ſollen, daß ſie nicht würde herbeigezogen werden, Fräulein Pamflonet, fehlte nicht. Suſanne ging auf ſie zu und ſprach lange mit ihr, bis ein Wink der Oheime ſie benachrichtigte wie ſie die längere Dauer des Geſprächs nicht wünſchten. Suſanne gehorchte, und nahm den Platz neben Frau von Krautersperg ein, die an dieſem Abende eine gewähltere Toilette gemacht hatte, doch auch bleicher und ernſter wie gewöhnlich ausſah.

Der Salon füllte ſich immer mehr. Mehre junge Herren kamen und nahmen Suſannen gegenüber Platz. Ihr Herz ſchlug heftig. Sie hob das Auge nicht vom Boden denn es war ihr als ſei der, der ihr durch jenen Brief ſo nahe getreten war, für den ſich lebhaft zu intereſſiren ein faſt ſonderbares Schickſal ſie innerhalb wenigen Stunden gezwungen hatte, dicht an ihrer Seite. Anfangs horchte ſie auf die Stimmen, und hoffte aus dem Klang derſelben den den ſie ſuchte herauszuerkennen, allein es fand ſich in der Anhäufung gleichgültiger Worte, in einem gleichgültigen oder gekünſtelt lebhaften Tone ausgeſprochen, kein Merkmal fürs Ohr heraus. Sie mußte das Auge zu Hülfe nehmen. Nur zaghaft ſchlug ſie's auf. Der erſte Blick traf auf einen jungen Mann, der ihr gegenüber am Fortepiano gelehnt ſtand, und ſie aufmerkſam beachtet zu haben ſchien, denn er wandte das Auge ſchnell weg, als das ihrige ihn traf. Iſt er's? dachte Suſanne; aber ſie verneinte bald ſelbſt die Frage; es war eines von jenen Geſichtern, die nichts ausdrücken als Wohlgefälligkeit mit ſich ſelbſt, als das Bewußtſein daß der Knoten ihrer Halsbinde auf die alleinrichtige modiſche Weiſe geſchürzt ſei. Suſannens Blick irrte weiter, er traf auf den Grafen Ewerard, und ſie erſchrak als ſie hier einen leidenſchaftlichen Ausdruck begegnete. Alſo er? fragte ſie wieder ſchüchtern bei ſich. Es paſſen freilich ſehr viele Bezeichnungen im Briefe auf ihn: er iſt reich: er lebt in günſtigen Verhältniſſen aber er zeigt zugleich die Früchte des Reichthums, eine ſtolze freie, von Glück und Geſundheit ſtrahlende Lebensentfaltung. Sollte er im Stande ſein ſolche Klagen auszuſtoßen? Sollte er ſich einſam und troſtlos fühlen? Er ſtand ſo ſicher da, ſo ſtolz, ſo ſelbſtgenügſam; war dies die Seele, die voll Demuth einen Wink erwartet ob ſie ſich nähern dürfe, oder nicht? Auf dieſer offnen, ſchönen Stirn ſtanden die Worte: wenn ich komme, ſo ſiege ich auch! Ueberdies er zeigte ſich ſo förmlich, ſo eng jeder Rückſicht der Geſellſchaft verbunden daß das ſcharfblickende Mädchen, mit dem Inſtinkt der eignen kühnen Seele fühlte daß er nie würde im Stande geweſen ſein die Schranken der Convenienz zu durchbrechen, daß er im Gegentheil alles in ſeinen Kräften ſtehende dazu thun würde ſie noch höher aufzubauen. Sie ſuchte weiter, aber ſie traf auf Phiſiognomien die ihr zu deutlich ſagten wie ſie hier nicht ſuchen dürfe, als daß ſie einen Moment länger auf ihnen hätte verweilen mögen. Wo iſt er, der mich ſucht, dem ich etwas ſein kann? dachte ſie. Wo iſt er? Jetzt rauſchten die Klänge der Muſik daher. Eine Sängerin von ausgezeichnetem Rufe ließ ſich hören und zwar in einer Arie, die in einem grandioſen Styl componirt war, und Seele und Begeiſterung athmete. Die Geiſter fühlten ſich gehoben; der Zauber wirkte, ſelbſt auf die, die ihm am wenigſten zugänglich waren. Suſanne fühlte den Strom der Melodien wie heilige Offenbarungen durch ihr Inneres fluthen. Die junge Prieſterin ſtand an ihrem Altare. Die erſten Regungen einer himmliſchen Leidenſchaft, eines das Herz beſiegenden mächtigen Dranges rührten an ihr Inneres. Sie empfand und ſie war ſelig im Empfinden. Tief im Heiligthum des jungfräulichen Buſens that ſie das Gelübde jedem Unglücklichen, jedem Einſamen, der da Troſt ſuchte, die volle mächtige Lebenswärme ihres Herzens fühlen zu laſſen. Sie war ſo ſelig die Fülle des

Erbarmens über jede hülfeſuchende Bruſt ausgießen zu können. Wie tief hatte der Schreiber des Briefes in ihr Herz geſehn, wie richtig hatte er herausgefühlt daß es auf eine Aufforderung wie dieſe am liebſten lauſchen, am ſchnellſten ihr Gewährung ſchenken würde. O und nun dieſe Klänge! Dieſe weiche Sehnſucht, die ſich zum Himmel ſchwang, die dort in der Region der Sterne weilte dann zur Erde heimkehrte um das Leid und den Kummer zu verſcheuchen. Er war mit ihr zugegen! Sie ſah ihn und ſah ihn doch nicht. Er fühlte mit ihr. Seine Seele wurde mit der ihrigen zugleich in die Paradieſeshöhen getragen. Wie wußte er, wenn er an ihrem Blicke ſchüchtern hinanſpürte, die Durchempfindung jeder rührenden Frage im Briefe leſen, die freudige Antwort ahnen.

Die Muſik ſchwieg. In dieſem Augenblick kam aus dem Hintergrund des Salons ein junger Mann heran, ging raſch durchs Zimmer an Suſannen vorüber: er hielt das Tuch an die

Stirn. Unter demſelben traf ein Blick aus dunkeln Augen das beſtürzte und geängſtigte Mädchen. Jetzt da ſie ihn geſehen, war ihr Muth, ihre Faſſung dahin, ſie wechſelte die Farbe, ein leichtes Beben befiel die Glieder, zum Glück bemerkte dies Niemand da Alle ſich um die Sängerin drängten um ihr die herkömmlichen Lobpreiſungen und Phraſen darzubringen. Wie die Ruhe im Salon wieder hergeſtellt war, hatte ſie auch ſoviel Faſſung errungen mit Unbefangenheit die Blicke der Frau von Krautersperg zu ertragen, die mit einem fragenden und geſpannten Ausdruck auf ihr ruhten. Der Präſident näherte ſich ihr und forderte ſie auf ein Muſikſtück mit ihm zu ſpielen; zum erſtenmale mußte ſie ihm die Gewährung dieſes Wunſches verſagen; in der Aufgeregtheit in der ſie ſich befand war es ihr unmöglich ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, die Beſonnenheit zu erzwingen die zu einer künſtleriſchen Produktion unumgänglich nöthig iſt. Sie war noch über dieſe Weigerung mit dem Oheim in einen kleinen Streit begriffen als der Legationsrath zu ihr trat, zu ihrer großen Ueberraſchung jenem jungen Manne mit ſich führend den er mit einer ehrerbietigen Verbeugung und mit den Worten vorſtellte: Erlaube daß ich dich hier mit dem Herrn von Salursky bekannt mache, einen jungen Mann den ich hochſchätze und meinen Freund nenne. Suſanne konnte vor innerer Bewegung kein Wort hervorbringen, ſie ſaß ſtumm da und zupfte an den Blumen ihres Straußes. Herr von Salursky entfernte ſich bald nachdem er einige gleichgültige Worte, und dieſe auch halb zu den Oheimen gewendet geſprochen hatte. Als er fort war ſagten beide Brüder: ein intereſſanter junger Mann. Der Präſident fragte: wie gefällt er dir? Gut, liebſter Oheim; er hat eine Narbe auf der Stirn — die ihn aber nicht verunſtaltet, bemerkte raſch der Legationsrath; er iſt ein braver Offizier und hat dieſe Wunden im Gefechte erhalten. — Aber er hat etwas düſteres in den

Blicken. — Sei nicht ſo wähleriſch, Mädchen; heutzutage wo unſre junge Herrn faſt alle nichts taugen mußt du dein Geſchick ſeegnen das dich zu dem einzigen führt, der eine Ausnahme von der Regel bildet. Du ſiehſt es ſchon daran daß Frau von Krautersperg ihn protegirt, daß ſie ihn bei ſich ſieht, nimmermehr würde daß der Fall ſein wenn er nicht die reinſten Sitten, den edelſten Charakter hätte. Frau von Krautersperg hat ihn uns empfohlen, und auf dieſe Empfehlung hin würden wir keinen Anſtand nehmen ihn in den Himmel ſelbſt einzuführen. — Es iſt gut, liebſter Oheim! o er gefällt mir ja; ich ſage ja nicht daß er mir mißfällt, ich fühle mich nur ein wenig beängſtigt in ſeiner Nähe. — Beängſtigt? Haſt du ihn ſchon irgendwo geſehn? fragte der Legationsrath. — Suſanne erwiederte: ich beſinne mich eben daß an jenem Morgen als ich allein ſpazieren ging, und euch, meine theuren Oheime und der guten Generalin ſo viel Unruhe verurſachte, daß ich da in einiger Entfernung von der Stadt vor der Thüre eines kleinen Hauſes, das ein ländliches Anſehn hatte, einen jungen Mann ſitzen ſah, der in tiefe und wie es ſchien ſchwermüthige Gedanken verſunken war, ich erkenne ihn jetzt wieder; er war es. — Das iſt ein Irrthum, entgegnete der Präſident. Herr von Salursky iſt erſt ſeit einer Woche hier in der Stadt. — Ich irre mich nicht, ſagte Suſanne ſanft aber beſtimmt; die Geſichtsbildung und ihr Ausdruck haben ſich mir zu tief eingeprägt; dann hab ich ihn zum zweitenmal geſehn — aber hier kann ich geirrt haben — bei —; ſie ſtockte, ſie fühlte daß es unpaſſend ſei von jenem flüchtigen Begegnen an der Thürſchwelle des Gemachs der Frau von Krautersperg zu ſprechen, und der Legationsrath ſagte ablenkend: man kann nicht erwarten daß du bei den vielen neuen Geſichtern, denen du begegneſt, dir irgend eine Individualität merkeſt; du biſt der Meinung ihn geſehen zu haben, haſt ihn aber doch noch nicht geſehn. Suſanne war froh über dieſen Gegenſtand nicht weiter gefragt zu werden; bei ihrer gänzlichen Unfähigkeit ſich zu verſtellen oder den geliebten Oheimen gegenüber die Wahrheit irgend zu verſtecken wäre der Umſtand mit dem Briefe eine peinvolle Prüfung für ſie geworden. Sie fühlte daß ſie dem Unglücklichen ein ſchonendes Geheimniß ſchuldig war, hatte er doch ausdrücklich am Schluſſe jener erſchütternden Bekenntniſſe geſagt daß er ſicher ſei nicht verrathen zu werden, und war es nicht ein Verrath wenn ſelbſt auch nur das geringſte dieſer bekümmerten Worte einem Andern, als für den ſie beſtimmt waren, bekannt würden. Das arme Mädchen, zum erſtenmale in ihrem Leben war ſie die Trägerin fremder Geheimniſſe; ſie fühlte ſich dadurch gehoben und beglückt aber auch ſeltſam beunruhigt und gequält. Dieſe Geheimniſſe waren ihrer Anſicht nach, denn was wäre einer reinen Seele heiliger und größer als die Schweſterqualen und Schweſterfreuden einer andern, ebenfalls keuſchen und reinen Seele —

ſo unbeſchreiblich wichtig daß ſie von nun an über jede ihrer Mienen, über jedes ihrer Worte wachte, aus Furcht unwillkührlichen Verrath zu begehn. Beſtändig ſchwebte ihr der Gedanke vor: er vertraut dir; vielleicht dir allein; ſei deſſen würdig! Davon unzertrennlich war jetzt das Bild der ſchmerzvoll gebeugten Geſtalt, wie ſie, das Tuch vor die Stirne gepreßt, an ihr vorüberſchritt, ein Blick des dunkeln Auges ſie traf, und in dieſem Blick der Hülfeſchrei der Seele ſich kund gab, die Empfindung und Mitgefühl mit einem verzehrenden Durſte ſuchte und nicht fand. O, in dieſem Blicke lag die händeringende Bitte eines verbannten und verirrten Engels wieder in ſeine Heimath, in den Himmel aufgenommen zu werden. Suſannens Herz brach in Thränen: ſie konnte ſich kaum faſſen, und wünſchte nichts ſo ſehnlich als in der Einſamkeit ihres Zimmers eingeſchloſſen zu ſein. Die Lichter, die vielen Menſchen, die beobachtenden Blicke, die nichtsſagenden Worte — alles beleidigte, reizte ſie, brachte ſie gleichſam zum Zorn. Endlich ward ihr Wunſch erfüllt — ſie erlangte Einſamkeit und Ruhe. Nachdem ſie die Blumen und koſtbaren Stoffe ihrer Kleidung abgelegt und ſich in der Stille der Nacht unter den blühenden Sträuchern, die trotz der Winterkälte draußen, ihr Stübchen ſchmückten, niedergelaſſen hatte, zog ſie den ſorgſam bewahrten Brief hervor und ließ deſſen Inhalt noch einmal Wort für Wort in ihre Seele übergehn. Dies war eine köſtliche Stunde. Die Melodieen die im Salon ſie gehoben und verklärt hatten, kamen jetzt in verſtärktem Strome himmliſchen Wohllauts wieder, und gaben der Empfindung Flügel, daß ſie ſich in himmliſche Räume, in nie geahnte Entzückungen aufſchwingen konnte. Das Haupt auf die Hand geſtützt, das braungoldne Haar aufgelöſt auf die Schultern niederfließen laſſend, den Blick gehoben, ſo ſaß ſie da, athemlos den entzückenden Gebilden lauſchend, die aus der bewegten dunkeln Flut der Traumwellen aufſtiegen. Das

Licht warf ſeinen blendenden Schimmer auf die gerundete Schulter und den Buſen, den ein leichter Flor bedeckte; der Arm und die Hand waren gehoben und lagen auf dem Schreibepult und den einzelnen weißen Briefblättern. Zum erſtenmale ſtockte es mit dem Brief, den ſie an den Vater angefangen hatte: bis jetzt hatte ſie ohne Unterbrechung wöchentlich einmal ihm Nachricht gegeben von den kleinen Vorfällen ihres Lebens, jetzt erſchien ihr Alles, was ſie bisher erlebt, gewollt, gedacht, klein, dürftig, nicht des Aufzeichnens werth, dagegen das Große, das Geheimnißvolle, das Dunkelſeltſame, das in dieſer Stunde durch ihr Inneres wogte, hatte noch keine Geſtalt, ſie wußte es nicht zu faſſen, nicht zu benennen, nicht zu deuten. In dieſem Augenblick war es Muſik, in dem nächſten Poeſie, dann wieder ſanfte Trauer, dann der unendliche Schmerz um irgend eine dunkle Lebenstäuſchung, dann wieder unbeſchreibliche Luſt, faſt wie ſeliges Gebet, wie göttliches Gewähren — dieſelbe

Luſt, doch nicht ſo heilig, mehr mit irdiſchem Gefallen an Schönheit, Güte, edlem Männerwerth gepaart — zuletzt wie ein Anklammern an das Geſtade eines reizenden Eilands, von deſſen Blumenufer der Schwimmende nicht hinweggeriſſen ſein will, und wo die ſtarken, hervorbrauſenden Wellen doch immer wieder mit Hinwegreißen drohen. O es war eine Pein, eine Luſt — in dieſen wenigen Nachtſtunden — ein ganzes, volles Leben mit fliegenden Pulſen und bebenden Athempauſen zuſammengedrängt. Und wie ruhig ſaß ſie da! Wie hielt ſie dem Geiſte ſtill, der da in nächtlicher Weile kam, um die verſchloſſene Blüthenkrone eines jungfräulichen Herzens aus einander zu brechen. Der Endgedanken aller dieſer chaotiſchen Träumereien, dieſes Bildergedränges, dieſes Gefühlsſturmes waren immer die wenigen Worte: Er ſteht einſam, er hat ſein Vertrauen auf dich geſetzt, du — täuſche ihn nicht! — Lächelt nicht ihr welterfahrenen und weltmüden Seelen: für euch ſind dieſe Worte nicht geſchrieben! ihr habt im Hinblick auf die glühend welken, gereizt matten Erſcheinungen des Tages, ſchon längſt das kalte morgenfriſche Bild der Aurora aus euerm Gedächtniß verloren, wenn ihr es überhaupt jemals empfangen habt, das durch perlengraue, kalte Morgenwolken fliegt, und die erſten Strahlen einer Sonne, die noch nicht mordete und ſengte, der harrenden Erde bringt. Alle Gefühle der Menſchenbruſt hat man euch ſchon fertig aufgeblüht, künſtlich in Blüthe erhalten, vorgeführt, ihr habt euch nie Mühe darum gegeben, noch hattet ihr Verſtändniß und Sinn dafür die Triebkraft in ihren erſten Wirkungen zu belauſchen, die herbe Friſche eines knoſpenden Gefühls auf euch einwirken zu laſſen, ſo mögt ihr denn auch fern bleiben wenn der wahre, ächte, kindliche Menſch anbetet und bewundert. Euer Himmel ſteht bis auf den kleinſten Schmuck hin fertig aufgebaut, ihr habt für jedes Plätzchen ein Gefühl, ein Entzücken, ein Gebet, das dorthin und an keinen andern Ort hingehört, und der wirkliche Himmel, o Himmel! — der Himmel der Kinder, der wahren Weiſen, der Poeten, der Glaubensliebenden wie iſt da überall noch Geheimniß, Ueberraſchung, Wunder — wie viel unentdeckte Göttlichkeit! Wie lauſcht hier die Ahnung, wie faltet ſich dort die Hoffnung aus einander, wie flüchtet dort ſich ein kleiner Trupp Geheimniſſe, wie ein Schwarm Schmetterlinge in einen grauen hohen Blumenkelch, in einen mächtigen Tulpenbecher, in deſſen Tiefe ſie verſchwinden. Aber ihr müßt ein bittendes Erbarmen, einen demüthigen Liebesſinn mitbringen um in Seelen ſchauen zu dürfen, die ihre Erſtehungsſtunde feiern. Darum wird denn auch Suſannens dunkle und doch ſo ſelige Nachtſtunde nicht Jedem erklärlich ſein.

Das arme Kind!

Fräulein Emilie Pamflener an Frau von Reisenberg.

Liebe Sophie.

Die Nemeſis arbeitet für dich immer thätiger; unſre Kleine geräth in immer ärgere Uebelſtände und verworrene Lagen hinein. Selbſt bei der tugendhaften Frau von Krauterſperg, dieſem dragon de vertu, umgiebt ſie Gefahr, und die Oheime, dieſe Paladine im Dienſte der komiſchen Muſe, ſind dazu erleſen, das Opfer immer näher an die Flamme des Scheiterhaufens zu führen, anſtatt es zu retten.

Ich ſchrieb dir in meinem letzten Briefe von dem dritten Sohne der Obriſtin Rohan, und daß wir nicht wüßten wo er hingerathen ſei: nun plötzlich ſteht er mitten unter uns. Ja er hat ſogar ſchon einige Zeit in unſrer unmittelbaren Nähe gelebt, ohne für gut zu finden, uns von ſeinem Daſein in Kenntniß zu ſetzen. Die arme Mutter iſt hierüber außer ſich. Der Sohn wird aber wohl ſeine Gründe gehabt haben, die ihn veranlaßten ſo zu handeln; vielleicht ſind wir ihm noch Dank ſchuldig. So wie die Angelegenheiten jetzt ſtehn herrſcht noch ein myſteriöſes Dunkel über dieſen, ſo wie über manchen andern Umſtand, der die Familienangelegenheiten betrifft. Ich ſehe mich jammervoll dem Geſchick dieſer Menſchen hingegeben; ich, die du immer kühl, beſonnen, verſtändig und leidenſchaftlos nannteſt, ich werde am Ende genöthigt ſein die Schritte dieſer Raſenden mitzumachen, um fremde Laſten auf meine Schulter zu nehmen. Doch hiervon ein andermal.

Camill kam eines Tages zu mir, und ſagte mit einem gleichgültigen, ſpottenden Tone: Ernſt iſt wieder da. Er wird Geld haben wollen, wird aber keines bekommen. Emil und ich, wir haben dafür Sorge getragen daß kein Schatz mehr zu heben iſt, nur die ſchwarzen Pudel, die einſt auf jedem vergrabenen Goldhaufen lagen, ſind noch da, und dieſe kann er bekommen. Dieſe Pudel ſind die mütterlichen Flüche. Machen ſie, Emilie, daß er die alte Frau nicht umſonſt quält, ſie hat doch nun einmal nichts mehr. Ich fragte Camill, wo Ernſt Rohan ſich befände. Er heißt nicht mehr Rohan, entgegnete der Bruder — der Spitzbube hat wohl gewußt daß er mit dieſem Namen überall von ſeinen alten Freunden, den Wucherern, die hier auf ihn lauern in offne Arme geſchloſſen würde, er hat ſich von einem reichen alten Polen adoptiren laſſen und heißt jetzt Obriſt Salursky. Wie er zum Range eines

Obriſten gelangt iſt, weiß ich nicht, es kümmert mich auch nicht weiter. Als Obriſt Salursky werden ſie ihn hier in allen Geſellſchaften ſehn. — Aber wenn er reich iſt, fragte ich nochmals, wozu bedarf er dann des Geldes der Mutter? — Ein Spieler iſt nie reich, entgegnete Camill. Ueberdies mag ſein Adoptivvater wohl die Hand allmählig von ihm abgezogen haben: wer thäte das nicht wer unſern theuren Ernſt etwas näher kennen lernt. Ich bin ſehr neugierig ihn zu ſehn; ſagte ich. Sie werden zu dieſem Glücke heute Abend gelangen denn er wird bei Frau von Graspiel erſcheinen. Unmöglich! rief ich: Frau von Krautersperg wird da ſein. — Und grade mit dieſer iſt er im beſten Einverſtändniß. Stellen ſie ihn ſich nicht vor, wie er vor fünfzehn Jahren zurück ſich zeigte, wo er der tollſte, wildeſte Nachtſchwärmer und Raufbold war, den es geben kann, er iſt jetzt ſtill, ſanft, fromm; er hat was Hingebendes und Schmachtendes, das ſeinen Eindruck auf unbefangene Gemüther nicht verfehlt. Frau von Krautersperg ſpricht von ihm wie von einem Heiligen, und ſeitdem gilt er auch dafür.

Nachdem ich dieſe Schilderung, die der brüderliche Graven ſkizzirte, mit Lächeln betrachtet hatte, ſetzte ich nun alle Hebel in Bewegung um mir die Thüre zum Salon der Frau von Graspiel aufzuſprengen. Du weißt daß dieſe Frau, die jetzt unſre Fahne verlaſſen hat um ins Lager unſrer Feinde, der Frommen, zu deſertiren, mir obendrein böſe iſt wegen einiger argloſen Scherze, die ich vor Kurzem über ihren Salon, und die darin ſitzenden Alterthümer, leſende Männer und tricotirende Weiber hatte laut werden laſſen. Es galt alſo zu ſchmeicheln und ich opferte eine Vormittagsſtunde, fuhr hin, mit dem neueſten engliſchen Roman unter dem Arm, und wurde kalt und ceremoniös aufgenommen. Du weißt daß die Närrin nichts lieſ't als ihre Mutterſprache, daß ſie aber die Thorheit begeht der Welt glauben zu machen die Zungen aller

Völker zu verſtehen. So hat ſie denn auf ihrem Tiſche beſtändig engliſche, franzöſiſche, italieniſche, ſelbſt ſpaniſche Bücher aufgelegt, von denen immer eines aufgeſchlagen liegt, wenn ſie Beſuche erwartet. Iſt ſie allein, ſo bringt ſie aus einem Schubfach irgend einen miſerabeln Autor, eine Räubergeſchichte oder dergleichen, in einem peſthauchenden Leihbibliothekenumſchlage hervor und vertieft ſich darin. Ich weiß nicht wie man die Heuchelei ſo ſchülerhaft betreiben kann. Die Frau ſollte wiſſen daß den Geiſt ausbilden das ſicherſte Mittel uns in die Hand geben heißt unſre Umgebung zu unſern Zwecken zu leiten. Ich ging nun ſchnell daran meine Närrin zu bearbeiten; es wurde mir leichter als ich geglaubt hatte; ſie faßte den Muth mich zum Abende einzuladen, doch geſtand ſie daß ſie vorerſt die Erlaubniß der Frau von Krautersperg einholen müſſe. Ich bekannte nun daß es grade dieſe ſo hochgeſtellte Frau ſei, deren Bekanntſchaft zu machen ich ſchon längſt alle mir zu Gebote ſtehenden Mittel fruchtlos angewendet habe. Frau von Graspiel ſetzte ſich nun hin, und ſchrieb, glaub ich, alle die ſchönen Dinge nieder, die ich ihr ſo eben vorgeſprochen, und der Brief ging ab; die Erlaubniß folgte alſobald. Die Sache war abgethan. Ich lag zum Abſchied in den Armen der Frau von Graspiel und ſie rief: ich freue mich unendlich ihre nähere Bekanntſchaft gemacht zu haben, mein Fräulein, und um im Stande zu ſein der Welt verſichern zu können, wie ſie durchaus nicht den kalten, boshaften Verſtand beſitzen, den man ihnen ſchuld giebt, und daß ſie weit entfernt ſind aus Berechnung und mit auf Täuſchung berechneter Beſonnenheit zu handeln.

Als ich Abends wieder kam fand ich ſchon die Geſellſchaft verſammelt. Frau von Krautersperg wieder in Schwarz gehüllt, wieder das bleiche Oval, die dunkeln Augen mit dem kleinen myſtiſchen ſchwarzen Spitzenſchleier umhüllt. Eine Granatblüthe im Schwarz der Haarflechten erſchien mir wie ein Herz das in der Nacht der Hölle einſam brennt. So ſaß ſie da und führte ein leiſes flüſterndes Geſpräch mit ihrer Nachbarin. Neben ihr wie eine eben aufgeblühte weiße Roſe deine kleine Nichte. Ich nenne ſie klein — ſehr mit Unrecht — ſie iſt ſehr groß und ſchlank gewachſen, aber die Miene eines frohen, glücklichen Kindes, macht daß man das Wort „klein" wählt, wenn man ihre Erſcheinung mit einem Worte bezeichnen will. Sie war wieder wunderbar ſchön. Es iſt etwas in dieſem Geſichte, was ich nicht genug beobachten und anſtaunen kann; wenn ich es recht bezeichne, ſo iſts der Schleier zukünftiger Ereigniſſe, kommender Schmerzen der ſich durchſichtig über die Blüthe und Jugend breitet. So muß eine Seele ausſehn die beſtimmt iſt ihren Himmel zu — verlieren. Wenn ich ein Mann wäre — hier, zu dieſen Füßen wäre mein Platz. Sie hatte diesmal mehr Putz wie gewöhnlich angelegt. Ein ſchwerer ſeidner Stoff, eine Farbe, die zwiſchen

Himmelblau und Meergrün die Mitte hielt, gab, um die vollen Schultern geſpannt, dem Colorit etwas ſo blühend weißes, dem Auge mit dem ſüßeſten Reize ſchmeichelndes, daß ich die Kunſt der Toilette bewundert hätte, wenn hier eine Kunſt zu finden geweſen wäre. Es war alles glückliches Zuſammenſpiel von Jugend und zufälliger Wahl und Farbe des Stoffes. Auf dem grünblau ſchimmernden Seidengrunde machte ſich eine Roſette von Granaten und Diamanten, die Spitzengarnitur, die reich bis zum Ellenbogen herabfiel, haltend in ſchönſter Wirkung geltend Und nun der Hals, der Nacken, alles in Eleganz und weicher Bewegung edel gerundet! Ich ſah lange hin, und konnte nicht wegſehn. Schade daß Frau von Langelois, die das hübſche Kind anbetet, nicht gegenwärtig war. Wie ich weiter im Salon herumblicke ſehe ich einen jungen Mann, den ein dichter ſchwarzer Bart und eine ſtark gebraunte Geſichtsfarbe mir anfänglich unkenntlich machte, endlich erkenne ich Ernſt Rohan.

Er ſteht in einer Ecke am Kamin gelehnt, und ſieht vor ſich hin, die Welt um ſich her nicht beachtend. Anfangs wollte ich mich ihm nähern, dann aber bedachte ich daß es an ihm ſei mir ſich zu erkennen zu geben. Der Bruder hatte nicht unwahr geſprochen, er ſah völlig verändert aus, aber ſehr zu ſeinem Vortheil verändert. Wie er noch knabenhafter Jüngling war hatte er etwas von einer Tiegerkatze an ſich, etwas unbeſchreiblich Wildes; dieſer Ausdruck wurde wenn nicht bewirkt, doch verſtärkt durch einen organiſchen Fehler, der ſeinem Auge eigenthümlich war, nämlich durch ein zu kurzes oberes Augenlied, ſo daß der Augapfel faſt in ſeiner ganzen Rundung ſichtbar wurde. Wenn er Einen anſah mit dieſen funkelnden, ewig offenen Augen und dabei ſeine Lippen zu einer Grimaſſe ſich verzogen, die halb Weinen, halb Spott und halb teufliſchen Muthwillen ausdrückte, ſo konnte dieſes Geſicht im Traume dem Beſchauer erſcheinen: es war ein vollendeter Dämon, eine Spukgeſtalt, die das Aeußerſte von Häßlichkeit in ſich vereinigte, und doch eine wunderſame Anziehungskraft ausübte. Ich habe den Moment noch im Gedächtniß wie er eine Lieblingstaube der Mutter getödtet hatte, und ihr das zuckende, blutende Thier mit jenem eben beſchriebenen Ausdruck entgegen hielt. Er ſtand draußen und reichte die Beute durchs Fenſter herein, ſo daß alſo der Rahmen eine natürliche Einfaſſung bildete, und Schulter, Kopf und einen Theil der Hüften wie im Bilde erſcheinen ließ. Die Abendſonne leuchtete ihm im Rücken, die Geſtalt war alſo dunkel, nur die grellen offenen Augen und die weißen Zähne ſchimmerten auffallend. Die Mutter hielt ſich beide Hände vor's Geſicht und murmelte: Herr Gott! er ſieht wie ein Teufel aus. Seine Rohheit und Frechheit, ſein Trotz und ſein Hang, jedes Geſchöpf das in ſeine Nähe kam zu quälen und zu necken, machten ihn zum Schrecken ſeiner Erzieher, von denen Jeder nur immer kurze Zeit ſeinen Poſten behauptete. Der Vormund war froh als er ihn endlich der militäriſchen Diſciplin überantworten konnte, allein hier, wo Zwang hinzutrat, wurde ſeine Natur erſt recht widrig und auffällig: es geſellte ſich Heuchelei und eine zügelloſe Kunſt der Lüge hinzu. So geſtalteten ſich die letzten Eindrücke die die Seinigen von ihm erhielten, darauf verſchwand er und kehrt nun nach einer langen Reihe von Jahren in ſeiner jetzigen, veränderten Geſtalt zurück. Es iſt wahr, der Contour jener erſten Zeichnung läßt ſich noch jetzt aus der ſpätern Uebermalung herausfinden, aber nur für das geübte und kundige Auge. Wenn man ihn betrachtet ohne Kenntniß von ſeiner früheren Geſtalt zu haben, ſo ſieht man in ihm keinen ſchönen Mann, wenigſtens was die Welt ſo nennt, denn dazu iſt ſeine Erſcheinung noch immer zu excentriſch und ſeltſam, aber man ſieht in ihm ein feſſelndes und auf den erſten Blick unſere Aufmerkſamkeit ſpannendes Weſen. Die eigenthümliche Geſtaltung der Augen iſt geblieben, aber der Blick zeigt kein wildes Flackern mehr ſondern eine tiefe ruhige Flamme, die ihren Gegenſtand erfaßt und verzehrt. Die Stirn iſt weder hoch, noch glatt, noch lichthell gefärbt, aber ſie hat eine Feſtigkeit und Härte, die erſchrecken machen und dann hat ſie eine Narbe, die ſie ſchön macht. Das ſchwarze Haar, das ſeine Schatten darüber hinwirft iſt ganz geeignet zu verſtecken und nebenbei doch auch errathen zu laſſen was auf dieſer Stirne an Gedanken und Bildern hinhuſcht. Denn alles eilt ſchnell auf dieſem Antlitz vorüber: jetzt brennt das Auge auf einen Gegenſtand hin als wolle es nie wieder von ihm weichen und wanken und viel raſcher als der Lichtſtrahl ſich wandelt iſt es ſchon wieder an dem entgegengeſetzten Orte beſchäftigt. So zuckt und vibrirt der Mund beſtändig: im Mundwinkel ſitzt der dämoniſche Zug von früher noch feſtgebannt, allein ſein Spiel iſt halb durch den überhängenden Bart verſteckt, halb durch die Tiefe und den Ernſt des Auges gebrochen. Seine Figur iſt nicht groß, ſeine Hand und ſein Fuß ſind klein; ſeine Stellung iſt ohne nachläſſig oder bequem zu ſein, doch auch nicht im mindeſten den Anforderungen der Salons-Etiquette angepaßt; er ſteht, geht und thut was und wie es ihm gefällt und dieſe Unbekümmertheit, die von den andern jungen Herren Effronterie geſcholten wird, giebt ſeinem Auftreten einen Reiz mehr.

Schilt mich nicht, theure Sophie, daß ich dir dieſen jungen Abenteurer ſo genau beſchreibe; in ſeine Hände hat die Nemeſis ihr Schwert niedergelegt; er wird dich, mich — uns Alle rächen, die man bei dieſer Angelegenheit beleidigt hat. Du fragſt mich verwundert wie dies geſchehen ſoll; ich antworte dir: ganz einfach: er macht Suſannen den Hof und ſie, wenn mich mein beobachtender Blick nicht trügt, iſt bereits nicht mehr gleichgültig für ihn. Und endlich — wer hat ihn ihr zugeführt? — die Oheime. Nun wirſt du geſtehen, wenn wir rachſüchtig wären, mit den ſtudierteſten Plänen hätten wir nicht vollſtändiger unſer Ziel erreichen können. Ein ſo gefährliches Weſen wie dieſer Salursky muß grade in dem Hauſe einer Frommen, und zwar durch die zwei Tugendwächter ſelbſt dem ſchuldloſen Kinde nahe gebracht werden! Das Reſultat liegt deutlich vor Augen; doch will ich dir geſtehen, ich ſehe noch lange nicht klar ins innere Triebwerk dieſer Comödie. Erſtens, iſt Frau von Krautersperg wirklich die Fromme für die die Welt ſie hält, und für die auch ich ſie halte, in welchem Verhältniß ſteht ſie zu Salursky? Weiß ſie nichts von deſſen Familie? oder glaubt ſie an ſeiner gänzlichen Bekehrung? Meint ſie ſo ſicher zu ſtehn im Urtheil der Welt daß ſie einen ſolchen Mann um ſich duldet, und wähnt ſie, daß man dies Verhältniß naiv betrachten ſoll als Hinneigung der ältern frommen Freundin zum jüngern frommen Freund? Alsdann dürfte die Welt nicht zur Hälfte die Schärfe des Auges beſitzen, als das meinige hat. Ich habe dieſe Frau beobachtet, und dieſem ſteinernen Geſichte, in das immer daſſelbe huldvolle und demüthig ſanfte Lächeln gemeißelt iſt, hab ich Flammen entſprühen ſehen, Flammen, die mir den innern vulkaniſchen Boden kund gaben. Dieſes raſche Gebehrdenſpiel, oder vielmehr dieſer blitzſchnell hingaukelnde Schatten einer Miene, fand ſtatt als Salursky ſich Suſannen näherte und ſich zu ihr etwas tiefer niederbog, als grade die herkömmliche Sitte bei einer Präſentation vorſchreibt. O dieſe Fromme! Bei mir hat ſie Banquerott gemacht: ihr Fall iſt entſchieden. Welche Genugthuung für mich, und auch für dich, Sophie, wenn ich werde mit einer Entdeckung öffentlich auftreten können. Bis dahin iſt jedoch noch langes Forſchen nöthig. Ich ſchleiche ihr von jetzt an auf allen ihren Tritten nach; ſie wird mich nicht wieder los: plötzlich lege ich dann die Hand auf ſie und rufe: Halt! jetzt ſtehe ſtill, damit ich dich der Welt zeige, wie du biſt. Wenn dieſe Wahrnehmungen nun aber richtig ſind weshalb duldet die Frau dann Suſannen in ihrer Nähe, eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin? und die Oheime? von denen ſie Entdeckung fürchten muß. Von einer Frau, die nur die Fromme ſpielt um die Zügel der Herrſchaft über die Geſellſchaft in Händen zu haben, ſcheint mir dies doch zu viel gewagt, und vor allen Dingen nicht klug. Sie hat doch nun ſchon einmal den Triumph genoſſen daß man einer anerkannten alten Ehrendame einen Schatz wegnahm um ihn ihr zur Bewachung zu geben, ihr Ruf hat dadurch die Begründung gewonnen, die ſie beabſichtigte, jetzt könnte ſie Suſannen, da ſie ihr anfängt in ihrem geheimen Spiel läſtig zu werden, weg geben, Niemand würde hieraus irgend einen Vorwurf ihr machen. Warum ſie behalten, warum die Oheime behalten, da alle drei ihr nicht mehr nützen, nur ſchaden können? Da liegt irgend etwas Dunkeles verborgen, etwas dicht Verſchleiertes, dem ich den Schleier weg ziehen muß. Ich werde auch meine Abſicht erreichen; es fordert nur Vorſicht. Durch Camill erfahre ich nichts, er ſcheint beim Geheimniß mit betheiligt: und der Sitz des Geheimniſſes iſt das Haus der Frau von Krautersperg. Wenn ich auf einen gewiſſen Punkt lange aufmerkſam hinſchaue, ſo ſehe ich wie die Nebel ſich immer dichter und ſchwärzer daſelbſt zuſammenziehen. Da iſt ein gewiſſer Herr Ruban, auch ihn muß ich nunmehr näher ins Auge faſſen; und dann — doch alles dies für ein nächſtes mal.

Das arme Kind! es ſitzt ſo mitten in dem ſchwarzen Gewölke drinnen.

Lebe wohl theure Sophie; es grüßt dich

Deine

Emilie.

Sie ſang ſo ſeelenvoll wie ſie noch nie geſungen

Suſanne ſah nun öfters in den Geſellſchaften bei Frau von Krautersperg den Herrn von Saimsky, der ſich ihr ehrerbietig und ſchüchtern näherte. Im Geſpräch ſchien ihm das Wort zu fehlen, er griff gern zur Feder, und Suſanne bewahrte ſchon mehre Briefe von ihm, mit eben demſelben leidenſchaftlichen Feuer und der ſanften Schwermuth geſchrieben, wie der erſte. Er hatte ſie gebeten ihm ebenfalls brieflich zu ant worten, allein hierzu fehlte dem bangenden Mädchen der Muth; ſchon daß ſie ſeine Briefe empfing ohne von ihnen zu ihren beiden Vertrauten und täglichen Begleitern ſprechen zu dürfen, ſchien ihr wenn auch kein Unrecht, ſo doch ein beklemmendes Geheimniß, deſſen Laſt ſie zu Zeiten niederdrückte. Eines Abends ſagte ſie zu Salursky: warum darf ich nicht von ihren Briefen zu meinen Oheimen ſprechen? Er blickte ſie mit einem ſchwermüthigen Lächeln an und erwiederte: thun ſie's wenn ſie's durchaus wollen. Am Morgen darauf lagen aber folgende Zeilen von ſeiner Hand geſchrieben auf ihrem Arbeitstiſche: Es kränkt und gereut Sie ſchon einem Armen ein Almoſen hingeworfen zu haben; wohlan ſo entziehen Sie es ihm wiederum. Laſſen Sie ihn in die Nacht wieder zurückſinken, aus der Sie ihn emporgezogen haben. — Dieſe wenigen Worte verhüllten Suſannens Herz mit einem unbeſchreiblichen Kummer; ſie fürchtete das Werk des hingebenden Mitgefühls, das aufzubauen ihr gelungen war, mit einem unvorſichtigen Stoß raſch zertrümmert zu haben. Mit den lebhafteſten Vorwürfen überſchüttete ſie ihren ſelbſtiſchen Sinn, wie ſie ihn nannte, der ſie zwang gegen die Eingebungen ihres beſſern Gefühl einem Unglücklichen Kälte und nur aufs eigne Wohl berechnete Vorſicht zu zeigen. Mit zitternder Hand ſchrieb ſie auf daſſelbe Brieffragment: Fahren Sie fort mir zu ſchreiben: ich werde nie und unter keiner Bedingung von Ihrem Geheimniß Gebrauch machen. Sie faltete das Blättchen zuſammen und legte es in ein Notenheft, aus dem ſie Abends ſingen wollte. Er war allein im Saale als ſie mit dem Hefte in der Hand eintrat. Mit einer raſchen Bewegung kam er auf ſie zu und ſagte: Ich reiſe morgen. Suſanne zitterte — eine peinvolle Stille herrſchte. Sie wollte das Heft hinlegen, der darin eingeſchlagene Zettel entfiel den Blättern. Salursky hob ihn auf, erkannte ſeine eigenen Schriftzüge, las die daran gefügten Zeilen und mit einem

Ausdruck von Glanz und Seligkeit fragte er: ich darf bleiben? Suſanne ſchlug die Augen nieder, eine heftige Röthe überzog ihre Wangen ſie wandte ſich zur Seite, denn in dieſem Augenblick traten mehre Gäſte ins Zimmer. Zum erſten Mal fühlte ſie die Nothwendigkeit ſich zu verſtellen: ſie mußte das Glück verbergen, das in ihrem Innern herrſchte und das durch die Ueberzeugung hervorgerufen wurde ihren Fehler wieder gut gemacht, und einen Beleidigten mit ſich verſöhnt zu haben. Oefter als es ohne dieſe Veranlaſſung geſchehn ſein würde, ſuchten an dieſem Abende ihre Blicke ihn, der wie durch einen Zauberſchlag heute ſeine Schwermuth, ſeine düſtre Befangenheit verloren hatte und glücklich und heiter erſchien.

An einem der folgenden Abende ſuchte Suſanne vergeblich den Gaſt, der ſchon ſeit Wochen nie mehr in einer Geſellſchaft fehlte, in der ſie ſich befand. Er kam nicht — es wurde ſchon ſpät; endlich erſchien er. Suſanne wurde aufgefordert eines der kleinen Liederchen vorzutragen, die ſie daheim in ihrem elterlichen Hauſe geſungen. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, entgegnete ſie zu Frau von Graspiel daß ich das Heft nicht hier habe, in dem dieſe einfachen kleinen Geſangweiſen ſtehn. Wie? Was ſagen Sie, das Heft ſoll nicht hier zur Hand ſein? Und da liegt es! — Suſanne erblickte zu ihrem nicht geringen Erſtaunen auf dem Fortepiano liegend die wohlbekannten, in blasrothem Papier gehüllten Notenblätter. Sie ſtürzte auf ſie zu und rief: Wie kommt dies Heft hierher? — Obriſt Salursky, entgegnete Frau von Graspiel hat uns Allen den Dienſt erwieſen es aus dem Verſchluß in ihrem Schubfach hierher zu bringen; er iſt deshalb wie ein Courier geritten, um noch heute Abend uns den Genuß zu bereiten. Suſanne blickte mit dem frohen Erſtaunen eines Kindes Salursky an und rief: Iſt's möglich? Sie waren daheim bei meinem Vater? Er gab ihnen dies Heft? — Und dieſe weite Reiſe! in dieſem Wetter, und eines ſo geringfügigen Umſtands wegen! — Salursky verbeugte ſich und machte Suſanne aufmerkſam auf ein Brieſchen, das die Schriftzüge ihres Vaters enthielt. Sie eilte in ein Nebenzimmer und entfaltete das Papier; es enthielt die Worte: Heute in den Vormittagſtunden, als ich eben meine Taſſe Bouillon trinke kommt ein Mann herein, der vom eiligen Ritte von oben bis unten die Spuren der Landſtraße an ſich trägt; ſeine Bruſt, ſeine Schultern ſind mit Schnee bedeckt. Herr, wer ſind Sie und was wollen Sie? — Ich bin der Obriſt Salursky und komme um ein hier vergeſſenes Notenheft Ihrer Fräulein Tochter abzuholen! — Meiner — Tochter! ſchrie ich und riß die Augen weit auf — die in der Reſidenz — Ganz recht! ſagt der Schneemann; ich bitte jenes Eckſchränkchen aufzuſchließen, ganz oben darauf liegt das Heft — nur raſch wenn ich Sie erſuchen darf, denn ich muß ſogleich zurück. Dabei übergiebt er mir ein paar Zeilen, als Legitimation von Bruder Sebaſtian geſchrieben, und ich — ſchleppe mich richtig zum Eckſchränkchen hin, ſchließe auf, finde das Heft, grade ſo wie es der verteufelte Schneemann angegeben, reich es ihm hin, und fort iſt er wieder aus der Thüre. Halt! ſchrie ich: ſo warten Sie doch, ich ſchreibe ein paar Worte an mein Kind; Herr! kein Courier reitet ja ſo ſchnell wie Sie; das muß ich benutzen. Und ſo hab ich denn dieſen eiligen Gruß aufs Papier geworfen und dem Tauſendſapermenter mitgegeben. Was machſt du Mädchen, das du das Männervolk ſo im Lande herum peitſcheſt? Aber der Streich gefällt mir. In meiner Jugend that ich etwas Aehnliches um der guten Frau deiner herzallerliebſten Mutter eine heimliche Ueberraſchung zu bereiten. Nun leb wohl; ſing dein Liedchen dem Ueberbringer hübſch freundlich ins Ohr, er hat's verdient. Donnerwetter, ich weiß was ein eiliger Ritt iſt, aber dieſen macht ihm nicht ſo leicht Jemand nach, und in ſolchem

Wetter! Aber das macht der Herr Obriſt iſt noch jung und wie es ſcheint verliebt (dieſes Wort war ausgeſtrichen und ſtatt deſſen hingeſezt:) närriſch. Petermann macht ſeinen Empfehl, Pfarrers ſind wohl und Madame Lecomte dankt für die Haube, die du ihr neulich geſendet; nur wünſcht ſie nicht rothes, ſondern blaues Band daran, weil ich einmal geſagt habe daß der liebe Herrgott das Zinnober auf Wang und Naſe ohnedies bei ihr nicht geſparet habe. Nun, der kurioſe Patron will durchaus nicht länger warten. Adieu!

Suſanne ſetzte ſich nun ans Fortepiano und ſang ſo ſeelenvoll wie ſie noch nie geſungen. Dieſe Stunde hatte ſo viel Glück mit einemmale ihr in den Buſen gelegt; wie ſollte ſie nicht ihren Dank dafür in den heiterſten und belebteſten Tönen aushauchen. Saluroky ſtand an ihrem Stuhl; an ihn zunächſt war dieſer Dank gerichtet.

Sie legt die Feder nieder, und ſtüzt das Haupt in beide Hände.

—

Suſanne ſetzte folgende Zeilen auf, ohne ſie jedoch an den, für welchen ſie beſtimmt waren, abzuſenden.

Antwort auf den Brief eines Unglücklichen:

Weshalb ſahen Sie geſtern ſo bleich aus? bleicher als gewöhnlich. Zürnen Sie mir? Habe ich Sie etwa gekränkt dadurch daß ich auf keinen Ihrer Briefe bis jetzt geantwortet? Warum haben Sie mir nicht erlaubt ihren Inhalt einem meiner väterlichen Freunde mitzutheilen? Das Vertrauen, das Sie mir ſchenken, das Geheimniß, das Sie mir auferlegen ehrt mich, macht mein Glück und meinen Stolz aus, allein es drückt mich und ängſtigt mich zugleich. Was kann es wohl Unverfängliches in der Welt geben als die Bitte und die Gewährung, die wir mit einander austauſchen? Es kommt Einer der Troſt ſucht zu Einem der ſo gerne — ach ſo gerne! Troſt gewährt. Wenn Sie wüßten wie ſelig Sie mich machen, indem Sie mich auffordern Sie von dem Unglück des Alleinſtehens zu bewahren. Wie furchtbar muß ein ſolches Elend ſein, ich habe kaum ein entferntes dämmerndes Gefühl von ſeiner Größe und Tiefe, und ſchon dieſes macht mich zittern. Dem Himmel danke ich mit den Thränen der aufrichtigſten Demuth und Liebe, daß er mir ringsum wo ich hinblicke die köſtliche Verſicherung des Geliebtſeins entgegengeſtellt hat. Wie ertrüge ich auch wenn es anders wäre. Und nun kommen Sie, der

Arme zu dem Reichen, und ich verſtehe Ihr Auge, ich blicke mit der ganzen Schärfe des Erbarmens in die Nacht ihres Kummers! Wahrlich, keine Freude komme eher über mich als bis ich Ihre Thränen getrocknet. Wenn es irgend etwas giebt, wodurch wir unſer Glück verdienen, ſo iſt's das brennende, unauslöſchbare Verlangen Andre zufrieden und glücklich zu machen. Bei Einigen wird es uns ſchwer dieſes Verlangen in ſeiner ganzen Fülle zu befriedigen, denn die, die Troſt ſuchen, ſind nicht immer ſolche, zu denen wir uns in Liebe und Vertrauen gezogen fühlen, aber bei Ihnen iſt dies nicht der Fall. Sie glücklich zu ſehn, würde doppelt Glück für mich ſein. Aber wozu hierbei das Geheimniß? Ich komme wieder auf dieſen Punkt zurück. Jene väterlichen Freunde, deren ich erwähnte, ſind gute Menſchen, ſie werden, weit entfernt in meinem Verlangen Sie zu tröſten, mich zu hindern, ſelbſt alles Nöthige ihrerſeits herbei tragen dieſen Troſt recht wirkſam zu machen.

Wir werden alle Drei an Ihrer Seele arbeiten, und nicht eher nachlaſſen mit dem Eifer der Liebe, bis Ihr Kummer ſich in Jubel und Entzücken löſt. Denn entzückt müſſen Sie ſein, und jubeln müſſen Sie auch denn Gott hat Sie geſchaffen mit einem reinen Herzen, das die Sünde nicht kennt, das einzige wahre und wirkliche Unglück das es hienieden für uns giebt; dann wurden Sie mit einer Seele begabt, die feurig die Tugend und die Größe ſucht; mit einer ſolchen Seele überwindet man die Welt, mit einem ſolchen Herzen ſteht man nie allein. Alle diejenigen, die die Größe bewundern, und die Gott ſuchen und lieben ſind Ihre natürlichen Freunde und Verbündete; ſie ſchaaren ſich dicht um ſie her, jede ſtolze Empfindung, jeder heilge und große Gedanke, durchfährt, indem er Ihren Buſen erweitert und hebt, auch das gleichgeſtimmte Herz Ihrer Freunde. O wenn unſer Auge das immer noch zahlloſe Heer der Armen, Schwachen und Gedrückten ſieht, die nicht lieben können, weil ihnen der Aufblick nach Oben fehlt, dann müſſen wir mit Schaam bekennen daß uns durch eine unbegreifliche Gnade ein Gut geſchenkt worden iſt, deſſen Werth unermeßlich iſt. Ich beſchäftige mich die Tag- und Nachtſtunden unausgeſetzt mit Ihnen: Ihr Bild das mir theuer geworden iſt ſchwebt unabläſſig vor mir und ich mache mir tauſend Vorwürfe daß ich nicht ſchon Alles das für Sie gethan habe was ich zu thun willens bin; allein ohne Offenheit, ohne freies unverhülltes Wirken kommt nichts zu Stande. Das Geheimnißvolle unſers Verkehrs macht daß mein Herz — nicht etwa zurückbebt, denn was wäre hier, wovor es erſchrecken ſollte? — ſondern daß es nicht ſo freudig ans Werk geht wie es ſollte. Ich empfinde Trauer daß Sie nicht aller Welt ſagen wollen, was Sie mir ſagen. Sie machen ſich durch dieſen Eigenſinn um eine ganze Schaar Freunde ärmer; und mir rauben Sie die Genugthuung Ihnen deutlich den Beweis führen zu können, wie Tauſende meiner Mitmenſchen ebenſo fühlen wie ich, wie das Mitgefühl, das Sie bei mir wunderbar, ſelten und erhaben nennen, eine ganz gewöhnliche Erſcheinung iſt, nur daß Sie in Ihrer troſtloſen Verdüſterung die Zeichen dieſer Theilnahme nicht verſtanden, oder nicht richtig gedeutet haben. Mein Gott wenn ich denke daß Sie in dieſem Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe, unausſprechlichen Kummer empfinden; daß ich es bin die Ihnen dieſes neue, unſägliche Leid zufügt, daß Sie indem Sie mit Groll meiner fortwährenden Weigerung einen geheimen Briefwechſel mit Ihnen zu führen, gedenken, ausrufen: Auch ſie! Auch ſie denkt in ihrem Glücke, in der Sonne der Freude, des Friedens, der Liebe, die ſie durchwärmt, nicht an dich — der du einſam und troſtlos ſtehſt! Auch an ihr Herz haſt du vergebens dich mit leiſer Bitte gewendet! — Ich weiß nicht was ich bei dieſem erſchütternden Gedanken thun ſoll; kaum leb ich noch wenn dieſe Schrecken auf mich zufallen, wenn ich mir ſagen muß: du haſt nicht getröſtet wo du tröſten konnteſt, du haſt nicht geliebt, wo du lieben ſollteſt — du haſt nicht gerettet, wo die Rettung in deine Macht gegeben war! Vor der Qual dieſes Vorwurfs fällt jede Rückſicht, und ſie ſei noch ſo ſehr von der Vernunft und Weisheit mir vorgezeichnet, zu Boden. Ich ergreife dann raſch die Feder um Ihnen zu antworten. Hier iſt nun ein Brief, der auf ſolche Weiſe entſtanden iſt. Werde ich ihn abſenden?

Eine neue Marter! Ich denke ein mündliches Wort wird löſend und befreiend zwiſchen uns treten; allein immer wenn ich Sie ſehe, umgiebt uns eine fremde Welt, die kalt und ſtörend winkt; dann finde ich, wenn ich heimkomme wieder einen Brief von Ihnen, wo Sie dieſelben Klagen mit demſelben troſtloſen Vorwurf des Mangels an Vertrauen wiederholen. So ſind ſchon Wochen in der trübeſten Stimmung vergangen. Ich bin in dem Fall daß mein Glück mich unglücklich macht; kaum darf ich wünſchen daß dieſes ſchmerzvoll ſüße Verhältniß weiter ausgeſponnen werde. Ich leide dabei. Wie unter einem Zauberbanne bringe ich meine Tage hin: ſprechen Sie ein Wort, und der Bann iſt gelöſt. Erlauben Sie mir Ihre Briefe meinen Freunden mitzutheilen und es giebt kein glücklicheres Geſchöpf auf Erden als mich. Nun denn — erlauben Sie's! —

Das arme Mädchen legte die Feder nieder und ſtützte das Haupt in beide Hände. Sie fühlte ſich zum erſtenmal erſchöpft und leidend. Schon hatte ſie das Papier zuſammengefaltet um es zu ſiegeln als einer der Oheime eintrat. Sie legte die Mappe mit den Schriftbogen bei Seite und brachte ihre Bücher und Landkarten hervor. Der Legationsrath hatte diesmal ein Lieblingsthema zu behandeln und war deßhalb ganz beſonders geſprächig und von ſeinem Gegenſtand eingenommen, ſo daß er die etwas zerſtreute Miene ſeiner Schülerin nicht merkte. Gegen Mittag ſetzte ſich Suſanne allein in den Wagen und machte eine weite Spazierfahrt. Als ſie heimkehrte war es ſchon dunkel geworden. Sie ließ ihr Nichterſcheinen bei der Mittagstafel entſchuldigen. Ein quälendes Gefühl, eine peinvolle Aufregung ließ ſie nirgends Ruhe finden. Wohl zwölf mahl nahm ſie den Brief in die Hand um ihn zum Abſenden fertig zu machen, immer legte ſie ihn wieder hin. Katharina hatte Licht gebracht, ſie ſtellte die Lampe ins Vorgemach, trat ans Fenſter und ſah hinauf in das erleuchtete Fenſter, an dem der Präſident beim Arbeitstiſche ſaß. Deutlich gewahrte ſie das wohlbekannte Antlitz, wie es vom Lichte beleuchtet, zur Arbeit hinabgebeugt war. Ihre Beklemmung löſte ſich in ſanfte Trauer auf. Die Einſamkeit wurde ihr läſtig, ſie verließ ihr Zimmer um Frau von Krautersperg in ihrem Salon aufzuſuchen. Der Diener kam ihr entgegen, meldete daß ſeine Gebieterin unwohl ſei und alle Geſellſchaft entfernt habe. Suſanne glaubte die Pflicht zu haben die kranke Dame aufzuſuchen, ſie ſchritt daher durch ein paar dunkle Gemächer und trat in ein Durchgangszimmer, wo ſie in einem Winkel zuſammengekauert die beiden Kinder fand. Auf die Frage was ſie hier machten, erwiederten ſie ſchüchtern: die Gouvernante werde ſogleich kommen ſie zu Bette zu bringen. Habt ihr der Mutter ſchon gute Nacht gewünſcht? fragte Suſanne. Der Knabe ſagte: Wenn die Geſellſchaft bei der Mutter iſt dürfen wir nie hinein. Geſellſchaft? die Mutter iſt ja krank? — Die Kleinen ſchwiegen und ſahen ſich unter einander an; dann rief der Knabe plötzlich mit einem heiſern Ton der Stimme: die Mutter iſt nicht krank; die Mutter ſpielt Karte! — Das kleine Mädchen ſtieß ihn an, und rief: Still! — In dieſem Augenblick trat die Gouvernante ein, nahm die Kinder an die Hand, und verließ raſch das Zimmer. Suſanne blieb unbeachtet zurück. Sie hörte in einem entfernten Zimmer ſchnelle Tritte, die ſich der Thür näherten, an der ſie ſtand. Unſchlüſſig ob ſie gehn ſollte oder bleiben, wandte ſie ſich zum Ausgang als die Thüre aufgeriſſen wurde und ein Mann hereinſtürzte, der eine Frau hinter ſich herſchleppte. Sie hatte ſich auf dem Boden liegend an eines ſeiner Beine geklammert, und hinderte ſo ſeine Flucht. Die Gruppe war ſchreckenerregend. Suſanne wich zurück. Im Zugwinde war die Lampe verlöſcht und die zwei kämpfenden oder ſtreitenden Perſonen wurden einzig durch einen grellen Lichtſtrahl beleuchtet, der durch die offen gebliebene Thür aus dem erhellten Nebengemach fiel.

Die Stimme des Mannes rief: So ſchaffe das Geld jetzt, Cäcilie! Jetzt — und ich bleibe.

Laß mir Zeit bis morgen — entgegnete dumpf die weibliche Stimme.

Ich will es jetzt haben! donnerte er. In dieſer Nacht; in dieſer Stunde noch — oder du ſiehſt mich nie wieder!

Morde mich nicht! murmelte ſie. Ich habe nichts — nichts mehr! — als dieſes Herz, das dich anbetet.

Und das ich zertrete! —

Er ſtieß mit dem Fuß nach ihr, und die ſchlanke Geſtalt brach zuſammen. Er entfernte ſich durch die Thür nach dem Gange zu. Als ſie den dumpfen Ton der zufallenden Thüre hörte, raffte ſie ſich vom Boden auf, fiel nochmals hin, raffte ſich von neuem auf und ſtürzte dem Entfliehenden nach.

Zitternd und mit kaltem Todesſchweiß bedeckt langte Suſanne in ihrem Zimmer an. Sie hatte die beiden Streitenden erkannt; es war Frau von Krautersperg und Herr von Salursky.

Den andern Morgen erhielt ſie einen anonymen Brief von entſtellter Hand: er enthielt die Worte: Eine Frau, die Sie haßt warnt Sie in Ihren leichtfertigen und verbrecheriſchen Beſtrebungen weiter zu gehn. Sie bewerben ſich um ein Herz, das bereits das Eigenthum einer Andern iſt. Gehorchen Sie dieſer Warnung nicht ſo iſt die leidenſchaftlichſte Rache bereit Sie zum Opfer zu erkieſen.

Wo bin ich? rief das unglückliche Mädchen; aus dem Boden, den ich betrete fahren Flammen, wo ich den entſetzten Blick hinwende, ſtarren mich Geſpenſter an. O meine Freunde, jetzt zu Euch! zu Euch! — Als ſie Katharinen aufgeſucht, ihr den Befehl gegeben hatte den Präſidenten herüber zu bitten und nun wieder ihr Zimmer betrat war jener eben empfangene Briefzettel, ſammt der Antwort an Salursky von ihrem Schreibtiſche verſchwunden. Ein neuer Schreck, eine neue Aufregung!

Rette, ehe es zu ſpät iſt!

Die Doktorin Zauber an den Präſidenten von Barnevelt

Mein theuerſter Freund;

du haſt mir zwar nur alle Monat einmal dir zu ſchreiben geſtattet, und dieſer erlaubte Brief iſt geſtern abgegangen und ſchon heute, gegen deinen Willen, gehe ich an eine neue briefliche Mittheilung. So groß meine Liebe auch zu dir iſt, würde ſie allein mir doch nicht den Muth eingeflößt haben dein Gebot zu verletzen, wenn nicht dein Intereſſe diesmal gebieteriſch die Hinanſetzung jeder andern Rückſicht verlangte. Deine Ehre, deine Ruhe, dein Vermögen ſteht auf dem Spiele, und da begreifſt du wohl daß ich nimmer ſchweigen kann. Ich ſchrieb da eben: deine Ehre! vergieb; es war ein unrecht gewähltes Wort. Deine Ehre ſteht feſt du Ehrenmann, es handelt ſich nur darum daß du nicht von einem liſtigen, heuchleriſchen Weibe vor der Welt zu Spott und Schaden geführt werdeſt. Der Himmel iſt ſehr gnädig gegen mich daß er mich die Gefahr hat ſehen laſſen, der du zuſchreiteſt, Mann meines Herzens. Du mußt wiſſen daß im Sold der Liebe die feinſten und ſicherſten Spione ſtehen: ſo hatteſt du mir denn auch kaum den Namen der Frau von Krautersperg genannt als mein Geiſt unabläſſig Tag wie Nacht um das Giebeldach ihres Hauſes zu ſchweben begann. Theurer Herr, ſo iſt nun einmal deine Freundin. Wüßte ich daß du in der Hölle Geſchäfte hatteſt, ich ſchliche mich aus dem Himmel fort um kühle, feuchte Tücher deinen Schritten unterzubreiten.

daß ſie den von ſo vielen heißen Flüchen durchglüthen Boden nicht berührten. Ein ähnlich finſter unheimlicher Ort iſts, den du bis jetzt betreten, und wo du in vollem Frieden und Glücke gewandelt, und ſogar deinen Schatz ohne Arg hingegeben haſt, und wo du noch immerfort wandeln würdeſt, wenn dir der Himmel nicht eine alte Freundin in der Stunde der Noth und Anfechtung bereit gehalten hätte.

Erfahre denn daß dieſe Frau von Krautersperg, die von dir und deinem Bruder große Summen geliehen hat, einen Spielklub bei ſich unterhält, wo die berüchtigſten Wüſtlinge der Hauptſtadt nächtlich beim Haſardſpiel zuſammenkommen. Da wird dein Geld geopfert, während die fromme Heuchlerin dir einbildet daß ſie es ſicher legt und einen Theil zu frommen Zwecken verwendend, deinen Willen erfüllt. O über dieſe ſchamloſe Frau! Sie die die ganze Welt zu verdammen wagte, vor deren Augen keine Tugend keuſch genug, kein Ernſt ſtrenge genug war, ſie vergeudet fremdes Gut in laſterhafter Spielwuth. Fromm und züchtig vor der Welt iſt ſie die Bosheit und die Leichtfertigkeit ſelbſt im Geheim. Solche Frauen habt ihr in eurer Geſellſchaft! und dieſe bewundert ihr, betet ſie an, und übergebt ihnen eure Frauen, eure Töchter! Heuchelei über Heuchelei! Wie bin ich ſelig daß ich nicht in dieſem Strudel lebe, daß ich von ihnen verſtoßen bin, daß ſie mich verloren und verirrt nennen. Gott behüte mich vor ihrer Jugend! Aber rette nun, mein Freund, rette das arme Mädchen, das du ſelbſt und zwar mit ſo großer Anſtrengung in das Haus der Unehre geführt haſt. Rette es! ehe es zu ſpät iſt! Ich bin wie im Fieber ſeitdem ich alles weiß, was ich dir hier ſage. Rette auch dein Geld! Denk an unſern Sohn! Ich ſage nichts weiter. Wenn du Beweiſe haben willſt, ich liefere ſie dir über jeden, auch über den geringſten Umſtand. Erſt als ich ganz ſicher meiner Sache war entſchloß ich mich zu dieſer Mittheilung.

Schließlich mache ich dir bekannt daß ich auf deine Erlaubniß hin meinem Advokaten geſchrieben habe daß er gewiſſen Gerüchten widerſprechen ſoll. Von unſerem Verhältniß iſt hierbei zunächſt nicht die Rede; ich erkläre nur daß ich nicht wieder heirathen darf wenn ich nicht eines Erbtheiles verluſtig gehn will das mir und meiner Tochter aus meiner Ehe mit dem Doktor Tauber zugeſichert iſt. Doch dies nur nebenbei: die Hauptſache, Theurer, iſt deine Angelegenheit: betreibe ſie eifrig. Für dich nur lebe ich: das weißt du. Auguſte.

Süperb!

Graf Lutt an Emil Reban. (Brieffragment.)

Nun zum Schluß, lieber Junge, eine Geſchichte, die uns hier tauſend Spaß gemacht hat weil ein paar pedantiſche Narren dabei geprellt worden ſind. Die Hiſtorie nimmt auf folgende Weiſe ihren Anfang. An einem heitern Abende, wo wir, nämlich Dmitri Lubansky, dein Bruder Camill und ich bei der Lespinaſſe zuſammen ſind, bringt ſie das Geſpräch auf eine komiſche Scene, die ſie vor wenig Tagen zurück mit einem ergrauten Liebhaber, einem Baron Barnevelt geſpielt hat. Dieſer Mann iſt reich, Hageſtolz und von der aus der Mode gekommenen Gattung feiner eleganter, zartſinniger alter Narren. Die Lespinaſſe iſt ganz Feuer und Muthwille, man muß ſie nehmen wie ſie ſich giebt; an ihr zu mäkeln taugt nicht. Dem alten Herrn iſt ſie aber viel zu leichtfertig und er lieſt ihr Moral. Dies wäre zu ertragen geweſen, aber er geht weiter und läßt allmählig Geld und Geſchenke weg. Dies ärgert natürlich unſern Theaterengel. Im vergangenen Winter bringt der cidevant-jeune homme eine Nichte oder etwas dergleichen mit in die Stadt, und verlangt, — wirklich empörend! daß die Lespinaſſe ihn, wenn er in Geſellſchaft dieſer jungen Dame erſcheint, nicht grüßen ſoll. Clementine iſt außer ſich; da ſie nichts gegen dieſes brutale Gebot ausrichten kann, beſchließt ſie ſich zu rächen. Sie fordert uns den Schwur ab den alten Gecken mit ſeiner

Veſtalin auf alle mögliche Weiſe im Schach zu erhalten. Wir geben ihr das Wort: die Sache amüſirt uns; wir erreichen unſern Zweck jedoch nur halb. Nun erſcheint dein Bruder Salursky, und der übernimmt es, als der intimſte Freund der ſchönen Lespinaſſe die Angelegenheit zu einem gewiſſen Schluß zu bringen. Er will Fräulein Barnevelt in ſich verliebt machen, ſie entführen — kurz die Lespinaſſe vollſtändig an ihr rächen. Nebenbei verfolgt er einen andern Zweck. Frau von Krautersperg fängt ihn an zu geniren: er möchte mit ihr brechen, iſt aber noch nicht ſeiner Sache gewiß ob ihre Kaſſe wirklich ſo erſchöpft iſt als ſie vorgiebt. Demnach will er ſie durch Eiferſucht zwingen herzugeben was ſie noch irgendwie auftreiben kann. Ich ſage dir, lieber Junge: ſüperb! Er legt der Frau Daumſchrauben an. Die unglückliche Donna weiß nicht welch Rettungsmittel ſie ergreifen ſoll. Der glühendſte Haß kocht in ihrem Buſen, die wildeſte Eiferſucht auf Fräulein Barnevelt, gegen die ſie dennoch die fromme ſanfte Taube ſpielen muß, und der ſie am liebſten unter tauſend Martern das Herz aus dem Buſen reißen möchte. Fromme Heuchlerinnen, die ihre Leidenſchaften ewig unterdrücken müſſen ſind die raſendſten Weiber die es auf Gottes ſchöner Erde giebt. Sie möchte am liebſten das verhaßte Mädchen nicht eine Stunde länger im Hauſe behalten, allein ſie hängt von den Oheimen des Mädchens ab, die ihr Geldunterſtützungen geben. Dieſe Geldmittel allein, das weiß ſie, feſſeln den ſchönen Salursky an ſie; da muß ſie der Feindin ſchön thun, um den Geliebten nicht zu verlieren. Ich ſage dir: ſüperb! Wenn die Weiber ſo in die Klemme kommen, wie amüſirt mich das! Aber höre weiter: die Bombe platzt. Es ſchleicht ein alter Sünder im Hauſe der Krautersperg herum, ein Herr Ruban, ein Wucherer en gros, ein Fanatiker für jede Art Betrug und Spitzbüberei. Oeffentlich ſieht man ihn in allen Betſtunden und frommen Vereinen. Dieſer Ruban ſoll — ſo ſagt die ſchlimme Welt — ſchon beim Tode des erſten Mannes der Krautersperg kleine anmuthige Arabesken an dem Teſtament hinzugethan haben, wodurch gewiſſe Summen anderswohin wanderten als wohin ſie beſtimmt waren. Gewiß iſt's daß unſre fromme Dame in den Händen dieſes Mannes iſt, der ſie tyranniſirt und die ganze Umgebung am Zügel hält. Dieſes Ungethüm fing nun in den letzten Wochen dieſes Herbſtes an zu wüthen und an ſeiner Kette zu zerren. Er hatte große Summen, mit enormem Wucher der Krautersperg und ihren Freunden, worunter auch dein edler Bruder Camill gehört, vorgeſchoſſen. Dieſe Summen ſind durchgebracht, der grüne Tiſch hat dieſen Winter über keine ergiebigen Erndten gewährt, zugleich weiß der wucheriſche ehrwürdige Greis, daß die Brüder Barnevelt's nicht mehr ſo willig wie früher zahlen, kurz daß der Tempel im Fundament erſchüttert iſt und wankt. Er fordert das Seinige zurück — oder droht mit der Anzeige. Ich ſage dir: ſüperb! Denke dir unſre ſchönen Mitternachtsſtunden im verſchloſſenen Salon bei den Goldrollen, die wir Einer dem Andern zuwarfen; denke dir dieſe frommen Weiber, dieſe Herren mit unangetaſtetem Rufe — denke dir in dieſe würdige Geſellſchaft plötzlich den unverſchämten grellen Strahl des Tages hineingeleitet! Der Skandal würde göttlich ſein! Wir die wir am Tage nie in das Haus der Krautersperg kommen dürfen, die ſie nicht kennt und nicht grüßt wenn ſie ſie irgendwo zufällig antrifft — wir als ihre enfans gatés als ihre intimſten Freunde der Welt dargeſtellt! Himmliſch! Ueberirdiſch!

Dein Bruder Camill iſt in einer argen Verlegenheit. Das Väterchen Ruban verfolgt ihn mit einer ungeheuren Forderung. Der Prinz bezahlt keine ſeiner Schulden mehr; von daher kann alſo der Edle keine Hülfe erwarten. Er ſpielt jetzt verzweifelt und was das Schlimmſte iſt, unklug. Wenn er bei ſeinen geſunden Sinnen iſt, ſo kann er, wir wiſſen das, manches wagen, aber tête perdue iſt's auch bei ihm eine gefährliche Sache. Mit einem jungen reichen Schweizer, einem Grafen Ewerard hat er neulich einen kleinen Auftritt am Spieltiſch gehabt, der noch zum Glück vertuſcht und verſchleiert worden iſt. Aber der Graf gehört ſeit der Zeit zu unſern Aufpaſſern; ein um ſo gefährlicherer Spion, da ihm das Herz wache Sinne giebt: er liebt nämlich Fräulein Barnevelt und möchte ſie um jeden Preis dem ſiegreichen Saluroky entreißen. Aber dem eine Beute zu entführen iſt keine kleine Sache. So treibt und drängt denn Alles durcheinander. Die gehetzten Weiber und in Angſt geſetzten Männer, der unterhöhlte vulkaniſche Boden, der hier und da ſehr luſtig ein kleines diaboliſches Flämmchen emporſendet, eine Teufelszunge, die ſchon an den Süßigkeiten hier eben lüſtern heranzüngelt, machen mir tauſend Spaß. Mitten darunter die weiße Taube, das Fraulein Barnevelt, die ſchüchtern hin und her flattert. Saluroky wird jetzt am allerwenigſten von ihr los laſſen ſchon um den verhaßten ſtolzen Grafen Ewerard den Triumph nicht zu gönnen. Oder ſollte er ſie wirklich lieben? Es iſt unwahrſcheinlich aber nicht völlig unmöglich. Einem tollen Burſchen wie ihm kann man alles zumuthen. Ich erwarte ruhig den Stoß der das ganze Gebäude über Nacht zertrümmert. Schon mit einem Fuße im Reiſewagen ſtehend ſpringe ich leicht vollends hinein. Unſer Einer iſt ein Eintags-Gott; ein Gott muß nicht zu bekannt werden, daraus ſind die Skandale der Mythologie enſtanden und entſtehen auch noch heutzutage unſre Skandale. Ich merke daß ich ſchon hier zu bekannt werde — alſo darum fort!

Noch Eins! Weißt du wo Fräulein Barnevelt deinem Bruder zum erſtenmale geſehen hat? In der Nähe des bekannten „grünen Häuschens.“ Ich ſage dir: ſüperb! Wir haben die ganze Nacht durchſpielt und dem Bachus geopfert; bei den Strahlen der Morgenſonne ſchleichen wir uns hinaus; Salurosky ſetzt ſich auf die Bank, ich ſteh und ſeh mir die Gegend an. Da geht ein ländlich gekleidetes Mädchen an uns hin, das ich wohl bemerke aber paſſiren laſſe, da ich mich in einer troſtloſen Stimmung befinde. Dies war Fräulein Barnevelt! — Nun iſt kein Zweifel ſie hat uns für zwei ideale intereſſante Naturburſchen gehalten, die den Aufgang der Sonne mit ſchwärmeriſchem Feuer beobachteten. Der auf der Bank in ſeiner Ruhe und Hinfälligkeit mochte ſie für einen liebenswürdigen Träumer halten, den „die Pein der Liebe" die Roſen von den Wangen geſtohlen hat. So hat dieſer unverſchämte Knabe, dieſer Salursky, überall Glück. In mich verliebt ſich Niemand, nicht einmal die Coeur-Dame, der ich doch unabläſſig und mit Hintanſetzung meiner edelſten Jugendkräfte den Hof mache. Lebe wohl, wenn ſich neue Dinge in unſerm Kreiſe ereignen, und ich nehme noch an ihnen Theil, ſo erfährſt du ſie baldigſt.

Der Deinige

Es erfolgte das Gegentheil von dem, was man erwartete.

Graf Everart an Guſtav Heim

Wirſt du mir glauben, mein treuer Guſtav, wenn ich dich verſichre daß mein Koffer gepackt ſteht daß ich wenigſtens zehn mal am Tage meinem Diener den Befehl gebe Poſtpferde zu beſtellen und jedesmal den Befehl wieder zurücknehme? Ich, der zuverläſſigſte, feſteſte, in ſeinen Entſchlüſſen nie wankende Mann, wie du mich oft nannteſt, ich fühle jetzt die Unentſchloſſenheit eines unvernünftigen, launenvollen Weibes. An dieſer Weiberſchwäche iſt auch ein Weib ſchuld? Hab ich Unrecht, Guſtav, um Gotteswillen, ſage mir hab ich Unrecht wenn ich annehme daß unter ſolcher Umgebung, unter Schurken und heuchleriſchen, nichtswürdigen Frauen ein Mädchen unmöglich ſo ſein kann, wie mir dieſes erſcheint? Mein empörtes Blut, mein gährendes Hirn zu beſchwichtigen rufe ich mir zu: verachte ſie! Geh deine Straße; vergiß was du hier gelitten und wie man dich getäuſcht, in deiner Heimath werden deine Wunden raſch heilen; du findeſt dort was du ſucheſt, einen Gegenſtand würdig deines Herzens und deiner Hoffnungen. Vergebens! Immer iſt's ihr Bild — ihr in Anmuth und Unſchuld lächelndes Bild, das mich zurückzieht. So ergreife ich auch jetzt einen nichtigen Vorwand, nämlich die Schlichtung eines Streites meiner Couſine mit ihrem Geſchäftsanwalt, um hier zu bleiben. Frau von Langelois iſt die Güte und Nachſicht ſelbſt in

Beziehung auf meinen wirklich einfältigen und troſtloſen Zuſtand. Sie ſieht mich in Träumerei verſunken, ſie hört geduldig mich die kleinen Liederchen ſingen und immer wiederholen, die ſich des Lobes des Fräulein von Barnevelt erfreut haben. Sicherlich iſt ihre Geduld ermüdet und ſie wünſcht ein ſo ſchwerfälliges und durch ſeine bleierne Melancholie ſo wenig liebenswerthes Weſen hundert Meilen von ſich entfernt. Aber ich bleibe — meiner eignen und andrer Leute Plage zum Trotz. Wie unmännlich! rufſt du aus. Weiß Gott; Niemand empfindet die Wahrheit dieſes Vorwurfes mehr wie ich und — doch bleibe ich.

In meinem letzten Briefe, der vor einigen Tagen abging, hab ich dir Kunde gegeben von der Kataſtrophe in dem Drama, in welchem wir Alle Mitſpieler ſind. Du wirſt erſtaunt ſein welch ein Reſultat die Bemühungen ſo vieler und ſo verſchiedenartiger Kräfte die angegriffene Größe von ihrem Piedeſtal zu ſtürzen gehabt haben. Wir haben nichts ausgerichtet. Dabei bekenne ich daß nichts inſtruktiver iſt das Weſen der Geſellſchaft kennen zu lernen als ein ſolcher Fall, wie er ſich hier unter meinen Augen zugetragen. Eine Frau, die man als ein Tugendbild verehrte, die es dahin zu bringen wußte daß man ihren braven redlichen Mann, der ſie durchſchaute und doch ſchonte, als ein Ungeheuer von Kälte, Tyrannei und Roheit verſchrie, ſteht als Heuchlerin da, als verdammenswerthe Gauklerin, die mit den heiligſten Gefühlen des Ernſtes und der Sittlichkeit ihren frechen Spott getrieben, und doch wagt man nicht ihr ein Haar zu krümmen. Das Idol, das die Geſellſchaft ſich ſelbſt erkor, vor welches es ſich in feiger Selbſtverleugnung auf die Kniee warf, darf nicht angetaſtet, nicht vor den ſchadenfrohen Augen der Menge in ſeiner Blöße gezeigt werden. Mit Fanatismus ſchaart ſich die Menge herum, und die eifrigſten Prieſter ſteigen aufs Gerüſt um mit ihrem eignen Gewande das ſchadhaftgewordene

Götzenbild zu umkleiden. Wo iſt da Gerechtigkeit und Billigkeit, wo das einfache Sittengeſetz, das in göttlicher Klarheit Jedem von uns in den Buſen geſchrieben iſt? Das iſt die Geſellſchaft, die Coterie! ein myſtiſches Inſtitut, voll geheimer Schrecken und unerklärbarer Geſetze; eine moderne Vehme. Du weißt daß wir in unſern einſamen Bergen, in dieſen uralten Adelſchlöſſern, wo die Wappenſchilder nicht einer beſondern kleinen Ariſtokratie, die ein Machthaber gründet, und ein andrer wieder auflöſt, ſondern die der Menſchheit überhaupt aufgeſammelt ſtehen, oft und viel über das nachdachten, was die Welt Gerechtigkeit, was ſie Lohn der Thaten nennt. Die großen Vorbilder unſrer Geſchichte, dieſer Muſterſammlung von Allem was die Welt Erhabnes und Schönes kennt, leuchtete uns vor als wir, zwei feurige Jünglinge, unſre Maaßſtäbe wählten nach denen wir fortan jegliches Leben, das unſrige wie das unſeres Nächſten abmeſſen wollten. Dieſe Maaßſtäbe hab ich ſtillſchweigend niedergelegt als ich in die Thäler niederſtieg. Ohne Erbitterung aber auch ohne Schaamgefühl legte ich ſie nieder; ich ſchämte mich nicht groß gedacht zu haben von den Menſchen, ſo wie ich mich auch jetzt noch nicht ſchäme Großes von mir ſelbſt verlangt zu haben. Ich weiß jetzt daß ich dieſes Große nicht erreichen werde, daß unſre Zeit die Ausübung der ſchwerſten Tugend vom Manne fordert, die Tugend der Entſagung, daß ſie uns auferlegt ſchweigend ohne Ruhm im Leben wie ohne Lorbeer im Tode dahinzugehn, dennoch werde ich bis zum letzten Athemzuge das Bewußtſein mir erringen ſo gelebt zu haben daß wenn die großen Ereigniſſe, die eine beſſere Zeit meinen Vorfahren zutheilte, mich getroffen ſie mich ihrer nicht unwerth gefunden hätten. Laß dies immer ein Traum der ſpielenden Einbildungskraft ſein, ich finde in dieſem Traum mehr Stärke und Feuer als in dem abſchwächenden Glauben daß heutzutage das Individuum nichts ſei und nur die Maſſen ꝛc gieren. Eine troſtloſe Anſicht unſrer modernen Volksphiloſophen. Guſtav, die Stille die mich umgab, als ich die Thäler niederſtieg, der kleinliche Egoismus, die empörende Selbſtſucht, deren offen zu Markt ſtellen heutzutage „Geſellſchaft“ heißt, ſchnürten meine Bruſt zuſammen und raubten ihr, die gewohnt war in der goldnen Atmosphäre unſrer Berge ſich weit und ſtark zu heben, jeden freien Athemzug. Erſt nach und nach gewöhnte ich mich an das Treiben dieſer Menſchen, doch behielt ich in ihren Vereinigungen immer etwas Schüchternes, das mir die Einen für Stolz, die Andern für Indifferentismus auslegten; denn ſie Alle begriffen nicht wie ein „junger, reicher“ Mann ſchüchtern und demüthig ſein könnte; dies war allerdings eine zu erotiſche Erſcheinung bei den Beſuchern des Salons. Ich fand eine Menge Genoſſen, aber Keinen dem es irgendwie gekümmert hätte zu erforſchen welch ein innerer Menſch bei mir in der Hülle des äußern ſteckte. Ein paar verunglückte Verſuche mich offen auszuſprechen machten mich noch verſchloſſener als ich ohnedies war. So durchzog ich halb Europa immer unter Menſchen, und doch immer allein. Ich hätte keine Stadt nennen können, die mich gereizt mich in ihren Mauern zu einem bleibenden Aufenthalt einzuſchließen, eher noch wäre ich in der Einſamkeit des Waldes, in den ärmlichen Hütten am Abhang einer Wieſe, eines Thalgrundes geblieben. So kam ich hierher. Die ſchöne Frau die mich aufnahm und als Verwandte begrüßte wußte durch ihren nicht ermüdenden Liebreiz, den ſie auf einen ſo ſpröden und unergiebigen Gegenſtand, wie ich es bin, wirken ließ meinen Abſcheu lange an einem Orte zu bleiben zu beſiegen. Ich gab mich ihr hin, und war folgſam wie ein Kind, wenn ſie über mich gebot. Leider gebot ſie mir auch die Bekanntſchaft des Fräulein von Barnevelt zu machen. Mit Widerſtreben folgte ich, denn noch nie hatte eine junge Dame der Geſellſchaft mir irgend Antheil oder auch nur ein flüchtiges Intereſſe eingeflößt. Es war dies auch anfangs derſelbe Fall mit Fräulein von Barnevelt; aber auch nur die erſten Stunden, dann fühlte ich eine Anziehungskraft zu dieſem ſeltnen Weſen, die von Augenblick zu Augenblick wuchs. Wenn du ein Bild, eine auch nur flüchtig beſchreibende Skizze von ihr verlangſt ſo kann ich ſie dir nicht geben. Sie iſt ein junges, einfaches, ſeelenvolles Mädchen — in dieſen Worten iſt Alles zuſammengefaßt was ſich von ihrer äußern Erſcheinung ſagen läßt. Ich habe viel ſchönere Mädchen und Frauen gekannt. Der Reiz, der ſie ſo verführiſch macht iſt der Anhauch der Empfindung, der über ihr ganzes Weſen hin verbreitet iſt; und dieſe Senſibilität, vergieb dies ausländiſch gebildete Wort; ich möchte es durch Fühlbarkeit wiedergeben, iſt *wahr*. Giebt es aber etwas Köſtlicheres im weiblichen Buſen als wahre Empfindung, keuſche, ungeheuchelte, mit dem innerſten Seelennerven verbundene feine Aufmerkſamkeit auf Anderer Leid und Luſt? der Egoismus macht das Weib zu einem Schreckbild, beſonders wenn es ihr einfällt dieſen Egoismus „Liebe“ nennen zu wollen; Demuth, Selbſtverleugnung und vor Allen dieſe göttliche Fühlbarkeit macht das Weib zum Engel, zum Engel der uns leitet und führt, wenn wir in unſerm Stolze auch tauſendmal zu herrſchen und zu gebieten meinen. Dieſe Anſicht freilich paßt zu unſern emanzipirten jungen Mädchen nicht und deßhalb waren mir die Salons auch in dieſem Betracht Orte, ähnlich der Dantiſchen Hölle, über deren Eingang der Spruch ſteht: „Du, der du hier eingeheſt, laß alle Hoffnung fahren!“ Es war natürlich daß die Ueberraſchung ein Weſen inmitten dieſer von mir geflohenen Kreiſe anzutreffen, das alle obige Merkmale vereinte, ſich auf meinen Zügen, in meinem ganzen Weſen malte. Es war ein freudiger Schreck, ein ungewiſſes luſtbeklommenes und doch banges Nähertreten bis denn endlich die überwältigende Fülle und der Glanz der Erſcheinung mich in Gewißheit und zugleich in den Taumel der ſüßeſten Gefühle verſetzte. O Guſtav, wie hab ich für dieſes Mädchen geglüht! und wie bitte ich Gott flehentlich er möchte mir aus dem gehäſſigen Zuſammenſtoß von Thorheit und Laſter den ich hier erlebe ihre Geſtalt rein und unangetaſtet hervorgehn laſſen. Wird dies geſchehn? Ach wenn es nicht geſchähe, es wäre um mich, um meine Zukunft geſchehn! Du weißt daß ich ſolche Worte nicht geckenhaft und kindiſch mißbrauche, bei mir iſt ein Mißgeſchick dieſer Art ein Schlag der mich fürs ganze Leben hin lähmt.

Ich hab dir ſchon geſchrieben auf welche Weiſe ich mit dem Troß nichtswürdiger Menſchen bekannt wurde in deren unmittelbarer Umgebung ſie lebt. Ich war ihnen eine willkommene Beute, ſie hielten mich für einen reichen jungen Gimpel, dem ſie ungefährdet die Bruſtfedern ausrupfen könnten. Ein paar mal duldete ich die Künſte, die man an mir erprobte, als die Blendwerke zu grob wurden, gab ich meinerſeits einem der Heldenſpieler in dieſer kleinen Schickſalstragödie am grünen Tiſche eine Lektion. Ich hätte weiter gehn und manches was mir ſchon bekannt war, aufdecken können, allein das Gehäſſige der Angeberei iſt mir ſtets noch mehr zuwider geweſen als das Verbrechen, um deſſen Entdeckung und Kundgebung es ſich handelt. Von andrer Seite her kam die Enthüllung. Wie hätte man ſich nun den Ausgang dieſer ſchimpflichen Angelegenheit anders denken ſollen als daß alle Welt ſich von dieſer Frau zurückzog bei der die Gerichte einzuſchreiten ſchon bereits ſich für beauftragt erklärt hatten. Es erfolgte aber das Gegentheil von dem was man erwartete. Zwei Männer, die am ärgſten gekränkt, düpirt und betrogen waren, die, wie Jederman wähnte, ſich am empfindlichſten rächen würden, grade dieſe Männer wandten den Eklat ab und haben durch Aufbieten ihres ganzen Einfluſſes und ihrer pekuniären Mittel die Sache in Geheimniß und Dunkel gehüllt, ſo daß es ihnen gelungen iſt die

Frau zu retten, die ſich jetzt mehr wie je die Miene der gekränkten Tugend giebt, und ſich als das Opfer ſchmählicher Verläumdung beklagen läßt. Sie, in derem Hauſe nächtlich dieſer verrufene Spielerklub zuſammenkam, die von dieſen Vereinigungen Nutzen zog, die dieſe anwandte um den nichtswürdigen Gegenſtand ihrer verbrecheriſchen Neigung, den verächtlichſten und am tiefſten Geſunkenen dieſer Wüſtlinge an ſich zu feſſeln, ſie ſteht rein und makellos da. Warum thaten dies jene Männer? — Waren ſie etwa geheime Theilnehmer des Raubes? durchaus nicht; es ſind unbeſcholtene, ächte Ehrenmänner und was ſie thaten geſchah aus jenen Grundſätzen einer Frauenverehrung und Frauenachtung, die faſt wie ein Geſpenſt in unſre Zeit hineinſpukt, und die ihnen verbietet eine Frau, auch wenn ſie noch ſo tief geſunken, dem öffentlichen Zorn und Spott preiszugeben. Frau von Krautersperg hat dieſe Männer ruinirt, und ſie rächen ſich indem ſie eine eherne Mauer um ſie bauen, die ſie vor jeden Angriff, jeder, auch der kleinſten Beleidigung ſchützt. Die Welt lacht über ſolche Tugend, aber für mich haben dieſe zwei Männer etwas Ehrfurchtgebietendes und zugleich Rührendes. Ihr Kultus hat längſt keine Altäre mehr; ſo denket und handelt kein Mann von heute; vielleicht weil es keine Frau mehr giebt, die ſolch ein Thun verdient? Aber der Fall war doch ſo „ſchreiender“ Art daß ſelbſt die Anſtrengungen und die Aufopferungen jener Männer nichts gefruchtet hatten, wenn die Geſellſchaft ſelbſt nicht die obenberührte jeſuitiſche Maxime in Anwendung gebracht hätte, derzufolge ein einmal in Anſehen ſtehendes Mitgleid nicht geſtürzt werden darf. Die Frömmelei und die Pruderie ſind einmal Mode in der Geſellſchaft, man will ein Individuum, das dieſe beide Eigenſchaften zugleich mit dem Talent der Intrigue und Verläumdung aufs Höchſte ausgebildet hat, nicht beleidigen, weil man es fürchtet, und verzweifelt es jemals völlig unſchädlig machen zu können.

Wenn ſo viel Hebel in Bewegung geſetzt, wenn ſo große Anſtrengung gemacht würden die wahre Tugend, die ächte Humanität, die Größe und den Edelſinn des Charakters zu ſtützen, welche herrliche Wirkungen würde man dann in der Geſellſchaft an den Tag treten ſehn!

Zu dem Gelingen des Plans Frau von Krautersperg in ihrem Anſehen ungekränkt zu erhalten gehörte auch ganz folgerecht daß Fräulein von Barnevelt nicht plötzlich ihr Haus verließ, und den Umgang mit ihr abbrach. Auch dies hat man zu Stande gebracht. Ich geſtehe hier bin ich eben irre geworden an Fräulein von Barnevelts Charakter. Ihre Oheime, ſagt man, beherrſchen ſie völlig, allein iſt dies doch nicht zu weit getriebener Gehorſam? Ein reines, unſchuldiges Mädchen, das die Nähe einer Verbrecherin duldet, die noch dazu eine eiferſüchtige Megäre iſt und jedes Mittel für erlaubt hält ihre Nebenbuhlerin zu quälen? Wenn die Liebe zu dem Elenden, deſſen Namen ich mich ſcheue dem Papiere anzuvertrauen, wenn dieſe Liebe ſie in dem verhaßten Hauſe zurückhielte? Es wäre entſetzlich. Ich wäre aus allen meinen Himmeln geſtürzt, auf das empörendſte betrogen! Guſtav, wenn dieſes Mädchen, das der Himmel mir, mir allein beſtimmt hat, wenn ſie ihn liebte! Nein, ich will dieſe Hölle nicht in mich aufnehmen; ſo lang es irgend möglich dränge ich das Phantom dieſes mörderiſchen Gedankens aus meiner Nähe fort.

Bei der Kälte und der Mißſtimmung die zwiſchen meiner Couſine und der Frau von Krautersperg beſteht iſt die Möglichkeit Fräulein von Barnevelt zu ſehen mir ſehr erſchwert; zum Glück hat der Zufall es neuerdings gefügt daß ich dem Präſidenten, einem der Oheime von denen ich dir oben geſprochen nahe zu treten die Gelegenheit gefunden. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt daß er mit meinem Vater zuſammen ſtudirt und ſelbſt einen Theil der Feldzüge von 1812 mitgemacht hat; Grund genug daß der

Sohn ſeines alten Kriegskameraden ihm Intereſſe und Wohlwollen abnöthigt. Ich nutze dieſe günſtige Stimmung ziemlich egoiſtiſch um durch ihn meine Hoffnungen zu nähren, meine Befürchtungen zu bekämpfen. Eitles Träumen! Kann ich dadurch das Herz mir zuwenden, das nicht für mich ſchlägt?

So eben erfahre ich daß einer der Spieler und Wüſtlinge, und zwar derſelbe, dem ich die Lektion gegeben habe ſich mit der Kaſſe des Prinzen, bei dem der Ehrloſe Adjutant war, auf die Flucht begeben hat. Die Gerichte ſpüren ihm nach. Eine unglückliche Mutter wird durch ihn in Elend und Schande geſtürzt, auch ſpricht man von einer Geliebten die ihm gefolgt ſei, oder die er vielmehr gezwungen habe ſeine Flucht zu theilen; den Namen dieſer Armen hab ich nicht erfahren. Die übrigen Theilnehmer ſind nach allen vier Weltgegenden verſtoben.

(Schluß des erſten Theiles.)

Im demſelben Verlage erſchien ferner:

Catharina. Roman. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 2 Theile. geh. . . . . 1 Thlr. 15 Sgr.

Aus Gegenwart und Vergangenheit. Novellen von F. Brunold. 2 Th. geh. 1 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf.

Erſtes und zweites Leben. Roman aus der brandenb. Geſchichte. Von F. Brunold . . 1 Thlr.

Gedichte von F. Brunold . . . 22 Sgr. 6 Pf.

* * *

Druck von [illegible] und [illegible] in Berlin

Suſanne.

Von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Louis Quien.
1847.

Suſanne.

Zweiter Theil.

III.

Er iſt mein!

Von den Vorfällen in dem Hauſe, welches ſie bewohnte, hatte Suſanne nur ſo viel erfahren, als die Oheime für gut fanden ihr zu ſagen. Wozu auch eine reine Seele, die keine Ahnung von dem unlautern Getriebe der Leidenſchaften hat, die ganze häßliche Verwirrung derſelben mit dem Anhang ſo vieler peinvollen und widrigen Beſonderheiten entfalten? Suſanne beſaß die Sorgloſigkeit der Unſchuld. Sie fühlte wohl die Erſchütterung um ſie her, wie der arglos Schlummernde den Erdſtoß ſpürt, der die Gegenſtände um ihn her wanken macht, allein da der Schrecken ſich nicht wiederholte, Ruhe und Stille wieder eintraten, machte ſie ſich ſelbſt glauben daß ſie die Gefahr übertrieben und einer grundloſen Furcht Raum gegeben habe. Weder im Betragen der Oheime noch in dem der Frau von Krautersperg ließ ſich eine auffallende Veränderung ſpüren. Nur was den Herrn von Salursky betraf fanden es die Oheime für nöthig jeden, auch den geringſten Umſtand bei Enthüllung ſeines Unwerths und ſeiner Sittenloſigkeit mit der größten Umſtändlichkeit vorzuheben. Suſanne erfuhr nicht allein daß er ein verworfener Menſch und ein Spieler, ſie erfuhr auch, und dieſe Mittheilung war die grauſamſte Mißhandlung ihres argloſen Herzens daß er der Geliebte einer verheiratheten Frau ſei, einer Frau, die ihrerſeits ihre Pflichten eben ſo unter die Füße trat als er es mit den Grundſätzen der Rechtlichkeit that. Die Oheime gingen hier in ihrem Eifer etwas zu weit. Untröſtlich darüber daß ſie ſich hatten täuſchen laſſen, und daß durch ihre Veranlaſſung, und gleichſam auf ihre Gewährleiſtung hin der Unwürdige ſich dem angebeteten Kinde hatte nähern dürfen, waren ſie jetzt mit einer zu raſchen Aengſtlichkeit bemüht grade die den vorigen entgegengeſetzten Eindrücke hervorzubringen. Auch hierin zeigten ſie ſich eben nicht als Kenner des menſchlichen, und beſonders des weiblichen Herzens. Das natürliche ſanfte Mitleid, das in einem Buſen wohnt, in welchem die finſtern Leidenſchaften noch nicht Platz genommen haben, wird rege gemacht durch die maaßloſe und ungezügelte Schmähung die über ein ſterbliches Weſen ausgegoſſen wird, das, ſeiner Natur nach den Fehltritten und der Schwäche ebenſo wie jedes andre ausgeſetzt iſt. Eine ſtille Widerſetzlichkeit, eine Stimme der Entrüſtung wird wach gerufen und die Unſchuld nimmt ſich das Recht heraus von dem vielen Schlechten, das ſie berichten hört, nur dasjenige für wahr anzunehmen was ihren kindlichen Begriffen von der Ordnung der Welt, von der Miſchung von Gut und Böſe im menſchlichen Charakter zuſtimmend erſcheint. So machte es auch Suſanne. Der Eifer der Oheime mißfiel ihr, und ſie wurde durch ihn zuerſt ſchüchtern und dann ungläubig geſtimmt. Sie fühlte wohl daß auf dem Felde, das ihre beiden Rathgeber und Freunde ihr gegenüber betraten, ſie keinen einzigen Schritt zu thun wagen dürfe. Alle Dinge, von denen die Rede war hatten eine unheimliche, völlig fremdartige Geſtalt für ſie. Kam es zu Erklärungen ſo brauchten die Oheime Worte, gaben Zeichen, die ihr unverſtändlich waren die ſie nur dunkel den Zuſammenhang mit einer Menge Verbrechen, welche das Drängen und Treiben der unförmlichen und ewig gährenden Maſſe, die man ihr die große Welt genannt hervorrief, errathen ließen. Sie konnte demnach Salursky nicht entſchuldigen; ſie mußte wohl die groben Verunglimpfungen die man über ihn ausſprach, fürs erſte, an ihm haften laſſen, aber indem ſie mit Mitleid und Schrecken die Berichte anhörte, rief eine Stimme unaufhörlich in ihrem Innern: er iſt nicht ſo ſchlimm als du ihn ſchildern hörſt! Dieſer Stimme, die keine Gründe anführte, die nichts von den herkömmlichen Geſetzen von Recht und Unrecht innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft vorbrachte, die ſich aber unmittelbar aus der Tiefe ihres erſchütterten Herzens loslöſte, dieſer Stimme glaubte ſie. Gelang es ihr nun aber durch dieſe Einflüſterungen den Schuldvollen in der Anklage frei zu ſprechen, die ſie von der Ungerechtigkeit und Tadelſucht der Welt gegen ihn erhoben wähnte, ſo wurde es ihr noch leichter eine Unſicherheit des Urtheiles in Betreff der Forderungen vorzuſchützen, die ihr eignes Herz an ihn zu machen hatte. Der Mann der ihr jene Briefe geſchrieben, die ſie immer noch wie ein heiliges Beſitzthum, faſt wie ein Geſchenk des Himmels betrachtete, durch das ihr Herz zum erſtenmal aufgeſchloſſen, der Quell der Empfindung in ihr zum erſtenmale entfeſſelt worden, konnte kein elender Betrüger ſein, der, indem er in laſterhaften Verbindungen lebt, ſich eine ſataniſche Luſt bereitete ein argloſes Weſen in den Kreis ſeiner Verirrungen zu ziehn. Und zu welchem Zweck? Salursky hatte ſie in mancher Hinſicht getäuſcht, er war nicht ganz der ehrenwerthe, offne unangetaſtete Charakter als den er ſich ihr dargeſtellt, aber folgte hieraus daß was die Erfahrungen ſeines Herzens betraf, er auch hier der Lüge, der Verſtellung Raum gegeben? Er hatte ſich ihr als unglücklich, verlaſſen, einſam vorgeführt, nun konnte er dies nicht ſein, trotz ſeiner Verbindungen in der Welt, grade wegen dieſer Verbindungen? Wo ſtand in den Briefen ein Wort von *Liebe*? Mit Nachdruck hatte er *gegen* dieſe Liebe geſprochen, die oft ſo verbrecheriſche Formen annimmt, und ſelbſt, wenn ſie in beſſerer Geſtalt auftritt, immer noch zweideutig und tadelvoll bleibt. Dieſe Liebe hatte ihn elend gemacht — war hiermit nicht die Uebereinſtimmung der Briefe mit den Anklagen der Oheime ausgeſprochen? Er hatte ſie nicht getäuſcht und ſie war nicht berechtigt ihm zu zürnen. Freilich ſchauerte ihr Herz in lebhaftem Entſetzen zuſammen wenn ſie an den eigenthümlichen Charakter der Verirrungen dachte, die ihn nach dem Bericht der Oheime gegenwärtig feſſelten; er erſchien ihr dann wie der ſchwärzeſte Verbrecher, den die Erde trägt, und jedes Mitgefühl für ihn dünkte ihr Sünde. Doch ſie glaubte dieſen Beſchuldigungen nicht, ſie deutete ſich die Scene, die ſie in jener Nachtſtunde angeſchaut anders, ſie wandte ihren Scharfſinn an dunkle myſteriöſe Verhältniſſe zu erſinnen, die die Annäherung Saluroky's an Frau von Krautersperg erklären ſollten, und ſie nahm hierbei ſeine verwirrten Weltverhältniſſe zu Hülfe; kurz mit der ganzen Erfindungsgabe eines jugendlichen Geiſtes, den die Wärme des Herzens in ſteter Regſamkeit erhält, arbeitete ſie daran den troſtlos Niedergeworfenen ſeiner Feſſeln zu entledigen, die die Oheime täglich neu für ihn ſchmiedeten. Sie erſchöpfte dabei ihre Kräfte, ſie machte ſich müde und krank. Salursky ſelbſt war aus ihrer Nähe verſchwunden; ſie hörte nichts von ihm; ſeine Exiſtenz ſchien nach jenen dumpfen Erſchütterungen, die alle Verhältniſſe der Bewohner dieſes Hauſes getroffen, wie durch einen Donnerſchlag plötzlich hinweggebannt. War er noch in der Stadt? War er gezwungen worden ſie zu verlaſſen? Sie hatte Niemanden, den ſie fragen konnte. Sein Name auf ihren Lippen wäre eine tödtliche Beleidigung für die Oheime geweſen, die den Unwürdigen auf ewig aus dem Gedächtniſſe ihres Pfleglings getilgt zu haben gewiß waren.

Eine Erklärung kam ihr von einer Seite, woher ſie ſie nicht hoffte, woher ſie ſie nur fürchtete. Frau von Krautersperg ließ ſie eines Abends ſpät zu ſich bitten. Suſanne fand dieſe unglückliche Frau in ihrem Kabinet, auf dem Sopha liegend, leidend, beim Schimmer einer düſtern Lampe. Als ſie ſich näherte erhob ſie ſich ein wenig und bat mit ſchwacher Stimme Suſannen den Platz neben ihrem Ruhelager einzunehmen. Seit mehreren Wochen hatten ſich beide nicht geſehn. Suſanne war hierin dem Befehle der Oheime gefolgt; ſie erſchrak daher als ſie jetzt die Züge und die Geſtalt Cäciliens näher betrachtete. Von der Schönheit der Formen und des Ausdruckes war wenig mehr zu entdecken; die Ruhe und Sicherheit waren geſchwunden, Aufgeregtheit und ein ſeltſam ſcheues, faſt wildes Weſen an deren Stelle getreten. Unwillkührlich mußte jetzt Suſannen die nächtliche Scene ins Gedächtniß kommen, und ſie bebte innerlich zurück da ſie fühlte daß dieſe Stunde zu Aufklärungen und Geſtändniſſen beſtimmt ſei. Wie gerne wäre ſie ihnen ausgewichen, allein es fand ſich hierzu durchaus kein Vorwand; mit einer Miene der Reſignation duldete ſie daher daß Cäcilie ihre Hand ergriff, und ſie lange in der ihrigen hielt indem zugleich ihr forſchender Blick auf ihren Zügen zu leſen ſchien um zu errathen wie die Worte, die ſie eben an ſie zu richten willens war, würden aufgenommen werden. Die Prüfung ſchien nicht befriedigend ausgefallen zu ſein, denn ſie ließ plötzlich die Hand frei, ſtieß einen heftigen Seufzer aus, und ſenkte das Haupt tief in die Polſter hinab. Nach einer Weile erhob ſie es wieder, aber ihr Blick war verſchleiert und düſter, eine furchterregende Blöße deckte das Antlitz, und die Lippen bebten. Durch dieſe Zeichen eines ſo ſchmerzvollen Kampfes erſchüttert fühlte Suſanne ihre Kälte und ihren Widerwillen ſchwinden; ſie neigte ſich zu Cäcilien, und dieſe rief: Nun endlich! endlich kommen ſie mir doch in etwas entgegen, endlich ſeh ich daß es ihnen nicht gleichgültig iſt mich der Marter dieſes Moments erliegen zu ſehn! Mein Kind, mein theures Kind, ich habe wohl Urſache ſie mir günſtig zu ſtimmen; mein finſtres Geſchick hat das Schwerdt das beſtimmt iſt dieſen Buſen zu durchbohren in ihre Hände gelegt; nehmen ſie's, brauchen ſie's nach dem Willen dieſes grauſamen Geſchicks ſo iſt's um mein Leben geſchehn, halten ſie's zurück, ſo athme ich wieder frei, und öffne meine Arme von neuem dem Glück.

Suſanne neigte ſich zu ihr, ſie lächelte ſchmerzlich: langſam und mit zitternden Händen ſchloß ſie ein Käſtchen auf ein Papier hervorlangend, das ſie Suſannen hinreichte, die lebhaft erſchrak da ſie Salursky's Schriftzüge erkannte. Cäcilien, deren ſpähenden Blicken kein Umſtand entging, befremdete dieſe Ueberraſchung, ſie fragte mit einem Tone der ſeine gewohnte Schärfe und Kälte wieder angenommen hatte: dieſe Schriftzüge ſind ihnen nicht fremd? Ich ſeh es — um ſo weniger hab ich nöthig ein erklärendes Vorwort dieſem Briefe beizufügen. Leſen ſie dieſe Zeilen, ſie ſind an ſie gerichtet.

Suſanne öffnete das Blatt und las nachdem ſie mühſam ihre Aufregung bekämpft hatte:

Fräulein von Barnevelt!

Die Ereigniſſe dieſer Tage haben bewirkt daß ich mich aus Ihrer Nähe verbannt habe, ich wartete nicht bis Sie mein Verbannungsurtheil ausſprachen, denn dazu, fürchtete ich, würde man ſie bald gezwungen haben. Menſchen, deren Urtheil ich nicht beſtechen kann noch will haben, wie ich es gleich befürchtete, eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Ihnen und mir aufgeführt. Dennoch giebt es ungerechte Urtheilsſprüche, es giebt feile und nichtswürdige Organe der öffentlichen Meinung, die erſt dann in ihrer wahren Natur erkannt werden wenn das Opfer das ſie ſich erwählten verblutet iſt. Ich könnte Ihrer argloſen Weltunerfahrenheit gegenüber mein Fräulein, behaupten daß ein ſolcher ungerechter Urtheilsſpruch mich getroffen habe, wenn ich nicht auch ſelbſt die kleinſte Unwahrheit als das ſicherſte Mittel anſähe unſern Bund auf immer zu zerreißen, und ſo geſtehe ich Ihnen daß ich ſchuldig bin, daß die Welt indem ſie mich verurtheilte keine ihrer gewohnten Uebereilungen und Ungerechtigkeiten beging. Wie ich Ihnen bekannte daß ich elend ſei, ſo vergaß ich hinzufügen daß meine Verirrungen einen großen Antheil haben wenn auch nicht an der Laſt ſo doch an der Beſchaffenheit dieſes Elends. Mein Herz war verödet und ich ſuchte es auf Augenblicke durch Thorheit zu füllen. Die Verbindungen die ich ſchloß waren Folgen jenes gefährlichen Müßigganges des Herzens. Hätte ich das Edle geſunden, hätte ſich mir die Tugend offenbart, ich würde mit dem Ekel und dem Ueberdruß die thörichten Zerſtreuungsmittel niedergelegt haben, wie ein Knabe ſein Spielzeug hinwirft wenn man ihm die glänzende Waffe und den Kriegerſchmuck des Jünglings zeigt. Die Ermüdung machte mich laſterhaft. Ich ſchlummerte ein und ſah nicht daß ich unter giftigen Pilzen lag. Unwillig und mit dem Geſchick hadernd daß es mich abhielt die herrliche Stadt zu erreichen, in die ich die Pilgerſchaaren unter Hymnen und Lobgefangen einziehen ſah, kehrte ich in eine elende Herberge ein und ſetzte mich an den Tiſch zu Bettlern und Wegelagerern. Als ich aus meinem Stumpfſinn erwachte, als ich meine Umgebung erkannte, da ſtürmte ich wieder auf und that erneute lebhafte Anſtrengungen den Winken meines Gottes zu folgen. Doch wozu all' dieſe Worte? Ich bin geſunken, Mädchen; ich bin tief, tief geſunken, es iſt umſonſt daß ich mich vor Dir rechtfertige, denn Du biſt mein Gewiſſen. Willſt Du mir die Hand reichen mich emporzuziehn?

Doch ſtill! Ich habe mir ſelbſt das Verſprechen abgenommen nicht die Sprache der Leidenſchaft in dieſen traurigen Zeilen zu führen. Wahrlich ich möchte nicht den Anſchein gewinnen als wollte ich Ihr Herz beſtechen, Ihr Urtheil trüben, mein Fräulein darum ruhig, kalt, beſonnen. Die Frau, die Ihnen dieſes Schreiben übergiebt, iſt dazu beſtimmt aus Ihrem Munde ihren Urtheilsſpruch zu empfangen. Als ich Sie kennen lernte Suſanne, hab ich jenes Band gelockert, und endlich ganz zerriſſen daß mich an dieſe Frau feſſelte. Sie liebt mich und iſt nicht willens mich aufzugeben. Ich habe dieſer Liebe eine grauſame Prüfung auferlegt. Aus Ihren Händen, aus den Händen ihrer Nebenbuhlerin ſoll ſie für ſich die fernere Dauer dieſer Liebe erbitten, und Sie, Suſanne, ſo hoffe ich, werden ihr die Gewährung verſagen. Mein Schickſal und das dieſer Frau liegen hiermit zugleicherzeit in Ihrem Ausſpruch. Halten Sie mich noch für würdig Ihres Mitgefühls, ſpricht noch irgend Etwas in ihrem Herzen für den Armen, den die Welt ausſtößt, und der ſich mit der ganzen Innigkeit des Glaubens und der Liebe an Sie, ſeinen Rettungsengel klammert, hegen Sie die Hoffnung daß ich dem Lichte und der Tugend wieder geſchenkt werden kann, o ſo werden Sie mich dieſer Frau nicht überantworten; ihre Bitten werden keine Gewalt über Ihr Herz haben, ſie werden ſich beſinnen daß Sie zu der ſchönen Pflicht berufen ſind, die Gott allen ſeinen Lieblingen auferlegt, einen Troſtloſen zu tröſten, einen Verirrten auf den rechten Pfad wieder zurückzuführen. Bin ich Ihnen jedoch völlig gleichgültig geworden, regt ſich ſogar in ihrem Herzen das Verlangen mich für meine Schwächen und Irrthümer nachdrücklich beſtraft zu ſehn, oder iſt der Wille und Befehl Ihrer Angehörigen entſchiedend für Sie — ich kann und will in keinem dieſer Fälle Sie tadeln — ſo übergeben Sie, zum Zeichen daß ich fortan ewig für Sie todt bin, meine Briefe dieſer Frau. Mit dieſem köſtlichen Pfande verſehen wird ſie alsdann wieder in ihre frühere Rechte treten, und der Preis dieſer Siegestrophäe wird ihre und meine erneute Schmach ſein. Von Ihnen aufgegeben werde ich wieder ihr angehören. Sie verdient dieſen traurigen Lohn für ihre Selbſtentäußerung und Demüthigung.

Ehe Sie aber dieſen Schritt thun, bedenken Sie die Folgen. Auf die kurze Spanne Zeit dieſes Nachdenkens legt ein Engel ſeine ſegnende Hand dicht neben eine drohende Teufelskralle. Wie ich zum erſtenmale Ihr Vertrauen anrief, ſchwebte mir ſchon dieſer bittre, jammervolle Moment vor, doch iſt die entſcheidende Minute ſchneller herangekommen als ich fürchtete. Ich glaubte als ein Mann ihre Qualen zu überſtehen, allein ich beuge mich wie ein Sterbender unter ihrer Laſt und klage und zittre wie ein Kind. Ich muß mich zwingen Ihnen in wenig Worten nochmals den unſeligen Inhalt dieſes Briefes zu wiederholen; ſo hören Sie denn: Ein Verbrecher bittet Sie ihm anzugehören. Werden Sie's thun? Nein — nein! Aber dieſer Verbrecher wurde es weil er bis jetzt keinen Engel fand, der ihn ſchützte — in dieſem Augenblicke erklärt er dieſen Engel gefunden zu haben und deſſen Führung ſich blindlings zu überlaſſen! Bleiben Sie bei der Abweiſung? — Nun denn, Suſanne, können Sie gegen ſich ſelbſt ſprechen? Können Sie indem Sie mich von Sich weiſen, mich von meinem Engel ſcheiden? — Wohl, Sie können es! Lebewohl denn auf ewig dem Licht, der Tugend, dem Leben! —

Suſanne ſtützte ihr Haupt und ſchloß die Augen; das Blatt entſank ihrer Hand, die Schriftzüge fingen an vor ihren Blicken zu flimmern, ihr Blut trieb mit einer ſolchen Heftigkeit zum Herzen, daß es ſie zu erſticken drohte. An die Lehne des Stuhls zurückfallend hüllte ſie ſich in ihren Shawl und ein Fröſteln durchzog den Körper. Der ſcharfe, geſpannte Blick Cäciliens ruhte unausgeſetzt auf der Leidenden, ſie erfaßte ihre Hand, und als ſie ſie kalt fand, rief ſie beſorgt: Mein edles Mädchen, nur Kraft, nur Kraft! Um Gotteswillen in dieſer entſcheidenden Stunde nicht die gewöhnlichen kleinen Schwächen und Koketterien des Alltaglebens!

Dieſe Worte und mehr noch die Berührung riſſen Suſanne aus ihrer Erſtarrung in die ſie der unglückliche Brief, und das Bewußtſein der grauſamen Entſcheidung, die er ihr auferlegte, verſetzt hatten. Mit einem nur übel verſteckten Schauder riß ſie die Hand aus der faſt gewaltſamen Umſchließung los und ihr Geſicht verhüllend rief ſie: Mein Gott alſo iſt die gräßliche Beſchuldigung doch wahr, und er verlangt daß ich ihn auf immer aufgeben ſoll!

Verlangt er das! rief Cäcilie. Nun wohl ſo verlangt er was die Ehre und die Liebe gebietet. Er iſt mein! Wohlan die Briefe, Fräulein von Barnevelt, die Briefe! eilen ſie, mir ſie einzuhändigen.

Laſſen ſie mir Zeit! ſchluchzte Suſanne; ich kann das Entſetzliche nicht faſſen. Die Nähe des Verbrechens betäubt mich.

Wie, ſie weigern ſich zu thun, was die Pflicht gebietet? rief Cäcilie mit einem wilden Schrei. Unglückliche! Sie beharren darauf ihr Verbrechen vollkommen zu machen, das Maaß ihrer Schuld bis an den Rand zu füllen?

Suſanne blickte ſie an, ſtarr vor Erſtaunen und Schrecken.

Frau von Krautersperg warf ſich ihr zu Füßen. Um Gott was thue ich? rief ſie, ich erbittre und beleidige Die, in deren Händen mein Schickſal liegt. Doch dieſe Stunde iſt zu ſchreckenvoll! Welch ein Dämon warf den Feuerbrand einer Leidenſchaft in mein Herz, die mich zu ſo grauſenvollem Kampfe, zu ſo ſchmachvoller Erniedrigung zwingt! O nicht dieſe Miene von Tugend! Jetzt keine Heuchelei! Ich weiß was man durch Heuchelei erzwingt, doch hier, zwiſchen uns beiden — keine Heuchelei! Furchtbar klar und deutlich ſteht vor uns, was wir einander ſein ſollen. Sieh mich zu deinen Füßen Mädchen; ich will vergeſſen was ich durch dich litt, ich will den Stachel lächelnd aus dem blutigen Buſen ziehn und deine Hand, die ihn mir einbohrte, küſſen, ich will dich lieben und verehren, du ſollſt Tag und Nacht der Gedanke meiner Sorge, meiner liebenden Aufmerkſamkeit ſein, ich will für dich thun, was keine Schweſter, keine Freundin, keine Mutter that — nur gieb mir dafür das Einzige was ich von dir begehre, gieb mir ihn!

Suſanne wandte ſich ſchaudernd ab, und Cäcilie umſchloß ihre Kniee.

Er war mein! rief ſie er muß es wieder ſein. Meine Bitten vermögen nichts über ihn, nur deinen Befehlen gehorcht er. Ich weiß nicht wohin er geflohen; er wird nicht zurückkehren bevor ich ihm nicht das Gebot deiner Allmacht bringe. Du willſt es und mir iſt er zurückgegeben. Du biſt die Gewaltige, die Herrſchende, er will daß ich ihn mir von dir erbetteln ſoll, und hier, auf meinen Knieen liegend, thu' ich das.

Suſanne, machte eine Bewegung um aufzuſtehn, als Cäciliens Arme ſich um ihre Kniee feſter ſpannten. Von einem unnennbaren Gefühl des Mitleids, der Schaam und des Grauſens durchfröſtelt, und faſt vergehend vor Angſt flüſterte ſie, Sie vergeſſen Frau von Krauterſperg daß ſie einen Gemahl haben. O Gott, bin ich dazu berufen, darf ich es wagen ihnen ſo empörenden Vorwurf zu machen? Vergeben Sie mir. Indem ich ſo dreiſt bin an Rettungsmittel für Sie zu denken zittre ich und weiß nicht wohin ich ſelbſt mich retten ſoll. Arme, beklagenswerthe Frau — Gott iſt überall — er iſt hier gegenwärtig; laſſen ſie uns beide unſer Herzen vor ihm ausſchütten. Es muß ja Klarheit und Licht in dieſe bange Stunde kommen. Es muß ja. Wollen wir ihm unſren Streit anheimgeben.

Mit dieſen Worten legte Suſanne liebkoſend ihren Arm um den Nacken der Knienden, ſie ließ ſich ſelbſt auf die Kniee nieder, doch Jene ſprang raſch auf und rief: Ich weiß was auf ihr Herz Eindruck macht; wenn es nicht die Bitten der Mutter ſind, die der Kinder werden es vollbringen.

Suſanne beſeligt in dem Andrange der ſanftern Gefühle, die in dieſem Augenblicke ihren Buſen durchzogen hörte dieſe Worte nicht; mit der größten Inbrunſt ſammelte ſie ihre Gedanken und wandte ſie dem Himmel zu, da fühlte ſie zwei zarte Arme ihren Nacken umſchließen; aufblickend gewahrte ſie den Knaben, der ſich über ihre Schulter beugte, das Mädchen war etwas zurückgeblieben; Cäcilie faßte ſie am Arm und ſchleuderte die Kleine mit wilder Heftigkeit Suſannen zu indem ſie rief: Geht, geht! liegt zu ihren Füßen, wie es eure Mutter eben gethan, bittet ſie daß ſie endlich gewähre, was ſie doch nicht verweigern kann, und darf.

Das Bewußtſein, daß hier eine Frau ihre Kinder zwinge um mit ihnen vereint die Rückkehr eines verbrecheriſchen Geliebten zu erflehen machte Suſannen taumeln, die ganze Größe und Gewalt des Laſters legten ſich plötzlich ſo überwältigend auf ihren Sinn daß keine andere Vorſtellung in ihrem Geiſte Platz fand als die zur Flucht: Nur fort, fort von hier! rief es in ihr, gieb Alles hin, wirf Alles von dir, nur fort aus dieſer brennenden Atmosphäre, die dir den Athem benimmt und deine Sinne zu zerſtören droht! Sie reichte mit einer ſtummen Bewegung den

Schlüſſel ihres Schreibekäſtchens hin, den Frau von Krautersperg eilig ergriff, und damit forteilte.

Sie hörte wie ſie den Gang hinabflog und bald darauf mit dem Käſtchen wiederkam, es öffnete und die bezeichneten Briefe herausnahm, ohne daß Suſanne, die wie eine Gerichtete auf dem Boden kniete aufblickte oder auch nur das geringſte Zeichen machte das Werk, das vor ihren Augen vor ſich ging, zu verhindern. Der Knabe hatte ſich an ſie geſchmiegt und weinte, das Mädchen ſtand bleich und zitternd an der Thüre. Cäcilie war am Tiſch beſchäftigt, ſie ſtellte die Lichter näher und betrachtete mit blitzenden und triumphirenden Blicken das Briefpäckchen, deſſen Inhalt ſie auseinanderlegte. Nicht der leiſeſte Dank entglitt ihren Lippen, ſie hatte ſelbſt keinen Blick auf die arme, tiefniedergeworfene und in allen ihren Hoffnungen und Träumen getäuſchte Geberin ihres Glückes. Leiſe entfernte ſich dieſe aus dem Gemach, und langte von einem Fieber durchfröſtelt in ihrem Zimmer an.

Sie blickte um ſich wem ſie dieſes „Amt des Herzens“
anvertrauen könnte.

Am Morgen darauf that Suſanne den Oheimen ihren feſten Entſchluß kund das Haus zu verlaſſen. Der Präſident erſchrak über die Veränderung die ſich ſeit den wenigen Stunden, wo er ſeinen Liebling nicht geſehn, in dem Weſen und der äußern Erſcheinung deſſelben ſich eingeſtellt. Der Legationsrath eilte fort um ſogleich Anſtalten zu treffen dem Verlangen des unglücklichen Mädchens in kürzeſter Zeit zu willſahren. Beide Männer waren erſchreckt und geängſtet. Was war vorgefallen? Welch ein neues Unglück war dem angebeteten Mädchen nahe getreten? Sie ſagte es nicht, ſie ließ es nicht einmal errathen. Zum erſtenmale ſprach ſie ſich nicht offen, nicht rückſichtslos gegen ihre Freunde aus. Alle angewandte Mittel ihr gefeſſeltes Vertrauen zu löſen, alle Bitten ſie zu einem Geſtändniſſe zu bringen hatten keine andre Folge als die erneute, und mit verſtärkter Innigkeit vorgetragene ſie nur ſchnell aus dieſem Hauſe zu entfernen. In der That iſt das grauſenvollſte Unglück was einem jugendlichen ſtarken Herzen zuſtoßen kann die bittre Entſcheidung daß es nicht mehr hoffen, nicht mehr lieben dürfe. Zum erſtenmale ſah ſich Suſanne getäuſcht, und zum erſtenmal wand ſie ſich unter den Qualen dieſes Bewußtſeins, das ſelbſt männlich feſte und ſelbſt ſchon vom Leben gehärtete Herzen niederzuwerfen im Stande iſt. Wie wenig wohlthätig und weiſe fand ſie jezt die

Schonung, mit der die Oheime gegen ſie gehandelt; hätten ſie ihr deutlich die Lage der Dinge geſchildert, das Verbrechen genannt, ſie hätte nicht dieſen Kampf zu beſtehen nöthig gehabt, in welchem ſie immer wieder ihr Herz zum Glauben überredete, während die Wirklichkeit fortwährend die härteſte Enttäuſchung ihr bereitete.

Mit einer Feſtigkeit und Entſchloſſenheit, deren Keim in ihrem Weſen, jedoch bis jetzt unentwickelt lag, gebot ſie ſich ſelbſt das Andenken an den Urheber ihrer Qualen völlig aus ihrem Geiſte zu verbannen. Dieſe Sinnesänderung konnte ſie Niemanden mittheilen, ſie müßte ſie mit allen Umſtänden, die ſie hervorgerufen und ſie begleiteten, in die Tiefe ihres Herzens verſchließen. Zum erſtenmale fühlte auch ſie ſich jetzt allein. Die Erinnerung an ihre Mutter erwachte und entlockte ihrem Herzen eine Fluth von Thränen. Die weibliche vertrauende und vertraute Seele fehlte ihr. Sie blickte in ihrem Kreiſe herum, wem ſie etwa dieſes „Amt des Herzens“ anvertrauen könnte, und wieder trat das Bild jener Frau ihr raſch vor die Seele, deren Weſen ſtets ſo viel Anziehungskraft auf ſie ausgeübt, ſie dachte lebhaft wieder an Frau von Langelois, und ſie ſprach den Wunſch gegen die Oheime aus in die Nähe dieſer ihr wahrhaft wohlwollenden Freundin geführt zu werden. Zu ihrer Verwunderung fand ſie diesmal keinen Widerſpruch. Die Anſichten der beiden Männer hatten während dieſer Zeit in Betreff der Frau von Langelois bedeutend geändert. In ihren Augen hatte der Sturz der Frau von Krautersperg ihre Feindin auf ein Piedeſtal gehoben. Gaben ſie auch, um ihre einmal übernommene Rolle treu zu bleiben, öffentlich kein Zeichen der Kälte und Entfremdung gegen Frau von Krautersperg, ſo errangen doch ſeit jenen beklagenswerthen und ſchreckvollen Erfahrungen, jene Frauen, die die öffentliche als ſo lügneriſch gefundene Meinung verdammten, ihre unverhehlene Achtung und Zuneigung, wenn ſie auch nicht wagten dieſe zu zeigen. Sie beſaßen nicht Kühnheit genug gegen die Welt aufzutreten, aber ſie beſaßen Herzenswärme genug um das verfolgte Opfer liebenswerth zu finden. Es offen zu vertheidigen und zu ſchützen, dazu fühlten ſie ſich nicht berufen, aber wohl dazu es heimlich zu lieben und zu verehren. Mit dem Abſcheu vor Frau von Krautersperg, den ſie nicht zeigten, verband ſich die Neigung zu Frau von Langelois, die ſie ebenfalls nicht zeigten. Sie hätten nie gewagt ihre Nichte zu einer Verbindung mit jener Frau anzuregen, jetzt aber da dieſe ſelbſt auf die Schließung eines ſolchen Bundes beſtand, waren ſie innerlich mit dieſer Wandlung des Geſchicks zufrieden. Ueberdies hatte um ſie günſtig für Frau von Langelois zu ſtimmen, beim Präſidenten namentlich die Bekanntſchaft mit dem jungen Grafen Ewerard ſehr viel beigetragen. Der Präſident war in dieſen jungen Mann wahrhaft verliebt und er ſprach offen gegen ſeinen Bruder dieſe erwachende ſtarke Neigung aus. Beide Brüder dachten daran Suſannen auf dieſen Bewerber aufmerkſam zu machen, aber Beide erſchraken dann wieder indem ſie ihren Liebling, den Inhalt ihres Lebens, der Gegenſtand ihrer Sorge und ihrer Gedanken bei Tag und bei Nacht, ſich entführt dachten. Sie geſtanden ſich einander daß ſie nicht wußten wie ſie dann fürder, ohne Suſannen, leben ſollten. Aber dennoch mußte ein ſolcher Moment doch einmal kommen. Das liebe Kind mußte ihnen genommen werden, oder wenigſtens ſie mußten deſſen Beſitz mit einem Dritten theilen. Beim Präſidenten, wie beim Legationsrathe war es entſchieden daß im Fall Suſanne heirathete ſie beide zu ihr ins Haus ziehen würden. Sie wird ſtatt eines Mannes, drei Männer heirathen, ſagten ſie lächelnd, das wird die ganze Sache ſein. Was iſt dabei ſo groß zu erſtaunen? Wird ein ſo wunderſames Mädchen das eine Welt voll Männer glücklich machen könnte mit der kleinen Anzahl von Drei nicht gar bald fertig werden? Sie betrieben mit einer gewiſſen Haſt und Aengſtlich keit die Annäherung des jungen Grafen an Suſannen, ſie wollten ſich damit vor ſich ſelbſt gleichſam entſchuldigen daß ſie ſich durch einen Unwürdigen hatten täuſchen laſſen, und es ging aus dieſen Anſtrengungen das Verlangen hervor Suſannen Salurskys Erſcheinung nur recht bald vergeſſen zu machen. Ohnedies wähnten ſie daß der Eindruck den dieſer auf das Mädchen hervorgebracht, nur ein ſehr flüchtiger habe ſein können.

Es ließ ſich nunmehr ohne Aufſehen der Plan der Veränderung von Suſannens Aufenthalt ins Werk richten. Die erwachende Natur, der wiederkehrende „Frühling führte die meiſten Bewohner der Reſidenz auf ihre Landgüter; Frau von Langelois bezog das ihrige, und Suſanne, die ſchon längſt eine Einladung erhalten hatte ihr dorthin zu folgen, nahm dieſe Aufforderung an, und Frau von Krautersperg konnte ihre Einwilligung ſcheinbar nicht wohl verſagen weil ſie ſelbſt um einer von den Aerzten vorgeſchriebenen Kur zu genügen, eine Reiſe in ein entferntes Bad antreten mußte. So waren denn dieſe zwei Frauen, die ein unglückliches Geſchick mit einander verbunden hatte, getrennt und zwar mit der ſtillſchweigenden beiderſeitigen Abſicht getrennt ſich wo möglich nie wieder im Leben zu begegnen.

Die Geſchwiſter waren auch hierin nicht einerlei Meinung.

Der Landſitz der Frau von Langelois war ein Beſitzthum völlig im modernen Geſchmack eingerichtet. Ein helles, freundlich gelegenes, mit großen, luſtigen Räumen verſehenes Haus, mit Bequemlichkeit und Luxus im Innern, im Aeußern mit ſchöner Einfachheit ausgeſtattet, erhob ſich auf einem Hügel, der terraſſenförmig gegen einen kleinen See abdachte. Eine beſonders üppige Vegetation und ein ſehr helles Grün der Grasflächen gaben dem Ganzen etwas Gefälliges, Anlockendes, welcher Charakter den modernen Landhäuſern gewöhnlich anhaftet, während die Sitze unſrer Voreltern das Bild feudaliſtiſcher, meiſt düſtrer Größe und ungefälligen aber impoſanten Reichthums darbieten. Dieſes ſchöne Landhaus ſtimmte zu der ſchönen Frau, die es bewohnte; eine Beſitzerin, die weniger die Fröhlichkeit, die Offenheit und freie Rückſichtsloſigkeit im Verkehr mit der Geſellſchaft geliebt hätte, die durch Neigung oder ihr Geſchick gezwungen, den Zutritt einer neugierigen und frivolen Welt weniger ihrem Geſchmack gemäß gefunden, wäre ohne Zweifel mit dieſen hellen, überallhin offenen Räumen nicht zufrieden geweſen, und Haus und Gärten hätten, ihren Launen folgend, einen Zug von Verſchloſſenheit und Heimlichkeit angenommen; allein Frau von Langeleis wußte nicht was es hieß träumen, in poetiſchen oder melancholiſchen Grillen ſich ergehen, ſie gehörte der Bewegung, dem Leben, der Thätigkeit an. Dieſe Thätigkeit war nicht auf beſtimmte Zwecke gerichtet, es war die unbewußte Thätigkeit die die Blume entwickelt ihre Blätter möglichſt ſchnell und vollſtändig dem Lichte auszubreiten. Das Licht war für Frau von Langelois das Vergnügen. Sie ruhte nie und ermüdete nie in dem Aufſuchen des Vergnügens, und ſie fand es da, wo tauſend Augen und Sinne es nicht geahnet und noch weniger geſucht hätten. Eine ernſtliche Neigung hatte ſie nie gefühlt, eine ſolche hätte auch nicht in ihre Lebensordnung gepaßt, aber ſie hatte an vielen Neigungen herumgekoſtet, und allen ſo lange ein Intereſſe geſchenkt als ſich ihr Inhalt mit dem allgemeinen Geſetze ihres Weſens „frei ſein, und froh ſein!“ vertrug. Die Männer die ſie verabſchiedete nannte ſie fortwährend ihre Freunde, und dieſe waren mit dieſem Titel zufrieden, da ſie wohl einſahen daß es unmöglich war bei Frau von Langelois einen andern als dieſen auf die Länge zu erhalten. Die Reformen, die ſie in der Geſellſchaft hatte durchſetzen wollen, waren ihr nicht geglückt, aber weit entfernt daß dieſer Umſtand ihren Muth niederbeugen ſollte, diente er nur dazu ihre muthwillige Laune, die ſich in tauſend kleinen Angriffen auf die „Frommen" Luſt machte, zu verdoppeln. Dabei hatte ſie ein gutes Herz und eine wahrhaft empfindliche und tragiſche Niederlage ihrer Feinde hätte ihr unfehlbar ſo wehe gethan daß ſie ſchon aus dieſem Grunde froh war nicht den Sieg davongetragen zu haben. Die mißfälligen Gerüchte die ſich über Frau von Krautersperg damals bei dem plötzlichen Bruch aller Verhältniſſe in der Stadt verbreiteten, fanden an ihr kein Organ der weitern Veröffentlichung, obgleich dies eine ſchickliche Gelegenheit gegeben hätte zu Gunſten ihres Syſtems einen Schritt vorwärts zu thun. Doch war dies gute Herz wieder nicht energiſch und ſelbſtändig genug um eine ächte und dauernde Zuneigung, einen mächtigen und feſten Schutz zu gewähren. Sie war und blieb eine eitle Weltdame, ein ſchönes, verzogenes Kind des Glückes, das willig jedem Weſen, das ſich auf ſeinem Wege fand, Freude bereitete, nicht weil es ihm um das Glück dieſes Weſens zu thun war, das ihm ziemlich gleichgültig ließ, ſondern weil es zu ſeinem eignen Glück gehörte frohe Geſichter um ſich her zu ſehn. Frau von Langelois freute ſich herzlich Suſannen in ihrer Nähe zu haben und ihrem Schutze überantwortet zu ſehen, allein an dieſer Freude hatte keine ernſtere Betrachtung über den Charakter ihrer jungen Freundin, über die Gefahr in der dieſe geſchwebt und der ſie jetzt entriſſen, Theil. Sie widmete ihr auch jetzt keine beſondere Hingebung und die Innigkeit Suſannens, die faſt heilige Reinheit mit der das junge Mädchen jedes engere Verhältniß, jeden Bund der Herzen betrachtete, beläſtigten die Weltdame. Sie ſuchte demnach den vertrauten Stunden, die Suſanne herbeizuführen trachtete, geſchickt auszuweichen, und die Quelle der Gefühlsausſtrömung, die ihr zugedacht war, allmählig auf einen andern Gegenſtand hinzulenken. Sie war nicht fähig eine Freundin zu ſein wie ſie nicht fähig war eine Geliebte zu ſein; aber in ihrer Nähe war Jemand, von dem ſie vorausſetzte daß er auf die Dauer ſowohl ein aufopfernder Freund, als auch ein treuer Liebhaber ſein könne, und dieſer war ihr Vetter, der Graf Ewerard, der ihrer Anſicht nach Suſannen vom Geſchicke beſtimmt war und wo es Thorheit und Unglück war hierin zu widerſtreben. Sie verfolgte demnach den Plan beide zu vereinigen mit großer Feinheit und Geſchicklichkeit. Die Oheime mußten ihr hierbei zur Hand gehn, und ſie zählte ſicher darauf noch eine Bundesgenoſſin an Frau von Roſenfeld zu erhalten, die aus Paris anlangte um den Sommer bei ihr zuzubringen. Doch die Geſchwiſter waren auch hierin nicht einerlei Meinung. Grade weil ihre Brüder es wünſchten, wünſchte Frau von Roſenfeld es nicht. Auch die Hauptperſonen ſchienen nicht einig. Suſanne zeigte ſehr wenig Neigung zum Grafen, und der junge Mann erſchien nur ſelten auf dem Landhauſe ſeiner Tante, aus Zartgefühl um nicht den Anſchein zu geben als wolle er den Vortheil, den die glücklichen Verhältniſſe gewährten, mißbrauchen. Von der Frau vom Hauſe und den beiden Oheimen aufgefordert und in ſeinen Zweifeln und Rückſichten beſiegt, kam er jedoch bald öfter herüber und endlich wurde er täglicher Gaſt, der die kleinen Spazierfahrten und Landpartbieen der Geſellſchaft mitmachte.

Frau von Roſenfeld die dieſelbe Neigung wie Frau von Langelois zu Freiheit und Ungebundenheit hegte aber ſie mit Stolz und Leidenſchaftlichkeit verband, war keine ſo gefällige und argloſe Erſcheinung wie Jene. Es belebte ſie ein Geiſt der Intrigue, der ſie nie ruhen ließ, und ſtets umgab ſie den Gegenſtand ihrer Neigung mit einem Netz von Verdächtigung und Eiferſüchteleien. Sie verſtand es eine Geliebte zu ſein, aber ſie war eine ſehr unbequeme; ſie war eiferſüchtig, und vergaß nie eine ihr zugefügte Beleidigung. Die Geſellſchaft die ſich angemaßt hatte eine mißfällige Kritik über ſie auszuſprechen, mußte dafür gezüchtigt werden, und die Vorfälle im Hauſe der Frau von Krautersperg wurden, ſo bald ſie in Paris davon Kenntniß erhielt, von ihr benutzt um ihrer Parthei zu nützen, und der Gegenparthei zu ſchaden. Sie kam eigens aus Paris um ganz in der Nähe die ihr und ihrem Anhang zugefallenen Vortheile weiter zu verfolgen. Sie gerieth hierbei mit ihren Brüdern wiederum in Kampf, die die Angelegenheit von einem andern Standpunkte anſahen. Ich begreife nichts von Allem dem, rief ſie eines Tages zu den Brüdern: dieſe Frau hat euch um euer Geld gebracht, ſie hat euch in aller Weiſe betrogen, und ihr betet ſie an, beſchützt ſie, anſtatt das Ungeheuer vor der Welt zu entlarven! — Liebe Sophie, entgegnete der Präſident trocken; du verfolgſt ſie nur weil ſie es gewagt hat es dir nachzumachen, und dabei glücklicher zu ſein als du, indem ſie der Welt ein Geheimniß aus der Wahl ihres Herzens machte. — Frau von Roſenberg wandte ſich ab, roth vor Zorn, indem ſie rief: auch ich hätte hierin die Welt täuſchen können, allein ich fand es edelſinniger, wenn man Schwächen begeht, ſie offen vor dem Auge der Welt zu begehn, als ſie mit dem gleisneriſchen Mantel der Heuchelei zu verhüllen. Wohl! rief der Präſident, doch wenn du uns aufrufſt eine von dieſen Thorheiten zu ſtrafen und dabei zu wählen ob wir die offen begangene oder die im geheim und aller Welt verhüllte züchtigen wollen, ſo werden wir unbedingt die erſtere nehmen! — Welche gräßliche Ungerechtigkeit! riefen beide Frauen, Frau von Langelois und Frau von Roſenfeld. — Keine Ungerechtigkeit entgegnete der Präſident. Wir Männer ſind zu Beſchützern und Vertheidigern der Frauenehre gemacht; unſere Pflicht iſt immerdar zu verdecken, zu verhüllen, zu bemänteln, zu entſchuldigen, und überall nicht allein Lüge und Verläumdung, ſondern auch die Wahrheit niederzuſchlagen wo ſie gegen die Frauenehre auftritt. Eine Frau alſo die dieſes unſer Amt uns unmöglich macht begeht einen doppelten Fehltritt, den das ſie ihre eigne Würde verletzt, und den daß ſie mit Muthwillen ihre natürlichen Vertheidiger entwaffnet und ohnmächtig macht! Das ſind die Grundſätze der Geſellſchaft von Ehemals! rief Frau von Langelois; heutzutage iſt man offener, wahrer, rückſichtsloſer! — Meinetwegen! entgegnete der Präſident: ich habe nichts gegen dieſe Aenderung einzuwenden wenn die Geſellſchaft und die Moralität glauben dabei etwas gewonnen zu haben. Die Frauen finden es für ſchimpflich von uns Männern in jenem obigen Sinne beſchützt zu werden, nun gut, ſo mögen ſie ſich ſelbſt beſchützen, aber ich ſehe nicht daß unſre modernen Frauen auch nur die kleinſte Thorheit, die ihre Mütter geübt, aufgeben, nur mit dem Unterſchied ſie begehen dieſe Thorheiten öffentlich und ſprechen unſerm Urtheil Hohn.

Während ſich Frau von Roſenfeld mit großem Wohlgefallen mit dem Unglück beſchäftigte das ihre Feinde betroffen, wurde ſie immer wieder erſchreckt durch das hierbei betheiligte und in Dunkel gehüllte Schickſal ihrer Freundin. Emiliens Verſchwinden war unerklärlich, und alle Nachforſchungen, die ſie anſtellte blieben ohne Erfolg. Fräulein von Pamſlonet hielt ſich weder bei einer ihrer Verwandte auf, noch war ſie in der Umgegend der Reſidenz ſeit Monaten erblickt worden. Die Correſpondenz zwiſchen beiden Vertrauten, die in Zeitraum mehrer Jahre unausgeſetzt geführt worden, erlitt jetzt zum erſtenmal eine anhaltende Störung. Die Heiterkeit der Baronin wurde durch dieſen Umſtand ſehr getrübt. Die geſelligen Freuden, die ländlichen Ausflüge übten auf ſie nicht den Reiz aus, den ſie ohne dieſen fortwährenden Stoff zu Befürchtung und Sorge, über ihre Laune verbreitet hätten. Ein trübes Bild nach dem andern beſchäftigte ihre Phantaſie. Auch von ihrem Freunde, der in Paris zurückgeblieben war erhielt ſie nur wenige und unbefriedigende Nachrichten.

Eines Abends, als eben eine Waſſerfahrt beendet worden, und Suſanne die Tante in ihr

Zimmer begleitete empfing dieſe ein Billet, deſſen Inhalt ſie in die heftigſte Bewegung ſetzte. Ich muß dieſe Nacht noch fort, ſagte ſie eilig;. liebes Kind, mache daß Niemand im Hauſe von meiner Abreiſe etwas erfahre. Rufe meinen Kammerdiener; er ſoll die Anſtalten treffen und mich begleiten. Sei ohne Sorge; es iſt Jemand von meinen nähern Freunden in der Nähe erkrankt und will mich ſprechen. Geh, mein Kind — geh! — Sie drückte einen Kuß auf die Stirn Suſannens und trieb ſie zur Eile indem ſie ſelbſt ans Fenſter trat und auf den dunklen Nachthimmel blickte, der mit einem Gewitter drohte.

Laſſen ſie mich Sie begleiten beſte Tante, bat Suſanne. Es könnte ihnen in ſo ſpäter Stunde Gefahr drohen.

Einen Augenblick ſchwankte die Baronin, dann ſagte ſie auf das Billet weiſend: Nein, nein; ich ſoll allein kommen! hier ſtehts; ich darf keine Begleitung mitnehmen. Beeile dich, mein Kind, den Johann zu rufen. Wenn ich morgen nicht wieder hier bin ſo ſchreibe ich euch aus der Reſidenz.

Eine halbe Stunde hierauf rollte der Wagen aus dem Gitterthor des Gartens. Die erſten heftigen Donnerſchläge erſchallten. Bei dem Licht der Laterne, die zu Seiten des Kutſcherſitzes angebracht war, überlas Frau von Roſenfeld noch einmal die Zeilen des Billets. Sie enthielten die flüchtig mit Bleiſtift geſchriebenen Worte:

„Ich bin in der größten Gefahr; mehr wie für meine eigne Sicherheit zittre ich für ein geliebtes Leben, das ſich in meiner Nähe befindet. Nur Du kannſt uns retten! Eile! Der Ueberbringer dieſer Zeilen wird Dich zu dem entlegenen und verſteckten Ort führen, wo ich Dich erwarte. Komm allein.

Emilie.“

Der Bauerknabe, der Ueberbringer des Briefes, ſaß neben dem Kutſcher und gab die Richtung des Weges an. Mitten in den tiefen Forſt hinein lenkte der Wagen. Der Regen goß in Strömen nieder, die Gipfel der Tannen und Eichen rauſchten wild zuſammen und helle Blitze warfen von Zeit zu Zeit ihre blendenden Lichtſcheine über die finſtre, unwegſame Straße.

Es iſt die höchſte Zeit, wir ſind ausgeſpäht und umſtellt!

—

Auf einem kleinen Vorwerke langte man an, das nur wenige Häuſer, zählte, unter dieſen mehre verfallne Hütten am Ausgang des Waldes. Vor einer derſelben hielt der Wagen, und die Baronin, auf den Arm ihres Dieners geſtützt, folgte mit großer Anſtrengung auf einen durch Dornenhecken verſperrten Pfade, über ein Gemüſefeld hinweg, dem Führer bis in das Innere eines engen Hofraums, den der Lichtſchein aus einem Fenſter zu ebner Erde ſpärlich erleuchtete. Am Eingang dieſes düſtern, mit wildwuchernden Unkraut bedeckten Platzes, auf einem Schutthügel ſtehend, erhob ſich eine weißgekleidete Geſtalt, deren Gewänder im Sturmwind flatterten. Bei Annäherung der Erwarteten flog die Erſcheinung den Hügel hinab, und die Baronin ſchloß ihre im Fieber zitternde Freundin in die Arme. Auf ihre Frage erhielt ſie keine Antwort, ſondern Fräulein von Pamflenet zog eiligſt ihren Gaſt aus dem Bereiche der zuhorchenden Zeugen heraus in das Innere der Hütte, wo ſich beide Frauen auf eine Bank niederließen. Im Nebengemach, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, hörte man die unruhigen Tritte eines Mannes, der auf- und niederſchritt.

Frau von Roſenfeld fühlte eine peinvolle Unruhe. Indem ſie ihre Blicke in dem dunkeln Raume umherirren ließ, der halb einer Bauerſtube, halb einer Höhle ähnlich ſah, kamen ihr alle ſchreckeneinflößende Bilder ins Gedächtniß.

die ſich ihre Phantaſie in geträumten Gefahren zuſammengeſetzt hatte. Von den abenteuerlichen Gegenſtänden um ſie her richtete ſie ihren Blick auf die Freundin neben ſich, doch deren Aeußeres war nicht geeignet, die Schrecken zu beſchwigtigen, eher noch ſolche zu vermehren. Fräulein von Pamflonet rang vergebens nach ſo viel Faſſung, um ihren Bericht anheben zu können, ſie ſaß bleich, mit zerſtreuten Haaren da, und richtete ſtarre und lebloſe Augen auf ihren Gaſt. Endlich rief die Baronin, von grenzenloſer Angſt beklemmt: Aber was ſoll das Alles, Emilie? So ſprich doch! Worin kann ich Dir helfen?

Die letzte Frage brachte die, an die ſie gerichtet war, wieder zur Beſinnung. Die Unglückliche erzählte jetzt mit ſtockendem Athem daß ſie mit Camill Rohan ſich auf der Flucht befinde, daß die Häſcher ihnen auf den Ferſen folgten, daß ſie nur mit Mühe ſich in das Dickicht des Verſtecks geflüchtet, welches ihnen jedoch nur höchſtens bis zum anbrechenden Morgen Sicherheit gewähren könne; ſie beſchwor jetzt die Freundin, den Flüchtling aufs Landgut zu nehmen, wo man Mittel fände ihn vor den Verfolgern zu verbergen.

Frau von Roſenfeld zuckte zuſammen: einen Dieb beſchützen! in ſeiner Geſellſchaft in das gaſtliche Haus der Freundin zurückkehren; dieſe vielleicht in Schmach und Verlegenheit ſtürzen! Sie zauderte mit der Antwort; doch ſie fühlte in demſelben Augenblick die kalten Lippen Emiliens ſich auf ihre zitternde Hand preſſen. Unglückliche! rief ſie, wer hieß Dir ihm folgen? Dein Schickſal mit dem ſeinigen vereinen? O Gott, wie beklage ich Dich, du Arme!

Die Schritte im Nebengemach hörten jetzt plötzlich auf. Emilie legte die Hand auf Sophiens Lippen, indem ſie flüſterte: ſchweig; er könnte uns hören. Einige Sekunden blieben beide Frauen ſtill. Die Lampe auf den Sims eines alten zertrümmerten Heerds geſtellt, warf einen verlöſchenden Schein. Alles war ſtill; da hörte man durch die Pauſen des Sturmwinds ein Signal, den leiſen ſchrillernden Ton einer Pfeife. Zu gleicher Zeit wurden Stimmen laut, die außerhalb des Hofes aus der Gegend des Waldes herübertönten.

Unſre Verfolger! ſtöhnte Emilie und ſchloß ſich an die Freundin an.

Sei ruhig, entgegnete dieſe. Es ſind die Leute an meinem Wagen — Nach einer Weile ſetzte ſie raſch hinzu: Nun denn, ins Himmelsnamen, ſo kommt! Ich kann dich nicht ſo in Verzweiflung ſehen, Emilie; ich wage alles um dich zu retten.

Erneuter Dank, dann wieder Stille um zu lauſchen. Nebenbei wurde das Fenſter geöffnet, und der Verfolgte ſchien mit gleicher Aengſtlichkeit wie die beiden Frauen in die Nacht hinauszuſpähen. Das Signal wiederholte ſich, und diesmal ganz in der Nähe des Hauſes. Ein fürchterlicher Moment der Erwartung trat jetzt ein; dann kamen Schritte auf das Haus zu.

Es iſt die hochſte Zeit! wir ſind umſtellt und ausgeſpäht — rief Emilie und öffnete die Thür des Verſchlags — Kommt, kommt beide! ich führe euch durch die Hinterthüre in das Nachbargehöft. Ein Mann in einen Mantel gehüllt trat aus dem Verſchlage hervor; er neigte ſich ſtumm gegen die Baronin, die ſeinen Gruß mit abgewendetem Haupte erwiederte. Der Sturm warf das merſche Fenſter auf, die Lampe in Emiliens Hand erlöſchte; eine tieſe Finſterniß hüllte die Gruppe ein. In demſelben Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen und Schritte und Stimmen ſchallten im Gange.

Wir ſind verloren! murmelte dumpf der Mann im Mantel.

Emilie warf ſich auf die Thüre, aber dieſer ſchwache Widerſtand wurde bald beſeitigt. Ein Polizeibeamter, begleitet von mehreren bewaffneten Dienern trat mit Licht ein. Die Baronin hatte die beiden Verfolgten in das Nebengemach zurückgedrängt und gab ſich jetzt Mühe, die

Häſcher von ihrer Spur abzulenken, indem ſie ihren Namen nannte und ihre Begleiter als auf dem Landhauſe gegenwärtige Gäſte bezeichnete. Der Beamte beſtand auf nähere Nachforſchung, die Baronin verweigerte eine ſolche ſtandhaft. Während dieſes Wortwechſels fiel plötzlich ein Schuß, der die Hütte in ihren Grundfeſten erſchütterte. Ein Schrei folgte; eine dichte Pulverwolke drängte ſich aus dem Verſchlage hervor — dann eine minutenlange Stille. Die Diener vom Wagen ſtürzten herein, die Baronin hatte noch ſo viel Kraft und Geiſtesgegenwart ihnen wieder hinaus zu winken, aber ſie hatte nicht den Muth die Thüre zum Nebengemach zu öffnen. Sie wankte einige Schritte vorwärts, dann ſtand ſie ſtill und preßte beide Hände vor's Antlitz. Der Polizeibeamte ging hinein, und bald darauf erſchien er wieder, er und einer ſeiner Diener, die ohnmächtige, und mit Blutſpuren bedeckte Emilie hinaustragend. Unſer Mann iſt uns entſchlüpft ſagte er in ſpöttiſchem Tone zu ſeinen Begleitern: drinnen liegt er mit zerſchmettertem Schädel; im Arm dieſer Dame hat er ſich den Tod gegeben.

Dieſe Worte überwältigten den Reſt von Geiſteskraft der Baronin, ſie ſuchte die Bank zu erreichen und ſank erſchöpft, und zitternd zuſammen. Die bleiche ohnmächtige Emilie lag zu ihren Füßen. Die fremden Männer gingen ein und aus; es wurde laut geredet, geſcholten, Befehl ertheilt. Bauern drängten ſich herbei, neugierige, aufgeregte Geſichter im Schein der Laternen und brennender Kienſpähne lauſchten herein — die Thüre wurde zugeſchlagen und eine Wache vorgeſtellt. Alles dies ereignete ſich, ohne daß die beiden unglücklichen Frauen aus ihrem ſinnbetäubten Zuſtand erwachten. Endlich war die Baronin die Erſte, die ſich aufraffte. Sie rief ihre Leute und ließ durch dieſe die ohnmächtige Freundin in den Wagen bringen, ſie ſelbſt folgte nachdem ſie an dem Schreckensorte ihrem Diener zurückzubleiben befohlen, um über die nun folgenden Ereigniſſe Bericht zu erſtatten. Der Leichnam mußte in den Händen des Gerichts zurückbleiben, nur mit Schwierigkeiten wurde die vorläufige Freigebung des Fräuleins geſtattet.

Als der Wagen durch den dunkeln Wald zurücklenkte, erwachte durch das Schüttern deſſelben auf dem ungebahnten Forſtwege die Ohnmächtige und nun brach unter den heftigſten Zuckungen ein Bruſtkrampf aus, der weit über eine Stunde anhielt. Es war entſetzlich, durch die Stille und Einſamkeit der Nacht die Schmerzensſchreie der Unglücklichen zu hören, die wie der grauſenvolle Ruf eines Sterbenden nach Hülfe ertönten. Als man das Landhaus erreichte, war die Arme in tiefen Schlaf geſunken, und konnte darum in der Stille in die Gemächer der Baronin getragen werden. Suſanne hörte den Wagen wieder anlangen. Sie hatte in dieſer unheilvollen Nacht das Auge nicht geſchloſſen.

Aber wenn es doch wäre!

Georg Ewerart an Gustav Helm.

Du ſiehſt mich Guſtav immer noch dem Ziele nachſtreben, welches ich mir, ſei dies nun thöricht oder nicht, zu erreichen vorgeſetzt habe. Und ich bin ihm einen mächtigen Schritt näher gekommen; zuweilen will mir ſogar die trügeriſche Hoffnung vorlügen ich dürfte nur keck nach dem Preiſe greifen er ſei ſchon mein. Allein wenn man ſo ſelten wie ich es gethan, dem

Glück von Außen her Platz auf dem Lebenswege gegönnt, ſo iſt man zaghaft. Es iſt die Zaghaftigkeit der Ehre. Die Glücksſpieler haben es gut, ſie ſetzen eine Summe zufriedner Tage auf die Karte eines Augenblicks; ſchlägt das Glück zu ſo ſehen ſie die Summe jener Tage verdoppelt und verdreifacht ſich in den Schooß geworfen. Wir ſtehen am Tiſche, beobachten das Spiel, erſchrecken, und wenn das Unerhörte geſchieht, wenn wir ein ganzes glückliches Leben dem Wagehals beſchieden ſehen, denken wir: wozu Weisheit? wozu Beſonnenheit und Berechnung? wirf auch dein Alles hin, es bringt dir für deine ganze Lebenszeit Glück und Ruhe.

So hat denn auch mir ein Zufall geholfen und ich geſtehe ihm erröthend die Erreichung deſſen zu was meinem treuen und unausgeſetzten Werben nicht hat ſich ergeben wollen. Ich ſchrieb dir ſchon daß ich die Gunſt der beiden Oheime mir erworben, allein dies war, wie ich leider, bemerken konnte, ein Schritt zurück, nicht vorwärts. Mit dieſen Brüdern lebt eine Schweſter in Streit, die um alte Unbill, die ihr widerfahren, zu rächen, nun ihr Möglichſtes anwendet die Pläne ihrer Brüder zu vereiteln. Das Glück des Mädchens und der Umſtand daß ich vielleicht der Gründer und Beförderer dieſes Glücks ſein könne, kamen dabei nicht in Betracht. Ich habe in meiner Familie eine ähnliche Tante und weiß daher wie dieſe Art Frauen handelt. Ich gab ſogleich mein Spiel verloren. Die Kälte, mit der Frau von Roſenfeld, dies iſt der Name der Dame, mich behandelte ließ mich auch nicht im mindeſten zweifeln daß ich hierin recht geſehen. Meine himmliſche kleine Göttin machte aber immer daß ich von Tage zu Tage meinen Stolz beſchwichtigte und immer blieb, da ich doch längſt hätte reiſen ſollen. Was geſchieht? An einem Morgen weckt mich mein Diener und meldet mir daß Frau von Roſenfeld mich zu ſehen wünſchte und daß ſie mich unten im Gartenſaale erwartete. Zu dieſer frühen

Stunde? rufe ich. Was ſoll das? Ich eile indeß dem Befehl nachzukommen und finde die Dame in höchſter Aufregung. Ihr ſchönes, für gewöhnlich in ein ſtolzes Lächeln und in eine fatale Miene von Indifferentismus feſtgebanntes Antlitz iſt jetzt lebhaft gefärbt und durch jenes Feuer entzündet, das eine häßliche Frau ſchön machen kann, wie viel mehr hier eine, die mit vollem Rechte ſchön genannt werden kann. Einige Minuten vergehen ehe ich erfahre was man von mir verlangt. Aber Frau von Roſenfeld iſt durchaus nicht die Frau, die eingeſchüchtert wird, und durch irgend eine Situation der Welt um die Herrſchaft ihres Selbſt ſich bringen läßt. So erzählt ſie mir denn auch in ganz wohlgeordneten Worten um was es ſich handelt, und was ſie mir „aufträgt.“ Ich bin etwas pikirt über dieſe „Befehle“ aber ich gehorche. Ich beſteige ſogleich ein Pferd und eile in ein entferntes, halb wüſte liegendes Dorf. Dort finde ich einen Menſchen mit zerſchmettertem Hirn, um ihn her die Gerichte und der Arzt des Städtchens. Ich will dich nicht behelligen mit den Details dieſes Abenteuers: genug, jener Todte war der Elende, der mit des Prinzen Caſſette entflohen war und den hier ſein Geſchick erreicht hatte. Es galt nun daß man den Körper fortſchaffte, ſich mit der Polizei verſtändigte, die nöthigen Anordnungen in der Stille abmachen ließ, und dann mit dem Prinzen ſich in Rapport ſetzte, damit dieſer ſchwer beleidigte Herr ſeinerſeits Diejenigen ſchonte, denen der Himmel als Strafe eine Verwandtſchaft mit dem Elenden auferlegt hatte, das iſt vor allem ſeine alte Mutter, eine Unglückliche, die ich von Herzen bemitleide und beklage. Ich dachte dabei der meinigen und wie ich einſt in meinem früheſten Knabenalter ſo unglücklich war durch eine Thorheit ſie bis zu Thränen zu kränken. Wenn ſchon eine ſo flüchtige unrauhe Berührung das Herz einer Mutter, das empfindlichſte von allen Herzen, die da ſchlagen, ſo ſcharf verletzt, wie muß es dann ſein wenn die Hände des Sohns, gleich Tigerkrallen, in dieſes Herz ſich einbohren, darin wühlen! Ich muß geſtehn daß ich für den Schmerz der Mutter allein Empfindung hatte, nicht für den der Geliebten, und daß ich dieſe nur rettete, aus keinem andern Grunde, als weil ſie eben eine Hülfsloſe iſt, und ich dazu beordnet wurde ihr beizuſtehn. Der Prinz hat mich verſichert daß er ſeinen Einfluß anwenden werde um das Unvermeidliche zu mildern. Jener Elende hatte ſie gezwungen die Flucht mit ihm zu machen und es geht aus den vorläufigen Unterſuchungen hervor daß er die Abſicht hatte im Fall der Gefahr mit dem Raube zu entſchlüpfen und die Kennzeichen und Beweiſe deſſelben in den Händen des armen Mädchens zurückzulaſſen, die von dem ganzen Umfang des Verbrechens und von der Beſchaffenheit der Rolle, die ſie bei dem jammervollen Spiele übernehmen ſollte, wahrſcheinlich keine Ahnung hatte.

Doch nicht genug daß ich die Sache dieſer Familie zu der meinigen machte, ich gab mich auch zum Poſtillon d'amour her und überbrachte der Frau von Roſenfeld Nachrichten und Briefe von ihrem Freunde, dem jungen Sänger Stanislas, der in die Reſidenz zurückgekehrt war aber ſich die Beſuche ſeiner Freundin verbat, unter dem Vorwand daß er krank und zwar ſein Uebel anſteckend ſei. Ich fand den Leichtfertigen in der beſten Geſundheit, bei einer Flaſche Champagner und in Geſellſchaft einer Tänzerin, die er aus Paris mitgebracht, und deren Daſein der Frau von Roſenfeld verheimlicht werden ſollte. Darum die Krankheit und die Gefahr, und die Anſteckung. Er wußte mich, wohl oder übel, in's Geheimniß zu ziehen und gab mir Briefe mit, voll der glühendſten Liebesverſicherungen und der Bitte nur ja nicht zu kommen, indem der Gedanke Frau von Roſenfeld der Gefahr ausgeſetzt zu ſehen, unfehlbar ſein Tod ſein würde. Um vierzehn Tage, ſagte er zu mir, werde ich die kleine Conſtance in

Sicherheit irgendwo untergebracht haben, dann mag ſie kommen. Ich brachte alſo dieſe Lügenbriefe und zog mich ſo gut es eben ging aus der Verlegenheit ohne daß ich mich erniedrigte, durch Wiedererzählen der leichtfertigen und lügenhaften Berichte, die er mir auftrug. Das Reſultat von dem Dienſt von früher und dem Dienſte von jetzt iſt nun aber daß ich „gut Kind“ bei Frau von Roſenfeld geworden bin, und daß ſie ſich nichts ſo ſehr angelegen ſein läßt als meine Fürſprecherin bei Suſanne zu ſein. Ich ſehe wie täglich meine Aktien ſteigen. Die Oheime, die Tante, Frau von Langelois — alle ſprechen zu meinen Gunſten und Suſanne ſelbſt — iſt mir nicht abgeneigt. Ja, Guſtav — ja, ich weiß es; ſie will mir wohl. Ein reines, ſchönes Herz kann vielleicht keine andere Merkmale ſeiner Liebe geben als grade dieſe. Wir ſind verwöhnt; man giebt uns immer ſo ſtarke Farben, ſo ſcharfe Akzente — die wahre, ächte Natur tritt immer leiſe und blüthenſtille und blüthenrein auf. Wie wenn

Suſanne mich liebte! mich längſt geliebt hätte, ich wäre nur nicht im Stande geweſen, dieſe Sprache zu verſtehen, weil der Lärm den die geſchmückten und geputzten Schauſpieler um mich her machen, mich betäubt hatte und unfähig die Göttermiene zu ſehen, die Götterſprache zu hören! O Guſtav — ich hätte vielleicht längſt ſchon glücklich ſein können, und ich Thor, zauderte immer und hoffte und wartete. — Dennoch — ein ſonderbares Weſen, das Suſanne angenommen hat, daß ihr ſonſt nicht eigen war, ein Schimmer, wie ſoll ichs nennen, von Wehmuth, von ſtiller hingehauchter Melancholie, von Träumerei und Sinnen, macht mich wieder irre, und ich zittre bei dem Gedanken ſie können noch alte unheilvolle Eindrücke bewahren, Bildern nachgrübeln, die wir ſchon längſt aus ihrem Gedächtniß verbannt wähnten. Aber dies iſt nicht möglich — ich ſage es mir tauſendmal am Tage — es iſt nicht möglich. — Aber wenn es doch wäre! —

Ich werde auf eine Erklärung dringen; ich werde dieſen peinlichen Zuſtand für mich, und vielleicht auch für ſie endigen; obgleich ich nicht weiß wie ich leben ſoll wenn die Antwort abweiſend ausfällt.

Wie oft, Guſtav, haſt du mich einen ſtoiſchen Philoſophen genannt, der durch nichts zu erſchüttern ſei; ich bitte dich, hänge meinen Schultern jetzt die Stoa um, ich kann ſie brauchen. Meine Tage ſind voll Unruhe; ich beſitze immer noch den Stolz Niemanden als mir ſelbſt mein Glück danken zu wollen, und dennoch ſehe ich ein daß ich in dieſer widrigen Lage Bundesgenoſſen nöthig habe, die gewonnen ſein wollen, die nicht wie Glücksfälle mir ohne mein Zuthun geſchenkt werden. Ein gefügigerer, wenn auch nicht unwahrer Charakter thäte hier gute Dienſte, aber als ich von meinen ſtolzen Burgen niederſtieg in die Nebel des Thals nahm ich den Trotz und den Eigenwillen mit, die droben herrſchen und die die Einſamkeit groß gezogen hat. Ein welterfahrner Mann ſagte mir einſt: man muß der Tugend das Kleid des Laſters umhängen. Ich verſtand dies nicht, und ſpäter als ich es zu verſtehen glaubte empörte es mich; jetzt weiß ich wie viel Wahrheit der verfängliche Satz enthält. Man muß der Welt laſterhaft ſcheinen, damit ſie uns unſre Tugend vergiebt. So wie das Laſter ſich mit dem Ernſt der Tugend ſchmückt, ſo muß der Ernſt der Tugend ſich mit den Grazien des Laſters umgeben, damit man ihm wegen ſeiner anmuthigen thörichten Begleitung die Gemächer der Großen öffne.

Ich werde einen der Oheime beauftragen Suſannen auszuforſchen. Sie trägt ſelbſt immer und immer ihr Geheimniß mit ſich herum, denn ihre Seele iſt eine von den zarten, die einmal eingeſchüchtert, einmal in den Zauberkreis der Leidenſchaft gebannt nicht ohne Beiſtand wieder in die freie Bewegung zurückkönnen. Und zwar wähle ich zu meinem Beiſtand den Präſidenten;

er iſt der ungleich weichere, zartere der Brüder. Jetzt da ich ihn näher kenne hab ich dieſes Herz voll unergründlicher Liebe, dieſen Geiſt voll Ehrenhaftigkeit ganz durchſchauen gelernt. Der Legationsrath iſt mehr weltlich, ein Lebemann in beſſerm Sinne; auch er verehrt und liebt ſeine junge Nichte, aber ich zweifle daß er mehr als die ſchöne Form, die untadelhafte Jungfräulichkeit der Erſcheinung an ihr bewundert. Seine Liebe iſt die anſtandsvolle Glut des Geliebten, die des Präſidenten verbindet die väterliche Neigung mit der des Geliebten. Wenn Suſanne unglücklich würde, wäre dies unfehlbar der Tod beider Männer, allein der Legationsrath würde ſterben aus gekränkter Eitelkeit weil ihm nicht möglich geweſen, das Ideal für das er geglüht, zu retten, der Präſident aber würde ganz einfach aus Kummer, an gebrochenem Herzen ſterben, weil ſein Liebſtes und Heiligſtes in die Nacht des Elends, des Unglücks, oder der Schande verſunken.

Ich breche hier ſchnell ab, weil, wenn ich, wie ich hoffe, gute Nachrichten bald dir zu melden haben ſollte, ſchnell dieſem Briefe einen zweiten nachſenden will.

Der Deinige.

Er nahm leiſe ihre Hand von den Augen weg.

Die Sonne warf ihre letzten purpurnen Lichter in das kleine Gehölz von Ahorn und Linden, das einen Hügel kränzte, der ſeitwärts am See ſich erhob, und einen Lieblingsſpaziergang Suſannens darbot. Hier ſaß ſie in den Morgen- und Abendſtunden, ſich der tiefen Stille um ſie her, der flüſternden Baumgipfel, des Spieles der Schatten und Lichter auf dem dunkeln Waldesboden freuend. Auch heute hatte ſie ſich, und zwar früher als gewöhnlich hierher zurückgezogen. Im Salon war Geſellſchaft; Lichter, geputzte Menſchen, Geſpräch und Gelächter rauſchten und wogten dort durcheinander; hier im Hain walteten Stille und Frieden.

Es dunkelte bereits als ein Mann, aus dem Salon unbemerkt ſich entfernend, den Weg am See entlang dem Hügel zu erwählte und langſam dahinſchritt, als fürchtete er, je weiter er in die Dämmerung, Kühle und Schatten verdrang die Geiſter der Natur zu verſcheuchen, die in ihm nothwendig den Abgeſandten der frivolen und rauſchenden Vergnügungen der Welt erkennen und fliehen mußten. Er athmete auf als er die Töne der Harfe nicht mehr hörte, die aus den langen, erleuchteten, bis auf den Boden herabreichenden geöffneten Fenſtern, durch die Roſenbüſche hindurch erklangen, er wendete keinen Blick zurück um die in Atlas gehüllten Geſtalten junger Frauen zu betrachten, die ſich in der Atmoſphäre von Licht und Wohlgerüchen jenen offenen Fenſtern vorbeibewegten und wie Bilder einer Zauberlaterne im Lichtmeer auftauchten und raſch wieder verſchwanden. Für ihn war der See mit ſeinem geheimnißreichen Nebelſchleier, durch den das Mondlicht Silberfunken ſtreute, ein weit entzückender Anblick, für ihn tönte das Rauſchen der nächtlichen Gebüſche ein ſüßeres Lied, für ihn war der dunkelnde Abendhimmel, der prachtvolle Dom, den eine kühlungwehende und lebenvolle Atmosphäre füllte, ein weit köſtlicheres Prunkgemach. Still ging der Mann dahin, er warf einen Blick auf den Kahn, und als er ihn ſo leer fand, als er die zerriſſenen Blumenbehänge ſah, die noch auf ſeinem Boden lagen, fühlte er Verlangen ihn vom Ufer zu löſen und eine Fahrt zu unternehmen; doch er gab dieſen Vorſatz auf und vom See ſich entfernend, ſetzte er den anfänglich eingeſchlagenen Weg nach dem Hügel fort. Er langte an deſſen Fuße an. Oben ſah er eine weiße Geſtalt an einem Baume lehnen. Das Mondlicht gab die Contouren ſcharf an und es dünkte jetzt den Beſchauer als ſähe er die ſchönen Gebilde der alten griechiſchen Welt vor ſich erneut; als träte Iphigenie, die Prieſterin und Jungfrau aus dem Tempelhain in ſtille Träumereien verſenkt, Ewiges und Himmliſches bedenkend, hervor. Er blieb ſtehn und ſchaute unverwandt nach oben, zu der ſchönen Prieſterin; doch dieſe hatte den nächtlichen Wanderer kaum erkannt als ſie hinabflog, mit weithinflatterndem Schleier, leicht, kühn und reizend, und ſich in ſeine Arme warf. Der väterliche Freund führte ſie wieder hinauf und nahm an ihrer Seite Platz.

Hat man mich vermißt unten? fragte ſie. Soll ich wieder zurück?

Nein, bleibe, Mädchen, entgegnete der Präſident, und er ſetzte hinzu mit einer Stimme, die ſehr weich und faſt ſogar rührend klang: du weißt es giebt Leute, die dich immer vermiſſen werden, wenn du ihnen fehlſt; allein weßhalb auf dieſe Thoren achten? es ſind Eigenſinnige und Selbſtſüchtige, die nur daran denken daß ihr Vergnügen vollſtändig ſei. Man muß dieſe Unverbeſſerlichen ihren Weg gehen laſſen. Aber Mädchen, was bedeutet das, daß du die Stille und Einſamkeit ſucheſt?

Hab ich ſie nicht immer geſucht? Erinnere dich, liebſter Onkel, daß ich von unſern heimathlichen hübſchen Plätzchen nicht wegzubringen war, wenn es dunkelte oder wenn die Sonne aufging. Mein Vater ſagte: ich hätte dieſe Neigung von meiner Mutter geerbt, denn dieſe, ſagte er, war eine wahre Zigeunerin, ſie war unter kein Dach zu bringen.

Scherze nicht, Kind. Dein Einſamkeitsverlangen hat diesmal einen anderen Urſprung.

Suſanne ſchwieg.

Der Oheim ſagte nach einer Weile: Es gab eine Zeit wo ich dir etwas war, Mädchen. Ja, eine ſolche Zeit gab es.

Suſanne ſchwieg noch immer.

Laß es gut ſein; du haſt jetzt andere Vertraute; du haſt jetzt meine Schweſter — hm —

eine Frau — hat doch immer noch ein ganz anderes Recht in die Geheimniſſe eines weiblichen Buſens dringen zu dürfen. — Dieſe Worte ſagte der Präſident mit einem gereizten Tone, den Suſanne unfehlbar bemerkt hätte, wenn ſie überhaupt in dieſem Augenblicke im Stande geweſen wäre einem Gegenſtand von Außen her eine Beachtung zu ſchenken. Sie ſchwieg hartnäckig und dieſes Schweigen machte als ſtumme Beſtätigung ſeiner eben ausgeſprochenen Befürchtung, ihn noch verſtimmter und befangener.

In der Stille, die jetzt herrſchte vernahm man einzelne Töne der Muſik über den See herüber und die erleuchteten Fenſter von drüben warfen helle, röthliche Scheine auf die Baumſtämme und den Boden. Der Präſident heftete ſeine Blicke zerſtreut und gleichgültig auf dieſe Erſcheinungen; je länger das Schweigen dauerte deſto laſtender wurde es für ihn. Er bemerkte daß ſeine junge Gefährtin die Hände vor's Geſicht gepreßt hatte und er löſte dieſe leiſe von Wangen und Augen ab, hielt ſie in den ſeinigen und zog ſanft die blühende Geſtalt zu ſich heran. Suſanne legte ihren Arm um die Schulter des Oheims und barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt.

Ich habe ſchweres Unrecht gegen Jemand begangen, hob ſie an, und das iſt's was mich niederbeugt, theurer Oheim.

Du, ein Unrecht? und gegen wen?

Suſanne ſchwieg von neuem. Sie kämpfte gewaltſam und endlich das Gefühl der Bitterkeit und des Kummers überwindend ſagte ſie mit feſter Stimme: Verſetze dich, Oheim, in die Lage eines Menſchen, der von einem andern um eine Gabe angeſprochen wird. Die Gabe iſt gering, ſie macht den Reichen, der ſie geben ſoll nicht ärmer, den Armen aber macht ſie reich. Das weiß der Reiche; er giebt die Gabe, allein indem er ſie giebt beſinnt er ſich eines andern und zieht die Hand zurück. Dadurch kränkt er den Armen doppelt; er entzieht ihm das Geſchenk, und zeigt ihm Mißtrauen und Kälte. Wie würdeſt Du über einen ſolchen Reichen urtheilen. Oheim? Würde er ſich nicht deiner Augen als das verächtlichſte Geſchöpf zeigen, das die Sonne beſcheint?

Halt, mein Mädchen — nein! Ich würde erſt nach den Beweggründen fragen, die den Reichen veranlaßten gegen den Armen ſo zu thun wie er that.

Ich ſage dir, Oheim — ich ſage dir ja: Kälte, Mißtrauen — ein laues, ſchläfriges Herz, ein Herz zu gut um ſchlimm zu heißen, zu wahrhaft ſchlimm um auch nur den Schein eines guten Herzens zu wahren.

Nein, Kind, es kann auch ſein daß der Reiche die Unwürdigkeit des Armen einſah, daß er ſeine edle Gabe nicht verſchwenden wollte, und daß er ſie darum zurückzog.

Denkt Gott auch ſo? Giebt er nicht grade dem Unwürdigen doppelt und dreifach damit das verſtockte Herz durch die Fülle und Süßigkeit der Gaben und des Gebers in Reue hinſchmelze und in Dank erblühe? Und wir — ſie ſeufzte tief bei dieſem: wir — dürfen wir von Unwürdigen ſprechen? bei uns heißt es nur: du haſt, er hat nicht — darum gieb! Wenn er haben wird und du darbſt, dann wird er geben. Dieſe Worte wurden mit dem Ausdruck einer Demuth und Liebe geſprochen, die das Herz des Zuhörers erſchütterten. Du haſt Recht, ſagte der Präſident, nach einer Pauſe, in deiner Weiſe haſt Du Recht. Dein Fehler iſt du denkſt mit dem Herzen! Dieſen Vorwurf machte ein Mann der ſelbſt mit dem Herzen dachte, der indem er den Tadel ausſprach innerlich unermeßliches Lob ſpendete: aber nur innerlich denn er that ſich auf ſeine Klugheit etwas zu gut und wollte um alles in der Welt nicht ſo weich und empfindend ſcheinen wie er wirklich war; darum ging er auch hier ſchnell von dem Gebiet des Gefühls auf das Feld praktiſcher Fragen über und ſagte: Ich weiß, mein Kind, von wem du ſprichſt, ich weiß es. Du machſt mir und deinen Lieben den Kummer daß du dich immer noch mit ihm beſchäftigſt.

Suſanne ſchwieg und neigte tief ihr Haupt auf die Bruſt.

Hab ich Recht?

Ja, mein theuer, lieber Oheim! Sie warf ſich an ſeinen Hals und indem ihre Thränen heftig ausbrachen drückte ſie ihn ungeſtüm an ſich.

O Himmel! meine arme, arme Suſanna!

Sie ſagte leiſe, indem ihr Blick ſtarr in die Tiefe des Waldes ſchaute: Oft wenn ich hier ſo allein ſitze, und Niemand bei mir iſt als Gott und das Andenken an meinen Vater taucht aus der Dämmerung ein Bild voll Kummer und herben Leids empor. Ich ſehe es gegen mich herankommen und bleiche Züge ſchimmern durch die Nacht und tiefe ſchmerzvolle Augen blicken mich mit dem Ausdruck unſäglichen Vorwurfs an. Das iſt Er! Niemand braucht mir das Gebilde zu deuten, Niemand die klagende Geberde zu enträthſeln. Ich weiß und kenne Alles — Alles!

Jede flüchtige Miene, jedes Wort der Tage die da waren ſteht vor mir und über dieſe ganze jammervolle Vergangenheit liegt ein Schleier unendlichen Schmerzes gebreitet. Ich kann nicht los von ſeinem Bilde, ich komme nicht frei von dem Gedanken daß ich ihm doch Unrecht gethan.

Das haſt du nicht, entgegnete der Präſident ernſt; oder du müßteſt denn glauben daß ich, dein Freund und Beſchützer, ehrlos und verläumderiſch einen Mann ſchlecht genannt und deiner unwerth, der edel war und deiner werth?

Nein — nein! o verſtehe mich recht! Ihr habt keine Schuld — ihr Männer! Wenn ihr ihn verdammtet, ſo geſchah es weil er das verdiente, aber was ich mit ihm auszumachen hatte, war anderer Natur.

Unglückliches Mädchen, wie tief betrübſt du mich durch die Worte! Was hatte er mit Dir auszumachen? Was du mit ihm? —

Ich hätte die Briefe nicht ausliefern ſollen! hauchte Suſanne leiſe an der Bruſt des Oheims.

Es war ein Richterſpruch von meiner Seite, und ich durfte nicht richten.

So hätteſt du ſie alſo behalten, fuhr der Präſident auf, und ſomit den Verbrecher ewig an deine Schritte feſſeln ſollen?

Suſanne verhüllte ihr Antlitz: Es iſt ſchrecklich dies zu denken! rief ſie. Ich erliege der Qual die in dieſer entſetzlichen Frage liegt. Dieſe Beſorgniſſe und Zweifel ſind's die mich verzehren. O Oheim, Oheim! ſchütze mich vor mir ſelber!

Er blickte ſie an, hob ihr niedergebeugtes Haupt und ſagte dann: Willſt du mir folgen? ich weiß ein Mittel dich frei zu machen.

Sie richtete ſich empor und durch die Dunkelheit, wie eine unmittelbare Berührung der Seele, ſuchte der ſcharfe, fragende Strahl ihres ſchönen Auges das des Freundes: Sprich! rief ſie.

Gieb dem Grafen Ewerard deine Hand. Er wirbt um dich durch mich. Biſt du eine Frau, biſt du ſeine Frau ſo wird die Stimme der Pflicht den Dämon auf ewig bannen, der dich quält. Da kenne ich meine Suſanne, mein gutes, edles Mädchen.

Was verlangſt du, Oheim? Einen Mann den ich ſo wenig kenne.

Er iſt edel, ich bürge für ihn.

Wahrlich ja. Ein Auge wie das ſeine leuchtet aus der Tiefe eines reinen Herzens. Ich weiß es, ich fühle es daß er edel iſt —

Der Präſident ſetzte raſch hinzu: du mußt auch fühlen daß er dich liebt.

Auch das, Oheim. Seine Geſinnungen für mich ſind mir kein Geheimniß.

Nun denn — ſo koſtet es einen heldenmüthigen Entſchluß — reiße dich los von der finſtern Macht, die dich hält, gieb dieſe Träumerei auf, entſchließe dich einen edlen Mann glücklich, und dich ſelbſt frei und froh zu machen. Bedenke daß dieſe ſchlaffe Willenloſigkeit des Herzens die ſchlimmſte Untugend iſt, die ein Mädchen irre zu leiten im Stande iſt; an dieſem Fehler ſind die beſten deines Geſchlechts zu Grunde gegangen.

Auch du ſtehſt am Rande eines Abgrundes. Wir ſehen deinen irren Gang und rufen dir zu: Muth Feſtigkeit, ſichre Schritte, und du biſt gerettet So wie du gehandelt haſt, mußteſt du handeln: laß kein falſches, weichliches Mitleid dich bethören. Du warſt es dir, du warſt es uns ſchuldig ſo zu handeln, aber nun vollführe auch noch was zu deiner That gehört, ende wie du angefangen, zerreiße bis auf den letzten Faden ein beſchimpfendes Band, und geh völlig gerettet und geſichert aus dem verdrießlichen Kampfe hervor. Nicht leicht wieder wird dir das Schickſal eine ſo günſtige hülfreiche Hand bieten wie es jetzt geſchieht. Du kannſt mit einem Schlage deine Vergangenheit vernichten, und raſch indem du unſer Aller Glück machſt, dein eigenes auf ewige Zeiten gründen. Denn an dieſes Mannes Seite mußt du glücklich ſein: er beſitzt deine Achtung und das iſt der köſtlichſte Boden, aus dem Liebe erzeugt wird. Mädchen, hörſt du meine Worte?

Ich höre ſie.

Und du zauderſt noch? Als ſie ſchwieg, ſetzte er mit einem ſchmerzvollen Tone hinzu: Alſo du könnteſt thun, was unſer Aller Tod wäre, du könnteſt dich entſchließen dem Verbrecher Hoffnung zu machen, ihm Gehör geben? — Suſanne — die Liſt und Bosheit ſollte ſiegen, wo die Treue und Liebe machtlos niederſinkt? Suſanne, du könnteſt mit dem Gedanken umgehen, ihn aus dem Arm ſeiner Buhlerin in den deinigen zu ziehen? Gut, thue es; aber ſei dann ſicher daß du das Herz deines ehrwürdigen Vaters und das Herz noch eines Mannes dadurch brichſt. Die letzten Worte ſprach er indem er ſich tief niederbeugte und ſeine Thränen verbarg, da er doch ſeine wankende, bebende Stimme nicht verbergen konnte. Suſanne rief laut auf, wie mit einem Schrei des angſtgepreßten Herzens: Nein, nein! glaubt das Alle nicht von mir! Wie ſollte ich O Gott! —

Sie ſchloß ſich eng an den kummergebeugten

Mann und ſetzte leiſe hinzu: Es iſt vorbei! der Kampf ſoll geendet ſein: ich will daß er ſoll und ihr werdet Alle ſehn daß die Stärke noch in mir wohnt. Sprich, Oheim, zu Niemanden von dieſer nächtlichen Stunde. Ich habe Keinem mein Herz ausgeſchüttet wie dir; die Andern wiſſen nichts, und ſollen auch nichts erfahren. Hörſt du?

Er neigte ſein Haupt bejahend: und dann? rief er, und dann? Was ſoll ich dem Grafen ſagen? —

Sie ſtand einen Augenblick wie in Gedanken verloren ſtill, dann drohte ſie dem Oheim ſchalkhaft mit dem Finger und ſagte: Wir wollen zur Geſellſchaft zurück. Schon zu lange ſind wir abweſend. Sie hing ſich an ſeinen Arm. Aber vorher, ſagte ſie, gehen wir etwas um den See herum. Es ſcheint mir nöthig, ehe wir in dieſen ſchönen bunten Salon treten.

Sie gingen ſchweigend durch die Nacht.

Still: ihr könnt's mir ganz leiſe ſagen

Der Sommer neigte ſich zu Ende, der Tag kam heran, den Frau von Langelois zu ihrer Abreiſe beſtimmt hatte. Sie beabſichtigte mit ihrer Freundin und mit Suſannen einen Ausflug gen Süden zu machen; man ſetzte ſich kein Ziel, man wollte es der augenblicklichen Stimmung überlaſſen ob die Alpenkette überſtiegen und Italien aufgeſucht werden, oder ob man ſich mit der Schweiz, dem ſüdlichen Deutſchland, Tyrol begnügen wollte. Hierbei war aber eine Frage zu entſcheiden. Sollte Graf Ewerard die Geſellſchaft begleiten, ſo mußte vorher ſein Schickſal entſchieden ſein. Die Frauen drangen alſo in Suſanne und nicht minder gaben die Oheime Winke, und ſprachen Wünſche aus. Es bedurfte deſſen nicht einmal. Suſanne hatte ſich ſchon an jenem Abende, den wir ſo eben beſchrieben, entſchloſſen ihrem Geſchick die Wendung zu geben, welche von der Hand ihres väterlichen Freundes ihr vorgezeichnet war. Graf Ewerard erhielt die Zuſage. Jetzt ordneten ſich die Verhältniſſe leicht und natürlich, wie von ſelbſt. Es ſchien mit dieſem einzigen „Ja“ Jedem geholfen, und jede Bruſt athmete leichter. Die Anſtalten zur Reiſe wurden getroffen, einige Tage vor der Abfahrt ſollte das Feſt der Verlobung gefeiert werden, im Familienkreiſe, nur mit Hinzuziehung weniger Freunde und Nachbarn.

Man hatte einen ſchönen Septembertag ausgewählt. Die herbſtliche Luft war von einer ſeltnen Klarheit, die Flur noch in lebhaftes Grün gekleidet, der Wald mit jenem wechſelnden Farben geſchmückt, die der Herbſt zu ſpenden pflegt, und die eine eigenthümliche Zierde der Landſchaft bilden. Der See lag klar und ſpiegelhelle und gab die ungetrübte Bläue der Himmelskugel in den reizendſten, lichtfunkelnden Farben wieder. Die Geſellſchaft hatte ſich im Gartenſaal verſammelt, die Glasthüre ſtanden offen: die Gruppen in helle Gewänder gekleideter Frauen zeigten ſich in der Einfaſſung der Thüre, ſtanden auf der Terraſſe vertheilt, das Weiß der Gewänder aus dem Grün der Büſche und den dunkeln Purpurfarben der Georginen vortheilhaft vorhebend. Ein leiſer Wind ſpielte mit den langen blonden Locken der jungen Mädchen, rührte an die Spitzenhäubchen der jungen Frauen, und entführte den Bouquets von Roſen und Reſeda, die in Mitte der duftigen Gaze-Falten an Bruſt und Arm befeſtigt waren, ihre Düfte. Auf allen Gſichtern lag Heiterkeit, in allen Bewegungen herrſchte Grazie und Ungezwungenheit. Aus der nahen Parkumzäunung wurden geſattelte Pferde herbeigeführt: unter Lachen und Scherzen beſtiegen Frau von Langelois, noch ein paar andere Damen und einige Herren die Thiere, und ein ſchöner Zug, frei und kühn ſich geſtaltend, in der Heiterkeit und Friſche der Landſchaft doppelt zierlich und anmuthig ſich ausnehmend, geſtaltete ſich raſch, und eben ſo raſch flog die kleine Cavalkade dahin, in den dunkeln Baumſchatten des Wäldchens ſich verlierend, nachdem ſie vorher am See hinziehend, ihre ſchlanken Geſtalten und bunten Farben im Spiegel des Gewäſſers hatten wiederglänzen laſſen. Der zurückbleibende Theil der Geſellſchaft vereinigte ſich bald zu einer Waſſerfahrt. Die Böte wurden losgekettet, die theils unabſichtliche, theils abſichtliche Ungeſchicklichkeit der jungen Herren veranlaßte lebhafte Scenen, ſchwankende Stellungen, fliehende und wieder aufgehaſchte Gruppen, Ermahnungen der alten Damen, die auf der Treppenerhöhung am Waſſer mit im Winde flatternden Mantillen ſtanden, endlich lautes Lachen, Schelten, Rufen, hin und her Streiten. Jetzt ſtieß ein Boot, bis an den Rand mit Mädchen und Blumen gefüllt, und in der Tiefe dieſer ſchönen Wiege den Sänger bergend, einen jungen Mann mit einer Guitarre, vom Ufer ab, und ſchwamm auf dem Kriſtall der Waſſerfläche, wie in heller Luft ſchwebend, dahin. Ein anderer Nachen, nicht ſo ſchnell geordnet als es die Ungeduld ſeiner Gebieter verlangte, ſchleppte eine lange Blumenguirlande im Waſſer nach, und zarte Arme deren Fülle und ſchönes Weiß im Waſſer ſich wieder ſpiegelten, haſchten nach den Blumen, und wurden von den kalten Tropfen genetzt, die wie ein Regen von Diamanten vom Ruder abſprangen. Die jungen Männer, die im Nachen ſtanden, wurden gezwungen ſich zu ſetzen, ſie thaten es endlich, vorſätzlich ungeſchickt, und halb in den Schooß der Damen niedergleitend, brachten ſie das Fahrzeug zum Schwanken, und erzeugten ein ſchallendes Gewirre klagender und erſchreckter Stimmen. Eines dieſer Böte war beſonders wild, es zeigte ſich ganz mit Herren gefüllt, und zwar mit ältlichen Herren, mit verabſchiedeten Gardeobriſten und Huſarenlieutnants. Dieſes Piratenſchiff das keine Dame an ſeinem Bord hatte, weil keine ſich hineingetraut hatte, machte kühne Manöver und in ſeinem Innern herrſchte ein beſtändiger Aufruhr, ein Tumult, ein kecker Lärm. Man ſchnitt den Damen den Weg ab, man ſetzte den Fliehenden nach, man rief und drohte, man verſuchte ſich in tauſend Thorheiten. Immer wohin man auch blickte, ſah man dieſes aufrühriſche Boot mit ſeinen alten lachenden Geſichtern drinnen. Endlich verſtummte der Scherz und der Geſang erblühte. Auf der Fläche des ſchönen See's hinfahrend erhob ſich ein Canon in die Lüfte, von den zarteſten und reinſten Tönen getragen, eine hundertblättrige Zauberblüthe, der Tiefe des See's entſteigend. Der Geſang war reizend. Auf der Mitte des Sees ſammelten ſich die Nachen zu einer Gruppe und verharrten eine Weile, dann wurde der Rückweg angetreten, und die alten Damen, die einen Tiſch mit blitzendem Silberzeug auf die Ufertreppe hatte hinſetzen laſſen, begrüßten die Ankommenden indem ſie mit den Löffeln klapperten, und ihre Kaffeetaſſen erhoben. Hier und da verſuchte auch ein alter, gelähmter Arm ein Tuch zu ſchwenken, allein dieſes Tuch wurde, indem es ſich nur wenig über die Oberfläche des Tiſches erhob, nur der nächſten Nachbarin ſichtbar.

So verging der Tag, der Abend nahte heran; mit ihm die beabſichtigte Feierlichkeit. Die Oheime wußten daß an dieſem Tage Suſannens Mutter ihre Verlobung gefeiert hatte, deshalb drangen ſie grade auf Beibehaltung dieſes Tages und ſelbſt dieſer Stunde. Suſanne ſtand bräutlich geſchmückt, in einem faltigen Gewande von weißem Atlas mitten im Salon und empfing aus den Händen bald dieſer, bald jener Freundin einen Schmuck, eine zierende Kleinigkeit.

Da nahten die beiden Oheime. Es war der wichtigſte, der bedeutungsvollſte Tag ihres Lebens. Sie kamen mit einer gewiſſen Feierlichkeit heran, Jedermann machte ihnen Platz. Der Präſident hielt in ſeinen zitternden Händen ein kleines Käſtchen von rothem Maroquin, der Legationsrath trug einen Gegenſtand, wie eine Chatoulle unterm Arm. Sie ſenkten ihre Blicke als ſie eintraten, hoben ſie dann und ließen ſie mit dem Ausdruck einer verklärten Seeligkeit auf den Gegenſtand ihrer Liebe weilen. Da ſtand ſie, da lächelte ſie ihnen entgegen, da waren die Augen, die einen Himmel von Innigkeit und Reinheit ausſtrahlten mit der Fülle der liebevollſten Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet. Die ſchöne Geſtalt! wie glänzend hob ſich der Nacken, die Bruſt, das Schulternpaar aus dem Atlasſilberglanz hervor, wie weich, wie ſüß in jeder Wellenlocke lag das Haar der Wange an, und nahm in ſeinem goldigen Braun die kleine weiße quellende Orangenblüthe auf, zuſammt dem markigen

Dunkelgrün des Blattes, wie lieblich floß Röthe über die volle Wange hin, und unter den Augen ſtärker gefärbt, verlieh es dem lächelnden Blick dieſes Diamantenſtrahlen, das nur dem Auge der friſcheſten Jugend eigen iſt. So ſtand ſie, halb vorgebeugt, und den Glanz der Kerzen auf den hellen Nacken empfangend, ſo ſtand ſie, und begrüßte die Beſchützer ihrer Jugend, die jetzt wie zwei Jünglinge herankamen, mit feſten, fliegenden Schritten, ganz Feuer und Seele, und getragen von dem Bewußtſein daß dieſe Stunde allen Kummer, alle Entbehrungen, alle vereitelte Hoffnungen eines langen Lebens wieder gut machte. O dieſe Männer; man konnte ſie nicht ohne Rührung ſehn. Sie hatten in athemloſer, nie ruhender Angſt ihren Schatz gehütet, jetzt übergaben ſie ihn einem würdigen Herrn: welch ein Triumph, welch eine Genugthuung für ſo treue Hüter! —

Der Präſident trat zuerſt vor. Er öffnete das Käſtchen und nahm eine brillantne Roſe von großem Werthe hervor, er verſuchte dieſes koſtbare Kleinod in den Haarflechten ſeiner Nichte zu befeſtigen, allein ſeinen Händen, die ihm den Dienſt verſagten, entfiel das Kleinod und wurde von den Frauen mit lauten Beifalls- und Bewunderungsrufen aufgefangen. Während Suſanne in den Armen des Oheims lag, wurde das Käſtchen vollends entleert und ein prachtvoller Halsſchmuck und Armſpangen hervorgezogen. Nun trat der Legationsrath vor. Er überreichte einen kleinen vergoldeten Schlüſſel mit der Miene diplomatiſcher Wichtigkeit, und ſetzte dabei die in köſtlicher eingelegter Arbeit gefügte Caſſette auf den Marmortiſch vor dem Spiegel. Sie wurde geöffnet und mit allem ausgeſtattet gefunden, was eine Damen-Chatoulle in verſchwenderiſchem Styl geſchaffen, enthalten kann. Ein geheimes Fach ſchloß in Papieren eine große Geldſumme ein. Die guten Oheime, ſie kamen in der That wie heilige Könige, um ihr Chriſtkind zu beſchenken, mit dem Köſtlichſten was ſie beſaßen und was ſie irgend auftreiben konnten.

So reich geſchmückt und in ſo lieblicher Schönheit ſtand Suſanne nun, von Licht umſtrahlt, und die jungen Damen ſchloſſen einen Kreis um ſie, nach einer ſcherzhaften Melodie die Eine von ihnen ſang und wo die Andern im Chor einſtimmten, ſich im Tanze bewegend. Es war ein hübſches Bild, auf dem Glück, Jugend und Frohſinn ſich zu einem gemeinſchaftlichen Triumphe einten; es war der letzte Sonnenglanz der ehe er ſich auf immer in dunkle Wolken barg auf der Geſtalt unſrer jungen Heldin weilte.

Mitten im Tanz, als der Reigen ſich eben am lebhafteſten um ſie her ſchwang, als der Geſang ſeine ſchwungvollſten Melodieen ausſtrömte, war es plötzlich als wenn eine dunkle Hand die helle jungfräuliche Geſtalt in der Mitte des Kreiſes faßte. Die Züge Suſannens veränderten ſich plötzlich, die Heiterkeit und der

Glanz ſchwanden, der Blick wurde forſchend und unruhig, er ſchien einen fernen Gegenſtand mit Angſt zu betrachten, der Körper beugte ſich vor, als wolle er gewaltſam den Kreis durchbrechen, und doch zögerte der Fuß und der Blick ſenkte ſich wieder zu Boden. Doch plötzlich rief ſie: Ja, ja ſie ſind's! Es iſt der alte Pfarrer mit ſeiner Frau! Warum treten ſie nicht näher? gewiß kommen ſie mir Unglück zu verkünden! — Und ſie durchbrach den Kreis und ſchloß die alte Frau in ihre Arme die jetzt in ihrer einfachen Reiſekleidung ſichtbar ward unter den geputzten Gäſten. Der Kummer und die Beſtürzung in den Mienen dieſer ehrwürdigen Matrone, die an Suſanne, wie eine Mutter an ihrem Kinde hing, war auch dem flüchtigſtem Blicke bemerkbar.

Es iſt nichts mein Kind, ſagte die Alte; wir kommen nur um der Feier deiner Verlobung beizuwohnen.

Der Greis trat hinzu, und ſein ſanftes liebe volles Auge drückte — obgleich er ſich Gewalt anthat, — denſelben tiefen Kummer aus.

Ihr ſagt mir nicht die Wahrheit, flüſterte Suſanne leiſe, indem ſie ſich zum Alten niederbeugte. Still; ihr könnt's mir ganz leiſe ſagen: Was macht mein Vater?

Die beiden Alten ſchwiegen noch, dann ſagte er zu ihr: Nun Anna, ich dächte wir hätten wenn wir ſchweigen wollten, uns gar nicht zeigen ſollen. Wir haben bereits durch unſre Erſcheinung das liebe Kind ſo erſchreckt daß es die Vorſicht zur Grauſamkeit umwandeln hieße wenn wir jetzt nicht ſprächen.

Sag' du es ihr, Mann. —

Nein, ſag' du es ihr, Anna.

Suſanne ſah beide ſtarr an und zitterte. Die Alte nahm das Wort und bemerkte leiſe: Wenn es denn ſein muß liebe Tochter, und wenn es ſich ſo machen läßt daß darum keine Störung in dieſe ſchöne Geſellſchaft gebracht wird, ſo erfahre denn daß unſer guter alter Herr ſchwer erkrankt iſt, ſeit zwei Tagen ſchon. Er hat nicht gewollt daß wir zu dir kämen weil er meinte es würde die Schwachheit vorübergehn, allein da wir ſogleich merkten, daß ſie ſchwerlich vorübergehen würde, machten wir uns, trotz des Verbots, auf den Weg. Ich wollte meinen Alten nicht allein fahren laſſen, und er wieder mich nicht; da ſind wir denn beide gekommen: eigentlich wäre nur Einer nöthig geweſen. Aber liebes, liebes Sannchen, was machſt du denn für Mienen, gutes Kind? Du wirſt ja bleich wie der Tod! Ach mach uns doch kein Herzeleid!

Wartet nur, ich komme mit euch! flüſterte Suſanne.

Jetzt Kind? durch die Nacht? Laß uns allein zurückkehren, ſagte der Pfarrer: wir bringen die Nachricht daß du Morgen kommſt.

Ich komme gleich — mit Euch! Sprecht kein Wort weiter! Ich bin ſogleich wieder da. Sie nahm den Kranz aus den Haaren, ſie legte die Brillanten ab und ſtand eine Weile da mit ſtarrem Auge vor ſich hinblickend, dann entfloh ſie eilig. Alles im Salon gerieth in Bewegung. Die Oheime, der Verlobte, die Tante, Frau von Langelois eilten der Entflohenen nach, die Andern drängten ſich um den Pfarrer und ſeine Frau um den Grund dieſer Störung zu erfahren. Wenige Augenblicke darauf erſchien Suſanne im Reiſeüberrock — unter dieſem das Atlasgewand, das ſie ſich nicht die Zeit nahm abzulegen. Jedes Wort, jede Miene an ihr drängte zur größten Eile; ſie duldete nicht den geringſten Widerſpruch: Er iſt krank, er liegt im Sterben! Dies war die einzige Entgegnung, wenn man ſie tröſten wollte, oder ihr mindere Haſt anrieth. Der Wagen des Pfarrers mußte wieder vorfahren und ſie nahm darin zur Seite ihrer Pflegeeltern Platz, die halb erfreut, halb erſchreckt durch dieſe Zeichen äußerſter Leidenſchaft alles thaten um ihren geliebten Schützling, der faſt des Bewußtſeins beraubt ſchien, mit der aufmerkſamſten Pflege zu umgeben.

Der Graf trat zu ihr heran und ſagte bittend: Wollen ſie ſich nicht mir anvertrauen, theure Suſanne? Mein Wagen ſoll ſogleich bereit ſein; ich bringe ſie in Geſellſchaft ihrer Tante zu ihrem Vater.

Suſanne ſah ihn mit flüchtigem, zerſtreuten Blicke an: Folgen ſie mir, ſagte ſie; folgt mir Alle, ihr Lieben, aber jetzt laßt mich mit dieſen guten alten Führern meiner Kindheit enteilen; ſie haben das größte, wohl gar das einzige Recht mir in meinem Schmerze beizuſtehn. Der Graf trat zurück; ein Zug von Kummer und Kränkung glitt über ſein Geſicht, doch erwiederte er nichts. Am andern Morgen verließ er in Geſellſchaft der Oheime und der Frau von Roſenfeld das Landhaus, um Suſannen zu folgen.

Geh' nicht von mir!

◆

Der General war in der That lebensgefährlich erkrankt. Man mußte ihm mit Vorſicht die Nachricht von der Ankunft ſeiner Tochter beibringen. Suſanne weilte unter verhaltnen Thränen und mit heftigem Herzklopfen im Vorzimmer indeß der Pfarrer ins Krankengemach eintrat, und die vorbereitenden Worte ſprach. Endlich öffnete er leiſe die Thüre und das junge Mädchen wankte herein, und ſank am Bette nieder.

Die trübe Nachtlampe warf ſpärliche Lichter auf die in die glänzenden Stoffe noch gehüllte Geſtalt. Eine ganze Tagereiſe lag dazwiſchen; erſt in der zweiten Nacht langten die Reiſenden an, nachdem ſie jedes Mittel zur Beſchleunigung ihrer Fahrt angewendet hatten. Welch ein Contraſt beim Wechſel ſo kurzer Friſt! Dort ein lichtſchimmerndes Gemach, gefüllt mit lächelnden Geſtalten, geſchmückt und in Anmuth prangend, ſie, die ſchönſte unter ihnen, mit dem Kranze in den Locken und dem Geſchmeide an der Bruſt, hier ein düſteres Krankenzimmer, ein ſterbender Greis, ein unglückliches und verzweifelndes Kind zu ſeinen Füßen, lautloſe und in Kummer geneigte Wärter um ihn her. Dort Geſang, hier tiefe Stille.

Suſanne lag lange in ſtummer Angſt da, den forſchenden Blick mit der ganzen Kraft ſeelenverzehrender Liebe auf das bleiche Antlitz geheftet, deſſen geſchloſſene Augen ſich nicht öffneten um des Kindes Blick zu empfangen. Es lag etwas ſo Erſchütterndes in dieſem leidenſchaftlichen Hinblicken, in dieſer wilden, mit den Augen ausgeſprochenen Frage: Vater, Vater! ſiehſt du mich nicht? Weißt du nicht daß ich hier bin? daß der Pfarrer in Schmerz ſein Antlitz verhüllen mußte, um nicht der Pein dieſes Moments zu erliegen. Endlich ward der Armen eine Antwort. Der Kranke regte ſich, ein Seufzer, mehr ein ängſtliches Stöhnen entrang ſich ſeiner Bruſt, er öffnete das Auge anfangs nur wenig, dann immer mehr, dann füllte ſich ſichtlich das Auge immer mehr mit Licht und Leben und es ſog gleichſam wie der Verſchmachtende den labenden Trank einſaugt, die geliebten Kindesaugen mit der vollen Süßigkeit der Seele, die aus ihnen vordrang, in herzſtärkenden langen Zügen ein. Es war etwas Göttliches in dieſem Vaterblick, der Leben trank aus dem Auge der Tochter. Eine Liebe am Grabe ſich nocheinmal verjüngend durch eine Liebe in der üppigſten Lebensfülle ſtehend; ein Herz ermüdet erloſchend, wieder angefacht durch die milde Flamme der Jugend und Kraft, die ſich ihm mittheilt. Mein Vater! ſtöhnte ſie und preßte ihre kalte Stirn an ſeine trockne dürre Hand, und riß dieſe Hand unter Küſſen an ihre Bruſt; er aber mit der Rechten zog leiſe, und immer ſtarker das Haupt der Knieenden an ſeine Bruſt, immer höher hinauf, und ſie gab eben ſo leiſe nach und ließ ſich emporziehen, den wunderlieblichen Zwang der Liebe erduldend, und als ſie der eingeſunkenen Bruſt vorbeikam wollte ihr eignes Herz brechen da ſie zu fühlen glaubte daß das des Vaters ſich nicht mehr rührte. Erſchreckend ſuchte ſie das Auge, und erſt als ſie deſſen Strahl ſah, immer noch leuchtend auf ſie gerichtet, wagte ſie es höher hinauf ſich zu drängen und endlich ihre Lippe mit der des Vaters zu einen. Er hielt mit der dürren Hand den blühenden Lockenkopf ſo feſt umſchloßen, jeder dieſer magern Finger ſchien einen Theil der Seeligkeit für ſich hinnehmen und feſthalten zu wollen, ſo tief und verlangend bettete er ſich in die ſeidne Fülle der aufgelöſten Haarflechten

Der Arzt am Bette machte ein Zeichen, und Suſanne überall hin aufmerkend wo es den Gegenſtand ihrer Liebe galt gewahrte nicht ſo bald dieſen Wink als ſie ſich aus dem Arm des Vaters loswand, noch einmal koſend mit der Hand über ſein graues Haupt glitt, und ſich dann ſtill am Bette hinſetzte. So wie ſie ſich von ihm loslöſte erloſch die himmliſche Flamme, die ſich im Sterbenden entzündet hatte, ſein Auge ſchloß ſich wieder, und die Züge nahmen den ſtarren, lebloſen, kalten Ausdruck an, den ſie gezeigt, bevor die Liebe ihre Wiederbelebungskünſte angewendet hatte. Man hörte nur die leiſen Worte über ſeine Lippen gehn: Geh' nicht von mir!

Drei Tage und drei Nächte wachte Suſanne unausgeſetzt am Krankenbette des Vaters, erſt als ſich deſſen Zuſtand zum Beſſern wandte gönnte ſie ſich ſelbſt Ruhe. Der Graf war ihr gefolgt, und zeigte die aufopferndſte Theilnahme, die zarteſte Rückſicht, die zärtlichſte Fürſorge. Sein Glück war geſtört, ſein Ziel weiter hinausgerückt worden, doch nicht das kleinſte Zeichen von Unwillen hierüber erlaubte er ſich der tiefgebeugten Tochter gegenüber. Nur für ihren Kummer, ihre Befürchtungen hatte er Antheil, ſein eigenes Leid, ſeine eigne Ungeduld drängte er in die Tiefe der Bruſt zurück. Er war es der Suſannen im Dienſte am Krankenbette ablöſte, und wenn irgend eine andre Kraft die Kraft ihrer Liebe zu erſetzen im Stande war, ſo konnte die ſeine es nur ſein. Die beiden Brüder waren nicht herüber gekommen. Der Präſident war heftig krank befallen in der Nacht der Abreiſe Suſannens, er blieb demnach auf dem Gute der Frau von Langelois zurück, und der Legationsrath fand es für nöthig bei dieſem erkrankten Bruder fürs Erſte zu bleiben, und jenen des Beiſtandes der Schweſter und der Tochter zu überlaſſen. Er hatte hierin das Rechte erwählt, denn der Zuſtand des Präſidenten, im

Fall er ſich zugleicherzeit von Suſannen und ſeinem Bruder verlaſſen geſehen, wäre ohne Zweifel ein ſehr bedauerlicher, wenn nicht gar ſehr gefährlicher geweſen. Da der Erkrankte den lebhaften Wunſch hegte in die Stadt gebracht zu werden, ſo wurden Anſtalten getroffen dieſem Verlangen nachzukommen. Frau von Langelois widerſetzte ſich heftig dem Ortswechſel indem ſie behauptete eine Pflege wie ſie ſie ihrem leidenden Gaſte gewähren könne, würde ihm in der Stadt, in ſeiner einſamen Junggeſellenwohnung, nicht werden. Allein der Präſident wußte daß dieſe Wohnung nicht einſam ſein würde, daß auf ſeinen leiſeſten Ruf ſogleich die aufopferndſte und liebevollſte Pflegerin erſcheinen würde: deshalb drang er in den Bruder ihn, ehe die Krankheit weiter um ſich griffe, in die gewohnte Umgebung, in die heimathlichen Raume zu ſchaffen. Es geſchah. Mit der größten Vorſicht brachte nun der Geſunde den Kranken mit ſich fort, und Frau von Langelois, die eben noch einen ſo lärmenden und bunten Kreis von freudeberauſchten Gäſten um ſich her geſehen hatte, war jetzt plötzlich einer peinvollen Einſamkeit übergeben. Sie ging daher, da die Jahreszeit den Leuten nach der Mode noch nicht geſtattete in die Stadt zurückzukehren, eine kleine Reiſe zu unternehmen, und zwar führte ſie ihr Weg zuerſt in das Bad, wo Frau von Krautersperg ſich aufhielt. Sie war neugierig zu erfahren wie es dieſer erging, und wie jene Mittel, die unterdeſſen die Baronin angewandt, ihrer Feindin zu ſchaden, gewirkt hatten. Dieſe boshafte Neugier iſt auch den beſten Frauen eigen. Sie wollen zwar ſelbſt nie zum Schaden und Nachtheil ihrer Feinde etwas beitragen, aber wenn Andre zufällig dieſe Thätigkeit über ſich nehmen, geben ſie gerne hin und ſehen zu wie weit die Beſtrafung gediehen und wie wirkſam die Züchtigung ausgefallen.

Frau von Roſenfeld reiſte mit ihrer Nichte zu ihrem Bruder, ſie blieb auch einige Tage in deſſen Hauſe, aber ihr Weſen zeigte Unruhe und Zerſtreutheit. Die Dienſtleiſtungen am Krankenbette, die ſie übernahm, waren von einer Beſchaffenheit daß ſie weder dem Kranken noch dem Arzte gefielen, es waren heftige ungeduldige, leidenſchaftliche Aeußerungen, und verkehrte oder übereilte Anordnungen. Sie kam ins Zimmer erhizt und aufgeregt, ſie lüftete die Vorhänge am Fenſter, die der Arzt befohlen hatte geſchloſſen zu halten, ſie fühlte ſich von der drückenden Stubenwärme beängſtigt und beſprizte ihr Taſchentuch mit ſcharfduftenden Eſſenzen, die dem Kranken Nervenzucken erregten. Suſanne zitterte wenn die Tante eintrat, ſie wagte nicht ihr alle dieſe ungehörigen Aeußerungen zum Vorwurf zu machen, und doch war jede Minute vermehrten Unwohlſeins oder auch nur Mißbehagens, die der Vater litt, ihr ein Stich ins Herz. Wie glücklich war ſie als Frau von Roſenfeld erklärte auf einige Tage nach Steinbach reiſen zu müſſen um ihre dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Sie ging jedoch nicht aus dieſem Grunde, ſondern um Emilien zu empfangen, die unterdeſſen dort angelangt war. Obgleich dieſe unglückliche Freundin, die da ſtrebte ſich den Blicken der Welt zu entziehen und deshalb irgend ein tief verſtecktes Aſyl aufzuſuchen, auch keine Geſellſchaft war wie Frau von Roſenfeld ſie liebte, ſo waren die Pflichten, die ſie hier übte doch mit viel geringerer Aufopferung ihrer eignen Ruhe und ihres eignen Wohlergehens verknüpft. Erſtlich war Emilie nicht ans Bette gefeſſelt, und Frau von Roſenfeld konnte nichts weniger vertragen als den Anblick eines Krankenbettes, und dann, dort lag ein alter Bruder krank, ein verdrießlicher und in ſeiner Krankheit häßlicher Greis, der überdies, obgleich er ihr Bruder war, niemals ſehr den Gefälligen und Rückſichtvollen für ſie gezeigt hatte, hier eine Freundin, die ihr immer Achtung und Theilnahme bewieſen, mit der ſie durch die Bande eines ſehr intimen Vertrauens ſeit langen Jahren verbunden war, die um all die Heimlichkeiten ihrer Neigungen, um jede Stunde eines verbotnen Vergnügens wußte, und die darum eine unerſchöpfliche Quelle ſehr genußreicher Plauderſtunden ihr zu eröffnen im Stande war. Frau von Roſenfeld beſaß nicht die Schonung den fremden Schmerz zu ehren, wäre dieſe ſo ächt weibliche Tugend ihr eigen geweſen, ſie hätte ihre arme Freundin jetzt grade nicht zum Sprechen aufgefordert, ſie hätte ſie der Einſamkeit, die Jene ſuchte, überlaſſen müſſen, allein ſie fühlte lebhaft das Bedürfniß von ihrem Zuſammenleben mit Stanislas in Paris ausführlich zu ſprechen, von dem Entzücken das ſeine theatraliſchen Erfolge ihr bereitet hatten, von der peinvollen Unruhe, die die Verfolgung der er von gewiſſen Frauen höherer Stände ausgeſetzt geweſen, ihr verurſacht. Emilie, gewohnt immerdar ihr eignes Gefühl tief zurückzudrängen und zu verſchließen, gewohnt ſich immer Andern unterzuordnen, hörte die Vertraute an mit dem Lächeln der Theilnahme, das auf ihrem Geſichte eine bleibende Stätte gefunden hatte. Keinen Augenblick wich dieſe Theilnahme, ſelbſt da nicht als ſie bis zur Grauſamkeit in Anſpruch genommen wurde. Denn ſelbſt nicht einmal die Nächte hatte die arme, von den Geiſtern ihrer eignen Vergangenheit ſo arg Gepeinigte für ſich. Frau von Roſenfeld kam mit einem Päckchen Briefe und ſetzte ſich aufs Bette der Freundin und las ihr vor bis der Morgen graute. Und das nannte ſie ihrer Freundin Ruhe und Einſamkeit gewähren. Seltſame Begriffe, die der Egoismus von dem Wohl und Wehe des Nächſten hat.

Dort! dort!

Während einer Nacht, in der Suſanne einſam in der Krankenſtube wachte fühlte ſie eine gewiſſe Lähmung ihre Lebensgeiſter niederhalten. War es der für die Herbſtzeit ungewöhnlich warme Tag geweſen, war es die Luft des Krankengemachs, oder zeigten ſich die Folgen der Erſchöpfung nach anhaltendem angeſtrengtem Dienſte, das junge Mädchen fühlte ihre Kräfte ſchwinden und ein düſterer Schleier unheilbarer Melancholie breitete ſich über ihr ſonſt ſo jugendfriſches Weſen. In dem Lehnſeſſel am Lager ſitzend, beleuchtet von dem ſchwachen Schimmer der verdeckten Lampe lehnte ſie ihr Haupt in die Hand, und ihre Augen ſchloſſen ſich indem ein krampfhaftes Schluchzen ihrem Buſen eine unruhige Bewegung mittheilte. Es war gegen Mitternacht, die tiefſte Grabesſtille herrſchte um ſie her. Der Nachtwind hatte anfangs die Bäume vor dem Fenſter bewegt, und das leiſe Rauſchen war im Gemache hörbar geworden, doch es war beim Beginn der Nacht ruhig geworden, und demnach hörte auch dieſe monotone Unterbrechung der Stille auf. Der Sitz, den Suſanne einnahm war ſo geſtellt daß ſie das eine Fenſter, das auf den Garten zeigte, überſehen konnte; es war gewöhnlich durch doppelte Vorhänge verdeckt, heute jedoch, da der Kranke den Schein der Abendſonne hatte ſehn wollen, waren die Drapperieen zurückgezogen, und noch nicht wieder in ihre alte Lage gebracht worden.

Als Suſanne aus ihren Träumen aufblickte ſchauerte ſie zuſammen und deckte raſch ihre Augen mit den Händen. Ihr Blick war auf jenes Fenſter gefallen, und auf der dunkeln Fläche der unterſten Scheibe hatte ſich ein wunderſames Antlitz abgezeichnet. Es hatte bleich und mit dunkeln Augen hineingeblickt. War es Wirklichkeit geweſen, war es Fiebertraum? das geſchreckte Mädchen wagte nicht einen zweiten Blick hinzuſenden um dieſes ängſtliche Räthſel zu löſen. Es war ihr als träte aus ihrem Innern der Gedanke hervor und geſtaltete ſich in der Nacht draußen zu einem Bilde, deſſen Züge ſie kannte, und das in ſeiner unerwarteten Erſcheinung ſie zum Wahnſinn hätte bringen können, wenn ſie nicht mit gewaltiger Kraft ihr Bewußtſein zuſammenraffte. Sie fühlte dies und rief ſich mit Feſtigkeit und wiederholt zu: Es iſt nichts! es iſt ein Wahnbild! faſſe dich! ſteh' auf, geh' hin — du wirſt nichts mehr erblicken!

Sie wollte ſich erheben, ſie ſank in den Stuhl zurück. Ihr Herz klopfte ihr ſo gewaltig daß ſie einen Angſtſchrei nicht unterdrücken konnte. Schauerlich hallte dieſer Laut in der Stille des Krankengemachs wider. Es war ein Entſetzen mehr zu dem Schrecken dort draußen — denn das Bild wich nicht; ſie ſah jetzt nochmals hin; es waren ſeine Züge, die aber nicht drohend ihr zugewendet waren, ſondern mit dem Ausdruck eines tiefen, unſäglichen Kummers.

Sie ſank zuſammen. Dem eintretenden Arzte konnte ſie nur die Worte zurufen: Dort! Dort! indem ſie auf's Fenſter zeigte, dann umſchleierte eine Ohnmacht ihre Sinne.

Ich fühlte die Hand des Greiſes auf meinem Haupte.

Mehre Wochen waren nach den obigen Vorfällen vergangen. Der General war ſeiner Krankheit erlegen, Suſanne war verſchwunden. Der Graf, durch tiefen Unmuth und durch ein Gefühl peinvoller Demüthigung zurückgehalten hatte nur wenige Nachforſchungen angeſtellt. Er erhielt, eben als er ſich zur Reiſe in die Reſidenz anſchicken wollte, um mit den Brüdern des Verſtorbenen ſich zu berathen, folgendes Schreiben:

Wenn Sie dieſe Zeilen erblicken, Graf Ewerard, iſt mein Schickſal entſchieden, und ich fern von der Heimath. Einem edlen Mann wie Sie es ſind, iſt meine Achtung geſichert, ſichern Sie mir, wie ich's verdiene, ein wohlwollendes Andenken. Ein günſtiges Geſchick hat verhindert daß ein Band zwiſchen uns geſchlungen wurde, welches uns beide vielleicht grenzenlos elend gemacht hätte. Danken wir dem Himmel dafür. Sie, im Beſitz von Glück und Achtung haben die ganze Welt zu Freunden und Anhängern, der, den ich gewählt habe, hat Niemand wie mich. Ich habe geſchworen ihm ewig anzugehören. Wenn Gott irgend Gewalt der Liebe in mein Herz gelegt hat, ihm gehört ſie ganz und ungetheilt. Ich hab ihn verrathen und aufgegeben, ich muß jetzt, wenn er's verlangt, ihn mit meinem Herzblut nähren. Alles was ich bin iſt ſein. Mein ſterbender Vater hat unſre Hände zuſammengelegt; er wußte um unſern Bund; vor wenig Tagen hat auch der Prieſter den Segen der

Kirche über uns ausgeſprochen. Vergeben und vergeſſen Sie

Suſanna Saluréky.

Dieſem Briefe war ein engbeſchriebenes Blatt beigegeben mit der Aufſchrift „an den Präſidenten von Barnewelt.“ Es war ebenfalls Suſannens Hand. Der Graf betrachtete dieſe Schriftzüge wie das Vermächtniß einer Verſtorbenen, nur vermehrte der Gedanke ſeinen Kummer, daß die, die er einſt die Seine zu nennen die Hoffnung gehabt; ihn nicht einmal des Vertrauens würdig gefunden die nähere Beweggründe ihrer Handlungsweiſe zu erfahren. Ihm zeigte ſie nur das Gewordene an, das Werdende, das langſam ſich Geſtaltende, das für ihn ein grauſenvolles Räthſel war, erfuhr ein Anderer. Er nahm das Blatt um es dem Orte ſeiner Beſtimmung zuzuführen. Als er in der Reſidenz anlangte fand er den Präſidenten in ſo leidendem und ſchlimmem Zuſtande daß er nicht wagte ihm ſo aufregende und erſchütternde Mittheilungen zu übergeben. Er gab das Papier dem Bruder, und dieſer empfing es mit einem ſchweren Seufzer. Folgendes war der Inhalt des Schreibens:

Ich ſchreibe dieſe Zeilen nieder um mein Herz vor dem zu verantworten, der mir die reinſte Liebe, die edelſte Fürſorge geſchenkt; vor mir ſelbſt bedarf dieſes Herz keiner Rechtfertigung. Erfahre, mein theurer väterlicher Freund, daß wie ich dir an jenem Abende, am See, das Verſprechen gab, den Gang meines innern Geſchicks gewaltſam zu ändern, ich jene unſägliche Unruhe empfand, die immer bei mir mehr oder minder übelgewählten Entſchlüſſen zu folgen pflegt. Aber ich hatte mich in eure Hände gegeben, und ich war bereit auszuharren. Da kam die Krankheit des Vaters, und der Knoten wurde noch nicht geſchürzt, ich dachte aber nicht daran euch zu entſchlüpfen. Ich litt, aber es war Niemand da, dem ich mein Leiden zu klagen auch nur die mindeſte Neigung hatte. Da wurde mir die Kunde daß er in meiner Nähe ſei. In einer dunkeln Nacht ſprach ich ihn im Garten; er lag zu meinen Füßen, er war wieder ganz derſelbe mit ſeiner übermenſchlichen Gewalt über mein armes Herz. Du biſt mein, Suſanna! rief er. Damals als du mich von dir ſtießeſt wußteſt du nicht daß du an deinem, an meinem Geſchicke frevelteſt; jetzt weißt du es! — Ich zitterte und widerſprach nicht. In ſeine Arme riß er mich, an ſeine Bruſt — ich war in Schrecken und in Seeligkeit getaucht. Drei Nächte ſahen wir uns heimlich im Garten; er überredete mich zur Flucht — meine Beſinnung wankte. Nur Eines war mir im Taumel meiner Gefühle, in ſchärfſter Klarheit deutlich, die Einwilligung, der Segen meines Vaters — dieſe mußten errungen werden. Er zog mich mehr als daß er mich führte an das Bette des Sterbenden; ich weiß nicht wie mir geſchah — doch fühlte ich die Hand des Greiſes auf meinem Haupte. Mein Vater! rief ich, ſiehſt Du deine Tochter deutlich vor dir? Erkenneſt Du was ſie von dir verlangt? Thue ich Recht, und iſt's dein Wille, ſo gieb mir ein Zeichen? Er ſah mich an und ſein Auge lächelte wie ich es immer lächeln ſah wenn er mir zu irgend einem Wunſche ſeine Einwilligung gab. Ich glaubte den Wink des Himmels zu erkennen; mein Herz war beruhigt, meine Seele einzig dem Glücke erſchloſſen.

Mein Verlobter trieb zur Eile, und in der That wir durften nicht zögern. In der Nacht darauf hatte der Tod das Auge geſchloſſen, aus dem, ſo lange es für mich geöffnet war, die heiligſte, reinſte Liebe geſtrömt war. Mit einem Kuſſe auf die erbleichten Lippen nahm ich Abſchied von der Heimath, von den Meinen. Ihn ſenkten ſie ins Grab hinab; ich zog dem Leben entgegen.

Dieſe wenigen Zeilen, theurer Oheim, eile ich dir zu überſchicken, nicht um dir ein Bild meines Gemüthszuſtandes zu geben, hierzu fehlt mir im Taumel dieſes wunderſamen Ereigniſſes noch Ruhe und Faſſung, ſondern um dein um mich kummerbeſchwertes Herz in ſo weit mit mir auszuſöhnen daß du doch ſieheſt wie ich mein Vaterhaus nicht ohne Seegen verlaſſen habe. Gieb mir nun auch den Deinen! Wahrlich, theurer und inniggeliebter Freund, du darfſt ihn mir nicht verſagen. Wie fände ich Ruhe wenn ich dich mir feindlich – o nein feindlich nicht; das iſt dir unmöglich — aber trauernd gegenüber wüßte! Alſo Friede — Friede mit deiner —

Suſanne.

IV.

Nun, ma chère?

Iſt die Madame zu Hauſe?

Die Frau Obriſtin? —

Nun ja die Frau Obriſtin; obgleich ich eben ſo gut ein Obriſt mich nennen kann, und mit nicht minderm Recht als der Mann ihrer Madame es thut. Doch dies bei Seite. Sagen ſie ihrer Frau Obriſtin daß Ihre Durchlaucht, meine Gebieterin, auf ſie wartet; ſie ſoll ſogleich herabkommen, und Muſik machen, es iſt Geſellſchaft im Saal.

Melden ſie Ihro Durchlaucht daß die Frau Obriſtin krank iſt, und ſich ſeit einer Stunde in ihrem Kabinet eingeſchloſſen hat.

Eingeſchloſſen? Ei, man ſchließt ſich auch ein wenn man die Verpflichtung übernommen hat Andre zu amüſiren! Gehn ſie, Mamſell, wecken ſie ihre Madame, oder ihre Frau Obriſtin; meine Durchlaucht pflegt nicht zu warten.

Und ich pflege nur den Befehlen meiner eignen Gebieterin zu folgen.

Verteufelt impertinent, Mamſell Katherine! Sie ſcheinen noch nicht zu wiſſen wie die Verhältniſſe hier ſtehn. —

Dieſes Zwiegeſpräch wurde zwiſchen Katherinen, Suſannens Kammerjungfer und einem korpulenten, als Jäger gekleideten Diener einer ruſſiſchen Fürſtin geführt, die den mittlern Stock des prachtvollen Gaſthofes bewohnte, von dem Salursky mit ſeiner Frau zwei hochgelegene einfache

Stuben inne hatte. Eben wollte der rohe und unverſchämte Diener noch einige Drohungen ſeiner Rede zuſetzen, als die Thüre ſich öffnete und die eben krank Gemeldete erſchien. Sie trat hervor, wohl in der Abſicht dem lauten Geſpräch das im Vorſaal geführt wurde, und deshalb den Anwohnenden verſtändlich ſein mußte, ein Ende zu machen. Indem Suſanne wiederholte was ihre Dienerin eben geſagt, erſchien ein zweiter Bote, ein Negerknabe, der ein Billetchen überreichte. Als Suſanne den Inhalt deſſelben überleſen, färbte ein flüchtiges Roth ihre Wangen, ſie verſprach ſogleich zu kommen und entfernte ſich mit Katherinen, die in der Eile die Toilette ihrer jungen Gebieterin ordnen mußte. In dem Billette ſtanden die Worte: „Ich kenne den Eigenſinn noch gar nicht bei dir, meine Liebe. Wir ſind unten in fröhlichem Kreiſe verſammelt, nur Du fehlſt und fehlſt aus einem nichtigen Grunde, nur um uns, wie ich fürchten muß, die Freude zu verderben.“

Mein Himmel ſie haben das Fieber, gnädige Frau; rief Suſanne; ich fühl's wie der Froſt ſie durchſchüttelt!

Beende nur deine Arbeit! — Katherine befeſtigte eine weiße Roſe im Haar ihrer Herrin: ein Kleid von koſtbarem Seidenſtoff wurde raſch umgelegt. Bleich und ſchön ſtand die Geſchmückte vor dem Spiegel. Sie nahm die Handſchuh und den Fächer, warf den Shawl um und ſtieg die mit Teppichen belegte Treppe hinab. Im Vorſaal unten waren die koſtbarſten Gewächſe aufgeſtellt, eine hellerleuchtete Zimmerreihe öffnete ſich der Eintretenden, eine Menge Diener eilten hin und her, ſie ſchritt raſch hindurch, doch bevor ſie den kleinen, halbrunden Salon betrat, wo die Geſellſchaft verſammelt war, blieb ſie auf einen Augenblick in der dunkeln Fenſterniſche ſtehen, preßte die Hände an Aug' und Stirn und neigte ihr Haupt tief auf die Bruſt. Als ſie gleich darauf eintrat ſchwebte Lächeln auf ihren Lippen und ihr Auge glänzte.

wäre kein wirkſameres Mittel gegen mein Uebel denkbar, als Ihre Durchlaucht Gabe, die beſte und heiterſte Geſellſchaft um ſich zu verſammeln.

Heiter, mon enfant? ſagte die dicke Dame indem ſie ihre dunkeln, noch immer ſehr ſchönen Augen auf Salursky, der ihr gegenüber ſaß richtete; wir ſind leider nicht heiter. Sehen ſie da ihren Gemahl und meinen Neffen! ſchon ſeit einer Stunde ſprechen ſie nichts als von Politik. Das iſt nicht zum Aushalten. Ich verabſcheue die Politik, und ſeitdem ſie mich ennuyirt verabſcheue ich ſie doppelt. Sie kommen grade zu rechter Zeit, ma belle, um dieſe ſtörriſchen und abtrünnigen Geiſter wieder auf die rechte Bahn zu lenken. Machen ſie Muſik! — Merci, führen ſie die Obriſtin zum Piano. Wo iſt Zuboff?

Der Fürſt erhob ſich, winkte einen Diener herbei, dieſer eilte fort und kam bald mit einer Antwort wieder, die er dem Haushofmeiſter ins Ohr flüſterte und dieſer, nach einigem Zögern machte ſie dem wartenden Gebieter bekannt.

Was giebts? rief die Fürſtin ungeduldig. Wo iſt Suboff?

Der Fürſt erwiederte: Wir müſſen ohne ihn uns behelfen. Ein Befehl des Geſandten hat ihn in die Kapelle berufen um eine Geſangparthie zum morgenden Gottesdienſte einzuüben.

Die Fürſtin ſchlug mit dem Fächer auf die Sophalehne; ſie rief den Haushofmeiſter, der eilig herbeikam und ſagte ihm mit gedämpfter Stimme ins Ohr: Hab ich nicht ſtreng verboten dem Suboff Branntwein zu geben? Ihr ſolltet ihn eingeſperrt halten, warum habt ihr das nicht gethan, Elender? Still, ich will nichts hören. Wenn Suboff nicht morgen nüchtern iſt und hier im Salon ſingt ſo ſollſt du dafür leiden, Petrowitſch. Verſtehſt du mich? —

Der Fürſt hatte unterdeſſen Suſannen zum Piano geführt und begleitete ſie jetzt im Geſange. Suſannen war dieſe Begleitung im höchſten Grade widerwärtig; denn abgeſehen davon daß der junge Mann falſch ſang, er übte nebenbei eine Art zudringlicher Galanterie aus, die, wenn Suſanne nicht auf ihrer Huth war, ſogleich in eine empörend freche Vertraulichkeit überging. Er war durch eine Schule der Verderbniß gegangen, wie ſie ſo umfaſſend und geſteigert Paris und London nur gewähren können, ſeine eigne Heimathreſidenz hatte Roheit und Impertinenz, unleidlichen Hochmuth und rückſichtloſe Willkühr noch hinzugethan. Seine Geſundheit war in dem Grade zerrüttet daß ſeine unmittelbare körperliche Nähe eine Pönitenz für nur irgend ſcharfe Sinne wurde; der Peſthauch, den ſeine moraliſche Zerſtörung aushauchte wetteiferte mit dieſem phyſiſchen. Suſanne fühlte heute doppelt die Schwere der Aufgabe, die ſie zu löſen unternommen hatte, und ſie erlag faſt derſelben. Saluröſky kam auf Augenblicke vom Sopha der Fürſtin herüber, er lächelte ihr zu, flüſterte ihr unbemerkt ein paar Worte ins Ohr, legte liebkoſend ſeinen Arm auf einen flüchtigen Moment um ihren Nacken und entfernte ſich dann wieder.

Ein Muſikſtück, zu dem die Mitwirkung Suboff's unerläßlich war, mußte unterbleiben. Sehr übelgelaunt entließ die Fürſtin die Geſellſchaft, diesmal ſehr zeitig eine Stunde vor Mitternacht. Suſanne, froh über dieſe ungehoffte baldige Erlöſung eilte hinauf um ſich der Ruhe zu ergeben. Aber dieſe Ruhe hatte nicht mehr den friedlichen Charakter, wie ſie ihn noch wenige Stunden früher gehabt; ſie war angefüllt und getrübt durch die Bilder der eben erlebten Ereigniſſe. Drei Tage war es Suſannen gelungen ſich aus dem Geſellſchaftskreiſe der Fürſtin entfernt zu halten, während dieſer Friſt hatte ſie in Stille und Einſamkeit ihr Gemüth geſammelt, ihre Kraft von neuem geſtählt, ihrer Geduld erneute Ausdauer auferlegt. Sie hatte ſich mit feſtem Entſchluß auferlegt ein trauriges und verletzendes Daſein mit Seelenſtärke zu tragen, das Unvermeidliche, in der Hoffnung daß es bald einem beſſern Zuſtande weichen werde, mit Sanftmuth zu dulden; der heutige Abend jedoch zeigte ihr wie ſie das Maaß ihrer Stärke zu hoch angeſchlagen und ließ ſie fürchten daß eine fortgeſetzte Pein dieſer Art ſie endlich krank und völlig kraftlos machen würde.

Es war weit nach Mitternacht als ſie, das Haupt auf den Arm geſtützt, noch wach ſaß und auf Ernſt's Zuhauſekommen wartete. Er kam nicht. Er hatte ihr verſprochen ihr alſobald zu folgen; er wußte daß ſie wirklich leidend war, ihre fiebernde Röthe, ihre zitternde Hand, die er flüchtig als ſie ihr Spiel beendete gedrückt hatte, ließen ihm keinen Zweifel übrig. Dennoch kam er nicht. Der Tag dämmerte ſchon als er endlich erſchien. Bleich, abgeſpannt mit ſichtlichen Anzeichen einer beim Spieltiſch durchwachten Nacht trat er vor Suſannen hin, und machte ihr Vorwürfe daß ſie auf ihn gewartet habe. Als er ihre Thränen ſah, und die bleiche Farbe ihrer Wangen ſetzte er ſich zu ihr, ſchlang den Arm um ſie und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. Mein armer Engel, ſagte er in einem zärtlichen und klagenden Tone; ich fürchte ich beſitze die Mittel nicht dich glücklich zu machen! Du gewöhnſt dich nicht in meine Nähe. Ich erſcheine dir immer fremd und auffällig und doch hab ich ehrlich mit dir gehandelt; ich ſagte dir als ich dir anbot mein Loos mit mir zu theilen, daß du dich einem Unglücklichen, Ruheloſen, mit einem Kranken und Hülfsbedürftigen verbändeſt.

Suſanne erwiderte nichts; dieſe Selbſtanklage, einſt von ihr mit ſo regem Mitgefühl aufgenommen, ließ ſie jetzt kalt; noch mehr, ſie machte einen unbeſchreiblich widrigen Eindruck auf ſie. Er ſchien von dieſer ungünſtigen Stimmung Kenntniß zu ſchöpfen und erwiederte, indem ſein Arm von ihrer Schulter niederglitt, mit einem bittern Lächeln: Wie, hab ich's etwa nicht geſagt? Heuchelte ich dir eine Tugend vor, die ich nicht hatte? Wenn du einem vollkommenen Mann hätteſt dich anvertrauen wollen, weshalb nahmſt du denn nicht die Hand des ſchönen Grafen an, ſie hätte dich gewiß ſicher und untadelhaft durchs

Leben geleitet? Aber du nahmſt mich, mich, von dem du wußteſt daß Schuld und Verirrung ihn drückten.

Suſanne blickte bei dieſen Worten auf und ein lebhaftes Feuer blitzte in ihrem Auge als ſie erwiederte: Ich wußte daß du nicht frei von Schuld warſt, allein ich hoffte daß du deine Verirrungen bereuen, daß du ſie nie erneuen, und daß dann meine Liebe einen Antheil an deinem künftigen ungetrübten Bewußtſein haben würde. —

Er ſah ſie an und in ſeinem Blicke lag die ganze düſtre Vergangenheit, die Qual und der Kampf langer Jahre. Suſannens Herz brach in Thränen; er kniete an dem Ruhebette und ſie ſchlang beide Arme um ſeinen Nacken. O Ernſt, Ernſt rief ſie — o mein Freund, mein Geliebter! wüßteſt du was dieſes Herz um dich litt, was es noch leidet! Laß mich in jene goldne Morgenröthe, in jene Stunde zurückkehren, wo das Geheimniß unſrer Herzen zum erſtenmal mein Buſen ausweitete. Ich war ſo glücklich! Ehe ich noch wußte daß das Gefühl, was ich für dich hegte, Liebe war, hatte ſich meine Seele für alle Ewigkeit dir vermählt. Weshalb nun dieſe bittre Täuſchung? Verdiente ich ſie? Alles warf ich hin, es dir zu opfern: Freude, Heimath, das Glück der Jugend und du — Ernſt, dieſe bittre Stunde hat mein Herz zum Ueberfließen gefüllt; vergieb wenn ich dich kränke — ſage mir daß ich mich täuſche — und du — liebſt mich nicht mehr; haſt mich vielleicht nie geliebt. Sie konnte nicht weiter ſprechen: Thränen erſtickten ihre Stimme.

Er löſte leiſe ihre Arme von ſeinem Nacken, drückte ihre Hände an ſeine Stirn und Wangen und ſagte dann zögernd: Warum dieſe Vorwürfe, Suſanne? Warum erſt heute? Lange, lange haſt du geſchwiegen, und heute muß ich hören, was ich zu hören nicht erwartete? — Ich mache dich alſo unglücklich; du glaubſt nicht an meine Liebe; Und warum dies alles?

Suſanne richtete ſtatt der Antwort nur einen bittenden Blick auf ihn.

Ich will ſtatt deiner antworten, ſagte Saluroſky düſter. Die Enttäuſchung deiner Hoffnungen kommt nur weil du nicht den Muth haſt ſo fortzufahren wie du begonnen. Du beſaßeſt einſt die Aufopferung, und den Edelſinn mir anzugehören, aber du beſitzeſt ihn jetzt nicht mehr. Die romantiſchen Verhältniſſe der Geliebten zogen dich an, die Pflichten einer Gattin haben keinen Reiz für dich. Jetzt bin ich ein Unwürdiger, ein rettungsloſes Verlorener, weil dein Herz nicht mehr die Energie beſitzt mit mir ſich zu beſchäftigen, meine Unvollkommenheit zu tragen, ſo wie ich die deine trage. Du ſuchſt ein bequemes, gefälliges Daſein; es iſt dir ein gehäſſiger Gedanke an der Veredlung meiner Seele, die ſich dir ganz hingegeben, zu arbeiten, du willſt gemächlich leben.

Mit einem Schrei ſank Suſanne zuſammen. Ein krampfhaftes Zucken bewegte ihre Bruſt! Geh, geh! rief er — verlaſſe mich! Bade dich in Wohlſein und Freude; ich werde zu vergeſſen ſuchen was du mir einſt zugeſchworen.

Halt ein! rief Suſanne. Tödte mich nicht. Ich will thun was du verlangſt.

Nun wohl, ſo ertrage dies Leben hier, das freilich nicht ſehr genußreich für dich ſein kann; ertrage es um meinetwillen; aber trage es mit etwas mehr Grazie und Gefälligkeit als du bisher gezeigt. Die Fürſtin liebt nicht kranke oder verſtimmte Mienen um ſich zu ſehn. Sie könnte übler Laune werden und unſern Feinden, die uns den Platz an ihrer Seite mißgönnen, freies Spiel geben; wir würden dann dieſe Stellung, die in mehrfacher Hinſicht vortheilhaft iſt, einbüßen, uns von neuem einem unſtäten, freudloſen Leben hingegeben ſehen und Mangel leiden. Bedenke dies, mein Engel. Die Fürſtin hat Launen, ſie iſt empörend herrſchſüchtig und egoiſtiſch wie alle ihre Landsleute, die reich und von Stande ſind, aber ſie iſt nicht ſchlechten Herzens. Etwas Gefälligkeit und Nachgiebigkeit kann ſie entwaffnen und ſie vergiebt gern. Sie liebt mich, und ich muß ſcheinbar dieſe Neigung erwiedern, weil ich davon Nutzen ziehe. Die Fürſtin iſt reich und freigebig.

O laß uns lieber das Brod der Armuth eſſen, flüſterte Suſanne. Ich will für dich um Tagelohn arbeiten.

Kind das ſind Phraſen. Wie oft hab ich dergleichen in einem leidenſchaftlichen Momente von Frauen deiner Erziehung und Standes ausſprechen hören, die nicht von ferne daran dachten daß das Schickſal ſie am Worte nehmen könne. Man kennt das. Du, und um Tagelohn arbeiten! Und ich, den Gewinn dieſes kummervollen Betriebs annehmend und verzehrend? O kindiſch! Sprich mir nicht mehr dergleichen, theures Weib.

Wahrlich, ein ſolches Leben wäre meine Seligkeit und mein Stolz, ſagte Suſanne mit Ernſt und Sanftmuth. Bedenke es wohl mein Freund: es läßt ſich leichter realiſiren als du vielleicht glauben magſt. Als du mir zum erſtenmal bekannteſt daß mein Vermögen unter deinen Händen geſchwunden war, zürnte ich dir nicht denn ich habe nie Werth gelegt auf äußere Güter, und die Armuth ſchien mir kein ſo ſchwarzes Unglück, kein ſo troſtloſes Geſchick wie es die Menge anſieht. Erſt als ich ſah wie du dieſe Armuth ertrugſt wurde ſie mir dazu. Ich hatte gehofft wir würden, da wir die frivolen und koſtbaren Genüſſe der Welt nicht mehr koſteten, uns an dem Geſchenk der Liebe erquicken, das Gott in unſere Herzen gelegt. Erſt wenn die goldenen Pforten des Pallaſtes ſich hinter uns ſchließen würden, dachte ich, müßte uns die paradieſiſche Stille der Abendlandſchaft in ihrer ganzen Glorie erſcheinen. Die Einſamkeit hoffte ich, die ſtrenge Thätigkeit, die wohlerworbene Ruhe, ſollten dann, wenn uns die Welt nichts mehr an Lockungen bot, mit unwiderſtehlicher Gewalt uns lehren, wo unſere wahre Heimath zu finden ſei. Ich täuſchte mich. Du nahmſt die Armuth ganz anders auf wie ich es erwartete; nicht als die Wiege unſeres Glückes ſondern als den Sarg deſſelben. Ich kann keinen Mangel dulden, nein du, und nun ſeh ich dich nach jenen unwürdigen Mitteln haſchen, die die Gemeinheit ausſtellt um die Trägheit und die Muthloſigkeit zu fangen Nach all den Gelöbniſſen die du mir gemacht, hätte ich dies nicht für möglich gehalten. Allein es ſei alles vergeſſen; die Erinnerung ſei bis auf den geringſten düſtern Schatten getilgt, wenn du einſiehſt daß es nicht zu ſpät iſt den Weg einzuſchlagen, den wir ſogleich hätten einſchlagen müſſen. Laß uns an meinen Oheim uns wenden; ihn um ſeine Hülfe, um ein Darlehn anſprechen. So ſchwer es mir wird, ich thue es dennoch freudig wenn ich dafür die Verſicherung gewinne daß du die ſchmachvollen Bande, die dich an dieſe Frau hier knüpfen löſeſt. Wir können uns dann ein Aſyl ſchaffen, wo Freude und Ruhe uns ein langentbehrtes Glück bieten. Willſt du, mein Freund? Soll ich den Brief an meinen Oheim aufſetzen?

Sie legte die ſanfteſte Zärtlichkeit, die angeſtrengteſte Sorglichkeit in dieſe Frage. Er blickte ſie düſter an und erwiederte nach einer Pauſe. Von der Fürſtin mich trennen? Unmöglich. Du weißt nicht wie viel ich ihr ſchulde, wie ſie und ihr Neffe mein Geſchick in Händen haben.

Ich verſtehe dich nicht, ſagte Suſanne zögernd. Ich weiß nur daß ich unendlich leide.

So geh — rief er; ich halte dich nicht. Verlaſſe mich in meinem Unglück, wie du mich ſchon einmal verlaſſen und verrathen haſt. Ich wiederhole es: geh! deine Liebe und deine Schwüre; ich wußte wohl daß ſie dich nicht für ewig binden würden.

Eine Todtenbläſſe bedeckte Suſannens Antlitz; ihre Kraft war erſchöpft; der furchtbare Vorwurf zerwühlte ihr Herz. Der Kummer und die Aufregung der letzten Tage hatten den Krankheitsſtoff, der bereits in ihrem Körper wucherte, zur Reife gebracht, dieſer Moment ließ das Uebel zum Ausbruch kommen. In den Morgenſtunden brach das Fieber aus, und nahm ſogleich mit großer Heftigkeit überhand.

Nimm mich zum Vater oder zum Bruder.

Während ihrer Krankheit, die mehre Wochen anhielt, hatte Salursky ſeine Frau nur immer auf flüchtige Augenblicke geſehn. Er brachte die Tage außer dem Hauſe zu, die Nächte am Spieltiſch. Wenn er am frühen Morgen in ſeine Wohnung kam, trat er ans Bette der Kranken, und dieſe wenigen Minuten waren eine Labung für die Leidende, denn ſie ſah ſeinen Blick zärtlich und mit Sorge auf ſich gerichtet; ſie las aus dieſem Blicke unendlich mehr heraus als der, der dieſen Blick ſpendete den Willen oder die Kraft hatte hineinzulegen. Ihr Herz bedurfte der Nahrung, es ſuchte ſie da, wo es den glühenden Wunſch hatte ſie zu finden.

Nächſt der treuen Katharine wachte an dem Bette der Kranken ein alter Diener der Fürſtin, ein ſiebzigjähriger Greis, ein Deutſcher von Geburt, der eine eigenthümliche Gemüthsrichtung zeigte und deſſen Schickſale ſeltſam und bedeutend geweſen. Er war einer jener Diener, wie ſie ſich in den Häuſern vornehmer ruſſiſcher Familien öfters finden, die eine große Autorität erlangt haben und dieſe bei Gelegenheit geltend machen. Zu Suſannen hatte er gleich anfangs eine lebhafte Neigung gefaßt und nannte ſie mit ſchmeichelndem Namen ſein Töchterchen, ein Ausdruck der in ſeinem Munde etwas Rührendes und dabei durchaus nicht Unehrerbietiges hatte. Anaſtas mochte für die Leiden der jungen Frau ein ſehr empfängliches Herz und ein ſehr wichtiges Verſtändniß haben; denn obgleich er nie ein Wort fallen ließ, das darauf hätte deuten können wie ihm des Obriſten Verhältniß zu ſeiner Gebieterin bekannt ſei, lag dennoch in der Art und Weiſe wie er die junge Frau pflegte der Wunſch deutlich ausgedrückt, daß er, ſo viel es in ſeinen Kräften ſtand, die Unbill des Geſchicks auszugleichen ſtrebte. Nimm mich zum Vater, zum Bruder und wenn du willſt zu deinem Geliebten an, junges Weib, ſagte er oft; du wirſt ſehen daß ich in keinem der Aemter, die du mir da überträgſt meine Pflichten verſäume. Ich hatte eine Tochter, die dir glich; der Himmel hat ſie mir genommen, er hat ſie mir wiedergegeben als er dich in meine Nähe führte.

Während der langen Abende und Nächte, die Suſanne auf ihrem Krankenlager wachend hinbrachte war Anaſtas ihr Geſellſchafter. Er erzählte ihr von ſeinen Kriegsjahren, und dann von ſeinem Leben daheim in der deutſchen Kolonie auf den Gütern der Fürſtin, und was er ſagte trug den Stempel der Erfahrung, des urſprünglichen, kräftigen, mit Willen und Einſicht begabten Geiſtes. Suſanne dachte an Petermann, dem treuen Gefährten ihres Vaters, der ihm bald darauf in den Tod gefolgt war, Anaſtas hatte einige, wiewol nur flüchtige Aehnlichkeit von dieſem. Eine lebhafte Abneigung zeigte der Alte gegen den Neffen ſeiner Gebieterin, und dieſe Abneigung ging wahrhaft in Haß über als er die Annäherung des Fürſten an Suſannen bemerkte.

Während der Krankheit war der Fürſt verreiſt geweſen, er kam wieder als Suſanne ſchon die friſche Luft in dem weitläufigen Garten, der an das Hotel ſtieß, genießen durfte. Die Fürſtin ließ ihr ihre Equipage anbieten, doch ſie lehnte dieſe ab; ſie zog es vor auf Anaſtas' Arm geſtützt zu Fuß ihre erſten Ausflüge zu machen. Ihre kräftige Natur brachte ſie bald dahin daß ſie ſelbſt dieſer Hülfe nicht mehr bedurfte; ihre Geſundheit kehrte wieder, mit ihr der Glanz der Jugend und Schönheit.

Die Spaziergänge im Garten wurden Suſannen verleidet, weil ſie immer den Fürſten dort traf, der ſich ihr zur Begleitung anſchloß. Sie bat ihren Mann ſeinen Einfluß anzuwenden daß dieſe zudringliche Annährung aufhöre; er antwortete ihr: Dulde, meine theure Suſanne, es dauert ſicherlich nicht lange. Wie, du ein ſo treues tugendhaftes Weib, ſollteſt nicht die gefahrloſen Nachſtellungen eines Gecken ruhig hinnehmen können? Die Frauen in der großen Welt verſtehen das doch in der Regel meiſterlich; möchteſt du eine Ausnahme machen und einen lächerlichen Aufruhr veranſtalten, weil ein Thor Thörichtes unternimmt? Ich bin völlig ruhig; dies ſei dir genug. Wenn ich dich am Arm eines Antinous ſähe, es käme mir keinen Augenblick die Befürchtung daß meine Ruhe und Ehre in deinen Händen nicht ſicher ſei.

Suſanne drang nun darauf daß ſie bald abreiſen ſollten, wie Salursky es ihr verſprochen, allein der einmal feſtgeſetzte Termin wurde immer wieder weiter hinausgerückt. Du ſiehſt, meine Liebe, ſagte er ihr, daß ich die Fürſtin jetzt nicht verlaſſen kann, ſie iſt ernſtlich unwohl. Wir müſſen jetzt bleiben; und wenn uns die Menſchlichkeit und ein ſehr natürliches Gefühl der Billigkeit dies nicht vorſchriebe, ſo würde es das Intereſſe thun. Es iſt zu erwarten daß wenn die Fürſtin ſtirbt ſie mich in ihrem Teſtamente bedenken wird. Die arme Frau, ihre Corpulenz iſt beängſtigend, ihr Bruſtübel hat einen gefährlichen Charakter angenommen; ich ſprach geſtern den Arzt, und unter uns geſagt, er machte mir Hoffnungen daß unſere Gefangenſchaft hier nicht lange dauern werde.

Suſanne hörte dieſe und ähnliche Aeußerungen mit dem Gefühl der Schaam und des Kummers an. So wenig Salursky ſich auch ſeit langer Zeit vor ihr Zwang anzuthun pflegte und ſo rückſichtslos er in der Enthüllung ſeiner wahren Natur verfuhr, ſo gab doch ein neuer Beweis ſeiner Roheit und ſeiner gemeinen Habgier Suſannen immer wieder einen Stich ins Herz. Sie hatte ihn lange entſchuldigt mit der Hingebung an die Verderbniß der Welt, die Jedem, der in ihr zu leben gezwungen war, gleichſam unbewußt aufgenöthigt wurde, allein wenn auch ihr Herz entſchuldigen wollte, ihr klarer unbeſtechlicher Verſtand ſah bald daß hier eine Abſichtlichkeit vorwaltete, die dem Charakter und dem Willen anhaftete. Salursky's jetziges Leben war eine Folge langer Gewohnheit; und ſie hatte gehofft daß es nur das Ergebniß eines augenblicklichen Reizes, einer vorübergehenden und bald bekämpften Verführung ſei. Er hatte ſie in jenen Briefen, durch die er ſich ihr zuerſt genähert, glauben gemacht daß es dem Laſter und der Thorheit gelungen ſei ihn in ſeinem Verſteck aufzufinden aber ſie ſah jetzt daß er es war der das Laſter und die Thorheit aufſuchte. Weit entfernt der Getäuſchte und Betrogene zu ſein, war er der Täuſchende und der Trügende. Welch ein Schrecken befiel das arme Weib als ſie in ihren

Betrachtungen bis hierher gelangte. Wie man das Antlitz eines unter Starrkrämpfen Geſtorbenen raſch und ſchaudernd wieder bedeckt, wenn man das Tuch von dem verzerrten Todtenantlitz gelüſtet, ſo breitete die unglückliche Frau über das Ergebniß ihres kummervollen Nachdenkens immer wieder, wenn ihr der Eindruck zu erſchütternd wurde, den Schleier der beſchwichtigenden Liebe. Sie rief ſich zu: Da er mich liebt, ſo wird es mir gelingen ihn doch noch endlich dem Beſſern zuzuführen. Es muß mir gelingen; ich werde die ganze Kraft der Liebe in meinem Herzen ſammeln. Die Liebe iſt ſtark; ſie wird mir den Sieg verleihen!

Als ſie eines Abends dieſem beruhigenden Troſte nachſann, und in der Einſamkeit ſich wohl fühlte, überraſchte ſie der Fürſt der ſich nicht hatte anmelden laſſen, ſondern offenbar die Stunde benutzte, wo er wußte daß ſelbſt Katharina ſich entfernt hatte und er daher von Niemandem fürchten durfte geſtört zu werden. Suſanne empfing ihn kalt und höflich. Er zeigte diesmal in ſeinem Weſen eine gewiſſe Scheu und Zurückhaltung, die darauf berechnet war ſeinem Opfer Vertrauen einzuflößen. Es gelang ihm nicht. Der Widerwille Suſannas war unbezwingbar und der einmal gefaßte Verdacht in ihrer Seele nicht auszutilgen. Die täuſchenden Manieren und Worte des Weltmanns wirken ſo wenig der Unſchuld, der Reinheit, der edlen Tugend gegenüber. Müßig eine Rolle, die ihm nicht gelang, weiter zu ſpielen, warf der Fürſt die Larve ab, und zeigte ſeine Leidenſchaft unverhohlen. Suſanne wies ihn empört zurück und der Fürſt rief mit der Bläſſe des Zorns auf den entſtellten Zügen: Wie, wenn ich unedel genug wäre, mich für dieſe grauſame Zurückſetzung zu rächen? Wenn ich Ihnen zeigte wie wenig der Gegenſtand, dem ſie eine ſolche Treue und Anhänglichkeit weihen, ihrer Liebe würdig iſt? Wenn ich Ihnen Beweiſe lieferte daß er dieſe Liebe längſt nicht mehr theilt?

Suſannens Athem ſtockte. Es war etwas in ihrem Herzen, das ſie vor jedem Lufthauch erſchrecken machte. Ernſtens Liebe, das einzige Gut, das ſie noch zu beſitzen glaubte, auf deſſen Daſein ſie mit Zuverſicht zählte, der der Anker war, der im Sturme das Schiff ihres Glücks und Lebens ſicher hielt, Ernſtens Liebe ſollte ihr fehlen? Aber ſie beſann ſich im Augenblick aus welchem Munde dieſe Verdächtigung kam, und wie wenig Glauben ſie verdiene, und ihren Schreck bekämpfend erwiderte ſie nur wenige, gleichgültige Worte auf den giftvollen Angriff.

Sie glauben mir nicht, armes Weib! ſagte der Fürſt, indem er mit einem tückiſchen heuchleriſchen Ausdruck zu ihr emporſah. Ein argloſes Gemüth wie das ihrige, iſt ſo leicht zu täuſchen, und Salursky, ich kenne ihn ſchon von früher, iſt ein Meiſter in der Verführungskunſt. Ich verlange auch für meine Worte keinen Glauben; ſie ſelbſt ſollen ſich von der Wahrheit überzeugen, indem ſie ſie an ihrer eigenſten Quelle aufſuchen. Hier iſt ein Brief, der zufällig in meine Hände gelangt iſt. Er iſt an einen Freund gerichtet, der wie es ſcheint die Grundſätze ihres Herrn Gemahls theilt, wenigſtens ihnen nicht zuwider iſt. Das Schreiben iſt nicht vollendet, allein es enthält genug für uns Beide. Soll ichs ihnen vorleſen?

Suſanne lehnte mit Unwillen dieſen Vorſchlag ab; ſie befahl dem Fürſten das Blatt wieder an die Stelle zu bringen, von wo er es geraubt.

Sie ſind thöricht, ſagte er lächelnd. Das Schickſal möchte ihnen nicht zum zweitenmale eine ſo günſtige Gelegenheit bieten, in das Herz ihres edlen Herrn und Gebieters zu ſchauen. Wenn ſie es nicht ihretwegen thun wollen, ſo ſollten ſie dieſen Brief leſen, lediglich um mich durch ſeinen Inhalt Lügen zu ſtrafen. Hab ich verläumdet, ſo iſt ja hier das Mittel mich zu widerlegen und mir auf immer Schweigen aufzuerlegen.

Als Suſanne ihre Weigerung wiederholte, bemerkte er nach einer Pauſe. Ich laſſe ihnen Zeit; ich komme mir die Antwort abzuholen. Aber Suſanne, hab ich die Wahrheit geſprochen, ſo nehmen ſie mich zu ihrem Beſchützer und Freund an; verſprechen ſie mir dies. Sie finden keinen ergebnern und uneigennützigern!

Sie winkte und er entfernte ſich langſam. Das unglückliche Papier lag nun vor ihr auf dem Tiſche. Ihre Aufregung war grenzenlos; die Schriftzüge Salurskyꝰs hatte ſie ſogleich erkannt. Der Fürſt hatte ſie hierin nicht getäuſcht; der Brief war von ihm. Sie kämpfte lange ob ſie ihn leſen ſolle; endlich das Verlangen die Verläumdung niederzuſchlagen, bewog ſie zitternd das Blatt zu entfalten. Sein Inhalt lautete:

(An den Grafen Lutt)

„Wenn du dieſen Brief empfängſt, mein ſehr edler Graf und Herr, ſo bin ich entweder der Beſitzer einer Rente von achtzigtauſend ruſſiſcher Silberrubeln, oder ich treibe mich ohne einen

Pfennig in der Taſche auf der Landſtraße umher. Das iſt nun einmal mein Loos; ich werde immerdar zu ſchroffen Gegenſätzen hin und her geſchleudert: eine Art Schickſalswiege, in der mein Talent groß gezogen wird. Aber geſtehe daß, wenn das Glück auch Pathenſtelle bei mir vertritt, es bei Andern, die um kein Haar beſſer ſind als ich, Mutterſtelle vertritt, und daß deshalb ich noch lange nicht ſo weich gebettet bin, als die Schufte, die ſich unſre Freunde nennen, und reiche Frauen und Palläſte beſitzen. Mir haftet bei allen meinen Unternehmungen immer ein gewiſſes Mißgeſchick an; ein unglückliches Glück. Nimm, fürs Erſte, wie ſchwer es mir wurde, welche herkuliſche Anſtrengungen ich machen mußte um die Krautersperg, dieſe zäheſte aller zähen Elviras los zu werden. Bei allen meinen Verbindungen hab ich immer die Maxime befolgt zwei Frauen in Bereitſchaft zu haben mit denen ich die dritte, die mir unbequem und läſtig geworden, tödte, allein dieſe ſchlimmſte aller ſchlimmen Liebesfurien, dieſe Niobe, die durch alle Pfeile Apolls nicht zu tödten war, widerſtand mir immer, wenn ich ſie zu vernichten trachtete. Ich brachte ſie in Conflict mit Suſannen, allein, ſo ſehr auch alles bei dieſem Zuſammentreffen auf ihre Niederlage abgeſehn war, ſie blieb zäh und mir anhaftend. Dennoch mußte ich ſie los ſein, wenn meine Pläne gelingen ſollten. Ich ſchleppte ſie daher mit mir nach Teplitz, dort bereitete ich ihr Kränkungen aller Art; ſie wich nicht, ſie drohte mir durch alle Welt zu folgen, bis ich denn, aufs Aeußerſte gebracht, durch eine empörende Gewaltthat ihren Ruf völlig vernichtete und ſie einer unrettbaren Schmach hingab. Als ich in der Nacht ſie verließ, warf ſie ſich, obgleich todtkrank, in eine Poſtſchaiſe und jagte mir nach; auf der Landſtraße zwingt ſie mich ſtille zu halten und liegt im Staub des Weges zu meinen Füßen. Sie ringt mit mir, ſie zieht ein Meſſer, und von einem Stoße meiner Fauſt hinweggeworfen, ſinkt ſie in den Graben. Dort haben Landleute am Morgen ſie gefunden und mehr todt als lebend in das naheliegende Städtchen gebracht. Das war in der That ein romantiſches Abenteuer; allein ich war wenig aufgelegt damals es in ſeinem vollen poetiſchen Glanze zu würdigen. Ich mußte wie der Sturmwind fliegen um zur rechten Zeit noch anzulangen ehe meine Beute in Beſitz eines Andern überging. Du weißt es galt einen Weltpreis zu gewinnen und ich hab ihn gewonnen. Erinnere die Lespinaſſe daß ſie mir die funfzig Friedrichsd'or überſendet. Ich übernahm es an jenem Abend die Kleine entweder tod oder lebendig, das heißt entweder als meine Frau oder als meine Geliebte in meine Gewalt zu bekommen, und ich hab mein Wort gelöſt; trotz der Engelsglorie, die um ihr Haupt ſchwebte, und trotz der Tugenddrachen die ſie rings bewachten. Der Preis iſt mein. Ihr Alle konntet es nicht; ich konnte es. Es lebe Lowelace, mein Schutzpatron! —

Ich kam zur rechten Zeit, aber auch grade vor Thoresſchluß. Der lange blonde, widerwärtige Jugend-Pinſel, der uns Alle damals bei der Ueberrumpelung ſo häßliche Streiche ſpielte, war eben bemüht den jungfräulichen Kranz von den Locken ſeiner Schönen zu löſen, als ich ihm dieſe Mühe großmüthig erſparte. Ehe ich aber meinen Schatz hob waren einige Ceremonien nöthig: ein ſterbender Vater der den Seegen ausſprach und ein Papier unterzeichnete, das die magiſche Eigenſchaft beſaß mich, trotz der Anfechtungen der Verwandten, in den Beſitz des ganzen Vermögens meiner Frau einzuſetzen Die Clauſel war nöthig, denn die beiden Oheime waren wüthend, und ſie verfolgten mich mit einer Art Steckbrief, ein menſchenfreundliches Betragen, das ich ihnen noch jetzt nicht vergeben kann, obgleich der Eine dieſer empfindſamen und großdenkenden Herren in die Reihen der Seeligen bereits übergegangen iſt, und der Andre von der Gicht gezüchtigt wird, die das Strafamt für mich übernommen hat. Die hier gewonnenen Reichthümer hat zum großentheil die Bank zu B— verſchlungen; es war der unglücklichſte Sommer meines Lebens.

Soll ich dir nun etwas von meinem lieben Weibchen ſagen? Sei hier, ich bitte dich, ein wenig ernſthaft: ſie iſt wirklich ein herrliches Geſchöpf. Wenn ich denke wie ich in den Beſitz ihres Herzens kam, ſo muß ich entweder an eine dämoniſche Macht glauben, die mir anhaftet, oder an das ſeltſamſte Spiel des Ungefährs das über unſer Geſchick entſcheidet. Ich ſchrieb ihr, was ich vor ihr ſchon vielen Frauen geſchrieben hatte, aber keine hatte mir geglaubt, ſie glaubte. Was ich ſchon bereit war für einen Kunſtgriff zu halten, der als abgenutzt, mir zu nichts mehr dienen konnte, und den ich daher nicht weiter in Anwendung bringen wollte, war grade das ſorgenſchaffende und Flammen erweckende Wort bei einer Seele wie die ihrige. So ſoll man nie verzweifeln. Was die Welt hingiebt, die Unſchuld faßt es auf; was die Menge nicht mehr lockt, die Einfalt, die edle Reinheit wird dadurch herbeigezogen. Unſre Berechnungen ſind alle falſch. Iſt ein Herz da, daß ſich erſchließen ſoll, ſo kann der trübſte Nebelſtrahl es öffnen. So viel Tugend, ſo viel Edelſinn, ſo viel Glauben und Sitte hatten vorgearbeitet, damit ich käme und die Frucht bräche. Als ich das frivole Wort ausſprach war es grade das rechte, als ich rief hatte man grade auf dieſen Ruf gewartet. O Geheimniß über Geheimniß: deine Stätte iſt das Herz des Weibes. Ich erhielt dieſe Tugendhafte, und ein Engel, eine Stunde nur nach mir kommend, hätte ſie nicht erhalten; ſie wäre nicht mehr zu erlangen geweſen, denn ſie war ſchon Eigenthum eines — Teufels. Nun ich bin keiner; er ſteht nur hier wegen der poetiſchen Wirkung, und weil der Satz doch eine Wahrheit enthält. Ich möchte oft über die Philoſophie der Liebe nachgrübeln, wenn meine praktiſchen Studien mir nur irgend Zeit ließen.

Ich weiß nicht ob ſie es bereits ahnet, oder ob ich in ihren Augen noch immer der Edelſte und Vorwurffreieſte der Menſchen bin, allein ſie hält unwandelbar an mir feſt. So wie ſie ein ungewöhnliches Weſen war als Mädchen, ſo iſt ſie auch ein ungewöhnliches Weib. Oft finde ich ſie in Thränen aufgelöſt, und wenn ich ſie frage geſteht ſie mir mit Schaamerröthen daß ſie fürchte nicht genug zu lieben nicht genugſam ihrer Pflicht zu leben Eine andere Frau würde über ihre Liebe und Pflicht philoſophiren. Und in der That, was iſt den Frauen unſer Tage noch das Wort vor dem Altare?“ Wie freigeiſtig denken jetzt Alle über ihre Pflichten! Welcher von dieſen Frauen fällt es auch nur im Traum ein daß ſie ſich durch ein unauflösliches Band, eine myſtiſche Formel, die eine himmliſche Gewalt in ſich verſchließt, für gebunden halten? Sie aber iſt nur ängſtlich daß ſie nicht genug mir, und nur mir allein angehöre. Hier iſt wieder mein unglückliches Glück. Ein gewöhnliches Weib würde mich verſtehen, mich verdammen, mich verlaſſen; ich wäre ſie los: dieſe bleibt mir.

Ich arbeite angeſtrengt mir meine Prinzeſſin in die Vorrathskammer zuliefern. Sie ſoll mir, ihrem Leibeignen, eine Anzahl meiner Brüder am Don verſchreiben. Ich erlange auch noch was ich wünſche, allein ein verwünſchter Verwandter ſteht mir im Wege, der mich in Paris nahe an den Abgrund brachte, indem er mich auf eine zu unvorſichtig angebrachte Kunſtfertigkeit ertappte und mir mit einer Anzeige drohte. Ihn zu beſänftigen und auf meine Seite zu bringen will mir bis jetzt noch nicht gelingen und es muß mir gelingen da er unzweifelhaften Einfluß auf den Willen ſeiner Tante ausübte.

Es müßte Jemand mir beiſtehn: allein wenn ich es auch über mich nehme ſie zu allem zu bringen, was meinen Vortheil erheiſcht, ſie hierin gefällig zu ſtimmen, daran zweifle ich doch. Indeß ich will es verſuchen. — —

Das Blatt entſank hier Suſannens Händen; ein Schrei entrang ſich ihrer Bruſt. Als Katharine hereintrat ſank ihre Gebieterin ohnmächtig in ihre Arme.

Sie ſtürzte an ſeinen Hals und ſchloß ihn heftig an ſich.

Als die Unglückliche wieder zum Bewußtſein gelangte war ihr erſter Gedanke die Flucht. Es war ihr als wenn alle Schrecken der Welt gegen ſie losgelaſſen ſeien. Die Nacht war noch lange nicht beendet als ſie Katharine rief und ihr einige Stücke ihrer Garderobe zum Einpacken hinwarf, zugleich verworrene Befehle ertheilte, von denen das entſetzte Mädchen nur das Wort „Abreiſe" verſtand. Auf ihre Fragen blickte Suſanne ſie ſtarr an. Wohin? wiederholte ſie — iſt das nicht gleichviel; nur fort, fort von hier.

Katharine fürchtete daß ihre Gebieterin von neuem in die kaum überſtandne Krankheit zurückfallen könne, ſie fragte darum beängſtigt und ſchüchtern ob ſie nicht den Herrn rufen ſolle; er ſei unten in den Gemächern der Fürſtin, woſelbſt noch Geſellſchaft verſammelt ſei. Die Erwähnung Salurśky's erweckte Suſannen aus ihren Fieberphantaſieen; die unglückſelige Wirklichkeit ſtand wieder in grellen Umriſſen vor ihrem Geiſte; ſie ſank in einen Stuhl, ſtützte das Haupt in beide Hände und ein Strom von Thränen brach aus den Augen. „Ich will ihm entfliehen, ſchluchzte ſie, wird er nicht doch ewig vor mir ſtehn? Werde ich ihn und dieſe Stunde jemals vergeſſen können?“

O mein Gott, mein Gott! Verdiente ich ſo getäuſcht zu werden?

Ein entſetzlicher Gedanke ſtieg in ihr auf: Wie wenn er ſelbſt dieſen tödtenden Brief dem

Fürſten übergeben hätte, um daß dieſer ihn vorzeige? — — Standen nicht zum Schluſſe die Worte: ich will es verſuchen —? Ein Abgrund von Verrath, eine Hölle von Treuloſigkeit that ſich vor den Blicken der Unglücklichen auf.

Nicht allein daß er mich nicht liebte, ſtöhnte ſie; er machte mein arglos Herz, mein Glück, mein Leben zum Preis eines muthwilligen Frevels! —

Ein Schmerz, wie ſie ihn ſo bitter und ſchneidend noch nie gefühlt, zerriß ihren Buſen als ſie mit dieſen einzelnen, kurz ausgeſtoſſenen Sätzen die Leiter ihrer Schmerzen, Sproſſe von Sproſſe, höher erſtieg. Bis jetzt hatte ſie in ihrem Elend das Bewußtſein aufrecht erhalten daß bei allen Verirrungen und Verbrechen, deren er ſich ſchuldig gemacht, die Liebe zu ihr in ſeiner Seele wohne; und durch dieſen himmliſchen Troſt hoffte ſie über die Dämonen zu ſiegen! Was ſie für die glänzende Erſcheinung gehalten, war nur ein Irrlicht mehr geweſen, das über dem Sumpfe ſchwankte. Nun hatte ſie keine Hoffnung, keinen Troſt mehr. Sie blickte in eine undurchdringliche Finſterniß; ihr Ohr lauſchte in einen lautloſen Raum, aus dem kein Zeichen des Lebens ihr entgegenklang. Es wurde furchtbar einſam um ſie her.

Katharine hatte ſich entfernt, ſie ſaß allein am Tiſche, der Brief vor ihr; das Licht war tief herabgebrannt.

Es nahten ſich Schritte: ſie zitterte — er konnte es ſein! Unmöglich war es ihr ihn jetzt zu ſehen, ihn, den Mörder ihres Glücks, der ſie um den Seegen ihres Vaters betrog! Wie ein Geſpenſt aus dem Grabe ſo ſchrecklich war er ihr, ſo bebte ſie zurück wenn ſie ſich dies Geſicht ihr gegenüber dachte, in deſſen Zügen einſt ihr Himmel, jetzt ihr Tod lag. Wenn man ihr die Wahl geſtellt den Todesſtreich zu empfangen oder ihn wiederzuſehen, ſie hätte unbedingt das Erſtere gewählt. Jammervoll die Hände ringend ſah ſie ſich mit ſtarren Augen nach einem Verſteck um, in den ſie ſich hätte verbergen können; mit einem Schrei fuhr ſie auf, denn ſie fühlte eine Hand ihre Schulter berühren; mit irrem Blicke ſah ſie ſich um, da — o welch eine liebliche Erſcheinung — ſtand der Greis Anaſtas vor ihr. Er war das einzige lebende und fühlende Weſen in ihrer Nähe, ſie ſtürzte ſich an ſeinen Hals und ſchloß ihn heftig an ſich.

Mein Töchterchen, hub der Alte zögernd an; Katharine hat mir eben geſagt daß du abreiſen willſt und zwar habeſt du ihr befohlen jetzt gleich Anſtalten zu treffen. Ich komme, mein Kind, dir meine Geleitſchaft anzubieten. Ein junges Weib wie du, darf nicht in dieſer gottloſen Welt allein auf die Wanderſchaft gehn. Graues Haar und braunes paſſen gut zuſammen, die Klugheit des Alten und das Herz der Jungen! Komm, laß uns denn miteinander die Reiſe antreten; denn du magſt deine Gründe haben daß du in dieſem Hauſe nicht länger weilen willſt! Mit dieſen Worten ſah er ſich ſcheu um als ſähe er Jemanden ſich nachſchleichen.

Suſanne hing noch immer an ſeinem Halſe.

Nun, ich geh, und komme wieder! ſagte er. Mach unterdeſſen deine Anſtalten. Niemand wird uns bemerken wenn wir das Haus verlaſſen; ich werde dich führen. Ein Engel wird uns beiſtehen, denn ein Lamm wird aus der Höhle des Wolfs geführt.

Mein Vater!

Wäre ich das! murmelte der Alte; ich hätte ein Recht dem Böſewichte den Hals umzudrehen: Reif zum Gericht iſt er. Doch ſtill! der alte Anaſtas hat in ſeinem Leben manches erſchaut, was innerhalb der goldnen Wände der Palläſte ſich ereignet, er hat nie den Verräther geſpielt, denn die Miſſethat hat ihre eigne eherne Zunge, mit der ſie ihr Daſein in alle Welt ruft. Ich ſchweige aber ich helfe. —

Er entfernte ſich und Suſanne faßte ihr Bewußtſein zuſammen um ſich ihre Lage deutlich zu denken. Die Hoffnung auf Flucht hatte jede andre Rückſicht verdrängt. Das Unglück hatte ſie nicht zu Athem kommen laſſen. Jetzt da die Entſcheidung drängte brachten Entſetzen und Furcht ſie in fiebernde Aufregung. In dieſem Augenblicke ſah ſie ſich von den Verfolgern umringt, dem widrigſten und furchtbarſten derſelben ausgeliefert, im nächſten trat irgend ein unvorhergeſehenes Hemmniß ihrer Flucht entgegen, und hinderte ſie. Der Rache und dem Zorn ihres Peinigers hingegeben fühlte ſie ſich doppelt und dreifach in Feſſeln geſchmiedet. Sie hätte jetzt aufſpringen und wild in die Nacht hinauseilen mögen.

In dieſem Aufruhr ihres ganzen Weſens lag ſie über den Brief gebeugt. Ihr Auge irrte über die Schriftzüge hin und ein Wort war es das plötzlich wie mit feurigen Buchſtaben in ihr Inneres leuchtete. Sie konnte von dieſem Worte nicht wieder los — es war das Wort „ſie bleibt“. Sie zitterte: die Geſtalt ihres Vaters erhob ſich vor ihr, und in ſeinem Blicke lag unſägliche Trauer. Er blickte ſie an mit einer Miene des ſanften aber doch des Vorwurfs; er hob eine Hand, und ſie ſah ihn in die Ferne deuten, aus deren Nebeln ein einfacher Hügel, ein theures Grab erſtand; es war die Stätte, an der einſt Tochter und Vater gekniet. Auf dieſer geweihten Erde liegend hatte ſie einſt ein Gelübde gethan, und die Heiligkeit dieſes kindlichen Schwures, ſeine ernſte Unverletzbarkeit drangen jetzt mit Flammenzügen in ihr Inneres.

Plötzlich, als wenn er nie dageweſen, war der Entſchluß zur Flucht aus ihrer Seele gewichen.

Du willſt leiden, was Gott dir auferlegt! rief ſie vor ſich hin; faltete die Hände und legte ihre kalte Stirn darauf.

Es war eine heilge Stunde. In der Stille der Nacht beugte ſich ein Herz vor ſeinem Schöpfer. Eine Unglückliche nahm aus den Händen der Allmacht die Dornenkrone. Ein

Geſchöpf in Staub geboren ſchwang ſich in die Lichthöhe des ewigen Himmels indem es ſich in Demuth bis in den Tod beugte.

Sie bleibt! wiederholte ſie leiſe. Er ſoll ſich in mir nicht getäuſcht haben. Ich will bleiben, und da ich bis jetzt irdiſch hoffte und träumte ſeine Liebe würde mich auf dem peinvollen Wege unterſtützen, ſo ſoll jetzt meine Liebe doppelt ſtark ſein damit ſie das Werk der ſeinigen mit übernehme.

Anaſtas kam, aber wie verändert fand er die Zurückgelaſſene. Sie kam ihm entgegen, raſchen Schrittes, faſt heiter und lächelnd. Ich bleibe! rief ſie — ich bleibe, Vater.

Kind, du weißt nicht was dir droht! ſagte er.

Und wenn auch alles Unglück mit einem Schlage auf mich käme, Alter, ich bleibe! Willſt du weniger Muth haben als ich, dein Kind?

Anaſtas ſah ſie an, und warf dann wieder einen ſcheuen Blick rückwärts.

Fürchte nichts, rief ſie; ſieh ich habe keine Furcht.

Nun denn, entgegnete er leiſe; wenn du ausharren willſt, Tochter, ſo kann ich dir denn mittheilen, daß auch von andrer Seite her Hoffnung leuchtet. Der junge Fürſt muß fort von hier; er weiß es ſelbſt noch nicht, aber wir wiſſen's. Vielleicht ſchon morgen kommt der Befehl der ihn zu ſeinem Vater nach Moskau zurückruft. Zögern darf er nicht; er muß abreiſen. Gelingt es dir nun, Töchterchen, dieſe wenigen Tage ihn hinzuhalten, ſo befreit dich der gütige Himmel für immer von ihm. Iſt er fort dann werden ſich die Dinge alle anders geſtalten. Gäb's aber auch da noch Gefahr für dich, ſo wäre es noch immer Zeit zu entfliehen. Mein Wort haſt du, ich verlaſſe dich nicht.

Suſanne dankte dem Greiſe gerührt. Sie verbat ſich ſeine Einmiſchung aber ſeine Hülfe im dringendſten Falle lehnte ſie nicht ab, nur hoffte ſie, und dieſe Hoffnung war ſeit einer

Stunde ſo heller, freudiger, ſtolzer Natur, daß ein ſolcher Fall nicht eintreten würde.

Den Reſt der Nacht brachte ſie hin zu überlegen was ſie mit dem Briefe beginnen ſolle. Sie durfte ihn nicht Salursky übergeben, weil ſie dann einen leidenſchaftlichen Ausbruch zwiſchen ihm und dem Fürſten fürchtete, denn von dem Verdacht, daß Salursky ſelbſt dem Fürſten das Schreiben zugeſtellt, damit er es zu ſeinen Zwecken brauchen ſolle, kam ſie, weil hierdurch ihr ſittliches Gefühl zu heftig empört wurde, zurück; ihrer Anſicht nach mußte der Fürſt das Papier entwendet haben, und nur er konnte demzufolge den Raub an die Stätte, von der er ihn genommen, zurückbringen. Aber dem Fürſten den Brief wieder einhändigen hieße eine Erklärung herbeiführen, die Suſanne, auf den Rath Anaſtaiens geſtützt, in jedem Falle vermeiden wollte. Sie verſchloß alſo das Unglücksſchreiben in ihr Käſtchen mit der Abſicht es nach der Abreiſe des Fürſten Salursky zuzuſtellen.

In Folge der himmliſchen Beruhigung, die in ihr Gemüth Eingang gefunden, ſank ſie in den Morgenſtunden in einen ſanften, erquickenden Schlummer, wie er ſeit langer Zeit ihr nicht zu Theil geworden.

O Himmel gieb mir Kraft!

Der Fürſt reiſte ab, jedoch nicht ohne vorher, da er das Scheitern ſeiner Pläne Saluſky zuſchrieb, dieſen bei der Fürſtin geſtürzt zu haben. Saluſky wurde aus der Zahl der Günſtlinge entlaſſen und er mußte noch ſein Glück preiſen, daß ſeine, durch dieſe raſche Wandlung ſeines Glückes ermuthigten Feinde, ihn nicht in eine gerichtliche Verfolgung verwickelten. Eines Morgens ganz in der Frühe verließ er mit Suſannen die Stadt, krank, verfolgt, um ſeine Hoffnungen betrogen und in höchſter Dürftigkeit.

Hier fing nun Suſannens Leidensweg an, den ſie ſich entſchloſſen hatte, mit Muth und Entſagung zu gehen. Der unglückliche Abenteurer machte ihr weiter kein Geheimniß daraus welche Geſinnungen er für ſie hegte; den Inhalt des Briefes beſtätigte er durch die That. Müde einer Maske, die er gezwungen geweſen war vorzuhalten um ſeine Plane zu erweitern, warf er ſie jetzt bei Seite und ergriff ein anderes Mittel ſein armes unglückliches Opfer an ſein Intereſſe zu feſſeln, nehmlich eine wahrhaft Entſetzen erregende Aufrichtigkeit und Hingebung. Ohne Scheu weihte er Suſannen in alle und jede Intrigue ſeiner ſchmutzigen Habgier ein, und enthüllte ihr das Spiel des Betrugs und der Verrätherei, das er bisher geübt, und noch, und zwar nach einem immer mehr erweiterten Maaßſtabe zu üben entſchloſſen war.

Mein Weibchen, ſagte er lächelnd und

Suſannen unters Kinn faſſend, da du, wie ich verſichert bin, mich weder verlaſſen noch verrathen wirſt, ſo wäre es thöricht und unklug, dich über Dinge in Unklarem zu laſſen, die du nothwendig wiſſen mußt wenn du meine treue Gefährtin und in ſchlimmen Verhältniſſen, meine Beſchützerin, und Retterin ſein willſt. Hinfort alſo kein Geheimniß zwiſchen uns; keine Heuchelei, die uns beiden nichts nützen würde. Ich habe Freunde gehabt und Genoſſen, die mir gute Dienſte leiſteten, aber ſie dachten, wenn die Stunde der Prüfung kam, zuerſt an ihre eigne Sicherheit, ehe ſie an die meinige dachten. Ich kann ihnen dies nicht verdenken, denn ich würde es eben ſo machen, jetzt aber hab ich dich und von dir bin ich überzeugt, daß du deine eigne Sicherheit und Rettung nicht ſo hoch anſchlägſt als die meinige. Dafür biſt du mein Weib; mein ſüßes, geliebtes Weib! Der Engel den Gott mir auf meinen Lebenspfad ſetzte.

Suſanne ſtieß einen Schrei aus: Laſtre

nicht! rief ſie und drängte ſeinen Arm von ſich den er um ihren Leib legen wollte.

Ja, ja, rief er mit Hohn — mein Engel bleibſt du. Ich verſpreche dir auch wenn ich werde einmal genug von dieſem häßlichen gelben Schmutze, das man Geld nennt, angeſammelt haben, daß ich dann mit dir die Wege des Himmels wandeln will. Für jetzt erlaube mir noch ein wenig Teufel zu ſein.

Dieſer Einleitung folgte nun die Aufzählung und Durchprüfung der Pläne, die er für die nächſte Zukunft entwarf. Suſanne ſchauderte als ſie zum erſtenmal in klar verſtändlichen dürren Worten das Verbrechen ſeine Geheimniſſe herzählen hörte. Mit einer gewiſſen prahleriſchen Umſtändlichkeit, mit einem widrigen Wohlgefallen an dem Schmutz des Betruges wurden die Details jeder bereits gelungenen Unternehmung ihr erklärt und ein noch zu erwartender Fang mit den lebhafteſten Farben einer Gaunerphantaſie ihr vorgeſchildert. Suſanne litt unendlich, ſie unterbrach nicht den Fluß ſeiner Rede, ſie machte keinen Einwurf, ſie hörte betäubt und faſt beſinnungslos die Menge empörender Geſtändniſſe an, von denen jedes einzelne eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen ihm und ihr befeſtigte. Dieſe Abgründe muß deine Liebe überſteigen, ſtöhnte die Arme, wird ſie es können? O Himmel gieb mir Kraft! —

Die Flüchtlinge langten im Bade G — an. Hier erfuhr Salursky den Tod der Fürſtin und dieſe Nachricht machte daß er völlig wüthete. Sein unvernünftiger Zorn traf Suſannen. Er überhäufte ſie mit Vorwürfen und ſagte ihr offen heraus daß ſie ſchuld ſei an dem Verluſte der Erbſchaft. Die Kälte, die ſie gegen den Fürſten gezeigt, ſei Urſache der Erbitterung deſſelben und der Rache die er genommen indem er ſeine Tante bewogen eine Aenderung in ihrem Teſtamente zu machen, das, wie er behauptete gewiß zu wiſſen, ſchon zu ſeinem Gunſten aufgeſetzt war. Suſanne ſchwieg. Die Erinnerung an jene Drangſale, die ſie überſtanden und überwunden wähnte, machte ihr Herz von neuem bluten. Die entſetzenvolle Nacht, wo der Schleier zerriß, den die Hoffnung bis dahin über ihr Geſchick gebreitet, erſtand mit allen ihren Schrecken, und ſie durchlebte von neuem Kampf und Sieg.

Die Erwerbsquellen eines Abentheurers ſind, ſo mannigfach ſie auch ſcheinen, ziemlich immer dieſelben. Der Kreislauf des Verbrechens hat mit wenig Unterbrechung denſelben Auswegpunkt und daſſelbe Ziel. Saluršky hatte ſich das Spiel erwählt; er hatte die Frauen aufgegeben. Je mehr Leidenſchaft und Glückswechſel ſeine äußere Erſcheinung zerrüttet hatten, um ſo weniger ſtrebte er Erfolge in der Geſellſchaft zu erzielen. Er wurde träge und indifferent den Frauen gegenüber; die Fürſtin war die letzte, auf dieſem mühſamen Wege erhaſchte Beute geweſen, und es war ihm das Entſchlüpfen dieſes Fanges daher doppelt verdrießlich. Ich werde dir von jetzt an treu bleiben, ſagte er eines Tags mit

Lächeln zu Suſannen: du ſollſt dich über keine andre Nebenbuhlrin als die Coeur Dame zu beklagen haben, und dies iſt eine Perſon, deren Gunſtbezeugungen für dich nichts Anſtößiges haben können.

In dem Bade ſelbſt war keine Stelle für Saluröſky leer. Die Bank daſelbſt wurde von ſehr thätigen und mächtigen Unternehmern gehalten, die jede Gemeinſchaft mit einem Abenteurer ablehnten, aber in dem Nachbarorte, wo ebenfalls ein Badeaufenthalt gegründet war, fand ſich für ihn ein ergiebiges Plätzchen. Zwei frühere Genoſſen, Spieler aus Paris, gaben eine Summe her und Saluröſky übernahm die Bank. Er zwang Suſanne mit am Tiſche zu ſitzen, damit durch ihr Beiſpiel angereizt ſich die Damen der Geſellſchaft dem Spiele zuwendeten. Die Liſt gelang. Saluröſky nahm große Summen ein; ſeine Verhältniſſe verbeſſerten ſich raſch; er kam in ſein früheres ſchwelgeriſches und üppiges Leben hinein, und hielt wieder nächtliche

Orgien in denen er ſich bis zur Beſinnungsloſigkeit dem Genuß des Weines hingab.

An einem Morgen kam er aufgeregt und ſtürmend nach Hauſe; er zeigte nicht die gewöhnliche Erſchlaffung und Müdigkeit, die ihn bei ſeiner Heimkehr zu beläſtigen pflegte. Es iſt ein Teufel aus der Hölle an meinem Tiſche heut Nacht erſchienen, rief er Suſannen zu; es fehlte wenig, daß dieſer Dämon meine Bank geſprengt. Hier iſt die Kiſte, Weib: aber ſie iſt faſt leer! Ha, ich muß, ich muß die Geldrollen wieder hineinzaubern, die heute aus ihr entflohen: ich muß — ich muß.

Während Suſanne die Kiſte in Verwahrung nahm fragte ſie nach dem Namen des glücklichen Spielers.

Ich kenne ihn nicht, ſtöhnte Salursky. Nieman kennt ihn. Er iſt erſt ſeit geſtern im Bade. Aber morgen wird ſich's entſcheiden. Macht er mich zum Bettler ſo wird es die Artigkeit erfordern daß ich ihm mit der Piſtole in der Hand ſeinen Namen abfordere.

Ein Ereigniß dieſer Art, ſo wenig unerwartet es auch der unglücklichen Frau des Spielers kam, machte doch immer neu ihre Beſorgniß und die folternde Angſt rege, mit der ſie jedem Schritte, den der Elende auf ſeiner gefährlichen Bahn that, folgte. Sie zitterte vor den Ergebniſſen des folgenden Tages. Salursky kam auch in der Nacht nicht nach Hauſe. Da ſie ſeit einigen Tagen ernſtlich leidend war, hatte ſie ihren, ihr aufgezwungenen Platz am Spieltiſch nicht einnehmen können, und wußte darum auch nicht was an demſelben ſich ereignet hatte. Am Mittag des dritten Tags erſchien endlich der Vermißte; er trat ſtaubbedeckt, die Kleider in Unordnung und halb vom Dorngeſtripp zerriſſen ein, und legte eine gefüllte Brieftaſche vor ſie hin. Was iſt das? ſagte ſie beſtürzt.

Mein Eigenthum, entgegnete er ruhig, das ich dem Räuber abgenommen. Er berichtete jetzt, daß der Fremde am folgenden Tage wiedergekehrt, daß es ihm gelungen die Bank zu ſprengen und daß er ſich darauf mit ſeinem Gewinnſte entfernt. Ich ließ ihn gehn, ſetzte der Erzähler hinzu; aber mir entgehen ſollte er nicht. Ich forſchte im Gaſthofe nach, man nannte mir ſeinen Namen, die Straße die er eingeſchlagen; ich eilte ihm nach. Was ſoll ich viel Worte machen? Auf der Landſtraße nahm ich ihm die Beute wieder ab. O, und das Ergötzlichſte dabei war eine rührende Erkennungsſcene. Es war mein Bruder. Im Gaſthof ſchon erfuhr ichs, und dies gab meiner Verfolgung noch einen eigenthümlichen Reiz. Er war der Schändliche, der Rückſichtsloſe — er kannte mich und beraubte mich zuerſt. Unſer brüderliche Streit endigte mit einer Verwundung am Kopfe, die mein theurer Emil davontrug; ich war Sieger und entfloh. Du ſiehſt mein Kind wie man ſich wunderlich in der Welt oft wiederfindet. Ich ſteh durchaus nicht dafür, daß nicht auch der edle Camill ſein Grab verläßt und an meinen Roulett-Tiſch tritt um mir meine paar Goldrollen zu entwenden. Gewiß iſts ſehr angenehm Brüder zu haben, nur nicht von dieſer Sorte.

Was wirſt du nun beginnen? fragte Suſanne bekümmert.

Fürs Erſte meinen Namen ändern und dieſen Ort meiden, entgegnete er raſch; denn ich kenne mein eignes Blut; mein theurer Bruder wird ſich's unbeſchreiblich angelegen ſein laſſen mir je eher je lieber den Strick um den Hals zu legen. Diebe und Straßenräuber werden die anmuthig bezeichnenden Ausdrücke ſein, die ihm ſeine brüderliche Liebe in den Mund legen wird, wenn er die Behörden aufruft.

Entſetzlich! rief Suſanne und ſank von Schreck und Abſcheu getroffen zuſammen.

Wir müſſen darum eilen, ſetzte ihr Mann die Rede fort. Halte dein Päckchen bereit; ich komme in einer Stunde dich abzuholen. Das

Geld iſt wieder in meinem Beſitze, das iſt die Hauptſache.

Nach einigem fruchtloſen Herumirren fanden die Heimathloſen eine neue Stätte, wo ihr Glück ſcheinbar neu erblühte; doch nur auf kurze Zeit. Die Summe, die Salursky ſeinem Bruder abgenommen, wurde durch neue Mißgeſchicke im Spiel ſchnell aufgezehrt und den arm gewordenen Spieler vertrieb man ohne Schonung von dem Glückstiſche. Suſanne hatte jetzt die Genugthuung wahr machen zu können, was ſie damals ihrem unglücklichen Gefährten verſprochen hatte, ſie ernährte ihn und ſich durch ihrer Hände Arbeit. Es war ein trauriges gedrücktes Leben, aber dennoch war es für Suſannen eine beneidenswerthe Exiſtenz gegen ihre frühere gehalten, wo der armen Leidenden kein Tag, faſt keine Stunde ohne Demüthigung und Pein entſchlüpfte. Sie ſaß jetzt die Nächte wach, aber dieſe Stunden, die eine anhaltende Arbeit würzte, vergingen ihr lange nicht ſo kummervoll als jene, die ſie wachend, von der Sorge gequält, von Schrecken umlagert, einſam hingebracht hatte, in jenen Tagen ihres trügeriſchen Glanzes. Es wurde eine kleine Wohnung gemiethet am Abhang eines Hügels, der von einer weitläufigen Waldung beſchattet wurde. Die Bedürfniſſe waren in dieſer Einſamkeit gering. Suſanne ging täglich einmal in das nahegelegene Städtchen, die fertige Arbeit zu verkaufen und die Bedürfniſſe des kleinen Haushalts dagegen einzuhandeln. Sie hatte ſich die Kleidung einer Bürgersfrau niedern Standes angeeignet und dieſe Tracht ſtand ihr gut. Salursky, nachdem er lange mit ſeinem Geſchick gegrollt und mißmuthig und ſcheltend in Müßiggang ſeine Tage hingebracht, entſchloß ſich endlich, durch Suſannens fortwährende Bitten bewogen, eine Kunſtfertigkeit ſeiner Knabenjahre wieder hervorzubringen; er fing an in Holz zu ſchnitzen, und dieſer Zeitvertreib, der zugleich etwas Geld einbrachte, tödtete die Stunden, die ihm ohne dieſes Auskunftsmittel in der

Stille und Einſamkeit der kleinen Hütte unbeſchreiblich laſtend geweſen wären. Suſanne war glücklich als ſie ihn arbeiten ſah, als ſie ihn nicht mehr von Karten und Goldrollen träumen hörte, ſie gab ſich der ſchmeichelnden Hoffnung hin, er werde jetzt Geſchmack an einem geregelten Leben, an einer nützlichen Thätigkeit finden.

Einige Wochen gingen ſo in friedlicher Ruhe dahin. Die kleine Hütte ſchien die Wohnung der Eintracht und des Glückes werden zu wollen. Früh am Morgen machte Suſannen ſich in dem Gärtchen zu thun, das die Hütte umgab, ſie zog daſelbſt einige Küchenkräuter, und Futter für eine Ziege, die ſie ſich aus dem Ueberſchuß ihres geringen Erwerbes angeſchafft hatte. Sie bereitete das Frühſtück ſelbſt und trug es auf mit freundlichem Gruße wenn der an langes Schlafen gewöhnte Spieler erwachte, und ihren Namen rief. Sie fand ihn denn in dem einzigen größern, gemeinſchaftlichen Wohnzimmer ſitzend, am Fenſter, deſſen kleine, in runde Scheiben gefaßte Flügel er geöffnet hatte, und in die Morgenlandſchaft hinausſtarrend. Sein Blick hatte etwas kaltes und todtes; man ſah es dieſem müden, glanzloſen Auge an daß die Seele im Innern nicht thätig war, daß ſie ſich nicht bemühte den Seegen und die Friſche der Natur dankbar und in freudiger Regung in ſich aufzunehmen. Wie ganz anders hatte dieſes Auge geglänzt als es im Schimmer des Lampenlichts dem Lauf der goldnen kleinen Scheiben nachſpürte, die ihr dämoniſches Spiel auf der grünen Fläche begannen. Suſanne machte dieſe Bemerkung und ein ſchmerzliches Gefühl rührte an ihre ſchönen, blühenden Hoffnungen einer gänzlichen Umwandlung und Beſſerung. Die arme Frau mühte ſich durch Heiterkeit die ſtarre, lähmende Laune, dieſe eiſige Gleichgültigkeit, die von einer verwüſteten Seele Kunde gab, zu bannen. Es gelang ihr auch, aber immer nur auf wenig Augenblicke.

Weißt du wohl, rief ſie ihm einmal zu, als ſie ihn eines Morgens auf der Bank vor der Hütte ſitzend fand, daß ich dich ſo — ganz ſo — zum erſtenmale ſah? Es war in B—.

Laß das, entgegnete er finſter. Es wäre wahrlich beſſer geweſen wir hätten uns nie geſehn. An jenem Morgen hatte ich eine große Summe verſpielt, und ich hatte die Abſicht mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Hätte ich's nur gethan!

Grauſamer! hätteſt du dadurch nicht auch mich getödtet? entgegnete Suſanne ſchmerzlich; mich, die ſchon begonnen hatte dich zu lieben? O wo iſt die Zeit hin!

Salursky antwortete nicht; er faltete ſeine Hände im Schooß, ſtützte die Arme auf die Kniee und ſah finſter vor ſich hin. Suſanne blickte in die Ferne um die trüben Erinnerungen zu ſcheuchen, die die eben geſprochenen Worte in ihr erregt.

Nach einigen Tagen ſah ſie Salursky mit einer Miene des Geheimniſſes und einer nur ſchlecht verhehlten Freude in die Hütte treten. Sie ſpähete in ſeinen Blicken, eine dunkle Ahnung ſagte ihr daß dieſe Zeichen nichts Gutes verkündeten, ſie fürchtete der Gefährte ihrer Einſamkeit ſei mit einem ſeiner früheren Genoſſen zuſammengetroffen und dieſe hätten von neuem gefährliche Verſuchungen ihm nahe gelegt, und er komme um ſeinen Entſchluß, fortzuziehen, ihr anzukündigen. Mit Zittern ſah ſie einen Stuhl ihn nehmen, und mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſich neben ſie ſetzen, und ihre Hand ergreifen. Suſanne, hub er an, ich habe dir die freudige Botſchaft mitzutheilen, armes Weib, daß unſere Gefangenſchaft hier nicht lange mehr dauern wird. Dein Oheim iſt angekommen.

Suſanne ſtieß einen heftigen Schrei aus.

Erſchrick nicht, ſetzte er ſeine Rede fort. In keinem Falle kann uns ſein Erſcheinen in Verlegenheit oder gar in Unglück ſtürzen. Er muß mit ſeinem Gelde herausrücken, und wir werden endlich wieder gute Tage ſehen. Wahrlich es war nöthig, denn meine Seele hat ſich wie ein trockner Schwamm zuſammengezogen hier in dieſer verwünſchten Stille und Abgeſchiedenheit. Ich bin gemacht um in der Welt zu leben.

Wo ſahſt du ihn? fragte Suſanne mit klopfendem Herzen, ohne auf jene Aeußerungen zu hören.

Salursky antwortete mit einiger Verlegenheit: Als ich im Gaſthofe drüben im Städtchen nachfragte ob Briefe für mich abgegeben ſeien, kam mir im Hofe ein Mann entgegen, der, als er mich erblickte, die Farbe jählings wechſelte. Auch ich wurde etwas beſtürzt als ich die wohl bekannte braune, zierlich gekräuſelte Perrücke wieder ſah. Aber, Suſanne, wie ſieht der Mann aus! Wie alt iſt er geworden! wie alt! — Du weißt er war immer ein zierlicher Herr; er hatte die hübſche ſchlanke Figur der gut ſich kleidenden alten Jünglinge — aber jetzt — er hat ſich entſchloſſen nicht mehr jung ſein zu wollen.

Mein guter Oheim, flüſterte Suſanne und

ihre Thränen floſſen. Salursky fuhr fort: Wir ſtanden uns einander gegenüber, und ſahen uns groß an. Er ſchien anfangs zu zögern ob er ſich mir zu erkennen geben ſollte; es blitzte ſo etwas hinter ſeiner krauſen Stirn hervor, wie: ich will ihn hinterrücks feſtnehmen laſſen. Doch die Ehrlichkeit ſiegte; er ſagte mit einem äußerſt kalten, aber nicht unhöflichen Tone: Gerade Sie ſuche ich, Herr von Salursky.

Es iſt mir lieb zu hören, entgegnete ich.

Er hatte überall nach mir gefragt und mich nicht gefunden, wegen meines neuangenommenen Namens, der Zufall brachte ihn jetzt auf die rechte Fährte.

Wo iſt meine Nichte? fragte er.

Jetzt kam das ſich Bedenken auf meinen Theil. Halt! rief ich bei mir ſelbſt; ſoll ich ihm offenbaren wo der Schatz verborgen iſt? Noch kann ich mich in ſeinem ungeſtörten Beſitze erhalten wenn ich ihm ſage daß ich ihn nicht mehr habe. Es ſchwebte mir auf der Zunge ihm zu verſichern daß du entflohen ſei'ſt, Gott weiß wohin, und daß ich nichts von dir wüßte. Er mochte etwas der Art klar und deutlich auf meinem Geſichte leſen, denn er trat mir ſchnell nah und ſagte: Sinnen ſie auf keine Ausflüchte; ich weiß daß meine Nichte in ihrer Gewalt iſt; führen ſie mich ſogleich zu ihr.

In meiner Gewalt? ſagte ich trocken. Ja — ſie iſt mein Weib!

Nichtswürdiger! murmelte er vor ſich hin, und ſeine kleine, feine Hand umſchloß krampfhaft den goldnen Stockknopf.

Wir ſtanden wieder eine geraume Zeit beiſammen ohne daß Einer ein Wort ſprach. Endlich ſagte er, und ſeine Stimme klang plötzlich weich und bittend: Haben ſie Mitleid, Mann; wo — wo iſt Suſanne?

Ich ſagte es ihm.

Er wird um die vierte Nachmittagsſtunde dort im Wäldchen oben, auf dem breiten Wege der zum Ziegelofen führt, ſpazierengehn und deiner warten.

Das machteſt du mit ihm ab? fragte Suſanne freudig erſchreckt.

Das machte ich mit ihm ab. Du ſiehſt ich gebe dich in ſeine Hände; ich will ſogar in die Stadt gehen, während du hier oben mit ihm ſprichſt. Es ſoll ganz in deinem Willen gegeben ſein ob du mich verlaſſen willſt oder nicht.

Ernſt —

Ja, mein Kind. Du ſiehſt ich bin nicht ganz der Elende, der ich ſcheine. Ich gebe dich frei. Willſt du mich verlaſſen, ſo thue es. Ich kann dir das letztere wahrlich nicht verdenken. Du, in Reichthum und Wohlleben auferzogen, haſt hier an meiner Seite das Geſchick der Armuth, des Elends kennen gelernt, und wahrlich ich kann dir auch ferner nichts anderes bieten; alſo geh! Beim Oheim wirſt du wieder dem frühen Glück in dem Schooße ſitzen. Das hab' ich bedacht als ich dem alten Manne mein Wort gab daß er dich heute ohne Zeugen, und zwar außerhalb meiner Wohnung, wohinein er ſich vielleicht nicht getrauen würde, ſprechen ſollte. —

Suſanne ſchloß ihren Mann zärtlich gerührt und mit großer Lebhaftigkeit in ihre Arme. Er ſah ſie an und lächelte, indem er ihren Kuß widerſtrebend erwiderte. Soll das der Abſchiedskuß ſein? fragte er zögernd. Ihr Weiber ſeid immer ſchnell bei der Hand.

Laß mich nur ihn ſehen, ihn ſprechen, den Bruder meines Vaters, den letzten, mir übriggebliebenen Freund und Beſchützer meiner Jugend! rief Suſanne.

So geh; die Zeit iſt da, du wirſt ihn an der bezeichneten Stelle finden. Mit dieſen Worten entfernte ſich Salurôky aus der Hütte und ſchlug den Pfad ein nach der Stadt zu. Suſanne flog den Hügel hinan, und drang eilig in das Wäldchen ein. Je näher ſie dem breiten Wege kam, deſto raſcher ſchlug ihr Herz; als ſie endlich eine langſam wandelnde Geſtalt hinter dem

Gemäuer der Ziegelſtätte ſich hervorbewegen ſah, fühlte ſie den Athem vergehen, und war einer Ohnmacht nahe. Bald fühlte ſie ſich von kräftigen Armen feſt umſchloſſen, und Augen, die in Thränen ſchwammen, blickten in die ihren. Suſanne! Suſanne! mein armes Kind.

Mein Oheim! mein Vater!

Ja, dein Vater, unglückliche Verlaſſene! Da der, dem dieſer ſchöne Name gebührte nicht mehr dir zur Seite ſtehen kann, da ſelbſt der, mit dem ich einſt die Pflicht für dein Wohl zu ſorgen theilte, nicht mehr auf Erden weilt, bin ich dein Beſchützer, dein Bruder, dein Freund, dein Vater. Der Himmel iſt gnädig gegen mich geweſen. Unverdient hat er mir die ſchönſte, die größte Summe der Ehre und Freude zugetheilt, er hat mir geſtattet dir noch nahe zu ſein, da du fürder Keinen mehr haſt, der dich beſchützt und leitet. — Dem Legationsrath verſagten hier die Worte, er brach in Thränen aus. Eine lange — lange Zeit lagen Beide, innig weinend, ſich einander in den

Armen. Die Baumgipfel über ihren Häuptern rauſchten, und die Einſamkeit des Waldes barg in ſichrer Stille die ſeegenvollen Momente eines eben ſo ſchmerzlichen als wonnevollen Wiederſehens.

Jetzt mag Gott über meine Tage entſcheiden! rief der Oheim. Ich habe die geſehen, an welcher meine Seele hängt, die das Licht und die Wärme meiner Tage ausmacht; ich habe an ihrem Halſe weinen können.

Du ſollſt noch viele, viele Jahre leben, mein einziger, mein geliebter Freund! rief Suſanne. Gott wird mir geſtatten daß ich durch erhöhte Liebe dich den Kummer, den ich dir, den ich Euch Allen verurſacht, vergeſſen mache.

Willſt du es, Suſanne? Alſo du kehrſt mit mir heim? Ich darf dich zurück in dein Vaterhaus führen? Sage nicht nein! Du ſiehſt mich entſchloſſen, wenn es ſein muß mit Gewalt dich von hinnen zu führen. Er zeigte bei dieſen Worten in die Entfernung einiger Schritte hin und jetzt erſt wurde Suſanne zwei Diener gewahr, die Waffen bei ſich führten. Auf ihre verwunderte Miene entgegnete der Legationsrath: Glaubſt du daß ich mich unbewährt in die Nähe eines Feindes, eines offenkundigen Verbrechers, würde begeben haben?

Er hat dir vertraut, ſagte Suſanne bittend.

Aber ich nicht ihm. Nie ſei etwas, das wie Vertrauen, guter Glaube und Manneswort ausſieht, zwiſchen ihm und mir! Er hat dich uns geraubt —

Ich habe den Segen meines Vaters zu meinem Bunde — ich bin ſein Weib.

Sprich nicht ſo Suſanne! Willſt du daß das Glück dieſer Stunde im Keime ſofort vernichtet werde? Er hat dich mir vertraut; ja — aber nicht früher als bis der Elende die Verſchreibung einer Summe, groß genug um ſeine unerſättliche Habgier fürs Erſte zu ſtillen, in Händen hatte. Wenn ich dich nicht wieder ihm zurückliefere verliere ich das Geld.

Oheim! dem iſt nicht ſo! — Sage mir daß du einen grauſamen Scherz mit mir treibſt! daß du mich durch eine Verläumdung, die du im Augenblick da du ſie anwendeſt, nicht reiflich bedacht haſt, zu dir herüberziehen willſt — O ſage — ſage mir daß er offen und mit ſchönem Vertrauen dir ſein einziges Gut, ſein Weib, hingab.

Arme Suſanne, kennſt du ihn noch ſo wenig? Ich ſprach im Ernſte.

Das troſtloſe Weib ſtützte ſich auf die Schulter des Mannes. Der Legationsrath bereute das raſch hingeſprochene Wort; doch hoffte er jetzt um ſo ſicher daß ſeine Nichte ihm folgen werde. Er fragte ſchmeichelnd: Wann reiſen wir, Suſanne?

Ich bleibe; entgegnete ſie feſt.

Du bleibſt?

Ich bleibe.

O du biſt nicht das Kind des Mannes, der Ehre und Tugend über Alles liebte! rief der

Oheim voll Entſetzen und Schmerz aus. Ich erkenne dich nicht, arme Verirrte, für den Sproß unſers ehrwürdigen Stammes.

O doch — mein theurer Oheim; o doch — bin ich die echte Tochter des Mannes, den ich mit Ehrfurcht und hoher Liebe meinen Vater nenne. Dieſer ſelbe Mann gebot mir einſt am Grabhügel meiner Mutter treu zu ſein den Pflichten, die ich vor Gott übernommen, dem Manne, den ich einſt wählen würde zum Gefährten und Führer durch's Leben, eine demüthige und ergebene Genoſſin zu ſein.

Unglückliche; einem Manne der dich verräth, der dich von ſich ſtößt!

Das hat er nicht gethan. Oheim; in ſeinem Herzen, ſo verderbt es iſt durch die Gelüſte und Triebe der Welt, wurzelt dennoch ein Reſt von Liebe, auf dieſen göttlichen Funken baue ich, und hege die Hoffnung daß ich trotz meiner ſchwachen Kräfte, ihn zur hellen Flamme einſt auflodern machen werde.

Der Oheim wandte ſich ab; in ſeinem Antlitz lag Erbitterung und Zorn. Suſanne zog ihn ſchmeichelnd auf eine Bank am Stamm einer Fichte. Sei nicht böſe, ſagte ſie. Bedenke dieſes Mannes Leben, bedenke daß wenn ich ihn verlaſſe, er hinfort Niemand hat, der bei ihm bleibe wenn es Nacht um ihn wird. O du haſt ſo viel Güte und Mitleid für jegliche Creatur, weshalb nun ihm allein jede Hoffnung, jedes Labſal verſagen? Und wenn er mich nun aufruft mit jenem Namen, die ihm ſein gutes Anrecht an mich eingiebt, wenn er mir nun zuruft daß ich ſeine Stütze ſein ſoll im Unglück, ſeine Leuchte auf dem dunkeln Pfad, den er wandelt, mit welchem Gewiſſen wende ich mich dann abwärts, und laß ſeine Stimme in Nacht hinſchallen? Ich bin ihm zugegeben damit er nicht einſam ſei, und wenn ich fortgehe, ſo handle ich gegen Gottes- und Menſchengebot.

Alſo liebſt du ihn noch, Unglückliche? ſagte der Oheim mit verſagender Stimme.

Suſannens Antlitz erglühte in dem lieblichſten Scheine; ſie ſah wieder ſo jungfräulich und blühend aus wie in den Tagen ihrer unbewölkten Jugend: Ja, flüſterte ſie, ich liebe ihn. Ich hoffe auf ihn, wie der Erbe auf den Tag hofft wo eine große Erbſchaft ihm zufällt. Er — er iſt mein einzig Gut und Leben. Wie ich mit bittern Schmerzen ihn mir erkauft, ſo hoffe ich daß er mit großen Freuden mir einſt lohnen wird. Verlaſſe ich ihn jetzt, ſo iſt das Werk meiner Liebe halb vollendet und ich geh meines Lohnes quitt. Mein Lohn aber wird dereinſt ſein daß ich ihn, von der düſtern Hülle der Thorheit und Schwäche befreit, die jetzt über ihn lagert, dem Lichte, dem ewigen Frieden zuführe. Ja, Oheim, ich bin ein ſchwaches Geſchöpf, aber ich fühle es daß die Liebe in mir mächtig iſt. Ich will, ich werde ſiegen — und o welch ein Glück wenn ich einſt in jene Räume, wo die Leidenshelden, die Märtyrer, die gekrönten Liebesſieger einziehen, wenn ich da einſt vor den Schat ten meines Vaters treten darf, und ihm zurufen: ſieh hier bringe ich dir den Sohn! Gott hat mich ſtark gemacht, damit ich ihn den Bethörten und Verwirrten wieder ſtark machte. Es iſt gelungen. Da iſt er. Sieh, Oheim, laß mich jetzt wie ein Weib dulden und tragen, damit ich einſt wie ein Mann ſiege und triumphire. Wenn ich jetzt mit dir ginge wäre das Glück kein Glück für mich; ich würde mit der Seele ewig an die Pfade gefeſſelt ſein, die dieſer Mann hier geht, ich würde ewig das Gewiſſen eines Weibes in meinem Buſen tragen, das ihre Pflicht nicht erfüllt hat, das Glück und Genuß für ſich wählte, während das ihr beſchiedene Theil Aufopferung und Leid war.

Sie hatte ſo leidenſchaftlich geſprochen, von einer ſo innerlichen Wärme durchglüht, daß ſie jetzt erſchöpft das Haupt an die Schultern ihres Freundes lehnte. Dieſer umſchloß ſie und drückte ſie zärtlich an ſich. Edles Weib, rief er, du wäreſt des beſten Mannes würdig. Gefaßt und mit ernſter Stimme ſetzte er hinzu: Mit deiner Erklärung kann ich mich nicht begnügen. Meine Welterfahrung ſagt mir daß ich hier handeln, entſcheidend eingreifen muß.

Nein, Oheim, nein! Das kann dir deine Welterfahrung nicht ſagen. Meine Bitte ſagt dir was du zu thun haſt.

Heimkehren? rief der Oheim zornig: ohne dich heimkehren? Verlange das nicht meine einzig Geliebte. Wir ſind Beide in dem Bedrängniß dieſer Stunde zu ſehr unſers ruhigen Urtheils beraubt; laß uns auf morgen die Entſcheidung feſtſetzen; bedenke und betrachte deine Lage unterdeſſen von allen Seiten; ich werde meinerſeits, wenn irgend hier noch eine Ausgleichung, eine andere Deutung möglich iſt, meine Pläne danach modifiziren.

In dieſen Vorſchlag willigte Suſanne ein, und Nichte und Oheim trennten ſich

Es kam anders als er gehofft.

Mehrere Wochen waren ſeit dem obigen Geſpräche vergangen: die Lage der Eheleute hatte ſich ſehr verbeſſert: ſie bewohnten in der Stadt eine wenn auch einfache, doch gut eingerichtete Wohnung.

Salursky ſtand eines Morgens am Fenſter, in düſtre Gedanken vertieft, mißmüthig und grollend. Als Suſanne ſich ihm näherte ſagte er finſter: Du haſt ohne Zweifel ſehr edel gehandelt, meine Theure, aber ich muß dir geſtehn, ich bin ſchlecht genug zu glauben daß etwas weniger Edelmuth uns Beiden von größerm Nutzen geweſen wäre. Ich ſage mit Abſicht: uns Beiden; denn wenn es auch ohne Zweifel ſehr ſchön iſt daß wir beiſammen bleiben ſo iſt's doch eine Thorheit ein größeres Glück fortzuweiſen, weil es im Sinne einiger ſchwachköpfiger Thoren edler erſcheint das kleine Glück zu wählen.

Ich verſtehe dich nicht, ſagte Suſanne.

Nun, du hätteſt mit dem Oheim wegziehen können und ich wäre in den Beſitz des halben Vermögens des alten Thoren gekommen. Ich ſage dies nicht, mein Engel, um dein Zartgefühl irgendwie zu beleidigen: ich weiß daß du was dieſen Gegenſtand betrifft deine eigenthümlichen, ſehr empfindſamen, und ſehr achtungswerthen Anſichten haſt. Allein ich ſeh nicht ein weshalb wir uns nicht auch in der Entfernung hätten lieben können? Es iſt ſehr was Erſprießliches um die Treue und Anhänglichkeit einer Gattin, allein ſie kann zum Paroxismus ausarten, und eher ein Hemmniß als ein Beförderungsmittel des Glücks in der Ehe werden. Ich geſtehe dir offen, mein ſchönes Kind, daß ich etwas erſtaunt war als an jenem denkwürdigen Tage, wo eure beiderſeitige Entſcheidung mir endlich offenbart wurde, dein Oheim ſich ſeine Verſchreibung zurückerbat und dich mir wieder zuführte. Mit Anſtand hab ich mich benommen, das wirſt du nicht leugnen können, ich flog dir in die Arme wie ein junger verliebter Tauſendſaſa, dem es nur einzig darum zu thun iſt, den Gegenſtand ſeiner unverſiegbaren Flammen wieder in den Armen zu halten. In Wahrheit war ich recht erfreut dich wieder zu haben, aber eben ſo in Wahrheit war ich recht betrübt das Geld einzubüßen, das ich ſchon halb und halb als das meinige betrachte, und auf das ich ſchon ganz artige Spekulationen gründete.

Als Suſanne auf dieſe Rede nicht antwortete fuhr er fort, indem der Ton ſeiner Stimme immer mehr Hohn und Verdruß ausdrückte.

Du ſagſt mir täglich daß durch dieſen Akt deiner Großmuth unſre Lage ſich verbeſſert habe, aber ich leide an einer ſo unglücklichen Kurzſichtigkeit daß ich dieſe glorreiche Offenbarung unſers Glücks nicht recht ſehen kann. Es iſt wahr, wir bewohnen nicht mehr die kleine Hütte am Walde, wir füttern nicht mehr eine magre Ziege, und beſchäftigen uns nicht mehr die Wurzeln aus der Erde zu graben, aber die etwas gefälligere Exiſtenz iſt auf eine, für mich nicht ſehr erfreuliche Weiſe erkauft. Dein Oheim hat mit mir einen Pakt gemacht. Er zahlt mir monatlich eine Summe, groß genug um, was er ſo nennt, anſtändig leben zu können, aber er ſetzt eine Clauſel an dieſe Verſchreibung, die mich erniedrigt, und mir meine gute Laune raubt. Ich ſoll dir keinen Anlaß zur Klage über mich geben, bei der geringſten, ihm hinterbrachten Beſchwerde, verliere ich meine Rente, oder ſehe ſie geringer werden. Und um über die Befolgung ſeiner Verordnungen zu wachen hat ſich der ehrliche Mann ganz in unſrer Nähe niedergelaſſen, um ſofort bereit zu ſein bald lohnend, bald ſtrafend einzuſchreiten. Ich habe mir zwar vorbehalten daß er nicht unſre Wohnung betritt, allein ſeine unheimliche Nähe iſt ſchon Uebels genug für mich. —

Suſanne blickte ihn mit Zärtlichkeit an, und ſagte ſanft: Sei verſichert, mein theurer Ernſt, daß du nie in den Fall kommen wirſt deine Rente ſich verringern zu ſehen. Ich habe keinen Anlaß, und werde keinen haben über dich zu klagen. Ueberdies mußte ich den Onkel beruhigen; er beſtand darauf mich fortzuführen, er wollte dies ſogar gegen meinen beſtimmt ausgeſprochenen Willen thun, das einzige Mittel das mir blieb war in dieſen Plan einzuwilligen, den er zu meiner — wohl eigentlich nur zu ſeiner Beruhigung — entworfen hatte. Aber wenn du dich ſtark genug fühlſt deiner und meiner Arbeit unſre Exiſtenz zu überantworten ſo laß uns auf die Rente Verzicht leiſten. Ich wäre die Erſte, die über dieſen Entſchluß frohlockte; ſo laß mich noch heute den Brief an den Oheim ſchreiben.

Meine und deine Arbeit, murrte Salureſky vor ſich hin; das heißt mein und dein Elend, mein und dein Hunger. Dein Vorſchlag klingt wie Spott, meine theure Suſanne. Du weißt daß ich an den Nerven leide, daß eine angeſtrengte und fortgeſetzte Thätigkeit, ſei ſie wie ſie wolle, mein Tod ſein würde.

Nun wohl, ich leide aber nicht an den Nerven: ich bin geſund.

Er ſah ſie an und ein Zug von Mitleid und Bedauern glitt über ſein Antlitz als er die einſt ſo ſchöne und blühende, jetzt ſo bleiche und eingeſunkene Geſtalt vor ſich ſtehen ſah.

Du geſund? ſagte er mit einem froſtigen Lächeln.

Vollkommen, entgegnete ſie und richtete ſich ſtolz auf.

Ich werde mit deinem Oheim ein ernſtes Wort ſprechen, ſagte Salursky raſch und wie von einem plötzlichen Entſchluß durchglüht. Er ſoll mir ein Kapital vorſtrecken, ich will in Papieren ſpekuliren. Jedermann wird heut zu Tage durch dieſes Mittel reich, wie ſollte ich's nicht werden. Zudem hat dieſe Thätigkeit etwas von meinem Lieblingsvergnügen, dem Spiel an ſich ohne daß ſie doch deſſen gar zu wild wechſelnde Chancen aufweiſt. Ja, ſo ſei es.

Der Oheim wird dich nicht vor ſich laſſen, bemerkte Suſanne; es iſt gegen die gemeinſchaftliche Abmachung; ihr dürft euch nie perſönlich begegnen. Darin liegt meine Beruhigung denn es wäre um den Frieden meiner Nächte gethan, wenn ich fürchten müßte entweder dein oder meines Oheims Leben in Gefahr zu wiſſen, bei einem Zuſammentreffen, das nur unheilsvoll ausfallen kann.

Fürchte dich nicht, mein Engel; entgegnete Salursky kalt. Sein Tod würde mir nichts helfen. Indem er dieſe Worte ausſprach überlief ein eiſiger Schauer Suſannen: das Entſetzlichſte drängte ſich plötzlich ihrer Phantaſie auf, ſie bebte an allen Gliedern und konnte ſich kaum einer tödtlichen Schwäche erwehren. Sein Tod würde mir nichts helfen! wiederholte ſie für ſich und es flüſterte ein Dämon gleich darauf: grade dieſer Tod würde dich zur reichen Erbin machen; würde jenes Hemmniß um zum Beſitze der begehrten Schätze zu gelangen, hinwegräumen. Die eigenthümlich klangloſe und faſt hingehauchte, mit einem böſen und verrätheriſchen Lächeln begleitete Weiſe, mit der jene Worte geſprochen wurden, ließ die bekümmerte und entſetzte Frau einen neuen und ſchrecklichen Blick in die verwüſtete, und auf Verbrechen ſinnende Seele ihres Gatten thun. In der Eile und um begierig ein Mittel zu ergreifen, das eine Zuſammenkunft der beiden Männern verhindern könne, bot ſie ſich an dem Oheim dieſes Geſuch brieflich vorzutragen. Nach einer Weile, während er ſie mit ſeinen mißtrauiſchen höhnenden Blicken betrachtet hatte, entgegnete er: Nun wohl, thue das. Du kannſt ſo hübſch ſchmeicheln, der alte Narr iſt in deiner Gewalt wenn du dich herabläßt die Roſenketten um ſeinen Hals zu werfen. Es ſoll mir lieb ſein, wenn alles ſanft und friedlich ausgeht. Er muß ſelbſt einſehen daß ein Leben, wie ich's hier führe, für einen Feigling paßt, nicht aber für einen Mann, der bewieſen hat daß er ſich ſelbſt durch die Welt zu helfen gelernt hat.

Suſanne ſchrieb den Brief, allein, wie ſie gefürchtet hatte, traf auch bald darauf eine abſchlägliche Antwort ein. Salursky nahm ſie ſcheinbar ruhig hin, aber Suſannens Gemüth wurde auf das heftigſte erſchüttert und ihre Phantaſie mit tauſend Schrecken erfüllt. Dieſe Befürchtungen waren auf die genaue Kenntniß des Charakters ihres Oheims gegründet, und deshalb auch nicht leere Scheingebilde. Der Legationsrath, den eine fortgeſetzte Beſorgniß um die Wahl ſeines Lieblings wach und aufmerkſam hielt, las zwiſchen den Zeilen jenes Briefes, und es entging ihm der wahre Zuſtand der Dinge nicht. Er ſchalt ſich daß er hatte glauben können ein Verhältniß, wie er es hier zu Stande gebracht, könne irgendwie die Ruhe und das Glück ſeiner Nichte ſicher ſtellen, er führte ſich Salursky's Charakter nochmals deutlich vor und ſeine frühern Zweifel, ſeine, ſchon damals Suſannen geäußerten, Beſorgniſſe erſtanden neu. Raſch entſchloß er ſich das einzige Rettungsmittel, das ihm hier möglich ſchien zu ergreifen, und Suſannen ihrem Peiniger zu entführen. Die Thatkraft und die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Jugend überkam ihm neu als er zur Ausführung dieſes Entſchluſſes ſchritt. Ohne Suſannen von ſeinem Vorhaben zu benachrichtigen, denn ſie hätte nie eingewilligt, traf er alle Anſtalten zur Flucht. An Salursky meldete er kurz die Beweggründe ſeiner That und legte dem Brief eine Summe Geldes bei, die der fortgeſetzten Rente auf drei Jahre hin gleichſam. Hiermit hoffte er die Anſprüche des Abenteuerers fürs Erſte abgefunden, und ſeiner Habgier vorläufig ein Opfer hingeworfen zu haben.

Es kam anders als er gehofft. Der Brief von Salursky verfehlte dieſen, und der Wüthende, der den Fliehenden nachſetzte, erreichte ſie nahe der Grenze des benachbarten Staates. Der Oheim zog ein Piſtol hervor und ohne den Verfolger zu Worte kommen zu laſſen, hielt er ihm die tödtliche Waffe entgegen. Salursky ſchoß und in ſeinem Blute gebadet ſank Suſannens treuer Beſchützer ſterbend in ihre Arme. Der geprüften Dulderin war hier ein entſetzenvoller Moment bereitet, ſeine Schrecken überwältigten ſie, und ſie war dem Tode nahe.

Salursky führte ſie zurück. Die Zukunft erſchien ihm nun in einem glänzenderen Lichte. Ueber die Todesſchrecken des armen Opfers in ſeinen Armen ſah er hinweg in eine Zeit voll Freiheit und Genuß.

Du fragſt ob ich noch leide?

Suſanne erwachte aus einem unruhigen Schlummer; ſie richtete ihre Blicke mit dem Ausdruck der Abſpannung und Gleichgültigkeit auf die Pracht der Umgebung und den Luxus der Ausſtattung um ſie her. Dieſe ſchönen Fenſterdrapperieen; durch die das Licht ſich in roſenfarbigen Schein gelöſt, brach, dieſe zierlichen Conſolen und Tiſche, dieſe Vaſen mit Blumen gefüllt, dieſe weichen Teppiche — entlockten ihrer kummervollen Miene kein Lächeln des Beifalls. Sie ſchloß ihre Augen, gleichſam im Widerſtreben eine ſo wenig mit ihrem Innern zuſammenſtimmende äußere Umgebung anzuſchauen, und als ſie ſie wieder öffnete ruhte ihr Blick auf den Mann an ihrem Bette, der in einem Buche leſend, dieſes bei dem Zeichen des Wachwerdens der Kranken bei Seite legte und mit Zärtlichkeit nach ihrem Befinden fragte. Sie erwiderte, indem ein kaum bemerkbares bittres Lächeln über ihre bleichen Lippen ſpielte: Du fragſt ob ich noch leide? Nein, mein Freund; der körperliche Schmerz hat ſich verloren; er hat jedoch eine Müdigkeit, ein troſtloſes Gefühl von Erſchöpfung zurückgelaſſen, das faſt noch mehr als die Krankheit mich beläſtigt.

Hoffe, meine theure Suſanne, daß auch dieſe Nachwehen deiner böſen Leidenszeit bald vergehen werden, ſagte der Mann, und nach einer Weile ſetzte er hinzu: Du weißt noch gar nicht in welcher Umgebung du dich befindeſt. Ich habe während deiner Krankheit unermüdlich geſchafft um zu bewirken, daß, wenn du zum vollen Bewußtſein erwachteſt, du dich in glänzenden und ſchönen Räumen ſäheſt. Es iſt mir nur zum Theil gelungen. Endlich, armes Weib, kann ich dir bieten, was ich ſchon längſt dir ſchuldig war, eine Exiſtenz, deiner würdig. Wie glücklich bin ich daß dieſe Genugthuung mir in vollem Maaße zu Theil geworden. Wir ſind reich — meine theure Suſanne, wir ſind reich. Fühle was in dieſen Worten für eine Seligkeit für mich liegt, der ich nichts ſehnlicher wünſchte als dich der drückenden Lage entriſſen zu ſehen, in die ich dich verſenkt ſah.

Suſanne drückte ſanft ſeine Hand, und er fuhr fort: Danke mir nicht; wahrlich du haſt nicht nöthig mir zu danken. Ich habe dir viel Kummer bereitet, es war meine Pflicht dich dieſe Schmerzen vergeſſen zu machen. O der Reichthum macht die Menſchen gut; er füllt ihr Herz mit Liebe. Wenn ich dich inmitten unſerer Gäſte ſehe, geſchmückt wie eine Fürſtin, geſucht und beneidet von den Damen der erſten Kreiſe, dann fühle ich wie ich Niemand anders lieben kann wie nur dich, wie es mein Schickſal war und iſt dir anzugehören. Der Himmel hat mir den Sinn für Schönheit und Eleganz eingeprägt; ich kann nichts lieben und verehren was arm und niedrig iſt. Kann dies ein Verbrechen genannt werden? Es giebt Männer, die dies nicht eingeſtehen wollen, die ihren Egoismus beſchönigen und die Tugend aufſuchen, wo ſie ſich unter Lumpen verbirgt, ſolche erhebt die öffentliche Meinung zu empfindſamen Helden des Tages, von den Frauen ſehen ſie ſich vergöttert, und doch, wollte man bis in die Tiefe ihres Innern dringen, würde man dieſelbe Kälte, denſelben Abſcheu dem Elend beizuſpringen, und ſich ſelbſt zu verleugnen finden, wie bei Leuten meines Schlages, die ſich nicht damit abgeben zu heucheln, denen die Scheinheiligkeit ein zu mühſames und zu große Opfer koſtendes Studium iſt. Wenn es mir wohlgeht ſo bin ich untadelhaft gut. Dieſe Beobachtung hab' ich ſchon oft angeſtellt; es liegt alſo die Schuld nur an meinem Geſchick wenn ich Irrthümer und Fehler begehe; es iſt mir dann von meinem böſen Dämon immer ein Stein des Anſtoßes in den Weg geworfen worden. Ein Anderer, der nicht ſo empfindliche Nerven hat, oder der mehr Muskelkraft in den Beinen fühlt und den Stein mit Leichtigkeit überſpringt, kann in böſen Augenblicken ebenfalls leidlich glücklich ſein; ich aber empfinde ſofort den Widerſtand, und mein Weiterſtreben iſt gehemmt. Auf dieſe Weiſe bin ich bald gut, bald ſchlimm, wie mein Schickſal will.

Suſanne hörte dieſe Worte mit Aufmerkſamkeit an; als Saluroſky ſich entfernt hatte, griff ſie zur Feder, und in der Stille der Morgenſtunde ſchrieb ſie folgende Worte an ihn gerichtet nieder: Wenn du dieſe Zeilen lieſeſt, ſo denke daran daß ſie aus der Tiefe einer Seele gefloſſen ſind, die dich innig liebt, und ſich dir auf immer verbunden hat. Eine ſolche Seele kann nie beleidigen, nie kränken, und bei dem Kummer und den Klagen, die ſie einem geliebten Gegenſtande gegenüber laut werden läßt, leidet ſie mit dem, den ſie tadelt. Ich kenne dich nun genug um zu wiſſen daß die Wahrheit nicht in deinem Geiſte wohnt. Suche aber zu erlangen daß ſie darin einziehe. Du ſagſt daß das Glück dich gut macht, aber dieſe Güte iſt nur eine maskirte Schwäche. Ein wirklich gutes Herz flieht nicht nur nicht das Unglück, es ſucht es auf um im Widerſtande ſeinen Muth zu erproben, ſeine Kraft zu ſtählen. Anfangs erbebt ein ſolches Herz wenn es zum erſtenmale gewahr wird, wie die Welt denen, die ſie um ein Brod bitten, einen Stein giebt, dann aber faßt es ſich, nimmt ſeine innere Kraft und Wärme zuſammen, und geht dann recht getroſt der Welt entgegen. Es giebt kein Unglück für ein ſo ſtarkes Herz, das anfangs gebebt hat, nun aber nie und nimmermehr wieder bebt. Ein ſolches Herz wähnte ich in deinem Buſen ſchlagend, als dein erſter Brief in meine Hände kam. Du haſt ſeitdem fortwährend daran gearbeitet mich von meinem guten Glauben abzubringen. Ich habe dich, grauſame Schmerzen machte mir dieſes Zuſchauen, ſtufenweiſe von dem erhabnen Platze niederſteigen ſehen, den du einnahmſt als zum erſtenmal unſre Geiſter und Herzen ſich begegneten. Ich habe dir nie geſagt, wie elend mich jede deiner unwürdigen Verwandlungen machte, wie ich mit Schrecken ein beflecktes und zerriſſenes Gewand, eins immer ſchlimmer als das andre, um deine mir ſo liebe Geſtalt ſich breiten ſah, jetzt aber da mein Elend eine ſo grauſenvolle Höhe erreicht hat, muß ich dir es ſagen. Glaube nicht daß ich ſo einfältigen und ſtumpfen Geiſtes bin daß irgend ein neues Scheinverdienſt, das du dir beilegſt, irgend ein ſophiſtiſches Lobgepränge, mit dem du dich umgiebſt, auf mir Eindruck macht, und mein Urtheil beſticht. Ich weiß daß du mich von Anbeginn unſrer Bekanntſchaft an bis auf dieſe Stunde, wo du eben von mir weggegangen biſt, getäuſcht und betrogen haſt. Dieſe Täuſchung und dieſer Betrug, den du gegen mich, eine völlig Wehrloſe ausgeübt haſt und noch ausübſt, iſt, und das iſt das ſchärfſte und am tiefſten eindringende Schwerdt, welches meine Bruſt durchbohrt, eine planvolle Berechnung geweſen, nicht eine Sünde und ein Fehltritt muthwilligen Reizes, eine ſchnell begonnene und eben ſo raſch wieder aufgegebene und bereute That des Leichtſinns. Du wollteſt mein Herz brechen, und du haſt es gebrochen. Es birgt jetzt nur noch ſo viel Kraft um einen bangen hülfrufenden Schrei auszuſtoßen, den letzten, aus der Tiefe des ſchmerzlichſten Bewußtſeins emporgerufenen Angſtſeufzer der Liebe, der Liebe, die noch retten will, wo Alles ſchon verloren ſcheint. Du haſt heute an meinem Lager gewacht; eine Nacht unter den Tauſenden die du verſchwelgt haſt, fandſt du dich aufgefordert mir zu opfern. Ich kann dir dafür nicht danken, denn eine flüchtige Regung, das Verlangen einmal etwas Beſonderes für eine Leidende in deiner Nähe zu thun, hat dich zu mir geführt. Ich kann dir auch für die Pracht nicht danken, die du um mich her geſchaffen, während ich an der ganzen Fülle des Bewußtſeins eines Schmerzes darniederlag und mit dem Tode kämpfte, du haſt dir damit gedient, nicht mir. Du weißt daß ich dich am liebſten in der Hütte an meinem Bette aus roh zuſammengezimmertem Tannenholz wiedergeſehen hätte, daß ich am glücklichſten mich gefühlt, wenn du es über dich vermocht wieder Armuth, Ehrlichkeit und Arbeit zu wählen, während du einen Glanz wählteſt, der einen blutigen Reflex von der Todeswunde meines einzigen Freundes mir ins Auge wirft. Sei reich — aber glaube damit nicht gut und glücklich zu ſein. Täuſcheſt du dich auch ſelbſt, wähne nicht mich zu täuſchen. Mit dem Scharfblicke der Liebe durchſpähe ich Alles was auf dich Bezug hat, und in deiner Nähe vorgeht. Wenn du denkſt daß ich dich entſchuldige, ſo irrſt du, ich gebe mir die grauſame Mühe keine deiner ſchwachen und laſterhaften

Neigungen mir entgehen zu laſſen um auf jede einzeln den Blick meiner Liebe zu heften. Du ſelbſt haſt mich gelehrt wie fein das Laſter ſich maskirt und welche Triumphe eine ſündhafte Verſtellungskunſt feiert ehe es uns gelingt ſie als ſolche zu erkennen. Ich möchte den ganzen Gang unſrer unglücklichen Vereinigung nochmals durchmachen nicht achtend der Leiden, die dann von Neuem mein Herz durchbohren würden, einzig nur um jede trügeriſche Wendung, jede Liſt, jeden grauſamen Angriff vor dir in ſeine Beſtandtheile zu zerlegen und dir die fortgeſetzte Wirkung deines ſchlechten und irregeleiteten Herzens dabei zu zeigen. Wenn ich dich dann bei dem Bekenntniß gefangen hielte daß du unendlich Böſes gewollt und geübt, dann würde ich, durch meine thätig arbeitende Liebe dich zur Reue und Beſſerung bringen. Du ſiehſt ich habe über dich und über mich ſelbſt nachgedacht. Nie hab' ich jene Liebe leiden mögen die immer verzeiht, immer beſchönigt, immer ſanft und freundlich bereit iſt ſich auf das grauſamſte mißhandeln zu laſſen und ihren Henker dann ſegnend zu küſſen. Mit euren falſchen Begriffen in der Welt nennt ihr das Liebe, und ſtellt ſie als Ideal dem Weibe hin; dadurch zwingt ihr das Weib, welches Charakter hat und eine denkende Seele, ſich in das Gegentheil jener Liebe zu verwandeln, nehmlich in ſtets ſtreitfertigen und überſehenden Stolz, der nichts von euch annehmen und eure Herrſchaft nicht anerkennen will. Dieſe Art Frauen ſind euch dann ein Gräuel, ihr bedenkt aber nicht wie viel ihr ſelbſt an dieſer monſtröſen Bildung des Weibes ſchuld ſeid. Du ſcheinſt geglaubt zu haben, und vielleicht glaubſt du's noch daß ich jene eben geſchilderte Sanftmuth, Demuth und Hingebung im äußerſten Grade beſitze, ich beſitze ſie aber nicht und weit entfernt mich dem Launen und der Thorheit demüthig zu fügen, und eine verkrüppelte Seele mit Liebkoſungen zu überſchütten, bin ich allezeit bereit in den heftigſten Kampf gegen dieſe feindlichen Kräfte zu treten, und keine Gewalt der Welt würde mich hindern mich bis auf die letzte Faſer meiner Thatkraft in dieſem Kampfe abzumühen. Ich weiß nicht was es heißen ſoll einen ſchlechten Mann lieben? Etwa weil er mich liebt? Aber die Liebe des Schlechten, des Gemeinen, des der Achtung an ſich ſelbſt und Andern Beraubten iſt eine beſudelte Liebe, die mich nur dann glücklich machen kann, wenn ich mein „Ich" als das Höchſte und Edelſte anſehe, und eine Liebkoſung, die dieſem „Ich" geboten wird als einen verklärenden Nimbus betrachte, der jede Schlechtigkeit und Niedrigkeit vergoldet. Da ich aber mein „Ich" unendlich niedrig ſetze, ſo kann ich nur die Liebe die ächte und wahre nennen, die, weit entfernt meiner Selbſtſucht zu ſchmeicheln mich niederwirft um mich zu erheben. Wenn zwei Herzen gemeinſchaftlich ringen Gott zu ſuchen, wenn Seufzer und Thränen, Liebesküſſe und Schmerzenslaute immer und immer wieder das ſüße Geheimniß der kämpfenden Liebe, ihre Niederlagen und Triumphe umgeben -- wie köſtlich iſt das.

Glaube mir, ich könnte es ja mit dir haben; ich könnte ja ſcheinbar in glücklichſter Vereinigung leben wenn ich jene unächte Demuth und Hingebung beſitzen und ausüben wollte. Ich würde dann zwar erkennen daß du nicht ſo biſt, wie du ſein ſollteſt, allein ich würde ſagen: ich liebe ihn, es ſei mein Stolz ſeine Schwächen demüthig zu ertragen. Du würdeſt, wie alle Männer deiner Art mit dieſer Demuth ſehr zufrieden ſein, würdeſt mich in jeden ſchmutzigen Winkel deiner Thorheit und Sünde hinſchleppen und ich folgte willig. Ein ſolches treues und ergebnes Weib iſt aber meiner Anſicht nach das unwürdigſte Weſen, das ſich einem Manne zur Begleiterin zugeſellen kann. O Demuth, du edelſte und preiswürdigſte Tugend, wie wird da dein Name gemißbraucht! Der Egoismus, der mit der Welt nicht im Krieg leben will und ſich deshalb ihren empörenden Gewaltſtreichen fügt wäre dann Demuth! Die

Muthloſigkeit, die bequem ſitzen will, Hingebung! O nein, nein! ewig Krieg der Schwäche, der Sünde! Die ſicherſte Hand, der ſtraffſte Bogen, der ſpitzeſte Pfeil, und unermüdlich zum Anlegen und Losſchießen bereit — das ſei unſre Haltung der Sünde gegenüber. Gerade weil ſie ſo ſchlau iſt, weil ſie ſo fein ſich in unſre eigne Wünſche maskirt, und immer da iſt wo unſer Herz und unſre Liebe iſt, ſo können wir nicht ſcharfſichtig genug ſie aufſuchen, nicht flammend und gierig genug ſie bekämpfen.

Du wirſt mich nun fragen, welches denn nun die ächte Demuth und Liebe ſei, und ich weiß dir ſie nicht zu bezeichnen, mit Worten nicht; wenn ich's mit Handlungen könnte, wäre ich glücklich; allein das Bild das ich von dieſer erſten und heiligſten Eigenſchaft des Weibes habe iſt ſo unendlich hoch und ſtrahlend, daß ich nur immer betend davor knieen, aber nicht es der Welt predigen kann. Wenn ich doch etwas ſagen ſoll, ſo möchte ich's eine durch unſer ganzes Weſen gehende „Heiligung“ nennen. Es iſt nicht die Welt und unſer guter Ruf, es iſt nicht Glück, das wir verdient genießen, es iſt ſogar nicht einmal das Bewußtſein recht und gerecht gehandelt zu haben — nein, es iſt noch viel etwas anderes, es iſt ein Licht und ein Friede, der geradeswegs von oben kommt, und der ſich unſerm Geiſte als „Stärke“ offenbart. Wir ſind „ſtark“ weil wir lieben, nicht obſchon wir lieben. Mit dem Gegenſtand unſrer Liebe gehen wir zuſammen vor Gott: wir theilen den Kampf, wir theilen den Sieg. Jeder Triumph, den unſer Mitkämpfer erwirbt, iſt auch der unſrige, da wir uns für immer mit ihm verbunden haben; jedes Zurückweichen, jede Niederlage iſt unſre Schmach. Wenn ſeine Waffe ſtumpf wird, ſchnell geben wir die unſrige hin, erlahmt ſein Arm, der unſrige gehört ihm, erblindet ſein Auge, die Sehkraft des unſrigen iſt ſein. Die Wunden, die wir erhalten haben, die Kraft, die wir angewendet iſt nie ein Verdienſt, die Liebe kennt keine Verdienſte; ſie hat immer noch zu wenig gethan, zu wenig gelitten. Es verſchwindet, was ſie wirkte, gegen die große Aufgabe gehalten, die ſie ſich geſtellt.

So mein Freund befinde ich mich in einem ſteten Kampf nicht gegen dich, ſondern mit dir gegen die Sünde. Bis jetzt haſt du mich nur wenig unterſtützt aber es ſchadet nicht; ich fühle Kraft und werde nicht wanken. Endlich einmal wird deine Ehre dir zurufen mich nicht ſo allein kämpfen zu laſſen. Sollte aber auch dieſer Ruf nicht an dein Herz klingen, glaube mir, ich finde Muth bis ans Ende für dich zu kämpfen, immer allein, wenn es ſein muß. Ich werde nicht müde werden dir mit dem ſcharfen Laut der Liebe, den du nicht mißverſtehen und nicht überhören kannſt, zuzurufen: Erhebe dich! ſei gut, wahr, rein! Du kannſt es ſein, du mußt es ſein! —

Und jetzt einige Winke wie du für unſere jetziges Leben die obigen Grundſätze und Anſichten geltend machen kannſt. Du fürchteſt, daß ich dir noch zürne wegen des Todes meines Onkels: ich weiß daß dieſer beklagenswerthe Fall ohne eine direkte Miſſethat von deiner Seite herbeigeführt wurde. Die Todeswaffe war auf dich gerichtet als du die deinige abfeuerteſt. Nicht das Materielle der That, deine Kälte, deine Berechnung, deine Herzenshärte auch bei dieſer Gelegenheit iſt's allein, die mich mit Entſetzen erfüllt hat. Deine Gier nach Geld iſt eine ſo wilde und ſcheußliche Verunſtaltung deiner Seele. Die Genüſſe, die du dir auf dieſe Weiſe erkaufſt bringen dir keinen Segen. Das vorgefundene Teſtament des Verſtorbenen ſetzte mich in Beſitz eines noch immer, trotz der Opfer die der edle Mann überall wo er helfen konnte, gebracht, anſehnlichen Vermögens. Ich habe keinen Augenblick gezögert dir dieſe Schätze zu überantworten, ſelbſt ohne einen mir geſetzlich zukommenden Antheil zurückzubehalten: ich würde es unwürdig gefunden haben, durch äußere Mittel auf ein mir theures Gemüth zu wirken, zumal wenn ein Weib im Beſitze dieſer Mittel iſt und ein Mann es iſt, dem die Sinnesänderung zugemuthet wird. Aber ich ſpreche dir jetzt die Bitte aus: laß uns dieſes prachtvolle Haus, dieſen Luxus, den du überall hier verbreitet haſt, aufgeben. Wenn du nicht, wie ich es gewünſcht habe in die Nähe meiner Vaterſtadt ziehen willſt, ſo laß uns an irgend einem ſchönen, ſüdlichen Orte unſern Wohnplatz aufſchlagen, und betheilige dich dort an einem Geſchäfte, deſſen Wirkſamkeit und Organiſation dir zuſagt. Du beſitzeſt Kenntniſſe, bringe ſie in Ausübung. Die leider ſo ſchnell verflogene Zeit, die wir in der Hütte zubrachten, hat mir gezeigt daß du arbeiten kannſt, daß nur die ſchlimme Gewohnheit dich in den Strudeln der Welt umzutreiben, deine Seelenkraft gelähmt, nicht aber vernichtet hat. Es werden glückliche Jahre kommen; wir werden nach den Stürmen unſrer Jugend einem ſeegenvollen Alter entgegen gehen.

Geachtet, geliebt, zufrieden. Der Friede wird bei uns einkehren und unſer Abend wird eben ſo ſtille und golden ſein, als unſer Morgen ſtürmiſch und froſtig war. Aber dieſes Ziel erreichen wir nur wenn wir raſch den Entſchluß faſſen mit einem ſchnellen und kurzen Abſchiede dem Glücke, das du jetzt ſo nennſt, den Rücken zu kehren. — —

Dieſe Mittheilungen verfehlten nicht einen Eindruck auf den, für den ſie beſtimmt waren hervorzubringen; aber dieſer Eindruck war nicht nachhaltig. Er ließ Suſannen ſo lange in Ungewißheit ob er ihre Rathſchläge befolgen werde bis das Glück ſich gewendet hatte, und faſt keine Möglichkeit mehr war jene Pläne zu realiſiren.

Entferne ihn!

Suſannen ſelbſt beſchäftigten jedoch fortwährend ihre Entwürfe und Abſichten in Betreff jener geſicherten Stellung, die ſie ihrem Manne verſchaffen wollte. Sie führte deshalb eine Correſpondenz, und war unermüdlich thätig. Es gelang ihr auch Verbindungen anzuknüpfen und Wege zu eröffnen, die die baldige Erreichung eines ſehr erfreulichen Zieles möglich machten. Sie wendete zu dieſem Zwecke ihre Erſparniſſe an, denn nächſt dem Wunſche ſo wenig wie möglich Salursky's Mittel in Anſpruch nehmen zu wollen, beabſichtigte ſie auch ihm eine Ueberraſchung zu bereiten, wenn ſie plötzlich mit dem Reſultat ihrer unermüdlichen Beſtrebungen hervor treten würde. Dieſe, ihrem Geiſte ſo dienlichen und nöthigen Beſchäftigungen zogen ihre Aufmerkſamkeit von den Dingen in ihrer unmittelbaren Nähe ab, und mancher Umſtand, der zu einer peinlichen Betrachtung, zu einem Vorwurf oder einer Mißſtimmung hätte Anlaß geben können, entging ihr glücklich. Sie war überzeugt daß Salursky ihren Bitten Gehör geſchenkt, daß er weniger und mit mehr Vorſicht ſpiele, und daß die Geſellſchaft, die er ſich zu ſeinem Umgange ausgeſucht, nicht ſo unwürdig ſei, als die ſeiner frühern Jahre. Sie ſah dieſe Geſellſchaft nie; bei der Mittagstafel erſchienen gewöhnlich ein paar ältliche Herren, die nicht das Anſehn von Wüſtlingen hatten, die Abendſtunden, wo Suſanne nicht ſichtbar war, wurden zwar in einem etwas lärmenden Kreiſe hingebracht, und die Verſammlung fand in einem der untern Säle ſtatt, der ſelbſt für die Dienerſchaft abgeſchloſſen wurde, allein dieſe Beſonderheit erſchien Suſannen nicht wichtig, und was jene, für ſie unſichtbare Gäſte betraf, ſo glaubte ſie ohne Arg zu ſchöpfen Salursky's Verſicherung, daß es Söhne guter Familien ſeien, und daß das Spiel einen erlaubten Charakter an ſich trage.

Eines Abends ſpät als die junge Frau erſchöpft von langem Arbeiten auf den Balkon trat um die Kühlung der ſchönen Sommernacht zu genießen wurde ihre Aufmerkſamkeit auf ein Geſpräch gefeſſelt das Perſonen in dem untern Stockwerk am offenen Fenſter führten. Dieſes Fenſter lag dicht unter dem Balkon, und wenn der Beobachter oben ſich etwas über die Brüſtung deſſelben hinüberlehnte, konnte er leicht einen Blick in den Saal thun. Suſanne, die wie geſagt keine ängſtliche Forſchung auf jene ſich nächtlich verſammelnden Gäſte richtete, beachtete auch jetzt das Geſpräch nicht, das in einzelnen Pauſen ziemlich verſtändlich zu ihr herübertönte, ihr Sinn wurde erſt dann geſchärft und ihre Gedanken dorthin gelenkt, als ſie eine bekannte Stimme vernahm, deren unerwarteter Klang ihr plötzlich eine unbeſchreibliche Bangigkeit einflößte. Eine Ahnung von irgend einem, im Dunkel noch verhüllten, aber mit Sicherheit ſie dereinſt erreichendem Mißgeſchick beklemmte ihr Herz, und ſie ſtand faſt athemlos da immer auf die Töne lauſchend, ohne anfangs die Worte zu beachten, die durch dieſes mißfällige Organ ſich kund gaben. Dieſe Stimme war die des Fürſten Alexei. Suſanne begriff nicht wie er hier plötzlich wieder aufgetaucht und vor allen Dingen wie er ihren Mann, den ein veränderter Name und Wohnort unkenntlich gemacht, aufgefunden haben könne. Mit der Löſung dieſer Räthſel noch beſchäftigt hörte ſie am Fenſter ihren Namen nennen, und zwar mit einem widrigen Ausdruck von Frechheit und Hohn.

Alſo ſie begleitet dich noch immer? ſagte der Fürſt, und hat die Freude ihre Tugendpredigten an den Mann zu bringen? In der That, Salursky, ich bewundere deine Geduld.

Scherzen ſie nicht, mein Fürſt, entgegnete der Gefragte in einem Tone unterwürfiger Vertraulichkeit, ich beſitze an ihr ein untadelhaftes und vortreffliches Weib! Wahrlich ein Weib wie ich es nicht verdiene mein zu nennen.

Iſt das deine wahre Meinung? höhnte der Fürſt.

Ich habe nie eine andre gehabt.

Hat ſie dir jenen ominöſen Brief verziehen?

Sie verzeiht mir Alles. Sie kennt mich; ich verſtelle mich nicht mehr vor ihr, und dieſe Seele, wie es deren wenige giebt — verzeiht mir, liebt mich.

Verſtellung, lieber Salursky. Sie ſinnt auf irgend Gelegenheit dir zu entfliehen, und will dich jetzt ſicher machen.

Sie, mir entfliehen? Mein Fürſt, dazu hätte ſie ſchon oft Veranlaſſung und Gelegenheit gehabt. Ich ſetze den höchſten Preis in der Welt daß es mir, wenn ich auch wollte, unmöglich ſein würde ſie von mir zu entfernen.

Der Fürſt ſtieß lachend einen Fluch aus, und ſchalt Salursky einen Thoren.

Es iſt mein vollkommener Ernſt, Sie iſt und bleibt mein.

Der Fürſt neigte ſich mehr zum Ohr ſeines Zuhörers und die Worte die er jetzt ſagte entgingen Suſannen, ſie hörte nur die gleich darauf laut und lachend ausgeſtoßene Betheuerung die als Erwiederung diente auf einen Einwurf, den Salursky gemacht zu haben ſchien: Auf meine Ehre; ich bin der Mann dazu. Die Spröde hat mich gereizt, ich habe ihr eine Züchtigung zugedacht.

Salursky entgegnete in einem finſtern Tone: Kein Wort weiter, mein Fürſt. Suſanne hat an mir ihren Beſchützer.

Hat man dich umgewandelt? rief der Fürſt ſpottend. Biſt du ein Tugendheld und ein Weiberknecht geworden?

Keines von Beiden; aber ich habe ein edles Weib kennen gelernt, und mit Beſchämung bin ich inne geworden daß dieſes Weib mein iſt. So entdeckt der Bettler unter ſeinen Lumpen einen Diamanten, den der Himmel weiß welche Hand dort eingenäht hat.

Das ſind Narrenspoſſen! Es bleibt bei meinem Vorſchlage.

Die Herzutretenden machten jetzt das Zwiegeſpräch zu einem allgemeinen. Nach einer Weile ſtanden wieder Zwei am Fenſter, diesmal war es der Fürſt und einer der ältlichen Herrn, die am Mittagstiſche ihren Platz hatten. Suſanne lauſchte aufmerkſam hin und vernahm die Worte:

Wie ſteht es mit ihm? fragte der Fürſt.

Nun, Eure Durchlaucht, er wird bald ausgewirthſchaftet haben.

Wie bald?

Das läßt ſich nicht ſo genau ſagen. Ich bin nicht der Einzige mit dem er Geſchäfte macht.

Ich weiß, aber unter allen Wucherern iſt Herr Salomon der zäheſte —

Bitte gehorſamſt —

Alſo wenn Herr Salomon ihn ſchon auf giebt —

Ja, ich gebe ihn auf. Eure Durchlaucht haben das rechte Wort geſprochen: ich gebe ihn auf. Die letzten Verluſte die er gehabt ſind enorm geweſen. Dazu der Pallaſt hier, die Schmauſereien, die Feſte, die er der Mademoiſelle Ginzzoli giebt —

Haben ihn ruinirt; ſetzte der Fürſt raſch hinzu. Das iſt das zehnte Mal daß ich ihn auf den Boden ſeiner Geldtonnen gelangen ſehe. Niemand von meinen Bekannten zeigt eine ſo lobenswerthe Beharrlichkeit ſich zu Grunde zu richten als dieſer ehrliche Mann.

Eure Durchlaucht nennen ihn einen ehrlichen

Mann? o das iſt doch wohl nur Scherz. Ich weiß Stückchen von ihm —

Laſſen wir das. — Können ſie mir Schuldverſchreibungen, die er ausgeſtellt in die Hände liefern?

Zu ganzen Päckchen, Eure Durchlaucht — zu ganzen Päckchen. Die Waare iſt im Ueberfluß vorhanden.

Ich kaufe ſie auf.

Aber zu welchem Zwecke? Wollen ſie ſich in Beſitz dieſes herrlichen Schloſſes ſetzen, in welchem ich eben die Ehre habe ihnen meine Bedenken vorzutragen?

Ich will mich in Beſitz deſſen ſetzen was ſein iſt.

Aber es iſt nichts mehr ſein.

Doch, etwas beſitzt er noch — einen Schatz —

Sollten Eure Durchlaucht das Silberſervice meinen, das heute auf der Tafel fungirte? Da habe ich die Ehre zu melden daß Simſon Levy im Kreuzerhöhungsgäßchen dieſes koſtbare Service auf ein Unterpfand von mir hergeliehen hat. Ich und Levy haben uns das Wort gegeben dieſes Haus noch ſo lange zu ſtützen als es irgend geht, weil die jungen Herren vom Stande hier aus der Stadt und aus der Umgegend ſich einmal hierher gewöhnt haben, und nicht ſo gleich ein andrer Ort würde zu finden ſein, wo man ſie hinſchaffte um ihnen Gelegenheit zu geben die Geldrollen ihrer Erzeuger flüchtig zu machen; wobei denn auch immer etwas für unſer Einen abfällt. Die Zeiten ſind ſchlecht man muß nachſichtig und gefällig ſein.

Es iſt gut, Herr Salomon. Entfernen ſie ſich jetzt; es fällt im Saale auf. Kommen ſie morgen zur Mittagſtunde zu mir. — —

Suſanne verließ den Balkon und betrat ihr einſames Zimmer indem ihr Haupt ſchwer war und ihr Herz ängſtlich ſchlug. Die Ruhe und der Frieden, denen ſie ſich hingegeben und auf die ſie, als auf ein ihr zugeſichertes Gut, gebaut, waren durch das Ergebniß dieſer kurzen Viertelſtunde erſchüttert. Verworren und betäubend ging das was ſie gehört ihr durch den Sinn, erſt nach und nach entwickelte ſich das Bild der Wahrheit, und aus düſtern Phantaſieen trat der grauſenerregende Thatbeſtand hervor. Salursky war wieder arm. Er befand ſich von neuem einer hoffnungsloſen und jammervollen Zukunft gegenüber. Und, wie ſie zu bemerken Gelegenheit gehabt, er war diesmal tollkühner und wilder als je in ſein Unglück geſtürzt, er hatte diesmal, weniger als früher an ein Auskunftmittel gedacht ſich ſeinen Bedrängniſſen zu entreiſſen. Das Leben eines Abenteurers macht die Seele ſtumpf; die Beſchimpfung, die ſo oft wiederkehrt findet keinen Nerv mehr, den ſie aufſtacheln könnte, die völlige Muthloſigkeit geht mit der tiefſten Entwürdigung Hand in Hand.

In der ſchlafloſen Nacht, die Suſanne jetzt hinbrachte, raffte ſie in ihrem Geiſte alle Hülfsmittel zuſammen, die ſie in Folge langwieriger Vorbereitung angehäuft, die ſie jedoch mit kluger

Berechnung erſt für ſpätere Fälle zur Anwendung ſchicklich gemacht hatte. Jetzt mußte in der Eile manche Frucht unreif abgepflückt werden. Die arme Frau war in einer unbeſchreiblichen Aufregung. Je eifriger ſie ſich anſtrengte die Lage des Bedrängten nach Außen hin einigermaßen zu ordnen, um ſo lähmender befiel eine ſchreckenvolle Betrachtung immer von neuem ihren Geiſt, und raubte ihm die ſo nöthige Klarheit und Beſonnenheit. Dieſer beängſtigende Gedanke kettete ſich an des Fürſten plötzliche Erſcheinung, und an die Andeutung die er gegeben wie es ihm nicht unmöglich ſei in den Gang ihres Schickſals einzuwirken. Sie traute ihm jeden verſteckten und offenen Angriff zu. Jedes ſeiner Worte, die Art wie er zu Salurosky der vergangenen Vorfälle Erwähnung gethan, riefen ihr den ganzen Trotz, die volle Wildheit dieſes unverbeſſerlichen und kecken Wüſtlings wieder friſch ins Gedächtniß. Salurosky's Widerſtand, die Drohung die er ausgeſtoßen, der Ernſt, den er gezeigt, beruhigten ſie nicht; aber ſie erfaßte dieſen, wiewohl ſchwachen Hoffnungsanker, um ſich auf ihn zu ſtützen. Da ſie wußte wie unlieb dem Ermüdeten es war wenn ſie gegen Morgen, wo er gewöhnlich zu ihr kam, ernſte oder gar vorwurfsvolle Dinge zur Sprache brachte, ſo verſchloß ſie den Kummer ihres Herzens, und erſt am folgenden Tage, wo eine günſtige Stimmung dem Bekenntniß Vorſchub that, gab ſie ihre Beſorgniſſe frei. Salursky that befremdet und erſchreckt, räumte jedoch ein daß ſie ſo ziemlich die Wahrheit erforſcht habe, nur leugnete er daß die angebotene Einwirkung des Fürſten mehr als ein flüchtiger Scherz geweſen.

Der Mann iſt von Herzen gut, ſagte er auf Suſannens wiederholt geäußerten Zweifeln; du verkennſt ihn, und es iſt wahrlich nicht an der Zeit daß du gegen ihn die Spröde ſpielſt.

Entferne ihn! entgegnete Suſanne ernſt. Ich kann das verlangen daß du ihn fortweiſeſt und ich verlange es. Deine Ehre duldet es nicht daß du einen Menſchen in dein Vertrauen ſchließeſt, der offenkundig ſowohl Dich als mich beleidigt hat.

Ich ſage dir, mein Engel, daß du im Irrthum biſt. Oder ſollteſt du dich gekränkt fühlen daß er nicht mehr die faſt thörichte Leidenſchaft für dich hegt, die ihn früher unausgeſetzt zu deinen Füßen bannte? Ihr Frauen ſeid ſo eitel, und die Beſte unter euch verträgt es nicht wenn ihr ein Liebhaber ungetreu wird, obgleich ſie ſelbſt gewünſcht hat daß er es werde.

Schweig. Ich habe dir verboten ihn je wieder mir zuzuführen. Ich werde ihn nicht wiederſehn. Bedenke jetzt mit mir wie wir ihn und unſre andre Feinde unſchädlich machen. Hier, betrachte dieſe Papiere; ſie enthalten wenn auch nur geringe, doch immer für unſre jetzige Lage bedeutende Summen. Es ſind Ergebniſſe meiner Mühen und Erſparniſſe. Ich verlange keinen Dank allein ich verlange daß du ſofort ein Abkommen mit deinen Gläubigern triffſt und daß wir dann in jene Beſchränkung uns fügen, die ſchon längſt nöthig geworden iſt. Wenn es uns gelingt uns von hier frei zu machen, ſo hab ich für eine Zufluchtsſtätte bereits geſorgt. Ich hoffte wir würden ſie mit Ruhe und in geordneten Verhältniſſen aufſuchen können, wir müſſen es jetzt ohne Ruhe und in zerrütteter Lage thun. Dies iſt ſchlimm — jedoch kein Mißgeſchick; es würde dazu werden wenn wir zögerten und auch nur einen Tag länger ein Leben fortſetzten, wie wir es hier geführt haben.

Salursky hörte mit einem Ausdruck trunkner Freude dieſe Worte an. Sein Sinn, ſo wenig zugänglich der Erhebung und der Zuſtrömung des Gefühls, hatte dennoch Momente wo er den vollen Werth der ihm in ſo reicher Liebesfülle zugewendeten Seele wenn auch nicht erkannte, ſo doch ahnete. Er zog Suſannen an ſich und überhäufte ſie nach langer Zeit wieder einmal mit Liebkoſungen. Die Glückliche athmete wieder auf. Sie wähnte einen vollſtändigen, und auf die Dauer reichenden Sieg davongetragen zu haben. Wie bitter ſollte ſie getäuſcht werden. Dieſe Aufwallung, dieſes flüchtige Hinverſetzen in eine Zeit der Reinheit, die in dem Buſen jedes Sterblichen, alſo auch in dem Salurosky's geherrſcht hatte, glitt wie ein ſchwindender Abendſchein ſchnell von hinnen und gab dem dunkeln, farbloſen Grau wieder den Platz, der die ſtete Farbe dieſer ausgedorrten und erſtarrten Seele geworden.

Während ſich Suſanne noch mit Feſtſtellung der errungenen Vortheile mühte, während ſie, die oft Getäuſchte, ſich mit der Ausmalung einer doch noch glücklichen Zukunft beſchäftigte, wurde in ihrer Nähe der Verrath groß gezogen und ein teufliſcher Plan geſchmiedet, der wenn er gelang ſie auf immer von der Seite des Mannes reißen ſollte, dem ſie ſo eben erſt die innigſten Beweiſe ihrer aufopfernden Liebe gegeben hatte, und der nun damit umging ſie zum Dank dafür der äußerſten Beſchimpfung Preis zu geben

Ich nehme auf immer von dir Abſchied.

Der Tag der Abreiſe war ſchon beſtimmt; Salursky hatte ſich willfährig allen Anordnungen Suſannens gefügt, er hatte die reiche Einrichtung, das Ameublement, endlich auch das **Haus** zu einem angemeſſenen Preiſe verkaufen laſſen. Er zeigte hierüber die Quittungen und legte Suſannen Rechnung ab über einen Theil der eingelöſeten Wechſel. Sie ſah hieraus, ſo weit ſie ihre Prüfung ausdehnen konnte, daß er ihren Wünſchon nachgekommen und daß der Reſt der noch ungetilgten Forderungen nicht mehr ſehr bedeutend war. Wie glücklich fühlte ſie ſich durch dieſe Beweiſe der Berückſichtigung ihrer Bitten, ſie glaubte ihm in verdoppelter Liebe den Lohn für eine ſo ſelten gewordene Aufmerkſamkeit zollen zu müſſen, und nie waren in ihre kummervolle Exiſtenz glücklichere Tage und Stunden eingeflochten geweſen, als dieſe, die ſie in dem Zeitraum erlebte, der der beabſichtigten Reiſe kurz vorher ging. Salursky ſelbſt erſchien in ſeinem Betragen wie umgewandelt, er war rückſichtsvoll, nachgebend, zu jeder vertraulichen Erörterung geneigt; ſeine frühere Zärtlichkeit ſchien zurückgekehrt, eine ſanfte Trauer, wenn er ſich leidenſchaftlichen Momenten hingab, deutete an daß das Gefühl ſeiner Fehltritte ihn niederdrücke, und die liebende Suſanne, zum erſtenmale die Wirkung ihrer zärtlichen Bitten, ihrer ſanften Vorwürfe gewahrend, ſtrengte ſich an ihn aufzurichten, ihm Hoffnung und Vertrauen für die Zukunft einzuflößen. So brachte ſie oft die Abendſtunden in ſeeliger Einſamkeit hin. Die Geſellſchaft der Spieler hatte das Haus verlaſſen, der Fürſt war abgereiſet, ſelbſt die, ſeit jener nächtlichen Scene Suſannen verhaßt gewordenen Genoſſen ihrer Mittagstafel zeigten ſich nicht mehr; es war ſtatt einer Umgebung, die eine lärmende und verbrecheriſche Thätigkeit entwickelte ein Friede eingetreten, der Suſannens müden und nach den Kämpfen der letzten Zeit nach Ruhe ſich ſehnendem Geiſte unbeſchreiblich wohl that. Sie geſtand dies Saluraky und er erwiederte, indem er ſie zärtlich an ſich zog, und ihren erröthenden Wangen einen Kuß raubte: So ſoll es nun immer ſein. Du wirſt endlich einmal in deinem Manne den ruhigen und in dankbarer Freude dir ergebenen Genoſſen deiner Thätigkeit finden wie du ihn bis jetzt vergeblich geſucht. Du haſt mich bekehrt, meine Freundin; ich erlebe das Wunder an mir daß ich in der Welt wirklich noch höhere und meiner Thätigkeit würdigere Aufgaben erblicke, als der augenblickliche Genuß bietet, und die Laune fordert. Wir werden uns zuſammen der Saaten freuen, die du in dunkeln Stunden ausgeſtreut, und wenn die Stille und der Frieden, den du mir prophezeihſt, wirklich noch in dieſes Herz einziehen, das ſich bis jezt ſo wenig würdig dieſer himmliſchen Geſchenke gezeigt hat, ſo ſollſt du den Dank haben. Nimm ihn einſtweilen ſchon im voraus. Er küßte ſie und Suſanne entzog ſich dieſem beſeeligenden Zeichen nicht in welchem ſich wiederkehrende Liebe, Reue um vergangene Thorheit, und lebhaftes Gelöbniß einer beſſern Zukunft zu verſchmelzen ſchienen.

Es war der Vorabend der Abreiſe. Suſannens Herz ſchwamm in Wonne; alle Schmerzen der Vergangenheit waren vergeſſen, jeder bittre Kummer tief in den Schatten gedrängt, der erſte feurige Rauſch des keimenden Liebesfrühlings, wie ſie ihn damals empfunden hatte als ſie an jenem Abende die ſtille Glut in ſich erwachen fühlte, erweiterte von neuem ihren Buſen und gab ihrem Antlitz jenes ſeelige Lächeln, das ſie unendlich verſchönte.

Du biſt wieder ganz die Geliebte, die reizende Braut! rief Saluršky indem er mit einer Miene freudigen Staunens ſie betrachtete.

Das Gefühl daß du wieder mein biſt ſchenkt mir den flüchtigen Reiz neu der mich einſt geſchmückt.

Und der dich noch ſchmückt. O du biſt ſchön, Suſanna. Ich kenne einen Mann der noch jede Stunde für dich Thorheit beginge, ja ſelbſt das Leben ließe. — Er ſetzte nach einer Pauſe hinzu: Biſt du nicht neugierig den Namen dieſes Mannes zu erfahren?

Suſanne ſchüttelte lächelnd den Kopf.

Saluršky ſah mit düſterer Miene vor ſich hin, und ſagte dann raſch: Es iſt immer die Weiſe meines Sterns geweſen, wenn er auf eine gewiſſe Höhe hingeleitet hat, dann jählings in Wolken zu verſchwinden, und im Dunkeln mich zurückzulaſſen. Es iſt faſt beſſer keinen

Stern zu haben als einen ſo launiſchen, wankelmüthigen. Wie, wenn ich jetzt plötzlich von deiner Seite geriſſen würde, Suſanne? Er blickte zu ihr auf und als er ihr argloſes Auge fragend auf ſich gerichtet ſah, ſetzte er zögernd hinzu: ich meine wenn du mich verlöreſt —

Was ſoll das? fragte ſie.

Durch den Tod — entgegnete er langſam und ſie prüfend anſehend. Dachteſt du etwa ich könnte auf andre Weiſe von dir gehn?

Mit dem ſeeligen Lächeln des gläubigſten Herzens erwiederte ſie indem ſie ihre Arme um ſeinen Nacken ſchlang: O nein, nein! —

Schon gut, ſagte er: Wir bleiben beiſammen; das heißt ſo lange du willſt. Es könnte doch eine Zeit kommen wo du es müde würdeſt mit einem Gefährten wie ich es bin, einen rauhen Lebensweg zu gehn, während ein glatter zur Seite liegt, und ein gefälliger Führer mein Amt übernehmen könnte.

Suſanne ſah ihn ſchmerzlich lächelnd an, als wollte ſie ſagen: ſcherze nicht. Es lag ein ſo rührender Ausdruck in dem feuchten Glanz ihrer ſchönen Augen, als ſie ſie bittend niederſenkte daß Salursky in eine ſeltſame Aufregung gerieth, ſich mit der Hand flüchtig über die Stirn fuhr, und die dunkeln Locken, die wie ſchwarzes Gewölk die edle und kühn gebaute Wölbung beſchatteten, zurückſtreichend ausrief: ja ja — es iſt ein Scherz! Vergieb. O ich bin zum Elend mir ſelbſt und Andern geboren. Er entfernte ſich ſchnell, kehrte dann an der Thür um und ſagte mit einem ſeltſam ſchwankenden Tone der Stimme: Nicht wahr, du erwarteſt mich heute Nacht? Laß ein Feuer im Kamin machen — in deinem Kabinet; du weißt es war vorher ehe du es bezogſt mein Lieblingszimmer, ich ſcheide ungern davon. Die letzte glückliche Stunde die wir in dieſem Hauſe hinbringen ſoll in jenem Raume gefeiert werden. Er ging und nochmals kehrte er um, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und ſagte ſchnell: Leb wohl.

Die Stunden des Tages hatten noch Suſannens Thätigkeit in Anſpruch genommen; als das Werk vollbracht war begab ſie ſich zur Ruhe. Sie nahm ſich vor mehre Stunden in der Einſamkeit zuzubringen; Mitternacht nahte heran als ſie in ihrem Kabinet die Lampe löſchte und das Lager ſuchte.

Das Zimmer war dunkel, nur die verglimmenden Kohlen des Kamins, denen noch von Zeit zu Zeit ein Flämmchen ſich entwand, warfen einen röthlichen Schein in daſſelbe. Die Fenſter waren mit dichten Verhängen geſchloſſen, die Drapperieen am Bette niedergelaſſen. Eine tiefe Stille herrſchte. Da nahten ſich leiſe Tritte auf dem Gange, die Thüre, die angelehnt war, wurde geöffnet, und ein Mann in Nachtgewänder gehüllt trat ein. Er kam auf das Bette zu, deſſen Vorhang von innen ein weißer Arm lüftete.

Einen Augenblick darauf rief Suſannens Stimme: Salursky?

Keine Antwort.

Die Gluth im Kamin war völlig erloſchen; dichte Finſterniß hüllte das Zimmer ein. Suſanne wollte dem Lager entſpringen; ein kräftiger Arm hielt ſie zurück. Auf wenige Sekunden herrſchte wieder eine grauſenvolle Stille, dann ein heller Schrei, und flüchtig wie das geſcheuchte Reh floh ſie der Thüre zu. Der ihr Nacheilende verhinderte ſie die Klingel zu ziehen. Noch immer wurde kein Wort geſprochen; es war als wenn mit dem erſten erkennbaren Laute eine furchtbare Entdeckung ins Leben treten würde, und als wenn beide Theile zögerten dieſe herbeizuführen.

Salursky! rief Suſanne endlich und hielt ſich einer Ohnmacht nahe an dem Bettpfeiler.

Eine fremde Stimme murmelte einige unverſtändliche Worte.

Verrath! kreiſchte Suſanne. Sie entſprang von neuem den ſie umſchließenden Armen, und hatte eben die Thür erreicht als ihr Verfolger ſich zwiſchen ſie und den Ausgang drängte indem er rief: Suſanne ſeien ſie nicht thöricht. Ich bin's, ſie ſind in meiner Gewalt. Es iſt Niemand im Hauſe der ihnen zur Hülfe eilen kann, ihre Dienſtboten ſind entlaſſen, ihre Kammerfrau iſt auf meine Veranlaſſung ausgeſendet.

Suſanne verließ die Thür; ſie wollte ans Fenſter eilen um ſich aus demſelben hinaus zu ſtürzen, mitten im Zimmer wichen ihre Kräfte und ſie wankte. Barmherzigkeit! ſtöhnte ſie, mir ſchwinden die Sinne. Ein Schmerz, der dem Todeskampfe glich, preßte ihr Herz zuſammen, doch grade dieſes brennende Weh riß ſie aus der herannahenden Ohnmacht empor und machte daß convulſiviſch ihre Kräfte ſich zu gewaltſamer Anſtrengung ſammelten. Der Fürſt war ihr zu Füßen geſunken, und ihre Hand erfaſſend, ſie an ſeine Lippen drückend rief er: Meine theure Suſanne, kann es ſie ſo heftig erſchüttern daß der Wahnſinn der Liebe mich zum Aeußerſten treibt? Verzeihung, Verzeihung, angebetetes Weib!

Wo iſt mein Mann? rief die Unglückliche.

Der Fürſt antwortete nicht; er blieb in ſeiner

Stellung und drückte heiße Küſſe auf den Arm und die Hand der Zitternden.

Um Gotteswillen, ſprechen ſie — wo — wo iſt mein Mann?

Was kümmern ſie ſich um ihn, meine Theure? Iſt er würdig von ihnen zurückgewünſcht zu werden? Er hat ſie mir überlaſſen, ſie ſind mein!

Nichtswürdiger! ſchrie Suſanne und ſtieß ihn von ſich; Welch eine elende Verleumdung! Der Fürſt erhob ſich; er zündete mit großer Kaltblütigkeit Feuer an, zog ein Schreiben aus ſeiner Taſche, nöthigte Suſanne an den Tiſch heran und gab ihr das Billet. Während ſie las ſtellte er ſich vor ſie hin und beobachtete ſie mit einem kalten triumphirenden Lächeln.

Suſanne las: Ich nehme auf immer von dir Abſchied, meine theure Suſanne. Mit mir würdeſt du das Glück nie genießen, deſſen du bedarfſt und deſſen du ſo ſehr würdig biſt. Der Fürſt iſt ein edler Mann, in ſeine Hände gebe ich einen Schatz, der mir das Theuerſte auf dieſer Erde war — dich! Er liebt dich, er hat die größten Opfer nicht geſcheut, um in deinen Beſitz zu gelangen; ich habe mich überzeugt, ehe ich dieſen für mein Gefühl ſo ſehr verwundenden Schritt that, daß er der Mann iſt der wieder gut zu machen im Stande iſt, was ich verdarb. Sei glücklich, vergiß mich. S.

Einen Augenblick zitterte das Blatt noch in Suſannens Hand, ihr ſtarres Auge ruhte auf den Zeilen, dann warf ſie ſich dem Fürſten zu Füßen, umſchloß ſeine Kniee und rief mit erſtickter Stimme: Retten ſie mich — wenn ſie der edle Mann ſind — retten ſie mich! —

Was begehren ſie? tönte die Antwort kalt.

Hinweg von hier! — ſtöhnte die Arme.

In meiner Begleitung? ja. Ohne mich, nein.

Bei Gottes Barmherzigkeit — o ſehen, ſehen ſie meine Pein! Hinweg von hier.

Der Fürſt ſtand mit übereinander geſchlagenen Armen und betrachtete mit einem grauſamen Wohlgefallen die ſchöne Frau zu ſeinen Füßen, deren ſtarres Auge an ſeinen Geſichtszügen hing. Sie ſind mein! ſagte er nach einer Pauſe.

Dieſe Betheuerung iſt eine ſchändliche Lüge. Wer giebt ihnen ein Recht ſo zu ſprechen?

Sie vergeſſen, erwiederte der Fürſt, was ſie ſo eben geleſen haben.

Dieſes Papier iſt durch nichtswürdige Mittel erpreßt. —

Der Fürſt näherte ſich ihr, ergriff ihre Hand, die ſie ihm vergebens zu entreißen ſtrebte und ſagte mit einer fürchterlichen Kälte und Ruhe. Ohne mich wäre ihr Mann jetzt auf den Galeeren; ich hab ihn gerettet, ich habe den gemeinen Verbrecher aus den Händen ſeiner Gläubiger, aus den Händen der Gerechtigkeit befreit. Er iſt entflohn um ſich in irgend einem Schlupfwinkel zu verbergen, ſie werden ihn nie wiederſehn. Der Lohn meiner That ſind Sie. Urtheilen ſie jetzt ob ich gewaltſame Mittel nöthig hatte um mich in ihren Beſitz zu ſetzen.

Suſanne ſank zuſammen, ihr Athem ſtockte, ihre Bruſt hob ſich krampfhaft. Der Fürſt ſetzte in einem mildern Tone hinzu. Welch ein Zaubermittel bindet ſie an dieſen Unwürdigen? Wodurch hat er dieſe Liebe, dieſe Treue verdient? er, der nur darauf bedacht war ſie zu peinigen, ſeinen grauſamen Launen zu opfern? Schon damals mußte der Brief, den ich ihnen zeigte, ſie belehrt haben was ſie von ihm zu erwarten hatten; ſchon damals war er, waren Sie in meiner Gewalt.

Suſanne blickte auf; in ihrem Auge lag ein ängſtliches Forſchen. Ihr Geiſt zog ſich in ſich zurück und ſammelte und überblickte ſeine Hülfsmittel. Während der Fürſt immer zärtlicher, immer wärmer ſprach, verloren ſich die Merkmale ihrer Unruhe und Qual immer mehr; immer deutlicher zeigte ſich in Blick und Miene das geſammelte Bewußtſein, die Ueberlegung, der ſich geſtaltende Vorſatz. Eine Ruhe, eine Beſonnenheit trat ein, die der Fürſt als günſtige Zeichen für ſeine Abſichten betrachtete.

Eine Pauſe herrſchte: ſie ſaß vor dem Kamin, er neben ihr. Das lange dunkle Haar hatte ſich gelöſt und hing in ſchweren Locken an Wange und Schulter herab. Das weiße Nachtgewand legte ſich in weicher Fülle um die ſchöne Geſtalt. Mit einem Ausdruck von Entzücken betrachtete er ſie, indem er ſich in die Polſter ſeines Sitzes zurücklehnte und die Augen halb ſchloß.

Ein ſchmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen. Geben ſie mir Ruhe, ſagte ſie leiſe und bittend. Ich muß die Größe meines Elends ganz erfaſſen können, um ihre Theilnahme und ihr Verdienſt zu würdigen.

Sie wollen mich fortſchicken? entgegnete er mit einer Miene von Mißtrauen und Verdruß. Ich gehe. Es wäre unzart ihre Lage zu meinem Vortheil zu mißbrauchen; obgleich ich von dem erſten Eindruck einer Nachricht, wie ich ſie gebracht viel zu meinen Gunſten erwartete. Ihr ſanfter und verſöhnender Charakter iſt mir bekannt; bleibt ihnen Zeit zum Nachdenken, ſo finden ſie ſicherlich auch in einem ſo empörenden Verrath noch etwas das den Verräther entſchuldigt und ihn ihrer Liebe aufs neue würdig macht. Ich handle alſo gegen meinen Vortheil wenn ich jetzt gehe.

Er zögerte noch einen Moment, als aber Suſanne ihren bittenden Wink wiederholte entfernte er ſich.

Kaum war er fort als mit der Wildheit des Wahnſinns das unglückliche Weib aufſprang, ſich lauſchend an die Thür lehnte und als ſie keinen Laut mehr im Innern des weitläufigen Hauſes vernahm, in der Eile ein Gewand umwarf, einen Shawl feſt um Schultern und Hüften band und leiſe den Gang hinab ſchlich um den ihr wohlbekannten Ausgang nach dem Kanal hin zu gewinnen. Welch ein Schreck befiel ſie als ſie die Thüre von außen verſchloſſen fand. Sie kehrte zurück und ſuchte den Hauptausgang zu gewinnen. Die Laterne im Vorſaal brannte dunkel, ſie ſchlich an den Wänden hin, doch auch hier verſperrten ihrer Flucht Schloß und Riegel den Lauf. Athemlos langte ſie wieder in ihrem Kabinet an; ſie hatte ſich überzeugt daß der Fürſt, dieſe Fluchtverſuche vorausſetzend ihre Vereitelung veranſtaltet hatte.

Das Fenſter blieb das einzige Rettungsmittel; doch es war hoch von der Erde und ein Sturz hinaus mußte unfehlbar den Tod bringen. Die Gefangene war entſchloſſen auch dieſen zu finden. Indem ſie die Flügel des Fenſters öffnete hörte ſie durch die Nacht einen leiſen Ruf hinauf ſchallen. Die Stimme dünkte ihr bekannt. Sie lauſchte: der Ruf wiederholte ſich und eine Leiter wurde angelegt. Mit großer Vorſicht geſchahen dieſe Vorbereitungen die Suſannen mit einem Freudeſchauer übergoſſen.

Ich bin es, meine Tochter, rief jetzt die Stimme des alten Anaſtas.

Mein Retter! rief Suſanne.

Still! flüſterte der Alte. Wir haben Späher zu fürchten. Komm, mein armes Kind, ſtütze dich auf meinen Arm, ich geleite dich die Sproſſen der Leiter hinab. Unten wartet ein Wagen auf uns, den ich ſelbſt lenke, und der uns raſch in Sicherheit bringen wird.

Suſanne war auf die Fenſterbrüſtung geſtiegen, da hörte ſie leiſe an die Thüre klopfen. Es war ihr rückkehrender Peiniger. Sie zitterte, ſie glaubte ſich verloren. Schon wankte ſie und wäre ins Zimmer zurück geglitten wenn Anaſtas' Arm ſie nicht in dieſem Augenblicke erfaßt und raſch die Leiter hinabgetragen hätte. Der Greis hatte da es galt ſeinen Liebling zu retten, die Kräfte eines Jünglings erhalten.

Als ſie unten angelangt waren hörten ſie die Stimme des Fürſten und erblickten ihn ſich aus dem Fenſter heraus beugend. Die finſtre Nacht nahm die Fliehenden in ihre Schatten auf. Als Suſanne an der Seite ihres Retters im Wagen ſaß, erklärte ihr dieſer in wenig Worten ſeine, ihr wie vom Himmel geſandt erſcheinende Dazwiſchenkunſt. Du biſt nicht die erſte Taube, ſagte der gutmüthige Alte, die ich dem Geier, der ſo ſtarke Krallen hat, entreiße, aber ſicherlich biſt du die die am meiſten verdient von dem alten Anaſtas beſchützt zu werden. Ich war in die Pläne meines Herrn eingeweiht, und habe ſein Vertrauen benutzt um dich zu retten. Dieſe Nacht hatte er auserſehen um die Früchte ſeiner Anſtrengungen zu pflücken, und ich um ihm den Lohn für ſeine Bosheit zu zahlen. Er hat dich verloren, er wird wüthend ſein.

Aber wenn er uns einholt! ſeufzte Suſanne indem ſie ſich zitternd an ihren Beſchützer ſchmiegte.

Fürchte nichts; Wie oft hab ich im Dienſte ſeines Vaters, und auch in dem ſeinigen ihm Beute zugeführt, wo es galt ſich durch tauſend Gefahren hindurchzuwinden, ich werde dieſelbe Kühnheit und Schlauheit entwickeln, jetzt da es darauf ankömmt ihm eine Beute zu entziehn. Die großen Herren wiſſen nicht daß wenn ſie ſich geſchickte Diener erziehen, ſie ſich zu gleicher

Zeit die ſchlimmſten und gefährlichſten Feinde heranbilden. Bin ich klug ihm zu dienen, ſo bin ich noch klüger ihm zu ſchaden; und das letztere thut ein armer Söldner viel lieber als das erſtere.

Ein himmliſcher Friede ſenkte ſich in ihr Herz.

Anaſtas rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, das Suſanne zu ihm gehe[illegible]. Er wußte ſo geſchickt alle Hinderniſſe zu beſiegen, drohende Gefahren unſchädlich zu machen, Verfolgungen auszuweichen daß die Flüchtlinge geſichert die Heimath erreichten noch bevor die rauhe Jahreszeit ihr Recht behauptete.

Suſanne hatte auf die Frage ihrers Führers wo er ſie hin leiten ſolle nur immer erwiedert:

zum Grabe meines Vaters! So hatte denn durch die Mittheilungen der treuen Katharina der Greis leicht die Richtung des Weges angeben können. Katharina verließ ihre Herrin nicht, allein die treue Dienerin war ebenfalls nicht mehr im vollen Beſitz ihrer Geſundheit und ihrer Kräfte. Theils der Kummer um das Schickſal der theuren Gebieterin, theils die Einflüſſe eines fremden Klimas, und einer ungewohnten Lebensweiſe hatten allmählig eine an ſich feſte Körperconſtitution untergraben und eine Kränklichkeit herbeigeführt, die raſch zunahm und fürchten ließ daß die Treue kaum mehr die Grenze des Vaterlandes erreichen werde. Anaſtas hatte für beide kranke Frauen zu ſorgen und er kam dieſer Pflicht mit muſterhaftem Eifer nach.

An einem rauhen Septembertage war das erſte Dorf erreicht, das auf dem heimathlichen Gebiete lag. Mit Freudenthränen begrüßten die unglücklichen Pilgerinnen dieſe Stätte. Hier wurde eine längere Raſt gemacht, und während

Anaſtas Erkundigungen einzog nach welcher Richtung hin auf kürzeſtem Wege das Landgut der Familie Barnevelt zu erreichen ſei, machte Suſanne einen Verſuch ihre vom tiefſten Kummer niedergebeugten Kräfte in ſo weit aufzurichten daß ſie ihr geſtatteten einen Brief an ihre Tante aufzuſetzen. In einer kleinen Kammer der Dorfherberge, an einem Tiſche ſitzend, an dem ein alter Bauer ſein frugales Frühſtück verzehrte, mühte ſich die arme, ſchwergeprüfte Frau jene Bilder des Friedens, der Friede, der ungeſtörten heimathlichen Ruhe wieder hervorzurufen, die durch die Ereigniſſe bitterer Jahre tief in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes zurückgedrängt waren. Sie ſtellte ſich ihre Tante vor wie dieſe ſtolze und ſchöne Frau einen Widerwillen hegen mußte mit einer ihrem Glück und ihren Angehörigen Entflohenen zu verkehren, wie ſie in den Genüſſen der Welt, und im Beſitz eines herriſchen Willens, dem ſich Umſtände und Menſchen fügten, ſchwelgend, ſehr wenig Neigung empfinden werde eine Unglückliche, die durch ihr Elend und ihre Verlaſſenſchaft dem Namen Barnevelt eine Schmach anheftete aufzuſuchen, und zu unterſtützen. Dennoch zögerte die Nichte keinen Moment die Theilnahme und Hülfe dieſer Tante in Anſpruch zu nehmen. Wenn ſie dies in Betreff ihrer eignen Perſon auch hätte unterlaſſen mögen, ein Weſen, das noch unter ihrem Herzen ſchlummerte forderte gebieteriſch die Unterdrückung jeder ſelbſtiſchen Rückſicht. Suſanne fühlte ſich Mutter. Schon in den letzten Tagen ihres Zuſammenſeins mit Salursky hatte ſie mit dem Freudebeben, das dieſe Wahrnehmung zu dem entzückendſten Ereigniß in dem Leben einer jungen Frau macht, dieſe Hoffnung ſich beſtätigen gefühlt, ſie hatte die Entdeckung aufgeſpart um in den Tagen eines erneuten Friedens im Hauſe, eines geordneten Haushalts, an dem Beginn einer neuen ſchönen Lebensepoche, Salursky mit dieſer Freudennachricht zu überraſchen. Er war von ihr gegangen ohne Luſt zu bezeigen ihr Geheimniß zu erfahren.

Einen Augenblick war ſie unſchlüſſig ob ſie nicht auch jetzt noch jede ihr zugefügte Unbill vergeben ſolle um den Vater ihres Kindes zur Rückkehr zu bewegen. In jner ſchrecklichen Nacht, wo die finſtern Mächte, die ſie bisher einzeln verfolgt hatten, alle zuſammen auf ſie losſtürzten, hatte ſie in den wenigen Minuten, die ihr zu einer Ueberſicht ihrer Lage blieben, auch dieſen Zweifel in ihrer Seele bewegt. Sie gewann es über ſich, trotz der Erbitterung und Empörung die ihren Sinn erfüllten, doch noch an eine mögliche Verſöhnung zu denken. Völlig ſich ſelbſt demüthigend und vergeſſend ſchwebte ihr nur das Schickſal ihres Kindes vor allein immer wieder hatte ihr empörtes Herz ihr zugerufen: Nein! das Band iſt auf ewig zerriſſen. Schmach dem Weibe das ſo verrathen, dennoch dem Verräther anhängt! Sie zerriß den Brief, den ſie ſchon begonnen hatte, warf die Reſte in die Flamme des Kamins und ſich und ihr Kind gab ſie der Fürſorge Gottes anheim. Dieſen Entſchluß faßte ſie unter den Martern jener entſetzlichen Stunden, und unerſchüttert hatte ſie ihn bewahrt. Nie war auch der leiſeſte Wunſch mit ihm wieder vereinigt zu ſein in ihrer Seele aufgeſtiegen, nie auch das ſchwächſte Verlangen laut geworden ſein Antlitz, ſeine Miene, ſeine Stimme ſich wieder zu vergegenwärtigen. Ein Entſetzen, das nicht ſtärker die Bruſt eines ſterblichen Weſens erfüllen kann, nahm ihren Geiſt ein wenn ſie zufällig durch irgend ein Wort ihrer Umgebung an ihn erinnert wurde. Eine edle Seele kann das tiefſte Leid, den ſchwerſten Kummer erleiden, aber ſie duldet nicht Erniedrigung. So bald die Gemeinheit die Hand ausſtreckt, ſie mit ihrem Griff zu beſudeln, dann entſchwebt ſie zuckend und voll des ſeelenzerſtörenden Abſcheus.

Das Schreiben an die Tante kam nicht zu Stande. Immer wieder fühlte die Schreibende daß ſie die Wendungen und Geſtändniſſe nicht ſo geſetzt habe wie ſie ſollte; das Einiges zu kalt zu förmlich, Anderes für den Sinn der

Empfängerin des Briefes zu wenig verſtändlich ſei. Sie unterließ das Schreiben, um eine geeignetere Stunde, eine ruhigere Stimmung abzuwarten; allein dieſe kam nicht. Je näher die kleine Reiſegeſellſchaft dem Heimathboden kam um ſo heftiger litt Suſanne, um ſo beſorgnißerregender wurde ihr Zuſtand. Endlich meldete ſie in wenig Worten der Tante ihre Ankunft und gab den Brief Anaſtas ab, der ſich damit ſofort auf den Weg machte. Man befand ſich nur noch eine Tagereiſe vom Landgute. Die Ungeduld bewog Suſanne die ihr bekannte Landſtraße zu verfolgen, ohne Führer ohne Beſchützer. Sie glaubte eines ſolchen nicht zu bedürfen.

Je näher ſie den Orten kam, die noch lebhaft in ihrer Erinnerung ſich wiederſpiegelten, um ſo raſcher, die Ermüdung nicht achtend, ſetzte ſie ihre Schritte fort Hier auf dieſer Straße wo ſie einſt gefahren, jung, glücklich, der Welt und ihren Genüſſen entgegen, gleichſam wie Triumph von der treueſten Liebe, der achtungsvollſten Ergebenheit begleitet, hier ſchlich ſie nun als Bettlerin dahin mit einem kranken Körper und einer verödeten Seele. Niemand gab ihr das Geleit, ſie war allein, verlaſſen. Die, die in ihrer Jugend und in ihrem Glücke ſie einſt liebend und ſchützend umgaben, ſie ſchlummerten den ewigen Schlaf im Grabe. Iſt dieſe gebeugte, in ſchwarze dürftige Gewänder gehüllte Frau, die oft ſtille ſtehn bleibt und mit naſſem Auge in die Gegend ſieht, iſt dies die reiche Erbtochter die einſt ſo glänzend auftrat? Wo ſind die Kornfelder hier, an denen vorüber damals der Wagen lenkte? Sie ſind unter der Sichel gefallen und ein kalter Herbſtwind weht über die Stoppeln.

Erſchöpft und den ſchmerzlichen Eindrücken erliegend ſetzte ſich die Wanderin auf einen Stein am Wege. Da kam eine Bäuerin daher; Suſanne blickte ſcharf auf das ſonnengebräunte Antlitz und erkannte Margareth's Züge. Sie hatte gealtert aber ſie war noch rüſtig und ſtark. Als jene vorüberging brachte ſie eine kleine

Spende hervor um ſie der armen Frau am Wege zu geben. Suſanne lehnte die Gabe ab, ſie erröthete und wandte ihr Geſicht ab. Es war ihr unmöglich ſich Margarethen zu erkennen zu geben. Jene ſchien nicht die leiſeſte Ahnung zu hegen wen ſie vor ſich habe; ſie ging ihres Weges ein heitres Liedchen ſingend. Bei der Scheune auf dem Felde waren ihre Kinder, denen brachte ſie das Abendbrot.

Als ſie ſich wieder erheben wollte um ihren Weg fortzuſetzen fühlte ſie einen grauſamen Schmerz ihr Inneres durchwühlen. Sie konnte nicht von der Stelle und die qualvolle Pein entlockte ihren Augen Thränenſtröme und machte ihr Herz beben. Sie richtete die Arme flehend gen Himmel als wolle ſie den prachtvollen Glanz des ſinkenden Geſtirns des Tages um den Frieden bitten, der in den ſtillen, beruhigten Lüften, in der dunkeln klaren Bläue herrſchte, die die ſcheidenden Gluten zurückſließen. O nur ein Zug eines labenden Tranks um die Trockenheit und den qualvollen Brand der Zunge zu löſchen! Sie blickte ſich überall um, Niemand fand ſich in ihrer Nähe. Das Feld war einſam, der Abend dunkelte. Die, die einſt hier herrſchte ſchmachtete vergebens, eine Ausgeſtoßene und Verbannte, nach einem Tropfen Labung. Endlich wich der Schmerz ein wenig, ſie konnte ihren Weg fortſetzen und das Dorf erreichen, in welchem Katharine ſie erwartete. Schon war die beſorgte Magd ſuchend umhergeirrt und, ſelbſt krank, hatte ſie ihres eignen Leidens nicht geachtet, um die Zögernde einzuholen. Ein paar Tage ruhte hier Suſanne, ſie erwartete Anaſtas, der noch nicht kam, ſie erwartete den Schulzen des Dorfes, der ihr bekannt war, ſie erhielt die Nachricht er lebe nicht mehr und ſeine Frau ſei weggezogen. Durch dieſelbe Quelle erfuhr ſie daß das Gut ihres Vaters verkauft ſei und daß Fremde an der ihr ſo lieben Stätte weilten. Dieſer Nachricht zu Folge entſchloß ſie ſich keinen weitern Aufenthalt in dieſer Gegend zu machen, ſondern nur das Grab ihres Vaters zu beſuchen, dem Pfarrer, der wie ſie erfuhr, noch in den alten Verhältniſſen lebte ſich zu erkennen zu geben (die Pfarrerin lebte nicht mehr) und ſich dann auf das Landgut ihrer Tante zu begeben.

Da Anaſtas nicht erſchien, und Katharine zu ſchwach war ſie zu begleiten machte ſich Suſanne wiederum allein auf den Weg. Sie wußte daß ihr dieſer Gang Gefahr bringe, allein ſie war nicht vermögend ihn zu unterlaſſen. Es zog ſie mit allen Kräften ihrer Seele — ſie mußte auf dem theuren Grabe beten — hierdurch allein hoffte ſie daß Freude und Seegen wieder in ihr gemartertes Innere kommen würden. Endlich erſtieg ſie den wohlbekannten Hügel, von dem aus ſie die Pfarrwohnung und den Kirchhof überſchauen konnte. Hier hatte ſie in den glücklichen Tagen ihrer Jugend geſtanden, hier lebten die ſüßeſten Erinnerungen, hier fand ſich noch die Bank auf der ſie an jenem unvergeßlichen

Abende mit dem ehrwürdigen Greiſe troſtreiche und liebende Worte gewechſelt. Jetzt richtete ſie ihr erlöſchendes Auge auf alle dieſe Plätzchen ſüßer, troſtſpendender Phantaſie, und von der Erde aufwärts den Blick richtend gedachte ſie jener frommen Rede ihres väterlichen Freundes: Wenn jemals ein recht herbes Leid deine Seele belaſtet ſo tritt unter den geſtirnten Himmel, dein Kummer erſcheint dir dann entweder ſo klein daß du ſeiner nicht weiter achteſt, oder ſo überwältigend groß daß du wohl fühleſt wie nur der Beiſtand eines Höhern dich ihn zu tragen fähig machen kann. Wie paßten dieſe Worte liebender Weisheit und Vaterſorge ſo ganz auf ihren jetzigen Seelenzuſtand. Sie war aus der Welt heimgekehrt in das ſtille Thal ihrer Kindheit, das ſie nie hätte verlaſſen ſollen, ſie brachte die Wunden und Gebrechen mit, die ihr dieſe Welt voll Trug und Thorheit zugefügt, ſie brachte den unendlich tiefen Schmerz mit, der ſo mächtig und ſo zerſtörend war daß nur der Hinblick auf den, der dieſe Prüfung ihr ſandte, ihn ihr tragen helfen konnte. Sie faltete ihre Hände und verſandte den Blick in den nächtlichen Himmel mit Inbrunſt und Andacht. So unergründlich und heilig ihr die Tiefen deſſelben erſchienen, ſo unerforſchlich und geheimnißvoll dünkten ihr die Wege der Allmacht. Ein himmliſcher Friede ſenkte ſich in ihr Herz. Getroſt und geſtärkt trat ſie jetzt den Weg zum Grabe ihres Vaters an.

Als ſie die Kirchhofpforte öffnete überfiel ſie ein Schauer der Andacht und des Schreckens. Die Welt des Todes erſchien ihr zum erſtenmal ſo kalt, ſo drohend. Dieſe Gräber, über die ihr Kindesblick ſo unbefangen hingeirrt, dünkten ihr jetzt eben ſo viele furchtbare verſiegelte Geheimniſſe, unter deren Decke die Schrecken einer finſtern unbekannten Welt lauſchten. Sie bebte von einem Hügel zum andern und ſank endlich an der Umzäunung nieder, die die Stätte umgab wo ihr Vater an der Seite des treueſten und beſten Weibes ſchlummerte. Dieſe zwei Hügel, die in der Dämmerung ſich gegen die weiße Fläche eines benachbarten Monuments abzeichneten, waren für Suſanne das Ziel ihrer Wanderung. Hieher hatte ſie ſich oft geſehnt, aus weiter Ferne herüber, hier bei dieſen heiligen Hügeln hatte ſie im Geiſte oft Abbitte gethan, wenn ſie im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung gewankt, wenn der Glanz, und der Schimmer der Welt auf Augenblicke ihre Andacht minder glühend, ihr Bewußtſein minder rein gemacht hatten. Jetzt kniete ſie an dieſem Altar, jetzt durfte ſie Bruſt und Stirne an dieſen Boden legen, der ihr Köſtlichſtes umſchloß, und was ihre Seele mit Wonne erfüllte, ſie durfte es thun ohne daß ſie die Nähe der geliebten Schatten, die das heimgekehrte Kind umſchwebten, zu ſcheuen hatte. Sie lag hier unglücklich, zertreten, hingemordet, aber ſie lag nicht hier als Verbrecherin.

O meine Eltern! rief ſie — o mein Vater!

hier, hier iſt deine Tochter! — Senke dein Auge, das ſich in den Entzückungen des Himmels badet, ſenke es auf wenig Momente auf dein armes Kind herab, das ſein Haupt tief in die Schatten deines Hügels verbirgt. Wenn ich gefehlt habe in der Liebe, in der Demuth, im Glauben, ſo vergieb mir. Wenn ich den Becher des Leidens, den die Hand meines Schöpfers mir reichte, ſelbſtſüchtig von mir ſtieß, wo ich ihn noch tiefer hätte leeren ſollen, ſo vergieb und ſei mein Fürſprecher oben. Ich konnte nicht anders. Treu deinem Gebote habe ich gelitten, ſo weit nur das Maaß meiner Kräfte es zu geſtatten ſchien. O mein Vater — ewig theuer, befriedigter Schatten — ich zähle wie du auf die Barmherzigkeit des Himmels. Nimm — o nimm deine Tochter zu dir! Bei dir — bei dir — iſt Ruhe — köſtliche, tiefe, heilige Ruhe! Wie ſchön haben es die, die dahingegangen im Frieden des Herrn! Auch mich, ſeeliger Verklärter, laß dieſes Glücks theilhaftig werden. Die

Erde bietet mir keinen Reiz mehr, weshalb mich noch in ihren dunkeln Thälern zurückhalten? Friede, Friede! von dieſen Hügeln aufwärts geht der Weg zu dir.

Das brünſtige Gebet, das ſich dieſen Worten anſchloß war noch nicht völlig über die bleichen Lippen der Knieenden geglitten als ſie ſich von einem Arme ſanft umſchlungen und emporgehoben fühlte. Es war der Pfarrer, der gekommen war das Gitter am Grabe, das Suſanne offen gefunden hatte, wieder zu ſchließen nachdem er die Pflege, die er dieſer Stätte widmete, den Blumen und dem Graſe hatte angedeihen laſſen.

Welch ein ſeeliges Wiederſehn feierten dieſe beiden, ſich ſo innig liebenden und ſo lange von einander getrennten Seelen! Der Greis weinte Freudenthränen; erſt als die erſte freudige Bewegung des Wiederſehens vorüber war, fand er Gelegenheit das veränderte Anſehn, den leidenden, gefahrdrohenden Zuſtand ſeines Schützlings zu beachten. Ein lebhafter Kummer belaſtete ſeine Seele. Das hohe Alter hatte ihn ſcheu und krankhafter Aufregung unterliegend gemacht, er war daher untröſtlich als Suſanne ihm, doch mit großer Vorſicht, nur ſo viel von ihrer Vergangenheit mittheilte, als der ſchwache Alte zu tragen vermochte. Er klagte und weinte, und der ſonſt ſo ruhige, gefaßte Mann erſchien, da ein ſo unverhofftes Leid ihn traf, wie ein ſchwaches, hülfloſes Weſen.

Suſanne hatte aus ſeinem Erſcheinen auf eine geheimnißvolle Weiſe Muth und Freudigkeit geſchöpft, daß grade in dem Augenblick, wo ihre Seele den innig erregten Wunſch ausſprach mit dem verklärten Vater vereint zu ſein, der Arm ſie umfangen und emporgezogen hatte, war ihr ein Zeichen der Erhörung ihrer Bitte geweſen. Sie zweifelte nicht länger daß das Ziel ihrer Kümmerniſſe und Leiden nahe ſei.

Und ſie hatte ſich nicht getäuſcht. Einige Wochen nach ihrem Eintritt im Pfarrhauſe, er hielt die Baronin von Roſenfeld folgende Mittheilung vom Pfarrer:

Gnädige Frau.

Gott hat es gefallen die Prüfungen einer Dulderin abzukürzen und ſie zu ſich zu berufen. Mein geliebtes Kind, ihre Nichte, gnädge Frau, iſt nicht mehr. Sie ſtarb an den Folgen einer vorzeitigen Niederkunft; auch ihr Kind hat ſie mit ſich genommen. Ich habe in dieſen Tagen zwei Leichen beſtattet und über ihre Häupter jenen uralten Seegen ausgeſprochen, der unſre Todten der Gnade des ewigen Richters empfiehlt. Das neue Grab iſt zu den Füßen der beiden Gräber der Eltern angebracht. So wünſchte es mein Kind. Daß ich ſie ſo nenne, theure Frau, werden ſie mir wahrlich nicht übel deuten, wenn ſie bedenken daß die Verſtorbene der köſtliche Inhalt eines langen, von jeder andern Freude und jedem andern Glücke entblößten Menſchenlebens war. Sie war mein Alles; durch ihre Liebe lebte ich; durch ihren Tod ſterbe ich. Es wird mit mir dahin ſein wie die Geſtalt eines Wanderers verſchwindet, den wir auf der Höhe eines Berges in den Abendſchatten wandeln ſehn, und den die Nebel des Thals plötzlich aufnehmen. Es iſt noch zu berichtigen, daß der alte Mann, Anaſtas mit Namen, der ſich um die Verſtorbene verdient gemacht hat, aus der Gegend hier verſchwunden iſt ſeitdem ſie nicht mehr unter uns weilt. Ew. Gnaden werden alſo darum wenn ſie wie ihr gütiges Verſprechen lautet mich beſuchen wollen, ihn nicht mehr finden. Er ging ohne irgend eine Belohnung annehmen zu wollen, die ich ihm von den Geldern die Sie gnädige Frau, mir geſendet anbot. Katharine bleibt bei mir. Sie betet täglich auf dem Hügel, der ihre Herrin umſchließt. Laſſen ſie die treue Begleiterin hier, was ſoll die arme Magd im Gepränge und unter den Freuden der Stadt? Sie iſt todt und lebt nur noch in der Liebe.

Meine Tochter hat es lebhaft geſchmerzt, Gnädigſte, daß ſie nicht von Ihnen hat Abſchied nehmen können. Sie wartete von Tage zu Tage auf den ſo gütig zugeſagten Beſuch, als ſie nun dennoch nicht kamen hat ſie ein kleines Vermächtniß Ihnen einzuhändigen mir übertragen. Es iſt die Brieftaſche ihres Vaters, des verſtorbenen Generals, die hiermit beifolgt. Dieſes unſcheinbare Andenken hat die dankbare Tochter ſtets bei ſich geführt. In dieſem kleinen Portefeuille ruht noch ein Brief, den ſie, gnädigſte Dame, an den General geſchrieben, damals als ſie ihm ihre Vermählung mit dem Baron von Roſenfeld ankündigten. Es ſpricht ſo viel Glück aus dieſen Zeilen, daß ich ſie mit Rührung geleſen habe, wozu mein Kind mir die Erlaubniß ertheilte. Einſt war ich auch ihr Vertrauter, gnädigſte Frau; die Jahre ſind nun dahin; Sie bedürfen nun längſt nicht mehr irgend eines Rathes oder Schutzes, da der Himmel ſie mit ſo kräftigem Geiſte ausgeſtattet, daß ſie ſich ſelbſt in den verwickelten Händeln der Welt Rath und Schutz ſind.

Der Seegen des Himmels über Sie! — Unſere Todten werden für uns beten, bis wir einmal ſelbſt zum Lichte geführt beten können für die, die wir hier im Irrſal und in der Finſterniß zurückgelaſſen.

Ganz im Vertrauen.

Frau von Roſenfeld an Fräulein Emilie Pamflonet.

Meine theure Emilie.

Ein Brief des Pfarrers aus Lindenthal liegt vor mir, in welchem er mir den Tod meiner Nichte meldet die an den Folgen einer zu frühen Niederkunft geſtorben iſt, die ihr der Kummer und eine gefahrvolle Reiſe hierher zugezogen haben. Alſo iſt das arme Kind todt! Sie war ſo blühend, ſie war ſo ſchön; das Glück ſchien ſie auserleſen zu haben um ſeine geſuchteſten Gaben über ihr Haupt auszuſchütten und dennoch —! Ich muß mir Vorwürfe machen daß ich ſie in ihrer Krankheit nicht geſehen; allein einestheils entſchuldigt mich der Umſtand daß ich in der That nicht fürchtete ihr Ende würde ſo ſchleunig eintreten, anderntheils kennſt du, meine Theure, den unüberwindlichen Abſcheu, den ich vor allen Krankenbetten habe. So zögerte ich denn mit meiner Abreiſe von einem Tage zum andern, von einer Woche zur andern bis es denn endlich zu ſpät war. Sie iſt übrigens in guten Händen geweſen; der alte Pfarrer hat ſie gepflegt wie immer nur ein Vater ſein Kind pflegen kann, in ſeinen Armen iſt ſie geſtorben und auf dem Grabhügel ihres eignen Vaters. Mein Urtheil über ſie iſt: ſie war ein zärtliches Geſchöpf aber mit wenig Urtheil und Klugheit begabt. Sie hätte alles das haben können worin ſie ihr Glück ſuchte, vielleicht das Doppelte an Genuß und wäre dabei blühend und glücklich bis in das ſpäteſte Alter geblieben wenn ſie's anders angefangen hätte. Wäre ich ſo thöricht geweſen meinem Manne, den ich wahrlich auch geliebt habe, treu zu bleiben, wo wäre ich jetzt? Aber dieſe Frauen mit religiöſem Inhalt ſind unverbeſſerlich; es ſind mir auf meinem Lebenswege nur ſehr wenige aufgeſtoßen; dieſe Suſanne war eine davon. Sie leben wie unter einem Banne; alles was man ſpricht und thut, es gelangt nicht zu ihnen. Ich zweiſle auch jetzt daß es mir gelungen ihr damals, als ich es zu meinem eignen Vortheil wünſchte, ſie zu mir zu nehmen, ein Schickſal, ſo wie ich's wünſchte, zu bereiten. Sie wäre mir nie und nimmer gefolgt. Dieſer Salursky, der gar nicht das iſt, was wir einen liebenswürdigen Mann nennen, der eigentlich zu ſeiner Verführer-Rolle nichts mitbringt als jene dämoniſche Kraft, die ſich nicht erklären läßt, die aber ein Raubvogel-

Talent iſt das angeboren wird, hat mir immer das Bild vergegenwärtigt, das du mir einmal von ihm geſchrieben, nämlich wie er als Knabe eine getödtete Taube ins Fenſter hinein hält. Gerade ſo hat er dies arme Weib mit ſich herumgeſchleppt und reicht ſie uns nun blutend und ſterbend hin. Ihn kümmert es weiter nicht, die Sache iſt abgethan: das böſe Thier ſauſ't nun weiter in den Lüſten herum.

Ach, Emilie, ich habe auch ſo ein böſes Thier in meine Nähe gebannt: mein Stanislas fängt an ſo wild und abſcheulich zu werden, aber ich bin, dem Himmel ſei Dank, keine Suſanne, ich will ihm die Flügel ſtutzen. Die intereſſanten Kapitel des Romans ſind vorüber, die folgenden die mich ennuyiren will ich überſchlagen. Du zweifelſt daß mir die Kraft hierzu fehlt; zweifle nicht, ich beſitze Rieſenſtärke wenn ich für mich ſelbſt ſorge. Ich bin im Stande, obgleich ich ihn heute noch wie wahnſinnig liebe, morgen nichts weiter in ihm zu ſehen als einen Menſchen der mich plündert. Zwiſchen dem Geſtern und dem Heute liegt die Nacht in welcher ich die Betrachtung angeſtellt habe daß Stanislaus alt wird, und daß unſere Liebe lächerlich werden kann. Ich ſteh dann am Morgen auf, ſchreibe einen Zettel an meinen Banquier, in welchem ich ihn anweiſe gewiſſe Wechſel nicht mehr einzulöſen und nun iſt der Roman zu Ende. Ich mache neue Toilette. Mit einer geſchickten Wendung könnte ich, in Weiſe der Frau von Krautersperg die Welt glauben machen daß dieſer Schritt mir von der Frömmigkeit und dem Gewiſſen vorgeſchrieben ſei, allein es koſtet mich zuviel Mühe zu heucheln; ich überlaſſe es denen die neben ihren Vergnügungen noch Zeit haben an das Urtheil der Welt zu denken.

Da ich eben den Namen der Frau von Krautersperg berührte, ſo muß ich dir doch melden daß Frau von Langelois, die ich ausgeſendet hatte um mir von ihr berichten zu laſſen wie gewiſſe Vorkehrungen und Anſtalten, die ich ins

Werk gerichtet hatte ausgefallen waren, mich verſichert hat daß unſre Macht der Thorheit der Welt und der Klugheit dieſer Armide nicht gewachſen ſei. Sie ſteht wieder obenan. Wieder in Anſehen. Wieder von einem Kreis anbetender Bewunderer umgeben. Dieſe Frau iſt das perſonificirte Syſtem unſrer heutigen Geſellſchaft: alle Laſter früherer Jahrhunderte unter dem Mantel geheuchelten Ernſtes, erlogener Religioſität verhüllt. Nie iſt die Geſellſchaft verderbter aber auch nie dabei trockner und langweiliger geweſen als grade jetzt. Die römiſchen Frauen unter den verweichlichten Imperatoren hatten ihre Liebhaber, aber ſie hatten auch zugleich ihre goldnen Gewänder, ihre Gladiatorenkämpfe, ihre Triumphzüge, die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts hatten ihre Liebhaber aber zugleich den ganzen ſchwelgeriſchen Pomp der Geiſtes- und Sittenfrivolität, ſie hatten ihre lachenden Poeten, ihre hüpfenden Grazien, ihre ſüßen Geſänge, ihre muthwilligen Maskenſpiele — wir haben unſere

Liebhaber, aber wir gähnen dabei, und ſpekuliren in Bank-Aktien. Eine entnervte Zeit, die nicht einmal das Laſter froh begeht, ſondern es wie eine langweilige Pflicht abthut. O es lohnt ſich wohl in einer ſolchen Geſellſchaft den Scepter zu führen!

Daß die Fürſtin dich in ihre Umgebung aufgenommen hat, meine Theure, hat mich nicht weiter überraſcht; ſie war dieſe Rechtfertigung vor der Welt deiner Ehre ſchuldig. Sie mußte ihrerſeits zeigen daß bei jener unglücklichen Geſchichte, die man jetzt zu vergeſſen anfängt, du die Getäuſchte und Irregeleitete warſt. Sie konnte dies nicht wirkſamer zeigen als indem ſie dich mit ihrem Vertrauen beehrte und zu ihrer Geſellſchaft heranzog. Ein Weſen, das nicht deine Klugheit beſeſſen, wäre damit zufrieden geweſen, daß das eigne Bewußtſein uns freiſprach, allein du immer an jene blödſinnige Menge denkend, die uns umgiebt, und der Richter unſer Handlungen iſt, biſt löblicher Weiſe einen Schritt weiter gegangen und haſt dir einen Platz erkämpft, den man, fürcht' ich, gezögert hätte dir freiwillig zu geben. Du ſagſt mir Dank daß ich und Frau von Langelois mit beigewirkt zur Erreichung deines Zieles; es iſt gern geſchehen, und unter uns geſagt wir haben bei deiner Reſtauration zugleich an uns gedacht, denn durch dich wächſt unſere Parthei und wird haltbar, und es wird uns möglich immer wirkſamer gegen die verhaßten Frommen zu agiren. Dies aber ganz im Vertrauen.

Ich ſchließe dieſen Brief weil man mir eben Lord Pemborn meldet, einem jungen Mann deſſen Bekanntſchaft ich bei einem Geſandtenball in B— gemacht. Lebe wohl meine Einzig Theure —

Deine

Sophie.

* * *

Gedruckt bei Hamblet & Comp. in Berlin.

Die gelbe Gräfin.

Von

A. von Sternberg.

Erſter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die ſieben verlornen Söhne.

Das Jahr 1761 hatte ſeinen Lauf vollendet. Es war kriegeriſcher und bewegter geworden als irgend eines ſeiner Vorgänger und war geſchieden indem es die Staaten Europas im erbittertſten Kampfe zurückließ. Die Blutſtröme, die die vorigen Jahre gefloſſen, hatte es um einige vermehrt, die Völkermorde hatte es nicht gemindert, ſondern ihre Zahl wachſen gemacht. Der größte Kämpfer auf dem Kampfplatz zählte dieſes Jahr zu den ſtürmiſchſten und wechſelvollſten ſeines Lebens, es hatte ihn dicht an den Abgrund des Verderbens gebracht. Im Bunde mit ſeinem gewaltigen Genie rettete ihn das Schickſal, das in dem gefahrvollſten Augenblick für ihn eine mächtige Fürſtin vom Thron zur Gruft niederſteigen ließ, und ihr ein Scepter abzulegen befahl, deſſen Macht zerſchmetternd auf den Helden des Jahrhunderts gewirkt hatte. Eliſabeths Tod machte, daß Friedrich wieder frei aufathmete.

Das Jahr 1762 hatte ſeinen Lauf begonnen.

Die franzöſiſchen Heere unter den Befehlen des Herzogs von Broglio und des Prinzen von Rohan Soubiſe ſtanden am Rhein und bildeten eine Linie bis zu Gotha, Fulda und Frankfurt; mit ihnen hatte ſich die Reichsarmee verbündet, und die Öſtreicher unter Laudon. Gegen dieſe vereinten Kräfte zog Friedrich aufs Neue ins Feld, außer ſeinem treuen Genoſſen, dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, nur wenig unterſtützt von ſeinen wankend und treulos gewordenen Verbündeten. Von ſeinen Feinden hatte ihn nur Einer verlaſſen — Rußland. Es hatte ſich zu ſeinem Bundesgenoſſen gemacht.

Dies möge als ein kurzer hiſtoriſcher Überblick gelten. Wir gehen jetzt zu unſerer Geſchichte über.

An einem ſchwülen Frühlings-Abende ſaßen auf dem Schloſſe Penderil-Marigny ſieben junge Edelleute beiſammen in einem Gemach mit einer Spitzbogenwölbung, bekleidet mit alten vergoldeten Ledertapeten, wie ſie Meiſter Longeau zu den Zeiten Anna's von Öſtreich arbeitete und damit die Gemächer des Louvre bekleidete, an einem runden Tiſche, den ſie aus der Mitte des Zimmers in eine Ecke geſchoben hatten und auf den ſie einen ſilbernen Armleuchter mit zwölf Kerzen geſtellt hatten. Die ſchwüle Atmoſphäre draußen war in das geſchloſſene Zimmer nicht eingedrungen, das ziemlich kühl geblieben, aber mit jener übelgemiſchten Luft gefüllt war, die eine lange Öde und die ſich zerſetzenden und auflöſenden Stoffe von altem Möbelwerk und faulender Tapete in lang verſchloſſen gehaltenen Räumen zu erzeugen pflegen.

Das alte Schloß Penderil-Marigny lag an der Grenze des Elſaß und war ſeit den Zeiten der Fronde, wo der Kardinal Mazarin über dieſes und manches andre Beſitzthum an der Grenze verfügt hatte, ein Eigenthum der Familie Poiſſon de Marigny. Der Ahnherr dieſer weitverbreiteten Sippſchaft war Abel François Poiſſon de Marigny, der Ludwig den Heiligen bei ſeinem Zuge ins gelobte Land begleitet hatte, und bei dieſer Gelegenheit zum Ritter des Ordens zum heiligen Grabe ernannt worden war. Die Inſignien dieſes Ehrenzeichens waren dem Wappen der Marquis von Marigny, das in zwei mit den Rücken gegen einander gekehrten Fiſchen, roth in ſilbernem Felde, beſtand, einverleibt worden, wo ſie, wie nicht zu leugnen, eine ſeltſame und nicht ſehr paſſende Zuthat bildeten. Die Fiſche in ihrem Wappen bezeichneten die Marigny's als zwei von denen, die unter den vielen Millionen Fiſchen ſich befunden hatten, die der heilige Petrus, während er ſeine Beſchäftigung als ſimpler Fiſcher betrieb, gefangen. Kein Genealog der Welt konnte gegen dieſe

Anmaßung mit einem Rechtsgrund irgend Erhebliches einwenden. Der Abkömmling dieſer illüſtern Familie, mit dem wir es hier zu thun haben, hieß wie ſein Urahn Abel François, und war mit ſeinem ſiebenten Jahr ſchon Hauptmann im Regiment Septimanie geworden, und figurirte mit ſeinem Kapitaine, der nur zwei Jahr älter war und mit ihm auf derſelben Schulbank ſaß, in den Rangliſten der Armee, und hatte ſelbſt ſchon, einigen lügenhaften Berichten zufolge, Schlachten mitgemacht. Als er ſiebzehn Jahr alt war und nun in den aktiven Dienſt trat, widerfuhr ihm das Mißgeſchick, daß er caſſirt und ſeines Ranges, ſo wie eines Theils ſeiner geſellſchaftlichen Anſprüche für verluſtig erklärt wurde. Dieſes Schickſal theilte er mit einer großen Anzahl ſeiner Genoſſen. Als nehmlich auf die nachläſſige Führung des Heers, die der Prinz Rohan Soubiſe ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, der Marſchall Contades ernannt wurde, um einſtweilen des Prinzen Stelle zu erſetzen, beſtand die erſte Maaßregel, die entſchwundene Disciplin wieder einzuführen, darin, daß er den König erſuchte zwei und funfzig Offiziere des Regiments Septimanie caſſiren zu dürfen. Der König willigte ein und dieſes Strafgericht verbreitete einen paniſchen Schrecken in dem Heere, das einen ſolchen Gewaltſtreich des neuen Führers nicht für möglich gehalten hatte. Dennoch war das Mittel, wenn auch ſcharf, doch heilſam. Die Zucht und Ordnung, der Gehorſam und das Geſetz, kurz Alles was ein diſciplinirtes Heer dazu macht was es ſein ſoll, hatte bei der Rhein- und Moſel-Armee, die abwechſelnd Broglio und Soubiſe commandirten, völlig aufgehört. Es befanden ſich oft bei einem und demſelben Regimente nicht weniger als zwölf Herzöge, ſiebzehn Marquis, zwei bis drei Prinzen und eine große Anzahl Grafen und Barone. Alle dieſe Seigneurs, von der Würde und Macht ihrer Stellung erfüllt, verſchmähten es, den Geſetzen militäriſcher Ordnung ſich zu fügen; ſie zogen es vor ſelbſt zu gebieten und Befehle auszutheilen, unbekümmert ob dieſe Befehle gegen Subordinirte oder gegen Vorgeſetzte erlaſſen wurden. So ſah man einen Knaben, der in der Wiege ſchon General geworden, dem im Feuer der Schlachten ergrauten Oberfeldherrn in hochmüthigem Tone Befehle ertheilen, während ihm ſelbſt von dem Soldaten, der ſeiner ſpottete, der Gehorſam verweigert wurde. Die Armee des Prinzen Soubiſe brach mit einem Gefolge von hundert Karoſſen und Wagen nach Deutſchland auf, einer Menge Zugpferde und einem Schwarm von Kammerdienern, Perückenmachern, Parfümeuren, Köchen, Reitknechten, abgeſehen von der Schaar Weiber, die von dieſen Helden unzertrennlich waren, und die ihre Koketterien, ihre Streitigkeiten und ihre Klatſchereien, wie ſie ſie in den Salons von Paris betrieben hatten, mit ins Lager nahmen. Die Verwirrung erreichte ihre höchſte Staffel, als es den Offizieren erlaubt wurde, zur Zeit des Winterlagers die Armee zu verlaſſen und nach Paris zu gehn. Sie verließen zu ganzen Zügen ihren Poſten, und der Befehlshaber, während er in ſeinen Liſten auf dem Papier über ein vollzähliges Heer commandirte, hatte in der Wirklichkeit oft nur vier bis fünf von den höhern Offizieren bei ſich, und dieſe ſelbſt waren oft nicht durch das Pflichtgefühl zurückgehalten, ſondern durch die Unfähigkeit, es in den koſtſpieligen Orgien der Hauptſtadt ihren glücklicher geſtellten Kameraden gleich zu machen. Bei der Abberufung des Prinzen Rohan Soubiſe hatte der Unfug eine nicht mehr zu duldende Höhe erreicht. Der neue Befehlshaber meldete in ſeinen Berichten an den Herzog von Choiſeul, daß es ihm unmöglich ſein würde die Ehre der franzöſiſchen Waffen aufrecht zu erhalten, wenn man ihm nicht geſtattete energiſche Maaßregeln gegen die Dücs und Pairs, gegen die Marquis und Barone bei der Armee zu ergreifen. „Wenn mein Heer im Winter in Paris tanzt und Concerte anhört, ſo kann ich am Rhein nur den müßigen Zuſchauer abgeben, wenn man uns unſere feſten Plätze nimmt und unſere ſchon errungenen Vortheile wieder zu nichte macht," ſagte er.

Unter den zweiundfunfzig caſſirten Offizieren des Regiments Septimanie ſehen wir in unſerer Geſellſchaft fünf vor uns. Der Eine iſt, wie ſchon bemerkt, der junge Abel François de Marigny, ein junger Mann von einem lichten Blond, von offenen blauen Augen, die den Ausdruck des Muthwillens, der Prahlerei und der Gutmüthigkeit zeigen, und einer eleganten Taille, die noch der Offiziersrock umſchließt, obgleich ohne Epaulets und ohne Degen; der Zweite iſt ein großer derber Gascogner, von einer unverwüſtlichen guten Laune, mit dem ſchönſten ſchwarzen Lippenbarte geſchmückt, den er ſich jetzt hat wachſen laſſen, da es, wie er öfters ſagt, „mit dem Fürſtendienſte vorbei iſt." Truchard iſt ſein Name, und er iſt der uneheliche Sohn eines Prinzen von Geblüt, der aber noch mit der Anerkennung ſeiner Vaterſchaft zögert, was denn bewirkt, daß Truchard bis jetzt nur von ſeinem Kammerdiener, ſeinem Reitknecht und ſeiner Geliebten Monſeigneur genannt wird, und daß ihn ſeine Kameraden nur le petit prince nennen, trotz ſeiner faſt ſechs Fuß Höhe, die er ausweiſt, und trotz ſeiner Manieren, die nichts von einem Prinzen an ſich haben. Als man die Offiziere caſſirte, befand ſich Truchard grade bei der Armee und auf ſeinem

Poſten. Er war in Wahrheit der Einzige der allen Geſetzen der militäriſchen Ordnung Genüge geleiſtet hatte, dennoch wurde er caſſirt, weil er gutmüthig genug geweſen, für ſeinen Freund, den jungen d'Olonne, den Sohn des Kriegsminiſters, den Namen herzugeben; ſo daß d'Olonne, der in der rue Riquetonne ſeiner Geliebten, einer Tänzerin der großen Oper, einen Beſuch abgeſtattet hatte, als auf ſeinem Poſten befunden in die Liſte notirt und Truchard caſſirt wurde. Dies kümmerte den kleinen Prinzen jedoch wenig. Er ſah jetzt ein Leben voll Freiheit und Ungebundenheit vor ſich, und da er keinen Sous in der Taſche hatte, war ſein Entſchluß leicht gefaßt, auf Koſten ſeiner Kameraden zu leben, für die, wie er behauptete, er ſich geopfert habe.

Truchard zur Seite, oder eigentlich auf die Lehne ſeines hohen lederbeſchlagenen Armſeſſels gebogen, zeigte ſich ein Jüngling von einem anſprechenden Äußern, obgleich die Spuren einer frühen Verwüſtung darauf deutlich ausgeprägt waren. Sein langes, dunkelbraunes Haar, von allem Prunke befreit, hing in freien Locken ihm um Schulter und Hals. Ein Sammetrock, noch mit einer wohlerhaltenen Stickerei von Orangeblüthen in Silber und kleinen Dijonröschen in blaſſem Golde geziert, ſchloß um ſeine feine, biegſame und ſchlanke Taille, während er die Bruſt faſt entblößt ließ, nur mit den feinen Battiſtſtreifen des zurückfallenden Hemdkragens umſchloſſen. Die Weiße, die faſt durchſichtige Friſche der Bruſt und des Halſes, die zarten Farbentöne, die die ſchmalen kleinen Hände ſchmückten, die mit feinem Handgelenk aus den bauſchichten Manſchetten hervorſahen, zeigten die geſchonte und verzärtelte Natur dieſes jungen Helden, deſſen Beruf nicht das Schlachtfeld zu ſein ſchien. Doch war Camille de Combattes unter ſeinen Kameraden als derjenige bekannt, der keiner Gefahr ſich entzog und dem ein Duell ein oft vorkommendes, gewohntes Ereigniß war. Die Strafe der Caſſation hatte ihn, wie Alle behaupteten, mit vollem Recht getroffen, denn Niemand war unverbeſſerlicher, was den Hochmuth und die undisciplinariſche Anmaßung betraf, als dieſer edle Graf, der aus einer der erſten Geſchlechter Frankreichs entſproſſen, den beleidigendſten Stolz und die rückſichtloſeſte Arroganz mit der Muttermilch ſchon eingeſogen hatte. Für ihn gab es Niemanden, der ihm zu befehlen befugt geweſen wäre, ſelbſt der König nicht; dies hatten öfters ſeine Vorfahren gezeigt, die, um nicht mit dem jedesmaligen Inhaber des Scepters des heiligen Ludwigs in Berührung zu kommen, es vorgezogen hatten ganze Menſchenalter hindurch ihre Schlöſſer in der Provinz nicht zu verlaſſen, und die daher Paris und den

Hof nur aus Hörenſagen kannten. Camille hatte die Anſprüche, aber nicht den Reichthum ſeiner Vorfahren geerbt; er war arm und war gezwungen bei der Armee Dienſte zu nehmen, aber die Dienſte die er leiſtete waren von der Art, wie ſie etwa Apoll unter den Hirten dem Könige Admet mag gewährt haben, nehmlich mit der Impertinenz eines Götterknaben, der nur gezwungen und nur zum Schein ſich den Sterblichen unterordnet. Er debütirte ſogleich damit, als er in der Armee anlangte, ſeinem Obriſt ein Duell anzubieten, weil die Geliebte des Obriſt ſich unterfangen hatte, feinere Brüſſeler Kanten an den Saum ihres Kleides zu nähen, als ſie Mademoiſelle Cléone trug, die er in Paris vergötterte, in deren Schooß er die letzten goldnen Ähren, die ihm vom Reichthum ſeiner Ahnen geblieben, geſchüttet hatte. Camille war ſchweigſam, denn er fand es nicht der Mühe werth viel zu reden, er lächelte nie, denn weshalb ſollte ihn beluſtigen, was tauſend Andere beluſtigte. Er war mit ſich ſelbſt beſchäftigt, mit ſeinem Ruhm, mit ſeiner Zukunft, mit ſeinem ehemaligen Schloß und mit ſeiner ehemaligen Geliebten, von denen beiden er ſich hatte trennen müſſen, ſeitdem ihm das Glück ſo entſchieden den Rücken gewendet. Allein er war feſt entſchloſſen Alles wieder zu erwerben, was im Laufe der Jahrhunderte nur irgend ein Combattes beſeſſen hatte, und wenn er dieſes Alles errungen hatte, ſo wollte er als ſeinen Antheil noch die Hälfte von ganz Frankreich hinzuthun.

Zu dem ehrgeizigen und trocknen Ernſt, der um ſeine Lippe ſpielte, paßte die ſorgloſe Luſtigkeit Truchard's ſchlecht, und dennoch waren beide die beſten Freunde. Wenn Camille von Niemand Geſetze annahm, von Truchard, von dem kleinen Prinzen, nahm er welche an. Truchard konnte über dieſen ſtolzen und unbändigen Charakter oft nach Gefallen ſchalten und walten. Der Schlüſſel zu dieſem Geheimniſſe lag in einer beſonderen Eigenheit Camilles, der abergläubiſch war und in den Sternen geleſen hatte, daß Truchard's Schickſal mit dem ſeinigen auf das engſte verknüpft ſei.

Es bleiben uns noch ein paar Brüder zu erwähnen, die beiden Herrn von Contades, entfernte Verwandte des Marſchalls, der grade dieſe ſeine Neffen aus einem ſehr verzeihlichen Gefühl von Unabhängigkeit und Stolz, die einem männlichen Charakter ſo wohl ſtehen, zuerſt über die Klinge hatte ſpringen laſſen, als er den Oberbefehl antrat. Was würde man ſagen, entgegnete er, als man ihm den nahen Verwandtſchaftsgrad bemerkbar machte, wenn ich vom Könige verlangte, einen Theil des höchſten Adels von Frankreich zu ſtrafen, und dabei wagte für meine eignen Neffen um Nachſicht zu bitten. In der That jedoch fielen die beiden armen Knaben mehr als Opfer der großſinnigen Denkungsart ihres Oheims als ihres eignen Leichtſinns. Sie hatten nicht mehr und nicht minder gethan als die übrigen Offiziere des Regiments, ſie hatten ſich in Paris amüſirt und ihr Geld verſchleudert. Dies Verbrechen war weder neu noch unerhört; und außer dieſem einen Fehltritt hatten ſie ſich während der wenigen Jahre ihrer blonden Jugend, denn Caliſt zählte ſiebzehn und Triſtan ſogar nur vierzehn, keines andern Vergehens ſchuldig gemacht. Es erſchien ihnen daher unſäglich grauſam, daß man ſie jetzt von aller menſchlichen Geſellſchaft, denn ſie kannten keine andre als die Offizierstafel beim Regiment und den Salon ihrer Tante, der Marquiſe de Cubières in Paris, ausgeſchloſſen und auf die Landſtraße ausgeſetzt hatte. Wenn man ſie anrührte ertönten ſie von Schmähungen gegen ihren Onkel und ihre Tante, ſonſt war wenig mit ihnen anzuſtellen, es ſei denn daß man wiſſen wollte in welchem Stadtviertel der Mann wohnte, der die wenigſten Schwierigkeiten machte, den Offizieren der chriſtlichſten Majeſtät auf ihr Ehrenwort Summen vorzuſtrecken, und wo Madame Tilpinet zu finden ſei, die einen kleinen Handel mit unächten Brillanten und vergoldeten Tabatieren trieb, von denen ſie die erſtern zu Hutagraffen und Degenknöpfen verlieh, ebenfalls auf Ehrenwort und nur mit ſehr mäßigen Prozenten.

Außer dieſen fünf Ex-Offizieren befanden ſich noch zwei junge Wüſtlinge in der Geſellſchaft, die nicht die Uniform getragen hatten, und ſich dem Mißgeſchick des Regiments Septimanie nur aus Freundſchaftsantriebe beigeſellt hatten. Es waren dies ſchon ältere Jünglinge, von denen der Eine ſogar das Weſen des vollendeten Mannes in der Reife der Jahre an ſich hatte. Er führte einen Namen, den er nicht für gut fand hier offen ausſprechen zu laſſen, weil an dieſem Namen ein langes Regiſter politiſcher Verbrechen haftete, mit denen ſich ſeine Familie im Laufe der frühern und ſpätern Ereigniſſe innerhalb der Grenzen des Vaterlandes belaſtet hatte. Sechsmal des Landes verwieſen, waren ſie zum ſiebentenmale wiedererſchienen, dieſe intriguanten und kecken Grafen von Mortoun, welche ſich überall einzumiſchen verſtanden, wo irgend ein Parteikampf entbrannte, und bei ihrem Erſcheinen zum ſiebentenmale war es ihnen gelungen ziemlich feſten Fuß zu faſſen, als des jungen Mannes, den wir hier ſitzen ſehen, Vater die allgewaltige Marquiſe von Pompadour beleidigte, die ihre Rache dem Herzog von Choiſeul auftrug, der die Grafen von Mortoun, ſo viele deren noch im Lande waren, mit dem Bann belegte, ihrer Stellen entſetzte und des Reiches verwies. Horace von Mortoun trug den Haß gegen die Gewaltigen, und die Intriguenſucht ſeines ganzen Geſchlechts über die Grenze, und ſcheinbar ſorglos ſich den Offizieren, von denen einige ſeine Jugendgeſpielen waren, anſchließend, ſann er auf Pläne, ähnlich wie Camille von Combattes, ſich und ſeine ins Unglück getriebenen Verwandten wieder emporzuheben. Er übte die Verſtellungskunſt in hohem Grade und ſeine Manieren waren die eines grand Seigneur's von der feinſten Sitte. Hierdurch und durch ſeine entſchiedene Geiſtesüberlegenheit, hatte er ſich unbeſtritten zum Führer und Lenker des kleinen Zugs in die Irre Wandernder emporgeſchwungen, und er übte ſein Anſehen mit Grazie und faſt höfiſcher Urbanität. Sein Gefährte war ein junger Abbé Sulpice Paulinet, der wegen luſtiger Streiche aus dem Collegium verjagt worden war. Er zeigte die ächte Blüthe franzöſiſcher Jovialität und des üppigen, überquellenden Leichtſinns. Sein rundes, volles Geſicht, ſtets lächelnd, ſprudelte immer Späße und Wortſpiele aus. Man bezüchtigte ihn eines Liebeshandels mit ſeiner Großtante, der Äbtiſſin des Kloſters „zu dem vollkommenen Herzen", und man konnte den kleinen Abbé nicht mehr ärgern, als wenn man ihm den Namen dieſer würdigen

Dame, die ihn enterbt und verwieſen hatte, nannte, aus dem nichtigen Grunde, weil er einmal ein Kreuz von Diamanten, das ſie ihm gegeben, an eine Dirne aus der Vorſtadt St. Maurice verſchenkt hatte. —

Dies waren die ſieben verlornen Söhne, die an der runden Tafel im alten Schloß Venderil-Marigny, in einer ſchwülen Frühjahrsnacht des Jahres 1762 beiſammen ſaßen.

Die Prinzeſſin Tarakanoff.

Ein warmer Regen ſprühte gegen die Scheiben des hohen bis an den Boden gehenden Fenſters, deſſen obere Scheiben nicht recht ſchloſſen und einem melancholiſchen Geflüſter des Winds freien Spielraum ließen. Horace Mortoun, der einen der Flügel geöffnet und ſich weit hinaus gelehnt hatte, ſchloß die Scheiben wieder und ſagte: Eine dunkle, unheimliche Nacht, faſt ſo wie die welche mir mein Vater beſchrieb als er die Leiche der armen vergifteten Henriette von England in die Gruft zu St. Denis tragen ſah. Die Fackeln der Leichenträger wollten nicht brennen, der Regen verlöſchte ſie —

Ich bitte dich Horace, wollen wir wenn es dir beliebt nicht von Leichenbegängniſſen und vergifteten

Prinzeſſinnen ſprechen ſo lange noch lebende als Stoff unſerer Unterhaltung dienen können, und ſo lange dieſe Flaſchen Bordeaux, die letzten im Keller meiner guten Großtante, noch gefüllt vor uns ſtehen. Dies rief Marigny, der ſich nicht wenig darauf zu gute that in dem alten Schloſſe den Herrn zu ſpielen, obgleich er wie ein Dieb hineingedrungen war und ihm nicht ein Ziegel mehr auf dem Dache gehörte.

Horch! rief der ältere Contades, dieſe langweilige Dorfuhr dort unten ſchlägt eben eilf! Wie das herübertönt! Meine Tante, die Marquiſe von Cubières würde ſagen, das ſei romanhaft. Sie liebte ſo ſehr das Romanhafte und konnte nichts lieber hören als Geſchichten von entführten Nonnen oder vornehmen Herrn, denen ihr Barbier die Kehle abgeſchnitten hatte.

Horace Mortoun ſtellte ſich an den Tiſch in gebietender Haltung indem er rief: Ihr wollt von nicht vergifteten Prinzeſſinnen hören! Nun gut, ich will euch von einer ſolchen erzählen, die vielleicht eben während ich ihren Namen über meine Lippen gleiten laſſe vergiftet wird. Dieſe Prinzeſſin iſt jung, wunderſchön und in der Gewalt ihrer Feinde, folglich muß jeder Franzoſe ſich für ſie intereſſiren.

Wir intereſſiren uns auch für ſie! riefen Alle an der runden Tafel, nenne ſie uns!

Es iſt die Prinzeſſin Tarakanoff —

Eine lange Pauſe entſtand, Niemand antwortete, denn Niemand kannte dieſen Namen.

Ich ſage euch, wiederholte Horace, es iſt die Prinzeſſin Tarakanoff.

Gut, aber was iſt es mit der? fragte Marigny. Wir hörten nie von ihr.

Soll ich euch ihre Geſchichte erzählen? —

Iſt ſie ſehr lang?

Haben wir nöthig mit unſrer Zeit zu kargen?

Das nicht; allein der Abbé hat uns verſprochen, ein Nonnen-Abenteuer mitzutheilen, das zum Lachen ſein wird.

Ach, wenn das iſt, ſo ſchweige ich! ſagte Mortoun, und nahm wieder mit einer ſtolzen und ernſten Miene ſeinen frühern Platz ein.

Nein, erzähle! rief Marigny. Ich für mein Theil will die Geſchichte der Prinzeſſin Tara—tarak—; nun gleichviel: wir wollen alle die Geſchichte der Prinzeſſin; nicht wahr? Ein Zeichen der Zuſtimmung erfolgte und Mortoun hub an.

Ihr wißt daß mein Großvater Geſandter in Petersburg war. Mein Vater war ihm als erſter Sekretär beigegeben. Die äußern Geſchäfte unſers Hofes waren nicht ſehr bedeutend, aber man ſagte, daß das Vertrauen der Kaiſerin ſo wie der ruſſiſchen Großen meinen Großvater in die innern Angelegenheiten des Hofes und des Reiches mehr Blicke thun ließ, als es einem Diplomaten von ſtrengem Gewiſſen lieb iſt. Indeß wußte ſich mein Großvater gut aus jeder Verlegenheit zu ziehen. Nicht ſo mein Vater, der unruhig, aufbrauſend und in den Jahren ſeiner ſchönen Jugend mehr Leidenſchaften hegte und zeigte, als es die Stellung erlaubte, die er einnahm. Mein Großvater mußte ihn zügeln, und dies gelang nicht immer. Beſonders war meinem Vater ſeine Leidenſchaft fürs Spiel verderblich, die ihn in Schulden, und ſeine Leidenſchaft für die Frauen, die ihn in Duelle verwickelte. Endlich erfaßte der Diplomat eine Gelegenheit ſeinen Sohn von Rußland zu entfernen, und zwar indem er ihm einen eben ſo ehrenvollen als gefahrvollen Auftrag gab. In einer Nacht in Petersburg, wo mein Vater grade bei verſchloſſenen Thüren am grünen Tiſche beſchäftigt war, ſtellte man ihm ein Schreiben zu, das eine wichtige Depeſche enthielt. Er entfaltete es, indem er in eine entfernte Fenſterwölbung trat. Ein Brief vom Vater, der ſich mit der Kaiſerin in Moskau befand, enthielt die wenigen Worte: Beſtelle Pferde und begieb dich ſogleich nach Moskau. Ueberreiche das einliegende Schreiben dem Erzbiſchof von Nowgorod, den du im Kloſter Petſchersky, eine kleine Tagereiſe von Moskau entfernt, finden wirſt. Erkläre dich bereit, ſogleich mit der Perſon, die dir ſeine Eminenz nennen wird, abzureiſen und ſie ſicher über die Grenze nach dem Ort in Deutſchland zu bringen, den man dir bezeichnen wird. Lebe wohl — behalte die Ehre und den Ruhm unſrer Familie im Auge und denke daran, daß ich dich nicht gewählt haben würde, wenn ich zu dieſer ſchwierigen Miſſion, bei der perſönliche Gefahr, wie ich bekennen muß, nicht ausgeſchloſſen iſt, einen beſſern Mann hätte finden können.

Zwei Minuten darauf hatte mein Vater das Zimmer verlaſſen, und noch war keine Stunde vergangen, als er ſich ſchon außerhalb der Stadtgrenze befand. In einem leichten Kabriolet, ſeinen treuen Diener zur Seite, flog er die Straße nach Moskau hin, indem er ſich nunmehr Zeit geſtattete, über das Schreiben ſeines Vaters und den ſeltſamen Auftrag den es enthielt zuſammenhängend nachzudenken. Eine Geſchichte, die kürzlich ſich zugetragen hatte, kam ihm dabei in den Sinn. Einen jungen Mann ſeiner Bekanntſchaft, ebenfalls einen Ausländer von Geburt, hatte man in eine Falle gelockt, in der er ſeinen Untergang gefunden. Bis zum Sterben verliebt in eine junge Dame von hoher Geburt, warb er, obgleich ſie ſelbſt ihn begünſtigte, lange Zeit vergebens um ihren Beſitz, den hochmüthige Verwandte ihm verweigerten. Endlich erhält er ein Schreiben von einem Oheim der Dame, worin dieſer ihm mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken verſichert, daß das ungünſtige Urtheil, das die Familie bisher über ihn gefällt, durch Beiwirkung einer hohen Beſchützerin, ſich in Anerkennung und Achtung umgewandelt habe und daß ſomit nichts der beabſichtigten Verbindung entgegenſtehe. Tag und Ort werden genannt, wo die feierliche Vermählung ſtatt finden ſolle. Der junge Mann, von ſeinem Glück berauſcht, eilt, ſich mit der Geliebten zu vereinigen; er glaubt in ſeiner geheimnißvollen Beſchützerin die Kaiſerin zu erblicken, die nie aufgehört hat ihm unzweideutige Zeichen ihrer Gunſt zu geben. Der Ort, an den er beſchieden iſt, hat zwar etwas Auffälliges, es iſt ein einſam gelegenes Kloſter, in deſſen Kirche die Trauung vor ſich geht, doch erweckt dieſer Umſtand keinen Verdacht in dem armen Opfer einer ſcheuslichen Kabale. Als der heilige Akt, der nach dem ruſſiſchen Ritus ſehr lange dauert, vollendet iſt, hebt die Verlobte ihren Schleier, in den ſie ſich bisher auf eine undurchdringbare Weiſe gehüllt, und eine gräßliche Larve, halb Todtenſchädel, ein von einem unheilbaren Uebel zerfreſſenes Antlitz, hebt die matten Augen zu ihm empor, und krallenartige Hände ſtrecken ſich ihm entgegen. Man hatte das Sakrament entweiht und die Schweſter ſeiner Geliebten, dieſe unglückliche

Kranke, ihm angetraut. Die Schritte die der Betrogene that ſich aus ſeinen Feſſeln wieder zu erlöſen, blieben erfolglos: eine Gemüthskrankheit bemächtigte ſich ſeiner; er ſah in ſeinen Träumen ſich vom Tode verfolgt, der in graue flatternde Spinnwebſchleier gehüllt, ihm überallhin nachjagte, und endlich ſich als entſetzenvolles Geſpenſt der Nacht in ſeine Arme bettete. Er ſtarb in Wahnſinn.

Dieſe Geſchichte kam meinem Vater in den Sinn, als er ſeine Straße nach Moskau hinflog, mit den ſchnellſten Kourierpferden, die er finden konnte. Er entfaltete nochmals das Schreiben des Diplomaten und betrachtete aufmerkſam die Schrift, ob ſie auch in der That von der Hand ſeines Vaters herrührte: es war kein Zweifel; es waren die wohlbekannten Züge. In etwas beruhigt, legte er den Brief wieder in ſein Portefeuille. Als er in Moskau anlangte, war die Kaiſerin mit ihrem Gefolge bereits nach Kiew abgereiſt. Es war ein harter Winter, die Wege faſt nicht zu befahren, eine ſtrenge Kälte machte das Athmen beſchwerlich. Mein Vater hatte einen koſtbaren Pelz in Petersburg gekauft; es fiel ihm ein, daß er dieſen werde ſeinem räthſelhaften Reiſegefährten, wenn dieſer, wie es ſich vermuthen ließ, ſchlecht verſorgt ſein würde, abtreten müſſen. Es ſchien ihm nicht mehr zweifelhaft, ſein neuer Schützling müſſe ein Franzoſe ſein, der ſich irgendwie vergangen und den der Geſandte vor Verfolgung und Strafe retten wolle. Allein zu welchem Zweck war die Theilnahme des Erzbiſchofs von Nowgorod bei einer Angelegenheit dieſer Art beanſprucht worden? Dies war unerklärlich.

In dem Kloſter Petſchersky angelangt, das mit ſeinen hundert Nebengebäuden, ſeinen vergoldeten Glockenthürmen und Kuppeln, wie eine kleine Stadt für ſich, auf der Platform einer Anhöhe lag, hatte mein Vater Mühe, ſich den Mönchen verſtändlich zu machen, die ihm endlich eine Audienz beim Erzbiſchof verſchafften. Mein Vater fand einen Mann von militäriſcher Haltung, der in ſeiner Jugend Dragonerhauptmann geweſen war, und jetzt eine der erſten geiſtlichen Würden des Reichs bekleidete. Die Unterhaltung war kurz:

Ich komme in Auftrag des franzöſiſchen Geſandten und habe Ew. Eminenz dieſes Schreiben zu übergeben.

Meinen Dank Sr. Excellenz. Sind Sie fertig, in dieſer Stunde noch abzugehn?

Ich bin's.

Die Perſon, die man Ihnen anvertraut, erwartet Sie in der Nähe in dem Kloſter der Kanoniſſen der heiligen Mutter Gottes zu Kaſan. Einer meiner

Diener wird Sie hinführen. Sie werden mir ſchreiben von der erſten Stadt aus, die Sie außerhalb der Grenze dieſes Reichs betreten. Leben Sie wohl, mein Sohn, und nehmen Sie meinen Seegen.

Der Erzbiſchof hob ſeine derbe gebräunte und behaarte Rechte und mein Vater verbeugte ſich. —

Noch Eins; ſagte der Prälat. Laſſen Sie ſich durch nichts abhalten, Ihre Pflicht zu thun, mein Herr. Man wird Ihnen hindernd in den Weg treten, allein folgen ſie Ihrer Inſtruktion. Selbſt die mächtigſten und höchſten Perſonen dürfen Sie nicht von ihrem Ziele ablenken. Sind Sie mit Waffen verſehen?

Mein Vater zeigte auf ein Paar Piſtolen, die er in ſeinem Koller von Elensfell, das er unter ſeiner ſeidenen Weſte trug, verborgen hatte. Der Erzbiſchof neigte beifällig das Haupt. Er rief einem Diener, der von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, im Vorzimmer harrte, ſagte ihm einige Worte ins Ohr und entließ meinen Vater, indem er nochmals die Pantomime des Seegenſpendens gemacht.

Meines Vaters Herz klopfte etwas unruhiger, als er ſich endlich, in dem düſtern Kreuzgang eingeſchloſſen ſah, der zu dem Zimmer führte, wo ſein räthſelhafter Reiſegefährte ſich befand. Er wandelte ſeine Meinung und nahm an, daß es eine Frau ſein müſſe, da ſie ſich im Kloſter im Schutze der

Nonnen befand. Doch dieſe Nonnen waren, was rohe Sitte und barbariſches Koſtüm betraf, halbe Männer. Die Pförtnerin trug ein Paar hohe Dragonerſtiefel und bekundete, daß ſie eben von einem Ritt ins benachbarte Dorf zurückgekehrt war, wo ſie die Contribution an Geflügel, an Butter und Eiern, die die Bauern dem Kloſter ſchuldeten, gut militäriſch eingetrieben hatte. Die Schweſter Schaffnerin hatte einen Säbel und ein Paar Piſtolen in ihrem jungfräulichen Gürtel ſtecken, und polterte durch die langen Corridore wie ein alter Korporal. Die Äbtiſſin hatte, wie gewöhnlich, eine größere Quantität Brantwein zu ſich genommen und befand ſich in einem Zuſtand von Clairvoyance, der es ihr möglich machte, die Forderung des Gaſtes zu errathen, denn verſtehen konnte ſie ſie ſchwerlich. Als der Name ſeiner Eminenz des Erzbiſchofs genannt wurde, bekreuzte ſie ihre Bruſt und machte eine Geberde als wenn ſie auf die Kniee fallen wollte, woran ſie jedoch die Schweſter Almoſenvertheilerin hinderte, die ſie untern Arm gefaßt hatte.

Annuſchka! ſtöhnte die Dame, wir können Gott danken, daß wir ſie los werden. Unſer armes Kloſter wird doch endlich zur Ruhe kommen. Keine nächtlichen Ueberfälle mehr! Die Schweſtern werden ihre Waffen ablegen; wir werden uns ganz wieder dem Gebet und der frommen Betrachtung widmen können! Dem Himmel ſei Dank!

Die Dame wandte ihren Blick gen Himmel und dann zur Liqueurflaſche, die hinter dem Betpult ſtand. Mein Vater beurlaubte ſich.

In dem Betſaal angelangt, nahm er ſeinen Schützling in Empfang. Es war ein junges Mädchen von kaum zehn Jahren, und von einer bewundernswürdigen Schönheit. Mitten unter den plumpen Geſtalten der Nonnen, die ſämmtlich in ein düſtres einfarbiges Gewand gekleidet waren, ſah die zarte Kleine wie eine ſchüchterne weiße Taube aus unter einem Haufen häßlicher ſchwarzer Krähen, die ſie wackelnd und mit Gekrächze umhüpfen.

Man ließ meinen Vater mit der jungen Dame allein.

Sie ſtanden ſich beide befangen gegenüber.

„Mein Fräulein, wir werden abreiſen müſſen —

Ich bin bereit.

Es iſt ſo ſchlechtes Wetter.

Ja es iſt ſehr ſchlechtes Wetter! —

In der That wüthete der Himmel, wie er in dieſen Gegenden und in dieſer Jahreszeit nur zu wüthen pflegt. Ein Schneeſturm hatte die ganze Landſchaft in eine einzige weiße Wolke gehüllt. Dieſe Wolke beſtand aus ſcharfen Eisſpitzen, die dem, der gezwungen war ſich dieſer Züchtigung auszuſetzen, wie Millionen Nadeln in die Haut fuhren. Man ſah weder Weg noch Steg — Alles war ein aufgewirbeltes Meer, und der einzige erkennbare Laut, der nächſt dem Toſen des Sturmes dieſes Chaos durchdrang, war das Geheul der Wölfe. Indeſſen war meines Vaters Inſtruktion ſehr genau, er mußte abreiſen, und ſomit bat er ſeine junge Reiſegefährtin, von der er weder Namen noch Stand wußte, in den koſtbaren Pelz zu ſchlüpfen, den er ihr hinhielt. Ihre zarten Glieder tauchten gleichſam unter in der Fülle des koſtbaren Pelzwerks, ihre feingeformten Arme füllten nur zum kleinen Theil die Ärmel dieſes Prachtſtücks von einem Bärenpelz aus. Mein Vater war eben beſchäftigt, mit einem Shawl von Caſhemir die Taille der Eingehüllten zu umſchnüren, als drei derbe Fauſtſchläge an die Thüre des Gemaches pochten. —

Wer da?

Oeffnet, im Namen der Kaiſerin!

Mein Vater war feſt entſchloſſen nicht zu öffnen. Die Äbtiſſin hatte den Rath wiederholt, den ſchon der Erzbiſchof gegeben, ſich auf keine Unterhandlungen einzulaſſen und Niemand Zutritt zu geſtatten. Allein der Einlaßbegehrende ſchien ſich nicht lange mit der Wahl der Mittel, wie er zu ſeinem Zwecke gelange, zu beſchäftigen. Ein derber Fußtritt und ein Schlag mit der Axt machten die Thüre weichen und in der dunkeln Wölbung der Spitzbogenthür erſchien — —“

Der Redner wurde hier unterbrochen; ſämmtliche junge Männer ſahen ſich untereinander mit dem Ausdruck der Beſtürzung ins Geſicht, und von jeder Lippe drängte ſich die Frage: Was war das? Habt ihr's gehört? —

Die Unterbrechung.

Das Gemach, in welchem die Nachtſchwärmer beiſammen ſaßen, war, wie wir ſchon berichtet haben, mit einer Ledertapete bekleidet, die einſt vergoldete, jetzt jedoch ſchon längſt geſchwärzte Figuren, Blumen, Früchte, menſchliche Geſtalten in barocker Zuſammenſtellung zeigte. Dieſe Tapete nahm an der Wand einen Raum von ungefähr acht Fuß in der Höhe ein, oben und unten wurde ſie von einer Holzeinfaſſung umſchloſſen, die eine äußerſt künſtliche Arbeit zeigte und durch das Alter eine ſchwärzlich braune Farbe angenommen hatte. Die Decke, ebenfalls in Holzarbeit, war in eine Menge kleiner Felder getheilt, die jedes für ſich gleichſam eine Zelle bilbeten, aus deren Vertiefung ein Kopf hervorſprang, hier ein Engelskopf, dort eine Satyrmaske, hier ein jungfräuliches Köpfchen mit langen Flechten im Geſchmack der Nürnberger Frauenmode, dort ein alter heidniſcher Philoſoph mit einem langen Barte. Wenn man das Licht der Kerze emporhielt, ſo hoch als es der Arm des längſten Mannes nur immer vermochte, trat dieſe kleine Welt voll Humor und Schönheit mit einer eigenthümlichen Schärfe hervor, und Truchard benutzte ſeine Rieſengeſtalt, um ſeinen Gefährten, als ſie das Zimmer betraten, dieſen Dienſt zu leiſten. Man hatte, ehe man ſich am Tiſch niederließ, mit großer Genauigkeit das Zimmer betrachtet. Eine Beſonderheit in dem Gemach war jedoch ſchärfer als alles andere in Augenſchein genommen worden, dies war ein eigenthümlich geformter Betpult, der auf einer kleinen Erhöhung und unter einem Baldachin von blaßgelbem Seidenbehänge an der Wand ſtand, die den vier langen ſchmalen Fenſtern gerade gegenüber ſich befand. Mit dieſem Betpult, der ſo breit war daß bequem zwei Andächtige zugleich daran Platz finden konnten, war die Unterſuchung am längſten beſchäftigt. Abel François hatte ſeine Kinderjahre in dieſem alten Schloſſe zugebracht, damals bewohnte es noch ſeine Tante, eine alte unvermählte Dame, die ſich während des Sturmes, den der Widerruf des Edikts von Nantes über Frankreich brachte, hierher zurückzog und Niemand mitnahm als ihren Neffen, den ſechsjährigen Knaben, und ihren Beichtvater, der ſo wie ſie zu der neuen Lehre übergetreten war. Der Zufluchtsort konnte nicht geheim bleiben, und eine große Anzahl hugenottiſcher Familien benutzte die einſame Lage des Schloſſes Penderil-Marigny, um ſich hier zu ſammeln und ihre Andachtsübungen zu halten. Aber die Marquiſe de Marigny mußte vorſichtig ſein; das Schickſal mehrer ihrer Verwandten, die noch bei Hofe weilten, hing davon ab daß die Zuſammenkünfte auf Schloß Penderil in Geheimniß gehüllt blieben. Die Keller des Hauptgebäudes, und ſelbſt die Gruftgewölbe waren daher zu Verſammlungsplätzen zugerichtet, und während Stille und Einſamkeit oben in den Gemächern herrſchten, ſo daß man das Summen einer Fliege, die ſich in die ſchweren damaſtenen Draperien verfing, oder an dem trüben Glanz der hohen Pfeilerſpiegel hinſchwirrte, deutlich vernehmen konnte, bewegte ſich unten in den Räumen, wo das frühere Geſchlecht der Marigny den feſten Schlaf des Todes ſchlummerte, ein geſchäftiger Zug Pilger und Andächtiger, und Luthers und Calvins Lehrſätze hallten in begeiſterten Predigten an den dumpfkühlen Gewölben wieder, die nur mit einem dürftigen Schmuck in Eile bekleidet waren. Hieher in dieſe ascetiſchen Räume kam die ſchöne Herzogin von Lauzun, als ſie, vom Hofe verbannt, ihr Herz, das der Eitelkeit der Welt müde war, dem Herrn zu opfern ſich entſchloſſen hatte. Man ſah dieſe ſchöne Magdalene, die ihr blondes Haupt einſt mit den Roſen jeder weltlichen Luſt geſchmückt, hier in dem engen, ſchmuckloſen Gewand einer Genfer Calviniſtin einhergehn, und Almoſen austheilen.

Dieſe unterirdiſchen Räume hatten nur eine Verbindung mit den obern Sälen, und um dieſen Weg wußte die Marquiſe und ihr Beichtvater allein — und halb und halb auch der junge Abel, der neugierig wie alle Kinder ſeines Alters, ewig die Geheimniſſe der goldnen Stube, wie der kleine Saal von dem prächtigen Schmuck ſeiner Wände genannt wurde, umſchwärmte. Der Knabe hatte geſehen, daß einmal, als er unvermerkt ſich in das Heiligthum geſchlichen hatte, der Betpult ſammt dem Baldachin darüber, von der Wand verſchwunden war, ohne daß man die Spuren gewahr wurde, die von einer eiligen Hinwegſchaffung eines ſo koloſſalen Möbels nothwendig hätten zeugen müſſen. Der Knabe ſtutzte: er warf ſich auf das Parquet hin und bemerkte, daß er auf einer Fallthüre lag, die in den Boden grade über die Oeffnung ſich eingefugt hatte, durch die der Betpult verſchwunden ſein mußte. Ohne im Stande zu ſein dieſe Entdeckung weiter zu verfolgen, hatte der Knabe nur bemerkt, daß beides, Baldachin und Pult bald wieder an ſeinem alten Platze ſtand, und daß es darauf noch mehrmals ſeine Reiſe antrat, und von ihr wieder heimkehrte.

Jetzt als die Geſellſchaft ſich in dieſem abgeſonderten Gemache verſammelte, erkannte Abel die frühen Erinnerungen ſeiner Kindheit wieder und unter dieſen war die geheimnißvolle Verſenkung die auffälligſte. Das Gerüſt ſah jetzt alt und baufällig aus. Es ſchien müde zu ſein, und ſich nach Auflöſung zu ſehnen. Die gelben Seidenbehänge lagen platt aneinandergedrückt, die Quaſten hingen an ihren zerfreſſenen dünnen Schnüren und ſchienen kaum noch außer ihrem eignen Gewicht die Maſſe Staubes tragen zu können, die auf ihnen laſtete, und in compakten Wölkchen niederfiel, wenn man an die dünnen vergoldeten Säulen, die den Baldachin trugen, rührte. Die Betſchemel ſelbſt zeigten in ihren verblichenen rothen Sammetpolſtern die Vergänglichkeit irdiſcher Pracht auf das eindringlichſte. Die Stellen, wo früher die Kniee der Beter ſich eingedrückt, dienten einer Anzahl jener aſchfarbigen geflügelten Inſekten zu Ruheſtätten und Wochenbetten, die ſich an die

Trümmer koſtbarer Stoffe hängen und in die kleinen Ruinen und Höhlen alter Sammetſtühle einniſten, die Anachoreten der Tapeten- und Goldleiſtenwelt, die ihre Perioden und Umwälzungen hat wie jede andere Welt.

Aus der Gegend dieſes alterthümlichen Andachtstempels drang jetzt das eigenthümliche Gepolter, das die Freunde aufſchrecken machte, und ihre Aufmerkſamkeit von den Worten des Erzählers abzog. Der Baldachin mit ſammt dem Betſchemel unter ihm fing an zu wanken, als drohe er den Einſturz; dabei ging ein wunderſames Flüſtern und Rauſchen an den Wänden hin und es klang eine tiefe und durchdringende Stimme wie aus der Unterwelt empor, die einige unverſtändliche Worte murmelte.

Beim Himmel! es ſpukt in dieſem alten Schloſſe! riefen drei von den ehemaligen Offizieren des Regiments Septimanie mit einer Stimme.

Ruhig, Freunde, ruhig! Wir wollen gleich dahinter kommen was es iſt.

Sollte ſich Jemand hinter der Tapete verborgen haben?

Ruhig! So lange man ſpricht, kann ich nichts hören! rief Horace.

Eine Pauſe von wenigſtens drei Minuten trat ein. Das Gepolter vom Betſtuhl her wiederholte ſich nicht, auch die unterirdiſche Stimme ließ ſich nicht wieder hören; an der Decke aber zeigte ſich ein neues noch viel unerklärlicheres Phänomen. Sämmtliche in ihren Niſchen verſteckte Köpfchen regten ſich plötzlich, wie eine Verſammlung, die während einer Predigt eingeſchlummert iſt und nun wach und munter wird, ſtreckten die Hälſe weit heraus und machten wie ſchlechte Marionetten, deren Federn gelitten haben, eine zitternde und wackelnde Bewegung, alle nach einer Seite hin.

Halloh! da giebts was! rief Truchard. Wir erleben große Dinge. Setzt die Lichter auf den Kaminſims! Jedenfalls ſind wir nicht allein in dieſer Stube. Wo ſind eure Degen?

Die Offiziere zerſtreuten ſich um ihre Waffen zu ſuchen, die ſie in die Ecken des Gemachs vertheilt hatten. Der ſchwärmeriſche Camill hatte ſeinen Degen, mit dem er dereinſt ganz Frankreich zu erobern hoffte, der Statue der mediceiſchen Venus umgehängt, und hatte etwas Zeit nöthig, von der weißen Hüfte der Göttin das goldbefranzte Bandelier, das ſich an einen ihrer zarten Finger angehängt hatte, zu löſen.

Es herrſchte eine minutenlange Stille.

Horace ſtand in der Mitte des Gemachs, den Degen in der Hand, deſſen Spitze er auf das Marmorgetäfel hatte gleiten laſſen. Truchard, mit dem Armeuchter hinaufleuchtend, gleich einem jener coloſſalen Engel, die eine der grandioſeſten Schöpfungen des Genies Michel Angelo's zur Grablegung Chriſti leuchten, eben ſo ruhig, eben ſo unbeweglich und das wilde Haar eben ſo wild um Schulter und Nacken wallen laſſend. Die Blicke Aller waren auf die Decke gerichtet, allein es ereignete ſich daſelbſt nichts neues. Die Köpfchen ſchienen, nachdem ſie ihr Manöver gemacht hatten, das irgend ein verſteckter Zauberer ihnen anbefohlen, ruhig in ihrer neuen Stellung zu verharren.

Still! hört ihr nichts mehr?

Man hörte nur das Rauſchen und Säuſeln der alten Rüſtern im Schloßhof. Der Mond warf ſeine Streiflichter in den Saal, indem er ſich angelegen ſein ließ, die farbige Roſe im mittlern Fenſter auf die Wand nachzumalen; allein er malte, wie ein Schüler einen Meiſter copirt, das heißt mit zitternden Umriſſen und mit blaſſen, unbeſtimmten Farben.

Noch immer ſtanden die ſieben Jünglinge unbeweglich.

Ein Stück Gips von der Hohlkehle an der Decke löſte ſich und fiel herab, indem es im Fallen an einen Armleuchter anſtreifte, deſſen Glasbehänge es erklingen machte. Aller Blicke ſahen dorthin, und dann ſah Einer den Andern mit unwilligem Lächeln an und wiederum ſtarrten ſie zur Decke hinauf.

Truchard ließ den Arm mit dem Leuchter ſinken, indem er vor ſich hin murmelte: Der heilige Chriſtoph halte dieſen Bleiklumpen länger!

Mortoun gab in dieſem Augenblick einen Wink: es lief daſſelbe Flüſtern und Rauſchen an der Tapete hin, das man ſchon früher vernommen. Die Freunde vertheilten ſich im Gemache. Jeder legte ein Ohr an die Wand. Es war wieder ſtill. —

Eine halbe Stunde verging: es regte und rührte ſich nichts mehr. Die fünf Offiziere und ihre zwei Freunde ſetzten ſich wieder an den Tiſch, indem ſie einſtimmig den Entſchluß faßten, ſich von dem Geiſte im alten Schloß nicht länger zum Narren halten zu laſſen. Sulpice nahm die alte baufällige Laute, die er in einem Winkel des Gemachs gefunden hatte, wieder zur Hand und verſuchte es, anfangs mit leiſer, dann aber mit immer lauterer Stimme, eins ſeiner Liedchen zu ſingen, die in den Mauern des Collegiums ertönt hatten, wenn die Väter ſich entfernten, und die Novizen auf wenige Augenblicke ſich ſelbſt überlaſſen blieben. Das Lied handelte von der Liebe der Dame Coulichon de Coulichonnery, die ihre Liebhaber ſo oft wechſelte wie andere Damen ihre Handſchuhe, und die trotz deſſen daß ſie ein halbes Jahrhundert zählte, doch es ſo geſchickt anzufangen wußte, daß ſie die ſchönſten und jüngſten Paladine für ſich gewann. Die Ballade hatte achtzehn Verſe und Sulpice war eben erſt zum fünften gelangt, als Marigny rief: Freunde, ich kann euch vielleicht Auskunft geben über das Wunder mit den Köpfen! Habt ihr nie davon geleſen oder gehört, daß auf eine ähnliche Weiſe ſich ein verborgener Schatz kund giebt?

Laßt uns die Ballade zu Ende hören! riefen Caliſt und Triſtan Contades, die eine außerordentliche Vorliebe für die zärtlichen Abenteuer der Dame Coulichon de Coulichonnery hegten.

Sulpice ging nach einem kleinen Zwiſchenſpiel auf den ſechsten Vers über.

In der alten Cathedrale zu Rheims, rief Marigny, unbekümmert um das Spiel und die Ballade, entdeckte ein Prieſter einſt zufällig, indem ſein Ärmel an einer verborgenen Feder in der Mauer haften blieb, daß eine Mutter Gottes in einer nahen Niſche ſich und ihr Kind von dem Altar abwendete und in die Gegend eines Pfeilers richtete. In dieſem Pfeiler, und gerade dort, wo die Naſenſpitze der heiligen Jungfrau hinwies, fand man einen unermeßlich reichen Schatz, der zu den Zeiten des Königs Dagobert —

Es ließ ſich wieder, und jetzt ſehr vernehmbar, die Stimme von unten herauf hören, die klagende, unverſtändliche Laute ausſtieß.

Ich hab's! ich hab's! rief Marigny, indem er nach einer Stille von einigen Sekunden zu dem Pfeiler eilte, der in der Mitte der zwei erſten Fenſtervertiefungen angebracht war. —

Was ſoll's? riefen die Andern.

Seht ihr nicht, daß alle jene Köpfe nach dieſer Richtung hinzeigen, und daß folglich hier der Schlüſſel zum Geheimniß dieſes Gemachs zu ſuchen iſt? Übrigens erinnere ich mich jetzt, den hugenottiſchen Prieſter meiner Großtante einſt belauſcht zu haben, wie er den Betpult dort in Bewegung ſetzte. Hier muß die Feder angebracht ſein. Wollen wir's verſuchen? —

Die bezeichnete Stelle, die übrigens nicht ganz dieſelbe war, auf die die Köpfe, wenn man von den Naſenſpitzen derſelben aus Fäden, in einen Punkt zuſammenlaufend, gezogen hätte, hinwieſen, enthielt in der Holzvertäfelung die Geſtalt eines Eremiten, der in einem großen Buche las. Marigny ſchüttelte an dieſem Buche, es wich vom Platze und unter demſelben war eine kleine Meſſingkugel angebracht, die ſich in die Tiefe drücken ließ. Kaum hatten Marigny's Finger dieſen Druck verübt, als ein ſchnarrender, quäkender Ton, wie bei einem verroſteten, alten Uhrwerke, hörbar wurde, und zu gleicher Zeit der Betpult, ſammt dem Baldachin, in den Boden zu verſinken begann.

Halloh! Halloh! Wir ſind am Ziel! Wer will hinuntersteigen in die Gruft meiner Ahnen und den Geiſt unten erlöſen?

Man ſah das Gerüſte neugierig an, das ſchon zur Hälfte in die Tiefe verſunken war, ſo ächzend und ſo unwillig wie ein alter Herr, der ſich ungern bequemt eine beſchwerliche Treppe hinabzuſteigen, und der bei jeder Stufe anhält und keuchend Athem holt.

Nun, ſchnell! Wer ſpringt hinein? Die Gondel ſtößt ſchon ab.

Kinderpoſſen! murmelte Mortoun.

Triſtan Contades brachte ſein weinglühendes rothes Geſicht hinter den weißen gewölbten Hüften der Venus hervor, und ſtammelte, indem er ſeine Blicke ſtarr auf das Ballet heftete, das die gelben Quaſten tanzten, die in ihrem Gewirr von Schnüren und Draperien mit einer gewiſſen muthwilligen Luſtigkeit ſich anſchickten in die Tiefe mitzufahren. Teufel! das Kabriolet iſt etwas baufällig, und die Herberge, zu der es lenkt, iſt die zum grinſenden Todtenſchädel! Ich bleibe hier oben. —

Der Betſtuhl war ſchon bis über die Hälfte verſunken.

Marigny ſah ſich mit einem Geſichte um, in deſſen Mienen ſich Spott und Zorn miſchten. Wie? Niemand, der das Abenteuer wagt? So will ich es ſein. Im Hauſe meiner Ahnen kann ich, überall wo ich auch hinkomme, auf Gaſtfreundſchaft rechnen. Lebt wohl, Kameraden, in ein paar Minuten ſeht ihr mich wieder.

Bring uns den Handſchuh Deiner Großtante mit! rief Camill.

Wahrlich ja! ein guter Einfall! den Handſchuh der Großtante! Nicht ohne ihn! ſchrien Alle.

Marigny war bereits in die Tiefe geſprungen, und hielt ſich an einem Seil, das aus einem Ringe, der oben an der Wand angebracht war, herabrollte, und beſtimmt ſchien, die Maſchinerie in Bewegung zu bringen, wenn das Gerüſt wieder in die Höhe kommen ſollte. Mit dem Kopfe, der noch zu ſehen war, nickte Marigny bejahend und war in der nächſten Sekunde verſchwunden. Der Baldachin, wie ein verſinkendes Gebirge, wälzte ſich durch die enge Öffnung in die Tiefe nach, indem er ganze Wolken von Staub und Myriaden von Motten und Nachtfaltern in das Gemach ſandte. Ein Geräuſch wie der dumpfe Gang eines Erdbebens ließ ſich in der Tiefe vernehmen.

Der Todtenhandſchuh.

Wahrhaftig, er iſt unten! bemerkte Truchard, der mit dem Armleuchter in die ſchwarze Höhle nachſchaute. Es iſt kein übles Abenteuer das!

Wir wollen unterdeſſen die Becher füllen und die Geſchichte von der Prinzeſſin Tarakanoff weiter hören, bis er wieder kommt — rief Camill.

Ja, ja, die Prinzeſſin! bald wäre ſie vergeſſen worden.

Es ſind nur wenige Worte noch, ſagte Mortoun. Ich habe euch nur noch zu entdecken, wer jene Perſon war, die ſich gegen den ausdrücklichen Befehl meines Vaters Eingang in das Gemach verſchaffte, in dem er und ſeine junge Pflegebefohlene ſich befanden, zur eiligen Abreiſe ſich anſchickend. Zuerſt erfahret, daß es eine Frau war, die in der Tiefe der Spitzbogenthüre ſich zeigte und, wie von einem Zauber gehalten, unbeweglich auf der Schwelle ſtehen blieb, den Blick, wie es die Richtung des Kopfes verrieth, denn ihr Antlitz war in dichte ſchwarze Schleier gehüllt, die bis an den Boden reichten, auf die Gruppe vor ſich gerichtet.

Dieſe Frau war von einem ungewöhnlich hohen und ſtolzen Wuchſe. Ihre Haltung hatte etwas Gebietendes, obgleich ſie ſichtlich von Kummer und der

Anſtrengung einer eiligen Fahrt niedergebeugt war. Es war unmöglich dieſe Erſcheinung anzuſehen, ohne ſich im Innerſten von Achtung und Ehrerbietung angeregt zu fühlen. Es war der Schmerz, der in ſeiner düſtern Majeſtät auftrat, jener große, heilige, gebietende Schmerz, der da macht daß die Creatur unwillkürlich vor ihm auf die Knie ſtürzt — es war jener erſte und gewaltigſte Schmerz, der, als die Annalen der Menſchheit begonnen wurden, nur von zitternder Hand vom Engel eingetragen wurde, jener Schmerz, der ſich unterdeß durch Myriaden Geſchlechter erneut hat, und trotz ſeiner Wanderung durch Millionen Herzen nichts von ſeiner Gewalt und ſeiner Tiefe verloren hat —

— Es war der Schmerz einer Mutter —

Mein Vater beugte ſich vor ihm. Er wich unwillkürlich einige Schritte zurück und ließ der verſchleierten Frau den Weg frei, die jetzt raſch ins Gemach ſchritt.

Es war die Kaiſerin Eliſabeth, die da kam, um von ihrer Tochter Abſchied zu nehmen, von dem einzigen und vergötterten Kinde, der Frucht der heimlich gehaltenen Verbindung mit dem Grafen Razumoſſsky. Der Graf litt ſeit einiger Zeit an Anfällen von Irrſinn, denen zufolge er mehre Verſuche gemacht, ſein Kind aus dem Zufluchtsort, wo die

Mutter es verborgen, zu entführen, um es mit ſich in die Steppen des Ural zu führen, wohin er ſich von aller menſchlichen Geſellſchaft zurückziehen wollte. Eliſabeth fürchtete, ihr Kind nie wieder zu ſehen, wenn ſie es dem Vater überließ, deshalb hatte ſie in den Plan gewilligt, den der franzöſiſche Geſandte erſonnen, die Prinzeſſin nach Deutſchland zu führen, und wenn ſie auch da nicht ſicher wäre, ihr in Rom, im Schutze des heiligen Vaters, ein unantaſtbares Aſyl zu verſchaffen. Lange und ſchmerzliche Kämpfe hatte die Kaiſerin zu beſtehen gehabt, ehe ſie ſich entſchloß ihr Kind den Händen Fremder anzuvertrauen, allein es gab kein anderes Mittel, ſein theures Leben zu erhalten, ſeine Zukunft zu ſichern.

Mein Vater wußte dies Alles plötzlich — Niemand hatte es ihm geſagt — allein er wußte es. Es ſtand der ganze Zuſammenhang dieſes troſtloſen Geſchicks völlig klar vor ſeinem Geiſte. Einige Andeutungen, obgleich loſe und ohne nähere Beziehung, die ihm mein Großvater gegeben, Gerüchte, die ihm in Hofzirkeln zu Petersburg zu Ohren gekommen, mehr aber als Alles, der Anblick der Kaiſerin ſelbſt, die er erkannte, trotz der Verhüllungen, halfen ihm raſch das Bild zu vervollſtändigen, das in ſeiner Seele aufdämmerte. Mit einem Zauberſchlage war er inmitten der Stellung, die ihm angewieſen worden; er überſah das Belohnende, aber auch zugleich das Gefährliche des Auftrags, der ihm geworden, und einen Augenblick war er ſogar unſchlüſſig, ob er ſich nicht der Monarchin zu Füßen ſtürzen ſolle, ſie bittend, ſtärkern und gewandtern Kräften als den ſeinen die Ausführung ihrer Pläne anzuvertrauen; dann fiel ihm aber ein, daß es in der Familie der Mortoun ein noch nicht dageweſenes Ereigniß war, eines ihrer Mitglieder zurücktreten zu ſehen, wenn es galt Gefahren zu trotzen und Ehre zu erndten. Er blieb ſtandhaft. In einer dunkeln Niſche zurückgezogen war er ein ſtummer aber aufmerkſamer Zeuge der Scene, die ſich vor ſeinen Augen abſpielte. Die Kaiſerin hielt mehrere Minuten ihre Tochter in den Armen; Beide ſprachlos, Beide in Thränen aufgelöſt. Das Kind kniete halb, halb lag es, die Arme um die Hüften der Mutter geſchlungen. Dieſe hatte ihre Schleier ſo weit zurückgeſchlagen, um ihre Wange auf das Haupt der Kleinen zu lehnen, und dann um einen Kuß — und dieſer Kuß war von einem ſo ſchmerzlichen und verzehrenden Feuer belebt, daß er nicht enden wollte — auf die helle, ſchöne, gewölbte Stirn des Kindes zu drücken. Die einzigen Worte, die mein Vater vernehmen konnte, waren die eiligen, oft wiederholten Ausrufungen: Du willſt von mir gehn — Du willſt von mir gehn — Du willſt von mir gehn! — Geh — geh! Ich will es — Du ſollſt gehn! — Mein Kind! mein Kind! O ich werde für dich beten — bete du auch für mich. — Und nun genug! Aber nein; wir wollen uns zuſammen vor dies Bild hier niederwerfen: es iſt die heilige Eliſabeth, meine Schutzheilige. Komm, mein Kind! Weine nicht! Denke daran, wo du auch bleibſt, wird mein Geiſt ſtets bei dir ſein und mein Segen wird dich immerdar umſchweben! —

Sie zog das Kind an den Altar, und Mutter und Tochter warfen ſich auf den Boden, die Stirnen zu den feuchten, ausgehöhlten Steinen niedergebeugt. Die Kaiſerin hatte einen Arm um ihre Tochter geſchlungen und zog mit dieſem die Kleine noch tiefer hinab. Es lag eine Art leidenſchaftlichen und tyranniſchen Willens in dieſer Umarmung, und doch wieder war es immer nur dieſelbe Sprache der Mutterliebe, wie ſie ſich früher in ſanfterer Weiſe kund gegeben. Nicht tief genug konnte die Andacht ſich beugen um Segen zu erflehen für den geliebten Schützling.

Ein Geräuſch an der Thür ſchreckte Mutter und Tochter in die Höhe. Die Kaiſerin erhob ſich, und nachdem ſie einen langen durchdringenden Blick auf meinen Vater geworfen, entfernte ſie ſich, ohne ihm ein Wort zu ſagen oder ihm auch nur einen flüchtigen Gruß zu ſpenden. Wenige Augenblicke darauf ſah man den kleinen Schlitten, in dem ſie Platz genommen, durch den Schneeſturm ſich durchkämpfen. Der ſchwarze Punkt verlor ſich auf Momente ſpurlos in dem wilden aufgewirbelten Meer von Schneewolken, dann tauchte er wieder auf, und man ſah ihn pfeilſchnell über die Fläche gleiten, um gleich darauf wieder im Gewölk zu verſchwinden. Ein Rudel Wölfe zog dem Schlitten nach ohne ihn erreichen zu können. Eliſabeth hatte ſich muthvoll der Gefahr ausgeſetzt, und war, nur von ihrem treuen Lubin, ihrem Leibkutſcher, geleitet, aufgebrochen, um unbemerkt von ihrem Hofſtaat und ihrem glänzenden Gefolge dieſen Beſuch abzuſtatten, zu dem ſie ihr Herz trieb. Da das Kloſter von den Miethlingen Razumoffsky's beſtändig umſchwärmt wurde, war dieſes Eindringen in ſeine Mauern, ohne Geleitsbrief des Erzbiſchofs, ohne irgend eine der nöthigen Vorſichtsmaaßregeln, ein Wagſtück, das ſelbſt den keckſten Muth zu einigem Bedenken getrieben; allein die Tochter Peters des Großen wußte nicht, was es hieß Vorſicht zu brauchen und vor Gefahren ſich zu hüten.

Was nun folgt, kann ich kurz ſagen. Mein Vater reiſte ab, und erreichte, einige Unfälle von geringer Bedeutung abgerechnet, Deutſchland glücklich. In Wien erreichte ihn ein Schreiben meines Großvaters, in welchem ihm befohlen wurde die Prinzeſſin nach

Rom zu führen, weil man Gründe habe anzunehmen, daß ſie in Deutſchland nicht ſicher ſei. Mein Vater traf ſogleich alle Anſtalten zur Weiterreiſe, da traf ihn das Mißgeſchick daß er erkrankte, und zwar ſo ſchwer daß er mehre Wochen faſt ohne Beſinnung lag und nicht wußte was um ihn vorging. Seinem Kammerdiener, einem zuverläſſigen und erprobten Manne, vertraute er den koſtbaren Schatz an, der ihm zur Bewachung übergeben worden, und in der That war ſeine Wahl nicht auf einen Unwürdigen gefallen. Aber der Diener wußte auf die Länge nicht, was zu thun ſei: es liefen neue Inſtruktionen ein, Depeſchen langten von der Geſandtſchaft an, nach denen raſch gehandelt werden ſollte. Dabei erhielt er geheimnißvolle Winke, die mit naher Gefahr drohten. In dieſer Bedrängniß, und wohl wiſſend daß mein Vater nicht die kleinſte Mittheilung des Geheimniſſes gegen Andere ihm geſtattet haben würde, entſchloß ſich der treue Diener endlich, auf eigene Gefahr hin und nach wohl überlegtem Plane zu handeln. Er verſchwand, nachdem er ſtatt ſeiner ſeinem Herrn an deſſen Krankenlager einen brauchbaren und zuverläſſigen Stellvertreter ausgeſucht, aus Wien und nahm das Kind mit. Als mein Vater genas, erfuhr er, daß Charlerois, ſo hieß der Diener, mit der Prinzeſſin ſich in der Schweiz einen

Verſteck ausgeſucht, und hier nun die weitern Befehle ſeines Herrn erwarte. Mein Vater war erfreut über die Handlungsweiſe des Treuergebenen; er mußte ihm vollkommen Recht geben; aber in Petersburg ſah man die Sache anders an; die Kaiſerin glaubte ihr Vertrauen getäuſcht, ſie wähnte die Prinzeſſin ſchon in den Händen ihrer Verfolger und war in Verzweiflung. Mein Großvater konnte nur durch Aufbieten ſeines ganzen Anſehens, und indem er mit ſeiner eigenen Ehre für die Ehre ſeines Sohnes haftete, ihre leidenſchaftliche Aufregung beſchwichtigen und die raſchen, verderblichen Maaßregeln, die ſie bereits angeordnet hatte, rückgängig machen. Er konnte jedoch nicht verhindern daß die Prinzeſſin von meinem Vater entfernt und einem vornehmen Ruſſen übergeben wurde, der, mit beſonderen Aufträgen hierzu, durch eine Inſtruktion von der Hand der Kaiſerin geſchrieben, autoriſirt, in Wien anlangte. Der Abſchied meines Vaters von dem Kinde, das ſich ihm auf das innigſte angeſchloſſen hatte, war rührend und ſelbſt erſchütternd. Mein Vater fühlte tief und hatte das Herz der Mortoun, das wohl bittere Kränkung ſchmerzvoll empfinden, aber nie einem Andern zuzufügen gelernt hat. Dieſes Herz der Mortoun iſt bekannt, meine Freunde. Ich ſpreche davon wie von einem Gegenſtande, der in den Annalen von

Frankreichs Geſchichte einen unbeſtrittenen Platz gefunden hat. Es gab Fürſten, die dieſes Herz nicht zu würdigen verſtanden, die die Pulſe die es bewegen mit jenen feilen flüchtigen Blutſtrömungen verwechſelten, die die Miethlingsbruſt ſchwellen machen, und dieſe Fürſten haben ihren Irrthum traurig gebüßt. Die Mortoun ſind geborne Souveraine; ihr Herz macht ſie dazu: der edle und keuſche Gehalt dieſes Herzens, das groß zu fühlen, treu zu lieben, ſtill zu leiden gelernt hat. — Nehmt eure Gläſer zur Hand — dieſes Glas auf das Gedeihen des Herzens eines wahren Edelmanns!

Die jungen Offiziere ſtießen an und Horace Mortoun ſetzte ſein Glas, nachdem er es geleert, mit einem düſtern Lächeln, das aber doch die Miene ſtolzer Befriedigung zeigte, nieder.

Nun, und was iſt das fernere Schickſal der Prinzeſſin Tarakanoff? fragten die beiden Brüder Contades. Oder beliebt es dir nicht weiter davon zu ſprechen, da du deinen Zweck erreicht haſt und wieder einmal das Herz der Mortoun haſt leben laſſen?

Die Prinzeſſin lebt — nicht mehr! ſetzte der Erzähler mit dumpfem Tone hinzu. Oder lebt ſie vielleicht doch noch — ich weiß es nicht.

Wie — was? — Erzähle! —

Sie verſchwand aus dem Gewahrſam des Ruſſen, der ſie brutal behandelt haben ſoll. Sie verſchwand — oder man ließ ſie verſchwinden — oder ſie trug ſelbſt zu ihrem Verſchwinden bei — oder Andre thaten dies — fragt mich nicht. Genug, es giebt keine Prinzeſſin Tarakanoff mehr.

Wahrlich ich glaube — ſagte Triſtan Contades —; er legte ſeine Hand an die Stirn, und ſagte dann mit einem wichtigthuenden Lächeln: aber ich will meine Gedanken für mich behalten.

Weil du keine haſt — rief Sulpice.

Weil ich keine habe? Man ſehe den Verleumder. Nun denn, ich denke, der Vater von Horace Mortoun — nimm es nicht übel, Horace, es iſt wahrlich nicht böſe gemeint — hat ſich in den Thälern von Piemont, oder im Thal Vaucluſe, oder was weiß ich wo — mit ſeinem Schätzchen heimlich vermählt — und darum, hahaha — giebt es keine Prinzeſſin Tarakanoff mehr.

Nicht übel! rief Sulpice. Der Schwiegerſohn einer Kaiſerin! Das Herz der Mortoun weiß ſich zu verſorgen und vor der Zukunft ſicher zu ſtellen.

Camill trat auf Mortoun zu und rief, indem eine ſchnelle Röthe ſeine ſonſt bleichen Wangen überflog: Sprich — ſchwör's auf dein Ehrenwort — lebt die Prinzeſſin noch?

Sie lebt nicht mehr — entgegnete Mortoun dumpf.

Camill ging an ſeinen Platz zurück, warf ſich auf den Seſſel und ſagte, indem er mit einem düſtern Blick vor ſich hin ſah: Ich würde ſie gerettet haben! In die Arme ihrer Mutter hätte ich ſie zurückgeführt, trotz einer Armee von Barbaren, die ſich uns in den Weg geworfen. Ich — ich hätte das gethan. O es giebt nichts Heldenmäßiges mehr, das uns zu thun noch übrig geblieben! Die Welt iſt ſo kalt und welk wie die Leber eines todten Haaſen, die der ausgemagerte Windhund ſogar anzutaſten ſich weigert.

Hier hörte man das eilige und faſt krampfhafte Ziehen Marignys an der Seidenſchnur.

Ha! unſer Geiſterbanner kehrt zurück! riefen Caliſt und Truchard, indem ſie an die Verſenkung eilten.

Was wird er bringen?

Ohne Zweifel den Handſchuh ſeiner Großtante.

Da ſteigt er auf! Hu, wie der arme Narr bleich ausſieht! —

Marigny! Marigny! ſprich was iſt dir?

Er kann nicht ſprechen! Laßt ihn Luft ſchöpfen! Wie ſeine Kniee zittern! Wie er um ſich ſchaut! Ich glaube, er ſieht uns alle für Nachtgeſpenſter an! Nun Abel François Poiſſon, Marquis von Marigny, wie war es unten? Trafſt du die Hugenottiſche

Verſammlung noch beiſammen? Hat dir die ſchöne Herzogin von Lauzun einen Kuß aufgenöthigt mit ihren Lippen, die nach Schwefel duften, mit ihrem Athem, der von der Luft der Hölle geſchwängert iſt? — Nun, ſo rede doch! —

Hahaha!

Still! Er ſpricht! —

Marigny ſtrich ſich das Haar aus der Stirne, ſah ſich mit wirren Blicken im Kreiſe um, und ſagte dann: Ich möchte den ſehen, der nach mir jetzt hinunterſtiege, wenn ich erzählt haben werde was ich geſehen. —

Nun ſo erzähle doch! —

Alle hatten ſich um ihn hergedrängt, und Marigny, auf dem Betſchemel halb knieend, halb ſich an eine der vergoldeten Säulen lehnend, brachte in Pauſen die Worte hervor: Unten — ein Gewölbe — groß, weit — durch ein, wie es ſchien, zerbrochenes Fenſter — mit Mondlicht erfüllt — ſah ich — ſah ich — laßt mich Athem ſchöpfen — unter den andern Särgen — denn es ſtehen ſehr viele da — auch den Sarg meines Urgroßvaters, der unter Richelieu — nun gut — den Sarg ſah ich meiner Großtante — grade ſo auf der einſamen erhöhten Stelle, wie ich ihn ſelbſt habe hinſtellen helfen! — Ihr könnt mir glauben, es wurde mir ſeltſam zu Muth! Hier oben der Lärm — unten die Stille! Denn ich war durch drei Stockwerke hinabgeſunken, ich befand mich gleichſam im Mittelpunkt der Erde — dabei war es kühl und feucht — eine wahre Grabesluft! Ihr könnt mir glauben, es wurde mir ſeltſam zu Muth; dennoch ſchritt ich vor. Ich hatte verſprochen den Handſchuh zu bringen. Auf einem Kiſſen lagen der Federhut, die Handſchuh, der Mantel mit dem Ordensband der Tante, ganz ſo wie es ihrem Range als Ritterkreuzdame gebührt, wozu die Königin ſie gemacht. — Ich ſage euch, ich eilte auf den Sarg zu — da —

Nun — weiter, weiter!

Ihr könnt mir glauben, es wurde mir ſeltſam zu Muth! Da ſah ich — der Mond malte eben recht grell das halbrunde Gewölbefenſter auf dem Boden ab, und der Widerſchein flog an das bleiche Silber der alten Särge, und glitt an die Ecken und ſcharfen Winkel hin, das alte Gerüll im tiefen Raume, wie Berge Moders, recht dunkel laſſend — da ſah ich —

Da ſah ich — zuſammengekauert meine Tante — auf ihrem eignen Sarge ſitzend. —

Ah! — —

Auf Ehre! auf Ehre! Sie ſaß auf ihrem eignen Sarge! Die Kniee hoch hinaufgezogen, die Arme auf die Kniee geſtützt, das Haupt auf die Arme, und nun ſah ſie mich an — ſo, von der Seite! So! Ihr könnt mir glauben, es wurde mir ſeltſam zu Muthe.

Bei allem dem, rief Truchard, iſt's eine bekannte Sache, daß die Todten nicht wiederkehren. —

Die Marignys logen nie; ich ſage euch auf Ehre, ich habe meine Tante geſehn, auf ihrem eignen Sarge ſitzend. —

Laßt uns Alle hinunter! —

Nein, Freunde, nein! Nur Einer! Und laßt mich dieſer Eine ſein, ſagte Camill. Ich habe vorhin geklagt, daß nichts Großes uns zuſtoßen wolle; vielleicht will mich hier das Schickſal Lügen ſtrafen. Die wirkliche Welt hat uns ausgeſtoßen, vielleicht nimmt uns die Geiſterwelt grade deshalb begierig auf. Laßt mich hinunter; ich bitte euch darum. —

Ohne eine Antwort abzuwarten drängte er Marigny von ſeinem Platze am Betſtuhl, ſetzte die Maſchinerie in Bewegung und verſchwand bald den Augen Aller. —

Die Blume des Schwarzwalds.

Diesmal waren Alle zu aufgeregt um ihre Aufmerkſamkeit auf einen andern als grade den vorliegenden Gegenſtand zu richten. Sie ſtanden um die unverſchloſſen gebliebene Verſenkung und lauſchten auf jeden Laut, der aus der Tiefe hervortönte. Truchard hatte ſich mit ſeinem Rieſenleibe auf den Boden über die Oeffnung hingelegt, und rief von Zeit zu Zeit hinab: Nun Combattes! ſiehſt du was? Aber ſeine Stimme erhielt nur ein dumpfes Echo, das die feuchten Mauern ihm zuſandten. Die Andern ſtanden ſtill da in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, nur Marigny ſchlich im Gemach umher, abwechſelnd ſeine Blicke auf die Decke gerichtet und dann ſie wieder an die Wand hingleiten laſſend, an der er mit Aufmerkſamkeit einen Gegenſtand zu ſuchen ſchien. Zwiſchendurch, als bedürfe er einer Stärkung, füllte er ſein großes Deckelglas, mit dem Wappen der Marignys geziert, und trank es in gierigen Zügen leer. —

Er kommt — er kommt zurück! riefen die Genoſſen. Diesmal iſt es raſch gegangen. —

Die Rollen und Schnüre begannen ihre Thätigkeit zu zeigen. Das unterirdiſche Gepolter, das das alte Gerüſt zu erregen pflegte, wenn es ſich auf die Wanderſchaft begab, ließ keinen Zweifel, daß Camill nun bald erſcheinen werde, um von ſeiner Miſſion Bericht abzuſtatten. Auf allen Geſichtern drückte ſich die lebhafteſte Neugier aus.

Endlich erſchien der Baldachin, dann die goldnen Säulchen, dann die Sammetlehne des Betſtuhls und dann — auf dem Betſchemel ruhig ſitzend — Camill. Er ſah aus wie ein Prinz in der großen Oper, der aus irgend einer Verſammlung der Feen zurückkehrt, und auf ſeinem Wolkenwagen ſo bequem wie auf ſeinem Sopha ruht. Ein wenig bleich, bleicher wie gewöhnlich — aber ruhig, vollkommen ruhig!

Ich habe ſie euch mitgebracht — ſie wird ſogleich erſcheinen —

Wer?

Camill richtete ſeine dunkeln, träumeriſchen Augen, die die Augen eines Dichters waren, aber eines Dichters, der ſeine Verſe erlebte, nicht ſie niederſchrieb, auf die Verſammelten, und ſprach wie im Traume: Es war ſchön! — ja, wahrlich es war ſchön. Auf dem Grabe das Mädchen! Eine ſo ſüße, friſche — liebewarme Geſtalt — auf dem Gerüſte, der einen zerſtäubenden Leichnam faßt. — Fragt nicht! ich weiß ſelbſt kaum wer ſie iſt; aber wir werden es erfahren.

Als ich niederſtieg, fand ich es ſo, wie Marigny es beſchrieben. Der weite Raum mit Särgen gefüllt, von dem blaſſen Dämmerſchein des vom Boden rückprallenden Mondenlichts erhellt — eine Welt von Särgen. Gegen das Gewölbfenſter zu, etwas ſeitwärts, ſo daß der ſchwarze coloſſale Sarg halb im Lichte, halb in Nacht ſtand, erhob ſich das fünf Stufen hohe Gerüſte. Es mußte Mühe machen Stufen und Sarg zu erklimmen. Oben ſaß ſie — im Lichte wie Marmor glänzend — ein halbbekleidetes Mädchen, die Schultern entblößt, die Beine bis ans Knie. Sie ſchien zu frieren und ſaß zuſammengekauert in lieblicher Attitüde, die Arme über dem Buſen gekreuzt — die arme Kleine. Als ich kam, machte ſie eine Bewegung wie in Furcht, doch bewegte ſie kein Glied um von ihrem gefährlichen Platze herabzuklettern. Immer mit ihren großen Augen mich fragend anſehend, den Kopf mit den aufgelöſten blonden Locken unverwandt mir zugekehrt, ſchien ſie wie der Engel des Todes, lieblich und doch grauſenvoll zugleich, mich fragen zu wollen, was ich hier ſuche. Ich ſtand da und ließ die Erſcheinung voll Glut in meine Seele übergehn; nur einen Schritt zu machen wagte ich nicht, weil ich fürchtete, ſo viel wunderſamer Zauber, ſo eigenthümlich wollüſtiger Nachtſchrecken könne wie eine vom Stiel fallende Blume ſchnell in Staub zuſammenſinken. Ich ſah dem

Mädchen in die Augen — lange — lange — lange.

Da raſſelte es an einer Gewölbthüre im anſtoßenden Gange; es rührten ſich Schlüſſel im Schloſſe. Bei dem Klange machte das Mädchen oben auf dem Sarge eine bittende Bewegung gegen mich hin — als ſolle ich ſie retten, ſie herabheben. Ich eile die Stufen hinauf, da gleitet ſie in meine Arme. Ihr ſpärlich Nachtgewand bleibt an einem Todtenſchädel von Silberblech hängen, und ein marmornes Bein — aber mit blühendem Leben ausgeſtattet — ſpringt elaſtiſch von meiner umſpannenden Hand ab. Ich faſſe ſie um den Leib, und — trage ſie herab. Mein Apfel! ruft ſie — ah, mein Apfel! Und zugleich bricht ſie in Thränen aus. Ich muß nochmals hinauf und ihr den angekoſteten Apfel bringen. Sie ſchmauſt an dem Apfel weiter, und ſieht mich nicht mehr an —

Alſo das war die Großtante! —

Mittlerweile kommt ein alter Mann mit einem Schlüſſelbund, mit ihm der Gärtner; der fällt über das arme Kind her und ſchlägt mit einer friſchen Haſelnußgerte die Kleine auf den entblößten Nacken. Sie weint und ſchreit und krümmt ſich auf dem Boden. Habt ihr den Lärm nicht gehört?

Freilich, doch wir dachten du lägeſt im Streit mit Marignys Großtante, die dir ihre Handſchuh nicht gutwillig abtreten wollte.

Ich legte mich ins Mittel und hielt den Alten ab, ſeine grauſamen Mißhandlungen, wie er beabſichtigte, fortzuſetzen. Das Mädchen ſchloß ihre Arme dankend um meine Kniee und weinte; aber gleich darauf fing ſie an ihren Apfel weiter fortzuſpeiſen.

Eine ächte Eva! —

Und wo blieb ſie nun?

Der Gärtner wird ſie hinausbringen, damit ſie uns Allen Abbitte thue für den Schrecken, den ſie uns eingeflößt!

Nicht mehr wie billig.

Da kommt ſie ſchon.

Man hörte Tritte der Thür ſich nähern, gleich darauf trat der Kaſtellan ein, der Gärtner, und durch den halb offen bleibenden Thürflügel hereinſchauend, verdeckt von den beiden Männern, zeigte ſich das Mädchen.

Ah, ihr kommt um Verzeihung zu bitten, Grobinet! rief Marigny, den Eintretenden ſich mit der ſtolzen Haltung eines Beſitzers von Schloß Penderil nähernd; ihr thut nicht mehr als eure Pflicht; ich lobe euch. Obgleich durch einen Beſchluß des Parlaments dieſes Schloß der Familie Marigny Poiſſon entzogen worden iſt, und der ehemalige Beſitzer, der

Sohn meiner Tante, derzeit in der Baſtille weilt, ſo werdet ihr doch anerkennen, daß nur dieſe Familie und keine andre Rechte auf Schloß Penderil hat.

Der Kaſtellan verbeugte ſich tief, zugleich machte er eine Miene des Bedauerns, und zuckte die Achſel.

Was wollt ihr damit ſagen, Grobinet?

Herr Marquis, ich darf Sie nur bis morgen Mittag hier in dieſen Räumen dulden! Wahrhaftig, mein Herz blutet — allein die Herrn von der Commiſſion rücken morgen ein um das Inventarium aufzunehmen. Bei Pflicht und Gewiſſen iſt mir geboten worden, auch nicht den kleinſten Nagel aus den Tapeten abhanden kommen zu laſſen, und dieſer Wein, den ich habe geben müſſen, iſt eigentlich —

Was iſt er, Grobinet?

Ein Diebſtahl, gnädiger Herr, den ich an dem Herrn Plumeaurelle begangen habe, an dem Hauptgläubiger des Herrn Marquis Richard de Marigny.

Freund! ſagte Abel François, indem er die Rechte in ſtolzer Haltung in die Buſenkrauſe vergrub. Du haſt einem elenden Emporkömmling, einem Pächter, das heißt einem Dieb im Großen, etwas von dem rechtmäßigen Eigenthum der Marignys entzogen. Laß dir darüber kein graues Haar wachſen. Erwerb ich einmal Schloß Penderil wieder als mein Beſitzthum, ſo ſoll dir dafür ein ganzer Weinkeller zu eigen ſein. Und nun ſprich, was iſt's mit dem Mädchen?

Gnädiger Herr, es iſt die Nichte des Gärtners hier; laßt ihn ſelbſt erzählen, wie alles ſich zugetragen. Mir erlaubt aber, daß ich mich wieder entferne, denn mancherlei Geſchäfte rufen mich.

Geht, guter Grobinet — und du — heißt du nicht Bourton?

Crispin Bourton — gnädiger Herr. Die ſelige Frau Marquiſe nahm mich aus Paris mit, als ſie hieher ſich zurückzog. Ich habe das Vergnügen gehabt, den Herrn Marquis noch auf meinen Knieen zu ſchaukeln.

Gut, Crispin Bourton, wir erinnern uns deſſen. Aber das Mädchen?

Iſt meiner armen Schweſter einzig Kind — Ach, liebe Herrn, laßt ſie in Ruhe, ich bitte, laßt ſie. Ich kann euch verſichern, ſie weiß ſich nicht zu benehmen; hat gar keine Sitte. Iſt ein Bauerkind, im Schwarzwald aufgewachſen, wo der Vater Kohlenbrenner war. Es iſt die ganz ordinäre Sorte von Bauerkind, eine ganz ſimple, ordinäre Sorte. —

Wie heißt ſie?

Crescentia, gnädiger Herr; aber wir nennen ſie Zenzi. Grüß den Herrn, Zenzi! —

Das Mädchen warf ſich auf die Kniee, und drückte einen Kuß auf den Rockzipfel Marignys, der ſie anſchaute ohne Miene zu machen ſie vom Boden aufzuheben. Beim Himmel, ſie iſt hübſch! murmelte er vor ſich hin. Combattes hatte Recht.

Steh auf, Kleine! riefen die Andern.

Sie erhob ſich langſam, blieb die Hände über die Bruſt verſchränkt mit etwas gebeugtem Oberleib an der Thüre ſtehen. Langſam richtete ſie ihre Blicke auf, ließ ſie ernſthaft über die lachenden Geſichter, die ſie umſtanden, gleiten; als ſie auf Camill's Geſtalt traf, der ſeitwärts am Fenſter gelehnt ſtand, machte ſie ein Paar Schritte vorwärts, um neugierig in deſſen halbabgewendetes Antlitz zu ſehen. Als ſie ſich vergewiſſert hatte, daß er es war den ſie ſuchte, kehrte ſie auf ihren Platz zurück, und ſtand während der Erzählung des Alten ſtill und geſenkten Auges da.

Ihr fragt mich, warum ich ſie geſchlagen habe, gnädige Herrn? Es iſt nicht anders mit der Dirne durchzukommen. Seit den drei Jahren, wo ſie aus ihrem Walde hervorgekommen, um unter vernünftigen Menſchen zu leben, iſt die Haſelnußgerte der erſte und einzige Dollmetſcher unter uns geweſen. Nur dieſe Sprache verſteht ſie. Heute Nacht, als ich eben meinen Bruder bei mir hatte, und wir bei einer Kanne Wein ſaßen, mußte die miſerable Dirne die Zeit um mir von meinem kleinen Vorrath Aepfeln, die ich noch aufgeſpeichert habe, grade einen prächtigen Kaiſerapfel zu entwenden. Damit lief ſie, als ich ſie verfolgte, in Garten und Gehölz hinaus, ſo leichtfertig die lumpige Dirne, wie ſie eben von ihrem Lager aufgeſtanden. Mein Bruder und ich haben ſie überall geſucht und konnten ſie nicht finden, bis wir denn endlich entdeckten, daß ſie — der Himmel weiß wie — in die Gruft hinabgeklettert war, um dort ungeſtört ihren Raub zu verzehren. Der Kaſtellan hat ſie ſchon einmal dort gefunden, wo ſie Unfug trieb, ſang, ſprach und an dem alten Mauerwerk herumtaſtete, an verroſteten Ketten zog, und ſo Störung aller Art zu Wege brachte. Allein heute ſoll ſie zum letztenmal mich alten Mann in Zorn gebracht haben; ich ſchicke ſie zu ihrem Vater zurück, und der läßt ſie den ſchweren Kohlenwagen ziehen, wo er das Pferd ſich erſpart. Zenzi, willſt du zurück zu Rudo?

Das Mädchen ſchauderte zuſammen: ſie krümmte ſich, als fühlte ſie Schläge der Peitſche; ſie erhob ihre Hände demüthig und bittend.

Sie will nicht. Willſt du bei uns bleiben? fragten die jungen Männer.

Zenzi klopfte in die Hände, ſprang hoch in die Höh und lachte laut: Ja, ja, hier bleiben — bei euch bleiben! Sie lief im Zimmer umher, haſchte nach den Reſten von Speiſe, die auf den Tellern zurückgeblieben; dann im Vorbeieilen zog ſie Camill, der noch immer nachdenklich träumend am Fenſter ſtand, die Zipfel der Halsbinde hervor.

Zenzi! rief der Alte und ſtampfte mit dem Fuß. Gleich darauf wandte er ſich und ſagte demüthig: Bitte um Verlaub, ihr Herrn. Aber der Zorn, der Zorn — ich kann nicht an mich halten! —

Das Mädchen ſtand liſtig lauſchend übergebeugt, um zu ſehen, ob Camill ihre Neckerei bemerkt habe. Die Andern lachten.

Führt ſie nun wieder weg, Bourton; hub Marigny an, und treibt ſie nicht in den Wald. Ihr ſeht, ſie will nicht dahin; wahrſcheinlich iſt der Vater noch viel unfreundlicher gegen ſie, als ihr es ſeid. Schämt euch ein Mädchen zu ſchlagen!

Ja ſchämt euch! ſchämt euch! Dieſe Haut iſt ſo weiß und zart! rief der kleine Abbé. Und wenn ſie auch nicht weiß und zart wäre, ſo bleibt es immer ein Unrecht eine Dame zu ſchlagen.

Eine Dame, gnädiger Herr? O, ich würde mich hüten eine Dame unſanft anzurühren; aber dieſe da iſt keine Dame; ſie iſt nicht einmal ein Menſch wie wir andern.

Teufel, alter Bourton, du faſelſt. Was iſt ſie denn?

Herr, ich weiß nicht, wie man ſolche arme Creaturen nennt. Es iſt gar zu gotteserbärmlich, wenn man's recht bedenkt. Die ſchöne menſchliche Figur zu haben und doch pur Thier, Stein, oder Gewächs zu ſein. Es iſt als hätte der Mondſchein im Walde ſie in heimlicher Nachtſtunde aus allerlei Nebel und Waſſerdünſten zuſammengeformt, es ſieht aus wie ein Menſchenkind, iſt aber keine Seele drin. —

Die jungen Männer ſahen das Mädchen plötzlich fragend und verwundert an. Dieſe merkte nichts, ſondern ſpielte mit ihrer zerriſſenen blauen Schürze, durch deren Löcher ſie die Kerzen im Saal betrachtete. Der Alte trat auf Marigny näher heran, und, die Hand ſeitwärts an den flüſternden Mund haltend, ſagte er:

Sie iſt blödſinnig! —

Wie ein elektriſcher Schlag wirkte dieſe Äußerung auf die Umſtehenden. Plötzlich war der Schleier von der räthſelhaften Erſcheinung geriſſen: und Alle ſahen ſich und dann den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit fragend an, und Jeder wiederholte bei ſich: ſie iſt blödſinnig.

Sulpice fand ſich zuerſt wieder in die frühere Laune: Beim heiligen Denys! rief er; ſeid keine Thoren. Das Mädchen iſt bezaubernd hübſch, was thut es daß ihr der Witz einer Pariſerin abgeht?

Muß denn das Weib immer Verſtand haben? Iſt der Verſtand der Weiber nicht vielmehr eine Abnormität, eine Krankheit, die dem Wachsthum ihres Körpers, der Entwicklung ihrer Reize hinderlich iſt?

Sie iſt blödſinnig! —

Arme Kleine!

Zenzi lachte durch die Löcher ihrer Schürze Jeden beſonders an.

Der Gärtner faßte ſie derb am Arm und wollte ſie aus dem Saale ziehen, dem wiederholten Winken Marignys gehorchend. Allein das Mädchen, die Abſicht des Alten merkend, brach in das laute unbändige Schreien und Weinen eines Kindes aus. Sie warf ſich der Länge nach auf den Boden hin und ſtreckte die Arme bald bittend und demüthig, bald zornig und drohend aus.

Truchard! rief Marigny, du allein kannſt mit dieſer kleinen wilden Katze fertig werden; nimm ſie auf den Arm und trag ſie hinaus.

Komm, mein Püppchen! ſagte der Gascogner und machte Anſtalt die Liegende aufzuheben, doch in dem Augenblick zog er mit einem raſchen Zucken den Arm zurück. Teufel!

Sie hat ihm in die Hand gebiſſen! riefen die Andern.

Ja, wahrhaftig — ſagte Truchard trocken, das ſeidene Tuch vom Halſe löſend und ſich um die Hand wickelnd; aber nun ſoll ſie auch empfinden was es heißt mir den Gehorſam zu verweigern. Und er wandte ſeine vollen Kräfte an, wickelte das Mädchen gleichſam in einen Ballen zuſammen, zwängte ihre Arme zurück, preßte die ſtampfenden, zitternden, ſtoßenden Beine und Füße unter ſeinen rechten Ellenbogen, und trug ſie mit einem paar langen Schritten zur Thür hinaus. Willſt du nun ruhig ſein, Katze! —

Sie ſtöhnte, ihre Wangen waren von Thränen gewaſchen, der jungfräuliche Buſen war hart eingeklemmt und trug auf ſeiner harten weißen Rundung das Metallmuſter der Knöpfe Truchard's, die ſich abgedrückt hatten. Das Blut von ſeiner Hand, unter dem Tuche vorquellend, färbte die weiße Schulter des Mädchens. Als er ſie wieder frei ließ, ſank ſie hin, unfähig zu ſtehen, ſo arg hatten die derben Gebeine ihres Bezwingers ſie zuſammen geſchnürt.

Willſt du nun ruhig ſein, Katze! —

Der Alte kam jetzt heran mit der Peitſche.

Nein, nicht ſchlagen! rief Truchard. Nie ein Weib ſchlagen! Man muß ſie nur etwas ſtärker wie gewöhnlich in die Arme drücken, wenn ſie Luſt haben ungezogen zu ſein. Das iſt meine Maxime.

Zenzi wand ſich auf dem Boden; und das Geſicht zu Camill gewendet, rief ſie bittend: Ich möchte bei euch bleiben! Laßt mich bei euch bleiben!

Siehſt du! triumphirte le petit prince. Sie will bei uns bleiben; ich glaube, ich habe grade die Art getroffen wie man ihr die Cour machen muß. Nun, ich denke, wir wollen ſie behalten? —

Marigny ſah zornig auf: Eine Blödſinnige! pfui! Was ſollen wir mit ihr?

Wir ſtecken ſie in Pagenkleider, und ſie muß uns bedienen! rief Sulpice.

Gar nicht übel, das! bemerkten die beiden Contades.

Mortoun ſtand geſenkten Hauptes und ſah das Mädchen forſchend an, die ſich vom Boden aufgerichtet hatte.

Was meinſt du, Mortoun?

Ich habe einen Plan. — Laßt ſie hinausgehn, den Alten und das Mädchen — und hört mich an! Es geſchah wie er es forderte, und man hieß die Beiden im Vorſaal etwas warten. Die jungen Männer kehrten an den Tiſch zurück, füllten die Gläſer neu, ließen ſich auf ihren Plätzen nieder, und nachdem eine augenblickliche Stille geherrſcht hatte, riefen die neugierigen Stimmen: Nun? Was iſt's? — Worin beſteht dein Plan?

Mortoun ſtand noch immer, die Hände über die Bruſt verſchränkt, ſchweigend.

Werdet ihr aber auch Muth und guten Willen haben mir zu folgen? Es gilt ein Abenteuerſtückchen auszuführen.

Wo ein Mortoun vorſchreitet, kann jeder Edelmann von Frankreich folgen.

Es iſt mir lieb, daß ihr dies einſehet, ſagte Mortoun mit einem ſtolzen Lächeln. Es iſt in der That ſo. Nun ſo ſchlage ich euch denn vor, wollen wir als Begleiter der Prinzeſſin Tarakanoff durch die Welt ziehn?

Der Prinzeſſin Tarakanoff? — —

Sagteſt du nicht eben, daß ſie todt ſei?

Wenn wir es wollen, ſo lebt ſie.

Was iſt das? Wenn wir es wollen. Kann dies von unſerm Willen abhängen?

Allerdings.

Nun, ſo wollen wir es.

Und ſie lebt. Dort im Vorzimmer iſt ſie. Mortoun zeigte mit dieſen Worten rückwärts auf die Thür, die ſich eben hinter den Hinaustretenden geſchloſſen hatte.

Die Blödſinnige?

Eben die.

Das iſt ein ſchlechter Spaß, Mortoun. In der That, dein Witz iſt verbraucht; er ſchmeckt etwas nach dem Hôtel Rambouillet, wo Frau von Sevigné mit dem Marquis von Fronſac ſich herumneckt über unmögliche Späße und unglaubliche Witze.

Hört mich an! rief Mortoun gebieteriſch. Die Prinzeſſin Tarakanoff iſt allerdings todt; wenigſtens habe ich triftige Gründe dies anzunehmen. Mein Vater rettete ſie, da ſie ein Kind war, wenn ſie lebte, würde ſie das Alter dieſes Mädchens erreicht haben. Niemand weiß Beſtimmtes über den Tod der Prinzeſſin, wohl aber haben viele Perſonen, und zwar Perſonen von Anſehen, Kenntniß von den Schickſalen und der Flucht dieſer Unglücklichen. Wir laſſen ſie plötzlich auftauchen. Sie erſcheint, und ihr Erſcheinen iſt mit einem myſteriöſen Schleier umhüllt. Dafür laßt mich ſorgen. Man muß ahnden, daß wir auf geheimen Befehl und mit geheimer Unterſtützung gewiſſer Mächte reiſen, die einen Vortheil dabei finden, die Angelegenheiten in Rußland zu verwirren und die dortigen beſtehenden Verhältniſſe umzuſtürzen. Verſteht ihr mich? —

Die Zuhörenden ſahen ſich einander an und nickten ſich lächelnd und mit wichtiger Miene zu.

Ihr ſeht ſelbſt, fuhr der Sprecher fort, daß wir uns das angenehmſte Leben bereiten; ein Leben wie wir es wünſchen, voll Genuß, voll Gefahr, voll Abenteuer. Oder wißt ihr eine andere Weiſe euch durchzuſchlagen? Wir haben nichts, wir ſind nichts: wir haben mit der menſchlichen Geſellſchaft gebrochen, ſie giebt uns auf, wir geben ſie auf. Oder hat Einer von euch Quellen des Erwerbs aufzuweiſen, durch die er ſeine Tage zu friſten, den Anforderungen zu genügen gedenkt, die eine bisherige Exiſtenz voll Genuß und Verwöhnung in uns wach gerufen? Iſt ein reicher Erbe unter uns? Blüht irgend Einem in naher Zukunft ein Glück, ſei es auch noch ſo klein? — Ihr ſchweigt! Ihr wißt nichts zu nennen: unſer Schiffbruch iſt vollſtändig; wir haben nicht einmal eine Tonne, auf der wir rittlings eine Zeitlang auf den Wogen dahertreiben könnten! Nicht einmal eine Tonne! Morgen müſſen wir dieſes Schloß räumen, in das wir wie Diebe in der Nacht eingedrungen ſind. Wohinaus dann, meine Freunde? Vorwärts etwa? Da ſtehen unſre Armeen, Frankreichs Armeen, und dieſe Armeen haben uns ausgewieſen, ſollen wir dieſe verächtlichen Heerführer, dieſe zierlichen Helden, die tauſendmal lächerlicher und ſchädlicher ſind als wir, die es aber nicht verſchmähen ſich unter dem Mantel eines Weibes zu verkriechen, wenn man von ihnen Rechenſchaft fordert, um Mitleid, um Begnadigung anflehen? Nein; ich ſeh es, ihr ſchüttelt mit gerechtem Unwillen die Häupter? Alſo rückwärts? Da ſitzen uns eine Schaar Oheime; Muhmen, Baſen, Mütter, Großmütter, Urgroßmütter, die wir erzürnt haben und die uns auf immer von der Schwelle ihrer Palläſte, in denen ſie ſich kauern wie Drachen in ihren Höhlen, ausgewieſen haben. Sollen wir der Jugend Erbtheil, den edlen Stolz, ſo weit verleugnen um das alte Frankreich, das Frankreich von geſtern anzuflehen für uns Sorge zu tragen, für uns, die wir die Geſchicke künftiger Tage in unſerm Buſen tragen? Auch das wollt ihr nicht, und ihr habt Recht. Laßt eure Dokumente in den Händen der Erbſchleicher, die während ihr den brauſenden Wein der Jugend ſchlürfet, um die übelduftenden Betten der ſterbenden Geizigen und Heuchler ſchlichen, um ihnen das Geld zu rauben, das ſchon euch zugeſichert ward. Laßt ſie im Beſitz der Ämter und Würden, die die Runzeln des Alters und der Sorge zu überkleiden beſtimmt ſind. Für unſere glatten Stirnen paßt der flatternde Lorbeerzweig, den der irrende Poet ſich in die Locken windet, wenn er auf Beute für ſein Lied, auf Abenteuer ausgeht. Für uns ſei das Lächeln jener freien, muthwilligen Muſe, die die Hecken überſpringt, im Walde jagt, in dunkeln Seen plätſchert und auf den Rücken wilder Roſſe ſich ſchwingt. Es giebt Krieg, Tumult, wilden Lärm in der Welt! Die Fürſten liegen im Streit, die Völker kämpfen, ein feurig Schwerdterklingen überall; laßt uns dieſem Ernſt die heitere Thorheit geſellen. Wollen wir Küſſe, Lieder und Schelmereien in das Lager der Streitenden, an die Tafel der Fürſten bringen, — die Verwirrung, die ſo ſchon herrſcht, noch mehr ausbreiten. Durch die Reihen hinſinkender Krieger, durch über unſre Häupter hinflatternde blutige und zerriſſene Fahnen ſchlinge ſich unſer bunter Karnevalszug, in das Geröchel der Sterbenden die frohe Kinderſtimme ausgelaſſener Luſt miſchend. Seht Freunde, ich habe euch hier eine vortreffliche Rede gehalten; wenn ihr nicht meiner Meinung ſeid, ſo ſoll euch der Teufel holen!

Mortoun ſchränkte die Arme wieder über die Bruſt zuſammen und ſtand unbeweglich und finſter da. Nach einer Pauſe rief eine Stimme, die ziemlich dünne klang und von wenig Entſchloſſenheit zeigte: Aber wie ſoll das geſchehen? Wird die Blödſinnige ſich unſern Befehlen fügen?

Grade weil ſie blödſinnig iſt! rief Mortoun, wird ſie es. Wäre ſie klug und verſchmitzt, ich hätte meinen Plan nicht erſonnen. Sie wird eine ſtumme Rolle ſpielen, und man wird dies auf die Mißhandlungen ſchieben, denen ſie in ihrer Jugend ausgeſetzt iſt, auf den Kerker, innerhalb deſſen Mauern ſie aufgewachſen. Hübſch iſt ſie — für das Uebrige laßt mich ſorgen. Wir ſetzen einen vollſtändigen Hofſtaat ein, und vertheilen deſſen Ämter unter uns: einen Oberhofmeiſter, zwei Kammerherrn, einen Almoſenvertheiler, einen Beichtiger, einen Reiſemarſchall, einen Sekretair. Das ſind ſieben Perſonen. Wir ſind unſer ſieben; dann miethen wir noch einen kleinen Bauerjungen, dem wir das Geſicht ſchwarz färben und zwei ungeheure Meſſingringe in die Ohren befeſtigen; denn ohne Negerknaben und Papagei reiſt keine ruſſiſche Prinzeſſin. Was uns ſelbſt betrifft, ſo hab ich aus dem Tagebuch meines Vaters mir einige barbariſch klingende moskowitiſche Namen bemerkt, die wir uns beilegen wollen; nebenbei miſchen wir unſerm Franzöſiſch einen fremden exotiſchen Accent bei. Die Sache iſt dann abgemacht.

Vortrefflich! vortrefflich! rief Truchard. Jetzt erleuchtet mich der Gott — ich finde den Spaß herrlich. Mortoun, du haſt meinen vollſtändigen Beifall.

Die Andern ſtimmten ein. Ein Lebehoch erſcholl. Man führe die Prinzeſſin Tarakanoff in den Saal. Der Alte mit ſeiner Nichte trat ein.

Es wurde ihm der eben gefaßte Plan mitgetheilt, ohne ihm die Rolle zu nennen, die das Mädchen ſpielen ſollte. Man miethete ſie ihm gleichſam auf ein Jahr ab, und einen Theil der Summe, die nicht ſehr hoch war, empfing er gleich. Aber der Alte machte eine Bedingung: Ihr Herrn, ſagte er, ſie kann mit euch herumziehen; was geht es mich an, ob ihr ſie wollt auf dem Seil tanzen, oder ſonſtige Künſte machen laſſen, nur Eines — bringt ſie nicht in Unehre und Unglück. Das Mädchen iſt ein Kind; ſie wird ewig ein Kind bleiben, weil es Gott gefallen hat einen böſen Nebel über ihren Geiſt zu breiten, der deſſen Wachsthum hindert; darum eben ſoll jeder ehrenhafte Mann ſich berufen fühlen, des Kindes Wärter zu ſein und ſeine Schwachheit zu hüten. Ich meine nur ſo — es kann ſein, ihr Herrn, daß ſimpler Bauernverſtand aus mir redet — allein ich ſollte denken, es könne kaum anders ſein. Sagt mir, wenn ich fehle.

Sulpice ſah kopfſchüttelnd die beiden Contades an, und dieſe blickten ſpöttiſch lächelnd auf Truchard. In den Mienen des kleinen Abbé's lag etwas, was da ſagen wollte: Ihr werdet doch keine Thoren ſein —? —

Camill ſprang, aus ſeinen Träumereien erwachend, plötzlich in den Kreis, den die Andern um den Alten und das Mädchen gebildet hatten, und rief: Der Alte hat Recht; nur unter dieſer Bedingung bleibt das Mädchen bei uns! —

Combattes! ſagte Sulpice, indem er Jenem auf die Schulter klopfte; ich bitte dich, keine Romantik an der unrechten Stelle!

Beim Himmel es iſt mein Ernſt! Nur unter dieſer Bedingung bleibt das Mädchen bei uns. Wir müſſen es dem Alten beſchwören — dort auf dem Krucifix — hier auf meinem Degen — und der Schwur ſei ſo heilig wie irgend einer, der vor der Fahne oder dem Altar geſchworen wurde — daß wir das arme Kind in ſeiner Schwäche beſchützen wollen mit unſerm Blut, unſerm Leben.

Ich bitte dich nochmals, Combattes —

Schweig! —

Der Schwur wurde geleiſtet. Sechs Hände vereinigten ſich auf der Degenklinge Camill's, dann reichte er die Waffe Truchard, um ſeinerſeits den Schwur zu leiſten. Sulpice war der letzte, der ſeine kleine, hübſche, dicke Hand zögernd auf den hellpolirten Stahl legte. Er that es mit theatraliſchem Anſtande und Zenzi anlächelnd, die abgewendet ſtand und abwechſelnd den weißen Marmorarm der Venus und dann den ihrigen betaſtete, indem ſie ſich zu wundern ſchien, daß der ihrige weder ſo kalt noch ſo hart war wie der der Bildſäule. Sie wußte offenbar nicht, wovon die Rede war und daß es ſich um ihre Perſon handelte. Combattes trat zu ihr heran, berührte leiſe ihre Stirn mit dem Griff ſeines Degens und ſagte: Fortan biſt du in meinem Schutze!

Sie ſank zu ſeinen Füßen, umſchloß ſeine Kniee, und wie ſie ſo lag, den Nacken und den Hals von den blonden Flechten des gelöſten Haars übergoſſen, mit einem Lächeln, das kindlich und vertrauend zugleich, eine unbewußte, verhüllte Glückſeligkeit ausſtrahlte, ſagte der junge Ritter gleichſam überraſcht und von dem Bilde gefeſſelt: Arme, vergeſſene Mädchenblume, in Waldesdunkel aufgewachſen! Welch ein Gott gebietet über deine Tage, daß er es grauſam zuläßt daß die Räuber dich entführen! Fürwahr, du erſcheinſt mir wie ein verkörpertes Mährchen, das ich einſt meine Amme ſingen hörte, von jener ſchlafenden Schönen in einem undurchdringlichen Walde, die auf den Befreier wartete! Mährchenblume — Blume des Schwarzwaldes! Nimm mich zu deinem Ritter an! Ich diente einſt einer Frau, die ſüß und im klarſten Verſtandslichte anmuthig leuchtete — ſie wandte ſich treulos von mir ab — bleibe du mir treu, armes, verhülltes, von allen Menſchen verlaſſenes, von Gott ſelbſt mitleidslos preisgegebenes Weſen! Da ich der Höchſten des Geſchlechts nicht dienen durfte, ſo will ich der Niedrigſten jetzt dienen.

Das Mädchen, während er ſprach, küßte den Saum ſeines Rockes.

Er ſah ſie an; das Mitleid, das in ſeinem Auge geglänzt, ging in Kälte über. Er wehrte dem Mädchen mit Strenge, wandte ſich von ihr ab, und richtete ſeine Aufmerkſamkeit dem auffallenden Ereigniß zu, das eben Alle im Gemach beſchäftigte. Sie ſtanden dicht um Marigny gedrängt, der an der Wand herumtaſtete und einen Stuhl heranrückte, um höher hinaufzulangen.

Der verborgene Schatz.

Was giebt's, Marigny?

Still! Störe ihn nicht. Er hat ausgemittelt, daß das Geheimniß dieſer Stube noch nicht erſchöpft iſt. Die Naſenſpitzen der Köpfe an der Decke oben weiſen auf einen Punkt, der bedeutend höher liegt als jener, wo wir die Feder, die den Betſtuhl in Bewegung ſetzte, entdeckten. Wir ſind nahe daran, einen Fund zu machen! Dieſe Worte ſagte Triſtan Contades, und er ſetzte flüſternd hinzu: Man muß den Alten wegſchicken; er hat hier nichts weiter zu thun. Wenn wir etwas finden, müſſen wir wohl gar mit ihm theilen.

Der Gärtner machte Anſtalt zu gehn, nachdem er ſein Geld eingeſteckt und von ſeiner Nichte Abſchied genommen. Bevor er jedoch ſich entfernte, hatte er heimlich Camill ein kleines, einfach aus dem Holz des Schwarzdorns gearbeitetes Stöckchen zugeſteckt. Nehmt, ſagte er, Ihr kommt ohne dies Werkzeug nicht durch. — Seht, wie ihre Blicke ſich ſogleich auf Euch richten! Sie weiß nun, daß ſie in Euch ihren Herrn hat, und wird Euch gehorchen. Glaubt mir, die Tollheit in Perſon bändigt Ihr eher als dieſes Mädchen, wenn Ihr nicht thut, wie ich Euch ſage.

Zenzi's Blicke ruhten auf Camill. Er warf das Stöckchen weg. Sie klopfte in die Hände, ſprang hinzu, zerbrach den Schwarzdorn und warf die Stücke dem Alten vor die Füße, indem ſie Muthwillen, Trotz und Hohn in ihren Mienen auf eine Weiſe ausdrückte, die Camill ſtaunen machte. Der Alte ging.

Mittlerweile hatte ein lauter Schrei der freudigen Ueberraſchung das Zimmer durchklungen. Alle ſprachen, Alle riefen durch einander. Man verſtand nur die Worte: Ein Schatz! ein Schatz! —

Eine große Kiſte wurde in einer Oeffnung ſichtbar, die eine herausgenommene Tafel in der Holzumkleidung zugänglich gemacht hatte. Sulpice, Triſtan, Caliſt, Truchard — alle legten Hand an, um die Kiſte hervorzuziehen; ſie war ſo leicht, daß alle viere zu Boden ſtürzten, denn ſie hatten ſtarken Widerſtand erwartet. Mitten im Zimmer wurde der Fund hingelegt. Es war ein Behälter aus Nußbaumholz, an den Ecken mit Meſſingbeſchlägen verſehen, der einen dumpfen, modrigen Duft von ſich gab. Das Schloß war nur loſe angedrückt, und gab dem leiſeſten Verſuche es zu öffnen nach. Die Kiſte enthielt demnach keine Koſtbarkeiten, denn dieſe hätte man ſorgfältiger verwahrt; ſie hatte jedoch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, welche enthalten, denn weshalb hätte ihr Beſitzer ſie ſonſt einem ſo geheimnißvollen Verſteck übergeben. Ein glücklicher Entdecker hatte ſie ſchon vorentdeckt, und das was er nachgelaſſen, war kaum der Mühe des Auspackens werth. Aber vielleicht doch! Marigny, der am Boden kniete, und ſo gierig in den Eingeweiden des Koffers wühlte, wie nur je ein römiſcher Augur im Innern eines heiligen Stiers hat wühlen können, zog jetzt einen vollſtändigen Frauenanzug hervor, von einem ſo koſtbaren Stoff, das er die Blicke auch ſelbſt der eitelſten und verwöhnteſten Dame des Hofes hätte blenden können. Es war ein Reifrock von goldgelbem Seidenſtoff, der die Dicke und Schwere eines dünnen Brettes hatte, und eines der wunderſamſten Erzeugniſſe der berühmten Fabriken von Lyon war. Dieſes koſtbare Gewebe zeigte ein Muſter, das noch mehr wie der Reichthum des Materials, in dem es ausgeführt war, die Bewunderung erregte, es enthielt ein ſo künſtlich verſchlungenes Rankenwerk im goldenen Grunde, das man ſich, dieſes ſchöne Gebilde anſchauend, unter einen Baum verſetzt zu ſehen glaubte, deſſen Zweige, Blätter und Blüthen plötzlich zu Gold erſtarrt waren und nun in der Sonne flimmerten. Es gab nichts Schöneres als dieſen Reifrock. Wie er aus dem Koffer hervorquoll, mit jeder Falte mehr und köſtlicher ſich entwickelnd, ſchien ein Stück aus dem Mährchen der tauſend und einen Nacht ſichtbar zu werden. Aber die goldnen Ranken waren es nicht allein, die das ſchöne Muſter bildeten. In der Tiefe des Blätterwerks lag immer eine Spanne im Zwiſchenraum, eine goldene Muſchel, und in dieſer Muſchel, in weißer Seide, mit kleinen Silberpünktchen als Lichtblicke geſtickt, lagen ſieben Perlen. Man konnte nichts Reizenderes ſehen als ein Collier von Corallen und Türkiſſen, Armbänder, Handſchuhe, Schuhe, ſeidene Strümpfe mit eingewirkten Sprüchen und Verſen, Fächer und eine Anzahl Döschen mit Schminke und Puder fanden ſich in den Schlünden und Schluchten des alterthümlichen Koffers vertheilt. Die ſehr achtbare Marquiſe de Marigny ſchien ihre ganze weltliche Garderobe hier niedergelegt zu haben, als ſie derſelben nicht mehr bedürftig war und fromm wurde. Das Kleidchen, in dem ſie „dem Herrn gefiel“, war ein beſcheidener ſchwarzer Stoff, den ihre Kammerfrau geerbt hatte, die es ſogleich irgend einem Hoſpital ſchenkte.

Truchard zog eine Ledertaſche hervor; ſie war mit einer Anzahl kleiner Etuis gefüllt. Dieſe Kapſeln enthielten einen koſtbaren Schmuck: Nadeln, Buſenſchleifen, Ohrgehänge von Diamanten. Als dieſe Schätze zu Tage kamen, entſtand ein Ohr zerreißendes Freudengeſchrei im Gemach.

Freunde! rief Truchard. Wir ſind jetzt reich! Wir haben Alles was wir wünſchen. Soll unſer hatte der Alte hingenommen. Wir werden jetzt in Wahrheit wie die Fürſten leben.

Eine vortreffliche Frau die Marquiſe —!

Sulpice ließ einen Solitair in einen Ring gefaßt, im Licht der Kerzen ſpielen und trillerte ein leichtfertiges Liedchen dabei. Caliſt rief: Bringt mir Burgunder! bringt mir Paſtete! Herr Herzog, dieſe funfzig Geldſtücke auf die Karte dort! Wie theuer Ihr Pallaſt, beſter Herr? Ihr Zug Rappen? —

Triſtan hatte Truchard umarmt und beide walzten im Saale herum. —

Jenzi hatte ſich in einen Winkel gekauert, und ſah mit blitzenden Augen hervor.

Jetzt laßt uns den Plan ordnen — ſagte Mortown, die Ämter vertheilen, die Straße, die wir ziehen wollen, beſtimmen. Nehmt Platz an dem Tiſch, Freunde!

Es geſchah. Lauter trunkene, freudeglühende Geſichter ſah man glänzen; ſelbſt Camill hatte für einen Augenblick ſeine romantiſche Träumerei, ſeine kleinen närriſchen Erde, dem glücklichen Leichtſinn, mit allen unſern Kräften dienen!

So ſei es! rief der Chor.

Der Hofſtaat der Prinzeſſin.

Wer will der Oberſtallmeiſter ſein?

Die Stelle iſt nicht ſehr dankbar, entgegnete Mariane, doch wenn ſich kein Anderer findet, ſo bitte ich ſie mir aus.

Gut. Du haſt den Zug zu ordnen; darauf zu ſehen, daß das Ceremoniel beobachtet wird und weder der Prinzeſſin, noch uns, ihrem Gefolge, irgend etwas in unſerm Range beeinträchtigt wird. Nebenbei haſt du die Aufgabe zu erfüllen, deine ganze Bruſt mit Orden zu behängen und unter dieſen zwei oder drei große Sterne anzubringen.

Ich verſpreche euch, ich will wie das Firmament glänzen.

ſingt er mit ihr Romanzen. Jede Aeußerung, jede Rede, die man der Prinzeſſin widmet, hat ihn zum Richter; er ſieht in Allem eine Beleidigung und ſein zartes Gefühl für ſeine Gebieterin treibt ihn ſo weit, daß er Auftritte veranlaßt und Streitigkeiten herbeiführt. Die Rolle will mit Geſchick behandelt ſein; ich beſtimme ſie Camill Combattes.

Und ich erkläre, daß ich ſie nicht nehme. Wie, ſoll ich den Liebhaber einer Blödſinnigen abgeben?

So ſchlage ich Sulpice Paulinet vor.

Der kleine Abbé ſpreizte ſich, zupfte ſeine Buſenkrauſe und ſein Halstuch zurecht und ſagte: In der That, wenn Combattes nicht will — die Rolle iſt gemacht um für den, der ſie giebt, Intereſſe einzuflößen; vielleicht gewinnt man bei der Gelegenheit das Herz einer wirklichen Prinzeſſin —

Alſo abgemacht. — Dann finde ich vier untergeordnete Poſten aufgezeichnet, die jedoch alle ihre Männer haben wollen: die Stelle eines Almoſeniers, eines Sekretairs, eines Kammerherrn, eines Beichtvaters. — Der Erſtere könnte meiner Anſicht nach

Gott's Donner! ich glaube da werde ich wenig zu thun haben!

Du irrſt; du wirſt auch unſre Kaſſe führen und diejenigen Wechſel honoriren, die der Sekretair dir überantworten wird.

Wenn aber meine Kaſſe leer iſt?

Thut nichts; du wirſt dennoch zahlen. Triſtan Contades wird der Kammerherr ſein; Combattes, die Geſellſchaft trägt dir die Stelle des Sekretairs an.

Gut, die nehme ich.

Und der Beichtvater, fuhr Mortoun fort, indem er ſeine Stimme zu einer ungewöhnlichen Fülle und Strenge erhob, der Beichtvater kann Niemand Anders als Truchard, le petit prince, ſein.

Seid ihr toll! Ich ein Beichtvater?

Du darfſt dich nicht weigern, Truchard! riefen Alle. Niemand iſt beſſer dazu geeignet einen Pfaffen darzuſtellen, wie du. Alles an dir erweckt Schrecken und Ehrfurcht. Dein Lächeln iſt ſo furchtbar wie das Lächeln des Engels Gabriel, da er Satan, indem er ihm die Spitze ſeiner Lanze an die Kehle

Kraft zeigt an, daß du unerbittlich ſein wirſt, wenn es darauf ankommt die Seele, die man dir anvertraut hat, der Welt gegenüber zu ſchützen. Übrigens wird dir der ſchwarze Talar vortrefflich ſtehn, und ich ſehe ſchon wie du dich mit einer Art von Wolluſt in die Tiefe eines Betſtuhls verſenkſt, um die Beichte irgend eines ſchönen Kindes anzuhören.

Wißt ihr, daß auf Stückchen dieſer Art die Galeere ſteht? ſagte Truchard.

Kümmere dich nicht, mon petit prince; es iſt ein fremder Pfaffe, den du vorſtellſt. Es iſt nirgends verboten in einen Bonzen ſich zu verwandeln oder die Hülle eines Mufti über ſich zu werfen.

Und welche Stellung nimmſt du ſelbſt ein?

Mich, entgegnete Mortoun, laßt keinen offiziellen Poſten bekleiden. Ich will eine myſteriöſe Perſon vorſtellen; für euch Alle wirken, im Geheim thätig ſein, Verbindungen anknüpfen, diplomatiſche Miſſionen aller Art übernehmen, euch vorher verkündigen wenn Gefahr droht, und die Plätze aufweiſen, wo wir erfolgreich unſer Spiel treiben können. Dem ten deſſelben zu genügen; dennoch fordere ich keinen Antheil an dem, was wir einnehmen, weder an Ehre noch an Geld: aber dafür kann ich von der unbedingten Erfüllung einer Forderung, die ich ſtelle, nicht abgehn. Ihr müßt mir verſprechen, den Befehlen, die ich euch werde zukommen laſſen, auf welchem Wege und durch welche Perſon es auch ſei, ohne alle Widerrede Folge zu leiſten. Wollt ihr dies nicht, ſo laßt uns nur gleich den Plan aufgeben; denn ohne obere Leitung iſt nie ein Unternehmen gelungen. Zudem, wer weiß welche Geſchicke die Hand des Zufalls für uns bereit hält. Das was Spiel iſt, kann Ernſt werden, und es iſt nicht zum erſten Male, daß ſich einem kühnen Abenteurer die mächtigſten Throne erſchließen.

Das Herz der Mortoun! flüſterten die Andern, indem ſie ſich lächelnd anblickten.

Leiſtet ihr das Verſprechen?

Wohl, wir leiſten es.

So iſt Alles in Ordnung. Ich beſtimme als das Ziel unſerer erſten Fahrt den Hof des Erzbiſchof und ſchreibe die Gegenſtände auf, die angeſchafft werden müſſen.

Camill riß das Rückblatt von dem mächtigen, in Leder gebundenen Gebetbuch ab, das auf dem Pulte lag, und bemerkte darauf folgende Gegenſtände, die ihm Mortoun in die Feder diktirte.

Eine Caroſſe mit acht Pferden für die Prinzeſſin.

Drei Staatsanzüge für den Oberſtallmeiſter, den Oberkammerherrn, den Kammerherrn.

Zwei habits de robe für den Almoſenier und den Beichtvater.

Silber, Kriſtall und Leinen für fünf Gedecke, im Fall die Prinzeſſin auf ihrem Zimmer ſpeiſt.

Zwei Duennen mit Schleppkleidern.

Eine Portechaiſe mit vier Trägern.

Drei Reitpferde, zwei Läufer, ein Mohr, ein Papagei. —

Alle dieſe Dinge müſſen in Straßburg angeſchafft werden, damit man in Trier ſeinen Einzug in voller Ordnung halten kann. Sekretair, Sie haben den Koſtenanſchlag aufzuſetzen und nach erlangter Billigelegenheit iſt beendet. Trinkt euren Wein aus, Freunde! Die Nacht iſt weit vorgeſchritten; wir ſind zum letzten Mal ſo ungezwungen und harmlos beiſammen. Morgen gilt es die Welt zu erobern. Auf das Wohl der Prinzeſſin Tarakanoff!

Auf ihr Wohl! Alle erhoben ſich und ſtießen die Gläſer zuſammen.

Noch Eins! rief Mortoum; es trenne ſich Niemand aus dieſem Kreiſe, ohne daß er die Andern von ſeinem Scheiden in Kenntniß geſetzt. Heimliche Entfernungen ſind Treubrüche, und wir haben uns einander in Luſt und Leid die Treue gelobt.

Die Offiziere des Regiments Septimanie pflegten ihr Wort nie zu brechen, als ſie noch die Ehre hatten die Waffe Sr. Majeſtät an ihrer Hüfte zu tragen, ſie werden es auch jetzt nicht thun, da man ſie dieſer Ehre nicht mehr für würdig hält, ſagte Maigny.

Ich danke den ehemaligen Offizieren des Regiments Septimanie, erwiederte Mortoum mit einer tiefen Verbeugung. Und nun nochmals auf das Wohl unſrer Prinzeſſin!

der lagen, und die, wie es ſchien, wenig Reiz für ſie ausübten.

Als der Morgen graute, ſchied die Geſellſchaft aus dem alten Schloß Penderil-Marigny, das, als der luſtige Schwarm es verlaſſen, wieder in Einſamkeit und Schweigen zurückſank.

Das Sollicitanten-Haus.

Wir führen den Leſer in die uralte Stadt Wetzlar, und zwar in eine der abgelegenen Straßen, in der eine Menge Häuſer von ziemlich gleicher Bauart ſich zeigen und einen neuern Urſprung verrathen als die altergrauen Gebäude die den Mittelpunkt der Stadt bilden. Dieſe Häuſer ſind die ſogenannten Sollicitanten-Häuſer, und die Geſchichte ihrer Entſtehung ſo wie ihrer Bewohner bildet ein nicht unintereſſantes Kapitel in den Annalen des heiligen römiſchen Reiches. In Wetzlar nehmlich befand ſich der Sitz des Reichskammergerichts, eines Tribunals auf eine etwas zögernde Weiſe, ſo daß Prozeſſe vorkamen, die zu einer monſtröſen Ausdehnung anwuchſen, daß ſie wie erbliche Krankheiten durch ganze Generationen fortwuchſen. Einen Beweis hierfür gaben die Sollicitanten-Häuſer, deren zeitweilige Eigenthümer nach Wetzlar gekommen waren in der Hoffnung, nur wenige Wochen bis zur Beendigung ihres Prozeſſes zu bleiben, und die nachher Jahre lang, ja ſogar ein ganzes Menſchenleben hindurch blieben, und natürlich eigne Häuſer bauten oder kauften, weil die Miethe ihnen zu theuer geworden wäre und ſie die Nothwendigkeit einſahen in ſteter Nähe bei dem Tribunal, an dem ihre Sache anhängig war, zu verbleiben, um das Feuer der Richter, wenn es zu verlöſchen drohte, durch allerlei erlaubte und unerlaubte Mittel neu anzuſchüren. Für den ſcharfen Beobachter hatte die Straße, in der dieſe merkwürdigen Häuſer lagen, eine Phyſiognomie, wie ſie keine andre Straße erlangen kann; ſie war entſtanden gleichſam wider Willen, und ohne daß die Erbauer und Gründer irgend Freude an zählen hatten. Dazu kam, daß in dieſer Straße eine beſtändige Stille herrſchte; es war beängſtigend durch ſie zu wandeln, denn dieſe verſtimmten Häuſer mit ihren übelgelaunten, ſtets geſchloſſenen oder geſenkten Jalouſien, machten auf den Wanderer den Eindruck peinlicher Erwartung und ängſtlicher Beklommenheit. Die einzige Perſon, die dieſe Straße mit immer gleichem rüſtigen Schritt und mit einem unverkennbaren Vergnügen durchſchritt, war der Gerichtsbote, der die Aktenconvolute bald zu dieſem, bald zu jenem Rechtsconſulenten trug, der ſich grade zu einer Sitzung bei ſeinem Clienten eingefunden hatte. Auch machte der Reichsanzeiger, in welchem Blatte regelmäßig die erledigten Prozeſſe angezeigt wurden, ſeine periodiſche Wanderung in dieſer Straße, doch zeigte er ſchon einiges Grauen allein ſich hierhin zu wagen, und ſchloß ſich der Currende an, die allſonntäglich mit ihrem melancholiſchen Choral ſich in dieſe Gegend des troſtloſen Wartens und der verhaltenen Flüche ſtürzte.

Doch entbehrte die Straße nicht alles Glanzes.

gelber Searge, in Schuh und Strümpfen, in einer Perücke mit Pigeonflügeln, Chapeaubas und mit einem Bambusrohr mit Porzellanknopf — immer denſelben Weg machend, einem der Sollicitantenhäuſer vorbei, in deſſen Fenſter er einen flüchtigen Blick hinaufwarf, und immer wieder in daſſelbe dunkle Eckgäßchen verſchwindend, aus dem ſelbſt im heißeſten Sommer eine kühle Kellerluft hervorblies. Dieſer Mann gehörte zu der Straße wie ein großer Name zu dem Helden gehört, der ihn ſich erworben. Die Straße hatte dieſen Mann ſich erworben; er war ihre Blume, ihr Stolz, ihre Koſtbarkeit. Die einſame Straße hatte ſonſt keine Schätze, ſie hatte aber dieſen Mann, der ſonſt nirgends ſich zeigte und die vornehmen Stadtviertel, die belebten Plätze, die Gärten Wetzlar's keines Blicks, wie viel weniger eines Ganges würdigte.

Dieſer Mann war nicht mehr jung. Der pfirſichblüthfarbene Rock deckte einen Rücken, den die Jahre und der Kummer zugleich gekrümmt hatten; allein es war etwas in dem Gange dieſes Mannes, in wenigſtens zu der Gattung junger Männer, die die Bürde ihrer ſechszig Jahre mit Anmuth zu tragen wiſſen, und den Gedanken der Hinfälligkeit und des Alters zu einem Madrigal verbrauchen, mit denen ſie einen poetiſchen Freund oder eine ſcherzhafte Freundin an ihrem Geburtstage überraſchen.

Wir wollen den Namen und die Geſchichte dieſes Mannes dem Leſer ſogleich mittheilen.

Vorerſt wollen wir jedoch das Innere eines jener Häuſer betreten, die ſo ſchweigend und verſchloſſen vor uns ruhen. Im Innern iſt es nicht ganz ſo todt und einſam. Im großen Familienzimmer, das nach dem kühlen Hofe zu gelegen iſt, ſitzt die Familie zuſammen, gleich nach dem Mittagsmale, das nach alter Sitte um eilf Uhr eingenommen wird. Der Tag verſpricht heiß zu werden; in der einſamen Straße herrſcht ſchon volle Mittagsruhe.

Im Lehnſeſſel ſitzt der alte Freiherr von Laubenſtock, ein kurmainziſcher Edelmann, der in einer verdrießlichen Prozeſſache, die von ſeinem Großvater in Angelegenheiten des Vaters deſſelben am

Würde tragen, die zugleich imponirt und rührt. Es liegt in dieſer Ruhe etwas von der antiken Größe des Hauſes Atreus, das auch wußte, daß die Götter einmal ein unheilbares Mißgeſchick in ſeine Mauern geſtiftet hatten, das aber zu groß fühlte, um jedem Müßiggänger und Neugierigen ſein Leid zu klagen.

Neben dem Freiherrn Ambroſius, einem kleinen und trocknen Greiſe, ſaß ſeine Schweſter Adelgunde, eine hohe, bleiche Geſtalt, mit einem Ausdruck von Reſignation und Würde. Sie häkelte an einer wollenen Magenbinde für den Bruder, und war eben beſchäftigt mit rother Seide ein koloſſales Herz hinein zu häkeln. Sie ſaß ernſthaft da und ihre Miene zeigte nicht die mindeſte Theilnahme um das was um ſie her geſchah oder geſprochen wurde. Nur zuweilen richtete ſie den Blick ihrer großen vorſtehenden blauen Augen auf den Bruder, um auf deſſen Antlitz zu prüfen, ob ihm die Mahlzeit gut bekommen ſei, oder ob das Kiſſen unter ſeinem Haupte die paſſende Lage habe. Waren dieſe Unterſuchungen befriedigend ausgefallen, ſo zog ſie eine kleine Emaildoſe hervor, Mädchen und ein junger Mann, beſchäftigt den Reſt der Nüſſe, die das Deſſert gebildet hatten, ihrer Schalen zu entkleiden, zu welchem Zweck ſie Meſſer anwendeten, denn die Schalen ſollten möglichſt geſchont, ſpäter zu einem Spiele dienen, das auf den Abend die junge Geſellſchaft zu beluſtigen beſtimmt war. In jenen frugalen Zeiten hatte man einfache und idylliſche Beluſtigungen.

Der junge Mann war zärtlich beſorgt, daß ſich die Mädchen nicht in die Finger ſchnitten; beſonders wendete er dieſe Vorſorge angelegentlichſt bei einer der jungen Schönen an, zu deren unmittelbarem Nachbar er ſich gemacht hatte, indem er ſeinen Stuhl ſo nah, als es irgend der Anſtand erlaubte, hinzugerückt hatte. Es war zu beklagen, daß der junge Mann, obgleich in ſeinem Äußern ziemlich anſprechend, eine ſo unleidliche Pedanterie in jedem ſeiner Worte und jeder ſeiner Mienen und Bewegungen an den Tag legte, daß jedes wärmere Intereſſe an ihm unwillkührlich fern gehalten wurde. Er war erſt dreißig Jahr alt, und in dieſem Alter haben die von dem Zeitpunkte an, von dem ſeine Bekanntſchaft mit dem Corpus juris datirte. Der Vater hatte ihn frühzeitig für die Rechtswiſſenſchaft beſtimmt und ihn zum Führer jenes verzweifelten endloſen Familienprozeſſes beſtimmt. Mit dem Bewußtſein dieſes Berufes wuchs der Knabe auf, wurde der Jüngling zum Manne; es war demnach kein Wunder, wenn frühzeitig alle lebendige Dinge um ihn her die Geſtalten von Kapiteln aus dem Juſtinian annahmen, und daß er dahin gelangte ſelbſt ſeine nächſte Angehörigen als Marionetten zu betrachten, an denen Fäden aus dem Corpus juris niederhingen, an welchen ſie kunſtgemäß zu bewegen ſeine Aufgabe war. Nebenbei war Ambroſius ein rechtlicher, edler und aufopfernder Charakter, und ſein Herz, in das Juſtinian nicht eingedrungen war, fühlte treu und innig. Er hatte Reiſen gemacht, hatte die Welt geſehen und ſich feine Sitte angeeignet. Der Vater ſetzte ſeine ganze Hoffnung und ſeinen Stolz in ihn. Ein Beweis, wie ſehr er ihn liebte, war, daß er widerſtrebend in die Verlobung einge-

Wetzlar geſtorben war, erhielt ſeinen väterlichen Segen, und Ambroſius Hochzeit ſollte noch im Laufe dieſes Sommers ſtatt finden.

Neben der jungen Verlobten, und von der andern Seite von Ambroſius Schweſter, der kleinen, lebhaften, ſchwarzäugigen Philippine, eingeſchloſſen, ſaß ein Mädchen, deſſen Wuchs und Antlitz eine Schönheit ungewöhnlicher Art bekundeten. Sie war brünett, aber dabei zeigte ihre Haut eine durchſchimmernde Weiße, die auf den erſten Blick ſogar ſtörend auffiel. Es lag darin etwas von dem Marmorglanz einer Bildſäule. Die Hände waren lang und ſchmal, die Geſtalt hoch aufgeſchoſſen und ſchwankend, an einen Blumenſtengel erinnernd, den eine zu volle Blumenkrone niederbeugt. In der That konnte dieſer Kopf mit ſeiner unbändigen Fülle blauſchwarzen Haares, das in maſſenhaften Flechten auf alle Weiſe gleichſam überfüllt und in ſeinem Reichthum nachläſſig aufgehäuft, als eine allzufüllige Blumenkrone gelten, die zu tragen die dünne ſchmächtige Taille und die unentwickelte eingeſunkene Mädchenzu haben. Ein ſo wunderbares Weſen konnte nicht leicht geſehen werden. Wenn ſie aufſtand und ging, war ihre Erſcheinung faſt noch auffälliger. Sie ſchritt etwas gebeugt einher und ihre dünne Geſtalt wurde von einem langſchleppenden weißen Gewande umhüllt. Sie war ſo weiß, ſo durchſichtig, ſo rein, ſo ſtill, ſo geheimnißvoll, ſo durchleuchtet gleichſam von einer ſchimmernden, faſt unheimlichen Jungfräulichkeit. Ihre großen ſchwarzen Augen, faſt immer zu Boden geſenkt, überraſchten, wenn ſie ſie aufſchlug, durch einen zugleich gebietenden und demüthig bittenden Ausdruck, der in ihnen lag. Dabei bewegte ſie oft ihre ſchmalen Hände wie zum Gebet, ſelbſt bei völlig gleichgültigen Reden und Veranlaſſungen. Nie that ſie und ſprach wie Andre thaten und ſprachen; obgleich man ihr keinen Vorwurf machen konnte, daß ſie mißfällig oder ſtörend ſich auszeichnete. Es war nun eben ein Weſen beſonderer Art. In ihrer Weiſe ſich zu kleiden legte ſich dies vorherrſchend an den Tag. Lange Zeit wußte man nicht, weshalb ſie den Schnitt ihrer Kleidung heimlich abänderte, oft etwas hinzuthat, was ungehörig erſchien, man entdeckte den Mädchen die Hände aufs Haupt legte. Die ideale Kleidung dieſer Beterin, das lange, weiße, faltenreiche Gewand war es nun, die ſie ſich in ihrem Anzuge zum Vorbild nahm. Nur mit Mühe gelang es die Forderungen der Mode einigermaßen durchzuſetzen; es glückte dies jedoch durchaus nicht beim Haar; wollte man dieſes prachtvolle ebenholzſchwarze Haar kürzen oder mit Puder beſtreuen, ſo fand man bei ſeiner Beſitzerin einen zwar immer demüthig bittenden, aber immerdar gleich hartnäckig bleibenden Widerſtand. Meine Mutter hat es berührt, meine Mutter hat einen Kuß darauf gedrückt — laßt es! — ſo bat ſie, und man willfahrte ihr. Gleichſam um die Hausgenoſſen für den fehlenden modiſchen Aufputz zu entſchädigen, erfand ſie immer neue Weiſen die ſchweren, dunkeln Flechten unter einander zu miſchen, bald ſie zu einer Krone aufzuſchichten, bald als ein Kranzgewinde zu vertheilen. Philippine ging ihr manchesmal dabei zur Hand, mehrentheils übte ſie jedoch dieſe einfache und phantaſiereiche Toilettenkunſt allein aus.

hauptete, daß ſie ſich bereits den Finger verletzt habe, welches weder Sophie noch die andern Mädchen zugeben wollten, als Adelgunde ſich erhob, ihre kleine aus bunten Perlen zuſammengefügte Taſche mit der Häkelarbeit füllte und den Saal verließ. Der alte Freiherr ſah ihr nach, und als Jene auf der Schwelle ſtand, rief er:

Adelgunde!

Ambroſius.

In dieſen zwei Worten lag eine inhaltreiche Unterhaltung. Das Wort „Adelgunde“ wurde ausgeſprochen mit Ton und Miene, ſo daß es klang: Alſo du gehſt doch, obgleich du mir verſprochen haſt, nicht zu gehn? Und „Ambroſius“ klang: Ja, ich geh, mein theuerſter Bruder; ſei ſo gefällig bemerke es nicht, daß ich geh; denn, Gott im Himmel iſt mein Zeuge, ich kann nicht hier in der Stube ſitzen bleiben, während ich weiß, daß er da drüben vorbeigeht.

Die Handbewegung, die der Freiherr machte und mit der er die Schweſter verabſchiedete, war eben-

Scherzen, Ambroſius, fuhr der Vater fort, als ſich die Thür hinter der langen magern Geſtalt der alten Jungfrau geſchloſſen hatte: du wußteſt, daß du der Tante damit ein Ärgerniß gabſt.

Es thut mir leid, ſagte der Sohn mit dumpfer Stimme: aber Sie wiſſen, Papa, Juvenal ſagt:

Prima est haec ultio, quod se
Judice nemo nocens absolvitur.

Auch ohne mein Zuthun würde die Tante den Stachel der Reue empfinden, daß ſie nicht ihre jungen Jahre beſſer genutzt hat und zugriff, als man ihr das Glück bot.

So iſt die Sache nicht. Es wurde ihr kein Glück geboten, und ſie konnte daher auch nicht zugreifen.

Ich meine doch! Aber Papa, die Mädchen hier ſind neugierig, beſonders meine kleine Sophie. Theilen Sie doch gefälligſt einen kleinen Auszug aus den Liebesprozeßakten von ma tante mit.

Ach ja, theurer Baron! bat Mademoiſelle Lepeintre und machte dabei ein ſo niedliches Mäulchen und drückte die Augen ſo ſchelmiſch halb zu, daß die beiden Räder in unſerm ſchönen Deutſchland ertönen läßt. Man weiß keine Zeit, wo dieſe Räder einmal glatt und ohne Geräuſch ſich bewegten.

Aber Papa, wie kann man ſo von unſerer größten, heiligſten und bewundernswürdigſten Inſtitution ſprechen! rief Ambroſius. Was giebt es herrlicheres als unſre deutſche Juſtiz und ihre beiden großen Tribunale in Wien und hier? —

Der Vater lächelte zufrieden. Laß es gut ſein, mein Sohn, entgegnete er begütigend. Ich weiß, wie du hierüber denkſt, und lobe deine Geſinnung, ich ſpreche eben jetzt gleichſam ſcherzhaft und zu einem Frauenzimmer, mit denen man nie anders wichtige Dinge beſprechen muß, als ſpräche man über Hauben, Flittern und Federn.

Ambroſius ſah ſeinen Vater an und nickte im Einverſtändniß.

Alſo mein Kind, vor hundert Jahren ungefähr erſchien zum erſtenmal mein Urgroßvater innerhalb des Weichbildes dieſer Stadt, um, wie es damals Sitte war, an ſämmtliche Thore ein Blatt heften zu laſſen, auf dem ſein Name ſtand nebſt Siegel, und welche Gründe pro und contra aufgeſtellt werden konnten, ich ſage nur, daß kein großer aber ein gar ſchöner Theil unſeres Beſitzthums uns geraubt werden ſollte, und namentlich war ein Platz dabei, wo mein Urgroßvater ein Erbbegräbniß zu erbauen ſich vorgeſetzt hatte. Der Prozeß nahm ſeinen Anfang. — Der Urgroßvater ſtarb und wurde in der neuen Begräbnißkapelle begraben. Zu gleicher Zeit ſtarb ſein Widerpart. Mein Großvater führte den Prozeß fort, aber nicht ſehr eifrig; auch er ſtarb. Mein Vater kam an die Reihe. Ich weiß nicht welch ein Umſtand dazu beitrug, daß mein Vater ſchon gleich anfangs den Prozeßreigen mit ſeinem Gegner ausnehmend leidenſchaftlich eröffnete. Hatte mein Großvater eine menuet à la reine mit ſeinem Widerpart getanzt, langſam graziös, ſo nahm mein Vater, als er zum Tanze antrat, ſchon gleich einen Allegrotakt und ging bald ins prestissimo über. Er tanzte eine feurige Sarabande. Das Reichskammergericht ſpielte auf. Die Tänzer wirbelten in dem uralten Rechtsſaal Deutſchlands umher, daß der Staub der Perrücken flog und die langen Talare

Muſen vorübergehend Buhlſchaft treibt, einen Gladiator nennt, der mit dem Schwert in der Fauſt und ſchon auf ein Knie niedergeſunken, doch noch dem Feinde den Sieg zu entreißen verſteht. Aber dieſer Feind ſpielte uns einen Streich, der den Boden unſers geſammten Familienglücks erſchütterte. Er wußte es durchzuſetzen, daß die heilige Gräberſtätte, der neuerbaute Tempel mortis angetaſtet, daß unſer Wappen über dem Eingang abgeriſſen und die koſtbaren Überreſte des Urgroßvaters und Großvaters unter den Siegel des Gerichts gebracht wurden. Man denke ſich dieſe furchtbare Nacht! — ich beſinne mich noch ihrer, als ſei ſie die nächſtverfloſſene geweſen. Der lange Zug der Reichsexecutoren mit Fackeln aufbrechend zum Sitz der ewigen Ruhe, des ununterbrochenen Friedens. Ich höre noch die ſchweren Tritte des dicken Mannes, der da niederſtieg, die Särge mit einem härenen Bande umwickelte und verſiegelte. Mein Vater, bleich, zitternd oben ſtehend, auf das grauſenvolle Schauſpiel niederſchauend, das ſein Feind ihm bereitete. Es war eine Nacht, wie ich ſie nicht wieder zu erleben wünſche. Ohnmächtig ten Großväter; ſiehe zu, mein Sohn, daß du ſie befreieſt.

Ich gab ihm mein heilig Ehrenwort, daß ich, und im Fall mir der Himmel einen Sohn ſchenkte und dieſem wieder einen Sohn — daß wir nicht eher ruhen wollten als bis die Schmach von uns genommen ſei.

Der Sterbende hörte mit Wonne meine Worte, allein ſein Geſicht verfinſterte ſich ſogleich wieder. Du — dein Sohn — dein Enkel! rief er. Nein, es dauert zu lange. Die Ehre wird dich antreiben, die Liebe des Sohnes — allein ich will noch ein Gewicht hinzufügen: Adelgunde! — er wandte ſich zu meiner Schweſter, die in Thränen aufgelöſt an ſeinem Bette kniete — Adelgunde, du biſt jetzt funfzehn Jahr alt, du biſt Braut; deine Hochzeit ſollte noch in dieſem Jahre ſein; meine Tochter, ich lege dir auf, ſo lange zu warten, bis unſer Prozeß entſchieden iſt. Da er ſchon fünfundſiebenzig Jahre dauert, kann die Entſcheidung unmöglich noch ſehr lange ausbleiben. Willſt du der Ehre deiner Fa-

Nun, ſo befehle ich denn deinem Bruder, daß er dir bald den Brautkranz flechte.

Mit dieſen Worten verſchied der Greis.

Und ich trat den Prozeß an.

Adelgunde wartete.

Fünf Jahre — zehn Jahre — funfzehn Jahre — zwanzig Jahre — und am nächſten Sonntag, den ſiebenten nach Trinitatis, wo das Evangelium Marci gepredigt wird von Jeſu, der die viertauſend Mann ſpeiſt, wird es fünfundzwanzig Jahre.

Die drei Mädchen bedeckten ihre Antlitze und jede derſelben ſtieß einen leiſen Schrei aus.

Ja, fünfundzwanzig Jahre wartet die Vielgetreue.

Das Kämmerlein der Braut.

Was Adelgunde ſich nicht verſagen konnte, obgleich ſie es wollte und ſogar ihrem Bruder es verſprochen hatte, war, ihren Liebſten vorbeigehen zu ſehen und ſeinen grüßenden Blick in Empfang zu

Dieſer zweite Liebesſonnenſtrahl ſtreifte nur noch den pfirſichblüthfarbenen Rücken; denn der Geliebte, gewohnt nur einen Blick zu empfangen, war vorüber geeilt, nicht ahnend daß ihm eine zweite Gabe gereicht werden ſollte. Aber die Liebende hatte für nöthig geachtet, jetzt, da ſo nahe der Jahrestag ihrer fünfundzwanzigjährigen Brautſchaft herannahte, ihren Ritter zu höherem Muth und geduldigerer Ausdauer anzufeuern.

Sie ging jetzt im Saale auf und ab, die Arme gekreuzt, das Haupt geſenkt und mit ihrer Buſenkrauſe ſpielend. Es kamen ihr hier in der Einſamkeit jene Tage des Glanzes und der Liebesfreude in den Sinn, als ſie dem, der jetzt eben ſo ſtill und ergeben vorüber geeilt war, als einem feurigen Knaben an die Bruſt geſunken war, als er die Blumen und Federn ihres Kopfputzes verwüſtet, und ſie ſich mit ihm die Taxusgänge des väterlichen Gartens entlang gejagt hatte. Welche Träume, wie lieblich, wie ſüß, wie berauſchend.

Dann fielen ihr die zwei verſiegelten Särge ein, und ſie ſchauderte.

Dämmerung Platz geſtattet, trat mit zwei Kerzen in der Hand Adelgunde in ihr Kämmerlein, das abgeſondert nach dem Hofe zu lag und den Anblick über die Dächer der Nachbarhäuſer und auf die verdorrten Gipfel von einem paar verkrüppelten Bäumen hatte, die vor einem ſehr ärmlichen und ſchon halb zerfallenen Sollicitantenhauſe ſtanden, das das Schlußgebäude in dieſer troſtloſen Straße bildete. Adelgunde ſetzte die beiden Lichter auf ihren Toilettentiſch, wo die Flammen im leiſen Hauch der Abendluft ſpielten, die durch das offene Fenſter eindrang, ſie ſchickte ihre Dienerin weg, und allein bleibend ſetzte ſie auch hier ihren einförmigen leiſen Gang fort, die Arme verſchränkt über der Bruſt, das Haupt geſenkt.

Jetzt klang eine Flöte durch die Nacht.

Adelgunde trat ans Fenſter; der Nachbar blies die Melodie: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille.“ Adelgunde ſang leiſe die ſechs oder ſieben Verſe mit, die das Lied enthielt; dann, als die Flötentöne verhallten, blieb ſie vor dem Fenſter ſtehen und löſte das Band von ihrem ſaubergefältelten Kragen. Die es unter ein Häubchen, das ſchneeweiß und ebenfalls zierlich gefältelt auf dem Pfühl des Lagers bereit gelegen hatte. Als dies geſchehen war, ſetzte ſie ihren Gang wieder fort.

Die Uhr in der Nachbarſchaft ſchlug zehn.

Alles lag bereits im tiefen Schlafe im Hauſe. Da nahm Adelgunde eine der Kerzen, ging einen ſchmalen Gang entlang und öffnete eine Thür, zu der einige Stufen hinableiteten. Sie trat in ein Gemach, das höher und geräumiger war als dasjenige, welches ſie ſo eben verlaſſen hatte, und das mit koſtbaren Decken und allerlei Putz auf eine auffällige und phantaſtiſche Weiſe ausgeſtattet war. Man ſah Blumenvaſen auf kleinen Marmortiſchen mit vergoldeten Füßen, Lehnſeſſel mit koſtbaren Stickereien, eine Tapete von Gobelin, auf der Jäger und Nymphen auf einem Grunde von Goldfarben und Dunkelroth gewirkt waren, große Portraits in Goldrahmen an den Wänden und ein Kriſtall-Lüſtre, der von der Decke herabhing. An der dem Eingang zugekehrten Seite des Zimmers befand ſich ein Bette, das mit weißdamaſtenen Vorhängen, mit Silber durch-

Teppich belegt, führte zu dieſem ſchwelgeriſchen Ruheplatze. Adelgunde, nachdem ſie eingetreten, ſchloß vorſichtig hinter ſich wieder zu, zündete die Kerzen des Lüſtre an und ſetzte das Pulver einer kleinen Räuchervaſe in Brand, das alsbald blaue Wölkchen aufwirbeln ließ, die an dem Glanz des Spiegels, der ſo friſch war als wenn dieſes Zimmer ſtets bewohnt würde, hinglitt; zu gleicher Zeit drückte ſie an der Feder einer Spieluhr, die ſofort ihre ſanften Melodieen erklingen ließ. Hier nun, von Glanz, Duft und Melodieen umhüllt, ſetzte ſich die alte Jungfer in einen Lehnſeſſel und verſank in Träumereien.

Kein Laut rührte ſich. Es war eine Stille, wie ſie ſich nur die Seele wünſchen kann, die ein geliebtes Bild der Vergangenheit verfolgt oder eins der Zukunft heraufbeſchwört. Plötzlich ſtand ſie auf und näherte ſich einem koſtbaren Schrein, der mit farbigen Hölzern und Perlmutter ausgelegt war; ihn öffnend langte ſie aus ihm ein Kleid von Seidenſtoff, mit Brüſſeler Kanten garnirt, ein dazugehöriges Leibchen, ein paar Schuhe von Atlas und einen Schleier von ſehr duftigem leichten Flor mit Silberdie Füße zu bringen. Als dies geſchehen war, nahm ſie aus einem Käſtchen, das neben dem Bette ſtand, einen Myrthenkranz und brachte dieſen mit einem ganz eigenen Schwung der Arme, der von langer Übung zeugte, aufs Haupt. In dieſe rauſchenden Gewänder gehüllt, vom Schleier umwallt und mit dem Kranze geſchmückt, wandelte ſie jetzt feierlich in Licht, Duft und Muſik daher, eine wunderſame und faſt traumhafte Erſcheinung bildend. Sie ſtand ſtill und nahm von der Wand eine Mandoline; mit dieſer ließ ſie ſich auf die Stufe am Bette nieder, und das Haupt ſanft an die Pfühle deſſelben gelehnt, verſuchte ſie mit gebrochener Stimme und in Pauſen ein Lied zu ſingen, deſſen Melodie unverſtändlich war und deſſen Worte ſich in einem klangloſen Gemurmel verloren. Als ſie eine Weile ſo geſeſſen hatte zu Füßen ihres eigenen Brautbettes, ſtand ſie auf, legte ſorgſam die Gewänder wieder ab und in den Schrein zurück, brachte den Myrthenkranz wieder auf das weiße Atlaspolſter im Käſtchen und ſchloß Käſtchen und Schrein ſorgfältig ab.

dem Licht der Kerzen nur wenig beſchienen, ſeine hellpolirte gebräunte Eichenholzwölbung in dem verſchwiegenen Winkel, der zwiſchen Bette und Wand gebildet wurde. An ſeine Seite kniete jetzt die alte Braut nieder und ſchloß mit Anſtrengung die drei Schlöſſer auf, die die Heiligthümer des Koffers in Haft hielten. Dieſe beſtanden in einer vollſtändigen Ausſteuer an Linnenzeug zu jeglichem Gebrauch in einer reichen Haushaltung. Hier war alles verſammelt was das Herz einer tüchtigen Hausfrau wünſchen mag, und ein ſolches Herz wünſcht bekanntlich viel. Die Familie der Tiſchtücher war in vollſtändiger Generation verſammelt, von dem prächtigen Großvaterpaar der Hochzeittafeltücher zu ſiebenzig Gedecken bis zu den kleinen winzigen Tüchelchen, die die Hausfrau über die hellpolirte Tiſchplatte wirft, wenn ein Gläschen Madeira mit einem paar Semmelſchnitten mit grünem Kräuterkäſe beſtreut dem Gaſte vorgeſetzt werden ſollen. Dem prunkenden Geſchlecht der Tiſchtücher ſchloß ſich die Sippſchaft der langen dünnleibigen Linnengeſchöpfe an, die im Dienſte iſt. Die Fabriken und die Webſtühle von Holland und Schleſien hatten hier zu dem Entſtehen eines Geſchlechts von Hemden beigewirkt, das nicht zahlreicher und nicht trefflicher an Gehalt und Güte gedacht werden konnte. Auf der glatten, harten, ſilberglänzenden Fläche dieſer koſtbaren Gewebe, wie auf Alabaſterplatten, ſchwebten gleichſam mit wollüſtiger Leichtigkeit und Grazie die Spitzennachthäubchen und die Florumſchlagetücher, alle ſo weiß und ſchaumig zart wie die erſten Frühlingsſchneeflocken, die an den Grasbüſcheln der Wieſe hängen bleiben. Jedes Häubchen mit ſeinem blauen oder ſeinem lila, oder ſeinem rothen Bande eingefaßt, und mit einer Roſette von derſelben Farbe oben auf dem Scheitel kokettirend. Die größern Stücke waren numerirt, mit einem Wappen und dem Namenzug A. L. verſehen. An der Rückwand des Koffers war ein kleines Nürnberger ſogenanntes „Neujahrswünſchel“ aufgeklebt, ein Blatt mit buntgemalten Emblemen des Glückes, der Freude, der Geſundheit und der Liebe. Im innern freien Raum des Blattes war ein chronologiſch geordnetes Verzeichniß von dem Inhalt des Koffers mit Beiach! vielgetreuen Sinn. Am Sonntage Palmarum 1750. Ein Kreuz, ein Altar und zwei Herzen waren mit der Feder dicht hinter der Jahreszahl gekritzelt. Seitdem das hoffende Herz und die bebende Hand dieſe Zeilen geſchrieben, waren wiederum zwölf Jahre vergangen.

Nachdem der Koffer beſichtigt worden, wurde noch ein Wandſchrank geöffnet, in welchem ſich Silber und Porzellan befand. Auf den meiſten der metallenen Gefäße war das vereinte Wappen der Laubenſtock und der Freiherrn von Mirzeſahl, ſo hieß Adelgundens Verlobter, angebracht. Für Silber hatte Adelgunde weniger Sinn und Geſchmack als für Linnen, und ſie ſchloß daher den Wandſchrank bald wieder, um einen andern Behälter unter demſelben zu öffnen, der mit Tabakspfeifen faſt von jeder Form und Größe angefüllt war. Dieſe hatte die liebende Braut nach und nach heimlich angekauft und mit Schnüren und Quaſten von ihrer Arbeit geziert, an jedem Geburtstag eine neue Pfeife, um dann am endlich erſcheinenden Tage des Glückes die angeſam-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12153/014

der alten Jungfer Traum-Hochzeit Nacht, wie wir ſie eben beſchrieben.

Als der Gottesdienſt beendet war, wurden die Kerzen gelöſcht, die Uhr ſchwieg. Der Weihrauch trieb ſeine letzten blauen Wölkchen in die Luft, und ſtill wie ein Schatten ſchlich die Prieſterin aus dem Heiligthum, ſich aus dem goldnen Feenreich, in dem ſie jetzt geathmet, in die enge, kleine Wirklichkeit, in ihr einſames Schlafkämmerlein zurückziehend.

Nochmals Mädchenträume und Mädchenbekenntniſſe.

Während das Fräulein Adelgunde von Laubenſtock ſich mit dem zärtlichen Andenken an den Freiherrn Aloyſius von Mirzefahl beſchäftigte, waren in dem Zimmer unter dem „Brautgemach“, einen Stock tiefer, ebenfalls drei Mädchenherzen in der thätigſten Anſtrengung eine Analyſe ihrer innerſten Gefühle und Hoffnungen zu Tage zu fördern.

Es war Mitternacht vorüber, aber das Plauderſtündchen hatte noch ſein Ende nicht erreicht.

Es gab ſo viel zu erzählen.

Die drei Mädchen, die ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer inne hatten, waren auf ein Thema gekommen das unerſchöpflich war, und von jeher geweſen iſt, ſo lange hier unterm Monde ſechszehnjährige Mädchenherzen ſchlagen. Es war das Thema der erſten Neigung.

Es iſt unbegreiflich wie man auf dieſes Thema gekommen war; man hatte ſich doch durchaus nicht mit Dingen beſchäftigt die, wenn auch nur aus weiteſter Ferne, hierhin hätten leiten können. Oder hatte Betſey's langes ſchwarzes Haar, über das man anfangs geſprochen, darauf hingeführt? Aber was hatte dieſes Haar mit Philippinens „erſter und einziger Liebe" zu thun? Oder war man durch den Zeiſig, deſſen Käficht man verhängt hatte, und zwar mit Sophiens Umſchlagetuch, die ſich heftig geweigert hatte es zu dieſem Zweck herzugeben, zu dieſem Gegenſtande gelangt? Auch dies war nicht glaublich, wenn man bedenkt, daß Ambroſius und der Zeiſig durchaus keine gemeinſchaftlichen Anhaltpunkte für Ideen und Gefühle darboten. Aber es iſt wohl unnütz zu forſchen wie man auf dieſes Thema kam, man hatte ſich eigentlich nie davon entfernt.

Betſey ſaß zunächſt am Fenſter, durch das, da es nicht durch die Nachbarhäuſer verdeckt wurde, noch der letzte Schimmer des Abendhimmels hineinfiel. Im Gemach ſelbſt war es ſchon tief dunkel. Die falben Lichter durch das Fenſter glitten auf die ſchöne blaſſe Geſtalt hin, die aufrecht daſaß, faſt ſtarr, an das hohe Rückenpolſter des künſtlich geſchnitzten Stuhles gelehnt. Philippine war beſchäftigt, einige der weichen Flechten und Gewinde dieſes wunderſchönen Haares zu löſen, von dem wir, als von dem eigenthümlichen Reiz der jungen Fremden, ſchon geſprochen haben. Betſey ließ dies geſchehen; ſie ſaß wie eine junge Königin da, die Arme gekreuzt und unbeweglich in den Nachthimmel blickend. Ihr Profil, wie aus Marmor gebildet, hatte neben ſeiner großen Schönheit etwas Starres, Unfreundliches; allein dieſer Charakter, den das Nachdenken, oder beſſer geſagt, die Träumerei den Zügen eingeprägt, verlor ſich alsbald, als Philippine, mit einem Theil ihrer Arbeit fertig, die Hand ſinken ließ, die Betſey ergriff, küßte und in zärtlichſtem Ausdruck eine Weile in ihren beiden Händen geſchloſſen behielt.

Was iſt dir? fragte die Dienſtfertige erſtaunt. Wofür dankſt du?

Für deine Liebe, entgegnete Betſey. Soll ich da nicht danken?

Du biſt ein ſeltſames Mädchen.

So ſagt man.

Sophie kam heran, einen Zweig der zierlichen Blume, die ſehr bezeichnend den Namen Goldregen führt, in der Hand haltend, und ſie ans ſchwarze Haar Betſeys befeſtigend. Einzelne dieſer blaſſen

Goldblättchen fielen herab auf Bruſt und Schultern der Sitzenden.

So ſtelle ich mir die Königin der Nacht vor, ſagte Sophie. In dem ſchwarzen Haar recht viele goldene Sterne. Kein Mond! Wenn der Mond kommt, ſo iſt die Nacht nicht mehr vollkommen Nacht.

Als man mir meine Mutter zeigte, hub Betſey an, ſtand ſie in einem ſchönen Garten, und der Mond ging über einer Gruppe von drei weißen Marmorfiguren auf. O ich weiß das noch ganz genau.

Deine Mutter, arme Betſey, ſagte Sophie, du haſt ſie früh verloren?

Als der Mond hinter Wolken trat, verſchwand auch ſie! entgegnete das junge Mädchen mit melancholiſcher Stimme, und wieder ihren ſtarren Ausdruck annehmend.

Philippine und Sophie ſahen ſich einander an, und wechſelten Blicke des Mitgefühls, aber auch der Neugierde. Wenn du uns nur einmal von deiner frühern Geſchichte etwas erzählen wollteſt, hub die letztere zaghaft an, ohne ſich durch den mißbilligenden Wink Philippinens abſchrecken zu laſſen.

Betſey ſchwieg.

Wenn man uns auffordern wollte, ſagte Philippine, wir würden auch nichts zu erzählen haben; denn was erlebt man heutzutage?

Was man erlebt? Wie kannſt du ſo fragen, liebſte Schweſter? Haben wir Beide nicht ungeheuer viel erlebt? Ich kann es in meinem gebrochenen Deutſch nur nicht ſo geläufig erzählen, allein nur Eines: man hat angefangen uns zu lieben, und wir haben wieder geliebt? Nennſt du das nichts?

Die Mädchen lachten.

Ich möchte wiſſen, welche Königin, wenn ſie erſt achtzehn Jahre zählt, mehr erlebt?

Nun ja; aber dieſe Liebe iſt ſchnell erzählt; und dann — haben wir weiter nichts zu erzählen.

Wenn du das ſchnell erzählen nennſt, ma bonne? Ich meinestheils könnte Tage und Nächte lang davon erzählen, wie ich Ambroſius zum erſtenmale ſah, wie er mir gar nicht gefiel, wie er dann eines Abends kam und uns, meiner armen Mutter und mir, die erſte Nachricht von unſern Verwandten in Frankreich brachte und der Mama Hoffnung machte, ins Vaterland heimkehren zu können, wie er mir da ſchon anfing zu gefallen, und ich zum erſtenmal mir ſeine Augen genau anſah, wo ich dann entdeckte daß ſie grau waren, und von einem ſo zärtlichen und guten Ausdruck. Dann könnte ich erzählen, wie ich lange Zeit Ambroſius und den Briefträger zugleich liebte, weil Beide mir Nachrichten aus der Ferne brachten, wie ich dann den Briefträger weniger liebte und Ambroſius mehr, und endlich wie ich Ambroſius ſchwärmeriſch liebte und Niemand weiter als ihn. Er war ſo gut gegen die ſterbende Mutter, und ſo edel und ſo gut gegen mich. Gäbe dies nicht, wenn ich es wollte, eine ſo lange Erzählung, daß ſie dieſe Nacht und noch hundert andre ausfüllte?

Das junge Mädchen ſagte dieſe Worte mit einem gewiſſen Trotz und einem Hochmuth, der ihr ſehr wohl kleidete. Betſey richtete ihre dunkeln Augen auf die hübſche Kleine, ſenkte ſie dann wieder, und ihren Buſen hob ein Seufzer.

Wenn du es ſo meinſt, ſo hätte ich auch allerdings manches zu erzählen, nahm Philippine gleichſam beleidigt und in einiger Aufregung das Wort. Aber ich habe nicht geglaubt daß dergleichen irgend Jemand außer uns beſchäftigen und unterhalten könnte.

Du irrſt; haſt du nie Comödie ſpielen ſehen?

Nein — oder doch ja: einmal in Kiel.

Auf der Reiſe nach Holſtein, die du mit dem Vater gemacht. Warum wirſt du roth, warum zögerſt du mit den Worten hervorzukommen?

Ich, zögern? Ein ſonderbarer Einfall!

Iſt Kiel eine hübſche Stadt?

Welch zerſtreutes Weſen! Du wollteſt ja eben von der Comödie ſprechen.

Die du mit mir ſpielſt, Abſcheuliche? Es iſt wohl recht hübſch, mich plaudern zu laſſen, aber wenn es an die eignen Geheimniſſe kommt, die große Dame zu ſpielen. Geh doch! Wir ſind allein. Es dunkelt ſo hübſch um uns her; wir ſitzen ſo traulich beiſammen. Wollen wir gegenſeitig unſre Liebesgeheimniſſe ausplaudern? Ich verſpreche auch kein Licht anzuzünden.

Die beiden Mädchen ſchwiegen.

Wie häßlich die deutſchen Mädchen ſind! rief Sophie ärgerlich. Da ſitzen nun zwei und wiſſen nichts zu ſagen. Ich will euch aber bei eurer Ehre angreifen. Ihr wißt nichts zu ſagen, weil Ihr nichts erlebt habt. Während wir Franzöſinnen ſchon in der Schule lieben, in der Penſion lieben, im Kloſter lieben, als Frau lieben, als Großmütterchen noch lieben, geht ihr durchs Leben, oder vielmehr ihr ſteht im Leben wie ein Stock, den nichts anſicht. Ach, das iſt jämmerlich! So etwas könnte mich ennuyiren.

Du urtheilſt unbeſonnen! ſagte Philippine. Wir Deutſche lieben viel inniger und treuer als ihr. Das iſt längſt bekannt.

Zum Beiſpiel eine gewiſſe Deutſche, die ſich eines ſchönen Morgens nach Kiel verirrte? —

Es war nicht in Kiel, ſondern bei Gottorp, wo ich ihn zum erſtenmal ſah, und dann war es nicht an einem ſchönen Morgen, ſondern an einem Mittage, ſo ungefähr um zwei Uhr —

Oh — oh — ſieh da! —

Ja, an einem Mittage. Er kam auf einer Fußwanderung an die kleine Schenke, wo wir eben unſre Pferde verſchnaufen ließen. Er mußte mich für die Wirthin der Schenke halten, denn er forderte ohne Umſtände ein Glas Bier von mir. —

Bier? Du irrſt — Wein.

Nein Bier. Das iſt der Trank der alten Barden, ſagte er mir ſpäter. Eigentlich tranken die alten Barden ein Getränk das man Meth nannte, das jedoch dem Biere heutzutage ähnlich war, und ſie tranken es aus den Schädeln ihrer Feinde, indem ſie dazu Tänze aufführten im Hain um heilige Eichen herum.

Sie werden ſchlecht getanzt haben.

Ich reichte ihm lächelnd das hohe Deckelglas, das mein Vater ſich hatte geben laſſen, und er, es auf einen Zug leerend, gab es mir zurück, herzlich dankend.

Oh! das iſt ſchon etwas.

Dann nannte er mich ein deutſches Mädchen und ſchloß mich in ſeine Arme.

Was! ſo raſch? Haben die Barden das alle in ihrer Weiſe?

Vergiß nicht, daß er mich für das Schenkmädchen hielt.

Ja ſo! —

Zum erſtenmale brannte der Kuß eines jungen Mannes auf meinen Lippen.

Hm! Ich werds doch Licht anzünden. —

Ums Himmelswillen nicht! Du ſagteſt ja, es wäre ſo angenehm im Dunkeln zu plaudern.

Nun beruhige dich nur. Es ſoll ſo dunkel hier bleiben wie es nur irgend einmal im Bardenhain war. Kamt ihr nicht ſpäter in Kiel wieder zuſammen?

Ja, und wir blieben drei Wochen bei einander. Hermann ſtudierte in Kiel und mein Vater mußte in Angelegenheiten unſeres Prozeſſes mit den dortigen Gerichten verkehren.

Und du knüpfteſt unterdeſſen Prozeſſe auf deine eigne Hand an.

Philippine ſchwieg, aber ein Seufzer wurde in der Stille des Gemachs hörbar.

Nach einer Weile ſagte Sophie, indem ſie mit muthwilligem Ausdruck ihre Stimme änderte: Wer waren die alten Barden?

Die Urteutſchen, entgegnete Philippine, die Prieſter und Helden der alten Germanen: das kräftigſte und herrlichſte Volk das es gegeben hat und geben wird. Hermann iſt einer der Jünglinge, die dieſen Cultus neu zu beleben ſich die Aufgabe geſtellt haben. Er ſingt nur deutſche Lieder, er trinkt nur Bier, oder nur deutſchen Wein, er liebt nur ein —

Ein deutſches Mädchen! ſagte Sophie raſch; ah, ich begreiſe. Ich werde mich auch wohl hüten, deinem Hermann in den Weg zu kommen. Ich laſſe ihn dir vollſtändig. Aber nun iſt die Reihe an dir, Betſey. Ich will nicht hoffen, daß du dich weigern wirſt, unſerm Beiſpiel zu folgen?

Wenn es Freude macht, die dürftigen Erlebniſſe einer armen Fremden zu hören, entgegnete die Gefragte, weshalb ſollte ich mich weigern ſie euch zu vertrauen? Ihr liebt mich ja, nicht wahr? Habt ihr's mir nicht geſagt?

Beide umſchloſſen die ſchlanke Geſtalt, die bald an dieſe, bald an jene Schulter ihr Haupt ruhen ließ.

Nun wohl, ſo hört:

Man ſagt mir, daß ich in eine anhaltend ſchwere Krankheit gefallen bin, als ich etwa zwölf Jahre zählte. In der That iſt es mir auch, als wäre zwiſchen dem was ich einſt erlebte und was dann darauf folgte, ein unabſehbares ſchwarzes ſtilles Gewäſſer hingebreitet: ein Meer, über das nur hin und wieder ein nebelhafter Nachen gleitet, den ein geſpenſtiger Fährmann leitet, der verhüllte Schatten von dort herüberholt, die an mir vorübergleiten, ihren Schleier auf einen Moment heben und mich ein Antlitz und eine Miene ſehen laſſen, die mich vor Freude zittern und vor Schrecken beben machen. Ich kenne dieſe Geſtalten nicht; ich weiß ſie nicht mit Namen zu nennen, aber ich weiß, daß ſie mir eng vertraut und verwandt ſind, und über meine Tage einſt gebieten werden. Das ſagt mir die ſtumme bedeutungsvolle Sprache ihrer bleichen Stirnen, ihrer durch den Schleier unheimlich leuchtenden Augen. Ach, vergangene Nacht ſetzte wieder ſolch ein Nachen an das Ufer, und war mit mehr Geſtalten als gewöhnlich gefüllt; ſie winkten mir alle haſtig und drohend, und flohen in die Nacht, ohne daß ich diesmal auch nur im mindeſten verſtehen konnte, was ſie wollten; allein ein nahes Mißgeſchick oder Glück deuteten ſie mir an; dies iſt ſicher. Darum bin ich heute ſo nachdenkend und ſtill, vergebt mir.

Der Vater hat mir erzählt, du ſeiſt dem Tode nah geweſen; warf Philippine ein.

Vielleicht war ich auch ſchon todt, ſagte die Erzählerin. Vielleicht war jenes dunkle Meer der

Tod, und die Geſtalten von Jenſeit ſind die Lieben, an deren Bruſt ich einſt ruhen durfte.

Nur nichts Grauſiges! mahnte Sophie. Ich liebe nicht mich fürchten machen zu laſſen.

So will ich gleich auf einen heitern Gegenſtand übergehn, bemerkte Betſey. Ich will das allerliebſte Dörfchen am See ſchildern, wo der Bauer wohnte, der mich aufnahm, als ich beim Tode desjenigen, der mich in jene Gegend gebracht, rathlos und ſchutzlos herumirrte. Es war ein entzückender Ort. Nirgends, ſo weit die Erde grünt, ſcheint die Sonne ſo lieblich, die Abendluft weht nirgends ſo balſamiſch, der Spiegel des Waſſers iſt nirgends ſo wunderſam klar und ſtille als dort.

Armes Mädchen! Ich glaube, das ſagt wohl Jeder von dem Orte, wo er ſich wahrhaft glücklich fühlte.

Ja, ich war wahrhaft glücklich! O Gott — ich kann wahrlich nicht ſagen, wie ſo ſehr glücklich ich war! Wenn Gott einmal die Geſchenke überzählt, die er der undankbaren alten Erde und ihren Kindern gemacht, ſo wird er ſagen: Jenem Mädchen gab ich fünf geſunde glückliche Jahre, und ſie läßt mich doch manchesmal ein weinendes Auge, eine kummergebleichte Wange ſehen. O es iſt nichts mit der Dankbarkeit der Menſchen! Betſey beugte bei dieſen Worten ihr Haupt tief auf die ſchmalen gefaltenen Hände und ſetzte leiſe hinzu: Vergieb, Vater! Die Waiſe dankt dir doch! Die Fremde iſt doch glücklich! Zähle nicht die einſame Thräne! im Herzen blüht doch der Dank dabei, und immer und ewig werde ich dein Kind, du mein gütiger Vater, bleiben! Vergieb! —

Sophie und Philippine ſtörten mit keiner Bewegung, keinem Laut dieſes Gebet, das ſo einfach und ſo rührend war.

Der Bauer ließ mich arbeiten, fuhr die Erzählerin fort: ich konnte nicht viel thun, allein meinen guten Entſchluß zeigte ich, recht viel thun zu wollen, wenn ich die Kräfte gehabt hätte; allein ich war ſchwach und wurde bald müde. Wie ein Kind ſank ich manchesmal ins Gras und barg mein Haupt, das die Schultern und der Hals nicht mehr tragen wollten, tief in die rothen und blauen Blumen des Feldes. Wer mich ſo im Graſe liegen fand, meinte, die Krankheit habe mich wieder erfaßt, allein es war keine Krankheit, nur Müdigkeit. Mir war dabei unendlich wohl; ich ſah mit Blicken der innigſten Liebe Natur und Menſchen an und meine Seele hing ſich wie die arbeitende Biene an jeden Kelch, an jeden Blüthenbüſchel, und dann flog dieſe ſelbe Seele wieder wie ein Vogel weit hin über die ſonnenbeglänzten Baumgipfel und über den ſtürmiſch bewegten See der Ferne und dem goldnen Abendſcheine zu.

Es war bei Bregenz, wo der Vater Dich gefunden hat, fügte Philippine bei. Es iſt eines der ſchönſten Thäler der Welt.

Und doch kenne ich ein noch viel ſchöneres, entgegnete Betſey plötzlich träumeriſch — es iſt von Schnee bedeckt und von Stürmen umbrauſt. Aber drinnen, am ſtarren eisbedeckten See ſteht das hohe, ſtolze Haus, in dem die wohnt, an deren Herzen ich einſt ſo ſelig gelegen, die mich in ihre Arme ſchloß und mich ihr Kind nannte.

Du träumſt, arme Betſey! flüſterte Philippine. Ein ſolches Thal und ein ſolches Haus giebt es nicht; und wenn es ſolche gäbe, wären beide keineswegs ſchön. Hu, mich friert wenn ich nur daran denke. —

Aus Nacht und Dunkel bricht der Stern der Liebe hervor! Aus Eis und Erſtarrung geht ein großes Herz hin, ſeinen Weg zu wandeln durch die Hütten und Paläſte der Menſchen! Scheltet nicht die Nacht und das Eis — ſie gebaren das Licht und den Frühling.

Das mag ſein, rief Sophie, das verſtehe ich nicht. Ich bin ein wenig praktiſch, und will wiſſen, wie die Dinge in der Welt zuſammenhängen, ſo möchte ich denn auch jetzt wiſſen, ob es der Vater, der Oheim oder der Vetter war, der unſre Eliſabeth in das Bregenzer Thal führte, und der die Unhöflichkeit hatte daſelbſt zu ſterben und ſeine Schutzbefohlene rathlos zurückzulaſſen.

Weder der Oheim, noch der Vetter, nahm Philippine das Wort. Da unſre Freundin hier krank war und zwar dergeſtalt, daß ihr Gedächtniß für alle Zuſtände und Perſonen, mit denen ſie früher in Berührung gekommen, erloſch, und da ihr Begleiter geſtorben war, ſo kannſt du dir denken, daß mein Vater nichts über die Gegenſtände deiner Frage erfuhr. Der Bauer wollte wiſſen, daß das Kind Eliſabeth Florens hieß, und ſo nannte ſie denn auch mein Vater. Wie er ſie aus der Fremde brachte und mir vorſtellte, ſagte er: Da Pinchen haſt du noch eine Schweſter — liebe ſie, ſie verdient es! Und ſo geſchah es, und wir leben nun bereits drei Jahre ganz vortrefflich mit einander.

Setze deine Erzählung weiter fort, Betſey, bat Sophie. Bliebſt du nun immer ſo einſam in der Geſellſchaft des Bauern?

Betſey ſah auf und trotz der tiefen Dämmerung umher konnte man bemerken, daß das große dunkle Auge des jungen ſchwärmenden Mädchens auf die Fragende gerichtet war und dieſe gleichſam zu erforſchen ſchien, ob ſie würdig ſei das Geheimniß eines Herzens, das bis jetzt ſein größtes Glück im Schweigen und Dulden gefunden, zu erfahren.

Ich blieb nicht immer einſam, ſagte ſie endlich.

Und wer war dein Begleiter?

Er kam aus dem Hauſe der Sonne herab, Frühling war ſein Kleid und Freud und Lieb die beiden Schwingen, die ihn ſchwebend niedertrugen in unſer Thal. Die Blumen gingen ihm entgegen und küßten den Saum ſeines Kleides, in Andacht grüßten ihn die Baumgipfel.

Die heilige Mutter Gottes ſtrafe mich, wenn ich das verſtehe, ſagte Sophie im Ton der Verwunderung und des Schreckens.

Es iſt auch nicht zu verſtehen, entgegnete Betſey ernſt.

Das heißt, dein Liebſter war ein Menſch, den du nicht kannteſt, ein intereſſanter Abenteurer. So etwas wie Zigeuner oder Bandit.

Jetzt verſtehe ich dich nicht, ſagte Betſey noch ernſter.

Seid nicht wunderlich, rief Philippine dazwiſchen. Du ſollteſt wiſſen Sophie, daß unſer Engel hier immer in halben Träumen und Viſionen ſpricht. Ich will es dir in unſre Sprache überſetzen. Es war Einer von den zahlloſen Reiſenden, die jährlich die Thäler der Schweiz heimſuchen, und jedes ſchöne

Plätzchen mit ihren Tabatieren, Taſchentüchern, Reiſehandbüchern und Gedichteſammlungen in Maroquinband bedecken; nur daß dieſer Eine etwas hübſcher und jünger war wie ſeine Mitgeſchöpfe. Er nannte ſich einen Naturforſcher.

Ah, rief Sophie, man kennt das. Es war ein Verführer. Die Schweizer Berge ſollen bedeckt ſein mit dieſer gefährlichen Sorte Weſen und ſie ſollen ſich dort viel häufiger finden als die Gemſen, denen ſie an Geſchicklichkeit gleich kommen, über gefährliche Abgründe wegzuſetzen und in verſteckte Schluchten einzudringen.

Betſey hatte nicht gehört, was um ſie her geſprochen wurde; ſie hatte ſich in die fernſten Regionen ihrer Phantaſie geflüchtet, und wandelte bereits auf einem Boden, der ihren beiden Zuhörerinnen vollkommen unbekannt war. Sie ſagte: Wenn die Morgenſonne mich rief, ſo war es ſeine Stimme und ich flog an den See hinab, an deſſen Ufer ich ihn wandeln ſah, ein ſtolzer König, dem die jungen Strahlen des Tages als Pagen vorangingen, dem die weißen jungfräulichen Roſen folgten als Damen ſeines Hofes. Wie ſchön war dieſer junge König! Der Nachen nahm ihn auf und trug ihn ſchaukelnd über den See, der wie ein Silberpanzer blitzte, der ſich über eine weite Heldenbruſt dehnt. Der See wollte dem jungen König gleich ſein, eben ſo ſtolz, eben ſo frei, eben ſo prunkend. Die Berge ſtanden umher in dieſem Streit als Schiedsrichter. Einer der höchſten, der den längſten Silberbart hatte und deſſen Scheitel nackt gen Himmel ragte, rief: Der junge König iſt doch ſchöner und der See ſchweige! Ich lauſchte dieſem Urtheil, fand es gerecht, und triumphirte. Raſch pflückte ich eine Roſe, warf ſie in die Wellen, und ſprach zu ihr, indem ich in jede ihrer zarten Blätter ein ſüßes Geheimniß hüllte: geh und ſage ihm, daß ich hörte was die Berge geſprochen, und daß ich ihre Entſcheidung theile! Aber die Roſe blieb zaghaft am Ufer, allzuſehr hatte ich ſie beſchwert mit meinen Geheimniſſen; wie ein Nachen, in dem ein Liebender mit ſeinem Mädchen Platz genommen und wo nun noch der Frühling einſteigt, alle ſeine Blumen mitnehmend, wie dieſer Nachen von der ſchönen Laſt allzuſehr niedergedrückt nicht von der Stelle gleitet, ſo lag auch meine Roſe, müde mein Glück und meine Schmerzen in ihrem Innern zu tragen, auf dem weißgrünen Atlas der Welle, ohne ſich zu regen und zu rühren. Ich nahm ſie empor, ſchüttelte ſie und es glitten tauſend kleine farbige Strahlen hervor, purpur, blau, lila, goldgelb, und ich hatte nie geahndet, daß die Geheimniſſe der

Liebe ſo köſtlich ausſehen und ſo freudig glänzen konnten, da doch der Schmerz ſie geboren. In die leer gewordene Roſe bettete ich nun, ſtatt aller Sprüche und Worte, eine einzige Thräne und mit dieſer glitt der Nachen über die Wogen, wie eine ſchöne Prinzeſſin in einer Gondel ihrem Gefolge vorausfährt, dem harrenden Bräutigam entgegen. Roſe und Thräne glitten über die Wogen. Die farbigen Schleier der Roſe nahm der Morgenwind, entfaltete ſie und blies in ſie hinein, daß ſie zu Segel wurden, eine Libelle kam und ſetzte ſich mit ihren funkelnden Flügeln auf den grünen Stiel der Roſe und nun hatte die Gondel ihren Steuermann. Ich weiß nicht ob der junge König meine Botſchaft vernommen, ich vermuthe es jedoch, denn er kam von ſeiner Reiſe zurück, und als ich am Ufer wandelte, ſah ich ihn plötzlich an meiner Seite. Ich erſchrak und zitterte. Er gewahrte es; er ſchlang ſeinen Arm um meinen Leib und hielt mich. Von ſeinem Auge fluthete ein blaues Meer, auf deſſen Gewoge goldne Scheine tanzten, in meine Seele: Wie in heißen Flammen brennend drängte ſich mein Herz hervor um in dieſen Fluten ſich zu kühlen. Aber immer wieder warf eine ſtrenge, gebietende Hand Schleier und Nebel zwiſchen mein Herz und die Fluten. Dieſe Schleier waren meine Augenlieder, die ſich ſenkten. Nun wurde es plötzlich Dämmerung in mir! Jetzt war mein Herz eine brennende Blume, die in Walddunkel an einem heimlichen Plätzchen, während ſchwül die Blätternacht herabſchattet, ihren Kelch öffnet und ihre fieberglühenden Wangen im ſchwarzen Spiegel des Waldſees beſchaut. O! rief ich — nicht dieſe verſchloſſene Flamme! viel ſüßer denn das blaue Meer und das Licht. Und ich öffnete die Augen wieder, und berauſchte mich in Licht und Liebe. Aber die helle Liebe und die dunkle — es war immer ein und daſſelbe Herz! Sah ich ihn nicht, ſo war ich die ſchwarze Lilie, die einſam in Nacht ſtand; war ich bei ihm, ſo war ich die weiße Lilie, die im Licht erglühte.

Das iſt ſehr wunderbar! rief Sophie und holte tief Athem, wie Jemand, der von langer und vergeblicher Anſtrengung ein Ziel zu erreichen, das immer wieder vor ihm zurückweicht, erſchöpft iſt. Wenn ich nur wüßte, was das Alles bedeutete.

Ich will es dir erklären, ſagte Philippine geſchäftig. Betſey liebte dieſen jungen Jäger, oder Reiſenden oder was er ſonſt war, und gab ſich mit ihm Zuſammenkünfte am See. Drei Wochen ungefähr blieb dieſer intereſſante Fremde in der Gegend, dann verſchwand er, und zwar ſpurlos. Betſey war nahe daran, in ihre frühere tödtliche Krankheit zurückzufallen. Dazu kam daß man einen Verſuch machte, ſie aus dem Hauſe des alten Bauern zu rauben.

Wer that das? Der junge Jäger?

Nicht doch! der war gerade der Retter. Nein, es ſollen Vermummte geweſen ſein, die Nachts einbrachen, und gewiß des armen Opfers ſich bemächtigt hätten, wenn nicht der Jäger —

Du ſagteſt eben daß er ſpurlos verſchwand. —

Nun ich denke mir nur daß er es geweſen ſein muß, denn wer hätte wohl ſonſt ſo regen Antheil an dem verlaſſenen Kinde genommen. Geſehen und erkannt hat ihn freilich Niemand.

Und der —

Nun, der kam und riß ſie aus den Händen der Vermummten, die ſie ſchon auf ihre Schultern geladen hatten, wie ich einen Bündel Küchenkräuter mir aufbürde, wenn ich der Köchin bei ihren Geſchäften einmal Hülfe leiſte.

Das iſt romantiſch. Die gute Frau von Sévigné, Gott hab ſie ſeelig: mein Vater hat ſie noch im Schloß Rambouillet geſehen, würde daraus einen Roman gemacht haben. Bei allem dem lieb ich doch die bequemen Liebesabenteuer.

Jede nach ihrem Geſchmack, entgegnete Philippine.

Ich, meineſtheils, will durchaus nicht ganz gefahrlos lieben. Mein Hermann hat mir zugeſchworen daß er in eine Menge gefahrvoller Unternehmungen ſich einzulaſſen gedenkt, wenn er nur erſt ſein Examen als Adjunkt beim Schöppengericht zu Kiel wird gemacht haben. Fürs Erſte will er in Deutſchland die alten Barden wieder einführen und die heiligen Haine neu einrichten; dann will er in den Krieg ziehen gegen alle Völker der Nachbarſchaft in Süd und Nord, Oſt und Weſt, und wenn alle überwunden ſind, werde ich den Namen Thusnelda annehmen, und wir werden uns in Thierhäute hüllen, und Meth aus den Schädeln unſrer Feinde trinken. Das heißt doch etwas erleben! denke ich. Aber wie geſagt, für's Erſte muß er ſein Examen machen.

Ihr macht mir den Kopf wirbelnd mit Euren Geſchichten, ſagte Sophie. Ich werde mich zu Bette legen.

Und ich werde deinem Beiſpiel folgen, bemerkte Philippine. Es iſt ſchon ſehr ſpät.

Die Mädchen umarmten Betſey, die aufrecht und unbeweglich ſitzen blieb, und Philippine flüſterte ihr ins Ohr: Biſt du jetzt die dunkle, oder biſt du jetzt die helle Lilie?

Die Gefragte ſchüttelte ſanft das Haupt; Thränen glitten über ihre Wangen.

Bitte Gott, ſagte ſie leiſe, daß er mich zu ſich nimmt. Dieſe Welt iſt nicht für mich. Ich bin euch allen nicht recht, ich fühle es, und doch kann ich nicht anders ſein. —

Die Entſcheidung.

Dieſe Nacht, in der ſo manches Herz im alten Sollicitantenhauſe ſich mit ſeinen heiligſten Hoffnungen und verborgenſten Wünſchen beſchäftigte, glitt auch für den Beſitzer dieſer Räume nicht traum- und bilderlos vorüber. Der Freiherr Ambroſius von Laubenſtock wurde auf ſeinem Lager von einem Gebilde phantaſtiſcher Art heimgeſucht. Er war entſchlummert, mit den ewigen Gedanken an den Prozeß beſchäftigt, deſſen Ende er nun endlich baldigſt erwartete, und er ſah im Traum daß dieſe Hoffnung aufs neue fehlſchlug. Er ſah es aber nur im Traum. Der Schauplatz dieſes Traumes war kein geringerer als das Thal Joſaphat, jenes myſteriöſe Thal, in welchem dereinſt das Weltgericht abgehalten werden ſoll, wie uns die heiligen Bücher verſichern. Der Freiherr war hinausgegangen, harmlos ſpazieren gehend, und plötzlich hatte er ſich, er wußte durchaus nicht wie, am Ufer des Jordan befunden, und über ſeinem Haupte erklang eine

Poſaune, und eine Stimme hatte gerufen daß alle Todten, ſie mochten nun von der Erde gedeckt oder von den Wogen des Meeres überflutet ſein, herbeikommen und ſich ſammeln ſollten, damit über ſie der letzte, ſchauerliche Urtheilsſpruch gefällt werde. Einem wandelnden Juriſten kann nichts willkommener erſcheinen als, indem er zwecklos umher zu ſchlendern gedenkt, plötzlich in die Nähe ſo intereſſanter Entſcheidungen zu kommen und die Pforten zu einem ſo ungeheuren Gerichtsſaal vor ihm ſich öffnen zu ſehen. Der Freiherr eilte, er verdoppelte ſeine Schritte um nicht zu ſpät zu kommen, um auf den Tribünen, die hier von Wolkenbalkonen, auf rieſigen Nebelſäulen ruhend, gebildet wurden, einen leidlich guten Platz zu erhalten. Wie er kam, ſpie die Erde ſchon ihre Schatten aus, wie ein ekler, trunkener Zecher die Weinbeeren, die er nicht mehr herabzuſchlucken vermag. Dieſe Schatten gingen aufrecht umher, in zerriſſene Grabtücher gehüllt und unter dem Arme etwas tragend, das wie Bündel Papier ausſah. Es waren die Akten ihres Prozeſſes, und ſie ſuchten dieſes Bündel beſtmöglichſt zu verſtecken, es ging aber in keiner Weiſe. Der Freiherr fand ſich zuſammen mit andern Juriſten, die dieſe Straße zogen; alle äußerſt neugierig und geſpannt auf den Urtheilſpruch des erſten und größeſten

Juriſten. Der Kaiſer Juſtinian grüßte den Freiherrn herablaſſend und gütig, auch Hugo Grotius trat grüßend auf ihn zu. Der Freiherr fühlte ſich ſtolz beſeeligt.

Endlich ſtand der Freiherr auf der Tribüne neben Solon.

Das Gericht begann.

Noah mit ſeiner Arche, die er aus Baumſtämmen zuſammengezimmert, die ihm nicht gehört hatten, Jacob mit ſeinem betrügeriſchen Ziegenfell, David mit dem Briefe an Uria. — Alle wurden abgefertigt und zwar raſch. Es ging ins Mittelalter, in die neuere Zeit. Plötzlich rief eine Stimme: Wie viel Prozeſſe liegen noch unentſchieden in Wetzlar?

Siebenzig Millionen, antwortete eine andere Stimme.

Ah — ah! tönte es von allen Tribünen.

Und auf Befehl des oberſten Richters ſtürzten ſich Myriaden Engel in das alte Reichskammergerichtsgebäude in Wetzlar und ſtiegen auf Leitern hinauf und hinab, um wie in den Bergwerken nach den Aktenfascikeln zu ſuchen, die grade verlangt wurden. Unterdeſſen ſtanden zitternd und wartend die armen Schatten da, deren Prozeſſe geſucht wurden. Endlich faßten die Engel, müde des zweckloſen Suchens, das alte Haus und kippten es um wie eine Potpourrivaſe, ſo daß plötzlich Erd und

Himmel verfinſtert wurden von dem Schneegeſtöber von Aktenblättern, die überall herumflogen. Millionen Todtenarme ſtreckten ſich in die Luft aus, und Jedem gelang es endlich ſeinen Prozeß zu erhaſchen. Nur ein ungeheures Aktenbündel, wie eine koloſſale, graufarbige Taube, flog noch immer zwiſchen Erd und Himmel.

Wem gehört es?

Keine Antwort.

Die Erde warf in dieſem Augenblick ein Paar Särge hervor, die blieben ſtumm und feſt verſchloſſen. Drinnen aber rumorte es, und dumpfe Stimmen, die der Freiherr gar wohl erkannte, riefen drinnen in den Särgen: Macht auf! Macht auf! Brecht das verdammte Siegel! Unſer Prozeß iſts, der dort herumflattert! —

Und der Freiherr erkannte ſeine Ahnherrn! Er wollte hinzueilen, aber er vermochte es nicht. An Solons Seite feſt gebannt blieb er, und mußte den bangen Ruf der Ahnherrn anhören, ohne für ſie thätig ſein zu können.

Und von dieſem bangen Rufe erwachte er.

Zugleich pochte es an ſeine Thüre. Immer noch überzeugt, es ſei der Ahnherr der im Sarge poche, ſeufzte der Freiherr dreimal ſehr tief ohne „herein“ zu rufen.

Es pochte nochmals.

Jetzt flohen die Geiſter des Traums; der Schläfer erwachte und gab die Erlaubniß zum Eintritt. Es war Herr Melchior, der Barbier, der diesmal ungewöhnlich früh kam, und ungewöhnlich erhitzt und aufgeregt ausſah. Der Freiherr ſtarrte ihn an, als wenn er noch eine der phantaſtiſchen Figuren aus dem Traume vor ſich ſähe.

Herr Kammerrath! ſtöhnte der Barbier.

Was giebts? fragte der Freiherr, indem er ſich im Bette zurecht ſetzte und die Nachtmütze aus den Augen ſchob.

Herr Kammerrath — dort drüben rumort es..

Dort drüben? Wo?

Nun, im Kammergericht.

Dem Freiherrn kamen wieder die Bilder ſeines Traumes, und er rief zerſtreut: Ich weiß, ſie ſteigen dort auf Leitern auf und nieder und thun ſo, als wenn es ein Bergwerk wäre, und doch ſind die Prozeßakten Laubenſtock contra Mutius ganz leicht zu finden; ſie liegen im hundert und ſiebenten Repoſitorio unter dem Aktenfascikel der reichsgräflich Pinkel-Rollenſtein-Rothenſteinſchen Streitſache. —

So — ſagte der Barbier — ei! O der Herr Kammerrath haben ein bewundernswerthes Gedächtniß. Ich wollte nur ſagen, es hat im Kammergerichtsgebäude dieſe Nacht eingeſchlagen.

Das Donnerwetter?

Nein, eine Entſcheidung. Man ſagt daß zwei oder drei Prozeſſe flügge würden. Mein Neffe iſt ſeit einer Woche Supernumerar-Copiſt bei dem neu angeſtellten Herrn Unter-Compilator, und da hat man ihn heut Nacht geweckt, weil ein Courier aus Wien gekommen. Man ſagt —

Und es klopfte wieder.

Der Kammerdiener trat ein und meldete, daß im Vorſaal ein Bote vom Gericht wartete. Der Freiherr kleidete ſich raſch in ſeinen Morgenrock, doch er hatte noch nicht ganz dieſe flüchtige Toilette vollendet, als ſchnell nach einander die Meldungen kamen daß dem Boten auf dem Fuße der Aktuarſchreiber, dieſem der Herr Aktuar ſelbſt gefolgt ſei, dieſem der Geſchäftsführer, dieſem der Bote eines befreundeten Raths, dieſem ein Abgeſandter des Magiſtrats, und endlich zwei Räthe, die in die Sitzung eilten, aber vorher noch im Sollicitantenhauſe Nr. 12 vorſprachen. Kurz das Vorgemach wimmelte von Leuten, die Alle kamen um — man wußte nicht recht — den Freiherrn zu beglückwünſchen oder niederzudonnern; denn Keiner ſprach zum Andern von dem eigentlichen Beweggrunde ſeines

Erſcheinens: ſie ſprachen über das Wetter, über die diesjährigen Erndteausſichten; doch hörte Keiner was der Andre antwortete, und Aller Blicke waren in einer Art Starrkrampf auf die Thür gerichtet, aus der der Freiherr hervortreten ſollte. Endlich erſchien dieſer und wie, wenn man an einem ſummenden Bienenſtock die Flamme eines Lichtes bringt, es plötzlich darin auf eine Sekunde lautlos ſtille wird, ſo hörte auch das Scharren, Summen und Ziſcheln rings im Gemache auf, und Alles ſtand in einem Halbkreiſe um den Eintretenden.

Herr Kammerrath, bitte — ein Wort im Vertrauen! —

Hierher, Herr Kammerrath — ich bitte! —

Herr Baron — ich bitte — hierher! — Theuerſter Gönner und Freund! — hierher! —

So trachtete Jeder den Freiherrn auf die Seite zu ziehen, um ihm das Geheimniß mitzutheilen, um deſſentwillen er gekommen, und wo er feſt überzeugt war daß ſein Nachbar noch nicht die leiſeſte Ahnung davon habe. Der Freiherr flog in ſeinem großblumigen bunten Schlafrock wie ein lebendig gewordener Strauß Feuerlilien von Einem zum Andern, bald ſein Ohr dieſem, bald jenem Munde nähernd. Und je öfter er dieſes Manöver wiederholte, deſto ſtrahlender wurden ſeine Blicke. Jeder, nachdem er ſein Geheimniß an den Mann gebracht, begab ſich weg um raſch die nöthigen Gänge zu ſeinen Freunden und Bekannten zu machen, die ebenfalls im „engſten Vertrauen“ von dem Vorgefallenen benachrichtigt werden mußten.

In einer Stunde wußte es die ganze Stadt: das Sollicitantenhaus Nr. 12 hatte ſeinen Prozeß gewonnen! —

Der Freiherr ſank erſchöpft in ſeinen Stuhl, und befahl mit matter Stimme Adelgunden zu rufen.

Sie erſchien.

Der Freiherr richtete ſich auf und ſaß wie ein alter Imperator auf dem curuliſchen Stuhl; das rechte Bein vorgerückt, die linke Hand in die Seite geſtemmt; es fehlte nichts, als daß man das brennende Rom im Hintergrunde geſchaut hätte, und die Heerhaufen der drohenden Gallier.

Eine feierliche Stille herrſchte. Adelgunde pflückte an den Papilloten ihres Hauptes und ſah den Bruder mit einem mißtrauiſchen Blicke an.

Was ſoll's, Ambroſius?

Haſt du nichts gehört? Das ganze Haus iſt ja in Aufruhr!

Und in dieſem Augenblicke fing ein Chor Muſikanten vor dem Hauſe einen Choral zu ſpielen an: Nun lobet Alle Gott.

Adelgunde eilte ans Fenſter, aber an ihre Haarwickeln denkend, zog ſie den Kopf, den ſie bereits aus dem Fenſter geſteckt, raſch wieder zurück und ſah wiederum den Bruder an.

Adelgunde — unſer Prozeß —

Iſt verloren?! —

Iſt gewonnen!! —

Und die Geſchwiſter lagen ſich in den Armen. Draußen ging der Choral in ein raſches Tempo über und ein heller Tenor ſang die Verſe: Freut euch des Lebens — Und zu gleicher Zeit drängte und zwängte es mit Gewalt gegen die große Saalthüre. Der Eingang wurde erſtürmt und ein Schwarm von Nachbarn und Dienſtboten jedes Alters ergoß ſich in das große Empfangzimmer und in das Vorgemach. Es gelang kein Halten und kein Zurückdrängen. Die Köchin, gefolgt, wie von einer Nobelgarde, von dem Waſchmädchen, dem Küchenjungen und dem Heizer, ſtürzte ſich auf die Hand des Freiherrn hin, als wenn ſie ein ihrem Departement verfallenes Stück Nahrungsmittel geweſen wäre, und bedeckte ſie mit Küſſen, während der Küchenjunge in die Falten des Schlafrocks hineinheulte, und der Ofenheizer die Spitzen der rothen Morgenſchuh zärtlich ſtreichelte, als wären es beſonders ſchöne und zarte kleine Kätzchen. Adelgunde war entſchlüpft, aber ſie hatte nicht ſo raſch die Treppe, die zu ihrer Bodenkammer führte, erreichen können, daß nicht die Worte ihr Ohr erreicht hätten: Holla ho! da geht die Braut! Hei! wie ſo flüchtig ſie dahineilt, wie ein junges Reh, das im Gebirge gejagt wird! Wie eine Morgenwolke, die der pfeifende Oſt am Himmel dahertreibt! Ja, die Bräute haben Gott im Herzen und das Glück in der Taſche! Nun, wir gönnen ihr ihr Glück.

Adelgunde ſaß in ihrem Kämmerlein. Sie hielt die Hände im Schooß gefalten und ſtarrte vor ſich hin. Das Eichkätzchen drehte ſich in ſeinem Ringe zum Ohnmächtigwerden; es verlangte Futter. Zum erſtenmale hatte Adelgunde es vergeſſen. Die Tauben girrten vor dem Fenſter, es wurde nicht geöffnet. An dieſem Tage wurde das Myrthenſtöckchen nicht begoſſen. Aus dem Winkel des Zimmers ſahen zwei Augen ſehnſüchtig zu der Träumenden hin, es war das kranke Bologneſerhündchen — ſeine Schaale blieb leer, ſein Waſſerkrüglein ungefüllt.

Alſo doch! flüſterte die Braut. — Fünf und zwanzig Jahr — und nun doch! —

Als die Mittagſtunde ſchlug, war die ganze Sollicitantenſtraße von oben bis unten hin mit Menſchen gefüllt. Eine Deputation des Raths drängte ſich nur mit Mühe durch. Wie die Menge wieder zuſammenfluthete, rief eine Stimme: Platz für den Herrn Bräutigam! — Und raſch wie ein Aal ſchlüpfte ein magerer Mann durch die Menge, ſich gefliſſentlich ihrer Aufmerkſamkeit entziehend. Nur einen Strahl warf die helle Glücksſonne dieſes Tages auf den pfirſichblüthfarbenen Rücken, dann war er in die dunkle kühle Seitengaſſe getaucht und ſpurlos verſchwunden.

Wem galt denn der zweite Glückwunſch dieſes Tages?

Ach, einem Prozeß, der nichts erfreuliches an ſich hatte. Am Ende der langen Sollicitantenſtraße, dort wo ſie in das finſtre Seitengäßchen ausmündete, lagen zwei Häuſer ſich einander gegenüber, beide alt, beide morſch in ihrem Verband von Mörtel, Sparrwerk und Ziegeln zuſammenhängend, beide übelausſehende — übereilt aufgebaute und frühzeitig wieder zuſammenfallende Bauwerke — gleichſam jugendliche Häuſer-Greiſe. Ihre Erbauer waren zwei feindliche Brüder, die mit einander prozeſſirten — viele, viele Jahre lang. Den Einen dieſer Brüder bezeichnete die allgemeine Volksſtimme als den beſſern, den Andern als den unverbeſſerlich ſchlimmen. Der Eine hatte, als ſie hierherzogen, noch eine Frau gehabt, der Andre eine Tochter; beide weibliche Genoſſen waren geſtorben und nun zehrten die Brüder nur von ihrem Haß, denn Jeder ſchrieb dem Andern den Grund bei, daß er jetzt ſo einſam und ſo verlaſſen ſei. Fürchtegott bewohnte zuletzt — da die Gicht ihn ſchon ſeit ſieben Jahren ans Bette feſſelte, nur das Eckſtübchen, durch deren Fenſter er hinüberſehen konnte zum Hauſe des Bruders. Immer mehr erblindete das Fenſter, nur eine Scheibe blieb zuletzt noch helle, endlich nur ein Raum, einen Thaler groß, in dieſer Scheibe; durch dieſen blickte er. Unermüdet lag das Krokodillenauge vor dieſer Scheibe, immer hinüberſpähend und ſich an dem Verfall des Hauſes erfreuend und giftige Blicke hinüberſchießend, wenn ſich die Geſtalt des Verhaßten an dem gegenüberliegenden Fenſter zeigte. So war es vierzig Jahre hindurch gegangen. Obgleich ſchon halb geſtorben und faſt ganz erblindet, ſchärfte der Haß doch immer noch die Sehkraft und hielt ſie wach. Man mochte dem Hauſe vorbeigehn zu welcher Tageszeit man wollte, immer lag das unheimliche Auge vor dem einzigen hellen Fleckchen in der getrübten Scheibe, und ſelbſt in der Dämmerung glimmte und ſchimmerte etwas hinter dem Glaſe, das wie das Leuchten eines Auges erſchien. Es war ein unheimliches Haus — es war ein unheimliches Fenſter: dieſes eine Haus war im Stande die ganze Straße verhaßt zu machen.

Und zu dieſem Hauſe lenkte nun die Deputation, mit ihren Fahnen, ihren Flötenbläſern, mit ihren rothen Rathsdienergeſichtern und ihren ſingenden Chorſchülern den Weg.

Das Haus war verſchloſſen; es blieb verſchloſſen; es war drinnen grabesſtille.

Der Geſchäftsführer erzwang ſich einen Eingang, indem er über eine niedrige Zäunung des Nachbarhofes kletterte und eine Hintertreppe hinaufeilte. Er fand ſeinen Clienten auf dem Strohlager liegend, ſtarr, leblos, mit einem eiskalten Schweiß Stirn und Wange bedeckt. Mit Hülfe der alten Haushälterin bringt er ihn ſo weit, daß er wieder Zeichen des Lebens von ſich giebt.

Was wollen Sie? fragte der Kranke barſch.

Ich möchte Ihnen gerne eine Freude bereiten.

So? Möchten Sie das? Mir, eine Freude. Nun wiſſen Sie was: wiſchen Sie mir mit Ihrem Tuche die Scheibe dort etwas klar. Seit geſtern kann ich nicht mehr durchſehen, meine Hand iſt gelähmt! Damit bereiten Sie mir eine Freude.

Der Advokat bringt ſein ſeidenes Taſchentuch hervor und reinigt den bezeichneten Raum. Der Kranke will ſich der Scheibe nähern; er kann es nicht, die Gicht hält ihn ans Lager. Mit einem dumpfen Laut bleibt er unbeweglich liegen. Dieſe Pauſe benutzt der Geſchäftsführer ſeinen Schützling mit der glücklichen Wendung, die ſeine Angelegenheit genommen, bekannt zu machen.“ Der Sterbende hört ihn ſtarren Auges an; krampfhaft ſind beide Fäuſte in die Falten der Decke eingeſchlagen. Weiß es Gottlieb ſchon?

Er hört es eben. Er ſteht am offenen Fenſter und man ruft ihm zu, daß Sie den Prozeß gewonnen haben.

Ein heulender Ton entwindet ſich der Bruſt des Sterbenden, er ſchleudert ſich mit der Gewalt eines furchtbaren Krampfes an die Bettkante und drückt die Stirne, von der der Todesſchweiß niederrann, an die Scheibe. Ein Lächeln, vor deſſen Anblick der junge Mann zurückſchaudert, ſpielt auf ſeinem Antlitz; er weidet ſich an dem Eindruck, den die Nachricht auf den Beſiegten macht, und dieſe Freude iſt ſeit vierzig Jahren die erſte aber auch die letzte, die ſein entmenſchtes Herz bewegt. Er ſtößt einen dumpfen Schrei aus, ſeine Bruſt arbeitet röchelnd, und eine Minute darauf iſt ſein Geiſt der Hülle entflohen.

Dies war das zweite Sollicitantenhaus, dem heute eine freudige Nachricht gebracht wurde.

Abermals wird einer Braut anbefohlen noch zu warten.

Wenn des heiligen römiſchen Reiches kaiſerliches Kammergericht zu Wetzlar einmal eine Streitſache zum völligen Abſchluß gebracht hatte — und der Himmel iſt Zeuge, wie ſelten ihm dies glückte — ſo kamen denn nun auch die Entſcheidungen Schlag auf Schlag. Es waren noch keine vierzehn Tage vergangen und ſchon hatte der Freiherr das Schreiben des Reichshofraths in Wien in Händen, wo ihm amtlich und unter den gehörigen Formalitäten die Erledigung ſeines Prozeſſes zu ſeinen Gunſten eröffnet wurde. Dieſes Publicat ging ſofort in den Reichsanzeiger, in das Frankfurter Poſtblatt, in die Hamburger Zeitung, in den Göttinger Publiziſten und den Schwäbiſchen Merkur über, ſo daß ganz Deutſchland, wenn es anders wollte, den Sieg Laubenſtock contra Mutius wiſſen konnte. Der Freiherr hatte ſein dem Vater gegebenes Wort gelöſt, die große Aufgabe, gleichſam der Inhalt ſeines Lebens, war erfüllt; er ſah einem ruhigen Abend ſeines Lebens nach beſiegten Stürmen entgegen. Er ahndete nicht daß grade dieſen Zeitpunkt des Triumphs das Schickſal erwählte, um ſeinen erprobten Kämpfer an einem neuen Kampfe zu betheiligen.

Ein Bote nach Frankfurt wurde ſofort abgeſendet, der die koſtbare Troddelperrücke, eine neue Art hundertlockiger Haargebäude mit ſilberglänzendem Puder beſtreut, abholen ſollte, denn ſie war beſtimmt das Haupt des Baron Ambroſius am Hochzeittage ſeiner Schweſter zu zieren. Dieſe Schweſter ſelbſt ſetzte ſich mit ihrer Kammerfrau in eine Poſtkutſche und fuhr nach Offenbach, wo der Jude Kornmann et Comp. ein Kapital aufbewahrte, deſſen Hebung am Hochzeittage vom Vater Adelgundens beordert war. Alles im Sollicitantenhauſe Nr. 12 war in lebhafter Bewegung; denn neben Adelgundens Hochzeit ſollte auch ihres Neffen Ambroſius Vermählung mit Sophie Lepeintre ſtatt finden. Der glücklich Liebende hatte dies beim triumphirenden Vater durchgeſetzt.

Der Freiherr war unterdeſſen eines Morgens heimlich abgereiſet, nur von ſeinem treuen Kammerdiener begleitet. Er kam nach fünf Tagen wieder und legte einige Gegenſtände, die wie alte verwitterte Ordensbänder, oder eigentlich wie morſche Verbände um ungeheure Aktenfascikel ausſahen, in eine Truhe, wo die Familiendokumente aufbewahrt wurden. Niemand im Hauſe fragte nach, was es ſei, was der Freiherr ſo heimlich abgeholt hatte und verſchloß; Jedermann wußte, daß es die Inſiegel des Gerichts waren, die von den Särgen abgelöſt worden. Erſt als dieſe Schickſalsbande im Beſitz der Familie waren, konnten die Freude und das Glück ungehindert die Schwelle des Hauſes überſchreiten.

Es war der erſte Mai, der Blumen- und Lebenſpender, der die Thür zweier Brautgemächer öffnete um zwei glückliche Schönen hineinziehen zu laſſen. Die Eine ſchickte ſich an hineinzuziehen, klug, beſcheiden, mit einem ſittſamen Lächeln auf der Lippe, die Andre mit dem feurigen flüchtigen Schritt der blühenden Jugend und Unerfahrenheit.

Die Trauung ſollte nach üblicher Weiſe in der Kirche ſtattfinden. Die Zeit war beſtimmt. Als man in früher Morgenſtunde an der Thür des Schlafgemachs des Barons klopfte, erfolgte keine Antwort. Man öffnete: das Zimmer war leer: das Bette unberührt. Welch einen Schrecken verbreitete dieſe Nachricht im ganzen Hauſe. Der Freiherr war die ganze Nacht über nicht nach Hauſe gekommen, und doch hatte er feierlichſt, ſeiner Gewohnheit nach, am geſtrigen Abend der Familie eine gute Nacht gewünſcht; Jakob, der Kammerdiener bezeugte, ſeinen Herrn in Schlafrock und Pantoffeln, völlig bereit zur Ruhe ſich zu begeben, im Schlafgemach verlaſſen zu haben. Niemand hatte ihn aus dem Hauſe gehen ſehen. Er war verſchwunden wie in den Feenmährchen die Kinder verſchwinden, die von ihren Eltern dann auf einem Baumgipfel oder auf einer unzugänglichen Felſenſpitze wiedergefunden werden. Der Himmel verhüte daß man den kaiſerlichen Kammerrath auf einem ſo gefährlichen Platze wiederentdeckte. Aber zum Glück für das beſtürzte Haus ſtellte ſich der Verlorene von ſelbſt wieder ein; er kam, zwar etwas erſchöpft und aufgeregt, wie Einer der einen anſtrengenden Spaziergang zu einer ungewöhnlichen Tagesſtunde vollbracht hat, gegen acht Uhr die Straße herabgewandert. Den treuen Dienern, die ihm entgegenliefen, befahl er ruhig zu ſein; ſeiner Schweſter gab er an daß er ein Geſchäft, welches ſich ihm plötzlich gewieſen, noch habe beendigen müſſen; ſeinen Sohn jedoch nahm er mit ſich und ſchloß ſich mit dieſem ein. Die Unterredung, die beide mit einander führten, dauerte lange und ihr Inhalt mußte im höchſten Grade wichtiger Natur ſein, denn als Ambroſius endlich das Zimmer verließ, hörte Sophie, die auf der Lauer im Corridor ſtand, ihn die Worte mit einer vor innerer Erregung zitternden Stimme ſagen: Das Opfer iſt groß, mein theurer Vater; allein wir ſind in unſrer Familie der

Opfer gewohnt. Ich bin dein Sohn und werde mich deiner würdig beweiſen. Gott tröſte nur meine Sophie.

Deine Sophie! rief die Lauſchende und ſtürzte hervor und an den Hals des Verlobten. Was ſoll es? O Gott, was giebt es?

Er ſah ſie lange an mit einem ſchmerzlichen und innigen Lächeln; zog ſie dann näher an ſich heran und rief: Ducimur ut nervis alienis mobile lignum!

Was? was? rief Sophie — Ich verſtehe das nicht.

Arme Kleine! In Horazens Werken, Satire 7 lib. 2 findeſt du dieſen Spruch, der wunderſam in dieſem Augenblick mein ganzes Fühlen und Denken ausſpricht. Ja er hat Recht; wie Drechslerpuppen werden wir an Fäden hin und hergezogen.

Was ſoll das heißen?

Es ſoll heißen daß das Schickſal uns trennt. Sei ruhig, nur auf wenige Monate. Ich muß heute noch abreiſen. Der Vater will es.

Sophie erbleichte: Der Prediger wartet ſchon in der Kirche — flüſterte ſie.

Er wird meine Tante trauen.

O Ambroſius, das iſt ſchlecht von dir. Was werden die Leute ſagen?

Ich antworte dir darauf, mein Kind, mit Seneca: Nil tam inaestimabile est quam animi multitudinis. Was geht uns der Leute Gerede an, wenn wir der Stimme des Gewiſſens, dem Rufe der Ehre folgen. Dieſer Ruf iſt an mich ergangen.

In dieſer Nacht?

In dieſer Nacht. O mach mich nicht weich, Sophie; mir iſt das Herz ohnedies ſchon ſchwer genug! Als er dieſe Worte ſprach, öffnete ſich eine Thür im Gange und Eliſabeth Florens ſchritt hervor. Sie hatte ſich geſchmückt, denn ſie ſollte Sophien als Brautführerin dienen. Die hohe Geſtalt des jungen Mädchens, in einem Gewande von weißem Atlas, mit einem Kranz von Orangenblüthe und Myrthenzweigen im Haar, war ein Gebilde ſo ſchöner und feſſelnder Art, daß die Blicke der Trauernden unwillkürlich auf ihm haften blieben. Eliſabeth verfolgte ihren Weg, indem ſie, wie gewohnt, träumend niederſah und ihrem Gange jenes eigenthümliche Schwanken und Schweben anhaftete, durch das ſie ſchon von ferne kenntlich wurde. Als ſie in der Nähe der Sprechenden kam, ſchreckte ſie ein wenig empor, gleich darauf faßte ſie aber die Hand Sophiens, und die Züge des bleichen zarten Geſichts nahmen den bittenden ſcheuen Ausdruck an, der etwas ſo Rührendes und Geheimnißvolles hatte. Ambroſius wich etwas zur Seite, und zum erſtenmale ſah man ihn eine tiefe und reſpektvolle Verbeugung dem Mädchen machen. Sophie bemerkte dies nicht, denn ſie war gänzlich eingenommen von der wichtigen und niederbeugenden Neuigkeit, die ſie ſo eben Betſey mitzutheilen ſich anſchickte.

Lege nur deine koſtbaren Gewänder wieder ab, Betſey. Es wird heute nur ein Paar getraut. Ich muß noch warten. Wahrlich, ich bin nicht abergläubiſch; aber als wir den Abend letzthin ſo heiter beiſammen waren und ich ſo ausgelaſſen fröhlich im Herzen, überfiel es mich gleich darauf und ich dachte: nun das geht übel aus. Allemal, wenn ich ſo recht froh bin, ſteht das Unglück ſchon vor der Thür und krümmt den Finger um anzuklopfen.

Der Himmel iſt gütig gegen Diejenigen, denen er das Glück noch aufſpart. Die, die die Schaale gleich leer trinken, durſten ſpäter.

Ach Kind, du weißt nicht was du ſprichſt, rief Sophie und rieb ſich weinend die Augen, wie ein Kind, dem ein Lieblingsſpielzeug zerbrochen worden.

Eliſabeth wandte ſich und ging ſtill in ihre Kammer zurück.

Ambroſius ſah ihr nach und blieb lange wie in ſtarres Sinnen verſenkt ſtehen. Seine Braut ſtörte ihn auf, indem ſie ihn ungeduldig fragte, wohin er ſchaue. Kam es dir nicht ſo vor als ſäheſt du etwas über dem Haupte jenes Mädchens glänzen?

Die Mirthenkrone? fragte Sophie.

O nein, eine viel andre Krone. Es glänzte wie Gold. —

Du biſt nicht recht klug! Wie käme die arme Waiſe und Verlaſſene zu einer Krone? Mich aber wirſt du bald in einer Todtenkrone ſehen. Wahrlich, dieſes Haus iſt ein verwünſchtes Haus, die Bräute gedeihen darin nicht. Wenn ich auch fünf und zwanzig Jahre warten ſoll — ſo —

Nicht ſo viel Wochen — nicht ſo viel Tage — tröſtete Ambroſius.

In dieſem Augenblicke trugen zwei Männer den Ausſteuerkoffer Adelgundens in das untere Stockwerk hinab. Sie trugen ſo ſchwer daran, daß ſie keuchten. Andre trugen Körbe mit Silbergeräth und allerlei koſtbaren Sachen.

Sophie, als ſie den Reichthum einer glücklichen Braut ſah, die ihre Schätze in die Wohnung des künftigen Eheherrn herübertragen ließ, fing von neuem bitterlich an zu weinen.

Arme, arme Kleine! flüſterte Ambroſius.

Jetzt wurde die Perrücke in das Ankleidezimmer des Freiherrn getragen. Der Schneider mit dem kirſchfarbenen Sammetkleid und der Bordüre von Maiglöckchen in Silber, mit den Beinkleidern von hellgelbem Atlas folgte, der Kammerdiener ſchloß den Reihen, indem er anordnete und befahl. Auf der Schwelle des Ankleidezimmers ſah man den Freiherrn heraustreten im flatternden Pudermantel. Die großen Ereigniſſe drängten. Eine ſolche Nacht und nun gleich darauf ein ſolcher Tag. Faſt war die Laſt doch zu ſchwer für eine ſo männliche und feſte Seele, wie ſie dem Freiherrn geworden. Aber er faßte ſich und ertrug mit Würde, was das Geſchick ihm auferlegte. Nie hatte Ambroſius ſeinen Vater würdevoller und achtungswerther geſehen als an dieſem Morgen, wo er ſich, gleich nachdem er ſo erſchütternde Mittheilungen erfahren und ſo großartige, für die fernſte Zukunft, vielleicht auf das Geſchick von Völkern und Thronen einwirkende Maaßregeln getroffen, dem Putztiſch näherte, ſich pudern, kleiden und in parfümirte Spitzen hüllen ließ, um eine Schweſter an den Brautaltar zu führen.

Dieſe Schweſter wartete ſchon unten, umgeben von ihren zwölf Brautjungfern. Sie ſaß da, wie die Mutter der Gracchen, doch nicht wie die Mutter der jungen Gracchen, ſondern der Gracchen die ſchon groß und fertige Männer geworden waren und Rom bereits gerettet hatten. Denn unmöglich konnte man das Fräulein Adelgunde für eine Braut, eben ſo wenig für eine junge Frau halten, höchſtens für eine noch gut erhaltene Matrone, die irgend einem feierlichen Aktus ihrer ſiegreich heimkehrenden Kinder entgegenſieht. So ſaß Adelgunde da; die Wellen ihres ungeheuren Reifrocks mit Mühe bändigend, und mit einem ſtolzen mißlaunigen Lächeln ihre Brautfräulein und die wenigen Gäſte, die ſich ſchon eingefunden hatten, muſternd; nichts ſprechend, ſondern nur ihren Fächer auf und zuklappend und von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Spiel der brillantenen Zitternadel heftend, die ihr Buſentuch von Silberflor feſthielt. Sie empfing die Nachricht daß die Braut ihres Neffen unwohl geworden ſei, dieſen Vorwand hatte man nehmlich gewählt, um das Aufſchieben der heiligen Handlung ohne Aufſehen kund werden zu laſſen, mit der höchſten Gleichgültigkeit. Ein ſehr verzeihlicher Egoismus ließ ſie in dieſem Augenblicke nur das Eine bedenken, nehmlich daß ihre eigne Trauung nicht eine Minute länger aufgeſchoben werde. Sie hätte unfehlbar die Wuth der Tigerkatze mit der gräßlichen ſchleichenden Grauſamkeit der Hyäne und der Liſt des Luchſes gepaart und wäre mit dieſen vernichtenden Eigenſchaften ausgerüſtet über den Gegenſtand hergefallen, der jetzt noch es gewagt, auch nur einen Sandkorn des Hinderniſſes dem Laufe der Handlung in den Weg zu werfen. Sie war bereit Jedem, ſelbſt ihrem Bruder, einen drei und vierfachen Fluch auf das Haupt zu laden, wenn er ſich erkühnt, jetzt noch von einer Verzögerung zu ſprechen, ja auch nur an die Möglichkeit einer ſolchen zu denken. Fünf und zwanzig Jahre des Wartens hatten in ihrem Herzen einen Stoff von Bitterkeit gegen das Schickſal gehäuft, der ſie zu jeder kühnen und ſelbſt frevelhaften Handlung fähig machte.

Aber zum Glücke fiel es auch keinem Geſchöpfe in der Welt Gottes ein, eine neue Störung herbeizuführen. Der Zug in die Kirche ging glücklich von ſtatten. Auf dem Wege dahin begegnete dem Brautpaare ein altes Weib mit einer Spindel, dann trat aus dem Hauſe am Ende der Straße eine Magd, die den Pantoffel vom rechten Fuße verlor, und endlich traten Braut und Bräutigam, ohne ſich verabredet zu haben, mit demſelben Fuße, nehmlich mit dem linken, zugleich über die Kirchthürſchwelle, alles glückliche Vorzeichen, die eine ſegensreiche Ehe, die Herrſchaft der Frau im Hauſe, und eine reiche Nachkommenſchaft verkündeten. Adelgunde nahm dieſe Merkmale eines gütig für ſie geſtimmten Geſchickes mit demſelben Ausdruck von ruhigem Trotze hin, der von ihrem Geſichte an dieſem Tage nicht wich, es mochte nun um ſie her geſchehen was da wollte. Herr Aloyſius ſeinerſeits hatte ſeinen pfirſichblüthfarbenen Rock abgelegt, und einen ſchwarzen

Anzug gewählt, der den Charakter einer düſtern Feierlichkeit zur Schau legte. Der alternde Bräutigam, immer mit den zarteſten Anſpielungen auf den Gegenſtand ſeiner Wünſche und ſeiner Gedanken beſchäftigt, wollte damit anzeigen daß jene Zeit des Wartens für ihn ein nie endender Frühling geweſen ſei, ein ununterbrochenes Paſſahfeſt des Herzens, und er ähnelte in dieſer Anſicht den alten Paladinen der Minnehöfe, die auch die Jahre für ihre ſchönſten erklärten, wo ſie um der Geliebten wegen recht arge Tücke von dem Geſchick hatten erdulden müſſen. Adelgunde ſah ihren Bräutigam an mit einem Blicke unzufriedener Prüfung, und dann ließ ſie ſich herab, ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer auf den Arm zu geben, indem ſie fragte: Warum ſchwarz, mein Lieber? Und er antwortete, indem er einen ſchmachtenden Blick auf ſeine Schöne richtete: Und ſollte ich nicht trauern, da ich nicht mehr dienen darf? Adelgunde antwortete hierauf nichts, allein ſie dachte unwillkürlich, indem ihr jener glückweiſſagende Pantoffel, den die Magd verlor, in den Sinn kam: nicht mehr dienen, mein Freund? ich glaube, jetzt wird deine Dienſtzeit erſt recht angehen.

Während der heiligen Handlung ſelbſt hatte Adelgunde den Kummer zu erleben, daß ein ungeſchickter

Miniſtrant an ihren Brautkranz ſtieß, und eine der künſtlichen Blumen aus ihrer Lage brachte. Eine dunkle Purpurröthe übergoß das Antlitz der Braut; die Umſtehenden nahmen dieſes ſchöne Farbenſpiel für das Merkmal der überfließenden Glücksgefühle der Braut, aber Niemand wußte wie lange und wie ſorgſam dieſer Kranz von ſeiner Eigenthümerin bewahrt, wie ängſtlich er gehütet worden, wie ſeine Blumen, Knoſpen und Blätter alle gezählt waren, gleich wie die Haare auf dem Haupte des Menſchen von der Allmacht gezählt ſind, und wie deshalb ein verletzender Angriff auf dieſen Kranz zugleich ein Angriff auf das Herz der Trägerin war, das in Unwillen und Schmerz erbebte.

Nach der Mittagstafel, die vier Stunden dauerte, ward der Brautthaler verſpielt. Dieſer alterthümliche Gebrauch beſtand darin, daß ein ſogenannter Albertusthaler, den die Braut in ihrem Bruſtlatz verwahrt hatte, den ledigen Mädchen und Männern übergeben wurde, die ſich im Kreiſe hinſetzten, und wo es nun die Aufgabe eines Jünglings und eines Mädchens war das ſorgſam verſteckte Geldſtück, das heimlich von einer Hand in die andre ging, zu entdecken. Bei wem der Thaler gefunden wurde, der oder die folgte im Lauf des Jahres den heute Vermählten zum Altare nach. Die jungen Mädchen wollten zeigen, wie ihnen nichts daran gelegen ſei, ja wie ſie es ſogar zu vermeiden wünſchten daß der Thaler bei ihnen gefunden werde, dennoch behielt Manche verſteckt zögernd das Stück ſo lange bei ſich wie ſie nur irgend konnte, aber ihre Freundin, die grade ſuchend im Kreiſe umherging, that ihr nicht den Gefallen dies zu bemerken, und ſeufzend mußte ſie das ſchöne, erſehnte Geldſtück den gierigen Händen ihrer Nachbarin überlaſſen. Die jungen Männer hingegen riſſen ſich mit offenkundiger Gewalt den Thaler aus den Händen, und die die ihn nicht hatten, prahlten dennoch mit ſeinem Beſitze, während er bei irgend einem der Gefährten ſich hartnäckig verbarg, der ihn nicht bei ſich finden laſſen wollte, weil er das Erröthen ſeines Mädchens fürchtete, die ihm gegenüber Platz genommen, und doch auch nicht wagte ihn weiter wandern zu laſſen, indem er dann ſich den Vorwurf gemacht ſein Glück von ſich geſtoßen zu haben. Die Wechſelfälle dieſes bedeutungsvollen Spiels, das ſo viele junge Herzen lebhafter ſchlagen machte, zeigten ſich diesmal von ſolcher Wichtigkeit, daß die junge Welt darüber Braut und Bräutigam, Tanz und Abendſchmaus vergaß, und immer noch lachend und ſtreitend beiſammenſaß, als ſchon die Nacht herandunkelte.

Auf der Schwelle ſeines Zimmers, wohin Adelſtunde ihm gefolgt war, nahm der Freiherr Abſchied von ſeiner Schweſter, die jetzt das elterliche Haus verließ. Das alte Geſchwiſterpaar hielt ſich hier, wo kein Lauſcherauge wachte, mit der größten Innigkeit umſchloſſen, und ihre ungehemmt fließenden Thränen miſchten ſich. Es wurde nichts geſprochen, aber dieſe Herzen, die unter gemeinſamem Kummer und Leid alt geworden waren, die ſich einander unerſchöpflichen Troſt gewährt hatten, und die beide das Bewußtſein hegten daß ihre Liebe, ihre Treue weit übers Grab hinaus — denn des Freiherrn gewöhnliche Rede war immer: Schweſter, wenn wir einmal Beide in einem beſſern Leben auferſtehn — ihnen unberührt zu eigen bleiben werde — dieſe Herzen ſchlugen eines am andern den ruhigen, beſeligenden Pulsſchlag, der nur der reinen, von keiner irdiſchen Zuthat befleckten Liebe gegeben iſt.

Als der Freiherr ſeine Schweſter entlaſſen hatte, ſchloß er ſich von neuem mit ſeinem Sohne ein.

Begebenheiten, die ſich am Lager eines Sterbenden zutragen.

Ehe wir getreulich mittheilen, welcherlei Aufträge der Freiherr Ambroſius ſeinem Sohne gab, und wie der väterliche Rath lautete, den er ihm bei der bevorſtehenden Reiſe mitgab, müſſen wir den Leſer von den außerordentlichen Vorfällen in Kenntniß ſetzen, die in der Nacht, die dem Vermählungstage Adelgundens vorausging, dem Freiherrn zuſtießen. Dieſe Vorfälle waren in der That überwältigender Art; ſie führten nicht allein im Hauſe des Freiherrn eine Umwälzung herbei, ſie wirken auch in unſrer Geſchichte als das Signal, das die Gruppen der handelnden Perſonen plötzlich anders ſtellt, die Dekorationen raſch verändert und ſcheinbar den Plan des ordnenden und ſchaffenden Geiſtes umwirft.

Wir haben ſchon bemerkt daß der Freiherr tief in der Nacht noch wach ſaß, mit Ordnen von wichtigen Papieren, die den nunmehr beendigten Prozeß betrafen, beſchäftigt. Er legte eben einen mächtigen Aktenfascikel bei Seite und brachte einen bewundernswürdigen Knoten in der umſchließenden Schnur zu Stande — denn der Freiherr liebte es, bei jedem noch ſo geringfügigen Dinge zierlich und geſchickt zu Werke zu gehen — als heftig an der Hausglocke gezogen wurde. Es war zwei Uhr in der Nacht. Wer konnte es ſein, der jetzt Eingang begehrte? Schnell nach einander wurde das Zeichen wiederholt, und der Freiherr, ſich beſinnend daß Jakob den Abend vorher über Kopfweh geklagt und ſich früh zu Bette gelegt hatte, nahm ſeinen

Nachtleuchter, ſchraubte die Kerze darin etwas höher, zog ſeinen Schlafrock feſter um die Hüften, und ſtieg ſelbſt die Treppe zu dem Hausflur hinab. Als er hier anlangte, nicht ohne Schwierigkeit, denn der flatternde Schlafrock, angeblaſen von der Zugluft, die die eben ſich öffnende Thür erregte, häkelte ſich an dem Geländer feſt, hörte er ein Gefliſter von zwei Stimmen, deren eine die wohlbekannte Kathrinens, des Kammermädchens ſeiner Tochter war, die geöffnet hatte, und bereits dem Fremden Rede ſtand.

Was giebts Kathi?

Ach, Herr — da iſt Jemand der will Sie ſprechen; aber er will es Ihnen nur allein ſagen.

Ei, ſo ſchließe doch die Thüre, Einfältige! Du weißt daß ich den Zugwind nicht vertragen kann.

Der Fremde trat nun ein, die Thüre wurde geſchloſſen. Der Freiherr ſchickte das Mädchen fort, die jedoch nur ſo weit ſich entfernte, als es nöthig war um ihr Lauſchen dem Herrn zu verbergen. An der Küchenthür traf ſie mit ihrer jungen Gebieterin zuſammen, die im Nachtkleide, ein Tüchelchen um die Schultern geſchlagen, ebenfalls lauſchend ſich verbarg. Beide Mädchen vernahmen jedoch kein Wort der Rede, die der Freiherr mit dem geheimnißvollen Fremden wechſelte; aber ſie ſahen wie der Erſtere etwa zwei Minuten nachdenkend ſtille ſtand, wie er an der Schraube ſeines Leuchters hin und her arbeitete, wie Einer, dem eine Welt von Zweifeln eben beängſtigend durch den Kopf läuft, und der gar nicht weiß wie er ſich aus einer gewiſſen Lage, in die ihn gewiſſe Umſtände, die Niemand, er ſei ſelbſt der ſcharfſinnigſte, hätte voraus verkünden können, gebracht, werde reißen können. Dies ſahen Philippine und Katharine ganz deutlich. Das Geſicht des Fremden konnten ſie trotz aller Anſtrengungen — Philippine ſtand lebensgefährlich auf einem alten zerbrechlichen Küchentopf, den ſie herbeigeſchoben hatte — nicht ſehen, allein Katharine wollte ſchwören, und ſchwur auch ſogleich — daß es der Bleimüller ſei, der Wirth einer kleinen Schenke, die jenſeits des Gudulaberges lag. Sie hatte den Bleimüller zwar nur einmal, und das bei einer Kirmeß geſehen, wo es ſehr geräuſchvoll zuging, allein ſie hatte ſich ihn doch gemerkt, weil ihre Muhme — das alberne Ding machte immer ſo einfältige Späße — ihr geſagt hatte, dies ſei ein Mann für ſie. In dem argen Staub, der den ganzen Platz eingehüllt, hatte ſie damals nur bemerken können, daß der Mann eine große rothe Halsbinde getragen, und ſie hatte der Liſe erwiedert: nein: eine rothe Halsbinde liebe ich nicht! — Der

Fremde trug nun zwar keine Halsbinde, weder eine rothe noch eine andersfarbige, es ſchien daß er in großer Eile nur einen groben Kittel übergeworfen hatte, allein Katharine behauptete dennoch es ſei Niemand anders als der, den ihre Muhme ihr beſtimmt habe.

Während die Mädchen ſich dieſe Beobachtungen zuflüſterten und ſich gegenſeitig das Wort gaben, nichts von dem was ſie ſahen und hörten wiederzuerzählen, verſchwand der Freiherr, das Licht auf dem Flur zurücklaſſend und Katharinen rufend, beides, das Licht und den Fremden zu überwachen. Allein um alle Schätze der Welt hätte Katharine jetzt ſich nicht zeigen mögen; ſie antwortete daher dem Rufe nur mit einem dumpfen Laut, und blieb an dem Eingang der Küche ſtehen, von dieſem Verſteck aus die beiden Gegenſtände, die ihrer Aufmerkſamkeit überwieſen waren, beobachtend. Es dauerte nicht lange, ſo kam der Freiherr die Treppe wieder herab, völlig gekleidet, und er und der Fremde verließen nun das Haus.

Wir wollen das kurze Geſpräch, das an der Treppe geführt wurde, treulich wiedergeben.

Ihr ſeid Chriſtian Bug?

Ja, Ew. Gnaden: der Wirth aus der Schenke zum ſilbernen Lamm. Wenn Sie geruhen ſich meiner zu beſinnen, — ich habe voriges Spätjahr bei dem ſiebzehnten Kinde von Ew. Gnaden Kammerdiener Gevatter geſtanden.

Der Freiherr ſeufzte unwillkürlich als er die große Zahl der Erben ſeines Dieners hörte. Nach einer Weile ſagte er: Nun, und was giebts?

Es liegt ein vornehmer Herr bei mir in der Gaſtſtube — er iſt krank, er ſtirbt vielleicht noch dieſe Nacht — er will Sie ſprechen und verlangt auf das heftigſte nach Ihnen.

Nach mir, Bug? Weiß Er das gewiß?

Ew. Gnaden können ganz ſicher ſein. Der Pfarrer iſt auch ſchon da, und der iſts eigentlich der mich herſchickt; denn der fremde Herr verſteht nur wenig deutſch: der Herr Pfarrer hat mit ihm eine fremde Sprache geſprochen: es ging aber auch damit ſchlecht. Hier iſt ein Zettel, den mir der Herr Pfarrer mitgegeben.

Nach Leſung der wenigen Worte, flüchtig mit dem Bleiſtift auf einem aus einer Brieftaſche geriſſenen Stück Pergament geſchrieben, entſchloß ſich der Freiherr raſch, der Aufforderung, die an ihn erging, Folge zu leiſten. Er ließ Chriſtian Bug, der in der Gegend, ſeines ſchwerfälligen Weſens und ſeiner ſtammelnden Sprache wegen, den Spottnamen der Bleimüller führte, das Licht in einer

Handlaterne anzünden, und begab ſich mit dieſem Führer auf den langen und beſchwerlichen Weg zu der bezeichneten Schenke. Es war tiefe Nacht, der kleine wandelnde Lichtſchimmer, den die Laterne warf, bezeichnete nur eben dürftig den Umkreis, in welchem die Schritte der einſamen Wanderer ſich eben bewegten. So lange man in der Nähe der Stadt ſich befand, war noch einiges Leben ſichtbar; hier und da zeigte ſich noch ein ſpätes Licht in den Fenſtern der Dachwohnungen, wo die Arbeit um geringen Lohn dem Körper den Schlaf entzieht, um auch dieſe Stunden noch zu verwerthen, auch ſchallte wohl das Lied irgend eines aus froher Geſellſchaft Heimkehrenden in die Nachtſtille hinaus; als aber die Wanderer das Thor durchſchritten hatten, das der „Nachtgroſchen“ ihnen geöffnet hatte, und nun ſich auf freiem Felde befanden, wo ſich nur noch ſpärlich vertheilt einzelne Häuſer, zwiſchen Gärten verſteckt, zeigten, überkam Beide das Gefühl des Verlaſſenſeins und ſie ſchloſſen ſich unwillkürlich näher an einander an. Sie ſchritten dicht unter den Schatten des alten Heidenthurms hin, dieſes myſteriöſen und koloſſalen Denkmals aus einer frühen Vorzeit, und bogen in einen Baumgang von neuer Anpflanzung, der auf einen Feldweg hinausmündete, und den beſchreitend man ſchneller zum Kapellenhof der heiligen Gudula gelangte, der am Fuße des nach der Heiligen benannten Hügels lag. Von dieſem Hofe war es etwa nur noch einen Büchſenſchuß weit bis zur Schenke zum ſilbernen Lamm.

Der Freiherr hatte Zeit, während dieſes Ganges darüber nachzudenken, was es wohl ſein könne was der Fremde ihm mitzutheilen habe. Er ging in der Eile die Zahl jener Perſonen durch, mit denen er einſt, vor vielen Jahren zurück, in irgend einer, ſei es auch in einer noch ſo geringen, Verbindung geſtanden, er nahm völlig unglaubliche Fälle an, das Wiedererſcheinen von Todtgeglaubten, von auf dem Meere Verunglückten, über die er die Todtenſcheine bereits ſeit Jahr und Tag in Händen hatte; er ſann alten, ſchon längſt abgetragenen Verpflichtungen nach, und glaubte plötzlich an wunderſam treue Freunde, an fabelhaft gewiſſenhafte Schuldner, die da kamen, um vor ihrem Lebensende noch eine Summe abzutragen oder ein zartes Geheimniß zu offenbaren. Wenn er dieſe ſchattenhaften Weſen jedoch auf eine Zeit hinaufbeſchworen hatte, ſo erſchienen ſie ihm dann plötzlich als leere Gebilde ſeiner entflammten Phantaſie, und er ließ ſie raſch wieder in die Nacht zurückſinken.

Das Glöckchen an der Gudula-Kapelle läutete eben die erſte Frühſtunde ein, als die Wanderer ein hohes Gebüſch von Farrnkraut und Ginſter durchbrachen, und umhaucht von den Düften des Thymian und der Feldkamille, deren Blumen und Stengel unter dem ſchweren Fußtritt des Bleimüllers zerdrückt wurden, auf den Steg ſprangen, der über ein Bächlein hinleitete, das ſchwarz und ſtill in der Finſterniß dalag, den Strahl der Laterne glitzernd in ſich aufnehmend. Die Nachtruhe war in dieſer Gegend ſo tief und anhaltend, daß das Ohr mit Leichtigkeit jenes Kniſtern und Reiben in Laub und im Gezweig vernahm, das von der Nachtarbeit ſo mancher kleinen Inſekten, die hier ihre verſchwiegenen Werkſtätten aufgeſchlagen hatten, Kunde gab. Wären die Wanderer in der Stimmung geweſen, den Außendingen um ſie her irgendwie Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſie hätten unfehlbar durch dieſen Hauch von Stille und Frieden wohlthuend berührt werden müſſen: allein der Freiherr fühlte nichts als ein nervöſes Fröſteln und knöpfte ſich den Überrock feſter zu, indem er auf die noch immer kühlen Nächte ſchalt. Der Bleimüller, deſſen derbe Natur jedem Einfluſſe der Witterung zu trotzen gewohnt war, empfand in dieſem Augenblick nur das Verlangen ſeine Wohnung bald wieder zu betreten, die er, gefüllt von einer Anzahl völlig fremder Gäſte und in der Bewachung eines einzigen lahmen und halb blinden Knechts zurückgelaſſen hatte. So ſchritten denn Beide rüſtig ihrem Ziele zu.

In der Entfernung von höchſtens funfzehn Schritten vom Hauſe bemerkten die Wanderer einen im matten Dämmerſchein des Morgens glänzenden, oder vielmehr glitzernden Gegenſtand, der ſich vor der Hausthüre hin und her bewegte, bald in den dunkeln Gebüſchen des kleinen Gärtchens ſich verlor, bald wieder daraus hervortauchte. Es ſah aus wie ein geharniſchter Mann. Der Wirth der Schenke ſchüttelte den Kopf und murmelte einige Worte vor ſich hin, indem er zugleich ſeinen Schritt beſchleunigte. Als ſie näher kamen, erkannten Beide in dem Wandelnden den Pfarrer, der auf den Freiherrn zuſchritt und ihn höflich begrüßte. An der Kleidung des Mannes war der ſeltſame Putz angebracht, der in der Entfernung den Anſchein eines Panzers gezeigt, in der Nähe aber ſich als eine Anzahl Bilder und Kreuze von hellpolirtem Metall auswies, die auf dem Rücken und den Armen des Geiſtlichen befeſtigt waren. Der Wirth, trotz ſeiner Ungeduld in das Haus zu gelangen, hielt doch noch ſo lange Stand, bis er die Erklärung dieſes auffälligen Umſtandes erfahren hatte.

Seit einer halben Stunde ungefähr, ſagte der Pfarrer in einem kleinlauten Tone und mit einer

Miene von Niedergeſchlagenheit, gehe ich in dieſem Aufzuge einher. Ich habe mich dazu verſtehen müſſen, wenn ich nicht bewirken wollte daß der unheilbare Kranke da drinnen völlig ſinnlos und wüthend ſich gebehrdete. Es ſind ruſſiſche Heiligenbilder, Medaillen, Amulette — was weiß ich; kurz abgöttiſcher Bilderkram, den ich verabſcheue. Aber was thut man nicht um ſeinen leidenden Mitmenſchen beizuſtehn. Da er den Troſt aus meinem Munde verachtet, ſo hab ich meinen Körper zu einem wandelnden Heiligenſchrein hergeben müſſen. Und zwar hat er die Bilder alle auf meinen Rücken angeheftet, weil er behauptet, es ſtörte ihn in ſeiner Andacht wenn er mir ins Geſicht ſähe.

So, ſo! entgegnete der Freiherr mit einem zerſtreuten Lächeln; laſſen Sie uns denn nur gleich hineingehen, Ehrwürden. Ich will nicht lange von Hauſe wegbleiben, und muß raſch erfahren was er von mir will.

Ja, ja, laſſen Sie uns gehn, theurer Baron. Ich promenirte nur etwas hier in der Kühle, weil mir die dumpfe Stube und mein beſchwerlicher Dienſt am Krankenbette auf die Länge gar ſo läſtig wurden. Mit dieſen Worten ging der Geiſtliche, mit ſeinen vielen Goldblechſtückchen klirrend, in die Thüre voran, indem er ſich beeilte ſeinem Gefährten den

Weg zu zeigen. Sie traten in ein niedriges Gemach ein, das durch eine trübe Lampe, die auf dem Abſatz des ſchwarzglaſirten Ofens ſtand, ſpärlich erleuchtet wurde. Die Luft in dieſem Raume war ſchwül und beläſtigend; das Auge mußte ſich erſt an das Helldunkel gewöhnen, ehe es fähig ward die Geſtalten, die ſich ihm hier zeigten, zu erkennen. Auf dem Lager des Wirths, eingehüllt in ſeidne Röcke und Tücher von koſtbarem Stoffe, lag ein Mann, deſſen urſprünglich herkuliſche Geſtalt vom Krampfe gebeugt und gleichſam in einen Knäuel zuſammengezogen war. Auf den erſten Anblick ſah man wenig mehr als einen unförmlichen Berg von Pelzwerk, Kaſhimir und Seide; erſt bei längerem Verweilen entdeckte man den Obertheil eines bleichen, haarloſen Kopfes, deſſen Züge Wildheit und Schmerz in einer grauſenvollen Vereinigung ausdrückten. Die Augen waren ſtarr auf die Eintretenden gerichtet, ohne daß — wie dies deutlich bemerkbar — die Sehkraft irgend dabei thätig war. Unbeweglich lag die Maſſe; ohne einen Zug zu ändern ſtarrte dieſer nackte Schädel. Um das Bette her lagen, theils knieend, theils im Winkel kauernd, ſechs bis ſieben dunkle Geſtalten, von denen man nur die Augen leuchten ſah. Kaum vernahm durch die Stille der Kranke das Klingen der Goldbleche, als er mit einem Fluche aus ſeinen Umhüllungen ſich loswickelte und mit einem eiſernen Griffe der magern Fauſt den armen Pfarrer heranzog und ihn aufrecht an das Lager ſtellte, das Geſicht in die Tiefe des Zimmers gerichtet. Mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit fuhr jetzt der Kopf des Beters an der langen Rückenlinie des unglücklichen Opfers herab, jedes einzelne Kreuz, jedes Bild mit einem langen und brünſtigen Kuſſe berührend. Der Pfarrer kam dieſer anſtrengenden Bilderverehrung etwas entgegen, indem er ſich mit ſteifer Haltung bald ſenkte, bald wieder hob, je nachdem die Heiligen oben im Nacken oder die unten am Kreuz an die Reihe kamen. Unter Gemurmel, Geſeufze und zwiſchendurch einem lauten Schmerzensſchrei war die Andacht endlich abgethan; der Pfarrer, der jetzt vom geiſtlichen Dienſt zum weltlichen überging, wandte ſich um und ſagte in gebrochenem Franzöſiſch: Nun, mein Herr, wie ſie es gewünſcht haben, iſt der Baron von Laubenſtock ſo gefällig geweſen, ſich her zu bemühen. Hier iſt er.

Der Kranke richtete ſich auf, ſtützte ſich auf den rechten Arm und machte mit der linken Hand eine grüßende Bewegung, die der Baron durch eine Verbeugung erwiedern wollte, allein er fühlte ſich raſch ans Bett herangezogen, den Kopf niedergedrückt, und einen Kuß auf ſeiner Stirne; zugleich tönten die Worte: Setz dich auf mein Bett, Freund! Du biſt ein Deutſcher, die Deutſchen ſind ehrliche Leute! Du ſiehſt daß ich die Deutſchen lieb habe. Peſt und Tod, ich will hoffen du ſiehſt das! — Und von neuem ein Kuß. —

Sind wir auch ohne Zeugen? fragte der Baron.

Ja, erwiederte der Kranke. Die Hunde, die dort liegen, verſtehen kein Wort von dem was ich ſage. Peſt und Tod! und wenn ſie's verſtünden, ſie wiſſen daß ich ſie jeden Augenblick zu Tode peitſchen oder an den nächſten Baum hängen laſſen kann. Sei ruhig, alter Deutſcher! wir ſind allein.

Dieſe Worte waren in einem kaum verſtändlichen Deutſch vorgebracht; bis ſo weit ging aber auch nur die Kenntniß des Sprechenden, das Uebrige, was jetzt zur Verhandlung kam, ſagte er franzöſiſch, ziemlich rein in Ausſprache und Wortfügung, und hin und wider mit einer ruſſiſchen Phraſe, oder von einem Fluche in der Mutterſprache unterbrochen. Wir wollen die eigenthümliche Weiſe beibehalten, in der die merkwürdigen Entdeckungen, die dem Baron in ſo ungewöhnlicher Stunde und in ſo wunderlicher Umgebung gemacht wurden, vorgetragen wurden.

Mein Lieber — du willſt wiſſen wer ich bin — gut, du ſollſt es erfahren — ich heiße Alexei Feodorowitſch, Fürſt Glubow. Laß dir ſagen daß mein Vater Ackerbauer war auf den Gütern des Fürſten Raſumowsky. Wenn du wüßteſt was ich für ein beſonderer Kauz bin, ſo würdeſt du dich nicht wundern, deutſcher Mann, daß ich offen bekenne wo ich herſtamme. Beim heiligen Nicolai, es macht einem Menſchenkinde Ehre daß er emporſteigt. So find ich's; wenn du es nicht ſo findeſt, ſo thut's mir leid.

Der Erzählende unterbrach ſich und ſtöhnte laut: O mein Väterchen, mein Wohlthäter, mein Freund! Ach — ach, wie hab ich an dir gehandelt! Aus dem Staube haſt du mich emporgezogen; Gold und Würden haſt du dem elenden Wurme, der ich bin, gegeben, und ich — ich — Gottes Hand zermalme mich! — ich ging und verrieth dich! raubte dir dein Kind! hu — hu — hu! Heiliger Michael, allergroßmächtigſter und gewaltigſter Erzengel, bete für mich! Du gnadenreicher heiliger Wladimir, Schutzpatron der Kirche, Vater der Gläubigen — bitte für mich! und du — ſegensreicher Alexander Newsky, zu deſſen Hauſe ich baarfuß pilgern will, wenn ich hoffen darf den theuren Boden der Heimath wieder zu betreten, bete für mich! — Hund von einem Pfaffen! willſt du dich wohl raſch umkehren! Soll ich dir die Peitſche geben laſſen?

Vor Verlegenheit und Unmuth roth und zitternd ſprang der Pfarrer vom Stuhl auf, wo er ſich ermüdet niedergelaſſen, und ſich mit dem Rücken ans Bette ſtellend, trat er wieder ſeinen beſchwerlichen Dienſt an.

Der Kranke heulte und wand ſich unter furchtbaren Schmerzen; betete und küßte jedoch fortwährend. Zwiſchendurch rief er in ſeiner Landesſprache den Dienern einen Befehl zu; ſogleich ſprangen alle auf, rannten in dem engen Raum durcheinander, ſtießen ſich und riſſen ſich den verlangten Gegenſtand aus der Hand. Wenn ſie ihn brachten, ward er ihnen mit einem wilden Fluche an den Kopf geworfen. Immer Beten, Fluchen, Heulen und Schreien — wohl eine Viertelſtunde hindurch. Endlich durfte ſich der Pfarrer wieder ſetzen, und die unterbrochene Erzählung ward fortgeſetzt:

Die Kaiſerin hat eine Tochter — mein Wohlthäter iſt der Vater dieſes Kindes. Er ſprach zu mir: Alerei! die Kaiſerin will mir mein Mädchen rauben, weil ſie glaubt, ich werde es zur Nonne erziehen. Bewache du mein Kind! Wenn du es mir rauben läßt, ſo ſoll einſt auch dein Kind dir wieder geraubt werden, und du ſollſt einſam ſterben unter Fremden, in fremdem Lande! Väterchen, dein Fluch iſt in Erfüllung gegangen. Hier liege ich: meiner Tage letzter iſt gekommen! ich ſterbe ohne daß mein Kind, meine Afanaſia von meiner Krankheit weiß, ohne daß ihr Kuß meine Wange berührt — ich ſterbe, wie du es gewollt, in fremdem Lande —!

Das iſt in der That ein traurig Geſchick! rief der Freiherr bewegt.

Deutſcher Mann, du allein biſt mein Troſt. Da ich dich gefunden, ſterbe ich ruhig. Ich will dir nur ein Wort ſagen — er blickte ſich hier im Zimmer um, und da er die gewohnten Gruppen an Wand und Ecke wieder in Nacht und Schweigen verſunken ſah, flüſterte er, indem er die Hand vorhielt — die Tochter der Czaarin iſt in deinem Hauſe.

Der Freiherr ſprang vom Bette auf; völlig überzeugt, er habe es jetzt mit einem Wahnſinnigen zu thun. Der Pfarrer erwartete diesmal keine Aufforderung, ſondern ſtellte ſich freiwillig ans Lager, indem er überzeugt war, der Kranke habe in dieſem Augenblicke höchſt nöthig, ſich durch Gebet und Betrachtung zu ſammeln. Allein der Fürſt war andern Sinnes; es drängte ihn jetzt ſein Geheimniß völlig los zu werden, und er ſchob deshalb ſeinen wandernden Altarſchrein gewaltſam hinweg und ſetzte, ſehr geläufig ſprechend, und zwar wie Einer, der raſch etwas Unangenehmes beſeitigen will, hinzu: Der Fürſt hatte mich bei Hofe anſtellen laſſen, damit ich ſtets um die Perſon der Kaiſerin ſei und deren Plane ihm ſogleich verrathen könne. Allein das Gold der Czaarin machte mich zu ihrem Sclaven. Weit entfernt, meinen Herrn in Kenntniß zu ſetzen, wenn etwas gegen die Sicherheit ſeiner Tochter im Werke war, diente ich der Kaiſerin dazu, ihren Gemahl zu beruhigen und ihn unſchädlich zu machen. Durch mich kam der Plan zur Reiſe, dem zufolge die Prinzeſſin durch die franzöſiſche Geſandtſchaft nach Deutſchland gebracht wurde. Als wir aber erfuhren, ſie ſei in Wien nicht ſicher, machte ich mich auf den Weg, um nicht durch meine Helfer, ſondern in Perſon, den Schatz in Sicherheit zu bringen. —

Ah — ah —! ſeufzte der Freiherr. Sollte es dennoch möglich ſein! Herr Pfarrer, welch eine wunderſame Geſchichte iſt dies!

Der Pfarrer nickte ſtumm ſeine Bejahung zu dieſer Bemerkung.

Die erſten Morgenſtrahlen glitten durch das trübe Fenſter ins Zimmer. Der Freiherr hatte wieder Platz auf dem Bette genommen.

Ich kam mit meinen Vollmachten und Papieren nach Wien, fuhr der Erzähler fort, und fand die Prinzeſſin nicht mehr daſelbſt anweſend. Sohn Gottes, wie fluchte ich da! Sie war fort, geflohen, geraubt, ich erfuhr nichts. Der Franzoſe hatte ſich aus dem Staube gemacht. Tod und Teufel! Und ich ſaß da — und die Kaiſerin in Petersburg wüthend. Kouriere flogen hin und her — aber verſchwunden war verſchwunden; die Prinzeſſin bekamen wir nicht in unſre Hände. Allerheiligſter Michael — Pfaffe, wo ſteckſt du! herbei! — Wie hab ich mich damals gegen dich verſündigt! Allergroßmächtigſter Erzengel! vergieb mir! — Und er küßte das Bild, das zufällig ſehr tief unten auf der Rückenlinie des Pfarrers angebracht war.

Oh! ſeufzte der Pfarrer; welch eine Thorheit! und das nennt dieſer Mann Religion!

Habt ihr nach keinem Arzte geſchickt? fragte der Freiherr aus ſeinen Träumereien erweckt durch das faſt thieriſche Schmerzensgeſchrei, das der Kranke jetzt ausſtieß.

Freilich; der Dorfchirurg war mit mir zuſammen hergekommen; allein der ſinnloſe Mann hat ihm mit dem Stock gedroht, wenn er nicht ſogleich ſich entfernte. Er will keinen Arzt ſehen, weil er behauptet, ſie ſeien alle im Solde ſeines Feindes, und kämen um ihn zu vergiften. Unter uns geſagt, flüſterte der Pfarrer etwas leiſer, ich fürchte, daß Einer dieſer Burſche, die da im Dunkel liegen, ſeinem Herrn ein Tränkchen beigebracht hat; ich will kein ehrlicher Mann ſein, wenn ich mich täuſche. Ich hörte ſie draußen miteinander heimlich ſich beſprechen und vor einer Stunde ungefähr, unmittelbar nach dem Glaſe mit gemiſchtem Wein, den der Herr aus den Händen eines jener Elenden nahm, haben die Zufälle den ſchrecklichſten Charakter angenommen.

Still! entgegnete der Freiherr; wir haben uns darum nicht zu kümmern. Ich wollte ich wäre aus dieſem teufliſchen Gemach wieder heraus.

Auch ich wünſche das! ſetzte der Pfarrer in einem kläglichen Tone hinzu.

Der Kranke fuhr in ſeinem Berichte fort: Endlich war der Himmel mir gnädig; ich entdeckte die Spur der Verſchwundenen. Unter dem Namen Eliſabeth Florens —

Eliſabeth Florens? ſchrie der Freiherr.

Ja, Eliſabeth Florens! wiederholte der Fürſt mit ſchwerer Zunge — lebte meine angebetete Kaiſertochter bei einem Bauer in der Schweiz.

Wäre es möglich! Betſey — meine Betſey! ſtöhnte der Baron.

Ich habe alles aufſchreiben laſſen; in meinen Papieren ſteht der geringſte Umſtand aufbemerkt. Iwan! die rothe Mappe her! — Ein Diener brachte ein Portefeuille und der Fürſt löſte einen kleinen vergoldeten Schlüſſel von einer goldnen Kette, die er um das rechte Handgelenk geſchlungen hatte. Beides, Portefeuille und Schlüſſel, übergab er dem Freiherrn, indem er hinzufügte: Das ſind die Papiere und Dokumente Eliſabeth Petrowna betreffend. Da Ihr jetzt im Beſitz derſelben ſeid, mein Herr, ſo iſt ein großes Geſchick hiermit auf Eure Seele gelegt. Bei den Wunden Chriſti, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihr ein ehrlicher Mann wäret —

Der Freiherr hatte die Hand bereits ſchon nach der Mappe ausgeſtreckt, jetzt wich er zurück, wie erſchreckt durch die eben vernommenen Worte. Ja, ja! rief er, der Himmel iſt mein Zeuge, ich habe, ſo lange ich ſelbſtändig denke und handle, verſucht ein ehrlicher Mann zu ſein; allein es kann einem ehrlichen Manne manchmal etwas zugemuthet werden, was ihn in Schand und Verzweiflung ſtürzt. Ich mag Eure Papiere nicht; nehmt ſie zurück.

Wie! ſchrie der Ruſſe; und Ihr wollt das Kind in Elend und Verderben jagen? Handelt ſo ein deutſcher Mann?

Erſtlich wißt Ihr nicht, ſagte der Freiherr finſter, ob dieſe Eliſabeth Florens, die in meinem Hauſe wohnt, wirklich die iſt, die Ihr ſucht.

Ob ich es weiß? Ich ſage dir, ungläubiger Mann, ich weiß es. Es hat mir Mühe genug gekoſtet dies zu ermitteln; und dann — meine eigene Augen haben mir Gewißheit gegeben. Geſtern Abend hab ich dein Haus umſchlichen — mit den wüthendſten Schmerzen kämpfend — im Gewand eines Bettlers verhüllt, — und da war ſie es — Eliſabeth Petrowna — o Himmel! ſie ſieht ihrer Mutter ähnlich, damals als die Czaarin noch jung und blühend, die ſchönſte Frau in ihrem großen Reiche war, — die mir ein Almoſen reichte. Ich erkannte ſie, und nun da ich ſie wiedergefunden, beſchloß ich dem Tode willig zu folgen. Mann, nimm die Mappe, durchleſe alle Papiere, und dann handle; aber raſch, denn wiſſe, es hat ſich bereits eine falſche Prinzeſſin Tarakanoff — dies iſt der Name meiner jungen Herrin — auf die Schaubühne der Welt begeben.

Eine Betrügerin! rief der Baron.

So iſts. Als ich hierher reiſte, kam ich über Trier, und da erfuhr ich zu meiner Verwunderung, daß eben eine ruſſiſche Prinzeſſin daſelbſt angelangt und mit fürſtlichen Ehren aufgenommen ſei. Tod und Peſt! während ich wußte, daß die wirkliche Fürſtin hier verborgen lebe, mußte ich den Narrenſpaß dort anſehen, ohne einſchreiten zu dürfen, denn erſt wollte ich mich in Beſitz des Schatzes ſetzen, ehe ich als deſſen Vertheidiger vor der Welt auftrat. Jetzt nimmt der Tod mir dies Amt ab und legt es dir auf. Geh, deutſcher Mann, rette einem hülfloſen Kinde ſein Erbtheil, beſchütze die Rechte der Unſchuld gegen den Betrug der Welt.

Dieſe Worte waren gut gewählt und noch beſſer angebracht. Die Mappe befand ſich ſofort in des Freiherrn Händen. Der Ehrenmann fühlte, daß er auf eine ſolche Aufforderung nicht zurückbleiben durfte.

Gebt einem Sterbenden das Verſprechen die Unſchuld nicht zu verlaſſen! rief der Fürſt, ſeine Hand ausſtreckend.

Ich gebe dies Verſprechen, entgegnete der Baron.

Schwört!

Eines freien, deutſchen Mannes Wort gilt an Schwures Statt, ſagte der Freiherr ernſt.

Schwört auf das Bild der heiligen Mutter Gottes zu Kaſan! rief der Fürſt, den Pfarrer dem Baron zuſchiebend, hier oben hängt es.

Ich ſage euch, ich ſchwöre nicht; ihr habt aber meine Zuſage, daß ich das arme Kind zu ihren Rechten verhelfen will, wenn ich finde daß ſie ihr in der That geraubt ſind.

Wie eigenſinnig dieſer deutſche Mann iſt; aber gleichviel ich traue ihm. — Ihr Hunde, öffnet die Fenſterläden; laßt des Tages Licht hinein! Es iſt ja daſſelbe Licht das daheim meiner Afanaſia Wangen küßt! Segen über ſie! Die Sünden ihres Vaters ſollen an ihr nicht geſtraft werden! Ha, mein

Eingeweide brennt wie Feuer! meine Zunge lechzt, mein Athem ſtockt. Mein Wohlthäter, vergieb! vergieb! Ich habe dein Kind ja wieder dem Vaterhauſe zugeſendet. Kann ich dafür daß die Mutter nicht mehr lebt, um es mit ihrem Seegenskuſſe zu empfangen. —

Der Krampf, der gewüthet hatte als der Baron eingetreten, erneuete ſich jetzt, und um vieles heftiger. Die Anſtrengung, die das lang fortgeſetzte Sprechen verurſacht, hatte vollends die Kräfte erſchöpft, der Kranke wälzte ſich unter fürchterlichem Angſtgeſchrei auf dem Lager. Der Pfarrer und der Baron wichen entſetzt zurück und ſtanden am Fenſter, das ſie geöffnet hatten um friſche Luft in den dumpfen Raum zu leiten. Nach einer, an Schrecken und Entſetzen reichen Viertelſtunde hatte der Arme endlich ausgelitten. Kaum war der letzte Seufzer ſeinen Lippen entſchwebt, als ſich ein Auftritt abſcheulicher Barbarei vor den Augen der drei deutſchen Zuſchauer, denn der Wirth war ebenfalls ins Zimmer getreten, entfaltete. Die Diener, die bis jetzt ſtumm und demüthig in ihren Verſtecken gekauert, ſtürzten jetzt, da ihr Herr nicht mehr über ſie gebot und ſeine grauſame Zuchtruthe ihren Nacken nicht mehr bedrohte, über den Todten her, und fingen an ihn zu mißhandeln, indem ſie ein wahres Triumphgeſchrei, ein markdurchſchneidendes Spottgelächter anſtimmten. Sie traten den Leichnam, der noch warm war, mit Füßen, gaben ihm die ekelſten Schimpfnamen und endeten damit die koſtbaren Pelze und Stoffe zu rauben, der nackten Leiche das Gold und die Pretioſen gewaltſam von Hals und Händen zu reißen. Es half kein Drohen, kein Zurückhalten; die ſieben Teufel waren bereit auch über ihre Wirthe herzufallen, wenn dieſe nicht ſofort die Flucht ergriffen. Einer der Plünderer rief in gebrochenem Deutſch dem Pfarrer zu: Er hat uns und unſre Kinder gepeinigt und beraubt, jetzt iſt an uns die Reihe ihn zu peinigen und zu berauben!

Der Pfarrer, nachdem er ſeinen ſeltſamen Schuppenpanzer abgeſtreift, eilte raſch von dannen. Der Baron mit der Mappe ſchlug den kürzeſten Weg zur Stadt ein; der Wirth entfernte ſich um die Gerichte herbeizurufen. Alles in der Schenke zum ſilbernen Lamm wurde das Oberſte zum Unterſten gekehrt. Es war als wenn das wilde Heer darin ſich eingeſiedelt.

Wir haben ſchon gemeldet, welch eine beunruhigende Aufregung des Freiherrn ſpätes nach Hauſe kommen im Bereich der ſämmtlichen Genoſſenſchaft erregte.

Ein Vater ſpricht zu ſeinem Sohne.

Wenn man dem Freiherrn Ambroſius von Laubenſtock plötzlich geſagt hätte, er ſei Kaiſer von China geworden, und die Geſandtſchaft, die ihm das Wahldekret bringe, ſtehe ſchon bereits vor den Thoren von Wetzlar, er hätte dies nicht minder für eine unglaubliche und ungereimte Nachricht gehalten, als wofür er die Verſicherung gehalten hatte, die Tochter der Kaiſerin von Rußland befinde ſich in ſeinem Hauſe, und zwar Wand an Wand mit ſeinem eignen Schlafkabinette. Wie der Freiherr ſeinen abenteuerlichen Gang in die Schenke zum ſilbernen Lamm beendet hatte, und nunmehr wieder in ſeiner ſtillen Stube ſtand, war es ihm als ſei er abermals aus einem Traume erwacht, und aus einem wo möglich noch ſeltſameren, als es jener von dem Reichskammergericht und dem jüngſten Tage war. Doch zog ihn der Anblick des rothen Portefeuilles, das er noch unterm Arm hielt, raſch wieder mitten in die wirkliche Welt. Er legte die Mappe hin und gab ſich Mühe Eliſabeths Bild mit allen, auch den geringſten Zügen ihrer Individualität vor ſich hinzuzaubern. Es war ihm dies zu keiner Zeit, wo er dergleichen verſucht, und er verſuchte es oft, denn er liebte väterlich innig das junge Mädchen, ſchwer geworden; erſt in dieſer Stunde mußte er gewahren, wie unbegreiflicher Weiſe die Umriſſe erzitterten, die Farben undeutlich und verſchwimmend in einander glitten. Der natürliche Liebreiz und die an das Seltſame und Eigenſinnige ſtreifende Charakterbildung der jungen Waiſe machten jetzt, da er gewaltſam auf den Gedanken hingeführt wurde, dieſes Mädchen als auf den Stufen des Thrones geboren ſich zu denken, einen wechſelnden und ſtörenden Eindruck auf ihn. Zum erſtenmal wurde es ihm deutlich, daß Eliſabeth ſtets entſchieden von der Art und Weiſe der andern Mädchen im Hauſe abgewichen war, daß ſie ſich immer zwar demüthig und gehorſam gegen ihn, den ſie ihren Vater und Wohlthäter nannte, gezeigt, daß aber dieſe Demuth und dieſer Gehorſam bisweilen von ſehr eigenthümlichen Zügen von Hochmuth, Starrheit und einem nicht zu berechnenden und noch weniger zu zähmenden Eigenwillen durchkreuzt wurde. Dieſe Widerſprüche kamen ihm jetzt alle in den Sinn, und verwirrten das ſonſt ſo feſte Bild, das in ſeinem Herzen von ſeiner Pflegetochter lebte.

Den Kopf voll trüber und ängſtigender Vorſtellungen, ſetztr er ſich an den Tiſch, um in den wenigen Augenblicken, die ihm noch vor dem Erwachen ſeiner Hausgenoſſenſchaft übrig blieben, Blicke in die Mappe zu thun, und die Papiere, die ſie enthielt, einer vorläufigen flüchtigen Prüfung zu unterwerfen. Als dieſe beendet war, klingelte er und ließ ſeinen Sohn rufen. Mit unruhigen Schritten auf und nieder ſchreitend, zeigte ſein ganzes Weſen eine noch nie da geweſene Aufregung, als der junge Ambroſius, noch in Morgenkleidern und ungepudert, eintrat und auf übliche Weiſe dem Vater zum Morgengruß die Hand küßte.

Vater und Sohn pflegten bei jedem Wiederſehn am Morgen eine kleine lateiniſche Converſationsſtunde über irgend einen klaſſiſchen Autor in der Jurisprudenz zu halten. Es wurde vom Vater eine Theſis aufgeſtellt und dieſe vom Sohn ſehr elegant und in den feinſten Wendungen eines ciceronianiſchen Styls angegriffen, bei welcher Gelegenheit auch ein kleiner Abſtecher in das Gebiet der Proſaiker und Poeten der beſten Periode gemacht wurde. Vater und Sohn vereinigten ſich, indem der ſcheinbare Streit ſich in Frieden auflöſte, und die Stunde endete mit einigen ſcherzhaften Sentenzen aus dem Juvenal oder einer Maxime des Horaz. Heute jedoch war an dieſe klaſſiſche Morgenſtunde, die für Ambroſius einen unbeſchreiblichen Werth hatte, nicht zu denken. Der Vater ſtand aufgeregt und todtenbleich vor dem Sohne, und der Sohn ſah ſprachlos den Vater an, nicht wiſſend was er aus deſſen nächtlichem Verſchwinden und dem jetzigen Empfang machen ſolle.

Nimm einen Stuhl, mein Sohn. Ich habe dir etwas ſehr Wichtiges zu ſagen.

Ich ſitze ſchon, theurer Vater.

Der Freiherr ging wiederum einige Schritte auf und nieder, dann blieb er vor dem jungen Manne ſtehn, und ihn mit einem wehmüthigen Lächeln anſehend ſagte er: Amice, du dauerſt mich; allein beſinne dich was Ovid ſagt: Si qua volet regnare —

Si qua volet regnare diu, contemnat amantem! ergänzte Ambroſius, freudig bewegt daß der Vater doch noch Zeit und Laune fand an die Klaſſiker zu denken. Gleich darauf ſetzte er aber mit einer Miene der Beſorgniß hinzu: Aber was ſoll das, Vater?

Wer lange als Geliebte herrſchen will, halte manchesmal den Geliebten ferne, überſetzte der Baron. O amice, unſer Freund Ovid war ein großer Herzenskenner.

Aber ich, Vater?

Ich möchte dich zu einem zweiten Ovid machen. Wie wenn Mademoiſelle Lepeintre die Wahrheit jenes Satzes erproben wollte; wenn ſie ſich hiezu meiner Theilnahme an ihrem Plane verſichert hätte, und wir Beide, oder vielmehr Sophie durch mich, den Entſchluß gefaßt hätten dich auf einige Zeit fortzuſchicken?

Ambroſius wechſelte die Farbe: er hatte eine zürnende Antwort auf den Lippen, allein ſein kindlicher Reſpekt erlaubte ihm nur die Worte: Ein Scherz — aber mich dünkt, ein nicht paſſender.

Der Freiherr hielt inne; er ſah ein, daß die Vorbereitungen, die er angeſtellt um zu der Hauptſache, dem Zweck ſeiner Unterredung, zu gelangen, nicht glücklich gewählt ſeien. Sogleich gab er den ſcherzhaften Ton auf, und zu einem feierlichen übergehend und die Hand des Sohnes ergreifend ſagte er: Du haſt Recht, Ambroſius, was wir mit einander in dieſer wichtigen Stunde zu bedenken und zu entſcheiden haben, iſt ſo ernſter Natur, daß wir als zwei gereifte und feſte Männer jedes Wort auf die Wagſchale zu legen haben. Erfahre demnach welche Pflicht ich dir auflege, welches Opfer ich von dir verlange.

Jetzt folgte die umſtändliche Erzählung der Begebenheiten, die wir ſo eben unſern Leſern mitgetheilt haben. Am Schluß ſeines Berichts ging der Freiherr auf die Dokumente und Briefe der rothen Mappe über, und zog ein kleines ſorgſam zuſammengefältelteſ Papier hervor, das er dem Sohne hinhielt, indem er ſagte: Alle andern Beweiſe von der Identität der Tochter der Kaiſerin mit meiner Eliſabeth Florens würden noch immer, ſo überzeugend ſie auch ſind, einem Zweifel Raum geben, oder wenigſtens den Entſchluß den ich zu faſſen hätte weiter hinausſchieben; doch lies dieſes Papier. Hier iſt kein Zweifel weiter möglich, und wie der Befehl lautet, alſo muß er auch vollführt werden.

Ambroſius öffnete den Zettel, las und gab ihn dem Vater wieder.

Nun, mein Sohn?

Der Meiſter vom Stuhl in der Loge zu den ſieben Welten —

Still, nenne ſeinen Namen nicht. Genug, du ſiehſt er befiehlt mir, im Dienſte der leidenden Menſchheit ein unglückliches Opfer der Kabale und der Verfolgung zu retten. Er befiehlt mir, unbedingt der Ausſage des Sterbenden Glauben zu ſchenken und unverzüglich zu thun was dieſer verlangt. Er befiehlt und — wir müſſen gehorchen.

Wir? Vater.

Ja, da ich nicht reiſen kann, mußt du es, und zwar morgen.

Und meine Vermählung, Vater?

Bleibt aufgeſchoben. Erinnere dich, Ambros, in unſerm Hauſe iſts Sitte, daß vor dem Dienſt des eignen Glückes die Ehre des Hauſes geht. Soll ich dir deine Tante nennen? Sie, ein ſchwaches Weib, bändigte ihr Herz und brachte willig das Opfer des Gehorſams, als das Haupt der Familie es von ihr verlangte. Sollteſt du, ein Mann und mein Sohn, weniger thun wollen und können? Sophie bleibt dir aufgeſpart als Preis wenn du Eliſabeth gerettet.

Ambroſius ſchwieg. Er hatte die Hände kummervoll und verzweifelnd im Schooß gefaltet.

Der Vater fuhr fort: Ein Brief, den ich in der Mappe mit beigeſchloſſen gefunden habe, und der ein kurzvergangenes Datum trägt, beſchreibt ausführlich die Perſon der Betrügerin, die ſich für die Kaiſertochter ausgiebt, ſo wie er auch ihre Umgebung namhaft macht. Du findeſt am Hofe des Erzbiſchofs Freunde und Rathgeber, die dein raſches Handeln unterſtützen werden. Ich ſelbſt beſitze an dem Kanzler, an den ich dir ein Schreiben mitgebe, einen thätigen und umſichtigen Jugendfreund. Am nöthigſten iſt jedoch Eile; denn wenn wir abwarten daß der Erzbiſchof, wie er gewohnt iſt, Trier verläßt, um ſeinen Pallaſt in Coblenz für die Sommermonate zu beziehen, ſo kann der Kanzler, der an ſeine Stellung in Trier gebunden iſt, dir perſönlich nichts mehr nützen, und wir verlieren obenein Zeit, die ihrerſeits die Betrüger benutzen werden.

Der Freiherr hielt inne und ſagte dann: Der Himmel iſt mein Zeuge: dieſe Angelegenheit iſt eine höchſt wunderſame und wichtige.

Weshalb wir nur grade mit ihr betheiligt werden? ſeufzte der Sohn.

Weshalb? zürnte der Vater. Fragt ſo der Sohn eines Mannes, der es für ſein höchſtes Glück ſchätzt große und wichtige Dienſte ſeinem Nebenmenſchen zu leiſten? Als ich entdeckte, daß deine Seele gereift und mit der Feſtigkeit und Willenskraft des Mannes ausgerüſtet war, hielt ich es an der Zeit dich in den Bund jener Männer einzuführen, die die Bewahrer und Pfleger uralter Weisheit, im Geheim wirken, um die Schäden und Gebrechen der Menſchheit, das gefallene Geſchlecht Adams, mit Troſt und Labſal aller Art zu erquicken. Ambroſius, als ich dich in den ſtillen Kreis einführte, als die ſieben Flammen zum erſten Male über deinem Haupte leuchteten, und die Geſänge der noch nie gefallenen Geiſter dein Herz mit Wonneſchauern erfüllten, damals thatſt du unſerm großen Meiſter dein jugendlich Gelübde, thätig zu wirken, unermüdlich zu ſchaffen, ein wackrer Maurer zu ſein am Tempel Salomonis! Wie, mein Sohn, jetzt, da die Stimmen der Väter dich durch meinen Mund zum Handeln und Wirken in der Welt aufrufen, jetzt fragſt du kleinmüthig: iſt kein Andrer da? weshalb grade ich? —

Ambroſius ſprang auf, fiel ſeinem Vater um den Hals, und barg ſein Haupt an deſſen Bruſt. Nach einer Weile erhob er ſich wieder und ſagte mit feſter Stimme:

Ich werde gehn. Sophie wird warten. Ich werde thun, was man von mir verlangt.

Ich wußte es wohl, Ambros! — Inveni portum. Spes et Fortuna valete! Sat me lusistis; ludite nunc alios. Ich werde mich zur Ruhe begeben, aber muthvoll werde ich zuſchauen wie auf offenem, ſtürmiſchen Meere du dahintreibſt.

Vater, Sophie wird untröſtlich ſein.

Zeige ihr das kalte, gebieteriſche Antlitz des Mannes; und dann denke an jene Verſe Ovids. Wenn du ſieggekrönt heimkehrſt, ſo wird ſie dich deſto heißer umfaſſen.

Gut; ich werde gehen und Vorkehrungen zur Reiſe treffen.

Dies war die Unterredung, die unmittelbar den Begebenheiten jener Nacht folgte. Als der Freiherr zum zweitenmale ſich mit ſeinem Sohne einſchloß, nachdem er von ſeiner Schweſter Abſchied genommen, gab er dem zur Reiſe ſchon völlig Gerüſteten die Briefe und Geldanweiſungen mit, die er für dieſen Zweck angefertigt hatte; dann ſetzte er hinzu: Was die Perſonen und Verhältniſſe betrifft, mit denen du es zu thun haben wirſt, ſo wird, auch wenn unſre Gegner glücklich operirt haben ſollten, woran ich jedoch zweifle, denn wie der Brief ſie hier ſchildert, ſind's junge Wagehälſe und Abenteurer, doch deutſches Recht und deutſche Gründlichkeit ſofort ſiegreich durchdringen. Auf unſrer Seite ſind die Dokumente, wie kann alſo irgendwie von einem Mißlingen, was unſre Bemühungen betrifft, die Rede ſein? Vorſicht iſt jedoch nie ſchadenbringend, und der Kanzler wird, wie geſagt, dir bei Hofe die Wege und Stege weiſen, die du mit Sicherheit zu beſchreiten haſt. Deine erlauchte Pflegebefohlene betreffend, ſo erheiſcht die Klugheit, daß du ſie vorerſt von ihrem wahren Range nicht in Kenntniß ſetzeſt: dies mag geſchehen wenn wir unſer Spiel ſicher in Händen haben. Weiber plaudern — auch die edelſten und beſten verderben eine wohlangelegte Rechtsſache, wenn man ihnen Theilnahme am Verfolg der Operationen geſtattet. Darum nenne Betſey wie du ſie bisher genannt haſt, deine Schweſter. Das wunderſame Kind, das wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt in mein ſtilles Haus gebannt worden, hat ſpäter ſelbſt zu beſtimmen wie die Welt ſie nennen ſoll; denn trügt mich nicht jede Vorausſicht, ſo ſind große Geſchicke dieſem Mädchen vorbehalten.

Der Freiherr ſetzte mit ſchwacher und faſt wankender Stimme hinzu: Es könnte ſein, daß eine Krone auf ihrem Haupte einſt glänzte — dann könnte es aber auch ſein daß — — Er ſchwieg wie plötzlich übermannt durch die Fülle abwechſelnd glänzender und dann wieder tief dunkler Bilder, die bei der Ausmalung der künftigen Geſtalt Eliſabeths ſeine Phantaſie umſpielten.

Mit raſchem Entſchluſſe raffte er ſich auf, ſchloß den Sohn in die Arme und rief: Nun, wie Gott will; ſo leb denn wohl! —

Als Eliſabeth Florens kam um Abſchied zu nehmen, war die ganze Familie verſammelt. Es herrſchte eine ſchwüle, düſtre Stimmung. Die jung Vermählte ſaß mit ihrem Gemahle auf dem Sopha; Sophie am Fenſter, das Antlitz ins Tuch verhüllt; Philippine vor ihr, die Hand der erſchöpften und niedergebeugten Braut haltend. Der Freiherr ſtand am Tiſche und blätterte in dem Reichsanzeiger.

Betſey und Ambroſius traten ein, Beide in Reiſekleidern. Die große alte Familienkutſche, mit den Wappen der Laubenſtock und der Freiherrn von Bitterfeld-Bindenfeld — der mütterliche Familienname —

hielt vor der Thüre. Frau Blaumering, eine Freundin des Hauſes und von dem Freiherrn mit beſonderem Vertrauen beehrt, machte als Ehrendame die Reiſe mit. Sie war aus Trier gebürtig und daſelbſt wohlbekannt, dies war ein Grund mehr daß man ſie zur Begleiterin erwählte. Frau Blaumering ſaß bereits ſeit einer halben Stunde in der Kutſche.

Eliſabeth ging von Einem zum Andern, indem ſie mit rührender Stimme nur dieſelben Worte wiederholte: Lebt wohl, vergeßt mich nicht. Wenn ich wiederkomme, nehmt mich freundlich auf! Als ſie dieſe Rede auch an den Freiherrn richtete, murmelte dieſer vor ſich hin.

Sie will wiederkommen — ah, das wird nicht von ihrem Willen abhängen! —

Er ſchloß ſie in ſeine Arme und rief überwältigt von dem Gefühl dieſer ungewöhnlichen Verhältniſſe: Meine Tochter, wenn du auch nicht wiederkommen ſollteſt, wenn dein Fuß die Schwelle dieſes niedern Hauſes nimmer wieder überſchreiten ſollte — vergiß uns nie, ſo wie wir deiner nie vergeſſen werden.

Eliſabeth ſah ihren Pflegevater fragend an; dieſer aber wandte ſchnell ſein Auge, in das ſich eine Thräne drängte, ab. Das junge Mädchen folgte ſchweigend ihrem Begleiter. Sophie hatte ſich eben aus deſſen Armen geriſſen, und winkte ihm jetzt mit dem thränenfeuchten Tuche aus dem Fenſter nach. Adelgunde und ihr Erkorener ſaßen da, mit ſtrengen Mienen, als wollten ſie ſagen: Seht, da ſitzen wir — alles das haben wir durchgemacht! Thut nur nicht ſo als wenn es nicht ginge; es geht am Ende doch! — Der Menſch trägt und leidet Alles.

Die Rechnung wird eingereicht, aber die Zahlung verweigert.

Wir verlaſſen jetzt die einſame Straße zu Wetzlar mit den Sollicitantenhäuſern um uns in ein Jagdſchloß in der Nähe von Trier zu begeben. Mitten in einem Wäldchen, das üppige breitäſtige Eichenſtämme und koloſſale Buchen, ſchlanke Tannen und ein dichtes Geſtrüpp wildwuchernder Nußbaumgebüſche birgt, zeigen ſich noch Spuren ehemaliger Kultur; es zeigen ſich Wege, die freilich jetzt überwachſen ſind, und wo lang ſich dehnende Wurzelarme und Knollen dem Wanderer gefährliche Hemmniſſe in den Weg legen; ſelbſt noch ein künſtliches Baſſin findet ſich, das ſich in einen verſumpfenden Waldſee verwandelt hat, und an deſſen Rande hier und da noch eine Statue ohne Arme, ein Torſo ohne Kopf ſich in der Nacht der Gebüſche emporhebt, von der einſtigen Herrlichkeit dieſes Orts Zeugniß abgebend. Die geiſtlichen Fürſten von Trier waren ehemals große Jäger vor dem Herrn, und dieſes Schloß bildete eines ihrer Lieblingszuſammenkünfte mit dem Adel der Nachbarſchaft. Der zeitige Erzbiſchof war ein Freund der Künſte, er liebte die Feinheiten des geſelligen Verkehrs; ſeine Welt, in der er ſich mit Grazie und Freiheit herumbewegte, war die Welt des Salons, die kerzenbeſtrahlten Marmorwände, an deren Spiegelflächen die Wogen der geputzten Maſſen, der mit Federn und Diamanten geſchmückten Frauen, der mit Ordensbändern und in geſtickten Uniformen ſchimmernden Höflinge, vorbeiglitten. Die Jagd und ihre Freuden liebte Clemens Auguſt nicht, der als bairiſcher Prinz, von den Jeſuiten erzogen, frühe die Süßigkeit und Schönheit die die Welt bietet, mit den Forderungen die die orthodoxe Kirche an einen ihrer Fürſten ſtellt, zu verbinden gelernt hatte. Clemens Auguſt empfing den geiſtlichen Kurhut noch als ſein Haar, nicht wie das ſeines Vorgängers ergraut war, ſondern noch in vollen Jugendlocken prangte.

Aber wir dürfen uns von dem Jagdſchloſſe nicht entfernen. Hierhin hatte der Fürſt die Prinzeſſin, die an ſeinem Hofe erſchienen war um ihn als Ritter für ihre Sache zu erwählen, gleichſam verwieſen, nachdem er lange Zeit ſie mit allen Ehren überſchüttet und geduldet hatte daß ſie die fürſtlichen Gemächer im Schloß zu Trier bewohnte. Den Grund dieſes Bruches der anfangs ſo günſtigen Verhältniſſe werden wir ſogleich erfahren.

Umgeben von einer völlig verwilderten Parkanlage erhob ſich die Zinne des Schloſſes, das äußerſt zierlich von einem Baumeiſter, der darin alle ſeine anmuthigen architektoniſchen Lieblingsſpielereien angebracht zu haben ſchien, und in der That mit Stein und Mörtel ſo artig phantaſirt hatte, wie es nur je ein Meiſter auf der Geige, oder ein Künſtler mit dem Farbenſtifte vermocht, mitten auf das grüne Plateau einer kleinen Wieſe geſetzt worden war. Die Treppen, die Vorſprünge, die Erker, die Simſe, die Statuetten, die Triumphbögen en miniature — alles gab dem Gebäude das Anſehen, als wenn es die Baukünſtler aus der Feenwelt in einer Sommernacht geſchaffen. Selbſt die Zerſtörung hatte es nicht vermocht, unerbittlich ihre ſchwere Hand auf dieſes anmuthige Gebäude fallen zu laſſen, ſie hatte ſich begnügt, wie ein naſchhaftes Kind hier und da an einem hübſchen Zuckerwerk ein buntes Stückchen abbröckelt, bald eine Säule, bald ein Figürchen, bald einen Schnörkel oder die Biegung eines zierlichen Thorwegs zu zertrümmern, aber gleich darauf, als ſchämte ſie ſich ihres Beginnens, hatte ſie die beſchädigte Stelle mit einer reizenden Fülle von Epheuranken und wildem Wein überdeckt.

Wir treten in den Saal dieſes Schloſſes ein. Ein hoher, noch wohl erhaltener prächtiger Saal, mit dem ganzen Olymp von Gips an der Decke. Da iſt Diana, die ein langes, ſchöngeformtes Bein tief hinabſtreckt; da iſt eine Nymphe, die die volle üppige Schwere ihrer Hüften ſo keck auf einen Weidenſtamm überſchwanken läßt, daß der Beſchauer unten jeden Augenblick fürchtet, der koloſſale nackte, weiße Leib werde ihm auf Kopf und Schultern fallen. Da ſind endlich Hirſche und Hunde, die ihre Sätze keck in den Saal hineinmachen, und aus Seen von Gips, waſſertriefend emporſteigen. Endlich ſind die drei Jahreszeiten da, die die vierte, den Herbſt, krönen, indem ſie ihm einen großen vergoldeten Mantel umhängen und eine dreifache, päpſtliche Krone aufs Haupt ſetzen. Die Wände dieſes Saals ſind nachgemachter Marmor, von fünf zu fünf Schritten immer mit langen, ſchmalen Pfeilerſpiegeln unterbrochen, die von Armleuchtern, die Bouquets von Kriſtallblumen tragen, eingeſchloſſen ſind. Der Fußboden iſt eingelegtes Holz in Sternen und Roſetten gefaßt, die Tiſche vergoldete Pfeilertiſche, über deren Marmorplatten koſtbare Tiſchdecken gebreitet ſind. Die Fenſter gehen bis an den Boden, und zeigen eine prächtige Fülle ſeidner Draperien, die zurückgeſchlagen ſind, und über die runden Lehnen der breiten, vergoldeten und geſtickten Armſtühle hängen. Die Anordnung im Saal war ſichtlich neu und mit Berückſichtigung auf ſeine jetzigen Bewohner hergeſtellt; öffnete man die anſtoßenden Gemächer, ſo waren dieſe, mit Ausnahme von einem paar die ihre beſondere Beſtimmung hatten, noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande, öde und alterthümlich, völlig noch in dem Aufputze wie ſie von ihren früheren Inhabern waren verlaſſen worden.

Es war nahe an Mittag; dennoch feierten die Bewohner dieſes zierlichen Waldſchloſſes eben ihre Frühſtückſtunde. Sie hatten ſich ſpät vom Lager erhoben. Ein Theil der Fenſter ſtand offen; es war warm draußen, nur von Zeit zu Zeit erhob ſich ein Lüftchen und dann rauſchten die Äſte der ſchlanken Stämme vor den Fenſtern, und der grünliche Schatten, den ſie auf den Marmorboden des Saals warfen, glitt ſpielend hin und her. Nach der Nordſeite des Saals war nahe den Fenſtern ein Teppich auf dem Boden hingebreitet, und in Hemdärmeln, die Haare unfriſirt in ein Netz geborgen, lagen hier Caliſt und Triſtan Contades mit Paulinet und ſpielten die Partie Landsknecht zu Ende, die ſie geſtern bei Eintritt der Nacht hatten abbrechen müſſen, weil die letzten Stümpfchen Licht zu Ende gebrannt und ihnen keine neuen Kerzen gebracht worden waren. An einem der marmornen Pfeilertiſche ſaß Camill Combattes und trug Rechnungen zuſammen. Über ſeine Schulter herüber blickte Truchard und verzog von Zeit zu Zeit den Mund zu einem ironiſchen Lächeln, ohne jedoch durch eine Bemerkung die Arbeit Camill's zu ſtören. Marigny ging auf und ab im Saale, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und warf Blicke in die Wandſpiegel, an denen er vorüberſchritt, ſeinen Anzug muſternd, der allerdings eine ſeltſame Zuſammenſtellung bot. Eine prächtige, mit Goldſtickereien überladene Uniform lag nachläſſig übergeworfen über eine enge Jacke von ungebleichter Leinewand, in Schnitt und Farbe denen ähnlich die die Schüler tragen, wenn ſie zur Zeit der Vakanzen mit dem Torniſter auf dem Rücken eine Gebirgswanderung antreten. Das Haar war gepudert, doch in ungeordneten Locken, und eine kleine Sammetmütze mit einer langen goldnen Troddel beſchattete das rechte Ohr. Sehr hohe Stiefel und Sporen gaben der Geſtalt etwas Kriegeriſches, das ihr ſonſt völlig abging, da das volle, joviale, lächelnde Geſicht Marignys und ſeine noch ſehr jugendlichen Formen in keinerlei Art an die Erſcheinung erinnerte, die er vorſtellen wollte. Die Flügelthüren des Nebenzimmers waren nur angelehnt, und man hörte die Töne einer Geige herüberklingen, die ſich mühte bald in ſchnellen bald in langſamen Takten immer dieſelbe Weiſe inne zu halten.

Truchard! rief Marigny, indem er ſeinen unruhigen Gang auf eine Sekunde unterbrach, und ſich nach der Gruppe am Tiſche hinwendete, werden meine Stiefel heute nicht polirt? Wird meine Uniform nicht geſäubert?

Der Angeredete gab keine Antwort; er befand ſich eben in der Verlegenheit, ſeinem Nachbar einen Rath geben zu müſſen. Gott ſoll dich tröſten, armer Camill, rief er, ſchreibe ſechs hundert Franks —

Sechs hundert Franks? rief Camill, für eine Depeſche?

Richtig, mein Freund, für eine Depeſche. Wir haben einen Kourier miethen müſſen, und ein Kourier der nach Conſtantinopel geht, iſt, hol mich der Teufel, nicht billiger zu haben.

Nach Conſtantinopel? Biſt du verrückt? Was haben wir dort zu ſuchen?

Gleichviel; wer hat ſich darum zu kümmern. Wir correſpondiren mit dem Großtürken. Das giebt unſrer Sache Wichtigkeit. Indeſſen thu was du willſt. Gelingt es dir Auslagen auf unſre Note zu ſetzen, die eben ſo wahrſcheinlich lauten, oder gar noch wahrſcheinlicher, ſo thu es.

Und Truchard ſtrich ſeinen Bart, ſetzte ſich wieder ans Kamin, wo er ein kleines Feuer angemacht hatte, um daran ſeine Chokolate zu kochen. Während er im ſilbernen Kännchen mit dem Löffel rührte, ſang er vor ſich hin:

Ich rühme meinen Herrn Papa,
Er war ein edles Pferd;
Die Eſelin, die Frau Mama,
Iſt nicht der Rede werth! —

Ich frage, hub Marigny wieder an, wer mich in Stand ſetzen wird? Unmöglich kann ich in dieſen unabgeſtäubten Kleidern bei ſeiner kurfürſtlichen Hoheit erſcheinen.

Lieber Junge, erwiederte Camill, indem er ſeine Papiere bei Seite ſchob, die Feder hinters Ohr ſteckte und ſich ſehr lang auf dem Stuhle hinſtreckte, du weißt daß die Lakaien, die Seine Hoheit uns anfangs in ſolchem Ueberfluß zuſchickte, ſchon längſt nicht mehr den Weg in dieſes verdammte Schloß zu finden wiſſen.

O da ſoll der Teufel darein ſchlagen! Hat man uns hier vergeſſen?

Ich wünſchte man vergäße uns, murmelte Camill; Ich fürchte, es zieht ſich ein arges Donnerwetter über unſern Häuptern zuſammen.

Wenn der Küchenwagen ausbliebe! rief Marigny.

Um Gotteswillen, unterdrücke dieſen Gedanken! ſchrie Truchard. Alle Schrecken der Hölle will ich über mich hereinſtürmen ſehen; ich will die Nächte ohne Licht hier zubringen, ich will einen Monat hindurch meine Schuhe nicht geglättet ſehen, und es ſoll ſich fingerdick Staub auf meinen Kleidern ſammeln — nur ohne Mittag kann ich nicht bleiben. Ihr Götter, das werdet ihr einſehen; ohne Mittag kann man uns nicht laſſen! — Mit dieſen Worten richtete Truchard einen feuchten Blick auf das koloſſale Bein Dianens, das grade über ſeinem Haupte in der Luft ſchwebte.

Du haſt Recht, bemerkte Sulpice von ſeinem Platz am Boden her — bedenken Sie, Herr Beichtvater daß der Allgütige die Lilien kleidet —

Die Lilien, ja! ſtöhnte Marigny — aber die Oberhofmarſchälle nicht. O ich ſeh nicht ein, wenn meine Uniform nicht in Ordnung gebracht wird, wenn ich nicht friſirt und gepudert werde, wenn meine Orden, meine Uhr, meine Tabatiere, die verſetzt worden ſind, nicht wieder zu mir zurückkehren — wie ich auf dem morgenden Hofball erſcheinen werde.

Armer Oberhofmarſchall! Man wird für dich Sorge tragen. —

Wir ſind in einer miſerabeln Lage! ſeufzte Marigny.

In die Eure Excellenz uns verſetzt haben, ſagte Truchard. Du und Camill, durch euer wahnſinnig hohes Spiel, habt uns ruinirt. Wo ſind die Diamanten unſrer Prinzeſſin? Wo iſt die Kutſche, wo die Pferde?

Wir werden Geld aus England bekommen, rief Camill; und zwar noch heute.

Biſt du deſſen ganz gewiß?

So gewiß, wie ich meiner eignen Exiſtenz bin. Ich habe geſtern Abend den engliſchen Botſchafter geſprochen. Wir fanden einen Augenblick Zeit, während die Geſellſchaft ſich zur Gondelfahrt anſchickte, im Gebüſche am Ufer ein paar Worte heimlich mit einander zu wechſeln.

Dieſer Engländer — entgegnete Truchard — er iſt zwar ein wunderlicher geheimnißvoller Menſch; allein ſollte er in der That der Einzige noch hier am Hofe ſein, der an unſre Komödie glaubt?

Ich ſage dir, rief Camill, wir haben an ihm unſern beſten Freund. Er ſchwört auf den Namen der Prinzeſſin.

Sonderbar! Und doch iſt er es geweſen, der dem Kurfürſten Mißtrauen eingeflößt?

Seit einer Woche beſteht die Umwandlung, ſagte Camill. Ich kümmere mich nicht weiter was deren

Grund iſt, genug ſie iſt da, und wir müſſen ſie zu Nutze machen. Ich habe ſogleich eine Anleihe contrahirt.

Daran haſt du ſehr wohl gethan, mein theurer Graf. Indeſſen iſt meine Meinung, wenn die Sache ſchief geht, ſo packen wir raſch ein und ziehen bei Nacht und Nebel von dannen. Mit dieſen Worten wandte ſich Truchard wieder zu ſeiner Chocolate hin.

Die Spielenden erhoben ſich von ihrem Teppich.

Oh — oh! ſchrie Sulpice, wie dieſer verdammte Tanzlehrer ſeine Geige behandelt. Ich erſticke bei dieſen Tönen. Wird die Tanzſtunde nicht bald ein Ende haben?

Mein lieber Com' attes, begann Caliſt Contades, indem er einen Streifen Papier aus ſeiner Taſche zog, willſt du ſo gefällig ſein dieſe Dinge, die ich angeſchafft habe, und die alle ſehr wichtig und im höchſten Grade nützlich ſind, zu bezahlen?

Camill ſah mit einem matten Blicke den Sprechenden an, und ſagte dann: Was ſteht auf der Liſte? —

Erſtlich, rief Caliſt, zwei Schnürleiber für die zwei Duennen.

Unnöthig, bemerkte Camill. Wir haben vor einigen Tagen welche angeſchafft.

Gleichwohl waren neue nöthig. Man muß dieſe dicken Frauen ungeheuer einſchnüren, damit ſie zu einigem Anſehen gelangen.

Weiter.

Eine Schachtel mit Kienrußſchwärze, und eine andre mit Schminke.

Wozu Beides? Wir ſchminken uns nicht, und unſre Schuh werden ſeit lange nicht mehr geſchwärzt.

Aber der Mohr? rief Caliſt. Dieſer junge Bauerſprößling, der die Unverſchämtheit hat immer wieder ſeine natürliche weiße Haut zum Vorſchein kommen zu laſſen, wenn man nicht täglich zweimal mit der in Kienruß getauchten Bürſte ihm über Stirn und Wangen fährt.

Teufel! Dieſer Mohr wird uns noch zu Grunde richten.

Ich trage an, erwiederte der Almoſenier, daß wir ihn wieder weiß werden laſſen. Weiß koſtet er uns lange nicht ſo viel wie ſchwarz.

Oder ihn wieder in ſeine Wälder zurückſchicken! Das wäre noch beſſer.

Und unſre Prinzeſſin ihm mitgeben, nicht wahr? Dann ſind wir mit einem Male den ganzen Handel los. Dieſe Bemerkung wurde von Triſtan Contades gemacht, der ſchon daran dachte, ſich mit ſeiner Tante auszuſöhnen, um wieder das Eckſtübchen im Hôtel Cubières bewohnen zu dürfen, das er einſt lange vor der Zeit des großen Zerwürfniſſes inne gehabt, und deſſen Wohnlichkeit und

Stille ihm jetzt beſonders anlockend im Gedächtniß auftauchten.

Weiter — rief Camill.

Dann dem Schreiber für die Abfaſſung der Einladungsbriefe zu Mittageſſen —

Aber wir geben ja längſt keine mehr. —

Sehr wahr, entſchuldigte ſich Caliſt; allein wir erlaſſen regelmäßig Briefe mit Einladungen, und gleich darauf erlaſſen wir nochmals Briefe, in welchen wir jene Einladungen, eingetretener Hinderniſſe wegen, widerrufen. Das giebt doppelte Schreibergebühren. Eine unerläßliche Ausgabe.

Das Geſpräch wurde unterbrochen indem laut an die Hausthür unten gepocht wurde. Triſtan eilte ans Fenſter und rief mit freudigem Schrei, indem er zugleich in die Hände klopfte. Der Küchenkorb! der Küchenkorb! wir werden heut zu Mittag ſpeiſen.

Truchard, Caliſt, Camill und ſelbſt Marigny drängten ſich ans Fenſter, und alle riefen: Ja, es iſt der Küchenkorb! und höher bepackt als gewöhnlich! Den Göttern Dank!

Juchhe! rief Truchard. Komm, laß dich umarmen, mein theurer Almoſenier, und du mein allerliebſter Sekretair! Ich fühle mich jetzt unbeſchreiblich ſelig.

Und ſelbſt ein Päckchen Wachskerzen! rief Caliſt.

Bei meinem Barte, wir werden heute nicht wieder im Dunkeln ſitzen.

Es lebe der Kurfürſt! ſchrie Truchard, indem er ſeine Chokolatekanne ſchwenkte. Auf der Treppe hörte man den ſchwerfälligen Schritt der Diener, die die Vorräthe für die ausgehungerte Geſellſchaft im Waldſchlößchen hinauftrugen. Sulpice Paulinet begab ſich ſogleich in die Küche, um kalt zu ſtellen was der Kühlung und warm was der Wärme bedurfte. Während deſſen fiel im Saal eine neue Scene vor. Der Tanzmeiſter kam hervorgeſtürzt ohne Perrücke mit flatterndem Haar, laut ſchreiend und Flüche und Verwünſchungen ausſtoßend. Ihm folgte auf dem Fuße ſeine Schülerin, die Geige in der Hand, und mit dieſer auf den Rücken des unglücklichen Meiſters losſchlagend. Der Tanzlehrer floh in die Tiefe des Saals, und verſteckte ſich hinter Truchard in die Kaminecke. He, was giebts? rief dieſer.

Der Verfolgte antwortete nicht, ſondern zeigte mit einer ſtummen aber ſehr ausdrucksvollen Geberde auf das junge Mädchen, das noch immer mit hochgehobener Geige, wie zum Schlage ausholend, vor den beiden Männern ſtand. Die beiden Brüder und Marigny kamen heran, und ſtellten ſich im Kreiſe hin, die Arme auf die Bruſt gekreuzt.

Sie will wieder nicht — ſagte Marigny.

Aber wie will ſie diesmal nicht, ſtöhnte der Meiſter aus dem Winkel hervor; ſo hat ſie noch niemals nicht gewollt. Dreißigmal haben wir den pas zéphire verſucht, dreißigmal hat ſie das Bein nicht vom Boden gehoben. Keine Gewalt der Erde hat dies zu bewirken vermocht. Mit dem pas de Cythère ging es nun gar nicht; und endlich riß ſie mir die Perrücke vom Kopf und warf ſie in den Kamin, wo ſie noch liegt —

Prinzeſſin! ſagte Marigny, mit einem ſtarren und drohenden Blick die junge Übelthäterin anſehend.

Aber ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht! —

Prinzeſſin! wiederholte der Oberhofmeiſter.

Zenzi zeigte ihm in einer Grimaſſe, die etwas von der Wildheit eines jungen Hundes und der Blutgier einer Katze an ſich hatte, die ſchimmernd weißen Zähne, und ſtampfte dabei mit beiden Füßen auf dem Boden herum, indem ſie zugleich ihre kleinen Fäuſte ballte.

Ah! — rief Marigny — Was muß ich ſehen! —

Ich will verdammt ſein wenn ich mich jemals wieder in dieſem Zauberpallaſt einfinde — murrte der Tanzmeiſter, ſich die Schulter und den Rücken reibend. Die zwei Duennen waren am Eingang des Saals erſchienen: ſie ſpeiſten eben zwei koloſſale

Butterbröte, und blickten gleichgültig auf die Gruppe im Saal.

Prinzeſſin! hub Marigny wieder an.

Katze! murmelte Truchard.

Marigny nahm ſie ehrfurchtsvoll bei der Hand, führte ſie ein paar Schritt ſeitwärts in die Fenſtervertiefung, und ſagte hier leiſe und mit einem drohenden Ausdruck: Willſt du wohl, verwünſchte Bauerdirne? Du ſollſt tanzen lernen, wenigſtens dieſen Tanz, um auf dem nächſten Hofball mit ſeiner Hoheit zu tanzen.

Zenzi ſah ihn an, legte die Arme übereinander und ſagte: Ich will nicht. Und wieder zeigte ſie die Zähne, und hob die Hand als wollte ſie den Fragenden mit der Schärfe ihrer Nägel bedrohen.

Unwillkürlich wich Marigny zurück. Du verſtehſt nicht, mein Kind, ſagte er mit einer ſanfteren Stimme, oder vielmehr du willſt nicht verſtehn, daß von deiner Geſchicklichkeit und deinem guten Willen unſer aller Schickſal jetzt abhängt. Haſt du dies begriffen? Kannſt du es begreifen? —

Sie ſchüttelte das Haupt.

Marigny ſtampfte mit dem Fuß: Höll und Teufel, du ſollſt es aber begreifen. Füge dich ſogleich meinem Befehle; geh hin und tanze.

Das Mädchen ſah ihn an und lachte.

Mein Latein iſt zu Ende! — rief der junge Mann und wandte den Rücken. Truchard kam auf die Eigenſinnige zugeſchritten mit einer breiten prahleriſchen Pantomime. Er breitete die Arme aus und ſagte: Aber meine gnädigſte Prinzeſſin, iſt es Dero Hoheit nicht gefällig, den geiſtlichen Zuſpruch Ihres allertreueſten Seelſorgers anzunehmen?

Zenzi ſah die furchtbaren Arme, die im Stande waren ſie zu Tode zu drücken, an ſich herankommen; ſie ſtand und zitterte, allein ſie gab nicht nach.

Eine kleine geiſtliche Ermunterung — ein chriſtlicher Zuſpruch — meine Allergnädigſte!

Ha, ſie giebt nach — flüſterten die beiden Brüder. Aber das kleine Schwarzwalder Bauermädchen gab nicht nach. Sie ließ ſich von den eiſernen Armen ihres Peinigers umſchließen, ſie duldete die unbarmherzige Anwendung einer Kraft, die ihre Glieder wie mit Ketten zuſammenſchnürte; allein ſie zeigte ſich nicht willig zu gehorchen; und als der derbe Gaſcogner ſie endlich frei ließ, floh ſie in einen entfernten Winkel des Saals, kauerte ſich hier nieder und zog die Drapperieen des Vorhangs über ſich hin. Man hörte ſie hinter dieſer Schutzwehr bald lachen, bald weinen, bald ſingen, bald verworren vor ſich hin plaudern.

Jetzt iſt auch mein Latein zu Ende, ſagte Truchard. Es iſt der leibhaftige Satan.

Zenzi! rief jetzt die Stimme Camills.

Keine Antwort.

Er wiederholte den Ruf und jetzt rauſchte es hinter dem Vorhang, und in leiſen Schritten kam das Mädchen herbei. Sie hatte faſt die ganze Länge des Saals zu durchwandern, und Alle ſtanden ſchweigend da, um den Auftritt, der ſich jetzt vorbereitete, zu beobachten. Sie kam, den Oberleib etwas vorgebeugt, als lauſchte und horchte ſie, den Kopf etwas geſenkt, ſo daß die langen, gelöſten Flechten des ſchönen Haars über Nacken und Schulter hinwallten und zum Theil das runde Geſichtchen beſchatteten, das von dem hellſten Purpur erglühte und in welchem zwei dunkle Augen unter langen Wimpern wie feurige Kohlen hervorſchimmerten. Der Blick dieſer brennenden Sterne war unverwandt auf denjenigen gerichtet, deſſen Rufe ſie jetzt folgte. Sie ſetzte vorſichtig einen Schritt um den andern, als ginge ſie über einen ſchwankenden gefährlichen Steg, und je näher ſie dem kleinen Marmortiſchchen kam, an dem Camill ſaß, nachläſſig hingelehnt, die Arme auf die Bruſt gekreuzt, ein Bein übers andre geſchlagen, wie ein junger König, der einem ungehorſamen Vaſallen das Urtheil ſprechen will, deſto langſamer und zögernder wurden ihre Schritte. Aber ſie blieb nicht ſtehen; es ſchien daß eine unwiderſtehliche Gewalt ſie zur Richtſtätte hinzog. Endlich war ſie nur eine Armslänge von dem jungen Mann entfernt, der ſie keines Blickes würdigte.

Bring mir das Ebenholzkäſtchen.

Ein Schauder durchdrang den Körper des Mädchens, als ſie dieſe Worte vernahm; allein ſie zögerte keinen Augenblick, dem Befehle zu gehorchen. Raſch entfernte ſie ſich und kam eben ſo ſchnell wieder, in den Händen einen langen ſchmalen Behälter tragend, den ſie auf die Marmorplatte niederſetzte.

Wo iſt der Schlüſſel?

Hier.

Sie zog ein ſchwarzes Schnürchen aus dem Buſen heraus und machte einen kleinen vergoldeten Schlüſſel los. An dieſem Schnürchen war noch ein Herz und ein Kreuz befeſtigt. Das Kreuz hatte ſie von ihrer ſterbenden Mutter erhalten, das Herzchen von einer Schweſter geerbt, die als Kind geſtorben war. Als ſie den Schlüſſel ablöſte, benutzte ſie die Gelegenheit dem kleinen Meſſingkreuze heimlich einen Kuß aufzudrücken und dabei einige Worte zu murmeln.

Camill ſchloß das Käſtchen auf: es enthielt in einer Umhüllung von rothem Sammet ein dünnes Bambusrohr mit ſilbernem Knopf und einer zierlichen

Einfaſſung an der Spitze. Zenzi heftete glühend ihre Blicke auf das Käſtchen und deſſen Inhalt; als ſie ihre Augen abwandte und die höhnenden Mienen ſah derer die ſie umſtanden, nahm wieder die frühere Wildheit und der unbändige Trotz auf ihrem Antlitz Platz, und ſie ſtand wieder da, hoch aufgerichtet, den einen Fuß vor, und die Arme über die Bruſt gekreuzt.

Willſt du thun was man von dir will? fragte Camill.

Sie antwortete nicht; nach einer Weile ſah ſie wild auf, ſprang auf das Käſtchen zu und wollte das Rohr ergreifen, allein Camills Hand hielt die ihre feſt, und nun zitterte das ſo hochgewachſene, kräftige Mädchen wie ein ſchwächliches Kind.

Ah — du widerſetzeſt dich mir! — Das iſt zum erſtenmale, wahrlich, daß du das wagſt.

Er nahm das Rohr, kaltblütig und ohne einen Blick auf die Knieende zu werfen, die ſich an ſeine Kniee klammerte, das Kreuzchen am Bande hervorgezogen hatte und es mit einer wilden Leidenſchaftlichkeit unzählige Mal küßte.

Schlage mich nicht — ſchlage mich nicht! Ich bitte meine todte Mutter daß ſie mich ſchnell in dieſem Augenblick zu ſich nimmt, ehe deine Hand mit dem Rohre mich berührt.

Haſt du nicht von deinem Pflegevater öfters Schläge hingenommen?

Ja, von ihm — aber damals kannte ich dich noch nicht. Du — du — ſchlage mich nicht. Ich überleb es nicht; ich ſterbe! — Und eine Leichenbläſſe bedeckte ihr Antlitz; ihre Lippen bebten und ihre Augen ſchloſſen ſich wie im Todeskrampfe.

Alſo du willſt gehorchen?

Nein! —

Camills Hand mit dem Rohre hob ſich. Sie ſprang wie eine Tigerkatze vom Boden auf und haſchte nach dem Stocke; ſie erreichte ihn nicht, allein im Sprunge ſtreifte ihre Hand Camills Rechte und ihre Nägel zogen blutige Streifen. In dieſem Augenblick fiel das Rohr wiederholt und ziemlich ſtark auf den Nacken des Mädchens nieder. Sie ſtieß einen Schrei aus als hätte man ihr das Herz durchbohrt; doch in demſelben Moment Camills blutende Hand bemerkend, warf ſie ſich unter Seufzer und Thränen auf den Boden, und preßte ihre brennenden Lippen auf die verwundeten Stellen. Zugleich zwängte ſie den Stab ihm in die Hand, indem ſie rief: Schlage noch — ſchlage noch! ich habe dir Schmerz verurſacht, ich habe dein Blut vergoſſen, das mir theurer iſt als das meine.

Ein Schauer des Mitleids, und ein Gefühl das ſie ſich nicht erklären konnten, wallte in den Buſen der Zuhörer und Zuſchauer dieſer Scene über.

Geh, geh — rief Camill, ſeine Hand der Knienden mit Gewalt entreißend — du biſt ein unheimliches, ſonderbares Kind. Ich fürchte mich in deiner Nähe. Geh! —

Sie erhob ſich und ſagte mit leiſer Stimme: Jetzt befiehl; ich werde thun was du willſt; aber nur was du willſt. Keinem Andern gehorche ich: du weißt es. Und ſie ſah mit dem trotzigſten und unbändigſten Ausdruck, der in dieſem Antlitz, das das Antlitz einer jener keuſchen, wilden Nymphen der Diana zu ſein ſchien, vor deren Zorn ſelbſt Helden und Götter flohen, nur Platz finden konnte, die Umſtehenden an. Gleich darauf fiel ſie aber wieder in ihr kindiſches Lachen, Singen und vor ſich hin Plaudern. Dann winkte ſie dem Tanzmeiſter, der hinter den jungen Männern verſteckt, ſcheu und verwundert das Vorgefallene beobachtet hatte, und verſchwand mit ihm in das Kabinet. Doch ſchon auf deſſen Schwelle ſtehend, kam ſie wieder herbei, indem Gang und Miene den Vorwurf ausdrückten, den ſie ſich ſelbſt wegen einer vergeſſenen Pflicht machte. Sie legte das furchtbare Rohrſtöckchen, vorſichtig es anfaſſend, wie der Wanderer eine Schlange anfaßt, von der er nicht ganz ſicher weiß ob ſie wirklich getödtet ſei, oder noch Leben berge, in das Käſtchen, ſchloß dieſes wieder zu, und häkelte den Schlüſſel an das Band am Halſe. Alles dieſes that ſie in geſchäftiger Eile, indem ſie rückwärts ſchauend dem wartenden Lehrer Zeichen machte, die da andeuten ſollten daß ſie bald kommen werde, und daß er nicht ungeduldig werden dürfe. Mit dem Käſtchen im Arm, leichenblaß und Thränen auf den Wangen, aber immer dabei luſtige Liederchen ſingend floh ſie mehr als daß ſie ging, und die ſchwere Eichenthüre fiel hinter ihr donnernd zu.

Ein kleiner Waldteufel, wie ihn nur jemals das ſcheue Aug' des im Dickicht verirrten Wanderers erblickt! ſagte Truchard. Lebten wir noch zu Zeiten des guten Königs Dagobert, würde man ſie als Hexe verbrennen.

Aber hübſch iſt ſie! ſetzte Marigny hinzu; verzweifelt verführeriſch. Es iſt etwas an ihrem Blödſinn was den Verſtand der ſchönſten Frau überflügelt.

Es leben die blödſinnigen Weiber! rief Caliſt, indem er eine der eben neu angelangten Flaſchen entpfropfte und ihren Inhalt in ein ſchön geſchliffenes Deckelglas goß, das er vom Kaminſimſe herabgelangt hatte.

Ein gewaltiger Schrei ließ ſich von der Küche aus hören. Sulpice ſtürzte hervor, unter jedem Arm einen Korb haltend, in denen ſich Geflügel, eine Paſtete und Weinflaſchen befanden.

Was giebts? was giebts, Paulinet?

Ha, man will uns wieder rauben was man uns eben gegeben hat. Ein elender Hausoffiziant des Fürſten iſt da, und nimmt nicht allein alle Vorräthe in Beſchlag, ſondern weiſt auch einen Befehl auf, dem zu Folge wir innerhalb einer Stunde dieſes Schloß räumen ſollen.

Unmöglich! Wir gehen nicht.

Es ſind Häſcher, eine ganze Bande, auf dem Wege hierher.

Marigny, wirf dich ſchnell in deine Hofmarſchalluniform! Setz deinen großen Federhut auf —

Gut. Wir wollen ſehen ob wir dieſem Geſindel nicht imponiren können. Die Prinzeſſin ſoll ſich ſogleich in Staat werfen. Man ſage ihr, ſie ſoll eilen.

Die Töne der Geige brachen plötzlich ab; ein unruhiges hin und herlaufen begann. Die beiden Duennen flohen durch den Saal, auf den Armen die Toiletteſtücke, die noch vorhanden und dem Verkaufe glücklich bis jetzt entgangen waren, haltend.

Caliſt zog einen ſchreienden Bauerknaben hinter ſich in eine Saalecke, wo ein Töpfchen mit Kien rußſchwärze ſtand, und ſogleich ging es mit einer ſcharfen Bürſte über Wangen und Lippen des Unglücklichen her, der ſich wand und krümmte, aber herzhaft an einem Ohrläppchen gefaßt nicht wagen durfte ſich zu befreien, wenn er nicht ein Stück ſeines Ohres in der Hand ſeines Henkers zurücklaſſen wollte.

O die Beſtie wird nie ganz ſchwarz! ſtöhnte Caliſt. Es iſt ein nichtswürdiges Handwerk dies! Bei unſrer lieben Frau zu Amiens, ich kenne kein ſpitzbübiſcheres Geſchäft, als das, wozu mich das Schickſal hier verdammt hat.

Marigny trennte unterdeſſen eine goldne Achſelſchnur von der Schulter ab, und machte Kniebänder daraus. Truchard reinigte ſeine lange ſchwarze Robe von den Flecken, die ein Kapaunflügel und ein kleiner See von Madeiraſauce bei dem letzten copiöſen Mahle, das die Geſellſchaft gehalten hatte, darauf hervorgerufen hatten. Dabei brummte er: Die Diebe! die Gauner, die Nichtswürdigen! Uns verjagen, nachdem ſie unſer Geld, unſre Diamanten uns abgenommen! Ei ſeht doch! wer ſetzt wohl ſeine Gäſte ſo ohne Umſtände in den Wald ab, und noch dazu Gäſte wie wir: eine Prinzeſſin, die auf dem Wege iſt den mächtigſten Thron der Welt einzunehmen, die auf der Reiſe zu den Reichthümern

Peru's und Golkonda's begriffen einen kleinen lumpigen deutſchen Kurfürſten begnadigt, indem ſie von ihm ein Frühſtück und ein Nachtlager annimmt. Teufel, dies nennt man Gaſtfreundſchaft!

In dieſem Augenblicke zeigte ſich in der dunkeln Tiefe der geöffneten Thüre eine ungeheure goldgelbe Wolke, die immer höher auf und anſchwoll, bis ſie den ganzen Rahmen der Thüreinfaſſung einnahm. Dabei klang ein Rauſchen als führe ein ferner Orkan über die Gipfel eines unermeßlichen Waldes.

Ah, unſre Prinzeſſin! rief Truchard, flüchtig hinblickend! Sie iſt jetzt zum Bewundern gehorſam. Das nenne ich im Nu gekleidet ſein.

Näher hinblickend ſah man aus dieſer Wolke einen ſchmalen, wespenartigen Leib emporwachſen, und auf dieſem zwei blendendweiße runde Schultern ſich wiegen, und ein Köpfchen, dem eben, von den Händen der Dienerinnen, eine Perücke aufgeſtülpt wurde. Ein Schneegeſtöber von Puder flog umher, und die Prinzeſſin blies mit vollen Wangen, wie ein pausbackiger Engel, der in einer Dorfkirche die Poſaune bläſt, den Puder von Schulter, Händen und Armen.

Uf — uf! —

Marigny ſtürzte auf ſie zu, und reichte ihr die äußerſten Fingerſpitzen der rechten Hand, denn ſchon hörte man den unwillkommenen Beſuch die Treppe heraufkommen.

Die Duennen hatten ſich in der Eile mit Tiſchtüchern drapirt, die ihnen als Schleier dienten, und in die eingehüllt ſie ſtumm in die Fenſterniſche ſich zurückgezogen und halb von den Vorhängen verdeckt, Platz nahmen. Mit einer weißen und einer ſchwarzen Geſichtshälfte wurde der Mohr eilig in einen Winkel geſchoben, ſo daß er nur die letztere zeigte. Triſtan ſetzte ſich zu den Füßen der Prinzeſſin auf einen niedrigen Schemel, und Camill, die beiden Brüder Contades und Paulinet nahmen die ihrem uſurpirten Range zuſtehenden Plätze ein. Als alles fertig war, öffnete Paulinet die Thüre und ließ die Abgeſandten zur Audienz.

So wenig zuſammenhängend und geordnet dieſe lächerliche und übertriebene Schauſtellung dem prüfenden Blicke ſich zeigte, ſo verfehlte ſie doch nicht auf den erſten Anblick einen imponirenden Eindruck zu machen, und der niedere Polizeioffiziant, dem das Geſchäft aufgetragen war die überläſtigen Abenteurer, die man los ſein wollte, aus dem Hauſe zu weiſen, ſtutzte als er eintrat, und war ſichtlich verlegen und des Wortes nicht mächtig, als er die eben beſchriebene Gruppe vor ſich ſah.

Unter dem Volk, das über die Erſcheinung der ruſſiſchen Prinzeſſin zahlloſe Gloſſen machte, galt die Bezeichnung „die gelbe Gräfin“, weil man die fremde, ſeltſame Dame nie anders hatte öffentlich erſcheinen ſehen als in dem prachtvollen gelbſtoffenen Reifrock, den ſie auch jetzt trug, und den wir ſchon bereits ausführlich dem Leſer beſchrieben haben. Er war in der That ein äußerſt koſtbares und blendendes Gewand. Aber nur wenige Augenblicke hielt dies unwillkommene Erſtaunen den Mann des Geſetzes in Unthätigkeit, er faßte ſich ſogleich und zog mit voller Amtswichtigkeit ein Papier aus der Taſche, das er entfaltete, und nachdem er ſeine Naſe mit einer Brille bewaffnet hatte, fing er an:

Wer iſt hier der General Schi — Schi — Schiſchib —

General Schitſchibatief! ergänzte Marigny, indem er ſich ſtolz emporrichtete — ich bin es. Was iſt ſeiner Kurfürſtlichen Hoheit Begehr?

Werden's gleich erfahren. Wo iſt der Obriſt Tubli —

Tublikonieſky? Hier! rief Sulpice Paulinet.

Und der Sekretair Krack — Krack —

Kracktſchejeff? Hier! nahm Camill das Wort.

Der Polizeioffizier ſah die genannten Perſonen an, indem er mit einem halb mitleidigen, halb ſpottenden Lächeln die Achſeln zuckte; dann wandte er ſich zu ſeinem Begleiter, der unterdeſſen eingetreten war und flüſterte ihm zu: Gute Chriſten ſind es nun einmal nicht, ſonſt würden ſie ſich mit dieſem Teufelsregiſter von Namen nicht behangen haben. Der Schreiber nickte bejahend, und nachdem dieſer Austauſch der gegenſeitigen Wahrnehmungen zwiſchen dem obern und dem niedern Beamten ſtatt gefunden hatte, wandte ſich der erſtere wieder zu der Gruppe und ſagte, indem ſeine Stimme oft von einem trocknen Huſten unterbrochen wurde: Nun wohl, mein Herr General Schitſchibatief und mein Herr Obriſt Tublikonieſsky, und mein Herr Sekretair Kracktſcheieff, und die drei andern Herrn hier, Sie werden ſämmtlich die Gewogenheit haben mir in das Stadtgefängniß zu folgen, das Weibsbild, das ſich eine ruſſiſche Prinzeſſin nennt, mit eingeſchloſſen. Auf, Marſch! meine Ordre lautet ſchleunigſte Vollſtreckung des Allerhöchſt mir zugekommenen Befehls.

Die Aufregung in der Gruppe war allgemein. Die Prinzeſſin und ihre Hofdamen brachen in ein Geſchrei aus, die Männer ſtampften auf den Boden, ballten die Fäuſte, und drangen mit Verwünſchungen auf den Häſcher ein. Dieſer zog ſich mit demſelben froſtigen Lächeln, mit dem er in den Saal getreten war, an die Thüre zurück, indem er rief: Wird ihnen nichts helfen, meine Herrn! Unten ſtehen fünf und zwanzig Mann unter Gewehr; ich brauche nur meine Stimme erſchallen zu laſſen, ſo ſind ſie hier oben im Saal.

Wie! ſchrie Marigny, der Kurfürſt wagt eine fremde Fürſtin, die bei ihm Schutz ſucht, ſo entſetzlich vor den Augen ganz Europas zu beleidigen?

Der Diener der Gerechtigkeit nahm langſam eine Priſe, und ſah ruhig lächelnd die zornwüthige Geberde der jungen Männer.

Ha! das wird eine blutige Rache heraufbeſchwören! tobte Paulinet. Rußland wird ſeine ſechzig Millionen Einwohner alle bewaffnen und damit den Kurfürſten und ſeine Staaten zermalmen. Ha! man wird dieſen unwürdigen Prinzen vom Erdboden vertilgen.

Der Diener der Gerechtigkeit nahm noch eine Priſe.

Soll ich die Ketten bereit halten laſſen? fragte ſein Gefährte leiſe.

Nein; entgegnete dieſer ebenſo leiſe. Aber laßt den großen Menagerie-Wagen vorfahren, den Churfürſtliche Durchlaucht neulich auf der Meſſe ſich hat machen laſſen um die ſeltnen Affen für dero Menagerie zu transportiren. Er hat ein tüchtiges Schloß und kann ganz zugeſperrt werden. Fünf und zwanzig Mann Soldaten ſind eine gute Anzahl, aber ſo wüthig wie dieſe Vagabonden ſich geberden, könnten wir doch mehr Plage mit ihnen haben, als wir es vermuthet. Abliefern muß ich ſie lebendig, und Vorſicht iſt jedenfalls nütze.

Ganz wohl, entgegnete der kleine Schreiber und entſchlüpfte. Der Offizier wandte ſich wieder mit der gravitätiſchen Miene ſeiner Amtshoheit der von ihm ſo arg bedrohten Gruppe zu, und rief: Nun, meine Herrn und Damen! Sind Sie zur Reiſe fertig?

Prinzeſſin! rief Sulpice Paulinet, himmliſche Prinzeſſin! Sein Sie ruhig, fallen Sie ums Himmels willen nicht in Ohnmacht! Nur über unſre Leichen werden dieſe Räuber zu Ihnen dringen.

Und er, und Truchard, und Marigny ſtellten ſich vor dem Lehnſeſſel in kriegeriſcher Ordnung auf.

Alsdann wird mir nichts übrig bleiben als meine Leute kommen zu laſſen, ſagte der Offizier, ſich dem offenen Fenſter nähernd.

Indem er ſich wendete, fiel aus der Rolle, die er mitgebracht, ein kleiner zuſammengerollter Streifen Papiers herab. Camill griff ſchnell danach: er erkannte Mortouns Hand. Der Zettel enthielt auf Franzöſiſch die wenigen Worte: „Weichet diesmal der Gewalt! Ich wache für euch!“

Ah! das iſt etwas anderes! rief Marigny. Wenn Mortoun befiehlt, müſſen wir gehorchen. Dies war die Abmachung.

Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſteckten der General Schitſchibatief und der Obriſt Tublikonieſsky ihre Degen ein, und nachdem der letztere der Prinzeſſin einige Worte ins Ohr geflüſtert, reichte er ihr ſehr graziös die äußerſten Fingerſpitzen, und ließ ſie vom Stuhl ſich erheben. Der Offizier des Churfürſten, als er dieſe Willfährigkeit ſah, machte freudig Platz, indem er voranſchritt. Der Zug ging durch den Saal, und Paulinet, als er der Küche vorüberkam, wo das eben angelangte Mahl wieder von den Dienern in die Körbe gepackt wurde, ſchickte den welſchen Hühnern, und den Paſtetenſchüſſeln einen wehmüthigen Abſchiedsblick zu, indem er murmelte: Daß die Größe doch ſtets mit ſo viel Unruhe, ſo viel Wechſel und Aufruhr verknüpft iſt! daß man eine Krone nicht ruhig und im Vollgenuß eines lieblichen Friedens beſitzen kann!

Als die Geſellſchaft den Behälter ſah, in dem ſie, buchſtäblich, eingeſperrt werden ſollte, entſtand ein erneuter Aufruhr. Niemand wollte in dieſen ominöſen Käficht einſteigen, bis auch hier endlich Marigny durchdrang, und man ſo gut es gehen wollte in dieſem ungeheuren brettern, mit bunten Farben bemalten Gehäuſe Platz nahm.

Als der Wagen ſich der Stadt näherte, hatte ſich eine große Menge Volks am Thore ſchon eingefunden, es begleitete denſelben bis vor das Gefängnißgebäude. Als er hier ſtille hielt, waren die Ringmauer und die benachbarten Fenſter und Dächer mit einer unabſehbaren Schaar von Zuſchauern bedeckt. Der Zug der Gefangenen mußte über einen weiten, grünen Grasplatz, den eben die Sonne hell beſchien. Als die angebliche Prinzeſſin, in ihrem goldfunkelnden ungeheuren Reifrock über dieſe grüne Fläche hinſchritt, gefolgt von dem Negerknaben, der den Papagei trug, gab dies in der That ein ſehr ſeltſames, charaktervolles Bild, und die Menge brach in den tauſendſtimmigen Ruf: Seht, die gelbe Gräfin! Da geht ſie! Seht! —

Der Zug verlor ſich in die dunkle Öffnung des alten Gefängnißthurmes. Die Richter hatten ſich bereits verſammelt um der Abenteurerin, für die der Kurfürſt ſie gehalten wiſſen wollte, den Prozeß zu machen.

Reiſe der Prinzeſſin.

Während dieſer Vorgänge näherte ſich die wirkliche Prinzeſſin mit ihrem Begleiter in kurzen Tagereiſen der Stadt Trier. Das Mißgeſchick wollte daß Ambroſius, der ſchon unwohl Wetzlar verlaſſen hatte, unterwegs erkrankte, und in einer kleinen Stadt, nicht mehr weit von dem Ziel der Reiſe, lebensgefährlich darniederlag. Betſey pflegte ihn; das Paar hatte ſich, immer bedacht ſich und ihre Reiſezwecke der Neugier zu entziehen, in einem Landhauſe eine kleine Wohnung genommen, da der einzige Gaſthof des Städtchens keinen ſichern Verbleib verbürgte.

Der Freiherr Ambroſius ſaß in wärmende Decken eingehüllt vor dem einen kleinen Fenſter der Gaſtſtube der neuen Wohnung, und hatte den matten Blick auf die Blumen des Gärtchens gerichtet, das dicht vor ihm ſeine Frühlingsreize entfaltete, und zwiſchen deſſen einzelnen Feldern, mit Lavendel und Kreſſe begrenzt, er die ſchlanke Geſtalt Betſeys auf und nieder wandeln ſah, um einen Strauß zu ſammeln und zu ordnen, den ſie ins Glas vor dem Kranken zu ſtellen beabſichtigte. Das junge Mädchen ſah nur verſtohlen und flüchtig ins Fenſter hinein, denn ſie fürchtete ſich faſt, das bleiche, abgemagerte Geſicht ihres Freundes und Beſchützers zu erblicken, ſo ſehr ging deſſen leidender Zuſtand ihr zu Herzen.

Vor Ambroſius lag ein offener Brief des Vaters. Die großen prächtigen kühnen Schriftzüge des alten Freiherrn machten ſich mit einer gewiſſen feierlichen Würde auf dem Papiere Platz, das mit dem Stadtzeichen von Nürnberg geſchmückt war als dem damals beliebteſten Fabrikorte von Schreibpapier. Der Freiherr ſchrieb:

Meinem theuren Ambroſio Glück und Heil!

Nunmehr, carissimo! wirſt du bereits in der Haupt- und Reſidenzſtadt Trier, bei den Römern Augusta Trevirorum benamſet, und zwar nach einem galliſchen Volksſtamme, ſo ſich in dieſer Gegend niedergelaſſen, eingerückt ſein, und hoffentlich wirſt du Seine Excellenz, den Herrn Kanzler bereits ſchon geſprochen und von unſern diffikulten Angelegenheiten benachrichtigt haben. Sei nur ſtandhaft! Die Götter werden alles zu einem guten Ende leiten. Sei unerſchrocken, denn bedenke was unſer Freund Horaz ſagt: In vitium ducit culpae fuga. Die Furcht vor Fehlern führt zu Fehlern. Vertraue dich nur Niemand als nur dem Kanzler; er iſt zugleich Großmeiſter vom Stuhl unſrer Loge —. Mit meinen Angelegenheiten geht es gut. Ich hab ein Poem gemacht in Sapphiſcher Odenform auf den Gewinn meines Prozeſſes und hab es in dem Schwäbiſchen Merkur abdrucken laſſen; mein Freund Heneccius ſchrieb mir darüber: „Alſo, mi amice, wie ein Kind trinkt die Milch der Mutter, alſo trinke ich deine Verſe!“ das iſt alles was man verlangen kann; dann fügt mein ehrlicher Heneccius noch hinzu: „In ganz Deutſchland ſpricht man von nichts als von dem Prozeß Laubenſtock contra Mucius!“ Das glaube ich nun zwar nicht, allein berühmt iſt die

Sache nun doch ganz gewaltig geworden, und ich, alter Knabe, freue mich darüber, da wir, incluſive du und Adelgunde und Philippina, mit allen Ehren aus dieſer häßlichen Diffikultät hervorgegangen ſind. Ad vocem Adelgunde, ſo lebt dies nunmehr vermählte Weibsbild ganz lieblich und anmuthiglich mit ihrem Geſpons, gleichſam wie die zwei Turteltäubchen des Anacreon. Deine Sophia ſitzt aber traurig da, wie weiland die Töchter Jeruſalems an den Weidenbächen ſaßen; allein ich mache ihr allezeit durch mein muntres Zureden gute Hoffnung. Ich will dir nebenbei rathen daß du die wollenen Strümpfe und das wollene Leibchen, das du immer den 15ten Mai abzulegen pflegſt, diesmal etwas länger auf dem Leibe behalten ſolleſt, wegen der gar kühlen Tage die wir jetzund haben; nimm überhaupt deine Geſundheit in Obacht, denn du haſt gar eine ſchwache. Bedenke das wohl. Nun vale, carissime, vale!

Postscriptum. Ich will dir nur noch melden daß ſie den alten Freiherrn von Güldenthor nun auch mit einem Prozeß herbeigezogen haben. Er hat auch daran müſſen. Es iſt eine Sache mit dem kaiſerlichen Fiskus; dieſe Prozeſſe ſind die längſten. Er hat ſogleich ein Haus auf funfzehn Jahre hinaus gemiethet, ich habe wohlweislich noch funfzehn Jahr hinzugethan und auf dreißig Jahr gemiethet, da grade ein Sollizitantenhaus leer geworden. Es iſt mir nicht ganz lieb daß der alte Güldenther mit Kind und Kegel herzieht, da, wie du weißt, ſein Sohn Hermann der Philippine den Hof macht. Solches bemerkte ich ſchon bei meinem Aufenthalt in Kiel; jetzt haben ſich die jungen Leute ganz in der Nähe. Aus der Heirath kann nichts werden, und jetzt nun gar nicht; denn ſollen wir nun wieder in ein Prozeßhaus hinein heirathen? Und überdies nach Holſtein möchte ich mein Kind nicht hingeben; ich will einen Eidam in Chur-Mainz, wo ich ſelbſt her bin; das iſt räſonnabler. Nun, nochmals Gott befohlen! —

Dieſes Schreiben, das ihm nach Trier vorausgeeilt war, hatte er von dort ſich zuſchicken laſſen. Ein Umſtand übrigens in dieſem väterlichen Mahn- und Troſtbrief gab Ambroſius Kummer und Nachdenken, es war dies die ausdrückliche Warnung des alten Freiherrn, von dem Zweck der Reiſe Niemanden, außer dem Kanzler, etwas zu vertrauen. Dieſe Warnung kam zu ſpät: Ambroſius hatte ſchon bereits einen Vertrauten ſich erwählt, und dieſer war nicht der ihm zugewieſene. Zu gleicher Zeit mit ihm war noch ein anderer Reiſender in dem Städtchen eingetroffen, und da dieſer es ebenfalls vorzog, ſtatt in dem engen, unwohnlichen und von Gäſten überfüllten Gaſthauſe zu bleiben, eines jener kleinen Landhäuſer, von denen Ambroſius und ſeine zwei Begleiterinnen das größte und zierlichſte inne hatten, zu miethen, ſo waren bald die beiden Reiſenden in enge Nachbarſchaft zuſammengerückt. Der Fremde hatte ein ſehr anſtandsvolles und achtunggebietendes Äußere; man ſah ihm, auch wenn er nicht mit zahlreicher Dienerſchaft gereiſet wäre, den Mann von Stande und Geltung an; jetzt zeigte aber auch ſeine Umgebung daß ihm vom Schickſal Rang, Würde und Schätze zugefallen waren. Er nannte ſich Chevalier de Luc und ſtammte von einer vornehmen piemonteſiſchen Familie ab. Dies theilte er Ambroſius mit, um deſſen nähere Freundſchaft er ſich durch allerlei Aufmerkſamkeiten und kleine Dienſte bewarb. Die beiden jungen Männer knüpften ein Band des Vertrauens und der gegenſeitigen Rückſichten unter einander, das beinahe einem Freundſchaftsbande ähnlich ſah, und Ambroſius, als ſeine Krankheit zunahm, konnte mit Beſtimmtheit täglich den Chevalier an ſeinem Siechbette erwarten, der da kam um mit ihm über die neueſten Ereigniſſe auf dem politiſchen Gebiete oder über irgend eine neu auftauchende literariſche Erſcheinung zu ſprechen. Niemand ſprach beſſer und unterrichteter als der Chevalier, und keinem Erzähler ließ ſich ſo bequem und mit einer ſo reichen Ausbeute von Belehrung und Vergnügen zuhören. Gegen Eliſabeth beobachtete der intereſſante Fremde eine etwas abweichende Art des Benehmens; wenn er gegen Ambroſius theilnehmend und voll hingebenden Vertrauens war, ſo machte ſich dagegen in ſeinem Verkehr mit dem jungen Mädchen eine gewiſſe Kälte und Behutſamkeit geltend, die von der Galanterie, wie ſie damals im Umgange beider Geſchlechter mit einander Sitte war, ſtark abwich. Auch dies gefiel Ambroſius ungemein, er ſah darin das Anzeichen einer feſten, männlichen Seele, eines durch und durch ehrenwerthen Charakters, der ſich keine geckenhafte Annäherung einem edlen jungfräulichen Weſen gegenüber erlaubte, wenn auch die Mode und die herrſchende Sitte ihm eine ſolche geſtattete. Ambroſius beſaß jedoch nicht das ſcharfe Auge um zu bemerken daß dieſe Kälte und dieſes Zurückweiſen von Eliſabeth zuerſt ausgegangen waren und daß das Benehmen des Fremden eine nothwendige Folge dieſer ihm gewordenen Begegnung war. Das wunderſame Mädchen, deſſen beſondere Charaktereigenthümlichkeit wir bis jetzt nur angedeutet, lange noch nicht erſchöpfend geſchildert haben, wenn Naturen dieſer Art überhaupt dazu zu bringen ſind dem Sittenmaler mit der gehörigen Ruhe und

Ausdauer zu einem Portrait zu ſitzen, entwickelte in ihrem Benehmen gegen den jungen und ſchönen Mann zum erſtenmal eine gehäſſige tadelnswerthe Eigenſchaft; nämlich ſie zeigte einen maaßloſen Stolz und einen völlig rückſichtloſen Übermuth. Das ſonſt ſo ſanfte und nachgebende Geſchöpf, das Jedem wohlwollte und für den Niedrigſten und Geringſten ihrer Umgebung ein Wort der Liebe und Theilnahme bereit hatte, war hier, einem Manne gegenüber, der ihr nie etwas zu Leide gethan hatte, und der dazu in der kurzen Zeit der Bekanntſchaft ſchon der unentbehrliche Genoſſe ihres Freundes und Beſchützers geworden war, ein befehlendes, trotziges, wild auffahrendes und beleidigendes Weib. Der Chevalier nahm daher, wie wir ſchon geſchildert haben, frühzeitig die Miene von Kälte und Zurückhaltung an, es war dies das einzige Mittel den Ausbrüchen der böſen Laune von Seite des ſeltſamen Mädchens zu entgehen. Es glückte ihm nicht immer, und manchesmal, ſo auffallend dies auch lauten mag, verfolgte Eliſabeth ihn ordentlich mit ihren feindſeligen Angriffen. Sie war nicht damit zufrieden daß er ſie nicht reizte, ſie reizte ihn; und empfand eine Freude ihm etwas Schmerzliches oder Kränkendes angethan zu haben. Dies waren jedoch immer nur Anfälle, gleichſam eines düſtern und unerklärlichen Krankheitſtoffes, der ſich in dieſer ſonſt ſo reinen, makelloſen Seele, der Himmel weiß durch welche Zufälligkeiten und nicht zu berechnende Einflüſſe herbeigeführt, feſtgeſetzt hatten.

Die kleine Reiſegeſellſchaft befand ſich ſchon bereits zehn Tage in dem Städtchen, da verſchlimmerte es ſich mit Ambroſius Zuſtand ſo ſehr daß der Arzt zum erſtenmal den Ausſpruch zu thun ſich genöthigt ſah, man möchte auf das Schlimmſte gefaßt ſein.

Ambroſius bebte. Er dachte an die übernommene Verpflichtung. Vielleicht waren nur wenige Stunden ſein; er mußte ſie nützen. Der Chevalier wußte ſchon Einiges über Eliſabeths Schickſal, Ambroſius entſchloß ſich nun raſch ihm Alles zu vertrauen, ihm die Briefe an den Kanzler einzuhändigen und ſich das Wort des Edelmanns und Ehrenmannes geben zu laſſen, daß er nunmehr die Verlaſſene an den Ort ihrer Beſtimmung bringen wolle. Der Chevalier verſtand ſich nur ſchwer zur Übernahme einer ſo wichtigen, und ſo große Verantwortung ihm aufbürdenden Miſſion; erſt ſeines neuen Freundes inſtändige Bitten und das Bewußtſein der troſtloſen Lage des armen jungen Mannes bewogen ihn endlich, wiewohl zögernd nachzugeben. Doch bat er daß Ambroſius die ihm noch gegönnte Zeit benutzen, und den Kanzler hierher beſcheiden möchte; die Wichtigkeit der Sache und der Charakter des einflußreichen Mannes ließen nicht zweifeln daß er ſich zu dieſer Reiſe entſchließen werde. Alsdann, wenn er zur rechten Zeit noch eintraf, konnte er die Kaiſertochter in Empfang nehmen; kam er jedoch zu ſpät und fand Eliſabeths Beſchützer nicht mehr am Leben, ſo war er wenigſtens ſchon benachrichtigt von der Vollmacht die der Sterbende dem Chevalier übergeben, und beide, der Kanzler wie der Chevalier konnten dann gemeinſam ihren Plan faſſen und zuſammen wirken. Ambroſius ſchrieb dieſen Brief und übergab ihn den Händen des Herrn de Luc.

Noch gab es für den Todkranken eine ſchwere Pflicht zu erfüllen, er ſah ein daß es nothwendig war Eliſabeth das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen. Sie konnte, da ſie mit einem Fremden weiter reiſte, nicht länger in Unkenntniß von dem, was man mit ihr vorhatte, gehalten werden. Es wäre dies nicht allein eine Ungerechtigkeit, es wäre eine durch nichts zu entſchuldigende Grauſamkeit geweſen. Aber welchen Eindruck mußte eine ſolche Nachricht auf die nichts Ahnende äußern, und unter welcher Form durfte Ambroſius hoffen ihr am geeignetſten dieſe Mittheilung zu machen? Eliſabeth war ſo ungewöhnlich, ſo leidenſchaftlich, ſo völlig anders wie die Mädchen ihres Alters, und nun kam es darauf an, dieſes vom Schickſal gleichſam zu allem Unerwarteten und Außerordentlichen beſtimmte Weſen plötzlich in eine Situation zu verſetzen, wo ſie wie in den Mährchen der tauſend und einen Nacht auf einen Zauberſchlag ihre ganze Umgebung verändert ſah. Konnte das blendende Licht das auf ſie zuſtrömte, ſie nicht tödten? Und hatte Ambroſius wohl Zeit, langſam und mit berechnender Vorſicht Wort für Wort, Silbe für Silbe das inhaltſchwere Geheimniß ihrer auflauſchenden und aufzuckenden Seele anzuvertrauen? Er hatte dieſe Zeit nicht, und deshalb entſchloß er ſich, Eliſabeth in einem Briefe mitzutheilen was er ihr mitzutheilen für nöthig fand. An dem Morgen, mit dem wir dieſes Kapitel begonnen haben, war dieſer Brief übergeben worden, und Ambroſius, in die Kiſſen ſeines Armſtuhls gedrückt, lauſchte aufmerkſam, welchen Eindruck ſeine mit Mühe zuſammengebrachten Zeilen auf dem Antlitz der Empfängerin könnten hervorgebracht haben; er fand zu ſeinem Erſtaunen dieſes ſchöne, bleiche Geſicht mit einem Schimmer von Ruhe und Frieden bedeckt, der ihm unter den obwaltenden Umſtänden völlig unerklärlich war. Er wußte nicht daß Betſey den Brief einſtweilen bei Seite gelegt hatte, um zuerſt ihrer Pflicht, dem Kranken einen friſchen Blumenſtrauß zu pflücken, zu genügen; jetzt da dies geſchehen, ſtieg ſie in ihre einſame Kammer hinauf, öffnete ſorglos das Siegel und durchlas die Zeilen von der Hand ihres Freundes und Bruders.

Ihre zitternden Hände ließen das Papier zu Boden gleiten, ihr Auge ſtarrte in die Leere während eine Welt von Gefühlen in ihrem Buſen ſich Platz zu machen ſtrebte, und verworrene Bilder und Vorſtellungen zum Bewußtſein ſich zu geſtalten ſuchten. Sie führte die Hand zum Haupte und berührte leiſe und wie träumend die dunkle Fülle von Locken, die die alabaſterne Rundung dieſer ſchönen, wunderherrlichen, wie für das Diadem geſchaffenen Stirne beſchatteten. Die Spitzen der langen, ſchmalen Finger glitten an den ſchwarzen Ringen hin und ſtützten dann die bleiche Wange. Das Haupt ſank immer tiefer, je gewichtiger und peinvoller die Arbeit der Seele wurde, zuletzt lag die Träumende wie eine geknickte Blume da, das Haupt tief in beide umſchließende Hände geborgen. Aus dieſer Stellung ſchreckte ſie mit leiſem Zucken empor, als wenn das Raſcheln einer Schlange ihr Ohr getroffen; ſie erhob ſich und lauſchte. Das offene Fenſter ließ — aber nur dem ſcharfen Gehör der Gepeinigten bemerkbar — den leiſen Schritt eines Mannes hinauftönen, der unten auf dem kniſternden Sandwege mehr vorüberglitt als ging. Die dunkeln

Augen Eliſabeths hefteten ſich nun auf dieſen einſamen Wanderer, und der Ausdruck ihres Blickes nahm eine furchtbare zürnende Gewalt an, daß etwas von dem dämoniſchen Feuer Medeas in ihm zu leuchten ſchien, das Jene beſeelte als ſie zu dem gräßlichen Blutopfer ihrer eigenen Kinder ſchritt. Die Eröffnungen, die eben der Brief ihr gemacht, ſchienen eine fürchterliche Beſtätigung in dem Erſcheinen jenes Mannes zu finden, der eben, in dieſem unheilvollen Momente, wo alle Schrecken der Vergangenheit und alle verhüllte Wonnen und Schauer der Zukunft auf das junge Mädchen eindrangen, an ihrem ſtarren Blicke vorüberſchritt. Ja, er und dieſer Brief paßten zuſammen; was auf dem Papier noch hätte dunkel bleiben können, wurde deutlich im Ringe dieſes unheimlich rollenden Auges, das ſeine Strahlen hinauſſendete, als wollte es fragen: Nun wie iſt dir jetzt? Reißt die Decke, die deine Seele bis jetzt umhüllte? ſiehſt du jetzt wo du biſt, und wo du warſt? Werden dir die Stunden jetzt wieder erinnerlich, die du einſt durchlebteſt, und über deren Geiſter lange ſchmerzvolle Betäubung den Schleier geworfen? Ja, entfliehe jetzt zum zweitenmale, wenn du es kannſt, dem Geſchick das dir bereitet iſt.

Während der finſtre Blick des Mannes wie eine Gewitterſchwüle ſich über die Seele des erſchreckten

Mädchens gebreitet hatte, machte ein zuckender Blitz des Muthes und der wilden Entſchloſſenheit dieſe Seele wieder frei. Wie eine Tigerkatze ſich auf ihr Opfer ſtürzt, blutlechzend, athemlos, ſo warf ſich jetzt das Mädchen der Spur des Mannes nach, den ſie durch den langen Baumgang, in den er eingebogen war, langſam, Schritt vor Schritt verfolgte, wie ein Schatten ſeinem Körper folgt. Er blickte ſich nicht um, aber er wußte daß er verfolgt wurde; das kaum hörbare Geräuſch des Fußes dicht hinter ihm, der verhaltene Athemzug, das Rauſchen der ſchwarzen Seide, die, obgleich aufgerafft, doch hie und da an einen Baumſtamm ſtreifte, ſagten ihm daß ſeine Verfolgerin nur den Zeitpunkt abwartete wo das Ende des Baumgangs ihn zwingen würde umzukehren um ihr dann gegenüber zu ſtehn. Es lag etwas Grauſenhaftes in dem ſtillen, lautloſen Gange dieſer Zwei, man konnte ſich denken daß auf dieſe Weiſe in einem unſeligen Zuſtande nach dem Tode zwei Schatten, ſich einander mit den bitterſten Qualen peinigend, unabläſſig ſich verfolgten; Einer an den Andern geſchloſſen durch eine Kette entſetzenvoller Erinnerungen, die ſie aus der Oberwelt mitgenommen. Die lange, ſchwarze Geſtalt, öfters ſchwankend, als wenn eine Ohnmacht ſie anwandelte, hielt ſich immer dicht hinter dem

Wanderer, deſſen Schritte jetzt dem Ziele und ſomit der unausweichbaren Kataſtrophe ſich näherten. Kaum hatte er ſich gewendet, um, ſcheinbar unbefangen, ſeinen Weg auf der andern Seite des Baumgangs fortzuſetzen, als Eliſabeth mit einem Sprunge auf ihn zuſtürzte, ihre kleine Hand wie eine Vogelkralle in die Falten ſeines Rockes auf der Bruſt einwühlte, und mit weit vorgedrungenen Augen und heißer Stimme ihm zurief: Aſtaf!

Der junge Mann, der Niemand anders als Horace Mortown war, oder wie er ſich hier nannte Chevalier de Luc, ſuchte ſich von der Hand ſeiner Verfolgerin los zu machen; es gelang ihm jedoch nicht, und er mußte den mordenden Blick aushalten, den ſie auf ihn richtete. Er duldete ihn ſcheinbar unbefangen, und als dieſer ſtumme Auftritt ein paar Sekunden gewährt hatte, fragte er mit einer Stimme, deren Schwanken er ſorgſam verſteckte: Was iſt Ihnen? Weshalb mir dieſe Behandlung? Hab ich Sie irgendwie beleidigt?

Aſtaf! wiederholte dieſelbe leiſe ſchrillende Stimme mit entſetzlichem Nachdruck.

Jetzt entfärbte ſich auch das Antlitz des jungen Mannes; er mußte den Blick ſenken, er konnte nicht länger in die Hölle dieſer Augen blicken, die ihm die Schuld einer dunkeln Stunde mit entſetzenvoller

Schärfe und Deutlichkeit vorhielten. Aber nur einen Moment dauerte dieſe Anwandlung von Schwäche, dann nahm wieder der kalte, höhnende Ausdruck, der dieſem ſchönen Antlitz, das die Züge eines gefallenen Engels zu vergegenwärtigen beſtimmt ſchien, eigen war, den gewohnten Platz ein, und mit einem raſchen Griff die Hand des Mädchens entfernend, machte er ſich gewaltſam den Weg frei, und Eliſabeth fiel ohnmächtig zu Boden. Als ſie nunmehr leblos dalag, hemmte der Befreite ſeine Schritte und blieb, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, vor der Niedergeſunkenen ſtehen, in deren todtbleiches Geſicht er mit dem Ausdruck der Wuth und des Entſetzens ſchaute. Endlich ſtahlen ſich über ſeine gepreßten Lippen die kaum hörbaren Worte: Ja, ſchöne Kaiſertochter, jetzt hat dich dein Geſchick, das nicht beſonders freudig dir geſinnt ſcheint, zum zweitenmale in meine Hände geliefert; ſiehe zu ob du mir auch jetzt entkommen wirſt. Du wollteſt nicht, als es ſich darum handelte Glück, Ruhm und Macht mit mir zu theilen, ſo empfange jetzt von meinen Händen Schande, Verſtoßung und Elend. Der Schimpf, den du dem Namen Mortoum angeheftet, er ſoll tauſendfach auf dein eigen Haupt zurückfallen! Dies ſchwöre ich!

Er entfernte ſich hier eiligen Schrittes, indem er die ältliche Frau, die Begleiterin auf der Reiſe, herbeigerufen und auf das Unwohlſein der jungen Dame aufmerkſam gemacht hatte; er ſelbſt ging zu Ambroſius um den Reſt der wichtigen Papiere, die noch in den Händen des Kranken ſich befanden, von dieſem in Empfang zu nehmen. —

Erklärungen.

Um die eben an unſerm Blicke vorübergeeilte Scene in ihrem erſten Anlaſſe und in ihrem Verfolgen näher zu beleuchten, iſts nöthig zu den Schickſalen Eliſabeths zurückzugehn, die die Unglückliche betrafen als ſie ſich in Gewalt der Familie Mortoun, oder der Grafen von St. Cyr, wie ſie in Rußland ſich nannten, befand. Der Bericht, den wir aus dem Munde des jungen Horace in dem zweiten Kapitel unſrer Erzählung aufgenommen haben, enthielt die Wahrheit bis auf den Zeitabſchnitt der Flucht der Kaiſertochter, wo ſie in Wien anlangte; hier ſchwankte die Erzählung Horace Mortouns, oder vielmehr ſie entfernte ſich völlig von dem Pfade eines umſtändlichen und wahrhaften Berichts. Der junge Mann fühlte keinen Antrieb, ſeinen Gefährten die volle Wahrheit in Betreff der ferneren Schickſale der Prinzeſſin Tarakanoff zu geben.

es hätte dies ihn von dem Ziele, dem er zuſtrebte, entfernt, nicht näher gebracht. Dieſes Ziel war Rache zu nehmen für eine Beleidigung, die ihm, aber noch mehr ſeinem Vater zugefügt worden. Für einen Charakter, wie der Horazens war, ließ es ſich nicht denken daß er ſelbſt planlos einem ſo planloſen Unternehmen, wie wir die ſechs andern jungen Abenteurer es auszuführen beginnen ſahen, ſich angeſchloſſen haben würde. Es war allerdings die Wahrheit daß ihm ſowohl als ſeiner Familie durch die Rache der Marquiſe von Pompadour, und dieſe Rache war durch andere, mit dem hier berührten Vorfalle nicht zuſammenhängende Umſtände veranlaßt worden, Frankreich verſchloſſen war, allein Mortoun traf einerſeits dieſer Bannſtrahl nur ſchwach, da er perſönlich die Mächtige nicht gereizt hatte, anderſeits beſaß er Freunde von Einfluß, die ihm eine würdige Laufbahn troß jener Ungnade hätten aufſchließen können; allein das Verlangen eines ehrgeizigen und düſtern Herzens trieb ihn unaufhaltſam in die Irre, und er gelobte ſich keine Anſtrengung zu ſcheuen, kein Mittel unverſucht zu laſſen, ſelbſt einem Verbrechen nicht aus dem Wege zu gehn, um ſich wieder in Beſitz jenes ihm und ſeinem Vater verlorenen Opfers zu ſetzen.

Als der Graf von St. Cyr, Geſandter am Hofe

Eliſabeths von Rußland, ſeinem Sohne den Auftrag gab, das Kind der Herrſcherin nach Deutſchland in Sicherheit zu bringen, verfehlte er dabei nicht im Geheimen dem Sohne eine Inſtruktion zu geben, die ganz anders lautete, als der offen ausgeſprochene Wille der kaiſerlichen Mutter. Die Familie Mortoun, deren älteſter Sohn ſtets den Titel eines Grafen von St. Cyr führte, hatte durch maaßloſen Aufwand, den die ehrgeizigen und verſchwenderiſchen Männer und Frauen dieſes Namens am Hofe des vierzehnten Ludwig zur Schau getragen hatten, die Schätze und Glücksgüter erſchöpft, die ihnen angehört hatten, und als unter der Regierung Ludwigs XV der Graf Annibal von St. Cyr den Geſandtſchaftsposten am Petersburger Hofe erhielt, gaben ihm ſeine Freunde den Rath, ſich auf alle nur mögliche Weiſe in dem barbariſchen Exil, wie man dieſen Geſandtſchaftsposten damals anſah, zu bereichern. Der alte Graf verſtand dieſen Rath ganz wohl, und war auch willens und befähigt ihn in ſeiner volleſten Ausdehnung in Ausübung zu bringen; leider aber war ſein Sohn, der ihm als Sekretair zugegeben wurde, ein eben ſo arger Verſchwender, wie der Vater ein gewiſſenloſer Erpreſſer von Schätzen und Händler mit Gunſtbezeugungen war. Durch dieſen ging verloren was jener erwarb. Um einem neuen beſchämenden Ruin vorzubeugen, intriguirte der Vater, und brachte jenen Entführungsplan zur Reiſe, bei deſſen Realiſirung er im Großen und in Maſſen wieder zu gewinnen hoffte was bei zahlloſen geringen Vorfällen verloren gegangen. Er ſuchte nämlich nichts Geringeres ins Werk zu richten als eine heimliche Heirath ſeines Sohnes mit der Kaiſertochter, und dieſe Trauung, unter der ſtrengſten Beibehaltung des griechiſchen und römiſchen Rituals, ſollte in Wien vor ſich gehn. Es wurde dabei nicht beachtet daß die Braut erſt ihr eilftes Jahr erreicht, und der Bräutigam nahe den Vierzigen ſtand. Eliſabeth befand ſich damals ernſtlich krank, man ſah einem Thronwechſel entgegen, und welche Ausſichten konnten alsdann dem Gemahle der Tochter der Kaiſerin, die dieſe öffentlich für ihre Tochter zu erklären entſchloſſen war, erblühen. Der Plan des Alten war fein angelegt, allein der Sohn war nicht willens, vielmehr nicht befähigt ihn grade ſo, wie er vorgezeichnet war, auszuführen. Er war ſchon vermählt, und zwar ohne Wiſſen des Vaters mit einer Frau von niederer Geburt, die zu ehelichen der Vater nie ihm erlaubt haben würde. Aber Pierre Mortoum gedachte ſeinem Sohne das Glück zu ſichern, das er ſelbſt nicht annehmen durfte. Der junge Horace war damals ſiebzehn Jahr alt als ſein Vater ihn heimlich auf jener Flucht mit der Prinzeſſin mitnahm. Horace war ehrgeizig, intriguant, ſtolz und ſelbſtſüchtig, unverſöhnlich wo er beleidigt war, und ſtets ſein eigenes Intereſſe im Auge behaltend, wenn er von Freundſchaft ſprach. Er war das Ebenbild des Großvaters. So jung er war, begriff er doch ſchon vollkommen die Rolle, die man ihm zugedacht hatte, und er triumphirte ſchon im Voraus indem er den Beifall zu hören glaubte, den man dem geſchickten Spieler zollte. Kaum befand ſich der Geſandtſchaftsſekretair außerhalb des Bereichs der immenſen Staaten der Fürſtin, in deren Intereſſen ſein Vater eine ſo einflußreiche Stellung behauptete, kaum war er der unmittelbaren Beaufſichtigung dieſes Vaters entzogen, als er auch ſogleich ſich damit beſchäftigte, den vermeſſenen Plan, den er ſeinerſeits gefaßt, zu realiſiren. Es lockte ihm hierbei zweifacher Gewinn: erſtlich erreichte er was der Vater erreicht ſehen wollte, nämlich daß die Vortheile einer ſolchen Verbindung der Familie Mortount zu gute kamen, dann, und dies war kein minder wirkſamer Beweggrund, mußte dieſer Bund die Veranlaſſung ſein daß Vater und Sohn ſich über die Heirath des letztern verſöhnten; denn wie konnte der Vater einen Sohn enterben wollen, oder ihn mit dem Fluche drohen, in deſſen Händen ſich nunmehr der Wohlſtand, der Ruhm, der Glanz der ganzen Familie befand. Pierre Mortoun war nicht willens ſeine Ehe länger vor der Welt geheim zu halten; die Vorwürfe ſeiner Gemahlin, der Kummer den dieſes Verborgenhalten ihr verurſachte, drängten ihn, den Zeitpunkt der Veröffentlichung ſo viel möglich zu beſchleunigen; und wo konnte eine paſſendere Gelegenheit gefunden werden, dieſen Anforderungen zu genügen, als grade dieſe? Kaum war daher der Sohn des alten Diplomaten in Wien mit ſeinem koſtbaren Schatze angelangt, als er ſofort auch zur Ausführung der vom Vater vorgeſchriebenen Formalitäten ſchritt. Ein ruſſiſcher Prieſter war gewonnen worden, einen katholiſchen zählte der Graf ohnedies zu ſeinen Freunden; die Anſtalten waren aufs genaueſte und ſicherſte getroffen, der Tag ſchon feſtgeſetzt; es fehlte nichts als die Einwilligung der Braut. Nimmermehr hatte der Vater noch der Sohn an die Möglichkeit gedacht daß ein dem Kindesalter kaum entwachſenes Mädchen ſich weigern werde zu thun was man im Namen höherer Autoritäten ihr anbefehlen würde; allein Eliſabeth war kein Kind gewöhnlicher Art.

Über das Alter Eliſabeths wollen wir berichtigend hinzufügen daß ſie das dreizehnte Jahr ſchon überſchritten hatte. Horace Mortoun in dem Bericht, den er ſeinen Freunden in dem alten Schloſſe Penderil-Marigny abſtattete, gab das Alter etwa auf zehn Jahre an; es war dies natürlich, denn Eliſabeth war ihm klein, ſchwächlich und in dürftigſter Entfaltung der Jugendblüthe erſchienen, er hielt ſie darum für jünger als ſie war; Eliſabeth ſelbſt, in jenen träumeriſchen Erinnerungen, die ſie von ihrer Jugend bewahrte, und von denen ſie einige in der Nacht, wo die drei Mädchen ſich gegenſeitig ihre Herzensgeheimniſſe offen darlegten, mittheilte, bezeichnete ſich als damals dreizehn Jahre zählend; der Freiherr Ambroſius Laubenſtock konnte mit dem beſten Willen, ſich über das Alter ſeines Pfleglings zu unterrichten, von dem Bauer, bei dem er ſie fand, nichts erfahren; die wahre Lage der Thatſachen konnte alſo nur in dem Moment zu Tage gefördert werden als ſich die rothe Mappe öffnete und die Dokumente über den Stand und die Geburt Eliſabeths ihrem Beſchützer und väterlichen Freunde in die Hände fielen. Dieſen Dokumenten folgend haben wir oben ihr Alter als ſie in Wien anlangte, feſtgeſetzt. Die Zeit wo ſie flüchtig umherirrte und dann bei dem Bauern Obdach fand machte ungefähr zwei Jahre aus, drei Jahre befand ſie ſich im Hauſe unſeres Freiherrn, und ſomit zählte die

Tochter der Kaiſerin beim Beginn unſerer Erzählung etwas über achtzehn Jahr.

Wir haben ſchon geſagt daß Pierre Mortoun durchaus nicht gefaßt war auf den Widerſtand, den ſeine Gefangene ihm im Verfolg ſeines Planes in den Weg legte. Dieſer Widerſtand nahm eine äußerſt hartnäckige und drohende Natur an. Das Mädchen ertrug die Trennung von ſeiner Mutter, die es für eine ebenfalls erzwungene hielt, nur mit den Zeichen der leidenſchaftlichſten Schmerzgefühle. Ihr Kummer grenzte an Verzweiflung. Sie irrte nächtlich durch die Gemächer ihres neuen Aufenthalts, indem ſie laute Schreie ausſtieß und fortwährend nach Hülfe rief. Man mußte ſie eingeſperrt halten und ſorgſam bewachen. Die gütlichen Verſuche die Vater und Sohn machten, den Willen des Mädchens gefügig zu machen, mißglückten; ſollte das mißliche Spiel nicht gefährdet werden, ſo mußten demnach Zwangsmittel in Anwendung gebracht werden. Man zeigte ihr Drohbriefe der Kaiſerin, ſie glaubte ihnen nicht; man ließ den Prieſter kommen, er mußte die Phantaſie des armen Opfers mit Schreckbildern erfüllen; die Kleine zitterte, allein ſie blieb feſt; zuletzt litt ſie ſogar geduldig die Strafen, die der Prieſter ihr auferlegte, und die in Geißelhieben beſtanden, wie ſie damals bei den barbariſchen Inſtitutionen der

Klöſter in Rußland den widerſpenſtigen Nonnen zuertheilt wurden. Man ließ die Kleine hungern, man ſchlug ſie, man wendete zuletzt die gräßlichſten Drohungen, die fürchterlichſten Pönitenzen an, die Marter des Körpers vereinigte man mit den Schrecken und geheimnißvollen Schauern der Geſpenſterwelt. Nächtelang erſchöpfte ſich die Phantaſie ihrer Peiniger immer neue gräßliche Zerrbilder und Phantome an dem Lager der Leidenden vorzuführen, bis dieſe endlich in epileptiſche Krämpfe verfiel und einen Anblick, der das Herz zerreißen und die Seele mit nie erlöſchender Erinnerung füllen konnte, gewährte. Immer wieder ließ man ihr Ohr den Spruch hören: „Entweder du ſtirbſt oder du heiratheſt Aſtaf!“ — dieſen ruſſiſchen Namen hatte man dem jungen Mortoun beigelegt.

Faſt ein Jahr dauerten dieſe Quälereien, und ebenſo lange widerſtand die heldenmüthige Seele dieſes wunderbaren Kindes. Eine ſolche felſenfeſte Energie wäre ſelbſt bei einem Manne als eine ungewöhnliche, und der Bewunderung völlig würdige Kraftäußerung erſchienen, hier zeigte ſie ſich bei einem bleichen kranken hülfloſen Weſen, dem Gott jedoch in dieſem ſchwachen Körper eine mit den edelſten Tugenden, den gewaltigſten Entſchlüſſen, dem feſteſten Willen gepaarte Seele gegeben. Es geſchehen innerhalb unſerer civiliſirten und mit dem Anputz jeglicher moraliſchen Tugend prunkenden Geſellſchaft Grauſamkeiten, die das Herz eines Wilden empören und die Barmherzigkeit einer Tigerſeele wach rufen würden, wenn ſie aus den verbrecheriſchen Hüllen, in die ſie ſich kleiden, heraustreten könnten. Wenn wir ſtaunend vor den Palläſten ſtehen, die der Luxus der Künſte in ſchwelgeriſcher Pracht aufgeführt und zu Wohnſtätten für die Götter dieſer Erde beſtimmt hat, wenn wir durch die Straßen einer jener unermeßlichen Städte wandeln, wo ganze Bevölkerungen ſich niedergelaſſen und Schätze und Reichthümer ganzer Reiche ſich angeſammelt haben, dann ahnden wir wohl nicht, indem wir ſo viel lachende Größe und Pracht beſchauen, daß dieſe goldnen Mauern die tiefſte Schande, das ekelhafteſte Verbrechen, die roheſte Gewaltthat zugleich mit den Grazien und Genüſſen des verfeinerten Lebens einſchließen. Und doch iſt dem ſo — doch iſt die genußreiche Stunde die dem edlen Geiſte die erhöhte Cultur des Zeitalters gewährt, erkauft mit der Erniedrigung und dem tiefen Fall der Menſchheit. Dicht neben dem ſanften und wohlthuenden Lichte das unſern Nächten leuchtet, breitet ſich die grauſenvolle undurchdringliche Finſterniß aus, die von Geſpenſtern der unheimlichſten Art bevölkert wird, die unabläſſig ihre dürren Arme nach uns und unſerm Beſitzthum ausſtrecken. Das achtzehnte Jahrhundert war noch ſchärfer ausgeprägt in dieſen drohenden Contraſten, in ihm war der Glanz noch verführeriſcher, die Sitte noch ſchmeichelnder, die Macht noch triumphirender, und die Schande und das Verbrechen noch um Vieles blutdürſtiger, je heimlicher ſie ihr Werk zu treiben gezwungen waren. Hier iſt eins von dieſen gräßlichen Thaten der Finſterniß. Zwei Männer, von denen der eine zwar nur noch ein Knabe iſt, allein ſchon völlig mit der finſteren und kecken Entſchloſſenheit ausgerüſtet, die ihn früh reif und zum Manne machte, vollbringen mit ihren Helfern eine eben ſo feige als gräßliche Mißhandlung an einem Kinde, das ihnen keine andere Wehr entgegenzuſetzen hat als das ſtumme Leiden, das klaglos fließende Blut, das ſtarre thränenlos trockne Auge. Und dieſe Peiniger dürfen unangefochten ihr Werk fortſetzen, es ſtört ſie keine Hand, die die blutigen Tücher auseinanderreißt, unter denen zuckend der arme, gemarterte Leib eines hülfloſen Kindes liegt. Sie ſinnen immer auf neue Marter, und Niemand ſtört dieſes Sinnen, und Niemand ſetzt ſich dem Ergebniß dieſer Thätigkeit der Phantaſie eines Henkers entgegen. All dieſes Entſetzen geht Hand in Hand mit dem Tumult und dem Rauſchen der Feſte, dem blendenden Glanz der Gelage und dem Jubel der Genußſüchtigen. Iſt dies nicht eine Betrachtung, wirkſam und niederſchmetternd genug um die Bruſt des Menſchenbeobachters mit Grauſen, um das Herz des Menſchenfreunds mit unerträglichen Qualen zu füllen? —

Wir wollen die Schilderung der Marter nicht unnöthig ausdehnen, nur ſei uns geſtattet hinzuzufügen daß das Ziel der Leiden für die Arme ſich in einer That des Mitgefühls fand, das der Kammerdiener des ältern Grafen für das Wohl des Kindes in ſich rege werden fühlte. Er entfloh mit demſelben. Er riß es blutend und halb todt aus den Händen ſeiner Peiniger; wenige Tage ſpäter, und er hätte nur noch die Leiche fortbringen können, denn ihre Henker, ihre eigene Sicherheit jetzt bedenkend, hatten ſich entſchloſſen das Mädchen ſterben zu laſſen. Es war hierzu nur wenig Beiwirkung von ihrer Seite nöthig, ſie durften die zu Tode Gepeinigte nur hülflos liegen laſſen, und der ſichere Untergang war gewiß. Dies wußte der treue Mann, und ſomit rettete er ein Menſchenleben mit der Gefahr ſeines eigenen.

Wir haben geſehen, wie Horace Mortoum die Thatſachen darſtellte; nach dieſem eben mitgetheilten können wir nunmehr ſeine Ausſagen berichtigen.

Der Name des Dieners war in der That Charleroi's, allein nicht eine Krankheit verhinderte den Vater Mortoun dem Entflohenen nachzuſpüren, ſondern der unmittelbar nach dem Verſchwinden der Prinzeſſin eintreffende Bevollmächtigte, den die Kaiſerin aus Petersburg ſchickte um den Grafen verhaften zu laſſen. Auch der Sohn und der Prieſter ſollten einem gleichen Schickſal verfallen, allein der erſtere rettete ſich durch die Flucht, der andere durch Beſtechung der mit der Verhaftung Beauftragten. Das Schickſal Pierre Mortouns war in Petersburg ein ſehr trauriges: Eliſabeth ließ an ihm ihren ganzen Zorn aus, und ſie kümmerte ſich wenig um eine Rache die Frankreich allenfalls hätte nehmen können aber nie nahm, indem ſie den Grafen einer entehrenden Strafe unterwarf und ihn dann nach Sibirien verbannte. Der Geſandte mußte ſofort ſeinen Poſten räumen, und fand keine günſtige Aufnahme als er in ſein Vaterland heimkehrte, wo er bald darauf ſtarb. Dieſe Unglücksfälle und Demüthigungen hatten nicht verfehlt einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth des jungen Mortoun zu machen. Er ſchwur, ſich für dieſen Schimpf, den man der Familie angethan, zu rächen, und vor allen war Eliſabeth, das Mädchen das ſeinen Beſitz ſo hartnäckig und ſtolz von ſich gewieſen, der Gegenſtand ſeines Haſſes. Er wünſchte lebhaft, ſie — an deren Tod er nicht glaubte, obgleich dieſes Gerücht ihm vielfach zu Ohren gekommen war, wieder ſeiner Macht überantwortet zu ſehen, nicht um neue Verſuche zur Knüpfung jenes unſeligen Bundes zu machen, welches Verlangen ſeine Angehörigen ſo ſchmerzhaft gebüßt hatten, ſondern um die Unglückliche wo möglich ſeiner Rache zu opfern. Er hatte Nachforſchungen angeſtellt, allein vergebens: Charlerois hatte ſich zu wohl verſteckt; ſpäter, als dieſer treue Diener ſtarb und Eliſabeth in das Haus des gaſtlichen Schweizers aufgenommen wurde, war ihre Spur vollends verloren. Als Horace demnach den Vorſchlag machte eine falſche Prinzeſſin Tarakanoff erſtehen zu laſſen, war nicht nur der Antrieb romantiſcher Abenteuerluſt das Motiv ſeines Handelns, ſondern ſein berechnender Geiſt gab ſich, und wie wir geſehen haben nicht mit Unrecht, der Hoffnung hin daß wenn die ächte Kaiſertochter noch am Leben ſei, ſie oder ihr Anhang nicht verfehlen würde bei dieſer Gelegenheit ans Licht zu treten und ihre Anſprüche geltend zu machen.

Um zu Eliſabeth zurückzukehren, ſo hatte ſie, gleich nachdem ihr Beſchützer ſie in ein ſicheres Aſyl gebracht, jene furchtbare Krankheit zu beſtehen, welche ihr Gehirn zerrüttete und ihr die Erinnerung der

Vergangenheit bis auf wenige, ſchattenhafte und unzuſammenhängende Gebilde, raubte. Fünf Jahre unausgeſetzter Ruhe und eines ungetrübten Friedens waren nöthig um die Zerſtörungen die das Übel hinterlaſſen, zu tilgen, bis auf die träumeriſche Schwäche, die dem jungen Mädchen ſtets anhaftete, und die Denen, die ſie liebten, Mitgefühl, Kummer und ein zartes, ſtets wach erhaltenes Intereſſe einflößte. Bei einzelnen Anläſſen, wie wir ſchon bemerkt, riß dieſer dichte Schleier, aber nur ſpärlichen Raum zur Durchſicht laſſend; alsdann glaubte die arme, in Nebel Gehüllte die Geſtalten einer glücklichen und frohen Kindheit zu erkennen, alsdann trat ihr die hohe impoſante Erſcheinung nahe, die einſt zum Abſchied ihr thränenreiches Antlitz über ſie gebeugt, ſie mit zitternden Armen umſchlungen, und ſie ihr Kind, ihre Tochter genannt. An dieſes Bild kettete ſich die Seele der Vereinſamten am liebſten: es war das Bild der Mutter. Auch das Schloß wo ſie ihre erſte Jugend verlebt, und das eines der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer, an einem See gelegen, war, erſtand lebhaft in dieſen traumartigen Erinnerungen, und ſie erblickte den See mit einer Eisdecke überdeckt, und die Fichtenbäume vor dem Fenſter mit einer Schneelaſt auf den dunkeln Zweigen. So hatte ſie dieſes Haus und dieſe Gegend geſehen als man ihr nach der üblichen Sitte den Weihnachtsbaum mit ſeinen tauſend und aber tauſend Lichtkerzen aufſtellte. Es war dies die zweite, vorherrſchende Erinnerung, die die Übel der Krankheit nicht ganz zu verhüllen im Stande geweſen waren. Eine dritte Scene, eine viel ſpätere und keine liebliche, ſondern eine entſetzenvolle, war ihr nur in ſchwachen Umriſſen noch erinnerlich: es war ihr als verfolgte ſie fortwährend Etwas, deſſen Geſtalt und Weſen ſie nicht deutlich erkennen und deshalb auch Niemanden bezeichnen konnte. Dieſes dunkle Schattenbild war unausgeſetzt und oft in den Momenten ihrer heiterſten Laune — und wie ſelten herrſchte eine ſolche bei dem düſtern und grübelnden Weſen des Mädchens — in ihrer Nähe; nicht als Menſch, nicht als beſtimmte Geſtaltung, ſondern als eine Wolke, die ſich manchesmal an dem Boden hinrollte, wie ein giftiger Nebel, der über die Fläche eines hellen Sees hingleitet, öfters jedoch als ein Rauſchen und Klingen, als ſtürze ſich ein Waldbach von hohem Felſen zerſtörend auf ihren Weg, um ihre Schritte zu hemmen. Sie war gezwungen laut aufzuſchreien, wenn ſie dieſes unheimliche Etwas gradezu auf ſich los ſtürmen fühlte, und ſie floh in ſolchen Augenblicken, wie ein von Geſpenſterſchrecken geſcheuchtes Kind, aus der Einſamkeit und dem

Dunkel, um Licht und Geſellſchaft aufzuſuchen. Dieſe Anfälle waren in der letzten Zeit ſeltener geworden, und der Freiherr gab der Hoffnung Raum daß ſein junger Pflegling wohl völlig geſunden werde; da geſchah nun das Seltſame daß Eliſabeth, als ſie auf der Reiſe mit dem Chevalier de Luc zuſammentraf, alle jene Merkmale der unbeſtimmten Furcht und des gegenſtandloſen Entſetzens viel deutlicher und heftiger zeigte als jemals vorher. Was früher keine Form und keinen Namen gehabt, ſchien jetzt beides erhalten zu wollen. Allein immer noch blieb es bei ſeltſamen, unerklärlichen Äußerungen, bis jener Brief, der mit einem einzigen raſchen Zuge den Vorhang von dem Schauplatz der Vergangenheit wegriß, zugleich ein grelles Licht auf die Geſtalt und die Züge des Mannes fallen ließ, der eine ſo entſcheidende Rolle auf dieſem Schauplatze geſpielt. Jetzt plötzlich — beim Zuſammentreffen ſo unerwarteter Offenbarungen — war der Reſt der Krankheit gebrochen, Eliſabeth ſah wieder klar, und jeder, auch der kleinſte Umſtand aus ihrem frühern Leben war nunmehr ihrem innern Auge gegenwärtig. Sie war die Kaiſertochter und dieſer da — der langſam hinſchlich, das Auge durchbohrend auf ſie geheftet, er war es, der zuletzt noch an ihrem Marterbette geſtanden, und aus deſſen Blicken Hohn und

Zorn auf ſie niedergeleuchtet — er war der Verhaßte, mit dem man ſie hatte vereinen wollen, ſie zwingend die Mutter zu verlaſſen, zu verrathen. Sie eilte ihm nach, unbewußt, mit fliehenden Schritten, ihn immer im Auge behaltend, wie ſein Schreckbild ſie bis jetzt immer im Auge behalten hatte, und ein Augenblick des Genuſſes dämoniſcher Rache war es, als ſie ihre Hand in ſeine Bruſt eingrub und ihm, gebietend und in ihrem gerechten Zorn ſich allmächtig fühlend, das Wort zurief, an das er ſie erkennen mußte, wenn er ſie nicht ſchon längſt erkannt hatte. Sie war in dieſem Moment die Tochter der allgewaltigen Kaiſerin, und vor ihr ſtand der Verbrecher, den ſie mit ihrem Strafgericht zermalmen konnte wenn ſie wollte. Und ſie wollte es. Die Erinnerungen an all die Unbill die ſie erfahren, an all die Schrecken, durch die man ihre freie, reine Kinderſeele getrieben hatte, waren jetzt in ein Bewußtſein des Zorns, der Rache zuſammengedrängt: das Uebermaaß der Empfindung jedoch machte daß ihre Kräfte wichen, daß ſie nur dieſen einzigen Zornesruf aus der Bruſt herauspreſſen konnte, und daß dann ihr Geiſt, der Fülle des ungewohnten Lichtes, das über ihn hingeſtrömt, erliegend, ſich ſcheu zurückzog und der Körper in Ohnmacht zuſammenbrach. Allein kaum hatte ſie ſich wieder erholt als ſie, ihre

Lage mit einem Blicke überſchauend, ſich auf einen Kampf auf Leben und Tod mit ihrem Verfolger vorbereitete.

Mortoun ſeinerſeits war, obgleich vom Glück begünſtigt, doch auf Schwierigkeiten bei Verfolgung ſeines Zieles geſtoßen. Seine Nachforſchungen hatten ſich anfangs auf den Theil der Schweiz beſchränkt, wo zuletzt die Spuren von Charlerois Reiſe mit ſeinem Flüchtling ſich hingezogen hatten, allein der ſpätere Aufenthalt Eliſabeths nach dem Tode ihres Begleiters war ihm unerforſchbar geblieben. Er mußte mit Vorſicht zu Werke gehn, denn das Schwert, das ſeinen Vater tödtlich getroffen, ſchwebte auch über ſeinem Haupte. Erſt der Tod der Kaiſerin machte ihn freier athmen, und gab ſeinen Nachforſchungen ungehemmteren Spielraum. Es wurde ihm möglich jetzt zu erfahren, daß Eliſabeth gerettet ſei, und daß ſie ſich im Hauſe des Freiherrn in Wetzlar befinde. Dieſe Entdeckungen hatte er kurz vorher gemacht ehe wir ihn wieder auf dem Schauplatz unſerer Geſchichte erſcheinen ſehen. Noch ging er mit ſich zu Rathe auf welche Weiſe er ſeinen Fund ausbeuten wolle, als der Zufall ihm den vornehmen Ruſſen, der mit den Nachforſchungen beauftragt war, in den Weg führte. Er ließ dieſen für ſich handeln indem er ſich klug im Verborgenen hielt, und hatte die Abſicht jene Dokumente, auf deren Beſitz es ihm hauptſächlich ankam, ſei es durch Liſt, ſei es durch Gewalt, ihrem zeitweiligen Beſitzer abzunehmen. Er war ihm demnach gefolgt, und war in der Nähe als jene geſchilderten Ereigniſſe in der Schenke zum ſilbernen Lamme vorfielen, und einer der Diener des Fremden war von ihm beſtochen. Der Raub der Papiere gelang nicht, ſie kamen, wie wir geſehen, in den Beſitz des Freiherrn, und nunmehr feſſelte Mortoun ſeine unheilbringende Aufmerkſamkeit an das Haus dieſes neuen Bewahrers ſeiner Schätze. Es wurde ihm leicht Ambroſius Bekanntſchaft auf eine durchaus keinen Verdacht erweckende Weiſe zu machen, und wir haben bereits geſehen wie nahe er an ſein Ziel gelangt war, als Eliſabeths heftiges Einſchreiten ihn wiederum um die Frucht ſeiner Bemühungen, die er ſchon in der Hand zu halten vermeinte, brachte. Gleichwohl war raſches Handeln hier unerläßliche Bedingung: Mortoun war benachrichtigt von dem üblen Ausgange den die Angelegenheiten der Abenteurer in Trier genommen hatten; er mußte zugleich ſeine Genoſſen und ſich ſelbſt retten: mit den Dokumenten in der Hand konnte er jetzt aus dem, was anfangs nur auf ein leichtfertiges Spiel berechnet war, eine kühne, den glanzvollſten Erfolg verſprechende

Unternehmung machen. Durch den von ihm gewonnenen Schreiber, der den Executor begleitete, war es ihm möglich geworden, wie wir bemerkt haben, die Freunde zu benachrichtigen daß ſie für's Erſte ſich der Gewalt der Umſtände fügen ſollten: ſie thaten es, und nun eilte Mortoun, von Ambroſius ſelbſt mit den geringſten Umſtänden die auf das Gelingen der Unternehmung Bezug haben konnten, vertraut gemacht, nach Trier um ſelbſt die Leitung einer für ihn jetzt wichtigen und erfolgreich werdenden Intrigue zu leiten. Allein vorher mußte er, auf welch eine Weiſe dies auch immer ſei, mit Eliſabeth ſich abgefunden haben.

Der Kampf um die Brieftaſche.

Von den Hüllen die das Gedächtniß und die Geiſteskraft der jungen Kaiſertochter umflort hatten, war auch die letzte zerriſſen. Die Sonne ihrer Energie trat mit ihrer ganzen Kraft aus den Nebeln. Der Moment der Schwäche, wie er ſie im Garten betroffen, ſchien der letzte geweſen zu ſein, der dieſe feurige, junge und kühne Seele hatte überſchatten dürfen. Sie überſah die Streitkräfte des Feindes und faßte raſch die ihrigen zuſammen. Ambroſius lag in einer Art ohnmächtigen und dumpfen Hinbrütens, das ihn unfähig machte von irgend einem Dinge um ihn her Kenntniß zu nehmen. Eliſabeth hatte mit Schrecken dieſen Zuſtand wahrgenommen. Sie ſtand eine Weile zitternd mit dem Briefe, der über ihr Schickſal entſchieden, vor dem Kranken, und beſchaute mit einer faſt grauſenerregenden Schärfe und Geſpanntheit die bleichen, ausdrucksloſen Züge des Mannes, der ihr zum Schutz in einer ſo verzweifelten Lebensſtellung beigegeben war, und der grade jetzt ſein Wächteramt niederlegte, da deſſen größte Thätigkeit erfordert wurde. Ein Gedanke durchblitzte ihren Geiſt. Mit brennendem Auge und gefurchter Stirn betrachtete ſie die Medikamentflaſchen, die Gläſer in denen erfriſchende Getränke enthalten waren, und ein Verdacht wurde plötzlich in ihr rege, der ihr die ſchon verhaßte Geſtalt Mortouns in einem noch düſterern Lichte erſcheinen ließ. Mit einer Geberde des Entſetzens ſtürzte ſie vom Ohnmächtigen weg, der Thüre zu, indem ſie vor ſich hinmurmelte: Er hat ihn gemordet — er wird auch mich morden! —

Es lag nicht im Plan Mortouns daß Ambroſius Eliſabeth in Kenntniß ſetzen ſollte von dem Geheimniß ihrer Abſtammung; dies mußte natürlich ihm ſein Spiel ſehr erſchweren; es war jedoch geſchehen, und jetzt mußte der Plan, nach welchem er zu handeln beabſichtigte, nothwendig verändert werden. Er hatte mit Zuverſicht gehofft, von Eliſabeth nicht erkannt zu werden, und wahrſcheinlich wäre auch dies nicht geſchehen wenn jener Brief nicht die Verfolgte aus der Nacht ihrer Bewußtloſigkeit emporgeriſſen. Es war jetzt unmöglich heimlich zu handeln, demnach war Mortoun auch entſchloſſen offene Sprache mit ſeinem Opfer zu führen. Die Begleiterin Eliſabeths, eine ältliche, leicht eingeſchüchterte Frau, konnte, zum Schutz dienend, nicht in Betracht gezogen werden, und ihre Gegenwart war ſo gut wie nicht vorhanden. Ambroſius war, wenn auch nicht bereits todt, doch ſterbend; Frau Blaumering war um ihn beſchäftigt, und Mortoun machte ſich zur Abreiſe bereit. Er kündigte dieſen Entſchluß Eliſabeth an, indem er ihr mit kurzen Worten, ſcheinbar unterwürfig und ganz ihrem Dienſte ſich widmend, den Wunſch ihres früheren Beſchützers anzeigte, demzufolge ſie jetzt ihr Geſchick in ſeine Hände zu legen habe.

Ich werde nicht mit Ihnen reiſen, mein Herr! erklärte Eliſabeth mit einer kalten Strenge und mit einer ſtarren Feſtigkeit in Ton und Geberde.

Nicht, und weshalb nicht?

Ich verlange daß Sie mir ſofort die Papiere ausliefern, in deren Beſitz Sie ſich geſetzt haben.

Die Dokumente?

Sie wiſſen welche ich meine.

Nimmermehr thue ich das. Es ſind heilige Unterpfande, mir anvertraut um große Erfolge zu erkämpfen. Ein Freund hat ſie in meine Hände gegeben; er zählt auf meine Feſtigkeit und Treue.

Sie verrathen ihn.

Wer wagt dies zu behaupten? — Doch — dies ſagt eine Frau — eine Frau, für deren Leben und deren Zukunft ich mein Leben und meine Zukunft aufs Spiel ſetze.

Unnöthig, mein Herr. Wenn Sie mir in der That ergeben ſind, ſo händigen Sie mir die Dokumente ein; ich werde ſelbſt mir einen Führer meiner Sache wählen.

Sie ſelbſt? Oh, Madame, Sie kennen ſchlecht die Schwierigkeit Ihrer Stellung. Es iſt noch nichts für uns gewonnen, noch nichts bewieſen.

Für uns? wiederholte Eliſabeth und eine heftige Röthe färbte ihr Antlitz. Es lag ein ungemeſſener Stolz, eine furchtbar niederſchmetternde Kälte, ein durch alle Nerven zuckender Hohn in dieſen wenigen, abweiſenden Worten.

Für uns! Ja Madame; entgegnete Mortoun bleich und kaum das Zittern ſeiner Stimme mäßigend. Jener Mann, als er noch bei vollem Gebrauch ſeiner Kräfte war, legte Ihr Geſchick in meine Hände, und ſomit kann ich wohlbefugt ſagen: uns!

Mein Geſchick liegt in Gottes Händen! rief Eliſabeth ſich hochaufrichtend und die ſchmalen blaſſen Hände dem Himmel zuſtreckend, die dunkeln Augen mit einer brennenden Andacht und einer unausſprechlichen Innigkeit dem Lichte zuwendend. Wo die Waiſe auch wandeln mag, ſie wandelt vor ihm. Er lenkt ihre Schritte, und will er ſie fallen laſſen, ſo fällt ſie. Aber fallend oder ſiegend — ein Dankgebet wird ewig aus der Bruſt des Kindes dem Vater tönen.

Sie werden ſiegen, Madame. Sie werden ſiegen, wenn Sie nicht wollen daß ich ſage: wir.

Die Dokumente her! rief Eliſabeth wieder mit der früheren Kälte und Strenge.

Nur mit meinem Leben laß ich ſie.

Eliſabeth wandte ſich ab, indem ein glühender Blick den Gegenſtand ihres tödtlichen Haſſes ſtreifte. Ihre Hand ballte ſich krampfhaft, ihre Lippen, bleich und bebend, preßten ſich gewaltſam aneinander. Sie murmelte vor ſich hin: O hätte ich die Macht meiner Mutter: könnte ich dieſen Mann doch ſogleich dem Kerker und dem Blutgerüſte übergeben! Welch eine Wolluſt ihn auf einen Wink meiner Hand verſchwinden zu machen!

Mortoun ſchien dieſe Gedanken errathen zu haben. Ein Zug von Hohn ſpielte um ſeine Lippen und ließ ſein Auge blitzend und zuſammengezogen erſcheinen, als er den Blick auf die ſchlanke Geſtalt des jungen Mädchens vor ſich heftete. Noch einmal, Madame, ſagte er: Sie werden ſich fügen, und meine Begleitung, wenigſtens fürs Erſte, annehmen müſſen. Sind wir in Trier angelangt, ſo mögen Sie einen andern Beſchützer wählen: ich werde Ihnen dann nicht weiter im Wege ſtehen. Allein Sie hier hülflos allein laſſen, das verbietet mir die Kavalierehre, wenn es auch mein Gewiſſen geſtattete treubrüchig in ſo wichtiger Angelegenheit dem Freunde zu werden.

Gut, ſo begleiten Sie mich nach Wetzlar zurück, damit ich meinen Pflegevater von dem Vorgefallenen benachrichtige, und ſeinen Rath empfange.

Nicht von der Stelle, Madame. Nirgends anders hin als nach Trier. Unſere Gegenwart daſelbſt iſt dringend nöthig. Ein Tag Verzug kann hier alles zu unſerm Schaden umgeſtalten.

Dieſer Grund war Eliſabeth ſelbſt völlig einleuchtend. Sie wurde in ihrer Feſtigkeit und ihrem Trotze wankend, und ſchien zu überlegen ob ſie nicht dieſe verhaßte Begleitung bis ſo weit ſich gefallen laſſen wolle. Die Entſcheidung fiel zu Gunſten

Mortouns aus. Nach einem minutenlangen Zaudern rief ſie: Wohl; ich gehe — weil ich mit Ihnen gehen will. Verſtehen Sie: ich will es. Allein in Trier trennen ſich unſere Wege.

Mortoun machte eine ſtumme, reſpektvolle Verbeugung.

Am andern Morgen befanden ſich dieſe Zwei, die das Geſchick mit ſo unheilvollen Banden aneinander gefeſſelt hatte, auf dem Wege; doch machten ſie die Reiſe auf eine eigenthümliche Weiſe. Eliſabeth hatte vier Diener angenommen, die bewaffnet ihren Wagen umgeben mußten, in welchem ſie allein Platz nahm. Die ältliche Frau blieb in dem Städtchen zurück. Mortoun führte den Zug an, allein und zu Pferde; er war weder bewaffnet, noch hatte er ſeinem Reitknecht geſtattet ihm zur Seite zu reiten; es lag in dem chevaleresken Ehrgeiz dieſes, keineswegs ſchuldloſen und ehrenhaften Charakters, einer Frau gegenüber eine ſtolze Gefahrverachtung an den Tag zu legen, und ſeiner Verfolgerin ein demüthigendes Vertrauen zu zeigen. Obgleich die Brieftaſche auf ſeiner Bruſt ruhte, und obgleich er wußte, Eliſabeth trachte nach deren Beſitz, ſo war er ſtolz, oder keck genug, im Angeſicht der bewaffneten Begleiter ſeiner Reiſegefährtin mit dem Gefühl ſeiner Sicherheit zu prahlen. Er hatte den Charakter Eliſabeths wohl berechnet. Dieſer war hochherzig und dem leiſeſten Antriebe der Ehre zugänglich. Hatte die Unglückliche anfangs auch den Entſchluß gefaßt, ſich durch Gewalt der ihr zukommenden Schätze zu bemächtigen, ſo gab ſie dieſen Plan ſofort auf, als ſie jene Handlungsweiſe des ihr verhaßten Mannes gewahrte.

Es war jedoch eine Verſuchung anderer Art, der Mortoun kaum Widerſtand zu leiſten fähig ſich fühlte. Nicht der Trotz und die kecke feindſelige Aufforderung ſeiner Begleiterin hatten ihn vermocht aus ſeiner ſtolzen Ruhe und Sicherheit ihr gegenüber auch nur einen Schritt herauszugehn, allein er überlegte eifrig, ob es ſein Vortheil wohl vertragen könne daß er Eliſabeth heimlich verließe, um auf dieſe Weiſe auf kürzeſtem Wege der läſtigen Gefährtin, die ihn in ſeinen Unternehmungen nur hindern konnte, ledig zu werden. Aber der Gedanke daß erſtlich dies Eliſabeth als einen Triumph und Sieg den ſie über ihn davontrug anſehen könne, und hier kam ſein Ehrgeiz wieder ins Spiel; und dann die überwiegende Ueberzeugung daß er nicht ſicher ſei, welche Mittel ſie zu ſeiner Verfolgung anwenden könne, wenn ſie frei und völlig Herrin ihrer ſelbſt bliebe, bewogen ihn an eine Trennung in dieſer Art nicht weiter zu denken. Er hatte Vorkehrungen getroffen, die ihm Anvertraute auf eine wirkſamere Weiſe von ſich und ſeinen Plänen für die Zukunft fern zu halten. Allein, wie geſagt, die Verſuchung war groß; das kräftige edle Thier das er ritt, ſchien ihn ſeinerſeits zu einer Flucht aufzufordern; er hielt nur mit Mühe mit dem nachfolgenden Wagen gleichen Schritt, und immer unmuthiger fühlte er ſeine Stimmung werden, je näher er dem Orte kam, den er zur Entſcheidung über das Geſchick ſeiner Begleiterin beſtimmt hatte. Wenn es irgend möglich geweſen wäre, hätte er gern die Auftritte vermieden, die ſeiner jetzt warteten.

Wenn nicht Eliſabeth ſo völlig unkundig der Straße geweſen wäre, die man einzuhalten hatte, wenn man gradeswegs nach Trier zu gelangen beabſichtigte, ſo hätte ſie ſogleich bemerken müſſen daß ihr Führer einen ziemlich bedeutenden Umweg nahm. Man kam durch einen dichten Wald und in der Schenke, die nicht ferne dem Ausgange des Gehölzes lag, machte man Halt. Eliſabeth zog ſich zur Nachtruhe zurück, nachdem ſie, wie ſie pflegte, ihre Thüre mit Wachen beſetzt hatte. Es war eine finſtre, ſtürmiſche Nacht. Obgleich ermüdet durch die Beſchwerden einer Reiſe, die, wie der damalige Zuſtand der Landſtraßen ſich zeigte, doppelt angreifend und mit Mühſeligkeiten aller Art verknüpft war, ſo floh dennoch der Schlaf das Lager des jungen Mädchens. Nicht mehr Gebilde ihrer Phantaſie wie ſie früher ihre Lebensgeiſter erſchreckt hatten, ſondern die Wirklichkeit mit ihren drohenden Gefahren beängſteten die Verlaſſene. Sie mißtraute ihrem Führer, und ſie hatte vollkommen Recht dies zu thun; allein ſie wußte — nach der Unkenntniß die ſie von deſſen eigentlichen Plänen und Abſichten hatte — nicht wo ſie die Gefahr, die zu bekämpfen ſie ſich feſt entſchloſſen hatte, aufſuchen ſollte. Sie fürchtete nicht, Mortoun könne ihr die Papiere entführen und ſie zurücklaſſen, denn in ihrem naiven Sinn fragte ſie ſich, was kann er mit den Dokumenten beginnen wollen ohne mich? viel mehr bangte ihr, er könne auf eigne Hand mit ihrer Perſon und ihren Anſprüchen ein verwegenes Spiel beginnen, und auf jene Anträge wieder zurückkommen, die er damals ihr zu bieten gewagt hatte. Sie überlegte demnach was ſie, wenn dieſer Fall einträte, zu thun habe. Je mehr ſie die Bilder dieſer drohenden Gefahr ausmalte, um ſo peinlicher wurde das Gefühl ihrer Lage; und die unheimliche Stille der Nacht, die Düſterheit der Umgebung, ihr Verlaſſenſein, und die Keckheit deſſen, dem ſie ſich zwar mit Vorſicht, aber doch immer mehr oder weniger anvertraut hatte, machten ſie beben. In ihrem Zimmer, das finſtre nackte Wände bot, von jedem Schmuck entblößt und eine feuchte Kälte aushauchend, auf und niederſchreitend, glaubte ſie über den Gang herüber bekannte Stimmen zu hören, die in einem ziemlich lauten Wortwechſel begriffen waren. Sie öffnete eine niedere Thüre, die auf den Vorſaal führte, und durch dieſen gelangte ſie auf den Gang, der dunkel war, und an deſſen Ende, da wo dieſes in ihre Zimmer ausmündete, die eine ausgeſtellte Wache ſich befand. Der Gaſt, denn ein ſolcher befand ſich in dieſem Augenblicke bei Mortoum, mußte alſo die Hoftreppe hinaufgekommen ſein, ſonſt hätte die Wache ſeine Ankunft gemeldet. Eliſabeth erkannte beim Schein einer Laterne die in der offenen Stallthüre ſtand ein Pferd, geſattelt und noch dampfend von einem eiligen Ritte, an der Hand eines Dieners, deſſen reiche Livreetreſſen durch die Dunkelheit ſchimmerten. Sie näherte ſich der Thür, indem ſie ſich wie ein Schatten an der Wand hinbewegte. Ihr Ohr hatte ſie nicht getäuſcht, es war die Stimme Mortouns, und ein voller männlicher Ton, eine derbe Ausdrucksweiſe antwortete ihm. Der Fremde hatte eben, wie es ſchien, eine lange und mit Vorwürfen gefüllte Rede beendet, denn es entſtand eine Pauſe, nach welcher Mortoum mit merkbarer Verſtimmung und zögernd antwortete:

Wie, Laſarreau? Sie fürchten in der That daß ich irgendwie Ihre Ruhe oder Ihre Sicherheit antaſten werde? Iſt dies die Sprache eines Mannes, der mir einſt Freundſchaft ſchwur, die bis übers Grab hinaus reichen ſollte? Wenn Gefahr bei unſerm Unternehmen wäre, ſo müßte ich, ſo denke ich wenigſtens, doch noch auf Ihre Hülfe zählen können; umſomehr jetzt da auf keine Weiſe für Sie ein Bedenken ſich erheben kann.

Im Kriege, im Duell, bei einem Abenteuer, wie wir es oft gemeinſam unternommen, bin ich noch zu Ihren Dienſten, St. Cyr — Sie wiſſen das! erwiederte der Fremde. Wir ſind und bleiben gute Kameraden, und geben Sie mir den Auftrag noch heute nach Paris zu reiſen und dem elenden Feigling, der Sie beim Herzog von Choiſeul in Mißcredit gebracht hat, eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und ich will es thun. Die Familie St. Cyr-Mortoun kann ganz auf mich zählen; ich werde nie vergeſſen daß die Laſarreau die Erhaltung ihrer Güter bei der Verfolgung der Proteſtanten, damals als es unſerm großen König gefiel das Edikt von Nantes wieder aufzuheben, nur den Bemühungen eines St. Cyr-Mortoun zu danken haben —

Weniger Worte, theurer Laſarreau, und mehr Thaten — rief Mortoun.

Allein dieſer Fall — nehmen Sie es mir nicht übel, theurer Freund — bietet eine Gefahr nicht gewöhnlicher Art. Ich ſoll ein junges Mädchen in meinem Schloſſe gefangen halten, ſo lange wie es Ihnen gefällt dieſe Einkerkerung dauern zu laſſen. Wer iſt dies junge Mädchen? Was hat ſie verbrochen.

Still, Laſarreau! Nicht ſo laut; man könnte uns hören.

Nun wohl; ich frage wer iſt dies junge Mädchen? Iſt ſie hübſch?

Das kann Ihnen gleich ſein; genug ich habe Rechte auf ſie, und ſie iſt meine Gefangene. Es iſt keine Gefahr dabei für Sie, und auf mein Ehrenwort, auf das Ehrenwort eines Mortoun — es iſt weder eine unerlaubte noch erniedrigende Handlung, zu deren Theilnehmer ich Sie mache.

Ah, wenn das iſt! Wohl ich nehme das Mädchen.

Noch dieſe Nacht?

Noch dieſe Nacht. Mein Pferd ſteht geſattelt.

Sie wird ſich zur Wehre ſetzen, ſie wird auf ihre Wachen trotzen. Biſt du allein gekommen?

Ja zum Teufel; ich bin allein; doch was thut das? Ich werde ihr ſagen daß ſie trotz ihrer Wachen meine Gefangene iſt.

Und du läßt ſie nicht entſchlüpfen?

Wenn ich es dir einmal verſpreche, nein! Nur über meine Leiche. Du kennſt mich hoffentlich darin.

Sie wird ſich fügen, wenn ſie ſieht daß es nicht anders geht.

So wird ſie. Nun leb wohl! Auf Wiederſehn! Bald erhältſt du Nachricht von mir; ſei gewiß, lange laß ich dich nicht warten.

Der vertrauliche Ton in den dieſe Unterredung übergegangen war bewies wie jeder Anflug von Kälte und Verdacht in dem Herzen der Freunde raſch gewichen war. Sie nannten ſich unwillkürlich wieder „du“, wie ſie ſich genannt hatten als ſie noch auf dem Jeſuitenkollegium zu Poitiers ihre Studien betrieben, und gemeinſam Liebſchaften und Duelle mit einander theilten.

Es wurde ein Fenſter geöffnet und die Stimme des Fremden rief in den Hof hinab daß das Pferd, geſattelt wie es war, in den Stall geführt werden ſolle. Es geſchah, die Stallthüre blieb offen, der Diener entfernte ſich in die Küche. Dies beobachtete Eliſabeth noch ehe ſie in ihre Zimmer zurückſchlüpfte. Die kurze Unterredung, die ſie erlauſcht, hatte ihr plötzlich Licht über die Gefahr gegeben, der ſie ausgeſetzt war. Sie zweifelte nunmehr keinen Augenblick daß Mortoun beabſichtigte zu fliehen und die Dokumente ihr zu rauben. Welchen Zweck er hiermit verbinde, konnte ſie zwar nicht errathen, allein es war dies auch gleichgültig, die Hauptſache war der drohende Verluſt jener wichtigen Schriften. Einige Minuten ſtand Eliſabeth bleich und das ſtarre Auge in die Nacht gerichtet am Fenſter ihres Zimmers, dann zuckte raſch ein Entſchluß durch ihre Seele. Es rief eine Stimme ihr zu daß ſie nicht zögern dürfe, daß alles verloren ſei, wenn ſie jetzt nicht zur eiligen That ihre ganze Entſchloſſenheit, ihren Muth zuſammenfaſſe. Mortoun durfte das Haus nicht verlaſſen, ohne daß ſie um ſeine Entfernung wußte. Nochmals ſchlich ſie demnach auf den Gang und blickte in den Hof hinab: es war alles ruhig. Jetzt fiel es ihr ein daß ihr Begleiter ſein Pferd einem Diener übergeben hatte der es in eine nahe Schmiede führen ſollte, um mit einem neuen Eiſen es verſehen zu laſſen. Wie freute ſie ſich daß dieſer geringfügige Umſtand ihr nicht entgangen war. Es mußte das Thier am Fenſter ihres Zimmers vorüber, wenn es den Waldweg herab kam. Nach einer Stunde peinlichen Wartens hörte ſie auch in der That durch die Nachtſtille einen Hufſchlag dem Hauſe ſich nähern; gleich darauf erſchien Mortoun auf der äußeren Treppe und wechſelte einige Worte mit dem Knecht, der das Pferd brachte. Es erſchien noch eine Perſon auf dem Abſatz der Treppe, in einen Mantel gehüllt, und den Hut tief in die Stirn gedrückt. Was geſchah wurde heimlich und unter Flüſtern vollbracht. Eliſabeth hatte ihre Lampe verdeckt, ihre Fenſter waren dunkel; ſie hatte einen Flügel leiſe geöffnet und lag lauſchend und horchend an dem Pfeiler. Jetzt ſchwang ſich Mortoun aufs Pferd; er drückte nochmals die Hand des Mannes im Mantel, und raſch, von ſeinem Reitknecht gefolgt, bog er den Pfad ein, der ſeitwärts vom Hauſe ablenkte, und ſich auf kürzerem Wege ſpäter mit der Landſtraße, außerhalb des Waldes vereinte. Die dunkeln Gebüſche ſchlugen hinter ihm zuſammen, die Nacht und das Dunkel hatten ihn und ſeinen Begleiter bald ſpurlos verſchlungen. Kaum war der letzte Ton in der Ferne verklungen, und das Brauſen des Sturmes füllte wieder die Öde und Einſamkeit um das Haus her; kaum hatte der Mann im Mantel die Treppe verlaſſen, und die Hausthür war wieder ins Schloß gefallen, als Eliſabeth raſch ihre Anſtalten traf. Sie hüllte ſich in ihren Mantel, ſteckte zwei Piſtolen in ihren Gürtel, die neben ihrem Lager zu liegen pflegten, nahm von dem einen ihrer Diener einen Hut, unter den ſie die Fülle ihres ebenholzſchwarzen glänzenden Haares drängte, und befahl zweien von der Wache ihr zu folgen. Die andern beiden mußten unterdeſſen die Thür ihres Zimmers bewachen. In den Hof ſich hinabſchleichend fand ſie dort das Pferd des Fremden noch an der Stelle, wo ſie es hatte hinſtellen ſehen. Der Diener ſchien ſich zur Ruhe gelegt zu haben, wenigſtens zeigte er ſich eben ſo ſorglos wie ſein Herr. Eliſabeth ſchwang ſich aufs Pferd; ſie hatte Mühe ſich in dem Sattel feſt zu ſetzen, doch die faſt übermenſchliche Aufregung und Anſpannung aller ihrer Kräfte, in der ſie ſich befand, ließ ſie jede Schwierigkeit beſiegen. Sie hatte ihre Natur, die urſprünglich ſchüchtern und zagend war, verändert; oder vielmehr die andre Seite ihres Weſens, eine Seite die aus Heldenmuth, wilder Entſchloſſenheit und männlichen Muthes beſtand, während die erſtere, jene die ſie bis jetzt zu zeigen nur allein Veranlaſſung gehabt, nur Schüchternheit und Sanftmuth kündete, war jetzt vorherrſchend zur Erſcheinung gebracht.

So ſehr Mortoun eilte ſo war ſeine Verfolgerin doch noch flüchtiger. Sie erreichte ihn als eben das erſte falbe Licht der Morgendämmerung die Bäume des Waldes mit bleichem Schein zu färben begann. Ein donnerndes befehlendes Halt rief ihm zu in ſeinem Ritte inne zu halten. Erſtaunt wendete ſich Mortoun im Sattel um, ungewiß ob nicht ein ſeltſam täuſchender Irrelaut ſein Ohr getroffen; er fuhr jedoch unwillkürlich zurück, als er dicht vor ſich das geiſterbleiche Antlitz derjenigen ſah, die er ſicher eingeſchloſſen wähnte, und die jetzt kam, ſich wie das böſe Gewiſſen an den Huf ſeines Pferdes zu ketten.

Halt, Verräther! rief Eliſabeths Stimme, noch befehlender. Gib deinen Raub heraus, oder ſei gewärtig mit dem Leben deine Schandthat zu bezahlen.

Mortoun zögerte mit der Antwort. Er warf einen prüfenden Blick den Weg hinab, unzweifelhaft um zu forſchen ob Eliſabeth allein gekommen ſei. Er überzeugte ſich, daß dies der Fall war, denn Eliſabeth hatte ihre Begleiter ziemlich weit zurückgelaſſen.

Madame; welche Thorheit! Ich habe einen kleinen Geſchäftsritt in der Nachbarſchaft.

Eliſabeth antwortete nicht; ſie häkelte eine der Piſtolen aus dem Gürtel los, die ſich in die ſeidnen Franzen verwickelt hatte. Jetzt hielt ſie die Waffe Mortoun entgegen. Der Reitknecht ſprengte zur Hülfe ſeines Herrn herbei; allein Mortoun winkte ihm befehlend hinweg. Obgleich auch er bewaffnet war, ſo machte er doch nicht die leiſeſte Bewegung die Piſtole aus der Halfter am Sattel zu ziehen. Sondern ſich mit einem Lächeln den Bart drehend ſagte er, halb zu dem Diener gewendet —

Oh — Jacques! Du ſiehſt es iſt eine Dame. Geh und warte auf mich am Ausgang des Waldes. Hörſt du, Burſche?

Erſt als der Befehl nochmals gegeben wurde entfernte ſich der Diener. Als Beide allein waren, ſagte Mortoun, immer noch mit ſeinem höflichen Lächeln: Madame, ich muß Sie ernſtlich bitten mich ziehen zu laſſen. In einem halben Stündchen, hoffe ich, ſehen wir uns wieder.

Du lügſt, Elender! rief Eliſabeth. Hier iſt ein Kampf auf Tod und Leben! Die Papiere her!

Sie ſcherzen. Die Dokumente ruhen ſicher auf meiner Bruſt.

So zieh deine Waffe! Ein ehrlicher Kampf ſoll entſcheiden. Man ſoll nicht ſagen daß die Tochter der Kaiſerin ihr gutes Recht bei Nacht und Nebel ſich nach Banditenweiſe raubte. Wag es mir zu widerſtehn! Wag es mir vorzuenthalten was mein iſt! Wag es mich zu verrathen, und dich auf immer mit Schande zu beflecken!

Platz, Madame. Platz — wenn ich bitten darf.

Eliſabeth hatte ihr Pferd dicht vor das Mortouns gelenkt; das unruhige und feurige Thier bäumte, und ſein Reiter mußte es zügeln. In dem Augenblicke ſah er das ſtarre, weit vorgetriebene Auge Eliſabeths, und zugleich die Mündung der Piſtole auf ſich gerichtet. Es war kein Zweifel daß ſie ihre Drohung wahr machen würde. Der Mann, der oft dem Tode furchtlos ins Geſicht geſchaut hatte, empfand jetzt doch einen Schauer ſein Gebein durchbeben, als er die Gefahr in dieſer Geſtalt ſich ihm nahen fühlte. Er hatte einſt Eliſabeth ſchön gefunden, er fand ſie jetzt wieder ſchön: es war eine wilde, phantaſtiſche, aber durchweg bezaubernde und entzückende Schönheit; die Schönheit des Racheengels, der mit wildflatternden Locken, gleich durcheinander ſich wirrenden Schlangen, vor dem Eingange des nunmehr auf ewig geſchloſſenen Paradieſes ſtand. Mortoun war der Mann der eine ſolche Schönheit, ſelbſt in dem Augenblick wo er durch ſie an den Abgrund des Todes ſich geleitet ſah, zu bewundern im Stande war.

Madame, ſagte er mit einer leiſen und faſt bittenden Stimme — Platz gemacht! Wahrhaftig — ich muß ernſtlich bitten —

Deine Waffe, Elender! ſchrie Eliſabeth.

Mortoun gab ſeinem Pferde einen derben Stoß mit den Sporen. Es ſtieg hoch in die Höhe, und lenkte ſeitwärts. In dem Moment ſtreifte ein Schuß ſeine rechte Schulter. Er ließ die Zügel auf einen Augenblick los, und das Pferd ſich an den nahen Baumſtamm drängend, brachte ſeinen Reiter in Gefahr von den überhängenden Zweigen niedergezogen zu werden. Raſch war Mortoun auf dem Boden und Eliſabeth glitt zu gleicher Zeit von ihrem

Pferde Sie faßte in den zugeknöpften Überrock, riß ihn los, und ihre Hand ſuchte eben die hervorragende Brieftaſche zu ergreifen, als ein Ausruf von Wuth und Hohn ſich der Bruſt des Angegriffenen entrang. Seine Züge nahmen mit einem fiebriſchen Zucken einen entſetzlichen Ausdruck an und er rief mit vor Beben faſt erſtickter Stimme: Bis hieher! Weiter nicht! — Und mit einem eiſernen Griff der Hand umfaßte er die ſchmale Handwurzel des Weibes und machte ſo die Bewegung der Hand unkräftig:

Bis hieher; meine Dame! — Bis hieher; wenn ich bitten darf — Weiter nicht! —

Eliſabeth wankte. Der Schmerz ihres von der kräftigen Fauſt umſpannten Armes entriß ihren bleichen Lippen einen leiſen wimmernden Ton; doch ſchnell ſich ermannend hielt ſie den Blick der dunkeln Augen, die mit gräßlichem Hohn und Zorn auf ſie gerichtet waren, ruhig aus.

Das Blut träufelte von der Schulter Mortouns herab und befleckte das ſchwarze Gewand Eliſabeths. Sie ſuchte ihre Hand frei zu machen, ſie rang, ſie wand ſich, endlich glitt ſie auf dem trocknen Raſen aus und ſtürzte auf das Knie. Mortoun hielt noch immer ihren Arm; ſie ſuchte die andre Piſtole frei zu machen. Es gelang ihr, allein der ungeübte linke Arm zitterte; ſie wollte ſich aus der knieenden

Stellung emporrichten, Mortoun hielt ſie nieder. Der Kampf dauerte mehrere Sekunden, während ſie den rechten Arm nicht frei machen und den linken nicht in die gehörige Lage bringen konnte um den Lauf der Piſtole zu richten. Während der Anſtrengung, die ſie machte ſich emporzurichten, gelang es ihm die Waffe ihr zu entreißen. Er ſetzte ſie ihr auf die Bruſt indem er ſie mit einem teufliſchen Lächeln anſah.

Weshalb nicht? rief Eliſabeth. Was iſt dir ein Mord! Tödte mich, da du mir das raubſt was mir gebührt um vor der Welt mich als die zu zeigen die ich bin. Wohlan, tödte mich; weshalb zauderſt du?

Mortoun ließ die Piſtole langſam ſinken, und bedeckte ſein Antlitz mit der Hand. Eine Pauſe des Nachdenkens ſchien ſeine Beſinnung ihm wiedergegeben zu haben; er ſchleuderte die Waffe ins Gebüſch und entfernte ſich mit raſchen Schritten von der noch immer Knieenden. Eliſabeth wollte ihm folgen, ſie vermochte es nicht; der furchtbare Kampf hatte ihre Kräfte erſchöpft, ſie vermochte nichts als halb bittend, halb drohend ihre Arme dem Enteilenden nachzuſtrecken. Mit kalter Strenge und gebieteriſchem Stolz antwortete Mortoun dieſer Geberde: er ſchwang ſich auf ſein Pferd, und indem er es zu eiligem Laufe anſpornte, riß er die Brieftaſche aus dem Buſen, hob ſie mit höhnendem Triumphlächeln in die Höh und rief vor ſich hin — aber völlig verſtändlich für das unglückliche Opfer ſeiner Verfolgung: — „Nicht deinen Tod will ich; du biſt todt von dem Augenblick an wo ich dieſe Papiere in meiner Gewalt habe!“ — Er war verſchwunden.

Mit einem Schrei ſtürzte Eliſabeth zu Boden. Ihre Diener, als ſie das Pferd Mortouns ſich entfernen hörten, kamen herbei um ihrer Gebieterin Hülfe zu leiſten.

„Wir müſſen wieder gut zu machen ſuchen, gnädiger Herr!“

Durch die Vorgemächer im kurfürſtlichen Pallaſte drängte ſich ein Mann, der eine impoſante Figur und ein ehrfurchtgebietendes Äußere zeigte. Es war der Kanzler Graf von Wartenſtein, des Kurfürſten vertrauter Rath und allmächtiger Miniſter. Die ungewöhnliche Bewegung in den Gemächern fiel ihm auf, und er fragte einen dienſtthuenden Kammerherrn, der ihm entgegenkam, um den Grund derſelben.

Ew. Excellenz wiſſen daß wir übermorgen das Wiegenfeſt der Gräſin Mathilde feiern.

Der Kanzler, unangenehm berührt durch das

Wörtchen „wir", entgegnete kalt: Ich weiß von einem offiziellen Hoffeſte nichts, Herr Baron.

Offiziell oder nicht offiziell, entgegnete mit einem verlegenen Lächeln der junge Mann, genug der ganze Pallaſt iſt in Bewegung. Der weiße Saal wird neu dekorirt. Über dem einen Hauptfenſter kommt das Wappen Englands: wir ſind jetzt gut engliſch. Wer das Geld giebt, dem geben wir die Ehre.

Vorſichtig, Herr Baron, vorſichtig! Man merkt daß Sie noch nicht lange bei Hofe ſind.

Wahrhaftig nein. Allein man liebt die Freimüthigkeit; auch hierin ſind wir jetzt gut engliſch.

Wo finde ich den Fürſten?

Seine Hoheit befinden ſich in ihrem Kabinet; aber ich zweifle daß Ew. Excellenz in dieſem Momente vorgelaſſen werden. Sereniſſimus probiren eben den Anzug an, den Hochderſelbe als Britannicus zu tragen belieben werden. Die zwei Hofſchneider ſind gegenwärtig: der Hoffriſeur, der, unter uns geſagt, erſt geſtern aus Paris gekommen iſt, zu dieſem Feſte eigens verſchrieben; der Garderobenmeiſter des Theaters, nebſt dem Hofpoeten und einem Profeſſor der Geſchichte aus Erlangen.

Ich habe nothwendig mit dem Herrn zu ſprechen.

Verſuchen Sie es. Für Ew. Excellenz ſtehen

Thüren offen, die für uns Andre verſchloſſen ſind. Mit dieſer artigen Phraſe und einer tiefen Verbeugung entfernte ſich der leichtfüßige junge Mann, indem er die Treppe niederſteigend Befehle rechts und links hin austheilte. Der Kanzler ſetzte ſeinen Weg fort, und gelangte vor das Kabinet, das ihm vom Kammerherrn bezeichnet wurde. Er öffnete die nur angelegte Thür vorſichtig und ſchob einen Arm und ein Päckchen Papiere hinein. Als dieſe Art Anmeldung keine Beachtung fand, öffnete er noch etwas weiter die Thüre und warf einen Blick ins Zimmer. Der Kurfürſt ſtand, in einen Spencer von weißem Atlas und enganliegende Trikots von roſenfarbener Seide gekleidet, mit dem Rücken der Thüre zugewendet, und ließ ſich eben einen zierlich gearbeiteten antiken Bruſtpanzer anmeſſen, der aus Silberblech zuſammengefügt und mit Edelſteinen und Perlen verziert war. Der Garderobenmeiſter kniete auf dem Boden, beſchäftigt eine antike Sandale an den vorgeſtreckten rechten Fuß zu befeſtigen, während die beiden Hofſchneider an einen faltenreichen Sammetmantel mit goldener Stickerei die römiſchen Adler als Agraffe anhefteten. Der Profeſſor der Geſchichte ſaß hinter einem großen Folianten, mit Abbildungen römiſcher Trachten verziert, in dem er blätterte, und von Zeit zu Zeit mit eintönig ſchnarrender Stimme Stellen daraus vorlas.

Der Kanzler blieb an der Thür ſtehen, und wartete bis es dem Herrn gefallen würde ſich zufällig einmal umzuwenden und ihn zu bemerken. Dies geſchah lange Zeit nicht, denn Clemens Auguſt war ganz vertieft in ein Geſetz des Senats, das den Brüdern, Enkeln und Oheimen der Kaiſer vorſchrieb Stirnbänder von Purpur und Gold zu tragen.

Ein ſolches Band wird ſich mit dem Puder und der Haartracht, wie ich ſie zu tragen pflege, nicht vereinigen laſſen; bemerkte der Kurfürſt.

Eure königliche Hoheit, bemerkte der Profeſſor, werden ſich entſchließen müſſen eine Perrücke aufzuſetzen mit ſogenannten Pigeon-Flügeln und einem kleinen Haarbeutel.

Man bringe mir meine Perrücken — rief der Fürſt. Die vier Kammerdiener verſchwanden und kehrten bald darauf, jeder mit einer geöffneten Schachtel zurück, die ſie auf einen Wink des Herrn vor dem Profeſſor auf den Tiſch ſtellten. Dieſer prüfte lange und zog endlich eine kleine, runde Perrücke von zierlicher Form aus der Umhüllung von parfümirtem Seidenflor, in dem ſie lag.

Etwa dieſe, gnädigſter Herr?

Unmöglich; ſehen Sie nicht daß daran eine Tonſur befeſtigt iſt? Ich kann doch nicht den Britannicus mit einer Tonſur ſpielen?

Ah — me hercle! nein — nein! Das ginge nicht. Die Tonſur iſt eine rein chriſtliche Erfindung. Wir würden arg in die Brüche gerathen, wenn wir alſo Chriſtenthum und Heidenthum vermengen wollten. Dann etwa dieſe, gnädigſter Herr?

Darin hat man mich geſehen, wie ich in Würzburg die Meſſe las, als meine Couſine die Erzherzogin Sophie ihre Geneſung feierte. Der Kaiſer war noch ſo gütig die Perrücke beſonders zu loben, und der Erzbiſchof von Gneſen beſtellte ſich grade eine ſolche. Es könnten Perſonen bei meinem Feſte gegenwärtig ſein, die die Perrücke wiedererkennten, und ich möchte nicht daß man in Wien davon ſpräche.

Sereniſſimus haben zu befehlen, entgegnete der Gelehrte indem er ſich tief auf die Blätter ſeines Buches niederbeugte. Alsdann würden wir zu dieſem Perrückchen ſchreiten, gleichſam einem artigen Miniaturexemplar, einem kleinen, entzückenden Wunderdinge.

Der Kurfürſt warf einen leichten Blick auf den emporgehobenen Gegenſtand, ſein Auge begegnete dem ſeines erſten Kammerdieners, und es mußte in dieſem Zuſammentreffen ein eigner verſtohlener Wink liegen, der ſich auf Vorfälle und Abenteuer bezog in denen jener Kopfſchmuck, den der Profeſſor ſo niedlich und ſo entzückend fand, eine geheimnißvolle Rolle geſpielt; der Fürſt machte eine kurze verneinende Bewegung, ohne ein Wort auf die Frage des Profeſſors zu erwidern. Dieſer legte beſtürzt und beſchämt das koſtbare Pfand wieder in ſein Pappgehäuſe zurück, konnte jedoch dabei nicht unterlaſſen einen ſeidenen Strumpf und ein geſticktes Damenknieband flüchtig zu betrachten, die beide auf dem Boden der Schachtel lagen, und offenbar mit den Schickſalen der Perrücke in Verbindung geſtanden haben mochten.

So bleibt denn nichts übrig als dieſe vierte, letzte Perrücke; und wir werden ſie nehmen müſſen, hub der Gelehrte wieder an.

Ich ſehe darin alt aus, ſagt mir Philibert — der erſte Kammerdiener verbeugte ſich lächelnd und blickte auf den neuen Pariſer Haarkünſtler, der in Erwartung daß man ſeine Dienſte in Anſpruch nehmen werde, in einer nachläſſigen, halb demüthigen, halb herausfordernden Stellung an dem Thürpfeiler, zum Theil verdeckt vom Fenſtervorhang, lehnte.

Nun — Monſieur Jumal? rief der Fürſt.

Der Angerufene ſprang hervor, verbeugte ſich tief und ſagte: Monſeigneur werden die Perrücke behalten, die Sie eben auf dem Haupte haben; ſie iſt die beſte.

So bleibts dabei. Was ſeh ich, theurer Graf! Sie hier! Seit wann?

Schon faſt ſeit zehn Minuten, gnädiger Herr, entgegnete der Kanzler.

Ich begreiſe nicht, wie ich Sie nicht habe bemerken können. O entſchuldigen Sie. Wenn man ſich einmal der Thorheit anheim giebt, ſo geräth man leicht gänzlich in ihre Gefangenſchaft. Haben Sie mir etwas mitzutheilen?

Etwas ſehr wichtiges, gnädiger Herr.

O wenn Sie ſich ſelbſt herbemühen, ſo kann ich mir ſchon denken daß es wichtig iſt. Seit einiger Zeit ſchicken Sie mir immer Ihre Nichte oder Ihren Neffen, wenn Sie etwas mir zu ſagen haben.

Der Graf machte eine Verbeugung ohne ein Wort zu erwiedern.

Nun was iſts? rief der Fürſt. Muß ich es grade jetzt erfahren, jetzt da ich von Atlas und Seide ſtarre, und eben die Verſe im Kopfe habe mit denen ich meine theure Mutter Agrippina anreden will?

Der Kanzler machte abermals eine ſtumme Verbeugung.

Wie lange wirds dauern?

Nur eine Unterſchrift, Hoheit; allein der Befehl muß ſogleich gegeben werden. Ich werde nur auf ein paar Minuten läſtig fallen.

Der Fürſt gab einen Wink und es entfernten ſich alle Anweſende. Er blieb allein mit dem Kanzler, und warf ſich übellaunig in die Polſter des Kanapees, der dem Spiegel gegenüber gerückt war, damit Monſieur Jumal ſein Werk beginnen könne.

Nun denn, ich höre! Nehmen Sie Platz.

Der Kanzler ließ ſich auf ein Tabouret nieder, und entfaltete einen Brief, indem er mit einer feſten, ſtarken Stimme ſagte: „Wir haben etwas gut zu machen!“

Der Fürſt blickte auf, und ſein blaſſes, für gewöhnlich ziemlich ausdrucksloſes Auge gewann einiges Feuer; kam dieſes Feuer nun von Unwillen, oder Überraſchung her. Doch war er dieſen Ton bei dem Mann ſchon gewohnt, der, wenn er ſich mit ſeinem Fürſten allein befand, die Miene unbedingter Autorität annahm.

Ich ſage: Wir haben etwas gut zu machen! wiederholte der Kanzler.

Was denn?

Die Fürſtin Tarakanoff iſt wirklich die Tochter Eliſabeths.

Nun ja — wer hat denn daran gezweifelt daß die Fürſtin —

Sereniſſimus verſtehen mich nicht recht. Ich ſage: Wir haben dieſe Fürſtin wie eine Landſtreicherin behandelt und ins Gefängniß geſetzt. In der nächſten Woche ſollte ſie ins Spinnhaus abgeführt werden: es iſt nur gut daß dies noch nicht geſchehen iſt.

Und warum ſoll dies nicht geſchehen?

Mein Himmel! Weil ſie die Tochter der Kaiſerin iſt.

Ich denke wir haben uns überzeugt daß ſie es nicht iſt?

Es iſt ein höchſt fatales Mißverſtändniß — Wir haben uns auf eine häßliche Weiſe bloßgeſtellt. Es iſt jetzt deutlich — nur zu deutlich — daß die arme Verfolgte — dieſes unglückliche Geſchöpf — wahrlich ich habe faſt Thränen vergoſſen als mir ihr Geſchick nun offen dargelegt wurde — ich ſage daß dieſes bedauernswerthe Weſen, das beſtimmt zu ſein ſcheint alle Stürme des Schickſals die ein ſterbliches Haupt bedrohen an ſich zu erleben, ich ſage daß dies Mädchen in der That die Tochter der Kaiſerin iſt.

Der Fürſt ſprang auf — ſetzte ſich jedoch gleich wieder, ſchüttelte unmuthig das Haupt und ſagte: Ich glaub's nicht.

Auch ich glaubte es nicht, Sereniſſimus. Aber hier ſind Papiere — Unterſchriften, Dokumente, die keinen Zweiſel übrig laſſen. Übrigens — hier legte der Sprechende die Hand an den Mund und flüſterte leiſe — übrigens iſt hier ein Logen-Geheimniß! Ew. Hoheit verſtehen — Männer, vor denen ich mein Knie beuge — befehlen mir, befehlen allen Wiſſenden — ſich dieſes Mädchens anzunehmen.

Großer Gott, und ich habe befohlen ſie ins Zuchthaus zu ſchicken.

Ins Spinnhaus, Gnädigſter. Allein ſie iſt ja noch nicht hineingekommen.

Clemens Auguſt erhob ſich, ging unruhig im Zimmer auf und ab, rang die Hände und rief: Aber wer ſagt Ihnen denn das alles?

Mein alter Jugendfreund, ein Mann ächt und rein wie Gold, entgegnete der Gefragte. Der Freiherr von Laubenſtock ſendet mir durch einen ſtreng beglaubigten Mann, dem er das beſte Zeugniß giebt, Papiere und Dokumente.

Iſt das eine Geſchichte! Und was nun thun?

Eilig die Prinzeſſin befreien! Sie im Triumph an den Hof führen, ihr alle erdenkliche Ehren erweiſen! rief eifrig der Kanzler.

Grade jetzt! murmelte der Kurfürſt. Und was wird Mathilde ſagen? Sie hat nie die Fremde leiden mögen. Auf ihre Veranlaſſung ging ich ſo raſch zu Werke. O Mathilde iſt auf alle

Welt eiferſüchtig: die Närrin liebt mich bis zum Wahnſinn.

Was geruhen Ew. Hoheit zu bemerken? fragte der Graf indem er ſich neugierig verbeugte.

Nichts — nichts! Ich meine nur, gehen wir etwa nicht zu weit wenn wir dieſer Dame ſo große Ehre erweiſen?

Einer Prinzeſſin von Geblüt, Hoheit, zu viel Ehre? Die Kaiſerin Eliſabeth hat ihre heimliche Ehe mit dem Marſchall deklarirt; die Prinzeſſin iſt alſo vor Gott und Welt ihre Tochter. Können wir einer ſo hochgeſtellten Dame jemals zu große Ehre erweiſen? Überdies ſpricht auch die Politik dafür daß wir ein Übriges thun. Ich habe die neueſten Berichte aus Petersburg mit Erſtaunen und einer Art von Entſetzen geleſen. Sereniſſimus wiſſen und ahnden nicht wie die Dinge dort ſtehen.

Allerdings nein; das weiß ich nicht. Allein da wir kein Geld mehr von dort her zu erwarten haben, ſo denk ich, kann uns die dortige Politik ziemlich gleichgültig ſein.

Wer ſagt Ew. Hoheit, daß wir nichts mehr von dort zu erwarten haben?

Peter der Dritte iſt Bewunderer und Freund Friedrichs von Preußen; er iſt zugleich der Feind aller Derer, die mitgewirkt haben den König zu bekriegen; die geiſtlichen Kurfürſten, ich an ihrer Spitze, haben ein ſtarkes Contingent zur Reichsarmee geſtellt, dieß weiß der Kaiſer, und vergiebt es uns nie. Von Rußland hab ich fortan nichts zu erwarten. Dies ſagte der Fürſt ſeufzend und mit einer unwilligen Bewegung der Hand.

Allerdings nichts von Rußland, ſo wie es jetzt iſt, antwortete der Kanzler.

Wie es jetzt iſt! Und ſteht es denn im Begriff anders zu werden?

Allerdings, Sereniſſimus.

Wie das?

Peter der Dritte wird den Thron nicht behalten. Er iſt nicht beliebt, im Gegentheil gehaßt. Man geht darauf aus ihn zu entfernen.

Gewaltſam?

Ich glaube nicht daß es mit Güte geſchehen wird.

Und wer wird ſeinen Platz einnehmen?

Hm, wer das nur wüßte! Ich denke die Tochter Eliſabeths, die einzige noch lebende Enkelin Peters des Großen iſt rechtmäßig berufen dieſen Thron einzunehmen.

Ach, theurer Graf — was Sie da ſagen macht mir den Kopf ſchwindeln. Wenn dieſe Tochter wirklich zur Regierung käme, als Eliſabeth II oder unter irgend welchem Namen, und ich — wollte ſagen mein armes Land, erhielte wieder die Tonnen Goldes — denn ich ſage Ihnen ohne Übertreibung — wahre Tonnen Goldes, die uns die gütige Kaiſerin zufließen ließ, die wir früher bekamen. Welches Glück! Ich würde Mathilden ſogleich den Pallaſt in Venedig kaufen, den ſie ſo gerne zu haben wünſcht; und dann würde die arme Kleine auch endlich die Villa am Genfer See erhalten, die ich ihr ſeit ſo lange verſprochen habe.

Der Kanzler ſah erſtaunt in das feurige und belebte Antlitz ſeines Herrn. Nach einer Pauſe ſagte er: Aber wir haben jenes Gold nicht umſonſt erhalten: die ungeheuren Truppenaushebungen —

Ah, ein paar Bauerburſche mehr oder weniger auf meinen Dörfern —

Auch England für den Krieg in ſeinen Kolonieen kaufte von uns Leute. Mancher arme Junge ſtarb in weiter Ferne und ſah den Kirchthurm ſeines heimathlichen Dorfes nie wieder.

England bezahlte ſchlecht — warf der Fürſt eilig hin! — Wir wollen hoffen daß es jetzt beſſer bezahlt, wenn wir uns ihm ganz anheim geben.

Wir haben nichts mehr zu verkaufen. Wir müßten denn das Kind vom Mutterbuſen wegreißen.

Der Kurfürſt betrachtete die Atlasſchleife an ſeiner Hüfte.

England, fuhr der Graf fort, ſieht auch geſpannten Auges auf Rußland, und ſpielt ein doppeltdeutiges Spiel. Wir dürfen auf ſeine Hülfe nicht rechnen.

Der Kurfürſt ſtampfte auf den Boden: Und doch hab ich Geld nöthig — Geld — Geld! Alle Welt will es von mir, wo ſoll ich es hernehmen?

Wenn wir die Prinzeſſin glänzend revangiren, für das ihr zugefügte Unrecht — —

O ich will ſie in eigner Perſon aus dem Rathhausgefängniß abholen.

Das wäre zu viel. Wir müſſen uns begnügen ſie dahin zurückzuſtellen, wohin wir ſie anfangs geſtellt haben. Doch müſſen wir uns beeilen, denn, wie ich höre, geht die Abſicht der Prinzeſſin dahin, ſogleich nach Petersburg aufzubrechen.

Wirklich? Ja, da müſſen wir eilen. Nun will ich Ihnen etwas ſagen, lieber Graf, die Prinzeſſin ſieht ihrer Mutter nicht ſehr ähnlich. Ich habe die Ehre gehabt die Kaiſerin zu kennen; ich wurde ihr vorgeſtellt, ich war damals allerdings noch ſehr jung; allein man wollte behaupten, die Fürſtin habe ein gewiſſes tendre für mich kund gegeben. Es iſt dies ſehr leicht möglich, denn die gute Kaiſerin war in ihrer Wahl hingebend, und ich — nun ich ſah, zwanzig Jahre zurück — wir wollen ſagen, nicht übel aus.

Der Kanzler verbeugte ſich tief.

Alſo die Kaiſerin — ja, was ich ſagen wollte, ſie war wahrhaft meine Bundesgenoſſin, meine Freundin; ich hatte es gut da ſie lebte, und hab es jetzt ſchlecht, da ſie nicht mehr iſt. Man wirft ihr hie und da in ihrem Privatleben Indiskretionen vor: ihre Freundſchaftsbeweiſe, mir gegenüber, übte ſie mit großer Diskretion aus; ich kann ihr das mit gutem Gewiſſen nachrühmen: was ſie mir zuſendete führte immer bald dieſen, bald jenen Namen. Sie muß oft verlegen geweſen ſein welch neues Mäntelchen ſie einem ihrer mit Gold beladenen Boten umhängen ſollte; in der That, ſie muß nachgedacht haben, und wenn man weiß wie peinvoll oft das den Fürſten iſt, nämlich nachzudenken, ſo kann ich nicht anders als ſie doppelt und dreifach rühmen und ihre Freundſchaft preiſen.

Um ſo mehr, nahm der Graf das Wort, der die zärtlichen Erinnerungen ſeines Fürſten nur ungern unterbrach, — um ſo mehr, Hoheit, werden wir darauf denken müſſen, die Tochter dieſer erhabenen treuen Freundin gebührend zu unterſtützen.

Ja, beim Himmel! alles was ſie will, ſoll ſie haben, nur kein Geld, denn das haben wir ſelbſt nicht; Sie wiſſen das.

Daran aber grade wird es ihr fehlen. Wir dürfen nicht zulaſſen daß England uns zuvorkomme.

England? Unmöglich, lieber Graf. Sie ſehen Geſpenſter. England bleibt Preußen treu, wie ſich die Dinge in Rußland auch geſtalten mögen.

Sereniſſimus ſind wegen Ihres ſcharfen Blickes in Sachen der Politik bekannt, hub der Graf nach einer Pauſe wieder an, dennoch wage ich es einige Zweifel gegen die Richtigkeit dieſer Behauptung aufzuſtellen. Mir ſind in dieſen letzten Tagen Beweiſe zugefloſſen daß man im Parlament den Frieden mit Rußland wünſcht. Der auswärtige Zwiſt nimmt immer mehr die Kräfte der Nation und ihre Mittel in Anſpruch. Man wird Preußen fallen laſſen, ſobald die Krone Rußlands auf ein anderes Haupt übergegangen ſein wird.

Der Kurfürſt ſah ungeduldig auf die Thür des Vorgemachs, in welchem ſich Stimmen erhoben und Anmeldungen gemacht wurden. Er that einige Schritte vorwärts, und blieb dann zerſtreut und übellaunig vor dem Spiegel ſtehen.

Nun denn, mein Lieber, ſo ſchaffen Sie Rath. Vor allen Dingen müſſen wir die Prinzeſſin befreien. Sie wird ihre Einkerkerung nicht ſo ſehr auffallend finden; in ihrem Vaterlande ereignet ſich dergleichen, wie man mir geſagt hat, häufig. Iſts ein Irrthum geweſen, ſo macht man mit Orden und Gold alles raſch wieder gut. Gehen Sie, theurer Graf: ich unterſchreibe, und mit dem Befehl verfügen Sie ſich ſelbſt gefälligſt auf das Rathhaus. Es iſt ein unangenehmer Gang, allein ich kann Sie nun einmal nicht davon dispenſiren. Mein Hofmarſchall hat den ganzen Vormittag zu thun, um im Vorzimmer der Gräfin Bittſchriften entgegen zu nehmen. Ich will meine arme Mathilde, die leider immer noch nicht ſo geliebt wird wie ſie es verdient, populär machen und deshalb laſſe ich zwei oder drei Tage vor ihrem Geburtsfeſte jeden Bettler in den Pallaſt, und zwar in ihr Vorzimmer, und empfange wo möglich ſelbſt ihre Eingaben und Briefe. Und überdies iſt der Hofmarſchall nicht die Perſon, die ich mit ſo eigenthümlichen Aufträgen, wo man nicht zu viel und nicht zu wenig thun muß, verſehen möchte. Alſo gehen Sie, mein Lieber; gehen Sie.

Mit der Unterſchrift des Fürſten, der froh war daß er wieder ſich mit dem antiken Panzer, mit dem Stirnbande und der Perrücke beſchäftigen konnte, entfernte ſich der Kanzler.

Das Feſt bei Hofe.

Die geiſtlichen Höfe der Kurfürſten waren bekannt wegen ihres Luxus, ihres Geſchmacks in Entfaltung von Hoffeſtlichkeiten und Hofgepränge, wegen der Feinheit und Grazie der geſellſchaftlichen Formen, wegen ihrer guten Tafeln und ihrer ſchönen Frauen. Clemens Auguſt that es allen ſeinen fürſtlichen Genoſſen zuvor. Man konnte nicht graziöſer repräſentiren als er, es war unmöglich einen grand seigneur zu finden, der anmuthvoller und prächtiger auftrat, und der neben den Eigenſchaften eines wahren Ritters der Damen, eines eleganten Hofmanns zugleich den Tiefſinn des Gelehrten, die Demuth des Prieſters an den Tag zu legen im Stande war. Wenn man dieſen geſchmeidigen Fürſten, der den Purpur und die Stola mit gleichem Anſtande trug, beobachtete im Geſpräch mit den berühmten Häuptern der Wiſſenſchaft, wie ſie die deutſchen Akademieen hervorbringen, ſo ſah man ſeine Züge ernſt, ſeine dunkeln Augen von einem düſtern und ehrfurchtgebietenden Feuer glühen; über ſeine Lippen, die kein Lächeln glättete, hörte man in elegantem Latein die gerundetſten Phraſen gleiten, die ſelbſt die geübten Philologen der Schule in ein freudiges Erſtaunen ſetzten. Neigte ſich derſelbe Mann in einem flüſternden Geſpräch zu den Damen ſeines Hofes, ſo zeigten Miene und Stellung von jener angebornen edlen Sitte, die den Edelmann von altem guten Schlage verräth, der gänzlich verſchieden iſt von dem Höfling der nicht aufgewachſen in der Sphäre der ariſtokratiſchen Geſinnung und der edlen Formen, nur mühſam Erlerntes, mit mehr oder minderer Geſchicklichkeit, in Anwendung bringt. Wo Clemens Auguſt Erſcheinen weniger als anderswo genügte, war in ſeinem Auftreten als Prieſter. Ungläubig wie ſein Jahrhundert, hatte der Weltmann nur oberflächliche Studien gemacht, was ſeine kirchliche Miſſion betraf, und dieſe Studien waren in dem Grade oberflächlich geweſen, daß ſogar die Maske darunter litt, und der Blick eines irgend aufmerkenden und ernſt beobachtenden Prieſters leicht und mit Unwillen erkennen konnte, wie frivol ein ſo hochgeſtelltes Mitglied der Kirche die kirchlichen Formen handhabte. In der That war der flüchtige Schritt mit dem Clemens Auguſt ſich dem Altar näherte, die Verbeugung die er dem Heiligthum machte, und die etwas von dem Gruße an ſich hatte, mit dem in der Menuet am Schlußpas der Herr von ſeiner Dame Abſchied nimmt, ein der Ascese der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſehr wenig ähnlicher Geſtus.

Die frommen Büßer des ſechſten und ſiebenten Jahrhunderts würden hierin eine Karrikatur erblickt haben, die nahe an die Gotteslästerung ſtreifte; allein ein Prieſter des achtzehnten Jahrhunderts mußte nothwendig ein Geſchöpf anderer Art ſein; er hatte eine Gemeinde vor ſich, die — gänzlich verſchieden von den dürftigen und verfolgten erſten Chriſten, die mit Lumpen bedeckt in Höhlen und Katakomben ſich verſammelten — in parfümirten Spitzen, in Atlas und Seide, und mit parfümirten Laſtern behaftet, ſich vor ihm aufſchaarte. Hier mußte der Hirt mit ſeiner Heerde gleichen Schritt halten; der Prieſter mußte vom Weltmanne die äußern Mittel Wirkung hervorzubringen borgen, und oft borgte er ſo viel daß er ſich in Schulden ſtürzte, die er nicht wieder abtragen konnte, und die ſeinen Ruin herbeiführten. Das Maaß wurde im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr inne gehalten. Clemens Auguſt war einer von den Prieſtern, die von der religiöſen Weihe, die das Haupt des ächten Prieſters für die Menge mit einem Nimbus umleuchtet, auch keine Spur mehr zeigen, und an denen alles was ihren Zuſammenhang mit der Kirche bildet, nur noch in Außenwerk und Schmuck beſteht. Doch wie geſagt, wenn er ſich Mühe gab konnte er auch, für den nicht Scharfſichtigen, den ſalbungsvollen und demüthigen Prieſter ſpielen. Sehr zur Unzeit war er gezwungen, grade an dem Feſtabende, auch dieſe Maske vorzubinden, denn unvorhergeſehen hatte ſich der Nuntius, auf ſeiner Reiſe durch die Reſidenzen Süddeutſchlands, in Trier eingefunden, und war in einer halb weltlichen Kleidung im Schloſſe erſchienen. Clemens Auguſt hatte gehofft daß der alte Prieſter die Einladung nicht annehmen würde, ſondern es vorziehen würde in ſeinem Zimmer im Pallaſte der ſtillen Vorandacht zum morgenden Kirchenfeſte ſich hinzugeben: zum Glücke erſchien er auch erſt als das Schauſpiel ſchon beendet war, und demnach erlebte er nicht das Ärgerniß einen Fürſten der Kirche vor den Theaterlampen ſtehen zu ſehen um die Verſe eines weltlichen Poeten herzudeklamiren.

Der Saal im Schloß zu Trier war auf das glänzendſte erleuchtet. Ein Lichtmeer durchſtrömte dieſe grandioſen, und mit alterthümlicher ſolider Pracht ausgeſtatteten Räume. Eben wogte eine feierliche Menuet in Glanz und Schimmer dahin, und die Federbüſche auf den Häuptern der Damen gaben das Bild eines im Frühlingswinde ſanft bewegten Kornfeldes. Das Rauſchen der ſeidnen Roben, wie ſie über die ſpiegelglatte Parketfläche hinglitten, wurde in lebendigen Schwingungen von den Akkorden der Muſik begleitet, die von einer, in der Höhe des Saales angebrachten Galerie niederklang, von den Fanfaren der Trompeten und dem ſüßen Zuſammenklang der Hoboen gehoben. Unter den Schönheiten dieſes geiſtlichen Hofes war mehr wie eine, die einer europäiſchen Berühmtheit ſich erfreute; Engländerinnen und Franzöſinnen die die Säle des St. James Pallaſtes und der Tuilerien verlaſſen hatten, um hier dem Hofhalt eines kleinen deutſchen Fürſten, dem noch dazu ſein Gelübde verbot ſich den Frauen anders als in der Hoheit und Würde eines Prieſters zu nahen, zu ſchmücken. Clemens Auguſt war für dieſe Auszeichnung unbeſchreiblich empfänglich. Er hörte es mit Entzücken daß man von Wien und Berlin kam um ſich in Trier oder in Coblenz zu beluſtigen und ſein zu genießen; er gab ungeheure Summen hin, um die Künſte heranzulocken, und ſeine Säle mit jenen Stoffen der Anziehung zu füllen, an denen Schönheit und Mode haften bleiben.

Der päpſtliche Nuntius war anderer Meinung. Er trat überraſcht in den Saal, und hatte Mühe ſein kleines ſchwarzes Mäntelchen, das er faſt ängſtlich unter den Arm preßte als wäre es eine Seele die zu retten war, vor der Berührung mit einem entblößten Arm, einer ſchönen Schulter zu wahren. Man ſah ihn in den Gang hineinſchlüpfen, der an den Fenſtern frei geblieben, denn alle Welt hatte ſich vorgedrängt um dem Tanze zuzuſehen, den ſo eben die ſchöne Gräfin Mathilde von Gandersheim, die Geliebte des Kurfürſten, mit dem engliſchen Geſandten antrat.

Wer iſt dieſe Dame? fragte der Nuntius den Kanzler, der ihm gefolgt war, weil er den Auftrag hatte ihn nicht aus dem Auge zu laſſen ſo lange der Kurfürſt, mit Änderung ſeiner Toilette beſchäftigt, noch nicht im Saal erſchienen war.

Eminenz haben bereits dieſe Dame ſich vorſtellen laſſen. Es iſt die Gräfin Gandersheim, Stiftsdame zu Mons, und hier zum Beſuch bei ihrer Tante, der Hofdame der Schweſter meines Herrn des Kurfürſten.

Ich beſinne mich nicht ſie früher geſehen zu haben, entgegnete der alte Prieſter; doch freilich mein Auge wird blöde, und ſeit einiger Zeit ſeh ich ſo viel ſchöne Frauen, indem ich die geiſtlichen Höfe beſuche.

Das Epigramm, das der ehrwürdige Kardinal mit dieſen Worten machte, entging dem ſcharf aufhorchenden Ohre ſeines Zuhörers nicht. Doch dieſer begnügte ſich nur zu lächeln, und die Aufmerkſamkeit des Prieſters auf einen andern Gegenſtand zu lenken; allein dieſer haftete feſt an dem einmal ergriffenen.

Stiftsdame von Mons? ſagen Sie. Ei, ſo ſoll ſie nur in ihrem Stifte bleiben. Es läßt nicht gut, und gereicht der Äbtiſſin nicht zur Ehre wenn dieſe Damen ewig auf der Wanderſchaft ſich befinden.

Sie haben kein Gelübde abgelegt, bemerkte der Kanzler.

Ich weiß das; allein immer bleibt's, wenn auch ein weltliches, doch immer ein Kloſter, und hat zum Zweck, Ehrbarkeit und gute Sitten bei dem ſo hinfälligen Geſchlechte aufrecht zu halten. Die Wohnung eines Prieſters iſt keine Stätte für eine junge hübſche Frau.

Der Kanzler zuckte die Achſeln.

Aber Sie ſagen die Hofdame der Prinzeſſin hat Sie unter ihrem beſondern Schutz, hub der Nuntius wieder an. Aber ich ſehe die Prinzeſſin nicht, und folglich auch nicht die Hofdame.

Sie iſt auf einige Wochen verreiſt, entgegnete der Graf.

Verreiſt? Und läßt ihre Schutzbefohlene hier allein? Man ſagt daß wir Prieſter in Italien ſo rückſichtlos leben und oft Anſtoß geben; es iſt dies nicht wahr; wenn man Verſtöße gegen die Disciplin ſehen will, Verſtöße, die die hohe Stellung der Diener der Kirche in den Augen der Menge gefährlich untergraben, ſo muß man anderswohin reiſen;

nicht nach Rom. Dieſe Worte wurden mit einem kalten und ſtrengen Accent geſagt, und dabei preßte der Redner ſein Mäntelchen feſter an ſich, und zog ſeinen Fuß mit einem kleinen Schmerzenslaut zurück, denn ſo eben hatte ein leichtfüßiger Page, der mit einem Fächer und einer Mantille belaſtet, raſch vorüberhüpfte, die aſcetiſche, in violetten Strumpf gehüllte dürre Wade empfindlich hart geſtreift.

Während dieſes eben angeführte Geſpräch in dem beſcheidenen Dunkel einer Fenſtervertiefung geführt wurde, neigte ſich eine Gruppe Damen flüſternd zu einander, und machte die Kritik ihrer nächſten Umgebung.

Wie kommt der Jude Ephraim hierher? rief empört und mit einer feurigen Röthe, die die Schminke überglühte, eine Nichte der Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin, der Schweſter des Kurfürſten.

Still; er iſt geadelt, und wird ſein Diplom wahrſcheinlich in der Taſche mit ſich führen.

Ich weiß das; allein der Kurfürſt hat bis jetzt vermieden ihn bei Hofe Eintritt zu gewähren.

Die petite entrée hat er auch gewiß nicht.

O davon kann nun gar nicht die Rede ſein; allein auch ſchon daß er an einem Feſte wie dieſes erſcheint, iſt etwas Neues, Unerhörtes. Kommen Sie etwas bei Seite, meine theure Baronin; ich fürchte der Mann hat die Abſicht ſich uns zu nähern. Man muß ihm dies unmöglich machen.

Während die einzelnen Thürme der Friſuren gleichſam zu einem koloſſalen Bau ſich zuſammenſchoben, ſah man einen Mann in einem mit Stickereien überladenen Hofrocke vorüberſchreiten, und eine Verbeugung machen, die nicht erwiedert wurde. Den Mann ſchien dies nicht zu kümmern, er ging mit krummem Rücken und lauernder Miene weiter. Überall wurde ihm eine Straße gebildet, denn überall wendete man ſich von ihm ab. In dieſem Augenblick wurden die Flügelthüren aufgeſtoßen und der Kurfürſt erſchien auf der Schwelle des Saals, lächelnd, huldvoll, ſchön, überraſchend jung, und eine verführeriſche Pauſe machend, während ſeine ſchmachtend halbgeſchloſſenen Augen den Kreis der Damen, die ſich vor ihm verneigten, muſterten. Der Blick wurde etwas verdüſtert, und nahm einen merklich andern Ausdruck an, als er auf den Nuntius und auf den Juden Ephraim fiel. Dies waren zwei Perſonen, die er in dieſer unmittelbaren Nähe an ſeiner Perſon nicht zu finden vermuthet hatte; doch faßte er ſich ſchnell, ſchritt, nachdem er die Damen gegrüßt, an dem letztern, flüchtig mit dem Haupte nickend, vorüber, und trat mit einer vertraulichen und zugleich reſpektvollen Verneigung zu dem alten Prieſter. Das

Geſpräch, das beide führten, wurde nur flüchtig vom Hofe beobachtet, denn welches Intereſſe konnte es gewähren, Clemens Auguſt eine nothgedrungene Artigkeit einem läſtigen und ſehr zur Unzeit ſich einfindenden grämlichen Alten erweiſen zu ſehen.

Der Tanz hatte von neuem begonnen. Der Kurfürſt hatte ſich vom Tanze ausgeſchloſſen, denn er trug, wie ſein Gaſt, eine halb geiſtliche, halb weltliche Kleidung: dies war ein Zeichen daß keine ſeiner ſchönen Freundinnen diesmal hoffen durfte mit ihm den Saal zu durchſchweben. Auch hieran war der läſtige Alte Schuld.

Der Kanzler hatte ſich dem Stuhle des Herrn genähert und hörte die mit einem zornigen Ausdruck zugeflüſterte Frage: Wie kommt der Jude her?

Sereniſſimus werden entſchuldigen, tönte die faſt unhörbar leiſe Antwort. Ich hab mit ihm unterhandelt; er iſt zu neuen Vorſchüſſen erbötig. Doch wie dieſe Leute ſind — in ihrer Art Originale — er hat ſchon immer an den Hof gewollt. Es iſt eine Caprice — eine Narrheit! Ich hatte nicht Zeit Ew. Hoheit dies Geſuch vorzulegen, und hab in eigner Machtvollkommenheit —

Schon gut! winkte der Herr. Laſſen Sie ihn gehen. Beim Souper darf er nicht mehr da ſein. Wo iſt die Prinzeſſin?

Dort eben kommt ſie auf Ew. Hoheit zu.

Und in der That ſah man durch den überfüllten Saal eine breite Straße gebildet, und dieſe durchſchritt die uns wohlbekannte, in ihrem gelben Atlasrock gekleidete Geſtalt, diesmal jedoch ſorgfältig gekleidet und mit Diamanten bedeckt. Die Erſcheinung hatte etwas Wunderbares. Das junge Mädchen war von einer ſo ſtrahlenden Schönheit, und doch wieder ſo wenig dem Vorbilde gleichend das man ſich im Salon von einer ſchönen Frau macht, daß der Blick, der ſie anſchaute, gleichſam verwirrt wurde und nicht recht wußte, wohin eine Figur und ein Geſicht wie dieſes hinzuſtellen ſei. Voll und groß, derber in den Formen wie alle ſie umgebenden Frauen, hatten dieſe Schultern und dieſer Nacken doch etwas von dem ſilberſchimmernden kernhaften Weiß des Marmors, und ſpotteten in ihrer Friſche und ſpröden harten Fülle jedem künſtlich durch die Mittel der Toilette hervorgerufenen Reize. Die Taille war nicht ſchlank, aber ſie war die Taille einer Juno, faſt zu ſtolz und unbändig für die noch kindhafte Jugend des Geſichts. Der Ausdruck dieſes Geſichts war der entſchiedenſte Blödſinn, aber wunderbarer Weiſe machten grade dieſer offne Mund, der dabei klein und wohlgebildet war und die ſchönſten Zähne zeigte, dieſe ſtarren Augen, und der Zug grenzenloſer Gedankenloſigkeit, der ſich zwiſchen den hohen, reingezeichneten Augenbrauen gelagert hatte, einen für den Moment frappirenden, ja ſogar impoſanten Eindruck. Es war die Grandezza einer Puppe, einer Wachsfigur, allein man hatte ſo etwas noch nicht geſehen, und das noch nie Geſehene imponirt immer. Sie ging, indem ſie einen Theil ihres ſchleppenden Gewandes nicht ungraziös aufhob, graden Schrittes auf den Fürſten zu, der ſich erhoben hatte und ihr artig und lächelnd entgegenkam. Der Oberhofmarſchall, Marigny, und der Oberkammerherr, Sulpice Paulinet, blieben dicht an ihrer Seite. Es waren gleichſam die beiden Künſtler, die dieſen koſtbaren und ſeltenen Automat der Menge zeigten, ihn vor jeder ſchadenbringenden Berührung neugieriger Hände hütend.

Das Geflüſter im Saal begleitete in Pauſen jede Bewegung der erotiſchen Erſcheinung. Die zurückſtehenden Damen benutzten die Stufen der Baluſtrade, die ſich, mit Ruhebänken verſehen, an der Wand hinzog, um über die Häupter ihrer Nachbarinnen hinwegzuſehen; welches Manöver ſeine Schwierigkeiten hatte bei dem Wald von Federn und Blumen, den manche Schöne auf ihren Scheitel gethürmt hatte.

Der Fürſt brachte einige Worte vor, die ſeine Theilnahme an dem Mißgeſchick das ſeinen hohen

Gaſt betroffen, bezeugen ſollten, indem er ſeinen Antheil am Unglück hartnäckig leugnete, und behauptete, von ſeinen Dienern und den Vollſtreckern ſeines Willens mißverſtanden zu ſein.

Während er noch ſprach, langte die, an welche ſeine Worte gerichtet waren, an ſeine Buſenkrauſe und zog eine koſtbare Nadel aus den Battiſtfalten hervor, die, das Produkt der ſpielenden Einbildungskraft eines Pariſer Juweliers, eine Spinne darſtellte, deren Leib durch einen koſtbaren Solitair und deren langen Beine durch eine Reihe kleiner Edelſteine gebildet wurden.

Ach! rief die vermeintliche Prinzeſſin, wie das ſchön iſt. Ein Kanker! ſchau! Das mußt du mir ſchenken.

Paulinet huſtete und Marigny ſuchte einen Zipfel des Gewandes ſeiner Dame zu erfaſſen, allein keines der Zeichen erreichte die beabſichtigte Wirkung. Zenzi nahm die Nadel, hielt ſie gegen das Licht des nächſten Lüſters und machte jene halb hüpfende, halb wiegende Bewegung wie Kinder thun, wenn ſie ein buntes Spielwerk oder eine Leckerei in die Hände bekommen.

Der Kurfürſt wandte ſich lächelnd zur Seite und flüſterte halb laut: Moskowitiſche Sitten, meine Herrn und Damen. Unterdeſſen war Zenzi beſchäftigt die eroberte Nadel an ihrem Corſet zu befeſtigen, da aber der ſtarre, dicke Seidenſtoff ſich nicht leicht durchdringen ließ, näherte ſie ſich Paulinet, ſtieß ihn mit dem Ellnbogen in die Seite, und machte durch eine Pantomime ihm begreiflich daß er die Nadel an die bezeichnete Stelle bringen ſolle. Der arme Oberkammerherr unterzog ſich dieſem Geſchäft mit einiger Befangenheit, während die Damen einen Kreis ſchloſſen, und ihm lächelnd zuſahen. Kaum war das Werk vollbracht, als Zenzis Augen, die überall im Saal herumirrten, einen Gegenſtand gewahrten, der ihre Aufmerkſamkeit in dem Grade feſſelte daß ihre Wangen plötzlich mit Purpur übergoſſen wurden und ihre Blicke glühten. Es war dieſer Gegenſtand Camill, der in den Saal getreten war und eben eine Dame zum Tanze aufforderte. Auf dieſe Dame losſtürzen, ihr einen Stoß vor die Stirn geben, daß eine Wolke Puders aufflog und Blumen und Perlen herumſtäubten, Camills Hand aus der der Dame losreißend, und ſich ſelbſt an die Stelle der Verſtoßenen ſtellen — war das Werk eines Augenblicks. Alle Umſtehenden ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus, aber triumphirend, mit ihrem roſigſten Lächeln ſtand die arme Blödſinnige jetzt dicht neben dem, deſſen Beſitz ſie ſich ſo tapfer erobert hatte, und machte halb demüthig halb zärtlich eine jener ungeſchickten tiefen Verbeugungen, die ihr durch die verzweifelten Anſtrengungen des Tanzmeiſters gelehrt worden waren. Camill, der vor Wuth zitterte, warf einen vernichtenden Blick auf ſeine neue Tänzerin. Sogleich wurde dieſe bleich wie der Tod, und ohne ſich im mindeſten um die Umſtehenden zu bekümmern, ſchlug ſie ihre Hände vors Geſicht, ſchluchzte laut, blickte dann durch die vorgehaltenen Finger auf den Zürnenden, und als ſie ihn noch immer unerbittlich fand, lief ſie durch den ganzen Saal, hüpfend, und jedes Hinderniß bei Seite ſtoßend, faſt einem großen, prächtigen Goldfaſan gleichend der eine Verſammlung gewöhnlicher Hühner durcheilt, in das anſtoßende Gemach, wohin ſich die ſo übel behandelte Tänzerin zurückgezogen hatte, zerrte dieſe am Arm herbei und ſtellte ſie wieder an den Platz, an dem ſie geſtanden. Zugleich fiel ſie der Erſchreckten um den Hals, küßte ſie ſchmeichelnd, nahm ihre Hand, küßte auch dieſe und rief: Nicht böſe ſein! Er will es — hörſt du — nicht böſe ſein! Er will nicht mit Zenzi tanzen, er will mit dir tanzen! — Arme Zenzi — arme, arme Zenzi! — Und dieſe Worte unter Schluchzen hervorbringend, ging ſie um ſich in einen entfernten Winkel des Saals niederzukauern, nach ihrer Gewohnheit wenn ſie böſe war oder traurig. Der Kurfürſt, der in einiger Entfernung mit den andern Zuſchauern die Scene beobachtet hatte, wollte ſich ihr jetzt nähern, allein nur noch wenige Schritte von ihr entfernt, fühlte er einen harten ſcharfen Gegenſtand ſeine Stirn berühren. Es war Zenzis Fächer, den ſie zerbrochen hatte, und jetzt mit einem leiſen Kichern dem ſich Nahenden zuſchleuderte.

Ums Himmelswillen, Hoheit! keinen Schritt weiter oder wir müſſen für Ihr Leben zittern! rief eine ſchöne Dame, die Arm in Arm mit der Gräfin Mathilde dem Fürſten gefolgt war.

Finden Sie dieſes Ungeheuer wirklich noch ſchön? flüſterte die letztere, indem ſie auf einen Augenblick dem Geliebten gegenüber ſtehen blieb, und, unmerklich der Menge, ihren Arm flüchtig auf den ſeinen ſtützte.

Clemens Auguſt antwortete nicht; er war noch zu ſehr in Beſtürzung verſetzt durch den Wurf an die Stirn. Die Gräfin ſagte zu ihrer Nachbarin, indem ihre ſchönen Augen ſich verdüſterten, und ein Seufzer ihren Buſen hob: Wer die Männer kennt, weiß daß grade das Seltſame, das Ungewohnte, das Bizarre ſie anzieht. Sieh nur, meine theure Clementine, wie ſie Alle mit dem unverhehlten Ausdruck des Intereſſes für dieſen barbariſchen Gegenſtand die Schritte und Tritte des Ungeheuers verfolgen. Die größte Schönheit, wenn ſie hier im Saal erſchiene, würde in dieſem Moment unbeachtet bleiben. Und glaubſt du daß der Kurfürſt der einzige iſt, der unempfindlich für dieſe groteske Koketterie iſt? o glaub dies nicht; ich kenne den Ausdruck ſeines Geſichts, wenn ihn etwas frappirt, aber nicht unangenehm, nicht ſtörend frappirt! —

Arme Freundin, rief die tröſtende Geſellſchafterin, wir werden auch lernen müſſen mit dem Ellnbogen den Männern in die Seite ſtoßen, und ihnen unſern Fächer ins Geſicht werfen.

Ich ſage Ihnen, meine Damen! dies ſind moskowitiſche Sitten, wie Sereniſſimus ganz richtig bemerkte, rief ein alter Cavalier, der ſich den beiden Frauen näherte. Ich habe noch die Ehre gehabt den großen Zaar Peter zu kennen. O wie trieb der es! Meine Damen, ich darf durchaus nicht erzählen wie ſich dieſer große Mann in der Geſellſchaft betrug, ich darf nicht; ſie würden mich ſogleich aus ihrer Nähe verbannen; allein ich habe die Ehre Ihnen die Verſicherung zu geben daß er noch viel ungenirter mit Menſchen und Verhältniſſen umſprang; noch viel ungenirter! haha!

Während dieſes Geſprächs bemühten ſich Marigny und Paulinet dem Kurfürſten Entſchuldigungen über Entſchuldigungen zu machen.

Ich finde an dem Betragen der Prinzeſſin nichts auffallendes, bemerkte der Fürſt lächelnd; ſie iſt gleichſam in der Irre, in der Wildniß aufgewachſen, fern vom Hofe und ihrer durchlauchten Mutter. Ihre Geberden und Sitten können unmöglich anders ſein. Die Feinheit findet ſich bald: die Energie des Charakters, die Feſtigkeit des Willens ſind jedoch die Haupteigenſchaften von Werth in einer Lebensſtellung wie ſie dies ſeltne Weſen einzunehmen vom Schickſal berufen iſt.

Die Befreiung aus dem Gefängniß.

Wir gehen einige Schritte in unſrer Erzählung zurück, um dem Leſer die Scenen nicht vorzuenthalten, die ſich in dem Kerker und bei der Erlöſung aus demſelben ereigneten.

Zuerſt mag man ſich die dunkle Höhle vergegenwärtigen, die das Rathsgefängniß einer alten Stadt bildet, ein ungeheurer Saal mit geſchwärzten Wänden, an denen Eiſenketten und Ringe, noch aus einer barbariſchen Zeit übrig geblieben, haften und deſſen in Kreuzbögen gewölbte Decke in der Mitte auf einem einzigen Pfeiler von koloſſalem Umfange ruht. Um dieſen Pfeiler herum, auf der Steinbank die ihn umſchloß, waren in Lumpen gehüllt die widrigen Geſtalten von Dieben, Landſtreichern und herumtreibenden Dirnen geſchaart, die hier ihrer Abführung in die Strafhäuſer der Umgegend harrten. Sie hatten bereits ihren Urtheilsſpruch empfangen, und je nachdem dieſer nun über Erwarten mild, oder wider Hoffen ſtreng ausgefallen war, ſah man dieſe frechen Phyſiognomien ihre Freude oder ihren Zorn äußern.

Seitwärts von dem Pfeiler, an der Wand links war eine Streu hingebreitet, und auf dieſer hatten die Helden unſeres abenteuernden Zuges, die ehemaligen Offiziere des Regiments Septimanie, Platz genommen, die nunmehr die tiefſte Stufe ihres Elends erreicht hatten; es fehlte nur noch daß ſie mit den Verbrechern zu dem Straforte weggeführt wurden, und in der That erwarteten ſie auch kein anderes Schickſal. Wie verwünſchten ſie ihre tollkühnen Pläne und den Übermuth der Jugend, wie ſchalten ſie auf ihren Genoſſen Mortoun, der ſie ihrer Meinung nach böslich verlaſſen hatte; denn ſchon ſchmachteten faſt vierzehn Tage die Armen in dieſer Wohnung der Schmach und des Jammers. Marigny hatte ſchon längſt ſeine gute Laune verloren, von der er behauptet hatte daß ſie nie von ihm weichen würde; die beiden Brüder Contades beſprachen ſich anfangs heimlich, nachher ganz offen, von ihren Plänen die Flucht zu ergreifen, um, ſei es auf welche Weiſe es wolle, dieſe traurige Verbindung zu verlaſſen; Camill war ſtumm und finſter wie das Grab; Truchard leiſtete ihm in dieſer düſtern Laune Geſellſchaft. Der lange Gaskogner ſtellte ſich die Hoffnung ſchmeichelnd vor, mit ſeinem Vater zu unterhandeln, ihn günſtig und zur Anerkennung zu ſtimmen: O, dann werde ich wieder in meine väterlichen Thäler und Fluren, in meine Berge, in meine Wälder heimkehren, und in meinen alten Tagen, denn — mordieu! ich hoffe ſehr alt zu werden — wird ſich eine gewiſſe kleine Familie Truchard, die Jungen alle von röthlichem Haar und breiter Bruſt, die Mädchen von ſchlanker Taille, um meine Kniee verſammeln, um die Abenteuer des Großpapa zu hören, wie er in Deutſchland als Vagabond umherzog, und abwechſelnd die Bekanntſchaft der Palläſte und der Gefängniſſe machte! Mit dieſen Gedanken beſchäftigt ſtreckte ſich die koloſſale Geſtalt des petit prince auf das faule Stroh nieder, und verſank in ein wahrhaft fürchterliches Schweigen. Der Einzige der ein ganz klein Stückchen Thorheit und gute Laune noch behalten hatte, war der Abbé. Sulpice Paulinet konnte in dem Kampfe mit dem Schickſal nie ſo tief niedergebeugt werden daß er nicht noch, faſt ſchon auf dem Boden liegend, Gelegenheit gefunden, den Kopf etwas zu erheben und mitten unter den Streichen, die hageldicht auf Haupt und Schulter niederfielen, ein kleines Liedchen zu ſingen, oder die Spitze einer Anekdote, oder die luſtige Wendung einer Antwort vor ſich hin zu murmeln. Da er den Ehrgeiz nicht kannte, mit deſſen Plagen und Hoffnungen Camill und Mortoun ſich den Kopf füllten, da er nicht heimathliebend war wie Truchard, und keine alte Tante hatte die er zu beerben wünſchte wie die Brüder Contades, und endlich nicht ſo viel Umſtände mit ſeiner Perſon zu machen gewohnt war wie Marigny, ſo war Sulpice Paulinet, ſelbſt im Gefängniß mit Dieben und Mördern eingeſchloſſen, immer der Mann der die Sorge nur aus Hörenſagen kannte, und die Verzweiflung nur aus Couplets und Endreimen. Die einzige herbe Entbehrung, die der kleine Mann fühlte, war die einer guten Küche; allein er folgte der Anſicht, die er auch öfters gegen ſeine Kameraden ausſprach, daß ein Mann von Geſchmack und richtigem Urtheil nie die Mittelſorten der Küche leiden dürfe: entweder ganz gut — oder völlig werthlos; entweder ein Kapaun mit einer Trüffelſauce, ein Bayonner Schinken mit Madeira, eine Paſtete aus Straßburg, oder — ein Stück trocknes Brod mit Waſſer, ein friſchgeſottenes Ei, eine Schale Milch. Eine gebildete Zunge, ein Magen der gewohnt iſt eine feine und durchgreifende Kritik zu üben, kennt nichts Läſtigeres als auf der Leiter der Genüſſe auf den Mittelſproſſen ſtehen zu bleiben, und jene durch dürftige Operationen, mit halber Kunſt und ungenügendem Verſtändniß zuſammengebrachten Miſchungen in ſich aufnehmen zu müſſen. Er greift, wenn er die Krone und den Purpurmantel des Apicius nicht erhalten kann, gradezu lieber zum Bauerkittel, als daß er ſich entſchlöſſe die aus bunten Lappen und kleinen Goldbortenreſten zuſammengewürfelte Tracht des Emporkömmlings anzulegen. Es liegt etwas Ehrliches in einem ſo ariſtokratiſch gebildeten Magen, etwas was an Größe und Erhabenheit ſtreift, und ein Lüſtre der Geſinnung zur Schau trägt, das auf eine ebenmäßig tüchtige Ausbildung der beiden Nachbarn des Magens, des Kopfes und Herzens, ſchließen läßt.

Zenzi war in der Zeit der Trübſal für die Offiziere des Regiments Septimanie wieder das geworden was ſie anfangs geweſen, nämlich das arme Bauermädchen, deſſen Geiſt verdunkelt, deſſen Urtheilskraft vernichtet, deſſen Intelligenz ſchon im Keime vernichtet worden, deſſen Herz jedoch eine ſo eigenthümliche Wärme und Friſche bewahrte wie ſie nur immer in dem reichbegabteſten weiblichen Weſen gefunden werden mag. Die ſpärliche und ſtockende Flamme der andern Fähigkeiten ließ grade durch das Dunkel, das hierdurch verbreitet wurde, die ſtarke Helligkeit die ſich in dieſer einen Fähigkeit, in der Fähigkeit zu lieben und treu zu ſein, geſammelt hatte, um ſo auffälliger bemerken. Die feinen Pſychologen der Geſellſchaft, dieſe Adepten, die es verſtehen aus tauſend giftigen Kräutern, wie ſie der Boden unſeres ſocialen Verkehrs aufſchießen läßt, einen Trank zu brauen, den ſie Liebe nennen, der berauſcht aber nicht erquickt, der Träume und Phantaſien ſchafft aber nicht dauerndes Glück, würden verlegen ſein wie ſie ein ſo wildes urſprüngliches Gefühl, als es im Buſen dieſer armen Blödſinnigen lebte, nennen ſollten. In keinem Falle würden ſie wagen es Liebe zu nennen, es könnte dadurch der Parfüm vernichtet werden, der um dieſes magiſche Wort ſchwebt; ſie würden vorziehen, wenn ſie doch einmal das Daſein einer ſolchen Regung eingeſtehen müßten, ſie thieriſchen Inſtinkt zu nennen. Sei es; wir wollen ihnen Recht geben: es ſoll thieriſcher Inſtinkt ſein; aber dieſer Inſtinkt in einer ſolchen Kraft, Fülle und Reinheit ſich zeigend hat etwas, das ans Erhabene ſtreift, und all die gemäßigten und geſchwächten Gefühle weit hinter ſich zurückläßt; wie der mächtige und regelloſe Waſſerſturz, der ſeine Waſſer aus den dunkeln geheimnißvollen Kammern des Gebirges hervorgehen läßt, um ſie Angeſichts des Himmels in unergründliche Tiefen zu ſchleudern, die zierlichen Waſſerſtrahlen und die künſtlichen Waſſerſtürze des Parks hinter ſich läßt. Freilich würden wir, wenn wir von Frauen umgeben wären, die alle ſo liebten, entweder wahnſinnig oder gezwungen werden auf eine wüſte Inſel zu fliehen; denn dieſer ſchrankenloſe und durch keine geiſtige Gegenkraft gezügelte Inſtinkt der Liebe und Treue würde uns entweder zu Halbgöttern oder zu Thieren der Wildniß machen. Zum Glück jedoch für die civiliſirte, in ihre Schranken und Geſetze abgeſperrte Geſellſchaft, haben unſere Frauen eine ſo ſtarke Doſis von Selbſtſucht, von Verſtand und Urtheil, von Beſonnenheit und Überlegung erhalten, mit einem Worte, ſie kommen ſchon gleich mit ſo wenig Inſtinkt und mit ſo viel Cultur und Dreſſur begabt zur Welt, daß für uns jenes Unglück nicht zu fürchten iſt. Die Leſerinnen mögen immerhin mit einem mitleidigen Achſelzucken auf dieſen „thieriſchen Inſtinkt“ der armen Zenzi herabſehen, wir wollen ſelbſt ihn nicht höher ſtellen, als er in der Rangordnung der Welt, wie ſie iſt, von dem Ordner der Dinge geſtellt iſt; aber wir dürfen und können nicht unterlaſſen den Glanz und die Glut dieſer prächtigen, großen Flamme zu rühmen, die aus einer Höhle emporleuchtet, und wildes Geſtrüpp, dunkle Grabeswände und regelloſe Trümmerhaufen beleuchtet.

Für die arme Blödſinnige gab es nur einen Gegenſtand in der Schöpfung, zuerſt die Brodrinde, mit der ſie grade ihren Hunger ſtillte, und dann das Auge, die Hand, die Stimme deſſen, der unbeſchränkte Gewalt über jeden Blutstropfen in ihrem Herzen gewonnen hatte. Es war völlig gleich ob dieſer unumſchränkte Gebieter, dieſer Zauberer mit der unausweichbaren, Tod oder Leben gebenden Macht in einem Pallaſte oder in einem Gefängniß hauſte; ſie war ihm unterthan, wo er auch immer ſich befand, und hätte er, ein dunkles Phantom, ſich zwiſchen Erd und Himmel gelagert, ihr Weſen hätte ſich verflüchtigt um als dicht anſchließender Nebel jede Ausbeugung und Einbucht jenes dämoniſchen Körpers zu umfangen. Gleich bei dem erſten Anblick hatte Camill dieſes farb- und geſtaltloſe Herz, dieſe Kraft ohne Namen und Maaß, dieſen wie Blei ſich anhängenden, und wie Gift in alle Poren ſich eindrängenden Willen auf ſich gelenkt; es war das Werk einer Magie geweſen, für den die cultivirte Sprache keinen Ausdruck hat;

am nächſten verwandt war jedoch dieſes Werk dem Sturme und dem unbewußten Drange, mit dem der Genius ſeinen Gegenſtand erfaßt, mit dem der Dichter und Künſtler auf das Element, das ihn zu beſeelen und das er zu geſtalten berufen iſt, hingetrieben wird. Unmöglich konnte eine ſolche Kraft, die plötzlich im Weſen der Unglücklichen ſich entfaltete, ohne Einfluß auf ihre Entwickelung bleiben, und wenngleich keines der gelähmten Funktionen ihres Geiſtes hierdurch emporgebracht wurde, wenn ſie gleich blödſinnig blieb in allen Beziehungen wo der Inſtinkt nicht wirkte, ſo war ſie doch, da wo er ſich die Herrſchaft anmaßte, ein bewundernswerthes Weſen, voll Energie, Aufopferung und Ausdauer im Leiden. Während Camill ſchlief, wachte ſie an ſeinem ärmlichen Lager, indem ſie ſich durch keine Drohung, keine Bitte von dort vertreiben ließ; ſie lauſchte auf die Athemzüge des Schlummernden, und nachdem ſie ſich ſelbſt alle die ärmlichen Hülfsmittel einer dürftigen Bequemlichkeit, wie ſie der Kerker bot, entzogen hatte, breitete ſie dieſe dem Körper des Geliebten unter, und ſaß Nächtelang ohne Schlaf an dieſem Lager. Die Dienſte einer Magd übernahm ſie nicht allein für ihn, ſondern da er es ihr befahl, auch für die Genoſſen, und man ſah ſie unabläſſig thätig die

Bedürfniſſe herbeiſchaffen, die ſpärlichen Erquickungen, wie ſie die karge Hand des Wächters geſtattete, immer von neuem erbetteln. Und ihr wurde kein dankender Lohn zu Theil, den ſie auch nicht forderte, den ſie ſelbſt nicht verſtand, wenn er ihr einmal zufällig gewährt wurde. Überdrüſſig dieſes Weſens, das ſie jetzt gern los ſein wollten, dem ſie einen großen Theil ihres Mißgeſchicks zuſchrieben, behandelten die Abenteurer das arme Bauerkind mit rückſichtloſer Härte. Die Schönheit des Mädchens war ihnen ein Sporn mehr, es verächtlich zu behandeln; denn dieſe Schönheit hatte einen unſichtbaren Engel zum Wächter, der den muthwilligen Lüſtlingen unwillkürlich immer von neuem Zwang auferlegte. Wäre Zenzi nichts anders geweſen als ein wunderſam friſches und hübſches Bauermädchen, das ſich ihrem Zuge angeſchloſſen und jetzt Magddienſte bei den vornehmen Herren verrichtete, ſo wäre ihre Gegenwart ihnen bequem und angenehm geweſen, der gewohnte Umgang mit einer luſtigen Dirne hätte ſtattgefunden, jetzt aber hatten ſie ſich das Wort gegeben über die Blödſinnige zu wachen und ſie zu hüten; es war alſo eine läſtige Verpflichtung mehr, die ſie ſich aufgebürdet, und obgleich Zenzi durchaus nichts that was dieſes Wächteramt ihnen irgend erſchwert hätte, — das wunderſame Mädchen war, obwohl unbewußt, die Keuſchheit und Jungfräulichkeit ſelbſt, — ſo war doch ſchon die Befürchtung, daß ſie den ihr zugeſagten Schutz irgendwie einmal könnte in Anſpruch nehmen, den wilden, rückſicht- und gedankenloſen Geiſtern ein Gräuel. Camill, der in dieſe Anſicht nicht einſtimmte, der für das unglückliche Mädchen in der That aufrichtige Theilnahme fühlte, gewährte ihr zwar Schutz, jedoch zeigte er ihr daß ihre Annäherung, ihre ſtete Sorge um ihn, eine für ihn ebenfalls läſtige Zugabe war. Die Arme konnte es Niemandem Recht machen.

Der geplagte Zuſtand der unglücklichen Gefangenen war bereits auf das peinvollſte geſteigert, als eines Morgens ſich frühzeitiger wie gewöhnlich der Aufſeher einfand, und ihnen das Erſcheinen des Gerichtsamtmanns meldete. Dieſer trat auch bald darauf ein, und erblickte die kleine Genoſſenſchaft in eine düſtre Gruppe verſchmolzen in einem Winkel der Halle ſitzend. Paulinet trat hervor, und mit dem Aufwand des letzten Reſtes von guter Laune hielt der arme Abbé eine rührende Anrede an den Mann des Gerichts: Ich weiß, mein Herr, weßhalb Sie kommen, hub er an; legen Sie ſich keinen Zwang an, ſprechen Sie frei die liebevollen Geſinnungen aus, die in ihrem väterlich geſinnten Herzen für uns, ihre armen verirrten Kinder, ſchlummern. Seine Hoheit, der Kurfürſt, will die Gnade haben uns eine Beſchäftigung für Geiſt und Herz zuzuweiſen: wir ſollen Wolle zupfen, vielleicht auch ſpinnen, vielleicht auch das Geſponnene in Gewinde bringen! Und um dieſes in Ruhe zu bewerkſtelligen will er uns in eines der kurfürſtlichen Luſtſchlöſſer verſetzen, die im Lande vertheilt ſind, und deren Bewohnern durch eine weiſe Entfernung von der Welt und ihrem Treiben eine glückliche philoſophiſche Muße geſichert iſt. O welch eine Zukunft wäre beneidenswerther als dieſe! Sagen Sie Seiner Hoheit daß unſere Bruſt durch die Inbrunſt des Dankes erweitert wird, daß wir mit dem ſtürmiſchen Verlangen liebender und geliebter Seelen in ſeine Arme fliehen, daß wir nichts glühender wünſchen als die Induſtrie dieſer Staaten durch unſere ſchwache Beiwirkung zu heben. Ha, welche Seligkeit liegt im Wollezupfen!

Der Mann des Geſetzes hatte dieſe Rede angehört mit jenem nichtsſagenden Lächeln und jener ſtumpfen Gleichgültigkeit, mit denen die hier Angeſtellten die Reden, Bitten und Drohungen der armen Opfer der ſtrafenden Gerechtigkeit hinzunehmen pflegten. Er machte ſich eben fertig zu antworten, als die Thür ſtürmiſch aufgeriſſen wurde, und im Gefolge von einer Menge nachdringender Beamten und Diener der Kanzler ſelbſt auf der Schwelle der dunkeln Halle erſchien. Das war ein noch nie dageweſenes Ereigniß. Die Bevölkerung dieſes Aufenthalts der Ausgewieſenen und Beſtraften gerieth in Aufruhr, und drängte ſich ſcheu an den Wänden hin. Von den Lichtſtrahlen, die durch den Gang und die offen gebliebene Thür drangen, umleuchtet, zeigte ſich die hohe Geſtalt des Grafen, einer himmliſchen Erſcheinung nicht unähnlich, von einer Glorie umfloſſen. Paulinet, der eben ſeine Rede vollendet hatte, ſtand da mit weitaufgeriſſenen Augen, und Händen die krampfhaft in beiden Taſchen wühlten.

Ah, ſeine Excellenz! ſchrie der dicke Aufſeher und ſprang auf die Seite, indem er zugleich ein Paar der zerlumpteſten Vagabunden, die ſich vordrängten, wie Bündel alter Kleidungsſtücke in die Ecke ſchleuderte.

Dicht hinter dem Kanzler ward Horace Mortoun ſichtbar, der ſeinen Gefährten einen düſtern, ſtrafenden Blick zuſandte.

Der Kanzler wechſelte mit dem ihn begleitenden präſidirenden Gerichtsſchöppen einige Worte, und der ausgeſtreckte Finger dieſes letztern wies auf eine zuſammengekauerte Geſtalt, die auf einem Bündel

Stroh ſaß und theilnahmlos die Eintretenden anſtarrte. Sogleich ſetzte ſich der edle Graf in Gang, und ſchritt mit gemeſſenen Schritten auf Zenzi los, vor ihr ſtehen bleibend, und eine tiefe Verbeugung machend. „Prinzeſſin! ſagte der Hofmann, ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, die unſere Wachſamkeit irre geleitet, und die Schuld eines ſchlimmen Mißverſtändniſſes uns aufgebürdet haben, bewirkten dieſe Gefangennehmung, die ich hiermit feierlichſt wieder aufhebe. Nicht allein ſind Sie frei, Prinzeſſin, ſondern Se. Hoheit der Kurfürſt wird ſichs zur Genugthuung anrechnen in Perſon Ihnen zu ſagen, wie ſchmerzlich ihm dieſes unglückliche Mißverſtändniß geweſen iſt!“

Dieſe Rede hörte Zenzi ruhig an, es zuckte um ihren Mund wie Weinen, als ſie jedoch aufblickte und Camills freudig blitzende Augen ſah, ſprang ſie auf und fiel dem Grafen um den Hals, ihn heftig an ſich drückend.

Ah — ah, ſtöhnte der Kanzler, ſich verbeugend: zu viel Ehre! zu viel Ehre! —

Er gab ihr die Hand und führte ſie aus dem Kerker, indem er ſie bat in die Galakutſche zu ſteigen, die draußen hielt. Ein lautſchallendes Hurrah ließ das vor dem Gefängniß dichtgeſchaarte Volk vernehmen. Es rief: Seht, ſeht, die gelbe

Gräfin iſt Kaiſerin geworden! Seht ſie dort an der Hand des Kanzlers! Seht, ſeht! Wie ſie gnädig umſchaut, wie ſie grüßt! Noch niemals ſah man eine ſo ſtolze Kaiſerin.

Als Mortoun ſich ſeinen Gefährten anſchloß, antwortete er auf ihre Fragen nur mit den kurzen, finſtern Worten: Ich habe euch gerettet! Wohl; aber ich werde euch nicht immer retten können, wenn es euch hinfort gefallen ſollte, wieder durch Unklugheit und Leichtſinn die Früchte in den Schmutz zu treten, die ich für euch ſammle. Auf, Freunde, jetzt geht unſer Ehrgeiz geradeswegs der Sonne entgegen. Unſere Prinzeſſin iſt legitim, wir müſſen für ſie den Thron erwerben, der ihr gebührt.

Aber wie, auf welchem Wege, durch welche Mittel iſt dies bewirkt? fragten Marigny und Camill.

Mortoun zeigte ſtatt der Antwort mit ſtummer, aber dabei beredter Geberde auf die Stirn, und dann auf die Bruſt.

Ah, das Herz der Mortoun! der Geiſt der Mortoun! rief Paulinet, ſich die Hände reibend. Wir verſtehen.

Es hat mich etwas gekoſtet, ſagte Horace dumpf. Aber wenn ich es euch auch erzählte welche Kämpfe ich gekämpft, ihr würdet mich nicht verſtehen. Nur eins will ich euch bekennen, es iſt mir gelungen das Amt der Rache für einen beleidigten Vater zu üben. Dies ſei fürs Erſte genug, und nun vorwärts! —

Vorwärts! jubelten Alle im Chor.

Der Gefallene bleibt am Wege liegen.

Wir kehren zurück zu den beiden Verlaſſenen, die, nachdem ſie geplündert und niedergeworfen waren, den Lauf des Siegers nicht weiter aufhalten konnten, und ſeinem Triumphlächeln, mit dem er ſie höhnte, geduldig nachſehen mußten. Der Eine dieſer zwei Bedauernswerthen fühlte nur wenig von dem Demüthigenden ſeiner Lage, ſein Geiſt war den dämoniſchen Einflüſſen eines Übels erlegen, deſſen Quelle den Ärzten unerforſchlich blieb, das jedoch in ſeinen Äußerungen Schrecken und Kummer über die Angehörigen des Kranken brachte. Der arme Ambroſius erſtand zwar vom Siechbette, und hierzu hatte Frau Blaumerings unausgeſetzte treue Pflege das meiſte beigetragen, allein ſein Gehirn ſchien gelähmt. Er lebte wie im Traume, und zwar wie in einem angſtbringenden Fiebertraume. Auf nichts ſich beſinnen könnend, was in der nächſten Vergangenheit ſich zugetragen, und keinen Umſtand beachtend, der ſich ihm in der

Gegenwart zeigte, fühlte er nur die Beklemmung eines wunderbaren Zuſtandes, einer Art Alpdrückens von den entſetzlichſten Bildern und Phantaſieen gefolgt. Er ſah ſich eingeſchloſſen in der Gruft ſeiner Ahnen, und ein ſchwerer Sargdeckel wurde von der grauſamen Hand eines unſichtbaren Peinigers nur ſo viel gelüftet, daß er zur Noth Athem ſchöpfen konnte. Er wand ſich auf ſeinem Lager, er ſtöhnte, er wimmerte, immer in vergeblichen Bemühungen ſich erſchöpfend, den Peiniger zum Öffnen des Sarges zu bewegen. Der Entſetzliche willfahrte ſeinem Begehren nicht, und die Qual nahm kein Ende. Ah! rief er einſt ſeiner Pflegerin zu: ich weiß es jetzt, weshalb er den Sargdeckel nicht abheben kann; ich weiß es.

Und weshalb nicht? fragte ſeine Wärterin bekümmert, und ſorgſam bemüht auf die ſeltſamen Phantaſiegebilde ihres Pflegbefohlenen einzugehen.

Weil — weil der Sarg verſiegelt iſt. Wiſſen Sie denn nicht, meine theure Frau, daß ich — es werden jetzt grade hundert Jahre ſein, in dieſen verwünſchten Sarg gelegt wurde, daß man ihn mit Bändern umwickelte und das Gerichtsſiegel darauf drückte. O! da mag Einer öffnen! Der Mann hat Recht — er kann nur ſo weit öffnen als es das Band zuläßt. Aber oh — oh — ich muß ſterben dabei.

In dieſem Zuſtande führte Frau Blaumering ihren Kranken ins väterliche Haus zurück. Wir wollen nichts ſagen von dem Jammer den dieſes Wiederſehen in dem Sollicitantenhauſe erzeugte. Der troſtloſe alte Vater ſaß Nächte lang an dem Bette des Sohnes, und ſein herber Schmerz, ſein ſtilles klagloſes Trauern erſchütterte alle Herzen. Es mußten alle Umſtände der verunglückten Reiſe genau erzählt werden, das Zuſammentreffen mit dem vermeintlichen Freunde, bei deſſen Erwähnung und der nähern Schilderung ſeiner Perſon der alte Freiherr ſogleich Verdacht ſchöpfte. Allein dieſe Erörterungen führten noch immer zu keinem Reſultat, bis denn endlich auch die zweite Schreckens- und Schmerzenskunde den Hausbewohnern zukam, nämlich von Eliſabeths Mißgeſchick. Sie erſchien ebenſo unerwartet und faſt ebenſo ihre Umgebung in Entſetzen bringend, als es ihr Begleiter gethan hatte. In jener Nacht, wo wir ſie mit ihrem erbitterten Feinde ringend, und von dieſem zu Boden geworfen verlaſſen hatten, war ſie, nur von dem einen Diener begleitet, geflüchtet, und mit Gefahren und Beſchwerlichkeiten kämpfend, hatte ſie den Weg endlich glücklich nach Wetzlar zurückgefunden. So kam ſie als Bettlerin wieder zurück, die gegangen war einen Thron ſich erwerben. Der Freiherr ſchloß ſie in ſeine Arme, und drückte das bleiche Haupt des unglücklichen Kindes unter Thränen an ſeine Bruſt. Jetzt war ihm der Zuſammenhang klar. Die Dokumente waren fort; ſie waren durch dieſelbe Hand geraubt, die Ambroſius in ſeiner Krankheit gepflegt. Frau Blaumering hatte ſchon verſtohlen den Verdacht geäußert, daß dem Kranken Gift beigebracht worden; jetzt ſprach ſie ſich offen gegen den Vater aus, und die hinzugerufenen Ärzte, einmal mit Sicherheit auf dieſe Spur gelenkt, verhehlten nicht in den Symptomen des Übels, in dem Gange den es genommen, beſtätigende Anzeichen zu finden, die den Verdacht zur Gewißheit ſtempelten. Das Gift hatte, durch irgend welchen Umſtand verhindert, oder vielleicht auch ſchon in geringer Doſis gereicht, nicht ſtark genug gewirkt um den Organiſmus zu zerſtören, und hatte ihn nur auf oben beſchriebene Weiſe angegriffen. Es war Heilung möglich, allein dieſe erſchien, bei der hartnäckigen Natur der Anfälle und bei der ohnedies ſchon ſchwachen Körperkonſtitution des Kranken, ſehr in die Ferne gerückt.

So war denn der Fluch der auf dem Hauſe laſtete, jener unglückliche Prozeß, noch nicht ganz gewichen; er hatte einen finſtern Schatten zurückgelaſſen, und dieſer Schatten war der in ſeinem verſiegelten Grabe ruhende Ahnherr, der zur Ruhe beſchworen, jetzt neu erſtanden war.

Aber der Freiherr hätte nicht der Ehrenmann ſein müſſen, der er war, wenn er nicht ſelbſt jetzt, da ein ſo empfindliches Leiden ſein Vaterherz getroffen, da er den Stolz und die Hoffnung ſeines eignen Hauſes ſo ſchmählich nieder geworfen ſah, nicht doch noch an das Geſchick des Weſens gedacht, dem er Hülfe und Rettung feierlichſt zugeſagt. Er glich dem Altvater Noah, der, nachdem er bereits eine Taube geſandt hatte, die nicht wiederkehrte, eine zweite zu ſenden ſich entſchloß mit der Hoffnung daß dieſe nicht ohne den gehofften Ölzweig heimkehren werde. Dieſe zweite Taube, die jetzt ausgeſandt wurde, war ein junger Mann, kräftiger als Ambroſius, muthvoller und kecker, und mehr geeignet den Gefahren der Welt die Stirn zu bieten, wenn auch nicht ſo fein, ſo welterfahren, ſo geſchmeidig als Ambroſius, mit einem Worte es war Philippinens Geliebter, der von dem Freiherrn erwählt wurde Betſeys Angelegenheit zu ſeiner eigenen zu machen. Es war Hermann, der deutſche Jüngling mit blondem Haar, der ächte Nachkomme des Cheruskers Hermann, der Sproſſe des Heldengeſchlechts das einſt die Legionen Roms fliehen machte und der alten Welt eine neue Geſtaltung aufnöthigte.

Wir haben ſchon bemerkt daß der Freiherr von Güldenthor ſich veranlaßt gefunden hatte ebenfalls nach Wetzlar zu ziehen; dort hatte er einen alten Jugendfreund, und ſein Sohn das Mädchen ſeiner Wahl gefunden. Die Annäherung der jungen Leute zu einander war dem Vater Ambroſius, wie wir ebenfalls ſchon gezeigt haben, nicht lieb, er hatte mit Philippinen andere Pläne; allein das Sollicitantenhaus Nr. 12, ſonſt ein ſo ehrbares und ruhiges Haus, ſchien in dieſer Beziehung einem ſchwärmenden Bienenkorbe ähnlich daß ſtets die Liebesgötter darin ein und ausflogen, und zwar immer mit Aufträgen und Botſchaften belaſtet, die die Pläne des Hauptes dieſer ſtrebſamen, liebebedürftigen Familie kreuzten. Immer war ein Herz da, das ſich verſchenkte und zwar nach eigenem Gutdünken. Adelgunde hatte den Reihen eröffnet. Nach ihres Bruders Meinung hätte ſie vernünftiger Weiſe — der gute Mann brachte noch Vernunft und Liebe in einen Satz — ihren Freier verabſchieden ſollen, als er ſchon bereits länger als zehn Jahre gewartet hatte, dann hätte er anderswo noch eine Braut und ſie noch anderswo einen

Mann gefunden, und dieſen Mann hatte der Freiherr ſchon ausgeſucht. Aber Adelgunde wollte nicht. Dann kam Ambroſius und wählte wider Willen des Vaters; auch ihm mußte nachgegeben werden — nun Philippine, und Philippine als die letzte ſchien auch die hartnäckigſte und unbeugſamſte ſein zu wollen. Es war nicht daran zu denken daß ſie nachgäbe. Aber der Freiherr *wollte* nun einmal hier ſiegen; er trachtete danach den Sinn ſeiner muthigen Tochter zu beugen, wie er getrachtet haben würde, wenn nochmals ein ſo jammervoller Prozeß die Ruhe des Hauſes bedrohte, auch dieſen noch ſiegreich zu Ende zu führen. Aber Philippine hatte ſich mit Sophien — und Sophie war der am meiſten zu Aufruhr und Widerſetzlichkeit geneigte Geiſt im Hauſe — das Wort gegeben daß ſie noch ehe das Jahr zu Ende ginge, eine Braut ſein wolle; und die arme Sophie — jetzt freilich dachte ſie nicht mehr daran — wollte, nachdem ſie zuſammen mit Philippinen einen gemeinſchaftlichen Blumenkübel gekauft, in welchem beide Mädchen zwei Myrthenreiſer gepflanzt hatten — an einem Tage mit Philippinen den Brautkranz flechten. Darauf hatten ſich beide gegenſeitig ein Gelübde abgelegt — ein Gelübde das Mädchen nie muthwillig brechen. Und Philippine wollte um

Alles in der Welt willen das ihrige nicht brechen. Aber der Freiherr wollte ſeinerſeits hier einmal felſenfeſt und eiſenhart ſein. So ſtanden die Angelegenheiten als das Unglück mit Ambroſius und Betſey ſich ereignete. Jetzt war der Freiherr plötzlich andern Sinnes geworden, jetzt hatte er Jemand nöthig der die Sache zu Ende führte, und dieſer Jemand mußte kein Miethling ſein, kein Fremder, ſondern es mußte Einer ſein der Ehre und Schmach des Hauſes mitfühlte, der mit den innerſten und heiligſten Intereſſen der Familie verbündet war, mit einem Worte ein Sohn des Hauſes. Jetzt erſchien dem alten Freiherrn Hermanns Bewerbung in einem andern Lichte, er ſah in dem jungen, kräftigen Manne einen tüchtigen und achtbaren Bundesgenoſſen, und Philippine konnte noch auf Dank Anſpruch machen daß ſie zur rechten Zeit einen ſolchen ins Haus brachte. Und Philippine hätte kein Mädchen ſein müſſen, und noch dazu ein verliebtes, ſchönes Mädchen, das ſie war, wenn ſie dieſes Zuſammentreffen von für ſie günſtigen Umſtänden nicht benutzt hätte. Sie ſtellte dem Vater vor, daß nur Hermann im Stande ſei in dieſer dornenvollen Miſſion zum Ziele zu gelangen, daß es nur ihm gelingen werde ſeine Schutzbefohlene wieder zum Beſitz der Dokumente zu bringen, und mit ihr ſich durchzukämpfen durch, wenn es ſein mußte, eine Welt voll Tücke und Widerſetzlichkeit. Denn, rief Philippine ganz roth vor Begeiſterung, Einer der eine ganze Nation wieder zu Ehre und Ruhm bringen will, wird denn wohl fertig werden mit einem Häuflein verdorbener Großen und Höflinge.

Gut, gut, ſagte der Freiherr — der Hermann ſoll reiſen.

Ja, aber Väterchen, ſchmeichelte die Liebende, dann mußt du ihm auch Zehrung und Reiſekoſten auf den Weg geben. Die Zehrung der Liebe iſt aber die Hoffnung, und die Reiſekoſten ſind dein Segen und mein Herz. Ohne dieſe Mitgaben geht er nicht; verlaß dich darauf. Wenn ich noch deutlicher ſprechen ſoll, ſo ſage ich dir, Väterchen, mach mich erſt zu ſeiner Frau, ehe du ihn als deinen Sohn in die Gefahren ſendeſt.

Frau? Philippine — Ich werde dich zu ſeiner Braut machen.

Ah — was! Nein, nein; das kenne ich. Das ſind alte Geſchichten, auf die laſſe ich mich gar nicht ein. Väterchen gieb das nur ganz auf, mit mir daſſelbe Spiel wie mit der Tante und der armen Sophie ſpielen zu wollen. Ich will ſeine

Frau ſein, wenn er wegreiſet, nicht ſeine Braut. Hörſt du?

Aber Philippine, ſchickt ſich dieſe Sprache für ein ſittſames Mädchen?

Ich will dir ſagen, Väterchen: wir Frauen verſtehen keinen Scherz, wenn es auf unſer Lebensglück ankommt, und ein ſolcher Fall liegt hier vor. Ich ſoll meinen Hermann reiſen laſſen, in fremde Länder, vielleicht gar nach Rußland oder nach Spitzbergen, oder wie die Gegend heißt, und ſoll ganz ruhig hier in Wetzlar ſitzen, während ich weiß daß er dort mit tauſend Gefahren kämpft, und mit hunderttauſend ſchönen Weibern zuſammentrifft. Ich, ſeine Braut hab keine Macht über ihn und nur loſe Anſprüche — während ich, ſeine Frau die ſtärkſte Macht und die feſteſten Anſprüche habe, die nur irgendwie ein Weib über einen Mann haben kann. Die Braut hat Thränen und Seufzer, die Frau hat kräftiges Handeln, ſchnelle That. Ich kann Poſtpferde nehmen, ich kann ihm nachreiſen, wenn ihm etwas zuſtößt, oder die Pein der Ungewißheit mich nicht länger daheim duldet; kann ich das als ſeine Braut, als Mädchen? Nein, mein Väterchen, mit der ewigen Brautſchaft, oder der verunglückten Brautſchaft, wie beides in unſerm Hauſe Mode iſt, wird es bei mir nichts. Entweder ich heirathe, und ſage dann in voller Autorität einer Hausfrau zu meinem Manne: Schatz, ich befehle es dir, du mußt reiſen! — oder ich heirathe nicht, und dann iſt es auch mit Hermann und der Reiſe nichts. Nun wähle — entweder, oder — aut, aut —

Der Freiherr lächelte über die Beredtſamkeit ſeiner Tochter, und entdeckte eine gewiſſe logiſche Gedankenfolge in ihren Sätzen, die ihn zum erſtenmale erkennen ließ daß Philippine nicht blos dem Blute, ſondern auch dem Charakter und dem Geiſte nach ſeine Tochter war. Er überlegte und — entſchied. Philippine ſollte Hermanns Frau werden und Hermann dann reiſen. Der alte Güldenthor war damit gleichfalls zufrieden.

Es mußte eine eilige Trauung und Vermählung ſein, denn es war keine Zeit zu verlieren. Der Freiherr hatte unterdeſſen aus Trier Nachricht erhalten. Der Kanzler hatte ihm beſtürzt und in Haſt geſchrieben der Betrüger weile nicht mehr in den Mauern der Stadt, man könne ihn nicht verfolgen und wiſſe überhaupt nicht wohin er ſich gewendet; die Vermuthung beſtehe jedoch, daß er gradeswegs nach Petersburg gegangen. Der Kanzler hatte hinzugefügt, der Kurfürſt, ſein Herr, dürfe den Betrug nicht erfahren, er würde im höchſten

Grade zornig ſein, und das Hauptgewicht des Zorns würde auf ihn, den Kanzler, fallen. Der Freiherr hatte dagegen gelobt die Sache ſo lange geheimnißvoll zu behandeln als es ſich irgend thun ließe, um den Freund zu ſchonen. Hermann erhielt die Inſtruktion den Weg nach Petersburg einzuſchlagen.

Wir wollen ihn „feſt“ machen.

Bevor die Hochzeit gefeiert wurde, die übrigens ſehr ſtille und ohne das übliche Gepränge veranſtaltet werden ſollte, aus Rückſicht für den armen Kranken und deſſen Braut, und bevor die Reiſe angetreten wurde, hatten die beiden Väter des Brautpaars ſich entſchloſſen den jungen Mann einer Art Weihe und myſteriöſen Ceremonie zu unterwerfen. Wir wollen ihn „feſt machen“, hatte der Vater Ambroſius zu dem alten Güldenthor geſprochen, und beide Alten hatten ſich dabei auf eine wunderſam feierliche Weiſe angeſehen, und ſich zugewinkt mit Zeichen, die einen für jeden Zuſchauer unerklärlichen Sinn hatten.

Die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte ein Inſtitut ins Leben gerufen, das für den deutſchen Sinn und Charakter alsbald eine große Wichtigkeit gewann, und anfänglich nur gering beginnend ſich ſchnell weithin verzweigte und verbreitete. Es war dies das Inſtitut der Freimaurerei. In der Zeit von der wir jetzt ſprechen, war dieſer myſtiſche Cultus noch nicht einerſeits zu der rein proſaiſch-praktiſchen Nützlichkeit, andrerſeits noch nicht zum Charlatanismus ausgeartet, ſondern begründete in der That, was ſein Zweck war, eine Geſellſchaft edeldenkender und angeſehener Männer, die im Geheim wohlthätig wirkten, bald durch Strafe, bald durch Belohnung, bald durch ſcharfe Kontrolle und rückſichtsloſes Rechtſprechen. Dabei hatten dieſe Männer ihr Wohlgefallen an bedeutſamen und hochpoetiſchen Formen; ſie wollten das Leben und ſeine wechſelnden Erſcheinungen bis in ihre tiefſten Tiefen ergründen, und um dies thun zu können riefen ſie die alte Weisheit der Indier und Ägypter, die dunkeln Sprüche und Lehren der Gnoſtiker, und die ſprudelnden Phantaſien und glühenden Andachtsübungen der Myſtiker aller Zeiten zu Hülfe. Das Inſtitut, oder der Orden — verband damals die Schrecken und die Gewalt der alten aufgelöſten Vehme mit dem neuen Licht des Jahrhunderts, das ſich über die ſocialen Ideen zu verbreiten begann. Es war unleugbar daß hierdurch großer Nutzen geſtiftet wurde. Wir dürfen nach den ſpielenden und abſurden Erſcheinungen wie er ſie am Ausgange des Jahrhunderts dem Blicke des Beobachters bot, nicht den Freimaurer-Orden beurtheilen was er leiſtete und wie er war am Anfange des Jahrhunderts und in deſſen Mitte.

Die beiden alten Freiherrn waren „Wiſſende“; ſo wie damals es wenige hochgeſtellte und bedeutende Männer in Deutſchland, beſonders in Süddeutſchland gab, die nicht, wo nicht ſelbſt in einer der Hauptlogen aufgenommen, doch in Kenntniß und Verbindung waren mit den Maurern, und die man daher „Wiſſende“ nannte, weil ſie um einen Theil der Zwecke und Geheimniſſe des Ordens wußten, und einen Eid geſchworen hatten dieſe keinem Profanen zu verrathen. Vater Ambroſius hatte bei Zeiten ſeinen Sohn in die Verbindung aufnehmen laſſen; er eilte jetzt auch den jungen Hermann den „Brüdern“ zur Aufnahme vorzuſchlagen.

In Wetzlar ſelbſt befand ſich erſt ſeit einigen Jahren eine ſogenannte Tochterloge, eine von der Hauptloge zu Wien abhängige Vergeſellſchaftung; allein dieſe Loge zweiten, oder dritten Ranges hatte den Vorzug ein beſonders zu ihrem Zwecke dienliches Lokal zu beſitzen, ſie hatte ſich nehmlich wie ein Eulenneſt in eine ſchauerliche alte Burgruine eingefugt, und ſchon der Weg nach dieſem myſteriöſen Sitze einer verborgenen Weisheit führte durch einen faſt unwegſamen Theil des dichten Waldes, der damals die Stadt von der Nordſeite her noch umgab. Die Männer des Geheimniſſes waren der Meinung, daß man nicht genug Schrecken auf die Seele und die Einbildungskraft des Neuaufzunehmenden häufen könne, um ſeinen Muth und ſeine Standhaftigkeit zu prüfen; deshalb, wegen ihrer düſtern Mauern, ihrer Verſenkungen, ihres ſchauerlichen Tannenrauſchens, und des ganzen Apparats der Aufnahme, trug die alte Burgruine den Preis vor den anſehnlichern, aber nicht ſo günſtig gelegenen Logen in den großen Städten, und häufig geſchah es daß von weiter Ferne die Neophyten nach Wetzlar geſendet wurden, um hier ihre Probeſtücke zu beſtehen.

Es war eine dunkle ſtürmiſche Nacht als zwei Vermummte Hermann abholten, ſich mit ihm in einen Wagen ſetzten, der auf Umwegen die Straße nach der alten Burgruine einſchlug.

Bei ſeinem Eintritt in eine ſchwarzbehangene Halle, die nur ſpärlich von dem Lichte einer an der Decke befeſtigten Ampel beleuchtet wurde, empfingen ihn zwölf in weiße ſchleppende Gewänder gehüllte Geſtalten, die einen Kreis um ihn ſchloſſen

Eine Stimme, die aus der Tiefe des Gemachs hervortönte, legte ihm drei Fragen vor:

Willſt du immer Recht und Gerechtigkeit üben vor Gott und Menſchen?

Willſt du gütig ſein gegen die Creatur, ſo wie du hoffſt daß der Schöpfer gütig ſein werde einſt gegen dich?

Willſt du gehorſam ſein gegen deine unbekannten Obern, und ihre Befehle vollziehen, ſelbſt wenn ſie gegen deine eigne Überzeugung und gegen deinen eignen Willen anſtoßen?

Als der Neophyt auf dieſe drei Fragen mit „Ja“ geantwortet, ſo rief dieſelbe Stimme: So leiſte den Schwur und empfange den Handſchlag desjenigen, der noch nie gelogen, und der ſeit ſechstauſend Jahren ſein Wort gegen Adams Geſchlecht treulich gehalten, es zu einer höhern Stufe zu befördern.

Hermann leiſtete den Schwur, und in den Falten des Vorhangs rauſchte es und in ſeine hingehaltene Rechte fiel eine kalte, ſtarre Todtenhand.

Einen Moment ſchauerte der Jüngling zuſammen; das Entſetzen faßte ſeine, ſonſt ſo ſtarken Nerven; er wußte in der That in dieſem Augenblick nicht anders als der Tod ſelbſt, dieſer furchtbare tyranniſche Gebieter über Alles das da lebet, habe ihm ſeine ewig kalte, ſtarre Rechte gereicht.

Die Todtenhand zog ſich zurück, die Falten des Verhangs rauſchten wieder zuſammen.

Ein Choral erhob ſich; die Töne klangen wie aus tiefen Grüften emporſchallend. Als der Hymnus geendet war, rief jene obige Stimme wieder: Schau her den lieblichen Lohn und die reiche Vergütigung die den redlichen Maurer dereinſt erwartet.

Und es öffnete ſich der Boden; ein Sarg ſtieg empor, wie von unſichtbaren Händen gehoben. Der Sargdeckel ſchlug herab und in der dunkeln Behauſung ſah das Auge mit Entſetzen einen in Verweſung übergegangenen Leichnam, von Würmern durchwühlt, und von ſchlangenartigen Ungethümen, wie mit ebenſoviel ehernen Banden umſchnürt. Dieſes Gebilde war wahrhaft die Sinne lähmend. Hermann wankte zurück, bedeckte ſein Antlitz und der Choral fing von neuem an, ſeine düſtern Akkorde durch die Räume des Schreckens ertönen zu laſſen.

Willſt du nun ſchauen die Orden und Belohnungen, die die Welt dem redlichen Maurer bietet? fragte die Stimme abermals.

Und an Stelle des Sarges, der verſunken war, erſchienen ein Haufen Ketten und Marterinſtrumente, mit Blut befleckt.

Willſt du, nachdem du dies geſchaut, noch ausharren bei uns?

Ich will.

Und unſre Sache, willſt du ſie führen, ſelbſt gegen die Mächtigen und Gewaltigen dieſer Erde?

Ich will. Ein Ehrenmann und echter Deutſcher will ich offen und frank ſelbſt vor Fürſten ſtehen, und mein Recht ſuchen, und die Unſchuld ſchützen und vertheidigen wo ich kann.

Der Jüngling hatte dieſe Worte feſt und kühn geſprochen; es ſchien daß die Prieſter im Geheimen mit dem neuen Ankömmling zufrieden waren. Sie ſchloſſen ihn, Einer nach dem Andern, in ihre Arme, und die Ceremonie war beendet.

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

Die gelbe Gräfin.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1848.

Das Schloß am Meere.

Die Schloßuhr ſchlug die zehnte Stunde. Der Wind heulte, die Brandung der Wogen toſete, ein dumpfes Rollen und Brauſen ließ ſich aus der Ferne hören. Eines jener ſchrecklichen Wetter war im Abzuge, das im Frühſommer dieſe Gegenden heimzuſuchen pflegte. Noch war das Meer im Aufruhr, es grollte über den Kampf zu dem es gezwungen worden, und am Himmel fuhren die dunkeln Wolken dahin, wie fliehende Könige in ihre ſchweren Purpurmäntel gehüllt, und ihre Schaaren in der Flucht noch ordnend. Der Zug ging nach Mitternacht hin, von wo eben der Mond ſich erhob, ſein helles blühendes Licht über dieſe Verwirrung am Himmel, über dieſes Drohen, Wettern und Brauſen auf der Erde ausgießend. Es war eine wundervoll ſchöne Nacht, ſchön für ſolche Geiſter die das Gewaltige lieben, und im Streit, im Tumult, im Durcheinander der Kräfte ihre Freude haben, denen die magiſche

Silberklarheit einer monddurchſchienenen Frühlingsnacht, wo junge Roſen ihre Düfte verhauchen und Nachtigallen flöten, eine zu weichliche, eine zu erſchlaffende Melodie in die Seele tönt, die ſich beängſtigt fühlen wenn die Natur lächelt und liebkoſt, und die nur in ihren Titanenlaunen, in ihrem Prometheus-Übermuth mit ihr ſich ſympathiſirend fühlen.

Durch den langen düſtern Corridor der den linken Flügel des Schloſſes mit dem Mittelgebäude verband, ging um dieſe ſpäte Stunde eine junge Dame allein, mit einem ſchweren ſilbernen Armleuchter in der Hand, deſſen Lichter ſie vor den Windſtößen die an die hohen Fenſter anſchlugen und ſich durch die Ritzen und Spalten an Fenſter und Wand Bahn brachen, mit vorgehaltener Hand ſchützte. Sie erreichte einen Treppenabſatz, und hier das Licht in eine Wandniſche ſtellend blieb ſie auf einen Augenblick an einem Fenſter ſtehen, das ſie öffnete und durch das ſie in die Nacht hinausſah. Der Sturm blies hinein und wie eine Nebelwolke flog der Schleier der jungen Dame um ihr Haupt hin, und der ſilberweiße Atlas, in den ſie gekleidet war, rauſchte in zahlloſen kniſternden Falten um die ſchlanken Hüften, und pauſchte ſich nach dem Rücken zu in eben ſo ſchwere volle Maſſen als der Florſchleier leichte und gefällige bildete. Zu gleicher Zeit warf der Wind die Locken des mit Puder nur leicht beſtreuten und nur durch eine Perlenſchnur gehaltenen Haares wild durcheinander, und auf wenige Sekunden war die Schöne in den Mantel ihres eignen Haares eingehüllt, das über die Stirne und die Schultern hinſtürzte. Dieſe Zerſtörungen, die das Element anrichtete, froh wie es ſchien einmal mit andern, weichlichern und zarteren Stoffen zu kämpfen als es die widerſpenſtigen ſpröden Wellen unten waren, beachtete jedoch die Schöne wenig; ſie ſtrich mit einer raſchen Bewegung das Haar zurück, machte die Stirne frei und legte ſich nun weit über die Brüſtung des Fenſters, den Blick mit einem gewiſſen Behagen in die ſchwindelnde Tiefe ſendend, mit der hier der Felſen abſtürzte, und die der Mondſchimmer jetzt, der der glatten Schloßmauer und der Felswand flimmernd anlag, ermeſſen ließ. Es lag etwas Träumeriſches, das Arbeiten und Bilden der Phantaſie Verrathendes in der Stellung des auf den Arm geſtützten Hauptes und Oberkörpers, die die junge Wandlerin jetzt annahm; ihr Blick richtete ſich auf einen aus der Brandung hervorragenden ſchwarzen Punkt, von der Größe einer mäßigen Schiffstonne und der ein Pfahl aus dem vermorſchten Balkengerüſte ſein mochte, das einſt als Brücke beſtanden hatte zu einem Leuchtthurme am Ufer, der auch bereits längſt in Trümmer geſunken war. Die Phantaſie der Träumenden machte aus dieſem dunkeln Körper in der Tiefe die ringende und immer wieder auftauchende Geſtalt eines Menſchen; ſie bekleidete dieſen Unglücklichen mit einem Mantel aus prachtvollem Stoffe und ließ einen goldnen Reif in ſeinem gelockten Haar ſchimmern. Er hob ſeine Arme aus dem weißen Giſcht der Wellen, er ließ ſeine Stimme hülferufend ertönen, er kettete ſich an dem Vorſprung des Felſens an, allein der glatte mit Seemoos bekleidete Stein machte daß ſeine umklammernden Hände und Arme immer wieder abglitten. Endlich verſank der dunkle Körper; noch zum letztenmale ſchimmerte bläulich das Mondlicht in dem Goldreifen ums Haupt, dann war jede Spur des ſchauervollen Gebildes ewig in Nacht und Tiefe verſchwunden. Die junge Dame am Fenſter — von ſo lebhafter Einbildungskraft war ſie — rang die Hände, bedeckte ihr Antlitz und ſtieß einen leiſen Schrei des Entſetzens aus, nicht anders als wäre, was ſie im Geiſte ſah, in der Wirklichkeit vor ihren Blicken vorgegangen. Sie ſchloß das Fenſter, nahm den Leuchter wieder zur Hand, und verfolgte ihren Weg etwas langſamer und zögernder als ſie gekommen. Der Sturm ließ eben ſeine tiefſten Akkorde ertönen, es tobte und donnerte in der Tiefe als ſollten die

Grundfeſten des Schloſſes um ihre jahrtauſendalte Sicherheit und Ruhe gebracht werden. Grade hier, wo das Gebäude eine vorſpringende Ecke bildete, und wo, dieſer entſprechend, der Corridor eine Biegung machte, um in den neuern Anbau einzulenken, grade an dieſer Strecke Weges, den die einſame Wandlerin jetzt betrat, tummelten ſich alle Dämonen dieſes Elementarkampfes mit der ausgelaſſenſten Laune. Eines der hohen, bis an den Boden reichenden Fenſter hatte ſeinen obern Flügel eingebüßt, die Glasſcheiben lagen zertrümmert auf dem Boden, und ein Stück der Tapete flatterte, von der Wand losgeriſſen, wie eine rieſige Fahne über dem Haupte der Erſchreckten. Das willkommene Thor benutzend waren Fledermäuſe und Eulen eingedrungen, und als der Lichtſchein auf dieſe Flüchtlinge traf, erhoben ſie ſich flatternd und kreiſchend, die Wogenbrandung ſelbſt übertönend und in den dunkeln Gang hineinflatternd. Mit noch mehr Hinderniſſen und Widerwärtigkeiten auf ihrer Bahn hatte die junge Dame nicht Luſt zu kämpfen, ſie floh daher mehr als daß ſie ging das letzte Stück Weges das ihr noch zurückzulegen übrig blieb, und trat athemlos und mit verlöſchten Kerzen in einen Saal, der wohnlich eingerichtet war, deſſen Wände Gemälde zierten, und in deſſen Kamin ein einladendes Feuer brannte.

Ein Diener, der im Saal beſchäftigt war um auf einen runden Tiſch in der Mitte des Gemaches Speiſen und Getränke hinzuſtellen, eilte auf die Eintretende zu, ihr den Leuchter abnehmend, und ein alter Herr, der im Lehnſtuhl am Kamin ſaß, rückte ſeinen Seſſel herum und machte eine grüßende Bewegung mit der Hand.

Ah — biſt du da Anna! Es hat bereits zehn Uhr geſchlagen, mein theures Kind.

Ich weiß, lieber Onkel, und bitte um Entſchuldigung. Die neuen Muſikalien, die der Poſtbote gebracht, feſſelten mich dergeſtalt an mein Piano, daß ich darüber alles um mich her vergaß.

Ja, die Muſik! — bemerkte der Alte — ſie übt großen Zauber auf Gemüther wie das deinige aus. Deine Mutter war grade ſo. Der Hang zur romantiſchen Träumerei, der euch Geſchwiſtern eigen iſt — ſelbſt Hermann nehme ich nicht aus — wird durch dieſe Kunſt der Schatten zuverläſſig ſtark genährt.

Nicht der Schatten, Oheim — ſprich: der Seelen! Es iſt nichts eingebildetes, nichts leeres und ſchattenhaftes in dieſer erhabenen Kunſt. Noch ſo eben habe ich eine ihrer wundervollſten Compoſitionen vernommen.

An deinem Piano?

Nicht dort — ich bog mich aus dem Brunhilden-Erker heraus und hörte was die Meergeiſter ſangen.

Und was ſangen ſie?

Anna ſah ihren Oheim lächelnd an; ſie hatte noch nicht Zeit gefunden ihr Gewand und ihr Haar zu ordnen. In dieſem zerſtörten Anzuge, dem loſe auf die Schulter niedergefallenen Schleier, den dunkeln feurigen Augen unter der bleichen, vortretenden Stirn, machte ſie auf den alten Herrn, der jetzt erſt aufmerkſamer den Blick auf ſeine Nichte richtete, einen überraſchenden, faſt ſchreckbaren Eindruck.

Anna! Anna! rief er: was iſt dir liebes Kind? Wo biſt du geweſen? Du erſcheinſt mir faſt ſelbſt wie die wahnſinnige Brunhild.

Anna eilte vor den Spiegel; ordnete ihr Haar, ſtrich den ſchweren Stoff des Gewandes glatt an die Hüften nieder, und kam dann zurück an den Tiſch, um auf dem Stuhl des Onkels, den der Diener eben heranſchob, die Kiſſen ſo zu legen, wie es der gichtbrüchige alte Herr gewohnt war. Zugleich rief ſie lächelnd: Es iſt nichts — gar nichts. Ich bin durch den Corridor gegangen; der Sturm hat dort ein Fenſter eingeworfen, und da hat mir die Windsbraut, die in dieſem Schloſſe ihren legitimen Sitz hat, ihre ſchwere Hand empfinden laſſen.

Der Alte machte eine Bewegung mit der Hand und neigte das Haupt, in den Scherz des Mädchen einſtimmend. Beide einſame Bewohner dieſer ſturmumtoſeten Burg ſetzten ſich an den Tiſch und nahmen das Mahl ein. Es wurde nicht viel geſprochen, Oheim und Nichte ſchienen Jedes ſeinem beſondern Gedankengange nachzugehn. Als der ſilberne Pokal mit dem Familienwappen gefüllt war, und der Alte ſich in die Kaminecke wieder zurückgezogen hatte, und Anna, wie ſie pflegte, das Buch zur Hand nahm, um ein Stündchen vor dem zu Bette gehen noch vorzuleſen, legte die Hand des Greiſes ſich abwehrend auf die Blätter, und ſeine Stimme rief: Laß das noch ein wenig. Weißt du Kind, woran ich dachte, als du nicht kamſt und mich hier allein ließeſt? Nun ich dachte an alte entſchwundene Tage, an Zeiten die nicht mehr ſind und nie mehr kommen werden. Ich dachte an die Menſchen und Geſchicke, die ſich ſelbſt in dieſem entfernten Winkel der Welt, an dieſem alten Schloß am Meere, zugetragen haben. Wahrlich jedes noch ſo kleine Plätzchen der Schöpfung hat ſeine Geſchichte, über jedes iſt der Menſchenfuß hingezogen und hat die unabweislichen Begleiter ſeiner Spur, die Leidenſchaften und Verbrechen, mit ſich geführt. Es giebt eine alte Sage, wo ein Zauberer demjenigen große Schätze zuſichert, der auf dem weiten Erdboden einen Fleck finden kann, auf den kein Blutstropfen gefallen, auf den keine Thräne geflossen; Jener konnte keinen solchen Ort entdecken: die Erde, ſo weit er forſchte, hatte überall Blut und Thränen geſogen. Es liegt in dieſer Sage eine grauſame und für das Geſchlecht Adams niederbeugende Anklage. Auch dieſes Schloß, mein Kind, auch auf dieſem Boden, den wir betreten, würde der Schatzgräber nicht ſuchen dürfen. —

Du berührſt da die Geſchichten finſtrer Jahrhunderte, ſagte Anna. In unſrer Zeit geſchehen nicht mehr Thaten ſo entſetzenvoller Art.

Der Greis erwiederte nichts; er ſchien aufs neue in ſeine Träumereien verſunken. Nach einer Weile fuhr er empor und ſagte raſch: Du haſt, wie du mir vorhin ſagteſt, aus dem Erker der Herzogin Brunhild geſchaut; faſt in derſelben Minute war auch mein Geiſt bei dieſem Fenſter. Ich dachte daran, wie vor zwanzig Jahren zurück ich mit mehreren meiner Gäſte an dem ſchauerlichen Abhange ſtand und jene Sage von der Brunhild erzählen mußte. Damals war der Gang noch offen, nur mit einem aus Eiſenſtäben gebildeten Gitter verſehen. Weil ich aber auch da noch immer Gefahr fürchtete, ſo ließ ich die Mauer aufziehen und ſetzte ein Fenſter an die Stelle der Thüre. Wo iſt die Zeit hin. Die Perſonen, die damals in die

Tiefe blickten, von denen hat faſt alle eine Tiefe noch unergründlicher und unermeßlicher als jener Felſenabſturz, in ſich aufgenommen. Nur die junge Prinzeſſin lebt, und ſie iſt jetzt Kaiſerin.

Annas Auge erglänzte als ein Name genannt wurde, der für ihr Ohr einen unbeſchreiblich angenehmen Klang hatte. Oh, rief ſie freudig — was wird Catharina jetzt fühlen, jetzt da ſie ſo unermeßlich groß und mächtig geworden — die Gebieterin eines ungeheuren Staates! Ich bin überzeugt ſie iſt dieſelbe geblieben — immer das ſchöne, edle jugendlich friſche Herz im Buſen bergend! Eine Seele wie die ihrige kann ſich nicht verändern: ſie bleibt in Größe wie in Erniedrigung ſich ſelbſt und ihrem angebornen Adel gleich. Ah, könnte ich ſie nur wiederſehen.

Die kleine Prinzeſſin — ſie war damals noch nicht zehn Jahre alt und ſchwächlich und bleich — ſagte der Greis, in ſeinen Erinnerungen unbekümmert weiter gehend — war die Einzige aus dem ganzen Gefolge, die unerſchrocken bis dicht an den Abgrund vortrat. Ich ſeh noch wie ihr Geſicht, gegenüber der gräßlichen Tiefe, den lächelnden Kindesausdruck beibehielt, der es charakteriſirte. Sie allein — alle andern Mädchen und Frauen wandten ſich erbleichend ab, drohten in Ohnmacht zu ſinken oder ſtießen Angſtſchreie aus. Wir Männer fanden des Kindes Muth ſo ungewöhnlich daß mein Bruder, der damals grade von der See kam, und gut ſeemänniſch wenig Umſtände mit ſeinen Worten machte, ausrief: Ei, Däuschen! wenn das doch ein Knabe wäre, er würde einen guten Matroſen abgeben! Wir lachten, und der Fürſt und die Fürſtin, die ihr Kind ſo ungezwungen loben hörten, lachten ſelbſt am lauteſten mit.

Es iſt aber auch eine entſetzliche Geſchichte, dieſe Geſchichte der Brunhild, ſagte Anna. Als ich vor einer Stunde aus dem berüchtigten Erker ſah, überkam mich namenloſes Grauen ob ihrer That. Iſts möglich daß ein Frauenherz ſolches Frevels ſich erdreiſtet!

Anna, Anna! die Hohen und Gewaltigen dieſer Erde fühlen anders, und ihre Thaten nehmen die wilde Größe, die unheimliche Höhe ihrer Stellung an.

Aber ein Weib, Oheim, ein Weib! Muß ſie nicht immer, ſie mag hingeſtellt ſein wo das Schickſal will, eingedenk ſein der Geſetze, die Gott in den weiblichen Buſen ſenkte? Ihre Geſetze heißen: Dulden, Vergeben, Vergeſſen. Noch ſo ſehr beleidigt, noch ſo ſehr in ihrer Exiſtenz bedroht, durfte dieſe ſchreckliche Brunhild nicht ſo handeln, nicht ſo ſich rächen. O Gott, wie unſelig müßt ich mich fühlen, wenn ich dächte ein Herz, das ich liebte, könnte je ſo tief fallen, auch nur den geringſten Theil eines Verraths, ſo blutig wie ihn dieſe Brunhild übte, in ſich zu bergen.

Laß uns von dieſem Gegenſtande abgehn, mein Kind, ſagte der Greis; er beſchäftigt deine Phantaſie unnöthigerweiſe mit düſtern Bildern.

O nein, Oheim, entgegnete Anna; ich bin dir dankbar daß du ihn gewählt, weil ich durch ihn alle jene lieben Geſtalten neu auftauchen ſehe die mich an die Prinzeſſin erinnern, an die herrliche Jugendzeit, die wir mit einander verlebt; wo wir wie Kinder einer Mutter aufwuchſen. Wir liebten uns wie Schweſtern — o noch viel inniger als Schweſtern ſich lieben können. Damals in ihrem Elternhauſe zu Stettin, wie war die Zeit ſo golden, die ich mit ihr verlebte. Unſre Arbeitsſtunden, unſre Spiele waren gemeinſam — Sophie nannte ich ſie — Anna nannte ſie mich. An ihren jetzigen Namen Catharina kann ich mich noch nicht gewöhnen, und in allen meinen Briefen nenne ich ſie noch Sophie. Ich werde ſie ewig ſo nennen. Glaubſt du, Oheim, daß ſie mit ihrem Gemahl glücklich iſt?

Wer kann ſagen ja, wer kann ſagen nein; mein Kind. Die Ehe der Fürſten hat immer vor der Welt der Hüllen und Verſchleierungen viele. Er der Prinz, ſchien mir, wie er hier in unſrer Mitte lebte, gutgeartet, und ſicherlich hat er die beſten Vorſätze gefaßt als er dem Rufe ſeines Geſchickes folgte, das ihn auf eine ſtolze Höhe berief. Doch höre ich daß es ihm nicht gelingen will die Liebe, nicht einmal den Reſpekt von ſeinen Unterthanen zu gewinnen. Es mag ſchwer ſein einem fremden Lande und einem fremden Volke Geſetzgeber und Gebieter zu ſein, doppelt ſchwer wenn man ſelbſt mit ſich noch nicht einig iſt, wie man das Geſetz handhaben und die Macht verſtändig begrenzen ſoll, um weiſe und glücklich zu herrſchen. Er war zu jung, zu wenig an Erfahrung gereift als er nach Rußland kam. Sein höchſtes Verlangen, ſein ſtolzeſter Ehrgeiz war Chef eines preußiſchen Regiments zu werden, und als er dies wurde wähnte er ſich ſchon auf dem Gipfel des Glücks. Als nun die Thore für Glanz und Macht ſich ihm noch weiter öffneten, war er gleichſam wie erſtarrt bei dem Unerwarteten. Ich ſah ihn noch den Abend vor dem Tage an dem er nach Rußland abging. Er redete und that alles wie im Traum; man mußte ihm zuſprechen und ihn zur Beſinnung und Ruhe ermahnen. Seine Mutter hatte ihn nie geliebt, ſeine Tante, die Kaiſerin, war ihm bis jetzt, wie er wähnte, auch nicht günſtig geſtimmt, kein Wunder war es demnach, wenn der junge Prinz ſich von allen Plänen, die die zwei Frauen ſchmiedeten, ausgeſchloſſen wähnte. Hätte man ihn darauf hin erzogen um ihn dereinſt ein Herrſcher von ſo ausgedehnter Macht werden zu laſſen, ſein Geiſt und ſein Wille würden frühzeitig die paſſende Bahn eingeſchlagen haben. So jedoch können wir, die wir ihn als Sohn unſeres Fürſtenhauſes verehren und lieben, von Glück ſagen wenn es ihm in der Fremde gut geht.

Sophie ſteht ihm zur Seite, entgegnete Anna raſch; ſie iſt ſein guter Engel.

Der Greis ſchwieg.

Der Sturm hatte ſich wieder heftiger erhoben, und ſeine tiefen, melancholiſchen Töne füllten das Gemach, wo die Zwei einſam beiſammen ſaßen. Haſt du heute Geſellſchaft gehabt? fragte der Greis, die frühere Gedankenreihe raſch unterbrechend: dein Anzug iſt feſtlich.

Ich habe dir ſchon geſagt, Oheim, entgegnete die Gefragte, daß ich ſeit ein paar Tagen einen ſonderbaren Beſuch beherberge. Es iſt ein Herr und eine Dame, deren Namen ich nicht erfahren habe. Sie bewohnen das blaue Eckgemach.

Es iſt gut, ſagte der Oheim. Ich laß dich frei ſchalten und walten, mein Kind. Nimm auf wen du willſt. Wir wohnen ſo einſam hier auf der

Felſenküſte, es iſt weit und breit kein Obdach zu finden, ſo daß die Reiſenden ſich bereits daran gewöhnt haben bei mir einzuſprechen. Viele derſelben bekommen wir nicht zu ſehen: der Verwalter beherbergt ſie; allein es iſt mir lieb wenn du dich dieſer Pflichten, wo es ſich irgend thun läßt, nicht entziehſt.

Die junge Dame iſt melancholiſch und düſter, fuhr Anna fort. Ihretwegen hab ich den Salon erleuchten laſſen und wir haben geſtern muſizirt. Sie hat eine hübſche Stimme. Heute ließ ich ſie auffordern wieder herüber zu kommen, ſie ließ ſich jedoch mit heftigem Unwohlſein entſchuldigen. Den Beſuch unſers Arztes, den ich wollte holen laſſen, hat ſie abgelehnt.

Wenn Hermann kommt, wünſchte ich doch daß die Fremde ſchon wieder fort wäre, hub der Oheim nach einer Pauſe an.

O, Hermann! Er wird nicht kommen! ſagte Anna. Er wird ſich von ſeiner jungen Frau nicht trennen wollen.

Deshalb, erwiederte der Oheim, habe ich ihm geſchrieben daß er ſie mit herbringe. Sie kann hier bleiben während er nach Rußland geht. Und dann, mein Kind, hab ich ſchon längſt eine Frage an dich auf dem Herzen: wie wäre es wenn du deinen Bruder begleiteteſt? Du könnteſt mit deinem Einfluß bei der Kaiſerin für das arme Geſchöpf, das Hermann hinbringt, höchſt dienlich ſein; und Hermann ſelbſt könnte nur gewinnen wenn er deinen klugen Rath, deine Ruhe, deine Beſonnenheit zur Seite hätte. Ja, meine Tochter, fürchte nicht daß ich ſchmeichle: du kennſt mich, meine wahre Überzeugung iſt es, die ich ausſpreche.

Wohl, mein Onkel; allein welche Veranlaſſung hätte ich zu dieſer Reiſe?

Welche Veranlaſſung? Die nächſte iſt wohl die Aufforderung der Kaiſerin, die keinen Brief dir ſchreibt ohne dich an dein Verſprechen zu mahnen, zu ihr zu kommen, ihr kleines Haus, wie ſie ſich ausdrückt, und ihre kleine Wirthſchaft dir anzuſehn.

Anna lächelte und ein freudiges Gefühl bewegte ihren Buſen. Ja, ja, rief ſie, ſo lautet ihre gütige Einladung. Laß mich überlegen, Onkel; dieſe Vorſchläge kommen ſo raſch: ich brauche Zeit mich in den Gedanken meine theure Sophie wiederzuſehen, zu finden. Vor allen Dingen dürfteſt du nicht allein bleiben.

Ich ſage dir meine neue Tochter bleibt bei mir; Hermanns Weib — entgegnete der Greis. Trauſt du ihr nicht zu deine Stelle zu erſetzen?

Was Liebe und Pflege betrifft — nein, Oheim, ſagte die Nichte mit großer Innigkeit. Ich muß wiſſen was ich dir bin, und ich bin feſt in dem Bewußtſein daß du keine zweite findeſt wie mich. Laß mir immer dieſen, wenn du willſt, kindiſchen Stolz; er iſt mein einziges Glück.

Der Greis umarmte ſeine Pflegerin. Und ich ſage daß du vollkommen recht haſt, Mädchen! Als mein Bruder den dummen Streich beging, eines Prozeſſes halber die Heimath zu verlaſſen und ſich nach Wetzlar überzuſiedeln, hab ich, alter Junggeſell, ihn nicht um ſein Weib, um ſeine Schätze beneidet, die er mit ſich fortnahm, nur um ein Gut beneidete ich ihn, um deinen Beſitz. Du warſt bei mir aufgewachſen, du und Hermann, und nun ſollte ich euch beide miſſen. Das war hart. Ich hier allein, im alten Familienſchloß an der Nordſee, der ödeſte Sitz an der ganzen holſteiniſchen Küſte, und nun allein! Ich ſagte nichts, ich klagte nicht: ich dachte nur heimlich bei mir: Wird Einer der Kinder bei mir bleiben wollen? Sieh da, der Burſche zog fort — nun er hatte ja dort ein Liebchen, wie ſich jetzt ausgewieſen hat — du bliebſt! Ach, was hat mich dieſer Entſchluß froh gemacht! Es iſt keine Kleinigkeit für ein junges Mädchen, ſich mit einem alten gichtgelähmten Oheim in einem verwünſchten einſamen Schloß, von aller Welt verlaſſen, und ewig von Wind und Wellen umtobt, einzuſchließen.

Ich weiß das! — Darum ſollſt du auch jetzt auf einige Zeit mich verlaſſen, in die Welt wieder eintreten, in die große, rauſchende, wildbewegte Welt! Nachher, wenn du dich ſatt geſehen haſt an ihrem Glanz und ihrer Macht, dann kommſt du befriedigt zu dem alten Oheim wieder heim, der dich mit offenen Armen empfängt, und ſich in den ſchaurigen Winternächten hier am Kamin von dir erzählen laſſen wird wie es an den Höfen der Fürſten, in den Haushaltungen der Großen und Gewaltigen dieſer Erde hergeht. Ja, mein Kind — das thue wahrlich! Die Gelegenheit kann nicht günſtiger dir geboten werden.

Als Anna mit der Antwort zögerte, ſetzte der alte Herr raſch hinzu: Überlege dir das, und jetzt laß uns für die Nacht uns trennen. Kehre nicht durch den Corridor zurück, es iſt kein geeigneter Weg bei ſo widrigem Wetter; der Diener wird dich die Treppe hier hinunterleuchten. Du haſt es etwas weiter, aber bequemer.

Anna küßte dem Greiſe die Hand und er drückte einen Segenskuß auf ihre Stirn.

Wellen und Worte — beide ſturmbewegt.

Während der Schloßherr und ſeine Nichte in dem friedlichen Gemache beiſammenſaßen, befand ſich der Gaſt, deſſen Anna erwähnt, in einer bei weitem weniger gefahrloſen Lage. Die junge Dame, wir wollen dem Leſer nicht verheimlichen daß es Eliſabeth iſt, hatte Sturm und Wogengebraus aufgeſucht um ſich an dem Kampf zu erfreuen. Sie gehörte offenbar zu den Geiſtern wie wir ſie oben bezeichnet haben. Die Schrecken der Natur hatten für ſie nichts Bannendes, im Gegentheil ſie zogen ſie an. Von dem Felſen niederſteigend erging ſie ſich am Strande, zwiſchen den koloſſalen Steinblöcken, die hie und da zerſtreut lagen, und wie ungeheure, formloſe Monumente, Torſos von Statuen deren Rieſenleiber halb in der Erde verborgen lagen, in dem bleichen Mondſchein dem Blicke ſich zeigten. Der Fuß der Wandernden wagte ſich ſo weit daß er faſt die Grenze berührte wo die Wogen, häuſerhoch ans Ufer rauſchend, ſich brachen, und Kaskaden ſprudelnden Schaumes an die Steinwände ſpritzten, oder in die Spalten und Schluchten des unterwühlten Uferſandes einſchlüpfen ließen. Das Toſen und der Donner der Brandung war hier ſo gewaltig daß er im Einklang mit dem Eindruck des Bildes aufs Auge, betäubend wirkte. Der Himmel mit ſeinen Wolkenmaſſen hing tief nieder, und ſeine düſtern Schrecken ſchienen die des Meeres überbieten zu wollen. Noch immer tobte der Donner, noch immer glitten die feurigen gelblichblauen Scheine über die Waſſerwüſte hin, und ein Geräuſch, das halb praſſelnd, halb ſchrillend, und dann wieder dem Schmettern von Eiſenſtangen, die mit Gewalt gegen einander geworfen wurden, glich, füllte die Pauſen die das dumpfe Grollen der tiefen Donnerakkorde und das ohrbetäubende Rauſchen der ſich brechenden Wellen frei ließen. Dieſer ſchrillende Ton hatte etwas Schauervolles, es war eine fremdartige Beimiſchung in dieſem infernaliſchen Concerte, ein geheimnißvoller Dämon, der der Tiefe entſteigend ſeine fremde Stimme ertönen ließ und den bekannten Stimmen der andern Sturmgeiſter höhnte.

Eliſabeth, in ihre weiten Umhängeſchleier gehüllt, hatte ſich an einen Stein geſchmiegt, der ſie vor dem Wetter ſchützte, und doch zugleich den Blick auf das grandioſe Schauſpiel, das ſie aufgeſucht, nicht raubte. Schwarz, von den wehenden Tüchern umſpielt, von dem hin und wieder aufzuckenden Mondſtrahl nur flüchtig beſchienen, glich ſie einer jener nordiſchen Feen, die an dem Ufer des Meeres, oder am Geſtade geheimnißvoller Seen inmitten tiefer Waldungen ſich zeigen und dem, der den Muth hat ſie anzuſprechen, in Orakelſprüchen antworten. Es ſchien auch in der That als wolle das Schickſal ihr die Stelle dieſer Zauberſchweſtern, deren äußere Erſcheinung ſie angenommen, in Wahrheit ertheilen. Durch die Dunkelheit anfangs nur mit Mühe erkennbar nahte ſich ein zweiter Schatten am Ufer entlang, und die kräftigen Schritte, die jugendliche Geſtalt, deren Formen immer deutlicher hervortraten, je mehr ſie ſich näherte und je günſtiger für den Augenblick das Spiel der Mondſtrahlen über ſie hinglitt, ließen in ihm einen jungen Helden und Krieger vermuthen, wie ſie in den Tagen blutigen Kampfs die Schickſalskundigen und ihr Orakel aufſuchten, um ſich von den Göttern Auskunft zu erbitten, auf welche Weiſe ſie ſich und den Ihrigen Ruhm und Sieg erringen könnten.

Dieſer Fremdling, der Eliſabeths Spur gefolgt war, als ſie das Schloß verlaſſen, entdeckte jetzt nicht ſo bald ihren einſamen Zufluchtsort, als er ſich ihr ehrerbietig näherte, und in Entfernung weniger Schritte vor ihr ſtehen blieb, in ſeinen Mantel gehüllt, die Arme auf der Bruſt gekreuzt und mit Blicken, deren Glut unter dem tief in die Stirne gedrückten Hut leuchtete. Eliſabeth machte eine Bewegung als wolle ſie entfliehen, der Fremde hinderte ſie nicht daran; er blieb unbeweglich ſtehen; es ſchien daß dieſe Unterwürfigkeit den Sinn des ſtolzen Fürſtenkindes beugte, ſie zögerte ihrerſeits, und während ſie unſchlüſſig an der Steinwand lehnte, warf ſich der junge Mann ihr zu Füßen, indem er flehend die Arme gegen ſie ausſtreckte. Der Hut entfiel ſeinem Haupte und ein bleiches ſchönes Antlitz, in welchem wir die ſchwärmeriſchen und edlen Züge Camill Combattes erkennen, ſah vom Mondlicht verklärt und von einer Flut dunkler feuchter Locken umſpielt mit der Glut verzehrender Innigkeit, ſeelauflöſenden Schmerzes zu Eliſabeth auf. Es kann die Phantaſie kaum ein anziehenderes Gemälde ſich denken als es hier dem Blicke ſich bot. Die dunkle Steinwand zum Hintergrunde gewählt, hob ſich der durchgeiſtigte Ausdruck des ſchönen Kopfes Eliſabeths vortheilhaft hervor, halb in die ſchwarzen Schleier gehüllt und ſanft niederblickend, ein verklärtes Lächeln ihre Wangen ründend; ihre Geſtalt, dieſe ſo biegſame, ſchlanke, in ihren zarten Verhältniſſen faſt zu hohe, ſchwankende Geſtalt, trennte ſich in ihren Umriſſen von dem grünlichen gelben körnigen Sandſtein, und ein dunkler Schlagſchatten machte die Wirkung vollſtändig. Camill, in knieender Stellung, gab in Ausdruck und Bewegung das lebendigſte

Bild ſchöner Leidenſchaftlichkeit; der ſchwarze Himmel mit ſeinen Wolkenſchatten, das tobende Meer vollendeten das Äußere der Scene.

Ehe wir jedoch mittheilen welcher Art die Geſtändniſſe waren, die Camill Combattes und Eliſabeth hier gegen einander auszutauſchen hatten, iſt es nöthig den Leſer in wenigen Worten, denn der nunmehr raſchere Lauf unſrer Erzählung erlaubt kein längeres Verweilen, von den Vorfällen in Kenntniß zu ſetzen, die ſich von dem Zeitpunkt der Abreiſe Hermanns von Wetzlar und Eliſabeths Ankunft auf dem Schloſſe des alten Freiherrn von Güldenthor, ereignet haben.

Kaum hatte der junge Güldenthor das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, kaum war der Bund, der ihn für das ganze Leben hin glücklich machen ſollte, geſchloſſen, und Philippine hatte eingewilligt ihm zu dem Onkel zu folgen, bei dieſem zu bleiben während er ſeiner Miſſion in der nordiſchen Hauptſtadt nachging, ſo eilte er vor allen Dingen mit Mortoun zuſammen zu treffen. Es war dies nicht ganz leicht, denn der kühne Abenteurer, ſo bald er die Flucht Eliſabeths erfahren hatte und ſomit fürchten mußte daß man ihn verfolgen werde, änderte ſeinen angenommenen Namen, und ließ auch ſeine Kameraden die übrigen ändern. Die ruſſiſchen Bezeichnungen verſchwanden, und unter dieſen allein war die Genoſſenſchaft in Trier und der Umgegend bekannt. Dennoch gelang es Hermanns unausgeſetzten Mühen und Nachforſchungen die Reiſenden zu entdecken, und die Folge von einem Zuſammentreffen mit dieſen war — und hierin verſah es der lebhafte junge Mann, denn er hätte unfehlbar wirkſamer die Gerichte in Thätigkeit ſetzen ſollen — ein Zweikampf zwiſchen Hermann und Mortoun. Der letztere blieb Sieger und entfloh mit den Dokumenten, während Hermann ſchwer verwundet zurückblieb, von ſeiner jungen Frau gepflegt. Ein treuer Jugendfreund, der die Reiſe mitmachte um nach Kiel heimzukehren während er der Hochzeit beigewohnt, übernahm es, Eliſabeth einſtweilen, bis Hermanns Wunde erlaubte ihr zu folgen, zum Schloſſe des Oheims zu führen. Eliſabeths Wunſch war es, und Hermann ſtimmte ihr hier bei, anfangs ohne ſich zu nennen auf dem Schloſſe zu wohnen. Hermann wollte ſelbſt dem Oheim ausführlichen Bericht geben; zugleich wollte er im Geheim prüfen welchen Eindruck die unbekannte Reiſende auf den alten Schloßherrn und auf deſſen Nichte machen werde. Eliſabeth reiſte ab, allein nicht wie ſie glaubte mit einem Reiſegefährten, ein zweiter folgte ihr, und dieſer zweite war — Camill. Bei dem Zuſammentreffen Mortouns mit

Hermann war Camill gegenwärtig; es war natürlich daß er in das Geheimniß um welches es ſich hier handelte, eingeweiht wurde, und ebenſo erklärlich wird man es finden daß er eine lebhafte Neugier hegte, die wahre Prinzeſſin zu ſehen. Er fand Mittel dieſem Verlangen zu genügen, und erkannte in Eliſabeth jene wunderſame Traumerſcheinung der ſchönſten Zeit ſeines Lebens wieder, das Mädchen, das wie eine liebliche Fee, die nur auf Augenblicke der Erde geſchenkt iſt um irgend eine erwählte Menſchenſeele mit Entzückungen und namenloſem Glücke zu füllen, ihm erſchienen war. Eliſabeth, deren Geiſt, wie wir erzählt haben, in ſeiner ganzen urſprünglichen Kraft und Fülle erwacht, hatte ihrerſeits den Fremdling im Bregenzer Thal mit freudigem Schrecken erkannt und begrüßt. Unfähig den kleinlichen Convenienzen, wie ſie die Welt vorſchreibt, zu folgen, dachte ſie nicht daran ein Verkennen zu heucheln, oder dem Sturm ihrer erwachenden Gefühle Feſſeln aufzulegen. Wie Mortouns Wiederfinden ſie mit Entſetzen erfüllt hatte, ſo überſtrömte ſie Seligkeit als Camills Auge, dieſes Auge voll göttlicher Strahlen für die arme Verbannte, wieder ihr leuchtete. Ihre Liebe wie ihr Haß waren gleich freudig, gleich herrſchſüchtig, gleich unbändig, und der Stolz, der ihre kühne Seele charakteriſirte, duldete nicht daß ſie irgend eine dieſer gewaltigen Regungen unterdrückte.

Wir kehren zu dem Zuſammenkunftsort zurück. Es war Camill gelungen jede Spur von Kälte und Zurückhaltung aus Eliſabeths Gemüth zu bannen. Wer wird die arme Verfolgte tadeln, wenn ſie — auf einen Moment unter Licht und Wärme aufathmend — ſich ganz den beſeligenden Strömungen eines Gefühls hingab, das in einem ſo keuſchen und unentweihten Herzen doppelt heftig, wie in jedem andern wirken mußte. Von dem Fleck Erde weg, auf dem ſie jetzt ſtand, umtoſt von den Elementen und in Nacht und Schrecken gehüllt, ſah ſie ſich verſetzt in jenes liebliche Thal voll Blüthen und überwölbt von einem glühenden Abendhimmel, an jenes Ufer geſtellt, das von den Wellen des Sees geküßt wurde, der in ihrem Spiegel ihr Bild und das des Geliebten, in reizende Umarmung verſchmolzen, aufnahm, und ihre Seele ſchwärmte wie ſie damals ſchwärmte. Derſelbe Arm hielt ſie auch jetzt umfaßt, daſſelbe glühende Auge ſah auch jetzt zu ihr auf, dieſelbe Stimme ſprach auch jetzt zu ihrem Herzen. Es war ein Feſt der Wiedervereinigung zweier Herzen, die im Gedränge der Welt von einander geriſſen worden, die ſich jetzt aber wiedergefunden hatten, um ſich nie wieder zu trennen.

Du haſt mich nicht kalt von dir gewieſen damals? rief Camill. Es war die dunkle Gewalt die über dich gebot, die uns trennte, nicht Kälte, nicht Eigenſinn, wie ich wähnte. O vergieb! wenn ich dir Unrecht gethan; ich habe mir unendliches Leid dadurch bereitet.

Camill! entgegnete ſie, und dieſe Stimme, die ſonſt ſo ernſt und ſtreng tönte, hatte jetzt einen unbeſchreiblich milden Klang: Wiſſe daß ich dich liebte, und daß mein Herz dir treu geblieben iſt, obgleich ich nicht hoffen durfte dich je wieder zu ſehen. In meinen Träumen lebteſt du. Wie ich ein verhülltes Weſen ſtets um mich hatte, das mich ſchreckte und peinigte, ſo lebte auch eins in meiner Nähe, das mir Glück und Frieden in die Seele ſtrahlte. Dieſes Weſen hat ſeine Nebelhüllen abgeworfen; ich erkenne dein liebes Auge.

Eliſabeth! rief Camill; ich wage eine Bitte von großem Gewicht deinem Herzen nahe zu legen; aber was die Liebe bittet erſcheint dem der gewähren will, nie zu kühn, nie zu verlangend. Laß uns wieder in jenes ſtille Thal zurückkehren, wo unſre Herzen ſich fanden, wo der Bund unſrer Seelen geſchloſſen wurde. Gieb den trügeriſchen Schimmer auf, dem du jetzt entgegengehſt! Begieb dich nicht in einen Kampf, wo es ungewiß iſt ob du Siegerin ſein wirſt. O mir bangt vor dir. Soll ich dich an die kalte, herzloſe Welt verlieren, die ein ſo ſüßes Leben niedertreten wird, wie ſie alles wahrhaft Schöne und Große niedertritt? Eliſabeth — o meine Träume ſind ſchrecklich — ich erblickte dich nicht auf dem Throne — nein, im Kerker, auf dem Blutgerüſt. Du wirſt, du kannſt nicht ſiegen. Und wenn du ſiegteſt — wenn ſie dir wirklich die Macht geben, die du beanſpruchſt, wenn ſie dich in Gold und Purpur hüllen — o bedenke daß ein Leben, der Liebe gelebt, in Stille und Glück — tauſendmal beneidenswerther iſt, als jene ſturmumtoſte Höhe, auf der das Weib erſtarrt, und das Herz ſich verſteinert. Wähle, Eliſabeth, wähle die Einſamkeit, die Stille, das Glück, die Liebe!

Sie ſchwankte ehe ſie antwortete. Würdeſt du mir nicht folgen die Stufen zur Macht empor? fragte ſie nach einer Pauſe.

Ich würde dir folgen — entgegnete er — wo du auch hingehſt! Allein bedenke unſer Glück wäre zerſtört. Du könnteſt mir nicht allein angehören; ich nicht mehr dir. Es giebt keine Liebe, keine Treue in der Nähe der Throne. O Eliſabeth, ich bin ehrgeizig, glaube mir; mein Blut wallt bei dem Gedanken unter den Großen der Größte zu ſein, unter den Edeln der Edelſte — allein nie — ich kenne dieſes Herz — würde es einwilligen von der Hand der Liebe zu empfangen was nur eigne Kraft erwerben ſoll. Ich könnte nicht unter dir ſtehen am Throne, wenn es auch nur eine Stufe niedriger wäre, und neben dir ſtehen darf ich nicht. Du würdeſt mich verlieren indem du ein Reich eroberteſt. Wähle — wähle Eliſabeth — wähle zwiſchen Liebe und Macht! —

Du biſt grauſam — ſagte ſie leiſe, ſich an die Felswand anlehnend. Sei milde, ſei gerecht. Hörſt du nicht wie der Sturm ſchweigt, wie die Wogen minder gewaltig brauſen, wie Ruhe in die Schöpfung kommt? — willſt du des Sturmes und der Wogen Rolle übernehmen? Laß Friede über unſre Entſchlüſſe kommen — Friede und Nachdenken. Verlaß mich; ich will mit dem Geiſte meiner Mutter ſprechen: dort oben auf dem Felſenvorſprung erwartet er mich. Verlaß mich. Morgen in der Frühe ſollſt du hier an dieſem Steine ein Papier finden, das dir meinen Entſchluß kündet.

Er hielt ihre Hand, die ſie ihm entziehen wollte, noch feſt umſchloſſen. Eliſabeth, rief er — welcher auch immer dein Entſchluß ſei, wähne nicht daß ich dich verlaſſen kann, dich verlaſſen werde. Willſt du die dornenvolle Bahn gehn, die vor dir liegt, wohlan ſo gehe muthig vor, ich werde zur rechten

Stunde da ſein, um mit ſtarkem Arm dich ans Ziel heranzutragen. Mein Leben iſt dir geweiht; ich kenne keinen andern Zweck als dir zu dienen. Laß mich fürs Erſte im Geheim für dich wirken; folge deinem Führer, ich werde zu meinen Genoſſen zurückkehren; allein in alle Ewigkeit hin verbunden, werden wir Beide nie einander, ſelbſt im verwirrteſten Getreibe der Welt um uns her, aus den Blicken verlieren. Eliſabeth, ſchwör mir das! im Leben und Tode Eins!

Im Leben und Tode! hauchte Eliſabeth.

Er preßte ſie in ſeinen Arm, er raubte ihr einen glühenden Kuß und raſch wie ein Gebilde der Nacht war er fort und in den Nebeln, die aus der See tauchend, das Ufer jetzt überflutheten, verſchwunden.

Eliſabeth erklomm die einſame Felſenſpitze, und hier ſich aufs Knie niederwerfend, breitete ſie ihre Arme dem Meere entgegen, deſſen friſche Kühlung ihre heiße Stirn umfächelte und ihren Schleier in Wellen emporflattern ließ. Hier lag die arme Waiſe — die Kaiſertochter — hier lag ſie in Demuth ihr Antlitz beugend dem dunkeln Geſchick, das über ihr Haupt ausgeſprochen werden ſollte. Hier lag ein Weſen, das rein und keuſch geſchaffen war, das die Welt noch nicht entweiht hatte, das die volle, ſchöne Glut eines Herzens, in welchem die Gottheit thront, als Opfer darbrachte, um die zürnenden Geiſter der Zukunft zu beſänftigen. Sollte ſie der Stimme der Liebe folgen, die ihr Sicherheit, Glück, Frieden kündete? — Ach, in dieſem Augenblicke dachte ſie nicht mehr an das goldne Erbe, das ihr die Erde bot, ſie dachte nur an den Himmel der Liebe. Willig entſchloß ſie ſich dem Rufe zu folgen — da trat der Geiſt der Mutter ihr nahe; ſie ſah ihn auf den Wolken ſchreiten: ein koloſſales Nebelbild mit dem Sternenmantel und der Krone. Sie glaubte eine andre Stimme zu vernehmen, die ihr Wankelmuth und Treubruch der Kindesliebe vorwarf. „Ich habe für dich geſorgt — ich habe für dich geſammelt — für dich den goldnen Segen aufgeſpeichert — und nun verläſſeſt du mich! —“

O, gieb mir ein Zeichen, Himmel! rief die Zagende. Soll ich den Weg wandeln, der ſich zu der einſamen ſchwindelnden Höhe emporwindet? Soll ich ihn wandeln?

Und ſie hatte dieſe Worte kaum vollendet, ſo floß eine helle Klarheit auf ſie nieder. Der Mond, der ſich hinter Wolken dicht verborgen hatte, zerriß die Schleier und blickte in reiner Schöne auf die Erde. Eliſabeth beugte ihr Haupt — ſie betete. Ich ſoll die mir bezeichnete Straße wandeln — ſagte ſie ſtill. Wohlan, der Wille der Mutter geſchehe.

— Sie erhob ſich und ſtieg langſam von dem Felſen nieder.

Die rothe Schenke.

Der Sommer des Jahres 1762 herrſchte mit einer verzehrenden Glut über der nordiſchen Hauptſtadt. Die reichen Beſitzer und Eigenthümer von Gärten hatten ihre Palläſte in der Stadt verlaſſen und die zierlichen, mit verſchwenderiſchem Luxus ausgeſtatteten Gartenhäuſer bezogen, die um die Stadt her, auf den Inſeln der Neva, erbaut waren, und die gegen Ende der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth in Mode kamen. Vorher hatte der reiche Adel ſich begnügt, Bauerhäuſer zu miethen für die kurze Zeit des nordiſchen Sommers, wenn er es nicht vorzog in die Provinzen heimzukehren, um zu ſparen oder um ſeine häuslichen Angelegenheiten, die oft gewaltig durch die Anſtrengungen eines Winters zerrüttet worden, zu ordnen.

Alle Welt freute ſich auf die großen Feſte in Peterhof, die in dieſe Jahreszeit fielen, und der junge Kaiſer — er war erſt ſeit einigen Monaten mit dem Purpur der Cäſaren bekleidet — hatte der Bevölkerung ſeiner Hauptſtadt verſprochen dieſe Feſte, die zu Ehren der Apoſtel Peter und Paul jährlich begangen wurden, diesmal recht glänzend und ſelbſt für die niedrigſten Volksklaſſen zugänglich zu machen. Peter III ſah ein daß es nöthig war Popularität, deren er ſo wenig beſaß, ſich zu erwerben; man gab ihm den Rath den Glanz dieſer alten Luſtbarkeiten wo möglich noch zu vermehren, und der Kaiſer ging, obwohl ungern, auf dieſen Rath ein, denn unter den Reformen, welche er durchzuführen ſich feſtgeſetzt, war eine der erſten, dem ruſſiſchen Volke eine Anzahl der Feſttage, die den Kalender füllten und die Arbeit ſchmälerten, zu nehmen.

In nicht geringer Entfernung von der Stadt, früher zur Stadt gehörend, allein nach einer Verordnung Eliſabeths die die Grenzmauer enger zog, außerhalb der Stadt, lag ein Haus, das eine gewiſſe Bedeutung erlangt hatte, durch Vorfälle, die ſich innerhalb ſeiner beſcheidenen Mauern zugetragen. Es war eine Schenke dritten oder vierten Ranges, alſo an ſich ein äußerſt untergeordneter Vergnügungsort, wenn man ihn mit den modernen Caffés und Reſtaurants verglich, die ſchon anfingen ſich in der Hauptſtadt bemerkbar zu machen und die modiſchen Verſammlungsorte nach Pariſer und Londoner Zuſchnitt bildeten. Allein die Zeit, in der die rothe Schenke ihren Namen und ihre Bedeutſamkeit ſich erwarb, lag auch weit zurück, und datirte von den daß der Kaſtanienbaum ſchon ſeit Jahren ganz darauf verzichtet hatte zu blühen und mit einem gewiſſen Unwillen nur jährlich dem Sommer ſeinen Tribut ſpärlicher, ſchon gelb und verdorrt aus der Knospe brechender Blätter brachte, gefallen ließen. Der Wirth der Schenke war ein Doniſcher Koſack, ein Mann bei dem Publikum, das in dieſer Gegend verkehrte, von einer außerordentlichen Beliebtheit. Der alte Iwan Obroneſch war noch ein fertiger Tänzer, er ſpielte noch die Doniſche Zither, die Balalaika, und er ſang die Lieder, die in der Horde am Ufer des Dnieper und Don erklangen und eine Fülle von Schwermuth und zugleich von heiterem ausgelaſſenem Frohſinn athmeten. Man mußte Iwan ſehen, wenn er im Kreiſe ſeiner Gäſte die ſich in den Abendſtunden um ihn her gelagert hatten, von den Thaten Mazeppas erzählte, von ſeinem traurigen Ende, und von dem Andenken ſprach, das noch von ihm in der Horde lebte: oder wenn er die Sitten und Gebräuche ſchilderte, die in ſeinem Vaterlande herrſchten, und ſie mit denen verglich die um Moskau herum gefunden wurden, das er noch immer, wie alle Ruſſen, die Hauptſtadt des Reiches nannte. Petersburg war dem Ruſſen eine Stadt, in der er leben mußte, weil ſein Kaiſer darin lebte, wo er ſich aber nur mit Unwillen gefallen ließ daß er bei jedem Schritt, den er that, auf einen Nemetzi (Fremden) ſtieß. In Moskau war er gleichſam Herr im Hauſe: Gebäude, Menſchen und Einrichtungen waren ihm bekannt, ſo wie ſie ſeinen Vätern bekannt geweſen; in Petersburg ſtieß er auf fremde Geſichter, auf fremde Gebäude, auf fremde Bildſäulen, auf tauſend ausländiſche Einrichtungen, und ſeinem Ohre kamen bei jedem Windſtoße, der aus einer Gaſſe hervorblies, die Begrüßungsformeln entgegen wie ſie am Ufer des Rheins, der Themſe oder Seine gebräuchlich waren. Auch hatten dieſe Straßen und Plätze das Theater abgegeben, auf dem die tragikomiſchen Auftritte ſich abgeſpielt, mit denen Peter der Große ſeine Reformen in Bart und Kleidertracht der Ruſſen durchgeführt. Mancher alte Herr, der jetzt in europäiſchem Frack einherging, friſirt und gepudert, zeigte ſeinem Enkel mit unheimlich flüſternder Stimme das kleine Häuschen das noch ſtand, wo allen vom Lande Ankommenden, alſo auch einſt ſeinem Großvater, der Bart gewaltſam abgenommen wurde. Dergleichen Häuschen, und dergleichen Erinnerungen hatte Moskau nicht.

Iwan Obroneſch hatte ſeit einigen Tagen ſeinen Neffen bei ſich, einen jungen Koſacken, der eben erſt aus der Horde gekommen war, und der bildſchön, einem jungen Faune gleich, in die leichte maleriſche

Tracht der Söhne der Steppe gekleidet. Alexei half ſeinem Oheim die Gäſte mit Quas und Ölkuchen bewirthen, indem er im Kreiſe herumging, und beſonders lange bei den jungen Weibern und Mädchen verweilte, denen er Poſſen vormachte und Schmeicheleien ſagte. Er war eben bei einem Mütterchen angelangt, der er das hingehaltene Gläschen mit Branntwein füllte, als er ſeinen Oheim gewiſſe Zeichen machen ſah, und Worte murmeln hörte, die er nicht verſtand. In dem Augenblick wurde ein Zug Landleute ſichtbar, der in Eile auf die Schenke zuſtürmte und ſich in die Tiefe des Hauſes verlor. Iwan folgte ihnen, augenſcheinlich ſo zerſtreut und beſtürzt daß er ſeine Kanne mit Quas ſtehen und ſeinen Bund Schlüſſel auf der Bank liegen ließ. Dem Neffen, obgleich er ſeine ſchwarzen blitzenden Augen überall hatte, war es dennoch unmöglich geweſen, etwas Genaues von den neuen Ankömmlingen zu bemerken, nur ſo viel hatte er geſehen daß allerliebſt ſchlanke Weiber oder Mädchen dabei waren, die ſchnell und geräuſchlos wie Mäuschen über den Boden ſchlüpften. Als Iwan wieder erſchien, ſehr erhitzt, und nach ſeinem Bund Schlüſſel ſuchte, fragte der Neffe: Wer waren die, Väterchen?

Saſcha! (Abkürzung von Alexander) entgegnete der Alte indem er ihm die Wangen klopfte; was hab ich dir geſagt, Junge. Niemals fragen! Ein Schenkwirth muß nicht wiſſen daß es Taufregiſter und Namensverzeichniſſe auf der Welt giebt. Es kann ja ſein daß der heilige Georg auf den Einfall käme bei mir einzukehren, aber er wollte nicht erkannt ſein: werde ich ſo einfältig ſein ihm entgegen zu rufen: Ah, wie geht es deiner Heiligkeit, Väterchen? Was macht man im Himmel? Noch immer gute Zeit? Wo haſt du die Haut des Lindwurms gelaſſen, den du ſo glorreich getödtet? — O, zum Teufel! würde der Heilige ſagen; was iſt das für eine Plaudertaſche von Schenkwirth! und er würde mir den Rücken kehren, und nie wieder in der rothen Schenke einkehren.

Der Neffe kehrte lachend zum Mütterchen zurück, das nochmals ihr Glas hinhielt und es unentgeltlich gefüllt erhielt, weil eine hübſche Enkelin dicht neben ihr ſaß.

Der Tanz begann.

Der herrliche Sommerabend; wie duftete es überall: ſelbſt der Staub der Straße verſchwand, und die Wagen hörten etwas auf, immer hin und her zu rollen: es wurde ſtiller. Das Blühen und Duften füllte die Atmoſphäre; dabei wurde es ein wenig dunkel — lange nicht ſo daß man es eine Nacht nennen konnte. Die Sommerabende und Nächte ſind in jener Gegend von einer wunderſamen Klarheit, aber doch hinlänglich dämmernd, daß ein geraubter Kuß, eine halb freiwillige halb erbeutete Umarmung von den Vätern und Müttern nicht recht deutlich bemerkt wurden. Der glückliche junge Koſack war jetzt wie der Fiſch im friſchen Waſſer in ſeinem Element.

Wir wollen indeſſen einen Blick in das Innere der Schenke thun, und zwar in das abgeſonderte Gemach, in welchem ſich die Gäſte, die wir haben ankommen ſehen, niedergelaſſen haben. Die Thüre war verſchloſſen, die Fenſter verhängt und auf den zwei zuſammengeſchobenen Tiſchen aus roth bemaltem Tannenholz, brannten auf Leuchtern von Blech zwei dünne Unſchlittlichter mit ſpärlichen bläulichen Flammen. Das Gemach erhielt dadurch etwas Düſteres, Unbehagliches, gegen den hellen Abendhimmel draußen und die freie Beweglichkeit, das laute Geplauder und Gelächter unter dem Baume gehalten. Man konnte kaum glauben daß dieſe jungen Bauern und Bäuerinnen, denn als ſolche erſchienen ſie ihrer Kleidung nach, in die Schenke gekommen ſeien, um ſich wie die andern Gäſte bei dem Dünnbier und den Ölkuchen, den ausgearteten Nachkommen der einſt ſo berühmten „Pfannkuchen", zu erfreuen. Auf einem Büffet in der Ecke des Zimmers waren dieſe Leckerbiſſen hingeſtellt, allein ſie wurden nicht angerührt.

Iwan erſchien, brachte Tinte und Federn, putzte die Lichter, und wollte ſich eben mit einer tiefen Verbeugung entfernen, als einer der Gäſte — es waren fünf Männer und drei Frauen — auf ihn zutrat, und mit einem kräftigen Stoß auf die Schulter des Alten ſagte: Gieb Acht, heute; wir fürchten daß wir nicht ganz ſicher ſind. Betrachte deine Gäſte genau, und wenn dir Einer verdächtig erſcheint, ſo komm und benachrichtige uns. Iſt die Pforte nach dem Felde zu offen?

Ja, Herr.

So kannſt du gehn.

Dieſe vermeintlichen Bauern ließen ſich jetzt an den Tiſchen nieder, und ein Plan von Petersburg wurde entrollt und zwiſchen hin ausgebreitet.

Die Berathung nahm ihren Anfang. Die Stimmen wurden bald leidenſchaftlich — man ſprach anfangs franzöſiſch, dann ruſſiſch — dann ruſſiſch, franzöſiſch und ſelbſt deutſch durcheinander. Durch das Gewirre der Männerſtimmen klang eine Frauenſtimme durch, und dieſe Stimme wußte ſich dergeſtalt Bahn zu brechen, und ſie ſprach mit einem ſo entſchiedenen Nachdruck, daß, obgleich der Ton ſanft und ſogar ſchmeichelnd klang, es dem Zuhörer doch erſchien als wenn nur dieſe Stimme allein drohte und gebot. Es lag trotz dem Gefügigen und Schmeichelnden etwas ſtarres, gleichſam etwas ehernes in dem Laut. Öſters hörte man dieſe Stimme die Worte ſagen: „Ich will es!“ und nie waren dieſe wenigen Silben mit einer ſolchen Fülle ſelbſtbewußter Macht ausgeſprochen worden als hier, wo ein Frauenmund, der zart und hübſch geformt war, ſie ausſtieß. Aber dieſem „ich will es“ widerſprach faſt ebenſo eiſern und entſchieden ein Mann, der die linke Fauſt auf den Tiſch lehnend, ſich weit über die Kante herüberbog, um der Frau, die am andern Ende der Tafel Platz genommen, ſein dunkles drohendes Auge, ſeine fibriſch zitternden Lippen, ſeinen heißen Athem, der aus einer Bruſt kam, in der die Leidenſchaften wie Vulkane kochten und wütheten, recht nahe zu bringen. Aber der Anblick dieſes Mannes, der ſchön zu nennen geweſen wäre, wenn die Leidenſchaft nicht ſo verwüſtend über dieſe Züge hingerecht, erſchreckte die junge Frau, oder junge Mädchen nicht, das mit einer kalten Strenge und Unempfindſamkeit das Schauſpiel dieſer verzerrten Muskeln betrachtete. Als der Sturm der Wuth und der Erbitterung allzuſtark anwuchs, ſagte ſie nichts als die leiſen Worte: Gregori; du verlierſt deine Vernunft! Sei ruhig! —

Es ſchien daß man das Gebiet der Stadt in gewiſſe Abſchnitte getheilt, und daß dieſe Viertheile bald Dieſem, bald Jenem der Anweſenden zugeſchoben wurden, und daß der Eine ſich weigerte den angewieſenen Poſten zu übernehmen, ein Andrer eine wichtigere Stellung ſich ausbedang. Der Plan des Ganzen war in Geheimniß gehüllt. Diejenigen, die hier ſaßen, ſchienen jedoch ſchon in ſo weit unter ſich einig zu ſein, wie es die Schauſpieler zu ſein pflegen, die ein großes Drama zur Darſtellung bringen wollen, und wo es ſich nur noch um Vertheilung der Rollen handelt. Der erſte Heldenſpieler hat ſeine Rolle empfangen, allein er iſt mit ihr nicht zufrieden; der Intriguant haſcht nach einer ergiebigeren Stellung, Keiner will eine Nebenrolle, und doch ſind dieſe in dem darzuſtellenden Stücke von großer Wichtigkeit. Dann handelt es ſich noch um den Lohn, der dem Schauſpieler wird, der das glücklich und mit Wirkung geleiſtet hat was er leiſten ſollte. Auch mit dem Lohne iſt Niemand zufrieden, obgleich es Provinzen und unermeßliche Länderſtrecken, obgleich es Marſchallſtäbe und Fürſtentitel ſind, die hier als Belohnungen ausliegen. Aber die Schauſpieler ſind gierig. Eine ungeheure Schatzkammer wird unter ſie ausgeſchüttet: die Schlöſſer aller Fächer und Kiſten ſind gelöſt; die

Hand braucht nur zuzugreifen, der Arm ſich nur auszuſtrecken — allein indem ein Arm ſich ausſtreckt, ſtößt er auf zwölf andre, die ſich ebenfalls in die Füllung der Kiſte drängen; dem habgierigen Auge begegnet die gezuckte Lippe, der fletſchende Zahn, der gekrümmten Hand die aufgehobene drohende Hand —! Es iſt Krieg und es ſoll Frieden ſein; es herrſcht Hader und es ſoll die größte Einigkeit herrſchen.

Die junge Frau, oder das Mädchen, das den Platz am obern Ende des Tiſches einnimmt, hat ſich bei dem Streit der Männer etwas zurückgezogen, und ſteht, die Arme gekreuzt in einer kühnen und ſichern Stellung da; wir können ihren ſchlanken biegſamen Leib betrachten, wie ihn das bäuerliche Mieder eng umſchließt, wir können das Profil dieſes Geſichts ſehen, in welchem die Linie der Schönheit über die impoſanten Merkzeichen des Geiſtes, wie ſie in der hohen Stirn, der kühn gewölbten Braue, der gebogenen Naſe und der aufgeworfenen Oberlippe ſich kund giebt, hingleitet. Die blaſſe Hautfarbe, ohne Schminke — ſelbſt die ruſſiſchen Bäuerinnen ſchminkten ſich damals — brachte dem Feuer des Auges, das etwas hervortretend, zwiſchen rein geſchnittenen Lidern ſich bewegte, keinen Eintrag; nur der unbändige Starrſinn, der aus dieſem Auge leuchtete, ſchwächte etwas ſeine Schönheit, und ließ eine kleine Falte an der Stirn entſtehen, ähnlich jenem Merkmal entſchiedenen Willens und herrſchſüchtigen Sinnes, wie ihn uns die Büſte der Agrippina zeigt, der Mutter Neros, die durch ihre hochfliegenden Pläne, ihren wilden Trotz, ſelbſt dem allgewaltigen Tyrannen ſo gefährlich wurde, daß er ſich entſchloß ſie durch Gift hinweg zu räumen. Das Geſicht dieſer jungen Frau trug unverkennbar die Züge der Agrippina. Es war der ſchreiendſte Contraſt dieſes Antlitz und dieſen Wuchs in der Tracht einer Bäuerin und in der Umgebung einer Hütte zu ſehen. Und in der That dieſe Erſcheinung gehörte anderswo hin.

Die Berathung um den bevorſtehenden Beuteantheil und um die Vertheilung der Angriffsplätze war noch lange nicht beendet, als der gekrümmte Finger Iwans an die Thüre klopfte, und ſogleich eine tiefe Stille im Gemach herrſchte. Einer der Männer erhob ſich und öffnete.

Herr, flüſterte der Koſack; draußen ſteht ein Tabuletkrämer — er handelt mit Band, mit Seifenkugeln — mit Zahnpulver.

Teufel! — du Schuft — glaubſt du daß wir dieſe Dinge jetzt nöthig haben?

Nein, Herr; bei Gott ich glaub dies nicht; allein jener Tabuletkrämer, ich hab ihn erkannt: es iſt — der Chef der geheimen Polizei! Und Iwans ſonſt ſo feſte Stimme zitterte als er dies ſagte.

Ein Flüſtern, ein erſchrecktes hin und her Gehen fand im Gemach ſtatt.

Weißt du das gewiß?

Ja, Brüderchen! entgegnete der Koſack. Er will herein; ich kann ihn nicht abhalten ohne daß er Verdacht ſchöpft. Du haſt vornehme Herrſchaften im Hauſe, hat er geſagt; laß mich zu ihnen daß ſie mir etwas von dieſer parfümirten Seife abkaufen, die ich ſo eben aus Paris erhalten. Ich, vornehme Herrſchaften? rief ich — in einer elenden Hütte? Es ſind nichts wie Landleute aus der Umgegend.

Die junge Bäuerin trat hervor, gab ihrem Begleiter die Hand und rief: Mir nach! Seid luſtig, ſeid guter Dinge! ſingt, jubelt; wir ſind arme Arbeiter, die ſich heute einen guten Tag machen. Iwan! eine Kanne Meth für Dmitri! er iſt ein guter Tänzer; ich bezahle für ihn.

Und hiermit zog paarweiſe, ſchreiend und ſingend dieſe myſteriöſe Genoſſenſchaft hinaus, und auf dem Vorplatz an dem Tabuletkrämer vorbei, der mit ſeinem Gefährten auf der Thürſchwelle Poſten gefaßt hatte. Iwan blieb zurück um Karte, Tintenfaß, die Federn und das Papier bei Seite zu ſchaffen.

Kannſt du die Geſichter erkennen? flüſterte der Krämer ſeinem Gefährten zu. Der Schein der Windlichter macht die Nacht dunkel, die es ſonſt nicht wäre.

Ich habe noch keinen Bekannten entdeckt, Excellenz.

Still! Laß uns einen Spahn nehmen, ihn anzünden, und uns der Gruppe dort nähern. Sei vorſichtig Glubow, und bleib in meiner Nähe.

Alexei verließ ſeine Tänzerin und näherte ſich der jungen Bäuerin, die ihm zunickte.

Willſt du mit mir tanzen?

Gern.

Aber verſtehſt du auch wie man am Ufer des Don tanzt?

Laß ſehn ob ichs kann.

Ein Kreis Zuſchauer hatte ſich um das Paar geſtellt, das jetzt zum Tanze antrat. Man kennt in Deutſchland und Frankreich durch die Schauſtellungen auf dem Theater den Koſackentanz, allein man hat auf dieſem Wege wenig mehr als nur eine ſehr unvollſtändige Skizze von ihm erſchaut. Er iſt in der Wirklichkeit, nicht in ſeinem Scheinbilde hinter den Theaterlampen, ein Tanz in dem die beredteſte Mimik mit der vollendetſten Anmuth verſchmilzt. Auf der Bühne iſt es ein koketter Tanz, ein Paradeſtück für Balletttänzer und Theatermimen, in der Natur, das heißt in der romantiſchen Steppe, iſt er ein Stück urſprünglicher Poeſie, ſo feurig und flüſſig, wie er nur immer gefunden werden mag. In dieſen Tanz legt die Liebe ihre Geheimniſſe, wie unter Blumen eine Frucht ſich verſteckt; der vorſichtige Finger bringt ſie hervor ohne die Ordnung der Blumen zu zerſtören. Die Schönheit prägt in dieſem Tanze ihre Geſetze in junge, lehrbegierige Sinne, die einen biegſamen, unentweihten, voll friſcher Entfaltung üppig emporblühenden Körper zur Verfügung haben. Es ſind Stegreifgedichte mit den Füßen auf die grünen Papierbogen der Wieſe hingeſchrieben, und dieſe Schrift enthält Liebesbriefe — Fragen, Antworten, kleine Zwiſtigkeiten und überraſchende Verſöhnungen. Ein Koſackentanz, auf der freien, endloſen Steppe getanzt, von einem hellen Abendhimmel überwölbt, iſt ein Anblick der ein Bild der Freiheit giebt, wie er in den Verſen des Dichters kaum lebendiger kann gegeben werden.

Der Tanz begann in einem gemäßigten Tempo, doch ging er in ein raſcheres über. Die junge Bäuerin, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, näherte ſich ihrem Tänzer mit einem über die eine Schulter ſtolz ihm zugewendeten Haupte. Sie lächelte um ihn anzulocken, und war er in ihrer Nähe, ſo wendete ſie den Blick halb verachtend, halb ſchmollend weg. Sein Blick war ganz Feuer, ſeine Wangen brannten; in dieſem Augenblick beleidigt und erzürnt, war er im nächſten wieder demüthige Reue. Bei dem jungen Koſacken war dies Spiel der Koketterie nicht mehr Spiel; die Leidenſchaft hatte ſich ſeines Herzens bemächtigt, ſein Fuß wurde von ihr beflügelt, man ſah ſeine verlangend ausgeſtreckten Arme beben, man ſah die dunkeln Lippen ſich heben, und glaubte das Knirſchen der weißen Zähne zu hören. Er ballte die Fauſt wenn wieder einer dieſer kalten höhnenden Blicke ihn traf, und jauchzte gleich darauf wieder laut auf vor Entzücken wenn es ihm gelang die Hand ſeiner Tänzerin im Fluge zu ſtreifen.

Die Zuſchauer lachten. Die Mädchen und Weiber hingen mit den Blicken an jeder Bewegung des Koſacken, die Männer verloren nichts von dem Tanz und dem Spiel der Bäuerin.

Jetzt traten beide erſchöpft aus dem Kreiſe. Der Tabuletkrämer hatte ſich hinzugedrängt und bot ſeine Waare an, indem ſein Gefährte mit dem brennenden Spahne der Tänzerin ins Geſicht leuchtete. In dieſem Augenblicke fuhr ein Reiſewagen vor, und eine junge Dame ſtieg aus, von ihrem Begleiter gefolgt, der ſie der Schenke zuführte.

Die Gruppe um den Tabuletkrämer wurde etwas bei Seite gedrängt.

Die Bäuerin blickte um, und ſtand in dieſem

Moment dicht der Dame gegenüber, die an ihr vorbeizueilen im Begriff war, jetzt aber plötzlich ſtehen blieb und einen Schrei ausſtieß.

Die junge Bäuerin verfärbte ſich — die Hand ihres Begleiters faſſend war ſie raſch im Gedränge verſchwunden.

Was giebts? fragten einige Stimmen, und die Reiſende flüſterte dem Manne ihr zur Seite einige Worte ins Ohr. Unmöglich! erwiederte dieſer. Es iſt Täuſchung.

Nein, nein! entgegnete die Dame in die Richtung hinſtarrend, wohin der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit ſich verloren; ich habe ſie zu deutlich geſehen — Ich erkannte ſie, ſie erkannte mich! O welche Räthſel ſind dies.

Der Tabuletkrämer lauſchte auf dieſe Worte.

Iwan drängte ſich zwiſchen Beide und forderte die Dame auf ihm ins Haus zu folgen. Sie ging zögernd, immer noch von Zeit zu Zeit den Blick zurück wendend.

Haſt du nichts gefunden, Glubow? fragte der Krämer ſeinen Gefährten, der ſich durch die Menge hindurchdrängte, denn der Tanz hatte wieder begonnen.

Fort, verſchwunden! Wie in die Erde verſunken! — flüſterte dieſer. Auch von ihren Begleitern ſehe ich Niemand mehr.

Der Krämer drehte ſich auf dem Abſatz ſeines plumpen Stiefels um, und indem er ſich im Kreiſe herumſah, nichts gewahrend als nur den ſpähend auf ihn gehefteten Blick Iwans, ſagte er: Ich will verdammt ſein, wenn ſie's nicht war.

Aber der Tanz! bemerkte Glubow. Sie tanzte in Wahrheit wie ein Koſackenkind.

Lehre mich die Weiber nicht kennen. Sie verſtehen Alles, und beſonders dieſer iſt nichts unbekannt. Haſt du nicht auf dem Theater in der Eremitage die Damen des Hofes alle unſre Nationaltänze tanzen ſehen?

Ach, Excellenz; ich komme nicht in das Theater der Eremitage. Nur die vier erſten Rangklaſſen haben Zutritt, und dein Diener, Excellenz, hofft —

Schweig; laß uns weiter gehn. Es iſt nichts mehr hier für uns. Nimm den verdammten Kaſten mir ab; er hat die Hüfte mir wund gedrückt. Vergiß nicht dieſe Reiſenden im Auge zu behalten: ſie ſcheinen Auskunft geben zu können.

Und ſie gingen die Straße hinab, von wo ſie gekommen waren. Iwan gab ihnen von ferne zuſchauend das Geleit. Erſt als ſie fort waren ſagte er zu ſeinem Neffen: Junge, dieſe Stunde ſchreib dir in deinen Kalender. Es ging heiß her, und mehr als ein Kopf wackelte gefährlich loſe auf der Schulter, während du deine Sprünge machteſt.

Wie meinſt du das Oheim? Sind wir hier nicht ſicher?

Der alte Koſack zeigte in die Ferne, wo ein Häuſermeer in den bläulichen Nebeln des Mondes, der jetzt am Himmel emporgeſtiegen war, ſchimmerte, und ſagte, ſeinen Arm um den ſtarken kräftigen Nacken ſeines Schweſterſohnes legend: Glaubſt du, Freund, daß dort auch nur eine Seele athmet, die ſich mit dem Gefühl völliger Sicherheit zur Ruhe legt? Und ſo leben wir nun ſchon ſeit Wochen. Es iſt ein Höllenleben.

Der Jüngling ſchüttelte den Lockenkopf und ſah zweifelnd ſeinen Oheim an.

Was giebts denn? fragte er.

Nichts, als einen neuen Tanz! lachte der Alte, indem er den Jungen auf eine friſche, kecke Dirne aufmerkſam machte, die ihm hinterrücks am Kleide zupfte, um ihm anzuzeigen daß ſie Luſt ſpüre mit ihm in den Kreis zu treten.

Ach, laß mich! entgegnete Alexei mürriſch. Seitdem ich mit ihr getanzt, will ich Keine mehr.

Heiliger Georg! rief Iwan; du denkſt doch nicht mehr an deine Tänzerin von vorhin?

Und weshalb ſoll ich nicht an ſie denken? Ich denke an ſie, und werde ewig an ſie denken. Die Züge des jungen Mannes nahmen als er dieſe Worte ſprach einen Ausdruck von Schwermuth und Tiefſinn an, der dieſem ſchönen kecken Geſichte bisher fremd geblieben, der ihm aber nichts deſto weniger ſehr gut kleidete.

Ah, murrte Iwan, indem er dem Knaben den Rücken kehrte — verliebe dich nur in die Sonne, Unglücklicher; ſie wird ſo gütig ſein, dich armes Pflänzchen zu Tode zu ſengen. Doch geſchieht es dir Recht, warum verbirgſt du dich nicht in dem Schatten, wohin du gehörſt.

Von der kleinen Geſellſchaft, die ſich im Zimmer in der Schenke eingeſchloſſen hatte, ſtahlen ſich Zwei erſt jetzt von dem Verſammlungsort, indem ſie den Pfad auf der Wieſe einſchlugen, der auf einem Umwege zur Stadt führte. Die beiden Fußgänger waren kräftige, etwas unterſetzte Geſtalten, der Eine ein Mann über funfzig, ſein Gefährte ein noch nicht völlig Dreißiger. Beide hatten Narben in ihren gebräunten Geſichtern, und man ſah ihnen die Laufbahn voll Gefahren und Mühſeligkeiten an, die ſie bereits durchmeſſen hatten, und traute ihnen den Muth zu eine ähnliche noch zu durchwandern.

Als ſie auf der Wieſe waren, ſtanden ſie ſtill und der Jüngere ſagte zum Ältern:

Wie ich dir geſagt habe, Pawl Fedorowitſch; ſie ſpielen mit uns ein nichtswürdiges Spiel. Sie binden uns Fäden an Arme und Beine, und nun ſollen wir tanzen ſo wie ſie es wollen. Verſtehſt du nicht mehr Bajazzo zu ſein, ſo bleib weg.

Ich verſteh es nicht — aber ich will auch nicht wegbleiben — brummte der Bejahrtere. Ei, ſind vierzig Jahre im Dienſte des Kaiſerhauſes — eine taube Nuß?

So laß dich vom Kaiſer belohnen — aber dann eile, ſo lange er es noch iſt.

Ich will mein Regiment ihnen zuführen — ja ich will. Der Herr kann nicht auf dem Platze bleiben wo er jetzt iſt: er will uns Ruſſen an den Deutſchen verkaufen. Gut; Pawl Fedorowitſch iſt ſicherlich nicht der Letzte, der dieſem Elende zu ſteuern ſuchen wird; aber man belohne ihn für ſeinen Beitritt wie er belohnt ſein will. Lumpige ſiebzigtauſend Rubel Silber — he? Und das Regiment, das ich ohnedies ſchon habe. Ich will hunderttauſend Rubel und den Kommandoſtab — he? Iſt das etwa zu viel, für eine Handvoll Kerle, die ſich mit mir zuſammen entſchließen den Teufel zu verſchlucken mit Haut und Haaren, und nicht zu fragen ob man ihnen eine Brühe dazu giebt.

Du ſollſt den Kommandoſtab haben.

Ich ſoll ihn haben? Und wer wird ihn mir geben?

Wenn du mir nur einen Augenblick Gehör geben wollteſt. —

So ſprich! Der ältere Mann lehnte ſich an einen Weidenſtamm, und verſank in ein mürriſches Schweigen. Der jüngere, nachdem er vorſichtig herumgeblickt und nichts entdeckt hatte als die in den Nachtnebeln dampfende Wieſe, und nichts gehört hatte als den Klang des Tamborin und der Zither, wie er von der rothen Schenke herüber durch die Stille der Gegend tönte, ſagte zum Ohr ſeines Gefährten geneigt:

Es giebt noch eine zweite Verſchwörung.

Der Alte horchte auf.

Eine Verſchwörung, ſetzte der Sprecher raſch hinzu, die viel mehr Ausſicht auf glücklichen Ausgang gewährt; die lange nicht ſo gewagt iſt als die in der wir unſre Karte eingeſetzt haben.

Eingeſetzt? tobte der Ältere. Ich habe mich noch nicht gebunden.

Deſto beſſer. Wir ſind noch frei.

Auch du, Stepan Stepanowitſch?

Auch ich.

Und was iſts mit der zweiten Verſchwörung?

Du weißt, unſre gute Mutter die Kaiſerin hat eine Tochter hinterlaſſen. Ein rechtmäßiges Kind.

Dieſes Mädchen iſt jetzt in Petersburgs Mauern. Wir wollen es zur Kaiſerin machen. Alles iſt ſchon im Gange. Denke an deinen Kommandoſtab.

Wo iſt der Führer eurer Sache?

Er will nicht genannt ſein.

Aber die Mitverſchworenen?

Zu ihnen führe ich dich. Es ſind herrliche Jungen. Frei von jedem Vorurtheil und noch kecker und unverſchämter als deine Soldaten.

Das will viel ſagen, Stepan. Du kennſt meine Zöglinge nicht, wie es ſcheint.

Ich kenne ſie — aber leben ſie wie die meinigen in Höhlen und Gruben, unter dem Moder und Schutt der Civiliſation? Werden ſie wie die meinigen zu Mördern und Dieben erzogen von dem Schickſal? Sind ſie wie die meinigen in Oppoſition mit der Geſellſchaft, von ihrem erſten Athemzuge an? Deine Soldaten ſind nur ſimpel Schurken, meine Kinder ſind verzweifelnde Hungrige; deine fürchten noch den Strick und die Knute, die meinen lachen über aufgeſchlitzte Naſen und zerfleiſchte Rücken. Deine bücken ſich noch vor einem Heiligenbilde — meine werfen es unter die Füße um Brod dafür zu haben —

Ah — wo fandſt du ſie — dieſe Tapfern?

Unter der Erde — wo der ehrliche Mann ſuchen muß, wenn über der Erde nichts mehr zu finden iſt.

Ich verſtehe das nicht. —

Komm, folge mir.

Und ſie entfernten ſich eilig über die Wieſe hin.

Die Tabakspfeife bei Hofe.

Peter III hatte in den erſten Monaten ſeiner Regierung ſich unabläſſig mit Reformen in ſeinem weitläufigen Reiche beſchäftigt, er hatte ohne Unterlaß Ukaſen und Geſetze gegeben, er glaubte ſich jetzt einige Ruhe vergönnen zu dürfen, und er begab ſich nach ſeinem Lieblingsaufenthalte, nach dem Luſtſchloſſe Oranienbaum, und hieß von dem ganzen Hofe ihm Niemanden dorthin folgen als die Gräfin Woronzoff, ſeinen Günſtling Gudowitſch, und ſeinen Hofnarren Platon. Dieſe drei Perſonen machten ſeine tägliche Umgebung aus, und ſorgten dafür daß in ſeiner Muße keine Berichte aus der Hauptſtadt ihn beläſtigten, und er völlige Ruhe bei ſeinen zwei Beſchäftigungen habe, die zugleich Genüſſe waren, denen er ſich leidenſchaftlich hingab, die eine die Leibkompagnie ſeiner Holſteiniſchen Garde täglich einmal manövriren zu laſſen, und die andre, nach Muſter des verſtorbenen Königs von Preußen ein Tabakskollegium zu halten. Bei ſeiner Vorliebe für Alles was Deutſch war, hatte Peter III auch die

Tabakspfeife bei Hofe eingeführt, ein früher unbekanntes Luxuserzeugniß an dieſer Stätte. Sehr bejahrte Höflinge konnten ſich zwar erinnern bisweilen im Munde Peters des Großen jene kleine holländiſche Thonpfeife geſehen zu haben, wie ſie uns auf den Bildern Gerard Dows und Breughels vorgeführt wird, allein niemals war vor Peter III dieſes monſtröſe Gebilde aus Meerſchaum mit einer ungeheuren gedrechſelten Röhre von Ebenholz in den Gemächern der kaiſerlichen Palläſte geſehen worden. Als die erſte Tabakspfeife nach Rußland kam war die Geiſtlichkeit nicht übel Willens, gegen ſie wie gegen eine Erfindung des Teufels oder des Deutſchen (im Sinne der Ruſſen faſt ganz gleich) zu eifern, und Peter III konnte durch viele treffliche Verbeſſerungen und weiſe Änderungen nicht vergeſſen machen daß er die Tabakspfeife eingeführt. Sie wurde mitſammt ſeinen ausländiſchen Uniformen, den Gemälden und Büſten vom König Friedrich II, und ſeiner Vorliebe für die deutſche Sprache auf die Liſte der Vergehungen geſetzt, deren die Nation ihn anklagte.

In dem Schloſſe zu Oranienbaum ſehen wir an einem neblichten Vormittage jene vier oben bezeichneten Perſonen in einem kleinen, einfach ausgeſtatteten Salon verſammelt. Nichts kündigte hier den Haushalt eines Kaiſers an. Peter III, wenn er im Winterpallaſt zu Petersburg ſich mit Glanz und Schimmer umgeben, wenn er bei ſeinen Audienzen eine aſiatiſche Pracht entfaltet hatte, wie ſie kaum unter einem ſeiner Vorgänger an dieſem luxuriöſen Hofe geherrſcht, liebte es in größter Zurückgezogenheit und Stille ſeine Stunden nur mit den allereinfachſten Zerſtreuungsmitteln zu füllen, und ſeiner Umgebung das Gepräge einer kleinen deutſchen Edelmannsfamilie auf dem Lande aufzudrücken. Er ſelbſt trug einen Uniformüberrock, ohne Stickerei, ohne Abzeichen, von grobem Tuche, ſein Haar lag zurückgeſtrichen und ließ die Stirn frei, die flach zurückgehend, weder in Form noch Farbe ſchön genannt werden konnte, und war nur nothdürftig mit Puder beſtreut. Auch hier hatte er ſich Friedrich II zum Muſter genommen, von deſſen häuslicher Morgenkleidung er ſich ein genaues Abbild und eine Beſchreibung hatte kommen laſſen. Man ſagte ſogar daß die Knöpfe der Uniform dieſelbe Anzahl und Form hatten, und daß wenn zufällig in Sansſouci an dem Überrock ein Knopf abhanden kam, bald darauf — ſo ſchnell als ein Kourir von Berlin nach Petersburg zu eilen im Stande war — auch ein Knopf in Oranienbaum von der kaiſerlichen Uniform verſchwand. Indeſſen war dies eine Erfindung der Witzbolde, die bei den ſich gegenſeitig befeindenden

Parteien bei Hofe herüber und hinüber witzelten. Eine gleiche einfache Toilette machte die Gräfin und ihre Geſellſchaftsdame und der junge Adjutant; nur der Narr machte eine Ausnahme; er trug ein phantaſtiſches Koſtüm, einen türkiſchen Kaftan, kleine nach perſiſcher Sitte ſeltſam geformte Halbſtiefel von in Gold und Silber geſticktem Leder, und eine Art Turban mit Perlenſchnüren und Diamanten verziert. So ſaß dieſer kleine, ältliche Mann, der buckelig war und ein großes, runzelvolles Geſicht zeigte, in deſſen Zügen eine verdrüßliche Ernſthaftigkeit und ein lächerlicher Hochmuth Platz genommen, als der einzige funkelnde und blendende Gegenſtand in dieſem Zimmer, wo außer ihm nichts an die Launen eines Fürſten und an die Größe und Pracht eines noch faſt aſiatiſchen Hofes erinnerte. Platon war der Name dieſes unglücklichen Weſens, das als der letzte Hofnarr am Hofe bezeichnet werden kann, und ſchon brauchte man ſelbſt bei ihm nicht mehr dieſen, dem Zeitgeiſt anſtößig gewordenen, Titel; man vermied es, den krüppelhaften Kleinen die Schmach und die Unbill empfinden zu laſſen, die ſeine Vorgänger bei dieſem am Hofe Peters des Großen und ſeiner unmittelbaren Nachfolger ſo unentbehrlichen Poſten hatten hinnehmen müſſen. Die Sitten waren human geworden, und Platon, beſonders da er noch dazu die Gunſt ſeines Gebieters in ſo hohem Grade beſaß, war eine Perſon von Einfluß und Bedeutung: man ging mit ihm ſäuberlich um. Die Geſchichte Platons war nicht ohne Intereſſe; ſie liefert Beweiſe von jenem klugen diplomatiſchen Talente, das dem Manne aus dem Volke in Rußland inne wohnt, und das ihn ſicher über den glatten Boden der Palläſte leitet, wenn ihn einmal das Glück in dieſe hohe Sphäre emporhebt. Die Geſchichte der ruſſiſchen Günſtlinge iſt eine Geſchichte der Elaſticität und Fügſamkeit der Formen des menſchlichen Geiſtes. Es zeigt ſich bei dieſen höfiſchen Equilibriſten ein ſichres Balanciren auf dem Seile, und ein plötzliches Niederwerfen, wenn ſie ſich nicht mehr halten können — ſo daß die Menge aufſchreit, meinend ſie ſeien gefallen; allein ſie ſind nicht gefallen, ſie haben das Seil umklammert, und ſtehen, ehe man ſich deſſen verſieht, wieder auf, und wandeln weiter. Platon war an den Hof Eliſabeths gekommen als ein Gelehrter, dem der Ruf vorging daß er ein tiefſinniges Wiſſen und eine ungemeine Kunſt in Erforſchung der Naturgeheimniſſe beſitze. Die Kaiſerin beſchäftigte ſich damals, wie ſo viele Fürſten zu ihrer Zeit, mit dem Plan Gold produciren zu wollen; ſie nahm dieſen Mann in ihre Dienſte, gab ihm einen Pallaſt zur Wohnung, und ergötzte ſich zuweilen in ſein Laboratorium zu kommen um die Schmelztiegel ſich anzuſehen und über die Anzahl der Phiolen, die irgend ein wunderſames Elixir enthielten, zu ſtaunen. Als nach Jahr und Tag, und nach Verſchwendung großer Summen kein Gold zu Tage gefördert wurde, trat bei der Kaiſerin Zorn und Unwille in Stelle der frühern Gunſt. Sie ließ dem Gelehrten eines Morgens ſagen, wenn er in Zeit von vierundzwanzig Stunden kein Gold in ſeine Tiegel zaubern könne, ſo ſollte er ſich gefaßt machen daß ihm die Naſenflügel aufgeſchlitzt würden, und er nach Empfang von zwölf Knutenhieben ſeine Reiſe in die Steppen Sibiriens anzutreten habe. Platon war ehrlich; er hätte den unwiſſenden Akademiker, den ihm die Kaiſerin ſandte, täuſchen können, ihm Gold vorzeigend, das ſcheinbar durch den geheimen chemiſchen Prozeß der Metalle entſtanden, allein er zog es vor, durch ein anderes Mittel, und ohne die Wiſſenſchaft zu beleidigen, dem allmächtigen Zorn ſeiner Gebieterin zu entſchlüpfen. Er ſtellte ſich als der Vernunft plötzlich beraubt. Es konnte dies glaubhaft erſcheinen, wenn man die unabläſſigen Mühen und die Nachtwachen in Betracht zog, die den armen Gelehrten ſeine ſchwierige Aufgabe gekoſtet. Sogleich ließ ihm Eliſabeth erklären daß ſie ihn zu ihrem Hofnarren ernenne. Es war dies eine

Grauſamkeit, völlig ähnlich dem Charakter einer Fürſtin, die die Wiſſenſchaften nur als eine läppiſche Spielerei betrachtete und die Künſte nur als Träger der ſinnlichen Genüſſe des Hofes. So war denn Platon von einem nicht unberühmten Gelehrten ſeiner Zeit zu einem öffentlich bekundeten Spaßmacher herabgeſtiegen; allein, wie geſagt, Peter III ſuchte bei dem Unglücklichen die grauſamen Launen ſeiner Tante wieder gut zu machen; und Platon war erkenntlich, indem er dem jungen Kaiſer auf alle Weiſe zu nutzen ſuchte, oft dadurch daß er ihm ſehr ohne Umſtände die Wahrheit ſagte: ein Vorrecht der Hofnarren früherer Zeit, das Platon nicht aufgeben wollte.

Die geöffneten Fenſter des kleinen Saals warfen ihr Licht auf Petern, der ſich hinausgelehnt hatte, um den militäriſchen Übungen ſeiner Garde unten auf dem geebneten Gartenplatze anzuſehen. Eine leichte Beſchädigung am Fuße hinderte ihn ſelbſt die Reihen zu durchſchreiten; allein er rief von oben die Commandoworte hinab, und fügte hier und da einen Scherz hinzu, ſeinen lieben Holſteinern, von denen er Jeden am Namen zu nennen wußte und von deren Lebensſchickſalen er aufs genaueſte unterrichtet war, zum großen Vergnügen.

Seitwärts an einem beweglichen Rahmen, auf dem eine Stickerei ausgeſpannt war, ſaß die Gräfin

Woronzoff, mit ruhiger und freundlicher Miene, von Zeit zu Zeit aufblickend, und dem Adjutanten, der ihr gegenüber an einem, mit künſtlichen Hölzern und Perlmutterfiguren ausgelegten Schreibepult ſaß und Stickmuſter zeichnete, ein paar Worte, die ſich auf ſeine Arbeit bezogen, zurufend. In der Tiefe des Zimmers, neben einem großen Bücherſchrank, deſſen Glasthüren offen ſtanden, ſaß auf einem niedrigen Bänkchen Platon, und blätterte in einem großen Folianten. Es war ſo ſtill im Zimmer daß man das Picken der großen Wanduhr vernahm, die dem Fenſter gegenüber eben die eilfte Vormittagſtunde anzeigte, dieſer Anzeige einige Flötenakkorde zufügend.

Peter erhob ſich von den Polſtern am Fenſter, und trat von der Stufe herab. Das Manöver war beendet. Die Soldaten gingen in ihre Kaſernen heim, die Offiziere erhielten den Befehl, am Abend ſich auf dem Schloſſe zum Tabakscollegium einzufinden.

Nachdem der Kaiſer eine Zeitlang der Arbeit der Gräfin zugeſehen, wandte er ſich um, und Platon gewahrend, ſagte er: Was lieſeſt du?

Die Geſchichte Rußlands, erwiderte der Gefragte, ohne ſich von ſeinem Seſſel zu erheben, ja ohne auch nur von den vergelbten Blättern ſeines Buches aufzuſchauen.

Das iſt eine langweilige Lektüre — ſagte der Kaiſer.

Du haſt Recht, Petrus; langweilig für den, der daraus lernen ſoll, aber amüſant für unſer Einen, der daraus ſieht welchen Fehlern und Irrthümern diejenigen unterworfen ſind, die Gott eingeſetzt hat um uns arme Menſchenkinder zu regieren.

Peter antwortete nicht; er drehte dem Sprechenden den Rücken und blickte wieder zum Fenſter hinaus. Keine Nachrichten aus der Stadt? fragte er den Adjutanten.

Der Günſtling erhob ſich und entgegnete: Sire; es iſt alles ruhig.

Da ſiehſt du, Gudowitſch; was hab ich euch geſagt? wie ſollte es auch nicht ruhig ſein. Aber ihr ſeht immer Geſpenſter.

Die Gräfin und der Günſtling wechſelten einen flüchtigen Blick miteinander.

Ich ſage euch ich bin beliebt — ſagte der Kaiſer.

Niemand antwortete.

Ich kenne mein Volk, obgleich man ausſprengt ich kennte es nicht, und liebte es auch nicht — ſetzte der Kaiſer ſeine Rede, oder vielmehr ſein Selbſtgeſpräch fort. Aber ich will wie mein großer Vorfahr, dieſem Volke meinen Geiſt, meinen Willen aufprägen.

O — ah — ah! rief Platon.

Was iſts? fragte der Kaiſer.

Der Gefragte zeigte ſeine rothgefärbten Fingerſpitzen: Verzeihung, großer Kaiſer, Verzeihung! Ich habe eben eines der Siegel verwiſcht, das hier unter einem Diplom, das Iwan Waſſiljewitſch der Grauſame — dein edler Vorfahr — ausgefertigt hat, abgedruckt war. Aber warum iſt dies abſcheuliche Wachs auch ſo leicht auflösbar.

Sprich lieber, weshalb biſt du ſo ungeſchickt, ſagte der Kaiſer. Man ſoll an ein altes Siegel nicht rühren.

Wenn du's ſagſt, Petrus, muß es wahr ſein; ſonſt hätte ich gedacht, man könnte ebenſo ungeſtraft ein altes Siegel berühren, wie man die nationale Verfaſſung eines Volkes antaſtet.

Peters Stirn runzelte ſich. Die Gräfin rief ſchnell: O ſagt mir, Sire; ſoll ich dieſe Roſe in der That roth färben? würde es nicht beſſer zum Ganzen ſich ſchicken wenn ſie gelb wäre?

Färbe ſie wie du willſt; mein Kind, ſagte der Kaiſer mürriſch

Ums Himmelswillen, nicht gelb; fügte der Narr hinzu. Man könnte hier zu Lande die gelben Roſen für eine deutſche Erfindung halten, und würde euch fluchen.

Die Gräfin nahm lachend aus einem Korbe farbiger Seiden, der neben ihr ſtand, einen Knäuel von Roſenfarbe. Gudowitſch brachte eine fertige Zeichnung und ſtellte ſich neben den Stickrahmen. Platon machte ſeinen Folianten mit großem Geräuſche zu und gähnte völlig ungezwungen.

Wann gehen wir nun nach Dänemark, Petrus? fragte er nach einer Pauſe. Ich glaube daß ein wenig Luft und Ortsveränderung mir gut thun wird.

Iſt dir die Luft in Petersburg nicht heilſam?

Sie iſt ſeit einiger Zeit ein wenig ſchwül.

Was ſagt man von meinem bevorſtehenden Kriegszuge im Publikum? hub Peter III wieder an, halb zu Gudowitſch, halb zu Platon gewendet.

Man findet es außerordentlich, Sire, entgegnete der Erſtere, daß ein Selbſtherrſcher von Rußland ſich in Perſon an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen will. Dergleichen Beiſpiele von Entſchloſſenheit und Muth hat man nicht erlebt in dieſem Lande, ſeit Peter dem Großen.

Man findet es thöricht, hub Platon an, daß ein Selbſtherrſcher von Rußland in dem Augenblicke aus ſeinem Lande läuft, wo man im Begriff ſteht ihm Kappe und Kragen zu nehmen.

Ah — rief Peter; ich ſeh es, dir fehlt es an Courage. Du möchteſt hier bleiben, — ſei ruhig, du ſollſt bleiben.

Ich habe dir ſchon geſagt, Petrus, daß die Luft in deiner Stadt mir zu ſchwül iſt.

So ſchicke ich dich nach Sibirien; dort iſts kühl, ſagt man.

Gut; ich habe nichts dagegen; allein warte dann noch etwas bis du nach wenigen Tagen einen Trupp Generäle, Feldmarſchälle und Staatsminiſter dahin beförderſt. Alsdann wird es mir nicht an Geſellſchaft fehlen. Ich reiſe ſo ungern allein.

Ich habe Niemanden zu verbannen.

Du wirſt ſchon welche bekommen. Ich ſtehe dir in Zeit von vierzehn Tagen für ein volles Halbeshundert, wenn du, wie wir es wünſchen — jetzt gleich unter ſie fährſt.

Immer die alte Leier. —

Ja, Petrus — aber du wirſt an den alten Leiermann einſt denken.

Peter ging im Gemach auf und ab, ſichtlich verſtimmt und gelangweilt. Er wünſchte die Abendſtunden herbei, wo er mit den Offizieren ſeines holſteiniſchen Regiments Tabak rauchte, trank, und die Laſt einer Krone vergaß, die, ſo kurze Zeit ſie erſt auf ſeinem Haupte ruhte, doch bereits anfing ihn zu drücken.

Ein Geräuſch an der Thür wurde vernommen; das Scharren eines Hundes. Gudowitſch öffnete, und ein zierliches Windſpiel ſprang herein, ſeinem Herrn die Hände liebkoſend berührend, und dann den ſchmalen Kopf mit den großen klugen Augen der Gräfin auf das Knie legend. Dieſe fühlte etwas an dem feinen Stoff ihres Mouſſelinmorgenkleides raſcheln, und hingreifend zog ſie ein zuſammengerolltes Papier aus des Hundes Halsband.

Fidèle, wo biſt du geweſen, und was haſt du mitgebracht?

Gudowitſch gab der Gräfin einen Wink das Papier zu verſtecken, allein der Kaiſer hatte es ſchon bemerkt. Er fragte was es enthalte.

Nichts von Bedeutung, Sire. Wahrſcheinlich ein paar franzöſiſche Verſe, die irgend ein müßiger Kopf aufgeſchrieben, und die er auf dieſe Weiſe in die Welt ſendet.

Leſen Sie, Maria Feodorowna.

Die Gräfin hub an; allein ſie ſtockte bei dem erſten Worte, und gab das Briefchen an den Adjutanten; dieſer wollte es ungeleſen in den Papierkorb werfen, als nochmals Peter befahl den Inhalt vorzutragen.

In der That, Sire, entgegnete der junge Mann; die Gräfin hat Recht; der Zettel enthält nichts mehr und nichts weniger als einen faden Scherz. Aber die Röthe und die Befangenheit, mit der Gudowitſch dieſe Worte ſprach, ſtraften ihn Lügen, und machten daß des Kaiſers Neugier noch lebhafter geſpannt wurde.

Einen faden Scherz! Nun gut; ich will ihn hören.

So muß ich leſen.

Er trat an das Fenſter und trug mit ſtockender Stimme folgende Worte vor.

„Man bittet den Kaiſer, gewiſſen Regimentern, die man nennen kann, ihre zeitweiligen Chefs zu nehmen, und ihnen andre zu geben. Es ſind drei Infanterie-Regimenter und ein Kavallerie-Regiment, wo dieſe Maßregel nothwendig, und zwar noch innerhalb achtundvierzig Stunden ergriffen werden muß.

Man bittet den Kaiſer auf die Correſpondenz des franzöſiſchen Geſandten ein achtſames Auge zu haben. Ein zuverläſſiger und treuergebner Mann will es über ſich nehmen, gewiſſe Briefe, die in dieſen Tagen angekommen ſind, aus der franzöſiſchen Geſandtſchaftskanzlei zu rauben.

Man bittet den Kaiſer einen hohen Staatsbeamten, den man nennen kann, noch vor Anbruch der Nacht, verhaften zu laſſen.“

Peters Antlitz bedeckte eine Bläſſe, die die Gräfin, deren Blicke geſpannt auf ihm ruhten, erſchreckte. O nichts weiter — nichts weiter von dieſen Albernheiten, rief ſie. Gudowitſch wollte das Papier zuſammenrollen, der Kaiſer legte die Hand auf den Arm des jungen Mannes, und gab ihm einen Wink fortzufahren.

„Man benachrichtigt den Kaiſer daß vorgeſtern Abend eine Zuſammenkunft der Verſchworenen in einem Hauſe, das die rothe Schenke heißt, ſtattgefunden hat. Man kann die Perſonen nennen, die gegenwärtig waren.“

Ah — rief Peter; nun will man mir gar die Zuſammenkünfte der Soldaten in den Kaſernen, und der Bauern in der Schenke als gefährliche Conſpiration darſtellen.

Eine ſchlimme Zeit! rief der Narr. Die Hunde fangen an zu ſprechen.

Weiter! gebot der Kaiſer.

„Man benachrichtigt den Kaiſer daß die Kaiſerin Gäſte aus Deutſchland erwartet, deren Anweſenheit gefahrbringend ſein wird. Man bittet, dieſe Gäſte nicht einzulaſſen, oder wenn ſie bereits im Pallaſte aufgenommen, ſie wieder ſchleunigſt zu entfernen.

Der Schreiber dieſes haftet mit ſeinem Kopfe für die Wahrheit der Mittheilungen, die er ſo eben gemacht hat; er wird ſie vervollſtändigen, aber nur dem Kaiſer allein. Ein kleines Zettelchen mit den Worten „Er komme“ und der Unterſchrift „Peter III“ und dieſes Schreiben dem Halsbande des Hundes

— bedient ſich die Treue nicht immer des Symbols eines Hundes? — angelegt, wird ihn innerhalb weniger Minuten vor das Auge des Herrſchers führen."

Dieſe myſteriöſen Zeilen hatten natürlich keine Unterſchrift; ſie waren franzöſiſch, und die Hand war ſo fein und zierlich, daß man verſucht wurde an die Schrift einer Dame zu glauben. Peter blickte aufmerkſam und prüfend die Warnung an, und legte dann das Papier zuſammengefaltet in ſeine Brieftaſche. Ein tiefes Schweigen herrſchte; nach einer Weile nahm er es wieder heraus, ſah es noch einmal flüchtig an, und zerriß es dann, indem er die Stücke aus dem offenen Fenſter ſtreute.

Wenn der Briefſchreiber in der Nähe harrt — ſagte er, ſo ſieht er welche Antwort ich ſeinen unwürdigen Denunciationen zu Theil werden laſſe.

Sire! rief die Gräfin, man hätte doch prüfen ſollen. Die Angaben waren ſo genau.

Sind nicht in letzter Zeit faſt täglich ſolche Warnungen eingetroffen? ſagte der Kaiſer.

Nicht ſo umſtändliche. Die Gefahr ſcheint auf den höchſten Punkt gelangt. — — Und die ſchöne Frau erhob ſich von ihrem Platze, und kam mit einer bittenden und zärtlichen Miene dem Fürſten nahe. O, Sire, Sire — wenn wir wirklich etwas zu fürchten hätten! Wenn die nächſten Tage, vielleicht die nächſten Stunden ſchon uns Gefahr brächten. Sire — laſſen Sie uns nach Petersburg zurückkehren — noch an dieſem Vormittage. Die Stille und Ruhe hier in dieſem ländlichen Schloſſe beängſtigt mich mehr als der Tumult und das Gedränge einer ganzen aufrühriſchen Hauptſtadt. Man ſieht die Wetterwolke am Himmel; man kann ihren Zug beobachten, man ſieht den Himmel ſich nach dieſer oder jener Seite hin lichten. Hier leben wir mit verſchloſſenen Fenſtern, in einem Gewölbe, das keinen Laut von außen zuläßt! der vernichtende Strahl kann auf unſer Haupt niederfahren, ohne daß wir nur ſeine Nähe ahnen.

Peter wandte ſich ab, und auf den Boden ſtampfend rief er: Ich will nichts hören! Zum Überdruß ſind dieſe ſpukhaften Träumereien mir ſchon nahe gekommen. Ich glaube an keines dieſer Anzeichen. Man verſucht bis wie weit man mich mißtrauiſch und wankelmüthig machen könne; man ſoll ſehen daß man mich nicht weit führt.

Die Gräfin kehrte auf ihren Platz zurück, bleich und zitternd.

Eine lange Pauſe entſtand.

Platon hatte ſich hinausgeſchlichen. Peter lehnte ſich aus dem Fenſter hinaus, indem er eine kleine ſilberne Pfeife ertönen ließ. Der Aufſeher der kaiſerlichen Ställe, dem dieſer Ruf galt, erſchien, und Peter gab den Befehl ſeinen Lieblingsrappen zu ſatteln.

Wie, Sire! Sie dürfen ja nicht reiten! rief die Gräfin, wieder ans Fenſter eilend. Ich erlaube es nicht — wahrlich, nein! ich erlaube es nicht.

Laß mich, meine Schöne! Es iſt etwas ſchwül hier, wie der weiſe Platon ſagt. Ich werde einen kleinen Ritt machen, er wird mir nicht ſchaden — Gudowitſch begleitet mich. Nimm deinen Hut und deinen Sonnenſchirm, Maſchinka, und promenire am See hin, während ich den Weg in die Meierei einſchlage. So bleiben wir beiſammen.

Und Peter III, mit einem Pantoffel und einem Stiefel bekleidet, ſchwang ſich aufs Pferd; während die Gräfin, Fidele an ein ſeidnes Band knüpfend, ſich zum Spaziergange anſchickte. Die Drei verloren ſich in die Schatten des ſorgſam gepflegten Parkes, der einen ſchönen See einrahmend, das Luſtſchloß von der Südſeite umgiebt. Der Himmel war völlig klar; die Natur ſo ſtill und unbewegt, daß man das Fallen eines Blattes hätte hören können.

Als die Abendſtunden einbrachen, befand ſich der Kaiſer mit dreißig jungen Männern in einem, beſonders dieſem Zwecke gewidmeten Saal. Ein langer Tiſch, der aus mehreren zuſammengeſchobenen Tiſchen beſtand, füllte faſt die ganze Länge des Saals, und war bedeckt mit einer Anzahl Käſtchen und Papierdüten, in denen die verſchiedenen Sorten des Tabaks enthalten waren. Ein Gerüſt in der Mitte, faſt wie ein koloſſaler Tafelaufſatz geſtaltet, enthielt auf vielen Etagen eine Anzahl Pfeifen, von jeder Größe und Form. Die Gäſte wählten ſich aus dieſer Menge die ihnen zuſagenden. Der Kaiſer rauchte aus einem kleinen Meerſchaumkopf, den, wenn er geleert war, die Gräfin Woronzoff mit zarten Fingern wieder füllte. Es war dies ein Zeichen ihrer Hingebung und Gunſt, das Peter ganz beſonders hoch anſchlug.

Peter III, unter ſeinen Holſteinern ſich befindend, keinen Ruſſen in der Nähe wiſſend, überließ ſich ohne allen Zwang ſeinen Liebhabereien und Launen. „Seht in mir den Holſteiner von Geburt, und den preußiſchen Hauptmann“ ſagte er zu ſeinen Offizieren: „der Kaiſer von Rußland iſt nicht gegenwärtig. Thut euch keinen Zwang an.“ Und die jungen Männer befolgten dieſe Anweiſung ſehr willfährig. Sie waren ihrem Charakter nach gutmüthig und genußſüchtig; es waren Söhne aus guten deutſchen Familien, die bei der Thronbeſteigung Peters ſich plötzlich zu ungemeinem Anſehen erhoben fühlten, die aber, und dieſes Lob mußte man ihnen laſſen, dieſes Anſehen nicht mißbrauchten. Die kurze Zeit der Macht dieſer Günſtlinge, deren Zahl ſich auf wenig mehr erſtreckte als grade heute in dem Saale gegenwärtig waren, hinterließ keine jener gehäſſigen Spuren, die die Herrſchaft begünſtigter Genoſſen der Fürſten gewöhnlich zu hinterlaſſen pflegt. Dennoch konnte ihr Einfluß auf den Kaiſer ein verderblicher genannt werden: ſie umſchloſſen den Fürſten wie eine engumfaſſende, unüberſteigliche Mauer, die ihn weder hinüberſehen, noch herüberhören ließ was außerhalb vorging. Die jungen Männer waren keine Intriguants, keine Ehrgeizige: was ſie thaten geſchah aus Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit; allein durch Peters Eigenthümlichkeit gewann es die Wirkung der berechnetſten Klugheit. Von dieſen Verſammlungen hinter verſchloſſenen Thüren, wo jeder National-Ruſſe entfernt blieb, ſprach das ganze Reich, und Jedermann ſuchte irgend ein gehäſſiges, gefährliches Motiv bei dieſer Ausſchließung, während ſie in der That nichts anders war als das Reſultat einer ſehr verzeihlichen Luſt eines Herrſchers, ein paar Stunden des Tages ungeſtört mit ſeiner Familie zu verplaudern. Peters III Familie waren ſeine Holſteiner.

Nachdem der Wein die Köpfe belebt hatte, kamen in großer Menge die Erinnerungen an die Jugend und die Heimath auf die Lippe eines Jeden dieſer guten Deutſchen. Peter III hörte mit Entzücken zu: er ſah ſich ſelbſt wieder in dem Schloſſe zu Kiel, und in den Sälen der alten Fürſtenſchule zu Gottorp. Die holſteiniſchen Geſtade, das weite Meer, die heimathlichen Schlöſſer, die kleinen Städte — alles lag im helleſten Sonnenſchein vor dem Auge des Fürſten, der in dieſem Augenblick ſein Haupt wieder frei fühlte von der ſchweren Wucht der Zaarenkrone. Als dieſe Erinnerungen ſo ziemlich die Reihe um die ganze Tafel gemacht, kam das Lob Friedrichs II an die Reihe. Auch dies war ein Lieblingsthema. Peter III erinnerte ſich wo und bei welcher Gelegenheit er ſein erhabenes Vorbild zum erſtenmale erblickt, und er beſchrieb auf das genaueſte die Kleidung, die Miene, den Gang des Brandenburgers. Es lag ſo viel wahres Feuer, ein ſo ungekünſtelter Enthuſiasmus in des Kaiſers Worten, und Peters Anhänglichkeit an Friedrich erſchien hier von ihrer liebenswürdigen Seite: ſie war das Opfer der Bewunderung das der junge aufſtrebende Krieger dem ſchon berühmten und geprüften brachte; ſie wurde erſt zu einem politiſchen Verbrechen als der Kaiſer ſo urtheilte und danach handelte, wie der ehemalige preußiſche Lieutenant urtheilte.

Als auch dieſer Gegenſtand erſchöpft war — und ein leiſes Gähnen der ſchönen Gräfin, die auf ihrem Lehnſeſſel zurückgelehnt in eine Wolke Tabaks eingehüllt war, zeigte an daß er bereits ſchon zu lange angehalten — öffnete ſich auf ein Zeichen des Kaiſers die eine Wand des Saals, und eine kleine Schaubühne wurde ſichtbar, vom Glanz der Lampen ſtrahlend, und ein Meer von Wohlgerüchen ausſtrömend, das jedoch vergeblich gegen die Tabaksdämpfe im Saale kämpfte; die letztern blieben Sieger und zogen auf die Bühne hinauf, die natürlichen Wolken bildend, aus denen die Sylphengeſtalten der kleinen in Silberſtoff und roſenrother Gaze gehüllten Tänzerinnen des Ballets ſich entwickelten. Es war ein Bild von komiſcher Wirkung, und Peter III ergötzte ſich ſehr daran, alle dieſe zarten Nymphen, die aus den Myrthenbüſchen hervorgetrippelt kamen, faſt erſticken zu ſehen indem ſie den Tabaksqualm einathmeten. Das Ballet hielt ſich nicht allzuſtrenge in den Linien des erlaubt Darſtellbaren; es kamen Situationen und Gruppen vor, die die Blicke der jungen Offiziere leuchten machten, und die Gräfin Woronzoff zwangen den Fächer vorzuhalten. Dem Ballet folgte eine Pantomime, die einen der jungen Holſteiner zum Verfaſſer hatte, der ſelbſt mitſpielte, von einem Paar ſeiner Kameraden unterſtützt, die Frauenrollen übernommen hatten. Die Farce hieß „Scaramouche in tauſend Ängſten“ und war darauf berechnet, den franzöſiſchen Geſandten, den Peter nicht leiden mochte, und einige andre Perſonen des Hofes lächerlich zu machen. Der junge Mann, der den Scaramouche gab, war ein ſo trefflicher und ausgelaſſener Komiker, er hatte ſeine Maske ſo geſchickt ausgearbeitet daß dieſes boshafte kleine Spiel ein Kunſtwerk in ſeiner Art wurde und den Kaiſer und ſeine Freundin zu lautem Lachen zwang.

Man war eben dabei Scaramouche unter ſeinen zwei Freundinnen wählen zu ſehen, die Jede, eine koloſſale Puppe auf dem Arm, ihn zur Heirath zwingen wollte, indem ſie behauptete, dieſes Kind und noch zu Hauſe zwanzig andre von ihm zu beſitzen, als plötzlich eine gewiſſe auffallende Pauſe eintrat. Es war als wenn ein magnetiſcher Strahl durch den Saal geleitet werden: alles ſchwieg, und in der Stille, die augenblicklich herrſchte, vernahm man das leiſe Pochen eines gekrümmten Fingers an die Thür. Dieſes Pochen wiederholte ſich nach einer kleinen Pauſe, und Peter gab Platon Befehl, der ſeinen gewohnten Platz an dieſen Abendfeſten hinter dem Stuhle des Kaiſers eingenommen hatte, zu ſehen wer die Dreiſtigkeit habe ein ſolches auffälliges Zeichen der Störung zu geben. Platon kam zurück und meldete daß der Kammerherr der Kaiſerin draußen ſtehe, der Ihro Majeſtät die Kaiſerin anmelde.

In dieſem Augenblicke öffneten ſich beide Thüren, und Catharina erſchien auf der Schwelle des Gemachs, lächelnd und mit einem freundlichen Blicke hinter den Wolken Tabaks den Kaiſer ſuchend.

Der Vorhang der Bühne ſchloß ſich in dem Moment als die Thüren ſich öffneten um die Kaiſerin einzulaſſen.

Alles erhob ſich von den Sitzen.

Peter III ging ſeiner Gemahlin entgegen; allein er that dies langſam und ſchleppte abſichtlich den kranken Fuß nach, um zu zeigen daß dieſer Beſuch ihn beläſtige.

Catharina behielt dieſelbe Miene von Freundlichkeit, ſelbſt als ſie ſich der düſtern und drohenden Stirn ihres Gemahls gegenüber ſah.

In der That, Madame — hub der Kaiſer an — ich habe Sie nicht erwartet.

Sire; ich glaubte nicht zu ſtören, entgegnete Catharina. Es gab eine Zeit wo ich in dieſen Räumen heimiſch war, und kommen konnte wenn ich wollte.

Ja, allerdings, Madame; eine ſolche Zeit gab es.

Catharina ſah mit einem flüchtigen Blicke über die Tafel hin, und in den blauen Nebeln, die darüber hinwogten, ſah ſie wie gleich den Schatten des Tartarus einzelne Geſtalten am Ende dieſes weitgedehnten Raumes ſich hin und her bewegen. Die jungen Offiziere waren damit beſchäftigt die Tänzerinnen des Ballets, die ſich von der Bühne in den Saal verirrt hatten, beſtmöglichſt vor den Blicken der Kaiſerin zu verſtecken. Einige dieſer kleinen Überläufer brachte man unter den Teppich des Tiſches, andre flüchteten in Wandſchränke, vor deren Thüren ihre Verehrer ſich ſtellten. Catharinas Blick blieb auf der Gräfin Woronzoff haften, die wie eine Bildſäule leblos und ſtarr auf dem Stuhl des Kaiſers gelehnt blieb, und ein kaltes, herausforderndes Auge auf Catharina richtete. Die Stirn der Kaiſerin überflog eine Wolke, die jedoch augenblicklich wieder verſchwand. Sie führte den Kaiſer an ſeinen Platz zurück, nahm neben ihm den Stuhl der Gräfin ein und ſagte, indem ſie ſich zu den Offizieren wandte: Laſſen Sie ſich nicht ſtören, meine Herrn, ich bleibe nur wenige Minuten. — Bitte, nehmen Sie ihre Plätze ein.

Peter ſah abwechſelnd ſeine Gemahlin und ſeine Geliebte an, und ſchien in der übelſten Laune.

Ich höre daß Sie krank ſind, Sire; hub Catharina an, und ich komme mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Ah, Madame; iſt dies der einzige Grund weshalb Sie ſich in ſo ſpäter Stunde von Ihrem Luſtſchloß zu Peterhof hierher bemühten?

Die Stühle, auf denen die beiden Majeſtäten Platz genommen hatten, waren aus ihrer frühern Stellung herausgerückt, ſie befanden ſich jetzt weit von der Tafel ab, und der Wand ſehr nahe, ſo daß das fürſtliche Paar ziemlich abgeſondert und die Anweſenden ſo ziemlich in der reſpektvollen Entfernung ſich befanden, wie ſie das Ceremoniel des Hofes erfordert. Nur die Gräfin Woronzoff bildete für ihre Perſon eine Ausnahme, ſie blieb in der unmittelbaren Nähe Peters, und gab ſich nicht die Mühe zu verhehlen daß ſie ſich von dem Inhalt des Geſpräches, das Beide jetzt leiſer führten, in Kenntniß ſetzen wolle.

Auf Peters Frage erwiederte Catharina: Allerdings, Sire; iſt er der einzige Grund; jetzt aber da ich einmal da bin, möchte ich Ew. Majeſtät zugleich um die Gewährung einer Gunſt erſuchen.

Einer Gunſt, Madame?

Man hat an der Barriere von Petersburg eine Reiſende angehalten, und ihr den Eintritt in die Stadt verweigert, unter dem Vorwand, dieſe Dame ſei eine Fremde, und habe nicht ihre Papiere in Ordnung.

Die Gräfin flüſterte, die Rede der Kaiſerin unterbrechend: Denken Sie an Fidèle, Sire.

Catharina hielt inne und ſetzte dann hinzu: Dieſe Dame iſt meine Freundin. Sie kommt aus Holſtein um mich zu beſuchen. Sie können ſich denken, mein Herr, wie unwillkommen es ihr ſeyn muß vor den Thoren der Stadt zu harren, während ſie ſchon längſt in meinen Armen hätte ſein können.

Ah — in der That — ich kann mir dies denken. Indeſſen, Madame; man hat mich gewarnt; noch dieſen Morgen. Ich ſpreche offen mit Ihnen, wie ich es immer thue.

Catharina wechſelte die Farbe: Und Ew. Majeſtät haben dieſe Warnung beachtet?

O — nein! — Ich —

Catharina erhob ſich. Kein Wort weiter, Sire! rief ſie leiſe, aber mit einer Stimme in der eine ungebändigte Energie herrſchte. Meine unglückliche Freundin wird nach Deutſchland heimkehren; ich ſehe wohl ich kann ſie nicht ſchützen.

Aber wer ſagt das, Madame? entgegnete Peter, auf den dieſe Miene und dieſer Ton ſeiner Gemahlin eine ſtarke Wirkung hervorbrachten.

Man traut mir Pläne zu gegen Ihre Ruhe, gegen Ihre Sicherheit, Sire — ſagte Catharina; wohl, ich will mich von allen meinen Freunden losſagen, ich will jede Erinnerung an Freude und Glück aus meinem Daſein verbannen, ich will mich ſelbſt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verbannen, wenn Ihnen dies genügt.

Cathinka! ſagte Peter III; Sie wiſſen ſelbſt daß das Thorheit iſt, was Sie da ſprechen.

Eine Pauſe entſtand, während man hörte wie ſich die Hände der Gräfin ſehr angelegentlich mit dem Halsband des Hundes beſchäftigten. Peter verſtand dieſen Wink, aber in dieſem Augenblick hatte er nicht den Muth ihn weiter zu beachten, oder es überkam ihn auch dieſelbe Aufwallung rückſichtloſer Großmuth, wie ſie ihn am Morgen zum Vernichten des Billets gebracht hatte, und er ſagte raſch:

Ich werde den Befehl geben, Catharina! Geben Sie ſich zur Ruhe. Sie ſollen Ihre Freundin begrüßen. Es muß ein Mißverſtändniß ſein. Ich werde Gudowitſch hinſchicken.

Catharina machte eine leichte Verbeugung mit dem Haupte. Ihre Miene war ſtrahlend und ſiegreich. Einer dieſer zündenden Blicke traf auf die Gräfin, und begegnete demſelben gläſernen ſtarren Auge, wie es anfangs dieſes ſchöne Antlitz verunziert hatte.

Mit einer graziöſen Verbeugung gegen die Offiziere verſchwand die Kaiſerin.

Als ſie fort war, näherte ſich Maria Woronzoff dem Kaiſer: Welch ein Thor Sie ſind! ſagte ſie ſcharf und mit einer brennenden Röthe im Geſicht — Sie laſſen ſich von ihr etwas aufbinden! Wird denn dieſe Frau es ewig in ihrer Gewalt haben Sie am Gängelbande zu leiten? Dies wäre nun eine Gelegenheit geweſen ihr zu zeigen daß wenn man Luſt empfindet Sie anzugreifen, man Sie gewappnet finden wird.

O, was liegt daran, daß ſie eine Freundin aus Deutſchland empfängt? —

An dieſer Freundin liegt nichts — aber an der Gewährung des Verlangens. Sie müſſen, Sie dürfen ihr nichts gewähren, Pierre. Sie muß völlig ein Schattenbild ſein, man muß gar nicht wiſſen daß ſie exiſtirt, dieſe kleine Prinzeß von Anhalt Zerbſt. —

Peter III ſah ſeine Freundin mit einem Blicke an, der zugleich Vorwurf und Bitte enthielt. Sie vergeſſen, Marie, daß ich die Kaiſerin in der letzten Zeit empfindlich gedemüthigt habe, und immer nur um Sie, meine Freundin, zu erhöhen. In der That, es ging ſo weit, daß der Hof nicht gewußt hat wer von euch beiden Frauen die Kaiſerin war.

Die Gräfin warf das Haupt in die Höhe und zuckte mit den Achſeln. Sie haben allerdings ſehr viel für mich gethan, Pierre; ungeheuer viel!

So iſts, Madame.

Die Gräfin wandte ſich ſchnell um, und ſich faſt mit dem ganzen Körper auf Peter ſtürzend, flüſterte ſie ihm ins Ohr: Aber du haſt noch lange nicht genug gethan, mein Freund. Gieb Befehl, gieb dieſe Nacht noch Befehl daß man ſie in Gefangenſchaft bringt, ſie und den Prinzen. Du haſt es mir ſo oft verſprochen; es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren. Ich ſeh das Haus über unſerm Haupte zuſammenſtürzen. Willſt du daß ich Gudowitſch rufe, oder den jungen Schomburg? er hat noch mehr Muth als unſer kleiner Adjutant; er ſoll ein Pferd beſteigen, einige Leute mitnehmen, und den Wagen der Kaiſerin anhalten; ſie auf ihrem Wege verhaften — ehe ſie Petersburg erreicht; denn ſie geht nach Petersburg, nicht nach Peterhof — verlaß dich darauf. Nun? Was befiehlſt du? —

Ich befehle daß man das Stück weiter ſpiele, in dem wir unterbrochen worden! entgegnete Peter III.

Ah! rief die Gräfin, und ließ ſich erſchöpft und zuckend in einen Stuhl fallen. Er geht unter, und wir mit ihm — murmelte ſie. Es iſt nichts mit ihm! Wir müſſen allein handeln.

Die Opernarien begannen von neuem; überall aus den Wänden, aus der Tieſe kamen die roſenrothen Geiſter hervor und erklommen die Bühne. Die Tänze, die Gruppirungen begannen aufs neue. Trotz des ſchweren, ehernen Fußtrittes, den eben die Wirklichkeit durch dieſen Raum gethan, war der flüchtige Fuß der Phantaſie ſo flüchtig und gaukelnd wie er nur jemals geweſen. Über dieſem kleinen roſigen Opernhimmel lag ein ungeheurer, von Flammen gerötheter Himmel; die Herzen, die hier gaukelten, empfanden zuckend, mitten in der Luft, das Herannahen großer Geſchicke, aber in keinem dieſer Herzen war dieſe Empfindung ſchwächer ausgeprägt als in demjenigen, das am lebhafteſten durch dieſe Schickſalsnähe berührt wurde, in dem Herzen des jungen Kaiſers. Er lag in ſeinem Stuhl und war froh daß Catharina weggegangen war und daß Maria Woronzoff ſich ſcheinbar beruhigt hatte. Er konnte jetzt ungehindert über Scaramouche lachen, der ſeine Rolle in der That vortrefflich ſpielte.

Indeſſen ließ er ſich doch Kunde bringen ob die Kaiſerin den Weg nach Petersburg eingeſchlagen habe, er erfuhr daß Catharina auf derſelben Straße die ſie gekommen, nach Peterhof zurückgekehrt ſei.

Kaum hatte Gudowitſch mit Aufträgen des Kaiſers belaſtet, das Schloß verlaſſen, als mitten in der Nacht Maria Woronzoff ſich gleichfalls auf den

Weg machte, um, nur von ihrer Kammerfrau begleitet, in Petersburg bei ihrem Vater, dem Reichskanzler einzutreffen. Peter III erfuhr nichts von ihrer Abweſenheit; in den Stunden wo er ſie zu ~~ſehen~~ erwarten konnte, war ſie ſchon wieder in ſeiner Nähe.

Die Unterwelt und die Oberwelt.

Die zwei Männer, die wir die rothe Schenke haben verlaſſen ſehen nachdem die andern Verſammelten ſich ſchon hinweg begeben hatten, ſetzten ihren Weg längs der Wieſe fort und näherten ſich der Stadt von der Seite her wo die Straße von Strelna, einem Orte an dem ſich ein kaiſerliches Luſtſchloß und ein berühmter Wallfahrtsort nebſt Kloſter befanden, nach Petersburg einmündet. Hier warteten die Wanderer ab, bis ein Zug Arbeiter, die ſich aus der Stadt entfernten um in den Vorſtädten und den benachbarten Dörfern ihre Ruheplätze zu finden, die Straße geräumt hatten; alsdann glitten ſie in der Dämmerung wie zwei Schatten über den breiten Weg, ſchlüpften, ohne von der Wache des Zollhäuschens bemerkt zu werden, durch den trockenen Graben, und erſchienen auf dem jenſeitigen Theile der Wieſe, wo ſie nur wenige Schritte zurückzulegen brauchten um eine verfallene Kapelle am Wege zu erreichen, in deren Eingang ſie verſchwanden. Dieſe Kapelle war dem heiligen Sergius gewidmet, und das Bild des Heiligen hing, von den Nonnen zu Kieff gemalt, in der Ecke des kleinen Gewölbes, das kaum vollendet, ſchon einzuſtürzen begann, weil das Fundament auf dem moorigen Grunde nicht Stand halten wollte. Der jüngere der Wanderer zog eine Blendlaterne hervor, zündete ſie an dem Lämpchen vor dem Bilde an, und nachdem er und ſein Gefährte ſich bekreuzt und eine Anzahl Gebete geſprochen hatten, ſetzten Beide ihren Weg fort, der diesmal dicht neben einer Mauer hinlief, die beſtimmt ſchien die Stadt zu umgrenzen, deren Fortbau man jedoch aufgegeben hatte, und die jetzt ebenfalls wie die Kapelle, in Trümmer ſiel. An dieſer Mauer waren hie und da Niſchen angebracht, es ließ ſich nicht wohl ermitteln zu welchem Zwecke; viele dieſer Höhlungen glichen kellerartigen Gewölben, und die Verlaſſenheit des Orts, die Unſicherheit der Umgebung, die gefährliche Beſchaffenheit des Bodens — denn der Fuß ſank hier nicht ſelten in dem ſchlammigen und von Gerölle und Moder überdeckten Grunde ein — machten dieſe Gegend zu einem verrufenen Ort und bezeichneten ſie als einen Schlupfwinkel für herumſtreifendes Geſindel aller Art. Die beiden Männer, indem ſie ſich hier Bahn brachen, verſicherten ſich zugleich daß ihre Waffen an der gehörigen Stelle ſich befanden. Es blieb jedoch ſtille, und außer dem kreiſchenden Aufflug von Nachtvögeln und dem Hervorraſcheln koloſſaler Ratten, die die Schutthaufen durchbrachen um ihre blitzenden Augen im Schein des Laternenlichts auf einen Moment aufſchimmern zu laſſen, ſtörte kein Laut die nächtliche Stille.

Der Boden gewann nach und nach an Feſtigkeit, er erklang unter den Schritten der Wanderer, als ſei er aufgemauert und ausgehöhlt. Die Tritte der Beiden nahmen ein vorſichtiges, zögerndes Maaß an; ſie hielten öfters inne, und der Jüngere zog einen Hammer hervor und that einige leiſe Schläge auf Stellen am Boden, die nur ſpärlich mit dünnem Haidegras ſich bewachſen zeigten. Er warf ſich nieder und lauſchte. Nach einer Weile ertönte der Ruf einer Pfeife, und kaum war dies Signal gegeben als die beiden Genoſſen ſich lächelnd anblickten, und der Ältere, ſich den Bart ſtreichend, ausrief:

Es iſt ſervirt; die Herrſchaft kann ſpeiſen!

Dieſe Äußerung, anſcheinend ſo ungehörig an dieſer Stelle, war eine Reminiſcenz aus dem Leben der beiden Genoſſen, die früher, obgleich der Eine gegenwärtig Obriſt und der Andre ſogar General iſt, als Leibeigene hinter dem Stuhl ihres Herrn geſtanden haben, und wo denn dieſes Zeichen, von dem Leibkoch gegeben, andeutete daß ſie ihrer Herrſchaft die fertig gewordene Anrichtung des Mittagmahles verkündigen ſollten.

Das Lächeln verſchwand alsbald von den Wangen und Lippen des Jüngern und er forderte ſeinen Gefährten mit einer Handbewegung auf, ein paar Stufen niederzuſteigen, die durch das Hinwegſchieben einer Holztafel bemerkbar wurden. Mit vorgehaltener Laterne ging er voran. Die Höhlungen und unterirdiſchen Gänge, die ſich jetzt zeigten, gewannen eine immer weitere Ausdehnung, je mehr ſie ſich dem Gebiete der Stadt näherten. Es breitete ſich hier eine Stadt für ſich aus, aber eine Stadt des Moders, des Verfalls, der nächtlichen Schrecken. Seit der Gründung Petersburgs hatte ſich im Verhältniß der fortwachſenden Stadt oberhalb auch zugleich dieſe Katakombenſtadt unterhalb der Erdoberfläche gebildet. Anfangs hatte ſich das tückiſche und aufrühriſche Geſindel, das ſich hier barg, und das gegen die Zwangsmaaßregeln des Erbauers in den Schooß der Erde ſich rettete, nur einen vorübergehenden Zufluchtsort erwählt; nach und nach waren hieraus bleibende Stätten geworden, in denen das Elend, die Widerſetzlichkeit und die brutalen

Lüſte der Hefe des Volkes ihre Reſidenz faßten. Die Sicherheitspolizei, immerdar in einer Stadt wie dieſer einen ſchweren Stand habend, befand ſich unter den Regierungen Annas und Eliſabeths in einem ſo hinfälligen und ohnmächtigen Zuſtande, daß es ihr unmöglich fiel die Reviere zu überwachen, die ſich mitten in der Stadt mit dem Auswurf der Population bevölkerten: um wie viel weniger war es ihr möglich das unterirdiſche Petersburg in ſeinen gefährlichen Tiefen und Schluchten zu ergründen. Hier wucherte das Verbrechen frei und in ſeiner ſcheußlichſten Form. Es wurden Thaten der Finſterniß hier begangen, die die Gerechtigkeit, wenn ſie zufällig eine flüchtige Kunde erhielt, ſchaudern machten: und ſehr oft geſchah es daß mächtige Verbrecher, wenn man ihnen auf der Spur, und ihre Verhaftung nahe war, plötzlich verſchwanden, als hätte der Abgrund ſie aufgenommen. Buchſtäblich nahm auch der Abgrund ſie auf, und ſie fanden in dieſen Aſylen, in denen bei Schlamm und Moder eine ewige Finſterniß herrſchte, einen ſichern Schutz und helfende Genoſſen. Die Gründer dieſer unterirdiſchen Stadt waren bei ihrem Unternehmen nach einem gewiſſen Plane zu Werke gegangen, und zwar hatte ſich dieſer Plan nach der Beſchaffenheit des Bodens gerichtet, der, weil er ein Moraſtgrund iſt und dem Zufließen der Neva ausgeſetzt, nur ſehr wenig ſichere Räumlichkeit geſtattete. Es mußten die Theile der Stadt gewählt werden, die auf einer einigermaßen feſten Grundlage ruhten; und die Höhlungen und Windungen, die die unterirdiſche Stadt nahm, waren deshalb von einer labyrinthiſchen Conſtruktion, und ein Irregehen in dieſen Gängen leicht möglich. Zahlloſe Verbrecherkolonien hatten ſich hier niedergelaſſen, und es gab wenige darunter wo die Einen von dem Treiben und der Exiſtenz der Andern etwas wußten. Zufällig trafen manchesmal die finſtern Schatten die dieſe Räume durcheilten auf einander, und dann erkannten ſie ſich an gewiſſen Zeichen als Genoſſen; aber ſie wechſelten keine Worte und enteilten flüchtig wie ſie gekommen waren. In den letzten Regierungsjahren der Kaiſerin hatte die Polizei es unternommen, Streifzüge in dieſes Gebiet der unterirdiſchen Schrecken zu unternehmen, weil die Morde und Plünderungen in den Straßen der Stadt ſeit einiger Zeit ſo häufig geworden und mit ſo beiſpielloſer Keckheit verübt worden waren, daß man glaubte dieſem Unweſen, es koſte was es wolle, Einhalt thun zu müſſen; man hatte ein eigends organiſirtes Heer von Polizeibeamten geſchaffen, und an dem Tage des Heiligen der Stadt machte ſich dieſes

Heer marſchfertig um in die Unterwelt hinabzurücken. Es kam jedoch nicht weit. Unterirdiſche Seen, ſchwarz und geheimnißvoll ſich ausbreitend, wie es dem ſcheuen Blicke ſchien, unermeßlich, waren nicht die einzigen Hinderniſſe, viel größere Schrecken verbreitete der Moderduft und die verworrene Conſtruktion dieſer Gänge, von denen die meiſten durch Erdſtürze und durch Anhäufung von Geröll und Schlamm zum weitern Verdringen ungangbar gemacht wurden. Man nahm ein paar verbrecheriſche Individuen gefangen und entdeckte, in Bündeln vertheilt, einiges geſtohlenes Gut; damit mußte dieſes Heer, das auf die Zerſtörung einer ganzen Bande ausgegangen war, ſich fürs Erſte begnügen. Es war jedoch mit dieſer Unternehmung erreicht worden daß die Frechheit der Diebe ſich etwas mäßigte: man hatte ihnen einen kleinen Schrecken eingejagt, und mit dieſem Reſultat waren die Behörden zufrieden, da ſie nicht mehreres erreichen konnten. Einige Jahre der Ruhe hatten dieſe dämoniſche Unterwelt wieder muthvoller und unternehmender als jemals gemacht. Es kam dazu daß kurz vorher eine Theuerung geherrſcht hatte, daß ſehr viele Privat- und öffentliche Bauten eingeſtellt worden, weil, wie man im Publikum wiſſen wollte, es in den kaiſerlichen Kaſſen an Geld fehlte, indem der bevorſtehende Kriegszug nach Dänemark alle diſponiblen Mittel in Beſchlag genommen; genug die vielen in gezwungenen Müßiggang Verſetzten geſellten ſich zu Denen, die nie eine andere Thätigkeit gekannt und geſucht hatten als die blutige und verbrecheriſche That.

Es gab in Petersburg Stadttheile, die ſo unſicher waren, daß man am hellen lichten Tage ſich nicht in ſie wagte, und ſelbſt in der Nähe der kaiſerlichen Palläſte und beim unmittelbaren Schutz der Wachen hatte man Raubanfälle erlebt, die zu den frechſten und empörendſten gehörten, die man jemals vernommen. Es wurde gebräuchlich daß man mit Waffen ausging, ſelbſt wenn man nur durch wenige Straßen einen nahen freundſchaftlichen Beſuch abſtattete, oder man ließ ſeinen Wagen von zwei, drei Dienern begleiten, die zu Pferde und bewaffnet waren. Viele Wagenzüge ſah man in dieſer Weiſe gemeinſchaftlich in eine entfernte Stadtgegend ſich begeben, und es hatte etwas Feierliches für das Auge und Ohr des Beobachters, den dumpfen Klang der langſam vorrückenden Karoſſen, die Hufſchläge der Pferde, das Flammen und Rauchen der Fackeln und das Blitzen der Waffen der Reiter wahrzunehmen. Man konnte ſich nicht denken, wenn man einen ſolchen Zug ſah, daß dieſes Ballgäſte waren, die zu irgend einem rauſchenden Gelage, einem belebten Feſte eilten.

Unſre beiden Wanderer hatten eine Art Halle erreicht, die mit formloſen Schatten bevölkert ſchien; wenigſtens ſah man an den dunkeln feuchten Wänden keinen Gegenſtand hingleiten, der eine menſchliche Bildung, eine bekannte Körperform verrathen hätte. Und doch waren dieſe Weſen, die unter einander geballt auf faulendem Stroh lagen, oder in Gruppen mit ſchwankendem Gange an den Wänden hinſchleppten, menſchliche Geſchöpfe, aber freilich auf der tiefſten Stufe der Kultur und Geſittung ſtehend. Weiber, in Lumpen gehüllt, und in den zum Gerippe abgemagerten Körpern und Geſichtern eine beſtialiſche Fühlloſigkeit zeigend, irrten hier ſchaarenweiſe umher. Die Züge dieſer Verworfenen zeigten ſich gleichſam unter dem ehernen Griff des Elends und des Verbrechens verſteinert; ihre gekrümmten Körper hatten die Fähigkeit verloren ſich aufzurichten; ihre Augen, an die Schrecken der Nacht gewöhnt, fühlten weder die Befähigung noch das Bedürfniß das Licht aufzuſuchen. Und dieſe Weiber, die mehr dämoniſchen Gebilden als menſchlichen Weſen glichen, trugen auf ihren Armen geſpenſtiſche, grauſenerregende kleine Skelette von Kindern, die aus tiefen Augenhöhlen irre Blicke umherſchoſſen. Die Weiber ſchloſſen einen Kreis um die Ankommenden.

Dieſe ſtießen mehre der Unglücklichen bei Seite, die ſich ihnen in den Weg drängten, ein unartikulirtes Geheul ausſtoßend und die abgezehrten Hände zum Empfang einer Gabe ausſtreckend.

Wo iſt André? fragte der Jüngere Eine dieſer Weiber. Zeige mir wo André iſt, Mütterchen: und ich will dir dieſes Fünfkopekenſtück geben.

Gierig faßte die Gefragte nach dem Geldſtück, indem ſie ſich an den Rockſchoß des Sprechenden klammerte. André iſt beim Mahle — ſtöre ihn nicht.

Aber ich muß ihn ſprechen! Ich habe einen Auftrag für ihn.

Das Weib ſtieß ein heißeres Lachen aus, und machte die Pantomime des Erdroſſelns. Haſt du Arbeit, Väterchen? Soll es an irgend einen Hals, dort oben?

Ich ſage dir, ich muß ihn ſprechen, ſagte der junge Chef indem er die Knochenhand, die an ſeine Schulter taſtete, gewaltſam entfernte.

Er ſitzt dort am Tiſch — entgegnete das Weib, ſich ſcheu zurückziehend.

In dieſem Augenblick ertönte ein tauſendſtimmiges Geheul. All dieſe Weiber ſtürzten ſich mit einem Schrei der Gier und der Wuth auf den Tiſch, der an der einen Wand der Höhle aufgerichtet ſtand, und wo eben eine Anzahl Männer die blutigen Stücke eines ekelhaften Mahls unter ſich vertheilten, anſcheinend die Weiber von einem Antheil ausſchließend. Doch dieſe ließen ſich das ihnen Zukommende nicht rauben. Sie warfen ſich wie Harpyen über die kärglichen und ekelhaften Vorräthe, und bluttriefend ſperrte ſich mancher bleiche entſetzenerregende Mund weit auf, um die Beute zu verſchlingen. Branntwein, aus großen Kannen getrunken, löſchte bei dieſem infernaliſchen Mahle den Durſt. Nach wenig Augenblicken lagen ſinnlos und zuckend die Schwelger dieſer Orgie auf dem Boden vertheilt.

Ein Mann trat aus der Menge hervor, feſten Ganges, finſtern Auges und mit keinem Merkmal der Folgen der Völlerei bezeichnet. Er ſchritt auf die Ankömmlinge zu, grüßte ehrerbietig und ſagte: Hier bin ich, ihr Herrn. Was ſteht zu Dienſten?

Du mußt uns ſogleich zu deinem Herrn führen, André; hub der Jüngere der beiden Gefährten an. Wir haben mit ihm noch in dieſer Nacht wichtige Dinge zu beſprechen.

Der Herr Graf wird nicht zu Hauſe ſein — entgegnete der Bewohner der Unterwelt; er macht um dieſe Zeit ſeine Partie beim Knäſen Petrowsky.

Er wird zu Hauſe ſein, ſage ich dir. Eile, mein Bruder.

André zögerte noch einen Augenblick; ſein Auge irrte auf dem Gefährten Stepans, und er ſchien eben eine Frage thun zu wollen, als der Obriſt, ihm zuvorkommend, ſagte: Dieſer Herr hier iſt ein alter Freund von mir und dem Grafen ſehr willkommen.

So laßt uns gehn, Herr; ſagte Andre —

Sie gingen.

Das Gewölbe mündete in einen engen Gang aus, der kaum Platz genug gewährte für die drei Männer, die ſtillſchweigend Einer vor dem Andern hinſchritten. Man hörte dicht an der Wand des Ganges die Waſſer der Neva rauſchen; es gab dieſer dumpfe, brauſende Klang in der Stille und Verlaſſenheit dieſes unheimlichen Aufenthalts dem Ohre einen beunruhigenden Eindruck; es klang wie die höhnende und murrende Stimme des Dämons, der dieſe Welt der Geheimniſſe und Schrecken beherrſchte.

Am Ende des Ganges befand ſich eine enge Treppe, aus kunſtlos gefügten Steinen erbaut. Dieſe Treppe bildete den Eingang in die Regionen der cultivirten Welt; durch ſie ſtieg man aus dem Grabe zum Leben empor; dieſe wenigen Stufen vermittelten den grellſten Gegenſatz zwiſchen Verbrechen und Elend, und Glanz und Reichthum. Von den Bewohnern dieſer unterirdiſchen Welt war vielleicht nur noch Einem außer dem, der jetzt als Führer diente, dieſe Treppe bekannt, ſie war gegründet worden um die Bewohner eines Pallaſtes mit dem verſchwiegenen Hülfscorps, das in den Katakomben ſich verbarg, in Verbindung zu ſetzen, in Zeiten einer plötzlich hereinbrechenden Gefahr. Ob die Bewohner des Pallaſtes glaubten daß eine ſolche Gefahr jetzt da ſei, wollen wir ſogleich erfahren, wenn wir einen Blick in das Gemach werfen, wohinan unmittelbar die Treppe führte, und das Geſpräch belauſchen das zwiſchen Wänden, die von Gold und Seide ſchimmerten, zwei Perſonen führten, die auf den erſten Anſchein keine Ahndung von der Nähe eines ſo unheimlichen Beſuches, der ihnen abgeſtattet werden ſollte, hatten.

Ein Mann, groß, ſtark, mit ſtolzer Haltung, weit über die Funfzig hinüber, lehnte ſich an einen Marmortiſch, und beobachtete mit Selbſtzufriedenheit während er ſprach ſeine eigne Geſtalt und ſeine Mienen im Spiegel. Er war, da es ſchon tief in der Nacht, bekleidet mit einem Hausrock, einem Sammetmantel mit reichem Pelzbeſatz. Eine weiße Atlasweſte mit Goldſtickerei, Beinkleider von röthlichbrauner ſchimmernder Seide und Strümpfe von ſilberweißem Gewebe, Schuhe mit Schnallen, an denen ächte Steine ſchimmerten, zeigten daß er ſo eben erſt aus einer Abendgeſellſchaft heimgekehrt war. Er hatte ſeine Tabatiere auf den Tiſch gelegt, und mit einer Hand, die von Diamanten ſchimmerte, entfernte er die Reſte des Tabaks von den Brüſſeler Kanten der Buſenkrauſe. Neben ihm ſtand eine junge Dame, die wir ſchon kennen; es ſind die großen, vom Feuer des Ehrgeizes glühenden Augen, es iſt das runde, feine Oval der Gräfin Maria Woronzoff, die vor einer Stunde ungefähr, nachdem ſie raſch geeilt, im Pallaſte ihres Vaters angelangt iſt.

Der Reichskanzler empfing ſeine Tochter in einer kleinen Anwandlung von übler Laune, die durch einen Anfall von Gicht erzeugt worden, ziemlich kühl. Es bedurfte die Schmeichelkünſte und die volle Lebhaftigkeit der ſchönen jungen Frau, um den mächtigen Miniſter wieder in irgend gefällige Stimmung zu bringen. Maria Woronzoff rief den Ehrgeiz des Vaters wach, und fand zu ihrem Erſtaunen daß der vorſichtige Mann, der nur zum Schein vor der Welt den ſorgloſen Epikuräer ſpielte, ſorgſamer gewacht und thätiger im Geheim gewirkt hatte, als ſie und ihre Schweſter zu hoffen gewagt.

Was hab ich dir geſagt? hub der Kanzler an. Es iſt nichts mit ihm. Er läßt uns im Stich — und wir ſind verloren. Du haſt es mir nie glauben wollen; nun haſt du es.

Die Tochter zuckte die Achſeln und ſah ſtarr vor ſich hin.

Der Vater fuhr fort: Wenn die Bombe platzt, wo ſtehen wir dann? Dicht neben der Exploſion. Wen wird man zuerſt ergreifen? Uns. Wer kann ſich fertig machen, noch ehe der Mond ſich wieder füllt, die Ebenen und Schneeflächen Sibiriens zu begrüßen? Maſchinka, du — dein alter Vater und deine Schweſter.

Ehe das geſchieht, Papa — lebe ich nicht mehr.

A — ah! man lebt — Kind — man lebt. Verlaß dich darauf, aber wie lebt man. Deine Schweſter wird es gut haben. Dieſe kleine Prinzeſſin Daſchkoff, die ſo hübſch zu conſpiriren verſteht. Willſt du wiſſen wo ſie in dieſem Augenblicke ſich befindet?

Marie blickte ihren Vater zerſtreut und unwillig an.

In der Kaſerne der Ismailoffſchen Garde — ſetzte der Miniſter ſeine Rede fort. Dort iſt ſie und ſingt den Soldaten Balladen vor.

Ah — mein Vater!

Ja, mein Kind. In dieſen Tagen der Unruhe, des Tumults, wo ein Theil der Bevölkerung der Stadt auf den Beinen iſt, um ſogleich auf ein gegebenes Zeichen zuzufahren und den andern Theil nieder zu werfen; in dieſen Tagen wo Niemand mehr ſeinem Nachbar traut, wo Bruder den Bruder, der Vater den Sohn argwöhniſch belauert, in dieſen

Tagen und Nächten, wo Niemand mehr ruhig iſt und ſanft ſchläft, in dieſer Zeit gilt es ſich vor allen Dingen des Platzes zu vergewiſſern, wo man, die Maſchine mag von dieſer Seite oder von jener operiren, ſicher ſtehen bleiben kann.

O Aſanasja iſt perfid! rief die Gräfin. Sie hat ſich zu unſern Feinden geſellt. Wenn ich vor allen Dingen an den Sturz dieſer nichtswürdigen Schweſter arbeiten könnte, ſo wäre mir das ein Genuß.

Laß ſie — ſagte der Kanzler. Wollen wir vor Allem an unſre eigne Sicherheit denken. Ich habe Gewißheit in unſrer Angelegenheit erlangt, mein Kind — ſeit geſtern hab ich Gewißheit.

Und wodurch?

Setze dich.

Du weißt — jene Eliſabeth — aber ſieh doch zu ob die Thüre nach dem Vorſaal geſchloſſen iſt — Nun wohl: jene junge Eliſabeth iſt — angelangt. Ich werde ſie heute Abend ſehen — du wirſt ſie ſehen, mein Kind. Wir werden beide prüfen und beobachten.

Und dann?

Und dann — ja, Maſchinka: es iſt ein ſchwerer Gang den wir gehen. Der Kaiſer iſt mein Wohlthäter; er hat meinen allmächtigen Vorgänger im Amt verbannt, um mich auf dieſe Staffel zu heben.

Es iſt keine Kleinigkeit gegen dieſen Kaiſer zu conſpiriren und damit umzugehn die Tochter ſeiner Feindin auf den Thron zu befördern. Der arme Kaiſer; er iſt vollkommen ſicher: von dieſer Seite erwartet er keinen Verrath. Der Vater durch Wohlthaten gebunden, die Tochter ſeine — Freundin.

Gut — aber wenn er nicht mehr Kaiſer iſt, was ſind wir dann? rief die Gräfin lebhaft. Sollen wir unſer Geſchick in Catharinens Hände legen?

Nein. Da wir den unglücklichen Fürſten nicht halten können, ſo ſchaffen wir uns eine Kaiſerin die unſre Freundin und Verbündete iſt, weil ſie uns den Thron verdankt.

Der Anſicht bin ich ebenfalls — mein Vater.

Alſo dieſe Eliſabeth —

Wen haſt du angeworben?

Stepan Stepanowitſch Lubinkoff führt mir den alten Pawl Fedorowitſch Sergin zu.

Wie, dieſe Anhänger Catharinas? Du irrſt, Vater.

Sie waren es; ſie ſind es nicht mehr. Schon bin ich durch einen Brief Stepans benachrichtigt, und ich erwarte ihn. Er wird mit dem Begleiter der Prinzeſſin, mit dieſer ſelbſt hier zuſammentreffen. Verbirg dich hinter jenen Vorhang, und du wirſt alles ſehen und hören können was du ſehen und hören willſt.

O, mein Vater! Welch freudige Hoffnung!

Still! ich höre Tritte. Begieb dich in deinen Verſteck. Man muß mich hier allein finden. Und der Kanzler verließ ſeine prahleriſche und eitle Stellung vor dem Spiegel, indem er einige unruhige Schritte durchs Zimmer machte. Die Gräfin hob den ſchweren ſeidnen Vorhang einer Niſche und ließ ihn hinter ſich wieder niederrauſchen.

Es ward ſtill im Zimmer: man vernahm ein leiſes Klopfen an einer Tapetenthür. Der Miniſter ging um zu öffnen.

Jener Mann, den wir unten in den Katakomben begegnet, wie er ſich aus der Mitte ſeiner hungrigen und zerlumpten Genoſſen trennte, erſchien hier, und ſeine Kleidung war um nichts verändert, ſein Anſehn und ſeine Miene nicht minder ſtörrig und ungefügig.

André, rief der Miniſter, wo ſind deine beiden Leute?

Herr, ich habe ſie durch den Gang in das Zimmer rechts von dieſem geführt.

Gut; laß ſie einen Augenblick warten. Meinſt du, André, daß Stepan Stepanowitſch Anſehen und Macht hat unter deinen Brüdern?

Er hat eine große Anzahl angeworben, entgegnete der Gefragte. Sie trauen ihm und werden ihm folgen.

Und der Andre?

Wir kennen ihn nicht; allein da er mit Stepan kommt, vertrauen wir auch ihm.

Gut, das wollte ich wiſſen. Du kannſt gehn: laß die Männer ein.

Der Bewohner der Höhlen entfernte ſich und bald darauf öffnete der Miniſter die Thüre zum Nebengemach und lud diejenigen, die dort warteten, einzutreten. Der General und der Obriſt erſchienen. Sie nannten beide ihre Namen, und entſchuldigten die Kleidung in der ſie ſich zeigten, mit der ſo nöthigen Vorſicht. Der Miniſter bat ſie Platz zu nehmen, und ein Geſpräch über unbedeutende Gegenſtände bildete den Eingang zu einigen ſpäter aufgeworfenen Fragen, auf die die Antwort kurz und mit gedämpfter Stimme gegeben wurde. In den gefurchten und narbenvollen Zügen des alten Kriegers herrſchte Kälte und Mißtrauen vor, die der vertrauungsvolle Ton und die glatte Miene des Hofmannes nicht verſcheuchen konnten. Kein Wort wurde von dem eigentlichen Plane geſprochen, man fragte ſich nur gegenſeitig, welche Stellung man einzunehmen gedenke wenn gewiſſe Veränderungen der beſtehenden Ordnung der Dinge eintreten ſollten; die Beſchaffenheit dieſer Veränderungen wurde auch nicht einmal angedeutet. Der General dachte bei ſich: Ich bin ein alter Fuchs, und mit allen Hunden gehetzt; du bekommſt mich nicht ſo ſchnell in deine Gewalt. Der Miniſter durfte ſeinerſeits nicht weiter gehen, ehe er über das Auftreten der Hauptperſon in Gewißheit war, und noch war die Kaiſertochter nicht erſchienen, obgleich die Stunde, wo ſie ſich im Pallaſt hatte einfinden wollen, längſt vorüber war.

Der Miniſter zog ſeine Uhr hervor und legte ſie neben ſich auf den Marmortiſch.

Jetzt fuhr ein Wagen vor das Portal im innern Hof.

Ein Diener kam und meldete die Ankunft einer Dame und eines Herrn.

Sie iſts! rief der Reichskanzler, und ließ ſich, in ſein Kabinet eilend, raſch die bereit liegende Kleidung anlegen. Er erſchien eben zur rechten Zeit um einer verſchleierten Dame den Arm zu reichen und ſie ins Gemach zu führen. Die Fremde war von hoher, ſchlanker Geſtalt, in Schwarz gekleidet und in einen weiten Spitzenſchleier, der auf dem Boden nachſchleppte, gehüllt. Der junge Mann der ſie begleitet hatte, blieb in ehrerbietiger Entfernung ſtehen; ein Gleiches thaten die beiden höhern Offiziere.

Welch ein Heil wiederfährt meinem niedern Hauſe! rief der Miniſter — die Tochter meiner Kaiſerin betritt die Schwelle deſſelben. Mit dieſen Worten neigte er ſein Knie um ſich vor ihr niederzulaſſen.

Die verſchleierte Dame verhinderte dieſes, indem ſie das Haupt neigte und eine grüßende Bewegung mit der Hand machte.

In dieſem Augenblicke kamen eilige Schritte die Treppe hinauf, und verſtört und bleich, das Haar verwildert auf den Schultern zerſtreut, drängte ſich ein Mann zum Gemach hinein, hinter ſich eine Dame hereinziehend, die nur widerſtrebend und leiſe Schreie ausſtoßend folgte. Dieſe Dame war ebenfalls in Schleier gehüllt.

Was iſt das? rief der Miniſter entſetzt, einen Schritt zurücktretend. Wer wagt es hier ſich einzudrängen, und in dieſem Augenblicke.

Excellenz werden entſchuldigen, rief die Stimme Mortouns, vor Wuth und Erbitterung ſtockend — ich habe die Ehre von Ihnen gekannt zu ſein, und hier — hier iſt die Prinzeſſin! Er ſchob mit dieſen Worten faſt gewaltſam ſeine Begleiterin vor, die die größte Luſt bezeigte ſofort wieder umzukehren und aus der Thür zu ſchlüpfen, die offen geblieben war.

Der Miniſter ging ſelbſt um die Thür zu ſchließen. Indem er ſich wieder zur Geſellſchaft wandte, erblickte er die beiden verſchleierten Frauen dicht vor ſich.

Grand Dieu! murmelte er vor ſich hin — ich verſtehe das nicht. Will man mit mir ein Spiel treiben? Er ſtand in der Mitte des Zimmers und ſah ſtarr vor ſich hin.

Die beiden Offiziere näherten ſich den Frauen, und dieſe beobachtend, wechſelten ſie einige leiſe Bemerkungen mit einander. Mortoun und Camill, denn dieſer war der Begleiter der zuerſt eingetretenen Verſchleierten, durchbohrten einander mit Blicken, unfähig vor Wuth und Erſtaunen dieſen Blicken Worte zuzufügen.

Eine Pauſe entſtand, während Niemand ſprach und Jeder erwartete ſein Nachbar werde ſprechen.

Hier iſt die Prinzeſſin! rief Camill.

Nein, hier iſt ſie, donnerte Mortoun. Ein beiſpielloſer Betrug iſt geſpielt! Hier iſt ſie! —

Meine Damen, ſtotterte der Miniſter, darf ich bitten ſich zu entſchleiern?

Eine der Aufgeforderten, nämlich Mortouns Schützling, willfahrte dieſer Bitte; die andre Verſchleierte machte nicht die leiſeſte Bewegung um den Schleier zu lüften.

Ah! — riefen der Miniſter und die beiden Offiziere als das blühende, ſchöne Antlitz Zenzis ſichtbar wurde; ſollte man nicht glauben — Herr General, haben Sie nicht die Ehre gehabt die Tochter der Kaiſerin in Moskau zu ſehen?

Allerdings — ich war damals noch auf dem Gute des Grafen Scheremetieff — ich war; doch das bei Seite. — Allerdings, allerdings; ich ſah das kaiſerliche Kind — aber, bei meiner Ehre — ich würde lügen wenn ich behaupten wollte, ich wüßte noch wie ſie ausſähe. Ein Kind ſieht wie das andre aus, und in erwachſenen Jahren ſieht man ſeinem eignen Bilde als Kind oft ſehr wenig ähnlich. Großer Gott, wie ſoll ich denn dieſes Kind wiedererkennen.

Mortoun ſtampfte den Boden. Excellenz haben die Dokumente in Händen.

Die hab ich! rief der Miniſter mit einem plötzlich ſtolzen und zuverſichtlichen Tone. Ja —. in der That, die habe ich.

Dieſe Dokumente ſind ihrer rechtmäßigen Beſitzerin geraubt worden, rief Camill.

Wer wagt dies zu behaupten? tobte Mortoun.

Ich! entgegnete der junge Mann. Bei dem Wort und der Ehre eines franzöſiſchen Edelmannes ſpreche ich dies laut vor aller Welt aus und nenne Sie, Graf Mortoun St. Cyr, den Räuber und Fälſcher des Eigenthums dieſes fürſtlich gebornen Mädchens.

Ha! den Degen gezogen, mein Herr! den Degen! —

Ein lauter Schrei ließ ſich hören. Zenzi warf ſich auf den Boden und umklammerte Mortouns

Füße. Tödte ihn nicht! rief ſie — tödte die arme Zenzi! Hörſt du — tödte mich.

Die Verſchleierte, die bewegungslos bis jetzt geſtanden, hob ihren Schleier und ſah die Kämpfer mit einem langen, finſtern Blick an; dann rief ſie mit feſter Stimme:

Keinen Kampf um mich! Gott wird mich ſchützen! Will er daß ich falle — ſo laßt mich — gebt mich auf! Ich ſtehe in Gottes Hand!

Als dieſe Worte geſprochen waren, regte es ſich in den Falten des Vorhangs. Auf einen Moment wurde der weiße Arm der Gräfin Maria ſichtbar, der die Draperie lüftete um einem alten gekrümmten Weibe, das ſich aus dem Verſteck hervorarbeitete, das Erſcheinen zu erleichtern. Die Alte ſchlich hervor, und ſich zu den Füßen Eliſabeths niederwerfend, rief ſie: Das iſt ſie! Ich erkenne die Tochter der Zaarin! wie ſie von der Mutter Abſchied nahm war ich dabei — ich erkenne ſie!

Serjena! rief Eliſabeth — lebſt du noch!

Ja — Gott erhielt mich um mir noch die Freude deines Anblicks zu gewähren, meine Tochter. Du beſinnſt dich alſo auf mich?

Wie ſollt' ich nicht! Unter den Nonnen des Kloſters warſt du die Einzige die mit mir freundlich ſprach, mich tröſtete wenn ich weinte, mir Muth einſprach wenn ich verzagen wollte. O beſinne dich, Serjena; du ſchenkteſt mir ein kleines, goldnes Kreuz, und ſagteſt mir dabei: Wenn du einſt keine Mutter mehr haben wirſt, ſo erinnere dich einer alten Freundin, die dich liebt und für dich ſorgen wird, wie eine Mutter es nur thun kann.

O, Kind, Kind — ja ſo ſprach ich! Wahrlich, ich ſegne mein Geſchick, das mich das Kloſter verlaſſen ließ um hierher in die Dienſte dieſes gnädigen Herrn zu ziehen. Nun, da ich dich geſehen — will ich zufrieden ſterben.

Du wirſt jetzt nicht ſterben, Serjena. Du wirſt leben, für — mich leben!

Dieſer Auftritt, der zugleich etwas Gefühlvolles und Feierliches hatte, war vorübergegangen, ohne daß auch nur Einer der Zuhörer und Zuſchauer ihn mit einem Worte zu unterbrechen gewagt hätte. Die Wahrheit hatte geſiegt. Eliſabeths Erſcheinung, ihr Weſen, ihre Miene, ihre Worte, dicht neben das fremde Bild geſtellt das man für ſie auszugeben ſich erkühnte, mußte auch die ſchwächſten Sinne zur Überzeugung führen. Es konnte, da Beide neben einander ſtanden, keine Frage ſein welche die ächte Kaiſertochter war. Mortoum ſah ſein Spiel verloren, das verloren geweſen wäre, auch wenn die ehemalige Nonne nicht erſchienen wäre.

Dieſe Alte, die etwas davon vernommen hatte die Tochter der Kaiſerin werde ſich zeigen, hatte den Augenblick benutzt, wo der Miniſter um ſich zu kleiden in das Kabinet ſich entfernte, um hinter den Vorhang zu ſchlüpfen, wo ſie die junge Gräfin fand, und von dieſer nicht vertrieben wurde, als die Alte den Grund ihres Zudringens genannt hatte.

Der unvorhergeſehene Zwiſchenfall mit der ächten und der unächten Fürſtin hatte die Entſcheidungen, die man an dieſem Abende faſſen wollte, in etwas erſchüttert, und der Miniſter fand gut eine andre Stunde zu beſtimmen, wo er mit ſeinen Gäſten unterhandeln wollte. Eliſabeth bezog eine Wohnung in ſeinem Pallaſte, und mußte verſprechen ſich für die erſten Tage eingeſchloſſen zu halten, um Niemand ihre Gegenwart ahnen zu laſſen. Camill blieb in ihrer Nähe. Der Miniſter veranſtaltete zugleich daß auch Zenzi und ihr Beſchützer den Pallaſt nicht verließen: Geld und Verſprechungen hielten jeden Ausbruch des Zwiſtes zwiſchen den zwei Rivalen nieder.

Die Gräfin hatte Petersburg wieder verlaſſen und war nach Oranienbaum zurückgekehrt. Die Ereigniſſe trieben immer raſcher zur Entfaltung; jede Stunde war mit den düſtern Vorempfindungen der nahen und nächſten Thaten erfüllt.

Die Liſte der Verſchworenen.

Wie wenn über den dunkeln, in Schatten verſinkenden Blumen eines Kirchhofes ein hellfarbiger Schmetterling hinflattert, ſo gab es auch hier über den dunkeln, im Schatten der Zukunft brütenden Thaten einen leichten mädchenhaften, blühenden, in Farbe und Licht getauchten Geiſt, der über ſie hin flatterte. Die Grabhügel und die Kreuze, dieſe Symbole des Schmerzes und der Ewigkeit, kümmern den leichten Sommervogel nicht; eben ſo wenig wie jene grauſenvollen Ereigniſſe, die ſich aus dem Dunkel emporarbeiten, den grazienhaften Sylphengeiſt der jungen, blühenden Dame trüben, die ſich mit ihnen beſchäftigt als wenn es eben ſo viele Triumphe für ihre Eitelkeit und Siege für ihre Laune wären. Dieſer neckende, mitten in der Gährung und in der Empörung ſpielende Geiſt, war die achtzehnjährige Fürſtin Afanasja Daſchkoff, die Tochter des Reichskanzlers, und die Schweſter Maria Woronzoffs und der Gräfin Buturlin, der älteſten von den drei Schweſtern. Die Prinzeſſin hatte eine Jugend ſo brauſend und ſo wild verlebt, wie ſie ein verwöhntes Kind des Glücks, das dazu eine Anzahl Leidenſchaften und Launen mehr hat als jedes andre

Menſchenkind, nur verleben kann. Jetzt hatte ſie ſich in die Arme der Politik geworfen, das heißt, ſie hatte ſich vorgeſetzt, ſie für ihre Perſon, Catharinen zur Thronbeſteigung zu verhelfen, und das aus keinem andern Grunde als weil ſie ſich zehnmal am Tage ſagte: Catharina iſt meine Freundin, Catharina muß herrſchen — ich will es.

Dieſer wilde capriziöſe Geiſt befand ſich in einem Körper, den alle Reize der Jugend und Schönheit ſchmückten. Eine nicht ſehr große, aber ſchlanke Geſtalt, biegſam wie ein Blumenſtengel, eine alabaſterne Weiße der Haut, große, brennend ſchwarze Augen, die einen entzückend lieblichen Ausdruck annahmen wenn ſie in Zärtlichkeit und Lächeln ſchwammen, und die begeiſterten und hinriſſen, wenn ſie in Muth und Feuer blitzten. Sie hätte für die Männer gefährlich werden können, wenn die Liebe für ſie Intereſſe gehabt; aber dieſe ſtolze freie Mädchenſeele liebte es mit der Welt und ihren Erſcheinungen zu ſpielen, wie die Hand des Knaben mit einem bunten Balle ſpielt. Nichts berührte ſie tief, nichts verwundete ihr Inneres. Nur die Freundſchaft für die Kaiſerin war ein Gefühl das ſichtlich ihren Buſen erſchütterte. Sie weinte wenn ſie Catharinens Auge verdüſtert ſah, ſie war dem Wahnſinn vor Wuth und Erbitterung nahe, wenn ſie zu bemerken glaubte daß Catharina unter den Zeichen von Kälte und Grauſamkeit litt, die Peter III, geleitet von ſeinem Anhange, ſie empfinden ließ. Sie haßte ihre Schweſtern, ſie haßte ihren Vater, lediglich weil ſie in ihnen die Verfolger ihrer angebeteten Freundin ſah. Sie warf ihre Juwelen hin, ſie verſchleuderte ihre Reichthümer um die Verſchwörung zum Ziele zu treiben. Oft rief ſie: Ich conſpirire — ja ich conſpirire; allein ich conſpirire zum beſten Zweck — um die Größe, die Tugend, die Liebenswürdigkeit auf den Thron zu ſetzen, wohin ſie gehört.

Die Verſchworenen waren mit der Prinzeſſin nicht ganz zufrieden: ſie war ihnen zu keck, zu wild, zu leichtſinnig. Man ließ ſie gewähren, weil keine Macht der Welt im Stande war, auf dem Wege, den dieſer flüchtige Geiſt einſchlug, Hinderniſſe aufzuthürmen. Das Licht überſpringt jede Schranke, der Schall bricht ſich durch weite Ferne Bahn, und wie Licht und Schall, ſo flüchtig, ſo unüberwindlich war der Wille dieſes ſeltſamen Weſens, dieſer mächtigen kleinen Fee.

An einem der Hauptkanäle der Newa breiteten ſich die Kaſernen der Jsmailoffſchen Garde aus, unabſehbare weithingedehnte Häuſermaſſen, eine Welt von Soldaten in ſich faſſend. In die Thore dieſer Burg fuhren auf einer kleinen offenen Chaiſe gegen

Mitternacht Alexis Orloff und die Prinzeſſin Daſchkoff ein. Die letztere war halb in männlicher Kleidung: ein enges Koſackencollet umſchloß den Leib, und eine rothe Mütze mit goldner Troddel ſaß auf dem Scheitel, ein faltiges, ſchwarzſeidenes Untergewand floß um die Geſtalt hin, Handſchuhe und eine Reitpeitſche, mit Diamanten am Griff beſetzt, vollendeten den Anzug. Alexis Orloff war in der Uniform ſeines Regiments.

In dem großen Speiſeſaal vereinigt befanden ſich ſämmtliche Offiziere der Garde. Das Regiment feierte einen Feſttag, und da die Garde ſchon Befehl erhalten hatte in den nächſten Tagen auszurücken, um zum Feldzug gegen Dänemark mit den finländiſchen Regimentern ſich zu einigen, die bereits ins Mecklenburgiſche Gebiet vorgedrungen waren, ſo galt für die Meiſten der Gegenwärtigen dieſe Nacht als Abſchiedsgelage, und in die Töne bacchantiſcher Luſt miſchte ſich hie und da der Seufzer der Trauer und der Klage.

Gewonnen durch Gold und Verſprechungen war die größere Zahl der Gegenwärtigen bereits auf Catharinens Seite, und eine Liſte, die im Geheim herumgereicht wurde, enthielt die Namen derjenigen obern Offiziere, die ihre Soldaten zum Aufſtande bereit geſtimmt hatten, und die nur das Signal erwarteten, das der engere Ausſchuß der Verbündeten ihnen zu geben verſprochen hatte. Auf dieſe Liſte kamen an dieſem Abende mehr als hundert Namen hinzu. Allein es galt ein paar Offiziere zu gewinnen, die bis jetzt jeder Verſuchung und Überredung Widerſtand geleiſtet, und die ihren Anhang um ſich verſammelt hatten. Seitwärts an einem Tiſche ſaßen ungefähr dreißig junge Männer; unter dieſen zeichnete ſich Einer aus, der die Geſtalt eines Herkules mit den Zügen eines Antinous vereinte. Es war Michael Selskoi, ein junger Mann von geringer Herkunft, aber beliebt bei den Soldaten, und durch Auszeichnungen, die Peter III ihm hatte zukommen laſſen, Kapitain in der Garde. Er war ein geſchworener Feind der Brüder Orloff, und die Machinationen und Künſte der Verſchworenen fanden an Michael Selskoi einen argwöhniſchen und aufmerkſamen Beobachter. An dem heutigen Abend waren er und ſeine Freunde die Einzigen, die der Macht des Weines, der in ungeheuren Maſſen getrunken wurde, Widerſtand leiſteten. Nüchtern, ſcharf prüfend, und in dem allgemeinen Tumult kalt, ſtumm und gefaßt, richtete er ſein dunkles rollendes Auge überall hin, wo er einen Gegenſtand ſeiner Prüfung zu finden erwarten konnte. Er bemerkte es zuerſt als die Prinzeſſin in den Saal trat, und die Röthe ſeiner Wangen wich einer ſchnellen Bläſſe. Er wandte ſich ab, allein ſeine Freunde hatten ſeine Bewegung bereits bemerkt und fielen nun mit ihren Neckereien über ihn her.

Ah — Selskoi! Du ſiehſt deine Feindin erſcheinen, und du wirſt bleich. Wahrlich! dieſe hübſche kleine Frau — es lohnt ſich wohl auch daß du ſie ſo unerbittlich verfolgſt. Sieh nur wie ſie lebhaft die Reihen hinabeilt: wie alle Blicke ihr leuchtend nachſchauen! Wen ſie nur ſuchen mag! Ob ſie nicht kommt, ihrem langen Vetter, dem Serjei Petroſſsky, gute Lehren zu geben.

Und die Prinzeſſin, den Arm ihres Begleiters verlaſſend, drängte ſich durch eine Gruppe von Frauen, die gekommen waren um mit ihren Lieblingen Abſchiedsworte zu wechſeln. An dieſem Abend war die Kaſerne manchem weiblichen Fuß zugänglich: es fand ſich ein gefälliger alter Onkel, ein Vater, der die junge Schöne, die da ging Thränen zu vergießen und den Abſchiedspokal zu kredenzen, begleitete. Freilich waren dieſe Schönen keine Damen aus der guten Geſellſchaft, es waren Bürgermädchen, Liebſchaften der Kaſerne — aber der Schmerz der Abſchiedsſtunde goß eine Weihe über dieſe, ſonſt nicht eben tadelloſen Verhältniſſe aus. Dieſe jungen Frauen und Mädchen waren mitten unter dem Lärmen einer wilden Orgie Erſcheinungen voll Sittſamkeit und Lieblichkeit, auf denen das Auge des Beobachters mit Wohlgefallen weilte. Die Prinzeſſin erſchien hier, unbekümmert ob man ſie erkennen würde, ſie ſuchte Michael Selskoi, und als ſie ihn gefunden, wählte ſie ihren Platz an einem der Tiſche, der ein Gegenüber der Niederlaſſung der dreißig jungen Offiziere bildete.

Erſchöpft, denn ſie kam bereits aus einer Kaſerne wo ſie einem ähnlichen Gelage beigewohnt, that die Fürſtin ihr Möglichſtes um ihre Lebensgeiſter zu der wilden phantaſtiſchen Luſt zu ſtimmen, die um ſie her herrſchte. Es gelang ihr bald in dem Grade daß ſie die Seele der ganzen Tafelgeſellſchaft wurde, der Feuergeiſt, der Alle in Flammen ſetzte. Sie ließ ſich eine Zither geben und ſang ruſſiſche Volksweiſen, ſie tanzte, und trotz dem beſten Trinker ſetzte ſie ihr Glas an und leerte es.

Sich nur, Selskoi! riefen die Genoſſen dem jungen Offizier zu — haſt du jemals ein lieblicheres und muthwilligeres Geſchöpf geſehen als dieſe Afanasja Taſchkoff?

Michael rief unwillig vor ſich hin: Was findet ihr an ihr? Wäre ſie unſre Schweſter, wir würden uns ſchämen ſie hier in der Kaſerne tanzen und ſpielen zu ſehen, wie eine Dirne, die ihrem Liebhaber nachläuft.

O die Prinzeſſin liebt Niemanden unter uns! rieſen die Offiziere. Es iſt bekannt daß ſie kalt und unerbittlich iſt; daß ſie nie einen Liebhaber begünſtigt hat, und wäre er ſchön wie ein Gott, und tapfer wie der heilige Georg.

Wozu kommt ſie denn her?

Ah — ſie liebt das Regiment. Sie begnadigt die Jsmailoffiſche Garde mit ihrer Protektion! nahm Einer der Offiziere das Wort. Sie hält dies Regiment für das tapferſte und edelſte der Hauptſtadt, ja des Reiches.

Sie hat, bei Gott, vollkommen Recht, entgegnete ein Andrer. Und warum ſoll ſie nicht die Soldaten lieben? Sie ſelbſt beſitzt Muth und Geſchicklichkeit wie nicht leicht ein Mann. Ihr ſollt ſie nur nach dem Ziele ſchießen ſehen — und wie reitet ſie! Die verwegenſten Stücke hab ich von ihr ausüben ſehen.

Was mir an ihr gefällt, bemerkte ein älterer Offizier, iſt daß ſie im Geheim, wo ſie nur immer kann, den Offizierswittwen und Waiſen Wohlthaten zufließen läßt. Ich kenne einen alten Wachtmeiſter, der das Geſchäft hat in alle Winkel der Hauptſtadt zu kriechen, wo er vermuthen kann daß derlei verſchämte Arme ſich aufhalten.

Ah — das iſt freilich beſſer als wie ihre Schweſter es macht! nahm ein Lieutenant das Wort; die verpraßt und vergeudet an der Seite des Kaiſers Schätze über Schätze und thut Niemandem etwas Gutes. Sie iſt Schuld an allem Unheil.

Achtung! wenn ihr den Namen ſeiner Majeſtät nennt, lieben Freunde! rief Michael.

O wir ſind gut ruſſiſch! riefen mehre Stimmen. Wir lieben es die Wahrheit zu ſagen. Der Kaiſer iſt ſchlecht geleitet.

Die Prinzeſſin hatte ſich auf ihrem Stuhle weit übergelegt, und verlor, lauſchend, kein Wort. Sie erhob ſich jetzt und trank auf die Geſundheit des Kaiſers. Der Tiſch blieb ſtumm. Sie füllte ihr Glas und nannte Catharinens Namen; — Alles jauchzte.

Das ſind Zeichen! flüſterte Einer von den Dreißig.

Ein paar Offiziere von der großen Tafel nahten ſich, völlig trunken, dem kleinen Tiſche, und Einer derſelben, Michaels Glas füllend, rief dieſem zu: Kamerad, haſt du nicht gehört? auf die Geſundheit der Kaiſerin!

Eine dunkle Zornesglut übergoß das Antlitz des Jünglings. Er ſchob ſein Glas bei Seite und verſchränkte die Arme auf der Bruſt.

Teufel! hier iſt Jemand, der anderer Meinung iſt wie wir! ſtammelte der Offizier. Wer iſt dieſer Jemand? man nenne mir ſeinen Namen.

Die Prinzeſſin ſtand plötzlich mitten zwiſchen den

Streitenden. Der Name dieſes Herrn iſt Michael Selskoi, und es giebt, ſo weit Rußlands Fahnen wehen, keinen ehrenvollern und geachtetern Namen! rief ſie.

Selskoi ſtand bleich da, die Lippen an einander gepreßt, und ſein dunkles Auge, zu Boden geſenkt, zuckte einen Moment auf und glitt mit einem flammenden Blitz über die ſchöne Geſtalt der jungen achtzehnjährigen Frau.

Bei Gott, Madame, rief er; ich bin im Stande meine Ehre ſelbſt zu vertheidigen. Laſſen Sie mich.

Du haſſeſt mich — Michael — weshalb? Und Afanasja blickte mit ihrem Auge voll Zärtlichkeit und Feuer, zu dem ſchönen Jünglinge empor.

Ich Sie haſſen — o nein! Und ein Zug von Hohn und Stolz glitt über die ſchön geſchnittenen Lippen dieſes jungen Helden.

Er iſt der Einzige, der noch nach Dänemark ziehen will, rief der trunkene Offizier lachend, während wir Alle hier bleiben.

Ha! wir bleiben Alle hier! tönte es durch den Saal.

Ja, wir bleiben. Wißt ihr's ſchon. Es lebe Catharina! Unſre Kaiſerin!

Wir wollen den Saal verlaſſen! ſagte Michael zu ſeinen Genoſſen.

Halt! rief der Offizier. Niemand geht über die Schwelle dieſes Gemachs ehe denn ſein Name auf die Liſte gebracht iſt. Ihr werdet unterſchreiben, Kamerad.

Ich werde nicht! entgegnete, Michael, die Hand an dem Degen.

Du wirſt! rief Afanasja. Wo die Jugend des ganzen Reichs, wo alle Ehrenmänner der Nation, wo die achtbarſten Namen, die Rußland kennt, in einer Liſte vereinigt ſtehen, da darf dein Name nicht fehlen.

Oh! riefen mehre Offiziere; dies kannſt du glauben, da Rußlands ſchönſte Frau es dir ſagt.

Mir nach! ſchrie Selskoi ſeinen Gefährten zu, und ſuchte ſich Bahn zu brechen.

Du bleibſt! befahl die Prinzeſſin, indem ſie ſeinen Arm faßte. Er drängte den übrigen zurück, und in der heftigen Bewegung, die dies veranlaßte, löſte ſich der goldne mit Demanten beſetzte Reif, der um die Handwurzel lag, und das Schloß dieſes Schmucks ritzte die Haut, ſo daß Blut hervordrang. Die Prinzeſſin ſtieß einen leichten Schrei aus. Sogleich war ein dichtgeſchloſſener Kreis um ſie her, lauter entflammte Geſichter, lauter leuchtende Augen.

Sie iſt verwundet! ſchrien mehre Stimmen. Nieder mit ihm, der es gewagt hat, Hand an ſie zu legen.

Michael ſtand im Kreiſe bleich und mit aufgelöſtem Haar, das in dunkeln Locken ihm um die Stirne fiel. Er glich dem Engel der Vernichtung. Sein dunkles Auge brannte auf das ſchöne Weib.

Ein älterer Offizier drängte ſich durch und rief: Selskoi, du haſt deine Wohlthäterin beleidigt. Wiſſe daß ſie es war die deinen alten Vater, als er arm und verlaſſen hieher kam um für einen ſeiner Söhne um eine Stelle in der adeligen Erziehungsanſtalt zu bitten, unterſtützte, ihm ſeine Bittſchriften abnahm, den ſterbenden Greis bis an ſein Ende wie eine Tochter pflegte. Das ſag ich dir, ich, Iwan Welugin, deines Vaters Vertrauter.

Iwan Welugin: Euer Gedächtniß wird Euch untreu. Das war nicht ich — es war meine Schweſter, rief Afanasja.

Nein, Ihr waret es, Fürſtin — entgegnete der Offizier mit feſter Stimme und indem er eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. Macht mich nicht zum Lügner vor dem ganzen Regimente.

Zwei junge Fürſten Trubetzkoi hatten ſich vorgedrängt. Sie waren Afanasja zu Füßen gefallen und hatten auf ihre Schärpe ein paar Tropfen des flüſſigen Purpurs aufgefangen, der die ſchöne Hand der Fürſtin färbte. Sie erhoben die Schärpe und rieſen: Hier ſind geweihte Zeichen! Wer es mit uns hält — der folge dieſem Symbol.

Und fünfzig junge Männer ſtürzten zu der Prinzeſſin Füßen; ein Jeder hatte ſeine Schärpe gelöſt und trachtete danach daß ſie von der blutenden Hand berührt und geweiht werde.

Es lebe Catharina! Es lebe unſre Kaiſerin! donnerte es durch den Saal. Ein ſo wilder Taumel entſtand daß die Fanfaren der Trompeten und der Wirbel der Pauken nicht gehört wurde. Alle umarmten einander; jahrelange Feindſchaften wurden in dieſer Minute vergeſſen; Bruſt an Bruſt lagen ſich Freunde und Feinde.

Michael Selskoi ſtand immer noch, den düſtern Blick zu Boden gerichtet, unbeweglich, wie eine ſchöne Bildſäule des nachdenkenden Kriegsgottes. In ſeiner Seele, die das volle Feuer und den Ungeſtüm ungeſchwächter Jugend bewahrt hatte, bewegte ſich Leidenſchaft und Schmerz. Der ſtarke, ungeſchwächte Geiſt drohte faſt zu erliegen. Sie war es, murmelte er vor ſich hin, die meinen Vater rettete, die an ſeinem Sterbelager wachte — und ich erfahre es jetzt! Und ich hab ſie von mir geſtoßen, ſie beleidigt! —

Brüderchen, und was das Schlimmſte bei der Sache iſt, ſagte ihm Cyrill Raſumoffsky, der neben ihm ſtand, du liebſt ſie — du liebſt ſie ſchon ſeit lange. Verſtelle dich nicht — dein Haß, deine Verfolgung — Brüderchen, iſt nichts wie Liebe. Du biſt wahnſinnig in das ſchöne Weib verliebt.

Michael antwortete nicht; ſeine Rechte wühlte unter der aufgeriſſenen Uniform an ſeinem Herzen. Es iſt Empörung! murmelte er — Es iſt gegen meinen Eid. Und wenn ſie ſelbſt es befiehlt — ich darf nicht.

So bleibe allein! rief Cyrill ſich auf die junge Heldengeſtalt ſtützend — ſo bleibe allein, Knabe, von der Liebe, vom Ruhm, vom Glück verlaſſen! Rußlands Zukunft wendet jedem Tapfern auf ewig den Rücken, der in dieſem Augenblicke zu entſcheiden zögert. Hänge dein Herz, das ſo friſch und ſo kühn iſt, an keine verlorene Sache, Freund.

Ob und ſie, ſie leuchtet voran, ſagte der Gepeinigte dumpf. Sie, das Weib dem ich ewig angehöre!

In dieſem Augenblicke wurde die Prinzeſſin im Sturm vorübergetragen, auf den Armen der begeiſterten Jünglinge. Sie thronte wie der Genius des Ruhms auf den Schultern junger Sieger. Jede Miene an ihr war Sieg und Glanz. Sie ſtrahlte Schönheit aus wie die Sonne Licht ausſtrahlt und Wärme. Entzücken war Alles was ihr nahe kam.

Sie winkte Michael Selſkoi.

Ich bin dein! ewig dein! rief er und ſenkte vor der glänzenden Erſcheinung das Knie. Sie lächelte Triumph und ſtreckte ihre Hand über ſein Haupt aus, ihn weihend und in den Bund aufnehmend.

Von neuem erſchallte der Ruf: Catharina lebe!

Sie lebe! rief Selſkoi.

In dieſem Augenblicke donnerte das Geſchütz von der Feſtungskirche, den Morgen des Feſttages verkündend. Die kurze Dämmerung der Sommernacht war gewichen, die Strahlen des jungen Tages brachen durchs Fenſter.

Die Genoſſen taumelten auseinander. Nur eine engere Verbrüderung blieb, die Eingeweihten, die um die Pläne der Leiter der Verſchwörung wußten. Cyrill Raſumoffſky befand ſich an ihrer Spitze.

Man tadelte die Ausbrüche der Leidenſchaft an dieſem Abende. Die Meinung war zu laut, zu ſicher aufgetreten. Es war zwar ſeit einiger Zeit, beſonders bei dem Militair, Gebrauch geworden, Catharina leben zu laſſen; allein heute Nacht hatten laute Stimmen ſie bereits als alleinherrſchende Kaiſerin ausgerufen. Die Verſammlung war zu groß als daß man auf lauter Verſchwiegene zählen konnte; die Liſte zeigte zwar eine große Anzahl Namen mehr, allein wer bürgte daß ſich nicht Verräther und Spione dabei befanden.

Darum iſt Eile nöthig! rief Cyrill. Das Werk, das vollbracht werden ſoll, geſchehe bald. Wir haben nicht Zeit länger zu überlegen.

Conſtantin Glowick, der wildeſte und entſchloſſenſte unter den Verbündeten, rief: Gebt mir Auftrag und Vollmacht, und in dieſer Stunde flieg' ich nach Oranienbaum hinüber, und vollbringe das Werk — ich — allein. Mein Pferd ſteht geſattelt.

Nein, nein! rief ein finſtrer Krieger, den Narben deckten — nicht auf dieſe Weiſe! Wir haben das Recht für uns: er muß entſagen: es muß alles den Weg der Ordnung gehen.

Der Ordnung? höhnte Conſtantin. Sieh die Hauptſtadt an, und urtheile ob wir den Weg der Ordnung gehen dürfen. Wo du hinſiehſt — alles iſt Flamme und Aufruhr. Wir haben keine Stunde zu verſäumen.

Er ſpricht wahr! riefen mehre Stimmen.

Die Thüre zu dem Kabinet, in welchem die Männer beiſammen ſaßen, wurde aufgeriſſen, und ein Mann, bleich wie der Tod, ohne Athem und mit brechenden Knieen, ſtürzte herein.

Rettet euch! rettet euch! rief er, Paſſeck hat uns verrathen. Der Kaiſer weiß in einer Stunde um den ganzen Plan der Verſchwörung. Morgen ſind unſre Köpfe dem Beil des Henkers übergeben.

Alle Anweſenden ſprangen von ihren Sitzen. Eine Pauſe ſtarren Entſetzens herrſchte im Zimmer. Man hätte die Fliege an der Wand können ſummen hören, ſo grauſenvolle Stille gab ſich kund.

Paſſeck! rief endlich Cyrill Raſumoffsky — Paſſeck —

Er iſt betrunken von hier fortgezogen — erzählte der Ankömmling, hat einen Streit mit ſeinem Obriſten gehabt, und ſinnlos — wie er war — hat er im Zorn unſer ganzes Geheimniß verrathen, dem Obriſten drohend daß er den nächſten Morgen nicht mehr erleben werde. Dieſer hat ſogleich Boten zum Kaiſer geſendet. Während ich hier ſpreche, fliegen dieſe Verderber die Straße dahin.

O Entſetzen! Entſetzen! Wir ſind verloren!

Muth gefaßt! nahm Michael Selskoi das Wort. Ihr habt mich in eure Mitte aufgenommen; ich gehöre zu euch. Schon lange kämpfte die Vaterlandsliebe in meinem Herzen mit dem Gebote der Pflicht. Ich ſah Rußlands Untergang nahe, allein ich wagte nicht Hand an ſeine Befreiung zu legen. Die Liebe hat meine Feſſeln gebrochen. Ich bin Rußlands Sohn — ſeine goldne Zukunft ſei auch die meine. Ich ehre den Kaiſer, er iſt mein Wohlthäter; ſein Haupt bleibe unverletzt, ſo lange Athem in dieſer Bruſt iſt — allein Catharina herrſche:

der Ruhm ſelbſt, in ſeiner verlockendſten Geſtalt, führt ſie zum ſtrahlenden Ziele. Gebt mir einen ehrenvollen Auftrag, Freunde, Brüder! einen Auftrag, durch den ihr mir zeigt daß ich würdig bin in eure Mitte zu treten. Sendet mich nach Peterhof, laßt mich Catharinen von der Lage der Dinge hier benachrichtigen; gebt mir den Auftrag ſie herzuführen, indem ich ihr künde daß Alles bereit ſei zu ihrem Empfang: daß die Stunde drängt, das neue Werk beſchleunigt werden muß.

Dieſer Auftrag iſt allerdings wichtig, bemerkte Cyrill Raſumoffsky. Catharina muß erfahren wie es hier ſteht. Sie träumt noch von Ruhe und Aufſchub.

Und der Boden brennt unter unſern Füßen! ſchrien die Andern.

Entſetzen! Entſetzen!

O Paſſeck! — Paſſeck!

Sollen wir Michael Selskoi den Auftrag geben? Wir alle dürfen nicht von unſeren Poſten weg. Mein Regiment hat die Wache vor dem Winterpallaſt.

Und das meinige beſetzt die Zugänge zu der Admiralität.

Iſt uns die Kaſſe der Artillerie ſicher?

Sie iſts heute noch — morgen nicht mehr! —

Alles erhob ſich von den Sitzen und ſtürmte umher. Der helle Tag ſchien durchs Fenſter. Sels koi ſtand und erwartete ſeinen Beſcheid. Die Verſchworenen taumelten durcheinander: die furchtbare Gewalt der ernſten Stunde betäubte ihre Köpfe und machte ihre Schritte wankend.

Laßt uns dem Kaiſer uns zu Füßen werfen — ſeine Gnade erflehen! murmelte eine Stimme. Ein Schrei des Abſcheus und des Schreckens antwortete ihr. Wer ſprach hier? donnerte ſchrecklich Cyrills Stimme. Bergen wir einen Verräther unter uns?

Nieder mit ihm!

Und Selskois Degen tauchte ſich in die Bruſt eines Mannes, der, während die Genoſſen tobten, ſich aus dem Gemache ſchleichen wollte. Röchelnd, und in ſeinem Blute ſich badend, lag der Unglückliche an der Schwelle der Thüre.

Romann Selbikoff! flüſterte Conſtantin. Oh — ich traute ihm nie.

So ſterbe Jeder, der von Umkehr und Verſöhnung ſpricht! rief Cyrill, dem jungen Helden Selskoi die Hand reichend. Nun auf und — vorwärts! Eine ungeheure Arbeit ſteht uns bevor. Brüder, ſenden wir Michael um die Kaiſerin abzuholen? Er verdient es; ſo eben zeigte er was wir von ihm zu hoffen, zu erwarten haben.

Der Auftrag iſt wichtig — nahm Conſtantin Glowick wieder das Wort, und Alexis Orloff würde uns nie verzeihen, wenn wir ihn bei dieſer Gelegenheit umgehen.

Wo iſt Orloff? fragten mehrere Stimmen.

Mit der Prinzeſſin in die Kaſerne der Preobrajenskiſchen Garde, antworteten mehrere Stimmen. Dort ſind ſie in dieſer Nacht noch weiter gegangen wie wir hier. Gregor Orloff hat dort gearbeitet.

Noch weiter? Tauſend Donner! Wir dürfen nicht zögern.

Nun, ſoll ich? fragte Michael.

Raſumoffsky trat vor. Freund, ſagte er: wir ehren dich ſchon genugſam, wenn wir dir den Auftrag geben, die Brüder Orloff aufzuſuchen, und ihnen mitzutheilen, was wir ſo eben erfahren. Geh — eile und bringe ihnen die Nachricht. Wir erwarten dich hier zurück in Zeit von wenigen Minuten.

Ich fliege, Freunde — ſogleich ſollt ihr mich wiederſehen! Und er preßte die Schärpe an die Lippen, die mit dem koſtbaren Purpur befeuchtet war, und verſchwand durch den Gang, der von Soldaten wimmelte, die ihre Zimmer verließen und wild und tumultuariſch nach ihren Offizieren riefen. Die ganze Kaſerne erklang von Waffen und tobendem Geſchrei. Man ſah die Offiziere fliehend durch die Gänge eilen, um überall hin Befehle zu ertheilen, die den Zweck hatten fürs Erſte Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen.

Mitten durch das Gedränge ſchoß Selskoi wie ein Pfeil dahin.

Ihm entgegen kam ein keuchender Bote.

Was giebts? fragte ein Verſchwörer, der Selskoi gefolgt war um ihm noch einige Aufträge zu ertheilen.

Aufruhr vor dem Pallaſt des Reichskanzlers! entgegnete der Bote. Eine unzählbare Menge zerlumpten Geſindels, das plötzlich erſchienen iſt, wie aus den Tiefen der Erde emporgewachſen, rottet ſich zuſammen, ſperrt den Eingang der Kanalbrücke und ſchreit mit wilder Stimme.

Was rufen ſie?

Die Kaiſerin lebe!

Catharina?

Nein — Eliſabeth!

Tollheit! Haſt du recht gehört, Rurick? Eliſabeth! — die in der Gruft ihrer Ahnen liegt. Werden die Todten erſtehen an dieſem Tage des Schreckens? —

Selskoi wartete das Weitere dieſer neuen Botſchaft nicht ab — er enteilte. Mehrere reitende Boten ſprengten in den Hof der Kaſerne. Eine Abtheilung Militair wurde von dem Kommandanten von Petersburg beordert, die Straße vor dem Pallaſt des Reichskanzlers zu ſäubern.

Befehle und Gegenbefehle wurden gegeben. Die Verwirrung hatte ihre höchſte Staffel erreicht. Ein Geheul, ähnlich dem Schrei hungriger Wölfe, die in Schaaren die Einſamkeit der ruſſiſchen Wälder durchziehen, kam aus den Straßen von der Seite der Admiralität her. Der Kaiſer iſt ermordet! riefen Stimmen — die Kaiſerin iſt todt! ſchrien andre. Die Stadt brennt! tobten wieder andre.

Mitten in das Gewirre tönten die Glocken der Kaſanſchen Mutter Gottes Kirche und eine Prozeſſion von Prieſtern drängte ſich durch den Tumult auf der Straße.

Alexis Orloff empfing den Befehl und machte ſich ſogleich auf den Weg nach Peterhof.

Die Herzogin Brunhild.

Es war der Abend des neunten Juli.

Wir haben bemerken können wie dieſer Abend und die darauf folgende Nacht in einem der Bezirke der ungeheuren Hauptſtadt hingebracht wurden, wir wollen nunmehr ſehen in welcher Stimmung drei Meilen von der Reſidenz entfernt die nächtlichen Stunden die Bewohner eines kaiſerlichen Luſtſchloſſes fanden.

Es war eine feuchte Wärme, die ſich von dem bewölkten Julihimmel niederſenkte. Man hätte dieſe Luft ſchwül nennen können, wenn nicht der Seewind ſie mit Friſche und Elaſticität verſehen. Gegen die zehnte Stunde entwölkte ſich der Himmel, und eine ſternenhelle Nacht, in dem eigenthümlichen Glanze der nordiſchen Nächte, ſpannte ſich über die Erde aus. Das Auge betrachtete die leuchtenden Sternbilder mit Entzücken, und der Anblick der weithin thronenden dunkelhellen Wölbung dieſer erhabenen Himmelskuppel konnte Friede und Beſeligung in die bekümmerte Bruſt der Erdenbewohner gießen. Allein nicht lange dauerte dieſes ſchöne Schauſpiel. Die Sonne war in Wolken niedergegangen, und dieſe trüben Schleier wehten, als die Königin des Tages ihren Thron verließ, hinter ihr drein, trennten ſich von ihrem Haupte und kamen zurückflatternd an den Himmel, den ſie von neuem mit Dunkelheit und Schwüle überzogen. Ohne daß Regen niederfiel, war die Luft doch ſchwer mit wäſſerigen Dünſten geſchwängert. Obgleich kein Luftzug ſich rührte, gerieth das Meer doch in eine eigenthümliche Bewegung, und man hörte es in der Ferne rauſchen und rollen, als erwachten die Geiſter der Tiefe, ſich bereit haltend zu einem Kampfe, der bald beginnen ſollte.

Auf einer Anhöhe, am linken Ufer des finniſchen

Golfs, Angeſichts der Veſte Kronſtadt, erhebt ſich das Luſtſchloß Peterhof, ein impoſanter Pallaſt mit ſeinen Eckthürmen mit vergoldeten Kuppeln, in der prachtvollen Umgebung ſeiner Gärten, die mit den ſchönſten Waſſerkünſten und mit dem Schmuck nicht unbedeutender Skulpturen prangen, ein ſtolzes Monument der Regierung der ruſſiſchen Herrſcher ſeit Peter dem Großen bildend. Das Haus das Peter ſelbſt erbaute, liegt dicht am Meere, und zeigt, wie alle Gebäude die dieſer Begründer von Rußlands Ruhm aufführen ließ, neben großer Einfachheit der Struktur, eine praktiſche Brauchbarkeit, die dem Sinne des Gründers bei jeder ſeiner Unternehmungen als erſtes Ziel vorſchwebte. Catharina I ſeine Gemahlin, Eliſabeth ſeine Tochter, verwendeten auf Peterhof eine eitle aber nicht glückliche Thätigkeit. Das kleine Luſtſchloß Marly, das die letztere erbauen ließ, zeigt zu deutlich daß franzöſiſche Muſter vorlagen, und daß die Erbauerin wenig Rückſicht nahm auf die urſprünglichen Eigenſchaften des Bodens und des Landes, wohin ſie ihre Schöpfung verlegte. Catharina II hat dieſem Orte ihre kunſtliebende und ingenieuſe Theilnahme geſchenkt, und unter ihrer Regierung wurde der ſchöne Bau in ſeiner jetzigen Pracht vollendet.

Dieſe ſelbe Fürſtin bewohnte an dem Abende, den wir jetzt ſchildern wollen, einen kleinen Salon und ein paar Nebengemächer auf dem rechten Flügel des Hauptgebäudes. Sie konnte aus ihren Fenſtern das Meer ſehen, und mit Hülfe eines Fernrohrs die Befeſtigungswerke von Kronſtadt. Die Ausſicht die das Thurmgemach bot, und in dieſem hielt ſich die Kaiſerin den größern Theil des Tages über auf, war nicht ſo umfaſſend und für das Auge blendend, ſie zeigte einen Gang des Parks, und dieſer Gang, von Linden, Ahorn und Kaſtanien gebildet, war gewöhnlich einſam und menſchenleer. Am Ausgang dieſes düſtern Baumganges zeigte ſich eine Bildſäule der Flora, und die Bewohner Peterhofs trugen ſich mit einer abenteuerlichen Sage, daß an dieſe Bildſäule der Blumengöttin das Geſchick der in dieſen Gemächern jedesmal thronenden Fürſtin geknüpft ſei. Hielt die Göttin einen Kranz von Fichtenzweigen am Arm, — und man fand einen ſolchen manchesmal ihr beigegeben ohne daß man entdecken konnte wer dieſes ominöſe Zeichen gab, — ſo erfolgte irgend ein Mißgeſchick für die fürſtliche Bewohnerin der Pallaſträume. Doch dieſer Kranz war nicht das einzige Myſteriöſe, das ſich an dieſer Stelle kund gab, die Bildſäule der Göttin ſelbſt war von unſichtbaren Schrecken umgeben; es getraute ſich nicht ſo leicht der Fuß eines Wanderers in die dunkle Tieſe des Baumgangs, wo ſich aus den Schatten der weiße Marmorleib der Unheilkündenden erhob. Deshalb war, wenn an Feſttagen der ganze Umkreis der Gärten und des Parkes mit Gäſten überfüllt war, dieſe Stelle dennoch einſam. Catharina hatte ihr Möglichſtes gethan dieſe abergläubiſche Furcht zu bannen, ſie hatte ihre Wohnzimmer abſichtlich mit der Ausſicht auf jene verrufene Parkpartie gewählt, die Bildſäule ſelbſt, von dem ihrer Perſon und ihres Hauſes Glück und Unglück abhing, ſtand ihr gleichſam Tag und Nacht vor Augen, und ihre einſamen Spaziergänge im Park führten ſie faſt immer in die Gegend hin, die jeder andere Spaziergänger ſorgfältig mied.

In dieſer Nacht hatte die Bildſäule nicht einen, ſondern drei Kränze an ihrem ausgeſtreckten Arme hängen. Anna Iwannowna, die vertraute Kammerfrau Catharinens, hatte dieſe Kränze ſelbſt geſehen, als ſie ſich auf die im Schloß verbreitete Kunde von dem Unglückszeichen, furchtſam der Statue bei eintretender Dämmerung genähert hatte.

Die Lichter im Thurmgemach wurden angezündet. Die Vorhänge der drei hohen Fenſter, die die Rundung des Gemaches bilden halfen, waren niedergelaſſen, und die dunkelrothe Seide ſchloß eng an die goldnen Leiſten mit denen die ebenfalls rothe Tapete der Wände eingefaßt war. An dieſen Wänden befanden ſich keine Gemälde; Catharina liebte nicht ſich mit Schmuck zu umgeben. Das Zimmer wo ſie arbeitete, wo ſie ſich ihren Gedanken und Planen hingab, mußte nichts von dem Flitterwerk und dem kleinlichen Aufputz enthalten, der die Sinne in Anſpruch nimmt, und den Geiſt oft wider Willen zwingt dem Wink der Sinne zu folgen. Die Größe und Schönheit des Gedankens iſt in ſeiner urſprünglichen Fülle und Machtvollkommenheit, wenn er dem ſchöpferiſchen Borne entſteigt, ſo allgewaltig daß neben ihm kein ſinnlicher Reiz Beſtand haben kann. Deshalb die Einfachheit und Schmuckloſigkeit der Arbeitszimmer großer Geiſter.

Dieſes Thurmgemach hatte allmählig von dem Glanze ablaſſend, den ſeine frühern Bewohner über daſſelbe gebracht, ſich bequemen müſſen die Phyſiognomie ſeiner jetzigen Inhaberin anzunehmen. An der langen Seite der Wand, die den Fenſtern gegenüber ſich befand, ſtand ein Schreibtiſch von beſonderer Größe und Form, bedeckt mit Papieren, Büchern und kleinen Manuſcriptheften. Eine Pendule, auf ihrem Geſtell von Alabaſter und auf einer ſchweren, koſtbaren Bronzeplatte haftend, gab dieſem Tiſche den einzigen und würdigen Schmuck. Zur Seite des Tiſches ſtanden zwei tiefe Fauteuils, mit kirſchfarbenem Seidenſtoffe überzogen, und mit vergoldeten Armlehnen und Füßen. Tiſch und Stühle nebſt dem kleinen Sopha, für eine Perſon nur berechnet, der hinter dem Tiſche ſtand, befanden ſich auf einem Teppich von grauem, leichtem wollenen Gewebe, das ſelbſt im Sommer nicht fortgenommen werden durfte, weil Catharina die Gewohnheit hatte ihre Schuhe, wenn ſie arbeitete, abzulegen und der Fuß in ſeiner leichten Hülle des durchbrochenen Seidenſtrumpfes leicht empfindlich die Kühlung des Marmorparquets empfunden hätte. Ein Klingelzug hing von der Decke unmittelbar an die Stelle nieder wo die Schreibende Platz genommen, und der Hand die ſich ausſtreckte leicht erreichbar. Zur Seite des Sophas erhob ſeinen zierlichen Bau ein kleiner Bücherbehälter, in Form einer Säule, und oben mit der Büſte des Plato geziert. Dieſes Schränkchen ſtand offen und ließ ſeine wenig geordneten Schätze ſehen, denn Catharinens Hand, wenn ſie ungeduldig und in ihrer Arbeit eilig war, griff nach dem Buche das ſie grade nöthig hatte in Haſt und legte den gebrauchten Band ſelten wieder an die ihm zukommende Stelle zurück. So zeigte denn der Behälter eine wilde Anarchie wo Bücher, Manuſcripte und Papierrollen mit Plänen und Zeichnungen durcheinander lagen. Einige dieſer gelehrten Schätze hatten ſich, gleichſam ſich vor ihren Genoſſen rettend, auf den Teppich geflüchtet und es geſchah nicht ſelten, daß Catharina eifrig arbeitend, den Fuß bald auf dieſes, bald auf jenes Werk ihres Lieblingsautors ſetzte, welchen Band ſie dann oben auf ihrem Schreibtiſche ſuchte, während er ſich unter ihrem Fuße befand.

Dieſem Schreibtiſche gegenüber befand ſich das große, balkonartige Fenſter, das die Ausſicht auf die Bildſäule der Flora hatte, und das Catharina gemeinhin geöffnet hielt, um, wenn ſie von dem Papier und den Büchern aufſah, den Blick in das dunkle Grün und in die wohlthuende Dämmerung der Baumſchatten verſenken zu können.

Die Wände zwiſchen den Fenſtern nahmen ſchmale Pfeilerſpiegel ein, unter denen kleine Marmortiſche ſich befanden. Auf einem dieſer Tiſche ſtand die Portraitbüſte von Catharinens Vater, von einem italieniſchen Künſtler trefflich gearbeitet, auf dem andern lehnte zwiſchen zwei japaniſchen Vaſen, die die Düfte getrockneter Roſenblätter und Heliotropbüſchel in die Lüfte hauchten, ein kleines Miniatur-Ölbild eines jungen Mannes in Uniform. Über dieſes Bild war ein ſchwarzer Flor gebreitet, der an dieſem Abende jedoch hinweggezogen war. Die Züge dieſes Mannes waren jugendſchön, und zeigten Milde und Geiſt in einer ungewöhnlichen Vereinigung. Zu jeder Seite der Pfeilertiſche ließen breitarmige Lehnſeſſel ihre Pracht ſehen; auf einem derſelben lagen eine Mantille und eine Halbmaske, ſo wie ſie damals, von Venedig übergeſiedelt, bei den vornehmen Damen auf eine kurze Zeit Mode geworden, und wie man ſie bei Abendſpaziergängen tragen ſah. Der Plafond war einfach mit Muſchelverzierungen in Gold gearbeitet, und ein Kryſtalllüſter hing in mäßiger Höhe herab, ſo daß ſeine Kerzen, wenn ſie angezündet wurden, einen runden Tiſch beleuchteten, der in der Mitte dieſes wohnlichen und anmuthigen Gemaches ſich befand. An dieſem Tiſche, auf dem diesmal ein ſilberner Armleuchter ſtand, von dem das Licht ausging, da die Kerzen des Lüſter nicht angezündet worden, lag auf einer Couchette eine junge Dame die wir wiedererkennen, es war das Fräulein von Güldenthor. Neben ihr, in die Tiefe eines Fauteuils zurückgelehnt, ſaß Catharina, die Arme über der Bruſt verſchränkt, das Antlitz ein wenig geſenkt, den Blick der ſinnenden Augen vor ſich hin richtend.

Die beiden Freundinnen waren allein.

Jetzt trat Anna Iwannowna ins Zimmer. Catharina hub ihr Haupt, ſie verſcheuchte die Träumereien, in die das Geſpräch mit der Jugendgenoſſin ſie verſenkt, und, die Hand Annas von Güldenthor erfaſſend, rief ſie mit beinahe heftiger Stimme: Aber ich vergeſſe ganz daß wir allein ſind, daß Niemand in dieſem ſchönen Pallaſte gegenwärtig iſt um uns zu bedienen, und daß du — mein Liebling — ganz gemach verhungern kannſt, hier zur Seite deiner Freundin, der Kaiſerin von Rußland.

Anna lächelte.

Aber da iſt meine Iwannowna, fuhr Catharina fort: es iſt gut daß der Himmel uns dieſe ſendet. Annuſchka, wirſt du uns etwas Chokolate-Crême verſchaffen können, ein Paar Flaſchen Champagner, eine Paſtete von kaltem Geflügel, eine kleine Schüſſel Reis und etwas gebackenes Obſt? Geh, geh und treibe den dicken alten Haushofmeiſter aus ſeiner Höhle hervor.

Es iſt ſpät, Herrin, ſtammelte die Kammerfrau. Karlowitſch hat die Schlüſſel dem Präfekt abgegeben; aber ich gehe zu meinem Bruder; er hat aus der Stadt heute Geflügel und Wein erhalten; alles zum Feſte — allein er wird gerne etwas von den Vorräthen abgeben.

Ah — rief Catharina düſter lächelnd; ich weiß eine Frau, wenn ſie befiehlt ſo tiſcht das ganze Reich ihr ſeine Koſtbarkeiten zu jeder Stunde des Tages und der Nacht auf — aber ich — ich bin dieſe Frau nicht. Mir ſetzt man verſchloſſene Thüren, abgegebene Schlüſſel, zu Bette gegangene Dienerſchaft entgegen. Oh eine ſchöne Kaiſerin — das!

Catharina lachte.

Geh denn — Iwanna — geh, zu deinem goldnen Brüderchen.

Die Kammerfrau entfernte ſich, und kam bald darauf wieder ohne Wein und Paſteten. Catharina ſah ſie fragend an. Die Arme zitterte: Ich habe nicht bedacht, gnädige Frau, daß der Weg zu meinem Bruder, den ſie unten im Pavillon einquartirt haben, der „weißen Frau" vorüber führt. So nannte das Volk die Bildſäule der Flora.

Und du biſt furchtſam, Iwanna?

Die Kammerfrau ſchwieg.

So nimm Conſtantin mit, der im Vorzimmer Wache hält. Wecke ihn auf, wenn er ſchläft, was er ſtets thut in meinem Dienſte, und befiehl ihm mit dir zu gehen. Nimm dich jedoch in Acht daß er nicht den Wein unterwegs austrinkt. Nun geh, meine arme kleine Annuſchka — o wie du zitterſt.

Ja, ja, Herrin, ich zittre. Es iſt dieſe Nacht, überall wo man hin kommt, nicht geheuer. Geſtalten, die wie aus Spinnegeweb zuſammengeſetzt ſind, und zerflattern wenn man ſie anſieht, gleiten durch die Baumgänge des Parkes, und drüben an der Bildſäule des Simſon —

Des Simſon? Nun wieder der! — Und was giebts dort?

Dort hat man einen Mann ſtehen ſehen, zehn Fuß groß, und mit einem furchtbaren Antlitz, bis an die Erde in einen langen weißen Mantel gehüllt Gregor Olegin, mein armer Schwager, der die Gabe hat Geiſter der Verſtorbenen zu ſehen, ſagte, die Figur ſei Niemand anders als der große Zaar Peter.

Der den kleinen Zaar zu beſuchen kommt, ergänzte Catharina.

Ach, Gebieterin, du lachſt ewig! zürnte Iwannowna. Die, die dich lieben, müſſen für dich zittern.

Gut, Iwanninka — nun geh und bring die Paſteten und den Wein.

Bald ſtand das Geforderte auf dem Tiſch. Catharina ſelbſt entpfropfte die Flaſchen und füllte die Gläſer. Als ſie mit ihrer Jugendfreundin angeſtoßen, warf ſie ſich von ihrem Gefühl überwältigt in Annas Arme und rief mit vor innerer Bewegung ſtockender Stimme: O Anna! Anna! welche Zeiten ſind dies! wie mußt du deine arme Freundin und Schweſter wiederſehen. Anna — Anna! oft wünſche ich ein Hügel deckte mein Herz, und es hätte aufgehört zu ſchlagen.

Catharina! rief Anna.

Nenne mich nicht an dieſem Namen, entgegnete die Kaiſerin, an den ſich für mein banges Ohr jeder Laut von Unglück und böſer Ahndung knüpft. Nenne mich, wie du mich in den goldnen Tagen unſrer ſchuldloſen, ſchönen Kindheit nannteſt — Sophie. Deine Sophie — deine Schweſter — deine dir treu anhängende zärtliche Schweſter.

Anna ſchloß die Bewegte in ihre Arme, und während einer langen Pauſe ſprachen Beide kein Wort. Iwannowna hatte das Zimmer verlaſſen.

Hätte ich ahnen können daß ich dich ſo namenlos elend finden würde, flüſterte Anna. Ich wähnte dich auf dem Gipfel des Glückes.

Catharina zuckte ſchmerzlich zuſammen. Ihr Blick, der in das Düſtre ſah, nahm einen durchdringenden und flammenden Ausdruck an. Ich werde nicht unterliegen — ſagte ſie — wenigſtens ohne Kampf nicht. Man ſoll mich nicht in der Stille von meinem Rechte und meinem Platze ſtoßen.

Annas Auge ſah erſchreckt die Sprechende an. Worüber ſinnſt du? fragte ſie haſtig. Um Gotteswillen, ſprich! Was ſoll die drückende Schwüle bedeuten, die ich über dieſem Hauſe lagern fühle, ſeitdem ich deſſen Schwelle überſchritten. Ich kam unbefangen und fröhlich, und bin nun in die Schrecken dieſes Orts mit hineingebannt. Was geht in der

Hauptſtadt vor? — um unſrer Liebe willen, ſprich — wie ſtehſt du dich mit dem Kaiſer? O, wenn du gegen mich nicht offen ſein willſt, gegen wen willſt du es dann ſein?

Was ſoll ich dir ſagen, mein Engel? Ich weiß ſelbſt nichts, entgegnete Catharina.

Und du wüßteſt nicht daß eine Verſchwörung im Werke iſt, die zum Ziele hat, dich auf den Thron zu ſetzen? O Sophie, in dieſer Stunde, wo unſre Herzen aneinander ſchlagen, wo alle goldnen Träume der Kindheit uns neu mit einander verſchmolzen haben — Sophie — in dieſer heiligen Stunde — ſage mir: iſt an dieſem Gerücht etwas Wahres?

Catharina antwortete nicht; ſie drehte ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern, und brachte es der Flamme der Kerze nah.

Ein dumpfer Donnerſchlag ließ ſich hören. Die Bäume des Parkes an dem Fenſter rauſchten heftig.

Iwannowna kam herein, und rief klagend daß ein Wetter aufziehe.

Geh in dein Zimmer, ſchließ dich ein und bete, befahl Catharina.

Die Dienerin ſah ſcheu und forſchend ihre Gebieterin an, und entfernte ſich dann zögernd. Catharina rief ſie zurück. Haſt du nicht Feodora Pretaſſoff geſagt daß ich ſie erwarte?

Die gnädige Frau wird kommen, entgegnete die Gefragte.

So kannſt du gehn.

Du wirſt da eine intereſſante Bekanntſchaft machen, fuhr Catharina, zu ihrer Jugendgenoſſin gewendet, fort. Feodora iſt meine Freundin: ich vertraue ihr, ſie mir: wir ſind Beide nicht glücklich.

Gieb mir Antwort auf meine frühere Frage — bat Anna.

Catharinens Stirn umwölkte ſich. Ich weiß um eine ſolche Verſchwörung, entgegnete ſie mit feſter Stimme, allein ich glaube nicht daß ſie zum Ausbruch kommen wird.

Haſt du nichts gethan ſie zu erſticken?

Nein.

Um Gotteswillen, Sophie! Ich ſeh dich gegen göttliche und menſchliche Geſetze auftreten.

Mit einer Kälte und Schärfe, die etwas Entſetzliches hatte, entgegnete die Kaiſerin: Sei ohne Furcht, ich werde keines dieſer Geſetze verletzen. Ich werde nur ein Recht üben, das dem geringſten Unterthan in dieſem ungeheuren Reiche zuſteht, das Recht der Selbſtvertheidigung. Doch nun kein Wort weiter: ich höre im Vorſaal eine Thür ſich öffnen — es wird Feodora ſein.

Zitternd und bleich hatte Anna nicht die Kraft aufzublicken. Catharina umſchloß ſie, fügte ihre Arme liebkoſend um den Nacken des jungen Mädchens, und das Haupt an ihre Wange lehnend, flüſterte ſie: Sei fröhlich — ſei muthvoll. Bei Gott — ich bedarf deſſen, denn mein Herz iſt ſchwer.

Anna bedeckte die Hände und die Wangen der Freundin mit Küſſen.

Die Thür öffnete ſich und auf der Schwelle erſchien eine liebliche, lächelnde Erſcheinung: eine junge Frau von einem ſchwarzen Schleier umfloſſen, aber in dieſer düſtern Hülle blühend wie eine Roſe. Sie flog auf Catharinen zu, und dieſe ſchloß ſie mit einem Freudenruf in ihre Arme.

Ehe Anna es bemerken konnte, ſchob die Neuangekommene Catharinen ein kleines zuſammengefaltetes Papier zu, indem ſie flüſterte: Von unſern Freunden aus der Stadt.

Catharina eilte an einen der Pfeilertiſche, und hier, indem ſie ſich der Flamme der Kerze näherte, las ſie die flüchtigen Zeilen die das Papier enthielt, dann gab ſie dieſes der Flamme preis. Es loderte raſch auf und warf einen hellen Schein auf Catharinens Züge, die ſich im Spiegel Annas aufmerkſamem Blicke zeigten. Es lag der Ausdruck von Triumph und Befriedigung in ihnen.

Feodora Pretaſſoff näherte ſich Annan und ſie mit einem ſchalkhaften und muthwilligen Blicke anſehend rief ſie: Darf ein Gaſt der „rothen Schenke“ es wagen Sie zu begrüßen?

Anna erkannte jetzt in der ſchönen Geſtalt eine der Bäuerinnen, die damals in Catharinens Gefolge, und unter derſelben Verkleidung ſich ihrem erſtaunten Blicke gewieſen hatte. Sie nahm lachend die zum Gruß gebotene Hand an und Feodora ließ ſich in einen der Fauteuils nieder, indem ſie heiter plauderte, dabei aber verſtohlen Catharinen beobachtete, die an ihren Schreibtiſch getreten war und unter den Papieren etwas ſuchte.

Frau von Pretaſſoff zog die ſilberne Schüſſel mit der Paſtete zu ſich, zertheilte die Füllung und legte auf die Teller einzelne Stücke.

Ma chère — unſer Abendeſſen! rief ſie.

O habt Geduld mit einer armen zerſtreuten gelehrten Perſon — bat Catharina, indem ſie auf eine anmuthig komiſche Weiſe die Hände bittend faltete und von dem Schreibtiſch herüberſah. Da finde ich nun einen Brief nicht —

Ich will dir ſuchen helfen.

Nein, meine Gütige — ich bin wie alle Gelehrte ſehr eigen, und will nicht daß man die Papiere meines Tiſches berühre. Ah — hier iſt er: pour Monsieur Garat — richtig.

Garat? fragte Anna. Hieß der alte Mann nicht ſo, der mich hieher führte?

Ja ſo hieß er; entgegnete Catharina lächelnd: es iſt mein Kammerdiener. Unter dieſer Adreſſe hab ich die Ehre von dem Herrn Marquis von Chateauneuf, dem franzöſiſchen Geſandten, Briefe zu erhalten.

Und Monſieur Garat antwortet? fragte Anna.

Sicherlich: er iſt ein Mann von guten Sitten und der feinſten Lebensart. Jetzt, zum Beiſpiel, wird er ſich bedanken für ein ſehr artiges Geſchenk, das der Herr Marquis ihm zu machen Willens iſt. Und Catharina näherte ſich mit dieſen Worten Feodoren und flüſterte ihr zu: Er hat die Anleihe unterzeichnet. Er giebt Geld.

Feodora neigte leiſe das Haupt, indem ſie mit ihrer Gabel ein Stück von dem Rebhuhnflügel emporhob.

Catharina, ohne ſich zu ſetzen, ſchrieb einige Zeilen, verſiegelte ſie und drückte das Petſchaft ihres Ringes darauf.

Conſtantin!

Der Page trat ein. Er ſah verſchlafen aus und rieb ſich die Augen. Catharina zog ihn näher heran indem ſie ihn an eine der ſteifen Seitenlocken faßte. Mein Herr, ich wünſche daß Sie endlich einmal aufwachen. Hier iſt ein Goldſtück.

Der junge Mann belebte ſich. Er nahm das Goldſtück, ſchob es in die Weſtentaſche und ſtand aufrecht und wartend da, indem er ſeine großen dunkeln Augen, die jetzt von einem lebhaften Feuer glänzten, auf die drei ſchönen jungen Frauen, die im Gemach vereinigt waren, richtete.

Mein Herr — wachen Sie nun wirklich? fragte Catharina.

Ihro Majeſtät zu Befehl! ja —

Nun wohl, ſo eilen Sie den Weg an die Meeresküſte hinab — nicht den gewundenen Parkweg, ſondern die Fahrſtraße. An der großen Gitterpforte — zehn Schritt abwärts dem Graben zu, wird ein Mann in einem weißen Mantel ſtehen, der wird Sie fragen: ob der Mond heute ſcheinen wird; dem geben Sie dieſen Brief. Verſtanden, mein edler Ritter?

Ihro Majeſtät zu Befehl! ja.

Er wollte gehen, als Feodora rief: Ein Glas Champagner, mein Herr! Die Nachtluft kann Ihnen Schaden thun; Sie könnten Ihren weißen Teint und Ihre wundervollen rothen Lippen einbüßen. Was würden die Damen in Petersburg ſagen. —

Conſtantin erröthete bis zur Stirne hinauf; aber er ſchlug das Glas nicht aus, das ihm Feodora füllte, und die ſchöne ſchlanke Frau erhob ſich und kam mit dem Glaſe auf ihren jungen Schützling zu.

Er wollte trinken, allein Feodora hielt ihn ab: Nicht eher als bis Sie uns die Dame genannt haben, in die Sie grade zu dieſer Stunde verliebt ſind.

Conſtantin ſtotterte ein paar verlegene Worte, indem er mit ſeinen Blicken die ſchöne Feodora verſchlang, die vor ihm ſtand, und ihren weißen vollen Arm nachläſſig und vertraulich auf den Nacken des Jünglings ruhen ließ.

Er hat noch keine Dame — rief Catharina. Laß ihn. Willſt du daß er ſchon ſo früh ſich den Kopf verwirren läßt?

Frage du ihn — nahm Feodora das Wort. Gegen dich wird er nicht wagen den Verſchwiegenen zu ſpielen.

Catharina lächelte und ſah ihren Pagen prüfend an: Nun denn, Conſtantin. Haben Sie eine Dame des Herzens?

Ihro Majeſtät zu Befehl! ja.

Die drei jungen Frauen lachten, während Conſtantin nicht begriff was es hier zu lachen gäbe. Er ſah Eine nach der Andern ſeiner ſpottſüchtigen Gefährtinnen an, und ſein Auge blieb endlich auf Annas ſanften und milden Zügen haften. Er machte eine Verbeugung, leerte ſein Glas und ſagte: Meine

Dame ſieht Ihnen ähnlich, mein Fräulein, darum erlauben Sie daß ich auf Ihre Geſundheit trinke.

O brav, mein Page! brav! rief Catharina. Aber nun eile — denn du wirſt ſchon lange erwartet. Steck aber Waffen zu dir, denn die Nacht iſt finſter und für deinesgleichen gefahrvoll.

Der Page entfernte ſich indem er noch einen Blick auf Anna warf.

Die drei Frauen blieben allein.

Das Wetter kam näher, und ſchon drangen einzelne grelle Lichtſcheine durch die niedergelaſſenen Vorhänge. Die Donnerſchläge wurden ſtärker und anhaltender.

Catharina und Feodora waren von einer ausgelaſſenen Heiterkeit beſeelt. Die Helle und der warme Hauch voll Wohlgeruch der in dieſem ſchönen freundlichen Saal herrſchte, der Tiſch mit den Lichtern, mit dem blinkenden Kryſtall, dem Silber und den Blumen und Früchten — alles machte auf die Sinne einen wohlthuenden Eindruck im Gegenſatz mit dem Sturm der draußen zu wüthen begann, und den einzelnen Regenſchauern die gegen die Scheiben der hohen Fenſter anſchlugen.

Wir ſollten Jeder etwas aus unſerer erſten Jugend erzählen — hub Catharina an. Es iſt eine Nacht um zu plaudern. Es müßte ein Geheimmuß ſchlimmer Art ſein, das ſich nicht in dieſer Stunde von dem Herzen löſte.

Meinſt du — Catharina — entgegnete die junge Frau. Willſt du den Anfang machen, uns bis auf den geringſten Umſtand alles zu berichten was dein Herz erfahren?

Mein Herz? Kinder — mein Herz iſt das Herz einer armen Kaiſerin, und ein ſolches Herz erfährt nie etwas. O ich wüßte nicht, wie mein Herz zu Geheimniſſen käme. Meine Liebſchaften ſind ein öffentliches Faktum. Dieſes Reich hat funfzig Millionen Unterthanen — alſo funfzig Millionen Herzen, die ich liebe. Die Rechnung iſt leicht gemacht.

O du Falſche! — rief Feodora. So entgehſt du uns.

Aber ihr — lächelte Catharina — ihr ſeid keine Fürſtinnen, ihr habt keine offizielle Liebe — ihr habt nicht funfzig Millionen Herzen — ihr Glücklichen, ihr habt nur *ein* Herz das euch liebt. Wie beneide ich euch.

Feodora ſtützte ihr Haupt auf die Hand, und indem ſie das helle flüſſige Gold in ihrem Glaſe ſchwanken ließ, nahmen ihre Züge den Ausdruck von Nachſinnen und Träumen an.

Anna beobachtete Catharina, die ihren Blick auf den Pfeilertiſch hingleiten ließ, wo er auf dem

Bilde haften blieb, das von der Florhülle befreit war. —

Die drei Frauen ſchwiegen.

Catharina erhob ſich halb und rief: Nichts von der Vergangenheit — ſie iſt nicht gemacht um uns fröhlich zu ſtimmen. Ich zähle auf die Zukunft. Laßt uns auf die Tage anſtoßen die da kommen werden!

Sie reichte ihr Glas hin; allein keine der Frauen erhob das ihrige um anzuſtoßen.

Der Donner rollte in tiefen, grollenden Tönen durch das Gemach hin.

Eine Stille von einigen Sekunden herrſchte.

Werden wir um ein Jahr ſo friedlich beiſammen ſein? ſagte Feodora, aus ihrer melancholiſchen Stellung ſich etwas erhebend, um dieſe düſtre Frage zu thun.

Und weshalb nicht? rief Catharina. Was kann uns Auffallendes begegnen?

Anna und Feodora, von demſelben Impuls der Unruhe und der Ahndung getrieben, ſahen die Sprechende an, und ein leiſer Schauer überflog Beide.

Ich will für uns Alle prophezeien — hub Catharina von neuem an. Du Feodora biſt eine junge, hübſche und reiche Wittwe — du wirſt allerdings nicht bleiben was du biſt. Noch ehe das Jahr vergangen iſt, haſt du den ſchlimmen Streich gemacht dich wieder zu verheirathen. Anna, meine Anna, wird vernünftiger ſein. Sie iſt eine Deutſche, hat viel Vernunft und kaltes Blut, ſie heirathet nicht und nimmt vorlieb mit dem Freundesherzen ihrer Sophie. Nicht ſo? Anna.

Eine Umarmung war die Antwort auf die Frage. Und du — und du? Catharina?

Ich? — Meinet ihr, daß mit mir ſich etwas ändern kann? Ich bin ruhig — ich habe einen Mann, der mich liebt —

Feodora ſprang auf, und mit einem Schrei ſich auf Catharina ſtürzend rief ſie: Um Gottes und aller Heiligen willen — andre Geſpräche! Wollt ihr mich zum Wahnſinn bringen? Du ſiehſt bleich wie der Tod aus, Catharina. Horch — hat es nicht an das Fenſter geſchlagen? War das nicht ein Zeichen?

Iwannowna öffnete leiſe die Thüre, und blickte herein.

Was giebts? ſagte Catharina. Ich wähnte dich ſchon lange ſchlafend, Iwanna.

Bei dieſem Wetter, gnädigſte Gebieterin? Wer kann da ſchlafen? Zudem iſt die Dienerſchaft im Hofe verſammelt; es zeigt ſich am Himmel in der

Gegend der Stadt hin ein rother Schein. Sie ſagen, es brennt!

Feodora lüftete den Vorhang, allein geblendet durch einen Blitzſtrahl, der in dem Moment niederglitt, zog ſie ſich raſch zurück.

Geh zu Bette — Iwanna — zu Bette, furchtſame Eule! gebot Catharina. Die Dienerin gehorchte.

Das iſt eine Nacht, derjenigen ähnlich, die ich kurz vor meiner Abreiſe in unſerm Schloſſe erlebte, und zwar am Fenſter der Brunhild, nahm Anna das Wort.

Woran erinnerſt du mich, Anna? rief Catharina. Dieſe Geſchichte hat ſich mir tief ins Gedächtniß geprägt.

Welche Geſchichte? ſagte Feodora, vom Fenſter zurückkehrend und ihren Stuhl wieder einnehmend. Erzählt doch etwas, damit wir wieder in unſre gute Laune kommen.

Wohl; ſo hört mich an.

Und Catharina erzählte. Auf hoher Felſenſpitze am Meere erhebt ſich das Schloß, in welchem ſich zugetragen hat was ich dir jetzt erzählen will, Feodora. Als die Holſteinſche Küſte noch katholiſch war, herrſchte an ihr ein reicher Gebieter, ein Graf, der fürſtliches Anſehen in der ganzen Umgegend genoß. Er war ſtreng und von einer wilden Gemüthsart; ſeine Gemahlin, ebenfalls aus einem edlen Geſchlechte ſtammend, war ihm gleich, was die Vorrechte der Geburt betraf; aber ſie überglänzte ihn in den Eigenſchaften des Geiſtes. Sie dachte kühn und groß. Ihr Geiſt war frei, und höhnte jedes Bandes, das Argliſt oder Despotie geſchaffen hatten um die Menſchheit zu feſſeln. Dieſe Frau war die Herzogin Brunhild, noch jetzt bekannt unter dem Volke wegen der grauſen That die ſie vollführte, und durch die ſie ſich vor eignem Untergange rettete, indem ſie den ihres Feindes herbeiführte.

Der neue Glaube brach ſich Bahn im hohen Norden. Noch bargen ſich ſeine Bekenner in Geheimniß und Dunkel, allein dieſe Nebel lüfteten ſich, als die Fürſten begannen ſich für die Neuerung in Kirche und Leben zu entſcheiden. Die Herzogin Brunhild, klug und im Geiſte überlegen, erkannte die Segnungen des neuen Lichtes, und entſchloß ſich das Heil zu verbreiten, ſo weit es in ihren Kräften ſtand. Das Land und die Küſte huldigten bereits der neuen Lehre, allein der Herzog verſchloß ſeinen Sinn ſtreng jeder Neuerung, und weder ein mildes Wort noch eine verſtändige Rede fanden in ſeinem verwilderten Herzen eine Stätte. Gott hatte ſeine Stirn mit einem ehernen Bande umſchloſſen — unzugänglich war er der beſſern Überzeugung, dem edlen Rathe. Das Glück des Landes, der Segen ſeiner Unterthanen war ihm gleichgültig. Verhärteten Herzens und verſchloſſenen Sinnes bildete er ſich zu einem blutdürſtigen Tyrannen, dem Glücksmörder ſeiner Unterthanen aus. Dies ſah Brunhild, und es bekümmerte ſie tief. In ihrem Buſen lebte eine goldne Zukunft voll reifer Erndten und voll ſegenblühender Jahre. Sie fühlte die Macht, und die Befähigung in ſich ein Volk glücklich, ein Land geſegnet zu machen. Und dieſe Frau hemmte der eiſerne Wille eines thörichten und grauſamen Mannes, den die Leidenſchaft faſt ſchon zu einem blödſinnigen Kinde gemacht hatte, ſo unbedingt herrſchte ſie über den ſchwachen Geiſt. Als ſeine Rathe ihm hinterbrachten, ſeine Gemahlin ſei zu der neuen Lehre übergegangen, beſchloß er, ſie einzukerkern und ſie in dunkler Grabestiefe elend verkommen zu laſſen. Dies erfuhr Brunhild. Da ſie wußte, wie unmöglich es ſei, des Mannes Sinn zum Beſſern zu lenken, dachte ſie nur daran, ſich ſelbſt zu erhalten, und dem Lande die geſegnete Zukunft zu wahren, die ſie in ihrem hochherzigen Buſen trug. —

Catharina hielt hier inne, und die Arme, wie ſie oft zu thun pflegte, auf der Bruſt gekreuzt, fragte ſie mit einer ruhigen Stimme, indem ſie den Blick ihrer geiſtſprühenden Augen vor ſich hin in die Tiefe des Zimmers richtete, als ſähe ſie daſelbſt Brunhildens Geiſt aus den Nebeln der Vergangenheit herantreten: Und wollt ihr nun wiſſen, was die bedrängte, gefährdete Frau that?

Und ohne die Antwort abzuwarten, ſetzte die Erzählerin hinzu: Sie ließ ein Schloß bauen, dort auf der Felſenſpitze, die ich euch beſchrieben, und ſie ſchmückte die Gemächer herrlich aus, und ließ einen Banketſaal aufführen, mit Marmor getäfelt, und ſtrahlend von Gold und koſtbaren Teppichen. In dieſem Saale gedachte ſie ihren Gemahl zu bewirthen, wenn er kam den neuen Bau anzuſehen. Aus dieſem Saale führte, ſo ſagte man, eine Gallerie in das Schlafgemach des Fürſten, eigentlich aber leitete ſie zu einem jähen Abſturz ins Meer. Als der Tag kam, wo der Bau beendet und das Schloß eingeweiht werden ſollte, bat Brunhilde von Nah und Fern Gäſte zu Spiel, Banket und Schmaus. O wie ſtrahlten die Lichter! wie funkelten Kerzen, und niederſchimmernd warfen die hellen Scheine Millionen tanzende Funken in das Meer, das wunderſam erbrauſte als wäre der Geiſt der Tiefe auch zum Feſte geladen und machte ſich bereit aus dem Schaum der Wellen an die Oberwelt emporzuſteigen.

Das Feſt begann. Nie hatte man die Herzogin lebhafter und freudiger geſehen, nie hatte ſie in Rede und Mienen ſo ergebene Demuth, ſo liebevolle Ehrfurcht gegen ihren Herrn an den Tag gelegt. Man ſah ſie in den Reihen des Tanzes dahinſchweben, ſo froh, ſo frei, ſo glücklich wie eine junge Dirne, die den Brautkranz durch ihre Locken gewunden, und am Arm des Liebſten die Freude und den Genuß ſucht. Bei Tafel wartete ſie ihrem Herrn auf und litt nicht, daß eine andre Hand als die ihre, ihm das Tafelgeräth und die Speiſen reichte. Sie kredenzte ihm den Becher, und wenn er aufblickte begegnete er ihrem Auge, das fragend auf dem Herrn ruhte, forſchend ob ihm nichts fehle, ob er kein Gebot habe, kein Werk für ihn zu thun ſei. Seht, das Muſter eines treuen Weibes! riefen die Männer ihren Frauen zu. Brunhild hörte dies und erglühte.

Das Feſt neigte ſich zu Ende. Der Herzog hatte dem Becher häufig zugeſprochen und ſein Haupt war ſchwer als er aufſtand um die Ruhe zu ſuchen. Brunhild ſtand ihm zur Seite mit der Leuchte, um ihn den Gang hinabzugeleiten. Niemand durfte dem fürſtlichen Paare folgen, ſie ſchritten allein dahin

Er — auf ihren Arm gebeugt, ſie lächelnd und koſend ihn führend: tauſend anmuthige Reden, blühende, liebliche Scherze entglitten auf dieſem Wege ihren Lippen, und doch führte dieſer Weg zum ſichern Untergang, doch führte die beleidigte Frau ihr Opfer mit jedem Schritte, den ſie lächelnd that, der grauſenvollen Grube näher, die ſie ihm gegraben. Schon hörte das Ohr das nahe Meer in ſeiner Tiefe brauſen, ſchon flüſterten die Mordgeiſter aus dem Abgrund vernehmlich herauf in die Helle und den Glanz. Aber nichts kümmerte die Frau, in deren großen feſten Seele des Mannes Geſchick entſchieden war. Nicht einen Augenblick entfärbte ſie ſich, nicht das leiſeſte Schwanken in ihrer Stimme ward hörbar, als ſie auf des Herzogs Frage: Sind wir noch weit von meiner Ruheſtätte? erwiederte: Nicht allzuweit mehr, Herr. Und als er von Liebe und Wein erglühend fragte: Wirſt du mein Lager theilen, Brunhild? ſagte ſie mit demüthiger Stimme: Ihr ſollt das Lager, das meine Liebe Euch auserwählt, allein für Euch behalten, Herr. Ich werde wachen damit Niemand Euch aufwecke!

Und wie ſie dieſe Worte ſprach — waren Beide nur noch fünf Schritte von dem Ausgang des Corridors entfernt, und dieſer Ausgang war ein jäher Abſturz in die Tiefe.

Es muß eine Thüre offen ſtehn! rief der Herzog. Es weht die Nacht ſo kalt herein.

Ein Fenſter, Herr, das die Diener zu ſchließen vergeſſen.

Und nur noch durch einen Schritt waren die Wandrer von dem Abgrunde geſchieden.

Der Herzog erbebte; er wollte einen Schritt zurück thun —

Da faßte ihn der ſtarke Arm ſeines Weibes und ſtieß ihn in die Tiefe —

Das Meer brauſte auf; es hatte ſein Opfer empfangen. Die Herzogin war frei und gerettet. Die Stände wählten ſie zur ſelbſtſtändigen Herrſcherin, und ſie ſchuf Segen und Glück dem Lande.

Dies iſt die Geſchichte der Herzogin Brunhild. —

Catharina hatte geendet. Der Regen fiel in Strömen, der Donner rollte. Trotz der Verhüllung fuhren leuchtend die feurigen Scheine an den Fenſtern hin.

Die drei Frauen ſaßen ſtumm bei einander.

Nun, wie gefällt dir meine Erzählung, Feodora? fragte Catharina.

Die Antwort hierauf blieb aus, denn ein leiſes Klopfen ließ ſich an der Thüre hören, das, ſo unerwartet es kam und in dieſem Moment der Auf regung, die drei Bewohnerinnen des Zimmers auf gleiche Weiſe erſchreckte.

Es wird Conſtantin ſein, der zurückkommt um uns zu melden daß er keinen Mann mit einem weißen Mantel gefunden hat, ſondern einen in einem Mantel, der durch den Regen grau geworden, ſagte die Kaiſerin; und nun kommt er, um ſich Verhaltungsbefehle zu erbitten, was er mit dem Manne machen ſoll, der keinen weißen Mantel mehr hat.

Es klopfte wieder.

Catharina nahte ſich um zu öffnen, da ihre Freundinnen, von einem paniſchen Schrecken gebannt, entſchloſſen ſchienen, ſich nicht von ihren Plätzen zu rühren. Mitten auf dem Wege hielt Catharina inne, denn eine Stimme, die durch die Thürſpalte ein paar Worte flüſterte, machte daß ſie erbleichte und ihre Knien wankten.

Unfähig weiter zu gehn, und eben ſo unfähig zurück an den Tiſch zu treten, blieb die junge Fürſtin in der Mitte des Gemachs ſtehen, den Blick ſtarr auf die Thüre gerichtet, und eine dunkle Nelke, die ſie zwiſchen den Fingern hin und her rollte, in Haſt zerpflückend.

Er iſt's! flüſterte Catharina. Was will er zu dieſer Stunde?

Und mit raſchem Entſchluß die Kerze von dem

Pfeilertiſche nehmend, öffnete ſie die Thüre und trat in den Vorſaal, den Eintretenden zurückdrängend.

Im Vorſaal ſtand Orloff vor der Kaiſerin: bleich, verſtört, ohne Hut, das Haar verwildert, die Kleidung voll Staub und an den Stiefeln bluttriefende Sporen.

Catharina warf einen Blick ins Zimmer: es befand ſich Niemand darin; ein zweiter Blick fiel auf den Schreckenerregenden Boten, den ſie ſtarren Blikkes von Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

Sie müſſen fort, Madame — in dieſer Sekunde fort! ſtöhnte der junge Offizier mit gebrochener Stimme, und nach Athem ringend.

In dieſer Nacht? Jetzt gleich? — fragte Catharina.

Jetzt gleich! Ganz Petersburg iſt in Aufruhr! Wir erwarten nur Ihre Ankunft. Man hat mich abgeſendet, Sie zu holen. Kommen Sie nicht, ſo ſind Sie und wir alle verloren.

In Catharinas Hand bebte der ſilberne Leuchter.

Eine Welt von Ereigniſſen, eine Fülle von Zukunftgebilden drängte ſich in dieſe Sekunde Zeit, während der Wachstropfen ſich an dem Lichte bildete, das die Kaiſerin trug.

Orloff ſah ſie an mit einem Blick, in dem ein Vulkan flammte. Die erloſchenen und tief in ihren Höhlen verſteckten Augen traten hervor und künde ten durch Flammen den ganzen wilden Aufruhr einer Seele, die in dieſem Augenblicke um Tod und Leben ſpielte.

Ich komme, ſagte Catharina.

Orloff warf ſich vor ihr nieder und küßte den Saum ihres Kleides, dann ſprang er auf und rief: Ich wußte es: Catharina verläßt die Ihren nicht! — Er taumelte und während eine Marmorbläſſe ſeine Züge umkleidete, gaben alle Zeichen zu erkennen, daß dieſer große, ſtarke Mann, mit dem Körper eines Rieſen und mit herkuliſchen Kräften begabt, einer Ohnmacht nahe war. Ein zorniger Blick Catharinas glitt über ihn hin, und dieſer Blick hatte die Macht die Nebel auf der ringenden Seele des zum Tode Ermüdeten ſogleich zu verſcheuchen, und er richtete ſich auf und nahm ſeine frühere Stellung wieder an.

Wie iſt's gekommen? fragte die Kaiſerin, indem ſie mit der Hand rückwärts die Thür in den Salon zudrückte.

Paſſeck hat uns verrathen — entgegnete der Gefragte. Mehre Verſchworene ſind zu unſern Feinden übergetreten. Der Kaiſer iſt aufs genaueſte benachrichtigt worden.

Iſt ein Wagen bereit?

Er hält am Parkgitter bei der Statue der Flora.

Wohl, ich komme. Iwannowna wird mich begleiten. Und die eben Genannte war im Vorſaal erſchienen, wie ein Schatten an der Wand hingleitend, und bittende und beſchwörende Winke ihrer Gebieterin zuſendend. Catharina rief ſie leiſe heran und flüſterte ihr zu: Du folgſt mir nach Petersburg in dieſer Stunde. Nimm meinen Mantel, meinen Schleier — nichts weiter — ich habe nichts mehr nöthig.

Und Iwannowna, die furchtſame Iwannowna, war jetzt, als ſie die Entſcheidung ausſprechen hörte, die muthvollſte und keckeſte Dienerin, die ſich eine Herrin die ſich in Gefahr ſtürzte nur wünſchen konnte. Sie bedeckte die Hand ihrer Gebieterin mit Küſſen und rief mit von Thränen erſtickter Stimme: Ich danke Gott, der mir erlaubt, mit dir zu wandeln, Herrin, den harten ſchweren Weg, den du jetzt antrittſt. O, ich habe auf meinen Knien an meine Heiligen nichts ſo heiß erbeten, als dabei ſein zu dürfen, wenn du in Gefahr biſt. Mein Flehen iſt erhört.

Catharina blickte ihre Dienerin mit dem Blick voll Güte und Hoheit an, der ihr eigen war, und der ihr die Herzen eroberte wenn ſie dieſe Eroberung beabſichtigte.

Es war Zeit in den Salon zurückzukehren.

Orloff ging um die Anordnungen zu treffen. Der Regen hatte aufgehört; das Wetter wüthete jedoch fort, und ſchmetternde Donnerſchläge fielen raſch einander folgend.

Die tiefſte Ruhe, die vollſtändigſte Faſſung hatte ſich über Catharinas Geſtalt und Miene gelagert, als ſie zurück an den Tiſch trat, wo die beiden Freundinnen noch harrend ſaßen.

Es iſt Zeit zur Ruhe zu gehen, meine Damen; begann Catharina. Wir haben den Kaiſer vielleicht morgen in aller Frühe zu erwarten, und da wird mir Ruhe Noth thun.

Feodora und Anna ſahen beide ihre fürſtliche Freundin forſchend an; allein in Catharinas Zügen vermochte Niemand zu leſen, wenn die ſonſt ſo beredten Züge ſich abſichtlich verſchleiern wollten.

Unmuthig und ſeufzend wandte ſich Feodora ab, während ſich Anna an Catharinens Arm hing und ihr bittend zurief: Nicht wahr, du verbirgſt uns nichts? Ich verſtehe die Sprache dieſer Stunde nicht; es iſt plötzlich etwas Höfiſches und Kaltes zwiſchen uns getreten. Feodora fragt nicht, weil ſie wahrſcheinlich weiß daß hier Fragen nichts hilft, aber ich, die ich nicht an den Höfen erzogen, nicht gewohnt bin mit Fürſtinnen zu verkehren, ich bin naiv und unbekümmert genug meine vorwitzige Frage laut auszuſprechen, auf Antwort dringend.

Sei ruhig, meine theure Anna. Wir ſehen uns morgen wieder, hoffentlich ſo froh und heiter wie wir in dieſer Nacht von einander ſcheiden.

Froh und heiter? wiederholte das Fräulein von Güldenthor. Ich bin nicht froh, ich bin nicht heiter.

Catharina küßte die Jugendgenoſſin auf die Stirn, und Feodora machte, an der Thür ſtehen bleibend, eine ceremoniöſe Verbeugung. Beide Frauen begaben ſich in die für ſie beſtimmten Gemächer.

Kaum war Catharina allein, als ſie zitternd und verſtört einen Gang durchs Gemach machte, dann an ein verborgenes Fach ihres Schreibtiſches eilte, und aus einem Etui einen funkelnden Gegenſtand nahm, einen kleinen mit kunſtreicher Arbeit gefertigten Genueſer Dolch, ihn zu ſich ſteckend. Dann ſchob ſie an einer goldnen Kette ein Bildniß in Medaillon, das ſie aus demſelben verborgenen Fache nahm, in den Buſen. Iwannowna trat ein, den ſchwarzſeidnen Mantel ihrer Gebieterin reichend. Catharina hüllte ſich in den leichten Überwurf, und an den Spiegel tretend befeſtigte ſie die kleine ſchwarze Halbmaſke an ihrem Haupte.

Orloff zeigte ſich an der Thür — die Uhr in der Hand haltend.

Catharina blickte auf und gab einen Wink mit der Hand.

Gleich darauf hing ſie an dem Arm ihres Führers, der in fliegenden Schritten ſie die kleine Treppe nach dem Garten zu hinabführte.

Die Laterne, die hier brannte, war erloſchen — vielleicht abſichtlich erſtickt, vielleicht durch den Luftzug vernichtet.

Catharina ſtrauchelte — ihr Führer hielt ſie. Sie eilten die Treppe hinab. Jetzt fuhr die durch das Gewitter gekühlte Nachtluft die heißen Wangen der Flüchtlinge an. Die Gipfel der hohen Linden brauſten, und ſchüttelten ſich; — helle Scheine flogen durch die Finſterniß. Bei einem dieſer flüchtigen Lichter ſahen die Eilenden die weiße Marmorgeſtalt der Statue aus dem Dunkel treten.

Es rauſchte um das Piedeſtal der Bildſäule her, und plötzlich — trat eine in weiße Schleier gehüllte Geſtalt dicht vor Catharina.

Bis hieher! Nicht weiter! rief eine Stimme, die hohl und dumpf klang.

Wer iſt da? fragte Orloffs kräftiger Baßton.

Der Schutzgeiſt dieſer Frau — entgegnete die Stimme. Kehre um, Catharina, und du wirſt glücklich und geſegnet ſein bis an dein Ende.

Catharina antwortete nicht.

Zurück! oder ich rufe die Wache! tobte Orloff.

Die Geſtalt machte Miene Catharinens Arm zu ergreifen, ihr Begleiter verhinderte dies, indem er ſich zwiſchen ſeinen Schützling und das Gebilde der Nacht drängte.

Die Geſtalt verſchwand indem ſie langſam in das Dunkel zurückwich. Ein Ton wie der ſchwere Seufzer eines Sterbenden erfüllte die Luft.

Die Parkthüre ſtand offen. Catharina und Iwannowna drängten ſich durch und nahmen in der kleinen Reiſechaiſe Platz, die auf dem Vorſprung der Terraſſe hielt. Orloff ſchwang ſich auf den Kutſcherſitz und ergriff die Zügel der Pferde.

Der Schickſalstag.

Während Catharina ihren ſchickſalsſchweren Weg antrat, an deſſen Ziel entweder Elend und Verbannung oder der mächtigſte und glänzendſte Thron der Welt ſtanden, befand ſich Anna Güldenthör in einem Zuſtand zwiſchen Wachen und Träumen. Die Verſicherungen Catharinas hatten die ahnungsvolle Seele ihrer Freundin nur halb beruhigt: es lag ein Etwas in der Atmoſphäre dieſes Ortes und ſeiner Umgebung, das wie ein dämoniſcher Einfluß die Flugkraft der Seele lähmte und die Bilder der

Phantaſie mit der düſterſten Färbung überzog. Anna hatte Feodoren ihre Befürchtungen nicht mittheilen wollen, da die junge ſchöne und lebhafte Frau, wie es den Anſchein hatte, vertraut mit den Geſchicken die ſich in dieſem Pallaſte abzuſpielen pflegten, keinen Grund zu finſtern Befürchtungen hatte. Auch widmete Feodora ſichtlich ihre Aufmerkſamkeit noch andern Gegenſtänden neben dem Intereſſe das ihr Catharinens Perſon und Schickſal einflößte. Beſtändig in Herzensangelegenheiten verſtrickt, war bald dieſes, bald jenes Bild ihrem unruhigen Geiſte gegenwärtig, und Anna hatte bemerken können daß während ſie anſcheinend mit Spannung der Erzählung der Kaiſerin lauſchte, ſie unter dem Tiſche, und verſteckt durch die Decke deſſelben, ein Billet überlas, und mit einem Silberſtift flüchtige Zeilen auf eine kleine Pergamenttafel aufzeichnete. Obgleich das Schlafgemach der Weltdame nur durch eine Thüre von dem ihrigen geſchieden war, und obgleich Feodora ſie eingeladen hatte herüberzukommen, um noch ein Stündchen zu verplaudern, ſo hatte Anna doch weder Zutrauen noch Neigung zu dieſer dargebotenen Vertraulichkeit. Sie blieb allein, und in einem Lehnſeſſel Platz nehmend, der vor dem Fenſter ſtand, das ſie geöffnet hatte um in die nunmehr wieder enthüllte Sternenpracht des Nachthimmels zu ſchauen, verſank ſie, das Haupt in die Hand geſtützt, in den oben bezeichneten Zuſtand unruhigen Halbſchlummers. In dieſem unklaren Hinträumen war es ihr als hörte ſie ihren Namen rufen, aber wie aus weiter Ferne, und mit unſicherer, ſchwankender Stimme. Mit dieſem bekannten Laute zugleich entſtanden Bilder und Gruppen, die an Ereigniſſe der Vergangenheit und Perſonen ihrer damaligen Umgebung die Schlummernde mahnten. Aber dieſe Gebilde formten ſich nur fragmentariſch zuſammen, und ein fortwährendes Schwanken zerſtörte ihre Umriſſe, und ſchwächte die Wirkung, die ſie auf die Seele, die begierig war ſie zu erfaſſen und feſtzuhalten, ausübten. Deutlicher, wie die anderen Geſtalten, zeigte ſich Anna'n die ſtattliche Figur, der joviale heitre Geſichtsausdruck und die ungezwungene Haltung ihres Bruders. Sie erblickte ihn an der Seite ſeiner jungen Frau, und als dritte Theilnehmerin bei dieſem Bunde machte ſich die lange, ſchlanke, ſchattenhaft ſich bewegende, mit ihren großen geiſterhaften Augen aus dem Rahmen des Bildes ſtarr hervorſchauende Fremde bemerkbar, dieſe für Anna ſo räthſelhafte Erſcheinung, dieſe Tochter eines fremden Landes, und eines fremden Geſchicks, die gekommen war um in die befreundeten Kreiſe zu treten, dieſe zerſtörend und durchſchneidend. Anna wußte daß ihr Bruder in der Reſidenz zurückgehalten wurde, lediglich nur weil Eliſabeths Angelegenheiten ſeine ſtete Gegenwart erforderten und ſeine fortgeſetzte Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Sie hätte der Fremden hierüber zürnen können, wenn in einem Herzen, das ſo friedfertig fühlte und ſo verſöhnend entſchuldigte, ein Zorn oder auch nur ein Widerwille hätte Wurzel faſſen können. Anna hatte mit ihrer kaiſerlichen Freundin über Eliſabeth geſprochen, allein Catharina, ob nun zu ſehr mit ihrer eignen Zukunft beſchäftigt oder ob willentlich aus Gründen der Klugheit dieſen Gegenſtand ſich fern haltend, hatte nur flüchtige und unbeſtimmte Äußerungen gethan.

Die Nacht verging: als Anna ihrer Dienerſchaft ſchellte, erfuhr ſie daß Frau von Pretaſſoff am frühen Morgen bereits das Schloß verlaſſen habe, und daß die Kaiſerin ebenfalls nicht mehr in demſelben weile.

Anna vernahm dieſe letztere Nachricht ohne ſehr durch ſie erſchreckt zu werden. Catharina konnte die Abſicht gehabt haben dem Kaiſer, deſſen Ankunft in Peterhof man ſtündlich erwartete, entgegen zu fahren, obgleich ihr dabei auffallend war daß die Dienerſchaft ein verſtörtes und unruhiges Weſen zeigte. Es fand im Pallaſt ein unruhiges Treiben ſtatt, ein Hin- und Herlaufen, ein lautes Rufen und ein ſtürmiſches und geräuſchvolles Eilen durch die Corridore und über die Vorſäle.

Anna zog ſich in ihr Gemach zurück. Es war gegen die Mittagſtunde. Vor dem Fenſter ſtehend ergötzte ſich ihr Blick an der Ausſicht in die Ferne und auf das Meer, als plötzlich — völlig wie vor einigen Stunden zurück im Traume, ihr Name in ihr Ohr klang; aber diesmal gehörte die rufende Stimme der Wirklichkeit an; Hermann hielt vor dem Fenſter, und er und ſein Pferd zeigten Spuren eines ſehr eiligen Rittes.

Kann ich dich allein ſprechen? fragte der junge Mann, ſich in den Steigbügeln erhebend.

Iſt Eliſabeth in Gefahr? rief Anna, durch das leidenſchaftliche Auge und das erhitzte Antlitz ihres Bruders erſchreckt.

O, ich weiß nichts von ihr. Alles geht drunter und drüber! Die Welt iſt aus ihren Fugen. Weißt du denn nichts von dem was ſich in dieſer Nacht in Petersburg zugetragen?

Nein. Ums Himmelswillen — was?

Der junge Mann winkte hinauf als Zeichen daß er nicht laut ſprechen dürfe, und die Hand an den Mund haltend rief er hinauf: Catharina iſt Kaiſerin! Peter III lebt nicht mehr.

Anna ſank in ihren Stuhl zurück.

Aber bald brachte die rufende Stimme des Bruders ſie wieder an ihren Platz zurück. Komm, rief er; haſt du Muth wie ein holſteiniſches Mädchen, ſo nimm Platz hier auf der Croupe meines Pferdes. Wir eilen nach Petersburg.

Ich werde einen Wagen anſpannen laſſen.

Es dauert zu lange. Doch ſieh da — Monſieur Garat — der eben in die Stadt will. Du haſt in ſeiner Chaiſe Platz. Komm herab — ſchnell, ſchnell!

Und der Reiter verſchwand. Anna warf raſch ihre Schleier über, und ehe fünf Minuten vergingen, ſaß ſie neben Herrn Garat im Wagen. Herr Garat ſchien etwas von den Ereigniſſen in der Hauptſtadt zu wiſſen, allein er war, wie der rechte Vertraute ſeiner mächtigen und kühnen Gebieterin, ſtumm wie das Grab. Auf alle Fragen Annas erwiederte er nur: Ich weiß nichts, mein liebes deutſches Fräulein — ich weiß nichts. Ich fahre in die Stadt um ein paar kleine Beſorgungen für die Iwannowna zu beſtellen.

Mit dieſer Auskunft mußte Anna ſich beruhigen. Je näher man der Stadt kam, deſto raſcher klopfte das Herz in dem bangenden Buſen der jungen Deutſchen. Wie golden ſtrahlte das Licht der Juliusſonne vom azurblauen, völlig wolkenfreien Himmel, wie grünte und blühte rings umher die Wieſe, die Flur, das Wäldchen, und in dieſem vollen, warmen Sonnenglanze, in dieſer mit Wohlgerüchen und Lebensodem gefüllten Luft, ſollte das Entſetzen wohnen, und die blutigſten Schickſalsgeſchicke ihre Schaubühne aufſchlagen. Wie wäre dies möglich. Und dennoch! dieſe Stadt mit ihren ſchimmernden Kuppeln, ſah keine Atmoſphäre von Frieden über ſich hingebreitet; es ſchwebte über dieſen Tauſenden von Palläſten die in der Sonne glänzten, die ſchwüle Nebeldecke, in der, dem geiſtigen Auge wahrnehmbar, das Spiel der Dämonen ſeine unheilvollen Ringe zog. Der Blick, der von fern ſchon die ſilbernen Spiegelflächen des majeſtätiſchen Fluſſes ſah, der dieſe Größe und Pracht an ſeinen Ufern hatte entſtehen ſehen, glaubte zugleich auf dieſem ſchimmernden Boden Schatten hingleiten zu ſehen, die die blutigen Stunden der Nacht zurückgelaſſen hatten.

Man langte auf dem Platze vor dem Winterpallaſte an. Dieſer unabſehbare Raum war mit einer dichtgedrängten Menſchenmaſſe gefüllt. Die Reiſenden hatten ihren Wagen verlaſſen; Garat, murrend und fluchend, drängte ſich mit dem kräftigen Stoß ſeiner Arme durch, Hermann, Annen am Arm, folgte dicht den Ferſen des Alten.

Hieher — Fremdlinge! rief ein Ruſſe, der einen Korb Küchenkräuter und Obſt auf ſeinem Kopfe balancirte — hier kommt der Leichenzug vorbei.

Der Leichenzug? fragte Garat. Und wer iſt denn geſtorben?

Unſer guter Vater, Peter Fedorowitſch. Man bringt ihn in die Feſtungskirche.

Wie? ſchrie Garat, und geſtern ſah ich den Kaiſer geſund und friſch.

Zwei Männer in deutſcher Kleidung, und von verdächtigem Anſehen zogen Garat bei Seite, indem ſie ihm zuflüſterten: Der Kaiſer lebt. — Der Sarg iſt mit Steinen gefüllt. Aber ſchweigt wenn Euch Euer Kopf lieb iſt!

Und ein feierlicher Zug wogte durch die Menge. Trauerfahnen und ſchimmervolles Gepränge der Geiſtlichen. Hoch über den Häuptern des Volkes ſchwankte der Sarg, mit dem Purpurmantel halb überdeckt. Alles ſtürzte nieder, Männer, Frauen, Kinder, als der Zug herankam. In eine Seitenſtraße einbiegend verſchwand der Sarg. Niemand fragte wo er blieb; die Menge drängte und ſtürmte nach anderer Richtung hin. Von dem Pallaſt der Admiralität her ſetzte ſich ein unabſehbarer Zug der vereinigten Garderegimenter in Bewegung. Eine Welt von Waffen ward plötzlich ſichtbar. Die

Sonne warf an alle dieſe Bajonnette und Säbel, an dieſe glänzenden Helme und Fahnenzeichen ihre Strahlen in blendenden Reflexen. Es war ein funkelndes Lichtmeer das heranwogte. Dabei ein ohrbetäubendes Lärmen der kriegeriſchen Muſik, und bei dieſem Tumult der Trommeln und Trompeten ein nicht endendes Vivatrufen und Schreien des Volkes.

Kommt, Kinder — kommt hieher auf dieſe Treppenſtufen! rief Garat. Das Haus gehört meiner armen Nichte, die oben im Kindbette liegt. Sie hätte auch eine beſſere Zeit ſich wählen ſollen! Ach — ſie hat die Fenſter verhangen! Das arme Ding! Man klettert auf ihren Balkon, man zerreißt die grüne Seide der Vorhänge, und hundert Köpfe zugleich drängen ſich aus dem Fenſter des Schlafzimmers. Wollt ihr wohl hinab, ihr Schurken! Wißt ihr was es mit einer Frau auf ſich hat, die in Kindesnöthen ſich befindet?

Der alte Kammerdiener fluchte und drohte mit den Fäuſten hinauf, natürlich ohne auch nur die mindeſte Wirkung auf die Ruheſtörer hervorzubringen, die das Haus ſeiner Nichte völlig in Grund und Boden zu zertrümmern die Abſicht zeigten, denn ſo eben wurden die Bleiplatten des Daches ausgehoben, und eine ganze Generation ſtieg mit einemmale aus der Tiefe hervor, tauſend neugierige Augen auf den Platz richtend.

Die Soldatenmaſſe wälzte ſich immer näher und näher.

Jetzt kam jene zitternde Bewegung in die Menge, wie ſie die magnetiſchen Schläge großer Erſchütterungen auf die Körper einer endloſen Zuſchauermaſſe auszugießen pflegen. Dieſe Tauſende ſchienen nur ein Körper zu ſein, und dieſer Körper vibrirte an allen Nerven, die Seele die dieſen Körper belebte, der mit tauſend Augen ſah, mit tauſend Gliedern ſich bewegte, war nur von einem Verlangen geleitet, nämlich die Krone und den Gipfelpunkt dieſer gewaltigen That zu erſchauen. Das Auge dieſes hundertarmigen Rieſen ſuchte mit fibriſcher Geſpanntheit unter all den Geſtalten nur eine, und er fand ſie bald. Auf einem weißen Zelter thronend, die Bruſt bedeckt mit dem flammenden Ordensbande, den Degen in der Hand, in dem Helmſchmuck und dem Uniformcollet der Ismailoffſchen Garde ritt Catharina daher, an der Spitze dieſer unabſehbaren Soldatenſchaaren, die mit ihren Fahnen die Luft verfinſterten.

Sie iſts! rief Anna, und drückte ſich krampfhaft und mit kaltem Schauder übergoſſen an den Arm des Bruders. Sie hat ihr Werk vollbracht.

Und ein ſchmetternder Schrei zerriß die Luft — der Ruf: Catharina lebe! Catharina, unſre Kaiſerin!

Der Zug ging nahe an dem Standpunkte vorbei, den unſre bekannten Zuſchauer eingenommen. Allen ſichtbar waren Catharinens Züge. Lächeln und ein Zug von Triumph lag auf dieſem Geſicht, das in dieſem Augenblick ſich in dem vollen Sonnenglanz der Größe badete.

Neben Catharina, einige Schritte rückwärts, ritt Gregor Orloff. Seine Wange blutete, und er fuhr mehrmals mit dem Tuch über das geiſterhaft bleiche Antlitz. Seine Augen rollten Blitze in die Menge hinein, und kurze, ſcharf abgeſtoßene Commandoworte, an die Führer der einzelnen Truppenzüge gewendet, entglitten ſeinen Lippen, die, wenn ſie nicht ſprachen, der Schmerz feſt zuſammengepreßt hielt. Denn eine wilde Anſtrengung von achtundvierzig Stunden, ein gräßlicher Kampf um Leben und Tod, Verwundungen hatten die ſtarke Natur, die die ſeines Bruders Alexis an Energie überbot, bis ins Innerſte erſchüttert. Dicht neben Catharina, mit einem blitzenden Siegeslächeln in den Augen, mit Purpurröthe auf den blühenden Wangen, und die rothen Lippen geöffnet daß das ſchimmernde Email der Zähne leuchtete, wiegte ſich ein junger, faſt knabenhafter Ulanenlieutenant auf einem feurigen Braunen, arabiſcher Zucht. Er kam ungeſcheut Catharinen näher, er flüſterte ihr Worte ins Ohr — Wer war dieſer Kühne? Es iſt Aſanaſja Daſchkoff, die ebenfalls die ganze Nacht raſtlos thätig geweſen iſt, und die jetzt die Früchte ihres Wirkens erntet, indem ſie neben Catharinen ſiegreich die Straßen der Hauptſtadt durchzieht. Dieſer hübſche kleine Ulane, der lachend in dieſem Moment; wo Männerherzen zittern, wo Orloffs Auge nur krampfhaft ſich umzuſchauen vermag, erſpähend ob nicht die todbringende Mündung einer Piſtole in der Fauſt irgend eines kecken Soldaten von den Regimentern die noch nicht zu Catharinen übergegangen waren, und die fortwährend, ſelbſt jetzt noch, dem Rufe: Catharina! den Ruf: Peter III! entgegenſetzten, auf das Haupt ſeiner angebeteten Gebieterin ſich richte, — dieſer hübſche kleine Ulane, ſagen wir, recitirt in dieſem Moment franzöſiſche Verſe her, und grüßt die Frauen in den Fenſtern der Palläſte, an denen der Zug vorüberkommt.

Aber je näher die Menge der Kathedrale der Mutter Gottes zu Kaſan kommt, deſto ernſter wird Catharinens Antlitz. Sie ſinkt gleichſam in Demuth zuſammen, und dieſes ragende Haupt, das ſich wie ein Meteor über dem Volksmeere emporhob, ſenkt ſich jetzt, da auf dem Portal der Kirche die Sonne in dem Golde des hochgehobenen Kreuzes flimmert, das der Prieſter ihr entgegenhält.

Catharina geht um Gott für die Krone zu danken, die ſie ſo eben empfangen.

Ein Heer von Prieſtern hat ſich auf dem Plateau der Vorkirche verſammelt. Man ſieht zwiſchen dem Grau der Säulen Purpur und Gold hin und her fluthen. Mitten hinaus tritt der Erzbiſchof von Nowgorod, ein Greis mit einem weiten wallenden ſilberhellen Barte. Er iſts der das Kreuz Catharinen entgegenhält.

Sie ſteigt vom Pferde ab, und demüthig mit gebeugtem Nacken, die Hände gefaltet, geht ſie durch die Menge die eine Straße bildet und nähert ſich dem Prieſter. Kaum haben ihre Lippen das geweihte Zeichen berührt als von neuem ein wiederholter Vivatruf die Lüfte durchſchneidet.

Das Militair ſtellt ſich in Reihen auf. Die Offiziere fliegen hin und her. Dies iſt der Augenblick wo von neuem der Kampf auszubrechen droht. Jene Verſchwörung, an deren Spitze zaghaft und zögernd der Reichskanzler ſich geſtellt, war in den Ereigniſſen der Nacht ſchon mehr als einmal nahe daran geweſen ihr Haupt ſiegreich über die andre Partei zu erheben. Der Ruf: Es lebe die Kaiſerin Eliſabeth! war der Schlachtruf dieſer wilden, trotzigen

Schaar geweſen. Allein undiſciplinirt, und nichts als einen Trupp zuſammengerottetes Geſindel bildend, das in ſeinen blutigen Lumpen der Menge abſcheuerregend erſchien, war es bald die Beute der Sieger geworden, und ſeine eignen Führer, als ſie ſahen wie die Geſtalt der Dinge ſich zu ihrem Nachtheil formte, riefen die bewaffnete Macht gegen dieſe Bettler und Vagabonden zu Hülfe. Der Reichskanzler und ſeine Freunde hatten nichts eiligeres zu thun als Catharinen zu huldigen, als ſie ſahen daß ihr die ganze Hauptſtadt huldigte; nur der alte Eiſenkopf der General Sergin und ſein Genoſſe Lubinkoff blieben dem einmal gefaßten Plane treu. Der letztere, von der Waffe eines ehemaligen Kameraden getroffen, ſank getödtet vom Pferde, Sergin führte jedoch ſeine Schaaren, grade in dem Moment als die Kaiſerin, im Gefolge der Prieſter, in dem Innern der Kathedrale verſchwand, auf den Platz und in die benachbarte Straße. Das Gefecht, das hier ſtatt fand, war nur von kurzer Dauer; es gelang dem Militair dieſe ungeregelten und undiſciplinirten Schaaren in ihre Schlupfwinkel zurückzudrängen. Die wenigen Regimenter, die Peter III treu geblieben waren, wollten mit der Hefe des Volks nicht gemeinſchaftliche Sache machen, und folgten den Aufforderungen nicht die Sergin und ſeine Genoſſen an ſie ergeben ließen. Sie kämpften für ſich, und wurden, obgleich ſie einzelne Vortheile erreichten, dennoch ebenfalls bald zurückgedrängt.

Als der Tumult auf dem Platze eben ſich zu legen begann, wurde die Aufmerkſamkeit der Menge von neuem auf die Kathedrale gelenkt. Die koloſſalen Thüren des Haupteingangs flogen auf, und das Volk ſah Catharinen am Altar hingeworfen, von dem Chor der Prieſter umgeben, und den Erzbiſchof, der ihr die alte Krone der Zaaren aufſetzte. Catharinens Geſtalt war halb verhüllt von einem Purpurmantel, der ſeine reichen, mit Hermelin gezierten Draperien auf den Boden hin ausbreitete.

Dieſes Schauſpiel war ſo impoſant daß die Menge anfangs wie erſtarrt in einem minutenlangen Schweigen verharrte, alsdann brach wiederum ein nicht endender Beifallſturm aus.

Catharina verließ die Kirche, beſtieg wieder ihr Pferd um von neuem die Stadt zu durchziehen Wo ſie hinkam war der gleiche Empfang voll Enthuſiasmus. Nach mehreren Stunden endete dieſer Triumphzug vor dem Winterpallaſt, und hier war es endlich der durch die ungeheuerſten Anſtrengungen an dieſem Tage der Schrecken und der Siege Ermüdeten vergönnt, einige Momente der Ruhe zu genießen.

Erſchöpft ſank ſie in einen Stuhl.

Aber von neuem begann der Donner der Kanonen. Das Volk wollte ſeine neue Herrſcherin ſehen. Catharina erhob ſich. Mit der Hand über die Stirne fahrend, die Perlen eiskalten Schweißes deckten, glättete ſich unter dieſer leichten Berührung dieſe Stirne, die in ihrer hohen majeſtätiſchen Wölbung geſchaffen ſchien das Zeichen der Herrſchaft zu tragen, und wieder füllte Lächeln, Glanz und ungetrübte Heiterkeit die Züge, die eben das Ermatten des Todes, die Erſchöpfung der letzten Lebensſtunde gezeigt hatten. Mit dieſer ſchnell verwandelten Miene trat Catharina vor das offene Fenſter, an dem der Tiſch zu ihrem einſamen Mahle gedeckt ſtand, und ſich weit hinaus beugend, ergriff ſie das Glas, um es auf das Wohl ihres Volkes zu leeren.

Dann trat ſie zurück, das Fenſter ſchloß ſich, und das große Drama dieſes Tages war beendet. Ein Fürſt war von ſeinem Thron herabgeſtiegen, der Fürſtenſitz Peters war von einem jungen kühnen Weibe eingenommen, über deren Haupte der Genius der Zukunft ſeine ſchönſten Strahlen ſammelte.

Mehre Tage waren vergangen; die bekannten Ereigniſſe, die die Muſe der Geſchichte mit düſterer

Miene in ihre Denktafeln getragen, hatten ſtatt gefunden. Catharina war an der Spitze eines Heeres gegen ihren Gemahl gezogen; Peter **III**, nachdem er einen unglücklichen Verſuch gemacht, ſich der Flotte zu bemächtigen, hatte entſagt und war in die Einſamkeit eines verödeten Schloſſes verbannt worden. Catharina hielt einen glänzenden Hof. Als ſich die Säle zu leeren begannen und die Kaiſerin ſich bereits in ihre Gemächer zurückgezogen, erſchien die Prinzeſſin; diesmal in einem langen, ſchleppenden Hofkleide, mit Puder, Diamanten und Schönpfläſterchen geziert, und indem ſie drei tiefe Verbeugungen machte, hielt ſie den Schritt der Kaiſerin auf.

Was willſt du, meine Liebe? fragte Catharina ein wenig ungeduldig. Du ſiehſt daß ich der Ruhe bedarf.

Ihre Majeſtät verzeihen — entgegnete die Prinzeſſin mit einer weichen bittenden Stimme — im Vorſaal ſteht ein alter Mann mit ſeinen zwei Töchtern. In der That, ich weiß nicht was dieſer alte Mann will, aber ich glaube bemerkt zu haben, daß ſein Antlitz kummervoll, daß ſein Haar weiß iſt, und daß die Gebehrden und Mienen ſeiner Töchter die höchſte Sorge und Noth ausdrücken.

Catharina blieb ſtehen, und die Prinzeſſin mit einem durchdringenden Blick anſehend entgegnete ſie mit einer ſtarren und harten Stimme: Was fordern Sie, Fürſtin? Welche Kühnheit mir eine ſolche Scene zu bereiten!

Die Vertraute Catharinas zitterte. Zum erſtenmale wurde ſie gewahr, welch eine unbegrenzte Macht ſich über dieſes Haupt ergoſſen hatte. Der Blick Catharinas hatte vollkommen die Kälte an ſich, die den Fürſtenwillen charakteriſirt, der da weiß daß keine irdiſche Macht ihm entgegenzuwirken vermag. Die Gebieterin über die Geſchicke von Millionen Sterblichen ſtand in dieſem Augenblicke vor der Fürſtin. Nie hatte dieſe geahndet, daß ein Ausdruck wie der eben geſchaute in dem Antlitz Catharinas ſich ausprägen könnte.

Sie wich zurück, aufs tiefſte entſetzt vor dieſem rollenden Auge, vor dieſem in eiſernen Linien geklemmten Mund.

Ich habe nichts geſagt — rief ſie und ihr Auge, das in Thränen zu ſchwimmen begann, verbergend, wollte ſie ſich zurückziehen als Catharina rief: Bleib! Ich will vergeſſen wer die ſind, die du mir vorführen willſt, und nur daran denken daß du es biſt, die mir ſie vorführt. Wohlan, laß ſie ein.

Und auf der Thürſchwelle erſchienen der Reichskanzler Graf Woronzoff und ſeine beiden Töchter.

Catharina blickte Maria Feodorowna mit einem Auge voll Wuth und Abſcheu an; allein dieſer Ausdruck änderte ſich ſchnell als er auf die kalten erſtarrten Züge traf, die das Entſetzen und die Kämpfe einer Nacht von ihrer ehemaligen Schönheit zu einem ſchmerzlich veränderten Bilde umgeſchaffen hatten. Die herrſchſüchtige und unerbittliche Feindin Catharinas, die die Pläne geformt hatte, die die Meinung fälſchlich dem indifferenten und apathiſchen Geiſte Peters zuſchrieb, ſah ſich jetzt als demüthig Flehende an den unterſten Stufen des Thrones, den ſie ſelbſt zu beſteigen, und zwar in kürzeſter Friſt, mit Zuverſicht gehofft hatte. Dieſe Marter war entſetzlich. Catharina fühlte, was in der Seele dieſes Weibes vorging, und ſie war nicht im Stande die eiſigen Worte, die wie Todespfeile treffen ſollten, und die ſie ſchon auf der Lippe hatte, auszuſprechen. Mit einer ſtummen Bewegung winkte ſie und ſah halb trauernd, halb mitleidsvoll wie Maria Feodorowna nicht die Knie ſenkte, ſondern wie ſie zuſammenbrach. Der Reichskanzler ließ ſich graziös, wie der erſte Tänzer in der Oper, auf ein Knie nieder und Madame Buturlin, von dieſer ganzen unglücklichen Familie die unſchuldigſte, kniete hinter ihrem Vater, indem ſie beſchäftigt war die Falten ihres Spitzenſchleiers zu ordnen. Nur auf

Maria's Haupt drückte das volle Gewicht dieſer Stunde.

Catharina verzieh — und die Prinzeſſin flog auf ihren Vater zu, die Wangen und die Stirn des Greiſes küſſend. Maria wandte ſich ab, als der ſchweſterliche Kuß auch ihre Wange berühren ſollte. Eher den Kuß des Todes! murmelte ſie leiſe vor ſich hin, indem ſie ihre erſtarrte Wange an die Marmorſäule lehnte, an deren Fußgeſtell ſie hingeſunken lag.

Catharina verſchwand, und die ſeidenen Vorhänge rauſchten hinter ihr zuſammen.

Wie die Offiziere des Regiments Septimanie ihren ehemaligen Tambour wiederfinden.

Anna hatte während der unheilvollen Tage die Kaiſerin nicht anders geſehen als wie die Menge ſie ſah, jetzt da Catharina Muße ſchöpfte, zog ſie wieder ihre Jugendfreundin in den engen Kreis ihres Umgangs. Hier ſahen ſich auch Frau von Pretaſſoff und Anna wieder.

Eines Tages ſagte Catharina zu Anna: Dein Bruder hat mir ſeinen Wunſch äußern laſſen, hier in Petersburg zu bleiben, während alle Holſteiner

Rußland verlaſſen. Ich bin mit dem Entſchluß dieſer Deutſchen einverſtanden, denn ihr längeres Hierbleiben, wo man ſie weder reſpektirt, noch duldet, kann mir und jenen Herrn nur verderblich ſein.

Wenn meinem Bruder Gefahr droht, entgegnete Anna, ſo werde ich ſelbſt ihn bitten zu reiſen. Freilich ahne ich, welch ein Beweggrund ihn noch hier zu weilen zwingt. Es iſt nicht allein die Liebe zu mir, denn er weiß daß ich wohl aufgehoben und ſeiner Vorſorge nicht benöthigt bin; es iſt das Verſprechen das er jenem hülfloſen Mädchen gegeben, das ſich ſeinem Schutze anvertraut hat.

Catharinas Stirn umdüſterte ſich. Ich fürchte für dieſes Mädchen — ſagte ſie nach einer Pauſe.

Wenn Ihro Majeſtät ſie ihres Schutzes für würdig erklären, ſagte Anna verwundert, was wäre dann zu fürchten?

Wie ſollte ich ſie nicht ſchützen wollen, entgegnete Catharina milde. Ihr Geſchick iſt von einer ſo eigenthümlichen und düſtern Natur, daß es in hohem Grade die Theilnahme in Anſpruch zu nehmen befähigt iſt. Allein ich fürchte ſehr, meine Fürſprache wird nicht zureichend ſein.

Anna ſah verwundert ihre gekrönte Freundin an.

Du meinſt, daß ich allmächtig bin — fügte dieſe träumeriſch lächelnd hinzu — ich bin es nicht. So wie du mich hier ſiehſt — auf einem noch ſchwankenden Boden ſchwankend ſtehend — bin ich unter einen gebieteriſchen Willen geſtellt, dem ich ſelbſt Macht gegeben habe über den meinigen. Und ich habe Grund zu fürchten, daß dieſem Willen alles daran gelegen iſt, jenes arme unglückliche Mädchen, das grade jetzt ſehr zur Unzeit ihr Haupt erhebt, bei Seite zu ſchaffen. Es darf dem Volke kein Kron-Prätendent gezeigt werden, er führe einen Namen welchen er wolle.

Aber was ſoll denn geſchehen? Wohin mit der Unglucklichen? ſagte Anna beſtürzt.

Sie wird überall anderswo ſichrer ſein als in dieſem Lande, antwortete die Kaiſerin. Wenn du mir erlaubſt, Anna, ſo will ich deinem Bruder Vollmacht ertheilen, die Prinzeſſin zurück nach Deutſchland zu führen. Ich werde für ihre Zukunft Sorge tragen. Doch muß ich raſch handeln — mich dünkt die Spürer auf dieſer Fährte werden ſchnell ſein, und ihre Thaten verbergen ſich in Nacht und Dunkel.

O dann muß ich bitten, daß Ihro Majeſtät jetzt gleich Befehl geben — bat Anna mit bewegter Stimme. O Gott! welch ein Boden iſt das — auf dem wir ſtehen! —

Fürchte nichts! ſagte Catharina und auf ihrer Stirne glänzte der Strahl des Muths und der unerſchütterlichen Kühnheit. Die Kaiſerin ſendete einen Boten ab, dem ſie einige in Eile geſchriebene Zeilen übergab; dann nahm ſie Anna mit in ihren Wagen, um eine Fahrt durch die jetzt allmählig wieder ruhig werdenden Straßen und über die von Paläſten eingeſchloſſenen Plätze dieſer prunkenden Hauptſtadt zu machen.

An einem der Quais der Newa hatte ſich Volk verſammelt um einem Gaukler zuzuſehen, der hier unter freiem Himmel ſeine Künſte machte.

Siehſt du jenen jungen Mann dort? fragte Catharina ihre Freundin. Er kann nicht weit genug ſeine Augen aufreißen, und ſein entſetzter Blick, mit dem er uns gleichſam verſchlingt, hat etwas Komiſches. Erkennſt du ihn wieder?

Anna beſann ſich dieſes joviale friſche Antlitz ſchon irgendwo geſehen zu haben.

Es iſt mein Tänzer von der rothen Schenke her! flüſterte Catharina lachend. Er hat ein artiges Bauergütchen zum Geſchenk bekommen und ahndet noch jetzt nicht wer die Geberin iſt. Ich werde ihn und ſeinen braven Oheim nicht aus den Augen verlieren.

Welche Nacht war das! ſagte Anna beängſtigt, als die Erinnerung friſch in ihr auftauchte.

O ſie war zum Entzücken ſchön! rief Catharina lebhaft. Der Becher brauſte über, und ich hatte ihn noch nicht an die Lippen geſetzt. Welch ein Gott giebt uns das erſte wilde Feuer das große Entſchlüſſe in unſerer Seele entzündet, welch ein Gott giebt es uns je zurück, wenn es verlodert iſt? Nur einmal iſt's uns gegeben auf der ſchwindelnden Höhe zwiſchen Tod und Leben zu ſtehen, der Himmel mit ſeinen Sonnen über uns, die Nacht mit allen ihren Schrecken zu unſern Füßen. Solch ein Augenblick war's als ich in jener Nacht mit dem kleinen Koſacken dort zum Tanze antrat.

Und Catharinas Blick weilte noch einmal mit dem unverkennbaren Ausdruck der Rührung auf der Gruppe, deren Hauptfigur Alexis mit ſeiner Balalaika über die Schulter gehängt, bildete.

Der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Es war Abend geworden. Die Säle des kleinen Volkstheaters an der Newa waren erleuchtet; man hatte gehofft, die Kaiſerin werde auf wenige Momente der Vorſtellung beiwohnen. Catharina erfuhr kaum dieſen Wunſch ihres Volks als ſie ausſtieg und mit Anna in der für ſie bereiteten Loge erſchien.

Ein kleines ruſſiſches Geſangſtück war beendet; es traten franzöſiſche Mimen auf, um eine Moliereſche Komödie darzuſtellen. Dieſe Darſtellung war in ihrer Art ein Meiſterſtück, und die Kaiſerin, die das Theater bald hatte verlaſſen wollen, blieb eine Stunde, ſich ſo vortrefflich ergötzend, daß die Zeichen ihres Beifalls unerſchöpflich ſchienen.

Wer ſind dieſe Künſtler? fragte man ſich im Saale.

Niemand wußte eine Antwort darauf. Es waren Franzoſen, einige von den vielen Abenteurern die damals die nordiſche Reſidenz überfluteten. Wer konnte ihre Namen wiſſen. Heute gaben ſie Vorſtellungen in den kaiſerlichen Theatern, und nahmen Gold in Überfluß ein, morgen waren ſie als flüchtige Vagabunden, als ertappte Taſchendiebe die Beute der Polizei. Es war durchaus nicht der vornehmen Welt zuläſſig, ſich nach Geſchöpfen dieſer Art zu erkundigen. Allein Catharina that es, und in dieſem Augenblick hegte die ganze vornehme Welt keinen dringendern Wunſch als zu erfahren wer in der Hülle dieſes malade imaginaire ſtecke, welchen Namen das unnachahmliche Talent führte, das den Doktor gab.

Endlich erfuhr man daß ſämmtliche Schauſpieler junge Franzoſen von guter Herkunft ſeien, die irgend ein feindliches Geſchick in dieſe Sphäre geworfen. Catharina ließ ſich die Genoſſen einzeln vorſtellen, und nun erſchollen die Namen: Marquis von Marigny, die Herrn von Contades, Herr Sulpice Paulinet, Herr Truchard.

Sulpice Paulinet trat vor und hielt eine Rede, die mit einem prachtvollen Schwulſt, einem ſchimmernden Unſinn prunkte. Er gab Aufſchlüſſe und brachte einen langen lügenhaften Bericht vor, von dem er ſich große Wirkung verſprach. Allein er täuſchte ſich. Catharinas Aufmerkſamkeit war nur vorübergehend und ihre Neugier war raſch befriedigt. Zudem hatte in den großen Ereigniſſen dieſer ſchickſalsvollen Tage die Weiſe wie ſich die franzöſiſche Geſandtſchaft betragen, den Zorn der Kaiſerin fortwährend rege erhalten; es war ihr deshalb wenig daran gelegen, gerade in dieſer Zeit Ausländer, und noch dazu Franzoſen zu begünſtigen. Sie verſprach huldreich den Abenteurern ihren Schutz, allein dieſes Verſprechen war vergeſſen als ſie die letzte Stufe an dem Schauſpielhauſe herabſtieg und neue wichtige Entſcheidungen ihrer warteten, der Aufruhr und der Tumult der Stunden ſie in ihren Strudel zogen.

Und der Marquis von Marigny, die Herrn von Contades, der kleine Abbé Paulinet und der große Truchard hatten ſo feſt auf die Erfüllung dieſes Verſprechens gehofft!

Sie warteten eine, zwei — drei Wochen, immer vergebens.

Allein wenn auch Catharina ſie vergißt, wir dürfen ſie nicht vergeſſen; wir wollen demnach nachforſchen, was den ehemaligen Offizieren des Regiments Septimanie begegnet war ſeitdem ſie den Boden Rußlands betraten oder vielmehr ſeitdem ſie ſich in dem Weichbild der Stadt Peters des Großen befanden.

Es kümmerte die ehemaligen Offiziere ſehr wenig, daß die wirkliche Prinzeſſin Tarakanoff nunmehr gefunden war, ſie überließen dieſe Angelegenheit mit völliger Sorgloſigkeit dem Geiſte und der Erfindungsgabe ihres Genoſſen Mortoun und waren völlig zufrieden, wenn dieſer ſie mit dem nöthigen Geld unterſtützte, und dies geſchah ziemlich regelmäßig, denn Mortouns Mittel ſchienen unerſchöpflich. Wenn eine geheimnißvolle Goldquelle ſich ſchloß, ſo öffnete ſich eine andre; aber es ſollte der Tag kommen wo der reiche und allwiſſende Mortoun entweder nichts mehr geben wollte oder nichts mehr herbeiſchaffen konnte. Dieſer düſtre Tag, an dem das Schickſal der gelben Gräfin und ihrer Gefährten ſich ſo ſichtlich übler Laune zeigte, traf ein grade als die Geſellſchaft eben anfing ſich in dem nordiſchen Babel, wie Truchard, der immer noch zuweilen an ſeine Beichtvaterrolle ſich erinnerte, die mächtige Reſidenz nannte, wohl gehn zu laſſen. Die Auftritte im Palaſt des Reichskanzlers hatten unterdeſſen ſtatt gefunden, zu gleicher Zeit waren Camill, Mortoun und Zenzi verſchwunden. Wir wiſſen daß ſie gleichſam in gefänglicher Haft im Palaſt zurückgehalten wurden. Die Gefährten aber wußten hiervon nichts; Mortoun pflegte nie ſeine Pläne zu offenbaren, und er fand für gut unter ſeinen ſogenannten Freunden keinem Vertrauen zu ſchenken.

Die Verlaſſenen hatten ein koſtbar eingerichtetes Haus gemiethet, ſie mußten dieſes jetzt räumen, als der Wirth den Zuſtand ihrer Börſe gewahrte. Aus jedem Fenſter dieſes Hauſes ſah man abwechſelnd die Köpfe ſeiner Bewohner faſt zu allen Tagesſtunden hinausſchauen. Marigny hatte das Fenſter inne, das nach dem Kanal und einer kleinen Sackgaſſe hinſah. Es war unwahrſcheinlich daß Mortoun, wenn er triumphirend mit der neuerwählten Kaiſerin ankam, grade zu Waſſer kommen und auf dem grünlichen Schlamm des übelduftenden Kanals ſeinen Triumphzug halten werde. Allein in einer Stadt wo ſo viel Wunderbares und Ungewöhnliches ſich zutrug, konnte auch dieſe Seltſamkeit ſich ereignen und Marigny hielt ſein Fenſter feſt. In den zwei Fenſtern die auf die Hauptſtraße lenkten, und eine Brücke und fünf Thorwege beherrſchten, gaben Caliſt Contades und Sulpice Paulinet die Poſten ab, während eine Balkonthüre, die nicht geöffnet werden konnte, ihre trüben Scheiben für Triſtan Contades bereit hielt, der von hier aus einen ganz kleinen Theil des vergoldeten Daches des Winterpalaſtes überſchauen konnte. Truchard, jedes Fenſter verſchmähend, ſaß unten vor der Hausthür und fragte die Vorübergehenden in dem abſcheulichſten Ruſſiſch das man je gehört, was es in der Stadt Neues gebe. Zu beſtimmten Stunden ging eine Patrouille von dieſem Hauſe aus und begab ſich an die bekannteſten Plätze. Alles jedoch vergeblich. Die Stadt war ſtill und die Gemüther in heimlicher Erwartung der Dinge die da kommen ſoll'en. Die Abenteurer ahndeten nichts; weit entfernt den Zuſtänden um ſie her irgend Aufmerkſamkeit zu ſchenken, waren ſie nur mit ſich und ihrem eignen Schickſal beſchäftigt. Jetzt vermißten ſie Zenzi ſchmerzlich, denn die arme Bauerdirne hatte, demüthig und freudig wie immer, Camills Befehle aufs pünktlichſte vollzogen, und Camill hatte ihr beſohlen, für ſeine Kameraden eben ſo zu ſorgen, wie ſie für ihn ſorgte.

Als die kleine Schaar das Haus verließ, irrte ſie rathlos in der Stadt umher, und ſchon begannen die Noth und die Beſchwerden einer ſo ſchwankenden Exiſtenz ſich bei den Obdachloſen zu melden. Truchard, von ſeinem angebornen Stolze einige Staffeln niederſteigend, hatte die Hülfe der Geſandtſchaft in Anſpruch genommen, allein wir haben geſehen daß der Geſandte ſeine Theilnahme, die er in den Schleier des Geheimniſſes hüllen mußte, ganz anderer Thätigkeit zuwendete als diejenige war, die die Pflichten ſeiner Stellung gegenüber einer Anzahl flüchtiger und herumtreibender Landsleute ihm auferlegte. Truchard ſagte ſeinen Freunden, daß er es nicht für wohl gethan erachte noch länger dieſes kleinen Marquis, deſſen Familie lange nicht von ſo gutem Adel ſei als die von der er abzuſtammen die Ehre habe, Gefälligkeit in Anſpruch zu nehmen; und Marigny und die Brüder Contades fanden dies ganz in der Ordnung, nur Sulpice murrte, denn ſein Magen zeigte ihm ſchon ſeit einigen Tagen an, daß keine ſeiner Forderungen gehörig beachtet werde. Und dieſer Magen war von einer ſo empfindlichen Conſtruktion und von ſo reizbarer Stimmung, daß ſein Gebieter die Launen dieſes Tirannen mehr fürchtete als er den Verſtoß gegen die wichtigſte aller Convenienzen gefürchtet haben würde. Die Noth macht erfinderiſch, und der kleine Abbé beſann ſich, daß er noch die Ballade von der Dame Coulichon de Coulichonnery im Gedächtniß habe, und er kaufte ſich eine Zither und fing an dieſe berühmte Ballade vor einem Hauſe, vor dem erſten beſten, das zwei Stockwerke und einen Balkon auf korinthiſchen Säulen hatte, abzuſingen. Dieſe Fenſter blieben jedoch, wie das Herz eines Geizigen, unerbittlich geſchloſſen. Vielleicht war die Dame, die dieſen kleinen Pallaſt bewohnte, taub, vielleicht hatte ſie Kummer oder einen verdorbenen Magen, vielleicht ſaß ſie in ihrem Kabinet bei ihrem Gebetbuch — kurz irgend einen Makel, eine Sonderbarkeit mußte die Beſitzerin des Schlößchens an ſich haben, daß ſie die Anſtrengungen Paulinets, eines ſo vollkommnen Sängers, ſo wenig beachtete. Endlich als die Ballade ſchon bei ihrem zwei und zwanzigſten Verſe angelangt war, öffnete ſich ein trübes Fenſter an der Seitenfaçade, und ein dickes Haupt in einer langen weißen Zipfelmütze ſchaute auf die Straße. Dieſes Haupt bekam nach und nach ein rothes, dann ein bläuliches und endlich ein indigofarbenes Colorit, je nachdem die Aufmerkſamkeit des Mannes, die er dem Sänger und ſeinen Gefährten zuwendete, wuchs und zuletzt einen gefährlichen Grad annahm. O ich will des Teufels ſein! murmelte endlich dieſes Weſen — wenn jener Mann nicht Monseigneur le Prince iſt, und jener Herr der Marquis de Marigny, und jener Herr — Herr! Ah! — ah — ich erſticke! Ich kenne ſie Alle! —

Und der Kopf zog ſich in die Höhlung des Fenſters zurück, bei welcher Gelegenheit zwei geräucherte Gänſe und die Füllung einer Kalbskeule, die oben an einer Schnur aufgehängt waren, auf die Straße niederfielen. Bald darauf erſchien in der Thüre die corpulente Geſtalt eines majeſtätiſchen Koches, in der weißen Umhüllung einer Schürze, die der Träger wie eine antike Toga auf eine Schulter warf, als er ſich anſchickte mit einem militäriſchen Gruße die ehemaligen Offiziere ſeines Regiments zu begrüßen.

Ha, Blimichon! rief Truchard. Welch ein Wiederſehen? Was machſt du hier, Trommelſchläger? Biſt du von deinem Kalbfell deſertirt, Spitzbube? —

Mon prince! entgegnete der Gefragte; ich verließ das Regiment als ich merkte daß deſſen Lorbeern zu welken anfingen, und daß ſeine tapferſten und edelſten Offiziere aus ihm verbannt wurden.

Gut geſagt, Tambour!

Blimichon hatte — trotz der Aufregung, in der er ſich befand, doch Zeit gehabt die Gänſe und die Kalbskeule zwei räuberiſchen Knaben, die bereits um dieſe Preiſe kämpften, abzunehmen, und jetzt erwiederte er: Auf unſern Märſchen hatte ich die Bekanntſchaft eines ruſſiſchen Oberkochs gemacht, der im Dienſte eines Generals ſtand, der viel lieber ſchmauſte als focht. Mit dieſem nordiſchen Künſtler ſchloß ich Freundſchaft und durch ihn kam ich hieher in die Dienſte einer Wittwe, die — und hier ſah ſich Blimichon vorſichtig um, allein die Fenſter blieben nach wie vor in ihrer ſtarren Verſchloſſenheit gegen Welt und Menſchen — ſchon einmal ihren Koch geheirathet und ihn zum Generale gemacht, und von der ich hoffe daß ſie mit mir wenn auch nicht ein Gleiches, doch Ähnliches machen wird.

Iſt deine Dame jung?

Hm! Um der Heiligen willen! Ich werde gehenkt, wenn ich über dieſen Gegenſtand ein Wort verliere. Sie iſt eine Juno, eine Venus, eine Grazie! Ha! ich ſah nie etwas Jüngeres und Schöneres!

Oben am Fenſter entſtand ein leiſes Geräuſch. Blimichon ſchrie die letzten Worte wie in Extaſe.

Kannſt du uns bei dieſer Venus nicht eine Anſtellung verſchaffen, Tambour? fragte Truchard. Du ſiehſt wir ſind — einſt Helden und große Herrn — jetzt Kinder der Nacht und des Elends.

O ich ſehe — die Offiziere meines Regiments — hören nie auf, den Ruhm und das Entzücken des großen Frankreichs auszumachen. Kommt herein, meine Herren, kommt herein. Ich öffne euch den Palaſt. Kommt herein.

Und die Gänſe unterm Arm, wie ein Kammerherr das flache Hütchen unterm Arm trägt, ſchritt der, der einmal in dieſen Räumen zu herrſchen hoffte, ſiegreich voran, den Zug der Freunde in die Gemächer der Küche führend, ein Aſyl das Sulpice Paulinet ſogleich mit einer pomphaften Anrede begrüßte, indem er ſich feierlich gegen jeden einzelnen brodelnden Topf auf dem Heerde wandte, gegen jede Pfanne, die ihren fettſprühenden Inhalt mit Geräuſch den entzückten, lauſchenden Ohren der Hungrigen verkündete.

Wir wollen nicht ausführlich den Aufenthalt der Abenteurer im Hauſe der Dame, die es in Mode hatte ihre Köche zu heirathen und ſie zu Generalen zu machen, beſchreiben, wir wollen nur bemerken daß dieſer Aufenthalt, beſonderer Umſtände wegen, nur kurz war. Truchard entdeckte eines Morgens, daß Blimchons Ausſichten in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger zu treten, nur auf ſchwachen Füßen ſtanden und daß die Dame, welche lebhaft fühlte und raſche Entſchlüſſe faßte, noch eine Anzahl anderer

Begünſtigter bei ſich beherbergte, und Sulpice und Marigny hatten die Ehre in dieſen myſteriöſen Orden mit aufgenommen zu werden. Sulpice bemerkte kleine Untugenden bei ſeiner Schönen. So zeigte ihr zartes Herz einen Hang zur Grauſamkeit. Da ſie weit über die Sechzig herüber war, allein das Anſehen eines jungen flatterhaften Geſchöpfes von höchſtens achtzehn Frühlingen ſtandhaft zu behaupten ſich vorgeſetzt hatte, war ſie bemüht das Geheimniß ihrer Toilettenkünſte auf das ſorgfältigſte vor ihrer Umgebung zu verhüllen. Demzufolge verſchloß ſie ihren Haarkräusler, der zugleich ein Apotheker war und kosmetiſche Salben und Seifen bereitete, in einem Käficht mit Eiſenſtäben, den ſie eigends zu dieſem Zwecke hatte errichten laſſen. Hier vegetirte dieſer unglückliche Künſtler, indem er in der düſtern Stube, wo der Käficht ſich befand, nichts von der Welt ſah als das wenige, das ihm der Zwiſchenraum der Eiſenſtäbe ſehen ließ. Immer wieder zu der Toilettenſtunde herausgelaſſen mußte er unter den Augen der Gebieterin ſeine anbefohlene Arbeit verrichten und wurde dann wieder eingeſperrt, indem die Grauſame den Schlüſſel zu Stube und Käficht ſorgſam bei ſich trug. Auf dieſe Weiſe lebte dieſes unglückliche Opfer ſchon dreißig Jahre und ſein Körper war zu einem mißgeſtalten Krüppel zuſammengeſchrumpft, ſein Geiſt in Thorheit verdummt.

Sulpice machte dieſe Entdeckungen und von dieſem Augenblick an hatten die Goldſtücke und die Liebkoſungen der Circe ihre Anziehungskraft auf ihn verloren. Eines ſchönen Morgens befanden ſich die Wandrer wieder auf der Straße. Aus dem Palaſt Blimichon gelangten ſie in die Kanzellei eines deutſchen Advokaten, der ruſſiſche Prozeſſe führte, ohne ein Wort von der Sprache zu verſtehen. Aus dieſem achtbaren Inſtitut wanderten ſie nach Thaliens Tempel, und hier war es, wie wir geſehen haben, wo das Glück auf einen flüchtigen Augenblick auf ihren Pfad hinleuchtete. Wir wollen ſie auch hier fürs Erſte laſſen. Wenn ſie auch nicht, wie ſie gehofft hatten, auf die Bühne der großen Welt berufen wurden, ſo blieben ſie doch auf der kleinen Bühne, an der ſie angeſtellt waren, und die jetzt ſich dem Frieden und der Ruhe hingebende Hauptſtadt lenkte ihr Intereſſe wieder den Theatern zu, von denen das der franzöſiſchen Geſellſchaft am meiſten in Aufnahme kam.

Wir wenden uns zu einem Bilde, das unſre Aufmerkſamkeit in einem höhern Grade zu feſſeln im Stande iſt, und dem wir unſre Theilnahme und ſelbſt unſre Rührung nicht zu verſagen vermögen.

Der Verbannte in Ropſcha.

Seht dieſes Haus auf öder Haide — weit und breit nichts zu erſchauen als eine Allee verkrüppelter Birken und Ahorn, die zu dieſem Hauſe führt — ſeht wie traurig es daliegt! Wie der Wind über die Stoppeln fährt, und wie er in melancholiſchen Klängen ſich an den Wänden und Ecken des einſamen Hauſes bricht. Was ſoll dies Portal mit Säulen dieſem Hauſe? Zog ſchon ein froher Gaſt irgend einmal hier über dieſe Schwelle? Betrat der Fuß eines feſtlichen Fremdlings dieſen engen gepflaſterten ſchmalen Gang, der von der Pforte des innern Hofes zur Haupteingangsthür leitet? Fuhren wohl jemals hier Karoſſen vor mit ſchönen Damen, die aus den offenen Wagenfenſtern ſahen und mit ſtolzen Federbüſchen nickten? O, dieſes Haus war immer einſam — immer! immer! Trotz deſſen daß es ein fürſtliches Luſtſchloß heißt, ſo blieben doch Fürſten wie Luſt ihm ewig ferne. Es hat etwas unbeſchreiblich Niederſchlagendes für den Beſchauer, dieſe Anſtalten zum Leben zu ſehen, und das Leben ſelbſt fehlt. Seht dieſe unvollendeten Gartenanlagen, dieſe paar Wege im Sande, dieſe zertrümmerte Bildſäule, dieſe welken und blätterloſen Zweige, die ſich widerſtrebend einem alten Gerüſte anfügen, das eine Laube bilden half. Es iſt nichts mit dieſen Gängen und dieſen Lauben; die glühende Sonne hat dieſes machtloſe Grün, dieſen ſpärlichen Raſen ſchon beim Entkeimen aus dem Boden zu Aſche verbrannt. Ihr, die ihr hier wandelt, ſeht euch die Haide an, hört auf das Geflüſter des Windes im Graſe, ſucht am Horizont den dünnen Silberſtreifen auf, der den fernen Fluß andeutet, und wenn euer Auge ſcharf iſt, ſo ſeht ihr dort Wagen und Reiter ſich bewegen, aber alles ſo weit, ſo weit von euch daß ihr inne werdet wie die Welt jenſeits der Haide nichts mit der eurigen gemein hat. Eure Welt iſt die Stille, die Verlaſſenheit, die Entfremdung. Was ihr einſt erlebt und erſchaut, wenn ihr hier ſeid, ſo müßt ihr daran denken wie man eines Traumes ſich erinnert. Hier an dieſen Mauern haftet kein Wechſel, hier gehen die Stunden immer mit demſelben leiſen Gange dahin, und es ereignet ſich im Umkreis dieſer ſtillen Mauern nichts als daß ſich etwa eine Gruppe von zwitſchernden Vögeln von dieſem Giebel auf jenen überſiedelt, und daß die Sonne allmählig beginnt über den Staubvorhang dieſes Fenſters den Schatten der Säule hinzuzeichnen, während ſie lange, lange Zeit ganz ruhig mit dieſem ſelben Schatten unten den Drachenkopf der Dachrinne überdeckte: es iſt dies weil ſie im Mittag ſtand, und weil ſie jetzt dem Abend zulenkt. Oder wollt ihr das als ein auffälliges Ereigniß angeben daß dort aus der Kelleröffnung die Katze emporſteigt, über den Hofplatz ſchleicht, den Ziehbrunnen zweimal — nein, dreimal — umkreiſt, bei welcher Gelegenheit ſie ſich hütet in den kleinen See angeſammelten Waſſers zu treten um ſich nicht die Pfoten zu netzen, und bei welcher Gelegenheit ſie eine kleine Conferenz Sperlinge, die ſich an den Ufern dieſes Sees verſammelt hatte, auseinander treibt, und dann durch die Lücke des Zaunes ſchlüpfend unter den Kohlſtauden des kleinen Küchengartens herumirrend, endlich in das leer ſtehende Häuschen eines Hundes, der vor undenklichen Zeiten hier einmal Wache hielt, verſchwindet. Wollt ihr dies für ein anziehendes und aufregendes Faktum halten? wir haben nichts dagegen: uns will es nur dünken als wenn die Einſamkeit erſt recht einſam würde durch dieſe dürftigen Spuren des Lebens.

An dieſem ſtillen Hauſe hielten in einer Nacht, es mag ungefähr ein Mondswechſel her ſein, drei Reiter, die ſämmtlich in weite Mäntel eingehüllt waren und Waffen bei ſich führten. Dieſe drei Reiter umgaben einen Wagen, aus welchem ein Herr ſtieg, und ſich von einer Laterne, die der Jnſpektor trug, ins Haus leiten ließ. Zwei Reiter kehrten ſofort wieder um, der dritte blieb, und folgte dem Herrn in den einſamen Palaſt. Es gab ein Bild eigenthümlicher Art, wie in ſpäter Nachtſtunde das wandelnde Licht der Laterne an die altergrauen Mauern hinfuhr, die ſteinernen Wappen an den untern Spitzen anglühte und hoch oben einer koloſſalen Statue in Sandſtein, die irgend einen Helden oder König darſtellte, die äußerſten Fußſpitzen färbte, zugleich die kümmerlichen Gräſer, die zwiſchen den Steinplatten des Ganges emporwuchſen, röthlich anwehte. Doch noch abenteuerlicher bildete ſich der Schatten der drei dahinſchreitenden Männer an der Mauer: die Perrücke des Inſpektors mit ihrem langen ſtarren Zopf, der auf der Wand wie eine im Starrkrampf liegende Schlange ausſah, dann die vom Nachtwinde hoch aufgepauſchten Reitermäntel der beiden Männer, die ihre Träger zu Ungethümen, zu einer Art dämoniſcher Geiſter machten, die ganze Gebirge auf ihrem Rücken mit forttrugen. Und die Männer ſchritten über den Säulenvorſprung in die Thür — die ſeit undenklichen Zeiten einmal wieder offen ſtand — und hinter ihnen verſchwand die Laterne, und es wurde dunkel, und die alte verkrüppelte Linde vor dem Fenſter zu ebner Erde erzählte ihrer Nachbarin, einer ſchwindſüchtigen Akazie, wie ſie in das Zimmer ſehe, und dieſes Zimmer, das bisher ewig ſchwarz in Nacht geweſen, jetzt erglühe von dem Licht eines Armleuchters mit ſechs Kerzen, der ſeinen Schimmer über die rothen Bezüge der Armſtühle und der kleinen Eckſophas und über eine gelbdamaſtene Tapete mit einem koloſſalen Wandgemälde auf dem irgend eine Schlacht dargeſtellt war, verbreitete. Und die Bäume flüſterten noch lange über dieſes wunderſame Schauſpiel. Es war auch auffallend, über den Steinboden das Kreuzholz des Fenſters ſich abbilden zu ſehen und die ſechs grellen rothen Würfel die das Licht dort hinzeichnete. Das Schließen der Hausthür hallte wieder, wie wenn man von ferne den Donner einer Schlacht hört und der Schall des Geſchützes verzieht ſich weiter und immer weiter. So tönte es in dieſen alten Gemächern, und ein dumpfes, verlaſſenes Gemach gab den Schall immer weiter an ſeinen Nachbar, bis er denn endlich in irgend einem unheimlichen Kabinette, oder in einem Alkoven, in welchem ein altes vermodertes Bette und ein erblindeter Spiegel ſtand, erſtarb.

Der Bewohner, der hier — ob mit oder wider Willen werden wir erfahren — einzog, hatte ſich zu ſeinem täglichen Aufenthalt einen weiten öden Saal gewählt, deſſen drei Fenſter auf die Haide lenkten, und vor dem mittelſten dieſer Fenſter ſehen wir ihn nun — es iſt ein heißer, ſtiller Sommernachmittag — ſitzen und hinausſchauen. Er trägt einen einfachen Offiziersüberrock, und ſein Haar iſt zurückgekämmt, mit wenig Puder beſtreut, ohne Locken und Haarbeutel, wir haben ihn ſchon einmal in dieſer einfachen Kleidung geſehen. Sein Antlitz iſt bleich, aber es trägt keine Spuren von Krankheit; ſeine Haltung iſt nicht gebeugt, ſie war ſtets eine ſehr grade; ſeine Miene drückt zwar Kummer aus, allein nicht den Kummer, der auf der Seele vernichtend laſtet und ihre edelſten Kräfte angreift, ſondern es iſt das trübe und ſchwermüthige Spiel der Gedanken, das die Stelle des Kummers einnimmt bei Gemüthern, die wohl ſchwer, aber nicht tief zu empfinden im Stande ſind.

Dieſer Verbannte iſt der Kaiſer Peter III.

In der Tiefe des Zimmers ſitzt ein Mann, den wir ebenfalls kennen, und den wir faſt in derſelben Stellung und Beſchäftigung ſchon einmal dem Blick des Leſers vorgeführt haben. Es iſt Platon, der ehemalige Hofnarr — jetzt der einzige von des Kaiſers Begleitern, dem man geſtattet hat ihm auf das Schloß Ropſcha zu folgen. Die andern Bewohner dieſes Hauſes ſind da um den Verbannten zu bewachen, Platon war da um ihm zur Geſellſchaft zu dienen.

Peter hatte anfangs den Flug einer kleinen Schaar Vögel beobachtet, die an der unermeßlichen Weite dieſes durch keinen Gegenſtand dem Blick verbauten Himmels hinzog; jetzt, da dieſe Punkte in der tiefen Bläue des Himmels verſchwanden, nahm der Blick des Beſchauers jenes ſtarre in ſich Verſinken an, das da anzeigte wie die Welt der Gedanken und Träume ſich in der Seele des hart verfolgten Mannes vor jedes äußere Bild drängte. Die Hand, die das Haupt geſtützt hatte, glitt nieder, und immer tiefer ſank dies Haupt, immer ſchwerer auf die Bruſt hinab, dabei blieb der Blick unwandelbar feſt in ſeiner Richtung verharrend.

Die Sonne brannte draußen auf die Haide — im Zimmer war es ſo ſtill daß man das Summen der Fliegen hörte.

Platon ſeufzte tief auf; der Kaiſer erwachte nicht aus ſeinen Träumen.

Platon trat an das Fenſter nebenan, und es öffnend ſtreute er einige Brotkrumen auf die Steinplatte, einem Rothkehlchen lockend, das auf einem Zweige des nahen Baumes ſaß. Die zwitſchernden Laute dieſes kleinen Sängers machten daß die Mienen

Platons ſich belebten und er rief plötzlich: Horch! was der Vogel ſagt!

Peter wandte ſich raſch um; es erſchreckte ihn eine menſchliche Stimme zu vernehmen, ſo dicht ſeinem Ohr; als er jedoch zum Bewußtſein gelangte wer hier geſprochen, ſagte er zerſtreut:

Und was ſagt der Vogel?

Platon nahm eine aufrechte Stellung an, und den magern Arm hoch in die Luft ſtreckend, rief er mit einer Stimme voll Pathos:

Er ſpricht von einem Manne der da ausging ſich ein reiches Erbe zu holen und dem der Segen ſeiner Eltern folgte, der aber dennoch heimkehrte nach langen Jahren als Bettler, alles verloren habend was ihm an Glück und Schätzen zu Theil geworden!

Dieſe Worte ſchnitten tief in Peters Herz. Er erinnerte ſich wie er von ſeinem Vater, aus dem elterlichen Hauſe geſchieden. Die Stunde der Trennung ſtand lebhaft vor ihm.

O mein Vater! rief der entthronte Zaar und bedeckte ſein Antlitz — wäre ich wieder bei dir! Könnte ich noch einmal wählen — ich wählte anders!

Platon rief: Siehe, unſre thörichten Tage ſind eingezeichnet ins Buch des Lebens, und keiner derſelben wird durch die Thräne getilgt, die wir darob vergießen.

O wahr! wahr! rief Peter. Ich handelte thöricht daß ich dem Rufe hieher folgte. Ich war nicht beſtimmt Größe und Macht zu empfangen. In der Stille und Einfachheit blühte mein Glück.

Platon rief: Der Vogel ſpricht: Ein Mann, der lange gewandelt war auf dem Wege des Glanzes und der Erdenfreude, kehrt um und wandelt fortan auf der Straße, die zum Leben und zur Wahrheit führt. Seine Geſchwiſter gehen mit ihm, die Kinder des Hauſes ſeines Vaters verlaſſen ihn nicht, und ſo zieht er daher, der Wiedergeborne, der neu Beglückte zur Freude der Seinigen, und Segen bezeichnet die Spur die er hinter ſich läßt.

Auch ich — auch ich werde noch einmal froh und glücklich ſein! rief Peter, und ſeine Thränen floſſen.

Platon fuhr fort: Frage den Wind, der über die Zaide bläſt, wo die Blumen geblieben, die geſtern lühten, frage ihn wohin der Weheruf geſchwunden, en geſtern das ſterbende Thier ausſtieß — ſie ſind eide dahin. Unſre lieblichen Tage, wie unſre chwarzen — alle mit einander treibt ein Hauch ort. Warum willſt du klagen, Pilger, daß Alles ergänglich. Auf, gürte dich! gehe der Morgenröthe entgegen, erſteige den Hügel, laß die Friſche um deinen offnen Buſen ſpielen: Gott iſt nahe!

Peter ließ die Hände von ſeinem Antlitz niedergleiten, und ſein irrender Blick ſuchte etwas in der Ferne. Dann ſagte er dumpf vor ſich hin: Vor wenig Tagen war ein unermeßliches Reich mein; eine unbeſchränkte Macht haftete jedem ſelbſt meiner leiſeſten Winke an — und jetzt! Sie haben mir alles — alles geraubt.

Bis auf deinen eignen männlichen Willen und auf dein eignes männliches Herz, Petrus; das mußten ſie dir laſſen, bemerkte Platon.

Eine Nacht — eine Nacht machte mich zum Bettler.

Ein Tag — ein Tag kann dich wieder reich machen.

Peters Züge nahmen einen Ausdruck von Wildheit an als er die Worte ausſprach: O und ſie! die ich groß gemacht, die mir bis ans Ende meiner Tage treu zu bleiben verſprach —

Das Ende deiner Tage iſt gekommen, ſie hat ihren Schwur vollkommen gehalten; rief Platon. Deine Nächte auch mit dir zu theilen, das hat ſie nicht verſprochen.

Ein dumpfer ſchrecklicher Seufzer entriß ſich Peters Buſen; er galt dem Andenken nicht Catharinens, denn dieſe hatte ihn nicht verrathen, ſie hatte offen gegen ihn gekämpft, aber er galt Maria Woronzoff, die ihn durch die niedrigſte Schmeichelkunſt getäuſcht.

Er erhob ſich und ſagte plötzlich: Ich vertraute den Menſchen — ich liebte ſie! Das war mein Fehler. Ich hätte ſie verachten ſollen — ſie haſſen! Dann wäre ich würdig geweſen ſie zu beherrſchen!

Ah! rief Platon; du erinnerſt mich an die ſchöne Zeit wo ich noch bei deiner Tante Betzi Hof-Goldmacher war. Ich ſagte ihr eines Tages: Madame, das reine Gold taugt nicht zum Verkehr im Leben; man muß viel Kupfer hinzuthun. Aber nichts wie Kupfer, nur mit einem leichten Anflug von Gold! nein, Petrus, das taugt auch nicht.

Wenn ich nur auf eine Stunde über dieſe Armeen befehlen dürfte, die mir einſt gehorchten! Nur eine Stunde! Wie wollte ich dieſe Stunde nutzen.

Und er ſtand auf und ging im Saale auf und ab.

O du verſcheuchſt mein Rothkehlchen! ſeufzte der Narr. Da fliegt es hin. Wir hatten nur dieſen einen Gaſt — nun ſind wir allein.

Ich wünſchte ich wäre in Nacht und Grab ewig von dieſer Welt getrennt!

Ha! — ſchrie Platon.

Was giebts?

Nichts — nichts; ich täuſchte mich. Ich glaubte ein gewiſſes Geſicht — ein Geſicht, das einzige das, ſo unermeßlich dein ehemaliges Reich auch iſt, Petrus, du zu fürchten haſt — ich glaubte es durch die Thürſpalte hineinſchauen zu ſehen, eben da du von Nacht und Grab ſprachſt.

Peter ſetzte ſeine Schritte langſam fort.

Ich werde nach Deutſchland heimkehren; willſt du mich begleiten?

Ja, lieber Peter; wir wollen nur warten bis die Maiblümchen blühen.

Weshalb die Maiblümchen?

Aus ihnen wollen wir Glocken machen, die wir unſern Pferden anbinden, denn jedes andre Glöckchen tönte allzulaut. Wir wollen den Flaum von dem Kinn junger Roſen abpflücken und ihn unter die Räder unſers Wagens binden, damit alles nur ja ganz leiſe — ganz leiſe vor ſich geht. Damit Niemand hört wie der Herr ſein Haus, der Kaiſer ſein Reich verläßt. Wir wollen ſo ſtill uns aus dem Staube machen, wie ein Knabe der den Vorwürfen der ſchlummernden Geliebten zu entgehen trachtet, und ſo plötzlich wollen wir erſcheinen und auftauchen wie den Sterblichen das Glück auftaucht. Denn ſiehſt du, ganz einfach geredet — wenn man erführe daß wir weg wollten, ſo ließe man uns nicht fort.

So fliehen wir.

Ja, ganz recht, aber da müſſen wir Jemanden haben, der uns behülflich iſt.

Der wird ſich finden.

In dieſem Augenblick klopfte es leiſe an die große, gewölbte Thür des Saales. Der Narr blieb auf den Zehen ſtehen, mit beiden Händen auf die Thür zeigend, und die Augen und den Mund weit aufſperrend. Er rief: Haſt du gehört, Petrus? der Jemand hats gehört und kommt, durch einen unſichtbaren Geiſterklingelzug gerufen, herbei.

Öffne!

Der wachhabende Offizier meldete einen jungen Deutſchen, der auf Befehl der Kaiſerin Einlaß verlangte.

Peter hoffte Einen von ſeiner holſteiniſchen Garde eintreten zu ſehen, und rief Platon zu: Siehſt du wohl, nicht Alle ſind ſie fort, hier iſt noch Einer, der zurückgeblieben iſt um mich aufzuſuchen, und der ſelbſt bei meinen Feinden ſich die Erlaubniß zu verſchaffen gewußt hat hier eintreten zu dürfen.

Aber der Kaiſer, der einige Schritte der Thür zu gethan, ſah ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht, indem ein ihm völlig fremdes Geſicht ihm gegenüber ſtand.

Der wachhabende Offizier zog ſich auf die Entfernung weniger Schritte zurück. Peter winkte dem Gaſte ein militäriſches Willkommen zu.

Sie ſind ein Offizier, mein Herr?

Nein, Majeſtät.

Wer ſind Sie denn?

Ein Edelmann aus Holſtein, der da kommt Ew. Majeſtät ſeine Dienſte anzubieten.

Peter III beobachtete den wachhabenden Offizier; dieſer ſchien von dem deutſchen Geſpräche keine Silbe zu verſtehen. Der Ausdruck in dieſem Geſichte gab Peter Muth weiter fortzufahren.

Peter ſah den jungen Mann mit jenem Blicke erkältenden Mißtrauens an, der dieſem Fürſten eigenthümlich war, und der nicht ſelten die wohlthuende und vertrauenerweckende Wirkung ſchwächte, die er hervorzubringen beabſichtigte. Auch auf Hermann übte dieſes ſtarre und forſchende Auge einen lähmenden Eindruck, und ließ das Wort erſterben das auf ſeinen Lippen ſchwebte.

Sie kommen im Auftrag der Kaiſerin? fragte Peter von neuem, indem er ein paar Schritte zurücklenkte und ſich dadurch der Vertiefung näherte, die das Fenſter bildete.

Nicht mit ihrem Auftrag, doch mit ihrem Wiſſen bin ich hier — erwiederte der Jüngling. Es gab keinen andern Weg um zu Ew. Majeſtät zu gelangen.

Ihr Name?

Hermann von Güldenthor.

Des Kaiſers Züge belebten ſich. Ein Sohn des Oberjägermeiſters? fragte er ſchnell.

Ein Neffe.

Ihre Familie iſt mir wohlbekannt. Sie hätten mir ihren Namen ſogleich ſagen ſollen: ein Deutſcher zu ſein iſt zwar eine Empfehlung bei mir, allein in der letzten Zeit finde ich auch unter den Deutſchen Feinde. Dieſe Worte ſprach Peter, ſchon völlig in der Fenſterniſche ſtehend, wohin ihm zu folgen er ſeinen jungen Gaſt durch einen kaum merkbaren Wink nöthigte. Platon ließ ſich in ruſſiſcher Sprache mit dem Offizier in ein Geſpräch ein.

Hermann fand Gelegenheit dem Fürſten die Umſtände zu erklären, die ſein Erſcheinen in der Hauptſtadt herbeigeführt hatten. Er ſprach ſo offen und frei, der Ausdruck ſeines Blickes war der klare Spiegel einer Seele ohne Falſch und ohne Furcht, ſo daß Peter III allmählig den Vorſatz aufgab der Verſtellung Verſtellung entgegenzuſetzen, und am Schluß von Hermanns bewegten Worten gab ihm Peter die Hand und ſagte: Ein Güldenthor iſt der Lüge unfähig. Ich glaube dir, mein Freund. Allein was willſt du, was bezweckſt du?

Dieſe vertrauliche Anrede und das Lächeln voll Güte und Milde um Peters Mund machte daß dem jungen Mann das Herz von Muth und Entſchloſſenheit ſchwell. Er ſtand keinen Augenblick an, dem Kaiſer zu offenbaren daß er gekommen um ihm zur Flucht behülflich zu ſein; daß er alles ſchon mit einigen Gefährten, auf deren Treue er ſich verlaſſen könne, verabredet habe, und daß die nächſte Nacht zur Vollbringung des Unternehmens deshalb gewählt worden ſei, weil ein Wechſel in der Beſetzung des Poſtens des wachehabenden Offiziers ſtatt finde.

Peter hörte dieſe Rede ruhig an; nur von Zeit zu Zeit bog er ſich etwas vor um einen Blick auf die beiden Sprechenden am andern Ende des Saals zu werfen. Als er dieſe ſehr eifrig mit einander beſchäftigt ſah — denn Platon, die Wichtigkeit der Unterredung Peters mit dem jungen Deutſchen gewahrend, that ſein Möglichſtes ſeinen Zuhörer in das lebhafteſte Intereſſe zu verflechten — legte er die Hand auf Hermanns Schulter und ſagte: Weißt du auch Freund, was du wagſt? Haſt du bedacht welcher Gefahr du dich blosſtellſt? Stehſt du allein in der Welt? Haſt du für Niemand zu ſorgen?

Hermann erröthete: Philippinens Bild ſtand vor ihm; er ſah die junge Frau in der Abſchiedsſtunde wie ſie bange Thränen vergoß, wie ſie, tauſend

Gefahren ahndend, ihn nicht aus ihren Armen laſſen wollte, und er erwiederte dem Kaiſer: Sire, ich hab vor Kurzem geheirathet; ein junges Weib zählt die Tage bis zu meiner Heimkehr.

Ah! — rief Peter; ein junges Weib, ein Weib das dich liebt, ein Weib das dich wählte nicht weil ſie durch dich ehrgeizige Pläne zu erreichen ſtrebte, ſondern weil ſie in dir ihr Köſtlichſtes, ihr Theuerſtes ſah, ein Weib das weit entfernt dich zu verrathen, ihr Leben hinopfern würde um das deine zu retten —

Ja, ja Sire! rief Hermann begeiſtert, ein ſolches Weib iſts.

Und du willſt es hinopfern? Nein, mein ehrlicher Deutſcher, ich kann auf deinen Vorſchlag nicht eingehen. Ständeſt du allein in dieſer ſchlimmen Welt, ſo wie ich ſtehe — denn, beim allmächtigen Himmel, ich ſtehe allein, wie kein Sterblicher noch je ſtand — ſo könnte es ſein daß ich deinen Arm nähme, um mich auf ihn zu ſtützen; doch du haſt ein Weib, und zwar ein Weib wie es zum Glück deiner Tage nothwendig iſt, und ich weiſe deine Hülfe zurück. Geh, kehre in unſer Vaterland, und ſei glücklich. Ich werde frei werden auch ohne deine Hülfe.

Und Peter wandte ſich ab, die Rührung zu verbergen, die ſich ſeiner bemeiſterte.

Hermann näherte ſich ihm und ſagte mit einer Stimme in der die Treue und der Muth ſich auf das beſtimmteſte ausſprachen: Ew. Majeſtät wollen jene Äußerung nur für das nehmen was ſie war, für die augenblickliche Erregung eines zwar nicht unwürdigen, allein für unſer Unternehmen verwerflichen Gefühls. Ich weiß nicht mehr daß ich ein Weib, daß ich einen Vater habe, ich weiß nur daß ich einen geliebten Fürſten vor mir ſehe, dem meine Hülfe von Nutzen ſein kann. Sire, weiſen Sie den Arm nicht zurück, der ſich Ihnen bietet.

Leiſer, mein Sohn, leiſer!

Hermann mäßigte ſeine Stimme, indem er fortfuhr: Weiſe und einflußreiche Männer haben mich in ihren Bund aufgenommen; ſie haben mich ihres Vertrauens gewürdigt, und erwarten von mir irgend eine ruhmwerthe, muthige That. Sire, wollen Sie mich um die Gelegenheit bringen meinem Herzen genug zu thun, und zugleich dieſer Männer Wahl zu rechtfertigen?

Peter ſah mit Wohlgefallen in die leuchtenden Augen, auf die belebten, von Jugendmuth und Jugendfeuer ſtrahlenden Züge.

Ich will mir deinen Vorſchlag überlegen, entgegnete er; entferne dich jetzt; ein länger fortgeſetztes Geſpräch könnte Verdacht wecken.

Und wann ſoll ich mir die Antwort holen? fragte der Jüngling.

Wenn du in Friſt von drei Tagen keine Botſchaft von mir erhältſt, ſo ſieh dies als ein Zeichen an daß ich deiner Hülfe nicht bedarf. Nimm auf dieſe Zeit deinen Aufenthalt in dem Dorfe das dort an der Straße liegt. Der Wirth der Schenke iſt ein Deutſcher: ihm kannſt du vertrauen.

Und Peter III winkte: Hermann mußte ſich entfernen. Mit ihm zugleich verließ der Offizier den Saal. Peter blieb mit dem Genoſſen ſeiner Einſamkeit wieder allein zurück. Er ſtellte ſich ans Fenſter, legte die Stirn an die Scheiben und ſprach vor ſich hin: Nein, — ich werde nicht ſeine Hülfe annehmen: er hat ein Weib das er liebt und das ihm treu iſt. Nein: ich will ihn nicht verderben.

In dieſem Augenblicke fuhr eine Poſtchaiſe in den Hof. Zwei Offiziere ſtiegen aus. Platen öffnete die Thüre und ſchaute vorſichtig in den Gang: plötzlich ſchloß er die Thüre, wankte zitternd ins Zimmer hinein und ſtieß ein Geheul aus, das aus Schmerz und Entſetzen gemiſcht war.

Der Kaiſer ſah ſich unwillig um.

Ah Petrus! das Geſicht! das Geſicht! winſelte der arme Platen.

Peter wollte die Thür öffnen. Der Narr warf ſich ihm in den Weg. Öffne nicht, öffne nicht! Das Geſicht ſteht dicht hinter der Thüre. O Himmel, ich habe Gott auf den Knien gebeten, er ſoll uns nur nicht dieſes Geſicht ſchicken, von allen hunderttauſend Millionen Geſichtern, die er erſchaffen, nur nicht dieſes, und ſiehe da — es kommt ein Wagen vorgefahren, und hinaus ſteigt — ha — du! Könnt' ich dich retten! Mit meinem Leben!

Und der arme Krüppel krümmte ſich auf dem Boden, als er nahende Tritte hörte, er winſelte und ſtöhnte wie ein zu Tode getroffenes Thier. Er legte ſeinen mißgeſtalteten Körper den Eingang ſperrend vor die Thür, er ſchob ſeine dünnen Arme als Riegel vor, er ſtemmte Leib und Kopf mit aller Gewalt gegen den Thürflügel — doch nur auf einen Moment wirkte dies Hinderniß. Ein kräftiger Armſtoß von außen machte ſich Bahn —

Gregor Orloff trat ein.

Die Verabredung.

Auf dem Wege von Ropſcha nach Petersburg trafen zwei Männer zuſammen, anſcheinend unabſichtlich, allein der Eine dieſer Zwei war ſchon lange vergebens bemüht geweſen dieſes Zuſammentreffen herbeizuführen, und der Andre zeigte in der Art wie er Jenen begrüßte daß ihm der Mann, wo nicht geſucht, doch willkommen erſchien.

Der Erſtere war der, mit deſſen Namen wir ſo eben den vorhergehenden Abſchnitt beſchloſſen haben, der Zweite iſt Horace Mortoun, der jetzt die Uniform der Garde trägt, und damit anzeigt daß es ihm gelungen iſt durch die Protektion ſeiner neuen Freunde, als deren einflußreichſter und vertrauteſter Orloff erſcheint, ſich in der Gunſt der neuen Regierung feſtzuſetzen. Und in der That, der kühne Abenteurer hat den Boden, auf dem einſt ſein Vater und ſein Großvater goldne Früchte erndteten, noch immer ergiebig genug gefunden, um für ſeine unerſättliche Ehrſucht und Habgier reiche Beute hoffen zu laſſen. Es braucht nicht angeführt zu werden daß er ſeine frühern Genoſſen völlig aufgegeben hatte, und ihre Namen und Geſichter, wo ſie ihm etwa zufällig genannt und vorgeführt wurden, nicht mehr kannte. Nur mit einer Perſon ſeiner ehemaligen Pläne beſchäftigte er ſich noch, und dies war mit Eliſabeth. Er haßte ſie, und hatte ihren Untergang beſchworen. Ein willkommenes Mittel ſich in der Gunſt Orloffs feſtzuſetzen, und zugleich ſeine eignen Rachepläne zu realiſiren, war, daß er Eliſabeth dem Erſtern auslieferte; dies war jedoch nicht ſo leicht, denn ſowohl Camill Combattes als auch Hermann

Güldenthor bewachten und beſchützten die Unglückliche. Während der Unruhen, die die Reſidenz erſchüttert hatten, waren Eliſabeth, ihre Beſchützer ſo wie ihre Verfolger in den Hintergrund getreten; jetzt da die Verbündeten die Macht und das Anſehen an ſich geriſſen, und ihre Herrſchaft ſich mehr und mehr zu befeſtigen begann, konnten Pläne auch nach dieſer Richtung hin verfolgt werden, ja es war für Orloff und ſeine Genoſſen eine nothwendige und unerläßliche Pflicht, Eliſabeth, deren Name von Zeit zu Zeit noch immer auftauchte, verſchwinden zu machen. Catharinas Zeilen, die ſie in jenem flüchtig geſchriebenen Briefchen ihm zukommen ließ, brachten grade die entgegengeſetzte Wirkung von dem was ſie beabſichtigten hervor. Der kühne Unternehmer glaubte in dem Befehl zur Schonung einen Widerſpruch zu ſehen mit dem was er als einzig paſſenden Rathſchluß der Kaiſerin mitgetheilt hatte, und der, wie er glaubte, auch von ihr angenommen war. Statt ſein Opfer entſchlüpfen zu laſſen, wandte er jetzt verdoppelt ſeine Aufmerkſamkeit ihm zu.

Was der Liſt und den Intriguen Mortoums nicht gelingen wollte, brachte Orloffs Macht ſofort zu Stande. Er ließ Eliſabeth ihren Beſchützern entführen und gefangen ſetzen. Er hatte beſchloſſen ſie ſterben zu laſſen, allein über die Art des gewaltſamen Todes war er noch nicht einig, und jetzt fanden ſich dieſe beiden Männer zuſammen, die ſich Freunde nannten, um über die Martern nachzuſinnen, an denen ſie ihr Opfer wollten hinſcheiden laſſen. Zu dieſer Berathung, an der die rohe Grauſamkeit und die raffinirte Rachgier gleichen Antheil hatten, führte ein der Verfolgten günſtiges Geſchick einen Lauſcher, der beſtimmt war dieſes dämoniſche Werk zu zerſtören, wenigſtens deſſen Wirkung von dem Haupte abzulenken, dem ſie zugedacht war. Dieſer unſichtbare Dritte war Camill, der unermüdlich ſpähend — die Liebe ſchärfte ſeine Sinne, und leitete ſeine Schritte — das Bündniß erforſcht hatte, das zwiſchen dem allmächtigen Günſtling und dem ehrgeizigen Verräther geſchloſſen worden. Er folgte ihnen auf Tritt und Schritt und war ihnen treuer wie ihr Schatten. Unter Verkleidungen und Verhüllungen aller Art war es ihm gelungen ſtets in der Nähe zu ſein wenn dieſe Beiden ſich fanden, und ſo befand er ſich auch heute in dem Nebengemach, nur durch eine ſchlecht ſchließende Thüre getrennt von dem Kabinet, wo Morteun und Orleff über Eliſabeths Schickſal entſchieden. Das Entſetzen das ihn erfaßte, als er vernahm in welcher nahen Gefahr ſeine Geliebte ſchwebe, machte daß er unvorſichtig ſeine Gegenwart verrieth. Jene Zwei wurden aufmerkſam, und Camill mußte fliehen. Er hatte demnach nicht vernehmen können welcher Art die Gefahr war, er wußte nur daß der Schlag vielleicht ſchon in den nächſten Tagen ausgeführt werden ſollte, und dies mußte ihm fürs Erſte genügen. Darauf hin ergriff er nun ſeine Maaßregeln.

Eliſabeths Gefängniß befand ſich in einem der kaiſerlichen Palläſte in der Stadt, über die Orloff zu gebieten hatte. Morteun übernahm es ſelbſt Wache zu halten; in den Zeiten, wo er nothwendig anderswo beſchäftigt war, beſetzte den Poſten einer der erprobten Diener Orloffs. Es mußte als ein verzweifeltes Wageſtück gelten die Gefangene zu befreien: es war keine Hoffnung des Gelingens; doch einem Muth wie der, der die liebeglühende Bruſt Camills füllte, erſchien kein Hinderniß unüberſteiglich, keine Gefahr abſchreckend. Nachdem er Hermanns Hülfe nochmals in Anſpruch genommen, dieſer ihm aber offen bekannt hatte, wie die Schritte, die die Kaiſerin auf ſein und ſeiner Schweſter Verwenden gethan, nicht nur nicht zum Vortheil der Gefangenen gewirkt, ſondern entſchieden deren Lage verſchlimmert hatten, gab er es auf, Jemandem andern als nur ſich ſelbſt die Rettung Eliſabeths anzuvertrauen. Doch nein: es war allerdings noch Jemand da, den er zur Beihülfe mit heranzog, doch that er dies widerſtrebend, und ſein edles Herz weigerte ſich anfangs, der Klugheit des Kopfes nachzugeben, um durch eine That des Undanks eine treue Seele für ſo viel Hingebung zu lohnen. Doch war kein anderes Auskunftmittel möglich. Zenzi mußte überredet werden die Rolle Eliſabeths, die ſie bisher geſpielt, auch noch zum letztenmale zu übernehmen um die Unglückliche zu retten.

Kehren wir zu den Schauſpielern der kleinen franzöſiſchen Bühne zurück. In einer ärmlichen Schenke haben ſie ſich einquartirt, denn obgleich Paulinet durch ſeine Couplets und ſeine komiſchen Rollen, die beiden Contades durch ihre Sprünge und Poſſen immerdar einiges Geld verdienen, ſo iſt doch Truchard ein unverbeſſerlicher Spieler und Marigny ein zu leichtſinniger Verſchwender als daß das ſpärlich Gewonnene lange vorhalten kann. Das Elend, nachdem es auf ein paar Tage verſcheucht iſt, kehrt bald zurück, und zwar kommt es, wenn es wiederkommt, mit einem größern Gefolge und richtet ſich zu längerm Dableiben ein.

In einem Dachſtübchen ſitzt Zenzi, und beſſert an ihrem herrlichen gelben Reifrock — er hat ſich durch alle Stürme, denen ſeine Beſitzerin ausgeſetzt war, immer noch erhalten — die ſchadhaften Stellen aus. Sie ſoll darin nächſtens die Königin Eſther ſpielen und ſie freut ſich darauf; denn die Königin Eſther hat nichts zu ſprechen, ſie hat ſich nur zu zeigen, und Zenzi verſteht vortrefflich auf einem purpurnen Lehnſeſſel dazuſitzen und den Scepter und den Reichsapfel vor ſich hin zu halten. So manche Nadel bricht bei der Anſtrengung den dicken Seidenſtoff zu durchdringen, allein Zenzi hat Geduld, ſie wird nur dann ungeduldig wenn ihr Thränen ins Auge treten, dieſes trüben, ſo daß ſie den Faden und die Öffnung der Nadel nicht mehr deutlich zu ſehen vermag. Und weshalb treten ihr Thränen in die Augen? Ja, wenn ſie das ſelbſt wüßte! Sie weint ſeit einiger Zeit immer, und ums Herz herum iſt es ihr ſo eng, ſo weh. Keinem will ſie dies ſagen, denn es würde Niemand ſie anhören wollen, und wenn auch Jemand ſie anhören wollte, ſie verſtände es nicht zu ſagen. Es iſt etwas ſo Unerklärliches, etwas noch nie Dageweſenes, etwas womit der arme gedrückte Geiſt des Mädchens nicht fertig werden kann. Zuweilen iſts ihr als wüßte ſie nunmehr ganz genau was es ſei das ſie ängſtigte und peinigte, und ſie ſingt dann halb klagend, halb durch Thränen lachend das Bruchſtück eines Liedes vor ſich hin, eines Liedes das ſie Camill hatte ſingen hören. Aber ſie wußte in dieſem Augenblicke nicht daß es Camill geſungen hatte, ſie wußte auch nicht was der Vers ſagen wollte, ſie fühlte nur das Bedürfniß dieſe Klänge von ihrer Bruſt, wo ſie gleichſam hafteten und ſich mit ihrem Herzblut nährten, abzulöſen. Wenn ſie dieſes Liedchen geſungen hatte — völlig ſinnlos und ohne Ausdruck — ſo war es als wenn eine Hand die geſchloſſenen Lider der Augen löſte, und die Thränen ſtürzten jetzt hervor, zahllos, aber ohne Schmerz. Es war ſogar ein Wonnegefühl dabei, und das große, ſtarke Mädchen legte ihr Haupt auf die Armlehne, und ſo tief zuſammengebogen, weinte ſie unaufhaltſam und erſchütternd wie ein Kind weint. War dieſer Wehmuthſchauer vorüber, ſo hatte ſie auf viele Stunden hin wieder alles vergeſſen, was an Kummer oder Leid ſie auch nur von ferne hätte mahnen können. Sie war die täppiſche, ausgelaſſene Dirne, die ſie anfangs geweſen als ſie zum erſtenmale in dem Saale des alten Schloſſes Penderil-Marigny ſich ihren Beſchützern gezeigt hatte. Dann machte ſie durch doppelte Thätigkeit wieder gut, was ſie in ihren träumeriſchen Stunden verſäumt hatte, und erhielt jene flüchtigen Lobſprüche, jene verachtenden und ſpottenden Liebkoſungen, mit denen die jungen Männer ihr Wohlgefallen mit ihrer Magd zu äußern pflegten.

Auf dieſe Weiſe brachte die gelbe Gräfin ihre Tage hin.

An dem Abende, den wir jetzt beſchreiben, hatte Zenzi wieder einen ſolchen Anfall trauernden Trübſinns erlebt: diesmal war die düſtre Wolke nicht ſo raſch gewichen, und als das leidende Kind wieder zur Nadel griff um die Arbeit fortzuſetzen, war die verdüſternde Thräne nicht aus dem Auge wegzuſchaffen. Ungeduldig hierüber, neigte ſie das Haupt auf den Arm, und dieſen auf die Bruſtwehr des Fenſters ſtützend, ſah ſie gedankenlos auf die Straße. Wie ſie ſo niederſchaute, begegnete ihrem Blicke plötzlich der Strahl zweier Augen, die aus der Tiefe zu ihr hinaufſahen. Zenzi ſchrie laut, und verhüllte ſich das Geſicht. Sie fühlte einen ſtechenden Schmerz in der Gegend des Herzens, und preßte beide Hände an die Seite. Nach einigen Minuten ſtand Camill im Dachſtübchen.

Er blickte ſich um, und nahm Platz auf dem Stuhle, den Zenzi ihm demüthig räumte; ſie ſelbſt ſchob ein Bänkchen heran und ſetzte ſich darauf, doch nicht eher, als bis Camill es ihr befohlen.

Nimm wieder deine Arbeit zur Hand, mein Kind.

Zenzi hörte nicht, ſie hatte den Arm aufs Knie geſtützt und blickte unverwandt Camill an, mit einem Blicke ſo voll Seligkeit, ſo voll innern Leuchtens daß ſie in dieſem Moment einem Maler zum Modell eines Engels hätte dienen können, der ſeine verklärten Blicke dem Glanz des Himmels zuwendet. Dieſes ſtarre Auge — ſtarr weil die Fülle des Lebens nicht Raum hatte in dem dürftigen Spiegel — wurde Camill läſtig. Wir wollen nicht grade ſagen daß ſein Gewiſſen dadurch unangenehm berührt wurde, dieſes ſchlummerte und überließ es allein dem Herzen und dem Kopfe die Funktionen der Seele fortzuſetzen: Herz und Kopf waren jedoch beide mit einem und demſelben Bilde beſchäftigt, mit dem der abweſenden Geliebten. Camill ſah nur Eliſabeth vor ſich, und es ſchreckte ihn aus ſeinen Träumereien auf, wenn eine andere Stimme ſein Ohr berührte, ein andres Auge den Blick des ſeinen ſuchte. Er wiederholte demnach in einem etwas ſtrengern Tone: Nimm deine Arbeit zur Hand, Zenzi.

Das Mädchen ſchüttelte das Haupt, und verſank wieder in das Anſchauen des jungen Mannes vor ihr. Plötzlich ſprang ſie auf, und mit dem Ausdrucke als hätte ſie eine Entdeckung von unermeßlicher Wichtigkeit gemacht, rief ſie: Du haſt jetzt eine Locke mehr auf der linken Seite!

Camill war ganz beſchämt durch die Albernheit dieſer Bemerkung; noch mehr waren ihm die geiſterſtarren entſetzten Blicke zuwider, mit denen das Mädchen jetzt ſein Haupt betrachtete, und leiſe vor ſich hin die Locken der Perrücke zählte.

Eins — zwei — drei — ah! und vier!

Sie ſank auf die Kniee auf dem Bänkchen, und die Hände zuſammenſchlagend, das Haupt etwas zur einen Seite geneigt, rief ſie mit einem erſchütternden Ausdruck tiefer Trauer: Warum dies?

Sie ſchien in Nachdenken zu verſinken, wenn man dieſen Ausdruck für eine Seele ſo völlig ohne Selbſtthätigkeit und Bewußtſein brauchen darf. Die Veränderungen des Bildes, das ihr in ſeinen geringſten Beſonderheiten ſtets vorſchwebte, und betraf dieſe Umwandlung auch nur den Bau und die Zahl der gepuderten Löckchen, hatten in dem verdüſterten Geiſte dieſes armen Kindes eine Erſchütterung hervorgebracht, ähnlich der die ein vollkommenes weibliches Weſen empfände wenn ſie bei dem Gegenſtande ihrer Liebe plötzlich einen Makel der Seele, einen noch früher nicht bemerkten Fehler des Charakters gewahrte. Von dieſem äußern Merkmal einer Veränderung ging das unvollkommene Nachdenken auf das Gebiet der innern Wahrnehmungen über, und die Blödſinnige empfand etwas, das wie eine Überzeugung ſich geſtaltete, die Überzeugung daß wie an dem Äußern des Geliebten, auch in ſeinem Innern ſich manches geändert habe. Mit einem Worte, ihre gewohnte Traurigkeit überfiel ſie wieder, und ſie weinte heftig.

Camill blickte zu ihr nieder, er ſchob leiſe eine Hand unter ihr Kinn, hob das blondgelockte Köpfchen empor und fragte: Nun, was haſt du? Hab ich dir Schmerz verurſacht?

Ja, ja — das haſt du! rief ſie mit der Stimme eines heftigen, zänkiſchen Kindes.

Wodurch?

Statt der Antwort lachte das Mädchen durch die hellen Thränen hindurch, und als ſie Camills Miene von Ungeduld und Verdruß ſah, zeigte ſie eilig auf die linken Stirnlocken ihres eignen Hauptes.

Alſo nur dadurch hab ich dir Kummer bereitet? entgegnete Camill mitleidig die Achſel zuckend. Ich glaubte du hätteſt es vermißt daß ich ſo lange nicht mehr bei dir geweſen.

Zenzi wiegte ihr Haupt verneinend. Sie hatte dieſe Worte nicht verſtanden. Es war ihr nur darum zu thun wieder einen freundlichen Blick zu erhalten, und ſie wählte um zu dieſem Ziel zu gelangen leider einen Weg, der ſehr weit davon abführte; ſie lachte, blinzelte mit den Augen, und ahmte, indem ſie den Mund ſpitzte, den halb pfeifenden, halb ſingenden Ton eines Vogels, den ſie aus den Wäldern ihrer Heimath ſehr wohl kannte, nach.

Camill wandte ſich ab und murmelte vor ſich hin: Kann ich wohl getadelt werden wenn ich ein ſo unvollkommenes Weſen hingebe, um ein vollkommenes zu retten?

Zenzi pfiff und ſang noch immer.

Schweig! rief Camill zornig. Ich hab mit dir etwas Ernſtes zu reden; der Himmel gebe nur daß du es begreifen mögeſt.

Eingeſchüchtert ſaß ſie ſtumm und ſah, eine Purpurröthe der Beklemmung und Furcht auf den Wangen, verſtohlen zu ihrem Gebieter hinauf.

Du mußt dich von der Geſellſchaft, der du bis jetzt angehört, trennen; verſtehſt du? Und mir allein folgen.

Dir allein!, O — ja. Zenzi wird dir folgen: dir allein.

Ich werde dich irgendwohin bringen, wo du ſicher aufgehoben ſein wirſt: wo man dich gut behandeln wird, das heißt wenn du deine Sachen gut machſt.

Bei den letzten Worten fiel dem Bauermädchen die Rolle ein, die ſie bis jetzt hatte ſpielen müſſen: alle die Kunſtſtückchen, die ihr mit ſo großer Mühe beygebracht worden, und ſie erhob ſich ſchnell, ſtellte ſich in die Mitte des Zimmers und fing an, indem ſie die Zipfel ihres Rockes aus einander hielt, die Stellungen der Mennet zu machen; zugleich ahmte ſie die quickenden Töne der Geige ihres ehemaligen Tanzlehrers nach. Camill mußte wider Willen auf einen Augenblick die Reihefolge ſeiner ernſten Gedanken und trüben Vorſtellungen unterbrechen und lächelnd zuſchauen. Ganz recht! rief er, indem er das Mädchen wieder zu ſich zog, ſo mußt du es machen. Aber man wird nicht wollen daß du immer tanzeſt, man wird eine Geſchicklichkeit andrer Art von dir verlangen. Du mußt den Leuten zu denen ich dich führen werde, ganz aufrichtig erklären wer du biſt, und wie du zu unſrer Geſellſchaft gelangt biſt. Haſt du verſtanden?

Zenzi nickte mit dem Kopfe und lachte.

Ich ſehe daß du mich nicht verſtanden haſt! rief Camill. Es iſt eine Arbeit für einen Dämon in der Hölle, in deinen Kopf auch nur den kleinſten Begriff von den Dingen um dich her, und den Verhältniſſen und Perſonen hineinzuzwängen.

Ich hab dich verſtanden; es war ſo: Und nun ſang ſie nochmals die Partie aus der Menuet. Verlaß dich darauf, ſo war es, und nicht anders.

Camill ſtampfte mit dem Fuß.

Ah — wie du böſe biſt.

Soll ich es denn nicht ſein, da du ſo unbeſchreiblich einfältig biſt. Und der junge Offizier neigte ſich zu ſeiner Zuhörerin und ſagte: Zenzi, liebſt du mich?

Als wie wenn der Himmel plötzlich in Feuerlohe brannte, ſo erſchreckt wurde die Arme durch dieſe Frage. Sie zitterte wie das Blatt im Sturme, ſie wurde bleich, ſo erſchreckend bleich daß die Lippen ſich bläulich färbten und die Stirne einen fahlen elfenbeinernen Schimmer annahm, dann ſtürzte die Glut wieder in die Wangen, und ſie legte die Hände wie zum Gebet an einander.

Nun — nun? antworte.

Darf ich?

Freilich! Darum frage ich ja.

Und wenn es mein Tod wäre! ich kann nicht anders! rief ſie und warf ſich mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers an die Bruſt Camills. Sie ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken mit einer ſolchen Stärke und Innigkeit, daß Camill aufſeufzte. Es war ein Moment wo alles was in dieſe Seele an Glut und Kraft gelegt worden, ſich, wie durch eine plötzliche Freilaſſung, offen kund gab. In dieſer Sekunde war ſie nicht mehr die Blödſinnige, der Lichtſtrahl hatte ihre Seele durchzuckt, und ſelbſt im Buſen einer Heiligen brannte die Flamme der Beſeligung nicht heller als in dieſem Augenblick in dem Herzen dieſes Kindes, das unentweiht und rein geblieben, wo viel edlere und bevorzugte Geiſter gefallen waren.

Camill warf dieſe Umarmung aus ſeinem Egoismus und aus ſeiner Kälte heraus. Gott! Gott! rief er für ſich: wenn dieſes Weſen wirklich eine Seele hätte! Wenn es wahrhaft zu empfinden im Stande wäre!

Und wieder leuchtete der verzehrende brennende Blick in ſein Auge. Ganz dicht an dem ſeinen. Er fragte ſich ob eine Seele dieſen Leib bewohne, und dieſe Seele ſprach in dieſem Moment mit der beredteſten Sprache zu ihm.

Crescentia! rief er mit einem feierlichen Ausdruck — wenn du mich alſo wirklich liebſt, ſo gieb dir Mühe mich gründlich zu verſtehen, in dem was ich dir ſage.

Zenzi ließ ſich wieder auf die Bank zurückſinken, und ihr Haupt mit beiden Händen faſſend runzelte ſie die Stirne, ſchloß die Augen, und machte die rein äußerlichen Anſtrengungen, wie ſie glaubte daß ſie das Denken mit ſich brächte.

So nicht, Kind! rief Camill ärgerlich. Ich hab dir ja noch nichts geſagt: worüber denkſt du denn?

Es iſt wahr! entgegnete ſie. Aber du wirſt mir nun etwas ſagen. —

Ja — ſo höre: Morgen um dieſe Stunde halte dich bereit und erwarte mich hier oben. Niemand von den Freunden darf erfahren daß ich komme und daß ich dich fortführe! Nun? begriffen?

Sie legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen daß ſie ſchweigen wolle.

Dann mußt du mir folgen, wohin ich dich führe, ohne dich zu kümmern was mit dir geſchieht. Die Sorge für dein Wohlergehen übernehme ich. Er fuhr ihr bei dieſen Worten liebkoſend über die Wange, und Zenzi ergriff ſeine Hand, küßte ſie, und drückte ſie an ihr Herz.

Du wirſt mich nie, nie verlaſſen, und immer ſorgen daß es Zenzi wohlgeht! ſagte ſie mit der größten Zuverſicht.

Erſchüttert durch dieſe Worte, entgegnete Camill ſtockend: Bei Gott, ja — ich denke daß ich immer dafür werde ſorgen können daß es dir wohl gehe.

Und weiter?

Und weiter — bringe ich dich zu einer Frau, deren Kleidung mußt du anlegen, und ſie wird ſich in die deinige hüllen.

Zenzi runzelte die Stirn, und gab ſich Mühe zu „denken“. Endlich rief ſie mit leuchtenden Augen: Ah, ſie wird Prinzeſſin ſpielen, und ich nicht mehr. Aber kenne ich dieſe Frau?

Du wirſt ſie wohl einmal geſehen haben.

Die Angſt und der Zweifel drückten ſich ſo lebhaft in dem Antlitz des Mädchens aus, daß Camill ihrem fragenden Blicke nicht Stand zu halten vermochte.

Was haſt du?

Wo bleibt die Frau? Werden wir zuſammen wohnen? Geht ſie mit dir fort? Wo bleib ich denn?

Das wird ſich alles finden, wenn wir an Ort und Stelle ſind. Haſt du mir nicht Gehorſam zugeſagt?

Zenzi ſenkte ihr Haupt und ſagte leiſe: Ja, ich werde dir gehorchen. Was ſoll ich von meinen Sachen mitnehmen?

Nichts.

Sie klopfte in die Hände und rief freudig: Alſo nichts? — auch nicht das — das — Käſtchen? Sie wurde roth und athmete nicht bis ſie die Antwort vernahm.

Ein finſtrer Geiſt legte Camill die Antwort auf die Lippen: Das Käſtchen? Ja — das muß mit.

Sie ſchwieg und ſaß in ſich verſunken wie zum Tode erſchreckt und betrübt da. Es dämmerte ſo tief im Stübchen daß Camill nur den ſchimmernd weißen Nacken des Mädchens ſehen konnte; es war ſo ſtill daß er ihren Athemzug vernahm. Sie legte Haupt und Arme auf ſein Knie, und an ſeinem Beine fühlte er in dem andrängenden Buſen das Pochen ihres Herzens. Dieſe Nähe war ihm zugleich peinvoll und beglückend. Wäre ſeine Liebe zu Eliſabeth minder ſtark geweſen, in dieſem Augenblick hätte ſie eine Erſchütterung erfahren. Eine Stimme rief ihm zu, und dieſe Stimme ſchien aus der ſonnenbeglänzten Ferne einer glücklich unſchuldsvollen Zeit zu kommen: Sie hat ſich deinem Schutze vertraut, und du willſt ſie in Gefahr, vielleicht in den Tod ſchicken! Aber dieſer Stimme antwortete eine andere, die da ſprach: Nicht doch! Es wird mir gelingen ſie zu retten — und hab ich eine Wahl? Die Geliebte in Gefahr — darf ich da noch fragen, in wie weit es erlaubt iſt ob dieſes oder jenes Mittel zur Rettung zu ergreifen?

Und er machte ſich aus Jenzis Armen frei, und verließ ſie.

Der Abſchied.

Peter III weilte nicht mehr unter den Lebenden. Die Nachricht von ſeinem Tode traf die Hauptſtadt nicht unerwartet, noch mehr ſie machte ſogar wenig Eindruck auf die Gemüther. Der Umſchwung der Verhältniſſe war in den letztern Tagen ſo plötzlich und ſo reißend geweſen, daß die Menge den gewohnten Maaßſtab für das Zeitmaaß, in welchem ſich in dem ruhigen Verlauf der Dinge die Begebenheiten abſpinnen, verloren hatte. Man war in jeder Stunde auf etwas Unerhörtes, Nieerſchautes geſaßt, das wirklich Auffällige und Beſondere machte nur einen vorübergehenden Eindruck. Zudem, wie wir geſehen haben, hatte man ſchon lange vorher des Kaiſers Tod, die Hauptſtadt täuſchend, bekannt gemacht; jetzt wußte die Menge nicht, ob ſie der Nachricht Glauben ſchenken ſolle; allein bald ward jeder Zweifel zerſtreut, denn in einer der Hauptkirchen der Reſidenz, in der Nähe des Winterpalaſtes ward die Leiche ausgeſtellt, und die Begräbnißfeierlichkeiten, die üblichen Gebete am Sarge nahmen ihren Anfang.

Catharina hatte nur wenige Tage, aber auch an dieſen mit einem außerordentlichen Glanze Hof gehalten. Sie hatte ſich in dem vollen Pomp ihrer neuen Macht gezeigt, und dieſe prachtvollen Schauſtellungen hatten ihre Kräfte erſchöpft und ihrem Geiſt, der auf der ſchwindelnden Höhe der Macht auf der er ſich jetzt befand Ruhe und Sammlung nöthig hatte, die nöthige Muße geraubt. Eine nicht aufhörende Zahl von Audienzen, eine immer feierlicher und langweiliger als die andre, zwangen die Fürſtin die Räume ihrer Empfangſäle nie zu verlaſſen. Sie mußte dem ſtaunenden Europa, das ganz verwirrt und entſetzt die ungeheure Wandlung betrachtete, die ſich im hohen Norden, inmitten eines unermeßlichen, kaum civiliſirten Staates zugetragen, zeigen daß ſie ſicher und ruhig auf dem Throne Platz zu nehmen wußte, deſſen Stufen ſie im Tumult und in wildeſter Bewegung erſtiegen. Catharinas Seelengröße machte ihr möglich was Tauſende von bevorzugten Geiſtern nicht durchzuführen im Stande geweſen wären. Sie zeigte ſich der Welt auf dem Gipfel ihres Glanzes in ſo gemeſſener und ſo ruhiger Haltung, als wüßte ihr Inneres von keinem Sturm, als wäre der Himmel ihres Geiſtes völlig ſonnenhell, von keinem auch noch ſo leichten Wölkchen drohender Zukunft getrübt. Ihre Kämpfe, ihre Prüfungen, ihre Nächte voll Schrecken, ihre Träume voll düſtrer Schatten bewahrte ſie für ſich. Niemand wußte um den Zuſtand ihrer Seele — kein Auge blickte in ihr Inneres.

Anna fühlte dies, und die Überzeugung daß Catharina, da ſie den Scepter über Tauſende ergriff, es aufgegeben hatte die Herrſchaft über ein oder zwei Herzen auszuüben, kränkte ſie und ſcheuchte ſie hinweg. Was bin ich ihr noch? fragte ſie ſich — ihr, die Alles hat, und aufgehört hat zu lieben.

Frau von Pretaſſoff und die Prinzeſſin Daſchkoff ſind Genoſſinnen und Freundinnen, wie Catharina ſie jetzt braucht: Anna Güldenthor iſt nicht mehr für ſie. Aber Catharina beachtete Frau von Pretaſſoff ſehr wenig, und die Prinzeſſin kam, ob mit

Willen oder auf ausdrücklichen Wunſch Catharinas, ſehr ſelten in den Palaſt. Dagegen war die Kaiſerin die Huld, die Freundlichkeit ſelbſt gegen Anna. Sie zeigte fortwährend den lebhaften Wunſch die Freundin um ſich zu ſehen. Allein Anna konnte ein unheimliches beklommenes Gefühl nicht bemeiſtern. Catharinas Nähe flößte ihr — ſo wunderbar es klingt — Grauen ein. Sie athmete wie unter dem Druck einer düſtern Wolke. Ihre peinvolle Empfindung zu vermehren, mußte ſie noch Zeugin mehrer öffentlicher Scenen ſein, die einen erſchütternden Eindruck auf ſie übten, und deren mit Farben einer dämoniſchen Welt gemalten Bilder noch ſpät ihre Phantaſie, wenn ſich dieſe in die hier verlebten Tage zurückverſetzte, mit Schrecken erfüllten. Catharina erſchien immer ſtrahlend, immer groß, allein ſie hatte die Größe, die imponirende Macht eines verhüllten Götterbildes, deſſen wahre Bildung wir nicht ſchauen dürfen, ohne in Gefahr zu kommen unſre Ruhe und unſern Frieden auf ewig einzubüßen.

Als Catharina ſich in die Kirche begab, um dem Todtenamte für Peter III beizuwohnen, erhielt Niemand die Erlaubniß ſie begleiten zu dürfen. Faſt die ganze Hauptſtadt hatte ſich verſammelt, um Catharina am Sarge ihres Gemahls erſcheinen zu ſehen. Der Raum der Kirche faßte die Maſſen nicht, ſie füllten Vorplatz und angrenzende Straßen. Kanonendonner verkündeten die Ankunft der Kaiſerin. Sie kam allein. So unzählbar die Menſchenmenge war, ſo herrſchte doch ein ſo tiefes Schweigen, daß man das Flattern einer Fahne im Zugwinde hören konnte. Ein Meer von Kerzen flimmerte durch die Räume, und vermochte doch nicht die ſchwarzen Bekleidungen der Säulen und Wände mit Licht zu füllen. Wie ein Gebirge von ſchwarzem Baſalt erhob ſich der Trauerkatafalk im Schiff der Kirche, hoch oben die offen daliegende Leiche zeigend. Die Kaiſerkrone und der Hermelinmantel lagen zu Füßen des Sarges. Als der Kanonendonner verhallt war, ſah man Catharinas Geſtalt, in lange ſchwarze Schleier gehüllt, langſamen Schritts die Straße heraufkommen, die durch die drei und vierfachen Reihen des Militärs gebildet wurde. Nie ſah das Auge einen Anblick ſo voll ſchauerlicher Größe als dieſe Frau, die das Erbe einer unermeßlichen Macht in Empfang genommen hatte, und die nun kam vor der noch größern Macht des Todes ſich zu beugen. Catharina ging ſo langſam, daß bei jedem ihrer Schritte die Menge Zeit hatte, bang aufzuathmen und das grauſenvolle Ziel ins Auge zu faſſen, dem die einſame Wandlerin ſich zuwandte.

Sie hatte ſelbſt über ihr Haupt den Schleier fallen laſſen und man ſah darum nichts als die gleichmäßig ſchattenhafte Geſtalt, die die einzige ſich bewegende war in dieſem Raum, wo eine gleichſam plötzlich verſteinerte Welt, unbeweglich ſie umgab. Endlich hatte Catharina die letzte Abtheilung der Garden erreicht, und ſtand nun nur zehn Schritte von dem Sarge entfernt. Alle Blicke waren auf ſie gerichtet als ſie langſam den Schleier zuruckſchlug, und ein Antlitz ſehen ließ, das eine gleichmäßige Bläſſe überzog. Kein Zug von Leben, keine Strömung von Blut ſchien ſich hinter dieſer alabaſternen Maske zu bergen. Sie blieb einige Sekunden ſtehen, ehe ſie ſich entſchloß weiterzugehn. Obgleich man ihr keinen Kampf und keine Überwindung anſah, fühlte die Menge mit einem ſympathetiſchen Mitgefühl, daß in dieſer Seele, die den Körper mit ſo eiſerner Kraft beherrſchte, ein Kampf vorgehen müſſe. Während Catharina noch daſtand, rauſchten die Fahnen, die hoch im Gewölbe oberhalb des Sarges angebracht waren, und im erſten Moment konnte es dem Blicke erſcheinen als erhüben oben rieſige Nachtvögel ihre Gefieder. Jetzt war es wieder ſtill. Catharina ſtand noch immer Man konnte das Kniſtern der Goldbrokatfalten in den Gewändern der Prieſter hören, die in einem

Halbkreis ſich um den Katafalk geſchaart hatten, und die von Zeit zu Zeit die Arme erhoben, um das Zeichen des Kreuzes zu machen. Da Catharina noch unbeweglich blieb, trat aus der Linie hervor einer der reichgeſchmückten und glänzend gekleideten Offiziere, es war Gregor Orloff: er machte nur einen Schritt vorwärts, und in ſeinen Mienen drückte ſich die Beſorgniß aus daß der Kaiſerin unwohl geworden; allein er trat ſogleich wieder in die Reihen zurück, als Catharina jetzt, gleichſam auf einen plötzlichen Entſchluß, raſch ihren Gang fortſetzte, und die Stufen des Gerüſtes erſtieg. Die nachſchleppenden ſchwarzen Schleier, ſich über die Stufen hinziehend, gaben der Geſtalt das Anſehen eines koloſſal emporwachſenden Schattens oder eines Nebelſtreifs, der ſich in die Höhe zog und dort über den Sarg ſich hinbeugte. Alles war Auge als Catharina, oben angelangt, ſich über die Leiche ihres Gemahls bog, um der Stirne derſelben den, nach griechiſchem Kultus üblichen Kuß aufzudrücken. Das Herz zahlloſer Frauen aus dem Volke erhob und erquickte ſich an dieſem Anblick. Die Begriffe von der Ergebenheit des Weibes unter dem Gebot des Mannes, von der Treue der Gattin und dem Demuthsſinn der Hausfrau — alle dieſe dem Volke ſo wohlgefälligen und vertrauten Begriffe ſah der gerührte Blick hier an dem auf höchſter Macht und Glücksſtaffel geſtellten Paare veranſchaulicht. Dieſen Kuß — den reinſten und geheiligtſten, den die Liebe geben kann — drückte in der Hütte die Frau in Lumpen der erkalteten Stirn des Mannes auf, der ihr Ernährer geweſen war, ihr Tröſter in Leid und Noth, der Theilnehmer an ihren beſcheidenen Freuden und Genüſſen — und dieſen ſelben Kuß gab hier die Kaiſerwittwe dem dahingeſchiedenen Gemahle, als Abſchiedszeichen, als Dankeszeichen für den treuen Beiſtand auf der irdiſchen Pilgerreiſe. Catharina, die das Volk kannte, hatte dieſe Pflicht ſich nicht erſparen wollen, ſo ſehr ſie auch bei deren Ausübung litt. Feſten Schrittes kam ſie die Stufen wieder herab, und hier war Anna die Erſte die aus der Menge etwas vortretend, einen begrüßenden Blick von ihr erhielt. Allein ſie nahm keinen Arm an auf den ſie ſich ſtützen konnte, es war ihr Stolz daß ſie keiner Stütze bedurfte: allein, wie ſie gekommen, wandelte ſie langſam wieder die Reihen hinab, und verſchwand am Eingang der Kathedrale, nachdem ſie ſich vorher umgewandt und eine Pantomime mit erhobner Hand, wie eine Segensertheilung, der Menge zuertheilt hatte. Kaum hatte die düſtre Erſcheinung dieſer kaiſerlichen Wittwe die Hallen verlaſſen, als der Geſang der Prieſter erklang, und tauſendſtimmige Choräle die Wölbungen wiederhallen machten. Alles fiel auf die Knien, und die Stirnen der Frommgläubigen berührten den Marmorboden der Kirche.

Wenige Stunden darauf und dieſe ſelbe Kirche war völlig menſchenleer. Der Sarg ſtand allein. Leiſe erklang der Todtengeſang. Zu Häupten der Leiche wachte um die Stunden der Nacht nur ein Mann. Er trug eine einfache Trauerkleidung, und zwar nach deutſchem Schnitte. Dieſem Manne war erlaubt worden dieſe Stelle einzunehmen. Einſam in der Nacht ſtand er, unbeweglich, wie das Bild der Treue am Grabe des hingeſchwundenen Herrn. Und es war auch die Treue die hier wachte, die deutſche Treue. Es war Hermann von Güldenthor, der hier ſeinem landesentſtammten Fürſten den letzten Ehrendienſt leiſtete. Er war der letzte in der Fremde zurückgebliebene Landsmann, und Deutſchland konnte keinen würdigern Repräſentanten an dieſe Stätte ſenden als dieſes reine, kühne, deutſche Herz, das für Ruhm und Ehre ſchlug, und ſich nach Thaten für Deutſchlands Größe und Befreiung ſehnte.

Anna hatte den Entſchluß gefaßt, Petersburg zu verlaſſen, allein ſie fand den Muth nicht die Kaiſerin hievon in Kenntniß zu ſetzen. Sie zögerte, und ein Tag um den andern verſtrich, ohne daß es zu einer Unterredung zwiſchen den Jugendgenoſſinnen kam. Catharina war in einen Strudel von Geſchäften, Repräſentationen, Audienzen gezogen, und wenn ihr eine Stunde frei blieb, war ſie ſelbſt in ihren Gemächern nicht ſicher vor dem plötzlichen, unerwarteten Erſcheinen des kühnen Begünſtigten, deſſen Arm ihr Bahn gebrochen hatte als ſie durch eine tobende Welt von Soldaten ſchritt. Seinem Worte konnte ſie nie ausbeugen; ſeinem Rathe ſich nie entziehen. Anna, obgleich ſie fühlte daß ihre Stimme hier wirkungslos verhallte, hatte dennoch gewagt gegen dieſen Mächtigen zu ſprechen; allein ſie hatte Catharinens Ohr taub für ihre ſanfte Warnungsſtimme gefunden.

In einer Nacht, wo ſie wußte Catharina ſei unwohl und habe ſich früh von dem Feſte zurückgezogen, ſah ſie, als ſie einen Gang durch einen der Corridore machte, in einem entfernten Saale einen dämmernden Lichtſchein. Die Geheimniſſe des Palaſtes hatten Anna nie gelockt, nie war ſie irgend einer dunkeln Spur gefolgt, nie dem Gang einer der zahlloſen Intriguen die auf dieſem Boden ſpielten nachgeſchritten, ſie wußte nicht, welch ein ahnungsvoller Trieb ſie jetzt hinzog, die Thür jenes Saales zu öffnen. Der mit veralteter Pracht noch ausgeſchmückte Raum bildete eine Art Gallerie, die die Kaiſerin Eliſabeth hatte erbauen und mit Gemälden ausſchmücken laſſen. Der Hof beſuchte dieſen Saal nie, und nur hie und da ſah man eine der Frauen der Kaiſerin, wenn die andern Zugänge durch Gedränge oder auf andere Weiſe verſperrt waren, auf dieſem Wege zu den Gemächern ihrer Gebieterin gelangen, die von dieſem Saale nur durch einen ſchmalen Gang mit Arkaden geſchieden lagen. Anna ſelbſt hatte dieſen Saal noch nie betreten. Wie ſie jetzt die hohe, goldbelegte Thür öffnete, ging ein dumpfes Echo durch die Weite und Höhe der verlaſſenen Halle. Das Licht, das hier ſchimmerte, kam von einem Armleuchter, der mit herabgebrannten Kerzen auf einem der Spiegeltiſche ſtand, und vielleicht von einer der Frauen hier vergeſſen worden. Als Anna die doppelte Säulenreihe entlang hinſchritt, den Blick flüchtig auf die wandhohen Gemälde richtend die ihr zur Seite ſich erhoben, vernahm ſie wie am jenſeitigen Ende eine Thür ſich öffnete, und ſah eine weibliche Geſtalt erſcheinen, die in fliegende weiße Nachtgewänder gehüllt wie ein Traum vorüberglitt und in eine entgegenſetzte Thüre verſchwand. Dieſer enteilende Schatten ſtieß Laute des Schreckes und der heftigſten Angſt aus, ſein Lauf war der eines von einem furchtbaren Feinde verfolgten Weſens; man konnte ſich denken, daß ſo etwa ein Unglücklicher fliehen würde, wenn die Gebilde ſeiner düſtern Einbildungskraft zu greifbaren Geſtalten wurden, die ihn nun über weite Strecken hinweg, entlegne Räume entlang, immer dicht ihm auf der Ferſe folgend, nachſetzten. Dieſes Bild trug, ſo flüchtig es dahin glitt, ein unbeſchreibliches Grauen an ſich, und Annas Fuß war machtlos an den Boden gefeſſelt, und immer von neuem glaubte ſie die entſetzenvollen Laute zu hören, immer wieder die Fliehende hinter den Säulen erſcheinen zu ſehen. Allein es blieb ſtill.

Nach einer Weile erſchien Iwannowna und ſchritt durch den Saal, das Licht auf dem Spiegeltiſch ergreifend.

Anna kam auf ſie zu: die Kammerfrau erſchrak heftig. Wie kommen Sie hierher, und zu dieſer Stunde, mein Fräulein? fragte mit einer Miene von Staunen und Zorn die einzige, unbezweifelte Vertraute Catharinas, die um jedes ihrer Geheimniſſe wußte.

Ich bekenne daß ich mich verirrt habe, ſtammelte Anna.

Wenn das iſt, entgegnete jene, ſo erlauben Sie, daß ich Sie führe. Ihre Zimmer liegen von dieſem Saale links ab.

Wieder ließ ſich ein ſtöhnender Laut hören; er kam aus jener Ecke des Saals. Iwannowna lauſchte; ihr Blick war mit Spannung auf den Eingang dort gerichtet.

Sollte dies die Kaiſerin ſein? fragte Anna.

Die Kaiſerin? O nein; die kommt nicht hieher. Zudem liegt ſie und ſchlummert ſchon längſt. Laſſen Sie uns gehen.

Und die Thüre hatte ſich drüben geöffnet und in der dunkeln Tiefe ſah man lang und ſtarr die weiße Geſtalt ſtehen. Unbeweglich ſtand ſie.

Gott ſchütze uns! ſtöhnte Iwannowna. Der Leuchter in ihrer Hand zitterte.

Ein Schmerzenslaut, der durch die Seele ſchnitt und alle Nerven in Zuckungen vibriren machte, tönte durch den Saal.

Kommen Sie, kommen Sie — drängte die Dienerin.

Wer iſt die Frau dort? fragte Anna beklemmt.

Was weiß ich? Irgend eine der Hofdamen, die nicht ſchlafen kann, und die das heiße Blut in der Nacht umhertreibt. Laſſen Sie uns gehen.

Immer noch ſtand die Geſtalt in der Tiefe der Thüre.

Iwannowna drängte Anna hinaus, und eilte dann geſchäftig, nachdem ſie die Thüre des Saales verſchloſſen hatte, den Gang mit ihr hinab. An der Wohnung Annas angelangt, wünſchte ſie ihr eine gute Nacht; allein eine ſolche war der Beunruhigten nicht beſchieden. In den wildeſten Phantaſiegebilden, in den düſterſten Träumereien brachte ſie die Stunden der Ruhe hin, und erſt ſpät am Morgen ſank ein unerquicklicher Schlummer auf ihr Auge.

Einen Tag hierauf ſtand Anna vor der Kaiſerin um Abſchied zu nehmen. Catharina wollte ſie nicht ziehen laſſen, allein der feſte Entſchluß war nicht zu erſchüttern.

Wenn du das Land unſrer Kindheit wiederſiehſt, ſagte Catharina, ſo grüße mir alle die ſchönen Erinnerungszeichen jener Tage. Sei glücklich, meine Anna!

Und wirſt du es ſein? rief die Scheidende. Wirſt du es ſein?

Über Catharinas Stirn glitt eine Wolke.

Die beiden Freundinnen waren allein. Anna wollte ſich zu Füßen Catharinas werfen, dieſe nahm ſie in ihre Arme auf. Ganz in Thränen zerfließend, rief Anna: O wäreſt du mir nach Deutſchland gefolgt vor jenem Abende, vor jener Nacht! —

Ein plötzliches Beſinnen ſchien ſein Licht in Catharinas Seele zu werfen. Ah! rief ſie — alſo du warſt jenes Weib, das im Dunkel der Nacht auf mich zuſchritt als ich am Bilde der Flora vorübereilte. Wie warſt du mir ſo ſchnell gefolgt? Wie gelang dir ſo trefflich mich zu ſchrecken, Gauklerin?

Anna that einen Schwur, daß ſie in jener Nacht das Zimmer nicht verlaſſen.

Catharina ſann nach und lächelte dann. Es ſei! rief ſie: mag der warnende Geiſt geweſen ſein wer er wolle; er hat Unrecht gehabt. Ich werde glücklich, ſein und glücklich machen.

Anna bebte.

Denke an die Herzogin Brunhilde! ſagte Catharina mit einem Tone von Feierlichkeit. Sie rettete ſich da man ſie verderben wollte; und ergriff muthig die Sendung, die der Himmel für ſie aufgeſpart.

Mit dieſen Worten wandte ſie ſich ab, und ließ Perſonen des Vorgemachs eintreten. Noch einen Moment war ſie mit Anna allein, dies war der Augenblick wo ſie ihr den Abſchiedskuß gab, und hier war es wo eine Stimme in Annas Ohr flüſterte: Denke an mich bei dem Glück deiner Tage, träume von mir in dem ruhigen Schlaf deiner Nächte.

Erſt ganz ſpät, als Catharina faſt am Ziel ihrer ruhmgekrönten Laufbahn ſich befand, ſahen ſich die Jugendgenoſſinnen wieder; mit keinem Worte ward der Ereigniſſe früherer Tage gedacht.

Anna athmete wieder auf als ſie Deutſchlands Auen betrat, als das Stammſchloß ihrer Ahnen ſie wieder aufnahm, und die väterlichen Arme ihres ehrwürdigen Oheims ſich ihr öffneten. Hermann brachte ſeine Schweſter wieder heim. Er hatte nun nichts mehr im Bereiche des Kaiſerſtaates zu erſtreben. Freudig kehrte er heim. Um dieſe Worte zu erklären, müſſen wir uns jetzt mit Eliſabeths Schickſal beſchäftigen. Hermann hätte nicht heimkehren dürfen, wenn Eliſabeth noch in Rußland geweilt. Auch ſie hatte dieſen Boden verlaſſen. —

Die ehemalige Nonne.

Camill hatte dadurch daß er unermüdlich die Spuren Gregor Orloffs und Mortouns verfolgte, zwar den Ort erforſcht, wo Eliſabeth gefangen gehalten wurde, allein hier endete auch jedes fernere Reſultat ſeiner Wirkſamkeit auf dieſem Wege. Es kam nunmehr darauf an, ſich Eingang zu der Gefangenen zu verſchaffen, oder wenigſtens ſich die Gelegenheit zu öffnen mit ihr ſich zu verabreden: wie ſollte aber dieſes bei der ſtrengen Bewachung möglich ſein. Wäre es auch gelungen, Orloffs und ſeiner Diener Wachſamkeit zu täuſchen, Mortouns, durch Eiferſucht, Rachgier und Erbitterung geſchärftes

Späherauge war nicht zu hintergehen. Und dennoch mußte ein Rettungsmittel gefunden werden, und zwar bald, denn die Gefahr drängte. Camill war in einem Zuſtande, der an Aufgeregtheit und Leidenſchaftlichkeit faſt an Wahnſinn grenzte. Er durchſtrich nächtlich die Straßen der ungeheuren Stadt, immer auf Pläne ſinnend, wie er ſich Hülfe verſchaffen und Theilnehmer finden könne bei der tollkühnen Unternehmung, die er in dieſer Sekunde erſann und in der nächſten wieder aufgab um einen noch abenteuerlichern Angriffsplan zu ſchmieden. In einer Nacht, es war gerade die dem Abende, als er bei Zenzi erſchien, vorgehende, gelangte er in ein entlegenes Stadtviertel und vor ein Haus, deſſen ärmliches Außere es als eines der vielen kleinen Tagelöhnerwohnungen bezeichnete, die hier einer beſondern Berechtigung genoſſen und eine Anſiedlung eigenthümlicher Art bildeten. Aus dem niedern Fenſter des Erdgeſchoſſes dieſes Hauſes ſah matter Kerzenſchimmer hervor, und eine zitternde Stimme ſang ein geiſtliches Lied. In der Stimmung, in der Camill ſich befand, machten dieſe Töne einen wehmüthigen, beruhigenden Eindruck auf ihn: er lehnte ſich an den Pfeiler der Hausthür und hörte der Stimme zu, die in Pauſen — während welcher wahrſcheinlich Gebete gemurmelt wurden — den Geſang fortſetzte. Der nächtliche Wanderer dachte ſich, daß hier auch ein Herz ſchlüge, das Leid und Freud der Erde bewegt hatten, das aber jetzt des Lebens Strömungen in einen Nachhall tröſtender Liederklänge hinſchwinden laſſe. Seine Neugier wurde rege das Antlitz der Sängerin zu ſehen, und er beugte ſich etwas vor. Der Nachtwind ſpielte mit dem ſpärlichen grünen Vorhange, und wehte ihn eben bei Seite, als das Auge des Spähers ſich eben dem Gegenſtande ſeiner Neugier genähert hatte. Camill ſah eine Alte in ſchwarze und weiße Gewänder gehüllt, die ſie in Weiſe der Ordenstracht der Nonnen geordnet hatte. Das ehrwürdige Geſicht dieſer Matrone kam dem jungen Manne bekannt vor: er ſann hin und her, und forſchte mit einer gewiſſen Angſtlichkeit, wo er dieſen Zügen, freilich in einem viel verſchiedenen Ausdruck wie der jetzige war, begegnet ſein könne. Plötzlich dämmerte in ſeinem Geiſte jene Scene auf, die im Palaſt des Reichskanzlers geſpielt, wo die ächte und die falſche Prinzeſſin ſich einander gegenüber geſtanden hatten, und wo der Ausſpruch grade dieſer Alten Eliſabeths Rechte ſo entſcheidend gewahrt hatte. Es war Serena, die ehemalige Nonne. Während der Tage des Aufruhrs und der Empörung, während die Hauptſtadt von einem Ende bis zum andern in

Schrecken und Verwirrung ſich befunden, hatte die Nonne ſich in irgend ein Aſyl geflüchtet, wo ſie ſich geſichert glauben konnte. Man hatte den Kanzler gefangen fortgeführt, und ſein Palaſt war geſchloſſen. Serjena erinnerte ſich, daß ſie einen Neffen habe, einen ehrlichen Holzhacker, der zu einer frommen Sekte gehörend, ſich und ſeine Familie kümmerlich nährte, ohne irgend eine Gunſt durch die Verwendung ſeiner Tante annehmen zu wollen. Er war es der die ehemalige Kloſterfrau aufſuchte, und der auf den Stufen des Palaſtes erſchien als man eben die ohnmächtige Alte hinaustrug, um ſie auf einen Karren zu ſetzen, der ſie in eines der Hoſpitäler bringen ſollte; Lubeff, der Neffe, kam eben zu rechter Zeit um die arme Verſtoßene in Empfang zu nehmen, und ſie auf ſeinen Armen aus dem Gedränge zu tragen. Er räumte ihr, zu Hauſe angelangt, die beſte Kammer der Wohnung ein, und nachdem er in dem Winkel dieſes Zimmerchens Serjenas Heilige — es war die heilige Catharina — in einem Bilde von prächtigem Goldblech eingefaßt, befeſtigt und vor daſſelbe eine Lampe, die größer war als die, die vor dem eignen Hausheiligen brannte, angeheftet hatte, ſagte er zu ſeiner Tante: Hier ſitze und bete, und laß dich nicht kümmern was in der Welt draußen vorgeht!

Dieſen Rath befolgte die Matrone buchſtäblich, und in der That hätte ſie kaum einen für ihren Zuſtand geeigneteren empfangen können. Stille und Gebet — was konnte es Köſtlicheres geben für eine müde Seele, die der Welt Getriebe bis zum Überdruß mit angeſchaut? Und ſo ſaß ſie in ihrem Kämmerlein und ſang und betete, und wenn ſie aus der Ferne den Wirbel der Trommeln, den Donner des Geſchützes hörte, wenn ſie den wilden Aufſchrei der Menge vernahm und von den vorbeiſtürmenden Volksmaſſen erzählen hörte, wenn ihr der Neffe ſagte: Alte! die Welt geht unter! die Böſen ſchlagen die Guten todt, der Satan iſt aus der Hölle los, und am Himmel ſieht man zwölf blutige Rieſen mit einander kämpfen, es fallen Blutstropfen ſo groß wie Hühnereier herab! ſo faltete ſie die entfleiſchten Hände, blickte auf das ſchwarzbraune Antlitz der heiligen Catharina und ſprach ein Sterbegebet — denn es ſollten jetzt ja alle — alle Guten ſterben. Der Gedanke hatte etwas höchſt Erſchütterndes daß die Guten hinweggerafft werden ſollten; allein der gläubigen Seele war es dabei ein Troſt daß dieſe edlen Weſen alsdann auf immer der irdiſchen Drangſale entgingen. Die Erde, die hinfort den Böſen ganz allein gehörte, war kein Aufenthalt mehr für die Reinen, und ſomit mußten dieſe — ſo dachte Serſena — auf irgend einen Stern verſetzt werden, wo es ihnen gut ging, und ſie alle ihre Lieben wiederfanden. In dieſes Paradies hoffte die Nonne auch ihre geliebte Kaiſertochter verſetzt zu ſehen — denn daß die Unglückliche in dieſen Tagen der Gefahr ums Leben gekommen, ſchien ihr gewiß und unzweifelhaft.

In dieſer nächtlichen Stunde hatte ſie ſich wiederum mit Eliſabeth beſchäftigt, und ſie rief dieſen Namen ein paar mal laut aus, grade als Camill ſich die Gewißheit verſchafft hatte daß er Niemand anders als die alte Nonne vor ſich ſehe.

Alte! rief er durchs Fenſter hinein. Weißt du etwas von der Tochter der Zaarin?

Serſena erſchrak: der Laut ſchlug wie eine Geiſterſtimme in der Nacht an ihr Ohr. Sie faßte jedoch ſogleich wieder ihre Beſinnung zuſammen und erwiderte: Ich weiß daß ſie nicht mehr lebt, Fremdling.

Sie lebt.

Täuſche mich nicht, unbekannter Mann! Wiſſe daß es eine ſchwere Schuld auf die Seele laden heißt, wenn man mit geſchwindem leichtem Worte ſeinen Nächſten um Frieden und Ruhe bringt.

Ich weiß das, Alte; aber dennoch ruf ich dir zu: Eliſabeth lebt. Gewähre mir Eintritt in deine Kammer!

Die Nonne erhob ſich, und indem ſie die Lampe vom Sims des Ofens nahm, öffnete ſie die bereits für die Nacht verſchloſſene Thür und ließ Camill ein, indem ſie rief: der Segen der Heiligen über dir, wenn du kommſt um Glück zu bringen, aber hüte dich die Stätte zu entweihen wo das Alter und die Hülfloſigkeit weilt.

Camill nahm Platz auf der Holzbank, die die Alte ihm hinſchob, dann berichtete er in umſtändlicher Erzählung was ihm von Eliſabeths Schickſal bekannt geworden, und fügte dann die ſchwache und trügeriſche Hoffnung hinzu, die er hegte, die geliebte Gefangene zu erlöſen. Serjena hatte ihm zugehört, von Anfang bis Ende ſeinen Worten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit folgend: dann ſchlug ſie in ausbrechendem Schmerzgefühl die Hände zuſammen und rief: Gefangen! In Ketten und Banden! das Kind der Zaarin! Und wohl gar dem gewiſſen Tode geweiht! Gott! warum giebſt du dieſen morſchen Gliedern nicht Kraft daß ſie ſich verjüngen und die Rettung vollbringen?

Camill ſah ſie erſtarrt und erſchreckt an: Haſt du kein anderes Hülfsmittel, Alte, als daß du auf ein Wunder hoffeſt?

Und welches andre ſollte ich denn haben? erwiderte Serjena mit zitternder Stimme.

Kannſt du mir kein Mittel angeben wie ich in den Palaſt Orloffs gelange? Lebt dir kein Freund, kein Vetter, der verborgene Wege zu gehen verſteht? Du warſt bekannt mit den Heimlichkeiten die innerhalb der Mauern jenes Hauſes angebracht waren, wo ich dich zuerſt fand —

Ah — rief die Alte und ihre Blicke ſtrahlten plötzlich.

Nun — nun Serjena! fragte Camill.

André, murmelte die ehemalige Kloſterfrau, hat mir von einem ähnlichen unterirdiſchen Gange geſagt, der in den — ja ich weiß nicht ob grade in den Palaſt den du eben nannteſt — führt.

O Himmel! rief Camill. Welch ein Stern geht auf! André — André! Wo iſt André?

André! fragte die Alte. Ihr wißt, Herr, daß er ſich verbergen muß, daß ſeitdem die Ruhe wieder hergeſtellt iſt, man auf ihn und ſeine Brüder Jagd macht.

Will ich denn an ihm zum Verräther werden?

Schwöre mir daß du ihn nicht den Spähern angeben willſt, und ich werde dir ſagen wo André zu finden.

Camill gab ſein Wort, und die Alte nahm nochmals die Lampe, ſich mit leiſen Schritten in die Nebenkammer verfügend. Nach einer Weile, während welcher Camill eine Männerſtimme nebenbei ſprechen hörte, kam ſie wieder hervor und brachte einen Mann mit, der an der Krücke ging, und wie es ſchien eben erſt von dem Krankenlager erſtanden war. Sein Geſicht war bleich, ſein Haupt verbunden, ſo daß Camill nur mit Mühe die Züge erkennen konnte, die obenein die unvollkommene Beleuchtung nur undeutlich erſcheinen ließ. Er ſetzte ſich auf die Ofenbank nieder, indem er ſchwer aufſeufzte und mit einem mißtrauiſchen Blick den ihm fremden jungen Mann muſterte.

Dies iſt André, ſagte Serjena. So haben ſie den armen Mann zuſammengehauen als er ſeinen Brüdern beiſtand. Mein Neffe fand ihn auf dem großen Platze hier nebenbei und brachte ihn hierher, und da wir noch Leben in ihm entdeckten, pflegten wir ſein.

Gott wird es dir vergelten! ſprach die matte Stimme.

André! nahm die Nonne das Wort, ſprich nicht von Vergeltung. Iſts nicht Lohn genug daß ich dich gebeſſert und aus deinen Sünden gerettet ſehe, und dies alles auf Fürbitte der heiligen Catharina. Hier in dieſer Hütte ging nach langen, langen Jahren das erſte Gebet wieder über deine Lippen und du haſt an Gott und die Heiligen wieder glauben gelernt: dies iſt für die alte Serjena Dankes und Lohnes genug.

Du biſt gut, Alte, ſagte André. Ich verdiene nicht daß man ſo mit mir ſpreche.

Camill gab der Pflegerin Andrés ein Zeichen, und dieſe, ſich auf die Bank zu dem Kranken ſetzend, ſagte indem ſie in ihre Stimme und ihre Mienen etwas Schmeichelndes, Vertrauliches legte: Du kannſt mir einen ſehr wichtigen Dienſt leiſten, mein armer Sohn. Willſt du?

Sprich — ich vollbringe was du verlangſt! Soll ich den Aufenthalt Karujas verrathen? Du weißt man hat einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Er iſt mein beſter Freund, allein wenn Serjena befiehlt, ſo werde ich die bewaffneten Männer ſelbſt anführen, um ſie zu der Höhle wo er verborgen liegt zu leiten.

Nichts von allem dem, André, ſagte die Nonne raſch, du ſollſt uns nur ſagen, ob ein Gang ähnlich dem, durch welchen du jene zwei Offiziere zu dem Grafen führteſt, in den Palaſt leitet wo die Kaiſerin Anna lebte, du weißt in der Zeit da die Prieſter ſchon Todtengebete für ſie hielten und alle Welt ſie ſchon verloren gab. Ich beſinne mich jetzt, daß dieſes kaiſerliche Haus grade das iſt, wovon der Herr dort geſprochen. Ja, ja,

— ich weiß dies alles jetzt ſehr genau. Nun, André?

Der Kranke verſank in Nachdenken. Er rückte an der Binde, die ſein Haupt umſchloſſen hielt, und ſagte dann endlich tief aufſeufzend: Karuja muß dies wiſſen. Er hat jenes Gebiet unter ſich. Ich denke daß ich ihn ſagen hörte, ein ſolcher Gang exiſtire.

O Freund! rief Camill! Hier iſt Geld! Ich werde dir's ewig lohnen. Nimm deine Kräfte und deinen Muth zuſammen! Mache dich ſogleich auf: laß uns Karuja aufſuchen.

André blickte Serjena an. Dieſe nickte ihm zu und ſagte ſchmeichelnd: Ja, mein Sohn — wenn es dir irgend möglich iſt, ſo thu wie der Herr wünſcht.

Ich bin ſtark, ich bin geſund! rief André mit wildem, keckem Tone. Wer zweifelt daß ich jedes Wageſtück unternehmen kann. Ich ſage euch: ich bin ſo kraftvoll wie noch nie früher.

Mein Sohn! mein Sohn! rief Serjena. Wir verlangen nur daß du behutſam und vorſichtig in der Nacht dahin ſchleichſt. Giebt es einen ſo rettenden und Hülfe bringenden Gang, ſo wird Karuja den Fremdling weiter geleiten. Du kehrſt hieher wieder zurück. Hörſt du?

André mußte das geforderte Verſprechen geben, und nun machten ſich beide Männer auf den Weg. Der Kranke blieb hinter den beflügelten Schritten Camills oft zurück, dann wartete dieſer, und brachte, wenn der Zögernde herankam, einige Worte der Entſchuldigung vor, auf die André, gutmüthig lächelnd, antwortete: Laßt, Herr! Und wenn ich den Tod ſchon an der Kehle fühlte, ich würde dennoch Euch ans Ziel führen. Serjena will es.

Wir wollen den Weg, den wir ſchon einmal in die unterirdiſchen Räume gemacht, nicht noch einmal beſchreiben, es ſei genug zu erwähnen daß nach Überwindung mancher Schwierigkeit und ſogar Gefahr Camill ſeine Hoffnungen erfüllt ſah: es fand ſich ein Weg, und André und ſein Genoſſe übernahmen es dieſen zugänglich zu machen. Er führte in den Hof des beſprochenen Hauſes; von dieſem Hofe in die innern Räumlichkeiten zu gelangen hatte ebenfalls ſeine Schwierigkeiten, doch waren dieſe, im Vergleich mit denen, die alsdann ſchon überwunden waren, ſehr wenig in Betracht zu ziehen. Auch hier war Karujas, eines ſchlauen, kühnen und verſchmitzten Burſchen, Rath und thätige Beihülfe Camill von großem Nutzen. Erſt als dieſe Angelegenheit geordnet war, entſchloß ſich der Geliebte Eliſabeths mit dem armen Kinde jene Unterredung zu halten, die wir bereits den Leſern mitgetheilt haben.

Als André in ſeines Genoſſen Hände ſicher die ihm gewordenen Aufträge der Nonne gelegt, begab er ſich zu Serjena zurück. Auch Camill fand ſich am andern Tage, nach dem Geſpräch mit Zenzi, bei der Alten ein, und dieſe übernahm es — und wie freudig und muthvoll übernahm ſie es — auf dem bezeichneten Gange, von André begleitet, Eliſabeth eine Botſchaft von Camill zu bringen und ſie auf den Befreiungsverſuch vorzubereiten, den die vier Verbündeten — denn Karuja gehörte nunmehr auch dazu — zu unternehmen bereit waren.

Eliſabeth drückte mit einem feurigen Kuß das Papier an die Lippen, das die Schriftzüge des Geliebten enthielt. Erſt jetzt wagte ſie wieder dem Leben und der Hoffnung Raum in ihrem Buſen zu geben. Serjena ſah mit Freudenthränen wie ihre angebetete junge Herrin dem Himmel, der ihr den Retter ſandte, mit Inbrunſt dankte. Die Alte wurde im Bewußtſein, dem edelſten und treuſten Weſen das da athmet mütterliche Liebe und helfenden Troſt gewährt zu haben, wieder jung. Sie wollte Eliſabeths Knie in Demuth umfangen, die Kaiſertochter hob jedoch die Zitternde auf, und ſchloß ſie in ihre Arme. O Serjena! rief ſie: ſei verſichert, daß ich muthvoll und ergeben den Tod erlitten, wenn es mir beſtimmt geweſen wäre hier in unwürdiger Haft und unter den grauſamen Händen meiner Peiniger zu ſterben. Mein Leben war ein fortgeſetzter Kampf — wie ſollte mein Ende friedlich ſein! Mein Geſchick trieb mich ruhelos über die Erde — wie könnte mein Scheiden ruhig und glücklich ſein! —

Aber du wirſt leben! du wirſt glücklich ſein! rief die Nonne. Und einſt — wirſt du in dem goldenen Saale wohnen, und auf dem Herrſcherſitze Platz nehmen, auf dem die gethront, die dir Mutter war, liebende, treue Mutter!

Eliſabeth ſchüttelte das Haupt. Ich will nichts mehr von Glanz und Macht! Hier in grauſenvoller Nähe hab ich erſchaut, welche böſe Schatten ſich an das Gold heften, das als ſtrahlendes Diadem die Stirne der Herrſcher umzieht. Ich will nichts mehr von Glanz und Macht, Serjena.

Und was wollteſt du denn, Gebieterin?

Eliſabeth ſenkte ihr Haupt; ihre dunkeln Augen, voll Schönheit, Majeſtät und geheimnißvoller Reize, ſuchten den Boden, und ſie ſprach leiſe vor ſich hin: Nur ihm angehören will ich. Dabei faltete die Tochter Eliſabeths die langen, ſchmalen Hände, und Thränen glitten über die bleichen Wangen. Sie war unbeſchreiblich ſchön in dieſem Augenblicke. Die bejahrte Nonne betrachtete ihren Schützling mit den Blicken des regſten Mitgefühls, der innigſten Theilnahme; endlich rief ſie, indem etwas wie ein prophetiſcher Hauch durch die Worte wehte, die über dieſe runzelvolle Lippe glitten: Zieh hin, mit Gott! Jahre des Glückes werden dir noch gewährt, allein dein Ende, Kind, dein Ende — wird doch nicht friedlich ſein. Du haſts geſagt: wie ſollte dem, der ſo in der Irre umhergetrieben wurde, vergönnt ſein in Glück und Frieden zu ſterben. O, du haſt dem Throne zu nahe dein Haus erbaut, es werden die Wetter dich treffen, die ſich um jene Höhe ſammeln, und von dort machtlos niedergleiten.

Was Gott über mich ſendet, werde ich in Demuth empfangen! rief die Tochter der Kaiſerin.

Die Flucht.

In der bezeichneten Nacht kam Camill um Zenzi abzuholen; er fand ſie bereit und ſeiner wartend. Sie hatte einen ſchwarzen Anzug gewählt, ähnlich dem welchen Eliſabeth trug. Unter ihrem Mantel verbarg ſie einen Gegenſtand, der in der Eile der Anordnungen von ihrem Begleiter nicht bemerkt wurde. Es war die Nacht gewählt worden, wo

Camill wußte daß Mertoun durch einen Fieberanfall, den er ſich bei einer der Orgien, denen er jetzt häufig im Palaſte Orloffs beiwohnte, zugezogen, ans Bette gefeſſelt war, und Orloff im Dienſte der Kaiſerin auf wenige Stunden aus der Reſidenz ſich entfernt hatte.

Eliſabeth hatte von Camill erfahren daß daſſelbe Bauermädchen, das ſo lange ihre Perſon vorgeſtellt, auch jetzt in der Haft bleiben werde ſtatt ihrer, und zwar verſicherte er ſie daß Zenzi dieſes freiwillig thäte, und daß ſchon Mittel bereit wären die Eingekerkerte zu befreien, wenn man gewahr geworden daß die eigentliche Gefangene entflohen. Auf dieſe Verſicherungen hin ſah Eliſabeth ohne Beſorgniß ihre Stellvertreterin erſcheinen, und empfing ſie freundlich und mit jenem vertraulichen Wohlwollen, das ganz geeignet geweſen wäre das ſchüchterne Herz Zenzis zu beruhigen, wenn nicht grade Eliſabeth es geweſen wäre, die dieſe Worte ſprach. So wie Zenzi ſie ſah, kam ihr der für ſie ſo entſetzenvolle Auftritt ins Gedächtniß, wo wegen der Erſcheinung dieſer Fremden Camill ſein Leben gewagt. Die unglückliche Blödſinnige betrachtete Eliſabeth ſehr genau, und um ſich noch mehr zu vergewiſſern, ging ſie auf ſie zu, ergriff die Hand der Prinzeſſin, und als ſie an deren Finger einen Ring mit einem blauen Steine bemerkt hatte, ſtieß ſie einen lauten ängſtlichen Schrei aus, und rief, als Camill ſie fragte: Du haſt dieſe Hand geküßt! — Ah — ich weiß es nun: du liebſt dieſe Frau und biſt gekommen mit ihr zu entfliehen, und mich hier zu laſſen!

Camill von der Glut und dem Sturm dieſer Worte getroffen — ſtand einen Moment ſtill, ohne etwas zu erwiedern.

Antworte! rief Zenzi und legte ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mannes.

Eliſabeth ſprach leiſe vor ſich hin: Wie? ſie wußte es nicht? Sie haben ihr nichts geſagt, Camill?

Und wozu ſollte ich's? entgegnete dieſer ſich abwendend, verſteht ſie's denn — begreift ſie's? In Zenzis Augen lag es deutlich ausgedrückt daß ſie diesmal verſtehe und begreife.

Es war wenig Zeit den Liebenden vergönnt, die Entſcheidung mußte raſch erfolgen. André und Serjena warteten im Gange.

Immer noch ſah Zenzi durchbohrend Camill an.

Nun ja, Zenzi! ſagte dieſer endlich, indem eine leichte Röthe ſeine Wangen färbte, du wirſt hier bleiben, um mich und dieſe junge Dame zu retten.

Um dich zu retten — ja! ſagte Zenzi feſt und laut: aber nicht um dieſe da!

Himmel! rief Eliſabeth und rang die Hände, dieſer Streit wird gehört werden. Wir ſind Alle verloren. Camill führte Zenzi bei Seite, und mit der ſanfteſten Stimme, deren er mächtig war, bat er ſie: Aber liebſtes, beſtes Mädchen — beſinne dich doch nur: haſt du mir es nicht verſprochen du wollteſt dich hier einſchließen laſſen und dadurch die Gefangene und mich retten? O, du biſt ſo gut, du haſt nicht vergeſſen was du mir feierlich zugeſagt haſt. Nicht wahr — du erinnerſt dich deſſen?

Zenzi mit heller Glut auf Wange und Stirn, mit zuſammengepreßten Lippen und verdüſterten Augenbrauen riß und zupfte an ihrem Schleier.

Um Gotteswillen! rief Camill dumpf — ſei nur jetzt nicht geiſtesſchwach und ſtumpf! Nur jetzt nicht! Beſinne dich! Denke nach —

Ich will nachdenken! rief die Arme und drückte beide Hände an den Kopf, indem ſie ſich im Kreiſe langſam umdrehte. Eliſabeth ging auf ſie zu, umfaßte ſie und ſagte mild: Du ſollſt nicht lange hier bleiben! du wirſt bald erlöſt.

Zenzi ſtieß einen Schrei aus, und floh aus Eliſabeths Armen, indem ſie zu Camills Füßen niederſank und ſich an ſeine Knie ſchmiegte.

Nun Zenzi, wirſt du bleiben?

Nein — nein! nein!

Camill ſtampfte mit dem Fuße und warf einen wüthenden Blick auf die Kniende. Dieſe zitterte, aber ſie rief dabei fortwährend: nein, nein, nein!

Du ſollſt aber bleiben! Ich will es!

Zenzi erhob ſich: ſie richtete ſich groß und immer größer empor, und vor ihren Peiniger tretend, ſagte ſie mit derſelben ſtarken Stimme, die etwas Dämoniſches an ſich hatte, weil ſie aus der Fülle eines in roher Naturgewalt ungebändigten Herzens emportönte: Du kannſt Zenzi nicht befehlen wo Zenzi nicht gehorchen will. Wollt ihr fliehen, ſo nehmt mich mit.

Dich mitnehmen? höhnte Camill — damit du unſre Flucht ſtöreſt und vereitelſt?

Ich werde euch dienen, ſagte die Geſcholtene. Ich werde eure Magd ſein — nur nehmt mich mit.

Camill wandte ſich zu Eliſabeth, mit düſterm Auge ihr die Worte zuflüſternd: Vergieb Geliebte daß ich dein Geſchick an das Thun und Laſſen dieſes wahnſinnigen Geſchöpfes geknüpft; allein ſei ruhig: ich werde die Gefahr, die ich ſelbſt unbedacht herauf beſchworen, zu beſeitigen wiſſen. — Und mit einem Blick aus Zorn und Mitleid gemiſcht ſenkte er ſein Auge wieder auf Zenzi. Dieſe fuhr zu bitten fort, indem ſie wie ein weinendes Kind ihre Arme emporſtreckte und immerfort rief: Nehmt mich mit! nehmt mich mit! Ich will ſtill, ich will gehorſam ſein, und euch dienen, nur ſtoßt mich nicht von euch.

Du ſollſt bleiben! entgegnete Camill. Nur wenige Tage: unſre Flucht wird nicht entdeckt, und wir können die Grenze erreichen. Für dich iſt keine Gefahr dabei.

Aber ich bleibe nicht.

Zenzi!

Ja Herr — ſei böſe, aber ich kann nicht anders! Du und ſie — fort! Und ich allein hier zurückbleiben! Nein, nein!

Camills Auge ſtreifte den Gegenſtand, der ihm früher entgangen, und den er jetzt unter den Falten des abgelegten Mantels hervorſchimmern ſah; es war das Käſtchen, das Zenzi auf Befehl Camills mitgenommen. Gieb! rief der junge Mann, und zeigte gebieteriſch auf das Käſtchen.

Zenzi zitterte, ſie umfaßte die Knie Camills, ſie wand ſich vor ihm im Staube, doch er wiederholte den Befehl, und gehorſam neſtelte ſie den kleinen Schlüſſel vom Halſe los und überreichte ihn ihrem Gebieter. Dieſer ſchloß den Behälter auf und ergriff den Stab. Wir haben ſchon bemerkt daß dieſer Stab mehr ſymboliſch als wirklich im Gebrauch die volle Machtvollkommenheit und den

Herrenwillen Camills ausdrückte. Nur in den allerſeltenſten Fällen wurde dieſes Mittel angewendet, und Camills eignes Herz empörte ſich wenn er gezwungen war das unglückliche Geſchöpf auf dieſe Weiſe zu ſeinem Willen zu lenken.

Eliſabeth bewegte ſich raſch hinzu, und wollte den Stab Camills Händen entreißen, allein Zenzi, wie eine gereizte Tigerkatze, ſprang vom Boden, ſtieß Eliſabeths Arm zurück und rief: Fort! fort! Fremde! Was Zenzi dulden will, hat ſie nur mit dieſem auszumachen! Und ſogleich darauf kniete ſie wieder hin, und neigte den Nacken dem Schlage.

Wirſt du nun bleiben? fragte Camill von neuem.

Sie erſtickte faſt an ihren Thränen. Mit dem Antlitz ganz im Staube liegend ſchluchzte ſie: ich will bleiben. Zenzi will bleiben!

Camill warf den Stab weg und ſchloß das Mädchen in ſeine Arme. Sie wandte ſich ab, ging ans Fenſter, drückte ihre heiße Stirn, wie ſie es zu thun pflegte, an die Scheiben, und ſagte, indem ſie rückwärts mit der Hand winkte: Geht! — geht! Damit ich's nicht ſehe wie ihr geht.

Und Camill, Eliſabeth umfaſſend, zog ſie raſch zur Thüre hinaus. Zenzi, als ſie fort waren, warf ſich auf den Teppich des Bodens und weinte unaufhaltſam.

Es ward ſtille im Zimmer und der Schritt der Wachen tönte im entfernten Gange.

Wenige Stunden darauf trat ein Mann ein in einen Mantel gehüllt; er blieb an der Thüre ſtehen und betrachtete die Gefangene, indem er einige Worte zu ſeinem Begleiter ſprach, der hinter ihm in demüthiger gebeugter Stellung ſtehen blieb.

Bogdan, ſie iſt in der That hübſch —

Oh — Herr! — ſie iſt gleich einem Engel des Paradieſes.

Laß uns allein.

Und der Diener ging, der Herr blieb. Es war Gregor Orloff, der da kam ſein Opfer in Augenſchein zu nehmen. Sonderbar! murmelte er vor ſich hin, dieſer Franzoſe hat mir immer von dem ſchönen ſchwarzen Haar dieſer Prinzeſſin ohne Land geſprochen: bei meiner Ehre! ich ſehe hier nichts was einer ſchwarzen Perrücke ähnlich ſieht. Aber dieſe Windbeutel, dieſe Franzoſen, ſie ſehen alle Dinge anders als andre Leute ſie ſehen. Und ſich zu Zenzi wendend, rief er: Auf, auf! mein Schatz, ein wenig munter! Du mußt wiſſen daß dir die Ehre nicht alle Tage widerfahren wird Gregori Orloff bei dir zu ſehen.

Zenzi gab kein Zeichen der Theilnahme.

Der wilde und leidenſchaftliche Mann näherte ſich ihr, faßte ihren Arm, den er rund, und voll ſeinem Auge wohlgefälligen Reizes fand, ſchüttelte dieſen herzhaft und ſagte: Nun, mein Kind! Vergiß daß du die Tochter einer Frau biſt, die im Grabe liegt. Bei Gott, ich in deiner Stelle würde ſo klug ſein und ſagen daß meine Wiege in einer Schenke oder einer Spinnſtube geſtanden habe, und ich würde hartnäckig leugnen daß ſie ſich in dem goldnen Gemach eines Palaſtes befunden. So wie die Sachen jetzt ſtehen, meine Schöne, iſt dein Geheimniß nicht einen Schuß Pulver werth.

Da das Mädchen dieſe Rede nicht verſtand, antwortete ſie auch mit keiner Silbe darauf, und dieſes Schweigen empörte den brutalen Wüſtling. Er ſagte mit Hohn: Du ſchweigſt, kleine Prinzeß! Doch du haſt Recht, wir wollen nicht von Politik reden, wir wollen von Liebe ſchwatzen.

Und damit legte er ſeinen Arm um ſie, und verſuchte ihr einen Kuß zu rauben. Der derbe Arm des Bauermädchens ſtieß ihn zurück.

Heiliger Michael! ſchrie der Anſtürmende, du vertheidigſt dich nicht übel. Ich glaubte nach den Beſchreibungen jenes Haſenfußes in dir eine ſentimentale Zierpuppe zu finden. Doch mir recht! Schätzchen: ich habe die Weiber lieb, die mit Backenſchlägen anfangen und mit Thränen und Seufzern endigen. Weißt du wohl daß ich nicht übel Luſt habe dich, armes Kätzchen, auf freien Fuß zu ſetzen —

Zenzi ſah ihn groß an. So werde ich ſogleich gehen können? fragte ſie, und ſtand auf.

Nicht ſogleich — entgegnete er lachend. Ich muß erſt eine Lüge erſinnen mit der ich den Franzoſen hinhalte, dem ich deinen Tod verſprochen.

Zenzi ſchrie auf!

Still! Ich kann thun was ich will: Gregor Orloff iſt allmächtig, allmächtiger noch als dieſer Alexis, mein zarter Bruder, der den ſchönen Geiſt ſpielen will. Ich verſtehe nur zuzuhauen und zeige meine Narben nicht ſo prahleriſch wie dieſer Geck Alexis; auch mache ich keine franzöſiſchen Verſe: meine Thaten ſchreib ich in guter Proſa auf und mit einer ſehr ſpitzigen Feder.

Der wilde Krieger lachte laut, als er dieſe Worte geſprochen.

Darf ich fort? fragte Zenzi, und berührte bittend die Schulter des Mannes. Gregor faßte ihre Arme, legte ſie ſich um den Nacken, riß mit herkuliſcher Kraft die Widerſtrebende an ſich und ſuchte ihre Lippen, indem ſein ſtarker, ungeordneter Bart die Wange des Mädchens wund rieb.

Laß — laß mich! ſtöhnte Zenzi. Ich will nicht dir gehören — ich will nicht. Noch hat Niemand

Zenzi gezwungen! Laß mich — oder ſei auf deiner Hut —!

Was ſchwatzeſt du da, meine kleine Eliſabeth!

Nimm dich in Acht, du Knecht, Sohn eines Knechtes!

Dieſe Worte, ſehr unabſichtlich von Zenzi ausgeſprochen, die weder von dem Namen noch der Würde, noch von der niedern Abkunft des mächtigen Mannes Kenntniß hatte, fuhren wie flammende Pfeile in die Bruſt des Ehrgeizigen. Er hatte bemerkt daß ſein Vertrauter an der Thüre lauſchte; dieſer hatte die beſchimpfende Anrede gehört. Gregor Orloff wähnte die Tochter der Kaiſerin Eliſabeth ſprechen zu hören, und mit einemmale erwachte in ihm die Rache und Erbitterung, die ihm das Andenken an dieſe Fürſtin, welche ihn und ſeine Brüder vom Hofe ſchimpflich verbannt hatte, einflößte, und der flüchtige Rauſch der Sinnlichkeit verflog, und die volle Kraft der grauſamen unbezähmbaren Natur dieſes Mannes trat in ihr Recht. Er ſchleuderte den Arm des Mädchens von ſich, und ſtieß einen entſetzlichen Fluch aus! War ich ein Knecht, rief er, ſo ſoll das Kind deiner Mutter es fühlen daß ich es jetzt nicht mehr bin. Bogdan!

Der Sklave zeigte ſich an der Thür. Du befiehlſt Herr —

Geh zu Budrumitſch — ſag ihm daß er —

O Herr — du ſagteſt ſelbſt, das Weib ſei ſchön — Wie ſchnell rafft der Tod dahin!

So warte noch einen Augenblick. Der Diener entfernte ſich, und Orloff, ſich zu Zenzi wendend, rief ihr mit einer herriſchen, rauhen Stimme zu, die er vergebens zu mildern ſtrebte: Ich will nicht gehört haben, was du ſagteſt Weib. Die Zunge der Schwachen ſpricht viel ohne daß der Verſtand des Starken ihrer Rede zu achten braucht. Wiſſe daß ich — nur ich allein dich retten kann. Ich will es thun, obgleich ich ſchwere Verantwortung auf mich lade. Ich will es thun, doch dann — Kleine — dann mußt du auch mein ſein. Ich werde ſchon einen Winkel finden wo ich dich in dieſer ungeheuren Stadt voll kleiner Winkel, verberge. Bei meinem Barte, es erſcheint mir luſtig die Tochter einer ſo großen Dame zu meiner kleinen Freundin zu haben, für die ich ein Vorſtadthäuschen miethe.

Zenzi hatte von allem dieſem wiederum nichts verſtanden. Ihr Herz ſchlug ängſtlich und aufgeregt, Camills Bild ſchwebte ihr vor: ſie hätte weinen mögen, und konnte nicht. Ihre Bruſt war von einem unbeſchreiblichen Gefühl von Pein und Erbitterung beklemmt. Vor allem wünſchte ſie ihren

Peiniger los zu ſein, gegen den ſie eine wahre Wuth in ihrem Herzen keimen fühlte.

Ah — ich ſeh, rief Orloff — du biſt auf eine komiſche Weiſe unerfahren, man ſollte beinahe glauben es fehlte dir ein wenig an Faſſungskraft. Gut denn, mein Liebchen, laß uns die ehrliche offene Sprache eines kecken Soldaten ſprechen: die wirſt du ſicherlich verſtehen.

Und er erneute ſeine Verſuche von früher.

Zenzi wand ſich mit großer Geſchicklichkeit aus ſeinem eiſernen Arm, ergriff den Degen an ſeiner Seite, entriß die Waffe der Scheide, und mit einem raſchen Stoße verwundete ſie Gregor Orloff in der Schulter. Dieſer brüllte auf vor Schmerz und Wuth. Er faßte in das Haar Zenzis, riß ſie zu Boden, und wollte eben ſeinen Fuß auf ihre Schulter ſetzen, als Bogdan die Thüre wieder öffnete. Zenzi, die ſich erinnerte welche Wirkung ihre vorhin ausgeſprochenen Worte hervorgebracht, rief, auf dem Boden liegend und faſt erdrückt von ihrem zürnenden Feinde: Knecht, Sohn eines Knechtes! Sei immerhin ſtark, ich bin doch die Stärkere!

Orloff zog ſeinen Fuß zurück, und mit einem Blicke, der der Blick des Tigers war, der Blut gekoſtet und nun unwiderſtehliche Gier nach ſeiner Beute fühlt, ſagte er zum Vollſtrecker ſeiner Befehle: Es bleibt dabei, Bogdan. Budrunitſch ſoll ihr das Bad heizen.

Und ohne die am Boden liegende noch eines Blickes zu würdigen, verließ er das Zimmer. Der Vertraute kam leiſe heran um Zeuzi vom Boden aufzuhelfen. Was habt Ihr gethan! gnädige Dame, flüſterte er: konntet Ihr nicht zum Schein nachgeben? O weh — wenn Budrunitſch — der entſetzliche Budrunitſch ſeine Kammer für Euch aufſchließt, dann rettet Euch kein Engel des Himmels! — Ah — ah! ſo jung und auf dieſe Weiſe ſterben!

Er ging, und die Wache nahm wieder den Platz an der Thüre ein.

Das rothe Kabinet.

In dem Palaſte, in den wir unſre Leſer geführt haben, waren noch Spuren ſichtbar von den beklagenswerthen und entſetzlichen Gewaltſtreichen die der Günſtling der ſchwachen und übelgeleiteten Kaiſerin Anna ſich hatte erlauben dürfen. Dieſer Herzog Biron, deſſen Namen durch die ſcheußlichſten Verbrechen, die empörendſten Grauſamkeiten gebrandmarkt iſt, waltete im Bereich dieſes Palaſtes als gebietender Herr, und hier war es wo er ſo manche ſeiner Opfer auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwinden ließ. Erſt ſpäter erfuhr das Publikum mit Entſetzen welche Gräuel dieſe Mauern mit angeſehen, welche von der peinvollſten Marter ausgepreßten Todesſeufzer ſie angehört. Geſtürzte Günſtlinge empfingen hier, ohne Urtheil und Rechtſpruch, ſchmachvolle Strafen, und einige dieſer Unglücklichen ſelbſt den Tod, ohne daß ſie oder die Angehörigen wagen durften ſich einen Vertheidiger oder einen Rächer zu wählen. Die Annalen dieſer ſchmachvollen Zeit zählen vierzigtauſend Opfer auf, die dieſer Wütherich theils in Verbannung geſchickt, theils elend verſtümmelt, zum größern Theil jedoch getödtet hatte. Vergoſſenes Blut und Thränen von vierzigtauſend Unglücklichen: und dieſes Ungeheuer durfte leben, ſelbſt nachdem der Schleier von ſeinen Schandthaten gefallen: die einzige Strafe, die ihm wurde, war Verbannung, lange nicht ſo ehrlos und ſtrenge als er ſie ſelbſt den Schuldloſen, die ſeinen Zorn gereizt, auferlegt hatte.

Unter den verſchiedenen Arten, wie dieſes Ungeheuer mordete, ſtand eine obenan, der er ſich zu bedienen pflegte, wenn es ihm daran lag daß der Getödtete keine Spuren eines gewaltſamen Todes an ſich tragen ſollte. Es war ein Gemach eingerichtet nach Weiſe der beliebten und vom Volk allgemein gebrauchten „Badeſtuben“ nur daß dieſer

Raum mit Pracht verziert war, und jede luxuriöſe Bequemlichkeit enthielt, die ein Gaſt aus den vornehmen Ständen fordern konnte. In dieſes Bad wurde der zum Tode Beſtimmte geführt. Konnte man das Opfer gutwillig hinſchaffen, und dies war leicht möglich, da der Herzog, unter dem Vorwande das reiche und vornehme Publikum mit einigen vervollkommneten Einrichtungen der Bäder im Auslande bekannt zu machen, dieſe Gemächer im Palaſte dem öffentlichen Gebrauch frei gab, ſo war natürlich dies dem Zwange vorzuziehen; es war jedoch auch geſchehen daß zur Nachtzeit Vermummte in die Häuſer drangen und die Bezeichneten hieher entführten. Das Bad ſelbſt befand ſich in einem Gemach, das weiter keine beſondere Einrichtung zum geheimen Zwecke verwies, das Kabinet nebenbei jedoch war die eigentliche Hinrichtungskammer, und wer ſich hier von unſichtbaren Handen eingeſchloſſen ſah, mußte ſich rettungslos auf den qualvollſten Tod gefaßt machen, den die mit hölliſcher Einbildungskraft geſchwängerte Erfindungsgabe blutdürſtiger Mörder je erſonnen hat.

Kaum befand ſich das Opfer in dieſem Raum, und hatte ſich, nichts ahnend, auf das Ruhebette hingelegt, als ſich die Wände nach und nach zu erhitzen anfingen. Die Luft, von ungeſehenen Flammen durchglüht, ward immer ſchwerer, immer dichter, und drang in die Lungen mit einem immer ſtärker werdenden peinvollen Schmerze ein. Dieſer Schmerz ward ſo ſtechend daß der Ermüdete aufſprang um ein Fenſter oder eine Thür zu öffnen. Er findet keine, die ſich öffnen ließe. Er ſieht ſich rings hermetiſch eingeſchloſſen. Seine bebenden Hände ſtreifen die Wand, und finden ſie glühend; er taſtet an eine andre Wand, und findet auch hier die Fläche brennend heiß. Ohnmächtig taumelt er auf das Lager zurück, das beſtimmt iſt ſein Sterbelager zu ſein. Die Glut wächſt an — der Unglückliche erſtickt. Aber ſo gewaltſam und entſetzenvoll dieſer Tod iſt, er hinterläßt keine den Mörder anklagende Spuren. Iſt es nun die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer kochenden Luft, die indem ſie den Lebensnerv tödtet doch zugleich die Wärme und Fülle, den Schein der Geſundheit und eines ruhigen Schlafes dem Körper hinterläßt, oder ſind hier andre Umſtände, die dieſe Wirkung hervorbringen, thätig, genug, wenn nach Verlauf der genau vorgezeichneten Stunden dieſe hölliſche Kammer geöffnet wird, findet man den Todten gleich Einem den der Schlag gerührt; eine ſehr wahrſcheinliche Todesart bei dem unvorſichtigen Gebrauch eines Bades.

Von allen andern Heimlichkeiten des Palaſtes

— und er hatte deren ſehr viele gehabt — beſtand nur noch dieſe infernaliſche Kammer, und Gregor Orloff fühlte eine ſeinem Charakter und ſeiner Sinnesart entſprechende Beluſtigung darin, mit dieſem Kabinet, das er, von dem allmähligen Erglühen der Kupferplatten der Wände, das rothe Kabinet nannte, Experimente zu machen, indem er bald dieſen, bald jenen ſeiner Sklaven, „zum Scherz“ wie er ſich ausdrückte, die rothen Tapeten des Badegemachs bewundern ließ. Als Mortoun ihn gebeten hatte Eliſabeth eines qualvollen Todes ſterben zu laſſen, ſo war dem Manne, der an Bluthaten und Hinrichtungen ſeine Freude hatte, ſogleich das rothe Kabinet eingefallen; er hatte ſich jedoch wankend in ſeinem Entſchluſſe gezeigt, da ihm Zenzis Schönheit andre Pläne und Entſcheidungen in den Sinn gebracht; jetzt jedoch da die Schmach, die er hatte erdulden müſſen, ihn empörte, war der Tod in dem rothen Kabinette der Verfolgten gewiß, und er freute ſich ein verborgenes Fenſter benutzen zu können, das den Blick in das Innere frei ließ, und von wo aus der ehemalige Beſitzer dieſes furchtbaren Gemaches das letzte Zucken ſeiner Opfer oft mit angeſehen.

Kaum hatte Zenzi das Badegemach verlaſſen, als die Thüren hinter ihr geſchloſſen wurden und ſie in der Marterkammer allein blieb. Unwiſſend des Geſchicks das ihrer wartete, legte ſich die ſchöne, blühende Geſtalt, in Jugendfriſche prangend, auf die ſeidnen Polſter des Ruhebettes. Die Arme über die Bruſt gefaltet, das Haupt mit den aufgelöſten blonden Flechten weich dem Kiſſen eingedrückt und ein wenig auf die Seite geneigt, der Körper grade hin liegend, und der rechte Fuß über den linken gelegt. Dies war die ſchöne Stellung voll Ruhe und ſüßen Friedens, die die Schlummernde annahm. In der That ſchlummerte ſie, oder vielmehr die beruhigten Sinne fingen an das Traumgewand der Seele zu weben, in welches dieſe majeſtätiſche Herrſcherin über die materiellen Kräfte des Leibes ſich einhüllt, wenn ſie allein und unbelauſcht den Einflüſterungen höherer Geiſter lauſchen will. Es war der Zuſtand der noch die Beweglichkeit des Wachens mit ſich führte, aber ſchon anfing dem Stilleſtehn und träumeriſchen Verweilen des Schlummers ſich zuzuneigen. Das unbeſchreiblich behagliche Gefühl dieſes Überganges von der Welt der Farben und Töne in die Welt der Schatten und Träume füllte in ſeiner ganzen Ausdehnung den Buſen des jungen Mädchens; es weitete ihn aus, und ließ ihn lange, durſtige Athemzüge thun. Wie bei allen geiſtig unentwickelten Weſen, hatte auch Zenzi im Gebiet des Traumes eine Entſchädigung erhalten für die Entbehrungen die ihr im Bereich des Wachens und Denkens auferlegt worden. Wenn ſie nur zu erzählen im Stande geweſen wäre, welche Schönheit, welche Größe ſie im Traume ſah, welch überirdiſche Mittheilung ihr wurde, mit welchen Geiſtern ſie, die im Leben verachtet und beſpottet daſtand, im Traume in Verkehr ſtand. Aber ſo wie der magiſche Schleier den die Nacht webte wieder hinweggezogen wurde, ſo fehlte gleichſam der Seele der dunkle Hintergrund der nöthig war um Bilder und Geſtalten bemerkbar zu machen, es trat die gewohnte Leere und Stumpfheit wieder ein, und die Blödſinnige hatte, wenn ſie, was noch zu beſtreiten war, überhaupt ein Rückerinnern empfand, nichts als ein bedeutungsloſes Lachen wenn man ſie fragte ob ſie, und was ſie geträumt.

An dieſem, dem letzten Abend ihres Lebens, war dieſes Träumen ſeliger und befriedigender als je. Es war als ſenkte der Genius auf dieſes Haupt, das unverdient die Dornenkrone trug, den Kranz ſeiner lieblichſten Blüthen herab. Das unſchuldvolle Kind träumte ſich in die Zeit zurück, wo es noch in ſeinem heimatlichen Walde, unter den rauſchenden Gipfeln uralter Bäume gewandelt. Auch jetzt betrat es die wohlbekannten engen verſteckten

Pfade, die durch die dämmernde Waldnacht lenkten. Aber der Wald war wunderſam gewachſen, die ſtolzen Baumſtämme ragten bis hoch in die Wolken, und ein mächtig großer, herrlicher Mond leuchtete hinein in die flüſternde, bewegte, grüne Pracht, und ließ ein ganzes Meer von flüſſigem Silber aus der Höhe niedergleiten. Hoch oben lagen die Wolken wie große Blumenberge, weiße, rothe, gelbe Lilien und Roſen, und immer tiefer und tiefer konnte man in den blauen Himmel hineinſehen bis der Blick in der höchſten Höhe eine flimmernde Reihe hinziehen der Goldfunken gewahrte: es war dies ein Zug Engel, die mit ihren goldnen Gewändern von einer Weite des Himmels in die andre ſchritten. Und wie klang und tönte der Wald! welch ein Rauſchen! Es antworteten Stimmen aus weiter Ferne, und wieder andre Stimmen ſangen uralte, wehmüthige bekannte Lieder. Es war der heimathliche Wald.

Wahnſinn betrübten. Je länger Zenzi dieſen Tönen lauſchte, deſto banger wurde ihr, und es trieb ſie fort von der Stelle. Allein ihr Fuß wurzelte am Boden, ſie vermochte nicht zu weichen. Und immer mehr Blumen öffneten ſich und immer mehr unheimlich flüſternde Stimmen wurden laut. Da wogte und rührte ſich der Waldesboden und wurde eine einzige hinzuckende grüne Flamme, die Gebüſche züngelten und warfen goldgrüne feurige Ringe ab, von den Bäumen fielen die goldgelben Vögel als brennende Flammenbüſchel nieder, und aus den Kelchen der Blumen kamen lange, dünne, ſchlangenartig ſich biegende und züngelnde feuerfarbene Strahlen, die ſich um Zenzis Arme und Beine wanden. Purpurfarbene und grüne Schmetterlinge kamen in Schaaren und legten ſich ſaugend an den friſchen, kalten, weißen Buſen, an die feſten runden Schultern, an die marmornen Kniee, an die nackten deten Leibes niederfloſſen. Wie flog die Geängſtete dahin — wie drängte ſie ſich an die Gebüſche, in der Hoffnung die Blätter würden kühlend an ſie ſtreifen, und die glühenden Falter abſtoßen, allein die Gebüſche waren auch Flammen. Wie ſuchte ſie nach dem wohlbekannten Waldſee, in deſſen ſchwarzen, ſtillen, herrlichen Spiegel ſie ſo oft geſchaut, jetzt konnte ſie ihn nicht finden. Sie wäre hineingeſprungen und alle ihre Flammen wären mit einemmale todt und erloſchen geweſen. Wie ſie ſo durch den Wald irrte, in ihrer Qual, ſo ſah ſie plötzlich ein ſchönes Haus vor ſich, das hatte offne Thüren und Fenſter. In einem köſtlich geſchmückten Saale ſah ſie einen jungen Mann und eine ſchöne Frau ſitzen, die labten ſich an Früchten und tranken aus goldnen Pokalen kühlen Wein. Die arme Zenzi flog auf dieſen Palaſt zu, allein als ſie die Stufen betrat, ſchloſſen ſich deſſen Thüren, und ſie ſchrie ein, ihre in höchſter Pein verzerrten Züge ſchauten durch die Scheiben — vergebens! die da drinnen hörten nichts. Da ſchlug ſie mit ſtarker Fauſt das Glas ein, es klirrte und fiel zu Boden; aber zu gleicher Zeit ſauſte und brauſte es in der Luft und der ganze Palaſt ſank in die Tiefe.

Jetzt war es Jenni als läge ſie auf dem Boden und die Büſche wölbten ſich über ſie und ſie wäre gezwungen, mit jedem Athemzuge eine lange grüne Flamme in ſich einzuſaugen. Der Himmel wurde roth und die Wolkendecke ſenkte ſich immer tiefer und näher. Endlich ſank etwas von dem warmen heißen Duft ganz ſchwer auf ihre Bruſt, ſo ſchwer daß ſie einen lauten Angſtſeufzer ausſtieß — aber ſie erwachte noch nicht; der Traummantel hatte nur einen Riß erhalten, ſogleich wieder webten die geſchäftigen Geiſter ihn zu, und die Qual ſtieg jetzt zu einer grauſenvollen Höhe. Aus der Tiefe des Palmen die ſchwere heiße Wolke immer dichter, immer näher nieder, zuletzt preßten ſie den erſtickenden Schwalm auf Mund und Stirne der im verzweifelnden ohnmächtigen Kampfe ſich wehrlos Sträubenden. Zwiſchen dem heißen Duft der Wolke glitten die Flammenfinger der Blumen und blickten die flimmernden Augen hinein. Alles ward Qual, alles Entſetzen! Nun war die Gepeinigte bereits ganz von der Wolke eingehüllt, dieſe erhob ſich mit ihr und ſchwamm und ſchwankte in einer gelben, verdichteten Luft hin und her. Ein entſetzliches Brennen und Zehren flocht ſich um jedes einzelne Glied des Körpers, unzerreißbare Bande legten ſich immer ſtraffer um die Bruſt, die nur mit der höchſten Qual noch athmete. Da plötzlich gelang es dem Arm einen Weg ſich zu bahnen durch die qualmende Hölle, und die äußerſten Fingerſpitzen tauchten in den See, in den wohlbekannten Waldſee tief unter. Das Waſſer kühlte wunderbar. Wie eine friſche raſchen Sprunge entfloh ſie den Kiſſen, und eilte zur Thür. Allein in der aufrechten Stellung konnte ſie nicht verharren: in ihrem Kopfe hämmerte und pulſirte es gewaltig, ſie taumelte und ſank wieder zurück. Die Luft glühte. Sie ſtrich ihre Locken zurück, und warf das leiſe Gewand von der Schulter. Noch einmal machte ſie den Verſuch aufzuſtehn, und jetzt gelang es; ſie erreichte die Thür und fand ſie verſchloſſen, das Fenſter war hoch oben angebracht und nicht zu erreichen. Die glatte Mauer war nicht anzufühlen; ſchnell zuckte die Hand wieder fort.

Noch immer ahnete die dem Tode Geweihte ihr Schickſal nicht. Sie rief — in der verdichteten Luft erſtarb ihre Stimme; ſie ſchlug an die Thüre, ein dumpfer Laut tönte zurück; kein menſchliches Weſen ließ ſich ſehen und hören.

Immer glühender wurde die Luft.

Jenny ſank auf das Lager — ſie meinte

ſchend an der glühenden Platte hin. Sie wand ſich auf dem Boden fort, ſie lag mit der Stirn an einem Stein, der nicht ſo durchwärmt war wie die andern, an dieſen Stein legte ſie ihre heiße, lechzende Zunge. O welche Marter durchbebten den Leib!

Von neuem auf das Lager ſich hinwerfend, ergriff ſie in der Todesangſt ihr Haar, drängte die goldne ſeidenweiche Fülle in den Mund, und ſuchte ſich auf dieſe Weiſe zu erſticken: es gelang nicht; ſie ſchnürte die Flechten um den Hals, allein der Hand fehlte die Kraft die Todesſchlinge zuzuziehen.

Zuckend lag ſie da — die Pulſe flogen und beben ſich wie hüpfende Schlangen; eine bläuliche Röthe hatte Wangen, Stirn und Lippen überzogen. Über den ſchönen, völlig enthüllten Buſen rannen in flüſſigen Diamanten die Thauperlen, die hier den grauenvollen Schmuck des Todes bildeten.

Schlaff ſanken die Glieder hin — der ganze Leib

Er ahnete ſeine Befreiung, und in den letzten Momenten wo er ſeinem Kerker Lebewohl ſagte, füllte der urſprüngliche Adel, die Reinheit und Schönheit, die ihm beſtimmt waren, die er jedoch nicht hatte zeigen dürfen, ſein Weſen. Die arme Blödſinnige wußte jetzt, daß ſie ſterben müſſe, und mit dieſem Bewußtſein gewann ſie die Herrſchaft über alles Irdiſche und Vergängliche. Das ſtumme, ſtille Geſchöpf, das nur dunkel den Himmel geahnet und ſich nie im Gebete in lichte Höhen aufgeſchwungen hatte, dieſes ſtumme, ſtille Geſchöpf erhob ſich jetzt auf dem peinvollen Marterlager, und wie die Heiligen der Kirche, nach den frommen Legenden, in Flammen beteten, auf dem Scheiterhaufen lobſangen, ſo rang ſich auch aus dieſer ſchwachen Bruſt der Name Gottes empor, und das ſterbende Mädchen bat für die, die ſie in Tod ſandten.

Hier war es wo der Name Camills ihren Lippen noch einmal, und zum letzten male, entglitt.

deſſelben ein. Das Haupt lag weit zurückgelehnt auf den Polſtern. Nun faßte ein Krampf das Herz. Die Lungen drängten ſich unter dem Wühlen und Bohren eines furchtbaren Schmerzes zuſammen. Wimmernde Laute, die das Herz deſſen der ſie gehört hätte, würden erſtarren gemacht haben, tönten durch die Schwüle. Wäre dieſe Hand doch bewaffnet! ein Meſſer, eine Nadel ſelbſt, ins Herz gebohrt, würde dieſer Qual ein Ende machen; hätte der Leib doch noch die ſchwache Kraft, ſich von dem Bette herabzuſtürzen, vielleicht endete der Fall die Marter, und riſſe den dünnen Lebensfaden vollends ab. Aber keine Hülfe, ſelbſt nicht durch die Mörderhand, der Becher muß bis auf den letzten Tropfen geleert, von dem Maaß der Pein kein Sandkorn genommen werden.

Die Wände erglühen in einem fahlen röthlichen Schimmer. Die Tropfen, die ſich an der Decke des Gemachs geſammelt haben, gleiten nieder und

Flammen eingeathmet haben, ſind zerſtört. Noch einmal hebt ſich die Bruſt und — das Herz hat aufgehört zu ſchlagen.

Nach und nach löſt ſich der Krampf in den Zügen — ſie glätten ſich, ſie zeigen wieder den ruhigen, friedlichen Schlaf. Der Tod hat ſein Werk vollbracht und mitleidig löſcht er mit ſanfthingleitender Hand die Spuren ſeiner Gegenwart hinweg.

Nun liegt ſie wieder da, bleich, regungslos, ſchlummernd.

Oberhalb dieſes Kabinets iſt ein kleines halbdunkles Gemach, eine Art Loge, die nur zwei Perſonen faßt. Hier ſitzt Orloff und das Auge an die dicke Glastafel des Fenſters gelegt, ſpäht er hinunter, und ihm iſt kein Zug von dem grauſenvollen Bilde entgangen, das wir ſo eben beſchrieben. Er hat ſich mitten in den Zurüſtungen die der Tod machte um ſeine Beute zu umkrallen, an

Schnee des Körpers hinleitete. Ein Geräuſch an der Thüre der Loge ſchreckte den Betrachtenden auf: Mortoun trat herein, und Orloff winkte mit der Hand, als Zeichen daß er nicht geſtört ſein wolle. Nach einer Weile legte er ſich in ſeinem Polſterſtuhle zurück und ſagte athemſchöpfend und lächelnd:

Nun, mein lieber Graf — da ſind Sie! Und ich habe die ganze Stadt nach Ihnen durchforſchen laſſen.

Das Spiel hielt mich auf — murmelte der Eintretende.

Ich dachte es mir. Allein ich mußte wohl mein Verſprechen halten, und Sie benachrichtigen daß unſre Kleine heute ein Bad nimmt.

Darf ich ſehen?

Es iſt ſchon vorbei.

Was?

Nun der fünfte Akt des Trauerſpiels. Die Heldin hat ſchon geendet. Sie hat brav geſpielt. Sie zu laſſen, mehr konnte ich nicht thun, das ſehen Sie ein.

Mortoun biß ſich auf die Lippen und erſtickte eine Antwort die er dieſer kalten höhnenden Unverſchämtheit entgegenſetzen wollte. Orloff lag immer noch in ſeinem Seſſel und lächelte. Mortoun drängte ſich vor das Glas.

Fahren Sie mit dem Tuch darüber — es iſt angelaufen.

Mortoun that wie ihm gerathen wurde, und legte dann ſein Auge ans Glas. Er fuhr zurück und ſtieß einen Schrei aus.

Wie! rief Orloff; iſt ſie etwa wieder aufgewacht?

Ums Himmelswillen, was haben Sie gethan?

Hm, was ſoll ich gethan haben, Sie ſehens ja.

Es iſt nicht die rechte —

Nicht die Prinzeſſin?

Nein! Donner und Teufel, nein! Es iſt eine Bauerdirne; ich kenne ſie. Man hat mich, man

Aber meine Rache —

Was geht mich Ihre Rache an, Verehrter? Soll die Prinzeſſin in unſern Händen ſein, das heißt finde ich es nöthig daß wir ſie in unſre Gewalt bringen, ſo wird ſie mir nicht entgehn.

Dieſe Worte waren mit der Sicherheit eines Mannes ausgeſprochen, der ſeit mehren Wochen ſich ſeiner Macht in ihrer ganzen Ausdehnung bewußt geworden. Morteum mußte verſtummen. Um ſeinen Verdruß zu verbergen, und das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, ſagte er: Sollen wir nicht hinabgehen, und unſern Fang näher betrachten?

Noch nicht, entgegnete Orloff — der violette Sammet meines Rockes könnte von der trockenen Hitze Schaden nehmen, und überdies laß ich das Zimmer nur nach Verlauf von einer Stunde öffnen; es iſt mir ſchon einmal geſchehen daß meine Schläfer wieder erwacht ſind.

Ah — Sie ſind der Meiſter im Morden.

man die „Todten ohne Namen" hervorkommen zu ſehen gewohnt war.

Das Sollicitantenhaus Nr. 12.

Es war tief im Herbſte, und der Anfang des Winters war vor der Thür, als in der langen, ſchmalen Sollicitanten-Gaſſe zu Wetzlar in einem Hauſe frühzeitiger am Abend als gewöhnlich heller Lichtſchein auf die ſtille Umgebung hinſchimmerte. Es gab eine Kindtaufe im Sollicitantenhauſe Nr. 12. Frau Adelgunde Freiin von Mirzeſahl hatte ihren Ehegemahl mit einem Knaben beſchenkt, und dieſes Ereigniß hatte in das Haus des Freiherrn Ambroſius von Laubenſtock große Freude gebracht, und dieſe Freude war in der That dem Hauſe nöthig, denn an Kummer und Sorge hatte es die Zeit über nicht gefehlt. Erſtlich war des Sohnes Krankheit nicht gewichen, der junge Ambroſius war noch immer geſtörten Geiſtes, und die Mittel, die die be-

Petersburg liefen äußerſt ſparſam und unregelmäßig ein, weder Anna noch Hermann hatten in dem Tumult und dem Gedränge der Begebenheiten, deren Zeuge ſie geworden, Zeit und Neigung, der unſichern Poſt gefahrbringende Mittheilungen anzuvertrauen. Erſt als die Straßen wieder ſicher waren, erfolgten die erwarteten Nachrichten; allein für einen ſo ſchlauen Politiker, wie der alte Freiherr war, der das Sandkorn in der Uhr der Ereigniſſe gleiten hörte, war was Hermann und ſelbſt was Anna ſchrieb, lange nicht ausführlich genug, und wenn nicht der Freiherr zum Glück die beneidenswerthe Eigenſchaft beſeſſen hätte die eignen Combinationen ſeines Scharfſinns in die Stelle der fehlenden Fakta zu ſetzen, ſo wäre „die ruſſiſche Angelegenheit“ ein confuſes Convolut unwahrſcheinlicher und unglaubwürdiger Gerüchte geblieben, als welche ſie gleich anfangs den beiden alten Herrn erſchienen war. Denn der Freiherr von Güldenthor war ebenfalls ein Beobachter der Ereigniſſe. Wenn die Freunde beiſammen ſaßen, in Trier dazu angefeuert, der ſeinerſeits wieder „gründliche Berichte“ erhalten zu haben behauptete, Eliſabeth ſchon als Kaiſerin zu proklamiren. Aber am Sonnabend nahm er freilich die Proklamation zurück, und am Sonntag Mittag bei der Lieblingsſpeiſe des Freundes Güldenthor erklärte er wie nach dem letzten Briefe Annas es leider höchſt wahrſcheinlich ſei daß Eliſabeth fürs Erſte nur als Thronfolgerin figuriren werde. Aber auch da wird das liebe Kind es leidlich gut haben! ſetzte der Freiherr hinzu, und wenn ſie irgend etwas für Hermann thun kann, ſo thut ſie's ſicherlich gerne; denn ein edles Herz hat ſie.

Bah — Bah! mein Sohn hilft ſich allein durch die Welt, brummte der Vater Güldenthor.

Nur will mir nicht recht gefallen, bemerkte der Freiherr Ambroſius wieder, daß der junge Franzoſe — wie heißt er doch? — ſich in Eliſabeths Angelegenheiten ſo lebhaft einmiſcht. Das kann zu nichts führen, ſo wie ich die Sache anſehe.

die andre paradirte als Titular-Amme. Hinter den Ammen erſchienen drei Kinderwärterinnen, und ihnen geſellte ſich eine Wickelfrau bei, die, eine greiſe Matrone, gebeugt einherſchritt, und ein Milchkännchen nebſt einem kleinen Kochtopf als Zeichen ihrer Würde und Beſtimmung in der Hand führte. Hinter dieſem impoſanten Zug ſchritt Adelgunde, aufrecht und ſtolz wie eine römiſche Imperatrice.

Alle Wetter! rief der alte Güldenthor — je ſpäter die Weiber heirathen, deſto mehr Lärm machen ſie mit ihrer Ehe. Hat das magre, vertrocknete Bübchen, das Gott danken ſollte wenn die Fliege an der Wand ihn nicht todt drückt, nicht ein ganzes Heer von Ammen und Wärterinnen!

Mein theurer Bruder! rief Frau Adelgunde, der heilige Akt wird ſogleich beginnen. Erhebe dich, mein theurer Bruder, und bringe dich in die gehörige Stimmung. Fürs Erſte betrachte meinen kleinen Engel, und gieb ihm auf die roſigen Lippen einen gutgemeinten Segenskuß.

zu, und ſchon der Thür ſich nähernd, kehrte er nochmals um, führte Adelgunde vors letzte Eckfenſter des alten Familien-Speiſeſaals und ſagte: Weißt du noch Gunde? Wie du hier hinausſchauteſt zwiſchen dem Pelargonium und Nelkentöpfen hindurch nach einem gewiſſen Jemand, der regelmäßig um zwölf Uhr hier vorüberlenkte? Weißt du noch?

Woran mahnſt du mich, Bruder? ſagte die Dame, und ſchlug die Schulter des Spötters.

Nun, nun es iſt gut. Damals wußten wir noch nicht, daß es dieſen Schluß nehmen würde, und du mich in die Kirche ſchicken werdeſt mit — deinem Kinde!

Ambroſius!

Hm — hm!

Und der Zug bewegte ſich in die Kirche; die Wöchnerin ſchaute vorſichtig daß Niemand ſie bemerkte, denn ganz Wetzlar hätte geſcholten wenn ſie ſich jetzt ſchon hätte ſehen laſſen, den vielen Wagen und den Fußgängern nach. Noch Jemand leiſtete ihr chen ſeines noch unveränderten bedenklichen Zuſtandes hatte er gegeben als Sophie ihm die geſtickte Halsbinde umgebunden und dabei ſich nicht hatte enthalten können ihn zu umarmen und zu küſſen. Er rief aus: Ach — ach! wie iſts ſo eng in dieſem Sarge — wie drücken die widerwärtigen Bänder!

Bänder? Ambroſius! — Es ſind meine Arme.

Ah — ah! wie beklemmend preßt ſich dieſes Gerichtsſiegel auf meinen Mund.

Gerichtsſiegel, Ambroſius? Es iſt ja mein Kuß. — Das iſt eine ſchöne Ehe, murmelte Sophie für ſich, wo der Mann immer glaubt im Grabe zu liegen, und bei dem geringſten Verſuch den die Frau macht ihn zärtlich zu umfangen, laut aufſchreit und klagt daß man ihn erdroßle.

Als die Lichter angezündet waren in dem glücklichen Tanzhauſe, als der Tanz eben beginnen ſollte und Adelgunde ſich in ihr ehemaliges jungfräuliches Dachſtübchen geflüchtet hatte, um den ewigen Fragen: „Wo iſt die junge Mutter“ erröthend zu ent

Hermann führte ſeine junge Frau herein. Anna folgte.

Philippine flog auf ihren Vater zu, und umarmte ihn herzlich. Hermann begrüßte gerührt ſeine Eltern. Anna wurde von ihrem Vater mit Freudenthränen an die Bruſt geſchloſſen.

Als dieſe heftigen Regungen, an denen die Freude, wie die Überraſchung gleichen Theil hatten, ein wenig ſich gelegt, trat der alte Freiherr vor ſeinen Schwiegerſohn und fragte:

Wo iſt Eliſabeth?

Sie iſt glücklich — ſie iſt gerettet! entgegnete der Gefragte. Er zog einen Brief hervor, und überreichte dieſen dem Baron. Der Brief enthielt die wenigen Zeilen:

Mein theurer Vater.

Ihnen, der Sie für mich gebetet, gewacht und geſorgt, Ihnen meinen innigſten Dank. Die Waiſe kann nicht ſo vergelten wie ſie wünſcht. Ich habe dem Glanz und Schimmer der Kronen und Purnur in Einſamkeit und Zurückgezogenheit liegt das wahre Glück. Wer den Sturm hat brauſen hören, der um die Höhen der Macht und des Glanzes wüthet, der weiß die Sabbathſtille, in der die Herzen blühen und reifen, erſt völlig zu würdigen. Forſchen Sie nicht, theurer Vater, wo ich ſei; ich habe meinem Gemahl das Verſprechen geben müſſen, vor Ablauf eines Jahres Niemandem, auch ſelbſt Ihnen nicht und den theuren Lieben in ihrem Hauſe, meine Wohnſtätte anzuzeigen. Seien Sie mit der Überzeugung befriedigt daß Ihre Tochter glücklich iſt. Gott gebe Ihnen Frieden, wie er ihn mir gegeben.

Eliſabeth.

Der Freiherr faltete nachdenklich das Blatt zuſammen. Wird ſie ſtets ſo denken? flüſterte er vor ſich hin. Doch ſie mag einſt wählen und erſtreben was ſie will, mein Segen folgt dem lieben, ſeltſamen Kinde, das wie eine ſchöne Wunderblume, die wir im Traume neben uns erblühen ſahen, im Garten meines Hauſes geſtanden und geblüht hat, Von den vier andern caſſirten Offizieren des Regiments Septimanie iſt nur noch Einiges zu melden. Die beiden Brüder Contades erlangten es in der That, daß die Marquiſe de Cubières, ihre Tante, ſie wieder in Gnaden bei ſich aufnahm und ſie einmal an jedem Monat in dem Salon der alten Dame die Großſprechereien und Prahlereien von ihren Thaten und Schickſalen in der Fremde verbringen durften. Truchards Vater ſtarb, ohne ſeinem Sohn den Titel und die Würden, auf die Jener hoffte, zu hinterlaſſen; dieſe beiſpielloſe Rückſichtsloſigkeit von einem ſonſt ſo zärtlichen Vater begangen, bewog den petit prince in Petersburg zu bleiben und dort Theaterunternehmer zu werden. Sein Etabliſſement gründete ſich feſt und ſicher, er warb Sulpice Paulinet zu der Rolle der geckenhaften alten Väter an, doch der Abbé blieb nur ſo lange auf den Brettern bis der ehemalige Tambour, Herr Blümchen durch eine Kabale geſtürzt wurde, bevor er das Ziel ſeines Vorgängers, die

Gemach wieder wohnlich einrichten, in welchem er damals mit den Freunden die wunderſame Nacht voll Abenteuer durchlebt. Ein großes Gemälde an der Wand ſtellte in Lebensgröße das Portrait der „gelben Gräfin“ dar, in ihrem Brillantſchmuck und in der prachtvollen goldgelben Brokat-Robe. Noch lange ſprach man weit in der Umgegend von dem Schickſal des armen Schwarzwälder Dorfmädchens, und die Benennung „die gelbe Gräfin“ ward eben ſo gebräuchlich als Titel einer Wundergeſchichte, die die Großmutter am Kamin erzählt, wie es in andern Gegenden „die weiße Frau“ iſt.

Mortoun blieb am Hofe von Petersburg, und theilte die Gunſt der Brüder Orloff, ſo lange dieſe ſie ſelbſt beſaßen. Eine ſichtbare, nachweisbare Nemeſis erreichte die Verbrecher nicht. Diejenigen Maler malen mit unwahren Farben die ſtets der Figur des im Lichte wandelnden Übelthäters den dunklen Schatten beigeben — ſie wandelt im Lichte fort — im ungetrübten Lichte bis wir ſie hinter den Schleiern

Ihre Anſtrengungen und Bemühungen kamen zu ſpät.

Die Hütte am Fuß der Alpen.

Die Bewohner des Thales konnten ſich ſeit langer Zeit keines ſo ſchönen Morgens entſinnen als er heute über dem See und dem Gebirge leuchtete. Die kleine, zierlich ausgebaute Hütte am Abhange gelegen, dicht am Ufer des Sees, ſchmückte ſich im goldenen Licht und ließ ihre weichen Gewebe von Epheu und Wein wie funkelnde Büſchel Edelſteine ſchimmern. Das Fenſter nach der ſüdlichen Ausbucht des Sees zu ſtand offen und man konnte einen jungen Mann am Schreibtiſche gewahren, abwechſelnd vertieft in die Lektüre eines Buches, und dann wieder einige Zeilen einem Manuſcripte beifügend. Als dieſe Beſchäftigung einige Zeit gedauert, legte er ſich zurück in den Seſſel und ſah in die Landſchaft hinaus, den Geiſt, den die Gedern Perioden ſeines Lebens zwar immer eine feſte Energie der Seele und einen unerſchütterlichen Muth, ſelten jedoch, oder nie jene Würde und jenen Ernſt ausgeprägt gezeigt hatten, die von dem geiſtigen Fortſchritt, dem moraliſchen Wachsthum zeigen, waren jetzt durch dieſe höhere Weihe belebt. Es war immer noch der ſchöne, wilde, kühne und ritterliche Jüngling, allein zugleich war etwas von der Weisheit, dem Nachdenken und der Geiſtesreife des vollendeten Mannes in dieſe Mienen gekommen. Camill Gombattes hatte dieſes Jahr — denn ſo viel Zeit iſt verfloſſen ſeitdem die Begebenheiten des vorigen Abſchnitts ſich zugetragen — wohl genützt. Er hatte es dem Glücke und den Segnungen der reinſten, glühendſten Liebe geweiht, aber zugleich an eine Zukunft gedacht, die er auf eine würdige Weiſe für ſich und für den Gegenſtand ſeiner Sorge und Zärtlichkeit zu geſtalten dachte.

Die frühen Morgenſtunden waren gewichen; die Sonne, die Zacken des hohen Berggipfels überſteiglückbringende Zeichen an ſein Ohr, er öffnete die Thüre, und mit einem Körbchen Früchte in der Hand, im Gewand einer Bäuerin, mit Röthe auf den Wangen, und dem Lächeln des Glückes auf der Lippe, ſtand Eliſabeth vor dem theuren Manne. Er betrachtete ſie entzückt, und ebenſo liebeglühend wie in den erſten Tagen ihrer Vereinigung, zog er ihre Hand an die Lippen, bedeckte ſie mit Küſſen und legte dann den Arm um den ſchlanken Leib, die ſüße Geſtalt an ſich ziehend und mit dem Auge voll Lieb und Treue in das ihre ſchauend.

Komm, laß uns unſern gewohnten Morgenſpaziergang am See machen, ſagte er zu ihr, und ſie hing ſich an ſeinen Arm, und leicht und fliehend wie zwei glückliche, frohe Kinder eilten beide den Abhang nieder und hielten den Wettlauf erſt an, als ſie ſich in der Nähe der Bank am See befanden. Hier nahm Eliſabeth Platz, erſchöpft Camill abwehrend, der ſie ſcherzend weiter in die ſonnenhelle friſche, herrliche Welt mit ſich fortziehen über. Er ſah ſie übergoſſen von dem roſigen Licht, den der Wiederſchein im See über die Gegenſtände am Ufer hinwarf. Er faßte ihre Hand, ſah beſeligt und mit einem verklärten Lächeln zu ihr auf, und rief dann: Eliſabeth verdienen wir — verdiene ich ſo glücklich zu ſein? —

Sie ſchwieg. Ihr geſenktes Auge füllte ſich mit Thränen. Die Jahre des Kummers, des herben Leids gingen an ihrer Seele vorüber, und ſie ſagte ſanft: Wir haben auch die ſtrafende Hand gefühlt — die Stunde der Prüfung hat uns nicht völlig werthlos gefunden! —

Dich hat ſie gefunden wie der Himmel es gewollt — mich hat ſie nicht ſo gefunden. O ich habe ein verlorenes Leben gelebt — allein es iſt noch Zeit daß ich mich aufraffe und erſtarke.

Was bewegt deine Seele ſo heftig ſeit einigen Tagen? fragte ſie.

Ich will es dir nur geſtehen, meine theure Freundin — entgegnete der Gefragte, indem eine plötzgegeben worden, hat die Schreckbilder dieſer Art, die mich ſonſt verfolgten, glücklich gebannt. Ich werde dich noch bitten dieſen Ort nicht zu verlaſſen, nichts an unſerer Verkleidung und an der Verhüllung, die wir hier angenommen, zu ändern; allein ich habe jene Vorſichtsmaaßregeln aufgegeben, die ich anfangs mich gezwungen glaubte zu nehmen. Ich glaube in der That die Welt hat uns vergeſſen, und Serjenas unheilbringende Prophezeiung wird unerfüllt bleiben.

Sie ward durch den Drang des Augenblicks und durch die Beſorgniß ihres bekümmerten Herzens hervorgerufen, bemerkte Eliſabeth.

Es iſt alſo nicht dieſe Furcht mehr, ſetzte der junge Mann ſeine Rede fort, die mich martert. O Eliſabeth, wirſt du mich auch zu tröſten wiſſen bei dem Kummer, den ich nunmehr fühle, und der dir zu offenbaren mich einige Überwindung koſtet?

Eliſabeth blickte ihn forſchend an.

Sei nicht bange daß es das Geſtändniß einer unwürdigen Schwachheit iſt, wie ich ſie dir manches-

Hab ich ihn wach gerufen? fragte Eliſabeth verwundert. Hab ich nicht vielmehr die beſchwichtigende Hand auf dein zu unruhiges Herz gelegt, wenn es begann ſeine Wünſche über die Schranken dieſer Welt, die jetzt die unſre geworden, zu tragen.

Es waren deine Worte — dein Geiſt dachte anders.

Wie, Camill! Welch ein Vorwurf!

Kein Vorwurf. Laß dich etwas in meine Vergangenheit zurückführen. Du weißt, ich entſtamme einem edlen Geſchlechte: es hat dem Vaterlande und den Fürſten wichtige Dienſte geleiſtet. Ich wuchs auf, genährt von den Gebilden des Ruhms und der edlen Thatkraft, die meine Vorfahren ihren Enkeln zur Nacheiferung hinterlaſſen. Unglücklicher Weiſe war, als ich nun ſelbſtthätig den Schauplatz der Welt zu betreten befähigt war, Frankreich in einen müſſigen und beſchimpfenden Zuſtand verſenkt. Die Kabale ſiegte, die Intrigue arbeitete am gaben, ihre eigne Ehre und die des Vaterlandes vergeſſend. Schilt mich nicht daß ich — der Einzelne — dem Unweſen nicht zu ſteuern vermochte. Bei dem Andenken meiner Väter, bei meiner eignen Ehre ſchwöre ich dir zu daß ich bitter die Schmach empfand, die über uns gekommen, daß ich zähneknirſchend, und manchesmal faſt vor Zorn und Scham erſtickend die Feſſeln mitſchleppte, die die andern lachend trugen, mit ihnen ſogar prunkend, als wären es Ehrenzeichen. So ließ ich mich denn auch verbannen, froh auf dieſe Weiſe den verunehrten Waffen und ihrem Dienſte zu entkommen. Was mich damals trieb in abenteuernder Weiſe die Welt zu durchziehen, ich kann und mag es nicht erklären. Es war, ſo dünkt mich jetzt — das Verlangen vor mir ſelbſt zu fliehen. Ich wähnte Glück, Ehre und Liebe auf ewig mir entſchwunden. O Eliſabeth, du weißt wie elend ich war: meine Nachforſchungen, dich wieder zu finden, waren alle umſonſt.

Auch ich — flüſterte Eliſabeth — hat oft Gott als du — meinen Bitten entgegen — den trügeriſchen Hoffnungen nacheilteſt, als ich dich in Gefahr und Sorge ſah —

Ich eilte dieſen Hoffnungen nach — ſchaltete Eliſabeth ein — weil ich glaubte der Schatten meiner Mutter forderte dieſes Opfer von mir.

Und ich wähnte, der Glanz, der Ruhm, die Macht locken dich! ſeufzte Camill. — In der That, ich wähnte dieſes, und ich war in Verzweiflung daß ich die Kühnheit gehabt dir, die die Stufe des Thrones heran zu eilen ſtrebte. ein beſcheidenes in Stille und Zurückgezogenheit begründetes Glück zu bieten.

Eliſabeth erhob ihr Auge mit einem ſanft drohenden Ausdruck —

Laß mich ausſprechen, Theure. Ich hielt dich nicht für eine jener ſtürmiſchen und wilden Seelen, die ihr Koſtbarſtes daran ſetzen, die Ruhe ihres Herzens, den Frieden ihres Gewiſſens, um ein glänzendes Ziel zu erreichen; allein ich glaubte in

Eliſabeth entgegnete mit einem Lächeln und einer Sanftmuth die etwas Bezauberndes hatte:

Ich geſtattete der Stimme der Liebe die Einmiſchung in mein Schickſal.

Ja, rief Camill, und wie ich dich ſo entſcheiden ſah, wurde ich, ſtatt kühn zu triumphiren, innerlich zaghaft und tief beſchämt. Du folgteſt mir in die Niedrigkeit, du verließeſt ohne den leiſeſten Seufzer auszuſtoßen die goldne Höhe, es wären mit Leichtigkeit noch tauſend Hoffnungen für dich in Blüthe zu bringen geweſen, allein du gabſt alles hin, und gingſt mit mir. Die Liebe hatte den Stolz überwunden — wie ſollte ich dir danken? Meine Seele verſenkte ſich in grübelnde Vorſtellungen, in peinvolle Betrachtungen. Endlich rief ich: es giebt kein andres Mittel ihr zu vergelten als würdig an ihrer Seite zu ſtehen. War ich aber würdig — ſo wie ich war? Eine verwüſtete Jugend, ein ſchlimmer Leichtſinn, ein leeres und verdüſtertes Gemüth — waren dies die würdigen Eigenſchaften für das ſein, und die Größe meiner Zukunftspläne erdrückte mich. Aber die Liebe macht ſtark. Ich begann die volle Arbeit des Lebens ganz von neuem. Ich erweckte Hoffnungen, Wünſche, Sorgen, wie ſie der Jüngling hegt auf der Schwelle ſeines Eintritts in die thätige Welt, von neuem in meiner Bruſt, ich riß gewaltſam den Überdruß und die Heuchelei heraus, die in einem Herzen, das noch nicht berechtigt war zu verzagen, ſich eingeniſtet hatten. Ich ſagte mir hundertmal am Tage vor, du haſt noch keine Täuſchung, nichts Bitteres erlebt, erſt wenn du jetzt kämpfeſt, erſt wenn du jetzt ſtrauchelſt und fällſt, erſt dann wirſt du über ein grauſames Geſchick klagen dürfen. So ausgerüſtet mit einem Muthe, den ich nicht mehr gehofft hatte in mir zu finden, betrat ich dieſe Einſamkeit. Ich wollte mein Werk beginnen und fördern, ohne daß du darum wüßteſt, deshalb brachte ich die Tage hin bei jenen ländlichen Beſchäftigungen, die wir uns erwählt, die ſpäten Abende und Nächte jedoch waren dem anhaltendſten Studium gewidmet. Ich habe die Wiſ-

Gebilde voll Kraft und Schönheit baute ich die Betrachtungen, die mich zu den Intereſſen und Forderungen unſrer modernen Welt zuführten. Ich nahm die Geſchichte meines Vaterlandes in den Kreis meiner Forſchungen auf, und mit einem liebevollen Eifer, mit dem Blicke des Patrioten, hing ich an den Schilderungen der verſchiedenen Epochen dieſes glücklichen, aber auch von mancher ſchweren Prüfung heimgeſuchten Landes. Ah — es war das Land meiner Geburt, das Land meiner Väter! Es hatten auf dieſem Boden die Edlen gekämpft und gelitten, denen ich gleich zu ſein ſtrebte. Welche erhabne Beweiſe von Muth und Thatkraft hatten dieſe großen Männer gegeben, wie kühn mußte die Seele ihren Flug nehmen, die danach ſtrebte Jenen gleich zu ſein. Ich geſtehe, nie hätte ich dieſen Muth gehabt, wenn nicht die Liebe mich begeiſtert, nie hätte ich die Ausdauer bewieſen, die mächtigen Schwierigkeiten die ſich einem ſo ſpät noch geänderten und mit ermattenden Kräften beginnenden Lebens-

Camills Blicke ſtrahlten ein himmliſches Feuer aus, als er dieſes ſprach. Eliſabeth bebte, denn der Druck ſeiner Hand, der fiebriſch und gewaltſam war, erſchütterte ihr Herz.

Was willſt du thun? fragte ſie ſtockend.

O — Ruhm erwerben! rief er. Ich will meinem Vaterlande dienen, ihm mit Glanz, mit hoher Auszeichnung dienen. Ich habe mich zu dieſer Laufbahn vorbereitet.

Darum ſo anſtrengende Nachtwachen? ſeufzte Eliſabeth. Nun begreife ich warum ich — mitten in dem Segen dieſer friedlichen Exiſtenz — dennoch deine Kräfte ſchwinden ſah, wie ich deine Wange gebleicht, deine Stirn von düſtern Schatten umſpielt fand. O dieſe Studien, wie zürne ich ihnen!

Du wirſt ſie ſegnen, wenn du ſehen wirſt wohin ſie mich führen! fiel Camill raſch ein. Frankreich iſt einer Criſis nahe. Ich habe mich über unſre Lage genau unterrichtet. Durch eine ſichre Quelle früher geherrſcht, muß ſich in das Dunkel zurückziehen, aus dem ſie hervorgezogen, die beſſern und beſten Kräfte werden ſiegen. Ich ſehe Frankreichs ſchöne Zukunft voraus, und ich fühle daß ich berufen bin bei dem Werdenden mit Hand an zu legen. Welch ein Himmel voll Seligkeit ſchließt dieſe Hoffnung in ſich.

Eliſabeth, durch den Schwung dieſer Vorſtellungen und Entwürfe mit fortgeriſſen, fühlte wie jede kleinliche Furcht jetzt ihren Buſen verließ, und ſie rief, in den ſchönen Enthuſiasmus des Geliebten mit einſtimmend: Ja, mein Geliebter! Du haſt mich nicht unrecht beurtheilt; ich fühle jene Flamme, die du anfangs als mich verzehrend angabſt, in meinem Herzen brennen, jene Flamme, in deren Glut große Thaten reifen: ich fühle ſie. Wenn die Welt dich wieder haben ſoll, ſo nehme ſie dich, aber nur um die Siegeskrone deiner Stirn aufzudrücken.

Camill ſah mit einem begeiſterten Blicke in die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12154/015

Eliſabeth — dieſe tauſend Zeugen unſers Glückes und unſers Friedens, wir werden ihnen Lebewohl ſagen müſſen. Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu:

O, und ich war ſo glücklich!

Wir werden es auch — dort in der bewegten Welt ſein — entgegnete Eliſabeth.

Das werden wir. Nur Muth gefaßt!

Und ſie gingen in holder Umarmung verſchlungen am Ufer des Sees dahin, der ihr Bild wiederſpiegelte. Es waren zwei edle Herzen, die ſich aus dem Kampf des Lebens gerettet hatten, und die jetzt beſſer gerüſtet, und durch die Zeit ſtiller Prüfung und Läuterung erſtarkt, von neuem in dieſen Kampf zu gehen ſich entſchloſſen.

Die Zukunft erfüllte nur theilweiſe dieſe Hoffnungen. Camill, dem thätigen Leben wiedergegeben, gelangte allerdings zu einer bedeutenden Stellung in ſeinem Vaterlande; allein die übermäßigen Anſtrengungen ſeines Ehrgeizes untergruben ſeine Kräfte, und ſtreckten ihn frühzeitig auf ein Siechlager, von dem er nicht wieder erſtand. Eliſabeths Seele war bei dieſem Verluſte tief gebeugt, ſie wünſchte zu ſterben, allein ihr Geſchick hatte ihr noch grauſame Prüfungen aufgeſpart. Man weiß daß Orloff ſein

Opfer nicht aus den Augen verlor, daß Serjena's Prophezeiungen wahr wurden, und die arme Eliſabeth eines ſchmachvollen Todes ſtarb. Sie endete ihr Leben in einem der Gefängniſſe Petersburgs.

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

P.o. germ. 1420 g

Tutu.

Jo germ. 1410 J

Tutu.

Phantaſtiſche Epiſoden und poetiſche Excurſionen

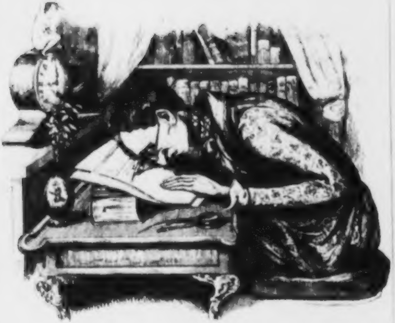
von

A. von Sternberg.

Mit Illuſtrationen von Sylvan.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Schreiben eines Romantikers

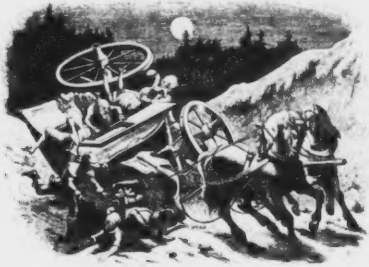
an den Freiherrn Berzelius

in Stockholm

Mein lieber Baron! Wie weit werden Sie es mit Ihrer verzweifelten und verteufelten Chemie noch treiben? Ich, meinerſeits muß Ihnen offen erklären, daß ich müde bin, Ihre weitern Erfolge in dieſem diaboliſchen Fache mit einem

Triumphgeſchrei zu begleiten, das ganz und gar nicht zu dem Elend paßt, welches Sie durch Ihre ſogenannten Entdeckungen uber die Welt gebracht haben. Ich bitte Sie, ſchauen Sie nur ein wenig um ſich. Bemerken Sie jene Trummerhaufen? Sie bezeichnen die Straße, die Sie gezogen ſind; erkennen Sie jene Kruppel, die Ihnen nachſchleichen? es ſind die einſt glucklichen Menſchen, die in einer Welt voll Tauſchung zufrieden lebten, und durchaus nicht begehrten aufgeklart und belehrt zu werden. Und vollends wir armen Dichter! Ach, mein Herr, welch eine Laſt von Verſundigung haben Sie auf ſich geladen, indem Sie uns, die wir fur das Publikum dichten und erfinden, allen Stoff aus dem wir unſre Figuren ſchaffen, geraubt haben. Wer glaubt nun noch an die Zauberſagen, an die Feen, Elfen und Kobolde, mit denen wir die Erde bevölkerten? Ein jeder Schulknabe weiß jetzt daß ein Irrlicht nichts anderes iſt, als ein Phosphor-Flämmchen; und doch ſind grade dieſe geheimen Schrecken der Natur die ſußeſten Reizmittel, die wir unter unſre Gerichte ſtreuen, welche wir Frauen und Kindern, und allen die dieſen gleichen, vorſetzen. Was fangen wir mit einer Welt an, die nicht durch Wunder, ſondern durch Chlorkalk und Saure regiert wird? Welch ein verwunſchtes Ding iſt Ihre Voltaiſche Säule! O ich wunſchte ich wäre Simſon, um dieſe Saule zu zerbrechen; aber Sie hatten in dem Fall noch eine Menge anderer Apparate, mit denen Sie manovrirten, und die arme Natur bis aufs Blut quälten. Ja, mein Herr, bis aufs Blut. Die arme Creatur, unter Ihren Deſtillirkolben gebracht, ſchwitzt Blut und die armen kleinen Geſchopfe, indem ſie Ihnen ihre Geheimniſſe gezwungen ausplaudern, ſind in Verzweiflung uber Sie und Ihre Dreiſtigkeit. Kann es Ihnen Freude machen auf dieſe Weiſe zu Ihren Reſultaten zu gelangen? wegen ein paar lumpichter Entdeckungen ſich die Seufzer der guten alten Mutter Erde aufs Gewiſſen zu laden? Aber ich ſpreche vergebens zu Ihrem Herzen; die Chemiker haben kein Herz. Nun denn, ſo fahren Sie fort Ihre gottloſen Prozeſſe zu führen, Prozeſſe, die Sie immer gewinnen. Ich meinerſeits hätte nicht übel Luſt Ihnen den Prozeß zu machen, und zwar keinen chemiſchen, und den würden Sie alſo auch nicht gewinnen.

Seitdem Sie ſich die uralte Phosphor-Krone des Pluto aufs Haupt geſetzt, und auf dem ſchwarzen Baſaltthron Platz genommen haben, ſind Sie auf eine Weiſe übermüthig, die kaum mehr zu ertragen iſt. Ich ſehe wie Sie an der Spitze des unabſehbaren Heeres der Chemiker daſtehen und ausrufen: Wir ſind es, die euch die Eiſenbahnen geſchenkt haben! — O eine traurige Erfindung! Eine Erfindung zum Erbarmen! Alſo darauf ſind Sie und Ihresgleichen ſtolz, daß Sie uns arme Reiſende auf graden Linien dahinſchleifen! Wiſſen Sie welch eine Welt von Poeſie durch Ihre vertrackten Maſchinen zerſtört worden iſt? Es iſt die Poeſie des Reiſens; eine erhabne, eine uranfängliche, eine patriarchaliſche Poeſie. Wer giebt uns die rauſchenden Wälder wieder, die ſtillen mondbeglänzten Kirchhöfe, die reizenden klaren Seen, die heimlichen Winkelchen in der Schöpfung, durch die, oder an welche vorüber früher unſer Reiſewagen lenkte? Wer giebt uns das heimliche Geflüſter der Quellen, den Duft der Blumen, die Friſche und Kühle der Gebüſche wieder, die unſre ermatteten Nerven einſogen, während unſer Wagen ſich langſam thalabwärts bewegte? Ach, wir haben ſtatt deſſen nichts als einen dampfenden Ofen vor uns und einen peſtilenzialiſchen Geſtank hinter uns, wir hören nichts als den gellenden Laut einer Spitzbubenpfeife und ſehen nichts als eine öde Fläche, auf die der Calcül ſeine kaufmänniſchen Zahlen ſchreibt! Und nun gar die Poeſie einer Landkutſche, wie



ſie unſre glücklichern Väter kannten! Dieſe Kutſche fiel um und leerte ihren Inhalt auf die Straße und in den Graben aus. Welche Gruppen! Welche Verwickelung! Welch herrlicher Roman-Knaul, den dann die geſchickte Hand des Dichters langſam und zu großer Freude des Publikums entwickelte. Alles iſt vorbei, und geſtehen Sie nur offen, es iſt nur vorbei weil Sie und Ihresgleichen ſich der

Welt bemächtigt haben. Es bleibt nur noch zu fragen was werden ſoll, wenn dieſe Erfolge bis zu einem gewiſſen Grade gediehen ſind. Wenn Sie unſre alte Erde, wie einen Küchentopf, rundum mit dem Drahtgitter Ihrer Eiſenbahnen umſponnen haben werden, ſchenken Sie ihr dann endlich Ruhe? Wenn überall, in allen bisher dunkeln Winkeln der Schöpfung Ihre Gaslichter brennen, werden Sie dann keine neue mehr anzünden? Wird die gequälte Materie dann in Ruhe kommen, und endlich einmal wieder Staub, Schimmel und Moos anſetzen? Nein, nein! Ich ſeh es kommen, wenn Sie nichts mehr zu analiſiren haben werden, ſo fallen Sie als moderne Kanibalen der Wiſſenſchaft über das Gehirn und das Herz Ihrer Nebenmenſchen her, um die Blutkügelchen des einen und die zitternden Faſern des andern zu Ihren Experimenten zu verwenden. Aber dann, mein Herr, nehmen Sie ſich in Acht! Wir Poeten werden in Maſſe gegen Sie aufſtehn; es wird ein Krieg entbrennen, wie ihn die Erde noch nicht geſchaut: ein Krieg der Poeten gegen die Chemiker, ein Krieg der Prieſter jeglicher Größe und Tugend gegen eine Rotte kleiner giftiger Zerſtörungsmänner.

Ich bin nicht rachſüchtig, ich will daher nicht näher anführen, daß einige Erfindungen der Chemie mich perſönlich beleidigt haben: ſo das Gaslicht. Früher brannte ich eine Oellampe in meinem Studirzimmer, die, wie das Herz einer Stiefmutter, nur grade ſo viel Licht mir gönnte, daß ich ſehn konnte wie ich nicht ganz im Dunkeln ſaß; jetzt brennt eine flackernde Flamme auf meinem Tiſche, die Tageshelle um ſich verbreitet, und alle Mängel meiner Tiſchdecke und meines Armſtuhls mir aufdeckt. Strebte ich früher über die Straße herüber meine Nachbarin zu beſuchen, ſo konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß die trübe Laterne an der Hausecke nichts dagegen haben würde, jetzt läßt in unſerm ganzen Straßenbezirk eine Gasflamme ihr Licht über Gerechte und Ungerechte leuchten; und der Himmel weiß wie viel mehr von der letztern Sorte als von der erſtern Nachts auf den Straßen ſich befinden. Ich bin daher ſchon ſeit Jahren unzufrieden mit meiner Studirſtube, und zerfallen mit meiner Nachbarin. Das Leben hat jeglichen Reiz für mich verloren, und dies Alles iſt unleugbar Ihre Schuld. Aber wie geſagt, ich bin nicht rachſüchtig und verzeihe gern was Sie gegen meine Perſon verbrochen haben, wenn nur das allgemeine Wohl durch Ihre Erfindungen gewonnen hätte. Sie rufen mir zu, daß Sie neuerdings durch Ihre Anhänger und Schüler das Daguerreotyp haben erfinden laſſen. Es iſt wahr, allein dieſe Erfindung iſt in meinen Augen eben ſo wenig werth als die der Eiſenbahnen. Sie haben den Lichtſtrahl, den freieſten Sohn des Himmels, ſo lange mit Ihrer chemiſchen Zuchtruthe geſchlagen, bis er das Zeichnen lernte. Aber wie zeichnet er! Was macht er aus den Augen, Ohren, Naſen und Händen unſrer Angehörigen und Lieben? Sie haben die Sonne zur Portraitmalerin gemacht! Ach, das war ein unglücklicher Einfall. Wie malt ſie jetzt? Man kann eine vortreffliche Sonne und dabei doch eine herzlich ſchlechte Portraitmalerin ſein. Um dieſe unglücklichen Reſultate Ihrer ſogenannten Erfindung kümmern Sie ſich aber weiter nicht.

Ich will Ihnen ſagen, mein theurer Baron, wie Sie Ihre zahlloſen Sünden wieder allenfalls gut machen können: produziren Sie

Gold! Sie erwidern, daß Sie das nicht können. Ja, ich glaub's Ihnen wohl.

Noch Eins: Vermehren Sie das menſchliche Geſchlecht auf chemiſchem Wege. Laſſen Sie eines ſchönen Morgens aus Ihrem Deſtillirkolben eine kleine allerliebſte Pariſerin ſteigen. Das verſtehn Sie aber auch nicht. Es iſt gut; Sie verſtehn eben nichts als uns Dichtern Verdruß und Langeweile zu bereiten.

Dafur, als ein beſcheidener Verſuch Gleiches mit Gleichem zu erwidern, empfangen Sie dieſe kleine Geſchichte, die ich kürzlich, ich weiß nicht in welchem alten vergeſſenen Manuſcriptenconvolut einer meiner Freunde auffand und Ihnen hiemit dedicire. Sie enthält noch, dem Himmel ſei Dank, zahlloſe Wunder und Unwahrſcheinlichkeiten, und ſtrotzt von Thatſachen, die einem Manne wie Sie, der Alles erklären will, einigen Verdruß zu machen, geeignet ſind.

Mein Herr Baron ich bin

Ihr ganz gehorſamer Diener.

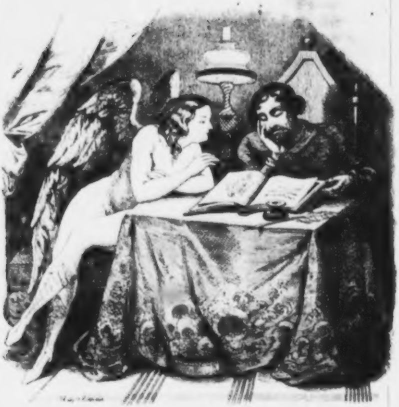
Tutu.

Erstes Capitel.

Die Wanderungen eines Engels. Der Leſer macht die Bekanntſchaft eines Studenten, der von ſehr erlauchter Familie abſtammt.

Don Zerburo, Student der Theologie, ein junger Mann von angenehmen Sitten, der aber die Welt wenig kannte und deßhalb etwas ſcheu und zur Einſamkeit geneigt war, beſchäftigte ſich eines Tages in der Abgeſchloſſenheit ſeiner Studirſtube mit der ſogenannten geheimen Wiſſenſchaft, mit der Kabbala und den myſtiſchen Traktaten der alten Gnoſtiker und Theoſophen. Er ſaß noch ſpät nach Mitternacht bei der Studirlampe und hielt vor ſich aufgeſchlagen des Theophraſtus Paracelſus Lehre von den Dämonen und Engeln. Mit dieſem alten Autor verglich er die Schriften eines neuern, der uber dieſen ſelben Gegenſtand ſich verbreitete, des Magier Swedenborg und indem er ſich gründlich in dieſe myſteriöſe Materie vertieft hatte, kam er dahin eine kleine Formel aufzufinden, die unter andern gleichgultigen Sätzen ſo kunſtlich verſteckt war, daß nur ein ſehr geubtes Auge ſie entdecken, und ein ſchon geweihter Sinn ſie in Anwendung bringen konnte. Dieſe Formel enthielt einen Anruf an einen Bewohner höherer Welten; es wer nicht recht deutlich ob dies ein Damon oder ein Engel war. Nachgrubelnd uber dieſe geheimnißvolle Phraſe ſprach Don Zerburo mehrmals die Formel leiſe vor ſich hin, und er war eben im Begriff ſie als einen glucklichen Fund aufs Papier zu bringen, als er einen leichten warmen Athem uber ſeine Schulter wehen fühlte. Wie verwundert war er, ein Weſen das Licht verbreitete und deſſen Schönheit einen Burger anderer Welten verkundete, dicht neben ſich ſitzen zu ſehen. Dieſes ſchöne Geſchöpf — ob Weib oder Mann war ungewiß — lächelte ihn an und ſagte mit einem bezaubernden Wohlklang der Stimme, indem es auf die Abbildung im Buche wies: welch ein unähnliches Portrait! Das ſoll ich ſein, mein Freund! Findeſt du wohl die kleinſte Spur, das dies Weſen mir gleicht?

Nicht die mindeſte! rief der junge Student laut; nicht die mindeſte. Er erſchrak als er dieſe Worte geſprochen, denn er hatte ſich tollkuhn und ohne lange zu unterſuchen in das Geiſterreich hineingeſturzt. Eine halbe Minute war vergangen und ſeit dieſer kurzen Spanne Zeit war der Himmel, die Erde, er ſelbſt etwas anderes geworden, die Welt hatte ihre Geſtalt verändert — ein Engel ſprach mit ihm und er — welch eine maaßloſe Kuhnheit — hatte dem Engel geantwortet. Alles dies war ſo ſchnell geſchehn und ſchien ſo naturlich und folgerecht ſich ereignet zu haben, als wäre es das alltäglichſte Ereigniß. Der junge Student wurde jetzt befangen und blöde,



aber er unterließ es nicht ſeine Blicke, wenn auch verſtohlen, auf die Schultern und den ſchönen Hals ſeines nächtlichen Gefährten zu richten; dieſe waren von einer Weiße und Zartheit, wie die Blätter einer Lilie, die der erſte Morgenſtrahl röthet.

Du haſt mich gerufen. Was iſt dein Begehr?

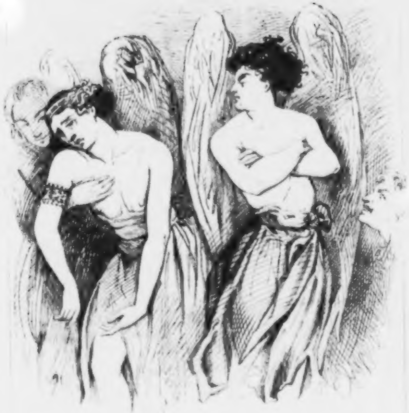
Ich dich rufen? Nimmermehr hätte ich dieſe Kühnheit gehabt, wenn ich gewußt, daß ich einen Geiſt der erſten Ordnung von ſeinem himmliſchen Aufenthalt durch meine vorwitzigen Worte herabbemühte.

Der erſten Ordnung? Das bin ich nicht. Da wir alle ſammt und ſonders aufrichtige Geſchöpfe ſind und die Lüge nur auf eurer Erde wohnt, ſo will ich dir ſagen, was du an mir für eine Bekanntſchaft machſt. Höre mir aufmerkſam zu.

Der junge Student machte ſeinen Folianten zu, lehnte ſich auf ſeinen Stuhl zurück, kreuzte die Arme auf der Bruſt übereinander und indem er die Augen halbgeſchloſſen mit einem zärtlichen Blick auf ſeinem Gaſte ruhen ließ, hing er mit ganzer Seele an den Worten deſſelben.

Es iſt noch nicht lange, hob der lichtvolle Himmelsbürger an, daß wir euch und eure Erde kennen, die kurze Spanne Zeit von ſechstauſend Jahren etwa. Ich entſinne mich noch ganz gut der Vertreibung eurer erſten Eltern. Ich war damals Engel von der fünften Rangordnung und hatte noch keine purpurne Feder in meinem rechten Flügel, ſeitdem bin ich eine Stufe höher geſtiegen. Aber noch immer treib ich mich in den untern Regionen des Himmels herum. Ich könnte weiter ſein, ich könnte vielleicht gar ſchon als Engel der dritten Rangordnung die Fußſpitzen der Seraphim ſehn, wenn ſie hoch oben im Licht den Dienſt um die Erzengel verſehn — aber ich hab' ſo viele Unarten an mir. Ich bin neugierig. Das iſt ein garſtiger Fehler! Als der ſchöne Engel das ſagte kniff er ein Auge zu und machte höchſt anmuthig die Grimaſſe eines weinenden Kindes, gleich darauf herrſchte aber wieder Schönheit und Lächeln auf ſeiner Stirn. Als die kleine Perſon den verbotenen Apfel gegeſſen hatte und das große Unglück darüber ſeinen Anfang nahm, ſtand ich grade auf dem Abſatz einer compakten Morgen-Gewitterwolke, als ich unſern erhabnen Gabriel in entſetzlicher Eile, ſo daß ſeine Flügel wie Sturmwinde ſauſten, an mir vorüber eilen ſah. Was giebt es denn da wieder? rief ich erſtaunt bei mir ſelbſt. Iſt der alte Ring des Saturn's entzweigebrochen? Hat man auf dem Uranus das große Dreieck zertrümmert? Geht die Rieſenſonne Pleja mit ihrem Gefolge von ſieben Millionen Erden in ein falſches Himmelsgeleis über? Hat ſich in der Urtiefe des öſtlichen Himmels ein fremder Körper eingefunden, ein Weltenmonſtrum, ſieben zuſammengewachſene Sonnen, die ſich, eine die andere, mit Feuer begießen? — Was iſt's? Was giebt's?

Meine Fragen blieben ohne Antwort und ſo entſchloß ich mich — was ſtreng verpönt war — hinaufzuſchleichen und in der obern Verſammlung der Engel zu lauſchen. Da ſtanden ſie die ſchönen, trotzigen Geſtalten, die militäriſchen Engel, mit den flammenden Schwertern an den marmornen Hüften. So eben war die Execution vollführt worden. Der Engel, der deine erſten Eltern aus dem Garten hinausgewieſen, erzählte noch von den Thränen Heva's und dieſe Thränen wußte er ſo rührend zu ſchildern, daß ich mein Herz erbeben fühlte. Wie war es dir möglich? rief einer der Engel, ein ſo ſchönes Weib zu beleidigen? Ich meinerſeits hätte Heva vertrieben, denn ſo lautete der Befehl, aber ich wäre nicht im Stande geweſen eine ſchon namenlos Unglückliche durch meinen Hohn zu verletzen. — Du warſt es nicht im Stande geweſen? O ja ich glaub's, entgegnete der Geſcholtene. Dein Herz, das wiſſen wir, wird durch eitle Schönheit gerührt, das Unglück, die hülfloſe Schwäche entwaffnen dich — aber ſind dies Gefühle, die dem Vollſtrecker eines hohen Befehls ziemen? — Dieſen kurzen Zwiſt der Engel hatte der Engel der Sanftmuth mit angehört, er entfernte ſich ſogleich um höhern Orts den Vertheidiger Heva's zu denunciren. Der arme Ituriel empfing ſeine Strafe: er mußte Menſch ſein, Bewohner deſſelben Planeten, deſſen erſte Bewohnerin er in Schutz genommen. Aber du hätteſt den Blick ſehn ſollen, mit dem er den Engel der Sanftmuth niederſchmetterte, als er eben im Begriff in ſein Exil zu gehn, ſeinem Ankläger auf den Stufen des Himmelsſaales begegnete. Nie werde ich dieſen furchtbaren Stolz, dieſe grenzenloſe Verachtung vergeſſen, die aus dieſem einen Blick, wie tauſend zuſammengeballte Blitze auf den Ankläger niederbrannten. Lange Jahrtauſende ſpäter ſah ich Ituriel auf Erden wieder. Er trug die ſterbliche Hülle eines Mannes und war ein berühmter Dichter, deſſen Verſe die Welt anſtaunte und bewunderte, obgleich derſelbe Trotz und Hohn, derſelbe Enthuſiasmus für die Schönheit, dieſelbe ſtolze Anmaßung gegen die Befehle von Oben, dieſelbe wilde Kühnheit im Schutze der von Gott und der



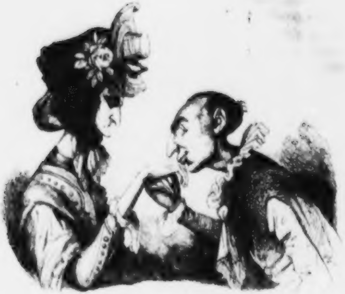
Welt Gerichteten in ihm loderte. Sein Erdenname war Lord Byron. —

Ich komme vom Streit der Engel auf meine eignen unbedeutenden Schickſale zurück. Derſelbe Engel der Sanftmuth, der Ituriel geſtürzt, denuncirte auch mich als einen unbefugten Lauſcher. Meine Strafe war jedoch — weil ich mich ſogleich in Demuth fügte, und die Fußſpangen des Engels der Sanftmuth küßte — nicht hart.

Ich mußte auf einige Jahrtauſende in die ſchwarze Höhlung eines Sonnenfleckens mich verkriechen. Als ich wieder hervorkam war mein erſter Flug auf die Erde. An einem ſchönen Sommermorgen langte ich auf ihr an. Ich glaubte noch Heva auf ihr zu finden, aber die arme Kleine war längſt, längſt dahin. Sie hatte die Erde mit ihren Kindern und Kindeskindern bevölkert, und das Geſchlecht Adams war unzählbar, wie der Sand am Meere geworden.

Ehe ich meinen Ausflug auf die Erde unternahm, zog ich einen alten Reiſe-Engel zu Rath. Derſelbe war ein Pedant, aber er hatte ſo viel geſehn und hatte über alle Dinge ſo ſchätzbare Bemerkungen gemacht, daß ich doch nicht umhin konnte, ihn trotz ſeiner Altklugheit und ſeinem Wuſte gelehrter Citate, hochzuſchätzen. Wir ſchlugen in ſeiner Real-Encyklopädie, ein Werk das vollſtändig ſiebenzig Millionen Folianten enthält, welches aber in einen kleinen ſehr bequemen portativen Auszug von etwa einer Million Bänden gebracht werden, den Artikel „Erde“ nach, und fanden dort die magiſchen Vorſichtsmaßregeln verzeichnet, die den Geiſtern der höhern Ordnungen beim Beſuch dieſes Kügelchens, dieſes Miniatur-Sterns, vorgeſchrieben werden. Das Ur-Symbol der Erde, hieß es da, iſt die myſtiſche Floskel — das heißt die Zwei, die da ſtrebt Eins zu werden. Dieſes Symbol iſt durch die zwei Geſchlechter ausgedrückt, die da ſtreben durch Liebe eins zu werden. Die Signatur dieſes in Frieden ſich loſenden Streits iſt der Kuß. Ein hoherer Geiſt alſo, der nicht der Erde verfallen will, huthe ſich vor dem Kuß, denn augenblicklich wird er, ſo wie er kußt, das Geſchlecht deſſen annehmen, den er kußt und dann in irdiſchem Kleide eine Gefangenſchaft von drei Menſchenaltern auf der Erde zubringen muſſen. Du kannſt dir denken wie dieſe Formel mich entſetzte und wie ich mir bei meinem Beſuche auf der Erde vornahm, nie und unter keiner Bedingung jenes zartliche Symbol, das von ſo arger Gefährlichkeit für uns war, weder ſelbſt auszuuben noch von irgend Jemand zu empfangen. Dem Himmel ſei Dank, bis jetzt — hab' ich mit kluger Vorſicht alle Klippen umſchifft, und ich bin doch ſchon bereits funf Mal auf der Erde geweſen; zwei Mal aus eignem Antriebe und drei Mal durch Magier gerufen. Wenn dir's genehm iſt, ſo erzähle ich dir etwas von dieſen Beſuchen; ſie fielen zu gänzlich verſchiedenen Zeiten und ich ſah ſchon manches Geſchlecht, das dem heute lebenden wenig glich. Aber ehe ich weiter plaudre, erzähle du nun wer du biſt. Ich habe nicht die Gabe der Allwiſſenheit und folglich weiß ich auch nicht mit wem ich's zu thun habe.

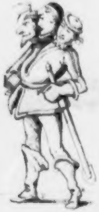
Ich gehorche gern deinem Befehle, erwiederte der junge Student; doch erlaube, daß ich wie es bei uns Edelleuten Sitte iſt, zuerſt von meinen Verfahren berichte.



Zweites Capitel.

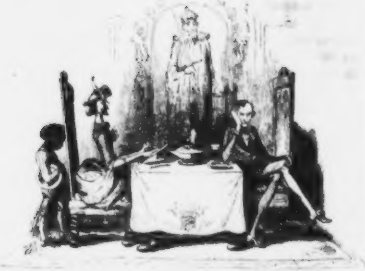
Ein Mittel ſich in Beſitz einer Erbſchaft zu ſetzen. Das Juwelenkäſtchen einer alten Jungfrau. Ein Schreiben des heiligen Dominikus.

Das reiche und mächtige Catalonien, von dem es heißt, daß wenn dem lieben Herrgott die Erzengel ausſterben, er nur einen catalonischen Edelmann zu nehmen braucht, um die vacante Stelle vollgenugend wieder beſetzt zu ſehn, beſaß kein edleres und mächtigeres Geſchlecht als das der Don Zerburo. Der Urſprung dieſes Namens iſt dunkel. Während einige Genealogen, die unfehlbar die Abſicht hatten der Familie zu ſchmeicheln, ihn direct vom Höllenhund Zerburus ableiteten, der, wie die ganze Mythologie ihre Namen und ihren Wohnort veränderte, ebenfalls in den Privatſtand uberging und ein Grande von Spanien wurde und zwar mit Beibehaltung ſeiner drei Köpfe, welche ihm in drei nach einander folgenden Revolutionen, immer einer zur Zeit, abgeſchlagen wurden. Ich ſehe in dieſer

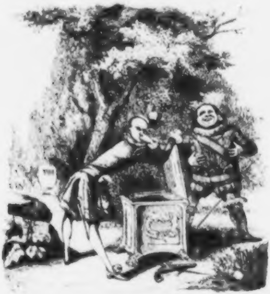


abenteuerlichen Sage eine paſſende Allegorie. Dieſer Don Zerburo mit den drei Kopfen ſtellte das Feudalſyſtem des Mittelalters vor und gab im Bilde den Staatskorper wieder, der drei ſich bekämpfende Kopfe auf einem Schulterpaar tragen mußte und dieſes politiſche Ungeheuer mußte nothwendig untergehn. Aber abgeſehn von dieſer ſchwärmeriſchen Ausgeburt der Phantaſie eines genealogiſchen Zeichendeuters ſind die älteſten Familienſchickſale unſres Stammes ſehr in Dunkel gehüllt. Unter Philipp dem Zweiten gelangte ein Don Zerburo zu der Wurde eines Großinquiſitors, doch er verlor ſie wieder als man unter den Papieren ſeiner Nichte ein Schreiben an die heilige

Jungfrau fand, wo dieſe eine petite bourgeoise de Nazareth titulirt wurde. Der Stolz meiner Ahnen hat unſerer Familie überhaupt großen Schaden gebracht. Selbſt als ſie ihre Reichthümer und Würden verloren, hörten ſie nicht auf, ſich für die erſten und einzigen Edelleute der Welt zu halten. Ich habe vor allen Dingen von Donna Alonza de Zerburo zu erzählen, einer Dame von untadelhaften Sitten, die unvermählt blieb, weil ſie keinen ihrer Bewerber für würdig genug hielt, um ihn mit ihrer Hand zu beglücken und ihm einen Platz in einem ſo berühmten Stammbaume anzuweiſen. Donna Alonza lebte auf ihrem Schloſſe allein und theilte von ihren Reichthümern Niemandem etwas mit, ſelbſt nicht ihrem einzigen Bruderſohne, meinem Urgroßvater, der Capitain in der Garde des Königs war, aber nicht einen Maravedi im Vermögen hatte. Er war vierzig Jahr alt und noch immer gezwungen ein abenteuerndes Leben zu führen. In Begleitung ſeines Dieners, einer Art von Sancho Panſa, ſah man ihn auf die benachbarten Ritterſitze hinziehen, wo er vom Spiel lebte, und die Jagden und die Schmauſereien ſeiner Genoſſen theilte, dafür zum Dank vor den Balkons alternder Damen die Zither ſpielte und mit ihnen den Fandango tanzte. Nach und nach, bei zunehmenden Jahren wurde ihm jedoch dieſe Liebedienerei äußerſt läſtig und er wünſchte ſehnlichſt entweder eine reiche Erbin zu erobern, oder recht bald den Tod ſeiner Tante zu erleben. Beides wurde ihm vom Schickſal nicht gewährt und der ehrliche Ritter zählte nahe an Fünfzig, ohne daß er wußte, wohin er ſein Haupt in ſichre Ruhe betten könne. Bei dieſen Umſtänden blieb ihm nichts übrig, als ſich bei der zu erobernden Feſtung in den Hinterhalt zu legen, um den günſtigen Moment nicht zu verfehlen, wo über dieſe unzerſtörbare Burg ein Vortheil zu erlangen war; das heißt, er gab ſeine ſpärliche Offiziersbeſoldung auf, legte den Rock des Königs ab, und brachte ſich gänzlich in Quartier bei ſeiner Tante, der er jetzt ſyſtematiſch und mit allen ihm noch zu Gebote ſtehenden, aus alter Zeit noch im Gedächtniß behaltenen Verführungs- und Eroberungskünſten den Hof zu machen beſchloß. Es war dies eine ſchwierige Arbeit. Donna Alonza war ein Diamant von äußerſter Härte und ſie trotzte jeder auch noch ſo ſcharfen Feile und jedem noch ſo unermüdlichen Polirſteine. Mein Urgroßvater verſchwendete vergebens die allerſüßeſten und devoteſten Handküſſe, die demuthvollſten und vom zärtlichſten Feuer glühenden ſchmerzensvollen Blicke. Er war alle Stunden des Tages um ſie, und Nachts, wenn die alte Jungfer ohne Schlaf in ihrem Kämmerlein weilte, ſtand er vor ihrer Thür und ſang eine jener zärtlichen und hochtrabenden Romanzen, an denen die ſpaniſche Poeſie ſo reich iſt. Er ließ aus dem nächſten Städtchen Maler kommen, die Donna Alonza's Bild malen mußten in verſchiedenen Größen und in den mannigfaltigſten Koſtümen. Dieſe Gemälde hing er in ſeinem Zimmer auf, zündete geweihte Kerzen vor ihnen an und ſchmückte ſie mit Blumenkränzen. Er ging noch weiter, er ließ eine ſchlechte Statue meißeln, die Donna Alonza als Flora zeigte, ſtellte ſie dicht an der alten Fontaine im Schloßgarten auf und ließ von den Landleuten, wenn ſie mit ihren Körben und Käſeladungen zu Markte zogen, Tänze vor dieſem Steinbilde aufführen. Er ſelbſt nahm die Feder zur Hand und dichtete Madrigale und Sonette, die er dann ſelbſt in Muſik ſetzte und ſelbſt auch abſang. Alle dieſe heldenmäßigen Anſtrengungen führten jedoch auch nicht das geringſte Reſultat herbei. Donna Alonza ließ ihren Neffen ſich in die convulſiviſchen Bemühungen um ihre Gunſt abquälen und öffnete für ihn auch nicht den kleinſten von ihren Geldſäcken. Manchmal ging dem edlen Ritter die Geduld aus, beſonders vermochte er es faſt nicht länger die ſchweigſamen, einförmigen Abend- und Mittagsmahlzeiten zu ertragen, wo nichts die Langeweile eines ſtundenlangen, ſteifen tête à tête's unterbrach. In ſolchen Momenten nagte Verzweiflung an ſeiner Seele und er fürchtete im Ernſt, daß ſeine jungfräuliche Tante ewig leben werde. Da er alle erlaubte Mittel fruchtlos erſchöpft hatte, fiel er in ſeinem kleinmüthigen und verzagenden Sinne endlich darauf, auch ein unerlaubtes anzuwenden. Donna Alonza machte alljährlich eine fromme Wallfahrtsreiſe zu St. Jago di Compoſtella. Es war dies das einzige Mal im Jahre, wo ſie ſich von ihrem alten Schloſſe entfernte. Ihre Schätze brachte ſie unterdeſſen, damit kein Raubanfall ſie bedrohen könne, im nahegelegenen Kloſter in Sicherheit. In dem vol-

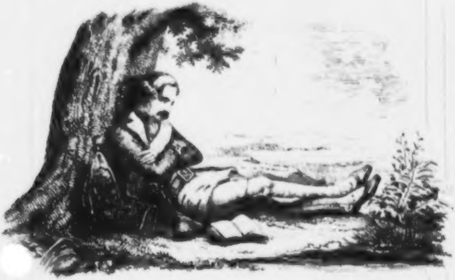


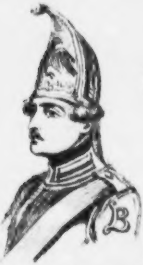
lig ausgeräumten Schloſſe ließ ſie Niemand als ihren Neffen zurück, den ſie nicht für würdig hielt die fromme Reiſe mit ihr zu unternehmen. Mein armer Urgroßvater empfand dieſe Kränkung eben nicht ſehr tief. Von Wallfahrten war er nie ein Freund geweſen und jede Unternehmung, die nicht luſtiges Leben, Spiel, Weiber oder Trinkgelage verhieß, konnte ſicher ſein, ihn nicht zum Theilnehmer zu haben. Er ließ daher ſeine Tante ruhig reiſen und ſuchte ſich unterdeſſen mit den hübſchen Bäuerinnen der nahen Dörfer für ſeine lange beſchwerliche Knechtſchaft ſchadlos zu halten. Nur weckte es ſeinen Groll, daß ihm Donna Alonza ſo karge Razionen während ihrer Abweſenheit zugemeſſen hatte; er kam daher auf den gottloſen Gedanken ſeine hartherzige Gönnerin in aller Form und zwar mit den Waffen in der Hand zu plündern. Er theilte dieſen Plan ſeinem treuen Diener mit, und beide verkleideten ſich an dem Tage der Abreiſe, um in einem vom Schloß ziemlich weit entfernten Gehölze dem Reiſewagen aufzulauern. Der Streich gelang, die beiden Strauchdiebe ſtürzten aus ihrem Hinterhalt hervor, als die ſchwerfällige Kutſche eben ſich dem Ausgange des Waldes näherte. Sie riſſen den Kutſcher vom Bock, prügelten ihn weidlich durch, erſchreckten Donna Alonza durch ein paar Piſtolenſchüſſe, die ſie dicht vor den Wagenfenſtern abſchoſſen und zogen ſich, als ſie Reiter und Wagen kommen hörten, mit einem großen Koffer, der allem Vermuthen nach die Schätze und koſtbaren Kleider der Dame enthielt, in ihren Schlupfwinkel zurück. Hier gingen ſie darüber zu Rathe, wie ſie ihren Fund in Sicherheit bringen ſollten. Der Kaſten war ziemlich leicht, und was noch mehr zu verwundern war, nur loſe verſchloſſen, dabei drang ein Duft, der nicht Veilchen- und nicht Roſenduft war, aus ſeinen Spalten hervor. Mein Urgroßvater, der anfing ungeduldig zu werden, überhörte die weiſen Rathſchläge ſeines Dieners, der darauf drang den Raub bis zum Anbruch der Nacht in die Erde zu verſcharren, und riß den Deckel der geheimnißvollen Kiſte mit Ungeſtüm auf. Wie verſteinerte



ihn der Schrecken als er gewahrte, wie viel Mühe er ſich gegeben, um ein gewiſſes ſehr bequemes Möbel, ohne welches Donna Alonza nie zu reiſen pflegte, ihr zu rauben. Er warf mit einem fürchterlichen Fluche den Deckel wieder zu und gab dem Juwelenkaſten ſeiner Tante einen ſolchen Stoß mit dem Fuße, daß er in das Dickicht flog und ſeine morſchen Fugen ſich krachend löſten. Zu dieſem Lärm geſellte ſich das ſchallende Gelächter Sancho's, der ſich den Bauch hielt und langſam den falſchen Bart und die ſchwarze Perücke ablöſte. Einſilbig und niedergeſchlagen kehrten die beiden Abenteurer wieder ins Schloß zurück. Dieſer Vorfall hat ſich in unſern Familienpapieren aufgezeichnet erhalten. Mein Urgroßvater, als er ſpäter, bei dem endlich erfolgten Tode der unbeugſamen alten Jungfrau, zu Geld, zu Anſehn und endlich auch zu einer Frau gelangte, hat ihn zum Andenken an die ſieben magern Jahre ſeiner Jugend, in die Familienpapiere einzeichnen laſſen. Er ſtarb nah an hundert Jahr alt, und erlebte noch das Erdbeben zu Liſſabon; bei welcher Gelegenheit ſich der erhabene und liebenswürdige Charakter ſeines Schutzheiligen, des heiligen Dominicus recht augenfällig zeigte. In der Nacht die jenem Schreckenstage vorausging, erwachte mein Urgroßvater und ſah auf ſeinem Schreibtiſche eine Feder ſich eifrig auf einem Bogen Papiere

bewegen, ohne daß eine Hand ſie fuhrte. Er ging heran um dieſe mirakulöſe Schrift zu ſehn und gewahrte daß es ein Aufruf war ſich zu retten, weil die Stadt untergehn werde. Die Feder, als ſie ihre Satze niedergeſchrieben hatte, machte ganz anſtandig ihr Punktum und dann, wie es bei Jemanden der eilig und im Drang der Umſtande ſchreibt, zu geſchehen pflegt, entſtand ein kleiner hingeſpritzter Klex. Beides, Schrift und Klex wird noch in unſrer Familie aufbewahrt.



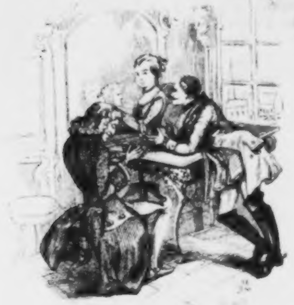


Drittes Capitel.

Der Leſer erfährt welch ein Unheil entſteht, wenn eine Putzmacherin und ein geiſtlicher Herr zuſammentreffen. Der coloſſale Amor und der Philoſoph als Freiwerber.

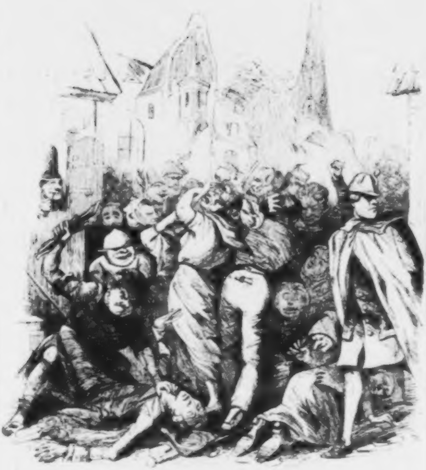
Bemerkenswerth ſind die Schickſale meines Großvaters, fuhr der junge Student in ſeiner Erzählung fort, nicht in ſo hohem Grade; es betheiligte ſich dabei kein Heiliger, vielleicht nur deshalb nicht, weil mein Großvater in ſeinem rechtgläubigen Vaterlande nicht verblieb, ſondern früh ſchon auswanderte, und zwar in die Lande eines ketzeriſchen Fürſten, wo er ſein Glück zu machen gedachte. Es iſt demüthigend für mich, dem Enkel, zu berichten, daß nicht der hohe Wuchs ſeines Stammbaums, ſondern ſein eigner ihm die Ehre verſchaffte, in die Dienſte ſeiner Majeſtät des Königs von Preußen zu treten. Die Werbeoffiziere, die ihn ſchon gleich an der Grenze bewillkommneten, führten ihn wie im Triumph nach Berlin, und mein Großvater rechtfertigte dieſen Stolz, denn er war der zweite nach dem Flügelmann in der Potsdamer Garde, und hieß der Grenadier Zerber. Sein ſpaniſch dunkelglühendes Auge und ſein ächt kaſtilianiſch lockiges, rabenſchwarzes Haar verſchwanden beide, das erſtere unter dem Schatten einer koloſſalen, thurmhohen, giebelförmigen Blechkaskette, das andere unter dem Mehlſtaub, mit dem der Regimentsfriſeur es einpuderte. Aber ſo ganz muß das Auge ſeinen exotiſchen Glanz doch nicht haben verſtecken laſſen, denn meine Großmutter entdeckte die beaux restes dieſes Feuers, und fand es noch wirkſam genug, um ſich daran zu verbrennen. Meine Großmutter war eine kleine muntre Franzöſin, die ebenfalls eingewandert war, und aus einer guten hugenottiſchen Familie ſtammend, in dem damaligen barbariſchen Berlin eine Putzhandlung etablirt hatte und es wagte mitten unter den kriegeriſchen Söhnen Teuts und den wilden Töchtern Thusnelda's Florhäubchen zu verkaufen und Pariſer Schleier feilzubieten. Der damalige franzöſiſche Geſandte war ihr gnädigſter Schutzherr und Patron, dies konnte jedoch nicht verhindern daß Mademoiſelle Zerberine öfters brutale Angriffe und Störungen in ihrem kleinen Florhäubchenhandel zu ertragen hatte. Deshalb ſah ſie ſich nach einem wirkſamern Beſchützer um, als es Seine Excellenz derzeit ſein konnte. Als ſie eines Tages mit ihren Pappſchachteln nach Potsdam fuhr, um der bürgerlichen Haushaltung Friedrich Wilhelm des Erſten einen kleinen Begriff von Pariſer Eleganz beizubringen, gelangte ſie zum Unglück im Palaſte an, als eben die Paſtoralchaiſe des frommen Francke in den Hof fuhr. Nie hatte das Schickſal ein fataleres Zuſammentreffen herbeigeführt. Der König, der aus dem Fenſter ſah, gewahrte zu gleicher Zeit den Prediger und die Putzmacherin und indigniert über dieſes heterogene Paar gab er Befehl, die letztere aus dem Schloßhof zu werfen. Die jungen Prinzeſſinnen, die hinter dem Vater ſtanden, blickten ſich achſelzuckend und ſchmerzvoll lächelnd an, aber ſie wagten keine Fürbitte. Mit Bedauern ſahen ſie die theuern Pappſchachteln, dieſe Pandorenbüchſen der weiblichen Eitelkeit, unter den Bäumen des Schloßhofs, aus deren Schatten ſie aufgetaucht waren, wieder verſchwinden, während der Paſtor ſiegreich die Treppe hinanſtieg und nicht einmal einen flüchtigen Blick auf ſeine geſchlagene Rivalin zurückſandte. Unter dem rohen Hofgeſinde angelangt, erfuhr meine arme Großmutter einige Beleidigungen, die ſie zwangen Hülfe zu ſuchen. Aus dem niedrigen Fenſter der Wachſtube ſtreckte ſich, als der Lärm am ſtärkſten war, langſam eine weiße Quaſte, dann der Giebel einer Grenadiermütze, endlich der darauf befindliche preußiſche Adler heraus, bis ganz zuletzt, als die thurmhohe Kopfbekleidung im Freien war, der Kopf ſelbſt, nebſt dem Geſicht zum Vorſchein kam und — hier war der große Moment, wo meine Großmutter zum erſten Mal meinen Großvater ſah. Der Grenadier Zerber gebot Ruhe und ſogleich ließ der Mückenſchwarm der Peiniger von der Bedrängten ab. Meine Großmutter dankte, aber der Grenadier ſchien auf keinen Dank gerechnet zu haben. Langſam verſchwand wieder der theure Kopf, indem zuerſt der nachtſchwarze Schnurrbart untertauchte, dann die Augen — und in dieſe ſah die unvorſichtige Putzmacherin zu ſcharf und zu lange — und das Uebrige folgte dann ganz langſam, ſo wie es gekommen war, und nur die wollne Quaſte ſpielte noch wie ein Häuflein zuſammengerollten Schnees eine kleine Weile auf der Steineinfaſſung des Wachtfenſters. Dieſes Zuſammentreffen hatte ſeine Folgen. Potsdam iſt nicht weit von Berlin, und wäre es auch hundert Mal weiter geweſen, meine Großmutter hätte den Weg dahin gefunden. Sie entdeckte auf einmal, daß ſie zwei Couſinen und einen lahmen Vetter in Potsdam hatte. Dieſe achtbaren Perſonagen, von denen der letztere ein ehrlicher Seifenſieder war, befanden ſich ſchon lange in der Stadt, aber die hochmüthige Zepherine, die Modiſtin von Paris, in deren Laden der franzöſiſche Geſandte vorſprach, die die Ehre hatte, von Seiner Excellenz nie bezahlt zu werden, hatte es unter ihrer Würde gefunden, die armen Verwandten zu beachten. Jetzt plötzlich erhielten die Couſinen Spitzenhäubchen, und dem Vetter wurde ſeine grüne Potsdamer Seife, eine teufliſche Compoſition, die nach Schwefel und Thymian roch, in großen Quantitäten von den eleganten Offizieren der Potsdamer Garde abgekauft. Der ehrliche Seifenſieder, der nie errieth, welchen möglichen Zuſammenhang die Schickſale einer Putzmacherin mit denen eines Offiziers der Garde haben könnten, dankte in der frommen Weiſe ſeiner Väter Gott für dieſe Gnade, und hielt ſie für eine Belohnung, die ſein treues Hugenottenthum verdient habe. Die Wohnung des Seifenſieders war der Kaſerne gegenüber, und es gab Augenblicke, wo Mademoiſelle Zepherine ſchwach genug war, wie eine kleine verliebte Närrin am Fenſter zu ſitzen, um auf das Erſcheinen eines hübſchen Augenpaares und ſtattlichen Bartes zu harren, die nie lange auf ſich warten ließen. Die Unterhandlungen, Dank ſei es den beiden Couſinen, gediehen bald zur Reife. Als meine Großmutter zum erſten Mal auch den Körper meines Großvaters ſah, denn bis jetzt hatte ſie wenig mehr als den Kopf geſehn, rief ſie, entſetzt über die ungeheure Größe des Grenadiers, aus: „Mein Himmel, gehört das Alles zu einem Manne?“ Er lag auf einer Bank im Wachtzimmer und ſchlief, als die Putzmacherin, geführt von den beiden Couſinen, ſich leiſe hereinſchlich. Ein Schirm ſollte den Schläfer verbergen, aber deſſen Haupt und Füße ragten auf beiden Seiten hervor.

Ehe indeſſen die kleine Pſyche ihren koloſſalen Amor heimführte, hatten beide noch Hinderniſſe zu beſiegen. Während der Liebeshandel noch im Gang war, ſtarb der König und das glänzende Geſtirn Friedrichs des Zweiten begann ſeinen ſtrahlenwerfenden Gang. Die Straßen des damaligen Berlin bevölkerten ſich mit vornehmen Franzoſen, die aus ihren parfumirten Taſchen Epigramme und Bonbons herausſchleuderten, die erſtern für die pedantiſchen deutſchen Gelehrten der Akademie, die letztern für die hübſchen franzöſiſchen Tänzerinnen der Oper. Im kleinen Hofſtübchen der Mademoiſelle Zepherine, in dieſem Stübchen, in dem zwei Sophas und ein Spiegel, ein unerhörter Luxus für die damaligen Zeiten, ſich befanden, verſammelten ſich die ſchönen Geiſter, die zur Miſſion erhalten hatten, im Lande der Sarmaten den Geiſt zu predigen und die Sitten flüſſiger zu machen.



Hier ſchlürfte d'Argens ſeine erſte Taſſe Kaffee am Ufer der trüben Spree, auf einem dieſer Sophas verſchlief La Mettrie die erſte Indigeſtion, die er ſich durch ein Trüffelcompot an der königlichen Tafel zugezogen. Hier ließ Voltaire zum erſten Male einen feinen franzöſiſchen Eisbiskuit auf ſeiner Lippe zerſchmelzen, indem er zugleich auf ſeinen Freund Maupertuis ein Epigramm machte, und hier ſetzte ſich der arme und ehrliche d'Alembert nieder, um, abgewendet von den lärmenden Gäſten, über die Briefe der Marquiſe von Tencin, ſeiner nichtswürdigen Mutter, zu weinen, die ihn verſtieß und dem Hungertode preisgab, als er unberühmt war, und die ihn jetzt mit tauſend Schmeicheleien aufſuchte, da er einen berühmten Namen ſich erworben

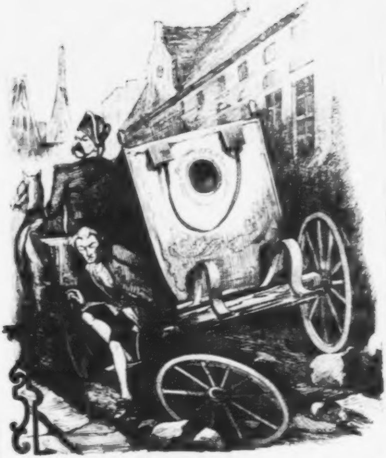
Von dieſem d'Alembert habe ich jetzt zu erzählen. Er war nur ungern an den Hof Friedrichs gekommen. Er konnte nicht wie Voltaire die Verſe des Königs in deſſen Angeſicht loben, um ſie hinter ſeinem Rücken zu tadeln, und zudem erſchreckte ihn der eiſerne Heldenſcepter. Er war gewohnt, nur ſanfte Gefühle in ſeinem edeln weichen Herzen zu hegen. Das Unglück hatte ihn leidend gemacht, und als das Glück ſich ſpäter herabließ, ihn aufzuſuchen, nahm er ſeine Gunſtbezeigungen mit der Miene des geprüften Mannes an, der da weiß, wie wenig das Lächeln der Gunſt die dürſtende Seele des Weiſen zu laben vermag. Das Anſehen, in welchem er beim Könige ſtand, hatte den Neid eines deutſchen Gelehrten, eines Magiſters Oecolompadius, eines eingebildeten und hochmüthigen Pedanten rege gemacht, der eine Schmähſchrift auf ihn verfertigte, die das edle Herz d'Alemberts beſonders heftig berührte, weil ſie jene trüben Verhältniſſe mit ſeiner Mutter der Welt aufdeckte. Der ehrenwerthe Magiſter übte die ſaubere Art Polemik aus, die immerdar, und ſelbſt von den Oecolompadiuſſen unſerer Zeit angewendet wird, den Gegner, den ſie auf dem Feld der Wiſſenſchaften nicht angreifen können oder mögen, mit den vergifteten Pfeilen einer klatſchhaften und verleumderiſchen Mediſance zu Boden zu werfen. Der Haß, den die Deutſchen gegen die franzöſiſchen Günſtlinge hegten, machte, daß das Pamphlet raſch herumkam und ſeine Wirkung äußerte. — D'Alembert ſchwieg. Einige Monate nach dem Erſcheinen des Pasquills gerieth der Magiſter Oecolompadius in bedauernswerthe Umſtände. Er und ſeine Familie in die drückendſte Armuth verſetzt, waren nahe daran, dem Elend und der Schande preisgegeben zu werden. Eine ziemlich bedeutende Summe war erforderlich, ſie zu retten. Die Freunde d'Alemberts erzählten ihm, in der Meinung, ihm die Gerechtigkeit des Schickſals darin ſehen zu laſſen, das Unglück ſeines Feindes, aber ſie hatten ihre Berechnung falſch geſtellt. D'Alembert dachte daran, wie er den Magiſter retten könne. Der edle Fremdling, der es verſchmäht hatte, in dem Lande, das ihn gaſtfreundlich aufgenommen, ſich zu bereichern, der, unähnlich ſeinen Landesgenoſſen, die Geſchenke des Königs hartnäckig zurückgewieſen hatte, befand ſich nicht im Beſitz der Summe, die hier nöthig war. Dennoch mußte in der Eile Rath geſchafft werden. Er hatte von einem Manne gehört, der das Gewerbe eines Barbiers trieb, unter dieſem Deckmantel aber auf Pfänder lieh und bedeutende Wuchergeſchäfte machte. Dieſer Barbier war eine originelle Perſon, wie ſie nur in dem damaligen Berlin exiſtiren konnte. Er bewohnte in einer entlegenen Straße ein kleines Häuschen. In der Nähe dieſes elenden, raſch aufgebauten und ſchon wieder in Trümmer fallenden Gebäudes ſah man oft vornehme Herren in Mäntel gehüllt, die ſich von einem Diener mit einer Fackel vorleuchten ließen, um nicht in eine der vielen Gruben der Straße zu fallen, oder mit den im Dunkel herumſchleichenden verdächtigen Geſtalten, die dieſes entlegene Viertel bewohnten, in allzunahe Berührung zu gerathen. Selbſt von Frauen wurde der Barbier beſucht, ſie kamen in ſchwarze Seidenmantillen gehüllt, mit Halblarven vor dem Geſicht und ſchlüpften in einen beſondern Eingang des verfallenen Häuschens. Oft hörte man um die Stunde der Mitternacht herum Degengeklirr und Hülferuf in dem benachbarten engen Gäßchen, aber nie öffnete ſich bei ſolchen Vorfällen die Thür des Barbierladens; der Eigenthümer miſchte ſich nicht in Händel, die ihn nichts angingen, erſt wenn ſehr vernehmlich an ſeine Hütte geklopft wurde, wenn die blutenden Köpfe und zerſchmetterten Glieder ihm verwieſen wurden, kam er, aber immer ſehr bedächtig, mit ſeinen Binden, Latwergen und Dekokten zu Hülfe. Meiſter Picton genoß dennoch den Ruf eines ſehr menſchenfreundlichen Mannes, weil das Geſindel doch öfters Hülfe bei ihm fand, und er hier und da einem armen Soldaten oder banquerotten Hauſirer unentgeltlich den ſtruppigen Bart abnahm; ſeine vornehmen Kunden aber nannten ihn nicht menſchenfreundlich, ſie belegten ihn vielmehr mit dem ganzen Regiſter ihrer Flüche und Schimpfworte, weil ſeine unverſchämten Wucherprocente die Kaſſe manches Kavaliers bis auf den Grund geleert hatten. In Wahrheit hatte Meiſter Picton eben ſo wenig Milde und Freundlichkeit gegen ſeine niedern Kunden geübt, aber er hatte die Allianz des Pöbels nöthig, um ſeine Hütte vor Angriffen ſicher zu ſtellen.



Eines Tages, als ſich in der Barbierſtube des Meiſters Picton grade Niemand anders gegenwärtig befand als mein Großvater, der ſich den Zopf einbinden und die Seitenlocken brennen ließ, ein Geſchäft, das Meiſter Picton zierlicher verrichtete als der alte halbblinde

Regimentsfriſeur — und mein Großvater war, ſeitdem er Mademoiſelle Zerberinens Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon gelenkt, ganz beſonders befliſſen, einen ſchönen Zopf und zwei recht ſtarr gepolſterte Löckchen an den Schläfen zur Schau zu tragen — wurde leiſe angeklopft und auf den Ruf herein, kam aus dem Dämmerlicht draußen ein feiner, nicht ganz junger Herr herein und grüßte den Barbier nachläſſig, aber nicht unhöflich. Der Eigenthümer des Ladens wußte, was er zu thun hatte, er ging auf den Eintretenden zu und fragte: Monſieur ſuchen franzöſiſche Pomade? — Ja, du Schurke, ſagte der Gaſt in gebrochenem Deutſch, ich will dir von deiner verfluchten Pomade etwas abnehmen. Fürs Erſte ſieh nach, ob ich mir nicht den Arm gebrochen habe. Mein Wagen zerbrach in dieſen Satansgaſſen, und wie ich mich aus der Kutſche retten will, fall' ich gegen den Prellſtein der Mauer! — Ach, Monſieur ſind friſch und geſund wie ein Gott! rief der Barbier, der den Arm unterſucht hatte. — Nun, ſo komm und laß uns unſer Geſchäft abmachen.

Sie verloren ſich ins Seitenzimmer, deſſen kleiner grüner Thürvorhang ſorgfältig zugezogen wurde, ſo daß mein Großvater, der neugierig war, zu erfahren, was der vornehme Herr, den er öfters in der Umgebung des Königs geſehn, mit dem Gevatter Picton zu verhandeln haben könne, in ſeiner Hoffnung zu lauſchen getäuſcht ward. Nach einer Weile kam der Gaſt wieder heraus, er ſah verdrießlich und ſogar betrübt aus und machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Als das letzte Bändchen in den Zopf geknüpft war, verließ auch mein Großvater die Barbierſtube und ſah nicht weit vom Häuschen den vornehmen Herrn, der unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſollte, auf einem vorragenden Eckſteine ſtand, wie eine Krähe am Meeresufer. Mein Freund, rief er meinem Großvater entgegen, ich ſehe, du biſt Grenadier bei der Garde des Königs, ohne Zweifel weißt du in dieſer Gegend beſſer Beſcheid wie ich, du haſt gehört, daß mein Wagen zerbrochen iſt, willſt du wohl ſo gefällig ſein und mir als Führer dienen, bis ich in bekannte Gegenden, in die Nähe des königlichen Schloſſes komme? O, mit Vergnügen, mein Herr, entgegnete mein Großvater und beide gingen nun die enge kleine Gaſſe



entlang. Auf dieſe Weiſe machte mein Großvater die Bekanntſchaft d'Alemberts.

Während ſie beide zuſammengingen — und zwar einen ſehr weiten Weg, denn um die vornehmen, verwöhnten Füße des Franzoſen zu ſchonen, brachte ihn mein Großvater auf einem Umweg in beſſere

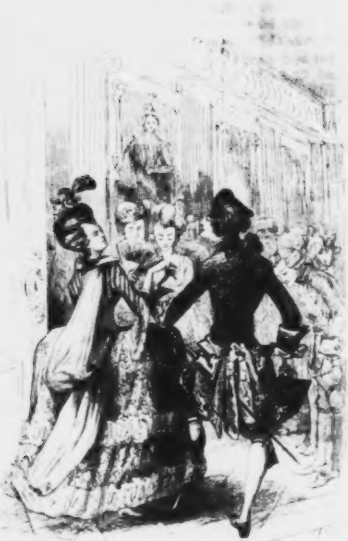
Straßen — erfuhr Einer vom Andern gerade ſo viel, daß Einer für den Andern ſich lebhaft intereſſirte. Der vornehme Herr bekam meines Großvaters Liebesgeſchichte zu hören und erzählte ſeinerſeits wieder, daß es ihm um eine Geldſumme zu thun ſei, die er nicht erhalten, und dies der Grund ſeines Beſuches bei dem Barbier geweſen. Mein Großvater fragte, wie hoch ſich dieſe Summe belaufe. Der Franzoſe nannte ſie und fügte lächelnd hinzu: Wollt ihr etwa mein Gläubiger werden, Grenadier? — Ein Soldat des Königs hat wenig zu verleihen und zu verſchenken, antwortete mein Großvater. Das Einzige, was er beſitzt, die Ehre, iſt ihm um keinen Preis feil. Allein ich habe gute Freunde, und wenn dieſe mir beiſpringen und es mir gelingen ſollte Monſeigneur einen Dienſt zu erweiſen — hier bückte ſich mein Großvater auf die ihm eigenthümliche graziöſe Weiſe — ſo wird Niemand glücklicher ſein als der arme Grenadier des Königs. Der Franzoſe reichte ihm die kleine magere Hand, die von Spitzenmanſchetten ganz eingehüllt war und beide ſchieden in der Nähe des Schloſſes von einander wie gute Freunde.

An dem Abend des nämlichen Tages hatte d'Alembert die Summe; mein Großvater hatte ſie von ſeiner kleinen Putzmacherin geliehen. Den Tag darauf war der Magiſter Decrompadius den Händen ſeiner Gläubiger entriſſen, die ſchon im Begriff ſtanden wie Raubvögel über ihre Beute herzufallen.

Nie erfuhr der Magiſter, von wem die Hülfe kam. Man muß geſtehn, dies iſt eine ganz hübſche Art, auf eine Schmähſchrift zu antworten.

Meinen Großvater erreichte aber nun das Mißgeſchick. Schon war der Tag beſtimmt, an dem ſeine Vermählung mit Mademoiſelle Zepherine ſtattfinden ſollte, als ein Befehl des jungen Königs publicirt wurde, in welchem es den Soldaten verboten wurde zu heirathen, weil man in nächſter Friſt dem Ausbruch des Kriegs entgegenſah. Die Grenadiere des Königs waren von dieſem Geſetz nicht ausgenommen. Welch ein Donnerſchlag auf das Haupt meines armen Großvaters! Mademoiſelle Zepherine vergoß Thränen, und Mademoiſelle Zepherine Thränen vergießen zu ſehen, war ein Anblick, den das ſteinerne Herz eines Tyrannen nicht würde ertragen haben. Mein Großvater ging zu ſeinem Chef und bat um deſſen Fürſprache, wobei er nicht undeutlich merken ließ, daß ſeine Braut Geld beſitze und gern bereit ſei, einiges davon wegzugeben. Der Offizier war arm, aber ein Ehrenmann, er gab ein trocknes Nein und wandte dem Bittſteller den Rücken. Nun hätte zwar mein Großvater um den Abſchied nachſuchen können, aber welcher Soldat, wenn er nur ein Fünkchen Ehre im Leibe hat, nimmt kurz vor dem Ausbruch eines Krieges den Abſchied?

Jedes andere, nur dieſes Mittel nicht, war mein Großvater im Stande anzuwenden. So ging er denn eines Abends in Betrübniß in der Nähe des königlichen Schloſſes, in dem ſogenannten Luſtgarten, der damals lange nicht ein ſo prachtvoll geſchmückter Platz war, wie jetzt, auf und ab. Es ward Nacht und die Fenſter des Schloſſes wurden erleuchtet. Zufällig blickte der einſame Wanderer hinauf, und als er die geputzten Geſtalten dort erſcheinen ſah, ging ihm der Gedanke an den vornehmen Franzoſen durch den Kopf, dem er damals den Dienſt geleiſtet. Das Geld hatte er längſt wieder, die Geſchichte war gleichſam vergeſſen; aber der Grenadier erinnerte ſich noch, daß der Herr Marquis ihm geſagt hatte, wenn er in den Fall käme, etwas von ihm zu wünſchen, ſo ſollte er ſich nur getroſt an ihn wenden. Dieſer Fall war noch nicht vorgekommen; jetzt aber war er da. Der Herr Marquis konnte helfen, wenn er wollte; er, der mit dem König immer zu Abend ſpeiſte, der mit ihm Bücher las und ſpazieren fuhr — ein ſo vornehmer Herr kann durch ein Wort, das er ſo im Geſpräche hinwirft, eine Sache abmachen, die noch viel ſchwierigerer Natur war, als die Heirathsangelegenheiten eines Grenadiers mit einer Putzmacherin. In wenigen Sprüngen war mein Großvater oben an der Treppe. Als Einer von der alten Garde, die der vorige König ſo ſehr begünſtigt, die er ſeinem Nachfolger gleichſam ans Herz gelegt hatte, genoß er einige Vortheile; dazu kam es, daß er einen der Thürſteher oben von Alters her kannte, und ſo gelang es ihm denn, als die Thüren des Thronſaales eben geöffnet wurden, als die Trompeter auf den Gallerien ihren Tuſch blieſen

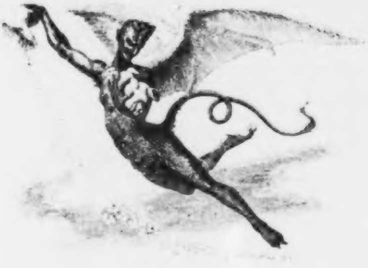


und Paarweiſe die Prinzen und Prinzeſſinnen in den Saal ſchritten, ſo feierlich und mit ſo vielem Anſtand, daß dem Grenadier das Herz im Leibe hüpfte, unter all dem goldſtarrenden Volk auch den Marquis zu gewahren, der in eine Fenſterniſche ſich zurückgezogen hatte und ſtill für ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, ſeine Bruſtbonbons naſchte. Denn der edle Philoſoph konnte das rauhe Klima von Berlin nicht gut vertragen und litt an einem bösartigen Huſten. Mein Großvater erkannte ſehr wohl, wie unpaſſend es war, hier ſeinem Manne die Bitte vorzutragen, allein morgen zog der Hof nach Sansſouci und d'Alembert nach Paris zurück. Zuvor hatte er die arme Zepherine eben weinend verlaſſen und gedachte ihr noch am heutigen Abend Troſt zu bringen. So wartete er denn in ſeinem Schlupfwinkel geduldig, bis das Feſt zu Ende ging und die Kutſchen vorfuhren. Einer der Erſten, die ſich entfernten, war der kranke Marquis; er wurde von meinem Großvater geſchickt aufgefangen. Auf einem Treppenabſatz erkannten und begrüßten ſich die Freunde. Es ſoll eine recht herzliche Begrüßung geweſen ſein. Die Folge eines langen Geſprächs war, daß Herr d'Alembert die Treppe, die er eben herabgekommen, wieder hinaufſtieg und mein Großvater noch eine peinliche, ewig lange halbe Stunde bei dem Sergeanten der Schloßwache warten mußte. Endlich wurde er an den Schlag eines Wagens hinangerufen. Der Herr Marquis ſaß darin: Mein Freund, rief das blaſſe freundliche Männchen, ich wollte nicht den König und dieſes Land verlaſſen, wo ich ſo ehrenvoll aufgenommen worden, ohne Grüße an meine Bekannten und Freunde in Berlin zu hinterlaſſen. Euch trag ich auf Madame Zerber von mir zu grüßen. — Madame Zerber! rief mein Großvater, indem er das goldene Meduſenhaupt, das das Thürſchloß des Wagens bildete, an ſein Herz drückte — Madame Zerber! Alſo doch. O Monſeigneur, ich danke Ihnen das Glück meines Lebens! —

Mein Großvater haſchte nach der kleinen, mit Spitzen umhüllten Hand, um ſie zu küſſen; aber ſie zog ſich zurück, der Wagenſchlag wurde zugeworfen und fort raſſelte der vergoldete Wagen über das Pflaſter des innern Hofs.

Die Freunde ſahen ſich nie wieder.

Zwei Tage darauf erhielt mein Großvater die königliche Erlaubniß und noch an dem nämlichen Abend führte er meine Großmutter heim.



Viertes Capitel.

Bemerkungen über die Atmosphäre unserer Erde. — Bilder aus einer Zauberlaterne.
Der wunderliche Name eines Engels.

Tutu, dies war der Name des himmliſchen Gaſtes Don Zerbero's, hatte anfangs mit Theilnahme der Erzählung ſeines Wirthes zugehört, dann aber begann er die Augen zu ſenken, die das dunkle Feuer eines Edelſteines mit der ſchimmernden Farbe einer Blume verbanden, und ſchien ermüdet und gelangweilt, ſo daß der Student, der noch einige Worte über ſeinen Vater hinzufügen wollte, ſchnell abbrach und verlegen ſchwieg.

Vergieb, ſagte der Engel, den die Stille im Zimmer aus ſeinen Träumereien weckte, deine Erzählung war nicht ohne Intereſſe, aber — die Atmoſphäre liegt ſchwer auf mir. In dieſer Luft, die ihr ſo ſorglos einathmet, ſchwimmen die Schmerzen und die Herzqual von tauſend armen geplagten Geſchöpfen um euch her. Ihr merkt es nicht, ich aber leide darunter, meine Organiſition iſt dieſen Einflüſſen, von denen ihr nichts fühlt, auf das Empfindlichſte bloßgeſtellt. O im Himmel war es ſo leicht athmen. Die Luft dort iſt aufgelöſte Muſik; man zieht ſie ein, wie man hier Wohllaut und Schönheit einſchlürft. Jeder Athemzug erfüllt mit Licht das Innere. Eure Luft iſt grau, wie zerfloſſenes Spinngeweb, ſie legt ſich wie Staub auf die Seele und die dünnen Sonnenſtrahlen winden ſich wie blaſſe Schlangen durch dieſes trübe Meer wimmelnder Staubatome.

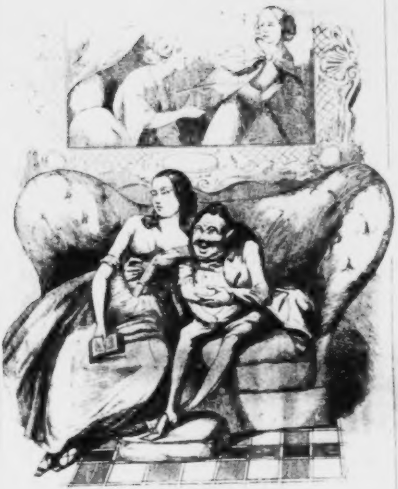
Was ſoll ich thun, um dein Leid zu enden? fragte der junge Mann beſorgt.

Laß mich, entgegnete Tutu, nur etwas länger im irdiſchen Körper verweilen, nachher giebt's ſich ſchon und ich akklimatiſire mich.

Fandeſt du die Erde voll Reichthum und Glück, als du herabſchwebteſt? fragte Don Zerbero.

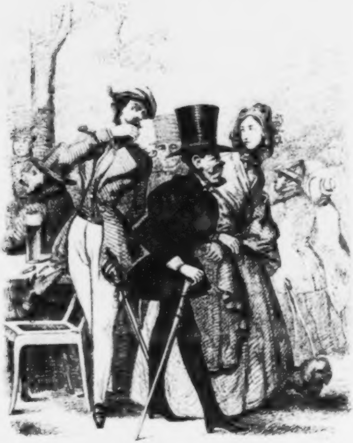
Der Engel legte mit tiefer Erſchütterung die Hände vor die Augen und rief: O ich ſehe noch die gräßliche Geſtalt vor mir, die mit mir zuſammen den Flug auf die Erde zu nahm. Er kam aus der Tiefe, ich aus der Höhe. Es war ein ſchwarzer Dämon, der hohnlachend aus zahlloſen Säcken, die er unterm Arme hielt, ganze Ströme von Goldmünzen über die Erde ſtreute. Er ſchrie in die Hölle hinab: Meine Säcke ſind leer — bringt neue, bringt neue! Und immer mehr des hölliſchen Metalls wurde ihm zugeführt, und er verſtreute es über die Erde. Wo die rothflimmernden Stücke hinfielen, erſtarb die junge Saat, welkte der Lorbeer und die Myrte, verſtummte der Hain und die Hütte des Landmanns ſank in Trümmer.

Trotz der Eile, zu der dein wiederholter Ruf mich zwang, konnte ich es doch nicht laſſen, dem Unglück, das dieſe flimmernden Goldmünzen angerichtet, hier und da nachzuſpüren. Die Verderbniß ging jedoch ſo ſchnell, daß ſelbſt mein ätheriſcher Blick ſie nicht verfolgen konnte. Die letzten Geldſtücke praſſelten auf das Dach einer Förſterwohnung nieder, tief in einem unabſehbaren Walde, — und aus dieſem Hauſe ſah ich wenige Augenblicke darauf ein junges Mädchen hervortreten, blühend wie der junge Tag und ſchlank wie die Pappel, die dicht vor der Hausthür ihr Haupt gen Himmel hob. Das Häuschen lag ſo tief im Tannendunkel verſteckt, als wohnten hier der Friede und die Unſchuld ſelbſt, fern, fern von aller Welt. Einzelne Sonnenblicke glitten durch die Waldſchatten und färbten mit flüchtigem röthlichen Schein den Giebel des Häuschens, den Tauben umflatterten. Die hellen Fenſterſcheiben umrankte Epheu und durch die halb offen gebliebene Thür ſah ich die wirthliche Flamme auf dem Heerde brennen. O wäre der Dämon an dieſem Hauſe vorübergezogen! Mein Blick ſah in die Zukunft dieſes Mädchens. Ich ſah ſie rein und ſchuldlos ihre Tage endigen, erſt ſpät im Kreiſe der Enkel, eine würdige, von allen geliebte und geehrte Matrone. Der von ihr Erwähl'te war der Geliebte ihrer Jugend, die kräftige Stütze ihrer reifen Jahre, der Troſt und das Labſal ihres Alters. An ſeinem Blicke hing noch der ihrige, als ſchon der Tod ihn brechen machte. O die Liebe iſt ein Geheimniß der Herzen; immer geheimnißvoller, immer wunderbarer, je tiefer ſie ſich in die menſchliche Bruſt eingräbt, je länger ſie darin ausdauert! Dies wäre das Schickſal des Mädchens geweſen, wenn der Dämon über die Hütte weggeeilt wäre, ohne ſeine verderblichen Saaten darüber auszuſtreuen; er ſtreute ſie aber auch hier aus und ſiehe da, der ſüße Friede, das Glück der Unſchuld floh. Ich ſah meine „Blume des Waldes“ in die Arme des Reichthums geſchleudert, der in der häßlichen Geſtalt eines widerlichen Gnomen, genußlechzend, ſein Opfer an ſich zog. Ein Bild, das mir Thränen der Erbitterung und der Wuth entlockte. Aber wie ſchnell hatte ſich die Arme an ihr Schickſal gewöhnt. O der Menſch iſt ein verächtliches Geſchöpf! Vergieb, daß ich dies ſo offen vor dir ausſpreche; aber wir Engel können nicht lügen. Es gehört das Erbarmen eines Gottes dazu, um ſich mit euch zu beſchäftigen, immer wieder euern Abfall zu ſehen, immer wieder euer ſchnelles Troſtſchöpfen, wenn man euch für ewig erniedrigt und entwürdigt glaubte. Ihr habt das Para-

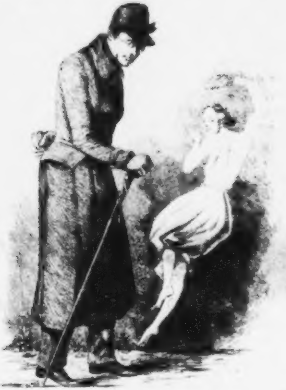


dies verloren und habt euch getroſtet, wie kann euch alſo fur alle eure kunftigen Verluſte der Troſt mangeln. Wir Engel vergeſſen nie, fur uns giebt es keinen Troſt! Sind wir einmal elend, ſo ſind wir es bodenlos und fur immer.

Ums Himmels willen! rief Don Zerburo mit Entſetzen; ſo ſegne ich meine umnachtete und beſchränkte Natur, daß ſie vergeſſen und Troſt finden kann.



Jenes Mädchen, fuhr Tutu fort, tröſtete ſich auch. Mein Blick ſah in die Zukunft, nur wenige Jahre waren vergangen und ich erblickte die ſchöne Frau wieder, in einem öffentlichen Garten, wo ſie am Arm ihres Mannes lächelnd dahinging und hinter dem Rücken des Betrogenen ihren Geliebten begrüßte. Welch ein ſchmeichelndes Spiel der Verſtellung, der Hinterliſt! Wer hätte es in dieſer wilden Taube des Waldes geſucht? Sie ſtarb, frühzeitig verblüht, als eine jener unglücklichen reichen Frauen, welche ein glänzendes Elend bis ans Ende führen und die einſam und verachtet untergehn.



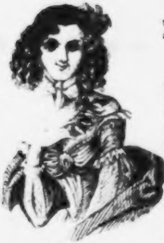
Um mich von dieſem Anblick zu erholen, eilte ich einem Manne nach, der gebückt und lächelnd dahinſchlich. Auch ihm war ein Theil aus der Fülle der Geldſäcke im Arm des Dämons zugefallen. Er war ein berühmter dramatiſcher Dichter. Die Muſe, die Geliebte und die Geſpielin ſeiner Jugend, verließ ihn, als ſein verknöchertes Herz nicht mehr der Begeiſterung und der Tugend zugänglich war. Er war reich geworden. Es kümmerte ihn wenig, daß die Muſe ihn verließ; dennoch fuhr er fort, ſeine Schöpfungen der Welt zu bieten. Wie kalt, wie froſtig waren dieſe Schöpfungen; wie ſchön, wie blühend waren ſie früher geweſen! Hätte der Dämon ſein Haupt nicht berührt — er wäre als ein ächter Prieſter der Muſe in der Blüthe ſeiner Wirkſamkeit geſtorben und hätte als Vermächtniß ſeinem Volke wenige, aber begeiſterte, ſchönheitdurchglühte Werke hinterlaſſen. Das ſchönſte Loos der Dichter, jung zu ſterben, wäre das ſeine geweſen. Jetzt ſtirbt er ſehr reich an Jahren, ſehr arm an Ruhm.

Ich wandte mich auch hier ab und mein Blick fiel auf eine arme Höckerin, die auf der Treppe eines Palaſtes ſaß. Sie lächelte aus ihren Lumpen mit einem ſo unheimlichen wahnſinnigen Ausdruck mich an, daß ich zurückbebte. Ich raffte einige der magiſchen Goldſtücke zuſammen, die von Neuem herabfielen, und ſtreute ſie in ihren Schoos. Ich hatte eine Glückliche gemacht. Einſt war dieſe Alte eine berühmte Schauſpielerin geweſen.

◆

Fünftes Capitel.

Leiden einer Tochter Thalias. Der Mann mit redlichen Abſichten und der Sohn des Volkes.



Welch ein beklagenswerthes Loos iſt das einer Schauſpielerin, die da alt wird und noch Liebhaberinnen ſpielt. O welch ein verwüſtetes Leben! Zahlloſe erlogene Liebeserklärungen hat ſie angehört und zu jeder hat ſie gelächelt und jede dankbar angenommen. Unter papiernen Roſen hat ſie geträumt und das erſte keuſche Erwachen der Liebe geheuchelt; Seufzer hat ſie emporgeſendet in den beſtaubten Theaterboden, und was alle andere Mädchen als das ſüßeſte Geheimniß tief im Buſen verbergen, damit eilte ſie an die Theaterlampen und ſchrie die Worte der Liebe, die man nur flüſtern darf, laut dem Publikum zu. Armes Herz! Die Virtuoſenhand der Dichter ſpielte auf dir wie auf einem Inſtrumente; du mußteſt kunſtgeübt Note auf Note anſchlagen, und wehe dir, wenn du einen unreinen oder gar falſchen Ton anklingen ließeſt. Welch eine grauſame Kunſt, die ſich das reine Herz eines Mädchens zum Material erwählt, das ſie zerſtückelt und auseinanderfaſert, um daraus ihre blendenden Gewebe zu fertigen! Himmel! welch eine grauſame Kunſt! Langſam bereitet ſie ſich ihr Opfer vor. Die ſüße Mädchenunſchuld, das Erröthen der erſten Neigung, der zarte Fruchthauch des Herzens, die zum erſtenmale erzitternde Fiber [illegible] alles, alles muß langſam angequält, mühſam erkünſtelt werden! Welch eine grauſame Kunſt! Und nachher fliegt dies arme Geſchöpf, das ihr um jede Tugend, um jede wahre Liebe, um jede ächte ungekünſtelte Empfindung gebracht, mit dem allezeit fertigen Theaterherzen auf der Bühne herum, eine lechzende Liebeskünſtlerin, eine verbrauchte Geliebte, ein Leihexemplar der Liebe, das von einer Hand in die andere gegangen iſt, das ein Arm dem andern zuſchleudert, ein Theater-Romeo dem andern! Hundert ungeübte Hiſtrionen, deren Athem von der Schenke duftete, deren Liebeszauber in irgend einer unreinen Küche zuſammengebraut worden, werfen ihre Arme um dich und taſten ſich an dir heran zu der Virtuoſität, die dann der Pöbel der Gallerie wiehernd beklatſcht! O, und jeder Romeo, jeder Fauſt, jeder Egmont iſt dir zuletzt recht; du biſt für Jeden Julia, Gretchen, Margaretha. Dein abgenutztes Herz hat nur ſeine Marionettenzuckungen, die ihm eingelernt ſind und die es täglich, wenn die Uhr ſieben geſchlagen, öffentlich abſpielt. Armes, armes Kind! Wie oft ſank der Vorhang und ſah dich bekränzt als glückliche Braut, beneidet und bewundert, im Lichtglanz und im Lächeln; aber kaum war die Scheidewand gefallen, welche die kleine Gruppe auf der Bühne von der großen Gruppe jenſeits derſelben trennte, ſo löſten ſich die Arme deines Bräutigams von deiner Taille;

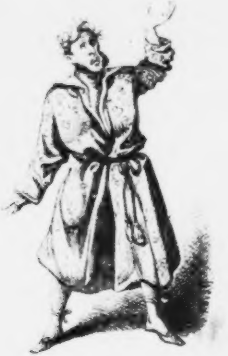
ſchläfrig und gähnend ſieht er ſich nach dem Diener um, der ihm den Mantel reicht, um nach Hauſe zu gehen. Deine Mutter, deine Schweſtern, die dich eben ſo heiß umſchloſſen hielten, dein alter Vater, der dich mit Thränen im Blick ſegnete, die edeln Freundinnen, die den Brautkranz über deinem Haupte hielten — Alle wenden ſich raſch von dir ab und eilen keuchend und ſchreiend über die Bühne. Du ſtehſt allein. Eine Dienerin hält dir die warmen Winterſchuhe hin, du ſchlüpfſt hinein und wenige Minuten darauf ſitzeſt du in deinem einſamen Stübchen und ſtarrſt in die kalte Winternacht hinaus. Welch ein armſeliger Hochzeitabend! Wie viel Lüge! Und morgen biſt du wieder Braut — und übermorgen wieder und dann wieder, und dieſen Brautabenden folgt nie eine glückliche Nacht, nie ein Morgen, wo du als junge Frau aufwachteſt — du biſt beſtimmt ewig jung zu ſein — ewig hoffend — Ach, eine jammervolle Jugend, eine erbärmliche Hoffnung!

Theile mir von dieſem armen Geſchöpf doch etwas Näheres mit, rief Don Zerbure. Vor deinem Blicke lag gewiß ihre Vergangenheit entſchleiert.

Gewiß, erwiederte Tutu, ich ſah ihre glänzenden Stunden, ihre ſonnenbeſchienenen Tage an mir vorübergleiten, und manches anziehende Bild entrollte ſich meinen Augen. Während die Alte noch freudeglühend die Summe überzählte, die ihr durch meine Vermittelung zu Theil geworden, ſah ich im Spiegel der Vergangenheit dies zitternde Haupt, von den Locken der Jugend umwallt und von den Roſen der Liebe geſchmückt.

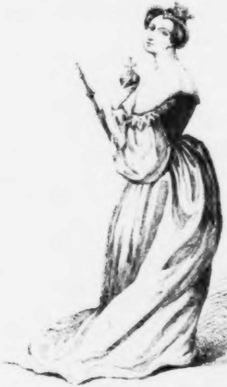
Zuerſt erblickte ich das ſchwächliche magere Kind, wie es bei einer geizigen alten Verwandten Magddienſte verrichtete. Der arme Student, der im erſten Stock des Hauſes Muſikſtunden giebt, wird zuerſt auf die helle, glockenreine Stimme aufmerkſam, die aus dem Dachſtübchen hervortönt. Er, ſelbſt arm und verlaſſen, nimmt ſich der Armen, Verlaſſenen an. Er begegnet der Kleinen auf der Treppe. Er nimmt ihr den ſchweren Holzkorb ab und trägt ihn hinauf; ein Ritterdienſt, den der künftige Meyerbeer der künftigen Mademoiſelle Rachel leiſtet. Den Sonntag darauf ſpricht er an dem Freitiſche, den er bei einem reichen Krämer ſeines Stadtviertels erhält, von ſeiner neuen Bekanntſchaft, und ein dicker Herr, der ſich beim Deſſert die Weſte aufknöpft, hört vornehm lächelnd zu. Dieſer dicke Herr iſt der Intendant der Oper? — o nein, es iſt nur der Barbier des Intendanten, durch ihn erfährt aber ſein Kunde das Daſein Eliſara's — dies iſt der Name unſers Theater-Findlings. Der Machthaber über die Couliſſenwelt ſendet einen ſeiner Werber aus und zum Glück für das Mädchen trifft ſeine Wahl auf einen jener ehrlichen alten ergrauten Theater-Invaliden, einen aus der alten Garde Melpomenens, der die gutmüthigen Polterer und die Helden zweiten Ranges geſpielt hat. Er beſitzt noch Feuer genug, um im Dienſte der Kunſt zu erglühen, aber zum Glück nicht mehr Feuer genug, um ſeine jungen Schülerinnen vom Pfade der Tugend abzuleiten.

Jetzt wird Eliſara das Programm der Kunſtleiſtungen der Bühne vorgelegt und ſie ſoll ſich entſcheiden. Sie ſieht einträchtig auf einer Tafel zuſammen dargeſtellt die hüpfenden Beine der Tänzerin, die tragiſche Maske der Schauſpielerin, das Notenblatt der Sängerin. Welch ein Feld des Ruhms, in ſo kleinem Rahmen zuſammengedrängt! Welche Seufzer, welch ein Enthuſiasmus! welch Entzücken, o welch eine Rührung, von dieſer einfachen ſymboliſchen Darſtellung ausgehend! Hier iſt das Glück Tauſender, der Stolz und der Ruhm ganzer Generationen! Dies iſt das Hoheprieſterſchild auf der Bruſt unſerer frivolen Zeit. Eliſara wählt das mittlere Symbol und ſogleich ſtellt ſich ihr alter Lehrer in Poſition und deklamirt ihr, mit einem alten Lorbeerkranz auf dem Kopfe, den Theſeus vor, wie er die Anklage Phädra's und den Verrath Hippolyt's erfährt. Ihr Götter! rächt einen Vater, der verrathen iſt! ruft er, und ſtaunend und voll Rührung betrachtet er ſeinen kleinen Zögling. Mein Kind, ſagt er zu ihr: du wirſt es nie bedauern, ſo gewählt zu haben, wie du zu meiner Freude gewählt haſt. Unſere Kunſt iſt die einzig wahre Kunſt, die andern ſind neben ihr nur verächtliche Künſte, troſtloſe Künſte. Die Beine einer Tänzerin laufen mit ihr ſchnurſtracks in die Hölle, die Kehle einer Sängerin vertrocknet bald, aber haſt du einmal vor dem Volke geredet mit den goldenen Worten der Dichter, ſo bleibt ewig etwas Königliches an dir haften, und wurden auch die Lumpen einer Bettlerin dir einſt zu Theil! Er hatte wahr geredet.

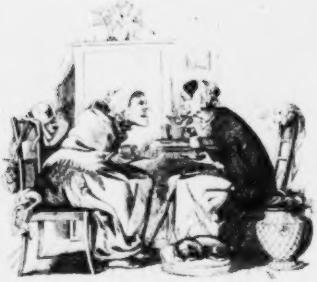


Die Lumpen waren ihr zu Theil geworden, aber es haftete doch noch in Geberde und Stimme etwas Königliches an dem alten, armen Weibe. Im Dienſte des Schönen geſtanden zu haben, iſt immer noch, auch in ſpäter Erniedrigung, ein Troſt.

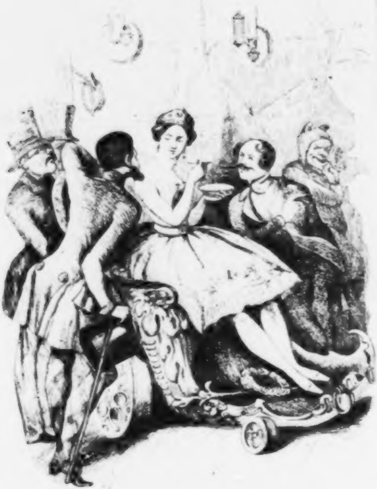
Wie reizend war unſere Kleine, als ſie zum erſten Male eine Königin darſtellte! Wie ungeſchickt hielt ſie den Scepter und gleich einem ſchönen Apfel, den man im Graſe gefunden, ſo hob ſie den Reichsapfel empor, und winkte damit ihrem alten Lehrer, der ſie lächelnd und zärtlich von den Couliſſen aus beobachtete. Nie ging eine ſchönere junge Königin über die Bretter dieſer lampenbeleuchteten Welt.



Sie war ganz Jugend und Anmuth. Von dieſem Augenblicke an herrſchte ſie! An dieſem Abend errang ſie den Sieg über die erſte Liebhaberin, der ſie ihre Demanten und ihre Verehrer raubte. Ein Heer von Sklaven fand ſich in ihrem Vorzimmer ein. Ein gichtbrüchiger alter Banquier erklärte zu gleicher Zeit ſeiner Gicht und ſeiner Tänzerin den Krieg und ging unter die Fahne der neuen Siegesgöttin. Ein Ereigniß, das alle Klatſchſchweſtern der Reſidenz in Bewegung ſetzte.



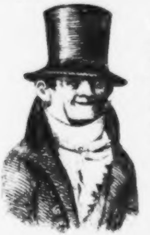
Aber der Triumph wird durch einen Umſtand verleidet; dieſer iſt, daß Alizia, die Prima Donna des Ballets, zu gleicher Zeit den Culminationspunkt ihrer Berühmtheit und Beliebtheit erreicht hat. Es iſt eine ſchöne, groß und voll gewachſene Blondine, ein ſinnliches Geſchöpf voll Capricen, ein hübſches Weib ohne Tugend, eine Coquette, wie der vornehme Pöbel ſie liebt, eine farbige Blume, wie die Sonne des Parterres ſie zeitigt, nicht das heimliche Feuer der Kunſt. Wenn ſie die plaſtiſchen Formen ihres ſchönen Körpers an den Lampen des Proſceniums vorüberführt, fährt ein ekelhaftes Feuer in die Körper der Greiſe, während die keuſche und männliche Jugend den Blick niederſchlägt. Mit dieſer Tochter Terpſichore's tritt die Tochter Melpomenens in Kampf. Das Heer der Liebhaber theilt ſich, ein Theil bleibt zu den Füßen Eliſara's, der andere Theil ſchaart ſich um den Triumphwagen Alizia's, wenn er noch hinter den Couliſſen weilt und die ſchöne Nymphe eine Taſſe Chokolade trinkt.



Nach dem Schauſpiel ſind bei beiden Göttinnen des Tages Verſammlungen. Bei Alizia treffen die Schwätzer der Reſidenz zuſammen, die brillanten Hohlköpfe, die Elegants, die das Meiſterwerk ihres Schneiders zur Schau tragen, Männer mit monſtröſen Bärten, pflichtvergeſſene Väter, die nach Patchouli duften, Männer mit verſteinertem Gewiſſen und vergoldeter Tabatière, junge Prinzen, die um jeden Preis einen ſchlechten Ruf erlangen wollen, Habitués der Caffées und Caſinos, unheilbare Schmarotzer und Paraſiten, die nicht erröthen für eine Schüſſel Bayonner Schinken, in Bordeaux gekocht, ein albernes ſinnliches Weib bis in den dritten Himmel zu erheben und ſie zum Genius des Jahrhunderts zu ernennen. — Zu Eliſara ſchleichen dagegen die bleichen Jünglinge, die irgend eine heimliche Liebe zu einem großen Dichter im Herzen tragen, die Pagen Goethe's, die Hermelinmantelträger Shakeſpeare's, die Opferknaben an der Büſte Schiller's, die zärtlichen Geiſter, deren Antlitz immerdar in einem feuchten Enthuſiasmus gebadet iſt, die in Verſen träumen und die mit jedem Vollmond eine neue Tragödie zu Stande bringen. Dieſe intereſſanten unpraktiſchen Naturen, die zu dem Theater in einem pathologiſchen Verhältniß ſtehen, das ihnen Wunden ſchlägt und ſie wieder heilt, dieſe bleichen Schwärmer im dunkeln Hain Melpomenens kommen zu ganzen Schaaren, um Eliſara ihre keuſche Anbetung zu zollen. Zu gleicher Zeit finden ſich einige verdrießliche Künſtler ein, Leute mit mittelalterlichen Bärten, die dem Wurf einer Falte nachgehn und tiefſinnige Beobachtungen über eine Manteldraperie aufſtellen. Dieſe zanken mit Eliſara über ihre Stellungen, preiſen der jungen erröthenden Künſtlerin die ſkandalöſe Nacktheit der Antike und enden damit, daß ſie ihre mittelalterlichen Bärte in moderne Weinpokale tauchen und ſich betrinken. Wenn die Mitternachtsſtunde ſchlägt und Alizia auf ihrer Couchette lächelnd und bekränzt daliegt, umblüht vom Geſang, in farbige Lichter gehüllt durch die ſteigenden Raketen muthwilliger Scherze, trunkener Epigramme und frecher Liebeserklärungen, hört man in dem Salon Eliſara's die Poeten wüthen, die ihre Verſe vortragen und Einer dem Andern mit entflammten Blicken den Schluß einer Tragödie abjagen. Helden werden erſtochen, wahnſinnige Könige irren umher, poetiſche Nonnen raſen, liederliche Verſe und liederliche Weiber laufen mit einander davon, das Schickſal, der Tod, die Peſt, Gift, Dolch, Brand — alles flattert und ſtürmt dahin und ſtürzt zuletzt in eine und dieſelbe Punſchbowle, wo der Tod ſeinen Tod findet. Eliſara lacht; ſie gleicht einer jungen Göttin der Thorheit und präſidirt dieſem verrückten Parnaß. Zuletzt, wenn ſie alle fort ſind, bleibt ein hübſcher Junge allein zurück, halb demüthig, halb keck lächelnd an der Thür ſtehen bleibend und fragend, ob er hoffen darf. Das iſt eine ſehr unweiſe Liebſchaft, aber Eliſara verſteht auch von Klugheit und Berechnung nichts. Sie iſt jung, ſie liebt, und während Alizia den reichen alten Fürſten zurückbehält, winkt ſie huldvoll dieſem armen Knaben, der nichts hat als ſeine ſchönen Augen und ſein weiches Herz. Aber dieſe Unklugheit fand ihre Strafe.

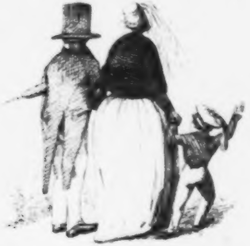
Die poetiſche Natur Eliſara's vertrug ſich nicht mit dem Gaſeul der Libertinage, wie es Alizia übte. Noch zu rechter Zeit fand dieſe einen Mann mit redlichen Abſichten, dem ſie die Hand reichte, als auch die letzten Strahlen der Theaterſonne für ſie untergegangen waren.

Eliſara fiel dem Elend anheim.



Alizia, als ehrbare Frau des Krämers, begleitete ihren Erwählten ſtolz und glücklich in die kleinen Tabagien der Vorſtadt; ſie beſuchte mit ihm die Gärten und Spaziergänge, unbekümmert ob Neid oder Bosheit ihren Schritten folge. In den Augen der ehrlichen Bürgerinnen des Stadtviertels, in welchem ihr Erwählter einen kleinen Gewürzladen hielt, galt ſie für ein Muſter der Tugend und Häuslichkeit; weil ſie ſich nie anders zeigte, als an der Seite ihres Mannes, und ihren Knaben an der

Hand führend. Daß dieſer Knabe die Züge des jungen Künſtlers trug, mit dem ſie zuletzt den Bolero getanzt, das ahnte in dieſem beſcheidenen Stadtviertel, ſo weit entfernt von der Verderbniß des Mittelpunkts der Hauptſtadt, Niemand.



Sechstes Capitel.

Der Held dieſer Erzählung begibt ſich mit ſeinem Führer auf Reiſen.

Ich bin dir dankbar für deine Erzählung, hob Don Zerburo an, als Tutu geendet. Wie glücklich iſt ein Geſchöpf deiner Art, indem es unmittelbar in die Seele und die Zuſtände des Menſchen ſchauen kann; wir Sterbliche müſſen zu unſerm Erfolge auf viel langſamerem Wege gelangen und oft iſt dieſer Weg mit Täuſchungen aller Art beſäet, ſo daß ſelbſt die Weiſeſten unter uns am Ende ihrer Laufbahn geſtehen müſſen, daß ſie ſich fortwährend in der Welt und den Menſchen geirrt. Es gehört Gutmüthigkeit dazu, dies einzugeſtehn; die meiſten unter den Weiſen, die nichts weniger als zugleich gute Menſchen ſind, ſchieben die Schuld ihrer Kurzſichtigkeit und ihrer Irrthümer der Menſchheit in den Schoos und nennen die Welt ſchlecht, blos weil ſie das Gute nicht haben entdecken können.

Uebrigens, mein Freund, wenn ich mit dir reiſte, welche vortreffliche Abenteuer könnte ich beſtehen, wie viel könnte ich erfahren und lernen!

Und was hindert dich, mit mir zu reiſen? fragte Tutu mit einer Miene kindiſcher Verwunderung.

Der Student ſah mit einem Blick des Vorwurfs auf ſeinen Gefährten, der ihm ſolchen Vorſchlag machte. Dein Koſtüm! rief er endlich. Bedenke dein Koſtüm, oder vielmehr den Mangel irgend eines Koſtüms.

Du haſt Recht, entgegnete Tutu erröthend. Ich vergaß in dieſem Augenblicke, daß ich auf der Erde, auf eurer ſeltſamen Erde ſei, wo man über kleine Anſtöße nicht hinwegkommt, während man wahre Gebirge von Greuel und Schandthaten mit leichtem Fuß überſpringt.

Du wirſt boshaft, rief Don Zerbuto.

Und glaubſt du, daß wir Engel ganz aus Güte zuſammengeſetzt ſind? Du wirſt wiſſen, daß ihr eine gewiſſe fade Güte, eine Sanftmuth ohne allen Charakter und Energie als den Hauptbeſtandtheil eines Geſchöpfes bezeichnet, das ihr „engelgut" nennt. Eine Gattung fader Frauen, die blond und ſchmachtend ſind, die zu Allem lächeln und ſentimental ſeufzen, das ſind eure Engel; aber glaubt nur nicht, daß man ſolche Geſchöpfe im Himmel findet. Grade der allerſchärfſte Geiſt, das ſtrengſte Urtheil, der durchdringendſte Verſtand ſind nöthig, um die Güte eines Engels erſt zu dem zu machen, was ſie iſt. Wir durchſchauen alle Schwächen, wir bemerken alle Lächerlichkeiten, beſtändig ſchwebt uns ein beißendes Wort, ein ſchlagender Witz, eine niederſchmetternde Bemerkung auf den Lippen, doch das unendliche Erbarmen, die nie verlöſchende Liebe, das ewige Wachſein des Herzens ſchlägt jedes verletzende Wort nieder, hüllt jedes Gebrechen, das wir bemerken, in Licht und Wärme des tröſtenden und heilenden Erbarmens. Lernet nur dieſe Güte verſtehen — ſie allein führt ihren Namen mit Recht; ich hab' auf eurer Erde noch wenig Spuren von dieſer wirklichen und echten Engelsnatur gefunden.

Aber mittlerweile mußt du dich doch in Kleider werfen, bemerkte der Student.

Du ſollſt mich augenblicklich bereit finden, ſagte Tutu. Er verſchwand und nach kurzer Friſt trat ein junger Mann in einem modiſchen Anzuge herein, der etwas von der vornehmen und genialen Nachläſſigkeit an ſich hatte, mit welcher die Virtuoſen der Toilette das Studium und die ängſtliche Sorgfalt zu verbergen wiſſen. Das blonde Haar war in ungezwungenen Locken über der Stirn geſcheitelt, das Geſicht war blühend, aber nicht friſch; um die ſchönen Augen zog ſich ein bläulicher Schatten, ähnlich der zarten Färbung, welche die Jünger im Dienſt der Muſen ſich erwerben, wenn ſpäte Nachtwachen und das zärtliche Ringen mit einem poetiſchen Gedanken die Blumenfriſche ihrer Wangen bleicht und das Auge in tiefere Schatten zurückdrängt. Tutu ſah in ſeiner jetzigen Erſcheinung wie ein junger Dichter aus, der von der Welt noch nicht anerkannt iſt, denn jede Anerkennung ſtreift den poetiſchen Hauch ab, macht eine heimliche Liebe zu einer offenbaren, und wandelt den verborgenen, ſchüchternen, glücklichen Poeten in einen fetten, aufgeblaſenen, berühmten Mann um. Der Ruhm giebt nicht umſonſt ſeine Kränze, er nimmt dafür die Unſchuld, den Traum und die Liebe mit, alles Dinge, die man glaubt entbehren zu können, wenn man vierzig Jahre alt und berühmt iſt.

Du biſt reizend! rief Zerburo. Ich werde dich in Geſellſchaft von ſchönen Frauen bringen und wenn du, wie vorauszuſehn iſt, ihren Lockungen nicht widerſtehſt, ſo werde ich den Triumph erleben, dich meinen ſchönen Himmelsbürger, als Sohn der Erde, an meiner Seite wandeln zu ſehen.

O das wäre entſetzlich! rief der Engel und eine Todesbläſſe glitt ſchnell über ſein Geſicht. Der bloße Gedanke ſchon, bei euch bleiben zu müſſen, jahrelang dieſe Kerkerluft einathmen zu müſſen, macht daß ich faſt erſticke. Aber du ſcherzeſt wol nur; glaubſt du, daß ich als Frau geſicherter ſein werde?

Ich glaub' es faſt; entgegnete der Student.

Das Wort war noch nicht geſprochen, als der junge Mann verſchwand und ſtatt ſeiner eine ſchlanke Blondine daſtand, ein ſchönes, ätheriſches Mädchen, deſſen blendende Lieblichkeit und Jugendfriſche durch einen verführeriſchen Schatten von Melancholie und ſanftem träumeriſchen Nachdenken gemildert wurde. Es war Corinne, Aſpaſie, Helene — alles in einer Perſon. Und dabei in einem Gewande, das ſo keuſch war, wie das einer Muſe, und doch dabei ſo verführeriſch elegant wie das einer Operntänzerin. Ein Shawl von Gaze war mehrmals um den Hals geſchlungen und ließ die vollen, wie aus Marmor gerundeten Schultern frei. Eine goldene Schlange bildete das Armband und eine ebenſolche umſpannte das Haupt und hielt und bändigte die Fülle der goldbraunen Locken.

Bin ich ſo geſchickt? fragte der Engel ſchüchtern.

Vollkommen! rief der Student und warf ſich in die Arme ſeines Gaſtes, um ihm einen Kuß zu rauben.

Welch ein Verrath! ſchrie der arme Tutu und ſprang zur Seite, zitternd und erbleichend, daß ihm, gleich am Anfang ſeiner gefährlichen Laufbahn, das Verderben ſo nahe getreten war. Don Zerburo ſeinerſeits erkannte mit Beſchämung, wie frevelhaft er gehandelt. Er warf ſich zu Füßen der ſchönen Erſcheinung und bat ſie den Sturm der Leidenſchaft zu verzeihen, die ihn ohne Willen und Macht mit ſich fortgeriſſen.

So folge mir denn, ſagte der beſänftigte Genius, der wieder die frühere Geſtalt eines jungen Mannes angenommen hatte, wir wollen unſern Reiſeflug zu einer jener großen Städte richten, die dir aus früherer Erinnerung noch bekannt ſein wird. Faſſe hier den Zipfel dieſes weißen ſeidenen Tuches und ſchließe die Augen, denn die Schnelligkeit, mit der wir reiſen, würde dir bei offenen Augen Schwindel erregen. Wenn ſich ein Gegenſtand darbietet, den wir betrachten wollen, ſo werde ich dir ein Zeichen geben und zu gleicher Zeit die Eile unſers Fluges mäßigen. Don Zerburo faßte die Zipfel des Tuches und es ſchien ihm, als wenn ſich dieſe in weiche, große, milchweiße Flügel verwandelten, die über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen und ein melodiſches Klingen verurſachten; zugleich wehte ein milder, aber zugleich ſtarker Luftzug durch ſeine Locken.

Sieh hier den Traum eines Kindes! rief der Engel und hielt den Flug an. Die weißen Schleier entfalteten ſich und ließen den Blick frei auf ein ärmliches Gemach, an deſſen einer Wand ein Kin derbette ſtand, in welchem ein rothwangiges Mädchen von ſeltener Schönheit und mit einem rührenden kindlichen Ausdruck ſchlummerte. Sie hielt ihre Puppe im Arm, während ein himmliſcher Zug von Glück, Unſchuld und Frieden das roſige Geſichtchen umſpielte.

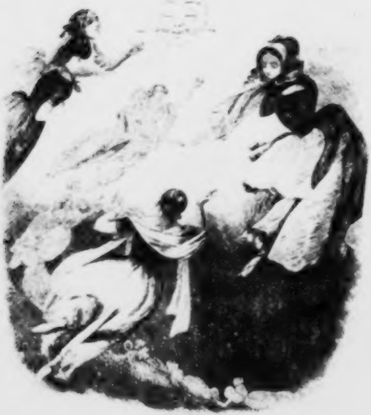
Der Engel zeigte auf die gegenüberſtehende Wand und Don Zerbure ſah ein phantaſtiſches Gemälde darauf erſcheinen. Das Bild der Sonne, mit einem mächtigen blonden Barte geziert, ſtand am Himmel und ein langer Zug junger Mädchen ſtieg von der Erde auf, um die Sonne zu bewillkommnen und ihren ſchönen blonden Bart zu bewundern. Dieſe Vorſtellung war phantaſtiſch, aber kindlich und unſchuldig zugleich. Im Traum hörte Don Zerbure die kleine hübſche Schläferin rufen: O ſieh, Mutter! die Sonne hat ſich in Vetter Emil verwandelt und ich und alle meine Freundinnen kommen, um ihm einen guten Morgen zu wünſchen! Und mich ſieht er beſonders freundlich an! Ach, der hübſche Vetter Emil mit ſeinem großen, ſchönen Barte!

Der Student ſah lächelnd auf das Bild und dann wieder auf die Kleine; beide ſchienen ihn auf gleiche Weiſe zu unterhalten und zu beſchäftigen. Erſt nachdem er ſeinen träumeriſchen Gedanken Gehör gegeben und die rührenden und zärtlichen Gegenſtände, die ihm dieſe magiſche Zuſammenſtellung einflößte, an ihrer Lebendigkeit nachgelaſſen, wandte er ſich zu ſeinem Begleiter und bat ihn einen Traum dieſes ſeltenen Mädchens, aber zehn Jahre ſpäter zu zeigen.

Die Züge Tutu's nahmen den Ausdruck ſanfter Schwermuth an, als er dieſen Wunſch vernahm. Zögernd und faſt mit Unwillen ſchien er an die Erfüllung deſſelben zu gehen. „Du birgſt jene quälende Neugier in deiner Bruſt, ſagte er, die allen Sterblichen, ausgenommen den wenigen Lieblingen des Himmels, eigen iſt, und die da macht, daß jede Erdenfreude in ihrer kurzen Blüthe den Keim des Mißbehagens und der Unzufriedenheit für euch in ſich ſchließt.

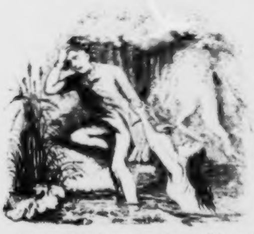
Warum willſt du hier mehr wiſſen, als ich dir zeige? Freue dich an dem, was du ſiehſt. Was da jetzt folget, wird vielleicht nicht ſo erfreulich ſein."

Und dennoch will ich es ſehn, rief Don Zerbure.



Ihr Erdenkinder ſeid unverbeſſerlich! entgegnete Tutu mit einem trüben Lächeln. So nehmt denn, ihr Jahre, dies ſüße kleine Geſchöpf, nehmt es aus dem ärmlichen Lager, wo es dennoch ſo ſchön gebettet liegt, wie der Thautropfen im Schooß der Roſe, nehmt es und legt ſtatt ſeiner jene Geſtalt hinein, die ich dort zuſammengebrochen und mit den bleichen Zügen des herbeſten Kummers ſtehen ſehe. Hinweg Bild der Ruhe, der Unſchuld und des Friedens! hinweg! O welche Fülle der Thränen, des bitterſten Leids, der gramerfüllten Klage drängt ſich aus dem ſich geſtalteten Bilde an mein Herz.

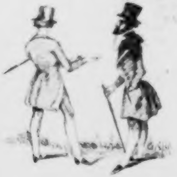
Don Zerburo hörte die zitternde Rede ſeines Führers mit Schrecken; noch heftiger wurde aber ſein Mitgefühl erregt, als er auf dem ärmlichen Lager, das ſich erweitert, aber nicht verſchönert hatte, ein junges Mädchen ruhen ſah, bleich wie der Tod und mit dem Ausdruck des Wahnſinns. Sie fuhr im Schlaf empor, ſtreckte die magern Arme in die Luft und die Geberde machend, als zöge ſie einen Gegenſtand von der Höhe herab, rief ſie mit einer Stimme, die das Blut in den Adern des jungen Mannes erſtarren machte: „Ich ziehe dich zu mir herab! Du mußt, du mußt, Treuloſer, mit mir zuſammen im kalten Grabe liegen. Hab' ich dich in der hellen, ſchönen, gotterfüllten Welt nicht an meine Seite feſſeln können, hier, im engen, dunkeln Grabe ſollen dich meine Arme umſtricken und dich nimmer frei laſſen! hörſt du!

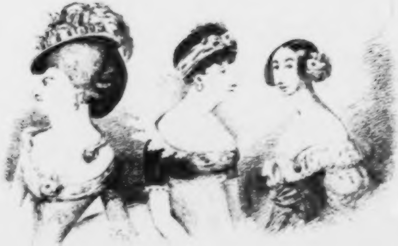


Und das Bild, das an der Wand erſchien, zeigte einen dunkeln, heimlichen Waldſee, in deſſen Tiefe die arme Betrogene, wenige Tage nach dieſem Traumbild, ſich und ihr Leid verbarg. Ein grauſenvolles Gebilde erhebt ſich aus den dunkeln Fluten und zieht den jungen Jägersmann in die Tiefe hinab.

O laß das Kind ſterben! rief Don Zerbure, laß es von der Erde verſchwinden, ehe es deren troſtloſeſten Jammer gekoſtet. Es ſchlummert dort ſo ſüß, ſo friedlich — ſo glücklich. Laß es ſo ſterben!

Kann ich das? rief Tutu. Liegt dergleichen in meiner Macht? Du vergißt, daß ich ein Geiſt ſehr untergeordneter Art bin, gegen die mächtigen Vollſtrecker des göttlichen Willens gehalten, die in den oberſten Regionen des Empyreums umherſchweben. Komm. Vergiß die Kleine. Mach es, wie die glücklichen Menſchen es machen. Sie haben nur Sinne für die Freude. Ich ſeh' ſchon dort die Nebel der großen Stadt ſteigen. Wir müſſen daran denken, wie wir uns präſentiren; ich möchte nicht gern etwas Auffälliges an mir haben. Nicht wahr, mein Rock kleidet mich ganz gut! Ich ſeh ſo unbedeutend aus, ganz wie ihr Alle ausſeht. Oder guckt irgendwo ein Zipfelchen Glanz hervor? Ragt ein Bändchen meiner Engeltoilette noch unter dem ſchwarzen Rock hervor? Zeige mir, wie du deine Lorgnette ins Auge klemmſt. So — nun ſprich! Iſt dir dieſe Stellung recht? Habe ich in vollem Maße jene Frechheit und Ungenirtheit an mir, die man jetzt guten Ton nennt? Bin ich gehörig unausſtehlich, um liebenswürdig zu ſein? —





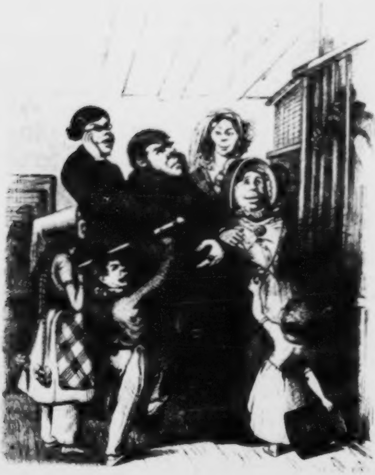
Siebentes Capitel.

Physiognomische Betrachtungen über das Aussehen einer [illegible] in einer Familie

Dieſe Worte ſprach Tutu, als er und ſein Gefährte am Gitterthor eines großen Gartens ſtanden. Im Hintergrunde breitete ſich die Stadt aus. Der mit blühenden Hecken verzierte weitläufige Raum bildete eine Aufſtellung fremder Thiere und als die beiden Wanderer eintraten, blieben ſie vor einem der Käfige ſtehn, in denen Affen enthalten waren.

Mein Freund, ſagte Tutu, ehe ich mich in die Leidenſchaften vertiefe, die mir in den Salons eurer großen Stadt gewiß entgegen treten, will ich mich erſt durch eine kleine Anſchauung erheitern.

Ich philoſophire gern über das, was ihr Schönheit nennt! Sieh hier jene Familie, die vor dem Behälter eines Affen ſteht. Es iſt ein Vater, ein ehrlicher Pächter aus der Provinz, der ſeine Ehehälfte und die Sprößlinge ſeiner hoffnungsvollen Ehe hierhergeführt hat, um ihnen die Wunder und die ſeltſamen Launen der Natur zu zeigen.



Welch ein plumper Stolz drückt ſich in ihren Zügen aus, mit welchem Hohnlächeln beſchauen ſie den armen gefangenen Affen im Käfig, der mit den Affen außerhalb des Käfigs eine frappante Aehnlichkeit hat. Aber die Familie hegt hiervon natürlich keine Ahnung; es iſt kein Mitglied derſelben, das ſich nicht für ſchön hielt und vollkommen berechtigt über die Häßlichkeit des Affen zu ſpotten.

Nachdem ſich Beide eine Weile beluſtigt hatten die Pächterfamilie zu betrachten, die voll Staunen und boshafter Freude über die Häßlichkeit des Affen ſich in tauſend täppiſchen Späßchen Luft machte, ſagte Tutu: Mir wird bange, wenn ich eine gewiſſe Gattung häßlicher Geſichter bei euch auf der Erde betrachte. Nicht daß ſie abſolut häßlich wären, das was ihr häßlich zu nennen pflegt; nein, man kann ſogar euren Begriff von Schönheit auf ſie anwenden, und dennoch erregen ſie mir den heftigſten moraliſchen Ekel, wenn ich ſie anſehe. Ich kann begreifen, wie ſolch ein Geſicht allein, auch ohne Worte und abſichtliche Mienen beleidigt; wie es feindliche Exiſtenzen gibt, die lediglich durch ihr Daſein uns eine tödtliche Krankheit zufügen.

Du ſprichſt wie ein launenhaftes Mädchen oder wie ein Dichter, ſagte Don Zerburo.

Darin iſt nichts Launenhaftes, entgegnete Tutu. Es iſt nur, wenn du willſt, eine etwas feinere Senſibilität, als man ſie an euern Phyſiognomen gewöhnlich findet. Ich ſpüre die Verſtimmungen der Seele ſogleich heraus, mir ſagt eine unwahre Muskelbewegung ſogleich, welch ein trübes Spiel im Innern vorgeht. Es gibt Augen, die ſich wie Abendſonnenglanz an unſer Herz legen, und andre, die wieder die Aufſchrift der Dante'ſchen Hölle tragen ſollten: „Ihr, die ihr durch dieſe Thore eingehet, laſſet alle Hoffnung fahren."

Wie mag das Auge eines gefallenen Engels ausſehen? fragte Don Zerburo.

Tutu zitterte zuſammen wie eine Blume im Sturmwinde und ſagte leiſe: Wunderbar ſchön! Gott hat, als er ſeine treuloſen Diener verſtieß, an ihr Auge nicht taſten mögen. O wüßteſt du, wie jener dunkle Geiſt, den ihr unter ſo albernen Verzerrungen abbildet, wie ſchön er iſt! Aber laß mich hievon ſchweigen! Es kommen ſonſt die Erinnerungen meiner ſchönen Jugend ſehr zur Unzeit über mich. Wer iſt jene junge Dame mit der großen Naſe dort?

Sie gehört zum vorhin beſprochenen Kapitel der phyſiognomiſchen Betrachtungen. In ihrer Familie hat ſich ein architektoniſcher Fehler merkwürdig vergrößert fortgeerbt. Die Großmutter war eine ſchöne Frau, doch ſagte man ſchon von ihr, daß ſie eine etwas große Naſe habe; daſſelbe ſagte man, nur um vieles lauter, von der Mutter, und die Tochter, wie du ſiehſt, hat die Sünden ihres Geſchlechts alle über ſich genommen. Die Phyſiognomen hoffen jedoch, daß nächſter Tage die Sache wieder ins Gleichgewicht kommen werde, denn die Schöne heirathet einen jungen Mann, der durch einen ähnlichen architektoniſchen Fluch in ſeiner Familie bis auf ein Minimum von Naſe reducirt iſt, mehr eine Skizze, eine geiſtreiche Abbreviatur, eine flüchtige Andeutung einer Naſe, als eine Naſe ſelbſt. Ueber die Folgen der Vereinigung dieſes liebenden Paares haben jedoch, den Phyſiognomen zum Trotz, die Frommen eine abweichende Meinung, denn ſie führen den Spruch an: „Wer da hat, dem wird gegeben,“ und ſomit wäre für die junge Schöne und ihre Nachkommenſchaft ein beängſtigendes Reſultat vorauszuſehn.

Wir nähern uns der großen Stadt, rief Tutu, indem er ſich das Tuch vor die Naſe hielt, ich merke es an der Atmoſphäre. Was bewohnt ihr doch ſo abſcheuliche Sumpfſtätten! Welch eine widrige Abnormität iſt eine große Stadt! Wie iſt's möglich, groß, frei und kühn zu denken in einer Luft von aufgelöſtem Kohlenſtaub?

Vor dem Thore erſchrak der Engel heftig vor einem Trommelwirbel, der beim Vorbeifahren einer Prinzeſſin geſchlagen wurde. Dieſes in Muſik geſetzte Prinzip der Legitimität verletzte ſeine zarten Nerven und er eilte vorbeizukommen. Wohin führſt du mich? fragte er ſeinen Begleiter.

Wohin anders als in das Haus des Grafen Oſſipp, entgegnete dieſer.

Worin beſtehn ſeine Verdienſte? fragte Tutu.

Er hat eine ſehr ſchöne Frau, antwortete Zerbure.

Gib mir eine kleine Schilderung von ihm; du weißt, ich liebe dergleichen. Ich habe nie von dieſem Grafen Offrop gehört.

Und du wirſt auch, wenn du die Schwelle ſeines Hauſes wieder überſchritten haben wirſt, nie wieder von ihm hören. Er will nicht, daß man von ihm ſpreche, weil er findet, daß man von Leuten ſpricht, von denen er nie ſprechen würde. Nur einmal hat er's geduldet, und auch hier nur, weil er es nicht verhindern konnte, daß man ſeinen vollſtändigen Namen und Titel der Oeffentlichkeit übergab, nämlich bei der Einzeichnung ins Kirchenbuch, als er getauft wurde. Der Eindruck, den er auf den Fremden macht, iſt ein günſtiger: man kann ihn mit einer Zeitung vergleichen, für die ſeine Frau die „leitenden" Artikel ſchreibt. Niemand würde jenes unausſtehlich conſervative Blatt leſen, wenn nicht dieſe leitenden Artikel wären, die eine graziöſe und geiſtvolle Oppoſition bilden. Das Feuilleton wird von einer allerliebſten kleinen Couſine beſorgt, welche die Geſellſchaftsdame im Hauſe iſt und äußerſt niedliche Fadaiſen mit unermüdlicher Zunge plaudert. So hält ſich denn die Zeitung, das heißt das Haus wird viel beſucht. Wenn jedes dieſer Elemente geſondert wäre, würden ſie lange nicht dieſe Wirkung äußern.

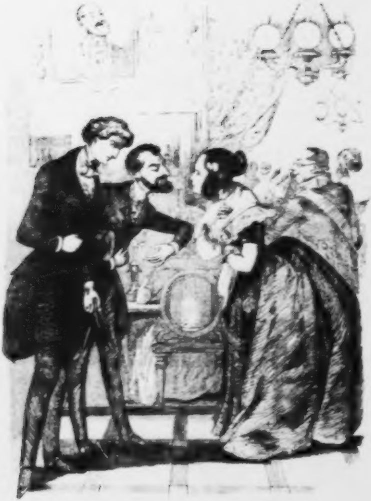
Gut, gut! rief Tutu; ich abonnire auch auf dieſe Zeitung.

Noch eins, bemerkte Zerburo, der Graf iſt eiferſüchtig. Alſo nimm dich in Acht.

Mein Himmel! ſeh ich aus wie Einer, dem man ſolche Warnungen zurufen muß?

Nein, ſo ſiehſt du in der That nicht aus. Aber auf unſerer ſchlechten Erde iſt man an Verſtellung gewöhnt, und deine candide Miene von Unbefangenheit frappirt ſo ſehr, wenn man ſie zum erſtenmal ſieht, daß man ſie unmöglich für Wahrheit halten kann.

Tutu richtete ſeine Blicke und Hände gen Himmel, indem er ausrief: o welch eine Welt! Zerburo hatte eben nur noch Zeit, dieſe leidenſchaftliche Mimik zu mildern, als ſie in den Salon traten. Der Graf empfing Tutu aus den Händen Zerburo's, um ihn ſeiner Gemahlin zuzuführen.



Er ſuchte ſie in einem der Nebenzimmer auf, wo er ſie in einem eifrigen Geſpräch mit einem Diplomaten fand, der das Mißfallen ſeiner Regierung auf ſich gelenkt und deshalb ein intereſſanter Gegenſtand für die Frauen und Liberalen geworden war. Die Gräfin, die ſich ungern unterbrochen ſehen mochte, machte ihrem Gemahl ein Zeichen, das dieſer verſtand und eben an ihr vorüberlenken wollte, als ein neues Zeichen ihn bleiben hieß. Die Gräfin hatte einen flüchtigen Blick auf Tutu geworfen, und ſogleich fand ſie es paſſend, ſich zu ihm hinzuwenden, und die Präſentation ging vor ſich, wie immer Präſentationen vor ſich gehn, das heißt mit den banalen Phraſen begleitet, die bei ſolchen Gelegenheiten freigebig gewechſelt werden.

Als der Graf Tutu den Rücken wandte, flüſterte er zu einem Bekannten: „un bon diable!“ Der Engel erſchrak und zitterte heftig, als er ſich einen Teufel nennen hörte. Die Gräfin beluſtigte ſich an ſeiner Miene von Verlegenheit, ohne von ferne zu ahnen, welchen Grund ſie hatte. Schöne Frauen ſind nicht gewohnt, Engel in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben. Als die Dame ihren Platz wieder unter den andern Frauen eingenommen, fand Tutu Muße, über ſie Betrachtungen anzuſtellen. Sie war ſehr ſchön, eine warme, weiche friſche Geſtalt, die in einfache aber reiche Stoffe gehüllt war. Ihre Bewegungen waren nachläſſig, aber ſie ermangelten nicht der Würde. Ihr ſchönes Geſicht konnte eine Miene von Gleichgültigkeit und Kälte annehmen, über die man erſchrak; ſie trug die ungeheure Anmaßung der Frauen des neunzehnten Jahrhunderts zur Schau, dieſer Frauen, die man vernachläſſigt und die dadurch gezwungen ſind, ſich ſelbſt auf die hohe Stelle zu ſchwingen, auf die ſie gehören. Für gewöhnlich wurde jedoch dieſe Anmaßung unter lauter kleinen, weichen, ſanften Manieren verſteckt; ſie machte dem Schüchternſten Muth, ſich ihr zu nähern, aber dieſe Hingebung war keine Schwäche; zur rechten Zeit beſann ſie ſich darauf, daß ſie geſchaffen war die Männer zu beherrſchen, nicht ſie zu lieben. Für Tutu war dieſe Art von Frauen äußerſt verführeriſch; er empfand dies gleich am erſten Abend. Seine Ungeduld, zu erfaſſen, in wie weit Wahrheit und Liebe in dem Herzen einer ſolchen Frau Platz genommen, ſtieg auf eine peinliche Hebe; er glaubte ihr irgendwo auf ſeinen Wanderungen ſchon begegnet zu ſein; bald dachte er an jene griechiſche Helene, die eine ganze Welt von Männerſtolz und Männertugend in den Staub trat, bald an jene Leonore, die fürſtliche Freundin und deſpotiſche Gebieterin Taſſo's; allein dieſe berühmten Urbilder glichen dem lebenvollen Weſen in ſeiner Nähe nur halb. Während er ſich dieſen Forſchungen überließ und, zurückgedrängt von der Maſſe, die in dem überfüllten Salon zuſammenſtrömte, unbeachtet im Winkel ſtand, ſuchte ihn das Auge der Dame. Auch auf ſie hatte der blonde junge Mann mit der Miene himmliſcher Unſchuld einen myſteriöſen Eindruck gemacht. Sie ſchickte ihre Geſellſchafterin, die hübſche kleine Comteß Meluſine, zu ihm ab, um ihn zum Tanze auffordern zu laſſen. Himmel! wie ſollte er tanzen! Er, der zum letztenmal auf den Wolken der Morgenröthe getanzt hatte, in dem Reigen himmliſcher Engelknaben, die ihre Lockenköpfe im blauen ſchimmernden Aethermeer im berauſchenden Entzücken ſchüttelten. Noch klangen die Harfenakkorde Samariel's in ſein Ohr, dieſes gefälligen Engels, der die Harmonie der Sphären in eine ganz artige Tanzmuſik übertragen hatte, lediglich um die Feſte der kleinen Jugend des Himmels zu beleben. Und jetzt dieſer irdiſche Ballſaal! Statt der Morgenröthe — Lampenlicht, ſtatt der rothen Morgenwolken — rothe Sammetturbane alter Damen, ſtatt der goldnen Locken — Perrücken, ſtatt des blauen klaren Lichtmeeres — eine tobende Atmoſphäre von Staub und künſtlichen Blumengerüchen. — Beſchämt geſtand er der ſchönen Verſucherin, daß er nicht tanze. Sie verließ ihn, indem ſie ſehr graziös die Zürnende ſpielte.

Gräfin Iduna ließ ihren Gaſt einige Tage darauf nochmals zu ſich rufen. Er fand ſie auf einer Couchette liegend nahe am Kamin; in einer ſilbernen Vaſe duftete der Thee, die Vorhänge waren niedergelaſſen, auf dem weichen Teppich glitt geräuſchlos der Schritt dahin; hell, warm und duftend machte das ſchöne, hohe Zimmer einen angenehmen Eindruck. Zum erſtenmal athmete Tutu auf; es war kein Geſicht gegenwärtig, das ihm ſtörend geweſen wäre. Der Graf ſaß im Nebenzimmer am Whiſttiſche; die kleine Gräfin Meluſine ging ab und zu.

Er nahm auf einem Tabouret Platz, zur Seite der Couchette.

Nicht dorthin! rief die Gräfin. Sie verdecken mir das Feuer. Ich liebe dies Element. Kommen Sie hierher. Laſſen Sie uns zuſammen in die Flamme ſehn. Man hat die menſchlichen Leidenſchaften mit Flammen verglichen; es iſt wahr: die Flamme reinigt, die Leidenſchaft auch, die Flamme verzehrt, die Leidenſchaft auch; es bleibt, wenn wir uns mit den Leidenſchaften abgegeben, oder vielmehr ſie ſich mit uns, wenig von uns übrig, aber dieſes Wenige iſt rein, und fähig in den Himmel einzugehen. Wie aber wenn wir auf keine Leidenſchaften treffen? wenn wir in einem langweiligen Frieden mit uns und der Welt leben? Wie dann?

Tutu ſchwieg, denn er lauſchte dem Klange dieſer Stimme, der für ihn etwas Bezauberndes hatte.

Zum Beiſpiel Sie, rief die Gräfin mit Lächeln, Sie ſcheinen noch keine Leidenſchaft gefühlt, Sie ſcheinen unter andern noch nie geliebt zu haben.

Tutu ſchlug die Hände zuſammen und ſagte mit der Inbrunſt eines Kindes in Ton und Geberde: Und wie liebe ich!

Wen? fragte die ſchöne Frau, indem ſie ſich neugierig etwas in die Höhe richtete.

Das Licht, die Tugend, Gott!

Und ich liebe Niemand! rief ſie und ſank in die Polſter zurück. Mein ganzes Weſen ſehnt ſich nach der Flamme, aber ſie weicht vor mir zurück. Das iſt ohne Zweifel ein Unglück, das ich tragen muß. Wäre ich ein Mann, ich würde zur Piſtole greifen und meinem Leben ein Ende machen.

So geben Sie mir vorher den Tod! rief Tutu und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, indem er ſich über die ſchönen Arme der Gräfin beugte.

Sie ſind ein Kind! Wo haben Sie dieſe wunderſame Erregbarkeit der Nerven her in unſrer Zeit, die über Alles ſpöttelt? Jetzt dieſe Röthe — und dieſer Blick des Auges! ich weiß nicht, welch einen Namen ich allen dem beilegen ſoll. Dieſe letztere Worte ſprach ſie halb für ſich und in ſichtlicher Zerſtreuung

Der magiſche Zauber, der von der Perſon ihres Gaſtes ausging, hatte die Gräfin völlig eingenommen. Sie wurde nachdenkend und einſilbig.

Sie müſſen unſere drei großen Dichterinnen kennen lernen, ſagte die kleine Meluſine, die ſich mit der Theetaſſe näherte.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich dazu gelangen könnte, entgegnete Tutu. Als Gott zum erſtenmal einen dichteriſchen Gedanken in die Seele eines Menſchen legte, träumte dieſer ſo ſüß, daß Engel ihn um ſeinen Traum beneideten. Der erſte Dichter war auch der erſte ſchöne Menſch. Die gottbegeiſterte Seele, die von Liedern trunken iſt, ſucht den Himmel und dieſes gen Himmel geöffnete Auge iſt das Auge des Dichters, das leuchtendſte, das ſchönſte Auge! —

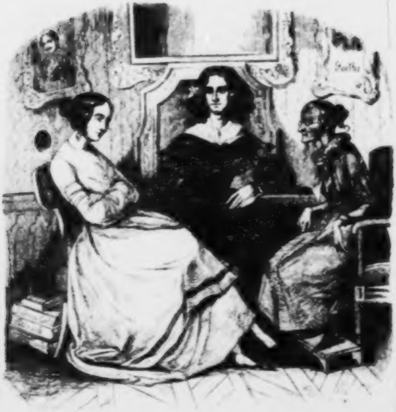
Das iſt hübſch geſagt, aber auf unſere Dichter und Dichterinnen paßt es nicht. Sie blicken nicht den Himmel an, ſondern ſehr genau die Erde; es wird ſogar Mode, daß wir durch ſie in die unſauberſten Winkel der Erde Blicke thun müſſen.

Tutu ließ ſeinen Blick mit wehmüthiger Zärtlichkeit auf der Gräfin ruhen. Es lag in dieſem Blick das Erbarmen eines himmliſchen Geiſtes, der den Kummer und die Liebloſigkeit um jeden Preis von der Stirn und aus dem Herzen eines Nebengeſchöpfes ſcheuchen möchte.

Der Graf trat herein. Er hatte gehört, daß man von den drei berühmten Frauen der Hauptſtadt ſprach. Ich will ſie charakteriſiren, ſagte er. Wollen wir bei dem alten Gleichniß mit dem Pegaſus bleiben, ſo reitet die Eine ihn als moderne Amazone mit der Reitgerte in der zierlich behandſchuhten Rechten, mit Hut, Schleier und Reitkleid; die Zweite beſteigt das fabelhafte Thier als mittelalterliche Schloßdame, die mit allem Anſtand einen Ritt in den benachbarten Park thut, gefolgt vom Ceremonienmeiſter und zweien Heiducken, die Dritte ſitzt mit affektirter Ungeſchicklichkeit zu Pferde, indem ſie die Manieren eines Seiltänzers, eines Jokey's und manchmal ſogar eines betrunkenen Bauern nachahmt. Die Erſte fällt nie vom Pferde, wirft ſich aber ſelbſt öfters hinab um Theilnahme und Schrecken beim Publikum zu erregen, die Zweite würde es gegen den Anſtand halten, wenn ſich auch nur eine Falte an ihrem Reitkleide verſchöbe, die Dritte verübt alle möglichen Keckheiten und Ungezogenheiten, allein ſie kleiden ihr nicht, weil ſie weder hübſch noch jung iſt.

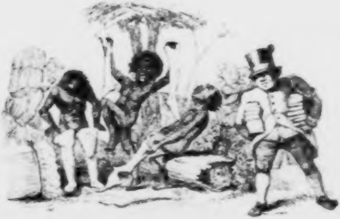
Ich möchte einen andern Vergleich wählen, ſagte die Gräfin, indem ſie aus ihren Träumen ſich gewaltſam emporrichtete. Man gebe dieſen drei Damen ein Thema; es ſoll in dem Kerne aller Romane in den einfachen drei Worten beſtehen: „Hans heirathet Gretchen“ — wie wird die Erſte es behandeln? Sie macht vor allen Dingen Hans zu einem Grafen oder Baron, ſie gibt ihm Augen, deren Iris goldbraun iſt, ſie gibt ihm ferner eine kleine Hand, einen kleinen Fuß; dann, wenn er alles beſitzt, was ihm zukommt, läßt ſie ihn ſich in Gretchen verlieben. Gretchen iſt verheirathet; ſie hat einen dummen Mann. Hans iſt zwar auch nicht geſcheit, aber er iſt einmal Hans, Hans der Liebhaber, Hans der Seducteur, Hans, der ſuperb reitet, der gute Toilette macht, der ein magnifiker Schütze iſt und ſich auf Schulden, Duelle und Tänzerinnen verſteht. Alles das verſteht Gretchens Mann nicht; darum iſt er eben dumm. Die Sache geht vorwärts; ſie kommt zum Schluß: Hans heirathet endlich Gretchen. Die Zweite dagegen hat irgend ein altes Schloß, ein chateau d'Espagne, dahinein ſetzt ſie Gretchen, die bei ihr eine feudale Perſon iſt, ein Geſchöpf, das ſich in Brokat kleidet, und deſſen Füße ſo klein ſind, daß ſie nur in einer Sänfte vom Schloßberge herabgetragen werden kann. Hans iſt ein Marquis mit einem ſehr langen feudalen Titel. Irgend eine alte Familien-Confuſion hat die beiden Schlöſſer von Gretchen und Hans in einander verwickelt. Es gibt Dokumente, Papiere, Wandſchränke, geheime Fächer im Getäfel; ferner gibt es tugendhafte Grafen und unſchuldige Kinder. Auch hier geht die Sache vorwärts, ſie kommt zum Schluß: Hans heirathet Gretchen. Die Dritte findet es unter ihrer Würde, nichts als eine Geſchichte zu ſchreiben; ſie macht irgend einen großen Mann zu ihrem Hans und ſich zu ſeinem Gretchen. Die Sache geht nicht vorwärts; ſie kommt auch nicht zum Schluß. — Hans heirathet Gretchen nicht. Die Erſte macht aus ihrem Roman zwei Theile, die Zweite drei und die Dritte einen. Die Erſte benennt ihr Werk ſchlechtweg „Hans“, die Zweite nennt es „John Caſtle“, die Dritte gibt ihm den Titel „Dies Buch gehört Hans.“

Und ich werde ſagen, rief der Graf: dieſe Kritik macht ein Gretchen, das ihren Hans argern will. Du weißt, mein Engel, wie ſehr ich die Eine dieſer Damen hochſtelle und wie wenig ich es leiden kann, daß man von ihr nicht mit der allerhochſten Ehrfurcht ſpricht.



Die Gräfin wandte ſich lachelnd ab und das Geſprach nahm eine allgemeine Wendung. Mittlerweile waren einige Damen eingetreten, von denen die Eine ſich damit beſchäftigte, für die nackten Beinchen der Hindukinder Strümpfe zu ſtricken, während die Andere durch Emiſſäre fromme Schriften an die Hottentotten vertheilen ließ.

Tutu war in Träumereien verſunken; er hatte ſich alles Ernſtes in die Gräfin verliebt, aber er liebte, wie ein Engel liebt, ihre Seele. Der Schmerz eines durch kleinlichen Jammer gepeinigten Weſens, eines Herzens, das in großen und kühnen Pulsſchlägen ſich heben wollte und nicht konnte, rief ſein Erbarmen wach, und Erbarmen der Engel iſt Liebe, glühende Liebe



Achtes Capitel.

Der Egoismus des Engels. Erfahrungen eines jungen Mannes, der ſein Glück ſucht. Der [illegible] ABC-Schüler.

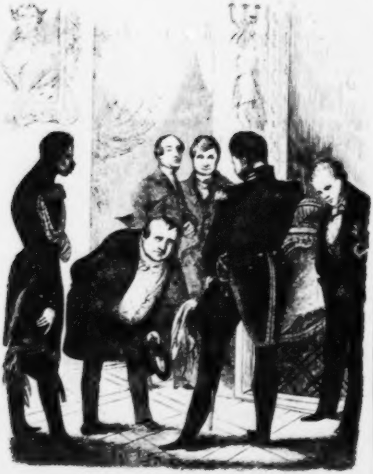
Als einige Wochen vergangen waren und der Roman zwiſchen Tutu und Iduna noch nicht das Reſultat gegeben hatte, das der boshafte Zerburo erwartete, ſagte er eines Tages zu ſeinem himmliſchen Gefährten: du liebſt Iduna. Gewiß liebe ich ſie, war die Antwort. Nun, und du kannſt dich nicht entſchließen, ihr zu Liebe dich auf die Erde bannen zu laſſen? Tutu erbleichte und rief, die Hände bittend emporgehoben: Aber bedenke — drei Menſchenleben hindurch — drei lange, trockne, graue, jammervolle Menſchenleben hindurch hier auf der Erde kriechen, den Staub eurer Atmoſphäre ſchlurfen! — ach und dabei wiſſen, daß der große, weite, ewigſchöne Himmel mein iſt! daß oben die Gefährten Licht und Leben vom ewigquellenden Borne trinken! Haſt du bedacht, welche zermalmende Geſchicke in dieſen wenigen Worten liegen! Ihr Engel ſeid Egoiſten, wie wir es ſind! rief Don Zerburo ärgerlich. Ich ſehe, ich muß auf andere wirkſamere Mittel ſinnen, dich in die Falle zu locken. Beſuche heut Abend mit mir eine kleine Geſellſchaft luſtiger Freunde, die bei Wein und Liedern zuſammenkommen. Gern, ſagte Tutu.

Verſäume die Zeit nicht; ich erwarte dich um zehn Uhr im Hauſe der kleinen Tänzerin Aglae. Er entfernte ſich mit dieſen Worten und der Graf Oſſiry trat ein, um ihn bei Hofe vorzuſtellen. Er fand dort einen berühmten Dichter, deſſen Phyſiognomie Intereſſe und deſſen Schickſal Theilnahme erregte. Man machte ihm den Hof, weil er ſo glücklich geweſen war, die Strahlen der Sonne der Gunſt auf ſich zu lenken.

Wie gefällt Ihnen die äußere Erſcheinung des Dichters? fragte der Graf.

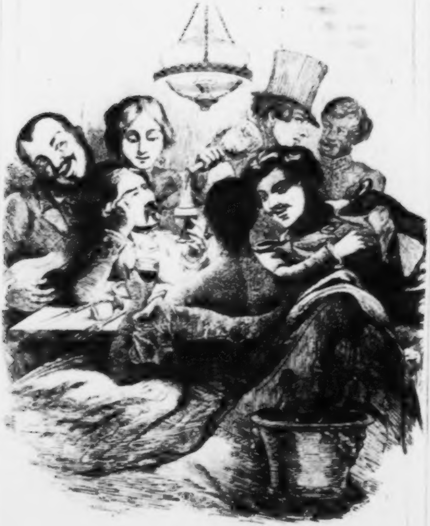
Tutu zuckte zuſammen. Er hatte in dem Auge dieſes Mannes, den er gebückt und auf ein gütiges Lächeln lauſchend, daſtehen ſah, nach jenem Feuer geſucht, das eine durch die Größe und Schönheit entzündete Seele ausſtrömt, und er hatte nichts gefunden, als die Selbſtgenügſamkeit eines Mannes, der während eines langen Lebens ſich ſelbſt gedient und kein Wort, keinen Blick für das Volk gehabt, dem er angehörte, und das ſeine Erſcheinung mit Liebe und Bewunderung hatte auftauchen ſehen.

Mit Unwillen wandte ſich Tutu weg und folgte ſeinem Führer durch die Säle, die mit Erinnerungen aus der Geſchichte des Hauſes und Reiches geſchmückt waren.



Als beide ſich aber wieder entfernen wollten, rauſchte eine junge Dame von blendender Schönheit durch die Gemächer. Sie ging ſo ſchnell, daß der Schwarm ihrer Kammerherren und Damen ihr kaum folgen konnte. Tutu ſah ihr erſtaunt nach. Das iſt der Stern des Hofes, ſagte der Graf und ein anbetender Gruß erſtarb in einem ehrfurchtsvollen Gemurmel auf ſeinen Lippen.

Eine andere Scene eröffnete ſich bei der Tänzerin Aglae. Die Schöne, welche dieſen Abend im Ballet getanzt hatte, lag noch in dem Koſtüm der Sylphide auf dem Sopha. Sie war erſchöpft und gewann erſt einige Munterkeit wieder, als ein paar Gläſer Champagner über ihre roſigen Lippen geglitten waren. Sie hielt den Fächer vor, angeblich gegen den Schein der Lampe, eigentlich aber um ſich gegen die weit aufgeriſſenen Augen eines jungen Mannes zu ſchützen, der ihr gegenüber Platz genommen hatte. Das Haupt dieſes Jünglings war von wildem „Haargelock" umrauſcht und in ſeiner breiten Bruſt hatte eine ungeheure gothiſche Leidenſchaft ſich eingeniſtet. Er ſprach kein Wort, trank unabläſſig und ſtarrte dabei den Gegenſtand ſeiner Flamme mit einer bis zur Ohnmacht bringenden Ausdauer an. Zur Seite dieſes unzerſtörbaren Liebhabers ſaß ein junger, bleicher Mann, der einen lebhaften Spottgeiſt auf ſeinen ſchmalen, zuſammengekniffenen Lippen herbergte. Die Artigkeiten, die er der Sylphide ſagte, waren verſteckte boshafte Epigramme. Er war bei jedem Trinkgelage unentbehrlich, denn er nahm die Stelle desjenigen ein, über den „man ſich ärgerte", eine Stelle, die nie unbeſetzt bleiben muß, wenn ein Trinkgelage nicht fade ſein ſoll. Der teutoniſche Jüngling und dieſer Spötter waren zwei harte Gegenſätze. Die übrigen jungen Männer beſtanden aus jener Geſellſchaft gemiſchten Schlages, die keine Zuſammenkunft verderben, aber auch keiner einen beſondern geiſtreichen oder poetiſchen Zauber verleihen. Es war Einer darunter, der von einer ſehr langen italieniſchen Romanze nur immer eine Strophe ſang, weil er die übrigen nicht wußte; aber dieſe eine Strophe mit ſtets wechſelndem Ausdruck vortrug, bald ſchmeichelnd, bald zärtlich, bald drohend, bald in einem Grabeston dumpf vor ſich hinmurmelnd, was einen wunderbaren Effekt hervorbrachte; der Andre, wenn man ihn zu Worte kommen ließ, was aber ſelten geſchah, erzählte wunderſame und unglaubliche Abenteuer. Die Sylphide, die, ſo wie Tutu eintrat, nur für dieſen Augen hatte, ließ die Andern treiben und ſprechen, was ſie wollten.



Es ſcheint, daß du heute nicht bei Laune biſt, warf Don Zerbure dem Timon, ſo nannte man den jungen Mann, der neben dem Teutonen ſaß, über den Tiſch zu.

Und wann ſahſt du ihn jemals bei guter Laune? fragte ein Anderer. Wenn er es wäre, würde er ſogleich unerträglich ſein. Gib uns eine kleine Schilderung deines Lebens, Timon. Zeige uns, wie man in der Welt ſein Glück ſucht.

Habt ihr Muth, etwas Ernſthaftes zu hören? fragte Timon, indem er ſeine Lippen zuſammenkniff und ſein Glas mit einer unheilkündenden Miene auf den Tiſch ſetzte.

Ich liebe den Ernſt, ſagte der Teutone. Der Witz iſt eine Erfindung des Satans und der Franzoſen; Gott und der Deutſche ſind immerdar ernſthaft.

Ich habe mich mit der Civiliſation überworfen, fing Timon an. Ich fand früh, daß die Welt, auf meine Zunge gelegt, einen Beigeſchmack von Verbrechen und Elend erzeugte. Ich ſah, daß zwei Dritttheile der civiliſirten Erde mit einander in ewigem Krieg liegen, damit das letzte Drittel ruhig ſchlafen und verdauen könne. Das war es, was mir an der ganzen Einrichtung nicht gefiel.

Der Eingang iſt tragiſch und erhaben! rief Zerbure.

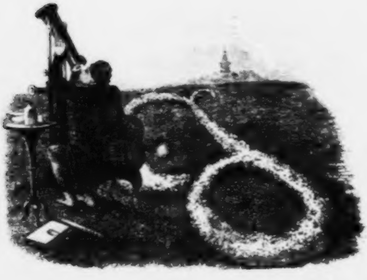
Meinen Eintritt in die Laufbahn des Staatsmanns machte ich in der Schule der „Diskreten“. Hier war alles Geheimniß, Stille, Ordnung, altes geheiligtes Herkommen. Mein Chef war einer von den Männern, die einen Aktenſtoß mit einer Art heiligen Schauers anſehen. Der Staat iſt ihrer Anſicht nach eine türkiſche Moſchee, in die man nur eindringen darf, wenn man die Fußbekleidung, mit der man die profanen Märkte und Straßen betreten hat, ablegt. Die Eingeweihten haben göttliche Würde und erkennen ſich an myſteriöſen Mienen und Zeichen. Wer Einen der Geringſten beleidigt, iſt ein Feind Aller. Ein Fehler, den ich beging, fiel wie ein Staubatom in das Uhrwerk, und zum Zeichen, wie genau und ſcharf es gearbeitet war: es drohte durch dieſes Staubatom in Unordnung und Stocken zu gerathen. Ich mußte mich entfernen, und der Zufall wollte, daß ich in die direkt entgegengeſetzte Richtung verſchlagen wurde, in die

Schule der „Indiskreten“. Dieſe arbeiteten öffentlich und geheim ihren Feinden, den „Diskreten“ entgegen. Sie beluſtigten ſich dabei Staub in Maſſe aufzuwirbeln, damit er in die feinen Uhrwerke und künſtlichen Automate ihrer Gegner falle. Die Häupter dieſer Schule ſind gewöhnlich außer Thätigkeit geſetzte Geſchäftsmänner, die ihre Mußeſtunden dazu anwenden, die Papierkörbe ihrer Vorgänger umzuſtürzen, um eine Unzahl kleiner Notizen daraus hervorzulangen, mit deren Hülfe die Welt erfährt, wie viele Beweiſe von Schwäche und Thorheit der Verſtorbene hinterlaſſen und welche Zettelchen zweideutigen Inhalts er hierhin und dorthin geſchrieben. Sie gehen aber auch zu künſtlicheren Präparaten über. Sie legen ein hiſtoriſches Faktum in Eſſig und ziehen es als pikant und gewürzhaft wieder heraus. Einige dieſer Confituren legen ſie als Lockſpeiſe den Diskreten vor, die ſich öfters verleiten laſſen anzubeißen, zum großen Geſpött und Triumph der indiskreten Schule. Dann treiben ſie einen ärgerlichen Kleinhandel mit diplomatiſchen Geheimniſſen, die ſie entkleiden und wieder bedecken, wie ein Kind ſeine Puppe. Mit einer Grauſamkeit ohne Gleichen gehen ſie oft einer ſchamhaften Anekdote zu Leibe, und zwingen ſie ſich bis auf einen unerlaubten Grad hin zu entblößen. Jeder Schirm, jede Tapetenwand, hinter dem ein Faktum Toilette macht, wird von ihnen indiskret angebohrt und durchlöchert, vor jedes Schlüſſelloch der Geſchichte legen ſie ein großes lauſchendes Ohr. Dabei befolgen ſie eine unmoraliſche Politik; ſie werfen ſich mit der Miene des Enthuſiasmus einem berühmten Manne an die Bruſt, nicht um ihn zu bewundern, ſondern um die Zahl ſeiner Weſtenknöpfe, die Flecke auf ſeiner Halsbinde zu notiren. Sie haben vor allen Dingen die Jugendfreunde der berühmten Männer in ihrem Sold, denn eine boshafte Erfahrung hat ſie gelehrt, daß Niemand beſſer die Schwächen und geheimen Gebrechen der Berühmten beobachtet und ſie ſchadenfroh ins Publikum bringt, als gerade jene Schmarotzer, die ſich in die Intimität einbohren, wie Inſekten in das geſunde Fleiſch, das ſie vergiften. Ich fiel in Ungnade, weil ich einmal zur Unzeit indiskret war und dadurch die Geheimniſſe der Zunft in Gefahr brachte. Da ich nun aus beiden Schulen ausgewieſen war, in denen ſich die erlaubte Thätigkeit des Staatslebens entwickelte, ſah ich mich vor die Thüre des Tempels des Staatsbürgerthums geſetzt.

Haſt du einen neuen Feldzug unter die Gelehrten unternommen? fragte Zerbure.

Allerdings beſchäftigten mich die großen Probleme, entgegnete Timon, die ſich unſere Wiſſenſchaft heutzutage zur Löſung ſtellt; und ich gedachte alles Ernſtes, von dem unbehaglichen Staatsleben in die weiten luftigen Hallen der Wiſſenſchaft anmuthig einzugehen. Vor allen Dingen ſchwebte mir der Plan zu einer großartigen Correſpondenz vor. Ich ſah in einer hellen Nacht den Mond an mit jenem zärtlichen und väterlichen Auge, mit dem ein Erzeuger ſeinen noch wenig entwickelten, aber hoffnungsvollen Sproſſen anblickt. Weit entfernt, mit dieſem ſtillen Freunde nach Weiſe früherer Zeiten ſentimental zu ſchwärmen, ſah ich ihn mir darauf an, ob er wol einer gründlichen, wiſſenſchaftlichen Ausbildung fähig ſei. Ich dachte daran, ihn mit den Segnungen unſeres ABC bekannt zu machen; vorher aber wollte ich wiſſen, ob der Gute vielleicht ſchon eine Ahnung hatte von dieſen koſtbaren Symbolen unſerer Weisheit. Ich entſchloß mich, bei ihm anzufragen. Auf meinem väterlichen Gute angelangt, vernichtete ich eine Ernte, die eben in voller Blüte ſtand, und benutzte das leer gewordene Feld, um mit Rübſamen die Geſtalt eines koloſſalen A hinzuzeichnen. Als das geniale Bild fertig war, ſah ich aufmerkſam mit einem koſtbaren Fernrohr hinauf: nichts — keine Antwort! Ich war nicht verſtanden worden; es gab kein „A“ auf dem Monde. Ich zeichne ein B, ein C! immer dieſelbe Effektloſigkeit, immer dieſelbe krauſe, unverſtändliche, todte Fläche dort oben. Ich ſchreite raſch weiter und gelange bis zum „I“, da regt ſich's oben. Ich ſehe mehre Nächte hintereinander ein Häuflein im Monde, einen dunkeln, ſchwarzen, runden Gegenſtand, der unverrückt ſtehen bleibt. Ich ſinne nach: was kann es ſein? Endlich, o welch ein Entzücken! ich betrachte mein „I“, es fehlt der Punkt darauf; im Monde war der Punkt. Ich ſah mich verſtanden! Der Mond kannte das ganze ABC, er war ſtillſchweigend gefolgt, ſo lange ich richtig zeichnete, beim „I“ bemerkte er, daß ich den unerläßlichen Punkt vergeſſen hatte, und er ſetzte ihn zu.

Himmel, welch ein Entzücken! Eine innige, eine unableugbare Verſtändigung mit einem achtbaren Satelliten, einem ehrenvollen und mächtigen Himmelskörper war zu Stande gekommen! Im vollen Rauſche des Entzückens buchſtabirten wir uns nun Beide durch's ganze ABC durch. Ich hatte mein ganzes Vermögen für Rübſamen ausgegeben, ich hatte die Ernten von mehren Jahren zu Grunde gerichtet, aber was waren dies für elende Bagatellen in Vergleich mit den

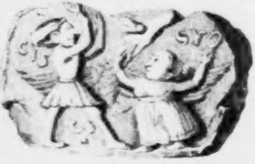


Erfolgen, die ich mit meinem großen illuſtern ABC-Schuppen davon getragen.

Ich weinte Thränen der innigſten Befriedigung, die Wiſſenſchaft hatte großmüthig die Wunden geheilt, die der Staat mir geſchlagen.

Hoffentlich bleibſt du jetzt bei der Wiſſenſchaft, da ſie ſich dir ſo freundlich bewieſen? fragte Aerbure.

Ich verließ ſie, entgegnete Timon; ja, ich war undankbar genug, nach dieſen glänzenden Reſultaten, die ſie mir hatte erzielen helfen, ſie dennoch zu verlaſſen und zwar aus Intereſſe für die Menſchheit. Ich hegte moraliſch patriotiſch-humaniſtiſche Zwecke. Eine große Idee reifte in meinem Hirnſchädel; ich wollte für die Erziehung der Jugend wirken, für ihre Heranbildung zu einer kräftigen Generation, die dem Zerwürfniß und dem Elend unſerer Tage nicht mehr ausgeſetzt ſein ſollte. Die Mittel, die man wählte, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, ſchienen mir ſchon mehr oder weniger abgenutzt; das Turnen zum Beiſpiel war, nach meiner Anſicht, abgethan. Ich brachte ein neues Erregungsmittel auf und zwar wählte ich dazu das Federballſpiel. Hier ſchien mir Alles vereinigt, was einzeln früher zur Kräftigung und Sittlichung in gymnaſtiſchen Künſten angewendet worden. Die Sprünge, das Laufen und Haſchen gehörte in das Syſtem des Turnens, die Berechnung des Wurfs und der Flugkraft des Balls ſpielte in die höhern Wiſſenſchaften über, während die anmuthigen Biegungen und Stellungen, die die Spielenden annehmen, ins Gebiet der Tanzkunſt, der Schauſpielkunſt und überhaupt der Kunſt übergingen. Welch einen mächtigen Vortheil hatte ich da vor den plumpen, aus der Mode gekommenen Turnern voraus! Mit wie großer Leichtigkeit mußte es mir gelingen, auch das ſchöne Geſchlecht für mich zu gewinnen. Da ich wußte, daß in Deutſchland jede neue Lebensregung ſich vorerſt durch ein Buch ankündigt, ſetzte ich mich ſogleich hin und ſchrieb ein Werk, das ich in mehrere Capitel, Untercapitel, Paragraphe und Abſchnitte eintheilte und mit Noten verſah. Das Werk führte den Titel: „Das Federball-Spiel als Mittel eine kräftige, patriotiſch geſinnte Generation hervorzurufen, oder der Federball betrachtet von religiöſer, politiſcher, kosmopolitiſcher, humaniſtiſcher, patriotiſcher Seite; ferner der Federball, betrachtet in ſeinem Zuſammenhange mit der Muskel- und Knochenlehre, dann der Federball in ſeinen diätetiſchen und pathologiſchen Beziehungen, und endlich der Federball, betrachtet in ſeinen generellen Verhältniſſen zum allgemeinen Fortſchritt der Menſchheit.“ Ein kleiner Anhang, der wieder ſeinerſeits einen Anhang mit ſich führte, gab die Geſchichte des Federballs von uranfänglichen Zeiten an, mit gelehrten Citaten und Abbildungen alter Monumente, auf welchem einen aus der Periode der hundertundſiebenten Dynaſtie Aegyptens der König Memnon mit der Amazonenkönigin Thaleſtris Federball ſpielend dargeſtellt iſt.

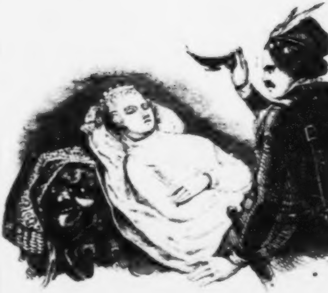


Ein höchſt ſeltenes und merkwürdiges Monument. Das Werk, als es erſchien, machte ungeheures Aufſehen und erlebte ſchnell nach einander ſiebenzehn Auflagen, zum Beweis, wie troß der Ueberfluthung der Literatur ein Buch, das große Ideen und eine erhabene Geſinnung zur Schau trägt, dennoch ſein Publikum findet. Eine Geſellſchaft trat zuſammen, die mir ein Monument garantirte, natürlich erſt nach meinem Tode. Es war in einem einfachen, doch grandioſen Style erfunden. Auf dieſe Weiſe entſchädigte mich auch der Patriotismus für die Wunde, die mir der Staat geſchlagen. Ich konnte zufrieden ſein, doch, wie ihr ſeht, bin ich es noch immer nicht, und ich bin jeden Augenblick bereit, ein Feld zu entdecken, wo endlich einmal die für mich und zwar für mich ganz allein beſtimmten Lorbeeren wachſen.

Die Aufmerkſamkeit Aller wurde hier durch einen Schrei unterbrochen, den Tutu ausſtieß. Die Sylphide hatte, unter dem Vorwand, ihm etwas ins Ohr zu flüſtern, ſeine Wange mit einem Kuſſe geſtreift. Zum Glück war dieſer ominöſe Kuß ſo flüchtig geweſen, daß er ohne Erfolg für den armen Himmelsbürger blieb.

Aber er machte Anſtalten zu entfliehen; nur mit Mühe hielt ihn Zerbure zurück.

Wenn ihr mir vergönnt, ſo werde ich euch ein Jagdabenteuer erzählen, rief der junge Mann, der die unwahrſcheinlichen Geſchichten liebte. Man ſtimmte dieſem Vorſchlag bei, und die in Aufruhr gerathene Geſellſchaft gruppirte ſich wieder ruhig um den Tiſch.



Neuntes Capitel.

Zum erſten Mal ans Licht geſtellte, einzig wahrhafte und authentiſche Hiſtorie von der ſchlafenden Schönen im bezauberten Walde.

Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergange, als ich auf meinem müden Jagdklepper durch den Forſt irrte, immer weiter mich von den bewohnten Gegenden entfernend, und meine Gefährten, die ich aufſuchen wollte, immer mehr aus meiner Nähe verlierend. Endlich gelangte ich in eine mir völlig unbekannte Gegend, die, als ich mich ſchärfer umſah, ein unheimliches und wunderbares Gepräge an ſich trug. Ich kann euch nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe ward.

Bayerische

Von Natur nicht ſehr zur Furchtſamkeit geneigt, überkam mich dennoch ein kleines Grauen, als ich das Licht der Abendſonne, die bis jetzt friedlich durch die Baumſtämme geſchimmert hatte, urplötzlich ſich in ein falbes und unerklärliches Mondlicht verwandeln ſah. Es ſtieg ein blaſſer, graubläulicher Schein durch den Wald und unter dieſem myſtiſchen Geflimmer bezogen ſich die Bäume rund um mich her mit langen, häßlichen Spinngeweben. Ich ſah die Schöpferinnen dieſer fahlen Draperien, Spinnen von enormer Corpulenz, über meinen Weg hinlaufen und mein armes müdes Thier ſcheu machen. Ich ſtieg ab und trat unter einen Baum; ſogleich fielen mir, durch die Bewegung aufgeſchüttelt, große Staubklümpchen auf Haupt und Schultern. Jetzt ſah ich, daß alle Blätter mit dickem Staub bedeckt waren; ich entdeckte auch Vögel, aber ſie ſchienen einen Grabesſchlaf zu ſchlafen. Alles war ſtill, nur die Spinnen arbeiteten. Aufgeregt und ſtaunend that ich einige Schritte durchs Dickicht vorwärts und entdeckte jetzt die Thürme eines Schloſſes, das ſeine dunkelfarbigen Zinnen über die entfernten Baumgipfel emporſteigen ließ. Mein Entſchluß war gefaßt; ich ging auf dieſes Schloß zu. Aber es war nicht ſo leicht den Eingang zu erlangen. Ich mußte mich durch ein Gitter dichtverflochtener Baumſtämme und Zweige durchſchlagen und dazu die verwünſchten Spinnen, die hier in Unzahl ſich zuſammengerottet hatten, mit meinem Jagdmeſſer mir vom Leibe halten. Endlich beſtieg ich das Portal des Schloſſes und klopfte an deſſen geheimnißvolle Pforte. Sie ward geöffnet, aber ich ſah Niemanden, der dabei thätig war. Tiefe Stille überall, kein Laut, kein Anzeichen, daß Menſchen hier weilten. Das Schloß war in gothiſchem Styl gebaut, ich ſah dies flüchtig, denn mir fehlte die Ruhe, hierüber aufmerkſame und erſchöpfende Betrachtungen anzuſtellen. Durch einen dunkeln Flur trat ich in eine Halle, wo ich eine zahlreiche Dienerſchaft verſammelt fand, ſämmtlich aber, und in den verſchiedenartigſten Stellungen in tiefem Schlaf begraben. Dieſe träge Schaar erregte in mir Unwillen und Staunen. Ich rüttelte einen dieſer pflichtvergeſſenen Trabanten am Arm, aber es war mir nicht möglich, ihn wach zu machen. So ging ich denn unangemeldet in die innern Gemächer, die von fürſtlichem Glanze ſtrahlten.

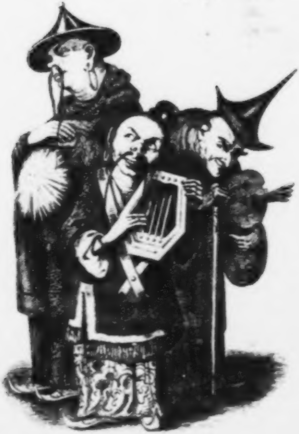
Kerzen brannten überall und vervielfältigten ihren Glanz in hohen bis auf den Fußboden reichenden Spiegeln; Blumenvaſen ſtanden auf marmornen Conſolen vertheilt und ſchöne Statuen erhoben, durch die rothdamaſtenen Tapeten günſtig herausgeſtellt, ihre alabaſternen Leiber im Glanz und Pracht dieſer Atmoſphäre. Weiche Teppige deckten den Boden und machten den Tritt unhörbar. Eine lange Galerie, die voll Bilder prangte, durchſchritt ich eilig und kam in ein Gemach, das mir einen ſeltenen Anblick bot. Es war gefüllt durch eine Menge Perſonen, welche, wie es ſchien, zu einer Aſſemblée hier verſammelt waren, aber ſämmtlich auch im Schlafe lagen. Aber im höchſten Grade mußte es auffallen, wie dieſe geputzten Herren und Damen friedlich Einer an der Schulter des Andern ruhten. Es blieb mir nicht Zeit, alle Einzelheiten zu beobachten, ich ſtrebte weiter. Als ich eine Seitenthür öffnete, kam ich in eine Art Boudoir, in welcher ich eine Schläferin von großer Schönheit fand. Sie lag hier allein und abgeſondert, wahrſcheinlich weil ihr Schlaf etwas zarter Natur war, und ſie gefürchtet hatte, von den Andern geſtört zu werden.

Ich trat zu ihr heran und, indem ich den Schleier lüften will, der ihre Geſtalt umhüllt, ſtoße ich ungeſchickter Weiſe eine kleine Kriſtallglocke herab, die auf dem Tiſchchen neben dem Sopha ſteht. Die Schöne erwacht und ſieht mich ſtaunend und fragend an. Unter tauſend Entſchuldigungen will ich mich entfernen, aber die Dame winkt mir zu bleiben. Wir gerathen in ein Geſpräch, meine Verlegenheit ſchwindet und ich erfahre, was ich in den ſchönen Tagen der Jugend nur für ein Kindermärchen gehalten hatte, daß die berühmte ſchlafende Schöne im bezauberten Walde wirklich exiſtire, ja daß ich ſogar ſie jetzt vor mir ſahe. Ihr könnt euch denken, welch eine Freude mir dieſe Entdeckung machte. Es gelang mir ſie zum Erzählen zu bringen, und ſie theilte mir mit:

Mein Vater iſt ein ſehr reicher und ſehr mächtiger Herr und ich bin ſeine einzige Tochter. Von Kindheit an hatte ich eine unbezwingliche Lebhaftigkeit, die ſo groß war, daß ich nie zum Schlafen zu bringen war

Die Aerzte behaupteten, wenn es ſo fortginge, würde ich mich nothwendig gleichſam in meinem eignen Feuer verzehren. Sie riethen daher an, daß man mir keine Zerſtreuung böte, vielmehr den Verſuch machte, mich auf alle Weiſe zu langweilen.

Mein guter Vater wußte es ſo einzurichten, daß er nach und nach alle Perſonen aus meiner Nähe entfernte, die irgend wie beluſtigen oder auch nur lebhaft intereſſiren konnten, und bald hatte er es auch glücklich dahingebracht, daß ſein Hof der langweiligſte war, den man nur irgend finden konnte. Es gab an demſelben keine ſchöne Frauen, mein Vater hatte keinen Sinn und keinen Geſchmack dafür, demzufolge fehlten alle Intriguen, aller Wetteifer unter den Männern, ſich in Kühnheit, Galanterie und Geiſt auszuzeichnen. Dabei hatte mein theurer Vater von jeher das Talent gehabt, unter den ſchönen Künſten gerade diejenigen herauszufinden, die Langeweile, Pedanterie und Trockenheit mit ſich führen. Seine Schmeichler ſchoben dieſe unbeliebige Reſultate auf den Zeitgeiſt, die Wahrheit aber iſt, daß die Neigung meines Vaters ſelbſt dahin ausſchlug. Für mich konnte das nur vortheilhaft ſein. Kaum war ich in die Hofzirkel eingeführt, als ich ſchon eine wohlthätige Neigung zum Schlaf verſpürte. Mein edler Vater, den es unbeſchreiblich freute, daß ſeine eigenthümliche Weiſe, ſich mit Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben zu beſchäftigen, gerade mit der mir vorgezeichneten Heilungsmethode zuſammentraf, beſchloß in der Freude ſeines Herzens noch ein Uebriges zu thun. Er trat mit einem benachbarten Könige in Unterhandlung und kaufte ihm für ſchweres Geld drei ſehr kunſtvoll verfertigte Automaten ab, die das Anſehn chineſiſcher Pagoden hatten, aber von menſchlicher Größe waren und durch ein Uhrwerk in Stand geſetzt wurden, ſich wie wirklich lebende Geſchöpfe zu bewegen und zu geberden. Von dieſen Dreien war eine Figur ganz beſonders abſcheulich. Sie ſtellt einen Dichter vor mit einem widerlich klingenden einſilbigen Namen und aus irgend einer alten längſt untergegangenen chineſiſchen Schule ſtammend. Wenn man das Uhrwerk aufzog, ſo las dieſe Figur. Sie las immer dieſelben Stückchen und immer mit denſelben albernen Grimaſſen und Geberden.



Meinen Vater ergötzte dies. Er ſetzte dieſen Automat allen Dichtern ſeines Hofes als Muſter und Beiſpiel vor und bald ſah man in der Literatur und auf der Bühne ein unendlich langweiliges Genre matter, trockner und abſurder Poſſen entſtehen, die unter dem Namen von Kindermärchen ausgeboten wurden.

Wenn ich bedachte, wie luſtig und wild meine Kindheit geweſen, ſo erſchrak ich doppelt vor dieſen von dem alten Automaten ausgehenden Kindermärchen. Unſer Theater wurde jetzt „altchineſiſch“. Die andern beiden Figuren übten durch ihre Leiſtungen zwar auch eine einſchläfernde Wirkung, aber ſie berührten mich nicht ſo unmittelbar, als der Leſe-Automat. Ich ſchlief nun ſchon nicht allein regelmäßig die Nächte, ſondern auch ſchon ſogar einige Stunden am Tage. Mein Vater aber wollte eine vollkommene Beſſerung bewirken und da geſchah das Unglück. Er verdarb etwas an dem Uhrwerk, dies ließ ſich jetzt nicht mehr regieren, und nun ereignete ſich das Entſetzliche, daß die Figuren in ununterbrochner Thätigkeit ſich bewegten. Es war keine Rettung. Der Leſe-Automat wüthete gleichſam; er ſchnurrte und knurrte ohne alle Unterbrechung und zwar ſiebzig Tragödien hinter einander. Wir ſanken Alle in Schlaf. Mein Vater ſchlief ein, ich, der ganze Hof, die Dienerſchaft im Vorſaal ſchlief ein, die Katzen und Vögel auf dem Dache ſchliefen ein, die Hunde und das Geflügel auf dem Hofe. Zuletzt war es im ganzen Schloſſe todesſtill und nur die unglückſelige Figur wüthete fort, bis die Räder alle abgelaufen waren und das Uhrwerk ſtille ſtand. Nun wuchſen die Bäume ums Schloß herum zu rieſiger Höhe und die Spinnengewebe und der Staub legte ſich über die ganze Gegend. Ach, ich habe das alles im Voraus kommen ſehen!

Die Prinzeſſin hielt hier inne und ſah mich mit einem jammervollen Blick an, der mein Herz in Mitleid ſchmolz. Ach, meine Schöne, rief ich, wie läßt ſich hier helfen und retten?

Nur dadurch, entgegnete ſie, daß Einer den Muth hat, die böſen drei Figuren auf die Schultern zu laden und ſie dahin zurückzubringen, woher ſie gekommen. Dann wird Alles im Schloß wieder erwachen und aufathmen. Mein Vater, der in ſeinen Liebhabereien zum Glück ſehr veränderlich iſt, wird ſich, durch dieſes Beiſpiel gewarnt, dem friſchen Leben der Gegenwart, dem jungen und kühnen Talente, das belehrt, beluſtigt und erhebt zugleich, zuwenden, und der Zauber, den das Alte, Beſtaubte, Langweilige bis jetzt auf ihn geübt, wird gebrochen ſein.

Ich werde nicht mehr zu ſchlafen brauchen, das ganze Land wird nicht mehr zu ſchlafen brauchen. O Himmel, welch ein Glück!

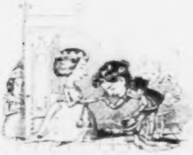
Gehorſamer Diener, meine Schöne, entgegnete ich. Wer ſoll denn dies Wunderwerk vollbringen? Wer ſoll die Automaten hinausſchaffen?

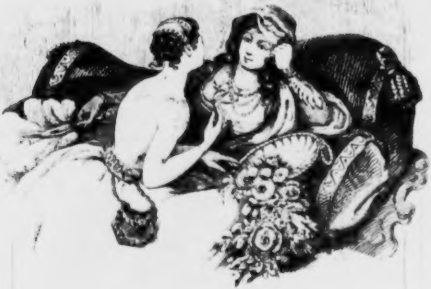
Sie, mein edler Ritter, ſagte die ſchöne Siebenſchläferin mit bezaubernder Stimme.

Ich werde mich hüten, antwortete ich. Die Figuren ſtehen mit irgend einem mächtigen Zauber im Bunde, und ich bin nur ein ſchwacher ſterblicher Menſch und zwar auch einer, der eben keinen Ueberfluß an Courage hat

Armſeliger! rief ſie. Dann gehen Sie und laſſen Sie mich ſchlafen.

Und ich ging und ließ ſie ſchlafen.





Zehntes Capitel.

Geſchichte einer Hand

Da Tutu's Leidenſchaft zu Iduna immer lebhafter wurde, fanden ſich er und Zerbure ſehr oft bei der ſchönen Gräfin Abends beim Kamin ein, wo in der Regel nur eine ſehr kleine Geſellſchaft verſammelt war. Man ſaß und plauderte, und die Stunden vergingen ſehr ſchnell. Eines Abends kam das Geſpräch auf die Galanterie der Herren gegenüber dem ſchönen Geſchlecht. Ich beneide die Zeiten, ſagte die Gräfin, die den Fanatismus der Artigkeit noch kannten, unſere Zeit hat nur noch dunkle Traditionen über dieſen Gegenſtand.

Wir haben in unſern Salons keine junge Herren mehr, ſondern nur eine Anzahl langweiliger Automaten, mit ewig dampfender Cigarre im Munde.

Sehr wahr, entgegnete der Graf, aber zur Entſchuldigung für mein Geſchlecht muß ich anführen, daß bei den Frauen zu keiner Zeit die böſe Sitte ſo überhand genommen hat, Epigramme zu machen, als bei den Frauen unſrer Tage. Man findet faſt keine wohlwollende und gutmüthige Frau mehr, ſie ſind alle boshaft, einige mit mehr, andre mit weniger Geiſt.

Sollte darin nicht ein ſchmeichelhaftes Zugeſtändniß unſres Werthes liegen? fragte Zerbure, indem er einen ſpähenden Blick auf die Damen warf. Man findet es der Mühe werth, uns zu beobachten, zu ſtrafen. Iſt dem nicht ſo?

Es kann ſein, entgegnete Iduna zerſtreut, denn ihr Blick war eben in die tiefe dunkle Bläue des Engelsauges gefallen, und konnte ſich nicht ſogleich wieder da herausretten.

Ich weiß über die Galanterie eine alte ſpaniſche Geſchichte, hub der Graf an, und wenn man Luſt hat mir zuzuhören, ſo will ich ſie gern erzählen.

Ich hoffe, daß Ihre Geſchichte kurz ſein wird, ſetzte die Gräfin hinzu.

Sie wird Ihre Geduld nicht ermüden, antwortete der Graf.

Was mich betrifft, ſagte die alte Dame, die die Strümpfe für die kleinen Hottentotten ſtrickte, ſo kann man mich zu Allem bringen, wenn man mir ſpaniſche Geſchichten erzählt. Schon die Namen Don Galaor, Don Ruys, Don Almanſor üben einen unbeſchreiblichen Zauber auf meine Phantaſie aus.

An dem Hofe Blanca's von Caſtilien, hub der Graf an, lebte eine junge Dame von untadelhaften Sitten und von einer viel mehr als gewöhnlichen Schönheit. Sie war die Wittwe des Großadmirals und eine Nichte des Kardinals Fantaſtores, eines in den Wiſſenſchaften und den Künſten hochgebildeten Mannes, der ſich des ſchmeichelhaften Titels eines „Orakels der Höhe" zu erfreuen hatte. Die junge Dame, deren Name Innozentia war, lebte einen Theil des Jahres auf dem Landgute ihres Oheims, den andern Theil brachte ſie in Madrid zu am Hofe der Königin, die ſie zu ihrer Juwelenbewahrerin erhoben hatte, ein Amt, das zugleich mit der Intendantur über das königliche Waſchbecken und die Parfumerieſachen verbunden war. Die Geſchäfte ihrer intereſſanten Stellung brachten ſie oft in die unmittelbarſte Nähe der Königin, und dieſe Prinzeſſin, die ſelbſt ſchön und jung, und grade damals zu einer unglücklichen Leidenſchaft für den franzöſiſchen Geſandten an ihrem Hofe entbrannt war, fand Troſt in den Armen der ſchönen Innozentia, die es verſtand wie keine Andre mit Anmuth zu troſten, mit Lebendigkeit und ohne Ermüdung zu erregen zu plaudern, und die, wenn die Königin ſtundenlang von ihrer Liebe ſprach, nie ſich zur Seite wandte, um ein Gähnen zu verſtecken.

Eines Tags warf die Königin die Frage auf, welcher Nation Innozentia den Vorzug gäbe, der franzöſiſchen oder der ſpaniſchen? Natürlich war hier nur von Liebhabern die Rede, denn was ſonſt an männlichen Talenten und Würden bei beiden Nationen zu finden ſein möchte, kümmerte die beiden ſchönen Frauen ſehr wenig, die in einer heißen Nachmittagsſtunde auf den Polſtern einer Ottomanne beiſammenlagen und mit ihren Fächern aus indiſchen Paradiesvögelſchweifen ſich Kühlung zuwehten.

Wenn Ihre Majeſtät mir erlauben, ſagte mit einem beſcheidenen Erröthen die Intendantin, ſo gebe ich der ſpaniſchen Nation den Vorzug.

Die Königin ſchien befremdet und ſah ihre Vertraute mit einem langen und ſtrafenden Blick an, indem ſie zugleich mit zitternder Stimme fragte: Alſo glaubſt du, Innozentia, daß ein Franzoſe treulos ſein, daß ich von einem Franzoſen verlaſſen werden könnte?

O was Ihre Majeſtät betrifft, ſo werden Sie und unter keiner Bedingung verlaſſen. Keine Nation der Erde birgt in ihrem Schooße ein Individuum armſelig oder feig genug, das nicht in jedem Augenblick zu Ihren Füßen zu ſterben bereit ſein würde.

Sie ſchmeicheln, Madame. Ich wußte in der That nicht, was ich vor andern Frauen voraus hätte.

Die Empfindlichkeit der Königin zu erſticken, warf ſich ihr die ſchöne Innozentia zu Füßen und rief mit einem Tone voll Zerknirſchung und

Reue: Ich habe Unrecht — ich habe Unrecht. Die Franzoſen verdienen den Preis. Ach, ich dachte in dieſem Augenblick nicht an Hippolyte von St. Dalmatien.

Still, ſagte die ſchöne Bianca mit Erröthen, dieſer Name darf nur von mir in dieſer vertraulichen Weiſe ausgeſprochen werden. Sie ſeufzte und ſenkte ihr Haupt tief, dann ſeufzte ſie noch einmal, zerknickte eine der Federn ihres Fächers, lächelte dann ſchmerzlich und düſter, und ſagte endlich: Worauf gründet ſich deine Vorliebe für die Spanier, arme Innozentia? Haſt du ein Abenteuer mit irgend Einem von meinen Unterthanen gehabt? Aber, wie kann ich ſo fragen! Du — und ein Abenteuer! Ich werde das Geſetz an meinem Hofe geben, daß jeder Mann, wenn er deinen Namen nennt, ſein Haupt entblöße, wie bei dem Gruße der allerheiligſten Mutter, denn ſicherlich kennt Spanien kein untadelhafteres Weib, wie dich.

Als die Königin ſo ſprach, löſte Innozentia ihre langen ſchwarzen, ſeidenweichen Locken und ließ ſie wie einen Schleier über ihr Geſicht fallen. Hinter dieſem Schleier erröthete ſie, gleichwie der rothe Schein des Abendhimmels hinter dunkeln Wolken lieblich hervorbricht.

Was iſt das? fragte die Königin und neigte ſich lächelnd und neugierig zu ihrer Hofdame. Soll es ein Bekenntniß der Schuld ſein? Du warſt alſo nicht ſo unberührt von zärtlichen Begegnungen geblieben, als ich wähnte? Ach, ich athme wieder auf. Deine Nähe war mir oft läſtig, ſo wie uns armen Frauen oft das Gewiſſen und die Tugend läſtig werden. Erzähle, ſchöne, bunte Schlange, erzähle.

Innozentia neigte ſich zur Hand der Königin, küßte ſie und ſagte reſpektvoll: Was ich habe und weiß, iſt zugleich das Eigenthum Ihrer Majeſtät. Ein Geheimniß, das ich vor aller Welt und ſelbſt vor meinem Beichtvater verſchließen würde, könnte ich nicht zurückhalten, wenn ein graziöſer Wink aus den allmächtigen Augen meiner Gebieterin es herzugeben mir befähle. So erfahret denn, hohe Frau, daß ich Don Gusman de Samoſata liebe.

Ah, den jungen Kavalier, den ich in dieſen Tagen an den Hof von Neapel ſandte, der das Unglück hatte, ſeine rechte Hand einzubüßen, als er an Bord einer mauriſchen Galeere ſprang?

Derſelbe. Aber nicht der Säbel der Barbaresken, die Liebe, die Ehre, der Frauendienſt raubte ihm die Hand. Mit einem Worte, dieſe Hand iſt in meinem Verwahrſam; ſie iſt mein koſtbarſter Schatz.

Die Königin drang mit neugierigen Blicken in ihre Vertraute, und dieſe fuhr erröthend fort:

Ich hatte kaum, auf Zureden meiner Verwandten, dem Admiral meine Hand gereicht, als ich Don Gusman kennen lernte. Auf dem Turnier zu Sevilla ſah ich ihn zum erſtenmal; er erhielt als Sieger den Preis aus Ihrer Majeſtät Händen.

O, ich weiß es. Ich ſaß neben meiner Muhme, der Aebtiſſin von Calatrava, die ihre dicke ſchwitzende Hand auf meinen Arm legte, und fortwährend mir ins Ohr flüſterte: bei St. Jago, das iſt ein hübſcher Knabe, der dort mit dem gelben Schildüberhang — das ſind Lippen zum Küſſen, bei der heiligen Thereſe! Dieſen jungen Ritter, der eben in die Schranken reitet, muß ich kennen — u. ſ. w. u. ſ. w. Nie hat wol die Sonne Spaniens eine würdigere Calatrava-Nonne beſchienen. Doch fahre fort in deiner Erzählung.

Tief in den Gebirgen von Eſtremadura verſteckt, weit geſondert von den Eitelkeiten der Welt und dem Verderbniß der Höfe lebte der alte Comthur Don Manuel d'Olonna. Er ſammelte um ſich eine Schule, wo er Jünglinge in den Grundſätzen der Tapferkeit, der Ehre und des edeln Frauendienſtes unterwies. Spaniens Größe, ſeine idealen Geſetze, ſeine illuſtre Tugend und ſeine ſchöne Sitte wohnten hier noch urſprünglich rein und unangetaſtet, und der alte greiſe Ritter erzog die Knaben in abgöttiſcher Verehrung für die Tugend und Reinheit des Weibes. Aus dieſer Schule war Don Gusman hervorgegangen. Seine junge Seele war ein Juwel, der nur im Strahl der Ehrenſonne leuchtete. Ich — o meine Königin! — ich war ſeine erſte Liebe. Wahrlich, wenn bei dieſem Begegnen von Reinheit in Gedanken und That die Rede iſt, auf meiner Seite war ſie wahrlich nicht. Noch denk ich daran, wie zum erſtenmal er zitternd meine Hand berührte, es war, als wenn eine Flamme über eine Lilie dahinführe. Er war der Ohnmacht nahe, dieſer ſtarke und wilde Sohn der Natur und der Einſamkeit, ſo durchſchütterte ihn das plötzlich kundgewordene Geheimniß ſeines Herzens. Ich ertrug es leichter; eine Romanze im Mondſchein geſungen, ein Seufzer in ein volles Nelkenbouquet gehaucht, ein bischen Lachen, ein bischen Weinen, eine Thräne bei Nacht und ein Liedchen am Tage halfen mir hinweg über das tiefe Weh der Liebe. Dennoch füllte er mein Denken und Träumen. In dieſer Zeit eröffnete auf Befehl Ihrer Majeſtät mein Gemahl den Krieg gegen die Barbareskenſtaaten.

Ja, ja, ich befahl es, ſagte die junge Königin lachend. Drei Wochen ſpäter erfuhr ich zufällig von einem meiner Miniſter, daß ich es war, die dich zur Strohwitwe gemacht hatte.

Ihre Majeſtät hatten den Befehl zu meinem Untergang gegeben. Nicht mein Gemahl, der Admiral, ſcheiterte, ſondern ich. Während ganz Spanien meine erhabene Tugend vergötterte, war Don Gusman der Gefährte meiner einſamen Stunden. O, ich werde dieſen Himmel, in dem ich einſt wandeln durfte, nie wieder in ſeinem Glanze betreten, in meiner Erinnerung wird er aber ewig leben.

Ach, man ſehe die Verbrecherin! rief die Königin, indem ſie mit beiden Händen ihr Antlitz bedeckte. Das hätte ich nicht einmal gewagt.

Zu meinem Glücke, ſetzte Innocentia raſch hinzu, erwachte keine der Läſterzungen, bis ein unglücklicher Zufall uns dicht an den Rand des Verderbens brachte. Wir hatten ausgemacht, daß Gusman mich beſuchen ſollte, verhüllt in die dürftige und unſcheinbare Kleidung eines Holzhauers oder Kohlenbrenners. Eines Abends hatte er die erſtere gewählt. Wir trennten uns erſt ſpät; der Morgen graute ſchon, als er von mir ging. Das Gitterthor meines Parks war angelehnt, als er es wieder ſchloß, klemmte er unglücklicher Weiſe ſeine Rechte ins Gitter. Keine Bemühung, keine noch ſo zwangvolle Anſtrengung machte die gefangene Hand wieder los. Er hätte rufen müſſen, Hülfe in Anſpruch nehmen und unſer Geheimniß wäre verrathen worden. Er zauderte keinen Augenblick; mit der Axt, die er über die Schulter geworfen hatte —

Entſetzlich! entſetzlich! rief die Königin erbleichend. Vollende nicht; ſchone meiner — ich ſehe das Grauſenvolle vor meinen Augen geſchehen! O welch ein Mann war dieſer Don Gusman! —

Die Freundinnen ſchwiegen eine Weile, wahrend jede mit den Gefuhlen, die ihren Buſen durchbebten, zu kampfen hatte, dann ſagte Innozentia: Die Hand brachte man mir wenige Stunden darauf, man hielt ſie fur die Hand eines Diebes, obgleich ihre Weiße und Schonheit dieſe Meinung hatte widerlegen ſollen. Mein Schloßarzt, ein geſchickter Araber, balſamirte dieſes theure Unterpfand aufs koſtlichſte ein, ſo daß es jetzt tauſchend einer Hand von Alabaſter ahnlich ſieht. Das bald darauf ſtattfindende Gefecht mit den Piratenſchiffen, bei dem Gusman zugegen war, machte das Gerucht, das er ſelbſt ausſprengte, glaublich, als ſei er durch den Sabel der Unglaubigen verſtummelt worden. Jetzt, da meine Bekenntniſſe zu Ende ſind, werden Ihro Majeſtat mir vergeben, daß ich fur die ſpaniſche Frauenverehrung und Galanterie einige Vorliebe hege.

Die Geſchichte ſchweigt von dem, was die Konigin Blanca hierauf erwiederte.

Als der Graf ſeine Erzahlung geendet hatte, ſah er ſich im Kreiſe um und bemerkte mit Freude, wie manches ſchöne Auge von einer verſtohlenen Thrane feucht wurde. Manchen Herzen mochten die Worte entklingen: Ach, wurdeſt du doch auch ſo geliebt!

Wiſſen Sie, was mir eben in den Sinn kommt? fragte plotzlich der Graf die ſchone Melanie? Ich ſah Sie eines ſchwulen Sommernachmittags in unſerm alten Schloßgarten eingeſchlummert

Mich? rief Melanie.

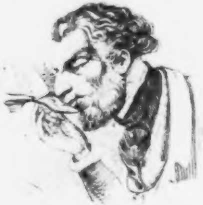
Es war ein reizendes Bild, ſetzte der Graf verbindlich lachelnd hinzu, aber dennoch war dieſes Bild ein Epigramm auf unſere Zeit. Sie lehnten ihr Haupt an eine Statue des Amors, und ruhten in dieſer gefahrlichen Nahe ſo ſanft, als lagen ſie im Schooße Abrahams. Ich muß geſtehen, nie habe ich ein ruhrenderes aber auch fur mein Geſchlecht beleidigenderes Bild geſehen. Wie! rief ich entruſtet, da liegt eine junge Schöne; ſie halt dich und dein ganzes Geſchlecht fur ſo langweilig und fur ſo wenig gefahrlich, daß ſie dicht in der Nahe des furchtbaren Gottes, der unſere Intereſſen vertritt, zu ſchlummern wagt! O wenn das die Frauen des Alterthums ſahen! Wenn Glycere, wenn Julia, wenn Laura, oder auch nur Corinne und Valerie hier zugegen waren! Was wurden ſie ſagen?

— III —

Das ſind ſehr ſonderbare Betrachtungen, ſagte die junge Dame erröthend. Was haben ſie mit der eben vorgetragenen Geſchichte zu thun?

Ach, ſeufzte der Graf, ſie ſtehen mit ihr in einem leider nur zu nahen Verband. Der Amor hatte ſeinen Arm und mit dieſem ſeine Waffe verloren. In der Nähe eines ſolchen Amors kann man allerdings nichts beſſeres thun, als ſchlummern. — Wir ſind keine Don Gusmans mehr.

Die Nutzanwendung iſt artig, bemerkte Iduna. Was uns Frauen betrifft, wenn man aufrichtige Reue zeigt, ſo werden wir immer bereit ſein, zu vergeben und zu vergeſſen.



Elftes Capitel.

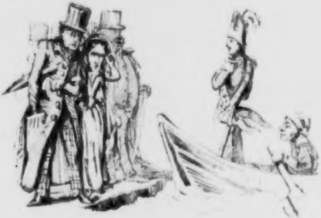
Caricaturen aus der Geſellſchaft.

Geben Sie uns Ihre Mappe her, ſagte die Gräfin zu einem jungen Künſtler, der an einem dieſer Abende am Kamin mit zu der Geſellſchaft gezogen worden war. Sie nahm die Blätter, legte einige lächelnd bei Seite, andere, die ſie für minder verfänglich hielt, gab ſie ihrer Umgebung hin und ließ ſie von Hand zu Hand gehen.

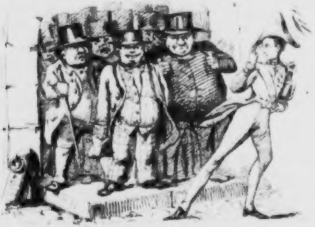
Soll ich den Commentar machen? fragte der Graf.

Es bedarf deſſen nicht, entgegnete Iduna. Wir wiſſen ſo ziemlich, wen wir vor uns haben. Bei dieſer Art Bildern iſt das Errathen und Dechiffriren der hauptſächlichſte Genuß.

Das iſt ein amuſantes Bildchen; es ſtellt den Prinzen Johann ohne Land vor. Wir ſehen ihn, wie er ſeine erſte Wanderung antritt.

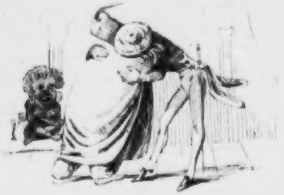


Er beſucht das Land der rothhaarigen Barbaren.

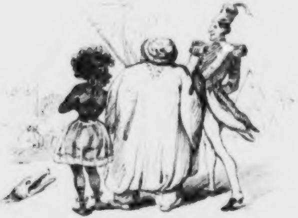


Die rothhaarigen Barbaren, die einige Epigramme des Prinzen Johann ohne Land übel genommen, weiſen ihm die Thür.

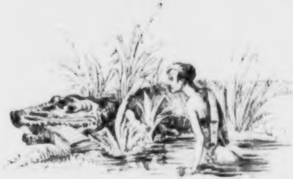
Der Prinz begibt ſich in ein heißes Klima, um ſich von dem Beſuche bei den rothhaarigen Barbaren zu erholen.



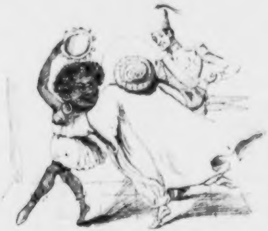
Er ſchließt eine innige Freundſchaft mit einem dicken Paſcha.



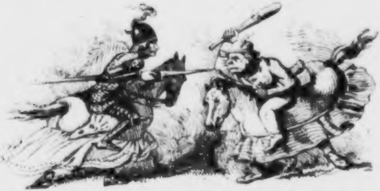
Er orientirt ſich aller Wege, und ſcheut keine Gefahren, denen ein Prinz in dem heißen Klima ausgeſetzt ſein kann.



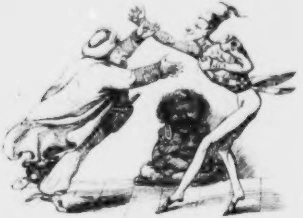
Ein Krokodil entführt dem berühmten Reiſenden ein Convolut Manuſcripte.



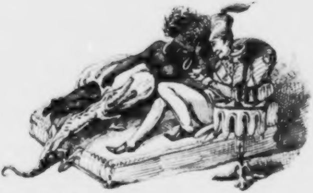
Abyſſiniſches Ballet. Der Prinz, der Paſcha und die ſchöne Sklavin.



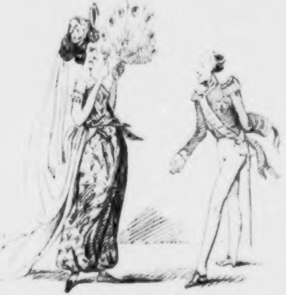
Rückkehr des Prinzen in die Heimath und heftiger Kampf daſelbſt mit einem kleinen boshaften Demagogen.



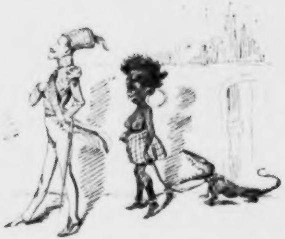
Der Prinz begibt ſich abermals in ein heißes Klima. Zärtliche Scene des Wiederſehens mit dem Paſcha. Wachſende Neigung der ſchönen Sklavin.



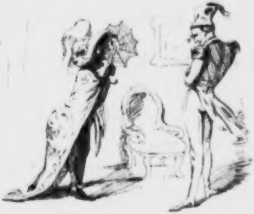
Abyſſiniſches Stillleben.



Zuſammentreffen des Prinzen ohne Land mit einer Lady ohne Land.



Abermalige Rückkehr des Prinzen in ſeine Heimath.



Ein Verſuch, die ſchöne Sklavin mit den Segnungen unſrer Civiliſation bekannt zu machen.

Als man dieſe Bilder bei Seite gelegt hatte, ſagte Tutu: ich denke dabei an einen Spruch des Seneca, der da lautet: Wenn die Zeit uns klein machen will, ſo hat ſie dazu tauſend Mittel; die gefährlichſten ſind, wenn ſie uns Stelzen gibt, durch deren Hülfe wir aus der Menge emporragen und rieſengroß erſcheinen. Dieſe augenblickliche übertriebene Größe macht es uns für immer unmöglich, durch unſere Perſon und ohne künſtliche Mittel einſt groß zu ſein.

Der Satz iſt etwas zu lang für mein Faſſungsvermögen, bemerkte die Dame, die für die Bekleidung der jungen Hottentotten ſorgte.

Wie gerne möchte ich Seneca gekannt haben, hub die Gräfin an. Ob er wol einige Aehnlichkeit mit unſerm Philoſophen im ſchwarzen Frack und der weißen Halsbinde hatte?

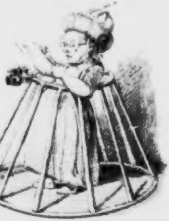
Ich hab' ihn gekannt, ſagte Tutu ernſthaft

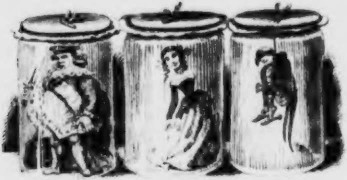
Eine artige Phantaſie! rief die Gräfin. Nun, ſo ſchildern ſie uns den Hof Nero's. Es muß ein ſeltſamer und phantaſtiſcher Hof geweſen ſein.

Ich habe dieſen Tyrannen in Wirklichkeit und Wahrheit geſehen, rief Tutu lebhaft und durch die ungläubige Mienen Iduna's gereizt. Es ereignete ſich dies auf meiner zweiten Wanderung auf der Erde.

Nun denn! — rief Iduna. Wir wollen unſere kleine Zeit vergeſſen und uns an den Contouren der Geſtalten einer Heldenperiode weiden.

Die dicke Dame warf ihr Strickzeug hin: Bei dieſen Bildern und dieſen Geſprächen, rief ſie, langweile ich mich ſo, wie ſich nur Jemand langweilen kann, der die Werke einer gewiſſen genialen Schriftſtellerin lieſt.





Zwölftes Capitel.

Der Leſer wird an den Hof Nero's geführt.

A propos, Tyrannen! fuhr der Graf auf. Warum haben wir keine Tyrannen mehr?

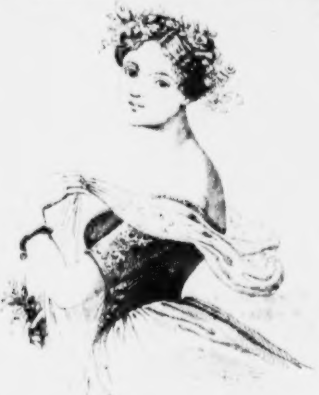
Ohne Zweifel aus dem nämlichen Grunde, entgegnete Don Zerbure, weshalb wir keine leichtfertigen Primadonnen und keine im Manſardenſtübchen verhungernden Poeten mehr haben. Es ſind drei untergegangene Species unſers ſocialen Lebens.

Ich werde als ein vorſichtiger Mann, der für die Zukunft ſorgt, rief der Graf, dieſe drei Alterthümer in Eſſig legen und aufbewahren: den letzten Tyrannen, die letzte leichtfertige Primadonna, den letzten verhungerten Dichter. Es ſcheint mir, daß dies nöthig iſt, um der Nachwelt zu zeigen, wie wir milde und leutſelig beherrſcht worden, wie wir die Tugend und Keuſchheit da ſuchten, wo ſie kein anderes

Jahrhundert geſucht hatte, nämlich hinter den Lampen des Proſceniums, und wie endlich unſere Dichter es verſtanden haben, ihre ſchlechten Verſe ſich beſſer bezahlen zu laſſen, als irgend eine Zeit die guten Verſe bezahlte.

Ich wünſche nun, daß man weiter erzähle, rief Iduna.

In der Umgegend von Rom, hub Tutu an, nach den Albanergebirgen hin, lebte ein Gemüſe- und Blumenhändler, Patus mit Namen, der drei ſchöne Töchter hatte, die er wöchentlich einmal in die Stadt ſchickte, um auf irgend einem kleinen, den Blumen und den Gartenfrüchten geweihten Marktplatz ihre Waare feil zu bieten. Auf dieſem Platze ſtand eine Bildſäule des Vertumnus, nicht gerade ſchlecht gearbeitet, aber auch nicht von einem griechiſchen Meißel ins Daſein gerufen. Um das Bild des Gottes herum gruppirten ſich die Verkäufer und Verkäuferinnen und zwar ſo, daß die ſchönſten Mädchen und die ſchönſten Blumen am ſichtbarſten ihren Platz auf dem Fußgeſtell der Bildſäule fanden. Dazu gehörte aber Dreiſtigkeit oder einflußreiche Gönnerſchaft; die drei Töchter des Patus beſaßen weder das eine noch das andere Mittel der Beförderung und ſomit ſah man weder Glycerion, die älteſte, noch Clope, die mittlere, noch Metella, die jüngſte Schweſter, auf den Stufen des Piedeſtals des Vertumnus; ſie hatten alle drei dahin gehört. Glycerion zeigte in ihren ländlichen Formen und verhüllt in dürftige Gewänder die ſtolze Götterpracht einer Juno, Clope machte ein Bild des Crates wahr, welcher die Muſe Urania in die keuſche aber ärmliche Hülle einer Schäferin auf dem Berge Athos gekleidet und ſie ſo dem Blicke Apolls freigeſtellt hatte. Ihr ſchönes, in wellenförmige Locken gewundenes Haar entbehrte auch des Kranzes nicht; es war gewöhnlich ein dichtes Gewinde von Epheu und Myrthe, das die junge Stirn beſchattete und die Stelle eines Fächers vertrat und Kühlung und Schatten gewährte, wenn die junge Blumenhändlerin ſich dem Vertrieb ihrer Waaren oft noch in der ſengenden Mittagshitze widmete. Metella war nicht ſo ſtolz wie Glycerion, nicht ſo ſchön wie Clope, aber ſie war lieblicher und gewinnender wie beide. Ueber ihr Haupt, das ſechzehn Lenze mit dem friſcheſten Reiz geſchmückt hatten, war von Dianen der reinſte und ſüßeſte jungfräuliche Segen ausgeſprochen werden. Die holdeſte Schüchternheit paarte ſich in ihr mit der anmuthigſten Keckheit. Ihr Körper war zierlich, aber zugleich kräftig gebaut; ewig beweglich, verloren ihre Züge doch nie den Charakter der Schönheit; ihre kühnſten Stellungen, ihre wildeſten Sprünge ordnete die Anmuth.



Sie wurde mit der flüchtigen jungen Ziege, die dem Pan geweiht iſt, verglichen, ſo aller Gefahr ſpottend ſah man ſie die Abhänge und Schluchten im Gebirge durchklettern und ihrem Vater folgen, wenn er Kräuter ſuchte oder jungen Vögeln nachſtellte.

So ſaßen denn die Schweſtern eines Morgens ziemlich weit ab von der Bildſäule des Vertumnus auf einem beſcheidnen Plätzchen, lange Zeit völlig unbeachtet und von keinem Käufer angeſprochen. Glycerion, indem ſie ihr großes Auge mit einem Feuer und einer Majeſtät, die Niemand unter dem alten vergilbten Strohhut geſucht hätte, umhergehen ließ, begann das Geſpräch, indem ſie zu ihrer Schweſter ſagte: der Markt iſt heute ungewöhnlich leer. Mir ſcheint, als wenn er alle Tage unbeſuchter würde. Was mag hiervon die Urſache ſein?

Du findeſt ihn unbeſucht, entgegnete die Schweſter, weil Cléon ihn nicht mehr beſucht. Geſteh' es nur, daß nach dem jungen Hirten allein deine Blicke ausgehen.

Wenn ich's auch leugnen wollte, ſagte Glycerion mit einem leichten Erröthen des Unwillens, du würdeſt doch glauben Recht zu haben.

Lucina beſſere dich, du armes Mädchen! rief Cleve, ſeufzend. Ich fand noch kein Herz, das ſo ſchwer ſich zu Bekenntniſſen hergegeben hätte, als das deine. Warum nur nicht der Schweſter geſtehen, daß du liebſt? Welch eine Verſtocktheit iſt das! Welch ein Mißtrauen! Ich begreife es nicht. Metella, höre, Kind, würdeſt du mir verſchweigen, wenn du liebteſt?

Sicherlich nicht! rief die Kleine lachend. Verlaß dich darauf, wenn ich mich in den Kaiſer verliebe, da ſollſt du die Erſte ſein, die es erfährt.

Die drei Mädchen lachten.

Du biſt in der That nicht beſcheiden, ſagte Glycerion.

Und weßhalb ſollt' ich's ſein? ſagte das Mädchen. Wenn es dann doch einmal geliebt ſein ſoll, ſo muß man nur geſchwind das Allergrößeſte und Allerſchönſte wählen. Das kleine miſerable Mannsvolk, das keine Krone trägt und nicht über eine Welt gebietet, überlaß ich euch. Metella und Nero — Nero und Metella! O, wie das ſchön klingt!

Schweig, Unbeſonnene! Willſt du durch dein Geſchwätz die Vorübergehenden ſtutzig machen? der Marktaufſeher iſt uns ohnedies nicht günſtig, weil wir die Miethe für die Bank, auf der wir ſitzen, ſchuldig blieben.

Pfui! der alte ſchmutzige Petron!

Und wie gerne würde ich dieſen alten ſchmutzigen Geizhals heirathen, ſeufzte Clore, wenn ich durch ihn dazu gelangen könnte, dem Vater ein ſorgenfreies Alter zu bereiten. Aber wem Diana zürnt, dem gibt ſie ein Haus voll Töchter und verſagt ſeinen greiſen Tagen den muthvollen Sohn, der ihn mit kräftiger Schulter ſtützt, wenn er in der Morgenfrühe zum Gebet dem Altar der Götter naht.

O, ich ſtütze den Vater! rief Metella. Daß mir Niemand ſage, meine Schulter und mein Arm ſeien weniger kräftig, als die eines Jünglings.

Bei dieſen Worten näherte ſich Cléon und Glycerions Antlitz wurde über und über von einer lieblichen Purpurröthe übergoſſen. Der Hirte handelte um einige Fruchtbündel, um unter dieſem Vorwand unbemerkt mit ſeinem Mädchen plaudern zu können. Ein Soldat der Leibwache trat auf Clore zu, lüftete ihren Kranz, ſchaute ihr ins Antlitz und lächelte ihr zu. Auch ſie plauderten bald vertraulich mit einander; Metella ſaß allein und müßig. Sie blickte ihre Schweſtern an und ſeufzte lächelnd, indem ſie vor ſich hinmurmelte: Nun, nun, laßt nur erſt meinen Schatz kommen; der ſchlägt euch Alle in die Flucht! —

Heute hat Nero drei fremde Feldherren, die ihm ſeine Schlachten haben verlieren machen, vor den verſammelten Legionen niederſtechen laſſen, ſagte der Soldat; unter dieſen Dreien war auch ein griechiſcher Prinz, der von einer uralten Königsfamilie abſtammt. Aber was fragt unſer Herr nach den andern Herren der Erde, gegen ihn ſind ſie Alle klein.

Es bleibt dabei: Nero oder Keiner! rief Metella.

Fort von der Bank, Geſindel! ſchrie Petron, der ſich mit einer Geißel bewaffnet herbeidrängte. Sitzen die drei Bettlerinnen wieder da! Fort, ſag ich!

Die Mädchen ſprangen auf, um dem wüthenden Unholde auszuweichen, Metella allein hatte den Muth, ihm eine kleine geballte Fauſt entgegenzuhalten, wodurch ſie ſeinen Zorn jedoch nur noch vermehrte, und ſchon ſchwebte die geſchwungene Geißel über ihrem Haupte, als ſich ein Marktbeſucher von ſtattlichem Anſehen und gehüllt in einen blauen koſtbaren Mantel der Gruppe näherte. Er beabſichtigte Blumen zu kaufen und ſchritt auf Metella zu, die ihm, noch mit der Röthe des Zorns in ihrem hübſchen Geſichtchen, raſch den Blumenkorb hinhielt. Hier, Gebieter, hier haſt du für deine Frau oder deine Geliebte einen Strauß von Anemonen, oder gefällt dir dieſes Kränzchen beſſer, in welches meine Hand die ungefügige Nelke mit der duldſamen, gefälligen Roſe zuſammengeſchlungen? Sprich, Väterchen, welches meiner Kunſtwerke hat deinen aufrichtigen Beifall? denn Kunſtwerke ſind ſie alle. Die gewöhnlichen Kranzwinderinnen dürfen ſich vor mir nicht ſehen laſſen.

So plauderte ſie, während der Philoſoph ſein dunkles, forſchendes Auge auf der lieblichen Geſtalt weilen ließ. Endlich warf er den Zipfel ſeines Mantels über die linke Schulter und ſagte mürriſch: Zu welchem Zwecke brauch' ich Kränze? Hab' ich ein geliebtes Haupt, das ich mit ihnen ſchmücken möchte? Ich habe keins. Ich bin alt, ich bin Philoſoph — ich habe meine Bücher. Kind, mich trieb nur die Neugier zu dir heran: vor wenig Minuten hörte ich den Namen des Kaiſers ausrufen. Bedarfſt du ſeiner? Wirſt du verfolgt und fühlſt du, daß deine Stimme zu machtlos iſt, um bis zu dem erhabenen Beſchützer zu dringen? Vertraue dich mir an. Du biſt jung, du biſt ſchuldlos — zu was ſind wir alte Männer mit den grauen Bärten da, wenn wir nicht die Jugend und Unſchuld beſchirmen wollen.

Der berühmte Seneca konnte ſehr liebenswürdig ſein, und er war es auch in dieſem Augenblicke. Das Herz der jungen Blumenverkäuferin gab ſich ihm ganz zu eigen. Der Philoſoph verſäumte die Verſammlung der Gelehrten im Tempel der Minerva; er verſäumte eine pomphafte Anrede der Senatoren, die ſich in dieſem Moment in ſeiner Wohnung einfanden, um dem Liebling des Kaiſers ihre Huldigung darzubringen; er verſäumte endlich ſogar die Stunde, wo er bei der großen Verſammlung des Hofes beim Lever des Kaiſers ſeinen Platz zwiſchen der ſechsten und ſiebenten Säule des Portikus einzunehmen pflegte — er plauderte mit Metella. Er ließ ſich von ihr alle die kleinen Vorfälle, die ein Landmädchen im Kreiſe ihrer geringen Erfahrung erlebt, erzählen, das Zerbrechen eines Eimers, die unbegreifliche Erblindung einer Lieblingsziege und das Baufälligwerden des Hüttendachs. Alle dieſe Dinge, mit dem Accent der Natur vorgetragen, über die blühendſten Lippen quellend, mit dem Lächeln zweier großen Augenſterne begleitet, welche die Tiefe des nächtlichen Himmels mit der Alabaſterfriſche einer eben aufbrechenden Lilienknospe vereinigten, machten, daß der Weltweiſe auf wenige Stunden vergaß, daß er in der Nähe eines Throns lebte, der die Welt beherrſchte, aber ſie zugleich zum Schauplatz von Verbrechen machte. Der edle Philoſoph hatte nicht aufgehört Menſch zu ſein, und während er die Weisheit verehrte, liebte er die Jugend.

Komm, folge mir, Mädchen, ſagte er zu Metella. Vielleicht gelingt es mir, für deinen Vater, für dich und deine Schweſtern ein beſſeres Loos zu ziehen. Schon manchen Undankbaren hab' ich zum Glücke verholfen; es ſoll mich freuen, wenn ich diesmal ein Herz mir verbinde, das, wie das deine, des Undanks nicht fähig zu ſein ſcheint. Komm, meine alte Haushälterin Livia wird dir eine Kammer einräumen, dir und deinen Schweſtern. Ihr ſollt das goldne Haus Nero's ſehen, die Wunder der Stadt, und ſollt dann heimkehren, wann und wie es euch gefällt.

Glycerion und Clope waren freudig lauſchend näher getreten und erklärten ſich willig ſogleich mitzugehen, doch Metella rief: Ei, wie könnt ihr doch ſo leichtfertig ſein. Beim Gürtel der Diana, wer ſoll denn beim Vater bleiben, wenn wir alle drei die Einladung dieſes guten Alten annehmen? Habt ihr das nicht bedacht? Nun, macht keine böſen Mienen; ich ſehe ſchon, es ſchwebt euch auf der Zunge, zu rufen: Metella, du biſt die jüngſte, du bleibſt zu Hauſe! Gut denn, Metella bleibt. Sie nahm ihren Korb, winkte Seneca lächelnd aber unter Thränen und ſagte: ein andermal, Alterchen! ein andermal!

Wie ſie weggehen wollte, hielt ſie der Philoſoph; nach langem Hin- und Herſtreiten ging Clope nach Hauſe und Glycerion und Metella folgten ihrem neuen Freunde.

Er führte ſie durch mehre Straßen, bis ſie endlich an einem Platz anlangten, der mit einer unabſehbaren Menſchenmenge angefüllt war. Alle richteten ihre Blicke auf eine hochgelegene offene Galerie, die ihre koloſſalen Säulen in der Morgenſonne glänzen ließ. Was gibt's hier? ſagten die Mädchen; auf wen wartet man? Auf den Kaiſer, entgegnete Seneca; er wird die Galerie hinabkommen, um ſich aus den Gemächern der Kaiſerin Poppäa in den Tempel des Jupiter zu begeben. Kommt her; beſteigt hier den Sockel der Statue des Aeſculap, ihr könnt dann über die Köpfe der Menge hinwegſehn.

Ein tauſendſtimmiger Schrei durchſchnitt jetzt die Lüfte; es war halb Fluch, halb Bewunderung, halb Gruß. Der Kaiſer kommt! ſchrien die Wachen und ſiebenzig Muſikchöre machten mit ihren Blechen und Pfeifen einen Lärm, als wollte der Schooß der Erde auseinanderklaffen. Dann plötzlich Grabesſtille; man ſah eine Flucht weißer Tauben hoch oben durch die wolkenloſe Bläue ſchiffen — dann wieder ohrenzerreißender Schrei. Aus dem Tempel der Veſta ſtürzte ſich der Chor der Veſtalinnen in ihren weißen Schleiern; ähnlich einem Gießbach, der von dunkeln Felſen ſich in die Tiefe ſtürzt, ſo verloren ſich die weißen Frauen in dem tobenden Gewühle. Neue Stille, neuer Schrei und Tumult der Inſtrumente. Da kommt er! rief Glycerion. Eine in einen Goldpanzer gekleidete Geſtalt wurde oben ſichtbar.

Alterchen, ich ſehe nichts, rief Metella; erlaube, daß ich mich auf deine Schulter ſetze. Und ſie ſchwang ſich auf den Nacken des Philoſophen, der ſich an der Bildſäule des Aeſculap angeklammert hielt, um ſeine ſchöne Bürde nicht herabſtürzen zu ſehen. Nie war die Apotheoſe der Philoſophie lieblicher und treffender bezeichnet worden als hier, wo ſie ſich darſtellte als Stütze und Trägerin der Reinheit, Schönheit und Jugend.

Sieh! rief ein Anhänger der Stoa zu einem Pythagoräer an ſeiner Seite, die beide unten in der Menge ihre Blicke auf die Gruppe oben richteten, iſt das nicht Seneca mit einem hübſchen Mädchen auf den Schultern.

Er iſt's, entgegnete der finſtre Schüler des Pythagoras. Der Höfling und Geck blamirt die Würde der Philoſophie. Er ſpielt den Socrates, der mit Weibern und Kindern tändelt.

Häßlich genug iſt er, um Socrates zu ſein, entgegnete der Stoiker, und beide magere, von Neid und Bosheit verunſtaltete Männer lachten. Seneca hörte, was ſie ſagten, doch es trübte nicht die Ruhe und das Glück, das in ſeiner ehrwürdigen Miene ausgeprägt lag. Er belehrte Glycerion, daß der Goldbepanzerte nicht der Kaiſer, ſondern nur der Führer der Leibwache ſei.

Jetzt kam Nero. Ein weißer flatternder Mantel umgab ſeine Geſtalt, die kräftig und gedrungen in ihren Formen den Eindruck des Koloſſalen und Steinernen machte. Er erſchien wie eine von ihrem Sockel herabgeſtiegene Statue Jupiter's. Langſam ſchritt er vorüber, indem er einen kalten, ſatten Blick auf die Menge richtete und voll Ueberdruß mit der Hand winkte, wenn ein neuer Beifallsſchrei mit fanatiſchem Lärm emporſchallte. Er trug keine Krone, ein goldner ſchmaler Reif hielt die Schwere der braunen Locken zuſammen, die einen Nacken beſchatteten, der die Weiße, aber auch die ſtarre Unbeugſamkeit des Marmors in ſich vereinigte. Man ſah dieſem Nacken an, er hatte ſich nie gebeugt, ſelbſt nicht vor Göttern. Hinter Nero folgten in langer unabſehbarer Reihe die überwundenen Herrſcher, deren Throne er geſtürzt. Einigen dieſer illuſtren Gefangenen hatte der hohnlächelnde Tyrann die goldnen Kronen und blitzenden Diademe gelaſſen, damit ſie einen höhnenden Contraſt bildeten zu den Ketten, die Hand und Fuß beſchwerten. Als Nero ſich dem Tempel des Jupiter näherte, blieb er in affectirter Stellung ſtehen und warf der Bildſäule des Gottes einen vertrauten Gruß zu, wie etwa ein Bruder dem andern, dann verlor er ſich hinter den Säulenhallen, während die überwundenen Herrſcher im Vorhofe blieben und ſich mit den Stirnen zur Erde auf den Marmorboden niederwarfen.

Wie gefallt dir dein Liebſter? fragte der Philoſoph lachelnd zu dem ſchonen Madchen hinauf, das ihre Arme um ſein Haupt geſchlungen hatte, ein ſeltſamer aber nicht haßlicher Hauptſchmuck.

Ganz gut; ein wenig hochmuthig, entgegnete ſie. Wenn ich ihn in meine Schule nehme, ſoll er ſich ſchon beſſern.

Nur wenige Monate waren vergangen und die Kaiſerin Poppaa war geſturzt und an ihren Platz — Metella erhoben. Wir ubergehen, um unſerer Erzahlung keine zu große Ausdehnung zu geben, die Umſtande, welche dieſen Wechſel bewirkten, und fugen nur hinzu, daß Seneca, ſtets bemuht ſeinen allmächtigen Zogling in beſſere Umgebung zu bringen, dazu beigetragen hatte, das Kind der Natur, das tugendhafte und edle Mädchen aus der Hutte auf den machtigſten Thron der Welt zu ſetzen. Aber er hatte das Gluck der Armen nicht befordert. Metella verlor ihre gute Laune im goldnen Hauſe des Nero, ſie wurde trubſinnig und ſie ſehnte ſich zuruck in ihre niedere Hutte, wie ſie ehemals beſtand, aber die Hutte war in einen koſtbaren Palaſt umgewandelt worden. Es geziemte ſich nicht, daß der Schwiegervater des Kaiſers eine ſo anſpruchloſe Wohnung inne hatte. Glycerion und Clope waren Damen bei Hofe geworden, neugeſchaffene Furſtinnen, die Konigreiche ihren Bewerbern als Mitgift zubrachten. Metella war von allen Mitgliedern ihrer Familie die mindeſt Gluckliche. Die heiterſten Tage brachte ſie zu, wenn der Kaiſer abweſend war und ihr vergönnte, den Palaſt zu bewohnen, der auf dem Platz ihrer Geburtsſtätte gebaut war, und den mit den reizendſten Symbolen der Schonheit, der Liebe und der Macht auszuſchmucken die beruhmteſten Kunſtler Griechenlands und Roms gewetteifert hatten. Hier ſaß auf einem Altane die junge Frau träumeriſch und einſam oft Tage lang und ſchaute in die Schluchten des Gebirges, in die maleriſchen Abhänge und Thalgründe, die ſich ihrem Blicke aus den Nebeln der Ferne nach und nach beim Beginn des Tages entſchleierten. Sie dachte dabei ihrer Kindheit, der ſchuldloſen und frohlichen Tage, wo ſie baarfuß, auf den Hirtenſtab gelehnt, an den kuhlen Brunnen der Ebene ſtand, oder mit dem Vater den Gebirgsabhang erkletterte.

In den Stunden, wo die junge Kaiſerin ſo melancholiſch träumte, traf es ſich, daß ein ſchöner, ſchlanker Jäger öfters dicht an den Stufen des Palaſtes vorbeiging. Sein Auge, dunkel und feurig, hatte bald hinter dem Gitter der blühenden Stauden den Weg gefunden zu der Bewohnerin des Altans. Er hielt ſie für eine Kammerfrau irgend einer vornehmen Römerin, und ſeine Kühnheit wurde darum immer herausfordernder, ſeine Blicke und zuletzt die Worte, die er ihr zurief, immer dreiſter und unverhüllter. Endlich ergriffen ihn die Wachen und er ſollte in Feſſeln geſchlagen werden, als ein Wink Metella's ihn befreite. Metella blieb auf wenige Augenblicke mit ihrem Schützling allein.

Wer biſt Du, ſchöne Frau, fragte dieſer dreiſt, indem er ſich mit einem kecken Lächeln vor ſie hinſtellte. Ich laß mich nicht gerne von Weibern befreien, und möchte Niemanden, und auch Dir nicht, Dank ſchuldig ſein. Unbeugſam und trotzig ſtamm ich noch von den alten freien Republikanern her, die ſich und ihre ſtarre Selbſtgenügſamkeit vor den neuen Tyrannen, die Rom beherrſchen, in die Tiefe jenes Gebirges, deſſen Zacken Du ferne am Horizont ſchimmern ſiehſt, zurückgezogen haben. Dort lebt mein Erzeuger und erzieht ſeine Söhne im ſtrengen Dienſte der Diana, fern von den Wollüſten der entarteten Stadt und fern von ihren Tyrannen. Wir, zwölf Brüder an der Zahl, ſind ſämmtlich Söhne der Freiheit. Ich, der jüngſte, heiße Germanus. Ohne Willen und Wiſſen der Meinigen hab ich mich ſo weit von unſern alten heimathlichen Felſenſchlöſſern entfernt, und Diana ſtraft mich auch ſofort, indem ſie mich in Deine argliſtigen Netze fallen läßt, ſchöne, buhleriſche Hofnymphe. Nun ſage mir, unter welchem Namen gebieteſt Du hier? Biſt Du die Magd der Römerin, die dieſes Haus bewohnt oder die Geliebte ihres Mannes? Erröthe nicht, Du biſt nicht ſchlimmer als Deine Schweſtern, ich weiß, daß ihr Weiber in Rom alle verderbt ſeid, daß Tugend und Unſchuld nur in unſern Gebirgen wohnen. Alſo nenne mir Deinen Namen, damit ich weiß, wem ich den Schimpf meiner Rettung zuzuſchreiben habe.

Nenne mich Metella, ſagte die junge Kaiſerin mit düſterm Ernſte.

Wer ich bin und mit welchem Rechte ich gebiete, was kümmerts Dich? Entferne Dich jetzt und laß Dich nie wieder in dieſer Gegend blicken, denn Gefahr iſt verknüpft mit Deinem Wiedererſcheinen.

Dieſer Warnung ſpottete Germanus, der keine Furcht kannte. Er kam jetzt öfterer als ſonſt und einmal als gerade ein glänzendes Feſt den kaiſerlichen Hof und eine große Anzahl der Vornehmen Roms in dem Palaſte verſammelt hielt. Weithin in die Nacht des Gebirges leuchteten die Flammenkeſſel und koloſſalen Feuerbecken, die, rund um den Palaſt geſtellt, die Nacht zum Tage machten. Die große Vorhalle war geöffnet und Tänzer und Sänger trieben hier ihr Weſen; man ſah purpurne Gewänder flattern und hörte den dumpfen brüllenden Ton der tragiſchen Masken, vermiſcht mit dem gellenden komiſchen Schrei der Luſtigmacher. Der Zug der Gladiatoren bewegte ſich langſam vorwärts, und die ungeheuern ehernen Geſtalten, mit einem Gliederbau, der in ſeiner ſtolzen Feſtigkeit dem Geſetze der Sterblichkeit Hohn zu ſprechen ſchien, bildeten einen wirkſamen Gegenſatz zu den leichten biegſamen Körpern der Tänzer und Tänzerinnen, die wie vom Stiel gelöſte Blumen in die Luft hinflatterten.

Eine plötzliche athemloſe Stille gab kund, daß der Kaiſer im Saal erſchienen. Germanus drängte ſich vor und heftete trotzige Blicke auf den Gebieter der Welt; aber mit welchem Erſtaunen erblickte er zur Seite dieſes Ungeheuers die ſchlanke Geſtalt ſeiner unbekannten Geliebten.

Alſo die Kaiſerin! zuckte es durch ſeinen Sinn, und eine wilde Röthe überſtieg die gebräunten Wangen und färbte die ſtolze Stirn. Nun ſei es! Ich ſehe nicht ein, warum ich nicht die Kaiſerin lieben ſoll; wenigſtens hab ich mich jetzt meiner Befreierin nicht zu ſchämen.

Das Ballet nahm ſeinen Anfang; aber der Kaiſer war nicht gelaunt, eine Luſtbarkeit, die ſich ſchon viel zu oft vor ſeinen Blicken erneuert hatte, nochmals durch ſeine Aufmerkſamkeit zu ehren. Verhaßt waren ihm die blühenden Geſichter der jungen Nymphen, ihre Blumenkränze, ihre enthüllten Schultern, ihre alabaſternen Kniee. Das Reizendſte, was Italien und die Provinzen hatten beiſteuern können, war hier verſammelt, allein grade das Reizende hatte für

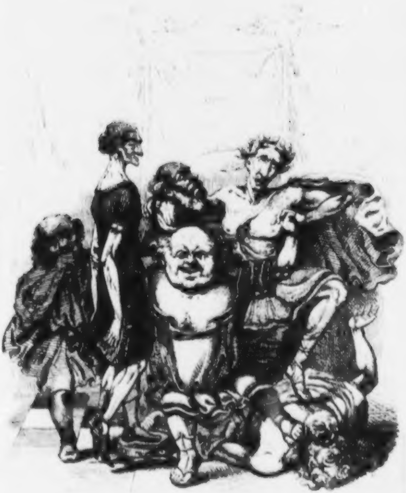
Nero's Sinne einen unüberwindlichen Beigeſchmack von Ekel. Er winkte und die tanzenden Gruppen verſchwanden hinter die Säulen des Portikus, wie Blumenblätter, die ein kalter Nachtſturm hinwegweht. Der Blick des Tyrannen war auf eine Anzahl auffallend gekleideter und mit Bizarrerie in Stellung und Miene ſich kundgebender Männer gefallen.

Es waren Philoſophen der verſchiedenen Schulen.

Sie ſtanden da und ſahen mit hochmüthigen Blicken auf die Schauſpieler, Tänzer und Sänger herab. In der That waren ſie ſelber komiſche Masken. Die Stoa hatte einen Repräſentanten aufgeſtellt in der pfahldünnen Figur eines ſchmächtigen, gallſüchtigen Hypochonders, dem der Groll über das mehr glückmachende Syſtem ſeines Mitbruders aus den tiefliegenden, feuerſprühenden kleinen Augen leuchtete. Die Sekte Epicurs war durch einen tonnendicken kleinen übelgeſtalteten Bacchus vertreten, deſſen ſchmutziger Mantel nur noch durch das fetttriefende ſchmutzige Antlitz an ekelerregendem Eindruck übertroffen wurde. An die Seite dieſes Cynikers ſchmiegte ſich der ſalbenduftende Prieſter von der Lehre des Ariſtipp; dieſer unglückliche Zögling ſtellte in elender Affectation den Weltmann mit dem Denker zuſammen, die Salbe jedoch, mit der er ſeine ergrauten Locken befeuchtet hatte, war eben ſo übelduftend, als ſeine Manieren und Worte vom ſchlechteſten Geſchmacke zeugten. Die erhabene Lehre Plato's wurde entwürdigt, indem ein Luſtigmacher im grauen Philoſophenbarte mit den Inſignien alter egyptiſcher Prieſter ſich mit der dreifachen Kopfbinde zierte und Plato's philoſophiſche Stichworte der Menge zurief.

Der Blick Nero's weilte lange und mit einem höhnenden Lächeln auf dieſer lächerlichen und ärgerlichen Gruppe, dann rief er ſie hervor und befahl ihnen ſtatt der Tänzer einen Tanz aufzuführen. Man kann ſich die Entrüſtung und den Schrecken der hochmüthigen Jünger der Weisheit denken, aber gewöhnt ſich vor der Macht tief in den Staub zu beugen, warfen ſie ſich auch hier, nachdem der Befehl ergangen, vor Nero nieder, küßten die Sohlen ſeiner Sandalen und ſtellten ſich zum Tanze auf.

Nie ſah die Welt einen groteskern Tanz!



Alles, was Plumpheit Widriges, verfehlte Grazie Lächerliches, Ungeſchicklichkeit Beluſtigendes und dummer Stolz, linkiſche Pedanterie Ergötzliches haben kann, war hier vereinigt, und zum erſten Male zuckte ein leiſes Lächeln über die Lippen Nero's; doch auch ſelbſt dieſer grauſame Scherz war, kaum aufgetaucht, auch ſchon wieder abgenutzt für den nie ruhenden, nie einem Genuſſe, ſei er auch der ſeltenſte und köſtlichſte, ſich willig hingebenden Geiſt.

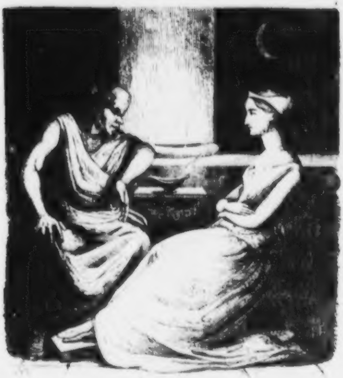
Nero's Auge hatte den jungen Germanus bemerkt und zugleich das Einverſtändniß geahndet, das zwiſchen dieſem kecken Eindringling in den Palaſt und der Frau an ſeiner Seite ſtattfand.

Seine Seele durſtete ſchon lange nach Blut.

Die Todeskämpfe und Zuckungen der Gladiatoren waren für ihn ſchon zu einem feigen und abgenutzten Schauſpiel geworden, der Mord hatte nur noch einen Reiz für ihn, wenn er ihn begangen ſah an demjenigen Leben, das ſeinem Throne oder ſeinem Herzen am nächſten ſtand, an Weib, Mutter, Bruder oder Schweſter. Der Verwandtenmord war der einzige, der auf Nero noch einigen Kitzel hatte; das Blut ſeines Weibes, ſeiner Mutter fließen zu ſehen, das Erſtarren und Brechen eines Auges zu beobachten, in dem der Strahl der Liebe für ihn geglänzt, das allein machte den ſchläfrigen Wunſch in ihm wach und ließ ihn den müden Arm nach dem Dolche ausſtrecken. Metella hatte ſchon zu lange Poppäa's Stelle eingenommen; an dieſem Abende, mitten unter dem Gewühl der Tänzer, unter dem Beifallſturm der Menge beſchloß Nero den Tod der jungen Kaiſerin.

Seneca, der dieſes Geſchick herannahn ſah und den tödtenden Strahl vom Haupt ſeines Lieblings nicht abzuwenden mächtig genug war, that, was in ſeinen Kräften ſtand, die junge edle Seele ſeiner Schülerin auf ihr herbes Loos vorzubereiten.

In ſtillen Nächten — ſo wie einſt Socrates die ſchöne Aspaſia — ſo unterrichtete er Metella in der Kunſt, irdiſche Größe um himmliſche zu vertauſchen; den Tod einem ehrloſen und ſchmachvollen Leben vorzuziehen. Metella errieth ihn; ſie ſog begierig die erhabenen Lehren von ſeinen Lippen, und ihr Herz, das noch



vor wenig Augenblicken unter den Tiegerklauen Nero's gezittert hatte, wurde ruhig und ſtark, jetzt da der entſcheidende Moment herannahte. Sie bekannte offen in dem kurzen Verhör, das man mit ihr anſtellte, die von ihr begünſtigte Annäherung des jungen Germanus. Auf dieſes Geſtändniß hin ließ ſie der Tyrann im Bade erwürgen. Er hielt ihre Leiche in den Armen, legte ſie mit kaltem Lächeln hin, indem er ſagte: Eine ſchöne Statue! baut ihr einen Tempel; in Marmor gemeiſelt werde ich ſie wieder liebgewinnen.

Dies war das Ende der ſchönen Metella.

Entſetzlich! rief Iduna, indem ſie ihr Antlitz verhüllte, hat es wol jemals ſolche Ungeheuer gegeben wie dieſer Nero! Und Sie wollen ihn ſelbſt gekannt haben?

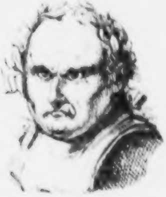
Allerdings, entgegnete Tutu.

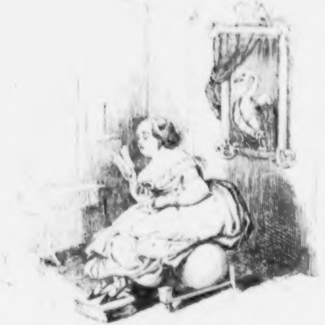
Unbegreiflich, aber Ihre eigne Geſchichte muß noch merkwürdiger ſein als die Geſchichte Derer, von denen Sie erzählen. Darf ich nicht fragen, wer Sie ſind, wo Sie herkommen und was Sie unter uns wollen?

Zu viel der Fragen, rief der Graf mit Lachen. Unſer Gaſt, meine Theuere, mag her ſein wo er will, er iſt uns immer willkommen und wenn ihn auch direkt die Hölle zu uns emporgeſendet.

Tutu fuhr entſetzt zuſammen: O nein, nein! rief er, die Hölle nicht — die Hölle nicht!

Zerburr und die Gräfin ſahen ſich mit einem bedeutungsvollen Blicke an. Melanie befragte Tutu genau um die Phyſiognomie Nero's und er zeichnete ihr dieſelbe mit wenigen leichten Strichen aufs Papier.





Dreizehntes Capitel.

Ein Beſuch beim König Tindarus.

Ich kann mich noch lebhaft beſinnen, welchen angenehmen Eindruck die Bekanntſchaft Leda's auf mich machte, hub der Graf an.

Wie, Sie haben Leda gekannt? fragte Iduna.

Und weßhalb ſoll ich ſie nicht gekannt haben? entgegnete der Graf. Ich denke mit demſelben Rechte, wie unſer Gaſt eben von dem Hofe Nero's erzählte, kann ich mich mit der Bekanntſchaft einer Geliebten Jupiter's brüſten.

Freilich wohl, bemerkte die Gräfin achſelzuckend. Sie müſſen uns nur aber auch mit eben der Ausführlichkeit von Ihrer Bekanntſchaft erzählen, als es eben in Betreff des tyranniſchen Kaiſers geſchehen iſt, und wo möglich müſſen Sie uns durch Ihren Bericht ebenſo ſanfte Thränen der Rührung entlocken, wie es das tragiſche Schickſal der armen Metella vermocht hat.

Das zu thun werde ich nicht im Stande ſein, entgegnete der Graf, um ſo weniger, da mein Zuſammentreffen mit der ſchönen Prinzeſſin, die durch ihr Talent, Eier zu legen, ſo berühmt geworden, nur heiterer Natur war. Ich traf die intereſſante Dame, als ich ihr einen Morgenbeſuch abſtattete, gerade beim Geſchäfte des Eierausbrütens.

Ich hoffe, daß dabei nichts vorfiel, was gegen den Anſtand verſtieß, ſagte die dicke Dame, die für die Bekleidung der Hottentotten ſorgte.

Durchaus nichts, meine Gnädigſte. Die Prinzeſſin ſaß auf einer Art offenen Tabouret, in deſſen Vertiefung man das auszubrütende Ei gelegt hatte. Sie trug einen leichten Morgenrock von Seide mit Falbeln beſetzt, Glacehandſchuh, Armbänder, eine weiße Roſe im Haar und las in einem Roman, der ungefähr in der Tendenz und dem Geſchmack des Paul de Kock geſchrieben war.

Eine ſehr übelgewählte Lectüre für eine Prinzeſſin, bemerkte die dicke Dame.

Ohne Zweifel; aber was thut man nicht, wenn man vier Stunden ununterbrochen Langeweile vor ſich hat und gezwungen iſt, ſich nicht auf einen Moment vom Platze zu rühren?

In dem Fall muß man die arme Frau entſchuldigen; aber wovon ſprachen Sie mit ihr? unmöglich doch vom Eierlegen?

Ich berührte nur obenhin dieſes merkwürdige Naturſpiel, im Uebrigen ſprach ich mit ihr von Dingen, von denen man gewöhnlich zu Frauen ſpricht, die keine Eier legen. Nebenbei beſah ich mir die Anordnung ihres Ameublements. Es war da ein Sopha von den Grazien geſtickt, eine Mundtaſſe von Minerva bemalt und ein Ofenſchirm mit einem ſehr ſchülerhaft gemalten Roſenbouquet von der Hand der

Venus. Die Prinzeſſin lobte alles, denn ſie liebte ihre illuſtern Verwandten leidenſchaftlich, und in ihren Augen ſchadete es einer Göttin nichts, daß ſie elende Tapiſſerie machte oder noch elender malte.

Während Sie ſie ſprachen, fragte die dicke Dame, ſtellten Sie nicht Unterſuchungen an über die Form und Farbe des Eies? Es würde mich unbeſchreiblich gereizt haben zu ſehen, ob es vollkommen weiß und fehlerlos geweſen. In einem naturhiſtoriſchen Cabinete hat man mir einmal ein Ei gezeigt, das blaßgelb mit rothen Punkten war, ein ſolches würde ich mir gewählt haben, wenn ich in der Lage der Prinzeſſin geweſen und mir die Wahl frei geſtellt worden wäre.

Wie kann man die Eitelkeit bis zu dem Punkte treiben? ſagte die Gräfin, indem ſie der dicken Dame mit dem Finger drohte. Wenn man Ihnen heutigeſtags erlaubte, Eier zu legen, würde es nicht eine geziemende Demuth von Ihrer Seite verrathen, wenn Sie ſich begnügten, nur einfach weiße zur Welt zu bringen?

Ich weiß nicht, entgegnete die Dame; in gewiſſen Dingen bin ich gerne luxuriös. Ich liebe die Pracht in Kleinigkeiten. Doch fahren Sie nur fort in Ihrer Erzählung, lieber Graf.

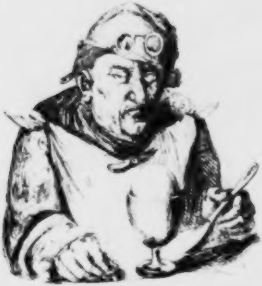
Ich habe noch vergeſſen zu bemerken, ſagte dieſer, daß bei der Verzierung der Wände in Leda's Wohnung ſich Jupiters Portrait bemerkbar machte, und zwar in zweifacher Auffaſſung. Auf dem einen Bilde war er als Schwan dargeſtellt mit dem grand cordon des Olympiſchen Hausordens, in dem andern war die Schwanenmetamorphoſe nur angedeutet, man hatte ihm einen langen dünnen Hals gegeben, eine hohe weiße Cravate à la Talleyrand und ein weißes gepudertes Toupé. Er ſah darin wie ein Diplomat aus der alten Schule aus.

Es war eine häßliche Diplomatie, bemerkte die dicke Dame, ein junges Mädchen zu einem Fehltritt zu verleiten, der ſie in die Naturgeſchichte der Vögel hinüberverſetzte. Aber dieſe alten Diplomaten waren zu jeder Schändlichkeit aufgelegt und bereit.

Es iſt jetzt nicht von den alten Diplomaten die Rede, ſondern von den Göttern, ſagte die Gräfin, und Sie werden gut thun, meine Liebe, die Erzählung nicht weiter zu unterbrechen.

Meinethalben, entgegnete die dicke Dame und ſetzte ſich in ihren Stuhl zurecht, um ruhig fortzuarbeiten.

Es iſt nicht zu ſagen, fuhr der Graf in ſeinem Berichte fort, welche Verwirrung dieſes fremdartige Ereigniß in der ganzen Familie Leda's hervorbrachte. Die kleinen Familienſkandale unſerer Tage ſind äußerſt dürftige und armſelige Klatſchereien, gegen dieſen großartigen Stoff gehalten, der unerſchöpfbar ſchien. Aber die Sache hatte ihre Privatunannehmlichkeit. Leda's Vater war der König Tindarus, und deſſen Vater war der König Glaukos. Dieſer ehrliche Mann aß ungemein gern Eierſpeiſe. Er aß die Eier als Omelettes, als Eierkuchen, er aß ſie in Paſteten und in Törtchen, kurz in allerlei Geſtalten.

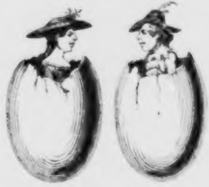


Seitdem aber ſeine Enkelin das Glück oder das Unglück gehabt, auf einem Ei niederzukommen, wurden in der Küche des Königs Glaukos alle Eierſpeiſen unterſagt, weil man nicht wiſſen konnte, ob die Eier eines natürlichen oder unnatürlichen Urſprungs waren.

Selbſt das eine Ei zum Frühſtück erlaubte ſich der alte Mann nur mit großer Vorſicht, immer mit dem Gedanken beſchäftigt, daß, indem er den Löffel aufhob, um die Eierſchale zu zertrümmern, er ſeiner Nachkommenſchaft zu nahe treten könne. Wahrlich es war auch recht wohlgethan, dem alten Mann ſein Frühſtück zu verderben! Nicht genug, daß Einen ein liederlicher Sohn in tauſend Verlegenheiten ſtürzt, nein, er kann auch ſo weit gehen uns in eine Verwandtſchaft mit einer omelette aux fines herbes zu bringen!

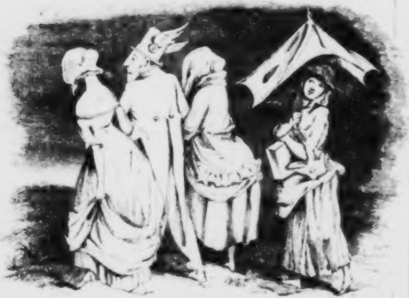
Das iſt eine anſtößige Geſchichte, ſagte die dicke Dame ſeufzend, und es wäre beſſer, man hätte ſie uns nicht erzählt.

Indeſſen, ſetzte der Graf ſeine Erzählung fort, blieb ich ſo lange im Palaſte der Prinzeſſin, bis das erſte Paar Eier ausgebrütet war und Kaſtor und die ſchöne Helena das Licht erblickten. Dem zufolge ordnete man eine Art Familienfeierlichkeit an, zu der die Götter und Göttinnen des Olymps ſich verſammelten, ausgenommen der Papa, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, wegblieb. Er erſchien weder als Schwan mit dem grand cordon, noch als alter Diplomat mit einer Halsbinde à la Talleyrand; er kam gar nicht. Wahrſcheinlich ſchämte er ſich und ſcheute die Spöttereien Minerva's.



Aber kein Umſtand der Welt konnte die Grazien abhalten, zu erſcheinen.

Sie machten ſich mit Merkur auf den Weg und langten im Palaſte des Königs Tindarus an, ziemlich ermüdet und in derangirter Toilette.



Bei dieſer Gelegenheit lernte ich dieſe berühmten drei Mädchen kennen, die einſt auf der Theetaſſe meiner Großmutter ich mich erinnere abgebildet geſehen zu haben und die damals ſchon meine volle Bewunderung ſich erwarben.

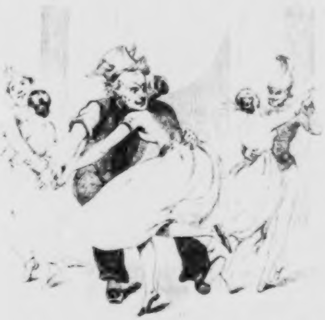
Die dicke Dame konnte es hier nicht laſſen, in einen Ausruf der Freude auszubrechen. Wie wundervoll, ſagte ſie, mit den Grazien geſprochen, ſie von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut zu haben! Wie fanden Sie dieſe allerliebſten kleinen mythologiſchen Närrinnen?

Ich muß geſtehen, entgegnete der Graf, daß ich ziemlich alltägliche Geſchöpfe vor mir ſah, und ich bekenne, daß die jungen Damen unſrer Salons viel eher verdienen, in die Mythologie aufgenommen zu werden, als dieſe drei berühmten Schönheiten

Bei dieſen Worten ſah der Erzähler Melanie an, die lebhaft erröthete und ihren Blick ſenkte. Tutu hatte ſein Auge auf die Gräfin gewendet und Don Zerburo, der die Wahl hatte, entweder mit der dicken Dame zu liebäugeln oder in den Kamin zu ſtarren, wählte das Letztere.

Es iſt unerträglich, murmelte er vor ſich hin, wie langweilig die Verliebten ſind

Die Eröffnung des Balls, ſetzte der Graf ſeine Erzählung fort, fand ſtatt, indem Juno dem König Tindarus die Hand reichte und mit ihm eine Menuet begann.

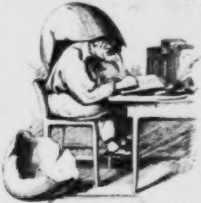


Man muß geſtehen, daß eine Frau, der ihr Mann eine ſo arge und anſtößige Untreue geſpielt hatte, ſich nicht beſſer in die Umſtände fügen konnte, als es die ſtolze Beherrſcherin des Olymps that

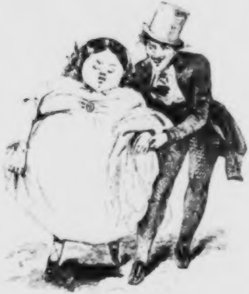
Nicht allein, daß ſie es edelmuthig verſchmähte, ſich an ihrer eierlegenden Nebenbuhlerin zu rächen, ſie tanzte ſogar auf der Taufe der Baſtarde. Dieſem Beiſpiele folgten alle Göttinnen, und ich erhielt die Ehre, mit Minerva zu tanzen, die mir auf die Füße trat. Beim Souper wurde Nektar in Fülle getrunken, und als man ſich erhob, tanzten Merkur und die Grazien die Polka auf eine ſo muthwillige Weiſe, daß einige mißbilligende Blicke und Reden laut wurden. Der alte König Glaukos hielt auf Anſtand.

Als ich mich verabſchiedete, fand ich die junge Wöchnerin leidend; ſie winkte mich an ihr Bette heran und gab mir ein Stück Eierſchale, die ich zum Andenken in meine Brieftaſche legte. Die Naturforſcherverſammlung, der ich unglücklicher Weiſe dies merkwürdige Fragment mittheilte, um darüber Forſchungen anzuſtellen, hat es verſchwinden gemacht. Ein unwürdiges Mitglied, entflammt von einer allzuheftigen Begierde, die Natur zu erforſchen, hat mir meinen Schatz entwendet, um ihn einer chemiſchen Analyſe zu unterwerfen. Ich gerieth außer mir, als ich dieſen Raub inne ward, und habe dem Räuber lange, wiewohl vergeblich, nachgeſetzt.

Nach den neueſten Nachrichten hat Leda noch viele, doch nicht mehr ſo berühmte Eier gelegt. Die meiſten dieſer Knäbchen kamen auf die Welt und wurden Virtuoſen und Gelehrte, daher es auch in unſern Tagen nichts Ungewöhnliches iſt, Bübchen, denen die Eierſchale noch auf dem Kopfe klebt, das Piano ſpielen oder über Kunſt und Literatur, über Staat und öffentliches Leben aburtheilen zu hören.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Vierzehntes Capitel.

In welchem dem Leſer eine Geſellſchaft ungewöhnlicher Perſonen vorgeführt wird.

Melanie! hub die Gräfin an, es iſt jetzt nur noch übrig, daß du uns auch noch ein Erlebniß aus deiner Vergangenheit berichteſt, mein Engel. Ich hoffe, daß du unſere Erwartungen nicht täuſcheſt.

Die junge Dame erröthete und ſagte nach einer Pauſe: Wird es erlaubt ſein, daß ich eines Vorfalls aus meinen Kinderjahren erwähne?

Gewiß iſt's erlaubt, entgegnete der Graf. Sie werden uns erzählen, wie Sie mit Ihrer Puppe in Streit geriethen, wie Sie ſich wieder ausſöhnten und einen ewigen Bund mit ihr ſchloſſen. Nicht wahr?

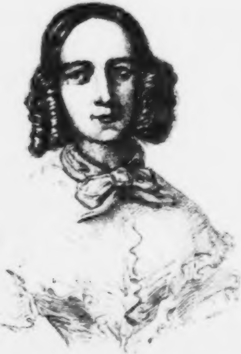
Nicht ganz ſo. Aber ich geſtehe, daß meine Erlebniſſe etwas kindiſcher Natur ſind. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als um eine Reiſe, die ich einmal mit einer wundervollen Puppe aus Holz machte. Es war der General Nußknacker.

Ah, der General Nußknacker! rief die dicke Dame. Das wird alſo ein Kindermährchen.

Man laſſe ſie erzählen, ſagte die Gräfin.

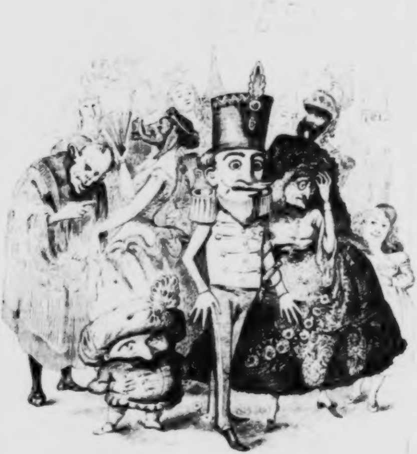
Ich bin in einer Penſionsanſtalt aufgewachſen, hub Melanie an, die man für die beſte in der ganzen Stadt hielt. Sie war, was die wunderſame Einrichtung ihrer Ferien betraf, die zwei Drittel des Jahres hinwegnahmen, und den ungeheuern Umfang unſerer Penſionshalterin gewiß einzig in ihrer Art. Madame Zephyrine Niedlich hatte einmal, ſo ſagten die alten Urkunden unſerer Anſtalt, ihren Namen mit Recht geführt, allein dieſe „Jahre des Frühlings" waren ſogar bis auf die Möglichkeit, ſich an ſie zu erinnern, vorüber. Jetzt war der Name ein boshaftes Epigramm auf ſeine Trägerin geworden. Sie ließ uns öfters die Unbill der Jahre entgelten, und wir hatten nur dann auch auf gutes Penſionswetter zu rechnen, wenn Monſieur Adolph die Anſtalt beſuchte. Dieſer Monſieur Adolph, den wir den Moustache invisible nannten, weil er nur einige mit großer Mühe und vermittelſt einer zähen Pomade zuſammengehaltene ſchwarzgefärbte Härchen auf der eingeſunkenen Oberlippe verwies, war ein alter „junger Mann", der durch ſeine Koketterien, Manieren und Stellungen uns beluſtigte und Madame Niedlich Herzklopfen erregte. Sein Erſcheinen machte Epoche. Die Couſine ging mit dem Couſin ſpazieren, und während der Abweſenheit der Katze ſprangen die Mäuſe über Tiſch und Bänke. Leider wurde jedoch im Winter das Wetter ſo ſchlecht und die Wege ſo glatt, daß Madame Niedlich ihre Spaziergänge einſtellte, und ihren Courmacher in ihrem Cabinet empfing, wo wir nicht mehr ſo ſicher vor Ueberraſchungen waren. Der Moustache invisible, um ſeiner Dame zu gefallen, machte den Spion, und wir hatten nun zwei

Wächter, ſtatt eines. Was mich betraf, ſo tröſtete ich mich mit der Weihnachtszeit, eine glanzvolle, herrliche Zeit für eine kleine, von ihren Vorgeſetzen tyranniſirte Penſionärin. Ich kam zu den Ferien zu meiner Tante, und dieſe Tante — o wie liebte ich ſie! Es iſt auch unmöglich, liebenswerther zu ſein. Sie war eben ſo vortrefflich, was den Geiſt betrifft, als untadelhaft in den Eigenſchaften des Herzens. Eine Atmoſphäre geiſtiger und gemüthlicher Geſundheit umgab ſie, die Jedem, der ſich ihr näherte, das Athmen in dieſer himmliſchen Luft leicht machte.

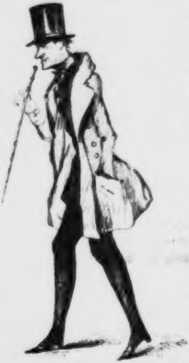


Als ich noch Kind war, veranſtaltete meine Tante ein Feſt ganz eigenthümlicher Art. Sie ließ an einem Winterabende — es war gerade ein Abend, an dem recht zahlreich die weißen Flocken vom Himmel fielen — eine Geſellſchaft bei ſich eintreten, die ſie mit einiger Mühe und durch einen beſchwerlichen Briefwechſel zuſammengebracht hatte, da einige dieſer Herren und Damen an Orten wohnten, wohin keine Poſt ſo leicht die Wege fand. Es waren nämlich alle Mährchenfiguren, die nur irgend der Phantaſie eines Kindes bekannt geworden, eingeladen. Welch ein phantaſtiſches Feſt! Wie ganz gemacht, ein Kinderherz zu entzücken, es vor Schauer und Freude beben zu machen. Und das Alles an einem Winterabend, der ſo dunkel war, wo die weißen Flocken ſo feierlich vom nächtlichen Himmel fielen, und der Wanderer auf der Landſtraße ſich beeilte, die Herberge zu erreichen, deren Fenſter durch die Nebel ihm winkten. Unſer großes Zimmer war mit Kerzen erhellt, und noch weiß ich, wie ich die Augen aufſperrte und aus dem Winkel am Sopha, wohin ich mich verkrochen hatte, hervorſtarrte, als die Flügelthüren ſich öffneten und etwas ſo Wunderſames und Geheimnißvolles hereinrauſchte und von der Tante, die ein langes, ſchleppendes ſeidnes Kleid angezogen hatte, feierlich begrüßt wurde. Es war Frau Holle, die merkwürdige Frau Holle, von der es heißt, daß ſie von Zeit zu Zeit ihr Bettpfuhl umwende und durchklopfe, wobei die Federn herumflogen meilenweit in der Luft, und dies dann von uns „es ſchneit“ genannt würde. Wie intereſſant war es mir, die Bekanntſchaft dieſer Frau zu machen. Sie war klein, war in einen bauſchigen Rock von ſilbergrauem Atlas gekleidet und hatte ein kleines, weißes Flortüchelchen um den Kopf gebunden. In ihren grauen Haarlocken hafteten Schneeflocken. Als ich dies ſah, ſtürzte ich aus meinem Verſteck hervor und rief: Ach, Frau Holle, Frau Holle! Sie haben eben Ihr Bette ausgeklopft! Man ſieht's! — Sie nahm mich in ihre Arme, hob mich in die Höh und küßte mich. Als dies geſchah, trat der General Nußknacker ein, der die Fee Fanferlüſch am Arme führte, eine alte Perſon, ganz in Goldbrokat gekleidet, mit Blumen geſchmückt und ewig Franzöſiſch parlirend. Dann kam das allerliebſte Rothkäppchen, ein herziges Geſchöpf, mit dem ich ſogleich Freundſchaft ſchloß. Es erzählte mir die ewigdenkwürdige Geſchichte von der Großmutter und dem Wolf ſo genau, ſo genau, daß kein Titelchen mehr daran fehlte. Ich wußte nun Alles und mehr noch, als die Welt erfahren hat. Dann der

Däumling, dann der Blaubart, dann die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel, dann der Mann mit dem Schlapphut, dann der Zauberer Merlin, und dann, und dann — o wer zählt alle die Namen und Perſonen, Jeder eine Welt von Erinnerungen und Freuden in den Kinderherzen erregend, die hier zuſammenkamen; Alle aus der finſtern Nacht und dem Flockengewimmel in unſere helle Stube eintretend.



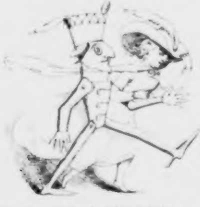
Wie das zuſammenrauſchte, klappte, plapperte, piepte und hoppte, ſchmiegte und ſchnappte, kippte und kappte! Unverſtändliche Laute, unverſtändliche Mienen — und alles das, wenn man näher hinſah, doch von undenklichen Zeiten her wohlbekannt und wohlverſtändlich. Wunderſam! wunderſam! Mit nichts zu vergleichen, mit keinem Dinge zuſammenzuſtellen! Dabei erklang eine Muſik im Nebenzimmer, die wie ein Vogelgezwitſcher im dichten Walde kleine wirbelnde Töne, wie zuſammengerollte Baumblätter vor ſich hertrieb. Aus dieſer Muſik entwickelte ſich nach und nach eine Polonaiſe, und General Nußknacker reichte meiner Tante die Hand, und nun ging's feierlich im Saale herum, der ganze Zug folgte, ich mit dem Däumling beſchloß die Reihe. Nie, nie werde ich dieſen überirdiſchen Abend vergeſſen.



Als ich endlich zu Bette gebracht wurde, erſchien mir im Traum — oder nein, es war kein Traum — oder war es doch ein Traum? — der General Nußknacker und rief mir zu: Steh auf, mein Kind, ſteh auf: wir wollen miteinander eine Reiſe machen. Eine Reiſe? rief ich. Ja, eine Reiſe! entgegnete er, eine Reiſe! Wir wollen wie dein Oheim flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reiſenden anſtellen. Komm, mein Kind, komm!

Ich warf mein Tuch über, ſetzte meinen großen neuen Strohhut auf — ich dachte gar nicht daran, daß es Winter war — und huſch, huſch ging es durch die Luft mit dem General Nußknacker.

Wir zogen über die Erde hin — fort, fort — der Himmel weiß wohin. Mir war gar nicht bange. Wenn ich auch hier und da etwas zittern wollte, gleich blickte ich in die großen, blauen Augen meines Begleiters, und mir wurde wieder wohl.



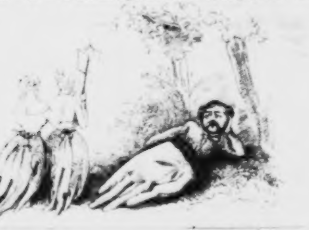
Zuerſt kamen wir auf der Handſchuh-Inſel an. Dieſe Inſel iſt ganz von Handſchuhen bewohnt. Weiße, gelbe, lilafarbige, hellgrüne, braune, ſchwarze, feine, groblederne, Pelzhandſchuh — kurz, nichts als Handſchuh. Aber nicht neue Handſchuh, ſondern ſolche, die ſchon einmal einen Herrn oder eine Herrin gehabt hatten, alſo eine Lebensgeſchichte aufweiſen konnten. Auf meiner flüchtigen Durchreiſe konnte ich nur flüchtige Bemerkungen machen, und ich will deshalb mich begnügen, einen alten Pelzhandſchuh, der mir ſeine Schickſale erzählte, ſtatt meiner redend einzuführen.

Der Pelzhandſchuh erzählte:

Ich bin an den Ufern der Newa geboren. Meine Conſtitution iſt derb, aber trotz meines ſtarken Leders wahre ich im Innern ein gefühlvolles, allem Edeln und Schönen zugängliches Herz. Schon frühe ward ich verwaiſt; denn mein Herr verlor ſeinen linken Arm in einem ruhmwürdigen Kampf, und ſomit hatte er nur einen Gott, einen Kaiſer und einen Pelzhandſchuh. Ich warf mich frühzeitig in die rauſchenden Vergnügungen der Hauptſtadt. Mein Leder litt, mein Pelzhaar ergraute vor der Zeit; ich wurde ein junger Greis.

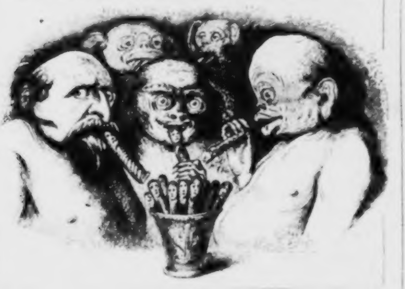
Frühzeitig blaſirt, hatte ich noch nichts gefunden, was mein Herz anſprach. Ich hatte den Durſt nach Thaten; ewiger Himmel! es gab keine. Die Jugend der Handſchuhe unſerer Tage geht in parfumirten Ballſälen, in Unthätigkeit und ekler Muße jämmerlich zu Grunde. Das ſtärkſte und beſte Leder verträgt dieſe welke Ruhe, dieſen ewigen Frieden nicht. Wie ganz anders hatten es unſere Voreltern! Mein Urgroßvater war ein Eiſenhandſchuh. Sein ganzes Leben war ein ewiger Kampf, er verlor Nägel und Schienen, allein er wich nicht im Dienſte der Ehre; er vermählte ſich mit einer Freiin von Hirſchleder, ebenfalls einer derben Natur, und ihre Ehe war geſegnet an Handſchuhen, wie ſie nie ihres Gleichen hatten. Es waren Pelzhandſchuh darunter — den Hut vom Kopfe, meine Herren! wenn ich von dieſen Ehrenmännern ſpreche. So waren meine Voreltern — was bin ich! — Der Arzt verordnete mir die Heilquellen von Baden-Baden. Ich reiſte hin. Ueberall wo ich durchfuhr, liefen die Leute zuſammen und riefen: Seht! da fährt der vornehme, der reiche, der ſchöne Ruſſe! Mich kümmerte es nicht; ich war blaſirt. Wozu lebt man, wenn man nur lebt für die Bewunderung des Pöbels? Und Pöbel iſt heutzutage Alles. Der Pöbel trägt Kronen, der Pöbel trägt Orden, der Pöbel ſchreibt Bücher, der Pöbel regiert die Staaten, der Pöbel vertheilt und ordnet die Religionen.

Eines Abends lag ich im Schatten einer breitblättrigen Kaſtanie; ich träumte — da — o Millmill, göttliche Millmill, vergib, wenn ich



hier deinen Namen laut vor der kalten Welt ausſpreche! — da ging ein reizendes Schweſterpaar an meinen Blicken vorüber. Es waren ein Paar hellgelbe Handſchuhe von dem zarteſten Leder, zwei Schweſtern, die Eine Hillbill mit Namen, die andere Millmill. Ich liebte Millmill; denn ſie ſehen und ſie lieben mußte bei jedem gefühlempfänglichen Handſchuh Eines und daſſelbe ſein. Ha, wie lieblich gingen die Schweſtern dahin! wie lieblich! Sie hielten ſich umſchlungen wie zwei Göttinnen. Zarte Hellgelbe! rief ich — wohin? Darf ich euer Begleiter ſein? Sie wieſen ſchüchtern und voll holder Scham mein Anerbieten zurück. Ich fühlte das heftigſte Herzklopfen. Schon fürchtete ich ſie nie wiederzuſehen, da, bei der nächſten Handſchuh-Soirée, führte mich mein Glück wieder mit ihnen zuſammen. Die Schweſtern kamen begleitet von zwei ehrwürdigen Matronen, zwei kaffeebraunen Handſchuhen von däniſchem Leder. In dieſer Soirée fiel manches Ungeziemende vor. Sämmtliche Damenhandſchuhe machten ſich lächerlich durch einen ridikulen Enthuſiasmus, den ſie an den Tag legten, und deſſen Gegenſtand der Handſchuh eines berühmten Clavier-Virtuoſen war, der ſich gerade am Badeorte eingefunden hatte. Nie ſah ich einen Virtuoſen-Handſchuh, dem ſo viel Weihrauch geſtreut wurde, und der dieſen Weihrauch mit einer ſo impertinenten Gleichgültigkeit aufnahm. Es gab weibliche Handſchuhe, die ſich ſo tief herabwürdigten, dieſem Handſchuh die geleerte Theetaſſe abzunehmen, um den darin befindlichen Reſt ſelbſt auszutrinken. Hillbill und Millmill thaten nicht dergleichen: ſie blieben immer würdevoll und weiblich; ich beobachtete ſie ſcharf. Ein Aventurier, ein widerlicher, zerlumpter ſeidner Handſchuh, hatte die Frechheit, ſich an ſie zu drängen. Ich forderte dieſen Lump. Eine allgemeine Aufregung entſtand unter allen Handſchuhen am Badeorte. Ich lächelte; nur Millmill's Thränen hatten für mich einigen Werth. Wir ſchoſſen uns; der Franzoſe fiel. Ich verließ den Badeort, nachdem ich Millmill geſchrieben, daß ich, des Lebens überdrüſſig, mich in die Gebirgsſchluchten des Kaukaſus vergraben wolle. Das war zu viel für ein weibliches Herz, für einen Handſchuh von ſo zartem Leder, wie Millmill es war. Sie ſtarb, und mit ihr ſtarb ihre Zwillingsſchweſter; ich hatte zwei edle Weſen gemordet. Elender der ich war und der ich bin! Ein alter Eremit-Handſchuh, ein abgeſtorbener Lüſtling, der jetzt Reue fühlte und, weil die Welt ihn verlaſſen hatte, den Weltmüden ſpielte, brachte mich hierher auf die Handſchuh-Inſel, wo ich ein warnendes Beiſpiel der aufwachſenden Handſchuh-Jugend lebe und wirke.

Dieſen Bericht des Pelzhandſchuhs hatte ich mit einigem Vergnügen angehört, allein ich verbat mir die Ehre, die er mir erzeigen wollte, indem er mir ſeinen Freund Semilaſſo vorzuſtellen den Wunſch äußerte. Ich reiſte mit dem General Nußknacker eiligſt weiter. Wir kamen auf dem Monde an. Wir waren ſehr ſchnell geflogen und traten deshalb in eine Schenke ein, ich glaube, ſie hieß „Zur ſilbernen Erde", und ließen uns einige Erfriſchungen reichen. Dieſe waren erbärmlich, und es war ein Glück für meinen Gefährten, daß er noch einige Nüſſe in ſeiner linken Rocktaſche fand, die er aufknackte, und die wir gemeinſchaftlich verſpeiſten. Nach dieſem frugalen Mittagsmahle ſahen wir uns nach der Geſellſchaft um, die mit uns in demſelben Raume ſich befand, und entdeckten Furcht und Abſcheu erregende Geſtalten, die in einer Ecke ſaßen und ungewöhnlich dicke und lange Cigarren ſchmauchten.



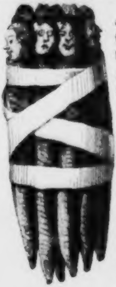
Alles an dieſen ekelhaften Rauchern flößte Widerwillen ein, ihre alten, faltigen und haarloſen Kopfe, ihre vorquellenden Augen, ihre Entblößtheit. Einige dieſer Ungeheuer zeigten vollſtändige Thierkopfe.

Wer ſind dieſe Abſcheulichen? fragte ich meinen Begleiter.

Es ſind die Elegants im Monde, die Lions, entgegnete er. Es ſind die Hubſcheſten ihres Geſchlechts, die den Luxus treiben durfen, dieſe beſondere Gattung Rauchſtengel zu conſumiren. Du wirſt bemerken, Kleine, ſetzte der General mit einer beſonders freundlichen Miene hinzu, daß dies keine gewohnlichen Cigarren ſind: es ſind vielmehr Frauen, jung und alt, die in Cigarren verwandelt worden ſind zur Strafe ihrer Thorheiten, die ſie auf unſerer Erde verubt.

Entſetzlich! rief ich. Und welches ſind jene Thorheiten?

Sie haben ſelbſt auf Erden geraucht, entgegnete mein Begleiter ſehr ernſthaft, deshalb werden ſie jetzt wieder geraucht. Es ſind mit Einem Worte die unweiblichen emancipirten Weiber, die ſich jede Ungeſchicklichkeit und Roheit erlaubt haben, unter dem Vorwande, genial und unabhängig zu erſcheinen.



Wenn du das Bundel Cigarren, das dort auf dem Tiſche liegt, näher unterſuchen willſt, ſo kannſt du manche Beruhmte dieſes Geſchlechts darunter entdecken, die ihrem Schickſal entgegengeht, wahrlich nicht mit freiem Willen, ſondern gezwungen. Es mag auch in der That nicht angenehm ſein, von Lippen umſchloſſen zu werden, die ſaugend an uns hangen, wie jener glatzkopfige alte Knabe ſie hat, der eben eine deutſche Schriftſtellerin gemüthlich in den Mund geſchoben hat, um an ihr zu ſchmauchen. Wenn unſere Emancipirten dort unten das wußten — oh — oh! —

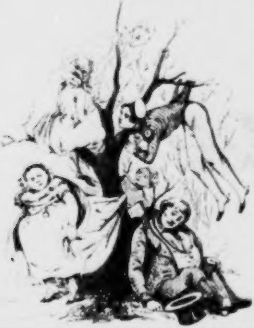
Hierbei riß der General ſeine Augen weit auf und ſeufzte tief.

Laß uns weiter gehen! rief ich. Der Dampf dieſer ungluckſeligen Cigarren betaubt mich, jetzt, da ich weiß, aus welchem Stoffe ſie beſtehen.

Du haſt Recht, mein Kind, ſagte der General; laß uns unſre Wanderung weiter fortſetzen. Auch ich liebe den Tabaksqualm nicht.

Die armen Emancipirten! ſeufzte ich. Wahrlich, wahrlich, ich will mich hüten, eine zu werden. Es fehlte wenig und ich hätte Thränen vergeſſen.

Unſere Reiſe ging weiter. Wir kamen in ein Thal, in welchem eine große Anzahl ſeltſamer Stauden und ſtacheliger Gewächſe ſich verbreitet hatte. An den Zweigen derſelben hingen theils ſehr komiſch, theils ſehr beklagenswerth aufgehängt eine Menge junger und alter Männer und Frauen, auch Kinder fehlten nicht. Sie Alle zappelten und konnten nicht von der Stelle, weil ein boshafter Dorn ſie entweder am Kragen gefaßt, oder ein Zweig ſich um ihren Arm geſchlungen hatte. Einige hingen in der Luft und machten vergebliche Anſtrengungen, den Boden zu erreichen oder einen benachbarten Zweig zu erfaſſen, um ſich an dieſem herabzulaſſen. Wieder Andere ſchienen ſich in ihr Schickſal ergeben zu haben und ſaßen trübſelig, aber gefaßt unter den überhangenden Dornenzweigen.



Was bedeutet das? rief ich.

Haſt du nie von dem Pfefferlande gehört? fragte mein Begleiter.

Daß ich nicht wußte, entgegnete ich. Was hat es mit dieſem Lande für eine Bewandtniß?

Kleine Heuchlerin! rief der General. Sieh hier deine Lieblingspuppe. Dort hängt ſie an dem Zweige. Ich blickte hin, und in der That, Afanaſia hing da — wehmüthig die Ärmchen und Beinchen ausgeſtreckt, das Haar zerzauſt, die Kleider wie vom Regen durchnäßt. Ich war den Thränen nahe. Afanaſia! rief ich — was hat dich hierher geführt? Du ſelbſt, entgegnete mir Afanaſia, indem ſie ihr graziöſes Puppenmäulchen zornmüthig ſo weit aufriß, als es ihr nur irgend möglich war — Du ſelbſt, grauſame, unnatürliche Puppenmutter! Haſt du nicht vor wenig Tagen mir zugerufen, als ich — nein eigentlich du, einen Chokoladenfleck auf mein neues roſenrothes Polkaröckchen machteſt — „ſo wollte ich, daß du wäreſt, wo der Pfeffer wächſt!“

Ah, rief ich — und jetzt biſt du, wo der Pfeffer wächſt! Das iſt alſo das Pfefferland.

So iſt's, ſagte der General gravitätiſch. Hier hangen und ſitzen alle die liebenswürdigen Geſchöpfe, die von ihren Angehörigen, aus irgend einem Grunde, manchesmal auch ohne allen Grund, in das Land gewünſcht werden „wo der Pfeffer wächſt.“ Dieſer Pfeffer, den du hier ſiehſt, iſt ein diaboliſcher Pfeffer, unter den Pflanzen die Gensdarmpflanze, der Büttelbaum, die Executionsblume. Man braucht nur zu wünſchen, ſo fliegt der unglückliche Gegenſtand, den wir hierher verbannt wiſſen wollen, dieſen Polizeidornen in die Arme und hängt ſo lange hier, bis ſich unſere Wuth kühlt und wir andern Sinnes werden. Einige unglückliche Individuen bleiben ewig hier hängen, weil fortwährend von ihren lieben Angehörigen der Wunſch wiederholt wird, daß ſie hier bis ans Ende der Tage zappeln möchten. So kenne ich gewiſſe ſchuldenmachende Neffen, die von ihren Oheimen und Vormündern auf beſtändige zärtliche Wünſche nie von hier frei kommen, hypochondriſche, geizige Väter, denen die Kinder dieſes Plätzchen bereiten, alternde Mütter, die ihre jungen, blühenden Töchter hierher wünſchen, weil ſie ihnen hinderlich ſind, ſelbſt noch Eroberungen zu machen, kokette Weiber, die von ihren geplagten Ehemännern in dieſes liebliche Thal geſendet werden, Schriftſteller von ihren minder begabten Nebenbuhlern, reiche Aerzte von ihren ärmern Collegen, aber am öfterſten wünſchen ſich die Frommen einander hierher, und ein gewiſſer Theil dieſes anmuthigen Parkes hängt, wie ein Birnbaum voll Birnen, ſo voll Betbrüder und Betſchweſtern.

Das iſt ſehr wunderbar! rief ich.

Es giebt Vieles zwiſchen Erd und Himmel, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt, entgegnete mein Gefährte ſalbungsvoll. Doch wollen wir nun unſere Reiſe fortſetzen. —

Die Erzählerin wurde hier unterbrochen, indem der Graf lebhaft fragte: Halt, meine Schöne, haben Sie keine Familienportraits an den Bäumen hängen ſehn? Geſtehen Sie offen, iſt Ihnen nicht das Bild eines Mannes vorgekommen — hm, hm eines Mannes — der mit einem Manne, der mir glich — einige entfernte Aehnlichkeit hatte?

Iduna lachte und rief: Ganz Recht, Dich hab ich ins Pfefferland gewünſcht, und dies nicht einmal, ſondern oft.

O, Du nicht allein, mein Schatz, entgegnete der Graf; Du thateſt es mit großem Unrecht, allein als ich einſt den jungen Damen unſeres Kreiſes den Hof machte, jede ungewiß laſſend, welche ich wählen würde, und als ich nun Dich wählte, bin ich wenigſtens von zwanzig Frauen zugleich in das verwünſchte Thal geſendet worden.

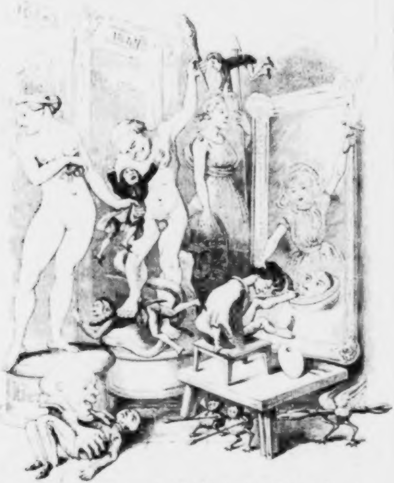
Dies iſt ein Geſtändniß, rief Iduna, an dem die Eitelkeit mehr als die Wahrheit Theil hat.

Sie haben Beide gleichen Theil daran, entgegnete der Graf. Aber nun, meine Dame, fahren ſie fort.

Als wir uns genug an dem komiſchen Unglück der Verwünſchten beluſtigt hatten, fuhr die Erzählerin in ihrem Reiſebericht fort, ſetzten wir unſern Wanderſtab weiter.

Wir wollen nicht immer auf dem Monde bleiben, ſagte mein Gefährte — da iſt ja auch der Uranus, oder der Jupiter, oder der Mars. — Wir beſuchten den Mars. Hier gelangten wir in eine Ebene, in der mehre ſchöne Tempel und Gebäude ſich erhoben.

Wir traten in einen der erſteren. Er war angefüllt mit Statuen, aber ſie ſchienen nicht eben von der beſten Art. Einige dieſer Götterbilder waren in verzerrten oder gar unmöglichen Stellungen angebracht,



andere zeigten ein ſo dummes und nichtsſagendes Weſen, daß man nicht wußte, ſollte man über ſie lachen oder ſich über ſie ärgern.

Auch Gemälde ſtanden an den Wänden des Saales aufgeſtellt, ſie waren gleichfalls ſchlecht! Landſchaften mit ganz unmöglichen Abend- und Morgenbeleuchtungen, Mondſcheingegenden, in denen Effekte angebracht waren, wie ſie bei einer Feuersbrunſt ſtattfinden, dann hiſtoriſche Gemälde, in denen eben ſo Sinn und Verſtand, wie Geſchmack und Kunſt fehlten. Dieſer Saal mit dieſen Koſtbarkeiten war völlig leer. Die ſchlechten Statuen und die ſchlechten Bilder hatten Niemand, der ſie bewunderte oder belachte — plötzlich auf den Klang eines Inſtruments, das halb wie eine Glocke, halb wie ein Harfenakkord tönte, gingen die Thüren auf und eine Anzahl Männer trat ein, in die verſchiedenartigſten Koſtüme gekleidet. Einige davon waren aus dem ſiebzehnten, Andere aus dem achtzehnten Jahrhundert, die Meiſten aber trugen unſere Kleidertracht; Alle hatten entweder Pinſel und Palette, oder Hammer und Meißel in den Händen. So wie dieſe Geſtalten, die alle ſehr klein gegen die koloſſalen Statuen ſich ausnahmen, eintraten, ſprangen die letzten von ihren Piedeſtalen herab, und jede Statue haſchte den, der ſie gemacht hatte. Es war wunderlich anzuſchauen, wie die rieſigen weißen Leiber durch einander ſprangen und die kleinen ſchwarzen Männlein haſchten, die ſich ängſtlich und in alle Winkel des Saals flüchtend vor ihnen verbargen, wie Mäuſe ſich vor der Katze zu retten ſuchen. Doch vergebens, jede Statue hatte bald glücklich ihren Schöpfer eingefangen und drückte und preßte ihn nun in ihren Händen, ſo daß den Armen, die laut vor Schmerz brüllten, die Seele aus dem Leibe zu fahren drohte. Aber die Steinbilder fühlten kein Mitleid. Eine Venus zeichnete ſich beſonders durch Grauſamkeit aus; ſie hatte ihren Schöpfer Bernini in der koloſſalen Hand, preßte ihm hohnlachend den Leib zuſammen, indem ſie dazu rief: Hab ich dich endlich, Armſeliger! Jetzt ſtirb in meinen Händen! Warum haſt du mich ſo häßlich geſchaffen! Unglücklicher, ich kann auf meinen Beinen nicht ſtehen, mit meinen Armen mich nicht regen; ſo wie ich da bin, kann ich nicht exiſtiren! Und ich ſoll eine Venus ſein, und ich bin häßlich, daß ſich Gott erbarm! — Ein mißgeſtalteter Hercules ſchlug ſtatt auf die Hyder auf ſeinen unglücklichen Schöpfer los, der ſich zu ſeinen Füßen krümmte und mit den dünnen Beinchen in der Luft herumfecht. Eine Minerva hatte ganz kaltblütig den Meiſter, der ſie geſchaffen, wie einen Froſch auf ihre Lanze geſpießt. Es war ein Grauen und ein Entſetzen anzuſehen. Ich zitterte an allen Gliedern.

Mit den Gemälden ging es nicht beſſer. Eine Judith hob ihr Schwert, ſtreckte es aus dem Bilde heraus und machte ſich bereit, dem Maler, der ſie gemalt, den Kopf abzuſchlagen. Eine übelgerathene Büſte des Sokrates hüpfte wie ein großer Froſch auf dem Boden und ſprang endlich dem Unglücklichen, der ſie geſchaffen, auf den Leib, indem ſie wie ein Alp ihm die Kehle zuſchnürte. Es war ein Anblick zum Erbarmen, aber auch zum Lachen. Den Saal füllte überall Geſchrei und Hülferuf. Aber die Statuen, die Bilder, die Büſten waren unerbittlich; ſelbſt die Farbenblaſen und die Crayonſtifte wurden aufrühriſch und jagten wie dicke Spinnen und lange, ſchmale Käfer den jammervollen Künſtlern nach, um ihnen einen Rippenſtoß zu verſetzen oder Farbe ins Geſicht zu ſpritzen.

Ums Himmels willen! rief hier Don Zerburo, welch' eine Hölle iſt auf dem Planeten Mars für die armen Künſtler bereitet! Es iſt gut, daß ich nie ein Bild gemalt, eine Statue gemeißelt, oder eine Büſte geformt habe; ich könnte keine ruhige Nacht mehr haben.

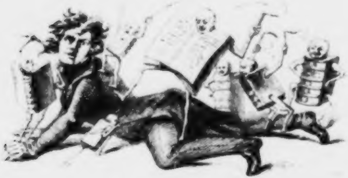
Aber vielleicht haben Sie ein Buch geſchrieben? fragte der Graf den Studenten.

Allerdings, entgegnete dieſer erröthend. Wer würde wol in unſerm ſchreibſeligen Jahrhundert zwanzig Jahr alt und hatte noch keinen Band drucken laſſen, wenn es auch nur ein Band Gedichte wäre?

So bedaure ich, hub Melanie wieder an, Ihnen die Ruhe Ihrer Nächte doch noch rauben zu müſſen.

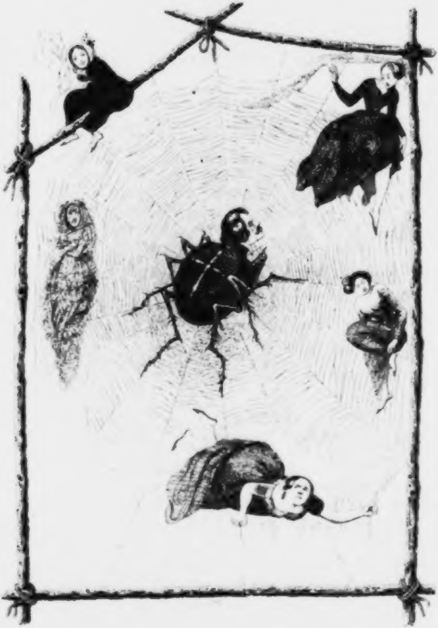
Sie machen mich zittern, rief Don Zerburo, und Tutu und die Gräfin ſahen ihn lachend an.

Nicht weit von dem Tempel der Künſte, ſprach die Erzählerin weiter, wo ich jene Executionen hatte mit anſehen müſſen, befand ſich ein kleiner Hain von Lorbeern und Myrthen. Nie ſind dieſe poetiſchen Stauden zu einem proſaiſchern Zwecke gebraucht worden; hier nämlich wurden aus ihnen Ruthenbündel gemacht, mit denen die Bücher ſich bewaffneten, um die ſchlechten Autoren, welche an ihrem Daſein ſchuld waren, zu züchtigen. Ich kann Euch verſichern, dieſe verwünſchten Bücher waren unerbittlich, und bei ihnen fand ebenſowenig Gnade ſtatt wie bei den Statuen und Gemälden. Ich ſah ſchlechte Romane über ihre Autoren herfallen und ſie faſt zu Tode zu ſchlagen. Wenn der eine Theil müde war, ſo kam der zweite daran, der dritte, der vierte, und jemehr Bände der arme Autor fabrizirt hatte, deſto mehr Peiniger erwuchſen ihm gleichſam aus ſeinem eignen Fleiſch und Blut. Ihr könnt Euch denken, wie Sue und Dumas litten.



Der ewige Jude mit ſeinen zwölf Bänden, die Myſterien mit ihren fünfzehn, ſtürzten wie raſend auf den zu Boden Geworfenen hin. Auch Frauen wurden nicht verſchont, und ich kam eben zur rechten Zeit, um eine deutſche Dame vor ihren eignen Kindern in Sicherheit zu bringen. Am meiſten litten die Herausgeber von Gedichtſammlungen, ſie wurden mit ganz dünn geſchälten Myrthenzweigen geſchlagen, während die andern Autoren mit Lorbeerzweigen gezüchtigt wurden. Es lag darin ein ſehr boshafter Hohn.

Don Zerbure ſenkte das Haupt und ſagte leiſe: Meine Hoffnung beſteht darin, daß meine Gedichtſammlung gewiß nicht ſo rachſüchtig



ſein wird. Freilich wäre die Dame, an die ich meine Seufzer richtete, im Stande geweſen, ſo grauſam an mir zu handeln. Die Frauen reizen uns zu zärtlichen Gefühlen, aber ſie erwiedern ſie nie.

Tutu und Iduna wechſelten bei dieſen Worten ſcheue und flüchtige Blicke. Wer in dieſem Augenblick in die Seele des Engels hätte ſchauen können, hätte ſie voll Tumult und Empörung gefunden. Der unglückliche Himmelsbürger fand ſich ſchon faſt gänzlich an die Erde gefeſſelt; er träumte nur von der Liebe Iduna's, von dem Glücke, ihr ganz anzugehören. Nichts fehlte, als der ominöſe Kuß, um ihn auf immer in Feſſeln zu ſchlagen. Don Zerburo ſah dies mit Lächeln.

Wird nun die Reiſe nicht bald vorwärts gehen? fragte der Graf.

Sogleich, entgegnete Melanie. Vom Mars kamen wir auf der Venus an.

Ah, auf die Venus, auf die dicke Dame! Sie fanden daſelbſt gewiß Verliebte und Liebespaare?

Ich entdeckte dieſen Planeten, ſagte Melanie, angefüllt mit großen Spinnegeweben, in denen häßliche, dickleibige Spinnen ſaßen, aber mit hübſchen Geſichtern, mit Bart und Lorgnette geziert. Die Fliegen, die dieſen Spinnen zu nahe kamen, waren bejammernswerthe Opfer der Lüſternheit, junge Mädchen, die nicht wußten, daß das räuberiſche Inſekt, das ſo hübſche Blicke zuwarf, das ſo zärtliche Romanzen ſang und einen ſo verführeriſchen Knoten in die Cravate geſchlagen hatte, ein blutdürſtiges Ungeheuer war.

Zuletzt, als ich ſchon etwas müde war, ſchlug mir der General, mein Begleiter, vor, einen Standpunkt außerhalb unſres Sonnenſyſtems zu wählen, um mir das Ganze einmal aus der Ferne anzuſehen. Wir flogen demnach in die Milchſtraße und ſetzten uns irgendwo nieder, und da wurde mir nun ein ganz beſonders reizendes und liebliches Bild. Ich ſah die Sonne, und um ſie herum tanzten und wirbelten alle Planeten. Aber die Sonne war Liſzt, und er ſpielte als Sphärenmuſik die Aufforderung zum Tanz von Weber, und nach dieſen himmliſchen, rollenden Tönen, nach dieſem Läufer, der genial auf der Tonleiter hinabglitt,

walzten die Welten immer raſcher und wilder umeinander her. Es war wunderſam anzuſehen, wie dieſe Kugeln ſich wonniglich umfaßt hielten und mit einander walzten. Die Erde lag in Jupiters Armen, Venus tanzte mit Mars, der alte Saturn in einem blauen Frack mit goldnen Knöpfen hielt Pallas im Arm und drehte ſich mit ihr ſchwerfällig. Die Sonne aber ſpielte immer drauf los, ſtets raſcher und genialer, und die Welten flogen zuletzt, daß es nur durch den Himmel ſtaubte. Nie hab ich einen luſtigern Tanz geſehen. Ich klatſchte in die Hände und hätte gar gern ſelbſt mitgetanzt. Mein Begleiter, der General, machte mich aufmerkſam, indem er eine tombackne Uhr aus der Taſche zog, daß es Zeit ſei, jetzt nach Hauſe zurückzukehren. Ich war ſo gehorſam, daß ich ihm ſogleich folgte, obgleich ich noch gern der Sphärenmuſik zugelauſcht und der Sonne Lißt mein allerhöchſtes Wohlwollen zu erkennen gegeben hätte. Es war aber nicht möglich: Lißt ſpielte ſo eifrig, daß er nichts hörte und ſah; die Welten tanzten ihrerſeits auch ſo leidenſchaftlich, daß auch ſie auf nichts merkten, was um ſie her geſchah.

So erwachte ich denn plötzlich in meinem Bette. Ich lag im Fieber; man hatte den Arzt gerufen, und dieſer war eben auf eine kleine Weile hinausgegangen, um mit meiner Mutter zu ſprechen. Ich hörte ſie leiſe flüſtern im Nebenzimmer; aber auch andre Stimmen hörte ich, ganz in meiner Nähe. Ich blickte auf, und in dem Hut des Arztes lagen ſeine Handſchuh. Ein blaßgelber Handſchuh, vielleicht der meiner Mutter, befand ſich ebenfalls auf dem Tiſche. Einer der groben braunen Handſchuhe des Arztes machte dem Handſchuh meiner Mutter den Hof, auf eine ſo zudringliche und ſo wenig zartfühlende Weiſe, daß der Zwillingsbruder, der oben vom Hute herablauſchte, wie ein Ritter von der Warte, ihm ernſte Vorwürfe über ſein Betragen machte. Der Stock des Arztes lachte boshaft.

Ich dachte an die unglückliche Liebesgeſchichte zwiſchen dem Pelzhandſchuh und der zarten Millmill. Jetzt kam der Arzt, und ſchnell ſchwiegen die zarten Stimmen um mich her. Als alle dieſe ſchönen Träume verſchwunden waren, ſagte mir meine Mutter: Nun biſt du endlich geſund; jetzt wirſt du wieder in die Schule gehen können. Ich werde mich wohl hüten, wieder eine ſolche Geſellſchaft zuſammenzubitten, du könnteſt vor lauter Aufregung wieder das Fieber bekommen!

Ach, dachte ich bei mir ſelbſt, ich will lieber das Fieber und ſolche Träume, als das in die Schulegehen und die langweilige Geſundheit.

Funfzehntes Capitel.

Eine Parabel.

Wenn es hier erlaubt iſt, alles zu erzählen, was Einem eben durch den Kopf läuft, hub der Graf an, nachdem Melanie geendet hatte, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich nicht auch meine Parabel an den Mann bringen ſoll, die ich mir zu Nutz und Frommen der Liebhaber für dergleichen ausgedacht habe. Hier iſt ſie:

Der Sonne kamen die Klagen der Menſchen zu Ohren, und ſie war erſtaunt zu hören, daß ſie beſchuldigt wurde, nicht ſo zu regieren, wie man es von ihr zu verlangen das Recht, wie ſie es ſelbſt bei ihrer Thronbeſteigung verſprochen hatte, und vor allen Dingen behauptete man, daß ſie es nicht verſtehe, die Jahreszeiten gehörig in Reſpekt und Ordnung zu halten, und daß eine Jahreszeit ſich über die andre ungebührliche Dinge erlaube, wodurch denn entſtehe, daß die Menſchen frören, wenn ſie gehofft hätten, zu ſchwitzen, und daß manche Kräuter und Bäume, die entweder den Menſchen nützlich oder ihnen angenehm wären, verdorrten. Man wollte ſogar behaupten, es entſtehe eine Hungersnoth und ein allgemeines Leidweſen, weil die Sonne nicht zu regieren verſtände. Die Sonne in ihrer Milde und Güte nahm ſich den Vorwurf zu Herzen und beſchloß, die Jahreszeiten ſtreng zur Rechenſchaft zu ziehen, um ihnen vorzuhalten, warum ſie nicht ihre Pflicht thaten. Die Jahreszeiten machten es wie faule Schulbuben, ſie ſchoben die Schuld eine immer auf die andere, und immer war die grade abweſende Jahreszeit die einzig ſchuldige. Kamen die Jahreszeiten aber zuſammen, ſo ſagten ſie hinter dem Rücken der Sonne: nicht wir ſind ſchuld, ſondern die Sonne. Das ging ſo eine lange Zeit fort; eine allgemeine Unzufriedenheit nahm Platz. Der Menſch litt unter dieſem Zerwürfniß unſäglich; die Klagen häuften ſich wieder ſo arg und der Lärm wurde ſo groß, daß endlich die Sonne beſchloß:
einen vereinigten Landtag aller Jahreszeiten
anzubeordern. Wie die Menſchen ſich da freuten, als ſie dieſen Entſchluß der Sonne erfuhren, iſt gar nicht zu beſchreiben. Sehr viele riefen: Nun werden wir immer Frühling haben; Andere ſagten: nun wird der Winter nicht mehr ſo mächtig und ſo ſtreng ſein dürfen; wieder Andere, die da gern Waſſer tranken und den Wein nicht liebten, riefen: nun wird man dem Herbſte den Übermuth nehmen, und wieder Andere, die das heiße Beiſammenſitzen und das Schwitzen liebten, riefen: jetzt werden wir in unſerm ſchönen Lande voll heißen Sandes immer Sommer haben. Die Sonne hatte aber gar nicht die Abſicht, eine Jahreszeit vor der anderen zu begünſtigen; ſie wollte, daß Alles ſollte beim Alten bleiben, allein, um den Menſchen zu gefallen und

ſich einige erlaubte Schmeicheleien, wie ſogar die Sonnen ſie lieben, ſagen zu laſſen, gab ſie ſich die Miene, als ginge ſie damit um, Alles von Grund aus zu ändern.

Es kam nun der Tag des vereinigten Landtags heran, und in einem prächtigen Zuge erſchienen die Jahreszeiten, alle in Perſon. Auf der Bank der Standesherren und des hohen Adels nahm der Winter Platz. Es war ein großer, ſtarker Mann, mit unzähligen Sternen auf der breiten Bruſt und mit dem grand cordon des Polarſtern-Ordens. Dieſe impoſante Geſtalt machte einen herrlichen und nicht zu beſchreibenden Eindruck. Die Sonne empfing den Fürſten ſehr achtungsvoll, obgleich ſie heimlich mit ihm grollte und es ganz gern hatte, daß die andern Jahreszeiten ihm die Herrſchaft ſtreitig machten. Der Fürſt war nicht ehrerbietig genug und trotzte manchmal der Sonne; wenigſtens die Vorfahren des Fürſten hatten einmal behauptet, wenn er und die Seinigen es darauf anlegen wollten, könnten ſie das Reich ganz für ſich nehmen, und die Sonne könnte dann, wo es ihr beliebte, anderswohin promeniren. Dieſe ariſtokratiſche Rede hatte die Sonne nicht vergeſſen. Neben dem Fürſten Winter auf der Standesherrenbank nahm der hohe Adel Platz, der Sommer. Es war ein freundlicher, ſchwitzender Herr, der mit dem Winter ſehr vertraulich that, obgleich ſie ſich einander nicht leiden konnten. Auf der Bank des dritten Standes ſaß ein kluger, vorſichtiger Herr, mit verſtändigen Augen, die er überall hinrichtete, und der ein mächtiges Feuer in Rede und Gedanken kund gab, wenn ihm das Wort vergönnt wurde. Er ſah nicht mehr ganz jung aus, allein er hatte grade die nöthige Reife, die ihn tüchtig machte über viele, wo nicht über alle Dinge im Staat klug zu ſprechen und weiſe zu urtheilen. Es war der Herbſt, und er war an einem großen, ſchönen Fluſſe zu Hauſe, wo die Menſchen viel munterer und lebhafter ſich geberden, als anderswo. Der ſchöne Fluß, an dem er wohnte, war von oben bis unten hin mit den allerköſtlichſten Weinreben bepflanzt. Sein Anzug zeigte an, daß er ein einfacher, ſchlichter Mann war, aber, wenn man genauer hinſah, ſah man an ſeiner Weſte Purpur und Gold flimmern, etwa wie reife Reben, die man dem Strahl der Sonne ausſetzt, dann war in ſeinem Auge ein Leuchten und Flimmern, als ſpielte der Mondſtrahl durch Laubengrün. Kurz, es war ein Mann, dem man gerne in's Auge ſah, und deſſen verſtändigem Worte man willig lauſchte; aber freilich, ſo prächtig als der Winter war er nicht, und ſolch ein freundliches Lächeln, wie der Sommer hatte er auch nicht. Er war ſtill und ernſt, aber dabei doch heimlich freudig, wie Einer, der da denkt: Nun, meine Zeit wird auch ſchon kommen. Der Frühling ſaß auf der allerletzten Bank, und ſein Erſcheinen auf einem ſo ernſthaften Landtage war nicht günſtig. Er wußte von Politik eigentlich nichts, verſtand auch nicht recht, was die Menſchen von ihm wollten; er war ein noch ganz junger Mann, und beluſtigte ſich ächt kindiſch an tauſend luſtigen, muthwilligen Streichen, und fand ein Vergnügen daran, alles Beſtehende umzuwerfen und allen andern Jahreszeiten einen Poſſen zu ſpielen. Er ſchwatzte unaufhörlich, doch Niemand wurde klug aus ſeiner Rede: er wollte heute dies, morgen jenes, und übermorgen wollte er weder dieſes noch jenes. Alle andern Jahreszeiten konnten ihn nicht leiden, am meiſten war er aber dem Herbſt zuwider, weil er oft deſſen Sprache annahm und auch gegen den Winter und Sommer opponirte, aber rein aus Poſſen und um ſich einen Spaß zu machen. Ernſt um die Sache war es ihm in keinem Dinge. Er war in jener Provinz des Reiches zu Hauſe, wo eine ſchöne, heitre Natur herrſcht, und viele herrliche Gebirge und reizende Thäler die Menſchen poetiſch und jugendlich erhalten, aber zugleich flüchtig, träg und wenig zum Nachdenken geneigt, mehr zur Liebe, zum Lachen, zum Genuß. Sein Anzug beſtand in einem hellfarbigen Rock, mit einer Roſe im Knopfloche, die er „die jüngſte Roſe der Freiheit" nannte. In der Rechten ſchwenkte er eine Reitpeitſche und Sporen trug er an den Füßen. Er trank Champagner und wenn er recht viel getrunken hatte, ſo wurde er gar fade und läppiſch. Weil es aber doch der Frühling war, ſo liebten ihn die Menſchen, allein es wäre die größte Thorheit geweſen, wenn die Sonne ihn zum Herrſcher über die andern Jahreszeiten gemacht hätte. Aber auch der Herbſt ſollte nicht herrſchen, auch der Winter nicht, und nicht der Sommer. Die ſollten alle in ihre gehörigen Grenzen zurückverſetzt werden: dies beabſichtigte die Sonne, die ganz allein Selbſtherrſcherin bleiben wollte, wie es ihr auch zukam.

Fürſt Winter ſprach auf der Verſammlung zur Sonne: Alle Uebelſtände kommen nur, weil du meine Macht über das Land geſchmälert haſt. Bedenke, daß ich eine der wichtigſten Provinzen des Reiches inne habe und daß ich in nächſter Nähe des mächtigen Königs vom Nordpol wohne; daß dieſer König die Grundſätze, die ich hier vortrage, vertritt, und daß du aufhören müßteſt, ihn als deinen Bundesgenoſſen zu betrachten, wenn du die uralten Rechte meiner Legitimität zu ſchmälern beabſichtigteſt. Gibſt du aber mir vergrößerte Macht, ſo will ich alle jene aufrühreriſchen Kräfte zu Boden halten, die die andern Jahreszeiten, meine Feinde, den Sommer ausgenommen, gegen dich loslaſſen. Glaube mir, die Menſchen werden nur glücklich ſein, wenn ſie die eiſernen Geſetze meiner conſequenten Regierungsweiſe auf ihrem Nacken fühlen. Willſt du aber den Maximen und Irrlehren des Herbſtes Beifall klatſchen, mit dem unreifen Prahler und Spaßmacher Frühling kokettiren und zugleich dir die Miene geben, mein Freund zu ſein: das geht nicht! Ich bin immer in deinem Lande herrſchend geweſen, bedenke es wohl; der Herbſt und der Frühling haben hier von jeher wenig zu ſagen gehabt! Gib keinen Neuerungen Raum; ändere nicht, was frühere Zeiten weiſe eingerichtet haben.

Der Sommer ſagte ſo ziemlich daſſelbe, was der Winter ſagte; nur war er ſo klug, dem Herbſt und dem Frühling einige Schmeicheleien zuzuwenden, weil er wohl voraus ſah, daß dieſe doch noch einige Gewalt erhalten würden; er wollte es darum mit ihnen nicht verderben. Er ſetzte nur noch hinzu: bedenke, daß in meiner Provinz deine Hauptſtadt liegt; daß in meinem ſchönen heißen Sande deine große ſchöne, heiße, gradlinige Reſidenz ſich befindet. Ich bin nicht ſo übermüthig, wie Fürſt Winter, den ich übrigens meinen Freund und Gönner nenne, um zu wünſchen, daß ich allein herrſche, nein, ich will gern dich als oberſten Herrn anerkennen; aber du mußt, nach wie vor, mich und meine Kinder beſchützen und auch bevorzugen; denn ich bin beſſer als die andern Jahreszeiten, den Winter etwa ausgenommen, und meine Kinder ſind beſſer als andrer Leute Kinder.

Der Herbſt ſagte: Es kommt hier nicht darauf an, o Fürſt, wer von uns Jahreszeiten herrſche, es kommt nur darauf an, welche Jahreszeit den meiſten Segen und wahres Gedeihen der Menſchheit bringe;

denn der Menſchheit dienſt du ſowohl, o Fürſt, als wir ihr dienen. Um das Wohl der Menſchen ſind wir da — ſie nicht unſertwegen. Was mich betrifft, ſo bin ich zufrieden mit dem Theil Herrſchaft, das mir zugewieſen, wenn es mir nur gelingt, die andern Jahreszeiten zu guten Werken zu veranlaſſen, und daß ich dann die Summe dieſer guten Werke den Menſchen ungetrübt übergeben kann. Weiter will ich nichts. Nicht mir will ich dienen — auch nicht dir allein, o Fürſt — ſondern den Menſchen. Innige, und feurige Liebe zu ihrem Wohl erfüllt mich, und wenn ich aufbrauſe und zürne, ſo geſchieht es wahrlich nicht, weil ich leide, ſondern weil ich die Welt leiden ſehe, die es beſſer haben könnte. Aus dieſer Quelle fließt auch mein Eifer und meine Oppoſition. Wenn du uns nur recht in unſrer Treue und Wahrheit erkennteſt, o Fürſt, du würdeſt uns nicht zürnen!

Der Frühling ſchwatzte eine ungeheure Menge dummes Zeug. Nur ſo viel war davon verſtändlich, daß er allein herrſchen wolle und Niemand anders neben ihm. Der Landtagsmarſchall mußte klingeln und dem Frühling das Wort verbieten. Er rannte hinaus, indem er die Tiſche in der Verſammlung umwarf und den Königsmantel der Sonne mit Tintenflecken beſprengte.

Der Schluß der Verſammlung war: daß Alles beim Alten blieb. Die Sonne ging zu Bette.

Sechszehntes Capitel.

Zulo entſchließt ſich, die Geſellſchaft der Gräfin zu meiden, und begibt ſich mit Don Arbure von neuem auf die Wanderſchaft.

Berenize, Herzogin v. Tarent, die ſchönſte Frau ihrer Zeit und die treueſte Gattin, unterlag den Fallſtricken, die die Liebe den allzukühnen und allzuunbeſorgten Herzen legt, indem ſie den Erzählungen ihres Pagen lauſchte und ſich durch dieſe die langen Winterabende in ihrem Schloſſe verkürzen ließ. — Dieſe Bemerkung machte Don Zerburo, als er mit Tutu ſich zufällig einmal allein befand.

Weshalb ſagſt Du mir das? fragte der Engel beſtürzt.

Um Dir anzudeuten, wie gefährlich die Erzählungen ſind, und wie die unſrigen hier in dieſem Hauſe ſchon viel zu lange gewährt haben.

Du haſt Recht — bemerkte Tutu zögernd. Aber man erzählt hier in der That ſehr hübſch.

Ich finde, daß man noch artiger und aufmerkſamer zuhört. Ich glaube nicht, Tutu, daß Du auch nur ein Wort von dem, was geſprochen worden, verloren haſt.

Der Engel ſchwieg und erröthete. Nach einer Pauſe ſagte er, indem ein tiefer Seufzer ſich ſeiner Bruſt entrang: Laß uns unſern Wanderſtab weiter fortſetzen. Ich fühle, daß dies nöthig wird.

Wie, Tutu, alſo Iduna hätte über Dich geſiegt?

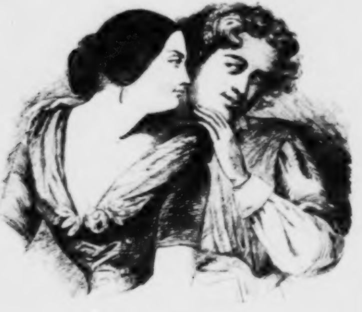
Sie hat es noch nicht, denn Du weißt, daß dazu nöthig, daß ein Kuß uns vereint. Aber, o welch leeres Zeichen — unſre Seelen ſind es ſchon, und ich fühle, daß der Himmel immer weiter von mir entweicht, je tiefer ich in ihre Augen ſchaue. Ich fühle bereits keine Sehnſucht mehr, meine Heimat wiederzuſehen.

Iſts möglich? Ja, dann laß uns reiſen.

Aber wohin? Wird ihr Bild mich nicht überall hin verfolgen? Ueberdies hatte ich einen Traum, der für mich eine beängſtigende Deutung zuläßt. Ich fürchte, meine Zeit hier auf Erden iſt bald ihrem Ende nahe. Ich ſah mich von dem Himmel zur Erde niederfliegen, wie ich damals flog, als ich auf deinen Ruf erſchien. Mir zur Seite aber ſah ich das Antlitz eines Engels, der mich mit Hohn und Stolz betrachtete. Es war keiner von den mir befreundeten und wohlwollenden Engeln. Es wehte eine Flamme über ſeinem Haupte, von dem dunkle Haare, wie Schlangen, flatterten. Ich muß auf meiner Hut ſein.

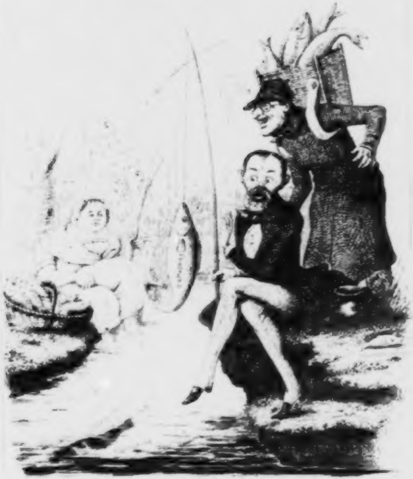
Fürs Erſte laß uns denn gehen und einige Zerſtreuung ſuchen, rief Zerburo.

Dieſem Rath folgte der Engel. Sie verließen beide das gaſtfreundliche Haus, in welches ſie bald wiederzukommen verſprachen.



Tutu entging nur mit großer Mühe einem Abſchiedskuß, den die ſchöne Melanie ihm gutwillig bot, als ſie auf einem Maskenball, wo ſie als Bäuerin, er als Gärtner koſtümirt waren, ſich zum letzten Male ſahen. Zerburo ſah dieſe Scene von ferne und lächelte.

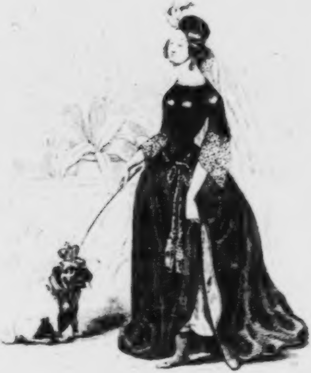
Er hatte ſeinem Gefährten verſprochen, ihm einige beluſtigende Schauſtellungen zu zeigen, und er benutzte hierzu lebende Bilder, die er ſich von ſeinen Freunden zuſammenſtellen ließ. Das erſte ſtellte ein trübes Gewäſſer dar, an dem einige ſeltſame Geſtalten ſaßen und fiſchten. Tutu hatte mit Iduna an einem der Abende vom Theater geſprochen, und Zerburo ſagte jetzt: Hier ſiehſt Du, welche Mühe ſich unſre dramatiſchen Dichter geben, heutzutage dem Publicum der Bühne

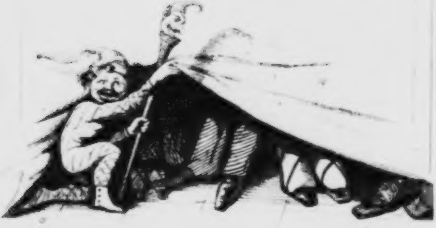


noch irgendwie aufreizende und anziehende Stoffe zu bieten. Es iſt dies eine unbeſchreiblich ſchwierige Sache; denn Niemand intereſſirt ſich mehr fürs Theater, und keine Seele fragt darnach, was und wie auf den Brettern, die ehemals die Welt bedeuteten, jetzt aber nichts mehr bedeuten, hantirt und gewirthſchaftet wird. Die Polizei der Regierungen, die mit der Poeſie nie, und höchſtens nur ein ſehr gezwungenes Verhältniß gehabt hat, macht ſich ein Vergnügen daraus, wenn ein unglücklicher dramatiſcher Fiſcher endlich einmal einen dankbaren Stoff gefiſcht hat, ihm höhnend zuzurufen: „der iſt verboten!" Grade die größten, die ſchmackhafteſten Fiſche, nach denen das Publicum am meiſten lüſtern iſt, grade die ſind am ärgſten verpönt, und der jammervolle Entdecker und Fänger muß ſie wieder ins Waſſer zurückgleiten laſſen. Wir ſehen hier einen bekannten Bühnendichter im Vorgrunde in dieſer unheilbringenden Situation; ein anderer, ſchon älterer und von der Wirkſamkeit abgeſchiedener Dichter ſieht mit Schadenfreude, ſeinen Korb Fiſche in Sicherheit bringend, dem Mißgeſchick des jungen zu. Eine handfeſte Fiſchersfrau, die ſich nicht um die Qualität, ſondern einzig um die Quantität ihrer Waare kümmert, hat bei aller Ungunſt der Zeit und des Orts doch einen leidlichen Vorrath zu ſammeln verſtanden. Einige unfähige Dramendichter greifen Gewürme auf, die die Sümpfe bewohnen, feſt überzeugt, vortreffliche Fiſche gefangen zu haben.

Ein zweites Bild ſtellte eine moderne Circe dar, die ſich beluſtigt, ihrem verwandelten Liebhaber Audienz zu geben.

Tutu erfreute ſich an dieſen Darſtellungen, allein kaum war es der Freude gelungen in ſeiner Seele Raum zu gewinnen, ſo machten die Sehnſucht und der Schmerz verdoppelte Anſtrengungen, die Herrſchaft, die ihnen auf einen Moment entgangen, wieder an ſich zu reißen. Der ſchöne, auf der Erde eingebürgerte Engel war in der That verliebt, und Zerbure mochte thun, was er wollte, er konnte ſeinen Gefährten nicht zu dem Zuſtande von Heiterkeit und Unbefangenheit zurückführen, in welchem er ſich ehemals befunden.





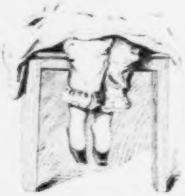
Siebzehntes Capitel.

Charakteriſtik der Fußbekleidungen.

etrachten wir die Welt, wie ſie iſt, hub Zerburs an, der es noch immer nicht aufgab ſeinen melancholiſchen Genoſſen zu zerſtreuen, ſo finden wir, daß ſehr Vieles eine Sprache hat, was wir für ſtumm hielten, und daß die geſunde Vernunft und das richtige Urtheil, wenn ſie aufhören ſollten ſich der menſchlichen Zunge als des ihnen zunächſt zugewieſenen Organs der Veröffentlichung zu bedienen, andere Gliedmaßen des Körpers ſofort ſich willig finden würden, dieſen Dienſt zu verrichten. Wir wiſſen, wie beredt die Augen ſein können, wie ſo oft der menſchliche Geiſt geheime Miſſionen ihnen aufträgt und ſie autoriſirt, geradezu dasjenige Lügen zu ſtrafen, was er der Zunge zu verkündigen aufgibt. Wenn das Herz Geheimniſſe an den Mann zu bringen hat — wir ſagen mit Abſicht „an den Mann"; denn es iſt von weiblichen Augen und Herzen hier die Rede — ſo übergeht es die Zunge und ſchickt zu den Augen hinauf, und dieſe, immerdar eiferſüchtig auf die Vorrechte der Zunge, erfaſſen begierig jeden auch noch ſo geringfügigen Botendienſt. Aber oft iſt die Sendung ſo gefährlich, daß ſelbſt die Augen, ſo keck und dreiſt ſie immerhin ſind, ſich nicht mit ihr befaſſen wollen, und dann — müſſen die Hände heran, oder — wenn auch hier das Herz eine abſchlägige Antwort erhält — das arme Herz! das im ganzen Hauſe herumfragt und keinen Diener zu Hauſe findet — dann hat man wohl bemerken können, daß endlich die Füße ſich entſchließen die Commiſſionsräthe zu ſpielen. Ein Herz, das durch die Fußſpitze ſpricht — hat für den Beobachter etwas unendlich Komiſches, aber auch etwas ſehr Rührendes. Es iſt das letzte Mittel; das äußerſte, und wenn es trivial und ungeſchickt in Anwendung kommt, ſo kann das Herz dabei unendlich einbüßen, und die Liebe ihre poetiſche Schwungkraft mit einem Schlage — hier mit einem Tritte — auf immer gelähmt ſehen. Ein niedlicher kleiner Frauenfuß, und daran eine niedliche kleine Spitze, eine bewegliche Zeh in Seide oder in blumendünne Lederhülle geſpannt, iſt immer noch ein ganz leidliches feines Organ, kann ſich aber gar von fern nicht meſſen mit Auge, Hand, oder gar Zunge. Was das Auge ſo frei ausdrückt, ſo zart wiedergibt, daß die Poeten ganze Bände Verſe nur allein über einen Herzensblick würden füllen können, das ſagt der kleine zuckende Fußzeh in ſeiner Sprache, zwar deutlich, aber lange nicht ätheriſch und poetiſch vieldeutig, empfindſam, tändelnd genug für die Sprache der Liebe. Selbſt die Hand iſt unendlich gelehriger und geſprächiger: ſie hat fünf Worte, er fügt dieſe nicht in die überraſchendſte Folge zuſammen, ſo daß ſie — wie das Auge oft — in ihrer Art ganz hübſch dichten und phantaſiren kann, der arme Fuß — er hat nur Ein Wort, und hat er das geſagt, ſo iſt er ſtumm — für immer ſtumm.

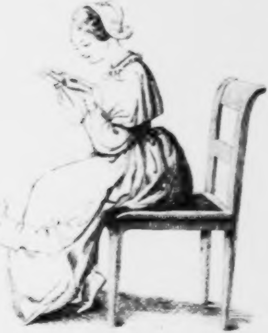
Aber die Fußſtellungen —! Wir wollen ſie etwas näher betrachten. Es iſt nicht von ungefähr, daß manche Menſchen ſo, und andere wieder ſo ſitzen oder vielmehr die Füße legen beim Sitzen. Ein inneres Geſetz geht durch die ganze Individualität und regelt ſie von der Haarſpitze auf dem Scheitel bis hinab zu der Fußſpitze. Alles iſt Zuſammenhang, Alles Geſetz, Alles folgerechte Entwickelung. Die Erziehung gibt Regeln, aber der Kopf und das Herz modeln dieſe Grammatik ganz nach Willkür, und ein Mädchen, das bis zum ſechzehnten Jahre die Füße nach dem Codex der Fußgeſetzgebekunſt in einem Winkel von ſo und ſo viel Grad ſetzte, geht plötzlich einwärts, weil — ſie die Liebe kennen gelernt hat. Eine Matrone ſitzt mit Grandezza im Kreiſe ihrer Enkel; ſie repräſentirt die äußere und innere Würde der Familie, und eine Mutter der Gracchen kann nicht würdevoller daſitzen. Seht dieſelbe Matrone jedoch eine Stunde ſpäter, wenn ſie im Kreiſe der Kaffeeſchweſtern ihr Täßchen ſchlürft, die Beine übereinander geſchlagen, der Leib gebeugt, das Haupt vorgebogen. Jenes iſt die Stellung nach der Fußgrammatik, dieſe iſt von der Natur und der Behaglichkeit vorgeſchrieben. Der einſame Denker nimmt eine ſehr charakteriſtiſche Stellung an; man beobachte ihn nur. Ebenſo der Mann des raſchen Handelns, der gezwungen iſt für einen Augenblick ſtille zu ſtehen, ſich an eine Säule zu lehnen, oder an ein Schreibepult. Gewiſſe Menſchen kommen, wie auf alte Sünden und Thorheiten, immer auf gewiſſe eigenthümliche Fußſtellungen zurück, und man kann, wenn man eine Tiſchdecke aufhebt, unter fünfzig Fußpaaren immer ſogleich das ihrige herauserkennen. Wie ſie nur zwei Ideen im Kopfe haben, ſo haben ſie nur zwei Stellungen für ihre Füße, mit denen ſie abwechſeln. Dieſe zwei Ideen ſind oft ſo unglücklich gewählt, daß ſie unten den Stiefel oder oben den Kopf ſchief treten; ſie ſind Beleidigungen für den guten Geſchmack und für den Schuſter; es iſt eben ſo widerwärtig, die Incorrektheit oben wie die unten zu beobachten.

Wir wollen eine Reihefolge charakteriſtiſcher Fußſtellungen bei Frauen an unſerm Blicke vorüberführen. Nur ganz flüchtig wollen wir die primitive Stellung, gleichſam das A B C der künftig ſo kunſtvoll ausgebildeten Fußkoketterie, angeben; es iſt die Stellung, die nichts ſagt, nichts ſagen will und unbewußt dem Kinde eigen iſt, alſo wahrhaft kindlich, nicht affektirt kindlich, wie ſie allenfalls das berühmte alte Kind, das mit Goethe correſpondirte, annehmen würde.



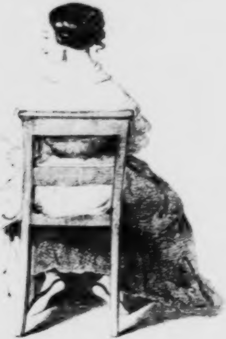
Wir gehen zu dem jungen Mädchen über, das ſeinen „erſten Roman“ lieſt. Dieſes Sitzen auf der Stuhlkante, um raſch bei der Hand zu ſein, wenn die Klingel der Gouvernante erſchallen ſollte, iſt nicht weniger charakteriſtiſch als die zuſammengezogene Stellung der Füßchen, die noch nicht gewöhnt ſind, in „eleganter Ruhe“ ſich hinzuſtrecken, oder in „feſter Häuslichkeit“ auf einem Fußbänkchen Poſto zu faſſen. Auch das Buch wird „ſchwebend“ in der Luft gehalten, Alles auf Eile, auf raſche Aenderung der Stellung berechnet. Einem Herzen, das ſo unbedingt über den Körper herrſcht, iſt nicht zu trauen;

es iſt ſelbſt noch nicht zur gehörigen Einſicht ſeines Willens und ſeiner Macht gelangt, als daß ein fremdes Herz Muth haben ſollte, ſich ihm anzuvertrauen oder Pläne auf künftige Herz- und Fußſtellungen zu entwerfen. Das Leben ſitzt auf der „Stuhlkante", und dieſe Stellung lieben die wenigſten Männer, ſelbſt die feurigſten und ſchwärmendſten nicht. Der Stützpunkt iſt zu ſchwach, das Umgeſtalten und Umändern zu nahe — man will abwarten, was der nächſte Augenblick bringt: und der nächſte Augenblick zeigt die junge Schöne — weit, weit weg von ihrem anbetenden Gegenſtande. Alſo wie paſſend war es, daß man ihr nicht traute.

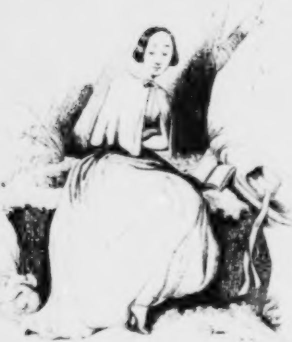


Wir gehen zur naiven Stellung über. Dieſe Stellung der Füße drückt die Frage aus: Nun, wie bleibts? Denken Sie noch an mich?

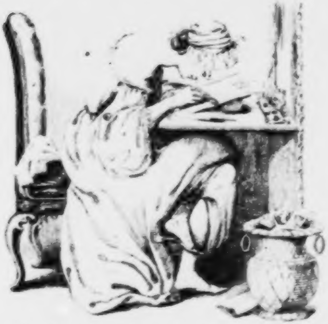
Glauben Sie in der That, daß ich noch an Sie denke? O, ich möchte wiſſen, wie wir mit einander ſtehen? Ja, ja, das möchte ich wiſſen; aber ohne daß ich darum mir viel Mühe zu geben nöthig habe; denn das ſich Mühe geben, iſt nicht meine Sache, müßt ihr wiſſen.



Gänzlich verſchieden von der obigen und gleichſam ihr Gegentheil iſt die ſentimentale Aufſtellung, wie wir ſie bei der jungen Schönen ſehen, die ſich hier in die Einſamkeit eines romantiſchen Wäldchens zurückgezogen hat. Hier iſt alles Nachdenken, Träumerei, in Sich gekehrt ſein und Zaghaftigkeit des Herzens. Ein leichter Morgenſpaziergang iſt zurückgelegt — der Gang ſollte eigentlich eine Stunde dauern, ſo hat es der Arzt verordnet — allein die junge

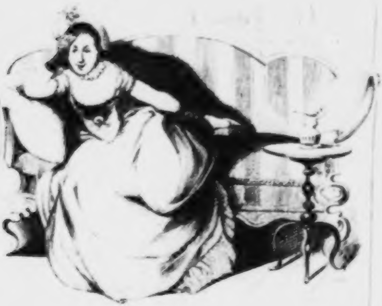


Träumende hat ſchon beim erſten Baume im Park ſtille geſtanden, und unter dem zweiten oder dritten hat ſie ſich niedergelaſſen, den Strohhut abgelegt und das Buch (Lettres de Madame de Sevigne) bei Seite gethan. Denn eigentlich um darin zu leſen, ſind ſolche Bücher nicht; man nimmt ſie mit, weil ma tante wünſcht, daß man Franzöſiſch lernen ſoll aus demſelben Buche, aus dem ſie es einſt in ihrer Jugend gelernt, und dann — weil es ein Buch iſt, in welchem leſend gefunden zu werden, einem jungen Mädchen nicht zum Vorwurf gereicht. Zu Hauſe, im Schiebfach der Kommode am Fenſter liegt ein Roman von Alexander Dumas, darin lieſt man in der That, allein man nimmt ihn nicht auf Spaziergänge mit, weil — wie geſagt — man überraſcht werden kann. Die Aufſtellung hat etwas äußerſt Charakteriſtiſches — ſo etwas Abgeſchloſſenes, Vereinſamtes, und doch zugleich Welt und Gefühle Herausforderndes. Die Arme ſind verſchränkt, die Augen geſenkt, als ginge durch's Köpfchen eben die Melodie der Liebesarie. Soll ich noch ſeiner gedenken? Iſt's was werth, daß ich über den Sinn ſeiner Worte, ſeiner Blicke nachdenke? O, ich weiß, er denkt in dieſem Augenblick an mich. Wir ſind Eines dem Andern Alles! Es iſt keine Täuſchung: ich bin geliebt — aber ach! — Und nun flüſtern die Baumſchatten über ihrem Haupte, und der Bach murmelt, und die Lichtpünktchen flattern über dem Boden dahin. Wie ſüß iſt dieſe Einſamkeit und Stille!



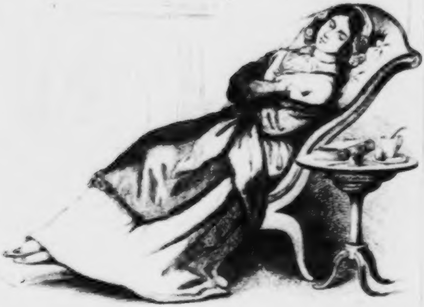
Wir gehen jetzt zur Stellung der Emanzipirten über. Sie ſchreibt einen Brief. Himmel! wie wird dieſer Brief lauten. Sie weiß ſo ſicher, was ſie will: ſie fordert nichts, als was ſie nicht fordern darf, und dies fordert ſie, wie ein Mann zu fordern pflegt. Dabei iſt ſie jung und hübſch, allein ſie will kein „Opfer“ werden, ſie will „offene Sprache“ führen, und wenn Jemand im Bunde der Herzen „despotiſch“ beherrſcht werden ſoll, ſie will dieſer Jemand nicht ſein. Eine ſo verwickelte Aufſtellung deutet auf unendlich verwickelte Lebensſtellungen, allein durch alle wird ſie ſich herauszufinden wiſſen. Gebt Acht, ſie ſiegt!

Wir gehen jetzt zu der Rococoſtellung über. Das iſt die Art, wie das achtzehnte Jahrhundert auf dem Sopha lag; wie die



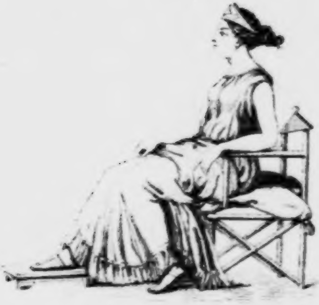
Schönen, die eben den „Candide“ oder gar die „Pucelle“ aus der Hand gelegt hatten, noch lächelnd der Frivolität des Dichters nachſannen und ſich am Nachgeſchmack ſeiner Epigramme ergötzten. Die Chocolade wird kalt, die Kammerfrau wartet im Vorzimmer, der Coiffeur, ein alter franzöſiſcher Geck, ſchleudert Flüche gegen die Amoretten und Götter von Gips, die den Plafond zieren. Immerhin! die Dame träumt. Sie ſinnt darüber nach, wie ſie ſich aus dem alten Schloſſe, in dem ſie wohnt, und das in irgend einem waldigen Viertel Deutſchlands liegt, hinausretten ſoll, um in den Pariſer Salons zu leben; um die feinen Parfums, die ſtarken Gewürze, die dort eine Leben und Feuer ſprühende Converſation verbreitet, einzuſchlürfen. Vielleicht erinnert ſich dieſer Vicomte, jener Marquis noch ihrer von Spaa oder Teplitz her, wo ſie einmal ſich geſehen. Was ſie betrifft, ſo erinnert ſie ſich eines Scherzes des Vicomte, eines bonmots des Marquis noch ganz deutlich; — aber es iſt etwas lange her. Sie war damals noch nicht mündig, noch nicht Beſitzerin ihres Schloſſes, ſie begleitete eine Tante, eine alte deutſche Fürſtin, die mit dem Plane umging, ihren jungen Kammerherrn zu heirathen. Seitdem iſt die Fürſtin geſtorben, der Kammerherr iſt ungeheirathet, und ſie iſt Eigenthümerin eines wunderbar alten Schloſſes geworden, das noch aus den Feudalzeiten ſtammt, noch Laufgräben und Ziehbrücken hat, und in welchem eine weiße Frau ſpukt. Die junge Dame iſt jedoch ein Freigeiſt, ſie hat ſo unzählige Mal die Exiſtenz der Geiſter hinweggeleugnet, daß die arme weiße Dame gar nicht mehr den Muth hat, ihren gewohnten Spaziergang durch einen verfallenen Corridor und eine in Trümmer ſinkende Treppe hinauf zu einem Gewölbe, in dem ein Schatz verborgen ſein ſoll, zu machen. Das Geſpenſt wartet, bis die Gebieterin nach Paris gereiſt ſein wird, alsdann nimmt es ſich vor, ein altes, gichtiſches Fräulein, das allein zurückbleibt, baß zu plagen.

Wir wollen hier nur gleich hinzuſetzen, wie eine Dame unſeres Jahrhunderts ſich in ähnlicher Lage geberdet. Erſtlich träumt und ſinnt eine ſchöne Frau heutzutage nie über frivole Gegenſtände und koſtet auch nicht den Nachſchmack witziger Epigramme; ſie hegt im Gegentheil lauter düſtre und erhabne Bilder innerhalb der Wände ihres Phantaſien bildenden Gehirns. Eugen Sue und Alexander Dumas haben ihrem Geiſte ein Mörder- und Mordbrennerheer gegenüber



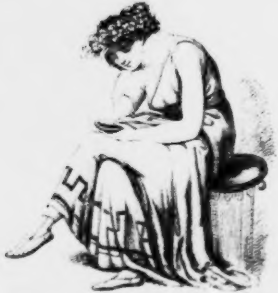
geſtellt, und die moderne ſociale Philoſophie hat dieſe bluttriefenden Vagabunden und Geſpenſter in ein intereſſantes melancholiſches Licht geſtellt und ſie zum Gegenſtand des Nachdenkens einer edeln aufopfernden Seele gemacht. Denn edel und für die Menſchheit ſich opfernd will jetzt jede kaum aus der Penſion entlaſſene kleine, blaßnaſige Nymphe ſein. Auch unſre Schöne will nach Paris — denn wo hätte es ein Jahrhundert gegeben, wo man nicht nach Paris gewollt — allein ſie fühlt ſich dorthin gezogen, um irgend einen intereſſanten Bettler, einen liebenswerthen Gauner, den ſie im Roman liebgewonnen, in Natur aufzuſuchen. Nebenbei denkt ſie auch an Liebe und Liebesabenteuer, allein die Liebe muß ebenfalls edler, hochherziger Art ſein, ſie muß einen Zuſammenhang haben mit Stichwunden, ungeheuern Bärten, Gefängnißthurm und confiscirten Büchern. Ohne dieſe Zuthaten wäre eine Liebe alltäglich und deshalb gemein. Auch will ſie keinen Edelmann heirathen, auch Keinen, den der Staat irgendwie beſoldet, ſondern ſie will „einen Mann aus dem Volke“. Dabei aber gedenkt ſie keine ihrer Bequemlichkeiten aufzugeben; die ſchöne aufopfernde Seele bleibt nach wie vor in einem verweichlichten Körper, der nicht die geringſte Beſchwerde, ſelbſt nicht den leiſeſten Zugwind vertragen kann. Die großen, tiefſinnigen Träume und Ideen ſind auf das engſte mit Müßiggang und ſelbſtiſchem Launenſpiel verſchwiſtert. Wenn der „Mann aus dem Volke“ wirklich thöricht genug wäre, zu erſcheinen, nachdem man ſich heiſer nach ihm gerufen, ſo würde er der Erſte ſein, dem man die Thüre vor der Naſe zuwürfe, und dem man nachräucherte, weil unſre Schöne den übeln Duft, der ſeinem Kittel entſtrömt, nicht einathmen kann, ohne Krämpfe zu bekommen. Das achtzehnte Jahrhundert war frivol und lachte dabei, das neunzehnte iſt frivol und gähnt.

Wir wollen nun noch ein paar antike Stellungen vors Auge führen. Die antiken Damen verſtanden ſo herrlich als Königinnen, als Herrſcherinnen dazuſitzen. Man ſehe nur auf den alten Münzen eine Julia, eine Agrippina ſitzen. Und ſie ſaßen nicht auf erhöhten Thronſeſſeln, ſie nahmen auf ſehr niedrigen und geſchmackloſen Seſſeln Platz; die Wirkung, die ſie hervorbrachten, machte einzig ihre Stellung, ihre würdevolle und imponirende Haltung. So verſteht man jetzt nicht mehr zu ſitzen. Unſere ſchönen Frauen, wenn ſie nicht liegen können, fallen zuſammen und ſitzen mit gewölbtem Rücken, wie kleine Wäſcherinnen, die von der Arbeit müde ſind. Eine römiſche Jungfrau ſaß immer aufrecht, ohne ſich anzulehnen, und die Griechinnen, die ſchönen Zeitgenoſſen Aſpaſia's, konnten auf dem engſten, niedrigſten Bänkchen graziös und aufgerichtet ſitzen. Penelope, obgleich ihre Freier ſie arg incommodirten, ſank doch nicht träumeriſch an ihrem Webſtuhl zuſammen, ſondern arbeitete an ihrer mittelmäßigen Tapiſſerie — denn

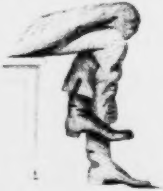


weshalb ſollte ſie ſich Mühe geben, da ſie doch Nachts das Gewebe wieder auftrennte — mit königlichem Anſtande. Das mache ihr einmal eine moderne gequälte Strohwitwe nach, deren Mann ewig auf Reiſen iſt und ſie immer allein läßt. Sie wird zwar auch ſehr tugendhaft daſitzen, wer zweifelt daran, allein mit welchem Anſtande. Unſere Penelope ſah jedoch ihre Freier mit jenem kalten, ſtrengen Blicke an, der unwiderſtehlich Achtung gebietet, wenn er verbunden iſt mit einer dieſem Blicke entſprechenden Körperhaltung und Stellung der Füße.

Die zweite vorherrſchende antike Stellung iſt die, welche Klio annimmt, wenn ſie irgend ein Medaillon betrachtet, das, aus ihrer Privatgallerie ſtammend, einen ihrer beliebten Helden darſtellt. So finden wir die Muſe der Geſchichte, Cäſar's Bildniß anſchauend. Allein es iſt nicht nöthig, daß immer Klio dieſe Stellung allein annimmt, jedes ſinnende und träumende Mädchen, das der ſchöne Himmel von Hellas anlacht,

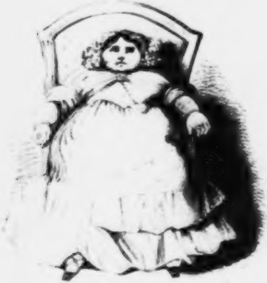


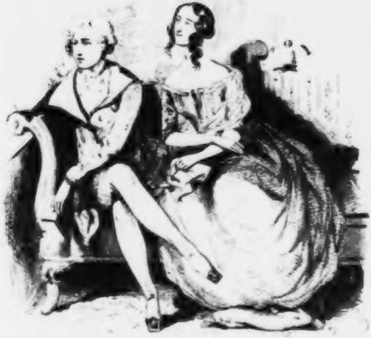
kann ſo ſitzen und kann ſo das Bild ihres Geliebten betrachten. Wäre das Bild, das wir hier geben, auf einer antiken Gemme enthalten, ſo würde es ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit eines gelehrten Forſchers auf ſich ziehen, der, ſeinerſeits eine charakteriſtiſche Beinſtellung anneh-



mend, über die Sitte der Griechinnen und Römerinnen, ein Bein über das andere zu ſchlagen, eine inſtruktive Broſchüre ſchreiben würde.

Schließlich geben wir das Bild einer Witwe, die mit Champagner handelt.





Achtzehntes Capitel.

Entdeckungen.

egen alle Zerſtreuungsmittel, die Zerburo anwandte, blieb die empfindſame Seele Tutu's verſchloſſen; er wollte nichts ſehen.

nichts hören als Iduna's Augen, als Iduna's Worte; er hörte und ſah ſie im Geiſte, da es ihm verſagt war, ſie in Wirklichkeit zu empfinden. Der Zuſtand des armen Seraphs war, in der That bedauernswürdig. Das träumeriſche Sinnen und die verliebte Melancholie nimmt bei ſo feinen Geiſtern einen ganz eigenthümlichen und mit nichts zu vergleichenden Zauber an; es iſt die Poeſie ſelbſt in ihrer zarteſten und geiſtigſten Verſinnlichung, die ſich über eine ſo hochbegabte Seele ausbreitet und ſie gleich wie von farbiger Glut durchſcheinen läßt. Wäre Tutu ein Dichter geweſen, ſo hätte er hier in ſeiner Verkörperung, da die irdiſchen Mittel der Veröffentlichung ſeiner Inſpirationen ihm zu Gebote ſtanden, Wunder leiſten und das Staunen der Mit- und Nachwelt erregen können, allein es ging ihm, wie es mit ſo manchem ſchönen Sterblichen geht, er war nicht Dichter, blos Stoff zu einem Gedicht. Er war ſo hinreißend liebenswürdig in ſeiner Schwermuth, daß Zerbure beinahe vergaß, welche zarte Rückſichten er gegen ſeinen himmliſchen Reiſegefährten zu nehmen hatte, und mehr wie einmal eine Liebeserklärung in aller Form auf der Lippe hatte, die er in das Gewand der Freundſchaft zu kleiden beſchloß.

Es waren einige Monate vergangen während des Herumſchweifens, und die Erde ſchickte ſich an, ihren herbſtlichen und winterlichen Schmuck anzulegen — dieſe Diademe von Eisbrillanten, dieſe Blätterkronen von purpurnem und goldgelbem Laub, dieſe Schnee-Mäntel über grauer Atlas-Robe der trüben Eisflächen. Tutu ſchauderte zuſammen wie eine verſpätete Blume, die ihre zarten Wangen, kaum der Hülle entkleidet, dem Anhauch eines eiſigen Oſtwindes hinzuhalten gezwungen iſt. Ich muß fort — ſagte er zu Tutu — ja, ich muß fort! aber wohin? ſetzte er ſogleich ſeufzend hinzu.

In den Himmel zurück — entgegnete Zerbure.

Ach — ich weiß ihn nicht mehr zu finden!

Es lag ein unendlicher Wehelaut in dem Tone, mit dem er die Worte ſprach: Ach! ich weiß ihn nicht mehr zu finden.

Wie, Tutu! fuhr Zerbure erſchreckt auf, Du weißt Deine Heimat nicht mehr zu finden?

Der Seraph ſchüttelte das Haupt und ſtarrte vor ſich hin.

Alſo doch! ſeufzte Zerbure — alſo doch!

Tutu ſah ihn fragend an. Was meinſt Du mit dieſem Ausruf? fragte er leiſe.

Ich hätte in der That nicht geglaubt, fuhr der Student fort, daß es der Kokette gelungen wäre, die Dich ſeit einigen Wochen mit einer ſo eiſernen Geduld und einer ſo handfeſten Zudringlichkeit verfolgt, Dir jenen eminöſen Kuß zu rauben, der Dir den Wiedereintritt in den Himmel verſchließt.

Tutu blickte ganz verwundert auf. Die großen, blauen Augen, in denen ein wunderſamer tiefer Himmel ſchimmerte, hatten etwas von der Angſt und Beklemmung einer Seele angenommen, die ſich in Zweifel befindet, ob ſie wegen einer unerhörten Gottesläſterung, die ſie vernimmt, zürnen ſolle, oder ob ſie einen ungehörigen Scherz anhöre.

Was meinſt Du damit? fragte Tutu.

Nun, die Tochter unſerer Wirthin, bei der wir jetzt wohnen, antwortete mürriſch der Gefragte. Die hat es darauf angelegt, Dich zu fangen, und ihr ſitzt oft Stunden lang zuſammen, und Du lieſeſt ihr das befreite Jeruſalem vor. O, ich weiß das Alles!

Tutu entgegnete roth: Ja, es iſt ein herrliches Gedicht! Ich habe jenen jungen Helden gekannt, den der Dichter feiert; ich ſah ihn einziehen in Jeruſalem — ich war an ſeiner Seite.

Ich ſpreche nicht davon — ſagte Zerbure noch finſterer — Du haſt Luſt, mir zu entſchlüpfen, wie ich merke. Doch bleibe gefälligſt bei unſerm Gegenſtand. Ich habe ſoeben Dir mitgetheilt, wie verwundert ich bin —

Ueber die Thaten Gottfried's! rief Tutu noch ganz glühend vor Begeiſterung. Ja, ich glaube Dir. Aber es war damals eine andere Zeit. Die Menſchheit war feuriger und jünger. Es war noch ein ſchöner Wahn möglich. Die Erde war ein Zauberboden — heut iſt ſie ein Ackerfeld.

O, wenn Du mich nicht zu Worte kommen laſſen willſt —

Nun? entgegnete Lutu und ſenkte ſein Haupt träumeriſch. Was iſt's? Was willſt Du mir ſagen? Mach's kurz, ich bitte Dich.

Ich meine den Kuß —

Welchen Kuß?

Den Du gegeben haſt, oder den man Dir geraubt hat.

Von wem?

Nun von dem zarten Fräulein, dem Du das befreite Jeruſalem vorlieſeſt? Iſt das recht, mein Freund? So lange haſt Du der Verſuchung, und welcher Verſuchung widerſtanden, und nun nimmt Dich eine affektirte, alternde, prüde Kokette gefangen. Wenn man mir dies eine Stunde früher geſagt hätte, ich wäre ſchnell fertig geweſen, es für eine Lüge zu erklären.

So erkläre ſie auch noch jetzt dafür.

Aber Deine Aeußerung, daß Du nicht mehr in den Himmel kannſt —

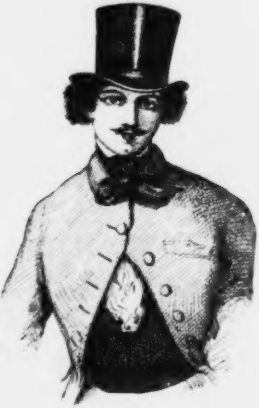
Weil — weil — Lutu ſtockte und ſprach nicht weiter. Eine Thräne ſtahl ſich über ſeine Wange, und nur in einem leiſen Seufzer wurde der Name „Iduna!" hörbar.

Ach ſo — rief Zerburo erleichtert: Iduna alſo und nicht Roſalinde. Nun athme ich wieder auf. Und in den Himmel kannſt Du nicht mehr, weil Du nicht mehr willſt. Ich errathe. Armer, armer Freund! Nun, ſo laß uns Iduna wiederſehen. Ich bemerke, daß es doch nicht anders ſich wird thun laſſen. Wir müſſen zurück. Ja, wir müſſen. Du ſollſt die ſchöne Gräfin wiederſehen, und ich werde froh ſein, in die muntern Augen der kleinen Melanie wieder einmal ſchauen zu dürfen. Das Mädchen iſt ſo gerade nach meinem Geſchmack.

Und Lutu zog Zerburo mit ſich fort; doch dieſer, im Begriff ſeinem Freunde zu folgen, ſtand auf einen Moment ſtill, legte den Finger an die Stirn und ſagte mit einem düſtern Lächeln: Aber, Lutu, haſt Du bedacht, daß, einmal wieder in die gefährliche Nähe dieſer

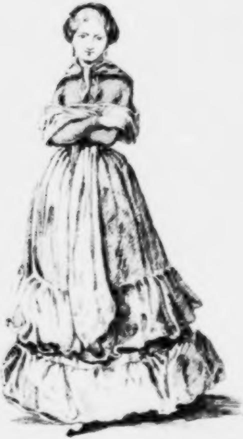
Verführerin gelangt, Du in Wahrheit jener Gefahr unterliegen wirſt, von der Du, wie ich jetzt ſehe, nur ſcheinbar hier bedroht warſt.

Prüfe nicht, frage nicht — ſondern komm! rief Tutu heftig. Soll ich den Himmel einbüßen, ſo iſt's meine Beſtimmung geweſen.



Aber es war zum Glück nicht ſeine Beſtimmung.

Iduna hatte während Tutu's Abweſenheit die Stelle wieder beſetzt, die er in ihrem Herzen eingenommen, und zwar hatte dieſe Stelle ein junger Fant inne, der außer ſeinen hübſchen Augen und ſeinem



wohlgeordneten Bärtchen durchaus keine Eigenſchaft vermuthen ließ, die ihn hätte würdig erklären können, das Herz einer Frau wie Juana zu feſſeln. Allein die Frauen ſind launenhaft; auch die beſte macht hiervon keine Ausnahme.

Tutu war gerettet.

Aber auch Zerbure war es. Er erkannte, daß Melanie, trotz der einſchmeichelnden Grazie, die ihr Weſen umgab und jeder ihrer Mienen einen eigenthümlichen Zauber verlieh, doch nicht die Rechte für ihn ſei. Er ſuchte und fand bald dieſe Rechte. Eine junge, ſchlanke Schöne mit jener ſanften Glut in den frommen Augen, die am nächſten hienieden an das Bild ſtreift, das unſere Phantaſie von einem Engel ſich entwirft, und das Zerbure ſich richtiger und vollkommener zu entwerfen im Stande war, da er lange Zeit in der Geſellſchaft eines Ueberirdiſchen gelebt, ſchmiedete um ihn unzerreißbare Feſſeln.

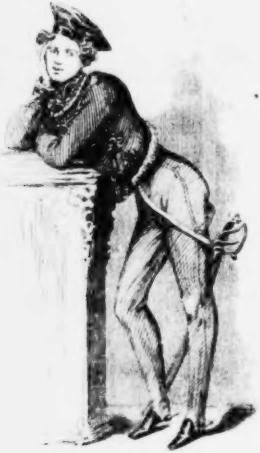
So endete die Wanderung dieſer beiden Freunde.

Tutu ſchwang ſich in den Himmel zurück, nachdem er auf Erden ſeinen Freund glücklich zurückgelaſſen hatte. Er erzählte den jüngern Engeln die Gefahren ſeiner Reiſe und warnte ſie, ſich mit den Töchtern und Söhnen der Menſchen einzulaſſen; denn nicht jeder himmliſche Neugierige käme ſo glücklich davon, der Wirkung der geheimnißvollen Aermel zu entſchlüpfen.

Es iſt nicht bekannt geworden, ob Tutu nochmals eine Reiſe auf die Erde zu machen beabſichtigt. Sollte es jedoch geſchehen, ſo werden wir nicht verſäumen — wenn wir hierzu auserſehen ſind — dem Leſer eine genaue Beſchreibung zu geben.

Einſtweilen nehmen wir von ihm Abſchied.

Hat dieſes Buch die Strengen und Ernſten nicht erfreut und nicht beſchäftigt, ſo hat es vielleicht dafür den Sorgloſen und den Müſſigen in ihrem mühſeligen Beruf, die Zeit zu tödten, eine kleine Aushülfe gewährt. Vielleicht läßt ſich ein junges Mädchen herab, in der Pauſe, die entſteht zwiſchen dem Schlummerſtündchen des Papa, wo ſie ſtill am Fenſter ſitzen muß, und der Ankleideſtunde zum Ball, dieſe Aufzeichnungen merkwürdiger Perſonen und Ereigniſſe zur Hand zu nehmen, oder irgend ein anderes, müſſig gehendes Individuum



macht ſich ein Geſchäft daraus, nachzudenken, ob und wie es möglich iſt, daß Engel auf die Erde niederſteigen, und fragt ſich, weshalb denn ein Kuß ein ſo gefährliches Ding ſei.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalts-Verzeichniſs.

Seite

Schreiben eines Romantikers an den Freiherrn von Berzelius 1

Erſtes Capitel.

Die Wanderung eines Engels. Der Leſer macht die Bekanntſchaft eines Studenten, der von ſehr erlauchter Familie abſtammt 15

Zweites Capitel.

Ein Mittel, ſich in Beſitz einer Erbſchaft zu ſetzen. Das Juwelenkäſtchen einer alten Jungfrau. Ein Schreiben des heiligen Dominikus 23

Drittes Capitel.

Der Leſer erfährt, welch ein Unheil entſteht, wenn eine Putzmacherin und ein geiſtlicher Herr zuſammentreffen. Der koloſſale Amor und der Philoſoph als Freiwerber 31

Viertes Capitel.

Bemerkungen über die Atmoſphäre unſerer Erde. Bilder aus einer Zauberlaterne. Der neumodiſche Name eines Engels 46

Fünftes Capitel.

Leiden einer Tochter Thalias. Der Mann mit redlichen Abſichten und der Sohn des Böſen 53

Sechſtes Capitel.

Der Held dieſer Erzählung begibt ſich mit ſeinem Führer auf Reiſen 64

Siebentes Capitel.

Phyſiognomiſche Betrachtungen über das Ausſterben einer Naſe in einer Familie 72

Achtes Capitel.

Der Egoismus der Engel. Erfahrungen eines jungen Mannes, der ſein Glück ſucht. Der illuſtre A. B. C-Schütze 85

Neuntes Capitel.

Zum erſten Mal ans Licht geſtellte einzig wahrhafte und authentiſche Hiſtorie von der ſchlafenden Schönen im bezauberten Walde 97

Seite

Zehntes Capitel.

Geſchichte einer Hand 104

Elftes Capitel.

Carricaturen aus der Geſellſchaft 113

Zwölftes Capitel.

Der Leſer wird an den Hof Nero's geführt 121

Dreizehntes Capitel.

Ein Beſuch beim König Tindarus 138

Vierzehntes Capitel.

In welchem dem Leſer eine Geſellſchaft ungewöhnlicher Perſonen vorgeführt wird 146

Fünfzehntes Capitel.

Eine Parabel 169

Sechszehntes Capitel.

Juto entſchließt ſich, die Geſellſchaft der Gräfin zu meiden, und begibt ſich mit Don Aerburo von neuem auf die Wanderſchaft 175

Siebzehntes Capitel.

Charakteriſtik der Ausſtellungen 181

Achtzehntes Capitel.

Entdeckungen 196

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berühmte deutſche Frauen.

Erſter Theil.

Berühmte deutſche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildniſſen zuſammengeſtellt

von

A. v. Sternberg.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

121.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Keine Biographien ſollen dieſe Darſtellungen ſein, keine hiſtoriſchen Aufſätze in ſtrengem und belehrendem Styl, ſondern Bildniſſe an die bunte Teppichwand des Jahrhunderts geheftet, in einem Rahmen, wie er dem jedesmaligen Portrait zukommt, bald barock, bald zierlich, bald ein einfacher Goldleiſten, immer aber im Zuſammenhange mit den Ornamenten des Saals, mit dem Schmuck des Amöblements, mit dem Muſter des Teppichs. Das Jahrhundert bleibe dem Beſchauer immer gegenwärtig: neben den einzelnen Geſtalten laufe noch immer die Arabeske der Zeit fort, ja die einzelnen Geſtalten ſeien nur Ausläufe und Endknospen der Arabeske. So hat's der Autor mit dieſen Bildniſſen gemeint. Wir beſitzen, obgleich nicht ſehr zahlreich, Biographien über die meiſten dieſer Frauen, es wäre die Aufgabe des Hiſtorikers, dieſe mangelhaften Aufſätze zu ergänzen, kritiſch das Gegebene zu beleuchten, das Fehlende zu ergänzen; aber dieſen Zweck hatte der Sammler und Ausſteller dieſer Bilder nicht vor Augen; ihm lag es daran, neben der gewiſſenhaften Zuſammenſtellung der Facta auch die Blüthenfriſche des ehemaligen Lebens wieder herzuſtellen. Eine Biographie darf kalt, trocken, ſelbſt gewiſſermaßen geiſtlos ſein, und erfüllt dennoch ihre Aufgabe; ein Portrait muß neben der materiellen Wahrheit, durch urſprüngliches Leben, durch vibrirenden Reiz, durch Süße und Lieblichkeit des Ausdrucks feſſeln, intereſſiren, erfreuen. Thut es das nicht, ſo iſt's mißlungen. Ein Biograph braucht kein Bildnißmaler zu ſein, ein Bildnißmaler muß aber nothwendig zugleich Biograph ſein, wenn auch kein ſchulgerechter, ſtrengkritiſcher. Ihm iſt die Lebendigkeit ſeines Bildes die Hauptſache, jenem die Treue; ihm ſind tauſend Dinge wichtig, die zur

Verſtärkung des Ausdrucks, zur Förderung der größern Lebendigkeit dienen, er geht mit Liebe auf Nebendinge ein und ſchildert tauſend kleine Details der Zeit, immer im Streben, ſeinem Hauptbilde friſcheren Reiz zu verleihen; dem wiſſenſchaftlichen Biograph iſt's nur ums Factum zu thun, um die Feſtſtellung eines Datums, die Beſeitigung eines hiſtoriſchen Zweifels. Nicht die geſchwungene Linie der Schönheit, ſondern die gerade mathematiſche Linie, die am ſchnellſten und ſicherſten zum Zielpunkte führt, iſt ihm die liebſte. Um ſprechend ähnliche und belebte Bildniſſe zu malen, muß man etwas vom Dichter in ſich haben, um gute Biographien zu ſchreiben gehört's nur, daß man ein gebildeter und gewiſſenhafter Kritiker und Sammler ſei. Aus dieſen Erörterungen folgt, daß dieſes Buch nicht beſtimmt iſt in die Hände der Gelehrten vom Fach zu gelangen, ſondern der Gunſt des größern gebildeten Publikums an empfohlen wird, beſonders den Frauen, die ſich an den Geſtalten der berühmten ihres Geſchlechts erfreuen mögen, bald lächelnd über dieſen oder jenen ſeltſamen Zug, der heutzutage eher Spott als Ruhm zur Folge haben würde, bald wahrhaft angeregt und zur Nachfolge begeiſtert durch große Tugenden und liebenswürdige Eigenſchaften einer mit vollem Recht Berühmten. Hier und da ſind die Bildniſſe ſo aufgefaßt, daß auch die kokette Tracht, die ſeltſame Mode des Jahrhunderts, ein Blumenbouquet, ein ſchief aufgeſetztes Hütchen, eine gepuderte Locke und ein Schönpfläſterchen gerade ſichtbar genug werden, um unſeren ſchönen oder berühmten Zeitgenoſſinnen ein Lächeln über ihre Schweſtern aus dem achtzehnten Jahrhundert zu entlocken: auch dies gehört zu dem, was wir früher über die Lebendigkeit eines Portraits ſagten. Es iſt die malice blanche des Portraitmalers, die das Recht jedes ſelbſtändigen Malers ausmacht, wenn er ſie nur gehörig verſteckt zu üben verſteht, ſo daß man ihm nicht offener Bosheit anklagen kann. Befriedigt wird der Sammler und Ausſteller dieſer Bildniſſe ſein, wenn dem Beſchauer ein treffendes, wenn auch flüchtiges Bild des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, dieſes

Jahrhunderts voll Glanz und Frivolität, voll Geiſt und Schönheit, aufgeht. Dahin iſt hingearbeitet worden. Wir haben keine Memoirenſammlungen, wie die Franzoſen und Engländer, wir haben keinen St. Simon und keinen Cheſterfield, der mit uns den Gang durch die Säle des glänzenden Jahrhunderts machte, um ſo mehr iſt's Pflicht desjenigen, der die Glanzpunkte jener Tage darzuſtellen ſich bemüht, der die beliebteſten und gefeiertſten Schauſpielerinnen jener Zauberbühnen neu belebt und vorführt, daß er alle Mittel anwende, um nicht allein die einzelne Geſtalt, ſondern auch ihre ganze Umgebung dem Auge des Leſers mit jener Lebendigkeit vorzuführen, die ihn den Mangel an geiſtvollen und lebensfriſchen Memoiren nicht fühlen läßt. Es wäre eine Thorheit, das Leben der Markgräfin von Baireuth, Friedrich des Einzigen Schweſter, zu ſchildern, denn ſie hat es ſelbſt ſchon gethan, und zwar mit der größten Friſche und Lebendigkeit der Auffaſſung; hätten wir über unſere anderen berühmten Frauen ähnliche Memoiren, ſo wäre ein ſolches

Buch, wie das vorliegende, nicht allein überflüſſig, ſondern es könnte nur ſchädlich wirken, indem es ſchlecht wiederholte, was ſehr gut im Original ſchon vorhanden iſt, und vom Genuß der Quelle abhielte.

Inhaltsverzeichniß des erſten Theils.

	Seite
Gräfin Aurora Königsmarck	1
Fürſtin Amalie Galitzin	73
Anna Louiſe Karſch	115
Angelika Kaufmann	163
Eliſabeth Mara	201
Frau von Krüdener	291
Caroline Neuber	373

Gräfin Aurora Königsmark.

Gräfin Aurora Königsmark.

Um das Bild dieſer berühmten Geliebten Königs Auguſt des Starken, die Voltaire die merkwürdigſte Frau zweier Jahrhunderte nennt, dem Beſchauer in das rechte Licht zu ſtellen, iſt es unumgänglich nöthig einige von ihren Ahnen vorher flüchtig zu ſkizziren. Es ſind intereſſante Geſtalten darunter, Geſtalten, welche die geſchichtlichen Coſtüme zweier Jahrhunderte auf anziehende und für die Forſcher belehrende Weiſe tragen; ſie bilden einen Zug, der von der Grenze des dreißigjährigen Kriegs bis zu der des ſiebenjährigen herüberſchreitet. Wahrlich, einen Verluſt für deutſches Wiſſen kann man's nennen, daß wir ſo wenig Familiengeſchichten beſitzen. Hier iſt eine, die, wenn auch flüchtig, bald aus dieſem, bald aus jenem Archive zuſammengetragen, dennoch den vollen Reiz ſolcher Urkunden beſitzt und Blicke in das innerſte Leben der Zeit thun läßt. Wir ſehen ein ſtolzes, reiches

Geſchlecht mit großem Geräuſch über die Bühne der Welt gehen; die Männer entweder Helden oder Abenteurer, die Frauen entweder keuſche Veſtalinnen, treffliche Matronen, oder reizende Verführerinnen, anmuthig herumirrende Unheilſtifterinnen. Ewig Tumult, ewig Intriguen, Prozeſſe und Geldnoth; ſtets befindet ſich eine ganze Abtheilung der Familie auf Reiſen, man kommt nie zur Ruhe, aber das iſt's gerade, was dieſe ſeltſame Sippſchaft intereſſant macht. Wir lernen durch ſie faſt das ganze damalige Europa kennen, ſogar etwas von Aſien und Afrika; der Türkenkrieg, die polniſche Revolution, die deutſchen Zwiſtigkeiten, alles findet ſeinen Platz; der Luxus und die Sittenzerrüttung der kleinen und großen Höfe wird lebendig vor unſeren Augen, und tauſend luſtige Scenen, ärgerliche Klatſchereien, in welchen irgend ein Glied der ewig beweglichen Familie verwickelt iſt, lärmen und rauſchen vor unſeren Ohren. Aber auch das Entſetzen, der geheime Mord, die teufliſche Intrigue, die unter parfümirten Manſchetten verſteckte blutige Mörderhand — auch ſie kommen zum Vorſchein und füllen die Blätter unſerer Familienchronik.

Der alte Marſchall Königsmark iſt der Ahnherr des Hauſes, der Schöpfer des Reichthums und der Macht der Familie. Dieſer alte Herr beſteht vor dem Richterſtuhl der Moral ſehr ſchlecht. Er war im Kriege ein unermüdlicher Plünderer, ein nie raſtender Beutemacher, ein ſchlauer und brutaler Degenknopf. Von Freiheit und Poeſie, von dem chevaleresken Parfüm der Sitten, wodurch ſich das Geſchlecht auszeichnete, trifft man bei dieſem alten Unheilſtifter noch keine Spur. Es iſt merkwürdig und zugleich betrübend zu ſehen, wie er mit ſeinen zahlloſen Feinden fertig wird. Er kommt nie zur Ruhe, und wenn auch die Fürſten, denen er dient, Frieden ſchließen, er fängt auf eigene Fauſt Krieg an.

Wir ſehen ihn im Tumult des dreißigjährigen Kriegs ſich herumtreiben. Welch ein Schauplatz für einen kecken und wenig ſcrupulöſen Soldaten! Unter den berühmten ſchwediſchen Helden, neben Horn, Wrangel, Banner und Torſtenſohn, nimmt er auch einen Platz ein, der Himmel weiß mit welchem Rechte; denn die Weisheit und Größe dieſer Männer war ihm nicht zu Theil geworden, nur die ſoldateske Tapferkeit ſcheint er in hohem Grade beſeſſen zu haben.

Im Jahre 1600 auf einem Familiengute in der Mark geboren, nimmt er noch in jungen Jahren kaiſerliche Dienſte unter dem Herzog Albrecht von Sachſen-Lauenburg, den das Gerücht den Mörder Guſtav Adolphs nennt. Als dieſer heldenmüthige König 1630 in Deutſchland erſcheint, verläßt Königsmark die kaiſerlichen Dienſte und geht zu den Schweden über. Hier fängt er nun an, ſeine Talente zu entwickeln. Mit ſelbſtgeworbenen Heerhaufen durchzieht er Niederdeutſchland, Böhmen und Schleſien, dergeſtalt plündernd, mordend und ſengend, daß er den ſchwediſchen Namen zum Schrecken der Welt mache. Böhmen blieb aber ſein vorzüglicher Tummelplatz.

Der Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens kümmerte ihn wenig. So zog er vor die Reichsſtadt Bremen und belagerte ſie förmlich. Alle Welt ſchrie darüber, die Kabinette Frankreichs und Schwedens erhoben Klagen auf Klagen, und zu gleicher Zeit luden der Senat von Stockholm und das Reichskammergericht den Unruhſtifter vor ihre Schranken. Er kam nicht. Der Uebermuth eines glücklichen Soldaten gegenüber den rechtlichen Einrichtungen innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft, dieſe bitterſte Frucht, die uns die Kriege bringen, machte ſich in ſeiner ganzen Schärfe ſchon bei unſerm Helden geltend. Endlich begab er ſich nach Stockholm und ſtimmte durch paſſende Geſchenke, einen kleinen Theil ſeines Raubes, die Königin Chriſtine zu ſeinen Gunſten um. 1650 wohnte er der Krönung dieſer Fürſtin bei, und ſie machte ihn zum Statthalter des Fürſtenthums Verden und des Herzogthums Bremen. Als Fürſtſtatthalter ſchlug er ſeinen Sitz in Stade auf und baute ein prächtiges Schloß daſelbſt, das er zu Ehren ſeiner Gemahlin, eines deutſchen Fräuleins, Agathenburg nannte.

Alles dieſes mißfiel am Hofe zu Stockholm ſehr. Die ſchwediſchen Großen konnten ſo viel Gunſt und Glück einem Ausländer nicht vergeben, ſie zettelten unaufhörlich Kabalen an, aber der alte Haudegen war der rechte Mann, um über Hofintriguen zu ſiegen. Er gab Geld her, wo er käufliche Naturen fand, er ſchlug zu, wenn er Schwächlinge vor ſich ſah, und ſo abwechſelnd mit Degen und Ducaten ſchaffte er ſich an dem gelehrten Hofe Chriſtinens Platz und galt zuletzt, was das Befremdendſte iſt, ſogar für einen Beſchützer der Wiſſenſchaften. Er, der die herrlichen Kirchen Prags mit wahrhaft vandaliſcher Wuth geplündert hatte, deſſen Soldaten zerſchlagen und zertrümmern mußten, was ſie nicht fortführen oder verkaufen konnten, er ſaß in der Akademie zu Stockholm und vertheilte gnädig fürſtliche Preiſe für Künſtler und Gelehrte und ſprach in den kleinen Abendgeſellſchaften Chriſtinens ein Wort mit, wenn über die Verſe Tibulls geſtritten, oder ein alter claſſiſcher Autor citirt wurde.

Dergleichen wiederholt ſich auch wohl jetzt, aber doch nicht mit dieſer naiven Unverſchämtheit. Die Wiſſenſchaft, die ſich damals noch nicht emancipirt hatte, bettelte an den Thüren der Großen um Gunſt, und ſo kam es denn auch, daß rohe Krieger ihre Protectoren wurden und ſich mit academiſchen Titeln ſchmücken durften. Dadurch ſuchten ſich dieſe bedrängten Vereine vor Gewaltthätigkeiten zu ſchützen. Sie erreichten nicht immer ihren Zweck. Wenn ein brutaler Krieger Luſt ſpürte, ſich oder Anderen ein beſonderes Schauſpiel zu bereiten, ſo mußten jene armen Pedanten herhalten, und mehr als einmal geſchah es in jenen Zeiten, daß gelehrte Männer, wenn ſie wiſſenſchaftliche Reiſen antraten, von einem der kleinen Höfe eingefangen wurden, um an demſelben als Hofnarren zu figuriren. Nur mit Zittern traten die gefährdeten Männer ihre Wanderungen an; immer mußten ſie fürchten, daß die Locken ihrer majeſtätiſchen Perücken ſich in Schellen verwandeln könnten. Sie rieſen daher den Charlatanismus zu Hülfe, und verſuchten es, durch einen erborgten Nimbus von übernatürlichen Kräften die rohe und ſpottſüchtige Gewalt im Zügel zu halten. Jetzt kam die Reihe, die Rolle der Narren zu ſpielen, an die Fürſten; Goldmacher und Sterndeuter betrogen ſie und rächten die verfolgten Collegen.

In dieſem Kriege, den die materielle Gewalt mit der Intelligenz führte, ſpielte unſer alter Marſchall ebenfalls eine Rolle, und er war ſchlau genug, es mit keiner dieſer Mächte zu verderben. Die fruchtbringende

Geſellſchaft nahm ihn in ihren Schoos auf und er führt in ihren Regiſtern den Namen des „Streitenden.“

So ging denn dieſer alte Knabe mit Ruhm bedeckt zu Grabe. Er hinterließ der Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern, ein coloſſales Vermögen für die damalige Zeit, er übergab ihr Landgüter und Schlöſſer und den Grafentitel. Das hieß nicht umſonſt gelebt haben. Die Flüche, die an dieſen zuſammengeplünderten Schätzen hafteten, verhallten in die Luft, nur die Ehre, der Ruhm und das marmorne Denkmal blieben. Bei meinem Aufenthalte in Stockholm zeigte man mir ſein Bild, und ich fand, daß es lebhaft an Peter den Großen erinnert. Ein koſtbares Werk mit vielen Bildern und Documenten, das die Thaten dieſes Mannes beſchreibt und die Mythologie plündert, um Bezeichnungen und Vorbilder zu ſeinem Helden zu finden, erhielt ſich noch lange in der Familie. Prag bewahrt ein anderes Denkmal, es beſtand in Trümmerhaufen und Blutſpuren. Man ſchreckte die Kinder mit dem Namen Königsmark wie in Deutſchland mit dem Knecht Ruprecht. Das ſchwediſche Document und das prager ergänzen einander.

Graf Karl Johann folgt jetzt, ein Enkel des Vorigen. Der alte Marſchall hinterließ drei Söhne, von denen der jüngſte, Otto Wilhelm, bei der Belagerung von Negroponte, der mittlere, Johann Chriſtoph, in noch jungen Jahren durch einen Sturz vom Pferde, und der älteſte, Curt Chriſtoph, der Vater Karl Johanns, Philipp Chriſtophs und der beiden Schweſtern Aurora und Emilie, bei der Belagerung von Bonn ſtarb. Die Familie hatte unterdeß ihr Anſehen noch erweitert. Dieſer Vater Karl Johanns und unſerer berühmten Aurora war mit Chriſtina Wrangel vermählt, einer Tochter des Marſchalls Hermann Wrangel, der ſeinerſeits wieder eine Prinzeſſin von der Pfalz geheirathet hatte. Hierdurch war die Familie mütterlicher Seits mit Fürſtenhäuſern in Deutſchland, väterlicher Seits faſt mit dem ganzen Adel Schwedens verbündet. Man ſieht, wie glänzend die Laufbahn ſich geebnet zeigte, die dieſem jungen Geſchlecht beim Beginn ſeiner Lebenswanderung vom Schickſal vorgezeichnet war. Leider ſollte jedoch von den Kindern Curt Chriſtophs kein einziges das Ziel eines glücklichen und ſpäten Alters erreichen, und es war beſtimmt, daß der Stamm mit dieſem ſo günſtig Ausgeſtatteten ausſterben ſollte. Wir faſſen für's Erſte Karl Johann in's Auge.

War der alte Marſchall nicht viel mehr als ein braver Soldat, ein kecker Beutemacher, ſo war ſein Enkel ſchon mit der Poeſie ſeines Standes bekleidet; er war ein vollkommener Ritter des ſiebzehnten Jahrhunderts, ein moderner Roland, unerſchöpflich thätig in Liebes- und Waffenabenteuern, jung, ſchön, tapfer, verführeriſch und ein übermüthiger Ariſtocrat. Der ſchwediſche Hof, der ſich damals in einer Kriſis befand, an welchem ſich die Parteien zankten und der Reichstag endloſe Reden hielt, gab dem jungen Wildfang, der ſehr früh den Schulbänken der Ritteracademie zu Stade entflohen war, wenig Ausſicht zu glänzenden Thaten. Er ging nach Paris und dort, wo er ſeinen Oheim Otto Wilhelm fand, ſtürzten ſich Oheim und Neffe in die galanten und gefährlichen Abenteuer der Hauptſtadt. Der Oheim wurde dieſes Lebens nicht überdrüſſig, wol aber der Neffe. Ein kühner Geiſt waltete in dem jungen Körper, ein Ideal von Ruhm und Thatenglanz ſtand unverrückt vor ſeiner Seele.

So ſehen wir denn den kaum achtzehnjährigen Jüngling nach Malta überſegeln, um ſeine Dienſte dem Ordensmeiſter gegen die Barbareſken anzubieten. Auf einer der Ordensgaleeren zeigt er eine ſo verwegene Tapferkeit, einen ſo glänzenden Muth, daß der Orden, beſtürzt und erfreut, ſich bereit erklärt, ihn in ſeine Mitte aufzunehmen. Aber Graf Karl Johann iſt Proteſtant, er zeigt auch nicht die geringſte Bereitwilligkeit, dem Glauben ſeiner Väter zu entſagen, noch weniger iſt bei ihm irgend eine Neigung ſichtbar, das Gelübde der Keuſchheit abzulegen. Dennoch erhält er das Ordenskreuz, und Raphael Cotonerus, der Ordensmeiſter, umarmt den jungen Helden öffentlich vor dem verſammelten Capitel der Ritter. Jenes Kreuz und dieſe Umarmung ſind Ehrenbezeugungen, die die Welt ſtaunen machen, da ſie von einem ſtreng katholiſchen Orden einem Ketzer erwieſen werden. Welchen Glanz mußte dieſe Auszeichnung dem jungen Schweden verleihen! Unſere Zeit hat Mittel gefunden, jeden Orden frivol und faſt alle werthlos zu machen. Nur eine bewegte Zeit der Thaten kann dieſen kleinen Zeichen, die ſonſt wie eine Ironie der Fürſtenlaune ausſehen, einen bleibenden Werth verleihen.

Unſer ritterlicher Abenteurer ging nunmehr von Malta nach Rom, nach Florenz, und der alten Stätte verliebter und gefährlicher Intermezzos, nach Venedig. Dieſer Stadt der Masken und der Dolche, wo Melpomene, vereint mit Arlequin, die Säulenhallen durchzieht, trug auch der junge Schwede den Zoll der Jugend und des Muthes ab. Hier war es, wo er eine junge Gräfin Southampton kennen lernte, die ſich entſchloß, ihre Reichthümer und ihre Familie im Stich zu laſſen, und ihm in Pagenkleidern überall hin zu folgen. In den Briefen Charlottens von der Pfalz, der Mutter des Regenten, Herzogs von Orleans, wird dieſer romantiſchen Liebſchaft gedacht, und zwar in jener anſtößigen derben Weiſe, wie es die Herzogin liebte

Die Stelle lautet: „Ma chère princesse (Karoline von Wales, geborene Markgräfin von Anſpach), ich will Ihnen etwas auch in aparter Manier ſchreiben. Ich habe einen Grafen Königsmark gekannt, dem war eine junge engliſche Dame in Pagenhoſen nachgelaufen. Er hatte ſie bei ſich zu Chambor, und weil kein Platz für ihn im Schloſſe war, hatte er ein Zelt im Walde aufſchlagen laſſen und logirte darinnen. Auf der Jagd erzählte er mir ſeine Aventüre. Ich hatte Curioſität, den Pagen zu ſehen, und ritt zu ſeinem Zelte; er rief den Pagen und präſentirte ihn mir. Ich habe in meinem Leben nichts Artigeres, als das Mädchen in Pagenkleidung war, geſehen; ſie hatte ſchöne große braune Augen, ein artiges Näschen, einen ſchönen Mund voller ſchönen Zähne, denn ſie lachte wie ſie mich ſah; ſie merkte wohl, daß der Graf mir alles erzählt hatte. Sie hatte ihre eigenen Haare, braune mit großen Bouklen. Wie er von Chambor wegzog und nach Italien reiſte, kam die Wirthin in einem Wirthshauſe gelaufen und ſchrie: Monsieur, courez vite là-haut, votre Page accouche! Sie bekam ein Töchterchen. Man ſteckte Mutter und Tochter in ein Kloſter zu Paris. So lange der Graf gelebt, hat er wohl für ſie geſorgt; er ſtarb aber in Morea und der Page hat ihn nicht lange überlebt; ſie iſt wie eine Heilige geſtorben. Das Töchterchen hat ein Freund vom Grafen, Madame de Monteſpans Neveu, verſorgt; nach deſſen Tode hat der König dem armen Menſch eine Penſion gegeben. Ich glaube, ſie iſt noch im Kloſter.“

So weit die alte originelle Dame, die mitten in der verfeinerten Hofſphäre Ludwigs XIV. nicht müde wurde, ihr deutſches Sauerkraut zu ſpeiſen und in Manieren und Sprache die deutſche Hausmutter zu ſpielen. — Der Graf ging von Venedig nach Madrid, dann hielt er ſich in Holland einige Zeit auf, auch in Hamburg, kam dann an den Hof zu Stockholm, wo er mit den Anerbietungen, die man ihm machte, nicht zufrieden war, dennoch aber, wieder durch Fraueneinfluß, ſich beſtimmen ließ, eine diplomatiſche Sendung nach Windſor an den König Jacob II. zu übernehmen.

In England ſtellten ihm die Verwandten der Gräfin Southampton nach, verwickelten ihn in Zweikämpfe, und ſelbſt der Gefahr einer Vergiftung war er ausgeſetzt. Auf den Rath des Königs, der ſich väterlich für ihn intereſſirte, verließ er Englands Boden, um ſich auf der Flotte einzuſchiffen, die nach Afrika beſtimmt war, um Tanger zu belagern. Die Schiffe wurden durch widrige Winde zurückgehalten, und der ungeduldige junge Held nahm durch Frankreich und Spanien ſeinen Weg, um raſch vor Tanger anzulangen. Hier erntete er wieder Ruhm und Waffenehre. Die darauf folgenden Jahre werden in beſtändigen Kriegszügen hingebracht. Dreimal kehrt er nach Afrika zurück, wir finden ihn auf der britiſchen Flotte vor Algier, dann in Madrid, dann in Holland, in England, in Deutſchland.

An der Spitze eines ſelbſtgeworbenen franzöſiſchen Regiments ſehen wir ihn Courtrai belagern, wo er verwundet wird, aber dennoch bald darauf in rapidem Marſch nach Catalonien eilt, um das franzöſiſche Heer mit dem Ruhm ſeiner Waffen zu unterſtützen. In venetianiſche Dienſte eingetreten, nimmt er unter dem Oberbefehl ſeines Oheims, Otto von Königsmark, an der Belagerung von Navarin und Modon Theil, und die gefahrvolle Unternehmung bei Argos zählt ihn mit unter die heldenmüthigſten Krieger.

Hier war jedoch ſeiner Laufbahn ein Ziel geſetzt. Nicht dem Schlachtentode fiel er zum Opfer, ſondern einer Seuche, die ihn nach kurzem Schmerzenslager im Monat Auguſt 1686 in Morea dahinraffte. Er hatte noch nicht ſein ſiebenundzwanzigſtes Jahr vollendet. Seine ſterblichen Ueberreſte, mit denen ſeines Oheims, der bald nach ihm ebenfalls den böſen Einflüſſen des Klimas unterlag, wurden in die Familiengruft nach Stade gebracht. So war dieſes Epos beſchloſſen, deſſen Held ſo viel Gefahr, Liebe und ritterliche Tugend der

Welt gezeigt hatte. Das damalige Europa hatte auf ſeinem Welttheater einen hübſchen Schauſpieler weniger, die Paläſte und Fürſten ſahen aus ihren Räumen eine elegante Figur verſchwinden, die Putzmacher und Schlafkabinette der Frauen verloren ihren keckſten und ſiegreichſten Eindringling. Auch mit den Muſen hatte er ſich abgegeben, und zwar nicht auf eine ſo gezwungene und zweifelhafte Weiſe wie der alte Marſchall, ſein Großvater.

Welche Thränen und Seufzer mögen dem Sarge gefolgt ſein, der ſeine Reiſe von Morea nach Stade antrat! Wie manches junge Herz in der Kloſterzelle, im Palaſt und in der Hütte mag bei der Trauerbotſchaft ſchmerzlich und krampfhaft ſich zuſammengezogen haben! Wir haben hierüber keine Nachrichten, und ohne die plauderhafte Feder der alten Prinzeſſin von Orleans wüßten wir nicht einmal die anmuthigen Details von dem Pagen. Auf dieſen Pagen zurückzukommen, ſo ſtarb er — oder ſie — wie eine Heilige; ſo ſagt uns nämlich unſere Berichterſtatterin. Die Tochter, die ebenfalls im Kloſter erzogen wurde, verlor ihre Penſion, als Ludwig XIV. ſtarb, und unter dem Namen einer Mademoiſelle d'Holland trat ſie in die Welt, vermählte ſich mit einem gewiſſen Chevalier de Cavado, der ihr eine Rente von 10,000 Livres zuſicherte, und hatte ſpäter die Undankbarkeit, die Schweſtern ihres Vaters, Aurora und Emilie, in einen Proceß über die Nachlaſſenſchaft des Grafen Königsmark, ihres Vaters, zu verwickeln. Der Proceß ſchlug nicht zu ihren Gunſten aus; dennoch verſtieß Aurora, in angeborener Milde, dieſes Kind der Liebe ihres Bruders nicht; ſie that für daſſelbe was nur in ihren Kräften ſtand.

Philipp Chriſtoph war ein Bruder Karl Johanns, und ihm in ſehr vielen Charaktereigenſchaften ähnlich, an körperlichen Vorzügen ihn jedoch übertreffend. Wenn wir einem Portrait Glauben ſchenken wollen, das aus der Nachlaſſenſchaft Aurora's ſtammt und ſich jetzt im Privatbeſitz in Dresden befindet, ſo glich er ſeiner ſchönen Schweſter und vereinigte in ſeinen Geſichtszügen denſelben Liebreiz mit demſelben Adel und Geiſt. Die gewinnende Anmuth der Schweſter war auch ihm eigen, aber ſein Scherz war nicht ſo unſchuldig, ſeine Spöttereien nicht ſo harmlos; er war muthwillig und boshaft, und da ſeine Keckheit ſich keine Grenzen ſetzte, ſo iſt ein großer Theil ſeines Misgeſchicks dieſer gefährlichen Gabe, die die Welt liebt, aber zugleich verfolgt, beizumeſſen. Er wich hierin von ſeinem Bruder ab, der auch darin das wahre Bild des chevalier sans peur et sans reproche war, daß er nie über Frauen oder zarte Verhältniſſe ſpottete, was Philipp gern that, wenn es galt, einen ſchläfrigen Hofcirkel zu beleben und die Fürſten lachen zu machen.

Das Schickſal dieſes jungen Mannes, der als der Letzte ſeines Stammes fiel, iſt ein wunderſam ſchauerliches; es tauchen in demſelben alle dunkelen Schrecken der Mordluſt des Mittelalters auf, um ſich mit dem feinen Gifthauch der modernen Intrigue des achtzehnten Jahrhunderts zu vereinigen. Noch weiß man nicht gewiß, wo und wie dieſe glänzende Erſcheinung ſich verlor, auf welche Weiſe ein junger Mann endete, der reich, übermüthig, angeſehen, von den Fürſten geliebt, dem mächtigſten Adel entſproſſen, ſeine Laufbahn begann. Sein Grab iſt mit grauſenhaftem Dunkel umhüllt. Tauſende haben darnach geforſcht und es nicht finden können. Seine unglückliche Schweſter ſetzte ganz Europa in Bewegung, um das Geheimniß dieſes Verſchwindens aufzuklären; umſonſt. Noch jetzt iſt die Gruft, in welcher Philipp Chriſtoph von Königsmark verſchwand, eine von jenen myſteriöſen Grabſtätten, deren die Geſchichte mehre zählt, ein Grab, das weder Mitwelt noch Nachwelt zu bezeichnen weiß, auf das keine Thräne der Andacht, kein Gebet des Gläubigen niederſank. Es ſteht ein altes Schloß in Deutſchland; es geht eine Sage, daß man dort vor einem Jahrhundert zurück unter dem Parketboden eines Schlafgemachs ein mann liches Skelet gefunden habe. Reminiscences d'Horace Walpole. Paris 1826. Dies, behauptet man, waren die Ueberreſte jenes Unglücklichen, aber hiſtoriſch gewiß iſt es keineswegs.

Nichts charakteriſirt die Höfe des ſiebzehnten Jahrhunderts und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts mehr als Thatſachen, wie wir jetzt eine berichten wollen. Welch ein Drama, abwechſelnd Trauerſpiel und Poſſe! Welch ein Durcheinander von Leidenſchaften! Wie hört man an alle Thüren den Finger der Intrigue klopfen, wie ſchleicht die langen halbdunkeln Corridore entlang der verlarvte Amor, eine in parfümirte Spitzen und blutige Flore gehüllte Muſe hinter ſich ſchleppend! Wie rauſcht im Saale der Tanz, wie fliegen auf ſilbernen Sohlen die berauſchten Tänzer, wie tummelt ſich der Maskenzug, indeß im einſamen Gemach die Sorge ſitzt und der fahle Liebeskummer! Dieſe alten Schlöſſer mit ihren goldbrokatenen Wänden, ihren heimlichen Tapetenthüren, ihrem ſummenden Schwarm von Gäſten, wie wunderlich ſtehen ſie da, wenn wir ſie aus der Ferne unſers kalten, geregelten, anſtändigen Jahrhunderts betrachten! Welche Glut ſchimmert aus dieſen verhüllten Fenſtern, die auf dunkle rauſchende Bäume des Parks niederſchauen, rothe Lichter auf die weißen Schultern und Hüften der Statuen werfend! Still!

die Mandolinen girren, die Flöten koſen, durch die Taxusgänge des Parks flattert verbuhlte Seide, koketter Flor. Das ſchamhafte Blut der jungen Roſe leuchtet im Dunkeln heller auf am Buſen einer trunkenen Nymphe, die ſich taumelnd in die Nacht einer Laube verliert. Seht jene Schaar junger Schäfer! Ihre kleinen Hüte, ihre Stäbe verwickeln ſich jeden Augenblick in die Hecken, ſie lallen Lieder, von denen Theokrit nichts weiß, ſie führen Tänze auf, von deren Verſchlingungen ſich die keuſche Terpſichore unwillig abwendet. Und jene Nymphe iſt eine Nonne und dieſe Tänzer ſind junge Prieſter. Wie gefällt euch das? Heißt das nicht das Leben genießen? Heißt das nicht alle Foderungen erfüllen, die ein leichtſinniges Jahrhundert an ſeine leichtſinnigen Kinder ſtellt? Ihr ſchüttelt das Haupt, ihr wollt von dieſem Frevel nichts wiſſen, und doch — ich könnte euch ein Jahrhundert nennen, das dieſe bunten Sünden, dieſen bacchantiſchen Wahnſinn des Genießens nicht kennt, ein Jahrhundert, ernſt, prüde, pedantiſch und kalt, ein Jahrhundert, das mit ſeiner Tugend und ſeinem Ernſte prahlt, und das, in geheimen Laſtern der Selbſtſucht und der Habgier ſchwelgend, nicht gerade ſehr hoch über jener Zeit ſteht.

Von dem frühern Leben unſers jungen Helden iſt wenig zu ſagen. Die Geſchichte, die wir erzählen wol len, füllt eigentlich ſein ganzes Leben aus. Er kämpfte auf dem Felde der Liebe und ſtarb auf demſelben mit eben dem düſtern Ruhm, wie man auf dem Felde der Ehre zu ſterben pflegt. Die arme Mutter, nachdem ſie ſchon zwei ihrer Söhne verloren hatte, entließ mit großem Kummer dieſen dritten, jetzt einzigen. Auch er ging auf Reiſen, auch er fand ſich bald in Venedig, welches das damalige Paris war, mit den jungen Fürſtenſöhnen Deutſchlands zuſammen. Hier lernte er den damaligen Kurprinzen, nachmaligen König Auguſt von Polen und Kurfürſten von Sachſen kennen. Beide fanden ihre größte Luſt in Liebesabenteuern. Auguſt entwickelte ſchon hier jene Virtuoſität, die ihn in der Folge berüchtigt machte und die ſpäteren Genealogen bei Abfaſſung der Stammtafeln der ſächſiſchen und polniſchen Familien ſo oft in Verlegenheit ſetzte. Einzelne, aber nur ſehr flüchtige Kriegsunternehmungen in Ungarn wider die Türken bildeten Epiſoden im vergnügensreichen Leben des jungen Königsmark. Um Kriegsruhm war es ihm nicht zu thun, wie ſeinem Bruder. Mit dem Kurprinzen heimgekehrt, trat er als ſehr junger Obriſt in die Dienſte ſeines fürſtlichen Freundes und ließ ſich's wohl ſein im Glanze und im Luxus des dresdener Hofes. Aber zwei ſo renommirte Liebesritter konnten nicht lange auf einem und demſelben Felde friedlich neben einander Lorbern ernten. Der Graf entfernte ſich und räumte dem Fürſten das Feld. Auguſt war unterdeſſen zur Krone gelangt, und nun begann der Pomp und der Tumult der Feſte, die faſt ein halbes Jahrhundert hindurch das kleine Sachſen zum Schauplatz alles Glanzes und aller Intriguen Deutſchlands machten und die Blicke von ganz Europa auf einen Fürſten lenkten, der mit chevaleresker Anmuth ſich auf einem ſchwankenden Königsthrone hielt und, von einem Serail ſchöner Frauen umgeben, es wagte, den großen Ludwig Frankreichs zu imitiren. Das größere und hellere Strahlen werfende Geſtirn des preußiſchen Friedrich verdunkelte ſpäter dieſen ſchönen, leichtſinnigen Fürſten, der mit dem Scepter ſpielte, als wäre es eine brillantene Buſennadel.

Mit der Entfernung Königsmarks von Dresden und ſeinem Eintritt in die Dienſte des Herzogs von Braunſchweig zu Hanover entſchied ſich das tragiſche Loos unſers Helden. Um jedoch dieſe Kataſtrophe unſeren Leſern klar vorführen zu können, müſſen wir ein Blatt aus der Geſchichte Hanovers aufſchlagen. — Zwei Brüder herrſchten in großer Nähe neben einander. Der kleine Hof zu Braunſchweig-Lüneburg-Celle war der Sitz des ältern Bruders, des regierenden Herzogs Georg Wilhelm, die glänzendere und bei weitem mächtigere Hofhaltung in Hanover hatte Ernſt Auguſt. Anfangs

Herzog, ſpäter Kurfürſten von Braunſchweig-Calenberg-Göttingen, an der Spitze. Georg Wilhelm hatte ſich mit einer Franzöſin, einer Mademoiſelle d'Albreuſe, vermählt. Ernſt Auguſts Gemahlin war die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, Sophie, jene berühmte Freundin Leibnitzens, jene Enkeltochter König Jacobs I., durch welche Verwandtſchaft das Haus Braunſchweig-Hannover auf den Thron Englands gelangte. Die beiden Brüder führten ziemlich offen mit einander Krieg. Georg kam von ſeinem Schloß zu Celle nie nach Hannover herüber, wenn es dort Feſte gab; er mochte das Weib ſeiner Wahl, die Tochter, die ſie ihm geboren, nicht dem Geſpött der Schranzen am Hofe ſeines Bruders ausſetzen; dagegen gab Ernſt Auguſt deutlich zu verſtehen, daß er auf das Erlöſchen des Celleſchen Stammes warte, um das Erbe, das eigentlich nie hätte getheilt werden ſollen, wieder beiſammen zu haben. Die diplomatiſchen Noten über dieſen Gegenſtand wurden eben nicht mit ſehr großer Feinheit gewechſelt. Der alte Georg Wilhelm fing nun ſeinerſeits auch an zu cabaliſiren und verrannte dem Bruder die Wege zur Erlangung der Kurwürde für das Haus Hannover. Als aber die Kurwürde dem Bewerber dennoch zu Theil ward, ſetzte er beim Kaiſer durch, daß ſeine unebenbürtige Gemahlin in den Reichsfürſtenſtand und die Tochter zur Prinzeſſin erhoben wurden. Somit war der Allodialbeſitz ſeiner Linie geſichert, und Ernſt Auguſt ſah ſeine Plane auf die Celleſche Erbſchaft ſcheitern. Es mußten nun andere Mittel in Anwendung gebracht werden, um zum Ziel zu gelangen. Da machte ſich denn die Kurfürſtin Sophie auf den Weg. Sie verließ auf einige Zeit ihre Bücher, ihre gelehrten Apparate, ihre Erdgloben und Himmelskarten, ertheilte gnädig ihrem berühmten Freunde die Erlaubniß, einſtweilen nach Berlin zu gehen, wo eine andere fürſtliche Schülerin, Sophie Charlotte, die erſte Königin von Preußen, ſeiner wartete, und erſchien am Hofe zu Celle, um ihren eigenſinnigen Schwager zu bearbeiten. Es gelang. Georg Wilhelm gab ſein Kleinod, den Glanz und den Ruhm ſeiner alten Tage, ſein ſchönes, kluges, unſchuldiges Mädchen, ſeine einzige Tochter hin und willigte in ihre Vermählung mit Georg Ludwig, dem älteſten Sohne des Kurfürſten. Sophie, glücklich, ihrem etwas verwilderten, rohen Sohne eine hübſche, tugendhafte Frau, und ihrem länderſüchtigen Gemahl die Celleſche Erbſchaft überbringen zu können, kehrte im Triumph nach Hannover zurück, nach ſich ſchleppend das arme Opfer, die unglückliche Sophie Dorothea, die hiermit den Dämonen jeglichen Mißgeſchicks, das ein fürſtliches Haupt treffen kann, übergeben wurde.

Der Hof von Hanover im Jahre 1682 iſt nur einer jener Schauplätze phantaſtiſch laſterhafter Gruppirungen, wie wir ſie oben leichthin ſkizzirt. Zwei Schweſtern von dunkler Herkunft erſchienen eines ſchönen Tages am Horizont dieſes Hofes. Ernſt Auguſt, ein Fürſt, der die Schönheit ſuchte und den Geiſt nicht fürchtete, kam den Abenteuerinnen entgegen und nahm ſie huldvoll auf. Die ältere wurde dem Hofmarſchall Grafen Platen vermählt; die jüngere wählte einen Kammerherrn. Beide Schweſtern blieben dabei ihren urſprünglichen Miſſionen treu, die ältere als Freundin des Kurfürſten, die jüngere als die ſeines Sohnes. Der Hofmarſchall und der Kammerherr waren demnach Figuren, wie es deren an den Höfen damals zu hunderten gab. Die Gräfin Platen — denn an ihr Portrait müſſen wir ſchon einige Pinſelzüge mehr verwenden — war eine Frau, die mit der kleinen Kattunſchürze der Putzmacherin anfing und mit dem Hermelinmantel aufhörte. Mit allen Leidenſchaften einer Medea ausgerüſtet, mit der Schönheit einer Helena und der wilden Gluth einer Phädra, verließ ſie die dunkle, enge Hütte, um mit ſicherm Schritt den Marmorboden der Paläſte zu betreten.

Dieſe Gräfin Platen iſt eine Frau, wie deren das achtzehnte Jahrhundert manche aufzuweiſen hat, eine Frau, deren Schritte nichts zu hemmen im Stande iſt und die jeden Weg, auch den durch die furchtbarſten Schrecken bezeichneten, ſicher wandeln, um nachher am Ziele die Bewunderung der Mitwelt in Empfang zu nehmen. Gegen eine ſolche Geſtalt voll unheimlicher Schrecken konnte ſich die blühende, kindliche Unſchuld nicht halten. Geknickt, gebrochen mußte die Blume dahinſinken.

Als die Prinzeſſin Sophie Dorothea zu Hanover erſchien, fand ſie bereits alle Gemüther gegen ſich eingenommen. Der Kurfürſt ließ es ſeine Schwiegertochter empfinden, daß er ſo lange und mit ſo großer Mühe nach ihrem Erbe getrachtet, und daß ſie die Tochter des Mannes war, der es gewagt hatte, ſich ſeiner Gelangung zur Kurwürde zu widerſetzen. Ihr Gemahl, ein ewiger Jäger und Herumtreiber, nahm ſie, als eine ihm Aufgedrungene, kalt auf und gab willig den Einflüſterungen ſeiner Geliebten, der Kammerherrin Gehör, die Gründe genug hatte, den Einfluß der Prinzeſſin zu ſchmälern. Die Kurfürſtin endlich, die die Partie gemacht und von der man hätte glauben ſollen, daß ſie der wirkſamſte Schutz der Schwiegertochter ſein würde, gab, in ihre gelehrten Studien vertieft, wenig auf das Acht, was am Hofe vorging. So war, durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden, Anfangs gerade diejenige, die ſpäter ihre erbittertſte Feindin werden ſollte, ihre erſte wohlwollende, theilnehmende Geſellſchafterin und Beſchützerin — die Gräfin Platen. Unumſchränkt am Hofe herrſchend, fürchtete dieſe ſtolze Frau die ſcheue, ſchüchterne Prinzeſſin nicht, die von Niemanden geliebt, von Niemanden in ihren Rechten und ihrer Stellung geſchützt wurde.

Die Lage der Verhältniſſe wurde jedoch anders, als Königsmark am Hofe zu Hanover erſchien. Wir haben ſchon bemerkt, daß er Dresden verließ, weil ſeine Triumphe dem gleichfalls triumphirenden fürſtlichen Freunde auf die Länge beſchwerlich fielen. Er benutzte eine genaue Bekanntſchaft mit einem jüngern Sohne des Kurfürſten und kam nach Hanover, um als Gardeobriſt in die dortigen Dienſte zu treten. Das eigentliche Motiv ſeines Kommens war indeß wohl die Prinzeſſin, die ſeine Jugendgeſpielin geweſen, und zwar zu einer Zeit, wo die d'Albreuſe noch nicht als rechtmäßige Gemahlin des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg-Celle anerkannt war. Wie grauſam war es nun von den Feinden der armen Prinzeſſin, wenn ſie in der Freude, die ſie empfand, den Geſpielen ihrer glücklichen Kindheit wiederzuſehen, in ihm endlich ein Herz zu finden, das ſich mit der ganzen ſüßen Leidenſchaftlichkeit gewohnter und früh geübter Freundſchaftsrechte ihr zuwandte, einen Verrath an den Pflichten der Ehefrau und Fürſtentochter erblickten! Freilich trat Sophie Dorothea mit dem vollen Stolz der Tugend auf; ſie hielt es für unmöglich, daß ein Schatten des Verdachts auf ſie fallen könne, und darum nahm ſie die Weiſe edler Frauen an, die ſich zwanglos und offen viel vor der Welt erlauben, weil ſie ſich im Geheim nichts erlauben.

Jetzt, da der Freund ihr zur Seite war, erſchien ſie wieder im Kreiſe der Genüſſe; man ſah ſie auf Bällen und Maskeraden. Ihr munterer Geiſt, ſeine Flügel wieder regend, erfand Scherze, leitete kleine Ueberraſchungen, erlaubte ſich in heiterer Rede jene roſenfarbene Bosheit, die eine ſchöne Frau ſo gut kleidet. Sie wurde liebenswürdig, und ſogar — wie abſcheulich klingt dieſes Wort! — ihrem Gemahl gefährlich. Da griff die Kammerherrin zu den Waffen, ſie lief zu ihrer Schweſter und machte dieſe auf die Gefahr aufmerkſam. Zum erſten Mal in ihrem Leben hörte aber die Gräfin nicht auf Politik; ſie dachte an etwas Anderes. Ihr Herz, oder vielmehr ihre Sinne waren eingenommen, ſie liebte den ſchönen Königsmark, und alle Kurfürſten und Kurprinzen der Welt gingen ſie in dieſem Augenblick nichts an. Sie vernachläſſigte ihre eigene Miſſion, wie hätte ſie die der Schweſter beachten ſollen!

Die Kammerherrin, eine gemeine Natur, bemerkte kaum den Gemüthszuſtand der Schweſter, als ſie ſchnell nach einer andern Richtung hinlenkte, wo derſelbe Erfolg durch andere Mittel erreicht wurde. Sie gab ihr zu verſtehen, daß Königsmark ihrer Leidenſchaft Hohn ſpreche, daß er ſchon ſeit lange der erklärte Geliebte der Kurprinzeſſin ſei. Die ſtolze Schweſter, gewohnt, überall zu ſiegen, hatte einen ſolchen Verrath für unmöglich gehalten, da der ſchlaue Königsmark, um ſeinerſeits den Ruf der Prinzeſſin zu wahren, die zu rückſichtslos auftrat, ſich vor der Welt die Miene gab, ein Verehrer der Hofmarſchallin zu ſein. Aufmerkſam gemacht durch die argliſtige Schweſter, blickte jetzt das Auge der von Leidenſchaft Berauſchten ſchärfer, und nun beleidigten ſie zu gleicher Zeit der ſichere Stolz der Vertraulichkeit von Seiten der Prinzeſſin und die glatte, zweideutige Natur des jungen Ritters. Sie ſpähte, lauſchte und war immerwährend auf der Hut.

Dieſe Eſpionnage langweilte den edeln Grafen, er wurde gegen die mächtige Schöne öffentlich kaltſinnig und abſtoßend. Mit der Vertrauten ſeiner Jugend erlaubte er ſich über die kühnen Verfolgungen der Gräfin zu ſpotten. Damals war man an den Höfen nicht ſo zart wie heutzutage, die Anſpielungen, die Scherze, die Kritik der Sitte, Alles trug den Stempel der Molièreſchen Luſtſpielmanier; die kleinen ſcandalöſen Verſe, die damals keuſche, ja ſogar ſtrenge Frauen machten, würde heutzutage kaum ein von der Moral aufgegebener Dichter zu machen wagen. In welchem Styl und Geſchmack ſind die Briefe der Herzogin von Orleans geſchrieben! Feinheit und Discretion waren zudem ganz und gar nicht Königsmarks Sache, der nach Dresden zum Carneval reiſ'te und dort bei Hofe die ſcabröſen Anekdötchen zum Beſten gab, die in Hanover auf Koſten der Gräfin in Umlauf waren.

Ein beim Weinglaſe plaudernder Cavalier, angefeuert durch einen lauſchenden und Beifall klatſchenden Damenchor, iſt eben ſo wenig in den Grenzen zu halten, als der beutemachende glückliche Krieger auf dem Schlachtfelde. Die Anekdoten wurden immer ſchwunghafter, die Geſchichtchen immer brillanter, und — die Gräfin in Hanover erfuhr Alles. Jetzt kam ihre Medeanatur an den Tag. Das Luſtſpiel iſt aus, die Tragödie fängt an. Der Prinzeſſin und des Grafen Untergang war beſchloſſen. Wenn man die Briefe lieſ't, die von dem Vorfall handeln, den wir jetzt in wenigen Worten erzählen wollen, und welche die unglückliche Aurora geſammelt und aufbewahrt hat, ſo ſtarrt man wie vor einem Meduſenhaupt zurück vor der wilden, raffinirten Rache, die die Beleidigte nahm. Es kommen Ausdrücke in dieſen Briefen vor, die das Herz erbeben machen, und nicht Worte allein, Thaten, ekelhafte, em pörende Grauſamkeiten finden ſich, wie ſie der Kannibale gegen ſeine Opfer nicht ſcheußlicher auszuüben vermag, und jene Worte und dieſe Thaten ſpricht und vollbringt ein Weib!

Eines Abends ſchreibt der Secretär des jungen Grafen an Aurora und meldet ihr beſtürzt und bekümmert, daß dies nun ſchon die dritte Nacht ſei, die herankomme, ohne daß er Nachrichten von ſeinem jungen Gebieter habe, der ausgegangen ſei und nicht zurückkehre. Er habe einen Gang in's Schloß machen wollen und ſei nicht heimgekommen. Jetzt folgen Briefe auf Briefe, die immer daſſelbe ſagen. Der Graf kommt nicht zurück, er iſt nirgends geſehen worden, er iſt verſchwunden, wie in die Erde geſunken, Niemand weiß von ihm. Die Hoflakaien haben ihn in einen Corridor gehen ſehen, Einer will ihn in einem hellen Mantel auf dem Wege zu den Zimmern der Prinzeſſin geſehen haben. Zwiſchen jenem Corridor und dieſen Gemächern liegt eine alte Halle, die früher zur Aufbewahrung von Waffen gedient; aus dieſem düſtern Raume hat man ihn nicht wiederkommen ſehen. Nach anderen Nachrichten, die ein zur Nachtzeit über den Hof eilender Page mitgetheilt, iſt auf den oberen Galerien in ſpäter Stunde ein Mann in hellem Mantel von zwei bewaffneten Häſchern mit Blendlaternen in den öſtlichen Thurm geführt worden. Wieder andere Stimmen verſichern flüſternd, der Graf habe nach der Oper einen Beſuch bei der Prinzeſſin abgeſtattet und ſei, auf dem Ruhebette derſelben ſitzend, von fünf Vermummten ergriffen, geknebelt und fortgeſchleppt worden, während die Damen der Prinzeſſin und dieſe ſelbſt in Ohnmacht gefallen. Von alle dem iſt nichts als ſicher ermittelt worden.

Lange Zeit glaubten auch die Zeitgenoſſen nicht an den Mord. Hier und da tauchte ein Graf Königsmark auf, bald in der zerlumpten Kleidung eines verfolgten Flüchtlings, bald in fremder Uniform; ja ſogar in der Türkei, im Dienſte des Sultans, wollte man jenen Unglücklichen wiedergefunden haben, der auf ſo räthſelhafte Weiſe verſchwunden war. Die armen Schweſtern litten dabei ſehr, wie man ſich denken kann. Immer wieder hoffend, wurden ſie immer wieder getäuſcht. Oft drangen Betrüger ſogar in ihre Vorzimmer und erpreßten Geld, indem ſie die edelſten Schweſtergefühle brandſchatzten. Endlich ſchließt Aurora, müde dieſer ewigen Täuſchungen, ihre geheimen Acten.

Aus allen Beweiſen, die ſie ſorgfältig geſammelt, geht nun ziemlich als Gewißheit hervor, daß auf Anſtiften der Gräfin Platen der Graf Königsmark in jener Nacht meuchlings und unter Martern in einem Gewölbe des Schloſſes gemordet und daſelbſt auch begraben worden. Der zum Tode Getroffene hat noch um einen Prieſter gebeten, den man ihm verweigerte. Zu Vollſtreckern des Mordes, den ein eiferſüchtiges, wüthendes Weib ganz allein veranlaßte, wurden die Vertrauten und Diener des Kurprinzen gebraucht, der gegen ſeine Gemahlin den Verdacht des Ehebruchs ausſprechen mußte. Der Kurprinz ſelbſt hat nie dieſe ſchmähliche Anklage veröffentlicht, auch für ſich ſelbſt ſchwerlich jenen Verdacht gehegt, er war aber indifferent und kalt gegen die Prinzeſſin, und ließ geſchehen, was er weder verhindern wollte noch konnte.

Nächſt dem kläglichen Schickſal des armen Königsmark nimmt das der Prinzeſſin Sophie Dorothea das Mitgefühl auf's Lebhafteſte in Anſpruch. Sie wurde auf das Schloß Ahlen verbannt und dort gefangen gehalten. Ihre Hofdamen unterwarf man einem grauſamen, argliſtig verfänglichen Verhör, das in den Papieren Aurora's ſich ebenfalls noch aufgezeichnet gefunden hat.*) In dieſer Gefangenſchaft befand ſie ſich noch, als ihr Gemahl als Georg I. den Thron von Großbritannien beſtieg; ſie wollte ihren Kerker nicht verlaſſen, er war ihr lieb geworden. Ihr edles Gemüth, durch Poeſie und Muſik gehoben, durch einen großen Schmerz geheiligt, von einem rührenden und ſchuldloſen Liebesangedenken erfüllt, ſah in der Nacht des Kerkers keine Nacht, in der Einſamkeit keine troſtloſe Oede. Die Perfidie der Welt, der uralte Treubruch, die ewig ſiegende Gemeinheit, die vergoldete Kette der Sclaverei hatten mit allzu heftigen Eindrücken ihre reine Seele gefoltert; ſie wollte in die Gemächer nicht mehr zurück, die von Gold gleißen und an denen Blutflecke haften. Königsmark verdiente nicht durch ſeinen Leichtſinn, wohl aber durch ſeinen ſühnenden, alle Schuld tilgenden, ſchreckenvollen Tod, in einem ſolchen Herzen zu wohnen.

---

*) Neuerdings ſind die eigenhändig geſchriebenen Memoiren dieſer unglücklichen Prinzeſſin in England erſchienen, und die monatlichen Ergänzungsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" haben in ihrem Decemberhefte vom Jahre 1845 einen Auszug aus denſelben gegeben, auf den wir hiermit verweiſen.

Nächſt dem tragiſchen Ausgange dieſes Dramas feſſeln uns auch anmuthige Epiſoden deſſelben. Die Aufſätze, die ſich im Nachlaß Aurora's finden, ſind theils von ungenannten Berichterſtattern, denn es war ſicherlich gar gefährlich, über dieſe Dinge im damaligen Deutſchland laut zu ſprechen, theils von Aurora's Hand geſchrieben. So erfahren wir, daß Watteau in ſeinen berühmten Gemälden nur die Natur copirte, denn es werden hier ländliche Feſte geſchildert, wo im Garten oder auf der Wieſe junge Männer und Frauen im Schäfercoſtüm Tänze aufführen und Spiele ſpielen, gerade wie Watteau ſie gemalt hat. Aurora ſchreibt: „Wenn ſie (nämlich die Gräfin Platen) mit ihm (mit Königsmark) zufrieden war, wußte ſie nicht, wie freundlich ſie mit ihm ſein ſollte. Einesmals zu Linzburg (ein kurfürſtliches Jagdſchloß) aßen der Kurprinz, die Kurprinzeſſin, Gräfin Kneſebeck und Andere das Frühſtück im Holze. Da war ſie ſo contente, daß ſie ihre Hautbois blaſen ließ, den Grafen Königsmark bei der Hand nahm, eine gute Viertelſtunde mit ihm herumtanzte, ihn immer in ihre Arme laufen ließ und ſich ſo ridiculement dabei anſtellte, daß die Kurprinzeſſin ſich todt lachen wollte.“ Ein anderes Document, eine Ausſage, von fremder Hand geſchrieben, enthält das Bekenntniß eines Künſtlers, der in Wachs modellirte, eine Kunſt, die die Prinzeſſin lernen wollte, wie damals viele vornehme Damen. Dieſer junge Mann erzählte, er ſei gerade in dem Moment, als der Graf von den Vermummten überfallen und gebunden worden, im Zimmer der Prinzeſſin beſchäftigt geweſen und habe ſich beim Tumult hinter einen Fenſtervorhang verſteckt. Dieſer ſelbe Zeuge will denn auch die Mordſcene unten im Gewölbe mit angeſehen haben, und zwar beſchreibt er zugleich, wie man den Leichnam in einer Grube im Gewölbe verſcharrt. Dieſer Ausſage widerſprechen jedoch, wie wir ſchon oben bemerkt, andere Berichte. Ein unbeſtreitbares Factum bleibt, daß man die

Leiche nicht fand, und daß trotz aller Reclamationen von Seiten des ſächſiſchen Hofes, an dem damals Aurora allmächtig war, vom Kurfürſten keine gerichtliche Unterſuchung und Beſtrafung der Thäter zu erhalten war.

So ſtarb der letzte der Grafen Königsmark; ein gräßliches Ende bei einem ſo ſtralenden Anfang. Sein Wappen und ſein Schwert haben nicht, wie es beim Ausſterben einer Familie gebräuchlich war, über ſeiner Gruft zerbrochen werden können. Er büßte für den Hochmuth und die Eitelkeit ſeiner Vorfahren.

Wir gehen jetzt zu dem Hauptgegenſtande unſerer Aufmerkſamkeit über, zu dem Bilde Aurora's von Königsmark. Auf die Schwelle der geöffneten Pforten des achtzehnten Jahrhunderts, dieſes Jahrhunderts voll Glanz und Frivolität, tritt ſie als eine Geſtalt, die unſere Blicke ſogleich auf ſich zieht, denn mit ihrer Schönheit kann keine wetteifern, ihre Anmuth hat nicht ihres Gleichen, und was ihren Geiſt betrifft, ſo iſt er von jener köſtlichen Friſche und jener ſüßen, duftenden Fülle, wie er unter den Frauen aller Jahrhunderte nur in ſeltenen Beiſpielen vorkommt; vor allem aber war er in jener Zeit eine wunderſame Erſcheinung, wo noch die Nachſtürme der barbariſchen Sittenzerſtörung des dreißigjährigen Krieges über das civiliſirte Europa hinwehten. Wenn man dieſe junge Frau betrachtet, ſo erſcheint ſie wie eine Blume, mild und anmuthig, und dann wieder wie der Diamant ſcharf und blitzend. Das damalige Deutſchland war nicht reif für ein Weib dieſer Art, für einen eminenten ſchöpferiſchen Geiſt, den die Natur, wie im abſichtlichen Contraſt, in die weichſte, ſchönſte, weiblichſte Körperform gekleidet hatte. Frankreich hätte dieſe Tochter des Genies und der Schönheit beſſer zu ſtellen, ihre Eigenſchaften beſſer zu nützen gewußt. Friedrich Auguſt ſah in ihr nichts als eine reizende Geliebte, während er in ihr einen Freund, einen Miniſter hätte ſehen ſollen. Er ſuchte bei ihr nur das Weib, während er bei ihr den Mann, den rettenden und kühnen Geiſt, den Genius ſeiner Krone hätte finden können. Dies Alles konnte Aurora ſein; daß ſie es nicht war, daß auch ſie unter dem Fluche litt, der auf einem feigen und ſchwankenden Scepter ruhte, darf ihr nicht zur Laſt fallen. Dieſer Satz darf jedoch nicht misverſtanden werden. Wir wollen keineswegs einem Weiberregiment dieſer Gattung das Wort reden, indem wir Aurora's Stellung als ihrer nicht würdig bezeichnen.

Ein Weib zu bewundern, blos weil es ſchön iſt, kann in manchen Fällen zur Beleidigung werden. Immer nur die Eigenſchaften des Geſchlechts mit Bewunderung herauszuheben, wo der Geiſt nach Anerkennung dürſtet, kann einer Frau ſo ſeltener Art wie Aurora eine faſt tödtliche Kränkung bereiten. Sie hat Worte der Weisheit auf den Lippen, und man verlangt von dieſen Lippen — nur einen Kuß; der Geiſt leuchtet aus ihrem dunkeln, ſinnenden Auge, und man verlangt von dieſem Auge nichts, als daß es Liebe blinzle. Gemeine Künſte, alltägliche Plauderei der Liebe, zärtliche Gemeinplätze des Boudoirs, das Schmollen einer Griſette, Affenſprunge der Koketterie, kurz der ganze Apparat eines Tête-à-Tête, wie ſie der gewöhnliche Mann beim gewöhnlichen Weibe ſucht, alles das dünkt der ungewöhnlichen Frau Verrath an ſich ſelbſt und der Liebe. Aurora war eine ſolche ungewöhnliche Frau, Friedrich Auguſt aber war ein ſolcher gewöhnlicher Mann, und trotz ſeines affectirten Ritterthums nie im Stande, der wahre Ritter einer edlen Frau zu ſein. Aurora litt am meiſten darunter, denn ſie mochte wol gehofft haben, in Sachſen zu herrſchen, ſo zu herrſchen, wie das Genie immer herrſcht, das heißt, Alles veredelnd, vergrößernd, verſchönernd. Aber obgleich ſie ſich in ihrem innerſten Weſen verkannt fühlte, hat ſich doch nie Bitterkeit in Aurora's Gemüth feſtgeſetzt; ſie blieb anmuthig, heiter bis zu ihren letzten Augenblicken, die ſie unter zänkiſchen alten Stiftsdamen verbrachte, in welcher Liebenswürdigkeit um die Neigung und das Wohlwollen ihrer Umgebung werbend. Sie wußte nicht, was Haß, was Neid, was Rachſucht war. In ihren guten Tagen war ſie allerdings eitel und hochmüthig, aber ſie war es wie ein Kind, harmlos, mit Muthwillen, über ſich ſelbſt ſcherzend. Dieſe wunderbare Frau hat keine eigentlichen Feinde gehabt; es iſt dies ein Beweis, wie kindlich ſie war, wie alle ihre großen Eigenſchaften auch darin den Stempel des Genies trugen, daß das Feuer nie verbrannte, nur leuchtete und wärmte. Wie großer Kummer ihr Herz traf, wie die verlaſſene Geliebte weinte, wie die gebeugte Mutter heimlich mit ihrem Schmerze rang, da tauchten Stimmen auf, die nach Aurora von Königsmark fragten, und dieſe Stimmen gehörten den Frauen und Männern an, die einſt von der allmächtigen Gebieterin vom Platze geſtoßen worden, die alſo nach dem Lauf der Welt ihre erbittertſten Feinde und hocherfreut über ihr Unglück hätten ſein müſſen, wenn Aurora eine Maintenon oder Pompadour geweſen wäre. Aber gerade dieſe Stimmen legten ehrenvoll Zeugniß für ſie ab. Unter den gemeinen Geliebten Auguſts, die er ſich überall zuſammenlas, ſelbſt da, wo der Fuß eines Königs nie hindringen ſollte, ſteht ſie da mit der höchſten Würde des Edelſinns bekleidet. Voltaire, der die Frauen eben nicht hoch ſtellte, ſieht in ihr das Ideal eines Weibes, die merkwürdigſte Frau zweier Jahrhunderte. — Wir wollen jetzt etwas näher auf ihr Schickſal und ihren Charakter eingehen.

Von ihren Brüdern glich ſie am meiſten dem ritterlichen Karl Johann, der auch ihr Lieblingsbruder war; an körperlichen Vorzügen kam ihr der jüngſte Bruder am nächſten, der auch die Kunſt, die Herzen zu gewinnen und den Geiſt durch Anmuth und Frohſinn zu beleben, mit ihr gemein hatte. Die ſchöpferiſche Intelligenz, die ſelbſtſtändige kuhne und kluge Lebensanſicht war jedoch ihr allein eigen, hierin erreichte ſie keine Frau, kein Mann ihrer Familie. — Es zeugt nicht eben von gutem Geſchmack und iſt für die Phantaſie nicht ſehr erbaulich, die Reize eines ſchönen Geſichts herzuerzählen; dennoch müſſen wir bemerken, daß ihr Auge von einem in Deutſchland und im Norden überhaupt ſeltenen Schnitt, lang und ziemlich weit geſpalten, das Email vom reinſten, ſchönſten Weiß war, und der Stern in jenem braunen Lichte ſchimmerte, das am meiſten geeignet iſt, die Süßigkeiten einer zärtlichen Seele in ſich aufzunehmen, ohne dabei dem Stral des Geiſtes Eintrag zu thun. Wenn ſie lächelte, ſo hob ſich das untere Augenlied und gab dem Auge einen ſanften, ſchimmernden Glanz, durch den das Feuer des Geiſtes wie durch einen Schleier blickte. Die Naſe war ſchön geformt, der Mund graziös und unendlich beredt, in jeder Wendung durch neue Reize überraſchend. Es war ein Uebelſtand, daß ſie nach damaliger Mode Roth auflegte; dadurch wurden die natürlichen Roſen ihrer Wangen in ihrem Farbenſpiel gehemmt. Ihr Gang war ſtolz, ihre Geſtalt biegſam, ihre Schultern, ihr Nacken von einer Reinheit der Form und Schönheit der Färbung, wie ſie überall unter den Frauen der verſchiedenſten Nationen zu den Seltenheiten gehören. Ihr Haar war von einem gewiſſen Blond, das man lange nach ihr „ſchwediſch Blond“ nannte, obgleich gerade in Schweden dieſe Farbe ſelten vorkommt und eher im ſüdlichen Deutſchland, ſo wie in den mittleren Grafſchaften Englands zu Hauſe iſt. Aber was ſind alle dieſe Details, die wir aus den verſchiedenen Urtheilen der Zeitgenoſſen zuſammentragen, wenn es uns nicht gelingt, die Anmuth der ganzen Erſcheinung vor das Auge des Leſers zu zaubern? Das kann aber nur geſchehen, wenn wir ſie mit aufmerkſamem Blick im Leben ſelbſt verfolgen.

Ihre Kindheit brachte Aurora in Stade zu, wohin ſich ihre Mutter, die verwittwete Gräfin, eine geborene Wrangel, zurückgezogen hatte. Ganz in der Nähe war der kleine Hof von Celle, und da war es, wo Aurora und ihre Geſchwiſter mit der Tochter des Herzogs und der Mademoiſelle d'Albreuſe, der nachmaligen Prinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg-Celle, deren Schickſal wir im vorigen Abſchnitt beſchrieben haben, zuſammen ſpielten. Aurora führte die Rechnungsbücher für ihre Mutter, wenn dieſe ſich auf Beſuchsreiſen in Stockholm und Kopenhagen befand. Dieſe Rechnungsbücher ſind noch aufbewahrt; die ſchöne Frau, die einſt faſt alle Fürſten Europas entzücken ſollte, hat es in dieſen beſcheidenen Regiſtern mit Kälbern, Schafen, mit Butter und Pöckelfleiſch zu thun. Dabei theilt ſie auch Almoſen aus, aber gerade ſo viel, nicht einen Pfennig mehr, als die Mutter ihr vorgeſchrieben. Dann geht ſie auf die Kindermaskerade und ſtellt mit großem Glück den Knecht Ruprecht vor. Nicht lange darauf ſehen wir ſie wieder rechnen und mit der Mutter correſpondiren. Endlich, als Mädchen von funfzehn Jahren tritt ſie in die große Welt ein. Sie und ihre Schweſter Emilie, nachmals vermählte Gräfin Löwenhaupt, beſuchen mit der Mutter die Höfe Deutſchlands und Schwedens. Die Erziehung Aurora's iſt vollendet; wir erfahren, daß ſie vortrefflich deutſch, franzöſiſch, engliſch, italieniſch ſpricht, daß ſie Geſchichte und ſogar Aſtronomie inne hat, daß ſie reizend die Theorbe ſpielt, dazu ſingt mit einer Stimme, die voll Schalkheit den Geiſt einnimmt und feſſelt, während er ihn nur angenehm zu unterhalten ſcheint, und endlich daß ſie Verſe niederſchreibt, die voll Zartheit und Schwung ſind. Mit einer ſolchen Tochter kann man Wunder thun, und die alte Gräfin iſt ganz entzückt über den Beifall, den die Welt ihrem Liebling ſpendet. Von Emilie wird berichtet, ſie ſei auf beleidigende Weiſe ſtolz und ſtoße eben ſo viele Herzen von ſich, als ihre Schweſter anziehe; dabei hat ſie eine rothe Naſenſpitze. Da ſie aber eine prachtvolle Mitgift erhält, ſo zweifelt Niemand, daß ſie eine ſehr anſtändige Partie machen werde, die ſie auch macht und ſich dadurch bürgerlich glücklicher ſtellt, als die ſchöne und ausgezeichnete Schweſter.

Das tragiſche Verſchwinden des jungen Grafen Königsmark brachte Aurora zuerſt dahin, daß ſie ſelbſtſtändig und eigenen Entſchlüſſen folgend ſich in das Gewühl der großen Welt ſtürzte. Schon hier zeigt ſich ihr energiſcher, männlicher Geiſt. Sie wechſelt zuerſt Briefe mit den deutſchen Fürſten und ruft ſie zu Rächern der Unthat auf. Als aber dieſe ſich unter allerlei Vorwänden vorſichtig zurückziehen, geht das achtzehnjährige ſchöne Mädchen ſelbſt in die Schranken, um mit Argliſt, Tyrannei und Lüge zu kämpfen. Nie hatte die Gerechtigkeit eine reizendere Ambaſſadrice.

Unter den Fürſten, die Aurora aufruft, befindet ſich auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, deſſen Antwort folgendermaßen lautet: „Madame, gleich jedem empfange ich Ihr angenehmes Schreiben, und beklage von Herzen, daß Dero lieber Bruder ſo unglücklich geweſen. Ich habe die gute Hoffnung, er wird ſich wol noch wiederfinden. Die Urſach iſt hier gar nicht bekannt, doch kann man ſich es wol denken. Die liebe Venus macht Manchen unglücklich, und koſtet ihm wol gar ſein Leben; doch ſchadet es nicht, wenn es noch der Mühe werth iſt. Ich bleibe lebenslang Dero ergebenſter Diener Friedrich Wilhelm. — Schwerin, den 18. Juli 1691. Nachſchrift: Dem Schneider können Sie wol trauen. Adieu, mon cher ange!“ Solche Briefe konnten nun freilich die arme Schweſter nicht tröſten.

Herr von Pöllnitz, ein galanter Kammerherr, der es mit der Etikette des Hofes ſehr genau und mit der Wahrheit gar nicht genau nimmt, hat in ſeinem Buche la Saxe galante die Ankunft von drei Schweſtern Königsmark in Dresden angegeben. Von dieſen exiſtirte die eine gar nicht und die andere blieb in Hamburg zurück, als Aurora die Reiſe allein antrat. Es läßt ſich aber annehmen, daß eine ältere Couſine Aurora's, eine Gräfin Steenbock, ſie begleitete, und aus dieſer Couſine hat Herr von Pöllnitz eine Schweſter gemacht. Auch kam Aurora nicht, wie die Saxe galante ſagt, um einen Hamburger Bankier der Unterſchlagung ihm anvertrauter

Gelder anzuklagen, ſondern lediglich um einen mächtigen Beſchützer gegen mächtige Uebelthäter in Anſpruch zu nehmen. Friedrich Auguſt hatte eben damals den Thron beſtiegen, und die Träume eines jungen Herrſchers, der die Welt zu ſeinen Füßen ſieht, umſpielten in den roſigſten Gebilden das Haupt dieſes ſchönen Fürſten, der den Frauen gefallen hätte, auch wenn er keine Krone getragen. Aurora, die wahrlich keine gewöhnliche Frau war, entging dieſem Zauber nicht.

Aurora ſetzte lange den Stolz ihrer Geburt und ihrer Tugend gegen den Achillesglanz männlicher Schönheit und Verführungskunſt. Sie unterlag, aber ſie unterlag wie große Seelen der Erde anheimfallen, ſelbſt im Staub noch den Glauben an die Unſterblichkeit der Liebe und Ehre feſthaltend. Als ſie die erklärte Geliebte eines Fürſten ward, ſie, die freie Tochter freier Stämme, ſie ſelbſt fürſtlichem Geblüt entſproſſen, trug ſie dieſen entweihten und entweihenden Kranz mit dem Stolz einer Königin. Ihr Geiſt, ſtark und edel, trug ſie empor und ließ die kleine Miſère des gefallenen Weibes vor dem ſieghaften Bewußtſein einer großen Lebensaufgabe verſchwinden. Auguſt, ſo ſchwach er war, ſo wenig Verſtändniß für Geiſtiges er immerdar gezeigt, empfand doch, daß er durch ſeinen fürſtlichen Muthwillen hier ein weibliches Weſen momentan beleidigt, nicht aber gebeugt hatte. Sein Treubruch war das Signal zu Aurorens geiſtiger Herrſchaft über ihn.

Auguſt, als er Aurora kennen lernte, hatte eben ein gefallſüchtiges, zudringliches und gewöhnliches Weib mit vieler Mühe bei Seite geſchafft, indem er ſie einem ſeiner auswärtigen Geſandten zur Frau gegeben; es hatte dabei furchtbare Auftritte zwiſchen ihm und ſeiner Mutter und ſeiner Gemahlin gegeben, und der junge gekrönte Wildfang war entſchloſſen, wenigſtens auf einige Zeit ſich nicht mehr in weibliche Feſſeln zu begeben. Da kommt ihm Aurora entgegen, in zitternder Hand die Bittſchrift haltend, ſich als Hülfeflehende auf die Stufen ſeines Thrones niederwerfend, und ſeine ſtoiſche Laune iſt raſch in den Wind verflogen. „O Himmel, wie ſchön iſt ſie, dieſe junge Schwedin!“ ruft er ſeiner Mutter zu, und dieſe tugendhafte Prinzeſſin, die zu ihrem Jammer den leichtſinnigſten aller Söhne den ihrigen nennt, ſchüttelt von Neuem kummervoll das Haupt, und die junge Kurfürſtin bricht von Neuem in Thränen aus. Die Angelegenheit mit dem verſchwundenen Bruder wird nun bald bei Seite geſchoben, die Liebe nimmt allen Platz ein. Der junge Fürſt berauſcht ſich wie ein Gott; es iſt für ihn eine poetiſche Zeit voll Blüthe und Frucht. Heimliche Geſpräche, Briefe, ſüße Launen, Neckerei der Liebe, kleine Störungen, Gedichte, Seufzer, tiefes

Schmachten, Lauſchen hinter Fenſtervorhängen, dann ſiegreiches Prunken mit Macht und Glanz. Schon iſt der Wagen beſpannt, der Aurora und die Tugend zurück nach Schweden bringen ſoll, ſchon iſt das Abſchiedsbillet geſiegelt, da ſendet der Geliebte Boten auf Boten; er kommt ſelbſt, und blaß wie der Tod liegt er zu ihren Füßen. Da wird ein Wort ausgeſprochen, womit in dieſer beſten aller Welten der ſchändlichſte Misbrauch getrieben wird: „ewige Treue!“ Wenn dieſes magiſche Wort erklingt, dieſe purpurrothe Lüge, dieſe Frucht des Teufels, die den ſüßeſten, berauſchendſten Saft in ſich birgt, welche weibliche Seele kann dann noch widerſtehen? Der Bund iſt geſchloſſen.

Wir wollen einen der Tage ſchildern, die im kleinen Luſtſchloß Moritzburg gefeiert wurden, und die in den Annalen der Liebe einen eben ſo bedeutenden Platz einnehmen würden, als jene berühmten Stunden, die einſt im Schatten des Quells von Vaucluſe beſungen wurden, wenn nur der Liebende mit Krone und Scepter etwas bedeutender geweſen wäre. An einem ſchönen Morgen fährt die ganze Geſellſchaft nach Schloß Moritzburg hinaus. Den beiden larmoyanten Kurfürſtinnen wird natürlich kein Wort geſagt. Als die Wagen in den ſchönen Gehölzen, die das Luſtſchloß umgeben, anlangen, kommt den Damen ein wunderſamer Zug ent gegen; es iſt Diana mit ihren Nymphen, die die Damen einladen, in's Schloß einzutreten, das zu ihrem Empfange bereit iſt. Aurora wird von Dianen als ihre Schweſter begrüßt, als die Göttin der Morgenröthe; die Allegorie liegt nahe, aber ſie iſt auch paſſend. Von dieſem Moment an iſt Aurora eine Göttin. Man geht in das Schloß, und hier, auf einen Wink Dianens, öffnet ſich der Fußboden und eine reich beſetzte Tafel ſteigt empor. Nicht lange, ſo hört man einen wilden Lärm von Pauken, Zimbeln und Caſtagnetten. — Pan erſcheint und in ſeinem Gefolge Satyrn, Faunen, Waldgötter. Großer Schrecken unter den Damen, aber Pan iſt die Galanterie ſelbſt, dieſe Satyrn ſind Kammerherren, dieſe Faunen ſind Pagen. Es regnet Gedichte, Diana und ihre Nymphen bitten ſelbſt für die Zudringlichen, und man vergibt ihnen. Das Mahl wird fortgeſetzt. An den Wänden des Saals ſind in effektvollen Gemälden die Schickſale und Abenteuer der Göttin dargeſtellt und Pan erklärt dieſelben. Nach der Mahlzeit erſchallt Hörnerruf und Jagdgetöſe. Die Geſellſchaft eilt an die Fenſter und ſieht einen Hirſch vorbeijagen, dem eine Koppel Hunde und ein Trupp ſchöngeputzter Jäger folgen. Sogleich entſchließt man ſich, der Jagd zu folgen. Es finden ſich Pferde und offene Phaetons bereit, die beiden Göttinnen nehmen in einem Wagen

Platz, und in fliegender Eile geht's nun der Jagd nach. Die erfinderiſche Grauſamkeit hat Mittel gefunden, den armen Hirſch zu zwingen, ſich von einer abſchüſſigen Höhe in einen Waldſee zu ſtürzen; mit entſetzlichem Plätſchern und Brauſen ſtürzen die Hunde ihm nach. Die Damen beſteigen in der Eile Gondeln, und unter den Fanfaren der Hörner ſchließen die bunten Fahrzeuge eine Runde um den ſterbenden Hirſch.

Hierauf landet man an einer köſtlich geſchmückten kleinen Inſel, auf der es wunderſame dunkle Gebüſche und amaranthfarbene Zelte gibt. In einem dieſer Zelte iſt ein türkiſcher Haushalt eingerichtet; man liegt daſelbſt auf Ottomanen, und dieſelben Kavaliere, die die Satyrn und Faunen dargeſtellt, rauſchen jetzt in Turban und Kaftan herein und alle Wohlgerüche Arabiens erfüllen die weiche, warme Sommerluft. Da erſcheint der Sultan ſelbſt. Die Pracht, mit der dieſer Herr auftritt, überraſcht und blendet; er iſt ganz mit Diamanten überſäet, und dieſe koſtbare, blitzende Figur nähert ſich langſam dem Zelte der Damen und wirft ihr Taſchentuch der Schönſten, das heißt Auroren zu.

Jetzt tritt einige Hofetikette ein. Aurora und der Kurfürſt ſitzen allein auf einem Divan, die anderen Kavaliere und Damen müſſen auf Tabourets Platz nehmen. Tänzerinnen erſcheinen und führen ein Ballet à la turque auf; dann beſteigt man wieder die Gondeln und kehrt zum Schloß zurück. Hier angelangt, führt der Fürſt ſeine Schöne in ein mit wunderſamer Pracht ausgeſtattetes Gemach, das in roſenfarbener Seide mit Silber decorirt iſt und deſſen Hauptmöbel ein Bett iſt, oder vielmehr ein Thron, deſſen Draperien durch Liebesgötter emporgehalten werden. „Hier ſind Sie Herrſcherin!“ ſagt der Kurfürſt, und die ſchöne Aurora antwortet naiv: „Wo ich auch immer ſei, ich werde doch immer nur Ihnen angehören, Monſeigneur!“ Die Toiletten werden gewechſelt und die Abendtafel beginnt. Auf ihrem Teller findet Aurora ein prachtvolles Bouquet von Blumen, aus Edelſteinen aller Farben und Arten gebildet, ein verſchwenderiſches Geſchenk. Nach der Tafel Ball. Als Alle noch im Tanz begriffen ſind, verſchwindet der Herr des Schloſſes mit ſeiner Dame; die Gäſte wiſſen, was ſie zu thun haben, ſie tanzen eifrig fort und bemerken dieſes Verſchwinden nicht. So gut dreſſirt waren damals die Höfe. — Dies iſt nur die Schilderung *eines* Tages; es folgen ihrer vierzehn nach einander, immer neue Feſte, immer neue Geſchenke, immer neue Triumphe für die Königin des Tages.

Indeſſen haben ſich in Dresden die beiden Kurfürſtinnen ſchwer geärgert, ſie überſchütten den zurückkehrenden Fürſten mit Vorwürfen, und hier tritt nun gleich Aurora in ihrer edlen, hochherzigen Weiſe auf. Weit entfernt, den Geliebten von ſeiner Familie trennen zu wollen und darin ihr eigenes Heil zu ſuchen, iſt ſie es, die ihn auf die bitteren Kränkungen aufmerkſam macht, die er durch ein wildes, rückſichtsloſes Betragen ſeiner Mutter und ſeiner Gemahlin bereitet. Der Engel des Friedens hat ihre verführeriſche Geſtalt geborgt um dieſe armen Frauen zu tröſten, mit ihrem Schickſal auszuſöhnen. Aurora iſt zuletzt vielmehr die Freundin der Mutter und der Frau, als die Geliebte des Sohns und Gemahls. Der Kurfürſt ſieht das ein, er lobt dieſes edle Betragen, aber es ſtimmt ihn kühl; eine gewöhnliche Buhlerin wäre ihm lieber geweſen. Er hat es ganz gerne, wenn die Frauen um ihn her ſich zanken; er kennt und liebt das Geſchlecht nur von ſeiner gemeinen Seite.

Aurora's Illuſionen, was die Liebe betrifft, ſcheinen bald verflogen zu ſein. Sie ſah ſich nun nach einem ehrenvollen Rückzuge um, nach einer Stellung im Leben, die ihr die Würde und den Adel des Charakters, zwei Schätze, die ſie um keinen Preis der Welt verlieren wollte, ſicherte. Ihr Auge fiel auf die alte Abtei zu Quedlinburg.

Dieſes ehemalige Kloſter und nunmehrige proteſtantiſche Stift hatte bisher immer nur Prinzeſſinnen zu

Aebtiſſinnen gehabt. Aurora fand es ganz angenehm und paſſend, die Erſte zu ſein, die ſich, ohne die Fürſtenkrone zu tragen, dieſer illuſtren Schaar anſchloß. Es war dieſes aber nicht leicht in's Werk zu ſetzen. Die Stiftsdamen ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie erfuhren, daß eine Maitreſſe darauf ausgehe, den Stuhl der heiligen Diemot einzunehmen. Die derzeitige Aebtiſſin, Anna Dorothea, eine Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, eine alte reſpectable Dame, leiſtete Anfangs lebhaften Widerſtand und ließ ſich erſt durch langes Schmeicheln Aurora's bewegen, ſie in ihren Schutz zu nehmen. Es wurde ihr demnach die Würde einer Pröbſtin zuerkannt, und beim Tode der Prinzeſſin die Nachfolge in deren Amt. Unterdeſſen wurde aber Quedlinburg, ſammt der Aebtiſſin und allen Stiftsfrauen, von Friedrich Auguſt an Preußen verkauft. Aurora benutzte dieſen Aufruhr im Stift, um ſich dem neuen Herrſcher verbindlich zu bezeigen, und es gelang ihr auch, am preußiſchen Hofe Freunde und Beſchützer zu erwerben. Mit welcher Klugheit mußte aber die ſchöne Frau hin und her laviren, um zum Ziel zu gelangen! denn ihr bereits treuloſer Geliebter — es war noch kein Jahr vergangen — unterſtützte ſie nur äußerſt lau, ſowol mit Geld, wie mit gutem Willen. Er hatte bald wieder eine gemeine Frau gefunden, der er ſein Geld und ſeine

Diamanten in den Schoos ſchüttete. So ſehen wir denn Aurora jetzt ihr wanderndes Leben beginnen. Jetzt iſt ſie im Stift, jetzt in Berlin, dann in Dresden, um irgend ein albernes Hoffeſt arrangiren zu helfen, nebenbei aber die Thränen der Kurfürſtin zu trocknen, bald in Hamburg, um das zerrüttete Familienvermögen zu ſichern, bald in Stockholm, bald hier, bald dort. Dazu kamen Mutterpflichten, Mutterſorgen. Sie war im October des Jahres 1696 Mutter eines Sohnes geworden, und an dieſen band ſie ihr ganzes Herz, ihre volle Seele. Als ſie ihren Einzug in Quedlinburg hielt, konnte ſie ihn natürlich nicht mitnehmen; er wurde im Haag erzogen, und die zärtliche Mutter führte eine anhaltende Correſpondenz mit ſeinen Erziehern.

Das Vermögen der Königsmark, Anfangs ſo bedeutend, war durch ſchlechte Verwaltung ſehr herabgekommen. Sämmtliche Söhne waren arge Verſchwender, beſonders Philipp Chriſtoph, der noch dazu auf das Empörendſte von ſeinen Dienern beſtohlen wurde. Bei ſeinem Verſchwinden verſchwand auch ein großer Theil des Familienerbes. Graf Lewenhaupt, Aurora's Schwager, trug ebenfalls zum Ruin des Vermögens bei, indem er es durch ſeine Dienſte in Sachſen dahin brachte, daß in Schweden ſeine Güter confiſcirt wurden. Aurora ſcheint ebenfalls verſchwendet zu haben, wenigſtens führte ſie thörichte Prozeſſe, die ſie verlor. Man beſtahl ſie, ihr Sohn foderte fortwährend Geld, alte Gläubiger des Bruders meldeten ſich, ſie mußte nach allen Seiten mit vollen Händen Geld ausſtreuen und gerieth zuletzt ſelbſt in die drückendſte Verlegenheit. Der Briefwechſel meldet, zu welchen Hülfsmitteln ſie ſowol als ihr Schwager greifen mußten. Silberzeug wurde verſetzt, große Wucherzinſen für kleine Summen bezahlt, groben und rückſichtsloſen Gläubigern ſchmeichelte man und Aurora's geiſtreiche Feder ſchrieb zierliche Briefe an Leute, die man unter anderen Verhältniſſen durch den Diener aus der Antichambre hätte hinausweiſen laſſen. Es iſt rührend zu leſen, wie ſie in dieſen Verlegenheiten ſich zaghaft an ihren königlichen treuloſen Freund wendet, wie ſie heiter und ſcherzend das zertretene blutende Herz verſteckt, den edlen Stolz demüthigt, um eine kleine Summe für den Sohn zu erbitten, die ſie doch nicht erhält.

Aber Friedrich Auguſt empfand damals auch hart die Mislaune des Glücks. Er war König geworden ohne Königreich; er wurde gezwungen, ein Scepter wieder herauszugeben, das er eben erſt mit großer Freude empfangen hatte. Karl XII. von Schweden verfuhr mit ihm, wie man einen leichtfertigen Glücksjäger behandelt; ſeinen Stolz, ſeinen Uebermuth mußte Auguſt ertragen, denn er hatte kein Geld und keine Soldaten, um ſeinen Thron zu ſchützen. Karl verachtete ihn auch perſönlich, und das war das Schlimmſte; die öffentliche Meinung fing an, durch den Mund eines Königs ſich auszuſprechen; Auguſts Glanz und Ruhm war dahin. Nun trat Aurora auf. Die Ehre des Geliebten zu retten, ſeinen Namen vor Schande zu bewahren, ihn ſo rein und groß wie nur immer möglich der Nachwelt zu überliefern, daran lag der großen Frau Alles. Sie kam nach Dresden und verließ ihn nicht in den Stunden der Prüfung. Sie bemühte ſich, ihm das Gefühl der Ehre, den Muth zu großen Entſchlüſſen einzuflößen. Es fanden wieder einſame Tête à tête's ſtatt, aber diesmal flüſterte nicht die ſcheue Liebe hinter den Vorhängen, ein edles, ſtarkes Weib redete zu dem Manne, der der Ehre untreu zu werden Miene machte. Wie damals lag ſie auch jetzt an ſeinem Buſen, aber nicht um frivole Schwüre, die dieſe Stunde gibt und die nächſte bricht, von ihm zu empfangen, ſondern um dem Wankelmüthigen den Ruhm ſeiner Ahnen, die Größe ſeines Fürſtenhauſes, den Richterſpruch künftiger Geſchlechter in die Seele zu rufen. Eine Geliebte ſeltener Art! Hätte nur Auguſt in dieſer Liebe ebenſo zu ſchwelgen verſtanden, wie in der ſinnlichen! Aber hier war er der „Ritter mit Furcht und mit Tadel.“ Aurora redete ſich müde und kam nicht weiter mit ihm. Am Ende entſchloß ſie ſich ſelbſt zum Handeln; ſie ließ ſich von ihm Briefe geben, eine geheime Miſſion, und reiſte mitten im Winter in das ſchwediſche Lager von Narva, um Karl unter ſeinen Soldaten aufzuſuchen.

Karl empfing ſie mit einer Impertinenz, wie ſie vielleicht noch nie im Verkehr der geſitteten Stände von einem Manne gegen eine Frau geübt worden. Er ließ die zarte, ſchöne Frau lange in den Schneefeldern herumirren, unter den lärmenden Bivouaks des Lagers herumfragen, und endlich, als ſie ihn glücklich irgendwo überraſcht und aus ihrer Kutſche ſteigt, um ihn anzureden, läßt er ſie am Wege ſtehen, grüßt ſie flüchtig und beantwortet ihre Anrede nicht. Dieſer nordiſche Jugurtha konnte nicht ungezogener ſein, er, der Verächter der Frauen, ſetzte einen jämmerlichen Stolz darein, gerade ſeine ſchönſte und liebenswürdigſte Zeitgenoſſin zu demüthigen. Die Miſſion verunglückte.

Aurora's diplomatiſche Verhandlungen und Reiſen kamen ausführlich an's Licht in einer eigenen kleinen Druckſchrift eines Zeitgenoſſen, die den Titel führt: „Denkwürdigkeiten eines polniſchen Edelmanns.“ Man ſieht hieraus, daß Aurora mit großer Energie ihre Pläne zur Rettung ihres gekrönten Freundes verfolgte, daß aber ihr Heroismus mit den ungünſtigſten Verhältniſſen zu kämpfen hatte. Außer dem von uns angeführten Verſuch machte Aurora noch einen zweiten, ſich Karl XII. zu nähern, und zwar bei jener merkwürdigen Zuſammenkunft bei Leipzig zwiſchen Auguſt und Karl. Aber auch dieſer letzte Verſuch ſcheiterte. Schon hatte Karl, obwol unwillig, dem ewig bittenden Grafen Piper die Erlaubniß gegeben, die Gräfin einladen zu dürfen zu einem Feſte, bei dem er ſelbſt zu erſcheinen verſprochen, als die Etikette und Rangordnung wieder alle Hoffnungen vernichtete. Aurora machte auf den Rang einer Reichsfürſtin Anſpruch und ſomit auf einen beſondern Platz an der Abendtafel; Karl befahl ſeinem Miniſter, ſie unter alle übrigen Damen zu ſetzen. Erſtaunt fragte Piper um den Grund dieſer Demüthigung. „Weil ſie eine Maitreſſe iſt,“ erwiederte der König. — „Aber, Sire, die Maitreſſe eines Königs!“ — „Thut nichts zur Sache, ob eines Königs oder eines Bauern; genug, ſie gehört nicht an den Platz, wo meine Schwedinnen ſitzen.“ — Aurora blieb vom Feſte weg; ſie ſcherzte ſelbſt über jene Antwort und machte ein boshaftes Epigramm auf Karl, das dieſer natürlich nicht las. Karls rauhe Tugend, die an's Plumpe ſtreifte, hatte, da er im Kampfe mit Geiſt und Schönheit unterlag, die öffentliche Stimme nicht für ſich. Wäre Aurora ein gewöhnliches Weib geweſen, ſo hätte ſie dieſer Keulenſchlag lich Alles, denn Geld vermochte Auguſt ihm nicht zu geben, er hatte keines mehr. Ein Heer von plündernden Maitreſſen zog ihm überall nach, und in Warſchau, wo er wieder als König einzog, hefteten ſich gerade die verächtlichſten und gierigſten Geſchöpfe dieſer Art an ſeine Ferſen. Die Galanterie der Polinnen feierte Triumphe, über die man in Sachſen auf das Lebhafteſte erſtaunte. Immer gab es kleine niedliche Feſte, immer Maskenbälle, die Millionen koſteten, und dabei liefen die Soldaten weg, weil ſie keinen Sold bekamen. Die ganze Umgebung des Königs war käuflich, Alles ſtahl und raubte. Die Männer tranken ungeheuer, die Frauen waren furchtbar unſittlich, alle Laſter traten in bisher unerhörtem Maaßſtabe auf. Die libertinen dresdener Frauen waren, wenn ſie nach Warſchau kamen, noch Tugendmuſter, die ſächſiſchen Trinker waren noch Schulknaben gegen die polniſchen; und all dieſes wüſte Schwärmen, dieſer tumultuariſche Leichtſinn, dieſe taumelnden Haufen wogten fortwährend zwiſchen den Höfen von Dresden und Warſchau auf und ab, der König wie ein alternder Bacchus immer an ihrer Spitze. Zuletzt verlor die Ausſchweifung allen Glanz, das Laſter alle Anmuth; die Schönheit, der Geiſt und der Adel zogen ſich zurück und die gemeine Orgie blieb. Der König war ſo weit gekommen, daß er nur die Frau noch liebenswürdig fand, die im Stande war, mit ihm eine Flaſche zu leeren.

Es iſt ein herbes Loos, das der armen Aurora gefallen war, daß ſie immer wieder gezwungen wurde, den Treuloſen, Entwürdigten an gewiſſe Erinnerungen zu mahnen. Empörend iſt es, die kalten Antworten zu leſen, die Auguſt ihr zuſendet. Er hat keine Liebe, kein Geld, er hat nichts mehr für ſie. Nur Scheu empfindet er vor ihr, denn ein geheimes, unbehagliches Gefühl ſagt ihm, daß er ſie achten müſſe, die arme, von ihm ſo brutal zertretene Frau. Sie bittet ihn zuletzt, eine koſtbare Perle einzulöſen, die ſie in ihrer größten Geldnoth bei einem ſächſiſchen Juden verſetzt hat; er thut es nicht. Sie bittet nochmals und erinnert ihn, bei welcher Gelegenheit ſie einſt dieſe Perle von ihm empfing; er antwortet ihr nicht mehr. Dieſe Briefe ſchneiden in's Herz. Das iſt alſo das Spiel der Welt, ſo treibt ſie's mit dem Herzen, das ſich ihr hingibt! Aber Aurora bleibt ſtark und feſt, ſie bleibt ſogar heiter und ſcherzend. Sie ſchreibt anmuthige Briefe an ihre alten Verehrer, die nicht müde werden, ihr Heirathsvorſchläge zu machen. Ihren Kummer verbirgt ſie in der ſtillen Kloſterzelle. Wenn die laute Weltſtimme ſie ruft, erſcheint ſie immer, und die ſchöne Frau bezaubert noch immer alle Welt. So gibt ſie dem Sohn Peters des

Großen, jenem unglücklichen Prinzen Alexei, der ſich mit einer deutſchen Prinzeſſin vermählt, ein Feſt in Quedlinburg, bei dem ſie Verkleidungen, poetiſche Spiele und Ueberraſchungen anbringt. Sie dichtet ein Bewillkommnungslied und ſpricht es ſelbſt, in das Gewand einer antiken Muſe gekleidet, anmuthig ſich hin und her bewegend und ſich keuſch in ihre Draperien hüllend. Der Sohn des Zaaren iſt entzückt, die Stiftsſchweſtern klatſchen Beifall und die alte Aebtiſſin, die nicht mehr gut ſieht und hört, begrüßt die antike Muſe als heilige Thereſe und hält den Geſang Amors und der Grazien für den ambroſianiſchen Lobgeſang. Aurora läßt die alte Dame bei dieſem Irrthum, und bis ſpät in die Nacht ſchmauſt und ſpielt man in den Kloſtermauern. Bald darauf erhält Aurora den Beſuch benachbarter deutſcher Fürſten, dann wohnt lange Zeit ihre Schwiegertochter bei ihr und macht durch ihre ſcandalöſen Intriguen das Stift und die ganze Nachbarſchaft aufrühreriſch. Dieſe Gemahlin des Grafen von Sachſen, von der er ſich ſcheiden ließ, ſpielt überhaupt in dem Regiſter der Klagen und Sorgen Aurora's eine große Rolle. Es ſcheint eine junge Frau von zügelloſer Herrſchſucht und von ſehr ſchlechten Sitten geweſen zu ſein, die lediglich weil ſie ſehr reich war, dem jungen Grafen angetraut wurde, der ſie gleich Anfangs nicht haben wollte und nur dem

Befehl ſeines Vaters, des Königs, Folge leiſtete. Wir würden auf ſie zurückkommen, wenn es uns erlaubt wäre, in unſerer kleinen Gemäldeſammlung auch das Bild des Grafen von Sachſen zu betrachten.

Was ihre quedlinburger Angelegenheiten betraf, ſo gelangte Aurora trotz ihrer Klugheit und ihrer zur rechten Zeit angewandten Schmeichelkünſte nicht zum gewünſchten Ziel; ſie wurde nicht Aebtiſſin und ſomit nicht wirkliche Reichsfürſtin, welcher Titel mit dieſer Stelle von ſelbſt verknüpft war. Als die Prinzeſſin von Sachſen-Weimar ſtarb, wählte man nach langem Zögern eine Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp. Aurora hatte es gleich Anfangs darin verſehen, daß ſie wenig Luſt bezeigte, wie ihre alte Freundin, die Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, es verlangte, im Stift zu wohnen und ein ſtilles, erbauliches Leben zu führen. Sie war fortwährend auf Reiſen, und wenn ſie zufällig einmal im Stifte ihre Wohnung aufſchlug, ſo zog ſie durch ihre Anweſenheit einen Schwarm Weltleute in die ſtille Behauſung, womit den frommen Damen ebenfalls nichts gedient war. Der neue Schutzherr, der König von Preußen, ſchrieb ihr öfters: „Madame, begeben Sie ſich wieder auf Ihren Poſten, reiſen Sie in Ihr Stift zurück. Ich höre, daß dort vielfältige Zänkereien ausgebrochen ſind, bringen Sie durch Ihr Anſehen die Parteien zur Ruhe!“

Aber ſolchen Aufforderungen leiſtete Aurora nie Folge; ſie kam, wenn es ihr beliebte und ſie ſonſt nirgends anderswo die Zeit angenehmer zuzubringen wußte, in's Stift zurück. Die alten Damen waren außer ſich und thaten ein Gelübde, eine ſo ausgelaſſene Weltdame um keinen Preis zur Oberin zu wählen. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Oppoſition die von uns bereits erwähnten zwei Gräfinnen Schwarzburg aus, die einen eigenen Geſchäftsträger am wiener Hofe beſoldeten, um die Bemühungen Aurora's zu hintertreiben. Aurora blieb alſo bis an ihr Lebensende Pröbſtin.

Um die Heiterkeit ihres Geiſtes, den anmuthigen Scherz, womit ſie die Langeweile der Höfe verſcheuchte und ſich zur Königin der geſelligen Kreiſe machte, zu bezeichnen, mögen hier ein paar Briefe eingeſchaltet werden, die ſie im Sommer 1698 zu Toplitz ſchrieb. Die Originale ſind franzöſiſch. — „Meine Damen, am erſten Tage nach unſerer Ankunft die Badeberichte zu beginnen, werden Sie ſicherlich für zu zeitig halten; da wir aber bereits gerne wieder nach Hauſe gingen, ſind ſie es in der That nicht. Und es ſind uns ſchon merkwürdige Dinge begegnet, die ſich zur Mittheilung eignen. Große Berge zu erklettern iſt keine leichte Sache. Als wir am Rande der Abgründe anlangten, ſahen wir mit unbeſchreiblichem Entſetzen, wohin wir gelangt waren.

Die Furchtſamen unter uns drängten zur Umkehr, allein wir Anderen fanden, dem Himmel ſei Dank! noch ſo viel Muth in unſeren Herzen, daß wir dieſem Rathe nicht folgten und uns in Lehnſtühle ſetzten, um uns in die Tiefe hinabtragen zu laſſen. Wir riefen die Dämonen des Gebirges an. Ich dachte einen Moment daran, ob das Schickſal wol beabſichtige, mir hier den Hals zu brechen, gleich darauf ſielen mir bei dem ruckweiſen Schwanken des Tragſeſſels die Verſe der Frau von Houlière ein — ah hic et hoc! und ich mußte lachen. Als ich meine Blicke in die Höhe richtete, ſah ich am äußerſten Gipfel des Gebirges eine Burg hängen, die ausſah, als wollte ſie jeden Augenblick auf mein Haupt niederſtürzen. Meine Führer verſicherten mich, es ſei dies eine Zauberburg, und ein gewiſſer König Marcus habe ſie in grauer Vorzeit erbaut. Nie hatte ich noch von einem König Marcus gehört, ich ſuchte bei meinen Trägern Belehrung, und dieſe erwiderten mir, König Marcus ſei ein König von Schweden geweſen. Nun hatte ich's. Es war der weiſe und erhabene Monarch, von dem ich abzuſtammen die Ehre habe. Sogleich war ich entſchloſſen, mein Geheimniß nicht zu verrathen, denn, ſagte ich bei mir ſelbſt, erfahren dieſe guten Leute, daß du die Enkelin dieſes verwünſchten Königs biſt, der ein ſo arger Zauberer war, ſo ſind ſie im Stande und werfen dich ohne weitern Prozeß ſogleich in den Abgrund. Nein, trotz der Ehre, von einem Könige abzuſtammen, will ich doch hier lieber die Sicherheit meines Halſes wahren. — Kaum waren wir einige Schritte weiter, ſo erſchien diesmal ein wahrhafter Zauberer, nämlich der Mai, der ſeine größten Schönheiten in dieſes einſame Gebirge verſtreuete. Wohin geht dein Lauf, ſchöner Gott? rief ich ihm zu. Warte einen Augenblick und ſage mir, ob ich in Töplitz gute Geſellſchaft finden werde. Der junge Gott trocknete ſich die erhitzte Stirn und erwiederte keuchend:. „Nein, Madame, Sie kommen zu früh und finden dort noch Niemand!“ — Ach, er hatte wahr geſprochen! Wir ſitzen hier in der drückendſten Einſamkeit. Ich ſehe in der That Niemand, wenn ich einige Kranke ausnehme, die im Schlafrock und in Pantoffeln an unſeren Fenſtern vorüberpilgern.“

Ein zweiter Brief lautet: „Meine Damen, Ihre geiſtvollen Antworten machen mich fürchten, daß ich nur ſchlecht dazu tauge, mit Ihnen in Verkehr zu ſtehen; ich müßte denn den Herrn von Seiverditz bitten, mir ſeinen Pegaſus zu borgen, um einige Cavalcaden vor Ihnen auszuführen. Wenn jedoch die geringfügigen Details unſerer hieſigen Abenteuer Sie intereſſiren, ſo will ich nicht zögern, ſie Ihnen zu berichten. Die Geſellſchaft vermehrt ſich merklich; einige Grafen aus Prag, deren Ankunft vom Thurme herab durch die Trompete verkündet wurde, langten in dieſen Tagen an. Sie errathen, wie unſere Koketten ſich ſogleich in Angriffszuſtand verſetzten. Wir haben mehre Partien unternommen, die immer mit Regen endeten; dann wurden Gaſtmahle gegeben, bei denen man einſchlief. Doch ſind das Alles keine Mittel, Lähmungen zu heilen. Neulich veranſtalteten unſere Damen ein Bad, in das wir mit Blumen geſchmückt, wie Nymphen der Diana, gingen Diana wurde durch das Loos gewählt, Frau von Reiſewitz wurde es. Ueber dem Badebaſſin war ein Zelt ausgeſpannt, und wir gingen Alle paarweiſe in's Bad. Kaum vertrauten die Schönen, welche ihre Reize nur von dünnen Schleiern verhüllen ließen, ſich dem kühlen Elemente an, als man im Hintergrunde des Bades eine fremde Nymphe bemerkte, die ein blödes und dummes Anſehen hatte und ſich furchtſam in den Schatten drückte. Mit Schrecken gewahrten wir, daß dieſe alte Nymphe einen Bart hatte, und als Diana Lärm ſchlug, ſprang jene heraus und wir erkannten den alten Grafen Trautmannsdorf, der ſich dieſen Spas erlaubt hatte, um recht viele Schönheiten im Bade zu ſehen und nebenbei Frau von Reiſewitz einen tödtlichen Schreck einzujagen. Gleich darauf zeigte ſich der Graf Iſterle als Aktäon in einem

Schlafrocke, mit Stiefeln und einer Bärenfellmütze. Wir ſpritzten ihm Waſſer an den Kopf und ſogleich wurde ein hohes Hirſchgeweih ſichtbar. Unſere alte Nymphe ſprang aus dem Waſſer und ſetzte Aktäon nach, und bei der Gelegenheit konnten wir ſehen, daß der gute Graf Trautmannsdorf, obgleich er ſechszig Jahre alt iſt und durch die Gicht krumm und lahm, dennoch ſich wacker zu tummeln wußte. Er gab dem Aktäon einen tüchtigen Schlag auf's Haupt, den dieſer jedoch ſehr geſchickt mit ſeinem Geweih auffing. „Glück auf zu deinen Hörnern!“ rief Graf Trautmannsdorf und ſetzte gleich darauf hinzu: „Geh zu allen Teufeln nach Polen, du alter geborner Windbeutel!“ Während dieſes Streites gewann Diana mit ihren Nymphen den Ausgang, doch wurden ſie von einem neuen Ruheſtörer, dem jungen Grafen Zwirbi, erſchreckt, der ſich ihnen in den Weg ſtellte und tauſend Poſſen trieb. Bei der Gelegenheit ſang man ein deutſches Lied, deſſen Anfang lautet: „Geduld, mein lieber Florian! Zieht doch die Katz den Kaiſer an“ u. ſ. w. Ich ſchließe meinen Bericht mit der Bitte, ihn nicht für eine Fabel zu halten und Glauben zu ſchenken Ihren gehorſamſten und treueſten Nymphen.“

Von Aurora's franzöſiſchen Verſen theilen wir dem Leſer keine mit, weil ſie in der That nicht geeignet ſind, ihren Ruhm zu vermehren. Es iſt jene incorrecte franzöſiſche Proſa, metriſch gegliedert, die man damals allgemein Poeſie nannte. In dieſer Weiſe konnte gewiß jede gebildete Dame dichten. Aurora verfaßte auch eine Grabſchrift auf ihre Mutter, aber auch von dieſer müſſen wir leider ſagen, daß ſie nichtsſagend und froſtig iſt; das ſchon erwähnte Epigramm auf Karl XII iſt das beſte ihrer Gedichte, weil darin perſönlicher Unwille den Kern hergibt. Sie war eine Frau der That, des raſchen geſprochenen Wortes, nicht der Reflexion, der in der Stille gekünſtelten Empfindung.

Unzählig ſind die Gedichte, die auf ſie von den Zeitgenoſſen und auch ſpäter gemacht worden; wir haben jedoch unter allen, die uns zu Geſicht gekommen, kein einziges werthvolles finden können. Am zierlichſten ſind die Verſe, die ſich einſt, von unbekannter Hand geſchrieben, auf einem Blättchen Papier unter ihrem Bilde in der Moritzburg fanden. Ein bis zum Poſſenhaften philiſteriöſer Autor, Namens Paullin, hat in ſeinem Werke „Hoch- und Wohlgelahrtes deutſches Frauenzimmer, Frankfurt und Leipzig 1722“ Gedichte von Auroren mitgetheilt, ſelbſt geiſtliche, und dann einige aus dem Lateiniſchen überſetzte. In allen dieſen Dingen beſteht aber durchaus nicht der Werth und der Glanz unſerer Heldin. Als Beweis, wie wenig ſie von ihrer eigenen Poeſie erwärmt wurde, dienen die ganz heterogenen Bemerkungen, die auf denſelben Papierſchnitzeln neben den Verſen ſtehen, beſonders kleine Fragmente aus den Orakeln der Punktirkunſt, der ſie ſehr ergeben war. Dagegen iſt ihre franzöſiſche Briefproſa ſo graziös und von ſo anmuthig friſchem Lebenshauch durchzogen, daß man auch jetzt noch dieſe Briefe mit Vergnügen lieſt.

Ob ſie in der Malerei irgend Bedeutendes geleiſtet, bleibt ungewiß, da die Bilder in ihrem Nachlaß, Landſchaften und Porträts, die ihr zugeſchrieben wurden, nachmals bei genauerer Prüfung einen andern Urſprung verriethen. In der Muſik war ſie Meiſterin, ſie componirte reizend und trug mit der blühendſten Lebendigkeit vor. Mehre kleine Operamotive, ein paar Liebeslieder und zwei oder drei Cantaten ſind von ihr erhalten. Im Tanz war ſie die Grazie ſelbſt, ſie hörte aber früh damit auf. Wie ſie aus Schweden kam, jung, blühend, voll Hoffnung und Lebensluſt, war ſie in jedem heitern Spiel der Jugend geübt, ihr Frohſinn war der eines Kindes, muthwillig, faſt lärmend. Sie tanzte auf Wieſen und führte im Mondſchein den Reigen an, der ſich um die Linde des Dorfes herumbewegte, dazu ſang ſie ſchwediſche Volkslieder. Am Hofe liebte ſie ſpäter die Verkleidungen. In Erfindung allegoriſcher Maskenſpiele war ſie unerſchöpflich. In den damals gebräuchlichen „Wirthſchaften“ war ſie bald eine nordiſche Druide, bald eine dalekarliſche Bäuerin. Einmal lief ſie als Atalanta zum großen Ergötzen des ganzen Hofes mit dem alten Herzog von Holſtein-Beck um die Wette, und die Attitüde, mit der ſie den goldenen Apfel auf den Weg warf, war ſo voll Schalkheit und Lieblichkeit, daß der Beifall kein Ende nahm. Nachdem ſie Mutter geworden, ſah man ſie nie wieder tanzen und auch nur ſeriöſe Maskenſpiele mitmachen.

Wir haben jetzt das Erlöſchen jener ſchönen Sonne zu melden. Die letzten Lebensjahre Aurorens waren mit Kummer und Bitterkeit erfüllt. Sie ſah, trotz aller Geldopfer, die die nunmehr arme Frau brachte, den Sohn dennoch nicht den Thron Kurlands beſteigen. Das war für die ehrgeizige Weltdame, für die zärtlich liebende Mutter ein empfindlicher Schmerz. Die Vermögensverhältniſſe der Familie waren auf's Aeußerſte zerrüttet, überall Prozeſſe, in Liefland, in Schweden, in Hamburg und Braunſchweig. Nirgends gab man die Königsmarkſchen Beſitzungen frei. Das Jahr 1727 war ein Krankheitsjahr für Aurora, es ging in böſer Stimmung und unter gefahrdrohenden Anzeichen hin. Die eigenſinnige, bis zuletzt lebhafte und leidenſchaftliche Frau nahm die Medicamente nach eigener Laune, und ſehr wenig auf die Vorſchriften ihres Arztes hörend, nachläſſig ein. Hatte ſie müſſige Stunden, ſo fiel ſie über ihre kleine Apotheke her und ſchwelgte in Arzeneimitteln, wobei ſie zugleich allerlei Toiletten- und Schönheitsdecocte, zum großen Verdruß des Arztes, anwandte. War ſie mit anderen Dingen beſchäftigt, ſo vergaß ſie Arzt, Krankheit und Medicin und wollte um keinen Preis geſtört ſein. Dann ſtritt ſie ſich mit ihrem Arzte um den lateiniſchen Namen ihrer Krankheit. Als dieſe endlich ſehr ernſt wurde, machte ſie ſich, mit Beſeitigung alles Irdiſchen, auf den Tod gefaßt. Hier trat wieder die Größe und Feſtigkeit ihres Geiſtes an den Tag. Sie legte das ſchimmernde Gewand der Eitelkeit mit feſter Hand bei Seite, und nur das, was den Inhalt ihres Lebens ausgemacht, der Trieb, groß, wahr und gut zu ſein, erfüllte ihre Seele, die von den herannahenden Schrecken des Todes nicht gebeugt wurde. In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 ſtarb ſie. Es begann ſogleich das vierwöchentliche Trauergeläute, welches ihrem Range gebührte. Ein Teſtament wurde gefunden, aber es verſchwand nachher unbegreiflicherweiſe. Der Sohn ſchickte ſehr unzarterweiſe einen beſondern Agenten, der ſich erkundigen mußte, ob keine Pretioſen gefunden worden; man antwortete ihm, der ganze Nachlaß der Mutter habe in 52 Thalern 10 Gro ſchen 8 Pfennigen beſtanden. Nur der Umſchlag mit der eigenhändigen Aufſchrift: „Dieſes iſt mein letzter Wille wegen meiner hieſigen Angelegenheit. Maria Aurora Königsmark“ iſt von dem Teſtament übrig und findet ſich in den Acten des Archivs der Provinz Sachſen zu Magdeburg.

Fürſtin Amelie Galitzin.

Fürſtin Amélie Galitzin.

Unter den intereſſanten, wenn auch nicht unter den berühmten deutſchen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts gebührt der Fürſtin Amélie Galitzin gewiß eine der erſten Stellen. An ihrem Bildungswege läßt ſich der Charakter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts überſehen, dieſes Jahrhunderts, das in ſeinen ſchönen wie in ſeinen ſchlimmen Eigenſchaften ſehr oft durch Frauen repräſentirt wird. Wir ſehen Frauen als die Trägerinnen der Unſitte und der Frivolität erſcheinen, wie ſie aus den philoſophiſchen Laboratorien berühmter und berüchtigter Adepten, eines Voltaire und Diderot, hervorgingen. Das unächte Gold, das aus jenen Schmelztiegeln erſtand, finden wir zu kunſtreichen Diademen und Lorbeerkränzen verarbeitet, die die Stirn herrſchender Frauen zierten. Wir ſehen die goldenen Saiten der Lyra ebenfalls von jenem Metall gefertigt, und daher ihr falſcher Klang, ihre unreinen Accorde. Dann ſehen wir aber auch Frauen, die die Ehre tiefer Demuth und Zerknirſchung aufnehmen und Prieſterinnen eines von der Welt weit abgewendeten Dienſtes werden. Die Fürſtin ging beide Wege, verſah beiderlei Dienſt.

Zwei Frauen gingen aus den Brennpunkten der Bildung und der Sittenſtrömung in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hervor, beide reich begabt, beide prangend in Glanz und Schönheit, und beide endend im phantaſtiſchen Dunkel einer aſcetiſchen Einſiedlerklauſe. Die Eine war jene berühmte und viel beſprochene Eſther Stanhope, die Nichte Pitts, die, überdrüſſig des Glanzes und der Ueppigkeit, der Geſellſchaftskreiſe, in denen ſie als Königin herrſchte, eine ſeltſame Pilgerreiſe in den fernen Orient unternahm, und auf dem Gipfel des Libanon hinter den Draperien eines morgenländiſchen Zeltes verſchwand, myſtiſche Geſänge der Druſen hinter ſich erklingen laſſend. Während dieſe ſeltſame Frau ihre bleichen Züge, die müden, von der Welt geſättigten Augen von einem Turban beſchatten ließ, ging Amélie Galitzin, ebenfalls der Welt überdrüſſig, in eine ſtille Buß- und Betkammer in der Stadt Münſter, die im Schatten ihrer Mauern ſtets ein ſtrenges Kirchenthum zu bewahren gewußt hat.

Von beiden Frauen ſprach die Welt viel und lange, bis ſie endlich von ihnen gänzlich ſchwieg und die einſame Frau auf dem Libanon und die einſame Frau in Münſter in gleicher Weiſe vergeſſen wurden. Wir wollen mit wenigen Zeilen das Andenken der letzteren erneuern.

Dem Generalfeldmarſchall Grafen von Schmettau wurde in Berlin im Jahre 1748 dieſe Tochter geboren. Der General war proteſtantiſch, die Mutter, eine Baronin Ruffert, katholiſch; dem zu Folge wurden die Söhne im Bekenntniſſe des Vaters, die Töchter in dem der Mutter erzogen. Amélie kam nach Breslau in eine Penſionsanſtalt. Der Unterricht in allen Dingen, auch in der Religion, war dürftig. Der Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs ſcheint auch die ſtillen Erziehungshäuſer in Breslau erſchüttert zu haben, wenigſtens ergriffen einige Lehrerinnen die Flucht, andere blieben da und gaben zerſtreut und leichtfertig ihre Lectionen. Die Schülerinnen geriethen in politiſche Aufregung, ein Theil zählte ſich zu der öſterreichiſchen Partei, der andere zu der preußiſchen; unſere Kleine ſtand an der Spitze der letzteren. „Ich bin die Tochter eines preußiſchen Feldmarſchalls," rief ſie, „wie ſollte ich alſo anders als gut preußiſch ſein?" Eine Gräfin Trautmannsdorf, die die kleinen Oeſterreicherinnen befehligte, erklärte, die

Penſion habe weit beſſere Milch zum Kaffee erhalten, ſo lange ſie öſterreichiſch war, und dieſes politiſche Argument ſiegte, die ganze Claſſe ging zu den Oeſterreichern über.

Die kleinen Mädchen lernten übrigens Nichts. Als die Penſion ſich auflöſte und die Gräfin nach Berlin zu ihren Eltern kam, beging ſie tauſend lächerliche Ungeſchicklichkeiten. So promenirte einmal die Geſellſchaft durch den Thiergarten, der damals mit einer großen Menge Statuen geſchmückt war, und die Eltern hatten den Schrecken, die Tochter ſich vor der Bildſäule der mediceiſchen Venus mit großer Ehrfurcht bücken zu ſehen. Die arme Kleine hatte die Venus für die heilige Jungfrau gehalten, Apoll daneben für den heiligen Nepomuk. Dergleichen war ſchwer zu ertragen. Dieſe Naivetät mußte raſch und mit der Wurzel ausgeriſſen werden.

Ein Franzoſe, Premonval, ein Schüler und Freund La Mettrie's, hatte im damaligen Berlin eine Erziehungsanſtalt gegründet, in der die Kinder hochgeſtellter Familien in den frivolen und ſchädlichen Kunſtſtücken unterrichtet wurden, die die Weltbildung jener Tage ausmachten. Vor Allem brachte man der kleinen Gräfin die Mythologie bei, und ſie wußte nun bald ſehr wohl einen heiligen Nepomuk von einem Apoll zu unterſcheiden. Dann lernte ſie tanzen, ſingen und die Predigten Bourdaloue's leſen, eine für das unglückliche Mädchen unbeſchrecklich langweilige Lecture. Der Beſuch der Kirchen, wie ſie ihn ſchildert und wie er damals gebräuchlich war, iſt ein intereſſanter Beitrag zur Sittengeſchichte des großen Jahrhunderts Friedrichs.

Die Geſellſchaft, die ſich faſt täglich bei Hofe und in den Salons ſah, kam auch in der Kirche zuſammen, und zwar in kleinen Logen oder Cabinetten, die geſchloſſen waren, Schaufenſter nach dem Altar und der Kanzel hin hatten, im Uebrigen aber immer ſo eingerichtet waren, daß man, unbemerkt von der unten verſammelten Gemeinde, plaudern, ſich putzen, Beſuche abſtatten, Bücher leſen und mitunter auch recht ſanft und ungeſtört ſchlummern konnte. Die Loge der Gräfin war immer mit Beſuchen gefüllt, ſo daß die Tochter, die gerne andächtig und geſammelt geweſen wäre, es durchaus nicht ſein konnte und zuletzt auch mehr Achtung auf die Schönpfläſterchen und Schminke ihrer Nachbarinnen hatte, als auf das Wort von der Kanzel her. Zuweilen war auch dieſes Wort inhaltlos und langweilig. Die Prediger gaben eine Topographie des Landes Judäa, ſtatt ſich mit ihrer Gemeinde in Berlin zu beſchäftigen. Der lebhafte Geiſt der jungen Dame, die jetzt ſchon ſiebzehn Jahre alt war, trieb ſie zur Vervielfältigung der geiſtigen Intereſſen. Sie kam auf den Einfall, Bücher zu leſen.

Eine benachbarte Buchhandlung, in die die Gräfin verſtohlen ſchlüpfte, erklärte ſich willig, die Leſerin mit Büchern zu verſorgen, allein man wollte dafür bezahlt ſein und die Gräfin hatte kein Geld. Sie bekam nur welches, wenn ſie Abends ihre Partie machte, und weil ſie ſchlecht ſpielte, verlor ſie jedesmal das mitgegebene Geld. Um aber nun zu ihrem Zweck zu gelangen, nahm ſie ſich vor, aufmerkſam und gut zu ſpielen, und ſiehe da, ſie verlor nicht nur nicht mehr, ſondern ſie gewann ſo viel, daß der Bücherverleiher und ſelbſt der Bote bezahlt werden konnte. Wer war nun glucklicher, als unſere junge Schöne, die ſich jetzt mit Wuth in die Romane ſturzte und mit einer brauſenden Phantaſie die Schöpfungen umkleidete, die aus einer ſehr dürftigen, wenn auch gerade nicht vergifteten Geiſtesquelle ſtrömten. Sie las und las immerfort. „Zuletzt wurden meine Begriffe confus,“ erzählt ſie, „ich warf all die tauſend jammervollen und glänzenden Situationen durcheinander, und nichts blieb, als ein gewiſſes Ideal unermeßlicher Vollkommenheit, dem ich nun im Leben zu begegnen ſtrebte. Ich fand es nicht.“

Unterdeſſen wurde das äußere Leben der jungen Dame immer prachtvoller; ſie war in die große Welt eingetreten, ſie beſuchte Schauſpiele, Concerte, Aſſembléen, — uberall dieſelbe Langeweile. Da die Mutter kränklich war, oder es ſein wollte, ging die ſchöne Tochter oft allein in Geſellſchaft, und da ſie unbeſchreiblich ungezwungen war, verkehrte ſie mit aller Welt ſehr frei. Aber dieſe Kühnheit und Offenheit trug das Gepräge der Reinheit und hatte darum etwas Gebietendes; ſie blieb unangetaſtet und auch die leiſeſte üble Nachrede wagte ſich nicht an ſie. Ueberall ſuchte ſie Geiſt, Offenheit, Wahrheit; ſie wollte gebeſſert, belehrt, erleuchtet ſein. Es war eine junge, ſtürmende Seele, die die Tugend ſuchte. Dieſer feurige Impuls, den die Welt nie verſteht, machte ſie zu einer Erſcheinung, die man bewunderte, aber nicht nachahmte.

Mitten in ihren weltlichen Genüſſen befiel ſie die Furcht vor der Hölle. Eines Abends fuhr ſie mit ihrer Mutter in's königliche Schloß zu einem Hofball. Geſchmückt mit Diamanten und Blumen und in einen köſtlichen Schleier gehüllt, ſteigt ſie aus dem Wagen und iſt eben noch beſchäftigt, die flatternden Draperien ihres umfangreichen Reifrocks von einem kleinen Hemmniß loszumachen, als eine Alte, ſcheinbar eine Bettlerin, ſich dicht an ſie herandrängt und ihr im platten Dialekt der Berliner Höckerinnen zuruft: „Ja, mein Frölken, wenn nur man keene Hölle wär'!" Mit dieſer Aeußerung hinkt die Alte fort, aber Amélie iſt erſtarrt über das Ereigniß. Sie kann, in den erleuchteten Sälen oben angelangt und umgeben von der Schaar ihrer Bewunderer, das häßliche alte Geſicht, in dem Spott und Hohn und der Himmel weiß welch ein ſeltſamer Ausdruck noch die Runzeln verzogen, nicht wieder los werden. Es ſchwebt ihr immer vor dem Blicke, ſie ſieht immer die magere Hand wie eine Teufelskralle nach ihrem Leibe ausgeſtreckt und hört immer die Worte: „Wenn nur keine Hölle wär'!“

Wie ſie nach Hauſe kam, warf ſie ihren Schmuck von ſich und weinte bittere Thränen. Man ſuchte ihr das ganze Begegniß als ganz geringfügig und höchſt natürlich zu erklären. Die Alte war im Schloßhofe bekannt, es war eine Blödſinnige, die man frei geben ließ, weil ſie Niemandem ſchadete. Aber dieſe Erklärungen nützen nichts. Der über alle Lebensgeſtaltungen und jeden Stimmungswechſel gebietende Geiſt hatte einmal ſeine Richtung hierhin genommen, und unſere junge Weltdame hatte ſchon damals einen Anfall von düſterer Melancholie. Die Furcht vor Hölle und Teufel bildete ſich zu einer peinigenden Allgewalt aus. Da Niemand der armen Suchenden bis jetzt einen Weg gezeigt, der ſie durch das Dunkel hätte führen können, ſo ſtürzte ſie ſich jetzt ſelbſt auf's Gerathewohl in's Dickicht. In raſcher Folge hatte ſie, ihrer Anſicht nach, alle ſittlichen Lebenslagen durchgemacht. Die Romane hatten ihr ein

Ideal von Tugend und Schönheit aufgeſtellt, das ſie zu erſtreben verſucht, das ſie aber nie, weder bei ſich noch bei Anderen erreicht gefunden hatte; einen andern Ausweg zu Licht und Befriedigung, zu der Größe und der Höhe, die ſie ſuchte, hatte man ihr nicht angeben können, ſie gab ſich alſo verloren, jener dunkeln Macht anheimgefallen, die da eingeſetzt iſt, um jede unnütz oder laſterhaft verbrachte Exiſtenz zu züchtigen. Sie wollte vergehen beim Gedanken, daß ihr eine ewige Strafe zugetheilt ſein konnte. Gott legte auf die zarte Seele alle Schrecken der Gewiſſensangſt, wol nur, um die Fülle und Biegſamkeit ihrer jugendlichen Kraft zu prüfen. Nach und nach wurde die Binde von ihren Augen genommen, dieſe fingen an, ſich wieder dem Licht zu öffnen. Sie war ja jung, die Welt ſchön, Liebe und Freundſchaft umgaben die Erbebende, war es da wol möglich, daß ſie immerdar in dieſen aſcetiſchen Grübeleien verharrte? Aber was ſie durch dieſe dunklen Stunden erkauft hatte, blieb ihr, die Macht und Gewalt der geiſtigen Welt, in die ſie zuerſt einen furchtſamen, aber doch ſichern Blick gethan.

Das Jahr 1768 führte ſie als Hofdame der Prinzeſſin Ferdinand nach Spaa. Hier war ſie in eine ganz andere Sphäre gerückt. Nun erſt ſollte aller Glanz und alle Fülle des Weltlebens ſie umbrauſen. Die Bäder von Spaa und Aachen waren damals die Zuſammenkunftsorte der europäiſchen Geſellſchaft. Engländer, Franzoſen, Deutſche, Italiener, Ruſſen, ſelbſt Türken und Griechen kamen hieher, um zu zeigen, was Sitte, Cultur und Reichthum über die Nationen, deren Repräſentanten ſie waren, vermochten. Mitten in dieſem Strudel ſchwamm Frankreich obenan. Die große Epoche Voltaires hatte eben begonnen und ſein Geſtirn warf die feurigſten Stralen. Die Fürſten beugten ſich vor ihm, und die frivole Muſe, die die Pucelle und den Candide geſchaffen, betrat mit koketter Frechheit den Parketboden der Paläſte. Diderot war eben aus Rußland heimgekehrt, von wo er Reichthümer mitbrachte, aber auch ein kleines boshaftes Witzwort Catharinens, die den großen Philoſophen für unfähig erklärte, ihr für ihre „kleine Wirthſchaft“ guten Rath zu geben. Catharina hatte ihm den Abſchied gegeben, er hatte ihr zu viel vorgeſchwatzt, ihr zu wenig praktiſch genützt; ſie entließ ihn, indem ſie ihm eine goldene Brücke zurück nach Frankreich baute.

Als Diderot in Spaa ankam, war er ſehr übel gelaunt; dies verhinderte jedoch nicht, daß er unſere junge Gräfin ſogleich aus der Maſſe vornehmer und ſchöner Frauen herausbemerkte und auszeichnete. Für ſolche Erſcheinungen hatte Diderot ein Auge. Er brachte ihr eines ſchönen Morgens den ganzen hübſchen Kram des Atheismus. Da waren die niedlichen Sächelchen darunter von dem Menſchen, der eine Pflanze iſt, von dem Menſchen, der keinen Gott, keine Fortdauer nach dem Tode, aber dafür einen ſehr guten Magen, eine hübſche junge Frau und ein Landgut hat, von dem Menſchen endlich, der keinen Gott nöthig hat, weil er ſelbſt einer iſt. Die Gräfin erſchrack nicht, denn ſie hatte dergleichen ſchon in Berlin gehört, nur lange nicht ſo geiſtreich und mit ſo ſprudelnder Lebendigkeit, mit einem ſolchen Feuer der Ueberzeugung vorgetragen. Aber ſie nickte nicht unbedingt Beifall, ſo weit hatten jene dunklen Stunden, von denen wir geſprochen, ſie doch ſchon gebracht, ſo viel Raum hatte ſie doch ſchon im Tempel gewonnen, wo der Geiſt der Geiſter angebetet wird im Geiſt und in der Wahrheit. Diderot ſprach ſich heiſer, bekam das Fieber und reiſte ab. Aber er verlor ſeine Schülerin nicht aus den Augen, ſpäter kam er nochmals wieder, und da gelang es ihm mit ſeiner Kühnheit und Zudringlichkeit, die Gräfin zu einem raſchen Entſchluß zu bringen. Wir dürfen hier aber anderen Begebenheiten nicht vorgreifen.

Unter den reichen Ausländern in Spaa befand ſich auch der Fürſt Galitzin, ein Ruſſe, modern gebildet, von den feinſten Sitten, ein Kenner und Beförderer der Genußkünſte, ein Sybarit des achtzehnten Jahrhunderts, dabei ein Freund Voltaire's und Diderots, mit denen er in Briefwechſel ſtand. Dieſe Erſcheinung war zu bedeutend, als daß der Salon der Prinzeſſin ihr ſich nicht ſofort geöffnet hätte. Der Fürſt ſollte eigentlich Bilder kaufen für die neuerrichtete Galerie in Zarskoje-Selo, er ſollte mit Aufträgen ſchnell nach Petersburg zurück, aber er blieb und gab Feſte, ohne daß die müſſige und plaudernde große Welt eigentlich begriff, weshalb er blieb. Der Grund kam an den Tag. Er bewarb ſich um die Hand der jungen Gräfin Schmettau. Sie wurde ihm von den Eigenthümern, von den Eltern und der Prinzeſſin, bewilligt. Die junge Philoſophin ging mit leichtem Schritt den ſo gefährlichen Weg zum Altar. Mit den Roſen der Hoffnung und des Glücks geſchmückt, glaubte ſie ſich jetzt in ſicherm Schutze. Sie täuſchte ſich; die Ehe mit ihren abgenützten Formen, mit den wenig begeiſterten Lebens- und Sittenanſichten unter denen ſie damals, beſonders unter den höheren Ständen, geſchloſſen wurde, ſollte ihr nicht genügen. Jenſeits dieſes Zieles, das für die meiſten Frauen das Ende alles ihres Wirkens und Hoffens iſt, fing erſt die Lebensaufgabe unſerer rüſtigen Streiterin an.

Geſellſchaften geben, umſtändliche Toilette machen, kokette Fallen aufſtellen und ſelbſt ſich in ſolchen fangen laſſen, abwechſelnd Bosheit und Langeweile ertragen und verbreiten, — nein, dazu fühlte ſie ſich nicht geſchaffen. Mit dem klaren Auge, der ſtolzen hellen Stirn, der wild übermüthigen und entſchiedenen Rede, der gebietenden Haltung in Miene und Geberde, war ſie unter den Frauen der damaligen Salons, was ein ſchwarzer Schwan unter lauter weißen. Man fand ſie ſeltſam, auffallend, ihre große, kühne Natur wurde nicht anerkannt, oder von vornherein geleugnet. Die Welt hat tauſend Mittel, ihre Oppoſition gegen das Ungewöhnliche und Bedeutende laut werden zu laſſen. Wenn man dieſe Umſtände bedenkt, ſo erſcheint der Entſchluß, den die Fürſtin faßte, gar nicht ſo unvorbereitet, dennoch aber immer auffallend genug.

Der Fürſt war mittlerweile Geſandter im Haag geworden; er machte ein großes Haus, ſah viele Fremde bei ſich und unterhielt Verbindungen mit Paris, London, Turin und Wien. Ueber ihn ſchreibt die Fürſtin in ihrem Tagebuche: „Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt, aber die Neigung, welche den geliebten Gegenſtand zu vervollkommnen ſtrebt und wovon das Ideal die tiefſten Wurzeln in meinem Gemüth geſchlagen hatte, war mir höchſtes Bedürfniß geworden, und dieſes Ideal war unabhängig von der Geſtalt. Ich fühlte, daß der Fürſt Alles für mich werden konnte, wenn er dieſe Geſinnungen mit mir zu theilen fähig war.“ — Aber er war es nicht. Franzöſiſch gebildet, etwas geckenhaft, wiewol in leidlicher und ſehr gemäßigter Weiſe, ein ewig plaudernder Kunſtbewunderer, ein flacher Philoſoph, der um die Ehre buhlte, von Voltaire einen Brief vorzeigen zu können, ein Weltmann, in ſteter Befliſſenheit, den Fürſten zu Gefallen zu leben, zu Zeiten Dienſtpedant und ſein untergebenes Perſonal tyranniſirend, dann ſogenannt genial, das heißt Alles darüber und darunter gehen laſſend. Er flog der Fürſtin voran, um ihr eine Thüre zu öffnen, er nahm ihr graziös die Taſſe und die Mantille ab, aber er erſchien nicht, wenn ſie kummervoll in ihrem Kabinette ſaß und mit ihm über das Lebensglück ihrer Kinder ſprechen wollte. Er ſchenkte ihr Putzſachen ſtatt einer Anſicht, ſie wünſchte ſeinen theilnehmenden Rath, und er gab ihr Diamanten. Jede andere Frau hätte ſich vielleicht bei dieſem Tauſche glücklich gefühlt, aber die Fürſtin ſah ſich innerlich immer ärmer und ärmer werden, je glänzender es um ſie her ſich geſtaltete.

Da trat Diderot zum zweiten Mal in ihren Lebenskreis. Der Philoſoph hatte ſeine Beute keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen. In dieſer Zeit, wo ihr Weltüberdruß auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, ſchrieb ſie in ihr Tagebuch: „In dem Gefühl meiner dumpfen Leerheit wird mir Alles, was mich umgibt, zur Qual. Vergebens werfe ich mich noch mehr als jemals in die Arme der großen Welt mit ihren Zerſtreuungen; ich bringe aus dieſem ewigen Kreis von Spielen und Beſuchen und Schauſpielen und Tanzen und Nichtigkeiten Abends immer nur ein geſteigertes vergebliches Streben nach etwas Beſſerem nach Hauſe. Selten ſchlafe ich ohne Thränen ein. Mir iſt wie jenen Schauſpielern, die auf der Bühne Andere beluſtigen, indeß ſie ſelber bittere Thränen vergießen.“ Kann man wol wahrer und ergreifender das Ringen einer Seele ausdrücken, die ſich belaſtet fühlt und ſich frei machen will?

Diderot gab ihr den Rath, ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Die Fürſtin antwortete ihm, ſie ſei fünfundzwanzig Jahre alt, ſie fürchte demnach, nicht mehr im Stande zu ſein, nachzuholen, was früher verſäumt worden. Der Philoſoph beharrte bei ſeiner Anſicht, und es wurde nun der Plan gemacht, gänzlich aus der Welt auszuſcheiden. Die Erziehung der Kinder ſollte vor der Welt das Motiv dieſer Ausſcheidung abgeben. Der Fürſt wurde von Diderot bearbeitet. Er wollte ſeine Gemahlin natürlich nicht ziehen laſſen; das große Geſandtſchaftshotel im Haag bedurfte der ſchönen und geiſtvollen Ambaſſadrice, und dann bedurfte auch der Vater der Mutter ſeiner Kinder. Die Furſtin wurde ſchwankend, es gab ſentimentale und aufregende Scenen, aber Diderot ließ nicht nach. Endlich ertheilte der Fürſt die Erlaubniß, und nun fiel unter barbariſcher Scheere das ſchöne Haar der Weltdame. Sie ſetzte eine kleine runde Perrucke auf, die ſie äußerſt ubel kleidete, dann legte ſie nonnenhafte graue Gewander an, und auf immer wurden der Reifrock, die Diamanten, Perlen und Federn bei Seite gelegt.

Wie eine beſcheidene Magd ging ſie aus dem Hauſe des Glanzes und der Pracht, um deſſen Stufen nie wieder zu betreten. Der Fürſt gab ihr ſeufzend das Geleit und ging dann wieder zuruck, um in Geſellſchaft ſeiner etruriſchen Vaſen, ſeiner Guido Reni's und Annibale Carracci's, ſeiner antiken Bronzen und porzellanenen Pagoden zu verbleiben. Die Fürſtin bezog ein kleines Haus auf der Straße nach Scheveningen, und uber die Thür dieſes Hauſes ließ ſie die Worte ſetzen: „Nithuyß,“ das heißt: „Nicht zu Hauſe.“ Damit waren denn alle frech zudringenden Beſuche einmal fur allemal, und ohne dabei die Dienſte eines Portiers in Anſpruch zu nehmen, abgewieſen. Sie ſchrieb uber ihren neuen Aufenthalt: „Ich fand bald eine ſolche Seligkeit in dieſem Leben, in dem Umgange mit meinen Kindern, in dem allmalig fortſchreitenden Zuwachs an

Kenntniſſen und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bette ging, daß nun höhere Bedürfniſſe ſich zu äußern anfingen. Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenſtände meiner Betrachtungen und Forſchungen."

Mit Diderot, deſſen Leichtfertigkeit ihr gar nicht zuſagte, den ſie ihrerſeits wieder durch ein ewiges Fragen und Bekritteln langweilte, gerieth ſie in Zerwürfniß; ſie wählte Hemſterhuys zu ihrem Umgange. Dieſer Gelehrte machte ſie mit der griechiſchen Literatur und der platoniſchen Philoſophie bekannt. Katerkamp, der eine Biographie der Fürſtin geſchrieben hat, macht bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung, daß die Fürſtin, ähnlich dem heiligen Auguſtinus, durch die heidniſche Philoſophie zum Chriſtenthum geführt worden ſei.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalt, von 1774 bis 1779, in der Nähe vom Haag faßte die Fürſtin den Entſchluß, nach Genf zu gehen, wo ſie ein Landhaus angekauft hatte. Sie glaubte ihren Kindern ſchuldig zu ſein, ſie mit einer ſchönen Natur bekannt zu machen. Der Fürſt gab auch zu dieſer Reiſe, obwol ungern, ſeine Einwilligung. Ganz im Vorbeigehen ſollte Münſter beſucht werden, um den Freiherrn von Fürſtenberg, deſſen Wirkſamkeit damals in Münſter und der Umgegend die weiteſte Ausdehnung gewonnen, kennen zu lernen.

Aus dieſem vorübergehenden Aufenthalt wurde ein bleibender. Sie bezog das Aſchebergſche Haus und im Sommer wohnte ſie bei dem Pächter des Hauſes Angelmodde.

Damit beginnt nun das etwas ſeltſame Auftreten der Fürſtin als Philoſophin vom Fach. Sie führte unter dem Namen Diotima mit Diokles (Hemſterhuys) Dialoge über die höchſten und tiefſten Gegenſtände des Forſchens. Von einem Buch, das Hemſterhuys herausgab und das den Titel: »Simon, ou sur les facultes de l'âme« führt, gehört ihr der größere Theil an. Die Vorrede lautet: „Diokles und Diotima haben am Eingang der Akademie dieſen Dialog neben dem Altar der Freundſchaft gemeinſchaftlich gefunden. Diokles fand den Inhalt deſſelben ſo genau übereinſtimmend mit der Philoſophie der Diotima, daß es ihm ſchien, der Geiſt der Lehrerin des Sokrates ſei auf dieſe übergegangen. Diotima, die Jüngere, gab dem Diokles den Auftrag, den gefundenen Dialog zu ergänzen mit Rückſicht auf das, was durch die Zeit an ihm könnte verletzt worden ſein, und nachdem er dieſen Auftrag erfüllt, fand er es billig, dieſe Arbeit ſeiner Freundin zu widmen." Man ſieht, daß hier auf eine für uns nicht ſehr anſprechende Weiſe mit den geſchichtlichen Erinnerungen der großen philoſophiſchen Epoche der Griechen modern ſentimental geſpielt wird. Die Fürſtin iſt von einer gewiſſen Koketterie mit dem Geiſte nicht freizuſprechen, allein dies Urtheil muß vorſichtig gefaßt werden, denn jene Zeit trug allgemein die Färbung der Unnatur auf der einen, und der Hypernatur auf der andern Seite. Die Fürſtin mit all ihrem genialen Wahrheitsſtreben mußte eben auch ihren Zoll der Zeit bezahlen.

Die vergötterte Diotima ging jetzt fortwährend mit ihren Freunden am Ufer der Werra ſpazieren; man verlor ſich in Haine, opferte an Altären und las ſich gegenſeitig endloſe Dialoge vor. Wir werden uns wol hüten, das philoſophiſch ethiſche Syſtem, das ſich Diotima an der Seite ihres Diokles ausdachte, den Leſern zu entwickeln.

Ehe wir jedoch daran gehen, die zweite Verwandlung der Fürſtin Galitzin, nämlich von einer philoſophiſchen Träumerin in eine chriſtliche Aſcetin, genauer zu betrachten, müſſen wir die Geſtalten zweier Männer vor uns vorübergehen laſſen, die beſtimmt waren, ihr als Führer zu dienen und die ſie ihre „Seelenfreunde“ nannte.

Einer dieſer Männer iſt der Miniſter Baron Fürſtenberg, der in Münſter reſidirte und faſt unumſchränkte Gewalt ausübte. Er gehört zu den philanthropiſch philoſophiſchen Aufklärern und Volksfreunden des vori gen Jahrhunderts, die eine ſehr milde und verblaßte Farbe tragen, gegen Männer dieſer Richtung heutzutage gehalten, dennoch aber ſelbſt heute noch oft als Muſter und Meiſter daſtehen können. Juſtus Möſer, ein deutſcher Mann, der Liebe und Achtung der beſten deutſchen Männer werth, gehörte auch zu jenen denkenden Köpfen, die aus beſchränktem äußern Wirken hervor nach weiter Ferne Licht, Wärme und Leben im Geiſte über die deutſchen Gauen verbreiteten. — Die Fürſtin war nicht im Stande, oder hatte wenigſtens weder Zeit noch Willen, den Mann, der ſich ihr näherte, in ſeiner ganzen Bedeutung als Staatsmann, als Lichtſpender und Hoffnungsträger zu beachten; ſie ſah in ihm nur den Padagogen und hoffte, ihren Sohn der verbeſſerten Lehrmethode, die Fürſtenberg dem Lande geſchenkt hatte, theilhaftig werden zu laſſen. Dieſe Hoffnung konnte nur ſehr einſeitig in Erfüllung gehen. Die Fürſtin ſchrieb Abhandlungen über Erziehung, aber der Sohn blieb unerzogen oder wurde falſch erzogen. In keinem Zeitraum unſerer gebildeten Epoche wurde in dem, was man Erziehung nennt, ſo falſch experimentirt, als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Adepten der Schulſtube ſchienen alleſammt die Köpfe verloren zu haben; der Tumult brach aus, ein Syſtem jagte das andere und man ſah die ſeltſamſten philoſophiſchen und moraliſchen Carrikaturen an der Tagesordnung. Rouſſeau mit ſeinem „Emil" hatte den Brand geſchleudert.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Kriſis des ſocialen Lebens jener Tage näher zu beſprechen, wir berühren ſie nur, weil Männer wie Juſtus Möſer und Fürſtenberg in ihren ſtaatsökonomiſchen und philoſophiſchen Schriften auf jener neuen Educationsgrundlage bauten und alle Welt über dieſe Gegenſtände damals ſprach und ſchrieb. Fürſtenbergs Anſicht von Erziehung ging dahin, dem jungen Staatsbürger vor allen Dingen Ordnung, Enthaltſamkeit und Gehorſam zu predigen. Die neuen ſtürmenden Ideen, die über den Rhein kamen, machten die edlen Männer Deutſchlands wenn auch nicht furchtſam, doch vorſichtig. Man leſe die Kapitel nach, die Juſtus Möſer über die Garantieen ſchrieb, die der freie Bürger gegenüber der verjährten Gewalt, ſie möge Namen tragen, welche ſie wolle, für ſein Recht und Eigenthum zu fodern habe, und man wird finden, daß kaum Beſſeres und Stärkeres geſagt wurde und geſagt werden kann; aber es iſt mit jener Weisheit und vermittelnden Vorſicht geſagt, die der Charakter deutſcher Intelligenz von jeher geweſen. Es gab deutſche Männer, wie Georg Forſter, die untergingen, indem ſie ſich berauſchten im Schwelgertrank der neuen Freiheit; es gab aber auch andere, die ihren Weg gingen, mitten durch die taumelnden Haufen, ernſt, groß und ſtill, und nur wählend von der Fülle des Dargebotenen, was ihren Mitbürgern Heil und Förderung brachte. Ein ſolcher Mann war Furſtenberg. Wir nehmen hier nur, was uns zwiſchen zwei ſtreitenden Anſichten als Wahrheit in der Mitte zu liegen ſcheint; denn die ſtreng katholiſche Partei hat noch zu viel Weltliches, die weltliche Partei zu viel zum verdunkelnden Myſticismus Neigendes in dieſem Miniſter entdecken wollen. Die Fürſtin, dies läßt ſich durch alle ihre zarten, umhüllten, äußerſt ſchonenden und vorſichtigen Aeußerungen hindurch fühlen, gehört zu der erſtern Partei, darum wurde auch ihr Verhältniß zu Fürſtenberg nie ein ſehr enges und inniges. Sie ging früh zu dem zweiten „Freunde" über, zu Overberg. Von dieſem nun auch ein paar Worte.

Als die Fürſtin nach Munſter kam, ſtand als Katechet an der Kloſterſchule der lothringiſchen Chorjungfern zu Münſter ein Freund und Günſtling Fürſtenbergs, der Prieſter Bernhard Overberg. Der überall ſeine ſelbſtgegründeten Seminarien und Dorfſchulen bereiſende Miniſter hatte auf einer dieſer Inſpectionsreiſen einen jungen Hülfsgeiſtlichen in der Dorfgemeine zu Everswinkel entdeckt, und deſſen chriſtlichen Vortrag mit Bewunderung angehört. Er machte ſofort demſelben Vorſchläge, in einen höhern Wirkungskreis einzutreten, aber Overberg, das Bild der Demuth und Genügſamkeit, wollte ſein Dorf nicht verlaſſen, und der Miniſter mußte endlich als ſein geiſtlicher Oberer befehlen, wo ſeine Bitten nicht mächtig genug waren. Er folgte nun ſeinem Gönner nach Münſter und nahm die oben bezeichnete Stelle an, nachdem er vortheilhaftere Bedingungen hartnäckig ausgeſchlagen hatte. Dieſer Mann konnte der Fürſtin, die jetzt eifrig einen geiſtlichen Führer und Freund ſuchte, nicht verborgen bleiben. Sie ſchrieb an ihn einen Brief, in welchem ſie ſich ihm anträgt. Man muß dieſen „geiſtlichen Liebesbrief“ im Original leſen, um ganz zu begreifen, was in der Seele einer Frau vorgegangen ſein muß, bis ſie ſich, die alle Frivolitäten und alle Genüſſe der Welt, die Koketterien der Seele wie des Körpers kennen gelernt hatte, zu einem ſolchen Briefe entſchloß.

Dieſes ſchöne Dokument iſt über jeden Spott erhaben; man kann die darin aufgeſtellten Sätze wol unverſtändlich, dunkel, ſeltſam, aber man darf ſie nicht lächerlich finden. Eine nach Wahrheit und Licht ſuchende Seele iſt immer eine göttliche Erſcheinung, und als ſolche ſelbſt dem Spötter ehrwürdig. Die Fürſtin ſagt in dieſem Briefe, unter allen heiligen Nacheiferern Chriſti ſei ihrem Herzen keiner ſo theuer geworden, als der „ſeraphiſche“ Franz von Sales. Sie las ſeinen Philotheos, und der liebeglühende Gehorſam dieſes Helden des Glaubens macht ſie erſchrecken und ängſtlich für ihr eigenes, noch ſo weltliches Herz. Aus dieſer Aengſtlichkeit wird nun das Verlangen geboren, einen geiſtlichen Freund und Vater zu finden. „Ich bin überzeugt,“ ſagt ſie, „daß Gehorſam und Unterwerfung meiner Einſichten der einzige Weg der Beruhigung und Heiligung für meinen wankelmüthigen, oft ſo unſichern Geiſt iſt; ich bedarf daher, wie Franz von Sales es meint, eines Freundes und Vaters, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, ſondern auch mein ganzes Herz öffnen, das Gute ſowol als das Böſe darin zur Beurtheilung und Aufſicht aufzuheben geben kann, und der mich ungeachtet meiner „Unliebenswürdigkeit“ dennoch genug lieben könne, um auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu ſtrafen, zu tröſten, zu ermahnen — kurz, für meine Seele wie für die ſeinige zu ſorgen.“ — Weiter ſagt ſie: bei dieſer Freundſchaft ſolle kein Unterſchied des Ranges beobachtet werden, ſie wolle nicht als Fürſtin titulirt ſein, überhaupt nicht als Frau von Stande. Dies waren Forderungen, die zu erfüllen dem einfachen, in ländlicher Sitte und Gewöhnung aufgewachſenen Overberg ſicherlich ſehr ſchwer fiel; aber die Fürſtin ließ nicht nach, und ſo kam denn dieſer intime

Seelen- und Herzensbund zu Stande. Sie ſchrieb ihre Briefe, in denen ſie ſich unterzeichnet: „Ewig Ihre ehrfurchtsvolle Freundin und ſo Gott will ſtets gehorſames Kind Amalia.“

Neben den Bildern dieſer zwei Männer, die jetzt in den Vorgrund geſtellt ſind, verblaſſen die anderen Geſtalten, die bis hierher geleitet und geführt haben. Hemſterhuys bekommt den Abſchied. Zwar bleibt er immer Freund, geiſtreicher Correſpondent, was Weltſachen und Weltfragen betrifft, aber er iſt kein Führer, kein Vertrauter mehr. Die philoſophiſchen Liebesbriefe, die Epiſteln Diotima's an Sokrates nehmen ein Ende. Vor ihrer Reiſe nach Münſter erſcheint der Fürſtin im Traume Sokrates, das heißt der ächte griechiſche Sokrates, und nimmt von ihr Abſchied. „Bis hierher habe ich dich führen können,“ ſagt er, „jetzt reiche deine Hand einem andern Führer.“

Die enge Verbindung mit Overberg gab nun der Welt die neue Erſcheinung der Fürſtin in den feſteſten Umriſſen: Niemand konnte jetzt mehr zweifeln, was ſie ſein wollte und wie man ſie zu nehmen habe. Die Geiſtreichen einerſeits, die weltlich Vornehmen andererſeits waren abgewieſen. Die Philoſophie, die Poeſie, die Grazie des Salons wurden verſcheucht. Ein Briefwechſel, den Goethe, Herder, Lavater antrugen, wurde abgelehnt, als zu weltlich verführeriſch und der frommen Meditation die Zeit raubend. Hamann ſtarb zur rechten Zeit und erlebte nicht, daß die Freundin auch für ihn erkaltete. Sie wollte nichts gewinnen, nichts erringen, als die demüthige Stellung, den „Säuglingen Gottes“ anzugehören, und zwar unter Overbergs Leitung. Die Frommen waren entzückt, ſie ſahen in dem Verhältniß der Fürſtin zu dem Prieſter jenen alten Liebesbund gottbefruchteter Herzen neu erſtehen, wie er einſt zwiſchen Vincenz von Paula und der Frau von Gondi, zwiſchen Fénélon und der Frau von Guyon beſtanden, ja wie die heilige Thereſe mit Johannes a Cruce ihn einſt geknüpft; ſelbſt der heilige Hieronymus in ſeiner Hinneigung zu der heiligen Marcella konnte als leuchtendes Vorbild den verbundenen Herzen vorſchweben.

Die Welt aber nahm ein lebhaftes Aergerniß daran. In Pempelfort, wo der philoſophiſche Jacobi mit ſeinen Freunden weilte, wurde viel geſtritten, hin und her gefragt und mitunter ſogar geſpöttelt. Der Fürſt Galitzin und Hemſterhuys kamen öfters nach Münſter, um ſich die Dinge in der Nähe zu beſehen; die Fürſtin ging ihnen freundlich entgegen, aber in ihre neuen Geheimniſſe blicken ließ ſie die Profanen nicht. Man ſuchte ſie aus ihrer Umgebung herauszulocken und zu Reiſen zu verleiten. Sie ging nach Holſtein, wo ſie den Grafen

Stolberg aufſuchte und in ihm Keime lebhafter Sympathie weckte, die ſpäter, im Jahre 1800, wo Stolberg in Münſter zur römiſchen Kirche übertrat, in Blüthe kamen. Auch nach Pempelfort ging ſie, um ſich ihrem Gemahl gefällig zu bezeigen, allein die fromme Pilgerin fand an nichts mehr Gefallen, was ſie ſonſt erfreut hatte. Still, geſenkten Hauptes ſah man ſie durch die hohen Taxusgänge des Pempelforter Parks wandeln, und das Heer der Freunde folgte ihr in ſcheuer Ferne, keiner wagte ſie, die Allen wie eine Sybille in ihre göttlichen Phantaſien verſenkt erſchien, durch modiſche Tändeleien aufzuſchrecken. Georg Jacobi, der Dichter der kleinen nackten Amoretten, dieſer faden Weſen, aus gemaltem Morgenroth und ſchlechten Verſen zuſammengeſetzt, las ihr vergeblich ſeine Poeſieen vor; empfindlich klagte der eitle Dichter ſeine Noth dem Bruder, dem Philoſophen; doch auch dieſer war empfindlich, er fühlte ſich zurückgeſetzt. Im Briefwechſel F. H. Jacobi's kommt eine Stelle vor, die ein ſcharfes Licht auf die beiden Brüder und jene Pempelforter Periode wirft. Jacobi lobt die Fürſtin Anfangs in pomphaften Ausdrücken, wenige Seiten ſpäter giebt er eine hämiſche, klatſchhafte Satire über ſie aus, die ſie als eine eitle, hochmüthige und ewig Recht haben wollende Perſon hinſtellt, auch ſei ſie nicht mehr ſchön, nicht mehr gra ziös, kurz, für ihre Freunde eher läſtig als angenehm. Vielleich liegt zwiſchen dieſen zwei Stellen, die ſich auf eine auffallende, gar nicht philoſophiſche Weiſe widerſprechen, irgend ein intereſſantes Factum, das wir leider jetzt nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln können. Vielleicht hatte die Fürſtin inzwiſchen den Woldemar, jenen berühmten philoſophiſchen Roman Jacobi's, geleſen, der ganz Berlin in Entzücken verſetzte, und er hatte ſie nicht in Entzücken verſetzt. Flugs ſchrieb der beleidigte Autor jenen Brief, in welchem er Alles widerrief, was ein früherer behauptet hatte. Große Philoſophen haben das manchesmal in ihrer Art.

Wenn wir übrigens das Bild jener Tage uns vergegenwärtigen, die damals in Pempelfort gefeiert wurden, und wie die reichlich aufbewahrten Briefe ſie uns ſchildern, ſo kann man kaum der Fürſtin Unrecht geben, wenn ihre früheren Freunde und das ganze Treiben der damaligen Geiſter ihr eben nicht ſehr gefielen. Durch Goethe's lebendige Schilderung wiſſen wir, wie es an dem gaſtlichen Tiſche Jacobi's herging: aber Goethe, mit großem, freiem Blicke die Geſellſchaft überſchauend, und in Jugendfülle ſich über ſie erhebend, hat ſicherlich die vielen Albernheiten nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen, die in jenem Kreiſe gleichſam zu Hauſe waren. Es war unendlich viel Prüderie, Affectation, lächerliche

Genieſucht und alter abgeſtandener, neumodiſch gewordener Pedantismus dort zu Hauſe. Die Dichtkunſt, oder eigentlicher die Verſekunſt hatte zwei fatale Repräſentanten dorthin geſendet. Der eine war jener ſchon beſprochene Bruder des Hausherrn, der andere der langweilige „Vater Gleim." Dieſer Kanonikus von Halberſtadt und Allerweltsfreund hatte eine glückliche, aber ſehr kurze Periode, wo er in der That Etwas leiſtete und wirkte. Dieſe Periode war kurz nach Beginn des ſiebenjährigen Krieges, wo er Kriegslieder dichtete, die die Zeitſtimmung nicht allein glücklich ausſprachen, ſondern ſie auch hoben. Die deutſche poetiſche Literatur bewahrt einige Lieder aus der Feder dieſes Mannes, die einen eigenthümlichen Zauber und ein äußerſt friſches Kolorit haben. Dies hinderte aber nicht, daß derſelbe Dichter zuletzt ein trauriger Reimſchmied und Manieriſt wurde, als die Zeitereigniſſe ihn nicht mehr trugen. Was ihm an poetiſcher Kraft abging, ſuchte er nun durch eine unermeßliche Schreibſeligkeit zu erſetzen. Er korreſpondirte mit aller Welt, und das Brieffelleiſen aus Halberſtadt war immer zur Hälfte angefüllt mit Briefen des Kanonikus, die er an ſeine Freunde nach Oſt, Süd, Nord und Weſt ſandte. Die Literaturgeſchichte hat einen großen Stoß dieſer Briefe aufbewahrt; ſie alle aufzubewahren, wäre ein Ding der Unmöglichkeit geweſen.

Dieſer alte Vater Gleim nun war der Rathgeber, der Freund, der Apoſtel aller dichtenden Talente jener Tage, und unter dieſen Talenten finden ſich auch einige wahrhaft große Männer, aber der alte Gleim, der gar keine Kritik beſaß, nannte alle ſeine Freunde groß. Die beiden Stolberg, die beiden Jacobi, Voß, Gerſtenberg, Wieland, Goethe, Herder, der ältere Kleiſt und unzählige Andere korreſpondirten mit Gleim oder wohnten bei ihm in ſeinem Muſentempel zu Halberſtadt. Unter den Narrheiten, die der Alte beging, war auch ſeine Tändelei mit der Freundſchaft, ſein Bekränzen mit Roſen, ſeine Gaukeleien mit den Grazien und Amor, ſeine Apoſtrophen an Bacchus. Dieſes Spiel wurde über alle Grenzen hinaus getrieben. In Pempelfort erreichte der Muthwille die Spitze. Es gab da Abende, wo alte und junge Männer ſich berauſchten, ſich mit Roſen bekränzten und ſchlechte Ueberſetzungen des Anakreon und Catull abſangen. Die Zärtlichkeit Gleims wurde lächerlich gemacht, man warf ſich in ſeine Arme, um ihn hinterrücks mit Waſſer zu begießen und Poſſen aller Art zu treiben.

Das war nun durchaus nicht geiſtreich. Eine Frau wie die Fürſtin Galitzin konnte dies unmöglich amuſant finden. Dann aber freilich gab es wieder Abende, wo man wieder ſehr geiſtreich ſchwatzte und ſehr tiefſinnig plauderte. Dieſes kleine Schloß Pempelfort war das deutſche Haus Rambouillet. So wie damals in dieſem Hotel zu Paris eine buntſcheckige, abenteuerlich componirte, geiſtreiche Geſellſchaft ſich in Thorheit und Weisheit zuſammenfand, ſo auch hier. Die Fürſtin ſagt in einer Stelle ihres Tagebuchs über dieſe Zeit: „Unter all den abwechſelnden Scenen auf der Reiſe nach Düſſeldorf, wo wir bei Jacobi mancherlei berühmte Perſonen fanden und in einem Strudel von Reizungen zur Eitelkeit lebten, blieb meine Seele zwar nie gleichgültig, aber doch ſtille. Der Geiſt der chriſtlichen Religion ſchwebte mir ſo habituell vor Augen, daß bei jedem Anlaß zum Aergerniß, zur Empfindlichkeit und Reizbarkeit mir zu Muthe ward, als ſagte ich zu den Anläſſen: ſtille, ſtille! ſtört mich nicht in meiner Achtſamkeit auf das Beſſere.“

Die jetzt folgenden Jahre, wo die merkwürdige Frau ſich ganz in aſcetiſch chriſtliche Anſchauungen verſenkte, wo ſie ſich in die dunkle myſtiſche Tiefe einer Betkapelle ſchweigend und mit feierlichem Schritte zurückzog, gehören nur ihrem geringern Beſtandtheile nach in dieſe Auffaſſung. Wer hierüber Ausführlicheres leſen will, leſe das ſchon erwähnte Katerkampſche Buch nach, das, aus katholiſchem Standpunkt aufgefaßt, am liebſten und am längſten bei dieſer Lebensperiode der Fürſtin verweilt. Wir wollen hier nur einige Stellen des Tagebuchs anführen.

Nachdem ſie nunmehr jedes Band, das ſie mit der Welt verknüpfte, zerriſſen hatte, ſchrieb ſie an ihren Führer und Freund Overberg: „Gott hat Sie zum Beſchützer unter die Unmündigen und Säuglinge ſeiner Kirche geſetzt. Halleluja! Lieber, Einziger, vergeſſen Sie es nie, vergeſſen Sie es nie: Gott hat mich unter dieſe geſetzt und zu Ihrem Säugling mich gemacht!“ — An einer anderen Stelle ſagt ſie, ebenfalls in Bezug auf Overberg: „Das größte und ſicherſte Kriterium wahrer Freundſchaft iſt, wenn Zwei in ihrem innerſten Herzensgebete zu Gott immer ohne Anſtand und Zweifel, ohne Bedenken und Einſchränkung ſagen dürfen: „Wir.“ — Dieſe Hingebung an den Führer ging ſo weit, daß ſie ſich bei der Frage, ob dieſes oder jenes geſchehen ſolle, unbedingt ſeinem Ausſpruch unterwarf; „denn,“ ſchreibt ſie, „wenn ich meiner Neigung folge, ſo bin ich ohne Gnade.“

Was die frommen poetiſchen Ergüſſe der Feder der Fürſtin in dieſer Periode betrifft, ſo kranken ſie an dem Uebel, das faſt alle frommen Liederdichter heimſucht, nämlich der gute Wille muß für die That gelten: als Poeſien ſind ſie ſchlecht, als Gebete gut. Nichts iſt wunderſamer, aber auch nichts ſeltener, als die ächte göttliche Ausſtremung in ächter poetiſcher Geſtaltung. Gott hat ohne Zweifel gewollt, daß dieſe Gattung der Poeſie nie entweiht werden ſollte; darum hat er ſie ſo ſelten zur Erſcheinung kommen laſſen, hat ſie vielleicht in einem Jahrtauſend nur Einem Manne oder Einer Frau in's Herz geſenkt. Jener feurige Sturm, der durch die goldenen Saiten von Davids Harfe brauſte, der heroiſche Geſang, dem die Völker aller Zeiten lauſchen, er wäre auch zu gewaltig, wenn er öfter und bei minder wichtigen Anläſſen ſich erhöbe: die Welt ertrüge ihn nicht. Die großen Schmerzen, dieſe Goldgruben der Poeſie, hütet der Genius mit der unerbittlichſten Strenge, und welcher Schmerz wäre größer, als der, den die Creatur empfindet, die in brennender Sehnſucht ihrem Gotte nachfliegt, ihn nicht erreichend. Wir ſchreiben daher von den Gedichten der Fürſtin nichts ab, weil wir ſie lange nicht ſo finden, wie wir ſie haben möchten.

Ein Hymnus auf die Liebe iſt froſtig, er hat den alten Leierklang eines Geſangbuchliedes; aber ſehr wahr und rührend empfunden ſind Betrachtungen, die überſchrieben ſind: „Ueber meine ſchlafloſen Nächte." Hier ſagt ſie, im Dunkel ihrer peinvollen Nachtſtunden ſeien ſüße Geheimniſſe an ihre Seele herangetreten und Stimmen, deren Klang nichts Irdiſches verrathen, haben mit ihr von einem Bilde kommender Glückſeligkeit geſprochen.

„Auf deinen Fittigen getragen, o Nacht,“ ruft ſie aus, „erhob ich mich oft zum Thron des Ewigen, und betete an den mir ſonſt oft ſo dunklen, ſchauervollen Rathſchluß. Seid mir darum gegrüßt, ihr meine ſchlafloſen Nächte, Geſchenke der wachenden Liebe! Ungeahnte Thränen verwandeln in eurem Schooße ſich in köſtliches Manna, zur Nahrung der ſchmachtenden Seele!“

Merkwürdig iſt ihre Hinneigung zu den von der neueren Kirche abbeſtellten kirchlichen Kaſteiungen. Sie ſagt darüber: „Wer den Keim der Seligkeit hienieden in ſich ſproſſen fühlt, der wird es auch erfahren, welch ein Unterſchied darin liegt, ſich aus Liebe, oder blos ſtatt der Liebe zu mortificiren, zu kaſteien auf alle Art. Ich bin überzeugt, daß Mangel an heller Einſicht dieſes Unterſchieds die doch ſo nützlichen Abtödtungen aus der Mode gebracht hat. Menſchen, die ſie ſtatt der Liebe üben, werden ſtolz darauf, die ſie jedoch aus Liebe üben, betrachten ſie als etwas [illegible], Unbeträchtliches, das weit unter allen Tugenden der Chriſten, wie Demuth, Gehorſam, Geduld, ſteht. Ein ſolcher übt die Kaſteiungen nicht als Stellvertreter, ſondern als eine Thätigkeit ſeiner Liebe, die den Drang fühlt, äußerlich hervorzutreten. Wer hat je geliebt und kennt die, ich möchte faſt ſagen kindiſche Unruhe des Herzens nicht, das immer geben, gehorchen, dienen will für den Geliebten, indem jeder dieſer Akte ihm ſo zu ſagen ſeine eigene Liebe doppelt zu genießen gibt, einmal in ſich und einmal im Andern!“ Für ihren ehemaligen philoſophiſchen Führer Hemſterhuys fallen bei der Gelegenheit ſchlimme Brocken ab; ſie ſagt: „daß die Philoſophie vor und nach Chriſtus uns nie einen feſten Weg führte, wird aus der Uneinigkeit deutlich, in welcher alle Philoſophen von jeher bis auf den heutigen Tag unter einander gelebt haben. Das höchſte Reſultat, das die Philoſophie erzielt, beweist, daß ſie nur Verhältniſſe nicht das Weſen auffinden kann. Es iſt die in Armuth gerathene, verkommene Vernunft, die zum Graben weder Fuß noch Hand hat und ſich ſchämt zu betteln.“ Das klingt nun freilich anders, als damals, als „Diotima“ an „Sokrates“ ſchrieb. Es iſt ferner auffallend, daß die Fürſtin, wenn ihre religiöſen und myſtiſchen Betrachtungen auf eine gewiſſe Höhe gelangen, anfängt, lateiniſch zu ſchreiben. Sie, die ein ſehr elegantes Franzöſiſch ſprach, als ſie noch eine Weltdame war, ſpricht jetzt, da ſie alle Weltformen abgelegt, ſchlechtes Mönchslatein. Gewiß liegt hierin auch ein charakteriſtiſcher Zug.

Wieder in die Welt hineingezogen wurde die tiefſinnige Fromme, als es nun an der Zeit war, daß ihr Sohn ſich eine Lebensſtellung erwerben ſollte. Nun wurde der alte Fürſt, der immer noch im Haag reſidirte, nun wurden die Freunde in Berlin und Petersburg von Neuem rebelliſch, und als es bekannt wurde, daß der junge Prinz, in Amerika angelangt, ſich daſelbſt zum Miſſionär ausbilde, donnerte und tobte die ganze Verwandtſchaft. Die Kaiſerin Katharina wurde erſucht, einen Befehl zu erlaſſen, der den jungen Ruſſen nach Petersburg an den Hof rief, um ihn zum Offizier in der Garde zu machen. Ein Miſſionär und ein Gardeoffizier! Welch ein grauſamer Scherz des Schickſals! Welch ein bittrer Leideskelch für die Mutter, die hier thätig einwirken und entſcheiden ſollte! Heimlich, in der Stille ihrer Betkammer, hatte ſie Gott ſchon inbrünſtig gedankt für die Gnade, die er ihrem Sohne hatte zukommen laſſen, indem er ihn der Welt entzog; öffentlich mußte ſie nun, um eine Schaar weltlicher und ſtolzer Verwandten zu beſchwichtigen, Briefe wechſeln, Beweiſe ausſtellen, daß ſie ihren Sohn nie geleitet habe bei der Wahl einer Lebensſtellung. Sie führt ſogar in der Angſt ihres Herzens den Fechtmeiſter namhaft an, den ſie ihm gehalten, um ihn in den Waffen üben zu laſſen. Man glaubte ihr nicht; man gab ihr Schuld, ſie habe ihren Sohn abſichtlich zum „Pfaffen“ erzogen. Sie rang die Hände, ſie weinte mit Overberg, und der ganze Schatz religiöſer Troſtgründe wurde erſchöpft, um Beider Herzen feſt und ruhig zu machen.

Der General Graf Schmettau in Berlin, ihr Bruder, zeigte ſich beſonders ungeberdig. Er ſchrieb ſeinem Neffen Drohworte nach Amerika, und dieſer antwortete mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern. Darauf wußte freilich der General nichts zu erwidern. Der Miſſionär blieb Miſſionär. Die Mutter ſiegte und brachte es ſogar noch dahin, daß der heftig erzürnte Vater endlich dem Sohn noch ſeinen Segen ertheilte. Das war aber ein harter Schlag für den alten Geſandten und Höfling; erſt eine unter die Frommen gegangene Gemahlin, und dann ein Sohn, der Miſſionar wurde! Der Fürſt überlebte dieſes Deſappointement aller ſeiner Wünſche und Hoffnungen nicht lange. Er zog mit ſeinen ſchönen Gemälden, mit ſeinen Vaſen, ſeinen koſtbaren kleinen Nippes nach Petersburg, und ſtarb dann auf einer diplomatiſchen Miſſion in Braunſchweig im Jahr 1803. Beim Tode des Fürſten kam der alte Groll der Verwandten wieder lebhaft an's Tageslicht; man entzog der Fürſtin die Einkünfte ihrer Güter und wollte ſie dadurch zwingen, nach Rußland zurückzukehren; aber Kaiſer Alexander, an den ſie ſich wandte, gab einen Befehl, der dieſe Machinationen vernichtete. Neue Verlegenheiten zeigten ſich, als der Sohn aus Amerika herbeikommen ſollte, um in Perſon die Güter in Rußland anzutreten; er wollte nicht. Die

Miſſion war ihm wichtiger, als Erlangung und Sicherſtellung irdiſcher Beſitzthümer. Die Mutter gab ihm Recht. Die Zeiten, wo die Chriſten arm und verfolgt waren, ſeien das goldene Zeitalter der Kirche geweſen, ſchrieb er der Mutter; er ſei demnach auf den Fall gerüſtet, gänzlich zu verarmen. Die Mutter ihrerſeits ſagte zu Overberg: „Derjenige, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich und meine Tochter kleiden, wenn man uns unſere Schätze nimmt.“ Es kam aber nicht ſo weit. Vermittelnde Wege wurden eingeſchlagen; der Beſitz blieb den Verfolgten ſo ziemlich ungeſchmälert.

Bald nach dieſen Kämpfen nahte ſich die Pilgerin dem Ziele ihres Lebens. Eine Reiſe, die ſie zu ihrer Freundin, der Aebtiſſin von Vreden, Gräfin von Truchſeß, machte, erſchöpfte ihre körperlichen Kräfte; ein gichtiges Uebel, das ſie ſchon ſeit Jahren gequält hatte, nahm eine gefährliche Geſtaltung an, und ein ſchmerzhaftes Krankenlager führte die arme Leidende endlich am 27. April 1806 dem Tode in die Arme. Ihr Freund Overberg hielt an ihrem Krankenbette feierliche Meſſe. Beim Empfang der Sakramente und in den Armen ihrer Tochter, der Prinzeſſin Marianne, und ihres Arztes, Rath Druffel, ſtarb ſie. Ihre ſterblichen Reſte ruhen in der Kirche zu Angelmodde, wo ein einfaches

Denkmal die Stätte bezeichnet, wo ſie hingebettet wurde. Alles, was der Hingang eines Frommen Erſchütterndes haben kann, war an dieſem Sterbelager vereinigt. Die Geſtalt Overbergs wirkt, wenn man die Beſchreibung dieſer letzten Lebensmomente lieſt, wie eine außerirdiſche Erſcheinung. Der Prieſter, der Freund, der Lehrer, der Genoſſe in Glück und Leid — alles dieſes, und noch etwas, was keine ſterbliche Zunge zu nennen und zu bezeichnen weiß, war in dem Prieſter vereinigt. Er empfand dieſen Verluſt, wie nur eine ſolche Seele empfindet.

Anna Louiſe Karſch.

Anna Louiſe Karſch.

Das Leben dieſer, gewöhnlich unter dem Namen „die Karſchin“ angeführten Dichterin gibt ein auffallendes Bild von Naivetät und Affektation, von Sitteneinfalt und Sittenüberfeinerung, von wahrer Demuth und dem lächerlichſten Dünkel. Das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland legt ſeine am meiſten charakteriſtiſchen Züge in das Leben dieſer Frau nieder, die als Bäuerin aufwuchs und als gekrönte und gefeierte Dichterin ſtarb. Aechtes Elend und falſcher Glanz verbinden ſich ſeltſam in dieſer abenteuerlichen Erſcheinung. Während ihre Biographie Seiten darbietet, die Schilderungen enthalten, die uns Thränen des innigſten Mitgefühls entlocken, treffen wir gleich darauf auf Stellen, die dem Geißel der Satire nicht geeigneter konnten dargeboten werden, und wo Perſonen und Verhältniſſe, ohne daß es im entfernteſten beabſichtigt wurde, die lebhafteſte Spottluſt in uns wecken.

Es mag nicht unpaſſend erſcheinen, hier gleich beim Beginn unſers Aufſatzes das Urtheil einer Augenzeugin zu geben, die damals, es war im Sommer des Jahres 1790, die Karſchin noch in ihrer Glanzperiode ſah. Es liegt uns ein Brief vor, den eine junge Gräfin Steenbock damals aus Berlin nach Reval an eine ihrer dortigen Verwandten ſchrieb und in welchem folgende Schilderung vorkommt:

„Wir ſaßen noch bei Tafel, als eine Kutſche vorfuhr, in der die berühmte Karſchin ſaß. Mein Vetter und ich gingen, oder vielmehr wir flogen an's Fenſter, um ſie ausſteigen zu ſehen. Es dauerte lange, ehe ſie mit ihren vielen Röcken, von denen einige einen ungeheuren Umfang hatten und durch Fiſchbeinreifen ausgeſpannt wurden, fertig wurde und endlich ein Bein aus der Kutſche ſtrecken konnte, das das Bein einer Bäuerin war, trotz deſſen daß ein ſeidener Strumpf es umſpannte. Nie ſah ich einen häßlichern Fuß. Sie zwang ſich, dieſen Fuß zierlich und in einer Tänzerſtellung hinzuſetzen, allein jeder Verſuch ſcheiterte an dem urſprünglich derben Bau des widerſpenſtigen Gliedes und an ſeinen landlichen, ihm früh beigebrachten Poſituren. Als ſie endlich mit den Füßen draußen war, blieb ſie noch mit ihrem Kopfputz hängen, und der Kutſcher verließ ſeinen Sitz, um ſeine unglückliche Patronin frei zu machen. Dies bewirkte er, indem er eine Welle gepuderten Haars nahm und mit derber Fauſt nach hinten ſchob, wodurch die Friſur — ich glaube es war eine coeffure a la reine — bedeutend abgeplattet wurde. So bekamen wir denn etwas beſchädigt und zugerichtet unſere berühmte Frau in den Saal. Sie ſtieg die Treppe hinauf mit dem Pomp und dem Siegeslächeln einer Göttin. Oben empfing ſie mein Oheim und erwiederte ihre drei tiefen Verbeugungen mit einem reſpektvollen Gruße. Sie hatte einen hochgelben Reifrock an mit Bouquets von Feuerlilien überſäet, an der Bruſt hatte ſie etwas, das wie ein Ordensſtern ausſah, es war jedoch nur eine galante Spielerei, die der Herzog von Gotha ihr gegeben, ein kleines, ziemlich ſkabröſes Gemälde: Leda, die den Beſuch des Schwans empfängt. Niemand anders als die Karſchin würde gewagt haben, ein ſo anſtößiges Geſchenk ſo offen zur Schau zu tragen. Allein ſie iſt ſo eitel und hat ſo wenig Geſchmack, daß ſie alles, was man ihr ſchenkt, an ihren Körper hängt, ohne zu bedenken, ob es auch paſſend ſei. Wie eine Wilde liebt ſie blitzende Gegenſtände und trägt ſie zur Schau. Sie iſt eine magere Perſon, mit einem langen, dünnen Halſe, auf dem ein Kopf ſitzt, der, von ferne geſehen, faſt wie ein Todtenſchädel ausſieht, ein Todtenſchädel in Puderwolken, Blonden, Zitternadeln und gefärbte Federn gehüllt. Wenn man ſie näher betrachtet und mit ihr in Geſpräch kommt, ſo bemerkt man, wie gut, fromm und wohlwollend dieſe Züge im Ausdruck ſein können. Ihre Stimme iſt, wie es bei alten Frauen eine Seltenheit, reich und wohllautend, und die Verſe, die ſie ſogleich macht und herſpricht, nachdem man ihr ein beliebiges Thema aufgegeben, ſind vielleicht weniger gut, als ſie gut klingen und das Ohr beſtechen, ehe ſie noch Zeit fanden, den Verſtand und das Gefühl für ſich zu gewinnen. Sie ſchied von uns als unſere gute Freundin, und François begleitete ihre Kutſche noch eine Strecke zu Pferde, als wir ſie nach Berlin zurückfahren ließen. Dieſen Ehrendienſt vergalt ſie durch ein kleines Gedicht, das ſie aus dem Kutſchenfenſter heraus ihm zudeklamirte, und worin mein Vetter mit dem Merkur verglichen wird, der eine vom Parnaß eſchappirte Muſe wieder zurück führt. Ich ſende Euch eine Abſchrift dieſes Poems. — “

In einer Meierei unweit der ſchleſiſchen Grenze und in der Nachbarſchaft des Städtchens Schwiebus wurde 1722 am erſten December Anna Louiſe Dürbach geboren. Die Mutter war Kammermädchen bei einem Fräulein von Moſe, und ſcheint ſich auf dem herrſchaftlichen Schloſſe eine ziemlich emanzipirte Stellung gegen ihre Gebieterin errungen zu haben, wenigſtens geht aus den Mittheilungen der Tochter hervor, daß man es ungehörig fand, eine ſo liebenswürdige Perſon, wie die Jungfer Kuchel, an einen Schenkwirth verheirathet zu ſehen. Meiſter Dürbach war Schenkwirth und Pächter, und kümmerte ſich wenig um die Talente ſeiner Frau, die ſchön tanzte und trefflich ſang, er hielt ſie zu ſorgſamer Beſchickung des Haushalts an. Die empfindſame und tugendhafte Schenkwirthin, die auf dem Schloſſe mit dem ſentimentalen Fräulein geſchwärmt hatte, der von den ſchleſiſchen Junkern der Hof gemacht worden, fand ſich nur ſchwer in die herbe Nothwendigkeit, innerhalb einer baufälligen Hütte die Pflichten ihres neuen Amtes auszuüben. Am widrigſten waren ihr die Scherze der rohen Handwerksburſchen, die in der kleinen Grenzſchenke einſprachen; auch trank ihr Mann eine gar zu große Quantität ſeines eigen fabrizirten Bieres.

Unſere Dichterin ſagt von ſich ſelbſt, daß ſie ein unbeſchreiblich häßliches Kind geweſen ſei, und es iſt rührend zu leſen, wie demüthig ſie von ihrem Eintritt in die Welt ſpricht. Mein Körper, ſagt ſie, war eben ſo gelb und ſchrumpfig, als meine Geſichtshaut, die runzlige Stirnhaut hing mir über die Augen hin, und dieſe lagen tief und finſter im Kopfe; mein magres, kleines Geſicht hatte eine widerwärtige Ernſthaftigkeit. Ihre Tochter ſetzt hinzu: „Indeß iſt anzumerken, daß die Dichterin nachher nichts weniger als haßlich aufwuchs, und hätte ſie ihren Körper und ihr Mienenſpiel in der Gewalt gehabt, ſo würde ſie bis zu ihrem Tode beinahe für ſchön haben gelten können. Sie hatte einen wohlgeordneten, feinen Wuchs mittlerer Größe, ſchöne und dauernde Geſichtsfarbe, hellbraunes Haar, die ſchönſte Stirn, welche jemals geſehen werden, auf welcher ganz das Licht ihres großen Geiſtes ausgebreitet lag, die ſtrahlenvollſten, hellſten, ſprechendſten blauen Augen, beſtandig rothe Lippen, und bei guter Laune herzlichen Frohſinn in den Mienen. Allein wenn ſie ihren „Forſchblick“ hatte, welcher die meiſte Zeit in ihrem Geſichte herrſchte, ſo war ſie ſchwer auszuhalten, und man würde nicht haben mit ihr Umgang pflegen können, wenn ihre Gedanken und ihr Thun nicht leicht waren abzulenken geweſen durch Zerſtreuung, welche oft den Augenblick wirkte. Die Augenlider zogen ſich bei ſolchem Blicke zuſammen, das Auge wurde kleiner, und ſeine Strahlen ſchoſſen, gleichſam wie die Sonne in einem Brennpunkte auf ſeinen Gegenſtand zuſammen. Es war ein verzehrender Blick; lenkte der Gedanke ihn ab, ſo ſah er ſeitwärts und ging in eine lachelnde Bewegung des Mundes uber, welche nicht weniger Scheidewaſſer als der Blick ſelbſt hatte. Die Dichterin, welche nichts von dieſem Mienenſpiele wußte, hat ſich unzahlige Verdrieß

Univ. Bibl. München

lichkeiten dadurch zugezogen, und eigentlich kann man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen.“

Dieſe Schilderung, die die Tochter von der Mutter macht, iſt merkwürdig, beſonders wenn man ſie gegen andere beſchreibende Portraits hält, die die Zeitgenoſſen gegeben haben; zum Beiſpiel das obige der Gräfin Steenbock. Die Tochter will nicht ſagen, daß die Mutter unangenehm häßlich geweſen, ſie gibt daher allerlei ſeltſame Umſchreibungen; wir wiſſen aber durch Andere, daß die Karſchin in der That ſo abſchreckend von Geſtalt und Mienen war, daß ſie zu Zeiten ſo unleidliche Grimaſſen ſchnitt, daß es ihr nie gelang, ihr, die ſo zärtlich fühlte, auch auf den toleranteſten Mann Eindruck zu machen.

In ihrem ſechſten Jahre nahm ihr Großvater ſie zu ſich. Dieſer, von dem mit großem Rühmen geſagt wird, daß er ein „ſtudirter“ Amtmann geweſen, lehrte die Kleine, die ihm gefiel, Leſen, Schreiben, die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften und endlich ſogar Latein. Die Mutter und die Großmutter waren außer ſich, beide beſtürmten den „ſtudirten“ Amtmann, ſeine verderblichen Beſtrebungen einzuſtellen. Die Großmutter rief ihm zu: Du lehrſt das Mädchen ſchreiben, und zu welchem Gebrauch wird ſie die Feder führen? Um Liebesbriefe zu ſchreiben. Die Mutter rief: Ein Mädchen, das Latein verſteht, hat ſich dem Teufel verſchrieben! Der Amtmann mußte ſeinen Liebling wieder hergeben, und Frau Durbach, die unterdeſſen ihren Namen gewechſelt hatte und nach dem Tode ihres Mannes den Jäger Hempel geheirathet hatte, nahm ihre nunmehr zehnjährige Tochter zu ſich. Sehr rührend war der Abſchied der Enkelin vom Großvater: ſie war ſo glücklich geweſen bei dem alten freundlichen Manne, der ſo viele gelehrte Bücher hatte und ihr ſo ſchöne Dinge vorſprach. Ihre Kindheit zählte nur dieſe drei glückliche Jahre, und dieſes Paradies ſchloß ſich ihr jetzt für immer. Der Großpapa mit ſeinen lateiniſchen Büchern verſchwand, und die arme Kleine kam wieder in's Dorf, in die lärmende Schenkſtube, zu ihrer Mutter, die unterdeß kränklich und übelgelaunt worden war, und der die zweite Ehe keinen Segen brachte.

An der Wiege ihres Stiefbruders fand ſie ihre bleibende Stätte: ſie wuchs als Kindermagd auf; dann, als dieſe Thätigkeit der arbeitſamen Mutter noch nicht genügend ſchien, ſchickte ſie das Mädchen als Hüterin einer kleinen Heerde auf Feld und Flur. Hier begann die eigenthümlich poetiſche Ausbildung Anna's. Die junge ſchleſiſche Hirtin ſog in der Fülle und Freiheit der Natur und Einſamkeit dieſelben Quellen dichteriſcher Schöpferfülle ein, an denen ihre Genoſſen, die Schüler und Meiſter der ſchleſiſchen Dichterſchule, groß wuchſen, und die die ſüße und bezaubernde Begabung ihres Landsmannes, des armen und unglücklichen Günther, der Beachtung und Bewunderung ſo würdig machten. Deutſchlands Dichtergarten iſt Schleſien, jenes Ländchen, in welchem eine weiche, geſchmeidige Natur dem träumenden Genie die Farben und Formenfülle des Südens gibt, während der Norden die Stätigkeit und Schärfe des Gedankens hinzufügt. Tiefer ſüdlich und höher nördlich fallen die Elemente, die ſich hier lieblich einigen, ſchroff auseinander: die kalte Skepſis Berlins, die genußſüchtige Trägheit Wiens.

Anna war Schäferin. Sie hatte den weiten Himmel über ſich, die rauſchenden Gebüſche, die Quellen, die Ebenen, über die der Weſtwind blies, den Thauwind, der die Wolken treibt, „trüb und feucht, wie wenn der Wolf die Heerde ſcheucht,“ dann den ewigen Sternendom, die volle und dann ſich wieder leerende Mondſchale, das Gebirge im Nebel der Ferne; kurz, die ganze herrliche Welt, wie ſie ſchon die Patriarchen ſahen, dieſe Könige und Hirten, umgab das Mädchen, dem Gott eine dichtende, träumende Seele gegeben. Das Eigenthümliche und Beſondere an der ganzen Erſcheinung Anna Louiſe Karſch iſt eben ihre Schäfer- und Dorfnatur: das Urſprüngliche, das Naturvollendete, das

Einfachgläubige in ihrem Weſen. Rammler verſtand ſie wenig, als er ihre Verſe in künſtliche Maaße theilte, und die ſchleſiſche Hirtin zwang, ſich Sapho zu nennen. Wohl der Dichterin, daß ihre urſprüngliche Natur ſo ſtark war, daß ſie nicht ganz dem Einfluſſe des gelehrten Kritikers unterlag: wir würden dann nichts von ihr zu berichten haben; ſie wäre unter der Maſſe überkünſtelter und ſchwacher Talente der damaligen Tage ſpurlos untergegangen und hätte allenfalls neben der preciöſen Figur eines Gottſched ihren Platz gefunden, nicht im Gedächtniß ihres Volkes, ſondern in der Literaturgeſchichte. Sie ſelbſt war von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, denn ſie ſingt irgendwo:

Der Jugend Freund, der Wahrheit Redner, du
Lobſt mein Talent, ſchreibſt der Natur es zu;
Sie iſt es werth, und ihr gebührt die Ehre,
Ihr danke ich Einfall, Ausdruck, Geiſt und Schwung;
Mir gab die Kunſt niemals Bereicherung,
Und nie nahm ich von einem Meiſter Lehre.

Der letzte Satz iſt, wie wir bemerkt haben, leider nicht ganz wahr: ſie nahm allerdings Lehre an, von Rammler, von Gleim, von Sulzer, von faſt allen ihren gelehrten Zeitgenoſſen; allein dieſe gelehrte Schule kam zu ſpät, um zu verderben.

Eine anmuthige Epiſode in ihrem Jugendleben bildet ihre Bekanntſchaft mit einem jungen Hirten, der wie ſie eine kleine Heerde auf die Triften trieb und der wie ſie ſich nach Geſellſchaft bei ſeinem einſamen Tagewerke ſehnte. Dieſen Hirten muß man ſich nicht als einen poetiſchen, ſchönen Jüngling vorſtellen, er war klein, verwachſen und ſtrickte an einem großen blauwollenen Strumpfe, wie die Schäfer in Sachſen es noch jetzt thun. Aber er ſtrickte nicht immer, er las auch manchesmal, und unſere nach Büchern gierige Dichterin machte dieſe Entdeckung mit großer Freude; ſie ſtürzte ſich über die Bücher her, und der Schäfer las mit ihr die Meluſina, die aſiatiſche Baniſe, den Robinſon. Das Pärchen ſaß beiſammen unter dem Schatten einer breitlaubigen Ulme, und jene zaubervollen Begebenheiten, die die Seiten der genannten Bücher füllten, nahmen die jugendlichen Geiſter gefangen und goſſen ein feuriges Leben in die noch ungeſchwächte Phantaſie. Der Sommer war kurz, dieſe Freuden hätten ewig dauern ſollen; die Heerden wurden in die Ställe getrieben, der Winter trennte die beiden Genoſſen; allein der erwachende Frühling führte ſie wieder zuſammen. Drei glückliche Jahre wurden ſo hingebracht. Anna zählte funfzehn Jahre. Die Mutter und die Großmutter fanden, daß das Mädchen verwildere, und man beſchloß, ſie zu einer nah wohnenden Müllerin zu geben, die eine Geſchicklichkeit beſaß, ſeine Näharbeiten zu fertigen. Auch in der Mühle fand Anna ein eigenthümliches poetiſches Leben. Die Müllerin unterhielt ein Liebesverhältniß mit einem Huſarenrittmeiſter, der in der Gegend in Garniſon ſtand, Anna wurde gebraucht, um Wache zu ſtehen, damit die Liebenden nicht überraſcht wurden. So wenig moraliſch und zu empfehlen ein ſolches Amt ſein mag, ſo dienlich iſt's unſtreitig, die Phantaſie zu wecken und poetiſche Träumereien zu feſten Geſtalten zu formen. Die Welt der Schatten, die das Mädchen aus den Büchern ihres Freundes und aus deſſen Erzählungen kennen gelernt, verkörperte ſich vor ihren Augen in greifbare Formen, in verſtändliche Situationen. Ein hübſcher Huſar erklettert vor ihren Augen eine gefährlich hohe Mauer, die den innern Hof der Mühle einſchließt, ſein Pferd bleibt im Schatten des Wäldchens zurück, er winkt dem Mädchen lächelnd zu, er droht ihr ſcherzhaft mit dem Finger, er iſt über die Mauer weg verſchwunden; nach einer Weile erſcheint er wieder, ſeine rothen Wangen ſind gebleicht, der feurige Blick geſenkt, es wird ihm etwas ſchwer, die Mauer zu erklettern, die er wenige Minuten früher ſpielend überſprang; er holt ſein Pferd ein und iſt in der Nacht des Wäldchens verſchwunden, nachdem er dem wacheſtehenden Mädchen ein paar Kupfermünzen in die Schürze geworfen hat. Sie ſteht und ſinnt und lächelt, das Mühlrad rauſcht, die Gipfel des Waldes liſpeln vernehmlich, der Storch auf dem Giebel der Mühle klappert, es iſt ein heißer, ſtiller, duftdurchzogener Abend, noch von ferne hört ſie den Hufſchlag des davoneilenden Räubers, der hier, der Himmel weiß was, geſtohlen hat. Endlich öffnet die ſchöne Müllerin leiſe den Laden im untern Geſchoß; ſie lehnt ſich hinaus, wirft ſpähende Blicke umher, und da ſie nichts Drohendes erblickt, athmet ſie die Kühle des Waldbaches ein, der den Giſcht ſeiner durchs Mühlrad emporgewirbelten Wellen auf ihre glühenden Wangen, ihren heißen Buſen ſprizt. Niemand ahnet in dieſer ſtillen Einſamkeit, daß ein Dichterauge wach iſt, daß ein Dichterohr lauſcht, und daß die Geheimniſſe der Liebe, wenn ſie ſich auch in die Tiefe einer Waldmühle verſtecken, doch nicht ſicher ſind, wenn der Dichter um ihr Daſein weiß. Zwar plauderte Anna nicht aus; o nein! dazu waren ihr die kleinen Myſterien in ihrer Nähe gar zu intereſſant, als daß ſie ſie hätte ſtören wollen, allein ſie gab bald beiden Theilen zu verſtehen, daß ſie die einfältige Dirne nicht war, für die man ſie hielt. Dies mißfiel der Müllerin, ſie behandelte Anna ſchlecht, und dieſe verſäumte dafür ihre übernommenen Pflichten: der Liebeshandel wurde entdeckt, und der Müller ſperrte ſein ungetreues Weib in einen ſichern

Gewahrſam; der Rittmeiſter wurde ſeinerſeits von ſeiner ihm nachſpähenden Frau aufgeſucht und bewogen, die Gegend zu verlaſſen. Die Mühle hatte ihre Romantik und ſomit ihr Intereſſe für Anna verloren. Sie fing an, ſich zu langweilen und ſchlecht zu nähen. Die Mutter nahm ſie fort. Das Dorfmädchen wurde nun nach üblicher Sitte, von einem Prediger unterrichtet und zur Kommunion zugelaſſen: damit war nach der Weiſe des Landvolkes für ein Mädchen das Signal gegeben, an Heirath und eigenen Hausſtand zu denken. Anna dachte ſchon lange daran. Ihre Phantaſieen, durch die poetiſchen Genüſſe im Hirtenſtande, ſowie durch die intereſſanten Beſchäftigungen in der Mühle erregt, hatten ſich ſchon lange um den Mittelpunkt der Frauenexiſtenz, um Liebe und Ehe bewegt. Sie liebte, aber man liebte ſie nicht. Den jungen Schäfer hatte ſie geliebt, aber er hatte ihre Liebe nicht erwidert, den Rittmeiſter hatte ſie geliebt, aber er hatte ſich um ſie nicht im mindeſten gekümmert; dann liebte ſie einen jungen Nachbar, aber der wollte vollends nichts von ihr wiſſen, da er hörte, daß ſie Verſe mache. Endlich, durch Vermittelung der Mutter, kam eine Heirath zu Stande. Anna reichte ihre Hand einem Tuchhändler aus Schwiebus, Namens Hirſekorn. Er überraſchte ſie zur Hochzeit mit einem ſelbſtgewirkten Tuchleibchen, und ſie ihn mit einem Gedichte. In der Sammlung ihrer Poeſieen iſt dieſes Gedicht abgedruckt, es iſt aber ſo unbedeutend, daß wir ſeiner nicht weiter erwähnen wollen. Anna war entzückt, ſie war nun Braut, ſie hatte einen ziemlich hübſch gewachſenen Mann, ſie ging an ſeiner Seite durchs Dorf, ſie tanzte mit ihm unter der großen Dorflinde, ſie verlor ſich mit ihm in die Gebüſche, und „Küſſe rauſchten.“ Die Mutter und die Großmutter machten, daß nur ſchnell die Hochzeit gefeiert wurde. Die Freiin von Klenke, die die Biographie geſchrieben, kann ſich hierbei nicht verſagen, den Brautſtaat ihrer Mutter zu ſchildern; ſie erzählt uns, daß Anna an dieſem ewig denkwürdigen Tage ein Kamiſölchen von ſchwarzer Searge getragen habe, einen Brautrock von demſelben Stoffe, daß ihr Haupt von einer kleinen Fontange von Spitzen beſchattet worden, und daß ihre Füße mit goldgeſtickten Pantoffeln und hochrothen Strümpfen mit bunten Zwickeln bekleidet geweſen ſeien, und endlich, daß ſie einen Zobelmuff getragen habe.

Die Ehe war ſehr unglücklich. Der Mann war geizig, roh, er behandelte ſein Weib ſchlecht, oft ſogar empörend grauſam. Sie litt, denn die Heiligkeit des Inſtituts der Ehe war unantaſtbar; Frevel der leiſeſte Verſuch, ein Band löſen zu wollen, das Gott geknüpft. Als ſie noch nicht völlig ſiebzehn Jahre alt war, brachte ſie ihren Erſtgeborenen zur Welt. Thränen fielen auf das Bette dieſes Kindes, die glühenden, den Himmel anklagenden Thränen eines armen, gemißhandelten Weibes, einer bis in den Tod gebeugten Mutter. Da war es, wo die Dichterin den erſten Schritt in die dunklen, eiſigen Gemächer des Leidens that. Sie ſeufzte, ſie weinte, und — dichtete. Eine Poeſie, die ſich in ſolcher Situation meldet, iſt wahrlich die achte, denn ſie erſcheint, nicht hervorgelockt durch die Stimme des Müſſiggangs und des Luxus, ſondern gerufen von einem brechenden Herzen als Helferin, Tröſterin, liebkoſende Genoſſin. Anna war Dichterin, denn ſie dichtete am Schmerzenslager ihres Kindes, gepeinigt durch Körperqualen, die die brutale Hand ihres Mannes der ſchwächlichen Frau geſchaffen, gepeinigt durch Hunger und Durſt, gepeinigt durch Verlaſſenſein und Hülfloſigkeit. Die Grundlage des ſittlichen Werthes eines achtbaren Charakters wurde hier gelegt. Der Mann verbot ihr das Leſen, er verbot ihr auch das Weinen — weil ſie dann häßlich ausſah. Anna las heimlich und weinte heimlich. Er nahm ihr Feder, Dinte und Papier weg, ſie kritzelte mit ihrer Haarnadel Verſe auf einen Zinnteller.

Meiſter Hirſekorn gab endlich ſeiner Frau ſo deutlich zu verſtehen, daß er ſie los ſein wolle, daß ſie gleichſam von ihm flüchtete; aber Niemand nahm die Unglückliche auf. Eine Frau, die ſich von ihrem Manne getrennt, war ein Gegenſtand des Schreckens für alle anderen Weiber, ſelbſt ihre Mutter wagte es nicht, ſie bei ſich aufzunehmen. Anna floh in der Irre umher. Einige kleine Charakter- und Sittenzüge aus jener Zeit mögen hier eingeſchaltet ſtehen. Vor dem Rathhauſe zu Glogau, wo ihre Scheidungsangelegenheit betrieben wurde, langte ſie einſt allein an und ſah ſich in dem troſtloſen Zuſtande, den die Qual dieſer Ereigniſſe und Auftritte ihr bereitete, unfähig, die Rathhaustreppe zu erſteigen. Sie lehnte an einem der Steinpfeiler und weinte. Ein junger ſchleſiſcher Bauer, vielleicht auch ein Dichter, hielt als Soldat Wache vor dem Rathhauſe; er ſieht die Trauernde, bringt langſam aus ſeiner Weſtentaſche ein Stück Kreide und ſchreibt an die Wand ſeines Schilderhäuschens den Vers: „Geduld, Vernunft und Zeit, das ſind gar ſchöne Sachen; die, was unmöglich ſcheint, doch möglich können machen!" Weiter wird zwiſchen dem jungen Tröſter und der jungen Troſtbedürftigen kein Wort geſprochen. Still wandelt der Soldat ſeinen Gang weiter; er hat das Seinige gethan, er hat den Troſtſpruch, den wichtigſten, den er kennt, ihr vor Augen gebracht; will ſie ſich nicht tröſten laſſen, ſeine Schuld iſt es dann weiter nicht

Es iſt dies ein unendlich rührender Zug menſchlicher Theilnahme an menſchlichen Leiden, viel großartiger und rührender, als alle Beileidsbezeugungen, die wir in unſerm erkünſtelten Zuſammenleben, inmitten einer verſiden und unwahren Geſellſchaft gegen einander austauſchen. Die Dichterin wurde für den Augenblick auch getröſtet, ſie ſtieg die Treppe hinauf und fand den nöthigen Muth, ſich einem grauſamen Verhör zu unterwerfen, das zu gleicher Zeit ihr Schamgefühl und ihr rechtliches Bewußtſein beleidigte. Man ging mit den Bäuerinnen nicht zart um, und welcher dieſer gepuderten, ſteifen Herren mochte ahnen, daß eine feine, geiſtig hochſtehende Intelligenz hier in unſcheinbarer Hülle vor den Schranken des Tribunals ſtand. Anna begriff nicht, daß ein Weib ſich auch vertheidigen könne gegen den Mann, ſie fand es ſo natürlich, daß er in Allem Recht hatte und Recht behielt, ſo daß es ihr nicht in den Sinn kam, einen Anwalt für ſich zu wählen, und ſie ſich ruhig verſtoßen ließ, dem Räuber ihrer Ehre, ihrer Ruhe, ihres Glücks noch das Wenige hingebend, was ſie als Mitgebrachtes hätte beanſpruchen können. Sie floh wie Hagar in die Wüſte: erſchreckt, gedemüthigt, die Hand, die ſie verſtieß, noch küſſend.

In einer Schenke findet ſie nothdürftig Unterkommen. Hier im Elend gebiert ſie einen Sohn. In dunſter Kammer liegt ſie, Lumpen ſind ihre Bekleidung. Als ihr geſtattet iſt, das Bette zu verlaſſen, ſchleppt ſie ſich in die benachbarten Dörfer, und gibt's irgendwo ein ländliches Feſt, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, da tritt die bleiche Frau ein und ſingt ein Lied. Auf den Edelhöfen erſcheint ſie und improviſirt Verſe, und erhält dafür bald ein Stück Tuch zu einem neuen Mieder, bald etwas Geld, bald Speiſe und Trank für ſich und den Säugling. Während dieſer Tage ihres Exils lernte ſie den Schneidermeiſter Karſch kennen. Er zieht herum, kauft alte Kleider auf, richtet ſchadhafte wieder her und fertigt jene wunderherrlichen rothen, langen Weſten, die das Entzücken und die Bewunderung der Dorfjugend ſind, wenn ihr Scharlach die Rundung des reſpektirlichen Bauches des Amtmanns oder des Schulzen deckt. Anna liebt den Karſch nicht, allein ſie heirathet ihn, da er ſie aus der Schmach eines verſtoßenen und geſchiedenen Weibes rettet, ihr einen neuen Namen gibt, indem der alte für ſie und Andere ſo übel lautet. Noch einmal geht die Dichterin zum Altar, nochmals knüpft ſie ein Bündniß, das Elend und Unfrieden ihr bringt. Karſch war ein Säufer, dabei ein ſehr mittelmäßiger Schneider, er nahm wenig ein, und verſchwendete das Wenige in der Schenke. Die Schilderung der Dürftigkeit, in die jetzt unſere arme Dulderin verſank, iſt wahrhaft erſchütternd zu leſen; ſie hatte oft nichts, um ihren Hunger, ihren Durſt zu ſtillen; dazu kam ein neues Wochenbette: Noth, Kummer, Verzweiflung nach allen Seiten hin. In der Kirche erſchien ſie nur Morgens, wenn es noch dunkel war, und ſtellte ſich hinter einen Pfeiler am Altar, weil ihre Kleidung anſtoßerregend mangelhaft war. Die mit Aufmerkſamkeit angehörte Predigt brachte ſie zu Hauſe in Verſe. Eine ſolche Bearbeitung überreichte ſie einſt ſchüchtern dem Herrn Paſtor, und dieſer las, freute ſich und machte ſeinerſeits die Dichterin bekannt. Jetzt wanderte ſie wieder herum und recitirte Verſe. 1755 geht ſie mit ihrem Manne und drei Kindern nach Groß-Glogau, und hier ſammelt ſie endlich vornehme und reiche Gönner um ſich her. Es ſind nicht mehr Bauern, denen ſie ihre Lieder ſingt, es ſind Geheime Finanzräthe, Kriegsräthe, Hofprediger und Kommandanten; bebänderte und gezopfte Herren, die aus goldenen Tabacksdoſen feierliche Priſen nehmen, während die arme Bäuerin vor ihnen ſteht und zitternd ihr Lob ſingt. Hier in dieſem Kreiſe lernt ſie ſich fühlen, und der Hochmuth der Poeten kommt über ſie. Zum erſten Male wählt ſie ihre Vergleiche aus der Mythologie, und eine dunkle Ahnung geht in ihrem Geiſte von der vornehmen Eleganz der griechiſchen Götterwelt auf. Ihre bäuerlichen Vorurtheile werden abgelegt, ſie erſchrickt nicht mehr vor der Nacktheit der Venus und wagt es, eine angeſehene Gönnerin mit dieſer Göttin zu vergleichen, ſie wagt es gleichfalls, ihre Phantaſie zu zwingen, an den wollüſtigen Tanz der Grazien zu denken, und es fällt ihr dabei nicht mehr die kleine, dunkle Dorfkirche ihres Geburtsortes ein, und der ſcheltende Pfarrer auf der engen, kleinen Kanzel, der ſolches heidniſches Gräuelweſen verflucht. Sie iſt über die Schwelle der glänzenden, frivolen Welt getreten; ſie hat dieſe vornehme und blitzende Geſellſchaft erſchaut, die ewig lächelt, der nichts ehrwürdig und heilig iſt, und die als ihre Götter den Genuß und die Weltluſt anbetet. Der Rücktritt in ihr Dorf, in die dunklen und ärmlichen Verhältniſſe iſt jetzt nicht mehr möglich.

Die jungen Offiziere der Glogauer Garniſon beſtellten bei der poetiſchen Schneidersfrau Gedichte auf ihre Schönen. Anna dichtete im frivolen Genre. Die Offiziere ſaßen Tagelang auf den Schneidertiſch hingelehnt und unterrichteten ſie in der Mythologie, erzählten der jungen, aufhorchenden Frau lachend die ſkandalöſen Händel der alten Ariſtokraten des Olymps. Man kann ſich denken, wie willkürlich dieſe Erklärer mit ihrem Text verfuhren. Der Schneider ſaß unterdeß in der Schenke und trank. Anna machte hier Gedichte, die aus der Sammlung ſpäter weggelaſſen werden mußten.

wahrlich ſchade darum, denn es waren ſicherlich ihre beſten Verſe: es ſprudelte in ihnen der erſte kecke Stral des ſinnlichen, poetiſchen Lebensgenuſſes auf. Hier war es auch, wo Friedrichs Thaten ſie begeiſterten und ſie zum erſten Male den Krieg und den Ehrgeiz der Herrſcher beſang. Sie lieferte eine Ueberſetzung der Oden und Epiſteln des großen Königs. Das militäriſche Glogau jauchzte ihr Beifall zu; aber das häusliche Elend dauerte fort. Die Frau erwarb, der Mann verſchwendete. Die hochmüthige Dichterin wollte jetzt nicht mehr dulden, ſie machte ihrem unverbeſſerlichen Gefährten Vorwürfe, ſie ſprach zuerſt von Trennung. Ihre vornehmen Freunde beſtärkten ſie in ihren Vorſätzen, und einer dieſer Freunde, der Baron von Kottwitz, entführte ſeinen Schützling nach Berlin. Jetzt war ſie auf ihrer Lebens- und Ruhmeshöhe angelangt. Sie zog in die Thore der Hauptſtadt ein: die deutſche Sapho in das deutſche Athen. Auf der Schwelle des Tempels des Ruhmes kam ihr Ramler entgegen, parfümirt und gepudert; er bot ihr die Fingerſpitzen der rechten Hand, um ſie hinaufzuführen. Gleim, Sulzer, Hagedorn, Mendelsſohn, Leſſing umgaben ſie. Sie zog in die deutſche Literatur ein, ſo hoffärtig und rauſchend, wie nur je ein Emporkömmling in goldene Säle einzog. Von jetzt an war ſie eitel und ſelbſtſüchtig, obgleich ſie dabei nicht aufhörte, das ehrliche Herz der Bäuerin zu bewahren. Einzelne Charakterzüge beweiſen, daß ſie mitten in ihrem Glanze doch die Demuth einer wahrhaft großen Seele ſich zu erhalten gewußt hatte. Dies ſöhnt uns aus mit der lächerlichen Erſcheinung, die ſie, die ohne Sitte und Geſchmack war, und doch die Prätenſion zeigte, beides zu beſitzen, in den Gemächern der vornehmen Welt zeigte.

Der Baron Kottwitz ließ ſie in ſeinem Hauſe wohnen, ſeine Kutſche brachte ſie in die vornehmen Geſellſchaften, auf ſeine Koſten wählten Kammerfrauen und Putzmacherinnen koſtbare Gewänder aus, in die ſie die Günſtlingin des Glücks hüllten. Da ſie aber mit dem, was ſie erhielt, nicht Haus zu halten verſtand, ſo war ſie trotz der Fülle der Gaben, die ihr ein günſtiges Geſchick in den Schooß warf, doch öfters von dem Nothwendigſten entblößt, und immer wieder mußte ſie poetiſche Bettelbriefe ſchreiben und in der Form der Dichtung ihren Zuhörern ſich, ihre Tochter und den zerrütteten Haushalt empfehlen. Der plötzliche Tod des Baron Kottwitz brachte ſie um die ſchöne Wohnung, um den guten Mittagstiſch; ſie zog mit ihrem Stiefbruder in ein Manſardenſtübchen und hatte es wieder recht kümmerlich. In dieſe Zeit, etwa 1761 oder 1762, fällt ihr Beſuch in Halberſtadt, wo ſie den Kanonikus

Gleim kennen lernte, der von ſeinen dichtenden Zeitgenoſſen Anakreon-Gleim genannt wird. Dieſer Anakreon und dieſe Sapho paßten vortrefflich zuſammen. Sie ſagten ſich einander die ſchönſten Dinge in Verſen, und Gleim wurde ſo unvorſichtig zärtlich, daß die Dichterin ſogleich einen Plan faßte, ihn zu heirathen. Der Schreck des Kanonikus, als er dieſe Abſicht gewahrt, iſt wahrhaft poſſirlich, und ſeine zahlreichen Freunde necken ihn darüber. Doch wird Verdruß und Schreck in Verſen weggeſchwemmt; die zärtliche Dichterin begnügt ſich, daß ihr Freund ihr Bildniß in ſeinem kleinen Pantheon in Halberſtadt aufhängt, ihr Kränze windet und ihre Briefe küßt. Aber er thut noch mehr, er beſorgt eine Subſcription zu einer Gedichtſammlung ſeiner Freundin, und durch thätige Bemühungen kommt die Summe von zweitauſend Thalern ein, deren jährliche Zinſen der gefeierten Frau zu gute kommen. Zu gleicher Zeit bietet ihr auf edelzartſinnige Weiſe der Dombechant Baron Spiegel ein ſogenanntes Taſchengeld an, das, jährlich wiederholt, ausgezahlt wird. Andere Gönner ſorgen dafür, daß ihr Stiefſohn ſtudiren kann und einen Freitiſch erhält, daß die Tochter in eine Penſion gethan wird. So arbeitet alle Welt, die bedrängte Sapho aus ihren Nöthen zu befreien; allein ſie braucht immer noch mehr, als ſie verlangt. Einen groſen Triumph feiert ſie, als es ihr gelingt, vor dem König, den ſie ſo ſchwärmeriſch beſungen und ſo überſchwänglich gelobt hatte, zu erſcheinen. Allein Friedrich der Große, ermüdet von den eben geſchlagenen Schlachten des ſiebenjährigen Krieges, ſuchte ſeine Zerſtreuungen anderswo, als in einem Geſpräche mit einer deutſchen Dichterin. Er ließ die Karſchin, die ihm ohnehin durch ihre Häßlichkeit widrig auffiel, die Verachtung fühlen, die er gegen die geſammte deutſche Literatur öfters ausſprach. Wir wollen die Schilderung in Verſen, die die Dichterin von dieſer Unterredung entwarf, hier beiſetzen: man kann freilich aus ihr den wahren Hergang der Sache nicht erkennen, noch weniger die eigentliche Meinung des Königs über die Vorgeſtellte, die vom Glanz der Majeſtät und der Zaubernähe des gefeierten Helden des Jahrhunderts geblendete Frau übertreibt, ohne es zu wollen, und macht ſich willentlich blind gegen die offen dargelegte Kälte und den Hohn des Königs. Das Gedicht lautet:

Geſchichte der Unterredung mit dem Philoſophen zu Sansſouci.

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben,
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann würd' ich kleine Creatur

Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und dir erzählen, daß in Friedrichs Marmor-Saal
Mein faltig Antlitz ſich beſpiegelt,
Und aus der Bruſt das Herz beflügelt
Auf meine Lippen trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir red'te,
Der größre Redekunſt beſitzt,
Als Mark Anton, der vor dem Volke
Des Cäſars Mörder bald verklaget, bald beſchützt.
Er kam, und über ihm, in goldner Wolke
Sah ich den ſchwebenden Apoll.
Er ſprach, und in mein Ohr erſcholl
Mit ſeiner ſchnell geſprochnen Frage
Der Donner Jupiters, und ſeines Auges Blick
War wie der Blitz am Erntetage.
Doch, Freund, ich ſchreckte nicht zurück.
Ich ſagte, welch ein Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich wieder beugte,
Wie mein Genie heraufgeſtrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunſt geſchriebne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finſtern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Menſch und Philoſoph vereinet,
Ob Alexander gleich geſieget und geweinet,
Und Cäſar ſelbſt zufrieden ſchien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verſchonen,
Und einem Brutus ſelbſt verziehn,
Der mit dem Dolch ihm ſollte lohnen:
Doch fänd' ich auf der Griechen Thronen,
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der ſeines Angeſichts
In Winterlüften nicht geſchonet.

Und wenn der Lenz gelacht das Kriegsgewand bewundert,
Von Feinden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater, als den Herrn
Zurückgebracht aus ſo viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte dich Geſang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenzwang?
Nicht' ſprach ich, die Natur und meine Ziege machten
Mich ohne Kunſt zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wiſſen,
Woher ich Nahrung nähm: da ſagt' ich: Freunde müſſen
Mich nähren, täglich geh ich hin
Zum niemals leeren Tiſche,*) der ſtets mich gerne ſiehet
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter dort erziehet.
Ich ſprach's, und Friedrichs Blick ſchien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch' ſprach ich: die Sterne grüßen nächtlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zürneſt, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer richteſt,
Wie einen Winkel der Baſtille zu Paris,
In welche Ludwig viele Menſchen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchteſt,
Weil ſie oft tapfer ſind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte ſo
Wie Einer, den ein Brett hat in dem Meer erhalten
Und jetzt die Sonne ſieht.
Des Vaterlandes Vater ſprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben fröhlich machen,
Und alle Muſen ſprachen's nach:
Und Grazien ſah ich in ſeinem Munde lachen.

---

*) Tiſch des Kommerzienrats [illegible], in welcher eine Tochter ich lehrte.

Ich ging zurück, o Freund! nun glühte Purpurroth
Auf meiner ſonſt ſo blaſſen Wange,
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt; ich taumelte, ich ſchien
Den trunknen Menſchen gleich im Reden und im Gange. —

Man kann ſich, abgeſehen von dieſer Beſchreibung, die Situation denken. Der König anfangs kalt und übellaunig, dann ſpottend die geputzte Geſtalt vor ſich betrachtend und mit halbem Ohr auf ihre Schmeichelworte, die er geſchmacklos und läſtig findet, hinhörend. In einiger Entfernung Voltaire an einer Säule des Eingangs lehnend und, halb Faun, halb Dämon, mit einem teufliſchen Lächeln bald den König, der als Beſchützer der deutſchen Muſe zum erſten Male vor ihm ſich zeigt, bald die Repräſentantin dieſer deutſchen Muſe ſelbſt betrachtend, dreht die goldene Doſe zwiſchen den dünnen Fingern und ſinnt auf eine pikante Wendung, wie er dieſe Scene in einem Briefe der Marquiſe du Chatelet mittheilen ſoll. Im Zimmer vertheilt die Generale, die derben Haudegen des ſiebenjährigen Krieges, immer zu plumpem Scherz geneigt, wenn ſie ihren König den Mund ſpottend verziehen ſehen. Inmitten dieſes Kreiſes die alte Dichterin, nichts von dem verſteckten Spiel um ſie her ahnend, nur immer bemüht, ihre ſchweren Klagen um beſſere Wohnung und Koſt in eine von Hyperbeln überfließende, poetiſche Proſa zu kleiden.

Es iſt kein tröſtliches und erquickendes Bild

Das Reſultat dieſer Unterredung war ebenfalls nicht tröſtlich und nicht erquickend. Es folgte darauf jenes berüchtigte „magere“ Geſchenk, das die Dichterin dem Geber zurückſchickte, mit den bekannten Worten:

Zwei Thaler gibt kein großer König,
Ein ſolch Geſchenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Sie fuhr aber bei allem dem fort, den großen König, ihren bewunderten Helden, zu preiſen. Daraus ſieht man die Größe ihrer eigenen Geſinnung: ihre Seele war von Rachſucht und hämiſchem Groll frei. Der Herzog Friedrich von Braunſchweig, Neffe des Königs, gab der Bittenden, was der Oheim verweigerte, doch war es nur ein ſehr geringes Jahrgehalt.

Bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm II wurde die obige Unbill wieder gutgemacht: der König gab den Befehl, daß man ihr eine neue Wohnung bauen ſolle, räumlich und mit den Emblemen der neun Muſen verziert. Die arme, alte Anna war außer ſich; ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen: ſie lief in Berlin von Haus zu Haus und forderte Jedermann auf, den König zu preiſen, ihr Glück zu bewundern. Das Haus wurde zwar ſofort zu bauen angefangen, aber es wurde ſtatt eines Palaſtes, wie ſeine Eigenthümerin geträumt hatte, nur eine ſehr beſcheidene, zweiſtöckige Wohnung, die Ecke eines Marktplatzes in Berlin bildend, wo man ſich's jetzt noch zeigt. Die allegoriſchen Gemälde blieben weg, und die Dichterin, die nicht die Zeit abwarten konnte, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu athmen, bezog das Haus, als es noch nicht völlig ausgebaut und ausgetrocknet war. Die Folge von dieſem Leichtſinn war, daß die alte Frau krank wurde und wenig frohe Stunden in ihrer neuen Wohnung hatte. Es war im Sommer des Jahres 1789. Ihr letztes Lebensjahr war mit Ehren überhäuft. Der Hof des Prinzen Ferdinand, der ſich bei jeder Gelegenheit, wo Feſtlichkeiten anzubringen waren, auszeichnete, zog auch die in Mode gekommene Dichterin in ſeine Nähe. Sie erhielt eine Einladung an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen, und der Platz neben der Fürſtin war ihr aufbehalten. Da ſaß nun die Bäuerin, in rauſchendem Gewande, mit Federn und Blumen geſchmückt, hoffärtig mit dem Fächer ſpielend, — ſie, die einſt die Heerde geweidet, die in der Schenke rohen Geſellen aufgewartet, die durch Glogau's Gaſſen noch in Lumpen gewandelt und dürre Reiſer ſich auflas, um davon ihr ſpärliches Mittagsſüppchen zu kochen. Hier ſaß ſie. Es umrauſchten ſie die Chöre der Tafelmuſik, ſie hob in zierlichem, funkelndem Glaſe koſtbaren Wein zu ihren Lippen, ſie glaubte ſich unter die Seligen verſetzt.

Wie ſie immer hinfälliger und ſchwacher wurde, konnte ſie den Einladungen, die an ſie ergingen, nicht mehr Folge leiſten. Da gab es einſame Tage und Abende, wo der Greiſin ihr Enkel aus dem Plutarch vorlas, oder ihr ein Lied von Gleim zum Klaviere vorſang. Den 12. October 1791 ſtarb ſie. Sie hinterließ zwei Kinder, zwei Enkelkinder, zwei Brüder und eine Schweſter. Ihre Tochter wurde an einen Herrn von Klenke verheirathet, und deren Tochter an einen Herrn von Chezy. Beide Frauen wurden Schriftſtellerinnen; von der Erſteren haben wir eine lebensvoll geſchriebene Biographie der Mutter, von der Anderen dramatiſche und lyriſche Poeſien in Menge.

Was den dichteriſchen Werth der Frau betrifft, deren Leben wir hier vor uns aufgeſchlagen haben, ſo müſſen wir nothwendig ein wenig auf die Principien der Dichtkunſt überhaupt zurückgehen. Die romantiſche Schule verdammte jede und alle Productionen unſerer Dichterin. Dieſe Schule, die die poesie par excellence zu üben vergaß, höhnte darüber, daß die Karſchin einen verſifizirten Dank an die Oberbaukommiſſion in Berlin, indem dieſe ihr in ſtrenger Winterzeit einen eiſernen Ofen hatte ſetzen laſſen, zu Tage förderte, und daß ſie es wagte, dieſe klägliche Epiſtel Poeſie zu nennen. Noch ärger höhnte jene Schule, als ſie die Verſe las, die unſere Dichterin im ſogenannten Saphiſchen Maße hingeſchrieben hatte, verleitet von ihren gelehrten Freunden und Gönnern. Freilich, wir wollen weder jene Hymne an die Baukommiſſion, noch dieſe einfältige Nachahmung klaſſiſcher Formen in Schutz nehmen, allein darum bleibt die Schneidersfrau Anna Louiſe Karſch doch eine Dichterin; es muß ſich nur der Kenner der Herzen und der Verſe die Mühe nehmen, auf die Quelle der Erſcheinungen zurückzugehen und die Stärke der Strömungen dort zu meſſen, wo ſie ihrer Heimathſtätte, dem ſchöpferiſchen Gemüth, unmittelbar entfließen. Wir haben bereits angedeutet, und die Dichterin hat es auch ſelbſt gethan, daß ſie in dem unmittelbaren Verkehr mit der Natur ihre Kraft ſich offenbaren und wachſen fühlte. was ſpäter die Bildung ihrer Zeit hinzuthat, war gleich dem Werk der Scheere, die eine ſchöne Hecke in eine gerade Taxuswand verſchneidet. Man liebte damals Taxuswände, ſowie man dreißig Jahre ſpäter engliſche Parks liebte, und ſo wie man wieder dreißig Jahre ſpäter nochmals Taxuswände lieben wird. Inzwiſchen bleibt die Natur Natur und Baum Baum. Nachdem die romantiſche Schule das Weſen der Poeſie in ihr ſelbſt fand, findet man heutzutage, daß ſie an Gegenſtänden haftet. Wir kehren zu der materiellen Anſchauung zurück, nachdem wir lange in der rein idealen und transcendentalen geſchwelgt haben. Die romantiſche Schule beſang die blauen Blumen als ein myſtiſches Symbol, wir beſingen die Hobelbank und den Schuſterleiſten und knüpfen an dieſe, nichts weniger als myſtiſchen Symbole, alle poetiſchen Fragen der heutigen Welt. Die Poeſie war früher alles, nur nicht nützlich, jetzt ſoll ſie nichts als nützlich ſein. Aber ihr irrt euch, ſie wird nicht, wie ihr es wollt, bald Eins und bald das Andere ſein, ſie iſt, wie es ihre göttliche Natur mitbringt, immer Beides zuſammen geweſen, nur haben wir es nicht ſo nachweiſen können, wie es ſich denn überhaupt nicht nachweiſen läßt.

Beim Beginn ihrer Laufbahn brachte ein guter Genius ſie ſogleich an eine günſtige Stätte, wenn ſie nur da hätte bleiben dürfen, nämlich bei dem Großvater. Dort hatte ſie einen milden, väterlichen Geiſt, der liebend ihr Schutz und Anleitung zukommen ließ, dort hatte ſie Freiheit und Natur, dort hatte ſie endlich die Bibel, dieſes Buch, das Meiſter und Schüler immer und immer wieder mit gleichem Vortheil aufſchlagen. Hätte die arme Kleine hier ruhig leſen und bewundern, lieben und nachahmen können! Sie verſuchte es: mit ganzer, durſtiger Seele hing ſie an der Geſtaltenfülle, die den entrollten Gedichten dieſes Buches aller Bücher entquollen. Beſonders war es die thränen- und liebereiche Geſchichte der Makkabäer, dieſe durch ſüße, göttliche Wunder leuchtende Legende, die dem dichtenden Kinde einen Schauer des Entzückens abrang. Wäre ſie hier in Einſamkeit aufgewachſen, genährt und gekräftigt durch ſolche Speiſe, ſie wäre aus den ſtillen Wäldern Schleſiens als eine der größten Dichterinnen nicht allein ihrer Zeit, ſondern vielleicht aller Zeiten hervorgegangen; ſo aber nahm ſie eine gekünſtelte Geſellſchaft und eine unwahre Dichterſchule auf; beide erzogen ſie nicht, ſondern verzogen ſie. Was ſie trotz dieſer misgünſtigen Verhältniſſe doch noch leiſtete, iſt der Anerkennung der Nation werth, wenn es auch nicht zu ihrer Ehre und Zierde gereicht.

Die Sucht nach Pomp und Glanz trieb das achtzehnte Jahrhundert, ſich die großen Dichternamen der antiken Welt anzueignen und mit ihnen ein recht unwürdiges Spiel zu treiben. Frankreich ging voran. Einen franzöſiſchen Horaz gab es früher, ehe es einen deutſchen gab, einen franzöſiſchen Euripides, einen franzöſiſchen Plutarch, einen franzöſiſchen Aeſop früher, als es deutſche gab. Als die Karſchin in den Saal des Ruhms eintrat, war die alberne Rollenvertheilung ſchon vor ſich gegangen. Rammler war Horaz, Gleim bald

Pindar, bald Anakreon, Wieland Ariſtipp, Jacobi Tibull, Geßner Theokrit, was war natürlicher, daß die Karſchin — Sapho wurde? Sie wurde es; ob der Name paßte, wer fragte danach? Sie machte Verſe, Sapho hatte auch Verſe gemacht, alſo war ſie die deutſche Sapho. Die ſchleſiſche Hirtin nahm ſich die ſchöne und hochmüthige Bürgerin von Mitylene zum Vorbild und coeffirte ihren Geiſt nach dem ſtümperhaften Bilde, das ihr der Kritikaſter Sulzer von jener unglücklichen, ſtolzen Liebesſängerin vorhielt. Daß dieſe Toilette unglücklich ausfallen mußte, verſtand ſich von ſelbſt. Die ſapphiſchen Oden der Karſchin ſind darum auch äußerſt verfehlt, und wir wollen ihrer gar nicht weiter erwähnen. Die patriotiſchen Hymnen ſind jedoch erwähnungs- und ſogar lobenswerth. Wir wollen eine hier beifügen, die zu ihrer Zeit ſich großen Ruhms erfreute.

Dem Vater des Vaterlandes

Friedrich dem Großen

bei triumphirender Zurückkunft den 30. März 1763

[illegible] im Namen ſeiner [illegible]

Der du den Tempel deines neuen Freundſchaftsbandes
Mit diamantnem Riegel weihſt,
O König, Vater! Schutzgott des beglückten Landes!
[illegible] du ſelbſt

Dich, mit vermehrten Siegeskränzen ausgeſchmückten,
Empfängt der jüngſte Frühlingswind
Erfüllt mit Jauchzen deiner Bürger, die entzückter
Jetzt fühlen, daß ſie Menſchen ſind.

Zu lange ſuchten dich beflügelte Gedanken
Und Seufzer deines Volkes dort,
Wo um das Schlachtfeld ſich die Helden ſtandhaft zanken,
Und Kriegesdonner iſt ihr Wort.

Zu lange bliebeſt du, verſteckt in ſchwarzen Wettern,
Rund um dich werfend deinen Blitz,
Wir aber wankten, gleich verwelkten Lindenblättern,
Um deinen wüſten goldnen Sitz.

Vor unſers nebelvollen Geiſtes Blicke ſchlichen
Die Schöpfung ſelbſt und die Natur;
Wir fühlten nicht den Reiz der beſten Welt; wir riefen
Dich, aller Welten Wunder, nur.

Das Klaggeſchrei, die Thränenſtröme rauſchten mächtig
Bis an den Himmel und zu dir;
Du kommſt, und dein Triumph iſt mehr als römiſch prächtig;
Nicht über Sklaven jauchzen wir,

Nicht über nachgeführte, fremde Königsſchätze
Und Kronen, die der Sieger nahm:
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Geſetze
Beſchützer glorreich wiederkam.

In deinen Augen ging aus tauſend Mitternächten
Ein uns geſchaffnes Sonnenlicht
Hervor, und ſtralet nun ſo lieblich deinen Knechten
Als deines Gottes Angeſicht.

Das über dir daher geleuchtet und gelächelt
    In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt
    Und zitternd für dein Leben war.

O laß dein in der Schlacht nie wankend Knie umfaſſen,
    Du Ueberwinder! und verſprich
Nicht mehr dein bittend Land verwaiſet zu verlaſſen;
    Und fordern neue Feinde dich,

Dann gib uns Waffen, laß dein Volk zu Felde ziehen,
    Du aber, unſre Wolluſt! bleib
In Sans-Souci; und wer von uns wird ſchimpflich fliehen
    Den tödte ſein beherztes Weib!

Man wird geſtehen, daß dies würdige Gefühle ſind, in einer dichteriſch erhöhten Sprache ausgeſprochen. Hier und da iſt der Ausdruck veraltet, aber ein unvergängliches Feuer hält bis auf den heutigen Tag den poetiſchen Gedanken warm. Man kann ſich denken, wie die Situation damals das Gedicht getragen hat: der aus blutigen Siegen zurückkehrende, allgeliebte und bewunderte König, das Ende der Kriegsnoth, das Entzücken und die Hoffnung des Friedens, alles wirkte zuſammen, um einem mittelmäßigen Lobgedicht Geltung zu verſchaffen, wie viel mehr einem wirklich ausgezeichneten. Nachher beſang die Dichterin noch andere fürſtliche Perſonen, die ſie theils aus wirklich gutem Herzen lobenswürdig fand, theils weil ſie von ihnen eine Penſion, oder auch nur ein Geſchenk, denn ſie war ſtets begehrlich, zu erlangen ſtrebte. Dieſe Verſe ſind ohne Werth; es ſind banale, und dazu noch ſchlecht ausgedrückte Lobphraſen. Es mahnen uns überhaupt dieſe Gedichte an die gemalten Plafonds in den Sälen aus der damaligen Zeit, wo ein Olymp in höchſter Höhe in Wolken ſchwebend dargeſtellt iſt, und wir von den hinauffliegenden Göttern und Helden nur die Hintertheile und Ferſen ſehen. Richtige Verhältniſſe und eine große, ungezwungene Körperſtellung iſt bei dieſen Gemälden nicht zu erwarten: alles übertrieben, in lächerlicher Verrenkung. Für das Liebeslied war die Karſchin ungewöhnlich begabt; ſie hatte von der Natur die geſund pulſirende Ader der Sinnlichkeit erhalten; dabei haftete ihr noch aus ihrem Bauerleben die derbe Naivetät an, die ſie glücklich vor der zuckerſüßen Verweichlichung und dem affektirten Bilderſpiel der Anakreons jener Zeit ſchützte. Manche dieſer Lieder ſind mit der graziöſen Gewandtheit und dem naturlieblichen Mienenſpiel der Goethe'ſchen Muſe gegeben: zu dem Beſten, was die poetiſche Literatur der Nation beſitzt, können ſich dreiſt dieſe artigen ſinnlichen Scherze beigeſellen. Wir wollen hier ein paar ausheben.

An Leda.

Von dem Olympus eilt zu dir nieder,
O Leda! Schwanenflügel trägt
Der Donnergott am ſchneeweiß Gefieder,
Der ſonſt mit Keilen um ſich ſchlägt.

Er theilt die Wolken, ſeine Flügel trennen
Den Aether und den Sonnenſtrahl.
Er kommt, und ſeines Auges Blicke brennen.
Dein Antlitz glühet wie das Thal.

Dein Buſen ſchwellt, wie kleine Flocken Hügel
Wenn Boreas durch Fluren bläſt,
Und jeder Bach verwandelt wird zum Spiegel,
Und das gefrorne Laub verweht.

Du tändelſt mit der feingeſchwungnen Zierde
Dem Schwane, der den Hals erhebt
Und nach der weißen Nackenfederzierde
Wollüſtig mit dem Schnabel ſtrebt.

Sein maulbeerfarbnes Auge redet Liebe,
Die ganze Macht der Buhlerei,
Den innern Aufruhr ſchlau verſteckter Triebe
Verräth der Schwan durch Schmeichelei.

Er will dich küſſen, glückliche Beglückte!
Beneidenswerthe Leda! Dich
Umfaßt mit beiden Flügeln der entzückte,
Verkappte Gott, und ſchmieget ſich.

Den ſüßen Rauſch der Sterblichen und Götter
Und fühlet Amors ſtärkſten Pfeil,
Und trinket mit zuſchließenden Geberden
Des Liebesnektars beſten Theil.

An eine Dichterin

welche das Klavier ſpielte.

Des Jovis, der Latona Sohn
  Hat mir ein Saitenſpiel gegeben.
Du aber kannſt im ſüßen Ton
  Die Stimme zum Geſang erheben.

Dein Finger hüpfet wie der Weſt,
  Der an dem ſchönſten Tag des Mayen
In jugendliche Blumen bläſt,
  Die deines Lieblings Blick erfreuen.

Hör' auf, geliebte Zauberin!
  Hör' auf zu ſingen und zu ſpielen;
Ich brenne, da ich weiblich bin,
  Was wird nicht dieſer Jüngling fühlen,

Der über deine Schulter ſieht,
  Bald deinen weißen Hals betrachtet,
Bald dieſes Auge, welches glüht
  Und redet und im Sprechen ſchmachtet?

Hör' auf, o Mädchen! jeder Schlag
  Dringt tiefer in des Jünglings Buſen,
Und das, was dein Klavier vermag,
  Vermag kaum eine von den Muſen.

Von ähnlicher Einfachheit und Naturwahrheit gibt die Sammlung noch viele Proben; wir verweiſen den Leſer auf ſie, wenn er unſere Dichterin in ihrer anſprechendſten Laune will genau kennen lernen. Trotz dieſes Lobes, das wir gerne ertheilen, müſſen wir jedoch immer wieder bemerken, daß der große dichteriſche Styl der ihr eigens zugetheilte geweſen zu ſein ſcheint; hätte ſie ihn nur ausbilden können! Wäre ſie, wie wir oben angezeigt, in der Einſamkeit und fern der falſchen Bildung ihres Jahrhunderts aufgewachſen, ſo hätte ſie das Ziel erreicht, das offenbar ihrer Laufbahn geſteckt war. Die ſchleſiſchen Dichter haben immer Ungunſt vom Geſchick erfahren; man denke nur an den armen Günther, dieſen ſo reich begabten Genius, der traurig verkümmerte und unterging, weil er ſich den Geſetzen des Tages nicht zu fügen verſtand, wie es die Karſchin erlernte.

Zuſammenhängend hiermit und wol eine Folge dieſer Ungunſt des Geſchicks iſt, daß unſere Dichterin Stoffe nicht zu behandeln weiß, die recht eigentlich aus der Sphäre ihrer Anſchauungen und Erfahrungen geſchöpft ſcheinen, ſo die ländlichen, dörflichen Idyllen und Vorgänge. Sie verlor, je weiter ſie in modiſcher Bildung vordrang, den Blick und das Bewußtſein an Natur und Sitte des Landlebens. Auffallend iſt, wie linkiſch und froſtig ſie die Bilder des Dorfverkehrs auffaßt, wie ſie faſt ängſtlich ſtrebt, Gegenſtände mit vornehmer Spottſucht und ſchlechtem Witz zu umkleiden, die ſie in ihrer urſprünglichen Natur liebgewonnen hat. Der Kern der Volksnatur, ihre Sitte und ihr Leben gehen ſpurlos an ihrem Sinne vorüber; ſie greift häßlich fehl, wenn ſie irgend einen charakteriſtiſchen Zug von daher erzählen will. So beſchreibt ſie irgendwo ein wirklich Geſchehenes, das Stoff zu einer faſt grauſigen Ballade gäbe, wenn man's auffaßte, wie es aufgefaßt ſein muß, mit einer ſo unglücklichen, einfältigen Spaßhaftigkeit, daß der große, kühne Gedanke, das leidenſchaftliche Bild unter ihren Fingern kläglich zerbricht. Die Begebenheit iſt folgende: Ein Bauer, der ſein junges Weib innig liebt, findet ſich von dieſer betrogen; welche Strafe ſinnt er aus, welche Rache nimmt er? Er greift nach dem Beile; ſchon fürchtet man, er werde die Treuloſe zuſammt dem Genoſſen ihres Verbrechens mit einem Streiche niederſchlagen; vielleicht war dies auch in dem erſten erſchütternden Zornes- und Schmerzensanfall ſeine Abſicht, allein er beſinnt ſich eines Andern. Nicht mit dem Tode, mit ewiger Schande will er die einſt ſo Geliebte ſtrafen: er ſchlägt von dem Herde, der geweihten Stätte des Hausgottes, eine Ecke in Trümmer. Dieſe That iſt entſetzlich! nicht größer und zugleich nicht edler kann die gekränkte Liebe, der beleidigte Stolz ſtrafen, und zugleich drückt ſich in dieſem ſcharfen Charakterzuge das Bild ehrwürdiger Sitte, unverfälſchter, urſprünglicher Natur ab. Ewig wird nun die Treuloſe durch die fehlende Ecke des Herdes an ihren Fehltritt erinnert werden, an die Großmuth deſſen, den ſie beleidigte, an den Schandfleck, der durch ſie dem Hauſe zugefügt ward, in dem ſie und ihr Geſchlecht lebt und aufwächſt. Die Familie eines Bauern iſt immerdar um den Herd verſammelt, die Nachbarn finden ſich daſelbſt ein, wenn der Feierabend Ruhe und fröhliches Geplauder zuläßt, mit welchem bittern Gefühl wird die Verbrecherin an dem Herde ſitzen; werden ihre Blicke nicht immer ſtarr auf jene fehlende Ecke gerichtet ſein, und wenn ſie ſelbſt hinzuſehen vermeidet, muß ſie nicht fürchten, daß die Blicke der Anderen auf dieſem ominöſen Mal haften? Und wie wird ſie die Fragen der Kinder beantworten mögen, die den Grund jener Beſchädigung von ihr wiſſen wollen? O tauſendmal lieber den Tod, als dieſe ewige bittre Qual und Schande! Das einmal geſchändete Haus birgt keine Tugend mehr, ſo fürchtet ſie, deine Töchter wachſen zu gleicher Schande auf! Wenn du es wagſt, ihnen Lehren der Tugend zu geben, werden ſie nicht höhnend auf jenes Mal zeigen und deine Thränen, deine Seufzer verlachen? So denkt ſie, und ihre Qual iſt verdoppelt und verdreifacht. Armes Weib, es iſt die Rache eines Bauern! Der Gegenſtand iſt erhaben und hätte in unſeren Tagen, wo das lebendige Gefühl für die Einfalt und die Größe der Sitten im Volk ſo rege geworden, von der Feder unſers Auerbach bearbeitet, eine Meiſterſchöpfung werden können. Anna

Louiſe Karſch, die im Volke lebte, die in ihrer Nähe die That ſah, ihre Wirkungen erfuhr, ſie wußte nichts aus einem ſo wunderſamen Stoffe zu machen, als jene elende Ballade, die wir Seite 210 (Gedichte. Ausgabe Berlin 1792) unter dem Titel „Duldmanns Rache“ finden. Nach dieſem einen Beiſpiele mögen uns die anderen erlaſſen werden. Bei dem Gedichte „Die Waſſernoth bei Frankfurt an der Oder im April 1785“ geht ſie von der Schilderung jener Scenen, die ſie ebenfalls aus örtlichen Anſchauungen trefflich hätte malen können, auf das Lob des Prinzen Leopold über, von dem ſie gerade damals ein Gnadengeſchenk erwartete. So ſehen wir ſie denn immer und immer wieder dem Weltgeiſte hingegeben. Ihre Eitelkeit zeigt ſich bis zu einem gehäſſigen Grade geſteigert in dem Liede „An Phillis,“ wo die Verſe vorkommen:

Mehr als ein Schäfer wirft ſich vor ihr nieder,
Ein reicher Graf umfaßt ihr Knie
Und ſchmeichelt ihr und bittet wieder
Wie ſonſt um Zärtlichkeit, um Gegenliebe ſie.

An ihrem andern ausgeſtreckten Fuße
Liegt Deutſchlands größte Sängerin,
Und ſinget von dem ſanften Kuſſe,
Den ihr Phillis gibt, ein zärtlich Lied dahin.

Dieſen Uebermuth, ſich Deutſchlands größte Sängerin zu nennen, hatten ihr thörichterweiſe Gleim und

Rammler beigebracht. Doch fehlte es nicht an nachdenklichen und demüthigen Stimmungen, wo ſie, weit entfernt, ſich groß und gewaltig zu wähnen, recht beſcheiden von ſich dachte, und wo ſie ſelbſt die Ueberzeugung ausſpricht, daß, wenn ihr Geſchick ſie ſorgenfrei im Schooße der Natur und Einſamkeit hätte ſich emporbilden laſſen, ihr Genius ſeine Miſſion erfüllt hätte. Ein kleines Gedicht, auf dem Sterbebette geſungen, ſpricht dieſen Gedanken rührend aus. Wir können nicht anders, als die Wahrheit dieſes poetiſchen Selbſtbewußtſeins beſtätigen und ihn zum Schlußgedanken unſerer Lebensſchilderung machen.

Angelika Kaufmann.

Ein ſchwächliches Talent, allein eine liebenswerthe Erſcheinung. Ihr Ruf iſt mehr ein Salons- und Coterien-Ruf, als ein nationaler, und mehr die Eitelkeit des Jahrhunderts, dem ſie angehörte, als ihr Verdienſt gab ihr den bedeutenden Namen. Von England ging beſonders das Ruhmen und Preiſen ihrer Schöpfungen aus, und man weiß, daß über Gegenſtände der Kunſt dieſe Inſel nie ein entſcheidendes Urtheil gehabt hat. Es ſind andere Nationen, die den Ruf eines Malers, eines Bildners nachhaltig und auf Jahrhunderte hinaus beſtimmen. England iſt fur Gemälde und Bildwerke ein modernes Pompeji; die Aſche, die auf den angeſammelten Schätzen ruht, iſt die Kälte, der Egoismus [illegible] Indifferentismus einer von der Natur nicht kunſtbegabten Nation, die nur ſammelt, um zu beſitzen, nicht um der Welt das Schöne mitzutheilen, am Erhabenen ſich und Andere zu gleicher Schöpfungskraft zu entzünden. Ein feuriger und eitler Franzoſe ſtellt ein erkauftes ſchönes Gemälde ſo auf, daß die Bewohner aller fünf Welttheile und wo möglich noch die eines ſechſten, noch unentdeckten, es ſehen können. Er iſt entzückt, daß alle Welt das ſchöne Gemälde bewundert und daß alle Welt es bei ihm bewundert, der Deutſche ziert mit dem Kunſtwerke ſein Arbeitszimmer, er iſt glücklich, daß es für ihn und einen kleinen Kreis ſeiner Freunde da iſt; ſein Auge weilt, wie der Blick des Liebhabers auf dem geliebten Mädchen, auf ſeinem Schatze; in ſtiller Freude vergießt er vor dem Bilde Thränen. Der Italiener, der ächte Jünger der Kunſt, ſtellt das erworbene Meiſterſtück im Atelier auf, verſammelt Schüler um daſſelbe und ruht nicht eher, als bis er eine große Anzahl an dem Meiſterwerke zu Meiſtern herangebildet hat; ihm iſt die vollendete Schönheit Gegenſtand der Anbetung. Der Engländer verſchließt das herrliche Bild in ſeine Muſeen, ſtellt einen verdrießlichen Wächter davor, ſieht es ſelbſt nicht an und läßt es Niemanden ſehen. Er iſt der glückliche Kaufmann, der Geld genug gehabt hat, ein „ſehr theures“ Bild zu kaufen. Damit iſt er zufrieden; damit iſt alles abgethan.

In einem kleinen Orte, unfern des Sees von Conſtanz, lebte gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Je hann Joſeph Kaufmann, ein mittelmäßiger Maler, der auf Beſtellungen des Biſchofs von Chur Gemälde anfertigte. Von ihm iſt nichts zu ſagen. Er beſaß die Eitelkeit und raſtloſe Beweglichkeit jener Väter, die Wunderkinder haben und ſie mit ſich herumführen. Die kleine Angelika (den 30. October 1741 geboren) war ein ſolches Wunderkind. Im ſechſten Jahre machte ſie Entwürfe zu Cartons um die ſüdliche Wand des Hauſes mit einem allegoriſchen Gemälde, die vier Jahreszeiten vorſtellend, zu verſehen, die der Vater mit einem Stück Kohle hinzeichnete, und darüber einen von der ganzen Familie gepflegten Weinſtock ausroden ließ. Im neunten Jahre fertigte ſie äußerſt zierliche Porträts in Paſtell. Man ſah die kleine Künſtlerin ihre Morgenwanderung am Ufer des Sees täglich antreten, um mit ihrer Mappe unterm Arm die Villen in der Nachbarſchaft zu beſuchen, wo ſchöne Frauen, hübſche Kinder, greiſe Männer dem wunderſamen Kinde gern zum Bilde ſaßen. Sie war dabei ein ſo liebliches Kind; man ſchmeichelte ihr, man liebkoſte ſie, man gab ihr für ein hübſches Bild eine Schachtel voll Konfekt.

Der alte Kaufmann zog mit ſeinem Kinde nach Como, von da nach Mailand, wo Angelika im Jahre 1754 in den öffentlichen und Privatgalerien arbeitete, und die großen Meiſter der lombardiſchen Schule ein mächtiges Licht in ihrer Erkenntniß entzündeten. Die junge Künſtlerin ſchwärmte, und jene ſüße Trunkenheit, die das Gewahrwerden der ſchöpferiſchen Geſtaltungskraft in dem Buſen des Talents zu begleiten pflegt, wurde auch in ihr rege. Sie träumte, kaum vierzehn Jahre alt, ſchon von den Kränzen des Ruhms. Sie war unermüdlich thätig. Der Vater ging herum und erzählte von ſeinem Wunderkinde, er brachte es dahin, daß der Gouverneur von Mailand, der Herzog von Modena, das geprieſene Mädchen an den Hof beſchied, ſich und ſeine Gemahlin malen ließ. Dies war die erſte Staffel, die die eitle Angelika in dem Salonsruf erklimmte. Hätte dieſes ſchmeichelhafte Hervorſtellen nicht ſtattgefunden, wäre unſere kleine Künſtlerin in der Stille ihrer väterlichen Arbeitsſtube geblieben, es wäre ihr dienlicher geweſen. Die Freunde des Vaters mochten dieſe vernünftige Anſicht ihm einleuchtend gemacht haben, er entſchloß ſich in der That, die Kleine auf einige Zeit aus der Hofatmoſphäre hinwegzunehmen und ſie der Einſamkeit und den Studien zu übergeben. Er ging mit ihr nach Schwarzenberg, ihrem Geburtsorte, und fing dort mit ihr zuſammen an, die Parochialkirche mit Gemälden zu ſchmücken. Dazu war ihm der Auftrag geworden. Jetzt ſaßen Vater und Tochter beiſammen in der düſtern, alterthümlichen, einſamen Kirche.

er oben, um den Plafond zu malen, ſie unten, um die Kirchenwände mit den Figuren der heiligen Apoſtel zu zieren, die ſie al freſco malte. Das war ein recht eigenthümliches und gemüthliches Zuſammenwirken und Schaffen. Wie oft muß die ſtille Landkirche von dem Geſpräch der Beiden wiedergetönt, wie oft die fragende Stimme des Vaters von oben, die antwortende der Tochter von unten bald Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens, bald die hohen Intereſſen der Kunſt gegen einander ausgetauſcht haben. Farben und Pinſel machten abwechſelnd die Wanderung von oben nach unten und umgekehrt. Der Vater malte oben das leichte, roſige Gewand eines Engels, die Tochter unten die funkelnde, ſchwere Toga eines Prieſters. Der Alte erging ſich in Scherz, in Sonnenſtralen, in pausbackigen Knabengeſichtern, das junge Mädchen unten malte endloſe Prophetenbärte, duſtre Greiſesblicke, hagre und gefurchte Prieſterſtirnen. So iſt es in der Ordnung: das Alter fühlt ſich zur Jugend gezogen, die Jugend zum Alter. Bei der Gelegenheit lernte Angelika etwas richtiger zeichnen und ſtrenger Contour und Farbe auffaſſen. Sie war allein, ſie hatte Niemanden, der ihr ſchmeichelte, ſie mußte ernſt ſchaffen, ernſt nachdenken, das war äußerſt dienlich. Leider dauerte die Arbeit nicht lange. Eines ſchönen Tages trat der Graf von Montfort in die Kirche, ſah

Angelika und gab ſich ſogleich als leidenſchaftlichen Bewunderer ihres Talents zu erkennen. Auf ſeine Bitten kamen Vater und Tochter nach Montfort und wohnten daſelbſt auf dem gräflichen Schloſſe. Jetzt fing wieder ein ſehr frivoles Leben an. Der Biſchof von Conſtanz kam nach Montfort, mit ihm viele geiſtliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte Herren, die es alle ſehr erſprieslich fanden, mit dem ſiebzehnjährigen, ſchönen Mädchen über die Kunſt zu plaudern. Der alte Vater, der dieſem Treiben hätte Einhalt thun ſollen, war ſchwach und eitel. Gemalt wurde wenig, und das Wenige gerieth nicht ſonderlich; was fragten jedoch die eleganten Herren nach Kunſtwerken, es genügte ihnen die Künſtlerin. Wollte dieſe Studien zu hiſtoriſchen Bildern machen, ſo verſchwand raſch ein junger Abt und erſchien nun im Koſtüm Franz des Erſten, um zum Gemälde zu ſitzen, ein Ritter des heiligen Geiſtordens ſpannte die prallen Glieder, die die Prälatentafel mit ſchöner Fülle verſehen, in Tricot, warf die Zither über die Schulter und ſtand dem jungen Malerkinde als Troubadour mit ſehr beredten Blicken gegenüber. Ueberall hiſtoriſche Muſterbilder. Welche Menge Eginhardts, Egmonts, Konradins, — ſie traten aus jedem Saal, aus jedem Kabinet hervor: man hatte unter ihnen die Wahl. Aber auch Apoſtel, Märtyrer, wunderſam ausgedörrte Anachören erſchienen: Engel mit Palmzweigen und in Lilienkronen. Das alte Schloß zu Montfort wurde ein Kunſtfigurenkabinet eigener Art. Es wimmelte darin von berühmten Verſtorbenen, durch alle Kammern ließen Viſionen, und an den Wänden hin ſpielten chriſtliche Aſcetik und heidniſche Mythologie durcheinander.

Die Biographen unſerer Künſtlerin ſagen einſtimmig, daß ſie in dieſer Periode ihrer Jugend und eben erblühten Schönheit mancherlei Anfechtungen zu überſtehen und zu bekämpfen gehabt habe. Der beſſere Geiſt in ihr zeigte ihr jedoch unabläſſig den Weg, den ſie zu wandeln habe, und ſo ſetzte ſie es denn endlich bei dem ſchwachen Vater durch, daß er mit ihr eine ernſtlich gemeinte und ernſtlich durchgeführte Reiſe nach Italien antrat. Das Paar verließ das Zauberſchloß des Grafen und begab ſich auf die Wanderung. Kaum war Angelika wieder unter Künſtlern und Gemälden, als ihr alter Drang, Großes hervorzubringen, neu in ihr erwachte und ſie unabläſſig wieder zum Schaffen antrieb. Sie war jetzt in Florenz und malte fleißig. Die Einladungen und Verlockungen in die Geſellſchaftskreiſe wurden abgewieſen. In dieſe Zeit fällt auch ihre leidenſchaftlich geförderte Ausbildung in der Muſik. Immer hatte dieſe Schweſtermuſe großen Einfluß auf die Seele unſerer Künſtlerin ausgeübt, aber mit weiſem Zuſammen halten der Kräfte war ihrem Andringen eine Schranke geſetzt worden, jetzt durfte ſie die einſamen Stunden, die die fehlenden Zerſtreuungen der großen Welt leer ließen, ausfüllen. Angelika erhob ihre Stimme zum Geſange und hauchte eine überraſchende Süße und Lieblichkeit in ihre Akkorde. Die Harmonieen, einmal ſchon an die Miſchungen ihrer Pallette gefeſſelt, wurden ihr zum zweitenmal dienſtbar, wenn ihre Hand die Taſten des Klaviers oder die Saiten der Zither berührte. Sie ſang mit einem ſolchen Wohllaut und verkettete ſo artig Melodieen ineinander, daß die Freunde des Hauſes ihr den unvorſichtigen Rath gaben, der Malerei zu entſagen und dafür die Muſik zu erwählen. Angelika ſchwankte einen Augenblick und litt dabei unſägliche Qual. Der, der ihr dieſen Rath gab, war ein junger Muſiker, der ſie heimlich liebte; zu der Muſik übergehen, hieß zugleich, für den Freund ſich entſcheiden: eine zwiefache Wahl fürs ganze Leben. Doch überwand ſie die Verführung und kehrte zu ihrer Staffelei zurück. Der junge Mann, untröſtlich über dieſe Entſcheidung, verließ ſie, und nie hat ſie ihn ſpäter wieder geſehen, noch von ihm gehört. Sie bewahrte jedoch ſein Andenken. In dem Gemälde von ihrer Hand, das Orpheus darſtellt, der Eurydice dem Orkus entführt, eine in lieblicher Geſtaltung treffliche Compoſition, trägt der tragiſche Sänger die Züge jenes Freundes, der auf ihren Lebensweg geſtellt zu ſein ſchien, um ihr eine bittre Stunde in der Gegenwart, und tauſend ſüße in der Erinnerung zu ſchaffen. Der Genius der Muſik verkörperte ſich und nahm die Geſtalt jenes ſanften, trauernden Verwieſenen an; ſie ſang und klagte, um ihre Seele mit der ſeinigen zu vereinen.

Dieſe Erlebniſſe bezeichneten ihren Aufenthalt in Florenz; im Januar des Jahres 1763 ging ſie nach Rom, und hier war es, wo in ihrem Leben ein Wendepunkt eintrat, wo ſie mit einem der erhabenſten und edelſten Geiſter des Jahrhunderts zuſammengeführt wurde. Dieſe Begegnung entſchied für ihr ganzes Leben; denn dem Genie begegnet das Talent nie ohne Wirkung, entweder es wird niedergedonnert und für alle Zeiten unglücklich gemacht, oder es wird mit einem Adel und Glanz umgeben, der es folgenden Jahrhunderten empfiehlt. Das letztere fand bei Angelika ſtatt.

Hoch im Norden, in der Altmark Preußens, war einem armen Schullehrer, einem Menſchen, der hart und ſtreng angeſpannt war in dem Joche des Lebens, die ſüße Zauberwelt-Griechenlands aufgegangen. Einem preußiſchen Dorfſchullehrer träumte von dem joniſchen Himmel, und ſeine Seele, zuſammengeſcheucht von den Eisſtürmen des Nordens und den Qualen einer dürftigen Exiſtenz faſt erliegend, ward plötzlich überſchüttet von dem Blütenregen, den einſt Dichter, Philoſophen und Künſtler über die ſchöne Erde von Hellas hingoſſen. Ein Wunder geſchah. Griechenland wählte ſich einen Geſandten, die Schönheit einen Bevollmächtigten, die Kunſt einen Miſſionär, und ſie wählten ſich ihn nicht in dem heißen Italien, dem Lande der Kunſt, nicht in dem geiſtvollen und ſonnenhellen Frankreich, dem Lande der Poeſie, nicht in dem melancholiſchen England, dem Lande des Reichthums, nein, ſie wählten ſich ihn an dem nächtlichen, öden, verlaſſenen Geſtade des baltiſchen Meeres. Dort riefen ſie einem armen, blaſſen Jüngling die alten, heiligen Märchen, die die Welt entzückten, ins Ohr, dort ſangen die neun Schweſtern ihre wunderſamen Chöre und vermiſchten die Strophen der Sappho und des Pindar mit dem melancholiſchen, dumpfen Klange der Wogen der nordiſchen Meeresbucht. Amor und die Grazien, dieſe verwöhnten Lieblinge des Olymps, dieſe Zärtlinge unter den Göttern, um deren Gunſt die Harfen der Poeten aller Jahrhunderte in Harmonieen gebuhlt, ſie treten die weite Reiſe nach dem Norden an, und in einem Städtchen der Altmark machen ſie Halt und treten in das enge Häuschen des Konrektors, und während der ſauſende Schneeſturm an das kleine Fenſter heult, ſingen ſie die

Lieder Homers und die kleinen bukoliſchen Hymnen Anakreons, führen ſie Tänze auf, die im Saale der Aspaſia einſt die Jugend Griechenlands bis zum Wahnſinn entzückten. Hingeſtreckt auf ſein elendes Lager, noch umgeben von den Vokabelbüchern und Schulexercitien der Dorfknaben, ſann der arme Konrektor dem Opfer der Iphigenia nach, und ſah vor ſich die olympiſche Schönheit Apolls erſtehen. Welche Mühen, welche Kämpfe mußten überſtanden werden, ehe es dem Dürftigen, Schutzloſen gelang, das Land ſeiner Verheißung zu erreichen. Aber er erreichte es. Im Herbſt des Jahres 1755 wanderte Johann Joachim Winckelmann in Rom ein.

Winckelmann kam nach Rom.

Er kam arm und dürftig, mit einem Gnadengehalt von 200 Thalern in Rom an, aber er brachte eine Feuerſeele mit, eine Seele, die nach dem Vollgenuß der Schönheit ſchmachtete, wie der Wanderer in der Wüſte nach einem Trunke aus der Quelle. Dies war nöthig. Die Kunſt lag darnieder. Die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts macht ſich bemerkenswerth durch ihre Verirrungen im Gebiete der künſtleriſchen Produktion und des Geſchmacks. Mit Bernini und ſeinen Nachahmern war die Skulptur von der grandioſen Gedankenerzeugung eines Michael Angelo in Verzerrung und Verkrüppelung übergegangen. Von Bernini abwärts ging der Verfall raſch; die Malerei ebenſo von den ſchon manierirten Caracci's niederſteigend, konnte ihrem gänzlichen Verfall nur entgehen, indem ſie das Gebiet der heiligen Geſchichte, des ernſten Styls, verließ und ſich als Boudoir- und Portraitmalerei begrenzte. Mit Winckelmanns Erſcheinen in Italien datirt ſich eine neue Aera der Kunſt. Es bedurfte der ganzen Macht ſeines Genius, des unermüdlichen Dranges, der ihn beherrſchte, um eine in ihren Irrthümern ſich gefallende Zeit dem Lichte zuzuführen. Auf ſeinem Wege wandelte Leſſing in Deutſchland, Diderot in Frankreich weiter; aus den Goldklumpen, die er zu Tage förderte, fügten edle Bildner, wie Goethe, Herder, Kant, ihre unſterblichen Gebilde zuſammen. Er erſchloß eine unbegrenzte Welt der Heiterkeit und der freien Schönheit. Man leſe in ſeiner Kunſtgeſchichte die feurige Dithyrambe, die er vor Bildſäule des Apollo im Belvedere hält. So mußte gefühlt, ſo geſchrieben werden, um eine Generation, die in Geſchmacksapathie verſunken war, zum Erkennen und Nachempfinden aufzurütteln. Es war ſein gütiges Geſchick, daß ihm in der Perſon Raphael Mengs' einen Maler zur Seite gab, der praktiſch das ausführte und der Welt in Farben und Formen darſtellte, was Winckelmann in ewiger Begeiſterung theoretiſch als Lehre gab. Nicht ſo glücklich war er im Auffinden eines plaſtiſchen Genies, das unmittelbar in ſeiner Nähe erblüht wäre. Der ſpätere Canova führte ſchon wieder abwärts, und unter ſeinem Meißel ging wieder viel von der Errungenſchaft Winckelmanns verloren. Der mächtige Schöpfergeiſt Thorwaldſens kam zwar früh genug, um noch das Erbe beiſammenzufinden, aber viel zu ſpät, um mit dem Erringer der Schätze ſelbſt zu kämpfen und zu ſiegen. Winckelmann ging aus der Welt, wie die großen Geiſter zu ſcheiden pflegen, raſch nach Vollendung ihrer Miſſion. Ein feiger, gräßlicher Meuchelmord nahm ihn weg, aber die Nachwelt hat keine ſeiner koſtbaren, ihm ſo wenige zugemeſſenen Lebensſtunden verloren. Ein ungemeines Feuer, ein Enthuſiasmus für Kunſt und Kunſtgeſchichte, für Alterthum und die griechiſche Welt insbeſondere, erwachte und heftete ſich unmittelbar an die Fußſtapfen des dahingegangenen Meiſters.

Es iſt wol gerade hier am Orte nicht unpaſſend, über das Griechenthum in der Kunſt zu ſprechen, das durch Winckelmann hervorgerufen wurde und das bis weit in unſer Jahrhundert hineingereicht hat. Es darf dabei nicht gefürchtet werden, daß dieſe Betrachtung von dem eigentlichen Gegenſtande, den wir den Blicken unſerer Leſer ausgeſetzt haben, ablenke. Die Künſtlerin, deren Bild wir geben, hat nicht wenig dazu beigetragen, Winckelmanns Theorien bekannt zu machen, nicht ſowol im Verſtehen derſelben, als vielmehr im Mißverſtehen. Winckelmann ſtellte den Satz auf, daß das Ideale in der Kunſt das Erſte und Einzige ſei, nach dem der Künſtler ſtreben müſſe: er fand dies Ideale in der griechiſchen Götter- und Bildnerwelt auf das vollkommenſte ausgedruckt. Ueberall war von der menſchlichen Natur und Bildung dasjenige abgeſtreift, was ihr als Merkmal individueller Exiſtenz und geſelligen Beiſammenwohnens anhaftete. Die Idiome der Körperform verſchwanden, und nur eine und überall geltende Formenſprache der Schönheit galt. Nicht den Menſchen, den Klima, Sitte, Konvenienz, Nationalität in tauſend abirrende Linien geknickt, gebogen, umgeſtaltet haben, ſondern den, der einen in blühender Entfaltung göttlich glatten, gepflegten, von keinem Aeußerlichen angetaſteten Leib zeigt, ſtrebte die Kunſt zu verewigen. So ſtand Apoll da, ſo die Götter Griechenlands. Der Haß gegen das Charakteriſtiſche ging ſogar ſo weit, daß man nicht einmal Mann von Weib geſchieden, ſondern beide Bildungen in denſelben Umriß der Schönheit verſchwommen ſehen wollte. So entſtanden jene männlichen Portraitfiguren mit weiblichem Kopfputz, und Frauen, die den Apolloknoten trugen. Aus der Vorrathskammer der griechiſchen Verirrungen in Marmor zog man jene Geſtalten hervor, die in hermaphroditiſcher Bildung die Reize des Weibes mit denen des Mannes vereinigten. Dieſe beſang man, dieſe ahmte man nach; alles andere hieß gothiſche, barbariſche Unform. Die größten Geiſter waren in dieſem Syſtem der charakterloſen Schönheit befangen, und unumwunden huldigte ihr Goethe, wie wir aus allen ſeinen Kunſturtheilen ſehen. Winckelmann hatte dies nicht gewollt, Leſſing hatte in ſeinem Laokoon ſogar gleich beim Beginn der neuen Lehre gegen ihren naheliegenden Abweg gewarnt, doch die Zeit, die zum Weichlichen in Kunſt und Wiſſen, in Leben und Sitte neigte, ließ eine ſo willkommene Brücke ihrer Thorheit nicht wieder fahren. Wir haben geſehen, bis zu welcher Karrikatur in Frankreich, zur Zeit des Konſulats und Kaiſerthums, dieſe Lehre ausgebildet war, wie widerwärtig ſie uns in den Gemälden des deutſchen Malers Tiſchbein und des Franzoſen David entgegentritt; kaum wird es uns möglich, aus dieſen Fratzen den erſten, urſprünglichen Ernſt und die Würde der Winckelmannſchen Doktrin wiederzuerkennen. Wir haben geſehen, wie der weichliche Canova, ein zweiter und noch ſchlimmerer Bernini, ſich beſtrebte, gerade die Unnatur, aus der die Kunſtreformatoren ihre Zeit gerettet hatten, geſchwind wieder, aber in anderer Weiſe, herbeizuführen. Es konnte nicht fehlen, daß die Reaktion eintrat, und ſie brachte uns die „Verehrung," ja „Anbetung" des Charakteriſtiſchen im Gegenſatz zum Idealen. Jedermann weiß, welche arge Verſündigungen dieſe heftige Gegenlehre in der Welt unſerer Kunſt und Poeſie hervorgerufen hat; wie vor wenigen Jahrzehenten noch das Charakteriſtiſche nicht mehr genügte, ſondern das Zerrbild, die Grimaſſe, das abſolut Häßliche und Widrige als der edelſte und höchſte Gegenſtand für die nachbildende Kunſt geprieſen wurde. Dem Himmel ſei Dank, dieſe Zeit iſt auch vorüber, wir haben wie bei vorbeigezogener Cholera nur noch unſere Krankenſäle (Akademiſche Kunſtausſtellungen) gefüllt mit Schwächlingen und Halbgeneſenen. Es wäre an der Zeit, daß Winckelmanns Geiſt jetzt wieder ſich in unſerer Mitte zeigte, daß er ſeine anfangs mißverſtandene Lehre von Neuem predigte, und er unſere Kunſt, die unter dem Scepter des Materiellen, Irdiſchen und Gemeinen düſter, trocken, kalt, häßlich, gemein geworden iſt, wieder in die helle, lichte Sonne der ewigen Schönheit ſtellte. Der Abweg iſt jetzt nicht mehr zu fürchten: Griechenland kann einem ſo ſcharfkritiſchen und ſelbſtändigen Jahrhunderte, wie das unſrige, nicht mehr gefährlich werden. Iſt die Baſis unſerer Exiſtenz, an der man jetzt baut, geordnet und geſichert, ſo kann man wahrlich nichts Beſſeres thun, als die griechiſche Sonne, dieſes heitre und warme Licht, unſere Akademien und Geſellſchaftsſäle beſcheinen zu laſſen. Thöricht wäre es, das Grubenlicht des Mittelalters zu dieſem Zwecke wieder heraufzubeſchwören.

Um auf Angelika wieder zurückzukommen, ſo lernte ſie Winckelmann in Rom kennen, wo er als Bibliothekar des Kardinals Albani lebte und eben ſeine „Anmerkungen über die Baukunſt der Alten“ herausgegeben hatte, eine kleine, aber inhaltreiche Schrift, die zuerſt die Blicke ſeiner Landsleute auf ihn lenkte. Leider genoß die junge Künſtlerin den belebenden Unterricht des genialen Lehrers nicht lange; ſie wurde überredet, eine Kunſtreiſe nach England zu unternehmen. Dort ſollte Geld und Ruhm ihrer warten. Sie empfing auch beides, allein ihre Kunſt nahm den Todeskeim in ſich auf. Wäre ſie in Italien, in Winckelmanns und Mengs' Nähe geblieben, hätte ſie die ſtrengen Studien fortgeſetzt, zu denen ein beſſerer Entſchluß ſie trieb, nie wäre ſie ein ſchöpferiſches Genie, aber ein ſehr beachtenswerthes Talent geworden, fähig, der Träger der neuen Ideen zu ſein. In England gerieth ſie jedoch in dieſelben frivolen Kreiſe, denen ſie ſchon einmal in der Schweiz und in Florenz entſchlüpft war, nur mit dem Unterſchied, daß das ariſtokratiſche England im Stande war, weit einflußreichere Verführungsmittel anzuwenden, als die kleine, beſchränkte Adels- und Fürſtenwelt Oberitaliens und der Schweizerkantone. Der Ruf, der plötzlich über Nacht entſteht, hat etwas ſo Blendendes, die allgemeine Zuſtimmung, die man ſich wie durch ein Wunder erwirbt, übt Zauberkräfte über uns aus; dürfen wir darum unſere junge Künſtlerin verdammen, wenn ſie ſich, ſowie ſie Englands Boden betrat, als eine vollendete Meiſterin betrachtete? Der Weihrauch, der ihr geſtreut wurde, überraſchte ſie durch ſeine verſchwenderiſche Fülle. Der Hof, der Adel, die reichen Lords des Unterhauſes, die Beſitzer von Sammlungen und die Gebieter im Reiche der Mode — Alle huldigten ihr, verlangten von ihr Bilder, wünſchten ſie zu ſehen, ihre Schönheit und ihr Talent zu bewundern. Der berühmte Reinolds näherte ſich ihr und zollte ihren Schöpfungen Beifall. Angelika traute dieſem Lobe, das immer zweideutig bleibt im Munde eines mitſtrebenden Künſtlers. Reinolds war das Orakel der Kunſtwelt geweſen, bevor Angelika kam, er ſah ſich durch ſie verdrängt — dennoch lobte und bewunderte er ſie. Der harmloſe und ſanfte Charakter der Künſtlerin, das junge Mädchen, das die Welt nicht kannte, beide Eigenſchaften ließen Vorſicht und Klugheit nicht aufkommen. Zum erſten Male, wo ſie dem Rathe ihres Vaters hätte entſchieden folgen ſollen, that ſie es nicht. Der alte Kaufmann wußte, wie es mit der Bewunderung und dem Lobe eines Künſtlers beſchaffen iſt, der ſich durch den Gegenſtand dieſes Lobes verdrängt ſieht. Er warnte Angelika vor Reinolds, aber ſeine Worte waren in den Wind geredet. Mitten in ihrem Ruhme überraſchte ſie ein ſehr widriges Ereigniß, an das ſich eine Kette von Kummer und betrübenden Erfahrungen aller Art knüpften. Wir wollen dieſe finſtre Epiſode jetzt noch nicht berühren, ſondern fortfahren, über die Kunſtſchöpfungen Angelika's zu ſprechen.

Wie ſchon bemerkt, hatte Winckelmann das reine Ideal gepredigt, und dabei auf die griechiſche Kunſt verwieſen, wie ſie in ihrer ſchönſten Blüthe in dem Perikleiſchen Zeitalter ſich entfaltet hatte. Er war der Erſte, der die Kunſt als ein Lebendiges, ein organiſch ſich Entwickelndes und innerlich Fortlebendes betrachtete: man ſieht, daß in dieſem Satze ſchon vor der ſpätern Verirrung entſchieden gewarnt wurde. War die Kunſt ein Lebendiges, ſo war ſie aus dem Leben der Völker hervorgegangen und konnte auch nur in dieſem organiſch ſich weiter bilden; es war demnach Irrthum, zu glauben, die Griechen und nur dieſe hätten für alle Zeiten die Aufgabe der Kunſt gelöſt. Winckelmanns Anſicht konnte nur ſein, indem er auf jenes Licht- und Schönheiterfüllte Volk wies, auf die heilſamen Inſtitutionen, die Freiheit der Geſittung, den glücklichen Charakter der

Kulturſtufe aufmerkſam zu machen, die zuſammen den Boden bildeten, aus dem ſich die prächtige Blume der Kunſt emporhob. Nimmermehr konnte, was die Griechen in Bildwerk und Gemälde leiſteten, für uns, die wir die Erben einer anderen Erde ſind, als Geſetz gelten. Es heißt das Daſein der Keime von Frucht und Blüte leugnen, die jede Zeit in ihrem Schooſe hegt, wenn irgend einem Jahrhunderte, ſelbſt dem ſcheinbar barbariſchſten, das als Norm aufgezwungen werden ſoll, was einmal als Höchſtes und Schönſtes galt. Winckelmann fühlte die große Aufgabe in ſich, ſeiner Zeit die Ideen „wie eine Kunſt entſteht“ zu zeigen, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit für alle Zeiten: man verkannte ihn und nahm ihn für einen gewiſſenhaften Präceptor, der die Nutzloſigkeit und Schädlichkeit der früheren Muſterbilder und Vorlegeblätter erkannt hatte und beſſere erwies. Angelika hatte das „reine Ideal“ auf ihre Weiſe aufgefaßt, ſie ſah es in der ununterbrochenen Monotonie der Linien, in einem ſüßen und zugleich faden Farbenſchmelz, in einer inkorrekten, aber das Auge durch Weichheit und Flüſſigkeit beſtechenden Gewandung. Von der Antike nahm ſie das edle, ſich immer gleich bleibende Profil, die ſtarre und ſchöne Rundung der Schultern, die Melodie der Bewegung und die graziöſe, aber für unſere Zeit völlig unwahre Drappirung, von dem Charakter ihrer eigenen Zeit behielt ſie das ganz moderne Element der Sentimentalität, ein Element, das ſich durchaus nicht, auf keine Weiſe, in keiner Manier mit der großartigen Naivetät der Antike verſchmelzen läßt. Es war demnach zu erwarten, daß verfehlte Schöpfungen entſtehen würden. Sie entſtanden auch. Sie malte Griechinnen, ohne eine entfernte Ahnung zu haben von der weiblichen griechiſchen Welt, ſie malte Ritter des Mittelalters, und wußte eben ſo wenig Beſcheid um das Jahrhundert eines Götz von Berlichingen, ſie kannte nur ihre eigene kokette, ſüßliche, weichliche Zeit, die Zeit des Siegwarts, der Pamela und der ſentimentalen Reiſen. In England war die Schaubühne für jegliche Produktionen der Art. Das innerlich entſittlichte, aber äußerlich prüde England mußte ſeiner Natur nach einer Geſchmacksrichtung huldigen, die mit großen Gegenſtänden prunkte, und dieſe doch mit all den kleinen geſellſchaftlichen Rückſichten und ſcheinheiligen Vorurtheilen darzuſtellen wußte, die dem Stolz ſchmeichelte und dabei doch die Konvenienz nicht beleidigte, die von den großen Thaten einer großen Vorzeit nur das nahm, was eine anſtändige Geſellſchaft im Salon betrachten konnte, ohne daß es die Herzen höher ſchlagen, die prüden Blicke ſenken machte. Weit entfernt, ein Erzeugniß der Nationalbildung zu ſein, war die Kunſt nur ein Toiletten-

und Luxusartikel der Reichen und Vornehmen, und es galt daher, ſie zum Spielwerke der Eitelkeit auf das paſſendſte zuzuſtutzen. Angelika verſtand dies, und ſie lernte es in England immer mehr. Wir wollen nur einige ihrer Bilder hier anführen, die als Beleg dieſer Anſicht gelten können, und die die Bewunderung von ganz England ſich erwarben, und die der Kunſtfreund jetzt nur noch mit Widerſtreben anſehen mag. Die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der ſtolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinſchüttet, vorſtellend. Dieſes Blatt, über das Goethe ſogar ſchwärmt, iſt nichtsdeſtoweniger ein froſtiges und unwahres Bild, mit moderner Sentimentalität und dem Salonsgefühl vornehmer Anſtandsdamen aufgefaßt. Die Mutter der Gracchen hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Lady Juliane Beertort, der Freundin und Protectrice unſerer Künſtlerin, und ihre Kinder ſind die Söhne des Herzogs von York, zufällig ohne Puder und Gallabeinkleider, aber doch dabei friſirt und in anmuthig drappirte Togen gehüllt. Die Lady mit den Juwelen, die ſich nachläſſig an die joniſche Säule lehnt, iſt frappant die Großſchatzmeiſterin der Königin, hier zufällig eine Römerin. Der Schauplatz ſcheint ein Park in Regentſtreet zu ſein. Dann Messalina Sacrifice, ein Bild, das Burke in Kupferſtich herausgegeben, zeigt die Geſtalt Meſſalinens in einer zwar charakteriſtiſchen, doch auch ganz modernen Haltung. Es iſt dies Gemälde bei weitem gelungener, als das vorige. In memory of General Stanwick's doughter who was lost in her passage from Ireland (von Wynne geſtochen) ſtellt ſie moderne Zeit dar, und darum ſcheinbar mehr den Anforderungen der Kritik gerecht, obgleich in dieſer Kompoſition ſo recht das Markloſe und Weichliche von Angelika's Pinſel in Geſtalt und Gruppirung hervortritt. Dieſes Bild iſt der Ahnherr einer unendlichen Reihe blaſſer, ſchottiſcher Mondſchein- und Heldenbilder geworden, wo unbeſchreiblich zarte, langlockige Jungfrauen ſich liebend auf die Schulter ſchmalbeiniger, mädchenhafter Helden ſtutzen, die maleriſch den Plaid tragen und mit der ſchottiſchen Bärenmütze ſeine ariſtokratiſche Geſichter beſchatten. Alles iſt Nebel, alles Duft, alles roſiger Schein im Bilde. Auf den Wolken ſind die Geiſter Oſſians gelagert, und der Mond ſieht auf die romantiſchen Partieen eines engliſchen Parks nieder. Man kann nicht froſtiger und prüde anſtändiger komponiren: es iſt das Widrigſte, was ein geſunder Sinn nur irgend erſchauen mag. Dieſe Bilder aber waren das Entzücken Englands. Die ſchale, waſſerdünne und waſſerfarbige Romantik beherrſchte lange Zeit alle Ateliers und Sammlungen, und bürgerte ſich auch in Deutſchland ein, wo ſie einerſeits mit der teutoniſchen Bardenpoeſie Klopſtocks, und andererſeits mit der Gleim-Jacobi'ſchen Amoretten- und Anakreonstandelei zuſammentraf. Auch die erwachende Bewunderung für Shakeſpeare mußte ihr Kontingent ſtellen, und man ſah blaſſe Ophelien ſich in nebelhaften Landſchaften auf abgebrochene Baumſtämme lehnen und in den Fluß niederſchauen. Es wurde nirgends mehr ein kräftiger Strich, eine markige Linie, eine derbe und charakteriſtiſche Farbe ſichtbar. Um wieder zu den Bildern unſerer Künſtlerin zurückzukehren, ſo müſſen wir noch eines Blattes Erwähnung thun, das, von Ryland in ſogenannter Schwarzkunſt in Kupfer geſtochen, ein ungemeines Aufſehen machte und Angelika's Ruhm in England bis auf den Gipfel brachte, es iſt dies das pretiöſe und für unſern Geſchmack unerfreuliche Bild: The interview between Edgar and Elfrida after her mariage with Athelwold. Da der Kupferſtich ſich in jeder irgend reichhaltigen Sammlung findet, ſo enthalten wir uns jeder genaueren Beſchreibung. Kunſtkenner finden in dieſem Blatt eine korrekte Zeichnung, wenigſtens eine korrektere als auf den anderen Bildern Angelika's; auch iſt die Gruppirung nicht eine von denen, die ſchon hundert mal dageweſen, obgleich auch hier keine Spur zu finden iſt von einer durch die Individualiſirung der Perſonen herbeigeführten charakteriſtiſchen Zuſammenſtellung.

Den Beſchauer beſchleicht auch hier das Gefühl von Kälte und Mattigkeit. Man ſieht ſchöne Geſtalten, aber man vermißt das Menſchliche an ihnen; es ſind Schattenbilder. Auch im Allegoriſiren war Angelika nicht ſtark. Gemeinſchaftlich mit ihrem nachmaligen Gemahl, dem Maler Zucchi, arbeitete ſie ein umfangreiches Bild aus, das die Unſchuld, die Tugend und die Verführung darſtellte. Um die letzteren Eigenſchaften zu perſonifiziren, hatte ſie die Geſtalten der Muſe Urania und der Nymphe Kalypſo gewählt. Zu einem engliſchen Roman machte ſie ein Bild Unna und Abra, dann ſchenkte ſie Klopſtock ein Gemälde Samma an Benonni's Grab, ein ſentimentales Bild, das ungemein gefiel. Wirklichen Werth in zarter Auffaſſung eines für ſich lieblichſchönen Gedankens, hatte ihr Amor, dem Pſyche mit ihren Haaren die Thränen trocknet. Dieſen Gegenſtand arbeitete ſpäter Canova zu einem Basrelief aus, wo dann die urſprüngliche Schönheit der Gruppirung, die Angelika's Verdienſt war, lebendiger als auf dem Bilde hervortrat. Die Künſtlerin ſelbſt legte auf dieſe Schöpfung, ſeltſamer Weiſe, wenig Werth, ſie glaubte ſich zum großen, hiſtoriſchen Styl berufen, und Niemand unter allen Künſtlern ihrer Zeit war gewiß weniger als gerade ſie zum Hiſtorienmaler berufen. Ihr ging der Sinn für Geſchichte überhaupt ab, ſowie ihrem Landsmann Geſſner der Sinn für die ächte, wahre Naivetät und Natur, obgleich er Idyllen dichtete.

Nachdem wir dieſen Ueberblick über die Künſtlerleiſtungen Angelika's, beſonders während ihres Aufenthalts in England, gegeben, kommen wir zu den ſchon oben angeregten traurigen Ereigniſſen zurück, die die junge, gefeierte Schöne trafen. Der manuel des curieux et des amateurs des beaux arts verbreitet ſich über ein Komplott, das gegen die Künſtlerin in London geſponnen, er nennt Namen, die wir hier nicht wiederholen wollen, da die Quelle trüb iſt, und Angelika ſelbſt in den öffentlichen Blättern gegen den Verfaſſer jenes manuels aufgetreten iſt und ihn der Verläumdung und der Lüge beſchuldigt. Aus anderen Nachrichten geht jedoch hervor, daß in der niedrigen Myſtifikation, zu deren Gegenſtand man die Künſtlerin gemacht, Reinolds eine Hand im Spiele gehabt. War er es nun ſelbſt, oder war es ein befreundeter Künſtler, der Angelika Heirathsvorſchläge gemacht und von ihr zurückgewieſen worden war, genug, dieſes beleidigte Individuum faßte den Entſchluß, ſich auf eine eben ſo planvoll angelegte, als empörende Weiſe zu rächen. Es erſchien in den vornehmen Zirkeln Londons ein Mann, der ſich Graf Horn nannte und vorgab, von der bekannten, angeſehenen ſchwediſchen Familie dieſes Namens abzuſtammen.

Er trat mit Glanz auf, ſpielte den begeiſterten Kunſtfreund, und gab beträchtliche Summen hin im Ankauf von Gemälden. Die Künſtler ſtritten ſich um die Ehre ſeines Beſuchs; er erwählte Angelika, aus ihrem Atelier wich er nicht. Ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Graf — Angelika blieb nicht unempfindlich. Er bewunderte ihre Gemälde, und ſie, die für Lob ſchon ziemlich gleichgültig war, hörte das ſeinige doch mit Entzücken. Dabei hatte der ſchöne Graf doch etwas auffällige Manieren: er liebte zu Zeiten das Derbe, er ließ ſich Verſtöße gegen die gute Sitte zu Schulden kommen, er betrog im Spiel. Angelika entſchuldigte das Erſtere und glaubte das Andere nicht. Der alte Kaufmann lief in den Vorſtadt-Weinſtuben und kleinen Spielhöhlen herum und ſammelte Nachrichten über den Grafen Horn, und hier erzählte man ihm ſchreckliche Dinge, die er mit klopfendem Herzen und weinendem Auge Angelika wiederberichtete. Allein die Tochter wollte nicht hören. „Du willſt ihn nicht, weil er ein Graf iſt, antwortete ſie ihm; Dein Wunſch iſt, daß ich einen Künſtler heirathe; aber wo findet ſich einer, der mir gefällt? Ich liebe den Grafen.“ — „Aber ſo höre doch nur auf die Warnungen eines Vaters!“ — „Der Neid, die Verfolgungsſucht der Künſtler hat ſie Dir eingeflüſtert; man will nicht, daß ich reich und vornehm werden ſoll!“ — „Kind, Du biſt es durch Dein Talent mehr, als eine Grafenkrone Dich dazu machen kann.“ — „Nun denn, ſo werde ich es ſein, die meinem Erwählten Glanz und Reichthümer zuführt. Um ſo beſſer. Die Liebe kennt nächſt dem Empfangen nichts ſchöneres, als das Geben. Ich heirathe den Grafen!“ — Und ſo geſchah es. Um nun eines Theils die Bemühungen ihres Vaters und ihrer Freunde zu vereiteln, die ihre Entſchlüſſe hintertreiben wollten, andererſeits um den Geliebten einer Verfolgung zu entziehen, als deren Gegenſtand dieſer ſich ihr geſchildert, willigte ſie in eine heimliche Trauung, und willigte endlich auch in eine eben ſo heimliche Abreiſe. Welch ein Tumult muß in dem Buſen der armen Angelika gewüthet haben, daß ſie, eine ſonſt ſo gehorſame Tochter, eine ſo prüde Anſtandsdame, die überall Rückſichten und Konvenienz über ſich walten ließ, eine ſo fleißige und Ruhe und eifriges, ſtilles Schaffen liebende Künſtlerin, plötzlich eine ſichere Stellung, eine geſchützte und gewohnte Exiſtenz verließ, um mit einem abenteuernden Manne in die Fremde zu ziehen. Glücklicherweiſe kam es mit dem ihr bereiteten Elend nicht zum Aeußerſten. Als der Abenteurer ihr Vermögen und ihre Perſon nunmehr in ſeiner Gewalt glaubte, wollte er ſie brutal zu ſeinem Zwecke benutzen. Sie ſollte ihm ſofort ihr ganzes Beſitzthum verſchreiben, ſie weigerte ſich; ſie ſollte mit ihm London verlaſſen; ſie wollte nicht, wenigſtens nicht ohne ihren Vater reiſen. Die Freunde traten ſofort zwiſchen das Opfer und ſeinen Peiniger. Der vermeintliche Graf wies ſich als Betrüger aus, den man für die elende Rolle, die er gegeſpielt, gekauft und gut bezahlt hatte. Der Verdacht dieſer grauſenerregenden That fiel auf Reinolds. Er hat ſich ſpäter von dieſer Anklage gereinigt, und Angelika ſelbſt hat ihm eine Art Ehrenerklärung gegeben; nichtsdeſtoweniger laſtet doch noch immer der Verdacht auf ihm. Die unwürdige Ehe wurde aufgelöſt, Angelika gab einen Theil ihres Vermögens hin, um eine Feſſel zu löſen, die ſie zu Tode gedrückt, wenn ſie ſie hätte tragen ſollen. Die harmloſe, edle, ſanfte Angelika war unbeſchreiblich niedergebeugt durch dieſes Ereigniß; ihr Muth war gebrochen, ihre ſchöne Freudigkeit dahin, ihre Hoffnung getrübt. Es war der Bosheit und der Gemeinheit gelungen, in das Heiligthum eines wahrhaft reinen und ſchönen Herzens verheerend zu dringen. Nicht die Künſtlerin — das arme Weib litt. Der Quell ihres Lebens und Empfindens war getrübt. Sie hatte geliebt, zum erſten Mal geliebt, und war getäuſcht worden. Das waren Schmerzen, die mit denen, die ſie auf ihrer Staffelei darſtellte, nichts gemein hatten; es waren wahre, ächte, wirkliche Schmerzen, die anderen waren komponirte, gemalte, geſpreizte, bleiche, der Natur auch nicht bis in den fernſten Schatten nahe kommende Schmerzen. So hängt das Weib immer nur durch das Herz mit der Kunſt und der Natur zuſammen; der Mann durch den Gedanken.

Nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt in England ſuchte Angelika mit ihrem Vater wieder Italien auf. Des Letztern Geſundheit wurde ſchwankend und erregte ernſtliche Beſorgniſſe, als das Künſtlerpaar in Venedig anlangte. Die gehorſame Tochter hatte ſich den Wünſchen des Vaters gefügt: ſie hatte ihre Hand am Altare dem Maler Antonio Zucchi gegeben, einem Künſtler von geringem Verdienſte, aber von achtungswerthem Charakter. In Venedig machte Angelika die Bekanntſchaft des Comte du Nord, nachmaligen Kaiſers Paul des Erſten. Der junge Fürſt und ſeine Gemahlin überhäuften die berühmte Künſtlerin mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken. Nach dem Tode des Vaters eilte Angelika mit ihrem Gemahl nach Neapel. Hier erhielt ſie von der Königin ſchmeichelhafte Aufträge, und man verſuchte, ſie an den Hof zu feſſeln. Doch die Freiheitliebende entfloh. Selbſt den Unterricht bei den beiden Prinzeſſinnen hielt ſie nicht aus, ſie zeigte ſich launig, kränklich, und ihr ſanfter Charakter wandelte ſich bei dem fortgeſetzten Zwange und der Etikette des Hofes faſt in ſein Gegentheil; ſie bat auch hier um ihre Entlaſſung, und ſie wurde ihr gewährt. Jetzt ſiedelte ſie nach Rom über und fand hier den erſehnten Ruheort. Hier in Rom findet ſie Goethe, der in ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe von ihr ſpricht und viele Details ihres häuslichen und geſelligen Lebens anführt. Ein Kreis von Gelehrten und Künſtlern verſammelte ſich in ihrem gaſtlichen Hauſe, ſie machte mit ihren Freunden Landparthien und wirkte wohlthätig auf die Exiſtenz und die Beſchäftigungen der kunſtſtrebenden Jünger um ſie her. Ein weiches, warmes, ſonnenbeſchienenes Alter war ihr beſchieden. Einigen kleinen Zänkereien mit Künſtlern entging ſie jedoch nicht. Der berühmte Raphael Morghen, ein ſeltenes Kupferſtechertalent, nahm ſich heraus, in den Blättern, die er nach Gemälden Angelika's in Kupfer ſtach, Einiges zu ändern, oder nach ſeiner Anſicht zu verbeſſern. Zu einem Portraitgemälde ging er ſogar ſo weit, eine ganze Figur hinzuzufügen, ſo daß Angelika, völlig außer ſich über dieſe Dreiſtigkeit, unter den Kupferſtich mit zürnendem Griffel ſchrieb: »Non è di — Angelika Kaufmann«.

Das achtzehnte Jahrhundert neigte ſich ſeinem Ende zu; ein neues Jahrhundert, ſich gänzlich verſchieden von ſeinem Vorgänger ankündend, gewann die Herrſchaft. Die Kanonen von Toulon hatten der erſtaunten Welt ſchon Napoleons Namen genannt. Jetzt folgten Siege auf Siege: Trompeten ſchmetterten, Trommeln wirbelten, entrollte Fahnen wallten durch die Lüfte; eine Welt von Soldaten füllte Landſtraßen und Märkte. Wo blieb das ſeidene Volk der kleinen Götter? Die alternde Angelika ſaß in ihrem Atelier und malte den Tanz der Grazien. Da brauste es über die Alpen herüber; tauſend Stimmen riefen Krieg! Canova floh und nahm mit ſich die drei ſchönen nackten Schweſtern, den kleinen frierenden Amor, und die arme gebundene Pſyche — alle ſeine lieben Kinder, ſeine ganze marmorne Familie rettete er vor den Tumult der Waffen. Statuen wandelten, Bilder fingen an zu reiſen. Die mediceiſche Venus reiste nach Paris und begrüßte mit der ſchamhaften Körperbeugung, dem Lächeln des kleinen griechiſchen Mundes den modernen Alexander des neunzehnten Jahrhunderts. Unter denen, die die neue Zeit nicht begriffen, nicht begreifen wollten, gehörte auch Angelika. Was kümmerte ſie der Sieger von Marengo, ſie ſah in ihm nur den jungen, impertinenten Soldaten, der ihre Staffelei umſtürzte und ihre Kapitalien in der Bank zu England bedrohte. Die arme Angelika — ſie fürchtete wirklich, daß ſie durch Napoleon zur Bettlerin werden würde; es plagten ſie auf ihre alten Tage der Kummer und die Sorge, obgleich ihre Freunde das Möglichſte thaten, ſie von dem Ungrunde ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Die Jahre 1803, 1804 und ſelbſt noch 1805 wurden noch in leidlich angeſtrengter Thätigkeit vollbracht; dann aber nahm die Schwäche des Körpers in raſchem Vorſchreiten zu, und ein Bruſtübel geſtaltete ſich zu einer todbringenden Krankheit. Immer von ihren Freunden, Anhängern und Bewunderern umgeben, hatte ſie das Glück, von der Außenwelt ſo wenig als möglich berührt zu werden. Dies war in der That ein großes Glück. Iſt irgendwo die Verhätſchelung der Freunde an ihrer Stelle, ſo iſt's bei dem Alter. Das Alter will geliebkost ſein, und beſonders der alternde Künſtler, der alternde Dichter. Angelika hatte gezeigt, wie ſehr ſie ſich über die neue Geſtaltung der Welt entſetzte, was war alſo natürlicher, als daß man ihr gar nichts mehr von den Außendingen ſagte. Alte, zurückgelegte Beſtellungen wurden ihr mit dem frommen Betrug, den die Pietät ſich ſo gerne erlaubt, vorgelegt, als wären ſie eben erſt aus England, aus Frankreich gekommen, und noch auf dem Krankenbette griff die Künſtlerin ſeufzend zum Pinſel, indem ſie ſich mit ſchalkhaftem Lächeln beklagte, daß man ſie ewig in Anſpruch nähme, daß man ſie nicht einmal ruhig ſterben laſſe. „Gibt es denn keine andere Maler außer mir?“ fragte ſie, und der Chor der Freunde rief: „Nein, es gibt keine! Du biſt die Einzige; ſtirbſt Du, ſo iſt die Kunſt verwaist!“ Angelika glaubte dieſen Worten und wallte, ſelig in der Ueberzeugung, daß ſie der Welt noch bis auf ihren letzten Athemzug nütze. O Himmel! hätte ſie gewußt, geahnet, wie Niemand mehr ihren Namen nannte, wie ihre Zeit, ihre Freunde, ihre Genoſſen, wie Alle, Alle ſpurlos vergeſſen waren von dem jungen Geſchlecht, das unter dem Donner der Schlachten großwuchs! Aber dieſe Ueberzeugung hätte der eitlen Frau den Tod früher gegeben, als ihn ihr die Natur beſtimmt hatte. So ſtarb ſie in völliger Ruhe und in Frieden. Bei einer Ode von Gellert entſchlummerte ſie; es war am fünften November des Jahres 1807. Ueber ihre Bilder, ihre Kapitalien entſchied ſie in Vermächtniſſen. Sie ſtarb kinderlos; einige Jahre früher war ihr Mann Zucchi geſtorben. Ihre ſterbliche Hülle fand in der Kirche S. Andrea delle Fratte Ruhe.

Ihr Bildniß, von ihr ſelbſt gemalt, das das Muſeum zu Berlin aufbewahrt, zeigt ſie in einem idealiſchen Putz, halb Muſe, halb Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, ein Gewand von Flor und goldgewirkter Gürtel und Armbänder. Der Zug von Schalkhaftigkeit und Grazie, obgleich etwas affektirt, ſteht dem jugendlichen Geſichte gut, die Färbung geht ſtark ins Bräunliche und Rothe und erinnert, aber im Schwachen, an Mengs' Kolorit. Nach dieſem Bilde zu urtheilen, muß die Künſtlerin keine regelmäßige Schönheit geweſen ſein, allein mit Jugendfriſche und mit dem gewinnenden Ausdruck der Sanftmuth, Zärtlichkeit und Anmuth begabt. Wir faſſen unſer Urtheil nochmals in wenigen Worten zuſammen: Sie war eine liebliche Erſcheinung, ein ſchwaches Talent, ein achtbarer Charakter. Ihr Ruhm war übertrieben als ſie lebte, jetzt möchte man ihr, eben ſo ungerecht, jedes, auch das kleinſte Verdienſt abſprechen.

Als geiſtvolle, unterhaltende Dame, wie Goethe ſie öfters darſtellt, als beleſene, urtheilende Frau iſt ſie erſt in ihren ſpäteren Jahren bekannt geworden, und zwar hauptſächlich durch Goethe, der ſie der Herzogin Amalia von Weimar zuführt. Eine Stelle in dem „zweiten römiſchen Aufenthalte" läßt ſich über Angelika folgendermaßen vernehmen: „Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor (über Egmont, ob Kürzungen und Aenderungen an dem Stücke vorgenommen werden ſollten oder nicht.) Sie hat das Stück ſtudirt und beſitzt eine Abſchrift davon. Möchteſt Du doch gegenwärtig geweſen ſein, wie weiblich zart ſie alles auseinanderlegte, und es darauf hinausging: daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünſchtet, in der Erzählung implicite enthalten ſei. Angelika ſagte da die Erſcheinung nur vorſtelle, was im Gemüthe des ſchlafenden Helden vorgehe, ſo könne er mit keinen Worten ſtärker ausdrücken, wie ſehr er ſie liebe und ſchätze, als es dieſer Traum thue, der das liebenswürdige Geſchöpf nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch ſein ganzes Leben gleichſam wachend geträumt, daß dieſer zuletzt noch gleichſam träumend wache, und uns ſtill geſagt werde, wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme.“ Aus dieſem freien und geiſtreichen Urtheile geht allerdings ihre Befähigung hervor, mit dem großen Dichter zu deſſen Zufriedenſtellung über ſeine Werke zu ſprechen. Dann aber ſehen wir, daß ſie zu dieſem ſelben Egmont, über den ſie ſo bedeutend ſprach, ein ganz verfehltes Titelkupfer entwarf. Das Verſtändniß war bei ihr noch nicht ſo tief eingedrungen, daß es hätte eine wahrhafte, nicht blos eine ſchattenhafte, träumeriſche Geſtaltung annehmen können. Und ſo war es mit allen ihren Bildern. Immer eine poetiſche Anregung, ein wirklich richtig gedachter Gedanke, den in Blut und Geſtalt zu verwandeln die Schöpferkraft zu unmächtig war.

Eliſabeth Mara.

Eliſabeth Mara.

Im Mercure de France vom Jahre 1780 ſtand folgender Aufſatz, der von den meiſten Leſern des Mercure als unverbrüchliche Wahrheit angeſehen wurde. „Wir haben der civiliſirten Welt ein trauriges Ereigniß zu melden: der König von Preußen hat wiederum die Anwendung der Tortur in ſeinen Staaten anbefohlen. Dieſes grauſame Marterinſtrument, das wir in die alte Rüſtkammer des Mittelalters auf immer verbannt wähnten, iſt neu erſtanden. Und gegen wen hat dieſer weiſe und ſo ſehr beliebte König die Zwangmaſchine angewendet? Etwa gegen einen trotzigen und aufrühreriſchen Vaſallen, gegen einen unbändigen und die Juſtiz zur Verzweiflung bringenden Verbrecher? Nein! gegen eine junge, ſchöne Frau von zwanzig Jahren, gegen eine beliebte Künſtlerin, gegen eine Sängerin ſeiner Privatkapelle. Es iſt betrübend, daß wir melden müſſen, wie ein Fürſt, der einige Monate vorher über zweimalhunderttauſend Oeſtreicher Herr wurde, jetzt ſich nicht entblödet, angeſichts Europas, dieſelben Mittel anzuwenden, um über ein ſchwaches Geſchöpf zu ſiegen, das keine andere Vertheidigungsmittel beſitzt, als eine rührende, die Herzen (jedoch nicht die Herzen tyranniſcher Sieger) feſſelnde Stimme. Madame Mara heißt dieſe Sängerin: jedem Franzoſen bald ein theurer Name, denn wir werden ſie bei uns ſehen; die arme Verfolgte wird ihrem Unterdrücker entfliehen, und Frankreich wird, wie immer, die Schwächen und Mißgriffe anderer Regierungen wieder gutmachen, indem es die Opfer bei ſich aufnimmt und ihre Wunden heilt. Das Faktum iſt dieſes: Madame Mara kann nicht ſingen, weil Madame Mara krank iſt; der König befiehlt, ſie ſoll ſingen. Demnach wird ſie, die auf ihrem Schmerzenslager liegend, ſchon die heiligen Sterbeſakramente erwartet, von den Armen roher Soldaten in die Höhe gerafft, in einen Wagen geworfen, der gewöhnlich gebraucht wird, um Miſſethäter zur Gerichtsſtätte zu ſchleppen und an deſſen Wänden noch die Spuren von Blut kleben, und in das Opernhaus mehr hingeſchleift als hingefahren. Dort angelangt, begrüßt ſie ein Offizier mit ſechs Mann Dragonern, und nachdem er ſie aus den Händen des Gensd'armenunteroffiziers, der den Wagen eskortirt hat, empfangen, geleitet er ſie in die Garderobezimmer und ſtellt ſich an die Thür als Wache hin, um zu ſehen, ob die unglückliche Cantatrice pflichtmäßig ihre Toilette als Königin Semiramis mache oder nicht. Man denke ſich die Barbarei. Eine junge Frau, ſchamhaft, und in ihrem Stolz als Weib ebenſo, wie in ihrem Hochgefühl als Künſtlerin beleidigt, den Blicken eines zuſchauenden Dragonerlieutenants ausgeſetzt! Doch nicht genug: als ſie die Bühne betritt, ſtellen ſich ihr zur Seite zwei Grenadiere auf, jene berüchtigten Rieſen der Potsdamer Garde, die immerdar das koſtbare Spielwerk des Ehrgeizes der preußiſchen Könige geweſen, und bewachen jeden Ton, der der Sängerin aus der Kehle dringt, gleich bereit, im Fall ſie ſchwiege, mit ihren Bajonetten ſie niederzuſtoßen. Und während dieſe mittelalterlichen Grauel auf der Buhne vorgehen, ſitzt das gelehrte und philoſophiſche Berlin ruhig im Parterre, und ergötzt ſich, ſeinen weiſen König mit einem nordiſchen Prinzen, der gerade zum Beſuch ſich eingefunden, plaudern und lachen zu ſehen. Wir würdem dieſem Berichte keinen Glauben beimeſſen, wenn er uns nicht aus achtbarer Quelle zugefloſſen wäre."

Der Styl dieſer polemiſchen Annonce iſt, von ihrer Unwahrheit und Uebertreibung abgeſehen, ein Zeichen der damaligen Mißſtimmung gegen Preußen. Der Name der Sängerin wurde dadurch der gebildeten Welt bekannt gemacht, noch bevor ſie ſelbſt dahin wirken konnte, ihn bekannt zu machen. Sie erſchien überall als ein Opfer der Tyrannei und des geringen Kunſtgeſchmacks eines großen Königs, und vielleicht hat unter allen Bewunderern des Talents der Mara Niemand aufrichtiger ihr gehuldigt, als gerade dieſer König, der große Opfer brachte, um ſie an ſeinen Hof zu feſſeln, der ſelbſt für ihr perſönliches Wohlergehen ſorgte, indem er es zu verhindern ſuchte, daß ſie eine thörichte Heirath ſchloß. Wir wollen das Leben dieſer Künſtlerin, die eine Deutſche iſt, näher verfolgen.

Einem armen Muſiklehrer in Kaſſel wurde noch als ſpäte Frucht ſeiner Ehe eine Tochter geboren, ein kränkliches Kind, dem kein langes Leben prophezeit wurde. Es war dies unſere Eliſabeth, ihr Familienname war Schmähling, nicht zu verwechſeln mit einem in Preußen anſäſſigen adeligen Geſchlecht, das mit weniger Veränderung in der Schreibart denſelben Namen führt. Das Jahr 1749 — bekanntlich auch Goethe's Geburthsjahr — war auch das Eliſabeths. Die größte Dürftigkeit, das traurigſte Elend war im elterlichen Hauſe herrſchend. Der Vater, der wenig mit Unterrichtſtunden verdiente, fügte dieſem Erwerb noch den kleinen Beitrag hinzu, den ihm das Ausbeſſern von

Inſtrumenten, namentlich beſchädigter Geigen, gewahrte. Wenn er ſein Haus verließ — es ſcheint, daß die Mutter frühe ſtarb — wurde das ſchwache Kind in einen verſchloſſenen Sitz geſperrt und auf dieſe Weiſe ſtundenlang allein gelaſſen. In der Zeit dieſer erzwungenen Einſamkeit hatte einſt die Kleine nach einer, nicht weit von ihrem Gefangenenplatz liegenden Geige gelangt und den Saiten derſelben Töne entlockt. Dieſe Töne waren eine rein intonirte Skala, die der Vater mit Erſtaunen erlauſchte. Die Vorwürfe, die das Kind treffen ſollten, verwandelten ſich in Lobſprüche. Jetzt erhielt ſie die alte Geige zum Geſchenk, und dies war der erſte Segen, der auf das Haupt der kleinen Verlaſſenen gelangte, das erſte milde Geſchenk, das die Muſe der Tonkunſt ihrer dereinſtigen Prieſterin machte. Das Kind ſaß auf ſeinem Stühlchen nun ruhig: es hatte ſeine Geige. Der Vater, der ſonſt mürriſch polternd in die Stube getreten war, ſchlich ſich jetzt herbei, blieb lauſchend vor der Thüre ſtehen, und gab entweder Zeichen des Beifalls, oder murmelte einen leiſen Vorwurf hin, je nachdem er ſeine Erwartungen von den Fortſchritten, die er von der Tochter erwartete, befriedigt oder getäuſcht ſah. Bald begann er die Kleine zu unterrichten, und welche Freude für den alten Mann war es, mit ſeinem Kinde ein Duett ſpielen zu können. Man denke ſich das kranke

Kind, Kopf und Leib mit Tüchern umwickelt, eingezwängt in den hohen Kinderſtuhl, eine für die kleine Hand koloſſale Geige an die blaſſe Wange haltend, und mit dem rechten Aermchen weit ausholend, um den Bogen führen zu können. Der Alte, auf dem einzigen Stuhl im Kämmerlein ſitzend, den er dicht an den ſeines Kindes herangerückt hat, vorgebeugt den Tönen lauſchend, die der Geige der Kleinen entquellen, und nun auf der ſeinigen einfallend, derbe, kräftige Baßtöne angebend, und dann lächelnd den Bogen wieder ſinken laſſend, um das Solo der Tochter zu erwarten, das leis und kreiſchend anhebt, unſicher weiterzittert, und endlich, weil der ſchwache, kleine Arm ermüdet, in einem ſchrillenden Mißton endet. Gezänk und Zürnen — Thränen des Kindes — dann Liebkoſungen des Alten — die Geige wird wieder vorgenommen, das Stück noch einmal geſpielt. Das Kind zittert, als es an die ſchwereren Stellen gelangt, allein diesmal dringt es ſiegreich durch. Vielleicht hat ihm das ſchalkhafte, gutmüthige Auge des Vaters, das ihm zuwinkt, vielleicht aber auch der rothbäckige Apfel Muth gemacht, den der alte Muſiker aus der Taſche hervorgezogen und auf das Tiſchchen nebenbei gelegt hat. Wie ſchwer iſt's, in den Tempel der eigenſinnigen Muſen zu dringen; wie mancher Apfel muß uns lockend hingeſtellt werden, damit wir die Schwierigkeiten auf dem Wege überwinden, wie manches Auge muß uns liebend zuwinken, damit unſer verſchüchtert Herz wieder neuen Muth faſſe!

Die Duette in der heimiſchen Bodenkammer verwandelten ſich bald in kleine Konzerte beim Nachbar, dem Küſter, und beim Gevatter, dem Schneider. Eliſabeth wurde ſammt ihrem Stuhl, den ſie nicht verlaſſen konnte, weil ihren rhachitiſchen Gliedern die Kraft, ſich ſelbſtändig zu bewegen, fehlte, zu den Leuten hinübergetragen, die ſie hören wollten. Ein ganzer kleiner Transport ſetzte ſich in Bewegung: die wohlverpackte und ſorgſam getragene Virtuoſin, der große Geigenkaſten, denn der Vater hielt große Stücke auf ſeine Geige, die ihm ein damals berühmter, durchreiſender Virtuos aus, der Himmel weiß welchem, Anlaß von Freundſchafts- und Dankbarkeitsgefühl verehrt hatte; dann die Magd, die den Geigenkaſten trug, der Vater, der ſeine Tochter trug, endlich der Haushund, der nie daheimblieb, wenn die Familie ausrückte, und dem man ein Körbchen ins Maul gab, in welchem ein lederner Beutel, gefüllt mit Saiten und Kolophoniumſtücken und anderen kleinen Bedürfniſſen der konzertirenden Familie, lag. So ging denn die Sippſchaft ziemlich weit, oft ins Dorf hinaus, und langte ſchwitzend und rothglühend an, immer aber bereit, Muſik zu machen, für welches

Auditorium es auch immer ſein mochte. Wenn man Geſang forderte, ſo miſchte die Magd ihre Stimme in das Duett der Geigen und trug die Strophen einer wehmüthigen oder ſchalkhaften Ballade vor. Der Vater Schmähling liebte aber die Stimme der Magd nicht, er zog unter den Häuſern, in die man ihm zu kommen erlaubte, diejenigen vor, wo man auf das Geigenſpiel ſeiner Tochter beſonders achtete und wo feine Kenner ſich verſammelten, nicht rohe und tumultuariſche Balladenliebhaber. Es gelang ihm, ſich ein gewählteres Publikum zu erwerben: die Wohnungen der reicheren Bürger öffneten ſich ihm nach und nach, und endlich war ihm das Glück ſo günſtig, daß ein zur Frankfurter Meſſe reiſender, beguterter Kaufmann das „Wunderkind" mitzunehmen ſich erbot, natürlich nicht ohne den Vater, der von ſeinem Sprößling unzertrennlich war. So zogen Vater und Kind der großen Welt entgegen. Es iſt rührend zu betrachten, wie das Talent ſeinen erſten Einzug in die Welt hält. So ſehen wir hier die gefeierte Sängerin, den Liebling des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ſehen wir ſie auf einem ärmlichen Leiterwagen ihrem Ruhme und ihrem Glücke entgegenfahren. Noch zucken ſchmerzhaft ihre kleinen Glieder, ihr in dürftige Kleidungsſtücke gehüllter Körper friert, die Hand, die koſtbare Hand, die Hand, die den Bogen führt, halt der Vater und haucht ſie an und erwärmt ſie unter ſeinem Rocke, an ſeinem Herzen. Die Kleine liegt, das Haupt an ſeine Schulter gelehnt, von den Stößen des Wagens gefoltert — aber wie iſt jeglicher Schmerz aus ihrem Antlitz verſchwunden, wie glänzen die Augen, wie richtet ſie das Haupt empor, als der Vater ihr die Thürme Frankfurts zeigt, der erſten großen, fremden Stadt, der Meß- und Handelsſtadt, wo ein wunderſames Gewühl von Fremden ſie erwartet, wo ſie zum erſten Mal vor einer ſtaunenden Menge reicher und vornehmer Männer und Frauen ſpielen ſoll. Wie zittert die Erwartung des Ruhms, dieſes mächtigſten Dämons, der über das Herz der armen Sterblichen gebietet, durch ihre enge Kinderbruſt! Glückliches Mädchen, dir erfüllt die Welt deine Hoffnungen, aber wie mancher deiner Mitſchweſtern, eben ſo begabt wie du, eben ſo liebend und hoffend der Welt entgegenlauſchend wie du — zertritt ſie ſie, und gibt ſtatt der Lorbeerkränze — ſchmachvolle Feſſeln, ein früh gebrochenes Herz, eine jammervolle Exiſtenz!

Auch war Eliſabeths Jugend noch lange nicht glänzend und genußvoll; erſt ſpäter erreichte ſie die goldenen Preiſe. In Frankfurt verlebten Vater und Tochter zwei Jahre. Sie gaben kleine Konzerte und nahmen Geld ein. Dieſe Erfolge gaben dem alten Schmähling Muth, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen, und zu ſehen, wo ihm auch noch anderswo das Glück blühe. Eliſabeths Geſundheit beſſerte ſich ein wenig, ſie konnte gehen, obgleich nicht weit und nicht anhaltend. Als neunjähriges Mädchen kam ſie nach Wien, wo ſie Konzerte gab, in ihrem zehnten Jahre erſchien ſie in London. Die Empfehlungsbriefe, die der engliſche Botſchafter am öſtreichiſchen Kaiſerhofe den Reiſenden mitgegeben, verfehlten ihre Wirkung nicht, ſie durfte in den Häuſern einiger Vornehmen ſpielen, und wurde ſelbſt der Königin vorgeführt. Aber hier machte ſie einen üblen Eindruck. Die Königin liebte Kinder nicht, und vor Allem — was man ihr auch nicht gerade verdenken kann — nicht häßliche Kinder. Die kleine Eliſabeth war ein häßliches Kind: ſie machte Grimaſſen, wenn ſie ſpielte, und wenn ſie vor vornehmem Auditorium ſpielte, machte ſie doppelt arge Grimaſſen, ſo daß die Königin über das kleine, blaſſe, häßliche Weſen, das einen Theil ſeines Geſichts an dem Geigenkörper vergrub und mit großen, ſtarren Augen darüber hinweglauſchte, und das mit langen, dünnen Armen, wie eine Art Inſekt, in der Luft umherwüthete, heftig erſchrak und es gar nicht mehr ſehen wollte. Die Kleine durfte daher nicht mehr erſcheinen, und in den Häuſern der Hofleute, wo man dem Hofe nachahmte, war ebenfalls ihres Bleibens nicht länger. Die

Geldſpenden, die dem Vater ſo willkommen und ſo überraſchend zugefloſſen waren, nahmen ein Ende. Das Auffallende der Erſcheinung eines „Wunderkindes“ hatte ſich ebenfalls bald abgenutzt — kurz, man gab dem Alten von allen Seiten her den Rath, London, in welchem der Aufenthalt ſo theuer, ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen. Noch einen andern Rath gab man ihm: man rieth ihm, ſeine Tochter ausſchließlich zum Geſang zu erziehen, und ſie das Geigenſpiel einſtellen zu laſſen. Dieſer Rath war vortrefflich: er begründete den einſtigen Ruhm unſerer Künſtlerin, denn wenn eine ſolche Stimme nicht erſchollen wäre, ſo hätte bei dem Eigenſinne des Vaters die Tochter wol gar beim Geigenſpiel beharren müſſen. Jetzt dachte man daran, einen andern Weg einzuſchlagen. Sie ſollte ſingen und nichts als ſingen. Eliſabeth war damit gleichfalls einverſtanden: wenn ſie ſang, war ſie, das fühlte ſie wol, nicht ſo ſehr den Spöttereien ausgeſetzt; da gab es keinen Geigenbogen, keine ſchwerfällige Armbewegung; unſere kleine Virtuoſin hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn dieſe Gründe nicht auf ihren Entſchluß hätten Einfluß ausüben ſollen. Nun gingen der Vater und die vornehmen Gönner ernſtlich ans Werk: man ſah nach einem tüchtigen Geſanglehrer aus, und die Wahl fiel auf einen damals nicht unberühmten Sänger, Paradiſi. Signor

Paradiſi gehörte zu einer jetzt untergegangenen Art ſeltſamer Erſcheinungen, er war Kaſtrat. Die Geſangſchulen Italiens hatten von der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts an Europa mit dieſen Abnormitäten, die ihren Sieg als Künſtler durch ihre Niederlage als Menſch erkaufen mußten, verſorgt. An allen Höfen zwitſcherten dieſe unglücklichen Geſchöpfe ihre Arien, ſangen Liebeslieder, die in ihrem Munde zu Spottliedern wurden, ſangen Dankhymnen, die, von dieſen Lippen tönend, zu ſchweren Anklagen gegen ihre Mitgeſchöpfe, zu tiefen Schmerzensſeufzern und drohenden Zornlauten wurden, endlich ſpielten dieſe jammervollen Figuren Helden der alten Sage, prächtige Heroengeſtalten, die das Entzücken und die Bewunderung der Welt geweſen waren, und die nun durch dieſe winſelnden Karrikaturen zum Spott wurden. Ein nach und nach auftauchender, beſſerer Geſchmack verdrängte die Jammervollen von der Bühne, aber noch lange blieben ſie auf dem Kirchenchore und in der Kammerkapelle. Auch von dort ſind ſie verſchwunden. Das Jahrhundert, großmüthig und freiſinnig, überall die Natur und die Wahrheit bevorzugend, hat dieſes Spielwerk, das auf Koſten der Humanität errungen wurde, verſchmäht und läßt ſich, was es an kunſtvollen Trillern weniger hört, an Dankpſalmen der Menſchheit erſtatten. Aller dings war es eine Art Sklavenhandel. Die ſchöne Stimme, dieſe hübſche Sklavin, wurde auf den Markt gebracht, und in ihren Feſſeln einer Schaar wühleriſcher und grauſamer Lüſtlinge zur Schau geſtellt, die, ſich nicht kümmernd um die Qual der Gemarterten, nur die Süßigkeit ihrer Reize koſteten. Es iſt wahr, der Geſang erhielt durch dieſe Kehlen, die über die Meſſerklinge des Chirurgen den Salto mortale ſpringen mußten, einen eigenthümlichen Reiz; man muß dieſe wie nicht von der Erde kommenden Klänge gehört haben, wie ſie wie Lichtſtralen aus dem dunkelfarbigen Bouquet der anderen Stimmen hervorſchoſſen, wie ſie gleich flatternden Engelkindern an den hohen Gewölben der alten Dome hinſpielten, um zu begreifen, was ein ſo wollüſtig fein fühlendes Jahrhundert, ein ſo kokett mit dem Sinnenreiz ſpielendes, an dieſen ſeinen Lieblingen hatte. Der Geſang der Kaſtraten in den Oratorien der katholiſchen Kirche zu Dresden iſt noch vielen Mitlebenden in dem friſcheſten Gedächtniß. Man muß hierbei den Enthuſiasmus Heinſe's erklärlich finden.*) Es war ein Zauber, eine Gewalt, die ſelbſt die Seelen hinriß, die in der Ausübung des religiöſen Kultus wenig mehr als eine verſtändige Betrachtung über die Moralgeſetze ſahen. Tauſendmal konnte man ſich ſagen, durch unwürdige Mittel iſt dieſe Wirkung hervorgebracht, aber dieſe Wirkung iſt eben doch da, und wer träumen, wer ſich in erhabenen, ſchwärmenden Gefühlen über alles Irdiſche hingetragen fühlen wollte, der unterſuchte überhaupt nicht, der fragte nicht nach, der ließ alles irdiſche Forſchen, und war dankbar, daß ihm das Glück einer ſolchen Beſeligung zu Theil wurde. Die Kirche — natürlich die katholiſche — verdankt einen nicht geringen Theil ihrer Kraft über die Gemüther den himmliſchen Geſängen, die ſie in ihrem Schooß wahrt, und dieſe Geſänge ſtützten ſich in ihrem eigenthümlichſten Zauber auf die Leiſtungen der Kaſtraten. Dies iſt ein Satz, den kein Muſikverſtändiger leugnen wird; doch, wie geſagt, unſer Jahrhundert hat dieſen Sklavenhandel, zugleich mit dem andern, bekämpft und abzuſchaffen geſucht, und wir müſſen ihm danken.

---

*) In ſeinem Roman „Ardinghello."

Unſere kleine Sängerin kam zu einem der fetteſten und häßlichſten Geſchöpfe dieſer Art in die Schule. Signor Paradiſi hatte außer ſeinem ſchönen Namen nichts, was an ihm hätte reizen oder bezaubern können. Es war eine plumpe Tonnenfigur, mit einem feiſten, glänzenden, wie mit Oel übergoſſenen Geſichte; dabei hefteten tauſend üble Angewohnheiten ihm an; er übte eine ſchmuzige Zärtlichkeit aus, und machte ſeine Schülerinnen zum Gegenſtande einer burleſken, tragikomiſchen Leidenſchaftlichkeit. Beſtändig fuhren ſeine dicken, mit Schwielen bedeckten Hände über die Wangen der Mädchen hin, und wenn ſie ihre Aufgaben wohl gelöſt, ſo reichte er ihnen zum Dank ein Zuckerplätzchen — an dem er ſelbſt geſogen, das er aus ſeinen wulſtigen Lippen hervorzog, um es zwiſchen die ihrigen zu ſtecken. Eine äußerſt graziöſe Liebkoſung und ein ſehr aufmunternder Schulpreis. Eliſabeth wurde aufrühreriſch, ſie wollte die kunſtgerechten und geregelten Solfeggien des Meiſters, aber nicht ſeine Bonbons. Sie beklagte ſich über die klatſchenden Backenſchläge, über das unters Kinn Faſſen und über das Augenzwinkern des alten Sängers, und ſetzte dieſe Klagen ſo lange und ſo heftig fort, bis ihr Vater ſich entſchloß, ſie von dem Sänger Paradiſi zu erlöſen.

Der Vater ging mit ihr nach Kaſſel zurück. Sie konnte nun ſchon als eine recht tüchtige Sängerin gelten, allein der Landgraf gab ihr dennoch keinen Platz an ſeiner Hofbühne. Die Kabale der daſelbſt angeſtellten italieniſchen Truppe hielt jedes deutſche Talent fern. Der ſiebenjährige Krieg, der eben ſeine Stürme hatte auswüthen laſſen, hatte eine Ebbe in den Kaſſen der ſonſt begüterten Familien des Landes und der Hauptſtadt zurückgelaſſen, es war nirgends Geld, und Eliſabeths Vater, der eben von den vollen Fleiſchtöpfen Londons zurückgekehrt war, empfand den Mangel in ſeiner Heimatſtadt doppelt. Lange Zeit hoffte er noch, der Landgraf werde der jungen Sängerin Zutritt zu einem Kammerkonzerte geſtatten, es wurden zu dieſem Zwecke aus London mitgebrachte Empfehlungen vorgezeigt, allein da alles dies nichts fruchtete, begab ſich das Paar weiter auf die Wanderſchaft. Zu der Oſtermeſſe 1766 trafen ſie in Leipzig ein.

Leipzig, das ſchon längſt angefangen hatte, ein klein Paris zu ſein, das die benachbarten Fürſten zu jährlichen Meßreiſen an ſich zog, wo Geſelligkeit von galanten, gefälligen Frauen auf eine anmuthige Weiſe geübt wurde, beſaß, was den Kultus der höhern Muſik betraf, an dem Kapellmeiſter Hiller einen einflußreichen und kunſtgeübten Direktor. Dieſer, für ſeine Kunſt unermüdlich thätige Mann hatte mit großer Anſtrengung und mit nicht geringen Opfern wöchentliche Vereinigungen der muſikaliſchen Kräfte Leipzigs und der Umgegend zu Stande gebracht. Es waren dies die ſogenannten Winterkonzerte, und Hiller ſtand dieſen Konzerten als oberſter Leiter vor. Wenn man die Biographie dieſes Künſtlers liest, ſo iſt's Einem, als ſchaute man in ein ächt deutſches, ehrliches Antlitz, voll Kummerfalten, mit der Schlafmütze über die Ohren gezogen, mit der grünen, in Tomback gefaßten Brille vor den Augen, die, wenn dieſe häßliche Brille zurückgeſchoben wird, ſo treu, ſo lieb, ſo innig und geiſtig ſchauend uns anſehen. Wir verſtehen wohl, wie ein ſolches Menſchenkind, trotz des Philiſterhaften, das ihm anhaftet, doch die lieblichſten und reinſten Gaben des Genius in ſich aufgenommen haben kann. Es iſt nichts in dieſem trocknen nnd ernſthaften Geſichte, was die Poeſie ausſchlöſſe: allein was die Muſe Reizvolles hat, die Begeiſterung Trunkenes, die geheime Empfindung Süßes, die Kunſtſchöpfung Großes — iſt alles wie unter einem düſtern Schleier, oft recht abſichtlich, vor den Augen der Menge verborgen. Das iſt nun eben ein deutſches Geſicht. Der Vater Hiller, wie er genannt wurde, genoß einer faſt abgöttiſchen Verehrung von ſeinen Freunden und Schülern, trotz deſſen, daß er ewig polterte und nie zufrieden war, trotz deſſen, daß er ſeine Schülerinnen tyranniſirte und ihren Kehlen das faſt Unmögliche zumuthete. Er blieb aber immer Vater Hiller; und wenn er es recht arg gemacht hatte an zänkiſchem Hofmeiſtern und zornigem Schelten, dann brach wieder, wie ein heimlich Licht aus einer beſtäubten, verdüſterten Laterne, ein gar ſo ſüßes, himmliſches Verſtändniß der erſten und größten Segnungen der heiligen Kunſt, eine ſolche glühende Liebe für die erhabenen Meiſter, die über die

Erde gegangen waren, Perlen und Edelſteine des Geſanges hinſtreuend, wie der Säemann Saat, daß alle Unbill vergeſſen war und Vater Hiller vor ſeinen dankbaren Schülerinnen ſich nicht zu retten wußte. Er wurde auch Eliſabeths Freund und Berather: ein ganz anderer, als der alte Signor Paradiſi; er nahm ſie in ſeinem Hauſe auf, um ihre Kehle, wie er ſagte, unter täglicher Beſorgung zu haben. Wirklich pflegte er dieſe Kehle, wie ein Gärtner ſeine koſtbarſte Lieblingspflanze; er gab ihr Sonnenſchein zum Gedeihen. Er entfernte Eliſabeth vom Vater, der als beſchränkter und eigenſinniger Haustyrann ihr läſtig fiel und immer nur den materiellen Nutzen vor Augen hatte. Der Alte wurde durch eine Penſion zufriedengeſtellt, die die Tochter von ihren jährlichen Einnahmen ihm kontraktlich zuſicherte. Dieſe jährliche Einnahme gewann ſie, indem Vater Hiller ſie als erſte Sängerin bei ſeinen wöchentlichen Winterkonzerten anſtellte. Dieſes erſte feſte Gehalt war nicht groß, doch es genügte den beſcheidenen Bedürfniſſen von Vater und Tochter.

Um einen Beweis zu geben, wie Vater Hiller mit ſeinen jungen Zöglingen verkehrte, zu ihrem künftigen Berufe ſie vorbereitete, diene die Weiſe, wie er Eliſabeth nicht eben ſehr zart, aber dabei ſehr geeignet, ihr wahres Glück zu befördern, auf ihre Häßlichkeit und ihren übel geformten Wuchs aufmerkſam machte. Mein Kind, ſagte er ihr, Du wirſt auf dem Theater kein Glück machen; da verlangt man nicht allein Jugend, ſondern auch Schönheit und einen gewandten, zum künſtleriſchen Geberdenſpiel geeigneten Körper. Du haſt weder die eine, noch den andern. Ich rathe Dir, Dich mit dem Ruhm einer Konzert- oder Kammerſängerin zu begnügen. Da mußt Du aber auch Deine ganze Kraft und Geſchicklichkeit lediglich dem Geſange zuwenden. Du trittſt vor ein Publikum, das durch keine Aeußerlichkeiten, durch keinen Glanz und Schimmer der Bühne und Aktion geblendet und in ſeiner Achtſamkeit behindert wird, das alſo ganz andere und größere Anforderungen macht, und dies mit Recht — die Kunſt des Geſanges in ihrer ſchönſten Fülle und Reinheit zu vernehmen. Die Zuhörer, die Du hier vor Dir haſt, kannſt Du nicht hoffen, durch irgend ein Blendwerk zu betrügen; ſie horchen zu leiſe auf, ſie geben zu gut acht; wenn Du ſie aber dann befriedigſt, ſo werden ſie Deines Lobes um ſo mehr voll ſein, da ſie keinen Theil davon an andere Perſonen neben Dir zu geben brauchen, ſondern Dir allein alles zukommen laſſen können. Ich möchte alſo aus Dir eine vollendete Konzertſängerin machen. Willſt Du es? Der Preis iſt hoch, aber mit tüchtigem Willen und redlicher Mühe erreichſt Du ihn. Ruhm und Ehre ſind dann Dein, und die Geldſäcke der Reichen und Vornehmen thun ſich Dir auf. Willſt Du? — Eliſabeth erwiederte, daß ſie wolle, und nun ging der Unterricht an. Es war eine ſchwere Zeit: von Morgen früh bis Abend ſpät wurde unabläſſig geübt, Skala geſungen, Unterricht im Klavierſpiel genommen, größere Werke durchleſen und deren Sinn erklärt, die Lehre von der Harmonie und Tonſetzung ſtudirt, am Abend repetirt, und oft tief in die Nacht hinein noch eine oder die andere ſchwierige Paſſage der Kehle angezwungen. Eliſabeth war die fleißigſte, die gelehrigſte Schülerin; aber nur was Muſik betraf. Kam man ihr mit anderen Dingen, die man ihrem Faſſungsvermögen beibringen wollte, ſo ſetzte ſie ſich ſtörrig einem ſolchen Anſinnen entgegen, ſo wollte ſie kein Franzöſiſch lernen, auch nicht italieniſch, auch nicht Tanzen, auch nicht Geographie und Geſchichte. Laßt mich! rief ſie — ich begehre von Allem dem nichts! Nur eine Sängerin will ich ſein; hört es: nur eine Sängerin! Man mußte ſich zufrieden geben, und Vater Hiller war nur froh, daß ſie endlich ſo viel Italieniſch lernte, als der Oratorientext und die Arienworte in den Opern verlangten. Trotz deſſen ſang ſie ein Italieniſch, das Niemand verſtand: es kam aber gerade nicht ſehr aufs Verſtehen an: nur bei den Meſſen der alten Meiſter, wo die Worte aus der heiligen

Schrift genommen ſind und groß und in ihrer Einfachheit erhaben daſtehen, drang Hiller durch, daß ſie das Lateiniſche Jedermann verſtändlich vortrug. In Hillers Hauſe, in den Jahren 1766–1771, lernte ſie einen großen Theil der großen Muſikwerke der älteren italieniſchen Schule kennen, auch ältere und neuere Deutſche, von den erſteren Paläſtrina, von den anderen Jomelli, Pergoleſi, Sachini, Durante, Haſſe, Graun, Benda. Haſſe's großes Genie machte den lebhafteſten Eindruck auf das jugendliche Verſtändniß und Empfindungsvermögen.

Wir finden hier an dieſer Stelle, bei der Erwähnung von Haſſe's Kompoſitionen, von einem der Biographen unſerer Künſtlerin bezeichnet, daß ſie liebte, eigene Improviſationen und Ausſchmückungen gleichſam zwiſchen die Zeilen der Haſſe'ſchen Kompoſitionen einzuſchieben, daß ſie dieſen Meiſter beſonders deshalb verehrte, weil er in den einfachen und großartigen Konturen ſeiner Darſtellungsweiſe Raum für den Sänger übrig ließ, ſelbſtändig ſeine Kunſt zu bethätigen. So ſang ſie eine und dieſelbe Arie von Haſſe auf eine zwölffach verſchiedene Weiſe, wobei ſie jedoch ſich nie von dem eigenthümlichen Charakter und dem Styl der Kompoſition des Meiſters entfernte. Dieſes beſondere Merkmal der Kunſtſelbſtändigkeit unſerer Virtuoſin muß beſonders, als ihr eigenthümlich, und von den Zeitgenoſſen hoch geſchätzt, angeführt werden. Vater Hiller geſtattete ihr es, aber auch nur ihr allein, denn bei anderen Sängern, wo er dergleichen hörte, nannte er es in den zornigſten Ausdrücken ein Entſtellen des Textes, ein räuberiſches Hineinpfuſchen in das Gebiet des Genius. Der tüchtige Muſikkenner mußte alſo wol frühzeitig bei ſeiner bevorzugten Schülerin die eigene ſchöpferiſche Größe erkannt haben, um ihr ein Beginnen zu verzeihen, ja ſie ſogar dazu aufzufordern, das er bei Anderen ſo unerbittlich ſtreng ſtrafte. In der That dürfte es auch ein ſchwer zu beſtimmendes Geſetz ſein, wie weit es dem ausübenden Künſtler geſtattet ſei, in den einmal feſten Rahmen eines Kunſtwerkes noch dieſes oder jenes an eigener Schöpfung einzuzwängen; gewiß aber iſt's, daß die großen Sänger und Sängerinnen aller Zeiten ſich immer dergleichen erlaubt und darin einen Ruhm und eine Ehre geſucht haben.

Jeder Muſikverſtändige wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß kein Umſtand in dem Entwickelungsgange einer großen Sängerin ſo wichtig iſt, als der Moment, wo ſie ihre Schule durchmacht, das heißt, den Grund legt zu der ſpäteren Kunſtweiſe, in der ſie groß und bedeutend geworden. In der Biographie eines Malers würde eine große Lücke entſtehen, wenn wir nicht den Meiſter angeführt ſahen, nach deſſen Anweiſung der Jünger ſeine jugendlichen Kräfte weckte und regelte, bei einem Tonkünſtler iſt dieſes Bedingniß zur Vervollſtändigung der Schilderung ſeiner künſtleriſchen Erziehung noch unerläßlicher. Wir wollen demnach bei dieſem eben berührten Zeitpunkt noch länger verweilen und uns die Geſtalt des Vater Hiller und ſeine Methode noch lebhafter vergegenwärtigen. Aus Gerbers Tonkünſtlerlexikon und aus Hillers eigenen Aufzeichnungen geht hervor, daß er 1728 in einem Dorfe der Oberlauſitz als der Sohn eines armen Schulmeiſters geboren wurde, daß er in großer Armuth ſeine Jugend verlebte, und daß er bei dem Kantor des Dorfes nothdürftig das Klavier und die Geige zu ſpielen erlernte. Um die Univerſität beziehen zu können, nahm er Schreiberdienſte, und da dieſe ihn ebenfalls nicht förderten, bemühte er ſich um ein kleines Lehreramt an der Kreuzſchule zu Dresden. Damals war es, wo ſchon Haſſe's Geiſt auf den jungen Mann einen gewaltigen Eindruck machte; er hörte die Kompoſitionen dieſes Meiſters in der katholiſchen Kirche zu Dresden. Die große Zeit der dresdener Glanzperiode zeigte noch ihre volle Herrſchaft, obgleich ihr Gründer, König Auguſt der Starke, nicht mehr lebte. Der dresdener Hof war im Ruf eines ſchwelgeriſchen und alle Künſte befördernden Ganze

Schaaren von Sängern und Schauſpielern befanden ſich fortwährend auf der Wanderſchaft nach dem Elb-Athen. Der arme Lehrer an der Kreuzſchule benutzte redlich, was er ſeiner Stellung nach von dieſen Schätzen ſich aneignen durfte; er richtete ſeinen Körper zu Grunde und trübte ſeine Sehkraft, indem er die langen Winternächte durch Haſſe'ſche und Graunſche Opernpartituren und Kirchenmuſiken ſauber abſchrieb. Aecht deutſcher Fleiß. Als es ihm endlich gelang, die Univerſität zu Leipzig zu beziehen, langte er dort krank und in der ſchwermüthigſten Stimmung an. Zweifelnd an ſeinem Beruf zum Tonſchöpfer und ausübenden Muſiker, übte und verfolgte er mancherlei Wiſſensſtudien, und ſchloß ſich an Gellert, Gottſched und Jöcher an. Durch den erſten erhielt er eine Stelle als Erzieher bei einem jungen Grafen Brühl. In dem Hauſe der Eltern dieſes Grafen in Dresden wurde viele Pflege der Muſik zugewendet, und faſt wider ſeinen Willen nahm die Muſe Hillern in ihren Dienſt. Er komponirte Kirchenkantaten und Lieder. Die Kränklichkeit, mit ihr die Hypochondrie nahm jedoch überhand, und müde des Lebens, ohne Hoffnung für die Kunſt, ſank auch er mit ſo vielen anderen Hoffnungsloſen, die die Stürme des ſiebenjährigen Krieges damals hart berührten, nieder. Er gab ſeine Stelle auf, ſchlug die Penſion aus, die der Graf ihm bewilligte, und flüchtete nach Leipzig zu ſeinem alten Jugendfreunde. Hier wurde für ihn geſorgt: jene Winterkonzerte, von denen wir ſchon geſprochen, kamen zu Stande, und Hiller, endlich einmal ſich ganz und völlig für die Muſik entſcheidend, wirkte ſegensreich und erntete Dank. Er iſt als Komponiſt nie bedeutend geweſen, wohl aber als gründlicher Theoretiker und Kunſtkritiker. Als ſolcher ſtand er bei ſeinen Zeitgenoſſen in größtem Anſehen, und ſeine Methode und Geſangſchule waren ſchon im beſten Rufe, ehe noch Geſangtalente, wie die der Mara und Corona Schröter ihm europäiſche Anerkennung verſchafften.

Die Konzerte, die er dirigirte, waren keine frivolen Verſammlungen, es waren wahre Kunſtandachten. Man brachte ein geſammeltes Gemüth, eine Ehrfurcht für die großen Meiſter und ein feinlauſchendes Ohr mit. Der Ernſt, mit dem Muſik geübt wurde, die Fülle der Liebe und Hingebung, die die Zuhörer mitbrachten, die Lieblichkeit, mit der die Gabe dargereicht wurde — alles dies zuſammen machte, daß der ausübende und zuhörende Theil in ein Ganzes von hohem Kunſtgenuß und gereinigter Kunſtſchöpfung verſchmolz. Aeltere Leute, die ſich noch auf den Nachhall jener Genüſſe beſinnen können, ſprechen von dieſer Zeit wie von einer Zeit der Weihe, der Erhebung, des Troſtes. Es ſcheint, daß große Drangſale große Troſtquellen nöthig machen, und daß nach einer Zeit voll trüber Ereigniſſe die Kunſt eine beſonders würdige und herrliche Geſtalt annimmt, daß neben der Schönheit ſich allemal auch die moraliſche Erhebung zeigt. Die Muſik und die Schauſpielkunſt in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts geben Beweiſe für die Richtigkeit dieſes Ausſpruchs. Tonkunſt und Bühne erwachten zu geheiligter Blüte dicht hinter den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges. Erſchöpft waren die materiellen Mittel, aber reich verſehen waren die Herzen: es war ein Hunger da nach Größe und Schönheit, und die Kunſt kam und ſättigte.

Nachdem wir Hillers Leben näher beleuchtet, ihn ſelbſt als einen mühſam Ringenden und Strebenden hingeſtellt, wollen wir ihn nun auch als einen ſolchen zeigen, der die Früchte, wie er ſie geſammelt, mit derſelben prüfenden Sorgfalt und ſtrengen Bedachtſamkeit an Hülfsbedürftige austheilt. Es iſt wichtig, ihn als Gründer ſeiner Schule kennen zu lernen, und wir wählen aus den hinterlaſſenen Papieren der Mara einen Aufſatz, in welchem ſie die Repetition, wie er ſie faſt wöchentlich, nach jedem großen Muſikſtücke mit ihr hielt, aufgeſchrieben. Es ſcheint, daß Vater Hiller mit ſeinen Schülerinnen eine Reiſe nach Dresden gemacht, um der

Darſtellung der Gluckſchen Alceſte, damals einer großen Neuigkeit, beizuwohnen. Hier die rückerinnernde Beſprechung: Geſchichtliches: Euripides behandelt die Fabel; es iſt dieſelbe aus der griechiſchen Heroen- und Götterwelt genommen. Alceſte, Tochter des Pelias und Gemalin Admets. Ein Spruch des Orakels gibt an, daß der erkrankte Admet nicht anders zu heilen ſei, als durch den Tod eines ſich freiwillig ihm Opfernden. Alceſte vollbringt dies Opfer. Sie ſtirbt, und Admet, der die Götter beſchwört, ihm die Verlorene wiederzugeben, erhält ſie durch Hercules zurück, der ſie aus der Unterwelt wieder hinaufführt. (Bemerkung des Vater Hiller: Es iſt eine ganz hübſche Moral in dem Stück, wie man ſie gar wohl von einem Poeten erwarten kann, der ein Freund des Sokrates war.) Muſikaliſches: Durch die Symphonie wird eine große und wichtige Begebenheit angekündigt und die Theilnahme für dieſelbe wach gerufen. Am Anfang erſcheint ein Chor und der Herold. Der Herold hat in einem Recitativ von zwanzig Takten ſechs volle Takte verkleinerter Septimen anzugeben. Der Chor der zweiten Scene »Misero Admeto! povera Alceste!« iſt dem Gehör auffällig. Die verkleinerte Septime kommt häufiger in Anwendung. Das Recitativ der Alceſte iſt vortrefflich, ebenſo die Arie »Io non chiedo« mit dem Duett der Kinder. Die Recitative ſind ohne alle Begleitung; ſie müſſen vortrefflich deklamirt werden.

Der Marſch der Prieſter des Apollo —

Der Ruf des Hohenprieſters »Dilegua il nero turbine, che freme al trono intorno!« mit Fagotten, Hörnern und Poſaunen im C dur Akkord. —

Des Oberprieſters Gebet für den König »A te nume del giorno, a te del cielo ornamento e splendor« — in As dur angefangen und in Es dur geendet — iſt göttlich!

Der Prieſter kündigt die Ankunft der Königin an.

Alceſte's Gebet »Nume eterno, immortal« in E dur angefangen —

Der Oberprieſter »I tuoi prieghi, o Regina, i doni tuoi propizio oltre l'usato Apollo accoglie.« Dieſes Recitativ nebſt dem Orakel gehört zum Erhabenſten im ganzen Bereiche der Muſik. Mit dem Chor darauf »Ch' annunzio funesto!« bildet es ein Ganzes. Darauf das Recitativ der Alceſte »Ombre, larve, compagne di morte« — vortrefflich! Zum Schluß des Aktes: ein Chor des Volkes.

Den zweiten Akt eröffnet ein kurzes Vorſpiel von Geigen mit einem unbegleiteten Recitativ zwiſchen Jsmene und Alceſte; darauf folgt die kurze Arie der Js mene und dann die herrliche Scene, wo Alceſte im Walde allein ſich dem Tode weiht. Das Recitativ iſt vortrefflich mit der Oboe, dem Fagott und mit Schalmeien begleitet, ganz neu, und meiſterhaft zur Deklamation. In nächtlicher Stille tönt das »che chiedi Alceste?« ſchauerlich. Es herrſcht der Akkord der verkleinerten Septime vor.

Die Arie der Alceſte und hierauf der Chor der unterirdiſchen Gottheiten »E vuoi morire o misera!« mit Geigen und Poſaunen und Hörnern in Oktaven. Hierin liegt ein großer Zug von Glucks Genie. Die Melodie beſteht aus einem Tone, und macht den Baß ganz neu und fruchtbar in ſeiner Wirkung.

Alceſte fährt in einem vortrefflich begleiteten Recitative fort; die verkleinerte Septime wird wieder vorherrſchend. Der Chor der Dämonen unterbricht ſie.

Die Baßarie »Dunque vieni« des unterirdiſchen Gottes, in Begleitung von Oboen, Hörnern, Fagotten und Poſaunen macht einen herrlichen Kontraſt mit der ſchönen Weiblichkeit. Das Recitativ darauf iſt ſchön, und die Arie »Non vi turbate, no, pietosi Dei« gehört unter Glucks Meiſterwerke; die Melodie originell und ein Kleinod deutſcher Muſik — — u. ſ. w.

Wir beabſichtigen nicht, dieſen Aufſatz in ſeiner ganzen Ausdehnung wiederzugeben, indem er doch nur für Muſikkenner in nächſter Beziehung Bedeutung erhalten dürfte, wir haben ihn nur auszugsweiſe gegeben, um die ſtrenge und geregelte Lehrmethode Hillers durch ein Beiſpiel zu erörtern. Auf dieſe ſelbe Weiſe ging er mit ſeinen Schülerinnen die bedeutendſten Muſikſchöpfungen der ernſteren Art durch, ſo Oratorien und Meſſen. Bei den letzteren ging er noch ausführlicher ins Detail der muſikaliſchen Kritik, und ließ, weil er ſeiner eigenen Autorität nicht unbedingt wollte vertraut ſehen, auch aus Büchern dahin bezügliche Stellen von den jungen Mädchen abſchreiben. Auf dieſe Weiſe ſammelte Eliſabeth einen großen Schatz werthvoller Manuſkripte, die ſie häufig, beſonders in den Tagen ihres Alters, wieder durchlas und den Freunden-daraus mittheilte. Dieſe kleine vorliegende Skizze kann ihrem Zwecke nach, keine genügende Darſtellung für den Muſiker von Fach ſein, ſoll eine ſolche noch zuſammengeſtellt werden, ſo wird ſich paſſendes Material in Menge finden; denn obgleich bei dem Brande ihres Hauſes in Moskau die Künſtlerin unter anderm mannigfachem Eigenthum auch eine große Anzahl ihrer muſikaliſch-kritiſchen Aufzeichnungen verlor, ſo hat ſich doch noch Vieles und Werthvolles erhalten.

Wir gehen jetzt zum Verfolg der Darſtellung ihrer äußeren Schickſale über. Während Hiller darauf drang und die Sängerin ſelbſt ſich bereits entſchieden hatte, ihre ganze Thätigkeit der Konzertmuſik zu widmen, fehlte es doch nicht an Veranlaſſungen, die Bühne zu betreten. Nicht immer konnte die beſcheidene und ihrer äußeren Unſchönheit bewußte Eliſabeth dieſen Aufforderungen entgehen; ſo war es ihr zum Beiſpiel unmöglich, eine abſchlägliche Antwort einem Rufe des Direktors der kurfürſtlichen Hofbühne zu Dresden zu geben. Die verwittwete Kurfürſtin Marie Antonie hatte von ihr gehört und wünſchte ſie perſönlich kennen zu lernen. Eine große Haſſe'ſche Oper wurde einſtudiert, und die Titelrolle der ſchüchternen Eliſabeth übergeben. Zum erſten Male ſollte ſie nun in Gold und Perlen geſchmückt, mit Purpur angethan, als eine Königin aus den Couliſſen hervorrauſchen. Vater Hiller war unbeſchreiblich beſorgt um ſein Pflegkind. Wie wird es gehen — wie wird es gehen! rief er einmal ums andere; du kannſt ja keine Königin vorſtellen, Kind, du kannſt's nicht! — Eliſabeth widerſprach nicht, ſie ließ geſchehen, was ſie nicht hindern konnte. Als ſie in Dresden ankam und dort ihr Bekenntniß ablegte, daß ſie noch nie die Bretter betreten, ging man nach damaliger Weiſe roh und befehlend mit ihr zu Werke; man ließ ſie Proben machen, ſie mußte gehen, ſitzen, aufſtehen, die Hände bewegen, den Kopf zurückwerfen — alles wie man glaubte, daß eine Königin es thäte. Eliſabeth ließ ſich alles gefallen Am Abend ſelbſt, erzählt ſie, hielt ich „mein Fratz" geduldig hin und ließ darauf auftragen Schminke, roth, weiß, fingerdick. Die anderen Komödiantinnen ſchminkten ſich ſelbſt, ich dachte nicht daran, dies Recht in Anſpruch zu nehmen, ich war froh, daß andere Hände ſo gütig waren, ſich für mich zu bemühen. Als meine Wangen hübſch ziegelroth übertüncht waren, fragte mich der Perückenmeiſter, ob ich auch ein Schönpflaſterchen aufgeklebt haben wolle. Meinetwegen, rief ich, auf die Naſenſpitze, wenn es ſein muß. Alle, die in dem Zimmer waren, lachten, und der Direktor, der durch die Thürſpalte hineinſah, lachte mit und rief: Iſt die Leipzigerin noch nicht fertig? Sie ſoll in den kleinen Vorſaal treten, die Frau Kurfürſtin will ſie ſich erſt anſehen, ehe ſie auf die Bühne kommt. Alles fuhr auf dieſe Rede auseinander. Der Perückenmacher warf noch ſchnell eine große Kanonenlocke mir ans linke Ohr, die mit ihrem Mehl und Kleiſter hart mir an die Wange ſchlug, faſt wie eine Maulſchelle, und ich nahm meinen Purpurmantel ſammt Schleppe untern Arm und folgte dem Herrn Direktor durch viele dunkle Gänge in ein kleines, mit rothem Sammet ausgeſchlagenes Kabinetchen. Da ſtand die Frau Kurfürſtin an der Thür ihrer Loge, und über ihre Schulter herüber ſahen ein paar neugierige, blutjunge Hofdamen und kicherten, als ſie mich in meinem Glanze ſo ſtehen ſahen, wie eine Puppe unterm Weihnachtsbaum. Ich hielt meine Arme, die ich nicht zeigen wollte, weil ſie roth angelaufen waren, mit dem Szepter auf dem Rücken. Was hat Sie da? rief die gnädige Dame, was verbirgt Sie da hinterm Rücken? — Ew. kurfürſtliche Gnaden entſchuldigen, rief ich, es iſt das Szepter. Nun kam ich damit hervor und berührte ſehr ungeſchickt damit faſt die Naſe des dicht neben mir ſtehenden Direktors, der entſetzt zurückfuhr. Das Szepter gehört nicht dahin, ſagte die Frau Kurfürſtin mit einem ganz eigenen Tone; Sie muß es vor ſich hintragen, und am beſten, Sie legt's ganz bei Seite, denn es iſt nicht nöthig, daß eine Königin immer mit dem Szepter in der Hand erſcheint. Ich hörte dieſe Verbeſſerung mit einem unterwürfigen Lächeln an, und entfernte mich ſchnell, als man mir die Erlaubniß gab, zu gehen. Wie ich nun endlich auf die Bühne gelangte?

ich weiß es ſelbſt nicht. Ich glaube, man ſtieß mich mit guter Manier hinaus, und als ich einmal vor den Lampen ſtand, da ſtrichen die Inſtrumente gleich darauf los, und ich mußte mit meinem Recitative einfallen, da hatte ich keine Zeit, an irgend etwas anderes als an die Muſik zu denken. So wie ich ſang, war ich geborgen. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, und der Teufel der Blödigkeit verließ mich zur Stelle. Ich dachte nicht mehr an den Szepter, den ich auf den Tiſch hingelegt hatte, nicht an meine Perrücke, auf deren oberſter Spitze die güldene Krone ſaß, nicht mehr an meinen ungeheuren Reifrock und meine rothſammtene Schleppe — ich ſang eben, und that nichts als ſingen. Es ging gut, wenigſtens riefen die Leute, jenſeits der Lichter, lauten Beifall. Ich bleibe aber dabei, daß ich glaube, die Königin Semiramis hat im Leben ganz anders ausgeſehen, geſprochen und Mienen gemacht, als ich es that, ihr elendes Abbild. In den Scenen, wo ich von meinem todten Gemahl zu ſprechen hatte, dem in Gott ruhenden Ninus, ſollte ich ein ſchmerzvolles Geſicht ziehen und einen entſprechenden Geſtus machen, doch in dem Augenblick fühlte ich, daß die verwünſchte Krone auf meiner Perrücke zu wackeln anfing und ſah den Perückenmeiſter, wie er vor Furcht, ich möchte das Kleinod verlieren, gleich einer Elſter hinter der Couliſſe umherſprang und mir Zeichen machte. Da fehlte denn wenig, daß ich in Lachen ausgebrochen wäre, ich hielt mich aber mit großer Gewalt, rückte ſo wenig als möglich mit dem Kopfe — durch das mir anbefohlene Zurückwerfen deſſelben war ja das ganze Unglück entſtanden — und ſo ging ich denn, ohne daß mir etwas paſſirt wäre, mit meinen ſechs Prieſtern in den Tempel, nachdem ich noch meine ſchwierige Arie in F dur zur allgemeinen Zufriedenheit geſungen hatte.“

Der erſte Verſuch, die Bühne zu betreten, machte jedoch — obgleich er nicht nach der obigen Schilderung, mit der ſie oft und gern ihre Freunde unterhielt — ein mißglückter zu nennen war, ſie nicht lüſtern, ihn zu wiederholen. Der große Ruhm, den ihre Zeitgenoſſinnen, die Todi und Gabrieli, gerade als dramatiſche Geſangkünſtlerinnen einernteten, ließ ſie verzweifeln, jemals die Palme dieſen glänzenden Genieen auf der Bretterwelt ſtreitig machen zu können. Vater Hiller blieb bei ſeiner Behauptung, daß der Konzertſaal der ihr beſtimmte Schauplatz der Wirkſamkeit ſei, und ſie ſtimmte ihm bei.

Jetzt kommen wir zu der Periode ihres Lebens, die der Beginn dieſes Aufſatzes berührt, zu ihrer Bekanntſchaft mit dem Helden des Jahrhunderts, mit Friedrich dem Großen. Es iſt dies ohne Zweifel die Periode ihres Glanzes, wenn auch nicht die genußreichſte und angenehmſte Zeit ihres Lebens. Denn welches Talent auch mit Friedrich zuſammenkam, es konnte darauf rechnen, Bedeutſamkeit und Ruhm zu ernten, nicht aber Freude und Genuß; denn die große Heldenperſönlichkeit des Königs, ſein gewaltſames Anordnen und Ueberwachen jeder fremden Perſönlichkeit, das oft empörend Willkürliche in ſeinem Umgang mit den Geiſtern machte, daß dieſe ihm zwar dienten, aber nicht mit Liebe, nicht mit Ruhm, nicht mit jener friedlichen und liebevollen Hingebung, die die Macht mit dem Genie dauernd verbindet, indem es beide mit einander verſöhnt. Denn das Genie iſt ein König, die Macht iſt ein König — um dieſe beiden Herrſcher zum Beſten der Welt in Eintracht und gemeinſamer, wohlthätiger Wirkſamkeit zu erhalten, gehört, daß die Humanität den Bund einſegnet. Friedrich war aber nicht human; er wußte nur anzuerkennen, nicht zu lieben, nicht zu bewundern, und machte dem Genie nie Zugeſtandniſſe, die dieſes berechtigt hätten, neben ſeinem Thron auch einen Thron für ſich einzunehmen. Darum das beleidigende, kalte Zurücktreten der zeitgenoſſiſchen großen Geiſter, darum Voltaire's Bosheit, darum d'Alemberts ſcheues Zuruckhalten, die Furcht der Mara. Alle waren froh, wenn ſie das Parket des kleinen Saals zu Sansſouci nicht mehr zu betreten brauchten, wenn ſie das Rollen des bekannten Lehnſeſſels in der Kaminecke nicht mehr hörten, und den trocknen, ungeduldigen Huſten — obgleich ſie, einmal aus Potsdam entfernt, doch immer wieder Heimweh fühlten, dahin zurückzukommen, denn es herrſchte dort der Große, der Gewaltige, der ſie zwar drückte und tyranniſirte, aber doch dabei, unter allen Machthabern und Königen, der einzige war, der ſie verſtand und anerkannte.

Eliſabeth hatte reichlich ihr Theil zu tragen an dieſem Mangel Friedrichs an Humanität; ſie ſah in ihm, in der letzten Zeit beſonders, nur den Zwingherrn, nie mehr den Bewunderer und Beförderer. Sie verlebte am preußiſchen Hofe äußerſt kummervolle Tage, trotz des Glanzes, der ſie umgab, und trotz der für damals enormen Gage von achttauſend Thaler und mehr, die ſie bezog.

Friedrich der Große hatte längſt aufgehört, Flöte zu blaſen; er hatte einen Kampfplatz, auf dem er nicht, wie auf dem andern, immer Sieger war, verlaſſen, und Muſik und Muſiker intereſſirten ihn nur noch wenig. Da ſprach man ihm von der deutſchen jungen Sängerin; er gab Befehl, daß man ſie ihm vorführe. Es geſchah. Jener berühmte kleine Konzertſaal im Palais zu Sansſouci, in deſſen Räumen, die mit den Bildſäulen Apolls und der Muſen geziert waren, die einſt ſo ſehr bewunderten Flötenkonzerte ſtattgefunden hatten, an demſelben Klavier, an welchem die ſchöne Aebtiſſin von Quedlinburg, die von ihrem königlichen Bruder ſo arg tyranniſirte Prinzeſſin Amelie, die kunſtfertigen Sonaten Benda's vorgetragen hatte, in der Nähe deſſelben Notenpultes, an dem der Erbprinz von Strelitz immer wieder dieſelben Fehler in Takt und Melodie beging, und dadurch die Zornblicke Friedrichs und das heimliche

Lachen der Hofdamen ſich zuzog, ſtand nun die junge Eliſabeth Schmähling, bereit, irgend ein Geſangſtück, das der König auswählen würde, vorzutragen. Sie ſtand da, unbefangen und ruhig; der König lag im Lehnſeſſel, zuſammengekrümmt und übler Laune, die durchdringenden Blicke auf die neue Erſcheinung gerichtet. Auf ſeinen Wink wurde ſie näher zu ihm herangeführt und er fragte mit hohlem Tone: „Sie will mir was vorſingen?“ — „Wenn Ew. Majeſtät befehlen.“ — „Na, ſo ſing' Sie!“ — Es wurde etwas ausgewählt, und als zur Zufriedenheit des Königs die Piece beendet war, ſuchte er unter einem Stoß Noten ein Blatt hervor, das eine ſchwierige Bravourarie enthielt, von Grauns Kompoſition, die, wie er wol wußte, der Sängerin völlig neu war. „Kann Sie mir das vom Blatt weg ſingen?“ fragte er wieder. Eliſabeth that einen flüchtigen Blick in die Noten, und antwortete dann mit großer Zuverſicht: „Ja.“ — „So ſing' Sie!“ erſcholl es wieder. Sie löste auch dieſe Aufgabe zu völliger Zufriedenheit des erlauchten Zuhörers. „Ja, Sie kann ſingen!“ rief er, und hiermit war Eliſabeths Schickſal entſchieden. Es wurde ihr der Antrag gemacht, in die Dienſte des Königs überzutreten, ſie nahm ihn an und erhielt ein Jahrgehalt von dreitauſend Thalern auf Lebenszeit zugeſichert. Ihr einziger Wunſch, den ſie bei Abſchluß dieſer Verbindlichkeiten zu äußern wagte, war, daß ihr vergönnt ſei, eine Reiſe nach Italien zu machen, um ſich dort in ihrer Kunſt zu vervollkommnen, allein ſie erhielt den trocknen Beſcheid: „Sie ſoll hier bleiben, dort wird Sie jetzt auch nichts mehr lernen.“ Dieſe Verweigerung eines, wie es der Künſtlerin ſchien, ſo gerechten Wunſches legte das erſte Mißtrauen und die erſte Bitterkeit in ihren Charakter, dem Könige gegenüber. Es war nur ein Wölkchen, das am Horizont aufſtieg, aber ſie ahnte, daß aus dieſem ſich ein Sturm für ihre künftigen Tage entwickeln werde. Und ſo war es auch.

Die Freunde riefen ihr von allen Seiten Glückwünſche zu; man ſagte ihr, daß ihre Zukunft nun geſichert ſei, daß ſie in einer ehrenvollen und einträglichen Stellung ſich befinde, und daß ſie für die Vortheile, deren ſie genieße, im Ganzen wenig zu leiſten habe und genug Zeit übrig behalte, um an ihrer Ausbildung fördernd zu arbeiten. Eliſabeth erkannte im Ganzen die Wahrheit dieſer Ausſprüche an, ſie konnte es aber nicht über ſich gewinnen, das Zunichtewerden ihrer liebſten Hoffnungen, nämlich jener Reiſen, mit Ruhe zu ertragen. Sie ſchrieb an ihre Freunde in Leipzig: „Berlin iſt eine ſchöne Stadt, allein es ſcheint, als wenn ſie von lauter Tambouren bewohnt würde, ſo hört man vom Morgen früh bis Abends ſpät nichts als Trommelſchlag in den Straßen. Von den Geſellſchaften wähle ich nur ſolche aus, wo man mich nicht zu ſingen zwingt, denn da ich meine Stimme dem König von Preußen verkauft habe, iſt ſie nicht mehr mein, und ich kann über ſie nicht ſchalten, wie ich wol möchte. Nach Potsdam werde ich alle vierzehn Tage einmal, auch wol zweimal hinbeordert, wo ich denn im kleinen Konzertſaal gemeiniglich Graunſche Muſik, von der der König ein großer Liebhaber iſt, vortragen muß. Hier und da werde ich auch in das Palais der Prinzeſſin gerufen, Schweſter des Königs, aber noch nicht iſt mir die Ehre zu Theil geworden, vor der Königin zu ſingen. Ich erhalte viel Zettel und Briefe von hieſigen Dichtern und Schriftſtellern, franzöſiſch und deutſch, geſtern bekam ich auch ein Schreiben von dem Herrn Kanonikus Gleim in Halberſtadt, das in einem gar kindiſchen und verliebten Stylum abgefaßt iſt und mich bedünket, eines Mannes, der einen geiſtlichen Titel führt, gar unwerth. Auch Heirathsanträge bekomme ich, kürzlich ſogar von einem alten Generalen, der ſieben Kugeln im Leibe hat, die ihm nach und nach, wahrſcheinlich im Verlauf unſerer Ehe, ſollen herausgeſchnitten werden; ich habe gedankt, und die anderen Briefe werfe ich ins Feuer. Es ſollte mir juſt fehlen, daß ich noch heirathe, damit ich dann noch einen zweiten Willen eines Mannes über mich zu erlernen habe. Ich armes Ding, das ſchon gar zu ſehr in Knechtſchaft gerathen iſt! Mein Verdruß iſt, daß ich bisweilen mit den Herren Porporino, Neri und Concialini ſingen muß, die alle drei in einer mir widerſtrebenden Manier ihr Weſen treiben, und mich zwingen, Adagio zu ſingen, was ich nicht mag. — —“

Das Wohlwollen und die Gunſt, die der König ihr zuwandte, ſteigerte ſich bald ſo ſehr, daß ihr Gehalt um das Doppelte erhöht wurde. Die Freunde waren wieder über dieſe neue Gunſtbezeugung außer ſich. Als dieſe Nachricht ſich verbreitet hatte und ſie darauf öffentlich erſchien, gab ihr das berliner Publikum laut Beweiſe ſeiner frohen Theilnahme. Eliſabeth war dafür nicht unempfänglich, und Berlin fing an, ihr ſchon beſſer zu gefallen. Sie änderte ihre Wohnung und zog aus der geräuſchvollen Königsſtadt in die ruhige Behrenſtraße, wo ſie das Haus des Künſtlers Chodowiecky nahe hatte, das ſie öfters beſuchte. Hier verſammelte ſich ein gemüthvoller Freundekreis in bürgerlich geſicherter Wohlhabigkeit und künſtleriſcher Weihe. Hier trat oft in der Dämmerſtunde, wenn der fleißige Künſtler ſeinen Grabſtichel niedergelegt hatte, Eliſabeth ein wie ein freundlicher Hausgeiſt, und ließ ihre wundervolle Zauberſtimme erſchallen, indem ſie die einfachen Geſänge ihres väterlichen Freundes und Meiſters, die Lieder Hillers, voll Tiefe und Innigkeit vortrug. Rammler, der von dieſen Beſuchen gehört hatte, ſuchte ſie zu gleichem Zwecke in ſein Haus zu locken, und ſchickte ihr eine in ſaphiſchem Versmaaß gedichtete Ode, allein Eliſabeth, die den Mann nicht mochte und ſein Gedicht nicht verſtand, ging nicht hin, und ſo blieb ſie dieſem Kreiſe fremd. Leſſing erinnerte ſie ſich nicht geſehen zu haben; Goethe jedoch lernte ſie in Leipzig kennen, wo er mit dem Herzog von Weimar hingekommen war. Er beſang ſie zu ihrem Geburtstage, und dieſe Verſe bewahrte ſie wie ein Heiligthum ſorgſam auf. Die Jahre 1772 und 1773 hätten als ſehr glückliche im Leben unſerer Künſtlerin bezeichnet werden können, weil ihre äußeren Verhältniſſe ſich gerade in dieſem Zeitpunkte am günſtigſten geſtalteten, wenn nicht ein Leiden beſonderer Art die Arme heimgeſucht hätte: dieſes Leiden war „Liebe und Hochzeit.“ In der That, was Anderen ein Sonnenſtral im Leben, war der unglücklichen Eliſabeth eine Verfinſterung, ein trübes und jammervolles Elend. Sie lernte den Violoncelliſten Mara kennen, der bei der Hofkapelle des Prinzen Heinrich von Preußen angeſtellt war, und dieſem gelang es, die bisher ſo ſpröde — auch nicht mehr ſo ganz junge — Künſtlerin „in Liebe zu entzünden.“ Gleim ſchrieb an Jacobi: „Die Schmähling heirathet — und, o ihr Götter, ſie heirathet nicht meinen

Jacobi, nein, Amor leitet die Strauchelnde und Irrende in einen Buſch, aus dem wüſtes Tönen hervorſchallt, und in deſſen Schatten ein Faun halb trunken und von allen Grazien und Muſen geflohen, rohe Geſänge ſtammelt. Unſere Schmähling heirathet einen Trunkenbold. Friedrichs Sängerin heirathet einen Trunkenbold. Als ich dieſe Nachricht erhielt, ging ich vor Apolls Büſte und weinte, weinte glühende Thränen, und bat den Gott im Namen der Charitinnen, ſeiner liebſten Prieſterin dieſe Sünde zu verzeihen."

Das ſchlimme Zeugniß, das hier der Kanonikus dem Muſiker ausſtellt, ſcheint in ſeiner vollen Bedeutung auf den Getadelten Anwendung gefunden zu haben, wenigſtens war ganz Berlin, der König an der Spitze, entrüſtet, als man den unklugen Schritt des gefeierten Lieblings vernahm. Sie erhielt anonyme Briefe, in welchen man ihr die vielfachen Schwächen und Untugenden ihres Erkorenen auf das genaueſte ſchilderte, in welchen man ihr die früheren Liebſchaften des Wankelmüthigen mittheilte, allein Eliſabeth, einmal beſiegt von der gewinnenden Macht des jungen Muſikers, gab allen wohlmeinenden Rathſchlägen kein Gehör. Mara ſelbſt ſcheint ſein Möglichſtes gethan zu haben, um immer wieder die ſchlimmen Einwirkungen fremder Rathſchläge durch ſein Schmeicheln und ſeine lockende Rede zu entkräften. An ihrem vierundzwanzigſten Geburtstage, im Jahre 1773, kam ſie beim König mit ihrem Heirathsgeſuch ein. Friedrich antwortete übellaunig: „Sie iſt eine Närrin, und ſoll zur Raiſon gebracht werden. Mag Sie aus dem Kerl machen was Ihr beliebt, nur nicht Ihren Ehemann.“ — Nach einer kleinen Friſt ward die Bitte wiederholt. Neuer Zorn des Königs, aufs Neue abſchlägliche Antwort. Ein halbes Jahr verging, und die Bitte kam zum dritten Male. Nun gewährte der König, aber in den ungnädigſten Ausdrücken und eben ſo beleidigend für die Braut, wie für den Bräutigam.

Wenn wir dieſen Liebesbund betrachten, ſo ſehen wir wieder den Erfahrungsſatz beſtätigt, daß ausgezeichnete Frauen durchaus nicht, wie man glauben ſollte, ſich zu einem ſolchen Bunde wieder ausgezeichnete Männer auswählen, ſie nehmen im Gegentheil oft den Unbedeutendſten, noch öfter den Roheſten, nicht ſelten ſogar mit Abſicht den Verworfenſten ſeines Geſchlechts. Es iſt dies ein Geheimniß in der Geſchichte der Verbindungen, für den Pſychologen von dem eigenthümlichſten Reize. Wir fürchten, die Baſis dieſes Geheimniſſes zu niedrig anzugeben, wenn wir ſie in dem Stolze finden, den eine Frau fühlt, ihre eigene Natur ſo erhaben geſtellt zu ſehen, daß ſie des Bundes mit dem geiſtig ebenbürtigen Manne nicht bedarf, wir wollen ſie lieber in der Liebe bedürftigkeit des Weibes überhaupt ſuchen, die nicht die froſtige Größe ohne die warmblütige zärtliche Erniedrigung dulden mag. Sie will erniedrigt, ſie will gedemüthigt ſein, ſie kann und will es nicht ertragen, überall zu ſiegen, und ſie duldet willig dicht neben den Krönungsfeſten des Geiſtes die Geißelungen des Herzens. Es iſt dies die Nemeſis, die neben der weiblichen Größe ſteht, ſowie die Selbſtſucht als eine eben ſo gefährliche Feindin der männlichen Größe zur Begleiterin gegeben iſt. Wir ſehen von Sappho an alle Sängerinnen und Dichterinnen den Weg dieſer unwürdigen Liebe gehen; es iſt beſchämend für das Geſchlecht, Namen zu nennen, aber blättern wir in den Biographieen berühmter Frauen, ſo finden wir immer dies kleine, kurze, ärgerliche Kapitel ihrer Niederlage neben dem langen, ruhmhaften Abſchnitte ihrer Siege und Triumphe. Und merkwürdig iſt es, daß gerade jenes kleine Kapitel, nicht von den Männern, denn dies wäre in der Ordnung, ſondern gerade von den Frauen mit großem Intereſſe geleſen wird. Man ſollte denken, dies könne unmöglich der Fall ſein, die Frauen müßten ſich ſträuben, die Bekenntniſſe der Schwäche bei einer Großen und Größten ihres Geſchlechts zu leſen, allein ſie betrachten mit heimlichem Gerechtigkeitsgefühl dieſes kleine ärgerliche Zeichen auf dem Schild der kämpfenden Amazone als ein Merkmal, daß dies Heraustreten aus der zugewieſenen Schranke ſich immer irgendwie beſtrafe.

Die Ehe Eliſabeths ließ ſich gleich ſehr übel an. Mara ſetzte ſich in Beſitz ihrer Geldmittel, die bei der ſparſamen Sängerin ſich angehäuft hatten, und verſchwendete maaßlos. Nicht allein, daß er koſtbare Feſte gab, die nicht ſelten mit einer Schlägerei des Gaſtgebers mit ſeinen Gäſten endeten, er warf auch Summen im Spiel hin und unterhielt, ohne daß ſeine ihm ſklaviſch ergebene Frau etwas ahnete, eine Tänzerin, die er aus dem Ballet entfernt hatte. Durch ihn wurde Eliſabeth mit den Jämmerlichkeiten, den Intriguen und Kabalen der Theaterwelt bekannt, er übernahm es, das edle Geſchöpf in eine Sphäre einzuweihen, in der er ſich von früheſter Jugend an bewegt hatte. Er hatte als ein Vagabond die Bretter betreten, und als Vagabond lebte er auf ihnen. Eliſabeth wurde jetzt in die Streitigkeiten der einzelnen Orcheſter mit dem Theaterperſonal verwickelt, und mußte die Zänkereien und Klägereien mitanhören, die die Mitglieder der königlichen Kapelle denen der prinzlichen bereiteten. Welch eine tumultuariſche Ehe! Sie ſuchte unabläſſig Streitigkeiten zu ſchlichten, ausbrechende Kämpfe gefahrlos abzuleiten, es gelang zuweilen, nicht immer. Kam ſie dann erſchöpft nach Hauſe, ſo wartete der Wagen auf ſie, um ſie nach Potsdam zu bringen; ſie warf ſich übereilt in feſtliche Kleider, ſang zerſtreut, befriedigte weder ſich noch Andere, und zitterte, die Schwelle ihres eigenen Hauſes wieder zu betreten, weil ſie oft auf derſelben einen ſchlafenden Wüſtling, ihren Mann, ausgeſtreckt liegen fand. Die Scenen, die ſich hier bereiteten, waren rührend. In tiefer Mitternacht, noch bekleidet mit dem ſchwerſtoffenen, gelbſeidenen Reifrocke, wie ſie aus den königlichen Gemächern kam, hob ſie mit Hülfe des Kutſchers, deſſen Verſchwiegenheit ſie erkaufte, den ſchlummernden Mara vom Boden, und trug ihn die ziemlich hohe Treppe mit großer Anſtrengung hinan, bis in ihre Gemächer, wo ſie ihn auf ein Sopha niederlegte. Alles dies in verſchwiegener Stille, damit Niemand das Märtyrerthum ihrer Ehe gewahre. Im Theater erſchreckte er ſie durch ſein lautes Applaudiren, und dieſes unziemende Betragen hatte ſchon die tadelnde Aufmerkſamkeit des Königs erreicht. Sie ſang oft minder gut, als ſie pflegte, nur um das Klatſchen und Klopfen des Mannes, der irgendwo in einer verſteckten Loge ihr Spiel beobachtete, zu verhindern. Bei dieſen fortgeſetzten Spannungen und Aufregungen litt ihre Geſundheit. Mara wüthete, denn weit entfernt, ſich ſelbſt als den Grund dieſes Gemüthsleidens anzuſehen, ſchob er die Schuld auf den König, auf das Publikum, auf die rivaliſirenden Sänger und

Sängerinnen. Wenn jedoch, müde dieſer ſelbſtgeſchaffenen Täuſchungen, Eliſabeth ihm merken ließ, daß er und Niemand anders an ihrem Unwohlſein ſchuld ſei, ſo konnte er, dieſe gefährliche Gabe beſaß er, eine vollſtändige Komödie vor ihr aufſpielen. Er zerfloß in Thränen, er machte ihr die zärtlichſten und betäubendſten Vorwürfe, er rief ihr ins Gedächtniß, daß bei ihrem neulichen Geſange in der Kirche er es geweſen war, der bei dem himmliſchen Solo, das von ihren Lippen getönt, ohnmächtig aus der Menge getragen worden, daß ſie ihn durch ihre Stimme zu einem andern Menſchen gemacht, zu einem bekehrten und reumüthigen Sünder, den die Fülle ſeiner Thorheiten und Gebrechen in das tiefſte Elend verſenkt. Eliſabeth glaubte ihm; ſie nahm ihre Anklage ſchnell zurück und tröſtete nun ihrerſeits den Heuchler. Nach einer ſolchen Scene griff Mara dann doppelt tief in die Geldkaſſette und entfloh lachend mit einer Geldrolle. Er war ſo leichtſinnig, daß er im Hauſe nebenbei den verſammelten Freunden die eben durchgeſpielten Auftritte mit ſeiner Frau wiederholte, und ſpottend die zärtlichen Klagen und das Mimenſpiel der armen Sängerin nachahmte.

Die Willfährigkeit ſeiner Frau verleitete Mara, immer größere Opfer von ihr zu verlangen; ſo drang er denn auch endlich in ſie, Berlin zu verlaſſen, weil er ihr vorſtellte, daß ſie überall anderswo reichere Ernten halten könnten. Dies war eine Anſicht, in der Eliſabeth mit ihm völlig einer Meinung war. Schon vor ihrer Heirath hatte ſie daran gedacht, Preußen zu verlaſſen; die fortgeſetzten beleidigenden Weigerungen des Königs, ihrem Heirathsgeſuch zu willfahren, hatten den Plan noch mehr zur Reife gebracht, jetzt endlich, da Hof und Publikum, wegen ihrer Ehe und deren ärgerlichen Folgen, kälter gegen ſie geſtimmt wurden, kam das Verlangen, ihre Verbindungen zu löſen, ſo lebhaft und dringend in ihre Seele, daß es Mara's Vorſtellungen und Bitten nicht einmal bedurft hatte, um ſie zur Realiſirung dieſer heimlich gehegten Wünſche zu bewegen. Es wurde nun ſofort ein Geſuch an den König aufgeſetzt, in welchem das Paar um Urlaub zu einer Künſtlerreiſe bat. Der König ſchrieb an den Rand der Bittſchrift: „Er kann gehen, Sie aber ſoll bleiben!“ Damit war nun freilich nichts gewonnen. Natürlich weigerte er ſich, ohne ſie zu gehen; der König ſeinerſeits erreichte ſeinen Zweck, die Ehe mit guter Art zu trennen, auch nicht; die Sache blieb beim Alten. Eliſabeth war äußerſt verſtimmt; Mara wüthete auf eine brutale Weiſe. Um das Paar vollends in die übelſte Laune zu verſetzen, kamen gerade jetzt aus London heimlich Anträge, in denen ihr für drei Konzerte ſechzehnhundert

Thaler garantirt wurden, nebſt Reiſegeld von zweihundert Thalern. Jetzt beſtand Mara darauf, daß ſie um ihren Abſchied einkommen ſollte; die ſchüchterne Eliſabeth hatte ſchon faſt keinen eigenen Willen mehr; ſie that was von ihr gefordert wurde. Vergebens; der König verweigerte den Abſchied. Im Hauſe ſelbſt häufte ſich Kummer auf Kummer. Eliſabeth, der der Arzt ſchon eine ſehr ſchwere Zeit vorhergeſagt hatte, litt unſägliche Schmerzen im Kindbett und kam mit einem todten Kinde nieder. Sie äußerte gegen einen Freund: Ich bin nicht geſchaffen, wie andere Frauen in der Liebe und Ehe glücklich zu ſein, ich hätte nie heirathen ſollen. Der König ließ ihr bei Gelegenheit der Nachricht von ihrer Krankheit und ihrem Mißgeſchick ein kleines Geſchenk überreichen; Mara hatte die Dreiſtigkeit, es zurückzuſchicken, doch erfuhr der König nichts von dieſer Ungezogenheit, er würde ſie ſonſt ſchwer geahndet haben, da der Mann ihm verhaßt war, und er, wie die Folge zeigen wird, gern die Gelegenheit ergriff, ihn zu ſtrafen, wenn er die Frau nicht ſtrafen wollte oder konnte.

Als Eliſabeth von ihrem Krankenlager erſtand, bat ſie um die Erlaubniß, die böhmiſchen Bäder benutzen zu dürfen; der König ließ ihr ſagen, daß das einheimiſche Bad Freyenwalde die nämlichen Dienſte leiſten werde. Man ſah deutlich aus dieſer Antwort, daß er ſie nicht über die Grenze laſſen wolle, weil er fürchtete, ſie dann nicht wiederzubekommen. Auch die nochmalige Bitte, nach Italien reiſen zu dürfen, wurde zwar zugeſtanden, doch jetzt wieder mit der Bedingung, daß ſie reiſen könne und er ſolle bleiben. So blieben nun beide wieder. Wer mag unter dieſen Verhältniſſen es unſerer Sängerin verargen, daß ihr zuletzt die frohe Laune, die Zuverſicht auf Glück und Freude ſchwand, und ſie in die äußerſte, peinvollſte Stimmung verſank? Sie befand ſich in einem Zuſtande, der wahrhaft beklagenswerth war; ſie ſprach es öfters aus: es könne ſo nicht bleiben, ſie müſſe untergehen. Sie könne nicht ertragen, daß der König ihr zürne, daß das Publikum gegen ſie erkalte. Mara trug nur immer Oel in die Flamme. Er erhob überall ein lautes Klagen, ein zänkiſches Lärmen, er behauptete, man tyranniſire ſeine Frau, man bringe ſie um. Er ſchrieb in öffentliche Blätter anonym die lächerlichſten und übertriebenſten Anſchuldigungen gegen Hof und Stadt.

In dieſe Periode fällt nun der beim Beginn dieſer Schilderung angeführte Theaterabend und deſſen böswillige Beſprechung in den franzöſiſchen Journalen. Der Großfürſt Paul von Rußland, der Bewunderer von Friedrichs Heldengröße, war nach Berlin gekommen, und zu den Feſtlichkeiten, die man für ihn in Bereitſchaft

hielt, gehörte auch eine große Oper, die Armide vo
Jomelli, in der die Mara die Titelrolle, mithin eine ſe
anſtrengende Partie zu ſingen hatte. Am Morgen d
Tages der Darſtellung meldete ſie ſich krank. Der K
nig ſendete in ihre Wohnung und ließ ihr ſagen, d
er wünſchte, ſie möchte geſund ſein. Sie ließ erwieder
ſie ſei in Wahrheit und ernſtlich krank. Ganz Berl
war in Aufregung, wie es mit der Armida bleib
werde. Es bereitete ſich, allem Anſchein nach, ein gr
ßer Kampf vor, den der König mit ſeiner erſten Sä
gerin halten ſollte; würde er auch hier Sieger ſein
Eine unruhige Menge umgab das Haus der Mar
man lief hin und her, es war ein wichtiger Tag,
Theaterſkandal des achtzehnten Jahrhunderts. Der H
verhielt ſich ruhig; es wurde kein anderes Feſt für d
Abend angeſagt, der König hatte den Geſang der Ma
anbefohlen, wer hätte wol gewagt, zu zweifeln, ob
auch ſingen werde. Mittlerweile kamen die Abendſtu
den heran. Der Direktor der großen Oper warf ſi
in volles Hofkoſtüm und langte im Vorſaal des Pal
ſtes an, mit der Meldung, daß die Mara noch imm
krank ſei und zwar darauf beharre, krank zu bleibe
Sie liege im Bett, ſie wolle nicht aufſtehen, man hä
ſchon vergebens alle Mittel angewendet, Bitten, V
ſtellungen, Drohungen. Der König ertheilte einen

meſſenen Befehl, und eine halbe Stunde darauf hielt ein Wagen vor dem Hauſe der Sängerin, von acht Dragonern umgeben, und der Offizier hatte die Ordre, die Erkrankte, und wenn es nicht anders ſein ſollte, mit dem Bette aufs Theater zu bringen. In der Beſchreibung dieſes denkwürdigen Abends war die Matrone in ihren ſpäteren Jahren ſehr redſelig. „Ich ſtand auf, erzählte ſie einem Freundeskreiſe in Reval, ich ſchmückte mich, aber der Himmel weiß, welche Zorn- und Rachegedanken damals mein Herz erfüllten. Ich hätte dieſem Könige, der mich bis aufs Blut peinigte, in dieſem Moment, wo ich aufs grauſamſte ſeine tyranniſche Willkür empfand, kaltblütig den Dolch, den ich als Armide in meinen Gürtel ſteckte, in die Bruſt bohren können. Ich zitterte, ich bebte, als ich meine goldgeſtickten Gewänder umwarf und ein Diadem durch meine Locken wand, das, als höhnendes Zeichen meiner Unmacht, wie geſchmolzen Blei auf meine Stirn preßte, und meinen armen, von einem tobenden Kopfſchmerz gepeinigten Schädel zu zerdrücken drohte. Ja, rief ich bei mir, indem ich meine Zähne zuſammenbiß und meinen fiebernden Pulſen Ruhe gebot, ich will ſingen, aber ich will ſingen, wie Jemand ſingt, den man dazu mit der Peitſche treibt. Ich will ſingen, aber weit entfernt, daß meine Stimme ſein Ohr kitzle, ſoll ſie ihn erſchrecken, und er ſoll in ihr den empörenden Vorwurf hören, den ich in Worte ihm gegenüber nicht zu kleiden wagen darf. Ich haßte in dieſem Augenblick den König, ich haßte ihn tief und unausſprechbar. Er war in meinen Augen offenkundig der Barbar, der er gleich anfangs und immer war, den nur erkauftes Lob vor dem verblendeten Europa lügneriſch aufgeſchminkt hatte, er war der Dämon meines Lebens, der jeden Wunſch meiner Seele mir verſagt, der mir tauſend und aber tauſend Stunden des bitterſten Kummers hohnlachend bereitet hatte. Ich bebte vor Wuth.“

„In dieſer Stimmung fuhr ich ins Opernhaus. Das Volk lief zuſammen, als es meine Leibwache von Dragonern ſah und mein weinend Antlitz hinter den Scheiben des Kutſchenfenſters gewahrte. Einige machten einen Verſuch, hinter meinen Wagen aufzuſpringen, man ließ Niemand in meine Nähe. Mara war ſchon an der Treppe, um mich zu empfangen; auch ihn ließ man nicht an mich heran. Der Offizier hatte Ordre, mich geradezu bis in die erſte Couliſſe zu begleiten und dort ſtehen zu bleiben, bis meine Arie anfing und ich vor die Lampen trat. So ſtand ich mit ihm hinter der erſten Couliſſe, und meine Arme flogen hin und her, meine Kniee zitterten, ich zerbrach meinen Fächer und klapperte ſo heftig im Froſt, daß die Abſätze meiner

Schuhe, da ich mich einen Augenblick geſetzt hatte, den Takt zu der Symphonie ſchlagen, die den Beginn der Oper ausmacht. Der König ließ fragen, ob ich da ſei; als man dies bejahte, war er zufrieden. Die Prinzeſſin Amalie ſchickte ihren kleinen Kammerpagen, und dieſer Knabe, der ſchön wie ein Amor war, übergab mir eine kleine Doſe mit krampfſtillenden Zuckerkügelchen. Ich nahm einige davon und warf die Schachtel hin, denn meine Hände konnten ſie nicht halten. Mein Arzt zeigte ſich in einiger Entfernung, er ſah bleich aus, und ihm bangte für mich. Meine feſte Ueberzeugung war auch, daß dies der letzte Abend meines Lebens ſei. Ich ſah auf die Bühne, und wie im Traum ſchwebten die tanzenden Mädchen mir vor, die den Rinaldo umgeben, ich ſah ſie für Geſpenſter an, die auf meinem Grabe tanzten. Jetzt mußte ich heraus. Ich ſang die Bravourarie matt und ſtockend — der erſte Akt ging vorüber; es that mir ſchon leid, daß ich ſo ſchlecht ſingen ſollte; der Ehrgeiz erwachte in mir, der Zorn und die Erbitterung ſchwanden. In die Arie im zweiten Akte (Misera me!) legte ich mein trauriges, tiefgebeugtes Herz, ich hätte meinem Peiniger zurufen mögen: „Nun, da haſt du es! Da ſtehe ich und ſinge — aber iſt es dir eine Freude, Tyrann?“ Es war alles ſtill wie in einer Todtengruft, als ich ſo elend meine ſterbenden

Töne dahinhauchte, die vielen Lichter, die vielen Orden, die geſchmückten Damen! Alles ſtill wie bei einer Execution. Ich blickte in die Loge der Prinzeſſin — ſie war nicht da; vielleicht hatte ſie gefürchtet, mich meiner Qual erliegen zu ſehen, und war, um nicht Zeuge eines ſo beklagenswerthen Sturzes zu ſein, nicht erſchienen. Mara ſtand im Orcheſter, ſein Geſicht glühte, er machte heftige Geſtikulationen, ein Polizeioffizier ſtand dicht hinter ihm. Ich konnte bei meinem Entſchluſſe nicht beharren, ich fühlte die Krankheit weichen, je tiefer ich in das Bad des Geſanges ſtieg, je brauſender die Tonwellen um meine Bruſt ſpielten. Auch die Eitelkeit erhob ihre Stimme. Wie, rief ich bei mir ſelbſt, ſoll der fremde Prinz, der aus ſo großer Ferne kommt, nicht Gelegenheit finden, deinen großen Ruf aus eigener Wahrnehmung zu bewahrheiten? Willſt du, daß er überall, wo er noch hinkommen wird, ſagen ſoll, die Mara iſt keineswegs die treffliche Sängerin, für die ſie gilt? Und ſo kam nun das prachtvolle Duett heran, wo ich zu Rinaldo zu ſingen habe »dove corri o Rinaldo?« und nun erhob ich meine Stimme, doch noch immer nicht zu ihrer größten Stärke; erſt ſpäter, als ich die flammenden Worte rufe: »Vivi felice! — Indegno, perfido traditore« — gelangte ich, gleichſam wie eine fliehende Königin, mit nachflatterndem Purpurmantel auf den

Gipfel meiner Stimme und verſetzte Alles in Entzücken. Ich ſah, wie der Großfürſt ſich weit aus der Loge hervorlehnte und mir Beifall zuwinkte, ich ſah und hörte ein unruhiges Bewegen und Flüſtern in den Logen, wie ſolches der Enthuſiasmus zu bewirken pflegt, eine für den Sänger ſo willkommene Regſamkeit. Ich verließ das Theater und war nun mehre Tage bis zum Sterben krank. So begann und ſo verging dieſer merkwürdige Abend!“

Nach dieſer Erzählung kann man nun jenen Zeitungsaufſatz berichtigen. Das Verfahren des Königs war in der That ſchlimm genug, es brauchte wahrlich nicht noch durch Verleumdung verſchlimmert zu werden. Eliſabeth konnte es nach dieſer Scene nicht mehr in Berlin aushalten. Es fielen gerade in dieſer Zeit mehre militäriſche Executionen und Verhaftungen, an Künſtlern und Sängern vollzogen, vor, und zudem erhielt die obere Leitung über das Opernperſonal ein früherer General, ein alter Degenknopf von den brutalſten Sitten und den niedrigſten Kunſtanſichten und Kunſtkenntniſſen. Grund genug alſo, um jedes zartere Gemüth, jede feiner organiſirte Natur ſcheu zu machen. „Wird er mich nicht nächſtens nach Spandau ſchicken?“ rief ſie oftmals; „werde ich nicht in die Kaſematten irgend einer Feſtung wandern müſſen?“

Mara trat jetzt hervor mit ſeinem Plan zur Flucht. Mit Gewalt ließ ſich keine Befreiung erreichen, alſo durch Liſt. Man wollte fliehen. Eliſabeth war immer noch leidend, aber die Hoffnung, ihrer Feſſeln ledig zu werden, machte ſie geſund und ſtark. Eine franzöſiſche Schauſpielerin, eine Mademoiſelle Clarichon, ein leichtfertiges, aber keckes und unternehmendes Mädchen, hatte ſich eng an Eliſabeth angeſchloſſen, und dieſer vertraute das Künſtlerpaar einen großen Theil an der Lenkung der heimlichen Fluchtanſtalten. Mademoiſelle Clarichon ſollte, als Mann verkleidet, voraneilen, die Poſtpferde beſorgen, auf der erſten Station vor der Grenze auf der Lauer liegen, um, wenn Gefahr drohte, den Wagen der Flüchtlinge raſch anderswohin zu lenken. In dem Falle war eine Wohnung im Walde, die einem befreundeten Forſtinſpektor gehörte, auserſehen, um die Verfolgten zu bergen. Am Abend vor dem Tage der Flucht ſang Eliſabeth noch ein Requiem in der Domkirche zur Todtenfeier eines Prinzen, der mit dem königlichen Hauſe verwandt war. Sie empfahl Gott mit gerührtem Herzen ſich und den geliebten Mann bei einem ſo gefahrvollen Unternehmen. Als ſie in ihren ſchwarzen Gewändern, mit dem langen Kreppſchleier die Treppe zum Chor niederſtieg, blieb der Schleier oben haften, und, von bangem Vorgefühl gepeinigt, ſah ſie darin ein übles Omen

Die Flucht mißlang. Mademoiſelle Clarichon hatte einen Liebhaber unter den Offizieren eines in Potsdam ſtehenden Huſarenregiments. Dieſer kam nach Berlin; ſuchte ſeine Schöne auf, fand ſie nicht und ſetzte Alles im Hauſe derſelben in Bewegung, um zu ermitteln, wo die Verſchwundene geblieben. Endlich erfuhr er, daß ſie in Männerkleidung maskirt ſich aus der Stadt entfernt habe. Von Eiferſucht entflammt, wirft ſich der junge Huſar auf ſein Pferd und ſprengt mit verhängtem Zügel der Entflohenen nach. Er trifft ſie auf der bezeichneten Station, und jetzt entſpinnt ſich eine tragiſche Scene, die damit endigt, daß die Franzöſin mit ihrem Liebhaber nach Berlin zurückkehrt, unbekümmert um das Schickſal des Künſtlerpaars, das unterdeſſen ſchon auf dem Wege iſt. Der Huſar hat nichts Eiligeres zu thun, als Anzeige von der Flucht der Beiden zu machen, und nun werden raſch geeignete Maaßregeln getroffen, um ihrer habhaft zu werden. Dicht vor der Grenze wird ihr Wagen angehalten, und die Unglücklichen werden unter militäriſcher Eskorte in die Hauptſtadt zurückgeführt, wo man ſie in engen Gewahrſam bringt. Jedermann prophezeite jetzt in Wahrheit der armen Eliſabeth eine Kammer in Spandau, ſie ſelbſt machte ſich darauf gefaßt. Das Zerwürfniß mit dem Fürſten war auf das äußerſte gekommen, noch ſchlimmer konnte es ſich nicht geſtalten; allein Friedrich, vielleicht weil er fühlte, daß er an jenem Abende doch wol zu weit gegangen, vielleicht weil er ſich die Sängerin erhalten wollte, ſprach ein mildes Urtheil über ſie aus. Er wollte ſie als eine Verführte angeſehen wiſſen, und die volle Schwere der Strafe wurde dem Manne diktirt; dieſer kam unter die Soldaten. Er wurde Trommelſchläger bei einem Füſilierregiment in Küſtrin. Der Kapellvirtuos, der Künſtler — jetzt Trommelſchläger! Es war hart. Eliſabeth verfügte ſich augenblicklich nach Potsdam, um dem Könige zu Füßen zu fallen; er ließ ſie jedoch nicht vor, ſondern ſchickte ihr höhnend ein Heft Noten, indem er ihr ſagen ließ: „Sie ſoll ſtudiren und ihren nichtsnutzigen Mann vergeſſen; das wird das Beſte ſein."

Der König hatte kein Glück, wenn er ſich in Liebesangelegenheiten miſchte, ſowol wenn er eine Ehe ſchließen, als auch wenn er eine trennen wollte; beides gelang ihm nicht. Davon gibt es viele Beiſpiele in ſeiner Geſchichte. So war denn auch Eliſabeth, weit entfernt, den erniedrigten und gedemüthigten Mara aufzugeben, erſt recht an ihn gefeſſelt. Er ſchrieb ihr aus Küſtrin Briefe im Styl des Brutus, flammende und unſinnige Epiſteln, die ſeine Angelegenheit nur noch verſchlimmerten. Eliſabeth mußte ihn warnen und beſchwichtigen. Der unglückliche Trommelſchläger war nicht zu beruhigen. Endlich kam die geplagte Frau bei dem Könige mit der Bitte ein, ſie wolle, wenn man ihren Mann wieder frei gäbe, auf die Hälfte ihres, ſeit längerer Zeit ſchon verdoppelten, Gehalts verzichten, und hierauf ging Friedrich, der damals leidenſchaftlich dem Sparſyſtem anhing, ein, und Mara kehrte nach Berlin zurück. Die Hauptſtadt war über dieſe Aufopferung einer zärtlichen Gattin entzückt, und in der kleinen Oper, in der ſie zuerſt nach dieſen Vorfällen auftrat, „der Galeerenſklave,“ wurden ihr, trotz des beſtehenden Verbots, Kränze auf die Bühne geworfen bei der Scene, wo ſie, dem Galeerenſklaven die Ketten löſend, von dieſem die Worte hört: „Ame tendre et généreuse, tu brises mes fers.“ Ihr alter Freund Chodowiecki machte eine Zeichnung nach dieſer Scene und ließ ſie unter ſeiner Leitung in Kupfer ſtechen. Dieſes Blatt bewahrte die Künſtlerin noch bis in ihr ſpäteſtes Alter, allerdings war es auch eine hübſche Trophäe aus ihrer Künſtler- und Ehelaufbahn.

Obgleich nun die Kälte des Publikums gegen die Sängerin verſchwand, obgleich der König ſich in etwas milderer Laune gegen ſie zeigte, ſo fühlte ſie doch, daß ihres Bleibens in Berlin nicht länger ſei. Ihre Geſundheit hatte ernſtlich gelitten, ihr Charakter ſogar ſich ungünſtig umgeſtaltet, es war eine Bitterkeit, eine Aufgeregtheit, ein Mißtrauen in ihre Seele gekommen, von denen früher in ihrer glücklichen Gemüthsſtimmung keine Spur zu finden geweſen. Sie ward wortkarg, mißlaunig, zerſtreut. Ihre beſten und ergebenſten Freunde ſahen ſie ſelten, ſie kam nirgends hin, und wenn ſie irgendwo erſchien, ſo mußte man beinahe wünſchen, daß ſie bald wieder ginge, denn ſie ſaß ganze Stunden in finſtre Träumereien verſunken, theilnahmlos im Kreiſe der Fröhlichen. Selbſt die Ausübung ihres Talents machte ihr keine Freude mehr, ſie ſang ſelten und nur wenn ſie mußte. Mara, der doch ſonſt kein feines Gefühl für die Seelenſtimmungen ſeiner Frau hatte, empfand dieſen Zuſtand aufs lebhafteſte mit. Er hatte nur einen Troſtgrund, und den brachte er immer wieder an: „Wir müſſen fliehen!“ Eliſabeth hörte ihm mit trübem Lächeln zu, ſie hatte den Muth und die Hoffnung, daß eine abermalige Flucht glücken werde, verloren. Aber der Gedanke an die Erlöſung und Freiheit war doch zu ſüß, zu erhebend, als daß ſie ihn nicht, trotz des Mangels aller Hoffnung, hätte heimlich nähren ſollen. Man gab ihr den Rath, nochmals um ihren Abſchied bittend einzukommen, allein ſie war ſchon ſo oft abgewieſen worden, daß ſie auf dieſem Wege kein Heil erwartete. Alles geſtaltete ſich um ſie her trübe. Freunde ſtarben. Vater Hiller kam aus Leipzig herüber, aber auch er, ſtatt die Leidende zu tröſten, vermehrte noch ihren Kummer, indem er behauptete, ſie habe von der guten Manier, in der er ſie unterwieſen, nachgelaſſen, und ſinge einige Partieen nicht mehr ſo trefflich, wie ſie es früher gethan. Nicht leicht konnte der für ihren zweiten Vater, für ihren Meiſter und Lehrer ſchwärmenden Eliſabeth etwas Kränkenderes geſagt werden. Sie ging Tage lang in dumpfes Sinnen verſenkt und dachte dem Ausſpruch nach. „So bin ich denn an mein Ende angelangt!“ rief ſie. „Muth, Jugend, Freudigkeit, Geſang — Alles iſt hin!“

In dieſer Stimmung und unter dem Druck dieſer Verhaltniſſe kam denn der zweite Fluchtverſuch zu Stande. Er gelang. Man fing es jedoch auch klüger an, es wurden keine Mitwiſſende des Geheimniſſes gewählt, dann ſuchte Eliſabath allein, und Mara auch allein uber die Grenze zu kommen; in Dresden wollte man ſich treffen. Aber kaum angelangt in Dresden, erſchien im Gaſthofe, in dem die Flüchtlinge abgeſtiegen waren, ein Beamter, der ſeitens der preußiſchen Geſandtſchaft Beſchlag auf ihre Perſon und Papiere legte. Der Geſandte ließ ihnen ſagen, daß er ſie nicht früher weiter reiſen laſſen dürfe, als bis er Inſtruktionen von ſeinem Könige erhalten haben würde. Schon gaben die Unglücklichen ihre Sache abermals verloren, als wider Er warten der Befehl aus Berlin anlangte, daß man ſie ziehen laſſen ſolle. So flogen ſie denn, wie der Vogel aus dem Käfig, jubelnd in die freie, offene Welt. Als Grund der jetzigen Nachgibigkeit des Königs kann wol angenommen werden, daß er des ewigen Streites überdrüſſig war, daß er in ſeinem Alter kein Intereſſe mehr für die Muſik und nicht mehr den Ehrgeiz beſaß, eine große Sängerin an ſeinen Hof zu feſſeln. Er ſoll in Betreff der Anhänglichkeit der Frau an ihren unwürdigen Mann geäußert haben: „Ein Weib, daß ſich einem Manne ganz ergibt, iſt wie ein Jagdhund: je öfter mit Füßen getreten, deſto anhänglicher.“

Im Frühjahr 1779 gelangte Eliſabeth zur Freiheit, und 1780 war ſie ſchon in Wien, nachdem ſie vorher einige Reſidenzen Deutſchlands durchreiſt hatte. In Wien nahm man ſie nicht ſo glänzend auf, wie es hätte von dieſer „harmonieentönenden“ Stadt, wie ein alter Dichter Wien nennt, erwartet werden können. Der Kaiſer Joſeph protegirte eine Italienerin, Signora Storace, und Maria Thereſia, ſchon alt und von der Welt ſich zurückziehend, hörte nur ſoviel weltliche Muſik, als ihr Beichtvater es ihr erlaubte. Ohne Zweifel hätte auch ſie die Sängerin ſehr wenig beachtet, wenn nicht ein Ereigniß, in welchem die Mara eine Hauptrolle ſpielte, und das für die kaiſerliche Fromme eine Art rührender

Intereſſe hatte, ihre Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt hatte. Wir wollen dieſe Anekdote hier herſetzen. Ein Graf S , ein reicher ungariſcher Magnat, hatte durch einen plötzlichen und von erſchütternden Nebenumſtänden begleiteten Tod ſein einziges Kind, ein bildſchönes Mädchen, verloren. Der traurige, beklagenswerthe Fall war der Kaiſerin kund geworden, und ſie hatte dem Vater ihr Beileid bezeigen laſſen. Durch den Boten, den ſie an ihn auf ſein Stammſchloß in Ungarn abgeſendet, erfuhr ſie, daß der Graf von dem Moment an, wo er die Leiche der Tochter zum letzten Mal geſehen, in ſtillen Wahnſinn verfallen, daß die Familie kein Mittel unverſucht gelaſſen, dieſe gefährliche Melancholie zu verſcheuchen, daß aber das Uebel, ſtatt ſich zu mindern, ſich dergeſtalt geſteigert habe, daß die Aerzte an einer Wiedergeneſung gänzlich verzweifelten. Die Kaiſerin vernahm dieſe Berichte mit kummervoller Theilnahme, der ganze Kreis der Bekannten und Verwandten des Grafen zeigte ſich erſchüttert und ohne Faſſung. Das Unglück, das hier einige Privatperſonen betroffen, ſchien ſich durch das Mitgefühl, welches die allbeliebte, die von ihrem Volke angebetete Fürſtin äußerte, in ein öffentliches verwandelt zu haben. Zwei Jahre ſchon hatte der qualvolle Zuſtand des Trauernden angehalten, nicht die kleinſte Beſſerung oder auch nur Aenderung war ſichtbar geworden. Da erſchien die gefeierte Mara in Wien. Ein Mitglied der Familie hatte ſie ſingen gehört, und brachte ein Heilmittel in Vorſchlag, das zwar als ſeltſam, aber doch nicht als völlig unſtatthaft und keine Hoffnung gewährend, beanſprucht werden konnte. Es war dies die Aufgabe, durch Geſang auf die zerrüttete Seele zu wirken. Der Vorſchlag fand Beachtung; er wurde der Mara mitgetheilt. Sie, die für jedes menſchliche Leid ein empfängliches Herz hatte, erklärte ſich gern bereit, ihre Mitwirkung bei dem Heilverſuch in Anwendung zu bringen. Da der Erkrankte nicht zu bewegen war, das Zimmer zu verlaſſen, ſo mußte dieſes zum Empfang der Sängerin bereitet werden. Sie durfte ſich nicht zeigen, nur ihre Stimme ſollte gehört werden. Ein Vorſaal wurde zu dieſem Zweck eingerichtet, eine verborgene Galerie angebracht, auf der ein volles Muſikchor, wie es zur Aufführung eines großen Oratoriums gefordert wird, Platz fand; die Mara allein hatte Raum, einige Schritte vorzutreten, ſo daß ſie hoch über dem Lager, auf dem der Graf ruhte, ſtehen konnte, ohne von dieſem geſehen zu werden. Im Gemach ſchwamm ein bläuliches Dämmerlicht, das nur ſeitwärts an der erſten Fenſterniſche durch einen gelblichen Schein unterbrochen wurde, der von einer kleinen Lampe ausfloß, die ein Muttergottesbild beleuchtete. Nachdem die gewöhnliche Hausandacht, die die Familie ſtets in der Nähe des Krankengemachs feierte, beendet war und die oft gehörten Klänge durch die Stille dahintönten, ſchloſſen ſich an ſie die Harmonieen der neuen, fremden Muſik. Eliſabeth hatte Händels Meſſias gewählt. Sie hatte ihren Platz eingenommen, und ein wunderſames Gefühl von Bangigkeit und doch wieder Freude drang durch ihre Seele. Sie bedachte in dieſem Augenblick, daß Gott eine Seele ihrer ſchwachen Kraft überantwortet habe, daß ſie in dieſem Moment gleichſam ein Apoſtel- und Märtyreramt übernommen habe. Sie ſandte einen ſchüchternen Blick hinab auf die Lagerſtätte des Leidenden, und es war ihr, als ſähe ſie die bleichen Züge durch die Dämmerung ihr zugewendet, wie der Gequälte das Auge einer himmliſchen Erſcheinung zuwenden würde, die plötzlich die Wände ſeines Gemachs durchbricht, um ſich ihm in überirdiſcher Klarheit zu zeigen. Dieſer Anblick erſchütterte ſie, gab ihr aber zugleich Muth. Sie fühlte, daß etwas Großes von ihr verlangt werde, es galt, das kummergebeugte Herz eines Vaters wieder aufzurichten, eine zuſammengepreßte Bruſt wieder in himmliſcher Frühlingsluft auszudehnen, und ſie erhob ihre Stimme und ſang: „Nacht bedecket das Erdreich …“ Dieſe Worte ſind wunderſam in ihrer Wirkung. Händel hat in der muſikaliſchen

Belebung dieſer wenigen Worte Großes geleiſtet. Man ſieht vor ſich das weite, dunkle Feld, das endlos in Nacht und Nebel gehüllt iſt; die Bilder der Kindheit ſteigen in uns auf, wo wir in ſpäter Wanderung einſt auf offener Haide irrten, um uns das geheimnißvolle Nachtleben, das Rauſchen der nahen Gebüſche, das ferne Herüberklingen von Tönen, über Alles hin die Nacht, die Einſamkeit, die Grabesruhe. So, das empfanden wir oft, ſo muß es auch in jener wunderſamen Nacht geweſen ſein, die den Stern der Erlöſung aus ihrem Schooſe emporſteigen ſah. „Hirten waren beiſammen auf dem Felde — und die Klarheit des Herrn umleuchtete ſie!“ Wie ſüß, wie wunderheilig, wie andachthauchend! Nun erhebt ſich, wie der Mond im Gebirge, der liebreizende Wechſelgeſang: „Er weidet ſeine Heerde.“ Nun öffnet das göttliche Geheimniß ſeine Blüthenkrone, nun ſpielt und gaukelt der Hauch eines glühenden Andachthimmels um die ſich löſenden Blumenſchleier: „Und der Ewige legte auf ihn unſer Aller Miſſethat!“ Wie erſchütternd — „Die Schmach bricht ihm das Herz!“ Wir hören dieſes fürchterliche Wort, und der Schmerz ſpaltet unſere Bruſt. Um uns, um uns! leidet er! Und nun wieder der himmliſche Aufſchwung: „Er regieret ewig! Halleluiah!“

Bei der Stelle: „Schau hin und ſieh, wer kennet ſolche Qualen!“ legte die Sängerin ihre eigene, mitfühlende Seele in dieſe Worte, und nie ſang wol ein edles Herz ſein Erbarmen mit zärtlicherer Rührung aus; doch ſollte auch ſchöner Lohn ihr werden. Ein Schmerzenshauch, ein Ton, der die mitempfindende Bruſt beben machte, entwand ſich der Bruſt des Kranken. Dieſer Seufzer ſprengte gleichſam die ehernen Pforten der Bruſt, die der Wahnſinn geſchloſſen hielt, und Licht und Hoffnung drangen in den Raum ein, den ſie jetzt nicht wieder verließen. Hoch aufgerichtet, das Lager verlaſſend, ſtand der Kranke da, und dem Geſange lauſchend faltete er die Hände, und zum erſtenmal netzten wieder Thränen ſeine Wangen. Seine wankenden Schritte waren dem Muttergottesbilde zugewendet, vor dem er in lautem Dankgebet niederſank. Das brauſende Hallelujah, das vom Chor niederſchallte, fand ein Echo in ſeiner feſten und volltönenden Stimme. Frohe Herzen lauſchten hinter der Thür, doch wagte Niemand, den feierlichen Moment zu unterbrechen; das erſte Wort, das über die Lippen des Geneſenen kam, gehörte Gott.

Der Graf genas völlig; die Familie ſagte, ein Engel habe ihn gerettet: dieſer Engel hieß Eliſabeth Mara.

Dieſes Ereigniß, wie ſchon bemerkt, verſchaffte unſerer Künſtlerin die beſondere Theilnahme der Kaiſerin, die, als jene den Wunſch ausſprach, nach Paris gehen zu wollen, ihr huldvoll ein Schreiben an Marie Antoinette mitzugeben verſprach.

Im Jahre 1782 kam ſie nach Paris.

Hier war die Todi gegenwärtig. Dies ſchadete der Mara; denn wenn ſie es auch vermochte, als Geſangskünſtlerin mit der berühmten Nebenbuhlerin ſiegreich zu wetteifern, ſie vermochte es nicht, wenn jene ihre Vorzüge als glänzende Erſcheinung auf der Bühne, als üppige und blendende Salondame geltend machte. Eliſabeth empfand nie ſo bitter, daß ſie unſchön war, daß ihr die glatte Weltbildung abging, als hier in dem frivolen Paris. Ihr eigener Mann war ſo wenig zartfühlend, ihr dies öfters zu ſagen; durch ihn verleitet, legte ſie ſeltſam überladenen Schmuck an, und hüllte ihre mageren Schultern, ihre eingeſunkene Bruſt in brüſſeler Kanten, die die fehlenden Reize nicht erſetzten. Schon in Berlin hatte die Todi ihr Eiferſucht und Ränke entgegengeſetzt, hier in Paris verdoppelten ſich dieſe feindlichen Begegniſſe. An der Königin hatte Eliſabeth einen Schutz, doch keinen beſonders nachhaltigen, denn Marie Antoinette hatte gerade damals angefangen, ſich lebhaft mit Politik zu beſchäftigen, und lebte überdies in einem Strudel von Zerſtreuungen, der es ihr unmöglich machte, einem Gegenſtande der Kunſt eine anhaltende und die ihm angemeſſene Aufmerkſamkeit zu widmen. Ueberdies war ſie ſchon in dem Streite der Gluckiſten und Picciniſten übermäßig thätig geweſen, und glaubte für die Intereſſen der vaterländiſchen Muſik ihr Möglichſtes gethan zu haben, indem ſie ihrem Landsmann Gluck momentan den Sieg verſchafft und die Aufführung ſeiner Opern auf dem erſten Theater der Hauptſtadt bewirkt hatte. Des artigen Wortſpiels muß hier Erwähnung geſchehen, das einer der franzöſiſchen Bonmotiſten zu Tage förderte, als die Königin ihn fragte, welcher der beiden Sängerinnen er den Vorzug gäbe. Nachdem ſein Nebenmann ausgerufen hatte: »C'est Mara!« erwiederte er raſch: »C'est bientôt dit!« (C'est bien Todi.) Die Franzoſen fanden die Befriedigung einer eitlen Laune darin, die deutſche Sängerin gut aufzunehmen, da ſie dem König von Preußen entflohen und ſich gleichſam nach Paris geflüchtet hatte, in Wahrheit jedoch galten ihre Beifallsbezeigungen nur dieſen äußeren Verhältniſſen der Künſtlerin; ihre Kunſt zu würdigen, die Art und Ausbildung ihres Geſanges zu beurtheilen, waren ſie kaum im Stande. Der ernſte Genre, dem Eliſabeth huldigte, und in welchem ſie Großes leiſtete, die Muſik der Oratorien und Meſſen fand wol gelehrte Bewunderer, aber keine hingebende und dem Verſtändniß erſchloſſene Freunde. Paris war nicht die für ſie bereitete Stätte des Ruhms; allem Anſchein nach wäre es Italien geweſen, allein dahin führte ihr Genius ſie nicht; die Proteſtantin hätte dort vielleicht auch in anderer Hinſicht Hemmniſſe und Schwierigkeiten gefunden, ſo erſchien denn allerdings, nächſt ihrem Vaterlande, England der für ſie geeignetſte Boden, die Früchte der Anerkennung zu ernten. Sie entſchloß ſich, nachdem ſie zwei Jahre in Paris ſich aufgehalten und den Titel einer Konzertſängerin der Königin erhalten, nach London zu gehen.

So betrat ſie denn wieder — als eine berühmte Frau — das Land, wo man ſie als Kind anfangs geliebkoſt, dann bemitleidet und endlich verſpottet hatte. Damals aus einer kleinen deutſchen Reſidenz kommend, ein krankes, furchtſames und ſcheues Kind — jetzt aus dem Sammelplatz der Mode und der Berühmtheiten im Triumph und von tauſend Stimmen des Neides und der Bewunderung gefolgt, als eine Gefeierte und Lorberbekränzte erſcheinend. In London war ihr Empfang wahrhaft glänzend. Mehre Umſtände kamen hinzu, um dieſen Triumph zu erhöhen. Der Prinz von Wales, nachmaliger König Georg IV., dieſer intereſſante Frauenliebling, dieſer Virtuos im Schuldenmachen und in der Anordnung ſinnreicher Feſte, dieſer Beau von England, war kurz vor der Ankunft der Mara in Paris geweſen, und hatte in einer Anwandlung von übler Laune und um ſeinen Widerſpruchsgeiſt zu üben, die von den Franzoſen vergötterte Todi, dieſes anmuthige und ſchöne Weib, unausſtehlich gefunden. Ihre Grazie war ihm als Uebertreibung, ihre Bemühung, das Franzöſiſche richtig zu ſprechen, als eine gemeine Schmeichelkunſt, ihre Gefälligkeit endlich gegen ihre Freunde als die verwerfliche Hingebung einer Hetäre erſchienen. Die vornehmen Franzoſen waren über dieſe Impertinenz des ſchönen Engländers außer ſich, und eine Menge Epigramme waren ihm über den Kanal nachgeflogen, als er nach England heimkehrte. Jetzt erſchien die Mara an dem Hofe ſeines Vaters, und der Prinz ließ ſeine ehrgeizigen Pläne, ſeine Anfeindung Pitts auf einen Augenblick fallen, um die Hauptſtadt und den Hof in Bewegung zu ſetzen, der Nebenbuhlerin der Todi Huldigungen zu bringen. Er ſelbſt veranſtaltete in ſeinem Feenpalaſte zu Carltonhouſe große Muſikfeſte, zu denen er ſich die Mitwirkung Eliſabeths ſicherte. Georg III., öfters von ſeinen das ganze Land beunruhigenden und das Parlament in Beſtürzung verſetzenden Krankheitsanfällen geplagt, richtete Sinn und Gemüth frommem Ernſte zu, und ihm war die große Kunſtſphäre, aus der heraus die Schöpfungen eines Händel und Graun zum Leben gelangten, die ihm gerade beſonders zuſagende. Er hörte Eliſabeth mit Bewunderung in mehren Oratorien, und war zugegen, als ſie bei dem jährlich wiederkehrenden Ehrenfeſte zum Gedächtniß Händels in der Weſtminſterabtei ihre mächtig ſchallenden Hymnen anſtimmte. Groß und überwältigend müſſen dieſe Feſte geweſen ſein, ihre Wirkung mächtig. Was wir von den Zeitgenoſſen wiſſen, die damals mit dem Schauer des Entzückens dieſen „Donner der Harmonieen“ an ihrem Ohr hinrauſchen hörten, ſo iſt, was unſere Zeit bietet, nur ärmlich und nüchtern dagegen. Die wahren Muſikkenner, die Anbeter jener keuſchen und erhabenen Muſe, die, weit entfernt, frivolem Sinnengenuß zu dienen, die großen Prophetenſtimmen, die Geſchichte und Offenbarung, über die Jahrhunderte hinwegtönen laſſen, in Wohllaut hüllt und ſie ſo dem Sinne der Sterblichen unauslöſchlich einprägt, die Anbeter dieſer keuſchen Muſe finden keine Worte, um das Große und Preiswürdige zu ſchildern, das vom achtzehnten Jahrhunderte in der Muſik erreicht wurde, und namentlich in jenen Oratorien in der Weſtminſterabtei. Freilich mußte ein ſolches Wirken mit Andacht aufgenommen werden, es mußte, wie die Verkündigung des Genius in der Malerei, als ein Heiligthum gelten, bei deſſen Ausſtrömung die geſunde Kraft ſich feſtigte, die hinſiechende erſtarkte. Unſere Freundin, wenn ſie von ihren Triumphen in London ſprach, von jenen ewig denkwürdigen

Erinnerungsfeſten der großen Meiſter, pflegte mit tiefer Rührung und dem innigſten Danke das große Gnadengeſchenk des Himmels, das ihr geworden, zu preiſen. Ich kam mir ſelbſt heilig vor, ſagte ſie, indem ich das Heilige und Große, für alle Zeiten Geltende, in der ganzen Fülle meiner Seele ausſtrömen durfte über eine gläubige und mitempfindende Schaar ſtill lauſchender Zuhörer. Wer nie der Muſik ihre höchſte und innigſte Weiſe abgelauſcht hat, der darf von ihrem Kultus nicht ſprechen, dem iſt die Göttliche nie in dem vollen Glanze ihres himmliſchen Urſprungs erſchienen; er hat nur ihres Kleides Saum berührt, nie ihr Antlitz geſchaut. Wenn ich ſo, reich geſchmückt, im Tempel ſtand, die Melodieen um mich rauſchten, die ewigen Klänge an dem Gewölbe wiederhallten, und ich nun über das bewegte Meer der Harmonieen herüber meine Stimme erheben durfte, ich allein ſingend — Alles um mich lauſchend, ſo fühlte ich, daß ich mit einer Kraft, die mir die Bruſt hätte zerſprengen mögen, mein innerſtes Weſen und Empfinden ausſprach. Heiliges und Irdiſches, Schmach, Liebkoſung und Sünde, Größe, Verfall und tiefe Zerknirſchung, Hölle und Himmel — jedes Letztes und Aeußerſtes fand in dem Klange Raum, der ſich, ein glänzender Lichtleib, um die Worte und Begriffe ſchmiegte. Ich begriff nicht, wie man dieſe hohen Lehren, dieſe heilbringenden Wahrheiten anders als im Geſange der Menſchheit vortragen könne. Jeder Stachel wurde geſtumpft, jede Bitterkeit gemildert, und jede Süßigkeit unendlich geſteigert, wenn ſich der ſtrenge Tadel, die herrliche Verheißung in Muſik hüllte.

Man muß geſtehen, daß eine ſolche Auffaſſung der Muſik eine Sängerin ehrt, daß ſie es iſt, die über ein großes Talent den Adel ausſpricht, der die techniſche Kunſtfertigkeit und die intelligente Uebung zu einer Schöpfung durchſeelter Kraft macht. Eliſabeth — und dies machte ſie zu der großen Künſtlerin — beſaß dieſen Adel. Sie hat „den Beſten ihrer Zeit genug gethan, und darum gelebt für alle Zeiten.“

Wir wollen das reiche Leben, das ſie in London führte, wo ſie, abwechſelnd gleichſam, in Carltonhouſe der Welt, in der Weſtminſterabtei dem Himmel diente, nicht genau zergliedern; wir wollen nur bemerken, daß ihr bei dieſem genußvollen und geweihten Wirken auch der ganz proſaiſche Kummer und der alltägliche Verdruß nicht fern blieben. Herr Mara übernahm es, wie er dies ſchon oft und mit großem Erfolg übernommen hatte, für Kummer und Verdruß zu ſorgen. Er wurde nun nach und nach ganz unleidlich. Es gehörte nicht mehr allein Geduld dazu, ihn zu ertragen, ſondern ſchon ein Beruf zum Märtyrerthum. Er trank er verſchwendete, er ſpielte, er liebelte, und zu dem allem wurde er häßlich, verlor die Zähne, und ſein Geſicht wurde von einer fleckigen Röthe bedeckt. Eliſabeth ſah ſeinen raſchen Verfall, und in London zum erſten mal dachte ſie daran, ſich auf immer von ihm zu trennen. Aber Mara wollte nicht. Eine Frau, die in zwei Wochen funfzehntauſend Thaler einnimmt, iſt ein zu koſtbares Beſitzthum, als daß ein ewig bedürftiger Verſchwender ſich ſo raſch entſchließen ſollte, ſich von ihr zu trennen. Er ſagte nein, und ſagte immer wieder nein, wenn ihm ſeine berühmte Frau von einer friedlichen Scheidung ſprach. — „Glaubſt du, daß ich ohne dich leben kann?“ — „Aber glaubſt du, daß ich noch länger mit dir leben kann?“ — Das war die zärtliche Doppelfrage, die jetzt zwiſchen den Eheleuten öfters ausgetauſcht wurde. Es iſt betrübend, zu ſagen, daß es von Zänkereien ſogar zu thätlichen Mißhandlungen kam; dieſe machten das Maaß des Leidens voll, und Eliſabeth mußte und wollte ſich von dem brutalen Wüſtling trennen. Auf Veranlaſſung einer hochgeſtellten Dame, die die Sängerin in ihren beſondern Schutz nahm, mußten die Gerichte ſich einmiſchen, und die Trennung kam zu Stande, freilich mit einem nicht geringen Geldopfer von der Seite der Frau, die einen Theil ihres Einkommens dem Manne als lebenslängliche

Rente verſchreiben mußte, allein dies Entbehrniß war gering zu nennen gegen die Qualen und den Kummer, auch ſelbſt gegen die finanziellen Verluſte, die ſie bisher hatte erdulden müſſen. Mara zog jetzt mit ſeinem Violoncell in die weite Welt. Die Nachrichten über ihn fehlen, es iſt daran auch wahrlich nicht viel verloren; ſo viel weiß man, daß er ohne den Nimbus, den ſeine berühmte Frau um ihn verbreitete, und ohne den Schlüſſel zu ihrer ſtets gefüllten Geldkaſſette, überall wo er erſchien eine laue Aufnahme fand, daß ſeine Konzerte kein Glück fanden, und daß er endlich in Elend unterging.

Der Aufenthalt in England war der Kulminationspunkt der Leiſtungen unſerer Künſtlerin; als ſie London verließ und auf ihren ſpäteren Kunſtfahrten ebenfalls Ruhm und Auszeichnung einerntete, zeigte ſie ſich ſchon im Niederſteigen von ihrer Lebens- und Künſtlerhöhe.

Man hat von dem Eigenſinn und dem hochfahrenden Weſen der Mad. Mara geſprochen, jedenfalls waren dieſe Charakterfehler, wenn ſie ſie auch beſaß, nicht groß, lange nicht ſo bedeutend und dem Publikum läſtig fallend, als bei der ſpäteren Catalani, und die Prätenſionen heutiger Sängerinnen ſind ohne Zweifel noch viel überwiegender. Wie dem aber auch ſei, es mag hier eines Vorfalls Erwähnung geſchehen, der ihr in England den Ruf des Eigenſinns und der mangelnden Ehrerbietung vor dem Publikum zuzog. Wir geſtehen offen, daß wir in dieſem Ereigniß nur die weltbekannte Anmaaßung und Impertinenz des engliſchen Publikums gegenüber den großen Heroen ſeiner Bühne und Konzertſäle ſehen. Weit entfernt, Mad. Mara anzuklagen, finden wir, daß ſie vollkommen recht gehandelt und richtig ſich betragen hat. Der Vorfall iſt folgender: Das Theater zu Oxford bewirbt ſich um eine Kunſtleiſtung der in der Hauptſtadt ſo hoch gefeierten Sängerin; auf ſeine wiederholte Aufforderung kommt ſie, und tritt in einer ſehr angreifenden Partie auf, namentlich ſingt ſie eine Arie, die ſowol im Vortrag, als in der Länge und Künſtlichkeit ihrer Paſſagen zu den eminenteſten, aber zugleich ſchwierigſten Leiſtungen ihrer Stimme gehörte. Dies weiß man — und zwar ſchon von London weiß man, daß die Sängerin Muſikſtücke dieſer Art nicht wiederholt, weil dies allzu angreifend wäre. Trotz deſſen geht, als ſie geendet, der Ruf »da capo!« an. Sie ſteht mit erſtaunter Miene da, — man lärmt und tobt; ſie will ſich entſchuldigen, man läßt ſie nicht zu Worte kommen; endlich geht ſie, und zwar im Unwillen und in der Aufregung vergißt ſie, daß man dem Publikum nicht den Rücken kehren darf, ſondern ſich mit einiger Geſchicklichkeit rückwärts in die Couliſſe ſchieben muß. Neuer Lärm, neues Pochen! Als ſie im zweiten Akte auftritt, will man ſie nicht zum Vortrage kommen laſſen, endlich bricht ihre Stimme ſich Bahn, und als ſie geſungen — man denke ſich für eine Mara! — pfeift John Bull. Das war zu viel, zitternd vor Wuth und faſt ohnmächtig fällt ſie auf einen Stuhl hin. Eine neue, empörende Unſchicklichkeit: eine Schauſpielerin darf nicht ſitzen auf der Bühne, wenn ihre Rolle dies nicht erfordert. Unter lauten Zornworten und pfeifendem Geſchrille fällt der Vorhang. Am andern Tage veröffentlicht die Oxforder Zeitung eine Annonce, in der der Kanzler der Univerſität, mit voller Autorität ſeiner Stellung, der Sängerin verbietet, jemals wieder die Stadt mit ihrer Gegenwart zu behelligen. Der Aufſatz ſchließt mit den Worten: „Die Ungezogenheit der Mad. Mara hat ſchon hin und wieder Klagen erregt, da aber die Oxforder ihre Lehrer geworden ſind, ſo iſt ſie jetzt auf dem Punkte, an ihre Erziehung die letzte Hand zu legen.“ Mad. Mara ließ dagegen einrücken: „Ein Anfall von Pleureſie, der mich bereits in Berlin betroffen, verbietet mir wie anhaltendes Singen ſo langes Stehen. Und da mir noch nie eine poſitive Verordnung über das Stehen und Sitzen zu Geſicht gekommen, ſo glaube ich, eine eben ſo rückſichtsloſe als ungerechte Behandlung, wie ich ſie hier erfahren, nicht ver dient zu haben. Dem Herrn Doktor Chapman (jener Kanzler) bleibt mein Mitleid.“

Nach einem Aufenthalt von vier Jahren in England ging ſie nun endlich nach Italien. Im Jahre 1788 ſang ſie in Turin im Karneval, im folgenden Jahre in Venedig, wo man ihr eine glänzende Aufnahme bereitete. Hier hatte ſie ſchwer von der tückiſchen Natur der italieniſchen Primadonnen zu leiden. Dieſe glatten, verſchmitzten Schönheiten wußten der arglosen Deutſchen Fallen aller Art zu ſtellen. Sie verlor an Geld, an Ruf, an Kunſt. 1790 ging ſie nach London zurück. Eingegangene Verpflichtungen brachten ſie in dem darauf folgenden Jahre nach Venedig zurück. Als ſie wieder London aufſuchte, nahm ſie diesmal ihren Weg über Paris und gerieth hier — im ſchickſalsſchwangeren Jahre 1792 — mitten in die tobenden Volkshaufen. Ein Wagen, von einer Eskorte tobender Jakobiner eingeſchloſſen, fuhr an dem ihrigen dicht vorüber. Sie fragte, wer darin ſäße, und man antwortete ihr mit einem frechen Gelächter: Die Königin von Frankreich! Wir bringen ſie in den Temple! So ſah denn Eliſabeth die ſchöne, ſtolze Frau, den Abgott des ehemaligen Frankreichs, jetzt auf dem Wege der tiefſten Schmach und Erniedrigung. Der Eindruck, den dieſer Vorgang auf das lebhafte Gemüth der Sängerin machte, war ein ſo ſchwindelnder, daß ſie an die Polſter ihres Wagens zurückſank und laut zu weinen anhub. Ihre eigene Sicherheit, die gefährdet war, bewegte ſie nicht, ſie ſah und empfand nichts als das Unglück dieſer Fürſtin, die ſich ihr noch zuletzt, als ſie ſie umgeben von einem glänzenden Hof geſchaut, ſo liebreizend und huldvoll gezeigt hatte.

Wir können uns jetzt, was den Verlauf des Lebens und des Wirkens unſerer Gefeierten betrifft, kurz faſſen. Sie blieb zehn Jahre unausgeſetzt in England, feierte Triumphe, und nahm, die Abnahme ihrer Kräfte ſelbſt fühlend, die minder an Geld und Ruhm ergiebigen Jahre geduldig hin. Auch darin war ſie ehrenwerth, daß ſie es verſchmähte, auf dem Grabe ihrer Kunſt Bajaderentänze zu halten, ſo wie manche gefeierte Sängerin heutigen Tages. Sie blieb immer groß, ernſt und würdig, immer ihrem Genius und der Weihe der Kunſt getreu. Nie ſah man ſie in poſſenhaften Rollen die Bühne betreten, um unter Grimaſſen, die den Pöbel ſinnlich aufzuregen beſtimmt ſind, über verwelkte Lippen eine verwelkte Stimme kreiſchend ausſtrömen zu laſſen. Wir haben den ekelerregenden Anblick in unſeren Tagen geſehen, wo eine alte Sängerin das Wamms und die engen Beinkleider Romeo's anlegt, um in grotesken Liebesgirrungen eine prüde Julia zu umbuhlen.

Eliſabeth war ſo klug, daß ſie beſchloß, dem Publi kum zuvorzukommen, und es eher zu verlaſſen, als daſſelbe ſie verließ. Ihr letztes Concert in London, mit dem ſie Abſchied nahm, brachte ihr ſiebentauſend Thaler ein. Sie ging nach Paris, aber dieſe Stadt, die nur zu oft, wie Saturn ſeine eigenen Kinder aufzehrt, ſo die ſelbſt geſchaffenen Berühmtheiten ſelbſt wieder vernichtet, übte auch am Ruhm der Mad. Mara das Henkeramt. Die boshafte Feder Geoffroy's verkündete zuerſt der Welt die ſinkende Stimme der Berühmten. Sie ſang in der großen Oper, und Geoffroy berichtete: „Madame Mara hat vortrefflich geſungen; kein Zweifel, nur hat kein Menſch was gehört." Ein Pariſer Bonmot, über den Rhein geſchleudert, hat die Kraft und Wirkſamkeit eines matten, aber vergifteten Pfeils, es macht nur flüchtige Streifwunden, aber doch tödtet es. „Die Mara iſt mit ihrer Stimme fertig" hieß es nun in Deutſchland.

In Leipzig kam ſie 1803 an, dort lernte Friedrich Rochlitz ſie kennen, der über ſie einen intereſſanten biographiſchen Aufſatz veröffentlicht hat. Derſelbe Herr erzählt uns auch der Sängerin Zuſammentreffen mit ihrem alten Lehrer und Meiſter Hiller. Vater Hiller eilte ſogleich in den Gaſthof, in welchem ſeine geliebte Schülerin, die ihm ſo große Ehre gebracht, abgeſtiegen war, aber — o wie betrübend! Eliſabeth kannte den alten Mann nicht wieder. Nicht, daß ſie hochmüthig oder kindiſch eitel geworden wäre, nein ſie kannte ihn eben nicht mehr, weil er in der That nicht mehr zu erkennen war, ſo hatten Alter und Hypochondrie ihn geplagt. Trudel! rief Vater Hiller, Trudel! kennſt Du mich nicht mehr? — Vater Hiller! — Hilf Gott, was ſind wir Beide alt geworden! — Und garſtig dazu!" fügte Eliſabeth bei. Man ſieht aus dieſem Empfange, daß von Kokketterie und Prüdethun, von Stolz und Hoffart hier nicht die Rede war. Eliſabeths Charakter war ehrlich, gutmüthig, offen — ſo zeigte er ſich immer. Herr Friedrich Rochlitz verſichert, daß er ſich an den gemeinen Ausdrücken und dem rohen Weſen der Künſtlerin geſtoßen habe, der Aufzeichner dieſer Skizze, der Mad. Mara 1830 in Reval kennen lernte, hat hiervon nichts entdecken können. Sie erſchien ihm groß, einfach, allerdings nicht wähleriſch in Worten und Gebehrden, aber die letzteren zeigten immer an, was ſie meinte, und die erſteren waren immer mit der natürlichen Höflichkeit des Herzens umgeben, einer Höflichkeit, die ſo unendlich großen Werth in einer Welt hat, die gewöhnlich nur die angelernte des Kopfes kennt. Herr Rochlitz ſagt ferner, daß ſie ihm erſchienen wie eine ehrliche Pachtersfrau aus Thüringen. Dieſem muß nach unſeren Wahrnehmungen ebenfalls widerſprechen werden. Mad. Mara hatte, trotz ihres Alters, als wir ſie ſahen, einen Wuchs und eine Haltung, die der Würde nicht entbehrte, und eine gewiſſe greiſliche Schönheit — ſo zum Beiſpiel ihre langen, ſilbergrauen Locken — nicht ausſchloß. Von dem zerfahren geſchäftigen und rührigen Weſen einer Predigerfrau zeigte ſich durchaus nichts bei ihr, eher glich ſie einer altgewordenen engliſchen Gouvernante, die in Mienen und Geberden etwas Strenges und Unbewegliches zeigte. Ihr Lächeln war äußerſt ſüß und mild, aber freilich lächelte ſie ſelten. Der Blick, mit dem ſie eine neue Bekanntſchaft anſah, war durchbohrend und auf eine beängſtigende Weiſe forſchend. Dies mochte ſie ſich in den Vorfällen und Situationen ihres langen, wechſelreichen Lebens, das ſie mit den verſchiedenartigſten Menſchen in bald freundliche, bald feindliche Berührung brachte, angewöhnt haben. Störend war an ihr die Liebhaberei für Flitter und Putz, ſie hing ſich gerne ein blitzendes Kleinod an, oder ſteckte ein vielfarbiges Band durch ihre Locken, aber wie wenig Schonung muß einer Kritik inne wohnen, die ſolche letzten Blüthenflocken aus einem einſt ſo bunt und reichlich prangenden Blumenlager herabgeweht, der Matrone auf ihrem grauen Gewande mißgönnt. Niemand von ihren Freunden nahm daran Anſtoß, nur den Fremden fiel dergleichen Weſen auf

Aus Deutſchland kam ſie nach Eſthland. Das Jahr 1804 ſah ſie in Petersburg, das folgende in Moskau. Es kann ſeltſam erſcheinen, daß ſie den Plan faßte, ihre Lebenstage in der fremden Zarenſtadt zu beſchließen, doch veranlaßten dieſen Entſchluß ſehr werthe Bekanntſchaften, die ſie in Moskau knüpfte. Von ihren Erſparniſſen kaufte ſie ſich ein Haus und ein Landgut in der Nähe. Doch die Fackel des Krieges leuchtete und ſengte nah und näher heran. Moskau's Brand vertrieb die alte, wandermüde Künſtlerin — ſie kam nach Eſthland zurück und lebte theils in Reval, theils auf dem Lande auf den Schlöſſern des Adels. Um Madame Catalani zu hören, machte ſie noch in ſpätem Alter eine Reiſe nach Deutſchland, doch kehrte ſie krank und unbefriedigt heim. Der Ruhm des neuen Geſtirns hatte ihr — da ſie urtheilte, dieſer Ruhm ſei nicht mit Gerechtigkeit erworben — ein Gefühl von Bitterkeit und Kränkung erregt. Von jetzt an brachte ſie ohne Unterbrechung in ländlicher Einſamkeit und in der Nähe des Fräuleinſtiftes Finn in Eſthland, auf dem Landgute des eſthländiſchen Barons Kaulbars lebend, an deſſen liebenswürdiger und talentvoller Tochter ſie eine ihrer vorzüglichſten Schülerinnen erzog, glückliche, ſorgenfreie Tage hin, von einem Kreiſe edler Menſchen umſchloſſen, die an ihr das in den deutſchen Provinzen Rußlands rühmlich bekannte und ſo wohlverdient und reichlich geſpendete Gaſtrecht, in der weiteſten und humanſten Beziehung übten. Zu Reval, den 23. Februar 1831, feierte ſie ihren dreiundachtzigſten Geburtstag, wo ſie ein paar Verſe von Goethe's Hand erhielt, die wir hier beifügen wollen.

An Madame Mara

zum frohen Jahresfeſte.

(Weimar 1831.)

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele denk' ich nun
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mit, wie mich's beglückt,
Segnend Dich zu grüßen.

Sechzig Jahre früher an demſelben Tage hatte der junge Student Goethe in Leipzig Mademoiſelle Schmähling beſungen. Allerdings ein intereſſantes Zeichen wohlwollender Ausdauer alter Freundſchaftsgefühle. Wie verſchieden und doch wie gleich waren dieſe ſechzig Jahre über die Häupter dieſer beiden Berühmten hinweggegangen. Gleich inſofern, weil Beiden reichlich für ihr irdiſch Thun und Wirken der Beifall der Welt zu Theil geworden war.

Den 20. Januar 1833 ſtarb Mad. Mara.

Um noch in wenigen Worten über eigenthümliche Art ihres Vortrages, über Umfang und Fülle ihrer Stimme Etwas nachholend zu ſagen, fügen wir das Urtheil bei, das ein Kunſtverſtändiger unter ihren Zeitgenoſſen über ſie ausſprach: „Sie war keine muſikaliſche Begabung, die bei dem erſten Erſcheinen für ſich einnahm; ſie wirkte nachhaltig, und erſt durch öfteres Hören kamen Vortrag und Stimme in ihre vollſte Würdigung. Der außerordentliche Umfang ihrer Stimme erſtreckte ſich vom ungeſtrichenen G bis zum dreigeſtrichenen F, und dieſe Tonreihe beſaß ſie in vollkommener Reinheit und Kraft beieinander. Ihr Sopran war der vollendetſte, den man hören konnte, und dies befähigte ſie beſonders, Händelſche Meiſterwerke, die dem Sopran die erſte Stelle anweiſen, vorzutragen. Sie war gewaltig im großen, ernſten Styl, — für die Oper hatte ſie nur ſchwaches Talent. Ihr Vortrag war darin ausgezeichnet, indem ſie ſich, durch eine gute Schule dazu angehalten, angelegen ſein ließ, die Worte auf das Deutlichſte auszuſprechen und ſogar zu betonen, unbeſchadet der Leichtigkeit und Flüſſigkeit des Geſanges.“

Frau von Krüdener.

Frau von Krudener.

Es gibt eine gewiſſe Gattung transparenter Gemälde, die mit einer geheim gehaltenen Künſtlichkeit gefertigt ſind, ſo daß ſie, jenachdem man das Licht wirken läßt, dem Beſchauer ein ſich langſam verwandelndes Tableau zeigen, wo ein Bild in ſein Gegenbild übergeht, eine ſonnige Landſchaft mitten im Frühling in ein Schneegefilde, eine üppige Schöne, mit Roſen bekränzt und den Becher in der Hand, in eine abgemagerte und von düſteren Lumpen umhüllte Bettlerin, faſt ſo will es uns bedünken, als wandle ſich das Bild jener berühmten Frau, der dieſe Zeilen geweiht ſind, unter unſeren Händen, jenachdem die Geſchichte das Licht dazu hält, von einem Aeußerſten zum andern übergehend, in die wunderlichſten und ſeltſamſten Kontraſte. Es bleiben immer die Lineamente und die hervorſtechenden Farben des erſten Bildes, allein ſie werden anders verwandt, wirken anders und machen gerade den entgegengeſetzten Eindruck von dem, den ſie früher hervorriefen.

Wir ſehen hier eine Frau, die mit dem Wechſel des Jahrhunderts zugleich den Wendepunkt ihrer äußeren Erſcheinung auf das überraſchendſte darſtellte. In das achtzehnte Jahrhundert gehört die Weltdame, die junge, kokette Schöne, die eitle und genußſüchtige Schriftſtellerin, die Frau des Salons, die in tauſend Liebesnetzen Verſtrickte, ins neunzehnte gehört die Fromme, die Mutter des Volkes, die bleiche und abgehärmte Geſtalt, die zu den Füßen des Kreuzes niedergegoſſen liegt, die Predigerin, die Wallfahrerin, die Märtyrerin, die Frau im grauen Ueberrock mit dem unſcheinbaren weißen Häubchen über dem ſchlichtgeſcheitelten Haar. Sollte man glauben, wenn man dieſe beiden Geſtalten zuſammenhält, daß ſie die Bildniſſe einer und derſelben Frau ſind? Und doch, wie geſagt, die Lineamente ſind dieſelben, die Hauptfarben ſind geblieben, aber ſie wirken anders; was früher entzückte, erſchreckt jetzt, was früher erſchreckte, macht jetzt einen wohlthuenden Eindruck. Es ſei unſere, nicht leichte, Aufgabe, zu zeigen, wie das Werk der magiſchen Beleuchtung das Bild umformt, wir wollen nachweiſen, wie das Weiß der Roſen, die die ſchöne, gewölbte Stirn der ſiebzehnjährigen, jungen Frau ſchmücken, daſſelbe iſt, das bei der Umwandlung das dürftige Schleiermäntelchen bildet, wie der goldgeſtickte Fächer, mit einem Gemälde von Watteau, ſich langſam erſt in ein ſchwarzes Stäbchen, dann in ein Kreuz verwandelt, wie die Brillantroſe am Buſen ſich anfangs in einen Lichtfleck verwandelt, dann in einen Strahl ausſchickt, der, vom Himmel kommend, das Herz der Beterin trifft. Mit einem Worte: wir haben die Aufgabe, die Frau von Krüdener des achtzehnten Jahrhunderts mit der des neunzehnten zuſammenzuführen.

Es war im Herbſt des Jahres 1786, als an einem dunkeln Abende zwei Männer, in Mäntel gehüllt, aus dem Portal der großen Karthauſe zu Grenoble traten. Von dieſen Beiden war der Eine mehr klein als groß, ſchlank, von zierlichem Wuchſe und von einer unbeſchreiblich rührenden Schönheit im Ausdruck und in den Zügen des Geſichts. Er wurde von ſeinem Begleiter, als Beide die Stufen niederſtiegen, mit großer Zartheit und Vorſorge umfaßt und herabgeleitet. Dieſer ältere Mann zeigte eine kräftige, ſtolze Geſtalt, mit einem Ausdruck von Feſtigkeit und Ruhe in den ſchönen Geſichtsformen. Beide Wanderer lenkten ihre Schritte einem Wagen zu, der ſie aufnahm und in den entfernten Gaſthof der Stadt brachte. Als ſie hier anlangten, warf ſich der jüngere erſchöpft in ein Sopha und löſte ein Haarnetz, das die reiche Fülle der ſchönſten dunkelfarbigen Locken gefangen hielt. Der ältere Mann blieb vor ſeinem Gefährten ſtehen, betrachtete ihn mit dem innigen Blick der Zärtlichkeit und Vorſorge, erfaßte dann ſeine Hand und ſagte in einem Tone, der halb Vorwurf, halb Verwunderung ausdrückte: Wahrhaftig, Julie, ich glaube, Du biſt das erſte Weib auf dieſem Boden, das ein ſolches Vorhaben ausgeführt. Nun, was haſt Du gefunden? Können wir uns zu dem Erfolg unſers Abenteuers Glück wünſchen? Werden unſere Freunde in Paris nicht triumphiren, indem ſie uns unbefriedigt von unſerer Wanderung zurückkehren ſehen? Du weißt, alle Welt rieth uns ab von dieſer Reiſe. Nun, ſprich mein Kind. —

Statt der Antwort erhob ſich die zierliche Geſtalt, und mit der ganzen Inbrunſt des erſchütterten Gefühls warf ſie ſich dem Manne, der vor ihr ſtand, in die Arme. Mein Vater, rief ſie, laß uns Nichts in Paris von dieſer Reiſe ſprechen! Gib mir Dein Wort, daß Du mit keiner Sylbe alle jene müſſigen Fragen, die auf uns einſtürmen werden, beantworten willſt. Willſt Du das? Willſt Du mir Dein Wort geben? Aber weshalb, mein Kind? — Frage nicht, gib mir Dein Wort. — Du biſt ſo erſchüttert? — Ich bins. Ich kann nicht athmen, nicht leben mehr! Es iſt als wenn dieſes Dunkel, das wir ſo eben verlaſſen, fortan auf meinem Leben ſich lagern werde. Wunderſame Stimmen rauſchen an meiner Seele vorüber, die ſich erſchreckt niederbeugt, erzittert, und ſich am liebſten verſtecken möchte, um das Entſetzliche nicht zu ſehen, nicht zu hören. O mein Vater, mein Vater! Was iſt's um unſer Leben! Welche Abgründe, welche Tiefen ſind zu unſeren Füßen ausgebreitet, während wir im Uebermuth dahinfliehen! Welch ein grauenvolles Räthſel iſt es um eine Exiſtenz, von der wir vielleicht jede Minute mit unſäglichen, nie endenden Qualen bezahlen müſſen. Wer iſt es, der uns dieſe Qualen auferlegt? Können wir ihn nicht zur Rechenſchaft fordern, weshalb er ſich erlaubt, mit uns ſo grauſam zu ſpielen? Wir wollen ſeine ſo großmüthig geſchenkten Freuden nicht, wir wollen aber auch nicht ſeine ſo tyranniſch und willkürlich uns aufgebürdeten Qualen. Nichts, Nichts wollen wir von ihm, der es für gut findet, ſich ewig vor uns zu verſchleiern und mit ſeinen Geheimniſſen uns zu necken.

Der Vater ſchloß ſein Kind in die Arme, das krampfhaft ſchluchzte und ſich in Schmerzen an dem väterlichen Herzen weinte. Du biſt mein Vater, rief ſie, Dich erkenne ich an. Ich ſah Dich leiden, wenn ich Thränen vergoß, ich leſe auf Deinem lieben Geſicht, von dem jeder einzelne Zug die ganze Geſchichte meines erwachenden und in Dich ſich verſenkenden Herzens ſagt dert, die Fülle von Liebe ausgegoſſen, die mein ganzes Daſein trägt und hebt. Du verhüllſt Dich nicht, und machſt nicht Deine väterliche Vorſorge zu einem ſeltſamen, dunkeln Räthſelſpiel, an deſſen einſtige, beſeligende Reſultate Du mir gebieteriſch zu glauben befiehlſt, während ich doch nichts von ſeinem Inhalt hienieden begreife. Nein, Vater, Dein Auge gibt mir die Verſicherung der Liebe gleich, offen, hell, treu, ich brauche keinen Dritten zu fragen, der mir Dein Antlitz deutete und Deine Mienen mir erklärte. So ſtellt ſich ein Vater zu ſeinem Kinde. Ja, Dir bleibe ich treu, an dieſem Herzen will ich ruhen, mit dieſem koſtbaren Herzen ſoll das meine zuſammen in Staub ſinken. Wir wollen Beide die Unſterblichkeit nicht. Nicht wahr, Du ſchlägſt mit mir ein Geſchenk aus, deſſen Geber Dir unbekannt iſt, von dem Du nicht weißt, ob er Dich höhnt oder Dich liebt, indem er Dich beſchenkt?

Meine Tochter, Dein aufgeregtes Gefühl läßt Dich die Worte nicht erwägen, die Du ausſprichſt. Es ſind frevelhafte darunter. Ueberſtehe dieſe Aufwallung, komme zur Ruhe, gib Deinem Geiſt die Klarheit wieder, die ſein ihm zuſtehendes Gut iſt, und die ihm auf Augenblicke der Taumel Deiner Phantaſie geraubt hat.

Du denkſt, daß es nur dieſes Kloſter, dieſe Stunde iſt, die in mir wirken, ſagte die Tochter. ich ſage Dir aber, ſchon lange — lange arbeitet und bewegt ſich dergleichen in mir herum. Schon lange —

Dieſes Geſpräch deutet die Stimmung an, in der ſich Frau von Krüdener befand, als ſie in Begleitung ihres Vaters die grande chartreuse zu Grenoble beſuchte. Sie war damals zwanzig Jahre alt, und ſeit fünf Jahren an den Baron von Krüdener verheirathet.

Man hat immer geglaubt, die Sinnesänderung dieſer merkwürdigen Frau ſei plötzlich gekommen; wenn man ihr Leben genauer betrachtet, findet man, daß dies keineswegs der Fall iſt. Ihr erſter und zweiter Aufenthalt in Paris, die Zeit ihres Glanzes, ihrer weltlichen Triumphe zeigt nichtsdeſtoweniger Spuren von dem Andringen religiöſer Stimmungen. Sie hatte mitten im Strudel der Weltfreuden Momente, wie den obigen, wo ſie ſich gedrungen fühlte, gegen ihre nächſten Angehörigen die ſchmerzlichen Regungen der Zweifel auszuſprechen, die ihre Bruſt bewegten. Es waren aber auch nur Momente. Die junge Frau, lebhaft und genußſüchtig, ſtets von einem Kreiſe von Bewunderern eingeſchloſſen, überzeugte ſich bald ſelbſt, daß jene melancholiſchen Stimmungen, wie ſie ſie nannte, nur Einflüſſe ihrer nordiſchen Natur, vielleicht unbewußte Erinnerungen aus der Kindheit waren. Sie gab ſich gleich nach einem ſolchen Gemüthsanfall deſto lebhafter den Zerſtrömungen hin, ſie gefiel ſich im Umgang mit den Spottgeiſtern des damaligen Paris, mit den Männern, die aus Voltaire's und Diderots Schule hervorgegangen waren. Die Encyklopädiſten feierten damals ihre letzten Orgieen, ihre Tiſche ſtürzten um, ihre Lichter erloſchen, zwei rieſige, blutige Hände, die Hände der Revolution taſteten ſchon nach den zierlich gelockten Häuptern der Schwelger im Salon des Barons Holbach. Der unterminirte Boden der Geſellſchaft drohte zu brechen. Das damalige Paris wimmelte von Schwärmern, Geiſterſehern und Phantaſten. Mesmer hatte ſich mit dem myſteriöſen Apparat ſeiner Magnete und galvaniſchen Ketten etablirt, St. Germain und Caglioſtro ließen Geiſter erſcheinen, von denen einige grauſenvolle Prophezeiungen ausſtießen. Alles war in Bewegung. Dies war der Zeitpunkt, wo Frau von Krüdener Paris kennen lernte. Wir wollen jetzt auf die früheren Umſtände ihres Lebens zurückgehen.

Julie, Baroneſſe von Vietinghoff, war 1766 bei Riga geboren. Ihr Vater, der früher Aemter am kaiſerlichen Hofe bekleidet hatte, lebte ſeit einiger Zeit der Muße und ſeinen Vergnügungen auf ſeinem alten Feudalſchloß in Kurland. Man muß dieſe Landſitze des reichen Adels in den baltiſchen Provinzen kennen, um zu wiſſen, welche Bilder von Einſamkeit und Größe ſich der Phantaſie eines Kindes, das in dieſen Räumen auferzogen wurde, einprägen können. Lange weithingedehnte Länderſtrecken, nur dürftig hier und da von einer ärmlichen Niederlaſſung deutſcher Handwerker und den mehr den Höhlen, als menſchlichen Wohnſitzen gleichenden Hütten der eingeborenen Bauern unterbrochen, umgeben, ſo weit das Auge trägt, den Herrſcherſitz des Gutsherrn, der in der That ſouveräner Gebieter iſt oder vielmehr war, denn ihm ſtand die Verfügung über das Eigenthum und die Freiheit, ſelbſt über das Leben ſeiner leibeigenen Untergebenen zu. Dieſer Herrſcherſitz iſt von einer impoſanten Größe und oft ſogar von einer verſchwenderiſchen Pracht. Unter der Regierung der Kaiſerin Catharina, ſchon unter der Eliſabeths, kamen italieniſche und franzöſiſche Baukünſtler in den Norden, und führten Prachtbaue auf in Gegenden, die die Einſamkeit der Haide mit dem Grauen einer Wüſte vereinigten. Mitten in dem Dunkel ſturmdurchtoſter Fichtenwälder, nur mühſam gelichtet, erhebt ſich der ſchlanke Tempelbau italieniſcher Villen, und die zierliche Säule Joniens ragt in den nordiſchen Himmel hinein, der die zarte Fremdlingin ungalant mit dem rauhen Flügelſchlag ſeiner Schneeſtürme peitſchte. Der Wanderer, der eben mit halbthieriſchen Geſchöpfen verkehrt hatte, der ſich in eine Geſinnungswüſte mit allem

Ungemach, den die Barbarei und der Schmutz mit ſich führen, verſetzt glaubte, ſieht plötzlich, da er die Waldung durchbricht, ein Feenſchloß vor ſich, deſſen Zinnen in der Morgenſonne wie Gold ſchimmern, deſſen Fenſter eine unabſehbare Reihe von Gemächern zeigen, in deſſen Nähe ein prachtvoller Kunſtgarten ſeine Statuen und vergoldeten Gitter zeigt. Welch ein Kontraſt! Die Kunſt der Mediceer neben dem Schmutz der Samojeden! Der glänzende Ballſaal, in dem ſich eine Schaar junger Nymphen, in Gaze und parfümirte Spitzen gehüllt, am Arm ihrer Tänzer wiegt, und wenige Schritte weiter ein Rudel hungriger und zähnefletſchender Wölfe, die mit ihrem grauſenvollen, monotonen Geheul die Nacht der nordiſchen Wälder erfüllen. Oben im Saal die zarte Schöne, die eine Melodie von Lulli oder Pachiarotti mit allem Schmelz einer italieniſchen Kehle bezaubernd vorträgt, unten im Dorf das Geſchrei des armen kuriſchen Weibes, das von ihrem betrunkenen Manne faſt zu Tode geprügelt wird.

Doch nicht das äußere Leben allein, auch das innere, das Geiſtesleben dieſer kuriſchen Dynaſten jener Tage war an eigenthümlichen Kontraſten reich. Ein grand seigneur zur Zeit der Kaiſerin Anna, deren Gemahl Herzog von Kurland war, trat mit dem Stolz und der Ungebundenheit eines Herrſchers auf, und er war es auch, ſo lange er es vermied, in die Atmoſphäre des Hofes in Petersburg zu kommen. Dort war ſeine Macht gebrochen. Die höhere Intelligenz des deutſchen Adels konnte damals noch nicht den materiellen Machtäußerungen der ruſſiſchen Großen die Stange halten. Erſt einem ſpätern Jahrhundert war es vorbehalten, den Triumph des Geiſtes über die rohe Materie zu feiern. Der baltiſche Adel vermied es deshalb, an den Hof zu gehen; wir finden keinen Träger alter, berühmter Familiennamen in dem Kaiſerſitz an der Newa damals gegenwärtig. Selbſt als Anna den Thron beſtieg, als dieſe kunſtliebende und gelehrte Prinzeſſin ihren Hof mit den Erinnerungen ihrer Jugendjahre zu umgeben wünſchte, folgten ihrem Rufe nur ſehr Wenige von den ſtolzen Söhnen des einſt freien, ſelbſtändigen Bodens. Während der Regierung Eliſabeths hielt der Adel ſich ebenfalls fern, und nur als die Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt den goldenen Stuhl Peters beſtieg, als Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft ſich um den Thron der nordiſchen Semiramis ſchaarten, da ſah man auch die alten Geſchlechter Kur-, Eſth- und Livlands in der Reſidenz erſcheinen und Aemter beim Throne annehmen. Dies geſchah doch auch jetzt immer mit einer gewiſſen Zurückhaltung. Die Souveränetät iſt ſo ſüß, und die kurländiſchen Grafen waren Souveräne auf ihren Schlöſſern. Hier bildeten ſich nun aber jene geiſtigen Kontraſte, von denen wir oben geſprochen, aus. Eine Familie hielt ſich iſolirt auf ihrem „Schloſſe.“ Dieſes Schloß ſtand in einer Einöde; viele Meilen, oft Tagereiſen weit in der Runde war kein Geſchöpf, dem man Rede und Antwort abgewinnen konnte, denn mit dem Leibeigenen ſprach man nicht, man winkte ihm nur Befehle zu, man ſprach mit ihm durch die Reitgerte, durch den Spazierſtock; wie alſo den Schatz der Bildung, die angehäufte Summe der Kenntniſſe, die kleinen Koſtbarkeiten modiſcher Eleganz in Cours bringen? Denn nur durch fortwährenden Austauſch gedeiht die luxuriöſe Saat der ſocialen Intelligenz. Man brachte ſich zwar aus der Reſidenz einen Hofmeiſter mit, eine Gouvernante aus Paris oder wenigſtens aus Genf wurde mit in das einſame Feenſchloß eingeſperrt, allein dieſe exotiſchen Geſchöpfe waren bald eben ſo iſolirt wie ihre Gönner. Obgleich der Hofmeiſter deutſche gelehrte Bildung gar nicht übel repräſentirte, obgleich die Gouvernante für ſich in Klatſchhaftigkeit und Mediſance ein Paris in Miniatur war, ſo waren doch die Hülfsquellen, die ſie boten, bald erſchöpft. Man machte Promenaden um die Kornfelder und erzählte ſich Anekdoten von dem duc de Chartres, man fuhr über die nordiſchen Seen meilenweit im Schlitten, und unter dem Pelz hielt man die kleine Ausgabe des Candide, die man ſich gegenſeitig vorlas. Dann kam man nach Hauſe und dann — — ſo ein Abend, der gar kein Ende nahm. Welch ein fürchterliches Ding iſt ein langer, nordiſcher Winterabend innerhalb eines einſamen, livländiſchen Landſchloſſes! Da kann es denn geſchehen, daß die Verzweiflung ſo ſtark anwächſt, daß der gnädige Herr mitten in der Partie Tarock, die er mit dem Pfarrer ſpielt, einſchläft, und die Dame des Hauſes ſich in die unteren Räume, in die Spinnſtube verliert, um dem Geplauder der Mägde ein Stündchen hindurch zuzuhören. Dergleichen iſt kaum entſetzlich, und wo die Familie dies inne wird, läßt man ſchnell den Reiſewagen anſpannen und fährt nach Paris, um einen Winter hindurch wieder ſo viel Leben, Tumult und Lichterglanz einzufangen, als es bedarf, um die Einöde wieder zu ertragen.

Dieſe Lage der Verhältniſſe muß man beachten, wenn man die Jugenderziehung Julianens von Vietinghoff in Erwägung ziehen will. Welche Eindrücke mußten auf ein phantaſievolles Kind jene Widerſprüche des rauſchendſten, glänzendſten Lebens und der tiefſten Einöde machen. Der Aufzeichner dieſes weiß aus ſeiner eigenen Jugend, wie wunderſam dieſe Kontraſte wirken können, wie ſie der einſamen, ſchwärmeriſchen Richtung Vorſchub, dem Feuer der Phantaſie Nahrung, dem ſich entwickelnden Geiſte Stoff zum Nachdenken geben. Wer immerdar im Schoß großer Städte gelebt, wer gewohnt iſt, die Strömungen des Lebens immer dicht an ſeinem Ohr rauſchen zu hören, hat nicht die feine Seelenempfindung, die Spürkraft der intelligenten Saugewerkzeuge ſich bewahrt, die nothwendig ſind, um aus dem Leben große Reſultate zu gewinnen. Wäre Juliane als Pariſerin geboren, ſie hätte nicht ihre bedeutſame Rolle ſpielen können. Die nordiſchen Nächte, die Einöde am baltiſchen Meere waren der Entwicklung ihrer Seele nothwendig.

Eines Umſtandes aus den Kinderjahren Julianens muß hier noch Erwähnung geſchehen, weil er eigenthümlich phantaſtiſcher Art iſt und zugleich ein Bild gibt von den Verhältniſſen des dortigen Familienlebens. Eine Urgroßmutter Julianens, eine Greiſin, die von ihrer Umgebung vergöttert wurde, war das Orakel und gleichſam das perſonifizirte Familienſchickſal. Sie wußte um Alles was die Familie betraf, ihr Gedächtniß leiſtete Wunder, wenn es darauf ankam, irgend einen, von allen anderen alten Leuten vergeſſenen Umſtand zu erörtern und feſtzuſtellen. Fragte man ſie über ein Ereigniß, das in den letzten Regierungsjahren Peter des Großen, den ſie noch geſehen, vorgefallen und zu dem auf irgend eine Weiſe die Familie in Beziehung getreten, ſie wußte es auf Tag und Stunde anzugeben, mit allen kleinen Nebenumſtänden und den unwichtigen Anhangſeln einer wichtigen Begebenheit. Aber immer nur wenn die Familie ſich betheiligt zeigte, war dieſes nicht der Fall, ſo konnte ſich ereignet haben was da wollte, die Alte hatte ſich nicht darum gekümmert, oder hatte es vergeſſen. Man kann ſich denken, wie ſie ihre Söhne, wie ſie die Söhne dieſer Söhne und wie ſie endlich ihre Urenkel liebte. Eine Flut von Namen wogte ewig in ihrem Gedächtniſſe, und ihr Kalender zeigte roth angeſtrichen eine Anzahl von Geburtstagen, die kein Ende nahm. Dieſe Frau fühlte ſich nun ihrem Tode nahe. Ueber ihre Habe hatte ſie ſchon verfügt. Peter bekam dieſes Gut, Johann Kaſimir jenes, Burchard erhielt Kapitalien, Anton Leberecht erbte Diamanten, aber wem ſollte ſie den von den vier Söhnen am meiſten geſuchten Schatz, ſich ſelbſt, vermachen, nämlich ihre Leiche? Wer ſollte die Ehre und das Glück haben, daß die theure Mutter bei ihm ruhte? Alle Vier ſtrebten nach dieſer Auszeichnung. Die Alte merkte, wie alle Vier heimlich gegen einander kabaliſirten, und ihr Herz blutete, denn ſie konnte ſich doch nur Einem geben. Was ſollte ſie thun? Je näher ihre letzte Stunde kam, deſto ängſtlicher und im Herzen betrübter wurde die Greiſin. Johann Kaſimir hatte eine neue Familiengruft bauen laſ ſen, was war natürlicher, als daß er wünſchte, die Mutter mochte ſich ihm ſchenken, aber Peter hatte auch eine Familiengruft, und Burchard und Anton Leberecht hatten zwar keine Familiengruft, aber ſie verſprachen dafür, der theuren Leiche in ihren eigenen Schlöſſern eine Ruheſtätte zu bereiten. Die Mutter bringt Glück, riefen ſie, wo ſie ruht, da wird das Haus ſeinen Halt und Stützpunkt finden. Es war ein heimliches Treiben, es wurde geflüſtert und gewinkt, die Alte ſollte nichts merken, aber ſie merkte es doch und ließ den Schlitten wieder anſpannen, um mitten in der Winterkälte und halb ſterbend doch auf das nächſte Gut zu reiſen, damit es nicht hieße, ſie ſterbe abſichtlich bei Johann Kaſimir der neuen Familiengruft wegen. Bei Peter kam ſie an, der ſie triumphirend aufnahm, doch während ſich Sohn und Mutter in den Armen lagen und die Alte ſchon geſeufzt hatte: Peter, haſt Du ein Bette für mich? konſpirirte ſie heimlich mit Anton Leberecht und deſſen Frau und Tochter, und ehe ſichs Peter verſah, war ſchon wieder der Schlitten vor der Thür und Anton Leberecht entführte im Triumph die Mutter; aber war er ſchlau, ſo war noch ſchlauer Burchard, der die Entführte nochmals entführte. So fuhr während eines ganzen Winters der wunderſame Schlitten immerdar über die Eisfelder und durch die Schneeſtürme, das Herz einer Mutter mit ſich führend, das halb ſchon erſterbend, doch noch ſeine matten Pulſe durch die lebendigſte Liebe immer neu wieder heben mochte. Endlich erhielt doch irgend einer der Söhne das Kleinod, und unter einer unabſehbaren Schaar von Kindern, Kindeskindern und Enkeln ging die Alte zur Ruhe ein. Juliane erwähnt dieſes Familienereigniſſes, und es übte eine große Gewalt auf ihre Phantaſie und ihr Herz aus. Sie ruft ſpäter, ſich an dieſes Beiſpiel erinnernd, aus: Wenn ich nur auch mein Herz der ganzen Menſchheit, und beſonders dem leidenden Theile derſelben ſchenken könnte, wie jene Alte es ihrer Sippſchaft ſchenkte. Wenn ſich die Armen alſo einſt um meine Leiche ſtritten und Jeder trachtete, mich als die Seine in der Nähe ſeiner Hütte zu beerdigen! Welch ein ſeliger Schlaf dann!

Um wieder den Punkt zu treffen, von dem wir ausgingen, ſo ſei es bemerkt, daß der Baron von Vietinghoff gerade zu denjenigen Landbeſitzern gehörte, die es am wenigſten lange in ihren einſamen Schlöſſern aushielten. Er war für jene Zeit ungewöhnlich gebildet und kenntnißreich, und ſo ſehr auch Lektüre und Studien ihn in Zeiten der Zurückgezogenheit thätig und regſam erhielten, ſo bedurfte doch ſein weltmänniſcher Sinn, ſein Streben, in die Tagesereigniſſe wirkend einzugreifen, eine Veränderung des Aufenthalts, und es zog ihn vorzugsweiſe nach Paris. Bei der erſten Ausflucht dahin war Juliane noch Kind, bei der zweiten ſchon faſt erwachſenes Mädchen. Im Hauſe des Barons erſchienen Buffon, d'Alembert, Marmontel, Grimm und der Baron Holbach. Das muntre, liebenswürdige Mädchen fand allgemein Beifall. Den Vater erfreute dies. Er mußte aber bald bemerken, daß ſeine Tochter die Kühnheit hatte, ihren eigenen Weg gehen zu wollen. Sie wurde träumeriſch, nachdenkend. Sie erinnerte an die Heimkehr, ſie ſehnte ſich in die nordiſche Einöde zurück, ſie hatte Viſionen, Träume. Es waren immer nur Anfälle, aber ſie traten nach und nach häufiger hervor. So trieb ſie den Vater oft zu Excurſionen, bald in die Schweiz, bald nach Deutſchland, bald ins ſüdliche Frankreich. Sie war unbeſchreiblich lebendig auf dieſen Reiſen. Sie flog wie eine Feder im Winde dahin, man hätte ſie für ein glückliches Kind halten können, das nichts dachte und nichts wollte, als die Freude des Moments haſchen, dann aber ſaß ſie plötzlich in ihren Schleier gehüllt, eine grübelnde Sibylle, auf einer Felsſpitze und träumte ganze Tage lang, und wenn der Vater ſie fragte, warf ſie ſich ihm weinend um den Hals und Geſpräche, wie wir ſie oben beſchrieben, fanden ſtatt. Der Baron Vietinghoff war, was die Religion betraf, ein Weltmann nach der damaligen Art.

jedoch nicht ganz von der ſchlimmen Sorte, er war kein Schwärmer, aber auch kein Spötter; er ließ die Dinge auf ſich beruhen und mochte nichts weniger leiden, als jene religiöſe Extaſe, die den Heiligen ein ſüßes Labſal, den Kindern der Welt aber eine ärgerliche Thorheit iſt. Nun hatte er das Leidweſen, in ſeinem eigenen Kind Elemente jener myſtiſchen Neigungen, die ihm unbequem und unverſtändlich waren, zu entdecken. Sie beſuchte gern Klöſter und verlor ſich dort in den dunklen Kreuzgängen, ſie dachte über das Leben der Mönche nach, und der Vater hatte ſie gern über die einzelnen Artikel der Encyklopädie nachdenken machen. Er erlebte aber auch, wenn er die böſen Stunden ruhig hinnahm, die Freude, Juliane eine ausgelaſſene Weltdame ſpielen zu ſehen, aber dann wieder ſo excentriſch, mit einem ſo frivolen Muthwillen, daß ſelbſt die am wenigſten ſcrupulöſen Damen der damaligen Geſellſchaft über ſie erſchracken. Immer in Extremen ſich bewegend, war ſie immer neu, immer liebenswürdig, ein Kind der Phantaſie und der Grazie. Sie muß nach allen Nachrichten der Zeitgenoſſen ein ganz ſeltenes, verführeriſches Weſen geweſen ſein. Die Gabe, die Herzen an ſich zu feſſeln, war ihr in einem bewundernswürdigen Grade gegeben. Den Baron Krüdener ſcheint ſie geheirathet zu haben mehr auf Wunſch ihrer Angehörigen, als aus dem Motiv der Neigung. Erſt als junge Frau begann ihr ganz wildes und ausſchweifendes Leben. Sie ging mit ihrem Manne nach Venedig, wo dieſer ruſſiſcher Geſandter war. Sie kam wieder nach Paris zurück, und eine innere Unruhe peinigte ſie. Mit der äußeren Welt trat ſie immer mehr in Oppoſition. Der Mann verſtand ſie nicht, ſie liebte ihn nicht; ihre Ehe war ihr gleichgültig, manchmal läſtig; der Vater kam ihr alt und unduldſam vor, der Geliebte, der Sänger Garat, erſchien ihr als ein Geſchöpf ohne Seele. Sie dürſtete, Widerſpruch, Reiz, Aufſtachelung zu finden; ſie wollte der Sünde huldigen, aber die Sünde mußte ihr dafür auch Etwas gewähren: Beruhigung, oder Taumel, oder Sieg, oder Schmerz, oder Wahnſinn — kurz zu irgend einem Zwecke mußte ſie kommen. Sie mußte fühlen, daß entweder der Himmel oder die Erde um ihre Exiſtenz wußten, ſich entſchieden um ſie kümmerten. Wie Millionen Andere ruhig fortleben, artig und beſcheiden ſündigen, liebreich getröſtet werden und dann verſöhnt ſterben, das mochte ſie nicht. Eine hölliſche Qual war es ihr, zu denken, daß Liebe und Haß, Ruhm und Schande ihr nur in den kleinen Portionen zugemeſſen ſein könnten, wie ſie alle Welt um ſie her verſchluckt. Sehr viele Frauen in Paris wurden damals von dieſem Heißhunger nach Oeffentlichkeit gepeinigt, aber gewiß Keine heftiger, als Frau von Krüdener. Eines Abends ſah ſie die alternde Madame Genlis die Harfe ſpielen. Man ſagte ihr, dieſe Frau ſei berühmt geworden, indem ſie die Erſte ſei, die in Frankreich die Harfe geſpielt. In der That, entgegnete Frau von Krüdener, wird man in Frankreich berühmt, wenn man ſich lächerlich macht? Wohl, ich werde die Harfe ſpielen lernen. Sie lernte ſie nicht ſpielen, aber ſie ſchrieb ein Buch und ſagte zu der Dame, mit der ſie das obige Geſpräch geführt: Ich habe von den zwei Thorheiten, durch die Madame Genlis ſich lächerlich und berühmt gemacht hat, die für mich leichtere ergriffen: ich habe ein Buch geſchrieben. Wir wollen ſehen, ob ich meinen Zweck erreiche.

Der Roman Valerie machte, was die Verfaſſerin wünſchte, großes Aufſehen, weit größeres, als das Buch, das zwar bedeutend, doch nicht als Kunſtwerk iſt, verdiente. Nur in einem Urtheil täuſchte man ſich nicht, man fand eine junge, feurige, ſchwärmeriſche Seele darin, und die letzte in der That darin. Nicht zum Schluß kommend mit ihren religiöſen Skrupeln, hatte ſich die Zweiflerin entſchloſſen, dieſe auf das Gebiet der Dichtung überzutragen und das Herz zum Träger der dunklen Geheimniſſe des Gewiſſens zu machen. Der Roman erſchien 1804 in Paris, nachdem die Verfaſſerin nach der Trennung ihrer Ehe 1792 einen Aufenthalt in Riga und in Leipzig gemacht. Es wird nöthig ſein, mit dieſem Buche ſich etwas näher zu beſchäftigen.

Es führt den Titel: »Valerie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G—. 2 Vol.« (Eine treffliche deutſche Ueberſetzung von Müller erſchien in demſelben Jahre; auch Frau von Chezy, wie ſie ſelbſt erzählt, veranſtaltete mit Dorothee Schlegel zuſammen eine Uebertragung **1804** in Paris, unmittelbar nach dem Manuſcript der Verfaſſerin.) Guſtav iſt ein gefühlszarter, etwas weichlicher und an den Goethe'ſchen Werther erinnernder Jüngling, der ſich in einer unglücklichen Liebe zu der Frau ſeines Pflegevaters verzehrt. Dieſe junge und ſchöne Frau, Valerie, iſt, wie die Zeitgenoſſen behaupten, ein wohlgetroffenes Porträt der Dichterin, auch Guſtav ſoll nach dem Leben gezeichnet ſein, und das Verhältniß der Herzen, die hier in Kampf und Entſagung miteinander leiden, trägt in der Schilderung jene Wahrheit an ſich, die erlebt, nicht nur erdichtet ſein will. Es iſt ein Tagebuch der Liebe, und bekanntlich ſchreiben Frauenhände ſolche Tagebücher am zarteſten, wahrſten und innigſten. Die damaligen äſthetiſchen und kritiſchen Beſprechungen des Buches haben es mit der feurigen Liebespoeſie des Werther, andere es mit dem ſentimental Rouſſeauſchen Roman la nouvelle Heloise verglichen; es gleicht beiden nicht, er ſchafft ſich eine neue Bahn, die gleich darauf Frau von Staël ſo ſiegreich mit ihrer Delphine und Corinne betrat, den äſthetiſch ſchildernden Roman. Es wurde durch die Valerie Mode, Landſchaft- und Städtebeſchreibungen ins Gebiet der Liebesgeſchichte zu ziehen und den Helden oder die Heldin auf Reiſen zu ſchicken, um an die äußeren Erſcheinungen der Reiſe die Betrachtungen über die Seelenzuſtände des Menſchen überhaupt, des Helden des Romans insbeſondere anzuknüpfen. Die Form der Briefe iſt dabei beſonders geeignet, den Schilderungen eine urſprüngliche Naturwahrheit, aber leider auch, wenn das Talent des Dichters nicht reif oder nicht kräftig genug iſt, ihm das gehörige Maß zu lehren, ihnen eine läſtige und langweilige Ausdehnung zu geben. Bei der Valerie iſt dieſer Uebelſtand noch vermieden, auch die Delphine und Corinne tragen ihn nicht zur Schau, wohl aber die zahlloſen, beſonders die deutſchen ſpäteren Nachahmungen dieſer Gattung Romane. Die Briefe Guſtavs, die das Erwachen ſeiner Leidenſchaft ſchildern, ſind meiſterhaft zart und wie von einer keuſchen Glut angehaucht. Valerie ſelbſt hat Momente, wo ſie uns kalt, andere, wo ſie uns gezwungen erſcheint. Man ſieht der Dichterin das Schwanken an, wie ſie ſich einerſeits fürchtet, zu viel zu verrathen von den eigenen Erlebniſſen eines zu heftig erſchütterten jugendlichen Herzens, andererſeits durch eine allzu ſentimentale und kühle Darſtellung die Aufmerkſamkeit des Leſers zurückzuſchrecken weiß, und deshalb wärmere und leuchtendere Farben nimmt, die ſie jedoch mit unſicherer Hand vertheilt und nicht an die gehörige Stelle bringt. Guſtav, muß man bekennen, iſt völlig wahr, Valerie nur halb wahr. Der Brief, der ſeinem jammervollen Scheiden vorangeht, iſt mit einer herzzerreißenden Gewalt des Schmerzes und der Leidenſchaft geſchrieben. Schade, daß der Roman franzöſiſch verfaßt iſt, hier wäre die ſchöne und tiefe deutſche Sprache an ihrem Orte. Die Dichterin verräth faſt in jeder Zeile der leidenſchaftlichen und ſchwärmeriſchen Stellen ihres Buches ihre deutſche Abſtammung. Man halte dagegen die Romane der Staël, die auch mit Leidenſchaft, aber mit franzöſiſcher, gedichtet hat, und man wird die Tochter des Nordens von der des Südens leicht unterſcheiden können, auch der flüchtigſte Beobachter wird es können, den aufmerkſamen zeigte

Schöpfung des Romans genommen. Er war zwar mit Frau von Krüdener bekannt, übte jedoch keinen Einfluß auf ſie, wie ſie ſelbſt gedacht, da ſie damals zu ſehr noch Weltdame war, und doch ſchon zugleich auch zu großes Mißtrauen gegen die geprieſene Weisheit der pariſer Philoſophen hegte, um ſich mit einem Manne von einem ſo frivolem Denken und einem Rufe von ſo bizarren Wunderlichkeiten einzulaſſen. Wer ſich nicht den ganzen und vollen tiefſinnig verhüllten Inhalt des Romans erforſcht, der kennt Frau von Krüdener in ihrem eigenſten Weſen nicht. Sie war recht eigentlich Dichterin, und die Glut und die Macht ihrer Phantaſie hielt mit dem erregteſten und empfindſamſten Herzen gleiches Maß. Hätte ſie denn auch ſonſt ohne dieſe intenſiven Eigenſchaften in dem Grade auf die Menge wirken können? Sie „bezauberte" völlig ihre Umgebung, ſelbſt die ſtrengſten und kälteſten ihrer Beobachter; was hier nicht anders möglich, als durch die Kraft großer und in der Valérie eine poetiſche und wahre Beſchreibung der grande chartreuse zu Grenoble, die ſie vor vielen Jahren zurück, wie wir erwähnt haben, mit ihrem Vater, in der Verkleidung als Mann, da keine Frauen den Umkreis der heiligen Mauern überſchreiten durften, beſucht hatte. Man ſieht aus dieſem einen Beiſpiele, wie innig der Gegenſtand des Romans mit dem Seelenleben ſeiner Schöpferin zuſammenhängt. Die Stelle möge hier einen Platz finden. Guſtav ſchreibt: Je viens de lire la vie d'un saint que j'ai trouvé dans une des armoires de ma chambre. Ce saint avait été homme, il était triste homme; il avait souffert, il avait jeté loin de lui les désirs de ce monde, après les avoir combattus avec courage. Il avait exilé de ses pensées toutes les images de sa jeunesse, et élevé le repentir entre elles et ses années de solitude. Il travaillait tous les jours à son tombeau, en pensant avec joie qu'il ne léguerait à la terre que sa poussière, et il espérait.

cloîtres si vastes, ne levant leurs mélancoliques regards que pour bénir ceux qu'ils rencontrent, peignant dans tous leurs mouvements le calme le plus profond, disant avec leurs traits, avec leurs voix que l'agitation ne frappe plus, qu'ils ne vivent que pour ce Dieu si grand, oublié dans le monde, adoré dans leur désert?

Wer ſieht nicht in dieſen letzten Worten ſchon die Krüdener von 1811 vor ſich ſtehen? Ein Dichter iſt immer auch zugleich Prophet, und er verſpricht ſich ſelbſt oft, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſeine Zukunft. Hier iſt eine ſolche Stelle. Sie hatte ſelbſt ſpäter ſich als berufen angeſehen, dieſen Gott, den die Welt vergißt und nicht achtet, der in der Einſamkeit und Stille verehrt und angebetet wird, zu verkündigen. Wie ſehr irrt man daher, wenn man annimmt, wie wir ſchon am Anfange dieſes Lebensabſchnitts bemerkt haben, daß die Sinnesänderung dieſer berühmten Frau ſo plötzlich vor ſich gegangen; in den obigen Zeilen ſteht deutlich

Sculpturen. Dieſe Betrachtungen ſind ohne Pedanterie und im Style des guten Geſchmacks gehalten; ſie ermüden nicht, ſondern zerſtreuen anmuthig den durch die Darſtellungen des Liebeskummers niedergebeugten Geiſt des empfindenden Leſers. Der Roman bleibt immer die Hauptſache und wird nicht, wie bei der Corinna, eine lyriſch-rhetoriſche Zuthat für das geiſtreiche Raiſonnement.

Unter den Urtheilen, die damals über dieſen Roman laut wurden, zeichnet ſich eins aus, das auf die Dichterin der Valerie einen tiefen Eindruck gemacht zu haben ſcheint; es iſt nach ihren Mittheilungen von Hrn. Empeytaz, ihrem Begleiter und Anhänger, aufgezeichnet worden, und enthält die Unterredung, die die Verfaſſerin mit einer Frau aus der Sekte der Quäker gehalten. Es mag in verkürzter Geſtalt hier ſeinen Platz finden.

Frau von Krüdener. Was wünſchen Sie von mir, liebe Miß Sara Wheeler?

thun, doch habe ich beabſichtigt, durch dieſes unbedeutende Werk Niemanden zu beleidigen, vielmehr Viele zu erfreuen. Mein Wunſch ging ſogar dahin, durch daſſelbe die Sitten zu verbeſſern.

Sara (ihr die Hand küſſend). Ich danke Dir.

Frau von Krüdener (erſtaunt). Wofür?

Sara. Du haſt mir eine erbauliche Lehre gegeben, nämlich die, daß man ſelbſt an den Perſonen, die uns mißfallen, Eigenſchaften finden kann, die uns, die wir uns für beſſer als jene Perſonen hielten, beſchämen. Ich ſtehe beſchämt vor Dir.

Frau von Krüdener. Sie ſind ſehr demüthig, Miß.

Sara. Ich ſollte es ſein.

Frau von Krüdener. Nun aber, der Zweck Ihres Beſuches — darf ich ihn nicht erfahren?

Sara. War der, Dich im Namen Gottes zu bitten, keine ſolche Bücher mehr zu ſchreiben. Aber ich weiß nicht, ob ich noch das Recht habe, dieſe Bitte zu der vor mir; ich ſah mich ſelbſt wieder jung und wider das Gebet des Herrn ſündigend.

Frau von Krüdener. Sie lebten einſt in der Welt, Miß?

Sara. Was ich einſt war, kann Niemand kümmern; genug, daß ich bekenne, ſündhaft und eitel geweſen zu ſein.

Frau von Krüdener. Aber auch ſchön ſind Sie geweſen, Miß.

Sara (mit unwilligem Erröthen). Schweig! Will ein ſchwaches Weib dem andern ſchmeicheln?

Frau von Krüdener. Nun denn, zur Sache! Alſo Sie kennen die Welt, Miß, und finden, daß ich ſie geſchildert habe wie ſie iſt.

Sara. Ja, aber Du bedachteſt nicht, daß ſchwache Herzen Dein Buch leſen. Was ſollen dieſe Armen, denen Gott noch nicht geiſtliche Aufſeher beigegeben hat, von den Schilderungen einer ſündigen Leidenſchaft denken, die Du mit ſo meiſterhafter Feder hingezeichnet haſt?

Sara. Ich bin ein Weib, das die Wahrheit liebt, und das nebenbei ein Herz hat für den Kummer und die Leiden ſeiner Mitgeſchöpfe.

Frau von Krüdener. Beides bin ich ſtolz auch von mir ſagen zu können.

Sara. Du liebſt die Wahrheit und findeſt die Lüge in Gold und Purpur. Du haſt ein Herz für Deine Mitgeſchöpfe und tödteſt ſie! Schweſter, Du lügſt.

Frau von Krüdener. Sie ſind nicht fähig, Miß, die Wahrheit in meinem Buche zu erkennen. Sie geſtehen ſelbſt, daß Sie die Welt, in der ich lebe, verachten. Was man verachtet, ſucht man nicht kennen zu lernen.

Sara. Ich verachte Niemanden, ſowie ich Niemanden achte. Alle Ehre geb' ich dem, der ſie geben und nehmen kann. Ich haſſe die Sünde, und der Haß weiß ſehr genau um ſeinen Grund.

Frau von Krüdener. Ich haſſe die Sünde ebenfalls.

Sara. Ich weiß nur von einem Gebot und nur von einer Uebertretung. Du ſollſt Gott lieben heißt das Gebot, du liebſt Gott nicht heißt die Uebertretung.

Frau von Krüdener. Man kann dieſen Satz vielfach auslegen.

Sara. Ja, wenn man nicht ehrlich iſt. Der Ehrliche hat nur die eine einfältige Auslegung, die der Gehorſam und die Demuth ihm eingeben.

Frau von Krüdener. Und was verlangen Sie demnach von mir, Miß?

Sara. Daß Du an die Armen und Schutzloſen denkſt, die Deine Brüder und Schweſtern ſind, Deine Kinder, wenn Du ſie lieber heißen willſt, wenn Du wieder die Feder ergreifſt, um ein Buch zu ſchreiben, durch das Du „die Sitten beſſern willſt." Stelle dem Auge Deines Geiſtes nicht die eitlen Frauen und Männer vor, die Dich in den Prunkgemächern der Welt umgeben mit ihrem hochmüthigen und ſpöttiſchen Lächeln, die Dir [illegible] und den Dank ſpenden, ſondern führe Deinem Geiſte der ihre Sanftheit in die Wagſchale wirft. Es kann im weiten Umkreis der Schöpfung kaum etwas Wundervolleres geben, als dieſen Gedanken. Wenn Du dieſem Bilde nachgehſt, wird Deine Seele ganz und vollſtändig empfinden, was damit gemeint iſt, wenn es heißt: Du ſollſt kein Aergerniß geben.

Frau von Krüdener. Wenn Sie die Wahrheit ſprechen, Miß, ſo wäre ich alsdann durch mein Buch verdammt.

Sara. Verdammt nicht; aber Du haſt unverzeihlich den betrübt, der Dich zuerſt geliebt hat und der um Deiner Sünde Dich nie aufhören wird zu lieben. Kann ein kleiner weltlicher Triumph Werth genug für uns haben, um uns freiwillig mit andern Geſchöpfen zu entzweien?

Frau von Krüdener (nach einer Pauſe des Nachdenkens). Ich bin Ihnen dankbar, Miß, für die Aeußerung Ihrer aufrichtigen Meinung. Ihren Rath kann ich jedoch nicht brauchen. Denn der Standpunkt, auf welchem Sie ſtehen, ſcheint mir ein zu einſeitiger, um jezt mittheilen will. Wir haben in dieſen Tagen geſehen, daß in den materiellen Geſchicken der Menſchen die Niedrigen ſich über die Hohen geſezt haben, es wird aber auch noch dazu kommen, daß die Unmündigen im Volke und die Einfachen im Geiſte über die Weisheit der Klugen den Sieg davon tragen werden.

Frau von Krüdener. Genug, Miß. Was wir einander ſagen konnten haben wir, ſo dünkt mich, Beide ſchon ausgeſprochen.

Sara. Leb' wohl. Gott hat Dich und mich in ſeinem Schuz. — —

(Zuſaz von ſpäterer Hand.) „Was in dieſem Geſpräch auffällig wurde, war das Eintreffen jener Prophezeiung, und zwar war Frau von Krüdener ſelbſt auserſehen, die Bewahrheitung herbeizuführen. Sie ging zu den Unmündigen im Volke und zu den Einfachen im Geiſte, um ihnen das Evangelium zu predigen. Unter ihren Augen und gleichſam mit dem Anſchein täglichen und ſtündlichen Erfolgs erſtarkten dieſe Unmündigen und dieſe Einfachen [illegible] Zweifel des göttlichen Wortes zu

In dieſer Zeit (1801) war es auch, wo Frau von Krüdener öfters mit Frau von Staël verkehrte und dieſe berühmte Verbannte in Coppet beſuchte. Dieſe beiden Frauen damals beide auf dem Culminationspunkt ihres weltlichen Glanzes, beide gefeierte Schriftſtellerinnen und von einer Schaar Bewunderer umgeben, entſchieden ſich für die Miſſion, die ſie bei den großen Aufgaben der Zeit über ſich nehmen wollten. Bei Beiden bildeten die Jahre 1802 bis 1806 die entſcheidende Kriſis. Frau von Staël, mit dem Machthaber zerfallen, entſchied ſich, den Weg der politiſchen Märtyrerin zu gehen, Frau von Krüdener wählte die religiöſe Märtyrerkrone. Beide Frauen waren beſeelt von dem großen Entſchluß, die Gemüther und die Geiſter ihrer Zeitgenoſſen lenken zu wollen. Man hat Beiden als Motiv die Eitelkeit untergeſchoben: ſei es, eine Eitelkeit, die zu ſolchen Werken anſpornt, iſt die Mutter der Größe. Allein wir bleiben feſt bei unſerer Behauptung: bei der Krüdener war Eitelkeit nicht das Motiv, ſie war nie und zu keiner Zeit Heuchlerin und Gauklerin; eine ſpätere, heftige pathieen für die Bedürfniſſe und die Wünſche des Volkes, hat an dieſer Frau Gerechtigkeit zu üben.

Mit dem Jahre 1804, mit dem Erſcheinen der Valerie und deren glänzender Aufnahme hatte die Weltfrau mit der Welt abgeſchloſſen. 1806 in Königsberg, wo Frau von Krüdener mit der Königin Louiſe von Preußen zuſammentraf, traten zuerſt die Allen kenntlichen und ſichtbaren Zeichen ihrer Sinnesänderung hervor. Wenige Jahre vorher hatte man ſie noch in dem Salon Recamier geſehen, in griechiſchem Koſtüm, die Arme und den Buſen entblößt, jetzt ſah man ſie in einem einfachen, bis oben zugeſchloſſenen Kleide, glattem Haar und ohne Goldſchmuck an Hals und Händen. Vor ihrem Aufenthalt in Königsberg fällt ihr Zuſammentreffen mit Profeſſor Krug in Leipzig, der ein Geſpräch das er mit ihr führte, zuſammt einem das er ſpäter mit ihr zu führen Gelegenheit hatte, veröffentlichte. Hierher nach Leipzig folgte ihr G..., einer ihrer weltlichen Freunde, von dem ſich zu trennen ſie für ihre Pflicht anſah, aber es dennoch nicht vermochte. Sie liebte von allen ihren bleiben, ſie wollte in die Hütten gehen und dem Volke dienen, er wollte in den Paläſten bleiben und ſein glänzendes Talent, die Gewandtheit ſeiner Feder unbehindert anwenden, die weltliche Macht und Klugheit zu verherrlichen. Eine Stelle in einem ihrer Briefe, die ſich offenbar auf dieſe Zeit in Leipzig und auf den bevorſtehenden Abſchied von ihrem Freunde bezieht, lautet: „Ich trug Gott im Gebete vor, ob er mir geſtatten wolle, den G— zu dem Werke, das ich vorhabe, als Mitarbeiter zu werben, im dem Falle bat ich um die Gabe der Ueberredung, der er nicht würde widerſtehen können. Ich erhielt dieſe Ueberredungsgabe nicht. Meine Worte fielen, ich kann wol ſagen, zum erſtenmale in meinem Leben trocken und kalt aus, und ich konnte deutlich aus dieſem Umſtande ſehen, daß Gott beabſichtigte, mich allein den Weg gehen zu laſſen, den er mich ſchickte. Was wäre es auch um meine Kraft und meinen Entſchluß, wenn ich den Arm der Liebe als Führer nicht miſſen könnte! Ich werde allein gehen.“ An einer anderen Stelle heißt es: „G— iſt von mir gegangen, hatte, ſchnell Leipzig verließ, um nur nicht in Verſuchung zu gerathen, dem Freunde, der auf ihren Widerruf in der Nähe harrte, ein Zeichen ihres Wankelmuths und ihrer Schwäche wider ihren Willen zukommen zu laſſen. Sie floh gleichſam vor dem letzten, aber zugleich gefährlichſten Abgeſandten der Welt. Erſt als ſie ihn nicht mehr ſah, den Ton ſeiner Stimme nicht mehr hörte, glaubte ſie ſich für immer getrennt von den Eitelkeiten und Schwächen ihres frühern Lebens.

Es muß hier eingeſchaltet werden, daß mittlerweile Herr von Krüdener, von dem ſie geſetzlich getrennt war, 1802 in Berlin als ruſſiſcher Geſandter geſtorben war. Frau von Krüdener war 1806 vierzig Jahre alt. Die, die ſie damals ſahen, beſchrieben ſie als eher klein wie groß von Wuchs, mit einem bleichen Antlitz, deſſen regelmäßige Züge Ruhe, Sanftmuth und Freundlichkeit ausdrückten. Gerieth ihr Geiſt in Extaſe und wurde ihr Herz glühend, ſo umleuchtete dieſe blaſſe Geſtalt ein Feuer, das raſch entzündete und entweder beſeligte oder zerſtörte. Lange Zeit ruhte auf dem graſeidenen Kleide ihres Ueberrocks ein kleiner goldener Arm, doch auch die Fülle und zierliche Form zeigten; diese konnte ſie nicht verſtecken, im Gegentheil, ſie mußte ſie, da ſie lebhaft ſprechend viel Geſten mit ihnen ausführte, offen der Beachtung behalten. Sie hatte von dieſen Händen eine Anzahl Ringe geſtreift, die jeder einzelne ſie an ein Bündniß mahnte, das ſie eingegangen war und das ſie verſchworen hatte nie zu brechen. Sie opferte dieſe kleinen irdiſchen Bedürfniſſe dem großen [illegible]. Nicht einen Augenblick zauderte ſie, dieſes Werk der Selbſtentäußerung mit freudigem Herzen zu vollführen. Wenn ſie ging, hatte ſie früher einen lebhaften Schritt, in ihrer Jugend liebte ſie raſch dahinzufliegen, jetzt ging ſie feſt und langſam, wie Jemand der einem gewiſſen Ziele zuſchreitet. Sie lehnte ſich früher gerne an, eine Kaminſäule, ein Möbel mußte ihr zur Stütze dienen, um in anmuthiger Stellung halb ruhend dem Geſpräche zuzuhören, jetzt gewöhnte ſie ſich, inmitten eines Zimmers aufrecht zu ſtehen, immer bereit, ſich nach allen Seiten hinzuwenden und jeden Einzelnen ihrer Zuhörer ſcharf ins Auge zu faſſen. Eine große Anzahl konventioneller und geſellſchaftlicher Formen legte ſie ab. Sie machte gleiter von einem reich galonirten Diener zu machen. Sie ließ ſich nirgends anmelden, ſondern trat ein, entweder nach vorhergegangenem leiſem Klopfen an die Thüre oder auch ohne ein ſolches. Auf dieſe Weiſe verkehrte ſie ſelbſt mit Fürſten. Einen Platz, der ſie ihrem Stande nach in der Geſellſchaft hätte ehren ſollen, nahm ſie nie an, ſondern blieb entweder ſtehen, oder wählte ſich einen beſcheidenen Seſſel. Daß man ſie gnädige Frau oder Baronin nannte, duldete ſie zwar, allein ſie hörte es nicht gern; ſie ſelbſt vermied alle Titulaturen und wandte überall, wo es nur irgend ging, das einfache „Sie“ an. Dabei machte die Innigkeit, die ſie in Blick und Wort legte, die Kälte und ſcheinbare Verletzung der Artigkeit wieder gut. Gegen die Fürſten und gegen ihre Standesgenoſſen war ſie zurückhaltend, gegen das Volk und gegen die Armen hingebend und ſo freudig herzlich, wie man ſich's kaum vorſtellen mag. Es war der Accent der ächten, wahren Liebe, den ſie jedem ihrer Worte, das ſie gegen die Nothleidenden und Armen ausſprach, aufprägte. In der erſten Zeit beſonders war das Feuer der Apoſtel und Bekenner ſichtlich doch iſt ihre Geſtalt ihm lebhaft erinnerlich und Mienen und Geberden ſind, als aus dem innerſten Born des bewegten Geiſtes quellend, noch jetzt in dem feſten Andenken auf ihn einwirkend.

In dieſer gänzlich veränderten Geſtalt erſchien ſie nun 1810 wieder in Paris und hielt hier in ihren Gemächern — Betſtunden.

Die Umwandlung der Frau von Krüdener, die wir pſychologiſch aus ihrem eigenen Gefühls- und Gedankenleben glauben erklärt zu haben, wird nun auch durch die Geſchichte und den Umſchwung der Ideen und Anſichten, die dieſe hervorbrachten, hinlänglich erläutert. Wir haben unter anderen Bildniſſen ſchon eine Fromme, allein die Frömmigkeit der Fürſtin Galizin iſt völlig verſchieden von der der Frau von Krüdener. Jene Gemüthe verlor ſich, ebenfalls von der falſchen Größe und der glänzenden Eitelkeit der Welt abgewandt, in das Dunkel einer katholiſchen Beſchaulichkeit, nur für ſich ſelbſt und ihr Seelenheil beſorgend, indeß Frau von Krüdener der Strömung ihrer Zeit folgend, als Fromme gerade recht ins öffentliche Leben trat und zur Verkündigerin der

Fürſten und Gewaltigen gebeugt ſah, kann ſich rühmen, an ſich und ſeinem innerſten Weſen keine Umwandlung erfahren zu haben. Der Tumult und die Zerſtörung waren zu gewaltſam, die Großthaten zu blendend, die Kontraſte zu überwältigend, die grauſamen und erhabenen Lehren, die der Himmel über die Menſchheit hinſtreute, zu donnernd, als daß ein der Empfindung und des Nachdenkens irgend fähiges Gemüth nicht ſich dem allgemeinen Hin- und Herdrängen der Geiſter angeſchloſſen hätte. Das gewöhnliche Leben ſchien ganz ſeine Bedeutung verloren zu haben, Jedermann athmete nur in einer Atmoſphäre von Größe und Erſchütterung. Wie mächtig muß der Sturm gebrauſt haben, daß wir, die weit entfernt Stehenden, noch zittern beim Anblick der noch nicht ganz weggetilgten Zerſtörungen jener Trümmer und Leichenfelder, und Jene, die Gott mit dem Geſchenk einer ſo ſündenblutigen und ſiegestrunkenen Zeit begnadigte, Jene, die die großen und ewigen Geſchicke vor ihren Augen vorüberziehen ſahen, Jene ſollen nicht gebebt, ſollen nicht gezittert haben? Ja, ſie ſes auf Erden darſtellte: wann wird wieder eine ſolche Zeit kommen? Frau von Krüdener war nicht die Einzige, die bei dieſem großen politiſchen Pfingſtfeſte eine flammende Zunge erhielt, ſie erſcheint uns nur auffallender, weil ihr Wirken einen beſondern Charakter annahm, weil ſie als Einzelweſen aus der Gruppe der Begeiſterten hervortrat und ſich den Blicken der Menge auf einem Piedeſtal zeigte.

Bei einem Vorfalle in Venedig merkte Frau von Krüdener zuerſt, daß ihr die Gabe gegeben war, zu einer verſammelten Menge zu ſprechen und auf dieſe augenſcheinlich zu wirken. Eine Bettlerin ſollte in Haft geſchleppt werden, das Volk lief zuſammen und wollte die Gefeſſelte befreien. Es kam zu einem Streite mit der bewaffneten Macht. Die Gondel, in der Frau von Krüdener mit ihrer Geſellſchaft ſaß, hielt an dem Platze, wo der Tumult vorfiel; der fremden Dame machte man Platz, und die Bettlerin ſtürzte händeringend zu ihren Füßen. Frau von Krüdener erkannte die Alte, dieſe hatte eine Zeit lang in ihren Dienſten geſtanden, ſie übernahm in wenigen Worten ihre Vertheidigung und

„Seht, das iſt die ſchöne junge Dame, die ſich des Volkes annimmt, die nicht leiden will, daß ihm Unrecht geſchehe. Begrüßt ſie, bittet um ihren Segen!“ — Dieſe Scene war ſchnell vorübergehend und gab Anlaß zu Scherzen in der Umgebung der ſchönen Geſandtenfrau, allein auf dieſe ſelbſt hatte ſie Eindruck gemacht. Von dieſem Augenblick an war es ihr nicht gleichgültig, ob ſie von den niederen Klaſſen des Stadttheils, in dem ſie wohnte, bei ihrem Erſcheinen bemerkt wurde oder nicht. Es geſchah regelmäßig. Die Gondelführer ſtritten ſich an ihrem Palaſte um die Ehre ſie zu fahren; es ſetzte ſogar Meſſerſtiche. Wenn ſie in die Kirche ſich begab, rief man ihr Segensſprüche nach. Wer hätte jemals ein weibliches Herz beobachtet und erriethe nicht ſogleich, daß zu dem künftigen Gemälde hier ſchon einzelne Skizzirungen und Farbentöne zuſammengetragen wurden? Frau von Krüdener wußte, daß ſie Macht über die Geiſter einer verſammelten Menge hatte, es koſtete nur den Entſchluß, dieſe Macht anzuwenden, und zu dieſem Entſchluß brachte ſie raſch der Sturmdrang der Zeit und die gereifte Frömmigkeit ihres jetzt ſichtbarlich und auch den Blödeſten verſtändlich, an die Bruſt der Könige und der Völker greifen."

Während Napoleons raſchem Vordringen, wo „die Ernte zu ganzen Garben niederfiel und nicht Zeit genug war Alles vom Felde zu räumen" hielt ſie ſich in Genf auf, wo ſie die Bekanntſchaft des jungen Empeytas machte, eines Geiſtlichen der reformirten Kirche, eines ſchwärmeriſchen und feurigen Jünglings, der in ſeiner Perſon bei Frau von Krüdener den Uebergang bildete von einem weltlichen Geliebten und Verehrer zu einem geiſtlichen Freunde und Miſſionsgehülfen. Er war Beides. Er liebte die noch ſchöne Frau und betete die werdende Heilige an.

Fortwährend ſchrieb ſie in dieſer Zeit Briefe an die Ihrigen. Von den zwei Kindern, die ſie geboren, behielt ſie die Tochter bei ſich und ſendete den Sohn nach Liefland. Sie wollte auf das Schickſal des Letzteren, der ſich für die diplomatiſche Laufbahn entſchieden hatte, nicht hemmend einwirken.

In Heidelberg ging ſie in das Gefängniß der Verbrecher und ließ da den Mördern und Dieben predigend.

ter der öffentlichen Sittlichkeit ſich ſcheuten, mit dieſen extravaganten Vagabunden ſich einzulaſſen. Eine ſchwache Frau ging, allein mit einem Predigtbuche bewaffnet, mitten unter ſie. Als ſie zum erſten Male einen ſolchen Beſuch abgeſtattet hatte, ſchrieb ſie an Empeytas: „Mein Freund, wenn ich Dir ſagen ſollte, was ich gehört und geſchaut in dieſer kurzen Viertelſtunde, die es mir möglich war in einer ſo entſetzenvollen Umgebung auszuharren, Du würdeſt Dein Antlitz verhüllen und mit Zittern mich Gott empfehlen. O mein Geliebter, was iſt der Menſch! zu welchem Schreckbilde kann das urſprünglich ſo reizende Original verkehrt werden, wenn ſataniſche Hände darüber kommen und mit den dunklen Schatten der Hölle die reinen Farben zudecken! Ich habe unter Verbrechern geſeſſen, ich habe ihren Hohn über mich und über den, in deſſen Namen ich kam, ausgießen hören müſſen, einen Hohn, der die Sprache eines bis zur tiefſten Verderbtheit geſunkenen Pöbels führte. Es herrſchte in manchen dieſer Aeußerungen, wie ſoll ich ſagen, ein Luxus des Laſters, und doch [illegible]e Bruder [illegible] war, was dieſe unreine Zunge ſagte, nur ein

Sünde und Thorheit. Das war es was mich niederſchmetterte, als ich den Kerker verließ, in den ich ſo hochmüthig und mit ſo großer Selbſtzufriedenheit eingetreten war. Wie dieſe demüthigende Ueberzeugung mich befiel, verlor ich dergeſtalt den Muth, daß ich eilig auf den Rückzug dachte, und von den zwei Stunden, die ich dazubleiben mir vorgenommen hatte und zu denen ich die Erlaubniß von der Behörde erhalten, nur eine Viertelſtunde wirklich blieb. Als ich nach Hauſe gekommen war, ſchalt ich mich und ſagte mir mit Verdruß, daß ich allzufrüh fortgeeilt ſei, daß ich tapfer hätte Stand halten ſollen dem Anblick nicht allein der fremden, ſondern der eigenen Verwüſtung. Morgen geh' ich demnach wieder hin. Es ſitzt Einer darunter, den ich in Paris gekannt, mit ihm getanzt, mit ihm geſpielt habe, er war ein ſchöner Mann. Er hat mich nicht erkannt, ich aber ſogleich ihn. Gute Frau, ſagte er mir, als ich mich zutrauend zu ihm wandte, gebt Euch keine Mühe mich zu bekehren. Eine Welt, die vor Gott ſich beugt, der ſich nicht damit abgibt, die Wünſche einer Kreatur zu ſtillen, ſondern gleich die Krone eines Fürſten raubt, zeigt, und der Tod war ihm Labſal. Ein Anderer entriß mir mein Buch und gab mir damit einen Schlag an den Kopf und rief: Geh, Närrin, als Du noch jünger und hübſcher wareſt, wirſt Du ebenfalls nicht an Gott geglaubt haben, das ſind Einfälle Deiner alten Tage und Deiner morſchen Glieder. Ich wagte kein Wort zu erwiedern. Ich zitterte ſichtlich.“

Dieſes Beſuchen der Gefängniſſe machte zuerſt die Regierungen auf die ſeltſame pilgernde Frau aufmerkſam, die die Länder durchzog und ein öffentliches Werk der Barmherzigkeit zu predigen und zu üben begann. Aber der noch immer fortdauernde Krieg ließ die Aufmerkſamkeit nicht an iſolirten Einzelheiten in der tumultuariſch bewegten Maſſe haften, man lenkte, wenn man den Blick dahin gerichtet, ihn bald wieder ab. Das brennende Moskau nahm alle Geiſter in Anſpruch; eine große Pauſe der ſpannenden Erwartung erfüllte ganz Europa. Alles lauſchte nach dem Norden hin, die Völker hielten den Athem an, um keinen, auch nicht den ſchwächſten Laut von dort her zu verlieren, bis endlich aus der Schneenacht hervor der kleine Schlitten, der den tenden Krüppeln, ihren zu Gerippen ausgehungerten Schattenbildern die Fluren Deutſchlands. Das Volk ſtand auf, in die Paläſte der Fürſten kehrte das Lächeln und die Hoffnung wieder.

Frau von Krüdener war damals in Genf; ſie flog nach Leipzig und wollte nach Berlin eilen; doch die ſich zuſammenziehenden Truppenmärſche verſperrten ihr den Weg; ſie ging in die Schweiz zurück, ſchaute von ihrem ruhigen Aſyl aus den Bewegungen zu und erfuhr mit einem Entzücken, das an Wahnſinn grenzte, ſo ſehr und ſo innig war dieſe ſeltene Frau Patriotin, die Erfolge der Völkerſchlacht in den Ebenen Leipzigs. Deutſchland war frei — jetzt galt es, das Volk, dem ſie in der Trübſal Muth und Ergebung gepredigt, Demuth im Glück, Gehorſam im Frieden, Dankbarkeit im Siege zu lehren. Sie fühlte ſich berufen, dies zu thun. Die Sache des wiedererweckten und wiederbefeſtigten Glaubens erſchien ihr jetzt als die Erſte und Wichtigſte. Danket Gott! Danket Gott, Fürſten, Völker! daß er Euch errettet hat. Ihr habt nur dies Eine zu thun, aber dieſes Eine iſt unerläßlich! Danket Gott! —

ben hier einige Stellen aus dieſer Dithyrambe: „Wir ſind Zeuge eines jener großen Schauſpiele geweſen, die die Erde wieder an den Himmel knüpfen und die die Nachwelt als eines von den erhabenen und großen Kapiteln der Geſchichte aufſtellen wird, in welchem die Jahrhunderte ſich offenbaren!“

„Wer könnte es wagen, die Geſchichte unſerer Tage zu ſchreiben! Wo iſt der kühne Tacitus, der dieſe Ereigniſſe, die, ähnlich der fabelhaften Sphinx, Alle verſchlingen, die das große Räthſel nicht verſtehen, zu berühren wagte? Bedeutungslos gehen dieſe Ereigniſſe an denen vorüber, die den lebendigen Gott nicht kennen, daß er ſie ihnen erklärte, und die ewig verwaiſt und ohne Ruhe daſtehen werden, wenn ſie nicht Glieder der großen Kette ſind, deren letztes Glied der Ewige ſelber hält. Ja, wenn mitten in der allgemeinen Sündfluth, wo Jeder nur auf den Schiffbruch des Andern rechnete ohne ſeinen eignen zu ſehen, Leidenſchaften und Verbrechen die Macht der Zerſtörung auf die Völker geworfen haben, ſo gab es doch nur eine Quelle des Laſters, den Willen, ſich vom lebendigen Gotte zu trennen. Auf die menſchlichen Schwächen erzeugten ſich aus dieſer Quelle.“

„Aber mitten unter dieſem Geſchlechte verſtoßener Sterblichen lebte ein Volk, das der Ewige liebte; ein großer Gedanke, hervorgegangen aus dem Herzen der Allmacht und in irdiſche Form verkörpert. Dieſem Volke gab er den Sieg!“

„Ich ſpreche zu Euch und meine Stimme tönet durch Euer Herz! Sagt ſelbſt, waren wir nicht noch vor wenig Monden Alle in der Hoffnung einig, daß eine Umwandlung ſtattfinden müſſe? Sie iſt erfolgt. Auf den Feldern und Ebenen, die einſt Attila's Sturz ſahen, ſtürzte der Koloß in Trümmer: ein zweiter Attila, eine noch grauſamere Geißel Gottes. Er iſt nicht mehr. Von ſeinem Sturze widerhallen die Wüſten Aſiens. Der Ewige hat ihn geſchlagen. Wie ein Nebel im Gebirge, der am Morgen vor dem Blicke des Wanderers hinzieht und beim Steigen der Sonne ſchwindet, ſo ſchwand er. Sein Gang war furchtbar; er ſchritt durch Leichen wie die Schnitter durch Saatgarben. Wen wählte Gott, um den Sieger zu beſiegen? Fragt Ihr mich, ſo ſag' ich Euch: er wählte ein Volk, einfach und

Volk, das noch nicht aus dem Becher aller Ausſchweifungen getrunken; ein Volk, das von ſeinem Heile noch nicht verlaſſen worden: dieſes Volk wählte Gott. An ihrer Spitze ging ein Held hoher Beſtimmung daher, ein Mann, auf deſſen Haupt der uralte Segen Jehovah's niederträufelte. Dieſer jugendliche Held verbindet mit der Stärke Alexanders und Cäſars die Demuth und die Kindlichkeit der Apoſtel. Solcher Art ſind die Männer, die Gott auserwählt, die in Verwirrung treibende Welt in die rechte Bahn zurückzuleiten!"

„Ich nenne Euch dieſen Helden — es iſt Alexander. Der Ewige rief Alexander und der Erwählte hörte die Stimme. Freudig wie ein Held zum Siege flog er ſeine Bahn. Die Sonne der Freiheit leuchtete ihm voran und ewiges Morgenroth krönte ſeine Schritte."

„O großer Fürſt! Wie fühlteſt Du mit Freudebeben, daß die Gelübde Deines edlen Herzens in Erfüllung gingen, als Du opfernd und Gott dankend auf jenem Felde ſtandeſt, das einſt das Blut von hunderttauſend Schlachtopfern trank, hingewürgt von einem tyranniſchen Könige, und Du — hunderttauſende Deines Volkes auf dieſes ſelbe Feld zum Dank, zur Buße, zur Religion

Friedens Dir entgegenwogen. Friedensfürſt! Völkerliebling! Sanfter Held, Tröſtebringer und Schmerzenstilger! Ehe Du aus Deines Vaters Hauſe gingeſt, ſo hatteſt Du daſelbſt ſchon das Bitterſte gefühlt, aber Du hatteſt ihm männlich widerſtanden. Der Eroberer hatte auch Dir mit ſchmachvollen Feſſeln gedroht, doch als ſchon Dein ungeheures Reich zitterte, Du zittorteſt nicht, Du ſchloſſeſt keinen unwürdigen Frieden, ſondern Du gabſt der Hoffnung Raum, Gott werde Dich ſchützen. Er hat Dich geſchützt, Völkerliebling!“

„Was fühlſt Du, Mann des Jahrhunderts, wenn Du Deine Völker beten ſiehſt? Wenn Du dieſe hunderttauſend Stimmen, alle mit einem Klange, den Namen Gottes anrufen hörſt? Und Du, ihr Fürſt, haſt ſie hierher geleitet! Süßer und lieblicher Held, nicht wahr, nun trocknen die Thränen, die Du weinteſt, als Du des Trübſals Zeuge wareſt? Nun iſt vergeſſen Dein banger Schmerz, der Dir das Herz zerwühlte beim Brande des Hauſes Deiner Ahnen. Das Evangelium der Liebe und Verſöhnung iſt zwiſchen Moskau und Frankreich verherrlicht.“

Liebloſigkeit einziehen laſſen. Bekenne und büße! Sieh, hier auf dieſen Feldern haben ſich Europa's Fürſten, Europa's Völker verſammelt, um auch für Dich, Du tief Gefallene, zu beten. Der Sturm ihrer Pſalmen trägt auch Deinen Namen zum Himmel empor, und Deine uralten Sünden, auf die reinen Fittige des Gebets der Gerechten genommen, werden in dieſem Augenblick dem Allmächtigen vorgelegt, daß er den Blick der Gnade auf ſie hefte. Frankreich, bekenne, büße und hülle Dich in Staub und Aſche! Willſt Du, daß Deine Triumphbögen und Städte nochmals in den Staub geworfen werden ſollen, daß Deine Könige nochmals auf dem Blutgerüſte endigen, daß Deine Gerichtsſtühle nochmals von dem Fuß der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit beſtiegen werden ſollen? Der Zorn des Herrn iſt furchtbar, wenn er die ſchon Beſtraften nochmals ſtraft! Darum ſündige nicht wieder. Die ſtaunenden Völker haben es geſchaut, wie Du durch Deinen eigenen Ruhm gezüchtigt werden. Nun geh' in Dich. Tochter des heiligen Ludwig, Blume des Ritterthums, Land der Geſänge, — lerne Demuth, daß Deine Könige neu erblü-

Werk vollbracht wird. Frankreichs Altar war umgeſtürzt, allein es iſt wieder erhöhet worden und die Geſänge tönen wieder um die einſt zertrümmerten Stufen. Man ſieht Frankreich hervorgehen, demüthig wie eine Magd, gebeugt wie eine Wittwe und von ihren Lippen tönt der Name: Jeſus Chriſtus! —“

„Seht, Völker, ſeht das gedemüthigte, das gebeſſerte, das wieder betende Frankreich! Macht ihm Platz, daß ſie durch Eure Reihen wandle — die büßende Gekrönte! die Völkergedemüthigte, die von Liebesſchmerz um Chriſtus Verzehrte!“

Dieſer Geſang, denn anders kann man dieſe Ergüſſe einer feurigen Seele nicht nennen, machte große Wirkung als er erſchien. Es war dies erklärlich. Die Welt war enthuſiaſtiſch eingenommen für die Erſcheinung Alexanders, man ſah in ihm in der That einen zweiten St. Georg, einen jugendlichen Ueberwinder. An ſeine glänzende und prangende Geſtalt ſchloſſen ſich der König von Preußen und der Kaiſer von Oeſtreich als minder bevorzugte Perſönlichkeiten an. Dieſe drei Monarchen, gefolgt von dem unabſehbaren Zuge ihrer verkühl und ſarkaſtiſch iſt, hat hierüber kein Urtheil. Frau von Krüdener erlebte hier gleichſam ihre religiöſe Glanzepoche. Sie ſtand noch nicht als ſeltſame Heilige iſolirt da, ſie war mit Volk und Zeit eng verbunden, ſie ſprach nur aus, was die Geſammtheit dachte und fühlte. Wer auch nicht mit ihr ſchwärmte und träumte, konnte doch mit ihr glauben und anbeten. Denn ihr Glaube war noch geſund, ihr Gebet noch rein. Es klingt hart, wenn wir dieſes ausſprechen, allein wenn wir überhaupt in dieſen Dingen uns ein Urtheil anmaßen dürfen, ſo erſcheint uns die fromme Glut der Frau von Krüdener, ſo wie ſie ſich nach den Befreiungskriegen, namentlich von 1814 an, zeigte, als ein ſehr verkümmertes, theilweiſe ſogar entſtelltes Bild, gehalten gegen die ſchöne und friſche Erſcheinung, die ſie in dieſer Periode des Kampfes und Sieges darſtellte. Nach einem menſchlichen Urthel hätte ſie hier ſterben müſſen, alsdann wäre ſie der Nachwelt als eine heilige Prophetin, als eine ſchwärmeriſche und begeiſterte Patriotin erſchienen. Jetzt miſcht ſich in ihr Andenken das Bild einer alten Verſchweſter und dies iſt gar ſchlimm. Die Menſchen mögen ſo un-

Ernſt und die Strenge des Sittenmalers dazu, um dieſer frivolen Menge das Bild nicht zum Raube zu geben. Wir wollen dieſem Ernſte treu bleiben und unſere abwärts ſteigende Heldin ſchonend niedergeleiten. Die Zeit, die jetzt kam, war ſelbſt eine enge, dürftige; ſcheltet darum nicht, daß in ſolcher Atmoſphäre auch der moraliſche Athemzug der Heldin ein betrübter wurde.

Jetzt fangen die Reiſen der Frau von Krüdener an, die ſie unternahm, zwei Gensd'armen zu beiden Seiten des Wagens und in demſelben von einem Polizeikommiſſär bewacht. Das waren traurige Triumphzüge, und doch waren es Triumphzüge, denn das Volk ſchaarte ſich in ganzen Maſſen dem kleinen Poſtwagen zu, in dem die Verbannte ſaß. So ging's von einer Grenze zur andern: kein deutſcher Staat wollte ſie aufnehmen, nirgends wollte man ihr ein Aſyl geſtatten. Auf jeder Gaſthofstreppe ſtand ſchon ein Diener der öffentlichen Wachſamkeit mit dem Abweiſungsſchreiben in der Hand. Die arme Frau war oft krank, ſie war todtmüde, und doch nöthigte man ſie, wieder einzuſteigen und aufs Neue in die Irre zu fahren. Es ging ihr das

Lage und Stimmung. Wir wollen Einiges daraus mittheilen:

„Mein Herr, da ich öffentlich des Ungehorſams gegen die Behörden bezüchtigt worden bin, was mit dem Geiſte des Friedens und der Sanftmuth, den ich Jedem empfehle und der die Grundlage meines Benehmens ſein muß, im Widerſpruch ſtande, ſo ſehe ich mich genöthigt, zum erſten Male das Stillſchweigen zu brechen, das ich mitten unter allen Ungerechtigkeiten, Unbilden und Verfolgungen, deren Ziel ich bin und die mich die Gnade des Herrn mit Geduld und oft mit Freude ertragen ließ, ſtets beobachtet habe. Ich erkläre alſo, daß ich auf keine Weiſe mich den Behörden widerſetzen wollte, inſofern ihre Maßregeln nicht den Geboten, die, weil ſie von Gott kommen, ich höher achten und für die ich mit Freuden mein Leben laſſen muß, widerſtreiten. Ich konnte alſo ungeachtet des amtlichen Verbots, Niemand, wer es auch ſei, weder bei mir noch in den Zimmern, die ich in der Nähe meines Hauſes gemiethet hatte und in denen man mir in der erſten Zeit meines Aufenthalts Gaſtfreundſchaft zu üben geſtattet (in der Schweiz, Grenzacher Horn) leidet, ſo würden Sie meine Lage leicht begreifen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob in dieſen Zeiten der Trübſal, wo Tauſende ohne Arbeit und Unterhalt umherirren, wo ich von Hunger und Qual erſchöpfte Mütter mir nahen ſah, die mir ihre Kinder zu Füßen legten, mir die Verſuchungen zur Sünde geſtehend, denen ſie ausgeſetzt geweſen und noch ſind. Durfte ich dieſen Bekümmerten eine Freiſtatt verſagen? Ein anderes Mal ſind es Kranke, die, die heftigſten Schmerzen leidend, hier ankommen, weil ſie wiſſen, daß ſie im Gebet und im Namen Jeſu Chriſti geheilt werden würden. Ich weiß, daß man in Ihrem Lande Niemand beherbergen darf, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, eine namhafte Strafe zu zahlen; ich hätte zweifelsohne um jene Erlaubniß nachgeſucht, wenn nicht wegen der weiten Entfernung hierdurch Verzögerungen herbeigeführt worden wären, die jede gute Frucht der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zunichte gemacht. Ich ſage es wiederholt: ich brauche mich nicht zu vertheidigen. Ungeſcheut durchwandre ich die Wüſte unſerer Zeiten, um gegen Geſetze zu kämpfen, die durch das Geſetzbuch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG.A.VON FN. 12155/016

der ich erzogen bin und die ich ausübe, verleugnen wollte.

Eine andere Beſchwerde Ihrer Regierung iſt, daß ich diejenigen nicht zurückgewieſen habe, die da kamen, mir ihre ſchwerbelaſteten Herzen aufzudecken und mich baten, für ſie Gott anzuflehen: ich hätte ſie ihren Seelſorgern zurückſenden ſollen. Allein oft kamen ſie aus weiter Ferne, aus fremden Ländern, oft waren es gerade die Seelſorger ſelbſt, die ſie mir zugeſendet hatten. Sie waren in ihre Sünden vertieft, der Verzweiflung nahe. Zuweilen waren es Leute, die keine Seelſorger hatten und in keine Kirche gingen, die Einen weil ſie nicht bekehrt, die Anderen weil ſie zu arm waren und in ihrer Kleidung ſich dort ſehen zu laſſen nicht wagten; ein Fall, der ſich in proteſtantiſchen Gemeinden öfters ereignet. Oft waren es auch Juden, gerührt und ergriffen von der Schönheit des Evangeliums, und endlich oft auch Prieſter und Seelſorger ſelbſt, mit denen ich betete.

Der heilige Chryſoſtomus ſagt: „Jedes Kind Gottes iſt Prediger, aber nicht jeder Prediger iſt ein Kind Gottes.“ Das ganze Leben derer, die ſich dieſem erhabenen Dienſte weihen, muß reden; ſie haben nicht nöthig, die Kanzel zu beſteigen, ſie beten und dulden, und Alles wird ihnen zu Theil. Sie leben nur um zu lieben und ihren anbetungswürdigen Meiſter zu verherrlichen. Sie haben kein Vaterland, oft keinen Zufluchtsort, ſie entſagen irdiſcher Luſt; allein ihrer iſt eine andere Glückſeligkeit, ſie genießen die Freude des Himmels und das Herz ihres Gottes iſt ihr Zufluchtsort, ihre feſte Burg. Warum auf Verfolgungen achten? Sie ſchlummern unter den Steinen, die auf ſie geſchleudert werden, ein, ähnlich dem heiligen Stephanus.“

„Dies iſt die Kirche, die ſich bilden muß und ſich bildete, während das Gebäude der geſellſchaftlichen Ordnung, durch die Kunſtgriffe der Finſterniß ſeinem Einſturz nahe gebracht, nur noch ein Aſyl von Ungerechtigkeit und Lüge darbietet. Wer das Herz des Menſchen ſchuf, weiß was der menſchlichen Geſellſchaft zuträglich iſt. Seine ewigen Geſetze heißen: Heiligung des Lebens, Liebe im Herzen. Jeſaias ſagt: Brich mit den Hungrigen dein Brod und die, ſo im Elend irren, führe in dein Haus.“

„Zu den Füßen des Kreuzes habe ich gelernt an meine Bruſt ſchlagen und ihn zu lieben. Ich hörte ſeine Stimme; wie hätte ich widerſtehen können! Mag man denn Aergerniß daran nehmen, daß der Herr große Thaten durch ein Weib verrichtet, mag man einen unendlichen Haß auf dieſes Weib werfen: dieſes Weib bittet für die, die ſie haßen. Der große Gott bedurfte dieſes Weibes, das, gedemüthigt durch ihre Sünden und

Verirrungen, bekannte, wie ſie Sklavin und Betrogene der Eitelkeit dieſer Welt geweſen. Er bedurfte einer muthvollen Kämpferin, die, nachdem ſie auf dieſer Erde erlangt hatte, nach deſſen Beſitz das Herz trachtet, ſelbſt den Königen ſagen konnte, wie Alles eitel und nichtig ſei. Dieſe arme Verblendete wollte einſt durch ein wenig Talent und das was die Welt Geiſt nennt, glänzen, ſie hat den Muth, zu bekennen, daß auf dieſe Beſtrebungen ſie jetzt mit Erröthen niederſieht.“

„Warum hält man mich zurück? Catharina von Siena, mit der mich zu vergleichen ich wahrlich nicht die Kühnheit habe, predigte ganzen Klöſtern, ſie ſah eine große Anzahl Bedrängter um ſich, für die und mit denen ſie betete, und Niemand wehrte ihr.“

„Allem Geſagten zufolge werden Sie, wie ich denke, nicht zweifeln, daß ich bei dem Aufenthalte in Ihrem Lande weder irgend einen Plan, noch eine menſchliche Abſicht habe. Sie werden einſehen, daß man mir weder etwas geben noch nehmen, daß man mich nur *verfolgen* kann, und dieſe Verfolgung iſt dem Bekenner ein Labſal. Die heiligen Schriften werden Ihnen ſagen, daß der Herr allezeit *Frauen* dazu wählte, wenn es um die Befreiung des Volkes zu thun war.“

„Noch hab' ich Ihnen zu bemerken, mein Herr, daß es eine ſchändliche Lüge der öffentlichen Blätter iſt, in einer Zeit von Müſſiggangern zu reden, wo Niemand Arbeit hat, wo Tauſende ſeufzend darum bitten, wo in Folge von Züchtigungen, welche die Habſucht und den Egoismus treffen, alle Manufakturen ſtocken; wo es Pflicht iſt, dem darbenden Arbeitsmann zu lehren Troſt und Hulfe im feſten Vertrauen zu Gott zu ſuchen. Nein, mein Herr, weit entfernt, den Müſſiggang zu begünſtigen, habe ich vielmehr Baſel, dieſer Stadt die Millionen beſitzt, vorgeworfen, daß man nicht beſſer für die Armen ſorge, daß man, ſtatt ihnen Beſchäftigung zu geben, die Handarbeit vermindere. Aber man läßt daſelbſt die Armen fur die Armen ſorgen, während die Reichen an den Reichen feſthalten.“ — —

Man ſieht aus dieſem Briefe, wie rege ihre Theilnahme war an dem Elend der Zeit und dem Bedürfniß der Armen. Diejenigen, die dieſe Frau ewig der Eitelkeit und der Heuchelei bezüchtigen, haben keinen Begriff von dem wirklichen Märtyrerthum, das in einem Leben, wie ſie es führte, voll ſteter Anfechtung, plumper Anklage und roher Verfolgung liegt. Es kümmerte ſie wahrhaft im Herzen die Lage des verlaſſenen und preisgegebenen Volkes, um das ſich Niemand kummerte, als die Reichen und Machthaber ſich und die Ihrigen aus dem Schiffbruch gerettet hatten. Dieſen von der verſi den Civiliſation verrathenen Schaaren, dieſen Unglücklichen, die keine Heimath, keinen Gott, keinen Herrn hatten, die die Gauen Deutſchlands überflutheten, überall Hülfe ſuchend und nirgend findend, dieſe Jammervollen fanden Troſt und Unterſtützung bei einer Frau, die ſelbſt verfolgt und elend, ihr Brod mit ihnen brach und, vor ihren oft blutigen Lumpen nicht zurückbebend, an einem Tiſche mit ihnen ſaß, zu einem gemeinſchaftlichen Gebet ihre Stimme mit der ihrigen miſchte. Solche Werke ſind nicht die einer Heuchlerin, ſie ſind zu allen Zeiten eines wahren Chriſten würdig und der Bewunderung und des Preiſes der wahrhaft Frommen theilhaftig geweſen.

Aber es iſt dem menſchlichen Willen nicht gegeben, ſich immer auf einer gewiſſen Höhe zu erhalten; auch Frau von Krudener lenkte, wie wir ſchon angedeutet haben, von dieſer Höhe niederwärts. Schon vor dem Jahre 1814, wo ſie in Karlsruhe den nähern Umgang mit dem bekannten thörichten Schwärmer und Myſtiker Jung-Stilling ſuchte, gerieth in ihre, ſchon an und für ſich ſo leicht entzündbare, Phantaſie der Brennſtoff einer unheilbringenden Geheimlehre, die den redlichen Willen ihres Herzens ſchwächte und ihren Kopf mit Schattenbildern füllte. Die Miſſion, die ihr vorgezeichnet war, beſtand darin, ſich eng an die Bewegung der Gegenwart anzuſchließen und die Bedürfniſſe des Volkes zu beachten; zur grübelnden Unterſucherin und Betrachterin religiöſer Myſterien war ſie nicht gemacht; ihr Verſtand hatte weder die Klarheit, noch ihr Prüfungstalent die gehörige Schärfe, um auf dieſem Felde, zu deſſen Bearbeitung der ewige Wille Geiſter ganz anderer Art beruft, auch nur das geringſte Verdienſtliche zu leiſten. Sie wußte das auch, und doch ließ ſie ſich von dem Schwärmer berücken, mit ihm über ſeine ſeltſamen Syſteme und phantaſtiſchen Theorien zu grübeln. Es iſt nöthig, ein paar Worte über dieſen Geiſterſchauer, der leider auch einen nicht geringen Einfluß auf ſeine Zeit geübt, anzubringen.

Jung, der ſich in ſeiner Selbſtbiographie Stillign nannte, war der Sohn eines Bauern, der ihn das Schneiderhandwerk lernen ließ. Goethe hatte den damals in der Irre herumwandernden jungen Mann kennen gelernt und von ihm, von ſeiner wohlwollenden und geiſtvollen Empfehlung, die er ins Publikum brachte, ſchreibt ſich die erſte Vorliebe der Zeitgenoſſen für den Schwärmer her. Er muß allerdings einige Anziehungskraft auf die Gemüther beſeſſen haben, jedenfalls iſt jene oben angeführte Selbſtbiographie ein ſehr eigenthümliches, liebliches Sittengemälde, und dieſe war es auch, die Goethe für den Autor dauernd einnahm. Aber Jung blieb nicht dabei ſtehen, ein einfacher Dorfſchneider zu ſein, er wurde Arzt, und zwar ein durch myſtiſche

Mittel, durch geheimnißvolle Einwirkungen ſeine Kuren vollendender. So wie er als Schneider ſeine ſchlecht gearbeiteten Röcke mit Gebet anfing, ſo begann er auch ſeine ärztlichen Kuren, die beſonders Augenkrankheiten betrafen, mit Gebet. Kenntniſſe hatte er nicht und ſuchte ſie auch nicht. Manche von den operirten Patienten erhielten ihre Sehkraft wieder, andere blieben blind, und dieſe, ſo ſchloß Herr Jung, waren beſtimmt, blind zu bleiben. Der ſonderbare Mann wurde nun auch Profeſſor, und noch dazu ſeltſamer Weiſe der Kameralwiſſenſchaften, gerade in dem Fache, von dem er, der nichts von der wirklichen Welt und dem was ihr noth that begriff, auch nicht die mindeſte Kenntniß hatte. Es war ihm zum Glück gerade damals, als er ſein Katheder beſtieg, eine Zeit, wo Aller Aufmerkſamkeit auf das große Drama der Weltgeſchichte gerichtet war und es Niemandem einfiel, auf einen übel beſetzten Lehrſtuhl an irgend einer kleinen Univerſität Deutſchlands die Blicke zu richten. So trug denn Herr Jung ſeine Kameralwiſſenſchaft vor. Nebenbei ſchrieb er eine Menge ſchwülſtiger und geiſtesarmer Romane, die die Phantaſie eines Schneiders mit der Geſchmackloſigkeit eines für den Sold ſchreibenden Büchermachers vereinigten. Selbſt der Literarhiſtoriker vermag es kaum, dieſe Romane zu durchblättern, ſo gemein und niedrig ſind ihre Kompoſitionen. Und ein ſolcher Geiſt unternahm es, den Himmel auszumöbliren und in Gemächer abzutheilen. Er ſchrieb, als er merkte, daß ſeine Romane keinen ſo rapiden Abgang fanden als er wünſchte, myſtiſche Schriften in dem graſſeſten Genre. So gab er eine Theorie der Geiſterkunde heraus, dann eine myſtiſche Zeitſchrift „der graue Mann“ und endlich ſogar „Scenen aus dem Geiſterreiche.“ Dieſe Scenen ſind wahre Beleidigungen des geſunden Menſchenverſtandes; es treibt in dieſem Buche die Pöbelphantaſie mit den ehrwürdigſten Gegenſtänden, mit den größten und heiligſten Aufgaben der Poeſie und Geſchichte ihr frevelhaftes Spiel. Die myſtiſchen Bücher der Bibel ſind dabei commentirt, wie ein Stubenſitzer und Duckmäuſer, in deſſen verdumpften Schädel nie ein Strahl von dem ewigen Leben Gottes in der Geſchichte und in der Natur gefallen, dergleichen commentiren kann. Alles Hohe ſchrumpft zu kleinen, jämmerlichen, übelduftenden Zerrbildern zuſammen, und dieſe Mißgeſtalten üben noch, wie die Sage von der Alraunwurzel berichtet, eine Art Zauber auf ihre Beſchauer aus: man ekelt ſich vor ihnen, aber muß ſie doch beſchauen. Um nur Eins aus dieſem Buche anzuführen, ſo erinnern wir an das Schickſal des Malers und Baukünſtlers, den Herr Jung in den Himmel kommen läßt. Was findet er dort? Man gibt ihm eine Stadt zu bauen und trägt ihm auf, die Räumlichkeiten mit Bildern zu ſchmücken. Der Baukünſtler und Maler baut und malt, und zwar leiſtet er das Beſte, was ſeine Kunſt vermag. Als er fertig iſt, erſcheint ein Engel, einer von den Engeln, die ſo langweilig und altklug ſprechen, als wären ſie aus der frühern Schneiderwerkſtatt des Herrn Jung hervorgegangen, und beleuchtet mit einer Lampe mit himmliſchem Oel das vollendete Werk —; es erſcheint miſerabel. Die Thürme drohen einzuſtürzen, die Paläſte ſind nicht rechtwinklig, die Bilder vollends zeigen ſchlimm zuſammengeſetzte Farben und Linien, wenn der Strahl der Lampe auf ſie fällt. Der Künſtler iſt niedergedonnert und der Engel ſpricht: „Du ſiehſt jetzt, daß Du nichts zu ſchaffen verſtehſt, daß alle menſchliche Herrlichkeit Kinderſpott iſt, daß der Menſch nicht dazu da iſt, Paläſte zu bauen und ſchöne Bilder zu malen, und daß Gott keinen Wohlgefallen an dem Betrieb irgend einer eitlen und irdiſchen Kunſt hat. Fahr' zur Hölle!" — Mit dieſen Worten wirft der Engel die kleine Stadt mit den mißrathenen Modellen zuſammen, wie des Knaben Hand Kartenhäuſer niederſchlägt, und entſchwebt, um irgend eine andere Beſſerungsanſtalt im Himmel zu beſichtigen. Man ſieht aus dieſem einen Beiſpiele, wie Herr Jung über die Entwicklung des Menſchengeiſtes denkt und welche Begriffe er von der ewigen Weltordnung hat. Mit dieſem Manne beſchränkten Geiſtes traf nun unſere Fromme zuſammen. Es kam unter ihnen das unerſchöpfliche Thema der Geiſtererſcheinungen zur Sprache und die aufmerkſame Schülerin ließ ſich von dem aberwitzigen Meiſter die Einrichtung des tauſendjährigen Reiches erklären. Es wurde gebetet und Geiſter wurden citirt. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß Herr Jung ein Betrüger war, aber um den ſchwachen Mann, der die Eitelkeit und den geiſtlichen Hochmuth hatte, zu glauben, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott ſtände, ſammelten ſich die falſchen Propheten und die myſtiſchen Wundermänner jener Zeit. Die Schweiz, der Elſaß, Franken und Baiern boten den Schauplatz für die Beſtrebungen einer beſondern Propaganda, die mit den Wundern und dem myſtiſchen Weſen oder Unweſen Wucher trieb. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Frau von Krüdener, ſich in dem Zweck und den Mitteln, ihre Aufgabe zu erreichen, auf eine kurze Zeit irrend, dieſem Treiben ſich anſchloß und namentlich in Paris bei einigen, damals großes Aufſehen machenden Gaukelſpielen unwiſſentlich wirkſam war; allein eine böswillige Verläumdung iſts, wenn das Buch „Zwei Jahre in Petersburg, aus den Papieren eines alten Diplomaten“ ausſpricht, daß ſie an die Perſon Kaiſer Alexanders ſich gedrängt habe, um dieſen Fürſten, der damals in duſtren Seelenzuſtänden befangen war, durch Ueberredungskünſte und frommen Betrug in ihre Gewalt zu bringen. Es gehört ſo wenig dazu, die Welt das Verwerfliche und Schlimme glauben zu machen: Frau von Krüdener zählte viele Feinde; ihr öffentliches Wirken war allen Regierungen verhaßt und ganz beſonders ſtand ihr jene Partei der ſogenannten freiſinnigen Männer entgegen, die, noch vom alten Stamm der Aufgeklärten des achtzehnten Jahrhunderts ſich herzählend, die Religion verachteten und jede Beſtrebung, die Völker zum Glauben und zum religiöſen Halt zu führen, als ein Mittel anſahen, verjährten Aberglauben zum Nutzen despotiſcher Fürſten und Prieſterherrſchaft wieder einzufuhren. Dieſe ſelben Männer waren es jedoch, die in der Zeit der Verdächtigungen ihre Proklamationen ſchnell verſteckten und gern bei der Verfolgung der freiſinnigen Richtungen, die ſie ſelbſt gepredigt, die Frommen zu Hülfe riefen, damit dieſe die Maſſen wieder zügelten. Daß dieſe ſogenannten Frommen, denn die meiſten waren ebenſowenig wahrhaft fromm, wie Jene wahrhaft aufgeklärt ſich nennen durften, den Kleinmuth ihrer früheren Sieger benutzten und nun ihrerſeits der Zeit eine fur ihr perſönliches Intereſſe nützliche Richtung geben wollten, iſt rein menſchlich und darf den Beobachter des Ganges der

Geſchichte nicht Wunder nehmen. In dieſem Kampf der Meinungen und Intereſſen darf man den einzelnen Charakteren nicht Unrecht thun und ihnen aufbürden, was freilich ſehr bequem, da man's hier nur mit einem Namen zu thun hat, was die um dieſes Einzelweſen gruppirte Menge in Verfolgung ihrer verſchiedenſten Intereſſen ſündigte. Frau von Krüdener war vielleicht nie wahrer und von Eitelkeit freier, als in ihrem Verhältniß zu dem Kaiſer. Sie ſah in ihm das Ideal eines Fürſten und Menſchen; ſie knüpfte an ſeine Erſcheinung alle die tiefglühenden Hoffnungen ihrer edlen Seele, ſie ging ihm entgegen mit dem freudigen Zittern und der ſchrankenloſen Zuverſicht einer Gläubigen, die den Freund gefunden hat, den ſie geſucht, den Genoſſen, der mit ihr die Siegespreiſe der ewigen Liebe zu erringen trachtet und der da kommt, um das, was ſie der Welt zu geben zu ſchwach ſich fühlt, den Frieden, ihr zu geben. Welch eine Seele, die Großes bedenkt, die Ewiges hofft, die Unvergängliches erſtrebt, fühlte nicht dieſelben Entzückungen bei ähnlichem Anlaß, wie ſie Frau von Krüdener empfand, als ſie dem mächtigſten Herrſcher Europas entgegenging und ihn bat, den Völkern das Glück und den Segen wiederzugeben, die ihnen geraubt worden. Mögen wir, die wir aus der Entfernung jene Thaten anſehen, immerhin finden, daß Vieles, was damals als unmittelbar vom Himmel gefallene und für alle Zeiten und Völkerzuſtände paſſende Wahrheit galt, wenig mehr als ein ſchöner Irrthum, eine vergängliche, ſchwärmende Idee war; nur unbillig dürfen wir nicht ſein, den perſönlichen Edelſinn nicht antaſten, die gottdurchglühte Seele nicht beleidigen, eine ſchöne That nicht ſchlimm nennen, weil ihre Erfolge dem prahleriſchen Anlauf nicht entſprechen.

Wir haben die Mißgriffe und falſchen Richtungen, die Frau von Krüdener beging und einſchlug, ſchon angedeutet, ſie wurden durch den Verkehr mit den oben bezeichneten Myſtikern hervorgerufen. Ihre Verſammlungen und Betſtunden nahmen von 1819 einen Charakter an, der von dem freien Impuls, der zehn Jahre früher die Geiſter und Gemüther um ſie einte, ſehr verſchieden war. Sie bekamen den Anſtrich pietiſtiſcher Konventikel, da ſie früher den Charakter religiöſer Volksverſammlungen, patriotiſcher Zuſammenkünfte gehabt hatten. Es ſchloſſen ſich Begleiter an ſie an, die, ähnlich wie jene Genoſſen des ſchon alternden Grafen Zinzendorff, die Bewegung der Gemüther unter Formeln und Aeußerlichkeiten bannten. Es wurde nicht mehr der Inhalt des Gebets, es wurde die Art, wie man äußerlich ſich dabei benehmen ſolle, beachtet. Ein Theil betete hinter verſchloſſenen Thüren, nach dem Ausdruck der

Schrift „im Kämmerlein.“ Andere öffentlich bei Herumreichung von einer Art Liebesmahl. Die Frauen gingen in eigenthümlichen Kleidertrachten einher, die Männer, beſonders der Schweizer Lachenal, ſpielten die deutſchen Quäker, und der letztere wurde anſtößig, indem er gewiſſe Einfachheiten in der Umgangsweiſe einführte und ſogenannte Bruder- und Schweſterküſſe als chriſtliche Sitte geltend machen wollte. Da die fromme Geſellſchaft immer auf der Wanderung war, beſtändig im Krieg mit der Polizei, ſo kam ſie faſt nie dazu, eine nöthige Ordnung und ein folgerechtes Ziel zu erſtreben. Gauner und Abenteurer von der ſchlimmſten Art ſchloſſen ſich an und brachten die Miſſionäre in Mißkredit. Frau von Krüdener erfuhr wenig von dieſen Mißgeſchicken, ſie wurde, je näher ſie der Hinfälligkeit und den Beſchwerden des Alters kam, deſto abgeſchloſſener für die Außenwelt. Es ſchmerzte ſie tief ihre ſchwindende Macht auf die Menge fühlen zu müſſen; ſie trat nur ſelten noch öffentlich auf, und dann konnte ein einzelner Blick aus der ſie umſtehenden Zuhörerſchaar, der kalt oder gar ſpottend auf ihr ruhte, ſie aus der Faſſung bringen, und ſie klagte dann unter Thränen ihren Angehörigen, daß Gott das Feuer ihrer Seele von ihr genommen, daß er ſie erniedrigt habe vor dem Volk und hinfort nicht mehr ſeinen ewigen Namen von ihr verherrlicht wiſſen wollte. Dieſe Stimmungen der äußerſten Zerknirſchung dauerten zwar nicht anhaltend, allein ſie kamen oft wieder und der Kummer den ſie dabei empfand nahm immer mehr Gewalt über ſie an. Sie ſchrieb in dieſer Zeit aus Riga (1820) an Empeytas, der ſich in der Schweiz befand: „Gott läßt ſeine Gerechten müde werden, damit ſie wahrnehmen mögen, wie gering ihre Kraft und ihr Ruhm vor ihm ſo äußerſt klein iſt. Auch mir, die ich lange nicht die ſüßen Palmen der Streiter Gottes den Muth haben darf, in die Hand zu nehmen, auch mir hat er in dieſen Tagen gezeigt, daß er meiner Dienſte nicht fürder bedarf. Mein Haupt ſenkt ſich auf die Bruſt, mein Arm ſinkt ermattet nieder und mein Gang, der ehemals ein „Fliegen zum Ziele“ war, iſt ſchleichend. O mein Freund, wenn die Stunde kommt, die mich abruft, wie werde ich zitternd ihrem Gebote Folge leiſten! Ueber die Erde hinverſtreut liegen meine guten und böſen Tage, ich ſammle ſie, und ſiehe, es iſt taube Frucht darunter. Ich war ein Weib, das eitel und gefallſüchtig begann und nach kurzem Lobgeſang kleinmüthig und klagend endet. Weg mit dieſem Weibe! — Aber die Barmherzigkeit Gottes läßt mich dann wieder hoffen und ich lebe neu. Wir wollen ruhig zuſchauen, wie lang' ich's noch treiben darf.“ —

Sie gab jetzt ihr öffentliches Predigtamt auf und lebte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegerſohne, dem Baron von Berkheim, in der Nähe von Riga. Dort hatte der Aufzeichner dieſer Zeilen Gelegenheit ſie zu ſehen; es ſei ihm vergönnt, zur Beendigung dieſer Charakterſkizze noch die paar Contouren hinzuzufügen, die eigne Anſchauung ihm verzeichnet. Es war ein Sommerabend, als ich, am Fluſſe ſpazierengehend, einen Wagen herankommen ſah, in welchem ich neben einem jungen Manne eine ältliche Dame in grauſeidenem Gewande ſitzen ſah. Ohne zu wiſſen, daß es Frau von Krüdener war, machte die Erſcheinung dieſer Frau, die Ungewöhnliches in Mienen und Geberden zeigte, einen mächtigen Eindruck auf mich. Ich blieb in einiger Entfernung ſtehen, als ich den Wagen halten und am Arm ihres Begleiters die Dame ausſteigen ſah. Die Veranlaſſung, der zufolge ſie den Wagen verließ, war eine beſondere. Sie hatte am Ufer des Fluſſes Mägde mit einer Wäſche beſchäftigt geſehen. Sogleich war das Bedürfniß zu predigen in ihr rege geworden. Sie näherte ſich den, in dummem Staunen aufſchauenden Dirnen, beſtieg einen Uferſtein und ſo in erhabener, Allen ſichtbarer, freier Stellung hielt ſie eine Rede, deren Anfang und Hauptinhalt mir nur erinnerlich geblieben iſt. In geläufiger Sprachweiſe des Landvolkes jener Gegenden und mit tönender Stimme begann ſie mit der Frage. Was thut Ihr da? Die Mägde ſahen ſich mit blödem Lächeln unter einander an und antworteten dann ſtockend, daß ſie ihre linnenen Kleidungsſtücke reinigten. „Wohl! rief Frau von Krüdener, Ihr reinigt Euer irdiſches Kleid, aber habt Ihr auch bedacht, daß Euer himmliſches Gewand, Eure Seele, ebenfalls Flecken haben mag, Flecken, die Euch in große Scham verſetzen werden, wenn Ihr einſt in ſo unehrerbietigem Aufzuge vor Gott zu erſcheinen gezwungen werdet? Ihr ſchaut mich verwundert an und ſcheint zu fragen, wie ich es wiſſen könne, daß Eure himmliſchen Kleider unrein ſeien; glaubet mir: ich weiß es ſicher. Unſerer Aller Seelen ſind in demſelben Falle; auch die edelſten und beſten ſind nicht ohne Fleck; aber dafür iſt das Gebot an uns gelangt, unabläſſig für ihre Reinigung zu ſorgen, ſo wie Ihr in dieſem Augenblick für die Tilgung der Flecken in Euren Kleidern ſorget. Gott wird Euch ſtrafen, wenn Ihr das Eine unterließet, ſo wie Euch Euer Herr ſtrafen würde, wäret Ihr träge in der Förderung des andern. Gottes Strafe iſt aber um ſo viel furchtbarer als die menſchliche, als der Himmel höher iſt denn die Erde!“ — Die Rede ging in dieſem Sinne weiter, immer das Motiv von den nächſten Umgebungen hernehmend und die einfachſten Metaphern ungeſchmückt und dem natürlichen

Verſtande nahe legen. Die Wirkung, als Frau von Krüdener eine halbe Stunde ungefähr geſprochen, war überraſchend. Die Mägde, von dem inſipiden Staunen und geiſtloſen Aufhorchen zum Erkennen und Verſtehen übergehend, verließen ihre Arbeit und warfen ſich Thränenſtröme vergießend der Frau, die immer noch auf dem Steine ſtand und liebevoll niederlächelte, zu Füßen. Sie legte ſegnend ihre Hände auf die Häupter der Mägde. Die Stille, der wolkenloſe Abendhimmel, die eben vernommene begeiſterte Rede, deren Worte noch auf den Schwingen der Abendlüfte ſich zu wiegen ſchienen, Alles zuſammen ließ das Bild dieſes ungewöhnlichen Auftritts als ein bleibendes in dem Gedächtniß des Zuſchauers. Später, wenn ich von Frau von Krüdener hörte, ſchwebte mir immer dieſe Abendſcene vor dem geiſtigen Auge.

Von Neuem erregte ſie Anſtoß, als ſie ſich, nach Petersburg kommend, für die Angelegenheit der griechiſchen Freiheitskämpfe erklärte. Man gab ihr den Rath, die Hauptſtadt zu verlaſſen, und ſie ging in Geſellſchaft ihrer Tochter und ihres Schwiegerſohnes in die Krimm, wo ſie von dem daſelbſt herrſchenden Fieber befallen wurde und den 13. December 1824 in Karaſubaſar ſtarb. Sie war lebensmüde und verſtand die Zeit nicht mehr, wie die Zeit auch ſie nicht mehr beachtete.

Von den Urtheilen der Zeitgenoſſen über ſie wollen wir nur eins noch ausheben, nämlich die Stimme, die in dem „ſchweizeriſchen Wegweiſer“ laut wurde. Es erſcheint uns dieſe Beſprechung ihres Thuns und Wirkens, wenn auch nicht in geiſtiger Hingebung aufgefaßt, wie, unſerer Anſicht nach, eine Natur wie die der Frau von Krüdener genommen ſein will, doch mit Milde und Einſicht ſowie mit Verſtändniß deſſen, was zu erreichen war und erreicht iſt, hingeſtellt. Es heißt daſelbſt: „Zwei ihrer vorzüglichſten Bemühungen ſcheinen uns höchſt zeitgemäß und beifallswerth, nämlich ihr Verſuch, die in Glaubens- und Sittenlehren entzweiten Chriſten auf dem Wege der Duldung und chriſtlichen Liebe einander zu nähern und zu Einer Kirche vorzubereiten, dann die Menſchen in ſich zu verſöhnen dadurch, daß ſie den Reichthum für die Armuth in Anſpruch nahm. Zwar dürften nicht alle ihre Anſichten und Maßnahmen zu dieſem Behufe unbedingt zu billigen ſein, allein wenn ihr Grund ſie auch nicht heiligt, ſollte er doch vor Verunglimpfung und Verfolgung ſchützen. Sicherer würde ſie aber auch dem entgehen, wenn ſie nicht in Auswahl und Sendung ihrer Jünger mit wahrhaft frommem Leichtſinn und blindem Eifer zu Werke ginge. Einem großen Theile unſerer Geiſtlichen thut ſie es übrigens nicht nur im Geiſt, Vortrag und werkthätigen

Eifer zuvor, ſondern auch beſonders darin, daß ſie nicht um der Religion willen Aberglauben unterhält und einführt: betet, arbeitet, verlaſſet euch nicht auf die Menſchen, ſondern auf Gott! ſagt ſie den Meiſten aus dem Volke!“ Dieſe Worte erhalten als Zeugniß noch beſonderes Gewicht, wenn man bedenkt, daß ſie gerade in der Periode der wildeſten Verfolgung und zwar in der Schweiz ausgeſprochen wurden, in einem Lande, das immerdar ſtolz geweſen iſt auf die orthodoxe Lehre und den Eifer ſeiner Geiſtlichen.

Faſſen wir obige Reſultate unſerer Beobachtungen an dieſem intereſſanten Bilde in einem Endurtheil zuſammen, ſo erſcheint uns Frau von Krüdener als eine Frau von lebhaftem Geiſte, produzirender Phantaſie und einem warmen Herzen. Weit entfernt, in ihr eine verſchmitzte Betrugerin zu ſehen, lieben und bewundern wir in ihr das Bild der Wahrheit, freilich das durch innere Gemüthswallungen und durch äußere Einwirkungen getrübte Bild, jedoch immer das Bild der Wahrheit. Sie dachte groß von den Menſchen und fühlte warm für ſie, der Tribut, den ihre weibliche Eitelkeit foderte, war zwar nicht gering, aber er taſtete nirgends den moraliſchen Gehalt ihrer Handlungen an. Ihre Schwächen hatten zur Unterlage immerdar die Idee von Aufopferung und Buße, und Schwächen die ſer Art ſind verzeihlich, nur die, welche den unwandelbaren Egoismus als Beweggrund mit ſich führen, ſind argliſtige Feinde des Individuums ſowol als auch der Menſchheit.

Caroline Neuber.

Caroline Neuber.

Nicht als eine berühmte Frau, die ſie nicht war, nehmen wir dieſe Schauſpielerdirektrice in unſere Zuſammenſtellung mit auf, ſondern als eine intereſſante Erſcheinung, die an die Literaturzuſtände des vorigen Jahrhunderts ſich anſchließt und literariſchen Notabilitäten nahe tritt. Wir haben bei den übrigen Frauen, deren Leben und Wirken unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, die Gelegenheit vermißt, über Theater und dramatiſche Literatur ein Wort einfügen zu dürfen, hier wird uns dieſer Stoff geboten. Zwar haben wir keine berühmte Schauſpielerin zu beſprechen, ſo wie die Franzoſen ihre Clairon, ihre Lecouvreur haben, eine ſolche ſuchen wir in Deutſchland damals vergebens und erſt ſpät zu Ende des Jahrhunderts, von dem hier die Rede iſt, treten die gefeierten Heroinen der Bühne, die glänzenden und ſchönen Geſtalten einer Unzelmann, einer

Schröder auf, zu ſpät und zu weit mit ihrer Wirkſamkeit ins neunzehnte Jahrhundert herüberragend, als daß wir ſie als Eigenthum unſerer Schilderungen betrachten durften. Es bleibt uns alſo, um dieſes ſo reiche und intereſſante Feld für Frauentalent und Fraueneinfluß zu bearbeiten, nichts als das Bild einer, wenn auch gleich tüchtigen, doch rohen und beſchränkten Natur, die in den Gauen Deutſchlands ſich umtrieb und nach einer kurzen Periode des Glanzes in dem Tumult und dem Gedränge des ſiebenjährigen Krieges unterging, mit Tauſenden von Talenten und Kräften, die mit ihr untergingen, mit ihr verdarben, an denen ſicherlich mehr verloren ging als an ihr.

Um die Geſtalt dieſer Frau aus dem Volke heraufzubeſchwören, müſſen wir zugleich aus den Nebeln der Vergeſſenheit das gelockte Haupt des großen Pedanten, des berüchtigten Gottſched, emporſteigen laſſen. Dieſes edle Paar gehört zuſammen und von ihm gehen die diktatoriſchen Geſetze aus, die das Theater der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrſchen. Die Neuberin und Gottſched; aber noch ein Dritter war dabei, ein anfangs gehätſchelter Freund, dann ein geſcholtener, zudringlicher, endlich ein verbannter und verſtoßener Sohn, es war dies der deutſche Hanswurſt. Als der Pedant und die Direktrice den Thron beſtiegen, lebte Hanswurſt in noch blühender Lebendigkeit und Geſundheit. Dieſer ehrliche Knabe hatte das Volk der Deutſchen durch alle Perioden ſeiner Geſchichte begleitet, immer Kurzweil treibend, immer Poſſen reißend, immer das Entzücken und den Stolz deutſcher Jugend ausmachend. Der große, majeſtätiſche Feſttanz, den die deutſche Geſchichte aufführt, voran die ehrwürdigen Häupter der Friedriche, die kräftigen Geſtalten der Berlichingen und Hutten, die Luther und Melanchthon — dieſer Feſttanz hatte zum Schluß immer die kapriolenmachende und grimazenſchneidende Figur Hanswurſts. Hanswurſt war überall; er ſtand hinter dem Stuhl des Kaiſers, er nahm ſich die Freiheit, an der Tafel der Prälaten zu erſcheinen, in die Klöſter der frommen Schleierträgerinnen drang er ein und ſogar mußte Holbein ihn in die Schilderung ſeines Todtentanzes aufnehmen. Immer Hanswurſt und immer Hanswurſt. Dieſer Liebling hatte ſchon längſt, ſchon zu den Zeiten, als die Nonne Roswitha ihre abſurden Komödien ſchrieb, Platz auf der deutſchen Bühne genommen, er war dort gleichſam zu Hauſe, ſeine Wiege hatte da geſtanden, er war auf den Brettern groß geworden; unzähligemal hatte man ihn daſelbſt geboren werden, aus dem Ei ſteigen ſehen, an ſeiner Hand waren die griechiſchen Schweſtern Thalia und Melpomene erſchienen. Niemand hatte an dieſer ſonderbaren Per tektion und an dieſem ſonderbaren Protektor Anſtoß genommen. Jetzt plötzlich fuhren Blitze auf ſein Haupt, Blitze, die die dürre Hand des Pedanten und die feiſte, derbe Fauſt Caroline Neubers ſendeten — durfte Hanswurſt dies dulden? Sollte er, der ſo kühn geweſen war, in Baſel mit dem Tode zu tanzen, ſollte er jetzt vor einem leipziger Profeſſor und deſſen Verbündeten zurückbeben? Nein, Hanswurſt hielt ſich brav; er führte einen hartnäckigen Kampf, er focht mit Armen und Beinen und nahm noch als drittes Bein ſeine Pritſche zu Hülfe, er verlor manchen bunten Lappen von ſeinem koſtbaren Gewande — allein es half doch Alles nichts, das furchterliche Paar, die entflammte Primadonna und der wüthende Pedant wurden Sieger über den armen Spaßmacher, er ſtürzte zu Boden, aber indem er unterlag, griff ſeine Hand noch einmal in die Perrücke ſeines Gegners und eine dichte, ungeheure Wolke Staubes wirbelte empor und verdeckte wie ein Berg von Nebel die Scene des Kampfes, ſo daß das deutſche Volk bis auf dieſe Stunde nicht weiß, ob ſein geliebter Hanswurſt wirklich zu Grunde ging, oder ob er nicht doch Mittel fand, ſich zu retten und in Sicherheit zu bringen.

Die Biographie Caroline Neubers angehend, ſo iſt wenig von ihr bekannt geworden. Sie ſoll ſelbſt den Entſchluß gefaßt haben, ihr Leben zu ſchreiben; es wäre eine Bambocciade eigener Art geworden, und eine ſolche Autobiographie wäre vielleicht viel amuſanter geworden, als ſo manche, die wir von ſehr gelehrten und ſehr langweiligen deutſchen Profeſſoren und Künſtlern haben. Allein Frauen dieſer Art ſind ſelten gute Schriftſtellerinnen, es wäre darum die Frage, ob Caroline eine geweſen: ſobald dergleichen Abenteurerinnen die Feder ergreifen, geräth ein Geiſt der Anſtändigkeit über ſie, der ihnen vorhält, wie ſie ſchwerlich aufs Papier bringen dürfen, was ſo beluſtigend zu erleben war, und da fallen gerade die, deren Leben am bunteſten war, in die jämmerlichſte Miſère und Trockenheit, wenn ſie ein Buch machen. Da ſie nun ſelbſt nichts aufgezeichnet hat, ſo müſſen wir uns an die dürftigen Notizen halten, die ihre Zeitgenoſſen über ſie hinterlaſſen. Namentlich werden Leſſings Worte über ſie von großem Gewicht ſein. Er kannte ſie und ſeine Jugend fällt in die Zeit, wo die Neuberin ihre Glanzperiode hatte.

Im Jahre 1692, nach Anderen 1700, wurde ſie als Tochter eines Advokaten, Namens Weiſſenborn, zu Reichenbach im ſächſiſchen Voigtlande geboren. Ihr Vater hielt ſie ſtreng und ſie nahm Gelegenheit, ihm zu entſchlupfen. Mit einem Schüler entlief ſie; dieſer Herr Neuber, der ſeinen Vokalbüchern untreu wurde, erhielt ſpäter die Hand ſeiner Dame. Das Paar organiſirte eine wandernde Schauſpielertruppe und gab in Weiſſenfels Darſtellungen. Madame Neuber, ſchon fruh ihren wahren Beruf erkennend, ſetzte ſich an die Spitze der Truppe, gab Geſetze, erließ Verordnungen und hielt das hergelaufene Geſindel in ſtrenger Zucht. Ihr erſter Schritt zu Glanz und Bedeutung war die Erlangung eines Privilegiums am Hofe Auguſts in Dresden; demzufolge ihr erlaubt war, in Leipzig und in der Hauptſtadt zu ſpielen. Sie zog es vor, an dem erſtern Orte ein bleibendes Etabliſſement zu gründen, da ſie keine Concurrenz mit den italieniſchen und franzöſiſchen Hiſtrionen, die damals in Dresden ihr Weſen trieben, aushalten konnte.

Hier in Leipzig gab ſie nun (1727) Stücke noch nach altem Zuſchnitt und Geſchmack, ſo z. B. die Tragödie: „Der von Iſtrien nach Hyperboreen gebrachte goldne Apfel“ oder: „Der Königin Octavia Liebſchaft, Fall und Ende“ oder: „Des Herculis zwölf gräuliche Arbeiten.“ Zu dieſen Piecen kamen noch die großen „Haupt- und Staatsaktionen,“ die das Publikum liebte und die die Schauſpieler gerne gaben, weil ſie ſich darin in einer gewaltigen Perucke und in ſteifen Röcken zeigen konnten, ein Nero mit dem Galanteriedegen und den Schuhen mit hohen Abſätzen, die Sophonisbe in einem Reifrock und mit Fächer und Mouſchen. Auch Ballete, in denen der vorerwähnte Hanswurſt ſeine geeignetſte Stelle fand, waren auf dem Repertoir eine erwünſchte Gabe.

So fand Gottſched die deutſche Bühne, als er ſeine kritiſche Wirkſamkeit begann. Es war keine geringe Sache, daß ein Mann in ſo bedeutender Stellung, ein Gelehrter, ein Poet, ein Mann des Staats und des Wiſſens, ſich zu einer Schauſpielerdirektrice herabließ. Die Neuberin mußte ſich geſchmeichelt und geachtet fühlen, und aus dieſem Motiv erklärt ſich auch ihre ungemeine Bereitwilligkeit, die Geſetze ihres Protektors anzunehmen und ſeine Produktionen darſtellen zu laſſen. Es iſt intereſſant, hier die Anfangsſtadien der deutſchen Bühne zu beobachten, eines Inſtituts, das beſtimmt war, wenige Jahrzehnte ſpäter von ſo großer Wichtigkeit zu werden und die beſten Köpfe der Nation zu beſchäftigen. Wie klein, wie unſcheinbar ſehen wir es hier beginnen. Die deutſche Bühne hat ſpäter noch oft das Unglück gehabt, einem Pedanten in die Hände zu gerathen, hier ſtand gleich einer ſchon an ihrer Wiege. Wir müſſen in der Vereinigung der Neuberin mit Herrn Gottſched unbedingt der erſtern das geniale, das ſchöpferiſche und bildende Element zuſchreiben; Herr Gottſched gab nur ſeinen Namen her, ſeine gelehrte Autorität (bei den Deutſchen immer ſo wichtig), ſeine Kenntniſſe und ſeinen Schulſtaub. Doch waren gerade dies ſehr wichtige und fördernde Dinge bei einer Anſtalt, die, wie die damalige Bühnenkunſt, unter dem Banner der öffentlichen Verachtung ſtand. Komödianten, Diebe und Landſtreicher finden wir oft in einem Satze hingeſtellt, nur durch ein ſchwaches Komma geſchieden. Als eine Ingredienz der komiſchen Romane brauchten die Poeten die damaligen Schauſpieler um die Kapitel ihrer Erzählungen mit gefährlichen und anſtößigen Situationen zu füllen. Man leſe nur Scarrons Sittenſchilderungen, den Gil-Blas und eine große Anzahl Anderer, und Deutſchland wird ſeine wandernden Thespiskarren-Inhaber nicht glimpflicher behandelt haben. Der Neuberin, als einer klugen Frau, mußte alſo gar ſehr daran gelegen ſein, ihr Völkchen in beſſere und minder verachtete Stellung gegenüber dem Publikum zu bringen, wie mochte ſie jedoch dieſen Zweck ſchneller erreichen, als wenn Männer wie Gottſched, ſpäter Leſſing und Weiſſe, ſich mit ihr verbanden. Es war dann ihre Aufgabe, der Autoreitelkeit jener Männer zu ſchmeicheln und ihre Phantaſiegeſtalten durch Bühnendarſtellung zu verkörpern.

Es mag auch, was die Einrichtung der damaligen Bühne, das Verhältniß der Schauſpieler zu den Zuſchauern betraf, eine arge Anarchie und eine rohe Willkür der Sitte geherrſcht haben. Wir ſehen Voltaire zu ſeiner Zeit mit der franzöſiſchen Bühne, die doch Molière ſchon ſehr geſäubert hinterlaſſen hatte, ähnliche Reformen vornehmen. Wie ſchwer wurde es dem Dichter der Alzire, den Schauſpielerraum frei zu erhalten für die Darſteller und die großen Herren, die daſelbſt ihre Plätze wählten, ins Parterre zu verweiſen. Weil Alles auf der Bühne ſitzen wollte, fanden die, die eigentlich dahin gehörten, keinen Platz daſelbſt. Auf dem deutſchen Theater mag es noch ſchlimmer hergegangen ſein. Gottſched wird das Amt Voltaire's auf der leipziger Bühne übernommen haben, und dieſes Amt war nicht leicht durchzuführen. Dies galt jedoch nur den äußeren Dingen und Verhältniſſen, allein auch in den äſthetiſchen wird er der Unternehmerin von Nutzen geweſen ſein. Wir haben vorhin ſcherzhaft von der Vertreibung des Harlekins geſprochen; allein wenn wir mit Ernſt dieſen kritiſchen Feldzug betrachten, ſo müſſen wir geſtehen, daß auch hier der ſo ſehr verſchrieene Pedant in ſeinem Rechte war, wenngleich wir einräumen, daß er dieſes Recht nicht in geeigneter Weiſe geltend zu machen verſtand. Dem Deutſchen iſts gegeben, in ſeiner niederen Komik unendlich platt, roh und haarſträubend unflätig zu ſein. Der Franzoſe iſt bei ſolchem Anlaß immer noch zierlich, der Engländer humoriſtiſch, der Deutſche aber — es iſt betrübend zu geſtehen —

immer nur gemein. Es liegt in ſeinen Spaßen dieſer niedrigſten Art ein ſo abſcheulicher Qualm ſchlechten Tabacks, ein ſo völlig hoffnungsloſes Darniederliegen alles Geiſtes und Witzes, ein ſo unelaſtiſcher und widerſtandloſer Sinnenſchmutz, daß ſelbſt die ſchlechteſte Geſellſchaft anderer Nationen noch immer glaubt bei dem deutſchen Pöbel in ſchlechter Geſellſchaft zu ſein. Dabei iſt die Nation durchaus nicht ſo verderbt wie ihre Nachbarn, ſtünde ſie ſittlich tiefer, wäre ſie vielleicht äſthetiſch amüſanter. Nur eine Nation übertrifft in ihrer Volkskomik die deutſche noch an Unfläterei und zugleich Langweiligkeit, das iſt die holländiſche. Hier iſt dies jammervolle Element ſogar in die Kunſt übergegangen und macht ſich auf freche Weiſe breit. Der Deutſche hält wenigſtens ſeine Gemeinheit wie ein Veilchen verborgen, der Niederländer läßt ſie wie eine Tulpe, ekle Düfte hauchend, aus ſeinen Sümpfen und Niederungen erblühen.

Es gab eine Zeit, wo die Deutſchthümler und Mittelaltler in der Poeſie und Kunſt gerade mit Vorliebe jene Volksſpaße und Volksunflätereien aufſuchten und ſie für naive Poeſie, für einen ſüßen, unendlich lieblichen Naturlaut ausgaben. Dieſe Verehrung des Niedrigen und Trivialen fing an mit der Schauſtellung des Nürnberger Schuſters Hans Sachs. Goethe wies auf ihn hin, und ſogleich ſtürzten von allen Gegenden Deutſchlands die Verehrer zu Füßen des neuen Götzen. Es hieße die Poeſie in ihrem innerſten und lebendigſten Pulsſchlage verkennen, wenn man die Schöpfungen jener tüchtigen, geſtaltenquellenden und bildertreibenden Zeit, aus der der alte Meiſterſänger ſtammt, verwürfe; allein in den Späßen Hans Sachſens und nun gar in denen ſeiner Nachahmer das Höchſte und Feinſte der graziöſen Laune, des lieblichen Scherzes zu feiern, iſt eine Verſündigung an dem Adel der komiſchen Muſe. Ebenſo gibt es eine Komik der Ueberkultur, eine ſchwächliche, ſüßliche, ungeſunde und ſittenloſe Komik, die ebenfalls vor der Kritik des guten Geſchmacks und des offnen Sinnes nicht beſteht, als ihre Repräſentanten können die Franzoſen gelten; zwiſchen dieſen Extremen muß die ächte, wahre Volkskomik geſucht werden, ebenſo ſich vom Unflätigen des Pöbels, wie von dem Erkünſtelten der gebildeten Stände fern haltend. Es iſt demnach Herrn Gottſched nicht zu verargen, wenn er einem ſo ungezogenen Geſchöpfe, als der deutſche Hanswurſt war, den Zutritt auf der Bühne anfangs erſchwerte, zuletzt ganz verweigerte. Wir ſind in der That dadurch eine tüchtige Portion Rohheit und Gemeinheit losgeworden, wenigſtens offenkundig darf ſie ſich nicht zeigen; verſteckt unter anderer Kleidung tritt Hanswurſt leider wol noch heute auf. Wenn wir den Kritiker entſchuldigen, entſchuldigen wir ihn jedoch nicht darin, worin er ſich als Pedant zeigte, nämlich in dem wenigen Sinn und Geſchmack, den er für deutſche Bildung und deutſche Kunſt überhaupt bewies. Er war ſelbſt nicht Dichter, um zu wiſſen, was die Bühne fodert und verträgt, um ein Volk zur Kunſt poetiſch zu erziehen, er ſchlug die eine pöbelhafte komiſche Figur todt und ließ die andere pöbelhafte ernſte Figur ſtehen. Die lohenſteinſchen Helden und Kaiſer waren nicht minder geſchmackloſe Popanze, als Hanswurſt ein geſchmackloſer Luſtigmacher war. Herr Gottſched verbot den Deutſchen die Komik und den Humor, da er ihnen doch nur das unpaſſende und unzeitgemäße Organ derſelben hätte verbieten ſollen. Alles in den neuen Dramen ſollte ernſthaft, erhaben, tragiſch ſein — das war eine Albernheit, und dieſer elenden, hölzernen Kritik wegen, nicht wegen der Verbannung des Hanswurſt, nennt die Nachwelt Herrn Gottſched mit Recht einen Pedanten.

Welchen Werth die Deutſchen auf ihren Hanswurſt legen, beweiſt auch Goethe, der ſich bemühte, den vertriebenen Spaßmacher unter anſtändigen Formen wieder auf die Bühne zu bringen. Im achtzehnten Buche ſeiner Autobiographie findet ſich eine Stelle, wo er ſich ſehr weitläufig mit der Expoſition und der Sceneneintheilung eines burlesken Volksdramas beſchäftigt, das er

„Hanswurſts Hochzeit" betitelt; es iſt ziemlich trocken und ohne Spaß, wie denn Goethe's erhabenem und durchdringendem Geiſte eine Gabe durchaus verſagt war, die Gabe witzig und komiſch zu ſein. In keiner ſeiner Produktionen hat er, ſo oft er auch gewollt hat, auch nur im entfernteſten dieſe Seite anzuſchlagen vermocht. Das Schema dieſer projektirten Piece war folgendes: „Hanswurſt, ein reicher, elternloſer Bauersſohn, welcher ſo eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Urſel Blandine, heirathen. Sein Vormund Kilian Bruſtfleck und ihre Mutter Urſel ſind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchſten Wünſche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet ſich nicht das mindeſte Hinderniß und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, ſich zu beſitzen, durch die Anſtalten der Hochzeit und die dabei vorwaltenden unerläßlichen Umſtändlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält ſeine herkömmliche banale Rede und endigt mit dem Reime: „Bei dem Wirth zur goldnen Laus, da wird ſein der Hochzeitſchmaus." Der Scherz, auf den es hier abgeſehen iſt, bemerkt Goethe ferner, beſtand darin, daß das ſammtliche Perſonal des Schauſpiels aus lauter deutſch herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen beſtand, ſo Vetter Schuft, Vetter Schurke u. ſ. w.

Man ſieht aus dieſem Entwurf, daß Goethe Hans Sachs kopirt, aber nicht mit Glück; denn bei dem derben Nürnberger Schuſter war das Natur, was bei dem großen Poeten der Neuzeit nur Produkt einer zwar genialen, allein doch nur erkünſtelten Laune war, die, fern davon, im Gemüth und Sinne des Volkes zu wurzeln, nur geſtaltend an ſeinen Zuſtänden herumtappte und ſich auf einſamer Stube ausdachte, was wol in dieſem Genre zu machen ſei und was allenfalls Wirkung haben könne. Glücklicher in der Kopie des Hans Sachs war Tieck beim Erſchaffen ſeiner komiſchen Figur (Hornwilla) im Drama „Octavian.“ Doch iſt es ebenfalls ein viel zu abſichtlich ſpaßhafter Narr und die Urſprünglichkeit und Treuherzigkeit des Hans Sachſiſchen Hanswurſt wohnt ihm nicht bei.

Wir kommen auf unſere Schauſpielerdirektrice zurück. Sie führte alſo ihre Komödien in Leipzig auf und hatte nicht geringen Zulauf. Der Tod König Auguſts machte ihrem Treiben ein Ende; ſie ging (1733) nach Hamburg, wo ſie ſich auf eine Zeitlang niederließ. Während ihrer Abweſenheit raubte ihr ein früheres, undankbares Mitglied ihrer Geſellſchaft ihr Theaterlokal in Leipzig, und als ſie wieder dahin zurückkehrte, ſah ſie ſich genöthigt, in einer elenden Bude vor dem Grimma'ſchen Thore zu ſpielen. Durch fortwährendes Gezank mit ihrem Nebenbuhler ward ihr Leipzig verleidet, und ſie zog mit ihrer Truppe in Deutſchland herum. Im Jahre 1737 ſehen wir ſie nach Leipzig zurückgekehrt, und in dieſes Jahr findet die obige, in der Geſchichte des deutſchen Theaters Epoche machende Vertreibung des Hanswurſt ſtatt. Die Fabel des Stücks war ziemlich ſinnreich erfunden und könnte ſelbſt heute noch einen ganz leidlichen Balletſtoff abgeben. Der Titel war: „Der Sieg der Vernunft.“ Hanswurſt, nach einem Leben voll der gröbſten Verſündigungen gegen die Geſetze des Anſtandes, der edlen Sitte, des gebildeten Geſchmacks, reizt durch eine pöbelhafte Aeußerung, die ihm in der Geſellſchaft der Muſen, zu der er geladen worden, entfährt, den Zorn Thalia's, die ſich gegen den ungezogenen Gaſt mit der ganzen Macht ihrer beleidigten göttlichen Natur waffnet und ihm einen Kampf auf Leben und Tod anbietet. Hanswurſt iſt ſo unvorſichtig, dieſe Herausforderung anzunehmen. Er verläßt ſich auf die Gelenkigkeit ſeiner Glieder, auf ſeine Gabe Sprünge zu machen und ſeinem Gegner unterm Arme zu entſchlüpfen, und endlich verläßt er ſich auch auf ſeinen Narrenkolben. Der Kampf beginnt, die übrigen Muſen ſtellen ſich im Kreiſe herum und Thalia, die von Minerva Helm und Spieß geborgt hat, geht im antiken Sturmſchritt auf ihren elenden, ſchon vor Feigheit zit ternden Gegner los. Das Ende iſt, daß Hanswurſt unterliegt. Die Muſen ſtimmen einen Feſtgeſang an. Jetzt wird ſein feierliches Begräbniß angeordnet. Es kommen phantaſtiſche, leidtragende Perſonen, der Teufel erſcheint, der Nachtwächter, eine ſonderbare Figur, die den Traum bedeutet, eine andere, die Frau Venus darſtellt, dann eine Anzahl ſchlechter Poeten und Sänger. Wie Hanswurſt übers Theater getragen wird, wendet er ſich auf der Bühne um und zeigt, gleichſam um zu beweiſen, daß er ſelbſt im Tode ſeine alten, böſen Angewöhnungen nicht laßt, dem Publikum einen gewiſſen Theil des Körpers. Bei ſeinem Grabe erſcheint der König David und ſpielt zur Harfe, während die Muſe der Dichtkunſt eine lange, ſchwülſtige und triumphirende Rede hält. Zuletzt ruft der Chor: Hanswurſt iſt todt. Es gibt keinen Hanswurſt mehr!

Man wird geſtehen, daß in dieſer Poſſe eben ſo viel wahrhaft komiſche Laune iſt, als in den beſten Molièreſchen Stücken dieſer Art. Wenn es gewiß ausgemacht wäre, daß Madame Neuber die Verfaſſerin geweſen, ſo gebührte ihr, was Erfindung und Ausführung betrifft, ein großes Lob, und die Aufmerkſamkeit, die ein Leſſing ihr zuwendete, erſcheint hiernach vollkommen erklärt. Leider iſt ihre Autorſchaft nicht zu ermitteln, ſie machte es, wie alle Theaterunternehmer jener Zeit, ſie ließ ſich von

Allen und Jedem helfen, und kam ihr nur irgend ein brauchbarer Einfall zugeſendet, ſo fragte ſie nicht lange nach deſſen Urſprung, ſondern eignete ſich ihn für ihre Bühne an. Nach dem, was zuverſichtlich ihr zugeſchrieben wird, iſt kaum anzunehmen, daß ſie den „Tod Hanswurſts" gedichtet habe; die Prologe, die von ihr in Hamburg gedruckt erſchienen, ſind ſchwache und armſelige Produktionen. Es iſt glaubhaft, daß unter den vielen jungen, feurigen Köpfen, die das damalige Leipzig beherbergte, ſich ein witzſprudelndes Talent gefunden, welches, unbekümmert um den Ruhm bei der Nachwelt, jene für alle Zeiten, wo von deutſcher Kunſt und deutſcher Bühne die Rede iſt, denkwürdige Poſſe gedichtet hat. Wie dem aber auch ſei, gewiß iſt es, daß die Neuberin das Verdienſt hatte, eine ſolche echte Schöpfung der komiſchen Muſe auf ihr Theater zu bringen.

Ihr Ruf breitete ſich immer weiter aus. Sie erhielt eine Aufforderung, nach Kurland zu kommen, wo 1740 der Herzog Biron, der Begünſtigte der Kaiſerin Anna, regierte. Sie ging, aber ſie machte daſelbſt ſchlechte Geſchäfte. In Petersburg traf ſie ein, als gerade der Tod der Kaiſerin das Reich und die Hauptſtadt in Trauer und Aufregung verſetzte und Niemand Luſt hatte, die deutſche Thespiskarrenlenkerin zu protegiren. Sie kehrte nach Leipzig zurück, fand aber auch dort die Gemüther ihr abgewendet und das Land durch die dunklen Wolken beſchattet, die der zweite ſchleſiſche Krieg über daſſelbe hinjagte. Auch war ſie ſo unglücklich, ihren Gönner Gottſched gegen ſich aufzubringen, der Himmel weiß wodurch. Der berühmte Profeſſor gab ſeine Tragödien einer anderen Schauſpielergeſellſchaft und kränkte dadurch ſeine alte ehemalige Freundin aufs bitterſte. Madame Neuber rächte ſich, und die Rache, die ein beleidigter Schauſpieler nimmt, der zugleich Bühnendichter iſt, gehört unter die gefährlichſten Züchtigungsmittel, denen ein Autor ausgeſetzt werden kann. Es wurden jetzt Gottſchedſche Stücke aufgeführt, aber nicht um ſie zu verherrlichen, ſondern um ſie lächerlich zu machen. Dieſer Zweck ſcheint nicht ſchwierig zu erreichen geweſen zu ſein; man brauchte in der That nur den ohnedies ſchon übertriebenen Ernſt und den Schwulſt der Tiraden noch mehr auf die Spitze zu ſtellen, ſo mußte nothwendig die komiſche Wirkung von ſelbſt erſcheinen. Die Neuberin ging noch weiter, ſie brachte, und dies war allerdings eine große Kühnheit, den Profeſſor ſelbſt aufs Theater und ließ ihn unter der Maske eines Mannes im Sternenmantel mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne erſcheinen. Auch dieſe burleske und wie es ſcheint ſehr gut erfundene Farçe hat die Frau wol nicht ſelbſt hervorgebracht, auch bei dieſer iſt ihr geholfen worden.

was um ſo denkbarer iſt, da es hier darauf ankam, dem anmaßlichen und ſtolzen Kritiker, der überall in Deutſchland Feinde hatte, einen derben Backenſchlag zu verſetzen, ohne daß der Schlagende erkannt und beſtraft werden konnte. Der Neuberin ſelbſt ſo viel literariſchen Sinn und kritiſchen Takt zuzutrauen, um ſie ein ſo gerechtes Strafurtheil fällen zu laſſen, hieße wol ſie zu hoch ſtellen. Eine ſo emporragende Perſönlichkeit war ſie nicht. Sie wußte nur das, was in ihre Nähe kam, geſchickt zu benutzen und ſich willig zum Organ der Zeitſtimmungen herzugeben, darin liegt aber ſchon ein nicht geringes Verdienſt, und dies müſſen wir ihr in vollem Maße vindiciren.

Die thätige und rüſtige Frau ſah ihren Untergang voraus, ohne etwas zu ihrer Rettung thun zu können. Die Zeiten wurden ſo drohend und finſter, daß mit allem Talent, ſich zu ſchmiegen und zu fügen, doch die Verarmung und das Elend unvermeidlich, ſelbſt für den betriebſamſten und geſchickteſten Künſtler in dieſem Fache, wurden. Sie mußte ihre Schauſpieler entlaſſen und zog von Dorf zu Dorf, deklamirend und ſingend. Zuletzt gelang es ihr noch, in Zerbſt ein beſcheidenes Glück zu finden, das aber auch ſchnell wieder ſchwand. In Dresden wurde ſie von einem Menſchenfreunde beherbergt und gegen Noth geſchützt, bei der Belagerung 1760 mußte ſie jedoch auch dieſes Aſyl verlaſſen und zog nach dem Dorfe Laubegaſt, wo ſie in tiefem Elend in einer Bauernwohnung ſtarb (1760). Der Bewohner dieſer Hütte — dies iſt charakteriſtiſch für die damalige Zeit — weigerte ſich anfangs, als er hörte, daß die arme, alte, kranke Frau, die zu ihm ziehen wollte, eine „Komödiantin“ ſei, ſie aufzunehmen. Er fürchtete, ſeine enge Zelle werde entweiht, wenn ein Geſchöpf, das vor Gott und Menſchen ſo wenig Achtung und Ruhm habe, ſie mit ihm theile. Aber die arme Alte bat ſo dringend, ſie war ſo kläglich in ihren Lumpen anzuſehen, daß der Bauer ſie dennoch aufnahm, trotz ſeiner religiöſen und ſittlichen Skrupel. Sie blieb ihm nicht lange zur Laſt. Eines Morgens fand der gaſtfreie Wirth die Leiche ſeiner Hausgenoſſin in dem ärmlichen Dachkämmerlein, darin ſie gewohnt. Die erſte namhafte deutſche Schauſpielerin wurde auf eine ſehr wenig würdige Weiſe zur Erde beſtattet. Der Bauer legte die Leiche auf einen Karren, ſchob ſie in dunkler Nachtzeit zum Dorfe hinaus und brachte ſie an die Kirchhofmauer, wo der Küſter „ohne Klang und Sang“ ein Grab grub und den todten Leib hineinſenkte. Dies war „das Grab der Komödiantin.“ Als eine aus der Geſellſchaft guter Chriſten Verſtoßene, als eine durch ihren Beruf Geachtete durfte ſie nicht im Schoß der geweihten Erde ruhen, ſie mußte an der Mauer hingebettet werden, wo die Verbrecher und diejenigen, die Hand an ſich ſelbſt gelegt, ihre Ruheſtätte fanden. So ſank das Haupt in die Nacht, das einſt in frivoler Luſt geſchwärmt, das Kronen getragen und mit der Glorie vergänglichen Ruhms ſich umwunden ſah. Viele Jahre ſpäter errichteten ihre Freunde ihr ein Denkmal in Laubegaſt, mit der Inſchrift: „Dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geiſtes, der berühmteſten Schauſpielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geſchmacks auf der deutſchen Bühne.“

Leſſings Worte über ſie lauten: „Man müßte ſehr unbillig ſein, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Anſichten; nur in einer Hinſicht verräth ſie ihr Geſchlecht: ſie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtlichkeiten, wunderbar und ſchimmernd.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berühmte deutſche Frauen.

Zweiter Theil.

Berühmte deutſche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildniſſen zuſammengeſtellt

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848

Universitäts-
München
Bibliothek

Catharina II.

Catharina II.

Wenn wir es unternehmen, das Bild dieſer bedeutenden Fürſtin unſeren Leſern vorzuführen, ſo müſſen wir nothwendig an unſer Vorwort erinnern, in welchem ausgeſprochen wurde, in wie weit wir uns mit der hiſtoriſchen Kritik und den biographiſchen Facten einzulaſſen willens ſind. Beſonders bei ſo weltbekannten und berühmten Erſcheinungen, wie dieſe vorſtehende eine bildet, kann nicht ſcharf genug die Aufgabe feſtgehalten werden. Es gibt Biographieen der Kaiſerin, die einestheils elegant geſchrieben, aber unwahr und durch Parteilichkeit entſtellt ſind, anderntheils ſolche, die ſehr trocken und ſehr gelehrt der Sache nützen, der äußern Erſcheinung aber, die auch ihr Recht verlangt, ſchaden. Wir haben aus beiden Auffaſſungen für unſere Skizze gleichmäßig zu ſchöpfen geſucht, indem wir verſucht, die Fehler beider zu vermeiden. Ohne unſerer Darſtellung das Intereſſe eines Romans geben zu wollen, möchten wir ihr doch die lebhaften Farben ſichern, die der Gegenſtand, unſerer Anſicht nach, erfordert, wir möchten aber auch nichts erzählen, was nicht aus glaubwürdiger Quelle geſchöpft iſt. Unter der Flut wahrer und unwahrer Anekdoten und Charakterzüge iſt dies ſicherlich nicht leicht zu bewerkſtelligen, deshalb haben wir aus der trocknen Schilderung mehr aufgenommen als aus der eleganten, in der Ueberzeugung, daß der Gegenſtand ſelbſt ſchon ſo glänzend und in die Sinne fallend iſt, daß er, wenn unter zwei ihm zuſtehenden Erforderniſſen eins geopfert werden ſoll, es immerhin die Eleganz, nicht die Treue ſein darf. Es kann uns demnach hier wie bei unſeren anderen Frauenbildern nur darum zu thun ſein, ein in Farbe und Gruppirung frappantes Bild der Zeit aufzuſtellen, deſſen Mittelpunkt die erhabene und prunkvolle Geſtalt der Fürſtin bildet, von der unſer Gemälde den Namen führt. Deshalb werden wir aus ihrem Leben und Wirken nur das hervorheben, was einen lebhaften Eindruck zu machen im Stande iſt, durch das wir in wenig Zügen den Prunk, den Glanz und die Frivolität der Zeit zu ſchildern vermögen, in der unſere Heldin wirkte, und der ſie den Stempel ihrer Individualität aufdrückte. Sehr wenig wird es uns dabei kümmern, ob dieſe oder jene Schlacht, dieſe oder jene

Unternehmung dabei aufgezählt oder vergeſſen worden iſt, wir überlaſſen dies den Geſchichtsbüchern und deren Regiſtern. Dieſer Prunk und dieſer Glanz waren nicht blos äußerlich, die Strahlen gingen vom Nimbus des Geiſtes aus, und eine Schilderung, die dieſen Glanz wiedergeben will, hat ſich nach ſeinem Urſprung umzuſehen, das heißt, ein gründliches Studium der Geiſtesſtrömungen und Meinungen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts muß den Grund bilden, von dem wirkungsvoll die Geſtalten ſich abheben. Catharina's Bild läßt ſich nicht, auch ſelbſt nicht bis zum geringſten Grade von Aehnlichkeit, vollenden, wenn man die Philoſophie der Encyklopädiſten, die ſocialen Theorieen Diderots und Rouſſeaus, kurz den ganzen Apparat der hochmüthigen und frivolen Weisheit des Jahrhunderts, das ſich das aufgeklärte nannte, davon hinwegließe. Doch muß man hierbei vorſichtig zu Werke gehn. Zur Beurtheilung Catharina's iſt nicht allein dieſe Geiſtes- und Meinungsphyſiognomie der Zeit feſtzuhalten, ſondern es ſind noch zwei Geſichtspunkte unverrückt im Auge zu behalten, davon iſt einer, daß man Catharina betrachte als in einer Zeit lebend, in welcher die unbeſchränkte Fürſtengewalt an der Tagesordnung war, der andere, daß ſie ſich als Herrſcherin eines Reiches fühlte, das, weſentlich verſchieden von anderen Völkern und Reichen, in Geſetzgebung, Volksnatur und Boden ſeinen Fürſten eine beſondere Weiſe vorſchreibt, wie ſie herrſchen ſollen. Die Größe Catharinens beſtand darin, daß ſie drei Aufgaben und Forderungen ihrer Zeit gleichmäßig zu löſen verſtand. Sie nahm die herrſchende Bildung an, weil die Zeit ſie ihr vorſchrieb, ſie nutzte die unbeſchränkte Fürſtengewalt, weil ebenfalls die Zeit dieſe begünſtigte, und endlich hatte ſie die Klugheit und Vorſicht, nur ſo weit in Macht und Bildung zu gehn, als es der urſprüngliche Boden, auf dem ſie ſtand, und die Natur ſeiner Bewohner zu ſeinem Heile erforderte. In der weiſen Benutzung der Mittel zum Zweck liegt die Weisheit der Regenten, Catharina war weiſe. In dem Maaßhalten, wenn unbeſchränkte Macht Einem gegeben worden, liegt Größe; Catharina war groß.

Hat die Nachwelt über die Größe Catharinens zu entſcheiden, ſo wars die Mitwelt, der über ihre Berühmtheit der Ausſpruch zuſtand. Es gab nicht leicht einen hiſtoriſchen Charakter, der ſo raſch zur Berühmtheit unter ſeinen Zeitgenoſſen gelangte, als Catharina. Hervorgegangen aus der Fürſtenſchule Friedrich des Zweiten, bereitete ſie ihrem großen Meiſter abwechſelnd Ruhm und Schrecken. Ein ſolcher Zögling fand neben ſeinem Lehrer keinen Platz zum Wirken; das Geſchick, das Deutſchlands Frieden nicht auf immer untergraben ſehen wollte, indem es zwei ſolche Kämpfer neben einander ſtellte, gab dem Einen Deutſchland, dem Andern Rußland. Als deutſche Kaiſerin wäre das eminente Talent Catharinens vielleicht Deutſchlands Unglück geworden, als ruſſiſche Herrſcherin brachte ſie in dieſes Reich, das, ſeitdem das große Heldenbild Peters des Erſten in die Nacht verſunken war, keinen energiſchen Herrſcherwillen empfunden hatte, Ruhe, Frieden, Ordnung, Glück und Ruhm.

Nach dieſen Vorbemerkungen wollen wir nunmehr an unſern Gegenſtand gehen.

Von den erſten Jugendjahren Catharinens iſt leider ſehr wenig bekannt. Sicherlich wäre es von großem Intereſſe, wenn wir die, die ſpäter ſo groß und allgewaltig wurde, in der Einfachheit und Stille des kleinen Fürſtenhauſes, in dem ihre Wiege ſtand, beobachten könnten. Die Markgräfin von Baireuth, die über tauſend Dinge plaudert, ſpricht gerade über dieſen nachbarlichen kleinen Hof kein Wort, nur einmal äußert ſie bei Gelegenheit der Beſchreibung der letzten Lebensaugenblicke des Königs, ihres Vaters, daß der Prinz von Anhalt beim Tode des Königs gegenwärtig geweſen ſei. Am 25. April 1729 (nach einer unverbürgten Angabe bei Masson. Notes 20. Tom. I. 1727) in Stettin geboren, woſelbſt ihr Vater, Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt Zerbſt als Gouverneur und königlich preußiſcher

Generalfeldmarſchall reſidirte, erhielt ſie in der Taufe die Namen Sophie Auguſte. Bei einem Feſte in Berlin, wo ſie mit ihrer Mutter und dem Vater erſchienen war, glaubte ſich ihr Ehrgeiz gekränkt, und ſie ſah ſich als die jüngſte Prinzeſſin und zugleich als die dem Range nach untergeordnetſte, von der königlichen Familie zurückgeſetzt. Das junge Mädchen empfand ſchon damals den Stachel dieſer Kränkung lebhaft, und über einige ſpottende Reden der Prinzeſſin Amalie in Thränen ausbrechend, warf ſie ſich in die Arme ihrer Mutter, dieſe beſchwörend, mit ihr ſogleich nach Stettin zurückzukehren. Auf dieſem ſelben Feſte ſollen die zwei Perſonen, die ſpäter ein ſo verhängnißvolles Geſchick vereinigte, ſich zum erſtenmale geſehen haben: Catharina und der Prinz von Holſtein-Gottorp, damals preuſſiſcher Lieutenant, ſpäter ruſſiſcher Kaiſer, Peter III.

Die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peter des Großen, hatte 1741 den Thron beſtiegen, und faßte im Jahre darauf den Entſchluß, ihren Neffen, den Sohn der Großfürſtin Anna, die an den Herzog von Holſtein-Gottorp vermählt war, als ihren Nachfolger zu adoptiren. Zur Gemahlin wählte ſie für dieſen Prinzen die Tochter des Fürſten von Anhalt-Zerbſt; es bewog ſie zu dieſer Wahl nicht die Politik, auch nicht, wie man damals annahm, die Fürſprache Friedrichs des Großen, der dieſe Heirath gewünſcht haben ſoll, ſondern ein perſönliches Motiv, eine dankbare und zärtliche Erinnerung. Eliſabeth war dem Prinzen von Holſtein Eutin, dem Bruder der Mutter Catharinens verſprochen geweſen und hatte ihren Bräutigam auf das zärtlichſte geliebt, ſein Tod hatte ſie erſchüttert und in eine Trauer verſenkt, die nie wieder aus ihrem Herzen wich. Als ſie daher den Plan faßte, die Nichte des einſt ſo geliebten Mannes zu Macht und Anſehen zu erheben, glaubte ſie dieſe Erhöhung dem Sprößling eines ihr ſo theuren Fürſtenhauſes ſchuldig zu ſein. Catharinens Mutter, eine ehrgeizige und mit allerlei chimäriſchen Hoffnungen ſich tragende Dame, wußte von den zärtlichen Erinnerungen Eliſabeths den beſtmöglichſten Vortheil zu ziehen und beſchleunigte ihrerſeits die Vollziehung des Heirathplans. Sie erſchien mit ihrer Tochter im Jahre 1745 in Petersburg und Eliſabeth vermählte die junge Prinzeſſin Sophie Auguſte, die bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche die Namen Catharina Alexiewna annahm, mit ihrem Neffen, dem Prinzen Carl Peter Ulrich, der als ruſſiſcher Großfürſt die Namen Peter Fedorowitſch erhielt. Catharinens Schönheit machte auf den jungen Großfürſten den lebhafteſten Eindruck; dieſer Ehebund ſchien in der That unter dem Schutze der zärtlichſten und achtungsvollſten Neigung geſchloſſen zu werden. Auch gab Catharina bald darauf ein Merkmal wahrer und aufrichtiger Geſinnung, eine für eine ſo junge Prinzeſſin auffallende Probe von Charakterſtärke und Feſtigkeit. Peter III. wurde von den Blattern angefallen und ſchlimm zugerichtet; ſie ſah ihn wieder, entſtellt und ſeiner frühern Schönheit völlig beraubt. Jedermann bei Hofe fürchtete, ſelbſt Catharinens eigne Mutter, die Prinzeſſin würde ſich von dem ſo unvortheilhaft Veränderten abwenden, doch mit der größten Ergebung, mit dem liebevollſten Weſen forderte die junge Braut durch ihre Liebkoſungen den erkrankten Prinzen zu neuem Muth, zu friſchen Hoffnungen auf.

Die Zerſtörung von Peters äußerer Wohlgeſtalt bot jedoch nicht den einzigen Grund dar, um Catharinens Neigung für ihn auf die Probe zu ſtellen, viel gefährlichere Klippen, an denen das Glück der Ehe ſcheiterte, bildeten die Charakterfehler des Prinzen, Fehler, die ihrer Natur nach gerade am lähmendſten auf das Gemüth Catharinens wirken mußten, weil ſie ihrem eignen Weſen ſo geradezu entgegen waren. Die junge Fürſtin war feſt, ſicher, in ihren Neigungen wie in ihrem Tadel entſchieden, Peter dagegen war ſchwankend, muthlos, eigenſinnig, wechſelnd. Er liebte ſeine Gemahlin, aber er liebte an ihr nur die ſchöne, junge Frau, nicht den eminenten Geiſt, die Fülle wahren und großen

Gefühls, die ſich frühzeitig ſchon kund gab. Catharina fand ſich daher bald an dem kaiſerlichen Hofe in eine keineswegs angenehme Stellung verſetzt. Die eigne Mutter mißfiel der Kaiſerin durch eine ewige ambitiöſe Unruhe, die ſie entwickelte, durch kleinliche Intriguen, die Eliſabeths Unwillen rege machten. An ihr, die zuletzt völlig in Ungnade fiel, konnte daher die Tochter keine Stütze finden, ebenſowenig war die Kaiſerin willens, ſich mit einem Geſchick zu beſchäftigen, das ſie einmal geſichert und angeordnet wähnte, die junge Frau hatte alſo, als ſie die Kälte und das wachſende Mißtrauen ihres Gemahls bemerkte, keine andere Hülfsquelle des Troſtes und der Ermuthigung, als die eigne Willenskraft und die ihr früh ſchon beigegebene Klugheit und Mäßigung. Mit bewundernswürdiger Vorſicht ging ſie zu Werke und übte die, für ihren hochſtrebenden Geiſt, ſchwerſten Tugenden der Demuth und Entſagung. Während ihr Gemahl ſich oft über ſie bei der Kaiſerin beſchwerte, hörte dieſe nie Klagen aus dem Munde der Großfürſtin. Immer bereit, den Gemahl zu entſchuldigen, wurde ſie nie deſſen Anklägerin, ſehr oft ſeine Vertheidigerin.

Die einzigen Vortheile jedoch, die ſie durch ihr kluges Betragen erhielt, beſtanden darin, daß die Ehe den Anſchein einer zwar kühlen aber achtungsvollen Vereini gung gewann. Hiermit waren die Kaiſerin Eliſabeth und der Hof zufrieden. Nicht ſo Catharina. Unabläſſig mühte ſie ſich, in ihrem Gemahl jene Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten zu wecken, die ihr ſelbſt innewohnte, ſeinen Geiſt in die Sphären eines höhern Gedankenflugs zu locken, und ihn die Reize der Bildung kennen zu lehren, die allein geeignet iſt, ſelbſt auf der höchſten Staffel der geſellſchaftlichen Stellung, dem Geiſt Weihe, der Phantaſie Größe, dem Gemüth Friſche und Fülle zu verleihen. Peter hatte nur Sinn für ſehr ſecundäre Beſtrebungen. An einem kleinen Hofe aufgewachſen, frühe in die große Soldatenſchule Friedrich Wilhelm des Erſten verſetzt, ſchwärmte der preußiſche Lieutenant für den Nimbus, der die Soldateska Preußens umgab, damals ſchon, als er noch keine Ahnung hatte von der Erhöhung, die ihm zu Theil werden ſollte. Als Großfürſt von Rußland nahm er Gelegenheit, die Träume ſeiner Jugend zu verwirklichen. In Oranienbaum, einem Luſtſchloß in der Nähe Petersburgs, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, errichtete er nach preußiſchem Muſter ein Corps, das er ſelbſt einexercirte und das er ſeine holſteiniſche Garde nannte. Die Zeit, die ihm von dieſen kleinlichen, militairiſchen Beſtrebungen übrig blieb, brachte er mit einer Anzahl Günſtlinge zu, die mit ihm die Freuden der Tafel theilten, und bereitwillig in das

Lob einſtimmten, das er über Friedrich den Großen, den er ſeinen Lehrer und Meiſter nannte, ausſtrömte. Den Ruſſen mißfiel gleichmäßig dieſe Lebensart und dieſe Geſinnung. Der Großfürſt kümmerte ſich nicht über die tadelnden Stimmen, die hierüber laut wurden. Anfangs hatte Catharina, in der Hoffnung günſtig auf ihn einzuwirken, von ſeinen Feſten und Gelagen ſich nicht geſchieden, ſie hatte mit großer Aufopferung und Ueberwindung die von ſtetem Tabaksqualm geſchwängerte Luft ſeiner Gemächer eingeathmet, und die rohen, anſtandsloſen Tafelgeſpräche ſeiner Genoſſen mit angehört, ſpäter, als ihr dieſe Opfer durch kein nur irgend günſtiges Reſultat vergolten erſchienen, zog ſie ſich zurück und brachte ihre Zeit hin, indem ſie in der Stille beruhigend und ordnend auf das oft irregeleitete und anſtößige Benehmen der alternden Kaiſerin einwirkte. Sie hatte auch hier große Hinderniſſe zu beſiegen. Die deutſche Prinzeſſin, in einem Fürſtenhauſe aufgewachſen, in welchem Ordnung, Anſtand und herkömmliche Sitte ſtreng herrſchten, hatte hier das Beiſpiel des üppigſten Mißbrauchs einer koloſſalen Fürſtenmacht vor Augen, zugleich den über alle Geſetze der Sittlichkeit hintaumelnden Uebermuth einer Frau, die keine Ahndung hatte von der Würde und den Pflichten eines Herrſchers. Catharina mußte alſo ſich das Vertrauen der Kaiſerin zu erwerben und zu erhalten ſuchen, und dies konnte einestheils nicht anders geſchehen, als indem ſie die eigene Würde des Charakters ſcheinbar verleugnete und der Schwäche huldigte, anderntheils indem ſie klug und oft liſtig den beſſern Rathſchlag, den ſie ſelbſt erſonnen, der müßigen und ſchwelgenden Kaiſerin unterlegte, als einen von dieſer gefaßten Entſchluß. Dieſe ſchwere Prüfungszeit Catharinens, wo ſie zu gleicher Zeit mit einem ihr übelgeſinnten Gemahl und einer leidenſchaftlichen, mißgeleiteten Frau zu verhandeln hatte, berückſichtigt keiner ihrer zahlreichen Biographen genau genug. Sie rühmen Alle die großen Erfolge der Klugheit und des Muthes ihrer ſpäteren Jahre, weil das Glück dieſe vor aller Welt ſichtbar erſcheinen ließ, allein Niemand macht auf dieſe, hier berührten, Verdienſte aufmerkſam, welche ſich die duldende und damals von ihrer Umgebung allgemein verkannte, junge Fürſtin erwarb. Die rohen Geſellſchafter und Günſtlinge Peters, ſeine Kälte gegen ſeine Gemahlin gewährend, glaubten ihm zu dienen, indem ſie jene verleumdeten; zu gleicher Zeit machten die eiferſüchtigen Höflinge Eliſabeths Catharinens Annäherung verdächtig, indem ſie ihr ehrſüchtige Motive unterſchoben. Eliſabeths ſchwache Urtheilskraft gab willig dieſen Verunglimpfungen Platz, und Catharina litt unſäglich durch brüsken Uebermuth von einer und roher

Willkür und gemeinem Spott von der andern Seite. Oft war ſie willens, die Kaiſerin um Trennung der Ehe zu bitten, und daß ihr vergönnt werde, nach Deutſchland zurückzukehren, allein Eliſabeth, wenn ſie dieſe verzweifelnde Stimmung der Prinzeſſin gewahrte, überhäufte nach Weiſe ſchwacher Frauen, ſie auf kurze Zeit dann wieder mit Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen aller Art. Catharina blieb und litt.

Die Verleumdungen mehrten ſich; die Angriffe wurden immer heftiger. Peter III., der ſelbſt die eheliche Treue nicht wahrte, gab den Zuträgern Gehör, die ihm Catharinens Betragen zu verdächtigen ſtrebten. Ein reichlicher Strom ſteter Klätſchereien, fortgeſetzter Anklagen, feiger Beſchuldigungen floß nun trennend zwiſchen den beiden Gatten. Hätte Peter III. in ſeinem Verdacht, in ſeiner Verfolgung, in ſeinem Haſſe Conſequenz und Urtheil bewieſen, ſo hätte Catharina doch noch Mittel gefunden, ihre Stellung an ſeiner Seite ehrenvoll zu behaupten, aber das ewige Schwanken dieſes ſchwachen Mannes, der von äußerſter Mißſtimmung plötzlich zu Bewunderung, vom Haß und von Verfolgung raſch zu Vertrauen und Achtung überging, machte, daß ſie daran verzweifelte, jemals mit ihm einen Weg gehen zu können. Hatte ſie ihn heute durch alle Beweiſe weiblichen Zartſinns und Gefühls überzeugt, daß er einer falſchen Anklage gegen ſie Gehör gegeben, morgen ſtieß er ſchon wieder die empörendſten Drohungen gegen ſie aus, und beſchimpfte öffentlich zugleich ihr Anſehen und ihre Perſon. Hatte er heute eine leidenſchaftliche Scene mit ihr, wo er ihr das Herbeſte und Beleidigendſte vorwarf und ihr mit ſeiner Rache drohte, ſo erſchien er morgen ſchon bei der Kaiſerin, ſeiner Tante, um für Catharina zu bitten, und gegen ihre Verleumder den Zorn der Herrſcherin wach zu rufen. Dieſer Wankelmuth war das Mittel Catharinens Herz auf immer von ihm zu entfernen. Sie ſah ein, wie vergeblich die Hoffnung war, ſich der Stütze eines ſo perfiden Charakters einſt vertrauen zu können, ſie richtete bang und zagend den Blick in eine Zukunft, die ihr ſchwarz und drohend erſchien, mit allen Schrecken angefüllt, die die Phantaſie eines leidenden, hülfloſen Weibes zu martern im Stande ſind. Sie zitterte für die Sicherheit Desjenigen, dem ſie die ihrige anvertraut. In dieſer unglücklichen Lage befand ſie ſich, als die Aerzte den nahen Tod der Kaiſerin verkündeten, und die ganze Hauptſtadt durch dieſe Nachricht in Aufruhr und in bangende Erwartung verſetzt wurde.

Die Geſchichtſchreiber, die Catharinen einen Antheil an den Bewegungen und Plänen der Mißvergnügten ſchon in dieſer Periode zuſchreiben, irren ſehr oder wollen abſichtlich auf die Handlungsweiſe der Fürſtin ein trügendes Licht fallen laſſen. Wie ſollte ſie, jung, fremd, ohne Anhang, in einem Lande und an einem Hofe, wo Sitten und Geſinnungen ihr auf gleiche Weiſe abſtoßend und verwirrend entgegentraten, wie ſollte ſie, die beſtändig ſich mit dem Gedanken einer Rückkehr, ja einer Flucht nach Deutſchland beſchäftigte, damit umgegangen ſein, eine Verſchwörung anzuſpinnen und zu leiten, die, wenn irgend Hoffnung zum Gelingen da ſein ſollte, auf die genaueſte Kenntniß des Terrains, des Charakters der mitwirkenden Perſonen, der Verhältniſſe bei Hofe und in ſeiner Umgebung baſirt ſein mußte? Catharina verſchloß mit einer gewiſſen Scheu ihre Blicke vor dem Gemälde der Roheit und Zerrüttung, das ſich vor ihren Augen entrollte, ſie ſuchte weit entfernt ernſte Plane zu faſſen und die Anderer zu befördern und zu verſtehen, ſich durch Zerſtreuungen zu betäuben und das Bewußtſein ihrer troſtloſen Stellung an dieſem unglücklichen Hofe, ſoweit es nur irgend ſich thun ließ, in den Hintergrund zu drängen. Der Plan der Verſchwörung, die ſich gegen den Großfürſten ſchon beim Erſcheinen dieſes Prinzen in Rußland entſpann, leitete ſeinen Urſprung ganz von anderswo her. Der Reichskanzler Beſtuſcheff, ein ehrgeiziger und intriguanter Mann, hatte ſich gleich anfangs dem Entſchluſſe Eliſabeths widerſetzt, einen deutſchen Prinzen auf den ruſſiſchen Thron zu führen; als es doch geſchah, und Peter nach Rußland berufen und ihm Catharina zur Gemahlin gegeben wurde, entdeckte der mächtige Miniſter alſobald, daß er in der Schwäche und in der Unbeliebtheit Peters bei der ruſſiſchen Nation ein Mittel fände, ſeinen Plan, dieſen Fürſten vom Thron auszuſchließen, zu realiſiren. Unermüdlich war er nun nach dieſem Ziele hin thätig; kein Mittel erſchien ihm unwürdig, wenn es dienen konnte, den Weg ihm zu ebnen. Als Geſandter nach Hamburg geſchickt, entwendete er dem Herzog von Holſtein Gottorp aus deſſen Familienarchive die Documente, die Catharina I. daſelbſt hatte niederlegen laſſen, und die ſich auf die Descendenzrechte Peters bezogen. Einmal dieſer vermeſſenen und frechen That ſich bewußt, fühlte er wohl, daß Peter, wenn er Kaiſer würde, ſie ihm nie würde verzeihen können, er mußte daher raſch dieſem verbrecheriſchen Schritte andere noch verbrecheriſche folgen laſſen. Er fing nunmehr damit an, die Umgebung, in welcher ſich der Großfürſt befand, gegen ihn einzunehmen und zum Treubruch und Verrath zu verleiten. Es gelang ihm, durch Künſte der Schlauheit und der Ueberredung. Eine nicht geringe Anzahl wurde angeworben; unter dieſen verſchworen ſich gerade die von Peter am meiſten Begünſtigten und ihm ſcheinbar am treueſten

Ergebenen, ihm die Krone zu rauben. Es war hierbei nicht beſtimmt ausgemacht, wem ſie zunächſt zufallen ſollte. Beſtuſcheff, der bei all ſeiner Verderbtheit, ſeiner Perfidie und ſeinem maaßloſen Ehrgeiz, doch einen Blick für Größe und geiſtige Ueberlegenheit hatte, ſah in Catharinen den ſelbſtändigen, freien und kühnen Geiſt, der beſtimmt war, eine wichtige Rolle durchzuführen, er gab alſo ſeine Entſcheidung dahin, daß man ihr die Krone antrüge, die Andern wählten ſtatt Catharinen den jungen Großfürſten Paul (geboren den 1. October 1754) und wollten der Mutter die Regentſchaft übertragen, wieder Andere gedachten den Prinzen Iwan, den Eliſabeth vom Thron entfernt und in eine Feſtung eingeſchloſſen hatte, zum Kaiſer auszurufen.

Die Verſchworenen, den baldigen Tod Eliſabeths vorausſehend, beſchäftigten ſich zunächſt, die Kaiſerin gegen ihren Neffen und Thronfolger einzunehmen. Es konnte ihnen dies nicht ſchwer fallen. Die Neigung der ſchwachen Kaiſerin für den von ihr anfangs ſo begünſtigten Neffen hatte ſich ſchnell verloren. Die Scenen des Zerwürfniſſes mit ſeiner Gemahlin, die ihr ſtets von allen Seiten klagend zugetragen wurden, das wilde und ſchwelgeriſche Leben des Prinzen, welches von den mißgeſtimmten Hofleuten und Verleumdern noch ſchlimmer ihr dargeſtellt wurde, als es in der That war, und endlich das Gerucht von ſeiner Unpopularität, das Beſtuſcheff und die Seinigen nicht zögerten ihr zu Ohren zu bringen, ließen Eliſabeth den Entſchluß faſſen, den, den ſie ſelbſt berufen hatte, nunmehr von der Nachfolge auszuſchließen. Sie ließ das junge Fürſtenpaar nicht mehr vor ſich, ſie deklarirte einmal Angeſichts ihrer Garden, und den kleinen Großfürſten Paul auf dem Arme haltend, daß ſie wünſche, dieſem möchte die Liebe zu Theil werden, die man ihr bewieſen. Solche Schritte, unklug begonnen und ſchwankend ausgeführt, machten die Menge ſtutzig, ohne irgendwie günſtig auf den Stand der Dinge einzuwirken. Die Verſchwornen hatten dabei gunſtiges Spiel. Die Sicherheit, die ſie gewonnen, fuhrte ſie jedoch zu weit. Der Reichskanzler, der ſich immer mehr für Catharina entſchied, that ſein Möglichſtes, dieſer Prinzeſſin, fur die er durch ihre perſönliche Liebenswurdigkeit nicht minder, wie durch die Plane ſeiner Politik gewonnen wurde, zu dienen. Er diente ihr jedoch, wie unüberlegte, allzu leidenſchaftliche Freunde zu dienen pflegen, das heißt, ſeine Dienſte ſchlugen zum Nachtheil ſeines Schützlings aus. An einem verderbten Hofe glaubt man nicht an Tugend; der alte Wüſtling und Intriguant hegte am wenigſten dieſen Glauben, und er eilte daher, das natürliche Wohlwollen, die offenen und lebhaften Aeußerungen eines regen Geiſtes, eines unbefangenen Gemüths für Merkmale einer Neigung zu nehmen, und Catharinen in einem Einverſtändniß mit dem jungen Polen Poniatoffsky, der kürzlich an den Hof gekommen war, zu wähnen. Dieſem Irrthum folgend ſuchte er, ſoviel in ſeinen Kräften ſtand, die Annäherungen jener Beiden zu begünſtigen und dadurch ſchadete er Catharinens Ruf, und wurde ihr feindlich ſtatt ihr zu dienen. Die Klagen, die Verleumdungen, die Gerüchte, die eine Zeit geruht hatten, erwachten nun mit erneuerter Macht, und die Feinde Beſtuſcheffs und der Großfürſtin benutzten die Gelegenheit, mit einem Streich die Eine wie den Andern zu verderben. Catharina wurde des ſtrafbaren Umgangs mit Poniatoffsky bezüchtigt und Beſtuſcheff als Beförderer der ehrgeizigen und verbrecheriſchen Pläne der Großfürſtin angeklagt. Peter ſelbſt machte den Ankläger, und es gelang ihm, Eliſabeth's Zorn in einem ſo hohen Grade gegen ihren ehemaligen Günſtling und gegen die Prinzeſſin rege zu machen, daß das Verderben beider beſchloſſen ward. Dies war das unwürdige Betragen eines Mannes, der ſtatt ſeine verfolgte Gemahlin zur Rede zu ſtellen und ihre Vertheidigung zu hören, es vorzog, ſie hinter dem Rücken böslich zu verklagen und ihren Untergang herbeizuführen. Catharinen rettete auch hier wieder die Energie des eignen Geiſtes, ihr Muth, ihre

Feſtigkeit. Obgleich in die tiefſte Ungnade geſtürzt, von aller Welt verlaſſen, gemieden von der Schaar der Höflinge, angeklagt ſelbſt von ihren Freunden, ſuchte ſie ſich in dieſem fürchterlichſten Moment ihres Lebens durch ſcheinbares Nachgeben, durch Klugheit und vorſichtiges Ausweichen zu retten. Der Reichskanzler wurde auf Tod und Leben angeklagt; Eliſabeth milderte ſein Schickſal, indem ſie ihn nach Sibirien ſchickte. Ueber Catharina ſollte noch die Strafe ausgeſprochen werden, als die zunehmende Schwäche der Kaiſerin, die ſteten Einflüſterungen der ſich untereinander bekämpfenden Parteien, die Gedanken der Sterbenden anderswohin lenkten. Man hatte ſie auf Iwan aufmerkſam gemacht und Eliſabeth ſchwankte, ob ſie nicht ihren Neffen zuſammt ſeiner Gemahlin aus dem Reiche verbannen ſollte, um jenen Prinzen, für den ſie immerdar eine Neigung an den Tag gelegt hatte, auf den Thron zu heben. Catharina war in ihren Gemächern eingeſchloſſen als die Kaiſerin mit dem Tode kämpfte; ſie hatte wiederholt gebeten, vorgelaſſen zu werden, doch Eliſabeth wollte ſie nicht ſehen. Nur Prieſter und heulende Weiber umgaben das Sterbelager, auf dem ſich die Sterbende unter unſäglichen Schmerzen wand.

Bei dieſen Stürmen, unter denen ebenſo Hof wie Hauptſtadt litten, kam nun der letzte Augenblick der

Kaiſerin herbei. Catharina hatte kurz vorher noch einen Verſuch gemacht, ſich mit der Zürnenden auszuſöhnen, allein er war mißlungen. Man hatte ihr unter der Bedingung Gnade und Verzeihung zugeſichert, daß ſie ſich zu einer demüthigen Abbitte bei ihrem Gemahl, und zu einem Schuldbekenntniß in Rückſicht jenes ihr zur Laſt gelegten, ſträflichen Umgangs mit Poniatoffsky verſtände. Die junge, ſtolze und beleidigte Fürſtin verweigerte ſtandhaft, ein ſo entwürdigendes Bekenntniß abzulegen. Sie bat nochmals, man möchte ihr erlauben, nach Deutſchland heimzukehren, allein im Auftrag der Kaiſerin hieß man ſie bleiben. Kaum hatte die Kaiſerin ausgeathmet, als der Kampf der Parteien aufs hartnäckigſte begann. Es zeigte ſich jetzt, daß Catharina doch noch Freunde hatte. In die Stelle des verwieſenen Beſtuſcheff war der Graf Iwan Schuwaloff getreten, ein roher und tollkühner Wüſtling zwar, doch geſchickt, in unruhigen Zeiten zu einem Parteioberhaupte zu dienen. Er war es, der Catharinens Namen wieder öffentlich zur Geltung brachte. Ihm gegenüber ſtand als Parteigänger für den Großfürſten der Senator Woronzoff, Bruder des neuen Reichskanzlers. Die Tochter dieſes letztern war Peters erklärte Maitreſſe, und der ehrloſe Vater und die nicht minder ehrloſe Tochter beherrſchten den ſchwachen Fürſten in dem Maaße, daß ſie von ihm ein Verſprechen ſich eroberten, demzufolge die Tochter den Thron beſteigen und der Vater allmächtiger Miniſter werden ſollte. Es wäre zum Ausbruch der wildeſten Feindſeligkeiten gekommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein weiſer Vermittler aufgetreten wäre, dem es gelang, beide Parteien halbwegs zu einigen und ſie, wenn auch nur ſcheinbar, zu einem Zwecke hinzuleiten. Dieſer Retter in Gefahr war der Graf Nikita Panin, ein für Rußland theurer Name, ein Mann, zwar von keiner illüſtern Herkunft, doch immer noch von beſſerer Abſtammung, als es alle jene Günſtlinge waren, die am Hofe einer Furſtin, wie Eliſabeth, eine Rolle geſpielt hatten. Dieſer rechtſchaffene Mann, den Eliſabeth zum Erzieher des jungen Großfürſten Paul ernannt, war der Einzige, der in einem Reiche wie Rußland, über loyale Staatseinrichtungen und rechtlich begründete Regierungsformen nachgedacht und ſich ein Bild von den nöthigen Eigenſchaften eines gleichmäßig auf Völker- wie auf Fürſtenrechte gegründeten Staates entworfen hatte. Seine Studien in dieſer Beziehung hatte er im Auslande, beſonders in Schweden, wo er lange Zeit als ruſſiſcher Botſchafter ſich aufhielt, gemacht. Am Hofe Eliſabeths war Niemand, der auch nur dem Namen nach die Geſetze kannte, nach denen die civiliſirte Welt die geſellſchaftliche Ordnung begrundet hat. Graf Panin, dem eine feine geiſtige Begabung zu Theil geworden war, der durch Reiſen und Lecture ſein urſprüngliches Talent ausgebildet hatte, der in einem Lande, wo Alles nur militairiſch herrſcht, die Macht des Gedankens zu predigen unternahm, ergriff dieſe Miſſion, die wahrlich, der Natur der Sache nach, eine ſehr dornenvolle ſein mußte. Aber er ging ſeinen Weg mit Feſtigkeit. Unter die rohen, tumultuirenden Soldaten trat er hin und ſprach von der Nothwendigkeit, dem Senat eine Stimme bei der neuen Kaiſerwahl zu geben. Vorher hatte er Peter ſelbſt für ſeine neue Lehre gewonnen. Wenn Panin jedoch nichts mehr als ein rechtlicher Mann, ein tiefer Denker, ein gebildeter und muthiger Reformator geweſen wäre, ſo hätte er dennoch nicht auf dem Boden, auf welchem er ſtand, ſiegen können, allein er war auch ein feiner Intriguant, ein unendlich feinerer als die Schuwaloffs und Woronzoffs, mit denen er es zu thun hatte. Er erkannte, wie Beſtuſcheff, in Catharinen den eminenten Geiſt, und auch er that das Gelübde, ſich bei allen ſeinen Unternehmungen dieſer Fürſtin als Bundesgenoſſin zu verſichern. Allein er war vorſichtiger als Beſtuſcheff, er ließ Niemand vor der Zeit die Ehrfurcht und die Bewunderung merken, die er für Catharinen empfand, er wollte nur fürs Erſte ihre Zukunft geſichert ſehen, und dieſes glaubte er zu bewerk ſtelligen, indem er Peter bewog, ſich durch den Senat, alſo durch eine richterliche Inſtanz zum Kaiſer ausrufen und ſeine Rechte, ſowie die ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes feierlichſt proclamiren zu laſſen. So diente er Catharinen indirekt, indem er zugleich die Parteien zum Frieden zwang, und dem Reiche Geſetz und Ordnung, der Thronfolge das Anſehen rechtskräftiger Begründung gab. Seine Abſichten waren die allerrechtlichſten, und er handelte an einem durch und durch corrumpirten Hofe als ein Ehrenmann, der er war. Catharina erkannte dies, bis in ſein ſpätes Alter hat ſie ihm ihre Achtung, ihre Gunſt ungeſchmälert erhalten.

Nun wurde der Senat plötzlich ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und erhielt ein Anſehen und einen Glanz, von dem er früher wahrlich nie geträumt hatte. Bisher war er wenig mehr geweſen, als was die Akademie der Wiſſenſchaften noch war, eine ſonderbare, ausländiſche Grille, ein unnützer und unverſtändlicher Gerichtshof, der über nutzloſes Formenweſen zu Gerichte ſaß, und nach deſſen Entſcheidungen Niemand fragte. Jetzt plötzlich hieß es, daß der neue Kaiſer zu dieſem unbekannten Senatspallaſt zuerſt ſeinen Weg nehmen werde, um aus den Händen der Herren, die daſelbſt thronten, ſeine Krone zu empfangen. Dieſes richterliche Tribunal, das ſeit Peter des Großen Tode nichts mehr zu richten gehabt hatte, ſollte jetzt auf ein Mal über die höchſte Angelegenheit, über die Thronwahl ſein entſcheidendes Urtheil abgeben. Panin wollte es ſo und man folgte ihm. Peter III. hielt vor dem verſammelten Senat eine lange Rede, in welcher er dieſem ſagte, daß die Blicke der ganzen civiliſirten Welt auf ihn und die Senatoren gerichtet ſeien. Die Ceremonie wurde mit Pomp beendet und zum erſtenmal ſpielten die Garden, die ſonſt immer nur allein entſcheidend bei jeder Kaiſerwahl aufgetreten waren, eine Nebenrolle. So beſtieg Peter III. den Thron. Eine blutige Revolution war vermieden durch die Klugheit eines Mannes, und dieſer Mann war zum Glück ein Ehrenmann.

Die erſten Regierungswochen Peters III. waren in der That durch Handlungen bezeichnet, die an Größe, ja ſelbſt an Erhabenheit ſtreiften. Die Fülle von Glanz und Macht, die ihm zugefallen war, nahm ſeinem Geiſte auf wenige Augenblicke die Enge und die Zaghaftigkeit. Aber es iſt einer Seele, die ohne Anwartſchaft auf Größe geboren iſt, nicht gegeben, auf die Länge die Welt über ihr eigentliches Weſen zu täuſchen, am wenigſten da, wo eine erhabne und gefährliche Stellung ſie den Blicken der Menge unverhüllt preis gibt. Zu den Handlungen, die eine edle Aufwallung ihn begehen hieß, gehörte die Zurückberufung der unter Eliſabeths

Regierung Exilirten. Da kamen denn die alten Männer mit dem grauen Haar und den von tauſend Furchen gezeichneten Geſichtern, mit den mißtrauiſchen Blicken und dem ſchleichenden Gange, die alten gemißhandelten Lieblinge früheren Glückes, die verſchwiegenen Zeugen von Fürſtenlaune und Fürſtenwillkür, da kamen ſie nun in ganzen Schaaren wieder und füllten die Säle des kaiſerlichen Pallaſtes, deſſen Marmorwände unterdeſſen die Geſtalten anderer Günſtlinge zurückgeſpiegelt hatten, die jetzt zitterten, indem ſie über ihre Häupter das Verbannungsurtheil ſchon ausgeſprochen wähnten. Aber Peter verbannte Niemanden, er vergab Allen, ſelbſt denen, die ihm bei ſeiner Tante üble Dienſte geleiſtet hatten, er war ſcheinbar mit aller Welt ausgeſöhnt, er war die Milde, die Liebenswürdigkeit, die Großmuth ſelbſt. Aber dem ſcharfen Blicke entging nicht, daß dieſe Eigenſchaften auf einem ſehr ſchwankenden Grunde, nämlich auf Charakterſchwäche ruhten. Peter war nicht grauſam, nicht böswillig, nicht tückiſch — aber er war ſchwach.

Unter den zurückkehrenden Verbannten war auch der alte Feldmarſchall Münnich, der mit einem ganzen Schwarm Enkel und Urenkel in die Hauptſtadt zurückkehrte. Der Mann, der in den Einöden Sibiriens zwanzig Jahre fern dem Hofe, fern den Geſchäften, ja faſt fern der civiliſirten Welt, faſt wie die Anachoreten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, gelebt hatte, ſtand jetzt plötzlich mit allen Orden geſchmückt, kräftig und muthig wieder an der Seite des Throns, ſeine erſte, ſeine feſteſte Stütze. Rußland iſt das Reich, wo noch der Pſycholog überraſchende Reſultate ſammelt, wo Größe und Verfall ſo raſch und blendend wechſeln wie in den Geſchichten der tauſend und einen Nacht. Dieſer alte Feldmarſchall war ein Beiſpiel dieſer Art. Peter empfing ihn äußerſt gütig, und Münnich vergalt ihm dies ſpäter in der Stunde der Gefahr.

Es iſt nicht hier am Ort, um Peters kurze Regierung mit ihren Einrichtungen und Beſchlüſſen näher zu unterſuchen; es ſei nur bemerkt, daß er ein für den ruſſiſchen Adel ſehr vortheilhaftes Geſetz gab, ein Geſetz, das eine ruſſiſche Ariſtokratie hätte begründen können, wenn es den Nachfolgern Peters gefallen hätte, auf dem Boden dieſes Geſetzes weiter fortzubauen. Der Friede mit Preußen war ebenfalls ein wichtiges Merkmal dieſer ephemeren Regierung. Wie hätte Peter, der ſich noch immer den Obriſt Friedrichs nannte, der von dieſem ſeinem Chef, ſich einen höhern Dienſtgrad auf das ſubmiſſeſte erbat, und ihn gnädig auch erhielt, wie hätte ein ſolcher unterwürfiger Bewunderer des preußiſchen Heros gegen dieſen ſeine Armeen ſchicken können

Wir müſſen jetzt unſere Blicke ausſchlieſlich auf Catharina lenken. Ein großer Kampf ging in ihrer Seele vor. Sie war nicht mehr die junge, unerfahrene, bald wirkliche Gefahren verkennende, bald vor gemachten Schreckbildern zaghaft zurückbebende Frau. Die Jahre der Prüfung waren nicht fruchtlos über ihrem Haupte dahingezogen. Die furchtbaren letzten Lebensmomente Eliſabeths hatten dieſer jungen Prinzeſſin eindringliche und erſchütternde Lehren gegeben. Sie ſah eine Frau, die ein verlorenes Leben gelebt, die eine großartige Sendung unwürdig verfehlt, einer glänzenden Berufung nicht entſprochen hatte, mit den Qualen eines zerſtörten Körpers, eines verwundeten Gewiſſens ringen. Sie ſah eine unruhige Hauptſtadt, eine zügelloſe Armee, eine räuberiſche Günſtlingsſchaar ſich um die Beute der Macht drängen, die den ſterbenden Händen entſchlüpfte. Welche Empfindungen mußte ein ſolches Gemälde in der Seele der Beſchauerin zurücklaſſen, die einen feurigen Geiſt und eine junge, aufſtrebende Natur mitbrachte. Catharina war für keinen der Fingerzeige, die das Geſchick ihr gab, unempfindlich. Es mußte ihr nothwendig der Gedanke vorſchweben, wie würdeſt du handeln, wenn dir die Macht gegeben wäre, die jene Frau beſaß und ſo ſchmählich mißbrauchte? Wie natürlich iſt eine ſolche Betrachtung, die ſich dem Ehrgeize nicht allein, die ſich auch der aufopfernden Menſchenliebe aufdrängt. Ein Geſchick, das da geſtattet Segnungen über unermeßliche Länderſtrecken zu verbreiten, wird immer eines ſein, das eine feurige, edle Seele ſich vom Himmel erbittet. Catharina, am Sarge Eliſabeths ſtehend, mußte Gefühle ſo durchdringender Natur, Gedanken ſo erhabener Art hegen. Kann man einer großen Seele verbieten groß zu fühlen, mächtig zu empfinden, gewaltig zu ſtreben? Sehr viele Beurtheiler Catharinens haben bei der gefährlichen Kataſtrophe, die im Leben dieſer Frau jetzt eintrat, ihre Mitwiſſenſchaft, ihr Mitwirken leugnen wollen, und zwar in der Meinung ihr dadurch zu dienen; allein es iſt dies ein ſchlimmer Dienſt, den man ihr erweiſet. Wir ſind der Anſicht, daß Catharina ſehr ſelbſtändig handelte, daß ſie wußte, wornach ſie ſtrebte und daß ſie, weit entfernt ein Werkzeug in den Händen weniger roher Empörer zu ſein, dieſe brauchte, um raſch zu ihrem Ziele zu gelangen. Friedrich der Große in ſeinem vertrauten Geſpräch mit Ségur gibt einen Standpunkt an, der wenn man ihn als richtig gelten ließe, Catharinens Charakter als den einer Frau hinſtellte, die jung, leichtſinnig, übereilt, gedankenlos ſich der erſten, der beſten Gelegenheit in den Arm warf, die ſie aus einer peinvollen Lage zu retten verſpricht. Nach Friedrichs Anſicht haben die Orloff's Catharinen auf den Thron geführt, und ſie iſt willenlos, zitternd, widerſtrebend ihnen gefolgt. Iſt dies aber denkbar? Wird eine Frau, die die Segenſpenderin über ganze Reiche wurde, die das mächtige Werk Peters des Großen, die Civiliſirung Rußlands, fortbaute, die mit feſter Hand zahlloſe Empörungen niederhielt und einen Thron, den vor ihr wenige Inhaber zu behaupten verſtanden hatten, ſiegreich behauptete, ihn während fünfunddreißig Jahren durch glänzende Thaten ſchmückte, würde eine ſolche Frau auf ſo ohnmächtige Weiſe, ohne alle Selbſtändigkeit ſich zu ihrem Ziele haben hintreiben laſſen? Catharina wußte um die Verſchwörung, ſie leitete ſie, ſie beſtieg den Thron ſelbſtändig und feſten Schrittes.

Wir wollen die allbekannten Thatſachen nur kurz berühren. Peter III., von den momentanen Anſtrengungen von Muth, Energie und Thätigkeit ſchnell wieder zu ſeinem gewohnten müßigen und regelloſen Leben übergehend, fügte zu ſeinen früheren Unklugheiten noch die hinzu, daß er die Geiſtlichkeit beleidigte, ihr einen Theil ihrer Güter entzog und einen mächtigen Prieſter, den Erzbiſchof von Nowgorod, verbannte, der ſich einigen Neuerungen widerſetzt hatte. Der Exilirte mußte alsbald wieder zurückberufen werden, die Neuerungen konnten nicht durchgeführt werden, die entzogenen Güter mußten unter, für die Macht demüthigenden Zugeſtänd niſſen, wieder herausgegeben werden — alles dieſes waren Schritte, die vom Ziele ablenkten und Peters Feinden, deren Zahl raſch wuchs, Stoff zu den gehäſſigſten Angriffen und Denunciationen gaben. Bald war der ſämmtliche Klerus gegen den Fürſten geſtimmt und verleitete die Armee zur Widerſetzlichkeit. Von Woche zu Woche, faſt von Tage zu Tage wurden die Verhältniſſe ſchwieriger. Wer den Boden kannte, auf dem Peter ſtand, wußte, daß er unterminirt war, und daß die nächſte Stunde den unvermeidlichen Einſturz bringen konnte. Catharina mit ihrem ſcharfen Blicke ſah dies am deutlichſten. Sie liebte ihren Gemahl nicht, ſie empfing täglich von ihm Beweiſe ſeiner Nichtachtung, ſeiner Kälte, ſeiner bis zur Grauſamkeit getriebenen Verfolgung; aber wie ſie früher geduldet hatte, ſo hätte ſie auch jetzt geduldet, wenn nur ihre Gefühle als Weib, ihr Anſehen als Fürſtin wären verletzt worden, allein Peter verletzte in ihr den ſelbſtändigen Geiſt, er verletzte in ihr Rußlands Zukunft, das Glück und den Segen der Völker; nicht Catharina das Weib und die Fürſtin, ſondern Catharina, Rußlands Genius, wurde von den rohen, ungeſchickten Händen des ſchwachen Mannes höhnend hinweggeſtoßen. Eine Beleidigung unſerer Perſon können wir verzeihen, nicht eine Beleidigung unſerer Miſſion, denn dieſe hat ein höherer Geiſt uns auferlegt, der der Geſetzgeber unſerer ganzen Exiſtenz iſt. So wie Catharina fühlte, daß Peter nicht mit ihr herrſchen wolle und könne, ſo war der Entſchluß feſt in ihrer Seele, ohne ihn zu herrſchen.

Die Verſchworenen beſtanden noch dem größern Theile nach aus jenen Mißvergnügten, die ſchon unter der Regierung Eliſabeths Petern von der Thronfolge hatten ausſchließen wollen.

Der Graf Panin hatte unterdeſſen zwar nicht ſeine Grundſätze, doch ſeine Anſichten über die Verhältniſſe und Perſonen geändert. Er war dahin gelangt, einzuſehen, wie in der Theorie Manches vortrefflich ſein kann, was in der Praxis ſich als ein Verſehen und als ein Verderb ausweiſt. So waren ihm die Reformen, die er in Betreff des Senats eingeführt, die dieſem Staatskörper zuzutheilende Wirkſamkeit, ſpäter ſelbſt als unſtatthaft erſchienen. Ehe dieſes adminiſtrative Tribunal eine ſo hohe Stellung einzunehmen im Stande ſein konnte, mußte der Geiſt der Nation zuvörderſt auf eine weit höhere Stufe ſelbſtändiger Ausbildung gehoben werden. Es mußten Vorarbeiten gemacht werden, deren Mangel ſich jetzt fühlbar machte. Panin erkannte, daß von dem Werke, das er ſchaffen wollen, fürs Erſte nichts als der Titel, eine ſchöne Vorrede und ein Anfangskapitel vorhanden waren, daß aber das Buch ſelbſt noch nicht geſchrieben war. Ein Geſetzgeber, der zu dieſer Anſicht gelangt, iſt leicht zum andern Extrem umgeſtimmt, nämlich das ganze Werk aufzugeben, es einer fernen Zukunft zuzuſchieben; Panin hätte auch den Muth verloren, wenn Catharina ihm nicht zur Seite geſtanden hätte. Auf Catharina ſetzte er Rußlands und ſeine eigne Hoffnung. Er wurde nicht getäuſcht. Schon längſt hatte er Catharinen ſich immer näher angeſchloſſen; er theilte ihr ſeine Studien, ſeine Erfahrungen, ſeine Entſchlüſſe mit; ſeine Achtung, ſeine Neigung für die Fürſtin ging in Bewunderung, ja faſt in Anbetung über. Er ſah ſie leiden, das Unwürdigſte, das Kränkendſte leiden, er hörte von den Verſchwörern täglich die Pläne und Abſichten, die Peter hegte, und zu deren Ausführung die Partei der Worenzoffs ihn anſpornte; er war zugegen, wie Catharina eines Tages öffentlich beleidigt wurde, bei einem Feſte ihren Platz der Gräfin Worenzoff abtreten mußte; er erfuhr auf das beſtimmteſte, wie der Kaiſer beabſichtige ſie und ſeinen Sohn zu verſtoßen; er wußte um die Gefahr, in der ſie ſchwebte, und der ergraute, alte Staatsmann wurde im Gefühl der Empörung über ſo grauſame Unbill zum Jünglinge. Er ſtrengte ſeine Kräfte an, er arbeitete unabläſſig um Catharinen gegen ihre Feinde zu ſchützen. Rußland, für deſſen Erhebung und Vervollkommnung er ſchwärmte, die Frau, die er für berufen hielt, dem Lande jene Würde und jene Macht zu ſchenken, die er ihm um jeden Preis verliehen zu ſehen wünſchte — beide theuren Gegenſtände verbanden ſich in ſeinem Geiſte in einen, und er ſah nur Rettung und Hülfe durch die Entfernung Peters vom Throne. Er geſellte ſich dem Bunde zu, der im Geheimen ſchon längſt eifrig wirkte, und in welchem die vorzüglichſten Mitglieder der Hetman der Koſaken, Cyrill Raſumoffsky, ein junger Fürſt Wolkonsky, Neffe des ehemaligen Reichskanzlers Beſtuſcheff, die junge Fürſtin Daſchkoff, Schweſter jener Geliebten Peters, der Gräfin Woronzoff, ein Piemonteſer Odart, und die Brüder Gregor und Alexei Orloff waren, die eine ſo traurige Berühmtheit erlangt haben. Dieſe Verſchworenen hatten in Folge mannigfacher Intriguen ſich zu einander gefunden; anfangs hatte Keiner von den Plänen des Andern gewußt, bis ſie ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Geſtändniſſe machten, und ihre Intereſſen, die zum Theil auf den niedrigſten Motiven des Ehrgeizes und der Habgier gebaut waren, vereinigten. Die junge Fürſtin Daſchkoff fügte zu dem Beweggrunde des Ehrgeizes noch den hinzu, ihre Schweſter, die allgewaltige Maitreſſe, demüthigen zu wollen.

Den Verſchworenen war ein Mann wie Panin äußerſt willkommen; die allgemeine Achtung in der er ſtand, mußte ihnen natürlich von größtem Nutzen ſein. Man ſchmeichelte dem Grafen auf alle Weiſe. Schon daß er der Erzieher des jungen Großfürſten war, machte ſeinen Beitritt wichtig, ja ſelbſt unentbehrlich. Der vertriebene und dann wieder eingeſetzte Erzbiſchof von Nowgorod war ebenfalls unter den Verbündeten. Auch er war wichtig, denn er ſollte der erzürnten Geiſtlichkeit zum Organ dienen.

Catharina beſuchte mit großer Vorſicht die geheimen Verſammlungen, ſie war mit den Plänen vertraut, die man daſelbſt entwarf. Sicher und feſt wußte ſie die Kräfte zu ſchätzen, die Verhältniſſe zu überſehen, die Mittel zu berechnen. Scheinbar ſich entfernt haltend, war ſie doch unausgeſetzt inmitten der Verbündeten. Sie ſtimmte in den Plan ein, den Panin entwarf, Peter durch eine Entſagungsakte vom Throne zu entfernen, ſie, als Regentin und Vormünderin ihres Sohnes, ſollte dann auf denſelben Platz nehmen. Dieſes war das feſtgeſetzte Ziel, dahinaus ſollten nun die Schritte gelenkt werden. Als Moment der Ausführung bezeichnete man die Zeit, wo Peter einen vom ganzen Reiche gemißbilligten Kriegszug gegen Dänemark unternehmen würde. Er ſollte den Boden nicht wieder betreten, den er unklugerweiſe in einem ſo kritiſchen Momente verließ. Aber die Verſchworenen waren hier nicht einerlei Meinung. Panin, der nicht dulden wollte, daß der Unternehmung der Charakter einer rechtlichen, vor aller Welt offen darſtellbaren Handlung geraubt werde, verſchmähte jeden heimlichen Ueberfall, jede nächtliche Liſt, jeden Entführungsplan; die Officiere überſtimmten ihn, indem ſie ſich bereit erklärten, den Kaiſer, während er einem Feſte in Peterhoff beiwohnte, mitten aus ſeinem Hofe zu entführen. Catharina erfuhr von dieſen letzten, tumultuariſchen Sitzungen nichts, ſie befand ſich in Peterhoff, anſcheinend ruhig den Kaiſer erwartend, und Vorbereitungen zu dem Feſte treffend.

So kam die für Rußland ewig denkwürdige Nacht des neunten Julius 1762 heran. Peter erhielt von vielen Seiten her Warnungen, ja ſelbſt Anzeigen von dem Daſein der Verſchwörung, man nannte ihm Namen und bezeichnete Verhältniſſe, doch kümmerte ihn dies wenig. Als dieſe Anzeigen und Aufforderungen allzu dringend wurden, gab er Befehl, daß nach dem Feſte die gehörigen Maßregeln getroffen werden ſollten. Natürlich warteten die Verſchworenen dies nicht ab. Auch noch ein anderes Ungefähr trieb zur Eile. Einer der Verſchworenen, Paſſek, hatte ſich verrathen, und der Officier der Garde, zu der er gehörte, verhaftete ihn. Nun war raſches Handeln Geſetz; wenn man nicht noch dieſelbe Nacht zur Ausführung ſchritt, waren Alle verloren.

Alexei Orloff wurde erwählt, um Catharinen aus Peterhoff abzuholen. Er fand ſie ſchlafend; ein Zeichen, wie wenig ſie dieſen ungeſtümen und gewaltſamen Ausbruch des Unternehmens erwartete. Als ſie von Orloff die näheren Umſtände erfuhr, zögerte ſie keinen Augenblick ihm zu folgen. Wankelmuth und weibliche Schwäche lag nicht in Catharinens Charakter. Von ihrer Kammerfrau, Johanna Iwanowna begleitet, durchflog ſie den Park von Peterhoff und erreichte den einſamen Ort, wo Orloff ihrer mit einem Reiſewagen wartete. Er beſtieg ſelbſt den Kutſcherſitz und lenkte die Pferde; es ging raſch vorwärts. Auf der Mitte des Weges erlahmten die Pferde, und man ſah ſich genöthigt zu halten. Dieſer Verzug war gefahrbringend, denn Catharinens Erſcheinen in der Hauptſtadt war auf die Minute von den Verſchworenen berechnet. In dieſer peinvollen Lage ſehen die Flüchtlinge einen ſchwerbepackten Wagen, den ein Bauer lenkt, der mit Früchten zur Stadt will. Raſch überfällt ihn Orloff, ſpannt die Pferde aus und vor den Wagen der Kaiſerin. Kaum iſt man jetzt mit erneuten Kräften eine kleine Strecke gefahren, als eine Poſtchaiſe des Weges in Eile daher kommt. Die Fliehenden erſchrecken, es konnte Jemand aus dem Gefolge des Kaiſers ſein, deſſen Ankunft jeden Augenblick in Peterhoff erwartet wurde, und der dieſen Weg kommen mußte. Unmöglich iſt's abzulenken; ſchon hat der Herankommende den Reiſewagen bemerkt. Man muß der Gefahr entgegengehen. Orloff ergreift die Zügel und ſpornt ſeine Pferde an, da hört er die Stimme ſeines Bruders, und jetzt athmet er wieder auf. Gregor iſt von Petersburg abgeſendet worden, weil die Verſchworenen, unruhig über das lange Ausbleiben Catharinens, Nachricht aus Peterhoff ſich verſchaffen wollen. Man verſtändigt ſich mit ein paar Worten, und Gregor ſchließt ſich dem Wagen der Kaiſerin an; der kleine Zug fliegt raſch vorwärts. Dicht vor der Stadt kommt ihnen ein Diener der Kaiſerin, den ſie mit Wohlthaten überſchüttet hat, ein Franzoſe von Geburt, entgegen. Er erkennt ſeine Gebieterin, und glaubend ſie ſei gefangen und werde vom Kaiſer in die Verbannung geſchickt, erhebt er ein lautes Klagegeſchrei. Catharina ſelbſt beſänftigt ihn und gebietet ihm ihr zu folgen. So zieht ſie in der Hauptſtadt ein. Das iſt die dürftige und beſcheidene Begleitung, die der Frau beigegeben iſt, die wenige Tage darauf über unermeßliche Streitkräfte zu gebieten hat, und deren Armeen in der Folgezeit ganze Staaten zittern machen, und Völkern Geſetze vorſchreiben. So unſcheinbar iſt der Beginn einer ſo großen Laufbahn. Aus ſo dunkler Hülle hervorbrechend, geht der leuchtendſte Stern des Jahrhunderts ſeine Bahn. Catharina, nur zwei kecke Soldaten und eine zaghafte Dienerin zur Seite, bangt nicht den gefährlichen Weg anzutreten, den ihr ihr Geſchick vorgezeichnet. Die ſtarke Seele hält ſie aufrecht und gibt ihr Muth, wo ſelbſt entſchloſſene Männer zittern. Sie weiß nicht, bringt der nächſte Morgen ihr den Tod, bringt er ihr die Krone — ſie folgt blindlings dem Ruf, der an ſie ergangen. Mit Allem, was die Schönheit Blendendes, das Vertrauen Rührendes, der Muth Großes hat, iſt die kühne Unternehmung umgeben. Dieſe nächtliche Reiſe Catharinens iſt allen Wundern der Geſchichte beizuzählen und hat zugleich das Ueberraſchende und Geheimnißvolle aus dem Reich der Fabel an ſich. Wir glauben die alten märchenhaften Perſerreiche vor uns zu ſehen, deren glänzende Throne auch Herrſcher beſteigen, die von helfenden Genien aus Nacht und Dunkel zu ſtrahlender Höhe emporgeführt werden.

Als Catharina in der Hauptſtadt anlangte, war es früh Morgens zwiſchen 7 und 8 Uhr, die Prinzeſſin Daſchkoff. Panin und Cyrill Raſumoffsky empfingen ſie im Pallaſt der Prinzeſſin. Kaum behielt die Kaiſerin Zeit ihr Koſtüm zu ändern, ſich in Uniform zu kleiden, und ein Pferd zu beſteigen, um den Orloffs zu folgen, die ſie zu den Kaſernen des Regiments Ismailoff führten. Die Soldaten waren bereits gewonnen. Sie ſtürzten mit wildem Geſchrei hervor und ſielen Catharinens Pferd in die Zügel. Dieſer tumultuariſche Auftritt erſchreckte die Begleiter der Kaiſerin, ſie wichen zurück, ſie ſelbſt jedoch blieb ruhig. Sie ſprach die Soldaten an, rief ſie zu Hülfe gegen die Gefahr, in der ſie ſchwebe, und kaum hatte ſie dieſe Worte geendet, als ein tauſendſtimmiger Beifallsruf die Luſt erſchütterte. Alexis Orloff ſtellte die Regimenter in Ordnung, und als Catharina an den Reihen hinabſprengte, wiederholte ſich der Ruf: Es lebe Catharina! Es lebe unſere Kaiſerin! Es fehlte nicht an einzelnen Abtheilungen, beſonders der Preobraſchensky'ſchen Garde, deren Officiere die Soldaten zurückzuhalten ſtrebten, indem ſie Peters Namen nannten, doch ſie wurden überſtimmt, gefangen genommen, und ihr Anhang zerſtreut. Immer mächtiger ſchwoll der Volkshaufe an, der Catharinen umgab. Die Soldaten erklärten ſich überall für ſie, und ſie zog, wenige Stunden ſchon nach ihrer Ankunft, ſiegreich durch die Straßen. Als ſie vor der Kirche der Kaſan'ſchen Mutter Gottes anlangte, war der Zug, der ſie einſchloß, unabſehbar. Die Prinzeſſin Daſchkoff und die Orloffs, die ihr zur Seite waren, haranguirten beſtändig das Volk, Catharina thronte ſchweigend, aber ruhig und heiter auf ihrem Pferde. Nie hatte man ſie ſchöner, nie von Anmuth und Würde ſtrahlender geſehen, als an dieſem Tage des

Aufruhrs, des Schreckens, der Gefahr. Ein Sturm wehte Staubwolken empor, in dieſe eingehüllt verſchwand momentan die glänzende Erſcheinung, und man ſah nur die blitzenden Lichter der Waffen, die Büſche auf den Helmen und die Adler auf den Fahnen die Dunkelheit durchbrechen. Als Catharina ſich der Kirche näherte, wich die Menge zurück, denn auf den Stufen des Eingangs zeigte ſich im goldbrokatnen Talar, umgeben von einer Schaar von Prieſtern, der Erzbiſchof und hielt in hochgehobener Rechten das Kreuz den Ankommenden entgegen. Catharina ſtieg raſch vom Pferde und fiel ihm, dem Erzbiſchof, zu Füßen. Er ließ ſie Angeſichts der Menge das Kreuz küſſen. Dann, auf einen Augenblick verſchwanden beide im Innern der Kirche. Hier fand noch eine eilige und leidenſchaftliche Berathung ſtatt. Der Erzbiſchof beſtand darauf, Catharinen nur als Regentin und Vormünderin des Großfürſten Paul auszurufen, die Orloffs und die Prinzeſſin drängten Catharinen, ſich als Selbſtherrſcherin dem Volke zu verkünden. Panin rieth zu dem erſtern. Der Moment drängte. Während man noch in der Kirche ſtritt, ließen die Orloffs und ihre Verbündeten laut Catharinen als Kaiſerin proclamiren. Als die Thüren der Kathedrale dem Volke geöffnet wurden, ſah es Catharinen vor dem Altar knieen und den Prieſter beſchäftigt, die heilige Handlung an ihr zu vollziehen. Ein tauſendſtimmiges Hurrah! zerriß die Lüfte. Die ganze Hauptſtadt hatte ſich auf dem Platz verſammelt, und die neue Selbſtherrſcherin wurde unter dem Donner des Geſchützes, dem Beifallrufen eines unüberſehbaren Volks, dem Salutiren des Militairs, verkündet. Wenige Augenblicke darauf, denn alles ging im Sturm und in wildeſter Leidenſchaftlichkeit, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und eilte in jene Stadtviertel, wo noch widerſtrebende Elemente zu beſiegen waren. Nach einer koloſſalen Anſtrengung von ſechs Stunden war Catharina ſo weit, daß ſie ſich im Winterpallaſt bei offenen Balkonthüren zu Tafel ſetzen konnte, um einen Moment Ruhe und Erquickung zu genießen. Sie war einer Ohnmacht nahe, als ſie in ihren Seſſel ſank. Dennoch ergriff ſie das Weinglas, erhob ſich und trank auf das Wohl des Volkes.

Um 10 Uhr Morgens war die Revolution beendet, und Catharina II. auf dem Throne Rußlands.

Es iſt keine dankbare Aufgabe, die Verzichtleiſtung und die letzten Augenblicke Peter III. zu ſchildern. Ein natürliches Gefühl, das dem Menſchenbuſen eingepflanzt iſt, und das da heiſcht für das Unglück, ſei es auch noch ſo ſehr ſelbſt verſchuldet, ein verſöhnendes Mitgefühl zu hegen, macht es dem unparteiiſchen Beobachter und Erzähler ſchwer, für eine kalte aber gerechte Würdigung der Thatſachen ein willkommenes Ohr zu finden. Peter III. hatte vollkommen ſein Schickſal verdient, er hatte die Entſcheidung deſſelben kommen ſehen und war ihm nicht ausgewichen, dennoch als das Unvermeidliche ihn traf, nahm er die Theilnahme ſelbſt ſeiner erbittertſten Feinde für ſich in Anſpruch. Catharina mußte ihre ganze Klugheit und Vorſicht zu Hülfe nehmen, um die erſten Schritte, die ſie auf ihrer neuen Bahn that, ſo einzurichten, daß der Schatten des machtloſen Kaiſers nicht allzuverdunkelnd auf den Glanz ihrer noch jungen Krone fiel.

Am Morgen der Nacht, in der Catharina ſich aus Peterhoff entfernt hatte, kam Peter aus Oranienburg, um den Feſtlichkeiten, wie er jährlich zu thun pflegte, beizuwohnen. Er erſchien, nichts ahnend, in einem langen Zuge von leichtfertigen Weibern und lärmenden, jungen Wüſtlingen umgeben. Als er vor das Portal des Schloſſes anlangt, ſieht er die Dienerſchaft beſtürzt ihm entgegeneilen, und der Ruf: „die Kaiſerin iſt verſchwunden!“ trifft mit unheilkündendem Laut ſein Ohr. Er ſteigt aus, durcheilt ſelbſt alle Gemächer des Schloſſes, er ſendet Boten überall hin, die Frauen ſtehen unter deſſen beſtürzt und betäubt im Schloßhof; Niemand weiß Rath. Jetzt kommen, ſchnell ſich einander drängend, die Nachrichten aus der Hauptſtadt: Catharina iſt in Petersburg angelangt, Catharina hat ſich als Regentin proclamiren laſſen, Catharina iſt Kaiſerin! Peter ſteht erſtarrt und unſchlüſſig; da naht ſich ihm jener greiſe Verbannte, der Gunſt und Ungunſt des Geſchicks ſo reichlich an ſeiner eignen Perſon erfahren, der alte Feldmarſchall Münnich, und er iſt's, der die erſten tröſtenden und ermuthigenden Worte zu dem niedergebeugten Kaiſer ſpricht: „Sire," ruft er ihm mit dem ſtrengen Ernſt des alten Kriegers zu, „es iſt noch nichts verloren. Sie haben fünftauſend Mann auserwählter Truppen in Ihrer Nähe, ſtellen Sie Sich an die Spitze dieſer Getreuen und ziehen Sie den Aufrührern entgegen. Sie werden ſiegen, Sie werden das Feld behalten." Peter zögert. Unterdeſſen hat man in Petersburg raſche Maaßregeln getroffen: ſchon iſt die Brücke mit Militair beſetzt, die die Verbindung auf dem Wege von Petersburg nach Peterhoff bildet, kaum gelingt es einem treuen Diener, ſich mit Gefahr des Lebens durchzuſchleichen, um Petern Nachricht von der Hauptſtadt und dem Theile der Truppen zu bringen, die ihm noch treu geblieben. Münnich fällt ſeinem Herrn zu Füßen und fleht ihn an zu eilen. Umſonſt, Peter ſchließt ſich in einem Zimmer ein, und ſetzt einen demüthig bittenden Brief an ſeine Gemahlin auf, in welchem er ihr verſpricht, der Krone zu entſagen, und ſie erſucht, ihm zu erlauben nach Deutſch land zurückzukehren, wo er ſich mit dem Titel eines Herzogs von Holſtein begnügen will. Catharina antwortet auf dieſes Schreiben nicht. Jetzt hört Peter III., daß die Kaiſerin gegen ihn heranziehe. Welch ein Moment für den zagenden, ſchwachen Fürſten! er eilt, nochmals einen Brief an ſie abzuſenden. Catharina empfängt dieſes zweite Schreiben ſchon auf dem Wege nach Peterhoff, wohin ſie an der Spitze von zwanzigtauſend Mann ihrer Garden aufgebrochen iſt, um ihren Gemahl gefangen zu nehmen. Auch auf den zweiten Brief erhält Peter keine Antwort. Seine Lage iſt entſetzenerregend. Münnich gibt ihm einen letzten Rath, ſich zu retten und die Krone ſich zu erhalten, er ſoll nach Kronſtadt eilen, die Flotte wäre noch ſein; an der Spitze dieſes Geſchwaders würde es ihm ein Leichtes ſein, der aufrühreriſchen Hauptſtadt ſich entgegenzuſtellen, allenfalls aus Schweden Hülfe zu reclamiren. Dieſem Rathe folgt Peter. Eine Yacht nimmt ihn und ſeine Getreuen auf, die Gräfin Worenzoff läßt ſich nicht ausſchließen, obgleich Münnich, dem es in dieſem angſtvollen Momente nur um die Rettung des Herrn zu thun, ihr in ſoldatiſch grober Weiſe zuruft, zu bleiben. Durch die Nebel der Morgendämmerung ſchwankt die Yacht, die den entthronten Zaar in ihrem Schooße führt, über die ſtillen Gewäſſer des Meerbuſens. Das Fahrzeug nähert ſich der Hafenbrücke und verlangt Einlaß. Die Wache fragt wer es ſei; man antwortet: „der Kaiſer!“ „Wir haben keinen mehr! tönt die Antwort herüber; Catharina II. iſt Kaiſerin!“ Bei dieſen Worten zeigt ſich Peter auf dem Verdeck, er wirft ſeinen Mantel von den Schultern, und gibt ſich zu erkennen. Vergeblich; eine Viertelſtunde früher hätte er ohne Schwierigkeit gelandet, denn die Verſchworenen, mit der Rieſenarbeit in der Stadt voll auf beſchäftigt, hatten den Hafen und die Beſatzung von Kronſtadt völlig vergeſſen; erſt ſpät — aber wie wir ſehen, doch immer noch zeitig genug, um Petern die letzte Zufluchtſtätte zu verſperren — war es einem der Verſchworenen eingefallen, den Hafen für die Kaiſerin in Beſitz zu nehmen.

Es iſt ein erſchütterndes Bild, wie die Yacht jetzt von dem Landungsplatze ſich wieder entfernt, wie man den greiſen Münnich ſitzen ſieht, tief gebeugt, das Haupt in die Hand geſtützt, das Geſchick des Fürſten bedenkend, der von Thron und Land verſtoßen, jetzt dem unvermeidlichen Elend entgegen geht. „Wohin ſoll ich ſteuern laſſen?“ fragt ihn Peter. „Sire, es iſt völlig gleich,“ entgegnet ihm entmuthigt der treue Rathgeber, „wohin wir auch gelangen, wir dürfen nicht hoffen, einen glückbringenden Boden zu betreten.“ Peter begibt ſich in die Cajüte und tröſtet hier die Gräfin Woronzoff, deren Thränen unverſiegbar fließen. „Sie hätten es wagen ſollen," ruft ihm dieſe zu, „Sie hätten landen ſollen; Niemand hätte ſich erkühnt, die Drohung auszuführen und auf Sie zu ſchießen! Wir wären Alle gerettet geweſen!"

Bei ſeiner Zurückkunft nach Peterhoff hoffte Peter auf die Großmuth der Frau, die er ſo ſchwer beleidigt, die er, beſonders in der letzten Zeit, durch ein gefliſſentlich rohes und tyranniſches Weſen auf das empfindlichſte gedemüthigt hatte, er hoffte auf die Großmuth der Frau, die er ungehört und ohne Urtheil hatte vom Throne ſtoßen, und deren Sohn er der entehrenden Schmach hatte preis geben wollen. Es war kühn, daß er dieſe Hoffnung hegte, ohne Zweifel wußte er, mit welchem großen, heroiſchen Charakter er es zu thun hatte. Catharina zeigte ſich auch willig, ſeinen Hoffnungen zu entſprechen, allein ihre Umgebung, die in dieſen furchtbaren Tagen tyranniſch über ſie herrſchte, legte ihr blinden Gehorſam auf. Die Stimme der Pietät in ihrem Herzen mußte ſchweigen. Alles was ſie thun konnte war, daß ſie den mildeſten und gerechteſten Mann ihrer Umgebung hinſandte, um mit dem Kaiſer zu unterhandeln. Der Graf Panin begab ſich zu Peter III. Der Kaiſer ſtellte die Entſagungsakte aus, in der er erklärte, daß er ſich unfähig fühle, das Reich zu beherrſchen, und daß er von der Gnade der Kaiſerin die Erlaubniß erbitte, nach Deutſchland zurückzukehren, woſelbſt er ſich mit dem Titel eines Herzogs von Holſtein begnügen wolle. Münnich war in Verzweiflung, als er dieſen unwürdigen feigen Schritt, der jede Hoffnung abſchnitt, erfuhr. „Sire," rief er dem Kaiſer zu, „ſie machen uns Alle elend, jedoch wage ichs zu behaupten, Keiner ihrer Getreuen denkt an ſein eignes Geſchick in dieſem Augenblicke; uns Allen ſchwebt nur Ihre Rettung vor. Was iſt aber jetzt noch zu hoffen?" — „Alles von der Huld der Kaiſerin," entgegnete Peter. „Sie wird jetzt, da ich die erſten Schritte zur Verſöhnung gethan, mir bereitwillig entgegenkommen." Seine Erwartungen wurden getäuſcht; man brachte ihn, die Gräfin Woronzoff und den Günſtling Gudowitſch, Jeden in abgeſonderten Gewahrſam. Der Kaiſer erhielt ſeinen Aufenthalt auf dem Luſtſchloß Ropſcha. An dieſem Orte ſtarb auch der Kaiſer bald nach ſeiner Gefangennehmung.

Während der Verhandlungen in Peterhoff ſchwebte die Hauptſtadt in Unruhe und Aufregung. Man wußte nichts über das Schickſal Catharinens, die an der Spitze ihrer zwanzigtauſend Mann Garden ausgerückt war, man wußte nicht, ob Peter III. ihr Streitkräfte entgegengeſtellt habe, ob es zu einem entſcheidenden Treffen gekommen ſei. Endlich, gegen 8 Uhr Abends, verkündete

Kanonendonner die Ankunft der triumphirenden Kaiſerin. Sie zog ein in ihre Hauptſtadt, indem ein wogendes Meer von Volk, Garden und Linientruppen ſie umgab. Nie hatte die Menge, die doch ſchon an ſolche Scenen gewöhnt war, ein ſo impoſantes Schauſpiel geſehen; ſie umgab das Pferd Catharinens, ſie hielt es auf und küßte die Füße, die Hände der Kaiſerin.

Ehe wir dieſes Anfangscapitel in der Geſchichte Catharinens ſchließen, iſt es nöthig, auf einige Perſonen, die in den Tagen des Kampfes und Sieges ihr nahe ſtanden, den Blick etwas ſchärfer zu richten. Wir wollen nur vier Perſonen herausheben. Gregor und Alexis Orloff, die Prinzeſſin Daſchkoff und Graf Raſumoffsky.

Einem Manne, den ein kleines Beſitzthum, das er in der Nähe Moskaus inne hatte, zum Edelmann machte, war es gelungen, Peter I. einige Dienſte zu erweiſen, die dieſer durch einen militairiſchen Grad belohnte, und durch die Verſorgung der Söhne. Dieſer Mann war Gregor Orloff, der Vater, der im ſechzigſten Jahre noch heirathete und neun Söhne zeugte. Von dieſen ſtarben vier und fünf ſpielten mehr oder weniger eine bedeutende Rolle unter der Regierung Catharinens, Gregor und Alexis jedoch die bedeutendſte. Beide wurden frühzeitig Officiere in der Garde, beide machten Schulden, beide hatten Duelle, beide waren durch ihre tollen Unternehmungen und muthwilligen Streiche die Blicke der Höflinge auf ſich. Die drei anderen Brüder eiferten den älteren nach, und die fünf Orloffs wurden ſprichwörtlich, wo es darauf ankam kecke Raufbolde, wilde Wüſtlinge zu bezeichnen. Gregor Orloff, in den ſich die Maitreſſe ſeines Chefs verliebt hatte, war nahe daran, auf Veranlaſſung des Erzürnten nach Sibirien exilirt zu werden, als die mächtige Hand einer Beſchützerin, die ſich nicht zu erkennen gab, das von Eliſabeth ſchon beſtätigte Verbannungsurtheil vernichtete. Orloff erkannte ſpäter in dieſer rettenden Göttin Catharinen, und er blieb ihr von dieſem Moment an dankbar ergeben, ja er verehrte und liebte ſie mit ſo ſchwärmeriſchem Feuer, daß dieſe Leidenſchaft ſeine rohe Natur mäßigte, ihn geiſtig erhob, und ihn fähig machte die Plane zu verwirklichen, die die Verſchworenen ihm zuertheilten. Klugheit war ihm nicht gegeben, dagegen Alles beſiegender Muth, Kühnheit und unbeugſamer, männlicher Stolz. Sein Bruder Alexis war eine Natur, die der Größe nicht fähig war, und die in dem ihr zugetheilten Elemente rohen, ſoldatiſchen Muthes beharrte.

Die Prinzeſſin Daſchkoff bietet eine jener Erſcheinungen, wie ſie nur an einem deſpotiſchen Hofe voll Eitelkeit und Macht entſtehen kann; eine ſchöne Frau, die laut ſcherzt und ſpottet, wo die beherzteſten Männer zittern. Die Prinzeſſin fing damit an, daß ſie gleich erklärte, für ſie gäbe es kein Blutgerüſt und keine Verbannung; und in der That, die kalte, mißtrauiſche, bigotte Eliſabeth hatte ſich an dieſe kleine, bunte Schlange nie herangewagt. Schon oft hatte das Schwert nur an einem Haare über dem Haupte der Prinzeſſin geſchwebt, und immer wieder war ſie der Gefahr entſchlüpft. Sie zeichnete Skizzen, ſie machte Epigramme auf Eliſabeth, ſie imitirte in Gang und Geberde die herrſchenden Günſtlinge derſelben — es wurde geduldet. Als Catharina am Hofe von Petersburg erſchien, flog die Prinzeſſin ihr entgegen, fiel vor ihr aufs Knie, und bat mit der leidenſchaftlichen Pantomime eines Liebhabers ſich ewig ihr weihen zu dürfen. Von dieſem Augenblicke an trug ſie eine Locke des Haars der Großfürſtin in einer Kapſel auf ihrem Herzen. Ein ſo bewegliches Geſchöpf, voll Geiſt und Leben mußte Catharinen, die von einer kalten, fremden Höflingsſchaar ſich eingeſchloſſen fand, willkommen ſein, ſie nahm die Prinzeſſin, die damals noch unvermählt als Fräulein Woronzeff am Hofe lebte, zu ihrer Vertrauten auf. Beide führten von nun an einen intimen Briefwechſel miteinander, in welchem ſie ſich über die neueſten Erſcheinungen in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur ihre Urtheile mittheilten. Doch nicht allein über Literatur wurde geſchrieben, brieflich geplan dert, ſondern man berührte auch die höchſten Intereſſen, man ſchrieb ſich ſeine Anſichten über Freundſchaft, Liebe, Anbetung, Tod, Unſterblichkeit und über tauſend Schwärmereien und Gefühlsausbrüche, wie ſie in jungen Herzen, die tumultuariſch der Welt entgegenklopfen, ſich zu regen pflegen. Zuletzt ſchreiben ſich die Freundinnen auch über Politik; und da entwickelte Fräulein Woronzoff Catharinen gegenüber ihr ganzes Syſtem von Freiheit und Republikanismus, das ſie ſich ſeit einiger Zeit zu eigen gemacht. Catharina, die äußerſt liebenswürdig in dieſen frühen Jugendbriefen erſcheint, gibt mit großer Milde, mit graziöſer Ironie der feurigen Seele ihrer jungen Freundin einige gute Lehren.

Als Peter III. zur Regierung kam, ging in dem Geſchicke des Hauſes Woronzoff eine große Aenderung vor ſich. Der Feldmarſchall Beſtuſcheff wurde verwieſen, und der Graf Woronzoff, Onkel der Prinzeſſin, erhielt als Reichskanzler des in Ungnade Gefallenen Stelle. Die Schweſter der Prinzeſſin machte ſich als allgewaltige Geliebte des Kaiſers geltend, und eine andere Schweſter, die Gräfin Buturlin, wurde durch ihre vielen Reiſen, durch ihren originellen Luxus, den ſie überall entfaltete, und durch ihre Liebſchaften in Frankreich, Deutſchland und England bekannt. Von den drei Schweſtern war ohne Zweifel die Prinzeſſin die ausgezeichnetſte

Frühe ging ihr Geiſt ſeine eigene Bahn. Schon daß ſie Catharinens eminente Charaktergröße verſtand, ſich ihr anſchloß, ſie leidenſchaftlich verehrte und liebte, zeugt für ihr edleres, höher geſtelltes Weſen; aber auch die Kühnheit, mit der ſie mit ihrer mächtigen Schweſter in Oppoſition ſich ſtellte, erweckt Achtung, am meiſten jedoch nimmt für ſie ein der rege Sinn, den ſie hegte, geiſtige Entwickelung, freie Ideen zu verbreiten. Hierdurch war ſie den Verſchworenen äußerſt dienlich. Jung und feurig, Gefahren nicht ſcheuend, war ſie zugleich klug und beſonnen den Rath weiſer Männer in Anwendung zu bringen. Als Mann verkleidet begab ſie ſich mit den Brüdern Orloff in die Kaſernen, ſchwelgte ganze Nächte durch beim Becher, ſang zur Guitarre, tanzte wie eine Bachantin vor den Soldaten, einzig nur, um ihrer erhabenen, erlauchten Freundin Genoſſen und Freunde zu erwerben. Eine Stunde darauf lag ſie mit aufgelöſten Locken bei der einſamen Studirlampe über ein Werk Montesquieu's, um daraus die Grundſätze und Lehren über den vollkommenen Staat, über die Vereinigung der Geſellſchaft, über die Rechte und Pflichten der Fürſten und Völker zu ſtudiren. Dann ſchrieb ſie entflammte Briefe an Catharinen, in denen ſie dieſer ihre künftige Größe prophezeite. „Mir, meine theure Schweſter,“ ſo ſchrieb ſie, „wirſt Du alsdann erlauben, zu Deinen Füßen zu ruhen, als ein Weſen, das Dich abwechſelnd anbetet und ſchilt; als ein kleiner Seraphim, der aus Deinem Lichte ſoviel Liebe aber auch ſoviel Impertinenz zu ſaugen verſtanden hat, um im Stande zu ſein, Dir die ſüßeſten Schmeicheleien, aber auch die empfindlichſten Zurechtweiſungen zu geben. Du ſollſt an mich denken, Cathinka, und wenn Du dereinſt nicht mehr in Liebe an mich denken willſt, ſo ſollſt Du's im Zorn thun. Vergeſſen darfſt Du mich nie. Für alle Ewigkeit gehören wir zuſammen."

Dieſe Drohung wurde leider ſpäter wahr, als Catharina ſich mit der Prinzeſſin entzweite und es dieſer empfinden ließ.

Die Weiſe, wie ſie ſich ihren Mann erwählte, iſt ebenfalls charakteriſtiſch. Eines Abends ſteht ſie im Kreiſe der Hofdamen, als ſich ihr der junge Fürſt Daſchkoff nähert, ein ſchöner, vornehmer und reicher Mann. Er ſagt ihr in lebhafter Weiſe einige Artigkeiten, ſogleich wendet ſich die junge Hofdame zu ihrem Vater und ſagt laut: „Hier iſt Jemand, der mir eine Erklärung macht und meine Hand ſich erbittet; werden Sie geſtatten, daß ich ſie ihm gebe?" Dem Fürſten war es nicht eingefallen, ſo ernſte Abſichten zu hegen; er ſah ſich gefangen und gab nach. Als die Heirath geſchloſſen war, fand die Prinzeſſin Mittel, ihren Mann nach Moskau zu verbannen, um in Petersburg frei leben zu können.

Der vierte Theilnehmer, Cyrill Raſumoffsky, iſt durch ſeinen unbeugſamen Muth und durch ſeine Anhänglichkeit an Catharina ausgezeichnet. Die Familie kam in Anſehn dadurch, daß die Kaiſerin Eliſabeth ſich einen aus ihrer Mitte zum Günſtling, ja ſogar, wie einige Nachrichten behaupten, zum heimlich angetrauten Gemahl erwählte. Cyrill war ein roher, kühner Parteigänger, ein Charakter, dem nicht das Gewiſſen eines rechtlichen Mannes, ſondern der Muth eines Soldaten Geſetze vorſchrieb; dabei befleckte er jedoch ſeinen Muth nie durch Perfidie, ſeine Stärke nie durch Grauſamkeit. Catharina wußte ihn geſchickt zu brauchen; er war ihr ohne Eigennutz wahrhaft ergeben.

Nachdem der Vorhang niedergefallen war nach den ſtürmiſchen Auftritten der Revolution, wo man eine ganze Hauptſtadt in Tumult und Aufruhr geſehen hatte, zeigte die Scene, als der Vorhang ſich wieder hob, Catharinen ruhig in ihrem Pallaſte am Schreibtiſch ſitzend, und klug und bedächtig weiſe Verordnungen, treffende Befehle ertheilend, die nachhaltig das große Werk in ſeinem noch ſchwankenden Baue befeſtigen ſollten. Die Arbeit der rohen Männer war gethan, jetzt kam die Frauenhand, die geſchickt ordnete, ſtill bei Seite ſchob, mit kluger Wahl vertheilte; hier ſich ſegnend hob, dort ſich zum freundlichen Gruße neigte. Catharina zeigte ſich äußerſt klug und beſonnen in dieſer wichtigen Zeit. Wir müſſen ſie bewundern, wie ſie mitten unter den wilden Soldaten, die ſie auf den Thron geführt hatten, und die jetzt ihren Lohn brutal, mit der empörenden Willkür einer geſetzloſen Forderung ihr abzunöthigen ſich erdreiſteten, vorſichtig ſich bewegte, ſie, die Fremde; wie ſie unterhandelte mit den Unbändigen. Das junge, ſchutzloſe Weib legte die entfeſſelte Hyder der Revolution wieder in Bande. Dabei lebte ſie bei fortwährendem Andrang der Außenwelt; ihre Gemächer durfte ſie nicht verſchließen, zu jeder Stunde mußte ſie bereit ſein, daß bald Dieſer, bald Jener bei ihr eintrat. Oft wurde ſie mitten in der Nacht geweckt, ſie mußte ſich in Eile kleiden, und den Gang nach irgend einer Kirche antreten, lediglich weil es einem Soldaten der Garde eingefallen war zu behaupten, die Kaiſerin ſei entführt, und befinde ſich nicht mehr in Petersburg. Er und ſeine Kameraden lärmten und ſchrieen bis Catharina ſich gezeigt hatte, dann riefen ſie: „Unſre Mutter iſt doch da! wir können uns beruhigen!“

Die erſte weiſe Handlung Catharinens, als Selbſtherrſcherin des Reichs, war, daß ſie den übermäßigen Einfluß der Deutſchen, wie Peter ihn hatte verwalten laſſen, überallhin aufhob. Sie ließ die holſteiniſche Garde, den Ruſſen ſo verhaßt, und durch die Spielerei mit deutſchen Uniformen und militairiſchen Uebungen ſo lächerlich, abziehen, und mit ihnen entließ ſie auch den Herzog Georg, den Oheim Peter III., der eine klägliche Rolle während der Regierung dieſes Fürſten in Petersburg geſpielt hatte. Zu gleicher Zeit verhinderte ſie, daß ihr eigner Bruder, der Fürſt von Anhalt Zerbſt, nach Petersburg kam, auch Poniatoffsky hielt ſie an den Grenzen zurück; ſie wollte keine Ausländer, am wenigſten ihre Verwandte um ſich ſehen, um den Ruſſen keinen Grund zu den Vorwürfen zu geben, die ſo reichlich ihren Gemahl getroffen hatten.

Nachdem die ausländiſchen Mächte ſämmtlich ohne Widerrede ſie als Kaiſerin anerkannt hatten, trat Catharina ihre Reiſe nach Moskau an, um ſich in dieſer alten Hauptſtadt des Reichs feierlich krönen zu laſſen. Peter III. hatte dieſe Ceremonie immer, als ihm läſtig, bei Seite geſchoben, Catharina ſah ein, daß ſie unumgänglich zur Befeſtigung der Gewalt des Herrſchers in der Meinung des Volkes nöthig war. Ohne Verzug begab ſie ſich deshalb nach Moskau, obgleich ſie wohl wußte, daß ihr Empfang daſelbſt nicht der beſte ſein würde, ja daß ihr perſönlich ſogar Gefahren drohten. Sie hatte Nachrichten empfangen, daß die Bevölkerung der ehemaligen Hauptſtadt bei der Verkündigung des Thronwechſels Zeichen der Mißbilligung gegeben hatte, die Truppen hatten ſogar ſich geweigert, ſie als Kaiſerin auszurufen. Nun erſchien ſie ſelbſt. Mit einem unabſehbaren Gefolge zog ſie in Moskau ein; der alte Reichskanzler Beſtuſcheff mußte ſie begleiten, und auf die ehrwürdige Geſtalt dieſes greiſen Kriegers geſtützt, erſchien ſie vor dem Volke. Gregor Orloff durfte ſich nur gemäßigt und in der Entfernung zeigen, dagegen trat der junge Großfürſt Paul zum erſtenmal in wichtiger Stellung, ſeiner Mutter zur Seite, auf. Der Empfang war lau: Catharina fühlte es, allein ſie verſteckte klug ihr Mißbehagen; Orden und Reichthümer wurden verſchwenderiſch ausgetheilt, in der Armee Rangerhöhungen veröffentlicht, die die kühnſten Hoffnungen der alten Krieger, die im ſiebenjährigen Kriege die Schlachten bei Palzig und Kunnersdorf mitgekämpft, übertrafen. Kirchen und Klöſter des bigotten Moskaus wurden reichlich bedacht. So verſchwand die ſegenſpendende Fürſtin wieder, nachdem ſie die Stätte, wo ſie geweilt, die Straße, die ſie gezogen, mit Geſchenken bedeckt hatte. Allein Moskau beharrte bei ſeiner ſtarren Oppoſition, Catharina hat nie, ſo oft ſie auch daſelbſt erſchien, eine warme, begeiſterte Stimmung für ſich, durch alle Künſte ihrer fürſtlichen Koketterie, erzwingen können.

Ein heftiger Kampf erhob ſich mit der Geiſtlichkeit. Die ſanguiniſchen Hoffnungen der Prieſter, die Catharina klug genährt, konnten in ihrer ganzen Ausdehnung unmöglich jetzt von der Fürſtin, die zu der abſoluten Macht gelangt war, erfüllt werden. Die unvorſichtigen Reformen Peters III. waren alle wieder vernichtet worden, allein es konnte Catharinens Meinung nicht ſein, verjährte Mißbräuche, tyranniſche und rohe Maaßregeln, die die Religion als Deckmantel zu irdiſchen Zwecken brauchten, zum Nachtheil des Volkes zu begünſtigen. Ein Fürſt, der an die Gewalt der Kirche die ordnende Hand legt, kann nicht vorſichtig genug zu Werke gehn. Catharina bewies in dieſem Streite, wie ſehr ſie berufen war, ihrem Reiche Größe, Ruhe und Sicherheit zu verleihen, indem ſie die ſchwierigſten Verhältniſſe im Innern deſſelben, zu denen die Rechte der Prieſterſchaft ganz vorzüglich gehörten, mit weiſer Mäßigung, mit conſequentem Willen, mit beharrlicher Kraft ordnete. Sie wußte, mit welcher gefährlichen Macht im Staate ſie es zu thun hatte, ſie kannte den Einfluß, den der Prieſter auf den Soldaten ausübt, und ſie war eine Fremde, und ſie war mit Hülfe dieſer Soldaten, die in den Händen der Prieſter waren, auf den Thron gelangt! Wieviel Klugheit war nöthig, um die eigne Sicherheit mit der Regentenpflicht in Einklang zu bringen. Die

Geiſtlichkeit, die die entzogenen Guter nicht ſofort ſich zurückerſtattet ſah, murrte laut und ſuchte das Volk gegen Catharina zu entflammen, indem ſie auf den Prinzen Iwan hinwies, und ein Teſtament Peter III. zeigte, in welchem dem letzten Sprößling Peter des Großen der Thron Rußlands zugeſichert wurde. Peter III. war allerdings damals, als er den heftigſten Widerwillen gegen ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn hegte, mit dem Plan umgegangen, Iwan, der in dem Gefangniß zu Schlüſſelburg ſchmachtete, die Thronfolge zu ſichern, hatte aber bald darauf, wie er denn immer in ſeinen Entſchlüſſen wechſelnd war, auch dieſen wieder aufgegeben, das Teſtament beſtand und konnte, argliſtig gebraucht, in den Händen der Feinde Catharinens von mächtiger Wirkung ſein. Die entflammten Prieſter wußten dies, und ließen kein Mittel außer Acht, ihrem Ziele zuzuſtreben. Allein ihnen wurde energiſch entgegengearbeitet. Die Wachſamkeit der ehemaligen Verſchworenen, die jetzt mit Titel und Orden geziert den Thron der Kaiſerin umſtanden, unterdrückte jeden Aufruhr im Keime. Zahlloſe Verhaftungen, ſtrenge Strafen, Verweiſungen fanden ſtatt, und die Prieſter mußten ſich für überwunden erkennen.

Nachdem die anderen Theilnehmer an der Revolution mit Orden und Reichthümern überſchüttet worden, nachdem Gregor Orloff zum Chef der Garde zu Pferde ernannt worden war, ſein Bruder Alexei dieſelbe Rangſtufe bei der Preobrajensky'ſchen, Feodor Orloff bei der Seménoff'ſchen Garde erhalten hatte, war allein die Prinzeſſin Daſchkoff übrig, die von aller Gunſtbezeugung ausgeſchloſſen blieb, und zwar weil ſie es ſelbſt wollte. Catharina hatte ihr einige glänzende Belohnungen zugedacht, allein die Prinzeſſin, eigenſinnig und ſeltſam, war zu der Annahme keiner derſelben zu bewegen geweſen; das Einzige, was ſie ſich erbat, war Gnade für ihre unglückliche Schweſter, die Gräfin Woronzoff, und für ihren Vater, den ehemaligen Kanzler. Catharina gewährte beides. Dieſe Willfährigkeit brachte die Prinzeſſin dahin, allerlei capriciöſe Wünſche auszuſprechen; ſo forderte ſie von der Kaiſerin, ſie ſolle ſie zum Chef eines Huſarenregiments machen, und ihr den Rang eines Generallieutenants geben. Catharina weigerte ſich, und da die Prinzeſſin ihre Bitten nicht einſtellte, machte die Kaiſerin ſie zum Präſidenten der Akademie, welche Stelle ſie lange bekleidete. Es iſt nicht ſchwer, in dem Betragen Catharinens eine kleine Eiferſucht gegen die Prinzeſſin zu bemerken. Die Schönheit und die Grazie dieſer jungen Frau, ihre Popularität bei den Soldaten, da ſie faſt immer in den Kaſernen lebte, machte ſie zu einem, für Catharinens Sicherheit gefährlichen, öffentli chen Charakter; es war nicht rathſam, in ſolche Hände militairiſche Macht zu legen. Die Rolle, die die junge Fürſtin bei der Verſchwörung geſpielt hatte, war eine zu wichtige geweſen, als daß ſie nicht hätte auf die Dienſte, die ſie geleiſtet, ſtolz ſein und Neigung zeigen ſollen, die Kaiſerin zu beherrſchen. Dies zuſammengenommen waren Gründe, die die ſcheinbare Kälte und den Rückhalt der Herrſcherin vollgültig motivirten. Die Prinzeſſin fand ſich gekränkt, verließ ohne Urlaub ihren Präſidentenſtuhl in der Akademie, und reiſte in Deutſchland und Frankreich umher. Catharina fand für gut, Voltaire zu warnen, den Erzählungen und Berichten der Prinzeſſin Glauben zu ſchenken. Dies aber bewog gerade Voltaire, die Prinzeſſin über allerlei Dinge auszuforſchen.

Was den Grafen Panin betrifft, ſo hatte dieſer Mann von den rechtlichſten Abſichten, ebenſoweit entfernt von Eigennutz als von eitler Ruhmſucht, die Verhältniſſe ſich ſo geſtalten ſehn, wie er es nicht gewünſcht und auch nicht erwartet hatte. Catharina hatte den Thron beſtiegen als Selbſtherrſcherin, nicht, wie er es gewollt, als Regentin; alsdann war bei dieſer Thronbeſteigung wiederum die militairiſche, nicht die legislative und ſtaatsrechtliche Stimme gehört worden, es war dem Anſehen des kaum erſt wieder reſtaurirten Senats ein

Stoß gegeben werden, der leicht ſein Todesſtoß werden konnte, wenn Catharina Sinn und Anſichten der ſchwachen Vorgänger auf ihrem Throne theilte. Zum Glück war jedoch dies nicht der Fall, und in dieſer Ueberzeugung fand Panin die Stütze ſeiner Hoffnungen. Es lag ihm nun Alles daran, Catharina auf dem Throne ſicher zu ſtellen, und ſich als ihren Vertrauten, ihren Rathgeber in unerſchütterliche Gunſt zu bringen. Es gelang, ohne daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die natürliche Offenheit im Charakter der Kaiſerin, die Treue, die ſie übte, und die bei Fürſten einen ſo großen Werth hat, weil gerade dieſe verleitet werden, oft mit ihren Rathgebern und Dienern zu wechſeln, ließen den rechtſchaffenen Mann ſein Ziel ſchnell und ſicher erreichen. Die fortwährenden, raſch gedämpften aber raſch wieder neu entſtehenden Empörungen, mit denen Catharina in den erſten Jahren ihrer Regierung zu kämpfen hatte, gaben ihm Gelegenheit, die Kaiſerin mit ſeinen ferneren Planen und reformatoriſchen Ideen bekannt zu machen. Seiner Anſicht nach ſollte Catharina freiwillig einen Theil ihrer Macht abtreten, und dieſe einem geſonderten Reichskörper, einer Art conſtituirender Ständeverſammlung, in der jedoch der Adel präſidirte, übergeben. Aus dieſem richterlichen Inſtitut ſollte dem Senat eine weſentliche und kräftige

Stütze gebildet werden, indem die geſetzgebende Autorität jener Stände gemeinſchaftlich mit der des Senats zu wirken ſich vereinbarte. „Hierdurch allein ſichern Ihro Majeſtät,“ ſagte Panin zur Kaiſerin, „Ihren Thron bleibend, indem Sie Europa zeigen, daß Sie die Macht der Geſetze, auf der alle Civiliſation der Staaten beruht, höher beachtet ſehen wollen, als ſelbſt die Ihnen überkommene, und durch die Gewalt der Waffen behauptete Gewalt. Freiwillig geben Sie einen Theil Ihrer autokratiſchen Macht aus den Händen, um den Stolz zu haben, ſagen zu können, daß ſie den Theil, der Ihnen bleibt, im Einverſtändniß mit den Rechtsinſtitutionen und dem Rechtsgefühl aller Völker üben.“ Catharina hätte nicht ſoviel Geiſt und nicht ſoviel guten Willen beſitzen müſſen, als ſie wirklich beſaß, um über einen ſolchen Plan, der ihren eigenen Ideen ſo analog war, nicht Freude und Anerkennung zu empfinden. Dennoch zögerte ſie einen Augenblick, ob ſie ſich dieſen Neuerungen ohne Gefahr hingeben dürfe, es ſchien ihr, daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen ſei. Der Blick in die Zukunft fand noch dichte Nebel aufgethürmt. Panins Feinde benutzten dieſes Schwanken der Entſcheidung der Kaiſerin, und es traten nun raſch Männer auf, unter dieſen beſonders der alte Kanzler Beſtuſcheff, der eiſern feſthielt an den alten Formen, die einen ganz andern Rath ertheilten, eine ganz andere Sprache führten. Ihnen folgend, durfte Catharina ſich nicht um einen Schritt entfernen von der militairiſchen Gewalt, die die Stütze ihres Throns bildete, und vor allen Dingen durfte ſie nicht, auch nicht den geringſten Theil ihrer Macht aus den Händen geben, am allerwenigſten jetzt, wo die Zuſtände noch ſo ſchwankend, die Gemüther noch ſo erregt, das Vertrauen noch ſo unſicher ſei. Hier könne nur Eines retten: die Einheit der Macht und des Willens. „Der Boden, auf dem wir ſtehen," ſagte der alte, erfahrene Krieger mit derbem Freimuth, „gehört uns nur erſt halb, wir wollen ihn völlig inne haben, alsdann wird es Zeit ſein, ihn mit nützlichen und ſchönen Pflanzungen zu bedecken." Catharina gab dieſem letztern Rath ihre Entſcheidung; Panin erhielt jedoch unter dem Siegel des Vertrauens das Verſprechen, daß ſie an der Verwirklichung ſeiner Pläne arbeiten wolle. Mehr verlangte der treue Freund, der uneigennützige Fürſtendiener nicht.

Das Jahr 1764 zeichnet ſich in Catharinens Leben durch ihre Einwirkung auf die Geſtaltung Polens und die Wahl Stanislaus Auguſts aus, den ſie durch die Gewalt ihrer Waffen gegen die ſtürmiſchen Erklärungen des Reichstags zu Warſchau auf den Thron führte. Polen ſpielt eine zu bedeutende Rolle in der Regierungsgeſchichte der Kaiſerin, als daß es erlaubt wäre, dieſe Wahl und die ſie begleitenden Kämpfe unerwähnt zu laſſen. Durch den Tod des Churfürſten von Sachſen und Königs von Polen, Auguſt III., war der polniſche Thron erledigt; Auguſt's Sohn machte Anſprüche, in die Rechte ſeines Vaters zu treten, allein die Polen, müde des ſächſiſchen Jochs und zudem von fremdem Einfluß vielfach angeregt, wendeten ſich von ihm ab, und der Reichstag wurde das Spiel ſtürmiſcher, ehrgeiziger Launen der Patrioten, die einestheils für eine Republik, anderntheils für ein Königthum, endlich auch für ein Königthum mit republikaniſchen Regierungsformen vereint ſtimmten. Catharina richtete ihren Blick auf dies kleine, in ſich uneinige, durch innerliche wie äußerliche Unruhen zerrüttete Land. Es ſchien unmöglich, daß es ſich aus ſeinen Bedrängniſſen ſelbſt retten könne, es mußte nothwendig eine der großen Mächte, die es umgaben, zum Schiedsrichter in ſeinen Streitfragen aufrufen, und demnach fremdem Einfluß anheimfallen. Frankreich und Oeſtreich erklärten, daß ſie ſich in die Wahl eines Königs nicht miſchen wollten; Friedrich der Große, dem an Catharinens Freundſchaft viel gelegen war, ſchloß mit ihr einen vortheilhaften Allianztraktat, demzufolge beide Mächte ſich vereinbarten, zuſammen zu wirken; der ſchwache Churfürſt, deſſen erſchöpftes Land ihm keine energiſche Sprache erlaubte, erbat ſich Catharinens Schutz, dem ſie ihm jedoch zu gewähren nicht willens war. Einem andern Haupte als dem ſeinen hatte ſie die Krone Polens zugedacht. Stolz, Freundſchaft und Politik hatten gleichen Einfluß auf ihre Wahl. Es ſchmeichelte ihrem Stolz, einen einfachen Edelmann ohne Einfluß, ohne mächtige Verbindungen unter ſeinen Landsleuten, nur durch ihre mächtige Hand geleitet, die Stufen des Throns hinanſteigen zu ſehen, es war ferner ihrem Freundſchaftsgefühl wohlthuend, dem Mann ſich dankbar und gütig zu beweiſen, der einſt in einer ſchweren Zeit, wo ſie unter der Laſt des Haſſes, der Intrigue und der Deſpotie geſeufzt hatte, ihr Aufopferung und Mitgefühl gezeigt, der ihr Vertrauter, ihr Freund geworden. Endlich geſellte ſich zu dieſen Stimmen auch noch die der Politik. Die Herrſcherin, die ihren Thron befeſtigt, ihren Einfluß ausgebreitet, ihre Stimme gefürchtet wiſſen wollte, pflegte die Entſchlüſſe, die ihre perſönliche Neigung faßte, nur dann zu unterſchreiben, wenn ſie mit den Planen der Politik übereinſtimmend lauteten. Der eitle und ſchwache Poniatoffsky glaubte ſeinen Triumph einzig und allein den Gefühlen von Catharina's Herzen ſchuldig zu ſein; er irrte. Die Folgezeit bewies es. Hätte Catharina überall nur ihrem Herzen folgen, die perſönlichen Regungen ihres weichen, weiblichen Charakters zu Rathe ziehen wollen, ſo hätte ſie manches in ihrem Leben unterlaſſen, anderes thun müſſen, und ſicher wäre ihr dann von der obenhin urtheilenden Menge leicht vergänglicher Beifall gezollt worden; allein höher erſchienen ihr die Pflichten der Regentin, der Erbauerin und Gründerin der geſetzlichen Inſtitutionen, der Schöpferin der Geſittung eines Staates, als der Ruhm einer gefühlvollen und großmüthigen Frau. Den Thron hoch und erhaben, gefürchtet und bewundert zu machen, den ſie beſtiegen als eine Fremde, Schutzloſe; der Welt zu zeigen, daß ſie die ganze Fülle und Macht ihrer Beſtimmung begriffen und die große Aufgabe, die ihr geworden, zu löſen ſich würdig fühle, dies war der geſetzgebende Gedanke in jeder ihrer Lebensſtellungen bei jeglichem Anlaß. In dieſem Alles beherrſchenden Gedanken beſtand ihre Größe. Geiſter, die dies nicht zu erfaſſen vermögen, halten ſich an die kleinlichen Vorfälle innerhalb ihres Hauſes und ihres Hofes, und froh, in der Nähe der Größe Kleinheit zu entdecken, heften ſie tauſend niedrige Motive an jene bedeutungsloſen Einzelheiten, und ziehen Conſequenzen aus Zufälligkeiten und Nichtigkeiten, wie ſie jedes Leben darbietet, alſo auch das Leben eines Fürſten.

Nachdem Stanislaus Auguſt erwählt worden, machte Catharina eine Reiſe nach Liefland, wo ſie in Riga mit dem Könige zuſammentraf, und eine kurze Unterredung mit ihm hatte. Während ihrer Abweſenheit aus Petersburg ereignete ſich jener beklagenswerthe Tod des Prinzen Iwan. Die franzöſiſchen Autoren, die das Leben Catharina's geſchildert, haben dieſen Tod Iwan's zu den gehäſſigſten Verleumdungen benutzt. Es iſt ein Unglück Rußlands, daß ſtets franzöſiſche Federn ſeine Geſchichte ſchrieben, die ſelten oder nie ein Intereſſe dabei fanden, der Wahrheit treu zu bleiben. Die gehäſſigſten Schilderungen Catharinens und ihrer Regierung (Rulhières, Maſſon, zum Theil auch Caſtéra) erſchienen in der republikaniſchen Zeit Frankreichs, und Catharina, die bekanntlich den heftigſten Abſcheu in Wort und Schrift gegen die Revolution und ihre Conſequenzen ausſprach, mußte, ſehr erklärlich, von dieſen Schriftſtellern übel behandelt werden. Der Prinz Iwan ſtarb durch das meuchelmörderiſche Attentat eines Lieutenants Mirowitſch, den man hatte glauben machen, die blutige That werde ihm goldne Früchte tragen. Catharina, entſetzt über dieſen Mord, der, wie ſie wohl fühlte, von Neuem ihren Feinden Stoff zur böswilligſten Verleumdung geben mußte, beſtrafte den Mörder, indem ſie die Todesſtrafe, die ſeit lange und ſchon unter der Regierung Eliſabeths abgeſchafft war, an ihm vollziehen ließ.

Kaum hatten die Conſpirationen und die ſteten aufrühreriſchen Regungen ein wenig nachgelaſſen, als Catharina, gleichſam Athem ſchöpfend, ſich den Segnungen des Friedens, den Arbeiten der Weisheit und der Vorſorge zuwandte. Ein großes Reich lag vor ihr, beinahe noch barbariſch, wüſt, ohne den leiſeſten Anhauch jener Völker ſegnenden Bildung, die, wenn ſie in einem Staate herrſcht, allein im Stande iſt, das Loos der Könige zu einem glücklichen, geprieſenen zu machen, ohne welches die Fürſten immer nur Häuptlinge einer mehr oder minder disciplinirten räuberiſchen Horde ſind. Catharina, die aus den Quellen des edelſten Wiſſens und Forſchens ihrer Zeit ihren Geiſt genährt, empfand dies mehr als irgend einer ihrer fürſtlichen Zeitgenoſſen. Sie begann jetzt unabläſſig zu arbeiten. Früh am Morgen, ſelbſt ſich ihr Zimmer heizend, ſaß ſie am Schreibtiſch und fertigte die Vorarbeiten, um, wenn die Miniſter erſchienen, auf ihre Vorträge vorbereitet zu ſein. Mit dieſen machte ſie anhaltend mehre Stunden hindurch die laufenden Geſchäfte des Tages ab. Ein frugales Mittagsmahl folgte; der Abend war den Feſtlichkeiten gewidmet. Schnell aufeinander folgten die Befehle zur Gründung von Hoſpitälern, Schulen, Lehranſtalten mannigfachſter Art. Das ungeheure Reich wurde bis in ſeine entfernteſten Theile von dem forſchenden Blicke ſeiner Herrſcherin durchſucht; ſie las jede Klageſchrift, jedes Memoire, jeden eingelieferten Plan zu neuen Einrichtungen und Bauten. Künſte, Gewerbe, Fabriken wurden in ihren Anſtalten theils neu gegründet, theils die früheren unterſtützt und erweitert. Die Marine, die Armee erhielten zeitgemäße Aenderungen. Das Heer der Mißbräuche wurde, ſoweit dies ſelbſt der Macht eines Autokraten möglich iſt, vermindert; nützliche Inſtitute keimten überall empor und verbreiteten Segen. In Petersburg und in Moskau wurde eine ſogenannte Adelsbank gegründet, die den verſchuldeten Adel von der Peſt des Wuchers, der er anheimgefallen, befreite, und es ihm möglich machte, unter mäßigen Zinſen Anleihen von der Krone zu erheben. Dieſes Inſtitut war von unberechenbarem Nutzen. Catharina hob hierdurch den ruſſiſchen Adel in der Meinung des Volks, allein ſie wandte hierzu noch ein anderes Mittel an, das nicht allein dieſem, ſondern dem Volke ſelbſt zu Gute kam; ſie erweckte das Ehrgefühl durch Strafen, die infamirend wirkten. Unter den früheren Regierungen hatten die Ruſſen, ſelbſt die vornehmen, wenig andere Correctionsmittel gekannt, als die directe Anwendung der phyſiſchen Gewalt, Catharina war die Erſte, die Ehrenſtrafen einführte. Eine mächtige Stufe, ein Volk ſittlich zu erheben, war hiermit erſtiegen. Um dem in den vornehmen Ständen beſonders um ſich greifenden Uebel einer ebenſo gefährlichen als beſchämenden Krankheit zu ſteuern, errichtete Catharina in der Hauptſtadt ſelbſt ein Hoſpital, das funfzig Frauen zur Zeit aufzunehmen eingerichtet war, und ein Geſetz verbot, ſich um den Stand, den Namen oder irgend eine Beſonderheit der Aufgenommenen zu kümmern. Selbſt auf der Wäſche, die in dieſem prachtvoll eingerichteten Hoſpital verabfolgt wurde, ſtand das Wort «Discretion» eingewirkt. Auch dieſes Inſtitut war äußerſt wohlthätig, wenn man bedenkt, wie das ekelhafte Uebel gerade in dieſer Hauptſtadt, die ſo empörende Beiſpiele von Unſittlichkeit geſchaut hatte, gewüthet, und ganze Generationen zu vergiften gedroht hatte. Das größte Verdienſt Catharinens jedoch für das Wohl der Menſchheit im Dienſte der Wiſſenſchaft beſteht darin, daß ſie, als die ganze Hauptſtadt bebte, und Alles in Schrecken verſetzt war von der neuen und grauſenvollen Gefahr, die die Pocken damals über Europa brachten, ſich als die Erſte entſchloß, die Pockenimpfung an ſich vornehmen zu laſſen. Welch eine Größe, welch eine kühne Selbſtüberwindung, welch ein Nichtachten der eignen Gefahr angeſichts der leidenden Menſchheit! Die Operation ging glücklich von ſtatten, und jetzt erſt ließ die Kaiſerin an ihrem Sohne die Impfung vollziehen. Ganze Schaaren folgten, und Tauſende wurden durch die kühne That der einen Frau gerettet. Die Verleumder Catharina's gehen über dieſe große Handlung eilfertig hinweg; hier aber gerade ſollten ſie verweilen, wenn es ihnen darum zu thun wäre, ein wahres und treues Bild ihres Gegenſtandes zu entwerfen. Eine Fürſtin und Mutter, die ſo handelte, konnte in der That auf die gerechte Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen Anſpruch machen.

Mehr um «cacheter les trompettes de la renommée,» wie Caſtéra ſich ausdrückt, als daß ſie wahre und aufrichtige Bewunderung für dieſe Geiſter gefühlt hatte, bewarb ſich Catharina um das Lob und die Anerkennung der Encyklopädiſten und modernen Philoſophen, Diderot's, Holbach's, D'Alembert's, vorzüglich Voltaire's. Mit dem letztern verkehrte ſie auf eine freimüthige und geiſtvolle Weiſe, und für dieſen mächtigen Schöpfer einer neuen Ideen- und Meinungswelt hegte ſie auch ungeheuchelte Hochachtung. Der Geiſt, vor dem ſie ſich jedoch am tiefſten beugte, war Montesquieu. Seine Schriften zog ſie zu Rath, als ſie ſich mit dem Plan beſchäftigte, Rußland ein neues Geſetzbuch zu geben, ein Plan, der den Stolz und die Freude ihres Lebens bildete, und der einige Jahre ſpäter zur Ausführung, freilich nicht zu einer ſolchen, wie die Geſetzgeberin ſie beabſichtigte, gedieh. Diderot, der ſich in bedrängter Lage befand, kaufte ſie ſeine Bibliothek ab, indem ſie ihm deren Nießbrauch ließ. Der Philoſoph kam auf ihre Aufforderung nach Petersburg, aber ſeine Ideen fanden keinen Eingang bei der Kaiſerin; ſie erkannte ſie als ausſchweifend, phantaſtiſch, unpraktiſch, aber ſie unterhielt ſich gern mit ihm. Er ſaß bei Tafel, beſonders bei ihrem Landaufenthalt auf den Luſtſchlöſſern, ihr zur Seite. D'Alembert lobte und pries Catharinen gleichfalls, ſtellte jedoch auf Wunſch Friedrich des Großen plötzlich ſeine Lobſprüche ein. Friedrich wollte nicht alle ſeine «trompettes» an Catharina verlieren. Auch eine Stelle als Erzieher beim Großfürſten nebſt einem Jahrgehalt von vierundzwanzigtauſend Livres ſchlug er aus, ebenfalls auf Friedrich's Anrathen. Dem berühmten Chirurgen Morand ſchickte die Kaiſerin eine reich verſehene Sammlung in Rußland geprägter, goldner und ſilberner Münzen. Außer dieſen eben genannten erhielten faſt alle bedeutende Gelehrte, Künſtler und ſelbſt Schauſpieler Geſchenke von ihr, oft mit einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben begleitet. Der Sachſen-Gothaiſche Geſchäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr alle und jede Neuigkeit auf literariſchem und artiſtiſchem Felde ſofort mitzutheilen, und die ruſſiſche Geſandtſchaft in Paris hatte ein eigenes Departement, das nur mit derlei Aufträgen belaſtet war. Es iſt zu beklagen, daß die Kaiſerin, ebenſowenig wie

Friedrich der Große, deutſche Kunſt und Literatur, den einzigen Arzt Zimmermann ausgenommen, mit dem ſie einen Briefwechſel führte, beachtete, doch iſt ſie bei dieſem Unterlaſſen weit eher zu entſchuldigen als Preußens König, der über deutſche Länder herrſchte. Unter den Gelehrten des eignen Landes gab ſie dem Akademiker Pallas Aufträge, Rußland in weiteſter Ausdehnung zu bereiſen, und dieſes Reiſewerk erſchien in prächtiger Ausſtattung auf kaiſerliche Koſten. Der Gelehrte und Bibliothekar Müller beſchäftigte ſich auf Veranlaſſung und unterſtützt von Catharinen in Moskau mit Ordnung und Vervollſtändigung der alten Scripturen und einer neu errichteten Bücher- und Dokumentenſammlung. Vorzügliche Aerzte und Chirurgen wurden aus dem Auslande berufen und in die verſchiedenen Lehranſtalten, die zum Theil neu gegründet wurden, vertheilt. Die alte berühmte, gelehrte Schule zu Kaſan erhielt eine neue wiſſenſchaftliche Dictatur. Kolonieen wurden angelegt, zum Theil aus Böhmen und Mähren Eingewanderte, denen Catharina bedeutende Vortheile ſicherte, und die man nicht zurückhielt, wenn ſie mit ihren gewonnenen Reichthümern wieder in ihr Vaterland zurückwandern wollten. Mit dieſen arbeitſamen Bewohnern wurden weite, früher todt liegende Länderſtrecken bevölkert. Den Jeſuiten räumte man die ſüdlichen Provinzen des Reichs zum Schauplatz einer ſehr beſchränkten Wirkſamkeit ein; in die beiden Hauptſtädte durften ſie nicht gelangen. Auf dieſe Weiſe erlaubte man dieſem Orden nützlich zu ſein, ohne daß man ihm Gelegenheit gab, irgendwie die Fäden politiſcher Intriguen anzuknüpfen. Auch der Geiſtlichkeit und den Klöſtern wandte Catharina ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade zu. Weit entfernt, die unkluge Maaßregel zu ergreifen, die Peter dem Dritten die Popularität geraubt, beſchränkte ſie das Anſehen der mächtigen Prieſter mit ſo kluger Vorſicht, und ſo allmälich, daß das Volk nicht erbittert wurde, ſondern nur das Wohlthuende dieſer Veränderungen empfand. Wenn Catharina mit der einen Hand nahm, ſo gab ſie mit der Andern. Wurde dem Prieſter von dem Althergebrachten manches entzogen, ſo erhielt das Volk wieder reichlich zugeſtanden, was es an alter Sitte, an liebgewordenen Gebräuchen forderte. Catharina verſtand es ganz Ruſſin zu ſein, wenn ſie es wollte. Sie trat in die Hütte des Landmanns, ſie beugte ſich vor dem Heiligenbilde, das die Ecke jeder, ſelbſt der ärmlichſten Wohnung ziert, ſie war gegenwärtig, wenn die Volksſpiele und Volksluſtbarkeiten die Menge zuſammenbrachten. Heiterkeit und Güte ſtrahlten alsdann an ihrer Stirn; der gemeine Ruſſe nannte ſie ſein „Mütterchen“ und kam, ihr mit der vollen Innigkeit der herzlichſten Ehrfurcht die Hand zu küſſen. Man konnte ſie oft drei, ja vier Stunden hintereinander dieſe Grüße empfangen ſehen, und ſie verbarg ihre bis zur Ohnmacht gehende Erſchöpfung ſo wohl, daß nicht die kleinſte Miene von Ungeduld oder Mißbehagen ſichtbar wurde. Es war dies auch kein leeres Schauſpiel; Catharina liebte in der That ihr Volk, ſie wünſchte aus redlichem Herzen, es glücklich und froh zu ſehen, es in der Reihe der europäiſchen Völker geachtet und gebietend zu machen. Die Feſte, die ſie bei Hofe gab, die Schauſpiele, die ſie geben ließ, und die ſie zum Theil ſelbſt dichtete, hatten alle mehr oder weniger den Charakter ruſſiſcher Sitte und Auffaſſungsweiſe. Der Ruſſe liebt die Pracht; Catharina, die in ihrem Privatleben ſich ſehr einfach zeigte, ſtellte großen Luxus zur Schau bei ihren Feſten und öffentlichen Audienzen. Die Verſchwendung, die man ihr vorwirft, iſt in der That keine. Sie pflegte oft zu ſagen: „das Geld, das ich auf dieſe Weiſe weggebe, ſehe ich durch andere Kanäle wieder in meine Kaſſe zurückſtrömen.“ Ein Verdienſt, das gerade für Rußland unſchätzbar war, erwarb ſich Catharina, indem ſie die Gehalte der Beamten erhöhete, und ihrer Beſtechlichkeit, die oft nur eine Folge der mangelnden oder nicht zureichenden Beſoldung war, Schranken ſetzte. Das Geſetz, das ſie hierüber veröffentlichte, ſchließt mit den edlen Worten: „Bis jetzt hat die Noth Euch dahin geführt einen Raub zu begehen, jetzt aber, wo der Staat Eure Arbeiten bezahlt, wäre, was früher verzeihlich war, ein Verbrechen.“ Zugleicherzeit beſtimmte ein anderes Geſetz die Penſionen der invalid gewordenen Staatsdiener, die Erziehung ihrer Kinder auf Staatskoſten. Dieſe Verfügungen wurden dankbar anerkannt, und erwarben Catharinen nicht ſowol den Ruhm im Auslande, denn gerade dieſe wahrhaft edlen Thaten zeigten ſich nicht mit öffentlichem Glanz, als die Liebe ihrer Unterthanen. Anders war es mit dem großartigen Unternehmen Catharinens, ihrem Reiche eine neue Geſetzſammlung zu geben. Dieſe Schöpfung wurde von Europa mit ungemeinem Beifall aufgenommen, fand in den berühmteſten Gelehrten Lobſpender und Verkündiger, während ſie für das Reich ſelbſt wenig Früchte trug, und gerade die nicht, die Catharina erwartete. Der Beginn dieſer legislativen Eroberung, denn ſo durfte man das kühne Unternehmen nennen, einem ganzen Reiche, das aus hundert Völkerſchaften, die eine der andern oft ganz entgegengeſetzte Sitten und Geſetze hatten, ein und dieſelbe Verfaſſung geben zu wollen, zeigte ſich als ein ſtrahlendes Phänomen am Horizont von Catharinens Regierung. Deputirte aller Völkerſchaften aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt wurden nach der Kühnheit bei Einem wie bei dem Andern, dieſelbe Roheit und Rückſichtsloſigkeit, dieſelbe Vorliebe für aſiatiſche Pracht und Oſtentation und dieſelbe Trägheit und derſelbe Indifferentismus neben dem Muth und der Energie in Fällen, wo dieſe unfehlbar erfordert wurden. Man hat ſich Mühe gegeben, Potemkin als Staatsmann, als Politiker und Unterhändler darzuſtellen, er war nichts weniger als dieſes. Catharina, die bei der Wahl der Männer, die ihr zur Seite ſtanden, immer nur auf die impoſanten und ihr wichtigen Eigenſchaften der Kühnheit, der unbedingten Ergebenheit, des unerſchrockenen und vor keinem Hinderniß zurückſchreckenden Muthes ſah, ſtreute aus der Fülle ihrer eignen Intelligenz ſtets ſo viel auf ihre Umgebung aus, daß dieſe Bevorzugten vor der Welt als geſchickt, geiſtvoll und ſelbſtdenkend erſcheinen konnten. Die Kraft des Geiſtes dieſer ungewöhnlichen Frau war ſo überwiegend, daß ihre Vertrauten und ihre Diener keine andre Function zu vollſtrecken hatten, als die eines blind gehorchenden Organs, das dem Willen folgt. Die Gelegenheit, die ſich Potemkin bot zum erſtenmal die Blicke der Kaiſerin auf ſich zu ziehen, war eigenthümlicher Art, und gibt Stoff zu einer anmuthigen Anekdote. An jenem Morgen, als Catharina ihren ſchweren Gang antrat, von dem ſie nicht wußte, ob ſchmachvoller Tod oder ſiegrei ches Gelingen das Ziel deſſelben ſein würde, befand ſich, indem ſie zu Pferde ſaß und ſich anſchickte dem Ruf der Garden zu folgen, der ſie an die Spitze der kriegeriſchen Reihen rief, ein junger Garde-Kornet in ihrer Nähe, der ſein widerſpenſtiges Pferd kaum zu bändigen vermochte, das ſich immer in Reih und Glied mit dem der Kaiſerin ſtellen wollte. Catharina bemerkte in dieſem Augenblick, daß das Porte-épée an ihrem Degen fehle, ſie winkte, es war Niemand in ihrer unmittelbaren Nähe außer jener junge Mann. Die Verlegenheit der Furſtin gewahrend beeilte er ſich, indem er ſich zugleich der Gefahr ausſetzte vom Pferde zu ſtürzen, ſein Porte-épée vom Degen zu löſen und dieſes an die Waffe der Kaiſerin zu befeſtigen. Catharina vergaß dieſen kleinen, ihr geleiſteten Dienſt nicht. Der Garde-Kornet mußte ihr ſeinen Namen nennen, und trotz des Tumults, der Verwirrung dieſes merkwürdigen Morgens behielt die Furſtin dieſen Namen. Nach ihrer Thronbeſteigung ſchickte Catharina den jungen Potemkin nach Schweden, nachdem ſie ihn zum Officier und Kammerherrn gemacht hatte. Dies war die erſte, noch niedrige Staffel, die dieſer berühmte und berüchtigte Günſtling erſtieg, der ſpäter die höchſten Titel und Wurden des Reichs und eine faſt unbegrenzte Macht in ſeiner Perſon vereinigte. Ein Verſuch, den ehrgeizigen jungen Mann im Kriege zu beſchäftigen mißlang; Rumanzoff fand ihn beim Heere ſo unnütz, daß er ihn nach Petersburg wieder zurückſchickte. Hier ſuchte und erlangte er Streit mit den Brüdern Orloff, wurde von Alexis verwundet und mußte ſich auf ein Jahr aus Petersburg entfernen. Die Einſamkeit ertrug der wilde, mit phantaſtiſchen Plänen ſich tragende Jüngling nicht, er beſchwor die Kaiſerin, ihm zu erlauben wieder bei Hofe erſcheinen zu dürfen, und ſie erlaubte es ihm. Von dieſer Zeit an arbeitete er darauf hin, die Brüder Orloff immer mehr in der Gunſt der Kaiſerin zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen. Die Intriguen des Hofes, an denen es nie fehlte, konnten ihn immer nur auf kurze Zeit in Gefahr bringen, er fand an Catharinen ſeine Beſchützerin. Sie ließ ſich herab ſeine Lehrerin zu ſein; ſie ermüdete nicht, dem Manne, den ſie ihres Vertrauens würdig fand, jene unentbehrlichen Künſte der Klugheit, der Mäßigung, der Politik zu lehren, ohne die es nicht möglich iſt, in der Nähe des Throns überhaupt und insbeſondere eines Throns, wie Catharina ihn beſtiegen hatte, auszudauern. Der Zögling war ſeinem Meiſter dankbar; er widmete ihr eine Treue, eine Anhänglichkeit, die dem ſonſt ſo rohen, ungebildeten Charakter einen ganz eignen Zauber, eine Würde und ſogar eine gewiſſe Größe gab. Der ganze Inhalt ſeines Lebens war Catharina. Sie zu erhöhen, ihr Glanz und Macht zu ſichern, ihre Tage mit Triumphen zu füllen, ihrem oft von Kummer getrübten Auge ein Lächeln, ihrem Munde ein Wort des Dankes zu entlocken, dafür wagte er ſein Leben in tauſendfacher Gefahr, zu dieſem Zwecke opferte er blind ſeinen Indifferentismus, ſeine aſiatiſche Bequemlichkeitsliebe. Es war keine Liebe, keine Ehrfurcht, wie wir ſie wol öfters einen treuen Diener, einen Höfling ſeinem Herrn beweiſen ſehen, es war vielmehr eine Art Cultus in dem Herzen dieſes kühnen Mannes. Catharina hätte kein Weib und keine Fürſtin ſein müſſen, wenn ſie gegen dieſe glühende Verehrung, gegen dieſe Energie des feſteſten und kräftigſten Willens, der ſich ihr ganz zu eigen gab, hätte unempfindlich ſein ſollen. Hier müſſen wir nothwendig eine Bemerkung einſchalten: Wenn von Verhältniſſen dieſer Art die Rede iſt, ſo iſt man ſtets gewohnt, ſie im Lichte der Hofintriguen zu betrachten, die abgenutzten Motive der Ehrſucht und der Schmeichelei als beiwirkend zu ungewöhnlichen Erfolgen anzugeben; Niemand denkt daran, Beweggründe reinen und ſchuldloſen Inhalts in der Nähe des Throns zu ſuchen, die edle Einfachheit der Geiſter in der ſonſt ſo getrübten Höhe der conventionellſten Verhältniſſe für möglich zu halten. Es iſt dies aber ein Unrecht, das man dem Genius des rein Menſchlichen, das ſich nirgends verleugnet, zufügt. Wäre Catharina eine Frau aus dem Privatſtande geweſen, Potemkin in vertrauter und geehrter Stellung ihr beigeſellt, ſo würde es die Menge ohne Zweifel eine lobenswerthe und rührende Handlung nennen, wenn ſie, die um ſo viel mehr geiſtig Erhöhte und Gebildete, den Mann ihrer Wahl zu ſich emporhebt, indem ſie zugleich dankbar die ſchönen Eigenſchaften der Kraft, des Muths und der Ergebenheit in ihm anerkennt. Catharina iſt jedoch Fürſtin und ſomit muß nach dem Maßſtab, den eine frivole Welt ſtets an die Handlungen der Fürſten anlegt, ihre Neigung unwürdige Schwäche, ſeine Bewunderung, ſeine Ehrfurcht für ſie Schmeichelei und Ehrſucht ſein. Es iſt fern von uns, Potemkin, der in dem Leben Catharinens eine ſo wichtige Rolle ſpielt, von allem und jedem Tadel freizuſprechen, wir haben ſchon bereits einigen über ihn ausgeſprochen und müſſen noch hinzufügen, daß er ſich der Macht, die ihm gegeben wurde, öfters überhob und daß er willkürlich ſeinen eigenſinnigen Launen zum Nachtheil folgte und ſelbſt den Vorwurf, ſich auf Koſten des Staats bereichert zu haben, auf ſich lud, doch aber bleibt er unter allen einflußreichen Männern, die Catharina ihres nähern Vertrauens würdigte, derjenige, der dieſes Vertrauen am wenigſten täuſchte, und deſſen gute Eigenſchaften bei weitem ſeine ſchlimmen überwiegen. Seine Geſchichte iſt die Geſchichte eines Mannes, der ſelbſtbewußt und kühn die Staffel der Macht erſteigt, ſich keck in der Höhe zu erhalten weiß, indem er ſeine eignen Kräfte und die ſeiner Umgebung mit klugem und geübtem Geiſte abwägt und in Wirkung bringt.

Der diesmalige Aufenthalt Catharinens in Moskau (1775) war beſtimmt zwei Pflichten, gegenüber der Oeffentlichkeit, zu erfüllen. Die erſte war eine Pilgerreiſe, die ſie von Moskau aus nach dem vierzig Werſte entlegenen Trinitat-Kloſter unternahm. Sie ging zu Fuß, gefolgt von ihrem ganzen Hofe. Die zweite beſtand in dem Dank, den ſie dem Türkenbeſieger Rumanzoff ausſprach. Aber dieſer alte Krieger, durch ſeinen Charakter ſtörrig und durch ſeine Wunden übellaunig gemacht, war wenig geeignet, die glänzenden Vorbereitungen der Kaiſerin für ihn ins Werk richten zu helfen. So war er durch nichts zu bewegen, durch den prachtvollen Triumphbogen, den man ihm errichtet hatte, im Siegsgepränge zu ziehen. Seinen Freunden gab er als Grund dieſer Widerſetzlichkeit an, daß er die Kaiſerin und ihren neuen Günſtling zu beleidigen fürchtete; denn jede Ehre ſei doch dieſem aufgeſpart. In einem einfachen Soldatenrock erſchien er vor ſeiner Gebieterin und ſtattete ihr einen militairiſchen Rapport ab, der freilich ſehr ſeltſam, aber auch gerade durch ſeine Prunkloſigkeit überraſchend klang. Catharina überreichte ihm einen Feldherrnhut, an den ſie einen Lorberzweig von Diamanten von großem Werthe hatte heften laſſen. Rumanzoff ließ ſich dies gefallen, als er aber nach Hauſe kam, löſte er ſeine Lorbern ab und verkaufte ſie. Dieſe und ähnliche Kränkungen erlebte Catharina übrigens oft; ſie mußte erfahren, daß die Auszeichnungen und Geſchenke, die ſie ſich Mühe gab, ſtets mit einem für den Empfänger ſchmeichelhaften Zuſatz der Ausſchmückung auszuſtatten, faſt unter ihren Augen zu Gelde gemacht wurden. So verkauften die moskauſchen Gelehrten die Medaillen, die die Kaiſerin ihnen hatte zum Andenken an irgend eine merkwürdige Eroberung im Felde der Wiſſenſchaft geben laſſen. Die Officiere verkauften ihre Orden, die Feldherren die Diamanten an ihren Feldherrnſtäben, die Damen die Einfaſſungen der Portraits der Kaiſerin. Doſen und Uhren wanderten zu tauſenden in die Kaufläden und von dort in den Schatz der Kaiſerin wieder zurück. Catharinens Stolz war gerade dieſe Art der Demüthigung, ſo wenig ſie ſie zu achten ſich die Miene gab, gerade eine der empfindlichſten.

Der Plan, den Kreml, den immenſen, alten Zarenpalaſt in Moskau neu zu erbauen, gelangte nicht zur Ausführung, weil die Koſten, die der

Türkenkrieg forderte, die öffentlichen Kaſſen erſchöpft hatten.

In dem folgenden Jahre veranlaßte Catharina den Großfürſten Paul, in Begleitung des Prinzen Heinrich von Preußen, nach Berlin zu reiſen, wo die zweite Vermählung des Großfürſten mit einer Prinzeſſin von Würtemberg eingeleitet wurde. Catharina, die willig auf die Wünſche ihres berühmten Zeitgenoſſen, ihres Lehrers in der Politik lauſchte, befahl dem Feldmarſchall Rumanzoff den Prinzen zu begleiten, damit Friedrich, der dieſen berühmten Krieger kennen lernen wollte, dieſes Verlangen erfüllt ſahe. Friedrich empfing in Sansſouci den jungen Großfürſten und den alten Türkenbeſieger mit den artigſten Phraſen. Durch die Vermittelung Friedrichs, der ſehr gerne Heirathen ſtiftete, obgleich er darin nicht immer glücklich war, kam die Vermählung des Großfürſten und der jungen Prinzeß von Würtemberg zu Stande. Es waren dabei einige Schwierigkeiten zu beſiegen, indem die Prinzeſſin ſchon einem Prinzen von Heſſen-Darmſtadt verſprochen war. Dieſes Gelöbniß mußte rückgängig gemacht werden; und Friedrich und ſein Bruder Heinrich unterhandelten.

Der Schluß des Jahres 1776 ſah demnach Catharina von Sieg gekrönt, auf dem befeſtigten Throne ſitzend und beglückt durch dies Ehebündniß, das der

Sohn ihrem Wunſche und ſeinem eignen Glücke folgend, geknüpft hatte. Die Stimme des Ruhms, die durch alle civiliſirten Länder ſchallte, pries ſie glücklich. Aber dieſe Stimme iſt trügeriſch, am wenigſten vermag ſie dem Genie ſelbſt zu genügen, das immer noch Größeres hofft, Höheres und Geſegneteres zu ſchaffen ſich vernimmt. Catharina fand an ſich ſelbſt die ſtrengſte Beurtheilerin ihrer Thaten und ihrer Erfolge.

Da unſere Skizze keine hiſtoriſchen Details aufzunehmen beſtimmt iſt, ſo können wir füglich die Folge einer ganzen Reihe von Begebenheiten mit wenig Worten nur andeuten. Es ſind dies die Einwirkungen von Catharinens mächtiger Politik auf das Schickſal der Nachbarſtaaten, beſonders auf Schweden, auf Dänemark, nächſtdem auf Oeſtreich und Preußen, in fernerer Beziehung auf England, in nächſter und engſter auf das ottomaniſche Reich, dem durch Catharinens Scepter blühende Provinzen entriſſen waren und das dieſen Verluſt nicht verſchmerzen konnte. Was Schweden betrifft, ſo war Guſtav III., ehrgeizig und unternehmend, kaum mit einer ſiegreichen Bekämpfung der ariſtokratiſchen Partei in ſeinem eignen Lande fertig geworden, als er daran dachte, von Rußland die urſprünglich ſchwediſchen Provinzen wieder loszureißen, die dieſem Lande durch die Eroberung Peter I. einverleibt worden waren. Catharina, die ihre Armeen gegen die türkiſche Grenze rucken ließ, zeigte ſich angelegentlich beſchäftigt, ihren eroberungsſüchtigen Nachbar zur Ruhe zu bringen. Guſtav III. kam nach Petersburg und Catharina reiſte wieder nach Friedrichsham, die gegenſeitigen Beſuche hatten zum Zweck, auf dem Wege gütlicher Abmachung einen Ausbruch des Kriegs zwiſchen Rußland und Schweden zu verhindern. Catharina erreichte ihre Abſicht; Guſtav erklärte, daß er im Fall des Ausbruchs des türkiſchen Krieges ſich neutral verhalten wolle. Der bairiſche Erbfolgekrieg ließ die Kaiſerin zur Wahrung der Rechte des Hauſes Oeſtreich ſich entſcheiden, dagegen forderte ſie von Joſeph II. ſeine Mitwirkung beim Angriff auf das ottomaniſche Reich. Eine Zuſammenkunft mit Joſeph hielt die Kaiſerin in Mohileff. Sowol Joſeph als Guſtav wurden bei ihrem oftmaligen Erſcheinen in Rußland von Catharinen mit Beweiſen der Auszeichnung und Freundſchaft überſchuttet. Zwiſchen England und Holland trat die Kaiſerin ebenfalls als Vermittlerin auf, und die Schöpfung der bewaffneten Neutralität war ihr Werk.

Im Jahre 1780 veranlaßte Catharina den Großfurſten und die Großfurſtin eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland zu machen. Kurz vorher hatte der Thronerbe Preußens ſich in Petersburg zum Beſuche eingefunden. Es wurde Mode für die fremden Prinzen, ſich am Hofe Catharinens zu zeigen.

Das Jahr 1782 wurde durch die Errichtung des vielbewunderten Standbilds Peter I. merkwürdig, das Catharina durch den Bildhauer Etienne Falconet auf einem der ſchönſten Plätze Petersburgs, in der Nähe des Admiralitäts-Palaſtes errichten ließ. Im Sinn der allegoriſchen Auffaſſung, wie ſie ſich damals ebenſo in die Sculptur wie in die Malerei eindrängte, hatte man auch hier durch ein koloſſales Felſenſtück, das man zum Piedeſtal der Reiterſtatue des Kaiſers wählte, andeuten wollen, über welch eine rohe Maſſe der Reformator triumphirend geſiegt. Die Allegorie iſt nicht ganz wohl gerathen und die Bildſäule iſt es auch nicht. Doch iſt dieſes Bildwerk bei weitem den mißglückten Figuren vorzuziehen, die den Wilhelmsplatz in Berlin zieren, und die die Generale des ſiebenjährigen Kriegs darſtellen in lächerlich affektirter Stellung und im Koſtüm von Operntänzern. Konnten dieſe Caricaturen in dem gebildeten Berlin aufgeſtellt werden, ſo erſcheint Falconet's Werk in Petersburg als eine geniale und zu bewundernde Schöpfung in Betracht der Zeit und des Orts ihrer Aufſtellung. Es iſt hierbei noch einzuſchalten, daß Catharina um dieſe Zeit den St. Wladimir-Orden ſtiftete, nachdem ſie ſchon früher den St. Georg

Orden geſchaffen hatte, ein Orden, der der Zielpunkt alles Strebens der ruſſiſchen Generale wurde, weil das Großkreuz deſſelben nur dem gegeben werden konnte, der eine Schlacht gewonnen hatte. Auch ließ ſich Catharina die Inſignien des Großmeiſters des Bath-Ordens geben, um das Recht haben zu können, ſelbſt Ritter dieſes Ordens zu creiren. Die Fürſtin, auf jede Art Ruhm begierig, wollte auch als Großmeiſter eines ſo alten und berühmten Ordens auftreten, und ſie, eine Frau, ſchlug Männer zu Rittern. Dieſe Ceremonie war allerdings neu in Rußland. Catharina vollzog ſie mit allem dazu gehörigen Pomp, und ſie ging ſo weit, ſich ſogar im Koſtüm eines Bath-Ritters malen zu laſſen. James Harris war der Erſte, der von ihr zum Ritter geſchlagen wurde.

Catharinens Abſicht, das griechiſche Kaiſerreich neu zu errichten und in Conſtantinopel ſich krönen zu laſſen, war keineswegs aufgegeben. Potemkin, der, was ehrgeizige Pläne betraf, völlig Catharinens Charakter verſtand und mit ihm ſympathiſirte, wußte immer von Neuem den Türkenkrieg als unvermeidlich und dringend nöthig darzuſtellen. Er ſelbſt ſah in der Erneuerung dieſer Feindſeligkeiten das Mittel ſeine Macht zu befeſtigen und ſich ſeiner Gebieterin unentbehrlich zu machen. Schon war der mächtige Günſtling zum Reichsfürſten gemacht und zum Befehlshaber der Land- und Seemacht ernannt werden, ſchon zierten faſt alle ruſſiſche Orden ſeine Bruſt, ausgenommen jener St. Georg Orden, nach deſſen Beſitz er trachtete. Oeſtreich und Frankreich ſtritten ſich unausgeſetzt, die eine Macht um die ehrgeizigen Plane des Günſtlings zu unterſtützen, die andere um ſie zu vereiteln. Durch den Frieden zu Kainardſchi 1774 hatte die Pforte bereits in die Unabhängigkeit der Krimm eingewilligt, ſo wie ſie die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere Rußland zugeſtanden hatte. Auf dieſen Frieden bauend, gelang es Potemkin 1784 die vollkommene Unterwerfung der Krimm zu Stande zu bringen. Fürs Erſte wurden die Feindſeligkeiten beigelegt um ſpäter, da Preußen und England die Türken von Neuem zum Kriege reizten, wieder aufgenommen zu werden.

Um den einſtweiligen Sieg über das ottomaniſche Reich glänzend zu bezeichnen, entſchloß ſich Catharina jene merkwürdige Triumphreiſe zu unternehmen, die ſo großes Aufſehen in Europa gemacht hat und die allerdings eine eben ſo anziehende als auffallige Epiſode in der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts bildet. Wir wollen ihr eine beſondere Schilderung in dieſem biographiſchen Bilde geben.

Dieſe merkwürdige Reiſe wurde im Winter des Jahres 1787 angetreten.

Die Kaiſerin beabſichtigte anfangs ihren Enkel, den Großfürſten Conſtantin, für den, wie man behaupten will, ſie den zu erobernden Thron von Conſtantinopel beſtimmt hatte, mitzunehmen; allein eine ausbrechende Krankheit des Prinzen verhinderte die Ausführung des Plans und er blieb in Petersburg zurück. Ihre Begleitung beſtand in einer Anzahl Damen und Herren ihres Hofes, unter denen ſich auch der Großkanzler Nariſchkin und der General Tſchernitſcheff befanden, die Geſandten von Oeſtreich, England und Frankreich durften ſie ebenfalls begleiten und der geiſtvolle Fürſt von Ligne, dieſer Liebling aller Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, ſchloß ſich auf Bitten der Kaiſerin dem Zuge an, zu deſſen geſelligen Freuden er ſehr viel beitrug.

Man reiſte aus Petersburg am 18. Januar bei einer heftigen Kälte in einem Zuge von vierzehn Wagen und hundert und einundzwanzig Schlitten. Der Fürſt Potemkin war der Kaiſerin vorausgeeilt und erwartete ſie in Kieff, wo man einige Monate raſten wollte, um dann beim Beginn der guten Jahreszeit die Reiſe auf dem Dnieper in die ſüdlichen Provinzen fortzuſetzen. Die Reiſe ging Tag und Nacht durch; Nachts beleuchteten große Stöße brennenden Fichtenholzes, in kleinen Zwiſchenräumen am Wege aufgehäuft, die Gegenſtände weit hin mit Tageshelle. Der Zug, der ſich durch die unabſehbaren Schneeflächen hinwand, eine feurige Straße entlang, hatte etwas Zauberiſches, doch war dies nicht das einzige Wunder, das auf dieſem Triumphzuge den Wanderern ſich entgegenſtellte. Die prachtvollen Erſcheinungen dieſer Reiſe ſind durch Ségur's phantaſtiſche Beſchreibung ſo wohl bekannt bereits, daß wir hier nur Weniges uber die Einzelheiten anzufuhren fur nöthig achten. Potemkin fand in ſeinem genialen und ſchöpferiſchen Geiſte das Mittel, ſeiner Gebieterin die glänzendſte und koloſſalſte Schmeichelei zu bieten, die je ein Höfling ſeinem Herrſcher bereitete. Die neuere Geſchichte kennt kein zweites Beiſpiel der Art, und die Feſte, die der Lord Leiceſter der Königin Eliſabeth gab, ſchrumpfen gegen dieſe Decorationen aus der tauſend und einen Nacht, gegen dieſe Effekte einer Zauberwelt, die ihre Strahlen aus allen Sonnen, die die Ruhmgierde, die Eitelkeit, die wahre und die ſcheinbare Größe, die Genußſucht und die Prachtliebe über das Haupt hochgeſtellter Sterblichen leuchten laſſen, in einem Focus gefaßt niederglänzen ließ, zu kleinen, mesquinen Luſtbarkeiten in einem Privathauſe zuſammen. Nur die immenſen orientaliſchen Staaten der alten Welt, die Triumphzüge der Götter und Helden, die ungeheuren Feſte eines Sardanapal, einer Cleopatra und Semiramis, ſoviel die Ueberlieferungen davon uns mittheilen, können ſich mit

Catharinens Zug in die Krimm meſſen. Potemkin, der ihr zum Dank für ſeine Erhebung vom Garde-Kornet zum Reichsfürſten und zum Nächſten am Throne ein Geſchenk mit dieſem Triumphzuge machte, hatte hiermit vollkommen den Tribut der Erkenntlichkeit abgetragen.

Graf Ségur, ein eitler Franzoſe, machte die Reiſe mit, indem er abwechſelnd Madrigale und Depeſchen ſchrieb. Dieſer Höfling, der in Nordamerika den Republikaner geſpielt, in Paris in die Schule der Philoſophen gegangen war, kam jetzt an den Hof Catharinens, um in der Nähe der berühmteſten Frau des Jahrhunderts zu leben. Er war nicht wenig ſtolz, von den Amerikanern den Cincinnatus-Orden erhalten zu haben, und dieſe fremdartige Zierde erregte damals die Neugierde aller Höfe. Wir ſehen ihn mit dieſem Orden eine Art Koketterie treiben. Die diplomatiſchen Geſchäfte, denen er ſich unterzog, waren nicht bedeutend, um ſo bedeutender ſind ſeine Aufzeichnungen über jene Reiſe und die Wahrnehmungen über den Charakter und die Meinungen Catharinens, die er aus ihren Geſprächen zog. Dieſe Geſpräche wurden über die mannigfaltigſten Gegenſtände der Kunſt und des Wiſſens geführt und tragen das Gepräge der Offenheit und Wahrheit an ſich. Man ſieht aus ihnen, wie groß Catharinens perſönliche Liebenswürdigkeit war, wie ihre Rede ſtets inhaltreich, gewinnend und bedeutend erſchien, und wie ſie, die von Schmeichelei in jeder Form der Rede und der That umgeben war, dennoch alle ihre Höflinge beſchämte, wenn ſie es darauf anſetzte, ſelbſt Jemandem eine zarte und bedeutſame Artigkeit zu ſagen. Dem Grafen Ségur ſchmeichelt ſie, weil ſie in ihm ſogleich eine «trompette de la renommée» erkannte, wie ſichs denn nachher auch beſtätigt hat.

Die Kaiſerin, die überall Hof hielt und Verſammlungen zuſammenberief, unterließ dabei nicht, ſich mit den Beſonderheiten des Volkes, durch deſſen Provinz ſie kam, zu beſchäftigen. Sie nahm Bittſchriften an, hörte und unterſuchte Klagen, ſtellte Mißbräuche ab und arbeitete mit den Miniſtern jeden Morgen gerade ſo unverändert, wie ſie es in Petersburg gewohnt war. In den Städten empfing ſie Deputirte und gab Audienzen.

Als die Reiſenden in Kieff anlangten, fanden ſie daſelbſt eine große Anzahl vornehmer Polen und Fremder aus allen Ländern Europas verſammelt. Das Gerücht von dieſer wunderbaren Reiſe hatte Alle dahin gelockt, und Jedermann wollte die nordiſche Cleopatra ſehen und begrüßen. Hier trafen auch Rumanzoff und Potemkin, dieſe beiden erbitterten Rivalen, zuſammen. Der alternde Feldherr, eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, war der Einzige im weiten ruſſiſchen Reiche, der ſich dem allgewaltigen Günſtlinge nicht beugte. Catharina, weit entfernt ihm dieſes übel zu nehmen, that durchaus nichts, um Potemkin's Ränke gegen den Nebenbuhler mit ihrem Anſehn zu unterſtützen.

Nach der Beſchreibung Ségur's hatte die Geſellſchaft in Kieff allerdings etwas Seltſames. In der Stadt ſelbſt hielt die Kaiſerin Hof; dort ſah man alle Trachten und Uniformen des Reichs in bunteſter Miſchung beiſammen. Es herrſchte die ſtrengſte Etikette und der gemeſſenſte Zwang. In einem Pallaſte nächſt der Stadt lebten die drei Diplomaten, der franzöſiſche, engliſche und öſtreichiſche Miniſter in einer cordialen Ungebundenheit, wenn nicht gerade die gemeinſchaftliche Ceremonientafel, an der bald der Eine, bald der Andere präſidirte, um die Einwohner von Kieff und die vornehmen Fremden zu bewirthen, ſie zur Ausübung ihrer diplomatiſchen Stellung zwang; in dem Kloſter Petſchersky, eine Meile von der Stadt, reſidirte Potemkin und lag wie ein Paſcha, in orientaliſcher Ruhe, nachläſſig in einen Pelzmantel gehüllt, das Haar ohne Puder, den Hals entblößt, auf einem Divan und empfing mit beleidigendem Hochmuth die Würdenträger des Reichs und die angeſehenen Fremden. Ségur erzählt bei dieſer Gelegenheit, wie er es durchgeſetzt habe, den Fürſten zu mehr Artigkeit und größerer Rückſichtsnahme zu zwingen.

„Ich wußte,“ ſagt er, „daß der Fürſt mir perſönlich wohl wollte, allein ich konnte die Fremden hiervon nicht überzeugen und wollte und durfte nicht leiden, daß ich, in meiner Eigenſchaft als Geſandter, einer ſo nachläſſigen Behandlung ausgeſetzt erſchien. Ich ging alſo, da ich wieder bemerkte, daß der Fürſt ſich nicht vom Platze rührte um mich zu begrüßen, lachend auf ihn zu, faßte ſeinen Kopf in meine beiden Hände und drückte einen herzhaften Kuß auf ſeine Wangen; dann nahm ich vertraulich neben ihm auf dem Sopha Platz. Jetzt wußte Jedermann wie wir miteinander ſtanden; und der Fürſt unterließ ſpäter nie mich zu grüßen, wenn ich erſchien, während er nach wie vor ſeine andere Umgebung auf das entwürdigendſte hintanſetzte und überſah.“ Dieſe Anekdote iſt charakteriſtiſch, ſowol in Hinſicht Potemkin's wie Ségur's.

Bei der Abreiſe aus Kieff theilte die Kaiſerin koſtbare Geſchenke aus. Der Fürſt von Ligne bemerkte bei dieſer Gelegenheit: „Die Cleopatra von Kieff verſchluckt keine Perlen, gibt aber viele von ſich.“

Den erſten Mai ſchiffte ſich der Zug auf dem Dnieper, dem Catharina ſeinen alten Namen Boryſthenes wiedergegeben hatte, ein. Die Flotte beſtand aus achtzig Fahrzeugen, auf denen dreitauſend Menſchen, Dienerſchaft und Schiffsleute, ſich befanden, ſieben Galeeren von eleganter Form, auf das koſtbarſte im Innern mit Seide, Sammet und Spiegeln geziert, nahmen die Hofgeſellſchaft auf. Jede Galeere hatte ihr Muſikcorps, und eine Unzahl kleiner Barken und Schaluppen ſchwärmten zur Seiten des Geſchwaders her, die in der Sonne blitzen den Wellen des ſtolzen Fluſſes, ſoweit das Auge reichte, bedeckend. Bunt bewimpelt und im Klang der Lieder und Inſtrumente glitten dieſe leichten Fahrzeuge dahin. Alles athmete Leben, Fröhlichkeit, Geſang und Pracht. An den Ufern verſammelten ſich die Landleute in ihren Volkskoſtümen und führten Tänze auf, indem ihre munteren Reihen durch Blumengewinde ſich hinzogen und um Triumphbogen ſich gruppirten, die die Ebene ſchmückten. Man ſah Städte und Dörfer in wunderbarer Perſpektive ſich in die weiteſte Ferne dehnen und mit prächtigen Kuppeln und Pallaſtdächern endigen. Wenn die ländlichen Gruppen verſchwanden, erſchienen ſtatt ihrer die kriegeriſchen. Leichte Koſakenſchwärme jagten über die Ebene dahin, und ihre ſchlanken Geſtalten, die kecken Bewegungen, die raſchen, militairiſchen Manöver bereiteten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Indeß die Flotte majeſtätiſch den Fluß hinabglitt, im Rauſchen der Geſänge, im Tumult der Lieder, hörte man von ferne den Gottesdienſt in den Kirchen, die Hymnen der Prieſter, und ſah andächtige Schaaren die Hügel empor wandern. Immer ein neues Bild, immer ein überraſchender Anblick! Die erhabene Zuſchauerin ſollte nie ermüden. Der Himmel ſelbſt brachte ihr Huldigungen dar, denn es war ein wundervolles Frühjahr und die üppige Natur jener Gegenden zeigte ſich in ihrem ſchönſten Schmuck.

Die drei Diplomaten, als ſie dieſen Reichthum der Gegenden, die Fülle des neu Erworbenen betrachteten, brachen in enthuſiaſtiſche Lobſprüche aus. „Es iſt wahr" entgegnete Catharina, „die ruſſiſchen Greiſe müſſen einigen Unterſchied zwiſchen ihrer und der jetzigen Zeit finden." Einen neuen Glanz verlieh dem Triumphzug der Kaiſerin das Erſcheinen zweier Monarchen, die da kamen, ihr zu huldigen. Einer dieſer Fürſten kam als ein Bittender und ſein Erſcheinen war mit einer nur zu deutlichen Demüthigung für ihn ſelbſt verknüpft, der Andere kam aus freiem Antrieb, weil ihm Catharinens Größe Achtung und Bewunderung abnöthigte. Der Erſte war Stanislaus Auguſt, der Andre Joſeph II. Catharina empfing Stanislaus mit Kälte. Als er auf der Galeere der Kaiſerin ſpeiſte, und ſie nach der Tafel ihm nach der damaligen Sitte dem Pagen den Hut und die Handſchuh des Königs abnahm und ſie ihm hinreichte, ſagte Auguſt mit einem verlegenen Lächeln: „Ach, Madame; einſt gaben Sie mir einen weit ſchönern Hut."

In Cherſon wartete Joſeph auf Catharinen, als er ihre nahe Ankunft erfuhr, reiſte er ihr entgegen, und beide hohe Häupter trafen ſich in dem Häuschen eines Koſaken am Flußufer. Catharina hatte ebenfalls geeilt und Niemand von ihrem Hofſtaat mitgenommen. Man war dergeſtalt in Verlegenheit, daß man ſogar Niemand hatte, der das Mittagmahl zu bereiten im Stande geweſen wäre. Der Fürſt Potemkin und der Prinz von Naſſau begaben ſich in die Küche, um für die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfniſſes zu ſorgen. Nie haben vornehmere Köche für vornehmere Gäſte gekocht. Catharina und Joſeph verzehrten lachend das Mahl.

Die Stadt und Feſtung Cherſon war eines der Wunderwerke Potemkins. Im Zeitraum von zwei Jahren waren Feſtungswerke, Kirchen, Arſenäle, Brücken, Magazine wie durch einen Zauberſchlag aus dem Boden geſtiegen. Dabei befanden ſich zwei Linienſchiffe und eine Fregatte auf der Schiffswerfte, jeden Augenblick bereit, auf einen Wink der Kaiſerin in See zu ſtechen.

Man gelangte jetzt in die Ebenen und Haideſtrecken, die ſich endlos an den Ufern des Dnieper und Don ausdehnen, und unter dem Namen der Steppe bekannt ſind. Hier fand die Kaiſerin, als ſie ans Ufer ſtieg, eine ganze Stadt prachtvoller Zelte aufgerichtet, und Tartaren und Koſakenſchwärme, die dieſe Zelte bewachten.

Joſeph II., der ſich eines Abends in der tiefen Einſamkeit der Haide mit dem Grafen Ségur allein befand, rief verwundert: „Welch ſonderbare Reiſe! Wer hätte geglaubt, man würde mich mit Catharina II. und dem Geſandten von Frankreich in der Tartaren-Wüſte herumirren ſehen! Das iſt ein ganz neues Blatt in der Geſchichte!“

„Mir,“ entgegnete Ségur, „ſcheint es eher ein Blatt aus tauſend und eine Nacht. Ich bin Giafar und gehe mit dem Kalifen Harun al-Raſchid ſpazieren, der nach ſeiner Gewohnheit verkleidet iſt.“

Wie der Zug die Linien von Perekop überſchreitet und in die Halbinſel der Krimm eintritt, iſt Catharina mit hoher Freude erfüllt. Sie beſteigt mit Stolz den Thron der Tartaren, dieſes Volkes, von dem die Beſiegung und Demüthigung Rußlands einſt ausging. Sie, die Fremde, die Fürſtentochter eines kleinen deutſchen Hauſes, hat die Schmach ganzer Generationen gerächt, hat für ein ungeheures Reich die Stunde der Rache und Vergeltung herbeigeführt. Zugleich hat ihr Fuß den alten, klaſſiſchen Boden betreten, die Stätte des Triumphs und der Siege ſo vieler Könige, die Stätte, wo einſt der heilige Hain Dianens rauſchte, und die elegante Geſtalt Iphigeniens trauernd an einem Felſenriff lehnte, die Blicke dem fernen Vaterlande zuſendend

Hier wandelt ſie nun, hier weilt ſie. Man muß verſtehen können, was ein Herz wie Catharinens hierbei empfand. Die Eroberungen, die die Fürſten machen, ſind oft ſo bedeutungslos, ſo gänzlich ohne Werth und Intereſſe für den perſönlichen Charakter des Eroberers; hier aber ſah eine hochſinnige Frau einen Theil der Aufgabe ihres Lebens erfüllt, hier war einem reichen, ſchöpferiſchen Geiſte gerade die Belohnung geworden, die er ſich erſtrebt. Nur noch ein Schritt weiter, und Conſtantinopel öffnete ſeine Thore der Siegerin! der griechiſche Kaiſerthron war neu errichtet! Catharina ſtand am Felſengeſtade Tauriens, eine andere Iphigenie, den Blick nach Griechenland, nach Conſtantinopel gerichtet. Sie ſollte, ungleich jener erſten Iphigenie, das Ziel ihrer Sehnſucht nicht erreichen.

Während die gekrönten Häupter den Feſten, die Potemkin anordnete, beiwohnten, machte der Fürſt von Ligne, halb in Beſorgniß, halb in Scherz die Bemerkung: „Geſtehen Sie, lieber Ségur, daß es ein ſonderbares Ereigniß wäre und großen Lärm in Europa verurſachen würde, wenn die 1200 Tartaren, die uns hier als Ehrenwache umgeben, ſich einfallen ließen, uns über Hals und Kopf in einen benachbarten Hafen zu ſchleppen, ſich dort mit der erhabenen Catharina, ſo wie mit dem mächtigen römiſchen Kaiſer Joſeph einzuſchiffen und ſie nach Conſtantinopel zu führen, zur Unterhaltung und zum Vergnügen Seiner Hoheit Abdul-Hamid's, Beherrſchers der Gläubigen." Zum Glück kam dieſer tolle Streich den Söhnen Mahomeds nicht in den Sinn.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Bakſchitſarai begab ſich Catharina nach dem neu von ihr gegründeten Sebaſtopol. In der Nähe manövrirte die Flotte und der Donner aller Kanonen begrüßte die Herrſcherin. Auch Sebaſtopol war wie durch Zauber gegründet. Um die Gegenwart der Gebieterin zu verherrlichen, wechſelten Feuerwerke, Gefechte zur See, Schauſpiele raſch miteinander ab. Der Pallaſt und der Harem des vertriebenen Chans diente dem Hofe zum Abſteigequartier.

Auf der Rückreiſe in Pultawa gab Potemkin der Kaiſerin das treu ausgeführte Bild jener denkwürdigen Schlacht, die Carl XII. ſtürzte und Peters I. Stern ſteigen machte. Mit einem Heer von 50,000 Ruſſen wurden dieſe großartigen Manöver ausgeführt. „Seltſames Geſchick der Könige," rief Catharina, als man ſie aufmerkſam auf den Fehler machte, den damals das ſchwediſche Heer begangen: „wenn dieſer Fehler nicht geweſen, ſo wären wir Alle jetzt nicht hier."

In Kiſirkerman nahm Joſeph von Catharinen Abſchied. Der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden veranlaßte ſeine ſchleunige Rückreiſe in ſeine Staaten.

„Wir beide," ſagte er ſpottend zu Ségur, „Catharina und ich haben zuſammen eine Stadt gebaut, das heißt ſie hat den erſten Stein gelegt, ich den zweiten, dabei wird es wol ſein Bewenden haben."

Dieſer Spott Joſephs berührte einen Makel, der ſchon damals, mitten unter dem Glanze und dem blendenden Schimmer ſelbſt unſern Reiſenden nicht entgangen war und den man ſpäter ſo ungebührlich ſcharf hervorgehoben und ſarkaſtiſch beleuchtet hat. Die Kaiſerin ſowol, wie die meiſten Perſonen ihrer Umgebung wußten ſehr wohl, daß die ſchimmernden Gebilde, die man vor ihren Augen entfaltete, nicht in der Wirklichkeit und in dem gewohnten Lauf der Dinge gegründet waren, daß Vieles nur Decoration und äußere Ausſtattung war, ſie wußten aber auch, daß dieſe heiteren Schöpfungen das Werk der unermüdlichen Thätigkeit eines Mannes waren, der mit Aufbieten aller ſeiner Kräfte und Mittel ſeiner Herrſcherin Freude und ſtolze Erhebung bereiten wollte. Man würde Catharinen einen äußerſt kindiſchen Wunderglauben zumeſſen, wenn man annehmen wollte, ſie hätte in der That geglaubt, dieſe Pallaſte und Aquadukte, die in der Ferne ſich zeigten, ſeien wirklich vorhanden, ſie hätte geglaubt, das Volk ſei unabläſſig in ſo raſtloſer Bewegung, in Tanz und Aufzügen am Ufer verſammelt, ſie wußte, daß das

Univ. Bibl. München

Erſtere nur theatraliſcher Schmuck, das Zweite eine abſichtlich herbeigeführte Staffage der Landſchaft war; allein nichtsdeſtoweniger erfreute ſie ſich an dieſen lebendigen Gruppen, an den täuſchenden Fernſichten, an den fingirten Schlachten und Angriffen. Wo es ihr darauf ankam, eine neue Schöpfung in Wahrheit zu prüfen, da erſchien ſie ſelbſt und ſah, fragte und unterſuchte. Oft verhüllte ſie mit großer Geſchicklichkeit den ungünſtigen Eindruck, den ſie empfand, wenn ſie auf leeren Schein traf, wo ſie Weſenheit zu finden gehofft hatte. Sie wollte den Mann, der ſo grenzenlos für ſie thätig war, nicht demüthigen, ihn, da er ſo Vieles geleiſtet, ihn für das Wenige, das geleiſtet zu haben er ſich nur den Schein gab, nicht ſtrafen. Die natürliche Charaktergüte Catharinens, ihre urſprüngliche Milde zeigte ſich hier in ihrem ſchönſten Lichte.

Bei ihrer Rückreiſe feierte ſie in Moskau das fünfundzwanzigſte Jahr ihrer Regierung. Sie erließ dem Volke einen Theil der Abgaben, und auf ihren Befehl und nach ihrer Angabe wurde eine Medaille geprägt, die auf der Vorſeite das Portrait der Kaiſerin, auf dem Revers die Karte der Reiſe in die Krimm zeigte. Die Unterſchrift gab an, daß das Jahr der Entſtehung der Medaille das fünfundzwanzigſte der Regierung der Kaiſerin ſei.

In der Nähe von Moskau gab der ruſſiſche Kröſus, der Graf Scheremetieff der Kaiſerin Feſte, bei denen goldne und ſilberne Gefäße in ſolcher Menge vorhanden waren, wie man ſie noch nie, wie Ségur verſichert, im Beſitz eines Privatmannes geſehen. Es wurden große Opern und Ballette aufgeführt, bei denen es eine Merkwürdigkeit war, daß Tänzer, Sänger, Schauſpieler, Dichter, Componiſten ſämmtlich leibeigne Bauern des Grafen waren. Der Bediente, der die Oper componirt, und der Dichter, der ſie gedichtet, ſtanden beide hinter dem Stuhl der Kaiſerin. Catharina wollte ihrerſeits im Kreml Feſte geben, als ſie jedoch erfuhr, daß eine Hungersnoth das Land drücke, beſtellte ſie die ſchon getroffenen Anordnungen wieder ab. „Es wäre wenig ſchicklich für mich,“ ſagte ſie zum Grafen Ségur, „wenn man mich mitten unter Spielen und Feſten ſahe, während meine Unterthanen unter einer Plage ſeufzen, vor der ich ſie hätte ſicher ſtellen können, wenn meinen Befehlen zeitig wäre gehorſamt worden.“

Nach ihrer Ankunft in Petersburg beſchäftigte ſich die Kaiſerin mit den nöthigen Maßregeln, um den erneuten Krieg mit den Türken, den ſie heimlich wünſchte, zu beginnen. Potemkin handelte nach ihrem und ſeinem eignen Wunſche, indem er den Divan und die dieſem unterworfenen Provinzen durch Emiſſäre, die Egypten und Perſien durchzogen und ſich auf die griechiſchen Inſeln vertheilten, heimlich aufzuwiegeln und zur Empörung gegen die Pforte zu reizen verſuchte. Es gelang ihm dies ſo gut, daß der Sultan, wie man es in Petersburg gewünſcht, zuerſt den Krieg erklärte. Potemkin erhielt den Oberbefehl, und eine ungeheure Streitkraft wurde in der Gegend der Moldau, Wallachei und der Krimm zuſammengezogen. Guſtav III., der mit dem Schluß jener Verhandlungen in Friedrichshamm nicht zufrieden war und den das ſtolze und übermüthige Betragen der ruſſiſchen Miniſter in Stockholm zum Zorn reizte, benutzte den Umſtand, daß die ruſſiſchen Armeen im Süden beſchäftigt waren, um Rußland den Krieg zu erklären. Dies kam Catharinen unerwartet, und obgleich ſie ein Manifeſt erließ, in welchem ſie erklärte, daß die Grenzen Finnlands und die Flotte in den baltiſchen Häfen vollkommen an Zahl und Kraft für die beginnenden Feindſeligkeiten gewaffnet ſeien, konnte ſie ſich in der That nicht verhehlen, daß ihr Gefahr drohe. Guſtav hatte den rechten Zeitpunkt ergriffen, um entſcheidende Siege zu erkämpfen, er war auch in den erſten Schlachten glücklich, dann aber verließ ihn ſein Heer und revoltirte gegen ihn, durch ruſſiſches Gold und Einfluß dazu verleitet. Die Adelspartei in Schweden, die Guſtavs unverſöhnlicher Feind geworden, befand ſich faſt ganz unter ruſſiſchem Befehl. Dieſer Umſtand rettete Petersburg, das von Guſtav ſchon bedroht wurde. Catharina ſchickte ſich ſchon an nach Moskau zu flüchten. Ein Kampf mit der ſchwediſchen Flotte war anfangs ebenfalls für die Ruſſen nicht günſtig, ſpäter jedoch ging auch hier der Sieg in die Hände der Letzteren über. Der Friede zu Varela wurde auf die früheren Traktate von Neuſtadt und Abo gegründet. Für Guſtav ergab ſich hierbei kein günſtiges Reſultat; er hatte einen Theil ſeiner Flotte eingebüßt, das Land erſchöpft, die Kaſſen geleert und die Adelspartei noch erbitterter gegen ſich aufgeregt.

Der Türkenkrieg fand ſeine Erledigung durch vollſtändige Siege der Ruſſen. Die Belagerung und Einnahme Oczakoff's war wiederum eine jener glänzenden Thaten, die Catharinens Waffenruhm über die ganze gebildete Welt hin mehrten. Bei dem Sturm auf Oczakoff zeichnete ſich ein junger Krieger aus, der ſpäter den Ruhm der ruſſiſchen Waffen auch nach anderen Gegenden hin tragen ſollte; es war Suworoff. Catharina theilte reiche Belohnungen aus. Potemkin erhielt was er gewünſcht hatte, das Großkreuz des St. Georgen-Ordens, einen Commandoſtab von goldnem Lorbeerzweig umrankt und mit Diamanten inkruſtirt; einen Degen mit Diamanten erhielt der Fürſt Repnin. Auch ein deutſcher Fürſt, der Prinz von Sachſen Coburg, erwarb ſich bei dieſen Kämpfen Ruhm. Der Einnahme Oczakoff's folgte die von Ismael. Der Friede zu Jaſſy ſetzte zum Vortheil Rußlands dem Kriege mit der Pforte ein Ziel. Potemkin erntete die Frucht dieſes Friedensſchluſſes nicht; er ſtarb von einem epidemiſchen Fieber befallen. Die Fürſtin Galizin, ſeine Nichte, hielt ihn in ihren Armen, als er auf der Landſtraße von Jaſſy nach Nicolaieff ſeinen Geiſt aufgab (1791).

Die folgenden Jahre bis zum Tode Catharinens enthalten Begebenheiten, bei deren Erwähnung wir uns kurz faſſen können, da ſie nur Anfänge gleichſam von Thaten ſind, die ohne Zweifel ruhmvoll fortgeführt und beendet worden wären, wenn der Kaiſerin ein längeres Wirken beſchieden worden. Dahin können beſonders der Traktat mit England und die kriegeriſchen Rüſtungen gegen Frankreich gerechnet werden; die letzteren beſonders betrieb ſie ſehr eifrig, indem ſie alle Großmächte Europas dabei ſich zu betheiligen aufforderte. In Polen kam die zweite Theilung dieſes Reichs zu Stande, nachdem die Unruhen, die die Empörung Kosziusko's angerichtet, wieder gedämpft worden. Als Freund Kosziusko's und als Theilnehmer ſeiner Pläne zeichnete ſich der junge Dichter Niemcewicz aus, der in ruſſiſche Gefangenſchaft gerieth. Von den franzöſiſchen Emigré's empfing Catharina eine große Zahl an ihrem Hofe, unter Andern auch den Grafen Artois. Dieſe ariſtokratiſchen Flüchtlinge haben der Gaſtfreundſchaft, der man ſie theilhaft werden ließ, nicht immer gut gelohnt; ſehr viele und ſehr arge Verleumdungen des ruſſiſchen Hofes und der ruſſiſchen Regierung gelangten gerade durch dieſe Organe in die Oeffentlichkeit. Man erzählt, daß Catharina bei der erſten Nachricht von den Gräueln der Revolution und von den blutigen Scenen in Paris die Büſte Voltaires mit einem theatraliſchen Gepränge von der Säule von Porphyr, auf der ſie ſtand, habe ſtürzen laſſen; doch gehört dieſe Anekdote zu den zahlloſen unwahren, die über Catharinens Privatleben in Umlauf gebracht wurden. Wir wollen nicht urtheilen, wie weit gegen das Ende ihres Lebens hin Catharina die Grundſätze über Staatskunſt und Moral, über Denkfreiheit und Toleranz noch feſthielt, zu denen ſie ſich am Anfang ihrer Regierung bekannt hatte, wo ihr edles Herz mit dem lebendigſten Feuer der Errettung der Völker aus den Banden jedes ſchädlichen und lähmenden Vorurtheils entgegenſchlug; — wir wollen, wie geſagt, über einen ſo zarten Punkt, dem Pſychologen wie dem Hiſtoriker gleich wichtig, nicht entſcheidend zu urtheilen wagen; es ſcheint jedoch feſtgeſtellt, daß Catharina, gerade wie ihr erhabner Lehrer und Bundesgenoſſe Friedrich der Große, mit dem

Bewußtſein der möglichſt weit ausgedehnten und unerſchütterlichen Fürſtengewalt ausgerüſtet, jede Regung der Völker, die darauf abzielte, aus anderer Quelle als aus der fürſtlichen Einſicht und Machtvollkommenheit ſich ihr moraliſches und ſtaatliches Bedürfniß zu holen, in Bann that und verfolgte. Die Grundſätze des freien Völker- und Menſchenrechts, wie ſie die Revolution predigte, konnten abſolut monarchiſchen Naturen, wie Friedrich und Catharina, nicht anders als wie Frevel erſcheinen, unter denen die Fürſten und die Völker gleichmäßig litten. Dazu kam, daß der praktiſche und immer auf die gegebenen Verhältniſſe, auf das wirkliche Bedürfniß gerichtete Sinn Catharinens, früher als irgend eine andere Fürſtennatur, das Unausführbare und rein Chimäriſche ſo vieler philoſophiſchen und moraliſchen Maximen, die damals allgemeine Geltung fanden, entdecken mußte. Worte, die man ſehr oft aus ihrem Munde hörte, waren „Dies iſt ſehr gut; allein auf meine kleine Wirthſchaft nicht anwendbar." Diderot mußte dieſen ſarkaſtiſchen Ausſpruch oft als Erwiderung auf ſeine maaßloſen Verbeſſerungspläne und populären Philoſopheme hinnehmen; an Voltaire ſchrieb ſie Aehnliches. Die Ideen der großen Denker waren demnach die Koſt bei ihren geiſtigen Mahlzeiten, die Confituren und das Eingemachte, das als beſondere Delikateſſe ſie ſich vorbehielt.

Auf dieſe Weiſe koſtete ihr Geiſt die franzöſiſche Literatur und ſog aus den feinen Eſſenzen Kraft und Nahrung. Was ſie davon zur praktiſchen Anwendung brauchbar fand, theilte ſie willig mit; der Vortheil war oft auf des Volkes Seite. Die aufgeklärten und philoſophiſchen Fürſten des achtzehnten Jahrhunderts bewirkten das Gute, das ſie leiſteten, nicht dadurch, daß ſie als unkluge und unzeitige Miſſionäre den Saamen einer Lehre verbreiteten, für deren Empfang der Boden noch nicht bereitet war, — Einige freilich waren ſo unklug — ſondern indem ſie Aberglauben und Vorurtheile, die finſteren Begleiter der Gewalt im Mittelalter, fern hielten, und einem auf klares Denken, auf perſönliche Neigung, auf freie Unterwerfung gegründetes Anſehn der Fürſten die Bahn brachen. Dabei waren aber weder Catharina noch Friedrich willens, ſelbſt den kleinſten Theil ihrer Macht aus den Händen zu geben. Ihr Grundſatz war: je mächtiger, je unumſchränkter der Fürſt, um deſto großartiger, um deſto ausgedehnter und kräftiger kann er ſeine große Aufgabe erfüllen, der Lehrer, der Erzieher, der Beſchützer, der Vater ſeines Volkes zu ſein.

Catharina mußte erfahren, was jeder Fürſt erfährt, deſſen Regierung einen weitgedehnten Zeitraum einnimmt, nämlich den Umſchwung der Ideen. Für nichts iſt eine fürſtliche Conſtitution empfindlicher, als für eine Veranderung in der Atmoſphäre des Jahrhunderts. Sehen wir doch alternde Dichter eine gehäſſige Kritik üben gegen die ſpätere Generation auf dem Parnaß, iſt nicht jeder Staatsmann und Denker dem Mißbehagen gegen neue Anſichten in ſeiner Sphäre ausgeſetzt, und dürfen wir, vorſichtig urtheilend, dieſes Mißbehagen geradezu Ungerechtigkeit nennen? Bei Fürſten muß dieſe Erſcheinung noch auffälliger an den Tag kommen, denn bei ihnen wirkt noch die Ermüdung bei, die ſich einer langen und unbeſchränkten Ausübung der Gewalt ſtets lähmend beigeſellt. So iſt denn wol möglich, daß Catharina im Alter ablehnte, was ſie in ihrer Jugend bewunderte; doch verbarg ſie äußerlich dieſe Umwandlung, und Voltaire, Montesquieu, Rouſſeau blieben bis zu ihrem Tode ihre Lieblingsſchriftſteller.

Die letzten Lebensjahre Catharinens waren mit Plänen, die die Sicherſtellung der Macht und des Glückes ihres Hauſes bezweckten, erfüllt. Hierhin ſind die Vermählungen zu zählen, die auf ihren vorſorgenden Rath die heranwachſenden Enkel und Enkeltöchter ſchloſſen. Der Großfürſt Alexander erwählte ſich eine Prinzeſſin von Baden, der Großfürſt Conſtantin ſchloß den Ehebund mit einer Fürſtentochter von Sachſen-Coburg. Für die Großfürſtin Alexandrina hatte Catharina mit Guſtav III., der für ſeinen Sohn warb, eine gegenſeitige

Zuſage gewechſelt. Als der König durch das Attentat Ankarſtröm's Thron und Leben verlor, ſuchte der Herzog von Sudermannland, als Vormund des jungen Guſtav Adolph dieſem Verſprechen die Erfüllung zu verſagen; allein Catharina wußte ihre näheren Anrechte geltend zu machen, und der junge Fürſt kam als Brautwerber nach Petersburg. Dennoch erfolgte die Vermählung nicht. Das Reichsgeſetz Schwedens, das keine andere als eine proteſtantiſche Königin auf dem Throne duldet, und ein anderes Geſetz Rußlands, das den Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes verbietet, die griechiſche Religion zu verlaſſen, bewirkten den Bruch der ſchon geſchloſſenen Verträge. Catharinens Zorn und Unwille wurde über dies Scheitern eines Lieblingsplans im hohen Grade rege.

Es muß hier noch der völligen Einverleibung Curlands in das ruſſiſche Reich Erwähnung geſchehen. Ohne einen Schwertſtreich zu thun und ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, machte Catharina dieſe Eroberung auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen. Der letzte Herzog von Curland, ein Sohn jenes abſcheulichen Biron, der als der Günſtling der Kaiſerin Anna ſiebenzigtauſend Menſchen theils morden, theils grauſam hatte verſtümmeln laſſen, kam nach Petersburg zum Beſuch, und verlor, während er den Schauſpielen und Feſten im Pallaſte der Kaiſerin beiwohnte, ſein Herzogthum. Seine eigenen Stände erklärten ihm in Petersburg, daß er nicht mehr ihr Herzog ſei und daß ſie Catharinen ſich freiwillig unterworfen hatten. Dies war in der That eine wenig angenehme Art aus Haus und Hof auf die Landſtraße geſetzt zu werden. Der Herzog Biren lebte hinfort, ebenſo wie Stanislaus Auguſt, in Petersburg von einer Penſion, die die Kaiſerin beiden ſchwachen Männern, die auf dem Theater der Welt eine demüthigende Rolle geſpielt hatten, auszahlen ließ.

Noch bis auf ihre letzten Lebenstage beſchäftigte ſich Catharina mit dem Plan, die Türken aus Europa völlig verſchwinden zu machen, und ein erneuerter Feldzug war im Werk, als der Tod einem ſo mächtigen Wirken ein Ende ſetzte. Der 17. November 1796 war der Tag ihres Todes. Sie ſtarb an einem raſch ſich wiederholenden Schlaganfall. Der Großfürſt Paul, ſeine Gemahlin, die ſämmtlichen Enkelkinder waren bei ihrem Tode gegenwärtig.

Der neue Kaiſer verordnete ein prachtvolles Leichenbegängniß ſeiner Mutter und ließ ihren Sarg zunächſt dem Sarge Peter III. in der Feſtungskirche beiſetzen.

Dies war der Beginn, der ſchimmernde Bogen und das Niederfallen eines Geſtirns, das als eines der glänzenden, wo nicht geradezu als das glänzendſte am Himmel des achtzehnten Jahrhunderts geleuchtet hatte!

Was das Aeußere Catharinens betrifft, ſo war ſie nicht von ſehr hohem Wuchſe, doch ihre majeſtätiſche Haltung, ihre ſorgfältig gewählte Toilette und Künſte, die jede Frau, alſo auch eine Fürſtin anwendet, verdeckten den Mangel der nicht ganz ſchlanken und nicht ganz vollkommenen Körpergröße. Sie gab ihre Audienzen oft in einer theatraliſchen Attitude, die Rechte auf eine Säule geſtutzt. So empfing ſie unter Andern den Grafen Ségur. Ihr Auge war von ſchönem Blau und warf ſanfte, gewinnende, aber auch ſtrafende und imponirende Strahlen. Die Feſtigkeit und Ruhe in ihren Geſichtszügen, wenn Gegenſtände von Außen erſchreckend oder drohend auf ſie eindrangen, war bewundernswürdig. Nie ſah man ſie erbleichen, nie erbeben, und oft erblickte ſie Gefahr und Tod dicht in ihrer Nähe. Dieſe erhabene Ruhe, dieſes immer gleich bleibende heitere und ſtolze Lächeln imponirte dem rohen Sinn ſelbſt der unbändigſten und gefährlichſten Krieger auf eine Weiſe, daß ſie faſt wie ein Wunder wirkten. Die blutige Hand des Mordes wagte ſich nicht an ihre Perſon; unangetaſtet ſchritt ſie durch die Reihen der Empörung ſo ruhig, als wandelte ſie über hingeſtreute Blumen. Nie wankte ihr Schritt, nie bedurfte ſie einer Stutze. Auch das treffende und kühne Wort war ſtets bereit auf ihrer Lippe. Sie hielt Reden vom Altan des Pallaſtes herab, mit ſo accentuirter Schärfe und einem ſo vollendeten Ausdruck, daß die Menge auch nicht die kleinſte Sylbe verlor und über Sinn und Meinung der Worte nicht zweifelhaft bleiben konnte. Sie liebte die Pracht, doch war das geſchmackloſe, ſteife Koſtüm einer ruſſiſchen Kaiſerin, wie die Etikette damals ein ſolches vorſchrieb, ihr nicht angenehm und ſie trug franzöſiſche Hofkleidung; oft mit eigner phantaſtiſcher Zuthat. Die Krone trug ſie mit einer eigenthümlichen Grazie, ſelbſt als Toilettenſchmuck. Ihr Hof mußte ihrem Beiſpiel folgen, und reiche, aber dabei geſchmackvolle Koſtüme verdrängten die alten Kleidertrachten. In Moskau, wo ein althergebrachter Krönungsornat nicht zu vermeiden war, fühlte ſich Catharina, in ihrem goldbrokatenen Panzer eingeſchnürt, oft bis zur Erſchöpfung, bis zum Ohnmächtigwerden von der Laſt ihrer Gewänder gedrückt. Dennoch gab ſie, ohne ſich zu beklagen, in dieſer peinvollen Lage ſtundenlange Audienzen. Bei Gelegenheit einer Verſammlung in Kieff hielt ſie einſt ſo lange den ſchweren Reichsapfel, daß ihr Arm erlahmte und ihre Schulter aufſchwoll. In der Krimm bekleidete ſie ſich mit dem phantaſtiſchen Anputz der alten tauriſchen Beherrſcher und litt auch da wieder unſäglich. Wenn ſie ſich den Forderungen der Convenienz und der Etikette unterzog, ſo that ſie's, weil ſie wußte, daß das ruſſiſche Volk dies von ſeinen Herrſchern forderte. Aus eben demſelben Grunde ging ſie auf einem ihrer Pilgerzüge eine lange Wegſtrecke mit nackten Füßen, während ihre Begleitung, weichlicher als ſie, zurückblieb, und die Frauen namentlich nicht weiter konnten. Wenn das Volk ſeine Feſte feierte, ſah man ſie ebenfalls erſcheinen, aber dann oft in dem einfachſten Koſtüm; einmal ſogar als Bäuerin verkleidet, wo ſie einer Dorfhochzeit beiwohnte und ſich von den Greiſen des Dorfes wahrſagen ließ. Bei einem Hoffeſte in Peterhoff erſchien ſie als Hirtin in Geſellſchaft der Prinzeſſin Daſchkoff, die Apoll darſtellte. Wir haben ſchon berichtet, daß ſie Männerkleidung öfters anlegte, namentlich zu Anfang ihrer Regierung, und daß ſie nicht verſchmähte ſogar im Koſtüm eines ſpaniſchen Granden, als Ordenscomthur ſich ihrem Hofe zu zeigen; in ihren ſpäteren Jahren jedoch behielt ſie immer dieſelbe mehr einfache als prunkvolle Hoftracht bei, und das gut gemalte Bild in Lebensgröße, das von ihr in einer der Galerien der Eremitage aufgeſtellt iſt, zeigt ſie in der Kleidung, die ſie ſtets bei großen Feſten anlegte. Dieſes Bild iſt auch ähnlich, dies behaupten Alle, die die Fürſtin gekannt. Der berühmte Lampi hat ſie öfters gemalt, doch hat er nur unwahre und ſchmei chelnde Bilder geſchaffen. Auf einem derſelben iſt Catharina halb fliehend, durch Roſengebüſche hineilend, dargeſtellt im Koſtüm einer jungen Nymphe mit Blumen bekränzt, im Hintergrunde ſieht man den Park von Zarskoi Selo, und auf einer Marmorbank ruhen Krone und Scepter. Man fand ſpäter, dieſes Portrait gleiche nicht der Kaiſerin, ſondern ihrer Enkelin, der Großfürſtin Alexandrina. Ein anderes Bild verſchwand bald: es wurde in Moskau gemalt, vielleicht auch von Lampi, und ſtellte Catharina als Cleopatra dar. Catharina ſelbſt fand einiges Mißfällige daran; der Prinz von Ligne war jedoch von dieſem Bilde entzückt, und bat die Kaiſerin es ihm zu ſchenken. Sie gewährte ihm dieſe Bitte nicht. Man vermuthet, daß ein Genius des Ruhms, der auf dieſem Gemälde angebracht war, eine Portraitähnlichkeit der Nachwelt überlieferte, von der die Kaiſerin nicht wollte, daß ſie bekannt werde.

Catharina liebte nicht Muſik, und war nur eine ſehr mittelmäßige Kennerin von Gemälden, von denen ſie große Sammlungen ankaufte. Ihr Urtheil war durchdringend, klar und ſcharf, die Phantaſie nahm unter ihren Fähigkeiten einen ſehr geringen Platz ein; ſo war es ihr denn auch nicht möglich, für Poeſie Ohr und Sinn zu haben. Sie brachte nicht den dürftigſten Vers zu Stande, obgleich ſie immer wieder Verſuche machte.

Sie hatte gerne wie Friedrich der Große Verſe gemacht, wenn auch nur ſo mittelmäßige, wie er ſie machte; allein auch dies wollte nicht gelingen. Ihre kleinen Piecen, die ſie fürs Theater in der Eremitage ſchrieb, waren froſtig componirte proverbes, jedes mit einem moraliſchen Apendix, wo handgreiflich der Nutzen und der Verdienſt irgend einer moraliſchen Handlung oder patriotiſchen That aufgedeckt wurde. Ihre Geiſtesrichtung war ſo vorherrſchend kalt und verſtändig, daß ſie mit einer gewiſſen Wuth Alles verfolgte, was auch nur den Schimmer des Myſterioſen, der Gefühlsinnigkeit und Schwärmerei an ſich trug. So raubte ſie der Poeſie den lieblichen Pſycheſchleier, hinter dem ſich die Schamhafte verbirgt, und der Religion den geheimnißvollen Kultus der Herzen, aus deſſen Tiefe wie aus einem dunkeln Brunnen alle großen Geſchicke der Welt wie des einzelnen Individuums aufſteigen. Die Folge dieſer Anſicht über Religion war, daß Catharina ſehr oft als Vorurtheil, Schwärmerei und Aberglauben verfolgte, was etwas urſprünglich Edles, Eigenthümliches, und der religiöſen und ſittlichen Ueberzeugung Anhaftendes war.

Ihr Lieblingsſtudium war Geſchichte. Sie faßte frühzeitig den Plan, gleich Friedrich dem Großen, die Thatſachen unter ihrer Regierung einer ſorgfältig geordneten Aufzeichnung zu vertrauen. Da ſie nicht das

Vertrauen in ihre eigenen literariſchen Kräfte hatte, um dieſes Vorhaben ſelbſt ins Werk zu richten, ſah ſie ſich nach einem franzöſiſchen Gelehrten um, der ihr hülfreiche Hand zu bieten im Stande war; ſie fand keinen. Mit dem von Diderot ihr vorgeſchlagenen gelehrten Akademiker konnte ſie ſich nicht einigen. Unter den ruſſiſchen Gelehrten war Derſchavin, ihr Sekretair, dem ſie Einiges in die Feder dictirte. Wollte ſie franzöſiſch ſchreiben, ſo fand ſie Niemand in ihrer Umgebung, der es ſo gut verſtand wie ſie ſelber. Ihre Briefe an Voltaire ſind deshalb das Beſte, was ihrer Feder entfloſſen iſt; der Styl iſt graziös, leicht, voll Geiſt und durch einen unbeſchreiblich reizenden Anflug von Schmeichelei und zugleich Perſifflage gewürzt. Voltaire, obgleich ein Meiſter im Schmeicheln, kommt ihr nicht gleich, wenn es ſich darum handelt, ein mit allem Parfum des graziöſeſten Muthwillens beſtreutes Lob zu ſpenden. Sie ſcherzt in dieſen Briefen ganze Seiten lang mit den zierlichſten Wendungen bald über ſich, bald über den ſtolzen Philoſophen, an den ſie ſchreibt. Es iſt in der That ein Verluſt für die Literatur, daß keine Sammlung dieſer Briefe Catharinens veranſtaltet worden. Die kürzlich in London erſchienenen Denkwürdigkeiten der Prinzeſſin Daſchkoff tragen leider nicht den Stempel der Aechtheit an ſich. Gewiß aber iſt es, daß im Beſitz der Prinzeſ ſin eine reiche Brief- und Manuſcriptſammlung von der Hand Catharinens ſich befand, nur möchte es ſchwer ſein zu ermitteln, wo dieſe Schätze hingerathen. Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe und merkwürdiges Material zu einer künftigen Geſchichte Catharinens war im Beſitz des kürzlich verſtorbenen Staatsraths Turkénieff.

Im Fache der Geſetzgebung iſt »l'instruction pour le code« Catharinens gefeierte Schöpfung, die ihr europäiſchen Ruhm erworben hat. Das Original-Manuſcript wird, von ihrer Hand geſchrieben, in der Akademie zu Petersburg aufbewahrt. Ueberſetzungen in verſchiedenen Sprachen des ruſſiſchen Reichs ließ Catharina ſelbſt anfertigen, mit Zuſätzen und Noten verſehen, wie ſie das Bedürfniß gerade dieſes oder jenes Theils des immenſen Reiches verlangte. In dieſem berühmten »code« huldigt Catharina den Maximen Montesquieu's und Beccaria's, aus deren Schriften ſie ganze Paſſagen heranzieht.

Unter ihren ſogenannten Dramen, die ſie für die ruſſiſche Bühne in Petersburg ſchrieb, wollen wir nur Eines näher detailliren: es heißt Oleg und iſt ungefähr, was wir im modernen Sinne ein vaterländiſches Schauſpiel nennen würden, mit pomphaften Decorationen, Aufzügen, Feſtſpielen und ganz incruſtirt mit patriotiſchen Phraſen, die den Nationalſinn und die National ſympathien verherrlichen. Catharina, die unbeſchränkte Beherrſcherin ihres Volks, zeigt ſich in dieſer Compoſition, die man durchaus kein Dichterwerk nennen kann, als deſſen Dienerin und Schmeichlerin. Sie iſt bemüht jeden auch noch ſo geringfügigen Zug aus der alten barbariſchen ruſſiſchen Geſchichte aufzuleſen, um ihn, rhetoriſch aufgeſchmückt, ihren Ruſſen als Reizmittel für ihre Nationaleitelkeit vorzuführen. Die Studien, die ſie zu dieſem Behuf gemacht hat, müſſen in der That äußerſt umfangreich geweſen ſein, und nie dichtete wol ein dramatiſcher Autor ſo eifrig auf den Beifall ſeines Publikums hin, als hier eine große Kaiſerin, die ſich an ihrem Schreibtiſch niederläßt, um die alten Chroniken zu plündern und monſtroſe Facta zu niedlichen, kleinen Couplets zu verarbeiten. Zu Anfang des Stückes bringt Catharina ſogleich ſiebenhundert Perſonen auf die Bühne. Man ſieht, daß dieſer Theaterdichter, der zugleich Theaterintendant, Decorateur und Regiſſeur iſt, über die Mittel, wie er ſeine Produktionen in Scene zu ſetzen habe, nicht verlegen zu ſein braucht. Oleg iſt ein Prinz ruſſiſcher Abkunft, der den Grundſtein zum Bau von Moskau legt. Der zweite Akt, oder vielmehr das zweite Tableau, zeigt Oleg in Kiew, wo er ſein Mündel, den jungen Igor auf den Thron ſetzt und ihn mit einer tatariſchen Prinzeſſin verheirathet. Die Ceremonien der alten Hochzeitgebräuche, die Tänze, die Spiele ſind treu nach den Ueberlieferungen wiedergegeben, und es iſt der kaiſerlichen Dichterin gelungen, ſo manchen pikanten und ſogar muthwilligen Zug fröhlicher Laune bei dieſer Gelegenheit ihren Figuren in den Mund zu legen. Im dritten Zeitbilde unternimmt Oleg einen Zug nach Griechenland; man ſieht auf der Bühne ihn und ſein Heer ſich einſchiffen. Die Decorationen ſind beweglich und zeigen dem Beſchauer die nach und nach am Horizont auftauchenden Inſeln mit ihren Tempeln, Gärten und Pallaſten. Es ſind hierbei antike Tänze eingelegt; man ſieht Diana erſcheinen, umgeben von Nymphen und mit Aktäon ein pas de deux tanzen, wobei eine prachtvolle Mondſcheindecoration das Auge erfreut und die Kunſt der Maſchinerie bewundern läßt. Im vierten Tableau ſehen wir Oleg in Konſtantinopel und den Kaiſer Leo ihm ein prachtvolles Bankett gebend. Bei der Schlußdecoration öffnet ſich die Bühne und eine zweite Bühne im Hintergrunde wird ſichtbar, auf der einige Scenen aus einem Trauerſpiel von Euripides dem verſammelten Hofe des byzantiniſchen Kaiſers vorgeführt werden. Wieder Tänze, wieder Spiele, wieder Lobſprüche auf Oleg und die Ruſſen. Es iſt dabei intereſſant zu beobachten, wie Catharina dieſe Scene benutzt, um ihre Lieblingspläne als Kaiſerin von ſich ſelbſt als dramatiſcher Dichterin ausſprechen zu laſſen. Sie macht nämlich darauf aufmerkſam, daß den Ruſſen Konſtantinopel gehöre und daß, wenn Oleg es nicht erobere, ſeine Nachfolger es ohne Zweifel erobern würden. Dieſer Wink war ſehr deutlich, beſonders da man wußte, daß Potemkin an der türkiſchen Grenze ſtand, um in Wirklichkeit auszuführen, was ſeine Gebieterin in Petersburg fürs Erſte nur aufs Theater brachte. Eine Armee von ſechzigtauſend Mann am Ufer des Don klatſchte Beifall zu den Tiraden, die auf dem Hoftheater zu Petersburg erklangen.

Dieſes dramatiſche Prunkſtück war wahrlich kein Meiſterſtück, es hatte von dramatiſcher Kunſt und Poeſie überhaupt nicht das mindeſte Kennzeichen an ſich, allein es beſaß das große Verdienſt, die Ruſſen mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, es lehrte ſie ihr Land, ihre Geſchichte, das Haus ihrer Väter, den Pallaſt ihrer Fürſten ins Auge faſſen. Catharina wollte nichts Anderes, und ſie erreichte ihren Zweck. Immer mit ihrer großen Aufgabe beſchäftigt, nie ihr Ziel aus den Blicken laſſend, that und dachte ſie Nichts als was Rußlands Wohl, Rußlands Ruhm und ſomit den ihrigen befördern und feſthalten konnte.

Wir bringen zum Schluß noch einige Worte Maſſon's, der nirgends als ihr Schmeichler erſcheint, deſſen Buch vielmehr ſehr ſtarke Angriffe auf ihre Perſon und ihre Regierung enthält, der aber doch ſich gedrungen fühlt, wo er von Catharinens Herrſchertugenden ſpricht, ihr ein ruhmvolles Zeugniß zu geben. Er vergleicht ſie mit Ludwig XIV. »La générosité de Catherine, l'éclat de son règne, la magnificence de sa cour, ses instituts, ses monumens, ses guerres sont pour la Russie ce que le siècle de Louis XIV. fut pour l'Europe; mais Catherine fut personnellement plus grande que ce prince. Les François firent la gloire de Louis, Catherine fit celle des Russes; elle n'eut pas comme lui l'avantage de régner sur un peuple perfectionné et de naître environnée de grands hommes.« — An einer andern Stelle, wo er von ihrer äußern Erſcheinung und ihren perſönlichen Eigenſchaften ſpricht, ſagt er: »Elle régnoit sur les Russes moins despotiquement que sur elle-même; jamais on la vit ni s'emporter à la colère, ni s'abandonner à la tristesse, ni se livrer à une joie immodérée. Ses caprices, l'humeur, les petitesses n'étoient pour rien dans son caractère et moins encore dans ses actions.« Auch er faßt das Geſammturtheil zuſammen in folgenden Ausſpruch: »Mais de quel point de vue qu'on voulût l'envisager, elle sera toujours mise en première ligne parmi ceux qui ont captivé l'admiration du monde par leur génie, leur puissance, et surtout leurs succès.« —

Ein Wort Catharinens, das ſie einſt ausſprach, als von ihren Siegen die Rede war, iſt merkwürdig; ſie ſagte: „Es war nöthig, daß ich zu erwerben ſuchte, was ich nicht mitbrachte. Ich kam arm nach Rußland, Polen und die Krimm ſind meine Mitgift, die ich Rußland hinterlaſſe.“

Eliſabeth Charlotte.

Eliſabeth Charlotte.

Unter die originellen Frauen, die ſelbſtändig daſtehen, gleichviel ob das Schickſal ſie auf einen Thron berief, oder ihnen in einer Hütte den Platz anwies, gehört recht eigentlich Eliſabeth Charlotte, Tochter Carl Ludwigs, Churfürſten von der Pfalz, und Enkelin jenes unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, der im dreißigjährigen Kriege ſein Leben verlor.

In dem ſchönen Heidelberg wurde Eliſabeth geboren. Das herrliche Weinjahr 1652 war das ihrer Geburt, und es ſcheint als hätte der feurige Geiſt der deutſchen Traube ſeine Glut auch in die Adern dieſes deutſchen Fürſtenkindes gegoſſen, das inmitten eines frivolen und verdorbenen Hofes mit Beſtändigkeit und Eifer in Geſinnung und That den Sinn ihrem Volke und ihrer Abſtammung treu behielt.

Wer die alte Burg zu Heidelberg geſehen, wer in dem Schatten der prachtvollen Ahern und Kaſtanien, die dem Gemäuer entſproſſen, geruht, weſſen Blick auf den alten Steinbildern gehaftet, die im ſtillen Mittag, während die Glut ringsum brennt, in ihren kühlen Mauerblenden Wache halten, oder im Mondſchein ihre ſteinernen Stirnen vom Strahl des bläulichen Lichtes küſſen laſſen, der hat ſich wol denken können, wie die Wiege eines ſo kraftvollen Kindes hier habe ſtehen, wie dies das Vaterhaus einer ſo wunderlichen und eigenthümlichen Frau hat ſein können. Die Pfalzgrafen zu Heidelberg ſind überhaupt ein Fürſtengeſchlecht beſonderer Art. Das herrliche Neckarthal, in dem ſie gehauſt, die wilde und romantiſche Natur, von der ſie ſtets umgeben waren, hat ſich in ihrem Thun und Denken, in Geſtalt und Rede wiedergeſpiegelt. Der Reichstag zu Worms, die alten Fürſtenverſammlungen zu Speier, die Hofburg zu Wien und das Reichskammergericht zu Wetzlar ſahen in älterer und neuerer Zeit oft trotzige und eigenthümliche Geſtalten vor den Schranken ihrer Tribunale erſcheinen, gedrungenen Baues, feſten Ganges, gerötheten Antlitzes und von derber Sprache und Sitte, fragte man nach, ſo waren es die Palatine, die Grafen und Fürſten aus dem Neckarthale. Die Ritter in dieſen Gauen machten Deutſchland von ſich ſprechen, und mehr als ein Reichstag beſchäftigte ſich mit den Händeln die „die Landſchaden von Neckar Steinach,“ ein unverbeſſerliches Raubrittergeſchlecht, über die Städte und Gauen brachten. Noch jetzt ſind die kleinen Burgen ſichtbar, die auf hoher Felſenſpitze wie Vogelneſter angeheftet, dieſen Landfriedenbrechern zum Aſyl dienten, von wo aus ſie Flüſſe und Straßen unſicher machten. Aber dieſe Ritter, die ſo wild und unbändig waren, wenn es galt, gegen die Beſchlüſſe und Verordnungen des Reichsoberhaupts anzukämpfen, oder das Eigenthum der reichen Städter anzugreifen, gaben oft edelſinnig einem verfolgten Manne das Geleit. So ſah man Luther durch Heidelberg fliehen, nachdem der ſtürmiſche Reichstag zu Worms gegen ihn die Acht erklärt, und einer von derſelben Ritterſchaar, und noch dazu der verrufenſte und gefürchtetſte, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt war, beſchützte den flüchtigen Reformator mit Gefahr des eigenen Lebens.

Wer die Kirchen und Klöſter dieſes Landes geſchaut, findet auch in ihnen einen eigenthümlichen Geiſt ausgeſprochen. Es iſt als müſſe ſich die Andacht mit beſonderer Vorliebe in die kühle Tiefe dieſer Kapellen und Gotteshäuſer verſenken, vor deren offenen Thüren grüne Waldſchatten flüſtern. Wenn den Wanderer ein weiter Weg durchs Gebirge geführt hat, ſo ſieht er plötzlich in Thalesenge ein Kirchlein vor ſich ſtehen, aus dem lieblicher Geſang ſchallt, ähnlich wie ſüßer Duft aus dem Kelch einer ſtillen Waldblume. Er geht hinein und ſieht den Prieſter am Altar, von wenigen Gruppen Landvolks umgeben, die uralten Geſänge und Lieder vortragen, an denen Geſchlecht auf Geſchlecht erſtarkt und freudigen Muthes voll geworden iſt. Sitte und Religion haben ſich wenig geändert ſeit undenklichen Zeiten. Wie Frankreich in ſeinen Thälern der Provence, in ſeinem Quell von Vaucluſe und dem Thal, in dem Avignon liegt, einen für alle Zeiten poetiſchen Garten von der Natur ſelbſt angepflanzt erhalten hat, ſo iſt das ſchöne Neckarthal, der Wolfsbrunnen und die blüthengeſegnete Bergſtraße der poetiſche Garten Deutſchlands, und immerdar hat man dieſe heiteren Flußgeſtade, dieſe warmen Ebenen, dieſe Thäler voll Wunder der Schönheit von den Dichtern aller Jahrhunderte durchwandert geſehen. Göthe trug hierher ſeine Leier, als er ermüdet und gedrückt durch den Staub und die raſtloſe Geſchäftigkeit ſeiner Vaterſtadt, die Friſche und die Stille einer ſchönen Natur aufſuchte. Hier war es, wo er träumend in den alten Ruinen des Schloſſes zu Heidelberg die markigen, von flüſſiger Poeſie durchſtrömten Geſtalten ſeines „Götz“ ſchuf, wo ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit die Zeit des alten Deutſchland aufging, mit dem Tumult ſeiner Reichstage, dem Siegesgepränge ſeiner Feſte, den Kämrſen ſeiner edlen und freien Männer und dem keuſchen Liebreiz ſeiner Frauen. Hier war es, wo Götz mitſammt ſeiner Burg, mit ſeinem Weibe, mit ſeinem Knappen Georg vor ihm aus dem Boden ſtieg; hier war es, wo er Weislingens höfiſche Falſchheit, des Biſchofs von Bamberg gelehrten Pedantismus und den wollüſtigen Intriguengeiſt einer Adelheit lebendig ſeinem Geiſte ſich vergegenwärtigen fühlte. Und in der That, man kann dieſen ſchönen Boden nicht betreten, ohne dichteriſche Eingebungen zu empfangen.

Die Pfalz, wie ſie nachmals erſchien, als die Zeit der Götze vorüber war, zeigte ſich zwar nicht in ihrer Natur, wol aber in ihrem äußern Anſtrich verändert. Der eitle und prahleriſche Hof Carl Theodors rief in dieſe ſtillen Thäler, zu dieſen ehrwürdigen Statten alter deutſcher Geſittung das ganze ſchimmernde Gepränge einer Welt, wie ſie hier noch nicht geſchaut worden. Aus den geöffneten Thüren der Palläſte der Fürſten floß ein bunter Strom hervor, eine Schaar koketter Frauen, dicker Abbates, hungriger Spieler, flatternder Tänzerinnen und vornehmer Gauner. Dieſe neuen Gäſte breiteten ſich übers ganze Land aus. Während es in dem Saal der neuen Hofburg zu Mannheim vom Getöſe der Geigen, vom Klang der Flöten und der Pauken wiederhallte, verirrten ſich flüchtige Liebespaare in die ſtillen Neckarthaler und trugen in die Schatten dieſer keuſchen, dämmernden, blüthenwarmen Grotten die Laſter und die Melodien des alten Frankreichs. In dem Garten zu Schwetzingen erblühte ein deutſches Verſailles, ein deutſcher Hirſchpark und die ehrwürdige, alte Pfalz wurde gebranntſchatzt und ausgeſogen von den entartetſten Kindern des entarteten Jahrhunderts.

Von dieſem Weſen verſchont, genoß allein die alte Burg zu Heidelberg einer tiefen Ruhe und Stille. Die neue Zeit ging an dieſer ehrwürdigen Stätte ohne ſie anzutaſten vorüber, und daher kommt es, daß wir ſo glücklich ſind, dieſe ſchöne Ruine noch völlig mit dem Stempel jenes Jahrhunderts, aus dem unſere Eliſabeth Charlotte ſtammt, geziert zu ſehen. Dieſe arme Prinzeſſin mußte erleben, daß ihretwegen ihr ſchönes Vaterland und beſonders ihr geliebtes Heidelberg arg verwüſtet wurde, und zwar von dem Volke, zu dem ſie gezogen war, in deſſen Fürſtenhaus ſie als Mitglied aufgenommen worden. —

Die Geſchicke, die Eliſabeth in ihrem Vaterhauſe erlebte, waren keine freudigen. Der Vater lebte in Unfrieden mit der Mutter, von der er ſich ſpäter ſcheiden ließ, um die liebenswürdige, ſanfte Louiſe von Degenfeld, die er zu einer Raugräfin von der Pfalz erhob, zu heirathen. Eliſabeth wurde, wahrſcheinlich um nicht

Zeuge der ärgerlichen Auftritte im väterlichen Hauſe ſein zu dürfen, zu ihrer Tante nach Hannover, jener würdigen Churfürſtin Sophie, die eine ſo bedeutende und verſöhnende Rolle in dem zerrütteten Haushalt ihres Stammes übernahm, geſendet. Die Churfürſtin nahm ſie liebreich auf und flößte dem kindlichen Geiſte frühzeitig Liebe und Achtung für Kunſt und Wiſſenſchaft ein. Eliſabeth wurde keine Gelehrte, ſie nahm ſelbſt von der Schulbildung, die man ihr gab, nur ein ſehr dürftiges Theil an, allein ihr natürlicher Verſtand erhielt durch jene einſichtsvolle Leitung das was ungleich höher zu achten iſt, als der Schimmer eines gelehrten Wiſſens, die Klarheit, Schärfe und Beſtimmtheit des Urtheils über alle Gegenſtände des Lebens und des Gedankens; und dieſes herrliche, durchweg geſunde Urtheil macht Eliſabeth Charlotte gerade zu dem beſondern und ausgezeichneten Weibe, das ſie iſt.

Wir haben bereits aus einem andern Aufſatz in dieſer Sammlung geſehen, wie es an dem Hofe von Hannover damals zuging. Eine Schule der guten Sitten war dieſer Hof nicht. Eliſabeth Charlotte hatte früh Gelegenheit ihr beobachtendes Auge auf Perſonen und Verhältniſſe zu richten, bei denen die Licenz vorherrſchte und die Moral zurücktrat. Die ehrliche Pfälzerin nimmt bald ſoviel Klugheit an, daß ſie ſchweigt, wo das Reden weder ihr noch Andern Nutzen bringt, aber ſie behält nichtsdeſtoweniger ihre ſcharf ausgeprägte Anſicht für ſich, und da ſie ſchon frühe das Bedürfniß fühlt ſich brieflich mitzutheilen, ſchreibt ſie, mit der Tante in einem und demſelben Schloſſe wohnend, nur einige Zimmer von dieſer getrennt, ihr Briefe, und gibt ſie einem vertrauten Pagen zur Beſorgung ab. Die Churfürſtin begünſtigt dieſen Hang der Nichte mehr als ſie ſollte, und dadurch wird bei Eliſabeth jene Luſt an kleinen Heimlichkeiten, an einem unſchuldigen Intriguenſpiel genährt, das ihr ſpäter am franzöſiſchen Hofe, wo die Intrigue immer gehäſſig, die Heimlichkeit ſtets bösartig war, ſehr zu ihrem Schaden gereichte. „Aber ich kann es nicht laſſen,“ ſchreibt ſie an ihre Schweſter, die Raugräfin Louiſe, „ich muß meine Gedanken allewege aufs Papier bringen, und ob ich gleich weiß, daß man meine Briefe auf der Poſt öffnet, ſo hab ich doch mein Recht geübt und meine Luſt gebüßt, daß ich den Leuten die Wahrheit geſagt, und daß ſie es ſelbſt haben leſen müſſen.“

Eliſabeth rühmt ſich, daß ſie in ihrer Jugend ſtets ehrbar und unangefochten gelebt habe. Es war dies allerdings ehrenwerth, allein das Verdienſt dabei nicht ſehr groß; denn die Pfälzerin war nichts weniger wie reizend und verlockend. Die Zeit ihrer Blüthe ging an ihr vorüber, ohne auch nur einen, ſelbſt nicht den dürftigſten Reiz, wie er doch ſonſt jedem Mädchenfrühling zuertheilt wird, über ſie ausgeſtreut zu haben. „Gott im Himmel! was iſt das für ein häßlicher, kleiner Butzen, die pfälziſche Prinzeß,“ ſchreibt Frau von Traubenberg an die Gräfin Königsmark, „nie in meinem Leben hab ich ſolch ein kraus, runzelig Affenfratz geſchaut; ich beklage die Hartling (Erzieherin Eliſabeths in Hannover), daß ſie es mit ſolch Prinzeßken Tauſendſchön zu thun hat; aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine, dicke Trudel lieb hat, und daß die Churfürſtin große Stücke auf ſie hält. Es ſoll mich lüſten zu wiſſen, wer ſie heimführen wird? Welcher von den Prinzen? Man ſagt der Duc d'Orleans; allein das hat gute Wege. In Paris weiß man, was ſchön iſt, und wenn eine deutſche Prinzeß nach Frankreich verheirathet werden ſoll, ſo iſts dieſe gewiß nicht; eher geht ſie nach   ab, wo ſchon mehr als eine häßliche Krotte zur Heirath gekommen iſt.“

Trotz dieſer Prophezeiung kam Eliſabeth doch nach Frankreich. Es war jedoch nicht ihre eigne Wahl. Der Pfalzgraf, ihr Vater, glaubte ſein Land durch dieſes Ehebündniß gegen Frankreichs Angriffe und Eingriffe ſicher zu ſtellen; er täuſchte ſich hierin, denn gerade dieſe Heirath, wie bekannt, gab Ludwig XIV. den Vorwand, die ſchöne Pfalz durch ſeine Kriegsſchaaren verwüſten zu laſſen. Eliſabeth gehorchte dem Befehl des Vaters, bemerkte aber dabei ſeufzend: „So bin ich denn das politiſche Lamm, welches für das Land ſoll geopfert werden.“ Sie war neunzehn Jahr alt, da die Vermählung mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwig XIV. ſtatt fand.

Der Freiherr von Pöllnitz, der ſie in Paris ſah, gibt von ihr folgende Beſchreibung: „Sie war ſehr geſprächig und redete gut, beſonders fand ſie ein Vergnügen darin, ihre Mutterſprache zu reden, weshalb ſie gern deutſche Landsleute um ſich ſah. Sie ſchrieb fleißig an die Churfürſtin von Hannover und noch viele andere Perſonen in Deutſchland. Es wären dies nicht etwa kurze Briefe, ſondern ſie füllte oft 20—30 Bogen mit eigner Hand an.“

Dieſe Briefe dürfen wir alſo auf keine Weiſe außer Acht laſſen, ſie machen einen weſentlichen und unentbehrlichen Theil bei der Biographie dieſer Fürſtin aus. Man kann gleichſam ſagen, ihre Briefe ſind ihre Thaten. An dem franzöſiſchen Hofe zu einer ſteten Antheilnahmloſigkeit an den politiſchen Ereigniſſen verurtheilt, machte ſich der Drang der Thätigkeit, der in ihrer ſtarken, energiſchen Natur vorwaltete, nur in ihren Briefen Luft. Alles was um ſie her geſchah, beobachtete ſie ſcharf.

agte nie zu ihrer Umgebung etwas darüber, aber in hren Briefen ließ ſie ſich weitläufig über Alles und Jedes aus, ihre Briefe waren ihr Stolz, ihre Arbeit, hre Erholung; auf ihre Briefe wies ſie hin, wenn man hr den Vorwurf machte, an einem ſo thätigen, beweg- en und intriguenvollen Hofe eine unthätige Rolle geſpielt zu haben. So lange ihre geliebte Tante, die Churfürſtin Sophie lebte, waren dieſe Briefe, die wie Pöllnitz ſagt 20–30 Bogen füllten, an dieſe gerichtet, und wöchentlich, gewöhnlich Montags, wurde ein ſolcher Monſtre-Brief abgeſendet; als die Churfürſtin ſtarb (1714), ging die ſchreibſelige Feder der lieben Frau zu der Raugräfin Louiſe und deren Schweſter Amalie über. Es waren dies die Töchter von Eliſabeths Vater mit dem Fräulein Degenfeld. Dann ſchrieb ſie noch an ihre eigne Tochter, an die vermählte Herzogin von Lothringen, dann an ihre Stieftöchter aus der erſten Ehe ihres Gemahls, an die Königin Marie Louiſe von Spanien (Gemahlin Carls II.), und an die Herzogin Anna Maria (Gemahlin Victor Amadeus'). Endlich ſchrieb ſie auch an die Prinzeſſin von Wales, Caroline, geborne Prinzeſſin von Anſpach, Gemahlin des nachmaligen Königs Georg II. von England (letztere Briefe wurden durch Herrn Praun im deutſchen Originaltext unter dem Titel: Anekdoten von dem franzöſiſchen Hofe, vorzüglich aus den Zeiten Ludwig XIV. und des Duc Regent, aus Briefen der Madame d'Orleans, Eliſabeth Charlotte, herausgegeben: Straßburg 1793). Außer dieſen mehr oder minder geſammelten und bekannt gewordenen Briefen ſind noch unzählige andere, von deren Exiſtenz man weiß, die aber nicht ans Licht der Oeffentlichkeit haben gezogen werden können; ſo die Briefe der Prinzeſſin an den berühmten Philoſophen Leibnitz, dem Freunde der Tante Sophie. Der Verluſt gerade dieſer Briefe iſt jedoch, unſerer Anſicht nach, nicht ſo ſehr zu beklagen, denn Philoſophiren oder überhaupt das Geiſtreichthum war unſerer Eliſabeth Sache nicht. Ihr geſunder Verſtand, ihr richtiges, ſcharfes Urtheil übte und erprobte ſich an den wirklichen Dingen um ſie her, zu den Gebilden der ſpekulativen Betrachtung, zu einer philoſophiſchen Diſciplin durfte ſie ſich nicht verſteigen. Sie hat alſo wahrſcheinlich dem Philoſophen nur banale Phraſen geſchrieben, ſo wie jede Prinzeß ſie zu ſchreiben pflegt, die durch ihre Verhältniſſe gezwungen iſt, an einen berühmten Profeſſor oder großen Gelehrten für ein überſendetes Buch einige Worte zu richten. Ihre Briefe an die Raugräfin Louiſe ſind ohne Zweifel die, in denen ſie ſich am offenſten über den franzöſiſchen Hof ausſpricht, und von dieſen gerade iſt eine große Sammlung uns erhalten. Es iſt unmöglich, aus dieſen Briefen den

Ton der rückſichtloſen Derbheit zu verbannen, der ſie charakteriſirt und der oft zu einem Grade ſteigt, daß man ſich in eine Dorfſchenke oder in eine Reitbahn verſetzt zu ſehen glaubt. Wenn nicht der Zug von Herzensehrlichkeit und trefflicher, reiner Geſinnung und ächter Tugend und Wahrheitliebe immerdar vorherrſchte, ſo wurde Einem die gute Prinzeß manchmal recht zuwider werden, denn die plumpe Roheit in Ausdruck und Auffaſſung geht oft gar zu weit. Wenn man dieſe Derbheit geradezu immer „deutſch“ nennt und ſie als „deutſch“ lobt, ſo iſt man im Irrthum. Das deutſche Element ſchließt nicht die Feinheit, die Grazie und den Anſtand aus; wir haben deutſche Fürſtentöchter geſehen, die die Tugenden, an denen Eliſabeth reich war, mit all der Grazie der ſo mit Recht hochgerühmten franzöſiſchen Bildung zu vereinen wußten. Man muß alſo bei Eliſabeth nicht rühmen, was nicht zu rühmen iſt, und ſie iſt nicht deutſch, weil ſie derb und bisweilen roh iſt, ſondern ſie iſt deutſch, weil ſie treu in Glauben und Sitte, rechtlich und beharrlich in Geſinnung und That iſt, und weil ſie jene rührende Heimatliebe im Herzen trägt, die recht eigentlich ein Vorrecht und Kennzeichen deutſcher Naturen iſt.

Hier zuerſt ein Brief, den ſie an ihre Halbſchweſter, an die Raugräfin Amalie Louiſe, deren Namen ſie abgekürzt „Ameliſe“ nennt, ſchreibt, und in dem von ihren Anſichten über religiöſen Kultus die Rede iſt. Sie ſpricht hierin derb und geradhinaus über Fragen, die gerade damals, am Anfang des Jahrhunderts die gelehrte und fromme Welt am Hofe des alternden Ludwigs XIV. ſehr in Bewegung ſetzten.

„Ich habe das gute Werk, die Faſten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fiſcheſſen nicht vertragen, und bin gar wohl perſuadirt, daß man beſſer Werk thun kann, als ſeinen Magen verderben mit zu viel Fiſcheſſen. — Die Prediger ſagen auf den Kanzeln was ſie ſagen müſſen, aber nicht allemal was ſie denken oder wiſſen. Ich geſtehe, daß das Zeitliche nicht viel werth iſt, aber das Ewige und Himmliſche iſt ſchwer zu verſtehen, und ich halte es vor eine pure Gnade Gottes, wen der Allmächtige erleuchtet, das Himmliſche zu verſtehen. Ich glaube, man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber auch ſich nicht viel quälen was Andre thun; ein Jeder hat in dieſer Welt ſeine Plage; Gott allein weiß, warum er Alles ſo geordnet hat, und wie er Jedem ſeine Zeit und ſeine Stunden geſetzt hat: dem ergeb ich mich in Allem. — Seid Ihr denn ſo einfältig, liebſte Ameliſe, daß Ihr meint, daß die Katholiſchen keinen rechten Grund des Chriſtenthums haben? Glaubt mir, der Chriſten Grund iſt bei allen chriſtlichen

Religionen derſelbe, was den Unterſchied anlangt, iſt es nur Pfaffen Gezank, ſo die ehrlichen Leute nie angeht, aber was uns angeht, iſt wohl und chriſtlich zu leben, barmherzig ſein, und uns der Charität und Tugend befleißigen. Darauf ſollten ſich die Herren Prediger befleißigen, dieſes den Chriſten einzuprägen und nicht nachzugrübeln auf alle Punkte, wie ſie verſtanden werden, aber das würde der Herren Autorität mindern, darum legen ſie ſich nur auf dieſes, und nicht auf das Vornehmſte und Nothwendigſte.“

Wir laſſen jetzt mehre Briefe, und zwar wie der Zufall ſie uns aus der reichen Sammlung (Briefe der Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe 1676–1722. Herausgegeben von W. Menzel) in die Hand gibt, folgen. Es werden abwechſelnd in denſelben die Sitten des damaligen franzöſiſchen Hofes und die innere Einrichtung des Haushalts der Prinzeſſin, hier und da auch die öffentlichen Angelegenheiten beſprochen. Hier zuerſt ein Brief, in dem ſie ihre tägliche Lebensweiſe ſchildert.

„Meint Ihr, liebe Louiſe, daß ich allezeit in Freuden und Divertiſſement lebe? Nein, wahrlich. Ich will Euch ſagen wie mein Leben iſt. Um 9 ſtehe ich ordinari auf, gehe wo Ihr wohl rathen könnt, hernach bete ich, nachdem ich gebetet leſe ich drei Kapitel in der Bibel, eines vom alten Teſtament, einen Pſalm und ein Kapitel im neuen Teſtament. Hernach kleide ich mich. Bei meinem Aufſetzen kommen viel Mannsleute vom Hof zu mir. Um halb eilf gehe ich wieder in mein Kabinet, leſe und ſchreibe, wenn nicht mehr Leute kommen; kommen mehr Leute, ſo entretenire ich ſie bis um zwölf Uhr, wo ich in die Kirch gehe. Wenn ich wieder komme, ſo eſſe ich zu Mittag, nämlich um 1 Uhr, bin ordinari ½ Stund an Tafel mit großer Langeweile, denn ich finde nichts trauriger als allein eſſen, und daß Leute um Einen herumſtehen und ſehen Einem ins Maul. Ob ich ſchon 43 Jahr hier bin, kann ich mich doch an dies elende Eſſen nicht gewohnen. Nach dem Eſſen gehe ich in mein Kabinet, ruhe ein halb Stündchen aus, hernach leſe oder ſchreibe ich bis daß man zur Tafel geht zum König. Abends legen die Damen ihre Viſiten ab, nachmittags kommen meine Damen und ſpielen bis um 9 Uhr ein hombre oder berlan, ganz nahe bei meiner Tafel, dem ſehe ich etlichemal zu, etlichemal kommt Mad. d'Orleans um 9, auch etlichemal die Ducheſſe de Berry. Nach ¾ auf 10 kommt mein Sohn, dann gehen wir miteinander zu des Königs Nachteſſen, ſtellen uns an unſern Platz an der Tafel, bis der König kommt. Etlichemal kommt er nicht vor halb 11, da ſtehen wir denn, oder ſitzen, ohne ein Wort zu ſagen. Nach dem

Eſſen geht man in des Königs Kammer, da bleibt man ein Vaterunſer lang ſtehen, hernach macht der König ein reverentz und geht in ſein Kabinet, und wir folgen ihm; ich aber nur ſeitdem der letzte Dauphin todt, da ſpricht der König, um halb 12 gibt er uns den Abſchied, und ein Jedes geht in ſeine Kammer. Ich gehe zu Bett, aber Mad. la Ducheſſe fängt alsdann erſt ihr Spiel an, welches die ganze Nacht durch währet bis an den Tag. In den Zeiten, wo man Komödie hat, geh ich um 7 hinunter, und nach der Komödie zu des Königs Nachteſſen. Jagt man, ſo ſtehe ich um 8 auf und um 11 Uhr in die Kirch, eſſe um halb 12, um 1 geht man auf die Jagd, nach der Jagd ziehe ich mich wieder an, das währet ein Stündchen, hernach ſchreibe ich; denn alle Woche habe ich noch zu ſchreiben, Sonntag, Dienſtag und Freitag an meine Tochter, Montag an die Königin von Spanien und Sicilien, Mittwoch an die Herzogin von Hannover. — Wir werden einander wol nicht wieder ſehen als in jener Welt, im Thale Joſaphat. Was will man thun, man muß ſich wol in den Willen Gottes ergeben. Das Hofleben macht die Menſchen beſſer kennen, und wenn man ſie beſſer kennt, hat man mehr Abſcheu vor ihnen als Liebe, denn man wird alle Falſchheit und Bosheit gewahr, das verleidet alle Luſt, und macht die Einſamkeit lieber."

„Herzallerliebſte Louiſe — von Fontainebleau will ich nichts mehr ſagen, das iſt nun vorbei, allein es iſt gewiß, daß ich es vor den angenehmſten Ort von ganz Frankreich halte, und was mir noch daran gefällt, daß er ganz teutſch ausſieht. Ich bin auch gar wohl logirt, habe eine raisonnable salle des gardes, eine antichambre, ſo groß genug iſt um drinnen zu eſſen, eine große Schlafkammer, auch eine kleine mit einem Alkove, worin ich ſchlief als Monſieur, ſeliger, noch lebte, und ſchön Kabinet, wo es im heißen Sommer nie heiß iſt, eine kleine Garderobe wo mein, mit Verlaub, Nachtſtuhl iſt, das hat ein degagement auf den Balkon und Graben. Hernach hab ich noch bei meiner Kammer zwei andere Kabinette, die leihe ich meiner dame d'atour, Mad. de Chaſtautier, denn ſie iſt ſo abſcheulich hoch logirt, daß es gar zu ungemächlich für ſie wäre, ſo oft des Tages auf und abzuſteigen. Durch die Fenſter in meiner Kammer kann ich Alles ſehen, was in dem Hof, ſo man la Cour de Loval heißt, paſſiret, und im Kabinet ſehe ich Alles, was im Vorhof, ſo man la Cour des cuisines heißt, vorgeht, und auch im Hof de la conciergerie, wo gar viele Leute logiren; alſo kann Einem dort die Zeit keinen Augenblick lang fallen. Vergangenen Freitag iſt mir eine poſſirliche avanture begegnet, ſo ich Euch doch erzählen muß. Wie wir au rendezvous kommen, wurde mir abſcheulich noth zu v—; ich ließ mich ganz an's andere Eck vom Walde führen, und ſteige hinter einer der Hecken ab, aber ſeht wie der Teufel ſein Spiel treibt, ich hatte noch nicht ſobald angefangen zu v—, ſo ſchickt er den Hirſch gerade wo ich war. Da wurde mir ſo bang, daß die ganze Jagd folgen wurde, daß ich geſchwind wieder zu der Caleſch eilen wollte, allein ein Brombeerſtrauch wickelte ſich um meinen Fuß und ich platſch hin wie eine Krotte, that mir aber kein Wehe, denn es ſind ſo viele Blätter im Holz, daß man darein wie in ein Federbette fällt. Ich mußte aber um Hülfe rufen, denn ich war ſo eingewickelt, daß ich nicht allein aufſtehen konnte; dann blieb ich bei der Jagd, die noch zwei Stunden dauerte, und gar ſchön war."

(Marly d. 11. Octr. 1714.)

„Mittwoch hab ich einen ſolchen abſcheulichen Schrecken gehabt, daß ich noch nicht davon erſetzt bin. Wie ich nach dem Eſſen in mein Kabinet ſaß, kam ein Kammerdiener von meinem Sohne dahergelaufen, iſt bleich wie ein Tod und ruft: «ah madame, monsieur se trouve si mal qu'il vient d'evanouir sans cognaissance!» Ihr könnt leicht denken, liebe Louiſe, welch einen abſcheulichen Schrecken mir dieſes verurſacht; ich ſprang auf, lief an die ſteig, wie ich an die ſteig kam, zittere ich ſo erſchrecklich, daß ich nicht ſteigen konnte, mußte porteur erwarten, um mich hinauf tragen zu laſſen. Ich war ſo bleich und alterirt, daß meine Damen meinten, ich würde auch ohnmächtig werden. Was mich ſo ſehr erſchreckt hatte war, daß mein Sohn, wie er nur vier Jahr alt war, hatte er einen formellen Schlagfluß gehabt, und wie nun nichts gemeiner iſt als Schlagfluß, ſo hab ich gemeint meinen Sohn todt zu finden. Wie ich in die Kammer kam, ſah ich ihm gleich ins Geſicht; er lachte, ſahe nicht übel aus, ich ſahe übler aus als mein Sohn. Er hatte nichts überzwergs an den Augen, noch den Mund ſchief, auch die Zunge nicht ſchwer, redete ſo nett als ordinairie, daß erweiſet wohl, daß es, Gott ſei Dank, nur eine Ohnmacht geweſen, welche daher kommen, daß er mit einem abſcheulichen Huſten und Schnuppen bei ſeiner Tochter wie ein Wolf gefreſſen und noch mehr geſoffen, wie es leider immer dort hergeht, darauf iſt er gleich in ſein Kammer und hat ſich bei einem groß Feuer in eine gar warme Kammer geſetzt und iſt gleich entſchlafen; wie er aber wieder wacker geworden, hat er ſich übel befunden, (wie leicht zu glauben,) und iſt ohnmächtig geworden."

(Verſailles d. 2. December 1711.)

— „Ich bin noch dazu (wie man in der lieben Pfalz ſagt) heute gritlich wie eine Wandlaus, und hab es auch recht Urſach, aber ich kann nicht alles ſagen. Nur ein

Eschantillon, nämlich, daß der König der Prinzeß des Ursin, die recht ſtrafwürdig iſt, meinen Sohn für einen Vergifter zu paſſiren machen, die recompenſirt man und gibt ihr vierzigtauſend Franken Penſion, die andern zwei Urſachen, die mich ſo gritlich machen ſeind nicht beſſer als dieſe. Solche Ungerechtigkeiten machen Einem das Leben ſatt, man muß dazu ſtillſchweigen, und darf nichts ſagen."

(Verſaille d. 19 April 1715.)

— „Könnt Ihr Euch, liebe Louiſe, verwundern, daß ich etlichemal Urſach habe unluſtig zu ſein, nachdem Ihr meinen großen Brief geleſen, den ich an ma tante Selige unſre liebe Churfürſtin durch Monſieur de Werſeben geſchrieben hatte. Der alte Groll wird nur mit dem Leben enden, und Alles was die Zott*) nur wird erdenken können mir böſes alles zu leiſten, und mich zu chagriniren, das wird ſie thun. Es findet ſich eine neue Urſach, nämlich weil ich ihre Herzensfreundin, die die jetzige Königin in Spanien weggejagt hatte, nicht habe ſehen wollen, die Urſach warum ich dies Weib nicht habe ſehen wollen iſt, daß mein Sohn mich darum gebeten, denn ſie iſt ſeine ärgſte Feindin, und hat ihn wollen öffentlich vor einen Vergifter paſſiren machen.

---

*) Die Maintenon.

Mein Sohn hat ſich nicht contentirt ſeine Unſchuld zu beweiſen, ſondern er hat alle informationen ins Parlament tragen laſſen, daß ſie da mögen verwahret werden. Das kann die Andre mir nicht verzeihen, daß ich ſolch ein Weib nicht ſehen will, aber wie das teutſche Sprichwort ſagt: Gleich und Gleich geſellt ſich gern, ſprach der Teufel zum Kohlenbrenner. Ich muß mich auf alles Böſe gefaßt machen und Geduld nehmen. Mein Sohn, ſo mich in dies Labirint geführt, führt mich nicht heraus, aus Furcht ſeine Tochter in Ungnade bei der dame zu bringen, aber hiermit genug von dieſen verdrießlichen Sachen. Es iſt ein Elend, wenn die Leute mit welchen man muß zu thun haben, keine raison wollen annehmen. Wenn man durch Trübſal ſelig wird, habe ich an meiner Seligkeit gar nicht zu zweifeln, denn deren hab ich hier im Lande viel mehr ausgeſtanden als Luſt und Freuden, das weiß Gott! Wenn es ein Zeichen iſt, daß man von Gott geliebt iſt, wenn man der Welt überdrüſſig iſt, ſo hat mich Gott, der Allmächtige, gewiß ſehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüſſiger ſein als ichs bin.“ —

(Verſaille d. 10. Mai 1715.)

„Wir ſind dieſen Nachmittag lang in der Kirch geweſen, weil es heute Himmelfahrtstag iſt. Mein Gott, wie gehn die Zeiten vorbei: vor zweiundfunfzig Jahren war ich den Himmelfahrtstag in Cleve auf meiner Rückreiſe in die liebe Pfalz. Aber an dieſe glücklichen Zeiten will ich nicht mehr denken. Seid verſichert, liebe Louiſe, daß, wenn es mir möglich iſt, fehle ich nicht Euch lange Briefe zu ſchreiben, aber das mögt Ihr mir wol keinen Dank wiſſen, denn ich thue es gar gern. Ach liebe Louiſe, ich habe ja ſchier Niemand mehr als Euch, ſo ſich in ganz Teutſchland für mich intereſſirt; alles iſt mir ja leider abgeſtorben. Wenn ich's betrachte, finde ich mich oft als wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Ich bin Euch ſehr verobligirt zu wünſchen, daß Alles nach meinem Wunſche gehen möge, aber liebe Louiſe, das kann von Ausländern uns Fremden hier nie geſchehen; muß nur das noch ſagen, daß man es hier für eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben; die es thun, ſagt man, ſind bürgerlich.“ —

(Marly d. 30. Mai 1715.)

„Man führte zwei neue Prinzen, zu Paris angekommen bei mir ein, ein Fürſt von Anhalt, und einer von Oſtfriesland, welche, die Wahrheit zu bekennen, zwei ſo häßliche Schaber ſein, als ich in meinem Leben geſehen habe. Der Erſte iſt dürr wie ein Holz, hat eine ganz weiße crepirte perruque und feuerrothe Augen und voll Kinderblattermaler, eine Naht an der andern. Er iſt ſo mager, daß er krumm gebogen iſt, und hat ein abſcheulich Maul und gar wüſte Zähne; der von Oſtfriesland iſt dick, den Kopf in den Achſeln, und das ganze Geſicht in Fett verſunken, die Naſ' dick und platt — Summa ſie ſein beide gar häßlich.“ —

„Ich hatte eine von meines Sohnes Töchtern mit mir genommen, die ihr Leben keine Jagd geſehen. Es war die Dritte von den Lebendigen, denn die Erſte iſt längſt todt, ſie hat keine drei Jahr gelebt. Man heißt dieſe Mademoiſelle de Valois; es iſt ein Mädchen von vierzehn Jahren. Wie ſie noch ein Kind war, meinte ich ſie würde recht ſchön werden, aber ich bin ſehr in meiner Hoffnung betrogen; es iſt ihr eine große Habichtsnaſ kommen, die hat alles verderbt. Sie hatte das artigſte Näschen von der Welt, ſo andern ſich die Kinder; ich rathe aber wohl was der Grund iſt, man hat ihr erlaubt Schnupftabak zu nehmen, das hat ihr die Naſ' ſo wachſen machen. Hätte man mir geglaubt, ſo hätte man keines der Kinder ins Kloſter geſteckt, aber ihre Frau Mutter denkt anders als ich. Die Zweite will mit aller Gewalt eine Nonne werden; das verdrießt mich und erfreut die Mutter, aber nur Geduld, ich bin gewiß, es wird ihnen Allen gereuen, ſo zu dieſem Handel geholfen haben. Ich habe mir nichts dabei vorzuwerfen, denn ich habe mein Beſtes gethan die Sache zu wehren. Zu dieſem Allem wäre noch viel zu ſagen, aber es ſein keine Sachen, ſo der poſt zu vertrauen ſind. — Die Gräfin von Wartenberg iſt noch zu Paris, und führt ein toll Leben. Ich habe ſie nie geſehen, ſie kommt nicht mehr an den Hof. Sie hat ſich mit einem jungen Minkwitz, einem Sachſen, verſprochen, der hat ihr alle ihre Juwelen geſtohlen und iſt damit durchgegangen. Sie hat darüber geklagt, und hat ihn wieder aus Flandern holen laſſen; er hat ihr aber einen offenen Brief geſchrieben, worin ſteht, daß, was er gethan, für keinen Diebſtahl paſſiren könne, weil er erſtlich mit ihr verſprochen, zum andern hätte ſie einen Polen wol fünfzigtauſend Francs verſprochen, weil er nur einmal die Franzoſen von ihr bekommen, nun ſei es gewiß, daß es ihm zweimal geſchehen, alſo müßte er jawol doppelt bezahlt werden. Der Kavalier iſt losgeſprochen worden mit dem Beding, daß er die Juwelen wieder geben ſollte; das hat er gethan, und ſie hat die Unkoſten bezahlen müſſen. Keine ehrliche Dame ſieht ſie mehr: ein ſchändlicher Leben kann man nicht führen als ſie führt, wird von Aller Welt verachtet und verlacht.“ —

(März 1715.)

„Meines Sohnes Gemahlin hat einen grauen Papagei, der lernt Alles was er hört, und macht alle Menſchen nach. Er weiß alle Namen von die Kammerdiener und Kammerknecht, und ruft ſie ſo perfekt wie ihre Herzogin. Letztemal ſaß er an einem Orte wo Arbeitsleute beſchäftigt waren, die etlichemal nicht gar ſauber reden; wie die Herzogin zu ihm kam ſagte er: „Madame baise mon cul!“ Ihr könnt leicht denken, welch ein Gelächter dies gab. Ich hab auch zwei Papageien, ſie ſeind grün. Einer haßt mich wie den Teufel, kann alle Menſchen leiden, mich ausgenommen, und der Andre hat mich allein lieb, und beißt alle Menſchen.“ —

„Meine Schwiegertochter iſt gar nicht meines Humors. Sie will, daß alle ihre Tochter Nonnen werden; ſie iſt nicht ſo einfältig, daß ſie meint, daß das ihre Tochter eher in den Himmel brächte, es iſt nur pure Faulheit, denn ſie iſt das faulſte Menſch von der Welt. Sie fürchtet, wenn ſie ihre Tochter bei ſich hat, müßte ſie für ihre Erziehung ſorgen, und die Mühe mag ſie ſich nicht geben; ſie hat dies mir ſelbſt geſtanden. — Nichts in der Welt ekelt mich mehr an als der Schnupftabak, er macht häßliche Naſen und durch die Naſ' reden, und abſcheulich ſtinken. Ich habe Leute hier geſehen, ſo den ſüßeſten Athem von der Welt hatten, und nachdem ſie ſich dem Tabak ergeben, ſeind ſie in ſechs Monden ſtinkend geworden wie die Böcke. Ich finde nichts häßlicher als Tabak nehmen und die Naſe zu haben, als wenn ſie, mit Verlaub, in Dreck gefallen wäre

Ich habe lange nichts von der Gräfin von Wartenberg gehört, aber man meint, daß es nicht richtig mit ihr und ihrem Sohne gehe. Es iſt ſchon ein Junge über funfzehn Jahren, und ſie will nicht leiden, daß er anderswo als in ihrem Bette ſchlafen ſoll. Man hat ſie gewarnt, daß die Leute übel davon reden, aber ſie fragt nichts darnach. Ich weiß Eurem Herrn Schwager recht Dank, daß er noch ſo gut teutſch iſt. Ich kann nicht leiden, wenn die Teutſchen anders als teutſch ſein wollen, und ihre Nation verachten. Die ſo ſein, taugen ordinari nicht ein Haar. Wenn Ihr wüßtet, liebe Louiſe, wie Alles hier iſt, Ihr würdet es Euch kein Wunder nehmen, daß ich ſo einſam lebe. Ich kann und mag nicht ſpielen, und wer nicht ſpielt zu dem kommt man nicht gern. Converſation iſt gar keine Mode mehr. Alle Menſchen ſind ſo ſcheu und fürchten ſich ſo ſehr zu reden, daß Eines den Andern ſcheut. Ich bin nicht in dem Alter mit jungen Burſch herumzuſpringen. Was Leute von meinem Alter ſeind bei der allmächtigen Damen, (die Maintenon) deren Favoritin ich gar nicht bin, und ſo muß ich ſowol allein bleiben, liebe es, und gebe mir keine Mühe, denn die Geſellſchaften ſeind mir eher verdrießlich als angenehm. Wenn man nicht offenherzig reden kann, und nur vom Wetter oder vom Spielen, oder von Kleidern, das werde ich gleich müde, bin viel lieber allein. Mit Intriguen kann und will ich nichts zu thun haben.“ —

(Verſaille 1715.)

— „Herzallerliebſte Louiſe, ob ich zwar in einer ſolchen abſcheulichen Betrübniß bin, daß ich nicht weiß was ich thue oder rede, ſo will ich doch auf Euer liebes Schreiben antworten, muß aber vorher ſagen, daß wir geſtern das betrübte und touchante spectacle geſehen haben, ſo man ſein Leben ſehen wird, nämlich unſer lieber König, nachdem er ſich zum Tode bereitet, und wie es hier der Brauch iſt, ſeine letzten Sacramenten empfangen, vorgeſtern um 8 Uhr Abends, und Alles ordiniret wie er es nach ſeinem Tode will gehalten haben, hat den jungen Dauphin holen laſſen, ihm ſeinen Segen gegeben und zugeſprochen; hernach hat er die Ducheſſe de Berry, mich und alle ſeine anderen Töchter und Enkel kommen laſſen. Er hat mir mit ſolchen tendren Worten adieu geſagt, daß ich mich noch ſelbſt verwundere, wie ich nicht ſtracks ohnmächtig worden bin. Er hat mich verſichert, daß er mich allezeit geliebt habe, und zwar mehr als ich ſelber gemeint, daß es ihm leid ſei, wenn er mir jemals chagrin gegeben. Er bäte, ich ſolle mich ſeiner doch einigemal erinnern, welches er glaubte, daß ich's thun werde, weil er persuadirt ſei, daß ich ihn allezeit lieb gehabt. Ich warf mich auf die Knien, nahm ſeine Hand und küßte ſie. Er ambrasirte mich. Hernach ſprach er zu den Andern; er ſagte, er recommandire ihnen die Einigkeit; ich meinte er ſagte es zu mir, und ſagte, daß ich Se. Maj. in dieſem und all meinem Leben gehorſamen würde; er drehete ſich um, lächelte und ſagte: ich ſage dies nicht Euch, ich weiß, daß Ihr's nicht von nöthen habt und viel zu raisonnable dazu ſeid, ich ſage es zu den anderen Prinzeſſinnen. Meinem Sohn hat er Alles anbefohlen, und ihn zum Regenten gemacht mit ſolcher tendresse, daß es durch die Seele dringt."

(Verſaille, d. 27. Auguſt 1715.)

— „Ach liebe Louiſe, mich wundert nicht, daß Euch unſers guten Königs Tod zu Herzen gegangen. Was ich Euch davon geſchrieben, iſt nicht zu vergleichen mit dem, was wir leider gehört und geſehen haben. Der König war von ſich ſelber gut und gerecht, allein das alte Weib hatte es ihm eingeprägt, daß es Niemand gut mit ihm meint als ſie und ſeine Miniſter, ſo daß er Niemand als ihr, ſeinem Beichtvater und ſeinen Miniſtern getrauet, und wie der gute König nicht gelehrt war, alſo hat der Jeſuit und das alte Weib in geiſtlichen Sachen, und die Miniſter in weltlichen Sachen dem König alles weiß gemacht, was ſie gewollt haben, und die Miniſter waren meiſtentheils der alten Zott Creaturen

Alſo kann ich mit Wahrheit ſagen, daß Alles was Böſes geſchehen, nicht vom König kommen. Man hat ihm weiß gemacht ſeine Seligkeit beſtehe darauf, und Ihr wißt, liebſte Louiſe, wenn man hiervon perſuadirt iſt, iſt man nicht zu abussiren. — Mein Sohn hat wol andre Sachen zu thun, als an meine Luſt und an mein Vergnügen zu gedenken. Er hat's wol vonnöthen, daß man Gott fleißig für ihn bittet; mich deucht er iſt ſehr resolviret des Königs letzter ordre zu folgen, und friedlich mit ſeinen Nachbarn zu leben. Ich glaube, daß wenn es allein bei meinem Sohne ſtände, daß er gerne allen Bedrängten beiſtehen wollte, aber viel Sachen werden nicht durchaus bei ihm ſtehen, und um zu zeigen, daß er nicht alles aus ſeiner eignen fantaisie regieren will, ſo hat er ſchon unterſchiedliche Räthe geſtiftet, einen für die Staatsſachen, einen Rath für die geiſtlichen Sachen, einen für die fremden affairen, einen für Kriegsſachen; alſo kann er nichts thun als was hierin beſchloſſen wird werden, und es wird ſchwer zu glauben ſein, daß der geiſtliche Rath, ſo in Pfaffen beſtehen wird, favorable für die Refugirten ſein wird. Ich habe mir vorgeſetzt, mich in nichts in der Welt zu miſchen. Frankreich iſt gar zu lange leider (unter uns geredet!) durch Weiber regiert worden, ich will nicht Urſach ſein, was mich anlangt, daß man daſſelbe von meinem Sohn ſagen mag. Ich will das gute exempel geben, meinem Sohn dadurch die Augen zu öffnen ſich von keinem Weibe, welches es auch ſein mag, regieren zu laſſen." —

— „Wenn Ihr alle Partikularitäten von meinem Leben wiſſen ſolltet, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich nicht luſtig bin, ſondern vielmehr wie ich nicht trauriger bin als ich bin. Ich denke oft an das Lutheriſche Lied, und ſinge es manchmal:

Soll's ja ſo ſein
Daß Straf' und Pein
Auf Sünden folgen müſſen:
So fahre fort,
Und ſchone dort
Und laß mich hier wohl büßen." —

(Paris d. 15 Octbr. 1715.)

„Geſtern hat mir eine Straßburger Frau eine Schüſſel mit Sauerkraut und Speck gegeben und eine Ente drin. Es war nicht ſchlimm, aber das Kraut war franzöſiſch Kraut, welches bei weitem nicht ſo gut iſt als unſer teutſch Kraut, hat wenig Geſchmack, und iſt auch grober geſchnitten, denn man hat hier nicht die Meſſer, mit denen man es herein ſchneiden ſoll. — Die histoire von der dame, die einen Schiffmann geheurathet, iſt poſſirlich, und gemahnt mich an eine, ſo dieſen Sommer vergangen. Eine Dame, ſo Madame de Roſière heißt, wollte ein Fräulein beſuchen, das in der Nachbarſchaft wohnt und vom Haus Choiſeul war. Man ſagt, ſie ſolle hinauf in ihre Kammer gehn, wie ſie in die Kammer kommt, findet ſie Mademoiſelle de Choiſeul im Bett mit ihrem Gartner, der grand Colas heißt. Madame de Roſière erſchrickt und ſagt: »ah bon Dieu Mademoiselle qu'est ce que mon jardinier fait dans votre lit?« Mademoiſelle de Choiſeul antwortet, er wäre in ihrem Bette weil er ihr Mann wäre, und ſie hätte ihn aus reconnaissance geheirathet, weil ſie etliche Tage vorher ins Waſſer gefallen wäre, und grand Colas allein wäre ihr zu Hülfe gekommen und hätte ihr das Leben gerettet, alſo hätte ſie nicht gewußt wie ſie ihm Erkenntlichkeit erweiſen ſollte, als ihn zu heirathen, welches ſie gegen aller ihrer Verwandten Wiſſen und Willen gethan. Sie hatte ihn durch den Herzog von Lothringen anoblisiren laſſen; das iſt nicht angegangen, ſie hat es darauf bei dem Könige erſucht, das hat auch gefehlt, alſo iſt ſie »here mademoiselle de Choiseul, dame grand Colas« geblieben. — Herr Leibnitz, dem ich etliche mal ſchreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel teutſch ſchreibe; das tröſtet mich recht, denn ich würde recht betrübt ſein, wenn ich es vergeſſen ſollte."

— „Der Graf von Naſſau hat zwanzigtauſend Francs verſpielt mit etlichen Damen hier; ich glaub ſie haben ihn ein wenig beſchiſſen, mit Verlaub, denn ſie haben die Reputation wohl ſpielen zu können.“

— „Madame de Berry iſt wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich daß ſie recht eſſen könnte, ſie liegt im Bett und frißt einen Haufen Käſekuchen allerhand Gattung, ſteht nie vor zwölf auf, um zwei geht ſie an Tafel, iſt wenig, um drei geht ſie von Tafel, thut keinen Schritt, um vier bringt man ihr allerhand zu freſſen, Salat, Käſekuchen, Obſt, Abends um zehn geht ſie zum Nachteſſen, frißt bis um zwölf, um ein oder zwei geht ſie zu Bett. Um zu verdauen trinkt ſie den ſtärkſten Brandwein. Alle junge Leute, Männer und Weibsperſonen führen ein toll Leben in Frankreich, je unordentlicher, je beſſer. Das ſoll artig ſein, ich kanns aber gar nicht finden. Sie folgen meinem Exempel nicht, regulirte Stunden zu halten, und ich werde gewiß ihrem Exempel nicht folgen, kommt mir ſäuiſch und wie Schweine vor.“

(21 [illegible] 18. Febr. 1717.)

Den Auszug aus den Briefen, den wir noch um Vieles vermehren könnten, denn die Sammlung, aus der wir zunächſt geſchöpft, weil dieſe Briefe die unzweifelhaft ächteſten ſind (ſie ſtammen aus dem v. Degenfeld'ſchen Familienarchiv), iſt ſehr reichhaltig, wollen wir hiermit dennoch beſchließen, indem ſchon, unſerer Anſicht nach, genug gegeben worden, um den Styl und die eigenthümliche Auffaſſungsart im Verkehr mit Perſonen und herrſchenden Meinungen der Briefſtellerin darzulegen. Was wir jetzt hinzuſetzen wollen, iſt zwar ebenfalls Briefen und Memoiren, theils der Prinzeſſin, theils ihrer Zeitgenoſſen entlehnt, nur in Kürze zuſammengezogen, um ein prägnanteres Bild dem Beſchauer zu geben.

Als Eliſabeth an den Hof kam, fand ſie einen Gemahl, der ſie gar nicht mochte und Alles that um ſie zu bewegen wieder gutwillig zurückzugehen dahin von wo ſie gekommen war; allein Eliſabeth war nicht die Perſon, die ſich heimſchicken ließ. War ſie einmal gekommen, ſo wollte ſie bleiben, war ſie einmal die ehelich angetraute Frau eines Mannes, ſo wollte ſie ihm treu und ergeben zur Seite ſtehen. Ludwig XIV. Bruder muß ein Mann von höchſt widrigen Eigenſchaften geweſen ſein. Der König war groß von Wuchs, majeſtätiſch und zugleich anmuthig in Haltung und Geberde, Monſieur war klein, beweglich, hatte ſchwarzes Haar, dunkle Augen, eine große, gebogene Naſe und häßliche Zahne, dabei zeigte er die Manieren einer Frau, er beſchäftigte ſich mit Stickereien, ordnete den Putz ſeiner Hofdamen und liebte weder die Jagd noch hatte er irgend eine andere mannliche Paſſion. Die einzige Stütze, aber dieſe auch freilich eine ſehr kräftige, fand Eliſabeth an dem König ſelbſt, der ſich ihrer annahm, und ihre erſte Präſentation beim verſammelten Hofe gleichſam leitete. Er blieb ihr zur Seite als ſie im cercle Platz nahm, und berührte ſie jedesmal leiſe in die Seite um ihr ein Zeichen zu geben, daß ſie aufſtehen ſolle, indem ein Prinz oder eine Prinzeſſin von Geblüt in den Saal trat. Eliſabeth wußte ſich auch beſſer in die Launen des Königs als in die ihres Gemahls zu ſchicken; ſie fand dort mehr, was mit ihrer eignen Natur ſympathiſirte; ſo zum Beiſpiel das Vergnügen der Jagd, das ſie leidenſchaftlich liebte, und wo ſie, um den König und ſich ſelbſt gefällig zu ſein, ganze Tage lang im Gehölz zu Marly oder St. Cloud die großen Jagden, zu Pferde ſitzend, mitmachte. Bei Tafel ſprach der König oft nur allein mit ihr, und ſie wußte ihn immer zu lachen zu machen durch ihre derben und originellen Antworten. Die anderen Prinzeſſinnen ſaßen ſtumm da, entweder aus Reſpekt, oder aus Trägheit, oder aus Mangel an lebhaftem, geſelligem Geiſte, nichts ſprechend. Die königliche Familientafel war deshalb, wenn Eliſabeth einmal zufällig wegblieb, ſehr langweilig. Aber Eliſabeth fehlte ſelten, ſie war immer geſund; wenn die anderen Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes an tauſend kleinen Uebeln, theils eingebildeten, theils wirklichen, litten, ſo war die derbe, deutſche Frau immer bei der

Hand, immer gleich heiter, ſcherzhaft und guter Laune. Man ſieht aus den Briefen, welch eine Menge äußerſt derber Anekdoten und muthwilliger Geſchichtchen ſie immer bereit hielt, und da ſie zugleich von Herzen gutmüthig war und Niemand verleumdete und anſchwärzte, ſo mochte der König gewiß gerne ſie hören, und zog ſie oft auch ſogar zu Rath, wenn wieder einmal ein Zank im Hauſe ausbrach, und die tollen Weiber, die ſich immer Eine die Andere beim König verklagten, gar nicht mehr zu bändigen waren.

Dieſe derbe und immer gleiche, aufrichtige, heitere und geſunde Sinnesart war den beiden Frauen, die das Scepter der Intrigue am Hofe in Händen hielten, äußerſt zuwider, und hierin iſt der Grund zu ſuchen, weshalb weder die Monteſpan noch die Maintenon ſich mit Eliſabeth vertragen konnten. Letztere wurde ihre declarirte Feindin, und that ihr alles nur erſinnliche Leid an. Es iſt grauſenvoll zu ſehen, wie weit der Haß dieſer Frau ging. Eliſabeth hatte anfangs auch auf ihre gewohnte treuherzige Weiſe ſich das Wohlwollen der Maintenon zu erwerben geſucht, da es ihr aber nicht gelingen wollte, war ſie ehrlich genug kein Gefühl zu heucheln, das ſie nicht wirklich hegte, und ſie nannte die Maintenon in allen ihren Briefen hinfort nur immer „die alte Zott“ oder „die Hexe“ oder „das alte Weib.“ Spater, als Eliſabeths Sohn Regent wurde, ſprengte die Maintenon aus, er habe den Dauphin, die Dauphine vergiften laſſen, und gehe damit um den Knaben Ludwig XV. bei Seite zu ſchaffen. Eine ſo empörende Verleumdung mußte wol das Herz einer Mutter auf das empfindlichſte kränken und ihr Gefühle der Rache und des Haſſes einflößen. Dennoch überwand ſie ſich und beſuchte gleich nach dem Tode Ludwig XIV. die Maintenon, die, von aller Welt verlaſſen, ſich nach St. Cyr zurückgezogen hatte. Als Eliſabeth erſchien, rief ihr die einſt ſo Allgewaltige in herrſchſüchtigem Tone zu: »Madame, que venez vous faire ici?« »Je viens, entgegnet ihr Eliſabeth, mêler mes larmes avec celles de la personne que le Roi, que je regrette tant, a le plus aimé. C'est Vous, Madame.« Die Maintenon rief: »Oh pour cela oui, il m'a beaucoup aimé, mais il Vous aimait bien aussi!« Eliſabeth erwiderte mit Stolz und Ruhe: »Il m'a fait l'honneur de me dire qu'il conservait toujours de l'amitié pour moi, quoiqu'on avait fait tout ce qu'on avait pû pour m'en faire haïr.« Ich habe, ſetzt ſie in ihrem Briefe bei dieſer Stelle hinzu, hiermit nur zeigen wollen, daß ich Alles wohl weiß, aber doch, weil ich eine Chriſtin bin, meinen Feinden vergeben kann.

Den größten Kummer mußte es, wenn man Obiges bedenkt, der armen Mutter machen, daß ihr einziger Sohn ſich mit der unehelichen Tochter des Königs, die ihm die Monteſpan geboren, verlobte, und zwar auf Antrieb der Maintenon, die, um ſelbſt ſich in ihrer Stellung zu behaupten, es angemeſſen fand, die legitimen Abkömmlinge des königlichen Hauſes mit deſſen illegitimen zu verbinden. Es gelang ihr dies ſo wohl, daß ſie den Sohn der Monteſpan, den Herzog du Maine, mit einer Prinzeſſin von Geblüt verheirathete, während ſie die Schweſter dieſes Prinzen Eliſabeths Sohne aufzwang. Die deutſche, ehrliche Frau war ſo erzürnt darüber, daß ſie gegen dieſe Hofintrigue nicht ſiegreich durchdrang, daß ſie ſogar ihrem Sohne, um ihn zu zwingen von der Heirath abzuſtehen, Ohrfeigen gab (wie ſie in einem Briefe an die Prinzeſſin v. Wallis meldete). Dennoch beſtimmte der König, daß die Heirath geſchloſſen werde, und ſie wurde geſchloſſen. Von dieſem Augenblick an war Eliſabeths Leben am franzöſiſchen Hofe ein völlig verbittertes, ſie mußte in den engen Kreis ihres Hauſes und ihrer Familie ein Geſchöpf aufnehmen, das alle ihr ſo verhaßten Untugenden und Laſter der vornehmen franzöſiſchen Damen des Hofes und der Geſellſchaft in ſich vereinigte. Wir haben in den vorſtehenden Briefen einige Aeußerungen der Schwiegermutter über die Schwiegertochter geleſen. Vor allen war Eliſabeths Charakter die ſchlaffe Genußſucht, der Abſcheu gegen die Mutterpflichten zuwider, die der jungen Herzogin von Orleans anhafteten. Nur um nicht auf einem Tabouret ſitzen zu müſſen, kam ſie nicht zur Mutter und ſpeiſte nicht mit ihr zuſammen, ſie lag zu Hauſe im Bette, kleidete ſich nie an, und wenn ſie nicht ſchlief, und wenn ſie nicht ihre einfältigen Spaßmacher und Courmacher empfing, ſo aß ſie, und zwar mit einem ungeheuren Appetit. Ihre Kinder langweilten ſie und ſie ließ ſie nie vor ſich. Trotz des Haſſes gegen dieſe aufgedrungene Schwiegertochter, ſetzte ſich Eliſabeth doch hartnäckig dagegen, als ihr Sohn darauf ausging ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen. Da war ſie es, die ihn zwang mit ihr auszuharren da er ſie einmal genommen. Ueberall, ſo auch hier, ſieht das ſtrenge Pflichtgefühl der ernſten, derben, nach deutſcher keuſcher Sitte erzogenen Frau durch.

Von ihrem Gemahl erlangte Eliſabeth zuletzt doch, daß er ſie mit Achtung und Rückſicht behandelte. Aber, ruft ſie, gerade als ich ſo weit gekommen, ſtarb er mir. Dreißig Jahr hab ich gearbeitet um meinen Herrn zu gewinnen, da ich meinen Zweck erlangte, ſtarb er. Man muß wiſſen was dreißig Jahre einer unglücklichen Ehe bedeuten, um unſerer armen Eliſabeth all das ihr zukommende Mitgefühl, und ihrer Tugend und Charakter ſtärke das gebührende Lob zu zollen. Die Albernheiten von Monſieur waren oft gar nicht zu ertragen. Nur um die Mode mitzumachen, hielt er, der die Frauen nicht liebte, ſich eine Maitreſſe, aber, erzählt uns Eliſabeth, wenn er ihr liebkoſte, „zog er vorher Handſchuh an.“ Von ſeiner Verlegenheit und Ungeſchicklichkeit, wenn er bei Hofe den Fremden, die ſich ihm vorſtellen ließen, Fragen thun mußte, erzählt Eliſabeth ebenfalls eine luſtige Anekdote. Einſt fragt er Jemanden: Vous venez de l'armée? — Non Monsieur, je n'ai jamais été à la guerre. — Vous venez donc de Votre maison de Campagne? fragt der Prinz darauf ſchon ſehr ungeduldig und ſtammelnd. Non, je n'en ai point. — Ah, Vous demeurez donc avec votre famille à Paris? — Non, Monsieur, je ne suis point marié. Da wendet ſich denn der Prinz, ganz außer ſich, um und ſieht verzweifelt in die lachenden Geſichter, die ihn rings umſtehen. Eliſabeth rührt ſich nicht vom Platz, obgleich ſie wol eine paſſende Frage an den fremden Kavalier bereit hat; allein würde es ſich wol ziemen ihrem „Herrn“ öffentlich mit gutem Rath beizuſpringen. Sie ſchweigt und leidet bei dem Höhnen der Hofleute mehr als er.

Im Verlauf dieſer unglücklichen Ehe ſehen wir übrigens eine Erſcheinung auftreten, die einen intereſſanten Beitrag zu den Sitten des achtzehnten Jahrhunderts beſonders zu den deutſchen Sitten gibt, und dieſe Erſcheinung iſt beſonders charakteriſtiſch, weil ſie ſich ebenſo bei der Bäuerin wie bei der Fürſtentochter findet; es iſt nämlich dies das beſonders große Gewicht, das auf das „gemeinſchaftliche eheliche Lager" gelegt wird. In dem erſten Theile dieſer Schilderungen haben wir geſehen eine ſimple Bäuerin, die Kariſchin, ſich troſtlos geberden, da ihr Mann ihr androht ein geſondertes Lager zu wählen, ſie ſieht dies für eine Schande und einen Schimpf an, der ſie im ganzen Dorfe anrüchig machen werde, in Paris, am königlichen Hofe ſehen wir eine deutſche Prinzeſſin ähnliche Klagen aus ähnlichem Grunde anheben. Der Herzog will in einem beſondern Bette ſchlafen und Eliſabeth, die wahrlich nicht aus Lüſternheit ſeine Nähe ſuchte, willigt nur dann erſt ein, als er gleichſam öffentlich erklärt, es geſchähe dieſe Abſonderung nicht aus Widerwillen gegen die Perſönlichkeit der Gattin. „Ich bin recht froh geweſen," ſchreibt ſie, „wie mein Herr ſel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt. Wie mir es der Herzog proponirten, antwortete ich: Oui de bon coeur, Monsieur, j'en serai tres contente pourvu que Vous ne me haissiez pas, et que Vous continuez à avoir un peu de bonté pour moi. Das verſprach er mir, und wir waren beide ſehr content miteinander. Es war auch ſehr verdrießlich bei Monſieur zu ſchlafen; er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührte, mußte mich alſo ſo ſehr auf den Bord legen, daß ich oft wie ein Sack aus dem Bette gefallen bin, war alſo herzlich froh, wie Monsieur en bonne amitié und ohne Zorn mir proponirte, daß Jeder in ſeinem appartement apart ſchlafen ſollte.“ — —

Monſieur hatte übrigens auch noch andere ſeltſame Angewohnheiten. So brachte er eine Menge Medaillen und Heiligenbilder zu ſich ins Bette und manövrirte mit dieſen auf eine anſtößige Weiſe. Wenn Eliſabeth ihn fragte was dies bedeuten ſolle, erwiderte er mit Verachtung: »Vous, qui avez été Huguenotte, Vous ne savez pas le pouvoir des reliques et des images de la sainte vierge. Elles garantissent de tout mal les parties qu'on en frotte.«

Daß ihr Gemahl ſo wenig nach erweiterter Einſicht in wiſſenſchaftlichen und gelehrten Dingen ſtrebte, daß er den Umgang unterrichteter Perſonen floh und kein Buch in die Hand nahm, war Eliſabeth oft ein Gegenſtand der Klage, die ſie brieflich ihren Freunden in den treuen Buſen ſchüttete. Sie ſchob hiervon jedoch die Schuld auf Mazarin's ſchlimme Grundſätze über Prinzenerziehung und Annen's von Oeſtreich vernachläſſigte Mutterpflichten.

Als ſie ſelbſt Mutter wurde, lag ihr Alles daran, ihren Kindern eine gute Erziehung zukommen zu laſſen, und ſie richtete deshalb ihren Blick nach Deutſchland, dem Könige den Wunſch ausſprechend, daß es ihr erlaubt ſein möge, die Kinder am Hofe von Hannover, wo ſie ſelbſt ſo glückliche Jugendjahre verlebt und trefflichen Unterricht genoſſen, erziehen zu laſſen; doch war dies den franzöſiſchen Geſetzen entgegen. Der König konnte die Gewährung dieſer Bitte nicht geſtatten und Eliſabeth mußte ſich fügen, die Kinder in Paris und unter Aufſicht und Leitung franzöſiſcher Erzieher und Hofmeiſter zu laſſen. Ihre Wahl fiel auf den Mann, dem Vertrauen geſchenkt zu haben ſie ſpäter oft und ſchmerzlich bedauert hat, auf den Abbé Dubois verächtlichen und anrüchigen Andenkens. Dieſer Dubois war aber nicht gleich das Ungeheuer, das er ſpäter wurde, er beſaß angenehme und ſogar empfehlende Eigenſchaften, und Eliſabeth glaubte, weil der Mann häßlich und durchaus nichts für die frivole Pariſer Welt Empfehlendes hatte, daß es ihm Ernſt ſei mit den aſketiſchen und ſtrengen Grundſätzen, die er predigte, und dem demüthigen und ſtillen Weſen, das er darlegte. Zum Unglück war Dubois' Hauptlaſter das der Heuchelei, und die argloſe Eliſabeth, die ſonſt doch ſo ſcharf ſah, fiel als das erſte Opfer derſelben.

Ihr erſtes Kind, ein Sohn, dem man den Namen Herzog von Valois gegeben, ſtarb früh, das zweite, gleichfalls ein Sohn, 1674 geboren, erhielt den Titel Herzog von Chartres, und dieſer iſts, der nach dem Tode Ludwigs XIV. Regent von Frankreich wurde, die Freude, der Stolz, aber auch der Schmerz der Mutter, die um ihn litt, was eine Mutter nur leiden kann, denn ſie ſah ihn in Laſter und Thorheit verſinken, ſie ſah den Haß des Volkes auf ſein Haupt ſich häufen, ſie ſah die Sturmwolken ſich über ihn und den Thron Frankreichs zuſammenziehen und es gab eine Zeit, wo ſie faſt ſtündlich die Nachricht ſeiner blutigen Ermordung zu vernehmen gefaßt war. Die Laſter des Hofes, die ſie ſo verabſcheute, das zügelloſe Leben, dem ihre Seele ſo gram war, ſollte vor ihren Augen den Gipfelpunkt ſeiner deſtruktiven Natur erreichen, und als Großprieſter aller dieſer Orgien, die das keuſche Gemüth erzittern und die Scham auf ewig fliehen machten, ſollte die arme deutſche Frau ihren eignen Sohn erblicken. Das war allerdings ein hartes Schickſal. Auf das Haupt des Geliebten die Schande und den Fluch gehäuft zu ſehen, und mit den rettenden, ſchützenden Mutterhänden dieſes Haupt doch nicht retten, dieſes Herz doch nicht ſchützen zu können! Aber Eliſabeth fand ein Mittel ſich zu tröſten, das eine Mutter immer zu finden pflegt, die ſich nicht anders zu retten weiß, ſie ſchob nicht die ganze Schuld, aber doch faſt die ganze auf die Umgebung ihres Sohnes, auf ſeine Räthe, Diener und Freunde, und über dieſe goß ſie die ganze Schaale ihres Zorns aus, wenn ihr eine Gelegenheit dazu gegeben wurde.

Das dritte Kind, das ſie gebar, war eine Tochter, Eliſabeth Charlotte. („Nun iſt eine zweite Liſelotte in der Welt!" ſchreibt ſie an Frau von Harling nach Hannover.) Der Herzog von Lothringen, Leopold, wurde der Gemahl dieſer Tochter, und ſomit unſere Eliſabeth die Ahnfrau des jetzt regierenden öſtreichiſchen Kaiſerhauſes. Dieſe Tochter war gutgeartet und die Mutter gibt ihr ein ſchönes Zeugniß, das ihre Tugenden preiſt. Ihre Ehe war gleichfalls nicht glücklich: der Herzog Leopold vernachläſſigte ſie und zog ihr eine intriguante Frau vor, die er zu ſeiner Geliebten machte, und die ihn beherrſchte, Frau von Craon mit Namen. Ueber das Aeußere des Sohnes Philipp, nachmaligen Regenten, ſchreibt die Mutter: „Mein Sohn gleicht weder an Vater noch Mutter. Monſieur ſelig hatte ein gar lang und ſchmal Geſicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Geſicht. Monſieur hatte gar einen kleinen Mund aber häßliche Zähne, mein Sohn hat ein groß Maul mit hübſchen Zähnen, hat dicke Backen und iſt gar roth, klein und dick; aber mir dünkt er iſt doch gar nicht unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde ſitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair geht, ſo geht er bitter übel.“ Ferner ſagt ſie von ihm: „Ich muß geſtehen, daß mein Sohn große Qualitäten beſitzt; er hat viel Verſtand, weiß viel Sprachen und lieſt gern, redet wohl und hat wohl ſtudirt, und verſteht ſich auf allerhand Künſte, ſo ſchwer ſie auch ſein mögen. Er iſt ein Muſikant und componirt nicht übel, er malt artig und weiß alle Chemie auf ein Ende.“ (Gerade dieſe Kenntniſſe in der Chemie und das Arbeiten im Laboratorium wurde ſpäter von ſeinen Feinden, namentlich von der Maintenon als Beweisgrund angeführt, daß er Gifte bereite, und durch ſie jene ihm aufgebürdeten Morde vollzogen habe.) „Er weiß alle Hiſtorien von der Welt, und begreift leicht die ſchwerſten Künſte. Alles dieſes aber kann nicht hindern, daß ihm nicht alles bald Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er ſagt aber er könne nicht davor, er wolle gern Alles wiſſen; aber ſobald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Er hat ein gut Gedächtniß, er verſteht den Krieg und fürchtet ſich vor Nichts in der Welt, aber ſein Fehler iſt, daß er zu gut iſt, und oft Leuten glaubt, die weniger Verſtand haben als er, denn böſe Leute, ſo ſeine Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm Unglückliches oder

Uebles paſſirt, kommt von dieſem Fehler her. Er iſt nicht argwöhniſch genug und iſt zu ſeiner Nation Avantage perſuadirt, daß, ob er gleich alle Tage ſieht, wie betrügeriſch und falſch ſeine Landsleute ſein, glaubt er doch feſtiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Ich glaube nicht, daß man ſeines gleichen jemals geſehen, er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn ſein Leben Niemand haſſen ſehen." —

Um dieſes Urtheil der Mutter mit einem fremden Urtheil zuſammenzuſtellen, ſiehe hier, was St. Simon über ihn ſagt: »Monsieur le duc d'Orléans Régent étoit de taille médiocre au plus, fort plein sans être gros, l'air et le port aisé et fort noble, le visage large, agréable, fort haut en couleur, le poil noir et la perruque de même. Quoiqu'il eût fort mal dansé, et qu'il eût médiocrement réussi à l'académie, il avoit dans le visage, dans le geste, dans toutes ses manières une grâce infinie, et si naturelle qu'elle venoit jusqu'à ses moindres actions et les plus communes avec beaucoup d'aisance, quand rien ne le contraignoit. Il étoit doux, accueillant, ouvert, d'un accès facile et charmant; le ton de sa voix agréable et un son de la parole qui lui étoit tout particulier en quelque genre que ce pût être, avec une facilité et une netteté que rien ne surprenoit et qui surprenoit toujours.

Son éloquence étoit naturelle jusque dans les discours les plus communs et les plus journaliers; dont la justesse étoit egale sur les sciences les plus abstractes qu'il rendoit claires, sur les affaires du gouvernement, de politique, de finance, de justice, de guerre, de Cour, de conversation ordinaire et de toutes sortes d'arts et de mécaniques. Il ne se savoit pas moins utilement des histoires et des mémoires, et connaissoit fort les maisons, les personnages de tous les temps, et leurs vies lui étoient présentes, et les intrigues de l'ancienne Cour comme celles de son temps. A l'entendre on lui auroit cru une vaste lecture. Rien moins. Il parcouroit légerement, mais sa mémoire étoit si singulière, qu'il n'oublioit ni choses, ni noms, ni dates, qu'il rendoit avec précision. — Dieſe Schilderung des red- und ſchreibſeligen Herzogs, die ſich noch weiter erſtreckt, von der wir jedoch glauben genug gegeben zu haben, um das obige Urtheil Eliſabeths über ihren Sohn, den ſie ſo zärtlich liebte, damit in Parallele zu ſtellen, zeigt, daß der Herzog Regent von dem deutſchen Charakter ſeiner Mutter das Offene, Geſunde und Derbe angenommen hatte, von dem franzöſiſchen des Vaters den Leichtſinn, die Anmuth in den Formen der Rede und des Betragens, und die frivole Grundſatzloſigkeit in Sachen der Moral und des höhern Sittengeſetzes. Wir ſagen mit Abſicht das „höhere,“ denn ſeine Debauchen, die freilich arg genug waren, ſein Spiel mit den Weibern, von denen immer Eine ſchlimmer und gemeiner war als die Andere, ſein ausſchweifender phyſiſcher Genuß nach jeder Richtung hin, wollen wir ihm nicht als ein Verbrechen anrechnen, an dem ſeine edlere Natur und das Geſchick Frankreichs ſcheiterte; ſondern das Hohnſprechen aller ſittlichen Baſis, auf der Thaten, Geſinnungen und Werke eines wahren Mannes von Ehre und eines Fürſten, wie er ſein ſoll, ruhen, das iſts, was ihn zu dem verderblichen Geſchöpfe ſtempelt, das über ſich und das Land und das Volk das Unglück herbeiführte, von dem die Revolution eine ſpäte aber nicht zurückzuhaltende Folge ſein mußte. Wenn die Verachtung aller Heiligthümer der Menſchenbruſt in Religion und Geſittung ſich bei ihm noch mit der Energie und der furchtbaren Thatkraft eines verneinenden Geiſtes gepaart hatten, ſo wäre ſicherlich der Welt eine Geißel, ein zweiter Nero, erſtanden; ſo aber war ein warmes Herz, eine markloſe Willensloſigkeit, ein liebenswerther Leichtſinn dem zerſtörenden Elemente als Gegengewicht beigegeben, und darum ſehen wir in ihm kein Ungeheuer, zu das man ihn in rigoröſer Anſicht hat ſtempeln wollen, ſondern nur einen verbrecheriſchen Wüſtling, zum Glück zu ſchwach um ein Zerſtörer zu ſein, aber leider ſtark genug noch, um künftigen Zerſtörern ihr Werk leicht zu machen.

Gegen ſeine Mutter war der Regent voll Ehrerbietung und Achtung. Sie vertrugen ſich vortrefflich miteinander. Da Eliſabeth nicht empfindelnd war und ihm niemals etwas verklagte, ſondern im Gegentheil mit ihrem Sohn, wenn ihr Herz auch über ihn und ſeine Thaten noch ſo ſchwer war, plauderte und lachte, ſo kam er oft zu ihr, um mit ihr über die Perſonen des Hofes und der Stadt zu ſpotten. Sohn und Mutter übertrafen oft Eine den Andern an Witz und derbem Sarkasmus. Die Mutter ſprach mit ihm ganz frei über alle Dinge, wo ſie ſich wohl hütete in der Nähe des Königs nur ein Wort laut werden zu laſſen. So über ihre alte Feindin, die Maintenon. Einſt, als dieſe gefährlich krank war, ſagte ſie zum Sohn: ich wundere mich, daß die Alte nicht ſtirbt; Zeit wär es. Ohne Zweifel, erwiderte der Sohn lachend, hat Gott ſeine guten Gründe, ſie ſo lange leben zu laſſen. Die Teufel müſſen ihre Jahre abdienen, und der, den er in den Leib der Alten gebannt hat, muß gewiß ſeiner boshaften Natur wegen länger als die anderen am Ort der Strafe ausharren. — Solche Reden beluſtigten Eliſabeth ungemein, und ſie verzieh darum dem Sohn manches Herzeleid, das er ihr angethan. Auch die ſcabröſen

Anekdoten, die er ihr erzählte, hörte ſie gerne, denn nach Weiſe ehrbarer aber derber Frauen, hörte ſie anſtößige Geſchichtchen mit Wohlgefallen und wußte den Humor herauszufinden, ohne dem Urtheil die ſittliche Unterlage irgendwie zu rauben. So wußte ſie um jeden Skandal am Hofe und erzählte gern davon in ihren Briefen, man hatte ſich aber ſehr in ihr geirrt, wenn man geglaubt, ſie thäte es aus Vergnügen an der Thorheit oder dem Laſter; es war das allgemein Menſchliche in Zuſtänden und an Perſonen, das die geſunde Natur der ſcharfſehenden Frau auch hier anzog und feſthielt. Die lüſternen, verderbten Weiber in ihrer Nähe machten es ganz anders: ſie ſprachen nie von Debauchen, aber ſie übten deren zahlloſe, und zwar im Geheim. Das war es auch, was Eliſabeth ihnen verhaßt machte. „Die große, dicke, deutſche Frau, die ſo derb immer die Dinge beim Namen nannte,“ hieß es. Man muß zur Entſchuldigung der eleganten Pariſerinnen aber auch anführen, daß Eliſabeth ihnen gegenüber manchesmal im Unrecht geweſen ſein muß. Eine Frau wie ſie, die ſo gar keinen Sinn für die Eleganz der Formen hatte, deren Auge immerdar entging, was Anmuth und Grazie genannt werden kann, die immer nur Frivolität und Laſter ſah, wo oft nur verzeihliche, den Franzöſinnen aller Stände eigenthümliche Koketterie herrſchte, mußte in ihrem Urtheil ungerecht, in ihrem Betragen anmaßend und unbequem erſcheinen. Der Hof und die Geſellſchaft der vornehmen Frauen und Männer hatten ihrerſeits Grund, ſich über dieſe fremde Prinzeſſin zu beklagen, die ſo gar nichts gelten laſſen wollte, was nicht ihrer gewohnten Anſchauungsweiſe, ihrer Art zu ſehen und zu denken analog war. Man weiß, wie ſolche Frauen unbequem ſein können. Eliſabeth beklagt ſich oft, daß ſie ſo allein ſei, daß Niemand zu ihr komme, ſie führt als Grund an, daß die Damen ſo hochmüthig geworden ſeien und nicht mehr auf einem Tabouret, wie es die Etikette erforderte, ſitzen wollten; aber das eigentliche Motiv war die froſtige und lehrmeiſternde Miene, die die Herzogin annahm, wenn ſie ſich von lauter Franzöſinnen, die ſie nun einmal alle miteinander für verderbt und laſterhaft hielt, umgeben ſah. Wenn man ſo ſehr die deutſche Biederkeit und einfache, ungefälſchte Sitte bei dieſer Frau lobt, ſo muß man nur ums Himmels willen nicht glauben, daß alles deutſch, bieder und einfach ſittenrein iſt, was ſich roh, ungenirt, ohne Anmuth und Rückſicht für Andere zeigt; dies wäre ein beklagenswerther Irrthum. Dieſe Gattung deutſcher Frauen, die darin ihren Stolz ſuchen, daß ſie aller Welt mit Anmaßung die Wahrheit ſagen, jede Feinheit in Form und Rede als gekünſtelte, aus der Fremde kommende

Unnatur verſchreien, ſind recht eigentlich diejenigen, die die deutſche Umgangsſitte in Verruf gebracht haben. Man hat ſie immer überſchwänglich gelobt und namentlich ſie immer „recht ächt deutſch" genannt, als wenn die deutſche Nation ausſchließend dazu beſtimmt wäre, ungraziöſe Frauen aus ihrem Schooße zu erzeugen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der ſogenannten „Biederkeit" der Männer, die auch immer „ächt deutſch" genannt wird, und deren vorherrſchende Eigenſchaft auch ein entſchiedenes Ablehnen aller feinen, rückſichtsvollen Anmuth in Wort und That im Verkehr mit der Geſellſchaft iſt. Wir müſſen uns deshalb verwahren, als wenn wir Eliſabeth deshalb ſo hoch ſtellten, weil ſie die obigen ſogenannten „ächt deutſchen" Eigenſchaften beſaß, im Gegentheil, wir finden hierin einen Tadel, nur iſt dieſer Fehler ſo innig mit ihren guten und großen Charakterelementen verſchmolzen, daß er dem oberflächlich urtheilenden Blicke faſt auch wie etwas Lebenswerthes erſcheint. Die deutſche Nationaleigenthümlichkeit thut ſich in zwei übers Ziel hinausſchweifenden Richtungen kund, die eine iſt eine blinde Verehrung und eine gläubige Anbetung alles Fremden, lediglich weil es fremd iſt, die andere zeigt eine ebenſo abnorme Wuth, eine blinde und urtheilsunfähige Anfeindung alles Fremden, auch nur weil es fremd iſt. Die Franzoſen ſind der Zielpunkt beider Richtungen geweſen. Man hat in Deutſchland Zeiten erlebt, wo Alles, was über den Rhein herüber kam, ſei es in Sitte, Wort, Maxime und Literatur, als ein Evangelium aufgenommen wurde, von dem nicht das geringſte Partikelchen hinwegzulaſſen oder zu ändern ſei, und wieder andere Zeiten, wo ebenſo willkürlich jede an unſern Nachbar erinnernde Lebens- und Schriftäußerung wie Sünde und Tod gehaßt und verfolgt wurde. Kann es denn eine Nation irgendwie in ihrer Würde beeinträchtigen, wenn ſie geſteht, daß ſie in einzelnen Beſonderheiten von ihrem Nachbar zu lernen habe? und in dieſem Falle ſind offenbar die Deutſchen den Franzoſen gegenüber. Es iſt Thorheit zu leugnen, daß das praktiſche Leben in ſeinen tauſend und abertauſend Umgangsformen ſich auf eine ſo hohe Stufe der Perfektibilität bei den Franzoſen hinaufgearbeitet hat, wie keine andere Nation vermöge ihrer Stellung in der europäiſchen Staatengeſellſchaft es vermocht hat. Es iſt hieraus eine Geſchmeidigkeit, eine Gedankenfügſamkeit, eine Elaſticität der Bewegungen des ſocialen Körpers entſtanden, die da bewirkt, daß gleichſam ſpielend ſich Wort, That, Geberde und Gedanke ineinander fügt und ein lebendiges Ganze bildet, wo eine fortgeſetzte Gegenwirkung der einzelnen Theile gegeneinander ſtatt findet. Eine ſolche Flüſſigkeit, ein ſolches Durcheinanderſpielen, ein ſo Mitſichbeſchäftigtſein hat keine Nation aufzuweiſen. In Deutſchland hat lange Zeit das Wiſſen abgeſondert gelebt, das Leben wieder abgeſondert, die Kunſt und die Poeſie wieder abgeſondert; nie war dies in Frankreich der Fall; was die Nation beſaß, beſaß auch das Individuum; geiſtige Schätze die das Individuum erwarb, erwarb zugleich die Nation. Auf dieſe Weiſe konnte eine ſo koloſſale univerſelle Bildung entſtehen, wo alle Elemente des Staatslebens oft in einem Worte zuſammenfließen und in einem Ausdruck ihre erſchöpfende Bezeichnung finden. Die deutſche Sprache, die deutſche Literatur kann dies der franzöſiſchen nie nachmachen, weil die Baſis der Volksentwickelung, der univerſellen Nationalbildung ihr fehlt; man geſtehe alſo zu, daß die franzöſiſche Sprache eine vortreffliche Umgangsſprache iſt, und den Deutſchen, die ſich Jahrhunderte hindurch derſelben bedienten, weſentlich genützt hat, und daß die franzöſiſche Literatur die Deutſchen nicht allein literariſch, ſondern auch politiſch gereift hat. Ob ſie dies jetzt noch zu thun im Stande iſt, mag eine andere Frage ſein, gewiß aber iſt's, daß ſie es einſt that.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung von unſerm Wege, zu der die deutſchen Biographen unſerer Eliſabeth Charlotte uns Gelegenheit gegeben haben, kehren wir wieder zum Herzog-Regenten zurück, von dem mir noch Einiges mitzutheilen bleibt.

Eliſabeth gibt genau an, wie man an der königlichen Tafel ihr, ihrem Gemahl und ihrem Sohn den Platz angewieſen habe. Dies war eine Sache von Wichtigkeit für die deutſche Fürſtentochter, die ſehr auf die ihrem Range ſchuldigen Rückſichten hielt. „Der König," ſchreibt ſie, „ſaß allein an einer langen Tafel. In der Mitte, zu ſeiner Rechten ſaß der Dauphin und der Duc de Bourgogne, unten zu der linken Hand die Dauphine und der Duc de Berry, im Retour Monſieur ſel. und ich, im andern mein Sohn und ſeine Gemahlin. Der übrige Platz war nur für die gentilshommes servants, ſo dem Könige und uns an der Tafel dieneten; denn wenn man dem König hier an der Tafel dienet, ſtehet man nicht hinter dem Stuhl, ſondern vor der Tafel." —

Ueber die Geliebten ihres Sohnes ſchreibt ſie: „Daß er große Inclination für das weibliche Geſchlecht hat, kann ich nicht leugnen, aber hat er eine Sultane Reine, ſo iſt's Madame de Parabère. Ihre Mutter, Madame de la Vieuville war Dame d'atour bei der Ducheſſe de Berry, da hat er ſie kennen lernen. Sie iſt nunmehr eine Wittwe, hat eine ſchöne Taille, lang und rar, das Geſicht iſt braun, denn ſie ſchminkt ſich nicht, hat aber angenehme Augen und Mund, hat wenig Verſtand, iſt aber ein friſch Stück Fleiſch. Mein Sohn hat ein Töchterchen von der Demarez; ſie hätte ihm gern noch ein anderes aufbinden wollen, aber er hat geantwortet: non, cet enfant est trop harlequin. Als ſie ihn gefragt, was er dadurch verſtehe, hat er geantwortet: il est de trop de pieces differentes. Hat es ihr alſo gelaſſen. Ich weiß nicht, ob ſie es hernach nicht Chur Baiern gegeben, denn er hat auch daran gearbeitet. Mein Sohn iſt weder hübſch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen; erſtlich ſo iſt er incapable eine Paſſion zu haben, und ein Menſch lange zu lieben. Zum andern ſind ſeine Manieren nicht höflich und poli genug, um ſich anzuſtellen, als wenn er verliebt wäre; fällt allezeit mit der Stubenthür in die Kammer; zum dritten iſt er gar nicht diſcret noch ſecret, erzählt Alles gleich was vorgegangen. Ich ſage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug wundern kann, daß ihm die Weiber noch ſo nachlaufen, ſollten ihn vielmehr fliehen; er lacht aber und ſagt: Vous ne connaissez pas les femmes debauchees d'a present; dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. Mir iſt bitter bange für meinen Sohn bei ſeinen Damen; er iſt ſchon einmal übel angekommen. Mein Sohn iſt nicht delikat, wenn die Damen nur von gutem Humor ſein, brav freſſen, ſaufen und frech ſein, weiter bedürfen ſie keiner Schönheit; ich habe ihm oft vorgeworfen, daß er ſo viele Häßliche liebt. — Mein Sohn, ob er zwar Regent iſt, kommt nie zu mir, und geht nie von mir ohne mir die Hand zu küſſen, ehe ich ihn embraſſire, nimmt auch keine chaise von mir; im Uebrigen iſt er nicht ſcheu und plaudert brav mit mir; wir lachen und ſchwatzen miteinander wie gute Freunde. — Ich ſoutenire meinen Sohn, daß er ſein Leben nicht verliebt geweſen, und daß ſeine Liebe nur in Debauchen beſtehet, er antwortet: il est vrai que je ne saurois être comme un héros de roman, ou passionné comme Céladon, mais j'aime à ma mode. Ich ſagte: Votre mode est d'aller comme à votre chaise percée. Dann lacht er, wenn ich das ſage." — Man ſieht hieraus, welche Art Geſpräche über ſentimentale Gegenſtände Mutter und Sohn miteinander zu führen pflegten. Allein Eliſabeth wußte am beſten, wie ſie mit dem determinirten Wüſtlinge zu verkehren habe, um ihn allenfalls von den ſchlimmſten Verirrungen abzuhalten. Predigten und ernſte Vorſtellungen nutzten nichts, nur derber Spott, und in dieſem Spotte heilſame Wahrheit eingehüllt, führten zum Ziele.

Als der Herzog-Regent durch ſeine enge Verbindung mit dem Schwindler und Betrüger Law von der Nation angefeindet und ſogar verfolgt wurde, litt Eliſabeth unſäglich; ſtets fürchtete ſie für ihn das Aergſte. Auch die Verſchwörung, die Alberoni im Verein mit der Maintenon gegen ihn anzettelte, brachte die Mutter in die größte Aufregung, nicht minder war ihr Dubois' wachſender Einfluß auf ihren Sohn, und die Verachtung, mit der dieſer letztere überall verfolgt wurde, beſonders als dieſer Schurke mit dem Kardinalshut geſchmückt wurde, ſehr beängſtigend und ſie bat öfters den Sohn, ſich völlig von dem Nichtswürdigen loszuſagen. Dazu war aber der Regent nicht zu bewegen, denn er konnte die ſchändlichen Dienſtleiſtungen, zu denen Dubois ſich herabließ, nicht entbehren. Dieſer Fürſt der Kirche entblödete ſich nicht, in eigner Perſon feile Dirnen aus den verrufenen Winkeln des Palais royal ſeinem fürſtlichen Beſchützer und ehemaligen Zögling zuzuführen und jene obſcönen Feſte zu veranſtalten, die unter dem Namen der „adamitiſchen Soireen" in den Annalen der Wüſtlinge einen ſo berüchtigten Platz einnehmen. — Ueber die Gefahren, denen er ausgeſetzt, ſchreibt ſie: „Nach dem verfluchten arrêt, ſo Law meinen Sohn hat machen laſſen, iſt ganz Paris ſchwierig. Ich bekomme unbekannte Briefe, daß ich für meine Perſon nichts zu fürchten hätte, allein daß man meinem Sohn mit feu und fer nach dem Leben ſtehen würde, daß der Complott gemacht und die Sache ganz resolvirt ſei. Anderwärts erfuhr ich, daß man Meſſer geſchliffen, in der Intention meinen Sohn zu aſſaſſiniren. Alle Augenblicke kommen die erſchrecklichſten Zeitungen von der Welt. Bis man gehört, daß das Parlament ſich verſammelt, eine Deputation von zweien der Vornehmſten zu meinem Sohn geſchickt, die er gar wohl empfangen, und durch ihren Rath den arrêt caſſirt, und alſo Alles wieder in den vorigen Stand geſetzt, welches Paris wieder ganz calmirt und beſänftigt hat, und Gottlob! meinen Sohn auch wieder mit dem Parlament vereinigt. Die Goldſchmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn ſie ſchätzen ihre Waaren dreimal höher als ſie werth ſein, wegen der Billets de Banque. Ich habe oft gewünſcht, daß die Billets de Banque im helliſchen Feuer brennen möchten; ſie geben meinem Sohne mehr Mühe als Troſt. Es iſt nicht zu beſchreiben, was er deswegen ausgeſtanden; in Frankreich hat nun Niemand weder Heller noch Pfennig, aber, mit Verlaub auf gut Pfälziſch zu ſagen, A W von Papier genug. Mein Sohn iſt geliebt geweſen, aber ſeitdem der verfluchte Law gekommen, iſt mein Sohn je länger, je mehr gehaßt; es geht keine Woche vorbei, daß ich nicht durch die Poſt abſcheuliche Drohſchreiben bekomme, worin man meinen Sohn als den boshaftigſten Tyrannen traktirt.“

Nach dem Obigen ſehen wir, daß das Verhältniß

Eliſabeths zu ihrem Sohne, trotz der Liebe und der ſteten Entſchuldigung, die das Mutterherz eingab, doch kein glückliches war. Was ſie jedoch beim Sohne entſchuldigte, litt ſie an des Sohnes Kindern nicht. Die Tochter des Regenten heirathete den Herzog von Berry, ebenfalls gegen der Großmutter Willen, die, wie es ſcheint, in keiner ihrer Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Wir ſehen hierin die Deſpotie Ludwig XIV., der wie im Staate, ſo in ſeiner Familie unumſchränkt zu herrſchen gewohnt war. Wenn ein Zwiſt in der Familie entſteht, ſo heißt es immer, wenn jedes andere Beruhigungsmittel fehlſchlägt, man werde es dem Könige klagen, und wirklich ſtürzten auch drei, vier erzürnte Frauen auf einmal in das Kabinet des Königs, Eine über die Andere laute Klage führend, ſo daß eines der Verdienſte der Maintenon darin beſtand, das arme Haupt dieſer ewig ſtreitſüchtigen Familie vor täglichem, faſt ſtündlichem Familienſkandal zu bewahren. Eliſabeth urtheilt von dem Manne ihrer Enkeltochter: „Es iſt kein Wunder, daß der Duc de Berry keine hohen Mienen hat, er wurde bei Mad. de Maintenon und der Dauphine wie ein Kammerknecht erzogen, mußte der alten Zott bei Tafel dienen, und Nachmittags allen Damen. Sie hatten ihn abgerichtet wie einen Kammerdiener, ſie duzten ihn auch und ſagten: Berry, va me chercher mon ouvrage. — Die Ducheſſe von Berry rechne ich nicht mehr unter meine Kindeskinder, ſie iſt abgeſondert, wir leben miteinander wie blutfremde Leute; ſie bekümmert ſich um mich nicht, ſo bekümmere ich mich um ſie nicht. Sie hat ein geſund Fett, ihre Backen ſind hart wie ein Stein; wäre ſie gut erzogen worden, wäre etwas recht Gutes aus ihr geworden."

Dieſe Enkeltochter ſtarb an den Folgen ihrer Ausſchweifungen, auch im Genuß der Tafelfreuden, im Juli 1719 an einer ſo ſchmerzhaften Krankheit, daß ſie den Pallaſt mit ihren Geſchrei erfüllte. An ihrem Sterbelager ſaß der Vater, deſſen Lieblingskind ſie war. Eliſabeth erſchien nicht. Den Grund der Vorliebe ihres Sohnes für dieſe Tochter gibt Eliſabeth in dem Umſtande an, daß ſie gehorſam alle Medikamente, die der quackſalbernde Vater producirt, angenommen habe, und daß man durch nichts ſo ſehr in die Gunſt des Regenten habe gelangen können, als wenn man ſich ſeiner Apotheke bediente. Freilich war dieſe Art Schmeichelei für den, der ſie ausübte, gefährlich, denn der hochgeſtellte Pfuſcher liebte es manchesmal an dem Korper ſeiner Patienten Experimente zu machen, deren Reſultat oft ein jahrelanges, nicht zu beſeitigendes Leiden war.

Mit der Gemahlin des Dauphins, die ebenfalls eine deutſche Prinzeſſin, und zwar auch eine Pfalzerin —

aus Pfalz Baiern — war, lebte Eliſabeth in gutem Vernehmen. Sie mußte ſehen, wie dieſe ſanfte und etwas ſchwache Frau unbarmherzig von dem Haß und der Verfolgung der Maintenon zu leiden hatte, ohne im Stande zu ſein, ihr helfen zu können. Von der zweiten Dauphine, von der nachmaligen Königin von Spanien, erzählt Eliſabeth ſehr auffällige Dinge. Dieſe Prinzeſſin wuchs ſo wild auf und wählte ihre Beſchäftigungen und Beluſtigungen ſo übel, daß man Mühe anwenden mußte, den König, ihren Vater, nichts wiſſen zu laſſen von dieſen Tollheiten und Ausſchweifungen. Eine Stelle in Eliſabeths Briefen, die ſich auf den intimen Umgang der jungen Prinzeſſin mit der Maréſchalle d'Etrées bezieht, lüftet den Schleier von den geheimen Verirrungen, denen ſich die vornehmen Weiber der verderbten Hauptſtadt hingaben. „Es iſt nicht auszuſprechen," ſchreibt ſie, „was für tolle Hummeln um die Dauphine waren, als zum Beiſpiel eben dieſe Maréſchalle d'Etrées. Die Maintenon iſt übel bezahlt worden, dieſes tolle Vieh zu der Dauphine gethan zu haben, denn ſie machte, daß die Dauphine nun nicht mehr ſo gerne bei ihr war als vorher. Dieſe hatte daher keine Ruhe, bis ſie erfuhr von ihr ſelbſt wo es hebte, und ſie geſtand der Maintenon ſelbſt, daß die Maréſchalle d'Etrées ihr täglich ſagte: Que voulez-vous faire auprès de cette vieille? Ne soyez qu'avec des gens qui Vous divertissent mieux que cette vieille carcasse. Zu Marly lief ſie des Nachts mit allen jungen Leuten herum bis drei und vier Uhr Morgens. Der König hat kein Wort davon gewußt, daß ſie ſo herumlief.“ —

Eliſabeth ſuchte ſich mit dem Dauphin le père auch gut zu ſtellen; man hatte ihr ſchon in Hannover eingeſchärft, daß dies nöthig ſei, deshalb ließ ſie ſich zu manchen, ihr wahrlich nicht ſehr willkommenen Freundſchaftsbezeugungen herab. So ſchreibt ſie unter Andern: „Er hatte gern, daß man ihn auf dem Nachtſtuhle entretenirte, aber es ging dabei gar modeſt her, denn man ſprach mit ihm und wandte ihm den Rücken zu. Ich habe ihn oft ſo entretenirt in ſeiner Gemahlin Kabinet, die lachte von Herzen darüber, ſchickte mich allezeit hin ihren Herrn zu entreteniren.“

Wir können die Beziehungen übergehen, in denen Eliſabeth zu ihren anderen Verwandten, die ihr weniger nahe als die eben Geſchilderten ſtanden, ſich befand. Wir fügen nur noch einige charakteriſtiſche Züge bei von denjenigen Perſonen ihrer dienenden Umgebung, die Eliſabeth mit großer Rückſicht, ja mit einer Art Freundſchaft behandelte. So lebte ſie zum Beiſpiel im engſten Vertrauen mit einer ihrer Hofdamen, von der ſie komiſche Züge von Zerſtreutheit erzählt. „Des Lord Headley

Frau Großtante, Madame de Gordon, iſt lange Jahre meine dame d'atour geweſen. Sie war ein wunderlich Menſch und allezeit zerſtreut. Einmal hat ſie ihren eignen Schenkel anſtatt eines Briefes im Bette verſiegelt, und petſchirte ſich ihren eignen Schenkel und brennte ſich jämmerlich. Wenn ſie im Bette ſpielte, warf ſie die Würfel auf die Erde und ſpie ins Bett. Sie ſpie einmal der erſten Kammerfrau, ſo eben gähnte, in den Mund; ich glaube, wenn ich nicht gewehrt hätte, meine erſte Kammerfrau hätte ſie geſchlagen, ſo bös war ſie. Wenn ſie Abends mir die Kappe aufſetzen ſollte, um nach Hof zu gehen, ſo nahm ſie ihre Handſchuh, ſchlenkerte ſie mir ins Geſicht, und ſetzte ſich meine Kappe ſelber auf. Einsmals hatte ſie mit einem Capitain des Gardes von Monſieur ſeligen zu reden, ſo ein großer Mann war, und le Chevalier de Beuvron hieß. Sie hatte die Gewohnheit, wenn ſie mit einem Menſchen ſprach, ſo ſpielte ſie allezeit mit den Knöpfen an der Weſte, dieſer aber war ſo lang, daß ſie nur an ſeine Hoſe gelangen konnte, und knöpfte ihm alſo die Hoſe auf. Er erſchrak, ſprang zurück und ſagte: que me voulez vous? Dieſes gab ein großes Gelächter im Saal zu St. Cloud."

Von ihrer Tante, der Prinzeſſin Eliſabeth, Aebtiſſin von Herford, erzählt ſie ähnliche Züge von Zerſtreutheit.

„Meine Tante hat einmal eine Maske anthun wollen, anſtatt ihrer Maske fordert ſie einen Kammertopf, wie ſie denn allezeit ſehr diſtrait war. Man brachte ihr den Kammertopf, ſie meinte es wäre die Maske, ſuchte das Band um es anzuſtecken und ſahe denn, daß es der ſilberne Kammertopf war. Ein anderesmal wollte ſie ſich auf den Nachtſtuhl ſetzen, ſetzte ſich ins Kamin und verbrennte ſich den Hintern brav."

Um zu beweiſen, daß die Luſtſpieldichter aus den Briefen unſerer pfälziſchen Prinzeſſin Stoffe finden können, ſtehe hier eine Anekdote, die Eliſabeth beiläufig erzählt: „Zwei junge Ducheſſen haben ihre amants nicht nahe genug ſehen können und deshalb etwas Poſſierliches erdacht. Es ſind zwei Schweſtern, und beide in einem Kloſter, etliche Meilen von Paris, erzogen worden. In ſelbigem Kloſter iſt eine Nonne geſtorben. Die Damen ſtellten ſich als wenn ihnen gar leid wäre, und daß ſie ſie ſehr geliebt hätten, forderten alſo Urlaub um der Nonne die letzte Ehre anzuthun und zu ihrem Begräbniß zu gehen. Solches wurde ihnen erlaubt, und wurden ſehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie ſie ins Kloſter kamen, fanden ſich bei dem Begräbniß zwei fremde Pfaffen ein, die Niemand kannte. Man fragte ſie wer ſie wären, ſie ſagten ſie wären arme Prieſter, die Protektion nöthig hätten, und wie ſie gehört, daß die zwei Ducheſſen kommen würden zum Begräbniß, hätten ſie ſich auch dabei eingefunden, der Damen Protektion zu ſuchen. Die Damen ſagten, ſie wollten ſie examiniren, ſie ſollten nach dem Begräbniß in ihre Kammer kommen. Die jungen Prieſter gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Aebtiſſin fand die Audienz zu lange, hieß die jungen Prieſter fortgehen. Einer hielt ſich gar flammig, der Andere aber that nichts als lachen. Dieſer der Duc de Richelieu, der Andere der Chevalier de Guemenee, des Duc de Guemenee jüngſter Sohn. Die Cavaliers haben dieſe Aventure ſelbſt ausgeſagt."

Als einen Beleg für die Verderbniß der vornehmen Frauen erzählt Eliſabeth: „Die ſchöne Madame de Maubuiſſon wurde ohnmächtig, wenn impuissants ſich ihr näherten; ſie konnte ſie riechen, und ſobald ſie nahe zu ihnen kam, wurde ſie gleich übel. Man erzählt von dieſer Dame, daß um ſich ein œil tendre zu machen und um ſchmachtend auszuſehen, hatte ſie einen Kammerdiener, der mußte, wenn ſie auf den Ball ging, in ihrem vollen Putze und aufrecht [illegible]."

Andere Anekdoten theilt Eliſabeth oft nur mit, weil ſie weiß, daß ſie im Geſchmack derjenigen Perſonen ſind, an die ſie gerade ſchreibt. So liebte ihre Tante, die Churfürſtin von Hannover ſehr gerne Geſchichtchen zu hören, die den alten Hof betrafen, den ſie ſelbſt noch gekannt, und Eliſabeth erzählt von einem Herrn von Brancas, der Chevalier d'honneur de la Reine Mère war: „Einsmals da ſie in der Kirche war, vergißt Brancas, daß es ſeine Königin iſt die da kniet, denn ſie hatte einen runden Rücken, ſo daß, wenn ſie den Kopf bückte, ſahe man ſie nicht recht mehr. Er hält ſie für einen Prie-dieu, kniet ihr in die Schenkel, und thut ſeine Ellenbogen in der Königin Achſeln. Die Königin war ſehr verwundert ihren Chevalier d'honneur auf ſich knien zu ſehen, und Jedermann fing an zu lachen."

Ebenfalls um ihre Tante zu beluſtigen, erzählt Eliſabeth von der Königin Chriſtine von Schweden: „Unſer König ſel. erzählte mir eine Hiſtorie von der Königin Chriſtine von Schweden. Sie ſetzte nie eine Nachtkappe auf, ſondern wickelte nur eine Serviette um den Kopf. Einsmals da ſie nicht wohl ſchlafen konnte, ließ ſie eine Muſik vor ihr Bette kommen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bette zugezogen. Wie ihr aber die Muſik wohl gefiel, fuhr ſie aus dem Bette, ſteckte den Kopf plötzlich hervor und rief überlaut: Mort Diable! qu'il chante bien! Die Kapaunen und die Italiener, welche ohnedem die Braviſten nicht ſind, erſchraken hierüber und über die tolle Figur ſo ſehr, daß ſie verſtummten, und die Muſik mußte aufhören. Man ſieht in Fontainebleau, auf dem großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den ſie hat maſſakriren laſſen. Sie wollte nicht, daß Alles was der Menſch von ihr wußte, herauskommen ſollte, und meinte, wenn ſie ihm das Leben nicht nähme, würde er es ausſchwatzen; er hatte ſchon angefangen aus purer Jalouſie, denn es war ein Anderer mehr in Gnaden kommen wie er. Sie war in allen Stücken ſehr debauchirt, auch mit Weibern. Hatte ſie nicht ſo viel Verſtand gehabt, hatte ſie kein Menſch leiden können. Das hat ſie den Franzoſen zu danken, inſonderheit dem alten Bourdelot, ſo ein Doktor vom grand Condé war, der ſie in allen Laſtern geſtärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauché's nur erdenken können. Die Franzoſen, ſo ſie bei ſich in Stockholm gehabt, waren gar gefährliche Leute. Das hat die Königin in ſo große desordres gebracht."

Andere Anecdoten, die Eliſabeth erzählt, können wir, obgleich ſie wie alles Andere aus ihrer Feder fließende, äußerſt charakteriſtiſch ſowol für das Erzählte als für die Erzählende ſind, nicht wol hier wiedergeben, weil ihr Inhalt au delà de la permission deſſen ſind, was man allenfalls wiedererzählen darf. Dem Prinzen Eugen, dem berühmten Ritter, ſtellt ſie ein Zeugniß aus, das auffällig genug iſt, der glorreiche Marſchall von Sachſen erhält ebenfalls ſeinen Theil, und Alberon hat, nach Eliſabeths Erzählung, die Alles übertrifft was man an obſcönen Details nur irgend erwarten mag, ſein Glück einer recht ſeltſamen Schmeichlergabe zu danken.

Nachdem Eliſabeth dreißig Jahre als Gattin und zwanzig Jahre als Wittwe des Herzog von Orleans in Frankreich zugebracht hatte, traf ihr Todestag auf den 8. October **1722.** Kurz vor ihrem Tode, ſie wurde ſiebenzig Jahr alt, ſchrieb ſie noch an Herrn von Harling in Hannover, den Mann ihrer nunmehr verſtorbenen ehemaligen Gouvernante. „Ich bin feſt perſuadirt, daß meine Stunde gezählt iſt. Ich befehle Alles Gott dem Allmächtigen und bin weiter in keinen Sorgen, was daraus werden wird. Das wäre wol eine große Thorheit, wenn die Großen ſich einbilden ſollten, daß unſer Herr Gott was beſonderes für ſie machen ſollte. Ich weiß wer ich bin und laſſe mich hierin nicht betrugen." Sie erlebte noch die feierliche Krönung Ludwig XV. in Rheims, des Urenkels des Mannes, der ihre Jugend beſchützt hatte, und der Einzige geweſen war, der ſie mit Liebe und Achtung in Frankreich empfangen hatte, als ſie zitternd und ſcheu an den ihr ſo völlig fremden Hof kam. Den Aerzten, die ſie von dieſer Reiſe abhalten wollten, entgegnete ſie: „Nein, erſt will ich das liebe Kind noch in ſeiner irdiſchen Herrlichkeit ſehen, und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehen." An die Stufen des Altars, als die Krönungsceremonie im Gange war, ließ ſie ſich herantragen und ſank auf den Marmorboden nieder. Ludwig, der lächelnde, gekrönte Knabe, ſah auf dieſe ſeine älteſte und geachtetſte Verwandte mit einer Miſchung von Staunen und Spott nieder. Der junge Hof verſtand Eliſabeth nicht mehr, und nach Weiſe der Höfe ſpottete er über das was er nicht verſtand. „Meine Zeit iſt um," ſagte die alte Fürſtin ſeufzend aber gefaßt zu ihrer Umgebung.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Eliſabeth zur katholiſchen Religion übertreten mußte, daß ſie aber der lutheriſchen im Herzen treu blieb. Der Streit der Confeſſionen berührte ſie übrigens nicht ſehr. Der berühmte Maſſillon hielt jedoch für gut, in ihrer Leichenrede den Franzoſen zu ſagen, ſie habe gewollt: »Jamais de retour sur la foi, qu'elle avoit quitté, parcequ'elle l'avoit quitté volontairement, jamais de doute sur le parti, qu'elle avoit pris, parcequ'elle l'avoit pris par conviction.«

Was die äſthetiſche Bildungsſtufe, auf der Eliſabeth ſtand, betrifft, ſo ſcheint dieſe nur niedrig geweſen zu ſein, denn ſie ſchreibt in ihren zahlloſen Briefen nichts über die Leiſtungen der großen Talente, die Frankreich gerade damals erzeugte, als dieſe Deutſche ſeinen Boden betrat. Nichts von den erhabenen Tragödien

Corneille's und Racine's, nichts von den klaſſiſch gewordenen Luſtſpielen Molière's, nichts von Lully's melodiöſen Compoſitionen, die ganz Frankreich entzückten, nichts von la Chamelle's und Beauval's mimiſchen Gebilden. Obgleich ſie oft das Theater beſuchte, ſcheint ſie doch nicht viel mehr in der Kunſt geſehen zu haben, als ein gewöhnliches Mittel, ſich von der Langeweile der Hoffeſte und Repräſentationen zu erholen. Nur von Baron ſpricht ſie und ſagt, daß er ein vortrefflicher Arlequin und ein excellenter Scaramouche geweſen ſei. Wahrſcheinlich hat er ſie durch ſeine grotesken Forzen zu lachen gemacht, denn es mußte Alles etwas derb ſein, was der Pfälzerin gefallen ſollte. Bei den Trauerſpielen ſaß ſie in ihrer Loge und ſchwitzte, ließ ſich im Seitenkabinet friſche Hemden anziehen, ſchwitzte wieder, langweilte ſich und trollte ſich endlich mit dem ganzen Hofſchwarm gähnend nach Hauſe. Dennoch behielt ſie einige Verſe des Racine, wo ſie gerade in ihren Kram paßten; ſo wendete ſie ſehr pikant die Strophe Phädra's:

> Cet heureux temps n'est plus, tout a changé de face
> Depuis que dans ces lieux les Dieux ont amené
> La fille de Minos et de Pasiphaé —

auf die Maintenon an und erzürnte dieſe dadurch aufs heftigſte.

Wir wollen zum Schluſſe noch bemerken was Frau

v. Sévigné über ſie ſagt: «Elle ne brilloit pas par leurs charmes. Parfait contraste de la délicate Henriette elle avoit de traits fortement prononcés, une taille fournie, une santé robuste, de l'indifférence, si on ne veut pas dire, de l'aversion pour la parure, l'élégance, la représentation et les plaisirs qui exigeoient quelque contrainte.» St. Simon nennt ſie eine «Princesse de l'ancien temps, fort allemande et sauvage. Elle aimoit les chiens et les chevaux passionnément, la chasse et les spectacles, et n'étoit jamais qu'en grand habit, et en perruque d'homme, et en habit de cheval et avoit plus de soixante ans que saine ou malade (et elle ne l'étoit guère) elle n'avoit jamais connu une robe de chambre.» —

Als zur Zeit der Revolution die Königsgräber zu St. Denys geöffnet wurden, öffnete man auch den Sarg, der ihre Ueberreſte barg. Man fand nichts darin als Staub und Moder, da ſie auf ihr ausdrückliches Begehren nicht einbalſamirt worden war. Nur ein Stück des königlichen Hermelins hatte ſich erhalten. So mußte dieſe Frau, die den Hermelin mit ſo viel Ehren getragen hatte, noch in ihrem Tode die ſauber bewahrte Weiße dieſes koſtbaren Vließes, dieſes Abzeichens der Könige, vorzeigen.

Maria Thereſe.

Maria Thereſe.

Wenn wir dieſe Fürſtin, die unſtreitig zu den berühmten Frauen ihres Jahrhunderts gehört, unter der Zahl unſerer Frauenbilder aufnehmen, ſo geſchieht es mit dem Vorbehalt, daß wir nur Weniges von ihr ſagen werden. Der Leſer erinnert ſich ohne Zweifel unſerer oft wiederholten Bemerkung, daß wir keine Biographien in ſtrengem hiſtoriſchen Sinne ſchreiben, daß es uns nur um lebhaft colorirte Bilder zu thun iſt, die dem Geiſtesauge eine plaſtiſch abgerundete Geſtalt vorüberführen, mit all dem kleinen Aufputz, den die Mode des Jahrhunderts dem Aeußern ſelbſt der größten und feinſten Geiſter aufdrückt. Bei der Fürſtin, die wir hiermit dem Beſchauer vorführen, iſt dieſes Ziel aus zwei Gründen ſchwer zu erreichen. Erſtens hat es die öſtreichiſche Literatur in ihrer Art wenig von den vorſtechenden Charakteren ihrer Fürſten- und Völkergeſchichte zu veröffentlichen. Man findet wol gewichtige hiſtoriſche Nachweiſe, aber nirgends umſtändliche Memoiren, die über die intereſſanten Charaktere Oeſtreichs Aufſchluß geben. Den eingebornen Literaten hat man frühzeitig das Schweigen anempfohlen, die ausländiſchen machte man bei ihren Eröffnungen mit allen Mitteln, die einer mächtigen Regierung zu Gebote ſtehen, ſo dürftig in Ausbeute und Wirkung ausfallend, als nur immer möglich. Franzoſen, dieſe Memoirenſchreiber par excellence, kamen ſelten nach Wien, denn ſie langweilten ſich daſelbſt, und deutſche Reiſende ſchrieben mit Vorſicht, denn es waren eben deutſche Reiſende. Der zweite Grund iſt, daß die ſo hochgeprieſene Kaiſerin Königin wenig das Auge und die Phantaſie Feſſelndes in ihrer perſönlichen Erſcheinung darbietet. Sie war eine durchweg proſaiſche Natur, und unter den Fürſten Deutſchlands völlig jenem Friedrich Wilhelm I. von Preußen gleichzuſtellen, der ſeinen Ruhm darin fand, ein deutſcher Hausvater auf dem Throne zu ſein. So war Maria Thereſens größter Stolz eine bonne menagere ihres großen Reiches zu ſein. Nur eine geniale poetiſche Periode zieht im Leben dieſer Fürſtin die Blicke auf ſich, dies iſt in ihrer frühen Jugend die Zeit, wo ſie den angeerbten Thron durch perſönlichen Muth zu vertheidigen ſich entſchloß. Wir ſpielen hier auf den merkwürdigen Landtag in Preßburg an, auf dem ſie mit ihrem Sohne auf dem Arme erſchien, um ſich und ihn den erbergebenen Ungarn zu empfehlen. Man hat Maria Thereſe oft gegen Catharina II. in Vortheil zu ſetzen verſucht, indem man hervorhub, daß ſie eine treue Gattin und eine Mutter von ſechzehn Kindern geweſen ſei. Wir wollen dieſen Ruhm nicht antaſten. Es iſt Mode heutzutage geworden, auf den Thronen zugleich mit der Fürſtengröße das Familienglück zu ſuchen, obgleich die Geſchichte lehrt, daß nichts unverträglicher ſei als gerade dieſe beiden Eigenſchaften miteinander, und daß es, wenn beide als zuſammen beſtehend geprieſen werden, mit der einen oder mit der andern nicht richtig beſtellt ſei. Es iſt plötzlich eine übel angebrachte Sentimentalität in die hohen Regionen gedrungen, man möchte gerne ſo weit gehen, eine Fürſtin nach der Anzahl ihrer Wochenbetten und nach den Beweiſen von Eiferſucht und Zärtlichkeit, die ſie ihrem Gemahl gibt, als groß und für den Thron geeignet zu preiſen, während man zu gleicher Zeit einen alten gekronten Familienvater überſchwänglich lobt, weil er ſo vortrefflich ſeine Gelder anzulegen und für ſeine Söhne und ſeiner Söhne Söhne zu ſorgen verſteht. Alles dieſes iſt neu, und das achtzehnte Jahrhundert kennt dieſe Sentimentalität nicht. Der Fürſt iſt dazu da, um ſein Volk groß und glücklich zu machen, den Namen, den er trägt, mit den Segnungen und Lorbeerkränzen, die Klio ſpendet, zu krönen, iſt er dabei noch ein guter Familienvater, ein edler Gatte, ſo iſts gut, aber ſeinen Ruhm vermehrt dies nicht, ſeine Stellung wird hierdurch nicht um den geringſten Theil vollkommener und glänzender. Des Fürſten Gemahlin iſt der Ruhm, ſeine Kinder ſind die Millionen ſeiner Unterthanen, ſeine Geliebte iſt das Glück ſeiner Staaten, ſein Haus und ſein Herd iſt Europas Staatengeſchichte. Nähme man an, daß die Fürſten bei Darlegung ihrer glücklichen Familienverhältniſſe einen Zweck verfolgten, ſo wird dieſer ſicherlich nicht erreicht; denn den Völkern, ſo wie ſie in der Wirklichkeit ſind, und nicht ſo wie ſie eine weichliche Philoſophie à la Rouſſeau ſich träumt, wird durch excluſive Fürſtengröße weit mehr imponirt, als durch die Leutſeligkeit und das Familienglück auf dem Throne, das die Balkons betritt und ſich vor die offenen Fenſter ſtellt um Allen ſichtbar zu werden. Die furchtbare und ſchonungsloſe Kritik, die ſtets die Maſſe übt, fällt über das Familienglück auf dem Throne unbarmherzig her; iſt es Schauſpiel geweſen, ſo war's umſonſt, denn es täuſchte Niemand, war es Wirklichkeit, ſo iſt's bitter grauſam, denn die rührendſte Heimlichkeit des Glücks, die Gattentreue und die Kindesliebe, Schätze, die jeder Privatmann mit einer gewiſſen keuſchen Scheu dem Auge der Oeffentlichkeit verbirgt, weil die Welt doch nicht verſteht was man ihr zeigt, iſt hier von einem edlen Fürſten mißverſtehend und mißverſtanden dem Urtheil des großen Haufens preis gegeben worden.

Aus Obigem hervorgehend iſt es deutlich, daß Maria Thereſe als eine individuelle Erſcheinung aufzufaſſen, ſie als Frau in den Schwächen und glänzenden Eigenſchaften ihres Geſchlechts zu portraitiren, eine wenig lohnende Aufgabe iſt, da von ihrer Perſönlichkeit nicht viel zu berichten iſt, und dieſes Wenige, wenn der Biograph es nicht ſehr behutſam anfaßt, leicht zu dem Nachtheil der großen Frau ausfallen könnte, denn dieſe gerühmten häuslichen Tugenden ſind, wie geſagt, vorſichtig und ſchonend mit dem Lichte der Oeffentlichkeit zu beleuchten, wenn ſie nicht gerade ihren Hauptreiz, das Geheimnißvolle und ſich abſichtlich Verhüllende, verlieren wollen. Wir wollen annehmen, daß Maria Thereſe wirklich eine ſo muſterhafte Gattin und Mutter war, und es iſt kein Grund nur irgend hieran zu zweifeln; ſo wollen wir gerade ſo wenig als möglich von dieſen Tugenden ſprechen, weil ſie ihrer Natur nach kein Gegenſtand ſind, von denen man weitläufig und ruhmpreiſend zu reden hat. Die andere Seite der Medaille zeigt Thereſens Bild als Kaiſerin Königin, als politiſche Perſon, und da iſt, um von ihr genügend zu reden, nur nöthig, eine detailirte Aufzählung der Kriegsereigniſſe ihrer Zeit hinzuſtellen. Eine ſolche Aufzählung zu geben, wenn ſie nicht ſehr innig mit der Perſönlichkeit des Gegenſtandes, deſſen Bild wir eben zeichnen, zuſammenhängt, iſt nicht unſere Abſicht, und bei Maria Thereſe dünkt es uns, als wenn ſie ſelbſt ſehr wenig betheiligt erſchiene bei dem Sturm und dem Gedränge um ſie her. Nicht wie Catharina erwirbt ſie ſich durch geniale Kühnheit einen Thron und erhält ſich ihn durch fortgeſetzte Thaten des grenzenloſeſten Muthes, der ewigwachen Vorſicht, des politiſchen Hazardſpiels, des prachtvollen Gepränges und der verhüllten Intrigue, ſondern ſie beſitzt ihn mit dem ruhigen Trotz, mit dem man ein langgewohntes Gut beſitzt. Catharina iſt ſtets ſelbſt auf dem Theater. Während es um ſie brauſt und ſtürmt, ſieht man ihre fliehende Geſtalt über die Bühne eilen, bald mit der Fahne, bald mit dem Schwert, bald mit dem Cruzifix bewaffnet; immer ſie — Niemand anders als ſie — und immer thätig, immer den Zuſchauer bei ſtockendem Athem erhaltend durch ihr gewagtes und blendendes Spiel. Maria Thereſe verſchwindet, nachdem ſie eine einzige feurige Jugendthat vollbracht, in das Dunkel ihrer Familiengemächer, wo ſie ſich zur Seite eines ſchwachen, von ihr verhätſchelten, guten Mannes ſetzt, und Geſetze für ihre Hauptſtadt nebſt Andachtbüchern für ihre Familie ſchreibt. Zwiſchendurch erhebt ſie ſich und gibt eigenſinnig ihren Machtſpruch ab. Ihre Miniſter und ihre Feldherrn kämpfen. Dieſe Miniſter — oder eigentlich dieſer Miniſter, denn es iſt immer nur Kaunitz, der ſich bemerkbar macht — und dieſe Feldherrn ſind große und bedeutende Talente; ſie übernehmen die Arbeit und führen ſie aus. Wir wollen dieſe Behauptungen durch die Darlegung der kurzgefaßten politiſchen Geſchichte Maria Thereſens zu beweiſen ſuchen, dann wollen wir ein wenig — wir ſagen ein wenig — die Perſönlichkeit der Fürſtin betrachten.

Das öffentliche und Staatsleben Maria Thereſens fällt in drei Hauptepochen: die erſte iſt ihr Kampf um ihre Krone, dauert von dem Tode Carl VI. 1740 bis zum Aachner Frieden 1748, die zweite faßt den ſiebenjährigen Krieg in ſich, ſchließt mit dem Hubertsburger Frieden und der Krönung Joſeph II. zum römiſchen König 1761. Die dritte, den bairiſchen Erbfolgekrieg und die Theilung Polens in ſich faſſend, endet mit der Kaiſerin Tode 1780. Dieſe vierzig Jahre umfaſſen ein ewiges Getümmel des Kriegs, ein Durcheinander von Friedensſchlüſſen und Kabinetſtreitigkeiten, ein diplomatiſches Gewirre, ein waghalſiges Kämpfen auf der einen und ein feiges politiſches Schleichen auf der andern Seite, und all die Noth, das Gezank, der Tumult endet endlich damit, daß Alles gerade ſo bleibt, wie es am Anfange des Streites geweſen iſt. Nur ein prachtvoller Zug Berühmtheiten geht aus dem Schutt und den Flammen der niederſtürzenden Städte, der verwüſteten Saaten hervor, Fürſten, Feldherrn, Miniſter — alle glänzend und im Ruhm ſtrahlend. Kein Jahrhundert iſt günſtiger für die Schauſtellungen des Ruhms geweſen als das achtzehnte. Die Völker bluteten und ſtarben, damit die Fürſten glänzten und ſiegten. Aber dieſer Fürſtenglanz war kein unfruchtbarer — wie es jetzt oft darzuſtellen beliebt wird; er verklärte und weihte den Opfertod der Völker. Mit dem ſtrahlenden Namen des Fürſten vereinte ſich der Name der Nation, und will dieſe in Wahrheit Ruhm und Größe, nicht blos materiellen Beſitz und aufgeſtapelten Reichthum, ſo ſcheint mit Strömen Bluts ein ſo koſtbarer Name, wie der Friedrich des Großen, nicht zu theuer erkauft.

Carl VI. hatte durch die bekannte pragmatiſche Sanction das Erbfolgerecht in weiblicher Linie feſtgeſetzt, demnach, da er nur zwei Töchter hinterließ, erbte Maria Thereſe, geboren zu Wien 1717, den Thron. Sie beſtieg auch ſofort nach des Vaters Tode den Thron von Ungarn, Böhmen und Oeſtreich 1740, indem ſie zugleich ihren Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen mit ſich erhob, dem ſie 1736, da ſie neunzehn Jahr alt war, die Hand gereicht hatte. Somit zierte die angeerbte Krone ihr Haupt, da ſie eben ihr vierundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte. Kaum war ſie jedoch in Beſitz ihres Erbes getreten, als von allen Seiten Proteſtationen einliefen. Die Gültigkeit der pragmatiſchen Sanction und der letzte Wille Carl's VI. wurden von einer Anzahl Bewerber zu gleicher Zeit angegriffen. Der Erſte, der ſich ins Erbe ſetzen wollte, war der Churfürſt Carl Albrecht von Baiern, der von Anna, der älteren Tochter Ferdinand I. abſtammte, der in ſeinem Teſtamente feſtgeſetzt hatte, daß, im Fall die männliche Linie erlöſche, die Thronfolge von Böhmen und Oeſtreich auf ſeine Töchter und deren Erben übergehen ſollte; der Zweite war Philipp V., König von Spanien, der als männlicher Habsburg, vermöge der Familienverträge von 1617, Anſprüche auf den öſtreichiſchen Thron machte. Zu dieſen zwei geſellten ſich mit zwar geringeren, aber ebenfalls hartnäckig behaupteten Forderungen Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme Catharina's, zweiter Tochter Philipp II. und verlangte Mailand. Joſeph I. älteſte Tochter war an Auguſt III., Churfürſten von Sachſen vermählt, und aus dieſem Grunde verlangte auch Auguſt Antheil am Erbe. Die Churfürſten von Cöln und Pfalz geſellten ſich gleichfalls zu den Fordernden. Maria Thereſe war entſchloſſen, Kei nem etwas zu gewähren, ſondern ihr Erbe ungeſchmälert für ſich zu behalten. Um dieſen Entſchluß zu faſſen gehörte Muth dazu — oder wenn wir es näher, freilich nicht im öſtreichiſchen Sinne und nicht ſo ſchmeichelhaft für Thereſien bezeichnen wollen — Unkenntniß der Gefahr. Als junge vierundzwanzigjährige Frau konnte ſie auch unmöglich den ganzen Umfang ihrer bedrohten Stellung überſchauen. Lobenswerth war ihr Eifer, ihr Erbe ganz für ſich zu behalten, doch welcher Fürſt hätte einen ſolchen Eifer nicht gehegt? Der Kampf begann. Der Churfürſt von Baiern, den Frankreich unterſtützte, ließ ſofort (im Juli 1741) zwei ſtarke Heere über den Rhein und die Maas vordringen. Friedrich II., ehe er ſeine Feindſeligkeiten gegen Oeſtreich begann, hatte Thereſien Vorſchläge gemacht. Er hatte ſich vier ſchleſiſche Fürſtenthümer erbeten, und wenn er dieſe erhalten, verſprach er die junge Königin in ihrem Rechte zu ſchützen und gegen ihre Feinde ein Heer zu ſtellen. Als er mit Stolz und Erbitterung von der Erbin abgewieſen wurde, rückte er am 23. Dec. 1740 in Schleſien ein. Maria Thereſe hätte vielleicht ſchon hier mit ein wenig Nachgibigkeit ſich einen mächtigen Bundesgenoſſen gewonnen; ſie, die gar keinen damals hatte und ganz allein ſtand. Man hat dieſes als Muth, als edlen Stolz geprieſen; ſei es; allein es ſcheint, daß, wenn wir die Blätter der politiſchen Geſchichte dieſer Fürſtin entfalten, wir hier zuerſt auf eines treffen, auf dem ſehr deutlich die Spuren von Eigenſinn und Unkenntniß ihrer Lage verzeichnet ſind.

Dieſem Zuſammentreffen Maria Thereſens mit Friedrich II. ſuchen übrigens die öſtreichiſchen Schriftſteller einen beinah fataliſtiſchen Charakter zu geben. Dieſen Schilderungen zufolge erſcheint Friedrich durch Oeſtreich gerettet, um ſpäter Oeſtreich mit Undank zu lohnen. Seckendorf, der öſtreichiſche Geſandte, wird erzählt, habe damals, als Friedrichs Vater, erzürnt über den Fluchtverſuch des Sohnes, dieſen zum Tode verurtheilte, um des Prinzen Leben gebeten, und der König habe ihm, die Bitte gewährend, zornig zugerufen: „Nun Oeſtreich wird noch ſehen, welche Schlange es im Buſen genährt.“ So ſei denn Friedrichs Exiſtenz unheilbringend für Oeſtreich geworden, und Maria habe dieſes Gefühl ſchon empfunden, als Carl VI. ſie aufgefordert, Friedrich zum Gemahl anzunehmen. Sie habe ihn nicht gemögt, und eine innere Stimme habe ihr geſagt: dieſen mußt du fliehen! So erklären die ſich um myſtiſche Motive kümmernden Geſchichtſchreiber Oeſtreichs den Abſcheu und beinah Haß, den die Kaiſerin gegen Friedrich hegte, und die Zeit ihres Lebens hindurch gehegt hat. Die Wahrheit iſt, daß jedesmal, wenn Friedrich ſich ihr zu nähern verſuchte, und er verſuchte es oft, ſie ihn mit empörender Kälte und mit einer beleidigenden Eile zurückwies. Friedrich hatte kein Glück bei den Frauen: von Eliſabeth wurde er gründlich gehaßt, von Maria zwar niemals offen, aber geheim eben ſo entſchieden verfolgt. Nur Catharina war das einzige gekrönte Weib, das groß genug fühlte und dachte, den großen „Mann“ neben ſich nicht mit Neid, ſondern mit Freundſchaft und Bewunderung anzuſehen.

Der Zurückweiſung der Vorſchläge Friedrichs folgten nun raſch ſeine Thaten: zu Ende Januar 1741 war ganz Schleſien in preußiſcher Gewalt. Die Schlacht bei Molwitz am 10. April, die der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau gewinnen half, vervollſtändigte dieſe Errungenſchaft von Friedrichs Waffen. Während der König, ſeine Vortheile verfolgend, tief in Mähren eindrang, kamen die franzöſiſchen Heere über den Rhein, die Baiern drangen bis Paſſau vor. Der Churfürſt von Baiern nahm den 14. Auguſt 1741 Linz ein und ließ ſich als öſtreichiſchem Erzherzog huldigen, die vereinigten Heere drangen bereits auf die Uebergabe Wiens. Hier nun erſchien Thereſe, die ſich nicht anders zu retten wußte, in Preßburg, den 11. Septbr 1741, vor dem verſammelten Adel und den Ständen Ungarns und rief dieſe kriegeriſche Nation, deren Krone ſie vor drei Monaten feierlich in Empfang genommen, zu ihrem Retter auf. Im Königsſchmuck des heiligen Stephan, mit dem Schwerte umgürtet, dabei ihren ſechs Monat alten Sohn Joſeph auf dem Arme, hielt die junge Frau eine feurige Rede, in der ſie zeigte, wie die Tugenden ihrer großen Ahnen in ihrer Seele eingebürgert waren, und wie ſie mit dieſen Tugenden klug die verführeriſchen Reize des verlaſſenen und verfolgten Weibes zu verbinden wußte. In dieſer einzigen Scene erſchöpfte Maria Thereſe die ganze Poeſie ihres Lebens, hier allein ſehen wir ſie als Individuum wirken: der volle Lichtſtrahl der Geſchichte fällt auf ihr Haupt, ſpäter verliert ſie ſich unter den Maſſen, und immer ſchieben ſich ihre Miniſter und Generale, ſpäter ihr Sohn vor, wenn wir ſie ſuchen. Wir müſſen alſo großes Gewicht auf dieſe Einzelthat richten, und wenn ihre prüden und lächerlichen Geſetze, die ſie ſpäter gab, und durch die ſie zugleich mit dem Geiſt der Geſchichte den der Menſchenwürde beleidigte, uns widrig berühren, ſo müſſen wir an dieſen Auftritt denken, um uns zu vergegenwärtigen, daß doch Größe und Genialität in dieſer Frau war, die ſpäter ſo eng bürgerlich hanthirte. Die Wirkung, die jenes heldenmüthige Erſcheinen hervorbrachte, war mächtig. Die ganze Nation war enthuſiasmirt: die Jünglinge und Männer, ganz Flamme und zündender Wetterſtrahl, ſchwuren der Königin Treue bis in den Tod und Errettung von ihren Feinden. Die Säbel blitzten aus den Scheiden, und wie aus einem Munde tönten die Worte: „Wir wollen ſterben für Thereſia, unſern König!“

Friedrich, dieſer feine Menſchenkenner auf dem Throne, vernahm nicht ſobald die begeiſterten Auftritte in Preßburg, als er nach machiavelliſtiſchen Motiven handelnd, durch glatte Klugheit und diplomatiſche Beredtſamkeit die Flamme des ſchönen Enthuſiasmus, die ſo hoch emporloderte, zu dämpfen verſuchte. Er ſchickte einen Geſandten nach Ungarn und ließ der Nation feurige Complimente machen; drückte ſein Bedauern aus, wenn er ſich gezwungen ſehen würde, gegen ein Volk, das ſo edel ſei und das er in ſo hohem Grade achtete, ſeine ſiegreichen Waffen zu wenden. Er bat ſie bei ihrem ſchönen Schwur es bewenden zu laſſen und nichts zu unternehmen; die Königin könne doch nicht gerettet werden. Maria erfuhr dies, und jetzt haßte ſie Friedrich erſt recht, da ſie merkte, wie er heimlich zu vernichten ſtrebte, was ſie durch perſönliche That als Weib und Fürſtin errungen. Der preußiſche Botſchafter Gotter erhielt den Befehl, innerhalb 24 Stunden Wien zu verlaſſen. Nun drangen alle dieſe phantaſtiſch wunderſamen Völkerſtämme vor, die das civiliſirte Europa des achtzehnten Jahrhunderts an die längſtvergeſſenen bruta len Horden des Mittelalters erinnerten, nun betraten den Schauplatz des Krieges jene Cumanen, Panduren, Wallachen, Tolpatſchen, die den Krieg auf gut tartariſch führten und mit derſelben Taktik zu ſiegen ſich vorſetzten, mit der Attila ſeine Hunnenſchaaren ſiegen gemacht hatte. Die Franzoſen erſchracken entſetzlich über dieſe grotesken Geſtalten, und es gehörte eine große Anzahl chansons und Pariſer Epigramme dazu, um das Heer immer wieder ins Feld zu treiben. Eine zweite Hülfsquelle für Thereſe in dieſer Epoche ihrer drohendſten Gefahr war die moraliſche Schwäche ihres Gegners, des Churfürſten von Baiern, der nicht als Feldherr und Fürſt, ja nicht einmal als Mann zu handeln verſtand. Statt dem kühnen Friedrich, der bis Mähren vorgedrungen war und ſchon in Krems und Stockerau weilte, ſich ſofort anzuſchließen, Wien's ſich zu verſichern, ging der unkluge Fürſt nach Prag, ließ ſich dort krönen zum Könige und das Jahr darauf (den 24. Januar 1742) in Frankfurt zum Kaiſer. Dieſe prahlenden Schritte machten ihn bei den Bundesgenoſſen lächerlich und verhaßt; es war als wendete ſich das Glück von dieſem Augenblicke unwillig von ihm, da er voreilig deſſen Zeichen angenommen hatte. Georg II. von England erklärte ſich jetzt entſchieden, daß er als Garant der pragmatiſchen Sanction Mariens Rechte auf das Erbe unterſtützen werde. Ein Heer von Hannoveranern, Heſſen und Briten ruckte in die Niederlande ein, und eine zweite Abtheilung ſollte mit den Franzoſen und Baiern im Innern Deutſchlands kämpfen. Die Generalſtaaten gaben ihrerſeits anfangs Geld, ſpäter ebenfalls Mannſchaft. Nun war Hülfe da. Das Beiſpiel der Ungarn hatte gewirkt; alle Welt fing ſich jetzt an für Thereſe zu intereſſiren. In England trug man ihr Bild in Ringen und Gurtelmedaillons; die engliſchen Damen unterzeichneten eine Million Gulden, die Herzogin von Marlborough allein funfzigtauſend Pfund. Maria Thereſe, in einem ſehr richtigen Stolze, nahm dieſe Gelder nicht an. Die Franzoſen wurden nun aus ganz Oeſtreich vertrieben; der eben gekrönte Kaiſer ſogar aus ſeinem Erblande, Baiern, verjagt, und gezwungen in Frankfurt von einer Penſion zu leben, die dem länderloſen Furſten der Prinz von Thurn und Taxis auswarf. Friedrich willigte ein, nach der Schlacht bei Czaslau, die er gewann, Frieden zu ſchließen, und der Breslauer Traktat (1742) kam zu Stande. Der König erhielt Ober- und Niederſchleſien mit der Grafſchaft Glatz.

Thereſe, obgleich wol fühlend, daß das Glück ſie auffallend begunſtigt habe, und daß die Erfolge, die ſie erlangt, faſt wie durch ein Wunder ihr zu Theil geworden, kam auf ihren alten Satz zurück, daß die Erbſchaft ihr ungeſchmälert bleiben müſſe, und daß daher Schleſien nicht verloren bleiben durfe. Fürs Erſte ſuchte ſie Baiern als Pfand zu behaupten; Khevenhüller und Nadasdy drangen in das Churfürſtenthum ein; die Franzoſen und die Kaiſerlichen wurden verdrängt; durch die Convention von Kloſter Niederſchönfeld gelangten die feſten Plätze Ingolſtadt, Straubing und Reichenhall in öſtreichiſche Hände und Maria Thereſe ließ ſich feierlich huldigen im Lande ihres Vetters, der vor kurzem in ihrem Lande ſich hatte huldigen laſſen. Der arme Carl VII. war nun ganz gedemüthigt und ſah, unmännlich und feig, ſeinen einzigen Troſt darin, daß er ſeine Feindin um Gnade bitten wolle. Die Engländer erſchienen ebenfalls in Deutſchland, Georg II. von ſeinem Sohne gefolgt, von dem ſchönen und ritterlichen Herzog von Cumberland, und die mörderiſche Schlacht zu Dettingen war Thereſens Sache äußerſt günſtig; ſo wurde auch neue Hoffnung und neuer Ruhm gewonnen durch des Prinzen Carl von Lothringen Uebergang über den Rhein. Dieſe ſchnell aufeinander folgenden günſtigen Erwerbungen riefen die nie ſchlummernde Wachſamkeit Friedrichs zu ſchnellen Thaten. Wenn Thereſe ſo fortfuhr zu ſiegen und mächtige Freunde ſich zu erwerben, ſo konnte ſie mit Erfolg hoffen, Schleſien ſich wieder zu erobern: Friedrich that alſo, was er immer zu thun pflegte, er wartete den Angriff ſeiner Feinde nicht ab, ſondern griff zuerſt an, und ſo ſtürzte er ſich auf Prag, eroberte es, während die Armeen Oeſtreichs und Englands am Rhein beſchäftigt waren, und ließ daſelbſt nochmals den Schattenkaiſer Carl VII. krönen. Die öſtreichiſchen Schriftſteller können nicht genug Uebles von dieſem neuen Angriff Friedrichs ſagen: ſie ſehen darin Treubruch und Hinterliſt. Der König habe einſt offen erklärt, er ergreife nur die Waffen um Deutſchland ſeine Freiheit, dem Kaiſer ſeine Würde und ſein Land, und Europa die verlorene Ruhe zu geben, und jetzt erfahre man, daß der zu Frankfurt (d. 13 Mai 1744) zwiſchen Preußen, dem Kaiſer, Ludwig XV., Churpfalz und dem Könige von Schweden (als Landgrafen von Heſſen-Caſſel) geſchloſſene Bund einen geheimen Artikel berge, demzufolge dem König, wenn es gelänge dem Kaiſer die Krone zu ſichern, als Erſatz für die Kriegskoſten der Königsgrätzer, Leutmeritzer und Bunzlauer Kreis zu eigen fallen ſollten. Friedrich, der immer nur an ſeinen Ruhm, an die Vergrößerung ſeiner Staaten dachte, machte ſich aus dieſen Verunglimpfungen wenig; er lachte darüber, wenn man ihm ernſtlich zutraute, der Friede Europas, die Unzerſtückelung des heiligen römiſchen Reiches, oder die Aufrechthaltung dieſes oder jenes alten Uebereinkommens läge ihm irgend wie am Herzen.

Er brauchte die üblichen Phraſen, wo er ſie zu ſeinem Nutzen anwenden konnte, er ſpottete über ſie, wo ſie ihm hinderlich waren.

Der kecke Schritt Friedrichs hatte nicht die großartigen Erfolge, die der König gehofft; die Franzoſen, auf die er ſich verließ, zeigten ſich — wie ſie ſich oft und faſt immer in dieſem Kriege zeigten, als ſchwach und unzuverläſſig; Friedrich mußte ſich fürs Erſte begnügen, den Elſaß von den Oeſtreichern frei zu machen, und München dem Kaiſer wiederzugeben, der nun wenigſtens den Troſt hatte, in der Stadt ſeiner Väter ſich ruhig niederzulegen und zu ſterben. Carl VII. verſchwand vom Schauplatz am 20. Januar 1745. Auch dieſer Tod kam Thereſen unverhofft zu ſtatten. Sein Nachfolger Maximilian Joſeph verzichtete auf jede Anſprüche, indem er ſich nur ausbedang, daß ſeinem Vater der Kaiſertitel bliebe. Maria Thereſe erkannte den „todten" Kaiſer bereitwillig an. Aber ſie gab dieſes Geſchenk, völlig ohne Bedeutung, auch nicht umſonſt; ſie ließ ſich von dem Churfürſten dafür ſeine Stimme zuſichern für ihren Gemahl Franz bei der Kaiſerwahl. Wenn dieſe Angelegenheit ſich ſchon beſonders erſprießlich für ſie ordnete, ſo war drei Monate früher ein noch weit günſtigerer Akt für ſie ins Leben getreten: nämlich in der Quadrupelallianz zu Warſchau (8. Juni 1745), in der ſich England, die Generalſtaaten, der König von Polen, als Churfürſt von Sachſen als Garanten der pragmatiſchen Sanction öffentlich bekannt hatten, und Polen und Rußland zum Beitritt veranlaßten. Nun ſtand die verlaſſene Frau mächtig da, und an Friedrich war es jetzt an ſeine Rettung zu denken.

Jetzt ſehen wir alle Blicke Europas auf Friedrich gerichtet; jetzt beginnt der preußiſche Adler, dieſer intereſſante Raubvogel, ſeinen Flug. Wir ſehen die Pfeile, die zahllos in die Luft fliegen, die Sennen ſeiner ſtarken Flügel ſtreifen, ihn zuckend niederfallen machen; wir ſehen ihn den Boden mit ſeinem Blute färben, aber immer wieder neu ſich erheben, wenn wir ihn ſchon getödtet wähnten. Es iſt ein Unglück für Maria Thereſe, einen ſolchen Feind zu haben, der groß ſchon im Glück war, aber unüberwindlich wurde, wenn er geſchlagen ward. Es folgen jetzt die Schlachten, an deren Zahl und Glanz das Auge des Kriegers ſich ergötzt, die das Entzücken eines jungen, kühnen, aufſtrebenden Volkes waren, das in jedem dieſer Siege eine Berechtigung mehr ſah, ſeinen Fürſten anbetend zu lieben, ihn aufopfernd zu bewundern: es folgen die Namen: Habelſchwerdt, Hohenfriedberg, Hemersdorf, Keſſelsdorf. Der Dresdner Friede 1745 ſchloß dieſen Feldzug. Friedrich hatte aber nicht verhindern können, daß Thereſens Gemahl Franz zu Frankfurt zum römiſchen Kaiſer gekrönt, und von ganz Deutſchland anerkannt wurde.

Wir nähern uns hier einem Epoche machenden Factum in dem Regentenleben Maria Thereſens, nämlich ihrer Verbindung mit Kaunitz. Zum erſtenmal, im Frieden von Aachen, ſehen wir dieſe anziehende und einflußreiche Geſtalt zur Seite der Fürſtin erſcheinen, um ſie bis zu ihrem Tode nie wieder zu verlaſſen. Kaunitz iſt es, der jetzt denkt, Kaunitz iſt es, der jetzt handelt; wenn der Name der Kaiſerin irgendwo bei einer wichtigen Handlung ſteht, ſo iſt immer der ſeine damit gemeint. Kaunitz iſt's, der ſie zu der Einwilligung in die Theilung Polens bringt, Kaunitz, der ſie veranlaßt an die verhaßte Pompadour zu ſchreiben. Wir ſehen hier das noch nie dageweſene Beiſpiel eines Miniſters, der unbeſchränkt über ſeine Fürſtin herrſcht, ohne mit ihr durch andere, als durch die Bande der Politik verbunden zu ſein.

Wir dürfen den Gang der Begebenheiten nicht unterbrechen, ſonſt würden wir hier ſogleich über dieſen merkwürdigen Mann, der die Phyſiognomie des Jahrhunderts ſo ſcharf ausgeprägt an ſich trägt, eine Schilderung einſchieben; wir verſparen jedoch dieſe bis auf den Schluß unſerer Skizze.

Die erſte große und wichtige Entſcheidung, zu der Kaunitz die Kaiſerin veranlaßte, war, ein Bündniß mit

Frankreich einzugehen. Bei dem Abſchluß des Aachner Friedens hatte Oeſtreich Urſache gefunden nicht ganz zufrieden zu ſein mit ſeinen Bundesgenoſſen, England und Holland. Die Streitigkeiten in den Niederlanden hatten dies gezeigt. Kaunitz ſchlug im verſammelten Staatsrathe der Kaiſerin vor, ſich von den Seemächten völlig zu trennen und ſich Frankreich entſchieden zu nähern. In der Allianz mit Frankreich und Rußland, ſagte er, würde Großes für Oeſtreich zu erreichen ſein. Dieſes Bündniß kam 1756 zu Stande. Jetzt erhoben ſich Frankreich und Oeſtreich gegen England, dem ſich raſch Preußen verbündete.

Kaunitz war groß, denn er erkannte Friedrichs Größe, die Maria Thereſe nicht erkannte, er ergriff jetzt das Mittel, ihn, dem er keinen großen Feldherrn entgegen ſetzen konnte, durch die Maſſen niederzuſchmettern, und es war ihm in der That gelungen, eine ungeheure Macht, die verbündeten Oeſtreicher, Ruſſen, Franzoſen, die Reichsvölker, die Schweden und die Sachſen gegen Friedrich in Waffen zu bringen. Aber materielle Macht hat noch nie über den Geiſt geſiegt. Der Friede zu Hubertsburg iſt ein Beweis mehr für dieſen Satz.

Der Aachner Frieden beendet die erſte Epoche in Mariens Regentenleben, er ſchließt den Kampf um ihre Krone und ihr Erbe ab, die beide ihr hinfort geſichert blieben bis auf Schleſien, das verloren war und blieb, und deſſen Verluſt die Fürſtin aus einem gewiſſen Antrieb der Ehre und des Eigenſinns, beide Eigenſchaften miſchen ſich oft ſeltſam in ihren Entſchlüſſen, nicht verſchmerzen konnte. Sie, die als ſie den Kampf begann, gewärtig ſein mußte Alles zu verlieren, war, als der Kampf beendigt, nicht zufrieden mit den oft an ein Wunder grenzenden Zugeſtändniſſen des Glücks. Sie achtete es gering, wie es ſcheint, daß der Kaiſer ihr zur gelegenſten Zeit ſtarb, daß England ſich plötzlich und ſo wirkſam für ſie entſchied und dadurch die anderen Mächte, die da zögerten und unſchlüſſig waren, mit zu ihrem Schutze herbeizog; ſie achtete ferner den gar nicht vorauszuſehenden Glücksfall nicht, daß Eliſabeth von Rußland, aufs Neue perſönlich durch Friedrich gereizt und in Zorn gebracht, ſich auf das entſchiedenſte für Oeſtreich erklärte und die ungeheuren Truppenmaſſen, über die ſie befahl, zu Hülfe ſendete. Der Aachner Frieden hätte Thereſe auf den Knieen ſehen ſollen, dem Himmel dankend, der ſie auf einem Throne erhalten hatte, den faſt ganz Europa ihr zu entreißen ſich verbündet hatte, allein er fand ſie mißvergnügt über den Verluſt von Schleſien und einigen an Sardinien abgetretenen Bezirken von Mailand, Parma, Piacenza und Guaſtalla ſchmollend.

Jeder Friedensſchluß enthält den Keim zu künftigen

Kriegen, ſo auch der Aachner Traktat, der ſchwankender und unbeſtimmter abgefaßt war, als ſeine nächſten Vorgänger. Ludwig XV., jetzt der Verbündete Oeſtreichs, war entſchloſſen, die ſpärlichen und welken Lorbern, die ſeine Heere bisher eingeerntet, durch neue, friſche und zahlreiche zu erſetzen. Von den verbündeten Mächten fingen nun Frankreich und England offenen Krieg miteinander an, während Oeſtreich und Preußen im Geheim miteinander grollten. Friedrich ſuchte auch hier den erſten Schritt zu gewinnen, und er that dies durch die allerdings nicht zu entſchuldigende Plünderung des Dresdner Archivs, deſſen Repoſitorien dem von ihm beſtochenen Kabinets-Kanzelliſten Menzel offen ſtanden. Hierdurch erfuhr er die Pläne, die die verbündeten Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen ihn ſchmiedeten. Aus dieſen Schriften ſchuf Friedrich eine Anklage gegen die Höfe, und ohne die Antwort oder Vertheidigung der Angeklagten abzuwarten, war er ſchon am 29. Auguſt 1756 mit einem zahlreichen Herr in Sachſen, und durch daſſelbe ziehend an der böhmiſchen Grenze.

Die Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges ſind ſehr bekannt; es liegt durchaus nicht im Zwecke dieſer Darſtellung, Beſchreibungen, die ſich anderswo finden, hier wiederum einzuſchalten. Wir bemerken nur, Im Jahre 1765 folgen nun die ſo oft geprieſenen Schauſtellungen der Wittwentrauer. Ein Fürſt ſtirbt, von dem die Geſchichte nichts zu erzählen hat; aber er iſt der Gemahl Maria Thereſens, ſie hat ihn mit exemplariſcher Treue geliebt, und ganz Europa muß daher ihre Trauer erfahren. Das alte Schloß zu Inſpruck, wo er geſtorben, wird zu einer Kapelle umgewandelt und Thereſe ſtiftet ein adeliges Damenkapitel, deſſen Aebtiſſin ſie werden will, um, der Krone entſagend, ewig in Trauer und Gebet an dem Sarge des Dahingeſchiedenen zu knien. Zum Glück läßt ſie ſich von dieſem Entſchluß abbringen und kehrt wieder in die Hofburg zu Wien zurück. Ein Jahr vorher (d. 24. März 1764) hat ſie ihren Sohn Joſeph zum Mitregenten angenommen, und den 3. April iſt er zu Frankfurt zum Kaiſer gekrönt worden. In dieſer Zeit vermählt ſie auch ihren Sohn Leopold mit der Infantin von Spanien. Kurz, eine Menge Familienangelegenheiten, von denen Europa Zeuge iſt; dazu kommt ein Krankenlager. Die Pocken befallen die edle Familienmutter und richten die Reſte ihrer Schönheit zu Grunde. Der Arzt Van Swieten erhält bei dieſer Gelegenheit europäiſchen Ruhm und wirkt gemüthlich, diplomatiſch und in gelehrten Miſſionen. Er iſt ein gütig behandelter Freund ſeiner Herrin, der er Rath gibt, und von der er gutmüthige kleine Neckereien zu erdulden hat. Eine große Anzahl langweiliger Anekdoten dreht ſich einzig um dieſen Arzt Van Swieten und die Kaiſerin.

Wir gehen jetzt zu der dritten Epoche über, die die Betheiligung Thereſens an der Zerſtückelung Polens und an dem bairiſchen Erbfolgekrieg enthält. Die Einwilligung zu jener Theilung gab ſie, nachdem ſie erſt lange ſich hatte von Kaunitz überreden laſſen. Es iſt auffällig, daß ſie dennoch einwilligte. Eine Fürſtin, die ſtets Europa gegenüber ausgeſprochen hatte, daß ſie ihr Recht, und nur ihr Recht wolle, daß man nicht wagen dürfe auch den geringſten Theil ihres Erbes ihr vorzuenthalten, mußte nothwendig dieſelben Grundſätze auch auf die Rechte und das Beſitzthum anderer Völker und Souveraine ausdehnen. Man hat angeführt, ſie habe den Krieg vermeiden wollen, da Rußland und Preußen, im Fall Oeſtreich nicht gutwillig in jene Theilung willige, die Kriegserklärung ſchon bereit gehalten habe; freilich iſt dies ein trefflicher Grund, man könnte aber nur dann fragen weshalb, da ſie hier ſo ſchonend dachte über Menſchenleben und die Noth der Länder, ſie nicht auch ein wenig von dieſer achtbaren Geſinnung in Anwendung brachte, als es ſich um ihre eignen Intereſſen handelte? Bei jedem andern Fürſten wäre dieſe Frage aufzuwerfen müßig, denn die Politik und der Ehrgeiz, ſo wie der Wunſch, ſich an Macht und Länderbeſitz zu vergrößern, ſiegen bekanntlich über manche Bedenken und Rückſichten: nur bei Thereſen iſt es nöthig, ſich nach den Motiven näher umzuſehen, da dieſe Fürſtin als die den ſtrengſten rechtlichen Prinzipien folgende Machthaberin geſchildert wird, als die einzige Unantaſtbare dem Machiavellismus ihrer gekrönten Zeitgenoſſen gegenüber. Bei der Theilung Polens hat ſie ſich wenigſtens als ſolche nicht gezeigt; oder ſollen wir annehmen, daß ſie ſchon damals ſich gar nicht mehr um die Geſchäfte kümmerte, daß ſie völlig in Andacht und Wittwentrauer verſenkt, Kaunitz unumſchränkt ſchalten und walten ließ? Sie befahl ihrem Geſandten in Berlin eine Note zu unterzeichnen, durch welche vorerſt die vollkommene Gleichheit der Antheile der drei Höfe feſtgeſetzt ward, daraufhin wurde der 1. September 1772 zum Tage der gemeinſchaftlichen Beſitzergreifung erklärt. Dem Könige von Polen, dieſem unglücklichen Stanislaus, deſſen tragiſche Geſtalt wir ſchon andern Orts näher geſchildert haben, wurde eine gemeinſchaftliche Erklärung über die Nothwendigkeit und Beſchaffenheit dieſer Theilung, und den verſammelten Reichsſtänden Abhandlungen über die ſtaatsrechtliche Begründung der Anſpruche der drei Reiche vorgelegt. Die öſtreichiſchen Archive mußten uralte Documente herliefern, und man ging hinauf bis zu dem

Lithauiſchen Jagello und die Königin Hedwig. Die Federn der Kanzelleien arbeiteten unermüdlich, und der unglückliche Reichstag in Polen war nicht minder zu bedauern, daß er dieſe Prachtſtücke koloſſaler deutſcher Gelehrſamkeit durchleſen mußte, als da er auf der andern Seite die glatte aber determinirte Impertinenz des ruſſiſchen Geſandten, der da befahl, ohne ſich viel auf Gründe einzulaſſen, hinnehmen mußte.

Im Jahre 1773 willigte Thereſe ein, den Jeſuitenorden aus ihren Staaten zu verbannen. Auch hierzu ließ ſie ſich lange bitten, denn ſie war dem Orden gewogen und ging nur zögernd auf die Beweiſe ein, die man ihr über die Gefährlichkeit der Väter anführte. Der Orden, wie nicht zu läugnen iſt, hat immerdar für Oeſtreich großen Nutzen geleiſtet.

Maximilian Joſeph III., Sohn jenes Churfürſten, nachmaligen Kaiſers Carl VII., der Thereſen ſo viel Widerwärtigkeiten bereitete, ſtarb ohne leibliche Erben, und es fragte ſich nun, wer Baiern in Beſitz nehmen ſollte. Das Churhaus Pfalz, über das ein Vetter Maximilians, Carl Theodor, regierte, machte Anſprüche, die als die nächſten und begründetſten erſchienen, und der Churfürſt ſchrieb Maria Thereſien „er wolle ſein Vertrauen auf den Kaiſerlichen Hof ſetzen, und mit ihm über die Erbfolgeſache übereinkommen." Dieſe offene und freimüthige

Erklärung ſchmeichelte Thereſen; ſie ſah es gern, daß man vor Allen ſie zur Schiedsrichterin erklärte. Sogleich wurden wieder die Archive geöffnet, und wie damals dem polniſchen Reichstag, jetzt dem Münchner Hofe eine gründliche Darlegung der Verhältniſſe und Rechte zugeſendet. Man unterhandelte im Stillen; den 31. December 1777 wurde mit Carl Theodor eine Convention abgeſchloſſen, derzufolge Oeſtreich jene Länderſtrecken ſich aneignete, die es 1426 durch die Belehnung vom Kaiſer Siegmund erhalten, dazu noch den Heimfall der böhmiſchen Lehen in der Oberpfalz. Auch wurde mit Zuziehung des Herzogs von Zweibrücken ein Tauſchprojekt unterhandelt, welches bezweckte, alle bairiſchen und pfälziſchen Lande gegen die Niederlande einzutauſchen. Auf dieſen letztern Plan ſcheint Oeſtreich viel Gewicht gelegt zu haben. Kaum wurden jedoch die Verhandlungen öffentlich, als Friedrich ſogleich Einſpruch that und ſogar dem Reichstag zu Regensburg eine förmliche Beſchwerde gegen den Wiener Hof eingab. Er verlangte, daß in Baiern Alles wieder in den vorigen Stand geſetzt werde. Man konnte ihm nicht anders als zurückweiſend hierauf antworten, und der Krieg nahm ſeinen Anfang. Die Streitigkeiten dauerten jedoch nicht lang, es kam zu keiner irgend bedeutenden Schlacht. Schon den 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teſchen geſchloſſen. Oeſtreich erhielt den Theil Baierns, der zwiſchen Donau, Inn und der Salza liegt, der Churfürſt die böhmiſchen Lehen, Sachſen, Mecklenburg. Preußen erhielt keinen Länderbeſitz, ſondern nur die Verſicherung Oeſtreichs, daß daſſelbe ſich der Vereinigung der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth mit der Primogenitur des Hauſes Brandenburg nicht widerſetzen wolle.

Bei dieſem Kriege geſtaltete ſich auch der Kaiſerin Verhältniß zu ihrem Sohne eigenthümlich. Man hat oft Catharina II. getadelt, daß ſie ihrem Sohne durchaus keine ſelbſtändige Wirkſamkeit geſtattete, und Marien geprieſen, daß ſie den ihrigen zum Mitregenten angenommen. Wir ſehen, wie hier ein Fall eintritt, wo Maria ähnlich handelt. Allerdings hatte ſie ihn zum Mitkaiſer angenommen, allein ſie lähmte und vernichtete ſeine Macht gerade da, wo der junge Fürſt ſeinen Ruhm und Stolz ſuchte, dieſe Macht zu zeigen; ſo bei dem eben beſprochenen bairiſchen Erbfolgekriege. Joſeph dürſtete nach der Gelegenheit, ſeinem bewunderten Vorbilde, dem Helden des Jahrhunderts, in Waffen gegenüber zu ſtehen. Die Mutter wußte dies und kannte den leidenſchaftlichen und ehrgeizigen Charakter des Sohnes; ſie wußte alſo auch, wie tief es ihn kränken, wie bitter es ihn demüthigen mußte, wenn ſie ihn verhinderte, den Frieden ſo glänzend und für Oeſtreich ruhmvoll herbeizuführen, wie der Plan hierzu ſeinem Geiſte vorſchwebte, und wie er Muth, Kraft und Geſchicklichkeit beſaß, ihn in Wirklichkeit durchzuſetzen. Sie ſchickte Befehle, die geradezu die Befehle des Sohnes durchkreuzten. Es ſcheint, daß es beſſer geweſen wäre, ihm keine Macht zu vertrauen, als ſie ihm zu geben mit dem eigenwilligen Vorbehalt, ſie ihm zu jeder Stunde wieder zu rauben. Der Großfürſt Paul verlangte damals den Oberbefehl über die Armee, die nach Schweden ging; alle Welt erſchrack über die Härte Catharinens, die ihm die Gewährung dieſes Wunſches verſagte; hätte ſie ſie ihm gewährt und ihn dann im entſcheidenden Moment ſo machtlos gemacht, wie Thereſe Joſephen, ſo, dünkt uns, wäre dies noch viel härter geweſen.

Maria Thereſe hatte ihr vierundſechzigſtes Jahr erreicht; ihre ſonſt ſo feſte Geſundheit wurde ſchwankend; ſie hatte eine ungewöhnliche Corpulenz erlangt und dieſe verband ſich mit einer Anlage zur Waſſerſucht. Eine Erkältung, die ſie ſich bei Gelegenheit einer Proceſſion, von denen ſie keine zu verſäumen pflegte, zuzog, brachte ihr Ende herbei. Sie ſtarb den 29. November 1780, geſegnet und aufrichtig beweint von ihrer Hauptſtadt, deren zahlloſen Armen ſie wahrhaft eine Mutter und Helferin geweſen war. Das Verdienſt frommer Wohlthätigkeit iſt ihr im hohen Grade eigen geweſen, ſo wie ſie auch immerdar von gutem Willen durchglüht war, und, wenn das Schickſal ſie nicht auf einen Thron, ſondern in die Mitte einer zahlreichen und wohlgeordneten achtbaren Familie berufen hätte, wäre ſie eine äußerſt würdevolle und in ſtrengſter Rechtlichkeit die Ihrigen führende und leitende Hausfrau geworden. Die Künſte und Wiſſenſchaften beſchützte ſie nicht, denn ſie verſtand von keinem dieſer Dinge etwas; weder hatte ſie Freude an Gemälden, noch ein Ohr für Poeſie, noch Geſchmack für Muſik. Was in Aufmunterung und Unterſtützung Betreffs dieſer Culturzweige geſchah, geſchah, wie es in monarchiſchen Staaten immer geſchieht und wie es einmal erblicher Gebrauch iſt. Dennoch hat man Maria Thereſe Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften genannt; ſie war es mit eben dem Recht, wie es hundert andere Fürſten waren und noch ſind; nämlich ſie ließ beſtehen was einmal eingerichtet war, ſtiftete auch wol hier und da ein neues Kunſtinſtitut, und wenn die Akademien und Kunſtſäle die gehörige Anzahl Produktionen, gelehrte Reden und Bücher zu Tage förderten, die ſie zu Tage zu fördern einmal für allemal angewieſen waren, um ihren Namen und ihre Titel zu rechtfertigen, ſo war es damit gut und der Staat war mit dem verſehen, was man Kunſt und Wiſſenſchaft zu nennen pflegt. Ein Fürſt, der in Wahrheit die Künſte beſchützt, prägt denſelben einen ſo eigenthümlichen Charakter auf, daß nicht allein ſein Land, ſondern die ganze civiliſirte Welt daran Theil nehmen muß, ſie mag wollen oder nicht.

Was Thereſens Aeußeres betrifft, ſo hat gewiß der Leſer irgend einmal ein Portrait geſehen, ſei es in einer Gemäldegalerie oder in einem Buche, das eine wohlbeleibte Matrone darſtellt, mit ſtrengfreundlichen Zügen, in Schwarz gekleidet, und er beſinnt ſich, daß es die Kaiſerin-Königin war. Der eigenthümliche Schnitt des kleinen ſchwarzen Florhäubchens, das an der hohen Stirne zurückgeſtrichene, ſtark gepuderte Haar und endlich das Flortüchelchen, das eng um den Hals ſchließt und in zwei Spitzenenden am Buſen niedergeht, der gegen die damalige Mode ſehr verhüllt iſt und an dem Bruſtpanzer von ſtarrer Form keine Demanten und Perlen zeigt. Alles an dieſem Bilde iſt charakteriſtiſch und deutet auf einen beſonderen Willen hin, der abſichtlich den Geſetzen der Mode entgegenarbeitet. Und ſo war es auch. Einſt ſoll ſie die Künſte der Toilette geübt haben, verſichert man, allein ſie gab ſie raſch auf, weil ſie ſie einestheils als ſündlich betrachtete, anderntheils, weil ſie nur ihrem Gemahl gefallen wollte und ſicher war, daß ſie ihm gefiel, auch in der einfachſten, in der ſchmuckloſeſten Kleidung. Gute Frauen und treue

Ehegattinnen haben dieſe Vernachläſſigungen oft in ihrer Art. Der öſtreichiſche Plutarch ſagt in reſpektvollen Ausdrucken: „Maria Thereſia war größer als die meiſten Frauen, aber die vollkommene Proportion ihrer Geſtalt zeichnete ſie noch mehr aus als ihre Größe. Ihr Angeſicht war ein ſchönes Oval, belebt durch milde und doch feurige (obwol nur graue) Augen, geziert durch die herrlichſte Farbe, durch die gebogene Naſe der Habsburger, durch einen überaus lieblichen Mund, der die aufgeworfene burgundiſche Lippe nicht mehr hatte. Sie war mehr blond wie alle Habsburger, glich aber doch mehr ihrer Mutter als ihrem Vater, obwol auch von jener in manchen Zügen und im Ausdrucke ganz verſchieden. Als ſie älter wurde, verlor ihre Geſtalt das ſchöne Ebenmaß. Einſt ſo ſchlank, wurde ſie ſehr fett, und die Pocken, die ſie in ihrem 19. Jahre an den Rand des Grabes gebracht hatten, entſtellten vollends dieſes Meiſterwerk der Schöpfung. Ihr Anſtand war majeſtätiſch, ja heroiſch, wie ihr Thun. Sie beſaß die unſchätzbare Herrſchergabe nach Willkür zu erſcheinen, wie jedesmal die Gelegenheit forderte: freundlich oder gebietend, ermunternd oder in Schranken haltend. Ihre Stimme war hell, die Sprache raſch, begleitet mit vieler und lebhafter Geberde, der feurigſte Ausdruck in jeder Bewegung. Ihn mäßigte zwar ſtets die hohe königliche

Würde, aber unverkennbar ſchimmerte ihr Temperament, das rein ſanguiniſche durch.“ —

Dieſem Urtheil ſteht manches andere entgegen, das unmittelbar die Zeitgenoſſen gefällt haben, doch würde es uns zu weit führen, wenn wir über eine Fürſtin, die eine Ehre darin ſuchte, keine glänzende und intereſſante Erſcheinung nach Außen hin zu zeigen, die rigoriſtiſch alle jene gewinnenden Künſte der Anmuth und der Geiſteslebendigkeit von ſich verbannte und an Andern verfolgte, die nicht die leiſeſte Ahnung von dem Zauber hatte, den eine Frau, ſelbſt wenn ſie mit allen Kronen der Welt geſchmückt wäre, nie außer Acht laſſen darf, um ſich der Herrſchaft über die Männer zu verſichern, ſie zu Thaten des Muths und der grenzenloſeſten Ergebenheit anzufeuern — wir ſagen es würde uns zu weit führen und dabei völlig nutzlos ſein, wenn wir über das Aeußere einer ſolchen Fürſtin viel Worte verlieren wollten. Eine ihrer Töchter beſaß alle jene eben bezeichneten Eigenſchaften, es war jene unglückliche Marie Antoinette, berühmt durch ihre Antipathien und Sympathien, durch ihre Koketterie, durch ihre graziöſe Laune, und endlich durch ihre Standhaftigkeit und Größe im Unglück; aber gerade dieſe Tochter war nicht der Liebling der Mutter, die ihre Vorliebe einer gravitätiſchen Erzherzogin ſchenkte, die frühzeitig Aebtiſſin eines Kloſters wurde und das Muſter einer pedantiſchen Nonne, einer hochmüthigen, ſtrengkalten Fürſtentochter war. Auch ihr Sohn Joſeph war ihr zu genial und ſie hatte fortwährend an ihm zu tadeln, oft ſogar in Gegenwart des Hofes gab ſie ihm demüthigende Zurechtweiſungen, wofür er ſehr reſpektvoll ihr die Hand küßte.

Frau Caroline Pichler hat uns in ihren neuerdings erſchienenen Denkwürdigkeiten einige anziehende Umſtände aus dem häuslichen Leben der Kaiſerin aufbewahrt. Frau Carolinens Mutter war Kammerfrau bei der Kaiſerin, als dieſe ſchon in vorgerückten Jahren war. Wir erfahren hierdurch, daß dieſe Dame entſetzlich geplagt wurde, indem man ſie an einen zugigen Ort zwiſchen zwei offenen Fenſtern ſetzte und ſie da ſchreiben oder leſen ließ, daß demnach die Kaiſerin wenig Rückſicht auf ihre Dienerſchaft nahm, und machthaberiſch die anhaltendſten und erſchöpfendſten Dienſte forderte. Die durch dieſe Behandlung herbeigeführte Kränklichkeit der Jungfer Greiner war aber nicht die einzige ihr zugefügte Unbill, ſondern man verhinderte das Mädchen zu heirathen, als es gerade dazu die größte Luſt bezeigte. Die Kaiſerin liebte nicht, daß eine Dienerin, an die ſie ſich einmal gewöhnt hatte, ihr durch Heirath entzogen wurde, und ſo gebot ſie den Liebenden zu warten. An und für ſich ſind dieſe Umſtände ſehr wenig wichtig.

bei der bekannten Denkungsart Maria Thereſens erhalten ſie jedoch Bedeutung. Die Tyrannei der Kaiſerin in Eheſachen wird hier zwar nur angedeutet, allein doch ſchon mit ſehr merkbaren Zügen. Aus anderen Quellen ſchöpfend, wiſſen wir jedoch zur Genüge, wie weit dieſe Eingriffe in die perſönliche Freiheit, in das geweihte Aſyl der Familie und des Hausweſens gingen. Hier trifft Maria Thereſe mehr als ein gegründeter Vorwurf, ja ſie erſcheint mit ihrer engherzigen Sittendeſpotie, mit ihrer beſchränkten Anſicht über die Ehe und die Stellung des Weibes, mit ihrer bis zur Grauſamkeit gehenden Intoleranz und ihrem derben Eingreifen in die zarteſten Verhältniſſe wahrhaft Schrecken erregend, ſie, die ſonſt ſo würdevoll und vertraueneinflößend erſcheint. Daß ſie für ihre Perſon nichts von den Grazien der höheren Geſelligkeit wußte, daß ihr nie, auch nicht auf die entfernteſte Weiſe, in den Sinn gekommen war, wie es der edlen Frauen Amt und Pflicht ſei, das Leben, das leicht in Enge und qualvolle Schwere verſinkt, durch die Anmuth graziöſer Formen, durch den Hauch blühender Geiſtescultur und durch die tauſend Reize genialer Sittlichkeit, die zugleich die höchſte Schönheit, die lebendigſte Wahrheit, die reinſte Tugend iſt, zu verherrlichen, wollen wir ihr nicht anrechnen, denn Niemand kann ſich geben was ihm verſagt iſt; allein, daß ſie ſich unterfing ſie, eine durch und durch proſaiſche Natur — mit wahren Keulenſchlagen ihres Scepters ihre Hauptſtadt zu zwingen, ſo und nicht anders über Geſelligkeit, Familienglück und Frauenehre zu denken, wie ſie dachte, das iſts, was der Menſchenfreund bitter tadeln muß. Und welche Mittel wandte ſie an, um ihrem Ausſpruch Geltung zu verſchaffen! Welch eine fluchwürdige Spionage, die ſich in die intimſten Verhältniſſe der Familien, in die keuſcheſten Geheimniſſe der Ehe eindrängte, wucherte unter ihrem Schutze. Wir führen nur die Machinationen an, die ſich die ſogenannte Keuſchheitscommiſſion zu üben erfrechte; wo edle Frauen, auf ſchimpfliche, in Dunkel ſich hüllende Anklagen, ungehört verdammt, ihren Familien entzogen und in die Mauern eines Kloſters eingekerkert wurden; wie andere zur Ehe gezwungen wurden durch alle Grade elterlicher Despotie hindurch, die als letztes Mittel den Befehl der Kaiſerin verwies. So wurden die jammervollſten Ehen geſchloſſen, die glucklichſten oft getrennt. Es ging ſo weit, daß Niemand ſich mehr getraute ſein Haus der geſelligen Freude, den ſchuldloſeſten Feſten zu öffnen, daß alle ſocialen Verhaltniſſe unter der Geißel einer mehr als puritaniſchen Strenge ſeufzten. Wir wollen gern bekennen, daß die Kaiſerin hierbei immer die beſte Abſicht hatte, allein genügt dieſe, und kann der Despotismus nicht ebenſo ſich entſchuldigen! Wir haben geleſen, wie die Kaiſerin dem Prinzen Rohan, dem franzöſiſchen Geſandten in Wien verbot, kleine Soupers zu geben, bei denen Frauen erſchienen und die nach Pariſer Sitte ſpät in der Nacht endeten. Geſchah dies mit dem Geſandten, und noch dazu mit dem Geſandten der Macht, der man ſchmeichelte, wie mag es erſt anderen Häuſern ergangen ſein.

Um den Vorwurf nicht auf uns zu laden, daß wir, trotz der nur flüchtigen Skizze, denn nicht mehr haben wir zu geben verſprochen, irgend etwas ausgelaſſen haben, was zum Ruhm der Kaiſerin Königin beiträgt, wollen wir die Verbeſſerungen in den Verwaltungszweigen und im Heer nachzählen, wie ſie uns der öſtreichiſche Plutarch verzählt. Es kann hier natürlich nicht der Ort ſein, zu unterſuchen, ob und wieviel wirklich die Kaiſerin hier in eignem Willen und Wiſſen, und aus perſönlicher Anſchauung und Beurtheilung der Perſonen und Verhältniſſe, wie dies Catharina und Friedrich thaten, gehandelt hat, genug, „es geſchah unter ihrer Regierung.“

Das alte Geſetzbuch, die Carolina, berüchtigt durch ſeine furchtbaren Strafedikte, durch die Anwendung der Tortur, die es vorſchreibt, wich einem Codex in milderen Formen und zeitgemäßer geordnet. Das neue Geſetzbuch erhielt den Namen Thereſiana. Aber auch hierin noch waren empörende Martergrade vorgeſchrieben, um den Leugnenden Geſtändniſſe zu erpreſſen; es gelang ſpäter, die Tortur gänzlich abzuſchaffen und die Todesſtrafe nur den gefährlichſten Verbrechen, die die Grundlage der menſchlichen Vergeſellſchaftung erſchüttern, zuzuerkennen. Ein Mann, den rühmlich die Geſchichte wie die Poeſie Oeſtreichs nennt, der Freiherr von Sonnenfels, erwarb ſich bei Wegräumung dieſer mittelalterlichen Barbarei Verdienſte.

Die geliebten Ungarn, dieſe ritterlichen Helden, die die Erſten geweſen waren, den ſchwankenden Thron des ſechſten Carl zu ſtützen, fanden in Maria Thereſe eine höchſt wohlwollende Beſchützerin. Es iſt ohne Zweifel ein Zug der Größe, der dem Herzen Thereſens Ehre macht, daß ſie jenen Beweis der Aufopferung und Treue, den ſie auf dem Landtag zu Preßburg erhielt, nicht vergaß. Unter den früheren Regenten aus dem Hauſe Habsburg waren die Ungarn ſtiefmütterlich behandelt worden, ſie waren demnach öfters aufſäſſig geworden und es gab weder Vertrauen auf der einen, noch die gehörige ſtrenge Gerechtigkeit auf der andern Seite. Maria Thereſe gab ihnen nicht allein ihre früheren Rechte aufs Neue beglaubigt und verbrieft zurück, ſie ſorgte auch, daß der Name der Ungarn in ihren Staaten immer zuerſt und mit den größten Ehren genannt wurde. Graf Ludwig Batthiann, der letzte Palatin von Ungarn, ſtarb am Hofe, perſönlich befreundet und als Rathgeber geſchätzt von ſeiner Fürſtin.

Für Illyrien und Siebenbürgen wurden gleichfalls Verbeſſerungen der innern Verwaltung eingeführt, das Letztere 1764 zu einem eignen Großfürſtenthum erhoben

Unter Thereſiens Regierung wurde die Ritterakademie zu Kremsmünſter geſtiftet, eine für den Adel allerdings ſehr wichtige Erziehungs- und Verſorgungsanſtalt, dann das Thereſianum, der Savoyiſche und Löwenburger Convict, die orientaliſche Akademie, die Akademie der bildenden Künſte, die Akademien zu Brüſſel, Roveredo und Mantua, die Sternwarten zu Wien, Mailand und Pavia.

Wir haben eine gerechte Scheu, die große Liſte Gelehrtennamen abzuſchreiben, die wir, als unter der Regierung Thereſens erblühte große Männer, in unſerm Leitfaden angegeben finden. Es ſind Namen, die fremd ins Ohr klingen, außer einigen wenigen, die auch fürs übrige Deutſchland bekannt worden. Unter den Dichtern: Denis, Metaſtaſio, Maſtalier, unter den Künſtlern Kempelen; ein paar Namen haben europäiſchen Ruf: Gluck, Haſſe. –

1766 wurde ein Hofkommerzienrath gegründet, um den Geiſt des Handels und der Gewerbe zu heben

Eine Anzahl neugegründeter Fabriken machte ſich in den Erbſtaaten bemerkbar. Von 1760 bis 1770 kam in Handel und Gewerbe ein beſonders auffälliger Schwung 1774 wurde ein neuer Zolltarif gegeben.

Außer Kaunitz, der während zwei Drittel der Regierung Thereſens Eines und Alles war in Staatsgeſchäften, machten ſich noch Horneck, Juſti, Sonnenfels, die Grafen Haugwitz, Hatzfeld und Zinzendorf bemerkbar. Sie wandten ihre Thätigkeit beſonders der innern Verwaltung zu, und die Zweige der Staatswirthſchaft, des Handels und der Induſtrie ergrünten durch ihre Vorſorge, durch ihre weiſe Wachſamkeit. Die Studien und gelehrten Anſtalten hatten an Van Swieten einen Förderer; Bourguignon, Martini und Riegger folgten ſeinem Vorgange. Was das Departement des Kriegs betrifft, ſo beſchränkt ſich Thereſens Aufmerkſamkeit auf die Anlegung und neue Organiſirung einiger Kadettenhäuſer und Militairakademien. Der Fürſt Wenzel Lichtenſtein, nächſt ihm Rouvroy und Alſſon erwarben ſich Verdienſte um die Verbeſſerung der Artillerie. In Wien, Mecheln und Antwerpen wurden Invalidenhäuſer gebaut.

Von den Orden, die die Kaiſerin Königin geſtiftet, iſt der Thereſienorden, nach der Schlacht von Collin gegründet, der im übrigen Deutſchland bekannteſte, nächſt ihm der Eliſabethorden, ſchon von Thereſens Mutter geſchaffen, von ihr jedoch erweitert, dann der Stephansorden, den theuren Ungarn zu Liebe gegründet 1764.

Wir gehen jetzt, wie wir es verſprochen haben, zu der Schilderung des Grafen, nachmaligen Fürſten Wenzel Anton Kaunitz über, der wir einige Notizen über den General Laudon beifügen wollen.

Der geiſtvolle Sonderling und der eminente ſchöpferiſche Kopf, von dem wir hier reden, hat, trotz deſſen, daß er aus guter und ſelbſt angeſehener Familie entſprang, ſeinen Weg ſich ſelbſt gebahnt und Maria Thereſe kann ſich nur rühmen, ihn ſpäter gehalten, keineswegs ihn gefunden oder gar ſich heranerzogen zu haben, wie Catharina es mit ihren Miniſtern thun mußte. Kaunitz kam zu Oeſtreich, nicht zu Maria Thereſe; jedem andern Fürſten hätte er ebenſo treu und aufopfernd ſeine Dienſte gezollt, denn dieſe galten dem Lande, nicht der Perſon des Fürſten. In Kaunitz ſtellt ſich das Oeſtreich dar, das eine Berechtigung hat, neben Preußen genannt zu werden, das Oeſtreich des achtzehnten Jahrhunderts. Als dieſer ungewöhnliche Mann auf der Schaubühne erſchien, ging ein Flüſtern unter den Zuſchauern. Jedermann wußte nun, daß eine große Rolle einem großen Talente zugefallen war. Unter allen der Erſte, der die Begabung des neuen Ankömmlings aus ſeinem erſten Auftreten ſogleich herausmerkte, war Friedrich.

Wie ſehen wir ihn in ſeinem Kabinet zu Sansſouci erſchrecken, und doch zugleich freudig ſtaunen, als er zum erſtenmal von dieſem Grafen Wenzel Anton und ſeinen Reden im Staatsrath zu Wien in den geheimen Depeſchen ſeines Geſandten lieſt! Auf dieſen Namen lauſcht er nun; wo er ihn aus dem brauſenden Sturm dieſer tauſende von Namen, die täglich um ſein Ohr toben, heraushört, wird er aufmerkſam und überlegt das ſchon Ueberlegte nochmals. Das Schwert Daun's, über das der Papſt den Segen geſprochen, fürchtet er nicht, aber er fürchtet die Feder dieſes Mannes, dem er nie im Felde begegnet, der aber doch das Mittel entdeckt hat, ihm die blutigſten Wunden zu ſchlagen. Als Kaunitz das Bündniß mit Frankreich, Rußland und Sachſen zuſammengebracht hatte, merkte Friedrich, welche Kräfte es waren, gegen die er eigentlich ſich zu waffnen habe.

Das Geſchlecht der Kaunitz ſtammt aus Mähren, wo ihre Familienburg von Otto von Kaunitz während der Regierung des Markgrafen Conrad von Mähren gegründet ward. Wenzel Anton, von achtzehn Geſchwiſtern der fünfte Sohn, ward früh zum geiſtlichen Stand beſtimmt und ſchon in der Wiege Domicellar zu Münſter. Der Tod der älteren Brüder änderte ſeine Laufbahn und er ging in den Staatsdienſt über, nachdem er abwechſelnd in Wien, Leipzig, Regensburg und Leyden ſtudirt hatte. Carl VI. machte ihn 1737 zum Reichshofrath, bald darauf zum Commiſſarius bei der permanenten Reichsverſammlung zu Regensburg. Im Jahr 1741 beginnt ſeine diplomatiſche Wirkſamkeit, indem ihm ſchnell nacheinander Sendungen nach Florenz, Rom und Turin anvertraut wurden. Dieſer dreijährige Aufenthalt in Italien war äußerſt bildend für den angehenden Staatsmann; er lernte hochgeſtellte Perſonen und ſchwierige Verhältniſſe, zu deren Beilegung und Löſung er beizutragen glückliche Gelegenheit fand, kennen. Bei der Vermählung Maria Anna's, Thereſens einziger Schweſter, mit dem Herzog Carl Alexander von Lothringen, dem Bruder Franzens, Thereſens Gemahl, nahm Kaunitz die Oberhofmeiſterſtelle bei dem zum Generalgouverneur der Niederlande ernannten Herzog an; mit dieſer Stelle war auch der Geſandtſchaftpoſten in Brüſſel verbunden. Als die Erzherzogin Anna ſtarb und bald darauf Brüſſel von den Franzoſen eingenommen wurde, bat Kaunitz ihn aus ſeiner Stellung zu entlaſſen. Maria Thereſe gewährte ihm dieſe Bitte nicht, erlaubte ihm nur in Aachen die Bäder zu brauchen. Hier in Aachen lernte er die berühmteſten Staatsmänner der ſtreitenden Mächte kennen, da der Pacifikations Congreß dorthin verlegt worden war. Von Aachen kam Kaunitz nach Wien, um 1747 nach London geſendet zu werden; ebenfalls eine höchſt ſchwierige, und wenn ſie gelang, äußerſt dankbare Miſſion, denn es galt, die eigentliche Geſinnung eines bis jetzt ſich ſchwankend zeigenden Alliirten zu erforſchen.

Nach Abſchluß des Aachner Friedens und nach den darauf folgenden Ereigniſſen, die eine Entſcheidung dringend nöthig machten, kam Kaunitzens Haupt- und Lieblingsplan zu Stande, Oeſtreich mit Frankreich eng zu verbinden. Um dieſen Plan gelingen zu ſehen, ſetzte er ſeine ganze diplomatiſche Maſchinerie in Bewegung. Es iſt ſtaunenswürdig, welche Größe, welche Entſchloſſenheit, welche Feinheit und welche Kenntniß der Menſchen und Verhältniſſe der mächtig begabte Mann hier zu Tage forderte. Im Staatsrath ſiegte er anfangs durch ein eigenſinniges Schweigen, ſo daß die Kaiſerin, die verwundert war, ihn tändelnd Feder ſchneiden zu ſehen, während ſie erwartete, daß er leidenſchaftlich ſeine Meinung dem Streit der alten Miniſter beifüge, ihn auffordern mußte zu ſprechen. Jetzt ſprach er und ſo ſiegreich, mit einem ſolchen Schwung von edelſter Geſinnung, männlichſter Thatkraft durchglühter Rede, daß er die Anſicht ſeiner viel älteren Collegen überſtimmte und die Kaiſerin für ſich gewann. Das Schwierigſte blieb jedoch noch zu thun, er mußte dieſelbe Kaiſerin, deren rigoriſtiſche Sittenſtrenge er kannte, deren tiefgehenden Haß gegen gewiſſe Perſonen er in ſeiner ganzen Fülle zu beurtheilen verſtand, dahin bewegen, dieſe Strenge in gefällige Nachgibigkeit, dieſen Haß in ſchmeichelnde Freundſchaftserklärung vor der Welt zu wandeln, nämlich ſeine Aufgabe war, Thereſen zu einem Briefe an die Pompadour zu veranlaſſen. Er ſiegte auch hier: dieſer weltberühmte Brief, der die Phraſe enthielt, die Thereſe auf ihren Knien Gott ſpäter abbat, »ma chère cousine« kam zu Stande. Hätte Kaunitz zu ſeiner Fürſtin in einem Verhältniß geſtanden, ähnlich dem, in welchem Mazarin zu Anna von Oeſtreich ſtand, ſo wäre hier nichts zu ſtaunen geweſen; doch er mußte allein durch die ſiegenden Waffen einer Politik, die ihr Feuer von der Vaterlandsliebe und dem Ehrgeiz borgte, in dieſem Kampfe ſich die Lorbern holen. Friedrich hat in ſeinen hinterlaſſenen Werken dieſem Siege Kaunitzens volle Ehre gelaſſen. Das Bündniß mit Frankreich war ein ſtaunenswerthes, nie für möglich gehaltenes Ereigniß — mit dieſer That nahm Kaunitz ſeinen Fürſtenſtuhl ein. Unentbehrlich wurde er fürder Oeſtreich, unzertrennlich ſein Name vom Glanz und der Größe des Erzhauſes.

Was wir nach dieſer Epoche von großen Einrichtungen im Felde des Wiſſens, der Kunſt, des Staatsbedarfs ſehen, hat ihn zum Schöpfer. Er war unermündlich thätig, obgleich, wie wir eben ſehen werden, es ihm beliebte einen bal, einen petit maître öffentlich darzuſtellen, der die Welt zum Theil beleidigte, zum Theil lachen machte. Allein die Größe hat dies öfters an ſich; ſie verſchwiſtert ſich gerne mit der Bizarrerie, mit der Grimace, der Farçe. So ſehen wir unter Catharinens Regierung den jungen Suwaroff den Narren und Poſſenreißer im Lager der Soldaten ſpielen, ſo übt Peter der Große Scherze aus, die er willentlich als burleske Maske, um dahinter ſeine tragiſche Würde, ſeine Größe und ſeinen Schmerz der inſipiden Menge zu verbergen, vorbindet. Es iſt ein pſychologiſches Motiv hier verborgen. Die Größe bittet der Gemeinheit fußfällig das Verbrechen ab, daß ſie groß iſt; denn Verbrechen iſt es, groß zu ſein einer Welt gegenüber, die ſich in Kleinheit und Verleumdung gefällt. Schon die Götter werden als neidiſch dargeſtellt, wie viel mehr werden es die Menſchen ſein, zu allen Zeiten geweſen ſein, wie ſie es zu allen Zeiten ſein werden.

Zu den Seltſamkeiten, die der große Staatsmann der Menge wies, zählen wir jedoch nicht ſeine Vorliebe für franzöſiſche Sitte. dieſe war in ſeiner Natur begründet; er liebte und ahmte die feinen, graziöſen Formen des Umgangs nach, wie ſie ihm ſein längerer Aufenthalt in Paris, wo er nach Abſchluß des von ihm begründeten neuen Bündniſſes mit dem Verſailler Hof als Geſandter lebte, hatte kennen gelehrt. Die Wiener, die von dieſen Dingen nichts wußten, an ihrem Hofe nichts der Art ſahen, fanden mit ſchiefem Urtheil Vieles lächerlich oder ſogar ſündlich, was Kaunitz nur angemeſſen und bequem fand. Durch dieſes Spotten über ſeine neuen Angewöhnungen wurde er in eine feindliche Stellung getrieben und ging willentlich zum Extrem über, und nun zeigten ſich dieſe grotesken Scenen der Toilette, dieſes Pudern am Morgen, wo er durch eine Colonne von Dienern, jeder mit einer Puderquaſte bewaffnet, hindurchſchreitet, um von dieſem Puderregen die Locken ſeiner Perücke beſtäuben zu laſſen, dieſe affectirte Grazie, wenn er durch die Gemächer ſchreitet, dieſe parfümirten Spitzen, in die er ſich hüllt, die Tänzerſtellungen, die er annimmt — kurz dieſe Geckenhaftigkeit, die gerade an dem Hofe, wie Thereſe ihn um ſich verſammelte, doppelt auffällig ſein mußte.

Der Mann der feinen Bildung, der graziöſen Sitte mußte übrigens ſehr empfindliche Opfer bringen: er rächte ſich hier und da, indem er ſich ſeiner Fürſtin gegenüber Freiheiten herausnahm, die die altſpaniſche Hofetikette, wie ſie noch in Wien galt, gröblich verletzten; allein den Druck, der auf ſeiner ganzen Exiſtenz laſtete, konnte er damit doch nicht ſchwinden machen.

Er hätte gerne geiſtvolle Frauen bei ſich geſehen, einen belebten Abendzirkel nach Pariſer Sitte um ſich verſammelt, allein hinter ſeiner Thür, wie hinter jeder andern Thür lauſchte der Beobachter, der die Scherze wog, die Reden kritiſirte, die Anmuth richtete und die Blicke zählte. Von allen den Damen, die er gerne ſah, blieb bald Eine nach der Andern weg und nur die Gräfin Lanzun, dieſe Aſpaſia Wiens, ſelbſt an einem Hofe an dem Thereſe herrſchte, blieb ſeine treue Freundin.

Welcher von unſeren Leſern ſich über dieſen ausgezeichneten Miniſter Oeſtreichs Näheres in Kenntniß bringen will, verweiſen wir auf eine treffliche biographiſche Darſtellung, die der Freiherr v. Hormayr (Band 6 des Oeſtreichiſchen Plutarch) liefert. Wir halten für unſern Zweck hier genug gegeben. Eine andere, nicht minder beachtungswerthe Geſchichtsquelle gibt uns ein Aufſatz, den der berühmte Hiſtoriker Ranke in ſeiner Zeitſchrift (Hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift 2. Abtheilung, Seite 668), von den Staatsmännern Oeſtreichs und von der Kaiſerin Königin handelnd, veröffentlicht hat. Dieſe Schilderung des Wiener Hofs ſtammt aus dem Jahre 1755 und iſt der Feder des nachmaligen preußiſchen Juſtizminiſters, Freiherrn von Fürſt, entfloſſen, den Friedrich zur Regulirung ſchleſiſchen Schulden und Commerzienweſens 1752 nach Wien ſchickte. Mirabeau in ſeiner

(De la monarchie Prussienne) ſchöpfte aus dieſen handſchriftlich aufbewahrten Papieren, die den Titel führen: Lettres sur Vienne, écrites en 1755. Wir können hier bei Ranke's Namen nicht unberührt laſſen, ohne eine anziehende Stelle aus ſeinem Raiſonnement über jenes hiſtoriſche Fragment, das er veröffentlicht hat, hier gleichſam zum Belege für die Auffaſſung, der auch in dieſen Skizzen gehuldigt worden, anzuführen. „Man thut ſehr Unrecht,“ ſagt er, „daß man die innere Geſchichte der großen Continentalmächte ſo wenig mit wahrem Ernſte cultivirt. In der That iſt es eine unzuläſſige Zärtlichkeit für das Gedächtniß verſtorbener Fürſten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geſchichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu laſſen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menſchlichkeiten zum Vorſchein kommen, aber ſollte man dies fürchten müſſen? Ein in abſichtliches Dunkel gehüllter Name kann dem Menſchen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, ſelbſt mit ihren Fehlern, feſſelt ſeine Bewunderung und Anhänglichkeit. Welcher beſſere Beſitz kann einer Nation, kann beſonders einem Staate zu Theil werden, als die Geſchichte ſeiner Regierung, die doch zuletzt ſeine geiſtige Einheit repräſentirt, von der ſeine Entwickelung, ſeine Fortſchritte, ſeine Schickſale abhängen, die ihm erſt zeigt, was er iſt, und ihn von dem unfruchtbaren Ideal in die Mitte des lebendigen Intereſſes fortreißt. Inſofern würde die Geſchichte der inneren Entwickelung der großen Mächte eine ſehr politiſche Bedeutung bekommen.“

Ueber Laudon wollen wir nur bemerken, daß ſein Schickſal inſofern ein außerordentliches war, indem er wider Willen in die ruhmreiche Laufbahn geſtoßen wurde, die er durchmeſſen. Sein Wunſch war Friedrich zu dienen, und erſt da dieſer ihn nicht annahm, ging er nach Oeſtreich über. Er ſtammte aus einem ſehr alten und ausgebreiteten Geſchlechte in der Grafſchaft Ayre in Schottland. Die Familie unſeres Helden verließ ſchon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Schottland und begab ſich nach Liefland. Laudons Oheim war Hauptmann der Leibwache Carl XI. Er zählte fünf Jahre, als durch den Nyſtädter Frieden ſein Vaterland unter ruſſiſche Herrſchaft kam; er trat in ruſſiſche Dienſte. Da ſein Wunſch, im Kriege beſchäftigt zu werden, keine Gewährung fand, verließ er Rußland und kam zuerſt nach Berlin, wo er Gelegenheit ſuchte, Friedrich vorgeſtellt zu werden, mit der Bemerkung, daß er ſehnlichſt wünſche, in preußiſche Dienſte zu treten. Friedrich ſah den jungen Mann auf einer Truppenparade, und hier mißfiel ihm ſein Aeußeres; er wandte ſich ab und ſagte zu ſeiner Umgebung: «La physionomie de cet homme ne me revient pas!» Ein merkwürdiges Zeugniß, wie der große König ſich durch äußerliche Eindrücke beſtimmen ließ. Laudon war übrigens, wenn wir den Portraits, die von ihm exiſtiren, glauben ſollen, von einer ungewöhnlichen Häßlichkeit. Er hatte ein langes, ſchmales, mageres Geſicht, in welchem finſtere, unter buſchigen Brauen glühende Augen unheimlich ſchimmerten, brennend rothes, trotz des Puders farbig durchſcheinendes Haar. In Wien, wo er nunmehr Anſtellung fand, ging es ihm anfangs keineswegs gut; er hatte öftere Streit mit ſeinem Oberſten, dem übermüthigen, habſüchtigen, grauſamen Trenk, bis ihn Kaunitz gleichſam entdeckte, und bis die Einnahme von Hirſchfeld 1757 Laudons kriegeriſches Talent außer Zweifel ſetzte. Von jetzt an blieb ihm das Glück ziemlich günſtig; er mußte jedoch mit Dauns Neid kämpfen, und dieſer Neid zwiſchen den zwei bedeutendſten Feldherrn Oeſtreichs im ſiebenjährigen Kriege ſchwächte auch nicht wenig die Wirkung der Waffen des Kaiſerſtaats. Bei Kunnersdorf war er es, der Friedrich am meiſten zu ſchaffen machte; das „unangenehme Geſicht“ war hier in der That unheilbringend. Für den Sieg bei Kunnersdorf wurde er zum Feldzeugmeiſter erhoben. Ueberhäuft mit Ehren und Belohnungen ſtarb er 1790, nachdem er auch von Joſeph in ſeinen Wür den und Aemtern beſtätigt und nach Verdienſt geprieſen worden.

Schließlich wollen wir zweier künſtleriſchen Darſtellungen des Charakters Maria Thereſens Erwähnung thun, die zwei dichtende Frauen kürzlich der Leſewelt in Form eines Romans gegeben haben. Beide Darſtellungen haben ihre Bewunderer gefunden und beide ſind vielleicht auf gleiche Weiſe dem Original unähnlich. Die eine dieſer poetiſchen Schöpfungen, von der Feder George Sand's, ſtellt die Kaiſerin-Königin ſo dar, wie etwa ihre Tochter Maria Antoinette geworden wäre, wenn ſie jenes Alter der Mutter erreicht hätte. Maria Thereſe hatte aber dieſe Beweglichkeit, dieſe Anmuth der Sitte, dieſes graziös Launenhafte nie in ihrem Weſen. Die Sand iſt eine äußerſt begabte Charaktermalerin; allein ächt deutſche Naturen, wie dieſe Habsburgerin, können ihr ſchon aus dem Grunde nicht gelingen, weil ihr keine irgend verwandte Perſönlichkeit unter den franzöſiſchen Frauen nahe ſteht. Sie hätte an Eliſabeth Charlotte von der Pfalz Studien machen können, wenn man überhaupt nach einem Buche Studien machen kann. Der Dichter muß aus unmittelbarer Anſchauung ſchöpfen. Die zweite Romanfigur, die Kaiſerin-Königin darſtellend, iſt uns von der Verfaſſerin von Godwie Caſtle gegeben, und zeigt die Fürſtin, deren Bild die Darſtellerin mit entſchiedener Vorliebe betrachtet, als ein hohes Tugendmuſter, an dem Alles vortrefflich, weiſe, groß und Reſpekt einflößend iſt: dies iſt nun ebenfalls nicht die Wahrheit. Es wäre eine dankbare Aufgabe, dieſe hervorragende Geſtalt mit allen den Farben, die ihr eigenthumlich und die wirkungsvoll zur Genüge ſind, in den Rahmen eines dichtenden Bildes zu bringen; vielleicht bringt ein öſtreichiſcher Dichter uns baldigſt eine ſo willkommene Gabe: wir möchten Anaſtaſius Grün als einen ſolchen bezeichnen, der mit dem gehörigen Freimuth — denn nur ja keine Verſchönerung und Bepinſelung — die Tochter Carl VI. uns darzuſtellen vollkommen die Begabung hat. Er hat ja ſchon mehre Stoffe öſtreichiſcher Geſchichte behandelt, und ihm iſt der Schauplatz nah und bekannt. Mit dieſem Wunſch wollen wir unſere Skizze beſchließen.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachſen-Weimar.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachſen-Weimar.

Eine äußerſt liebenswürdige Perſönlichkeit. Wenn es irgend ein Zweifel ſein könnte, als ob deutſche Frauen mit den Franzöſinnen nicht wetteifern dürften, wo es darauf ankömmt, den Scepter anmuthiger Sitte, liebenswürdiger geſelliger Bildung, der Anregung und Beförderung genialer Geiſtescultur zu handhaben, ſo würde es, jede in Frageſtellung zu beſeitigen, genügen, Anna Amalie von Weimar vorzuführen. Hier iſt eine deutſche Frau, die die Anmuth der Franzöſin mit der edlen Haltung, dem ſittlichen Ernſt der Frauen ihrer eignen Nation gepaart zeigt, und dieſe deutſche Frau iſt eine Fürſtin, und was noch mehr ſagen will, ſie iſt eine Fürſtin zu einer Zeit, wo Deutſchland an großen Fürſtentalenten reich war. Wenn wir Friedrichs Hof und Lager betrachtet haben mit ſeiner prahleriſchen Soldateska, ſeinem ewigen Kanonendonner der Schlachten, und dann die

Fürſtenſtätte Maria Thereſens mit dem Gepränge der Proceſſionen und Kaiſerkrönungen, ſo ſehen wir in Weimar einen kleinen Hof, an dem geiſtvolle Männer und Frauen ſich verſammeln, und kein anderes Mittel in Anwendung bringen die Blicke Europas auf ſich zu ziehen, als daß ſie ſich mit der Literatur beſchäftigen und die Fragen der Poeſie in das Bereich ihrer Beſprechungen ziehen. Es war ſchwer bei dieſem Glanz und Ruhm der Thaten die Aufmerkſamkeit nur durch Poeſie und Literatur an ſich zu ziehen, Anna Amalie vollbrachte es. Sie und ihre kleine Tafelrunde poetiſcher Paladine machten ganz Deutſchland von ſich ſprechen. Die Nichte erwarb ſich neben ihrem großen Oheim unverwelkliche Lorbern.

Es iſt nicht zu ſagen, wie wohlthuend es dem Blicke des Geiſtes iſt, der im Tumult der Siege, im Gewirr der Lager, im Geſchrei der Gerichtsſäle und Diplomatenkammern, auf das grüne waldumnachtete Plätzchen trifft, wo eine ſchöne Frau, umgeben von Dichtern, am murmelnden Quell ſitzt und ſüßen Geſängen lauſcht. Ich ſage, es iſt unendlich wohlthuend. Wir flüchten unter dieſe Baumſchatten, an dieſe murmelnde Quellen, und rufen aus: hier, hier wollen wir weilen, hier gebietet der Gott der Glücklichen und Weiſen, hier und nirgends ſonſt iſt der Friede zu finden, der die Bruſt des armen Sterblichen mit dem Wonnebewußtſein des Himmels füllt! Beim Eingang des Parks von Tiefurt ſtehen die Worte:

Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
Steigen aus der Gewäſſer klarem Dunkel;
Hörbar wallet am Quell der leiſe Fittig
Segnender Geiſter!

Dieſes ſei das Motto, das wir unſerm Bilde vorſetzen. Tretet ein in dieſen Park von Tiefurt, ihr, die ihr die ſtaubigen Heerſtraßen der Welt gewandert ſeid; die ihr zum Ueberdruß die ſtarre Pracht der Palläſte geſchaut und über den Marmorboden hingegangen ſeid, auf dem die ewig unzufriedene Größe gewandelt, ihr, die ihr über euerm Haupte die Fahnen habt rauſchen gehört, die das Blut der Völker erkaufte und mit denen die Nationen ihren Fürſten ein beſchämendes Geſchenk machten — tretet ein hier — hier, wo nichts euch an die durch Entweihung und Mord erkaufte Größe der Götter dieſer Erde erinnert; wo Alles Lieblichkeit, Blüthenhauch und Frühlingsgekoſe iſt: tretet ein in dieſe ſüße, verſchwiegene Loge der Natur, in dieſes heimliche Waldſchlößchen, wo eine Fee mit dem Lilienſtengel euch Friede und Glück entgegenwinkt. Kommt, ich will euch auf die Plätze führen, wo in Morgenfriſche die Dichter wandelten, ich will euch den Ort zeigen, wo ſie beiſammen ſaßen und ihr Geſpräch, prächtig und lieblich zugleich, ſich wiegte, wie ein Nachen ſich wiegt bis zum Rande mit Blumen gefüllt, auf glattem Gewäſſer dahingleitend. O ihr müßt nicht glauben, daß ſie einſam waren, die Muſe war immer bei ihnen. Hier iſt eine Bank, hier ſaß Göthe, nach ſeiner Heimkehr aus Italien und wartete, die vollendete Dichtung ſeiner Iphigenie in der Hand, bis die Thür des Gartenſaals ſich öffnen werde und Anna Amalie hervortreten, um das Geſchenk und den Geber zu empfangen. Aber hier habt ihr einen Baumſtumpf, dicht am Waſſer, hier ſoll Wieland die Verſe gedichtet haben, die in ſeinem „Idris und Zenide“ ein Erröthen auf die Wange der jungen Prinzeſſin von Deſſau zauberten — o und auf dieſer Bank — und auf jenem Raſenhügel — an jenem Altar — in dieſer Grotte — und hier, und hier — und dann wieder hier! nein, die Plätze laſſen ſich nicht alle herzählen und beſchreiben, wo Dichter weilten, und dichteten und liebten und ſannen, ihr müßt den ganzen Park, den ganzen lieblichen Park von Tiefurt als Deutſchlands Heſperidengarten betrachten, wo goldne Aepfel von allen Zweigen hängen. — Ich kam eines Morgens dahin — die Nebel im Thale der Ilm wehte eben ein friſcher Wind hinweg und ein kryſtallreiner Himmel ward ſichtbar, und eine Erde ſo voll, ſo grün, ſo belebt, ſo mit tauſend Wonnen ſpie lend, an dem kleinen Pförtchen vom Park von Tiefurt ſtand eine verſchleierte Geſtalt; ich fragte ſie nicht, wer ſie wäre, ich glaube aber, daß es die Muſe war, oder die Erinnerung, oder irgend eine Göttin, die über ſüße Geheimniſſe gebietet. Wie ſie mit der Hand winkte, belebten ſich neu die ſchattigen Gänge des alten Parks. Da floß es vom Bergesabhang wie Muſik nieder, es war das Flüſtern der alten Fichten, gemiſcht mit dem Quellengemurmel, da kamen die längſt verſchwundenen Tage, die Tage heiterblühender Poeſie wieder, die Tage, die unſer Geſchlecht nicht kennt. Ich hörte mit dem Geſang der Grazien die Sprüche freundlicher Weisheit ertönen, und ein Kreis blühender Frauen, ähnlich wie in den Zuſammenkünften der Minnehöfe, über den Streit der Herzen und die Spiele des Geiſtes entſcheiden. Welche Tage dies! In die ewige Bläue des Himmels erhob ſich Geſang. Aus dem tiefen Dunkel der Gebüſche drangen Harfenaccorde hervor, begleitet von einer klagenden Stimme, die die Vergänglichkeit alles Schönen ſang und über der Erde Leid und ihre Schmerzen trauerte. Dieſer Stimme antwortete eine andere, die von einem blumenumſchloſſenen Hügel kam, und dieſe Stimme triumphirte. Wie die Hand des Knaben farbige Bälle hoch in die Luft ſchleudert, ſo warf hier eine trunkene, jauchzende Melodie hoch ihre blühenden Hoffnungen in die Höhe. Die Klage verſtummte oder ſie verſchmolz vielmehr ihre dunklen Harfenaccorde mit dem Kinderjubel der Flöte und dem Gelächter des Tambourin. Jetzt begann der Tanz der Nymphen. Auf der ebnen Grasfläche ſchloſſen neun jungfräuliche Geſtalten den Reigen; anfangs ſchwankte der Tanz, wie ein beginnendes Gedicht, in deſſen erſte Strophen noch nicht die Dichterader ihr wildes Feuer ergoſſen haben; aber wie das Gedicht ſich belebt, wie die Verſe ſich inniger verſchlingen und raſcher dahin fliegen, ſo hier die Mädchen. Die weißen Gewänder flatterten im Morgenſchein, die bekränzten Häupter wiegten ſich auf den entblößten Schultern, die kleinen Füße löſten ſich wie Blumen vom grünen Teppich, hierhin und dorthin ſich neigend bogen ſich die geſchmeidigen Körper wie junge Stämme, vom Sturm geſchaukelt. Alles freudevolles Leben, Liebesglanzen, harmoniſche Freude. Nun ſteigt die Sonne, die Schatten werden kürzer: Ruhe im kühlen Saal vereint die Geſellſchaft. Aber kaum gebieten friſchere Stunden, ſo zieht ein kleiner Zug, voran der Wagen, der Geräthe und Erfriſchungen trägt, aufs nahe Feld, und das Erntefeſt theilt hier ſeine Freuden, ſeine Belohnungen aus. Während hier die Jugend ſich erfreut, wandelt in den ſchon dunkelnden Gängen des Parks die Fürſtin und der Dichter. Langſam gehen ſie dahin, denn ihre Seelen bewegt eine Fülle großer Gedanken, köſtlicher Bilder. Sie empfinden nichts von dem Nachtleben der Natur um ſie her. Aus der Tiefe der Gewäſſer ſteigend, zündet der Genius der Nacht den dunkelbrennenden Mohn an, er wirft in den Kelch der Lilie geheimnißvolles Leuchten, und über die düſtere Grasfläche hinſtreifend, ſtreut er mit beiden Händen Lichtfunken aus, die in den Gebüſchen weiterglimmen. Die Fürſtin und der Dichter wandeln weiter. Nun ſtürzt ſich der Knabe in die Fluten, läßt ſie mit ſtärkerem Brauſen durch die Finger gleiten und dann ſich aufſchwingend, hängt er ſich an die Gipfel der Bäume und ſchüttelt ihre Kronen, es brauſt in den Lüften; die Fürſtin und der Dichter wandeln weiter; endlich müde der vergeblichen Anſtrengung, ruft er menſchliche Kraft zu Hülfe und nun ſchallen ganz in der Nähe die Geſänge der heimkehrenden Schnitter, nun entzünden ſich die Lichter im Gartenſaal, nun irrt ein Zug ſuchender Frauen durch die Gänge — aber die Fürſtin und der Dichter wandeln weiter. Und ſie wandelten noch, da die ernſte Nacht ſchon ihr Reich angetreten; ja die frühe Stunde des Morgens traf beide noch im Geſpräch.

Solches trug ſich zu im Park zu Tiefurt. —

Wenn wir dieſe Gebilde der Phantaſie des Leſers vorgeführt, ſo wollten wir ihn damit auf das Erſcheinen

Anna Amaliens vorbereiten. Jetzt tritt ſie ſelbſt auf. Den 21. October 1739 als Tochter des Herzogs Carl von Braunſchweig-Wolfenbüttel geboren, vermählte ſie ſich ſchon in ihrem ſiebzehnten Jahre mit dem Herzoge Ernſt Auguſt Conſtantin von Sachſen-Weimar. Dieſe Ehe dauerte nur zwei Jahre; 1758 ward die Herzogin Wittwe; eine junge, ſchöne Wittwe von neunzehn Jahren. Als Nichte Friedrich des Großen war ſie geſchaffen, gut zu machen, was der Oheim ſchlimm gemacht, und die grauſame Ungerechtigkeit, die durch ſeine Kälte und Nichtbeachtung der deutſchen Muſe zugefügt worden, auf das genugendſte zu ſühnen. Sie war es, die einen Theil von Friedrichs Miſſion über ſich nahm: er machte Deutſchlands Waffen im Auslande, ſie Deutſchlands Muſen geehrt, gefürchtet und geachtet; er gab Deutſchland eine militairiſche Hauptſtadt, ſie ihm eine literariſche. Weiter darf hier jedoch dieſer Vergleich nicht ausgeführt werden, denn was bei Friedrich ſelbſtändiges Verdienſt, eigne Größe und ruhmwürdige That war, zeigt ſich bei Amalie als Geſchickes Gabe: die großen Dichter wurden ihr zugeſendet, ſie übte nur das ächt weibliche Verdienſt: zu halten, zu vereinigen, zu pflegen, was ihr Schönes und Großes überantwortet wurde. Und als ihre Kraft nachließ, war der Sohn da, der geniale Sohn, der fortbaute und fortwirkte in ihrem

Sinne. Alles dieſes war Geſchickes Gabe — aber Amaliens Ruhm iſt darum doch ein ſehr hoher, und weit entfernt, ihrer Büſte den ſchönen Lorberkranz zu rauben, den die Mitlebenden ihr aufgeſetzt, möchten wir eher, wenn dies unſere Befähigung erlaubte, dieſem Kranze mehr Blätter und Blüthen hinzufügen; denn wir ſind kaum auszudrücken vermögend, wie liebenswürdig uns dieſe Fürſtin erſcheint, wie ſie uns Blume und reife Frucht zugleich zu ſein dünkt in dem Kranze der Fürſtinnen des achtzehnten Jahrhunderts, und wie gerade im Gegenſatz gegen die prüde und proſaiſch indifferente Maria Thereſe ſie uns im heiterſten und reinſten Lichte weiblicher Geiſtes- und Herzensſchönheit erſcheint. Lange noch nicht bekannt genug iſt dieſe reizende und zugleich achtunggebietende Erſcheinung. Herr Kanzler von Müller in Weimar hat in einer Gedächtnißrede über ſie trefflich, aber freilich auch nicht ausführlich genug geſprochen. Sie ſelbſt fing an ihr Leben zu beſchreiben, allein es iſt nur Fragment geblieben; ſo weit uns bekannt, findet ſich nirgends ein biographiſches Bild von ihr; denn was W. Wachsmuth in ſeinem „Weimars Muſenhof" von ihr ſagt, iſt wenig mehr als flüchtige Notiz. Göthe ſpricht, wie bekannt, von den fürſtlichen Perſönlichkeiten um ihn her nur mit jener faden diplomatiſchen Unbedeutenheit, deren Phraſeologie ſo alles

Bluts und Lebens entbehrt, daß man dieſe froſtigen Antichambre-Betrachtungen lieber gar nicht leſen ſollte, als daß man ſich durch ſie den Gegenſtand kuhl und gleichgültig machen läßt. Seine Mutter, die bekannte Frau Rath (Frau Aja), ſpricht von Amalie ſchon mit mehr Farbe im Ausdruck und Leben in der Wendung. Wieland iſt entzückt von ihr, er betet ſie an — aber er ſchreibt nichts über ſie; am ſcharfſten tritt ihr Bild dem Beſchauer entgegen aus Merk's Briefen und aus Herder's gelegentlichen, aber nur kurzen Aeußerungen. Und doch lebte ſie bis 1807, alſo Zeit genug, über ſie die Akten zu ſammeln und zu ſchließen.

Was wir hier geben, ſoll mehr geeignet ſein, ihr Andenken neu anzuregen, als ihr Leben und ihr Wirken erſchöpfend zu zergliedern. Zu dem Letztern fehlen, wie geſagt, die näheren Aufzeichnungen. Ein längerer Aufenthalt in Weimar und beſonders ein oft wiederholter Spaziergang nach dem reizenden Tiefurt hat dem Schreiber dieſer Zeilen jene Zeit, in der Amalie wirkte, und die ihm nach den Erzählungen derer, die das Glück hatten, ſie noch perſönlich gekannt zu haben, treu geſchildert wurde, lebendig vor das Auge der Phantaſie gebracht. Er beabſichtigte damals, dieſe Fürſtin und ihre Zeit zum Gegenſtande eines beſondern Gemäldes zu machen, in das er alle jene liebgewordenen

Züge und Beſonderheiten, die ſich ſeiner Phantaſie eingeprägt hatten, übertragen wollte. Vielleicht bietet ſich ihm noch Realiſirung dieſes Planes dar; einſtweilen durfte in dem Bildercyclus, der hier begonnen und vollendet werden, das Portrait dieſer intereſſanten Fürſtin durchaus nicht fehlen, und ſomit findet der Beſchauer ſie hier: nicht ganz in ſo gutes Licht geſtellt, wie es ſein ſollte, weil der gegebene Raum gewiſſenhaft vertheilt werden mußte, aber doch, wie wir uns glauben ſchmeicheln zu dürfen, dem Kenner dieſer Art Bilder inſoweit in günſtige Augennähe gebracht, daß er entſcheiden kann, wie mit Liebe Auge und Hand bei der Schöpfung des Bildes thätig geweſen.

Der herzoglichen Wittwe blieb die Pflicht für die Erziehung zweier Söhne, Carl Auguſts und Conſtantins. Der Graf Görtz war ihr bei Erfüllung dieſer Pflicht behülflich; gelegentlich durch ſeine Verwendung, dann aber auch durch Amaliens eigne Vorliebe für die Schriften dieſes Dichters, wurde Wieland 1772 nach Weimar berufen. Eine etwas ſeltſame pädagogiſch philoſophiſche Schrift „Der goldne Spiegel,“ die der Dichter des Oberon damals eben herausgegeben, hatte den Churmainziſchen Statthalter Erfurts, wo Wieland lebte, den Freiherrn von Dalberg, auf den Dichter-Philoſophen aufmerkſam gemacht, und Amalie benutzte den auch von ihm ausgehenden Wink. Wieland kam nach Weimar. Eine Erſcheinung, die ſich ſo ſelten in der Welt zeigt, nämlich daß der, der etwas gibt, auch gerade den findet, der das Gegebene entgegenzunehmen das rechte Verlangen und die wahre Befähigung hat, trat hier ins Leben. Wieland war lange Zeit mit ſeinem Päckchen Gedichte und ſeinen philoſophiſchen Romanen hin und hergewandert in Deutſchland, von einem Markt zum andern, und er hatte nirgends den rechten Käufer finden können. In ſeiner Jugend aſcetiſch fromm, hatte er in der Schule Bodmer's langweilige bibliſche Epopöen zu fertigen gelernt, plötzlich verließ er die Schweiz und die Bibel und zog in die weite Welt einer Watteau'ſchen Muſe nach, die ihm die Mährchen Diderots und die Erzählungen Lafontaine's mittheilte, indem ſie in ihrem roſenfarbenen Florkleidchen vor ihm herflatterte. So kam er nach Schwaben zurück, ſeinem Geburtslande, blieb dort nicht lange, weil man ihn und ſeine neuen Sächelchen nicht mochte, ging nach Erfurt, beſtieg dort das Katheder, docirte, dichtete aber nebenbei anmuthig lüſterne Geſchichtchen, ſo daß ſeine Kollegen erſtaunt darüber auffuhren und man ihn von allen Seiten her verleumdete, ihm das Leben ſauer machte. Da erſchien Amalie und der arme Dichter, der fortwährend die Feen angerufen hatte, ſah jetzt plötzlich in der Wirklichkeit eine in ſein Leben treten. Er zog mit ſeinem ganzen Waarenlager nach Weimar in die kühlen Schatten der Fürſtengunſt, vom ſtaubigen, lärmenden Markt in die ariſtokratiſche Stille eines marmorgetäfelten Saals, an deſſen Wänden die marmornen Leiber ſchöner Götterknaben und Göttermädchen in wollüſtigem Behagen ihre weißen Glieder dehnten. Wie ſelig war jetzt der Dichter! in Erfurt hatte er rohe Wüſtlinge, ſogenannte Muſenſöhne, verlaſſen, die mit den Klappen ihrer ungeheuren Stiefeln und dem wüſten Apparat ihrer Pfeifen und Rappiere ihn ſchwindlich gemacht hatten, hier ſaß im Dämmerſchein der ſeidenverhangenen Fenſter, beim leiſen Gang der Pendule, eine junge Fürſtin aufhorchend da und ſog ſeine Verſe ein, wie man in heißen Tagen Sorbet ſchlürft. Das iſt Himmelsluſt für einen Poeten. Wieland fühlte ſich unbeſchreiblich wohl, hierher gekommen zu ſein, und die junge Herzogin fühlte ſich nicht minder wohl, dieſen Mann ihres Herzens und ihres Geſchmacks gefunden zu haben. Von allen den Dichtern, die ſpäter kamen, war ihr keiner ſo ganz recht, ſo völlig genehm, ſo innig ſie anſprechend, ſo herzlich ihr vertraut als eben Wieland. Und Wieland ſchwärmte wieder und war bezaubert von dieſer Fürſtin, die alle ſeine Ideale ins Leben rief. Sie war Muſarion, die reizende bald ſchalkhafte, bald weiſe, bald zum Entzücken liebelächelnde junge Griechin, die die Philoſophen aller Schulen zu ihren Füßen bannt, ſie war Aſpaſia, von der Sokrates lernte, und die Perikles ſeine Freundin nannte, von der Ariſtipp ſeine feine weltmänniſche Lehre empfing. Unſere Zeit hat keinen Maaßſtab für dieſe liebliche Poeſie Wielands; wir finden, von anderen Motiven geleitet, nach einem andern Geſichtspunkt hingewendet, in ſeinen Gemälden ein unächtes und mit modernem Flitter überkleidetes Griechenthum, eine affektirte Grazie, eine überladene Schönheit. Sei auch immerhin Einiges von dieſen Vorwürfen gegründet, ſo iſt und bleibt der Dichter des Oberon doch eine köſtliche Errungenſchaft für deutſche Poeſie und Sprache; man ſollte dies nie beſtreiten wollen.

Wielands Niederlaſſung in Weimar, die Begründung der Zeitſchrift „Der deutſche Merkur,“ zu der Beiträge aus Süd- und Norddeutſchland in Menge gefordert wurden und auch einliefen, brachte eine große Anzahl gefeierter Gäſte zu Stadt und Hof. Gleim kam, aber er ging auch bald wieder; es ſcheint, daß er der Einzige von den literariſchen Berühmtheiten ihrer Zeit geweſen iſt, der Amalien entſchieden mißfiel. Es lag dies wol in dem Weſen des Kanonikus, der derb und ſüßlich zugleich war und dabei ſich in ſeinem Betragen und ſeinen Sitten gehen ließ, während Wieland ſchon frühzeitig darauf hinhorchte, was an den Höfen und bei den Fürſten gerne gehört wurde, ohne daß er dabei ein Schmeichler war.

Unter den Einheimiſchen wählte die Herzogin für ihren geſelligen Kreis zwei Männer aus, deren künſtleriſche Talente ſie zu ihrer eignen Freude aufmunterte, es waren dies Herr von Einſiedel und Herr von Seckendorf. Der Erſte war anfangs ein wilder, ausgelaſſener Page, ſpäter ein träumeriſcher und zerſtreuter Hofmann, und als Amalie ihn mit ihrer freundſchaftlichen Gunſt beehrte, wurde er ihr ein treuergebener Freund, ein jovialer, dem kleinen Hofe unentbehrlicher Geſellſchafter, deſſen Freundesgüte und liebenswerthen Charakter Alle, die in jenem Kreiſe ſich bewegten, nicht genug zu loben wiſſen. Bei den Theatervorſtellungen in Ettersburg und Tiefurt war er zugleich Schauſpieler, Dramendichter, Regiſſeur, Orcheſtermitglied und nebenbei Kritiker. Der Zweite glänzte als Componiſt. Glückliche Zeit, da die Kammerherren poetiſch waren! Zu dieſen Einheimiſchen geſellte ſich frühzeitig Herr von Knebel, ein preußiſcher Officier, der die Langeweile des Potsdamer Garniſonlebens mit dem Muſenſitz zu Weimar vertauſchte. Auch er war Poet, noch mehr aber glücklicher Ueberſetzer der Alten. Schon mit Ramler, Nicolai und Boje in brieflichem Verkehr, trat er jetzt mit Wieland, deſſen Ariſtipp er ſich gleichſam zum Vorbild gewählt hatte, in den engſten Freundſchaftsbund. Amalie vertraute ihm die Erziehung ihres jüngeren Sohnes an.

Noch iſt Muſäus zu nennen, der unübertroffene Volksmährchendichter, der hier am Hofe Amaliens jedoch nicht die Stellung einnahm, die wir ihn ſpäter in der Literatur einnehmen ſehen; er war hier wenig mehr als burlesker Spaßmacher, der Impromptu's erfand und poetiſche Lückenbüßer liefern mußte, wenn die größeren Geiſter feierten.

Dieſe eben Genannten und noch einige Andere bildeten Amaliens Hof, ehe Göthe erſchien. Wir müſſen bekennen, daß dieſe frühere Periode der Weimariſchen Schöngeiſter etwas für ſich Abgeſchloſſenes und anmuthig Begrenztes hat, welcher Charakter der darauf folgenden, wo die Genies auftraten, nicht anhaftet. Die Herzogin noch jung und blühend — Wieland, noch der feine Weltmann, der noch jugendlich ſchaffende Dichter, die jungen Männer, die ebenſo freudig der Poeſie wie ihrer Dame dienten, Bertuch und Muſäus, zwei treffliche Rathgeber und Ordner — alle dieſe Perſonen und Charaktere bildeten ein gefälliges Ganze. Die Heiterkeit hatte ſich noch nicht in Extravaganz gewandelt, die Freiheit noch nicht in Licenz, die Kühnheit noch nicht in Roheit. Eine edle Frau herrſchte. Anders in der jetzt folgenden Zeit. Der Herzog war herangewachſen, die

Mutter übergab ihm die Zügel der Regierung und trat mit ihren Freunden in den Hintergrund zurück. Jetzt erſchienen die Genies — eine früher noch nie dageweſene Gattung halbwilder Menſchen, die aus den Urwäldern Deutſchlands hervorgegangen zu ſein ſchienen, oder vom Monde herabgefallen, ſo wenig hatten ſie in Sprache, Geberde, Sitte und Tracht Aehnlichkeit mit dem Geſchlecht, das gerade auf Erden weilte. Das kleine Weimar war beſtimmt, einen der Häuptlinge dieſer Jungwilden in ſeinen Mauern einziehen zu ſehen. Amaliens Sohn brachte 1775 Göthen nach Weimar.

Es iſt über Göthe's verſchiedene Lebens- und Literatur-Epochen ſo unendlich viel geſchrieben worden, daß wir uns jedes weitern Wortes über jene Jugendepoche, die hier zur Sprache kommt, enthalten können. Nur ſo viel ſoll uns zu ſagen geſtattet ſein, als unmittelbar auf Amalien Bezug hat. Unmöglich konnte der Frau ſowie der Mutter das Betragen behagen, in welchem Göthe und der Herzog ſich damals gefielen; allein ſie ſchwieg klug und ſah, durch eigne geiſtige Begabung dazu befähigt, hinter dem Widerwärtigen das künftige Treffliche und Gute hindurchſchimmern. Aber es ging toll her. Der kleine Hof, die niedlichen Spiele, das trauliche Beiſammenſitzen — alles wurde kopfunter kopfüber durcheinandergeworfen und Wieland flog wie eine kleine Wäſcherin, der ein plötzlicher Hagelſchlag das feine Linnen von den Schnüren zu reißen droht, mit ſeinen Schätzen ängſtlich von dannen. Die Herzogin mußte ihn tröſten und ſchützen, indem ſie ihrem Sohne und durch dieſen Göthen, Mäßigung gegen ihren alten Troubadour empfahl. Neben Wieland hatte auch eine Hofdame zu leiden, ein kleines verwachſenes Fräulein von Göchhauſen, von Wieland die Gnomide, von der Herzogin Thusnelda genannt. Dieſes Fräulein war ebenfalls ein Schöngeiſt, aber dabei eine komiſche Perſonnage, die gutmüthig duldete, daß man ſie neckte und myſtificirte. Dies geſchah vom Herzog und von Göthe oft auf eine mehr als ſtudentenhaft muthwillige Weiſe, und noch jetzt leben einige dieſer Späße im Munde der alternden Zeitgenoſſen, die das Fräulein und ihre Peiniger noch perſönlich gekannt. Der Herzog und Göthe ſchwärmten in Wald und Flur herum, badeten im Freien, jagten, tranken, abenteuerten und verſchwendeten in göttlichem Leichtſinn die ſchönen Stunden goldner Jugend und üppiger Kraftfülle ſo, daß Klopſtock in Hamburg in Entſetzen die Hände überm Kopf zuſammenſchlug und ängſtliche Briefe ſchrieb, die zum Zweck hatten, den jungen Herzog vor Göthe zu warnen. Amalie, klüger wie der Lorbergekrönte Pedant, ſah immer ruhig, feſt vertrauend auf ihres Sohnes unantaſtbares Charaktergold, dem Treiben zu, nur hier und da ein ſanftes Wort einſchaltend, einen verſtändigen, wohlangebrachten Rath oder Tadel. So und nicht anders wirkt eine edle Frau. Göthe ſelbſt hat dies in ſeiner ſpätern Zeit mit Dank erkannt, und wenn er in ſeinem Taſſo die herrlichſten Sprüche, die köſtlichſten Erfahrungsſätze über das Walten der Frauenmilde, der Frauenſitte, der Frauenſchönheit ausſpricht, ſo iſt's Amalia, die er unter dem Namen der Herzogin Eleonore von Eſte preiſt. Wahrlich, nie iſt einer ſchönen Seele mit ſchönerm Lohne gedankt worden. Auch der Herzog erkannte die hohe Trefflichkeit der liebenden Mutter, die da zur rechten Stunde Vertrauen zeigte, um dann Vertrauen und Liebe wieder zu ernten für ihre ganze Lebenszeit.

Wieland zürnte nicht ewig. Eine weiche, enthuſiaſtiſche Natur, wie er ſie war, mit dem Bedürfniß zu bewundern begabt, vergaß er ſchnell die bittere Unbill, die ihm Göthe anthat, indem er ſich über ſeine Götter und Göttinnen luſtig machte und ſeine Nymphen verleumdete, und erklärte in allen Briefen an ſeine Freunde, daß er Göthe liebe, daß er in ihm einen jungen Gott ſehe. Amalie hatte auch hier ihre Mitwirkung anzubringen: ſie wollte ihren Hof, wie er früher beſtanden, mit dem jungen Hof, wie er ſich jetzt bildete, beſtens vereinigen. Und es gelang ihr, denn was wäre ihr nicht gelungen.

Durch Göthe's Beitritt gewannen die poetiſchen Vereinigungen und die kleinen theatraliſchen Spiele in Tiefurt einen neuen Charakter; es war dies der Charakter der Polemik und Satyre, der früher nicht in dieſen harmloſen Schöpfungen geherrſcht hatte. Göthe hatte damit angefangen, Wieland anzugreifen und zu perſifliren, er fuhr fort, Andere und ſich ſelbſt einem Spotte, dem es nicht an Schärfe, aber dabei auch nicht an Anmuth fehlte, preis zu geben. So ging die kleine Burleske „Die geſtickte Braut“ zunächſt dem Werther und der durch dieſen Mode gewordenen Sentimentalität zu Leibe. Der „Jahrmarkt von Plundersweiler“ birgt bekanntlich ebenfalls den Schalk in ſehr loſer Hülle. Aber auch die rein idylliſchen Stoffe ließ er nicht unbeachtet; eine poetiſch angeordnete Beleuchtung des Parks fand ſtatt, als die liebliche Dichtung „Die Fiſcherin“ zum erſtenmale in freier Natur dargeſtellt wurde und ungemein gefiel.

In den kleinen Abendkreiſen Amaliens veranlaßte Göthe ergötzliche Auftritte, ſo myſtificirte er Gleim, der ihn noch nicht früher von Perſon kannte. Gleim befand ſich in der Geſellſchaft bei Hof und las aus einer Gedichtſammlung einiges von ſeinen eignen Produktionen vor; plötzlich erſcheint ein junger Mann in unſcheinbarer Kleidung, bittet ſich das Buch aus und ließt weiter, anfangs das wirklich im Buche Befindliche, dann aber Verſe, die nicht darin ſtehen, improviſirte Verſe voll tollen Scherzes und neckender Bezüglichkeit auf Gleim. Dieſer ſpringt entſetzt auf und ruft: „Das iſt entweder der Teufel oder Göthe!“

Während ihre Dichter, zu denen ſich auch Herder geſellt hatte, oft die Abende in geſelligem Kreiſe verſchönten, widmete Amalie ihre Vormittagſtunden der Kunſt. Sie lernte bei Oeſer die Portraitmalerei und brachte es darin zu einer ſeltenen Fertigkeit. In der Muſik war ſie Meiſterin und componirte ſelbſt die Operntexte ihrer Hof- und Lieblingsdichter.

Die Gründung des „Tiefurter Journals“ muß hier bemerkt werden, einer nur handſchriftlich exiſtirenden Zeitſchrift, in die alle Mitglieder der poetiſchen Tafelrunde Beiträge, bald in Verſen, bald in Proſa liefern mußten. Dieſes Journal wird noch aufbewahrt und zwar in den Gemächern des fürſtlichen — aber ſehr einfachen — Gartenhauſes, das Amalie in Tiefurt bewohnte. Man muß ſich dieſes Haus, das prachtvolle Baumgruppen in eine grüne Dämmerung einhüllen, nicht wie die Villen und Gartenhäuſer denken, wie ſie heutzutage jeder Banquier, jeder reichgewordene Krämer ſich erbauen läßt, es iſt eine beſcheidene Wohnung von wenigen Zimmern, ohne Marmorgetäfel und Spiegelwände, aber ein Geiſt der Schönheit, des Ebenmaaßes, der gemüthlichen Wohnlichkeit waltet in dieſen Räumen, der über alle käufliche Pracht erhaben iſt. Römiſche Landſchaften und Bilder nach Tiſchbein, Hackert und Angelika Kaufmann ſieht man an den Wänden; Motive aus pompejaniſchen Wandgemälden ſind hier und da in Möbelſtickereien oder auf Ofen- und Wandſchirmen angebracht; ſehr wenige aber ſchöne Vaſen ſtehen auf den Kaminconſolen vertheilt; nichts von dem Gold- und Flitterwerk moderner Ausſtattung. Dicht an den Zimmern ihrer Fürſtin und Freundin liegt das kleine Kabinet, das Louiſe von Göchhauſen inne hatte, und die Sage geht, daß ſich zuweilen in ſpäter Nachtſtunde die Geſtalt des kleinen buckligen Fräuleins an dem Eckfenſter zeige, hinſchauend auf Feld und Wald, und dazu klingt dann die Aeolsharfe im Park melancholiſch, wie die klagende Stimme der Nymphe, die an längſt Vergangenes mahnt. Es rauſchen die Gipfel der alten Buchen und Linden, und die Wetterhähne auf den kleinen Tempeln und Mooshütten ſchrillen im Nachtwinde.

Das Tiefurter Journal iſt nicht ſo intereſſant, als man zu glauben berechtigt iſt, wenn man die Zahl ſeiner Mitarbeiter überſchaut. Die berühmten Dichter machten es hier, wie ſie es immer machen, wenn man ihnen Albumblätter oder dergleichen Privatſammlungen vorlegt, ſie geben nur Flüchtiges und Leeres, während ſie ihre ächten Schätze dem Druck vorbehalten. Deshalb findet man das Beſte immer in ſolchen Zuſammenſtellungen von unbekannten Talenten geliefert, ohne Namensunterſchrift. Dieſe, die nicht für die Veröffentlichung dichten, geben willig das innerſte und vollſte Leben ihrer Seele hin, völlig befriedigt von dem Bewußtſein, der Freund, die Freundin werde es leſen und dabei Freude empfinden. So ſind auch im Tiefurtiſchen Journal gerade die Fragmente, die von gefeierten Namen ausgegangen ſind, durchaus nicht die anziehendſten. Ein Dichter befindet ſich darin, oder eine Dichterin, man hat mir hierüber nicht Auskunft geben können, die wunderſam zarte und ſchöne Poeſien, wahre Weihegeſänge einer keuſchen und erhabenen Muſe den Blättern des Journals anvertraut hat. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man unter den Bruchſtücken, die kürzlich aus dem Journal abgedruckt erſchienen ſind, gerade dieſe trefflichen Gaben ausgewählt hätte, anſtatt daß man unbedeutende Verſeleien bedeutender Dichter wählte. In dieſem Tagebuch finden ſich auch die dramatiſchen Spiele, die kleinen Liedercompoſitionen und ſonſtiges geſelliges Getändel, das im Park zu Tiefurt vor ſich ging, angemerkt. Die Geſellſchaft abonnirte ſich auf das Journal, entweder durch ein paar Goldſtücke, oder durch monatliche Beiträge in Proſa oder in Verſen. Es gab Viele, die lieber zahlten, als daß ſie gewagt hätten, ſich auf einen ſo glatten, gefährlichen Boden zu begeben. Ein alter, damals in Weimar ſich aufhaltender Engländer bildete eine komiſche Figur unter den Mitarbeitern. Man hatte ihm zu verſtehen gegeben, daß man es lieber ſehen würde, wenn er zahlte, er aber mit einer ſeltenen Hartnäckigkeit fuhr fort Beiträge einzuſenden, und zwar beſtanden dieſe in einer topographiſchen Herzählung der Londoner Straßen und Brücken, in holprige Verſe gebracht. Jede Woche lief regelmäßig ein dickes Manuſcript ein und der Autor drohte, wenn er mit London fertig ſein würde, daß er dann auf die anderen Städte des Königreichs übergehen werde. Man mußte ihm geradezu das Journal verſchließen, unwillig hierüber und empfindlich begab er ſich von dannen und kehrte nicht wieder nach Weimar zurück. Aus England kam noch ein Brücken- und Straßenheft, es war das letzte, dann hörte und ſah man nichts mehr von dem Verfaſſer.

Eine große Freude gewährte es Amalien, ihren Wieland in neuem Glanze durch das Erſcheinen des Oberon (1780) zu ſehen. Es hatte ihr heimlich wehe gethan, daß er in der letzten Zeit nichts Bedeutendes hatte erſcheinen laſſen, und daß des jungen Gothe Ruhm den ſeinigen zu verdunkeln drohte. Jetzt rühmte alle Welt den Oberon und die Herzogin war über beides, über das Gedicht und deſſen Wirkung auf Deutſchland, entzückt. Ihren großen Oheim, der in dieſer Zeit über deutſche Literatur ſchrieb und das bekannte wegwerfende Urtheil darüber fällte, beklagte ſie, denn ſie war überzeugt, hätte er den Oberon geleſen, er hätte dann anders entſcheiden müſſen. Gothe tröſtete ſich über den Tadel des Königs, Wieland war tief bekümmert und Gleim „weinte blutige Thränen.“

Amalie, nicht zufrieden ſich den gründlichſten Studien im Fach der Geſchichte, der Alterthumskunde, der poetiſchen Literatur alter und neuer Völker hingegeben zu haben, begehrte an der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen und lernte Griechiſch mit einem ſolchen Fleiße und einem ſolchen intelligenten Eindringen, daß es ihr in kurzer Zeit möglich wurde, den Ariſtophanes, bekanntlich ein ſehr ſchwerer Autor, zu leſen.

Unter den Beſuchenden im Jahr 1784 wurden F. G. Jacobi, Georg Förſter und Eliſe von der Recke bemerkt. Fürſt Leopold Friedrich von Deſſau kam oft und war ſtets dem jungen Herzog willkommen, weniger der junge Prinz Auguſt von Gotha, der ſpäter als er gierender Herzog ſich zu einer ſo ſeltſamen, faſt an die Caricatur ſtreifenden Perſönlichkeit ausbildete. Dieſer junge Prinz beſchäftigte ſich auch mit der Poeſie, aber mit der Poeſie der modernen Franzoſen, epigrammatiſch, frivol und geckenhaft tändelnd, was Carl Auguſt gerade gar nicht mochte und Gothe noch weniger leiden konnte. Später ging dieſer Gothaer Fürſt auf ein anderes Extrem über, nämlich auf die Verehrung und Nachahmung Jean Paul's, und in dieſem Geſchmack componirte er ſelbſt einige ſentimentale, ſchwülſtige Romane, von denen ein paar gedruckt ſind, die größere Zahl jedoch handſchriftlich in der Gothaer Bibliothek aufbewahrt wird.

Lavater machte günſtigen Eindruck auf Amalien. „Wenn ich eine große Monarchin wäre,“ ſchrieb ſie an Merck, „ſo müßte Lavater mein Premierminiſter werden.“ Ein ſonderbarer Premierminiſter allerdings. Die Nachwelt hat ihr Urtheil über dieſen Mann gefällt, der vier große Folianten mit dem unleidlichſten Unſinn anzufüllen die Dreiſtigkeit hatte, den er als erhabene Poeſie, als eine ungeheure, tiefe, wiſſenſchaftliche Entdeckung, als ein Beitrag zur Menſchenkunde, für den die Menſchheit ihm auf den Knien Dank zu ſagen habe, anpries. Aber ihn und ſein Syſtem zu verehren gehörte damals zur Mode, deshalb wollen wir unſere hochbegabte Fürſtin nicht tadeln, daß ſie nach ächter Frauenweiſe auch einmal der Mode fröhnte, die Fürſtin von Deſſau ging noch weiter; ſie verliebte ſich vollkommen in den langen häßlichen Züricher Silhouettenſammler, und wollte ihn gar nicht mehr von ihrem Hofe fortlaſſen. Zum Dank dafür erklärte Lavater, ſeine fürſtliche Freundin ſähe zu gleicher Zeit der Magdalena, der Mutter Gottes und der Kleopatra ähnlich.

Im Jahre 1787 reiſte Amalie in Begleitung von Herrn von Einſiedel und dem Fräulein von Göchhauſen nach Italien. Auch Herder machte einen Theil der Reiſe mit. 1790, bei der Rückreiſe der Herzogin, traf ſie mit Göthe in Venedig zuſammen. In Rom lernte ſie Angelika Kaufmann kennen, mit der ſie ſich eng befreundete. Während Göthe und die Herzogin in Italien weilten, trat ein neuer Stern erſter Größe an Weimars Himmel empor, der Stern Schillers. Der Dichter der „Räuber“ und des „Don Carlos“ kam nach Weimar.

Wir haben zweimal Amalie ihren Dichterkreis um ſich neu geſtalten ſehen. Zuerſt war ſie mit Wieland, Einſiedel, Seckendorf, Muſäus, Knebel, Bertuch, dann durch den Zutritt des jungen Herzogs kam er, ſeine Gemahlin, Göthe, Herder und Andere hinzu, zum drit tenmale geſtaltete ſich der Cirkel anders nach der Zurückkunft Amaliens und Göthe's aus Italien und nach des Herzogs Schweizerreiſe. Nicht mehr Tiefurt, ſondern das Palais in Weimar war der Zuſammenkunftsort, und jeden erſten Freitag im Monat ſah hier Amalie ihre älteren und neueren Freunde. Hier erging man ſich nun nicht mehr in ſo muthwilliger Laune, wie im Park und in der ſchönen Sommerreſidenz, es war in die älter und kälter gewordenen Genoſſen Zwang und Hofetikette gedrungen. Göthe hatte ſich verändert, der Herzog ebenfalls. Es wurde nicht mehr Komödie geſpielt, es wurde vorgeleſen. Wir finden anbemerkt, daß in dieſen Zuſammenkünften Göthe über das Prisma und über Caglioſtro's Stammbaum las, Herder über Unſterblichkeit, Bertuch über chineſiſche Farben und über engliſche Gärten, Böttiger über das Tättowiren und über Prachtgefäße der Alten, Hufeland über die Lebensdauer des Menſchen, Knebel über Wohlwollen, Meyer über ſein neueſtes Gemälde, Bode las ein Stück aus dem von ihm überſetzten Montaigne, und aus Jena herübergekommene Gelehrte laſen über die ihnen zuſtehenden Gegenſtände. Amalie von Imhof und Frau v. Kalb, zwei geiſtvolle Frauen, die erſtere Schriftſtellerin, wurden von der Herzogin freundlich dem Dichterkreiſe zugeführt; auch der Satyriker Falk, von Wieland vorgeſtellt, fand in den Gemächern der Fürſtin Eintritt.

Je älter die einſt ſo rüſtig wirkende Muſenfreundin wurde, deſto ſtiller zog ſie ſich in Einſamkeit zurück, nur Wieland durfte ſie nicht verlaſſen. Die neueſte Weimariſche Kunſt und Poeſieperiode fand ſie wenig empfänglich und theilnehmend. Die neuen ſtürmenden Geiſter, die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling wurden ihr wenig oder gar nicht bekannt. Auf der Bühne ergötzte ſie ſich noch an der Einführung der antiken Masken in Göthe's Palaephron und Neoterpe, auch ihres frühern Jugendgenoſſen, Einſiedels, dem Calderon nachgebildetes Drama, „Das Leben ein Traum," ſah ſie zur Darſtellung gelangen.

Ein ſchönes Ereigniß trat in ihr Leben, als ihr vergönnt wurde, den Erbgroßherzog, ihren Enkel, mit der ruſſiſchen Kaiſertochter vermählt zu ſehen. Wieland ſchrieb über das Erſcheinen der jungen Fürſtin: „Das Unbeſchreibliche muß, wie Sokrates ſagt, ſelbſt geſehen werden. Alles was ich Ihnen vor der Hand von ihr ſagen kann, iſt, daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters ſchwerlich eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie iſt über allen Ausdruck liebenswürdig. Es ſcheint unmöglich mehr angeborne Majeſtät mit einer vollkommenen Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit, und mit allem Verſtand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menſchen, kurz mit dem Sittenzauber, den nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unſchuld der Seele, Herzensgüte und Holdſeligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beſeligenden Anſchauens eines ſolchen Engels in jungfräulicher Geſtalt noch in meinem zweiundſiebzigſten Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, ſie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortſetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat.“

Die neue Zeit, wie ſie überall anderswohin umgeſtaltend eintrat, verfehlte auch nicht, Weimars liebliche Dichterſtätte zu zerſtören. Napoleons Heere drangen über den Rhein; ganz Deutſchland gerieth in Aufregung und Spannung. Der Herzog und Göthe hatten ſchon früher einen kriegeriſchen Zug miteinander unternommen, jetzt verließ der Erſtere als preußiſcher General ſeine Hauptſtadt. Der letzte literariſche Gaſt vor dem Tumult des Kriegs war Frau von Staël, die ſich längere Zeit in Weimar aufhielt. Ihr Urtheil über Weimar und die dortigen Notabilitäten iſt bekannt. Sie ſagt wenig über Amalie und dies iſt Beweis, daß die edle Fürſtin damals ſelten Geſellſchaft bei ſich ſah.

Die Schlacht von 1806 beugte und betrübte die Nichte Friedrich des Großen tief. Sie litt ſchon längere Zeit an einem Bruſtübel. Der 10. April 1807 war der Tag, der dieſem ſchönen Leben, das ſo harmoniſch und ſo ſegensreich dahingefloſſen, ein Ziel ſetzte. Zwei Jahre früher war Schiller geſtorben. Weimar verlor den Schutzgeiſt ſeiner Größe und ſeinen berühmteſten Dichter faſt zu gleicher Zeit.

Was Anna Amaliens Aeußeres betrifft, ſo ſind viele Portraits von ihr vorhanden, allein leider faſt alle ſie in ſpäteren Jahren darſtellend. Die Züge haben in dieſen Auffaſſungen etwas ſcharfes, geſpanntes, das ihrer Phyſiognomie nach dem Ausſpruch derer, die ſie gekannt, durchaus nicht eigen geweſen ſein ſoll. Das Koſtüm in dem ſie ſich malen ließ, iſt jenes halb idealiſche, das Angelika Kaufmann ſo ſehr ihren Portraits zu geben liebte. Sie hatte dunkle, geiſtſprühende Augen und ein feines Oval des Geſichts; ihr Wuchs war in vollem Ebenmaaß, ihr Gang leicht und zugleich würdevoll. Sie liebte gerne etwas in der Hand ſpielend zu halten, eine Blume, ein zuſammengerollte Stück Papier, einen Bleiſtift oder dergleichen, darin war ſie Frau v. Stael ähnlich. Ihre Lebensweiſe war einfach; in Italien hatte ſie ſich angewöhnt, ihren Nachtiſch reich mit Früchten beſetzen zu laſſen und dieſe jedem andern Deſſert vorzuziehen. Ihre Handſchrift zeigt ſich als feſt und ſicher; die Zeichnungen und Bilder, die von ihr exiſtiren, geben Zeugniß, wenn auch nicht von entſchiedenem Talent, doch von künſtleriſcher Fertigkeit und ſchöner Urtheils- und Geſchmacksbildung. Ihr größtes Kunſtwerk war ihr Leben. Sie war Taſſo's Leonore, die nicht ſelbſt dichtete, aber Dichterwerke hervorrief und Dichter ſchützte und begeiſterte.

Gräfin Albani.

Gräfin Albani.

Es iſt in der That ein Geſchick ganz eigner Art, das eine deutſche F[illegible]ochter mit dem Abkömmling eines vertriebenen ſchottiſchen Königsgeſchlechts zuſammen führte und in dieſem Bunde die Aufnahme eines der berühmteſten Dichter Italiens geſtattete. Schlingt ſich irgendwo um ein irdiſches Band die Weihe der Poeſie, die erhabene Tragik unheilbringender Verhältniſſe, ſo iſt es um dieſes Band, das eine junge Frau knüpfte in dem unbewußten Leichtſinn der Jugend, und deſſen ſpätere zähe Haltbarkeit ſie mit den glühendſten Thränen, den erſchütterndſten Klagen zu betrauern hatte. Deutſchland hat viele ſeiner Töchter zu allen Zeiten mit ſchmachvollen Ehefeſſeln beladen, jammernd und widerſtrebend in die Fremde wandern ſehen, von allen dieſen war jedoch vielleicht keine ſo ſehr des innigſten Mitleids würdig, als die arme junge Frau, mit deren Bildniß wir uns jetzt beſchäftigen wollen.

Zuerſt etwas über das alte, berühmte Königshaus der Stuarts, dieſes Geſchlechts, das des Schickſals Launen in einem erſchreckenden Maaße zu erdulden hatte, das bald auf den Gipfel aller Größe hinaufgehoben, bald wieder in die Tiefe eines unerhörten und unverdienten Unglücks hinabgeſchleudert wurde. Die Königsburg von Holyroodhouſe ſah blutige Schatten in ihren Mauern wandeln. Seit Robert II im Jahr 1370 die Krone in ſein Haus brachte, zeigt das Geſchlecht der Stuart eine faſt ununterbrochene Reihefolge impoſanter Geſtalten, die Männer reich an Heldenthum, die Frauen an Liebreiz und Schönheit; allein dieſe edlen Güter ſcheinen dem Geſchlechte nur gegeben, um es im Kampf mit den ewigen Anfeindungen des Geſchicks glänzender und berühmter erſcheinen zu laſſen; ſeine Vorzüge weckten das Intereſſe der Zeitgenoſſen und der ſpäteren Jahrhunderte, ohne irgendwie die Härte und die Bitterkeit der Leiden der Kämpfenden zu mildern. Die Poeſie empfing von der Hand der Geſchichte die blutbefleckten Körper der Gemordeten, um ſie in unvergänglichen Purpur zu hüllen, ſie mit nie welkenden Blumenkronen zu krönen. So beſtieg der dunkle Schatten Maria's unmittelbar aus den Grabesmauern ihres Kerkers die ſtrahlende glanzerhellte Vorhalle des Tempels des Ruhms, während Eliſabeths Geſtalt, im Leben vom Geſchick gehätſchelt, verdunkelt und geblendet zurückblieb. Noch neuerdings haben wir es an den meiſterhaften Schilderungen des ſchottiſchen Barden geſehen, welch ein poetiſches Königthum dieſes der Stuarts war; es kam dazu, daß dieſe Herrſcher in einem Lande herrſchten, deſſen Boden, vielleicht wie kein anderer der civiliſirten Erde, wir wollen den des alten Hellas ausnehmen, eine Fülle landſchaftlicher Schönheit birgt, die es geeignet macht, einen würdigen Hintergrund zu bilden für die prächtigen Geſtalten, die die Geſchichte über dieſen Boden hinführt. Mit Schottlands Namen erwacht ſchon in einer nur irgend befähigten Phantaſie eine ganze Reihefolge romantiſcher Gemälde. Unſere Dichter haben es noch nicht verlernt mit Oſſian zu ſympathiſiren; er iſt der Dichter der Jugend, der Liebe, der Träumerei. Die Mondſcheinnächte an der ſchottländiſchen Küſte, die Einſamkeit des Meeres, das Toſen der Brandung, die grotesken Formen der Höhlen und Felſenriſſe bringen bis zur Ohnmacht ein mitempfindendes, gefühlvoll ſchwärmendes deutſches Gemüth; nun die Haide in ihrer lebloſen, weithingedehnten Fläche, über die in impoſantem Zuge die Geiſter der Erſchlagenen hinziehen, an ihrer Spitze die Barden, deren Harfen das Lied der Klage in herzzerreißenden Melodien dahinſtrömen — ach, welche Süßigkeit, welch eine Fülle des romantiſchen Schmerzes!

Es gab eine Zeit in Deutſchland — es war die, wo das berühmteſte deutſche Buch des achtzehnten Jahrhunderts erſchien, der Werther, wo man von Oſſian träumte und wo Schottland die Heimath aller liebekranken, von dem Pfeil der Poeſie empfindlich verwundeten Herzen war; dann kam eine Zeit, wo wiederum Schottland und immer nur Schottland genannt wurde, aber nicht mehr in Empfindſamkeit und Schwärmen, ſondern in chevalereskem, romantiſchem Stürmen und Drängen. Es war die Zeit der Romane „die Braut von Lammermoor,“ „Redgauntlet,“ „Montroſe,“ „das Herz von Midlothian“ und anderer. Für die neueſte Zeit hat dieſe geweihte Stätte etwas, nicht an ihrem Reize, doch an ihrer Macht über die Gemüther und über die Phantaſie des lebenden Geſchlechts verloren; Irland iſt an die Stelle getreten und die politiſchen Sympathien, die die herrſchenden in unſeren Tagen ſind, wenden ſich dieſem Boden zu, über den die Armuth in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt ſchreitet, wo das ſociale Elend die ſchreiendſten Mißlaute ausſtößt. Wir aber kehren zur alten Königsburg von Holyrood zurück. Robert Burns' ſchöne Verſe mögen hier eine Stelle finden:

— that noble, stately dome
Where Scotia's Kings of other years
Famed heroes! had their royal home
Alas! how chang'd the times to come

Their royal name low in the dust!
Their hapless race wild-wand'ring roam,
Tho' rigid law cries out, 'twas just! —

Es mag geeignet erſcheinen, einen Blick auf das prächtige Edinburgh zu werfen, um den Schauplatz zu bezeichnen, auf dem Carl Eduards Ahnen ihre Rollen ſpielten; er ſelbſt, der unglückliche letzte Sprößling des berühmten Geſchlechts, ſah die Mauern der ſchottiſchen Hauptſtadt nur bei flüchtigem Beſuch, anfangs von einem Schimmer von Siegeshoffnungen umleuchtet, bald aber wieder in Schatten gehüllt und dann auf immer verſchwindend. Wir folgen in der Schilderung, die wir hier geben, den Worten eines neueren Reiſenden (des Verfaſſers der „römiſchen Briefe"), der eine ſehr lebenvolle Skizze von dem alten Königsſitze der Stuarts und der ihn umgebenden Stadt aus eigner Anſchauung veröffentlicht hat. „Schärfer kann kaum ein Contraſt ſein," ſagt der ebenbenannte Briefſteller, „als wenn man von den Gräbern jener letzten Glieder des Hauſes in dem heitern, ſonnigen Süden nach der Wiege des Geſchlechts ſich verſetzt. In der verfallenen Kapelle von Holyroodhouſe, welche ohne Dach daſteht, die Bogen und Fenſter zertrümmert, die Wände und Pfeiler geſchwärzt durch die Einflüſſe der Witterung, liegen die Reſte mehrer Stuarts, die auf dem Königsthron Schottlands ſaßen, ſeit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in ſein Haus gebracht. Der größere Theil des Pallaſtes iſt neu, denn Carl II. ließ ihn umbauen: im Quadrat umſchließt er einen innern Hof, der unten offene Bogen und darüber zwei Geſchoſſe hat, etwas ſchwerfällig, aber nicht ohne Wirkung, die in einem höhern Grade auch der mit alterthümlichen Rundthürmen und Zinnen, und großem Portal und darüber der koloſſalen, ſchottiſchen Krone, verſehenen Façade nicht fehlt. Aber der Pallaſt iſt ausgeſtorben: nur einen Theil des Jahres hindurch pflegen einige ſchottiſche Adelsfamilien, denen ein ſolches Recht zuſteht, in demſelben zu wohnen, und bisweilen werden hier Gemächer Solchen eingeräumt, die ſich mit ihren Gläubigern nicht verſtändigen können. Denn Holyrood und ſeine nächſte Umgebung ſind für ſolche ein Aſyl, das auch in unſeren Tagen ſchon von vornehmen Perſonen in Anſpruch genommen worden iſt. In dem großen Saale, der mit einer Sammlung von lächerlich ſchlechten Portraits (wenn man ja einen ſolchen Namen brauchen will) der Könige geziert iſt, gab der Prätendent Carl Eduard Feſte; viele der Gemächer ſind noch ſo ziemlich in dem Zuſtande, wie ſie von Carl X. bewohnt wurden, als dieſen ſein zweites Exil nach Holyrood führte. Vor Allem aber intereſſant iſt der ältere, winklige Theil des Pallaſtes, wo man noch Maria

Stuarts Zimmer ſieht: da iſt ihr Schlafgemach mit dem Bette, das in dem Zuſtande geblieben, wie ſie es verließ, die Behänge und Stickereien verblichen und durchlöchert; da iſt anſtoßend das enge Kabinet, in welchem die Königin mit der Herzogin von Argyle, Rizzio und einer oder zwei anderen Perſonen (wie ſie darin Raum fanden, iſt kaum zu begreifen) zu Nacht aß, als Darnley und ſeine Begleiter eindrangen und den Italiener mordeten; da zeigt man noch im Fußboden neben der Wand die Blutflecken."

„Im Schloſſe zu Edinburgh, wo jetzt wieder die alten ſchottiſchen Kroninſignien zu ſehen ſind, die man auf immer bei Seite geſchafft glaubte, aus Beſorgniß, der Schotten Nationalgefühl möchte zu lebendig erwachen bei ihrem Anblick, wird man in die Kammer geführt, in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jacob VI., der die Krone beider Reiche vereint tragen ſollte. Nur die Erinnerung und ein paar gemalte Wappen ſind geblieben. Aber von der gigantiſchen Felſenmaſſe aus, auf welcher die einſt ſo ſtarke Burg ſteht, ſieht man die alte Hauptſtadt der Stuarts vor ſich liegen — eine ſo eigenthümlich pittoreske, wie großartig ſchöne Scene. Hier, wo die Felſenwände ſchroff abfallen, und unerſteigbar die eigentliche alte Stadt, Auld Reekie (Alt-Rauchneſt), wie man ſie nannte, verworren und unregelmäßig, Häuſer von zehn Stockwerken, Brücken über Straßen weg, die Burg durch die ſanft anſteigende Esplanade verbunden mit der Hauptſtraße, die erſt als High-Street, dann als Canongate nach Holyrood führt. Dies iſt das hiſtoriſche Edinburgh, welches uns Walter Scott ſo oft, und immer doch neu und anziehend geſchildert hat. Hier ſteht die Kathedrale von St. Giles, deren Thurmſpitze die Form der ſchottiſchen Krone hat, in welchem der Covenant beſchworen ward, und wo der Regent, Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und der heldenmüthige Montroſe begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus, wo vor der Union die Legislatoren ſaßen, jetzt die Gerichte; hier iſt die Stelle, wo das „Herz von Midlothian" ſtand, das alte Stadtgefängniß, hier das Canongate-Gefängniß mit der ſeltſamen Inſchrift: »sic itur ad astra«. Dort ſteht das baufällige Haus des leidenſchaftlichen Reformpredigers, John Knox, mit ſeiner in grellen Farben gemalten Büſte an der Ecke; dort auf geräumigem Platze, Heriots Armenhaus, von Jacob VI. Hofjuwelier gegründet, ein ſchloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorſtyl. Durch dieſe Straßen, die jetzt noch ein düſteres Anſehen haben, mit ihren himmelhohen, rauchgeſchwärzten, von hundert Familien zugleich bewohnten Häuſern, mit ihren überhängenden oberen Geſchoſſen und vorſpringenden Erkern, ihren Gitterfenſtern und Spitzthürmchen und ihrem ſchlechten Pflaſter, wurde Montroſe in den Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde Capitain Porteous, durch Scotts lebenvolle Erzählung unvergeßlich, vom raſenden Volke zum Galgen geſchleppt; hielten viele Herrſcher, zuletzt Georg IV. und Königin Victoria, ihren feſtlichen Einzug. Gegenwärtig ſind es beinahe nur die ärmeren Klaſſen, welche die alte Stadt bewohnen.“

„Und nun, nördlich von jener, uns zur Linken, die neue Stadt — welcher Contraſt! Von der erſten geſchieden durch tiefe, jetzt in grünende Gartenanlagen umgeſchaffene Gründe, in die der Blick hinabtaucht von der hohen Warte, wo die rieſige Kanone liegt, welche im Mittelalter zu Mons im Hennegau gegoſſen worden ſein ſoll, und daher Mons Meg heißt, dehnt ſich ein langer, ſchmaler Hügelſtreifen, der an ſeinem öſtlichen Ende ſtark anſteigt und dann jäh abfällt in die Ebne; regelmäßige Straßenlinien mit hohen, ſtattlichen Häuſern überziehen ihn ſeiner ganzen Ausdehnung nach, die Princes Street kehrt uns ihre glänzende Fronte zu, Gebäude im antiken Styl mit Reihen von Säulen, koloſſale Bronceſtatuen, Kapellen im gothiſchen Baugeſchmack zieren die Plätze. Es iſt eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflaſterte, mit breiten Trottoirs verſehene Stadt, an der die eigenthümliche Lage und die mannigfaltigſten Ausſichten auf Berg und Thal das pikanteſte ſind, deren Straßen ſtill und menſchenleer erſcheinen, namentlich wenn man aus dem geräuſchvollen London kommt. Jene öſtliche Kuppe aber iſt wie die Akropolis, und nicht Unrecht hatte, wer Edinburgh mit Athen verglich. Auf dieſem Calton Hill nun haben die großartigen Monumente Platz gefunden, in deren Einrichtung Schottland ſo liberal iſt; da iſt Nelſons Denkmal, ein runder Thurm von nicht ſehr glücklicher Form, von deſſen Höhe man aber eine wundervolle Ausſicht hat; da iſt das Monument des Philoſophen Dugald Stewart, eine Copie des choragiſchen Denkmals des Lyſikrates in Athen, das des Mathematikers Playfair; jenes des großen Dichters Robert Burns, ein korinthiſches Peripteral-Tempelchen auf hohem Unterbau. Ein Nationaldenkmal zur Feier der Schlacht bei Waterloo ward begonnen: auf der höchſten Spitze des Hügels ſollte es ſich erheben, dem Parthenon der atheniſchen Burg nachgeahmt: aber nur die Portikus der Vorderſeite ſteht. Nicht einmal die Fundamente des Uebrigen ſind ſichtbar, ſo eilig war man in der Errichtung der Säulen der Façade. Ich glaube nicht, daß man wohl daran thut, ſo viele antike Gebäude zu copiren, am wenigſten hier, wo eine gewiſſe Abſichtlichkeit daraus hervorgeht, und wo die unvergleichliche Lokalität und die hiſtoriſche Bedeutung auf die Ausbildung eines, dem Norden mehr zuſagenden und eigenthümlichen Styls hinweiſen. Das vollendetſte und die beſte Wirkung machende Gebäude im klaſſiſchen Geſchmack in der Stadt iſt die Hochſchule am Calton-Hill, die aber unbequem liegt, und bei welcher man mehr auf die maleriſchen Erforderniſſe, als auf die Zweckmäßigkeit geſehen hat, wie es bei der Anwendung des antiken Styls nur zu häufig geſchieht. Zwei großartig kühne Felſenmaſſen begrenzen nach Oſten die alte Stadt, eine vor die andere hingeſchoben, die Salisbury-Crags, ſcharfkantig und mit ſchroffem, ſteilem Abfall in langer Linie, mit Brüchen röthlichen Geſteins, und dahinter, nur durch eine Schlucht getrennt, der Arthurs Seat, mehr denn 800 Fuß über das Meer ſich erhebend, eine ſchöngeformte, nackte Kuppe, von welcher man in weitem Umkreiſe das ganze Land erblickt. Schweift der Blick aber von der Stelle, wo wir ſtehen, nördlich über die neue Stadt hinweg, die auf des Hügelrückens entgegengeſetzter Seite in die Ebne ſich hinabzieht, Straßen an Straßen, die beinahe bis ans Meer zu reichen ſcheinen, ſo ſieht man Leith und die übrigen Hafenorte, den gewaltigen Meerbuſen, den man Firth of Forth nennt, Schiffe in den Hafen liegend und hin und her ſegelnd, zahlreiche Dampfboote die Flut durchfurchend, gegenüber liegend die Küſte von Fife, und landeinwärts dann ſich wendend die fruchtbare, grüne, an Ortſchaften und Schlöſſern und Landhäuſern reiche Ebne Lothians bis zu den Pentland- und Lammermoor-Hügeln. Die Nebel Schottlands ſind bekannt, in Edinburgh kommt der Rauch ihnen zu Hülfe, der emporſteigt aus tauſend und abermal tauſend hohen Schloten. Da legen ſie ſich dann auf die Stadt, ein weißgraues, kaltes Wolkenmeer, aus dem die Spitzen der Kirchthürme, die rieſige Säule, welche Lord Melville's Bildſäule trägt, der Calton-Hügel und das Schloß wie Inſeln auftauchen; hier und da zerreißt der Wind den Schleier, und hohe Häuſergruppen und Brückenbogen blicken phantaſtiſch hervor, oder die Sonne dringt durch und beleuchtet bald dieſen, bald jenen Theil, während die dunklen Schieferdächer hell blitzen in ihrem Scheine. Wahrlich, die Schotten haben Recht, ſtolz zu ſein auf ihre Hauptſtadt.“

Haben wir das Stammhaus Carl Eduards ſo ausführlich geſchildert, ſo müſſen wir auch Louiſens elterliche Burg einer genauern Betrachtung für würdig erklären. Es iſt eine ächt deutſche Gegend, es iſt der Harz, der Thüringer Wald, der Brocken — alles Namen, an die deutſche Erinnerungen der beſten und edelſten Epochen der Geſchichte der Nation ſich knüpfen, alles Orte, die die deutſche Muſe durchwandelte, als ſie ihre erhebendſten und großartigſten Geſänge anſtimmte, in deren Nähe das Städtchen und das alte Schloß Wernigerode ſich erhebt, in deſſen Mauern das uralte gräfliche und fürſtliche Geſchlecht der Stolberge emporwuchs. Das ſagenreiche Thüringen und das ſagenreiche Schottland reichten ſich über Meere und weite Länderſtrecken die Hand. Eine jungfräuliche Geſtalt, im Schatten der alten Föhrenwälder, die die Kuppe des Brockens krönen, aufgeblüht, umrauſcht von dem Geflüſter der Najaden und Hamadryaden, die in dem tiefen Dunkel dieſes myſteriöſen Waldes ihr nie endendes Lied den Fittichen des nächtlichen Sturmwinds vertrauen, frühzeitig vertraut gemacht mit den uralten Mährchen, die auf dieſem Boden heimiſch ſind, ging dieſe ſchöne Prinzeſſin, Deutſchlands blondes Kind, um ſich mit einem Enkel eines fremden Königsſtammes zu vermählen, mit dem Sprößling eines durch Blut und Schrecken ſich durchkämpfenden wilden, ritterlichen Geſchlechts. Kaum kann man ein poetiſcheres Verlöbniß ſich denken. Aber in der Wirklichkeit ſind die Farben nicht ſo blühend, ſie erbleichen raſch unter der zerſtörenden Hand ungünſtiger Geſchicke. Wenn die Phantaſie ihr Recht behalten, ſo hätte Carl Eduard Sieger über ſeine Feinde bleiben müſſen, er hätte im Triumph die Erwählte ſeines Herzens die Stufen des wiedereroberten Thrones heranleiten, ihr die Krone, die er ihr im glücklichen Uebermuth ſo ſicher verſprach, in der That auf das Haupt ſetzen ſollen. Allein es kam ganz anders. Die Frau, die da beſtimmt ſchien, die Herrſchaft über ein mächtiges Reich zu theilen, empfing ſtatt deſſen nur die Herrſchaft über ein einziges Herz, über ein Dichterherz; allein darin herrſchte ſie auch unumſchränkt.

Von den deutſchen Leſern, die dies Buch in die Hand nehmen, hat gewiß der größere Theil den Harz beſucht; es wird demnach unnütz ſein, eine ſo ächt vaterländiſche Gegend, die Jedermann kennt, näher zu beſchreiben. Die Einſamkeit deutſcher Wälder iſt bekannt. Dieſe Einſamkeit war vor Jahrhunderten noch ſo ſchauerlich, daß die Sage für gut fand, hierhin die Hexengelage zu verlegen, und in jeder erſten Mainacht ſah man einen geſpenſtiſchen Zug von allen Gauen Deutſchlands aufbrechen, um ſich auf dem Brocken zu verſammeln. Eine dunkle, ſchauerliche Poeſie. Wenn es in der erſten Mainacht ſtürmte, wenn die Gewäſſer, befreit vom Eiſe, durch die Einöde der Fohrenwaldung tobten, wenn der Mond durch zerriſſene Wolken in die ſchwarzen, glitzernden Wellen des Mühlbachs ſchaute, der unheimlich rauſchte und brauſte in dieſer Nacht, da nahm die Müllerin ihr Kind feſter in die ſchützenden Arme und die Familie flüchtete ſich an den Herd, eng zuſammenrückend um die Flamme deſſelben und den Erzählungen lauſchend, die der alten Großmutter von der runzelvollen Lippe glitten. In dieſer Nacht getraute ſich der Jäger, der ſpät heimkehrte aus dem Forſt, nicht hinaufzuſehen in den Tumult der Wolken hoch oben am Himmel, immer fürchtend, er ſähe die grauen, flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie ſie gegen den Sturm arbeitend auf ihrer entſetzenvollen Reiſe dahintrieben; er getraute ſich nicht hinzuſehen, wenn im Gipfel der Fichten die Aeſte der Krone ſich ächzend beugten, immer fürchtend, eine der Larven habe ſich im Laubgeflecht verfangen und arbeite jetzt, ihr Gewand los zu machen. Der Fiſcher, der noch ſpät den Waldſee befuhr, kehrte heim, ohne den Widerſcheinen auf dem Waſſer nachzuſpüren, denn ihm ahnet, daß es geſpenſtiſche Frauen ſind, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden, und dem, der ihnen nachſpäht, ſtarre Leichengeſichter entgegenhalten. In einer ſolchen Nacht zeigt ſich der Harz in ſeiner ſchauerlichen Größe; er iſt umſponnen von einem ungeheuren Mährchennetz; Alles lebt, Alles regt ſich in ihm, aber es iſt ein Leben, ein Regen, wovor dem Sterblichen grauſet. Aber dieſe Nacht gerade wählt der Dichter. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brauſen und Sauſen hingebend, die offene Bruſt die Fülle der köſtlichen Nachtfriſche einſaugen laſſend: ſo geht er, oder vielmehr ſo fliegt er, mit Titanenſchritt den Gipfel erklimmend, und oben ſtehend breitet er ſeine Arme aus, um alle Schrecken der Natur zugleich an ſeine Bruſt zu ziehen und der Nacht einen heißen, langen, wilden Kuß zu geben, ihren Athem in ſich zu ſaugen und ſeine Seele mit ihren tauſend und abertauſend geheimnißvollen Schauern zu fühlen.

Deutſche Dichter haben dieſen wunderſamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minneſänger, die ihn durchwandelten, um den Sängerſtreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei dieſem Streit die Preiſe vertheilte und das Unglück hatte, ihren Liebling beſiegt zu ſehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor ſeinen Verfolgern verſtecken zu können. Damals hörte der Thüringer Wald die provenzaliſchen ſüßlichen Weiſen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluſe, allerdings wunderſame Klänge in dieſem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgeſang der alten Teutonen und dem myſtiſchen Chor ihrer Druiden.

Aber dieſer alte Dichterzug war nicht der einzige, der geſchichtlich merkwürdig dieſe Gegenden durchzog, ein zweiter Zug in neuerer Zeit wandelte dieſe Straßen:

es war der Zug jener entflammten deutſchen Jünglinge, die ein phantaſtiſches Nationalfeſt dort feierten, wo früher die Sänger geſtritten.

Man ſieht daher, dieſe Gegend iſt reich an vaterländiſchem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geſchlecht mitten in dieſe Gruppen von Erinnerungen geſetzt, auf einen ſo günſtig gewählten Boden geſtellt, wie ſollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? und ſo iſt's denn auch mit den Stolbergen geworden. Eines der älteſten Geſchlechter Deutſchlands, rankt es ſeinen Stammbaum in gewaltige Höhe; es theilte ihn früher in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar iſt Graf Chriſtoph, geboren 1567, geſtorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien. Von ſeinem älteſten Sohne ward die ältere Hauptlinie in zwei Aeſte getheilt, die Stolberge zu Ilſenburg, die 1710 ausſtarben, und die zu Wernigerode. Die Letztern erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeſte geſondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geſchlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürſtenſtand erhoben, aber 1804 in männlicher Abſtammung erlöſchend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit dem Stifter Heinrich Auguſt abſterbend. — Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Chriſtoph, ſtiftete die jüngere Stolbergiſche Linie, deren beide Aeſte Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Abſterben der Fürſten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau belegene Grafſchaft Gedern an das Haus Wernigerode, ſo daß dieſes jetzt als der Haupt- und Stammſitz der Familie zu betrachten iſt. Der jüngern Linie gehört die Grafſchaft Stolberg in Thüringen. Dieſe ſowol als die Hauptlinie, bekennt ſich zur proteſtantiſchen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat, macht von dieſem herrſchenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es iſt kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schickſale dieſes Mannes und die ſeines Bruders zu berühren. Es ſei kurz derſelben Erwähnung gethan, ehe wir zu Louiſen übergehen. Wir haben in dieſen Blättern ſchon öfters uns veranlaßt geſehen, von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, wie ſie ſich auf poetiſchem Felde in Deutſchland geltend machte, zu ſprechen; wir müſſen daher wieder dahin zurücklenken, wo wir die Karſchin verließen und wo wir der Fürſtin Galitzin einſt begegneten. Es war der Kreis von Dichtern und Dichterlingen, die ſich um Gleim in Halberſtadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer und Rabener in Berlin verſammelten.

Die beiden Brüder, Grafen Stolberge, wanderten von einem dieſer Muſenſitze zum andern und ließen ſich von Jacobi hätſcheln, von Gleim vergöttern und küſſen, von den Berlinern elegant complimentiren. Die erſte Jugend der beiden Brüder fiel in die alberne teutoniſche Begeiſterung, in die Heruskerzeit, in das affektirte Bardenthum, zu der Klopſtock die Jugend Norddeutſchlands hinlockte und deren Schauplatz Göttingen bildete. Ein neu erſchienenes verdienſtliches Buch, „Der Göttinger Hainbund,“ gibt von dieſem ſeltſamen Treiben der damaligen jungen Geiſter Kunde. Es breitete ſich eine unendliche Roheit über alle Genoſſen dieſes Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentriſchen excentriſch; allein lange hielten ſie es nicht aus, ſie trennten ſich vom Bunde und zogen Gedichte ſpendend und Liebſchaften anknüpfend in Deutſchland umher. So fand ſie Göthe und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Geſittung hatten die Brüder doch noch ſo viel von dem Urdeutſchthum beibehalten, daß ſie den ſtillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten, und den ſpießbürgerlichen Anſtand auf eine betrübende Weiſe verletzten, wie wir in Göthe's Erinnerungsblättern ſehr ergötzlich zu leſen bekommen. Endlich wurden die Brüder ſtille und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu

Münſter, in deren heiligen Schatten ſchon die ſchlanke Geſtalt der Fürſtin Galitzin verſchwunden war. Er ſchwor den proteſtantiſchen Glauben ab und dieſe That machte unbegreiflicher Weiſe ein nicht endendes Aufſehen in dem geſammten Deutſchland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibſel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der ſich darin gefiel derb, roh und zänkiſch bis an ſein Ende zu bleiben, ein Mann, der mit polternden Ueberſetzungen und polternden Flüchen Deutſchland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den ärgſten Schmähungen über den armen, katholiſch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der dieſen gewaltigen Lärm verurſachte. Die Thatſache ſelbſt war gar nicht ſo ſehr wichtig.

Was die dichteriſchen Produktionen der beiden Brüder betrifft, ſo waren dieſe auch nicht ſehr bedeutend und beſchränkten ſich auf Nachahmungen der Dichterweiſe ihrer begabteren Freunde. Man entdeckte Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleiſt und ſpäter Göthe. Eigenes und Eigenthümliches gibt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Ueberſetzung des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyriſchen Sylbenmaaßen und des jüngern Zeitgedichte als bedeutſame Erzeugniſſe beanſprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholiſch geworden, eine „Geſchichte Jeſu" heraus, die der Papſt ins Italieniſche überſetzen ließ. Unter den Frauen des Geſchlechts iſt nächſt Louiſe auch Auguſte Stolberg bekannt geworden, indem auch ſie das Geſchick in Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen ſehr kühlen, man möchte beinahe ſagen froſtigen von Seiten des Dichters, denn Göthe's Briefe an Auguſte Stolberg ſind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet gewillt war, von ſeinen im Innern aufgeſpeicherten Schätzen nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel, ſie ſcheint ihn zu betrachten, wie eine Andächtige ihren Beichtvater: ganz zufrieden, ihm in unaufhaltſam fließenden Bekenntniſſen ihr Herz ausgeſchüttet zu haben, begnügt ſie ſich gerne mit den paar undeutlich gemurmelten Worten, die aus der Tiefe des Betſtuhls ihr entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantaſie rege zu erhalten und den Geiſt auf der friſch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu laſſen, denen iſt es ganz Recht, wenn ſie den Mann, mit dem ſie verkehren, nie zu Geſichte bekommen; ſie tragen auch kein Verlangen danach, mit ihm wie mit einem Individuum ſich zuſammengeführt zu ſehen; mit Frauen, die da lieben, iſt's freilich etwas Anderes: denen iſt gerade die ſichtbare und faßbare Gegenwart der Perſon die Hauptſache, und der ſchönſte Gedanke, das lieblichſte Phantaſieſpiel iſt ihnen nicht ſo viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Munds, ein Druck der Hand. Gräfin Auguſte war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den ſie nie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen bekam; Gräfin Louiſe war nur glücklich, wenn ſie den ſchönen, zwanzigjährigen Alfieri in nächſter Nähe hatte.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Gräfin Louiſe, oder Aloyſe, wie ſie auch genannt wurde, von der Linie der Stolberg-Gedern abſtammte, die in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden waren. Ihr Vater war Guſtav Adolph, Fürſt von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Königſtein und Werningerode, ihre Mutter hieß Eliſabeth Philippine Claudie und war die Tochter des Fürſten Maximilian Emanuel von Horn-Montmorency. Fürſt Guſtav Adolph war kaiſerlich königlicher Generalfeldzeugmeiſter und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geſchlechts war Carl Heinrich, ebenfalls Generalfeldzeugmeiſter und zugleich Gouverneur der Veſte Philippsburg, ſtarb unvermählt 1804; wonach die Herrſchaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Werningerode überging. Die Mutter Louiſens hielt ſich in den öſtreichiſchen Niederlanden auf und ſtarb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schweſtern Louiſens war die ihr zunächſt folgende, Caroline Auguſte, zuerſt mit Fitzjames Stuart, Herzog von Berwick, vermählt, nach deſſen Tode mit dem Fürſten von Caſtelfranco; die zweite, Franziska Claudie, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; ſie ſtarb 1836, die jüngſte, Thereſe Guſtavine, lebte zu Brüſſel als Stiftsdame und ſtarb daſelbſt als die Letzte dieſer Linie im Jahr 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede ſein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfünfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürſtin ſeine Hand anbot, wenigſtens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von ſeiner Seite nicht das Motiv um den Bund zu ſchließen, denn welche Vortheile konnte es dem vertriebenen Königsſohne gewähren, ſein Geſchick mit einem machtloſen deutſchen kleinen Fürſtenhauſe zu verbinden? aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrſcheinlich, ſondern ſogar ziemlich gewiß, daß Gründe ſelbſtiſcher Berechnung, die die Vergrößerung der Macht ihres Hauſes zum Zwecke hatten, vorwalteten. In Deutſchland hielt man noch damals an dem Glauben feſt, daß das Haus Hannover ſich unmöglich auf dem engliſchen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, die

die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größern Theile der damaligen Politiker in Deutſchland, die das Schwanken der Meinungen in dem Parlament beobachteten, keineswegs für chimäriſch, wofür Frankreich und Italien ſie nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Carl Eduard unternommen, anſah. Es war demnach nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für ſich in Hoffnung ſtellte, als es dieſe Heirath veranſtaltete. Louiſe ſelbſt ſcheint zwar um dieſe hochherzigen Pläne ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber ſorglos und wenig ſich kümmernd um die Verhältniſſe um ſie her, brachte ſie ihren perſönlichen Ehrgeiz nicht mit ins Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein zu Mons, und dieſe Damen, die einer großen Freiheit genoſſen und in ihrem Stifte Feſte gaben, gewährten der jungen Fürſtin eine ſo heitere Exiſtenz, wie ſie ſich ſolche nur wünſchen konnte. Man darf alſo hier nicht von dunklen Mauern, engem Gewahrſam, läſtiger Bewachung träumen, um das Verlangen Louiſens, ſich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für ſie war dieſer Schritt wenig mehr als ein romantiſches Abenteuer, es reizte ſie, ihren Freundinnen im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauſpiel zu gewähren, zugleich ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernſtlich an die künftige Krone, Louiſe ſpielte nur mit ihr wie mit einem hübſchen, blitzenden Spielwerk der Phantaſie. Wir ſagen, es ſcheint uns, daß ſie damals ſo dachte, ſpäter hat ſie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, dieſe leichtſinnige Einwilligung in die Pläne, die ein thörichter Ehrgeiz und eine gewiſſenloſe Eigenſucht entwarfen, zu bereuen.

Carl Eduard ſchloß dieſen Bund, als er eben von ſeinem letzten geſcheiterten Verſuche, — dunkle Gerüchte ſagen zwar, er habe ſpäter nochmals ſein Glück verſucht — zurückgekehrt war. Wir müſſen von dieſem letzten Verſuche etwas ſagen, und zugleich von den früheren Schickſalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jacob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand ſagt, daß die Engländer ſie eine nützliche nennen ſollten, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation ſei hierbei nicht wohl zu denken geweſen, den Thron verloren hatte, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 11. Mai 1701 die bekannte Ausſchließung der katholiſchen Stuarts von der Thronfolge. Jacob II. überlebte dieſe grauſame Parlamentsacte nur um wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt mit Wilhelm III. zu unterhandeln, feſt bei dem Grundſatze bleibend, daß ſein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht durch einen Machtſpruch des Uſurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunſten der Jacobiten, der Prätendent, damals zwanzig Jahr alt, machte den erſten Verſuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, den ſpätern im Jahr 1716, wo er bei Peterhead landete, wo ſich dann wenige Monate darauf ſeine Sache auf das Unglücklichſte für ihn entſchied. Er lebte hierauf unter dem Namen des Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gaſtlichſte Aufnahme, zugleich erzeigte man ihm fürſtliche Ehren, und man nannte ihn nicht anders als König Jacob III. Seine Vermählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johanns III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papſtes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 verſuchte Jacob zum dritten und letzten Male die Krone ſeiner Väter ſich zu erſtreiten. Im Juni deſſelben Jahres ſehen wir ihn wieder in Rom. Die Gunſt, die Clemens XI. ihm geſchenkt, verdoppelte wo möglich ſein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Pallaſt Sacchetti beſchenkte und ihnen außerdem noch hunderttauſend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftauſend, das der vorige Papſt gegeben und dieſer beſtätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemeſſenſter Form, nach wie vor, dem Flüchtlinge erwieſen. Jacob befand ſich daher ſehr wohl in Rom, und da er nicht König jenſeits des Meeres ſein konnte, war er zufrieden es wenigſtens in Rom zu ſein. 1720 wurde ihm der Sohn Carl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm, auch unterließ Jacob nicht, die Geburt ſämmtlichen Pairs ſeines Königsreichs in einem feierlichen Circular mitzutheilen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedict, der ſpätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von York und St. Albans an.

Von dem Charakter dieſes Chevalier de St. George, oder dieſes Jakob III. iſt wenig Erhebliches zu ſagen: er beſaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edeln Stolz ſeines Vaters, der, wie wir geſehen haben, eine wahrhaft fürſtliche Geſinnung kund gab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunſten ſeines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben ſeiner Väter ſcheint er nicht ſehr feſt zu halten willens geweſen zu ſein, denn er gab zu verſtehen, daß er ſich zum Uebertritt allenfalls entſchließen könne. Der Vater war auch hierin feſt und unerſchütterlich, und darum ehrenwerth. Ein treuloſer Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante ſeiner Kinder ein anſtößiges Verhältniß, das ſeiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, ſo großen Kummer verurſachte, daß ſie ſich endlich 1727 in das Kloſter Sta Cecilia in Traſtevere zurückzog. Sie ſtarb im Alter von 33 Jahren, geradezu aus Kummer und gekränktem Stolz.

Carl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich (dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich), er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß, das zwiſchen dem Vater und der Mutter ſtatt fand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm ſich der Mutter an und verdarb es frühzeitig mit dem Vater, der ſelbſt daran arbeitete, daß der Sohn aus dem Hauſe kam. Es gelang den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie zu Tage legte, in eine vortheilhafte Stellung unter den Befehl des Herzogs von Liria, nachmaligen Herzog von Berwick, einen Verwandten des Hauſes zu bringen, wo er den Lombardiſchen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im öſtreichiſch-ſpaniſchen Kriege thätig geweſen war, und bei der Belagerung der Feſtung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf dieſe kriegeriſche Epoche folgte eine Zeit der Reiſen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albany, miteinander machten. Dieſen Namen legte Carl Eduard ſpäter nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geſchick dem Sohne der Stuarts zu erſparen nicht willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir geſehen haben, frühzeitig reſignirt und ſich in ſeine Lage, als Scheinkönig in Rom zu reſidiren, gefunden, nicht ſo der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die ſelbſt bei dem unkräftigſten, energieloſeſten Charakter auf kurze Friſt heroiſche Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuarts nicht ganz ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jacobiten, reiche und einflußreiche Familien, die beſtändig zwiſchen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, ſich der Straße anzuſchließen, die die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter ſie ihre Hoffnung ſetzten. Carl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zuſtand in der Heimath ſchilderten, und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu vollbringen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beiſtand ſollicitirt. Man erlangte vom franzöſiſchen Miniſterium Zuſage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ endlich Carl Eduard unter dem Namen eines Marcheſe Spinelli Rom, und nun ſah der alternde Vater die Scenen ſeiner eignen Jugend vor ſeinen Augen ſich erneuen. Frankreich, Italien und Deutſchland, die alle drei auf gleiche Weiſe an dem Geſchick dieſer unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, ſahen nun wieder einen Sprößling dieſes Stammes die abenteuernden Fahrten beginnen, ſahen nun von Neuem einen armen, verfolgten Flüchtling den Kahn beſteigen, um ſich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber dieſe drei Mächte, die ſich mit dem Geſchick der Stuarts beſchäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutſchland hatte in ſeinen eignen Angelegenheiten gar viel zu thun: der Krieg wüthete in allen Ecken und Enden des heiligen römiſchen Reiches. Ein junger genialer König, und eine eigenſinnige herrſchgierige Kaiſerin ſetzten alle Streitkräfte in Bewegung, und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Intereſſe für den Roman der Stuarts, und für den Helden, der jetzt gerade darin auftrat, erloſch ſichtlich. Dies fühlte Carl Eduard, und nichts demüthigte ihn ſo ſehr, als daß ſein Geſchick aufhörte ſeinen Zeitgenoſſen ſchlafloſe Nächte zu machen und aus den Augen der ſchönen Zeitgenoſſinnen Thränen zu entlocken. Es war ſo ſüß geweſen, als man noch an den Küſten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jacobiten lied »The black bird« vernahm, und das Volk zuhorchte und der Prieſter ſegnete und ſchöne Frauen weinten, und nun, als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppen zu treten, wo das Geflüſter: „Das iſt er! Seht, der Abkömmling eines ſo tapfern und ſo unglücklichen Geſchlechts!“ langſam verhallte. Der alte Chevalier hatte dieſe Romantik noch an ſich empfunden; Carl Eduard hatte es nicht mehr ſo gut. Man hatte allgemein ſo ziemlich ſeine Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; man wurde an ſein Daſein erſt erinnert, als er ſeine Fahrten begann: den Vater hatte man nie aus den Augen gelaſſen.

Ein Umſtand, der günſtige Erfolge verſprach, war die fortwährende Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem engliſchen Throne zu kämpfen hatte. Aber man muß nur gleich hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünſcht wurden, und daß die Partei in Schottland, die ſich in der That mühte, die Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, ſehr klein war.

In Paris angelangt, fand Carl Eduard die Stimmung für ihn äußerſt wenig Hoffnung erregend, dennoch wollte er vorwärts. Er ſchrieb dem Vater: „Der Würfel iſt geworfen, feſt ſteht mein Entſchluß zu ſiegen oder zu ſterben, und meine Stellung zu behaupten ſo lange ein Mann mir noch zur Seite bleibt.“ Einen Monat hierauf landete er mit nur ſieben Mann an der Küſte Schottlands. Zu Glenfinnen verſammelte er die hochländiſchen Clans um ſich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jacob VIII., im 45. Jahre ſeiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh. Die Schlacht von Preſton Pans fiel günſtig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geſchlagen, der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig engliſche Meilen von London vor. Da entſtand Uneinigkeit unter den Führern und raſch folgte dieſer das Mißgeſchick. Die gegen den General Hawley gewonnene Schlacht bei Falkirk nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit ſeinen ſehr verminderten Streitkräften tiefer in die nördlichen Gebirge ſich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erſchien nun als ein Urtheilsſpruch über das Geſchick der Jacobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, Verbannung; ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Gegenden wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der Bretagneſchen Küſte; die Tragödie ſeines Lebens hatte nicht wie beim Vater, fünf lange Acte, ſondern drängte das ſchauervolle Intereſſe in einen einzigen Act zuſammen, wo Expoſition, Fortgang und Schluß der Handlung raſch aufeinander folgten. Mit dem erſten Tritt, den ſein Fuß auf den Boden Frankreichs ſetzte, war ſeine Jugend, ſein Heldenthum, ſeine Größe, ſein ganzes geiſtiges Leben beendet und beſchloſſen; für die übrigen Tage, die er noch durchlebte, war er ſein eigner Todtſchläger, der Feind ſeines Selbſt — denn ein Mann, von dem man erwartet, daß er ſiege oder ſterbe, der aber ſtatt deſſen beſiegt wird und ruhig weiter lebt, hat ſich ſelbſt zum unerbittlichſten Feinde. Die Welt kann dem nie verzeihen, der ſie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günſtlinge, wenn ſie nicht paſſend zu ſterben wiſſen, mit unerbittlicher Strenge. Carl Eduard, der nichts erreicht hatte, Carl Eduard, der mit leeren Händen nach Hauſe kam, Carl Eduard, der jetzt, da er nicht König ſein konnte, ein ehrlicher Hausvater ſein wollte, an der Seite eines hübſchen Weibes, umgeben von Kindern, Carl Eduard wurde jetzt ſeinen Zeitgenoſſen langweilig und läſtig. Er fühlte dieſe giftige Luftſtrömung in ſeiner geiſtigen Lebensatmoſphäre und wurde jetzt ſehr kleinmüthig, noch viel kleinmüthiger, als es ſein Vater geweſen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltſam; nach Abſchluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt herum. In Rom begann er mit ſeinem Bruder zu zanken, der ſich mittlerweile beim Papſt

Benedict XIV. eingeſchmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Intereſſe, geſchweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück, als er jedoch erfuhr, daß man ihm daſelbſt die königlichen Ehren, die ſein Vater genoſſen, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und ſiedelte ſich in Florenz an. Hier war es, wo er ſein Ehebündniß ſchloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen und ſchönen Braut über. Die Prinzeſſin Stolberg-Gedern hatte, bevor ſie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erſte Jugend in Werningerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Geſpiele geweſen, und es hatte ſich ein Band jugendlicher Neigung zwiſchen beiden geknüpft. Dieſer Liebe hatte der Tod einen tragiſchen Schluß bereitet: der Jüngling ſtarb im Kriege, und Louiſe bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußſüchtig; ſie ſuchte die Welt auf und ließ ſich von ihr zerſtreuen. Kaum war ſie aus den romantiſchen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauſchen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten und nach Brüſſel zu ihrer Mutter gelangt, in das laute, geräuſchvolle, elegante Brüſſel, in das helle, mit ſeinen ſilberglatten Kanälen, weiten Ebenen und menſchenwimmelnden Städten prunkende Niederland, ſo wich aus ihrem Sinn jene träumeriſche Geſtalt des blonden jungen Mannes mit den blaſſen Wangen und der tiefen Herzwunde, aus der Blut quoll, wie ſie ihn in ihren Träumen einſt wachend und ſchlummernd ſtets vor ſich geſehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte ſchon eine Menge Liebſchaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er ſich ſpäter an den Höfen ausbildete, ſondern ein ritterlicher Held, der ſich den Marſchall von Sachſen zum Vorbild genommen, er machte Louiſen den Hof und wußte die Aebtiſſin des Stifts, eine Prinzeſſin von Carignan Delſt zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen; dann war noch ein junger Franzoſe da, ein Graf von Larochefoucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Paleſtrava, ein Maltheſerritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen um die junge Stiftsdame zu heirathen, dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Sekte, die Brüdergemeine, ſtarb. Kurz man ſieht, es fehlte der ſchönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm ſie ihn und verabſchiedete alle Andern. Die Ehe wurde in Macerata, am 17. April 1772, geſchloſſen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geſchmeichelt, auf welcher die Bildniſſe des neu verbundenen Paares dargeſtellt waren, mit der Königskrone geziert, und mit der prunkenden Inſchrift umgeben: Carolus III. Magnae Brit. Rex, et Ludovica M. Brit. Regina. Was konnte man mehr wünſchen? Die alte Fürſtin von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß dieſe Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück, allein wer konnte behaupten, daß ſie nicht einſt doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübſche blitzende Krone, packte Alles heiter zuſammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schickſal, das ſich freute, die Hoffnungen der Stuarts und derer, die ihr Geſchick mit dieſen vereinten, zu vereiteln, machte ſich auch ſogleich grauſam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern zu vernichten. Zuerſt fing ihr Mann an ſich dem Trunke zu ergeben; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeſchick, eine Art Unglück, dem eine anſtändige Frau mit aller Mühe keine nur irgend erträgliche Seite abzugewinnen, und durch dieſe mit ihm ſich zu verſöhnen vermag. Und Carl Eduard trank, wie die komiſchen Helden in den Smollet'ſchen Romanen zu trinken pflegen, die alten Hafenkapitaine auf halbem Sold, ſo anhaltend und ſo überwältigend, und mit ſo groben, derben Zuſätzen an Späßen und Redensarten, daß die deutſche Frau vor ihm ſich entſetzte und auf keine Weiſe ſich Rath zu ſchaffen wußte, wenn er ſeinen Anfällen unterlag. Sie hatte wol ſchon gehört, daß die Engländer zu Zeiten ſehr die Flaſche liebten, ſie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Geſellſchaft ihrer eignen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Freuden der Tafel begannen; aber ſie hatte ſich nimmermehr träumen laſſen, daß die Exaltation eines engliſchen Trinkers einen ſo hohen Grad erreichen könne, wie ſie ihn jetzt in nächſter Nähe leider zu beobachten Gelegenheit fand. Sie war untröſtlich, ſie ging jammernd umher und rang die Hände. Carl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er nicht lachte, ſo zankte und polterte er, oder drohte, und zwar drohte er wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüſt. Wenn er nüchtern war, ſo war er der Graf Albani, ein Mann ohne Bedeutung, war er trunken, ſo war er Carl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grauſames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieſes Mannes trieb.

Wir kommen jetzt zu dem Momente, wo Graf

Vittorio Alfieri dieſen zerrütteten Eheverhältniſſen nahe trat. Zuerſt einige Worte über dieſen Dichter, der viel mehr das, was die Franzoſen ſehr bezeichnend poete en action nennen, war, als Poet in ſeinen Verſen. Er ſelbſt war ein Gedicht. Wir ſind in Deutſchland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles was ſie ſind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus ſich ſelbſt das Geſpinſt hervorzaubert und ſcheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von dieſen Dichtern läßt ſich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar nichts erzählen, der allerſcharfſinnigſte und geſchickteſte Biograph findet auch nicht den kleinſten Umſtand, deſſen zu erwähnen ſich lohnte, nicht einmal eine kleine Reiſe, ein Stündchen anderswo als zwiſchen den vier Mauern verbracht, wo dieſes Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wohin es ſein Weib brachte, wo es ſeine Kinder auferzog und wo es endlich ſtirbt und als Leiche auf dem Schreibtiſch liegt, von dem man das letzte Manuſcript eben hinweggenommen hat. Nichts, nichts was einem Ereigniß ähnlich ſieht, ſelbſt auch nur der blaſſen Abſpiegelung einer That: und öffnet man die Bücher dieſes Mannes, ſo ſieht das Auge des Leſers eine köſtliche Fülle der bewundernswürdigſten Thaten in Worten darein ausgeſchüttet; Gefühle und Gedanken an Thatſachen geknüpft, die eine mächtige und gewaltige Weltanſchauung verkündigen. Und doch ſah dieſes Auge im Leben nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms des väterlichen Dorfes, und hörte nichts als den einförmigen Geſang der Hirten, wenn ſie die Heerde heimtreiben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht, es iſt eben das Genie — es iſt eben der *geborne* Dichter. Dieſe Gattung Dichter blüht beſonders in Deutſchland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da ſehen wir Poeten, die ihre köſtlichen Reime unter dem beſtändigen Lärm der Waffen entſtehen laſſen, die auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verſe niedergleiten laſſen, oder wie Blumen ſie aus dem verwirrten Haar ſchütteln. Hier ſehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und ſchöne Bücher vorzuzeigen haben. Wir ſehen Dante aus den Thoren von Florenz ſich flüchten, mitten in einem Heerhaufen wilder Krieger geſchloſſen, von kriegeriſchem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben. Wir ſehen Taſſo am Hofe zu Ferrara eine gewagte, keke Rolle ſpielen; halb Abenteurer, halb herrſchender Günſtling, immer durch ſeine Verſe wieder gutmachend, was ſeine Degenſpitze verbrach. Unter dieſen Dichtern gibt es einige, die ihre Verſe nicht niederſchreiben, die ſie nur erleben

Unter den Neueren war Byron ein Poet en action in der vollſten Bedeutung des Wortes, und er war es in dem Grade, daß er viel ſtärker durch ſein Leben wie durch ſeine Schriften ſeine Zeitgenoſſen poetiſch angeregt und beſchäftigt hat. Byron ohne ſeine Liebesabenteuer, ohne ſeine wilden Reiſen, ohne ſeinen Streit mit der Geiſtlichkeit, ohne ſeine Flucht aus dem Vaterlande, und ohne ſeine Betheiligung an dem griechiſchen Kampfe, hätte lange nicht dieſe ausgeprägte Geſtalt in dem Spiegel der Zeit erhalten. Mit Byron ſehr große Aehnlichkeit zeigend, ſteht nun Graf Vittorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der eben ſo ſehr durch ſein Leben wie durch ſeine Dichtungen, oder eigentlich mehr durch ſein Leben als durch ſeine Dichtungen Intereſſe einflößt. Die Dichtungen ſind kalt, gemeſſen, oft ſogar froſtig und ſtarr, das Leben iſt wild, bewegt, leidenſchaftlich und ewig in den raſcheſten Schwingungen pulſirend. Wenn es irgendwo nöthig iſt, den Dichter aus ſeinen Erlebniſſen zu deuten und zu erklären, ſo iſt's bei dieſem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Geſinnung eines attiſchen Weiſen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in ſich einte, zugleich aber dieſer Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Ariſtokrat und verachtete die Fürſten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maaße, daß er im Stande geweſen wäre, auf die Herrſchaft zu verzichten, wenn ſie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, ſchalt er auf Despotie, weil er ſie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's iſt gerade wie die Byrons. Beide waren herrſchſüchtige, monarchiſche Naturen, die nur Freiheit predigten, weil ſie Niemand andern als ſich ſelbſt die unbedingte Gewalt gönnten. Abgeſehen von dieſem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich ſtark, es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Märtyrerkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in Demuth und Selbſtverleugnung: wie jedes Werk der Liebe, fordert dieſes — vielleicht höchſte Werk der Liebe — der innigſten und heiligſten Nächſtenliebe — die völlige Veräußerung unſerer ſelbſtiſchen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine ſolche Selbſttödtung an ſich vorzunehmen. Es ſoll dies kein Tadel ſein: eine Natur iſt anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, ſo würde man ſeinen Verſen ihre Wirkung nehmen. Gleichviel, aus welcher Quelle dieſe Wirkung entſpringt, wollen wir uns freuen, daß ſie überhaupt da iſt. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch das, was große Geiſter thun, ſondern auch durch das, und ſehr oft nur durch das, was ſie unterlaſſen. In die ſichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt ſich dann raſch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in allzugroßer Fülle gegeben war.

Nachdem er, ein wilder Knabe, in dem Jeſuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen geweſen war, entſchlüpfte Alfieri frühzeitig dieſem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angeſehener Familie konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerkſamkeiten und Dienſtbefliſſenheit entgegenkam; allein der ſcheue Wildfang ging jeder ehrbaren Geſellſchaft aus dem Wege und trieb ſich mit ſeinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei ſich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen, er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging es in das andere, von einer Stadt in die andere, immer müßig, immer unruhig und in wüſter Gedankenloſigkeit fortſtürmend. Er hat dieſen beklagenswerthen Zuſtand ſelbſt beſchrieben, und man muß geſtehen, es gibt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von dieſem vagabondiren den Jugendleben einer an ſich edeln und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtſein ihres Berufes und ihrer Lebensſtellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebſchaft in England endigt ſo demüthigend für ihn, daß der ſtolze Jüngling die Verſuchung fühlt, ſich ein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will nun keine Frau mehr kennen lernen; er verachtet das Geſchlecht: in Brüſſel jedoch ſehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht ſo arg betrogen, aber er findet doch noch lange nicht das edle, warme Herz, das er ſucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poeſie aus dem Schlummer und er fängt an zu leſen und ſogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er dieſe Verſuche wieder bei Seite und ſchwärmt weiter. In Paris, wo er ſich anfangs langweilt, dann ärgert, entdeckt er zuerſt Spuren jenes glühenden Tyrannenhaſſes, den Gott, wie er meint, ganz ausſchließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in ſeinen Buſen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu ſein, die Menſchheit von einer ihrer drückendſten und beſchämendſten Feſſeln zu befreien. Wenn dieſe Entſchlüſſe auch zu weiter nichts führen, ſo führen ſie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Rhetoren und Philoſophen lieſt, die ihn auf der Schule angewidert hatten, weil er mit ihrem Inhalte nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt ſich jetzt in einen männlichen, und der unbeugſame Eigenwille erhält jetzt eine wiſſenſchaftliche Berechtigung, indem große Muſter von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem unbeugſamen Eigenwillen anfingen und ihn ſpäter zu jener männlichen Energie ausbildeten, vor deren Auftreten die Welt ſich zu beugen hat. Wäre es Alfieri vergönnt geweſen Thaten zu verüben, ſo wäre die Anlage urſprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italieniſchen Fürſtenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das ſeiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er ſich nicht wählen. In dieſer mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiſte, war er dem Wahnſinn nah, wenn er bedachte, daß das Schickſal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu ſein und zu bleiben. Da, in ſeiner Verzweiflung, griff er wieder zur Poeſie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, ſich zu einem Dichter auszubilden, legte er nur die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an ſein Herz, damit ſie es fühlen und beruhigen ſollten. Unverſehens wuchſen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete ſein erſtes Trauerſpiel „Philipp.“

Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die ſeinen Lebenspfad auf eine oft ſo ſchauerliche Weiſe eingehüllt hatten, theilten ſich; er hatte Hoffnung, daß doch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in ſein Leben; das raſtloſe Hin- und Herſchweifen hörte auf, und der Beobachter, der dieſes ſtürmiſche Leben an ſich vorbeigehen läßt, empfindet ein köſtliches Wohlbehagen, wenn er an jene Kapitel gelangt, die die Ueberſchrift führen: „Wirkliche Befreiung.“ „Studien,“ „Ruhe.“ Um zu zeigen, wie heftig dieſer Mann liebte, wie er gleichſam wüthete, ſtehe hier die Stelle, wo er die dritte „unwürdige“ Liebe beſchreibt, der er unterlag und die ihm grauſam mitſpielte. „Dieſer dritte Liebesrauſch war wahrhaft ſchändlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenſtand meiner neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet von Geburt, aber von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahr älter als ich. Eine flüchtige Freundſchaft hatte zwiſchen uns ſchon ſtattgehabt bei meinem allererſten Eintritt in die Welt, als ich noch in der erſten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun ſechs und mehr Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr ſehr begünſtigt ſah, ein Müßiggänger war, und vielleicht zu den Geiſtern gehörte, von denen Petrarca mit ſo vielem Gefühl ſagt:

> So di che poco canape si allaccia
> Un' anima gentil, quand' ella è sola,
> E non è chi per lei difesa faccia!

und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf dieſem außerordentlichen Wege mich zu ſich rufen wollte, geſchah es, wiewol ich ſie anfangs nicht liebte und nie ſchätzte und ſelbſt an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit kein Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendlichen Liebe zu mir glaubte, nach und nach ſie wirklich liebte und bis an die Ohren in dieſe Liebe verſank. Es gab für mich weder Luſtbarkeiten noch Freude mehr; ſelbſt die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachläſſigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt da zu ſein, und doch unfähig nicht da zu ſein: bizarrer und peinlicher Zuſtand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februars 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieſes Umgangs von früh bis ſpät wüthete, mußte meine Geſundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber ſo heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeiſter, an denen es in Turin nicht fehlt, witziger Weiſe ſagten, ich hätte ſie ausſchließlich für mich erfunden. Ich fing damit an, daß ich mich wol ſechsunddreißig Stunden hintereinander erbrach, und da keine Flüſſigkeit mehr da war, löſte ſich das Erbrechen in einen gewaltſamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte auch die kleinſten Portionen Waſſer zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuß zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach, dagegen aber ergriff mich eine ſo ſtarke und allgemeine Convulſion und Erſchütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, in den fürchterlichſten Zuckungen bald mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles ſtieß, was ſich in meiner Nähe befand. Am ſechſten Tage ließ endlich der Krampf nach, mittelſt eines ſehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Waſſer, in welchem ich den Tag fünf bis ſechs Stunden zubrachte. Die Länge des Faſtens und die Anſtrengungen des Erbrechens waren ſo groß geweſen, daß in der Bauchgabel, zwiſchen den beiden Knochen, welche ſie bilden, eine ſolche Lücke entſtanden war, daß ſie ein Ei von mittler Größe faſſen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin dieſe unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatten mir dieſe ſeltſame Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg für mich ſah, dieſem ſchändlichen Labyrinth zu entkommen, ſo hoffte und wünſchte ich zu ſterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte ſehr fürchteten ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelaſſen um mich zu veranlaſſen zu beichten und mein Teſtament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich beides verlangte, und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. — Nach überſtandener Krankheit nahm ich unſeliger Weiſe meine Liebesketten wieder auf. Im Januar 1774 geſchah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld ſein, wiewol ich es nicht ganz glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenſte Ruhe und Stillſchweigen forderte, ſaß ich treulich am Fuß ihres Bettes, ſie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis ſpät zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu ſchaden, wenn ich ſie zum Sprechen nöthigte. In einer dieſer gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langeweile fünf oder ſechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, ſo ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht ſoll ich ſagen von einem Luſt- oder Trauerſpiele, von einem, oder von fünf, oder zehn Acten hinzukritzeln.“ —

Wir brechen hier ab, denn unſere Abſicht iſt es nur, die Leidenſchaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eignen Worten zu ſchildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe — wie mußte eine wahrhaft würdige Liebe, wie er die nennt, zu deren Schilderung wir jetzt ſogleich übergehen wollen, ſein ganzes Weſen erſchüttern, es umgeſtalten, es vergeiſtigen und ſeine Kraft erhöhen! Es war im Jahre 1777, als Alfieri zu Florenz die Bekanntſchaft der Gräfin Albani machte, die demnach fünf Jahre ſchon in kinderloſer Ehe lebte und vierundzwanzig Jahr alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, ſo wollen wir zuerſt einen Zeitgenoſſen ſprechen laſſen, der ſie öfters in Florenz ſah und unparteiiſcher beobachtete als der Dichter; ſpäter wollen wir auch dieſen hören. Dutens, der Verfaſſer der »Memoires d'un voyageur qui se repose,« gibt folgendes Bild von ihr: „Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geiſt und ihre Schickſale die intereſſanteſte Frau. Sie war mittler Größe, aber de taille bien prise, und von ſehr weißem Teint; ſie hatte ſehr ſchöne Augen, vollkommen ſchöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und beſcheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der beſten Schriftſteller genährter Geiſt hatte aus ihnen das Vermögen geſchöpft, ſcharf und richtig zu unterſcheiden, und die Leichtigkeit erlangt, Menſchen wie Werke des Geſchmacks gut zu beurtheilen

Der Graf Alfieri, ein Piementeſe von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernſt geſtimmt und abhold dem Getöſe der großen Welt, hatte er ſich ganz ihrer Geſellſchaft gewidmet. Sie lebte ſehr zurückgezogen, da die Launen ihres Mannes ſie in Allem hinderten. Alfieri hatte Letzterm ſich angenehm zu machen gewußt und theilte ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Studien und der Geſellſchaft der Grafin, deren unerfreuliches Leben er durch ſeine Freundſchaft und die Annehmlichkeit ſeines Umgangs erheiterte."

Alfieri ſelbſt ſagt von dieſem erſten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie geſagt, ganz in Florenz zugebracht hatte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine herrliche und ſchone Dame vor Augen gekommen, welche, da ſie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungeſehen und unbemerkt bleiben konnte; und noch unmöglicher war es, daß ſie, geſehen und bemerkt, nicht Jedem aufs Höchſte gefallen mußte. Aber obwol ein großer Theil der adeligen Herren von Florenz, und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, ſo hatte ich dennoch, verſenkt in meine Studien und in Melancholie, abſtoßend und ungeſellig von Natur und immer bedacht von dem ſchönen Geſchlechte diejenigen am meiſten zu fliehen, die mir anmuthiger und ſchöner erſchienen, aus dieſen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen laſſen; dagegen hatte ich ſie im Theater und auf Spaziergängen häufig geſehen. Der erſte Eindruck war mir auf das ſüßeſte in den Augen und im Herzen zurückgeblieben. Eine ſanfte Glut in den ſchwarzen Augen, die, was höchſt ſelten iſt, mit der weißeſten Haut und blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es ſchwer war nicht davon getroffen und gefeſſelt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, köſtliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den ſie im Ueberfluß beſaß, drückende und läſtige häusliche Verhältniſſe, die ſie nicht, wie ſie ſollte, glücklich und zufrieden ſein ließen; zu groß waren dieſe Vorzüge, um ihnen zu widerſtehen. Da mir nun in dieſem Herbſte von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen, und ich mich für ſtark genug hielt, wagte ich's mich ihr zu nähern, aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichſam unvermerkt gefangen ſah. Schwankend zwiſchen dem Ja und Nein dieſer neuen Flamme, machte ich im December eine Ausflucht nach Rom mit der Poſt zu Pferde, eine thörichte und höchſt beſchwerliche Reiſe, die mir weiter nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Baccano übernachtete, wo es mir nicht gelang auch nur ein Auge zuthun zu können. Hinreiſe, Aufenthalt und Rückreiſe dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreiſen durch Siena ſah ich meinen Freund Gori, der mir von dieſen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich ſchon mehr als halb umwunden war, und ſo legte mir die Rückkehr nach Florenz ſie mir bald auf immer an. Aber die Annäherung dieſes, meines vierten Herzensfiebers äußerte ſich glücklicher Weiſe für mich mit Symptomen, die von den drei erſten ſehr verſchieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenſchaft des Verſtandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in ſie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbeſtimmte Miſchung hervorbrachte, die zwar etwas minder ungeſtüm und glühend, aber dennoch tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die ſich ſeit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenſchaften und Gedanken ſtellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir erlöſchen wird. Da ich nach zwei Monaten ſah, daß dies meine wahre Dame ſei, weil ich ſtatt, wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß des literariſchen Ruhms, eine Störung in nützlichen Beſchäftigungen, und ich möchte ſagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn und Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand; ſo ergab ich mich ihr, ſobald ich den köſtlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das unbegrenzteſte. Und ich irrte gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieſes niederſchreibe, eingetreten bereits in die unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens ſchwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Geſetzen der Zeit jene flüchtigen, unweſentlichen Vorzüge der vergänglichen Schönheit ſchwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, beſſert ſich durch ſie von Tag zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu ſagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und ſtärkt.“

Wir richten uns in dieſen Auszügen nach einer Ueberſetzung, die leider nicht ſonderlich gut gerathen iſt, wie der Leſer am Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri ſchrieb eine meiſterhaft ſchöne Proſa.

Ein ſolches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenſtand ſeiner Neigung gibt, hebt natürlich den Werth deſſelben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernſter Selbſtprüfung ſprechen, der es darum zu thun, von ſich ſelbſt wie von ſeiner Umgebung, ſo weit es menſchlichen Kräften geſtattet iſt, die Nebel der Täuſchung zu entfernen. Mit wenig Worten iſt hier der volle Werth der ſchönen, ausgezeichneten Frau angegeben; ihr Bild, eben ſo anmuthig als geiſtig hochgeſtellt, tritt dem Beſchauer mit Klarheit entgegen. Wie ſehr gönnen wir dem ewig in der Irre umgetriebenen Dichter eine bleibende Statte wie er ſie hier gefunden, an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erſt iſt er ſeinem guten Genius anvertraut; jetzt können Poeſie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von den dämoniſchen Masken wilder und zerſtörender Leidenſchaften hinweggeſcheucht zu werden.

Er ſagt an einer andern Stelle: „In dieſem Sommer (1778) ſchrieb ich einige Liebesverſe, theils um meine Dame zu preiſen, theils um die großen Beängſtigungen auszulaſſen, in denen ich wegen ihrer häuslichen Verhältniſſe manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf ſie beginnen (unter den von mir herausgegebenen) von dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dolce fuoco ardenti —
Du ſchwarzes Aug' entbrannt in ſüßem Feuer —

alle verliebten Verſe, welche demſelben folgen, beziehen ſich alle auf ſie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau ſingen. Und mir ſcheint, ſie mögen nun mit mehr oder weniger

Glück und Zierlichkeit aufgefaßt und verſchönt ſein, daß in ihnen am meiſten jener unendliche Affekt durchſchimmern müſſe, der mich zwang ſie zu ſchreiben, und den ich mit jedem Tage für ſie zunehmen fühlte; und das läßt ſich, wie ich glaube, am meiſten in den Verſen wahrnehmen, die ich dichtete, wenn ich lange von ihr getrennt war.“

Den weitern Verlauf der Geſchicke der Liebenden finden wir nur fragmentariſch in den Aufzeichnungen Alfieri's; mit jenen obigen Andeutungen hat er ſo ziemlich Alles beendet, was er glaubt, der Welt gegenüber, von der Dame ſeines Herzens ſagen zu dürfen. Es iſt hier die Zartheit und Ritterlichkeit ſeines Charakters ſichtbar, zugleich die Scheu, die einem edlen Gemüthe inne wohnt, die Menge, die nie recht verſteht oder verſtehen will, was man ihr an höheren Offenbarungen anvertraut, nicht zur Theilnehmerin deſſen zu machen, was unſer eigenſtes Beſitzthum, unſer köſtlichſter Schatz iſt. Wir müſſen ihn hierin nur loben. Wir würden einige der Sonette, auf die der Dichter anſpielt, hier mittheilen, wenn es uns gelungen wäre, gute Ueberſetzungen von dieſen meiſterhaften Verſen zu Geſicht zu bekommen, ſo jedoch — da wir nicht Seitenlang italieniſche Strophen hinſchreiben wollen — müſſen wir den Leſer, der ſich hierfür intereſſirt, auf die von ihm ſelbſt beſorgte

Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke verweiſen. Mit dem Petrarca'ſchen Sonett dürfen ſie nicht in dieſelbe Linie geſtellt werden. Die blühende Heiterkeit des wahren Dichters, dieſe — wir wollen ſie Schöpfungsfreudigkeit nennen — die ſelbſt über den ernſteſten Gegenſtand ausgegoſſen wird, mangelt Alfieri, oder wenigſtens beſitzt er ſie nur in einem ſehr geringen Grade. Mehre ſeiner Tragödien ſind daher kaum genießbar mehr, und ſind frühzeitig dem antiquariſchen und gelehrten Schatze der Nation verfallen, wo der Dichter ſie wahrlich nicht hin haben wollte. Auch in den Sonetten geht ein, wenn auch ſchwacher, doch ſehr merkbarer Zug von Pedanterie hindurch; ein bei der Liebe und ihren Gegenſtänden ganz gehäſſiges Element.

Der Verfaſſer der ſchon erwähnten «Memoires d'un voyageur qui se repose» ſpricht von dem fernern Verlauf des Geſchicks Alfieri's und der Gemahlin Carl Eduards. „Es war“ ſo ſagt er, „zwiſchen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erſtere das Haus ihres Gemahls verlaſſen ſollte: die Zuſtimmung des Großherzogs (Leopold I.) war erlangt, eine Freundin, Madame Orlandini, die aus der Familie des Marquis von Ormonde ſtammte, und deren Anbeter, ein irländiſcher Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen. Die Schwierigkeit beſtand darin, ein Mittel zu erſinnen, um die Wachſamkeit des Grafen zu täuſchen, der ſie nie allein ließ und ſie förmlich einſperrte, wenn er genöthigt war ohne ſie auszugehen. Beim Spazierengehen, bei der Meſſe, überall wohin ſie ſich begeben wollte, begleitete er ſie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Madame Orlandini zum Frühſtück bei der Gräfin: nach dem Frühſtück machte ſie den Vorſchlag nach dem Kloſter der Bianchetti zu gehen, um einige Arbeiten der Nonnen, die für große Künſtlerinnen galten, anzuſehen. Die Gräfin nimmt den Vorſchlag an, wenn ihr Gemahl ſeine Zuſtimmung nicht verſage, der Graf willigt ein und die Geſellſchaft begibt ſich auf den Weg. Man erreicht das Kloſter, wo, wie durch Zufall, Mr. Gehegan ihnen begegnet. Die Gräfin ſteigt mit Madame Orlandini aus, und vorausgehend ſind ſie bald oben auf der Treppe: man öffnet ihnen raſch die Thüre und verſchließt ſie wieder, ehe der Graf ſie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, ſagt zu Letzterm, den er athemlos anlangen ſieht: Herr Graf, dieſe Nonnen ſind ein Muſter von Unhöflichkeit, ſie haben mir die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen und mich nicht mit den Damen einlaſſen wollen. Ich werde ſie ſchon zum Oeffnen nöthigen, entgegnet der Graf und pochte lange, ehe Jemand erſchien. Endlich kam die Aebtiſſin ans Gitter und erklärte ihm, ſeine Gemahlin habe dieſes Haus als Aſyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin. Der Graf von Albani, überraſcht und wuthend, war genöthigt nach Hauſe zu gehen und ſeinen Groll zu verbeißen. Unterdeſſen ſchrieb die Gräfin, welche keine Luſt hatte ihr Leben in einem Kloſter zu verbringen, an ihren Schwager, den Cardinal von York, und wußte ihn dergeſtalt in ihr Intereſſe zu ziehen, daß Se. Eminenz ihr vorſchlug zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papſt (Pius VI.) veranlaßte, ihr ſeinen Schutz zu gewähren. Nur furchtete man, der Graf von Albani werde ſeine Gemahlin unterwegs aufhalten laſſen, wenn er von dem Plane hore, deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutſcherſitz ein, bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. So wäre es ſchwer geweſen, die Gräfin zu entfuhren. Sie erreichte Rom in vollkommener Sicherheit und wurde auf die freundlichſte und ehrenvollſte Weiſe von dem Cardinal aufgenommen, der ihr eine Penſion anwies und in ſeinem Hauſe ein ihrem Range entſprechendes Etabliſſement bereitete. Sie ſchrieb an die Konigin von Frankreich um ein Jahrgehalt anzuſprechen, welches man ihrem Gemahl bei ſeiner Verheirathung angeboten, und erhielt ſechzigtauſend Livres jährlich. Der Papſt gab ihr fünfundzwanzigtauſend, ſo daß ſie in gewiſſermaßen glänzenden Verhältniſſen ſich befand. Ihr Glück zu vollenden kam der Graf Alfieri nach Rom, und da er Mittel fand, dem Cardinal zu gefallen, wie einſt deſſen Bruder, ſo hatte er Gelegenheit die Gräfin zu beſuchen, ſo oft er wollte, ungeachtet der Vorſtellungen des Grafen Albani, welcher oft dem Cardinal ſchrieb, um gegen das, was er einen Mißbrauch nannte, zu reclamiren."

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri ſelbſt über dies auffallende Ereigniß ſagt: „Es ſei mir genug zu ſagen, daß ich meine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und ſtets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß auch im allergeringſten ihre Ehre gekränkt, noch auf die entfernteſte Weiſe der Anſtand überhaupt verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die beſonderen Umſtände der höchſt drückenden Gefangenſchaft, in welcher ſie langſam hinſtarb, gewußt und in der Nähe geſehen hat, wird der Meinung ſein, daß es nicht leicht war, ſich gehörig zu benehmen und die Sache, wie es geſchah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerſt ging ſie in ein Kloſter in Florenz. Ihr Gemahl ſelbſt führte ſie dahin, unter dem Schein den Ort zu ſehen, und mußte ſie dann, zu ſeiner nicht geringen Befremdung, auf den Befehl und die Veranſtaltungen des damaligen Machthabers in Florenz daſelbſt zurücklaſſen. Nach einigen Tagen wurde ſie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derſelbe wohnte, und hier zog ſie ſich in ein anderes Kloſter zurück. Die Urſachen dieſes Bruchs zwiſchen ihr und ihrem Gemahl waren ſo vielfach und ſo offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde.“

„Nachdem ſie gegen Ende Decembers nach Rom abgereiſt war, blieb ich wie eine verlaſſene Waiſe in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innerſten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne ſie nur ein halber Menſch ſei, denn ich fand mich zu jeder Geiſtesthätigkeit und jedem Werke der Kunſt ſchlechterdings unfähig und war weder um den ſo glühend gewünſchten Ruhm, noch um mich ſelber im geringſten bekümmert. Ich hatte alſo in dieſer Sache ſo eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und meinem Verderben; denn nie konnte mich ein größeres Unglück treffen, als ſie gar nicht zu ſehen. Schicklicherweiſe durfte ich ihr nicht ſobald nach Rom folgen, auf der andern Seite war es mir nicht möglich länger in Florenz zu leben. (1781.) Ich blieb noch den ganzen Januar da, und dieſe Wochen ſchienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lectüre, noch ſonſt etwas fortſetzen, ich ergriff daher den Ausweg nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie Jeder leicht ſieht, ausdrücklich Neapel, weil der Weg dahin über Rom führt. — Ich kam an, ich ſah ſie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke, ich ſah ſie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder gemißhandelt wie in Florenz, aber ich ſah ſie, aus anderen Gründen, nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wiſſen auf wie lange wir es ſein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß ſie wenigſtens nach und nach ihre Geſundheit wieder erlangen könne, und als ich bedachte, daß ſie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinſchlummern, nicht ſtets zittern vor dem unzertrennlichen zornigen Schatten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß ſie leben dürfe, ſchienen mir alsbald die ſchrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grauſam und minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in dieſen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunſtbewerbungen und Kunſtgriffen, die ich nicht um die Herrſchaft der Welt ins Werk geſetzt haben würde; Gunſtbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhms erſchien, und, wiewol ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen möchte, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnen wollte, die ihn bewachen, oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich damals Bitten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing, mit der wir uns Beide ſchmeichelten. Ich will mich nicht eben über die Perſonen dieſer beiden Brüder verbreiten, denn ſie waren damals allgemein bekannt, und wenngleich wahrſcheinlich die Zeit ſie in gänzliche Vergeſſenheit begraben haben mag, ſo erwarte man nicht von mir, daß ich ſie daraus hervorziehe, denn loben kann ich ſie nicht und tadeln will ich ſie nicht. Der Umſtand indeſſen, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten. — — Die Angelegenheiten meiner Dame wurden indeß etwas leichter: gegen Ende des März hatte ſie vom Papſt die Erlaubniß erhalten, das Kloſter zu verlaſſen, und, gleichſam ſtillſchweigend von ihrem Manne getrennt, ſich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, die ihr Schwager ihr in ſeinem Pallaſte in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen und fühlte doch vollkommen wohl, daß es für jetzt nicht anging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwiſchen Liebe und Pflicht erfährt, ſind die fürchterlichſten und tödtendſten Gefühle, die ein Menſch jemals beſtehen kann. Ich zögerte den ganzen April und auch den ganzen Mai hatte ich mir vorgenommen ſo hinzuſchleppen, aber gegen den zwölften deſſelben war ich, gleichſam ohne es zu wiſſen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den ſchon begonnenen Lauf höfiſcher Bewerbungen und Gewandtheiten fortſetzte und vollendete, um nur dieſelbe Stadt bewohnen und die theure Geliebte daſelbſt ſehen zu können. So war ich denn nach ſo vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anſtrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Viſiten abſtattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmeſſenden Menſchen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachſuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in Rom, geduldet von jenen Gewaltigen und ſelbſt von den Geiſtlichen begünſtigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder ſich einmiſchten. Aber gut für ſie war es, daß ſie von ihrem Schwager und ſeinem elenden Anhange nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subſiſtenz abhing, die ſie im Ueberfluß und auf eine ſehr ehrenvolle und vor der Hand ſichere Weiſe wo andersher hatte."

Bei dieſen betrübenden Vorfällen iſt allerdings Einiges noch beſonders herauszuſtellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Beſitz ſeiner Gattin gleichſam, oder vielmehr nicht gleichſam, ſondern ganz offenbar betrogen wurde, hat etwas das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu ſetzen. Der Beſuch im Kloſter, dann die Entführungsreiſe nach Rom und dabei alle jene Anſtalten, die von einer Perfidie und Geſchicklichkeit zeugen, die einem italieniſchen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günſtiges Licht auf die Verbündeten und laſſen Carl Eduard, der ſonſt unbedingt die öffentliche Stimme gegen ſich hat, verzeihlich erſcheinen, wenn er ſich gegen Verrath und niedre Treuloſigkeit beklagt; denn er hatte Alfieri gaſtfreundlich und vertrauend in ſein Haus aufgenommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfaſſer der „römiſchen Briefe“ nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe ſich der unehrerbietigſten Ausdrucke und des lauteſten Tadels gegen den Mann ſeiner Dame bedient; die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maaß und Schonung über ihn ſpricht: „Da ich ihn nicht loben kann und nicht tadeln mag, ſo will ich über ihn ſchweigen,“ ſagt er, und dieſe Aeußerung iſt milde und rückſichtsvoll, wie man ſie in ſolchen Verhältniſſen nur immer verlangen mag.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es ſcheint, auf eine freie und ungezwungene Weiſe. Die Gräfin lebte im Pallaſte des Cardinals, Alfieri, der die

Villa Strozzi zu ſeinem Wohnorte gewählt hatte, beſuchte ſie täglich, und in einem Kreiſe von Freunden und Gleichgeſinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich ſeine Antigone. Später brachen jedoch Klatſchereien aller Art aus und Alfieri mußte Rom verlaſſen. Auch die Gräfin ſchied 1781 aus dieſer Stadt und erſt nach ſechzehnmonatlicher Trennung ſahen ſich beide in Colmar im Elſaß wieder.

Mittlerweile war der Graf von Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder geneſen, allein ſeine völlig zu Grunde gerichtete Geſundheit ließ keine ſehr lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahr 1785 begab er ſich zu ſeinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei ſich, die er Gräfin Albani nannte und die die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkinshaw war*). Sein Tod fällt ins Jahr 1788, er wurde 68 Jahr alt und ſtarb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht; eine pomphafte Inſchrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn hinbettete, dieſen Unglücklichen, deſſen Unglück nicht einmal mehr Intereſſe einzuflößen im Stande war, ſo weit weg war die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen von ihm und ſeinem Geſchlecht abgelenkt.

---

*) Neuerdings iſt in England eine Schrift publicirt worden, die ſich „Tales of the Century“ betitelt und in der von zwei angeblichen Abkömmlingen, Enkeln Carl Eduards, die Rede iſt, welche auf den Thron Englands ihre Rechte geltend machen. Dieſe Mittheilungen tragen das Gepräge der Abenteuerlichkeit.

Unſere ſchöne Gräfin, denn ſchön war ſie jetzt noch immer und blieb es auch — wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben ſchenken wollen, bis in ihr ſpäteſtes Alter, war nun frei und konnte nun ihrer Neigung folgen. Dieſe trieb ſie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grauſamen Prüfung auszuſetzen, ſeine Tage in Einſamkeit und getrennt von ihr hinbringen zu müſſen. Im Jahr 1787, alſo ſchon vor dem Ableben des Grafen, befand ſie ſich in Paris, Alfieri begab ſich ebenfalls dahin, obgleich ihm die Stadt, wegen des Haſſes, den er auf die Franzoſen und ihre Zuſtände geworfen, höchſt zuwider war. Nach dem Tode des Grafen lebten beide, furder nicht mehr getrennt, in einem Hauſe, und Jedermann ſah die Ehe zwiſchen beiden für geſchloſſen an, obgleich öffentlich hierüber keine Bekanntmachung ins Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls auf die Gräfin ſagt Alfieri: „Wiewol dieſer Tod wegen der wiederholten Zufälle, die ſeit mehren Monaten ihn betroffen hatten, ſchon ſeit geraumer Zeit vorherzuſehen war, und wiewol die Wittwe dadurch völlig unabhängig wurde und ſie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte, ſo war ich bei dem allen zu meinem Erſtaunen Augenzeuge, daß ſie darüber von einem gewiß nicht verſtellten noch vergrößerten Schmerze tief durchdrungen ward, denn keine Verſtellung kam je in dieſes reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverläſſig hatte ihr Gemahl, ungeachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beſte Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er ſie nicht unaufhörlich durch ſein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieſes Zeugniß der reinen Wahrheit ſchuldig."

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris machten die Gräfin und Alfieri Pläne die Stadt zu verlaſſen, ſie ſchwankten jedoch ſo lange, wohin ſie ſich wenden ſollten, daß der ausbrechende Sturm ſie noch immer am Plaße fand und ſie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr bewerkſtelligen konnten. Die Beſchreibung dieſer eiligen Abreiſe iſt mit ſo lebendigen Farben gemalt, daß wir uns nicht verſagen mögen, hier einen kleinen Auszug einzuſchalten; ſie lautet: „Am Sonnabend den 18. nach Mittag reiſten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welches für uns der nächſte Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denys nach Calais zu gehen, wohin wir uns aufmachten, um auf das ſchnellſte aus dieſem unſeligen Lande zu kommen, als wir daſelbſt drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden mit einem Officier, der, nachdem er unſere Päſſe geſehen, ſich entſchloß, uns das Gitter dieſes ungeheuren Gefängniſſes zu öffnen und uns unſeres Weges ziehen zu laſſen. Aber neben der Barriere war eine Kneipe, aus welcher ſich auf einmal ein dreißig vielleicht von jenen Henkern des Pöbels hervorſtürzten, nackt, betrunken und raſend. Dieſe, ſobald ſie zwei Kutſchen ſahen, beſchwert mit Koffern und Mantelſäcken, und ein Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Domeſtiken, erhoben ein Geſchrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und ſie im Elende und Weh zurücklaſſen wollten. Darauf begann ein Zank zwiſchen den wenigen und armſeligen Garden und jenen vielen und ſchändlichen Böſewichtern, da jene uns hinauslaſſen, dieſe uns zurückhalten wollten. Ich ſprang aus dem Wagen, mitten unter den Schwarm, alle ſieben Päſſe in der Hand, und zankte und ſchrie und tobte noch ärger als ſie, ein Mittel, wodurch man immer mit den Franzoſen fertig wird. Sie laſen Einer nach dem Andern die Beſchreibungen unſerer Perſonen und ließen ſie ſich vorleſen von denen, die leſen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in dieſem Augenblick die entſchliche Gefahr zu kennen, in der wir ſchwebten, oder in der Leidenſchaft zu achten, wol dreimal meinen Paß in die Hand und ſchrie mit lauter Stimme: da ſeht! hört! Alfieri iſt mein Name, ein Italiener, kein Franzoſe, groß, hager, blaß, rothes Haar! bin ich das? ſeht mich an! der Paß iſt mein, wir haben ihn auf geſetzmäßige Weiſe von Demjenigen erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus und bei Gott! wir werden hinauskommen! — Länger als eine halbe Stunde dauerte dieſer Auftritt auf der Gaſſe, ich zeigte gute Faſſung und das rettete uns. Es hatten ſich indeſſen mehr Menſchen um die beiden Kutſchen verſammelt und Viele ſchrieen: wir wollen die Wagen verbrennen! Andere: wir wollen ſie mit Steinen werfen; Andere: ſie fliehen, es ſind Adlige und Reiche, wir wollen ſie zurückführen aufs Stadthaus, damit Gericht über ſie gehalten werde. — Doch kurz, die ſchwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch etwas für uns ſagten, und mein wildes Toben, mein Schreien mit einer wahren Ausruferſtimme, mein Zeigen der Reiſepäſſe, und mehr als Alles, die halbe Stunde Zeit und darüber, in welcher die Affentieger des Zankens müde geworden waren, erſchlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wachen gaben mir einen Wink in den Wagen zu ſteigen, in welchem ich meine Dame gelaſſen hatte, man kann denken in welchem Zuſtande, ich ſtieg daher ein, die Poſtilione ſetzten ſich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünſchungen dieſes Geſindels. Nachdem wir dieſer Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wol vierzigmal unſere Päſſe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die erſten Fremden geweſen waren, die nach der Kataſtrophe des zehnten Auguſt aus Paris und aus dem Lande gingen. Auch ſagte man uns, daß am 20. Auguſt, den ich glücklicher Weiſe um zwei Tage anticipirt hatte, dieſelbe Section, die uns die Päſſe gegeben hatte (welche Dummheit und Narrheit!), in Pleno gekommen ſei, um die Dame zu verhaften und ins Gefängniß zu führen. Es begreift ſich, weil ſie adlig, reich und untadelhaft war. Mir, der ich immer weniger gegolten als ſie, erwies man damals dieſe Ehre nicht. Da ſie uns nicht fanden, hatten ſie unſere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiſcirt, dann unſere Einkünfte ſequeſtrirt und uns Beide für Emigranten erklärt." —

Die Fliehenden begaben ſich zuerſt nach Brüſſel, von dort im Herbſte durch das ſüdliche Deutſchland über die Alpen nach Toscana. Am Lungarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuſer der Familie Gianfigliazzi, das eine ſchöne Ausſicht nach den Bosketts des untern Flußufers und den Marmorbergen Seravezzas und Cararas gewährt. Hier wohnten er und die Wittwe Carl Eduards bis an ihr Lebensende. Als die Franzoſen in Florenz erſchienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieſer ihm ſo verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog ſeine Freundin, mit ihm zugleich eine Villa zu beziehen; ſie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluſte an ihrem Vermögen gelitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abſtoßender und verſchloſſener gegen die Geſellſchaft ſtimmte, ſahen ſie wenig Leute bei ſich und lebten in einer Einſamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin an der Seite ihres Gemahls damals geſchmachtet hatte. Hier war jedoch die treueſte Freundſchaft, die zärtlichſte und bis ans Ende unveränderte Liebe die verſüßende Zugabe dieſer Einſamkeit. Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernſtlich, am 14. Mai 1803 beendete er ſeine Selbſtbiographie und am 8. October deſſelben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, ſtets beſorgt, ſein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anſpruch, um die Stätte, wo die irdiſche Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Geſchlechtern durch den Pomp und den Glanz der künſtleriſchen Schöpfung eines gefeierten Meißels bezeichnen zu laſſen. Seltſamer Weiſe hatte beim Ableben Carl Eduards ebenfalls Canova einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für dieſen zu fertigen. In der Kirche Sta. Croce, zwiſchen den Gräbern Michel Angelo's und Machiavelli's erhielt der Dichter ſeine Stätte. Er hatte ſchon etwa zehn Jahr vor ſeinem Tode, bei Anlaß einer ſehr heftigen und dauernden Krankheit ſich ſelbſt eine Grabſchrift und auch eine für ſeine Dame geſetzt, dieſe ſelbſtgewählte Schrift nahm man jetzt nicht, ſtatt ihrer die von der Gräfin angegebenen Worte:

Victorio Alfierio Astensi
Aloysia e principibus Stolbergis
Albaniae Comitissa

Wie ſchon bemerkt, malte François Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri; beide Bildniſſe ſind in der Galerie der Uffizien, im Saale, der der franzöſiſchen Schule eingeräumt iſt, aufgeſtellt. Wir entſinnen uns eines andern Bildes der jungen Prinzeſſin Stolberg, das wir im Schloß zu Werningerode geſehen haben, das jedoch jetzt nicht mehr daſelbſt befindlich iſt, und demzufolge ſie von einer ſeltenen Schönheit und Anmuth, beſonders in dieſer ihrer erſten Jugendblüthe, geweſen ſein muß. Aus dem Charakterbilde, das wir eben entworfen haben, zeigt ſich jedoch, daß die Schönheit ihrer Seele die des Körpers noch überwogen hat. Eine ſeltene Frau war ſie jedenfalls und vollkommen des Ruhms würdig, deſſen ſie bei ihren Zeitgenoſſen genoß und den willig ihr die Nachwelt ſpendet.

Sie lebte, da der Genoſſe ihrer ſchönſten Jahre von ihr genommen worden war, in einem kleinen Kreiſe auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang ſie zu ſehen — die Frau eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters — war groß, doch nur Wenigen öffneten ſich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverſchämt und zudringlich wie immer, ſtets in brusker Ungenirtheit in jedes Aſyl ihre klatſchhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die die einſame Frau in ihrem ſtillen Schmerz um einen geliebten Todten um ſich gezogen, und die vagabondirende gelehrte Dame hatte die Grauſamkeit, ein frivoles Witzwort in dieſen Räumen, in denen der Athem truber und großer Geſchicke geweht hatte, ertönen zu laſſen. Sie nannte die Gräfin: Grande veuve; und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade ſtatt findenden Tod Georg III. Man konnte nicht boshafter auf die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die der Familie Stolberg anſpielen, wenn dieſe je ſolche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani ſtarb zu Florenz in einem Alter von 72 Jahren, am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauſes, jener obengenannte Künſtler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle von Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs ſind darauf angebracht. Die Inſchrift iſt dieſelbe, die Alfieri entworfen, nur hat man die Zeile weggelaſſen, die von ſeiner Liebe Zeugniß gibt, ſie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergis
Albaniae Comitissa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissima
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV d. IX
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
monumentum.

Die von Alfieri componirte Inſchrift lautete:

Hic sita est
Aloysia E. Stolbergis
Albaniae Comitissa
Incomparabili animi Candore
Praeclarissima
A Victorio Alferio
Juxta quem Sarcophago Uno
Tumulata est
Annorum — Spatio

Ultra Res Omnes Dilecta
Et Quasi Mortale Numen Ab
Ipso Constanter Habita Et — Ob-
Servata
Vixit Annos — Menses — Dies —
In — Hannoniae Montibus Nata
Obiit — Die — Mensis —
Anno Domini MDCCC —

Wenn der Dichter hätte ahnen können, daß man gerade das aus der Grabſchrift hinwegließ, was als Aeußerung deſſen diente, worauf er den ganzen Werth, wenigſtens den ſchönſten Inhalt ſeines Lebens ſetzte, er hätte bitter ſich beklagt über den Mangel an Achtung, dem man ſeinem letzten Willen gezollt; aber Herr Fabre ließ die Inſchrift eingraviren, und Herr Fabre war ſelbſt in die Gräfin verliebt, er hatte ſich ſogar um ihre Hand beworben, und das Gerücht hatte ſich verbreitet, als habe ſie ihm ihre Zuſage gegeben; es war alſo ganz im Sinne des Ueberlebenden, dieſe kleine Kritik, die zugleich eine Rache war, an dieſem Theile der Werke des Dichters zu üben. So gefährlich iſt es, einem unglücklichen Liebhaber es zu überlaſſen, die Inſchrift auf dem Grabe ſeines glücklichen Rivalen zu ſetzen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Royaliſten.

Druck von George Weſtermann
in Braunſchweig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neupreußiſche

Zeitbilder.

Von

A. v. Sternberg.

I.

Die Royaliſten.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.

1849.

2 in 3

Die

Royaliſten.

Von

A. v. Sternberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Vorwort.

Dieſe Erzählung, ſo einfach ſie iſt — und gerade ihre Einfachheit zeugt für ihren Urſprung — ward aus einer wirklichen Begebenheit unſerer Tage geſchöpft. Es lag dem Autor daran, ein getreues Bild der Zuſtände, wie ſie eben erlebt worden, zu geben, deshalb hat er den kecken Schritt gethan, ein Thema, das unmittelbar der allernächſten Vergangenheit angehört, zu behandeln. Dieſe Nähe, wenn ſie künſtleriſch hindernd iſt, bleibt für die Thatſachen, um deren Feſtſtellung es ſich hier handelt, vortheilhaft. Der Lärm der Parteien hat ſich noch keineswegs gelegt, allein aus dieſem Lärm hervor kann man immer und immer wieder die berichtigende Stimme ſo deutlich hören, wie man ſie vielleicht ſpäter nicht mehr hören wird. Es liegt Alles daran, den Gang der Begebenheiten feſtzuſtellen, und dies kann man am beſten, wenn man unmittelbar das Erlebte niederſchreibt. Dies iſt hier geſchehen. Es macht den Werth der Schilderung aus. Nicht ein Wort von dem, was hier als Thatſache hingeſtellt iſt, wurde ohne die ſorgfältigſte Prüfung und ohne unmittelbaren Bericht der Augenzeugen niedergeſchrieben. Es war dies ein unverbrüchliches Geſetz, das der Autor ſich auferlegte. Er ſelbſt ſteht frei da von jeglicher Beziehung zu den einzelnen Parteien; ſeine Stellung iſt eine völlig iſolirte und von keiner Seite her abhängig, es müßte denn ſein, daß man ihm das als Parteigrund vorwürfe, daß er für Preußens Größe und Ruhm — obgleich ſelbſt kein Preuße — mit Wärme eingenommen iſt, was er offen bekennt. Allein dies kann nicht den Grund hergeben, ſein Urtheil zu verdächtigen, wo dieſes ſich tadelnd gegen aufgezwungene, moderne Theorieen und Inſtitutionen ausſpricht, die nicht Preußen allein, die dem ganzen modernen Europa angehören. Je eifriger und mit je vervielfältigtern Organen eine gewiſſe Partei ſich müht, die Thatſachen zu entſtellen, und die bekundeten, ihr mißfälligen Geſinnungen zu verſchleiern oder anders auszudeuten, um ſo mehr kann eine offene, freie, unparteiſche, in einem dichteriſchen Gewande auftretende Darſtellung hoffen, mit Theilnahme entgegengenommen zu werden. Es hat übrigens für keine dieſer hier auftretenden Gruppen — die ernſten wie die heitern — der Griffel des willkürlich componirenden Zeichners in Bewegung geſetzt werden dürfen, ſondern ſie ſind — und dies ſei für eine ſpätere „ruhigere“ Zeit bemerkt — getreue Abbilder eben lebender Perſonen und eben waltender Zuſtände. Vieles iſt gemildert, nirgends aber die Farbe ſtärker aufgetragen, als ſie in der Natur ſich fand.

Berlin, im September 1848.

1.

Der Obriſt Ade.

„Iſt der Herr Obriſt Ade nicht zu Hauſe?" fragte eine derbe rauhe Stimme den Hausflur entlang. Die Thür des Putzmacherladens öffnete ſich und auf der Schwelle erſchien Mademoiſelle Roſa Scholz, eine korpulente Vierzigerin mit einem friſchen Geſicht und lebhaften Mienenſpiel. Sie hielt ein Häubchen von Tüll, mit einer Guirlande von Jasminblüthen garnirt in der Hand, und indem ſie eine Stecknadel aus den Lippen nahm, zwiſchen welchen ſie ſie eingeklemmt hatte, ſagte ſie zu dem Manne in Bauerkleidung, der jene Frage gethan: „Mein Freund, der Herr Obriſt iſt ausgegangen, doch wird er ſogleich zurückkommen. Die Stunde hat ſchon geſchlagen wo er einzutreffen pflegt."

„So werde ick warten, Madamken," ſagte der Bauer und ſetzte ſich nieder.

„Wollt Ihr einen Mann des Volkes ſehen?" ſagte die Prinzipalin, ſich zu den hinter ihr lauſchenden Mädchen wendend; „hier iſt einer. Betrachtet ihn mit Ehrfurcht."

„Oh" — rief Betty, eine kleine, ſtumpfnaſige Brünette, mit großen, rothen Händen und einer Warze auf der Unterlippe — „wie wohlthuend iſt ein ſolcher Anblick! Wenn man ſich müde geſehen hat an dem leeren, eitlen, prunkenden Glanz einer verderbten Ariſtokratie."

Die übrigen Mädchen kicherten.

„Was giebt's hier zu lachen?" fragte Fräulein Roſa Scholz. „Fräulein Angelika, worüber ſpotteten Sie, wenn ich fragen darf?"

„O nichts, gar nichts! Ich meine nur weil Betty Schlampamper" —

Ein neues, unauslöſchliches Gelächter.

„Keine Spitznamen, meine Damen, wenn ich bitten darf. Dieſe Sitte hat in dieſen Räumen nie herrſchen dürfen. Nun, was iſt's mit Betty?"

Keine wollte antworten; die Prinzipalin hatte ihr „violettes" Geſicht gemacht, es war dies ein Ausdruck von Gereiztheit und Strenge, den die erſte Ladenmamſell mit dieſem Namen zu bezeichnen geruhte, und der von allen Andern im Atelier adoptirt worden war, als beſonders bezeichnend und äußerſt ſpaßhaft. „Nun?“ fragte Fräulein Scholz abermals, „werde ich endlich erfahren, weshalb man über die arme Betty ſpottet?“ Betty ſelbſt ſtand da mit einer Zornröthe im Geſicht, die noch die Farbe ihrer Hände überbot.

„Nun,“ hob endlich Fräulein Conſtanze an, eine blaſſe, kränkliche Perſon — im ganzen Atelier und ſogar in einigen Häuſern der nächſten Nachbarſchaft als ein äußerſt boshaftes Weſen bekannt — „man hat noch geſtern einen Brief erhalten, von einem der vertriebenen Lieutenants“ —

„Wie!“ ſchrie Roſa Scholz — „von dieſen Tyrannendienern, von dieſen in Blut und Mord Schwelgenden? von dieſen Feinden unſres Volks? Betty, wenn es wahr wäre!“ —

„Es iſt aber nicht wahr!“ — rief die Angeklagte und ſtampfte mit dem Fuß.

Conſtanze brachte den Haubenſtock hervor, öffnete die kleine Klappe, die in dem Hinterkopfe dieſes blaſſen, geduldigen, ewig lächelnden Geſichts angebracht war, und zog mit einem weithin ſchallenden, ſiegreichen Lächeln, ein kleines zuſammengefaltetes Zettelchen hervor, deſſen erſte Zeilen ſie ablas: „Schleswig, den 20. Juli —: Mein liebes Struvelpeterchen! Wie geht es Dir mein Affe in dem kurioſen Städtchen, wo man ſo hübſch Barrikaden"—

Betty ſprang hinzu und entriß der Spottenden das Papier. Fräulein Scholz wandte ſich ab mit dem beleidigten und entrüſteten Ausdruck einer Königin. Die Mädchen lachten wie Kobolde.

„Madamken — ick höre noch Niemand kommen!" hob der Bauer wieder an, der auf den Lärm um ihn her keine Achtung gegeben.

„Theurer Mann des Volkes!" hob Roſa an, „es gebührt Ihnen eine Genugthuung! Sie ſind verrathen worden. Fräulein Betty, wenn Sie mich irgend lieb haben und Vertrauen zu meinen Geſinnungen und Grundſätzen hegen, ſo gehen Sie hin und geben Sie dieſem Manne, den Sie durch Ihr Betragen gekränkt haben, dieſen halben Groſchen. Aber geben Sie das Geld mit jener Grazie, mit jenem je ne sais quoi — womit man, ſelbſt edel, edeln Perſonen etwas zukommen läßt. Sie verſtehen mich. Wir können uns in dieſen Zeiten nur dadurch achten, indem wir das Volk achten, oder wie mein Vetter ſo ſchön ſagt, uns vor der Souveränetät des Volks beugen. Gehen Sie, ehe er aufſteht und fortgeht."

Mit von Thränen und Zorn gerötheten Augen, und den halben Groſchen in zwei großen Kupferſtücken in der Hand, näherte ſich Betty dem Bauer. Dieſer brachte ſeine haarige Fauſt aus der Taſche hervor und rief: „He! zehn Schritt vom Leibe! Sie hat ja da ok den verfluchtigen bunten Lappen, Mamſellken!“

„Es ſind die deutſchen Farben, guter, edler Mann!“ erklärte Roſa.

„Ick bin ein pommerſcher Landmann!“ ſagte der Bauer drohend — „ein guter Preuße! verſteht Sie mich?“

„Oho!“ rief Roſa ſchleppend — indem ſie einen verſtohlenen, lächelnden Blick auf ihre Umgebung warf.

„Auch bin ick kein Bettler“ — brummte der Bauer weiter. „Ick hab' Speck und Brod hier im Sack, die bring ick für den Wilm, der hier bei den Vierundzwanzigern ſteht.“

„Euer Sohn?“

„Ja, mein Bub.“

„Die Soldaten hungern hier nicht“ — ſagte die Putzmacherin. „Wir ernähren ſie.“

Der Bauer warf einen Blick voll unbeſchreiblicher Verachtung auf ſeine Umgebung. Er brummte etwas in ſeinen Bart, der wie eine gewaltig harte, grau und ſchwarz gemiſchte Bürſte an dem Kinn und den Lippen emporſtand, und über die ſchmalen, welken Lippen ſpie er herüber auf das reingehaltene Eſtrich. Endlich ſagte er, aber wie zu ſich ſelbſt ſprechend: „Mein Bub ſoll keinen Biſſen von den Hunden annehmen, die unſern König belogen und überrumpelt, und unſre braven Soldaten hinausgetrieben haben. Keinen Biſſen ſoll er annehmen, ſo lange in Pommern noch Brod auf unſern Feldern wächſt, und Speck an den Rippen unſrer Säue ſich anſetzt. Ick komme ſelbſt herüber, und wenn ick nich kann, ſo iſt meine Olle da.“

Der Putzmacherin war dieſe Wendung des Geſprächs eine zu triviale, als daß ſie hätte ſich entſchließen mögen, länger ihre koſtbare Zeit dieſem Gegenſtande zu widmen. Sie gab alſo nochmals die Verſicherung, daß der Obriſt bald kommen werde und verſchwand hinter die rothſeidenen Vorhänge der Glasthür des Ladenzimmers.

Der Bauer ſaß da, unwillig den Mädchen nachſehend, die er noch in der Stube kichern hörte. In dieſem Augenblick hörte man einen ſchweren, aber noch raſchen Tritt die äußere Stiege hinauf tönen, und in die geöffnete Thür trat ein langer, hagerer Mann mit ſtarren, gebräunten Zügen und einem blendend weißen Bart, der weit über den eingeſunkenen Mund ſich hinüber wölbte; ebenſo hüllten die ſilberglänzenden, langen Augenbrauen die Augen faſt ein, und nur der Schädel hatte zum größeren Theil ſeinen Haarſchmuck verloren. Die wenigen weißen Locken am Hinterhaupte kamen unter einem ſchwarzſammetnen Käppchen hervor, und lagen auf dem rothen Kragen des abgetragenen, aber ſauber gehaltenen Uniform-Oberrocks. Einen Stock hielt die magere Rechte, doch ſchien der ſchwanke, nur wenig gebeugte Körper dieſer Stütze nicht geradezu ſehr bedürftig, wenigſtens ſpielte der Obriſt öfters mit dem Stock in der Luft herum, und machte damit Zeichen und gab Winke, die derjenige, der gewohnt war mit dieſem ſeltſamen Manne zu verkehren, wohl verſtand. Auch jetzt, als der Obriſt außer Dienſt (a. D., mit dem gewöhnlichen Berliner Witz Obriſt Ade genannt) den Bauer anſichtig wurde, machte er mit dem Stock eine Bewegung nach der Glasthür der Putzmacherin.

„Ja, Herr Obriſt — iſt zu Hauſe! ſprach ſo eben mit dem Weibsken,“ ſagte der Bauer. Der Obriſt zwinkerte mit den Augenbrauen, und wies mit dem Stocke die kleine ſchmale Treppe hinauf, nach dem Stübchen, das er unter dem Dache bewohnte. Der Bauer ſchritt gehorſam voran, indem er ſeine weiten Rockſchöße zuſammenfaßte, damit ſie dem ihm dicht auf den Ferſen folgenden Obriſten nicht auf der Naſe tanzten. So gelangten denn Beide in ein ganz kleines enges Stübchen, das nur ein einziges, aber helles Fenſter hatte, eine ſchiefe Decke, vier unregelmäßige Wände, an deren einer das Bett des Obriſten, und an der andern ein Schreibpult ſtand. Unter dem Fenſter befand ſich ein Tiſch mit einer kleinen Hobelbank und einem Drechsler-Apparate, denn der Obriſt ſchnitzte aus Holz und fertigte kleine Drechslerarbeiten. Auf das eine Ende des Tiſches war ein blaugewürfeltes Tuch hingebreitet und darauf eine kleine Bunzlauer Caffeekanne hingeſtellt mit einer ſchadhaft gewordenen Mundtaſſe, mit Wappen und Namenzug geſchmückt. Auf einem Teller lag ein Stück Commisbrod, und eine halbgerauchte Cigarre in einer Spitze von Horn mit einem kleinen ſilbernen Kettchen. Es wehte eine friſche, kühle Luft in dem Zimmerchen, und der Duft eines Nelkenſtocks, mit ſchönen purpurfarbenen Blüthen, füllte lieblich den kleinen Raum. Der Bauer wollte ſich an die Thür hinſtellen, in militäriſcher Haltung, allein der Obriſt zog ihn, an einen der großen Zinnknöpfe faſſend, an den Tiſch am

Fenſter, zeigte auf den zweiten Rohrſtuhl und ſagte: „Da ſitzen — aber nicht ſpucken. Lieb' das nicht; Du weißt das, Adam!“ —

„Ei wo werd' ich!“ rief der Gaſt unbeſchreiblich geehrt und gleichſam Stolz und Freude ausſtrahlend in dem breiten, freundlichen, bärtigen Geſichte, indem er ſich niederließ. — „Werde doch den Reſpect vor meinem Herrn Obriſt“ —

Der Obriſt legte die Elfenbein-Sirene, die als Knopf ſeines Stockes paradirte, an die Naſenſpitze, zwinkerte mit den Augenbrauen, und ſagte: „Adam Braun, giebts nichts Neues!“

„Nichts, Herr Obriſt — als daß wir nach Berlin kommen werden, wir Pommern und aus Preußen — wenn dieſes Satanskegelſpielen hier noch weiter ſo fort geht.“ —

Der Obriſt antwortete nicht, ſondern blickte auf die Bunzlauer Caffeekanne, und ſchien zu berechnen, ob ihr Inhalt es wohl vertragen würde, wenn er dem ehemaligen Grenadier im Regiment Colberg die Hälfte eines kleinen Bechers aus Zinn anböte, der oben auf dem Sims ſtand. Ohne mit dieſen Berathungen ganz zu Stande gekommen zu ſein, rief er in die Augen des Bauern blickend: „Säufſt Du noch ſo viel Schnaps? Sollteſt es bleiben laſſen; Caffee iſt geſünder.“

Der Bauer nickte, und brachte die Kanne hervor, um ſeinem ehemaligen Befehlshaber einzuſchenken.

„Halt!“ rief dieſer, „das Blut ſteigt mir ſo verteufelt nach dem Kopfe ſeit einiger Zeit. Der Doctor will, daß ich das Caffeetrinken bleiben laſſe. Gieß es in Deine Gurgel, Adam, was drin ſteckt, viel wird's ohnedies nicht ſein.“

„Aber, Herr Obriſt!“ —

„Kerl! nicht räſonnirt! vorwärts!“

Und der Bauer trank. Die Sirene ſetzte ſich in Bewegung, und ſtattete der Naſenſpitze ihres Herrn wiederum einen Beſuch ab, während die funkelnden Augen unter dem Silberdache gierig den geliebten Trank zwiſchen den Lippen des Gaſtes verſchwinden ſahen. Der Bauer ſchlürfte den Caffee lediglich aus Disciplin, denn er war nicht hungrig, er hatte als er um die Ecke bog in einem Frühſtückkeller, den ein Landsmann hielt, ein tüchtiges Frühſtück mit einer ungeheuren Zugabe an gutem, echtem Patriotismus, in Redensarten und Flüchen, eingenommen. Der Obriſt aber war hungrig und blieb hungrig noch lange, lange Stunden; denn auch das Commisbrod wollte er nicht anrühren, und gab ſich die Miene, als achtete er deſſen gar nicht. Er öffnete ein Schubfach und brachte einige ſauber in Papier gewickelte Figürchen heraus, die er auspackte und vor dem Bauer hinſtellte.

„Hol's der Guckuck, Herr Obriſt! das iſt wieder was ganz Perfectes und Exquiſites."

„Nicht?" ſchmunzelte der Obriſt.

„Ich will verdammt ſein, wenn wir draus nicht mehr als einen blanken Thaler löſen. Das Männken da iſt putzig? Wer iſt's?"

„Wie, Du kennſt ihn nicht, Adam?"

„Ach, Gottsblitz — es iſt unſer Hochſeeliger — ſchrie der Bauer! Wie er leibt und lebt! Die Uniformmütze, der Ueberrock! Schwere Noth! Was iſt das für ein Stück!"

Der Obriſt nahm das Püppchen, brachte es an die Lippen, und ſagte, ohne daß er ſich vor dem Bauer Zwang anthat: „Es iſt mein König und Herr — ſo hab' ich ihn zuletzt noch auf der Terraſſe von Sansſouci wandeln ſehn. Jetzt ruht er."

„Ja, er ruht!" wiederholte der Bauer.

Beide beſchäftigten ſich jetzt, die kleinen Holzfigürchen wieder in ihre Hüllen zu bringen, und Adam öffnete ein Schächtelchen, das er zu dieſem Zwecke in ſeinem groben Zwillich-Reiſeſack mitgebracht, und ordnete die anvertrauten Schätze. Der Obriſt ſah ſcharf hin, daß keiner Figur irgend Leid's geſchah, und als alle untergebracht waren, ſagte er mit einem Seufzer: „Such mir bald Geld zu bringen, Adam, ich hab's nöthig.“

Nie hatte der Obriſt dies ſo geradezu und ſo offen geſagt, und der Bauer ſtutzte ſehr, als er es hörte. Er ſah nachdenklich und forſchend ſeinen frühern Lieutenant an, und wandte erſt dann ſeinen Blick weg, als er bemerkte, daß es Jenem unangenehm war ſo angeſtarrt zu werden. „Ich werde mir Mühe geben, Herr Obriſt!“ ſagte er, und ſtand auf. „Dank auch für den Caffee!“

„War er gut?“

„Perfect!“

„Ich pflege nie ſchlechten Caffee zu trinken,“ bemerkte der Obriſt und ſeufzte wieder. „Wo gehſt Du nun hin?“

„Zu meinem Wilm, in die Caſerne. Haben der Herr Obriſt etwas dahin zu beſtellen?“

Der Obriſt ſchüttelte den Kopf. „Ich kenne dies Regiment nicht, und habe keine Freunde darunter,“ ſagte er nach einer Pauſe. „Ich will auch keine Freunde unter ihnen haben — ich will nicht! Seit der Nacht, wo man unſer Zeughaus — —“ er ſprach nicht weiter: ſeine Lippen zitterten, ſeine Augenbrauen kamen in einen gewiſſen wilden Schwung. Die Sirene kam an die Naſenſpitze, aber ſie zog ſich ſogleich wieder zurück, gleichſam erſchreckt von dem Tumult, der plötzlich in dieſen vibrirenden Muskeln an Stirn und Mund aufleuchtete. Die Sirene, obgleich ein Geſchöpf, das ſchon ſeit dreißig Jahren, und noch länger zu der intimſten Bekanntſchaft des Obriſten gehörte, fand in ihrem Elfenbeinbüſen doch ſo wenig Sympathſeen mit ihrem Herrn und Gebieter, daß ſie in dieſen leidenſchaftlichen Momenten wo er ſie an ſich heranzog und ſie gleichſam zum Mitgefühl zwang, nur eine ſehr klägliche Rolle ſpielte.

Der Bauer hatte die letzten Worte nicht recht gehört, er ſtand jetzt an der Thür im Begriff herauszuſchreiten, da wandte er ſich noch einmal um, und brachte mit verlegenem Lächeln ein Päckchen aus der Rocktaſche und ſchob dies Päckchen unter das Bette.

„Halt! was iſt das?“ rief der Obriſt.

„Meine Olle ſchickts!“ entgegnete der Bauer. „Der Herr Obriſt ſoll's nicht für ungnädig nehmen!“ Der Obriſt hatte das Päckchen geöffnet und fand ein tüchtiges Stück Pökelfleiſch. Er nickte dem Bauer zu, und dieſer entfernte ſich. Als er die Thür geſchloſſen, öffnete der Obriſt ſie leiſe wieder, und trat einen Schritt hinaus auf den kleinen Flur, um zu beobachten, ob der Bauer von der Putzmacherin unten nicht angehalten, und ausgeforſcht wurde. Es geſchah nicht, und er kehrte in ſeine Stube zurück vor ſich hinmurmelnd: „Dieſe ſchwarz-roth-goldenen Weiber bekümmern ſich um Alles!“ Dann zog er an der Klingel, und als unten an der Stiege eine zerlumpte Magd erſchien, fragte er mit ſehr ſanfter Stimme: „Sollte zufällig noch etwas Caffee übrig ſein, Catharine? Ich hab' heut etwas mehr Durſt, wie gewöhnlich.“

„Nicht ein Tropfen! Herr Obriſt Abe,“ tönte die Antwort. „Ich wollt' auch nur ſagen, daß ich zu-morgen neuen Caffee kaufen muß.“

„Es iſt gut,“ ſagte der Obriſt und ſchloß die Thür leiſe. Er ſetzte ſich an die Hobelbank, nachdem er vorher ſeinen Rock ausgezogen, und eine kleine, ſchon an vielen Stellen geflickte Jacke von Flanell angezogen hatte. Es dauerte nicht lange, ſo ließ ſich ein leichter, flüchtiger Schritt auf der Treppe hören, und ein leiſes, wohlbekanntes Klopfen an der Thür.

2.

Vater und Tochter.

Der Beſuch ſeiner Tochter ſetzte den Obriſt in einige Verlegenheit, denn er ſah jetzt die Nothwendigkeit, ihr einige Veränderungen ſeit dem letzten Beſuche des jungen Mädchens, das Verſchwinden mehrerer Gegenſtände, namentlich aus dem Zimmer, zu erklären. Er warf einen Blick auf die Wand, indem ihm ein dunkles Gefühl ſagte, daß hier der am auffallendſten dem erſten Blicke ſich darbietende Gegenſtand befindlich ſei. Aber er täuſchte ſich. Die Freude den Vater wiederzuſehen, die Befriedigung in ſeine geöffneten und ihr entgegengebreiteten Arme eilen zu dürfen, an ſeiner Bruſt zu liegen und die liebe Wange, das wolbekannte unraſirte Kinn an ihrer Stirn und ihrer Wange zu fühlen, und dann, aber nur auf einen äußerſt flüchtigen Moment, das Herz des alten Mannes in dem harten, hochgewölbten Bruſtbau pochen zu fühlen, dieſes treue Vaterherz, dieſes Herz, das während eines langen Lebens nie zu einer ehrloſen oder auch nur ſchmachvollen Handlung gepocht hatte — alles dieſes waren der Tochter köſtliche Gaben, ſüße Genüſſe, die ihre Aufmerkſamkeit von jedem Dinge um ſie her, das nicht mit dem Vater in der engſten Berührung ſtand, weit ablenkte. Sie hatte, um Geld zu ſparen, das ſie dem Vater brachte, den Weg von Berlin nach Charlottenburg nicht mit dem Omnibus, ſondern zu Fuß gemacht, und nachdem ſie raſch verſucht, ihre durch den eiligen Gang in Unordnung gerathene Kleidung etwas zu ordnen, war ſie nun ſogleich, ſo glühend und freudevoll wie ſie war, mit ſo freudig bewegtem Buſen, zu dem Vater hinaufgeeilt, um ihn noch bei ſeiner „Morgentaſſe“ zu finden.

„Papa!“ rief ſie, „Du biſt heute zeitiger zum Denkmal gegangen wie gewöhnlich, denn ſonſt könnteſt Du jetzt mit Deinem Frühſtück noch nicht fertig ſein.“

„Mein Kind, es iſt der dritte Auguſt heute,“ ſagte der Obriſt. „Wie ich kam, ſtanden ſchon die Kammerlakaien, die Aufſeher, die Hofequipagen da. Der Inſpector zog mich bei Seite und ſagte: heute nicht gut, Herr Obriſt. Der ſämmtliche Hof iſt in

Bewegung. Eine Stunde früher als im vorigen Jahre iſt's beſtellt. Da ging ich. Wie ich in den obern Baumgang einbog, ſah ich den Wagen des — gnädigen Herrn. Er kam allein. Sieh, Louiſe, ſo dacht' ich, es iſt wohl nöthig, daß der Sohn mit ſeinem Vater allein ſei. Grade jetzt müſſen ſie ſich viel einander zu ſagen haben. Gott's Blitz! ich möchte nicht, nachdem geſchehen iſt was geſchehen — die Marmorſchwelle überſchreiten — ich fürchtete mich — ja ja! Es iſt etwas eigenes um einen todten König, dem der lebende Rechenſchaft abzulegen kommt. Ich ſchlich mich zurück und ſah noch wie — der gnädige Herr im Eingang in die weitgeöffnete Thür verſchwand. Die blauen Lichter der gefärbten Gläſer in der Rotunde ließen fahle, bleiche Lichttropfen auf die Schulter und auf das unbedeckte Haupt hinabfallen. So verſchwand er, und war drinnen mit dem Todten allein."

Der Greis hatte ſeine Erzählung geendet und ſaß nun ſtumm da. Die Tochter lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter.

Mit einer Stimme, die eintönig und in dieſer Monotonie ſchauerlich klang, ſagte der Alte: „Es kommen die Tage der Freude und des Glanzes und — verſchwinden: Eins aber bleibt ewiglich: das

Wort des Herrn in der Bruſt des armen Erdenſohnes!"

„Mein Vater," hob die Tochter an, „wirſt Du es mir nicht übel nehmen, wenn ich Deine Aufmerkſamkeit auf ganz gewöhnliche Dinge, auf ganz alltägliche irdiſche Verhältniſſe richte?"

„Warum ſoll ich Dir das übel nehmen, Kind?" fragte er.

Sie erwiederte bewegt: „Du biſt ſeit einiger Zeit in einem ſeltſamen Schwunge. Deine Ideen und Gedanken ſind nicht bei dem, was wir täglich erleben."

„Grade bei dem ſind ſie! Ich hafte mit Seele und Gewiſſen an jedem Sandkorne, das in die untre Schaale rinnt. Ihr Andern nehmt aber das was geſchieht ſo leicht hin, als könnte es alle Tage ſo kommen."

„So will ich denn warten bis Du wieder in Ruhe biſt," ſagte das ſchüchterne Mädchen.

Er ſah ſie an, ſchüttelte den Kopf, und rief: „Auch ich habe Dir etwas mitzutheilen. Sprich zuerſt, ich will wiſſen, was es ſei."

„Nun, der Herr Geheime Finanzrath Laubmann" — hob Louiſe an — „wünſcht, daß ich die Stelle in ſeinem Hauſe bald antrete. Der Geburtstag der

Frau Geheimeräthin fällt in die kommende Woche, und da ſcheint es, daß man meiner bedarf, um bei den Feſtlichkeiten im Haushalte behülflich zu ſein. Ich wollte Dich demnach bitten, daß Du mich wo möglich heute hinführeſt. Es iſt dann abgemacht."

„Es kann geſchehen" — erwiederte der Vater nach einigem Sinnen. „Am dritten Auguſt pflegte ſonſt alles, was ich unternahm, gut auszugehen. Gieb mir meinen Rock, wir wollen aufbrechen."

„Nicht ſo eilig, Vater. Die Dame empfängt erſt um zwei Uhr."

„Ah ſo — ſie iſt reich, ſie iſt vornehm — ſie empfängt erſt um zwei Uhr. Das hätte ich wiſſen ſollen. Als ihr Mann ſein Geſchäft antrat als Spediteur und kleiner Börſenmäkler wird ſie wohl früher aufgeſtanden ſein."

„Wahrſcheinlich," bemerkte Louiſe, „allein das geht uns nichts an. Damals konnte ſie uns nichts nutzen, jetzt kann ſie's. Und dann, lieber Vater, etwas, was mit dieſer Angelegenheit ſehr eng zuſammenhängt, ich bedarf einer kleinen Summe, um meinen kleinen Kleidervorrath wieder etwas in Stand zu ſetzen. Du ſiehſt ſelbſt, da ich im Hauſe der Geheimeräthin als „Geſellſchafterin" engagirt bin, ſo muß ich, wohl oder übel, im Salon eine Art

Figur machen. Die Kenntniſſe, die ich beſitze und die ich Dir danke, eben ſo wie mein Franzöſiſch- und Engliſch-Sprechen, in dem Du mich unterwieſen, iſt nicht genug, ich muß auch gekleidet gehen, wie es meinem Stande zukommt.“

„Deinem Stande?“ wiederholte der Alte finſter.

„Nun ja. Wird man nicht immer ſagen, ich ſei die Tochter des Obriſten von Rechow?“

Der Obriſt ſchwieg. Nach einer Pauſe ſagte er: „Mein Kind, wenn Du Geld verlangſt, ſo ſollſt Du wiſſen, daß ich keins habe, und auch für meine übrige Lebenszeit keins haben werde.“

Sie ſah ihn betroffen an; er zeigte mit der Sirene in die Ecke der Kammer, wo ein kleines Schränkchen ſtand.

„Mein Himmel, wo iſt Dein ſilberner Ehrenbecher, Vater?“

„Du wirſt ihn nicht wieder erblicken. Und dort — und Jenes und Dieſes — es iſt Alles, Alles fort. Ich habe reines Haus, und meine Schuld mit einemmale abgetragen. Aber nun habe ich nichts — für Dich nichts, für mich nichts!“ Er neigte ſein Haupt tief auf die Bruſt, als er dieſe Worte geredet hatte.

Louiſe ſaß ganz erſtarrt da, endlich raffte ſie ſich auf und rief: „So werden wir auf das Quartal Deiner Penſion warten müſſen."

„Ich habe keine Penſion mehr zu erwarten," entgegnete er.

„Um Gotteswillen, Vater, was iſt das?"

Er zeigte mit dem Stocke rückwärts auf die Wand, über dem Bette. Dort befand ſich ein Bild, über das ein ſchwarzer Flor gebreitet war. Es war das Bild des Königs.

„Nun?" rief ſie immer ängſtlicher und beklommener.

Der Obriſt ſagte mit einer dumpfen und feierlichen Stimme: „Ich habe ihm ſein Gnadengehalt zurückgegeben, ſeitdem er nicht mehr mein König iſt." —

„Nicht mehr Dein König, Vater?"

„Nur noch — mein gnädiger Herr. Es war ein furchtbarer Tag, Kind — ein Tag des Entſetzens als ich am neunzehnten März hier in mein kleines Stübchen trat. Ich war in Berlin geweſen, ich hatte ihn den Umzug halten ſehen — mit der dreifarbigen Binde um den Arm, ihm zur Seite ein beſtrafter Verbrecher, ihn umgebend die rohe Hefe des Volks — man rief ihn zum Kaiſer von Deutſchland aus, und der Hohn ziſchte um ihn her

— und das war Preußens König — das war mein König! Da trat ich vor ſein Bild, und legte den Trauerflor über. Meine Hand zitterte, mein Herz brach — aber ich that es. Eine Stunde darauf ſchrieb ich an das Miniſterium und ſtellte den Herren, die jetzt geboten, meine Penſion zur Verfügung. Ich war arm, aber ich war — ihm keinen Dank ſchuldig. Das war Glück, das war Reichthum, das war Segen!“

Der Greis hatte ſich erhoben, und beide Arme gen Himmel ſtreckend leuchtete ſein Geſicht ſtolz vor Glanz und Siegesfreude. „Mein Kind!“ rief er, „mein Kind! Weißt Du, was es heißt, wenn ein Herz, unbeirrt und unbeſcholten zu dem zurückkehrt, was ſein Gott und ſein Hort iſt? Mein Herz iſt wieder bei ſeinem alten Könige, bei dem alten Preußen. Und nun — ſtille! nun kein Wort mehr!“

Er ſetzte ſich wieder und nahm der Tochter Hände, ſie ſtumm in den ſeinigen haltend. So ſaßen Vater und Tochter lange beiſammen. Endlich ſtand der Greis auf, und ſagte: „Da es ſo iſt, ſo will ich denn doch noch einen Gang thun. Bleibe hier, Kind, und erwarte mich. Ich komme bald zurück.“

3.

Der Pfänderleiher.

Der Obriſt hatte einen alten Civiloberock angelegt, einen Hut von unſcheinbarem Aeußern aufgeſetzt, und glaubte hiermit Alles für ſein Incognito gethan zu haben, als er ſich in ein entferntes kleines Gäßchen begab, wo Herr Michelſon, ein Wucherer, der hauptſächlich mit dem Militär Geſchäfte machte, ſeinen Tabacksladen hatte, in welchem nur zum Schein Waare auslag, der eigentliche Handel, der ſich vortrefflich rentirte, wurde in dem kleinen Stübchen abgemacht, das nach dem Hofe zu lag und das durch einen dichtlaubigen Kaſtanienbaum in eine ſtete grüne Dämmerung gehüllt war. In dieſes Stübchen konnte das Auge des Beobachters manche ſtrahlende Größe verſchwinden ſehen, die für dieſen Moment die äußerlichen Abzeichen vorſichtig abgelegt hatte. Hierher kam der junge Fähnrich wie der alte General, und alle Beſucher dieſes Orts hatten es in ihrer Art, daß ſie von einer plötzlichen Heiſerkeit befallen wurden, und das, was ſie Herrn Michelſon zu ſagen hatten, nur flüſternd hervorbringen konnten. Aus Artigkeit und Rückſicht dämpfte dann Herr Michelſon ebenfalls ſein Stimmorgan, und ſo konnte der, der ſich in dieſe Gegend verirrte und im Laden nach Taback fragte, in der That nicht wiſſen, wenn die Thür zum Cabinet ſich öffnete, ob der Baum vor dem Fenſter, oder ob menſchliche Stimmen drin flüſterten.

Hier in dieſes Heiligthum trat nun der Obriſt ein und nahm einen abgegriffenen alten Lederſtuhl in Beſitz, der zur Seite eines kleinen defecten Pults von Nußbaumholz ſtand. Herr Michelſon ſtand vor ihm und präſentirte ihm eine Priſe Taback.

„Hm, ein kleines Geſchäft“ —

„Ei — Herr Obriſt“ —

„Was Obriſt! Sie ſollen mich nicht kennen! Niemand kennt mich!“

Der Wucherer ſchmunzelte und dachte bei ſich ſelbſt: „Jedermann kennt Dich, alter Burſche. Giebts denn ſolcher weißer Augenbrauen noch ein zweites Exemplar hier am Ort, ja, ſogar in Berlin? Trägt noch Jemand anders einen Stock mit einer Sirene von Elfenbein?“

Der Obriſt brachte ein Säckchen aus der Taſche. Um es kurz zu machen rief er in faſt polterndem und zänkiſchem Tone: „Hier ſind einige Kleinigkeiten von Werth.“ —

Der Wucherer nahm einen Ring, ein Medaillon und einen ſilbernen Schlüſſelhaken in die Hand. Mit einer Miene zutraulicher Höflichkeit ſagte er: „Kleinigkeiten? — ja — von Werth? Muß ſehr bedauern: nein!“

„Schurke!“ murmelte der Obriſt.

„Was belieben zu ſagen?“ fragte Herr Michelſon ungemein freundlich.

Der Obriſt zeigte mit der Sirene auf das Medaillon: „Da ſind echte Steine“ —

„Sagen Sie lieber, da waren echte Steine,“ ſagte der Händler. „Von den Diamanten, die einſt dieſen Rahmen ſchmückten, iſt nur ein einziger, ganz kleiner, übriggeblieben. Er iſt ſo klein — ſo klein — ſo unbeſchreiblich klein — ſo unſäglich klein“ —

„Wie Deine Ehrlichkeit.“

„Was belieben zu ſagen?“

„Daß Sie ein Zauberer und Plauderer ſind,“ polterte der Obriſt. „Geben Sie ſo viel oder ſo wenig als Ihnen gut dünkt, aber geben Sie's gleich, ich habe nicht Zeit lange zu feilſchen.“

„Nun, ich werde mit einem Louisdor aufwarten."

„Tauſend Teufel! wenigſtens zehn."

Herrn Michelſon's kleiner Kopf mit der ſpitzigen rothen Naſe verſchwand in dem hochſtehenden Kragen ſeines caffeebraunen Oberrocks, dann kam aber dieſer Kopf wieder hervor, und in einem ärgerlichen Tone ſagte er: „Ich pflege immer zu meinen geehrten Herren Geſchäftskunden zu ſagen: wir verſtehen uns nicht. So verſtehen wir uns auch nicht, Herr Obriſt. Wenn ich Ihnen ſage, daß wir jetzt ſchlechte Zeiten haben, ſeit den Märztagen erbärmliche Zeiten, Zeiten, wie ſie noch nie da geweſen ſind, wo jeder Tag zum Mühlſtein wird, der ſich einem ehrlichen Manne an den Hals hängt, und ihn in die Tiefe des Bankerotts zieht; wenn ich Ihnen ſage, daß an unſerer Calamität einzig und allein gewiſſe Leute Schuld ſind — ich wiederhole gewiſſe Leute" —

Der Obriſt hatte den winzig kleinen Diamanten betrachtet und legte das Medaillon jetzt wieder auf den Tiſch. Er erhob ſich aus dem Lederſtuhl und rief: „Das gehört nicht zum Geſchäft. Ich will nichts hören, ſchweigen Sie, wenn ich bitten darf."

„Aber es gehört wohl zum Geſchäft," kreiſchte in heiſern Tönen der Wucherer. „Ich würde Ihnen die zehn Louisdor geben, Herr Obriſt, mit Freuden geben, Sie würden mir ein Zettelchen ausſtellen und wir ſchieden als Freunde, allein ich kann es nicht; ich bin ein ruinirter Mann. Handel und Wandel ſind gelähmt und wiſſen Sie warum? Weil Ihr König uns verlaſſen hat in der Stunde der Gefahr — weil" —

„Herr!" donnerte hier der Obriſt mit einer Löwenſtimme wie ſie nie in dieſem Cabinet gehört worden war; „wie unterſtehen Sie ſich den Namen meines Königs in Ihren ungewaſchenen Mund zu nehmen! Teufel! der König iſt der König, und Sie — ſind zum Galgen reif, wohin ich Sie auch mit Gottes Hülfe befördern will!"

Mit dieſen Worten ſcharrte der Obriſt die drei Koſtbarkeiten vom Tiſche zuſammen, riß die Ladenthür auf, um ſich auf die trotzigſte und wildeſte Weiſe zu entfernen, die er anzunehmen im Stande war. Der Krämer hatte ſich verblüfft in eine Ecke zurückgezogen und wagte nicht in den Bereich des geſchwungenen Stockes zu kommen. Der kleine triefäugige Ladendiener draußen hatte alles gehört, und Herr Michelſon entſchloß ſich ſchnell die Sache wieder ins rechte Gleis zu bringen. Der Obriſt durfte in dieſer Laune den Laden nicht verlaſſen, es konnte dem Geſchäft Schaden zufügen. Die Erſparniſſe, die die Miniſter für nöthig erklärten, brachten zuwege, daß den höhern Militärchargen, ſo wie den Penſionirten ihre Gehalte und ihre Penſionen bedeutend verkürzt wurden. Herr Michelſon ſah alſo voraus, daß, fühlten dieſe Herren früher, wo ſie noch gut bedacht waren, das Bedürfniß mit ihm Geſchäfte abzuſchließen, ſo würden ſie nothwendig dies Bedürfniß in ihrem jetzigen Verhältniß noch lebhafter empfinden, und er wollte nicht, daß durch die böſen Schilderungen des alten, überall bekannten Obriſt Ade ſeine Kundſchaft litte. Er gab daher, mit Rückſicht auf den triefäugigen Ladendiener den lauten Aeußerungen des Obriſt den Charakter eines Scherzes, und ehe der Zürnende noch die Thür nach der Straße erreicht hatte, war er ihm hinterher und rief lachend: „O ſo muß man ſich denn immer und immer den geſtrengen Herren fügen! Wir wollen dem Scherz ein Ende machen, Herr Obriſt, treten Sie wieder herein, wir wollen das Geſchäft abſchließen. Ei ei, das iſt zum Todtlachen, wie ſpaßhaft dieſe Herren ſein können. Friedrich! ſtehen Sie nicht da und mauſen mir die Fliegen vom Fenſter! Haben Sie nichts zu thun, träger junger Menſch? Blicken Sie auf das Oelfaß dort im Winkel.“

Der kranke, bleiche Knabe ſtürzte ſich mit einer wahren Wuth auf das alte Oelfaß, riß den Deckel ab und ſtarrte in die ſchwarze, ſchmierige Maſſe, als ſei es der wundervollſte, klarſte Brunnen, und als ſei ihm nichts wonnevoller als in dieſe Tiefe zu blicken. Unterdeſſen zog Herr Michelſon den Obriſt in das Cabinet zurück, und hier zählte er ihm, nach langem Hin- und Herſtreiten fünf Louisdor auf den Tiſch, mit denen der Obriſt ſich zufrieden erklärte, und die Pfänder und zugleich ein Papier zurückließ, in welchem er nach Ablauf eines Vierteljahrs ſieben Louisdor zurückzuzahlen verſprach. Herr Michelſon verſchloß die Sachen in das verſchwiegene kleine wurmſtichige Pult von Nußbaumholz und ſetzte ſich zu ſeinen Contobüchern nieder, in deren Spalten er eine myſtiſche Rechnung führte. Er ſtrich ſeufzend den Namen eines Fähnrichs aus, der ſeinen Eltern entlaufen und nach Amerika gegangen war, und machte ein Kreuz vor dem Namen eines Ulanen-Lieutenants, der auf den Barrikaden den Tod gefunden.

Der Obriſt verfolgte ſeinen Weg mit einiger Eile. Zwei Officiere des zweiten Garderegiments erkannten ihn und grüßten ihn ehrerbietig. „Ein ſeltſamer Kauz, das!“ ſagte der Major zum älteſten Lieutenant, indem er mit dem Daumen rückwärts auf den Enteilenden zeigte, „wollen Sie mir glauben, daß er auf ſeine Penſion verzichtet hat?“

„Was Sie ſagen, Herr Major! Weshalb?“

„Einzig darum, weil die Sachen nicht ſo gegangen ſind, wie er meint daß ſie hätten gehen ſollen.“

„Hm!“

„Iſt übrigens ein Ehrenmann. War früher beim Regiment Colberg und hat die Campagne von 1812 bis 1815 mitgemacht. Aeußerſt tapfer. Für ſeinen Hauptmann hatte er gutgeſagt; der ſtarb, und nun zahlt der Alte noch an den Schulden. Man ſagt die Gläubiger verlieren keinen Pfennig, und die Witwe braucht ihre Penſion nicht anzurühren; den Kindern wird nichts entzogen. Er zahlt. Und wovon? Er hat ſelbſt nichts als ſeinen Gnadengehalt und hat dabei eine Tochter, die er anſtändig erzieht.“

„Hm!“

„Ein Ehrenmann das! Aber glauben Sie, daß er zu bewegen war, in unſre Reſſource zu kommen, als wir noch in Berlin ſtanden?“

„Was Sie ſagen, Herr Major! Weshalb nicht?“

„Weil er einmal gehört haben wollte — ich ſage, gehört haben wollte, denn wir Andern wiſſen nichts davon, daß man ſich nicht ganz ehrerbietig über

Se. Maj. den König geäußert haben ſolle. Es war zu der Zeit als die Armee die Waffenröcke, die Helme und das mittelalterliche Weſen annahm."

„Hm! der Mann ſollte mit uns den 19. März ausgerückt ſein!"

„Still, ich bitte: da kommt der Unteroffizier mit dem Rapport. — Herr Lieutenant, ich habe die Ehre Sie heute im Caſino" —

„Werde nicht verfehlen, Herr Major."

Beide Offiziere trennten ſich unter militäriſchen Grüßen.

4.

Die Fahrt im Omnibus.

Der Obriſt hatte das Geld in ein kleines ledernes Täſchchen gebracht, hatte ſeinen Militärrock angelegt, eine neue, ſorgſam geſchonte Halsbinde umgethan, ziemlich vergelbte weiße Handſchuhe hervorgeſucht und ſtand nun da und gab ſeiner Tochter den Arm, um ſie hinunterzuführen. Mitten auf der Stiege hielt er inne und ſagte zu ſeiner Begleiterin: „Das Vorzimmer iſt nicht rein! Wir wollen warten, bis die ſchwarz-roth-goldenen Weiber fortgehen.“

Fräulein Roſa Scholz ſtand in ihrer Thür, wieder ein Häubchen in den Händen drehend, und wieder rückwärts zu den jungen Damen im Atelier ſprechend. Sie hatte eine Dame zu dem Obriſten hinaufgehen ſehen, allein nur das Ende des roth und grau geſtreiften Umſchlagetuches dieſer Dame erſpähen können. Sie war begierig zu erfahren, wer dieſe Dame ſei und was ſie beim Obriſt wolle. Eine der jungen Arbeiterinnen im Atelier hatte die fremde Dame um die Ecke biegen ſehen, und beſchrieb ſie als ein Wunder von Schönheit, eine andere meinte dagegen, daß ſie eine etwas geröthete Naſenſpitze gehabt habe.

„Gleichviel,“ ſagte Fräulein Roſa, „mit weißer oder mit gerötheter Naſenſpitze, ſo iſt dieſer Beſuch doch immer ſehr unpaſſend in ſeinem Alter, und in einem Hauſe, wo ſo viele unverheirathete junge Damen wohnen.“

„Unerhört!“ rief Fräulein Betty. „Aber man ſieht, wie unverbeſſerlich dieſe Ariſtokraten ſind.“

„Still!“ gebot die Prinzipalin; „ich höre ſie die Treppe herunterkommen. Fräulein Angelica, bringen Sie mir doch gefälligſt einen Stuhl heraus, ich will mich vor die Thür ſetzen. Der unmoraliſche alte Thor und ſeine Beute ſollen gezwungen ſein, dicht an mir vorüberzugehen.“

Der Stuhl wurde gebracht, und Fräulein Roſa ſetzte ſich in ihrer ganzen Breite, und indem ſie ihr hellblaues Linonkleid noch weit von einander breitete, vor die ſchmale Eingangsthür hin.

Der Obriſt blieb ſtehen. Er wollte das Zuſchlagen der Glasthür vernehmen, ehe er weiter ſchritt.

Aber die Thür ſchloß ſich nicht. Es wurde ſtill auf dem Flur. Der Obriſt flüſterte ſeiner Tochter zu: „Die Satansbrut; nun ſitzt ſie und lauſcht.“

„Aber Vater,“ hob Louiſe an; „haben wir denn dieſe Dame zu fürchten?“

„Alles, alles iſt von dieſen desperaten Weibsſtücken zu fürchten, die ſich heutzutage mit der Politik beſchäftigen. Sie werden Hyänen, ſie werden Tigerkatzen, Wehrwölfe — doch laß uns gehen. Sie ſitzt und lauert! Da kenn' ich ſie, da iſt ſie nicht fortzubringen. Wir wollen ſäuberlich mit ihr verfahren, denn ich werde ihr dieſe Quartalmiethe ſchuldig bleiben. Der Apfel iſt ſauer.“ —

Mit dieſen kaum hörbar hingemurmelten Worten erſchien der Obriſt mit ſeiner Tochter auf der letzten Stufe ſeiner engen und ſchon baufälligen Treppe. „Ha, ha,“ rief er lachend, „da ſitzt unſer kleines niedliches Dämchen an der Hausthür! Ich grüße Sie, Fräulein Scholz.“

„Ihre Dienerin!“ entgegnete die Putzmacherin, indem ſie mit einer kleinen ſchnippiſchen Bewegung des Kopfes nickte. Ihre Blicke ſtahlen ſich an die Geſtalt des jungen Mädchens heran, das blühend und lächelnd an dem Arme des Greiſes hing.

Der Obriſt ſchritt auf die Thür zu.

Die Putzmacherin that bei ſich das Gelübde, daß er nur über ihre Leiche hinausgelangen ſollte. Sie mußte erfahren, wer der Gaſt war. „So früh ſchon hinaus, Herr Obriſt?" ſagte ſie mit einem anmuthigen Lächeln, indem ſie eine Roſenknoſpe an das Häubchen befeſtigte.

„Ich will nach Berlin!" antwortete der Obriſt dumpf. Die Sirene fing ſchon ihre Bewegungen an. Die Putzmacherin ſah es und lächelte. „Nur über meine Leiche!" wiederholte ſie.

„Nach Berlin? Ei. Das iſt auffallend. Es iſt ſchon lange, daß Sie nicht dort geweſen ſind?"

Der Obriſt wollte fort. Der Stuhl blieb unbeweglich.

„Und wie ich ſehe, reiſen Sie nicht allein; in artiger Begleitung —"

„In ſehr artiger."

„Man ſieht's." Sie machte eine Verbeugung, die Louiſe erwiederte. Die Sirene machte eine ſchnelle Wendung von Nord nach Süd-Süd-Weſt. Das war die Gegend, von wo der Sturm kam. Fräulein Roſa ſah es und lächelte. „Wenn das Quartal nicht wäre!" brummte der Obriſt.

„Sie werden Berlin verändert finden! Die Sitten viel reiner."

„Donnerwetter, Madame! Waren ſie denn früher unrein?“

„Sehr unrein! o, kein Zweifel,“ ſagte mit ihrer ſtachelichſten Stimme die Prinzipalin. „Es war nichts Ungewöhnliches, daß ganz alte Herren noch auf ihren Zimmern Beſuche von ſehr jungen Damen bekamen, deren Namen ſelbſt die Hauswirthinnen nie erfuhren. Das wird jetzt, Gottlob, anders werden. Das Volk herrſcht, das Volk iſt ſittlich durch und durch! — Wir ſchaffen den Adel ab.“ —

„Madame, ich will zur Thür hinaus! Bringen Sie Ihre Peripherie etwas bei Seite!“ Die Sirene berührte mit ihrem netten, ſtarren Buſen von Elfenbein den großen, weiten, warmblutigen der Prinzipalin. Dieſe ſprang auf, trat zornglühend bei Seite und rief, indem ſie eine tiefe Verbeugung machte: „O ja doch, mein Herr, ſehr gern. Eine Frau von meinen Anſichten macht einem Herrn von Ihren Anſichten ſehr gerne Platz. Ich wüßte nichts Angenehmeres, als gewiſſen Leuten, mit denen edle Seelen auf ewig in einen Bruch gerathen ſind, aus dem Wege zu gehen.“

Der Obriſt ſchritt zur Thür hinaus. Das ſämmtliche Perſonal des Ateliers hatte ſich auf dem Vorplatz verſammelt und ſah den Abgehenden nach.

Fräulein Adele machte die Bemerkung, daß „die Perſon“ ſehr auffällig ein Kleid zuſammengeſetzt aus den preußiſchen Farben trüge, und daß keine Spur der „Farben der Bewegung“ bei ihr zu entdecken. Dergleichen dürfe man nicht dulden.

„Sie ſoll auch nicht wieder in mein Haus, verlaſſen Sie ſich darauf, meine Liebe,“ ſagte die noch immer rothglühende Prinzipalin. „In dergleichen verſtehe ich keinen Scherz. Ich habe Nachſicht geübt, diesmal, und zwar aus dem Grunde, weil der Obriſt ein langjähriger Miether iſt, und man in ſo unruhigen Zeiten einen militäriſchen Hausgenoſſen nicht aufgeben darf, allein im Miethcontract ſteht kein Wort davon, daß es ihm geſtattet iſt, mir gewiſſe Geſchöpfe in das Haus zu bringen.“

Fräulein Conſtanze fand den Ausdruck „gewiſſe Geſchöpfe“ ungemein bezeichnend.

„Und überdies,“ ſagte die Prinzipalin, „man gewöhnt ſich an Geſichter, die man einmal täglich zu erblicken gezwungen iſt. Ich lag in Windeln, als der Obriſt ſchon hier einzog.“ Dieſer Ausdruck war nicht buchſtäblich zu nehmen. Die Windeln, in denen Fräulein Roſa Scholz lag, waren ein ſchwarzſammetnes Mieder, eine Schürze von roſafarbenem Taffet, und ein Rock von Seide. Sie war bereits fünfundzwanzig Jahr alt, als der Obriſt einzog, und funfzehn Jahr wohnte er bereits hier. Dieſe Rechnung wurde von Fräulein Adele im Geheim angeſtellt und mit einem eben ſo geheimen, mitleidigen Lächeln auf die Prinzipalin geſchloſſen.

Da der Obriſt nicht weiter zu erblicken und über ſeine Begleiterin kein Aufſchluß zu erlangen war, ſo begab ſich die Geſellſchaft der „Damen der Nadel“ wieder in das Zimmer zurück.

„Warum ſagteſt Du nicht, Vater, daß ich Deine Tochter ſei?“ fragte Louiſe.

„Mein Kind,“ entgegnete der Greis „ich habe den Grundſatz, von dem, was mir lieb iſt, ſo wenig als möglich vor den Leuten zu ſprechen. Und nun vollends vor dieſen ſchwarz-roth-goldenen Närrinnen! Sieh; da, der Omnibus, wie gerufen! — He! guter Freund, wir wollen einſteigen!“

Der Omnibus hielt, und Vater und Tochter ſtiegen ein.

Der Wagen war ziemlich angefüllt. Fünf junge Leute in bunten Mützen, mit langem flatterndem, ungeordnetem Haar, offenem Hemdkragen, und in kurzen Röcken, über denen tricolore Bänder prunkten, ſaßen auf der einen Bank, ihnen gegenüber hatte ein kleiner Herr, in einem grauen Hut und einem grünen Frack mit blanken Stahlknöpfen Platz genommen. Dieſer Herr ſprach nicht, und ſchnupfte viel Taback, indem er unter ſeinem breitkrämpigen Hut hervor ſeine Reiſegeſellſchaft ſcharf beobachtete. Der Obriſt und ſeine Tochter ſetzten ſich neben dieſen Herrn. Zwei von den Studenten rauchten, obgleich dies im Omnibus verboten war, allein ſie kümmerten ſich wenig um die Mahnungen des Portiers und des Conducteurs. Der Obriſt ſagte zu ſeiner Tochter: „Ich weiß nicht, liebes Kind, ob Du den Tabacksgeruch vertragen kannſt? Wenn dies nicht der Fall iſt, ſo ſage es, dieſe Herren werden dann ſo viel Rückſicht für eine Dame haben und ihre Cigarren wegthun.“ Dieſe Worte, in einem höflichen Tone geſprochen, machten die Wirkung, daß die zwei Raucher ſich gegenſeitig lächelnd anſahen und nur noch ſtärkere Wolken vor ſich hinblieſen. Louiſe mußte ſich wegwenden, um freie Luft zu athmen. „Ah,“ ſagte der Obriſt, „als ich jung war, genügte das leiſeſte Zeichen der Mißbilligung, von einer Frau gegeben, einem jungen Manne von Erziehung, ſein Betragen vollkommen zu ändern. Es gab keinen Fall, wo man das ſchwächere Geſchlecht abſichtlich durch Rohheit demüthigte.“ Er hatte dieſe Worte geendet und gab ein Zeichen, den Wagen halten zu laſſen. „Herr Conducteur,“ rief er, „ich habe das Recht, darauf zu beſtehen, daß der Wagen nicht weiter fährt, ehe der Ordnung Genüge geſchieht. Entweder dieſe Herren verlaſſen den Wagen, oder ſie ſtellen ihr Rauchen ein.“ Die feſte, gebietende Stimme des Mannes, dem man anmerkte, daß er gewohnt war, Gehorſam zu finden, weil er ihn nie anders forderte, als wo er ihn zu fordern berechtigt war, bewirkte, daß die Cigarren verſchwanden. „Ich danke Ihnen, meine Herren,“ ſagte der Obriſt freundlich. Bald darauf gab der Portier das Zeichen und ein junges Mädchen in ärmlicher Kleidung und von ſchüchterner Haltung näherte ſich dem Wagen. Sie hatte auf der Landſtraße gewartet, vielleicht hatte ſie dort von Jemand Liebes Abſchied genommen, denn ſie war ſichtlich bewegt und an ihrer roſigen Wange hafteten noch Thränen. Die übelgelaunten Studenten vergaßen die eben erlittene Niederlage und bewillkommneten den neuen Gaſt mit einem kecken Zuruf: „Hierher! hierher! in unſere Mitte, Kleine! Wir haben Dich ſchon lange erwartet — wo biſt Du geblieben? Aha! vom Liebſten Abſchied genommen? Nicht wahr?“ — Das Mädchen ſah verwundert und ſcheu die Fragenden an, dann warf ſie einen Blick auf die andere Seite des Wagens, und dort den Obriſten erblickend, ſchien ſie zweifelhaft, ob ſie den Platz an Louiſens Seite einnehmen dürfe. Der Obriſt winkte ihr, und Louiſe nahm das dürftig gekleidete Mädchen freundlich auf. Die Muſenſöhne verabredeten ſich durch Zeichen, ihre Angriffe auf den neuen Gaſt lebhaft fortzuſetzen, wenn auch nur, um ihrem Beſchützer einen Streich zu ſpielen. Dieſer jedoch blieb ſehr ruhig. Das ſtille, ärmliche Mädchen hatte ſeinen Beifall, und er wußte den Schutz, den er ihr gewährte, eben ſo kräftig durchzuſetzen, als er früher der Ungebühr hatte Schranken zu ſetzen verſtanden. „Mein Kind,“ fragte der Obriſt das Mädchen, „fährſt Du oft mit dem Omnibus?“ — „Dazu würde das Geld nicht reichen,“ entgegnete eine ſanfte, liebliche Stimme. „Ich mache den Weg zu Fuß und meine Mutter begleitet mich. Sie hat ſich jedoch ſeit einigen Tagen den Fuß beſchädigt, und ſo hat ſie mich diesmal den Wagen benutzen laſſen.“ — „Dein Vater wohnt in Berlin?“ — „Er arbeitet dort in einer Schreinerwerkſtatt; aber es geht ihm kümmerlich. Die Mutter hat ſich nach Charlottenburg verdungen als Wirthſchafterin. Mich ſendet ſie mit dem Ueberſchuß unſeres ſpärlichen Verdienſtes, um dem Vater einen frohen Sonntag zu bereiten.“ — „Ich denke, wenn er Dich ſähe, ſo hätte er dieſen frohen Sonntag ſchon?" — Das Mädchen verſtand nicht recht, was der Obriſt meinte, aber es ſah, daß es gut gemeint war; des alten Mannes Augen waren ſo treu und ehrlich. — „Hat Dein Vater gedient?" — „Freilich, mein Herr. Jeder Preuße muß ja ſeinem König und dem Vaterlande dienen. Mein Vater war bei den Ohlauſchen Huſaren. O, meine Mutter bewahrt noch ſein Bild in der braunen Uniform!" — Hier ſtockte das Mädchen plötzlich, wurde roth und warf einen ſeltſamen Blick auf den Mann im grünen Frack. Dieſer trommelte unbefangen an der Fenſterſcheibe. Der Obriſt bemerkte es — in dieſem Augenblicke hielt der Wagen; die Studenten ſtiegen im Thiergarten aus. Sie verließen den Wagen, indem ſie dem Mädchen auf den Fuß traten und dem Obriſten einen höhnenden Blick zuwarfen. „Auf Wiederſehen! alter Kamaſchenheld!" brummte ein Blondkopf, „mit Deiner verroſteten Klinge wollen wir ſchon fertig werden, wir haben ganz andere, blanke, zerbrechen gemacht." Im Gelächter, das außerhalb des Wagens die Commilitonen laut werden ließen, flüſterte der Herr mit dem grünen Frack ein paar Abſchiedsworte und wollte mit entſchlüpfen. Das

Mädchen ergriff mit einem raſchen Entſchluß die Frackſchöße des ſchon aus dem Wagen ſich Entfernenden. „Herr! Sie haben geſtohlen!“ ſchrie ſie mit einer wilden Stimme! „Sie dürfen nicht fort!“ — „Was thuſt Du, Kind?“ rief der Obriſt entſetzt. Die Studenten blieben um den Wagen geſchaart. Der grüne Herr ſuchte ſich vergebens von der Haſt frei zu machen; auch draußen ſtellte man ſich auf, um ihn nicht durchzulaſſen.

„Empörend!“ rief der kleine Mann, und zwängte beide Arme an den Leib. „Man inſultirt hier rechtſchaffene Leute! Herr Conducteur, ich rufe Sie zum Schutz an!“

Es entſtand ein Auflauf um den Wagen. Der Grüne machte immer neue Verſuche, die Menge zu durchbrechen und das Freie zu gewinnen.

„Geſtohlen haben Sie! Geſtohlen! Dem Herrn Militär haben Sie Etwas aus der Taſche gezogen! — Ich ſah es,“ rief das Mädchen faſt athemlos vor Aufregung und Zorn.

Der Obriſt fuhr in die Taſche — der kleine Lederbeutel mit den Louisdor war fort. Jetzt ergriff auch er den Arm des Grünen. Das Geſchrei um den Wagen wurde ſtärker. Ein Diener der Polizei erſchien. In dieſem Augenblicke fiel zu den Füßen des Mädchens der Beutel nieder. „Ha!" rief der Grüne, „ſie hat das Geld ſelbſt geſtohlen — da hat ſie's eben von ſich geworfen. Ich bin unſchuldig." Allein es half ihm nichts. Die Umſtehenden hatten ihn den Beutel werfen geſehen. Er wurde feſtgenommen und abgeführt.

Louiſe umfing ihren Vater und bat ihn, den Mann befreien zu laſſen.

„I, Kind, wo werd' ich das!" entgegnete er ſehr ernſthaft. „Die Putzmacherin hat uns geſagt, es gäbe jetzt nach der glorreichen Revolution keine Verbrecher mehr; es kann nicht ſchaden, daß man merke, daß es ſchlimmer geworden iſt wie früher, auch in dieſer Beziehung. Ich bin noch nie ſo frech beſtohlen worden."

Dem armen Mädchen dankte der Obriſt. „Laßt's gut ſein," entgegnete dieſe. „Ich muß Ihnen danken, daß Sie mir Schutz gewährt haben."

„Wo wohnt Dein Vater?"

Das Mädchen gab genaue Auskunft.

„Ich werde ihn beſuchen, wenn ich dazu Zeit finde."

Sie ſchieden am Brandenburger Thore. Der Obriſt warf einen Blick auf die Wache. Der große

Lederſtuhl des frühern Offizierzimmers war hinausgeſtellt worden, dicht an dem Fußſtege, und darauf ſaß, ihr Jüngſtes im Arm, die Frau des wachhabenden Schlächtermeiſters, der eben der Magd, die auf den Markt ging, das Geld in die Hand zählte zum Einkauf für den Tag. Dann ſchritt er, das Gewehr über die Schulter nehmend und mit ſeinem Nachbar plaudernd, auf ſeinem Poſten auf und ab.

„Eine gemüthliche Wache das!“ bemerkte der Obriſt zu ſeiner Tochter. „Ob die liebe Frau da ſich wohl irgend genirt, mit ihrem Manne zuſammen auf den Poſten zu ziehen?“

Louiſe wollte etwas erwiedern. Der Obriſt hob ſeinen Stock und ſagte ernſthaft drohend: „Eine neue Zeit! eine neue Zeit! — Habe Reſpect! — habe Reſpect!“ —

5.

Die Miſſion.

Wir gehen in unſrer Erzählung ein halbes Jahr zurück, und verſetzen den geneigten Leſer in eine Straße von Paris, und zwar in ein unſcheinbares Haus, in deſſen Stube zu ebener Erde ein junger Mann und ein ältlicher Herr ſich eben zuſammen befinden. Der Jüngling ſteht am Fenſter, ſein Gefährte geht in der Stube auf und ab.

„Jetzt nicht“ — ſagte der ältere Herr — „jetzt nicht!“

„Und wann denn?“ fragte der junge Mann. „Wann endlich? Sie ſagen mir, daß ich in Deutſchland zu Hauſe ſei, nun denn, warum laſſen Sie mich nicht in meine Heimath gehen?“

„Weil Du noch Pflichten hier am Ort haſt, Undankbarer!“

Der Jüngling ſagte mit einer ſanften und traurigen Stimme: „Und ich möchte meinem Vaterlande ſo gern die Freiheit bringen!„ —

Der ältliche Mann blieb ſtehen, ſah den jungen Mann einen Moment durchdringend an, wollte etwas ſagen, ſchwieg jedoch und ſetzte ſeinen Gang wieder fort.

„Sagen Sie mir, mein Vater“ — rief Jener jetzt dringend: „warum wollen Sie mich nicht gehen laſſen? Ich will Antwort. Was ein Andrer thun kann, kann ich auch. Weshalb ſenden Sie Molé nach Deutſchland, weshalb nicht mich? Dieſen ſchleichenden Molé, der mit der Sprache nie heraus will.“

„Eben weil er zu ſchweigen verſteht.“

„Aber jetzt iſt die Zeit zu ſprechen!“

„Noch nicht. Kartätſchen müſſen vorher geſprochen haben, ehe wir das Wort ergreifen.“

„O Gott, ich verſtehe Sie nicht. Seit einiger Zeit ſprechen Sie ſo dunkel. Alles was mich umgiebt wird mir ein Räthſel.“

„Weil die Zeit immer näher kommt, wo wir handeln ſollen.“

„Nun gut denn! So handeln wir. Das Evangelium, das wir predigen, iſt das ſchönſte, lieblichſte, ſegensreichſte der Welt. Wir bringen den Völkern

Frieden, Genuß, Einigkeit, Größe, Tugend. Kann es eine himmliſchere Botſchaft auf Erden geben?“

„Die himmliſchen Botſchaften,“ warf der Aeltere ein, „ſind der Erde von jeher die aller unwillkommenſten geweſen.“

„Was heißt das nun wieder?“

„Das heißt, daß man uns mit Bajonneten empfangen wird, wenn wir Miene machen, unſere Lehre zu verwirklichen.“

„Thorheit! Ein Wort, und wir verſtändigen uns mit der Welt.“

„Sprich mal das Wort! dies Wort, das da gebietet den Reichen mit den Armen zu theilen, dieſes Wort, das den Gebietenden zuruft, von ihren Thronen und Herrſcherſtühlen niederzuſteigen, dieſes Wort, das den Allmächtigen gebietet nicht mehr allmächtig zu ſein, und Du wirſt ſehen wie die Welt es aufnimmt.“

„Sie wird uns um Erklärung bitten,“ —

„Und wir werden ſie mit Flintenläufen geben.“

„Nimmermehr, mein Vater! Wir werden ſie geben mit Gründen der Ueberzeugung, des flammenden Worts, der liebedurchglühten Ueberzeugung.“

Der Mann im zugeknöpften ſchwarzen Ueberrock zuckte die Achſeln und ſchwieg. Er ſchien es nicht der Mühe werth zu erachten ein Geſpräch fortzuſetzen, das in dieſem Augenblick zu nichts führte. Er klingelte und ein Diener trat ein. „Herr Molé ſoll kommen.“

„So werd' ich gehen!“ ſagte der Jüngling trotzig. „Ich will mit dieſem Menſchen, den ich haſſe, nicht zuſammentreffen.“ „Geh,“ ſagte der Aeltere, „und ſchreibe den Artikel für unſer Journal, den ich Dir aufgegeben habe; aber ſei ſorgſam und fleißig. Du biſt ſeit einiger Zeit flüchtig.“ —

Beſchäftigt aus einem Portefeuille Briefpackete hervorzunehmen erwiederte der Obere nur flüchtig den Gruß des Eintretenden, eines Mannes von mittleren Jahren, mit einer düſteren und ſchweigſamen Phyſiognomie.

„Herr Molé?“

„Ich bin's.“

„Sie werden reiſen müſſen; vielleicht noch in dieſer Woche — nach Deutſchland.“

Der Eingetretene erwiederte nichts.

Der Obere hatte ein beſonderes Päckchen Briefe herausgefunden und öffnete es, indem er die Schriften auf den Tiſch ausbreitete. Dabei ſprach er mehr für ſich, als zu ſeinem Zuhörer. „Wir ſind ſo ziemlich gut verſehen. Wir haben Correſpondenzen, Perſonalſchilderungen, Beſchreibungen von Inſtituten, Anſichten und Pläne, Detailſchilderungen und eine Menge — Träume, wie ich ſie nenne; deutſche Träume. Nun, man kann Alles brauchen. Hier haben Sie den Packen, mein Herr. Ich ſchiebe Ihnen ganz Berlin in die Taſche."

„Alſo nach Berlin?" fragte eintönig der Beauftragte. „Ich hoffte nach Wien geſendet zu werden."

„Dorthin geht Colbert."

„Und wo bleibt Tribouret?"

„O Tribouret, dieſen unerſchrockenen Braven, den haben wir hier in Paris nöthig. Wir werden hier bald zum Ausbruch kommen. Alle Anzeichen ſprechen dafür, daß wir bald die Bühne betreten."

„Wen finde ich in Berlin?"

„Sie finden Coszinsky dort. Er wird Ihnen berichten, wie weit es in Polen gekommen. Wir arbeiten Hand in Hand. Die Polen hoffen Alles von uns, wir Viel von ihnen. . . Aber Sie müſſen Vorſicht üben. Mit Verſprechungen können Sie freigebig, mit Geld müſſen Sie geizig ſein. Es wird gut ſein, wenn die erſten Summen von den Polen geliefert werden, bis wir hier unſere Einnahmen halten."

„An wen bin ich in Berlin gewieſen?"

„An die verſchiedenartigſten Perſonen in höchſten wie in niedrigen Stellungen. Auf der Liſte ſtehen die Namen. Die Hauptperſon, an die Sie gewieſen ſind, iſt der Herausgeber eines Journals, Herr W..d. Er wird Ihnen die Andeutungen und Erklärungen geben, deren Sie bedürfen, um ſichere Schritte auf dem Ihnen angewieſenen Terrain zu machen."

„Kann ich Niemand mitnehmen?"

„Wen wollen Sie?"

„Charlot."

„Der iſt ſchon dort. Wir haben ihn an die Seite einer einflußreichen Dame poſtirt. Er iſt Träumer, Philoſoph von der confuſen Sorte, Clairvoyant, Prophet und Poet. Er prophezeit die Geſchicke, die wir ſpäter ausführen. Ich habe auch bereits von ihm erfreuliche Berichte."

„Ich gehe ungern hin."

„Das weiß ich, das thut aber nichts zur Sache."

„Es iſt nichts widerwärtiger, als in Deutſchland Politik zu machen. Dieſes Volk der Ideologen weiß nicht, um was es ſich handelt; iſt frech, wo es nicht hingehört, und ſentimental zaghaft, wo ſie mit den Zähnen die blutige Beute zerfleiſchen ſollten."

„Darum muß man ihnen *praktiſchen* Unterricht und ſehr deutlich geben. Man muß ſie fanatiſiren durch ihre Lieblingsideen. Herr Weld wird Ihnen Näheres ſagen und Ihnen von Nutzen ſein. Er kennt die ſchlechte Bevölkerung von Berlin, ſo wie ich die von Paris kenne. Mit dieſer Kenntniß greift man bei Revolutionen nie fehl.“

„Kann ich Robert Phare mit mir nehmen?“

„Robert Phare? Warum gerade dieſen?“

„Er iſt ein Deutſcher.“

„Aber ein Schwärmer, mit dem ich überdies noch meine beſonderen Abſichten habe. Doch wenn Sie es lebhaft wünſchen — ich könnte ihn mitgeben. Laſſen Sie ſehen; die Papiere über ihn lauten für meine Pläne beſſer, als ich zu hoffen Grund hatte. Die Perſon, auf die es mir ankommt, befindet ſich jetzt gerade in Berlin. Gut; nehmen Sie ihn denn mit. Er iſt ein Schwätzer, Sie ſind ſtumm; Sie ſind ein Mann der That, er ein Mann des Worts; ich kann mir denken, daß Sie wohl zuſammen paſſen und ſich gegenſeitig bei Ihrer Miſſion ergänzen. Nur vertrauen Sie ihm nichts an, wo die Klugheit des Kopfes allein entſcheidet; mit einem Wort, wo dunkle Wege gegangen werden müſſen.“

„Ich werde ihn brauchen, wie es mir gefällt.“

„Das thun Sie; nur nehmen Sie ſich in Acht:

die Unſchuld eines Kindes ſieht oft verwünſcht klar. Ich könnte Ihnen Beiſpiele aufzählen, wo die herrlichſten Pläne an dem Widerſtand eines Menſchen ſcheiterten, den Jedermann lenken zu können glaubte, und der ſich nachher von Niemand lenken ließ. Wenn Sie ſo etwas merkten, müßten Sie ihn ſchnell bei Seite ſchaffen. Wenn wir jetzt ſcheiterten, wären wir wieder auf ein halbes Jahrhundert gelähmt. Darum nirgends Nachſicht oder Rückſicht: Ein Wink und wir müſſen plötzlich Alle aus den Couliſſen hervortreten. Darauf iſt's abgeſehn.“

Molé verbeugte ſich und war entlaſſen. Der junge Mann, den wir oben Robert Phare genannt haben, trat wieder ein, und der Obere ging ihm mit einer lebhaften Gebehrde entgegen. „Urtheilen Sie, wie groß die Gewalt iſt, die Sie auf mich ausüben, mein Theurer, indem ich Ihnen hiermit geſtatte nach Deutſchland zu reiſen.“

Der Jüngling dankte in frohen Worten.

„Aber ich werde Sie mit Molé reiſen laſſen.“

„Mit Molé? dann verzichte ich auf die Reiſe.“

„Nicht doch; Sie verzichten nicht — Sie reiſen. Entſchlagen Sie ſich einmal für allemal dieſer kindiſchen Aufwallungen. „Molé iſt ein Mann, den ich achte, und dem Sie folglich gehorſamen müſſen, wenn ich es verlange. Ich habe ihm eine ſehr geringe Macht über Sie gegeben, indeß iſt's doch eine Macht. Er iſt älter wie Sie, er kennt die Welt und unſere Zwecke. Was er in Sachen unſerer Verbrüderung beſchließt, darin müſſen Sie ihm folgen und ihm Beiſtand leiſten, wenn er es verlangt. In Ihren perſönlichen Angelegenheiten ſind Sie natürlich völlig frei. Sie empfangen hier einen Brief an einen Mann, der ſich Ihrer annehmen wird. Hoffentlich werden Sie aber keines Menſchen Hülfe nöthig haben. Wir, die wir aus dem Schooß der Armuth emporgeſtiegen, wir, die wir dieſer Armuth die Schätze der Welt erobern wollen, wir haben früh gelernt für uns ſelbſt nichts zu bedürfen. Erinnern Sie ſich was ich Ihnen oft ſagte: Wir ſind die Jeſuiten unſerer Kirche. Wie Jene für die Reichen und Gewaltigen in den Kampf gingen, wie ſie für Kirche und Staat ſich opferten, ſo wir für Armuth und Proletariat, ſo wir um Kirche und Staat zu vernichten. Von den Vätern müſſen wir lernen, daß kein Mittel zum Zweck zu gelangen uns verwerflich erſcheinen darf; von den Vätern müſſen wir lernen, daß ein unzerreißbares Zuſammenhalten zum Siege führt. Was haben Sie noch zu ſagen?“

„Nichts; als Abſchied zu nehmen. O Gott! mein Vater, ich ſehe Sie vielleicht nie wieder.“

„Möglich. Dann werden Sie jedoch hören, daß ich männlich geſtorben bin für unſere Sache.“

„Der Himmel gebe mir auch einen ſo würdigen Tod.“

„Er gebe Ihnen fürs Erſte ein würdiges Leben. Sie haben noch nichts gethan und ſprechen ſchon vom Ausruhen. Das iſt echt Deutſch. Gehen Sie — Geſchäfte rufen mich. Aus Straßburg erwarte ich von Ihnen den erſten Brief. Leben Sie wohl.“

Robert Phare küßte die Hand des ernſten, ſtrengen Mannes.

6.

Der Künſtler.

In einer der Vorſtädte des weitläufigen Paris, in einem Viertel, wo man öfters die Mütter ihre in der Goſſe umherwatenden, baarfüßigen Kinder mit den Namen „Raphael,“ „Michel,“ „Horaze“ anrufen hörte, und wo der Blick des Vorübergehenden aus den Fenſtern der Manſardenſtübchen öfters Paletten zum Trocknen aushängen ſah, und wo zu gewiſſen Zeiten, wenn die große Kunſtausſtellung in den Sälen des Louvre nahte, man Karren und Tragbahren mit neuvergoldeten Rahmen in allen Formen und Größen anlangen ſah, — befand ſich die Wohnung eines deutſchen Michel Angelo, des Herrn Joſeph Gabriel Kriphuber. Er war ein junger Mann von höchſtens achtundzwanzig Jahren und eine unbeſchreiblich heitere und harmloſe Natur. Er pflegte zu behaupten daß ſeine Bilder ſo wenig Anerkennung unter den Pariſern fänden, weil es dieſem Volke nie gelingen wollte ſeinen echt deutſchen Namen auszuſprechen, und er daher für ſeine ganze Lebens- und Wirkenszeit immer nur „un certain Allemand“ bleiben werde. In Wahrheit war aber nicht ſein Name, ſondern der geringe Grad ſeiner Kunſt an ſeinem unfreiwilligen Incognito beim Publikum Schuld, das nie anders als mit Lächeln an den ſeltſam in allen Farben des Regenbogens ſchillernden nackten Heiligen- oder Profanfiguren des „certain Allemand“ vorüberging.

Herr Kriphuber ſaß eben an ſeiner Staffelei und trällerte ein Liedchen, als Robert Phare eintrat. Joſeph Gabriel war ein unbeſchreiblich gutmüthiger Junge, der ein Herz für ſeine Freunde hatte, wie es ſolcher Herzen wenige giebt; freilich hatte er auch dafür Freunde, wie es deren wenige giebt. Alle waren ſie „große Charaktere,“ „herzinnige Jungen,“ „überwältigende Talente,“ „noch nie dageweſene Genie's,“ „Reformatoren,“ „Männer des Jahrhunderts.“ Robert Phare genoß die Ehre in die letztere Rubrik von ſeinem Freunde eingetragen zu ſein und „ein Mann des Jahrhunderts“ genannt zu werden.

„Ach, mein lieber Robert, Sie kommen, wie ich eben mein letztes Stück Kuchen verzehrt habe. Mademoiſelle Adeline, meine Wirthin, feiert heute die Zurückkunft ihres alten Geliebten aus Algier. Hahaha! wir haben Alle gehofft daß er nicht wiederkommen werde; aber er iſt wiedergekommen. Allein, es wird noch eine Cigarre daſein."

Während der Künſtler in ſeinem Farbenkaſten nach einer Cigarre ſucht und dieſe zwiſchen der Indigoblaſe und dem Crapproth findet, wirft Robert einen flüchtigen Blick auf das aufgeſtellte, faſt vollendete Gemälde.

„Sie werden kaum errathen was das ſein ſoll!" ruft der Künſtler.

„Ein junges Weib im Bade," antwortet Robert.

„Ja, aber wer iſt das junge Weib?"

„Wahrſcheinlich eine Suſanne," ſagte Robert in einem ziemlich gleichgültigen Tone. „Ich ſehe da auch ein paar alte Männer aus dem Gebüſch lauſchen. Indeß iſt's auffallend, lieber Gabriel, daß Sie die Suſanne ſo roth gemacht haben; vom Knie abwärts wird ſie blau."

„Sehr natürlich, das iſt der Wiederſchein des Waſſers. Aber bemerken Sie nicht, was ſie auf dem Kopfe hat?"

„Eine ſeltſame Mütze."

Der Maler ſah mit einem triumphirenden Blick in die Höhe: „Es iſt die Freiheitsmütze. Mit einem Worte, meine Suſanne iſt nicht die gewöhnliche Suſanne, obgleich ſie das auch nebenbei iſt, ſondern es iſt die Freiheit. Die Idee iſt nicht übel. Sie wiſſen das Allegoriſiren iſt jetzt Mode. Nie iſt ein Ding wirklich das, was es vorſtellt. Man malt eine Amme — was iſt's? — eine Amme? Nein es iſt die Weltgeſchichte: das Kind auf ihrem Schooße iſt die Freiheit, die ſie aufſäugt. Gut. Man malt einen Columbus in Ketten, im Kerker. Iſt's ein Columbus? Nein — es iſt der menſchliche Geiſt, den die Despotie in Ketten legt, während er für dieſe Despotie Welten erobert hat. Gut. Endlich malt man eine Suſanne! Iſt's eine Suſanne? Nein! Es iſt die junge Freiheit, und das alte Europa und das alte Aſien, dieſe beiden verbrauchten Welttheile, dieſe gichtiſchen geographiſchen Greiſe gucken lüſtern hinzu aus den Büſchen. Gut — ha! ſehr gut."

Robert ſetzte ſich auf den Stuhl und ſeufzte.

Der glückliche Maler ſprach noch lange, dann merkte er daß Niemand ihm zuhörte und ſchwieg. Robert erhob ſein Haupt und fragte mit einer ſanften Stimme: „Geht's Ihnen gut, lieber Gabriel? Verkaufen Sie Bilder?"

„Ich verkaufe kein einziges."

„Kommen Sie mit mir nach Deutſchland.“

Der junge Maler ſprang in die Höh! „Nach Deutſchland! In mein Vaterland!“ — Aber ſchnell ſetzte er ſich wieder und ſagte: „Nein, ich muß erſt warten bis die vierunddreißig Tyrannen fallen, bis meine Freunde, die Republikaner, dort reines Haus gemacht haben.“

„Das kann vielleicht noch lange dauern.“

„Gleichviel, ich kann warten; ich male unterdeſſen. Aber in ein geknechtetes Land gehe ich nicht. Nein, und wenn man mir auch alle meine Bilder dort, fünf Schock an der Zahl, abkaufte. Ich gehe nicht. Gabriel Kriphuber geht nicht.“

„Nun ſo bleiben Sie — ich gehe. Sie wiſſen ich bin Deutſcher von Geburt.“

„Teufel, haben wir nicht oft genug davon geſprochen? Das iſt ja der Grund unſerer Freundſchaft. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.“

Robert drückte die Hand des Malers und rief innig: „Ich weiß das und danke — ach, erlaube daß ich in der Abſchiedsſtunde „Du“ zu Dir ſage.“

„Du! Du!“ rief der Maler und warf ſich an Roberts Hals. „Ich hab's lange geheim gewünſcht. In Deutſchland verbinden wir einen wunderbaren Sinn mit dieſem kleinen Worte. Es iſt zum Erſtaunen was wir alles hineinlegen. Allein hier verſteht man dies nicht, darum hab ich's Ihnen nie anbieten wollen — Dir nie anbieten wollen. Alſo Du gehſt nach Deutſchland. Wohin denn?"

„Nach Berlin."

„Von da hat man mir neulich zwei Bilder zurückgeſchickt. Aber das ſage ich nur beiläufig, denn wenn ich Dir eine Stadt nennen ſollte, von wo man mir noch kein Bild zurückgeſendet, armer Freund, ſo müßteſt Du hier bleiben. Ich habe von allen Orten Pinſel-Krebſe erhalten; von allen Orten. — Ich werde Dir einen Brief von dem „Mann unſeres Jahrhunderts" mitgeben, an unſeren Georg Herwegh, und dann ein Schreiben von Caspar Schindelſchmeiſſer, einem Maler und Freund von mir, einem „überwältigenden Genie", an Herrn Begaſſe in Berlin. Er hat Adam und Eva gemalt, wie ſie noch ungeboren im Schooße Gottes ſich befinden. Die Idee wirkt göttlich-genial. Man weiß nicht wo Einem der Kopf ſteht, wenn man das Bild ſieht. Ingres iſt entzückt davon geweſen, und Delaroche ſchwärmt dafür. Das iſt genug geſagt."

„Laß uns auf andere Dinge übergehn. Mein Herz iſt ſchwer. Ich kehre in das Land meiner Väter zurück und bringe ihnen ein theures, ein himmliſches Evangelium. Die großen Meiſter Cabet und Fourier haben ihre Ideen in dieſes arme, hinfällige Haupt niedergelegt. Ach, ich bin faſt zu ſchwach wenn ich fühle, welch eine Welt ich trage. Aber die Liebe wird mir Muth geben — die Liebe trägt Welten.“

„Man ſagt, daß ſie das thue,“ entgegnete der junge Maler trocken. „Wenigſtens ſagt das Herr Quinault zu Madame Leſpinaſſe, als er ihr gegen Ende des fünften Theils den Entführungsvorſchlag macht.“

„Ich meine nicht dieſe Liebe,“ entgegnete der Jüngling finſter. „Nicht die Liebe zu einem Mädchen. Ich habe noch nie geliebt. O nein, Gabriel — es ſollte mir leid thun, wenn Du mich nicht verſtändeſt; ich meine jene unauslöſchliche Liebe, die der Schöpfer unſerer Tage in unſere Bruſt geſenkt hat, als er uns arm, nackt und verlaſſen in dieſe Welt voll Uebel ſetzte. Liebe nur! rief er uns zu, und du wirſt dir Schutz erwerben! Liebe nur, und du wirſt nicht allein, nicht verlaſſen ſein. Siehſt Du, dieſe Liebe meine ich. Es iſt kein Leid ſo gering, keine Freude ſo klein, die um uns her vertheilt iſt, wir nehmen Theil daran. Keine Macht der Erde kann uns hindern unſeren Brüdern anzugehören.“

„Wenn es nur nicht ſo kurioſe Käuze unter dieſen lieben Brüdern gäbe,“ bemerkte Gabriel, indem er mit einem heimlichen Vergnügen die Kniee ſeiner Suſanne noch etwas blauer färbte.

„Wenn Du ſie nur recht ins Auge faſſeſt, auch der Verwildertſte und Niedrigſte hat ſein Theil Ehrlichkeit und Offenheit. Wenigſtens hab ich es immer ſo gefunden.“

„Du biſt noch ſehr jung,“ ſagte Gabriel altklug.

„Das ſagen die Leute immer; aber ich habe ganz alte Männer gekannt, die eben ſo dachten, ſo der Pfarrer hier von St. Omer, bei dem ich einige Monate zubrachte.“

„Der Dich zum Katholiken machen wollte.“

„O nein! Ich habe ihm gleich geſagt, daß ich keine Religion habe, und keine haben wolle.“

„Wie nahm er dies auf?“

„Er ſchüttelte das gute, ehrwürdige Haupt und behauptete lächelnd ich hätte doch Religion, ich wüßte es nur ſelbſt nicht. Wenn das iſt, rief ich, ſo iſt's nicht die katholiſche, nicht die proteſtantiſche, nicht die reformirte, überhaupt keine der herrſchenden Religionen und Sekten, ſondern es iſt die Religion der Zukunft. Die Religion, die da lehrt daß wir für dieſes Leben nur geſchaffen ſind, und daß wir in dieſem Leben Alle gleich berechtigt ſind zu Glück und Genuß, und daß wir unſern Schöpfer am geeignetſten loben wenn wir ſelbſt recht glücklich ſind, und recht viel Glückliche um uns her machen.“

„Und was ſagte er da?“

„Er lächelte wieder, aber ſo ſanft, ſo wenig ſpöttiſch, daß ich ihm nichts übel nehmen konnte. Worin beſteht das wahre Glück der Sterblichen? fragte er mich.“

„Und Du antworteteſt?“

„Was meine großen Lehrer mir zu antworten befehlen: Gleiche Vertheilung von Arbeit und Genuß. Wenn ich arbeite und genieße, ſo bin ich glücklich. Darum ſollen die Menſchen alle in gleichen Portionen Arbeit und Genuß zuertheilt erhalten. Wer nicht arbeitet, ſoll nicht genießen! Wem kein Genuß, in keinerlei Weiſe möglich iſt, dem lege man auch keine Arbeit auf. Denn ein arbeitendes Geſchöpf ohne Genuß iſt ein Sklave, ein genießendes Geſchöpf ohne Arbeit iſt ein Verbrecher am Eigenthum Andrer.“

„Wann werdet Ihr denn Euer großes neues Phalanſtère bauen, das dreimal ſo groß ſein wird als der Louvre, und wo alle Handwerke und Künſte der Welt drin getrieben werden ſollen?“

„Ich weiß es nicht, wir haben kein Geld.“

„Teufel — Ihr ſcheint nie Geld zu haben.“

„Wenn das Herz der Reichen nur weniger ſteinern wäre,“ ſeufzte Robert. „Wir ſchicken Liſten umher, aber Niemand unterzeichnet. Allgemein geht die Rede, daß wir gleichſam aus der Mode gekommen ſind. Gütiger Himmel, kann ein Welt-Gedanke, eine Gott-Idee, ein Univerſal-Heilmittel für die kranke Menſchheit behandelt werden wie der Schnitt zu einem Kleide? Aber das iſt das frivole Paris. In Deutſchland wird es ganz anders ſein.“

„Meinſt Du?“

„Die Reichen müſſen ihr Geld hergeben — die Fürſten müſſen von ihren Thronen ſteigen! Die Völker müſſen die Lehren, die wir ihnen ſchon ſeit dreißig Jahren predigen, ausführen. Und es wird geſchehn. Ich bin davon ſo innig überzeugt, wie von meiner eigenen Exiſtenz. Die Welt wird immer vollkommener, die Menſchheit veredelt ſich immer raſcher. Wir haben keine Kriege, kein kanibaliſches Morden, keine blutige Parteikämpfe mehr zu fürchten. Alles was jetzt geſchieht, wird durch Ueberzeugung und durch Liebe geſchehen. Es müſſen nur recht fromme, reine Herzen an dem Werke arbeiten.“

„Und Du meinſt, daß deren in ſo großem Ueberfluſſe vorhanden ſind?“ fragte Gabriel.

„Sie ſind unzählig vorhanden!“ rief der Jüngling in Begeiſterung. „Wie viel Tugend, Größe und Aufopferung habe ich nicht ſchon in dem engen Kreiſe, in dem ich mich bis jetzt bewegt, erfahren. Wie ſelig werd' ich durch das Anſchauen dieſer Männer und ihrer Thaten. Könnteſt Du Dir zum Beiſpiel noch wenige Jahrhunderte zurück, einen Fourier, einen Cabet denken? Ich ſage Dir, nicht möglich! Nur unſer großes, ſchönes, von allen Schlacken gereinigtes Jahrhundert konnte dieſe Männer hervorbringen, die die Welt auffordern, mit dem Wort der Liebe auffordern, endlich einmal ſo zu werden, wie ſie urſprünglich ſein ſoll, nämlich eine Wohnſtätte von lauter glücklichen Weſen, denen Laſter, Verbrechen, Schmach und Erniedrigung unbekannte Dinge ſind.“

Der Maler legte ſeinen Pinſel weg, ſah ſeinen Freund aufmerkſam an, und rief dann: „Wenn Euer Phalanſtère fertig wird, geh' ich vielleicht auch hinein. Unterdeſſen noch eine Frage, lieber Junge: wovon wirſt Du in Deutſchland leben?“

„Der Vater Oberer ſorgt für mich“ — entgegnete Robert. „Auch denke ich dort durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten mir ſelbſt Einiges zu verdienen. Ich habe Dir noch nicht meinen größten heimlichen

Schatz im Herzen genannt; es iſt die Hoffnung meine Eltern dort zu finden."

„Deine Eltern!"

„Denke Dir, Gabriel, ich werde einen Vater haben, dem ich an die Bruſt ſinken kann, dem ich unter Freudenthränen den ſtolzen Gedanken ausſprechen darf, daß ich ſeiner würdig ſein will!"

„Was iſt Dein Vater?"

„Das wußte der Vater Oberer ſelbſt nicht;" entgegnete Robert. „Ich vermuthe daß es ein Landpfarrer ſein wird. Am liebſten wäre es mir wenn er Bauer wäre, und recht arm. Dann könnte ich die Freude haben ihn zu ernähren."

Das Geſpräch der Freunde wurde hier durch ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrochen. Gabriel ging hin und führte ein kurzes Geſpräch, eine Frauenſtimme antwortete. „Was war das?" fragte Robert, als der Maler ſich kopfſchüttelnd wieder auf ſeinen hohen Seſſel ſchwang. „Mademoiſelle Adeline" — entgegnete dieſer. „Sie ſagt mir eben, daß ihr Geliebter betrunken ſei, und daß ich ihn in einem Miethwagen fortſchaffen ſolle. Das iſt eine Wirthſchaft! Und immer ſoll ich bei der Hand ſein! Als ich Herrn Pierre fragte, warum er aus Algier zurückgekehrt — was meinſt Du wohl, was er mir antwortete? — Paris habe jetzt ſein Geſindel nöthig, denn man werde in Kurzem Großes erleben. Ein toller Burſche, dieſer Pierre! Ein Menſch wie ein Eichbaum, roh und unſchlächtig wie der Oger in der Fabel, und doch hab' ich ihn mit ganz feinen Leuten im Zwielicht im Jardin des Plantes herumgehen ſehen.“

Robert ſtand auf und reichte ſeine Hand zum Abſchied hin. — „Nun leb' wohl! Erinnere Dich meiner, wenn es Dir gut geht. Denke an das kleine Gartenſtübchen, wo wir manche Sommernacht zuſammenſaßen, und ich mit Dir von meinen Plänen für die Zukunft ſprach. Wir wollten Beide einſt etwas recht Tüchtiges werden, ſo daß die Welt ihr Staunen und ihre Freude an uns haben ſollte. Und dabei flüſterte es im Epheu, und dabei funkelte des Mondes Silberlicht durch das Dunkel, und ich wußte nicht, wo ich mit der Fülle meines Herzens hin ſollte. Jetzt gilt's, daß wir erfüllen, was wir dem Geiſt der Geſchichte, der in jedem Jünglingsherzen lebendig iſt, zuſchworen. Die Zeit kommt, und giebt ſich uns hin wie eine Braut einem Knaben. Unſer — unſer iſt die Zeit, Gabriel! Wehe uns, wenn wir dahingingen, und keine Werke folgten uns nach.“

Er hielt die Hand des Malers und ſchüttelte ſie kräftig, dann wandte er ſich zum Gehen.

„Du ſollſt von mir hören!“ rief Gabriel, „wenn dieſe verwünſchten Franzoſen endlich werden gelernt haben, meinen Namen auszuſprechen. Ich werde ſie zwingen, ſo wie die Kanonen vor Toulon Europa zwangen, den ſchweren Namen Napoleon Bonaparte auszuſprechen. Und jedes Kind konnte es nachher auf der Straße.“

7.

Das Haus des Geheimen Finanzraths.

Wir kehren nach Berlin zurück und ſehen, wie der Obriſt Ade eben die Klingel erfaßt und auf den Ruf derſelben ein reichbetreßter Diener erſcheint, der den Obriſt und ſeine Tochter meldet. Der Obriſt hatte ſeinen Beſuch ſchon vor ein paar Tagen abgeſtattet und war jetzt zum Mittageſſen eingeladen worden. Er erſchien in ſeinem Militäroberrock ohne Epauletts und ſagte gleich beim Eintritt: „Mir altem Manne wird man vergeben, wenn ich nicht in dem mir widrigen Civil-Frack erſcheine, und auch nicht dem Zwang des Uniform-Leibrocks mich unterwerfe.“ Worauf der Geheimerath geantwortet hatte: „Einem Krieger von 1812 kommt es zu, uns Geſetze vorzuſchreiben, nicht von uns welche zu empfangen.“ Worauf der Obriſt gelächelt und nichts geantwortet hatte. Louiſe ſah ſehr blühend und hübſch aus in einem duftigen, ſchneeweißen Muſſelinkleide, mit einem blauen Gürtel.

„Obriſt von Rechow, Fräulein von Rechow!“ — ſo ging die Vorſtellungsformel im Kreiſe umher, der ſchon in einer Ecke des Zimmers um einen Tiſch mit einer ſilbernen Vaſe verſammelt war. Dieſe Vaſe war ein Geſchenk, das Herr Laubmann einem ehemaligen Aſſocié, der jetzt die Fabrik führte, beſtimmt. „Was ſoll man heutzutage ſchenken?“ ſagte der Geheimerath; „man iſt wirklich in Verlegenheit. Immer Pokale? Das ſieht ſo aus, als hätte man nur determinirte Trinker zu ſeinen Freunden. Einen Ehrenſäbel konnte ich ihm nicht geben, da er nie den Säbel geführt und nie eine Flinte losgeſchoſſen hat, alſo hab' ich ihm eine Blumenvaſe gegeben. Die Induſtrie ſammelt ja Blumen heutzutage.“

„Und druckt ſie gelegentlich auf Kattun,“ ſagte leiſe ein alter Herr zu ſeiner Nachbarin.

„Aber auch Früchte ſammelt die Induſtrie,“ bemerkte ein Fräulein, in einen rauſchenden Seidenſtoff gekleidet, „und ich hoffe, Herr Geheimerath, daß Sie ein Paar von dieſen Früchten in meinen Schooß werden fallen laſſen, als Beitrag für meine Sammlung zur deutſchen Flotte.“

„Ha! da ſind wir!“ ſeufzte der ältliche Herr. „Wieder bei der Flotte!“

„Ich werde, meine Gnädigſte, ich werde mich pflichtſchuldigſt betheiligen“ — ſagte höflich der Banquier. „Wir wollen nur abwarten, was in Hamburg geſchieht.“

„Meine Damen!“ rief die Flottendame — „ich ſammle auch alte ſilberne Stricknadelhalter, abgebrochene Henkel von Theekörben, ſelbſt Fingerhüte verſchmähe ich nicht.“

Man lachte, die Dame lachte äußerſt graziös mit.

Der alte Herr ſeufzte ſo laut, daß man ſich ziemlich allgemein nach der Ecke am Thürpfeiler umſah, wo er ſaß.

Der Geſprächsfaden wurde jetzt ſo dünn, daß er abriß. Zum Glück trat der Diener ein, öffnete die Thüren und ließ die gedeckte Tafel ſehen.

„Herr Obriſt! darf ich mir Ihren Arm ausbitten?“ ſagte die Geheimeräthin, auf den Gerufenen zurauſchend. Der Geheime Finanz-Rath ſchritt ſeiner Frau voran mit der Witwe eines Miniſters, die den Siegelring ihres Mannes als Broſche vor der Bruſt trug. Dieſe alte Dame ſah nicht mehr gut und hatte ſchon längſt aufgehört zu hören. Sie war ein Eßautomat in einen vergelbten Seidenſtoff gehüllt, und mit zwei Büſchel Perrückenlocken unter der Haube. Aber der Geheimerath war als junger Mann im Hauſe der Miniſterin ein- und ausgegangen. Er war dankbar, er führte ſie jetzt zur Tafel, da die ganze übrige Welt ſie vergeſſen hatte. Er ſchrie das Wort „Excellenz“ ſo furchtbar laut, als wenn er der Engel des jüngſten Gerichts wäre und durchaus gehört werden müſſe. Fräulein Charlotte Laubmann folgte mit einem Offiziere, der in Civilkleidung war; Louiſe hatte einen nicht ganz jungen Herrn zum Führer, deſſen Name ihr zu undeutlich genannt worden, um ihn zu verſtehen. Eine Dame von unſcheinbarem Anſehen hatte einen eben ſolchen unſcheinbaren Herrn gefunden, und Beide ſprachen von dem erſten Löffel Suppe bis zum Aufbruch der Tafel unbeſchreiblich angelegentlich von Kindermädchen, unheizbaren Stuben, zugigen Vorſälen und Wollenfußdecken. Der ſeufzende alte Herr wandelte allein, zum großen Verdruß einer Dame, die ſitzen blieb, und die da erwartet hatte, daß er ihr den Arm geben werde. Sie faßte ſich ein Herz, und ging auch allein. Als die Geſellſchaft ſchon ſaß, trat ein junger hübſcher Mann in der neuen Bürgerwehr-Uniform ein. Er gab ein zierliches Gewehr dem Diener, machte eine flüchtige Entſchuldigung, halb zu der Mutter, halb zu der Geſellſchaft gewendet, und ſetzte ſich neben Louiſe, nachdem er ſich dieſer hatte vorſtellen laſſen, denn am Tage vorher war er auf Wache geweſen, und ſeine Eltern hatten ſeine Entſchuldigung gemacht. Wir müſſen noch nachholen, daß die Flottendame einen Herrn zum Führer erhalten hatte, der einen rothen langen Bart trug und eine Brille vor den Augen. Die Flottendame hatte gehört, daß er ein Schriftſteller ſei und ein Blatt herausgebe. Dies genügte, um ihn zum Nachbar zu wählen, denn ſie hoffte von ihm, wenn nicht einen Beitrag für die deutſche Flotte, denn er ſchien nicht über große Summen gebieten zu können, ſo doch ein Albumsblatt für einen wohlthätigen Zweck, und wenn auch dies nicht, doch eine günſtige Recenſion in ſeinem Blatte über drei bereits erſchienene Albums zu erhalten. Von allen dieſen Hoffnungen traf keine ein.

Zu dem politiſchen Geſprächkampf, der jetzt bald begann, lieferte der Banquier ein kleines Vorpoſtengefecht, indem er mit huldvollem Lächeln erzählte, wie er ſich in die Politik (die ſonſt gar nicht ſeine Sache ſei — mit einem Ausdruck, als wolle er eigentlich ſagen: wenn ich nur wollte, ſo wäre ſie gerade recht meine Sache) gemiſcht. „Es war damals, als die

Wahlbezirke zuſammentraten und meine Straße wählte. Meine Frau hatte die Eitelkeit, mich zum Deputirten gewählt ſehen zu wollen. Ich ſagte gleich: Mein Kind, es iſt verlorene Mühe. Unſere Zuſtände ſind noch nicht reif. Und wer hat Recht? — Haha, es iſt komiſch — aber in der That — ich! Denn hat ſich's nicht jetzt herausgeſtellt, daß wir wirklich noch nicht reif ſind. Ich ſagte damals lächelnd zu meiner Frau: Siehſt Du? ein blindes Huhn findet auch ſein Korn.“

„Oh — ah!“ rief die Flottendame. „Nicht ſo geſprochen! Wenn irgend Jemand unſere Zuſtände zu beurtheilen und richtig zu würdigen weiß, ſo ſind Sie es. Darüber wollen wir nicht ſtreiten.“

„Ich hielt auch eine Rede“ — ſagte der Banquier wieder lächelnd, indem er ſeinen Teller über die Schulter dem Diener reichte.

„Eine Rede!“ rief eine Dame, „zum Beſten des conſtitutionellen Königthums?“

„Halb.“

„Zum Beſten der Republik?“ rief der Herr mit dem röthlichen Bart.

„Halb.“

Der Geheime Finanzrath freute ſich ungemein über dieſes zweifache „Halb.“ Er lächelte vor ſich hin, als wollte er ſagen: „Das iſt ſo recht fein, recht diplomatiſch. Nun weiß Keiner, woran er iſt. Für einen geſcheuten, verdammt ſchlauen Mann müſſen ſie mich halten, das iſt gewiß, aber zugleich für Einen, dem es — Gott! ſo gleichgültig iſt — ſo gleichgültig! — was in dieſer Welt um mich her vorgeht! — ſo über alle Maaßen gleichgültig.“ —

Die Miniſterwitwe gab etwas zu verſtehen, man wußte nicht was.

„Excellenz!“ brüllte der Geheimerath — „ein Gläschen Muskat-Lünel?“ Die alte Dame bekam Muskat-Lünel, behauptete aber fortwährend, ein Glas Madera verlangt zu haben. Da Niemand darauf Acht gab und ſie ihre Wünſche lediglich dem Siegelring mit dem Wappen vortrug, trank ſie endlich ihren Muskat-Lünel für Madera.

Jetzt begann das politiſche Gefecht.

Es betraf die „Einigung“ Deutſchlands.

„Eine wunderſchöne Idee!“ rief die Flottendame.

„Was ſind Ihre Gedanken hierüber, Herr Doctor Weld?“ fragte der Geheime Finanzrath.

„O! ich applaudire den Herren in Frankfurt, daß ſie es ſo weit gebracht haben; allein nun iſt's an den Völkern, die Arbeit zu vollenden.“

„Sagen Sie an den Fürſten," bemerkte die Flottendame.

Der Doctor ſagte halb laut für ſich: „Die werden nicht viel gefragt werden."

„Wenn die Völker nun aber nicht wollten?" fuhr der Finanzrath fort; „wenn zum Beiſpiel Preußen nicht wollte? Wie denn! Herr Agitator?" Dies war ein politiſcher Schmeichelname, mit dem der Doctor und Journaliſt ſich hie und da necken ließ, das heißt aber nur in ſehr bekannten Häuſern, und in ſehr vertrauter Geſellſchaft Gleichgeſinnter. Hier kam ihm dieſe Neckerei, die ihn an einige unangenehme Vorfälle und an den Sturz ſeiner liebſten Hoffnungen erinnerte, nicht gelegen, und er antwortete in einem düſtern Tone: „Ich verſtehe Sie nicht. Kann an Preußens Mitwirkung zu zweifeln ſein? War es nicht unſer König, ich ſage mit Stolz, mein König, der zuerſt die Ueberzeugung, die alle deutſche Herzen fühlten, ausſprach, der da verkündete, daß Preußen in Deutſchland aufgehen ſolle?"

„In der That," ſagte der Banquier, „dies hat er ausgeſprochen."

„Aber nicht ſo gemeint, wie es jetzt gedeutet wird," nahm der junge Offizier das Wort, der die Tochter vom Hauſe zu Tiſche geführt.

„So?“ rief der Agitator mit langgezogenem Tone und einem Mienenſpiel des Hohn's um die Lippe. „Iſt Ihnen hierüber etwas Näheres bekannt?“

„Allerdings!“ entgegnete der Offizier in ſehr beſtimmtem Tone, „iſt mir bekannt, daß Preußens König zu den Charlatanerieen der Frankfurter Verſammlung, die zu einem Drittel aus gutmeinenden aber kenntnißloſen Patrioten, zu Zweidrittel aber aus geheimen Republikanern und böswilligen, gegen Preußen intriguirenden Feinden aller Einheit zuſammengeſetzt iſt — nicht Ja und Amen ſagen wird. Dies iſt mir bekannt.“

„Ah“ — ſagte der Banquier — „ſollte dies nicht zu weit gehen heißen?“ Er neigte ſein Haupt zur Seite, und mit dem ſelben ſanften Lächeln, das er ſchon früher einmal angenommen, drückte er wieder recht ſichtbar die Behauptung aus: „Aber — mein Himmel! mir iſt es ja ſo ſehr gleichgültig — ſo über alle Maaßen gleichgültig! Kann es wohl einen Mann geben, der höher über all' dieſem Treiben ſteht, als ich ſtehe?“ —

„Das wird Ihnen ſchwer fallen, mit Beweisgründen zu belegen, mein Herr“ — hob der nicht mehr ganz junge Mann zur rechten Seite Louiſens an. „Aus unpraktiſchen, doch wohlmeinenden Patrioten? Wohl, das will ich zugeben, wenn ich an ein Paar berühmte Gelehrte denke, die dort unausführbare Rathſchläge geben — allein die böswilligen, intriguirenden Feinde Preußens? Wo wären die?"

„Es gehört das Fernglas eines preußiſchen Offiziers dazu," bemerkte der Agitator, „um von hier aus den Frankfurter Verſammelten genau in's Geſicht ſehen zu können."

„Es gehört das Auge eines redlichen Mannes dazu, der ſich nicht will düpiren laſſen," ſagte der Offizier.

Der Obriſt Ade trank ein ſehr gutes Glas Bordeaux, und von dieſem erwärmt und von der Antwort des jungen Offiziers nicht wenig erfreut, fing er an, ſeine Augenbrauen etwas mehr in die Höhe zu ziehen, gleichſam um ſich die Welt umher mit einigem Wohlgefallen zu betrachten. Sein erſter Blick traf das Auge ſeines Kindes, und dieſes Auge hing an ihm mit dem Ausdruck zärtlicher Freude. Von dem Vater glitt das Auge auf den jungen Offizier, und es lag ein Ausdruck von Dankbarkeit darin, als wollte es ſagen: „Wie hübſch iſt es von Dir, daß Du dem armen alten Vater eine angenehme Stunde bereiteſt!"

„Die Gründe, die ich anführen könnte," nahm der Offizier wieder das Wort, „liegen zu offen zu Tage, als daß ſie nicht Jeder in dieſem Kreiſe ſchon entdeckt hätte. Wir Alle haben mit tiefer Entrüſtung die Schmähungen geleſen, die die ſüddeutſchen Blätter über Preußen und unſern König ausgoſſen; wir kennen die ſchmachvollen Auftritte, die in München ſtattfanden. Rechnen wir zu dieſen neueſten Demonſtrationen noch den alten Haß Oeſtreichs gegen Preußen, den es vom ſiebenjährigen Krieg an nährt, ſo iſt das Reſultat bald gefunden, daß die Deputirten, die unter dem Einfluß dieſer Stimmungen gewählt wurden, ihre geheime Miſſion erhielten, die wir jetzt offenbar werden ſehen, nachdem ein öſtreichiſcher Fürſt als zeitweiliges Oberhaupt gewählt worden. Dieſem Fürſten unterlegt man, was man gegen Preußen ausgerichtet ſehen will. Er muß einen Reichskriegsminiſter ernennen, und dieſer ſchreibt preußiſchen Heeren einen Huldigungsact vor, während preußiſche Truppen andrerſeits ſich aufopfern müſſen, um däniſche Provinzen, die ſehr zweifelhaft deutſch geſinnt ſind, der deutſchen Einheit einzuverleiben. Hier höre ich die Republikaner Frankfurts ausrufen: Was Einheit! Was geht uns die Einheit Deutſchlands an! Nieder mit Preußen! mit dieſem hochmüthigen Preußen, deſſen wohldisciplinirtes Heer uns ein Dorn im Auge iſt! Das iſt die Hauptſache. Iſt Preußen gedemüthigt, ſtecken wir mit Hülfe Frankreichs und Polens das übrige Deutſchland in unſere Taſche!"

Der Obriſt ſah immer leuchtender aus, und immer zärtlicher blickte ſeines Kindes Auge auf ihn, und immer dankbarer dann' auf den jungen Offizier.

„Wenn Preußen ſo denken will," nahm der Herr an Louiſens Seite das Wort, „ſo kann freilich aus der Einigung Deutſchlands nichts werden!"

„Wir ſind keineswegs gegen dieſe Einigung," rief der Offizier lebhaft, „wir wollen ſie nur nicht herbeigeführt ſehen auf Koſten unſerer wohlbegründeten Selbſtändigkeit."

Eine laute und dabei tiefe, dröhnende Stimme erhob ſich — es war die des Obriſten, und er ſagte: „Die Nation erhebt ſich wie ein Mann. Sie will dieſe Frankfurter Beſchlüſſe nicht annehmen, ſie will nicht!" —

„Ah! das iſt etwas Anderes!" bemerkte der Agitator mit ſeinem boshafteſten und ſchleichendſten Lächeln, das ſeinen Bart in unendlich viele kleine kräuſelnde Bewegungen brachte — „alsdann hat der König etwas ausgeſprochen, was er nicht durchführen kann, und wobei er bei ſeinem eigenen Volke auf Widerſpruch ſtößt."

Der Obriſt befand ſich in einer grenzenloſen Aufregung. Er ſetzte ein paar Mal an, um das Wort zu nehmen, aber er brachte nichts hervor, als nur den ſtammelnden Ausruf — „der König“ —

Louiſe war bleich wie der Tod geworden. „Um Gotteswillen, lieber Vater!“ — ſtammelte ſie, und zu der Geſellſchaft gewendet, bat ſie mit einem rührenden Ausdruck: „Sollte es nicht den Herren genehm ſein, einen andern Gegenſtand des Geſprächs aufzunehmen? O, wenn ich bitten dürfte!“

Der Agitator lächelte jetzt mit der größten Befriedigung.

„Nicht doch! Keinen Zwang, meine Herren, eines alten Mannes wegen, der in dieſer modernen Zeit noch die alberne Marotte hegt, ſeinen König nicht ſchmähen hören zu können“ — ſagte der Obriſt. „Ich bitte, keinen Zwang. Ich werde mich beſſern; ich werde die Verſammlungen unter den Zelten beſuchen: dort, wo man von preußiſchen Lippen alles ſchmähen und mit den niedrigſten Läſterungen belegen hört, was Preußens Ruhm und Preußens Königshaus betrifft, dort werde ich lernen, etwas kaltes Blut mir anzueignen.“

Dies ſollte im leichten Scherze hingeſagt ſein, allein es mißglückte; dem alten Manne traten die Thränen in die Augen.

Der Agitator konnte ſich nicht laſſen vor innerer Fröhlichkeit.

Der Herr an Louiſens Seite ſah, was die Tochter litt, und verſuchte mit jener Menſchlichkeit, die ſelbſt in der civiliſirten Barbarei unſrer Geſellſchaft ſich manchmal Bahn bricht, dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben. Er richtete ſeine Frage an den Offizier: „Und was verlangt der Verfaſſungs-Ausſchuß der Centralgewalt von Preußen?“

„Dieſe Forderungen,“ entgegnete der Gefragte, „ſind es eben, die alle Welt ſtaunen machen. Die Männer vom Fach wiſſen nicht, ob ſie in dieſen, mit der grenzenloſeſten Keckheit von einer Macht, die keine Macht iſt, aufgeſtellten Begehren mehr Ignoranz oder mehr Perfidie ſehen ſollen. So ſei mir nur erlaubt Einiges anzuführen, wo beſonders die praktiſche Ausführbarkeit als ein Ding der Unmöglichkeit ſich herausſtellt. Die ſämmtliche bewaffnete Macht, heißt es, zu Waſſer und zu Lande, gehört der Reichsgewalt an, das Reichsheer wird gebildet aus der geſammten Kriegsmacht, die Nummern der Regimenter laufen durch das ganze Kriegsheer; das Reichsheer ſchwört Treue dem Reichsoberhaupte, jede andere Verpflichtung des Militärs ſteht dieſer nach. Was den erſten Punkt betrifft, ſo werden wir alſo erleben, daß der Reichsverweſer, der heute noch ein öſtreichiſcher Fürſt, morgen ſchon irgend ein aus der Verſammlung hervorgegangenes republikaniſches Oberhaupt ſein kann, über die preußiſchen Heere verfügt, der beſtimmt, ob Berlin eine Garniſon haben ſoll oder nicht, der unſre Truppen an die italieniſche Grenze ſenden, oder preußiſche Feſtungen mit badiſchem Militär beſetzen kann. Was den zweiten Punkt betrifft, ſo ſoll Preußen, das anerkannt die geregeltſte und auf der volksthümlichſten Baſis ruhende Bewaffnung hat, einer neuen Regelung ſich unterwerfen, und wenn ein öſtreichiſcher Prinz Reichsoberhaupt iſt, wahrſcheinlich den öſtreichiſchen Armeeeinrichtungen nach ſich neu geſtalten. Wird das Preußen jemals thun? Werden die Regimenter, die geſchichtliche Namen haben, die den Waffenruhm der Vorfahren in ihren Fahnen tragen, wie zum Beiſpiel das Regiment Colberg, die Blücherſchen Huſaren, das Regiment Königin Cüraſſiere, das bei Hohenfriedberg 20 Bataillone niederritt und 67 Fahnen nebſt 4 Kanonen eroberte, wird es ſeinen alten ruhmwerthen Namen gegen eine Reichsnummer hingeben? Heißt das nicht alle Sympathieen verkennen? alle nationale

Beſonderheiten der Nationen mit Füßen treten? Wird Preußens ſtolzes Heer jemals darein willigen, auf dieſe Weiſe in Deutſchland aufzugehen? Und nun der letzte Punkt: Preußens Heer ſoll einem fremden Fürſten, neben oder über ſeinem eigenen Könige, Treue ſchwören. Ein Schrei des Unwillens tönt von 360,000 Mann ſiegreicher Truppen bei dieſer empörenden Forderung. Der Preuße ſoll — der das Huldigen wahrhaftig ſeit den Tagen des ſiebenjährigen Krieges gründlich verlernt hat — er ſoll jetzt, in der Fülle ſeiner Macht und Kraft — einem fremden Fürſten huldigen? Welch ein Wahnſinn, hier auch nur von Fern an ein Gelangen zum Ziel glauben zu wollen!“

Des Obriſten Augen funkelten wieder.

„Nun wohl!“ rief der Agitator! „So geſtehe Preußen, daß es nicht will, nie gewollt hat mit Deutſchland einen Weg gehen.“

„Preußen,“ entgegnete der junge Offizier, „hat für Deutſchlands wahre Intereſſen mehr gethan, als irgend ein anderer Beſtandtheil unſeres Geſammtvaterlandes. Preußen hat vor allen Deutſchen allein den Ruhm, Napoleon beſiegt und den Todesſtoß gegeben zu haben; der erſte Schuß im Jahre 1813 fiel aus einem preußiſchen Gewehr, und der letzte hinter Paris aus einer preußiſchen Kanone, und dazwiſchen liegen die Tage von Ligny und Belle-Alliance. Ein preußiſcher General entwarf den Plan für den Feldzug von 1812, an dem Napoleon verblutete, preußiſche Generale führten Heere, lieferten Schlachten in jenen unvergeßlichen Zeiten, und Namen wie Seidlitz und Ziethen, wie York und Bülow, wie Blücher und Friedrich der Große, hat die Kriegsgeſchichte keines deutſchen Landes weiter aufzuweiſen *).“

Des Obriſten Augen waren jetzt lebhafter wie je.

„Preußen,“ fuhr der Offizier fort, „will auch jetzt das Seinige redlich zu Deutſchlands Einigung beitragen. Preußens König hat ſchon vor Jahren die feſte Zuſicherung gegeben, daß ſein ganzes Heer zum Schutz des Bundes diene, zu einer Zeit, wo Oſtreich Schwierigkeiten machte, ob es ſein bundesmäßiges Contingent zum Schutz deutſcher Lande bis an den Rhein oder nur bis Ulm vorrücken laſſen könne, oder daſſelbe in Italien brauchen müſſe, zu einer Zeit, wo man nicht recht wußte, ob Bayern eine Armee hätte oder nicht. Jetzt legt Preußen eine mobile Maſſe von 360,000 Mann mit 1000 Geſchützen

---

*) „Die deutſche Centralgewalt und die preußiſche Armee.“ Berlin 1848.

in die Wagſchale, baſirt auf 200,000 Mann Beſatzungstruppen in 28 völlig ausgerüſteten Feſtungen, und verſehen mit einem Kriegsmaterial, deſſen Werth 100 Millionen weit überſteigt. Was noch mehr ſagen will, Preußen legt zunächſt in die Wagſchale die vortreffliche Organiſation ſeines Heers, welches das Schwert von Deutſchland bildet. Dieſes Schwert iſt geſchmiedet in dem Feuer der Jahre 1813 – 1815; es hat ſich damals ſiegreich bewährt, aber was noch mehr ſagen will, es hat dem Roſt eines dreiunddreißigjährigen Friedens widerſtanden, und hat ſich jetzt in Schleswig und in Poſen haarſcharf und fleckenrein gezeigt."

Der Obriſt gab ſeine dürre, fleiſchloſe Hand weit über den Tiſch herüber dem jungen Manne, der ſich halb erhebend, mit einer Miene der Ehrfurcht ſie drückte.

Man ſchwieg einige Zeit.

Der Herr an Louiſens Seite ſah den Offizier an und dann den Agitator. Er ſchien eine Gegenrede von dem Letztern zu erwarten, und machte eine Miene der Unzufriedenheit, als der Doctor nach einigem Zögern mit ſeinem gewohnten höhniſchen Lachen erwiederte: „Das Heer iſt nicht das Volk, das Volk iſt nicht das Heer. Wir wollen ſehen, wer die

Oberhand erhält. Das Heer iſt eingeübt, um im blinden Gehorſam der Tyrannei und dem alten Lügenſyſtem zu huldigen. Es ſind alleſammt feile Knechte."

Der Obriſt erhob ſich groß und gewaltig. Es lag eine Welt von Zorn in ſeinen Blicken. „Mein Herr!" rief er dem Agitator zu, „Sie, der Sie es wagen, dergleichen Schmähungen in einem ehrenhaften Hauſe auszuſtoßen, Sie haben ſich hiermit ſelbſt von der Liſte der Ehrenmänner ausgeſtrichen. Hinweg von dieſem Tiſche, wo ſie nicht hingehören!"

Alles war entſetzt über dieſe Rede. Kein Verſuch, — wie er zahllos in den Salons geübt wird — auszugleichen, zu vertuſchen, zu überglätten, wurde unternommen.

„Hinweg!" donnerte der Obriſt.

Der Doctor erhob ſich achſelzuckend, nachdem er einen fragenden Blick auf alle Augen um die Tafel her geworfen, und keinem einzigen Blick begegnet war. Die übrige Geſellſchaft ſtand zugleich auf: ein Theil des Deſſerts blieb ungenoſſen.

Der Obriſt trat auf den Geheimerath zu und ſagte indem er eine höfliche Verbeugung machte: „Verzeihung, mein Herr; ein preußiſcher Soldat darf dergleichen nie, und unter keiner Bedingung anhören. Ich habe mich gegen Sie zu entſchuldigen.“

„Oh — oh!“ ſagte der Banquier. „Bitte, Herr Obriſt — bitte! in einer ſo bewegten Zeit iſt es erklärlich, daß man ſich gegenſeitig ausſpricht.“ Dabei neigte er wieder ſein Haupt und wieder ſtand auf der lächelnden Unterlippe geſchrieben: Aber du lieber Gott — man weiß nicht — wie gleichgültig mir dies Alles iſt — wie gleichgültig!

Der Obriſt entfernte ſich, ſeine Tochter blieb. Vor ihm hatte der Agitator mit ſeinem Freunde, dem Herrn an Louiſens Seite, die Geſellſchaft verlaſſen. Die Miniſterwitwe, die nicht wußte, warum man eine Hälfte des Deſſerts ungenoſſen gelaſſen, gab ſich dem beunruhigenden Gedanken hin, daß jetzt die gute Geſellſchaft in ihren Formen ſich zu vernachläſſigen anfange. Ein Beweis hiervon war ſchon, daß man ihr Muskat-Lünel ſtatt Madera angeboten hatte.

8.

Die Putzmacherin und die Geheimeräthin.

„Wer iſt der junge Offizier?“ fragte Louiſe, als ſie gegen Abend mit der Geheimeräthin, die ſich in ihr Cabinet zurückgezogen und Louiſen dorthin mitgenommen hatte, ein Geſpräch über die Ereigniſſe dieſes bewegten Mittageſſens anknüpfte.

„Nicht wahr, der gefällt Ihnen?“ rief die Frau lebhaft. „Er iſt ſo ganz, was er ſein ſoll. Preußiſcher Soldat mit Leib und Seele. Er heißt Lieutenant von Hohenheim.“

„Nebenbei, oder vielmehr zuerſt iſt er auch ein Ehrenmann,“ entgegnete Louiſe. „Ich denke mir den Vater ſo in ſeiner Jugend. Nicht wahr, verehrte Frau Geheimeräthin, Sie nehmen es dem guten Vater nicht übel, daß er die Ordnung Ihres Hauſes und Tiſches alſo unterbrach?“

„Nein, nein, mein liebes Fräulein; Ihr Vater hat mir ſogar einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Sie glauben nicht wie in meinem Hauſe ſeit einiger Zeit die ignobeln Redensarten Boden faſſen. Dieſe Redensarten kommen mit dem Doctor Weld und ſeinen Freunden.“

„Dieſe Herren harmoniren nicht mit Ihren Ueberzeugungen?“

„Mein Fräulein, eine Dame wie ich findet es unbequem, Ueberzeugungen zu haben. Ich lebe den echt weiblichen Intereſſen; ich leſe, ich arbeite, ich fahre ſpazieren — nebenbei putze ich mich auch, um meinen Freunden zu Gefallen zu ſein. Ich für mich würde mich nicht putzen, denn ich wüßte nicht wozu. Die Männer heutzutage ſind nicht mehr galant, die Frauen ihrerſeits ſtreben nicht mehr zu gefallen. Das iſt Alles anders geworden.“

„Wer war der Mann an meiner Seite?“

„Ein Gutsbeſitzer hier aus der Nähe; ein Mann der der neuen Umwälzung huldigt, ein Freund des Doctor Weld, wie Sie geſehen haben. Er hat dem Doctor große Wohlthaten erzeigt; als der arme Literat nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte, als die Regierungen des alten Syſtems ihn verfolgten, kam Herr Neuwardt, ſo heißt der Gutsbeſitzer, und bot ihm ein Aſyl bei ſich an. So hat er denn über ein Jahr dort gelebt, und wie man ſagt, wird er die Tochter Herrn Neuwardt's heirathen. Mein Mann hat mir dies neulich ſo nebenbei geſagt, ſonſt wüßte ich's nicht, denn nach den Leuten zu fragen iſt mir viel zu umſtändlich.“

„Ich möchte nun wiſſen,“ hob Louiſe mit einiger Schüchternheit an, „welche meine Verpflichtungen ſind hier im Hauſe.“

„Mein Himmel, mein liebes Fräulein, dieſe Verpflichtungen ſind ſehr wenig bedeutend. Es iſt Ihnen überlaſſen zu thun und zu treiben, was Sie wollen, nur daß Sie hier und da — auch nur wenn Sie Gefallen daran finden, im Geſellſchaftszimmer ſich einfinden, und dort an der Unterhaltung Theil nehmen. Mit meiner Charlotte müſſen Sie nothwendig engliſch und franzöſiſch ſprechen, auch dergleichen Bücher leſen. Das iſt eine Bedingung, von der ich Sie nicht freiſprechen kann. Sie werden die Gefälligkeit haben, zu bemerken, daß mein Haus ſich auf einer gewiſſen Höhe hält: wir ſind reich, allein wir haben nicht die alberne Oſtentation, die man oft in reichen Banquierhäuſern findet. Dazu beſitzen wir zu viel Geſchmack. Mein Mann iſt der intereſſanteſte und witzigſte Kopf, den es geben kann, allein er iſt durch eine lange Reihe äußerſt thätiger Jahre, wo er mit dem Anſammeln unſerer Reichthümer zu thun hatte, etwas niedergedrückt, und man kann ihm nicht verargen, daß er die Dinge etwas obenhin nimmt. Er könnte über alles gründlich denken und ſprechen, allein er thut es nicht, weil — wenn man einmal alles Große und Schöne ſchon geſehen, betrachtet und durchdacht hat — die gewöhnlichen Ereigniſſe niemals große Bedeutung haben. Er iſt der edelſte und vorzüglichſte Mann, den es giebt, aber er hat die Eigenheit, es nicht zeigen zu wollen.“

„Ich werde mir Mühe geben,“ ſagte Louiſe, „mir Ihre und Ihres Gemals Zufriedenheit zu erringen.“

„O, mein Fräulein, zu gütig,“ entgegnete die Dame. Der Bediente brachte eine Meldung, und Louiſe nahm die Gelegenheit wahr, ſich zu entfernen. Im Vorzimmer begegnete ſie der Putzmacherin, die vom Kopf bis zum Fuß ganz in die Farbe ihres Namens gekleidet, lebhaft durch das Zimmer eilte, gefolgt von dem Diener, der in einem Carton Putzſachen nachtrug. Sie blickte verwundert Louiſen an, und erwiederte deren Gruß nicht.

„Aber meine liebe Geheimeräthin, was haben Sie da für eine Perſon in Ihrem Hauſe?“ rief ſie nach den erſten Begrüßungen, und nachdem der Diener ſich entfernt hatte.

„Wie denn ſo? liebſte Scholz.“

„Und Sie fragen noch, meine theuerſte Geheimeräthin? Ich will Ihnen nur ein Wort ins Ohr flüſtern. Dieſe Perſon iſt die Freundin eines alten kurioſen Ariſtokraten, der bei mir wohnt, eines Obriſten von Rechow.“

Die Geheimeräthin lachte laut. Der Irrthum wurde aufgeklärt und die nöthigen Verſicherungen und Erklärungen gegeben. Die Putzmacherin äußerte das lebhafteſte Erſtaunen. „Man ſehe dieſen Sonderling!“ rief ſie. „Funfzehn Jahre in meinem Hauſe zu wohnen und mir nicht zu ſagen, daß er eine Tochter habe! Unerhört! Dieſe tückiſche Verſchloſſenheit. Iſt noch nie da geweſen! —“

„Das liebe Mädchen,“ bemerkte die Geheimeräthin, „hat hier bei einer Verwandten gewohnt, die ſie wie ihren eignen Augapfel hat hüten müſſen. Nirgend iſt das Kind hingekommen, nur hie und da, und das auch ſehr ſelten, in mein Haus. Alle Woche zweimal kam der Vater herüber und hat ihr Stunden gegeben, in allen möglichen Wiſſenſchaften und Künſten, und namentlich in Sprachen. Erſt ſeit dieſem Jahre, wo er, wie es ſcheint, ſie für mündig erklärt hat, erlaubt er ihr eigne kleine Ausflüge zu unternehmen, namentlich ihn zu beſuchen. Nun geht er aber zum andern Extrem über, und läßt ſie allein, zu Fuße, nach Charlottenburg wandern, weil er behauptet, wenn ein Mädchen, in den feſteſten Grundſätzen erzogen, nicht in ihrem neunzehnten Jahre ſich ſelbſt ſchützen könne, ſo werde ſie es nie lernen.“

„Ach, welch ein Grundſatz das!“ rief Fräulein Roſa. „Der Mann iſt zu wunderlich.“

„Deshalb,“ fuhr die Geheimeräthin fort, „hat das Mädchen ein ſo ſeltſames Gemiſch an Schüchternheit und Feſtigkeit in ſich. Sie iſt im Stande, der allergrößten Gefahr ſchreckenfrei in's Auge zu ſehen, und bebt oft vor einem leicht hingeworfenen Worte zurück.“

„Ein Phänomen! ſag ich — ein wahres Phänomen! Aber was wollen Sie mit ihr anfangen, Frau Geheimeräthin?“

„Sie bleibt in meinem Hauſe.“

„Das adelige Geſchöpf?“

„Hören Sie, liebſte Roſa, das verſtehen Sie nicht. Der Adel iſt gar nicht ſo ſchlimm, als man glaubt. Man findet auch vernünftige Leute darunter. Sehen Sie, zum Beiſpiel, dieſes Mädchen. Sie ſtammt von einer der erſten Familien; der Vater iſt aber völlig mittellos, und ſie ſteht nicht an, in meinem Hauſe ein Unterkommen zu finden. Das muß man anerkennen. Gerechtigkeit muß geübt werden! Was würden wir in ähnlicher Lage thun? Geſetzt den Fall, ich oder Sie, kämen bei einem ehrlichen Pächter oder bei einem Bauer unter; würden wir nicht den guten Leuten, die uns aufnehmen, täglich und ſtündlich zu verſtehen geben, daß wir ein Geſchöpf, viel zu edel und viel zu erhaben ſeien, um anders als gezwungen in dieſer Umgebung auszuharren?“

„Ach, Sie ſind ein exemplariſches Weſen, Frau Geheimeräthin. Ich hab' das immer geſagt, daß Sie eine Perle ſind. Ja es könnte ſein, daß wir ſo thäten.“

„Ich mache keinen Anſpruch beſſer zu ſein, als jede Andere; allein ich will nur, daß man Gerechtigkeit übe,“ ſagte die Geheimeräthin, „und nun laſſen Sie uns zu den Hauben übergehen.“

Die Hauben wurden hervorgebracht und geprüft. Die Geheimeräthin ſaß vor ihrem großen Spiegel, die Putzmacherin leiſtete ihr willig Kammermädchendienſte. Das Geſpräch kam wieder auf den Obriſten.

„Was wiſſen Sie denn noch ſonſt von ihm?“ fragte die Dame.

„Mein Himmel, liebſte beſte Frau, ich weiß ja eben ſehr wenig,“ ſagte Roſa, indem ſie das Häubchen feſtſteckte. „Sie ſehen es ſchon daraus ,daß dieſe Perſon — ich wollte ſagen, ſein Fräulein Tochter ihn bereits ſchon dreimal hat beſuchen können, ohne daß ich erfahre, wer ſie war. Die zwei erſten Male, als ſie kam, war ich freilich nicht zu Hauſe; das entſchuldigt mich. Doch fällt mir eben ein, daß ich doch noch etwas weiß von dem alten Ariſtokraten, und zwar etwas ſehr Pikantes."

„So erzählen Sie."

„Es war in der Nacht vom 14. zum 15. Juni, Frau Geheimeräthin, wo die Zeughausgeſchichte vorfiel. Da hatte ich am Abend eine kleine Geſellſchaft bei mir; Herr Sigribi, Frau Pollaſch, Rieke Simpich und Andre. Plötzlich hören wir oben im Kämmerlein, wo der Herr Obriſt wohnt, ein Gerumpel. Gleich darauf ſchwere Schritte die Treppe hinab. Wer iſt's? — Ein Mann mit großen Stiefeln, der Waffen trägt, einen alten Säbel, Piſtolen. Dieſem Manne folgt der Obriſt, in ſeinen alten Offiziermantel gehüllt, in dem ich ihn nur einmal in meinem Leben mich beſinne geſehen zu haben, wo ich ſchon damals dachte: er ſieht doch jüſt ſo aus wie in der Ballade „Lenore fuhr um's Morgenroth" der Mann aus dem Grabe ausgeſehen haben muß. An jenem Abend ſah er nun aber ganz frappant dem Manne in der Ballade ähnlich. Draußen vor meiner Thür ſtand ein Pferd, und der

Obriſt ſchwang ſich drauf. Obgleich es bereits ſtark zu dämmern begann, und wenig Leute auf der Straße waren, haben ihn doch einige geſehen. So ging es denn in Carriere, was das Thier laufen konnte, nach Berlin. Wo der Begleiter blieb, weiß ich nicht.“

„Ei ſeht einmal!“ rief die Dame dazwiſchen.

„Nun warten Sie nur, liebe Geheimeräthin: das Beſte kommt noch. Meine Geſellſchaft war ſchon in alle vier Winde zerſtoben, ſo kommt der Obriſt heim, ganz allein; es war tiefe rabendunkle Nacht. Er kam zu Fuß, ohne Pferd, ohne Begleiter. Ich ſteh' in meinem Nachtjäckchen auf der Küchentreppe, als ich ihn vorn im Flur die Thür aufſchließen, und ſchweren Schritts ſeine Stiege hinauftrampen höre. Was thu' ich? Ich ſchleiche ihm nach. Es kann dem alten Mann ein Unglück paſſiren, denke ich, dann iſt doch ein lebendes Weſen bei der Hand. So gelange ich dicht vor ſeine Thür, die ein bischen offen ſteht. Was ſah ich — ſollten Sie's glauben, liebſte Frau? — ich ſah ihn am Tiſche ſitzen, den alten ſiebzigjährigen Mann, die Hände gekreuzt, das Haupt drauf gelegt und weinen wie ein Kind! Ja weinen — weinen! die hellen, lichten Thränen, und dabei ſeufzte er und arbeitete mit der alten Bruſt, daß ich dachte, dem Mann ſpringt das Herz vor Jammer. Nein, ſo etwas hab' ich noch nie geſehen, daß ein menſchliches Weſen ſo jammern kann.“

„Mein Gott, was war denn geſchehen?“

„Nichts — daß iſt ja eben das Curioſe — das Zeughaus war geſtürmt und die Waffen waren geſtohlen worden. Ein ganz unbedeutendes Ereigniß, das auf unſer Einen nicht die mindeſte Wirkung gethan. Aber da ſaß der alte Mann und weinte. Aber ich hörte auch einzelne Worte, die er in ſeiner unbändigen Aufregung ausſtieß. Lieber Gott, rief er, und faltete immer dabei die Hände, als betete er, warum haſt Du mich das erleben laſſen? Warum mich dieſe Schmach meines eigenen Volkes anſehen laſſen! Da fallen ſie wie die Diebe her über den Ruhm und den Glanz ihrer Vorfahren, da zerreißen und ſchänden ſie die köſtlichſten Zeichen der Ehre und des Sieges, durch Blut der Väter erobert, und beſtimmt, daß daran einſt die Erinnerung der Enkel hafte. Und ſie kommen und plündern — und ſie kommen und rauben! Und Niemand iſt, der ihnen wehrt! Vor Aller Augen, die zuſchauen, und in der Hauptſtadt des Reichs, das ehrwürdigſte Haus der Nation von frechen Buben angetaſtet und geſchändet, und Niemand wehrt! Was ſelbſt den Wilden heilig iſt, was ſelbſt der Cannibale mit Ehrfurcht betrachtet, die Hütte ſeiner Eltern, in der die Waffen der Väter ruhen — dieſen Buben iſt nichts heilig und es iſt ihnen freies Spiel gegeben in das Herz der Nation zu ſchneiden. O warum, warum muß ich das erleben! Und wieder warf er ſein Haupt auf die Hände, und wieder weinte er ſo bitterlich, ſo herzzerſchneidend, daß ich faſt nicht weiter hören mochte. Und ich bin ein einzelner Mann! ein einzelner ſchwacher Mann! rief er, und ſchlug auf den Tiſch, und ich kann nicht wehren und nicht dreinſchlagen! Und er! und er! Er kommt nicht inmitten ſeines Volkes um den ungeheuren Frevel zu ſtrafen, um raſch mit einem Worte die zügelloſe Rotte zu zerſtreuen! Er kommt nicht — obgleich ihn die fliegenden Wagen im Nu herführen könnten; er kommt nicht — er läßt das Sieges- und Ruhmeshaus ſeines Volkes plündern und kommt nicht! Hei! wie wäre der alte Fritz herbeigeflogen! Wie ein Donner Gottes, der zündet und ſchlägt in einer Sekunde! Und er kommt nicht — er läßt ſich von zehn Minuten zu zehn Minuten Berichte erſtatten. Berichte! Wo er ſelbſt ſehen und hören könnte? Wo er ſelbſt ſehen und hören müßte! Und ich — ich bin ein einzelner ſchwacher Mann — So ging es eine Weile fort, daß es zum Erbarmen war, dann wurde es ſtille, ganz ſtille. Ich dachte, er hätte ſich ein Leids angethan, ſo todtenſtille ward es. Aber am nächſten Morgen ſah ich ihn wieder herabkommen, um ſeinen täglichen Spaziergang zum Grabmonument anzutreten. Aber wie ſah der Mann aus! Um zehn Jahr noch älter geworden! Seitdem gelingt es ihm nicht, ſich ganz ſo gerade zu halten, wie er bisher gewohnt war. Sehen Sie, liebe Frau Geheimeräthin, das hab' ich mit dem Manne erlebt. Es iſt mir ordentlich ſchauerlich mit ihm allein unter einem Dache zu wohnen. Er thut ſich noch ein Leid an; geben Sie Acht. Herr Sigribi ſagt's auch. Roſa, ſagte er, Sie ſind eine junge Dame, und dürfen nicht ohne männlichen Schutz mit einem Sonderling unter einem Dache wohnen. Ich bin nur begierig zu wiſſen, wen er mit dem ſo oft wiederholten Ausdruck „er" gemeint hat. Er kommt nicht, er iſt nicht da — ja wer?"

„Mein Mann ſagte damals lächelnd," bemerkte die Dame, „daß dergleichen Vorfälle bei allen Revolutionen vorzufallen pflegten. Für ihn giebt's eben nichts Neues und Auffallendes."

„Der Herr Geheimerath iſt auch ein Phänomen" — bemerkte die Putzmacherin, „das habe ich ſchon lange geſagt. Aber jetzt werde ich mich mit Ihrer gütigen

Erlaubniß beurlauben; ich ſehe eben, daß eine Botſchaft an mich kommt."

„Wo wollen Sie hin, meine Liebe?"

„Ach, es iſt etwas, was ich eigentlich unterlaſſen könnte. Herr Sigridi hat mir nämlich ſagen laſſen, daß er heute den Wachpoſten unterm Gewehr bei der Königswache hat, und daß er hofft, ich werde nicht verfehlen, meinen Weg ſeinem Poſten vorbei zu nehmen. Er ſchickt mir zu dem Zwecke ſeine Couſine, die mich unter ihren Schutz nimmt."

„I, liebſte Roſa! alſo iſt's doch was mit dem Sigridi."

„Ja, ich leugne nicht," entgegnete die Putzmacherin, „es iſt Etwas, Frau Geheimeräthin. Der Mann zeigt ſich mir immer mehr von immer neuen guten Seiten. Und dann, meine Fräulein dringen ſo ſehr in mich, zu heirathen. Sie meinen, das Atelier wäre dann unter einen weit beſſeren Schutz geſtellt, wenn es heiße: Madame Sigridi, Firma:

bald darauf über die Straße in Begleitung eines kleinen weiblichen Weſens, das in ein aſchgraues Gewand gehüllt war, und einen feuerfarbenen Hut trug, wodurch ſie einer kleinen unſcheinbaren Schlange mit einem prächtig gefärbten Kopfe ähnlich wurde. Fräulein Roſa war ſo leuchtend roth, daß der Wiederſchein ihres Kleides ſelbſt die graueſte Wand, an der ſie vorüberſtreifte, mit flüchtigen Roſen überſtreute.

9.

Die Bügerwehrwache.

„Geſtürzt ſind die Soldaten,
„Der edle Bürger wacht —
„Ihm hat der König übergeben
„Die Stadt bei Tag und Nacht!“

Dieſes Lied wurde von einem kleinen baarfüßigen Jungen geſungen, der nahe bei dem impoſanten Wachhauſe der Königswache ſeinen kleinen ambulanten Kram von Liedern und Flugblättern feil hielt.

Das Wachgebäude, von Schinkel in dem edelſten Styl der griechiſchen Gebäude zu ähnlichen Zwecken erbaut, zeigte ſeine Säulencolonnaden im hellen Lichte

Jahres 1847 zu ſehen, die prächtige Hauptſtadt eines kunſtliebenden Königs, die Stätte ſoldatesken Ruhmes und ariſtokratiſcher Pracht. Unverändert ſtand das Opernhaus da mit ſeinem Apoll und ſeinen neun Muſen und ſeinen tragiſchen Dichtern, unverändert hoben ſich die Roccoco-Giebel und Spitzen des Palaſtes der Prinzeſſin Amalie, der Schweſter Friedrichs — dieſes Palaſtes, der jetzt zur Bibliothek umgeſchaffen, unverändert ſah man die grandioſe Fronte des Zeughauſes prangen, des Meiſterwerkes des Architekten Schlüter, der ſich darin verewigte. Die röthlichen Mauern dieſes ſtolzen Gebäudes ſchienen das ſchmähliche Attentat vor wenigen Wochen zurück vergeſſen zu haben. Sie prangten wieder ſo ſiegreich und ruhig wie vorher; nur das Herz des echten Preußen klopfte unwillig, wenn er an den coloſſalen ſteinernen Göttinnen vorbeiging, die den Frevel mit angeſchaut. Dieſer herrliche Platz war ſo glänzend und ſchön wie früher. Der Palaſt, in dem der ſtolzeſte Fürſtenſohn und die ſchönſte Frau zu vergeben, die der Nation ſchwer fielen zu vergeſſen und zu vergeben, wenn ſie bedachte, daß ſie es gegen irregeleitete Maſſen aus ihrer eigenen Mitte thun ſollte. Aber der prächtige Platz zeigte ſich jetzt im Licht der Mittagsſonne ſo ruhig und ſo glänzend wie früher.

Nur vor der Wache herrſchte ein ungeregeltes, unruhiges und ungehöriges Treiben, und dieſe Wache war gerade geſchaffen, um Ruhe, Sicherheit, militäriſche Eleganz und den Prunk der Soldateska einer großen Reſidenz zu zeigen, und ſie zeigte wild durcheinander laufende Männer, hier und da Frauen und Kinder. Es zog eben die Ablöſung heran, und die Stimme des Ablöſenden ließ ſich hören. Es war eine ältliche, pfeifende Stimme, die durch einen wilden Huſten unterbrochen wurde. Der Mann war nicht gewohnt, einen ſo langen und anhaltenden Schrei zu thun.

Der Zugführer kam heraus. „Was iſt das?“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, „es ſollen fünfundzwantete ſogleich ſeine Blicke nach den Linken hin, von welcher Seite her er Jemand erwartete.

Der Sergeant näherte ſich dem Zugführer und rief, einen kleinen Mann vorſtellend, der ſehr glänzende Augen und ein lebhaft geröthetes Geſicht hatte: „Herr Lieutenant, hier iſt Herr Batzke, der Ihnen was zu ſagen hat.“

„Sehr erfreut, Herr Batzke, Sie zu ſehen, allein Sie ſollten ja gar nicht kommen. Zum Guckuck wozu ſind Sie denn ſchon wieder da?“

„Ich trete für Herrn Wiltmeyer ein. Er läßt ſich entſchuldigen. Die Weinſtube iſt ſo voll Gäſte, daß es ihm unmöglich fiel zu kommen. Statt ſeiner werden eine Flaſche Champagner und drei Flaſchen Rothwein Wache ſtehen.“

Die Umgebung des Lieutenants lachte laut, aber er ſelbſt ſagte ſehr ernſthaft zum Sergeanten: „Wenn das mit den Erſatzmännern einreißt, ſo werden wir erleben, geben Sie Acht Simpel, daß wir, wenn der König hier vorbeigeht, lauter kleine, alte, ſchiefe Leute ihm zu zeigen haben werden. Da mag denn ein Anderer

„Nicht ſo laut, Herr Lieutenant.“ bemerkte der Sergeant.

„Aber ich habe gedient!“ flüſterte der Zurechtgewieſene. „Ich weiß was ein Soldat ſoll! ich kann das nicht ſo ruhig mit anſehen. Fragen Sie doch den langen Lümmel dort, warum er Nankinghoſen anhat; das ſoll ja auch nicht ſein.“

Der Sergeant entfernte ſich und kam mit der Antwort zurück: „Herr Lieutenant, der Mann läßt Ihnen ſagen, das ginge Sie nichts an. Wenn er wild gemacht würde, käme er nächſtens ohne Hoſen.“

„Ach, ſchweigen Sie, Sergeant; Sie müſſen nicht Alles rapportiren, was die Mannſchaft ſcherzweiſe Ihnen anvertraut. Gehen Sie jetzt, und decken Sie den Frühſtückstiſch im Zimmer. Die Flaſche Champagner bringen Sie bei Seite, hören Sie!“

„Es hat nur leider Jedermann gehört, daß ſie da iſt.“

„Gleichviel; ich laſſe eine doppelte Portion Bier holen. Sollen wir denn dieſen Stiefelputzern und ekelig werden und Sie zum Bezahlen auffordern. Hehehe! das iſt ja eben das Gute bei unſerer Bürgerwehr: man lernt ſich auf der Wachſtube kennen und — eine Hand wäſcht die andre.“

„Es iſt ſchon gut, geben Sie nur, Sergeant, und decken Sie den Tiſch.“

Der Lieutenant ſchritt ſtolz und ſich den Bart ſtreichend vor der Säulencolonnade auf und ab.

Dies war der Moment, wo ſich Fräulein Roſa Scholz mit ihrer Begleiterin der Königswache näherte.

Der Lieutenant bemerkte ſie.

Der Bürgerwehrmann unter Gewehr bemerkte ſie.

Der Lieutenant rief den Sergeanten. „Sergeant, gehen Sie doch hin, da nähert ſich eine Dame, die Miene macht den Wachpoſten anzuſprechen. Machen Sie ihr begreiflich, daß dies nicht ſchicklich iſt und bitten Sie ſie einen Umweg zu nehmen. Ich will meine Wache rein erhalten von all dergleichen.“

Der Sergeant ging, wurde jedoch von dem Wehrmann unterm Gewehr angehalten, der ihn zu ſich zog

„Grüßen Sie den Herrn Lieutenant von mir und ſagen Sie ihm, daß er ein Narr iſt.“

Die Dame hatte den Wachpoſten erreicht, es war demnach zu ſpät, ihr jene gutgemeinte Warnung zukommen zu laſſen. Wüthend verließ der Lieutenant ſeinen Platz und begab ſich zum Frühſtück.

Und Herr Sigridi präſentirte das Gewehr vor Fräulein Roſa Scholz, die ihm lächelnd mit dem Schnupftuch winkte es zu unterlaſſen.

Und der Junge auf den Treppenſtufen ſang wieder:

„Geſtürzt ſind die Soldaten,
„Der edle Bürger wacht,
„Ihm hat der König übergeben
„Die Stadt bei Tag und Nacht.“

„Recht! mein Junge, recht!“ ſagte Herr Sigridi, und, ſah ſich mit einem ſtolzen Lächeln nach dem Sänger um, dann ſetzte er das flüſternde Geſpräch mit Fräulein Roſa fort, unbekümmert um den Lieutenant, der ſich am Fenſter zeigte und Zeichen machte. „Mein Himmel!“ ſtöhnte der Lieutenant, „wenn

„Ei was, Sergeant! Es iſt nicht von der Trüffelwurſt die Rede. Gehen Sie zum Poſten und ſagen Sie: ich ließe bitten — hören Sie — ich ließe bitten, der Poſten möchte ſich geſchwind ablöſen laſſen, und ich ließe ihn und die Dame bitten hierher zum Frühſtück in die Offizierſtube zu kommen.“ Der Lieutenant, als er dies geſagt hatte, rieb ſich erfreut die Hände, ſehr befriedigt ein Mittel gefunden zu haben, den Sinn des unbeugſamen Herrn Sigribi mit Sanftmuth zu brechen und zugleich einen Scandal vermieden zu haben.

Der Sergeant zauderte noch. „Mein Himmel, Sergeant, ſo gehen Sie doch. Ich glaube dort an der Straßenecke einen weißen Federbuſch auftauchen zu ſehen, und eben macht Herr Sigribi Miene, der Dame die Hand zu küſſen. Ein Soldat, unter'm Gewehr, der einer Dame die Hand küßt! — Ich bin verloren.“ —

Der Sergeant verließ den Teller mit Trüffelwurſt und lief was er laufen konnte. Der Handkuß wurde nehmen, und Sie, mein Fräulein, reichen Sie mir den Arm, wir wollen in die Offizierſtube gehen, meine Couſine wird folgen."

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung indeß ſich Richard Löwenherz von der andern Seite, ziemlich in übler Laune zu dem abgegebenen Poſten einfand. Dieſer Wehrmann war ein Victualienhändler von kleinem Wuchs und ſchmächtigem Weſen; er hatte ſeinen ſtolzen Beinamen erhalten, weil er einſt drei „feſſelloſe Damen" am Eingang der Königsſtraße muthvoll angehalten und, er ganz allein, zum Arreſt gebracht hatte.

Die Offizierſtube glich einestheils einem Kramladen, anderntheils dem Gaſtzimmer einer Schenke. Einer der Wehrmänner war mit Kattunproben angelangt und verhandelte mit einem Juden in einer Ecke des Zimmers über den Preis der Waare, für die ein Wiederkäufer geſucht wurde, in der andern Ecke bewirthete ein Weinhändler ein paar Kunden mit einer neu erhaltenen Sendung. In der Ecke am Ofen ſaß ein Mitglied der Nationalverſammlung und ließ ſich ſtückriſch für den Lieutenant gedeckt, mit den drei Flaſchen Rothwein, dem Teller mit Wurſt und einigen Scheiben Schinken und Käſe. Ehe die Gäſte eintraten, ſagte Herr Lohmann in einem äußerſt verbindlichen Tone zu dem Herrn mit den Kattunproben: „Ich glaube, mein theurer Freund, Du biſt heute ſo glücklich, gar nichts mit der Wache zu thun zu haben?“

„Ja, ſo glücklich bin ich,“ entgegnete der Gefragte.

„Alsdann, nimm es mir nicht übel, wünſchte ich wohl, daß Du anderswo Deinen Handel abſchließeſt. Das Local iſt in der That nicht dazu da, und wenn wir es genau betrachten, ſo fehlt es an Platz.“

„An Platz? O ja, das glaub' ich. Wenn Du geſtatteſt, daß alle Welt hier hereinläuft und Deine Offizierſtube für ein bequemes Abſteigelocal hält, um hier im Vorbeigehen Geſchäfte zu treiben. Was mich betrifft, ich wechſ'le nur ein paar Worte mit Herrn Hirſch, und falle Dir nicht beſchwerlich.“

„Du fällſt mir nicht beſchwerlich“ — brummte der Lieutenant — „aber ich wünſchte, daß Du bei

Jetzt trat die Dame mit ihrem Führer herein und unterbrach durch ihre Erſcheinung auf einen Augenblick das Geplauder in den beiden Ecken. Herr Lohmann machte die Honneurs und während die Männer ſich kriegeriſch die Hände ſchüttelten, ließen ſich die Damen auf dem breiten und bequemen Schlafſopha nieder, der noch von den Zeiten der Gardelieutenants herrührte und von ihrem Gelde angeſchafft war.

„Alſo das iſt eine Offizierwachſtube,“ begann Fräulein Roſa, indem ſie ihre glänzenden Augen überall hingleiten ließ, zu großer Beängſtigung des Lieutenants, der hundert Dinge entdeckte, die überall anderswohin, nur nicht in eine Wachſtube gehörten.

„Ja, das iſt eine Offizierwachſtube, und zwar die erſte von Berlin, wenn wir die Schloßwache ausnehmen, die freilich nicht ſo elegant eingerichtet, aber noch vornehmer iſt.“

„Zur Zeit, wo die frivolen Lieutenants noch dieſe Räume bewohnten, würde eine anſtändige Dame nie hierher gelangt ſein,“ ſagte die Putzmacherin mit einen wüthenden Blick zu. Die Couſine des Herrn Sigribi brachte aus ihrem Strickbeutel einen kleinen Kuchen und eine Apfelſine hervor. Das Mitglied warf auch auf dieſe beiden Stücke ſeine habgierigen Blicke. Mittlerweile entſtand draußen ein kleiner Auflauf. Richard Löwenherz befand ſich in einem Zerwürfniß mit den Straßenjungen, die ihm höhnend nachzogen, und gegen die er nicht ſo glücklich kämpfte wie gegen die drei „feſſelloſen Damen“ in der Königsſtraße.

„Es iſt wahr,“ ſagte Herr Sigribi, der die Unterhaltung am Frühſtückstiſch wieder aufnahm. „Wir haben die Ehre, aber auch die Mühe. Wir müſſen die Errungenſchaften unſerer großen Revolution feſthalten und doch die Uebergriffe, die das Volk ſich erlaubt, fern zu halten ſuchen. Es ginge beſſer, wenn die Compagnieen unter ſich einig wären, allein ſo will Dieſer es auf dieſe Weiſe, Jener auf jene Weiſe eingerichtet haben.“

Der Tumult draußen wurde heftiger.

„Ei, zum Geier! Sergeant, was giebt's?“

da ſteht das Weibsbild, dicht vor den Gewehren! und kein Satan bringt ſie vom Platz."

Herr Lobmann fuhr ſich in die Haare. „Es iſt doch um die Schockſchwerenoth zu kriegen!" Er griff zu ſeinem Federhute, machte eine Entſchuldigung ſeinen Gäſten und eilte hinaus. Lärm, Schreien und Lachen, zwiſchen durch eine keifende Weiberſtimme. Die einſtweilige Bewohnerſchaft der Offizierſtube ſtellte ſich an Thür und Fenſter, um einen Theil des Schauſpiels mit anzuſehen.

„Wo is de Lieutenant von de Wache!" rief das Weib; — „da ſteht der lange Schlingel! uh! Herr Bergerwehrleitnant, geben Se mir mein Mann heraus! bitte ſehr!"

„Na, was wollen Sie, Plutzke? Ihr Mann iſt ja Wehrmann, ſteht im Dienſt."

Herr Plutzke erſchien jetzt zwiſchen den Säulen, und gegen ihn richtete ſich jetzt der Zorneifer der Dame.

„Ludewich, ſo wahr ein Jott im Himmel lebt, ick ſchäme mir, daß ick Deine Jattin bin. Wenn ick doch eengefangen! Alſo zum Exeiren, wie'n oller polniſcher Rekrute, daderzu biſte jut jenug, und die Nacht Patrolje loofen, ſtatt bei Deiner Jattin Dir zu bemühen, und uf die Wachſtuben rumdreiben, und der Deibel weeß wat noch, Jott verzeih mir meine ſchwere Sünde, daderzu läßte Dir jebrauchen, nich wahr? Aber wenn ſe Dir Deine — haltet Maul, wenn ick ſpreche! Des Exeiren und des Alles is nöthig? I Du olle Nachtmütze, wozu is' et denn nöthig? Vielleicht zu's Parademachen! Der Berjer is für ſeine Sach', der Soldat is für de ſeinige! Ihr habt nu jenug Soldaten geſpielt, det kann nu ufhören! — Ne, is't die Menſchenmöglichkeit, will ſich dieſe Flanze eenen Waffenrock machen laſſen unnen Federpuſchel uf'n Hut ſtechen! Na, Du wärſt mir jrade ſo Eener innen Waffenrock! Ne, Ludeken, denn müßteſte doch een bisken mehr Feuer innen Leibe haben, und die janze Berjerwehr müßte mehr Courage innen Leibe haben. Seht doch — wat is den verzehnten Juni geſchehen? wat? habt Ihr nich das Zeughaus ſtürmen laſſen und habt ruhig zugeſchaut! Pfui! ſeh hätten die Soldaten nich gelitten! nimmermehr! nie!“

Der Auflauf und das Gelächter wurden ſo arg, daß der arme Herr Lobmann wie auf Kohlen ſtand. Es gelang nach und nach die Frau zu beruhigen, und ſie erhielt die beſtimmte Zuſicherung, weil ihr Mann ſo ſchwächlich ſei, ſolle er künftig von dem Dienſt ganz dispenſirt werden. Die Geſellſchaft kehrte zum Frühſtück zurück. Hier machte man die Entdeckung, daß unterdeſſen das Mitglied der Nationalverſammlung ein Drittel von den Nahrungsmitteln und eine halbe Flaſche Rothwein hatte verſchwinden machen. Auf dieſe Weiſe geſättigt, hatte es ſich zur Sitzung begeben. Als das Uebriggebliebene verzehrt worden war, machte Herr Sigribi ſeinen Damen den Vorſchlag, die neuen Eiſengitter am Schloſſe zu beſehen, ein Anerbieten, das begierig angenommen wurde. Die Couſine ſteckte ihren Kuchen und ihre Apfelſine wieder in den Strickbeutel und die Geſellſchaft brach auf. Zum Abſchied machte Herr Sigribi zu ſeinem Wirth die weiſe Bemerkung: „Herr Zugführer, denn ich kann es nicht billigen, daß Sie ſich darin empfangen; auch iſt das willkührliche Ablöſen der Mannſchaften, auf deren Begehren, nicht recht am Platz. Wenn wir nicht ſtrengere Disciplin handhaben, ſo geht, geben Sie Acht, das ganze Inſtitut zu Grunde. Dies ſag' ich Ihnen auf freundſchaftlichem Wege."

Herr Lobmann war wüthend. „Alſo Spott noch ſtatt Dank!" rief er im kleinen Raum der Stube auf- und abrennend und die Fauſt gegen die Abgehenden erhebend. „Sergeant, wir wollen künftig keine Maus mehr hereinlaſſen. Sergeant, bringen Sie mir die Flaſche Champagner."

„Ei, Herr Lieutenant — die Flaſche Champagner —"

„Nun ja — Sie wiſſen ja doch —"

„Die, bitte höflichſt um Entſchuldigung, — hab' ich ſelbſt geleert — auf Ihr Wohlſein."

10.

Louiſe übernimmt die Pflichten ihrer neuen Stellung.

Der Salon des Geheimen Finanzraths war geöffnet, aber Niemand erſchien. Neuerdings waren die Straßen und Plätze Berlins wieder ſo lebhaft von einer tumultuariſchen Menge durchzogen worden, daß es für Damen und ängſtliche Herren eine ſchwierige Aufgabe wurde, ſich in ſpäter Abendſtunde hin und her zu bewegen. Ein paar nähere Bekannte, Geſchäftsleute und Herren aus dem Club waren gekommen, mit ihnen führte der Herr des Hauſes ein leiſe flüſterndes Geſpräch, das abgebrochen wurde, wenn die Damen hinzutraten. Endlich begaben ſich

Piano ohne zu ſpielen, die Geheimeräthin hatte hinter ihrem Lichtſchirm auf dem Sopha Platz genommen und hörte dem Geſpräch zu, das Louiſe mit Oskar führte. Der junge Mann ſollte, wie er verſicherte, in den Club gehen, den ſeine Freunde und Genoſſen gebildet hatten, und der eine derjenigen neugegründeten Vergeſellſchaftungen war, die am zügelloſeſten republikaniſche Grundſätze predigte, allein er konnte ſich nicht entſchließen die kleine Geſellſchaft zu verlaſſen, eigentlich Louiſen zu verlaſſen, der er von dem erſten Augenblicke, wo er ſie ſah, eine entſchiedene Aufmerkſamkeit widmete. Die Mutter, die es gern ſah, wenn er zu Hauſe blieb, that das Ihrige dazu, die Unterhaltung Beider zu verlängern.

Oskar war ein eleganter, feiner, wohlgebildeter junger Mann. Er hatte die neue Uniform der Compagnie, bei der er ſtand, angenommen und dieſe war ſehr kleidſam. Ein ſchwarzer, enganſchließender kurzer Oberrock, ähnlich den Waffenröcken der Offiziere, ward durch ein ſchwarzes Ledergehänge noch enger um die ſchlanke Taille gezogen. Den Kragen zierte eine einfache ſilberne Stickerei, das noch junge Mann eitel; er wußte, daß er hübſch war und daß die Frauen und Mädchen ihm nachſahen, allein ſeine Eitelkeit trug jenen gutmüthigen Charakter an ſich, der ſchnell mit ihr ausſöhnt, ſie war ebenſo entfernt von Anmaßung wie von Stolz. Seine Genoſſen liebten ihn, ſeine Eltern waren ſtolz auf ihn.

„Haben Sie heute unſere Parade hier vorbeiziehen ſehen, Fräulein?“ fragte er Louiſen, das Geſpräch auf einen Gegenſtand lenkend, über welchem er der jungen Dame Anſicht hören wollte. Louiſe bejahte.

„Wie oft hab' ich Dir geſagt, mein Sohn, Du ſollſt die militäriſchen Bezeichnungen vermeiden,“ hob die Geheimeräthin an. „Was würde Dein republikaniſcher Club dazu ſagen, wenn er dies hörte?“

„Die Republikaner ſind gerade die beſten Soldaten, Mama. Das haben wir kürzlich in Frankreich geſehen. Und wie haben ſich die alten griechiſchen Republikaner geſchlagen?“

„Ihr würdet Euch auch gut ſchlagen, wenn es darauf ankäme.“

„Ich zweifle, Mama. Kein Offizier der activen und nach, ſo hoffe ich, wird aus dieſem wirren Haufen ſtreitender Elemente eine Nationalgarde hervorgehen und die wird ganz gut anzuſehen ſein. Die muß aber dann auch ſtreng ſich halten, die exacteſte Disciplin üben und den Grundſatz der militäriſchen Ehre feſthalten wie er nur feſtzuhalten iſt."

„Dann haben wir ja aber, was wir ſchon hatten," bemerkte die Geheimeräthin.

„Nicht ganz. Die Armee iſt für das ganze Land; die Bürgergarde wäre jedoch nur für die ſtädtiſchen Intereſſen und bliebe auf das engſte mit den Bürgern verbündet. Nach Außen hin dürfte ſie nie gebraucht werden; auch nicht zu reinen Polizei-Inſtructionen. Es müßte der bewaffnete Bürgerarm ſein neben dem Arm, der die Wagſchaale des Rechts hält. Da dieſe Garde aus lauter gebildeten, intelligenten Kräften beſtände, ſo könnte ſie auch nie zu einem willenloſen Körper, der tyranniſchen Gelüſten knechtiſch gehorcht, herabſinken."

Da die Damen hierauf nichts erwiderten, glaubte Oskar dieſes Thema nicht bis zur Ermüdung durchführen zu dürfen. „Charlotte!" wandte er ſich zu weiß, Du biſt ſo ſtumm, weil ein gewiſſer Jemand ſich heute nicht eingefunden hat.“

Die Schweſter erröthete und warf dem Bruder einen unwilligen Blick zu.

Das Geſpräch ſtockte wieder, und es entſtand eine ſehr lange Pauſe.

„Sie haben keine Geſchwiſter, mein liebes Fräulein?“ hob die Geheimeräthin an.

Louiſe antwortete mit einiger Ueberwindung: „Ich hatte einen Bruder; wir verloren ihn früh.“

„Er ſtarb?“

„Wir müſſen leider annehmen, daß er todt iſt.“ Dieſe ſtockend vorgebrachte Antwort ließ den feinfühlenden Jüngling, der Louiſe gegenüber Platz genommen, und verſtohlen jede Miene ihres Geſichts beobachtete, merken, daß ſeine Mutter einen Gegenſtand berührt habe, der eine ſchmerzhafte Erinnerung in der Bruſt des jungen Mädchens wach rief. Er ſagte darum raſch: „Begreifen Sie den Antrag der Frankfurter Verſammlung, ſie will, daß man den Adel abſchaffe, und unſere Verſammlung macht in

„Ich ſähe kein ſo großes Unglück, wenn es geſchähe," bemerkte Louiſe.

„Wie, gerade Sie, die von einer ſo alten adeligen Familie abſtammen?" fragte Oskar erſtaunt.

Louiſe entgegnete: „Sei es, daß man uns das äußere Zeichen nimmt, die Erinnerung an das, was die Familie einſt Gutes oder dem Staate Verdienſtliches leiſtete, wird man nicht nehmen können."

„Das iſt freilich ariſtokratiſch genug gedacht und geſprochen," ſagte Oskar.

„Ich kann mit dem beſten Willen die Sache nicht anders anſehen. Steht es mir zu, über das zu entſcheiden, was Jahrhunderte vor mir ein Mann that oder unterließ? Kann ich ungeſchehen machen, was einſt geſchah? Kann dies irgend ein Menſch, irgend eine Verſammlung?"

„Allerdings, nein! Allein man ſagt Ihnen, Dein Urureltervater war ein edler, großer und verdienter Menſch, ſeine Zeitgenoſſen haben es anerkannt, allein Deine Zeitgenoſſen ſagen von Dir, daß Du kein großer, kein edler, kein verdienter Menſch biſt, daß Du alſo kein Abzeichen tragen darfſt, daß Dich den Adel, der alle Tage, alle Stunde neu erworben wird."

„Für den bin ich!" rief Oskar. „Für den iſt die neue Zeit."

„Wohl," ſagte Louiſe; „ſo fordere ich von dieſer neuen Zeit, daß ſie von mir ſage: ſie iſt nicht adelig, allein ſie ſtammt von Vorfahren, die Adelige waren. Sie ſehen, das kommt ſo ziemlich auf daſſelbe hinaus, wo wir ſchon waren."

„Sie haben Recht — der Streit iſt ein müßiger. Man ſoll ſich begnügen, dem Adel ſeine Vorrechte genommen zu haben."

„Das hat man redlich gethan," ſetzte Louiſe hinzu. „Man hat noch mehr gethan, man hat alle Mittel angewendet, ihn in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, ihn dem Spott und der Verachtung Preis zu geben, und dazu hatte man, meiner Anſicht nach, kein Recht."

„Er beſitzt noch immer einige Vorrechte, und beſonders beſitzt er dieſes, daß wir, die wir ihn ſchmähen und bekämpfen, im innerſten Grunde unſeres Herzens doch wünſchen, in ſeine Zahl aufgenommen ſchaffener Adel, ein durch Geld erkaufter — nimmermehr! Wir hätten es ja haben können.“

„I, Mama, ich weiß das! Sie denken ſo und der Papa denkt ſo — das freut mich. Allein dabei bleibt's doch wahr. Könnte man mir heute ſagen, dein Urgroßvater focht bei der Schlacht von Malplaquet mit, oder zog mit Wilhelm dem Eroberer nach England — ich würde froh ſein wie ein Kind, und mir mein „von“ von aller Gewalt der Erde nicht nehmen laſſen.“

„Ich hätte Dich nicht für ſo eitel gehalten, mein Lieber,“ ſagte Charlotte vorwurfsvoll.

„Einmal muß man ja doch mit den großen Thaten anfangen, und Einer muß der Erſte ſein,“ bemerkte die Geheimeräthin. „Sei Du der Erſte und nach Dir wird ſich ein ganzes großes Geſchlecht nennen.“

„Ja, ja!“ ſagte der Sohn lachend. „Einen Baum pflanzen und unter einer hundertjährigen Eiche liegen und träumen iſt nicht daſſelbe.“

„Wie ſoll das aber anders gemacht werden; in jungen Männer haben ihn im Herzen tief, da wo ſie ihre Liebe und ihre Zukunft haben."

„Das klingt myſtiſch," ſagte Charlotte.

„Iſt aber ſehr einfach und deutlich," entgegnete der Bruder. „Für's Erſte verſichere ich Euch, wenn man den Adel abſchafft, ſo trage ich darauf an, daß man ihn feierlichſt wieder einſetze. Mein Himmel, wie ſind unſere Sitten roh geworden! Wie gehen wir mit einander um! Wo iſt da noch Feinheit, Eleganz der Formen, Zierlichkeit in Rede und Geberde? Wenn wir in Leidenſchaft gerathen, ſo ſind wir Betrunkene, wenn wir in Ruhe ſind, ſo ſind wir rückſichtsloſe Egoiſten. Schon das ewige Tabackrauchen! Eine ganze Geſellſchaft verwandelt ſich im Nu in ſo viele Automate, die regungslos daſitzen, den brennenden Stummel im Munde. Und wer recht verſtockt ſtundenlang ſchweigen kann, und dann wieder ſtundenlang wüſt lärmen, der iſt der perfecteſte Geſellſchafter. Anſtändige Frauen vermeiden wir, weil ſie uns Zwang auflegen, und, du lieber Himmel, wie wenig verlangen unſere anſtändigen Frauen heut zu Tage; ſie ſind zufrieden mit einem nur einigermaßen immer die Entſchuldigung: wir haben etwas Anderes zu thun, etwas Höheres, Wichtigeres im Kopfe! als wenn nicht gerade die tüchtigſten Männer zu allen Zeiten, die im Staats- und Kriegsdienſte gleich gut ihren Plaß ausfüllten, ſich durch edle Aufmerkſamkeit für das zarte und ſchöne Geſchlecht ausgezeichnet hätten! Aber unſer plumper Egoismus iſt nur um eine Entſchuldigung verlegen, und er nimmt die erſte, die beſte, die er findet. Auf unſere Frauen hat dieſe Pöbelſitte natürlich auch die ſchlimmſte Wirkung; ſie fangen an, ihrerſeits den Umgang mit Männern zu fliehen oder entbehrlich zu finden; und man weiß, wie Frauen unter ſich, ebenfalls, nur auf eine andere Weiſe, verwildern oder verkümmern. Sie werden übermäßig klatſchhaft und an die elendeſten, kleinlichſten Intereſſen haftend; oder ſie gehen zum andern Extrem über und greifen uns Männer mit ſtarker Koketterie an, und ſuchen uns auf, ſtatt daß wir ſie aufſuchen ſollten. Dieſe Gattung emancipirter Frauen iſt nun vollends ein Gräuel für jeden Mann von noch irgend feinem Gefühl. Kurz, meiner langen

Ohne feine Sitte iſt kein Verkehr möglich. Es iſt eine Abſurdität, zu glauben, Jeder dürfe ſich ſo zeigen, wie er iſt; man ſoll heucheln, man ſoll ſich verſtellen, wenn man dies in ſeiner innern Rohheit und Ungezogenheit nöthig hat, oder man ſoll nicht in den Salon eingelaſſen werden, wo lauter Leute ſich befinden, die auf die wenigen Stunden, wo ſie zuſammen ſind, das Geſetz anerkennen, daß Einer dem Andern ſo viel wie möglich zu Gefallen leben müſſe. O ich könnte hierüber Vorleſungen halten, aber ich ſehe, ich langweile Sie, mein Fräulein, und meine Mutter und meine Schweſter haben ſich bereits aus dem Staube gemacht.“

„Sie langweilen mich durchaus nicht,“ entgegnete Louiſe, die auch jetzt erſt bemerkte, daß die Geheimeräthin und Charlotte ſich entfernt hatten; „ich muß nur bitten, mir eine kleine Miene von Zerſtreutheit und Nachdenken zu verzeihen.“

„Nachdenken?“ fragte der junge Mann. „Denken Sie darüber nach, was ich eben geſagt?“

„Es iſt eine traurige Erinnerung, die mich in

„Nun, Sie haben mich.“

„Ich bin auch hierfür dankbar.“

„Aber freilich,“ ſagte der junge Mann mit einer Miene von Offenheit und ſanfter Niedergeſchlagenheit; „ein Bruder hat größeres Recht auf Vertrauen und Hingebung als ein Fremder, wenn dieſer es auch noch ſo gut meint.“

Louiſe ſah in die ſchönen dunkeln Augen des jungen Mannes und neigte dann die ihrigen mit einer kleinen Verwirrung zu Boden. „Ich fürchte,“ hob ſie nach einer Pauſe an, „Ihre Mutter unangenehm berührt zu haben dadurch, daß ich auf ihre Frage, wie und wann ich meinen Bruder verloren, ausweichend antwortete. Allein Sie müſſen wiſſen, daß dieſer beklagenswerthe Vorfall ſelbſt zwiſchen mir und meinem Vater nie zur Sprache kommen darf. O der alte Mann wäre jetzt noch ein Jüngling an Muth und Lebensfreudigkeit, wenn ihm der Sohn zur Seite ſtände. Daß ſein Geſchlecht mit ihm ausſterben ſoll, iſt ein grauſamer Gedanke für ihn.“

„Ich kann es mir denken,“ bemerkte Oskar.

„Ich bin auch weit davon entfernt," entgegnete mit großer Herzlichkeit der Jüngling. „Doch erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich Ihren Vater nicht begreife. Er hat doch wahrhaftig keinen Grund mit ſeinem Geſchick zu zürnen, das, wenn es ihm auch den Sohn nahm, ihm eine ſolche Tochter dafür gab."

Louiſe machte eine lächelnde, kopfſchüttelnde Verneinung.

Oskar ſagte unwillig: „Daß man doch nie ſo ſprechen darf, wie es einem um's Herz iſt. Freilich hätte ich das, was ich eben ſagte, anders und feiner einkleiden ſollen, aber es iſt eben, wie ich vorhin bemerkte, unſer Aller Erziehung, ich meine damit uns Männer, vernachläſſigt. Deshalb aber giebt es doch Einige unter uns, die man, weil ſie offen und wahr fühlen, nicht zu ſtreng richten muß, wenn ſie nicht ganz zierlich ihre Geſinnungen ausſprechen. Was mich betrifft, ich habe es immer mit einer gewiſſen Ehrlichkeit gehalten; wollte Gott, ich könnte ſie nur mit etwas mehr Feinheit paaren."

„Sie haben ſo elegante Sitten," ſagte Louiſe mit meiner Aufrichtigkeit fortfahren. Ich will Ihnen offen bekennen, daß, obgleich Sie nur wenige Tage erſt unter uns weilen, Sie doch ſchon eine unwiderſtehliche Anziehungskraft — ich will nur gerade ſagen — auf mich ausüben. Ich könnte Ihnen maßlos vertrauen. Sehen Sie, mein Vater, meine gute Mutter, meine Schweſter — ſie ſind alle drei mir ſehr lieb, ich achte und ehre ſie, allein für mich iſt kein Umgang unter dieſen Dreien. Ich habe meine Ideen für mich; und dieſe Ideen beziehen ſich alle mehr oder weniger auf irgend eine wunderbare und phantaſtiſche zukünftige Größe. Ich möchte zeigen, daß ein Bürger auch ein Edelmann ſein kann, ſo wie heut zu Tage viele Edelleute zeigen wollen, daß ſie auch Bürger ſein können. Aber mein Vater hat keinen Sinn dafür. Er ſtellt ſich über alle Dinge und Verhältniſſe der Welt, und da er das erreicht hat, was er wollte, nämlich Geld, ſo iſt ihm alles Uebrige gleichgültig, wo nicht lächerlich. Meine Mutter iſt eine bequeme Frau, die früher ſehr ſchön geweſen iſt, und die unſere Zeit beſchuldigt, daß ſie für und empfindet eigentlich nichts. Da haben Sie das ganze Haus! Iſt wohl etwas darunter, was gerade für mich paſſend wäre, für mich, der ich gern in allen Dingen einen glänzenden Weg ginge? Nein, nein, es iſt nichts darunter; und da hat mir der Himmel Sie geſendet."

Er ſchwieg, und Louiſe empfand nicht das Bedürfniß ihn zum weitern Sprechen aufzufordern. „Ich merke, daß Sie mich mit halbem Ohr anhören," ſagte er, aber ohne Empfindlichkeit; „wahrſcheinlich iſt Ihre Aufmerkſamkeit noch immer dem Andenken Ihres verlorenen Bruders zugewendet. Wenn ich ihn nur auffinden könnte, es würde dann heißen: dem ehrlichen Finder würde ein dankbarer Blick zu Theil."

„Alſo Sie meinen auch, daß er nur verloren iſt?" fragte Louiſe, freudig erregt bei dem Gedanken, daß es Jemand gäbe, der ihre Hoffnungen theile.

„Eigentlich meine ich nichts," antwortete der junge Mann lächelnd; „denn ich weiß ja eigentlich gar nicht, wovon die Rede iſt."

„So hören Sie. Mein Vater war damals der kann ſein, daß der lebhafte Knabe auch ſelbſt unvorſichtig genug war, ſich von ſeinen Beſchützern zu trennen. Mein Vater, der ihn zuletzt an der Hand gehabt hatte, war, als er das Kind nicht mehr an ſeiner Seite ſah, nicht eben beunruhigt, denn er glaubte, er ſei zu der nur wenige Schritte entfernten Mutter gegangen, die mit einer Freundin ſprach. Erſt als die Mutter nach dem Knaben fragte, kam dem unglücklichen Manne die entſetzliche Ueberzeugung daß der Kleine ſich verlaufen habe. Es wurde das Möglichſte gethan, ihn wieder aufzufinden, Nachfragen nach allen Seiten hin, Anzeigen in öffentlichen Blättern — alles vergeblich. Der damals vor kurzem erſt beendete Krieg machte, daß die Straßen unſicher waren, indem ein herrenloſes Geſindel ſich auf ihnen umhertrieb; die traurige Befürchtung lag nah, daß das Kind einem dieſer Züge in die Hände gefallen und weithin in die Fremde verſchleppt worden war. Welch ein Jammer für uns! Mein Vater, als die Nachforſchungen vergeblich blieben, fiel in eine Art Trübſinn, in ein Hinbrüten, das uns für ſeine Verin einem Hospital entdeckt, ihn dort gepflegt, ihn daſelbſt ſterben ſehen. So war denn eine grauſenvolle Gewißheit da, ſie war jedoch eher zu ertragen für uns ſo tief gebeugte Leidtragende, als der Zweifel und das ſtets wechſelnde Spiel mit Hoffnung und Hoffnungsloſigkeit, dem wir früher faſt unterlegen waren. Mein Vater genas von dieſer Zeit an. Es liegt in ſeiner Weiſe, nie von dem zu ſprechen, was ihn ſo recht nah angeht und ihn tief betrübt. So haben wir denn ſelbſt im Familienkreiſe nie des Bruders erwähnt. Das Schickſal wollte, daß ich auch bald darauf meine Mutter verlor.“

Der junge Bürgergardiſt ſah mit einem innigen und zugleich ehrfurchtsvollen Blick das bewegte und erſchütterte Mädchen an. „Nun,“ ſagte er nach einer Pauſe — „nach dieſem Berichte ſcheint der Tod des Knaben gewiß.“

„Nein — nein!“ rief Louiſe; „nichts iſt gewiß als was wir mit eigenen Augen geſchaut. Der Freund kannte den Knaben nicht perſönlich; er ſah ihn nur flüchtig und die Pflege, die er ihm widmete,

„So wünſch' ich, daß Ihr Herz Recht behält," ſagte der junge Mann. „Sie ſehen, ich kann darüber nichts weiter ſagen, denn wenn ich meine Hoffnung ausſpräche, daß Sie jeden Ihrer Wünſche einmal gewährt erhalten möchten, ſo klänge das wie ein Gemeinplatz. Kann ich von dieſer Mittheilung auch meiner Mutter etwas zu Gute kommen laſſen?"

„Sie können ihr alles ſagen, was Sie eben gehört haben."

„Gut, gut. Ich ſoll alſo nicht glauben, daß man mir ein Geheimniß anvertraut habe. Und grade würde es mich unendlich freuen — ſo bin ich nun! — wenn ich von Ihnen und durch Sie etwas wüßte, was die Andern nicht erfahren dürften."

„Was könnte das ſein," entgegnete Louiſe unbefangen. „Mein Leben iſt ſo einfach, meine bisherigen Schickſale ſo wenig geheimnißvoll, daß ich in der That ſelbſt meinem beſten Freunde keine derartigen Mittheilungen zu machen wüßte."

„Da kommt meine Schweſter wieder!" ſagte Oskar

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12156/017

von Hohenheim liebt, und er weiß kaum, daß ſie überhaupt exiſtirt.“

Louiſe fühlte eine flüchtige Röthe bei Nennung dieſes Namens ihre Wange färben. Der junge, feurige Mann mit der ſchönen Gluth im Blick und dem edlen Patriotismus in Wort und Miene ſtand lebhaft vor ihr. Sie ſagte ſich, daß es ein Gefühl der Dankbarkeit ſei, das ſie an ihn feſſle. Jetzt hörte ſie, daß Charlotte, das bleiche Kind, ähnlich mit ihr fühlte. Dies machte, daß ihr das Mädchen lebhafteres Intereſſe einflößte, und ſie nahm ſich vor, ihr gewiſſenhaft Theilnahme, Vorſorge und mittheilendes Vertrauen zu widmen.

11.

Der Ehrentag eines alten Mannes.

Ihr, die Ihr im Jahre ſo viele Ehren- und Glückstage habt, denen die Zeit von dem Schnee des einen bis zu dem des andern Decembers in lauter ſonnen- und kerzenhelle Tage und Nächte ausläuft, ſeht hier auf einen alten Mann, der nur Einen Ehrentag im Jahre hat, allein dieſen auch mit der ganzen Innigkeit eines gläubigen Herzens feiert.

Es iſt der Jahrestag der Schlacht von Großbeeren, der Tag des erſten Waffenruhms des Jünglings, und der Greis feiert ihn. An dieſem Tage verfehlen ein paar alte Cameraden aus Berlin nicht, ihren Beſuch abzuſtatten; dieſen Tag verſäumt Louiſe nicht, um ſich mit Kränzen und kleinen Gaben bei dem Vater einzufinden. An dieſem Tage blieb auch der Bauer Adam nicht aus.

Um ungeſtört erſt ſeine Andacht zu verrichten, ehe dieſe lieben Gäſte ſich einſtellten, trat der Obriſt diesmal früher wie gewöhnlich ſeinen Gang zu der Grabkapelle an. Er war mit ſeinem beſten Rocke bekleidet, das graue Haar war ſorgfältig geordnet, am Hinterhaupte durch ein Kämmchen feſtgehalten, denn die langen Haare pflegten im Winde zu flattern, und Louiſe hatte ſchon einige Mal bemerkt, daß dies nicht gut ausſähe. Es ſah aber gut aus; es gab dieſem ehrwürdigen, ausdrucksvollen Greiſenkopfe das poetiſche Anſehen eines jener oſſian'ſchen Helden, deren weiße Locken im Winde wehen, die im Sturm dahinſchreiten, und deren Füßen „die Haiden des Hochlandes" zum Teppich dienen. Im Knopfloch des Rockes trug der Obriſt — und dies war unerläßlich heute — das eiſerne Kreuz. Die Hand ſtützte ſich auf den wohlbekannten Stab, und die Sirene ſchien an dieſem Tage beſonders willig ihren Fiſchſchwanz und ihren breiten Rücken herzuleihen, um das Ihrige beizutragen, daß der wichtige Gang gut von Statten gehe.

Der Wächter am Grabdenkmal ſtand ſchon bereit, als er den Obriſt kommen ſah. Die Kameraden begrüßten ſich — auch Jene waren mit dem bedeutungsvollen Kreuze geſchmückt. Allein der Obriſt ließ ſich in kein Geſpräch ein; die Seele voll des

Ruhms der unvergeßlichen Siegestage, ſtürmte er ganz warm von der inneren Gluth der Vaterlandsliebe in die ſtille Halle, und das gebrochene farbige Licht fiel auch auf ſein Haupt, wie es damals auf das Haupt des Königs gefallen war.

Wer von den alten Kriegern Preußens kennt nicht dieſe Kapelle, in der lange Zeit die Marmorgeſtalt der ſchönen Königin allein ſchlummerte? Wer ſah ſie nicht, dieſe Blume aus Preußens Siegesblumenkranz? Dieſe Geſtalt, voll Schönheit und voll Trauer, dieſes reine Gebilde, das unendliche Schauer der Wehmuth aus jeder fühlenden Bruſt emporruft. Lange — lange Jahre ſah man hierher einen Mann kommen, oft in der Morgenfrühe, oft am ſpäten Abend — er kam immer allein, und kein Blick durfte ihm folgen, wenn dieſer — von Kummer und von den Jahren gebeugte — Mann in dem Dunkel dieſer ſtillen Mauern verſchwand. Jetzt iſt dieſem Manne eine Stätte neben der ſchönen Königin bereitet. Es ſäuſeln die alten Linden vor dem Grabhauſe, es waltet Stille und Frieden in der Umgegend dieſes Aſyls. Die beiden Königsgräber ſtehen — der ganzen Nation ein rührendes Vermächtniß.

Als der Obriſt eingetreten und ſein Haupt entblößt hatte, machte er dem Grabmal der Königin eine ehrfurchtsvolle und chevalereske Verbeugung, eine Verbeugung, ähnlich der, wie ein alter Krieger von feiner Sitte eine ſchöne Frau begrüßt. Es war etwas in ſeinem ſtarren, ehrwürdigen Geſichte, das wie Lächeln ausſah, und die Hand, die ſich grüßend hob, gab damit ein faſt zierliches und zärtliches Zeichen. Aber als er nun zum Denkmal des Königs ſich wandte, war er plötzlich wieder der alte Soldat, der im Geiſte ſeinem König gegenüber ſteht, das Antlitz voll ſtrenger Ehrfurcht, die Haltung ſoldatiſch ernſt, aber im Auge eine Wehmuth und ein Schmerz, wie ſie ſich ſelten in einem Menſchenantlitz zu malen pflegen.

Er beugte jetzt ſeine Kniee — er betete.

Die Linden ſäuſelten vor dem Eingange; die blauen Lichter ſpielten am Steinboden hin — es war ſtille.

Der alte Mann betete.

Er betete zu Gott, daß Preußens Ruhm blühen möge, daß das Land ſeiner Väter in Segen und Fülle ſich tauchen, daß der gute Geiſt nie von dem Volke weichen möchte, das Gott groß gemacht und vor andern Völkern erhoben.

Dann nahm ſein Blick einen Ausdruck unendlicher Liebe an. Ein flammend Herz war in ihm, und dieſes Herz legte ſeinen warmen Sonnenſchein gleichſam auf das kalte Steinantlitz, und ſpürte ſorgſam jedem Zuge nach, als ſchliefe der Mann dort, und als könne ein Blick ihn erwecken. Jetzt dachte er nicht an den Ruhm des Vaterlandes, er dachte an die Seele deſſen, der einſt unter dieſer äußeren Geſtalt unter den Menſchen umhergewandelt. Gedanken, wie ſie das Haupt eines Greiſes birgt, den ſelbſt bald das Dunkel des Grabes umſchließen ſoll, webten ihr geheimnißvolles Netz und ließen es auf den Todten niederſinken. Der Greis, ſelbſt um ſeinen eigenen Frieden bekümmert, erflehte den ewigen Frieden für ſeinen König. Seine Liebe für dieſen König kannte keine Grenzen. „O!" rief er, „möchten die böſen Tage, die Du erlebt, und die Du mit Deinem Volke brüderlich getheilt, zu ſo viel Siegeskronen der ewigen Freude Dir werden! Ich habe Dich geſehen, wie ein ſchweres Geſchick Dich beugte, o mein König, und ich ſah Dich, als Du mit den Deinigen triumphirteſt! Immer — immer warſt Du mein König — mein Herr! Immer ſtandeſt Du ſo vor mir, daß ich Dich lieben, daß ich Dich ehren konnte!" —

Dieſe Worte glitten unwillkührlich über die zitternden Lippen. Das Haupt ſank im Uebermaß des

Schmerzes tief und immer tiefer, bis es endlich den Marmor des Denkmals berührte, und ſo zuſammengebrochen in unendlichem Leid, regungslos lag der alte Krieger an den Stufen.

Die Linden ſäuſelten vor dem Eingange, die blauen Lichter ſpielten am Fußboden hin — es war ſtille.

Jetzt erhob er ſich. Der Wächter des Denkmals ſah am Eingange der Thür eine ſtolze, kriegeriſche Geſtalt erſcheinen. Es war der Obriſt, der Preuße von 1815 — der Preuße, der das gedemüthigte Frankreich zu ſeinen Füßen ſah, der Preuße, der, einer großen und ſtarken Nation angehörend, wußte, daß dieſe Nation berufen war, dem Erdball Geſetze vorzuſchreiben, wenn ſie beharrte bei dem Heldengeiſte, den ihre großen Könige ihr eingehaucht! So ſtand der Obriſt da — ein Bild des Ruhms und der Größe ſeines Volkes. Der Wächter wich zur Seite; es war wie eine Erſcheinung.

Der Obriſt ſchlug den Weg ein, der gegen das Ende des Gartens zu dem Felde und dem Fluſſe zuführte. Er hatte bei den ſtolzen und wehmüthigen Erinnerungen, denen ſeine Seele ſich ergeben, es nicht bemerkt, daß zwei Männer ihm bis in die Nähe der Grabkapelle nachgeſchlichen waren. Jetzt, an einem einſamen Orte, ſprangen dieſe Auflaurer hervor, und Einer derſelben ſchwang ſeinen Stock über dem greiſen Haupte. Der Obriſt wich zurück; er war ohne Waffen. Mit einer gebieteriſchen Stimme rief er Jenen zu und fragte ſie, was ſie von ihm wollten; er habe nichts bei ſich, und ein Raubverſuch ſei vergebens. Sie beachteten die Worte nicht, und der Keckſte dieſer Burſchen ſprang an den Obriſt heran, faßte ihn an der Bruſt und riß dabei das eiſerne Kreuz ab. Das Kreuz in ſeinen Händen ſehen, ihn mit Löwenſtärke an der Kehle packen und ihn an einen Baumſtamm ſchleudern — war das Werk eines Augenblicks! Der Angreifer ſchien auf einen Moment beſinnungslos, das Kreuz war zu Boden gefallen, der Obriſt hatte es aufgehoben und raſch in die Bruſttaſche geſchoben. Sein Ruf hatte einige der in der Nähe am Kanalbau beſchäftigten Arbeiter herbeigezogen; ſie kamen dem Bedrängten zu Hülfe. Als die herbeieilenden Männer ſichtbar wurden, wollten Jene entfliehen, doch nur dem Einen gelang es, der Andere wurde von den Arbeitern ergriffen. Er wandte ſich trotzig zum Obriſt und ſagte: „Wir ſind gedungen, Sie zu mißhandeln!“ —

„Von wem?“ fragte der Obriſt. „Ich weiß von keinem perſönlichen Feinde. Wenn Du mir offen geſtehſt, Burſche, wer Dich gedungen, ſo ſollſt Du frei ſein!“

„Nun denn — um dieſen Preis!“

Der Obriſt rief raſch: „Doch nein! ſchweig! Ich will es nicht wiſſen! — Der Name eines Unwürdigen, der Knechte dingt, um ſich an einem alten, waffenloſen Mann zu vergreifen — ich will ihn nicht wiſſen. An dieſem Tage — heute — ſoll der Klang eines ſolchen Namens mein Ohr nicht berühren!“

Aber ſchon hatte der Wind, der über die Fläche hinfuhr, den Namen „Weld“ an's Ohr des Obriſten geführt. Der alte Mann zuckte zuſammen, dann ſagte er vor ſich hinlächelnd: „Eine Antwort auf mein „Hinweg!“ an jenem Mittage. Die Männer der neuen Freiheit haben ihre eigene Art zu antworten.“

Der Miethling entſprang, und der Obriſt ſetzte unbehindert ſeinen Weg fort. Zu Hauſe fand er ſeine Thür mit Blumen bekränzt, und Louiſe und Adam ſeiner wartend. Er drückte dem Letztern die Hand und ſank in die Arme der Tochter. Es war eine lange ſchweigende — ſüße Umarmung.

Der Obriſt erwähnte des eben ſtattgehabten Vorfalls nicht.

Adam hatte das Geld für die verkauften Holzfigürchen gebracht. Der Ertrag war bedeutender ausgefallen als man erwartet hatte. Auf das Bild des verſtorbenen Königs waren gerade jetzt viele Beſtellungen eingegangen. Der Obriſt ſchloß die kleine Summe ein, nachdem er einen Ueberſchuß davon abgenommen. „Das iſt mein,“ ſagte er zum Bauern — das was drüber iſt — gehört denen, die ärmer ſind wie ich! den Cameraden, die ihr Brod vor den Thüren ſuchen müſſen. Ich kenne ſolche.“

„Ich auch,“ ſagte Adam, indem er ſich mit dem groben Tuchärmel eine Thräne aus den Augen trocknete.

„So wollen wir theilen,“ entgegnete der Obriſt. „Du giebſt, wer Dir bekannt iſt, ich Denen, die ich kenne. Und ſage ihnen, daß ſie es am Tage von Großbeeren bekommen. Keiner von ihnen wird dieſen Tag vergeſſen haben und hat Einer es, ſo hat er zugleich den Namen ſeines Vaters, den ſeiner Mutter vergeſſen. Ihm iſt nicht zu helfen.“

Adam hatte neuen Vorrath an Speiſevorräthen mitgebracht, Louiſe ein paar Flaſchen Wein. Der Tiſch wurde vom Fenſter abgerückt, nachdem der Obriſt ein Dintenfaß auf einen Blechteller und eine alte Feder mit ſchadhaftem Spalt bei Seite gebracht, immer rufend: „Kinder! Kinder! Ihr bedenkt nicht daß man mit Dinte vorſichtig umgehen muß.“

Louiſe und Adam zogen an den beiden Enden des Tiſchtuches; Jeder wollte ein größeres Ende auf ſeine Seite haben. Fünf Teller und die dazu gehörende Anzahl Meſſer und Gabeln wurde aufgelegt, ein Blumenſtrauß in die Mitte des Tiſches. Da nur drei Stühle ſich fanden, ſo erhielten dieſe der Vater und die zwei Cameraden aus Berlin; Adam und Louiſe ſchoben ſich die Bank heran, auf der die Jahrgänge des Militärwochenblatts nebſt einigen alten Karten und Schlachtplänen zu liegen pflegten. Der gedeckte Tiſch nahm ſich ganz hübſch aus, obgleich der Blumenſtrauß mit ſeinen prächtigen Georginen einen Schatten über das Ganze warf.

Wie Vater und Tochter den Tiſch betrachteten, hafteten Beider Augen zugleich auf den leeren Stellen auf dem Eckſchränkchen. Keines ſprach ein Wort aber Jedes dachte bei ſich: Wenn nun der Becher noch da wäre.

Aber der Becher war nicht da.

Der Obriſt brachte ein geſchliffenes Trinkglas aus dem Schranke heran und ſetzte es neben die Weinflaſchen. Louiſe konnte es nicht über ſich bringen ihren Vater anzuſehen, während er das Glas hinſetzte. An dieſem Tage war immer aus dem Becher getrunken worden.

Das ſchwarze Bild an der Wand — mit dem Florſchleier! — An wie viel Dingen war dieſes Schuld! Adam hatte ſo ſeine eigenen Gedanken, während er verſtohlen Vater und Tochter beobachtete und dann auf das ſchwarze Bild, das wie eine altteſtamentariſche Witwe in ihrem Trauerſchleier ausſah, hinblickte.

Wieder ein Blick zwiſchen Tochter und Vater. Das ſilberne Salzbüchschen fehlte: ein altes Erbſtück! Wieder ein Blick auf das ſchwarze Bild an der Wand! —

Die Hobelbank und die Werkzeuge waren bei Seite geſchafft worden.

Jetzt traten die Gäſte aus der Stadt ein. Die Cameraden grüßten herzlich und wurden herzlich begrüßt. Adam wurde ſteif — er wurde Soldat und ſtand an der Thür, bis ein gnädiger Wink ihn wieder beweglich machte und ein Händedruck ihn als vollgültig in den kleinen Kreis aufnahm. Louiſe entfernte ſich mit der Magd Catharine, deren Marktbuch ſie vorher prüfend durchgeſehen hatte, in die kleine Küche, um die Suppe hereinzubringen. Als die Suppe auf dem Tiſche ſtand, trat ſie dem Vater zur Seite. Der zog ſie an ſich heran, umſchloß ſie innig, und ihr Haupt an ſeine Bruſt drückend, ſprach er ein kurzes Tiſchgebet. Adam hielt die Hände gefaltet; die Gäſte ſtanden ernſthaft da. Als man ſich geſetzt hatte, ſchmeckte Allen die karge Koſt. Der Wein war gut und die Cameraden lobten ihn; Louiſe war ſtolz, denn ſie hatte ihn beſorgt. Ein ſtilles Glas auf das Andenken des verſtorbenen Königs — war der einzige Trinkſpruch bei dieſer Tafel der Veteranen. Neben dieſem Namen konnte und durfte kein anderer genannt werden. Die vielen, vielen Todten ſonſt noch — die braven, die überall vertheilt in fremder Erde ruhten — das Herz der Lebenden wußte um ſie — aber die Zunge nannte nicht ihre Namen. Es iſt etwas Heiliges um die Todten, die in ſchönen Ruhmestagen ſtarben, und noch mehr Heiliges iſt um die, die da hingingen in Tagen, wo es nächtlich grauſete, wo Männerherzen brachen in unendlichem Leid um die Schmach des Vaterlandes. O rührt nicht unbeſonnen an ein Todtenkleid! es könnte abfallen und Euch Wunder zeigen, deren Anblick Ihr nicht zu ertragen vermöget.

Das Geſpräch der Veteranen über die Tage der Schlacht, und über die Ereigniſſe, die dieſen Tagen vorangingen und ihnen folgten, laſſen wir hier weg. Es glich mehr oder weniger allen jenen vertraulichen Erinnerungen, die das Alter ſo gern einander austauſcht.

Die Gäſte entfernten ſich, um noch ein Caſino zu beſuchen. Der Obriſt blieb mit Adam und ſeiner

Tochter allein. Es fing ſchon an im kleinen engen Zimmer zu dunkeln.

Adam mußte von ſeinem Hausſtande erzählen, und er that es, indem er beſonders viel von ſeinem Kinde ſprach, einem armen, von der Natur ſehr vernachläſſigten Knaben, der als Krüppel zur Welt gekommen war. Der Vater erzählte mit freudig bewegter Stimme, wie in dem Kinde, das er bisher auch für geiſtig völlig verwahrloſt hielt, einige Verſtändniß des äußern Lebens und ſeiner Geſtaltungen hervorzudämmern beginne. „Freilich ſo groß und ſtolz wie der Wilm wird er nie,“ ſetzte der ehemalige Grenadier mit großer Genugthuung hinzu. „Mein Junge mißt fünf Fuß vier Zoll — das will ſchon etwas ſagen unter den kleinen Vierundzwanzigern.“

„Laß ihn nur ein braves Herz haben,“ bemerkte der Obriſt; „auf die Fuß und Zoll kommt es nicht an.“

„Freilich wohl,“ entgegnete der Bauer, allein bei einem Soldaten ſind auch die nicht zu verachten. Nach dieſen Geſprächen nahm Adam Braun Abſchied. Vater und Tochter blieben allein. Der Vater ſaß am Fenſter; das letzte Licht des Tages, ſich hinter dem Grün des Pelargoniumbäumchens vordrängend, ruhte auf dem erhobenen Arm des Greiſes, und ließ durch die Dämmerung die ſilberweißen dichten Augenbrauen ſchimmern. Der Greis ſaß gebeugt da und die Tochter wußte nicht, wohin ſein Blick gerichtet war; auf ſie nicht, denn das hätte ſie gefühlt, wenn auch nicht geſehen: der Blick der Liebe übt eine magnetiſche Kraft, die unmittelbar durch das Herz, nicht durch die Sinne aufgefaßt wird. Der Vater mußte die Augen geſchloſſen haben, wie er öfter that, wenn er vergangener Zeiten gedachte. Und Louiſe — ſo innig vertraut war ſie mit dem heiligſten Geiſtesleben des Greiſes — wußte, welche Geſtalt ihm jetzt in ſeinem Träumen vorſchwebte. Und ſie hatte ſich nicht geirrt. Nach einer Weile richtete ſich die gebeugte Geſtalt in die Höhe und der ſanfte Ruf: „Komm, mein Kind!“ erklang durch das Dunkel und die Stille.

Louiſe ſetzte ſich neben ihren Vater und legte ihr Haupt an ſeine Schulter. Er umſchloß dieſes Haupt liebkoſend mit der Hand.

„Haſt Du an dieſem Tage auch Deiner Mutter gedacht, Mädchen?“

„Ja, mein Vater.“

„Sie ruht fern von uns unter grünem Hügel. Haſt Du auch — ſeiner — des Verlorenen gedacht?“ Die Stimme des Greiſes bebte. Louiſe wollte antworten, er verhinderte es durch eine zärtlichere Liebkoſung. „Still; ich weiß Du haſt an ihn gedacht!

Wie ſollteſt Du nicht. Wenn er lebte, wäre er jetzt dreiundzwanzig Jahr.“

„Und ſechs Monate, Vater. Im Februar war ſein Geburtstag.“

„O, Du brauchſt mir das nicht zu ſagen.“

Eine Pauſe. Es wurde immer dunkler im Stübchen. Die beiden Herzen, Vater und Kind, ſo nah an einander, widmeten dem Dritten, von dem ſie nicht wußten, ob es noch ſeine Pulſe zähle, ein gemeinſames, ſchmerzenvolles Andenken.

Wieder fuhr die Hand des Greiſes an der Wange des Mädchens herab.

„Es iſt auch beſſer ſo!“ ſagte er ſtammelnd. „Jetzt geh' ich dahin und nehme mit mir in's Grab Alles, was meiner Zeit angehört. Wär' er da, ich könnte nicht ſo friedlich ſcheiden. Der Vater will in ſeinem Sohne weiterleben; er ſoll ausführen, was der Alte nicht mehr gekonnt und Alles, was die Vaterbruſt an ſtolzen Hoffnungen nährt, es wird auf das junge Herz übertragen. Das iſt eine thörichte Selbſtſucht — mein Kind! Hältſt Du es nicht dafür! Es ſoll Jeder für ſich ſtehen und Keiner auf den Andern ſeine Hoffnungen übertragen. Das ſag' ich mir oft, wenn mir das Herz brechen will in dem Gedanken, daß ich keinen Sohn habe.“

Louiſe wagte nicht in dieſem Moment mit ihrer Liebe hervorzutreten. Der Vater hatte eben dieſe Liebe ſelbſtiſch genannt. Und konnte ſie überhaupt ſeine Hoffnungen erben, ſie, ein armes, ſchwaches Mädchen? Konnte ſie ſich in die ſtarke, große Welt der Männerthaten und Männerhoffnungen eindrängen?

Der Greis fuhr fort: „Heute, wie mir der Unfall begegnete — wenn er mir zur Seite geſtanden! Wie hätte ſein ſtarker Arm den Vater geſchützt!“

„Wie, Vater, es iſt Dir ein Unfall begegnet?“

„Nichts, mein Kind — nichts, nichts! Ich träume. Und wie war ſein Lächeln ſo ſüß, wie ſo ganz hatte er die treuen Augen der Mutter! —“

Der Obriſt unterbrach ſich hier und nahm das Kettchen in die Hand, das an ſeinem Cigarrenhalter von Horn befeſtigt war. „Dieſes Kettchen — es iſt das einzige Geräth von edlem Metall, das ich zurückbehalten — ſelbſt das Portrait der Mutter hab' ich nicht verſchont — dieſe Kette war an einem kleinen Pfeifchen befeſtigt, das ich noch am Tage vor ſeinem Verſchwinden in ſeiner Hand gewahrte. Dieſes Kleinod wird mich nicht verlaſſen. Und wenn ich ſterbe, Louiſe, ſo hebe Du es auf.“

Die Tochter verſprach es.

Die Gedanken des Greiſes kehrten zu dem Punkte zurück, von dem ſie ausgegangen waren, und er ſagte mit einer Stimme, die in ihrer Weichheit ſo viel Erſchütterndes hatte: „Weißt Du, was mich jetzt wieder an den Verſtorbenen erinnert? Jener Bauer. Hörteſt Du, wie er von ſeinem Kinde ſprach — mit welcher Vaterfreude, und doch iſt jener Knabe ein elender Krüppel; man kann kaum Freude an ſeiner Exiſtenz haben, aber der Vater — er iſt ordentlich ſtolz auf ihn! Ach, wie erklärlich finde ich das!“

„Der Bruder lebt!“ rief Louiſe leiſe.

Der Greis fuhr auf, als wenn eine Geiſterſtimme durch's Gemach getönt, dann aber ſank er wieder zurück und über ſeine bleichen Lippen zitterten mit einem tiefen Seufzer die Worte: „todt! — todt!“

12.

Der Obriſt empfängt einen unerwarteten Beſuch.

Die Sirene arbeitete wieder lebhaft.

Der Obriſt ſtand auf den mittleren Stufen ſeiner Treppe und winkte mit dem Stock, daß man den Fremden, der zu ihm wolle, nicht hinauflaſſen ſolle. Catharine, die nicht gut hörte, beſonders bei feuchtem Wetter, wie ſie behauptete, und es war demnach nie gutes Wetter für ſie — fragte laut, was der Herr Obriſt eigentlich meine.

Der Obriſt ſtieß einen ſoldatiſchen Fluch aus.

Die Glasthür zum Atelier öffnete ſich und Fräulein Roſa erſchien, hinter ihr das blaſſe, übelwollende Geſicht Angelica's.

Der Obriſt zog ſich raſch zurück; allein er verlor bei dieſem Rückzug ſeinen Stock und die Sirene rollte zu den Füßen der Putzmacherin. Keine der Damen rührte den Stock an.

„Mein Himmel, welch ein Lärm!“ rief die Putzmacherin. „Was giebt's?“

In dieſem Augenblick trat der Beſuch ein, der da abgewieſen werden ſollte. Es war ein junger Mann von ſtolzer Haltung und einem edlen, obwohl etwas düſtern Geſichte. Vom Obriſt ſah man nur einen Fuß und den Sporen daran. Er war eine Stufe wieder herabgeſtiegen, um durch die Oeffnung oberhalb der Thür erſtlich über das Schickſal der Sirene, und dann über die Perſon des Gaſtes ſich Auskunft zu verſchaffen. Er erkannte Jemand, deſſen Anblick ihn mit Freude erfüllte.

„Wohnt hier der Herr Obriſt von Rechow?“

„Zu dienen, mein Herr. Er wohnt allerdings hier.“

Der Obriſt war feſt entſchloſſen, nicht eher hervorzutreten, als bis die Glasthür ſich geſchloſſen.

„Iſt er zu Hauſe?“

Die Putzmacherin warf einen Blick auf den Fuß mit dem Sporen. Sie hatte früher vernommen, daß der Obriſt nicht wolle zu Hauſe ſein, und es war ihr ſehr angenehm, jetzt eine Gelegenheit zu haben, dem „Sonderling“ einen Poſſen zu ſpielen. Sie hatte die Scene an der Hausthür nicht vergeſſen, ſo wie das Geheimhalten der Tochter. Sie rief: „Ja, mein Herr, er iſt zu Hauſe! Dort ſteht er.“

Mit einem ſchadenfrohen Gelächter, das tief im Atelier ſein Echo fand, ſchloß ſich die Glasthür. Der junge Mann ſchritt vorwärts. Der Obriſt kam ihm entgegen. Catharine bemächtigte ſich der Sirene.

„Sehr erfreut, Sie zu ſehen, Herr von Hohenheim.“

„Herr Obriſt, darf ich die Worte in vollem Ernſte nehmen?“

Der Obriſt winkte ſeinem Gaſte voraus zu gehen, und der junge Offizier bemächtigte ſich des Geländers der kleinen, baufälligen Treppe. Oben angelangt, nahm er den Platz am Fenſter ein, und der Obriſt ſetzte ſich ihm gegenüber an den Tiſch, doch ſo, daß er die Ausſicht auf das verſchleierte Bild ſeinem Gaſte raubte.

„In der That,“ hob der Veteran an, „bin ich neugierig zu erfahren, wie Sie den Weg zu der verſteckten Klauſe eines Einſiedlers erfahren haben, mein lieber junger Mann?“

„Soll ich's offen geſtehen?“

„Gewiß, ganz offen.“

„Durch Ihr Fräulein Tochter.“

Der Obriſt machte eine etwas überraſchte Miene, die aber gleich wieder in ein freundliches Lächeln überging. „Sie haben den rechten Wegweiſer gefunden,“ ſagte er. „Dieſer Weiſer zeigt nicht blos auf meine Thür, ſondern auch auf mein“ — die Sirene befand ſich wieder in ſeiner Hand und er ließ ſie leiſe an die linke Bruſtſeite antippen.

„Sie übernahm es nur, mich zu Ihrer Thüre zu weiſen.“

„Natürlich; denn Sie hatten ſchon vorher den Weg gefunden, der zu meinem Herzen führt. Geben Sie mir die Hand, Herr Lieutenant. Ihre warmen, patriotiſchen Aeußerungen an jenem Tage haben mich Ihnen zum Freunde geworben.“

Der junge Offizier erwiederte den Händedruck mit Ehrerbietung und zugleich großer Herzlichkeit. „Jene Aeußerungen waren unvorſichtig, Herr Obriſt.“

„Das kann ſein; darauf verſtehe ich mich nicht: allein ſie waren ein Wort zu ſeiner Zeit ausgeſprochen. Ein Wort, das einem alten Manne Erquickung ſchaffte.“

„So bereue ich nicht, dieſes Wort geſprochen zu haben.“

„Ei, das ſollen Sie auch nicht. Und noch beſſer, wiſſen Sie was? Laſſen Sie's drucken. Ich nehme ein Exemplar — ja wahrhaftig, ich nehme eins. Es ſoll dort in meiner kleinen Bibliothek ſtehen neben dem Feldzug von 1815 und dem militäriſchen Wochenblatt."

Der Offizier ſagte mit einigem Zögern: „Es wäre nur für meine Stellung gefährlich."

„Ah — Sie haben Recht — die Volksſchmeichler, die Schmeichler der Tagesbewegung; aber haben Sie keine Sorge: das alte Preußen bringt durch. Wir gehen nicht in Deutſchland auf. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf — ich! das Verhältniß iſt ſo: Deutſchland iſt ein alter, bettelhafter Mann, der eine junge hübſche, reiche Frau heirathen will, um ſich wieder auf die Beine zu bringen. Jetzt thut der alte Ehekrüppel, als wenn er Wunder was wäre, er wattirt Bruſt und Beine, er ſteckt ſich einen Blumenſtrauß in's Knopfloch, er ſtaffirt ſich mit blondem Lockenhaar und falſchen Zähnen aus und ruft: Ha! ich bin der Junge, Reiche und Mächtige — ich thue dem Weibchen eine Ehre an, wenn ich nach ihr freie! Aber das junge blühende hübſche Weib ſieht durch all' die Watte und Schminke die hohlen Wangen und die knickenden Beine des Freiers und ſagt: Ich danke hübſch; um deine Schulden zu bezahlen, ſoll ich arm werden, um deine ſchlechten Säfte zu verbeſſern, ſoll ich meine Jugend und meine Kraft hingeben! Ich danke. Und nun iſt der alte Freiersmann wüthend und ſchreit und jammert über die aufgeblaſene, impertinente Perſon, die nicht weiß, was ſie will und die in ihr eigen Verderben rennt! Und das Geſindel, das dem alten heruntergekommenen Mann zu der reichen Frau verhelfen will, um dabei ſeinerſeits die Taſchen ſich zu füllen und zu Anſehn zu gelangen, ſchreit noch ärger als der alte Mann ſelbſt über die Impertinenz und die Hoffahrt des jungen Weibes; das junge Weib aber bleibt bei ihrem Entſchluß und ſagt dem alten Herrn: ich will Ihre gute Freundin und Nachbarin bleiben, wie ich's immer geweſen bin, aber Ihr Weib — nein!

„Glauben Sie, Herr Obriſt, daß ich dies jetzt ſo gerade weg ſagen dürfte?"

„In andern Worten — freilich."

„Das junge Weib kokettirt aber jetzt offenbar mit dem alten Manne."

„Allerdings, das thut ſie."

„Und giebt dem alten Herrn Zuſicherungen."

„Nein das thut ſie nicht. Das widerſtreite ich. Sie hat ihrer Ehre noch um keinen Zoll breit vergeben. Noch um keinen Zoll breit. Das Kokettiren freilich iſt auch häßlich, und das hätte ſie bleiben laſſen ſollen, allein ſie iſt eitel und gefallſüchtig."

„Laſſen wir die Metapher fallen" — hob der

Offizier nach einer Pauſe an, „und ſprechen wir von der Sache in Ausdrücken, die ihr völlig anpaſſen. Ich kann, Herr Obriſt, meine Anſichten nicht ausſprechen, ohne gewiſſe Verſprechungen zu berühren.“

„Was ſind dieſe Verſprechungen? Worte! Sie verfliegen im Winde wie Spreu. Die ganze Nation ſteht auf und ruft: Nein! Man giebt an einem ſchönen Morgen nicht ſein Königreich weg, das hunderte von Jahren aufzubauen gekoſtet hat. Geben Sie Acht, ſo lange die Sachen ſo gehen, daß man ihnen allenfalls ruhig zuſchauen kann, ſo wird alles in langen, ſchönen Reden und Höflichkeiten auslaufen, aber laſſen Sie nur einen Finger ſich erheben der unmittelbar an den Nerv taſtet, ſo ſpringt das echte, wahre Preußenvolk wie ein Mann auf. Ich kenne dieſes Volk, ich bin dieſes Volkes Sohn! Freilich der Sohn des Volkes, das ſich hier auf den Straßen herumtreibt, und ſeine Sprecher und Advokaten hat, bin ich nicht. Will auch für dieſe Ehre gedankt haben.“

Der Offizier ſagte: „Aber geben wir zu, daß die Idee eines großen, einigen, in allen ſeinen Theilen vollkommen in einander greifenden Deutſchlands — ſchön iſt.“

„Wenn ſie nur ausführbar wäre! Wenn nur der

Haß, der Neid, die Eiferſucht nicht wären, die die Stämme von Beginn ihrer Exiſtenz an von einander getrennt haben. Und jetzt will man dieſe Einigkeit zu Stande bringen, da der Egoismus der Staaten aufs Höchſte getrieben iſt.“

„Gott ſei Dank, daß dem ſo iſt!“ rief der junge Offizier, „denn der alles nivellirende Communismus ſteht uns als gewappneter Feind gegenüber.“

„Das iſt's! Darum ſoll man den Egoismus der Staaten, den ich beſſer: concentrirte Vaterlandsliebe nenne — ja nicht verbannen. Nur indem wir offen und immer wieder erklären, daß wir Preußen, und nur ausſchließlich Preußen ſein wollen, indem wir uns an die großen Thaten unſerer Geſchichte, an den Heldenmuth und die Größe unſerer Fürſten eng anklammern, wird es uns gelingen, dieſem perfiden und den Grundbau der Geſellſchaft zerſtörenden Gelüſte des Communismus jeden Weg in unſeren Staat zu verſperren.“

„Aber nun genug, mein Herr. Ich bin ein alter Mann und verſtehe vielleicht den Lauf der Welt nicht mehr; auch kamen Sie wohl nicht her, um mit mir über dieſe Dinge zu ſprechen.“

Der junge Offizier ſchwieg befangen.

„Führt Sie ein Geſchäft zu mir?“

„Ich kam um Ihnen meine Achtung zu bezeigen, doch hätte ich nicht gewagt dieſem ſelbſtiſchen Triebe unbedingt zu folgen; zum Glück für mich kam ein Auftrag des Kriegsminiſters hinzu.“

„Des Kriegsminiſters?“

„Er gab' mir den Befehl, Sie zu beſuchen und Sie — auf die rückſichtsvollſte Weiſe — um Erklärung zu bitten, weshalb Sie die Ihnen zuſtehende Penſion aufgegeben.“

Der Obriſt führte die Sirene an den Mund und ließ ſie ſich unter den Silberhaaren des Schnurrbarts einwühlen. „Hm! weshalb? Nun, ſagen Sie dem Miniſter, daß ich in Wohlhabenheit lebe und des Geldes nicht bedarf.“

Herr von Hohenheim warf einen Blick auf die Umgebungen im Stübchen. Dieſer Blick, ſo flüchtig er war, entging dem Obriſten nicht. „Ah,“ rief er, „Sie forſchen nach, worin dieſe Wohlhabenheit beſtehe? Es ſieht hier nicht danach aus. Aber meine Wohlhabenheit beſteht in der Gabe, die mir das Geſchick verliehen, wenig Wünſche zu haben und leicht zufriedengeſtellt zu ſein.“

„Eine koſtbare Gabe.“

„Ja, ſie iſt ſehr koſtbar.“

„Nun denn, Seine Excellenz bittet Sie dieſe Penſion wieder anzunehmen.“

„Nicht doch! Was denkt der Miniſter? bin ich ein Kind, das heute dem widerſpricht, was es geſtern geſagt hat? Solche Kinder giebt es freilich viele heut zu Tage, allein ich bin keins.“

„Der Miniſter — hat in ſeiner ſchweren Stellung Freunde nöthig. Er kennt Ihre Geſinnung und freut ſich deren. Er erinnert ſich, daß Sie und er, früher Kriegscameraden geweſen — er erinnert ſich, daß Sie ihn Freund und Bruder genannt.“

„O, was das betrifft, ich nenne ihn noch ſo.“

„Und beſuchen ihn nicht?“

„Mein lieber junger Mann, wenn unſre Freunde Miniſter werden, ſo thun wir gut daran, uns nicht vorſchnell daran zu erinnern, daß ſie unſere Freunde waren. Wir könnten auf ein ſchlechtes Gedächtniß ſtoßen.“

„Bei einem Manne, wie unſer Miniſter, haben Sie dies gefürchtet?“

„Ich will nicht ſagen ja, ich will nicht ſagen nein. Kurz und gut wenn er nicht mein Freund geweſen wäre von früherher, ſo hätte ich ihn vielleicht jetzt aufgeſucht.“

„Er ſucht Sie auf.“

„Sagen Sie ihm meinen Dank. Theilen Sie ihm mit, wie Sie mich gefunden; daß ich froh und zufrieden lebe, und daß ich nichts bedarf. Es wird ihn freuen, wenn er dies hört — wenn er noch mein Freund iſt. Tauſende fordern jetzt von ihm Verbeſſerung ihrer Lage — er hat das ſchwierigſte Miniſterium im Staate, denn er hat es mit einer für den Augenblick zurückgeſetzten, beleidigten Armee zu thun — es wird ihn freuen, Jemanden zu wiſſen der nichts von ihm verlangt.“

Der junge Offizier verbeugte ſich. „Ich werde dieſe Antwort überbringen; allein ich fürchte ſie wird wenig willkommen ſein.“

Der Obriſt erhob ſich, und dies galt dem Gaſte als Zeichen der Trennung. Er ſchied, nochmals mit einem herzlichen Händedruck verabſchiedet.

13.

Das ariſtokratiſche Haus.

Eine Droſchke fuhr eilig über die Waiſenhausbrücke in Potsdam und lenkte der Kirche vorbei, dem Gaſthauſe „zum Einſiedler“ zu; von dort aus bog ſie in eine Seitenſtraße.

In der Droſchke ſaß die Flottendame.

Es war ſchon Dreiviertel auf Ein Uhr, und um Ein Uhr fand das Frühſtück ſtatt, zu dem ſie eingeladen. Der alte Graf wartete nicht gern mit dem erſten Gläschen Madera. Die Flottendame war auch hungrig und liebte auch Madera, aber ſie dachte jetzt an etwas Anderes; ſie war glücklich, denn ſie hatte funfzehn Looſe zu einer Armenlotterie abgeſetzt, zehn Karten für eine Sammlung Waffen indiſcher Häuptlinge, die zu wohlthätigen Zwecken gezeigt wurde, drei Subſcribenten geſammelt für ein Album zum Beſten Abgebrannter, und ſieben und eine zweifelhafte achte Unterſchrift erhalten zu einem Concert, das berechnet war, einen armen Hausvater mit ſiebenzehn Unmündigen wieder auf die Beine zu bringen. Außerdem hatte ſie einen alten Spitzenſchleier verkauft, ſechs ſilberne Serviettenringe und einen Unterſatz mit ſilberner Einfaſſung zu einer Suppenſchüſſel, und einen alten vergoldeten Kammerherrnſchlüſſel als Sammlung für die Flotte erhalten. Alles dieſes an einem Vormittage.

Bei ſolchen Umſtänden litt die Flottendame dann gern Hunger.

Und nun eilte ſie einem ungeheuer reichen Hauſe entgegen — wie konnte dieſer Tag noch enden!

Mittlerweile beabſichtigte ſie, den Kutſcher der Droſchke patriotiſch zu bearbeiten, daß dieſe rohe Natur ſich bewogen fühlte, im Intereſſe der deutſchen Flotte auf die fünf Silbergroſchen zu verzichten, die ihm dafür zukamen, daß er die Flottendame zum Orte ihres diesmaligen Mittageſſens führte.

Sie ſetzte ſich ſo nah als möglich dem vordern Platz in der Droſchke, und indem ſie vorſichtig die Falten ihres ſchon zweimal gewendeten ſeidenen Kleides zuſammenfaßte, lag ſie in graziöſer Stellung zum Kutſcher gebeugt und flüſterte: „War Er ſchon jemals zur See, mein Freund?“

„In Weißenſee? Ne.“

„Nicht in Weißenſee. Ich frage, ob Er jemals auf dem großen, offenen Meere geſegelt hat?"

„Ick gloob, man kann auf dem Meer mit keener Droſchke fahren."

„Allerdings nicht, mein Freund!" — Die Flottendame mußte über dieſe Kindlichkeit lächeln. Sie öffnete ein kleines Etui und nahm ein Pfeffermünzkügelchen in den Mund. „Da hat Er Recht, mein Freund — man fährt auf dem Meere mit Schiffen! mit prächtigen, großen Schiffen. Ein ſolches will unſer König nun bauen."

Der Kutſcher nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er mit dieſem Plane des Königs vollkommen einverſtanden ſei und ſeinerſeits nichts dagegen habe. Die Flottendame aber wünſchte mehr. Sie warf ihm einen feurigen Blick zu und ſagte, indem ſie in ihre Stellung etwas ſo Weiches, Schwankendes legte, als läge ſie bereits am Bord eines Schiffes. „Man ſammelt jetzt im ganzen Lande für dieſes Schiff, und Er wird gut thun, mein Freund, wenn Er auch etwas dafür giebt. Was meint Er, Lieber, wenn ich für Ihn fünf Silbergroſchen in den allgemeinen Schatz lege?"

„Fünf Silbergroſchen will Madamken für mich bezahlen? — 's iſt gut! Kann geſchehen!"

„Großmüthiger Mann! Ja, ich wußte wohl, daß ich keine Fehlbitte thun würde. Man muß nur auf die rechte Weiſe zum Volke ſprechen.“

Die Droſchke hielt und die Flottendame wollte entſchlüpfen, ohne bezahlt zu haben; eine derbe Fauſt packte in die Falten ihres Kleides und brachte den morſchen Stoff einer gefährlichen Kriſis nahe. „Wat iſt dat? Mein Geld! Madamken.“

„Mann! denkt an Eure eigenen Worte vorhin.“

Die Hand hielt noch immer das Kleid, ſo daß die Dame, die ſchon die Droſchke verlaſſen hatte, in einer nicht ganz paſſenden Attitüde, hochgeſchürzt auf der Straße ſtand. Der Kutſcher ließ das Gewand los, bemächtigte ſich des Sonnenſchirmes, der noch im Wagen lag, und rief: „Madamken, wenn Sie ausreißen will, ſo behalte ick dat. Ne, ſo war es nich gemeent!“ — —

Der Streit durfte nicht weiter ausgedehnt werden; die Geſellſchaft wartete muthmaßlich. Die Flottendame gab alſo dieſes Project auf und zahlte nicht ohne lebhaften Verdruß die geforderten fünf Silbergroſchen, welche auf dieſe Weiſe der Flotte entgingen.

Das ariſtokratiſche Haus beſtand in dem alten Grafen Werder-Wendheim, in ſeiner Tochter, der verwitweten Fürſtin Warrwach-Sollns und deren zwei Töchter und einem Sohne, welcher Offizier bei der Garde du Corps war. Außer der Familie war noch ein Juſtizrath gegenwärtig, ein alter Bekannter des Grafen. Die Familie war unter ſich. Der Juſtizrath und die Flotiendame wurden nicht als Fremde gerechnet.

Der junge Mann war in der Uniform ſeines Regiments; er war eben von der Parade gekommen. Er ſtand am Fenſter und blickte hinab, die Linke auf den Säbel geſtützt, den er noch nicht abgethan hatte.

„Der König nahm die Parade ab?“ fragte die Fürſtin.

„Der Prinz war gegenwärtig,“ antwortete der Sohn.

„Sprach der König zu Euch?“

„Der Prinz ſprach.“

„Wie lange blieb der König?“

„Der Prinz blieb bis zu Ende. Wir Offiziere hatten die Ehre, in ſeiner Geſellſchaft wegzureiten. Er wandte ſich zu mir; er ſah mein freudeſtrahlendes Auge und fragte, was mir Angenehmes begegnet ſei. „Eure königliche Hoheit ſind wieder in unſerer Mitte,“ antwortete ich. Die Cameraden nickten mir zu. Der Prinz ſchwieg.“

„Wird der König heut nach Berlin fahren?" fragte der Juſtizrath.

„Ich hab' mich nicht darnach erkundigt. Der Prinz bleibt hier."

Die Fürſtin lächelte; der Juſtizrath empfand einen Schreck über die ſeltſamen Antworten, die auf die Fragen nie paßten.

Der alte Graf trank ſeinen Madera. Die jungen Damen ſaßen noch am Fenſter am Stickrahmen. Die Flottendame hatte ſich zu ihnen geſetzt. Kleine Tiſche wurden herangeſchoben; die Diener präſentirten die Schüſſeln des Frühſtücks. Es gab darunter ausgeſuchte Delikateſſen. Die Fürſtin und ihr Vater ſchoben ſich Eine dem Andern einzelne Teller zu, bis der Graf ſich in die unergründliche Tiefe eines alten Cheſterkäſe verſenkte, der eine penetrante Atmoſphäre, die von ſeinem ehrwürdigen Alter zeugte, verbreitete. Dahin folgte ihm die Fürſtin nicht. Er ſchwelgte allein. Zwei prächtige Neufundländer Hunde umſtanden ihn zu beiden Seiten, und richteten ihre ſcharfen, aufmerkſamen Augen auf die Bewegungen der Hand und des Mundes des Herrn.

So eben war die Nachricht von Cavaignac's Beſiegung der Inſurrection in Paris eingetroffen, ſo wie von Radetzky's kühnen Thaten. Der Juſtizrath begann über dieſe Nachrichten mit dem Grafen ein Geſpräch. Die Fürſtin miſchte ſich ein. Der Sohn am Fenſter rief aus:

„Und wir — und wir!“ — Er ſtieß mit dem Säbel ſo hart auf das Parket des Fußbodens, daß die Kryſtallgläſer auf dem Tiſche zitterten.

„Alfred!“ rief die Fürſtin.

Er wandte ſich um: „Aber nein! — nein! — ich will nicht ruhig ſein, nicht mich geduldig fügen. Himmel! die Schmach brennt mir das Herz morſch. Alle Tage — alle Tage Erinnerungen an dieſe Höllennacht!“

„So nimm Deinen Abſchied, wenn Du es gar nicht mehr aushalten kannſt!“ ſagte die Fürſtin. „Wir haben ja noch zum Glück Beſitzthum — wer weiß, wie lange wir es haben.“

„Abſchied! — Abſchied! das iſt immer Ihr erſtes Wort. Sie verſtehen nicht, was ich eigentlich meine. In einem entfernten, abgelegenen Winkel ſoll ich ſitzen und recht deutlich fühlen, daß ich nicht nöthig bin. Das wollen ja dieſe Niederträchtigen, dieſe Feinde und Verläumder des Adels; ſie wollen, daß wir verſtimmt und ſchmollend uns zurückziehen und ihnen das Feld laſſen. Aber ich will ihnen zeigen, daß ich ein Sohn des Landes bin. Preußen iſt mein Vaterland — ich ſein Kind, ſein Sohn! Meine Voreltern haben für ſeinen Ruhm gefochten, ich habe Rechte auf dieſes Land. Wer beſtreitet ſie mir? Und zwar will ich als Soldat dieſe Rechte geltend machen.“

Da Alle ſchwiegen, fuhr er fort, indem ein Zug von Wehmuth ſich in ſeine jugendliche, ſtolze und dröhnende Stimme miſchte. „Und gerade uns dieſen Schimpf! Sei es, daß er es nöthig erachtete, die anderen Soldaten aus ſeiner Nähe zu entfernen — aber uns! Keine Gewalt der Erde hätte ihn vermögen ſollen, ſeine treue Leibgarde, die ſich keines Fehls ſchuldig gemacht hatte, aus ſeiner Nähe zu verbannen. Und weshalb zu verbannen? Weil eine Rotte Aufrührer es verlangt. Dem ſchlimmſten Geſindel der Hauptſtadt, durch fremde Unruheſtifter aufgehetzt, dem müſſen wir weichen. O, ich hätte in jener furchtbaren Stunde, als auch wir den Befehl erhielten, uns zu entfernen von unſerm Poſten, den wir mit Ehren unter drei Regierungen inne gehabt, uns zu entfernen! Und wie entfernen? Wie Diebe in der Nacht mußten wir das königliche Schloß verlaſſen! — ich hätte weinen mögen wie ein Kind. Mein erſter Gedanke war hinaufzuſtürmen die marmornen Treppen, um ihm meinen Säbel zerbrochen vor die Füße zu ſchleudern. Da riefen mir aber die Cameraden; ihr mahnendes Wort ſchlug an mein Ohr, und ſo zogen wir durch die Nacht dahin — ernſt und ſchweigend, und zum erſten Male das grimmige Feuer unverdienter Schmach auf unſern Häuptern fühlend.“

„Mein Kind!“ ſagte die Fürſtin mit dem gezwungenen Tone der Gleichgültigkeit — „das ſind Dinge, die man vergeſſen muß.“

„Die wir aber nie vergeſſen werden. Der Soldat hat nur ſeine Ehre — wer die angreift, wer nicht allein zugiebt, ſondern wer ſogar befiehlt, daß ſie befleckt werde, der hat —“

„Alfred!“

Die Fürſtin gab ihrem Sohne einen Wink, der in einem flüchtigen Seitenblick auf den Juſtizrath und die fremde Dame beſtand. Der junge Mann blickte wieder mit einer düſtern und verwilderten Miene aus dem Fenſter hinaus. Nach einer Weile ſagte er, indem er ſich zum Lachen zwang: „Und nun dieſe Schmähungen und Vorwürfe anzuhören! Warum unſere Angehörigen nicht nach Berlin kommen? wird gefragt! Der Adel, heißt es, begiebt ſich auf feige Flucht — er betheiligt ſich nicht an den Intereſſen des Volks, er hängt nicht mit dieſem zuſammen.

Ha! an den Intereſſen dieſes Volkes ſollen wir uns betheiligen! Daß wir mit dem wahren Volke zuſammenhängen, mit ihm eine Maſſe bilden, das haben die Jahre 1812 bis 1815 gezeigt. Bei dem Aufruf des Königs, zu den Waffen, trat Edelmann und Bauer in eine Linie. Die edelſten Geſchlechter ſuchten eine Ehre darin, mit dem tüchtigen braven Mann aus dem Volke um den Preis der Vaterlandsliebe zu ringen. Das war der preußiſche Adel! Und dieſe Plünderer, dieſe leeren Phraſenmacher — wagen es über den Kern und Gehalt dieſes Adels abzuſprechen, ihn bei dem Volke zu verläumden. Und Alles das muß man dulden! Ein Soldat — und dulden!"

„Eure Zeit wird kommen" — ſagte die Fürſtin — „wenn man Eurer nach Außen hin bedürfen wird. Ich denke noch der Zeit, wo kein edles Haus im Lande ohne Trauerflöre beſtand. Man brachte einer armen Mutter die Leichen ihres Mannes, ihrer Söhne. Damals jubelte das Volk und rief: So ſind preußiſche Edle! Seht, kein Haus hat ſich ausgeſchloſſen; alle, alle haben ſie dem Tod Beute geſchickt."

Der Sohn ſah ſeine Mutter an, und jener frühere Zug von Wehmuth machte ſich wiederum in ſeinem ernſten Geſichte Platz. Er rief: „Wenn das wiederkäme! Wenn ein ſchöner Schlachtentod uns, deren Jugend geknickt iſt, deren Herz den Todesſtoß gerade von der Hand, die es beſchützen ſollte, erhalten hat — uns von hinnen nähme! O, ich würde die Erde küſſen, ſie willig mit meinem Blut tränken, denn ſie gäbe mir — das höchſte Gut, was ich erſtrebe — ein ehrenvolles Soldatengrab."

Er ſchwieg ſtille und alle Andern ſchwiegen auch. Es wollte kein anderes Geſpräch aufkommen. Endlich fragte der alte Graf ſeine Tochter: „Haſt Du ſagen laſſen, daß wir heute Abend nicht die Ehre haben könnten, im Hofzirkel zu erſcheinen?"

„Ich bin ſelbſt zur Gräfin Dönhoff gefahren. Es ſchien etwas aufzufallen, daß wir zum drittenmal refüſirten."

„Aber man wird begreifen, daß ein Mann von faſt achtzig Jahren —"

„O ja — man begreift," entgegnete die Fürſtin kurz.

Die Töchter kamen und zeigten ihre Stickerei vor. Die Flottendame benutzte die Gelegenheit, wo die Perſonen in dieſem Gemach wieder freier athmeten, um ihr Geſuch anzubringen. Der alte Graf ſtand auf und ſich der Bittſtellerin nähernd, nahm er ein ſchlaues, heimliches Lächeln an und drückte ihr einen

Dukaten in die Hand. „Wie oft," ſagte er, „hab' ich in meinem Leben einem ſchönen Kinde auf dieſe Weiſe ein Goldſtück zugeſteckt."

Die Flottendame, die ganz Tugend war, fühlte ſich empört, daß der Graf ſich rückſichtlos ſeinen lüſternen Erinnerungen überließ, und daß er ſogar ſie zum Anknüpfungspunkt dieſer Erinnerungen brauchte. Indeſſen nahm ſie das Goldſtück, und murmelte, daß ſie es auf die Liſte bringen werde.

„Laſſen Sie Ihre Teufelsliſte mir aus dem Spiel!" polterte der Graf. „Ich will auf keiner Liſte ſtehen."

„Aber ich — ich!" rief Alfred, und löſte eine ſchwere goldne Kette von ſeiner Uhr. „Hier dieſe Goldſtücke und dieſe Kette, mein Fräulein! Bitte — erlauben Sie, daß ich ſie Ihnen zu Füßen lege."

Die Schweſtern lächelten und die Flottendame ſtieß einen Schrei dankbaren Staunens aus. „Seit wann intereſſirt er ſich ſo ſehr für die deutſche Flotte?" fragte der Graf ſeine Tochter, indem er ſeitwärts auf den jungen Mann zeigte.

„In der That — ich weiß nicht ſeit wann. Ich kenne dieſe Leidenſchaft noch nicht."

„Aber, Mutter, welche Frage! Der Prinz will es. Er ſammelt für die Flotte."

Der Wagen fuhr vor, der die Familie zur Spazierfahrt aufnehmen ſollte. Der alte Graf liebte die kleinen Neckereien: er beſtand darauf, daß die Flottendame mitfahren ſolle, und die Flottendame brachte unendlich viel kleine Zierereien und Affectationen mit ins Spiel. Eine der Schweſtern nahte ſich dem Bruder: „Wo bleibſt Du, Alfred? Gehſt Du auf's Caſino?"

„Nein — nein! Wieder die Geſpräche anhören, die Klagen der Cameraden? — ich kann's nicht. Ich will meinen Jägerrock anlegen, und in der Irre umherſchweifen." —

„Und um fünf Uhr Morgens heimkommen wie geſtern;" ſagte die andere Schweſter, „oder gar nicht heimkommen!"

„Seid ſicher — ich komme heim! Ihr werdet mich nicht los."

Die Schweſtern gingen — ein paar ſchlanke Geſtalten. Die Eine ſah ſich noch an der Thür nach dem Zurückgebliebenen um. Als dieſer ſich allein ſah — legte er den Säbel ab, knöpfte die enge Uniform los, und gab die breite, klopfende Bruſt dem Strom des Windes preis, der zu dem geöffneten Fenſter hereinblies. Er dachte an das Bild, das die Mutter ihm entworfen, wie kein edles Haus geweſen, das nicht ſeine Thüren den Leichen des Vaters, der Söhne geöffnet. „Auch ich werde einſt ſo heimgetragen werden, und dann mögen ſie kommen und den Schmutz der Goſſe aufgreifen und mich damit bewerfen. Dann werd' ich's nicht mehr fühlen."

Er warf ſich in die Ecke des Sopha's und preßte das Antlitz in beide Hände.

14.

Die erſte Bekanntſchaft.

Wir halten einen Augenblick inne, um die tiefe, dröhnende Saite austönen zu laſſen, die wir eben angeſchlagen. So wenig auch hier angedeutet worden, ſo flüchtig dieſes Bild auch dem Beſchauer vorüberzuziehen beſtimmt iſt, ſo iſt dennoch einer der dunkelſten Schatten darauf angebracht, die unſer Gemälde — da es der Wahrheit vollkommen treu zu ſein ſich verpflichtet — aufzuweiſen hat. Es iſt ein edler Stand, der Stand des Kriegers, der hier die ihm widerfahrene Zurückſetzung grollend beklagt. Mag dieſe Zurückſetzung immerhin in dem momentanen Bedürfniß des neuzugeſtaltenden Staatslebens begründet erſcheinen, ſie bleibt nichtsdeſtoweniger eine heftige und ſchmerzliche Beleidigung. Der Unfall, den Preußens Heer in jenen verhängnißvollen Tagen bei Jena erlitt, war eine ſcharfe Zuchtruthe des

Himmels, allein die Hand, die dieſe Geißel ſchwang, war eine fremde; die Hoffnung, ſich Genugthuung zu verſchaffen, lag nahe — allein wo liegt dieſe Hoffnung, wo darf ſie liegen bei den Ereigniſſen des achtzehnten März? Friedrich Wilhelm IV. war der Erſte, der es wagte, mit ſeiner Armee zu brechen. Friedrich Wilhelm I. bildete ſeine Soldaten heran und freute ſich ihrer; Friedrich der Große war mit ſeinem Heere ein und daſſelbe, ſie waren unzertrennlich; Friedrich Wilhelm II., ſonſt läſſig und wenig ſeinen Regentenpflichten genügend, bewahrte doch ſeine Armee, wie er ſeinen Augapfel bewahrte; Friedrich Wilhelm III. war der Vater, der Liebling, der Genoſſe ſeiner braven Soldaten, die ihn auf jedem Schritte ſeines Lebens begleiteten, die ſeinen Kummer wie ſeine Freude theilten, die mit ihm am Grabe ſeines Weibes weinten und in die Thore von Paris jubelnd mit ihm einzogen; Friedrich Wilhelm IV. war es vorbehalten, die Söhne und Enkel dieſer Braven eine Zurückſetzung empfinden zu laſſen, die an Beleidigung ſtreifte, und die die erſte war, die dies tapfere Heer ungerochen hinnehmen mußte.

Doch um dem Gange unſerer Erzählung nicht vorzugreifen, fügen wir dieſen Worten nichts weiter bei. Dieſer Gang, um das breiteſte Terrain zu umſchließen, muß ſich nunmehr wieder nach der Seite zurückwenden, wo er begonnen. Um die Fülle der Ereigniſſe nebſt ihren Motiven in ihrer Geſammtheit zur Anſchauung zu bringen, iſt's nöthig, daß wir Einiges nachholen, und ſomit erinnern wir den Leſer, daß Robert Phare und ſein Begleiter Paris zu verlaſſen im Begriff waren. Die Ereigniſſe der Februartage hielten ſie um einige Tage auf und veränderten und vergrößerten ihre Miſſion. Als ſie dem an allen Ecken in den Flammen des Aufruhrs brennenden Paris den Rücken wandten, hatte der flüchtende Greis bereits daſſelbe verlaſſen, dem es nicht vergönnt war, in dem Lande ſeiner Väter ſein müdes Haupt zur Grabesruhe niederzulegen. Louis Philipp war in England gelandet.

Deutſchland war entſetzt; es ſah mit ſtarren Augen über den Rhein hinüber, aber es war noch ruhig.

Am zehnten März langten Robert Phare und Horace Molé in Berlin an.

Robert hatte, in Frankreich erzogen, ſich Deutſchland anders gedacht, als er es fand. Er hatte geglaubt in ein Land zu kommen, wo ein ſtiller See den andern, eine blumige Wieſe die andere, ein idylliſches Pfarrerhäuschen das andere ablöſt. Er hatte ſich das weithingedehnte Land von einſamen Waldungen durchſchnitten gedacht, in deren Dunkel tiefſinnige Denker wandelten. An den Bächen ſaßen jene Jungfrauen, die ewig nichts Anderes thaten, als Kränze winden und die übrigbleibenden Blumen dem Spiel der Wellen preisgeben. Auch den Klang der Flöte und der Schalmei glaubte ſein Ohr zu vernehmen, wie ſie der Hirtenknabe blies, der ſeine Heerde von der Höhe in die Niederung trieb. Irgendwo ſaßen Dichter, in ein Gewand von Purpur und Gold geſchlagen, und mit einer fünfſaitigen Lyra in der Hand. Er hatte geleſen, daß in Deutſchland um Mitternacht auf den ſtillen Wieſen die Elfen mit König Harold tanzten, und er wäre durchaus nicht überraſcht geweſen, wenn er — aus dem Fenſter ſeines Reiſewagens ausſchauend — dieſen nächtlichen Tanz mit wachenden Augen geſehen. Aber er fand nichts von allem dem; er fand ein großes, proſaiſch nüchtern gewordenes Land, von Eiſenbahnen durchzogen und von Geldmärkten belebt, gerade ſo wie die andern Länder Europens, und um kein Haar beſſer, wie das gleichfalls proſaiſch gewordene, ernſthafte, betriebſame Frankreich.

Robert Phare fühlte ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht; es war dies das erſte Glied einer langen Kette von Enttäuſchungen.

Als ſie in Berlin feſten Fuß gefaßt, ſagte Molé, der ſich die ganze Reiſe über ſchweigſam verhalten, zu Robert: „Wir werden jetzt an unſer Geſchäft gehen.“

„Ich bin bereit.“

„Sie kennen unſere Inſtructionen. Unbedingter Gehorſam für das, was ich Ihnen vorſchreibe.“

Robert ſeufzte. Molé bemerkte es und ſetzte in einem Tone, der mild klingen ſollte, hinzu: „Da wir Beide nur einem und demſelben Ziele zuſtreben, ſo wird das, was ich Ihnen zuweiſe, eben das ſein, was Sie ſich ſelbſt auferlegen. Indeß werden wir nicht ewig zuſammen gefeſſelt ſein. Es wird ein Zeitpunkt eintreten, vielleicht bald, wo ich Ihnen nichts mehr zu ſagen haben werde, und wo unſere Wege — wenn es Ihnen ſo beliebt — völlig auseinander gehen.“

Robert wollte ſagen, daß ihm dies gewiß ſo belieben würde — allein er war vorſichtig, er ſchwieg.

Molé nahm einen Streifen Papier zur Hand und ſagte: „Hier ſteht ein Name — Herr Neuwardt — Gutsbeſitzer — reicher Privatmann — den ſuchen Sie auf. Machen Sie, daß man Sie in's Haus aufnimmt, wo möglich, daß Sie darin intim werden. Es iſt eine hübſche Tochter daſelbſt. Melden Sie mir dann, wie Sie das Haus gefunden, welche Perſonen Sie daſelbſt aus- und eingehend finden, welche politiſche Anſichten dieſe Perſonen äußern. Es verſteht ſich, daß ich weiter keinen Gebrauch von dieſen Mittheilungen machen werde, ſie bleiben unter uns; Sie brauchen alſo nicht zu fürchten, eine Indiscretion zu begehen. Es kann ſein, daß Sie mich ſelbſt eines Tags in dieſem Hauſe finden, dann haben Sie die Güte, mich nicht zu kennen."

Mit dieſen Worten hatte Molé ſeinen Oberrock umgelegt, um einen Gang zu machen. Er nahm aus ſeiner Brieftaſche zwei Schreiben. „Dies iſt das Empfehlungsſchreiben an Herrn Neuwardt, das Sie abgeben, das andere ein Creditif an einen Banquier, deſſen Sie ſich bedienen mögen, wenn Sie mich nicht finden und Geld nöthig haben."

Robert nahm die Briefe, legte ſie neben ſich auf den Tiſch, und Molé ging. Das Gaſthaus, in welchem unſere Reiſenden abgeſtiegen, lag nicht in der Reihe eleganter und renommirter Hotels, die „unter den Linden" befindlich ſind, es war ein ziemlich unſcheinbares Gebäude, das mit nur ſechs Fenſtern Front machte gegen eine zwar breite, aber etwas einſame Straße.

Robert hatte Kopfweh — es war ein Geiſt des

Trübſinns, der Niedergeſchlagenheit über ihn gekommen. Er glaubte zu fühlen, daß eine ſchwere Luft auf ihm laſte, die das Athemholen ihm zur Pein machte. Er öffnete das Fenſter, und ſein Blick fiel auf einen Mann, der jenſeits der Straße auf dem Trottoir ſtand und auf das Haus mit beobachtenden Blicken ſchaute. Es war ein kleiner Mann mit einem krauſen, ſchwarzen Bart, und in einem ärmlichen Rocke. Als er ſich erſpäht ſah, ging er einige Schritte eilig weiter und verſchwand um die Ecke. Robert bemerkte jetzt, daß eines der rothſeidenen Taſchentücher Molé's aus dem Fenſter heraushing; er vermuthete, daß der Wind es erfaßt, fand jedoch, daß es um einen Nagel der Fenſtereinfaſſung herumgeſchlungen und feſtgeknotet war.

Es ſchlug die Mittagſtunde; er begab ſich zur Wirthstafel hinunter. Der Tiſch war wenig beſucht; nur ein Herr von gutem Anſehen ſaß da, und während er aß, überlief ſein Auge die Berichte der Zeitung, die gerade voll der wichtigſten Nachrichten war. Robert grüßte und der Herr dankte. Während der Teller mit Suppe für Robert gebracht wurde, hatte der Zeitungsleſer eben einen ſehr aufregenden Artikel beendet, und ſagte, indem er ſeine Brille abnahm und zu der Doſe griff: „Das iſt zum Tollwerden! Alles wieder drunter und drüber! Und wieder der alte Spaß mit der Republik. O, man möchte den Verſtand verlieren wegen dieſer Dinge."

Robert verſtand das Deutſche und hatte dabei ſich längſt die Gelegenheit gewünſcht, es täglich und ſtündlich zu ſprechen; „denn," ſagte er zu ſich mit Stolz, „da ich ein Deutſcher bin, wäre es ſchimpflich, noch ein Wort franzöſiſch zu ſagen, wenn ich die Erlaubniß und Gelegenheit habe, es deutſch zu ſagen." Er ſagte daher jetzt dem Herrn, daß er dies Alles, was in der Zeitung ſtände, gar nicht zum Tollwerden fände, daß es im Gegentheil ein ganz himmliſches Glück ſei für das alte Europa. Denn nun gehe einmal die Sonne auf, und es werde Tag für die Völker.

„Ah!" ſagte der Herr, und nahm eine Priſe.

Robert dachte, er würde mehr als „ah" ſagen, aber es gefiel ihm nicht, mehr zu ſagen. Erſt als Robert bereits beim Gemüſeteller war, fand ſich der Herr mit der Zeitung bewogen, ſeinem früheren Anlauf noch etwas beizufügen, und er ſagte: „Aber es wird ſich nicht halten; ich meine das mit der Republik!"

„O mein Herr! das wird ſich halten! ſicherlich wird ſich das halten; es iſt gar nicht anders möglich, als daß ſich's hält! Die Völker müſſen von ihrer Vormundſchaft befreit werden, die Fürſten müſſen fort! Allgemeine Vertheilung der Güter und der Genüſſe auf dieſer ſchönen Erde."

Der Herr richtete ſeine großen, ernſten, treuen Augen mit einem ganz leichten, aber ihn gar hübſch kleidenden Ausdruck von Schalkheit und Spott auf den Jüngling. Er antwortete aber dabei nichts; er ſchien kein Freund von vielem Sprechen zu ſein, was ſeine eigene Perſon betraf, aber Andere zum Sprechen aufzufordern, das ſchien ſeine Sache zu ſein. So machte er es denn auch mit Robert, der ihm zu gefallen ſchien. Da die Beiden übrigens allein bei Tiſche blieben, und da der Zeitungsleſer viel Zeit übrig zu haben ſchien, ſo fand Robert Gelegenheit, recht viel und recht lange über ſein „Syſtem," wie er es nannte, zu ſprechen. Es war lauter Glück und goldene Zukunft, die er verhieß.

Er hatte ſo lange geſprochen, daß ihn ſeine Kopfſchmerzen gänzlich verlaſſen hatten, und daß er dabei gar nicht bemerkt hatte, wie drei Flaſchen Wein ihren Inhalt zwiſchen ihm und dem Zeitungsleſer getheilt hatten. Zuletzt wußte der Herr Alles von ihm und ſeinen Ausſichten und Hoffnungen. Es gab kein offenherzigeres Gemüth, als das unſeres jungen Freundes.

„Wenn Sie eben aus Paris gekommen ſind,“ hob der Zeitungsleſer an, gleichſam um nun einmal von etwas Anderem als von dem ungeheuren Glück zu ſprechen, das Robert in Ausſicht ſtellte, „ſo wird Ihnen daran gelegen ſein, hier in Berlin einige Bekanntſchaft zu machen.“

„Mein Herr, Sie haben das Richtige getroffen. Daran iſt mir allerdings gelegen.“

„Dann werde ich das Meinige dazu thun, daß Sie Ihren Zweck erreichen.“

„Aeußerſt gütig.“

Man ſtand auf. Der Herr hatte wieder ſeine lieben, treuen Augen und ſah damit auf Robert hin und endlich brachte er ſeine Hand der Schulter des jungen Mannes nahe und ließ ſie leiſe darauf hingleiten. Es lag etwas ſo feines, ſo elegantes — man möchte ſagen: ſchüchtern-zärtliches in dieſem Gaſt, daß Robert mit glänzenden Blicken ihn wieder anſah und nun horchte, was der Mann wohl ſagen würde. Aber er ſagte wieder nichts.

„Ich habe oben einen Empfehlungsbrief“ — begann Robert.

„Hm — an wen?“

„An — ja da muß ich nachſehen.“ Er war in ein paar Sprüngen die Treppe hinauf und dann mit dem Briefe wieder da. Der Herr ſah ſich die Adreſſe durch die Brille an, gab dann den Brief lächelnd wieder und ſagte: „das iſt an mich.“

„Ei, mein Herr! Alſo Sie ſind der Gutsbeſitzer Herr Neuwardt?“

„Zu dienen.“

„Wollen Sie denn nicht leſen, was in dem Brief ſteht?“

„Nicht nöthig. Wir haben uns ja kennen gelernt und Sie ſind mir durch ſich ſelbſt empfohlen.“

Dieſe Rede war gar nicht ſo geſagt, als ſolle ſie eine artige Höflichkeit ſein, die Worte wurden unbeſchreiblich ſchlicht und einfach vorgebracht, aber das machte, daß Robert ihnen gradezu glaubte.

„Nun, kommen Sie,“ ſagte Neuwardt, „laſſen Sie uns gehen.“

„Wohin? mein Herr.“

„Nun, in die Oper. Ich gebe Ihnen den Platz neben mir, da meine Tochter unwohl iſt und zu Hauſe bleibt. Nachher gehen wir und Sie ſpeiſen bei mir.“ Robert ging mit dem Herrn, dem er freundlich dankte, nachdem er oben ſeine Effecten ſorgſam verſchloſſen und dem Portier aufgetragen hatte, Herrn Molé zu ſagen, wo er wäre, wenn Jener ihn ſuchen ſollte.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß er die Bekanntſchaft mit Herrn Neuwardt bereits gemacht und daß er damals neben Louiſe von Rechow an der Tafel des Geheimen-Finanzraths ſich befand. —

Nach einem ziemlich langen Gang durch einige der Hauptſtraßen, deren ſchöne Gebäude dem Ankömmling gezeigt und genannt wurden, ſaßen Robert und ſein Gaſtfreund ruhig auf den ſchönen Polſterſtühlen des Berliner Opernhauſes. Wenn der junge Mann nicht ſo aufmerkſam dem Spiel auf der Bühne gefolgt wäre, ſo hätte er bemerken können wie die Blicke ſeines Nachbars bleibend auf ſeinen Zügen ruhten, und wie in dieſen Blicken etwas Befriedigendes für die Eitelkeit eines Jünglings liegen mußte, der ſich ſo zum Gegenſtand der Theilnahme eines würdigen und viel älteren Mannes gemacht ſah. Aber Robert ſah ein deutſches Schauſpiel und ſchwärmte. —

Nach dem Theater befand man ſich bald in der reichen, ſchönen Wohnung Herrn Neuwardt's, die er als Abſteigequartier in der Stadt beſaß, während er gewöhnlich auf ſeinem Landgute wohnte, das er ſich wie einen Feenpalaſt eingerichtet hatte. Allein da Herr Neuwardt ein großer Politiker war, ſo hatte ihn dieſe ſeine Leidenſchaft in die Stadt gebracht, wo ihn ſeine Freunde umgaben, und er immer etwas Neues hörte. Auch heute war das Zimmer voll Herren, die gekommen waren, um leidenſchaftlich mit dem Hausherrn über die Dinge zu ſprechen, welche jetzt in Aller Munde waren. Man lief Nachts in die Häuſer ſeiner Bekannten, weckte ſie auf, und ſchrie ihnen ins Ohr: „Louis Philipp iſt verjagt.“

Wenige Tage ſpäter lief man wieder in die Häuſer, weckte wieder ſeine Freunde auf, und ſchrie ihnen in's Ohr: „Metternich iſt geſtürzt!“

Es war dies eine Zeit, wo es für die ſchlimm war, die es liebten, bei geſchloſſenen Thüren ruhig zu ſchlafen.

Wenn Robert von der Reiſe und dem kleinen Gelage beim Mittagsmahle, dann von der Hitze im Opernhauſe nicht ſo ſehr ermüdet geweſen wäre, ſo hätte er ohne Zweifel den Unterredungen im Zimmer des Herrn Neuwardt einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſo aber hörte er es um ſich her ſummen, und ſah es abenteuerlich durch einander wogen, und er ſelbſt ſaß in einem Winkel, das Haupt auf die Bruſt gebeugt, und den Blick ſtarr auf eine Blume des Teppichs zu ſeinen Füßen geheftet. Plötzlich war es ihm, als wenn ſchon lange Zeit Jemand zu ihm ſpräche. Er richtete den Kopf auf und ſah eine junge blonde Dame, von großer Schönheit, die ſich mit lächelnder Miene zu ihm herabbeugte. Er ſprang auf und ſah jetzt, wie ein Theil der Gäſte ſich aufmerkſam zu ihm wandte. Hab' ich vielleicht etwas geſagt, was dieſe Leute beleidigt, dachte er bei ſich ſelbſt; allein er beſann ſich, daß er eben nur geträumt hatte. Die junge Dame fragte ihn Mehreres über Paris und neben ihr ſtand ein Herr, der einen großen röthlichen Bart hatte, und tiefſinnig nickte zu jedem Worte, das Robert ausſprach.

„Ja, die Freiheit bricht an!“ rief der Herr endlich. „Es iſt nicht zu zweifeln. Auch wir werden ſie haben! Auch zu uns kommt ſie!“ Er kam auf Robert zu, erfaßte deſſen Hand und rief:

„Sie ſind Republikaner mit Herz und Sinn! Laſſen Sie uns Freundſchaft ſchließen. Ich bin der Literat Weld!“

Die junge Dame blickte mit einem freudigen Lächeln hin, wie die beiden Männer ſich begrüßten. Drei Herren, von denen zwei große, gebogene israelitiſche Naſen hatten, traten ebenfalls heran, nannten Robert ihren Freund, und die junge Dame lächelte auch hier ſehr befriedigt. Von ſeinen neuen Freunden begleitet ging Robert heim. Er ſchlief weit bis in den Morgen hinein. Als er erwachte ſtand einer der

Herren mit der großen israelitiſchen Naſe vor ſeinem Bette; er kam, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen.

Sie gingen in den Thiergarten. Der Morgen hatte ſich noch nicht ſo ſehr dem Mittag genähert, um bereits ſeine Friſche völlig eingebüßt zu haben. Robert wäre ſo gern allein geweſen, er hätte dieſe ſchattigen Baumgänge ſo gern in Einſamkeit durchſtreift, um ſeine Gedanken zu ordnen, die neuen Eindrücke von geſtern an den ihnen gehörigen Ort zu ſtellen — denn er war an ſtrenge Ordnung, äußerlich und innerlich, gewöhnt — allein die große Naſe verließ ihn nicht. Es war ein feiner, magerer, zierlicher Herr, mit einem falſchen Diamanten als Vorſtecknadel, und er geberdete ſich als ein maßloſer Anhänger des Communismus. Robert verſtand wohl, daß das, was Jener ſagte, ſehr klug und ſehr fein und ſcharf ausgedacht war, allein es gefiel ihm nicht, trotzdem, daß es faſt ſo klang, als höre er ſeine eigene Meinung. Es war neben der Klugheit zugleich ſo boshaft, und zwar ſo unnütz boshaft. Das Syſtem hatte allerlei kleine Winkelchen und Höhlchen bekommen, Steine, die in den Weg geſchoben wurden, Fallthüren, die plötzlich ſich aufthaten — Spielereien mit kleinen Grauſamkeiten, die ſich nachher als ganz zwecklos erwieſen — kurz alles Andere war in dieſem Syſteme der allgemeinen Gleichmachung und Verbrüderung — nur nicht die Ehrlichkeit, und die gerade war es, die Robert nicht vermiſſen wollte.

Die große Naſe hatte ſich erſchöpft und endete, indem ſie mit einem Seufzer hinzufügte: „Das alles ſind aber bis jetzt immer nur Bücher! Wir wollen Thaten! wie unſer Freund Weld ſagt.“

„Weld? Wer iſt das?“ fragte Robert.

„Mein Gott, Sie haben ja geſtern mit ihm einen Freundſchaftsbund geſchloſſen!“

„O das iſt wahr; ich bitte um Entſchuldigung.“ Robert fand, daß dieſe Herren etwas zudringlich waren. Er ſehnte ſich, in die Geſellſchaft Herrn Neuwardt's zu kommen, der ihm ungleich mehr zuſagte, als alle Freunde und Beſucher des Hauſes.

Wir wollen unſererſeits die Beſtandtheile etwas näher auseinanderſetzen, beſonders aus dem Grunde, weil aus dieſer und ähnlichen Vergeſellſchaftungen theils befähigter, theils nur leidenſchaftlich aufgeregter Männer die Elemente hervorgingen, die am 18. März ſich geltend machten und den Strudel erzeugten, der das Staatsſchiff bald nach dieſer, bald nach jener Richtung ſchleuderte.

Was Herrn Neuwardt ſelbſt betrifft, ſo haben wir ihn den Leſern bereits vorgeführt, was ſein Aeußeres anbelangt; jedoch wir haben noch nicht geſagt, wie ſein Charakter und ſeine Geſinnung waren und durch welche Schickſale beide die jetzige Färbung angenommen hatten. Von Grund aus war dieſer Mann von ſanften Sitten und einem gefälligen, obwohl zögernden Auftreten, eine edle Natur; ſeine Freunde hatten alles Mögliche gethan, dieſe Natur zu verderben, allein ſie hatten nichts ausrichten können, als daß ſie eine Anlage zur Bitterkeit und eine Hinneigung zu Stolz und Eigenwillen verſtärkten, die urſprünglich dieſer feſten Seele anhaftete. Herr Neuwardt hatte während eines ſehr bewegten Lebens — er ſtand jetzt am Ausgang der Funfziger, was man ihm jedoch nicht anſah — die Mängel und Gebrechen der Regierung, wie ſie bis jetzt beſtand, kennen gelernt. Seine gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe hatten ihn einen Blick in die Sphäre der Adminiſtration thun laſſen, die es mit den Grundbeſitzenden und den Beamten jener Claſſe zu thun hatte; er war zugleich dem Schulweſen und dem Verhältniß der niederen Geiſtlichkeit nahe getreten — überall hatte er die beklagenswertheſten Mißbräuche entdeckt. Eine lähmende Despotie, die unmittelbar von einem allmächtigen Miniſter ausging, gegen den alle Angriffe und Reclamationen nichts fruchteten, brachte den Staat um die Früchte ſeiner Entwickelung und hielt die edlen Kräfte fern, während ſie Heuchler und Unwürdige begünſtigte und in gut dotirte Stellen ſetzte. Herr Neuwardt war ein Mann von klarem Verſtand, hellem Urtheil und dabei von einem warmen Herzen; er ſah, ſeufzte und dachte daran — wie ſo Viele der Beſſeren mit ihm — zu helfen. Er ſah das Heil in der Conſtitution, die der König verſprochen und zu deren Realiſirung in dem letzten Jahre ein großer Schritt gemacht worden war durch die Einberufung des erſten preußiſchen Landtags. Die Patrioten von Herrn Neuwardt's Geſinnung waren auf das freudigſte durch dieſe Thatſachen berührt; ſie gaben ſich den ſchönſten Hoffnungen hin. Allein die Stände verließen wieder die Reſidenz, der Landtag endete, und ihm unmittelbar folgte wieder eine mehr als je dumpfe und entmuthigte Stimmung. Es hieß, daß die Erfüllung des Verſprechens einer Conſtitution, wie das Land ſie wünſchte und zu erwarten berechtigt war, wiederum auf lange Jahre hinaus verſchoben ſei. Es hieß, daß der König auf ſeinem Wege vorwärts auf unüberwindliche Schwierigkeiten geſtoßen ſei. Welch einen Schmerz dieſe geſcheiterten Hoffnungen in die Seele des edlen Neuwardt goſſen, läßt ſich ermeſſen. Um dieſe Zeit war es, wo er anfing den Umgang jener Unzufriedenen zu ſuchen, die auf jede Weiſe eine Aenderung der Zuſtände herbeizuführen trachteten. Es waren dies Männer der verſchiedenartigſten Stellung, was ihre moraliſche, ſo wie was ihre ſociale Exiſtenz betraf. Es waren Männer der Induſtrie, Fabrikbeſitzer, junge Profeſſoren, Aerzte, und vor allem war es eine Claſſe Literaten, die ſchon Jahre vorher in geheimen Clubs die Lehren vortrugen und beſprachen, welche von Paris her angeregt wurden. Bei dem Zwang der Cenſur gaben dieſe Literaten nur wenige Schriften heraus, ſie beſchränkten ſich darauf, in ihren Zuſammenkünften durch das Wort zu wirken, und anfangs vorſichtig und ſpärlich, ſpäter immer öfter ließen ſie Zeitungsartikel auftauchen, die gemacht waren, die Unzufriedenheit zu nähren, und den immer lauter werdenden Groll über die unverbeſſerlichen Zuſtände zu verbreiten. Je mehr man ſie verfolgte, um deſto biſſiger und verzweifelter wurden dieſe Angriffe. Die offene und freie Natur Neuwardt's würde es unter anderen Umſtänden verſchmäht haben, ſich dieſen Literaten zu nähern; aber jetzt — da er jede Hoffnung ſchwinden ſah, auf ſeine Weiſe zu wirken — lag es nahe, hinzuſehen, wie Andere ſich Wirkung verſprachen. Man nahm ihn auf in den Club, aber man zeigte ihm nicht das Allerheiligſte. Ein Vorhang zog ſich vor, wenn er den Blick auf einen dunkeln, ſchwarzen, durcheinander arbeitenden Knäuel richten wollte, der ſich in der Tiefe dieſes Tempels bewegte, und bald dieſe, bald jene Geſtalt annahm. Was er offen ſah, genügte ihm nicht. Es waren Männer, zum Theil noch ſehr junge und unerfahrene, die mit Theorieen auftraten, nach dem franzöſiſchen Muſter gearbeitet; Neuwardt wußte als praktiſche Natur, daß damit nichts anzufangen ſei; andere entflammtere Naturen ergingen ſich in Schmähungen gegen den König und die Miniſter — auch damit war der Sache nicht gedient; Herr Neuwardt war nahe daran, den Club wieder aufzugeben und ſich aus dieſen Kreiſen, die er aufgeſucht, zurückzuziehen, als ein Mann ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, der ihm mehr wie alle anderen eine Zukunft zu haben ſchien. Dieſer Mann war der Literat Weld. Er war wenig über dreißig Jahr alt, ſein Weſen hatte etwas Entſchloſſenes und Feſtes, ſein Auge, obgleich kein reiner Spiegel der Seele, hatte Ausdruck und Leben und wirkte auf die Umgebung. Das kleine Blatt, das dieſer Doctor Weld herausgab, war ein ſo heftiges Oppoſitionsblatt, wie es unter den herrſchenden Cenſurverhältniſſen nur ſein konnte. Schon ein paar mal hatte es eingehen müſſen, aber immer wieder war es durch die Patrioten, die darin ſo manches kräftige und heilſame Wort fanden, ins Leben gerufen worden. Hatte irgend Jemand Wirkung auf die Maſſen — dies fühlte Herr Neuwardt deutlich — ſo war es dieſer Literat. Sein Organ war voller Stärke, ſeine Ausdrücke immer bezeichnend und für den Sinn der Menge plaſtiſch und derb. Unmöglich war es, ihn mißzuverſtehen, ſelbſt wenn er ſeine Sätze in Ironie hüllte. Neuwardt hörte ihn vor einer ziemlich großen Zuhörerſchaft ſprechen und ſogleich war ſein Urtheil über ihn gefällt. Er zog ihn in ſeine Geſellſchaft, er lieh und ſchenkte ihm große Summen, er war ihm in jeder Weiſe förderlich, die Oppoſitionszwecke zu erfüllen. Herr Weld war täglicher Beſucher im Hauſe Neuwardt's — er kam auf's Landgut, wenn es ihm gefiel, er brachte Freunde mit, ſo viel und welche er immer wollte. Die ſtets bedürftigen und hungrigen Literaten des Clubs, deren es eine große Anzahl gab, fanden dieſes Freundſchaftsbündniß des Erſten und Hervorragendſten unter ihnen mit dem reichen Eigenthümer ſehr gelegen. Es wurde herumgezogen, geſchwärmt, gezecht, und nebenbei neue Journale gegründet, alte mit Aufſätzen verſorgt. In der Regel wurde jetzt wenig gearbeitet. Nebenbei knüpfte ſich ein Liebesverhältniß der Tochter Neuwardt's mit Herrn Weld an, das im Laufe des Winters zu einem Verlöbniß gedieh.

Dieſelben Eigenſchaften, die Neuwardt beſtochen, machten auch daß Robert ſich zu Weld hingezogen fühlte. Er hörte ihn begeiſtert ſprechen über die Rechte des Volkes, über die ſchmachvolle Unterdrückung, die auf demſelben laſte, er hörte ihn den Egoismus der Fürſten, die ſtolze gefühlloſe Despotie, zu der ſie alle, auch die Beſſern unter ihnen neigten, ſchildern, die Habgier der Beamten und die ſtolze Gleichgültigkeit des Adels, — und er ſagte zu ſich ſelbſt: „das iſt's, was auch du oft mit Schmerz gefühlt und ausgeſprochen.“ Er brachte dann ſeinerſeits die ſchwärmeriſchen und glühenden Ergüſſe ſeines Eifers für die Lehren, die er empfangen, zu Tage, und da geſchah es denn oft, daß Weld auf ihn zukam, ihn umarmte, und daß dies von Allen als ein Zeichen beſonderer Werthhaltung angeſehen werden müſſe, weil der Literat gewöhnlich voll des ſtrengſten und tiefſten Ernſtes ſei, und den Grundſatz habe, ſich von ſeinem Gefühl nie hinreißen zu laſſen.

So war die Lage des Hauſes beſchaffen, als die Revolution in Wien ausbrach.

Wir müſſen jetzt wieder zu dem lebendigen Gange unſerer Erzählung zurückkehren.

Einen jeden Tag dieſer denkwürdigen Zeit werden wir einzeln vorführen.

15.

Der ſechzehnte März.

Robert hatte lange in Neuwardt's Hauſe geweilt und kam erſt gegen Mitternacht in ſein Hotel. Er fand Molé, der ihn erwartete.

„Sie werden Ihre Forſchungen jetzt angeſtellt haben, Herr Phare," hob der Mann an, der ſo wenig den Beifall Roberts hatte, und der der einzige Sterbliche war, den er faſt haßte — „ich habe Ihnen fünf Tage Zeit gelaſſen."

Robert bemerkte, daß er mit Freundſchaft in dem Hauſe des Herrn Neuwardt aufgenommen ſei.

„Frag' ich denn danach wie Sie aufgenommen ſind?" rief Molé ungeduldig. „Ich will wiſſen, was für Leute Sie daſelbſt fanden. Zuerſt Herr Neuwardt ſelbſt."

Robert machte eine Schilderung, ähnlich der, die wir eben gegeben.

Molé neigte das Haupt; der Bericht ſtimmte mit dem, den er von anderer Seite empfangen. „Seine Tochter?" fragte er weiter.

„Was können uns die Frauen helfen?" fragte Robert einigermaßen verwundert.

„Sehr viel. Sie enthuſiasmiren, wenn ſie jung und hübſch ſind, und gießen ſiedendes Oel und werfen Steine unſern Feinden auf die Köpfe, wenn ſie alt ſind."

Robert gab ein ziemlich ähnliches Bild der jungen Sophie, die ſchwärmeriſch für die Freiheit glühte, und von deren Arbeitstiſchchen die Gedichtſammlungen Herwegh's und Freiligrath's nie verſchwanden. Auch dieſe Schilderung nahm der ſtrenge Molé wohlgefällig auf. Er fragte nun nach Weld.

Robert, noch glühend vor Bewunderung für ein begeiſtertes Geſpräch, das er eben mit dem Volksfreunde geführt, gab ein Bild, wie etwa ein Jüngling, der eben den Thucydides geleſen, es von den edelſten Helden und Volksmännern der Griechen geben würde.

„Sie ſind ein Kind," ſagte Molé.

„Mein Herr —"

„Ja wohl — ein Kind ſind Sie. Wie können Sie ſich ſo betrügen laſſen? Dieſer Weld iſt der nichtswürdigſte Schurke von der Welt. Ich ſehe ſchon, man kann Sie nur zu gewiſſen Miſſionen brauchen. Sie ſehen nur, was Sie ſehen wollen, und nach Ihren Begriffen beſteht die Welt nur aus gewappneten St. Georg's, die von den Wolken niederſteigen, um die Tyrannen niederzuſchmettern."

„Und Sie, mein Herr, ſehen lauter Teufel."

„Nicht doch — aber ich ſehe die Schufte und Gauner, die wir nutzen müſſen, um das zu erreichen, wozu wir uns verbrüdert haben. Ich will mich herablaſſen, Ihnen ein Pröbchen von meinem Talent Menſchen zu finden, zu geben. Treten Sie hier hinter dieſen Schirm, und verhalten Sie ſich ruhig."

Robert folgte dem Befehl. Es klopfte an der Thür. Herein trat — Herr Weld.

Molé ging ihm mit großer Artigkeit entgegen.

Beide Herren becomplimentirten ſich, und nahmen dann Platz. „Ich bin nur auf wenige Tage hier," ſagte Molé, „und konnte es mir nicht verſagen, Sie perſönlich kennen zu lernen, mein Herr." — Molé ſprach deutſch, und zwar ſehr geläufig.

„Und ich — mein Herr," hob der Journaliſt an — „wie ſoll ich Ihnen meine Freude genügend ausdrücken, einen Mann des Volkes, einen Mann der Zukunft vor mir zu ſehen."

„Die Sache des Volkes liegt Ihnen am Herzen?"

„Ich kenne keine andre. Meine ganze Exiſtenz geht in dieſer einen Idee auf: dem Volke anzugehören — es zu retten aus den Banden, in denen es ſchmachtet! Mein Herz kennt nur eine Empfindung, es iſt die glühende Liebe für dieſes arme, unterdrückte Volk, deſſen Tyrannen und Peiniger mit jedem Tage wachſen. O, mein Herr! wenn Sie wüßten, wie rührend dieſes arme Volk leidet, wie es in ſeinen Klagen, in ſeinem endloſen Jammer, ſo ſtill ſich verbirgt. Während die Geißel ſeinen Nacken zerfleiſcht, wagt es kaum ſeine wimmernde Stimme zu erheben! Und nun dieſer ewige, göttliche Spruch: Wir Menſchen ſind alle gleich — ſind alle Brüder! Wie grauſam wird dieſer Spruch verhöhnt, wie blutig das Geſetz der Liebe, dieſes Geſetz, das in jeder fühlenden Bruſt mit Flammenzügen geſchrieben iſt, zertreten! O, nur das Knirſchen der Wuth kann die Thräne unendlicher Wehmuth zurückdrängen, nur die mit dem Dolch gewaffnete Fauſt die Geberde des unſäglichen Mitleids verſcheuchen."

Molé ſah den Sprecher an und ſagte mit dem Ausdruck von ſtarrem Hohn, der ſein Antlitz und Weſen Robert ſo entſetzenvoll machte, in welchem aber des gebietenden Mannes ganze Gewalt über ſeine Nebenmenſchen lag: „Herr Weld — ein Wort im Vertrauen: Wir ſind unter uns, ſparen Sie die Redensarten.“

Der Literat blickte ſich mit dem Ausdruck der Verblüfftheit um; aber dieſer Ausdruck war ſehr flüchtig vorübergleitend; er faßte ſich und ſagte ruhig: „Es iſt wahr.“

„Ich überhebe Sie der Mühe Phraſen zu machen.“

„Ich danke Ihnen.“

„Zur Sache.“

„Und die iſt?“

„Die Republik kann nicht beſtehen — wir haben unſern Plan in Frankreich geändert, die Kräfte wirken jetzt nach einer andern Richtung. Es liegt uns nichts mehr dran, in Deutſchland den Samen der Revolution auszuſtreuen, im Gegentheil, wir wollen, da wir früher dem Volk ſchmeichelten, jetzt die Fürſten auf unſre Seite haben.“

„Die Fürſten!“

„Ja, die Fürſten. Es muß demnach Alles rückgängig gemacht werden, was Sie, mein Herr, und ihre Verbündeten bis jetzt geleiſtet.“

„Das wird ſchwer ſein zu bewerkſtelligen.“

„Aber nicht unmöglich. — Sie ſind der Mann, der die Maſſen lenkt! Ketten Sie ſie wieder an, wie Sie ſie eben losgekettet haben. Das Ende der Kette iſt noch in Ihrer Hand. Es muß aber ſchnell geſchehen, denn morgen vielleicht ſchon iſt Ihnen die Bewegung über den Kopf gewachſen, die Sie ſelbſt hervorgerufen, und Sie ſind ihrer nicht mehr Meiſter.“

„Alles das überraſcht mich. Laſſen Sie mir Zeit zur Ueberlegung.“

„Es iſt keine Zeit mehr zu vergeben. Sie wiſſen, wir zahlen großmüthig.“

„Ich weiß es. Gut, mein Herr; ich übernehme es. In drei Tagen ſollen die Köpfe nach Weſten ſehen, die jetzt nach Oſten gewendet ſtehen.“

„Schuft!“

„Was?“

„Schurke!“

„Mein Herr!“

„Kein Wort! Ich habe Briefe, Papiere, Unterſchriften, Quittungen: Sie ſind in meiner Hand. Sie ſind die niedrigſte, käuflichſte Schurkenſeele, die ich kenne.“

„Das fordert blutige Rechenſchaft!“

„Keine Drohung. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich Sie kenne, daß ich Sie kannte, bevor Sie noch meine Schwelle überſchritten hatten. Sie ſind in meiner Hand, aber ich werde meine Gewalt nicht mißbrauchen. Wir ſind unter uns, Niemand hat uns gehört.“

Der Journaliſt eilte zur Thür, indem er rief: „Zittern Sie vor meiner Rache, mein Herr! Ich gebiete über Kräfte, die Sie nicht kennen!“

„Meuchelmörder!“

„Immerhin!“

„Bevor Sie Ihre Drohung ausführen, werde ich Sie unſchädlich zu machen wiſſen. Dieſe Papiere ſind in einer Stunde in der Hand der Gerichte. Was meine Perſon betrifft, ſo wird die Geſandtſchaft mich zu ſchützen wiſſen, für die paar Stunden, die ich noch in dieſer Stadt weile.“

Der Journaliſt ſtand unbeweglich. Endlich rief er mit einer dumpfen und bewegten Stimme: „Was wollen Sie denn? Was ſoll geſchehen?“

Molé nahm die Miene der Höflichkeit wieder an. „Sie werden thun, was ich Ihnen auftrage, und wir werden gute Freunde ſein.“

„Iſt dies nicht wieder eine Falle?“

„Auf Ehre, nein!“

„So ſprechen Sie.“

„Wie weit ſind Sie?“

„Nun, wir ſind bereit. Das Geld und der Plan des Angriffs mangelt noch.“

„Beides bring' ich. Hier iſt der Plan der Stadt; wir wollen die einzelnen Stellen durchgehen, wohin wir für's Erſte die Barrikaden hinverſetzen. Haben Sie Vorſchläge zu machen, ſo machen Sie ſie. Auf die Nacht vom ſiebzehnten bis zum achtzehnten iſt der Angriff feſtgeſetzt.“

„Da muß ich Einſprache thun. Der Pöbel muß noch etwas Zeit haben, ſich mit den Soldaten zu necken. Das Spiel dauert erſt ein paar Tage, es muß wenigſtens eine Woche anhalten. Die Soldaten müſſen gereizt, erhitzt, ermüdet werden.“

„Ich kann Ihnen nur einen Tag höchſtens zugeben. In Wien iſt man ſchon drauf und dran gegangen, wie Sie gehört haben.“

„Wir haben es hier mit zäheren Naturen zu thun. Doch wie ſchon geſagt, eine große Maſſe iſt ſchon mobil gemacht, und mit ihr kann man ſchon manövriren. Ich würde dann auch mit einem Tag, den wir dazu erhalten, zufrieden ſein.“

„Gut, ſo ſei es alſo die Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten.“

„Es ſei. Wie ſteht's mit den Polen?“

„Sie werden bei der Hand ſein. Die Emiſſäre ſind in voller Thätigkeit. Wenn man die Gefangenen, und beſonders Miroslawsky nicht frei giebt, ſo wird das Gefängniß erſtürmt.“

„Sie werden frei gegeben werden.“

„Ich hoff' es.“

Molé ſtand auf, und gab damit ſeinem Gaſte das Zeichen, ſich zu entfernen. Briefe, Geld, Papiere wurden eingehändigt, Quittungen ausgeſtellt. Während dieſes Geſchäfts wurde kein Wort geſprochen. Robert hörte nur die Dukatenrollen ſchwer auf die Decke des Tiſches niederfallen, und dann daß Geräuſch, das eine ſchreibende Feder auf dem Papier macht.

Es war eine ſchauerliche Stille.

Ein heller Pfiff auf der Straße ließ ſich hören.

Molé ergriff das Licht, und hob es dreimal hoch in die Höhe, dann ſetzte er es wieder auf den Tiſch. Der Journaliſt blickte auf, als er eben eine Quittung unterſchrieb. Sein Auge heftete ſich einen Moment forſchend auf das Antlitz des Franzoſen, dann glitt es wieder herab auf die Geldrollen, und er vollendete die begonnene Unterſchrift.

Beide Männer ſchieden von einander. Molé beſtimmte eine Stunde, wo ſie ſich wieder treffen ſollten. Als der Journaliſt die Thür geſchloſſen hatte, wurde ſie einige Minuten ſpäter vorſichtig wieder geöffnet, und jener kleine Mann mit dem krauſen ſchwarzen Bart, in dem unſcheinbaren Röckchen, den Robert an dem erſten Tage, am Hotel vorbeiſchleichend und auf das herausgehängte Tuch achtend, bemerkt hatte, trat ein. Molé ſagte zu ihm: „Haben Sie ſich genau dieſen Herrn gemerkt, der mich eben verließ?“ Auf die Bejahung ſetzte er hinzu: „So folgen Sie ihm auf Schritt und Tritt, und melden mir, was Sie Auffälliges bemerken.“ Der Mann grüßte demüthig und verſchwand.

Molé ging an den Schirm, und hieß Robert hervortreten: „Nun?“ ſagte er, „hab ich Talent Menſchen zu entdecken?“

Robert preßte die Hand an die Stirn. „Ich beneide Sie nicht um dies entſetzliche Talent,“ ſagte er dumpf. „Wie klein ſchrumpft Gottes ſchöne Schöpfung zuſammen, wenn man ſie ſo ſieht!“

Molé lachte und wandte dem Jüngling den Rücken.

Vom nahen Gensdarmenmarkt-Thurm ſchlug die Glocke zwölf.

16.

Der ſiebzehnte März.

Wir haben von dem dunkeln, geheimnißvollen Kern des Club's der Literaten geſprochen, — jetzt trat dieſer Kern hervor; zu ihm wendete ſich Weld, als er den Gaſthof verließ. Es waren die Männer, die ſich mit unfruchtbaren Syſtemen, mit dem endloſen Schreiben von Journalartikeln, mit dem Verfaſſen von Broſchüren nicht abgaben, ſondern die in die kleinen Schenken und Tabagiern hinabſtiegen, und dort den Bodenſatz der Bevölkerung einer großen Stadt aufrührten. Ihre Bemühungen waren unabläſſig, ihre Ausdauer nutzte ſich nicht ab, ihre Geduld war unerſchöpflich. Sie hatten es mit der Brutalität und der Gemeinheit zu thun, und ihre Aufgabe war, Beide zu bewaffnen. Alle edle Elemente waren mit Abſicht ausgeſchloſſen. Es waren wilde Beſtien, und es ſollte ihnen der Stachel unaufhörlich in's

Fleiſch gebohrt werden, bis ſie aufbrüllten und ihren Käficht erbeben machten. Den Stachel bohrten die Reden dieſer Männer ein, die nichts mehr zu verlieren hatten, die völlig zu Grunde gerichtet waren, moraliſch wie phyſiſch, und die einen wollüſtigen Kitzel darin empfanden, die Thierheit zu ihrem Schutze aufzurufen. Sie entfeſſelten einen Teufel, wo ſie ihn fanden. Die zügelloſeſten Laſter, die ſcheußlichſten Exceſſe in den roheſten Genüſſen wechſelten ab mit dieſer Art Vagabunden-Politik, wie ſie in den Höhlen der Peſtkranken unſerer Civiliſation geübt wird. Der ehrliche Handwerker, der derbe, aber gutgeſinnte Bauer aus den Provinzen ſchauderte, wenn ſein Fuß zufällig einen jener Keller und Gewölbe betrat, wo dies Werk der Nacht betrieben wurde.

Das Werk war ſchon Monate lang mit verdoppeltem Eifer betrieben worden. Man rüſtete ſich. Es war der Schimmer einer Idee in dieſe Thierſeelen gekommen; ſie ahneten, daß in der Welt da draußen vor ihren verpeſteten Höhlen — etwas Großes ſich vorbereitete. Ein dumpfes Vorgefühl von „Kampf“ bemächtigte ſich ihrer, und ſtieg in Seelen hinab, die ſo verdumpft und im Qualm peſtartiger Schwüle lagen, daß kein Lichtſtrahl mehr zu ihnen hindurchdringen konnte. Sie ſchauten wild auf und fragten verworren: „Was ſollen wir thun?“ — „Ihr ſollt Eure Peiniger ſchlachten, Ihr ſollt in ihrem Blut Euch baden!“ antworteten ihnen die Literaten.

„Wer ſind unſere Peiniger?“

„Die Reichen.“

„Gut! wir wollen ſie ſchlachten, wir wollen in ihrem Blut uns baden.“ Dieſe entſittlichte Maſſe war ſo roh und ſo unbehülflich zugleich, daß ſie, wenn ſie an's Morden dachte, nur den Begriff faſſen konnte, ihre Beute mit Fäuſten zu erdrücken, mit den Zähnen zu zerfleiſchen. Dieſe Bärte, die jetzt von Branntweinfluthen tropften, konnten auch von Blut tropfen. Eine andere Kriegstaktik kam ihnen nicht in den Sinn. Da erſchienen die Franzoſen, die Polen, dieſe Emiſſäre, die eleganten Mörder, die ſoldatesken Schufte, die mit dem Gewehr umzugehen wußten, die planmäßig einen Kampf einzuleiten und zu führen verſtanden; dieſe verbündeten ſich mit den Literaten und nahmen ſich des Auswurfs der Bevölkerung an, und vollendeten ihre Bildung. Die Literaten ohne die Emiſſäre hätten nichts zu Stande gebracht, eben ſo wenig die Emiſſäre ohne die Literaten.

Doch beſetzten Polen und Franzoſen die Poſten an den Barrikaden; dieſe durften nicht unfähigen

Händen übergeben werden. Es waren ſtrategiſche Talente darunter, die würdig einer beſſern Miſſion geweſen wären. Der Patriotismus wirkte mächtig, denn von der Anarchie in Deutſchland, und beſonders in Preußen, erwarteten die Polen zunächſt das Gelingen ihrer Pläne, die in nichts Geringerem beſtanden, als ihr Vaterland zu erneuter Selbſtändigkeit zu führen. Die Partei der franzöſiſchen Communiſten hatte in ihrem Vaterlande ihre Pläne zwar nicht ganz ſcheitern, aber auch nicht völlig gelingen ſehen. Die Republik war nicht das, was ſie erſtrebten. Sie hofften näher an ihr Ziel zu gelangen, und franzöſiſche Anarchiſten und revolutionäre Polen gingen Hand in Hand.

Wir haben eben bemerkt, daß die Leiter und Anführer des beabſichtigten Umſturzes ſich die wichtigſten Poſten vorbehielten, allein ſie hatten Truppen nöthig, mit denen ſie manövriren, Maſſen, die ſie dem Gewehrfeuer vorſchieben konnten, und hierzu zeigte ſich die brutale Schaar, die die Literaten angeworben, geeignet. Aber es waren ihrer noch zu wenige: man ging auf Werbung aus, und jetzt, da es zur Schlacht kommen ſollte, war man kecker und ſchneller bei der Hand, Jeden, der ſich irgend tauglich zeigte, anzuwerben. Hier, wo es auf's Wühlen, Aufreizen, Spioniren ankam, überließen die Emiſſäre den Einheimiſchen das Spiel.

Weld urtheilte richtig, daß es mit den brutalen Maſſen, die man durch Branntwein erhitzen wollte, nicht allein gethan ſei, daß man dafür ſorgen müſſe, edlere Elemente der Empörung beizugeſellen. Er richtete ſeinen Blick ſuchend im Kreiſe umher. Er faßte den niederen Handwerkerſtand in's Auge, aus ihm waren noch am meiſten Rekruten zu erheben; von den älteren Individuen dieſer Claſſe waren, während die Bevölkerung der Stadt in den letzten Jahren faſt um ein Drittel ſich vermehrt, Viele ohne Arbeit, Viele zu Grunde gerichtet und deshalb einer Zuflüſterung zugänglich; bei den Jüngeren half die vage und leidenſchaftliche Anpreiſung eines künftigen, glücklichen Zuſtandes der Geſellſchaft. Der praktiſche, geſunde Sinn war bei dieſen jungen Naturen noch nicht entwickelt, dafür aber deſto mehr der Enthuſiasmus und die Veränderungsliebe. Dieſen, etwas höher hinauf, ſchloſſen ſich die Studenten an. Auf ſie konnte gezählt werden: Hier waren die unfruchtbaren, unpraktiſchen Syſteme und Tagesphiloſophieen wohl angebracht, die die Literaten, die nicht gerade Bewegungsmänner waren, verbreiteten. Wir haben dem Leſer einen dieſer Claſſe vorgeführt, in dem kurzen, aber bezeichnenden Geſpräch, das Robert im Thiergarten mit ſeinem Begleiter führte. Der Club der Literaten hatte ſolcher Kräfte eine gehörige Anzahl; urſprünglich hatten dieſe noch jungen Männer ſich zu einer Profeſſur vorbereitet, oder ſie hatten eine praktiſch-juriſtiſche Laufbahn einſchlagen wollen, ſpäter aber waren weder Profeſſoren noch Advocaten aus ihnen geworden, ſondern ſie hatten — ſei es nun, daß Geduld, Fleiß oder Geld mangelte — ihr Ziel nicht erreicht, und gaben ſich dem müßigen Leben eines jedem beliebigen Journale, das zahlte, zur Verfügung geſtellten Tagesſchriftſtellers hin. Die Studenten, beſonders die der Philoſophie und Jurisprudenz — verkehrten mit dieſen Literaten am meiſten, ja es bildeten ſich unter den Studenten ſelbſt geheime Clubs, ähnlich dem der Literaten. Von hier aus waren alſo auch edlere Elemente herbeizuziehen: auch die jungen Kaufleute lieferten ihr Terrain. Die meiſten von ihnen waren gebildet, durch Reiſen und ſelbſt durch Studien aufgeklärt, und für die neueſten Syſteme ſogar etwas mitbringend, was den Studenten abging, die Anſchauung und das theilweiſe praktiſche Erleben fremder Zuſtände. Es war nicht nöthig dieſe herbeizuziehen, ſie kamen von ſelbſt, ſie träumten von Reichthümern, von einem Aufſchwung des

Handels, von einer kühnen und glänzenden Umgeſtaltung des Staats, bei welcher ſie natürlich am meiſten zu gewinnen hofften. Einige dieſer jungen Handlungsbefliſſenen ſtellten ſich in ihrem politiſchen Glauben als Briten dar, Andere als Nordamerikaner, wieder Andere als Belgier. Die nachgeäfften Nordamerikaner waren den Beſtrebungen der Literaten am zugänglichſten. Dies waren nun ſchon feinere Subſtanzen, die man dem Gros der Maſſe anſchließen konnte. Aber man konnte auf dieſe muthigen jungen Revolutionäre nicht nachhaltig rechnen, und dann war ihre Anzahl, wenn ſie auch täglich und faſt ſtündlich wuchs, je mehr es gelang, die Stimmung zu entflammen, doch nicht groß genug. Wenn es gelang, den Grundpfeiler, auf dem nicht allein die Sicherheit der Hauptſtadt, ſondern die geſetzliche Kraft und Würde der ganzen Monarchie ruhte, zu erſchüttern; wenn man das Heer in ſeiner Pflicht wankend machen konnte, dann allein war ein ſicherer Triumph vorauszuſehen. Die Miſſion war aber unendlich ſchwierig. Durch eine durch Jahrhunderte fortſchreitende Erziehung war die Jugend der Nation zu den Waffen angehalten, in ihnen geübt worden. Nicht allein der Edelmann, nein der Bauer eben ſo ſehr, hatte ſich am Glauben an die unverrückbare und unwandelbare Waffenehre der Nation herangebildet. Die Armee war ein Inſtitut, baſirt auf den Volksgeiſt, und unmittelbar aus dem Schooß der edelſten Kraft, und des moraliſchen Bewußtſeins der Nation hervorgegangen. Dieſes Heer hatte durch einen langen Frieden an Selbſtgefälligkeit, an eitler Standesehre zugenommen, es hatte angefangen, ſich in ſtrafbarem Dünkel über die anderen Claſſen der Bevölkerung zu erheben — wir ſagen: „es hatte angefangen;" aber es fehlte noch unendlich viel, daß dieſe böſe Frucht eines müßigen Friedens, den inneren Kern der Ehrenhaftigkeit dieſes exemplariſchen Heeres angetaſtet hätte. Dieſer Kern war noch vollkommen geſund. Nur geringe Aeußerlichkeiten waren zu tadeln. Die Wühler, die ihre Aufgabe gefaßt hatten, hielten ſich an dieſe Aeußerlichkeiten, um dieſe koloſſale, impoſante Macht, die ihnen entgegen war und ewig entgegen bleiben wird, zu ſtürzen. Natürlich war es nur ein kleiner Stein, in eine Schleuder gelegt, allein die Schleuder konnte ſo richtig zielen, daß auch dieſe ſchwache und geringe Waffe ihre Wirkung nicht verfehlte. Man ſchmiedete eine große Anzahl Pamphlete und Traktätchen, die zum Zwecke hatte, dem Soldaten in der ihm faßlichſten Weiſe die Grundſätze der Disciplin lächerlich oder verhaßt zu machen, ihm ſeinen Stand überhaupt zu verleiden, indem man ihn als unverträglich mit ſeinen Pflichten und Gerechtſamen als Bürger und freien Menſchen darſtellte.

Alle Verſuche Weld's, die Soldaten der Garniſon der Hauptſtadt zu ſeinen Zwecken zu bearbeiten, waren vergeblich geblieben; es war jedoch in der Inſtruction, die er von Molé empfing, von Neuem die Aufforderung ausgeſprochen worden, daß Alles gethan werde, um wenigſtens einen Theil der Truppen wankend zu machen, und wenn's nicht gelang, ſie zu Bundesgenoſſen zu werben, wenigſtens doch zu bewirken, daß ihre Thätigkeit gelähmt werde. Den Unterhändlern Weld's, ſeinen Agenten und Helfershelfern war das Eindringen in die Caſernen übel bekommen; ſie hatten ſich bei den geringen Erfolgen, die ſie hier und da durch unſägliche Mühe erzielt hatten, bei dieſem Geſchäft gar nicht mehr betheiligen wollen. Weld entſchloß ſich, dieſe Miſſion ſelbſt zu übernehmen. Er hatte dabei noch einen perſönlichen Antrieb. Wie jeder preußiſche Unterthan, hatte auch er ſeine Dienſtjahre leiſten müſſen, allein dieſe Zeit war eine vielfältig demüthigende für ihn geweſen. In der Garniſonſtadt, in der er damals geſtanden, hatte ſeine grobe, unſittliche Führung einigen rechtlichen Bürgerfamilien lebhaften Anſtoß gegeben; es hatten Vorfälle ſtattgefunden, die einen Makel auf das ganze Regiment hefteten, das ſolche Individuen unter ſich duldete. Der Chef des Regiments hatte die wiederholten Klagen mit Unwillen gehört, und auf Weld's Entfernung wurde angetragen. Er war nirgends beliebt und das Offiziercorps nahm ſich ſeiner nicht an. Ein Act offenkundiger und allgemein bekannt gewordener Feigheit, deſſen ſich Weld ſchuldig machte, vollendete ſeinen Sturz; er wurde mit Schimpf aus dem Corps entlaſſen, und ſein Verſuch, mit einem der Offiziere ſich zu duelliren, ſcheiterte, indem man dem, der die Ehre verloren, keinen Ehrenkampf zugeſtehen wollte. Er ſchied aus Preußens Heer und ſchwur dieſem Heer die glühendſte Rache. Jetzt ſchien ihm der Moment gekommen, um auch dieſem Rachegefühl Genüge zu thun.

Wir wollen ihn auf zwei dieſer Gänge geleiten, die er that, um das Militär zu ſeinen Zwecken zu gewinnen. Der erſte dieſer Gänge war zu einem Unteroffiziere von einem der Garderegimenter, der andere zu einem jungen Lieutenant, der eben erſt aus dem Cadettencorps entlaſſen worden.

Der Unteroffizier ſah Weld's Erſcheinen mit Freude, denn er hatte von ihm vor wenig Tagen noch ein ſehr willkommenes Gelddarlehn erhalten. Der Mann hatte geheirathet, hatte Familie und befand ſich, da der Sold nicht weit reichte, in drückenden Verhältniſſen. Dies wußte Weld, er wußte zugleich, daß der Unteroffizier Feldmann einen großen Einfluß auf ſeine Compagnie ausübte. Er wurde von den Soldaten geachtet und geliebt, ja bei den jüngern, eben erſt zum Regiment gekommenen, vertrat er Vaterſtelle.

„Ah! guten Tag, Feldmann!“ rief Weld mit einer Flaſche Wein in die Unteroffizierſtube eintretend, wo der Genannte gerade ſich allein befand.

„Herr Doctor, ich freue mich, Sie zu ſehen!“ Er ſchob mit Ehrerbietung einen Stuhl dem Gaſte näher.

„Eben erſt vom Dienſt gekommen, Feldmann?“

„Ja, und zwar von einem recht harten. Wir müſſen jetzt Tag und Nacht auf den Beinen ſein. Das geht ſchon fünf Tage ſo; die armen Burſchen können es kaum mehr aushalten.“

„Es wird noch ſchlimmer kommen!“

„Wie ſo, Herr Doctor?“

„Nun, das Volk wird Herr der Stadt werden und das Militär über den Haufen werfen. Wie ich

Euch ſchon neulich einmal geſagt habe, es kann nicht einen Tag länger ſo dauern."

„Es iſt wahr, wüthend ſind wir ſchon."

„Denkt daran, was ich Euch geſagt habe. Alle alte Einrichtungen gehen zu Grunde. Es kommt eine ganz neue Zeit, und ein ganz neues Regiment in Allem. Wir wollen auf die neue Zeit trinken. Gebt mal den Becher von oben her."

„Er iſt von Zinn."

„Thut nichts zur Sache. Zwei ehrliche Männer trinken aus ihm, da iſt's ſo gut, als wäre er von Gold. Die Schufte, die heute noch aus goldenen Pokalen trinken, werden froh ſein, wenn wir ihnen morgen faules Waſſer in Holzbechern vorſetzen."

„Auf Ihr Wohlſein, Herr Doctor."

„Ich danke, nenne mich nicht Doctor; nenne mich Lieutenant. Ich bin Lieutenant außer Dienſt."

„Nun denn, auf Ihr Wohl, Herr Lieutenant. Warum haben Sie denn den Dienſt quittirt, wenn ich fragen darf?" —

„Das will ich Dir ſagen: weil ich ein ehrlicher Mann bleiben wollte. Das war aber nicht möglich, wenn ich meine Ehre nicht mehr frei hatte, ſondern ſie dem Könige und den Knechten der Tyrannei verkaufte. Höre, Feldmann, giebt es wohl ein ſchändlicheres Handwerk auf Erden, als das, was Du treibſt, und das ich früher trieb.“

„Herr Lieutenant“ —

„Höre mich an. Wir ſind alle frei geboren und haben gleiche Rechte: nun kommt Einer, laß ihn heißen wie er will, der ſagt: ich bin Dein Herr; und er nimmt Dich und Deine Brüder und Deine Kinder, und läßt Euch auf ſeinen Befehl die Söhne und Brüder anderer freier Männer todtſchlagen. Iſt da Sinn und Verſtand darin? Du vermietheſt Dich alſo für die paar Groſchen, die man Dir giebt, zu einem Mörder und Dieb, denn auch ſtehlen mußt Du, wenn jener eingebildete Herr es Dir befiehlt. Haſt Du mich verſtanden?“

„Aber“ —

„Aber — willſt Du ſagen — es iſt mein König und Herr; ich hab' ihm Treue geſchworen. Ich ſage Dir aber, dieſer Eid iſt Dir wider Willen und Wiſſen abgenommen worden; Du haſt nicht bedacht, und man hat's Dir auch nicht geſagt, zu was Du Dich verpflichtet, als man Dir den Eid abnahm. Tauſende, wie Du, wiſſen es nicht und ſchwören in den Tag hinein. Aber das Volk, zu dem Ihr Soldaten auch gehört, iſt jetzt zur Erkenntniß erwacht, und es ſagt Euch, daß jener Eid ein Unſinn iſt, eine Ungerechtigkeit, und daß Ihr ihn nicht zu halten braucht."

Der Unteroffizier ſetzte den Becher hin und ſah finſter vor ſich hin.

„Nun trinkt doch, Feldmann."

„Ich mag nicht, Herr Lieutenant. Der Trank ſchmeckt mir bitter, wie Galle. Wenn einem das Herz ſchwer gemacht wird, kann einem der beſte Wein nicht munden."

„Ich mache Dir das Herz nicht ſchwer; im Gegentheil, ich mache es Dir leicht."

„Zum Teufel, nein, Ihr macht es mir ſchwer wie Blei. Glaubt Ihr, es ſei eine Kleinigkeit, daß ich, wenn ich mich müde im Dienſte gearbeitet habe, nun Nachts auf meinem harten Lager ſchlaflos mich umwälze, weil dieſe Dinge, die Ihr mir da ſagt, mir im Kopfe herumwirbeln. Noch geſtern war es ſo — endlich mußte ich laut vor mich hin rufen, ſo daß meine Jette aufwachte und erſchrak: Nein! rief ich — was mein Vater, mein Großvater gethan, kann für mich keine Schande ſein. Sie waren brave Soldaten, ſie dienten ihrem Könige und dem Vaterlande — ei, zum Geier! ich will es auch thun! Und damit Baſta. Seht, Herr Doctor, da konnte ich erſt wieder einſchlafen. Das Geſpenſt war von mir gewichen."

„Ihr ſeid nicht recht klug, Feldmann. Und Ihr habt es ſo ſchwer.“

„Weiß Gott, ja.“

„Und ich ſage Euch, Ihr ſollt Geld die Fülle haben. Glaubt mir, es giebt Leute, reiche, vermögende Leute, die gerade auf Euch ihr Augenmerk haben.“

„Auf mich?“

„Ja, wie ich ſage; weil Ihr im Ruf ſteht, daß Eure Compagnie Euch liebt und Euch gehorcht.“

„Wahrhaftig! ſteh' ich in dem Ruf?“ Und die Augen des ehrlichen Mannes glänzten. „Nun, wenn das iſt, es iſt aber auch kein Wunder. Unſere Leute ſind ein guter Schlag Menſchen. Es heißt, der Unteroffizier hat das ſchwerſte Geſchäft, die größte Arbeit — es iſt wahr; aber gar viel kommt auf den Mann an, der ſeinem Poſten nicht recht vorzuſtehen weiß, der die Leute nicht ſo behandelt, wie ſie behandelt ſein wollen. Ich nenne die jungen Soldaten meine Kinder, und Ihr ſolltet einmal ſehen, wie ſie mich freundlich anlächeln, wenn ich mit meinem Corporalgeſicht angerückt komme. Sie wiſſen ich bin ſtreng, aber ſie wiſſen auch, ich meine es gut, herzlich gut. Die älteren Soldaten nenne ich Freunde — das hören ſie gern. Wollt Ihr glauben, ich hab' dort im Schubfach einen ganzen Packen Briefe, die mir die vom Regimente Entlaſſenen aus ihrer Heimath, aus den entlegenſten Dörfern geſchrieben haben. Es ſteht nichts darin in den Briefen, als daß ſie meiner noch gedenken. Meine Jette will die Briefe haben, um den Kleinen ihre Schulbücherdeckel daraus zu kleben, ich geb's aber nicht weg. So manchen Abend, wenn die Cameraden um mich her plaudern, oder Karte ſpielen, ſitze ich und leſe in meinen Briefen und denke bald an dieſen, bald an jenen guten Jungen, den ich nun ſchon lange nicht mehr um mich ſehe. Manche deckt auch ſchon ein grüner Hügel."

„Das iſt Alles, weil Ihr ein Mann des Volkes ſeid, Feldmann."

„Nein, das iſt Alles, weil ich ein bischen Einſehen in meine Pflichten habe, und es Keinem ohne Noth ſchwer mache."

„Wieder auf das Geld zu kommen. Deine Frau kommt nun bald mit dem ſechsten Kinde in die Wochen; dabei iſt ſie kränklich und die Arbeit geht ihr nicht mehr von der Hand."

„Es iſt wahr."

„Wie wäre es, wenn Du ſo ein dreihundert Thälerchen des Jahrs bekämſt? Die Hälfte könnte ich Dir auf Abſchlag ſchon heute geben. Es erfährt's Niemand, es bleibt unter uns: Du haſt das Geld. Ei, denkt mal! da könntet Ihr gleich Euren älteſten Jungen in die Lehre geben. Der Burſche läuft ſo müſſig umher. Den zweiten kaufen wir in den Kaufmannsſtand ein."

„Ei! und die Frau ſähe ihrem Schickſal freudig entgegen." —

„Freilich! Es wäre nirgends Noth mehr."

Die ehrlichen Züge des Mannes verfinſterten ſich wieder. „Und dieſe Herren, die mir ſo freundlich Hülfe leiſten wollen, wie komme ich dazu, ihr Wohlwollen mir erworben zu haben?"

„Ich hab' Dich ihnen geſchildert, ſo wie ich Dich kenne."

„Ah — ſo habe ich's Euch zu danken." Er reichte ſeine Hand hin, Weld ſchlug ein; „Du ſiehſt alſo, wie gute Freunde Du haſt, und das will viel ſagen in einer ſo ſchlimmen Zeit, wie die iſt, in der wir leben. Aber nun mußt Du auch wiſſen, daß dieſe edlen Herren auch große Menſchenfreunde ſind und daß es nicht wohl von Dir gethan wäre, wenn Du ſie kränkteſt und beleidigteſt."

„O, wie ſollte ich je mich deſſen unterfangen? Leute beleidigen, die mir wohlthun?"

„Zum Beiſpiel würdeſt Du dieſe Deine Freunde, ſehr empfindlich kränken, wenn Du Deine Mitbrüder berauben oder tödten wollteſt.“

„Es fällt mir dies nicht ein.“

„Aber wenn es Dir befohlen wird.“

„Ihr meint, wenn es Krieg giebt?“

„Krieg, hier in den Straßen. Gieb Acht, es wird zum Kampf kommen; zu einem heftigen, blutigen Kampf. Das Volk, deſſen Abgeordneter ich bin, iſt feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben. Deine Cameraden, die Schufte und Tyrannenknechte, werden auf das Volk ſchießen, aber Du wirſt es nicht thun, und wenn Dir der Offizier es befiehlt, ſo trittſt Du mit der ganzen Compagnie vor und ſagſt laut: Wir geben nicht Feuer.“

Der Unteroffizier ſah den Sprechenden mit einem durchdringenden Blick an. Dieſer fuhr fort. „Die anderen Unteroffiziere, dieſe Nichtswürdigen, werden zu Dir kommen und ſprechen: heut wird's Ernſt, heut wollen wir's dieſen Lumpen, dieſen Unruheſtiftern, dieſen Vagabunden zeigen, wie wir es meinen! Da ſprichſt Du aber: nein, Freunde, Ihr irrt Euch, die, die Ihr Vagabunden nennt, ſind Eure edlen, verkannten, gemißhandelten Brüder, und wir dürfen ihr Blut nicht vergießen. Willſt Du ſo ſprechen?“

„Nein, Herr Doctor.“

„Wie, Du willſt nicht? Du willſt alſo wie die anderen Bluthunde Feuer geben auf das Volk, wenn der Offizier befiehlt.“

„Der Soldat muß Ordre pariren.“

„Aber die, die Du tödteſt, ſind Unſchuldige!“

„Haben die zu verantworten, die mir den Befehl geben.“

„Und das willſt Du Deinen Soldaten ſagen?“

„Brauch's ihnen nicht zu ſagen, wiſſen's ſelbſt. Wir haben unſern Eid dem Könige geleiſtet. Will er eine Schandthat begehen, fällt ſie auf ſein Gewiſſen.“

„So denkt kein Soldat heut zu Tage mehr.“

„So iſt er ein Schurke. Er trägt des Königs Rock, er ißt des Königs Brod, er hat dem König Treue gelobt, und er verräth ihn: er iſt ein Schurke. Aber ein preußiſcher Soldat iſt kein Schurke. Sie ſprechen von fremdem Militär; das kann ſein.“

„Aber Dein Weib, Deine Kinder!“ —

„Möge die Erſtere ſterben, die Letzteren verhungern — ſie haben dann doch wenigſtens keinen ehrloſen Vater gehabt. Wenn ich meine Dienſtzeit vollendet habe, ſo habe ich Anwartſchaft auf ein, wenn auch kärgliches, doch ehrliches Brod, das mir mein König giebt. Das kann ich dann in Frieden eſſen."

„Aber die edlen Menſchenfreunde, die Dich ſo gern unterſtützen wollen!" —

„Mögen ihr Geld behalten."

„Feldmann! bedenkt was Ihr thut. Bin ich nicht ſelbſt Offizier geweſen? Würde ich Euch wohl etwas rathen, was mit der Ehre eines Soldaten ſich nicht vereinen ließe?"

„Ich weiß nicht, was Ihr die Ehre eines Soldaten nennt; ich weiß ſehr genau, was ich ſo nenne. Und jetzt erlaubt, daß ich Euren Wein auf meine Weiſe trinke." —

Er ſtand auf und rief einige Soldaten ſeiner Compagnie. Der Literat erhob ſich mit einer etwas bedenklichen Miene und ſchien auf Flucht bedacht zu ſein. „Ihr werdet doch nicht" — ſagte er mit einer unſicheren Stimme zu dem Manne, deſſen Treue er eben wankend zu machen geſucht hatte. — Der Unteroffizier verſtand ihn, mit einem gutmüthigen Lächeln ſagte er: „Seid nicht bange. Es muß wohl lange her ſein, daß Ihr vom Militär fort ſeid, daß Ihr etwas den Muth verlernt habt. Aber ſeid unbeſorgt, ich will keine Anzeige davon machen, was Ihr mit mir habt vornehmen wollen."

Und die Stube füllte ſich mit Soldaten. Der Unteroffizier trat unter ſie. „Seht, Kinder!“ rief er: „was es doch für gutmüthige Herren giebt! Da iſt einer, der hat mir eine Flaſche Wein gebracht und will, daß ich ſie mit Euch auf die Geſundheit des Königs leeren ſoll.“

Ein lautes Hurrah antwortete: die Flaſche ging von Mund zu Mund; ein Becher war nicht nöthig.

„Nun Herr! thut uns Beſcheid! da Ihr auf das Wohl des Königs getrunken habt, trinkt nun auch auf unſer Wohl — auf das Wohl der Soldaten, die ihre Schuldigkeit thun, und jedem Spitzbuben, der ſie von ihrer Pflicht weglocken will, das Garaus machen. Verſteht Ihr? Ich bitte — ſchlagt mir's nicht ab.“

Der Literat weigerte ſich — den wilden, derben Burſchen gegenüber — durchaus nicht. Er nahm lachend die Flaſche und leerte den Reſt. Dann verließ er die Caſerne, wohin er nicht wieder zurückkehrte.

Der junge Lieutenant, eben den Glanz ſeiner noch ganz neuen Epaulets betrachtend, ſaß einſam auf der Wachſtube und blätterte in einem Roman von Eugen Sue. Der junge Mann, deſſen candides Gewiſſen noch keine Sünde drückte, las die ſieben Todſünden des franzöſiſchen Poeten. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick hinaus, ob nicht eine hübſche Nähterin oder gar eine Statiſtin aus dem Ballet ihren Weg zufällig hier vorüber nahm. Aber die Wache war keine von den geſuchten, eleganten Wachen, ſie lag ziemlich entlegen und keine von den gewünſchten Spaziergängerinnen fühlte ſich bewogen, in das Labyrinth der kleinen Gaſſen einzulenken, um der Wachſtube des Lieutenants vorbeizukommen. Es war dem Einſamen ſehr willkommen, daß Herr Weld eintrat. Er hatte den Literaten kennen gelernt in einer der vielen Geſellſchaften, in die ein junger Mann gelangt, der die ihm noch neue Welt kennen lernen will, denn hinter den Mauern des Cadettenhauſes war er bisher abgeſchloſſen gehalten worden. Der Nimbus, der einen Mann umgiebt, der ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, der Zeitungsaufſätze ſchreibt und auf deſſen Urtheil in politiſchen Dingen gehört wird, hat für einen ſo unerfahrenen Jüngling noch ſeinen vollen trügeriſchen Glanz. Die eigne Urtheilsfähigkeit iſt zu ſchwach und ungeübt, um für das Urtheil, das Andere ausſprechen, einen Maßſtab zu haben, allein das richtige, angeborene Gefühl leitet auch hier, wie es ſo oft in den ſchwierigſten Lagen, in die ein unerfahrener, aber ſittlich reiner junger Mann kommen kann, leitet. Weld hatte einige Gefälligkeiten dem Offizier erzeigt, ihm Bücher und Broſchüren geliehen und mit Auswahl ſolche, in denen die Grundſätze der militäriſchen Disciplin und der Soldatenehre angetaſtet, oder wenigſtens doch einer böswilligen Prüfung unterworfen wurden. So befand ſich ſeit einigen Tagen der Prozeß des Lieutenants Anneke, eine Schrift, die es drauf anſetzt, das ganze bisherige Syſtem, wie es bei der Bildung der Militärmacht Preußens gegolten, umzuwerfen und dagegen einen communiſtiſchen, revolutionären Geiſt zu ſetzen, in den Händen des Jünglings. Ein weiter Kreis junger Offiziere hatte dieſe Blätter geleſen und es waren weitläufige Debatten darüber entſtanden. Weld ward hinzugerufen und hatte in ſeinem Sinne erklärt, gedeutet und weiter ausgeführt. Nach den erſten Begrüßungen ward ſogleich über dieſen Gegenſtand geſprochen.

„Wiſſen Sie, was mir in den Sinn gekommen iſt," hob der Lieutenant an, „als ich die Schrift und die anderen dahin bezüglichen, endlich bei Seite warf?"

„Nun, und was?"

„Daß ich auf der Stelle aufhören muß, Offizier zu ſein, und daß ich dem Könige meinen Degen zurückgeben muß."

„O, das iſt kein übles Reſultat Ihres Nachdenkens. Sie zeigen dadurch, daß Sie für die neuen Ideen empfänglich ſind.“

„Wer wollte das nicht ſein?“ rief der Jüngling begeiſtert. „Ich kenne nichts Herrlicheres, als immer neue, große, herrliche Gedanken in die Seele aufnehmen! Gedanken, die dazu führen, die Welt vollkommener, die Menſchen zufriedener zu machen. Ich habe nur noch wenig geſehen und wenig erfahren, aber ich weiß, daß es edle Menſchen in der Welt giebt, deren ganzes Leben dem einen Zwecke geweiht iſt, Andere, und durch Andere ſich ſelbſt glücklich zu machen. Sie lachen und glauben nicht, daß ich's ſo meine; aber ich hatte eine ſo liebe, herrliche Mutter, ſie hat mir dieſe Träume und Bilder ins Herz geflößt, ſo wie ſie es auch war, die mich abgehalten hat, das loſe, ausſchweifende Treiben mitzumachen, in dem meine Cameraden ſich gefallen.“ Weld, der an keine Reinheit glaubte, ſah den jungen Mann an und ſpottete unverhohlen. Der Jüngling erwiederte nur mit einem gutmüthigen Lächeln. „Sie werden noch einmal zu Dutzenden Frauen und Mädchen verführen, Sie ſchüchterner Lockenkopf!“ ſagte der Literat. „Ich kenne das. Auch ich war einmal ſo. Das giebt ſich. Wiſſen Sie was, womit ich anfing?

Gleich mit den verheiratheten Weibern, denn es war mir ſchon damals ein Haß gegen die Ehe und den Zwang derſelben eigen. Nachher hab' ich aber doch gefunden, daß es amüſanter iſt, Mädchen zu verlocken, — und wiſſen Sie warum —

„Laſſen Sie uns wieder auf die Schriften kommen," ſagte der junge Offizier.

„Nun denn! Ich habe ſchon gehört: Sie wollen aufhören, Offizier zu ſein."

„Wenn ich in dieſem Stande nichts nutzen kann, wenn es wirklich ein ſo alter, veralteter, nicht allein unnützer, ſondern ſogar ſchädlicher und verächtlicher Stand iſt —"

„Das iſt er — wir haben ja ſchon ſo oft darüber geſprochen."

Der junge Mann ſagte nach einer Pauſe: „Ich habe einiges Vermögen: ich brauche nicht gerade Offizier zu ſein. Eine Erbſchaft iſt mir vor Kurzem zugefallen. Meine Eltern würden auch nichts dagegen haben, wenn ich austrete."

„So treten Sie aus. Schließen Sie ſich den freien Männern an, die, ſchon überall hin verbreitet, nur auf den Moment warten, die ihnen verhaßten Ketten abzuſchütteln, um nicht mehr einem Fürſten zu dienen, ſondern um dem Volke zu gehören."

„Wie lieb' ich dieſes Volk! Wie groß, wie achtungswerth erſcheint es mir, wenn ich Sie davon ſprechen höre. Das Volk — das Volk! Ich mache mir einen dunkeln, geheimnißvollen, allein ſehr reizenden Begriff davon. Unwillkührlich denke ich an das herrliche Duett in der Oper „die Stumme von Portici," entſinnen Sie ſich deſſen?"

„Ja wohl," entgegnete der Literat lächelnd.

„Und dann die Stellen in Don Carlos „Sire, gebt Gedankenfreiheit!" — „Ich kann nicht Fürſtendiener ſein!" Wie ich noch auf der Schulbank ſaß, hab' ich dies immer und immer wieder geleſen. Unſer alter Ofenheizer im Corps mußte mir „Philipp" ſein, und gegen ihn gewendet, ſprach ich jene Verſe. Das ſind freilich kindiſche Erinnerungen, und Sie haben Recht, daß Sie lachen, aber ſie tragen doch auch das Ihrige dazu bei, daß Sie gewonnen Spiel bei mir haben, und daß ich in der That den Abſchied nehmen werde."

„Gut, ich nenne Sie meinen Freund dieſes Entſchluſſes wegen. Aber ich will Ihnen einen Rath geben: nehmen Sie jetzt noch nicht Ihren Abſchied."

„Weshalb nicht? Sie meinen, es wäre Schade um die neuen Epaulets, und meine Couſine Emilie hat mich nur erſt zweimal als Offizier geſehen. Allein Alles das macht mir nichts aus.“

„Nein, nicht deshalb, ſondern weil Sie unſerer Sache, der Sache der edlen, freien Männer und der Sache des Volkes für's Erſte noch als Offizier nützlicher ſein können.“

„Sprechen Sie, in wie fern?“

„Iſt Ihnen das nicht ſelbſt einleuchtend? Wie unzählig Viele unter Ihren Cameraden kleben noch feſt an dem alten Syſtem des Kamaſchendienſtes? An der alten verächtlichen Ordnung? Sie, als Offizier, unter Ihren Genoſſen lebend, können fortwährend dahin arbeiten, die Blinden und Unvernünftigen zum Heile zu führen. Und nicht allein die Offiziere — denken Sie an die Soldaten, auch die müſſen tüchtig bearbeitet werden, damit ſie einſehen lernen, wie unnütz und verächtlich ihr jetziger Stand iſt.“

Der junge Mann ſah den Sprechenden fragend an. Eine helle Röthe überzog ſeine noch ungebräunten Wangen. Es war ungewiß, welchem — in der Seele des Jünglings plötzlich aufſteigenden Affect dieſes äußere Zeichen ſeinen Urſprung verdankte. Der Literat fuhr fort:

„Haben Sie überhaupt nie mit Ihren Leuten namentlich mit den Unteroffizieren über dieſe Dinge geſprochen?"

„Wir haben unſer Reglement," antwortete der Offizier, „dieſes meinen Leuten vorzutragen und zu erklären, iſt meine Pflicht."

„Ich weiß — allein was läßt ſich nicht aus den trocknen Paragraphen Alles machen!"

„Und was ſollte ich denn daraus machen?"

„Mein Himmel! wie Sie fragen. Nun, Sie ſollen eben die Grundſätze, zu denen Sie ſich bekennen, die neuen Ideen, die wir beſprochen haben, unter die Soldaten bringen."

„Sie vergeſſen, daß dieſe Soldaten verpflichtet ſind, zu dienen, daß ſie nicht ihren Abſchied nehmen können, wie ich es kann."

„Meinethalben. Sie ſollen auch weiter dienen; aber ſie ſollen heimlich *uns* dienen, während ſie öffentlich noch dem Könige dienen. Ich will Ihnen ſagen — und wir ſind ſo vertraut, daß ich offen mit Ihnen ſprechen kann — wir haben dies nöthig. Ueber kurz oder lang kommt es zum Bruch mit dem jetzigen Syſtem, und dann müſſen wir darauf rechnen können, daß ſie zu hellen Haufen zu uns übergehen." —

Die Röthe des jungen Mannes wurde immer lebhafter. Er ſagte mit einer eigenthümlich ſanften

Stimme, ohne ſeinen Nebenmann anzuſehen: „Ich verſtehe — ich ſoll alſo die mir anvertraute Mannſchaft von ihrer Pflicht ablocken, und dem Könige Verräther unter ſeinen eigenen Unterthanen, die zum Schutze für ihn und ſeine Räthe da ſind, erziehen?“

„Wenn Sie es ſo nehmen wollen? Ich ſehe hierin nichts Verfängliches. Sie handeln Ihrer Ueberzeugung, Ihrer Ehre gemäß.“

„Nicht doch, mein Herr. Ich handle meiner Ehre gemäß, wenn ich für meine Perſon austrete, wenn ich glaube, nicht länger bleiben zu dürfen, aber ich handle ehrlos, wenn ich Andere verleite, ihren Eid zu brechen. Nicht darum gab mir der König dieſen Degen — nicht darum erzog er mich, da ich arm und mittellos war, auf ſeine Koſten. Nicht ein Wort ſoll über meine Lippen kommen von dem, was ich denke und fühle in jener Beziehung; und von dieſer Stunde an will ich noch pünktlicher, noch genauer über meine Dienſtpflichten wachen. Sie haben mir gezeigt, Herr Weld, daß es eine Linie giebt, wo, wenn ſie überſchritten wird, der ehrliche Junge — zu einem Schuft wird.“

Weld lachte, aber dieſesmal traf ein dunkler, drohender Blitz aus den Augen des unverdorbenen jungen Mannes den Nichtswürdigen. Er ſah ein, daß er ſein Spiel aufgeben müſſe. Er lenkte ab, und brachte andere Gegenſtände des Geſprächs vor, allein der Offizier antwortete einſilbig und verſtimmt. Einmal in eine harmloſe offene Seele den Funken des Argwohns geſchleudert, und es iſt auf immer aus mit dem hingebenden Vertrauen.

Weld hatte gerade auf dieſen Jüngling gerechnet, denn ſeine Menſchenkenntniß hatte ihm den Schatz von frühreifer männlicher Energie, von feſtem Willen und von überſprudelndem ſchönen Enthuſiasmus in dieſem Buſen gezeigt. Er fand wohl Leichtfertige, Schwelger, früh Entnervte und ſchaale Alltagsſeelen, die er zu ſeinem Zwecke gewinnen konnte, allein dieſe würden ihm wenig genützt haben. In dem Moment, wo es darauf ankam zu kämpfen, würden ſie unfehlbar geſchwankt haben und raſch zurückgefallen ſein.

Wir haben von den Verſuchen, den Geiſt der Armee zu revolutioniren nur dieſe zwei Beiſpiele angeführt; aber dieſer Verſuche waren unzählige, ſie waren über die ganze Monarchie hin verbreitet, und kein Mittel wurde außer Acht gelaſſen, das gewünſchte Reſultat zu erzielen. Man muß die Inſtitutionen, die dieſe Armee gründen halfen, bewundern, indem es durch ſie möglich wurde, einem hartnäckigen, durch Jahrzehende hindurch gehenden Angriffe Widerſtand zu leiſten. Dies iſt ein Wink für den wahren Reformator. Wie vorſichtig muß er mit ſeinen Neuerungen zu Werke gehen, um dem noch vollkommen gut erhaltenen Gebäude nichts von ſeiner Zweckmäßigkeit zu nehmen, noch ſeinem ernſten grandioſen Bau irgend einen unnützen, lächerlichen Schnörkel zuzufügen.

Weld zog ſich in einen verſteckten Keller, ein ſogenanntes Speiſelocal, zurück, und empfing hier die Berichte ſeiner Emiſſäre und Beauftragten. Die Meiſten derſelben waren heute in die Caſernen geſendet worden, ein anderer Theil zu den Arbeitern in der Umgegend der Stadt. Hier war es gelungen ganze Maſſen anzuwerben. Die Ausſicht auf großen, nahen Gewinn lockte, und das ſchon jetzt reichlich dargebotene Geld wirkte belebend. Sie verſprachen zu der feſtgeſetzten Stunde zu Schaaren auf den bezeichneten Plätzen zu ſein. Das Geſindel, das eigentliche Gros der Armee der Agitatoren, trieb ſich lärmend, heulend, ſchreiend ſchon ſeit zwölf Stunden auf den Gaſſen und Plätzen umher, das aufgeſtellte Militär neckend und höhnend. Einzelne Schüſſe fielen, doch wurden ſie dem Commando gemäß in die Luft abgefeuert, und ſollten nur dienen, die völlig zügellos werdenden Maſſen in Schrecken zu ſetzen. Die Stadt war von einem Ende zum andern in Unruhe, Bewegung und Erwartung der Dinge, die kommen ſollten. Eine große Anzahl Fremder, namentlich Polen, füllten die Gaſthäuſer geringern Ranges, die kleinen Schenken waren mit Gäſten überfüllt; Berlin ſchien in wenig Stunden das Doppelte an Einwohnerſchaft gewonnen zu haben.

17.

Der achtzehnte März.

Das Regiment Garde-Cüraſſiere hatte ſeine Caſernen am Halle'ſchen Thore verlaſſen und ſtand auf dem Gensdarmen-Markte aufgerückt, die Garde-Dragoner hielten das Oranienburger-Thor beſetzt, indem ſie zugleich die Patrouille für die Umgegend dieſes Thores und der Friedrichsſtraße abgaben. Das Garde-Regiment Kaiſer Alexander war in einzelnen Abtheilungen vertheilt, die ihre Plätze öfters wechſelten, doch hielten ſie im Ganzen die Königsſtadt inne, während das Garde-Regiment Kaiſer Franz ſich nach dem Potsdamer-Thore und der Wilhelmsſtraße hin vertheilte. Das Regiment Garde du Corps hielt den Schloßhof beſetzt, und die innern Gänge und Säle des königlichen Palaſtes. Das Regiment Garde-Schützen hatte die öffentlichen Gebäude, die Bank, die Seehandlung u. a. zur Bewachung erhalten, und die fliegenden Corps der Garde-Ulanen-Regimenter zeigten ſich bald hier, bald dort, um zu recognoſciren und Rapporte abzuſtatten. Offiziere der höheren Grade durchritten mit ihren Begleitern die Stadt nach allen Richtungen. Es herrſchte auf wenige Stunden am Vormittage eine dumpfe, unheimliche Schwüle inmitten dieſer aufgeregten Bevölkerung.

In dieſen Stunden war es, wo der König ſich entſchloß, mit ſeinen freien Inſtitutionen hervorzutreten.

Es ſollte die Conſtitution dem Volke gegeben werden.

Die Freiheit der Preſſe ſollte gewährt werden, das Recht Verſammlungen zu halten, das Recht der freien Rede, die Volkswahlen.

Dieſe Entſchlüſſe waren ſchon lange in der Seele des Königs gereift, der ſich zur Aufgabe geſtellt hatte, die Zuſagen ſeines Vaters der Nation zu erfüllen.

Der Miniſterrath war auf dem Schloſſe verſammelt, die Prinzen des königlichen Hauſes, die oberſten Würdenträger der Waffencorps. Im Laufe des Tages füllte ſich das Schloß immer mehr. Je bedrohlicher die Zuſtände wurden, um deſto mehr fühlte ſich der echte Patriot gedrängt, in der Nähe ſeines Königs zu ſein. Viele aber ſuchten auch Schutz unter der Aegide des königlichen Hauſes.

Aus den Provinzen langten Deputationen an. Die Verwirrung innerhalb des Schloſſes wuchs, je lärmender ſich die Auftritte außerhalb geſtalteten. So kamen die erſten Stunden des Nachmittags heran.

Eine unzählbare Menge hatte ſich auf dem Platze vor dem Schloſſe verſammelt und zwar ſtauten ſich die Maſſen beſonders nach der Seite der Kurfürſtenbrücke zu. Von der Brücke her floſſen immer neue Ströme zu. Ein ſummendes, dunkles, verwirrtes Gedränge — ein Hin- und Herbewegen einzelner Theile dieſer ungeheuren Moſaik von Menſchenköpfen, aus denen hier und da ein Mann zu Pferde hervorragte, von dem man nicht wußte, ob er zu dieſer Maſſe gehöre, oder ob er in ſeinem Vordringen hier mit Gewalt zurückgehalten werde. Einzelne Männer wurden auf den Schultern ihrer Nachbarn emporgehoben, und man ſah die auf dieſe Weiſe erhöhten Geſtalten ſich zu der Menge wenden, und Worte, von leidenſchaftlichen Geberden begleitet, ſprechen, die man nicht verſtand, weil der dumpfe, grollende Lärm immer ſtärker anwuchs. Der koloſſale Candelaber, der ein Bouquet von Laternen trägt und ſich auf der Mitte des Platzes erhebt, war bekleidet mit einem traubenartigen Behange von aneinander haftenden Menſchenkörpern, die ſich anklammerten, um den Platz zu überſehen und das Schloß im Auge zu behalten. Alle Fenſter der Häuſer am Platze, ſelbſt die Dächer, waren mit Köpfen beſetzt.

Der König erſchien auf dem Balkon.

Eben ein dumpfes, dem fernen Donner gleiches Getöſe — jetzt eine athemloſe Stille.

Dieſe Tauſende von Augen richteten ſich alle auf einen Punkt, dieſe Tauſende von Ohren ſtrengten ſich an, den leiſeſten Laut zu vernehmen, der von jenem Punkte herkam.

Die Stimme des Königs war nicht rein; ſie war bewegt, ſeine ſonſt ſo fließende Rede erklang jetzt in Abſätzen, und ſichtbar kämpfte er mit einer großen Aufregung. Seine Rechte ruhte auf der Steinfaſſung des Balkons, die Linke war auf die Bruſt gelegt. Der König blickte ſich um nach allen Seiten, man konnte es ihm anſehen, daß ſeine nicht ſtarke Sehkraft ſich mühte, in dieſem uferloſen Meer, das vor ihm ergoſſen lag, einzelne Figuren und Gruppen herauszufinden. Da ihm dies nicht gelingen mochte, ließ er ſeinen Blick ruhig über das Ganze hinſchweifen. Doch kehrte dieſer Blick immer von neuem auf einen Gegenſtand in der Richtung zur Brücke hin zurück. Die Umgebung des Königs, Adjutanten, Miniſter

— waren ein paar Schritte zurückgetreten, und füllten mit ihren Geſtalten die offen gelaſſene Thür zum Vorbau.

Kaum hatte der König ſeine Worte vollendet, als ein endloſer Jubelruf aus der Menge ihm entgegentönte. Tücher, Hüte wurden geſchwenkt. Es bildeten ſich zahlloſe auf den Schultern und Köpfen der Zunächſtſtehenden thronenden Menſchenpyramiden, und die Emporgehobenen riefen laut den Namen des Königs und brachten ihm leidenſchaftliche Dankesrufe.

Plötzlich fiel ein Schuß —

Jetzt wieder einer.

Der König wich zurück. Wer in dieſem verhängnißvollen Augenblicke die Richtung ſeines Auges hätte beobachten können, hätte bemerkt, daß es wiederum jene Stelle in dem Gedränge aufſuchte. Es war nur ein Moment; gleich darauf hatte die Umgebung den König eingeſchloſſen, und er verſchwand in der bewegten Gruppe, die ſich auf dem Balkon bildete, und gleich darauf in das Innere des Palaſtes ſich zurückzog.

Die Thür blieb offen; Niemand dachte daran ſie zu ſchließen.

Ein ohrzerreißendes Geheul, ein verworrenes, drohendes Getobe ließ ſich auf dem Platze hören. Die ungeheure Menſchenmenge ſuchte auseinander zu ſtieben — es gelang ihr nur mühſam. Jetzt ſah man von der Brücke aus Ströme Volkes hinzudrängen, die früher nicht auf dem Platze geſehen worden. Es waren Phyſiognomieen der wildeſten, roheſten Art, es waren Leute in Kitteln, zerlumpt und zum Theil mit Aexten und Brecheiſen bewaffnet. Dieſe ſtürzten ſich in die Menge und ſtießen jenes gräßliche Geheul aus, das an die thieriſchen Laute erinnerte, die innerhalb endloſer Wüſteneien dem erſchreckten Wanderer die Nähe hungriger und wüthender Beſtien verkünden. Mit keiner menſchlichen Stimme hatten dieſe Laute Aehnlichkeit, und doch kamen ſie aus menſchlichen Kehlen; allein aus Kehlen von Menſchen, die man künſtlich durch alle erregenden Mittel zum Raſen gebracht hatte. Wie dieſer wüthende Haufe auf dem Schauplatze erſchien, zeigten ſich mit ihm zugleich an den verſchiedenſten Orten des weiten Platzes einzelne Männer, die laut ihre Stimme erhoben und riefen: „Auf! vertheidigt Euch! Man mordet uns! Verrath! —"

Dieſe Rufe brachten eine maßloſe Verwirrung hervor. Man kämpfte mit einander, um den Eingang einer Straße zu gewinnen, man überſtürzte ſich, es ſanken zu Hunderten Leute nieder, der Menſchenſee floß in einzelnen reißenden Strömen in die Seitenſtraßen ab, immer Geheul, immer dieſen entſetzlichen Ruf in die Lüfte ſchleudernd.

Jetzt erſchienen die Dragoner, die Befehl erhielten, den Platz frei zu machen, ohne dabei von ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Man begriff im Schloſſe anfangs nicht, was dieſe plötzliche Umwandlung der Scene bewirkt haben konnte. Die beſſer Unterrichteten wußten es: der König wußte es: er wußte es, von welcher Seite jene Schüſſe gefallen waren, und welchem Ziele ſie gegolten. Sein ſcharfes Ohr hatte, indem er ſich an der Baluſtrade auf einen Moment hinabgebeugt, aus dem kleinen Menſchenknäuel, den er ſchon früher beobachtet, und der jetzt ziemlich abgeſondert von der Maſſe, ſich von der Brücke aus immer näher zum Schloſſe heranbewegt hatte, Worte vernommen, die ihm die mörderiſche Abſicht kund thaten. Er bebte nicht, als er der Gefahr ſich entrückt ſah; das Erbe der Fürſten ſeines Hauſes iſt Muth in Gefahr, Großmuth im Siege. Seine Umgebung aber war bleich wie der Tod.

„Es waren Fremde, es waren keine von den Meinen!“ ſagte der König zu den ihm zunächſt Stehenden. „Ich weiß es. Ich ſah es.“ —

Niemand antwortete. Im Nebenzimmer herrſchte eine lebhafte Bewegung, ein Geflüſter. Die Königin war in Ohnmacht geſunken. Man eilte ihr zu Hülfe. In allen Corridoren und Gängen des Palaſtes drängten ſich Offiziere und Beamte. Alles geſchäftig, alles lautlos aneinander vorübereilend, Geſichter mit dem Ausdruck wahnſinnigen Schreckens, kalten, ſtarren Grimmes. Eine kleine Gruppe von fünf oder ſechs Offizieren war an die Säulen des Palaſtes herangetreten, um die eingeſchlagenen Kugeln zu betrachten.

Der Platz war leer. Von allen Fenſtern waren die Köpfe verſchwunden. Dieſe Stille, im Gegenſatz zu der ungeheuren Bewegung noch vor einigen Sekunden, machte eine faſt lähmende Wirkung. Es war wie das Werk eines Zauberers, der böſe Geiſter aus den Tiefen der Erde heraufbeſchworen, und ihnen jetzt befohlen hat, ſich in alle Richtungen hin über die geängſtete Erde zu zerſtreuen.

Wir müſſen hier einen kurzen Wortwechſel einſchalten, der gerade hier und nirgends anders ſeinen Platz finden muß, um die räthſelhaften Ereigniſſe, die wir oben mit angeſchaut, erklären zu helfen. Dieſer Wortwechſel fand zwiſchen Neuwardt und Weld Statt. Neuwardt hatte ſich mit einer großen Anzahl ſeiner Bekannten, die mit ihm eine Geſinnung theilten, auf dem Platze vor dem Schloſſe befunden, als der König jene Zuſicherungen ertheilte, er hatte zugleich mit der Menge ſeine Stimme zu einem lauten Dankesruf erhoben, und glücklich über das, was er vernommen, war er zu den Seinigen geeilt, um ihnen die freudige Botſchaft mitzutheilen. Er fand Weld in ſeinem Hauſe, der beſchäftigt war, flüchtig ein paar Worte auf einzelne Zettel zu ſchreiben, die er den wartenden Boten einhändigte.

„Theurer Freund!“ rief der Patriot, „haben Sie gehört? Wir haben jetzt, was wir wünſchen! Friedrich Wilhelm IV. hat das Wort ſeines Vaters wahr gemacht. Wir haben die Freiheiten, die wir erſtrebt, wir haben eine Conſtitution! O, ich hätte weinen mögen vor Entzücken, als ich den König — meinen König — jene Segensworte ausſprechen hörte.“

Weld blickte auf, unterbrach den Sprechenden, und fragte mit einem ſarkaſtiſchen Tone: „Hören Sie den Tumult auf der Straße?“

„Siegesjubel!“ rief Neuwardt, und der ſonſt ſo bedächtige, ſtille Mann war ganz trunken vor Freude. „O, ich werde illuminiren laſſen. Mein Haus, die Straße — die ganze Stadt ſoll in Freude brennen. Zu allen Fenſtern hinaus töne der Ruf: Es lebe unſer König!“

Weld wiederholte mit demſelben eiſigen Spottlaut die Frage, ob Neuwardt Nichts höre.

Es fielen die erſten Schüſſe.

„Was iſt das?“ rief der Patriot, und ſeine Röthe ging plötzlich in Bläſſe über.

„Jetzt beginnt unſer Werk!“ ſagte der Literat, indem er nach ſeinem Hute griff.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie damit ſagen, Weld?“

„Kennen Sie das Wort: Zu ſpät? Jetzt muß er Alles geben und ſeinen Thron dazu.“

„Raſender! Er hat gewährt, was der Patriot wünſchte und begehrte.“

Weld entgegnete mit einem dreiſten Lachen: „Was kümmert uns die Conſtitution. Wir wollen den Umſturz und für uns den Sieg. Wir wollen jetzt leben und herrſchen.“

Neuwardt bebte vor innerer Entrüſtung. „So gehen unſere Wege auseinander!“ rief er. „Mit einem Verbrecher will ich nichts zu thun haben.“

Weld verließ ihn, ohne auf ſeine Worte zu achten. Neuwardt faltete die Hände, blickte mit einem Auge, in welchem ſeine bewegte Seele lag, gen Himmel und rief: „Gieb unſer Heil nicht in die Hände der Buben! Verhindre gnädig ein Unglück!“

Auch er eilte nun fort, um die Männer der Deputation, die von den Rheinprovinzen ſo eben angelangt war, zu ſprechen. Er hatte bewährte Freunde darunter, Männer von tüchtiger Geſinnung und Vaterlandsfreunde wie er. Ein Schrecken, eine Trauer erfüllten das Herz dieſes Mannes, wie er ſie noch nie gefühlt. So nah grenzte hier die herrlichſte Siegesfreude mit dem drohenden Streich zuſammen, der Alles zu zertrümmern gedachte und an das Haus der Ehren die freche Diebeshand der Plünderer und Zerſtörer zu legen. Man kann ſich kaum eine Lage denken, die martervoller geweſen wäre für den echten Vaterlandsfreund, als dieſe. Der edle Neuwardt befand ſich in dieſer.

Wir kehren in das königliche Schloß zurück. Der König, der Prinz von Preußen, die Prinzeſſin und der Miniſter von Arnim befinden ſich allein in einem Gemach. Niemandem iſt der Zutritt geſtattet.

Man hört die Salven des Muſketenfeuers, den Donner der Geſchütze der Artillerie in den Straßen. Der Kampf hat begonnen, und an dreißig verſchiedenen Hauptplätzen vertheilt, wüthet er.

Die tiefe Dämmerung des Abends geht bereits in die Nacht über. Ein heller Mondſchein lichtet das nächtliche Dunkel.

Ein Höfling, der ſich in dem leer gewordenen Saale ängſtlich herumbewegte, nähert ſich der Thür zu dem verſchloſſenen Cabinet, legt ſein Ohr an die Spalte und vernimmt Stimmen:

„Sire, nur nicht gewankt! nicht nachgegeben! Dieſer Aufſtand muß im Keime erſtickt werden. Sie dürfen nicht dulden, daß man ſo zu Ihnen ſpreche. —“

„Nein — dieſe Sprache iſt unerhört! Man hat ſie in Preußen noch nie vernommen.“

Eine lange Pauſe entſtand, während deſſen man das Feuern der Geſchütze hörte.

Eine Stimme ſagte: „Ich würde die Truppen bis auf den letzten Blutstropfen ſich ſchlagen laſſen. Die Stadt muß unſer ſein.“

„Es iſt ein Augenblick der Verblendung, er wird vorübergehn! Sie werden zur Vernunft kommen.“

Die Antwort auf dieſe Rede blieb wiederum lange aus; dann ſagte eine Stimme mit dem Ausdruck des Unwillens: „Wie iſt da ein Zweifel möglich. Alles iſt nach feſtem Plane abgekartet! Soll'n wir Schonung üben gegen Meuterer und Geſindel?“

Eine Stimme ſprach, aber ſo leiſe, und von innerer Bewegung ſo zitternd, daß der Lauſcher keines der Worte vernehmen konnte. Aber ein wilder, leidenſchaftlicher Ausruf des Königs antwortete dieſer Stimme.

Mehrere Ordonnanzen erſchienen, Generale der einzelnen Truppenabtheilungen ließen ſich melden.

Deputationen waren auf Treppe und Vorhof angelangt. Alle begehrten in Eile den König zu ſprechen. Die Thür des Cabinets wurde nicht geöffnet; ſie blieb geſchloſſen.

Der Saal wurde leer, der Lauſcher nahm wieder ſeinen Platz an der Thür ein.

Dieſelbe leiſe und erſchütterte Stimme hatte nochmals geſprochen und dem König einen neuen Ausruf des Zorns und der Erbitterung entlockt.

Aus der Tiefe des Zimmers tönte eine Stimme, ſie that den Ausruf: „Es iſt Alles verloren!“

„Noch iſt Nichts verloren!“ lautete die Antwort entgegen, und dieſe Antwort wurde mit einer eiſernen Energie und mit einer Wildheit der Stimme gegeben, die den Höfling zittern machte.

Jetzt ward der leiſe Schritt Alexander von Humboldt's bemerkbar, der über den Saal hin ſich der Thür näherte. Der greiſe Höfling ging gebückt und ſein Auge irrte ungewiß über die Gegenſtände hin. Er hielt ein Papier in den Händen, das er verbarg, als die Thür ſich öffnete und der König heraustrat. Er bemerkte den alten Kammerherrn nicht, und der berühmte Gelehrte hatte nicht den Muth, ſeinen königlichen Freund in dieſem Moment, wo er die dunkelſten Schatten ſich auf deſſen Stirn lagern ſah, anzureden. Er trat in eine Niſche des Fenſters, und der König, ohne ihn zu bemerken, ging an dieſer Niſche mehrmals vorbei.

Die Schritte des Königs wendeten ſich der großen Ausgangsthür zu; er hörte im Vorgemach Stimmen, allein er lenkte von der Thür wieder weg ohne ſie zu öffnen.

Auf der Schwelle des Cabinets erſchien die Prinzeſſin. Ihre hohe und ſchlanke Geſtalt zeigte ſich in der dunkeln Einfaſſung der Thür und zog die Blicke des Königs auf ſich. Er ſtand ſtill und ſchien der Prinzeſſin ein paar Worte zurufen zu wollen, allein die Geſtalt, die ſich in dieſem Augenblicke hinter der Prinzeſſin zeigte, machte, daß der König ſich raſch abwandte und wieder ſeinen eiligen und unruhigen Gang auf dem Saale antrat.

Jetzt waren die Vorſäle ſo überfüllt, daß die Menge derjenigen, die den König ſehen, wo möglich ſprechen wollten, ſich nicht mehr zurückdrängen ließ. Der König befahl zu öffnen, und ein Strom von Menſchen, des verſchiedenſten Alters und Standes drang ein. Es waren Knaben aus dem Volk darunter, die ſich dem König zu Füßen warfen, es waren Frauen, die ſeine Kniee umklammerten, es waren Männer, die ihr Auge, überſtrömend von Thränen auf das geliebte Haupt ihres Herrn richteten. Der König ſah mit einem kalten und zerſtreuten Blick über ſie hin; er unterbrach eine Deputation, deren Sprecher eben ſeine Rede begonnen hatte, und die wohlbekannte Geſtalt des Gouverneurs von Berlin bemerkend, winkte er ihn leidenſchaftlich heran. Er zog ihn in die Fenſterniſche, wo der Gelehrte ſtand, und während ein wildes Gemurmel im Saale Ueberhand nahm, ſah der König eine geſchloſſene Colonne von höheren Offizieren den Platz umſtellen, wo er ſich befand. Die Prinzeſſin war aus dem Cabinet getreten und ſprach mit der Deputation, mit einigen Frauen, die ſich an ſie wandten — aber immer behielt ſie dabei den König im Auge.

Mitten aus dem ſummenden Gedränge des Saals tauchte eine neue Deputation auf; es waren die Geiſtlichen Berlins, die ſich direct an den König zu wenden begehrten. Er bemerkte einen würdigen Prediger und durchbrach die Reihe der Offiziere und näherte ſich der Deputation; in dieſem Augenblicke ſtürzten ſich noch zwei Deputationen auf den König. Die Offiziere ſuchten ſich wieder Bahn zu brechen um die Perſon des Königs zu ſchützen.

„Sire!“ rief der ehrwürdige Greis — „ſchonen Sie das Blut Ihrer Unterthanen! Es iſt keine

Pöbelemeute. Ich komme ſelbſt vom Schauplatz des Kampfes, mit meinen Augen ſah ich gute Patrioten, edle Männer in den Reihen der Kämpfenden. Sie ſind im Irrthum, ſie ſind verblendet — aber ſchonen Sie ihrer, Sire! Suchen Sie auf gütlichem Wege dieſen unglückſeligen Zwieſpalt auszugleichen."

Der König erwiederte: „Ich bin mir nicht bewußt, irgend Einem meiner Unterthanen Grund zu einer empörenden Widerſetzlichkeit dieſer Art gegeben zu haben. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Ich will Gehorſam — ich bin König!" —

Der Geiſtliche machte eine händeringende Bewegung.

Aus der Deputation, die jetzt eingetreten, ſprang ein jugendlicher Sprecher hervor und rief mit einer Stimme voll Trotz und Leidenſchaft dem Könige zu: „Sire! die Bürger werden ſich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Sie werden es nicht ſein, die da weichen. Beim Himmel, nein! ſie nicht! Wir werden ſiegen! Bedenken Sie, Sire — was dann Ihr Loos, das Loos der Stadt ſein wird."

Ein wilder Zornesruf, der aus der nächſten Umgebung des Königs tönte, ließ den kecken Sprecher kein Wort ſeiner Rede hinzufügen. Von neuem warfen ſich Gruppen, hier dem Könige, dort dem Prinzen und der Prinzeſſin zu Füßen. Es waren zum Theil Frauen.

Jetzt kam der berühmte Gelehrte etwas aus der Fenſtervertiefung hervor. Er hatte das Blatt wieder hervorgeholt. Der König richtete einen zerſtreuten Blick nach der Gegend hin; ſah das Blatt, nahm es, hielt es einen Moment in den Händen, ohne den Inhalt zu beachten und gab es einem Adjutanten neben ſich, der es zu einem ganzen Stoß Papiere legte, den er unter dem Arme hielt.

Der Gelehrte warf einen kummervollen Blick auf ſein verlorenes Papier, dann auf ſeinen königlichen Beſchützer und verließ eben ſo leiſe den Saal, wie er ihn betreten hatte. Wie er der Thür des Cabinets vorbeieilte, flüſterte er einem großen, breitſchultrigen Manne, der ihn dort zu erwarten ſchien, die Worte zu: „Es iſt vergeblich! Er hört nur auf die, die ſein Ohr ſich erobert haben.“

Der König ging wieder in's Cabinet. Der Gouverneur wollte ihm folgen. Ein Adjutant trat zu ihm heran und flüſterte: „Seine Majeſtät hat ſoeben Ihren Poſten einem Andern übertragen.“

„Wo iſt die Ordre?“ fragte der Erſtaunte, einen Schritt zurücktretend.

„Hier!“ entgegnete ein Miniſter und zeigte ein

Blatt, das eben aus dem Cabinet kam und auf dem der königliche Namenszug noch in friſcher Dinte glänzte.

Der General wandte ſich und verließ den Saal.

„Bleiben Sie — bleiben Sie!“ rief Jemand, der ihm nacheilte. „Wir haben für den Moment unſer Terrain verloren; wir müſſen hoffen, daß wir in der nächſten Viertelſtunde wieder am Ruder ſind. Sehen Sie Ihren Nachfolger! er geht eben in's Cabinet.“

Man ſah die ernſte, trotzige Geſtalt eines Mannes vorübergehen, dem die finſtere Macht des Gebietens über Bajonnete auf der Stirn geſchrieben ſtand. Die Prinzeſſin wandte ſich zur Seite, als der General vorüberſchritt und dem Prinzen ſeine Verbeugung machte, der ſeine Hand ergriff und ſie ſchüttelte. Nach allen Seiten hin flog jetzt die Ordre, den Kampf auf das hartnäckigſte fortzuſetzen. Man hörte den Donner des ſchweren Geſchützes jetzt dicht in der Nähe des Schloſſes ertönen. Mit einem wilden Ausruf des Schreckens und des Zorns entflohen die Frauen aus dem Saale; die Männer folgten und wieder war auf wenige Sekunden der Saal leer.

Es ſchlug ein Uhr Morgens.

Da klang ein leiſer Schritt! Es war der Lauſcher, der ſich jetzt wieder heranſchlich, aber er zog ſich raſch zurück; denn von ihren Damen gefolgt, von Dienern, die Kerzen vorantrugen, geleitet, ging die Königin raſch durch den Saal, um ſich in ihre Gemächer zu begeben. Der Intendant folgte und ertheilte Befehle, die Reiſewagen in den innern Schloßhof fahren zu laſſen.

Eine Stimme aus dem Cabinet rief ihr nach; allein die Königin hielt in ihrem raſchen Gange nicht inne.

Die Ordonnanzen kamen, und wurden von dem Generalen empfangen, dem zwei Miniſter folgten.

Während dieſes Geſprächs im Saal hörte man einen kurzen, aber heftigen Streit im Cabinet. —

„Ich will — ich will dieſes entſetzliche Schießen nicht mehr hören!“ rief der König faſt außer ſich in Zorn und Erſchöpfung. „Man ſoll aufhören!“ —

Bleich vor Aufregung, und ſeiner ſelbſt kaum mächtig, aber dabei in kalter, ſtarrer militäriſcher Haltung verharrend, ſagte der General: „Sire, bedenken Sie die Folgen, wenn wir die Truppen zurückziehen! der Befehl iſt raſch gegeben — ich bürge dafür, daß Ihre tapfern Soldaten, Sire, ſo erbittert ſie ſind, ſo gereizt durch die brutale Wuth dieſer Empörer — daß ſie im Nu ihre Waffen ſtrecken werden — daß ſie das Feld, das ſie bis jetzt noch als Sieger behaupten, räumen werden, allein Wem vertrauen, wenn ſie fort ſind?"

Der König erwiederte nichts als: „Ich will Ruhe haben!"

Es drängte ſich der Mann, den wir früher auf die Worte des Gelehrten haben lauſchen hören, heran, und ſagte leiſe zum Miniſter: „Soll ich?"

Die Antwort war ebenſo leiſe: „Sie können dabei nichts wagen. Haben Sie nicht eben gehört?" —

„Ganz wohl; allein man wird einen ſchriftlichen Befehl verlangen."

„Oh — als wenn jetzt Zeit zum Schreiben wäre. An den Barrikaden hört ſich's ſchlecht, und da ſieht ſich's auch nicht gut. Eilen Sie: laſſen Sie nur funfzig Leute nach allen Richtungen hinſprengen."

„Sire! ich warte auf Ordre;" ſagte der General.

Der König ohne dieſe Ordre zu geben, entfernte ſich ins Cabinet.

Der General zuckte die Achſeln und wechſelte einen Blick mit dem Prinzen, der ihm einen Wink gab. Der General ſah mit finſterm beobachtenden Blick auf den Miniſter und auf eine Gruppe am Fenſter, die ihn umgab.

Alles blieb faſt regungslos im Saale ſtehen, ſo wie es ſtand. Es lag eine Luft, ſchwer wie der Athem der Wüſte, auf dieſen Räumen. Man konnte nur mit Mühe dieſe Luft einathmen — ſie ſchien auf ihren Fittichen Tod, Unglück, Entſetzen zu tragen. Die goldnen Linien, als Zierrathen der Decke, blitzten durch das Dunkel oben, wie die Wetterſcheine eines herannahenden Gewitters. Alles in dieſem Saale konnte Schrecken einflößen — ein zufällig auffliegender Fenſterflügel, ein ſich pauſchender Vorhang — waren ein Gegenſtand, der die Kniee wanken machte, und die Blicke ſtarr nach jener Gegend zu richten zwang.

Die Damen der Königin, die Hofdamen der Prinzeſſin waren in dem Saale erſchienen. Die königliche Familie, außer dem Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen, die das Cabinet nicht verließen, war in den Nebengemächern verſammelt, und Einzelne erſchienen, um bald hier einem General, dort einem Miniſter, eine flüchtige Beantwortung einer flüchtigen Frage abzunöthigen.

Plötzlich entſtand eine ungeheure Bewegung. Sie war durch Männer erregt, die von auswärts eindrangen, und die die Nachricht brachten, daß das Militär den Kampf eingeſtellt habe.

„Verrath!“ riefen einige Stimmen.

„Nicht doch —!“ antworteten andere. „Sie haben Befehl erhalten abzumarſchiren, die Stadt zu verlaſſen. Die Tumultuanten wollen es ſo; nicht eher wollen ſie die Barrikaden räumen.“

„Die Tumultuanten?“ verbeſſerte eine Stimme — „ſagen Sie die Bürger!“

„Empörer! Verbrecher!“ ſagte eine tiefe donnernde Stimme, dicht in der Nähe des Cabinets. „Wir ſind Alle verloren, jetzt, da wir uns ſchimpflich in ihre Macht gegeben.“

Der Gouverneur von Berlin verließ den Saal, ihm folgten ſeine Adjutanten und Offiziere. Man ſah ſie — bleich wie der Tod, hinausſchreiten. Ein junger Offizier der Garde du Corps drängte ſich durch die Reihen: „Es iſt nicht möglich!“ rief er — „es kann nicht ſein! Der König kann dieſen Befehl nicht gegeben haben. Und wenn er ihn gegeben hat — ſo — bleiben wir dennoch und gehen nicht.“

„Offizier!“ rief der Gouverneur und ſah den jungen Mann ſtarr an: „Wiſſen Sie was Disciplin iſt?“

„Excellenz! Um Gotteswillen — nur hier nicht, hier nicht!“

„Gerade hier!“ donnerte der General. „Sie räumen augenblicklich mit ihren Soldaten das Schloß. Innerhalb weniger Stunden darf kein Militär mehr in der Stadt ſein.“

„Und das will der König?“

„Wer ſoll es ſonſt wollen?“ antwortete der General kalt, und ſchritt zur Thüre hinaus.

Ein wildes Triumphgeſchrei ließ ſich in den inneren Höfen des Schloſſes hören. Der Morgen dämmerte ſchon. Der Offizier blickte hinaus, kam zurück, und ſagte den Damen, die ſich um ihn ſammelten. „O — entſetzlich! Wir müſſen fort — und der Pöbel höhnt uns! Sie kommen die Treppen heraufgeſtürmt — alle Höfe ſind voll! Und wir müſſen den König unter dieſer Rotte allein laſſen.“

„Hoffen wir das Beſte,“ ſagte eine ältliche Hofdame, indem ſie beſorgte Blicke auf den jungen Mann vor ihr heftete. — „Es iſt doch immer die Bürgerſchaft von Berlin. —“

„Das iſt keine Bürgerſchaft von Berlin!“ entgegnete der Offizier. „Sehen Sie ſich nur einen Augenblick dieſe Geſichter an. Es iſt der Pöbel, der brutale Pöbel, von Aufrührern aufgehetzt, und in ſolchen Händen — laſſen wir den König.“

„Er hat's ja gewollt,“ ſagte ein junger Obriſt mit einem ſchneidenden Lächeln. „Kommen Sie — wir wollen dieſe hübſche Stadt in Sturmſchritt verlaſſen.“

Die Prinzeſſin rauſchte aus dem Cabinet hervor. Ihre Damen warfen ſich ihr in den Weg. „Wo iſt mein Kammerherr?“ fragte die Prinzeſſin.

Er war nicht zu finden.

Miniſter, Generäle, Deputationen, Geiſtliche — alles lief und rannte die Treppen auf und ab. Der Pöbel warf unten mit Steinen nach den Offizieren, und ſchrie ihnen nach. Eine wüthende rohe Maſſe hatte ſich an den Eingang gedrängt, offenbar in der Abſicht, die Prinzen heraustreten zu ſehen, beſonders den Prinzen von Preußen, auf den die Wuth angereizt worden war.

Die Offiziere der Wache, von dieſem Zuſtand der Dinge unterrichtet, ließen um die Ehre bitten, die Prinzeſſin begleiten zu dürfen. Sie nahm dieſe Geleitſchaft an. In einen Offiziermantel gehüllet, eine Offiziermütze auf dem Kopfe, verließ die Prinzeſſin das Schloß, um ſich in ihren Palaſt zu begeben. Der Prinz hatte ſchon vor ihr das Schloß verlaſſen. Man hatte ihm geſagt, daß ſeine Sicherheit gefährdet ſei, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, ſogleich die Stadt zu verlaſſen. Er zögerte, und folgte dieſem Rath erſt dann, als er ſich ſelbſt überzeugt, daß ſein Bleiben weder der Sache noch ſeiner Perſon irgend dienlich war.

Die brutalen Scenen nahmen ihren Anfang. Schildwachen wurden niedergeſtoßen, mit entſetzlicher Grauſamkeit gemordet, Offiziere beſchimpft. Die gutgeſinnten Bürger fanden ſich mühſam unter den Waffen zuſammen, ſie verfehlten die Sammelplätze, ſie waren noch an kein Commando gewöhnt. — Faſt zwei ganze Tage über, von dem Sonnabend Morgen bis zum Dienſtag Morgen, herrſchte völlige Anarchie in der Stadt, die roheſte, ekelhafteſte Pöbelherrſchaft, eine Herrſchaft der Hefe der Bevölkerung. Es war ein Zuſtand, der Entſetzen und Ekel zugleich einflößte. Während dieſer furchtbaren Pöbelherrſchaft war der König öfters entſchloſſen geweſen, die Stadt zu verlaſſen, allein ſein königlicher Sinn hieß ihn, das Haus ſeiner Ahnen nicht zu räumen, die Stadt nicht aufzugeben, ſo lange noch irgend Hoffnung ſich zeigte, daß Ordnung und Geſetzlichkeit in dieſer verwilderten Bevölkerung wieder die Oberhand gewinnen würden. Er erließ ein Manifeſt, in welchem er dieſe Hoffnung ausſprach. Aber dieſes Manifeſt machte keine gute Wirkung. Der Trotz der Menge ſah hierein nur eine neue, dem Könige zugefügte Demüthigung, und triumphirte. Es führte die Aufſchrift: „An meine lieben Berliner!“ und dieſe lieben Berliner waren — man mochte es nun wenden, wie man wollte — in dieſem Augenblick doch eben nur Empörer gegen Geſetz und Ordnung, gegen die Befehle ihres unumſchränkten Königs. Man konnte ihnen vergeben, aber es lautete nicht gut, ſie in dieſem Augenblick „liebe Berliner“ zu nennen. Der ſcharfe Volkswitz verſtand auch das Ungehörige dieſes Ausdrucks ganz wohl und ließ ihn einer böswilligen Controle unterliegen. Eine empörte Hauptſtadt iſt nur durch Waffen zur Ruhe zu bringen, hier waren dieſe Waffen gleichſam auf Befehl der Empörer entfernt worden und man dankte ihnen nun, daß ſie ſo gütig waren, Ruhe zu halten. Der König ſah dies Verhältniß freilich nicht von dieſer Seite, von dieſer Seite ſah es aber die ganze Hauptſtadt; der König gedachte Großmuth zu üben und übte ſie auch in ſeinem Sinne; aber man nannte dieſe Großmuth allgemein Schwäche.

18.

Der neunzehnte März.

Der Morgen des neunzehnten März war angebrochen, und fand einen der glänzendſten Throne der Welt von dichten Wolken umſchleiert, einen der mächtigſten Fürſten ein paar Stufen von ſeinem Throne niedergeſtiegen. Und dies hatten wenige Stunden bewirkt. Die glänzende Monarchie, das Erbe des größten der Könige, des unſterblichen Friedrich, war ein Spiel der Laune geworden, während Nacht und Tag mit einander wechſelten. Welche Erſchütterungen!

Aber wir laſſen den Faden unſerer Erzählung keinen Augenblick aus der Hand.

Wir gehen zurück zu den letzten Stunden des achtzehnten März, und finden in einem der Keller, unweit dem Gensdarmen-Markte, einen Mann einſam am Tiſche ſitzen, der ſich zuvor erkundigt hatte, ob das Gewölbe auch wohl allenfalls bombenfeſt ſei. Dieſer furchtſame Mann war Weld. Er ließ die „Seinen“ an den Barrikaden dem Tod in die Augen ſehen, er ſelbſt hatte ſich in einen ſichern Hinterhalt geflüchtet, und leerte eine Flaſche Wein.

Hier ſaß er noch als die Schüſſe nach und nach aufhörten, und als es gegen Morgen zu ruhig wurde.

Er blieb nicht eine Minute allein. Es kamen und gingen Männer, die ihm Bericht abſtatteten, und von ihm Weiſungen empfingen. Es war der Keller eine Art Hauptquartier. Ungefähr gegen fünf Uhr Morgens erſchien ein Mann in zerriſſener Kleidung, mit Blutſpuren überdeckt, baarhäuptig und eine Büchſe in der Hand. Er legte ſeine Waffen ab und warf ſich auf einen Stuhl, indem er den angebotenen Wein von ſich ſchob und ein Glas Grog verlangte. Es wurde gebracht und der Mann ſtürzte den heißen Inhalt des Glaſes mit Gier in die Kehle.

„Eine heiße Nacht, das!“ hob er zu Weld an, der ihn aufmerkſam betrachtete.

„Von wo kommſt Du?“

„Von der Barrikade am Kölniſchen Markt,“ entgegnete der finſtre Gaſt. „Ich ſage Dir, wir hatten unſere Trümpfe ausgeſpielt, und es war Zeit, daß man das Spiel endete. Weißt Du ſchon?“

„Ich weiß Alles. Es geht uns ganz nach Wunſch. Wer hätte hoffen können, daß es ſo kommen würde. Die Soldaten fort! Alle fort!“

„Alle, ſo eben ziehen die letzten ab. Die Caſernen ſind ſämmtlich geleert. Die Waffen ſind in die Hände der Bürger übergegangen.“

Weld lachte. „Der Bürger! O mit denen wollen wir ſchon fertig werden. Sage, die Waffen ſind in unſere Hände übergegangen, und wir werden ſie zu brauchen wiſſen. Teufel! dieſe Nacht bringt uns in einem salto mortale in den Himmel unſerer kühnſten Hoffnungen.“

„Mortale! Ja!“ ſagte mit einer ſchleppenden Stimme der Genoſſe — „Du haſt Recht, dieſen Sprung einen Todesſprung zu nennen. Es ſind Viele der Unſern gefallen.“

„Bah — Geſindel, das ich mir für ein paar Groſchen aus der Goſſe und vom Kehrichthaufen gekauft!“

„Sprich das öffentlich aus.“

„Ich werd' mich hüten! Oeffentlich ſind's Helden! Männer des Volkes, deren Blut Tyrannenhunde vergoſſen. Hahaha! O, Du ſollſt ſehen, wie ich meine Galgenvögel herausputze! Du ſelbſt ſollſt in die Kniee vor ihnen fallen.“

„Weib! Das lobe ich nicht an Dir — Du biſt perfid. Das ſoll ein Mann nie ſein. Ich ſage Dir, ich habe mit eigenen Augen Männer ſich an unſere Barrikade ſtellen ſehen, die nicht zu Deinen Lumpen gehörten.“

„Kind, das iſt ja eben der Spaß! die ehrlichſten Käuze ſind mit uns gelaufen und denken jetzt gewiß Wunder was ſie gethan, und wie ſie die „Freiheit“ gerettet.“

„Gewiß, das werden ſie denken.“

„Und wir lachen in's Fäuſtchen. Uns, uns haben ſie gedient, die Narren. Und wenn es darunter und darüber geht, und wir die Güter der Erde vertheilen, da ſollſt Du ſehen, was für lange Naſen ſie machen werden, wenn wir ihre Kiſten und Kaſten ausräumen, ebenſo geſchwind wie die Kiſten und Kaſten Anderer, und wenn wir ſie zwingen werden, ihre hübſchen Frauen mit uns zu theilen. Aber man muß ſie jetzt bei ihrer Narrheit laſſen; ſie können uns noch große Dienſte leiſten.“

Der düſtere Genoſſe hörte dieſe Worte mit einer Miene gleichgültiger Apathie an. Er gähnte, trocknete ſich mit einem gleichfalls zerriſſenen Tuche das ſchon halb getrocknete Blut von den Aermeln und ſagte dann: „Die Eltri und die beiden Mariannen ſind Blitzkröten. Willſt Du glauben, daß ſie — ohne von mir dazu Ordre erhalten zu haben — ihr Kännchen Scheidewaſſer bereit hielten, um es den Soldaten in die Augen zu ſpritzen. Die armen kleinen Geſchöpfe hatten ſchon alles Werfbare an Geſchirr, was ſie im Hauſe hatten, auf die Straße geſchleudert.“

Weld entgegnete: „Sie müſſen an dem Volksfeſte, das wir veranſtalten wollen, weiß gekleidet erſcheinen und Blumenkränze tragen. Ich ſage Dir, es werden luſtige Tage für uns kommen.“

Der Gaſt ſeufzte: „Lange genug gewartet haben wir auf ſie!“ ſagte er.

„Und die Studenten!“ hob Weld wieder an; „fidele Jungens! Ich höre nichts als Gutes von ihnen. Da blüht unſer Weizen. Einige von ihnen ſchreiben ſuperbe Federn — das ſchreibt ſo à la Mirabeau! — tolles, verwirrtes Zeug! aber das haben wir gerade nöthig. Alles muß jetzt in Bewegung geſetzt werden, um die Köpfe und Sinne nur ja nicht zu früh zur Beſinnung kommen zu laſſen. Immer, drauf los! immer zu? Hurrah!“ —

„Haſt Du noch Geld?“

„Ja — aber altes Haus; Du ſchluckſt fürchterlich. Wo bleibt denn das Maaß, das ich in Deine Kehle ſchütte? Na, wir wollen jetzt nicht rechnen. Kind, ich hoffe Dir bald eine Anweiſung auf eine königliche Caſſe auszuſtellen.“ Er ſchob ihm ein Päckchen Banknoten hin, und wendete ſich dann der Thüre zu, um den Eintretenden zu begrüßen. Es war ein nicht mehr ganz junger Mann, deſſen ſorgſam gepflegter ſchwarzer Bart, gute Kleidung, und die dunkeln feurigen Augen den Ausländer von guter Herkunft bekundeten.

Weld ſtand auf. „Guten Morgen, Capitain Wilſzersky!“

„Polen frei!“ entgegnete der Ankommende in gebrochenem Deutſch. „Es lebe der König von Preußen!“

Weld lachte: „Sie irren, mein Herr. Wir haben Sie frei gemacht. Gehen Sie zurück in Ihr Vaterland, und ſagen Sie, das tapfre deutſche Volk hat Polen gerettet.“

Der Pole erwiederte hierauf Nichts. Nach einer Pauſe wiederholte er den kurzen Ausruf: „Polen frei!“

„Stoßen Sie an! Trinken Sie auf Polens Freiheit!“ rief Weld und hielt ſeinem Gaſte das Glas hin. Der Pole nahm es, zögerte, richtete einen Blick auf den, der ihm den Trinkſpruch vorſprach, und ſetzte dann das Glas wieder hin, ohne den Wein zu berühren.

„Sie wollen nicht?“ fragte Weld gereizt.

„Nein!“ ſagte der Pole — „nicht mit Ihnen!“ Er verließ den Keller, indem er vor ſich hin ſprach: „Polen frei! Es lebe der König von Preußen.“

Die Zurückbleibenden ſahen ihm höhnend nach. „Der Einfältige!“ rief Weld. „Der König hätte nicht daran gedacht, dieſe Vagabunden frei zu geben, ohne unſern Muth.“

„Und ihr Geld,“ ſetzte der Gefährte hinzu. „Wirſt Du mir glauben, wenn ich Dir ſage, daß dieſe Polen ſeltſame Naturen ſind? Sie machen die ritterlichen Helden, und laſſen uns die ſchwere, grobe Arbeit. So auch die Franzoſen. Spielen ſie nicht jetzt ſchon die großen Herren? Alles ſollen wir von ihnen haben — Ideen, Geld, Tapferkeit — was bleibt uns übrig?“

„Die guten Früchte,“ ergänzte Weld; — „laß ſie prahlen. Sie ziehen fort, wir ernten. Und man muß ihnen die Gerechtigkeit laſſen — gute Einfälle haben ſie. Geſteh es ſelbſt, wäre wohl Einer von uns auf die Idee der „zwei zufälligen Schüſſe“

gefallen? Die haben die Entſcheidung herbeigeführt. Der König erſchien — gewährte Alles, was dieſe lächerlichen Weißbierphiliſter und Patrioten, die nicht weiter ſehen, als wie ihre Naſenſpitze reicht — nur irgend wünſchten. Die Sache war demnach abgethan, der Staat gerettet, auf lange Zeiten hin geſichert und wir — konnten mit leeren Händen abziehen. Wo blieben nun unſere hübſchen Barrikaden, die wir ſchon am Morgen zu bauen angefangen? Alles umſonſt — die Revolution und der Umſturz wie mit einem Handſchlag abgewendet! Die Stadt und der Staat voll Jubel! Der König geliebter und verehrter als je! — Siehſt Du, ſo weit war es ſchon — da — die Schüſſe! und nun das Geſchrei: Das Militär hat geſchoſſen! Auf wehrloſe Bürger geſchoſſen! Verrath! Der König meint es nicht ehrlich! Er will uns alle morden laſſen! Mit dieſem Gebrüll zogen nun die Unſern durch die Gaſſen, und ſtöberten und rüttelten ſelbſt die ſchläfrigſte Weißbierſeele auf. Alles griff zu den Waffen, und Keiner ſagte ſich in ruhiger Ueberlegung: Aber welcher Unſinn! Wenn der König uns verrathen will, wozu denn vorher das Verſprechen geben? Ein Kind hätte die Frage beantworten können, ein Kind hätte ſagen können: Bleibt ruhig! Unterſucht — wartet ab! hört erſt, wer euch in die Unruhe treibt! — Aber nein! mitgerannt, mitgeholfen an unſern Barrikaden — nach Blut gelechzt — und nun mußte Alles ſo kommen, wie es gekommen iſt! — Siehſt Du — dieſe zwei Schüſſe — dieſe verdanken wir unſern Gäſten. Es war ein Einfall, der ſchon in Paris Glück gemacht hatte.“

„Aber wir verbeſſerten den Einfall,“ bemerkte ſelbſtzufrieden der Genoſſe. „Wir gaben dieſen Schüſſen ein Ziel.“

Weld neigte zweifelnd den Kopf. „Ich weiß nicht,“ ſagte er, „ob dies gerade eine Verbeſſerung war. So wie es gekommen, iſt's ohne Zweifel am Beſten für uns. Glaub mir — ſo wie ich die Sache überſehe — wir ſind vortrefflich ſituirt. Wir haben jetzt Niemand als den Bürger vor uns, und mit dem werden wir fertig werden.“

„Er iſt jetzt bewaffnet.“

„Freilich — wir werden ihn für uns in's Feuer ſchicken. Er ſoll der Affe ſein, der uns die Kaſtanien aus der glühenden Aſche holt. Die Nationalgarde in Paris ſpielt ganz dieſelbe Rolle. Dort werden die „Unſern“ auch noch mit ihren eigentlichen Abſichten hervortreten. Um die Republik iſt es den guten Jungen unſerer Farbe dort eben ſo wenig zu thun, als uns hier um die Begründung der conſtitutionellen Monarchie.“

„Es mag wahr ſein!“ entgegnete der Gefährte ſchläfrig. „Doch hab' ich für heute genug Politik getrieben. Ich nehme mein Geld und gehe. Leb' wohl.“

„Schlaf, alte Seele, und träum' vom Brutus und Cäſar.“

„Ich werde von meiner kleinen Sophie träumen, deren Mirabeau ich bin.“ Die Genoſſen trennten ſich.

In dieſer Nacht war Molé abgereiſ't, nachdem er an Neuwardt einen Brief abgegeben, deſſen Inhalt, wie der Franzoſe dabei bemerkte, auf das Schickſal des jungen Robert Phare bezüglich war. Aber Neuwardt wußte ſeit einigen Tagen nichts von Robert; er ließ Erkundigungen nach ihm anſtellen, allein, begreiflicherweiſe in einer ſo unruhigen Zeit fruchteten dieſe nichts. Das ihm übergebene Schreiben hatte als Einlage einen Brief an einen Hauptmann von Händel, der im Jahre 1820 noch in Berlin gewohnt, ſich aber ſpäter entfernt, und deſſen Wohnort Neuwardt jetzt ebenfalls nicht anzugeben wußte. Im Fall dieſer Hauptmann nicht aufzufinden ſei, bat das anonyme Schreiben Neuwardt, die

Einlage zu erbrechen, und die Angelegenheit als an ihn ſelbſt gewendet zu betrachten.

Die Feder widerſtrebt unſerm Willen, wenn wir daran gehen, die fernern Ereigniſſe dieſes neunzehnten März zu ſchildern. Es gehört dahin die zur Schautragung der an den Barrikaden Gefallenen. Nirgends hat die Brutalität einer rohen, entſittlichten Maſſe ſich öffentlicher kund gegeben, als bei dieſer ekelhaften und empörenden Demonſtration, die ſich der Berliner Pöbel zu machen erlaubte. Mit Abſcheu wendet ſich der Blick von einer ſo tief geſunkenen, ſo moraliſch gleichſam zernichteten Bevölkerung, aus deren Schooße ein ſo ſcheußliches Attentat auf jedes nur irgend menſchliche Gefühl, auf jede nur irgend ſittliche Regung in der Menſchenbruſt, hervorgehen konnte. Man packte die Leichen auf ſogenannte Möbelwagen, zum Transport der Hausgeräthe beim Umzuge aus einer Wohnung in die andere beſtimmt, und führte dieſen blutigen Haufen in's Schloß, packte dort die einzelnen Körper ab, ſtreifte die Bekleidung nieder, und ließ dem Blick jede Wunde offen. Der König, der ſo eben durch einen Act beiſpielloſer Hingebung und unkluger Großmuth, ſich jeder Bewachung ſeines eigenen Hauſes begeben hatte, der auch ſelbſt das kleine Corps Solbaten, das flehentlich gebeten, zum unmittelbaren Schutz ſeiner Perſon bleiben zu dürfen, hatte wegziehen laſſen, der König mußte ſich hergeben, eine Rolle in dieſem ſchmutzigen, an die Metzeleien roher Horden, an die Triumphe entmenſchter Kannibalen erinnernden Schauſpiel zu übernehmen. Es füllt das Herz mit Entſetzen, daß ſolche Momente überhaupt möglich ſind. Man ſah den König erſcheinen, und während dieſe Leichengruppen an ihm vorübergetragen wurden, nöthigte ihn ein tauſendfacher Pöbelſchrei das Haupt zu entblößen. Er that es. Dieſe ſcheußliche Maſſe, nachdem ſie ſo ihr Müthchen gekühlt, zog ab. Mit welchen Gefühlen der König in ſeine Gemächer zurückkehrte, wie es in der Bruſt derjenigen kochte und tobte, die ihm treu anhingen und ihm folgten — wer vermöchte das zu ſchildern! Es war eben geſchehen — was nie hätte geſchehen ſollen. Für die Bürger, die von dem Momente an, wo der letzte Soldat die Stadt verließ, als eine heilige Pflicht übernommen hatten, den König zu ſchützen, für die Bürger Berlins iſt es eine ewige, untilgbare Schmach, daß ſie den König mißhandeln ließen, und nicht einen Schritt thaten, den ekelhaften Zug, als er ſich dem Schloſſe näherte, zurückzuhalten. Allein man muß bedenken, welche Aufregung, welch' ein Tumult in der Stadt herrſchte, und dies diente den Bürgern, unter denen der größten Zahl nach der König und das königliche Haus ohne Zweifel ſehr treue Anhänger beſitzt, zur Entſchuldigung.

Der zweite Auftritt dieſes unheilvollen Tages war der Ritt des Königs, den er gegen die Mittagsſtunde unternahm, und wo er zum erſtenmal die Farbenzeichen kund gab, an denen ſich ſpäter eine unabſehbare Reihenfolge von Ereigniſſen verwirrteſter und unbehaglichſter Art knüpfte. Er erſchien auf dem Opernhausplatze, wo die eilig zuſammengetretene neue Bürgerwache die Beſatzung bildete, und hier riefen ihn einige Stimmen — unwürdig und in einem lächerlichen Pathos — zum Kaiſer von Deutſchland aus. Der König trug eine Binde mit den drei Farben um den Arm. Ihm zur Seite, und wider ſeinen Willen ſich ihm anſchließend, ritten in bunter Zahl durch einander eben befreite Gefangene, und raſch ſich zu Volksführern emancipirende Leute aus dem niedern Gewerb- und Handwerksſtande. Der König ſprach an einzelnen Plätzen wenige Worte, die Niemand recht hören konnte. Der Zug war unter unglücklichen Auſpicien unternommen, und hatte keine nur irgend günſtige Wirkung zur Folge. Indeſſen erfuhr die Hauptſtadt durch ein neues königliches Manifeſt, von denen an dieſem Tage drei, ſchnell nach einander, erſchienen, daß der König beabſichtige, ſich an die Spitze der Bewegung in Deutſchland zu ſtellen, und daß unter ſeiner unmittelbaren Einwirkung ein einiges Deutſchland zu Stande kommen werde. Dieſe Verheißung lenkte den Blick von dem eignen Heerde, den eben Irrthum und Verbrechen vielfach verletzt und verunreinigt hatten, in's Weite und Entfernte. Von neuem nahm der Jubel Platz, und am Abend war die Hauptſtadt illuminirt. Ach, für den wahren Vaterlandsfreund gab's keine Freude. Alles, was er liebte und ehrte — war für den Augenblick in den Staub getreten; die frechſte Willkür hatte da ihr Reich aufſchlagen dürfen, wo der Preuße von echtem Korn gerade die Heiligthümer ſeiner Kraft und Geſinnung aufbewahrt wußte. Es gab Männer mit grauem Haar, Männer, die in Schlachten nicht gewankt, und die jetzt Thränen, wie ein Kind, vergoſſen, wenn ſie bedachten, welcher Schmach ihr König ausgeſetzt geweſen, welcher Schmach er vielleicht noch fürder würde ausgeſetzt ſein. Sie machten weite Umwege, um an dem königlichen Schloſſe nicht vorbeizugehen. Und dazu kam das laute Triumphiren des Pöbels, die Flucht der begüterten und vornehmen Claſſe, und die ſchnelle Veränderung, die die Phyſiognomie der Hauptſtadt annahm. Eben noch eine Stadt voll Sicherheit und Glanz, glich ſie jetzt an ihren belebteſten Plätzen einer verödeten Stätte, die ſich nur gegen die ſpäten Abendſtunden belebte, wo ein wilder Haufe Mordbrenner und Diebe, unter Abſingung ſchmutziger Lieder und halb unverſtändlicher republikaniſcher Phraſen, ſie durchzog. Man mußte zu kleinlichen Mitteln greifen, um die Wohnungen der Prinzen und einiger hohen Beamten zu ſchützen, und deſſen ungeachtet verfielen ein paar der letzteren der Plünderung. Jede Beaufſichtigung, jeder polizeiliche Schutz war aufgehoben.

Welch ein Acker, um für einen Weld und ſeine Genoſſen Früchte zu tragen! Berlin, von einem grauſamen, unerbittlichen Feinde eingenommen, hätte kein ſo troſtloſes, kein ſo widriges Bild gewährt, als dies Berlin, von der Hefe ſeiner eigenen Bevölkerung demolirt.

Die wahren Freunde des Vaterlandes, die echten Reformatoren der veralteten Staatsformen, die redlichen Männer, die ſehnlichſt eine neue Zeit herbeigewünſcht hatten, zogen ſich mit Scham und Zorn zurück, da man ihnen zumuthete, mit einer ſolchen

Rotte gemeinſames Spiel zu machen. Unter dieſen tiefgebeugten und erſchütterten Patrioten war auch Neuwardt. Er war unabläſſig thätig, und ſeine Freunde unterſtützten ihn. So kam denn auch eine Bürgerwehr zu Stande, die dem anarchiſchen Treiben zuerſt bändigend, und dieſem teufliſchen Pöbel imponirend entgegentrat. Unter Neuwardt's Mitwirkung wurden die erſten Schutzmaßregeln für die gleichſam aufgegebene Stadt getroffen, und er war der Gründer eines Clubs, der ſich die Aufgabe ſetzte, mit den Verbrechern des 18. März laut und öffentlich zu brechen, und die Tugenden des echten Bürgers, in Treue ergeben ſeinem angeſtammten Könige, als die Norm aufzuſtellen, nach der jetzt gehandelt werden müſſe, um nicht allein die Stadt, nein die ganze Monarchie zu retten. Um ihn herum ſchaarten ſich in Eile Gleichgeſinnte, und aus den Provinzen ſelbſt ſtrömten die Männer herbei, denen Ehre und Muth den Buſen hob, echte, wahre Preußen — würdige Nachkommen der Geſchlechter, die in Kampf und Noth dem Vaterlande ſtets redlich beigeſtanden, und dieſe Männer hoben das Reichspanier wieder auf, das in Blut und Schmutz gefallen war. Wir würden hier die Namen von ein paar Männern nennen können, die die Miniſterwürde annahmen, nicht um in eitlem Glanz ſich mit Orden und Auszeichnungen zu ſchmücken, ſondern lediglich, um in der Stunde, wo Schmach und Gefahr ihrer wartete, ihren Mann zu ſtehen; allein dieſe Namen kennt die Nation, und wird ſie nicht vergeſſen. Wir ſchreiben keine Kritik der Politik dieſer Tage, wir haben es nur mit einer einfachen Erzählung zu thun, deren Faden wir jetzt wieder in die Hand nehmen.

19.

Die Freunde.

Der Leſer beſinnt ſich auf eine Bekanntſchaft, die er im Omnibus auf der Fahrt von Charlottenburg nach Berlin machte, es war ein junges Mädchen, das der alte Obriſt Ade in Schutz nahm gegen die Ausbrüche der Rohheit einiger Mitfahrenden. Dieſes junge Mädchen war im Begriff, einen Beſuch bei ihrem Vater abzuſtatten, der ein armer, aber ehrlicher Handwerker war, und deſſen ohnedies mageres Einkommen in den Tagen der Unruhe und der Kämpfe, die auf den 18. und 19. März folgten, noch geſchmälert worden war. Zu dieſem Manne führen wir jetzt den Leſer. Er findet in der kleinen Wohnung einen Kranken, der ſtark verwundet worden iſt an einer der Barrikaden, wo er mitgefochten. Dieſer Kranke iſt Robert Phare, und an ſeinem Bette ſitzt — Herr Joſeph Gabriel Kriphuber.

Man wird ſich erinnern, daß Herr Joſeph Gabriel Kriphuber ein berühmter Maler war, oder wenigſtens glaubte, es zu ſein.

Es waren zwei Monate vergangen nach den Begebenheiten, die wir ſo eben erzählt haben. Die Stadt war keineswegs ruhig. Auf die blutigen Auftritte waren die lärmenden gefolgt. Es war die Zeit der ewigen tumultuariſchen Volksverſammlungen, die in kleine Emeuten ausarteten, es war die Zeit der Aufzüge und Demonſtrationen mit Fahnen und Cocarden, und endlich war es die Zeit, wo der Pöbel vor den Miniſterhotels Politik trieb, das heißt das Straßenpflaſter aufriß und es in die Gemächer ſchleuderte, wo die Geſellſchaft zuſammen war. Allnächtlich fand bald in dieſer, bald in jener Straße ein tolles Charivari ſtatt, von den entſetzlichſten Mißtönen ohne alle Ordnung und Geſetz zuſammengefügt, und dieſem rohen Gebrüll und Gekreiſche that man die Ehre an, es Katzenmuſik zu nennen. Bei allen dieſen Aeußerungen der Straßenpolitik ſah man durch die mißglückten Copieen, die franzöſiſchen Originale hindurch, man konnte beobachten, wenn die Zeitungen aus Paris Virtuoſitäten der Art meldeten, daß ſie wenige Stunden nach dem Einlaufen dieſer Nachrichten, mit mehr oder minder Geſchick, auch hier executirt wurden. Die Straßen Berlins glichen den Bogen einer ſchlechten Ueberſetzung eines franzöſiſchen Original-Schauderromanes aus der Schule Eugen Sue's. Unter dieſen Nachäffereien traf man jedoch auf Züge ſehr ſelbſtändigen Auftretens. Dieſe Züge gingen von der kleinen Anzahl einheimiſcher denkender Köpfe aus, die die Zuſtände, die man hinter ſich gelaſſen, kannten, und in Folge dieſer Kenntniß nicht fremde blutige und ſchmutzige Abgeſchmacktheiten, ſondern echte Producte des eigenen Bodens für die Zukunft anzubauen ſtrebten. Dieſe Männer waren beſonders bei den Wahlen thätig, die jetzt vorgenommen wurden, um eine neue National-Berathungskammer zu organiſiren, die unähnlich den früheren Reichsverſammlungen, lediglich auf neuer volksthümlicher Baſis auferbaut werden ſollte. Wir nennen hier Namen, wie Camphauſen, Bülow-Cummerow, Arnim, Hanſemann, Auerswald u. A. Es hieße zu weit in die Geſchichte der Politik jener Tage eindringen, wenn wir die Thätigkeit dieſer Männer nach verſchiedenen Richtungen hin, hier näher auseinanderſetzen wollten, es ſei genug zu bemerken, daß es in dem Durcheinander der ſich überſtürzenden Zeitfragen und Fragenlöſnngen Männer gab, die der Aufgabe gewachſen waren, in ſo beſolaten Lagen einen Rath zu ertheilen, eine rettende oder helfende Ausſicht zu eröffnen, ohne daß wir damit behaupten wollen, als ſei es auch nur Einem dieſer Männer gelungen, ein Univerſalheilmittel vorzuſchlagen. Sie thaten wenigſtens ihr Möglichſtes, die feigen Schmeichler der Volksgunſt, die jetzt überall auftauchten, niederzuhalten, und dafür in reichlichem Maße die Schmähungen einzuernten, die in dieſen Tagen jedem redlichen Willen, jedem feſten charaktervollen Auftreten geboten wurden.

Wir treten an das Lager unſeres Kranken.

„Gabriel!“ hob Robert an, „Du haſt mir noch gar nicht erzählt, wie Du Paris verlaſſen haſt, und was Dich bewog, hierher nach Berlin zu kommen.“

„Mein Freund,“ entgegnete der Maler, der das Buch bei Seite legte, aus welchem er eben vorgeleſen, „ich hab' es Dir allerdings erzählt, aber es ſcheint, armer Junge, daß Deine Kopfwunde von der Art iſt, daß einige Departements Deines Gehirns in ihren Functionen beeinträchtigt werden. Ja, in der That, ſo ſcheint es, und es thut mir dieſe Beobachtung, die ich anſtelle, ſehr wehe.“

„Du irrſt, Gabriel, mein Kopf iſt vollkommen geſund.“

„Nun denn, ſo mußt Du auch wiſſen, was ich Dir geſagt habe."

„Kein Wort, mein Freund."

„Ah — wofür ſoll man das halten? Oder biſt Du ſo unaufmerkſam geweſen, daß meine Worte in den Wind geſprochen wurden. Woran haſt Du denn gedacht? Womit Deine Phantaſie beſchäftigt?"

„Lieber Gabriel — Du weißt, daß ich meinen Vater ſuche."

„Du haſt ihn auf den Barrikaden geſucht — aber das iſt nicht der Ort, wo man Väter findet!"

„Scherze nicht. Als ich dem Tode näher als dem Leben war, als ich etwas, wie ein dunkles Geheimniß dicht neben meinem Herzen fühlte, und meine heiße, fiebernde Wange von einer kühlen Luft angeweht wurde, die aus dem dunkeln, kalten, unbekannten Lande kam, — da gedachte ich mit großem Kummer, daß ich beſtimmt ſei, aus dem Leben zu gehen, ohne in das ſo heiß erſehnte Vaterauge geblickt zu haben."

„So, das dachteſt Du?"

„Ja. Indeſſen beſſerte es ſich mit mir, und ich erkannte darin die Güte meines Geſchicks, das mir die ſüßeſte, heiligſte Hoffnung nicht rauben wollte.“

„Lieber Freund!“ ſagte Gabriel zuverſichtlich, „Du wirſt Deinen Vater finden, ſo wie ich meine geheimnißvolle Miſchung finden werde.“

„Deine Miſchung?“

„Ja — eine wundervolle Compoſition von gebranntem Ocker, Terra di Siena und Crapp-Roth. Es ſoll eine Schattenfarbe geben, die fähig iſt, den Fleiſchton mit der Luft zu vermitteln.“

„Ah — das ſind Albernheiten!“

Der Maler ſah empört auf. „Robert! höre, das könnt' ich übel nehmen.“

„In der That, wenn es nicht Albernheiten ſind, ſo ſind's doch Geringfügigkeiten, mit denen Du mich nicht plagen ſollſt. Wenn Du gar kein Intereſſe für mich und mein Schickſal haſt, ſo nimm lieber das Buch wieder vor und lies weiter.“

Gabriel richtete einen düſtern, vielſagenden Blick auf ſeinen Freund, und ſagte dann nach einer langen Pauſe: „Ich kann Dir Deinen Vater nicht herſchaffen, das ſieht jedes Kind ein.“

Robert lachte laut auf: „O da haſt Du Recht — vergieb! Erzähle mir, wie Du auf den Einfall kommſt, hierher Dich auf den Weg zu machen, und wie es ſich fügte, daß ich, wie ich auf dem Gipfel unſerer Barrikade mich umwende, um die Piſtole, die mir mein Nebenmann reichte, in Empfang zu nehmen, Dich plötzlich in meiner Nähe finde.“

„Mein Junge, das ging ganz einfach zu. Du beſinnſt Dich doch, daß Mademoiſelle Adeline, weil ſie es mit ihrem Braven gar nicht mehr aushalten konnte, ſich entſchloß, einem Attaché bei einem Departement der Regierung ihre Perſon anzuvertrauen. Dieſes Departement ſtürzte ſammt der Regierung und der Attaché ſtürzte mit ſeinem Departement, und Mademoiſelle Adeline ſtürzte mit dem Attaché. Die Revolution brach aus, wir hatten Republik. Die Republik malte mit Farben, die ſie ſich ſelbſt beſorgte, ſie brauchte unſere Paletten nicht. Ich entſchloß mich auszuwandern, und beredete Mademoiſelle Adeline mit mir zu gehen. Sie machte Einiges zu Gelde, was ihr der Algierer noch übrig gelaſſen, und wir langten in Straßburg an, als die Nachricht eintraf, auch in Deutſchland ginge es los. Was zu thun? Adeline blieb in Straßburg zurück, wo ſie einen Attaché fand, der von ſeinem Departement noch nicht verlaſſen worden war, und ich — ſchloß mich einem kühnen Freiſchaarenzuge an, der ſich gleichſam unter meinen Augen bildete. Wir bewaffneten uns; ich erhielt einen wunderbaren alten Säbel, der durch keine Gewalt der Erde aus ſeiner Scheide herauszulöſen war. Es war ein Symbol des Friedens, wie man's ſich nur denken konnte. Mein Gefährte nahm ſich eine Donnerbüchſe, mit einem Schloſſe aus den Zeiten Georg von Frundsbergs. Die Donnerbüchſe und mein Pallaſch verſtanden ſich vortrefflich mit einander, ſie hatten ſich das Wort gegeben, keine ihrer Pflichten zu erfüllen, und für die Welt ſo unſchädlich zu ſein, wie ein Zuckerhut und eine Nadelbüchſe. Nach einer Weile müßigen Umherziehens fand ich Gelegenheit, mit guter Art das republikaniſche Heer, das ſich zur Aufgabe geſetzt hatte, ganz Deutſchland unter die phrygiſche Mütze zu bringen, zu verlaſſen, und mir ſelbſt überlaſſen weiter zu wandern. Doch halt! ich hab' vergeſſen Dir mitzutheilen, daß Dein Adoptivvater mir ebenfalls ein Schreiben mitgab, und daß dieſes Schreiben nach Berlin lautete. Dieſer ehrwürdige Herr, der ſich in den Kopf geſetzt hat, die ganze Menſchheit nach und nach in einen einzigen großen Taubenſchlag zu ſperren, war ſo gütig, auch auf meine beſcheidene Perſönlichkeit ſein Augenmerk zu richten. Ich bin ihm Dank ſchuldig, denn hab' ich gleichwohl ſeinen Brief verloren, ſo hab' ich doch durch ihn mich veranlaßt gefunden, hierher zu kommen, wo ich Dich fand.“

„Aber wie fandeſt Du mich?“ fragte Robert.

„Das iſt bald geſagt,“ entgegnete der Künſtler. „Als ich in die Stadt einwanderte, ſchoß man gerade ganz luſtig mit Kartätſchen. Einen Andern hätte es erſchreckt, mich freute es. Ich erkundigte mich am Thor nach einem Gaſthofe. Ein junger Laffe machte ſich an mich heran und ſagte: ich will Sie führen, dahin wo man jetzt am beſten wohnt. Was meinſt Du, wo dieſes wilde Teufelchen mich hinbrachte? Mitten in den Kugelregen und auf eine vom Dampf umhüllte Barrikade zeigend, rief er: Herr, wenn Sie kein Schuft ſind, ſo helfen Sie uns unſere Arbeit machen. Dort iſt Ihr Gaſthof — und Ihr Kellner bin ich. Hier präſentire ich Ihnen eine Cigarre, die ich eben angeraucht. Und damit gab mir das Bürſchchen einen ganz guten Doppellauf, aus dem er einen Schuß ſchon ausgegeben. Jetzt bemerkte ich auch, daß er ſtark hinkte, und nicht recht vorwärts konnte.“

„Herr, wer ſind Sie?“ fragte ich.

„Ich male Stillleben“ — entgegnete er — „Butterſchnitte, Käſe — holländiſche Häringe in Zeitungsblätter gewickelt.“ —

„Alſo ein Künſtler.“ —

„Zu dienen.“

„Wir ſchüttelten uns die Hände. Ich nannte ihm in der Eile mein Fach. Er entgegnete: Hier iſt keine Zeit zu verlieren. Wir ſind beide Künſtler — die Kunſt will Freiheit — die Freiheit ſoll eben erobert werden — alſo, bitte — machen Sie, daß Sie fortkommen. Und ſo trieb er mich vor ſich hin. Ich ſtürzte in den Kampf, und habe meine Sache ganz leidlich gut gemacht; bis auf den Augenblick, wo ich Dich ſtürzen ſah, armer Junge. Da konnte ich nicht weiter, ich nahm Dich auf den Rücken und fort ging es, hierher zu Vater Gerhard, der uns ſein Haus öffnete.“

Robert neigte bejahend das Haupt.

„Nun weißt Du Alles,“ ſchloß Gabriel ſeine Erzählung. „Ich möchte nun auch gern Etwas von Dir erfahren.“

„Was läßt ſich da ſagen,“ — ſeufzte der bleiche Jüngling, indem er den Blick ſenkte.

„Was ſich ſagen läßt? So manches: zum Beiſpiel wer die junge Dame iſt, die ſeit Wochen faſt täglich kommt, um ſich nach Deinem Befinden zu erkundigen.“

„Ach“ — ſagte Robert — „dieſer Engel heißt — Fräulein Neuwardt. In dem Hauſe ihres Vaters ward ich wie ein Sohn aufgenommen. Aber glaube nicht, daß ſie mich liebt — ſie liebt einen Unwürdigen, der ſie verräth, ſo wie er uns Alle verräth."

„Nenne mir dieſen Mann."

„Er heißt Weld. Ich habe ihn anfangs faſt angebetet, weil ich ihn für einen wahren Menſchheitsbeglücker hielt, für das Muſter eines Mannes, wie ihn mir die Schriften unſerer großen Meiſter ſchildern — für einen Apoſtel, für einen zweiten Vater Cabet." —

„Aber nun —"

„Aber nun entdeckte ich, daß er mit der Freiheit, mit dem Volke ein freches Spiel treibt, und immer getrieben hat, daß er eine jener verfluchten Seelen iſt, die dem ſcheußlichſten Wucher, dem Wuchern mit den Hoffnungen der Menſchheit verfallen iſt. Dieſer Menſch regiert jetzt die niedern Volksmaſſen, reizt ſie zu Plünderung und Mord an, und verſchleudert, was wir mit unſerm Blut gewonnen. Wir erſcheinen als die gefoppten Thoren dieſes Gauners. Das iſt's, was wie glühend Blei mir ins Gehirn tropft, wenn ich dieſem Gedanken mich überlaſſe."

„Armer Robert! Ja, ſo geht's, wenn man die Dinge in der Welt ernſthaft nimmt. Wäreſt Du in den Kampf gezogen, wie ich! — Nun, und was denn weiter mit dem Manne?“

„Nun, nicht allein daß er den rechtſchaffenen Patrioten, den edeln Neuwardt betrogen hat, wie er mich betrog, er hat ſich auch in das Herz ſeines einzigen Kindes geſtohlen, und nennt das Mädchen ſeine Verlobte, während er hier im Hauſe der Tochter unſers ehrlichen Wirths nachſtellt; nachdem er vergeblich verſucht hat, den Vater zu bewegen, mit an dem Kampfe in jenen Tagen Theil zu nehmen. Und an einen Solchen knüpfen jetzt Tauſende ihre Hoffnungen für eine beſſere Zukunft.“

Gabriel ſah ſeinen Freund lächelnd an, und fragte dann lebhaft: „Meinſt Du, daß es in Paris beſſer ſei? Gieb Acht, der edle Lamartine wird fallen, und der Gaukler Louis Blanc wird ſiegen. Aber deßhalb glaube nicht, daß die gute Sache verrathen iſt, weil Die nichts taugen, die ſie für einen Augenblick tragen. Wir werden bekommen, was uns zukommt; gleichviel, ob ein Unwürdiger, wie Dein Weld, oder ein Engel der Träger iſt des neuen Fruchtkorbes, gefüllt für den trocken gewordenen, lechzenden Gaumen der armen Menſchheit. Das iſt ſo meine Philoſophie.“

„Aber ich — ich möchte den Korb tragen!“ rief der Jüngling begeiſtert — „ich möchte es ſein, der ſeine duftende Fülle meinen armen Brüdern vorſchüttet.“

„Ei, wie eitel! Iſt's nicht genug, wenn überhaupt der Korb ihnen ausgeſchüttet wird! Ich glaub's! — ich möchte auch die Madonna von St. Sixt gemalt haben! — mittlerweile bin ich denn doch zufrieden, eine nicht ganz ſchlechte Suſanne im Bade gemalt zu haben.“

Die Erinnerung an das Bild ſeines Freundes lenkte Robert's ſchwermüthigen Gedankengang etwas in eine mehr heitere Richtung. Sie ſprachen jetzt von ihrem früheren Zuſammenleben in Paris und von ihren Wanderungen in der Umgegend.

Gabriel hegte die Ueberzeugung, daß diesmal ſein Freund mit Aufmerkſamkeit zugehört und vollkommen begriffen habe, was er ihm mitgetheilt, denn das Auge Robert's hatte wieder ſeine ihm eigenthümliche Klarheit erlangt, die Züge, die Spannkraft und das Leben, das ihnen in guten Tagen eigen war. In der That befand ſich der Kranke entſchieden auf dem Wege der Geneſung. Einige Tage ſpäter durften beide Freunde ſchon einen kleinen Ausflug in's Freie machen, bei welcher Gelegenheit der Tiſchler, ihr Wirth, ſie begleitete. Sie fanden, als ſie ſich etwas von ihrem Wirthe getrennt hatten und jetzt wieder zu ihm zurückkehrten, ihn in einem Geſpräch mit einem fremden alten Herrn in Uniformüberrock, begriffen. Der Gegenſtand der Fragen des Fremden ſchienen unſere Freunde zu ſein, auf die Antwort jedoch, die der Tiſchler ertheilte, wandte ſich Jener raſch um, und ohne einen Blick weiter auf die beiden jungen Männer zu richten, die jetzt langſam herankamen, entfernte er ſich raſch, indem er dabei mit dem Stocke, den er in der Rechten hielt, ſeltſame Zeichen in die Luft machte.

„Wer war dieſer Mann?" fragte Gabriel; „er hatte einen ſo ſchönen Kopf."

„Schön?" wiederholte der Handwerker — „Sie wollen wohl ſagen: ehrwürdig."

„Nun, wie Ihr wollt, Freund. Bei uns Malern iſt der Apoſtel Petrus auch ein ſchöner Mann, obgleich wir ihn oft als einen Kahlkopf darſtellen. Es kommt uns nicht auf die Jahre an. Nun, wer war der Mann?"

„Ein Obriſt außer Dienſt, der in der Nähe wohnt und mir die Ehre anthut, mich manchesmal zu beſuchen. Er fragte mich, wer Ihr wäret, und beſonders ſchienen Sie, Herr Phare, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen; wahrſcheinlich weil Sie den Arm in der Binde tragen. Ich ſagte ihm, daß Sie am achtzehnten März Ihre Wunde bekommen hätten, da wandte er ſich raſch ab und ging fort, zum erſtenmale ohne mir die Hand zu drücken und mir Lebewohl zu ſagen.“

„Siehſt Du“ — rief der Künſtler, „wir ſind ihm fatale Perſonnagen; Bilder aus einer Schule, die er nicht leiden mag.“

„Es thut mir leid,“ ſagte Robert niedergeſchlagen, „ich hätte gern mit ihm ſprechen mögen; ſein Auge traf mich mit einem ſo eigenthümlichen Blick voll Güte und Ernſt.“

„Nun, laß es gut ſein — da geht er ja noch. Wir holen ihn ein, wenn wir etwas raſch gehen.“

„Laß uns den Verſuch machen“ — rief Robert lebhaft. — Beide gingen nun in ſchnellen Schritten dem Obriſten nach. Doch dieſer, ſich umblickend, gewahrte kaum die Abſicht der beiden Freunde, als er plötzlich die Richtung ſeines Weges veränderte und in das Dickicht einbog. „Er will uns nicht ſprechen“ – ſagte Robert ſtillſtehend — „wollen wir von unſerem Vorhaben abſtehen?“ Er wandte ſich traurig und unentſchloſſen um.

„Was iſt Dir nur?“ fragte der Freund. „Du thuſt, als wenn dieſe alte Staffage ein wunderſchönes Mädchen wäre, das zu ereilen man ſich die hundert Füße eines Kellerwurms wünſcht.“

„Es iſt nur,“ ſagte Robert dumpf, „weil er uns gefliſſentlich meidet, und das dazu wegen der Zeichen des Kampfes, die wir an uns tragen. Ach, Gabriel, dieſer Arm, wenn er jemals wirklich ſollte gelähmt bleiben, wird mir kein freudiges, ſtolzes Gefühl im Alter erregen. Ich ſehe es immer mehr und mehr ein, es war kein ehrenwerther Kampf, kein Kampf, bei dem es Einen freut, geſiegt zu haben. Im Gegentheil, ſchon jetzt, und wie viel mehr ſpäter, erfaßt mich und Alle, die mit mir ehrlich ſich der Sache angeſchloſſen, die Beſchämung und die Demüthigung, daß wir einſehen, wie wir nur hineingehetzt worden ſind, wie auch nur ein Moment ruhiger Ueberlegung uns hätte ſagen müſſen, daß hier gar kein Grund war ſich zu widerſetzen. Wir wollten, ſagten wir, unſere Freiheit erringen — aber Niemand machte ſie uns ſtreitig. Unſer König verbürgte ſich mit ſeinem Worte, daß wir erhalten ſollten, was wir verlangten. Wozu alſo Kampf? Niemand von uns kann auf dieſe Frage antworten. Wir haben ganz unnütz und ſinnlos dem Geſetz und der Ordnung getrotzt. Ja wenn wir noch dazu angegriffen worden wären, alsdann wäre doch ein Sinn in der ganzen Sache geweſen, wir hätten uns vertheidigen müſſen, allein wir griffen an, wir beleidigten und inſultirten, wir verbauten unſere Straßen — und nachher, da man unſern provocirten Kampf annimmt, ſchrieen wir, daß man uns mordet. Es iſt ſo viel kindiſche Thorheit, ſo viel unwürdiges Spiel mit den wahrhaft großen Ideen, die unſere Zeit giebt, in dieſem mit ſo widrigem Lobgehudel überſchütteten Straßenkampf, daß ich feſt entſchloſſen bin, wenn man mich mal frägt, bei welcher Gelegenheit ich zu meinem lahmen Arme und zu meiner Kopfwunde gekommen bin, ich lügen werde und ſagen: bei einem Duell.“

Der Maler antwortete hierauf nichts. Seine Gedanken waren mit den weißen Haaren, der gebogenen Naſe und den buſchigen Augenbrauen des Obriſten beſchäftigt, und er beſchäftigte ſich ernſtlich mit der Unterſuchung, ob ein ſolcher Kopf ſich beſſer auf einem grünlich-braunen, oder einem bläulich-gelben Hintergrunde ausnehmen werde.

In der Wohnung ihres Wirthes wieder angelangt, fanden ſie Herrn Neuwardt mit ſeiner Tochter ihrer wartend. Vater und Tochter machten den Freunden Vorwürfe, daß ſie nicht in Neuwardt's Hauſe ihren Verbleib genommen. Robert dankte und führte an, daß er ſich vortrefflich bei Vater Gerhard befinde. „Wir müſſen auch das Haus bewachen,“ ſetzte Gabriel hinzu, „wenn unſer guter Alter ſeinen Kuhfuß (Flinte) nimmt und auf die Wache zieht.“

Neuwardt nahm den ehrlichen Handwerker bei Seite und ſagte zu ihm: „Sie theilten mir neulich mit, Herr Gerhard, daß Sie den Obriſten von Rechow öfters ſähen.“

„In der That, Herr Neuwardt, ſo iſt's. Er war noch heute bei mir.“

„So thun Sie mir wohl den Gefallen,“ hob der Gutsbeſitzer wieder an, „ihm dieſen Brief einzuhändigen, wenn er wieder ſich hier einſtellt, und ihm zugleich zu ſagen, daß der Ueberbringer dieſes Schreibens zu jeder Stunde bereit iſt, ihm über Dinge, die er etwa zu wiſſen verlangte, Auskunft zu geben. Hören Sie — vergeſſen Sie mir das Letztere beſonders nicht. Die Sache iſt von Wichtigkeit. Ich habe vergeblich Verſuche gemacht, den alten ſeltſamen Herrn, der ſich eigenſinnig vor aller Welt verſchließt, aufzuſuchen; ſo muß ich denn ihn am dritten Orte zu ſprechen Gelegenheit nehmen.“

Gerhard verſprach dieſen Auftrag gewiſſenhaft auszurichten, und Vater und Tochter empfahlen ſich. Robert, in der düſtern, faſt verzweifelnden Stimmung, in der er ſich befand, hatte nicht den Muth dem hübſchen, liebevollen Mädchen, das heute gütiger wie ſonſt gegen ihn war, eine vertrauliche Mittheilung ſeines Kummers zu machen.

20.

Die Anſprache.

Wir kehren jetzt wieder zu der Zeit zurück, in der unſere Geſchichte beginnt. Es war der Erinnerungstag von Großbeeren, deſſen wir zuletzt Erwähnung thaten; ein paar Wochen ſind ſeitdem wieder vergangen, und wir befinden uns gegen Schluß des Monats Auguſt. Louiſe befand ſich nun bereits eine ziemlich geraume Zeit in dem Hauſe des Geheimen Finanzraths und Oskar's Neigung für ſie hatte, mit jedem Tage zunehmend, eine immer feſtere, für die Hoffnungen ſeiner Zukunft maaßgebendere Geſtalt angenommen. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß er nicht der einzige Bewerber war, ja, manchesmal ſchien es ihm, daß er nicht der Begünſtigtere ſei und daß der junge Offizier, der ſich jetzt ſehr oft im Hauſe Laubmann's zeigte, eine höhere Glücksnummer gezogen habe. Allein die Eitelkeit flüſterte ihm immer wieder zu, wenn ihm dergleichen Bedenklichkeiten aufſtiegen, daß er ſich täuſche, daß Louiſens ſich immer gleichbleibendes ſanftes und ruhiges Weſen ihm zwar keine neue Hoffnungen gebe, aber auch keine alte raube. Er beſchloß mit ſeinen Eltern zu ſprechen, allein dieſer Verſuch, ſich in einer ſchwierigen Herzens- und Lebenslage Rath zu erholen, fiel übel aus. Mit der Mutter wurde er gar nicht recht eins, entweder verſtand ſie ihn nicht, oder wollte ihn nicht verſtehen, ſie ſprach immer von ſeiner Jugend und daß er die Welt ſich noch beſehen ſolle, und er verſicherte ihr, daß er nicht mehr jung ſei und daß er gar keine Luſt habe, ſich in der Irre umherzutreiben; dem Geheimen Finanzrath war dieſe Sache, wie jede andere — ſo „unbeſchreiblich gleichgültig,“ daß Oskar nach wenigen Worten das Geſpräch wieder abbrach. Mit ſeiner Schweſter mochte er nun vollends in keine Mittheilungen ſich einlaſſen, denn ſie ſchmollte ihm, weil er ſich herausgenommen, ihr träumeriſches Weſen, in welchem ſie ſich gefiel, eine alberne Kopfhängerei zu nennen. Er entſchloß ſich, mit Louiſe ſelbſt zu ſprechen, und in Wahrheit, dies war auch das zweckdienlichſte Mittel zu Klarheit und Verſtändigung zu gelangen.

Eines Nachmittags alſo kam der junge Bürgergardiſt und nahm ziemlich ungezwungen den Platz am Fenſter neben Louiſen ein, nachdem er die Schweſter unter irgend einem Vorwande fortgeſchickt hatte. So keck er in dieſe Situation ſich begeben, ſo befangen und erröthend fühlte er ſich jetzt, als er dem hübſchen Mädchen, das ihm, der Himmel weiß durch welches Mittel, er ſelbſt wußte es durchaus nicht, imponirte.

„Nun, Fräulein Louiſe (dieſe vertrauliche Anrede war ihm von Louiſe ſelbſt geſtattet worden), Sie ſind noch immer nicht gekommen um unſer Corps zu ſehen, wenn es die Wache hat. Das könnte ich übel nehmen. Ich verſichere Sie, alle übrigen Bürgerwachen ſind nichts gegen unſer Corps. Erſtlich ſind wir lauter junge Leute, Sie finden keine Caricatur unter uns und dann ſind wir faſt alle wohlhabend und können uns ſchöne Gewehre und Uniformen anſchaffen. Das thut auch etwas zur Sache. Kurz, das Corps der jungen Kaufmannſchaft nimmt es mit jeder Gardelieutenantswache auf.“

„Ich glaub's,“ entgegnete Louiſe — „es muß einen ganz hübſchen Anblick geben.“

„Ja Sie glauben es,“ ſagte Oskar trübſelig — „allein Sie wollen ſich dieſen ſchönen Anblick doch nicht verſchaffen.“

„Meine Zeit —“

„O, mein Fräulein, man hat immer Zeit, wenn man etwas aufſuchen will, was einem Freude macht.“ Er ſetzte etwas befangen hinzu: „Nun will ich gerade nicht behaupten, daß es Ihnen große Freude macht, mich die Wache halten zu ſehen, allein das Corps — das — das zu ſehen, muß Ihnen Freude machen. Aber laſſen wir das Corps jetzt und beſchäftigen wir uns mit anderen Dingen. Wie denken Sie über meine Zukunft?“

Louiſe, über dieſe plötzliche Frage etwas verwundert, ſah den jungen Mann an und traf auf niedergeſenkte Augen und auf ein von heftiger Röthe gefärbtes Antlitz. „Ueber Ihre Zukunft, Herr Laubmann —“

„Ach — Sie müſſen mich Oskar nennen! Haben Sie nicht ſelbſt erklärt, daß Sie zu unſerer Familie gehören wollen? und ich behaupte, daß unter Familiengenoſſen keine ceremoniöſen Umſtändlichkeiten walten ſollen!“

„Allerdings; doch laſſen Sie mich immerhin bei der Anrede, die ich einmal gewählt.“

„Nun, wenn Sie durchaus darauf beſtehen — aber die Antwort auf meine Frage werden Sie mir gefälligſt jetzt geben.“

„Nun, Ihre Zukunft“ — ſagte Louiſe — „wird ſicherlich eine ſehr glänzende ſein. Ihnen und Ihres

Gleichen gehört die neue Zeit, die Zeit der Eiſenbahnen und des Völkerverkehrs.“

Oskar entgegnete empfindlich: „Sie ſprechen zu mir wie ein Börſenſpeculant zu einem jungen Mäkler.“

„Ich ſpreche, wie ich's verſtehe.“

„Gut denn — fahren Sie nur fort.“

„Wenn Sie alſo mit den nöthigen Reichthümern und Kenntniſſen ausgerüſtet, von den Zeitintereſſen und Zeitſtimmungen überall begünſtigt, Ihre Laufbahn antreten, wie kann es Ihnen denn anders als glücklich gehen?“

„Wie es kann — ja das weiß ich nicht; — Aber es kann doch. Es iſt möglich, daß ich bei allem dem, doch recht von Grund aus unglücklich ſein werde.“

„Ich wüßte nicht wodurch.“

„Aber ich weiß es. Ich will es Ihnen ſagen. Glanz, Poeſie, Schwung, Großartigkeit dürfen in meinem Leben nicht fehlen. Mit einem Worte ich möchte das Herz beſchäftigt ſehen.“

„Das wird nicht ausbleiben.“

„Meinen Sie?“

„Wie ſollte es. In Ihrer Stellung und ich will ſogar auf die Gefahr hin ihre Eitelkeit zu erregen ſagen, mit ihren körperlichen Vorzügen, wird es Ihnen nicht ſchwer werden, einer Frau Intereſſe einzuflößen.“ Louiſe ſagte das mit jener Unbefangenheit in Ton und Miene, wie ſie die freie, wahre Bildung verleiht. Oskar ergriff ihre Hand, zog ſie an ſeine Lippen und ſagte:

„Wie Sie liebenswürdig ſind. Man kann mit Ihnen ſo zutraulich ſprechen. Nichts von Ziererei und Geheimthun. Sie ſagen, daß irgend eine Frau einmal mich lieben wird! O was das betrifft, ſo glaub ich's auch; aber was wird das für ein weibliches Weſen ſein! Darauf kommt Alles an. Von einer Frau geliebt zu ſein, die etwa ſo iſt wie meine Schweſter Charlotte, daran liegt mir nichts. Es muß eine ganz andere ſein. Ich habe mir gedacht, es wäre ſehr hübſch, wenn ich ſo zum Beiſpiel eine Prinzeſſin liebte. Sie lächeln. Iſt denn das ſo unmöglich? Wenn das Schickſal es nun ſo gefügt hätte, daß ich es war, der in jener Nacht, wo unſere ſchöne Prinzeſſin das königliche Schloß verließ, ſie durch die Volkshaufen führte und ſchützte? Ach, welch ein himmliſches Loos! Wenn ich mit meinem Leben das ihrige hätte ſchützen können und nun, da ſie gerettet war, ihr hätte ſagen können: Prinzeſſin, ein freier, edler Bürger hat ſeine Pflicht gethan! Es iſt mir das oft eingefallen, wenn ich ſo, wie es jetzt manchesmal kommt, in einſamer Sommernacht auf meinem Wachpoſten ſtehe und in der Stille des Mondenglanzes die ungeheure Stadt vor mir ausgebreitet ſehe. Das iſt's, was unſerm Leben fehlt — denn ewig mit Waarenballen zu thun zu haben, die Courſe zu berechnen, die Falliſſements einzuzeichnen — das wird uns nicht in die Höhe bringen. Wenn es die Geldſäcke allein machten, ſo wären die Rothſchild's längſt ſchon mit dieſem Zauber der Poeſie umgeben, den ſie nie erreichen, denn ſie werden ewig reiche Juden bleiben und nichts weiter. Ich möchte aber, wie ich Ihnen ſchon einmal ſagte, einen neuen Adel gegründet ſehen und der iſt ohne Poeſie nicht möglich. Die Welt will einmal, wenn ſie verehren ſoll, neben dem Beſitz auch den Adel und den Glanz, ſonſt bewundert ſie wohl öffentlich, aber verachtet heimlich. Haben Sie mich verſtanden?"

Louiſe neigte bejahend das Haupt. „Wie läßt ſich das aber erlangen, Herr Laubmann?"

„Ja, wenn ich's wüßte! Ich habe mir gedacht Sie wüßten es; oder noch mehr, Sie wollten mir geradezu zur Erlangung behülflich ſein."

„Durch welches Mittel?"

„Kurz geſagt, durch Ihren Beſitz." Das Wort war heraus und er hatte ſeinen vollen Muth wieder indem er lächelnd Louiſen ins Geſicht ſchaute.

„Ah — da Sie keine Prinzeſſin finden können, ſo wollen Sie mit mir vorlieb nehmen."

„Scherzen Sie nicht. Ich trage mich Ihnen an und bitte, daß Sie mich nicht ausſchlagen. Weiß Gott, ich habe ein ehrliches Herz, und daß ich Sie liebe, das ſollten Sie eigentlich ſchon längſt bemerkt haben. Aber Sie haben es auch bemerkt — ich weiß es. O ich ſehe Sie roth werden."

„Herr Laubmann," ſagte Louiſe zögernd, „ich wünſchte, daß weder im Ernſt noch im Scherz derlei Geſpräche zwiſchen uns geführt würden."

Seine Miene nahm den Zug gekränkten Stolzes an und er ſagte in einem faſt wehmüthigen Tone: „Es ſollte mir herzlich leid thun, wenn ich Sie verkannt hätte und Sie gleichwohl zu den adligen Damen gehörten, die eine Zumuthung für ſich, mit einem Bürgerlichen ſich zu verbinden, empörend fänden. Ach, ich verſichere Sie, mit dieſer Art Adel iſt's vorbei! ſoll es vorbei ſein!"

Louiſe antwortete freimüthig: „Sie thun mir Unrecht, lieber Oskar, Sie wären ein ganz paſſender Mann für mich; ich ſage Ihnen das ganz offen.

Ich finde Sie ſogar weit mehr Edelmann, wie mancher Edelmann von Geburt. Aber —“

Sie warf einen Blick hinaus; Oskar folgte der Richtung dieſes Blickes; er ſah Louiſen erröthen und ſagte mit dem Ausdruck gutmüthiger Naivetät: „Ach ſo!“

Der Lieutenant von Hohenheim kam die Straße hinab.

„So muß ich denn wieder zu meiner Bürgerpflicht zurückkehren,“ ſagte Oskar raſch, ſein zierliches Gewehr über die Schulter nehmend und eine elegante, höfliche Verbeugung dem jungen Mädchen machend. „Der erſte Korb!“ murmelte er vor ſich hin. Louiſe ging ihm nach, er wandte ſich um, ſie ſtand vor ihm und reichte ihm mit einem innigen Ausdruck die Hand hin. Er ſchlug ein und drückte dieſe liebe kleine Hand.

„Was giebt's Neues, lieber Laubmann?“ fragte der eintretende Hohenheim.

„Ei, Herr Lieutenant, daß Neueſte iſt, daß wir dem Militär wieder unſere Poſten räumen müſſen.“ Er ſprang lachend fort.

21.

Der Obriſt Ade.

Weld hatte es für zweckdienlich erkannt, ſich Neuwardt wieder anzuſchließen. Neuwardt hatte ihn wieder in ſeinem Hauſe aufgenommen, nicht ſowohl aus Rückſicht auf ſeine politiſche Geſinnung, denn hierin fühlte der einmal getäuſchte Mann zu dem, welchen er früher ſeinen Freund genannt, kein volles Vertrauen mehr, ſondern in Hinſicht auf die Neigung ſeiner Tochter. Aber auch dieſes Band ſollte reißen. Nicht durch Robert, der zu zartfühlend dachte, um ſich hierbei zu betheiligen, aber wohl durch Gabriel erfuhr die Tochter Neuwardt's die Täuſchung, die ihr der Unwürdige bereitete. Jetzt ward Weld, nach einer heftigen Scene mit dem Vater, völlig und auf immer verbannt. Die Ungückliche, die ihm vertraut hatte, erlag faſt dem harten Kampfe, der für ſie in dieſem Treubruche lag, ſie wünſchte die Stadt zu verlaſſen, und der ſorgſame und bekümmerte Vater brachte ſie auf's Land, wo er ſelbſt, obgleich die politiſchen Zuſtände in der Stadt ihn mächtig dahin zogen, einige Wochen bei ihr weilte. Robert ſah ſie in dieſer Zeit nicht, durch Gabriel jedoch, der von Zeit zu Zeit einen Ausflug auf das Landgut machte, erhielt er umſtändlich Nachrichten.

Wir kehren zu unſerm alten Obriſt Abe zurück.

Es war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen.

Und dies erſt ſeit einer Woche, oder etwas darüber. Ganz genau wußte Fräulein Roſa Scholz es nicht anzugeben. Sie war darüber mit ihrer erſten Ladenmamſell im Streit. War es am Dienſtag vor acht Tagen, war es erſt am darauf folgenden Freitag geweſen, als der Obriſt nach Hauſe gekommen, ungefähr in der dritten Stunde nach Mittag, ohne Mütze, mit einem oſtindiſchen ſeidenen Taſchentuch den Kopf umhüllt, und was das Merkwürdigſte war, ohne die Sirene, ſondern ſtatt ihrer einen alten Gradmeſſer in der Hand, den er eben ſo ſchwang und mit ihm Zeichen in die Luft machte, als wenn es die Sirene wäre. Die Putzmacherin behauptete gegen ihre erſte Ladenmamſell, und Fräulein Angelica ſtand ihr bei, daß dieſe merkwürdige Erſcheinung des

Obriſten zu drei Uhr Nachmittag mit dem Gradmeſſer und dem oſtindiſchen Taſchentuche am Dienſtag ſtattgefunden habe, denn ſie wiſſe ſich ſehr genau zu beſinnen, daß ſie gerade damals die Rechnung der Juſtizräthin für ein Baſthütchen, mit Roſa Crepp und einem Stiefmütterchenſtrauß beſetzt, habe ſchreiben wollen, ſtatt deſſen aber, wunderlicher Weiſe, in unbegreiflicher Zerſtreutheit einen Brief an Herrn Sigribi angefangen habe. Es könne alſo nur am Dienſtag geweſen ſein, denn Freitags ſchreibe ſie nie Rechnungen. Fräulein Angelica bemerkte, dies ſei ein ſo auffallendes Beiſpiel von Gedächtnißtreue und ſicherem Blick in die verworrenſten Verhältniſſe und Lagen, daß ſie nicht genug die theure Prinzipalin um dieſer Eigenſchaften willen bewundern könne. Die Prinzipalin warf ihr wegen dieſes Geſtändniſſes einen dankbaren Blick zu, und Beide bekämpften nun als eng Verbündete die Ladenmamſell, die hartnäckig bei ihrer Behauptung blieb, daß es ein Freitag geweſen ſei, als man den Obriſt in dem oben beſchriebenen Zuſtande heim hatte kommen ſehen. Denn ſie wiſſe ihrerſeits auch ganz wohl die einzelnen Tage der Woche zu unterſcheiden, und ſchon als ganz kleines albernes Ding von drei Jahren — die boshafte Angelica ziſchelte hier der Prinzipalin in's Ohr, daß, was die eben genannte Charaktereigenſchaft beträfe, die Jahre keinen Unterſchied gemacht hätten — ſie ſchon den Dienſtag vom Freitag zu unterſcheiden gewußt. Sie fügte hinzu, daß am Freitag gewöhnlich in ihrer Eltern Hauſe ein alter gichtiſcher Graf aus der Nachbarſchaft Zuckerwerk den Kindern gebracht hätte. Ueber dieſes Schönthun mit ariſtokratiſchen Erinnerungen höhnte das ganze Atelier, und die Ladenmamſell, die hierin die zarteſten Saiten ihres Gemüthslebens angetaſtet ſah, entfernte ſich beleidigt hinter den Ladentiſch, wo ſie ſich auf ihren Stuhl niederließ und in ein hartnäckiges Schweigen verfiel, aus dem ſie ſelbſt nicht zu erwecken war, als der Briefträger eintrat und zuerſt mit ſeinen Briefen an ſie ſich wandte. Das ganze Atelier ſtürzte ſich auf die angekommenen Briefe, und jede der Damen wollte die Ueberbringerin eines gewiſſen roſarothen Couverts ſein, in welchem ein citronengelbes Schreiben von der Hand des Zugführers der Bürgerwehr ſich befand. Fräulein Roſa nahm dieſes farbige Liebeszeichen mit jungfräulicher Würde entgegen, entfaltete es und las es, ohne eine Miene zu verziehen, während das Atelier in geſpannteſter Aufmerkſamkeit lauſchte.

Als dieſer große Moment vorüber war, wurden auch die anderen Briefe geöffnet. Es waren einige unartige darunter, die ſich über zu theure Preiſe oder leichtfertige Arbeit beklagten. Fräulein Scholz dachte und fühlte in dieſem Augenblicke zu groß, um über ſo kleinliche Vorwürfe und Mäkeleien irgend ein Wort zu verlieren. Die tadelnden Briefe wurden ſtillſchweigend einem großen Papierkorb anvertraut, wo neben Muſtern, die aus der Mode gekommen waren, neben Papierſchnitzeln aller Art auch ein altes Florhäubchen lag, das vor langer, langer Zeit einmal ſchön geweſen war, und damals „zum Entzücken reizend," die volle Wange der Prinzipalin umſchloſſen hatte.

„Haben Sie keinen Brief an den Obriſt?" hatte die Putzmacherin den Briefträger gefragt, und als er dies bejaht, hatte ſie ſich die Schreiben zeigen laſſen. Es waren zwei kleine niedliche Briefe von unbekannter Hand, offenbar weiblichen Geſchlechts, und ein großer, breiter, ungeſchlachter Brief männlichen Geſchlechts. Wie gerne hätte die Prinzipalin alle drei erbrochen, und ſich ſo mit einem Schlage in Beſitz der Geheimniſſe ihres Miethers geſetzt, allein ſie wagte es nicht, und gab ſeufzend die Briefe zurück.

Kaum waren die Schreiben oben abgegeben, als man auch ſchon den wohlbekannten Tritt des Obriſten auf der kleinen baufälligen Treppe hörte. Das Atelier ward unruhig und warf ſich Blicke zu. Fräulein Scholz begab ſich ſofort mit gemeſſenem Schritt zur Glasthüre, öffnete ſie jedoch nicht, denn ſie fühlte — durch ein gewiſſes Etwas belehrt — daß ſie jetzt mehr wie je gegen den Obriſt auf ihrer Huth ſein müſſe — ſondern blickte hinter dem kleinen grünen Vorhang hervor. Sie ſah den „Sonderling“ mit Catharinen auf dem Flur einige Worte wechſeln und ſich dann ſchnell entfernen. Es war ihr dabei nicht entgangen, daß die Sirene, die ſich wieder nach ihrer unbegreiflichen Flucht ganz wohl in der Hand ihres Gebieters befand — einen Wink nach der Glasthür zu machte, und Catharine hatte offenbar dieſen Wink verſtanden, ſchüttelte das Haupt, zwinkerte mit den Augen und geberdete ſich wie Eine, die da ſagte: „Durch keine Tortur und keine Marter ſoll man mir auch nur eine Silbe erpreſſen.“ Wie verächtlich fand Fräulein Scholz dieſes Geſchöpf, das ſich unterſtand, für ſo wenig Lohn ihrem Herrn ſo treu zu ſein, und allen Beſtechungen, die der Putzladen in Anwendung brachte, zu widerſtehen.

Bald, nachdem der Obriſt verſchwunden, erſchien der Bauer Adam, und jetzt öffnete ſich die Glasthür, und die Putzmacherin erſchien auf der Schwelle ihres

Beſitzthums mit demſelben anmuthigen, gewinnenden Lächeln, das der Bauer ſchon kannte, und auf das er ſo wenig achtete. Er hatte ſich auf der Bank in dem Flur hingeſetzt, mit der Bitte, man möchte ihm geſtatten, hier zu warten, bis der Obriſt käme.

„Ich weiß nicht, mein Freund,“ hob die Putzmacherin an, „ob der Obriſt heute zur gewöhnlichen Stunde heimkommen wird.“

„Wird ſchon kommen, Madamken.“

„Wißt Ihr das ſo gewiß? Ihr habt doch nicht gehört, daß dem Obriſt etwas Beſonderes zugeſtoßen iſt?“ Der Bauer wurde aufmerkſam und lauſchte. „Ich meine nur ſo,“ ſetzte ſie hinzu, „wenn Ihr nichts wißt, ſo iſt's auch nichts, denn Ihr ſeid doch ſein Vertrauter.“

Adam Braun lächelte geſchmeichelt, und Fräulein Roſa Scholz faßte ſogleich Hoffnung, daß ſie hier Etwas erfahren werde. Allein ſie erfuhr nichts. Entweder wußte der Bauer in Wahrheit nichts von dem, was dem Obriſt ſeit dem denkwürdigen Dienſtag oder Freitag widerfahren war, oder — und dies war wahrſcheinlicher — er wollte nichts ſagen.

Die Glasthür ſchloß ſich wieder. So wie ſie zu war, erſchien der Obriſt und ſchlüpfte ſogleich raſch über den Flur, und zog den Bauer mit ſich fort.

Es geſchah dies ſo leicht, daß im Atelier nichts gehört wurde. Oben rieb ſich der Obriſt vergnügt die Hände und rief: „Wieder einmal den Poſten betrogen!“

„Er wollte ſchon Feuer geben, Herr Obriſt!“ ſagte Braun.

„Ich hörte es hinter der Thür, Alter!“ entgegnete der Obriſt. „Ein verdammt attenter Poſten das! bei Sturm und Regen immer auf dem Platz. Was hat ſie Dich gefragt?“

„Ich ſollte ſagen, was mit dem Herrn Obriſt ſeit dem Dienſtag im Werke ſei?“

„Alſo hat ſie was gemerkt?“ murmelte der Fragende. „Ja, ich konnt's nicht verbergen, Adam! Es platzte und hagelte mir zu ſehr auf's alte morſche Dach. Ich lief fort, — Morgens in der Frühe, als mir Gerhard den Brief gebracht — ganz in der Frühe — der Thau lag noch auf dem Graſe — und da warf ich mich, ich alter Mann — in die Einſamkeit am Fluß hin, und lag im hohen Graſe, und ließ die Wolken über mir dahinziehen, und hörte den Fluß rauſchen, und immer wieder rief ich laut: Er lebt — er lebt! Ich habe einen Sohn!“

Adam Braun wiſchte ſich mit dem Rockärmel eine Thräne aus dem Auge.

„Wie lange ich da im Graſe gelegen, und wie wahnſinnig den Namen: „Paul! Paul!“ gerufen? ich weiß es nicht. Es war mir, als ſetzten ſich oben die Wolken zu ſeinem Bilde zuſammen, und wie das Bild fertig war, und ihm bis auf den kleinſten Zug glich — nämlich ſo wie er damals ausſah, als ich ihn zum letztenmal auf der Brücke an der Hand hielt — da gaben mir die Wolken das liebe Bild und riefen: Da nimm, er iſt nicht im Himmel bei uns, er iſt auf Erden bei Dir! Und plötzlich ſtand auch die Mutter da — die Mutter, Adam! die Mutter. Und ich hatte ſie nun Alle beiſammen, und lag im Graſe und ſtreckte die Arme aus, und zog ſie Alle — Alle — an mein Herz! In dieſem Augenblicke ſtand ich mich auch wieder gut mit meinem Könige, und nannte ihn nicht mehr „meinen gnädigen Herrn,“ ſondern wie früher, „meinen geliebten König.“ Der ganze wilde Spuk der böſen Tage war mit einem Streiche dahin. Die Welt war wieder ſo ſchön, und ich durfte wieder in ihr leben und glücklich ſein. Wie geſagt, ich weiß nicht, wie lange ich ſo geträumt, nur das fühlte ich — wie ich fortging, daß mir mein alter Schädel heiß wurd' im Stich der Sonne, und ich ſuchte meine Mütze, fand ſie nicht, und band mir mein Taſchentuch um den Kopf — ſo kam ich hier an. Mit Erſtaunen vernahm ich von Catharinen, daß ich ſtundenlang fortgeweſen, daß ich nicht zu Mittag gegeſſen, daß ich wie ein Trunkenbold Mütze und Stock verloren. Ei, wie ſoll man nicht trunken werden, wenn Einem das Glück einen ſolchen Becher ſtarken Weins vorſetzt! Adam, Adam! Du kannſt mein Glück nicht ermeſſen, denn Du haſt nie einen Sohn verloren.“

„Gott, der Herr, ſei gelobt! Nein!“ rief der Bauer, und faltete die Hände.

Als der Obriſt hier im Taumel ſeiner Empfindung ſchwieg, hob ſein alter Gefährte zu fragen an: „Aber wie, Herr Obriſt, wie erfuhren Sie dies Alles? ich meine dieſe Nachrichten vom Herrn Sohn?“

„Das iſt eine etwas lange Geſchichte, Adam,“ erwiderte der Gefragte; „ich will mich aber kurz faſſen. Als ich noch ein junger Offizier war, ſchloß ich eine herzliche Freundſchaft mit einem Cameraden in unſerm Regiment, er hieß Herr von Händel. Aus dieſer Freundſchaft wurde ſpäter die erbittertſte Feindſchaft. Händel freiete nach einem Mädchen, und dieſes Mädchen zog mich vor. Wahrlich, ich konnte dafür nicht die Schuld tragen. Aber Jener bürdete mir gleichwohl Verrath und Treubruch, und ich weiß nicht was alles für Schändlichkeit auf. Er ſchied aus unſerm Regiment, und ſein Abſchiedsbrief an mich enthielt einen Schwur der Rache. Der Krieg brach aus; ich hörte und ſah lange nichts von Händel; er befand ſich unter den Truppen, die Napoleon's Fahnen folgen mußten. Wir Preußen ſtanden gegen den Empörer auf und züchtigten ihn. Es mußte geſchehen, daß ich da dem Händel in einem der Gefechte Mann gegen Mann feindlich entgegentrat. Er erkannte mich, ſtürzte auf mich zu, und bot mir einen Kampf auf Leben und Tod an. Ich weigerte mich, indem ich ihm bemerklich machte, daß mein Leben dem Vaterlande gehöre, daß ich in dieſem Moment nicht darüber verfügen dürfe. Er ſchalt mich einen Feigen. Jetzt führten unſere Piſtolen die Sprache weiter. Er ſchoß auf mich, fehlte, und ich — ſchoß in die Luft. Wir wurden getrennt, er ſchied, feindlicher als jemals mir geſinnt. Der Friede kam. Der Unwürdige hatte mich nicht aus den Augen verloren. Ich weiß nicht, hat er es veranlaßt, oder hat er es ſelbſt vollführt, genug, durch ihn verlor ich meinen Knaben. Er raubte ihn und brachte ihn nach Frankreich. Dort iſt mein Kind aufgewachſen — bei wem und wie, das weiß ich nicht. Genug, Händel hat ſein Bubenſtück bereut, iſt während einer ſchweren Krankheit, wo ihn ſelbſt Unglück und Leid aller Art getroffen, während welcher er ſeinen eigenen einzigen Sohn verloren, in ſich gegangen, und die Frucht dieſer Bekehrung war nun, daß er jenem Freunde in Paris ſchrieb, wer der Vater des Knaben ſei, und zugleich ihn bat, den Sohn dem Vater auszuliefern. Der Brief, da Händel unterdeß geſtorben iſt, kam hierher an einen gewiſſen Herrn Neuwardt, und dieſer hat durch einen Handwerksmann Gerhard ſeines Auftrags ſich entledigt.“

„Und der junge Herr?“ fragte der Bauer. „Wo iſt der?“

„Er ſoll in dieſen Tagen eintreffen,“ entgegnete der Obriſt mit bebender Stimme. „Vielleicht befindet er ſich ſchon in Berlin, vielleicht gar ſchon in meiner Nähe. Aber ſchon iſt ein Tropfen Wermuth in meinen Freudenbecher gefallen. Der Lieutenant von Hohenheim, der ihm entgegengereiſt iſt, ſchreibt mir, daß ich mich darauf gefaßt machen ſolle, ihn körperlich nicht ganz wohlbeſtellt zu finden. Er ſoll ein Gebrechen haben. Nun denn — mag er ein Krüppel ſein, er iſt doch immer mein Sohn. Die Vaterarme ſind für ihn offen.“

Dieſe letzten Worte wurden von Jemand vernommen, der ſich in dieſem Augenblicke der Thür genähert und dieſe halb geöffnet hatte. Es war Hohenheim.

Der Obriſt begrüßte den Eintretenden mit einer überraſchten und beſtürzten Miene. „Nun?“ rief er, — „Sie bringen ihn nicht mit?“

Der junge Mann war in ſichtbarer Verlegenheit.

„Ihr Sohn iſt bei ſeiner Schweſter,“ ſagte Hohenheim. „Sie werden Beide zuſammen kommen. Ich wünſchte erſt ein paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen.“

„Mit mir allein? Was giebt's? Mein Himmel! Ihre Miene deutet auf Unglück.“

„O nicht doch, mein theurer Obriſt, nicht doch!“

„So ſprechen Sie. Mein alter Freund und Camerad Braun kann Alles hören. Er ſtand im Colbergſchen Regiment mit mir, und war zu ſeiner Zeit ein braver Soldat. Ein braver Mann iſt er auch jetzt. Alſo reden Sie.“

Hohenheim ſtockte dennoch. Er dachte an Louiſen, und dieſer Gedanke gab ihm Muth. Louiſe hatte ihn zum Vertrauten gemacht, ſie hatte ihm den Bruder zugeführt, und mit ihm berathen, wie der Wiedergefundene mit dem Vater vereinigt werden ſolle. Hohenheim fühlte durch dieſes Vertrauen, das die Geliebte ihm zeigte, ſich hoch geehrt, zugleich aber erkannte er die Schwierigkeit der Aufgabe. Wie ſollte dieſer Vater und dieſer Sohn ſich zuſammenfinden, ohne daß ein unheilvoller Conflict ſich offenbare. Robert, oder wie ſein eigentlicher Taufname: Paul konnte und wollte dem Vater nicht verheimlichen, bei welcher Gelegenheit er ſeine Verwundung erhalten; wenn der junge Mann auch über den eigentlichen Charakter dieſes unglückſeligen Kampfes jetzt anders dachte, als wie er anfangs, als er ſich in dieſen Kampf begeben, gedacht, ſo war er doch weit davon entfernt, ſeine Theilnahme an demſelben zu verleugnen. Er hätte dann auch die Grundſätze verleugnen müſſen, in denen er aufgewachſen, das Syſtem der Menſchenrechte und der Völkerbeglückung, welches ihm als höchſtes Ideal ſeiner Wirkſamkeit vorgehalten worden, und hierzu hätte ihn keine Macht der Erde, ſelbſt nicht das Wort eines geliebten, verlorenen und wiedergefundenen Vaters vermocht. So feſt niſteten dieſe glühenden Schwärmereien in dem Kopfe und Herzen dieſes Jünglings. Es kam alſo darauf an, den Vater zur Duldung zu bewegen, und Louiſe hatte mit Hohenheim über die Mittel nachgedacht, wie man dieſe Duldung in dem Herzen des Greiſes hervorrufen könne. Hohenheim hatte endlich den Vorſchlag gemacht, daß er eine Reiſe fingiren, daß er dem Obriſt ſchreiben und ihn vorbereiten wolle, den ſehnlichſt Erwarteten nicht ganz ſo zu finden, als er es ſich in ſeinen beſeligenden Träumen vielleicht vorſtelle. Der Obriſt war auch in dieſe Richtung eingegangen, und wie wir eben gehört haben, hatte er ſeinen ſchönen Hoffnungen ſelbſt einen düſtern Schleier umgehängt. Allein er bezog das Mißfällige, was er bei dem Sohne entdecken ſollte, auf die Körperbildung deſſelben, es war demnach des jungen Freundes Aufgabe, ihn von dieſer Vorſtellung abzubringen, und den eigentlichen Gegenſtand der Beſorgniſſe in's Auge zu faſſen.

„Ich werde meine Nachrichten," hob der Befangene an, „in etwas modificiren müſſen. Was ich Ihnen von Paul's Aeußerem meldete, ſollte nicht andeuten, daß er körperlich verwahrloſ't ſei." —

„Nicht," fragte der Greis mit einem dankbaren Lächeln — „alſo kein Krüppel? Ich dachte es mir wohl. Es muß ein ſchlanker, hübſcher Burſche ſein! braun von Augen und Haar. Das Haar faſt in's Schwärzliche übergehend? Weißt Du noch, Adam, ſo wie ich es hatte." —

„Ja, Herr Obriſt — ick meene grade ſo muß es ok unſer Sohn hebben."

„Grade ſo — grade ſo — alſo, Herr Lieutenant, woran gebricht's denn?“

„Er iſt verwundet und trägt den Arm in der Binde.“

„Alſo ein Duell? Der gottloſe Junge! Aber ich will den heißblütigen Knaben ſehen, der eines alten Haudegens Sohn, und ſelbſt ein Junge von Ehre, heutzutage nicht zu einem Duell kommt, wie der Knabe zum Butterbrod?“

„Auch hat er eine Wunde über der Stirne.“

„Meinethalben — ich hab' eine auf der Wange.“

„Herr Obriſt hebben ok eenen Stich in die Bruſt,“ — ſetzte Braun hinzu. „Det war in der Schlacht von Belle-Allianze.“

„Recht, und als Pflaſter legte mir mein König das eiſerne Kreuz darauf.“

„Ja, det war ſo.“

„Nun weiter, Herr Lieutenant.“

Hohenheim ſtockte wieder und richtete einen verlegenen Blick auf die Sirene, die gleichſam von ſtürmiſcher Leidenſchaft getrieben, und als wüßte ſie nicht anders wo ſich hinzuretten, in dem Augenbrauenbuſch über dem linken Auge ſich vergrub. Der Obriſt wurde ungeduldig. Alle Zeichen ſprachen es aus.

„Dann — dann,“ ſetzte der Gepeinigte hinzu —

„iſt auch noch ſeine politiſche Geſinnung zu betrachten, in Folge deren er dieſe Wunden erhalten hat.“

„Das iſt's ja, was ich ſage. Er hat ſich mit einem unſerer modernen Volksſchmeichler und Volksaffen geſchlagen!“ triumphirte der Obriſt.

„Seine politiſche Geſinnung iſt nicht auf Ihrer Seite,“ — bemerkte der Sprecher. „Sie iſt im Gegentheil auf Seite unſerer Gegner.“

Die Sirene machte einen raſenden Sprung aus dem Augenbrauenbuſch hervor, an Adams Naſe vorbei, der ſich vorgebeugt hatte, um kein Wort aus des Lieutenants Munde entſchlüpfen zu laſſen, bis zur ſchwarzen Atlashalsbinde des jungen Mannes, und mit gepreßter Stimme rief der Obriſt: „Halt! das iſt nicht gut möglich! Sie irren ſich. Mein Sohn!“ —

„Bedenken Sie,“ ſetzte Hohenheim gemäßigt hinzu, „wo und in welcher Umgebung er aufgewachſen iſt? Bei den Lehrern der trügeriſchen neuen franzöſiſchen Socialphiloſophie, einer der Hauptquellen unſerer modernen Uebel! — Bedenken Sie ferner, welche Muſter er vor Augen gehabt, welche Unterweiſungen er vernommen!“ —

Der Obriſt verſank in Nachdenken. Wie vor ſich hinträumend ſprach er die Worte: „Alſo bis dahin verfolgt mich deine Rache, du böſer Feind! — Mit Abſicht gabſt du den Sohn — die Geſinnungen des Vaters kennend — in eine ſolche Schule — Himmel! wie ränkevoll!"

„Wenn wir demnach gerecht ſein wollen" —

„Und wir wollen es ſein," ſeufzte der Greis. „Wir wollen es ſein!"

„So" —

„So nehmen wir den Irregeleiteten freudig bei uns auf," ergänzte der Vater. „Es iſt eine grauſame Prüfung für mich, daß gerade er — doch ich werde dieſer Prüfung nicht erliegen. Seine Irrthümer gehören einem fremden Boden an — hat er ſich doch nicht auf dem Vaterlandsboden vergangen! Da iſt Duldung möglich!"

Hohenheim fühlte ſein Blut erſtarren, als er dieſe Worte hörte, mit jener eiſernen Energie geſprochen, die er bereits beim Greiſe zu beobachten Gelegenheit gefunden. In dieſen leiſe hingeſprochenen Worten lag ein furchtbarer Urtheilsſpruch, der unerbittlich alle Hoffnungen der drei Verbündeten niederzuſchmettern drohte.

Er wagte nichts weiter hinzuzuſetzen, als nur die Bitte, zu beſtimmen, wann er den Sohn bei ſich aufnehmen — ihn liebevoll in ſeine Arme ſchlieſen wolle. Der morgende Tag wurde zu dieſem Vereinigungsfeſte beſtimmt, und zwar wollte der Greis auf einer Bank in dem Schloßgarten zu einer bezeichneten Stunde auf die vier lieben Gäſte warten. Denn daß Hohenheim und Louiſe mitkommen ſollten, und auch Adam nicht fehlen durfte, das machte er geradezu zur Bedingung.

22.

Vater und Sohn.

Sehr ſelten iſt ein Tag, den wir uns als einen Freudentag lange vorher in der Zukunft bezeichnet, ein wahrer Freudentag geworden. Es übt oft das Geſchick, das uns beweiſen will, wie ſehr wir in ſeinen Händen ſind, die bittere Ironie, daß es gerade zu einem ſolchen Feſttage die Peinigungen und Schmerzen aufhebt, die es uns zugedacht. Wir ſtehen dann, mit den Blumen der Freude gekränzt, am Altare des ſcheinbaren Glückes und Friedens, um gerade auf den Stufen deſſelben die Geißelhiebe der Dämonen zu empfangen. An jedem andern Tage wären wir gefaßt geweſen auf ihr Auftauchen aus der Tiefe, an jedem andern Tage hielten wir irgend einen Zufluchtsort bereit, wendeten irgend ein Schutzmittel an, an dieſem Tage aber haben wir alle Panzer und Schilde bei Seite geworfen, und die

Bruſt, die ſich unter den vollen durſtigen Athemzügen des Glückes erweitert, iſt offen und nackt, jedem Angriffe preisgegeben. Furchtbar ergreifend ſind die Niederlagen, doppelt beklagenswerth die Opfer. Man ſieht die Armen erſchreckt in die Tiefe ihres Elends wieder hineinflüchten, und ſie ſchleppen zerriſſene Blumenkränze, blutbefleckte Gewänder nach. Kein ferner Traum des Glücks vermag ſie von Neuem hervorzulocken; ſie ſind auf immer entmuthigt, und halten die Nacht ihres Jammers für eine ewige. Für ſie giebt's keine Feſttage mehr, da gerade dieſe Feſttage zu Sammelplätzen ihrer grauſamſten Leiden werden.

Unſer alter Braver, den wir bis hieher geleitet haben, um ihn nun zu verlaſſen, nachdem wir ihm eine Stätte in der Erinnerung des Leſers bereitet haben, wenn es uns nämlich geglückt ſein ſollte, ſeine Geſtalt mit jenem Lichte ſanfter und rührender Anmuth zu umgeben, die das Unglück doppelt feſſelnd macht, und zugleich mit der Sonderbarkeit und den Launen eines Charakters uns verſöhnt — unſer alter Braver ging jetzt auch dem Freudenaltar dieſes Feſttags — der kein Feſttag ſein ſollte — entgegen.

Wir können die Stelle im alten Schloßgarten zu Charlottenburg bezeichnen, wo das Wiederſehen zwiſchen Vater und Sohn ſtattfand, es war jene Bank am Teich, die ein heimliches verſtecktes Plätzchen bildet, aufgeſucht von den ſtillen Freunden der Natur und der Lektüre, die hier ihren Träumen ſich hingeben, und den Frieden einer ſchönen, einſamen Stunde in ihr Herz aufnehmen. Das Geflüſter der alten Buchen und Linden hier, hat manches eitle und allzu ſtürmiſche Verlangen eingewiegt, auf manche warme Wange hat ſich der kühlende Schatten beruhigend gelegt. Das junge träumende Mädchen, der gebeugte kummervolle Mann — Beide ſo verſchieden in ihren Hoffnungen und ihren Leiden, Beide oft entgegengeſetzte Lebenspfade wandelnd — auf dieſer ſtillen Bank hat Beiden der Engel der Einſamkeit in gleicher Fülle Troſt gewährt.

In der frühen Morgenſtunde, die der Obriſt gewählt, pflegte der Garten unbeſucht zu ſein, es befremdete ihn, ein weißes Gewand durch die Baumſtämme ſchimmern zu ſehen. Unwillig wollte er ſich eben wegwenden, als eine liebe Stimme ihn rief. Den kleinen Seitenpfad entlang flog Louiſe — friſch und lieblich wie der Morgen ſelbſt — dem Vater entgegen.

„Du allein! Und wo ſind die Anderen?

„Ich bin ihnen vorausgeeilt.“

„Hm — der Schritt eines Sohnes, der ſeinen Vater findet, ſollte raſcher ſein als der eines Mädchens.“ —

„Schilt nicht — er fürchtet ſich vor Deinem Auge zu erſcheinen.“

„Weshalb? hab ich ihm nicht ſagen laſſen, daß ich ihm vergebe?“ Der Greis blieb ſtehen und ſah ſeine Tochter forſchend an. „Oder iſt noch etwas übrig, was Ihr mir nicht gemeldet habt?“ fragte er, und eine dunkle Wolke flog über ſeine Stirn.

Louiſe ſchwieg.

Vater und Tochter ließen ſich auf die Bank nieder.

Es war eine beklemmende, ängſtigende, bleiſchwere Minute. Louiſe warf ſich an den Hals des Greiſes und rief mit all der Innigkeit, der ihr volles, überſtrömendes Herz fähig war: „Vater — Vater! vergieb! Wir haben Dir nicht Alles geſagt. Paul hat ſich an dem Kampfe betheiligt — an dem Kampfe am achtzehnten März! Von dort her hat er ſeine Verwundung.“

Der Greis ſaß zu einem Steinbilde geworden. Seine Augen blickten ſtarr, ſeine im Schooß gefalteten Hände zitterten. Louiſens Augen überflutheten Thränen, als ſie den Vater in dieſem Zuſtande ſah.

„Gott!“ rief ſie, und ſchlug ihren Blick thränenſchwer gen Himmel, „Gott, leite uns über dieſe Stunde hinüber.“

„Sprichſt Du wahr?“ fragte mit tonloſer Stimme der Greis.

Louiſe ſchluchzte und barg ihr Haupt an der Schulter des Vaters.

„Am Kampfe Theil genommen!“ ſtöhnte der Mann; „An dieſem Kampfe Theil genommen! — Mein Sohn — ein Empörer gegen König und Vaterland! Mein Sohn ein Mitkämpfer in den Reihen entmenſchter roher Horden, die von Verbrechern angeführt und von Gaunern bezahlt worden! In dieſem Kampfe mein Sohn! An dieſem ſchmutzigen Verbrechen, das ſo unerhört auf dieſem Boden iſt, eine fremde, perfide, ekelhafte Schandthat, fremd dem Geiſte des Germanen, des Preußen, fremd dem Geiſte, der den Deutſchen beſeelt hat vom Anbeginn ſeiner Geſchichte an, — an dieſem ſchmutzigen Verbrechen mein Sohn betheiligt; ſein Blut, mein Blut verſpritzt in ſo ehrloſem Mord! — Oh — oh! mein graues Haupt erträgt dieſe Schmach nicht!“ —

Er ſenkte dieſes Haupt tief auf die Bruſt. —

Louiſe umfing ſeinen zitternden Leib. „Denkt

Vater," rief ſie, „denkt, daß er glaubte Urſache zu haben, mit ſeinem Fürſten zu zürnen."

„Ein Preuße zürnt nicht ſo!" entgegnete der Greis mit einer Stimme, die aus einem tödtlich verwundeten Herzen hohl hervortönte. — „Ein Preuße zürnt nicht ſo! So kann das perfide Frankreich, ſo der wilde, giftige Italiener zürnen, der Deutſche nicht, der Preuße nicht. So wahr Gott im Himmel lebt, es iſt ein fremdes, ekelhaftes Verbrechen auf unſeren Boden verpflanzt! Es lebt eine Heiligkeit, eine Treue in dem Volke der Germanen, die ewig nicht dulden wird, daß ſolche Kämpfe bei uns Wurzel faſſen. Auf eine andere Weiſe mögen wir mit unſern Fürſten rechten, nur nicht ſo. Und hier galt es nicht einmal gegen einen Tyrannen, gegen einen Deſpoten aufzutreten, Preußen kennt keine Wüthriche in Purpur, es hat nie unter einer Nationenruthe, unter einem Nero geſeufzt, es kennt vielmehr eine Folge großer und edler Fürſten, die das Land geliebt und es blühend und groß gemacht haben — in Preußen iſt ein ſo perfider Kampf eine doppelt und dreifach ſcheußliche Empörung! O Gott, und mein Sohn — mein Sohn in den Reihen dieſer Kämpfer! Dieſer Kämpfer, die die Folgezeit mit Scham und Ekel nennen wird, wie jeder wahre

Preuße den Namen des Mannes nennt, der vor wenig Jahren verſuchte, die Sitte des Königsmordes auf unſern Boden zu verpflanzen! Ha! Fluch — Fluch über dieſe Kämpfer, ſie haben durch ihre nächtliche That den Stern Preußens auf lange Jahre hinaus verdunkelt — Fluch! —“

„Um Gotteswillen!“ rief Louiſe aufſpringend — „nicht Fluch Deinem eigenen Sohne.“

Und zu den Füßen des Greiſes lag der Jüngling.

Vor ſeinen eigenen Worten, die eben der bleichen Lippe entglitten waren, zurückſchaudernd, wandte ſich der Vater zur Seite, um das aufblickende Antlitz ſeines Sohnes nicht zu ſchauen.

Adam und Hohenheim ſtanden von ferne.

„Mein Vater, vergieb!“

„Warum iſt Dein Arm in der Binde?“ fragte der Greis mit einer Stimme, die die Umſtehenden erbeben machte.

„Du weißt es,“ ſtotterte der Jüngling, das Auge ſenkend.

Der Greis heftete einen langen, kalten, faſt höhnenden Blick auf den Knieenden. „Ich focht für den König, Du gegen ihn: wir können nie Genoſſen und Freunde ſein.“

„Vater!“

„Nenne mich nicht ſo. Ein Vater legt ſein theuerſtes Vermächtniß, die eigene Ehre, in des Sohnes Bruſt. Ich habe in Deine Bruſt Nichts legen können.“

Der Sohn erhob ſich langſam. Eine Purpurröthe umfloß ſein Antlitz. Er ſprach vor ſich hin: „Ich bin nicht ehrlos.“ Er wankte — plötzlich in Leichenbläſſe übergehend — zur Seite.

Hohenheim trat hinzu. „Nein — nein! Du biſt nicht ehrlos, mein Freund, mein Bruder. Dieſe ſchmachvollen Tage werden vorübergehen, die edle Nation, zu der jener ehrwürdige Greis, zu der ich und Du das Glück haben zu gehören, die edle Nation wird zum Bewußtſein ihrer Würde gelangen, und die unreinen Elemente, die ihr jetzt anhaften, von ſich ſtoßen. Sie wird aus dieſem heißen Blutbade empörter Parteikämpfe geläutert hervorgehen, und Preußens Stern wird glorreicher ſchimmern als je, und Preußens Adler wird einen höhern Flug machen, als er je gemacht!“

Der Greis hörte zitternd zu. Die Stimme that ihm wohl; begierig ſog ſein Ohr die ſchöne Prophezeihung ein. In dieſem Moment war ſie ihm ein

Lobſingen mit Engelſtimmen. Er war ſo tief, ſo unbeſchreiblich tief gebeugt.

Louiſe, die günſtige Wendung gewahrend, und in das von Hoffnungslicht wieder beleuchtete Antlitz des Vaters blickend, reichte dankbar, unter Thränen lächelnd, dem Geliebten die Hand.

Adam Braun trat herzu. Er ſagte, mit einem kräftigen Schritt auf den Obriſt zuſchreitend: „Ick gloob, Herr Obriſt, daß wir unſerem Sohn verzeihen können. In det Colbergſche Regiment pflegen de Offiziere wie de Soldaten gute Kerls zu ſind, die willig Pardon geben, wenn man ſe gebührend drum anſprechen thut. So meene ick! Gott ſtraf mir, ſo meene ick!

„Und ſo mein' auch ich!“ rief Louiſe triumphirend, den Bruder umfaſſend und ihn dem noch immer abgewendeten Vater zuführend.

„Herr Obriſt“ — ſagte Braun — „thun Se man an den denken, der dort ſchlummert“ — er wies nach der Richtung der Grabkapelle zu — „würde der nicht ok ſeinem Sohn vergeben, wenn der zu ihm träte und ſagte: Vatter, ick hab' meine Sache nicht ſo ganz jut gemacht und etwas den Brei verbroddelt, alleene ich meinte es jut, darum keene Feendſchaft nich!“ Der Bauer ſagte dies nicht in heiterm Tone, ſondern mit einer Stimme und einer Miene, als ſtände er an dem Grabe ſeines einzigen Kindes.

Der Obriſt wendete ſich zu den Umſtehenden und ſagte mit einem raſchen Entſchluſſe, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, als verjage er einen böſen Fiebertraum: „Laßt mir Zeit, Freunde, Kinder — laßt mir Zeit! —“

Sie wichen Alle zurück.

Der Obriſt ſank auf die Bank zurück und ſaß hier, das Haupt wie nachſinnend geſenkt, die Hände in den Schooß gefalten. Die Morgenſonne warf ihre feurigen Strahlen wie eine Glorie um ſein Haupt.

Hohenheim umſchlang Louiſen, und Paul in ihre Mitte ziehend, rief er leiſe: „So ſitzt die ehrwürdige; alte, ruhmvolle Zeit vor uns! Achtet dieſes Bild Ihr Neuern! Erkennet an, daß Ihr Söhne glorwürdiger Väter ſeid, die ihre Pflicht erfüllten, und ruhmgekrönt in das Grab niederſtiegen. O! Ihr habt noch nichts gethan, um denen zu gleichen, die ihr Leben mit Thaten füllten, nicht unwerth von Geſchlecht zu Geſchlecht zu tönen, und das Lob künftiger Jahrhunderte zu bilden. Beugt Euch — beugt Euch vor der alten, biedern Preußenehre!“ —

⁂

Es bleiben uns nur wenige Worte zu berichten übrig. Da unſere Erzählung unmittelbar die Tage, die wir ſelbſt eben erlebt haben, berührt, ſo können wir natürlich, ſo gerne wir es wollten und ſo ſehr wir einſehen, daß dies auch die Pflicht jedes Erzählers iſt, über den endlichen Schluß der Lebensſchickſale unſerer hier auftretenden Perſonen nichts berichten. Wir können jedoch den Leſer verſichern, daß er nicht ſehr weit von dem Ziele abirrt, wenn er annimmt, daß Louiſe und Hohenheim noch im Laufe des Jahres ein Paar werden, und daß der Obriſt ſich nach und nach daran gewöhnen werde, ſeinen verirrten Sohn mit mildern Augen anzuſehen. Mit Augen der Liebe ſieht ihn die Tochter Neuwardt's jetzt ſchon an — deſſen können wir den Leſer verſichern. Was den Herrn Sigridi betrifft, ſo drängen ihn ſeine Gläubiger ſeit einiger Zeit ſo ungeſtüm, daß nicht zu glauben iſt, er werde die ſchöne Roſa Scholz lange in Ruhe laſſen mit ſeinen erneuten Anträgen um Beſchleunigung der Hochzeit. Wenn es uns gelungen iſt, das zärtliche Herz der Putzmacherin nach der Natur treffend zu ſchildern, ſo haben wir damit ſchon längſt die Vorausſetzung beim Leſer erweckt, die intereſſante Dame werde ihren Bewerber nicht unerhört ſchmachten laſſen. Der junge Bürgergardiſt Oskar, und der Maler der Suſanne, Herr Joſeph Gabriel Kriphuber, mußten ſich ſchon mit den Beſchlüſſen ihres Schickſals, wohl oder übel, zufrieden erklären. Für Oskar Laubmann möchten wir aber — und vielleicht bittet der Leſer mit — eine ſchöne, lohnende Zukunft erbitten.

Neupreußiſche

Zeitbilder.

Von

A. v. Sternberg.

II.

Die beiden Schützen.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Die

Beiden Schützen.

Von

A. v. Sternberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Vorwort.

In den „Royaliſten" hab' ich nachzuweiſen geſucht, aus welchen trüben und verworrenen Elementen jene Bewegung zuſammengeſetzt war, die ihren Culminationspunkt in den Märztagen des vorigen Jahres hier in Berlin erreichte. Das vorliegende Bild hat einen ähnlichen Zweck, es zeigt den ſchmutzigen, im Staube der Corruption ſich hinziehenden Schweif jenes finſtern Dämons, es zeigt die aus ihren Angeln herausgeriſſene Juſtiz, die, von Modephraſen verlockt, Unrecht für Recht giebt, und den geſunden Sinn des Volkes bethörend, die

Saat des Bürgerkriegs und unendlichen Elends ausſtreut. — Es iſt die Zeit vorbei, wo die poetiſche Auffaſſung ſich in neutralen Witzſpielen gefiel, und man eine in allen Farben ſchillernde Phraſe für das kecke, ſcharfe, ſichere Wort der Geſinnung hinnehmen mußte. Nichts iſt in unſerer Literatur — und hier nennen wir vor Allen Ludwig Tieck — und in unſerm politiſchen Leben — und hier möchten und könnten wir **manchen** Namen nennen — verderblicher geweſen, als die ſo gefeierte „Ironie,“ wo der Dichter dort, der Politiker hier ſich ewig in dem Spiel gefällt, daß „Schwarz“ allenfalls auch „Weiß,“ und „Weiß“ allenfalls auch „Schwarz“ ſein könne. Unſer jetzt öffentlich gewordenes politiſches Leben hat wenigſtens dieſen Vortheil, daß es die Parteien zur nackten, ſchlichten Ehrlichkeit zwingt. Wir wollen jetzt — und dürfen es auch — offen ſagen: Dieſe Charaktere und Perſonen haſſe ich, dieſes Syſtem verfolge ich, und ich haſſe und verfolge, ſo lange ich haſſen und verfolgen kann. Deshalb iſt auch in der Darſtellung dieſer Bilder Alles vermieden, was nach jenem alten Grundſatz der Novelliſtik und der Politik die „Ironiſirung“ ausmachte, das heißt, die Anwendung des Mittels, durch welche es faſt unmöglich wurde, des Autors oder des Politikers wahre Geſinnung zu entdecken. Die Feinde eines Buches ſind zugleich die Feinde des Autors, Jenes Freunde auch die ſeinigen, und ſo ſoll es ſein.

Berlin, im Mai 1849.

1.

Die beiden Schützen.

Es bläſ't der Wind über die Haide. — —

Die Tage kommen und vergehen. Es kommt ein Geſchlecht nach uns, wer mag uns ſagen, wie es ausſieht! Wer ſagt uns, welche Geſchicke für Die aufbewahrt ſind, die ihre Tage aufgezeichnet finden, lange nachdem wir die unſrigen verlebt. Eine Blume blüht heute, und morgen wird ihre Stelle nicht mehr gefunden.

Es bläſ't der Wind über die Haide.

Fürſten und Völker — alle miteinander ſinken in ein Grab, und werden einer und derſelben Vergeſſenheit anheimgegeben. Wie in einem großen Buche, das aufgeſchlagen liegt, ſo rauſcht es in den Blättern um uns her. Es iſt eine kleine Weile, daß der Menſch wandelt im Lichte, dann verſchwindet er und wird nie wieder geſehen. O ſeht, wie lieblich die Jugend iſt, wie ſüß das Herzklopfen in der feſten Bruſt, die noch von dem Alter nichts weiß; aber fragt wieder nach, wenn Ihr künftigen Jahres des Weges geht, und höret, daß die Bruſt nicht mehr ſo feſt iſt, daß Alter und Krankheit in ſie den Weg gefunden.

Es bläſ't der Wind über die Haide!

Ich will Euch eine Geſchichte unſerer Tage erzählen. Höret mir zu.

„Was meinſt Du, was dem Lieutenant wieder fehlt?" fragte der Pommer.

„Er hat wieder einen Korb mit Eichenlaub und Schleife bekommen," entgegnete der Neuſchateller.

„Ei, wie denn ſo?"

„Siehſt Du, der Lieutenant hat dreierlei Arten, wie er Körbe bekommt. Gleichſam wie der rothe Adlerorden, die erſte Claſſe iſt ſimpelweg der einfache Korb. Da will ihn das Mädchen nicht, das iſt der einhenkliche Korb; die zweite Art Claſſe iſt der Korb mit Eichenlaub, da will ihn das Mädchen, aber Vater und Mutter wollen ihn nicht; die dritte Art Claſſe iſt mit Eichenlaub und der Schleife, da wollen ihn alle Drei nicht, der Vater, die Mutter, das Mädchen. Und gerade einen ſolchen Korb hat der Lieutenant geſtern bekommen, darum trägt er den dritten Knopf an ſeiner Uniform von oben an gerechnet, los, was Niemand thut, der nicht ſehr ſchweren Kummer oder ein Glas zu viel getrunken hat.“

Der Pommer pfiff ein kleines Liedchen vor ſich hin.

Der Neuſchateller zündete ſeine Cigarre an und ſagte, indem er ſich an dem Tiſche hindehnte und den Kopf auf den rechten Arm ſtützte: „Ja, wenn die Mädchen nicht wollen, da hilft es ſelbſt nichts, Schütze und dazu noch Neuſchateller zu ſein. Es geht eben nicht.“

„Es iſt wahr,“ ſagte der Pommer.

Und ſie ſaßen eine Weile ſtumm und hörten auf den eintönigen Schritt des Kameraden, der draußen auf und ab ging und den Poſten vor dem Gewehr hatte. Es war eine ſtürmiſche Nacht und das Garde-Schützen-Bataillon war heute wieder in ſeine alte Kaſerne eingerückt. Die Revolution in Berlin und der Kampf in Schleswig-Holſtein lag zwiſchen dem Ausrücken des Bataillons und ſeinem jetzigen Einrücken. Damals waren der Neuſchateller und der Pommer ganz blutjunge Rekruten geweſen und hatten ſich ſchon Freundſchaft zugeſchworen, die ſie bis an's Grab wollten halten und wo möglich noch weiter hinaus, und damals hatte der Lieutenant ſchon drei einhenkelige und fünf dreihenkelige Körbe erhalten, und ſeitdem hatte ſich die Zahl der Körbe und die Zahl ſeiner Schulden noch um vieles vermehrt — das war alles damals geweſen. Jetzt war es ganz — ganz anders! Die Kanonen hatten gebrummt, das kleine Gewehrfeuer geſchmettert, der Pommer hatte eines Morgens alles Ernſtes geglaubt, er würde ſich die drauffolgende Nacht ohne Kopf niederlegen müſſen, und der Neuſchateller hatte bereits ſechs Briefe an ſeine Schweſter mit den Worten angefangen: „Ich ſchicke Dir meiner Mutter Bild und die ſechs noch guten Hemden nebſt der neuen Halsbinde; das erſtere hänge in meiner Kammer auf neben dem Bilde des Vaters, die anderen ſchneide Dir zurecht und trage ſie ſelbſt, und wird Niemand wiſſen, daß es eigentlich Männerhemden ſind, wenn Du es nicht ſelbſt ſagſt, und die Halsbinde kann für den kleinen Bruder zu ſeiner Confirmation die nächſte Oſtern dienen. Ich aber werde Morgen ſicherlich erſchoſſen; drauf kannſt Du meinetwegen das Abendmahl nehmen.“ Aber die ſechs Briefe waren nicht abgeſchickt worden, weil er immer noch ſelbſt da war, um ſie abzuſchicken, was eben nicht hätte ſein ſollen, wenn die Briefe ihren Zweck erfüllten.

Aber gute Freunde waren ſie geblieben; zwei Kameraden wie ſie ſein ſollen.

Der Neuſchateller glaubte gegen Jedermann das Recht zu haben, hochmüthig zu ſein, und er machte auch ungenirt von dieſem Rechte Gebrauch, nur nicht gegen den Pommer; denn er ſagte: „Der kann nichts dafür, daß er ein Pommer geworden; er verdiente ein Neuſchateller zu ſein.“ Der Neuſchateller war ein feiner, ſchlanker, zierlicher Schweizer, mit großen braunen Augen, die er nur manchesmal zuſammenkniff, wenn er davon erzählte, daß ſein Großvater Ackermann und Freiſaſſe im Canton geweſen, und ein Haus wie ein Palais bewohnt habe, auch ein eigenes Wappen geführt. Als Neuſchatel preußiſch geworden, habe der Großvater noch auf dem Sterbebette geſagt, das würde nicht lange dauern,. denn die Schweizer ſeien das erſte Volk der Erde, und nach ihnen kämen die Franzoſen, und dann noch allerlei anderes Volk, und dann erſt die Preußen. Der Neuſchateller liebte auch die Freiheit, denn, ſagte er, „ein Schweizer muß frei ſein.“ Und als im Frühjahr des Jahres 1848 Neuſchatel ſich von Preußen losſagte, nahm er ſeine preußiſche Trodel von ſeinem Hirſchfänger, legte ſie von ſich und ſagte: „Nun, was meinſt Du, Schwarzweißer? Wie lange werden wir noch beiſammen bleiben? Denkſt Du, daß es ſo immer fortgehen wird, und daß ich und Du nie uns kennen ſollen? Schwarzweißer, da irrſt Du Dich. Aber verſteh' mich recht, ſo lange mein Eid noch in Kraft iſt, bleib' ich Dir treu. Denn ein Schweizerblut hält ſeine Eide gut — Ein Schweizergewiſſen iſt ein ehrlich Ruhekiſſen — Eine Schweizer-Rechte hält ſich brav im Gefechte.“

Aber dann ließ er den Kopf in den Arm ſinken und ſeufzte ſo aus tiefſter Seele vor ſich hin: „Aber die Freiheit! die Freiheit! Es iſt doch ſchön in unſern Bergen.“

Wenn der Pommer das hörte, ging er ſchnell hinaus aus der Wachtſtube und ſah nach, wie das Wetter war, und ob gerade viel Spaziergänger vorübergingen, oder ob ein Sperling wieder auf der Spitze des Wachthäuschens ſäße — denn er konnte ſeinen Kameraden nicht traurig ſehen.

Der Pommer konnte überhaupt Niemand in der Welt traurig ſehen. Es war ihm nicht gegeben. Er hatte ein Herz, das ſo weich, ſo weich war, viel zu weich für einen jungen Burſchen, und nun gar für einen Soldaten. Vor allen Dingen kümmerte es ihn, daß er, der Lieutenant, ſo viel Schulden hatte, und daß ſein Kamerad nicht ſo ganz zufrieden war.

Wären dieſe zwei Dinge nicht geweſen, er wäre kreuzfidel geweſen, denn ihm ſelbſt fehlte nichts; er war geſund und lebendig wie der Fiſch im Waſſer, und die ſchöne Stadt Berlin, und der König, und das ſchöne Land Vorder- und Hinter-Pommern, und ſeine hübſche grüne Uniform, und ſeine brennende Cigarre, und ſeine gute Büchſe, die auf fünfhundert Schritt trug, alles war ihm ganz recht und machte ihm unendliches Vergnügen.

„Wenn ich doch unſerm Lieutenant eine Frau verſchaffen könnte!“ rief er vor ſich hin. „Ich würde Millionen geben.“

„Wenn ich doch Neuſchatel nach Pommern hintragen könnte; ich würde eine Million geben!“ ſo ſagte er auch.

Aber der Lieutenant kriegte keine Frau, und Neuſchatel blieb an den ſchweizer Bergen haften, wo es Jahrtauſende ſchon gehaftet hatte.

Den Pommer ärgerte dies ganz gewaltig; und er ging oftmals hinaus, um zu ſehen, wie das Wetter wäre.

2.

Der Sonntag Abend.

Es war an einem Sonntag Abend, als die beiden Schützen ſich recht eng in ihre ſchwarzen Gürtel geſchnürt hatten, ſo eng, daß die Tochter im Materialwaarenlager drüben zu dem Aufwartemädchen geſagt hatte: „So kann's nimmermehr bleiben! die Schützen ſind zu eitel. Das Volk kann ſich nicht auf ſie verlaſſen. Wenn es drauf und dran geht, ſo verkriechen ſie ſich, um ihre hübſche Uniform zu ſchonen, und ihre kleinen Händchen, und ihre hübſchen friſchen Geſichter mit den kleinen Schnurrbärten." Darauf das Aufwartemädchen, die unterdeß heimlich eine Citrone und ein Stückchen geräucherten Lachs in ihre Schürzentaſche geſchoben hatte, ganz unwillig rief: „Fräulein! das ſind Lügen. Die Schützen ſind alleſammt Helden! Vor dem Feuer wie Mauern. Jede Fingerſpitze an ihnen iſt ein Empörer und Unruhſtifter für ſich, und der ganze Mann iſt eine große Zündnadel, ein Vulkan, ein Schwefelholz und ein Dolch für Tyrannen! Fräulein, verſündigen Sie ſich nicht! Ich bitte Sie um Gotteswillen."

Und das Fräulein im Materialwaarenlager ſchwieg.

„Wo willſt Du hingehen?" fragte der Pommer den Neuſchateller.

„Zu dem Manne," entgegnete Jener, „der ſo aufmerkſam den großen Haken an ſeiner Decke betrachtete. Ich hab ihm verſprochen, ſo wie wir wieder heimgekehrt wären, zu ihm zu kommen."

„Vielleicht lebt er nicht mehr."

„Kann ſein! Dann will ich fragen, wohin man ihn getragen hat. Ich werde mich dann auf ſein Grab ſetzen und eine Cigarre drauf rauchen. Das bin ich ihm ſchuldig."

„Auf dem Grabe eines Selbſtmörders rauche ich keine Cigarre," ſagte der Pommer.

„Ei, mir gleich."

„Neuſchateller, Du mußt etwas mehr Religion haben. Hörſt Du!"

„Ei, die Religion wird abgeſchafft; die Freiheit tritt in ihre Stelle. Wenn wir Alle frei ſein werden, iſt der Himmel ſchon hier auf Erden, und dann iſt kein anderer nöthig."

Der Pommer ſagte kein Wort dazu. Er liebte es nicht, ſeinem Freunde zu widerſprechen. Ueberhaupt dachte er, wer da widerſpricht, thut dem Andern wehe, denn er ſagt ihm mit andern Worten, du biſt ein Lügner. Und dann dachte der Pommer: es giebt ſo entſetzlich viel Leute, die klüger ſind, wie du, da gehört ſich's zu ſchweigen.

Und nun gingen die beiden ſchlanken Burſchen ihren Weg.

„Wie war doch die Geſchichte des Herrn mit dem Haken?“ fragte der Pommer nach einer Weile.

„Es iſt wie ein Märchen!“ entgegnete der Neuſchateller, indem er zu der obern Etage eines Hauſes hinaufſah, wo eben ein hübſches Mädchen erſchien, und nach ihren gelben Hyazinthen ſah. „Ich lernte ihn kennen, noch lange vor dem März. Er war damals ein Mann, der noch ein tüchtiges Büſchel ſchwarzer Haare am Hinterkopf hatte, von denen jetzt keine Spur mehr zu ſehen iſt. Auch ging er damals, wie ich mich ganz gut beſinnen kann, ohne Stock, und fegte die Friedrichsſtraße hinab, gleichſam wie ein Sturmwind. Ich weiß noch, wie viel Werth er auf glattgeputzte Stiefeln und einen hübſch ſteifen Vatermörder am Hemdkragen legte, und das iſt nun alles hin. Welch ein hinfälliges Geſchöpf iſt der Menſch!“ —

„Ja wohl,“ ſagte der Pommer.

„Wer das nicht glaubt, hat wenig Erfahrung in der Welt,“ ſetzte der Neuſchateller hinzu.

„Sehr wenig,“ beſtätigte der Pommer.

„Nun,“ fuhr Jener fort, „als die Sachen noch ganz gut gingen, und Niemand an Unruhen und Umſturz dachte, betrachtete der Herr ſchon ſeinen großen gekrümmten Deckennagel mit großer Aufmerkſamkeit, und fragte mich einſt, ob er, nämlich der Nagel, wohl ſtark genug ſei, ihn, nämlich den Herrn, zu tragen, und ich ſollte doch den Verſuch machen und mich zum Spaß einmal daran hängen.“

„Ach, das iſt der Teufel! Du thatſt's doch nicht?“

„Und warum ſollt' ich's nicht? Ich zeigte ihm, daß der Nagel noch ſeine Dienſte ganz gut zu thun im Stande war. Dafür gab er mir ein blankes Zweithalerſtück.“

„Und dann?“

„Und dann — war es eben nichts. Er hängte ſich nicht auf, ſondern wir tranken zuſammen Chocolade, die er ſehr liebte.“

„Und was war denn der Herr?“ fragte der Pommer; „ich meine, was hatte er für ein Amt?“

„Das hat er mir nie geſagt. Ich weiß auch bis auf dieſe Stunde weiter nichts von ihm, als daß er Herr Eſchenpauer hieß und glaub' ich Apotheker war. An dieſem Namen will ich ihn denn wieder herauskriegen, und wenn er auch zwei Ellen unter der Erde liegt, und die Würmer bei ihm Viſite machen. Der alte Junge muß meinen Beſuch empfangen. Ach, wie oft haben wir von meinen ſchönen Bergen mit einander geſprochen, und er ſagte immer: ja, wenn es nur nicht dort oben ſo pfiffe; man holt ſich ſo leicht Zahnweh. Da lachte ich und er ſagte: lache nur, ich ſeh das ſo gerne, Du haſt — oder nein — er ſagte, Sie haben ſo hübſche weiße Zähne. Ich habe die meinigen ſchon längſt verloren."

„Und darum wollte er ſich aufhängen?"

„O! nicht darum! Dazu war er zu vernünftig. Ueberhaupt war er ein gar geſcheuter Herr. Ueber alles hatte er nachgedacht, und über manches ſo viel und ſo oft, daß ihm der Kopf vom vielen Denken tief auf die Bruſt geſunken war. Und ſo mild war er, ſo liebevoll — verſtehſt Du mich? ich konnte ihm ſchon gut ſein, obgleich er kein Neuſchateller war und es in ſeinem Leben nicht geworden iſt."

„Und warum wollte er ſich denn aufhängen?"

„Das hatte einen beſonderen Grund!" entgegnete der junge Schweizer unwillig. „Du mußt mich nicht fragen; ich darf's nicht eigentlich ſagen. Es iſt ein Geheimniß. Und vollends wenn er wirklich todt iſt, darf ich es nun gar nicht ſagen. Dann iſt's erſt recht ein Geheimniß.“

„Bei alle dem möchte ich's doch wiſſen,“ ſagte der Pommer.

„So komm hinauf zu ihm,“ entgegnete der Neuſchateller raſch. „Wenn er noch lebt, ſollſt Du es von ihm ſelbſt erfahren; denn Du biſt mein anderes Ich, und was ich weiß, ſollſt auch Du wiſſen.“

Dabei ſtanden die Beiden an einer Thüre in der Friedrichsſtraße ſtill.

3.

Das Garde-Schützen-Bataillon.

Ehe wir erzählen, welche Aufnahme die beiden Schützen bei dem alten Herrn fanden, müſſen wir nothwendig dem Leſer etwas über das Garde-Schützen-Bataillon und deſſen Entſtehung ſagen. Lange vor dem, ehe die Könige von Preußen Fürſten von Neuſchatel wurden, war das Ländchen bevölkert von einem tüchtigen Schlag Menſchen, die die ſchweizeriſche Ehrlichkeit mit der franzöſiſchen Sitte vereinigten. Es herrſchte Reichthum unter der höhern, ſo wie unter der niedern Bürgerclaſſe. Die ältern Söhne blieben daheim und bildeten bei häuslichem Geſchäft den Stamm der Familie, die jüngern wanderten frühzeitig aus, beſahen ſich die Welt, und nahmen jene leichten, gewandten Umgangsformen an, die ſie unter den Bewohnern der verſchiedenſten Erdtheile beliebt und geſucht machen. Es gab junge

Elegants unter den Bauern, ſo wie kecke Abenteurer unter den jungen Handwerkern. Als Seine Majeſtät der König von Preußen das Glück und die Ehre hatte, den kleinen rothen Löwen Neuſchatels in das Wappenſchild der Hohenzollern aufzunehmen, ſah Berlin plötzlich eine Menge junger Stutzer in ſeinen Straßen erſcheinen, die ſich in die Uniform der preußiſchen Garden einkleiden ließen. Es waren die Söhne reicher Gewerbtreibender, oft ſogar Patrizierfamilien, die ihre Sprößlinge hieher ſendeten, weil es einen Reiz hatte, unter den Fahnen der ſiegreichen Preußen zu dienen, die damals gerade ihre Kämpfe mit dem Unterdrücker beendet hatten. Dieſe jungen Schweizer waren die Helden des Tages; man drängte ſich um ſie, man fand, daß ſie vortreffliches Franzöſiſch ſprachen, und daß ſie gute Sitten hatten. Die Frauen waren außer ſich. Jedes Haus mußte wenigſtens einen jungen Stutzer aufzuweiſen haben. Das Regiment Gensd'armes, das ſonſt die „beaus“ und „seducteurs“ der Hauptſtadt geſpielt hatte und ſich jetzt bei Seite geſchoben ſah, wurde neidiſch auf die Schützen. Aber die Schützen waren vortreffliche Kämpfer und ſchreckten vor keinem Duell zurück. Nachdem man dieſe Eigenſchaft bei ihnen entdeckt hatte, ging man vorſichtig mit ihnen um. Aber man hatte nicht nöthig, dieſe Vorſicht lange zu üben; die edlern Geſchlechter, die jungen Ariſtokraten der Schweiz, blieben nach und nach weg; die Neuheit der Situation hatte ſich abgenutzt, die Welt iſt groß, und Paris und London ſind am Ende für junge Raufbolde und Weiberjäger ein noch ergiebigerer Boden als Berlin, obgleich das damalige Berlin frivol genug war. Statt der Patrizierſöhne kamen jetzt Gewerbtreibende nach Berlin, ein paar Hundert Uhrmacher, ein kleiner Theil von den ſechstauſend Uhrmachern, die Neuſchatel producirt. Es waren immer hübſche elegante Burſchen von feiner Sitte, aber es waren nicht die Schweizer von 1815 und 16. Es waren bloße Knaben von ſiebzehn Jahren, denen man es anmerkte, daß ſie ſchon früher in der Arbeitsſtube hinter der Lampe gearbeitet, die das Picken der Uhren belauſcht, und deren ſchmale, feine Finger mit dem künſtlichen Räderwerke Beſcheid wußten, das ſich im Innern eines ſo complicirten Geſchöpfes, als eine Genfer Uhr iſt, bewegt. Jetzt ging das goldne Reich für die Ladenmamſells, für die Ausgehemädchen und für die feinere Sorte der Köchinnen an. Für ſie waren dieſe jungen Schweizer wie geſchaffen. Es war die Zeit der Clauren'ſchen Romane und der Mimili's. Die Neuſchateller Schützen waren wiederum ſehr geſucht, denn ſie mußten erzählen, wie es am Fuße des Jura ausſah, und ob die wirklichen Mimili's in der That ſo kurze Röcke trügen, und ſo große Strohhüte. Wie mancher junge Uhrmacher vergaß da zum erſtenmal, daß die Stunde nur ſechszig Minuten hat!

Der Stand des Bataillons veränderte ſich nun weſentlich nicht mehr; es blieb dabei, daß die jungen ſchweizer Profeſſioniſten nach Berlin kamen, um hier ihre vorſchriftmäßige Dienſtzeit abzuthun bis auf die neueſten zehn Jahre, wo nur noch ſehr wenige Schweizer ſich im Bataillon befinden. Es wurde — wie die andern preußiſchen Garderegimenter der Hauptſtadt — aus Landeskindern zuſammengeſetzt, nur hier und da unter dem Offiziercorps erinnerte ein fremd klingender Name an die frühere Beſtimmung und Zuſammenſetzung dieſes Truppentheils. **Tony Wickye** war einer von den letzten Neuſchatellern, die die vielen Compagnien noch aufzuweiſen hatten; aber in ihm hatte ſich, gleichſam als dem Letzten ſeines Stammes, das volle ſtolze Bewußtſein eines Sohnes der freien Berge concentrirt, ſo wie er den Adel und die Schönheit der Geſtalt von ſeinen beſten Vorgängern überkommen hatte. Tony Wickye war nur ein Uhrmacher, aber er hatte die Manieren und das Aeußere eines jungen Grafenſohnes; der Unteroffizier mochte wollen oder nicht, er mußte Tony Wickye mit „Sie" anreden, und dies geſchah zwar lange vorher, ehe die Kabinetsordre des Königs das „Sie" in die ganze Armee einführte.

Nachdem wir den Urſprung des Bataillons nachgewieſen, müſſen wir auch etwas über das Gebäude ſagen, das ſeine Kaſerne bildete. Weit hinaus von dem bewohnten Theile Berlins, an dem ſchleſiſchen Thore liegt ein pallaſtähnliches großes Haus, von einer Reihe Pappeln umgeben, und dieſes weitläufige Haus, an dem eine Schwimmanſtalt, die der ehemalige Gouverneur von Neuſchatel, der General von Pfuel gegründet hat, bewohnt das Bataillon. Das Gerücht geht, daß deshalb die Neuſchateller Schützen ſo weit hinaus verlegt worden ſeien, weil ſie zu großen Unfug in Mitten der Stadt ausgeübt, daß man dieſes lebendige und bewegliche Truppencorps etwas in die Ferne und Einſamkeit abſichtlich verbannt habe, der Familienväter und der Penſionsanſtalten wegen, die beide auf gleiche Weiſe von dem Bataillon behelligt wurden. In der That herrſcht jetzt eine große Oede um die Kaſerne herum. Wenn man den Plan von Berlin in die Hand nimmt, erblickt man gegen Süden zu eine geiſterhafte Stadt, nämlich lauter Straßen und Plätze, die noch gar nicht exiſtiren, ſondern der Zukunft vorbehalten ſind, auszubauen. Ein Geſchlecht, das erſt kommen wird, ſoll auf dieſen Plätzen herumwandeln, in dieſen Häuſern wohnen, die, der Himmel weiß was einſt für Namen und Nummern tragen werden, und in deren Mauern der Himmel weiß welche herrliche und welche ſchändliche Thaten einſt vollführt werden ſollen. Auch projectirte Kirchen giebt es darunter, wundervolle Meiſterwerke, die nur im Traum ihres künftigen Architekten exiſtiren, und wo einſt, wenn Berlin ſtehen bleibt und nicht in dem Strome einer neuen Völkerwanderung untergeht, ein noch unerforſchliches Geſchlecht ſeine Sünden und ſeine Verirrungen abbüßen wird. Das einzige wirkliche Gebäude in dieſem traumhaften Stadttheil iſt das koloſſale Krankenhaus Bethanien, ein einſamer Pallaſt, um den die Winde der Haide wehen, und gegen den der Sand der Wüſte ſich aufwellt. Die Zinnen dieſes Krankenpallaſtes, ſo wie die Giebel einiger Fabrikgebäude, und das Dach der Kaſerne des Bataillons ſind die einzigen Gegenſtände, auf die der Blick in der monotonen Ebene dieſes einſamen Winkels trifft.

4.

Der Beſuch.

„Zieh Du an der Klingel, ich hab' nicht den Muth," ſagte Tony zu ſeinem Kameraden, als ſie in der Friedrichsſtraße vor dem kleinen zweiſtöckigen Hauſe ſtanden, deſſen eine Seite roth angeſtrichen, und die andere weiß geblieben war, ſo daß das Häuschen ausſah wie ein Kind, das durch langes Schlafen im weichen Kiſſen ſich die eine Wange roth geſchlafen hatte, oder ein Mann, der am Feuer ſitzend, von der einen Seite ſich übermäßig echauffirt hatte, während die andere noch fröſtelte.

Der Pommer ſtreckte ſeine Hand nach der Klingel aus.

„Halt," rief ſein Gefährte, „ſieh erſt zu, was auf dem Blechſchilde ſteht. Es iſt doch immer eine Beruhigung. Gewiß, wenn der alte Herr todt iſt, wird man ſein Schild fortgenommen haben."

Der Pommer konnte wegen der zunehmenden Dunkelheit und der hohen Häuſer gegenüber nicht gut leſen, endlich brachte er die Worte hervor: Ja — er lebt; aber kurios! er iſt eine Hebamme geworden.

„Hebamme!“ rief Wickye, „Unmöglich! Sieh etwas deutlicher nach.“

„Ich will meinen Hirſchfänger daran ſetzen, daß es ſo und nicht anders auf dem rothen Schilde ſteht: Madame Fanny Wieſentroſt — Hebamme! Und es giebt nur das eine Schild am ganzen Hauſe. Doch nein — ſei nicht ungeduldig Wickye, — es giebt noch ein zweites Schild, aber ein ganz kleines, ſo klein es der Guckuk leſen kann, was darauf ſteht. Doch halt! jetzt hab' ich's. E — Eſchen — Eſchenpauer — Pfarrer, — nein nicht Pfarrer; Pharma — zeut! O wenn er das nicht iſt, weiß ich nicht, wo wir ihn ſonſt finden ſollen.“

„Er iſt es!“ rief Tony und athmete auf. „Er iſt alſo nicht todt. Laß uns nun hinaufgehen. Es wäre zu entſetzlich geweſen, wenn wir eingetreten wären in die niedrige Stube, und das erſte, was uns an die Naſenſpitze getroffen, wären zwei Beine in der Luft geweſen.“

„Sprich nicht ſo,“ rief der Pommer; „mit einem

Menſchen, der ſich aufgehängt hat, will ich auch im Scherze nichts zu thun haben.“

Sie traten nun in die Stube. Sie öffneten ſo leiſe die Thür, daß eine corpulente Frau, die neben einem Sopha ſaß, auf dem Jemand tief in Kiſſen gedrückt lag, aus ihrem Schlummer halb erwachte und vor ſich hinmurmelte: „Siebenundzwanzig Grad! — das iſt zu warm! hm! Frau Troſchel! Immer alles beſſer wiſſen! Ich kenne das! Frau Troſchel.“

Die beiden Schützen näherten ſich dem Sopha. Aus dem Kiſſen guckte eine rothe Naſenſpitze hervor, und über die Spitze herüber ſenkte ſich der weiße Zipfel einer Nachtmütze. Beide Spitzen hatten das Anſehen, als wollten ſie ſich nächſtens berühren, um dann nie wieder von einander zu ſcheiden.

„Gott ſei Dank, er lebt!“ ſagte Tony.

„Ja, er lebt!“ wiederholte der Pommer.

Frau Wieſentroſt erwachte und betrachtete ſich die beiden jungen Soldaten mit einem erſtaunten Blicke. „Was beliebt?“ ſagte ſie. „Kommen Sie nach Waffen zu ſuchen, ſo ſollten Sie doch ſchon im Nachbarhauſe erfahren haben, daß wir die unſrigen ſchon abgeliefert haben. Eine Büchſe, ein Säbel, ein Degen. Der Letztere gehörte meinem Sohne Arthur, dem lieben Jungen.“

Die beiden Schützen erklärten den Grund ihres Kommens, und Frau Wieſentroſt gab mit ihrem Ellenbogen dem Schlummernden einen leiſen Stoß. Dabei ſagte ſie: „Der arme Mann! Er wird ſich freuen Sie wiederzuſehen! Aber nehmen Sie ſich in Acht im Geſpräch mit ihm; er hat noch immer ſeine echappirten Verſtandeskräfte nicht wieder eingefangen. Setzen Sie ſich her, junger Mann, und nehmen Sie hier den Fliegenwedel, ich will unterdeſſen gehen und einige Geſchäfte beſorgen. Und Sie, junger Herr, nehmen Sie dort auf dem Koffer Platz. Du lieber Gott, einen zweiten Stuhl giebt's hier nicht.“

Der alte Herr hatte ſich unterdeſſen aus ſeinen Kiſſen hervorgearbeitet.

„Gott iſt mein Zeuge, daß ich mich wie ein Kind freue, Sie wiederzuſehen, Herr Eſchenpauer!“ rief Tony, und hielt ſeine elegante kleine Hand, die feingegliederte eines Uhrmachers, dem Kranken entgegen, der ſich erſt ſehr langſam auf ſeinen Gaſt zu beſinnen ſchien.

„Mein guter — kleiner — grüner Soldat!“ ſtammelte der alte Herr.

Seine Züge wurden gleichſam von einer glänzenden Freundlichkeit übergoſſen. „Mein guter —

kleiner — grüner Soldat!“ rief er nochmals, und drückte die dargebotene Hand.

„Ich habe noch einen Kameraden mitgebracht,“ hub Wickve an. „Er freut ſich ebenfalls, Sie noch am Leben zu finden, Herr Eſchenpauer. Nicht wahr, Friedrich Forſt, Du freu'ſt Dich?“

Der alte Herr begrüßte auch dieſen, indem er rief: „Noch ein kleiner — grüner Soldat! Aber“ — ſetzte er hinzu — „in meinem Gedächtniß iſt ſo viel Pulverdampf! ich beſinne mich wirklich nicht, Jenen da“ — er zeigte auf Friedrich Forſt, der ſeinen Platz auf dem Koffer wieder eingenommen hatte — „ſchon geſehen zu haben!“

„Sie haben mich auch nicht geſehen“ — ſagte der Pommer treuherzig. „Ich bin nur hergekommen, weil — weil ich dachte, daß Sie todt wären.“ Der Pommer wurde hier unbeſchreiblich verlegen, denn er fühlte, daß er einestheils etwas Dummes, anderntheils etwas für den armen kranken Herrn Kränkendes geſagt hatte.

Der alte Herr ſchien nichts davon bemerkt zu haben. Er fuhr ſich nach dem Kopf und ſchob die Nachtmütze weit zurück. Da kam denn ein ganz liebes, altes, aber etwas verwirrtes Geſicht zum Vorſchein, mit einem kleinen, ſpitzen, grauen Bart am

Kinn, der ſehr ſonderbar ausſah, und dem Manne gewiß ganz gegen deſſen Willen — etwas ganz Ritterliches gab. Er hob ſeine dürre Hand auf, und ſie auf die Schulter ſeines Gefährten fallen laſſend, ſagte er: „wie lange iſt's nun her, ſeitdem ſie ſchoſſen, und nun ſeid Ihr wieder hier. Und alles iſt vergeſſen!"

„Nicht alles!" ſagte der Pommer. „Um Gotteswillen, nicht alles."

„Nein, nicht alles!" wiederholte der Kranke, und faßte ſich an die Stirn. „Er hat Recht — nicht alles! Einſt werden die Kinder Rechnung halten mit den Vätern" —

„Und mit den Großvätern!" rief der Pommer.

„Und mit den Großvätern!" wiederholte der Herr. „O — mein Kopf! Seit jener Nacht — wo es in meiner Apotheke, unter meinen Gläſern lebendig wurde — kann ich nicht wieder ruhig ſchlafen, und ich glaube, Niemand kann es. Oder es müßten denn die ſein, die ſich in der Schenke betrinken. Ich habe bitter beklagt, daß mein Magen ſo ſchwach iſt, daß er keinen Tropfen Branntwein vertragen kann — ich hätte mich keinen Abend nüchtern erhalten. Es war ſeit jener Nacht, wo es in meinen Gläſern zu ſprechen anfing, ein Glück für

Jeden, der die Gabe empfangen hatte, ſich zu betrinken. Aber ich — bin immer nüchtern und wach geblieben — und habe unausgeſetzt in die ſchwarze Tiefe meiner Nächte geſehen. Ich habe meinen Schmerz und mein Herzklopfen ſo regelmäßig eingenommen — alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll — wie nur irgend ein Kranker, der ſich ein Recept bereiten ließ.“

„Wir wollen davon nicht ſprechen,“ ſagte Tony. „Jetzt ſind wir wieder da, und es wird ganz ſo werden, wie früher.“

„O nimmer! nimmer!“ ſagte der kranke Herr.

„Nein, niemals!“ ſetzte der Pommer hinzu.

Es trat eine lange Pauſe ein in dem kleinen Zimmer.

„Wenn wir bedenken,“ fuhr Friedrich auf, „was wir früher waren. Wir des Königs treue Soldaten, wir den König liebend und er uns! Wir die Söhne des Landes, und von dieſem Lande geliebt — und nun! Die Garde-Schützen Seiner Majeſtät des Königs können nie verzeihen, wie man ihnen begegnet hat! Nein, ſie können es nie verzeihen!“

„Und das alles iſt geſchehen,“ ſtöhnte der Kranke — „als die Gläſer in meiner Offizin zu ſprechen anfingen. Es war in der denkwürdigen Nacht des —“

„Nennt keine Zahl und keinen Ort, ich bitte!“

ſagte der Pommer. „Komm, Wickye, laß uns wieder gehen; ich hab' vergeſſen Dir zu ſagen, daß mich meine Couſine heute erwartet, und es iſt ſchon ſpät.“ Der Pommer war in ſeinen heiligſten Gefühlen beleidigt. Es hatten ſich ſämmtliche Kameraden der fünften Compagnie das Wort gegeben, nie von einem gewiſſen Tage und einer gewiſſen Nacht im Monat März zu ſprechen — es iſt zu verletzend für ein patriotiſches Herz! hatte Friedrich dabei geſagt — und nun mußte er in einem fremden Hauſe dieſen Gegenſtand einer ſchmachvollen Erinnerung berühren hören. Er ſtand auf, und näherte ſich der Thüre.

„Mein lieber, kleiner, grüner Soldat!“ rief der alte Herr, ſich in ſeinem Kiſſen mühſam aufrichtend — „ich habe Sie doch nicht beleidigt?“

Der Schütze wollte etwas erwiedern, als er die Thür ſich öffnen ſah, und eine junge Dame von einer außerordentlichen Schönheit eintrat.

5.

Der Apotheker.

Daß ſie ſehr ſchön war, konnten die beiden Schützen deutlich bemerken trotz der im Stübchen ſchon ſtark überhand nehmenden Dunkelheit. Sie trug ein weißes Hütchen mit einem langen Spitzenſchleier, und dieſen Schleier hatte ſie zum Glück zurückgeworfen, dann hatte ſie ein grauſeidenes Kleid, das dicht bis unter's Kinn ſchloß, und die Hand, die auf den Griff des kleinen Schirmes — war es nun ein Regen- oder ein Sonnenſchirm, es konnte beides ſein, — ſich ſtützte, war in einen blaßrothen Handſchuh gehüllt, und war, von einer durchſichtigen kleinen Manſchette eingefaßt, von einer köſtlichen Friſche und Rundung. Der Fuß der Dame zeigte ſich in ein Stiefelchen geſchnürt, das — Tony Wickye hätte drauf wetten wollen — ebenfalls aus demſelben lichtgrauen Seidenſtoff beſtand, wie das Kleid.

Dieſe Dame trat einen Schritt in's Zimmer und fragte mit einer Stimme, die gleichſam das ganze Zimmer bis in ſeine äußerſten Ecken hinauf mit Wohllaut füllte: „Wohnt hier nicht Madame Wieſentroſt?“

Der alte Herr fühlte ſich unfähig zu antworten, und glitt mit einer raſchen Bewegung in die Tiefe ſeines Lagers hinab, von wo er, wie ein geſchickter Schwimmer, nicht früher wieder auftauchte, als bis die Dame verſchwunden war.

Friedrich und Tony ſahen ſich einander an, welcher zuerſt vortreten ſollte, um der Dame die begehrte Auskunft zu ertheilen.

Unterdeſſen hatte dieſe ihren Schleier niedergelaſſen. Es wurde viel — viel dunkler im Zimmer. Jetzt lüftete ſie den Schleier etwas — und wie ſonderbar! — es wurde wieder heller.

Die Dame war in der That von einer ganz wunderſamen Schönheit.

Man hörte jetzt die Tritte der Frau Wieſentroſt auf der Treppe, die Dame wendete ſich um, öffnete die Thüre, und da ſie den Gegenſtand ihres Verlangens vor dem Flure bemerkte, zog ſie ſich dahin zurück, und man hörte ſie ein ziemlich anhaltendes und leiſes Geſpräch führen. Nach einer Weile trat

Frau Wieſentroſt allein in's Zimmer, und zeigte auf der breiten Fläche ihres rothen, glänzenden Geſichts eine gewiſſe Befangenheit, indem ſie zugleich ihre Blicke bald auf den einen, bald auf den andern der jungen Schützen weilen ließ.

Der alte Herr tauchte mit der Spitze ſeiner Nachtmütze aus der Tiefe des Bettes auf.

„Ich weiß nicht," hub die Hebamme an, „ob einer dieſer Herren artig und gefällig genug ſein wird, um einer anſtändigen Dame einen Dienſt zu leiſten. Wenn mein theurer Arthur hier wäre, ſo würde ich nicht lange erſt zu ſuchen nöthig haben, allein er kommt erſt um zehn Uhr heim."

„Einen Dienſt der Dame?" riefen Friedrich und Tony mit einer Stimme. „Wir ſind beide bereit!"

Hier erſchien die Dame ſelbſt auf der Schwelle der Thüre und ſagte mit einem unbeſchreiblich anmuthigen Lächeln: „Meine Herren, ich wünſche auf einem kleinen Gange, den ich mit dieſer guten Frau unternehme, einen Begleiter, der uns allenfalls zu ſchützen im Stande iſt, wenn wir deſſen bedürfen. Ich werde höchſtens nur auf eine halbe Stunde Ihre Güte in Anſpruch nehmen."

Frau Wieſentroſt ſagte, daß dieſe halbe Stunde, wenn ihr Arthur da wäre, für dieſen mit allem Gold der Erde nicht zu bezahlen ſein würde.

„Ich bin bereit,“ ſagte Tony.

„Ich bin bereit,“ ſagte Friedrich. Beide legten ſich ihre Hirſchfänger um und griffen zu ihren Mützen.

„Nein, meine Herren,“ hub die Dame an, „nur Einer, wenn ich bitten darf. Zwei wären zu viel und würden auffallen.“

„So werde ich das Glück haben,“ ſagte der Pommer, indem er ſich raſch eines kleinen Päckchens bemächtigte, das Frau Wieſentroſt unter dem Arme hielt.

„Du vergißt,“ bemerkte Tony, „daß deine Couſine heute auf Dich wartet. Ich werde die Dame begleiten, wenn ſie es befiehlt.“

„Meine Couſine,“ ſagte der Pommer gereizt, „iſt gar nicht von der Art, daß ſie es mir übel nimmt, wenn ich einmal wegbleibe. Uebrigens erwartet ſie mich heute auch gar nicht.“ Er behielt ſtandhaft das Päckchen unter dem Arme.

„Mein Himmel,“ ſagte die Dame beſorgt, „es wird ſpät und immer ſpäter, und unſre Angelegenheit eilt.“

„So wollen wir gehen;“ ſagte der Pommer. „Worauf warten wir noch?“

„Ja wir wollen gehen,“ bemerkte Frau Wieſentroſt. Sie richtete noch einen beſorgten Blick auf das Sopha. Da ſie aber in dem Berge von Kiſſen nicht die kleinſte Bewegung ſpürte, gab ſie Tony den Fliegenwedel in die Hand und ſagte: „Nicht wahr, lieber Herr Schütze, Sie bleiben hier bis mein theurer Arthur kommt! Um eine halbe Stunde muß der Kranke von dem Fläſchchen dort einnehmen, zwei Löffel und einen halben. Nun wollen wir gehn.“

Tony war an's Fenſter getreten und ſprach kein Wort, wendete ſich auch nicht um, als die Drei fortgingen. Auf der Treppe kehrte Friedrich raſch wieder zurück, legte das Päckchen in Tony's Hände und ſagte: „Geh Du!“

Tony nahm raſch das Päckchen und verließ das Zimmer; Friedrich ſah ihm nach und ſagte: „Er hätte mir auch danken können! Es iſt mir wahrlich ſchwer genug geworden. Aber ſo iſt er, er dankt nie; dazu iſt er viel zu ſtolz. Es iſt ein Neuſchateller.“

Ueber die dunkle Straße, an der Laterne vorbei, die eben angezündet wurde, ſah er die Drei vorbeiſchreiten; dann bemerkte er noch, wie Tony eine

Droſchke herbeiſchaffte, und wie er zuerſt die ſchöne, graziöſe Dame hineinhob, und dann die dicke Frau Wieſentroſt, und wie er dann zuletzt ſelbſt einſtieg. Dann bog die Droſchke um die Ecke und war verſchwunden.

Unterdeſſen war der alte Herr wieder auf der Oberfläche ſeiner Kiſſen erſchienen, und Friedrich zündete eine kleine überdeckte Lampe an, die er vom Schrank in der Ecke herablangte. Es wurde ſo heimlich in dem niedrigen Zimmer; der grüne Schein ließ die Ecken dunkel, und dem Pommer war es, als bewegten ſich von dort aus allerlei Schatten, die da Luſt bezeigten an das Sopha heranzuhuſchen, die aber doch nicht kamen, ſondern in ihren Winkeln blieben, wo ſie unter dem alten Gerüll herumhüpften. Dann war es ihm wieder, als öffnete ſich die Thüre leiſe, und das helle, liebliche Geſicht, das noch vor wenig Minuten ſich hier gezeigt, blickte hinein, und die ſüße Stimme erfüllte wieder den Raum mit Wohllaut.

Der alte Herr brauchte Zeit, von ſeinem Schrecken ſich zu erholen. Er fing ein langes, zeitraubendes Manöver mit ſeiner Nachtmütze an; endlich brachte er dieſe in eine Lage, wie ſie ihm der Zeit und den Umſtänden angemeſſen ſchien; dann warf er einen unbeſchreiblich freundlichen Blick auf den jungen Mann, der an ſeiner Seite Platz genommen.

„Ich bin zu Ihrem Beiſtand da,“ ſagte Friedrich.

„Ich danke Ihnen, lieber, kleiner, grüner Soldat.“

Es ward wieder ſtill im Zimmer, und die Schatten fingen ihr altes Spiel an. Durch Friedrich's Kopf gingen allerlei Gedanken. Es kam ihm erſt jetzt recht in den Sinn, daß er ganz allein bei einem Wahnſinnigen Wache hielt, daß dieſer arme Verrückte Luſt bezeigte ein Selbſtmörder zu werden, und daß der Nagel an der Decke, mit Hülfe deſſen die ſchauerliche That vollbracht werden ſollte, gerade jetzt Friedrich ſo recht mit ſeinen langen, krummen Schatten in die Augen leuchtete, als wollte er ſagen: ſeht, ſeht, ich habe gerade ſolch eine überhängende Spitze, wie jene Nachtmütze dort in den Kiſſen! Und es war auch wahr. Der Nagel und die Nachtmütze waren ſich gleich wie zwei Stiefgeſchwiſter, die den ſelben Vater haben. Je länger Friedrich den Nagel an der Decke betrachtete, deſto unheimlicher wurde ihm das Zimmer und deſſen Bewohner: er mußte ſchnell an etwas anderes denken, und da kam ihm nichts anderes in den Sinn, als die ſchöne Dame. So geblendet er auch war von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz, ſo wollte es ihm doch nicht behagen, daß ſie ſo allein in der Nacht mit einer Hebamme und einem jungen Schützen herumzog, und er wurde ordentlich böſe auf ſie. Wie er ſo finſter vor ſich hingrübelte, ſchlug eine Uhr im Nebenzimmer, und dies erinnerte ihn an die Medicamentflaſche, aus der er dem Kranken einzugeben verſprochen hatte. Er that es mit der beſten Art und verſchüttete keinen Tropfen.

„Du biſt wohl auch ein Apotheker, mein Sohn?“ fragte der alte Herr.

„Nein, ein Büchſenſpanner,“ antwortete Friedrich. „Mein Vater und Großvater waren Büchſenmacher.“

„Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, auf daß Dir's wohlgehe auf Erden!“ ſagte der alte Herr.

„Verſteht ſich,“ ſagte der Pommer.

„Was ſagteſt Du?“

„Ich ſagte, das verſtände ſich von ſelbſt; wo wäre wohl ein Sohn, der ſeinen Vater nicht ehrte!“

„Ich bin ein ſolcher!“ erwiederte der alte Herr. „Darum fingen die Gläſer auch bei mir zu ſprechen an. Sie hätten es ſonſt nicht gewagt. Aber ſie wußten es, ſie waren im Hauſe eines Verfluchten.“

„Das iſt ja entſetzlich!“ ſagte der Pommer.

„Es iſt auch entſetzlich!“ wimmerte der alte Herr. „Die böſe Zeit iſt über uns gekommen, weil wir's an unſern Vätern verdient haben. Wer Vater und Mutter nicht ehret, deß Leuchte wird verlöſchen in der Finſterniß. Wenn Du einen Stab nöthig haſt, ſo nimm den Segen Deines Vaters; bedarfſt Du eines Lenkſeils, ſo nimm die Liebe Deiner Mutter. Wird ein Sohn gerecht befunden, ſo hat er Söhne, die ihm dienen; iſt aber ein Sohn ein Schalk, ſo zeugt er ein Haus voll Betrüger und Diebe.“ —

„Ihr habt da eine Handvoll hübſcher Sprüche,“ ſagte der Pommer treuherzig.

„Ich habe noch mehre gewußt,“ ſagte der Kranke, „aber mein Kopf iſt ſo voll Pulverdampf, und ich höre immerfort ſchießen, bald das grobe Geſchütz, bald das Musketenfeuer. Immerfort!“

„Es iſt alles ruhig,“ ſagte der junge Mann.

„Aber es wird nicht ſo bleiben. Von der geheimnißvollen Büchſe des Fremden iſt erſt ein Drittel geleert; erſt ein Drittel!“

„Von welcher Büchſe?“ fragte der Pommer.

„Still!“ rief der Kranke, indem er ſich aufrichtete; „er iſt überall und ſo könnte er auch hier ſein. Still!“

Der Schütze ſah ſich überall um, beſonders richtete er ſeinen Blick in die unheimlichen Winkel.

Dann ſagte er mit feſter und ruhiger Stimme: „Es iſt Niemand hier.“

„So höre,“ ſagte der Kranke. „Ich war in jener Nacht, die ich nicht nennen will, allein im Laboratorium, als es plötzlich im Laden klingelte. Die Burſchen und der Unterproviſor waren hinaus, ich weiß nicht wohin. Es war eine Unruhe in der Stadt, eine ſchreckliche, entſetzliche Unruhe. Das Kind auf dem Schooße der Mutter wollte nicht bleiben. Alſo, ich kam hinaus, obgleich ich mit Anfertigung eines ſehr ſchwierigen Recepts beſchäftigt war. Wer ſtand da draußen? Ein Mann, fahl und blaß wie der Tod, und auch eben ſo dürr, in einen kleinen, dürftigen Paletot gewickelt, der ihm kaum bis an die Kniee reichte und eine fatale aſchfarbige Couleur hatte, gerade ſo eine Couleur, wie ich ſie nie geliebt habe. Er hatte eine verſiegelte Büchſe unterm Arm. Was wollen Sie? fragte ich. Wohnt hier, entgegnete er mit einer Stimme, die ſo klang, als würfe man im Beinhauſe die Knochen der Todten gegen einander, wohnt hier Herr Eiſenhorſt, der ſeinem Vater die Apotheke durch Proceß abgewonnen hat? Ich bin Herr Eiſenhorſt, ſagte ich, das Uebrige geht Sie nichts an. Er lächelte — es war ein ganz verfluchtes

Lächeln, und ſagte dann, indem er die verſiegelte Büchſe halb unterm Paletot hervorbrachte und ſie auf den Ladentiſch ſetzte: Ich bin auch ein Apotheker. Ich bitte Sie, mein Freund, dieſe Büchſe für dieſe Nacht aufzubewahren. Morgen in aller Frühe komme ich ſie abzuholen. Bitte, nehmen Sie ſich in Acht und laſſen Sie Niemand über die Büchſe kommen, denn wenn ſie geöffnet würde, entſtände großes Unheil. — Ich wollte ihm erwiedern: ei, ſcheeren Sie ſich ſammt Ihrer Büchſe zum Teufel! als ich bemerkte, daß ich allein im Laden war und der Fremde mir gleichſam unter der Hand entwiſcht war. Aber die Büchſe ſtand auf dem Ladentiſch. Ich beſah ſie, ſie hatte eine undeutliche Aufſchrift, ich ſuchte ihren Inhalt zu errathen, es war nicht möglich. Darüber war es bald Mitternacht geworden, und ich ging in mein Schlafkämmerlein, mich zu Bette zu legen. So ſehr ich mich mühte einzuſchlafen, ich vermochte es nicht: der Fremde und ſeine Büchſe ſchwebten mir immer vor dem Sinn. Ich hörte den Proviſor nach Hauſe kommen, und die Stimme des dienſtthuenden Gehülfen, der im Laden irgend ein beſtelltes Medicament verabfolgte. Nun wurde alles ſtill. Es duldete mich nicht im Bette, ich erhob mich leiſe und ſchlich in den Laden. Da ſtand die Büchſe noch, und es war mir, als ginge ein geheimnißvolles Leuchten, wie von Phosphor, von ihr aus. Meine Neugier peinigte mich, ein Fieber ſchüttelte mein Gebein, ich ſtand im Hemde und hatte bereits die Hand angelegt, um den verpichten Deckel der Büchſe zu löſen. Da dachte ich, es iſt doch beſſer du läßt es, und ſchlich in mein Bette zurück; ein paar Minuten darauf war ich aber wieder da. Diesmal öffnete ich die Büchſe. Es ſtieg ein dünner, ſchwärzlicher Rauch hervor, der ſich an der Decke des Zimmers verdichtete und dann in ſchwarzen Flocken niederfiel, gleichſam wie Brandreſte; dann kam ein bläulicher Schimmer, der oberhalb der Büchſe ſchwankte und wankte und endlich in einer großen Menge feiner Strahlen emporſchoß, die ſich überall hin vertheilten. Das ganze Zimmer ſchien wie in blauem Feuer zu leuchten. Ich ſtürzte hin an's Fenſter, öffnete es, weil ich zu erſticken und zu verbrennen fürchtete. In dieſem Augenblick ſchlüpften eine ungeheure Anzahl kleiner ſchwarzer Geſtalten aus der Büchſe und purzelten über meinen Kopf und meine Schultern hinweg auf die Straße. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand: in dem Augenblicke hörte ich's gegenüber ſchreien: Um Gotteswillen! beim Apotheker brennt's! Wo — ? wo? rief ich. Da kam es die Straße herunter, allerlei Volkes! unbekannte Geſichter, und ich glaubte in ihnen, wie ſie ſo vorbeizogen, die allerhand Geiſter der Büchſe wiederzuerkennen. Unglück über die Welt! Unglück über die Welt! rief eine Stimme, und eine andere aus der Ferne antwortete: Ja, Unglück! ſchweres Unglück! — Ich wußte nicht wer da ſprach. In dieſem Augenblick ging das Schießen los, und Geſchrei, Tumult in den Straßen. Ich ſtürzte vom Fenſter und eilte auf die Büchſe zu, die ich nun ſchloß, aber zu ſpät, denn ihr Inhalt war ſchon zu einem Drittel geleert. Ganz außer mich rief ich: Fluch über den Fremden! Fluch über ſeine Gabe! Fluch über Dich ſelber! tönte es plötzlich um mich her, und ich vernahm nun, wie alle meine Büchſen und Gläſer gegen mich zu revoltiren anfingen, wie die Schwämme und die Kräuterbündel ſich aufrichteten und über mich in Verwünſchungen ausbrachen. Fluch dem ſchlechten Sohne! ſchrieen ſie, der ſeinem Vater das Grab gegeben! Fluch über die Zeit, wo alle Ehrfurcht und alle Treue verſchwunden iſt! Unglück über die Welt! Unglück über Dich! — Und aus der Ecke des Laboratoriums bewegte ſich ſchwerfällig der Deſtillirkolben, und wälzte ſich auf mich zu, und die kleinen und großen

Spritzen ſchoſſen dünne, giftige Strahlen ätzender Flüſſigkeiten auf mich. Aus der Arſenikbüchſe ſtieg ein blaſſes, fadendünnes Bürſchchen hervor, mit blauen Lippen und einer zerfreſſenen Naſe, das öffnete den Mund und wollte mich anhauchen. Ich wendete mich ſchaudernd ab, da kamen, wie kleine, im Grabe zuſammengeſchrumpfte häßliche Kinder, die Schwämme auf mich zugehüpft und riefen: Du haſt Deinen Vater betrogen, und nun haſt Du auch die Welt unglücklich gemacht! Jetzt biſt Du uns verfallen! — Und aus allen Ecken und von allen Geſtellen und Repoſitorien rief es: Hinaus, mit dem unnatürlichen Sohn! Hinaus! Er ſoll mit der Welt untergehen! Hinaus mit ihm! — Da lief ich denn, nachdem ich ein dünnes Röckchen übergeworfen, in die Nacht hinaus, und hab' ſeitdem die Schwelle meines Hauſes nicht wieder betreten. Draußen baueten ſie Barrikaden und ſchoſſen. Ich war mitten darunter, aber mich traf keine Kugel. Ich erkannte alle die Geiſter wieder, die aus der Büchſe des Unbekannten emporgeſtiegen waren. Sie lachten mir zu, ſie grüßten mich. Du haſt uns befrei't! riefen ſie: nur eine verfluchte Hand konnte uns befreien!" —

Der Schütze hatte dieſe lange Erzählung mit

Aufmerkſamkeit angehört, dann ſchwebte ein Lächeln um ſeinen Mund, allein er unterdrückte, was er ſagen wollte und ſchüttelte nur leiſe den Kopf.

„Seitdem hab' ich alles verloren, was ich beſaß,“ ſagte der Kranke, „und ſeitdem trachte ich ſehnlich darnach, aus dieſer Welt zu gehen, in welche ich das Unglück gebracht.“

„Sie ſind krank, lieber Herr,“ ſagte Friedrich. „Das iſt das Ganze. Ich habe immer gehört, daß in jener Nacht einige Leute den Verſtand verloren hätten, weil ſie ſich gar ſo arg erſchreckt hatten.“

„Aber ich bin nicht unter dieſen Leuten!“ rief der Apotheker finſter. „Nicht auf eine Secunde hab' ich mein gutes Bewußtſein eingebüßt. Alles das, was ich eben erzählt habe, iſt buchſtäblich wahr. Und, lieber kleiner, grüner Soldat, ich kann Ihnen die Leute zeigen, die jetzt offen in den Straßen herumgehen, und in den Kammern tagen, die früher in der Büchſe des teufliſchen Apothekers geſteckt haben. Es iſt nur gut, daß ich den übrigen Inhalt der Büchſe noch beiſammen habe; ich will ihn ſchon hüten. Ich habe ihn hier unter dem Sopha verwahrt, und Niemand weiß davon.“

Dem Schützen fröſtelte. Er wollte gehen, er wollte dieſen Mann und dieſes Zimmer verlaſſen, er wollte wieder auf der Straße unter geſunden Menſchen ſein; allein er wußte wohl, daß er nicht fortgehen dürfe, weil ſonſt der Kranke den Verſuch zum Selbſtmorde wiederholen würde. Und dieſer Gedanke war ihm entſetzlich. Er blieb alſo — es war ein Abend, der gar kein Ende nehmen wollte, der einſamſte und niederträchtigſte Sonntagabend, den er jemals verlebt zu haben ſich beſann. Der Wahnſinnige war, nachdem er ſeine Kräfte durch die aufreizende Erzählung erſchöpft hatte, wieder in Schlummer geſunken, und die Lampe, da ihr das Oel ausging, drohte zu verlöſchen. Bei dieſem Kranken, und in dieſem Zimmer — allein und in Finſterniß! Das war eine troſtloſe Vorſtellung für den armen Jüngling. Er verwünſchte es unzählige Male, ſeinem Kameraden hierher gefolgt zu ſein, aber, indem er ſeinem Groll dieſe Richtung gab, fiel ihm ein, daß, wenn er nicht der Einladung Gehör gegeben, er auch die wunderſchöne fremde Dame nicht zu Geſicht bekommen, und, indem er ſie geſchau't, ihr himmliſches Lächeln geſehen, mit dem ſie ihm gedankt, als ſie ihn ſo bereitwillig geſehen, ihr den geforderten Dienſt zu leiſten, ſchien ihm dies eine zu koſtbare Erinnerung, ſelbſt für ſeine ganze ſpätere Lebenszeit zu ſein, als daß er ſie durch die

Schrecken dieſer Nacht als zu theuer erkauft betrachtet hätte.

Endlich kam der Sohn der Hebamme, und löſte den erzwungenen Wärter von ſeinem Poſten.

6.

Zehn Tage ſtrengen Arreſt's.

Friedrich Forſt eilte nun, noch vor Abſchluß ſeines Urlaubes in der Kaſerne anzulangen. Es ſtürmte und war eine finſtere Nacht. Als er an der Thür der Kaſerne angelangt war und ſeine Urlaubskarte hervorbrachte, merkte er, daß er auch die ſeines Freundes bei ſich führte. Sie hatten ſich nicht trennen wollen, und ſomit hatte der Eine beide Karten zu ſich geſteckt. Wie ſollte aber nun Tony in die Kaſerne gelangen? Die Karte mußte bei dem wachhabenden Unteroffizier vorgezeigt und abgegeben werden. Bei dem Belagerungszuſtand, der über Berlin beſtand, ward jede Verordnung doppelt ſtreng eingehalten. Es war nur zu gewiß, Tony war da geweſen, da er aber keine Karte hatte vorzeigen können, war er zurückgeblieben und wartete, in der Nähe vielleicht, die Ankunft Friedrich's ab. Friedrich, ehe er eintrat, blieb ſtehen und ſah ſich um. Die Lichter der Nachbarſchaft waren ſchon erloſchen; es war zehn Uhr. Länger konnte er ſelbſt nicht zaudern. Er gab ſeine Karte ab und verfügte ſich auf ſein Zimmer, das zum Glück das Fenſter der Straße zugekehrt hatte. Er konnte Tony kommen ſehen und ihm die Karte zuwerfen. Er blieb alſo, obgleich er todtmüde war, am Fenſter ſitzen und ſpähete in die regnigte, pechrabenſchwarze Nacht hinaus. Es kam kein Tony. Die Uhr ſchlug eilf — es kam kein Tony. Dem armen Friedrich fielen die Augen zu, er hielt ſie mit Gewalt offen. — Jetzt regte ſich etwas im Dunkeln vor der Pappelallee bei der Kaſerne, der Poſten am Gewehr rief dieſes Etwas, das ſich regte, an; Friedrich hielt ſchon die Karte bereit, da war es aber der Hund des benachbarten Fleiſchers. Tony kam nicht. Es wurde zwölf Uhr — kein Tony ließ ſich ſehen. Nun fühlte Friedrich keinen Schlaf mehr. Die Gefahr, in der der Freund ſchwebte, durch dieſes Dienſtvergehen herbei beſchworen, raubte ihm jede Ruhe. Und wo konnte er ſein? Anfangs hatte Friedrich ſich die Lage des Kameraden ſo angenehm gedacht; in dunkler Nacht, in der Troſchke, er und die ſchöne Unbekannte auf dem Rückſitze, eng beiſammen, wie himmliſch konnte das ſein! Wie tobte Friedrich, wenn er dachte, ihm hätte dieſes Glück blühen können! Aber die Droſchke mußte doch irgendwo halten! Wo hatte ſie gehalten? Und welchen Dienſt hatte man dann von dem gefälligen Begleiter verlangt? Da lag es! Jetzt wurde Friedrich unruhig. Tony war in dem ganzen Bataillon der ordentlichſte, pünktlichſte Soldat, was den Dienſt anbelangte; er hatte nie einen Verweis erhalten, nie eine Strafe. Bis auf die Hälfte einer Secunde konnte man auf ihn rechnen; eine ſolche Pünktlichkeit im Halten ſeines Wortes war noch gar nicht dageweſen. Die Obern führten ihn jederzeit als Beiſpiel und Muſter auf. Und nun — blieb er zwei ganze Stunden über den Urlaub. Friedrich wurde es ganz kalt und wieder ſiedendheiß, wenn er ſich dieſen Umſtand recht deutlich dachte. Jetzt fühlte er erſt, wie er ſeinen Freund liebte. Selbſt vor Friedericia, als ſie ſich beide, den Abend vor dem beabſichtigten Angriff, in der kleinen Schenke am See, ewige Brüderſchaft, ſelbſt im Tode, zutranken, hatte er ſo nicht für Tony gezittert, als er jetzt zitterte. Er wußte, wie gehäſſig die Stimmung eines Theils der Bewohner der belagerten Stadt gegen die Soldaten war, er wußte, daß man Pläne ſchmiedete, einzelne Wachtpoſten anzugreifen und meuchlings zu tödten; konnte nicht Tony dies Loos getroffen haben?

Die ſchöne Dame — der Himmel weiß, welch einem Abenteuer ſie nachging, und was ſie mit ihrem Begleiter vor hatte. Weshalb, wenn ihre Wege offenkundige, gute Wege waren, weshalb hatte ſie ſich ausdrücklich die Begleitung des Zweiten verbeten? Gewiß, weil ſie glauben konnte, daß ihre Helfershelfer mit Einem ſchneller fertig werden würden.

Der Pommer zitterte vor Wuth. Man mordete ſeinen liebſten Bruder, ſein anderes Herz, und er ſaß da und konnte nichts für ihn thun.

Da klang durch die Nacht eine leiſe Stimme: „Friedrich!“

„Um Gotteswillen, Tony!“

„Ich bin's. Still, daß der Poſten uns nicht hört. Die Karte!“

Aber der Poſten hatte es ſchon gehört, und ehe Friedrich die Karte hinabwerfen konnte, ſo ſicher und mit einem Stück Papier umwickelt, daß ſie in der Dunkelheit leuchtete, war Tony ſchon verſchwunden und in der Finſterniß keine Maus mehr zu ſehen. Der Nachtwind flüſterte in den Pappeln, der Regen ſchlug an die Scheiben des Fenſters.

„Gott ſei Dank, er lebt!“ rief der Pommer. Es fuhr ein Gedanke wie ein Blitz ihm durch den Sinn. Der Gedanke lautete: Tony darf keine Strafe erleiden. Er iſt Neuſchateller, er iſt ehrgeizig! Es würde ſein Tod ſein!

Er drehte die Karte in ſeinen Händen.

Es war halb ein Uhr. — Der Unteroffizier pflegt öfters einzunicken — ſagte Friedrich. Er bog ſich weit aus dem Fenſter. Der Schein aus der Wachtſtube unten warf nur einen matten Glanz auf die Pfähle, an denen die Schützen ihre Büchſen aufſtellen. Das Licht brennt trübe, ſagte Friedrich — er nickt — ſicherlich, er nickt. Er lieſ't in dem Dienſtreglement, und das Dienſtreglement — das iſt eine Lektüre, bei der ſelbſt der Teufel ſich nicht wach zu erhalten verſteht.

Es geht! — es muß gehen!

Und damit ſchleicht Friedrich die Treppe hinab, die Karte Tony's in der Hand. Er öffnet leiſe die Thür mit dem kleinen Glasſchiebfenſter, nachdem er erſt durch daſſelbe zu lauſchen verſucht, aber den kleinen Vorhang vorgezogen gefunden hat.

Friedrich iſt ſeelenvergnügt. Der Unteroffizier nickt wirklich. Vor ihm auf dem Tiſche liegen die abgelieferten Karten. Friedrich erkennt ſchon von weitem die ſeinige. Er ſchleicht heran an den Tiſch, er ſchleicht an dem Tiſche vorbei, er ſchleicht um den Tiſch herum — alles ſcheinbar ohne Zweck, aber als er fortgeht, liegt ſtatt ſeiner, Tony's Karte auf dem Tiſche. Keine menſchliche Seele hat etwas gemerkt. In fünf Sätzen iſt Friedrich die Treppe wieder hinauf und in dem Zimmer.

Das Werk iſt vollbracht, Tony's Ehre gerettet!

Am frühen Morgen, als die Kaſerne wach wird, iſt er der erſte, der heimlich herausſchlüpft. Er findet Tony, der ihn trübſelig grüßt. Aber Friedrich iſt die Luſtigkeit ſelbſt. Wie er wieder in die Kaſerne geht, giebt er ſeine Karte ab. Der Unteroffizier hat ſich jetzt an ſeiner Lektüre erholt und iſt vollkommen munter. „Wie iſt mir," ſagt er, „hab ich nicht Ihre Karte geſtern Abend in der Hand gehabt."

„Unmöglich, Herr Unteroffizier."

„Freilich, unmöglich! da Sie ſie mir jetzt erſt bringen. Alſo die ganze Nacht fortgeweſen! Sakrament! und wir leben im Belagerungszuſtande! Daß Dich!" —

Friedrich neigte das Haupt und nahm eine bußfertige Miene an.

Auf dem Appell verkündete der Unteroffizier die Strafen. „Zehn Tage ſtrengen Arreſt's für Friedrich Forſt!" lautete es. Tony hörte von alledem nichts, er hatte ſich krank gemeldet, und lag mit heftigem Kopfweh faſt bewußtlos auf dem Bette. Als zwei Schützen vortraten, und Friedrich, der ſeine Waffen hatte abgeben müſſen, in ihre Mitte nahmen, um ihn zum Arreſtlokal abzuführen, wo lange, ſchlimme Wachen bei Waſſer und Brot, und in einem dunklen, kleinen Gelaß ſeiner warteten, empfand er nichts von dem Opfer, das der Freund ihm brachte. Friedrich warf aber einen Blick hinauf und ſagte zu ſich ſelbſt: Der Neuſchateller kann ruhig ſchlafen.

7.

Das Abenteuer der ſchönen Dame.

Die ſchöne Dame ſaß an Tony's Seite in der Droſchke ſo mäuschenſtill und mit niedergelaſſenem Schleier, als ginge es zum Blutgerüſte. Frau Wieſentroſt hatte mit ihrem Regenſchirm zu kämpfen, der eine große Widerſpenſtigkeit entfaltete, und ein Gelüſte, ſich ſeine Fiſchbeinrippen unzeitig auseinanderzuſchlagen. Zugleich war das mitgenommene Bündelchen von einer ungewöhnlichen Behendigkeit und Rührigkeit, und ſchlüpfte an dem rechten Kniee ſeiner Trägerin, auf dem es ſeinen Platz angewieſen erhalten, hinab auf den Boden, wo es ſich im Gewühl des feuchten Strohes verlor. Während Tony wieder einmal das Bündelchen auffiſchte, ſtreifte ſeine Hand das Knie der ſchönen Dame, die gleichſam in ihrer Ecke etwas zuſammenzuckte; wenigſtens ſchien es dem jungen Schützen ſo. Dies gab ihm Stoff, ungewöhnlich viel und ungewöhnlich lange über die ganz beſondere Lage, in der er ſich befand, nachzudenken. Die Droſchke verlor ſich endlich in eine ſehr enge und abgelegene Straße, nachdem ſie das Thor ſchon längſt paſſirt hatte. Es war in der Nähe einer weitläufigen Bauſtelle; auf einem öden Platze konnte das Auge, trotz der Dunkelheit, aufgerichtete Gerüſte und Baumaterialien aller Art bemerken. Dabei war der Fluß nicht ſehr entfernt, und man ſah in ſeinem ſchwarzen Spiegel die wenigen Lichter wiederſcheinen, die aus den zerſtreuten Hütten hervorleuchteten. Tony konnte ſich nicht beſinnen, dieſen Ort jemals geſehen zu haben; ſeine beiden Begleiterinnen ließen ihm Zeit, hierüber nachzudenken; ſie gingen beide in eines der niedrigen Häuſer, und gaben ihm auf, Wache vor der Thüre zu ſtehen. Er ſetzte ſich auf die Bank und ſtützte ſein Haupt in die Hand. Es dauerte nicht lange, ſo fragte eine rauhe Stimme, was er da wolle. Ein breitſchultriger Mann mit einem niedergekrämpten Hut ſtand vor ihm. Tony erwiederte, daß er mit zwei Frauen gekommen ſei, die ſich in dem Hauſe befänden. Der Mann murrte etwas in den Bart und ſetzte ſich neben Tony auf die Bank. Beide ſaßen lange Zeit ſtillſchweigend neben einander.

„Wer ſind die Weiber darinnen?“ fragte endlich der Mann.

„Ich kenne ſie nicht,“ entgegnete Tony.

Der Fremde ſuchte etwas unter der Bank; endlich zog er eine Axt hervor und ſagte, indem er ſeine derbe ſchwielige Hand über die Schärfe des Inſtruments gleiten ließ: „Beſinne Dich wohl, Soldatchen, Du kennſt ſie wohl.“

Tony antwortete nicht. Jener fragte, indem er die Hand an den Hirſchfänger des jungen Schützen legte: „Iſt das Meſſerchen ſcharf?“

„Ja,“ erwiederte Tony.

„Nun, meine Axt iſt auch ſcharf.“

Frau Wieſentroſt trat auf die Schwelle der Thür und ſah ſich nach ihrem Begleiter um. „Lieber Sohn,“ ſagte ſie, „Du wirſt eine Droſchke holen müſſen; ſuche eine große und geräumige aus.“ Jetzt bemerkte die Hebamme den Mann auf der Bank und wich in die Hausthür zurück. Jener ſtand auf, trat in die Thür und rief, indem er ſeine Axt ſchwang: „Ihr ſollt mir alle heraus! Was wollt Ihr hier? Geſindel! Soldatenpack! Verfluchte Geſellſchaft!“

„Bleibt! bleibt!“ flüſterte die Erſchreckte Tony zu; und dem Sprechenden zugewendet ſagte ſie: „Ich bin die Hebamme, und drinnen liegt eine Frau krank. Verſteht Ihr!"

„Sie ſoll ſterben, ſie ſoll nicht leben bleiben! Ich will es, daß ſie ſterben ſoll! Die dort — und er zeigte zur Stadt, haben ſie zu Grunde gerichtet, nun mögen ſie auch ihren faulenden Leichnam haben. Ich ſelbſt trag' ihn dahin, wenn es ſo weit iſt."

„Wohin, Unmenſch?"

„Ich weiß ſchon wohin."

„Wie Ihr ſchlecht ſeid!"

„Die Brut dort hat uns dazu gemacht!"

Die ſchöne Dame zeigte ſich jetzt auch auf der Thürſchwelle; ihre ſanfte Stimme ſagte: „Mein Gott, ſo eilt doch — was zögert Ihr! Es iſt die höchſte Zeit!" — Auch ſie bemerkte jetzt den Arbeiter: „Lieber Mann," rief ſie bittend, „kommt herein, und helfet uns die Frau drinnen in Betten packen und hinaustragen."

„Iſt ſie ſchon todt?"

„Nein — nein! Aber damit ſie nicht ſterbe, muß ſie jetzt gleich in's Krankenhaus."

Die melodiſche Stimme ſchien Eindruck auf das verhärtete Gemüth des Mannes zu machen. Ohne den Hut abzunehmen, oder ſonſt ein Zeichen der Ehrfurcht oder auch nur des äußern, rückſichtsvollen

Benehmens zu geben, näherte er ſich der Dame, und ihr dicht unter den Hut blickend, und mit dem Daumen rückwärts in die Gegend der Stadt zeigend, fragte er barſch: „Kommen Sie von dort?“

„Ja, ich bin das Kammermädchen der Gräfin Wallenſee, und bin hergeſchickt worden, um die kranke Frau hier zu pflegen.“

Mit einem wilden Hohn in Stimme und Geberde ſagte der finſtere Mann: „Sie iſt keine Frau, ſie iſt ein Mädchen!“ Er ſchlug ein lautes Lachen auf, das über den öden Platz und über den einſamen Fluß tönte.

„Gleichviel,“ entgegnete die Dame ſtockend.

Ein Schrei, aus dem Innern des Hauſes kommend, ließ ſich hören.

„Um Gotteswillen!“ rief die junge Dame, wieder in die Kammer zurückfliehend: „Eilt! — Rettet!“ — Frau Wieſentroſt gab Tony einen Wink, und dieſer entfernte ſich, um den Wagen zu holen. Aber wenige Schritte gethan, kehrte er wieder um; es war ihm unmöglich, das ſchöne Mädchen hier allein zu laſſen, obgleich es ihm nicht wenig aus ſeinen angenehmen Träumen geſtört hatte, zu hören, daß ſie nur ein Kammermädchen war. Unentſchieden, was er beginnen ſollte, hörte er mit Freuden einen Wagen langſam über die Brücke fahren. Er rief ihn an; es war eine leere Droſchke. Jetzt machte man Anſtalt, die Kranke, die bewußtlos dalag, aus dem kleinen dumpfen Zimmer zu ſchaffen.

„Ich werde mitfahren!“ ſagte der Mann; „ich muß ſehen, wo Ihr ſie laßt. Es iſt meine Schweſter.“

„Seine Schweſter!“ rief das ſchöne Mädchen! „Seine Schweſter!“

Die Lebloſe wurde in Betten gehüllt, und mit der Decke umhüllt, aus dem Bette gehoben. Frau Wieſentroſt und der Schütze faßten an's Kopfende, das hübſche Mädchen faßte an's Fußende. Der, der ſich eben für den Bruder ausgegeben, ſtand, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit einem gleichgültigen und rohen Ausdruck, zuſchauend da.

„Helft doch!“ ſchrie ihm die Hebamme zu.

„Nein!“ tönte die kalte Antwort wieder; „ich hab' verſprochen, wenn ſie todt iſt, ſie ihrem Schatze hinzutragen, und das Bündel Sünde und Unglück und Schande und Fäulniß, ihm vor die Thür zu werfen, damit er dann den Schinder rufe und den Schmutz zu anderem Schmutz tragen laſſe. Ich hab' dann das Meinige gethan. Ehe ſie nicht todt iſt, rührt meine Hand ſie nicht an!“

„Entſetzlich!“ rief die junge Schöne, die Hände ringend. „Entſetzlich!“

Er betrachtete ſie mit einem rohen Lachen und erwiederte nichts. Die Drei trugen die Kranke hinaus. Der Bruder blieb zurück und ſah ſich die leere Stelle an, dann klopfte er das übriggebliebene Stroh auf, das den Holzboden der baufälligen Bettlade deckte, und ſuchte hier, indem er ein Liedchen pfiff, nach etwas. Offenbar wollte er irgend eine kleine Schmuckſache oder ein Stückchen Geld entdecken; da ihm dies nicht glückte, warf er mit einem Fluch die ſchmutzigen Lumpen zuſammen auf einen Haufen, verließ die Kammer und ſchloß die Thür ab. Auf dem Wagen, in welchem die Kranke lag, nahm er den Platz neben dem Kutſcher ein, an deſſen brennender Tabakspfeife er ſeine Cigarre anzündete.

Die zwei Wagen bewegten ſich langſam durch die enge Straße, deren Lichter nach und nach zu verlöſchen anfingen. Tony hatte die Abſicht gehabt, ſich hier zu empfehlen, allein ein Blick auf die zwei niedergedrückten, rathloſen Frauen, hatten ſeinen Entſchluß bald wankend gemacht. Er fragte beſcheiden, wohin man jetzt zu fahren gedenke. Nach einer kleinen Pauſe tönte die hierüber erſchütterte und wie mit Thränen kämpfende Stimme der jüngeren ſeiner zwei Schutzbefohlenen: „In das Krankenhaus auf dem Köpenicker Felde!“ — Tony hörte dies mit Vergnügen. Von jenem Krankenhauſe, deſſen Daſein wir ſchon erwähnt haben, war es nur eine kurze Strecke zu ſeiner Kaſerne, und er konnte hoffen, zur rechten Zeit zu Hauſe zu ſein.

Durch die ſtille Nacht hörte man das laute Pfeifen des Mannes auf dem Kutſchenſitze. Ein leiſes Bewegen des tiefgeſenkten Hauptes, und ein gewiſſes Etwas, das ſich wie eine Art magnetiſche Wunderwirkung mittheilte, und das der Schütze nicht zu erklären wußte und auch nicht erklären wollte, deſſen Wichtigkeit er aber empfand, zeigte ihm an, daß die junge Perſon in der Wagenecke weinte, und zwar heftig weinte.

Frau Wieſentroſt hatte wieder mit ihrem Bündel und ihrem Regenſchirme zu thun.

Jetzt erwachte der Sturm wieder, der eine Zeitlang geruht hatte, und er trug die Himmelskraft, große, ſchwere Wolkenmaſſen, die er vor ſich hinwälzte, und die unter ächzendem Gewimmer einen kalten Nebel und einen feinen, praſſelnden Regen niedergleiten ließen. Tony ſchloß die Fenſter des Wagens an der Seite ſeiner Nachbarin; um dies zu thun, mußte er ſich nothwendig weit über ſie hinbeugen, und ſo vorſichtig er auch zu Werke ging, und ſo wenig Anlaß er dem armen, der Himmel wußte, mit welch einem Kummer ringenden Mädchen noch zum Schrecken oder Unwillen geben wollte, er mußte doch auf einen Augenblick ſeinen Ellenbogen auf ihr Knie ſtützen. Sie wich wieder etwas zurück, dann aber legte ſie ihre Hand — und es war die ſelbe hübſche, kleine, runde Hand, die Tony ſchon damals, als ſie den Regenſchirm hielt, zu bewundern Gelegenheit hatte — auf ſeine Schulter und ſagte ein paar Worte des Dankes. Dieſe wenigen Worte klangen ſo lieblich, und es ging von ihnen ſo eine unerklärliche, faſt wunderthätige Macht aus, daß Tony ſogleich in ſeinem Innern den Schwur that, daß er mit dieſer intereſſanten Bekanntſchaft heute Nacht nicht zum letzten Male zuſammenſein werde, daß er ſie noch ſpäter, und womöglich recht oft wiederzufinden wiſſen werde. Wir können nicht ſagen, ob die Dame, durch daſſelbe ſympathetiſche Mittel, durch welches ihr junger Begleiter früher ihre Thränen und ihren Kummer mit empfand, auch ſeinen Entſchluß jetzt ſich mitgetheilt fühlte; allein es läßt ſich erwarten, daß ihr Genoſſe, je länger ſie in ſeiner Nähe verharrte, und ihn, vielleicht ohne es zu wollen, beobachtete, ihr immer lieber wurde.

In ihrem Tone, wenn ſie zu ihm ſprach, in ihrer Geberde, wenn ſie ſich zu ihm wendete, lag ſo etwas.

Endlich hielten die zwei Wagen vor dem Thorwege des Krankenhauſes.

8.

Das Krankenhaus Bethanien.

Es war einer von den Abenden, wo die Pförtnerin unmöglich — und wenn man ihr eine „Million" geboten hätte, allein in ihrer rechts von der Treppe angebrachten, geräumigen und ſelbſt eleganten Loge hätte bleiben wollen. Es ſtürmte wieder „ſo ſonderbar." Es war dies kein gewöhnlicher Sturm, wie er hundertmal im Jahre kommt und wieder geht, ohne daß man ſich irgendwie zu bekümmern braucht, wo er herkommt und wo er hingeht. Bei gewiſſen Stürmen, in gewiſſen Nächten, wie die Pförtnerin behauptete, war es etwas anderes. Seitdem es in Berlin eine Revolution gegeben hatte, ſeitdem gab es auch eine gewiſſe Gattung Stürme, und nächtliche Regengüſſe, die in ihrem Gefolge Klagelaute mit ſich führten, welche man in bisherigen ruhigen Zeiten nie vernommen zu haben ſich beſinnen und ſich an die goldenen Knöpfe unſerer Thurmſpitzen feſtſetzen, feſt überzeugt, es ſeien die Brüſte ihrer Mütter. Ich kenne das! Wenn dieſer Wind pfeift, ſo iſt dieſes Haus der verwünſchteſte Aufenthalt, den eine chriſtliche Seele ſich denken kann.“

„So iſt's,“ ſagte Nro. 9.

„Draußen in der Stadt,“ hub die Pförtnerin an, „iſt's jetzt vor lauter Behaglichkeit faſt nicht auszuhalten. Alles ſitzt ganz nah beiſammen, und wenn man Jemanden aufſuchen will, ſo findet man ihn, wenn man über die Straße geht. Aber hier! — Wo iſt hier die nächſte Straße?“ —

„Meilenweit entfernt!“

„Ja, meilenweit!“ Beide Frauen ſeufzten. Die Liqueurflaſche erſchien auf dem Tiſche, gerade mitten unter den Butterſchnitten mit Käſe belegt, und den Kuchenreſten. Das Erſcheinen der Flaſche unter dieſer Umgebung machte unleugbar einen ſehr günſtigen Eindruck.

„Das von den Kindern!“ hub Nro. 9. an, ſeufzend und die Augen verdrehend, „hätten Sie doch nicht ſagen ſollen, liebſte Plümecke. Wie ſie an den goldenen Knöpfen am Giebel ſaugen! Es iſt ein zu angreifender Gedanke! Wenn ich mir vorſtellen thu', daß meine lieben Kleinen“ —

„I, Belzig, wer hat denn von Ihren lieben Engelchen geſprochen! Thun Sie mir ſo einen grauſamen Schmerz nicht an, daß Sie mir eine ſolche Indelikateſſe zumuthen."

„Ich wäre nicht hierher gekommen," ſagte Nro. 9., „wäre mein lieber Mann nicht mit meinen lieben fünf Engelchen in den Himmel gegangen. So bleib' ich allein zurück, eine einſame Wittwe."

„Und was bin denn ich?" ſeufzte die Pförtnerin, „bin ich etwa etwas anderes als eine Wittwe?"

Wieder ſtürmte es ſo melancholiſch und pfiff dabei ſo höhniſch, und die Liqueurflaſche machte den Sprung von einem Glaſe zum andern.

„Es kommt heute Niemand!" hub Nro. 9. an, die ihre Erinnerungen gewaltſam bekämpfte.

„Wer weiß," entgegnete ihre Freundin. „Seitdem die Charité ſich anmaßt ihre Kranken uns aufbürden zu wollen, ſeitdem hat unſere Oberin noch oft ſpät in der Nacht Beſuch."

„Die Charité ſollte ſich ſchämen. So ein alltägliches, gewöhnliches Krankenhaus ohne Mechanismus und perfekte Maſchinengeſchwindigkeit; das will mit uns rivaliſiren!"

„Ich will Ihnen ſagen, Belzig, das mit unſern Maſchinen geht auch nicht mit rechten Dingen zu."

„I, Plümecke! Es ſind ja ganz ordentliche, chriſtliche Maſchinen.“

„Nun, es wird einmal an's Tageslicht kommen, was ſie ſind,“ erwiederte die Pförtnerin.

„Gott ſteh' mir bei,“ ſeufzte Nro. 9.

„Ich will Ihnen ſagen, Belzig, wenn ich ſo manches Mal Nachts — ſpät, ſpät — noch wach bin, und die Oberin mir befohlen hat, auf irgend etwas Acht zu geben, und wenn dann das ganze Haus ſchläft bis auf die recht ſchweren Kranken, die nie ſchlafen, ſo höre ich, wie die Maſchinen mit einander verkehren. Da geht's im ganzen Hauſe, von oben bis unten, und oben im Dachgiebel ſpricht's, und unten im Keller antwortet es. Was ſie reden, verſteh' ich nicht, aber es iſt etwas über uns, über dieſes Haus, über die Kranken und ihre Wärter und Wärterinnen. Daß es nichts Gutes iſt, darauf will ich meinen armen Kopf verwetten. Schon als der erſte Dampfwagen entſtand, ſagte meine ſelige Mutter zu mir: gieb Acht, Trude, die Canaille mit der pruhſtenden Schnauze fällt noch einmal über uns her und frißt uns auf. Das war nur beiſpielsweiſe geredet, aber etwas Wahres iſt daran. Warum werden denn die Kranken bei uns nie geſund? Die Maſchinen wollen's nicht. Warum müſſen wir Tag und Nacht beten? Weil die Maſchinen eben ſo viel Teufel ſind, die uns zu Leibe gehen würden, wenn wir nicht jede Secunde am Tage auf unſrer Hut wären. Ich ſage Ihnen, Belzig, es geht nicht mit rechten Dingen zu, daß ein Kübel mit ſchmutziger Wäſche ſich im Nu ſelbſt wäſcht, ſelbſt trocknet, ſelbſt aufhängt, und dann ſich ſelbſt in die gehörigen Falten legt! Das iſt noch nie dageweſen. Sie ſagen freilich immer, das iſt der ungeheure Fortſchritt, die nicht auszuſprechende Wiſſenſchaft, — nun ich habe in ſtillen Nächten ſo meine Gedanken für mich."

„Gott, Plümecke, es ſind doch nicht die Gedanken mit den unſchuldigen Kinderkens, die an den Goldpappeln ſaugen? Nur das nicht, Plümecke, nur das nicht!" —

„Nein, das iſt's nicht," entgegnete die Pförtnerin tröſtend.

Während dieſes Geſprächs unten in der Portierloge, ging oben im prächtigen Betſaal, mit den Fenſtern von farbigen Glasgemälden die Oberin langſam und ebenfalls den Einflüſſen der Einſamkeit und Langeweile ausgeſetzt, auf und ab. Sie hatte ihre hohe, ſchlanke Geſtalt in einen kleinen Pelz gehüllt, der in Art eines fürſtlichen Hermelinmantels zugeſchnitten war, und um ihre Hüften mit einer gewiſſen vornehmen Eleganz paßte. Alles an dieſer Dame, die ihr dreißigſtes Jahr noch nicht erreicht hatte, war Vornehmheit, Würde und jene graziöſe Demuth und Frömmigkeit, die einer ſchönen Frau ſo wohl kleidet.

Auch ſie hörte auf das eigenthümliche Tönen des Sturmwindes, wie er das einſame, ungeheure Gebäude umbrauſte.

Auch ſie dachte an vergangene Zeiten und Menſchen — aber ſie hatte nicht viel Erinnerungen, und unter dieſen wenigen befanden ſich nur ein paar angenehme, die andern waren alle gleichgültig — o, wie gleichgültig!

Die einſame Dame blieb vor einem Spiegel ſtehen und ordnete die Falten des Hermelins.

Dann ſetzte ſie ihren einförmigen Gang fort über das Getäfel des koſtbaren Parkets.

Sie hörte einen frommen Geſang aus der Tiefe der untern Gemächer tönen, allein der fromme Choral beſchäftigte ſie nicht im mindeſten. Starb vielleicht in dieſem Augenblick Einer der Vielen, die ſich unter ihrem Schutze befanden? Es war möglich; alsdann erwartete ſie mit Ruhe die Meldung der dienſtthuenden Diaconiſſin. Der Fall kam ſo oft vor, weshalb ſollte ſie ihm auch nur einen flüchtigen

Gedanken, auch nur das kleinſte Theilchen eines Gedankens, eines Traumes opfern? Was ging der Sterbende ſie an? Es hatte wieder eine Uhr ausgeſchlagen in dieſem Hauſe, wo ſchon — obgleich es erſt ſo kurze Zeit ſtand — ſo viele „letzte Minuten" gezählt worden waren. Was war es weiter?

Sie aber war zu ewiger Einſamkeit verurtheilt. Das war noch viel ſchlimmer wie der Tod.

Sie ſtand einen Augenblick ſtill und horchte, ob nicht an der Klingel des Hauſes gezogen würde. Allein es war nur eine wunderliche muſikaliſche Laune des Windes, der in dieſem Augenblicke den ſchrillenden Ton der Hausglocke nachahmte, wie er in dem nächſten Augenblicke das Lachen eines Kindes, den Seufzer einer frohen Braut, das Röcheln des Sterbenden nachahmte.

Aber jetzt!?

Eine Unzahl von Klingeln wurde plötzlich im Hauſe geſchäftig. Eine Verwirrung von Klingelſtimmen, gleichſam ein Babel aus lauter kleinen Eiſenkehlen. Die Klingel der Pförtnerin, die Klingel der oberſten Diaconiſſin, die Klingel des Aufſehers, die private und intime Klingel der Kammerfrau der Oberin, die da anzeigte, daß die Klingel der Pförtnerin ihr pflichtſchuldigſt gerufen habe. In dieſer tiefen Einſamkeit die vielen geſchwätzigen Metallzungen, — es hatte etwas die Phantaſie Anregendes und Beſchäftigendes!

„Man kommt! Diesmal iſt es nicht der Wind,“ ſagte die Oberin, und nochmals blieb ſie vor dem Spiegel ſtehen und ordnete den Hermelinmantel. Wie ſie ſo daſtand und ihr Bild im Spiegel betrachtete, dieſes ſchöne, prachtvolle, graziöſe Bild, erſchien ſie ſich ſelbſt als eine jener gottſeligen und ſchönen Fürſtinnen des Mittelalters, die frommen Stiftungen vorſtehen und den Dank „glücklicher Armen“ huldvoll in Empfang nehmen. In dieſem Augenblicke empfand ſie keine Langeweile.

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl mit hoher, mittelalterlicher Lehne und wartete, daß man eintrete. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien die Pförtnerin, gefolgt von der dienſthabenden Diaconiſſin. Beide blieben an der Thüre und machten Verbeugungen, die die Oberin, ohne ſich von ihrem Sitze zu erheben, mit einem leichten Kopfnicken erwiederte. Die Diaconiſſin ging nun eilig vor, um der Pförtnerin das Wort abzuſchneiden; allein ſo wie die Pförtnerin dieſe Abſicht der Diaconiſſin merkte, ſchoß ſie wie ein Pfeil auf den Stuhl der Oberin zu, indem ſie rief: „Wieder mal ein Streich von der

Charité, Gnädige; was hab' ich geſagt, ſie wird es auf's Aeußerſte treiben, die Charité; aber wir wollen alle verloren ſein, wenn wir ein Haarbreit weichen.“

Die Diaconiſſin hatte jetzt den Vorſprung gewonnen, und ſtürzte ſich geradezu, um jeden ferneren Wettlauf unmöglich zu machen, auf das Ohr der Oberin.

Die Oberin befahl der Pförtnerin, an ihren Poſten zurückzukehren.

Jetzt erſchienen noch zwei Aufſeherinnen.

Die Oberin hatte die Meldung der Diaconiſſin in Empfang genommen. Ein kleines, halb verachtendes, halb bemitleidendes Zucken der Oberlippe zeigte, wie unangenehm ſie gerade ein ſolcher Fall berührte. „Iſt die Perſon ſehr leidend?“ fragte ſie.

„O, nicht ſo ſehr, daß man ſie nicht anderswo hinſchaffen könnte.“

„So weiſen Sie ſie ab. Unſere Zimmer ſind beſetzt. Ich kann nicht ſagen, wie widerwärtig mir gerade *dieſe* Geſchöpfe ſind, die das Magdalenenſtift, um ſich in gutem Anſehen bei hohen Perſonen zu erhalten, mir ſeit einiger Zeit in großer Anzahl zuſendet.“

Die Diaconiſſin ſtimmte bei, denn ſie lebte mit dem Magdalenenſtift ebenſo auf geſpanntem Fuße, wie die Pförtnerin mit der Charité. Als ſie kaum den Saal verlaſſen hatte, erſchien ſie wieder und meldete, mit einer lebhaften Zornesröthe auf den runden Wangen, daß die Kranke bereits in das erſte Empfangszimmer gebracht ſei.

„Wie! ohne meinen Befehl abzuwarten?“ rief die Oberin, und erhob ſich aus dem Stuhl und ſtützte die Rechte auf die Lehne deſſelben. Die Stellung war imponirend und graziös zugleich. Eine ehrfurchtsvolle Pauſe unter den Zuſchauern dieſer Scene entſtand, dann hörte man ſechs keifende Stimmen auf einmal ertönen auf der Treppe. Die Thür ſprang auf und die Pförtnerin fuhr wie eine Tigerkatze herein und nun gleich mit einem grenzenloſen Muthe auf das Ohr der Oberin zu, an welchem Poſten ſich die Diaconiſſin wie eine unbeſtechliche Wache aufgeſtellt hatte.

„Ich weiß — ich weiß!“ rief die Oberin abwehrend. „Die Kranke ſoll ſogleich wieder fort.“

„Es iſt himmelſchreiend!“ rief die Pförtnerin. „Welche Frechheit von der Charité!“

„Welch' eine Unverſchämtheit von dem Magdalenenſtifte!“ rief die Diaconiſſin.

In dieſem Augenblicke trat Tony Wicke mit ſeiner jungen Begleiterin ein. Hierdurch wurde die Scene bedeutend verändert. Die Oberin verließ ihre impoſante Stellung und eilte auf die Eintretende zu. „Theure Gräfin!“ rief ſie. „Welch ein erfreulicher Beſuch! Welchem Umſtand hab' ich's zu danken, Sie noch ſo ſpät bei mir zu ſehen! —

„Ich bin es, die Ihnen die Kranke zuführt.“

„Sie?“ — Auf einen Wink der Oberin verließen die erſtaunten Gehülfinnen den Saal; aber ſie blieben alle dicht hinter der Thüre ſtehen, um den Ausgang dieſer Unterredung abzuwarten. „Das iſt etwas anderes. Ich hatte den Befehl gegeben, die Kranke abzuweiſen. Allein es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie jetzt bleibt.“ Sie zog an der Klingel, und die kaum Fortgeſchickten traten jetzt eilig wieder in den Saal. Die Oberin gab den Befehl, die neuangekommene Kranke ſolle ſogleich mit der größten Vorſicht in die dazu beſtimmten Räume gebracht und dem Oberarzte des Hauſes eine ſofortige Meldung gemacht werden. Mit einer Miene holdſeliger Gefälligkeit, die dem ſonſt ſo ſtolzen und harten Geſichte ſehr gut kleidete, wandte ſie ſich wieder zu der Gräfin und ſagte: „Hab' ich's recht gemacht? Aber darf ich fragen, wer die Kranke iſt, die das Glück hat, daß Sie ſich für ſie intereſſiren?“

Die beiden Frauen wechſelten einen Blick, und ſogleich glitt das Auge der Oberin auf Wickye, der in der Nähe der Thüre ſtehen geblieben.

„Ich vermuthe,“ hub die Gräfin auf Franzöſiſch an, „daß die Arme ein Opfer grauſamer Frivolität geworden. Meine Nachforſchungen ſind gerade ſo weit gediehen, um mir die nöthige Gewißheit verſchafft zu haben, daß die Unglückliche von ihrer Seite nicht ſchuldig iſt.“

„Das genügt,“ entgegnete die Oberin. „Iſt ſie ein Opfer, und zwar ein ſchuldloſes, ſo iſt ſie unſeres ganzen Mitleids werth. Aber Sie wiſſen ſelbſt, Gräfin, die Welt iſt ſo ſchlimm, und die rettende und helfende Hand wird oft mit der empörendſten Kälte zurückgeſtoßen. Man wird müde zu helfen, wenn man nach keiner Seite hin einen Lohn vorausſieht. Wie iſt der Name der Unglücklichen?“

„Lotte Werner.“

Die Oberin ging zu einem Täfelchen und ſchrieb den Namen auf; ſie ſetzte ihn gleichgültig unter ſo viele andere Namen, die in dem Augenblicke, wo der Griffel bei Seite gelegt wurde, auch ihrem Gedächtniſſe ſchon wieder entſchlüpft waren. In dem Buche des Lebens und des Todes, in dem Buche der ewigen Allmacht ſtanden aber mit Flammenzügen auch dieſe Namen.

Die Diaconiſſin erſchien nochmals und meldete, daß der Begleiter der Kranken ſich durchaus weigere, das vorſchriftsmäßige Gebet zu thun, und daß dieſer Umſtand bereits einen kleinen Auflauf von Neugierigen veranlaßt habe.

„Es iſt bei uns Sitte,“ erklärte die Oberin zur Gräfin gewendet, „daß die Angehörigen der Kranken, wenn ſie dieſe überbringen, an dem Lager eine Fürbitte thun, und die Darniederliegenden der Allmacht und Vorſorge Gottes empfehlen.“ —

„Ich werde hinabgehen und hören, warum dies nicht geſchieht!“ entgegnete die Gräfin. Tony Wickye näherte ſich bei dieſen Worten wieder. Seine Mienen drückten eine größere Ehrfurcht aus, aber, wer dieſes offene und ſchöne Geſicht in dieſem Augenblicke beobachtet hätte, wäre überraſcht worden, daß die Innigkeit und die jugendliche Glut, die noch vor wenig Minuten aus den dunkeln Augen des jungen Schweizers geleuchtet hatte, jetzt daraus verſchwunden war. Er hatte, da er natürlich vortrefflich Franzöſiſch verſtand, den wahren Stand der Dame vernommen, und es hatte ihn gekränkt, daß ſie daraus ein Geheimniß hatte machen wollen.

Sein Stolz fühlte ſich beleidigt. Vielleicht war er nicht würdig befunden worden, der Begleiter einer Dame von Stande zu ſein.

Aber die Art und Weiſe, wie jetzt die Gräfin ihren Arm in den ſeinigen legte, indem ſie ſich die Treppe hinunterführen ließ, überzeugte ihn, daß von ihrer Seite nicht die mindeſte Aenderung in ihrem Betragen ſtattgefunden.

Unten im Vorſaal ſtand Robert Werner, die Hände in die Taſchen der Seite geſteckt, den verdrückten Hut auf dem Kopfe, die Blicke wild um ſich werfend und den Kreis der erſchreckten Frauen und der wenigen Männer, die ſich weiter in den Hintergrund zurückhielten, muſternd.

„Beten! Beten ſoll ich!“ rief die tiefe, drohende Stimme, „und zu wem? Ich weiß, daß im Himmel Keiner iſt, der uns hilft, ſo wie auf Erden ſich bis jetzt hat Keiner finden laſſen. Wir Burſchen — ſind auf uns ſelbſt und unſere Fäuſte angewieſen. Ich bete nicht — ei, ich wüßte nicht wozu! Die Welt iſt anders geworden und wird bald noch viel anders werden. Paßt mal auf. Durch Gebet bringt man's nicht dahin, aber durch die Fäuſte! Das haben uns die feingekleideten Herren geſagt, die vor einem Jahr hinauskamen zu uns auf die Arbeitsplätze, und ſie haben Recht. Die Welt iſt anders geworden und wird bald noch viel anders werden. Gebt mir einen Schluck Branntwein! — Ihr wollt nicht? — Nu, laßt's bleiben! Wir ſind Narren, daß wir Euch noch viel fragen. Die Herren, die zu uns hinausgekommen ſind auf die Arbeitsplätze, haben geſagt: Wartet nur noch ein Weilchen, wir wollen ſehen, ob wir auf unſere Manier durchdringen, geht's nicht, ſo geben wir das Zeichen, und dann nehmt offen weg, was Euch gefällt, denn Ihr ſeid die Stärkern. — Nun, das Zeichen wird bald gegeben werden! — Bis dahin — die Fäuſte in den Taſchen!“ —

Niemand erwiederte auf dieſe Rede etwas; Niemand bezeigte Luſt, ſich auf einen Streit über eine Art Tagesphiloſophie einzulaſſen, deren Theſen etwas für das Ohr des Volkes ſchon faſt Gewohntes geworden waren. Man hatte dieſe Sprache ſeit den Märztagen gehört, den ganzen Sommer hindurch, und einen Theil des Herbſtes und Winters. Sie hatte ſeitdem nichts von ihrer Schärfe und ihrer wilden Betonung verloren, allein ſie verbreitete keinen Schrecken mehr. Die Revolution fing an ſich abzunutzen. Aber gerade dadurch, daß man ſich an ſie gewöhnte, ſchläferte ſie die Wachſamkeit der Behörden ein und wurde gefährlich.

Der Oberarzt, begleitet von einem impoſanten Gefolge von drei Hebammen und einer Windelfrau, erſchien, und begab ſich in das Krankenzimmer. Die Menge ſtob auseinander und entfernte ſich ſchleunigſt. Die Gräfin und Tony Wickye ſahen ſich nach Frau Wieſentroſt um. Sie kam eben aus der Loge der Pförtnerin.

Der Sprecher, der ſich plötzlich verlaſſen ſah, ſchritt mit einer Miene roher Gleichgültigkeit an der Thür des Zimmers vorbei, aus dem Klagelaute hervortönten, und wo der Arzt eben beſchäftigt war. Er rief, ſich zur Thür hinbeugend: „Beten werde ich nicht, aber ich verſchreibe Deine Seele dem Teufel, Mädchen! Geh' voran und mach' Quartier für Deinen Schatz und ſeine Freunde, die wir mit Nächſtem nachſenden wollen. Es kommt die Zeit, wo wir aufräumen!“

Schaudernd ſchloß ſich die Gräfin näher an die Seite ihres Beſchützers.

Wie konnte Tony Wickye jetzt darauf antragen, daß man ihn entlaſſe! Er mußte die beiden Frauen nach Hauſe geleiten. Es war gar nicht anders denkbar.

An einem Hauſe unter den Linden hielt die Droſchke zum letzten Male. Tony Wickye hatte der Dame ſeinen Namen nennen müſſen. Von den vielen verwirrenden Ereigniſſen dieſer Nacht fühlte ſich der Schütze, deſſen Organiſation nicht die ſtärkſte war, heftig angegriffen.

9.

Idchen und Rindchen.

Es war in der That ſchon ziemlich lange her, daß das obere Stockwerk eines mäßig großen Hauſes, das in dieſem entlegenen Stadttheile lag, in welchem wir uns noch immer befinden, von zwei Damen bewohnt wurde, von denen die Eine ſich in einem Lockenkopf, ähnlich denen, die die kleinen Mädchen in der Penſion tragen, zeigte, die Andere ein glattgeſcheiteltes Haar trug mit irgend einer Blume, oder wenn die Jahreszeit die Blumen unwahrſcheinlich machte, mit einem bunten Bande verziert. In der Straße waren dieſe beiden Damen etwas ſehr Bekanntes. Der Apotheker beſann ſich, daß vor vierzehn Jahren, als er ſich eben ſeine erſte ſteife Halsbinde umband, und ſich ſeine erſte Porzellanpfeife mit dem Portrait der Fräulein Sonntag kaufte, daß ſchon damals der Lockenkopf und das glattgeſcheitelte

Haar gerade ſo und nicht um ein Haar anders exiſtirten, als eben jetzt, und ſeitdem war der Apotheker in die Reihen der ſeßhaften Bürger und Eigenthümer getreten. Die Beſitzerin der feinen Fleiſchwaarenhandlung links in der Seitengaſſe beſann ſich, daß vor zwanzig Jahren, als die Wiener Würſte zum erſten Male in Berlin erſchienen und ſich den Beifall der Kenner erwarben, daß damals, als ſie, ein junges wildes Ding in unbeſchreiblicher Unbeſonnenheit fortwährend roſenrothe Kleider trug, und immer wieder ſich Butterflecke darauf machte, daß damals ſchon der Lockenkopf und das geſcheitelte Haar gerade ſo exiſtirten wie jetzt, und ſeitdem hatte die Fleiſchhändlerin die roſenrothen Kleider — o wie lange ſchon — abgelegt, und hatte ſich und ihr Herz und ihre Wiener Würſte dem Geliebten ihrer Jugend geſchenkt. Es war etwas Unverwüſtliches mit dem Lockenkopf und dem geſcheitelten Haar.

Wer jedoch die Dinge nur äußerlich aufzufaſſen verſtand, der ahnete nicht, was im Innern dieſer ſauberen Zimmer mit den hellen Fenſterſcheiben und den glattgeputzten Tiſchen und Stühlen, mit den alten Stickereien und eingefügten verblaßten Bildern vorging. Welch ein Wunder von Schweſterliebe hier herrſchte, und wie viel Unſchuld und Lieblichkeit, und wie viel Zartheit und Rückſichtnahme, wie ſie nirgends anders in der Welt vorkam, hier täglich und ſtündlich, zu Tag und Nacht angewendet und verbraucht wurde. Die Schweſtern liebten ſich mit einer Friſche, einer Jugendlichkeit, einer — wenn man ſo ſagen darf — ſüßen Wildheit; — was alles gar nicht zu beſchreiben iſt, wenn man nicht will, daß gerade der Blumenſtaub von der Blume abgeſchüttelt werden ſoll.

Amenaïde und Clorinde hießen dieſe Schweſtern; aber ſie nannten ſich ſelbſt Idchen und Rindchen. Idchen war ſechsundvierzig Jahr alt, Rindchen, das kleine Ding mit dem Lockenkopfe, neununddreißig. Idchen war um das Anſtrengendſte bemüht, daß Rindchens unbeſchreiblich unerfahrenes und reines Gemüth auf keine Weiſe von den Dingen der Außenwelt verletzt wurde, und Rindchen dankte ihr dieſe Vorſorge durch eine ſo rührende, kindliche und aufopfernde Liebe, durch ein ſo ſtetes Hinlauſchen und Hinhorchen auf Idchens Athemzüge bei Tag wie bei Nacht, daß kein Schutzgeiſt eines Gedichts, kein Hüter in einer Romanze erſchütterndere Züge von Treue und Aufmerkſamkeit an den Tag zu legen im Stande war.

Die Schweſtern hatten jede ihr Lieblingsfenſter, an dem ſie ſaßen, und Idchen hatte oft geſagt, daß ſie ſich das ſchlechteſte ausgeſucht hätte, mit der minder lockendſten Ausſicht, aber es war nicht wahr. Rindchen freute ſich heimlich unbeſchreiblich, denn ſie hatte ſich das Fenſter mit noch geringerer Ausſicht ausgeſucht, und war verurtheilt, mit ihrer unendlichen Unſchuld im Herzen immerdar auf die getrockneten Häute zu blicken, die der Gerber ausgehängt hatte, während Idchen ein Fragment verdorrter Pappeln vor ſich hatte, und im Hintergrunde einen Laternenpfahl. —

Die Schweſtern ſaßen, jede an ihrem Fenſter, und erwarteten die Milchfrau, die um die Morgenſtunde immer kam und ihnen Neuigkeiten aus der Stadt brachte.

Es war ſtill im Zimmer; ein Morgenſtrahl drängte ſich durch die Zweige des Epheu's im Vorzimmer und trat in die Stube ein, gleichſam neugierig, um zu ſehen, was da geſchehe. Die Kanarienvögel ſangen laut. Die Portraits an der Wand hatten ein aufgewecktes und fröhliches Anſehen.

Rindchen ſprang auf, legte ihre Arbeit bei Seite und blieb, wie im Anſchauen ihrer Schweſter verſunken, mitten in der Stube ſtehen, das Lockenköpfchen geſenkt und die Hände in dem Schooß gefalten.

„Was giebt's Kind?“ fragte Idchen mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß ſie nicht mehr ganz feſt war, daß ſie ſchon die herannahende Rührung erſchütterte.

„Idchen, willſt Du glauben, daß es mir das Herz abpreßt, daß ich nicht ruhig ſchlummern kann, daß ich nicht eher meinen Frieden wieder haben werde, als bis ich Dir gebeichtet habe?“ — Und hiermit kam ſie näher, kniecte auf das Bänkchen zu den Füßen der Schweſter und ſah zu ihr hinauf — ſo ſeeleninnig! ſo fromm und rein!

Idchen kämpfte mit einer unbeſchreiblichen Rührung.

Rindchen hatte ihr Haupt tief geſenkt und ſprach halb flüſternd und faſt ängſtlich zögernd: „Ich habe meine Blumen heute begoſſen, während Du ſchlummerteſt, that ich's! O — nun ſei böſe! recht böſe — damit das arme Rindchen ihr ganzes Unrecht fühle.“

Aber Idchen nahm ſich feſt und verſtändig zuſammen. „Kind,“ ſagte ſie, „Du wußteſt, daß es unſere Abmachung war, daß ich Deine, Du meine Blumen begießen ſollteſt. Es war ein kleiner muthwilliger Scherz unſerer Liebe, wenn Du ſo willſt, allein ich will nicht leugnen, es lag eine gewiſſe Bedeutung darin. Eine Kinderei war es.“

„Gott, Gott! Idchen; ſprich nicht ſo. Es war ein Heiligthum unſerer Liebe! Ein Gottestempel.“

„Nein, ich bleibe dabei, eine Kinderei. Wir ſind eben noch Kinder. Ich hatte mir ausgedacht: Du willſt der Schweſter Blumen auf ihrem Lebenspfade pflegen, ſie die Deinigen! Siehſt Du nun, Engel, daß das eine reine, alberne Kinderei war.“

„Es war ein Vermächtniß und ein Abdruck!“ rief Rindchen; „ein Abdruck von Deiner reinen Seele, die ſo ſchön und unvergleichlich in ihrer Liebe iſt.“

„Kleine Unſchuld, willſt Du ſchweigen. Die Sache iſt abgemacht, und zur Strafe werde ich morgen und übermorgen, alſo zwei Tage nach einander Deine Blumen begießen und Deine Vögel füttern.“

Rindchen erhob ſich wie in troſtloſer Demuth über dieſes harte aber gerechte Strafurtheil. Die Schweſtern ſaßen nun wieder und arbeiteten.

Wieder war es ſtill; der Sonnenſtrahl guckte ſich im Zimmer umher, die Vögel ſangen.

Da ſprang Idchen auf und umarmte ihre Schweſter, und rief mit einer Stimme, der man ganz deutlich die erſtickten Thränen anhörte: „Engel, Engel! — böſer Engel!“

Und das Lockenköpſchen wandte ſich um, lächelte verklärt und flüſterte: „Bin ich das?“ Dann ſprang ſie im Zimmer hin und her und klopfte in die Hände und ſang:

Das Schäfchen auf der Weide
Hat Wolle weich wie Seide,
Und um den Hals ein rothes Band;
Frißt Brötchen aus der Kinderhand —

Mitten in dieſem anſpruchloſen Liedchen öffnete ſich die Thür, und eine Dame in einem gelben Hute, deſſen Wiederſchein die Kupferröthe des Geſichts mit einer Art Goldſchimmer überfärbte, trat ein, und nahm ſogleich, ermüdet, und nach einem flüchtigen Gruße, den Platz auf dem kleinen Sopha, über welchem die zufriedenen und vergnügten Portraits ſich befanden.

Die Schweſtern legten ihre Arbeit bei Seite, um ſich ganz den Nachrichten zu widmen, die Frau Carlinchen mitbrachte. Auf einige Zeit wurde jetzt die Zärtlichkeit und die Kindlichkeit bei Seite gethan.

„Nein, die Welt! die Welt!“ ſtöhnte die Frau. „Ich ſage, es iſt jetzt bald aller Tage Abend. Länger kann es mit Ehren nicht weiter gehen. Die Butike muß zugeſchloſſen werden.“

„Nun nun, was giebt's?“ fragten die Schweſtern. „Giebt's wieder Emeute auf den Straßen?“

„Wenn es das wäre! Ich bin eine brave Republikanerin, mir ſoll man nicht nachſagen, daß ich mich da widerſetzte, wenn die Nation aufſteht, aber nur nicht ſolche böſe Zucht! Ich ſage Ihnen, liebe Damen, die ganze Jägerſtraße hinunter ein Skandal! Die ganze Krauſenſtraße ein Skandal! — Die kleine Jacobsſtraße — ein Skandal! Vom erſten Hauſe bis zum letzten Familienzank! großer Tumult, Eheſcheidung, Verführung, Untreue! So iſt's noch nie geweſen. Meine Mutter hielt ſich einen Plan der Stadt, wo alle die Straßen roth bezeichnet waren, wo es einen fortwährenden Skandal gab, ich ſage Ihnen, meine Damen, jetzt kann ich meinen Plan nur getroſt ganz und gar in rothe Tunke ſtecken.“

Die beiden Schweſtern waren über dieſen Zuſtand der Stadt im höchſten Grade aufgeregt.

„Zuerſt komme ich in die Friedrichsſtraße. — Es iſt richtig: er hat Banquerott gemacht. Mein erſter Blick trifft auf den geſchloſſenen Laden. Die acht Kinderchen, die liebe Frau — es iſt gut! Am Bettelſtabe! Mein zweiter Blick fällt auf den Seidenladen: Ausverkauf! Alſo auch! Zehn Kinderchen — keine Mutter, aber dafür ein Geſchöpf, das ſechs Falbulos an ihrem Kleide trägt, und ächte Granaten in dem Ohrſchmuck. Es iſt gut: mir recht! rufe ich und koche ſchon vor Wuth. Da begegnet mir Die, nun, ich will ſie nicht nennen — ſieht mich nicht, grüßt mich nicht, iſt hochnäſig, hat einen Muff und einen neuen Mantel. Es iſt richtig, ſie hat ihren Mann betrogen, ſie hält ſich einen Liebhaber.“

„Aber lieber Engel!“ rief Idchen, „willſt Du nicht draußen nachſehen, ob Jemand an der Thür iſt, mir war es ſo, als klopfte es.“

Frau Carlinchen lachte laut auf: „Ach thun Sie doch nicht ſo!“ rief ſie. „Mir werden Sie doch nichts weiß machen! Das liebe Fräulein könnte ja meine Mutter ſein! Die kann alles hören!“

Die Schweſtern waren empört über dieſe Roheit der Nachbarin; allein ſie befanden ſich zu gleicher Zeit in einer zu ängſtlichen Spannung, die weiteren Nachrichten zu hören, um für's Erſte an ein Strafgericht zu denken. —

„Jetzt bieg' ich in die Franzöſiſche Straße, wer wandelt mir da entgegen? Die Wieſentroſt. Sie will mir anfangs von ihrem Sohne vorreden, von dem Jüngling, der bei der Thierarzneiſchule angeſtellt iſt, aber da ich mich für dieſes Kalb wenig intereſſire, bringe ich ſie raſch auf andere Gegenſtände, und da erfahre ich — Herr Gott, man möcht' die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen über dieſe Welt!“ —

Die beiden Schweſtern rückten wie auf ein Commando, ihre Stühle ganz dicht heran zur Nachbarin, ſo daß die ſechs ſpitzigen Kniee ſich einander berührten, und riefen: „Was denn? Nun, was denn?“

„Nun, es iſt richtig.“

„Was iſt richtig?“

Die Nachbarin warf ihr gelbes Hütchen mit einem kühnen Stoß in den Nacken zurück und rief: „Nun, es iſt die alte Geſchichte; ich hatte wieder einmal Recht. Alle Welt ruft: Wer hätte das von dem Manne gedacht! Eine oberſte Gerichtsperſon, ein Herr in ſo vornehmem Amte; ich aber ſagte ſchon damals: ſo ſtehen die Sachen mit dem Herrn Präſidenten. Doch nebenbei geſagt: Er iſt denn nun endlich ganz verrückt geworden.“

„Der Präſident?“

„Nein! der Apotheker.“

„Ach — was Sie ſagen!“

„Total! Man kann ihn nicht mehr bändigen. Er will auf die Straße. Hinaus unter Menſchen, weil er immer ſagt, der Teufel ſei hinter ihm drein, und wolle die Büchſe wieder haben, die er ihm zum Aufbewahren gegeben. Da hat ſich die Wieſentroſt wieder gut geſchnitten, ſie dachte an dem Banquerottirer noch ein Profitchen zu machen, und behielt das Ungethüm im Hauſe, anſtatt daß ſie ihn mit beiden

Fäuſten in die friſche Luft hätte ſetzen ſollen. Jetzt hat ſie ihn, nun rumort er in ihrem Hauſe, ſchreckt die Kunden weg, und keinen rothen Heller hat ſie von ihm. Das Kalb muß ihn noch pflegen. Aber ich komme von meinem Kapitel ab.“

„Ja, Sie wollten vom Präſidenten ſprechen!“ riefen die Schweſtern.

„Accurat. Doch eine Frage will ich mir noch erlauben. Kennen Sie, mein liebes Fräulein“ — dieſe Worte waren an Rindchen gerichtet — „den jetzigen Standpunkt in der Politik?“

„Was weiß die Kleine davon!“ rief Idchen. „Ich bitte, fragen Sie ſie nicht.“

In der That hatte der Lockenkopf ſich niedergeſenkt und die Hände im Schooß gefalten. „Nun, gleichviel,“ ſagte die Nachbarin: „wiſſen könnte ſie's, denn alt genug iſt ſie dazu. Ich ſage immer, wenn man mich fragt, haben Sie wieder die beiden Fräuleins bei den alten Häuten beſucht? Ja, ich beſuche ſie oft, denn ſchon als Kind kam ich in's Haus, und ſie haben mir Zuckerwerk gegeben. Damals lebte ihr Vater noch, der reiche Tabakshändler Ziebitz, der nur die einzige Albernheit hatte, daß er die wiltfremden Namen ſeinen Kindern beilegte, was damals etwas vorſtellen ſollte.“

„Idchen!“ rief Clorinde! „Man ſpricht von unſerm Vater!“ Die Schweſtern umarmten ſich. Frau Carlinchen ſchaute aus dem Fenſter und trommelte auf dem Tiſche, indem ſie in ihrem angeblichen Bericht weiter murmelte: „Durch das affectirte Schönthun und die Ziererei haben ſie auch nie Männer bekommen, und ſind nun mit der Zeit alte ſüße Zwiebeln geworden, bei deren Anblick Einem ſchon das Waſſer in die Augen tritt. — Doch,“ ſetzte ſie laut hinzu, „wieder auf den Präſidenten zu kommen, ſo hatte er ſchon als junges Aſſeſſorchen ein luſtiges Leben geführt, und das große Amt und die große Gage kam eben recht, um das Haus vom Keller bis zum Dachgiebel zu retten, das den Einſturz drohte. Mein Männchen aber wirthſchaftete wieder drauf los, und ſaß bald wieder ſo tief, wie er früher geſeſſen hatte. Man munkelte ſogar von Angriffen auf königliche Gelder, allein ich will nichts gehört haben; aber wahr iſt's; wenn nicht zum Glück die Demokratie gekommen wäre und die reiche Braut, ich hätte nicht einen faulen Fiſch um meinen ſaubern Herrn gegeben. Jetzt aber iſt er oben auf. Die ſchöne, reiche Braut, die Reden in der Kammer, das liebe gottloſe Weſen, das heutzutage ſo viel Geld einbringt, hat ihm brav die Rippen auswattirt. Mein Mann iſt jetzt ganz ſchmuck, trägt einen Bart wie ein Don Juan und geht keinem Menſchen aus dem Wege. Aber der Teufel iſt auch jetzt hinterher. Da wohnt nicht weit vom Schifferdamm ein Kind, achtzehn Jahr iſt's jetzt geworden — die, die wird dem Herrn Präſidenten das Leben noch ſauer machen. Die reiche Braut iſt hinter manche Dinge gekommen, und geſtern — ich ſage geſtern — iſt ſie mit der Wieſentroſt ſelbſt in der Wohnung des armen Wurms geweſen und hat daſſelbe nach Bethanien gebracht. Ich will nun ſehen, mit welcher Cabinetsrede der Herr Präſident dieſe Interpellation beantworten wird. He! ſind das nicht ſaubere Geſchichten?"

Beide Schweſtern legten wie verzweifelnd die gefalteten Hände in den Schooß und ſaßen da, wie zwei Madonnen, aber alte Madonnen, ohne Heiligenſcheine und Kinder.

„Ach! Himmel! ach Himmel!" ſtöhnte Amenaïde, und blickte zu Clorinde hinüber. „Du haſt doch nichts davon verſtanden, Kind! Es würde mich unendlich ſchmerzen, wenn Dein Zartgefühl, mein kleines Herzchen, beleidigt worden wäre. Die Welt iſt ſo ſchlimm."

Clorinde ſtand auf und umarmte die Schweſter. Frau Carlinchen nahm eine Priſe Tabak. „Sind das nicht Geſchichten?" wiederholte ſie triumphirend. „Wo würden Sie in Ihrer Einſamkeit bleiben, meine Fräuleins, wenn ich nicht wäre. Der Präſident ahnt nicht, daß ſeine Braut hinter ſeine Schliche gekommen iſt. Er iſt vergnügt und ruhig. Man hat es ihr ſchon längſt untern Fuß geſteckt, ſie hat's aber nie glauben wollen, ſo feſt verſichert war ſie von dem hohen Werthe des Mannes. Wir Weiber ſind darin närriſch. Wenn wir lieben, ſind wir ſchwach."

„Ich bitte Sie ernſtlich, liebe Freundin," ſagte Idchen, „ſprechen Sie in Gegenwart des Kindes nicht von dergleichen. Sie ſehen wie ſie leidet."

Der Lockenkopf hatte ſich tief auf die Bruſt geſenkt und ſaß unbeweglich.

Die Nachbarin ſprang wüthend auf: „Na, da hört alles auf!" rief ſie, ihren gelben Hut wieder geſchickt mit einem Wurf auffangend, „da muß ich doch ſehr bitten. Ich dachte nicht, daß ich in Geſellſchaft von Säuglingen wäre! Wahrhaftig, ich glaubte, ich ſpräche zu Perſonen, die da längſt wüßten, wo Bartel Moſt holt. Oho! ich will nur fort. Es wirbelt mir vor den Augen. Seht doch — immer wollen Sie doch etwas wiſſen, und peitſchen mich hierher, und wenn ich komme, machen Sie mir mit Ihren Redensarten und Geſichterſchneiden die Hölle heiß. Guten Morgen, guten Morgen; ich komme nicht mehr wieder.“

Die beiden Schweſtern ſchloſſen die Erzürnte ein und ſuchten ſie zu beruhigen; dann umarmten ſie ſich unter einander, indem ſie ſich, der Himmel weiß zum wie vielten Male, ewige Treue und Liebe ſchworen.

Frau Carlinchen hatte verſprechen müſſen, wiederzukommen, und noch recht viel Nachrichten zu bringen. „Wir dürfen dieſe Frau nicht erzürnen,“ ſagte Idchen zur Schweſter, „ſie zeigt uns immer wieder in lebendigen Beiſpielen, wie ſchlecht die Welt iſt und wie gut wir daran thun, uns von ihr fern zu halten, und uns zu lieben. Uebrigens ſei verſichert, Herzchen, ich ſtürbe auf der Stelle, wenn ich nur einen Tag, nur eine Stunde, was ſag' ich, nur den vierten Theil einer Secunde, Dich, mein ſilberweißes Schäfchen, den Blicken dieſer Männer ausgeſetzt ſähe, welche nichts Hohes und Reines achten. Du kannſt es glauben, man trüge mich als Leiche hinaus, wenn ich dergleichen erlebte! Schon der Gedanke daran, daß Deine Blumenfriſche von dem leiſeſten Stäubchen verunreinigt würde, machte mich auf der Stelle zur Leiche.“

„Sei ruhig,“ flüſterte das Lockenköpfchen, „ich gehe ja nicht in die Welt, ich gehe ja nicht von Deiner Seite! Gott, ſei nur ruhig!“ —

„Was wäre ich denn,“ rief Idchen, „wenn ich anders handelte? Bin ich nicht die Aeltere? Iſt mir nicht Dein wildes, ſtürmiſches Herzchen anvertraut? Wer ſoll denn darüber wachen, wenn ich nicht wachte?“

Und beide alte Mädchen ſetzten ſich an ihr frugales Mittagmahl.

Der Sonnenſchein hatte ſich bereits zurückgezogen, wie Jemand, der ſchon genugſam erfahren hat, wie es im Zimmer ausſieht, und dem man nichts Neues mehr ſagen kann.

10.

Das Arreſt-Lokal.

Friedrich Forſt war in einem Stübchen eingeſchloſſen, das vier Schritt in der Länge und dritthalb in der Breite hatte, und dabei nur ein kleines, hochgelegenes Fenſter beſaß, vor welchem Eiſenſtäbe prangten. Ein Bette hatte dieſes Zimmer nicht, nur eine Pritſche und weiter nichts, keinen Tiſch, keinen Stuhl. Seine Nahrung beſtand in Brot und Waſſer, am vierten Tage gab es etwas warme Brühe. Das war das Gefangenenzimmer eines Soldaten. Die ganze preußiſche Armee hat es unter obwaltenden Umſtänden nicht beſſer. In dieſen kleinen, dunkeln Zellen waren wilde, junge Herzen eingeſchloſſen, von denen einige ſo feſt und bieder waren, daß ſie ſpäter dem Vaterlande zur Ehre, ja zum Ruhme dienten; es waren nur die Verſehen des raſchen Blutes, die hierher geführt hatten, nicht die ſchweren, dunkeln Verbrechen, die der arme geſunkene Menſch nie ganz abbüßt, und die er nur hinter der dichten Decke von Erde dem Auge der irdiſchen Gerechtigkeit entzieht, nicht dieſe — die Jugend kennt dieſe Verbrechen ſelten, und wo ſie ſie kennt und ausübt, [illegible] hier nicht der Ort, ſie zu büßen. Aber dennoch! — arge Vögel waren hier eingeſperrt, das war nicht zu leugnen; unverbeſſerliche Wildfänge, kleine brutale Raufbolde von der gewiſſen Sorte, die nie Vernunft annimmt, und nie ſich mit den zahmen Geſetzen der Civiliſation vertraut macht, die daher in ewiger Wanderſchaft von einer Correctionsanſtalt zur andern ſind, und ihre heißblutige Jugend faſt ganz hinter kalten, feuchten Mauern und hinter kleinen, vergitterten Fenſtern verbringen. Von dieſer Gattung waren ſehr Viele hier, und es kamen immer noch mehr. Die große Stadt lieferte ihren Tribut.

Friedrich war der unſchuldigſte von allen, wenn man einen armen tauben Kanonier ausnimmt, der ein Kommando verabſäumt hatte, aus dem einfachen Grunde, weil er es nicht gehört hatte, was ihm aber die Vorgeſetzten nicht glauben wollten.

Friedrich hatte während der kurzen Zeit, daß ſie ſich ſahen, den armen blaſſen Jungen lieb gewonnen, und that alles Erdenkliche, um dieſe Liebe kund zu geben. Der Pommer konnte keine traurigen Geſichter ſehen, und hier waren deren ſo viele. Das machte ihm den Aufenthalt ſo qualvoll; ſonſt das Waſſer und Brot, die h[illegible] Britſche — über dieſe Dinge lachte er. „Ich [illegible]mal ſehen,“ rief er, „wer mich ſo hart betten kann, daß ich nicht ſchlafen könnte!“

Aber er ſchlief doch nicht; nicht der harten Britſche wegen, ſondern weil er ſich vorgenommen hatte, über zwei Dinge anhaltend und gründlich nachzudenken, und zum Nachdenken die ſtillen Nachtſtunden ganz beſonders geeignet waren. Das erſte dieſer Dinge war — wie nun alles werden würde! Ob man den König wieder beleidigen und ärgern werde, und in dem Fall war er entſchloſſen energiſch aufzutreten. Er, für ſeine Perſon ganz allein, wollte dem Dinge ein Ende machen. Daheim in ſeiner Vaterſtadt und in der Gegend waren Viele, die gerade ſo dachten. Sollte das ihm und ſeinen Freunden nicht gelingen, ſo hatte er eine dunkle Vorſtellung von einer heimlich geladenen Büchſe, die er auf den Boden ſetzte und in die Richtung ſeiner eigenen Stirn brachte. Aber wie geſagt, dies war nur eine dunkle Vorſtellung, denn gleich nebenbei fiel ihm das Grab ſeiner Mutter ein, und wie der Vater und die drei andern Brüder mit ihm zuſammen davor knieeten, an jenem Abende, wo er Abſchied nahm, wo die ganze weite Fläche umher in dem rothen Lichte des Abends ſchwamm. Der zweite Gegenſtand ſeines Nachdenkens war, wie Tony die ganze Sache mit der Gefangenſchaft und dem Billettauſch aufnehmen werde, und was er in dieſem Augenblicke wohl darüber dächte, und ob er etwa morgen, wo die Arreſtanten ihre Bekannten ſahen, kommen werde, um ihm ein freundliches Wort zu ſagen.

Die Vorſtellung, daß er kommen werde, und daß er das freundliche Wort — ganz gleich welches, ausſprechen werde, machte, daß Friedrich den Schlaf, der ſich ſchon genaht hatte — wieder viele Meilen weit von ſich wegſcheuchte.

Er ſtand auf von der Pritſche und ſtellte ſich dicht an die Wand, ſo daß er in der Nebenzelle gehört werden konnte, und pfiff raſch nach einander eine Menge Melodien, zum Theil heiterer, zum größern Theil ſchwermüthiger Natur.

Die Schritte in der Nebenzelle wurden immer weniger, je länger Friedrich pfiff, und je ausdrucksvoller er zu pfeifen ſich mühte. Der Kamerad, der dort eingeſperrt war, und der in ſeinem Verdruß und Kummer fortwährend auf und nieder rannte, wurde durch Friedrichs Pfeifen offenbar gezähmt. Er nahm Troſt an, und ſo wie Friedrich das merkte, konnte ihn nichts abhalten, die halben Nächte hindurch zu pfeifen. Beſonders war eine gewiſſe Polka dem Kameraden ſehr erwünſcht, und die Schritte hörten gleich auf und es wurde ganz ſtille nebenbei, wenn die erſten Tacte der Polka erklangen.

„Es iſt lächerlich!“ dachte Friedrich, „ich verſtehe nichts von Muſik, und doch gelingt es mir, dem armen Burſchen dadurch Freude zu machen. Ich will ihn mir mal morgen anſehen, wie er ausſieht.“ Und er ſah ſich ſeinen Nachbar an, als dieſer mit gekreuzten Armen im Hof herumſchritt, und es freute ihn zu ſehen, daß er lange nicht ſo finſter und wild ausſah, wie er ſich ihn gedacht.

Aber die dunkeln, einſamen Nächte nahmen kein Ende.

Und die noch viel einſameren Tage! O, es iſt etwas Entſetzliches für die Jugend, eingeſperrt zu ſein, und zu ſeinem Gefährten nichts anderes zu haben, als die Stille und das Dunkel. Es kommen die Gedanken und gehen, und ſie kommen wieder und gehen, und dies ewige Gehen und Kommen peinigt den Boden des Gehirns, daß es das Hin- und Herwandeln, ſo leiſe es auch geſchieht, zuletzt nicht mehr ertragen will. Die Seele lauſcht auf einen Ton von außen, auf ein bischen Farbe und Licht, das eine Neuigkeit ſein mag in dem furchtbaren Einerlei dieſer Stunden, von denen jede ganz gleich farblos und duftlos iſt. Friedrich hielt ſeine Hand auf der nackten Bruſt, und wollte die Schläge ſeines Herzens zählen, aber dieſes Klopfen langweilte ihn; er ſuchte nach ſeinem Puls, und konnte ihn nicht finden; die Beobachtungen, die er alſo an dem Blutlauf anſtellen, und durch die er ſich zugleich unterrichten und zerſtreuen wollte, mißlangen gänzlich.

Er dachte nun wieder an den König — und dies war gerade einer der Gedanken, die das Gehirn nicht mehr dulden wollte, weil er wie ein zudringlicher, unverſchämter Bettler immer wieder kam, und das Gehirn bereits alles, was es an vorräthigen Entſchlüſſen beſaß, hingegeben hatte. Daſſelbe war mit dem Gedanken an Tony eben ſo wenig etwas anzufangen im Stande.

Am längſten hielt noch der taube Kanonier und der nachbarliche Kamerad Stand.

Friedrich hatte zuletzt alle ſeine Polka's und Quadrillen angebracht, und wußte durchaus keine neuen. Die Tritte in der kleinen Nebenkammer wurden wieder ſehr ungeduldig.

Es kam eine unendlich lange Nacht, viel länger und um einen großen Theil dunkler als die vorhergehenden. Friedrich fühlte es ganz kalt zu ſeinem Herzen dringen; er lag ganz ſtill auf ſeinen Brettern. Der Nachbar tobte nebenbei. Alle Mittel waren abgenutzt.

Die Nacht, als ſie halb vorbei war, nahm einen neuen Anlauf, ſchöpfte neu Athem und fing ganz von vorn wieder an. Es war die widerſpenſtigſte, unverſchämteſte Nacht, die man je geſehen. Sie wollte nicht weichen. Friedrich lag mit wachen, groß aufgeriſſenen Augen auf der Pritſche und ſah in die Ecken hinein, wo die Kinder dieſer eigenſinnigen alten Nacht hockten und in ihren ſchwarzen ſchmutzigen Lumpen ſich flüſternd aneinander drängten. So kam es wenigſtens Friedrich vor; denn er hätte ſchwören mögen, daß in dem Winkel ſich etwas bewegte. Aber er war ſo abgeſpannt, und ſein Kopf, den er mit den beiden untergelegten Händen unterſtützte, ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er nicht daran dachte aufzuſtehen, um zu ſehen was es ſei. Dadurch wurden die nächtlichen Phantome ſo keck, daß ſie aus ihrem Winkel herauskamen und ſich dicht an die Pritſche ſtellten.

Friedrich ſah jetzt weg und in eine andere Ecke.

Da ſtand der Beſen des Wärters und ſah ganz wie ein kleiner, furchtſamer Greis aus, der ſich mit dünnem Rücken in den Winkel ſchmiegte.

Jetzt war es aber wieder ſtill — ſo ſtill, daß man das Abbröckeln am Gemäuer hören konnte, und wie ein wenig Kalk niederrieſelte. In dieſer Stille erhob ſich auf einmal ein Geſang, und der Gefangene vernahm die Worte:

> Es iſt das alte Preußenvolk nicht mehr!
> Es zankt und hadert, iſt in ſich nicht eins —
> Ein Theil zieht hierher — andrer dort hinaus. —
> Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr,
> Des Vaters Stolz iſt nicht mehr Sohnes Stolz,
> Und Bruder gegen Bruder zieht zur Wehr.
> O Preußenvolk, wenn nun der Feind ſich naht,
> So wirſt du fallen wie des Schnitters Saat! —

Dieſe Worte wurden immer wiederholt und es war, als wenn die Nacht mit allen ihren tauſend Ohren auf ſie lauſchte. Friedrich lauſchte auch, und jedes Wort ging auf eine wunderbare Weiſe in ſeine Seele ein. Der unbekannte Sänger zog ſeine Klage zuletzt ſo ſchwer und leiſe hinaus, als löſ'te er die Worte von einer lebensgefährlichen Wunde, die er nun verbluten laſſen wollte, damit ſie ihn tödte. Nie hatte die junge Seele des Soldaten ein ſolches tiefes menſchliches Leid, in Töne gekleidet, vernommen. Und der mitternächtliche Sänger ermüdete nicht, bis Friedrich das Lied auswendig wußte, und es ebenfalls herſagen konnte.

Es war eine ſchauerliche Nacht, und ein ſchauerliches Lied.

Und wenn Friedrich achtzig Jahre alt werden ſollte, er könnte dieſe Nacht und dieſes Lied nicht vergeſſen.

Das Licht des Morgens war jetzt doppelt Licht, weil es aus dem Boden dieſer finſtern, ewigen Nacht aufblühte, wie eine Lilie aus ganz ſchwarzem Erdreich.

Es war nicht möglich herauszubringen, wer der nächtliche Sänger war. Friedrich hätte willig ſein Blut tropfenweiſe ſich aus dem Herzen ſchöpfen laſſen, wenn er ihn geſehen! Nie hatte ein menſchliches Weſen noch ſo zu ihm geſprochen. Aber wie geſagt, er erforſchte es nicht. Die Kammer zur Rechten ſollte leer geweſen ſein. Wer hatte aber dann darin geſungen? —

Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr —
Des Vaters Stolz iſt nicht mehr Sohnes Stolz! —
O Preußenvolk, wenn nun der Feind ſich naht,
So wirſt du fallen wie des Schnitters Saat! —

Und wieder hatte Friedrich die dunkle Vorſtellung von der heimlich geladenen und nach der Stirn gerichteten Büchſe, die er mit der großen Zehe des rechten Fußes losdrückte.

Jetzt ſtieg es ihm wie Thränen in's Auge, und er warf ſich auf die Pritſche und rief: „Ich hab' ja Dich noch, Tony, und wir haben uns ewige Freundſchaft geſchworen bei Fridericia, und ich habe Dich ja noch, mein Vater, und ich hab' mit Dir zuſammen gekniet am Grabe der Mutter.

Da kam das Lied aber wieder und mordete gleichſam den Frieden, indem es ſo eintönig und ſo ſtill verzweifelnd rief:

O Preußenvolk, wenn nun der Feind ſich naht,
So wirſt du fallen wie des Schnitters Saat.

11.

Die Abendgeſellſchaft.

Der letzte Tag der Geſangenſchaft war gekommen, und draußen wartete Tony, um den Befreiten in Empfang zu nehmen und ihn zurück zu geleiten. Er ſtand etwas an der Mauer gelehnt, ſo daß ein Schatten ihn deckte, aber Friedrich's Auge hatte ihn ſogleich gefunden. Er ging auf ihn zu, und ſie ſchüttelten ſich die Hand. Um alle Schätze der Welt willen hätte Friedrich in dieſem Augenblicke nicht die leiſeſte Anſpielung ſich erlaubt. Er wußte, wie ſtolz der Neuſchateller war, und wie ſehr es ihm Mühe gekoſtet haben mußte, überhaupt hinzukommen.

„Ein recht ſchönes Wetter, Wickye" —

„Ja, aber heute Morgen war es neblig. Die Fenſter in der Unteroffizierſtube ſind neu eingeſetzt; und unſer Major iſt auf Urlaub."

„Das iſt ſehr merkwürdig, Wickye."

Sie gingen jetzt zuſammen an der Mauer hin; die Anderen waren etwas zurückgeblieben, da konnte Tony es doch nicht länger über's Herz bringen; er reichte halb von der Seite dem Kameraden die Hand und ſagte: „Ich danke Dir!“

Dem Pommer ſchnürte es die Bruſt zu, als er den ſtolzen Neuſchateller danken hörte: er konnte nichts weiter erwiedern, als: „Denk an Friedericia!“

Sie kamen in der Kaſerne an, und dort fand ſich ſchon ein Befehl des Lieutenants mit der großen Korbſammlung, daß Friedrich ſogleich zu ihm kommen ſolle. Friedrich wußte nicht, was der Lieutenant von ihm wolle; der Lieutenant wußte es eigentlich ſelbſt nicht, und war darum in einiger Verlegenheit.

„Kennen Sie die Gräfin Waldenſee?“

„Nein, Herr Lieutenant.“

„Nicht? I, wie iſt das möglich; Sie müſſen ſie kennen. Es iſt meine Couſine. Ich ſage nicht, daß Sie ſie deshalb kennen müſſen, weil ſie meine Couſine iſt. Verſtehen Sie mich?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Da erhalte ich eben einen Brief von ihr, in welchem ſie mir aufträgt, Sie zu dem heutigen Abend einzuladen.“

„Zu der Gräfin Waldenſee?“

„Ja, zu der Gräfin Waldenſee. Mich ſoll Der und Jener holen, wenn ich das begreife. Allein es iſt an der Richtigkeit der Einladung nicht zu zweifeln. Sie müſſen ſich alſo bereit machen hinzugehen. Man iſt zu neun Uhr eingeladen. Sie haben doch eine Civil-Kleidung?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Nun alſo — zu neun Uhr!" Der Schütze war entlaſſen und der Lieutenant drehte ſich dreimal auf dem Abſatz herum und rief: „Mich ſoll Der und Jener holen, wenn ich von den Tollheiten meiner Couſine diesmal nur das Mindeſte begreife. Sie macht zu Zeiten geniale Sprünge; ich beſitze auch einige Ueberſpanntheit in meinem Charakter, wenigſtens warf mir das die kleine Mimi vor, als Grund, weshalb ſie an meiner Seite nicht glücklich zu werden hoffte, allein diesmal weiß ich — und wenn ich mir den Kopf abſchlagen laſſe, nicht, wohin ſie hinaus will."

Tony beneidete Friedrich um dieſen Gang, aber er ſagte nichts.

„Was will ſie von mir?" ſagte Friedrich zu ſich ſelbſt, als er in den Bereich des hellen Scheines gelangte, den die erleuchteten Fenſter der Wohnung der Gräfin auf die Straße warfen. Er ging mit dem Strom der Gäſte die mit Teppichen belegte Treppe hinauf, und gelangte glücklich in das Empfangzimmer. Hier war es ſehr gefüllt mit geputzten Herren und Damen, die flüſternd und in einer warmen, wohlduftenden Atmoſphäre ſich hin und her bewegten. Das Gedränge wurde immer größer. Friedrich hatte eine Ecke am Kamin erobert und ſtand hier wie eingeklemmt. Niemand bemerkte ihn, alles hatte mit ſich und ſeinem nächſten Nachbar zu thun.

Jetzt, dachte der Schütze, jetzt wird die Gräfin auf mich zu kommen, um mir zu ſagen, was ſie von mir will. Aber keine Gräfin kam. Vielleicht kann ſie mich nicht ſehen, ich will mich auf die Fußſpitzen heben; ein anderes Signal kann ich ihr nicht geben. Er that es, aber es half nichts.

Nach einer Weile verzog ſich der Schwarm in die anſtoßenden Gemächer. Es kamen nur noch wenige Gäſte hinzu, und dieſe ſetzten gleich ihren Weg weiter fort. Um keinen Preis der Welt hätte Friedrich ſich ihnen anſchließen mögen. Er blieb in ſeiner Ecke.

Jetzt war das Zimmer ganz leer; aber in dem Saale wogte und rauſchte es. Friedrich war ſehr vergnügt: Die Gräfin hat nur abgewartet, daß ſie mich allein findet, um mir zu ſagen, was ſie von mir will! — Aber die Gräfin erſchien nicht. —

Ein Herr kam an, trat vor den Spiegel, ordnete ſeine Perrücke, die ein äußerſt kurz geſchnittenes, kaſtanienbraunes Haar darſtellte, und ging mit einem leichten ſchwebenden Gang in den Saal. Er hatte Friedrich keines Blickes gewürdigt.

Friedrich war nicht im mindeſten darüber beleidigt; aber er wollte nur wiſſen, was man von ihm wollte. Die Diener trugen Erfriſchungen in den Saal und wieder hinaus. Ein Glas Punſch wäre Friedrich ſehr willkommen geweſen, aber die Diener boten ihm nichts an; vielleicht ſahen ſie ihn gar nicht. —

Jetzt kam der Herr wieder und ordnete nochmals an der kleinen Perrücke. Friedrich ſah jetzt, daß der Herr alt war, und daß er ſich Mühe gab, jung zu erſcheinen. Mit jeder halben Stunde, die er im Saale zubrachte, wurde er immer um fünf Jahre jünger. Es mußten wunderbare Einflüſſe im Saale walten.

Eine Dame erſchien, die ein ungezogenes Kind mitbrachte. „Bleibe hier,“ ſagte ſie, „geh nicht in's Vorzimmer und komme mir auch nicht nach in den Saal.“ Aber kaum war die Dame fort, ſo wollte das Kind wo möglich zugleich in den Saal und in das Vorzimmer, von einem ſo unbändigen Geiſte des Ungehorſams war es beſeelt. Friedrich machte aus ſeiner Ecke heraus dieſem aufrühreriſchen Weſen Vorſtellungen. Kaum hatte die Dame bemerkt, daß Jemand ſich fand, der mit ihr die Laſten der Erziehung theilen wollte, als ſie den gutmüthigen Friedrich vollſtändig anſtellte nach dem Kinde zu ſehen.

Friedrich hatte jetzt etwas zu thun. Die Zeit wurde ihm weniger lang.

Im Saale unterhielt man ſich vortrefflich, aber im Vorzimmer war die Unterhaltung etwas eintönig. Immer dieſelben Verſuche des Kindes, in das Vorzimmer zu entſpringen, immer dieſelben Maaßregeln Friedrich's, dieſe Verſuche zu vereiteln.

Zwiſchendurch als Erheiterung kam der alte Herr, der den Spiegel nicht auf lange entbehren zu können ſchien. Er war jetzt ſchon ſo jugendlich, daß er eine Arie pfiff und mit einem Beine einen kleinen Pas auszuführen ſtrebte. Jetzt bemerkte er Friedrich und ſagte zu ihm, indem er ſein eingeklemmtes Augenglas aus der Augenhöhlung fallen ließ: „Mein Freund, wollen Sie mir einmal gütigſt helfen meine Kravate etwas feſter zuzuſchnüren?“

Friedrich that es ſehr gern. Durch dieſes Mittel ſchleuderte der Herr wieder eine Unſumme von Jahren von ſich ab. Sein kleines, verſchrumpftes Köpfchen glühte jetzt wie eine Roſe, aber ein ſchlimmer Stickhuſten befiel ihn, und er würgte auf eine traurige Weiſe, ſo daß Friedrich wieder zuſprang, um die Halsbinde zu löſen, allein der Herr hatte die Kriſe überſtanden und ging jetzt äußerſt raſch in den Saal.

Das Kind war unterdeſſen in den Vorſaal geſchlüpft.

Friedrich ſchoß hinterdrein. —

Endlich war der Abend zu Ende, die Gäſte entfernten ſich; Friedrich war der letzte, denn er hatte bis auf den gänzlichen Schluß der Geſellſchaft immer noch gewartet, daß die Gräfin ihm mittheilen ſollte, weshalb ſie ihn gerufen. Zuletzt war er überzeugt, die Gräfin habe ihn gebeten, um gewiſſen, von einer großen Geſellſchaft untrennbaren Verlegenheiten abzuhelfen. Er war auch ganz befriedigt in dem Bewußtſein, nützlich geweſen zu ſein. Aber er fühlte einigen Hunger und auch Durſt. Dabei war er müde, denn er hatte im Gefängniß ſchlecht geſchlafen. Eines machte ihm große Freude, er hatte die ſchöne Unbekannte wiedergeſehen, die er bei dem wahnſinnigen Apotheker zuerſt erblickte. Hier war ſie ihm doppelt ſchön erſchienen, denn ſie war glänzend geputzt und die Herren und Damen machten ihr fortwährend Verbeugungen.

Wie er durch die Nacht nach Hauſe ging, fiel ihm wieder das Lied aus dem Kerker ein. Es war, als lebte und webte es in der Luft und führe im nächtlichen Winde dahin, als klammerte es ſich an die hier und da noch hellen Fenſter und ſchaute zu den fröhlichen Leuten hinein mit einer Menge blaſſer Geſichter, eins immer über dem andern, und als verlöſchte davon der Glanz der Lichter und würde alles nun finſter und ſtill wie das Lied ſelbſt.

Der Lieutenant hatte mit ſeiner Couſine denſelben Abend noch einen Streit: „Warum haben Sie mir meinen Ritter nicht mitgebracht, Vetter?“ — „Aber mein Gott, Couſine, er war ja den ganzen Abend hier, Sie haben ihn aber keines Blickes, noch weniger eines Wortes gewürdigt!“ — „Unmöglich, Vetter. Ich hätte ihn, wenn er hier geweſen wäre, unter Hunderten herausgefunden!“ — „Wirklich! Unter Hunderten! Gleichwohl war er hier und Sie haben ihn nicht herausgefunden.“ — „Ich ſage Ihnen, das iſt rein unmöglich. Sie haben mir doch den Rechten herbeſchieden?“ — „Gewiß, Couſine. Sie ſchrieben mir, daß Sie den Namen gütigſt vergeſſen hätten, daß ich jedoch den Schützen mitbringen ſollte, der in der Nacht vom Sonntag bis zum Montag aus der Kaſerne ohne Urlaub weggeblieben. Nun, da iſt kein Anderer als Dieſer, den ich Ihnen heute mitgebracht.“

Die Gräfin verfiel in Nachdenken, und der Lieutenant ſagte zu ſich ſelbſt, indem er ſich entfernte: „Es iſt doch ein Unglück, eine geniale Couſine zu haben.“

12.

Der Mann des Geſetzes.

Wer ſitzt über Männerehre zu Gerichte?

Wir fragen, wer?

Iſt es die bewegte und ewig wechſelnde Meinung des Tages? Der Tumult der Stimmen, der verwirrend und betäubend über die Häupter der Kämpfer dahinfährt? Oder iſt es der Urtheilsſpruch der Nachwelt, dieſer kalte, ſtarre, mitleidsloſe Urtheilsſpruch, in dem kein lebendiges, pulſirendes Herz mehr ſchlägt, das durch keinen warmen wehenden Athem erſchüttert wird.

Wer ſpricht das Urtheil über Männerehre?

Weder jene lebendige, noch dieſe kalte Richterin. Beide können ſich täuſchen, beide ungerecht verdammen, beide ungerecht erheben.

Aber wer dann?

Das Herz! das eigene Herz in der Bruſt.

Nicht der Verſtand, denn er hält ſich an Sephismen, nicht das Gewiſſen, denn es kann zu einer ängſtlichen Höhe emporgetrieben werden, von wo aus es die irdiſchen Dinge nur in verwirrendem Maaßſtabe und undeutlich anſchaut. Aber in dem Herzen wohnt die Treue, und die Treue entſcheidet. Ihr verwandt iſt die Demuth, und die Demuth richtet! Wie köſtlich, wenn in einem Männerherzen Treue wohnt und Demuth richtet. O über alles köſtlich iſt ein ſolches Herz! Wenn die ſtolzen Stirnen in Staub ſinken, wenn die ängſtlichen Gewiſſen verzweifeln, ſo iſt das treue Herz da, das ausharrt bis an's Ende. Glaubt nicht, daß das Herz ſich irren läßt! Es wohnt eine Kraft der Ueberzeugung in der Treue, die über alle Gefahren ſiegt! Es wohnt eine Fülle des Urtheils in der Demuth, die den Verſtand der Verſtändigen zu Boden ſchlägt.

Ein treues, demüthiges Herz in der ſtarken, feſten Männerbruſt! Das iſt es, das entſcheidet über unſere Thaten.

Es iſt das Herz des Gerechten.

In der Verwirrung unſerer Tage fragt eine Stimme: Wie viele ſind ſolcher Gerechten da? Und die Antwort lautet: Ihre Häupter ſind gezählt. Eine ſtolze und kalte Philoſophie, die die Vergötterung des Menſchen predigt, hat aus dem Herzen die

Kraft genommen zu lieben, denn die Liebe iſt nichts anderes, als das Vergeſſen des eigenen Selbſt. Eine maaßloſe Genußſucht hat dem Verſtande ſeine Klarheit geraubt, denn der klare Verſtand überſieht alle Verhältniſſe und weiß, daß die Welt nicht vollkommen iſt, und endlich Beide zuſammen, der verfinſterte Verſtand und das liebeleere Herz haben das Urtheil getrübt. Und ſo ſehen wir die Maſſe jetzt blind hintreiben von ihren Führern, die ſie nicht zu führen wiſſen, bald hierhin, bald dorthin in die Irre geleitet. — —

Wir wollen hier das Bild eines Mannes aufſtellen, der ſich zu einem ſolchen Führer der Maſſe aufgeworfen hat.

Sonderbar; indem wir in ſein Zimmer treten, in welchem er noch in ſpäter Abendſtunde ſitzt und ſchreibt, fällt unſer Blick auf ein Bild an der Wand, das ſich unmittelbar in den Kreis der oben berührten Gedanken und Bilder ſtellt. Auf dieſem Bilde iſt eine Frau dargeſtellt, die in Lumpen dahergeht und auf ihrem Arme ein Kind trägt. Sie ſchützt dies arme Weſen mit den Reſten eines verſtümmelten Regenſchirms, den ſie dem Andrang des böſen Wetterſturms entgegenhält. Sie ſelbſt iſt dem Wüthen deſſelben bloßgeſtellt. Seht da — ein Bild der

Treue! Das Köſtlichſte und Herrlichſte, das Liebſte und mit Schmerzen Erkaufte, das ſoll heilig gehütet werden, mag dann der eigne Leib von der Unbill leiden, mag alles Schlimme über den Träger einbrechen, wenn nur das Getragene, der Schatz vor Gefahr geſchützt wird. — So handelt die Treue! Aber weiß der Mann, der unter dieſem bedeutſamen Bilde ſitzt, und deſſen Feder eben flüchtig über das Papier gleitet, weiß dieſer Mann von dieſer Treue etwas? Iſt er ein Hüter und Bewahrer des Schatzes, den man ihm anvertraut? Wir wollen ihn ſelbſt fragen, und wenn er auch Alle täuſcht, uns wird er nicht täuſchen.

Wie ſchön dieſes Geſicht iſt! Es richtet ſich eben auf. Obgleich nahe den Funfzigen, kann dieſer Mann doch noch als in ſeiner Blüthe ſtehend betrachtet werden. Seine Züge ſind kalt, aber ebenmäßig ſchön. Das Auge hat Glanz und Leben, die Stirn gewölbt, die Lippen in ſcharfen aber nicht ungefälligen Linien geſchnitten, der Wuchs groß und die Haltung aufrecht. —

Das Zimmer iſt elegant ausgeſtattet mit Sopha's und Polſterſtühlen, Tiſchen mit Teppichen, Geſtellen, auf denen Porzellan und ſilbernes Geräth prangt — Ehrenpokale darunter, von irgend einer Genoſſenſchaft dem freiſinnigen Kämpfer überſendet und hier prunkend ausgeſtellt; dann ſind noch einige Bilder da, die ſich hinter grünen Vorhängen verbergen. Der Mann des Tages iſt ein Prieſter des Genuſſes. Der Chef eines der erſten Gerichtshöfe des Landes bezieht ein anſehnliches Gehalt und lebt in Fülle. Der noch ſo wohl conſervirte Mann, der eine ſchöne, vornehme und reiche Braut hat, will ſich nicht in Räumen betreffen laſſen, die an die trockene und außer Mode gekommene Gelehrſamkeit und Einfachheit des Geſchäftsmannes erinnern; er iſt der Liebling der Menge, und dieſe liebt ein glänzendes Spielwerk. Zu dem iſt die Arbeit nicht immer erquickend, das Studium ſelten erfriſchend, die Gelehrſamkeit kleidet nicht Allen gut — deshalb Polſterſtühle, Spiegel, reiche Frühſtücke, ſchwelgeriſche Mahle und behagliche Abende! Es iſt der Mann, der in einer Stube ſo rieſenhaft, ſo genial arbeiten kann, wenn er will, daß er damit das Product eines jahrelang mühſam thätigen Pedanten niederſchlägt. Dies iſt auch eine Eigenſchaft des Mannes nach der Mode. Alles an dieſem Manne iſt intereſſant, iſt die Aufmerkſamkeit ſpannend, iſt überwältigend. Dies weiß der Mann, aber man darf ihn deshalb nicht für eitel halten. Wenn man ihn vergöttert, muß er's nicht dulden?

Giebt es ein Mittel, ſich der Menge zu entziehen, deren Gott man geworden iſt?

Erſt vor wenigen Tagen hatte er ſeinen Eintritt in die Kammer gefeiert. Von der Regierung verfolgt, mit ihr in offenem Zerwürfniß, erlebte er den Triumph, daß die ſelbe Regierung jetzt mit ihm über die Feſtſetzung der Verfaſſung unterhandelte. Er ſtand als ein gefürchteter Feind der Regierung da. Seine Partei hatte alle Mittel angewendet, ihn in die Kammer zu bringen, und ſie hatte geſiegt, nachdem ſie vorher die Kerkerthüren geſprengt hatte, hinter denen der Verfolgte auf wenige Tage geſchmachtet hatte. Es folgten jetzt Deputationen und Adreſſen in großer Haſt, und alle beglückwünſchten ihn, und den Adreſſen und Deputationen folgten ſilberne Pokale und goldene Lorbeerblätter. Der Mann der Oppoſition, der „Volksmann“ ſtand fertig da.

Aber die Revolution ſollte nicht ſtille ſtehen, ſie ſollte weiter gehen. Der Umſturz durfte nicht feiern, er mußte raſch gefördert werden. Die Partei gab zu verſtehen, daß wenn ſie jetzt das Ihrige gethan, es an ihrem Schützling ſei, das Seinige zu thun.

Der Präſident verſtand ſehr wohl die Winke, die man ihm gab.

Er hatte aber mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht mit den Schwierigkeiten, die ihm ſein Gewiſſen und ſeine Amtsehre in den Weg legten, über dieſe war er hinüber, aber die Zerrüttung ſeiner Kaſſe und die unangenehmen kleinen Verlegenheiten, die ſich auf dem Wege eines Mannes anſammeln, der gerne verbotene Pfade geht. Er hatte große Summen zum Theil an ſeine eigennützigen Wähler verſchwendet, ſeine eigenen Vergnügungen koſteten ihm nicht minder, und die reiche Braut konnte unmöglich jetzt ſchon zu einem Auskunftmittel in Finanzverlegenheit dienen. Zudem hatte der Präſident einen Sohn, der ihn befeindete, der unter dem Scheine der kindlichen Achtung ihm anfing den Gehorſam zu verweigern. Größere Operationen, zu denen Geld erfordert wurde, ſtanden bevor. Correſpondenzen gingen geheim, aber doch nicht ſo geheim, daß der Sohn, der ſeit einiger Zeit den Späher machte, nichts davon erfuhr. Anſehen und Credit waren beide in Gefahr, wenn es dem Präſidenten nicht gelang, raſch die Braut zur Frau zu machen und den Sohn zu beſeitigen.

Aber der Sohn war hartnäckiger und eigenwilliger wie jemals, und die Braut fing an Verdacht zu ſchöpfen und wurde kühl.

Die Gefahr wuchs mit jedem Tage.

Dabei hatte die Regierung einige tüchtige Talente gewonnen und in die Kammer gebracht. Auch hier alſo wurde die Gewohnheit zu ſiegen, jetzt etwas weniger ſicher. Die Regierung hatte eine impoſante Kraft entwickelt und begann ſich, nach langer Ohnmacht, wieder zu fühlen. Auch das war unangenehm.

Er hatte eben einen Brief beendet, in welchem er einen politiſchen Glaubensgenoſſen um ein ſtarkes Darlehn anging, indem er zugleich den exaltirten Hoffnungen des Briefempfängers ſchmeichelte und für die Partei goldne Berge verſprach. Nicht in der beſten Stimmung erhob er ſich jetzt, um ſeinem Diener zu klingeln, der ihm bei der Abendtoilette, um bei der Gräfin zu erſcheinen, behülflich ſein ſollte. Der Diener führte einen Mann herein und entfernte ſich wieder. Der eben Angelangte war einer von den geheimen Commiſſionären des Präſidenten. Er ſtattete Bericht ab über die Dinge, die unter der Hand betrieben wurden, und bei denen kein Name genannt wurde. Es waren Wühlereien gemeiner Art, ein Aufhetzen und Bearbeiten der armen und mißvergnügten Claſſen. Der Präſident hatte dieſes Feld nie ganz aufgegeben. Trotz der Wachſamkeit der Polizei und der wiedererwachten Thätigkeit der

Behörden, trotz deſſen, daß die ganze Stadt und der Umkreis derſelben militäriſcher Bewachung übergeben war, gingen dieſe Operationen ihren Weg fort. Es wurden Verſammlungen gehalten und unabläſſig Emiſſäre abgeſendet, die in den entfernteſten Vorſtadtſchenken den Saamen des Aufruhrs, die Hoffnung auf den doch gelingenden Umſturz bringen mußten. Schmähſchriften wurden gedruckt und vertheilt, Verdächtigungen aller Art, Berichte, wie groß und wie weit der Aufſtand ſchon überall verbreitet ſei. Dies nannte man „das Volk aufklären," und das aufgeklärte Volk wurde dann aufgefordert, ſeine Souveränetätsrechte geltend zu machen, das heißt Brand und Mord überall hinzutragen, wohin die Führer es für gut finden würden.

Nachdem der Bericht über dieſe Dinge abgethan war, kam der Commiſſionär auf das Verſchwinden eines gewiſſen Mädchens zu ſprechen, deſſen Schickſale wir ſchon dem Leſer mitgetheilt haben. Der Spion wußte nicht, wohin man die Kranke gebracht habe; er verſprach aber ſo bald als möglich darüber Auskunft zu geben. Der Bruder ſei verſchwunden und die Hütte leer.

Bringen Sie nur vor allen Dingen heraus, wer die Dame war, die das Mädchen fortgeſchafft hat.

Mit dieſem Auftrag entfernte ſich Jener, und der Präſident blieb zurück, unangenehm berührt durch dieſes neue myſteriöſe Ereigniß. Er brachte unwillkührlich mit dieſem Vorfall das entſchieden kühle und zurückhaltende Benehmen ſeiner Braut in Verbindung.

Aber wie ſollte ſie? — rief die innere Stimme lebhaft. — Ich weiß durchaus keinen Weg, der aus ihrem Cabinet in jene weitentlegene Hütte führte. Aber freilich, den heutigen Frauen iſt nichts unmöglich. Die vielen wohlthätigen Vereine, dieſe boshaften Störenfriede und Spielverderber unſrer Freuden, geben einen ſo willkommenen Vorwand, ſich in die geheimſten Hiſtörchen zu miſchen. Es könnte alſo ſein — nun, und wenn auch, ein Grund mehr meine Heirath zu beſchleunigen.

Ein Geheimer Obertribunals-Rath, der ſeinen Abſchied aus dem activen Dienſt genommen hatte, aber ſich noch immer lebhaft an dem Gange der Angelegenheiten betheiligte, trat ein. Es war ein Mann in weißem Haar, mit einer freundlichen und höflichen Miene. So unlieb ſein Erſcheinen dem Präſidenten auch in dieſem Augenblick war, er konnte ihn nicht abweiſen.

„Sie und ihre Freunde,“ hub der alte Mann an, „werden morgen, wie ich höre, der Kammer wichtige Vorlagen machen, namentlich über die neue Organiſation des Gerichtsweſens. Ich habe da Einiges mitgebracht, dieſen Gegenſtand betreffend, auf das ich Ihre Aufmerkſamkeit hinlenken möchte.“

Der Präſident nahm höflich lächelnd die Papiere und legte ſie auf den Tiſch.

Der alte Herr ſah ernſt und klug ſeinen Mann an.

Der Präſident, mehr um etwas zu ſagen, als weil ihm gerade dieſe Frage wichtig war, ſagte: „Sie gehören nicht zu meiner Partei.“

„Doch“ — entgegnete der Alte, indem er dazu ganz beſonders freundlich und klug ausſah. — „Ich mache ſchon ſeit vierzig Jahren Oppoſition.“

„Mein Himmel, ſo lange können Sie ja kaum dienen.“

„Gerade ſo lange. Ich mache Oppoſition ſo lange ich diene.“

„Ah —“

„Ja.“ Die großen, freundlichen Augen des alten Herrn ſchwammen in einem Meer von Runzeln. Er legte die abgemagerte Hand auf den Griff ſeines Stockes und blickte nun den Präſidenten an mit dem herzlichen Wohlgefallen, wie man ein ſchönes Gemälde anſieht.

Der Präſident wurde etwas befangen und verſicherte nochmals, daß er die Papiere beachten werde.

Der alte Herr rückte etwas näher und ſagte: „Ja, ſehen Sie, lieber Collega, wir Männer von der alten Richtung, die wir es treu mit unſerm Herrn und dem Lande meinen, wir machen Oppoſition unſer Leben lang.“

„Aber es fruchtete nichts?“ ſagte der Präſident etwas unhöflich.

Der Alte erhob das Haupt und ſagte: „Es ſollte eben Früchte tragen, als Sie kamen und uns um den Lohn einer faſt vierzigjährigen Arbeit brachten.“

„Wie verſteh' ich das? Mir ſcheint das ein Widerſpruch.“

„Es iſt keiner. Unſer altes, liebes Vaterland, dieſes ſchöne Land des Ruhms der Väter mußte umgeſtaltet werden; allein — um Gotteswillen nicht auf dieſem Wege. Die Redlichen im Lande, und vor Allen unſer guter König, ſind um ihr Theil betrogen worden. Die Aufgabe unſers Herrn, die heiligſte Aufgabe ſeines Lebens war, dem Volke die freiſinnige Verfaſſung zu geben, die ſchon der Vater verſprochen. Er war eben daran ſein Wort zu löſen, als dieſe ſchmutzige Emeute —“

„Herr — eine ſchmutzige Emeute, und ich nenne es eine ſiegreiche Revolution, einen großen Act der Geſchichte! Doch laſſen wir das!“

„Ja, laſſen wir das. Geſchehen iſt geſchehen. Den König, unſern Herrn, hat man um den Glanz und die Palme ſeines unſterblichen Unternehmens gebracht, und uns redliche Männer, wenn wir nicht ganz umſonſt wollen gelebt und gewirkt haben, zwingt man, mit offenkundigen Verräthern zuſammen in der Kammer zu ſitzen.“

Der Präſident ſprang auf und rief zornig: „Herr Geheimerath — ich kenne keinen Verräther in der Kammer.“

„Aber ich kenne welche!“ entgegnete der Alte, und ſeine Stimme klang ſanft, und ſein Auge glänzte wo möglich noch freundlicher als früher. Er ſah unverwandt den Präſidenten an, indem er fortfuhr: „Sehen Sie einmal, lieber College, zwiſchen Oppoſition machen und Oppoſition machen iſt ein Unterſchied. Sehen Sie mich an, ich bin auch ſo ein alter Junge von der Linken, ein unverbeſſerlicher alter Junge. Aber es lebt in mir ein ungeheurer Gedanke, ein Gedanke, der ſo rieſengroß und ſo rieſenmächtig iſt, daß dieſe Schultern ihn kaum zu tragen vermögen: Es iſt der Gedanke: An der preußiſchen Juſtiz kein Makel! Sehen Sie, lieber

College, eher die Welt zerſchmettern, eher den Altar berauben und das Allerheiligſte ſtehlen — nur an der preußiſchen Juſtiz kein Makel!“ —

„Ich muß geſtehen“ — hub der Präſident an.

„College!“ ſagte der Alte und griff nach deſſen Arm. „Wir leben nicht ewig. Was hinterlaſſen wir unſern Kindern? Schätze, die da Motten und Roſt verzehren? Pfui doch! nein. Wir hinterlaſſen ihnen unſer „Recht.“ Daß Einer ſein Lebtag ein treuer, gewiſſenhafter Richter geweſen iſt, kann für eine große Sache gelten; es kann aber Niemand ein treuer Richter ſein in einem Lande, wo das Recht nicht in ſeiner ganzen, vollen Glorie daſteht.“

„So will ich Ihnen mittheilen, verehrter College, daß unter dem vorigen Regime das Recht ſehr oft gebeugt worden iſt.“

„Wird zugeſtanden,“ entgegnete der Alte; „deshalb machte ich ja Oppoſition. Aber es war dennoch immer die alte preußiſche Juſtiz, die Juſtiz, die ſich einen guten Klang in der ganzen civiliſirten Welt erobert hat. Beim Volke war die Juſtiz in Ehren, jetzt aber iſt ſie's nicht mehr.“

„Der Beweis möchte Ihnen ſchwer fallen.“

„Im Gegentheil ſehr leicht. Sehen Sie, liebſter College, als Sie — faſt lauter Richter — damals zuſammenfaßten und die aufgelöſte Verſammlung ihrerſeits fortſetzten, als Sie in heimlicher, ſcheuer Berathung die Steuerverweigerung proclamirten, da wäre — wenn Sie im Recht geweſen wären, das ganze Land aufgeſtanden, um zu Ihnen zu ſtehen. Aber es ſtand nicht auf; Sie hatten ihr Spiel verloren, und nun hieß es: Die, die gegen ihren König, dem ſie den Eid geleiſtet, ſich verſchworen haben, die ſich das Wort gegeben, Aufruhr und Brand in alle Theile der Monarchie zu ſchleudern — dieſe ſind „Richter.“

„Aber mit Unrecht heißt es ſo! Das Volk iſt noch immer bei uns! Nur der rohen Gewalt ſind wir gewichen.“

„Lieber Collega, Sie täuſchen ſich. Wäre hinter Ihren Thaten wirklich das Volk geſtanden, was hätten dieſe zwanzigtauſend Mann Soldaten hier in der Hauptſtadt gefruchtet? Aber nur der Pöbel ſtand hinter Ihnen und ſteht noch hinter Ihnen.“ —

„Sie ſagen ja doch ſelbſt, auf friedlichem Wege ließe ſich keine Beſſerung hoffen?“ —

Der Alte erhob ſich, und die Rechte auf den Stock geſtützt, rief er: „Wie Herr! Wann hätte ich das geſagt? Wir gutes Preußenvolk ſollten die häßliche, ſchmutzige Pariſer Erfindung mit den Emeuten und Barrikaden nöthig haben? In unſerm klaren, deutſchen, ehrlichen Lande ſollte es jemals Brauch werden, daß das Volk mit ſeinem Fürſten ſo ſpitzbübiſch rechtete? O, Herr College, Sie könnten mich böſe machen! Man hätte uns nur machen laſſen ſollen. Die Alten mit den ſchlaffen und ſchlimmen Grundſätzen ſtarben aus, und eine junge Welt trat an die Reihe, eine gute, kräftige, junge Welt — ich habe einen Sohn darunter und auch Sie, Präſident — einen herrlichen Jungen. Sehen Sie, das iſt Jugend! Sie bemerken, ich rühme nicht nur das Alter, ich rühme auch die Jugend. Aber es giebt zweierlei Jugend heutzutage, die eine, die ihren braven Vätern ähnlich ſieht, die andere, die ihnen nicht ähnlich ſieht.“

„Was beweiſt das Alles?“ fragte der Präſident ungeduldig. „Wollen wir bei dem frühern Gegenſtand bleiben. Ich gehöre ſelbſt zu den Steuerverweigerern, ich ſage das mit Stolz, und ich bin dennoch vom Volke wieder zu den Kammern gewählt worden!“

„Nicht von dem Volke, von Ihrer Partei, Herr College. Das iſt ein großer Unterſchied. Sie können es noch lange ſo treiben; die franzöſiſche Mode läßt ſich noch lange fortſetzen; aber geben Sie

Acht — immer geht's nicht. Es kommt eine Zeit, wo das alte Mode iſt, ganz alte, ganz verachtete Mode. Und dann nehmen Sie ſich in Acht. Das Volk, mit dem Sie jetzt geſpielt haben, wirft Sie in die Plunderkammer. Herr College, es iſt ſehr bitter eine abgetragene Mode zu ſein, wenn man eben nichts als Mode war."

„Was ſoll ich denn nach allen dieſen Reden mit Ihren Schriften?" fragte der Präſident gereizt.

„Die Mißbräuche — die Mißbräuche" — entgegnete der Geheimerath.

„Alſo Sie geben zu, daß nur durch unſre Kammern der Weg zur Abhülfe möglich iſt?"

„Für's Erſte, ja; und wir müſſen uns Ihnen anſchließen. Unſer König hat dieſen Weg vorgezeichnet, und das Land hat eingeſtimmt. Aber nur für's Erſte. Es werden andere Zeiten kommen."

„Sie haben eine ſtarke Zuverſicht" —

„Ja, die habe ich. Ich gehe mit dieſer Zuverſicht in's Grab. Preußen bleibt groß. Die Zeiten der Schmach gehen vorüber."

„Rechnen Sie die jetzige dazu?"

„Ja." —

„So nehmen Sie Ihre Papiere zurück. Ich kann die Anſichten nicht bevorworten, die den Urſprung einer ſo entgegengeſetzten Meinung, wie die meinige iſt, haben.“

„Gut, gut, College, ſo werde ich meine Papiere einem Mitgliede der erſten Kammer übergeben.“

Der Präſident langte nach den Papieren: „Nein, nein!“ rief er. „Bleiben Sie an der Thür, an die Sie einmal angeklopft haben. Wir ſind mächtig; ich kann und will in jeder rechtlichen Oppoſition mitwirken. Mein patriotiſcher Ehrgeiz ſchreibt mir dies vor.“

Der Geheime Obertribunalsrath empfahl ſich.

13.

Vater und Sohn.

Mehr als alles Andere ärgerte den Präſidenten das, was der Alte über den Sohn geſagt hatte. Immer ſchärfer trat die Oppoſition des Letzteren gegen den Präſidenten hervor, dennoch war es noch nicht zu einem entſcheidenden Austauſch der Anſichten gekommen. Der heutige Abend war dazu beſtimmt. Der Präſident hatte nur kurze Zeit bei ſeiner Braut zugebracht; er hatte ſie kühler und zerſtreuter gefunden wie jemals, und darüber gekränkt, und dazu in Unwillen verſetzt, indem er den Sohn, den er nicht dort erwartete, bei der Dame antraf, kam er mit dieſem nach Hauſe, und es entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn.

Der junge Mann, der mit dem Vater die regelmäßig ſchönen Züge, aber durch einen gänzlich verſchiedenen Ausdruck belebt, gemein hatte, war wie immer ehrerbietig der Aufforderung gefolgt, in's Cabinet des Vaters einzutreten; die Thür wurde ſorgfältig geſchloſſen. Der Vater bot dem Sohne zu rauchen an, und Beide ließen ſich auf der rothſammetnen Couchette nieder, die in die Nähe des Kamins, in welchem ein verlöſchendes Feuer glimmte, geſchoben war.

„Wie geht's mit Deinen Arbeiten?“

„Leidlich.“

„Als ich in Deinen Jahren war, fehlte es mir nicht an Erwerb. Es iſt ſonderbar, daß gerade die abſolutiſtiſchen Miniſter des alten Syſtems mich beſchützten und mich auf den Platz brachten, wo ich jetzt ſtehe. Es iſt wahr, ich beſaß die Kunſt, meine Anſichten und Abſichten gut zu verhüllen. Dieſe Kunſt muß aber jeder Jünger der Themis ſich aneignen.“ —

Der Sohn erwiederte nichts.

„Die Freundſchaft dauert ſo lange ſie nützt. Ein praktiſcher Juriſt ſollte über ſeine Thüre ſchreiben: Alle Syſteme ſind gut, die dazu dienen uns in die Höhe zu bringen. Darin liegt unſere ganze Weisheit. Das abſolute Recht hat noch Niemand gefunden.“

Der Sohn ſchwieg.

„Doch das nebenher. Beſuchſt Du die hübſche Caroline noch?“

„Nein. Seitdem ich bemerkt habe, daß meine Beſuche ihrem Rufe ſchadeten und ſie gehindert haben würden eine vortheilhafte Heirath zu ſchließen, die ſich ihr gerade jetzt bietet.“

„Ah!“ rief der Vater lächelnd — „und Du haſt Deine Gründe, zu wünſchen, daß ſie bald heirathe.“

Der Sohn ſah ihn lange und forſchend an und ſagte dann: „Ich verſtehe Sie nicht, lieber Vater.“

Der Präſident lächelte und klopfte die Aſche von ſeiner Cigarre. „Man will mich nicht verſtehen, aber ich bin nicht anzuführen,“ murmelte er vor ſich hin. „Die Mutter iſt eine Närrin,“ ſagte er laut, „ſie hat mich ſelbſt gebeten, daß Du Deine Beſuche fortſetzen möchteſt.“

„Und das Mädchen hat mich gebeten,“ rief der Sohn, „ſie gegen ihre Mutter zu ſchützen.“

„Und Du gewährſt ihr dieſen Schutz gegen Deinen eigenen Vortheil?“ —

„Gegen die ganze Welt, wenn es ſein muß. Das Mädchen iſt ehrlich. Ich achte die weibliche Tugend.“

„Hm. Von etwas Anderm. Ich habe für Dich eine lohnende Arbeit. Du mußt Dich als Vertheidiger bei Gericht hervorthun. Das iſt etwas, was lohnt. Die Tribünen ſind gut beſetzt, die Zeitungen geben Berichte. Die Franzoſen haben dieſe öffentlichen Schauſpiele aufgebracht, und es iſt nicht zu leugnen, ſie fördern unſere Sache gewaltig. Die Menge hört prahlende Phraſen, und weiter will ſie nichts. Schon im vorigen Sommer wurde ein Individuum bemerkbar, das ſich durch die boshafteſten Pasquille auf die Perſon des Königs und das königliche Haus auszeichnete. Im Verein mit andern Schriften der Art waren dieſe Erzeugniſſe völlig geeignet, jede noch vorhandene Pietät für das Königshaus zu erſchüttern. Ich und meine Freunde hatten an dieſen Productionen unſere Freude; allein ſie wären verrauſcht in dem Strome der Zeit, und bald hätte Niemand mehr an ſie gedacht; deshalb veranſtaltete ich, daß die Verfaſſer jetzt gerichtlich belangt wurden. Man macht ihnen den Prozeß, und nachdem ſie zum Schein anfänglich verurtheilt werden, werden ſie ſpäter glänzend frei geſprochen. Auf dieſe Weiſe wird der ſogenannte Hochverrath ein Kinderſpiel und dient dazu, das Volk zu beluſtigen; zugleich aber auch haben dieſe jetzt ſo beliebten Prozeſſe den Zweck, jede Achtung vor dem alten Gerichtsweſen und vor dem, was früher als geſetzlich und als verboten galt, zu erſchüttern und die Begriffe zu verwirren. Das alles fördert uns. Wir bringen die alten Geſetze in den Verruf, daß ſie barbariſche und unnütze Inſtitutionen ſeien, völlig geeignet, die willkührliche Fürſtenmacht zu unterſtützen. Ein ſolcher Prozeß wird jetzt auftreten, und Du ſollſt den Vertheidiger jenes ſogenannten Hochverräthers machen."

„Liegt denn das Factum des Hochverraths offen da?" fragte der Sohn.

„Freilich! Ein jedes Kind kann's faſſen; allein um ſo mehr Ehre, die Sache ſo zu drehen, daß der Angeklagte unſchuldig und wohl noch dazu gar verdienſtlich ſei. Ein bekannter Sprecher hat bis jetzt das Spiel immer mit großem Gewinn getrieben; allein ich ſehe nicht ein, weshalb Du nicht auch einmal an die Reihe kommen ſollſt."

„Ich danke Ihnen, mein Vater, für Ihre Fürſorge."

Der Präſident lächelte befriedigt: „Ich habe damals," fuhr er fort, „um Dir nur die ganze Wahrheit zu geſtehen, damals ſelbſt die Schmähſchriften verfaßt und ſie unter dem Namen jenes unbedeutenden Menſchen, dem ich für gewiſſe Dienſte, die er mir bei den damaligen Volksverſammlungen leiſtete, Dank ſchuldig war, und der ſich damit etwas Gewiſſes erwarb, herausgegeben."

„Sie waren damals, ſo wie Sie es jetzt noch ſind — dem Könige durch ihren Eid verpflichtet, und Chef eines Gerichtshofes, das gerade ſolche Verbrechen zu verfolgen hat.“

„Ja!“ ſagte der Präſident verwundert. „Allerdings war ich das und bin es noch; allein was thut denn das zur Sache?“

Der Sohn ſchwieg.

Der Vater fuhr fort. „Es wird Dir manchen Scherz machen, die Vertheidigung zu führen. Ich werde dafür ſorgen, daß die Tribünen für den Tag recht ſtark beſetzt ſind. Was ſagſt Du dazu?“

„Ich werde,“ entgegnete der junge Mann mit einer leiſen Miene des Spottes um ſeinen wohlgeformten Mund, „den armen Schelm von jeder Strafe losſprechen, um dieſe Strafe dann auf das Haupt des wirklichen Verfaſſers der Schriften zu lenken.“

„Vortrefflich!“ rief der Präſident, indem er ſich laut lachend in die Polſter zurückwarf. „Der bin ich — Niemand anders als ich!“ Der Sohn ſah ihn lange und mit einem Blick an, in welchem ſich auf eine unheimliche Weiſe ein verächtlicher Zug miſchte. Er ſtand auf und wollte ſich entfernen. Der Vater ſagte, plötzlich zum Ernſt übergehend: „Was ſoll das ſein? Was iſt das? Es iſt nicht alles richtig zwiſchen uns. Du ſprichſt Dich nicht aus. Wenn wir uns nicht vertragen können, ſo wollen wir uns trennen. Ich heirathe, und wird es ohnedies ſchicklich ſein, daß Du für Dich wohnſt!“ Der Sohn machte eine zuſtimmende Verbeugung und näherte ſich wieder der Thür. Der Vater war auf's Höchſte gereizt. Er faßte ihn beim Arm und ſagte ſcharf: „Man antworte, wenn's beliebt. Was iſt Dir an mir nicht recht? Was entzweit uns?“ —

Es wäre zu einer heftigen Scene gekommen, wenn der Sohn jetzt geantwortet hätte; er bezwang ſich männlich und es gelang ihm, ſich vom Vater loszumachen, ohne ihm Rede zu ſtehen. Der Präſident blieb mit dem Bewußtſein zurück, daß er an ſeinem Sohne den aller hartnäckigſten Feind habe.

14.

Die Braut.

In dem großen, ſchönen, hellen Zimmer, das die Ausſicht auf die Linden hatte, unſtreitig einer der ſchönſten Plätze Berlins, ſaß die Gräfin Conſtance von Wallenſee, und noch im Morgenanzug weilend, beendete ſie eben einen Brief an ihre Jugendfreundin. Das Zimmer war, trotz der Eleganz, die in demſelben herrſchte, einfach zu nennen; der Schmuck war ſo angebracht, daß er ſich mehr verſteckte als prahlend hervortrat. Der Teppich, der den Fußboden bedeckte, war von feinem Stoffe, allein ohne jene glühende und bunte Farbenmiſchung, die auffällig wird, prächtig polirte Möbeln, aber von dunkelm Holze, Tiſchdecken von Braun und Grün, die Wand in einem tiefen Violet und daran wenige, aber gute und große Gemälde, ein mit den ſchönſten Blumenſtauden geſchmückter Korbtiſch am Fenſter, Vorhänge von ſchwerem Stoff — machten zuſammen einen für den Eintretenden wohlthuenden, aber nicht blendenden Eindruck. In dieſen Räumen voll Ruhe und Eleganz bewegte ſich die hohe, ſchlanke Geſtalt der Bewohnerin mit jener Anmuth der Formen, die eine in glücklichen Verhältniſſen aufgewachſene edle Exiſtenz bekunden. Die von den dunkeln Schattenfarben umſpielten Wandſpiegel gaben blendend im Lichte die in ſchneeweißen Mouſſelin gehüllte Geſtalt. Aus dem weichen Flor traten die zarten Hände, die eben jetzt den gefalteten Briefbogen hielten, mit großer Feinheit der Linien und der Bewegung hervor. Das ſchwere, dunkelblonde Haar war in ſo weit geordnet, als ſeine Fülle an die Wangen hin geglättet hinfloß, dann aber unter einem Spitzenhäubchen ſich verbarg. Den weißen Nacken mit ſeiner unbeſchreiblich anmuthigen Biegung umſchloß ein ſauber gefältelter kleiner Batiſtſtreifen.

Sie trat an's Fenſter, und einen flüchtigen Blick auf die Pendüle werfend, beſchäftigte ſie ſich wieder mit ihrem Briefe. Wir wollen über ihre Schulter hinüberblicken und den Schluß dieſes Schreibens leſen. Er lautete: „Was hätte ich auch für Anſprüche zu machen, Thereſe? Mein Vater war ein reicher Banquier; durch ſeinen Ehrgeiz veranlaßt, kam ich dazu in den Jahren, wo ſich das Herz und mit ihm das Urtheil noch nicht entwickelt hat, einem Manne, den ich nicht liebte, noch weniger achtete, meine Hand zu reichen. Dieſe Ehe, die für mich eine Prüfungs- und Läuterungsperiode war, trennte der Tod. Jetzt darf ich wählen, kein Anderer für mich. Kannſt Du Dich nun wundern, wenn ich meinen Geſchmack, meine individuellen Meinungen und Anſichten zu Rathe ziehe? Und doch! Du haſt ſehr wahr — all unſer Prüfen und Urtheilen ſchützt uns nicht vor einer Täuſchung. Wie grauſam wühlt dieſer Gedanke ſeit einigen Tagen in meinem Herzen. Sellndorf hat ſich mir als einen Mann gezeigt, der groß zu denken und kühn zu handeln fähig iſt. Ich habe von jeher Sympathie für derlei Naturen gehabt. Er übt einen Trotz und eine Keckheit gegen mich, die mir imponirt. Er reißt mich im Sturme mit ſich fort, und dieſer bedeutend ältere Mann als ich, hat mich bis jetzt ganz zu ſeinem Eigenthum gemacht. Ich ſage bis jetzt! Laß mich ſchweigen von dem, was Deine arme Conſtance ſeit wenigen Tagen leidet! Wie ſie mit ſich kämpft und wie ſie unglücklich iſt. Es wird vorübergehen. Meine edle Mutter erzog mich wahr gegen mich ſelbſt, wahr gegen Andere. Könnte ich mich und Andere täuſchen, ich wäre glücklicher —“

Der Brief wurde in ein Couvert geſchoben und mit einem Siegel verſehen. In dieſem Augenblicke öffnete der Diener die Thür und führte einen ſechsjährigen Knaben herein, der lebhaft auf die Gräfin zueilte. Es war der jüngſte Sohn des Präſidenten.

Der Knabe rief: „Papa kann heute nicht kommen, er iſt ſchon früh in die Sitzung gegangen, aber Bernhard wird kommen, wenn Du's erlaubſt." Die Gräfin neigte das Haupt. Der Tiſch wurde an's Fenſter geſchoben, und Conſtance fing an ihren Zeichenapparat auszulegen. Ein faſt ganz beendetes Portrait wurde ſichtbar, und der Knabe fragte, indem er ſich mit einer beſcheidenen und demüthigen Miene dem Tiſche näherte: „Darf ich ſehen?" Die Erlaubniß wurde ihm ertheilt und er rief: „Ach, das iſt ja Bernhard —"

„Nicht Bernhard," entgegnete die Gräfin erröthend, „es iſt Dein Vater."

„Ah, nun ſehe ich den Bart," rief das Kind — „aber der iſt ſo blaß. Wenn der Bart weg iſt, ſo wäre es Bernhard. Der häßliche, große Bart! Der Vater ſpielt ſchon ſeit ſechs Monaten Räuberhauptmann. Aber was wirſt Du nun für einen Rock machen? Den braunen oder den blauen Frack? Nur beileibe keine Orden! Der Papa hat geſagt, er wolle ſeine Orden aus dem Fenſter werfen.“

Die Gräfin erwiederte auf dieſes kindiſche Geplauder nichts, ſondern zeichnete.

Der Knabe ſchwang ſich mit einiger Mühe auf einen Stuhl neben dem Tiſch und ſchien die Abſicht zu haben, ſeine Mittheilungen noch recht weit auszuſpinnen. „Der Papa hat unſere große ſilberne Suppenſchüſſel wiederkommen laſſen, und eine Menge Löffel und Gabeln; der alte Anton bei uns ſagt, die Schüſſel wäre unterdeſſen auf Reiſen geweſen und hätte ſich die Welt angeſehen. Wozu eine ſolche Schüſſel das nöthig hat! — Der alte Vetter, der immer Sonntag bei uns ißt und immer ein Stück Pudding in die Taſche ſteckt, wird nicht mehr kommen; der Vater hat geſagt, er hätte ſolche alte, gebrechliche und gefräßige Verwandte nicht mehr nöthig. Der alte Vetter wird nun allein in ſeiner Dachſtube ſterben. Bernhard wird ihn aber dafür alle Sonntag beſuchen und ihm das Stück Pudding mitbringen.“

„Ich denke, Du wirſt doch auch zu ihm gehen?“ fragte die Gräfin.

„Ach nein! Wenn der Vater Dich heirathet und dann viel Geld hat und Miniſter wird, dann würde es ſich nicht ſchicken, wenn ich in die Dachſtuben hinaufliefe.“

„Bernhard denkt nicht ſo.“

„Ja, der Bruder iſt auch ganz verſchieden von uns; ich meine von mir und Papa. Wir erleben wenig Freude an ihm. Soll ich Dir erzählen, was neulich ſich zwiſchen Papa und dem Bruder begeben?“

„Nein, ich will nichts davon wiſſen.“

„Der alte Anton ſagt, ich wäre ein ächtes Berliner Kind, ich hätte vor Nichts in der Welt Reſpekt, ich hätte einen Mund für Zehn, aber wenn man mir nur etwas die Fuchtel zeigte, kröche ich zu Kreuze und leiſtete paſſiven Widerſtand.“

Die Gräfin lachte laut.

„Ja, ſo iſt's. Wirſt Du auch mich zeichnen, wenn ich einmal Dein Sohn bin? — Das könnteſt Du denn dort in Deinem Vorzimmer aufhängen, ſtatt der Prinzen und des Königs. Der Vater ſagt, dieſe albernen Portraits ärgerten ihn immer, wenn er herkäme, und an einem ſchönen Tage würde er ſie alle in's Feuer werfen! Es glaubt doch Niemand mehr daran. Um's Jahr haben wir Republik, und da bin ich und der Vater und Bernhard — alle geborne Prinzen. Wie will ich da wirthſchaften hier in

Berlin! Die Garden ſchicken wir ſogleich nach Petersburg und Sibirien, damit ſie da die Knute aufgezählt erhalten, die Barone und Grafen im Lande laſſen wir unſre Stiefel putzen und unſre Kleider ausklopfen. Haſt Du ſchon unſern Katechismus geſehen?“

„Nein.“

„Ich werde ihn Dir mitbringen. Der Vater und ſeine Freunde haben ihn drucken laſſen, und mir hat er zehn Exemplare geſchenkt, daß ich ſie in der Schule vertheilen ſoll. Auf dem Titelblatte ſteht ein ganz proprer Kerl, der haut Köpfe ab, daß es nur fliegt! Haſt Du nicht geſehen!“ —

„Ich will Deinen Katechismus nicht. Du ſollteſt in der Schule etwas Gutes lernen, damit Du einmal ein tüchtiger, braver Mann wirſt. Das iſt meine Meinung, lieber Felix.“

„Ach, nicht wahr, ich ſoll wohl in die Kirche gehen und Gebete plärren? Der Vater lacht darüber. — Nicht wahr, liebe ſchöne Mama, Du giebſt mir heute wieder ein Zweithalerſtück. Ich hab geſtern Knöchelchen geſpielt und alles verloren, was Du mir vorigen Sonntag gegeben.“

„Ich werde Dir das Zweithalerſtück geben, dann mußt Du Dich aber im Vorzimmer ruhig hinſetzen und

Bilder ſehen." — Der Knabe ging, und der Diener meldete einen jungen Mann vom Garde-Schützen-Bataillon. Tony Wickye trat ein. Die Gräfin wendete ſich nach ihm um. Die ſchlanke, in den glänzenden ſchwarzen Gürtel geſchnürte Geſtalt, das erröthende Geſicht, das in der vollen Schöne der Jugend prangte, machten ohne Zweifel auf die Empfängerin dieſes Beſuchs den günſtigſten Eindruck. Sie lud ihn ein näher zu treten, und mit freiem Anſtande folgte der junge Soldat dieſer Einladung.

„Nun, was bringen Sie mir, mein tapferer Begleiter?" fragte die Dame lächelnd.

„Zuerſt dieſes Taſchenbuch zurück," entgegnete der Gefragte. „Es enthält die Geldſumme unberührt, die Sie hineingelegt, zugleich einen kleinen, beſchriebenen Zettel. Ich mußte mich von dem Inhalt in Kenntniß ſetzen, um zu wiſſen, daß nichts fehle."

Die Gräfin nahm das Päckchen Caſſenſcheine und legte es bei Seite; dann öffnete ſie nochmals das Täſchchen und zog ein ſauber zuſammengefälteltes Papier heraus, das ſie flüchtig und erröthend betrachtete und es dann zu dem Gelde legte, indem ſie ſagte: „Ich habe nicht gewußt, daß dieſer Brief darin war. Sie haben ihn nicht geleſen?"

„Wie ſollt' ich?" ſagte der junge Mann, und eine Miene des Unwillens und der Beſchämung glitt über ſein Antlitz. „Was Sie mir anvertrauen, gnädige Frau, iſt mir heilig."

„Verzeihen Sie, es war auch eine müſſige Frage. Nun, und weshalb bringen Sie mir das Geld zurück?"

„Weil ich die Kranke nicht mehr in dem Krankenhauſe fand."

„Wie! Iſt's möglich! Wo iſt ſie denn geblieben?"

„Sie iſt fortgeſchafft worden. Geſtern Nachmittag. Ein Herr mit einem ärztlichen Zeugniß verſehen und ſonſt noch durch Papiere ſich legitimirend, hat die Kranke in einem Wagen abgeholt."

„Und die Oberin hat ſie ihm ohne Weiteres ausgeliefert."

„Sie geſteht, daß ſie geglaubt habe, dieſer Herr ſei von Ihnen abgeſendet."

„Wie kann ſie das glauben! Mein Himmel! Und wohin iſt die arme Todtkranke gebracht worden?"

„Das weiß man nicht. Das Kind iſt für's Erſte noch dageblieben."

„Wie, ein Kind?"

Der junge Schütze erröthete wie ein Mädchen, indem er der ſchönen Frau gegenüber, die ihn aufmerkſam und mit geſpannten Blicken anſah, herausſtotterte: „Sie iſt niedergekommen vor drei Tagen — das Kind iſt ſehr ſchwächlich; es wird nicht lange leben. Die Oberin wollte Ihnen das ausführlich ſchreiben, gnädigſte Frau. Mich wundert, daß ſie es nicht ſchon gethan hat.“

Die Gräfin ſchwieg verſtimmt und überraſcht. Sie wollte noch eine Frage thun, aber auf das peinlich verlegene Geſicht ihres Gaſtes blickend, unterließ ſie dieſe Frage.

Der Schütze erhob ſich. „Mein Auftrag iſt ausgerichtet,“ ſagte er, „ich darf nicht länger läſtig fallen.“

„Wollen Sie nicht bei mir ſpeiſen?“ ſagte die Gräfin mit großer Anmuth. „Sie finden ein paar Freunde, die viel gereiſ't ſind und auch in Ihrer Vaterſtadt ſich aufgehalten haben.“ Der Soldat dankte höflich und nahm die Einladung an. Die Gräfin ſtand auf, um aus einem Käſtchen etwas für ihren Zeichnentiſch zu nehmen; ſie ging dem Spiegel nicht vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerfen. Ihre Augen begegneten denen des jungen Schweizers, der ihr mit einem verklärten, aber dabei ehrerbietigen Ausdruck nachſchaute. Sie erröthete.

Er zog ſich zur Thür zurück. Noch einmal umſchauend fragte er: „Darf ich meinen Kameraden mitbringen?“

„Ich wollte Sie eben darum bitten.“ Tony Wickye entfernte ſich. Die Gräfin, als ſie ſich allein ſah, nahm jenes Billet nochmals zur Hand, und es an ihre Lippen ziehend, hauchte ſie einen flüchtigen Kuß darauf. „Das iſt das Einzige, was ich von ihm habe,“ flüſterte ſie; „wie unvorſichtig geh ich mit meinen Reichthümern um.“

Felix riß die Thür auf und rief: „Bernhard iſt da — darf er hereinkommen?“

Sie verſteckte raſch das Billet in ihr Arbeitskäſtchen, und jetzt winkte ſie dem Knaben bejahend zu. „Komm Du nur auch,“ ſetzte ſie hinzu, „ich höre Dich doch im Nebenzimmer poltern und ſingen und hab' keine Ruhe.“ Der Knabe ſtürmte mit ſeinem Bilderbuche hinein, und ihm folgte der Aſſeſſor.

Die Gräfin ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Er hielt ſie eine Weile in der ſeinigen. Dann wandte er ſich zum Bruder und ſagte: „Geh hinaus!“

„Oho! ich geh nicht! ich bleibe! Mama hat geſagt, daß ich hereinkommen ſoll.“

Bernhard ſah die Gräfin an mit einem flüchtigen, verdüſterten Blicke des Vorwurfs. Sie ſenkte die Augen. Es entſtand eine kleine Pauſe. Er ſetzte ſich auf den Stuhl an ihrem Zeichnentiſch nieder. „Ich bringe Ihnen die Bücher, die ich verſprochen,“ hub er an. „Sind Sie heute Abend zu Hauſe, und kann ich kommen und Ihnen vorleſen?“

„Es wird mir lieber ſein, wenn Sie heute Mittag kommen; Sie ſollen mir helfen die Berichte eines meiner gelehrten und weitgereiſten Verwandten ertragen. Für meine Schultern allein iſt dieſe große Gelehrſamkeit und Liebenswürdigkeit zu ſchwer.“

„Gut, ich werde Mittag kommen und auch Abend.“

„Erlaubt das Ihre Zeit?“

„O, Bernhard iſt ein fauler Arbeiter, ſagt der Vater,“ rief Felix vom Buche aus; „er thut nie das, was er ſoll. Und dann läuft er immer in allerlei Stadtwinkel, Gott weiß wohin. Geſtern zum Beiſpiel iſt er mit einer ganz fremden Perſon in der Louiſenſtraße umhergefahren, in der Nähe der Charité“ —

Conſtance fuhr ſichtlich zuſammen bei dieſen Worten.

Bernhard achtete des Geplauders nicht. Erſt als er die Gräfin zuſammenfahren ſah, fragte er raſch: „Was iſt Ihnen?“ Sie bezwang ſich und ſah ihn ruhig und lächelnd an. „So kommen Sie denn am Abend,“ ſagte ſie, „ich werde Sie erwarten. Sollte ſich Ihr Vater nicht bewogen fühlen, auch mit uns Theil an der Lektüre zu nehmen?“

Der junge Mann ſagte halb leiſe und mit einer vor innerer Erſchütterung ſchwankenden Stimme: „Sie wiſſen, wenn er kommt, ſo komme ich nicht. Und Conſtance, ich habe Ihnen ſo viel — ſo viel zu ſagen. Es ſind Dinge, die ich nur Ihnen, und zwar Ihnen allein mitzutheilen beabſichtige. Warum denn auf einmal das Mißtrauen? Was iſt geſchehen? Bin ich Ihnen nicht mehr das, was ich früher war?“

Die Gräfin antwortete eben ſo leiſe. „Früher brachten Sie mir Botſchaften von Ihrem Vater; ich mußte Ihnen wohl zu jeder Stunde und in jeder Stimmung Gehör geben. In letzter Zeit iſt nie mehr von Ihrem Vater zwiſchen uns die Rede geweſen.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete er, und eine tiefe Wolke des Unmuths verdüſterte ſeine Stirn; „und was ich Ihnen zu ſagen — das heißt von mir — zu ſagen habe, intereſſirt Sie nicht.“

Sie ſchwieg.

Er fuhr in demſelben gereizten und leiſen Tone fort: „Nun denn, ſo will ich mit Ihnen von meinem Vater ſprechen. Er hat mich aus ſeinem

Hauſe gewieſen. Es hat ein offener Bruch ſtattgefunden. Wenn Sie in dieſes Haus ziehen, werden Sie mich nicht mehr darin finden. Ich gehe, grenzenlos elend, in die Welt hinaus. Was aus mir wird, wen kümmert das?"

Sie ſah ihn mit einem Blicke des tiefſten Kummers und des lebhaften Vorwurfs an.

„Ja, ja, machen Sie mir nicht glauben, daß Sie für mich empfinden. Sie empfinden nichts. Niemand empfindet etwas für mich. Es iſt nur ein Glück, daß ein großer Gedanke, eine ſchöne und gewiſſe Zuverſicht mich aufrecht hält."

„Und die iſt?"

„Die feſte Treue an meinem Vaterlande und meinem Könige. Jetzt, da der Staat in Trümmer zu brechen droht, haben ich und meine Freunde ſich das Wort gegeben, unſer Leben ihm ohne allen Vorbehalt zu weihen. Wir wollen das Land unſerer Kindheit ſchützen gegen Verrath und Gemeinheit, das ſchöne Reich, das unſerer Seele die großen und heiligen Vorbilder des Ruhmes und der Vaterlandsliebe gab, ſoll, ehe es dem Feinde zum Raube wird, an unſerer Bruſt noch einen Schild finden. Ich gehöre einer Verbindung zu, die dieſe Grundſätze bekennt." —

Felix hatte ſein Bilderbuch verlaſſen, und auf den Zehen ſchleichend, näherte er ſich dem Tiſche und ſtrebte die leiſe geführte Unterredung zu erſpähen. Ein Blick der Gräfin, die ſich umſah, trieb den kleinen Spion raſch wieder zu ſeinem Platze zurück.

„Sie ſind ſo jung,“ hub die Gräfin an, „warum huldigen Sie nicht dem Aufſchwunge, der unſre ganze Jugend entflammt? Wer möchte jung ſein und heutzutage zurückbleiben.“

„Ich habe dieſem Aufſchwunge gehuldigt, aber ich huldige ihm nicht mehr. Ein ernſtes Nachdenken hat mir gezeigt, welcher Art die Freiheit iſt, die man den Völkern bietet. Es iſt der maaßloſe Ehrgeiz und die wilde Genußſucht der falſchen Führer, die uns in namenloſes Elend zu ſtürzen trachtet. Es iſt wahr, daß wir an den Sünden unſrer Väter tragen, allein wir thun ſelbſt nichts dazu, aus dieſen Sünden frei zu kommen. Wären wir ſelbſt edel und frei, wir wären würdig, der Welt die Freiheit und die Größe zu bringen. Ein Geſchlecht, ohne die Tugenden der großen Republikaner will Republiken gründen; ein Geſchlecht, das Demuth und Selbſtverleugnung verlacht, das nur in ſybaritiſchen Genüſſen leben will, ſpricht von Umgeſtaltung der Welt! — O, mich ergreift eine tiefe Verachtung gegen dieſes Geſchlecht, das ſich das junge, neue nennt. Die Welt war früher geknechtet, aber ſie wird es durch dieſe Freiheitsſchöpfer doppelt und dreifach werden.“ —

„Haben Sie Ihrem Vater dieſe Anſichten mitgetheilt?“ fragte die aufmerkſam Zuhörende.

„Er kennt ſie und verlacht ſie,“ ſagte der Sohn bitter. „Nach ſeinem Sinn repräſentirt er das junge Preußen, ich das alte. Er iſt ſtolz, daß hier der Vater jünger iſt als der Sohn. Ich könnte ihm beweiſen, daß es ein noch ganz junges Preußen giebt, das allerjüngſte, das offen geſteht, daß es die alte Treue anerkennt, in ihr nur das Heil ſucht.“

Felix that einen Freudenſprung und klopfte an die Scheiben des Fenſters, indem er rief: „Der Vater, der Vater! Da kommt er. Er hat ſich von der Sitzung frei gemacht.“

Conſtance erhob ſich, um dem Eintretenden entgegen zu gehen, der einige Papiere und Druckſchriften unterm Arm, eintrat. Er warf einen zornigen Blick auf den Sohn, der ſich neben dem jüngern Bruder an's Fenſter ſtellte. Nach einer kleinen Weile entfernten ſich die Brüder.

„Ich muß Sie bitten, theure Conſtance, daß Sie meinem Sohn keinen Zutritt weiter bei ſich geſtatten. Ich muß Sie recht ernſtlich darum bitten.“

Die Gräfin ſah ihn befremdet an.

„Ja, ja!“ rief er mit tönender Stimme, „das iſt meine Meinung, und ich will, daß man ſich danach richte.“

„Erlauben Sie, Heinrich!“ entgegnete die Gräfin mit einem kalten und gemeſſenen Tone, „daß ich für's Erſte noch meine volle Freiheit behalte und bei mir ſehe, wen ich ſehen will.“

„Es war nicht ſo gemeint,“ entgegnete der Präſident und küßte ihre Hand. „Sie haben ganz Recht mich zurückzuweiſen. Ich bin zu ungeſtüm in meiner Liebe.“

15.

Das Köpenicker Feld.

„Friedrich,“ ſagte Tony zu ſeinem Freunde, „die Gräſin Wallenſee läßt Dich einladen —“

„Ach — wahrhaftig! Nein, ich danke in der That! Wahrlich — ich danke. Soll ich wieder das Kind hüten und dem alten Herrn die Cravatte feſter ſchnüren? Sieh, liebſter Tony, ich bin, weiß Gott, aller Welt gern gefällig, aber dieſes wirſt Du nicht verlangen — gewiß, wenn Du irgend gerecht biſt, kannſt Du's nicht verlangen.“

Tony beſchwichtigte den Kameraden, indem er alles erklärte und die Gräſin entſchuldigte und ſagte, daß der Lieutenant Confuſion gemacht habe, allein der Pommer war nicht zu bewegen, an dem Mittageſſen Theil zu nehmen. „Ich gehöre nicht dahin,“ ſagte er; „Du biſt der Neuſchateller, der vornehme Schweizer, Du haſt Manieren wie ein Prinz, obgleich Du nur ein Uhrmacher biſt; allein ich bin meines Vaters Sohn, und in unſerm Hauſe geht man nicht bei Gräfinnen unter den Linden zu Mittag ſpeiſen. So etwas fällt gar nicht vor, und mein Alter würde ſchöne große Augen machen, wenn er's erführe. Junge, was haſt Du da zu ſuchen? würde er ſagen. Iß Dein Commisbrot und damit Baſta. Aber Du biſt der Neuſchateller.“

„Ich bin um kein Haar beſſer als Du. Und Du würdeſt mir einen Gefallen thun.“

Das Herz des Pommern wurde weich. Seine treuen braunen Augen richteten ſich mit einem eigenthümlichen Ausdruck demüthiger Bitte auf den Freund. „Neuſchateller,“ ſagte er, „bitte mich um etwas anderes! Sei ſo gefällig und ſage mir, daß ich nochmals zehn Tage für Dich im Loche ſitzen ſoll, ich gehe mit Freuden hin, aber erlaß mir das Mittageſſen! Tony, erlaß mir das. Ich will lieber auf einem Seile tanzen, als mit Vornehmen zu Mittag ſpeiſen. Sieh, ſo eine reelle Abneigung hab ich dagegen. Du kannſt ſagen, daß ich der Gräfin unendlich verbunden bin, und wenn ſie einmal einen guten Doppellauf oder eine ſimple Büchſe, die aber ihre vorſchriftsmäßige Zahl von Schritten trägt, nöthig hat, ſo ſoll ſie nur zu mir oder zu meinem Vater ſchicken. Du kannſt ihr auch die Karte meines Alten mitbringen. Der ganz neue Gewehrladen in Königsberg."

„Ich glaube nicht, Friedrich, daß die Gräfin jemals eine Büchſe nöthig haben wird, und deshalb wird ſie auch nicht wiſſen, was ſie mit der Karte Deines Alten anfangen ſoll. Deine Entſchuldigung will ich aber ausrichten." —

Und Tony ging allein zum Mittageſſen.

Wir wollen dem Leſer unterdeſſen berichten, wer der Mann war, der die Wöchnerin aus dem Hauſe, wohin die Gräfin ſie gebracht, entfernte. Wir müſſen die arme Gräfin über dieſes ihr noch ungelöſ'te Räthſel nachſinnen laſſen, und ſie dachte in der That ſehr lange und ſehr ſchmerzlich darüber nach. Wir können ſchon errathen, daß es der Präſident war. Er war es wirklich.

Wieder war eine ſo finſtere Nacht, daß die Schatten zu greifen waren, wieder ſtürmte und regnete es vom Himmel nieder, wieder blies es und tobte es über die Haide hin, und wieder kam der nächtliche Wind von der Gegend des Friedrichshains her. Eine einſame Droſchke irrte in der Einöde des Köpenicker Feldes umher und hatte Richtung und Weg verloren. Der Kutſcher hielt öfters, ſah ſich fluchend um und wurde eben ſo fluchend von den beiden Herren in der Droſchke zum Weiterfahren genöthigt. Es war ſchon ſpät, und die Bewohner dieſer einzeln verſtreuten Häuſer, die ſich in dieſer Einöde nothdürftig zu einer Straße zuſammengefunden hatten, ſchliefen bereits. Am Ende dieſer ungewiſſen und zweifelhaften Gaſſe, von der Niemand mit Gewißheit ſagen konnte, ob ſie in das offene Feld auslief, wozu ſie große Neigung zu haben ſchien, oder eine ſtädtiſche Häuſerſitte annehmend, in eine andere Straße ausmündete, ſtand ein einſamer Pfahl, auf deſſen Spitze eine unglückliche Laterne eben ihre letzten Anſtrengungen machte, um mit dem unerbittlichen Sturmwind um ihre Exiſtenz zu kämpfen. In der Nähe dieſes Leuchtthurms angelangt, hielt die Droſchke nochmals. Man vernahm ein lautes Sprechen und Rufen. Die beiden Herren ſtiegen aus dem Wagen, um Erkundigungen einzuziehen. Es war aber Niemand zu ſehen, dem die rufende Stimme angehörte. In dieſem Augenblicke flog ein blaſſer Schein der Laterne vorüber, eine menſchliche Geſtalt, und zwar ein Mann in einem kleinen flatternden, hellfarbigen Mantel. Aber kaum erblickt, war er auch wieder in der Finſterniß untergetaucht. Aber er kam wieder und ſchien bald engere, bald weitere Kreiſe wie eine rieſenhafte Motte um das Licht der Laterne zu ziehen. Und immer wieder hörte man ihn ſprechen und rufen, und die Stimme klang, wenn der Windſtoß ſie nicht gerade verſchluckte, wie hülferufend und klagend. Endlich ſank dies gehetzte Weſen am Laternenpfahl nieder und umſchloß dieſen mit beiden Armen.

Der Präſident und ein Arzt, denn dieſe waren die beiden nächtlichen Irrfahrer, geſellten ſich zu dem Manne und ſuchten ihm Rede abzugewinnen. Dies hielt ſchwer. Der ſcheue Blick, das Lachen und dann das irre Murmeln und das furchtſame Umſichblicken ließen erwarten, daß man von einem Trunkenen oder Geiſteskranken nicht die gewünſchte Auskunft werde erhalten können.

„Wer ſind Sie, Freund, und wie kommen Sie hierher?“ fragte der Präſident.

„Ich bitte Sie,“ entgegnete der Fremde, „mich in ihren Wagen zu nehmen; ich kann auf dieſe Weiſe meinem Verfolger entgehen.“

„Wer verfolgt Sie?“

Der Arme richtete ſich etwas in die Höhe und zeigte in die Gegend eines weißlich ſchimmernden Häuschens: „Sehen Sie! Dort! Er guckte eben hinter der Mauer hervor. Ich laufe in dieſer ſchlimmen Nacht ſchon mehre Stunden hier auf dem Felde herum, und immer iſt er mir hinterdrein.“

„Wer iſt's?"

„Ja, wenn ich das ſagen dürfte!" rief der Mann und ſchauerte zuſammen. „Sein Name verbrennt die Zunge, ſeine Berührung macht das Gebein verdorren, ſein Athem weht alle Kraft hinweg. Und ich bin ihm verfallen! Ich!" —

„Was will er von Ihnen?"

„Dies!"

Und der Verfolgte zeigte auf eine mäßig hohe Glasbüchſe, wie ſie in den Apotheken zu finden ſind; er hielt ſie ſorgſam unter dem Mäntelchen verſteckt.

„Was haben Sie darin?" fragte der Präſident weiter.

„Was ich darin habe?" rief Jener und zitterte wie ein Strohhalm im Sturme. „Das iſt's ja eben! Das Unglück der Welt hab' ich darin. Etwas davon iſt heraus, aber noch nicht Alles! Das meiſte iſt noch darin. Aber viel — viel Unglück iſt heraus und überfluthete unſere Stadt. Viele tauſend, tauſend kleine, behende, ſchwarze Geſtalten, die in jeder Sekunde wuchſen und endlich Menſchen wurden wie wir, von denen Niemand wußte, wo ſie hergekommen. Ich wußte es. Aus der Büchſe meines teufliſchen Collegen, des hölliſchen Apothekers, waren ſie hervorgekommen. Und ich, der ungetreue, ſchlechte

Sohn, der den Vater in die Grube gebracht, ich war dazu auserleſen, die Büchſe in Verwahrung zu nehmen. O die Miſſethat der Väter wird an den Söhnen beſtraft! Unſere Söhne werden uns richten und über uns den Stab brechen.“

Der Präſident fühlte ein Zucken durch ſein ganzes Weſen, als er dieſe Worte ſo plötzlich, ſo ſeltſam, ſo unerwartet vernahm. „Das iſt Unſinn,“ rief er, „Ihr ſeid irre an Geiſt, Ihr müßt in das Krankenhaus dort gebracht werden.“

„Ja, bringen Sie mich dahin!“ bat flüſternd der Arme, indem er auf den Knieen zu dem, der ihn zu retten verſprach, hinrutſchte. „Ich werde dann zu Menſchen kommen, und mein Verfolger wird weichen.“

Der Präſident ſah ſeinen Begleiter fragend an: „Ich will es verantworten,“ entgegnete dieſer. „Dem Armen muß geholfen werden. Er könnte in dieſem Zuſtande, in dem er ſich befindet, hier in der kalten, ſtürmiſchen Nacht ſein Ende finden.“

Herr Eichenpauer, denn der Leſer wird bereits errathen haben, daß er es war, fand einen Platz in der Troſchke. Zum Glück fanden ſich ein paar Leute mit Handwerksgeräth, die des Weges kamen, und mit ihrer Hülfe wurde endlich der rechte Weg, der zum Ziele führte, eingeſchlagen.

In ihrer Pförtnerinloge ſaß Frau Plümecke, das Haupt auf die Hand geſtützt, und lauſchte wieder dem Liede des Sturmwindes. Es waren die alten, bekannten, unheimlichen Stimmen, die wieder um die Giebelſpitzen des Krankenhauſes ſich umtrieben und die Phantaſie der Wittwe in eine fieberhafte Thätigkeit verſetzten. Man hatte heute zwei Todte hinausgetragen, und einer dieſer Todten hatte in ſeinen letzten Lebensaugenblicken das Verſprechen gegeben, wieder zu kommen und wo möglich noch einige todte Kameraden mitbringen zu wollen, und zwar aus keiner andern Urſache, als um einen verſilberten alten Meſſinglöffel zu fordern, der angeblicher Weiſe in dem Hauſe verloren worden. Das ganze abergläubiſche Perſonal der Krankenſtuben war durch dieſe unverſchämte Drohung in Entſetzen und Angſt verſetzt worden, und heute war die erſte Nacht, die der Todte außerhalb der Mauern des Hauſes, das ihn ſo lange gaſtlich gepflegt hatte, zubrachte. Welch eine fürchterliche Stelle, Portier zu ſein, wenn ſolche Gäſte ſich angemeldet haben! Frau Plümecke verwünſchte ihr Geſchick. Das Krankenhaus und alles, was darin war, und weit mehr noch das, was hinausgebracht war, verurſachte ihr Ekel und Verdruß. Sie hätte unter ſo bewandten Umſtänden den niedrigſten und demüthigendſten Dienſt in der Stadt angenommen.

Allein es war nicht zu ändern.

Es brauſ'te und ſauſ'te in der Luft. Frau Plümecke getraute ſich nicht an das Fenſter zu gehen, das in dieſer Nacht ganz beſonders groß und dunkel ihr erſchien. Wozu ſo große, ſchöne Fenſter, wenn man doch nichts zu ſehen hat, höchſtens ein ödes, leeres Feld.

Ob der Todte wohl die Klingel ziehen werde? Es war ganz wohl denkbar, daß er dies nicht thun werde, ſondern, wie die übrigen Geſpenſter, durch's Schlüſſelloch ſchlüpfen werde, um dann auf einmal da zu ſein in ſeiner ganzen ekelhaften Schönheit, in ſeinen vergelbten Grabtüchern, in ſeinem alten durchlöcherten ſeidenen Schnupftuch um das Haupt gebunden, unter dem die Augen hervorſahen, deren Lider er nicht recht öffnen konnte, wie Leute, die eben aus dem Bette kommen und den Schlaf noch nicht recht überwinden können. Und wenn er nun vollends den Mund öffnen würde mit den großen, langen, gelben Zähnen, um nach dem verſilberten Löffel zu fragen, und wenn dann alle, die mit ihm gekommen, ebenfalls die längſt geſchloſſenen Lippen öffneten, und alle zuſammen in einem ſchauerlichen Tone nach dem Löffel fragten — ah, was wollte dann die arme Pförtnerin ſagen? Sie mußte nothwendig umkommen und gleich todt ſich hinſtürzen vor Schrecken.

Horch — da zog es an der Klingel! — —

Die Pförtnerin war mehr todt als lebendig. Um aller Schätze in der Welt willen hätte ſie jetzt nicht auf den Tritt treten mögen, der die Thür öffnete. Sie rannte hinaus — und im Vorſaal klingelte es wieder, und ganz deutlich und laut.

Da öffnete ſich aber die Thüre Nro. 9., und ein Licht, und dann eine Hand, die es trug, und endlich der Körper, dem die Hand gehörte, kam zum Vorſchein. Und das runde Geſicht von Nro. 9. ſelbſt, und zwar in der Nachthaube, guckte über das Treppengeländer.

„Um Gotteswillen, Belzig! kommen Sie herunter. Ich ſterbe vor Angſt. Es hat geklingelt. Ich mache nicht auf, partout nicht! Der Pieſke ſteht davor.“ —

„Ach Gott, liebſte Plümecke! Haben Sie wieder ſolche Gedanken von den armen unſchuldigen Würmern in der Luft, die an den goldenen Knöpfen ſaugen, Sie wiſſen, daß mein verwittwetes Herz das nicht hören kann.“

„Ach, nicht doch — Belzig! Ich rede eben von Pieſke und von dem Löffel, den er zu ſuchen kommt.“

Jetzt klingelte es ſo heftig, und es rief draußen mit ſo vernehmlichen Stimmen, daß die Pförtnerin in ihre Loge flog und verzweifelnd den Tritt bearbeitete. Die Männer kamen jetzt herein, und der Arzt verlangte nach dem Oberarzt der Anſtalt.

Die beiden Frauen machten tiefe und demüthige Verbeugungen. „Ach, ſind Sie es, Herr Doctor,“ hub die Pförtnerin an. „Entſchuldigen Sie gütigſt, ich war in Nacht und Einſamkeit etwas eingeduſelt.“ Die Drei verfügten ſich in das Zimmer des Arztes, der ſelbſt nicht zu Hauſe war, deſſen Famulus und zugleich Diener die Beſtellungen entgegennahm. Eſchenpauer erhielt ein Zimmer und wurde halb ohnmächtig von den Anſtrengungen der Nacht in's Bette gebracht. Die Wöchnerin, die, obgleich noch ſchwach, doch ſchon als hergeſtellt betrachtet werden konnte, erhielt nach den vorhergegangenen üblichen An- und Abmeldungen bei der Oberin die Erlaubniß, das Haus zu verlaſſen.

Die Klingeln waren wieder ſtark in Bewegung.

Der Präſident hatte ſeinen Namen nicht genannt. Er war auch von Niemand erkannt worden; der Arzt hatte für alle Fälle vorher geſorgt. Die Droſchke mit der Geneſenen und den beiden Herren entfernte ſich wieder in Dunkel und Nacht, wie ſie gekommen war.

Die andern Kranken erfuhren nicht, ob eine Geneſene oder eine Leiche das Haus verlaſſe. Sie vermutheten aber das Letztere, und die, die ſelbſt an ihr Aufkommen verzweifelten, hörten in den Tönen des Sturmwindes die Stimme des unerbittlichen Feindes alles Lebenden, der auch ihnen rief und ſie aufforderte, ſich an den langen, blaſſen Zug zu ſchließen, der aus den Thoren volkreicher Städte klanglos und leiſe hervordrang und ſich in die weit hingedehnten Todtenfelder verlor, wo jeder Schatten in die ihm beſtimmte Grube verſank.

Es war eine Nacht, wo wiederum der arme Staub, der ſich zu einem ſo eiteln und vergänglichen Bilde zuſammengefügt hatte, von dem lebendigen Gedanken ſeines Urſprungs durchſchüttert wurde, und in den Schooß der Erde, aus der er genommen, ſich hineingedrängt fühlte. —

Und doch gab es Herzen, denen die freudloſe Ruhe der Todten erwünſcht erſchien, wenn ſie an das ſtete und qualvolle Herumtreiben in der Irre der Lebendigen dachten. Es gab Augen, die da wünſchten ſich ewig zu ſchließen, wenn ſie an andere kalte, grauſame und feindliche Augen dachten, die ewig mit tückiſcher Schärfe auf ſie geſpannt ruhten, und nicht ablaſſen, und ſich nicht wegwenden, und ſich nicht ſchließen wollten! Endlich gab es Hände, die ſich unabläſſig falteten zum ängſtlichen, krampfhaften Gebet, und keine Ruhe, keinen Frieden erringen konnten, und die willig mit jenen Händen hätten tauſchen mögen, die im ſtillen Sarge in Staub zerfielen. —

Aber über Alle hin tönt die Stimme, der die Entſcheidung gegeben iſt, und die nie voreilig ruft und nie widerruft.

16.

Das Geſpräch um Mitternacht.

„Clorindchen, meine arme Kleine, weißt Du auch, daß ich über unſre Bodenkammer verfügt habe? Du ſchlummerteſt ſo ſüß und ruhig, ich wollte — und wenn man mich mit Neſſeln dazu gepeitſcht hätte, Deine Ruhe nicht ſtören, um Dich um Deine Zuſtimmung zu fragen. Wie Du lagſt, mein Kind, mit den unſchuldigen, gerötheten Wangen, dem Lockenköpfchen — weiß Gott, ich war eine Närrin! Denn ich konnte es ja bei Deinem Wachen bequemer haben, aber ich raubte Dir einen Kuß.“

Rindchen fragte, wem das Zimmer auf dem Boden eingeräumt worden.

„Das geht nicht ſo ſchnell mit der Antwort, kleiner Naſeweis,“ entgegnete Amenaïde. „Wenn Du nicht ſo ein „Kiek in die Welt“ wäreſt, ſo wüßteſt Du, daß wir von den Zeiten unſeres Vaters gewiſſen Leuten einige Rückſichten ſchuldig ſind. Aber davon ſchwatze ich vergeblich! Du weißt nichts, Strudelköpfchen; was geht Dich die rohe, wilde Welt an? Bin ich nicht da, um Dich auch nicht durch die kleinſte Spalte hineingucken zu laſſen.“

Clorinde hatte ſich *wieder* auf die Fußbank niedergelaſſen, und das Köpfchen auf die linke Seite geneigt, ſah ſie ſchalkhaft und bittend zur Schweſter auf: „Bitte, was iſt's!“ rief ſie, „laß Dein armes Mäuschen nicht ſo lange ſchmachten.“

Amenaïde fuhr ſich mit dem Tuch über die Augen und ſagte: „Als der Vater ſtarb, war ich fünfundzwanzig Jahr alt, und Du — ein ſo ganz — ganz kleines Schnippchen! Es iſt nicht zu ſagen, wie niedlich Du warſt.“

„Ich bin ja nur fünf Jahre jünger als Du! — Ich beſinne mich ganz wohl auf die Zeit.“

„Unmöglich!“ rief die Schweſter — „ich ſage Dir, rein unmöglich! Wenn Du auch den Jahren nach alt genug geweſen ſein magſt, und das bedarf doch noch ſehr des Beweiſes, — ſo warſt Du doch ſo kindlich, ſo ganz noch friſches, unentwickeltes, grundliebes und grundzerſtreutes Kind, daß man, ſo lang die Welt, nichts ſo himmliſch Unſchuldiges wird geſehen haben. Nein, nein, ich weiß mich noch zu beſinnen, daß Du mir ſagteſt: Der Vater ſchläft, er wacht wohl noch auf. Siehſt Du, ſo etwas ſagt kein zwanzigjähriges Mädchen."

„Gleichwohl war ich aber doch zwanzig Jahr. Und jetzt ſind es bereits funfzehn Jahr, daß der Vater todt iſt. Ach, Idchen, wie die Zeit vergeht."

„Ja, ſie vergeht!" ſagte Amenaïde und ſeufzte. „Wir armen Waiſen, die wir ohne Vater und Mutter daſitzen. Wenn man uns verderben wollte, ich wüßte nicht, was es verhindern ſollte! Alle nur erdenkliche Bosheit kann die Welt an zwei ſo armen, ſchutzloſen Weſen ausführen, und ſie führt ſie auch aus. Aber ſei nicht bange, Kindchen; eine Löwin iſt nichts dagegen, im Vergleich mit mir, wenn ich ſollte herausgefordert werden Dich zu ſchützen. Ein Griff, und gleich Blut und letztes Zucken!" —

„Aber Du wollteſt erzählen" —

„Nun ja. Du weißt Dich zu beſinnen, unſer Vater hatte eine große Parthie verſchimmelten Tabak, den er gern los ſein wollte, und da war ihm ein Herr Klapperſon behülflich, der gerade die Lieferung für ein königliches Inſtitut, ich glaube für irgend ein Invalidenhaus in der Monarchie hatte. In dieſes Inſtitut ging der verſchimmelte Tabak ab. Es war, wie die Männer zu ſagen pflegen, ein gutes Geſchäft, und unſer Vater, der ein wahrer Engel an Güte war, gewann ein tüchtiges Stück Geld. Ich habe davon wie im Traume ſprechen gehört, denn ich war damals auch noch ſehr unentwickelt. Indeſſen als das Inſtitut den Tabak zu ſchnupfen und zu rauchen begann, denn es war beides, Rauch- und Schnupftabak, merkte es etwas von der üblen Qualität der Waare. Das Inſtitut wurde klagbar. Die Sache hätte für unſern Vater und Herrn Klapperſon etwas unfreundlich endigen können, wenn nicht ein braver Advocat dageweſen wäre, der für ein Gewiſſes, das unſer theurer Vater und Herr Klapperſon zuſammenſchoſſen, es dahin brachte, daß der Prozeß zu unſern Gunſten entſchieden wurde und das Inſtitut den Tabak hinfort für echten Virginia conſumiren mußte. Dieſer Advocat, jetzt Juſtizrath, iſt Herr Klimper, und er iſt es, der das Frauenzimmer uns gebracht und ſie uns empfohlen hat. Du ſiehſt alſo, daß ich ihn nicht abweiſen konnte, beſonders da die fremde Dame ſeine weitläufige Anverwandte iſt."

„Ich will vor Dir in Staub vergehen," rief Clorinde, „wenn ich von allem dem nur ein Wort verſtehe. Allein was Du thuſt, iſt gut gethan; das iſt mir genug."

Die Schweſtern umarmten ſich lange und heiß.

„Ich wußte es,“ hub die Aeltere wieder an. „Wozu auch Kindern von der Welt Geſchichten vorreden! Es war eine Thorheit. Für Dich, mein Herz, ſind Blumen und Vögel! — Vergieb mir.“

Neue Umarmung und Thränen in Amenaïdens Blicken.

Beide Schweſtern gingen nun hinauf, um das Zimmer für die neue Bekanntſchaft einzurichten.

Unterdeſſen war dieſe ſelbſt mit ihrem Führer bei dem Juſtizrathe, einem langjährigen Freunde und Genoſſen des Präſidenten angelangt. Doctor Klimper kannte ſeine Gäſte und erwartete ſie. Obgleich tief in der Nacht, war er doch noch an ſeinem Schreibtiſche beſchäftigt und leuchtete mit der Lampe hinaus, als er die Droſchke halten hörte.

Der Präſident führte die junge Perſon in ein Nebenzimmer, wo er ſie auf einem Sopha Platz nehmen hieß, indeß er zu ſeinem Freunde in's Studirzimmer ging. Der Arzt hatte ſich entfernt.

„Ich bin Dir Dank ſchuldig, mein Theurer,“ hub der Präſident an, ſich erſchöpft in einen Armſtuhl am Schreibtiſche niederlaſſend, „daß Du in dieſer Angelegenheit mir dienſtbar geworden. Bedenke ſelbſt, welch ein Verdruß mir hätte erwachſen können. Meine Braut war hinter dieſen Schlich gekommen und auf dem beſten Wege, dem Geheimniß noch weiter nachzugehen.“

„Sei ohne Beſorgniß,“ entgegnete der Juſtizrath. „Ich ſchaffe die Kleine zu einem paar ſpröden Jungfern, die mir verpflichtet ſind, und wo ſie gut aufgehoben ſein wird. Du kannſt ſie ſo lange dort laſſen, bis Du mit Deinen Geſchäften im Reinen biſt. Zu den beiden alten Mädchen kommt Niemand, und keine Seele wird daher die Verlorene dort ſuchen.“

„Es iſt gut. Schaff ſie dort hin. Es iſt mir wie ein Stein vom Halſe. Auf die Dirne ſelbſt kann ich mich verlaſſen. Ich hab ſie ganz in meiner Gewalt! ſie fürchtet mich und wird — ſelbſt wenn ſich die Gelegenheit bietet — nicht ein Wort über ihre Lippen gleiten laſſen.“

„Ich kenne das,“ lächelte der Freund; „Du haſt von frühеſter Jugend an eine unbegrenzte Macht über das zarte Geſchlecht ausgeübt. Sie haben Dir ohne Gnade ihr Theuerſtes opfern müſſen. Von dieſem jungen achtzehnjährigen Geſchöpf bis zur achtzigjährigen Alten, die wir zuſammen gebrandſchatzt haben. Du warſt der Don Juan, ich nur der Caſſirer.“

Der Präſident lächelte. Aber ſeine Miene nahm ſogleich wieder einen Zug von Bekümmerniß an. „Es geht nicht raſch vorwärts,“ hub er an. „Wir müßten weiter ſein und endlich einmal die Erndte vor uns haben. Die Reaction ſiegt überall. Was ſollen wir unſern Leuten ſagen, die auf uns hoffen.“

Der Juſtizrath ſchob einige Papiere auf dem Tiſche zuſammen, ſah nach der Uhr und unterdrückte ein Gähnen. „Du haſt es ja ſo haben wollen,“ bemerkte er ſcharf. „Ich und meine Freunde waren für die Empörung und das Blutvergießen. Du ſagteſt damals: Nein, Freunde; der ſicherere wenn auch langſamere Weg iſt durch die Kammern zu wirken. Der Scheinconſtitutionalismus, zu dem wir die Fürſten ſchon gezwungen haben, führt, wenn wir ihn conſequent fortführen, zur Republik; das heißt, zur Herrſchaft unſrer Partei. Die Kammern, wenn wir ſie mit den Unſrigen füllen, bringen langſam und unaufhörlich den Fürſten, dem Adel, dem Heere und der Geiſtlichkeit Todeswunden bei. Das ſagteſt Du damals, beſinne Dich. Darauf hin, haben wir das Volk zu bearbeiten, einſtweilen eingeſtellt.“

„Es iſt dies auch noch meine Anſicht,“ begann der Präſident. „Wir ſind mit den Kammern auch ſchon ſo weit, daß wir kaum weiter gelangen können, wenn wir die Maske noch irgend vorbehalten wollen. Viele von uns ſind ſchon ſo unvorſichtig, offen den Republikaner, den Umſturzmann zu zeigen. Merkt die Regierung, die, Gott ſei Dank, jetzt noch dumm genug iſt von uns zu glauben, daß wir es ehrlich mit ihr meinen, merkt ſie, woran ſie mit uns iſt, ſo hat ſie noch die Macht in Händen uns zu beſeitigen. Auf dieſen Punkt ſind wir nun angelangt. Der Regierung gehen die Augen auf; wir haben es in Wien erlebt, wir werden es hier in Preußen auch erleben. Ehe wir dies aber erleben, muß eine große und gewaltſame Anſtrengung von unſrer Seite geſchehen.

„Eine Schilderhebung?“ ſagte der Juſtizrath.

„Etwas dergleichen; wir verſtehen uns. Aber wir — unſrerſeits müſſen den Maſſen zu Hülfe kommen. Es iſt bereits Vieles geſchehen — ein Netz anarchiſcher Beſtrebungen iſt über Deutſchland ausgeſpannt. Dadurch, daß wir die Regierung wiederum durch die Kammern gezwungen haben, Amneſtie über alle politiſche Verbrecher zu erklären, haben wir das Volk ſo weit geführt, daß es nunmehr vor keinem Verbrechen zurückſchreckt. Die Regierungen ſelbſt drücken uns den Dolch in die Hand, um ihnen den Todesſtoß beizubringen. Wollen wir denn auch nicht zögern. Ich theile Dir hier Briefe mit, die ich aus

Süddeutſchland, aus Paris erhalten. Es gilt vor allen Dingen Preußen zu ſchwächen, und ſeine noch koloſſalen Kräfte unſchädlich abzulenken. Man benutzt die Ehrlichkeit des Königs, und an dem Faden dieſer Ehrlichkeit leitet man ihn in ein Labyrinth, aus dem er nicht wieder wird heraus können. Im Tumult und der Verwirrung, die, wenn wir ſo weit ſind, über Deutſchland losbrechen wird, müſſen wir dann raſch auf unſern Poſten eilen und die mürbe gemachte Mauer an tauſend Punkten durchbrechen und ſtürzen. Sie wird fallen und muß fallen.“

„Aber die Armee?“ fragte der Juſtizrath.

„Dieſe Armee,“ entgegnete der Präſident, „dieſe preußiſche Armee, unſer hartnäckigſter Feind und der Zerſtörer aller unſrer Pläne bis jetzt — geben Sie Acht, Freund, wie ganz anders dieſe Armee ſich zeigen wird, wenn es nicht mehr ein Preußen giebt, ſondern ein einiges Deutſchland. Dieſe Armee, die ein Tiger, ein Löwe, ein unbeſiegbares Ungeheuer iſt, ſo lange ſie unter ihrem rechtmäßigen Fürſten, für den Ruhm und die alte Ehre des Preußenlandes ficht, die ſelbe Armee wird ihre Arme loſe herabhängen laſſen, ſo bald ſie merkt, daß ſie eine ungewiſſe, zweifelhafte Sache verfechten ſoll, ſo bald ſie merkt, daß ſie für uns die Kaſtanien aus der Aſche holen ſoll. Es war dies ein ſchlauer Griff der Frankfurter Freunde, und ſo ſah ich ihn auch an. Der König und ſein Heer müſſen in unſer Labyrinth gezogen werden, um dann nimmer wieder herauszukönnen.

Der Juſtizrath brachte aus einem verborgenen Schubfach einige Briefe hervor. „Leſen Sie das!“ ſagte er. „Die Hand, die dieſe Feder geführt, iſt zu jedem Dienſt bereit.“ —

„Für's Erſte noch nicht nöthig,“ murmelte der Präſident — „allein es könnte nöthig werden. Wird viel Geld gefordert?“

„Ja doch! Sparen können wir nicht. Denke doch nicht, daß wir ſparen können. Schon durch Deine Saumſeligkeit, Geld mit vollen Händen auszuſtreuen, haſt Du unſer hieſiges Hülfscorps übler Laune gemacht. Ich kann mich auf gewiſſen Plätzen und in gewiſſen Stadtvierteln nicht ſehen laſſen, ohne daß unſre Agenten auf mich losſtürzen und für das ſogenannte „Volk“ rückſtändige Diäten betteln. Unſre Freunde wären im Stande, uns das Haus über dem Kopfe anzuzünden, wenn wir ſie nicht bald auf die Häuſer unſrer Nachbarn verweiſen können. Es kommt übrigens jetzt ſo viel Skandal heraus, bloß deshalb, weil wir nicht gut zahlen, ſondern immer verſprechen.“

„Und wovon zahlen?“ fragte der Präſident gereizt. „Wir haben nichts. Die einzelnen reichen Demokraten ſind ausgepreßt. Oeffentliche Caſſen à la Struve haben wir noch nicht in Beſchlag nehmen können. Ein Proudhon'ſches Syſtem, das in Frankreich zündet, würde hier nicht zünden. O wir Deutſchen ſind leider immer arm an Hülfsmitteln geweſen, wenn es darauf ankommt, Staatsumwälzungen hervorzubringen.“

„Die Franzoſen und die Polen bezahlen gut, das iſt das ganze Geheimniß,“ rief der Juſtizrath. „Man macht keine Revolutionen auf Borg.“

Der Juſtizrath legte das Päckchen Briefe bei, ohne es wieder einzuſchließen.

Die da ſo ſprachen, waren preußiſche Juſtizbeamte, im Solde und im Eide der Regierung, die ſie zu ſtürzen beabſichtigten.

Und wieder zog der Wind über die Haide; die Geſchlechter der Menſchen ſtanden enggeſchaart und harrten der Geſchicke, die da kommen ſollten. Der Wind zog über Gräber dahin, über Gräber, in denen

Herzen ſchlummerten, die den Verrath und den Treubruch geübt, und die jetzt ihren Lohn davon hatten. Der Wind zog über die Haide! — Es ſinken blühende Saaten, es ſinken ſtolze Herrſcherreiche vor dem Hauche der Allmacht. Wieder kommt eine Zeit, und wieder kommt eine eitle und verführeriſche Macht, die ſich über die Häupter der Menſchen erhebt. Und eine andre Zeit kommt, wo dieſe Macht gebrochen und zerſtückelt in die Tiefe ſinkt. In den Urnen und Aſchenkrügen wird der Staub Derer geſammelt, die einſt für eine Ewigkeit zu regieren meinten. Aber ſie ſanken, und ihr Geſchlecht ſank! — Der Wind zieht über die Haide! Es wandeln die Propheten und ſingen heil'ge Lieder, aber wer iſt, der ihrer achtet? Wie Spreu im Winde, wie die Blumen im Wüthen des Orkans, ſo verweht ein unſterblich Wort vor dem ſterblichen Ohre. Die Fürſten und Völker hören nicht. Es ergeht über ſie ein Geſchick, und ſie haben nicht geahndet, daß es komme! — Es zieht der Wind über die Haide! — —

17.

Die nächtliche Wacht.

Die Schützen hatten die Wache vor einem der Thore bezogen. Friedrich Forſt hatte den Wachtpoſten im Gewehr, und es waren ihm gerade die Stunden zugetheilt, die Niemand gern übernahm, die Stunden von eins bis drei Uhr am frühen Morgen. Aber Friedrich gerade hatte dieſe Stunden gern; die tiefe Ruhe, die alsdann über der volkreichen Stadt herrſchte, die völlig ausgeſtorbenen Straßen und Plätze machten auf ſein Gemüth, das ſich willig dergleichen Eindrücken hingab, einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Eindruck. Wenn auch ſeine große Gewiſſenhaftigkeit im Dienſt es ihm nicht unterſagt hätte, auf ſeine Büchſe geſtützt und an die Wand des Wachthäuschens gelehnt zu ſchlummern, wie es die Andern oft thaten in dieſen Nachtſtunden, wo Niemand ſie beobachtete, wo der Offizier, der die Runde ging, ſich ſelten ſehen ließ, und viel lieber bei einem Kameraden in irgend einer Wache die Zeit verplauderte, als ſie auf den unheimlich leeren Straßen hinzubringen; er hätte es doch nicht gethan, denn er liebte es zu wachen. Es fiel ihm dann immer die Zeit ein, wo er am Krankenbette ſeines Vaters hatte wachen müſſen, und wie ihm ſchon damals kein Gedanke an Schlummer eingekommen war, Alles aus Ehrgeiz, um zu zeigen, daß wenn es ſein müſſe, er die Natur bezwingen könne.

Diesmal war der Wachtpoſten, wie bemerkt, vor einem Thore — alſo viel freier und beſſer gelegen, als in den Straßen der Stadt. Man überſah die breite Vorſtadtſtraße, die ſich in lauter Gärten endigte; in der Nähe war ein Kirchhof, deſſen unbelaubte Bäume ihre Aeſte über das Gitter der Mauer niederhängen ließen.

Als Friedrich ſeine Büchſe über die Schulter genommen und nun ſeinen einſamen Gang begann, die wenigen Schritte auf und ab, und der Blick immer auf die ſelben Gegenſtände gerichtet, verfiel er bald in das träumeriſche Sinnen, das zu dieſem Orte und dieſer Stunde paßte. Es rührte ſich kein lebendes Weſen in der Nähe, dabei ging der Mond auf, und ſah mit einem blaſſen Antlitz auf dieſe noch nackte, von dem Winterfroſt eben erſt entkleidete Erde. Friedrich ließ ſeinen Blick die Straße hinaufgleiten — es wankte und wich nichts, keine Linie verſchob ſich, kein Punkt trennte ſich von dem Dunkel — alles blieb in feſter Ordnung, und die ſpitzen Schatten einzelner Giebel hielten ſich ſo ſtraff und ſtramm über den Weg geſpannt, als wenn ſie Niemand hinüberlaſſen wollten. Die Häuſer in der Nähe hatten ihre Laden geſchloſſen und ſahen aus, als wenn ſie ein Jahrhundert lang nicht wieder zum Leben erwachen wollten. Eines dieſer Häuſer war eine kleine Schenke, und das Schild mit ſeinen gemalten Biergläſern und rieſengroßen Semmeln und Butterſchnitten drehte ſich geſpenſtiſch im Mondſcheine, als prunkte es und lockte mit noch ganz anderen geheimnißvollen Schätzen, die es am hellen lichten Tage nicht zu zeigen wagte. Die geknickten Sträucher und die ausgetretene Schwelle am Eingang des Häuschens zeigten, wie viele Füße fröhlicher Gäſte hier aus- und eingegangen.

Friedrich wandte ſich langſam um und beſah ſich mit dem ſelben träumeriſchen Blick die andere Seite der Straße. Hier war der Kirchhof. Der Mond beſchäftigte ſich, die Gitterſtäbe zu zählen und ſchrieb, wie ein fleißiger, aufmerkſamer Schulknabe, ihre

Zahl ganz genau auf den Weg. Da fehlte auch kein einziger Stab, ja ſogar der letzte Stab, der wegen der Einfaſſung des Thores nur halb auf die Welt gekommen war und von aller Welt überſehen wurde, auch dieſer fehlte nicht. Aber nur höchſt unvollkommen war es dem Monde gelungen, die kleine eiſerne Roſe wiederzugeben, die ganz oben auf dem Knauf des Gitterthors prangte, und dort, der Himmel weiß, was für ein Emblem mit ihren vier großen verroſteten Blättern und ihrer einen Knospe, die von den vorüberziehenden Vögeln verunreinigt und von dem Regen dann immer ſehr unvollſtändig und übereilt gereinigt wurde, vorſtellte. Dieſe Roſe ſah auf dem Schatten nicht mehr wie eine Roſe aus.

Friedrich hatte die Gitterſtäbe gezählt, es waren ihrer gerade achtzehn, und der eine kleine unvollkommene Stab war der neunzehnte. Gerade ſo alt war er — achtzehn Jahr und ein halbes, und der eine unvollendete Stab, ſollte er vielleicht bedeuten, daß er ſein neunzehntes Jahr nicht beendigen werde?

Wer kann es ſagen, wie ihm der Gedanke kam, aber er kam ihm.

Er dachte an Tom Wickye.

Und dann dachte er an ſeinen Vater und an die einfenſtrige, kleine Stube, wo in dem Schrank in der Ecke die alten Büchſen aus dem Schwedenkriege ſtehen — eine darunter noch von einem Füſelier aus des großen Kurfürſten Zeit — und wie er in dieſer Stube von ſeinem Alten Abſchied genommen, und der Alte das Haupt des Sohnes mit beiden Händen umſchloſſen und feſt — recht feſt — an die Bruſt gedrückt hatte, und wie Friedrich, als er ſein Haupt zurückgezogen, nun wußte, wie das Herz in der Bruſt des Vaters ſchlage; was eine wunderſame und gar nicht zu beſchreibende Empfindung in ihm wach gerufen. Er hatte dabei ſich heilig gelobt, dieſem Herzen nie Kummer zu machen.

Und wieder zählte er die Stäbe an der Mauer. Ja, ja, es waren und blieben achtzehn und ein halber.

Ein großes, ſchönes, langes Leben lag vor ihm! Recht viele freudige Tage, recht viele ruhige und ſchöne Nächte — und Ehre und Glück; denn er wollte ein braver Junge ſein Lebelang ſein, und wenn er Sorgen und Leid zu tragen bekäme, ſo wollte er ſie willig tragen. Es ſollte ihn gar nicht kümmern; er wollte den Kopf ſchon immer oben behalten.

Und wie er ſo weit mit ſeinen Gedanken gekommen, ſo pfiff er ein fröhliches Lied, das ſelbe, das er damals dem armen unglücklichen Stubennachbar vorgepfiffen.

Und jetzt — o wie wunderbar! Als ſollte alles ſo kommen wie damals, und als ſollte eine geheimnißvolle Stimme recht vernehmlich an ſein Herz ſprechen und alle und jede Freude daraus verdrängen, ſo hub es denn an, und es wickelte ſich aus der Stille und Nacht derſelbe unheimliche Geſang hervor, und es tönten die Worte:

Es iſt das alte Preußenvolk nicht mehr!
Es zankt und hadert, iſt in ſich nicht eins —
Ein Theil zieht hierher — andrer dort hinaus! —
Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr,
Des Vaters Stolz iſt nicht mehr Sohnes Stolz,
Und Bruder gegen Bruder zieht zur Wehr.
O Preußenvolk, wenn nun der Feind ſich naht,
So wirſt du fallen, wie des Schnitters Saat!

Der Sänger wußte wieder nach ſeiner alten, ſchon gewohnten Manier das Ende ſo langſam und mit einer ſo tief heimlich klagenden und drohenden Stimme zu ſingen, daß Friedrich plötzlich ganz wild und heftig die Thränen aus den Augen ſtürzten.

„Es iſt nicht wahr!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Es iſt eine große Lüge!“

Er ging raſch an das Gitter hinan und ſchaute durch nach dem Kirchhof, denn es kam ihm vor, als käme der Geſang von dort. Allein er konnte nichts erſpähen. Die Gräber blinkten mit ihren Kreuzen und Schilden im Mondenſcheine, und es rührte ſich kein Stäubchen in der Luft und auf der Erde.

Friedrich warf ſeine Büchſe über die Schulter, und zum erſten Male gefielen ihm dieſe Nachtſtunden nicht. „Wenn ich den Todtenvogel nur einmal feſt bekäme!“ murmelte er vor ſich hin. „Er ſollte mir ſein Lied büßen!“

18.

Die Oberin und die Gräfin.

Die Oberin des Krankenhauſes Bethanien war wieder in die angenehme Phantaſie verſetzt, wo ſie ſich einbildete, eine fromme, junge Fürſtin aus dem Mittelalter zu ſein. Diesmal war es heller Sonnenſchein im Empfangſaale, und die farbigen Glasſcheiben mit den knieenden Rittern zu den Füßen von Madonnen ließen ihre purpurnen und violetten Blumen auf dem Boden ſpielen. Dabei durchzog ein feines und koſtbares Räucherwerk den Saal, das etwas von dem Kirchenweihduft an ſich hatte und ſich in denſelben kleinen blauen Wölkchen in einer gewiſſen Höhe ſammelte. Es konnte nichts Prächtigeres und Schöneres geben, als dieſen herrlichen Saal in ſeiner fürſtlichen Stille und Abgeſchiedenheit. Die Stühle an den Wänden mit ihren hohen Lehnen und kleinen braunen geſchnitzten Kronen ſahen ſo aus, als hätten eben die Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs ſich von ihnen erhoben, und als wüßten die Stühle es, und ſähen unbeſchreiblich ſtolz auf einen kleinen modernen Polſterſtuhl herab, der, Gott weiß wie, in dieſen Saal gekommen war, wo er mit ſeinem kleinen verſchämten, blau atlaſſenen Polſter und ſeinen kleinen gelben Schnüren und Troddeln in der Ofenecke ſtand und gerne hinaus geweſen wäre.

Es war die Beſuchſtunde der Oberin, und ſie erwartete eine der Prinzeſſinnen, und in deren Gefolge noch andere vornehme Damen. Die Säle und Treppen waren auf das ſauberſte gereinigt, die Maſchinen, wie gut gezähmte wilde Thiere, jeden Augenblick bereit ihre Künſte zu zeigen, der Waſchkeſſel hatte wie ein gieriger alter Herr, der zu große Biſſen verſchluckt, den Mund voll unreiner Wäſche, die er bereit war, ſogleich auf ein gegebenes Zeichen niederzuſchlucken, um ſie völlig rein wieder von ſich zu geben. Einige Kranke, die leichte, intereſſante Zuſtände hatten, und die von ihrem Leiden angenehm und unterhaltend zu ſprechen wußten, waren auf einen etwaigen Beſuch vorbereitet, und lagen oder ſaßen in äußerſt ſaubern Negligé's, die wie eben gefallener Schnee glänzten, auf ihren Betten und blätterten im Geſangbuch. Der junge Hausarzt hatte eine feine und geſchmackvolle Toilette gemacht, und ging in einem der beſuchteſten Corridore auf und ab, mit einem Zettelchen in der Hand und einem Silberſtift, ganz in der Stellung, als wollte er eben ein Recept notiren oder eine tiefſinnige Diagnoſe ſich aufzeichnen. Allein das Zettelchen blieb leer und der Silberſtift rührte ſich nicht. In der Loge der Pförtnerin befand ſich eine Putzmacherin aus der Stadt, und half eben ein neues Häubchen aufſtecken, und dabei entſpann ſich ein unaufhaltſames Geplauder, und ein ſchäumender Bach von Neuigkeiten einer ganzen Woche ergoß ſich auf das trockene Feld der Neugierde der Pförtnerin, die jetzt alle bangen und fürchterlichen Träume der Nacht vergeſſen hatte. Es war ihr dabei ſehr lieb, daß Nro. 9. den Dienſt hatte, ſehr beſchäftigt war und daher nichts von den Neuigkeiten erfuhr. Die Pförtnerin, obgleich ſie ſie ihre beſte Freundin nannte, gönnte doch Nro. 9. nicht das kleinſte Gute. Frau Belzig wußte dies und ſagte öfters, daß ſie keine Wittwe kenne, die ein ſo hartes und liebloſes Herz habe als ihre Freundin Plümecke, und daß keine Schickſalsprüfung bei ihr habe anſchlagen können, und daß ſie nur durch fortgeſetzte Geſpenſter zu kuriren ſei.

Während der ganze weitläufige Krankenpallaſt ſo feſtlich eingerichtet war und jeden Augenblick die fürſtlichen Equipagen vorfahren konnten, fing es plötzlich an in Nummero Neun zu rumoren. Ein dunkles Gewirre von Stimmen, ein Pfeifen und Zetern, dazwiſchen ein gellendes Lachen. Es war gerade die Stube, wo Frau Belzig bei einem erſt kürzlich überbrachten Kranken ſich befand. Zu jeder andern Zeit wäre dieſer Lärm überhört worden, oder er hätte wenigſtens nicht dieſe Aufmerkſamkeit erregt. Die Thüren von drei Diaconiſſinnen-Zimmern öffneten ſich und es kamen geputzte Köpfe zum Vorſchein, die da fragten was es gäbe. Der junge Hülfsarzt, immer noch über ſein Recept grübelnd, ſteckte das Blättchen und den Silberſtift ein, um vorſichtig auf dem Teppich der großen Treppe einige Schritte vorwärts zu thun und dem Geſchrei zu lauſchen, das eine Etage tiefer zu ihm heraufklang. Er ſchickte die Schweſter Apothekerin, um zu ſehen, was es da gäbe, allein dieſe Dame, die zwei Kampherſtöpfelchen in den Ohren hatte und eine Gichtkette um den Hals, fand es unter ihrer Würde, dem Befehle eines ſo jungen Mannes, wie der Unterarzt war, Folge zu leiſten. Sie zog ſich daher hinter die Glasſcheiben der Thüre zum Allerheiligſten der Apotheke zurück und wartete hier die Dinge ab, die da kommen ſollten. Endlich erſchien, geſtützt auf eine Diaconiſſin und gefolgt von zwei andern, die Oberin auf dem Treppenabſatz mit den Bronceeinfaſſungen, und fragte, was es gäbe. Dieſen Moment hatte Nro. 9. abgewartet; ſie ſtürzte aus der Hölle ihres Berufsortes hervor und ſchrie: „Ach — Herr Jes! Herr Jes! Allergnädigſte Oberin. Da haben Sie mir einen complet wüſten Menſchen übergeben. Es iſt ein Apotheker, und zwar ein ſchon bereits vor einem Jahre übergeſchnappter. Jetzt wüthet er und will mich umbringen, weil er behauptet, daß ich ihm eine Glasbüchſe, die er mitgebracht, geöffnet habe. Es iſt wahr, es war einiger Staub und etwas Unrath darin, und ich hab's hinausgeworfen und das Glas gereinigt.“

Aus der offen gelaſſenen Thür trat nun in einen gelben Schlafrock gehüllt, mit einer ſpitzigen Mütze auf dem Kopfe, der unglückliche Irre, und rief mit einer hohlen Stimme: „Fluch dieſem Hauſe. Was ungerathene Söhne begonnen haben, iſt vollendet worden durch den Unverſtand dieſes Weibes. Die Hölle iſt los und wir ſind jetzt nicht mehr zu retten! Auch die letzten eingekerkerten Teufel ſind nun freigekommen! Aber rechnet es mir nicht an. Wenn der teufliſche Apotheker geſiegt hat — ich bin nicht Schuld. Ich habe Tag und Nacht die Büchſe gehütet und hätte ſie auch ſicher bewahrt, wenn dieſes Weib nicht wäre. Fluch über Euch! Fluch über uns Alle!“

Ein allgemeiner Ruf des Unwillens tönte aus den geöffneten Thüren. Auf den Befehl des Arztes waren die Hausdiener erſchienen, handfeſte derbe Geſtalten, zu derlei Dienſtleiſtungen erſehen, ſie mußten den Wahnſinnigen bändigen. Nro. 9. ſchwur einen heiligen Eid, daß ſie nicht mehr in die Krankenſtube zurückkehren wolle. Nachdem der Tumult geſtillt war, kehrte die Oberin in den Empfangſaal zurück.

Das Haus beruhigte ſich nach und nach wieder.

Der junge Arzt begann wieder ſeinen tiefſinnigen Gang im Corridor. Die intereſſanten Kranken blätterten wieder in ihren Andachtsbüchern, die Schweſter Apothekerin hatte wieder ihren Platz zwiſchen dem Salmiak und dem Alaun, und in nächſter Nachbarſchaft mit dem Rhabarber eingenommen.

Die erſte Diaconiſſin, die eine unbezwingliche Animoſität gegen die Charité hatte, und die zweite, die auf geſpanntem Fuße mit dem Magdalenenſtifte lebte, ſuchten beide der Oberin einzureden, daß der unangenehme und unintereſſante Kranke, der eben die Störung veranlaßt, durch geheime Cabalen jener zwei gewiſſenloſen und indiscreten Anſtalten hierher gelangt ſei.

Die Unterredungen über dieſen beſondern Fall wurden unterbrochen durch das Erſcheinen einer Dame im Schleier, die an der Thüre ſtehen blieb und der Oberin einen Wink gab.

„Verlaſſen Sie mich jetzt, meine Damen," ſagte die Oberin mit einer graziöſen Handbewegung. „Ich glaube, daß da Jemand kommt, der mich allein ſprechen will."

Die beiden Diaconiſſinnen entfernten ſich, eben ſo reſpectvoll wie hoffärtig grüßend. Die Dame mit dem Schleier kam, ſobald ſie die Oberin allein ſah, raſch auf ſie zu und ergriff ihre Hand.

„Ach — meine theure Gräfin — ſind Sie es! Sehr willkommen!"

„Meine Theure," entgegnete die Gräfin auf Franzöſiſch und ohne den Schleier zu lüften, „man ſoll nicht erfahren, daß ich hier geweſen bin. Ich habe meine Gründe."

„Die ich achte," ſagte die Oberin.

Beide Damen ſetzten ſich auf ein Sopha.

Nachdem ſich die Gräfin ſorgfältig umgeſehen hatte und bemerkte, daß Niemand lauſche, fragte ſie: „Wie iſt's mit dem armen unglücklichen Geſchöpfe geblieben, das ich vor einiger Zeit hierher führte?"

Die Oberin ſann einen Augenblick nach. „Ein armes, unglückliches Geſchöpf? — Es werden ſo viele der Art hierher geführt.“

„Aber, meine Beſte, Sie wiſſen doch. Der Umſtand mit — Die Perſon, die ſich in gewiſſen Verhältniſſen befand — Erinnern Sie ſich, wir kamen am ſpäten Abend mit der Hebamme hierher.“

„So — ſo!“ erwiederte die Oberin in einem langſamen und mißgeſtimmten Tone; derlei Beſuche ſind mir und meinem Hauſe nicht gerade die willkommenſten. Ich meine damit, Geſchöpfe dieſer Art, die ſich vergangen haben. Offen will ich bekennen, daß ſie nicht recht hierher gehören. Allein ich thue gern, was Sie wünſchen, meine theure Freundin, und Sie ſchienen zu wünſchen, daß man die Kranke gerade hier aufnähme.“

„Allerdings wünſchte ich das. In der Beſtürzung und der Verwirrung, in der ich mich damals durch eine gewiſſe Entdeckung befand, wußte ich keinen andern Weg als hierher.“

„Es hätte indeſſen noch andere Wege gegeben,“ bemerkte die Oberin, und ſah mit einem ſtarren und nichtsſagenden Blicke vor ſich hin.

„Entſchuldigen Sie, meine Theure.“

„O, ich habe kein Wort geſprochen, liebſte Gräfin. Kein Wort. Meine Stellung iſt ſo eigenthümlicher Art. Ich ſelbſt bin ſo tief niedergedrückt und leidend. Die Schlechtigkeit der jetzigen Welt, das Rohe und Gemeine der Verhältniſſe im Allgemeinen drückt meine Seele nieder; und ich darf annehmen, daß jede edle Seele mehr oder minder niedergedrückt wird. Es iſt dies eine Thatſache. Wir leiden alle; und vornehmlich die feiner organiſirten Weſen. Als ich dieſe Stelle annahm, glaubte ich nicht, daß ſie mich mit ſo niedrigen Elementen in Verbindung bringen würde. Mein Gott, man hilft gern, allein die Menſchheit will ſich nicht helfen laſſen. Undank, ſchwarzer Undank iſt unſer Lohn. Doch das nebenbei. Vor allen Dingen ſind mir dieſe Geſchöpfe zuwider, von denen eines durch Ihre gütigen Hände mir überantwortet iſt. Es iſt ja ſo leicht, der Verführung zu widerſtehen. Die heutigen Männer ſind ſo wenig liebenswürdig; ich begreife nicht, wie nicht auch ein niedrig organiſirtes Weſen dieſer eitlen, blaſirten und erbärmlichen Männerwelt widerſtehen mag. Und dennoch! immer dieſelben Opfer des Leichtſinns, der Frivolität. Das erſcheint mir unerklärlich. Oder es muß ein Motiv dabei vorwalten, das ich verachte im Grunde meiner Seele, nämlich

Geldgier. Da iſt freilich nicht zu helfen, und mein Haus iſt viel zu gut, um ſolchen verpeſteten Geſchöpfen zur Freiſtatt zu dienen."

„Sie ſind im Irrthum, Theuerſte," ſagte die Gräfin; „das arme Weſen, das ich Ihnen gebracht, gehört nicht in dieſe Claſſe; und wenn es auch dahin gehörte — wollen wir milde ſein." —

„Nein, nein, nein! Nicht milde. Wir könnten eben ſo gefehlt haben', allein wir haben es nicht. Es muß Gerechtigkeit in der Welt ſein. Vergehen ſich dieſe Geſchöpfe, ſo ſollen ſie auch dafür leiden."

„Nun, laſſen wir das!" ſagte die Gräfin beſchwichtigend. „Ueber ein allgemeines Thema verhandelnd, kann man uneins ſein, während man bei dem beſondern, gerade vorliegenden Fall ſich leicht verſtändigt. Ich komme hierher, um Sie zu fragen, wer ſich jener Armen angenommen hat, und von wem ſie von hier weggeführt worden?"

Die Oberin ſann eine Weile nach, und ſagte dann zögernd: „Es verließen an jenem Tage, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, drei Geneſene mein Haus" —

„Es war nicht am Tage, es war in der Nacht, wo man Jene entführt hat" —

„Entführt? Unmöglich! Man entführt mir nichts.

Es iſt in aller Form geſchehen, daß ſie das Haus verlaſſen. Und jetzt beſinne ich mich. Allerdings, es war in der Nacht. Ich will Ihnen darüber genauere Auskunft geben laſſen."

Sie ſetzte die Klingel in Bewegung und die dienſtthuende Diaconiſſin erſchien. „Dieſe Dame möchte Ihnen gern einige Fragen vorlegen; kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu uns."

Dieſes „zu uns" bedeutete in einiger Entfernung von der Oberin, die in einſamer Größe auf ihrem Thronſeſſel ſitzen blieb, indeß jene Beiden Fragen und Antworten austauſchten.

„Von der jungen Perſon ſelbſt," berichtete die Diaconiſſin, „haben wir gar nichts erfahren. Es ſchien ihr auf's Strengſte Stillſchweigen anbefohlen zu ſein, und ſie war ſo ſchüchtern, daß jedes harte Wort ſie erſchreckte."

„Ein hartes Wort," berichtigte die Oberin, „iſt hier auch wohl hoffentlich nie ausgeſprochen worden, in meinem Hauſe nicht."

„Allerdings nicht," ſagte die Dame in freundlicher Gefügigkeit, „ich wollte auch eigentlich nicht hartes, ſondern lautes Wort ſagen. Wir haben ſie auch nicht beläſtigt, beſonders da ihre ſchwere Zeit raſch heranrückte, und wir für ihr Leben bange ſein mußten. Sie beſtand aber, was Gott über ſie verfügte, recht wacker, und als ſie eben anfing wieder in die Geneſung zu kommen, und wir vielleicht etwas hätten erfahren können, wurde ſie uns entzogen. Wir haben alſo durch ſie nichts erfahren, aber durch Jemand andern."

Die Gräfin belebte ſich neu. „Durch wen?" fragte ſie lebhaft.

„Durch den Bruder der Armen, der hierher kam, um ſich in ſeiner rohen Weiſe, die Sie ja kennen, Gräfin, denn er hat in jener Nacht, wo Sie uns die Kranke brachten, faſt das ganze Haus in Aufruhr gebracht, nach der Schweſter zu erkundigen, und der darüber zankte, daß er ſie nicht todt fand. Durch dieſen Menſchen erfuhren wir — ich will ſagen, erfuhr ich — den Namen und den Stand des Verführers."

Die Gräfin und die Oberin blickten zugleich auf die Sprechende hin.

„Allein werde ich den Namen auch ſagen dürfen?" fragte die ältliche Frau zögernd.

„Warum nicht?" entgegnete die Oberin in einem kalten und gleichgültigen Tone. „Weshalb nicht?" ſetzte die Gräfin hinzu, indem ſie mit Mühe das Zittern ihrer Stimme bewältigte.

„Nun, Sellnhorſt."

Die Gräfin mußte alle Kräfte aufbieten, um — den beiden Zuhörerinnen nicht auffällig, die wenigen Worte auszuſprechen, die ſich ihr jetzt auf die Lippen drängten. Endlich ſagte ſie, indem ſie an den Franzen ihres Sonnenſchirms ſpielte: „Es giebt zwei dieſes Namens, der Vater und der Sohn."

„Welcher iſt Präſident?" — nahm die Diaconiſſin das Wort.

Die Gräfin erhob ſich und fragte, bleich wie der Tod, aber mit blitzenden Augen: „Der?"

„Um Gotteswillen!" rief die Oberin — „was haben wir da angerichtet! Was fällt mir ein! Sellnhorſt! der Präſident Sellnhorſt! Meine theuerſte Gräfin, Sie ſind ja die Braut dieſes Mannes! Ach — ach! welche Unbeſonnenheit! die Leute ſo ſchwatzen zu laſſen! Gehen Sie, gehen Sie! Sie haben etwas Schönes angerichtet! Wollen Sie gleich gehen!"

„Ich bin dazu aufgefordert worden," entſchuldigte ſich die Diaconiſſin, indem ſie ſich entfernte. Die Oberin umarmte die Gräfin, und beide ſchöne, ſchlankgewachſene hohe Geſtalten ſtanden während einer ſtummen Pauſe in eine Gruppe vereinigt.

„Sie ſehen, wie die Männer ſind, und wie man ſich hüten muß ſich mit ihnen einzulaſſen," flüſterte die Dame im Hermelinmantel. „Und ſo ſind ſie Alle — Alle!"

„Nicht Alle!" entgegnete Conſtance mit ſtockender Stimme und ihr Haupt an die Schulter der Theilnehmenden gelehnt. „Der, von dem ich's geglaubt, iſt nicht ſo. Gerade der nicht."

„Aber gerade der, meine Liebe! Ich verſtehe Sie nicht. Gerade der iſt ja ſo. Haben Sie es nicht gehört?"

„Ich habe Alles gehört, und gehe getröſtet, beſeligt — von dannen."

Die Oberin ſah ſie ſtarr an.

Die Gräfin erſchrak über den Sinn, der in den Worten lag, und ſchnell ſich verbeſſernd, ſetzte ſie hinzu: „Nun ja, getröſtet; weil es ja doch immer Troſt gewährt, endlich einmal die Wahrheit zu wiſſen."

Die Oberin kam von ihrem Erſtaunen zurück. „Wenn Sie es ſo meinen," ſagte ſie, ſo haben Sie ganz meine Anſicht. Man muß wiſſen, wie ſchlecht die Welt, wie unverbeſſerlich böſe die Menſchen ſind, um zu dem Troſt zu gelangen, daß man von beiden gar nichts erwartet. Bei allem dem geſtatten Sie mir eine Frage: Da Sie das arme Geſchöpf kannten und ſich ſeiner annahmen, ſo mußten Sie doch wiſſen, mit wem Sie es zu thun hatten?“

„Ich wußte dies nur oberflächlich,“ entgegnete die Gefragte. „Ein gewiſſes ängſtliches Gefühl, das unterdeſſen unendlich gewachſen und heute auf eine nicht mehr zu ertragende Höhe geſtiegen iſt, hielt mich ab, nähere Nachforſchungen anzuſtellen. Die Verführte wandte ſich brieflich an mich, ohne mir ihren Verführer zu nennen. Ich habe ſie auch nicht nach ihm gefragt. Auch den rohen, frechen Menſchen, den Bruder, den ich nur einmal und flüchtig ſah — auch den mochte ich natürlich nicht fragen. Ich legte mir als Pflicht auf, zu helfen, ohne zu wiſſen und zu fragen, wem ich half. Aber mein Herz litt bei dieſer Unbeſtimmtheit. Den Namen hatte ich endlich — mehr zufällig als ihn abſichtlich erforſchend — erfahren; aber dieſen Namen führten zwei Männer, die ich beide kannte. Jetzt wurde das Gefühl, das ich eben bezeichnet habe, immer quälender. Ich wollte Gewißheit. Die hülfreiche Frau, mit der vereint ich in jener Nacht die Kranke hierher gebracht, iſt in Ausübung ihres Berufs auf mehre Wochen verreiſet; hier die Kranke ſelbſt iſt von unbekannter Hand mir entführt worden — der junge Mann, den ich ausſandte, mir um jeden Preis Nachricht zu bringen, blieb aus, und ſo — da ſich unterdeß die Erfüllung meines Geſchicks raſch dem Ziele zudrängte — war ich in die finſterſte Nacht des Zweifels und des Kummers geſtürzt. Zuletzt blieb mir nichts anderes übrig, als zu Ihnen meine Zuflucht zu nehmen."

„Ach!" rief die Oberin, und führte ihr Tuch an die Augen — „bei mir mußten Sie die ganze Fülle und den Umfang ihres Unglücks erfahren! Bei mir! Das iſt ein hartes Geſchick für mich."

„Ich werde Ihnen ewig dankbar ſein, meine Theure!" ſagte die Gräfin, wieder zur Verwunderung der Oberin in die frühere zweifelhafte und räthſelhafte Wortſtellung fallend. „Ich bin durch Sie zu meinem Glücke, zu meinem Frieden geführt worden."

Sie entfernte ſich und die Oberin blieb zurück, auf eine Weile darüber nachdenkend, welch ein Glück und welch eine Freude darin liegen könne, ſeinen künftigen Mann untreu, und auf ſchlimmen Pfaden wandelnd, ertappt zu haben.

19.

Der Handel.

Glücklich wie eine Braut es nur ſein kann, und jung und froh ſich fühlend wie ein Kind, dankbar geſtimmt wie ein frommes, von himmliſchem Segen überſchüttetes Herz, ſo nahm die Gräfin in ihrem Wagen wieder Platz und ſchlug den Schleier zurück, und lehnte ſich in die Polſter und ſog den friſchen Luftzug, den Athem des erwachenden Frühlings ein, der ihr entgegenſchwellte.

„Wie himmliſch ſüß iſt das Glück!“

„Wie hoch trägt es uns — wie immer höher in die klare, ſonnendurchblitzte Atmoſphäre.“ —

Die Federn des Wagens wiegten dieſes ſchöne, glückliche Weſen. Häuſer und Bäume glitten an ihr vorüber, ohne daß der trunkene Blick auf irgend einem Gegenſtande haften blieb. Sie koſtete ihr Glück — ſie empfand es durch und durch; bis in den kleinſten Winkel des Herzens hinein drang das Bewußtſein dieſes Glückes. Lange, ſchwere, kummervolle Nächte — angſtdurchwühlte Stunden ſanken wie dunkle Schatten vor dem Lichte eines neuen Tages nieder. Es wurde helle — helle. —

Der erſte Gedanke, der dies edle, dankbare und demüthige Herz — nächſt dem Bewußtſein des Glückes durchzog, war der: Haſt du Niemand gekränkt? Iſt dir Niemand böſe? Haſt du Keinen, mit dem du dich verſöhnen mußt? Jetzt iſt die Stunde da, wo du demuthsvoll Abbitte machen mußt, denn ſonſt verdienſt du nicht glücklich zu ſein.

Und die Gräfin befahl in eine Gegend zu lenken, wo eine jener geſellſchaftlichen Bekanntſchaften wohnte, die ſich — ſehr mit Unrecht — Freundſchaften nennen. Dieſe Dame glaubte ſich gekränkt, beleidigt, ſie erwartete einen Beſuch. Sie war im Unrecht, die Gräfin hatte ſich feſt entſchloſſen, dieſen Beſuch nicht abzuſtatten; jetzt aber fuhr ſie hin. Ich will alle Welt mit mir verſöhnen, rief ſie lächelnd bei ſich — denn ſonſt verdiente ich nicht glücklich zu ſein.

Als dieſer Beſuch abgethan war, zog die Gräfin ihre Brieftaſche hervor und ſah ſich die Namen einer Liſte an. Sie gab Befehl, in eine entfernte Vorſtadtgegend zu lenken. „Ich will in die Hütte der

Armuth treten," ſagte ſie, „und mein übermüthiges und frohes Herz ſoll mir ſagen: Hilf erſt dieſen, ehe du es wagſt vor deinen Gott zu treten, es ihm zu danken, daß er dir gab, was du nicht verdienteſt."

Am Beginn der Straße ließ ſie den Wagen halten und ſetzte zu Fuß ihren Weg fort. Da hörte ſie Jemand athemlos hinter ſich herkeuchen. Umblickend erkannte ſie den jungen Schweizer-Schützen.

„Ach, Madame!" rief er, eine ehrfurchtsvolle, militäriſche Verbeugung machend und ſich erſchöpft an das Geländer einer Treppe lehnend, „wie Sie gut zu Fuß ſind! Wie Sie raſch gehen können. Ich bin Ihrem Wagen nachgerannt, da ich Sie an dem Zipfelchen Ihres blauen, wehenden Schleiers erkannte. Es giebt nur in ganz Berlin dieſen einen blauen Schleier. Verzeihung, Madame, wenn ich Sie beleidige."

Sie blieb ſtehen und ſah ihn freundlich an.

„Ich habe vor einer Stunde Frau Wieſentroſt geſprochen," fuhr der Soldat fort, „geſtern Nachts iſt ſie angelangt; ich war ſchon in der Stadt, aber fand Niemand in Ihrer Wohnung. Entſchuldigen Sie, Madame, ich möchte lieber ſterben, als Ihnen eine unangenehme Nachricht bringen. Es iſt weiß Gott wahr, und ich wünſchte, die Kugel bei Fridericia, die dicht neben mir einem unſerer Offiziere den Helm zerſplitterte, hätte mir in's Herz getroffen, ſo wäre ich jetzt nicht gezwungen, Ihnen als ein ſchlimmer Botſchafter entgegenzutreten."

„Aber was giebt's denn, Herr Wickye?"

Der junge Schweizer wurde jetzt wieder von einer heftigen Verlegenheit geplagt, als er das eigentliche Geheimniß, um das es ſich handelte, ausſprechen ſollte. Er konnte mit beſtem Willen nichts hervorbringen als die Worte: „Es iſt leider der Herr Präſident, Madame" —

„Ich danke Ihnen, lieber Herr," entgegnete die Gräfin ſehr mild und freundlich — „ich weiß ſchon alles. Bemühen Sie ſich nun meinetwegen nicht weiter. Ich bin Ihnen herzlich verbunden für das, was Sie für mich gethan."

„Ach, Madame — es iſt ſo wenig geweſen, und — auf meine Ehre! — ich möchte ſo viel thun!" Er legte die Hand auf's Herz und ſtand da wie ein junger Ritter vor ſeiner Dame. Die Gräfin betrachtete ihn, trotz deſſen, daß ihr Sinn jetzt mit ganz anderen Gegenſtänden beſchäftigt war, mit großer Theilnahme. Sie empfand den Strahl dieſes jugendlichen Auges, der ihr eine kühne und heftige Leidenſchaft kündete. „Erlauben Sie," ſagte der

Schütze, „daß ich Ihnen noch ferner Nachrichten bringen darf. Frau Wieſentroſt wußte noch nicht, wohin man die Kranke gebracht, allein da ſie eine Perſon iſt, die alles erfährt, was ſie erfahren will, ſo wird ſie das auch bald wiſſen.“ —

„Gut, mein Herr; ich werde Sie erwarten und Sie mit Vergnügen bei mir ſehen, ſo oft Sie kommen wollen. Sie haben an mir eine dankbare Freundin.“

Das war ſehr viel geſagt — aber doch nicht das, was Tony Wickye, der ganz von Sinnen war, aus Liebe zu der ſchönen Frau eigentlich wünſchte. Er hätte gewünſcht, ſie hätte ihm verboten ſie zu beſuchen, aber mit einem Ausdruck und in einem Tone hätte dieſes Verbot ausgeſprochen werden ſollen, ſo daß es geklungen: Komme bald — aber laß Niemand etwas davon wiſſen. Aber die Gräfin hatte ihm ausdrücklich geſagt, er möchte kommen ſo oft er wollte: ſo ladet man Niemand ein, den man liebt.

Tony Wickye war gar nicht erfreut über dieſes Zuſammentreffen. Er entfernte ſich langſam wieder und ſchlug den Weg zu ſeiner Kaſerne ein.

Unterdeß betrat die Gräfin die Wohnung des alten dürftigen Paars, das von ihr Almoſen empfing. Es waren wackre Leute, aber völlig unfähig ſich ihren

Erwerb zu verdienen. Ein langwieriges körperliches Leiden, mit hartnäckigen, grauſamen Schmerzen verbunden, hielt den Alten auf dem Bette gefeſſelt. In der Nebenſtube befand ſich eine Familie, die ebenfalls hülfsbedürftig war, und die dieſe engen Räume mit dem alten Paare theilte. Die Gräfin nahm Platz am Fenſter, das die Ausſicht auf den Hof und die Treppen und Eingänge der Nebengebäude hatte; die Alte ſetzte ſich neben ſie. Nach einigen Erkundigungen nach dem Haushalt und über die nothwendigſten Bedürfniſſe, brachte der Gaſt eine kleine Geldſumme hervor, die vertheilt werden ſollte. Allein der Alte vom Bette aus that Proteſt dagegen. „Es wäre unverſchämt, noch weitere Gaben anzunehmen," ſagte er, „da wir das Nöthige und bereits ſchon darüber haben. Wir ſind durch die Freigiebigkeit Ihrer Sendungen, gnädige Frau, und durch die Geſchenke, die ſeit einiger Zeit ein junger Herr uns bringt, ſo reichlich verſorgt, daß wir unſerm Nachbar ſogar etwas von unſerem Ueberfluß haben mittheilen können." Die Gräfin fragte, wer der junge Herr ſei, allein das alte Paar wußte ſeinen Namen nicht, nur ſo viel wußten die guten ehrlichen Leute, daß ihr Nachbar, der Vater einer großen Familie, in Unterſuchung ſich befinde wegen der Vorfälle im vorigen Sommer, und daß der junge Herr die Sache des Angeklagten führe.

„Alſo auch einer jener eitlen und verblendeten jungen Männer,“ ſagte die Gräfin, „die das ſchlimm verleitete Volk jetzt noch in ſeinem Unrecht beſtärken und noch tiefer in's Unglück führen.“

„Gewiß nicht“ — entgegnete der Alte; „ein ſolcher iſt unſer Wohlthäter nicht. Ich habe die Geſpräche angehört, die er mit meinem Nachbar führt. Nie kommt dabei ein Wort vor, was da ſagte, daß der Arbeiter ſich gegen Geſetz und Ordnung auflehnen müſſe, um zu Arbeit und reichem Verdienſt zu gelangen, ſo wie's die Lehre der andern Herren war und noch iſt. Durch ihn iſt mein armer Nachbar auch bekehrt worden, und hat ſeinerſeits wieder ſeine Genoſſen bekehrt. Allein es iſt unglaublich, wie ſinnlos die Leute gemacht werden, wie es ſchon ſo weit gekommen war, daß Niemand mehr arbeiten wollte, ſondern Jeder von fremdem Gut in Saus und Braus leben. Seitdem der junge Herr hier ein- und ausgeht, ſchlägt mein Nachbar ſein Weib nicht mehr, die Kinder fluchen und ſchreien nicht gegen ihre Eltern, es iſt Ruhe und Stille, und wenn ich ſo ſagen darf wieder menſchliches Weſen bei den Armen eingekehrt. Es war früher, als wäre die Hölle hier losgelaſſen.“

„Ich möchte dieſen Herrn wohl ſehen," ſagte die Gräfin.

„Da ſteigt er eben die Treppe hinauf!" rief die Frau. „Es trifft ſich gut. Er kommt immer zuerſt zu uns. Sie werden ihn ſogleich hier eintreten ſehen."

Conſtance hatte Bernhard erkannt. Sie eilte, von der Röthe der Ueberraſchung und Freude übergoſſen, auf die Schwelle des Nebenzimmers, indem ſie den beiden Alten zurief: „Sagt nichts davon, daß ich hier geweſen, ich bitte Euch." Damit verſchwand ſie in das Zimmer, wo die Familie ſich befand. Hier theilte ſie Almoſen aus und nahm Platz in der Nähe der Thüre, die nur angelehnt blieb, und wo ſie hören konnte, was in der Kammer, die ſie eben verlaſſen, geſprochen wurde.

Mit welchem Entzücken hörte ſie die Stimme des Geliebten, des Mannes, dem ſie ihr Herz ausſchließlich zum Eigenthum gegeben hatte, ſeitdem ſie ihn frei von einer dunkeln Schuld wußte, und der von dieſem beſeligenden Geſchenke noch keine Ahndung hatte.

Er kam mit einem andern Herrn, der ein verdächtiges und unangenehmes Aeußere hatte, und mit dem er ſein Geſpräch fortſetzte, nachdem er die beiden

Alten flüchtig gegrüßt. Conſtance vernahm folgende Worte:

„Nun denn, ich will Ihnen die Summe geben, die Sie fordern, obgleich dies eine niederträchtige Prellerei iſt, die Ihnen theuer zu ſtehen kommen würde, wenn ich Sie vor die Gerichte brächte, allein dann müſſen Sie mir auch alle Briefe ausliefern.“

„Alle. Ich habe keine weitern im Beſitz, als die Sie hier ſehen.“

„Sie lügen.“

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nein.“

„So wahr Sie ein Schurke ſind, ja.“

„Herr Aſſeſſor, es zwingt Sie ja Niemand, mir meine Briefe und Dokumente abzukaufen. Laſſen Sie mich immerhin im Beſitz derſelben.“

„Damit Sie dann hingehen und von dem Manne, der durch dieſe Schriften hart compromittirt wird, durch Drohungen ſchwere Summen erpreſſen.“

„Das könnte allerdings ſo kommen. Zehn oder funfzehn Jahr Zuchthaus — wenn's Glück gut iſt Feſtung, ſind ihm gewiß, wenn ich auch nur einen dieſer Briefe vor die rechte Schmiede bringe.“

„Sie könnten ſich täuſchen. Der Mann iſt ſelbſt Chef eines Gerichts“ —

„Ja — ja; es iſt Ihr Herr Papa. Glauben Sie daß ich das nicht weiß?"

„Thut hier nichts zur Sache."

„Thut ſehr viel zur Sache. Der Sohn will nicht, daß der Herr Vater in's Zuchthaus gelange."

„Schweigen Sie, Elender! oder ſprechen Sie wenigſtens nicht ſo laut. Ich wiederhole Ihnen, Sie werden bei dieſen Gerichten nichts ausrichten."

„Vor einem halben Jahre zurück hätte ich allerdings nichts ausgerichtet, aber jetzt — werde ich etwas ausrichten. Ich und meine Freunde wiſſen das; wir bekümmern uns um Alles."

„Um die ärgerliche Geſchichte zu endigen, werde ich Ihnen noch das Doppelte von der verſprochenen Summe geben, wenn Sie mir die zwei Dokumente ſchaffen, die zuletzt in Breslau geſehen worden ſind. Ich weiß, daß Sie in deren Beſitze ſich befinden."

Der Aufgeforderte ſah liſtig und boshaft den Sprechenden an. „Ich möchte erſt das Geld in meiner Hand ſehen!"

„Damit Sie mich nachher betrügen! Keinen Pfennig ohne die Papiere."

„Gut, hier ſind ſie."

„Und hier das Geld. Jetzt machen Sie, daß

Sie aus Berlin kommen. Wenn Sie neue Waare zu verkaufen haben, ſo melden Sie es mir auf dem gewohnten Wege, und wir treffen uns dann wieder hier zuſammen. Sollte ich nicht mehr in Berlin ſein, ſo wird Jemand anders, der ſich beglaubigen wird als von mir dazu angeſtellt, Ihnen Ihre Sachen abnehmen.“

Die Thür ging; Jener hatte ſich entfernt. Conſtance wollte entfliehen, allein eine Macht, der zu widerſtehen ſie zu ſchwach war, hielt ſie an der Stelle gebannt, von wo aus ſie die edle Geſtalt, die theuren, von Kummer und Schmerz getrübten Züge betrachten konnte. Er hatte ſich auf dem Platze am Fenſter niedergelaſſen, den ſie vor wenig Minuten inne gehabt, und eine lange Pauſe herrſchte, denn die beiden Alten wagten es nicht, nach dem kurzen, leidenſchaftlichen Wortwechſel, den ſie eben mit angehört, von dem ſie aber nur wenig verſtanden hatten, ihren jungen Wohlthäter aus dem unruhigen Sinnen zu ſtören, in das er verſunken war. Allein er ermannte ſich ſelbſt und ſagte mit einer noch von lebhafter Bewegung erſchütterten Stimme: „Ihr guten Leute, ich werde nicht mehr ſo oft zu Euch kommen können; vielleicht reiſe ich ſchon in dieſen Tagen ab, vielleicht ſchon morgen.“ — Er ſetzte hinzu, indem er vor ſich hinſtarrte: „Es könnte ſein, daß ich dieſe Nacht nicht mehr in der Stadt bin.“

Conſtance lauſchte in fiebernder Angſt und mit zurückgehaltenem Athem.

„Sie wollen fort, lieber Herr — und wohin?“

„Kümmert das Jemand was?“ fragte er unmuthig. „Ich geh, weil ich eben nicht länger bleiben will und kann. Die Welt iſt groß.“

„Ja, das iſt ſie; allein Sie haben hier Ihren Vater und Ihre Freunde, und ſind in dieſer Stadt groß geworden.“

„Das macht Alles nichts aus,“ entgegnete der Kummervolle. „Wenn in einer Stadt Einem Pein und Leid zugefügt wird, ſo nutzt es wenig, daß ſie unſere Vaterſtadt iſt, wir müſſen doch fort.“

Die Alten ſahen ſich einander an; Keines wagte ein Wort weiter vorzubringen, ſo beſtimmt und feſt klang die Stimme, die dieſe troſtloſen Aeußerungen that.

Bernhard erhob ſich, um in das Nebenzimmer zu gehen, und dieſen Augenblick benutzte Conſtance, um daraus zu entſchlüpfen. Als er hereintrat, war ſie nicht mehr dort.

In ihrer Wohnung angelangt, zerfloß die Glückliche in Thränen. Dieſe wenigen Stunden, welche

Fülle von Seligkeit hatten ſie über ihr Herz ausgegoſſen! Sie war ihrer Liebe zum erſten Male auf das Entſchiedenſte bewußt geworden, ſie wußte den Geliebten rein von Schuld, ſie ſah ihn aufopfernd für einen Ehrloſen handeln, der ſein Vater war, und der — wenn dieſe ſeligen Stunden nicht gewaltet — ihr Gemahl, ihr Peiniger, ihr Dämon geworden. Nun konnte kein Zweifel weiter ſein, was die nächſten Stunden brachten. Sie flog an ihren Schreibtiſch, um einen Brief an den Präſidenten aufzuſetzen.

20.

Erläuterungen.

Eine Woche bereits war die Kranke in dem Hauſe der beiden Schweſtern; indeſſen war ſie eigentlich nicht krank zu nennen, obgleich ſie kein Bild der Geſundheit darſtellte. Es war auffallend, wie eine anſcheinend derbe Natur durch ein moraliſches Leid geknickt worden, in dem Maaße, daß die ganze Organiſation gelitten. Dieſes arme Geſchöpf, das Kind rechtlicher Eltern, die jedoch eine große Familie bei ſehr kärglichem Einkommen zu ernähren hatten, war aus der Provinz in die Hauptſtadt gekommen, wie eine Menge ihrer Art faſt noch täglich kommt, von einer mächtigen Hoffnung auf Gewinn und Genuß getrieben. Der Bruder befand ſich ſchon dort auf einem der Arbeitsplätze in der Nähe der Stadt. Marie fand ein kärgliches Unterkommen als Magd, dann durch die Bemühungen einer ihrer Landsmänninnen eine Anſtellung als Nätherin in einer Handlung. Ein paar Jahre vergingen ruhig und glücklich. Der Ueberſchuß von dem täglichen kleinen Gewinn wurde nach Hauſe zu den armen Eltern geſchickt; ebenſo machte es der Bruder, der unter ſeinen Genoſſen als ein fleißiger und ordnungsliebender Arbeiter bekannt war. Wie die Bewegungen des Frühlings des vorigen Jahres ausbrachen, äußerten ſie auch bis in dieſe Regionen der ſtädtiſchen Bevölkerung ihre Wirkung, ja, es läßt ſich behaupten, daß ſie nirgends entſchieden zerſtörender und auflöſender auftraten. Die Corruption der Hauptſtadt, dieſe entſittlichten Maſſen eines innerlich rohen, äußerlich geglätteten Pöbels, warfen ſich auf die noch in Reinheit und Unſchuld beſtehende ländliche Bevölkerung. Das Werk der Zerſtörung begann. Menſchen, denen nichts mehr heilig war, gingen darauf aus, überall bei ihren Nebenmenſchen, wo ſie den Glauben an das Heilige fanden, ihn zu zerſtören. Der Staat, der in einer Kriſis der Umgeſtaltung begriffen war, hatte in dem Augenblick nicht Macht und Geiſtesgegenwart genug, das Treiben dieſer Räuberbande inmitten der Civiliſation im Keime zu erſticken. Die Eruption war fürchterlich. Mit einem Stoß waren zahlloſe deſtructive Elemente freigegeben, und ſie wütheten unter der Bevölkerung. Verderbliche Einflüſſe von Außen halfen die Verwirrung vervollſtändigen. Das ächt deutſche Element der Treue und Redlichkeit, der Beſonnenheit und des Maaßes, ſchien verſchwunden. Beſonders gewährte die Hauptſtadt, von der wir oben ſprachen, in den Sommermonaten des eben bezeichneten Jahres, dieſes Bild in ſeiner grauſenhafteſten Vollendung. Man hatte Mittel gefunden, die Arbeiter in den Kreis jener ewig wachen Straßenemeute zu ziehen, die man damals Politik nannte. Der geſunde Sinn dieſer Männer war umnebelt worden, ſie geſellten ſich dem Auswurf der Bevölkerung zu, der ſich eben, nach franzöſiſchem Muſter, für ſouverain erklärt hatte und die Stadt tyranniſirte. In jener Zeit ſah man die empörendſten Ausſchweifungen ſtraflos begehen, und der Menſchenfreund mußte weinen, wenn er die kräftigen, urſprünglich gut gearteten Naturen jener Arbeiter mit in dieſe empörenden Verirrungen hineingeriſſen ſah. Sie kamen zu hellen Haufen in die Stadt, ſie ſtellten ſich auf, ſie folgten dem Rufe ihrer Führer und ſchwuren mit zu einer Fahne, deren eigentliche Bedeutung ſie nicht kannten. Jetzt iſt durch das Sich-Ermannen der Regierung und durch die raſtlos arbeitende Thätigkeit der wahren Vaterlandsfreunde dieſe dem Staate ſo nützliche Bevölkerung dem Gemeinweſen erhalten worden. Zahlloſe ſchon verführte Opfer haben ſich wieder der Ordnung und Geſittung angeſchloſſen, indem ſie auf ihre ſchaamloſen und frechen Verführer ſchmähen. Allein noch lange nicht iſt das feſte und edle Vertrauen wieder hergeſtellt, noch lange nicht ſind alle Verführte wieder umgekehrt; die Saat des Unheils wurde in zu großer Maſſe und von zu kecken Händen ausgeſtreut.

Wir haben dieſe Worte hier hingeſetzt, weil wir es nöthig finden, daß der Leſer immer wieder den Fuß auf den Boden dieſer ſogenannten Revolution ſetze, auf dieſen Boden, der unter unſeren Schritten wankt, der mit Blut und Unrath beſudelt iſt, und der immer neu den Abſcheu in uns wach erhält, mit dem wir auf die Gebilde blicken, die unmittelbar dieſem Boden entkeimt ſind.

Der Bruder unſeres jungen Mädchens gehörte mit zu den Verführten. Einer der Clubs, aus „feſſelloſen“ jungen iſraelitiſchen Doctrinairs beſtehend, hatte ſich's zur Aufgabe gemacht, ſich zu allen Stunden des Tages und der Nacht auf jene Arbeitsplätze zu begeben, wo bis jetzt der redliche, angeſtrengte Fleiß mit dem wenn auch geringen Erwerb zufrieden geweſen war. Hier wurden nun die

Sätze Fouriers und Pierre Leroux' gepredigt, confuſus und leichtfertig gepredigt, aber doch gepredigt; hier machten ſich junge Taugenichtſe und ſinnloſe Schwätzer zuerſt an die Miſſion. Die beſonnenen Revolutionaire folgten nach. Es bewegte ſich fortwährend ein Zug nach den Arbeitsſtätten. Die Arbeit ruhte; die Schenken füllten ſich — anfangs der Leichtſinn, dann das Verbrechen — fingen an ihre Häupter zu erheben. Es floß Geld aus den verſchiedenſten Quellen, allein dieſe Quellen hatten dennoch einen Urſprung: die Aufgabe, die Maſſen zu demoraliſiren auf jedem möglichen Wege.

Zugleich mit den Exceſſen und den brutalen Ausſchweifungen, denen ſich der Bruder hingab, traf der Fall der Schweſter zuſammen. Der Präſident hatte an Beidem ſchuld. Wenn er Abends zu dem Mädchen ſchlich, begegnete er öfters dem Bruder, der mit ſeiner trunkenen Rotte kam, um irgend ein Miniſterhôtel zu ſtürmen, oder ſich in einen Kampf mit der wenig bewaffneten und ſchwachen Polizeimacht zu ſtürzen. Bezahlt wurden Beide. Aber die Schweſter erlag ihrer Beſchimpfung. Sie fühlte die Folgen des Fehltritts und wurde zugleich brutal zurückgeſtoßen von dem, der ſich ihrer anzunehmen verſprochen hatte. Die Eltern verſtießen ſie, der Bruder ſchmähte auf ſie, die Unglückliche verlor zugleich mit dem Frieden ihrer Seele die Ruhe ihrer Exiſtenz. Jetzt — von dem Präſidenten hingeſchickt — fand ſich eines jener Ungeheuer bei ihr ein, das der verlaſſenen Ehre auch noch die letzte Stütze zu rauben kommt, um das Opfer dem Laſter zu verkaufen. Aber da nahm der Bruder ſich ihrer an; das Haus der Eltern mit ſeinem Segen und ſeinem Fluch war noch vor ſeinem Blicke nicht ganz hinweggeſcheucht, er kam zu der Verlaſſenen, und auf ſeinen Armen faſt — ein ärmlicher Karren war das einzige Transportmittel, und hierauf konnte die Kranke nicht ausharren — trug er ſie in die Hütte, an der ihm ein Antheil zukam. „Hier lieg und ſtirb!“ rief er. „Und erſt wenn Du todt biſt, ſo komme ich Dich abzuholen. Laß mich nicht rufen — denn ich würde nicht kommen.“

Er hielt grauſam ſein Wort; er kam nicht, wenigſtens zeigte er ſich ihr nicht. In den Nachtſtunden irrte er, wie wir geſehen haben, um die Hütte her, und warf einen verſtohlenen Blick durch's verhängte Fenſter. Sehen wollte er ſie doch.

Der Präſident hatte erſt dann wieder angefangen ſich um die Unglückliche zu kümmern, da er von ihr fürchten mußte, daß ſie ihm in ſeinen Plänen kreuzte.

Wir werden ſo eben ſehen, daß ſie auch in dem jetzt erwählten Zufluchtsorte keine Ruhe fand. —

21.

Die Ausweiſung.

Amenaïde Ziebitz ſtand mitten im Zimmer mit zwei Hyazinthen in Töpfen unter beiden Armen, und wartete, daß Clorinde herabkäme, um die eben eingekauften Blumen hinauf zu der „Freundin“ zu bringen; „denn,“ ſagte ſie, „von der Hand des Kindes nimmt ſich doch jede Gabe beſonders freundlich aus, und dann kann ich ſelbſt auch die Treppe nicht hinauf — der Fuß ſchmerzt mich.“

Allein Clorinde kam nicht, ſtatt deſſen klingelte es, und Idchen mußte die Töpfe hinſetzen, um zu öffnen.

Frau Carlinchen trat ein.

„I, du meine Güte, Sie ſehen ja wie die Blumengöttin ſelbſt aus!“ rief die Nachbarin. „Was giebt's denn heute hier? Geburtstag?“

„Ach nein. Mein kleiner Engel hat ſein Feſt im Herbſte."

„Na ſchön! So iſt's recht. Was eine reife Frucht iſt, muß ſein Geburtsfeſt auch in der Jahreszeit der Reife haben. Was ſollen denn die Blumen?"

„Für unſre neue Hausgenoſſin," entgegnete Amenaïde. „Wollen Sie ſie vielleicht hinauftragen, liebe Nachbarin?"

„Warum nicht. Geben's her. Sie haben wohl wieder die Gicht im linken Beine? Das kommt von dem jugendlichen Weſen! Das zieht nie gute, wollene Strümpfe an. Hören Sie mal, die alten Häute wackeln ja heute ganz beſonders im Winde. Das hat was zu bedeuten."

„Was ſoll es zu bedeuten haben?" entgegnete die Geſcholtene gereizt.

Die Nachbarin ſchüttelte den Kopf und nahm die Blumen. Sie blieb einige Zeit aus, dann hörte man ſie laut lachen auf der Treppe, und endlich erſchien ſie im Zimmer unten, wo Amenaïde ihr fragend entgegentrat.

„Mein Schatz, wiſſen Sie auch, wen Sie da oben haben?"

„Die Verwandte des Juſtizraths" —

„Die Verwandte des Satans! I, mein gutes Herrgottchen, das iſt ja eben die Mamſell von der ich Ihnen neulich geſprochen, die mit der Wieſentroſt umhergefahren iſt. Das iſt ſie ja, leibhaftig. Ich kenne das Weibsbild — ſchon als Nätherin hatte ich die Ehre ihrer Bekanntſchaft. Damals that ſie ſo unſchuldig, ſo tugendhaft! Haſt du nicht geſehen! Und jetzt — liegt ſie da — und das Kind wird noch nachgebracht. Haben Sie auch eine Wiege im Hauſe?“ —

Idchen war keines Wortes mächtig.

„Na, was hab' ich geſagt mit den Häuten? Darum wackelten ſie dort am Fenſter ſo. Unglück im Hauſe. Seit wann iſt denn die Beſcheerung dort oben? Und haben Sie denn auch eine Wiege? frage ich.“ —

Idchen war noch immer keines Wortes mächtig. Dann aber ſagte ſie mit einem „himmliſchen“ Lächeln: „Es iſt kein Wort wahr daran, Nachbarin.“

„Aber ich will auf dem Fleck hier des Todes ſein, wenn's nicht wahr iſt!“ rief Dieſe, und warf ihr gelbes Hütchen wüthend in den Nacken. „Ich weiß nicht, bin ich eine Lügnerin, oder bin ich keine. Man ſoll mir ſagen was ich bin. Aber übrigens, beruhigen Sie ſich, Ziebitzchen! Dergleichen iſt nichts

Arges; kommt hundertmal an einem Tage vor. In den Zeiten, in denen wir leben, kann ſo etwas nicht auffallen. Wenn Sie's wirklich nicht gewußt haben, ſo tröſten Sie ſich jetzt, da Sie's wiſſen."

Amenaïde ſchlug die Hände vor den Augen zuſammen, indem ſie wimmerte: „Und das Kind, das Kind — allein mit ihr oben! Verpeſtet, verdorben auf ewig! Und ich ihre Schweſter!"

„Ach — das laſſen Sie nur gut ſein. Wenn man ſeine ſechsunddreißig Jährchen zählt" —

„Und ich — ich die Schweſter!" wimmerte ſie immer wieder.

„Nun ja — Sie die Schweſter, und ich die Nachbarin, Frau Carlinchen, und Alles bleibt darum doch in der Ordnung." —

„Hinauf!" rief die Heftige. „Hinauf!"

„Aber Sie können ja nicht Treppen ſteigen." —

„Aber ich werde Treppen ſteigen — Treppen ſo hoch wie der Himmel iſt, wenn mein Kleinod in Gefahr iſt." —

„Ihr Kleinod, liebſte Jungfer? — Ach Gott, Ihr Kleinod."

Idchen ſchob die Nachbarin bei Seite und wankte die Treppe hinauf. Oben angelangt, blieb ſie in der weitgeöffneten Thür ſtehen und nahm die Stellung einer im Sturm geknickten Blume an.

So ſtand ſie da — lange — wie eine im Sturm geknickte Blume.

Die Blicke — unendlich ſchmerzlich — auf Rindchen geheftet. Es war ein Anblick, der Herzen, die Gott weiß wann ſchon verſteinert waren, und die Ausſicht hatten es ewig zu bleiben, erweichet.

„Um Gotteswillen, was will die im Sturm geknickte Blume? Was will ſie?“ —

„Nun, nur gleich mein Urtheil geſprochen!“ — rief die geknickte Blume. „Nur gleich mich bis in den tiefſten Abgrund verdammt!“ —

„Idchen! — Idchen, was iſt Dir?“

„Ich will nur gleich hingehen und ſterben. Gleich — gleich! Es ſoll keine Spur von mir übrig bleiben; nicht ſo viel um einen Kanarienvogel davon zu nähren; nicht ſo viel!“

„Aber was giebt's denn?“

„O Rindchen, bei dem Schatten unſers Vaters, bei dem Schatten unſrer Mutter, bei dem Schatten unſrer Tante, bei dem Schatten aller unſrer Verwandten und Freunde — bleibe nicht länger in dieſem Zimmer! Ich könnte Dir noch mehr ſagen, aber ich will es nicht. Ich will groß und ſtill an

Deiner Seite ſtehen, wie ein Genius. Wenn Alles vollbracht, ſollſt Du es erfahren. Nicht eine Sekunde früher.“ —

„Mein Himmel, ich komme ſchon! Welch eine fürchterliche Stunde!“

„Ja, es iſt eine fürchterliche Stunde! Ich kann's mit meinem Tode nicht zu theuer bezahlen. Es bliebe immer noch ein Reſt übrig, und wenn ich ſechsmal ſtürbe. O Gott, es iſt mir zu Sinn, als wenn ich Rinderbraten mit Meerrettig äße, was ich nie gemocht habe. Gerade ſo!“ —

„Nun ſo will ich gehen,“ hub Rindchen klagend an, „vorher will ich aber von unſrer Freundin Abſchied nehmen.“ Sie bückte ſich zu der im Lehnſtuhl Sitzenden, aber wie ein kampfluſtiger Geier, ſo fuhr Amenaïde dazwiſchen und verhinderte dieſe Umarmung.

„Rindchen, Rindchen! Um alles in der Welt willen! Nur das nicht! Reiner Engel, nur das nicht! Du kennſt mich, ich bin ein Tiger, ein Löwe, ein Leopard, wenn es gilt Dich zu ſchützen. Ein Druck — und Kampf und Blut!“ —

„Du biſt entſetzlich!“ ſtöhnte Clorinde, und legte das Lockenköpfchen an die Bruſt der Zürnenden. Dieſe führte ſie raſch hinweg. Dann erſchien ſie allein wieder und ſagte zu dem erſtaunten Gaſte:

„Was kann Ihnen nun wohl anderes übrig bleiben, als den Augenblick Ihr Bündel zu ſchnüren und fortzugehen? Ich, für meinen Theil wüßte nicht, wie ich raſch genug davon käme, hätte ich wie Sie, zwei unſchuldige Weſen an den Rand des Abgrunds gebracht.“ —

Die Geſcholtene wurde bleich wie der Tod, und ſtammelte, indem ſie ſich erhob: „Ich werde gehen. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir gewährt haben. Wahrlich, ich habe geglaubt, Sie wüßten, wie es um mich ſteht, als Sie mich hier aufnahmen.“

„Ich habe nichts gewußt,“ entgegnete die Gefragte ſtreng und kalt, indem ſie zur Thür hinausſchritt. Unten angelangt, ſanken ſich die Schweſtern in die Arme und brachten ſchluchzend zwei lange Minuten in dieſer Stellung zu. Unterdeſſen ſtand Frau Carlinchen am Fenſter und beobachtete den Abzug der Ausgewieſenen. Dieſe hatte raſch ihre wenigen Sachen zuſammengepackt, ihren Hut aufgeſetzt, ein Tuch umgeſchlagen, und befand ſich eben auf der unterſten Stufe, von wo ſie noch einen Blick zurück auf das Haus warf, aus dem ſie ausgeſtoßen worden.

„Sie geht wirklich,“ ſagte die Nachbarin. „Ich glaubte wahrhaftig, ſie würde nicht weichen, und man müßte die Polizei in Anſpruch nehmen. Aber ſie geht! Nun Gott geleite ſie: Der arme Wurm kann mich dauern. Die Wieſentroſt hat mir geſagt, daß das Kind todt ſei — nun das iſt auch gut; ein hungriger Mund weniger hier in dieſem Jammerthal, der auf zu Gott nach Speiſe ſchreit.“

„Kannſt Du mir vergeben?“ ſchluchzte Amenaïde — „Sprich es nur aus, Du kannſt es nicht.“

„Ich kann es!“ entgegnete Clorinde.

„So biſt Du denn ganz und gar ein Engel! Von der Fußſpitze bis zum Scheitel ein vollendetes, himmliſches Weſen. Aber ich — ich vergebe mir nicht. Jahrelang hab' ich über das Kind gewacht, ſeine Träume, ſeine Gedanken gehütet, damit auch kein Stäubchen von dem Schmutze der Welt die Unſchuld berühre, und jetzt — führe ich ſelbſt ein Ungeheuer in Deine Nähe.“ —

„Ein Ungeheuer!“ rief Frau Carlinchen — „Na, man nur nicht zu arg! Das arme Ding iſt kein Ungeheuer. Wir ſind Alle ſchwach — Und wenn manche Leute nur Gelegenheit gehabt hätten ſchwach zu ſein“ —

„Ein Ungeheuer ſag' ich!“ ſchrie die Heftige — „ein ſchwarzes, giftſprühendes, dunkelglühendes Ungeheuer! Und in dem Rachen dieſes Raubvogels lag mein kleines, unſchuldiges Täubchen. Tag und Nacht hab' ich es mit dem Würgengel zuſammengelaſſen! — Ha, ich werde dem Juſtizrath einen Dolch auf die Bruſt ſetzen.“

„Gott ſteh mir bei!“ rief Frau Carlinchen, indem ſie raſch nach ihrem Regenſchirm und ihrem Korbe griff — „wird hier gemordet! So wird man nicht einmal mehr zu den alten Häuten mit Sicherheit kommen können. Ne, iſt das ein Lärm und Skandal! — Und um ſolche Urſach!“

Sie eilte fort, und unterwegs ſteckte ſie der armen Ausgewieſenen ein Fünfgroſchenſtück in die Hand, indem ſie rief: „Im grünen Baum, in der Landsberger Straße giebt's ein Unterkommen. Ich kenne den Wirth und werde ein Wörtchen mit ihm ſprechen.“ — Damit eilte ſie raſch fort, ohne den Dank der Getröſteten abzuwarten.

Dieſe fühlte ihre Kräfte ſchwinden. Am Ende der langen Straße angelangt, nahm ſie auf einer Treppenſtufe Platz, und ihr Haupt ſank und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Mechaniſch wandte ſie das Geldſtück zwiſchen ihren abgemagerten Fingern, und reizte dadurch die Raubgier einer Lumpenſammlerin, die in ihrer Nähe Halt machte und mit ihrer Eiſenſchaufel in der Goſſe herumſuchte. Sie nahm die Gelegenheit wahr und entriß der Träumenden das Geldſtück, und lief damit lachend fort. Marie dachte nicht daran, ihr nachzueilen. Sie brachte die leere Hand an die glühende Stirn, und ihre Thränen ſtrömten heftiger. Das Bewußtſein, in der großen Stadt ſich völlig verlaſſen zu wiſſen, nirgends eine Stätte zu haben, wo man ſie aufnahm, dabei die Bürde ihrer Schmach und ihres Unglücks tragend, fühlte ſie ihr Herz brechen und die Hand des Todes ſich nach ihr ausſtrecken.

Zwei Augen hafteten auf ihr mit einigem Mitleid.

Sie wußte nichts von dieſen Augen.

Eine Hand jagte der frechen Räuberin den Raub ab, und ließ das Geldſtück wieder in ihren Schooß gleiten, und dieſelbe Hand fügte noch ein Geldſtück hinzu.

Die Arme wußte nichts von dieſer muthigen und mildthätigen Hand. Sie blickte nicht auf.

Und wieder hefteten ſich die Augen auf ſie.

Drüben an der Straße ſtand er; an dem gelben Hauſe mit den grünen Läden. Dort ſtand er. Es war ein junger Soldat in einem grünen Rocke; er hatte die Arme über die breite, jugendfriſche und ſtarke Bruſt zuſammengeſchlagen, und unter dem

Schirm der grünen Mütze ſahen zwei treuherzige, braune Augen auf das junge Weib auf der Treppenſtufe.

Die Vorbeigehenden kümmerten ſich nicht um den Soldaten und um die Bettlerin. Es waren dies zwei Gegenſtände, die man an jeder Straßenecke ſehen konnte. Es konnte nichts Alltäglicheres in der großen Stadt geben, als ein Soldat und eine Bettlerin.

Endlich nahm ſie die Hände von dem Geſicht herab, und nun bemerkte ſie auch die Geldſtücke in ihrem Schooße. Sie blickte ſich um, da der Soldat aber gerade dieſen Augenblick that, als wenn er nicht im entfernteſten um die Exiſtenz des Weibes wüßte, ſo beobachtete ſie die Fenſter der Häuſer in ihrer Nähe. Allein aus keinem guckte ein Kopf heraus. Und dennoch waren die Geldſtücke in ihrem Schooße. Sie beſann ſich, daß eines derſelben ihr geraubt worden war, und es hatte ſich wieder zu ihr gefunden.

Sie erhob ſich, um ihren Weg fortzuſetzen; da ſie jedoch ſchwankte und ein trüber Nebel vor ihrem Blicke ſich auszubreiten begann, hielt ſie ſich nochmals an der Treppenſtufe feſt.

Raſch war der junge Mann von drüben an ihrer Seite, und ſein Arm ſchob ſich unter ihren

Arm. „Ich will Sie führen,“ ſagte er, „wo wollen Sie hin?“

Sie ſah ihn an und wußte nun, daß er es war, der ihr das Geld gegeben.

„Ich bin krank, aber mir wird bald beſſer werden,“ entgegnete ſie. „Laſſen Sie mich nur gehen.“

„Nein,“ ſagte der junge Soldat; „ich laſſe Sie nicht allein gehen. Sie könnten fallen und liegen bleiben. Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie mich nöthig haben?“

Die Kranke erwiederte nichts, ſondern ſtützte ſich jetzt auf den kräftigen Arm.

„Wo wohnen Sie?“

„Wenn ich in die Landsberger Straße, in dem Gaſthof zum grünen Baum käme, ſo würde ich vielleicht dort ein Unterkommen finden.“

„Bis dorthin iſt's weit. Ich werde einen Wagen nehmen.“

„Nein, nein — ich danke. Wenn meine Kräfte wiederkehren, ſo werde ich ſchon ſo weit gehen können.“ — Hiermit machte ſie eine Anſtrengung, ſich von dem Arm, der ſie führte, frei zu machen. Doch dieſer Arm wich nicht.

„So wollen wir denn zuſammen gehen. Ich beſitze keinen Groſchen mehr, ſonſt würde ich den

Wagen bezahlen. Aber wenn ich einen Kameraden treffe, ſo werde ich ihn um ein Darlehn anſprechen; wolle der Himmel nur, daß wir einem begegnen, bei dem leere Taſchen nicht Sitte ſind. Ich kenne viele unter meinen geehrten Brüdern, die es für ein leeres Vorurtheil halten, einen Geldbeutel bei ſich zu führen; und gerade dieſe ſind am häufigſten auf den Straßen zu erblicken. Ach — da kommt gleich Einer! Der kann uns nichts helfen, denn der weiß nur von Hörenſagen, was Geld iſt. Es iſt doppelt und dreifach ſchlimm, daß wir uns gerade gegen Schluß des Monats hier befinden. Die Kaſſen ſind ſämmtlich leer. Aber wir wollen den Muth nicht ſinken laſſen. Im ſchlimmſten Falle, wie geſagt, gehen wir.“

„Sie ſind ſo gut — wie verdiene ich Ihre Güte?“

„Sie ſehen mir ſo aus, als wenn Sie ſie verdienten. Weiter kann ich nichts ſagen und weiter wollen wir auch nicht hierüber ſprechen.“

„Aber Sie machen zu große Schritte.“

„Das hätten Sie mir ſchon früher ſagen ſollen. Ich will jetzt den kleinen Parademarſch gehen! Iſt's ſo recht?“

„Ja, ſo kann ich nachkommen.“

„So zogen wir in Schleswig ein. Es fehlt nur noch die Muſik. Freilich, wenn Jeder mit einer Frau am Arme eingerückt wäre, das hätte nicht gut ausgeſehen! Die Dänen hätten über ihre Beſieger gelacht! Mancher unter uns dachte wohl — ach hätte ich aus Berlin meinen Schatz mit und er trabte mir hier zur Seite. Was mich betrifft, ich habe keinen Schatz — und der Neuſchateller hatte damals auch keinen Schatz, und jetzt hat er einen ganz vornehmen. Damals liebte er mich und keine Menſchenſeele weiter. Das wurmt mich, daß es nicht mehr ſo iſt! — Aber was rede ich da! Wahrhaftig, ich ſpreche nur, weil ich nicht will, daß wir ſo ſtumm neben einander hingehen ſollen. Warum ſind Sie ſo ſtumm?"

„Was ſoll ich ſagen? Ich bin ſo ſehr — ſo ſehr unglücklich. Das iſt alles, was ich zu ſagen habe."

„Das iſt auch ſchon genug," ſagte Friedrich Forſt. „Ein Schelm und unnützer Frager, der mehr verlangt. Hier kommt eine breite Goſſe, darüber hin müſſen Sie ſchon einen großen Schritt thun. Soll ich Sie darüber heben?"

„Ich bin nicht vornehm erzogen. Ich bin eine arme Bäuerin. Als ich hier in die Stadt kam, hab' ich etwas nähen gelernt und damit mich ernährt, bis das Unglück kam. Es giebt ſchlechte Menſchen — lieber Soldat.“

„Ja, aber es giebt einen Gott.“

Die Arme hörte dieſe Worte und ſchauderte zuſammen. Sie ſchloß ſich enger an den Arm ihres Begleiters, ſo, als wollte ſie nie von dem laſſen, der ihr in dieſem Augenblicke, wo ſie mit ihrem brechenden Herzen kämpfte, dieſe Worte zugerufen.

„In meinem Vaterhauſe betete ich zu Gott!“ murmelte ſie vor ſich hin. — „Hier nicht mehr!“ —

Der Schütze wußte jetzt die ganze Lebens- und Leidensgeſchichte ſeiner Gefährtin. Obgleich ſelbſt nicht eingeweiht in die Corruption der großen Hauptſtadt, wußte er doch durch ſeine Kameraden ſo viel, daß er den Beginn und den Verfolg der Schickſale der Geſchöpfe dieſer Art zu verfolgen im Stande war. Daß ſeine Gefährtin ihn nicht zu belügen trachtete, gefiel ihm. Sie hatte geſagt: bis das Unglück ſie erreicht; das war ſehr deutlich geſagt. Eine Andere in ihrer Stelle hätte ganz andere Dinge vorgebracht. Dann hatte ſie kurzweg eingeſtanden, daß ſie eine Bäuerin ſei, und das gefiel Friedrich wieder. Sein natürlicher und unverdorbener Sinn ſagte ihm, daß er es mit einem Weſen zu thun habe, wo er ſich nicht zu ſchämen und es nicht zu bereuen brauche, daß er ſich deſſelben angenommen. —

Es wollte kein Kamerad kommen, von dem ſich irgendwie mit Beſtimmtheit vorausſetzen ließ, daß er ein paar Groſchen übrig in der Taſche habe. Der fatale Monatsſchluß! —

Aber die Kräfte der Kranken nahmen im Gehen zu. Sie ſchloß ſich nur immer feſter an ihren Führer. Sie dachte immer wieder daran, daß er geſagt hatte: es gäbe einen Gott. Sie konnte ſich ſelbſt nicht genug bekennen, wie lieb und ſüß ihr dieſe wenigen Worte geklungen hatten. Es gab einen Winkel in ihrer Seele, einen heimlichen kleinen Winkel, dahin war die Welt noch nicht gedrungen, da war ein weiches, ſicheres Bette bereitet, und in den Flaum dieſes Bettchens fiel das ſüße Wort: Es giebt einen Gott! —

Und darum ſchloß ſie ihren Arm ſo feſt an den ſeinen, und darum wuchſen ihre Kräfte, und darum dachte ſie nicht mehr daran zu weinen, und darum theilte ſich der Nebel vor ihren Blicken.

Jetzt ſah ſie ihn an und ſah zum erſten Male, daß er ein ſehr hübſcher Junge war, daß ſeine Wangen von der Röthe der Jugend glänzten, und daß ſeine dunkeln Augen voll treuherziger, inniger Seele glühten. Dieſer flüchtige Blick that ihr wiederum wohl, und ſie fühlte ſich noch ſtärker wie früher.

Und ſo gingen ſie miteinander fort; und ſo langten Beide denn endlich in der Landsberger Straße und in dem Gaſthof zum grünen Baum an. Im Vorplatz auf einer Bank ſtand das Körbchen, und darauf der gelbe Hut der Nachbarin. Sie war alſo noch früher am Platz, als die Empfohlene, und hatte richtig, nach ihrem Verſprechen, hier Quartier beſtellt. Friedrich empfahl ſich, und mußte verſprechen wieder zu kommen.

22.

Das Päckchen Briefe.

Wenn die „Stolzen“ geſtürzt werden und die „Eiteln“ ihren Platz räumen ſollen, ſo iſt Lärm und Tumult die Menge. Wenn ein hoffärtig Herz ſein Spielzeug abgeben muß, ſo thut es dies mit Unwillen und Trotz.

Der Präſident empfing den Brief Conſtance's, und überlas ihn dreimal, und ſtampfte mit dem Fuße und knirſchte mit den Zähnen, und warf, in tauſend kleine Fetzen zerriſſen, das unglückliche Billet in die Flamme des Kamins.

„Daran iſt er Schuld!“ rief er wüthend. „Niemand anders, als er. Nicht umſonſt hab' ich ihn faſt täglich, wenn ich kam, dort gefunden. Was hatte er dort zu ſuchen, wenn es nicht ein Complot gegen mich galt? Ueberall, überall tritt ſein kecker Fuß dem meinigen voran! Ueberall finde ich auf meinem Wege ihn, den ich haſſe — den ich nie geliebt. Denn er trägt die Züge meiner Mutter, die mit einem Fluche auf mich zu Grabe ging. In ihm iſt ihr der Feind und Rächer erſtanden. Aber ich werde ihn vernichten, ihn auf immer unſchädlich machen!“

Er klingelte; der Diener kam.

„Wo iſt mein Sohn?“

„Auf ſeinem Zimmer, mit Einpacken beſchäftigt.“

„Ich ließe ihn erſuchen herüberzukommen — jetzt gleich.“

Der Präſident nahm die Miene der Freundlichkeit und der heitern Laune an. Ich will es erſt ſo verſuchen — ſagte er zu ſich ſelbſt. Bernhard kam herein und ſah bleich und verſtört aus. Er hatte die ganze Nacht mit Briefeſchreiben und Anordnungen durchwacht; in einer Stunde wollte er die Stadt, und er war entſchloſſen, auf immer verlaſſen. Der Vater ging auf ihn zu und faßte ſeine Hand. Es hatte den Anſchein, als wenn zwei Brüder mit einander ſprächen. Bernhard war durch den Kummer weniger Stunden gealtert, der Präſident ſah friſch und wohl aus. Der Zorn hatte ſeine Wange noch mehr geröthet, ſeine Haltung war noch feſter, als ſonſt.

„Du willſt alſo doch gehen?“ fragte der Präſident.

„Ja," ſagte der Sohn. „Ich will dieſen Urlaub, der mir ſo raſch bewilligt worden iſt, benutzen, um die Reiſe anzutreten, die ich ſchon lange im Plane gehabt habe."

„Und die Dir Dein ganzes mütterliches Erbtheil koſten wird, gieb Acht, mein Sohn. Du biſt kein guter Wirth. Doch das nebenbei. Willſt Du nicht wenigſtens noch meine Hochzeit abwarten?"

Bernhard ſah den Vater ſtarr an, und ſagte dann ein trockenes: „Nein!"

„Söhne machen doch ſonſt die Feſt- und Feiertage ihrer Eltern mit," hub der Präſident wieder an. „Oder ſollten hier gewiſſe Gründe herrſchen, die ich nicht kenne. — Gewiſſe Einverſtändniſſe — hinter meinem Rücken — hm?" —

Die bleiche Wange des jungen Mannes wurde von einer Purpurröthe übergoſſen. Er richtete den ſelben dunkeln, unheimlichen Blick wie früher auf den Frager, antwortete aber auch jetzt nichts.

„Immer ſtumm! Nun, ich will deutlicher ſprechen" — fuhr der Präſident ſchon erhitzter fort — „Meinſt Du, daß meine Ehe mit der Wittwe zu Stande kommen wird?"

„Wie ſollte ſie nicht?" fragte der Sohn beſtürzt, und trat einen Schritt zurück.

„Eine gute Frage — eine treffliche Frage! Ganz paſſend für Jemand, der die Antwort ſchon weiß, und nun mit ſeinem Opfer ſpielt, wie die Katze mit der Maus.“

„Eine Erklärung, mein Vater.“

„Die habe ich vor einer Stunde ſelbſt erhalten. Die Wittwe hat mir einen Abſagebrief geſchrieben. Sie ſagte ſich von mir und ihrem Verſprechen los.“

Bernhard wankte. Der Sturm ſeiner Gefühle drohte ihm die Beſinnung zu rauben, der Vater betrachtete ihn mit einem kalten und höhniſchen Blicke. „Nichtsdeſtoweniger,“ hub er an, „glaub' ich, daß ſie ſich doch verheirathen wird, nur nicht mit mir. Du wirſt nun wieder fragen: mit wem? Und ich werde wieder darauf antworten: man fragt manchmal, wenn man gleichwohl die Antwort ſchon weiß. Aber dieſes boshafte Spiel, wo Einer den Andern zum Beſten hat, langweilt mich. Ich frage kurz: Was ſoll das bedeuten? Warum haſt Du hinter meinem Rücken mir meine Braut abſpenſtig gemacht?“

„Ich, mein Vater!“ zürnte der Sohn. „Wer wagt das zu behaupten?“

„Man täuſcht mich nicht. Ich weiß, daß Du gegen mich operirſt in jeder Beziehung, auf jedem Felde: in der Politik, in der Liebe. Nun iſt damit nicht geſagt, daß Du ſiegſt — auch in dieſem Falle tröſte Dich nicht mit Hoffnungen. Ein Weiberkopf iſt bald wieder zurechtgerückt, wenn er verſchoben war. Ich übernehme auch diesmal dies Zurechtrücken, wie ich es ſchon oft übernommen habe.“

„Ich zweifle nicht,“ ſagte der Sohn mit bitterm Lächeln — „daß Sie ſiegen werden, auch wenn der Fall ſo ſtände, wie er nicht ſteht.“

„Alſo Du willſt mich glauben machen, daß Du die Wittwe nicht liebſt.“

„Ich habe es nicht geſagt,“ erwiederte der Sohn mit ſanfter und tief erſchütterter Stimme. „Aber kein Fremder iſt Richter über unſer Herz.“

„Nun — oder ſoll ich annehmen, daß die Wittwe gegen Dich gleichgültig iſt?“

„Sie hat mir nie Zeichen ihrer entſchiedenen Gunſt gegeben.“

„Du haſt aber auf dieſe Zeichen gewartet? Sie hervorzurufen geſucht —“

„Mein Vater, ich habe dieſe Frau als die Ihrige betrachtet. Ich habe mein Gewiſſen und meine Pflicht nie verletzt. Beweis dafür iſt, daß ich jetzt — wo ich mein Thörichtes nicht mehr zu bändigen weiß, die Flucht ergreife und mich ewig verbanne.“

„Das iſt eine romanhafte Sprache! Wir kennen das. Nicht ein Monat wird vergehen, ſo biſt Du wieder da und wirſt meiner Frau die Cour machen.“

Der junge Mann ſchauderte: „Meiner Mutter! Um Gotteswillen!“

„Spiele nicht den Tugendhaften! Doch um die Sache kurz zu enden — Du reiſeſt ab, ich heirathe.“ —

Bernhard machte eine kurze Verbeugung und wollte gehen.

„Noch Eins“ — rief der Vater. „Was die Politik betrifft, ſo erbitte ich mir kein Aufpaſſen, kein Spähen hinter meinen Schritten her. Ich habe Geheimniſſe, für die man viel zahlt von einer gewiſſen Richtung her; Du könnteſt in Geldverlegenheit kommen, und man würde Dich zu beſtechen ſuchen. In dem Falle nenne mir die Summe, die man Dir bietet, und wenn ſie nicht zu hoch iſt, ſo gieb mir den Vorzug und laß mich den erſten Käufer meiner eigenen Geheimniſſe ſein. Haſt Du mich verſtanden?“

Bernhard ſtammelte: „Kaum. Sie halten mich für fähig, Sie zu verrathen?“

„Ich meine nur, wenn Du in Geldverlegenheit biſt — ſonſt nicht!“ lachte der Präſident. „Jugend hat keine Tugend.“

Schweigend nahm der Sohn ein Päckchen Briefe aus der Taſche und legte es nebſt einer Quittung auf den Tiſch. Seine Hand zitterte, ſeine Lippen waren blau, ſeine Wangen leichenfahl. Er ging ſo raſch fort, als ſeine wankenden Schritte es geſtatteten.

„Was iſt das? Was ſoll das Alles?“ fragte der Präſident, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Er blätterte in den Briefen und ſah die Quittung an. „Hm!“ ſagte er nach einer Pauſe — „er hat gewiſſe Papiere — für ſein Geld — in Sicherheit gebracht! Teufel! daß der Burſche ein Recht hat ſtolz zu ſein! — Er ſoll, er muß fort! — Jetzt gerade.“ —

Mit großem Erſtaunen und heftiger Entrüſtung blätterte er in den Briefen. „Man kann ſich auf Niemand verlaſſen,“ rief er, „alle Freunde betrügen, alle Zuſicherungen lügen. Das Geld iſt unbeſchränkter Gebieter unſerer Zeit!“ —

Er ſchickte nochmals nach dem Sohne, doch dieſer ließ ſich entſchuldigen.

Jetzt warf ſich der Präſident in einen eleganten Anzug. Er verſäumte nichts an ſeiner Toilette; er kräuſelte den Bart, glättete das noch volle ſchwarze

Haar und ließ es in leichten Locken an der hohen gebieteriſchen Stirn niederfallen.

Mit feſten Schritten trat er in das Boudoir der Gräfin, die ſich hatte verleugnen laſſen; er hatte jedoch ſich nicht zurückhalten laſſen. Conſtance erhob ſich — ſie war bleich, und ihre ſchönen Augen ſuchten den Boden.

„Ich komme ungelegen!“ hub der Gaſt an, indem er ſich in einen Fauteuil niederließ.

„Wenn Sie meinen Brief erhalten haben —“

„Ich hab' ihn erhalten.“

„So“ —

„Nein, keine Folgerung gezogen, Conſtance. Ein paar Zeilen in, der Himmel weiß, welch' einer launenhaften Stimmung geſchrieben, beſtimmen nichts. Der Wind verweht ſie, wie er ſie herangeweht hat. Ich hoffe Sie ſchon jetzt in einer andern Laune zu finden, und morgen prophezeihe ich, daß Sie ſich in der Stimmung finden werden, mich um Verzeihung zu bitten wegen deſſen, was Sie heute verſchuldet.“

„Sie hoffen vergebens. Eine ernſte Stunde der Entſcheidung hat zwiſchen uns geſchlagen. Glauben Sie nicht, daß ich zum Wanken zu bringen bin. Wir dürfen uns nie angehören.“

„Sie ſcherzen.“

„Ueber dieſen Gegenſtand? Und in dieſem Augenblick?“

„Ja wohl, Frauen ſcherzen über Alles.“

„Vielleicht die Frauen, die Sie bis jetzt kennen gelernt?“

„Und die ich noch künftig kennen lernen werde. Das Geſchlecht bleibt ſich gleich zu allen Zeiten.“

„Wozu Worte dieſer Art.“ —

„Alſo — liebe Conſtance. Ich ſehe mich genöthigt Sie zu bitten, daß unſere Trauung in der nächſten Woche ſchon ſtattfinde. Sie werden meiner Ungeduld dieſe Eile verzeihen. Ich will mich für kleine Launen-Paroxismen, wie dieſe eben jetzt — ſicher ſtellen. Ein Mann in meinen Jahren behandelt die Liebe zu ernſt, als daß er Gefallen finden könnte an ihrem Spiel. Ich wünſche, liebe Conſtance, daß wir bald das Band knüpfen.“

Die Gräfin ſah ihn ſtaunend an. „Ich verſtehe das nicht — nachdem ich Ihnen geſchrieben, nachdem ich Ihnen eben geſtanden.“

Der Präſident ſtand auf. Er ſtellte ſich ſtolz und gebieteriſch vor ſeine ehemalige Braut. „Gräfin,“ hub er an mit kaltem, gemeſſenem, und gegen das Ende ſeiner Rede ſchneidend ſcharfem Tone, „Sie kennen mich nicht — Sie wiſſen nicht, mit wem

Sie's zu thun haben. Man bricht mir nicht das Wort, wie man es irgend einem jungen Laffen bricht. Sie ſind die Meine — Sie bleiben es."

Die Gräfin rang mit allen ihren Kräften gegen die furchtbare Autorität dieſes dämoniſchen Willens, der immerdar ſo viel Macht über ſie geübt. Sie rang heldenmüthig und die Liebe ſtärkte ſie. Mit einer Stimme voll Verzweiflung und Muth rief ſie:

„Nein — nein! Nein! Sie ſind das Schrecken und die Finſterniß meines Daſeins. Ich habe Sie erkannt — zur rechten Stunde noch erkannt, um mich blutend von meinen Ketten frei zu machen. Gott und Liebe ſtärken mich. Ich gehöre Ihnen noch nicht an — ich werde Ihnen nie angehören. Dieſe grauſenvolle Scene ſoll die letzte ſein zwiſchen Ihnen und mir. Ich will es, ſie ſoll die letzte ſein! Dieſe Marter ſoll ein Ende nehmen."

Der Präſident wollte ihren Arm ergreifen, ſie entſchlüpfte ihm und entfloh in ihr Kabinet, deſſen Thür ſie zuſchloß.

Der Präſident ſtand eine Weile unbeweglich, ihr nachſchauend — dann verließ er eilig das Zimmer.

23.

Die Liebe ſchreibt, und die Liebe überbringt den Brief.

Unverzüglich nach dem eben geſchilderten Auftritte ſchrieb Conſtance an Bernhard. „Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, und wenn Sie Die, die Ihnen ihre Liebe geſteht — ich halte mit meinem Geſtändniß keinen Augenblick mehr zurück — retten wollen, ſo eilen Sie und zögern keine Minute. Vergeſſen Sie, daß Derjenige, aus deſſen Händen Sie mich retten ſollen, Ihr Vater iſt. Vergeſſen Sie es, wenn Ihnen dies irgend möglich iſt. Ich werde es Ihnen ewig danken. Ich erwarte und befürchte das Schlimmſte von dem ſchwer gereizten Manne, der als mein erklärter Feind eben von mir gegangen. Er iſt entſetzlich, dieſer Mann, der gegen den Staat ſeine Eide bricht, der im Himmel und auf Erden nur eine Macht kennt, vor der er ſich beugt, das iſt ſein eigenes

Selbſt, das er zu Macht und Anſehen erheben will, ginge auch dabei eine Welt zu Grunde. Jhm ſoll ich zur Beute fallen, der mich verwerthen würde wie eine Waare, der mich und mein gläubig Herz hinſchleudern würde wie ein Spielzeug, dem der armſelige Flitter, der es einſt geziert, abgeſtreift. O, ich bin in Qual und Unruhe, ich weiß mich in der Gewalt der irdiſchen Mächte — bis Du mich retteſt, Bernhard! Auf Deinen Muth ſetze ich mein Heil. So wie Du dieſe Zeilen erhalten, ſo komm und vertheidige mich wie Deine Frau. Haſt Du dieſen Muth nicht, ſo laß es mich wiſſen, und eine Stunde darauf ſollen auch meine Koffer gepackt ſein, und ich entfliehe — auf immer!“

Dieſe Zeilen gab die Gräfin — dem Schützen Tony Wickye, der ihr gerade ſehr gelegen zu Geſicht kam. Er war es, dem ſie allein einen Auftrag dieſer Art geben konnte, von ihm wußte und erwartete ſie, daß er mit der Angſt und Haſt eines „betheiligten“ Herzens ihr den wichtigen Dienſt leiſten würde. Hätte ſie — in dieſem Augenblicke — Tony Wickye nicht gehabt, ſie wäre verloren geweſen.

Nach einer halben Stunde peinlichen Wartens erſchien der Schütze wieder, athemlos, aber mit einer freudigen Miene.

Mit ganzem Leibe vorgebeugt, die Straße hinabſehend, ſich um Niemand kümmernd, der vorbeiging, keinen Bekannten bemerkend und grüßend, lag ſie aus dem Fenſter hinaus. Der Wind wehte ihre langen Locken über die Stirne hin, ſie gab ſich nicht die Zeit ſie wegzuſtreichen — die kleine Hand mit der Lorgnette fortwährend vor dem Auge, in eine Wolke von Gaze gehüllt, die der Wind in ihrem Shawl wühlend emporthürmte, blickte ſie — wie das Bild der Erwartung — hin auf die weit entfernte Straßenecke, von wo aus der „grüne“ Bote auftauchen mußte. Von Minute zu Minute wuchs ihre Ungeduld. Sie wußte, daß Bernhards Abreiſe auf dieſen Morgen feſtgeſetzt war. Und wenn er ſchon fort war — wie troſtlos in ihrer furchtbaren Einſamkeit erſchien ſie ſich dann! — Wenn er fort war? — Aber er war noch nicht fort — dieſe Nachricht mußte ihr ihr geflügelter, wie der Sturmwind dahineilender Bote bringen! Und immer noch wollte die ſchlanke Geſtalt nicht unter dem Gewühl der Menge, die unausgeſetzt um jene Ecke bog, hervortreten. — Jetzt! — jetzt! — ja — ſie holte tief Athem — er iſt es! Da kommt ein Offizier, ein Schützenoffizier, der ihn aufhält, der ihm einige Worte ſagt! Wie unerträglich! Dieſer läſtige Offizier iſt ihr Vetter. Und Tony Wickye muß ihm Stand halten, denn die Geſetze der Disciplin gehen über Alles, ſelbſt über Unglück und Tod eines liebenden Herzens.

O ſie hätte den Vetter morden können! Er bringt auch ein Billet hervor — „Nimmermehr! Das kann nicht beſorgt werden! Jetzt nicht! Das fehlte noch. Er hat auch Billette, und man weiß ſchon, was für welche. Wieder Anſprachen, auf die ſo ſicher Körbe kommen, wie auf den Herbſt der Winter.“

Verwünſcht! Müſſen ſich nun dieſe beiden Herzensangelegenheiten ſo kreuzen! Müſſen ſie ſich beide einen und denſelben Boten wählen!

Conſtance zerriß die Floreinfaſſung an ihrer Mantille.

Wie kann man auch einen ſolchen Vetter haben! Es iſt wahrlich unbegreiflich.

Endlich macht ſich Tony Wickye los — o, Tony Wickye iſt ein vernünftiger Junge! Er hat irgend einen Vorwand gefunden, das Billet jetzt nicht zu beſorgen, und zwar — ſo discret iſt er — hat er dabei mit keiner Silbe des Auftrags der Gräfin erwähnt.

Und jetzt — ſteht er dicht vor der Gräfin.

„Madame,“ ſagte er auf Franzöſiſch, denn er hatte ſich die Erlaubniß erbeten, mit der Gräfin ſeine Mutterſprache ſprechen zu dürfen — „ich fand den Herrn Aſſeſſor eben, wie er im Begriff war, den Fuß auf den Tritt des Waggons zu ſetzen, um abzufahren.“

„Ah“ —

„Man hatte ſchon zum dritten Male ſignaliſirt. Die Locomotive goß einen Strom von Dampf über die ganze Reihe der Wagen.“

„Und“ —

„Nun, der Herr Aſſeſſor blieb zurück. Er blieb natürlich zurück. Er hätte ja ein Automat ſein müſſen, eine Figur von Leder und Holz, wenn er nicht zurückgeblieben wäre. Ich glaube, ein Heiliger würde vor der Pforte des Paradieſes — Madame, ich habe einen großen Begriff von dem Paradieſe und wünſchte nicht, daß Sie glaubten, ich dächte leichtfertig über das Paradies — aber dennoch, ich muß annehmen, daß ein Heiliger bei dieſen Umſtäaden vor der Pforte wieder umgekehrt ſein würde.“

Das Alles wurde zwiſchen Unwillen, Zorn und doch dabei mit halbem Lachen geſprochen. Tony Wickye fühlte, daß er zum Liebesboten gebraucht worden war, und das verdarb ſeine Laune bis in die kleinſte Faſer ſeines Herzens hinab.

„Darf ich Ihnen, liebſter junger Freund, dieſen Ring zum Andenken geben?“ ſagte die Gräfin mit der freundlichſten, bezauberndſten Miene, ſo daß ſie vom Scheitel bis zur Fußſpitze wie eine ſchöne Fee ausſah, und gleichſam in Freude und Schönheit „ſtrahlte.“ — „Darf ich Ihnen dieſe Kleinigkeit anbieten. O nicht als Dank! Mein Dank bleibt Ihnen immer noch; aber nur, um ſich dieſe Stunde zu vergegenwärtigen.“

Tony Wickye hätte Millionen Geldes darum gegeben, eben dieſe Stunde ganz und gar vergeſſen zu können, und nun ſollte er einen Ring, einen koſtbaren Ring zu keinem andern Zwecke erhalten, als um ſich an dieſe Stunde zu erinnern. Es lag darin eine heilloſe Confuſion der Anſichten und Begriffe von Erinnern und Vergeſſen. Aber wer konnte in dieſem Augenblicke näher unterſuchen? Es ließen ſich Schritte im Vorzimmer hören. —

„Nehmen Sie — nehmen Sie!“ rief die Gräfin, glühend roth im Geſicht, und kaum mehr ſich auf den Füßen halten könnend.

Tony Wickye war vollkommen wüthend. So roth die Gräfin, ſo blaß war er. Zum Unglück konnten aber Beide kein Wort hervorbringen. Es war ein Moment zum Verzweifeln. Bei der Gelegenheit ſiel der Ring zu Boden und rollte in irgend eine Falte des Teppichs. Es dachte Niemand daran ihn aufzuheben, am wenigſten Wickye, der ganz ſtumm zuſah, wie in die aufgeriſſene Thür der Aſſeſſor ſprang, und — nein, weiter ſah der arme Junge nichts — aber ganz dunkel war es ihm ſpäter erinnerlich, als wenn der Aſſeſſor nicht umſonſt die Arme ausgeſpannt gehalten, daß er in der That einen Gegenſtand in ihnen auffing.

Auf der Straße, ganz nahe der Kaſerne — er war dahin gelangt, er wußte ſelbſt nicht wie — erſt dort konnte er wieder zuſammenhängend denken.

21.

Ein Unglück kommt nie allein.

Kaum hatte der Präſident ſich in etwas erholt über die „unermeßliche" Dreiſtigkeit, die ſich eine Frau, ein ſchwaches und bis jetzt für lenkſam gehaltenes Weſen gegen ihn erlaubt hatte, als auch ſchon ein neuer Angriff ſeines böswillig geſtimmten Geſchicks ihn traf. Er erhielt die Nachricht, daß der Staatsanwalt gegen ihn die Klage auf Hochverrath beantragt hatte, und daß man von den Kammern die Einwilligung erwarte, ihn frei gegeben zu ſehen, um ihn den Gerichten zu überliefern.

Mit dieſem Schreiben noch in der Hand, traf ihn ſein Unterhändler, der ihm meldete, daß das in Sicherheit geborgene Opfer, jene unglückliche Verführte, abermals verſchwunden ſei.

Der Präſident ſchlug ein kurzes, helles Lachen auf. Er winkte dem Commiſſionair, ſich zu entfernen, und als er ſich allein befand, warf er das Papier auf den Tiſch und blieb mit auf der Bruſt verſchränkten Armen und ſtarrem Blick mit einem bittern und höhniſchen Lächeln vor demſelben ſtehen. Plötzlich riß er ſich aus ſeinen Gedanken empor, eilte zu dem Päckchen Briefe und Schriften, die ihm der Sohn übergeben, und nachdem er ein paar Sekunden darin gewühlt, legte er befriedigt und mit geglätteter Miene das Päckchen wieder bei Seite.

In dieſem Augenblick trat der Juſtizrath ein.

Die Thüre wurde ſorgfältig verſchloſſen.

„Wiſſen Sie ſchon?“

„Ich weiß.“

„Aber, mein Freund, laſſen Sie ſich darum kein graues Haar wachſen. Wir wollen Sie ſchon durchbringen. Für's erſte, kommt es wirklich zur Unterſuchung, ſo erklärt ſich der Gerichtshof für incompetent. Allein es wird gar nicht zur Durchführung der Klage kommen. Schon die Kammer wird Sie nicht frei geben. Ich meine die Kammer, zu der Sie gehören.“

„Das iſt auch meine Hoffnung,“ ſagte der Präſident. „Allein wenn dieſe Kammer geſchloſſen wird, wenn man uns auflöſ't? Wie dann?“

„Das wird man nicht wagen.“

„Was wagt die Regierung, die ſich wieder ſtark fühlt, nicht alles!“

„Nun — auch dann! Sie wiſſen, wie man Urtheil ſpricht heutzutage.“

„O, wie ich und meine Genoſſen Urtheil ſprechen! Das weiß ich. Allein es hat ſich ein neuer Geiſt eingeſchlichen. Ich erleb' es an meinem Sohne. Dieſe Thoren wollen das Geſetz wieder in ſeiner ganzen Kraft“ —

„Albernheit. Der Geiſt der Zeit“ —

„Iſt ein perfider Geiſt; er wendet ſich jetzt gegen uns. Aber wollen wir die koſtbaren Minuten nicht mit Reden verlieren. Sie ſind mein Freund, wir handeln zuſammen. Zum Glück ſind die gravirendſten Schriften und Papiere in meinen Händen. Namentlich der Brief, der — Sie wiſſen — über die verſprochene Auslieferung der Zündnadelgewehre handelt. Die Quittung des — Geſandten hatte ich die Unvorſichtigkeit, oder vielmehr das einfältige Vertrauen gehabt, unſerem Breslauer Agenten, der ſich als ein Schurke und Verräther erwieſen hat, in Händen zu laſſen.“

„Ei — wie haben Sie denn dieſe koſtbaren Indizien erhalten?“

„Zufällig.“

„Nun, das iſt ein liebenswürdiger Zufall geweſen. Möchte ein ähnlicher Zufall uns auch das Geld wieder zuführen, mit dem die beiden Brüder H — uns entlaufen ſind.“ —

„Darauf hoffen Sie nicht. Im Gegentheil, wir werden noch Summen dazu opfern müſſen. Ich ſage Ihnen, wenn man mich fallen läßt, ſo reiße ich Euch Alle mit in den Abgrund.“ —

Der Juſtizrath fuhr erſchreckt zurück, und ſeine große Naſe wurde kreideweiß.

„Aber, mein Liebſter, man wird Sie nicht fallen laſſen. Unſer Phalanx hält, wie im Feuer verſchmolzen, zuſammen. Keine Fliege kann ſich durch unſere Reihen hindurchdrängen.“ —

„Im ſchlimmſten Falle,“ fuhr der Präſident fort, „könnte man dieſe Beweiſe und Schriften, die noch über mich ſich finden werden, einem Andern zuſchieben.“

„Einem Andern? Offenbar muß dieſer Andere Ihren Namen führen?“

„Ja.“

„Alſo demnach“ — der Juſtizrath fand doch für gut, wenigſtens des Anſtandes wegen, etwas zu zaudern, ehe er hinzuſetzte — „Ihr Sohn?“

„Er hat denſelben Vornamen wie ich.“

„Hm!“

„Was ſagen Sie?“

„Eine gute Idee!“ Der Juſtizrath nahm raſch eine Priſe. „Sie machen alsdann den jungen Mann unglücklich.“

„Nicht doch! Ich werde ihm behülflich ſein zu entwiſchen. Alsdann hab' ich noch den großmüthigen Vater für mich, und der Junge hat eine Lection verdient. Ich theile Ihnen das nur als Plan mit — im ſchlimmſten Falle.“

„Ich verſtehe. Jedenfalls würden Sie den Eid ablegen, daß die Handſchrift der Briefe nicht die Ihrige iſt.“

„Das würde ich, verſteht ſich!“ entgegnete der Gefragte mit großer Sicherheit und Ruhe, und in dem Tone, wie Jemand ſagen würde: ich werde heute meinen wattirten Ueberrock anlegen.

„Man muß nicht von Dingen ſprechen, die noch nicht da ſind,“ hub der Freund wieder an. „Vor allen Dingen tüchtige Arbeit in der Kammer! Sturz dieſes Miniſteriums! Bildung eines neuen! Dann. vorwärts. Deutſchlands Einheit nach unſerm Sinn! Einführung der Grundrechte, damit endlich einmal die Revolution einen legalen Boden hat, auf dem man weiter bauen kann.“ —

„Nun ja doch! — ja. Dazu ſind wir ja da!“ ſagte der Präſident ungeduldig.

„Gut, denn! Das Uebrige ſind Kleinigkeiten. Sind wir Miniſter des einigen Deutſchlands, ſo werden wir über dieſe Stunde lachen. Noch Eins, unſre Kleine iſt wieder entſchlüpft. Ich war bei den zwei alten Jungfern, ſie ſind wüthend, daß ich es gewagt, ihnen unter falſchem Namen die Kindbetterin in's Haus zu bringen.“

Der Präſident hörte nur halb hin. „Ich weiß — ich weiß!“ ſagte er zerſtreut.

Der Diener trat ein und gab einen Brief ab, indem er zugleich meldete, daß im Vorzimmer der Ueberbringer warte. Dieſen Augenblick benutzte der Juſtizrath, um ſich zu entfernen, um zu einem Auſternſchmaus zu eilen.

Der Präſident machte aus dem Brief einen Ball und ſchleuderte dieſen in die Ecke des Zimmers. Dann öffnete er die Thüre, blickte hinaus in's Vorzimmer, und als er einen Soldaten dort ſtehen ſah, winkte er ihn herein. Friedrich Forſt trat ein.

„Sie ſind ein Schütze.“

„Ja, von der fünften Compagnie.“

„Was geht Sie das Mädchen an, und wie kommen Sie dazu, mir jenen Brief zu überbringen?“

„Sie bat mich darum.“

„Einfältig, mein Freund! Muß man alles thun, um was die Leute Einen bitten?“

„Wenn man's kann, und wenn's nichts Unrechtes iſt, und wenn man dadurch helfen kann — ja!“ ſagte Friedrich beſcheiden und freundlich.

„Wo iſt ſie denn?“

Friedrich nannte den Ort, wohin er Marie gebracht.

„Wer ſagt Ihnen, daß dieſe Perſon gerade mich meint?“

„Sie hat mir die Wohnung beſchrieben und Ihre Perſon mir bezeichnet.“

„So? That ſie das! Wirklich. Und ſagte Ihnen zugleich, was ſie von mir wolle?“

„Nein, das hat ſie mir nicht geſagt.“

„Woher wiſſen Sie denn, daß“ — er hielt inne und an dem treuherzigen, unbefangenen Blicke Friedrich's glitt ſeine Frage ab, und er ſetzte hinzu: „daß Jene unglücklich iſt?“ —

„O, mein Herr, das braucht mir Niemand zu ſagen. Das leſe ich aus den Augen und Mienen eines Menſchen.“

„Sie können ſich verleſen. Nun, es iſt gut; Sie können wieder gehen. Bringen Sie ihr dieſe fünf Thaler und ſetzen Sie mir darüber eine Quittung auf.“

Friedrich wurde roth bis an die Stirne heran. „Ich bin Soldat,“ ſagte er.

„Nun ja — was heißt das? Das ſeh' ich.“

Er nahm die Feder und unterſchrieb. Der Präſident ſah den Zettel an, und während er Sand darüber ſtreuete, heftete er einen beobachtenden Blick auf den jungen Mann. „Sie müſſen nicht glauben, mein Freund, daß ich die Befürchtung hatte, Sie könnten vielleicht das Geld unterſchlagen.“

Friedrich antwortete nicht, ſondern grüßte militäriſch und wollte gehen.

Der Präſident hielt ihn auf. „Die Schützen ſind brave Leute,“ hub er nach einer kleinen Pauſe an. „Sie ſtehen in dem Rufe, daß es ein intelligentes Corps ſei. Sie beſuchen die Clubs! Man kann mit ihnen ein Wort ſprechen; es ſind wahre Patrioten.“

Der Fragende hatte etwas Lauerndes, als er dieſe Worte ſprach.

Friedrich ſah ihn mit ſeinen dunkeln Augen ernſt und ſchweigend an.

„Hab' ich nicht Recht?“

„Freilich. Daß wir gute Patrioten ſind, verſteht ſich. Daß wir für unſern König und unſern Eid unſer Blut laſſen, das haben wir in Schleswig gezeigt, und wollen es wieder zeigen, wenn Gelegenheit dazu da iſt."

„Hm. — Hat man Euch nie geſagt, daß etwas im Werke iſt?"

„Was?"

„Wie kann man ſo fragen. Ihr ſeid gewiß ein Pommer."

„Ja, das bin ich auch!" rief Friedrich, ganz erfreut, daß man ſein Vaterland ihm angemerkt.

„Nun, und was ſagte man Ihnen im Club, junger Freund?"

„Was man mir da ſagte," entgegnete der Soldat, „verglich ich mit dem, was mir mein Vater geſagt hat, und ich fand, daß mein Vater beſſer geſprochen hat, kürzer, bündiger, und verſtändlicher."

„Und was ſagte Ihnen der Vater?"

„Junge," ſagte er, „und ſchlug mir mit ſeiner alten, dürren, haarigen Fauſt auf die Schulter: Habe Gott vor Augen, willige in keinen Bubenſtreich, bleib Deinem König treu und Deinem Eide, und das Uebrige laß — Gott machen!" —

„Das war die ganze väterliche Lehre?" —

„Das war ſie."

„Sehr kurz."

„Ja, ſehr kurz.“

„Nun, Sie können gehen. Sagen Sie der Perſon, daß ich in dieſer Woche noch Jemand zu ihr ſchicken werde. Sie ſoll ſich ruhig verhalten.“

Friedrich legte die fünf Thaler vorſichtig in die noch neue Taſche ſeines kleinen Gedenkbuchs. In dieſer Taſche, die noch in dem Glanz der roſenrothen Seide ſchimmerte, hatte ſich noch nie Geld befunden; dieſes, für ſeine arme Schutzbefohlene ſollte das erſte ſein.

Der Präſident ſah ihm nach und murmelte vor ſich hin: „Wenn wir nur dieſen kindiſchen „Glauben“ ertödten könnten, eine Armee würde uns auf der flachen Hand wachſen.“

25.

Zwiſchenbemerkungen.

Wir müſſen die handelnden Perſonen unſrer Erzählung verlaſſen in dem Zuſtande und in den Verhältniſſen, in denen ſie ſich jetzt befinden. Ihre nächſte Zukunft iſt uns verhüllt, wie ſie es dem Leſer bleibt. Es iſt das Beſondere der Erzählungen, die ihren Schauplatz aus der eben lebenden und bewegten Menge nehmen, daß ſich keine hiſtoriſch abgerundeten Gruppen hinſtellen laſſen, wie man es leicht thun kann, wenn man ſeine Gebilde dem Zeitalter Carls V. oder Ludwigs XV. entlehnt. Was wir aber dem Leſer als abgeſchloſſen und begrenzt geben können, das wollen wir ihm geben. Erſtlich die Heirath unſrer jungen Wittwe. Das iſt ſchon viel; man liebt ja Heirathen am Schluſſe der Erzählungen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo iſt dieſes Paar, das Liebe verbindet und Muth zuſammengeführt hat, das glücklichſte, das das unglückliche Jahr 1848 hat erſtehen ſehen; denn das Bündniß der Herzen datirte ſich — und dieſen Umſtand wußten die Liebenden ſich jetzt ſehr genau anzugeben — aus den letzten Monaten jenes Jahres. Wenn wir irgend im Stande wären, und der Leſer iſt gewiß in unſerm Bunde, ein glückliches Prognoſtikon zu ſtellen, ſo möchten wir es dieſem jungen Manne ſtellen, der mit der Tüchtigkeit des Herzens und der Klarheit des Verſtandes, die beide zuſammen den ächten Mann und den wahren Patrioten bilden, ausgerüſtet, ſeine Laufbahn als Staatsbürger beginnt. Für den Präſidenten haben wir weiter kein Wort. Iſt es uns nicht gelungen, ſein Bild naturgetreu, wie wir es hier auf den Straßen dieſer Stadt haben wandeln ſehen, dem Leſer vor den Blick zu ſtellen, ſo werden unſre weiteren Prophezeihungen in Hinſicht ſeines Schickſals ebenfalls keinen Glauben finden. „Er iſt gerichtet!“ Dieſes Wort, das das Grauſen des Todes zugleich mit den Schrecken der Hölle in ſich faßt — dieſes Wort, das kein Sterblicher ausſprechen ſollte, weil kein Sterblicher es in ſeiner ganzen gräßlichen, betäubenden Schwere zu faſſen vermag, dieſes Wort ſchwebt über ſeinem Haupte. Wir ſagen „ſchwebt“ — es ſinkt vielleicht nicht nieder; es wird vielleicht wieder hinweggenommen von einer Hand, die in unſer irdiſches Dunkel greift, rettend, begnadigend, aufrecht haltend, immer und immer wieder noch Zeit gewährend. Nachdem der Präſident noch einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, ſich ſeine Braut wieder zu erobern, wandte er ſich von ihr und dem Sohne verachtend ab, und richtete ſeine ganze Thatkraft auf das politiſche Ziel, das ihm vor Augen leuchtete. Hier hatte er viel zu thun, die Hinderniſſe hinwegzuräumen, die ſich auf dem Wege aufthürmten. Wir müſſen fürchten, daß die falſche, rechtstödtende und lügneriſche Politik, die er vertritt, noch einige Triumphe feiern wird, es iſt dem Geiſt der Lüge und der Selbſtſucht eine zu große Macht verliehen worden — allein lange wird die Herrſchaft dieſer Geiſter nicht dauern. Die Revolutionen ſind da, um das Inſtitut des abſoluten Königthums zu ſäubern, ſo wie die Reformationen da ſind, um den Boden der Kirche zu reinigen. — Das abſolute Königthum, das jetzt wieder aus dem Kampf und Tumult hervorgehen wird, kann nicht anders, als das Glück der Völker bilden, denn es wird in gereinigter und geläuterter Geſtalt, die feſteſte und für die Stämme des civiliſirten Europa's paſſendſte Regierungsform darſtellen. Die Scheingeſtalten, die jetzt auftauchen, dort die Republik, hier das conſtitutionelle Königthum, ſind als Kinder der Revolution nicht im Stande, gegen ihre eigenen Erzeuger ſich zu halten. Sie gehören, mit Durchgangs- und Reinigungsepoche, zur Revolutionsperiode, und werden mit ihr verſchwinden. — Das abſolute Königthum und die rechtgläubige katholiſche Kirche ſind — dies iſt unſre Anſicht — es giebt hundert andere, und der Leſer hat vielleicht die hunderterſte — die einzig möglichen Bande, die eine nach tauſend Richtungen hin ſich zu verſtreuen ſtets Neigung habende Geſellſchaft zuſammenhalten können. —

Wir könnten den Leſer nochmals nach dem Köpenicker Felde, und nach dem Krankenhauſe Bethanien führen, allein er würde dort immer den ſelben Geſtalten begegnen. Unverändert würde er die gelangweilte Oberin erblicken, die in ihrem ſchönen Saale wandelt und kein Gedächtniß hat, weder für das Leid, noch die Freude der Menſchen, der ſelbſt ihre eigenen Erinnerungen kein Intereſſe gewähren. Wenn wir auch unſre Erzählung erſt nach dreißig Jahren ſchlöſſen, würden wir doch nichts anderes zu berichten haben, als daß die ſchöne, gelangweilte Geſtalt in dem kleinen Hermelinpelz immer noch zwiſchen dem fünften und ſiebenten Fenſter ſich hin und her bewegt, Beſuche empfängt, welche abſtattet, und die Klingelzüge im Hauſe von Zeit zu Zeit in eine lautſchallende Bewegung ſetzt. Wenn eine matte und müde Seele eine Krankheit iſt, und dagegen eine friſche, liebende und feurige die Geſundheit, ſo iſt dieſe arme Oberin, trotz ihrer Jugend und Schönheit, vielleicht die Krankeſte unter all' den vielen Kranken in dieſem großen, weitläufigen Kranken-Pallaſt.

„Nro. 9.“ läßt ſich dem Leſer empfehlen. Es geht ihr wohl, und ſie kann verſichern, daß ſie vortreffliche Senfpflaſter auf Lederläppchen zu ſtreichen verſteht, und faſt fabelhaft ſchnell einen Kamillen- oder Hollunderblüthenthee zu Stande bringen kann. Mit der Pförtnerin geht's noch beſſer: ſie heirathet, und wen? Den wahnſinnigen Apotheker, der übrigens nicht mehr wahnſinnig iſt. Der Paroxismus, den wir geſchildert haben, war ſein letzter. Mit der unglücklichen Pandoren-Büchſe und ihrem Inhalt war auch ſein Irrſinn verſchwunden. Er zog wieder glatte, hellpolirte Stiefel an, einen bouteillengrünen Frack, und lief wieder, ganz wie vor den denkwürdigen Märztagen, die ewig lange Friedrichsſtraße auf und ab, zu großer Freude der Straßenjungen aus dem ancien-régime, die ſich ſeiner und ſeiner Apotheke noch ganz wohl erinnern konnten. Dieſe Apotheke wieder zu erlangen, war nun ſein Trachten und ſein Streben. Er nahm daher, als ganz paſſender

Anfang, eine Frau mit einigem Erſparniß, und dies war die Pförtnerin, die es nicht mehr im Krankenhauſe aushalten konnte, ſeitdem ſie wußte, daß der todte Herr Pieſke die Sache mit dem verſilberten Löffel nun und nimmer vergeſſen werde, und ſeitdem ein neues kleines Kindergeſpenſt hinzugekommen war, das an den goldenen Knöpfen oben auf dem Dache ſog, im Irrthum, als ſei dies die Mutterbruſt. Dieſes Kind war das arme Weſen, deſſen Mutter Marie war. Frau Wieſentroſt brachte die Heirath ihres Verwandten mit der Pförtnerin zu Stande.

Wir haben alſo dem Leſer noch eine Heirath geliefert.

Die Schweſtern Ziebitz bleiben — Schweſtern Ziebitz. Sie hielten ſich wieder umſchlungen wie früher, ſie waren wieder glücklich, als ihr Haus gereinigt war, und wieder fand ſich Vormittags zwiſchen eilf und halb zwei Uhr der lange Sonnenſtreifen in dem Zimmer ein, und der Kanarienvogel ſang, und die grünen Stauden glänzten goldig, und Amenaïde ſaß am Fenſter mit der Ausſicht auf die getrockneten Häute, und ſah nur zuweilen verſtohlen hinüber auf das kleine, ſechsunddreißigjährige Kind Clorinde, und winkte ihm lächelnd Küſſe zu. Die Nachbarin ſtellte ihre Beſuche nicht ein.

Der armen Marie nahm ſich die glückliche Conſtance an.

Jetzt kommen wir zu unſern zwei Lieblingen, zu den beiden Schützen, und da wollen wir den düſtern Schluß unſrer Erzählung geben. Nicht umſonſt haben wir den ſchwermüthigen Accord durch die bunten, lärmenden Gruppen durchklingen laſſen. Alles Weh unſrer Zeit, aller Jammer, den kalte, glauben und liebeleere Herzen über die Welt gebracht, als dunkle Ahnung ſehen wir hier dieſe ſchweren Gewichte auf eine junge Bruſt niederfallen, die unter dieſer Laſt bricht. Es giebt unſchuldige Weſen, die wie verſchleierte Gottheiten unter uns ſtehen, die ſich in ihrem kurzen, aber reinen Daſein zu einer Miſſion vorbereiten, welche erſt nach ihrem Tode beginnt. Man laſſe uns dieſen Glauben. Weshalb ſonſt würde uns denn oft eine anſcheinend unbekümmerte Exiſtenz ſo tief und warm anſprechen? Es ſind die Grundzüge künftiger Größe, die durchſchimmern.

26.

Die beiden Schützen.

Friedrich Forſt lag im Lazareth. Schon ſeit Wochen lag er da, und zwar litt er an den furchtbarſten Schmerzen, und bereits hatte ihm der Arzt das Leben abgeſprochen; allein ſein Leiden konnte ſich noch weit hin verlängern.

Er litt ohne Klage. Nur wenn er aus kurzem Schlummer erwachte und Tony Wickye nicht an ſeinem Lager erblickte, nur dann klagte er, oder wenigſtens ſein ſchmerzvoller und umdüſterter Blick klagte.

Die Urſache dieſes Unfalles war ein Handgemenge, oder vielmehr ein ſehr ernſtlicher Kampf, in welchem Friedrich dem Bruder Mariens gegenüber geſtanden. Der junge Schütze, nicht wiſſend, daß der rohe, betrunkene Arbeiter der Bruder ſeines Schützlings war, hatte deſſen Eindringen in ihre Kammer verhindern wollen, und hatte von dem Meſſer des

Wüthenden einen Stich in die Bruſt erhalten, der die Lunge tödtlich getroffen. Man brachte den blutenden Körper, den man für todt hielt, in die Kaſerne. Wickye hatte gerade den Poſten beim Gewehr und durfte nicht fort, und mußte, faſt ohnmächtig werdend, die Leiche des Freundes vor ſich vorübertragen ſehen. Es war dies ein entſetzlicher Augenblick, ein Augenblick, der jugendliches Haar hätte bleichen, die Farbe der Freude und Jugend auf immer von den Wangen hätte ſcheuchen können. Zum Glück kam gleich darauf ein Kamerad hervorgeſtürzt und rief ihm zu: „er lebt!“ Tony Wickye ergriff wieder ſeine Büchſe und ſetzte ſeinen Gang, die wenigen Schritte auf und ab, fort. Er lebt! rief er ganz laut bei jedem Schritte — er lebt — er lebt — er lebt! —

Der arme Wickye, er hatte ſchon ſo ſchweres Leid zu überſtehen; die Gräfin hatte ihm ſo großen Kummer bereitet. Dieſe Gräfin, die verliebt war und heirathete — alles ſo ſchnell und ſo unerwartet für ihn, und die dann auf den Einfall kam, alles mit einem Ringe abzumachen.

Und nun kommt Dieſes!

Und was ſtand ihm noch bevor! — Es war nur gut, daß ſeine Dienſtzeit zu Ende lief, und daß er in kurzer Zeit, wenn das Glück günſtig war, entlaſſen werden konnte. Und er hoffte dies auch.

„Ich werde entlaſſen und werde in meine Heimath zurückkehren“ — ſagte er zu ſeinem Freunde, „und Du —“

„Ich werde auch entlaſſen werden, und werde auch in meine Heimath zurückkehren,“ erwiederte Friedrich leiſe und mit dem Zucken des Schmerzes.

„Sprich nicht ſo,“ rief Tony, „Du wirſt nicht ſterben.“

„Ich werde und ich muß ſterben,“ entgegnete der Kranke. „Heute noch hat es unſer Arzt geſagt. Es iſt ein alter Mann, der nicht lügen wird. Es iſt ſo ſicher, antwortete er mir auf meine Frage, daß der Tod Sie ereilt, wie es ſicher und ausgemacht iſt, daß auf den Tag die Nacht folgt. Er ſah mich darauf an und wollte merken, wie ich's aufnähme, allein ich habe mit keiner Miene gezuckt. Da hörte ich ihn zu Jemand in unſerer Nähe ſagen: „ein ächter Soldat.“ Ich hörte es und freute mich, denn ich habe den Ehrgeiz „muthvoll“ ſterben zu wollen.“

„Wer hätte das Alles ſo kommen ſehen!“ hub der arme gedrückte Freund an.

„Ich hab' es ſo kommen ſehen! Tony! Ich! Als ich die achtzehn und den einen halben Gitterſtab von dem Monde auf dem Boden vor mich hingezeichnet ſah. In jener Nacht wußte ich, wo das Schickſal mit mir hin wollte, und daß ich jung ſterben ſollte.“ —

Friedrich mußte jetzt die Ereigniſſe jener Nacht auf das genaueſte erzählen.

Tony ſchüttelte den Kopf und ſah ſtarr vor ſich hin.

Auch von dem geheimnißvollen Sänger erzählte Friedrich, und daß er beſtimmt hoffe, ihn noch einmal vor ſeinem Ende zu hören. Dann aber konnte er nicht weiter ſprechen und mußte ſchweigen, weil, wie er behauptete, er das Gefühl habe, als ginge ſeine Lunge auseinander und theilte ſich in ſechs, ſieben, acht verſchiedene Lungen, die jede um die Wette Luft ſchöpfen wollten, und keine es ſo recht eigentlich verſtand, ſo daß die arme Bruſt ohne Luft blieb, trotz der vielen Lungen, die ſie in ſich bewahrte.

Es war ein erbärmlicher Zuſtand.

Und Friedrich hatte doch noch ſo viel zu erzählen, aber er mußte ſchweigen. Jedes Wort, das heraufkommen wollte auf die Lippen, fragte erſt beim Vorbeigehen bei der kranken Lunge an, und der Beſcheid lautete immer: zurück! zurück! Da nahm er denn Tony's Hand, hielt ſie feſt in der ſeinen und ſah ihn an.

Und dieſer Blick war der Blick der Liebe, der hinopfernden, treuen Liebe, der Gott großen Lohn verheißen hat.

Tony wußte erſt jetzt, wie ſehr ihn Friedrich liebte, und er ſchämte ſich faſt, daß er neben Friedrich noch die Gräfin, und dann noch ſo manches Andre geliebt hatte.

„Und nun eine große Bitte,“ hub Friedrich an, als die Worte wieder Erlaubniß erhielten hinauf zu den Lippen zu ſteigen — „wenn ich doch ſterben muß, möchte ich mich nicht lange quälen, ich möchte den Tod bald — bald haben.“

„Wie läßt ſich das machen?“ fragte Tony ängſtlich lauernd.

„Ich wüßte wohl, wie ſich das machen ließe.“

Beide Freunde waren jetzt lange Zeit ſtill. In Jedem arbeitete es, und Jeder verſuchte die Gedanken des Andern zu denken. Endlich warf ſich Friedrich mit großen Schmerzen auf die Seite, hielt die Hand halb vor den Mund, ſo daß die nebenliegenden Mitkranken auch nicht das leiſeſte Wörtchen hören konnten, und liſpelte: „Wenn Du mir mit Deiner Büchſe den Garaus giebſt!“

„Friedrich!“ rief Tony entſetzt, aber immer ganz leiſe: „Was ſagſt Du da! Glaubſt Du denn an keinen Gott?“

„Ich glaub' an ihn," entgegnete der junge Mann feſt; „allein ich meine, weil ich doch ſterben muß —! Aber — überlege es Dir."

„Nie und nimmer! Ich, einen Mord begehen, und an Dir!"

„Du hörſt ja, ich bitte Dich darum. Einen Mord begeht man nur, wenn man Jemand das Leben nimmt, der nicht getödtet ſein will. Und was Gott betrifft, ſo werde ich redlich verſuchen, mit ihm über dieſe Angelegenheit in's Reine zu kommen. Ich habe jetzt immer ſchlafloſe Nächte, und in einer ſolchen langen, ſchmerzvollen, ſchlummerloſen Nacht läßt ſich ſchon ein Wort mit ihm ſprechen. Er hört die Creatur, die zu ihm in ihrer Drangſal hinaufſchreit."

Jetzt mußte er ſchweigen, denn die Worte erhielten keine Erlaubniß mehr. Statt der Worte kam ein Blutſtrahl, ſo heftig und ſo unerwartet, daß Tony's Kinn einige Blutſpuren auffing. Sorgſam trocknete der Kranke es weg: „Siehſt Du," ſagte er, „mein Blut kommt Dich zu rufen."

Tony ſchauderte.

Es vergingen drei Tage, und es war von dieſem finſtern Plane zwiſchen den beiden Freunden nicht mehr die Rede. Allein Wickye hatte mit dem Arzt geſprochen und beſtätigen gehört, was Friedrich ihm vorhin geſagt. Dann hatte er auch mit dem Geiſtlichen ſeiner Gemeinde über einen ganz dunkeln, ungewiſſen Fall geſprochen, der eine ungefähre Aehnlichkeit mit dem vorliegenden hatte, und die Worte des würdigen Mannes hatten faſt wie Billigung und Zuſtimmung gelautet; allein wie er nun näher die Verhältniſſe angab, da hatte es wieder anders geheißen, und es klang wie Abrathen und Mißbilligung. Tony war nicht recht klug aus dem eigentlichen Sinne des Rathes geworden.

Es war eine finſtre Regennacht, der Sturm tobte, da kam der Wächter des Lazareths an ſein Bette und ſagte: „Kommen Sie herüber. Es iſt grauſam, was der Arme leidet. Kommen Sie herüber!“ Tony nahm ſich Urlaub und ging raſch hinüber.

Bleich wie der Tod, von Schmerzen zerwühlt, lag Friedrich auf dem Lager. Aber er lächelte, als er Tony kommen ſah, und haſtig griff er nach ſeiner Hand.

„Willſt Du?“ fragte er leiſe. „Willſt Du?“

Tony machte ſich von der Hand los und wollte raſch fortgehen. Ein banger, leiſer Seufzer drang ihm nach. Er mußte umkehren; er mochte wollen oder nicht, er mußte.

Friedrich hatte ſich aufgerichtet; wollte nun auch die Bruſt zerſpringen, die Worte mußten heraus. „Tony, mein ganzes, junges Leben iſt Liebe zu Dir geweſen — neben Dir hab' ich meinen Vater und meinen König geliebt. Willſt Du jetzt mir die letzte Bitte abſchlagen? Tony, Du thuſt nicht Recht — bei Gott, nicht Recht. In jener Nacht, vor der Einnahme Schleswigs, als wir im Bivouac zuſammen im dunkeln Felde lagen, Du Deinen Mantel um mich ſchlugſt und Deinen Arm unter mein Haupt legteſt, damals gabſt Du mir Dein heilig Wort, und ich gab Dir das meine, daß wenn Einer von uns in Gefahr und Noth käme, der andere, ohne Verzug und ohne Grübeln und Deuteln, ihm mit ſeinem Leben Beiſtand leiſten wolle. Siehſt Du — die Sterne ſchienen nieder, als wir uns das Wort gaben. Es war ein Wort für's ganze Leben. Weiß Gott, ich hätte, wenn's ſo gekommen, mein Wort nicht gebrochen, brich Du nun auch nicht das Deine. Thu', was ich von Dir verlange; denn in gräßlicher Noth, in entſetzlichem Elend bin ich, das weißt Du. Meine Schmerzen zerreißen mich wie grimmige Löwen und dennoch — tödten ſie mich nicht."

„Es iſt ein Verbrechen!" ſtöhnte Tony.

„Es iſt keins," entgegnete Friedrich ſanft — „würde ich Dich dazu auffordern, wenn ich dies glaubte. Ich habe einen Traum gehabt, der mir das, was ich ſchon wußte, noch deutlicher geſagt. Sieh', ich hatte eine weite Fläche vor mir, und über dieſe dunkle Ebene kam ein langer, unabſehbarer Zug. Es waren die Leidtragenden der Erde, die Pilger des Schmerzes; ſie gingen Alle ein in das Haus des Friedens. Vorher aber mußten ſie einem Manne, der ihnen entgegenkam, bekennen, wie ſie den Tod gefunden. Und je nachdem ihre Antwort gelautet, entließ er ſie gütig, aber ernſt. Einer unter dem Zuge war, der trat vor und ſagte: mich hat des Freundes Hand getödtet, nachdem ich doch bereits dem Tode verfallen war. Wie ich dieſe Worte hörte, lauſchte ich geſpannt, was jener Mann ſagen würde, allein er erhob ſeine Hand und legte ſie ſegnend auf die noch blutende Wunde auf der linken Bruſt des jungen Mannes. Da dachte ich: nun weiß ich's."

Er mußte wieder ſchweigen. Aber er bezwang ſich mit wüthendem Schmerz und fragte: „Du willſt? nicht wahr, Du willſt?"

Tony ſtand auf und ging fort.

Aber drei Nächte waren ebenſo, wie dieſe Nacht war, in der vierten Nacht, als er nicht mit Bitten nachließ, verſprach ihm Tony und gab ſein heiliges

Ehrenwort, vor Gott und Menſchen unantaſtbar, daß er thun wolle, was Friedrich von ihm verlange.

Als er dieſes Wort gegeben, ſagte er zu ſich ſelbſt: aber gleich darauf, und mit derſelben Büchſe ſchieß' ich mich ſelbſt todt. Wenn er weg iſt aus dem Leben, und wenn ich ſelbſt ihn fortgeſchafft habe, was ſoll ich dann noch hier!

Er bedachte nicht, daß Jugend, Hoffnung und Geſundheit noch in ſeiner Bruſt lebten, und daß es ſich nicht ſo leicht ſtirbt.

27.

Der Todesſchuß.

Es war nicht ſo leicht, die Veranſtaltungen zu der verabredeten That zu treffen, und die beiden Freunde hatten ſich's öfters und recht ernſtlich überlegt. Erſtlich und vor allen Dingen mußte es ſo erſcheinen, als wenn Friedrich ſich ſelbſt umgebracht. Jedermann war ohnedies geneigt, dies zu glauben, es brauchte daher nicht beſonderer Vorkehrungen, um jeden, auch den leiſeſten Verdacht vom wirklichen Thäter abzulenken. Aber wo das Gewehr hernehmen? Es mußte bei der Leiche gefunden werden, und es durfte daher Tony's Büchſe nicht ſein. Tony hatte nur eine Büchſe, und er durfte ſie nicht dort liegen laſſen. Aber Friedrich beſaß, noch von ſeinem Vater ihm geſchenkt, eine treffliche Büchſe, ſein Privateigenthum, mit dieſer ſollte der Todesſchuß geſchehen, und ſpäter ſollte Tony als ewiges Andenken, das in ſeiner Familie einſt von Kind zu Kind erbte, dieſe Büchſe behalten. Es war ein Vermächtniß des Freundes.

Vor dem Thore an der Kaſerne befindet ſich ein Ort, der das ſchleſiſche Wäldchen heißt, dort ſollte die That geſchehen. Nur wenige Spaziergänger beſuchen dieſen Platz; es giebt da ſehr ſtille, verſteckte Gänge.

Der Frühling war gekommen und das erſte Grün überkleidete die Zweige.

Da lenkte gegen die Abendſtunde ein Wagen nach der Gegend hinaus.

Die, die darin ſaßen, waren zwei junge Soldaten; der eine bleich wie der Tod, der andere auch bleich, aber nicht wie der Tod, ſondern wie der Kummer und das Leid.

Der Wagen hielt nicht weit vom Wäldchen und kehrte dann wieder, nachdem die Beiden ausgeſtiegen, nach der Stadt zurück. Friedrich, von Tony unterſtützt, betrat den erſten beſten Pfad, der in das Innere der Waldung lenkte.

Sie gingen ſchweigend neben einander; Friedrich's Hand hatte krampfhaft Tony's Rechte umſchloſſen, und Tony's Arm ruh'te auf Friedrich's Nacken. Die mitgenommene Büchſe hielt Tony. Nur auf eine halbe Stunde hatte der Kranke Erlaubniß erhalten, eine kleine Erholungsfahrt in's Freie zu machen. Es fehlten an dieſer halben Stunde nur wenige Minuten, ſo langſam waren ſie gefahren.

„Da ich doch nicht zurückzukehren beabſichtige,“ ſagte Friedrich, „ſo iſt's gleich, ob dieſe halbe Stunde verrinnt. Laß uns nicht unnütz eilen. Ich bin ſo gefaßt und ruhig, daß ich in keinem Dinge möchte Uebereilung zeigen.“

„Aber denk an mich, Friedrich!“ rief Tony unwillig — „ich leide in dieſer Stunde, was ein Menſch nur leiden kann.“

„Dann ſoll's raſch gehen,“ ſagte Friedrich. „O dann wollen wir ſchnell machen. Laß mich nur auf eine Minute allein.“

Tony ging den Gang hinauf, und Friedrich ſank auf ſeine Kniee, ſenkte tief, tief ſein Haupt in die keimenden Halme des Bodens und — betete.

Da ging eine Stimme durch den Wald, die ſang:

Es iſt das alte Preußenvolk nicht mehr,
Es zankt und hadert, iſt in ſich nicht eins.
Ein Theil zieht hierhin, andrer dort hinaus!
Des Vaters Freude freut den Sohn nicht mehr,
Des Vaters Stolz iſt nicht mehr Sohnes Stolz,
Und Bruder gegen Bruder greift zur Wehr.
O Preußenvolk, wenn nun der Feind ſich naht,
So wirſt du fallen wie des Schnitters Saat!

Friedrich hob ſein Haupt leiſe und ſagte: „Ich wußte es wohl, daß ich Dich noch einmal hören würde, Du unbekannter und unſichtbarer Warner. Ach, iſt's denn an dem, — und iſt es aus mit meinem ſchönen Preußenlande, ſo iſt mir ja der Tod doppelt willkommen."

Und er ſenkte wieder ſein Haupt und betete weiter, noch inbrünſtiger, noch heißer.

Die Stimme ſang:

O Preußenvolk, wenn nun der Feind ſich naht,
So wirſt du fallen wie des Schnitters Saat! —

In dieſem Augenblicke bat der Soldat für den König, für den fürſtlichen Heimathsſtamm, und nie ſtieg von treueren Lippen ein treueres Gebet in die ewige Höhe.

Als Tom zurückkehrte, ſtand Friedrich ſchon am Baum gelehnt — ſtill und freundlich. Er grüßte herüber, und Tom maaß die Schritte und ſtellte ſich mit der Büchſe hin.

Dann legte er die Büchſe hin, ſtürzte lautweinend auf den Freund zu und umarmte ihn lange, und hing an ſeinem Halſe, und ſog ſich feſt mit ſeinen Lippen an ſeine Augen, an ſeine Wangen.

„Ich laſſe Dich zurück in einer Welt," ſagte Friedrich, „die voll Falſchheit und Aufruhr iſt.

Bleibe treu! Gott hat nicht gewollt, daß ich von einem Jüngling zum Manne reiſte, aber er wird wollen, daß Du reiſeſt. Und wenn Du einſt ein Mann biſt, ſo bleibe treu den Eiden unſerer Jugend. Verſprich mir das!“

„In dieſer Stunde der unleidlichſten Qualen verſpreche ich es Dir.“ —

„Nun denn — jetzt ſtell' Dich auf Deinen Poſten, Schütze.“

Und der Schuß fiel.

Und Friedrich preßte lautlos ſeine Hand auf das Herz. Es hörte auf zu ſchlagen. Kein Laut entrang ſich ſeinen Lippen. Er ſtürzte in die Kniee und ſank am Baume hin.

Jenny drückte noch einen Kuß auf die bleichen Lippen, hielt ſeine Hand auf die Wunde, und ging dann mit einem Gefühl von Gott und Hölle zugleich in ſeiner Bruſt, von dannen. Er begegnete Leuten, die an jene Stelle hinlenkten, er wußte demnach, daß der Todte bald gefunden werden mußte.

Aber einige Minuten lag er noch allein, und die grünenden Gipfel des Frühlings umſchatteten ſein Haupt. So ruhe denn in Frieden, Du keuſches, ſtilles, ehrliches Herz! Du wahrer und ächter Sohn des Volkes, des Volkes, das Gott ſtark gemacht hat, und das, wenn es den böſen Schein und die Prüfungen dieſer Tage beſteht, zu einem herrlichen Werke berufen iſt. —

Wenn ſolche Jugend zum Manne reift — Heil dem Vaterlande! —

Was Tony Wickye betrifft, ſo gab er ſich nicht den Tod; allein er kehrte heim in ſein Vaterland. Wir haben die beſtimmte Zuverſicht, daß er ſeine Schwüre nicht bricht.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Neupreußiſche

Zeitbilder.

Von

A. v. Sternberg.

III.

Die Kaiſer-Wahl.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Die

Kaiſer-Wahl.

Von

A. v. Sternberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Vorrede.

Mit dieſem dritten Bändchen iſt der kleine Cyclus abgeſchloſſen, der dieſen Bildern aus der unmittelbaren Geſchichte unſerer Tage vorgezeichnet worden. Es iſt dabei ein Entwickelungsgang angedeutet. In den „Royaliſten" iſt der Ausbruch der Bewegung, in den „Beiden Schützen" ihre Fortentwickelung, in der „Kaiſerwahl" ihr vorläufiger Schluß. Mit den Worten Friedrich Wilhelms IV. am zweiten April dieſes Jahres im Königsſchloſſe zu Berlin, iſt den Hoffnungen und Plänen einer gewiſſen Partei entſchieden der Riegel vorgeſchoben worden, und Preußen hat Garantieen für ſeine Zukunft gegeben. Nach dieſem denkwürdigen Tage ſehen wir denn auch das Drama raſch ſeinem Schluſſe, durch blutige Scenen, entgegeneilen.

Der Verfaſſer dieſer Bilder weiß recht gut, daß er hiermit dem Publikum nur Skizzen übergiebt; allein dieſe Skizzen ſind, wie er ſich's bewußt iſt, in Contour und Farbe treu nach der Natur aufgefaßt; ſie ſind hervorgegangen aus der unmittelbaren Anſchauung, und ſomit können ſie einer künftigen künſtleriſchen, umfaſſenden Bearbeitung unſerer wichtigen Periode zum Material dienen. Dann war es dem Verfaſſer auch Bedürfniß, einem Lande, das ihn ſchon ſeit lange gaſtfreundlich aufgenommen, den Zoll ſeiner Bewunderung für die Größe und Kräftigkeit ſeiner volksthümlichſten Inſtitutionen, die Gerechtigkeit und die Würde ſeines Königshauſes — wo durch beides der Feind aller geſellſchaftlichen Ordnung glücklich bekämpft worden, — zu zollen.

Berlin, im Sommer **1849.**

1.

Das Haus der zwei Geheimeräthinnen.

Wer die lange Leipziger Straße hinabgeht vom Potsdamer Thore aus, und ſich dem Dönhofsplatze nähert, wird ein Haus gewahren, das ein gewiſſes mißvergnügtes und übelwollendes Anſehen zur Schau trägt. Immer, ſcheint es, iſt die eine Hälfte des Hauſes mit der andern in Zwieſpalt. Sind die Vorhänge in den ſechs erſten Fenſtern des erſten Stockwerks herabgelaſſen, ſo ſind ſie in ſechs folgenden Fenſtern hinaufgezogen, ſtehen ſie hier offen, ſo ſind ſie dort geſchloſſen; ſind Blumen hier, ſo fehlen ſie dort, und kommen hervor, wenn jene ſich zurückgezogen haben, es fehlt nur noch, daß die Sonne den einen Theil immer in Schatten ſtellt, wenn ſie grade den andern beſcheint. Aber Sonne und Regen kümmern ſich um keine menſchliche Sonderintereſſen. Wenn man ſich in das Innere dieſes Hauſes begeben hat, und auf dem Treppenflur oben angelangt iſt, ſo findet man zwei ſich gegenüber befindliche Thüren, an deren eine ein Porzellantäfelchen angeheftet iſt mit der Aufſchrift „Frau Geheimeräthin von Reinicke, preußiſche Offizierswittwe;" auf dem andern Porzellanſchildchen ſteht: „Juliane Blimke, deutſche Geheimeräthin." Die beiden Worte „preußiſche," „deutſche" ſind auf dem Schildchen mit merklich größern Lettern geſchrieben.

Einſt — vor dem 18. März 1848, nach dem „Straßenkampfe" (Frau Geheimeräthin Blimke fällt uns gleich hier in's Wort und ruft: „Revolution") waren die beiden Geheimeräthinnen intime und unzertrennliche Freundinnen. Sie bezogen ein Haus und machten Contracte auf viele Jahre hinaus, um immer bei einander zu ſein, ſie hatten gemeinſchaftlich Hund und Katze, und liehen ſich abwechſelnd ihre Hauben und ihre Hausthürſchlüſſel. Sie waren ſeit undenklichen Zeiten auf die Voſſi'ſche Zeitung abonnirt. Himmel! wie war es anders geworden!

Eine unermeßliche Kluft hatte ſich zwiſchen beiden ausgedehnt!

Eine unermeßliche Kluft!

Daß über die Kluft irgendwie einmal eine Brücke könne geſchlagen werden, war gar nicht zu denken, wie, und wann, und wodurch ſollte das geſchehen? Die Offizierswittwe hatte zu ihrer Freundin geſagt: „Zu der Blimke geh' ich nicht wieder, und ſollte ich dafür nie wieder das Antlitz Seiner Majeſtät des Königs ſehen," und die Geheimeräthin Blimke hatte geſagt, mit jenem giftigen Ausdruck um den linken Mundwinkel, der ihr allein eigenthümlich war: „Wenn ich dieſe ſchwarzweiße Kreuzſpinne jemals wieder über meine Schwelle laſſe, ſo will ich ferner keine deutſche Frau mehr heißen."

Nun ging die Scheidung der Hunde, der Katzen und der Hausthürſchlüſſel vor ſich.

Eine ſchwarz und weiß gefleckte Katze wurde ausſchließliches, unveräußerliches Eigenthum der Wittwe, während eine roth, gelb und ſchwarz gezeichnete Pinſcher-Hündin, ſammt ihren Jungen, die, wunderſamer Weiſe, Toilette wie die Mutter gemacht hatten, für immer der Geheimeräthin verblieben. Es konnte keine ärgere Feindſchaft zwiſchen Thieren geben, als ſolche zwiſchen dem Kater und der ſchwarz-roth-gelben Hündin beſtand. Es geht das Gerücht, daß ein kleiner reactionärer Mops, der in der benachbarten Straße wohnte, aber öfters, an kalten Tagen mit einem Paletot bekleidet, die Pinſcher-Hündin zu beſuchen kam, deshalb ſeine Beſuche einſtellen mußte, weil er der Beſitzerin der Hündin mißliebig geworden war.

Aber auch die Zeitungen wurden getheilt.

Die preußiſche Wittwe abonnirte ſich ſofort auf die Kreuzzeitung.

Die deutſche nahm die Nationalzeitung an.

Die Preußiſche hatte gewiſſe Straßen und Plätze, und in dieſen Kaufläden, die für ſie verſchloſſen waren, oder gleichſam gar nicht exiſtirten. Es waren jene Straßen, wo die demokratiſchen Compagnien der Bürgerwehr thatſächlich zu finden geweſen waren, und dann jene Kaufläden, in welchen namhafte Barricadenkämpfer — oder wenigſtens für Barricadenkämpfer ſich bethätigende Händler ihre Waare feilboten. Um keinen Preis der Welt hätte die Preußiſche ſich bewogen gefühlt, auch nur ein Battiſttaſchentuch, oder ein Knöpfchen am Handſchuh hier einzukaufen. Alle Gegenſtände waren in dieſen verpönten Localen mit einem Spinnenflor von grauer Verdächtigung umſpannt, nichts war hier rein, nichts hell, nichts untadelhaft.

Die Deutſche ging dagegen in jene Läden mit großem Vergnügen hinein, die an merkwürdigen Plätzen lagen, wo die Häuſer Spuren von Kugeln trugen, oder wo noch das Steinpflaſter, für den aufmerkſamen

Kenner und Beobachter, Zeichen längſt geſchwundener Barricaden blicken ließ.

In ihrem geſelligen Umgang war die Preußiſche außerordentlich ſenſible geworden. Ihre Reizbarkeit überſtieg oft den Grad jeder, nur irgend noch erlaubten Intoleranz. Nicht allein daß ſie zu ganzen Schaaren und Abtheilungen Verwandte und Freunde in's Exil ſchickte, ihre Namen gar nicht mehr vor ihrem Ohre wollte erklingen laſſen, ſondern ſie beſaß auch ein ſo merkwürdiges Ahnungs- — oder ſoll man es lieber Spürvermögen — nennen, daß ſie ſogleich beim Eintritte in eine Geſellſchaft die unlauteren Elemente, die ſich etwa eingeſchlichen hatten, herausmerkte, und ganze Häuſerreihen in einer Straße zu bezeichnen wußte, deren Bewohner anfingen, in ihren Phyſiognomien einen ſchwarz-roth-goldnen Zug zu bekommen.

Die Deutſche ging dagegen unglaublich leichtfertig mit dem Ausdrucke „reactionär“ um, und dehnte ihn aus auf Fenſtervorhänge, Polſterſtühle, Klingelzüge und Sophakiſſen. Für ſie war die Stadt und das Land — vielleicht die ganze civiliſirte Erde — nur in zwei große Lager getheilt, in „ganz unſinnige, tollkühne, aberwitzige Reactionäre,“ und in „edle, große, herrliche, ſchwarz-roth-goldne Volksfreunde.“ Sie nannte auch ihre Feindin nie anders, als die

Schwarz-Weiße, oder die Reactionärin, wo ſie dann am Ende des Worts ein zweites „r" ſehr deutlich dazu ſchnarren ließ. Ein billiger, aber doch ſeine Wirkung machender Witz.

Dabei hatte die Deutſche eine kleine geheime Freude an der „dunkelrothen Republik."

Und die Preußiſche hatte eine kleine geheime Freude an der „abſoluten Monarchie."

Darum ſagte auch die Preußiſche, wenn ſie auf's äußerſte erbittert war auf ihre Feindin: „Die rothe Republicanerin —"

Und die Deutſche ſagte: „Die Baſchkirin — die Knutenfreundin."

Das war aber nur, wenn Beide auf einander, durch irgend einen unglücklichen Umſtand, auf's feindlichſte geſtimmt waren. Für gewöhnliche Zuſtände genügten die obigen Titel.

Nun ſage der Leſer ſelbſt, ob irgend eine Brücke über dieſe Kluft denkbar war.

2.

Der Handſchuhfabrikant Pierſig.

Wer ſich einen Begriff davon machen wollte, in welchen elenden Zuſtand ſehr edle Erzeugniſſe des menſchlichen Kunſtfleißes gerathen können, der brauchte nur in den Laden des Herrn Pierſig zu treten. Dort fand er Handſchuhe, die einſt in dem ſchönſten Roſenroth geblüht hatten, und die jetzt in ein aſchgraues, mit grünen Flecken beſprenkeltes Zebrafell umgewandelt worden. Dann fand er Handſchuhe, die an unheilbaren Schäden litten, und die dennoch von Herrn Pierſig in die Cur genommen und geheilt worden; andre, die den Anſchein hatten, als wäre ihr Eigenthümer ein Held aus dem dreißigjährigen Kriege geweſen, ſo verbrannt und ſcheinbar von Pulver geſchwärzt ſahen ſie aus, und doch waren ſie nur von einem friedlichen Schreiber benutzt worden, und hatten Tintenflecke erhalten. Dann gab es aber Handſchuhe, die unverbeſſerlich waren, die immer gelb wurden, während man erwartete, daß ſie weiß werden ſollten, und dann weiß, wenn ſie gelb ſein ſollten, und deren Narben durch keine Kunſt der Nadel verharrſchen wollten, ſondern immer offen ſtanden. Mit dieſen hatte Herr Pierſig ſeine Rechnung abgeſchloſſen; es waren verlorene Söhne, die nie wieder zu ihren Vätern zurückkamen, und ſich für ihre ganze künftige Lebenszeit die ſchlechte Geſellſchaft auf dem Kehrichthaufen zu ihrem Umgange ausſuchten.

Herr Pierſig und Madame Pierſig waren ein Paar, die ſich zärtlich liebten. Herr Pierſig konnte in Wahrheit ſagen, wie es im Anfange des „Vicar of Wakefield“ heißt: ich ſuchte mir eine Frau aus, wie dieſe ſich ihr Brautkleid ausſuchte, nämlich ich ſah darauf, daß der Stoff dauerhaft und feſt ſei. — Nun, dauerhaft und feſt war Madame Pierſig. Sie hatte zwölf Jahre einer Ehe überſtanden, die manche Prüfung ihr gebracht hatte. Eine der ſchwerſten war, daß Herr Pierſig die Neigung hatte, ſeinen Hausthürſchlüſſel regelmäßig zu verlieren, und dann ohne Hausthürſchlüſſel, und einmal ohne Uhr ſich in irgend eine Goſſe zu betten, wo möglich in eine, von ſeinem Hauſe recht weit entfernte. Frau Pierſig ſtellte darum manchmal Abendſpaziergänge an, wie ſie ſagte, um friſche Luft zu ſchöpfen, eigentlich aber, um mit Hülfe eines gefälligen Hausfreundes Herrn Pierſig aus ſeiner kühlen, unfreiwillig gewählten Bettſtätte zu befreien, und ihn nach Hauſe zu führen. Dort behandelte ſie ihn, wie Herr Pierſig ſeine unheilvollen Handſchuhe behandelte, das heißt, ſie klopfte, und trocknete, und walkte und glättete an ihm herum, ſtellte ihn dann an die Luft und machte wieder einen ziemlich anſtändigen Handſchuh aus ihm. Ehe Herr Pierſig dieſe Neigung hatte, ſeiner Frau Prüfungen zu bereiten, war er ein Mann, der einen hübſchen Thaler Geld in der Taſche hatte, und ſich einen frommen, ernſthaften und würdevollen Gang angewöhnt hatte; ſo daß Madame damals zu einer Freundin geſagt hatte: „Wenn es irgend einen Sterblichen giebt, der mich ſchwach ſehen könnte, ſo wäre es dieſer!“ — Als die Ehe zu Stande kam, blieb ſie lange Zeit ohne Früchte; endlich kam ein Sproſſe, den ſehr Viele auf der Nachbarſchaft gar nicht für ein ordentliches, wirkliches Kind anſehen wollten. Dieſes Söhnchen wuchs nicht, blieb dünn und ſchattenhaft bis auf den Kopf, der für ſich allein wuchs und ſehr groß wurde; es ſprach nicht, ſchlummerte immerfort, und verbreitete im ganzen Hauſe einen ſonderbaren Geruch, wie ein altes Buch in Lederband. Frau Pierſig betrachtete dieſes Kind ebenfalls als eine Prüfung, und ſetzte es häufig an die friſche Luſt. Wenn der Vater ſich über die, an dem vorigen Tage eingelieferten und aufgeſtapelten Handſchuhe hermachte, und die Mutter die Wirthſchaft beſorgte, ſo ſaß „der Kanter“ auf dem Tiſche mit gekreuzten Beinen am offenen Fenſter, und drehte ein altes Zeitungsblatt durch die magern Finger, indem er zugleich, wenn eine Art von Bewußtſein in ihm aufdämmerte, die Vorübergehenden mit einem albernen Lächeln beglückte.

Vor langen Jahren hatte Herr Pierſig eine große „Fabrik neuer Handſchuhe“ geführt, und die elegantesten Herren hatten ſich ihren Vorrath in dem ſchönen Laden geholt, aber das war wie geſagt ſchon geraume Zeit her. Frau Pierſig hatte einen Traum gehabt, in welchem ihr ein Genius erſchienen war, der aus der Friedrichsſtraße kam, und in die Kanonirſtraße einbog, und dabei mit dem Lilienſtabe, den er in der Hand hielt, auf ein Haus gezeigt hatte; und wie Frau Pierſig dieſes Haus näher in's Auge gefaßt, hatte ſie bemerkt, daß es ein Schild von zwölf Fuß Höhe und ſechzehn Fuß Breite an der Stirne trug, und daß auf dieſem Schilde ſtand: „Neueſte Pariſer Handſchuhfabrik von Joſeph Pierſig“ Und von dieſem Schilde war ein Glanz ausgegangen, der, wie das ſchönſte Gaslicht, die ganze Friedrichsſtraße und den Genius beleuchtet hatte. Dieſen Traum erzählte ſie nun Herrn Pierſig, und Beide waren der feſten Ueberzeugung, daß ihr ehemaliger Wohlſtand ſich in Kurzem erneuern werde. Um dem prophetiſchen Traume ſo viel wie möglich unter die Arme zu greifen, und ihm zu helfen, wahr zu werden, betrieb Frau Pierſig noch allerlei kleine Nebengeſchäfte. So hatte ſie einen geheimnißvollen Verkehr mit vornehmen Damen, die da kamen und gingen, ohne daß Herr Pierſig oder Jemand Anders in der Nachbarſchaft den eigentlichen Grund erfuhr. Es geſchah dies in allem Anſtand und in aller Ehrbarkeit. Frau Pierſig hätte ſich um alle Schätze der Welt nicht zu einem leichtfertigen Handel, er mochte nun Namen führen, welchen er wollte, hergeben mögen. Allein in einer großen Stadt giebt es ſo mancherlei Dienſte, die man ſeinem Nächſten leiſten kann, und wofür dieſer Nächſte, wenn er nur irgend Gefühl für Dankbarkeit und Anerkennung fremder Mühen hat, ſich ohne Zweifel erkenntlich beweiſen wird.

So hatte denn die arme Frau, die von einer „Handſchuhfabrikantin“ zu einer ſimpeln Handſchuhwäſcherin, wo von der Fabrik nichts als noch der Titel auf dem kleinen verblaßten Schilde geblieben war, herabgeſunken war, auch die Bekanntſchaft der beiden Damen unſres Kapitels gemacht. Natürlich, ohne daß die Eine von der Andern wußte; denn Madame Pierſig richtete es ſo ſchlau ein, daß ſie ſich nie einander trafen, und wenn die Preußiſche kam, ſo war Herr Pierſig, Frau Pierſig, der Kanter, das ganze Zimmer ganz andre Weſen und Geſchöpfe als wenn die Deutſche kam. Auf dieſe Art von Schmeichelkünſten verſtand ſich die Frau vortrefflich.

Heute erwartete die Familie die „Preußiſche,“ und Frau Pierſig benutzte ihren Sprößling zu einer Art politiſchen Aushängeſchilde, indem ſie ihn zum Träger einer großartigen Demonſtration machte. Weil dies unglückliche Weſen am Fenſter ſaß, einen ungeheuern Kopf hatte, und eine dem entſprechende Mütze, und ſchon von fern jedem Vorübergehenden bemerkbar wurde, ſo erhielt es auf ſeine Mütze bald eine preußiſche, bald eine deutſche Kokarde angeſteckt. Madame Pierſig wußte ſehr geſchickt die Metamorphoſe zu veranſtalten. Die Geheimeräthin von Reinicke verfehlte nicht, dieſe Aufmerkſamkeit zu vergelten, indem ſie dem Kinde eine Düte mit Zuckerwerk ſchon durch das Fenſter reichte.

„O, meine Gnädigſte,“ rief Frau Pierſig auf der Schwelle ihrer Wohnung, und in einem weißen Kleide, mit einem ſchwarz und weiß gewürfelten Tüchelchen um den Hals, die Eintretende bewillkommnend, „Sie verwöhnen den Knaben. Ganz ſicherlich, Sie verwöhnen ihn. Er fragt die ganze Woche über nach Ihnen.“ —

„Es iſt ſchon gut,“ ſagte Frau von Reinicke, indem ſie Platz auf dem Sopha nahm, und einen mißvergnügten Blick auf Herrn Pierſig gleiten ließ.

„Mein Lieber,“ hub Frau Pierſig an, „es wird nun Zeit ſein daß Du gehſt und Dich nach den neuangekommenen Fellen erkundigſt. Grüße den Herrn Kürſchner von mir.“

Herr Pierſig ließ ſeine Handſchuhe im Stich, und entfernte ſich.

Frau Pierſig nahm die Neue Preußiſche Zeitung in die Hand. „Es ſteht wieder ſo ein herrliches Gedicht darin,“ rief ſie, „auf den König und auf die Truppen. Und dann wieder herrliche kleine Geſchichten, was die Abgeordneten von der Linken gethan haben. O, ich ſage oft zu meinem Mann: dieſe Zeitung fort, und ich lebe nicht mehr.“ —

„Das iſt mir lieb zu hören,“ ſagte die Wittwe. „Ich würde nicht zu Ihnen kommen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie dieſe Zeitung hätten. Aber bei alle dem führt mich ein beſonderer Zweck heute hierher.“ —

„Ah!“ rief die Pierſig, wie von Erſtaunen und Freude zugleich erfaßt.

„Ja,“ ein beſonderer Zweck,“ wiederholte die Dame.

„Vielleicht wollen die Frau Geheimeräthin die neuen Kragen beſitzen mit der Stickerei, die den Namenszug des Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen enthält.“

„Nein“ — entgegnete die Dame, „es iſt etwas Anderes.“

„Oder Sie befehlen die kleinen ſchwarz und weißen Spitzenhäubchen?“

„Auch das nicht, — es iſt etwas weit Wichtigeres.“ —

„So weiß ich in der That nicht“ —

„Ich will es Ihnen ſagen; doch vorher möchte ich erfahren, wer noch in Ihrem Hauſe wohnt? — Ich meine in der obern Etage, mit den Fenſtern nach der Straße? Ich habe, wie ich kam, dort den Kopf eines Herrn herausblicken ſehen. Iſt dies ein frivoler Mann, ein Menſch ohne Herz und ohne Grundſätze?“

„Ach, meine theure Gnädige, von dieſem Herrn läßt ſich nicht viel ſagen.“

„Iſt er ein Wühler?“

„O, er denkt nicht daran.“

„Ein fremder Emiſſär?“

„Gott, wer ihm das in's Geſicht ſagte, brächte ihn um.“

„Nun was iſt er denn?“

„Der unſchuldigſte Menſch von der Welt, Frau Geheimeräthin. Ein wahres Kind, obgleich er nahe an die funfzig, oder vielleicht ſchon darüber ſein muß. Einen ſo friedfertigen Menſchen haben Sie noch gar nicht geſehen. Wir nennen ihn nur den furchtſamen Herrn.“

„Aber die furchtſamen Herren können manchmal auch ſehr gefährlich ſein.“

„Dieſer gewiß nicht, Frau Geheimeräthin. O der iſt ſeelenvergnügt, wenn man ihn in Frieden läßt. Gott, was hat er gelitten in unſern unruhigen Tagen! Meinem bitterſten Feinde wünſche ich ſolche Wochen und Tage nicht. Seine Nächte waren voll Generalmarſch und ſeine Tage voll Emeute. Dazu hatten ſie den Armen gezwungen, bei der Bürgerwehr einzutreten. Er ſtand bei der einundzwanzigſten Compagnie.“

„Er iſt alſo arm?“

„Nein, Frau Geheimeräthin. Ich nannte ihn nur figürlich ſo. Er hat als alter Junggeſelle ſein gutes Auskommen. Aber dennoch — o ich muß lachen.“

„Nun, was denn?“

„Bei dem guten Auskommen fällt es mir ein: Er iſt ſchon in das Schuldgefängniß gebracht worden, und erſt ſeit kurzer Zeit wieder frei.“

„Alſo iſt es wenigſtens ein ſchlechter Witz?“

„Keine ordentlichere Seele giebt es, Frau Geheimeräthin. Aber wiſſen Sie, wie das Militär wieder einmarſchirte, und alle Welt glaubte, nun würde es großartig losgehen, da ſtieg des armen Wurms Angſt auf einen ſolchen Grad, daß er eines ſchönen Morgens zu meinem Mann in den Laden trat, und ihn bat — himmelhoch bat — ihn Schulden halber gefangen ſetzen zu laſſen. Er wollte alles ſelbſt beſorgen beim Juſtizkommiſſar und dem Gerichte, nur ſollte es wo möglich noch in der kürzeſten Zeit geſchehen.“

„War er Ihrem Manne denn große Summen ſchuldig?“

„Bewahre. Nur für die Wäſche von ein paar Handſchuhen, etwa einen halben Thaler. Er iſt die Ordnung und Redlichkeit ſelbſt und Niemandem etwas ſchuldig. Aber mein Mann mußte ausſagen, daß er ihm ſchuldig ſei, und mußte geſchwind klagen und alles mußte raſch gehen, ſo daß wirklich unſer guter Herr kurze Zeit darauf in das Schuldgefängniß wanderte — ſeelenvergnügt, ſag ich Ihnen — ſeelenvergnügt. Nun bin ich ſicher! rief er mir zu — die Gefangenen befreien werden Sie doch nicht, denn das wäre zu ſchändlich! — Und gehörig bewacht werde ich auch.“

„Das will ein Mann ſein!“ rief die Geheimeräthin empört. „Aber freilich zum Bürgerwehrmann war er gut genug.“

„Aus dem Gefängniß ſchrieb er mir, ich möchte ſogleich ſein Gewehr, es war nur eine magre, kleine ſchadhafte Flinte, denn man wußte doch, daß er nicht ſchießen würde, ausliefern, und zwar gab er mir den Rath, das Gewehr ſo künſtlich in Kleidungsſtücke zu hüllen, daß man es, wenn ich es geſchickt auf den Arm nehme, für mein Kind hielte. Denn es ſei Gefahr mit der Ablieferung verbunden, und die Leute, die dem Befehle nachkämen, würden auf der Straße inſultirt. Es war dies allerdings wahr, allein ich hatte doch den Muth, die kleine, krankhafte Flinte ganz offen wegzutragen. Wenn ich daraus ein Kind gemacht, ſo hätten die Leute gefragt, wo hat die Frau das Kind her, da alle Welt weiß, daß ich nur das eine liebe Söhnchen, meinen Waſſerkopf habe. Ich hätte all meinem Rufe geſchadet.“

„Sie haben ganz recht gethan,“ ſagte die Geheimeräthin. „Wenn die Männer feig werden, ſo müſſen die Frauen tapfer ſein. Alſo Sie glauben, daß der Mann kein Mädchen-Jäger iſt?“

„Keine Art Jäger, Gnädigſte. Er iſt froh, wenn er nicht gejagt wird.“

„Und ſonſt wohnt Niemand im Hauſe?“

„Die übrigen Zimmer ſtehen leer.“

„So will ich denn mit meinem Anliegen herausrücken.“

3.

Die Unterbrechung.

Aber ehe die Dame dazu gelangte, ihre Rede fortzuſetzen, warf Frau Pierſig einen Blick durch's Fenſter und fuhr zuſammen, als wenn eine Viper ſie geſtochen hätte. Sie ſah die Straße herauf die „Deutſche“ kommen. Sie kam hierher, daran war nicht zu zweifeln. Ein ganz außerordentlicher Fall. Es war durchaus keine Zeit vorhanden, zu unterſuchen, warum die Deutſche grade heute kam, wo es gar nicht ihr Tag war, es mußte nun vor allen Dingen ſchnell Rath geſchafft werden, wie es anzuſtellen ſei, daß die beiden erbitterten Feindinnen ſich nicht begegneten.

Frau von Reinicke, benachrichtigt wer ſich nahte, flüchtete ſich in das Nebenzimmer, und Frau Pierſig hatte nur noch Zeit, ſchnell die Neue Preußiſche Zeitung bei Seite zu ſchaffen und dem Kinde an die

Mütze die ſchwarz-roth-goldne Kokarde zu ſtecken und die andre untern Tiſch zu werfen. In dieſem Augenblick trat auch die Geheimeräthin Blimke ein. Sie war etwas erhitzt und eilig, ſonſt hätte ſie das ſchwarz und weiß gewürfelte Halstuch bemerken müſſen, das Frau Pierſig abzunehmen vergeſſen hatte.

„Ich wünſche Sie im Geheimen, und ſehr eilig zu ſprechen, liebe Frau,“ hub die Dame an. „Deshalb komme ich zu ungewöhnlicher Zeit.“

„Auch ganz zu Dienſten, theuerſte Frau Geheimeräthin.“

„Sie. ſind treu wie Gold, nicht wahr?“

„Wie Schwarz-Roth-Gold!“ betheuerte die Geſchmeichelte.

„Wie Schwarz-Roth-Gold!“ wiederholte die Dame wohlgefällig. „So hören Sie denn. Es gilt eine Portion Pulver und eine Anzahl Gewehre zu verſtecken.“ —

Der Spalt der Nebenthüre öffnete ſich unmerklich etwas weiter.

„Haben Sie ein heimliches Plätzchen in ihrem Hauſe?“

„Ein heimliches Plätzchen, Frau Geheimeräthin? O je! welches Plätzchen wäre heimlich genug, wo die Wüthriche, die Soldaten nicht eindrängen?“

„Sei'n Sie keine Närrin. Die Soldaten haben für's Erſte jetzt die Nachſuchungen aufgegeben. Sie finden nichts, und wer etwas hat, behält's. Es iſt nur, bis der Sohn meiner Freundin nach Amerika entwiſcht iſt.“

„Will er mit den Wäffen entwiſchen?“

„Nein. Die Waffen haben eine andre Beſtimmung. Da ich zu einem geheimen Bunde gehöre, darf ich Ihnen, liebe Frau, für's Erſte noch nicht ſagen, zu welchem Zweck der Kriegsvorrath beſtimmt iſt. Alſo ein heimliches Plätzchen?“

„Nun, wird ſich finden, wenn die Frau Geheimeräthin —“

„Erkenntlich ſein werden? Ich verſtehe. Hier ſind gleich zwei Friedrichsd'or, das Uebrige folgt nach. Morgen Nacht um zwölf Uhr wird ein gewiſſer Wagen vor Ihrer Thür halten.“

„Ein gewiſſer Wagen? Darin ſind doch nicht die bewußten?“

„Ja, darin ſind ſie. Wir haben dies ſehr ſchlau berechnet. Man geht dieſem Wagen ohnedies gern aus dem Wege.“

„Ach, Frau Geheimeräthin, welche tiefe Menſchenkenntniß!“ —

„Die muß unſer Einer haben. Die verwünſchten Spitzbuben, die Reactionäre ſind überall verſteckt.“

Der Spalt der Thüre wurde etwas enger.

Frau Pierſig warf einen beherzten Blick dorthin. Sie ſaß wie auf Kohlen. Die Geheimeräthin ſtand auf, und näherte ſich dem Sprößling des Hauſes Pierſig. „Nun, mein Jüngelchen wie geht es Dir?“

Der Angeredete öffnete einen unglaublich großen Mund, und zog ihn grinſend bis an die Ohren. Dann zwinkerte er etwas mit den Augen, und brachte die Spitze der Zunge zwiſchen den ſchwülſtigen Lippen hervor, welches alles zuſammen eine ſehr ausdrucksvolle Mimik darſtellte. Der Kanter wollte damit ſagen, daß er etwas wiſſe, aber nichts ſagen werde.

„Das wird einmal ein tüchtiger Demokrat werden!“ rief die Geheimeräthin.

„Bis jetzt iſt's gleichſam nur ein Phantom!“ ſagte die Mutter ſeufzend. Er wächst nicht, ſpricht nicht, ißt und ſchläft für zwei, und macht uns nichts als Kummer.“

Der Kanter machte eine Miene, die da ausdrücken ſollte, daß ihm dies ganz gleichgültig ſei.

„Es giebt ein altes Sprichwort, Frau Geheimeräthin, es heißt: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Aber dieſer Apfel, Gott zu klagen, iſt gar weit gefallen. Es iſt mir gut, daß er der einzige iſt. Gar zu viel von dieſer Sorte, brächte mich um.“ —

Der Kanter gab durch ein heiſeres Lachen zu verſtehen, daß er ganz zufrieden ſei, zu dieſer und zu keiner andern Sorte von Aepfeln zu gehören.

„Alſo um Mitternacht kommt meine Sendung!“ ſagte die Dame nochmals, den Zeigefinger bedeutſam erhoben. „Jetzt empfehle ich mich.“

Kaum war ſie fort, als die Thür des Nebenzimmers ſich öffnete, und auf der Schwelle derſelben eine moderne Meduſe, eine Meduſe des neunzehnten Jahrhunderts, die Frau Geheimeräthin von Reinicke erſchien. „Pierſig,“ ſchrie ſie — „Pierſig! erklären Sie mir das!“

Frau Pierſig wollte vergehen vor Schaam und Zerknirſchung.

„Pierſig! Pierſig! Mir das! Und ich bin ihre Wohlthäterin!“ tönte die Stimme, „ich habe Ihren Mann unterſtützt, ihn im Geſchäft erhalten!“

„Aber meine theuerſte Frau Geheimeräthin,“ ſchrie eben ſo laut Frau Pierſig. „Sahen Sie denn nicht, daß das alles nur Verſtellung iſt? Muß ich denn nicht ſo handeln, um hinter die Schliche und Tücke dieſer verruchten Böſewichte zu kommen?“

Frau Pierſig lebte auf, ſie hatte ſich in dieſem Augenblick ſelbſt mit kühner Hand gleichſam ein moraliſches Glas Zuckerwaſſer auf den Schreck gegeben, einen Trank, der alle Unruhe und Beſorgniß niederſchlug. Sie hatte, im Drang der Umſtände, eine vortreffliche Erfindung zu Tage gefördert. Sie hatte die Handſchuhfabrik, ihren Mann, den Waſſerkopf, ſich ſelbſt gerettet. Mit dem Bewußtſein eine Frau zu ſein, die in ſchwierigen Fällen ſich zu helfen wiſſe, erfüllte ihren Buſen ein unausſprechliches Gefühl hoher weiblicher Würde.

„Wie, Pierſig — alſo Alles Verſtellung?“

„Ja, Frau Geheimeräthin, was ſollte es anders geweſen ſein? ich die ſtolzeſte und kühnſte Frau ihres Jahrhunderts.“ Der Kantor wollte ſich ausſchütten vor Lachen, aber Niemand merkte auf ihn.

„Alsdann thut es mir leid, Sie verkannt zu haben,“ hub Frau von Reinicke an, und reichte die Spitzen ihrer Finger der Handſchuhfabrikantin hin.

„Bitte!“ ſagte Frau Pierſig, „laſſen wir das!“

Aber nun ergoß ſich ein Strom des Zornes bei der Geheimeräthin gegen ihre Feindin. Sie rannte im Zimmer auf und ab, indem ſie rief: „O, es iſt mir nur lieb, daß ich ſie jetzt habe. Sie iſt in meinen Händen. Ein Druck und ſie hat ausgeathmet! Die Verrätherin! Das Scheuſal! Heimlich Waffen verbergen, und zu dieſen Waffen noch Pulver fügen! O Gott, und der liebe gute König, das herrliche Kriegsheer — alles das ſchläft ruhig, während dieſe nächtliche Schlange, dieſe Unke den Nachtwagen benutzt, um! — Aber ich gehe ſelbſt, um es ſofort anzuzeigen: ich laſſe mich bei dem Befehlshaber in den Marken melden! — Warte, Schwarz-Roth-Goldne! Warte Republicanerin! Warte — Und dieſer Molch hat einmal an meinem Buſen gelegen als Freundin! Das war eine teufliſche Verirrung, ein ganz diaboliſches Blendwerk! Pierſig — kommen Sie her — wir wollen vereint wirken, um dieſe Frau zu vernichten!“

„Ja, beſte Frau Geheimeräthin — aber mit

„Es ſoll auch knallen! Die ganze Nachbarſchaft ſoll wiſſen, welche That hier geſchehen. Wir wollen Allarm ſchlagen.“

Es herrſchte eine unbeſchreibliche Aufregung in der Stube des Handſchuhfabrikanten unter den beiden Frauen, von denen die Eine immer auf und ab rannte, und die Andre ganz dunkelroth auf dem Sopha ſaß, und zwar ſaß ſie auf dem ſchwarz-roth-goldnen Arbeitsbeutel, den die deutſche Geheimeräthin hier vergeſſen hatte, und den Frau Vierßig nicht anders vor den ſcharfen Blicken der Feindin zu verbergen wußte, als durch ihre höchſteigene Perſon. Sie war deshalb gleichſam in Haft auf ihrem eigenen Sopha. Zu ihrem allergrößten Schrecken gab ihr der Waſſerkopf Zeichen, daß wiederum etwas Gefahrbringendes nahe.

Es war die Deutſche, die da kam, ihren Arbeitsbeutel abzuholen.

Frau Vierßig ſtürzte ſich mit einer wahren Wuth f die Preußiſche, mit großer Geſchicklichkeit die,

die Preußiſche nichts bemerkt hatte, brach der Kanter in ein anhaltendes Schnarren, Pruſten und Kichern aus, indem er von Zeit zu Zeit eines ſeiner magern Beinchen emporſtreckte, und der Mutter damit irgend ein wichtiges telegraphiſches Zeichen machte, das nur ſie verſtand.

„Gott ſei Dank, die Gefahr wäre vorüber.“

Die Geheimeräthin, nachdem ſie ein kleines Glas Liqueur und eine Zuckerſemmel verzehrt, kam auf den Beweggrund ihres diesmaligen Beſuches zurück. „Es iſt der Wunſch,“ ſagte ſie, „daß Sie mir, liebe Seele, auf ein Paar Wochen ein anſtändiges Zimmer in ihrer Wohnung ablaſſen, wohin ich eine Verwandte, ein junges Mädchen, das ich für's Erſte noch nicht bei mir kann wohnen laſſen, hinbringe. Natürlich für ein hübſches Penſionsgeld.“

Frau Pierſig bedachte ſich nicht lange; ſie ging mit Freuden in dieſen Vorſchlag ein. Die Geheimeräthin bemerkte, daß hierzu die Einwilligung des Herrn Pierſig auch nöthig ſein dürfte, allein Frau

1.

Die junge Dame zieht ein, und Herr Pierſig macht die Honneurs.

Drei Tage, nachdem er angekündigt worden, erſchien der neue Gaſt. Es war ein junges Mädchen, das einen ſanften, leidenden Zug im blaſſen Geſichte hatte, dabei aber, ſowohl wegen der Regelmäßigkeit ihrer Züge, als wegen des edlen, feinen Ausdrucks, die Theilnahme rege machte. Sie bezog mit ihren wenigen Habſeligkeiten Herrn Pierſig's ſogenanntes Junggeſellenzimmer, ein durch Tabaksrauch verdüſtertes Cabinet, in welchem ſich Erinnerungen aus dem verehelichten Zuſtande des Handſchuhfabrikanten befanden: unter andern ein alter

Sopha verwandelt. Der Eintritt in dieſes Heiligthum wurde jedem Hausgenoſſen ſtreng unterſagt, nur für Frau Vierſig öffnete ſich die Thür.

Aber Helene, ſo hieß das junge Mädchen, beſaß den richtigen Tact, daß ſie ſich nicht den Anſchein gab, als wollte ſie ſich von ihren neuen Hausgenoſſen abſondern. Sie erſchien vielmehr alle Vormittage in dem „Laden,“ der zugleich Arbeitsſtube war, und wo ſie in der Regel das Ehepaar und auch einen Nachbar und eine Nachbarin beiſammen fand.

An einem der erſten Tage war ſie in dieſem Familienzimmer mit Herrn Vierſig und ſeinem hoffnungsvollen Sohne allein. Der letztere ſaß, wie immer, mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Arbeitstiſche, der dicht an das halbrunde Ladenfenſter herangeſchoben war. Der Vater bearbeitete ſeine Handſchuhe ſchweigend, neben dem gleichfalls ſchweigenden Sohne. Nur das Zwitſchern des Hänflings

Stuhl hin, von dem er ein Bündel alter Rechnungen hinabwarf.

„Ich möchte gern ſehen, was Sie hier machen, Herr Pieritz,“ hub das junge Mädchen freimüthig und ſanft an, indem ſie ſich auf den Stuhl, grade dem Fenſter gegenüber, niederließ.

„Ach, mein Fräulein, das iſt ſehr gütig von Ihnen, das zeigt, daß Sie nicht als eine vornehme Dame bei uns wohnen wollen, ſondern daß Sie ſich um uns hübſch kümmern wollen.“

„Ich bin auch keine vornehme Dame,“ ſagte das Mädchen. „Mein Vater war Kaufmann, und zwar eben kein Großhändler.“

„Er war, mein Fräulein, er war? Alſo lebt der theure Mann nicht mehr, den ich innig verehre, da ich ſeine ſo wohlgerathene Tochter vor mir zu ſehen die Ehre habe?“

„O, mein Vater lebt, auch meine Mutter lebt!“ rief das ſchöne Mädchen freudig. „Gott wird geben, daß Sie noch recht lange und recht glücklich fragen; endlich überwand ſeine Neugier ſeine Zaghaftigkeit.

„Alſo der innigſt verehrte Herr Vater, mein Fräulein, wohnt dermalen auch hier in Berlin?“

„O nein! Wie wäre ich denn hier?“

„Ganz in der Ordnung! Ein Kind lebt bei ſeinen Eltern. Wie konnte ich auch nur ſo fragen. Alſo der innigſt verehrte Herr Vater — “

„Meine Eltern ſind ausgewandert,“ ſagte das Mädchen raſch. „Es iſt erſt zwei Monate, daß ſie fort ſind; ich habe aber ſchon Nachrichten, daß ſie die Meerreiſe gut überſtanden haben. Drei meiner Schweſtern haben die Reiſe mitgemacht; ein älterer Bruder und ich ſind zurückgeblieben.“

„Sind zurückgeblieben,“ wiederholte der Meiſter. „So, ſo. Ei, ſeht einmal! **Sind** zurückgeblieben. Aber dieſer Handſchuh iſt ein Satan von einem Handſchuh! Nie hab' ich altes Leder ſo widerſpenſtig geſehen. Nun, mein Fräulein, nur munter! Wer da auswandert, trifft nicht immer grade das

„Auch eine ſchöne Gegend. Aber man muß Geld haben, um wieder fortzukommen; denn lange hält, was ein gebildeter Berliner iſt, es in dieſem amerikaniſchen Hinterpommern nicht aus. Geben Sie Acht, ehe Sie ſich's verſehen, iſt Ihr Herr Papa wieder da.“

„Das würde mir leid thun; denn er wollte dort ſein Glück finden.“

„Das heißt Geld?“

„Nicht allein das,“ erwiederte das junge Mädchen ſeufzend. „Geld allein macht nicht glücklich. Er wollte auch für ſeine politiſche Ueberzeugung Boden gewinnen. Er wollte ſo glücklich ſein, wie er glaubte, daß ein freier Bürger in einem freien Staate es ſein dürfe und müſſe.“

„So! —“

Die Unterhaltung ſtockte. Herr Pierſig hatte es auf der Zunge, zu ſagen: Alſo der innigſt verehrte Herr Baier war ſchlechtweg ein Bummler, was man ſo ſagt; allein er bedachte noch zeitig, daß er durch eine ſolche Aeußerung der Tochter keine allzu um ihn los zu werden; denn es iſt wahrlich nichts mit ihm anzufangen: ſo ſinnreich er früher war, ſo ſinnlos iſt er jetzt. Das macht, er kam hier an, wie wir grade wieder eine große politiſche Kriſis hatten, wie meine Frau ſagt, und verſchiedene Dinge „aufgelöſ't“ wurden. So kam er denn auch unvorſichtiger Weiſe der Nationalverſammlung zu nah, als man die eben auflöſ'te, und wurde mit aufgelöſ't. Er iſt ſeitdem gleichſam nicht mehr vorhanden, nur theilweiſe noch. Wenn er ſeine geſunden Stunden hat, ſo iſt er Mützenmacher, und ſpricht ganz geſcheut; wenn aber die Auflöſung über ihn kommt, ſo ſchreit er, daß man ihn ungerechter Weiſe in Belagerungszuſtand erklärt habe, und daß er in Maſſe aufſtehen und ſich erheben werde; und dann wüthet er, und will die Miniſter und den König aus dem Lande jagen. Ich erzähle Ihnen das nur als Beiſpiel, mein Fräulein, welche ſonderbare Politiker wir jetzt hier in unſerer ſchönen Stadt haben, und daß Ihr innig verehrter Vater auch wohl ſeinen Grund

Das unförmliche Weſen erhob ſich auf ſeinen dünnen ſchwankenden Beinen, wobei es auf dem Tiſche ſtehend, mit ſeinem großen Kopfe die halbrunde Wölbung der Fenſtereinfaſſung berührte, und brachte eine Verbeugung zu Stande, die in einem Neigen des Kopfes und in der militäriſchen Hand- und Armbewegung beſtand.

„Gut, Kanter! gut, mein kleiner Grenadier!" rief der Vater. „Wenn das Fräulein gute Geſinnungen hat, ſo wird ſie es zu würdigen wiſſen, daß Du ihr auf ächt ſoldatiſche Manier die Ehre giebſt. Aber, mein Fräulein, ich weiß freilich nicht, ob Sie nicht vielleicht Demokratin ſind?"

„Mein guter Meiſter," ſagte die Dame ſanft, „laſſen wir das. Ich bin bereits viel gequält worden damit im Hauſe meiner Eltern, und auch anderswo."

„Gut, laſſen wir das. Es iſt auch meine Meinung. Das Bier hat immer denſelben Geſchmack, wenn wir es in einer ſchwarzweißen, oder in einer ganz ruhig ab. Oben, der unverheirathete Herr, iſt nun vollends die Ruhe ſelbſt. Wenn Sie nicht Krakehl anfangen, mein liebes Fräulein, ſo wüßte ich nicht, wer ſonſt Unruhe hier im Hauſe anfangen wollte. Dabei wohnen wir in einer hübſchen Straße, in der Friedrichsſtraße, und zwar nahe am Thore. Iſt die große, lange Straße, weiter zu den Linden hin, gar unruhig und belebt, hier giebt ſie ſich ſchon ruhiger, wie ein Mann, der eine brauſende Jugend gehabt hat, aber nun zur Vernunft gekommen iſt. Die Straße hat dadurch gleichſam — es iſt komiſch zu ſagen — aber ſie hat wirklich einige Aehnlichkeit mit mir. Ich war zu meiner Zeit ein wilder Burſche, und diente bei den Ohlau'ſchen Huſaren. Haſt Du nicht geſehen! Die braune Jacke kleidete mich ganz gut, und ich trug einen teufliſch demokratiſchen Schnurrbart. Freilich dachte damals noch Niemand an Demokratie. Ja, mein Fräulein, Sie ſagen mit Recht, daß mir das Niemand mehr anſehe. Ja, das macht die Ehe, der Familienkummer. Ich ging darauf mit meinem Weibe zum Almeine Frau waren Kernleute, aber es war eben nicht anders. Meine Frau ſagt immer, es ſei zur Strafe, weil ich einmal die pucklichte Tochter eines Gaſtwirths in Ohlau verführt; allein Gott ſoll mich ſtrafen, wenn nicht vielmehr der verliebte Buckel mich verführt hat. Aber das ſind alte Geſchichten. Gott, liebes Fräulein, ſtraft überhaupt nie ſo ungerecht. Das ganze Unglück iſt vielmehr ein reines Mißverſtändniß der Natur. Ueberdies kann der Kanter vielleicht doch noch ein ganz proportionirter Mann werden. Er ſpricht nicht viel, das iſt wahr, aber er denkt vielleicht deſto mehr, und wenn wir nur geduldig die Periode der Schwachheit abwarten, ſo wird er uns eines ſchönen Morgens überraſchen mit einem Paar prächtigen, ſtarken Beinen, mit breiten Schultern, und mit einer ganz vortrefflichen Bruſt, ſo wie ſie unſer General in den Marken hat."

Der Waſſerkopf, während man von ihm ſprach, beſchäftigte ſich, ſein altes Zeitungsblatt zwiſchen den Fingern zu drehen, und es von Zeit zu Zeit anwiſſen, daß dies Fräulein Adelaide Pirlicke iſt, die ſich mit Herrn Kobſack vermählt? Ich denke, das ſollteſt Du doch endlich herausgebracht haben, Schaafskopf! Ach, ich weiß nicht, ob Du je im Stande ſein wirſt, eine ſolche Anzeige zu verurſachen. Glauben Sie, mein Fräulein, daß ſich Jemand finden wird, der den Kanter heirathet?"

„Man muß an Nichts verzweifeln," ſagte die junge Dame mit Lächeln; „auch die häßlichſten Männer bekommen Frauen."

„Ja, weiß Gott, ſo iſt's. Uebrigens muß ich Ihnen noch erklären, weshalb wir ihn Kanter nennen. Sein eigentlicher Name iſt Gottlieb. Aber weil er einem Oheim von meiner Frau, der Kantor in Oranienburg iſt, ſo ähnlich ſieht, ſo nennen wir ihn den Kanter."

Der Knabe legte das Zeitungsblatt weg, und auf die Straße blickend, ſtreckte er die Zunge weit aus, und ſtieß eine Art Freudengeſchrei aus. In dem Augenblicke ſah man einen jungen Mann mit einem blonden Lockenkopfe, in einem eleganten Rohinein. Als er Helenen erblickte, lüftete er etwas ſeinen Hut.

„Ach, Herr Kieſelack!“ rief der Handſchuhfabrikant. „Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen.“

„Sind meine Handſchuhe noch nicht fertig?“ fragte der junge Mann, indem er durchbohrende Blikke auf Helenen richtete.

„Freilich ſind ſie fertig; ſchon ſeit einer Woche. Aber freilich, ein Herr wie Sie, fragt nicht viel nach abgelegten Handſchuhen; da heißt es — für jeden Tag ein Paar neue!“

Der Stutzer nickte freudig, und ſtarrte wieder Helenen an.

Dieſe ſtand auf, um das Zimmer zu verlaſſen.

„Ei, mein Fräulein, bleiben Sie. Dies iſt Herr Kieſelack, ein reicher, junger Herr, und ein unabhängiger Rentier. Ich habe bereits ſeit zwölf Jahren — wo der junge Mann ſeine erſten jungfräulichen Glacéhandſchuhe anlegte, die Ehre, ihn zu meinen Kunden zu zählen.“

Der junge Mann ſtarrte fortwährend Helenen an. Jetzt verließ Helene das Zimmer.

„Teufel! Vierzig! Seit wann haben Sie ſo friſche Waare in ihrem Laden?“ fragte nun der Stutzer, indem er mit der Zunge ſchnalzte, und ſich weit über von außen hineinlehnte.

„Mein Herr,“ entgegnete der Handſchuhfabrikant würdevoll, „dies iſt ein Handſchuh, der nur für die Hand paßt, für die er gemacht iſt.“

„Alter Trunkenbold, Ihr lügt! Der Handſchuh iſt für mich gemacht; das will ich Ihm nöthigenfalls beweiſen. Jetzt hab' ich keine Zeit; aber ich komme morgen wieder.“

Er entfernte ſich, und der Kanter ſtreckte ihm, ſo lange er ſichtbar blieb, die Zunge nach.

5.

Das Berliner Kind.

Unter den naturgeſchichtlichen Klaſſen der gebildeten europäiſchen Raçen nimmt „das Berliner Kind“ eine ſehr ſcharf ausgeprägte Stelle ein. In keiner andern großen Stadt kommt grade eine Erſcheinung dieſer Art zu Stande. Die preußiſche Monarchie und die Stadt Berlin haben ihre Entwickelungsgeſchichte, darum kümmert ſich jedoch das Berliner Kind nicht, es geht ſeinen eignen Weg. Preußen war anfangs klein, dann wuchs es, dann hatte es ſeine glänzende Periode, auf dieſe folgte die Zeit der Demüthigung. — Das Berliner Kind weiß von dem allen nichts, es iſt immer daſſelbe angenommen, was es wieder abzulegen hätte aufgefordert werden können. So emanzipirt von der Geſchichte des Landes, findet ſich nirgends ein Geſchöpf einer großen Hauptſtadt. Dabei muß man nicht denken, daß das Berliner Kind ſich bei den Geſchicken, die das Land und die Stadt treffen, denen es angehört, nicht betheiligt; es ſteht aber über dieſen Geſchicken, und leidet niemals durch ſie. Es hat alles vorausgeſehen, Glück wie Unglück, es hat vor undenklichen Zeiten ſchon ſeine Stimme abgegeben, und ſeinen Rath ertheilt, man hat aber beiden kein Gehör geſchenkt.

Man muß nicht glauben, daß das Berliner Kind den niedern Schichten der ſtädtiſchen Bevölkerung angehört, nein es gehört faſt ausſchließlich zu den obern. Der Vater iſt ſicherlich Geheimerath, oder der Chef eines Departements, die Mutter iſt die Tochter eines Großhändlers, oder ſie iſt von Adel, jedenfalls hat ſie einen großen, überallhin verbreiteten Anhang, und zwar lebt dieſer Anhang ſchon ſeit langen, langen Zeiten in Berlin. Damit gewachſen, indem es ſogleich ein grenzenloſes Uebergewicht über ſeine Eltern, ſeine ſogenannten Erzieher und ſeine Verwandten fühlte. Lehren, die man ihm giebt, weiſ't es mit Hohn zurück. Von ſeinen Mitſchülern duldet es Püffe, denn es fehlt ihm an Muth und Stärke dieſe zu erwiedern. Schon früh fühlt das Berliner Kind, daß es, wo es mit der Zunge nicht ſiegen kann, nie ſiegen werde. Dieſe Ueberzeugung macht es fügſam gegen phyſiſche Kraft. Es ſetzt ihr einen gewiſſen Indifferentismus entgegen, eine gewiſſe gute Laune, die für den Augenblick rettet. So wie ſich die Kraft zurückgezogen hat, ſo geht es ihr kläffend nach, es wirft einen ganzen Strom kleiner boshafter Angriffe, und höhnender Stichelworte ihr nach. Kommt die gereizte phyſiſche Kraft wieder hervor, ſo hat es nichts geſagt.

Das Berliner Kind iſt über alle Maaßen neugierig und vergnügungsſüchtig. Man ſieht es unermüdlich in der Hitze und im Staube irgend einer kleinen Luſtbarkeit nachlaufen, um dann, wann es ſie geſehen und gehört hat, ſagen zu können, daß ſie

Berlin kommt. Außerhalb Berlin iſt es der Berliner, das heißt die Quinteſſenz alles Wiſſens, aller guten Lebensart, alles Glanzes. Wenn es nicht laut und öffentlich räſonniren darf, ſo räſonnirt es innerlich. Es ſieht ſich aber alles gewiſſenhaft an, und verſäumt nicht das Kleinſte. Denn alles geſehen zu haben iſt ſein Stolz.

Wenn das Berliner Kind auch beileibe nicht Gefahren aufſucht, ſo läßt es ſich doch nicht von ihnen überwinden, wenn es ſich einmal in ihnen befindet. Es hat eine merkwürdige Geſchicklichkeit den Kopf immer oben zu halten. Es glaubt ſelbſt feſt an ſeine unverwüſtliche Natur. Es hat eine große Abneigung Schmerz und Unbehagen zu empfinden, aber kommen einmal beide, ohne daß es dieſelben abhalten kann, über ihn, ſo weiß auch Keiner ſie ſo gut zu ertragen als das Berliner Kind. Es hilft ſich allenfalls durch ein paar gute oder ſchlechte Witze.

Das Berliner Kind hat keinerlei Pietät in ſeinem Herzen. Durch Gefühl und Empfindung iſt ihm ſeine Kinder auf dieſe eben bezeichnete angreifende Weiſe; aber es iſt nie ganz ſtumpf und gleichgültig gegen ſie, und behauptet immer einen gewiſſen äußern Anſtand. Die Pietät für ſeinen Fürſten kennt es auch nicht, nämlich jenes Gefühl ächter Treue, das ſo ziemlich ohne Ausnahme die Provinzen beſeelt, es iſt der Hauptſtädter, und muß wiſſen hierin, wie in allen andern Dingen, wie weit es zu gehen hat. Es iſt ihm nichts verhaßter, als ſich vor irgend einer Autorität beugen zu müſſen; wenn es das thun muß, ſo verfehlt es nie dem, dem es Angeſichts eine Verbeugung macht, hinterrücks den Eſel zu bohren. Selbſt ſeinem Vater macht es das nicht anders, wenn dieſer ihm imponiren will. Und dennoch ſucht es alles Mächtige und Imponirende auf. Es wäre unglücklich, wenn es nichts mehr hätte, was über ihm ſtände, es wäre in Verzweiflung wenn ihm Niemand mehr zu befehlen hätte. Es würde ſich in dieſem Falle den niedrigſten Polizeioffizianten aufſuchen, um ſich von ihm befehlen zu laſſen — nur um das Vergnügen zu haben, dagegen zu knurren.

zu erzeugen. Es iſt eine Stadt, die wegen ihres Leichtſinnes und ihrer lasciven Frivolität ewig der abſoluteſten Monarchie anheim fallen wird. So wie das Berliner Kind keinen perſönlichen Muth hat, ſo hat ihn auch die ganze Stadt nicht, aber die Provinzen bergen in ihrem Innern jene nationale Moralität, ohne die kein Staat auf die Länge wachſen und beſtehen kann. Darum, obgleich Berlin durch den Mund ſcheinbar herrſcht, herrſchen die Provinzen thatſächlich durch das Herz.

Was die Religion betrifft, ſo hat das Berliner Kind keine. Die großen, heiligen Schrecken der Religion ſind für daſſelbe nicht da. Es hat Witzſpiele, komiſche Einfälle, im weiteſten Falle Maximen und moraliſche Sprüche, die bei ihm die Stelle jenes myſtiſchen Tiefſinnes erſetzen, dem einige Völker huldigen. Darum hat die Kirche, als äußeres Zwangsmittel auf den Berliner nie eine Macht geübt, und wird nie eine üben. Das Berliner Kind iſt Materialiſt; es glaubt an keine Zukunft, und will leben und genießen. Wenn ganz Europa an

Diejenigen Philoſophen, die eine große Geheimlehre predigten, ſind auch nie in Berlin verſtanden worden, aber die Apoſtel der Diderot-Voltaire'ſchen Schule, die modernen Skeptiker jeder Richtung ſind mit Jauchzen aufgenommen worden.

Was das Aeußere betrifft, ſo vermeidet das Berliner Kind alles Auffällige. Es iſt der elegante junge, oder alte Mann der neuen Zeit. Jede geſchmackloſe Abnormität der Mode verſchmäht es. Es überläßt es den Straßenläufern und geringern Stutzern ſich auf dieſe Weiſe bemerkbar zu machen. Es kleidet ſich fein, in dunkle Farben, und ſorgt für eine höchſt ſaubre Wäſche. Wenn es einen Wagen hat, ſo hat es einen guten, bequemen, keinen auffälligen; beſitzt es ein Landhaus, ſo zeigt dieſes keine ſchlechtgearbeite Statuetten, und verunglückte Verſuche zu Springbrunnen, und hängenden Gärten, ſondern iſt einfach und wohnlich. Den läſtigen Schmuck überläßt es den reichen, jüdiſchen, geadelten Banquiers, die ſich lächerlich machen, und noch dafür bezahlen. In der Sprache merkt man ihm nicht das man zu malen beabſichtigt, jede Aehnlichkeit nehmen. Die charakteriſtiſchen Kennzeichen des Berliner Kindes ſind ganz wo anders zu ſuchen, als in dem Aeußern, obgleich auch das Aeußere für ein ſehr ſcharf blickendes Auge den Mann verräth, wenn man ihn unter einer Maſſe Ausländer ſieht.

Von den königlichen Prinzen bis zu dem letzten Straßenjungen huldigt Berlin dem Witze, den Bonmots. Das Berliner Kind hat alſo keinen größern Genuß, nächſt dem, ſelbſt einen guten Witz gemacht zu haben, einen zu hören. Es verſteht den Witz, es koſtet ihn, wie der Schmecker die Auſter, es wirft ihn auf der geiſtigen Zunge gleichſam hin und her, um jedem Nervchen der Empfindung ſein Theil werden zu laſſen, und zuletzt ſchluckt es den Witz hinunter, und hat noch Tage lang nachher eine angenehme Empfindung. Darum reiſet kein Lichtſtrahl, kein Schall, ſo ſchnell als ein guter Witz durch die Straßen von Berlin reiſet. Er iſt ſogleich und überall da. Ueberall wo man hinkommt, hat man ihn ſchon gehört. Hat der Staat alles bei den Provinzen wieder verdirbt, was er durch ſeinen großen Mund gut gemacht. „Es iſt eben kein Verlaß auf Berlin" ſagen die ehrlichen Provinzen. Das Berliner Kind liebt daher auch ganz außerordentlich den Scandal, gleichviel den Familienſcandal oder den Staatsſcandal. Es entwickelt bei dieſen Gelegenheiten eine Unſumme von ſchadenfrohen und höhnenden Gefühlen. Da die Witze, die es macht, immer boshaft ſind, und nie gutmüthig, ſo iſt ihm der geheimſte und gehäſſigſte Scandal am liebſten, weil es dort die meiſte Ausbeute für dieſen Witz findet, der von der Gemeinheit ſeine Farbe, und von dem Geiſte ſeine tödtende Schärfe borgt. Der Berliner negirende Witz iſt ſprüchwörtlich. Jedesmal wenn das Berliner Kind, durch irgend einen Umſtand verführt, oder gleichſam übertölpelt, wirklich einmal dem wahrhaft Großen und Schönen Bewunderung und Hingebung gezollt, ſo ſtraft es ſich eine Stunde ſpäter, indem es über ſich ſelbſt Witze macht. Darum findet die wahre Schönheit, die ächte Größe ihre bleibende Stätte gleich drei Backenſchläge folgen. Dennoch fühlt das Berliner Kind das brennende Bedürfniß immer, daß etwas Großes und Schönes in ſeine Stadt komme.

Dieſer Charakteriſtik wollen wir noch einige Maximen und Geheimſprüche zufügen, die wir in dem Gedenkbuche des Berliner Kindes finden:

Was Du nicht willſt, daß man Dir thu',
Das füge kecklich Andern zu.

Geſchmeidigkeit hilft durch das Land;
Ein Tölpel will quer durch die Wand.

Mit Anſtand ſich von fern,
Wenn zu Dir ſprechen große Herr'n.
Hinter ihrem Rücken
Wird ſie zu perſifliren Dir glücken.

Glaub Niemand, glaub Dir ſelber nicht:
Der Menſch iſt nicht bei ſich, wenn er verſpricht.

Weich' keinen Fingerbreit von Gottes Wegen ab;
(Sondern gleich eine Handbreit, wenn ſich's ungeſtraft thun läßt.)

Stolz mußt Du ſein, das iſt Dein Beruf;
Denn als ſein Meiſterſtück Gott

Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden! — (allein wenn Du vorziehſt nicht ſo ſehr lang zu leben, was ſeine Unbequemlichkeiten hat, ſo kannſt Du ſchon Deinem lieben Erzeuger hier und da einen kleinen Schabernack ſpielen, oder ihm eine kleine Wermuthpille eingeben.)

Nichts Beſſeres auf der Welt,
Als Frechheit, die ſich ſtets oben erhält.

Wir ſchließen dieſes Capitel, indem wir bemerken, daß Herr Kieſelack ein ſolches Berliner Kind iſt.

6.

Die Clubs und politiſchen Salons in Berlin.

Wir verlaſſen Herrn Kieſelack, wir verlaſſen Helenen und den Handſchuhfabrikanten, wir verlaſſen die beiden verfeindeten Geheimeräthinnen, um einen Blick auf die politiſche Lage zu werfen, in der ſich Berlin befand in dem Moment, in welchem dieſe Erzählung ſpielt. Eine unbeſchreibliche Aufregung beherrſchte die Stadt. Es war ſo eben die Nachricht eingelaufen, daß die Reichsverſammlung in Frankfurt einen deutſchen Kaiſer gewählt habe, und daß ihre Wahl auf die Perſon König Friedrich Wilhelm IV.

tert. Das Miniſterium wurde mit Interpellationen und dringenden Anträgen „überſchüttet" der Hof und der König wurden auf eine Weiſe beobachtet und ausgeforſcht, die kein Mittel unverſucht ließ. Alles vergebens: die Miniſter antworteten nicht, der König hüllte ſich in ein undurchdringliches Schweigen, Niemand wußte, welcher Beſcheid der Deputation werden würde, die faſt ſchon vor den Thoren angelangt war, und jede Stunde in den Straßen ſein konnte. Die Clubs debattirten: große Verſammlungen waren in Folge des noch immer waltenden Belagerungszuſtandes verboten, allein man fand das Mittel, eine große Verſammlung in eine Anzahl kleine aufzulöſen. Dieſe geſonderten Theilchen floſſen und flogen wie die Queckſilberkügelchen raſch wieder zuſammen, wenn ſich die Gelegenheit darbot. Man war immer beiſammen, ſollte man auch durch Straßen und Plätze getrennt ſein.

Wir wollen, um die Farbe der politiſchen Agitation ſchärfer zu bezeichnen, einen Blick auf dieſe [illegible] vielmehr auf dieſe politiſchen die ſich nach den Notabilitäten der Kunſt und der Mode nannten. Man hatte Sonntag-Kränzchen, nicht nach dem Schlußtag der Woche ſo benannt, ſondern nach der berühmten Prima Donna des Königſtädter Theaters; man hatte einen Poeten-Club in der Weinhandlung von Lutter und Wegener, wo der Verfaſſer des „Kater Murr“ ſeine rhapſodiſchen Dichtungen mittheilte und Ludwig Devrient nach jedem exaltirten Theaterabend noch ſeinen Freunden einen phantaſtiſchen Nachgenuß bereitete. Man hatte den Club der Dramatiker, oder die Mittwochgeſellſchaft, in welcher Ernſt Raupach die Erſtlinge ſeiner Muſe vortrug, endlich hatte man auch einen Club der Stutzer, die „Veilchen-Geſellſchaft,“ wo es Geſetz war, nur von „wohlduftenden“ Gegenſtänden zu ſprechen, zu welchen man die Frauen und die Gedichte zählte. Dann gab es einen Salon, wo die Mode-Philoſophen oder vielmehr die Mode-Sophiſten zuſammenkamen, um über ein Kapitel der „Lucinde“ ſtundenlange Abhandlungen zu ſprechen oder vorzuleſen. Es konnte dieſer Salon ſeine Thätigkeit und Champagner war der Jockey-Club, wo über die Mecklenburger Pferde-Raçen debattirt, und die Tugenden des Hengſtes „Prince royal“ und der Stute „belle Madelaine“ erörtert wurden. Auch dieſe Verſammlung hatte ihre Reize, aber die Annehmlichkeiten eines andern Clubs waren ſchwer herauszufinden, dies war der Club, deren Mitglieder zuſammenkamen, um über ein altdeutſches Zeitwort, oder über ein Fragment des Codex der Minnelieder zu debattiren. Doch auch einen ſolchen Club gab es.

Das Jahr 1848 erſchien:

Und von allen jenen Clubs keine Spur mehr.

Dagegen gab es Salons:

Der „Rothen.“

Der „Blauen.“

Der „Weißen.“

Ehe wir an die Beſchreibung dieſer Clubs gehen, müſſen wir noch einer Antiquität Erwähnung thun, eines antediluvianiſchen Clubs, eines Clubs, in dem ein verrotteter alter Liberalismus der zwanziger Jahre herrſcht, und wo ein Kind, das berühmte

Barrikaden. Das „alte“ Kind kann nichts weniger vertragen, als „vergeſſen“ zu ſein, darum wirbt dieſe greiſenhafte Penelope „ohne Freier“ noch immer liberale Geſpinnſte, zu welchen ſie jeden ſchmutzigen Faden auf der Gaſſe aufliest. Sie hat unter ihren Gemächern melancholiſche Cabinette, wohinein ſie argloſe Knaben lockt, und ſie dort mit den endloſen zähen Fäden ihrer Poeſien umſtrickt. Es ſitzt, gleichſam verzaubert, in dieſen Gemächern, manch wunderſames Antlitz, uralte Forſcher und Dichter, petrefakte Diplomaten, die vor undenklichen Zeiten ſich einmal compromittirt haben, aber auch moderne Würdenträger und republikaniſche Agitatoren, und alles dieſes ſummt und träumt von der neueſten blutrothen Republik, und von den vergeſſenen Studentenwirren auf der Wartburg, und dieſes Miſchmaſch im Zauberkeſſel der alten kindiſchen Hekate nennt der Club Politik. Es iſt gefährlich, dieſer hektiſchen Verſammlung nahe zu kommen. Die Luft hier hat etwas von der Atmoſphäre Bedlam's.

Neben dieſem ſenilen Salon, in welchem das tigkeit einzelner Mitglieder wird ſie immer wieder verrathen. Er hat directe Verbindungen mit den Blutrothen in Paris und aus ihm ſchöpfen die Oppoſitionsmänner der zweiten Kammer ihre Kräfte. Die Umſturzmänner vom Fach gehören hierher; die, die nicht mehr mit unfruchtbaren Theorien verkehren, ſondern thatkräftig dem Beſtehenden zu Leibe gehen. Hier wird nicht gefaſelt, nicht getändelt, es giebt hier keine melancholiſchen Cabinette und keine alten Minneſänger, es giebt hier auch keine alten Kinder, ſondern junge feurige Jüdinnen, aus deren dunkeln Augen der Atheismus und die cyniſche Ausgelaſſenheit ſprühen. Hier iſt alles verbannt, was Pietät heißt, Treue, Glauben, Rechtlichkeit. Dieſe neue Welt kennt nur den Genuß, und zu dem zu gelangen, iſt ihr jedes Mittel recht. Sie zieht die Corruption in jeder Form und Geſtalt zu ſich heran. Ihr Motto iſt der „lascive Egoismus,“ den ſie die neue Lehre von der Freiheit der Völker nennt.

Zu dem Club der „Blauen“ gehören die hoffnungsreichen politiſchen Schwärmer, die auf einem

„rechtlichen“ Männer, die mit den vorigen Zuſtänden gebrochen haben, allein noch zu keinem Verhältniß mit den neuen gelangen können, die in der Unſchuld ihres Herzens oft „blutroth“ ſtimmen, ohne es zu wollen und zu wiſſen. Hier ſind die „Theorieen“ noch in voller Geltung, und eine endloſe Literatur häuft ſich um die Sitzungsſäle des Clubs an. In dieſen Salons ſind die ſchwarz-roth-goldene Fahne, die Einigung Deutſchlands und der Conſtitutionalismus an der Tagesordnung. Man iſt ganz „deutſch,“ und vermeidet jede Anlehnung an franzöſiſche Muſter. Aus dieſen Salons verſorgt ſich die Linke und das Centrum der Kammern mit ihren Oppoſitions-Elementen.

Unter den Salons der „Weißen“ befindet ſich ein ſehr alter, ſehr gemüthlicher, ſehr naiver und ſehr liebenswürdiger Club; es iſt dies die Verſammlung der freiwilligen Jäger von 1813 und 1815. Hier iſt die alte Treue und der alte, fernhafte, preußiſche Patriotismus zu Hauſe. Dieſe Männer, die einſt in Pulverdampf geſtanden, die Schlachten und Blut geſehen haben, ſind jetzt friedliche den Buſen bewahrt. Auch ſie glühen noch für die Zeit des Ruhms, für jene unausſprechlich herrlichen Tage des Sieges, der Befreiung des Vaterlandes aus ſchmachvollen Ketten. Daß ſie den König lieben, daß ſie ſein Haus verehren, bedarf das einer Frage? Sie ſind moraliſch durch und durch, und ſehen die Conſtitution wie eine Art verfänglichen Handel an, in den ſich ganz unnützer Weiſe der Staat eingelaſſen. Für ſie iſt der König da, und immer wieder der König. Es iſt rührend, wie dieſe alten „Treuen" ihre Erinnerungsfeſte feiern. An ſolchen Tagen erwacht der alte freiwillige Jäger unter Pulverdampf und Schlachtenlärm. Seine Träume haben ihn auf das Schlachtfeld von Leipzig oder Belle Alliance geführt. Er hat den Jugendfreund, den guten Kameraden eben an ſeiner Seite fallen ſehen — nun kehrt er heim, und an der Schwelle ſeines Vaterhauſes tritt ſie ihm entgegen, die Liebliche, die Blühende, die Schöne, und mit ihr kommen die greiſen Eltern, und Blumengewinde und Eichenlaub umſchlingen das glückliche Paar. Und ſiehe, der alte taſſe ſchwankt, liegt ein kleiner verdorrter Lorbeerzweig — von damals! Aber der alte Freiwillige freut ſich doch. Er nimmt den Zweig, küßt ihn, und legt mit dankbarer Rührung dieſes Vermächtniß ſeiner ſchönen Jugend vor das Bild des dahingeſchiedenen, inniggeliebten Königs.

So denken, ſo fühlen dieſe alten Freiwilligen.

Iſt's da noch nöthig hinzuzufügen, daß ſie zur conſervativen Partei gehören?

Nicht ganz ſo weiß, aber noch immer zu den „Weißen" gehörend, iſt der Club der Männer, die von der Menge „die Reactionäre" geſcholten werden. Es ſind redliche Kräfte, die mit aller Anſtrengung den Wagen des Staats von einer Bahn ablenken wollen, die ſie für eine irreleitende halten. Sie ſind fromm, wahrhaft fromm, und wollen die Religion wieder in ihre Kraft, den Staat wieder in ſeine Würde eingeſetzt ſehen. Mit großer Erbitterung treten ſie den „Rothen," aber mit noch größerer den „Blauen" entgegen, denn Jene ſind ihnen offene, alſo minder gefährliche Feinde, dieſe erſcheinen ihnen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53013-7
UNGERN-STERNBERG,A.VON FN. 12157/018

einen edlen Fürſtenſtamm, auf ein gebildetes und mit den Forderungen der Zeit vertrautes Volk die feſte Zuverſicht, daß auch ohne die koſtſpieligen Experimente mit neuen, aus der Fremde adoptirten Formen, der Staat blühen und groß bleiben werde. Sie ertragen den Haß des Pöbels geduldig und gehen in ſtiller Beharrlichkeit auf ihrem Wege vorwärts. —

Hier haben wir nun die politiſchen Clubs und Salons von Berlin zu Anfang des Jahres 1849.

Alle dieſe Clubs bewegte am 2. April nur eine Frage:

„Wird er ſie annehmen, oder nicht?“

— Nämlich die deutſche Kaiſerkrone. —

7.

Die Wohnung des furchtſamen Herrn.

Nachdem wir dem Leſer einen Blick auf die äußere Geſtaltung des Lebens der großen Stadt gegeben, führen wir ihn wieder, um den Faden unſerer Erzählung nicht zu verlieren, in den engen Kreis der Privatintereſſen unſerer mitſpielenden Perſonen zurück, und zwar in das Haus des Handſchuhfabrikanten.

Wir befinden uns noch nicht am zweiten April, wir befinden uns noch im März, obgleich ſchon am Ende deſſelben. Acht Tage ſind vergangen, ſeitdem ſich Herr Kieſelack an dem Fenſter des Arbeitsladens hat ſehen laſſen, und Helene iſt ſchon um Vieles vertrauter mit ihren neuen Hausgenoſſen geworden. Sie hat ſogar die Bekanntſchaft des „furchtſamen“ Herrn gemacht, der ſie eingeladen hat, ihn und ſeine alte Haushälterin zu beſuchen. An einem beſonders ſtillen Nachmittage — wie geräuſchvoll war der März des vorigen Jahres! — ſtieg Helene die ſauber gehaltene Treppe hinauf, und langte vor der Thür an, wo auf einer Meſſingplatte die Worte ſtanden: „Karcher — Kupferſtecher.“ Sie zog an der Klingel, und Frau Gertrud — die freundliche Alte in dem reinlichen Anzuge — öffnete.

„Ach, liebes Fräulein!“ rief ſie, indem ſie treuherzig Helenen's Hand ergriff, und ſie drückte — „wie groß iſt die Freude, die Sie uns machen, indem Sie Ihr Verſprechen halten, und nun endlich kommen. Wie ich ſo leiſe klingeln hörte, ſo dachte ich ſchon — ach, das iſt gewiß Jemand, der meinem Herrn in Liebe und Güte naht, und ſeine Schwächen kennt. Ein Fremder hätte ſtärker angezogen, und dadurch gezeigt, daß er nicht weiß, oder nicht wiſſen will, wie läſtig meinem Herrn eine barſch angezogene Klingel in's Ohr tönt. Nun, Liebe, ſetzen Sie ſich hierher, zu dieſer Kupferſtich-Mappe, ich gehe und ſage Herrn Karcher, daß Sie da ſind.“

Sie trippelte fort, und Helene blieb auf wenige Augenblicke allein. Sie ſah die Räumlichkeit an, und Alles, worauf ihr Blick fiel, nöthigte ihr ein Wohlgefallen ab; es war, ohne daß ſie ſich dies ſogleich klar zu machen wußte, der Geiſt der Ordnung, des ſtillen und redlichen Fleißes, des Friedens, der hier aus jedem, auch noch ſo geringfügigen Umſtande in der Zuſammenſtellung der Außendinge ſich ausſprach. Des Künſtlers eigne Arbeiten, in zahlloſe kleine Rähmchen und Bildergruppen zerſtreut, bedeckten die Wände. Es waren offenbar Jugendarbeiten; denn auf manchen dieſer Blätter waren Bemerkungen mit Rothſtift angeſchrieben, die ein ſchon entfernt liegendes Jahr angaben. Ein Tiſchchen mit Moſaikarbeit auf einer Platte enthielt ein alterthümliches Caffeeſervice, vielleicht das Geſchenk eines Kunſtfreundes, oder ein Andenken aus dem Elternhauſe. Taſſen und Tiſch waren ſo glatt und glänzend gereinigt, daß der Strahl der Nachmittagsſonne, der ſich eben durch die rothen Vorhänge Bahn brach, in Farben und Goldglanz erglühte. In der aufgeſchlagenen Mappe traf Helene ſogleich auf ein, ihr wohlbekanntes Bildniß. Sie betrachtete es noch, als ihr Wirth eintrat und ſie begrüßte.

Der „furchtſame“ Herr war ein Mann nahe den Funfzigen, aber durch ein fortgeſetztes Stubenleben und durch anſtrengende Arbeit ſo mitgenommen, daß er weit älter ausſah. Er hatte nur weniges, graues Haar, und trug ein Käppchen, das ihn gar gut kleidete. Der grüne Sammet machte das blaſſe Geſicht zwar noch blaſſer, aber zu den großen, lichtbraunen Augen, und der ſchönen, gewölbten Stirn, gab er doch einen anmuthigen Schein, gleichſam als läge ein beſtändiger, grüner Waldſchatten auf dieſen lieben Zügen. Auffallend, und zu dieſem Geſichte eigentlich gar nicht gehörend, war ein ſtarker, grau und ſchwarz gemiſchter Bart, der das Kinn und einen Theil des Mundes einhüllte. Aber in dieſer Zeit der Bärte, hatte der furchtſame Herr nicht vermeiden können, auch ſich dieſe heroiſche Zierde anzulegen, obgleich ihm nichts verhaßter war, als grade dieſer Anwuchs zu ſeiner ſonſtigen Perſönlichkeit, und er mit ſeinem eignen Barte in einem ewigen Hader und Krieg lebte. Es ging dieſer Krieg ſo weit, daß er ſogar ſeit Monaten nicht mehr in den Spiegel geblickt hatte, nur um ſeinem eignen Barte nicht zu begegnen, deſſen Anblick ihm immer ein kleines Fröſteln verurſachte. „Aber ſie ſchlagen mich todt, wenn ich keinen Bart habe,“ pflegte er wehklagend zu Gertrud zu ſagen; „das iſt das Einzige, womit ich dieſen Vandalen, dieſen Baſchkiren noch imponiren kann. —“

Herr Karcher fragte ſeinen jungen Gaſt freudig, weshalb ſie jenes Bildniß ſo beſchäftige. Und Helene erwiederte ihm, daß es das Bild ihres Oheims, mütterlicher Seite, ſei.

„Da wünſche ich Glück, mein liebes Fräulein!“ rief der Kupferſtecher freudig überraſcht. „Sie haben da einen berühmten Mann, einen Gelehrten und Schriftſteller von ganz beſonderem Rufe zu Ihrem nahen Verwandten.“

„Ich habe ihn jedoch nur wenig kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt,“ ſagte das junge Mädchen ſchüchtern und traurig. „Er lebte mit meinem Vater in Unfrieden, ſo wie denn überhaupt in meinem armen Elternhauſe die Entzweiung und der Zwiſt gleichſam ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Nie iſt gewiß eine Familie in dieſer Beziehung ſo unglücklich geweſen, als die meinige es war, und noch iſt. Denn ſelbſt über das Meer hinüber weiß die Verfolgung ſich Bahn zu brechen.“

„O ja, gewiß! Sicherlich! Der Haß der Menſchen hat die erſte Brücke erfunden; nicht die Liebe. Davon bin ich überzeugt. Hab' ich erſt einen Feind, dann bin ich ſicher, daß ich nicht vergeſſen werde.“

„Mein Gott, welch' eine betrübende Erfahrung iſt dies!“

„Für uns nicht,“ ſagte der Mann mit einem ganz beſonders freundlichen und tröſtenden Zug im

Geſichte. „Für uns nicht; denn wir haben keine Feinde. Sie ſehen mir wenigſtens nicht ſo aus, mein liebes Kind, als hätten Sie welche. Im Gegentheile, man ſieht Ihnen an, daß Sie die Gabe haben, ſich ſchnell Freunde zu erwerben, und ſo haben Sie ſich denn auch mich erworben, obgleich ich Sie erſt ſehr kurze Zeit kenne, und unglaublich ſchwer dazu zu bringen bin, neue Bekanntſchaften zu machen."

Helene drückte ihm herzlich die Hand.

„Ihre Eltern müſſen wackere Menſchen ſein," hub er wieder an, indem er die Hand noch in der ſeinigen behielt; „ſie müſſen Sie offen, frei und nicht in der Furcht der Menſchen erzogen haben, ſonſt könnten Sie nicht ſo ſein, wie Sie ſind."

„Mein Vater iſt ein edler Mann," ſagte Helene mit tiefer Rührung in der Stimme.

„Gott ſegne ihn!" ſagte der alte Herr.

„Ja, Gott ſegne ihn!" wiederholte die Tochter innig.

Der Ton des herzlichen Vertrauens war einmal angeſchlagen. Die offne und freie Mittheilung nahm ihren Gang. Helene theilte ihrem neuen Vertrauten die wenig erfreuliche Geſchichte ihres Hauſes mit.

„Das Erbe meines Großvaters, der angeſehener Rathsherr in Cöln war, beſtand in einem recht anſehnlichen Vermögen, das zwei Söhne unter ſich theilten. Mein Vater gerieth ſchon damals mit ſeinem jüngern Bruder in Streit. Er war es, der edelmüthig nachgab, und das größere Beſitzthum Jenem überließ. Undank war ſein Lohn. Mein Onkel, der ſich hat adeln laſſen, und ein großes Haus macht, hat ſich nie um uns bekümmert. Mein Vater, an den ſchönen Ufern des Rheins aufgewachſen, befreundet mit den freien Inſtitutionen jener glücklichen Provinzen, ſah frühzeitig die feurigen Ideen von einer nahe bevorſtehenden, glücklichen Aenderung und Umgeſtaltung des politiſchen Lebens der Völker ein. Er betheiligte ſich bei einem Journal, das dieſe politiſche Färbung hatte. Man las ſeine Aufſätze damals mit Enthuſiasmus, ohne daß man den Verfaſſer kannte; denn mein Vater, von dem Grundſatze ausgehend, daß die Sache wirken müſſe, nicht der Name, hielt ſich in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Später haben ſeine Feinde Mittel gefunden, den Edlen zu zwingen, aus dieſem Dunkel hervorzutreten, um ſeine Bruſt ihren vergifteten Pfeilen bloß zu ſtellen. Um ihn zu tödten, nicht, um ihn mit Ehrenlaub zu kränzen, wie er es verdient hätte, lockten ſie ihn hervor. Die Bewegungen des Frühlings des vorigen Jahres begannen. Einer der erſten Miniſter, die an das Ruder berufen wurden, war ein Freund und Geſinnungsgenoſſe meines Vaters. Mein Vater hatte die Ehre und die Genugthuung, dieſem Edlen vereint zu bleiben, und in ſeiner unmittelbaren Nähe zu wirken. Es gehörte Muth dazu, der fanatiſirten Maſſe damals entgegenzutreten; das Miniſterium Camphauſen beſaß dieſen Muth. Die erſte und wichtigſte Aufgabe war, einem edlen Prinzen, dem eine bethörte Bevölkerung ungerecht eine Kränkung zugefügt, Genugthuung zu verſchaffen, und in die brauſende Hauptſtadt warf der kühne Miniſter jenes Manifeſt, das die Zurückberufung des Prinzen beantragte. Mein Vater hatte auf das Thätigſte dazu gerathen. Voll Pietät für das Königshaus ſah er mit Schmerz die Kluft ſich immer weiter ſpalten, die die unſelige Verwirrung jener Tage geöffnet hatte. Es mußte dem geſteuert werden. Die brave That der wenigen, vereinzelten Männer trug ihre Früchte. Der Prinz erſchien wieder in unſern Mauern, und mein Vater — verſteckt und unerkannt; denn er haßte nichts ſo ſehr, als öffentliche Demonſtrationen — begrüßte ihn, als er am damaligen Verſammlungshauſe der Volksvertreter, der Singakademie, aus dem Wagen ſtieg, mit einer Thräne des Willkommens und der Freude. Später gab ſich mein Vater den grenzenloſeſten Hoffnungen für die Einigung Deutſchlands hin. Die Particularintereſſen ſeines preußiſchen Vaterlands entſchwanden ſeinen Augen, er ſah nur das „einige, große, freie Deutſchland,“ eine impoſante Staatenverbrüderung, die geſchaffen war, Europa einſt Geſetze vorzuſchreiben. Er hatte in ſeiner Jugend viel gereiſet; er hatte Deutſchland nach allen Richtungen hin kennen gelernt, über den Urſprung und das Weſen der einzelnen Stämme hatte er geforſcht, und die Reſultate aller ſeiner Forſchungen waren in einem Punkt zuſammengelaufen, nämlich in der Ueberzeugung: Deutſchland könne nicht allein, ſondern es müſſe zur kräftigſten Einigung gelangen. Ich will nicht unterſuchen, in wie fern er Recht hatte, er iſt mein Vater, ich kenne ihn als einen edlen Mann, wie gerne will ich daher glauben, daß dieſe Gebilde der Zukunft, wie er ſie ſah, und wie er ſie zu realiſiren ſtrebte, die wirklichen, ſchönen Verheißungen des Genius unſres gemeinſamen Vaterlands ſeien. Eine andere Anſicht machte ſich jedoch geltend. Man nannte Schwärmerei, man nannte ſogar Verbrechen, wofür mein Vater glühte. Er kam immer mehr, ſelbſt mit ſeinen beſten Freunden, in Conflict. Dies verbitterte ſein Leben. Dazu erlitt er in ſeinem Geſchäfte Verluſte über Verluſte. „Man ſehe den Politiker, man ſehe den Demokraten!“ riefen ſeine Feinde, „er verſäumt in ſeinem eignen Hauſe die Ordnung zu halten, die er dem Staate aufdringen will.“ Wie ungerecht war dieſe feige Anklage. Nie war wohl ein thätigerer Arbeiter zu finden, als grade er es war, und doppelt es war in jener hart drängenden und bedrängten Zeit. Er ſchaffte unermüdlich, und ſelten erloſch vor zwei, drei Uhr Morgens die einſame Lampe in ſeinem Comptoir. O, ich ſaß oft auf meinem Lager mit Thränen, wenn ſich der Lichtſchein über den Gang hinüber, auf der Wand über meinem Bette malte, und ich bedachte, daß eine der trefflichſten Naturen, die Gott ſchuf, ſich in vergeblichen Mühen und in einem grauſamen Kampfe mit der Welt aufrieb. Ich litt unſäglich. Ich liebte meinen Vater grenzenlos. Endlich ſchlug die Entſcheidungsſtunde. Ich will nicht grade, und es kommt mir auch nicht zu, die Schritte der Regierung bezeichnen, die meinem Vater den letzten Strahl der Hoffnung raubten, und ſeinen Muth knickten. Die Folgezeit hat bewieſen, daß die Regierung großes, ſchweres Unheil glücklich verhütete. Ueber unſer Haus war jedoch der Stab gebrochen. Mein Vater ſah über ſich und die Seinigen die Verfolgung hereinbrechen, und er trachtete, ſich ihr raſch zu entziehen.

Als ich eines Morgens zu ihm trat, um, wie es gebräuchlich in unſerm Hauſe war, ihm die Hand zum Morgengruße zu küſſen, ſah ich Thränen in ſeinem Auge, und er zeigte mir einen Brief, in welchem ihm angezeigt wurde, daß ein Platz für ihn und die Seinen beſtellt ſei, und zu welcher Zeit das Schiff abgehen werde. Ich ſank in die Kniee und verhüllte mein, in zahlloſen Thränen gebadetes Antlitz. Er ahnete, daß ich unter dieſen Seinen, die mit ihm über's Meer ſchifften, nicht ſein würde. Mich hielt ein heiliges Gelöbniß, und dieſes, mein Wort, hatte ich erſt wenige Tage vorher gegeben. Welch' eine Stunde war das! Wie ſtanden ſich Vater und Tochter gegenüber! Nie werde ich dieſe Augenblicke vergeſſen. Er war die Liebe, die Nachſicht, die Erbarmung ſelbſt. Du weißt, ſagte er gütig, aber ſehr erregt, daß Deine Mutter, und mehr noch Deine Brüder, Deine Wahl verdammen. Du liebſt einen Mann, der unſerer Partei geradezu ſchroff entgegenſteht: es iſt ein Ariſtokrat und ein preußiſcher Patriot im excluſivſten Sinne. Meine Freunde und ich haben keine entſchiedeneren Widerſacher als grade dieſe Männer, die ſyſtematiſch allen unſern Plänen entgegenarbeiten, weil ſie nichts als Verrätherei, Treubruch, im gelindeſten Sinne wenigſtens eine unpatriotiſche Bekämpfung der wahren Größe und der wahren Intereſſen des Vaterlands in unſrem Wirken ſehen. Der Himmel weiß, wie ſehr ſie uns Unrecht thun, allein die Zeit iſt nicht danach, daß ſie ruhig ſondert und unparteiiſch richtet. Wir, die wir reinen Willens ſind, müſſen leiden unter der Nichtswürdigkeit unſerer Bundesgenoſſen, des rohen Pöbelhaufens aller Stände, die unſere Tendenzen als Maske vornehmend, allerdings auf den Umſturz jeder Ordnung und jedes Geſetzes hinarbeiten. Aber können wir wenigen Männer des wahren Glaubens dies hindern? Die Eltern des jungen Mannes werden es nie zugeben, daß er Dich, die Demokratin, in ihr Haus einführe. Bedenke das wohl. Wenn Du Deine Eltern ziehen läßt, die natürlichen Stützen und Vertheidiger Deiner Unerfahrenheit und Schwäche, und Du wählſt Dir einen Mann, der vielleicht nicht den Muth, wenn auch den Willen hat, unſre Stelle einzunehmen, was wird dann Dein Loos ſein? — Vater, rief ich, frage nicht — ich liebe! Hier iſt meine Stelle, und ich kann Dir nicht folgen. — So ſei's! entgegnete er, ſo bleibe. Mein Herz beſitzeſt Du, wo Du auch ſein magſt, und den Segen eines Vaters ſcheidet kein Meer von dem Haupte, auf dem er niederzuſinken beſtimmt iſt. Ich kniete vor ihm, und er legte ſeine Hand auf mich. Wir beteten zuſammen zu dem Lenker und Ordner aller Schickſale der Sterblichen. Später entſchied es ſich, daß mein älteſter Bruder ebenfalls zurückblieb. Doch er, der zu meinem Beſchützer erleſen ward, iſt mein erbittertſter und hartnäckigſter Verfolger. So groß und edel mein Vater dachte, ſo würdevoll er die Verhältniſſe auffaßte, und immer geneigt, ſich Unrecht, Andern Recht zu geben, ſo — ich muß es mit tiefem Schmerz ſagen — kleinlich und perſönlich giebt ſich mein Bruder zu erkennen. Er wüthet gegen mich, und meine Neigung, und im wahren Sinne des Worts muß ich gegen ihn „beſchützt“ werden. Und dies iſt der Grund, weshalb ich für's Erſte in dieſem Hauſe eine Stätte mir geſucht habe, nicht in Geſellſchaft der Verwandten meines Vaters, bei der zu wohnen, ich anfangs beſtimmt war. Auch Robert weiß nicht, wo ich mich befinde, und er ſoll es für jetzt auch nicht erfahren. Nur, daß ich die Stadt nicht verlaſſen habe, weiß er.“

[illegible] junge Mädchen hatte ſich faſt außer Athem geſprochen, ſo lebhaft wurde zuletzt ihre Rede, und ſie wiederholte in großer Leidenſchaftlichkeit, und gleichſam zu ſich ſelbſt ſprechend: „Nur, daß ich die

Stadt nicht verlaſſen habe, weiß er! Das mußte er wiſſen! Ja — das weiß er auch.“

„Nur Ruhe! mein liebes, beſtes Fräulein;“ ſagte der freundliche Mann, und legte ſanft die äußerſten Fingerſpitzen auf ihren Arm. „Nur Ruhe!“

„Sie haben Recht,“ ſagte Helene erröthend. „Aber es iſt ſo wohlthuend, und verführt ſo leicht zum Plaudern, wenn man Jemand findet, dem man vertraut.“

„Daß Sie mir vertrauen, liebe Seele, iſt mir ein wahres Geſchenk des Himmels. Mir, den Sie doch noch ſo wenig kennen. Laſſen Sie uns denn hübſch beiſammen wohnen, und herzlich mit einander es gut meinen. In einer Zeit, wo grauſame Zwiſte im Schooße der Familien ausbrechen, wo ſich alle Freunde und Genoſſen trennen, da iſt's denn wieder — gleichſam um dem Uebel ſeine Schärfe zu nehmen — unſrem Herzen leicht, ſich aufzuſchließen, und dadurch neue Freunde und Genoſſen zu finden. Wir, zum Beiſpiel, hätten uns nie gefunden, wenn dieſe großen Ereigniſſe nicht ſtattgefunden. Denn, was in der Welt hätte Sie, eine junge D[illegible]e — in das Zimmer eines Kupferſtechers geführt?“

Helene dankte dem Manne, und verſprach öfters hinaufzukommen.

Wie ſie unten dem Laden ſich näherte, ſah ſie denſelben jungen, blonden Mann, deſſen Anblick ihr ſchon bereits einmal läſtig geworden, in dem halbrunden Fenſter hineinlehnen, und Herrn Pierſig einige Fragen thun. Sie blieb unbemerkt ſtehen, und hörte Jenen die Worte ausſtoßen:

„Aber ſie muß doch zu irgend einem Zwecke hier ſein? Warum war ſie denn früher nicht hier? Iſt ſie eine Nähmamſell, und hilft ſie Ihnen bei der miſerablen Arbeit, die hier zu Tage gefördert wird?“

„Herr Kieſelack, wenn Sie gütigſt erlauben, ich kann auf keine dieſer Fragen antworten.“

„Weshalb denn nicht? Ich habe Ihnen geſagt, daß ich von jetzt an alle Tage kommen werde, bis ich erfahre, wer das Mädchen iſt.“

„Sie werden machen, daß ſie gar nicht mehr in den Laden kommt.“

„Narrheit! Geben Sie ihr dieſen Ducaten, und ſagen Sie ihr, daß ich heute Nachmittag kommen werde, um ſie nach Schöneberg abzuholen.“

„Ach, Herr Kieſelack! Nicht daran zu denken! Sie fährt nicht mit. Ich ſage Ihnen ja, es iſt ein ganz vornehmes Mädchen.“

„Vornehmes Mädchen! Und wohnt bei Ihnen! Nun, wiſſen Sie was — geben ſie ihr für's Erſte dieſen Brief. Er war zwar für Jemand Anders beſtimmt, allein er paßt auch für ſie. Und den Ducaten behalten Sie für ſich. Haben Sie verſtanden, altes Lederungeheuer?“

„Vollkommen. Aber, Herr Kieſelack, ich nehme keinen Brief und nehme auch kein Geld. Die junge Dame iſt uns anvertraut, ganz beſonders anvertraut — und ich — verſtehen Sie, Herr Kieſelack, bin ein alter Huſar und hab' Ehre im Leibe.“

„Ei, Potztauſend! Das hab' ich nicht gewußt. Bitte tauſendmal um Entſchuldigung.“

„Hat nichts zu ſagen. Es ſoll mir lieb ſein, wenn ich Ihnen anders dienen kann.“

„Alter Narr! —“

Damit verſchwand der Blondkopf. Herr Pierſig murmelte vor ſich hin: „Iſt mir doch der Burſche geſtern begegnet mit einer brandfeuerrothen Kokarde, und kam aus einer Geſellſchaft, in der wahre Teufelsbraten mit einander conſultirten! Und nun will er mir hier in meine Wirthſchaft hineinſchnüffeln! Halt! Baſta! Wird nichts gereicht! Der Ducaten wäre mir zwar ſehr lieb geweſen, an und für ſich und als ſimpler Ducaten, denn ich muß meinem alten Freunde ſein ſaures Bier auch heute wieder ſchuldig bleiben — aber ſolchergeſtalt und in dieſer Weiſe — nein! — Kanter, mein Sohn, leg' einmal Dein Zeitungsblatt weg; ich verſichere Dich, Fräulein Adelaide Pirlicke wird's nicht erfahren, daß Du Dich ſo angelegentlich um ihre Vermählung bemühſt, und der Herr Kodſack wird ſich nicht bewogen fühlen, aus dieſem Grunde bei mir ſeine alten Handſchuhe waſchen zu laſſen. — Teufel, was der Junge wieder für eine modrige Luft im Laden fabrizirt. Steh' auf, Kanter, ſtell Dich etwas in den Zug, ich werde die gegenüberſtehende Thür aufmachen. — So, mein Söhnchen! Nun wende Dich nach allen Seiten. Jetzt kannſt Du Dich wieder ſetzen. — He! was willſt Du denn? Warum reißt Du das Maul auf? Ach, ich verſtehe, da gehen ein Paar Demokraten, und Du willſt, daß ich Dir die Mütze mit der deutſchen Kokarde aufſtülpe! Gut, mein Söhnchen! Die Mutter hat Dich trefflich inſtruirt. Wahrhaftig, die Herren kommen näher, und wollen etwas handeln. Du biſt ein guter Lockvogel, Kanterchen! Aber nein, die Herren gehen vorbei, und — da kommt der Präſident aus dem Preußenverein. — Na, na, zapple nur nicht ſo, ich weiß ſchon, was zu thun iſt — da iſt die Mütze mit der ſchwarz-weißen Kokarde! Gut, und die andre unter den Tiſch!

So — ſo! — Ach, der Präſident ſieht Deinen großen Waſſerkopf mit der ungeheuren Mütze mit Vergnügen. Er kommt heran.“

„Schönen guten Tag, Herr Präſident.“

8.

Herr von Ruborn.

Es war in den ſpätern Abendſtunden, als eine kleine Geſellſchaft ſich bei Herrn von Ruborn verſammelt hielt. Vier ältere Herren ſaßen am Kamin, deſſen Flamme in dieſer Jahreszeit, es war der letzte März — noch ein Bedürfniß war, ein paar jüngere Männer hielten ſich in der Tiefe des Zimmers bei einem leiſe geführten Geſpräch zuſammen, und zwei Frauen ſaßen, ſchon im Hut, denn ſie wollten eben in die Oper fahren, allein die Unterhaltung der vier Herren am Kamin machte, daß ſie von Minute zu Minute, von einer Viertelſtunde zur andern zögerten, an einem der Mittelfenſter des Salons. Es herrſchte ein Dämmerlicht im Zimmer, verbreitet von einer Lampe, die von einem Schirm verdeckt war, und auf einem Marmortiſch am entfernten

Spiegel ſtand. Leiſe kamen die Diener, um die Taſſen des eben genoſſenen Kaffees fortzutragen.

Von den vier Herren waren der eine ein eben regierender Miniſter, ein zweiter ein geweſener, ein dritter war der Geſandte einer ausländiſchen Macht, und der vierte war der Herr v. Ruborn ein Mann von vierzig Jahren, ernſt, trocken, ſchweigſam, in vielfachen Staatsgeſchäften früher beſchäftigt, jetzt aber auf kurze Zeit in einen ſelbſt gewählten Ruheſtand eingetreten.

Es ward von den jüngſten Reden in der zweiten Kammer geſprochen, namentlich von der leidenſchaftlichen phantaſtiſchen Improviſation des Herrn von Vincke, die dieſer gerade in einer der letztern Sitzungen zu Tage gefördert, und in welcher dem Miniſterium der Vorwurf gemacht wurde, ſich der deutſchen Sache entzogen zu haben, oder wenigſtens willens zu ſein, ſich zu entziehen. Dieſe Interpellation war das Geſpräch des Tages. Die Stadt befand ſich in Aufregung, man gab Vincke Recht, man tadelte das Miniſterium, man wollte ſtürmend ans Ziel.

Der Geſandte der fremden Macht hatte ſo eben einzelne Bemerkungen gemacht, die dieſer Anſicht der Menge entſprachen. Der Miniſter, der vom Ruder gekommen war, gab ihm Recht, der Miniſter, der noch am Ruder war, gab ihm Unrecht.

Endlich erhob ſich die tönende, tiefe und markvolle Stimme des Herrn des Hauſes.

„Sie ſagen,“ hob er an, und um den ſcharfgeſchnittenen Mund mit den dünnen Lippen zuckte etwas wie ein Lächeln, „daß Preußen zurückbleibe,“ und doch iſt grade Preußen bis jetzt der einzige Staat, der wahrhaft vorwärts gegangen. Ich verſtehe unter „vorwärtsgehen,“ ein Gehen, wo man nicht gezwungen iſt, wieder zwei Schritte feig zurück zu gehen, wenn man überkeck einen vorwärts gemacht. Nennen Sie mir die Opfer, die das übrige Deutſchland gebracht? Ich bin begierig ſie kennen zu lernen. Preußen hat — und zwar ſchon lange vor dem Revolutionsjahr 1848 Deutſchland zur größern Einigung, als der Bundestag ſie gab, führen wollen, allein es wurde von Oeſterreich — nicht unmittelbar, ich will's geſtehen, allein mittelbar zurückgehalten. Wir ſind es geweſen, die den Zollverband durchſetzten, wir, die eine Menge freierer Inſtitutionen immer wieder in Anregung brachten, endlich war es Preußens König, der ſich kühn für die neue Bewegung erklärte. Preußiſche Heere waren es, die für ein Prinzip, das der Legitimität und den dynaſtiſchen Intereſſen wahrhaftig nicht dient, im Norden ſich ſchlugen. Preußiſches Geld war es, das die National-Verſammlung, die in ihrem Innern gegen Preußen kabaliſirte und conſpirirte, in Frankfurt unterhielt, und endlich ſind's wieder Preußens Heere, die augenblicklich bereit ſtehen, die gefährdeten Regierungen Deutſchlands von ihren Drängern zu befreien. Was hat Oeſterreich für den engern Bund gethan, was für den Krieg in Schleswig? Hat es Deutſchland ſeine Flotten gegeben, hat es Geld und Streitkräfte geopfert? Es hat nichts weiter gethan als zugegeben, daß ein Prinz ſeines Hauſes an die Spitze der Centralgewalt erhoben werde, dieſelbe Centralgewalt, die offenkundig gegen uns iſt, nicht für uns, die jetzt uns heuchleriſch eine Kaiſerkrone zu bieten kommt, welche, wenn wir ſie annähmen, uns ſicher in's Verderben ſtürzte. Und dies, meine Herren, nennen Sie noch keine Opfer von Preußens Seite? Dies noch keine Thätigkeit, um das Einigungswerk zu Stande zu bringen? Wahrlich, es iſt Zeit, daß wir jetzt ſprechen: Halt, nicht weiter! Wir haben euch gezeigt, daß wir zu euch ſtehen, nun zeigt uns, daß ihr es anerkennt, daß ihr wißt, was ihr an uns habt."

„O, und das ſeh ich kommen!" rief der am Ruder befindliche Miniſter. „Wir werden und müſſen jetzt hervortreten mit dem, was wir für ſo viel Opfer fordern dürfen.“

„Gott gebe, daß man damit hervortrete!“ rief Ruborn. „Zeit wär's.“

„Und was wär' es, was Sie fordern könnten?“ fragte der Geſandte der fremden Macht.

„Daß wir es ſind — ich ſage wir, von denen Deutſchland ſeine Verfaſſung erhält,“ entgegnete der Miniſter.

„Oh“ — rief der Geſandte, und warf ſich in die Lehne ſeines Seſſels zurück. „Das heißt im Styl Friedrich des Großen geſprochen!

Gut, wir ſind auch ſeine Erben.

Aber wo bleiben die humanen Zwecke, die Volksſouveränetät? die Einheit? Wie kann man hoffen, daß die Wege wieder verlaſſen werden, die einmal eingeſchlagen worden ſind.

Die Wege ſind ſchon verlaſſen.“

„Bleiben wir beim Gegenſtand,“ hub Herr von Ruborn wieder an. „Man ſagt uns, das Land will und hofft, daß der König die Kaiſerwahl annehme. Die Radikalen in den Kammern drohen uns, daß die Rheinprovinzen abfallen, wenn es nicht geſchehe, man ſagt uns, daß wir die Sympathien von ganz Deutſchland verlören, wenn wir Anſtand nähmen. Nun wohl — ſei es! Ich glaub' es nicht — allein möglich wär' es, die Provinzen fielen ab, wir werden ſie wieder zu erobern wiſſen, ſei es — daß die öffentliche Meinung in Deutſchland ſich gegen uns erklärte — ſie hat es ſchon jetzt gethan — allein was iſt damit geſchehen? Haben wir nicht geſehen, daß öffentliche Meinungen ſich wie abgefallene Provinzen neu erobern laſſen? Ich ſpreche nur von möglichen Fällen; allein ein ganz gewiſſer, unausweichbarer Fall wäre der Sturz unſers ſchönen, ruhmvollen Vaterlands, wenn wirklich der König ſchwach genug wäre, dieſe Frankfurter Krone anzunehmen. Ich will damit keinen abſoluten Tadel gegen dieſe Krone ausſprechen. Es ſitzen Männer in jener Verſammlung, denen man zwar nicht Urtheil und ſtaatsmänniſchen Blick, aber doch guten Willen zutrauen mag, aber bei alledem ſind ſie die Träger einer Bewegung, die Preußen, ſo wie es in Wahrheit iſt und Deutſchland gegenüber daſteht, nur verderblich ſein kann. Preußen iſt groß durch ſeine Dynaſtie und ſein Heer. Deutſchland, Oeſterreich ausgenommen, kennt faſt keine Dynaſtien und keine Heere mehr. Das monarchiſche Prinzip, wo es nicht geradezu unterwühlt iſt, iſt ſchwach vertreten. Preußen ſoll alſo gerade das hingeben, wodurch es ſtark iſt, um — Deutſchland dadurch noch nicht ſtark zu machen. Deutlich ſticht alſo die Abſicht hervor, daß Preußen geſchwächt werden ſoll. Einen andern Zweck hat auch dieſe auf dem Wege hierher befindliche Kaiſerkrone nicht. Ein deutſcher Kaiſer mit einem Reichsrath umgeben, der nach der allgemeinen Kopfzahl-Wahl gewählt worden, und dann noch mit einem ſuſpenſiven Veto, iſt nichs anders als eine Puppe, die an den Fäden der Revolution hängt, welche ſie die ihr zuſagenden Bewegungen machen läßt. Preußen hat bis jetzt großmüthig Deutſchland geholfen, es tritt zurück, wenn es nicht mehr will — dann aber würde Niemand nach ſeinem Willen fragen. Ohnmächtig, um ſeine Exiſtenz gebracht, als großer geſchichtlicher Staat vernichtet, würde es der Diener aller kleinen Herren ſein, die da Luſt hätten ihm Befehle zu ertheilen.“

„Um Gotteswillen!“ rief der Miniſter. „Da würde doch eher der Himmel zuſammenſtürzen, ehe das geſchähe. Ach, wir ſind immer viel zu gefällig geweſen. Und dieſes Oeſterreich, dieſes Bayern — wie dankt es uns! Wer hätte es uns wehren wollen, wenn wir à la Frédéric le Grand Oeſterreichs Calamitäten benutzend uns einige hübſche Provinzen mit dem Säbel abgeſchnitten hätten.“

„Still, nichts davon,“ ſagte Ruborn. „Wir leben im neunzehnten Jahrhundert. Das Prinzip der Ehrenhaftigkeit herrſcht auf den Thronen.“

Der Geſandte lächelte. „In wiefern die Fürſten das Prinzip der Rechtlichkeit, ſo wie wir es als Privatmänner befolgen, zu berückſichtigen haben, wäre noch zu fragen,“ ſagte er zögernd. „Wenn der König die Krone annähme, die Verfaſſung Verfaſſung ſein ließe, ſich recht feſt auf dem neuen Throne zurechtſetzte und dann rechts und links das einige Deutſchland unter den eiſernſten abſolutiſtiſchen Scepter brächte, dabei aber immer auf ſeine Größe und ſeinen nationalen Stolz gegenüber dem Auslande bedacht, — ſo wäre das am Ende gerade der Mann, den wir ſuchen.“

Die Damen am Fenſter konnten ſich nicht enthalten, laute Zeichen des Beifalls zu geben.

„Ich weiß,“ hub Herr von Ruborn an, „ich weiß, daß eine ſolche Anſicht in gewiſſen Zirkeln verbreitet iſt, und daß man darum gerade von dort her am eifrigſten zur Annahme der Krone räth; allein Friedrich Wilhelm iſt ein Ehrenmann.“

Ein Laut, der ſo klang wie ungefähr in Worte überſetzt: „Wie ſchade!“ — tönte vom Fenſter her, und der Geſandte lächelte, indem er ſeinen ſchönen ſchwarzen Bart durch die feinen, zartgeformten Finger gleiten ließ.

„O nur ein Napoleon! ein Napoleon!" tönte es vom Fenſter her.

„Und was würde uns der nützen?" ſagte der Herr v. Ruborn. „Wir befinden uns inmitten einer kriegeriſchen, ehrenhaften Nation, und ihr moraliſches Uebergewicht über das demoraliſirte übrige Deutſchland wird Preußen zu dem Napoleon der Neuzeit machen. Nicht der König allein — ſo wie denn heutzutage Fürſten allein nicht mehr entſcheidend wirken — ſein Volk wird ſiegen. Preußen wird der Retter deutſcher Ehre ſein."

„Hat Ihr Fürſt," hub der Geſandte an, „ſich nicht zuerſt für dieſe drei Farben, die uns jetzt in ſo manche Verlegenheit bringen, entſchieden? War er es nicht, der ſie am Arm, in ſeiner Hauptſtadt ſich öffentlich zeigte?"

„Allerdings," entgegnete Ruborn, „und er iſt's auch noch, der die dieſen Farben entſprechende Lehre verkündet; allein iſt es ſeine Schuld, daß man das Schwarz und Gold nach und nach auszulaſſen das Belieben zeigt? Für die Einigung Deutſchlands hat er ſich bekannt, aber unter *rechtlichen* Grundlagen; man will aber, daß er für die Anarchie und die rothe Republik auſtrete. Wie die Bewegung auſtauchte; nahm er als Fürſt ſie in die Hand, man wollte aber nicht, daß ein Fürſt ſie in die Hand nehme. Er geht nun ſeinen Weg, die Andern gehen ihren Weg. So wie die Sachen jetzt ſtehen, werden wir uns als Freunde nicht mehr begegnen.“

„So iſt's Recht — als Feinde! als Feinde!“ rief es vom Fenſter her.

„Alſo denn ein Bürgerkrieg!“ bemerkte der nicht mehr am Ruder ſtehende Miniſter. „Das iſt's, was wir, als ich und meine Freunde die Leitung führten, immer vermeiden wollten.“

„Und worauf wir es ankommen laſſen wollen!“ rief der am Ruder befindliche Miniſter. „Es muß einmal reine Sprache geführt werden. Aber, freilich, vor allen Dingen müſſen wir im eignen Hauſe reinen Heerd machen. Die Beamten, die Juriſten, die Prediger, die Lehrer — wenn Alles Erlaubniß und freie Hand hat zu wühlen, immer wieder rückgängig zu machen, was wir mit grenzenloſer Arbeit, und unerſchöpflicher Geduld kaum gut gemacht — ſo möchte zuletzt das eiſenfeſteſte Miniſterium morſch werden. Darum purifizire man.“ —

„Das heißt, man ſchraube zurück, man nehme wieder, was man gegeben hat“ — bemerkte der Geſandte.

„Freilich," entgegnete feſt der Miniſter. „Ich geſtehe offen, daß ich „Reactionär" bin, ſeitdem die „Action" uns Fluch zu bringen anfängt. Man beſchneide und verkürze dieſe ſogenannten Rechte und Freiheiten, mit denen, wenn ſie fortbeſtehen, es ſich faktiſch nicht regieren läßt. Vielleicht kommt einmal irgend ein Staat, irgend eine Zeit, wo dieſe Rechte, dieſe maaßloſen Freiheiten am Orte ſind, und mit einer vernünftigen Staatsform ſich vereinigen, mit unſerer Zeit, mit unſerm Staat, wie er zur Zeit noch beſteht, iſt ein ſolches Preßgeſetz, iſt ein ſolches Verſammlungsrecht, iſt ein ſolches Volksbewaffnungsrecht nicht vereinbar. Es läßt ſich nicht regieren, daß heißt, es läßt ſich keine ſtaatliche Autorität, die Ordnung und Geſetz im Lande handhaben ſoll, denken, wenn dieſe März-Errungenſchaften fortdauern ſollen. Man ſoll nur den Muth haben, dies offen einzugeſtehen. Sollen denn Vierzig Millionen um Ruhe, Ordnung, Geſetz und Eigenthum betrogen werden, blos weil es der oberſten Leitung des Staats behagt, auf einige Schwärmer zu hören, und gut noch, wenn dies blos Schwärmer, wenn es nicht vielmehr überlegte Verſchwörer und Verbrecher ſind."

„Dann iſt freilich die öffentliche Meinung nichts" — bemerkte der Geſandte.

„Die öffentliche Meinung,“ entgegnete der Miniſter, „thut ſich im gros der Nation kund, nicht in der exaltirten Modephraſe, die aus der Fremde übergebürgert iſt. Das preußiſche Volk iſt durch die Geſchichte erzogen, es hat eine hiſtoriſche Schule der nationalen Entwickelung durchgemacht, es ſteht ſelbſtſtändig da. Nie wird man es in Dunkel und Despotie zurückſtoßen können. Die Regierung, wenn ſie heute liberal wäre, morgen despotiſch, ſie würde das Volk nicht verändern. Es geht ſeinen richtigen Weg fort. Und grade dieſes Volk iſt's ja auch eben, das ſeinem Fürſten in deſſen Politik Recht giebt. Die Partei, die ſo große Worte im Munde führt, ſie iſt eine gar kleine, und kommt es zum Handeln, ſo ſind unſre Heere treu, unſer Volk gut geſinnt. Wenn wir, das Miniſterium, nicht dieſe felſenfeſte Ueberzeugung hätten, wie wäre es uns möglich geweſen, ſo zu handeln, wie wir gehandelt haben.“

„Ich hätte doch etwas mehr Einlenken, Nachgeben, Zulaſſen gewünſcht,“ bemerkte der nicht mehr am Ruder befindliche Miniſter.

„Grade das hat Sie geſtürzt, mein theurer College,“ rief der Sprechende lächelnd. „Wir, die wir auf die Gaukler auf dem Seil, die Meinung des großen Hauſens nicht achten, wir ſind bis jetzt geblieben, und werden mit ihrer Erlaubniß auch noch bleiben.“

Vom Fenſter aus tönte ein leiſes Lachen.

Der nicht mehr am Ruder befindliche Miniſter zuckte die Achſeln.

„So ſehe ich denn eine Dictatur Preußens kommen,“ warf der Geſandte ein.

„Die iſt bereits da,“ bemerkte der Miniſter. „Nennen Sie mir einen Staat in dieſem bunt durcheinander gewürfelten Deutſchland, der moraliſch und phyſiſch ſtärker wäre als der unſre? Wenn unſre Heere die Ordnung wieder herſtellen, wenn unſer Kabinet Deutſchland eine Verfaſſung giebt, was fehlt dann der Dictatur? Und wenn es ſo kommt, und es wird ſo kommen, ſo ſehe ich darin für Deutſchland kein Unheil. Von irgend einer Seite muß das Werk der Einigung in die Hand genommen werden. Die revolutionären Verſammlungen bringen nichts zu Stande, die Fürſten, wenn ſie uneins mit ſich bleiben, würden ebenfalls nichts zu Stande bringen, hier tritt nun ein Fürſt auf und ſagt offen und frei: Mit den Edelſten des Volkes wollen wir Hand in Hand regieren; da iſt ein Verfaſſungsentwurf, prüft ihn ihr Fürſten, prüft ihn ihr Völker, und dann laßt uns gemeinſam den Bund beſchwören, der eine mächtige und innige Vereinigung ſchaffen wird.“

„Das iſt die Sprache, die wir geführt haben“ — bemerkte Ruborn.

„Kann wohl irgend wer in dieſer Sprache eine Anmaßung erblicken?“ fragte der Miniſter. „Der kleinliche und unbegründete Haß gegen Preußen muß weichen. Wenn er nicht weicht — nun denn; wir machen keine Conceſſionen weiter. Es iſt genug und vielleicht ſchon zu viel geſchehen für den Stolz eines ſo mächtigen und großen Volkes, das ſich ſeines guten Rechts und ſeiner redlichen Geſinnung bewußt iſt.“

„Wenn wir übrigens von dieſem Standpunkt abſehen, und einen andern wählen,“ hub der Geſandte an, „ſo weiß Deutſchland nicht, wie viel es grade ſeiner „nicht compacten“ Maſſe zu danken hat. Wir haben es jetzt erlebt, die Revolution iſt in Deutſchland ausgebrochen, aber ſie hat ſich auf ein Dutzend Punkte vertheilt, und damit ihre Kraft gebrochen. Möge die Umſturzpartei noch ſo geſchickt manövriren, ſie kommt doch irgendwo zu früh oder zu ſpät, oder weil ſie überall zugleich ſein muß, kann ſie überall nur ſchwach ſein. Eine Revolution in einer Stadt, welche glückt, hat eine gegen ſich in einer Stadt, wo ſie mißglückt. Hier ein kleiner Staat gewonnen, heißt dort einen andern kleinen Staat doppelt aufmerkſam und gerüſtet machen. Ewig ein Spiel mit Revolution und Reaction, und zuletzt muß ſchon die Ordnung ſiegen, weil die Unordnung im Ganzen und Großen nicht zu Stande kommt. In Frankreich iſt das anders — eine Erſchütterung in der Hauptſtadt, und das ganze Land iſt mit im Sturz oder in der Erhebung.“

„Gleichwohl,“ rief Ruborn eifrig, „darf dieſe Rückſicht nicht Geltung finden. Deutſchland muß zu einer feſten Geſtaltung, zu einer innigern Einheit gelangen. Das ſehen wir Alle ein. Der alte Bundestag bildete die ſaloppeſte Politik, die man einem Staate zumuthen mag. Es war ein unwürdiges Inſtitut, weil es in ſeiner Schwäche und Parteilichkeit die Regierungen demoraliſirte.“

Eine kleine Pauſe war entſtanden, da ſprang Eine der Damen am Fenſter, und zwar die jüngere, ein Mädchen von eben ſechzehn Jahren auf, und in ihrem Hütchen von roſenfarbener Seide mit dem Schleier, in ihrem graziöſen Mäntelchen näherte ſie ſich den Herren, ſtellte ſich in eine kecke Stellung und rief: „Meine Herren, das iſt mir alles noch nichts. Sie müſſen von mir lernen, wie man Ordnung ſchaffen ſoll. Wie Sie mich hier ſehen, will ich den „abſoluten“ König zurück haben. Wo iſt er geblieben? Sie haben ihn mir genommen. Ich will ihn wieder haben. Ich will wieder den glänzenden Hof, die gute Geſellſchaft, die ſechzehn Ahnen, die Domkapitel — ich will alles das zurück haben, was uns über Nacht abhanden gekommen iſt. Was gehen mich die langweiligen Kammern an, wo Menſchen mit ſchlechten Jabots und mit groben großen, blauen Händen zuſammenkommen und ſich zanken? Ich will Wachtparaden, klingendes Spiel, hübſche Toilette der jungen Offiziere, dann will ich Feſte, Abendgeſellſchaften, kleine Soupers und Cour-macher. Kurz alles, was zu einem guten Staate gehört, und was zu allen Zeiten dazu gehört hat. Meine Herren, ſchaffen Sie nur das alles wieder her, oder ich will nicht eine Minute länger die Tochter eines Miniſters bleiben. „Verſtehen Sie mir?“

Die letzte Phraſe, eine in Mode ſtehende Redensart von einem bekannten mächtigen Manne, übte mit der Würde und der Strenge, mit der ſie von den Lippen dieſes kleinen hübſchen Mundes tönte, eine unwiderſtehliche komiſche Kraft auf die Zuhörer aus, und der Miniſter, der Vater dieſes kleinen politiſchen Dämons, rief: „Maaß gehalten Clementine — Du treibſt die Reaction zu weit!“ —

„Ich bin die einzige Vernünftige unter Euch Allen!“ rief das Mädchen, und kehrte zu ihrer ältern Freundin zurück, der Tochter Ruborn's. Beide Damen wollten jetzt in's Theater ſich begeben, als die Thür ſich öffnete, und ein kleiner pucklichter Mann mit einer großen Naſe und freundlichen Augen eintrat.

„Ach, der Kommerzienrath!“ rief Clementine. „Wir wollen doch hören, was er ſagt.

Aber dann kommen wir wohl gar nicht in die Oper?“

„Es ſchadet nichts, mein Engel. Ich weiß doch nun ſchon ganz genau, wie viel Töne tiefer Frau Köſter die Glasharmonika-Arie der Königin der Nacht ſingt. Ich muß dieſen thörichten Männern hier noch etwas die Wahrheit ſagen. Wo blieben ſie, wenn ich nicht wäre.“

9.

Ein Zwiſchenſpiel.

„Gut, gut,“ rief der kleine pucklichte Mann, indem er raſch auf ſie zukam, und ihr die Hand küßte. „Thun Sie das, mein liebes, beſtes, ſchönſtes Kind, ſagen Sie uns Allen die Wahrheit.“ —

„Sie ſind der einzige Jude, den ich leiden mag,“ ſagte die Kleine. „Aber eigentlich ſind Sie kein Jude, ſondern“ —

„Sondern?“ —

„Man hat Sie in einer uralten Pyramide gefunden, und einer unſerer gelehrten Alterthumsforſcher hat Sie hierher gebracht und Sie durch unbeſchreiblich künſtlich bereitete Gaſe neu zum Leben erweckt.“

„Es iſt möglich,“ antwortete der Kommerzienrath, „denn heutzutage iſt alles möglich. Aber was ſoll ich in der langweiligen Pyramide gemacht haben, ich, der ich die ſchönen Frauen ſo liebe, die guten Mittageſſen, die hellerleuchteten Gemächer, und" —

„Die Geſchichten," ergänzte die muthwillige Kleine. „Sie konnten freilich in der Dunkelheit und Einſamkeit dort Niemandem etwas aufbinden."

Der Kommerzienrath drohte ſeiner Peinigerin mit dem Finger.

Der Geſandte und der nicht am Ruder befindliche Miniſter entfernten ſich. Die beiden älteren Herren blieben am Kamin, während die beiden jungen Männer, von denen der eine der Sohn des Herrn von Ruborn war, mit dem kleinen Kommerzienrath und den beiden Damen einen Kreis bildeten.

Es wurden die Neckereien fortgeſetzt.

Der Diener kam herein, und meldete dem jungen Herrn von Ruborn Jemand, der ihn zu ſprechen wünſche. Er ging hinaus und kam ſogleich mit Jenem zurück. Er wandte ſich zuerſt mit dem neu Angekommenen zum Vater und ſagte: „Hier hab' ich die Ehre, lieber Vater, Ihnen Herrn Kieſelack vorzuſtellen, der mir den Wunſch ausgedrückt hat, in unſerm Hauſe bekannt zu ſein."

Herr von Ruborn machte eine flüchtige Verbeugung zum Willkommen, und Robert — wir wollen den jungen Herrn von Ruborn an ſeinem

Bayerische
Staatsbibliothek

Namen nennen — brachte nun ſeinen Einführling zu der Schweſter und den andern Herren und Damen. Die bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Worte wurden gewechſelt. Der Freund Robert's, ein junger Mann mit dunklem Lockenhaar und einem düſtern Blick, rückte mit ſeinem Stuhl merklich etwas weiter, als Herr Kieſelack ſich in den kleinen Kreis einſchob.

„Wo blieben wir doch?" hub Clementine wieder an. „Ach, richtig — bei den Pyramiden."

„Die größte iſt ohne Zweifel," ſagte Herr Kieſelack, „die in der Pyramidengruppe von Gizéh befindliche, und dem Könige Cheops zugeſchriebene, deren Höhe Herodot auf 800 Fuß angiebt, Strabo beſtimmt ſie nur auf 625, Diodor ſogar nur auf 600 Fuß. Die neuern Meſſungen ſtimmen ſo ziemlich mit der letztern Angabe überein."

„Der Fürſt Pückler beſchreibt dieſes alte Wunderland ſehr anziehend," bemerkte Fräulein von Ruborn.

„Finden Sie das?" rief Herr Kieſelack. „Ich muß geſtehen, daß ich ſeine Skizzen — denn etwas anderes ſind doch dieſe aphoriſtiſchen Blätter keineswegs — ſehr flüchtig entworfen, und ſehr oberflächlich aufgefaßt finde."

„Freilich," ſagte Robert, „der Fürſt hat ſeine Glanzperiode in ſeinen Briefen aus England durchlebt. Etwas ſo Originelles und in ſeinem Genre Vollendetes iſt in unſrer Literatur noch nicht dageweſen.“

„Finden Sie das?“ bemerkte Herr Kieſelack. „Ich muß geſtehen, mir haben dieſe Briefe nicht genügt. Ich bin in England geweſen, und weiß daher, wie man dieſes Land ſchildern muß.“

„Haben Sie nichts über dieſe Reiſe in den Druck gegeben, Herr Kieſelack?“

„Nein. Jetzt, da alle Welt die Druckerpreſſen in Bewegung ſetzt, iſt es eine ehrende Auszeichnung, nichts veröffentlicht zu haben. Ich habe mich damit begnügt, überall, wo ich geweſen bin, und ich bin faſt überall geweſen, meinen Namen aufgeſchrieben zu haben.“

„Ich hab' ihn gefunden,“ bemerkte hier der düſtre junge Mann, „und er hat mich nicht wenig in meinem einſamen Naturgenuß geſtört.“

Das Berliner Kind lachte boshaft.

„Und Sie Herr Kommerzienrath, wo ſind Sie denn geweſen?“ hub Clementine an, der es ärgerlich war, daß ihr alter Verehrer ſo lange ſtumm dageſeſſen. „Haben Sie nicht daran gedacht, ſich nach Jeruſalem zu begeben, um den alten Tempel Salomon's wieder aufzubauen?“

„Nein, mein Fräulein. Wenn ich hoffen dürfte, Salomon's viele hundert junge Freundinnen dort zu finden, und wenn dieſe lieben Geſchöpfe mir wollten bauen helfen" —

„Das glaub' ich, in dem Fall würden Sie hingehen. Aber Sie müßten ſich in Acht nehmen. Jene lieben Weſen würden ſich vortrefflich darauf verſtehen, gefärbtes Haar von der natürlichen Haarfarbe zu unterſcheiden."

„Mein Himmel!" rief der kleine Mann aufgebracht, „immer die Idee, daß ich mir das Haar färbe! Wie ſoll ich Ihnen denn das Gegentheil beweiſen? Uebrigens, wenn ich wollte, könnte ich auch ganz artige Dinge publiciren. So die Erinnerungen meines Großoheims. Friedrich der Große war einſt ſo gnädig, auf meinen Großoheim zuzukommen und indem er ihm auf die Schulter klopfte zu ſagen: Nun alter Ephraim, halt' er ſich brav, jetzt fängt der ſiebenjährige Krieg an. Nie wird in meiner Familie dies wahrhaft königliche Wort vergeſſen werden."

Clementine lachte laut auf.

„Worüber lachen Sie, mein Fräulein?" fragte der kleine Mann. „Diesmal muß ich wirklich Ihre Spottſucht übel nehmen. Es gilt den heiligſten Erinnerungen meiner Familie."

„Sie können kein wahres Wort über die Lippen bringen,“ rief das lachende Kind. „Wie konnte der König wiſſen, daß der Krieg ſieben Jahre dauern würde? Es iſt alſo an der ganzen Geſchichte kein Titelchen wahr. Uebrigens glaub’ ich nicht einmal, daß Sie einen Großoheim gehabt haben. Ihre Verwandtſchaft hält ebenſowenig Farbe wie Ihr Haar.“

Der überall hier Verſpottete ſchwieg unwillig.

Clementine reichte ihm die kleine Hand hin, indem ſie anmuthig rief: „Liebes Kommerzienräthchen — nur nicht lügen, und wir ſind die beſten Freunde!“ —

Das Berliner Kind freute ſich ungemein, denn es galt Jemand aufzuziehen, und nichts war ihm lieber, als hierbei mitzuwirken; beſonders wenn es kein vornehmer und kein angeſehener Mann war, und man daher nach keiner Seite hin Gefahr lief. Allein es irrte ſich, Clementine nahm ſich ihres Schützlings, juſt da ſie ſah, daß auch Andre ſich über ihn luſtig zu machen ſich erkühnten, ernſtlich an, und alles, was der Kommerzienrath ſagte und that, fand an ihr Vertheidigung und Schutznahme, ſo daß Herr Kieſelack etwas befremdet den Kürzern zog. Er entfernte ſich bald, und Clementine rief: „Was iſt das für ein Menſch? Was will er bei uns? Wo kommt er her? Er gefällt mir nicht.“ —

„Es thut mir leid," entgegnete Robert ernſt; „allein man kann Einen, der höflich und freundlich gegen uns iſt, der die Bitte vorträgt, in dieſem Kreiſe eingeführt zu ſein, und gegen den ſich nichts vorbringen läßt, füglich nicht wegweiſen."

Herr Kieſelack war in der That unbeſchreiblich, faſt kriechend freundlich und artig gegen den Herrn von Ruborn, ſo wie gegen den Sohn geweſen. Es waren vornehme und angeſehene Leute, und gerade dieſe politiſche Meinung, die hier vertreten wurde, war die herrſchende. Noch in den letzten Monaten des vorigen Jahres war Herr Kieſelack ein Republicaner geweſen.

„Mir iſt er verhaßt," ſagte der junge düſtre Mann, den wir Emanuel nennen wollen — „und ich habe ihm immer gezeigt, daß wir nicht zuſammen paſſen."

„Nimm mir's nicht übel," hub Robert an, „Du biſt ungerecht und mußt es wohl ſein, denn Du biſt ganz und gar ſein Gegentheil. Schon als Kind des „Gebirgs" kannſt Du dieſen „Sohn der Stadt" nicht wohl verſtehen. Dann biſt Du ein Schleſier, ein Sproſſe jener alten Dichterſchule, die uns Günther'n, die Karſchin und neuerdings den trefflichen Strachwitz gegeben hat, Du biſt tiefſinnig und ernſt — er iſt ganz Frivolität — wie ſollt Ihr Euch da verſtehen.“

„Er iſt ein Sinnbild dieſes Berlins, das ich haſſe,“ ſagte Emanuel. „Wie hat es ſich in dieſer Stunde der Prüfung benommen. Wie geſund die Provinzen, wie elend, wie krank die Hauptſtadt! Und dieſer Menſch in ſeiner Eitelkeit und Aufgeblaſenheit repräſentirt nun dieſe kranke hinfällige Hauptſtadt. Uebrigens war mir ſeine Erſcheinung heute ganz beſonders widerwärtig, weil noch ein tiefes, bedeutſames Geſpräch in meiner Seele nachklang, das ich hier mit Robert geführt. Auch einige Aeußerungen, die hier aus dem Kreiſe des Herrn am Kamin zu uns herübertönten, waren farbig blühend in einer Seele aufgegangen und hatten ihren Duft — denn wir haben in unſrer eiſernen Zeit ja faſt nur Gedankenblumen, nicht mehr Empfindungsblumen — mit dem Aushauch einer Traumblüthenſtaude gemiſcht, die in einer dieſer Tage, oder vielmehr dieſer Nächte in mir erwuchs. Ich möchte es mehr wie einen Traum, ich möchte es eine Viſion nennen, die mir wurde, und gewiß von freundlichen Göttern.“

„Sie ſollten uns dieſe Viſion mittheilen,“ ſagte Fräulein von Rudorn.

Herr von Ruborn war aufmerkſam geworden, und wandte ſich nun zur kleinen Geſellſchaft, indem er ſeinerſeits Emanuel aufforderte, zu erzählen. Dieſer fügte ſich dem Wunſche, und begann, wie folgt.

10.

Der Gang um Mitternacht.

„Ich war mit Genoſſen meines Alters und meiner Studien noch ſpät in die Nacht hinein beiſammengeweſen. Es war über Mitternacht hinaus, als wir uns trennten. Mein Weg führte mich einſam in eine entfernte Gegend der Stadt. Ich mußte über den Schloßplatz, über die Kurfürſtenbrücke, faſt die ganze Königsſtraße hinab, dann nach dem Köpenicker Stadtviertel zu. Vergebens hatte ich einen der luſtigen Brüder aufgefordert, mich wenigſtens einen Theil des Weges zu begleiten; der Eine wohnte am Opernplatz, und fand es unerhört anmaßend von mir, daß ich ihn verleiten wolle, ſo weit ab von ſeinem Ziele zu irren, der Andre gab vor, noch einen Gang bis an's Brandenburger Thor zu machen, um dort bei einem kranken Freunde zu wachen, der übrige Theil entfernte ſich ſtreitend und lärmend, ohne viel auf mein Verlangen zu hören. So war ich denn allein. Die Straßen waren wie ausgeſtorben, die helle Mondſcheibe ſtand am Himmel. Grade an dem Tage hatte die Nachricht von der Kaiſerwahl in Frankfurt in den Zeitungen geſtanden, und in der Geſellſchaft, die eben auseinander ging, hatte ich mich erhitzt, zu beweiſen, wie vortrefflich es ſei für Preußen, für Deutſchland, wenn der König, was er auch, wie ich feſt überzeugt war, thun werde, die angebotene Krone annähme. Ich hatte anfangs Gegner gefunden, zuletzt aber vereinigten wir uns Alle in der einen Ueberzeugung, und Jeder von uns ſtrengte ſeine Phantaſie an, immer einen neuen Zug an dem Bilde der Macht, Größe und des Glanzes der Stadt und des Landes hinzuzufügen, wie Beide in der Zukunft ſein ſollten. Berlin ſollte die Kaiſerreſidenz werden und ein zweites Babylon an Pracht und Schimmer. Wie ich nun in den einſamen Straßen mich befand, mich ein kühler Nachtwind anwehte, kamen mir jene Bilder und Gedanken neu in die Seele. Ich ſchritt mit einem gewiſſen Stolz über die Brücke, der Reiterſtatue des großen Kurfürſten vorüber, indem ich zu dem alten Herrn hinaufſah, ihn gleichſam um Billigung meiner Träume und Hoffnungen anſprechend.

In der Mitte der Königsſtraße geſellte ſich ein Herr zu mir, den ich nicht kannte. Auch er ſchien ein Nachtvogel, wie ich, auch er kam wohl aus einer luſtigen Geſellſchaft, die ſich erſt ſpät trennte. Aber dieſes Mannes Weſen wollte mir nicht behagen. Schon, daß er ohne Weiteres ſich zu mir geſellte, daß er, indem er neben mir auf dem nicht ſehr breiten Steinwege daherſchritt, mich mit Schulter und Arm öfters berührte, und vor allen Dingen, ſein leiſes Flüſtern, und undeutliches Sprechen machten, daß dieſer nächtliche Wanderer mir unheimlich vorkam, und ich danach trachtete, mich von ihm los zu machen. Dies gelang mir aber nicht. Wie ich ihn einmal ſcharf anblickte, kam es mir vor, als wenn er unter ſeinem Hute gar keine Augen hätte, oder ein Auge zu viel, jedenfalls ging unter dem Schatten dieſes breitränderigen Filzes, der eine ganz ungewöhnliche Form hatte, und von einem unbeſchreiblich ſchadhaften, mottenfraßigen Anſehen war, etwas Myſteriöſes vor. Der Mann erzählte mir, daß er lange in irgend einem Winkel Schottlands — ich glaube, er nannte mir auch den Ort — gelebt, und nun, wie durch Zufall, hierher nach Berlin gekommen. Er beſitze die Gabe der Schotten, ſetzte er hinzu, Dinge zu ſehen, die noch in der Zukunft verborgen; man nenne dieſe Gabe „das zweite Geſicht.“ Bei dieſen Worten wendete er mir den Fleck unter ſeinem Hute zu, wo nichts als eine mit glatter Haut beſpannte Fläche war, ſtatt der Augen. Mich ergriff ein namenloſes Grauſen; aber als ein junger Burſch, der anſtändig zu leben weiß, ſelbſt mit Geſellen aus dem Geiſterreiche, bezwang ich mich, ſagte nichts, ſondern ging ſtill und keck neben dem abſcheulichen Maulwurf her. Er ſprach fort und fort, und zuletzt faßte ich eine Art Gewohnheit zu ihm, und fragte ihn:

„Könnten Sie wohl auch ſchon ſehen, wie eine Stadt um hundert Jahr ausſchaut?“

„Gewiß, das kann ich,“ erwiederte er.

„Und dieſe Gabe auch mir mittheilen?“ fragte ich.

„Gewiß, das kann ich“ — ſagte er wieder. „Sie müſſen ſich mir nur feſt anſchließen, und meine Hand nicht loslaſſen.“ — Teufel! es war auch recht angenehm, dieſe kalte, feuchte Tatze ohne Handſchuh immer in der meinigen zu halten! — „Dann wollen wir einen Boden betreten, auf dem ein Geſchlecht wandelt, noch nicht geboren.“

Mich erfaßte wieder das frühere Grauſen.

„Gut,“ ſagte ich, „hier iſt meine Hand.“

„Und hier die meinige.“ — Und nun bekam ich dieſe große, feuchte, eiſeskalte Hand ohne Handſchuh.

„Aber Sie müſſen mir Eins verſprechen, und dieſes Eine unverbrüchlich halten. Sie dürfen nie eine Frage, die man an Sie richtet, beantworten; Sie ſelbſt können fragen, ſo viel Sie wollen. —“

„Sie haben gut verbieten!“ rief ich ärgerlich. „Wen ſoll ich hier in der Stille und Einſamkeit fragen.“

„O, was das betrifft,“ entgegnete mein Maulwurf, „ſo werden wir bald nicht mehr einſam ſein.“

Wir bogen jetzt in die Köpenicker Straße ein, und es fiel mir auf, daß die ganze, lange Straße, ſo weit ich ſie hinabſehen konnte, in einen weißlichen Nebel gehüllt war; die übrigen Straßen zeigten ſich im hellen Mondſchein klar und deutlich.

„Wer iſt da?“ rief ich. „Woher dieſer Nebel?“

„Wir müſſen durch —“ entgegnete mein Gefährte.

Und je weiter wir gingen, um deſto dichter wurde der Nebel um uns her, ſo daß ich zuletzt, wie in einem Milchbade, ſchwamm, und nichts, auch nicht einmal meine Hand, wenn ich ſie vor meine Augen erhob, ſehen konnte. Hätte ich nicht die kalte Hand meines Begleiters, der mich gewaltſam weiter zog, in meiner Rechten gefühlt, ich hätte mich rettungslos für verloren geben müſſen.

Endlich wich der Nebel.

Und wer beſchreibt mein Staunen, als ich einen Wunderbau um mich her entſtehen ſah. Der weiße Nebelſchleier glitt von dem prächtigen, ſchlanken Wuchs himmelragender Säulen mit vergoldeten Capitälern nieder, und eine Kirche, ſo ſtolz und ſo mit Pracht überladen, wie ich ſie nie — auch nicht in Abbildungen koſtbarere Bauwerke — geſehen, ſtand vor uns. Um dieſe Kirche herum, in einem weiten Rund, ſtanden Palläſte an Palläſte, eines dieſer Marmorhäuſer immer herrlicher als das andre, und alle im Silberlichte des Mondes zauberhaft erblühend, mit ihren blinkenden Dächern und dem Walde von Statuen auf denſelben.

„Was iſt das?“ rief ich — „Iſt das meine beſcheidene Köpenicker Straße?“

„Still,“ ſagte mein Begleiter, mit einem ſonderbaren, ſchnarrenden Tone in der Sprache. „Sie wiſſen, daß wir nicht mehr ſind, wo wir waren. Während wir durch den Nebel gingen, iſt allerlei mit uns und der Welt paſſirt. Leſen Sie jene Verordnung dort!“

Die Verordnung ſelbſt enthielt nichts Wichtiges, ſie betraf irgend ein gewöhnliches Straßen-Polizei-Geſetz, wie erſchrack ich aber, und wie bebte ich an allen Gliedern, als ich unter dem Geſetz die Jahreszahl 1949 las.

„Alſo, Berlin im Jahre 1949!“ rief ich.

„Ja, Berlin im Jahre 1949!“ wiederholte die ſchnarrende Stimme.

Wir waren über den Platz gegangen, den ein Obelisk von außerordentlicher Höhe zierte, der mit Inſchriften über, der Himmel weiß, was für Siege illuſtrirt war, und ſtanden jetzt vor einem Hauſe, deſſen Fenſterreihe ſich glänzend erleuchtet zeigte. Eine Menge prachtvoller Equipagen warteten hier in langer Reihe auf ihre Eigenthümer. Das Feſt ſchien ſeinem Ende nahe zu ſein.

„Wer wohnt hier?“ fragte ich.

„Kenne ich die Namen?“ entgegnete mein Gefährte kurz. „Weiß ich, wie ein Geſchlecht heißt, das erſt um hundert Jahre nach uns ſeine Tage zu zählen beginnt? Ich bin hier ſo unbekannt wie Sie; laſſen Sie uns die Treppe hinaufgehen.“

Wir traten in's Vorzimmer. Ein Herr kam uns entgegen. Er kehrte, als er uns erblickte, raſch wieder um und rief der Geſellſchaft im Salon zu:

„Aufmerkſamkeit meine Herren und Damen, es kommen Masken!“

„Masken?“ wiederholte ich, und ſah dabei meinen Begleiter an. Dieſer hatte ſein unſcheinbares Hütchen mit dem breiten Rande noch tiefer in's Geſicht gedrückt, und ſchritt voran.

„Erinnern Sie ſich an Ihr Verſprechen,“ flüſterte er mir zu.

Als wir in den Saal traten, erkannte ich auf den erſten Blick den Grund, weshalb man uns als Masken angekündigt. Unſere Kleidung war ſehr verſchieden von der, die wir hier ſahen. Es war faſt die Kleidertracht aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten, doch mit merklichen Unterſchieden. Eine große Entfaltung an koſtbaren Stoffen zeigte ſich, ein Luxus in Edelſteinen und Gold, und eine Anwendung eines gewiſſen Putzgegenſtandes, den ich nicht kannte und daher nicht zu nennen weiß; es waren eine Art Schleier, die aber zugleich wie lange Straußfedern ausſahen und bei denen ich nicht errieth, ob ſie ein Erzeugniß der Kunſt oder der Natur ſeien. Jedenfalls hatte dieſer Putz, den nicht nur die Frauen, ſondern auch die Männer trugen, etwas ſehr Phantaſtiſches. Bei Einigen diente dieſer ſchimmernde und zarte Ueberwurf zu einem Mantel, in den ſie ſich einhüllten. So ſah ich mehrere ſolche vermummte Geſtalten in den Ecken ſtehen und an der Unterhaltung nicht Theil nehmen. Wahrſcheinlich beobachteten dieſe Weſen, vielleicht ſchliefen ſie auch. Bei Einigen, an denen ich zufällig vorbeiging, ſah ich die dunkeln Augen hinter dem Flor oder den Federn hervorblitzen.

Mein Begleiter verließ mich nicht; er hielt mich fortwährend an der Hand. Von ihm ging die Träumkraft aus, die mich in dieſem merkwürdigen Zuſtand erhielt. Ich fühlte, daß, ſowie er mich frei laſſen würde, ich den Boden unter meinen Füßen wanken fühlen würde.

„Es iſt recht artig von Ihnen,“ ſagte die Dame zu uns, „daß Sie aus dem Maskenſaale von drüben in Ihrem Coſtüm hierher gekommen ſind. Ich kenne dieſe Tracht, und ſie iſt mit großer Genauigkeit wiedergegeben. Es iſt die Kleidung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Eine alberne und lächerliche Tracht. Mein Urgroßvater hat ſich als Bräutigam darin malen laſſen.“

Sie ging an uns vorüber, und wir befanden uns jetzt dicht bei einem kleinen Manne von großer Lebendigkeit und nicht geringerer Geſprächigkeit. Es war mir lieb, zu hören, daß es ein Profeſſor der

Geſchichte war. Jetzt eilte ich, einige Fragen an ihn zu richten, doch mußten dieſe Fragen nothwendig ſo geſtellt ſein, daß ſie nicht meine gänzliche Unkenntniß der Dinge, die ſich ſeither ereignet, kund gaben.

„Mein Himmel!“ rief ich, „wie groß und ſchön iſt Berlin geworden!“

„Seit wann haben Sie es nicht geſehen?“ fragte mein Hiſtoriker raſch.

Ich war in der größten Pein wegen der Antwort. Zugleich fühlte ich das Zucken der Hand meines Führers in der meinigen. Zum Glück wartete der lebendige, kleine Mann auf keine Erwiederung.

„Es iſt wahr,“ ſagte er: „Berlin ſchließt jetzt gleichſam drei große Städte in ſich. Aber der älteſte Theil zerfällt in Trümmer, und iſt faſt nicht mehr als Stadt zu rechnen; ſo zum Beiſpiel die Gegend nach dem ehemaligen Thiergarten hinaus, vor hundert Jahren eine ſehr beliebte und bedeutende Gegend; jetzt bildet ſie das Armen-Viertel von Berlin. Dagegen war vor hundert Jahren der Platz, wo jetzt die Stadt ihre prächtigſte und ſtolzeſte Größe entfaltet, wo das neue Reſidenzſchloß ſteht, ein wüſtes Feld. Man hat neulich, als man den Grundſtein zu der Kaſerne der Tſcherkeſſiſchen Garde legte, die Trümmer eines alten Gebäudes beſeitigt, das den Namen Bethanien führte und einſt ein Krankenhaus geweſen ſein ſoll, von einer grandioſen Ausdehnung."

„Eine Tſcherkeſſiſche Garde?" fragte ich verwundert.

„Nun ja, eine Tſcherkeſſiſche Garde" — antwortete ein Mann — „die beſteht ja ſchon ſeit dreißig Jahren."

Ich fühlte wieder eine Verlegenheit. Das Geſpräch ſtockte, und der kleine Gelehrte ſah mich eine kleine Weile mit Verwunderung von der Seite an. Zugleich überkam ihn aber, mir ſehr gelegen, die Luſt zu plaudern wieder in dem Grade, daß er, ohne weiter ſich aufzuhalten, in ſeinen Betrachtungen über das ehemalige Berlin fortfuhr:

„Mein Urgroßvater, der einſt berühmte Hiſtoriker Ranke, der die neun Bücher preußiſcher Geſchichte geſchrieben hat, hinterließ bei ſeinem Tode intereſſante Notizen über das damalige Berlin, die ich jetzt zu veröffentlichen gedenke."

„O, ich bin noch heute mit ihm in einer Geſellſchaft zuſammen geweſen —" platzte ich heraus.

„Mit meinem Urgroßvater?" ſagte der kleine Gelehrte ſpitz. Er ſchien es für einen Scherz zu nehmen und ſagte mit Lächeln: „Wie belehrend und beluſtigend wäre das. Mein Urgroßvater lebte noch zur Zeit der preußiſchen Könige."

Ich wußte nicht, wie ich es anfangen ſollte, zu fragen, ob dieſe Könige jetzt nicht mehr regierten. Mein kleiner Schwätzer überhob mich der Verlegenheit, indem er die folgenden Thatſachen mit jenem Gleichmuth zu referiren begann, mit dem er auf dem Katheder zu ſprechen pflegte.

„Friedrich Wilhelm IV., der zur Zeit meines Urgroßvaters regierte, ſtemmte ſich, wie dies auch ſehr löblich war, gegen die damalige Idee, ganz Deutſchland zu einem großen Ganzen zu machen, was, nebenbei geſagt, eben ſo wenig gelingen wird, als Italien jemals zu einem Ganzen zu machen, oder Griechenland. Aber der Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. ging auf dieſe Idee ein und wie bekannt, erlebte Deutſchland darauf ſeinen zweiten dreißigjährigen Krieg, der noch viel blutiger war, als der erſte, ſchon aus dem Grunde, weil die erhöhte Wiſſenſchaft tauſend Mittel mehr den Kriegern in die Hände gab, zu morden und zu vertilgen. Es war ein Bürgerkrieg, wie ihn noch nie die Welt geſehen."

Wie gern hätte ich mich nach den nähern Umſtänden dieſes Krieges und nach dem Orte ſeines Friedensſchluſſes erkundigt, allein, was hätte mein

Profeſſor zu dieſer Unwiſſenheit geſagt? Ich ſchwieg alſo und wartete ab, daß er, ohne gefragt zu ſein, mir die gewünſchte Auskunft ertheilen werde. Er that es auch.

„Nach dem Frieden von Moskau,“ ſagte der kleine, gelehrte Sprecher, „kamen denn die Verhältniſſe zu Stande, wie ſie beinahe jetzt noch beſtehen. Rußland nahm bis zum Rhein dasjenige Deutſchland, das ſich früher Preußen, Hannover und Mecklenburg nannte. Griechenland erhielt Bayern durch Erbſchaftsanſprüche, Frankreich nahm den Süden des ehemaligen Deutſchland nebſt einem Theile des Königreichs Bayern. Oeſterreich wurde zu einem großen Magyarenſtaate gemacht, der es noch iſt, und das eigentliche Deutſchland, das heißt, was noch dieſen Namen führt, beſteht aus dem, wenige Quadratmeilen Umfang faſſenden, ehemaligen kleinen Fürſtenthum Lichtenſtein. Das iſt jetzt das Fürſtenthum Deutſchland.“ —

Ich blickte durch's Fenſter. Der helle Mondſchein lag über dieſen Dächern, beleuchtete dieſe Säulen und Kuppeln, die einer Stadt gehörten, an der ich keinen Theil hatte. Ich betrachtete dieſes Geſchlecht der Menſchen um mich her, die ich ſprechen hörte, an denen ich hinſtreifte und ſie berührte, während die Kluft eines Jahrhunderts mich von ihnen trennte. Ein Schwindel erfaßte mich. Die eben gehörten Worte trieben wie Kreiſel in meinem Gehirn herum. „Mein Himmel! Wenn dies Alles ſich vollendet haben wird, was dann?“

Dieſe Frage mußte wohl unwillkürlich meinen Lippen entſchlüpft ſein, denn der Gelehrte ſah mich an und fing lebhaft mein „Was dann?“ auf.

„Nun, die Frage iſt leicht zu beantworten. Deutſchland wird in einigen Jahren ganz von der Bühne der Weltgeſchichte verſchwinden. Aber darum wird ſein Erbe für die anderen Nationen nicht verloren ſein. Der deutſche Tiefſinn, die deutſche Gründlichkeit, der deutſche Fleiß, der deutſche Forſchergeiſt, die deutſche klare und tiefe Poeſie wird den Nationen, die grade an dieſen Eigenſchaften Mangel leiden, zu Gute kommen. So hat ja auch das aufgelöſ'te Römerreich eine ganze barbariſche Welt befruchtet mit Wiſſenſchaft, Kunſt und Humanität. Die einzelnen Staaten gehen unter, aber auf dem Sterbebette hinterlaſſen ſie ihren Mitbrüdern große Schätze.“

„Es iſt aber auch möglich,“ rief ich, „daß Deutſchland ſich doch wieder erhebt und mächtig wird.“

„Möglich! Ja, denn was wäre auf dem Globus, den wir als Ameiſen umkriechen, nicht möglich. Der junge Fürſt von Deutſchland iſt ein energiſcher Charakter. Der letzte Handſtreich, den er hat ausgehen laſſen, iſt nicht übel.“

„Und welcher iſt das?“ fragte ich höchſt neugierig.

„Nun, er hat die Archive geplündert. Er hat Briefe und Dokumente durch Raub an ſich gebracht, die da ſeine Rechte auf verſchiedene Throne nachweiſen.“

„Auf verſchiedene Throne? Ah — ich glaube, er wird Recht haben.“

„Freilich hat er Recht. Ich habe ſelbſt in meinem letzten hiſtoriſchen Werke, in dem neunundſiebenzigſten Bande meiner ſämmtlichen Schriften, nachgewieſen, daß, da dieſer Fürſt ein Hohenzoller iſt, er nothwendig in dieſem Lande regieren müßte. Ich habe durch dieſe kühne Meinung eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen, die mein Urahn jenem Hohenzollerſchen Königsſtamm ſchuldete, unter deſſen Schutz er lebte und ſchrieb.“

„Das iſt hübſch von Ihnen,“ ſagte ich.

„O ja, ich glaube es wohl, es iſt ſehr hübſch von mir,“ wiederholte der kleine Gelehrte ſelbſtzufrieden.

Wir waren näher an's Fenſter getreten und wieder weilte mein Blick auf dem ungeheuren Platze mit ſeinem Springbrunnen und Marmorgruppen. Dieſe märchenhafte Reſidenz ſchien jetzt nach und nach in Schlummer zu ſinken. Man ſah nur wenige Leute über den Platz gehen und der große Obelisk warf, ſeinen Schatten, wie die Zeiger einer Rieſenuhr, über das runde Zifferblatt des Platzes hin und ſchien auf die Mitternachtsſtunde zu zeigen.

„Wie ſich ſchön die Gruppe dort, der Raub der Sabinerinnen, macht? Im Mondſchein ganz vortrefflich. Der Anführer der Schaar iſt die Portrait-Statue unſeres Kaiſers. Das Ganze iſt eine Allegorie. Die geraubten Sabinerinnen ſind die eroberten Staaten. Die Gruppe iſt ein Meiſterſtück unſeres Rauch, wie Sie wiſſen werden.“

„Rauch?“ rief ich und ſchöpfte Athem zu einer ſehr kindiſchen Frage, „deſſelben Künſtlers, der die Standbilder Blücher's und Scharnhorſt's geſchaffen?“

Der Gelehrte ſah ſich verwundert um und rief: „Davon iſt mir nichts bekannt. Wer ſind jene Männer?“

Ich ſchwieg. Jener ſetzte hinzu: „Der Künſtler ſtammt aus einem Geſchlechte, das manches brave Talent produzirt hat. Zu den Zeiten meines Urahn's, des brühmten Hiſtorikers, wie ich ſchon bemerkt habe, der die neuen Bücher preußiſcher Geſchichte geſchrieben hat, lebte auch ein Rauch; von ſeinen Werken iſt nichts übrig geblieben als eine ſitzende Victoria, die allerdings ſehr ſchön iſt, und die in den Sälen des kaiſerlichen Muſeums aufbewahrt wird. Bei der Gründung der neuen Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerreichs fand man unter den Trümmerhaufen eines Gebäudes, das den Namen Wallhalla führte, unter ſehr vielen werthloſen Schöpfungen dieſe Muſe."

„Was bedeutet," fragte ich, „jene ſchwarze Draperie um die zwei vordern Säulen jener Kirche?"

„Man wird morgen einen Trauergottesdienſt dort feiern," ſagte ein Nachbar. „In den ungeheuren Gewölben jener Kirche iſt die Unmaſſe von Gebeinen aufgeſammelt, die in jenen mörderiſchen Bürgerkriegen fielen. Deutſchland unter eine Religion zu bringen hat den erſten mörderiſchen dreißigjährigen Krieg hervorgebracht. Deutſchland in eine politiſche Geſtaltung zu gießen, hat den zweiten Mordkrieg veranlaßt, das Land faſt zur Wüſte gemacht, und es fremden Gebietern untergeordnet. Ich habe in meinem neueſten Buche nachgewieſen, in dem achtzigſten Bande meiner geſammelten Werke, wie glücklich Deutſchland hätte ſein können, wenn die einzelnen Staaten unter geſicherten Regierungsformen neben einander hätten beſtehen wollen. Griechenland hat ſo beſtanden, es iſt ein hellſtrahlendes Staatenmeteor am Himmel der Geſchichte geworden. Deutſchland hat viel Aehnlichkeit mit Griechenland. Es hat die Empfänglichkeit und Bedächtigkeit, die eine immer höher ſteigende Völkercultur zuläßt. Und wer ſagt, was da kommt; könnte ich um hundert Jahre wieder auf der Welt erſcheinen, ſo würde ich vielleicht ſehen, wie Deutſchland aus der Nacht der Prüfung hervorgezogen, und geläutert endlich die Größe erreicht, die ihm beſtimmt iſt, nämlich freie Staaten in einem freien und ſtarken Staatenbunde; blühend in Allem, was Kunſt, Leben und Völkerverkehr heißt. Mein Urahn hat etwas Aehnliches in einer ſeiner Schriften geſagt, er konnte aber nicht voraus ſehen, daß, ehe Deutſchland dieſe Staffel ſeines Ruhms erſtieg, es erſt durch die gefährlichen Stürme der Ränke und Eiferſüchteleien der einzelnen Stämme werde ſteuern müſſen. Die ſchlechte und unächte Freiheit mußte erſt ihre Geißel über das arme Land ſchwingen, ehe die gute und ächte ihre Segnung zu vertheilen ſchien.“

„Das iſt ein großer und erhebender Gedanke!‘, rief ich.

„Ja,“ entgegnete der Gelehrte, „ich pflege nie andere als große und erhebende Gedanken zu haben. Das iſt einmal das Erbtheil meiner Familie. Aber darf ich fragen, wie viel Uhr es iſt?“

Ich zog meine Uhr hervor und ſagte raſch: „es hat eben zwölf geſchlagen.“

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ich die Geſtalt des Gelehrten vor mir erzittern, und in eine ſchwarze, verworrene Nebelmaſſe zuſammenrinnen ſah. Zu gleicher Zeit ging ein ſchrillender Laut durch das Zimmer. Ich ſah, wie zahlloſe Schatten an mir hinglitten, und ein eiſig kalter Wind pfiff um meine Schläfe. „Was haben Sie gethan!“ hörte ich meinen Führer rufen, und ſich krampfhaft an meinen Arm klammern. „Was haben Sie gethan!“ —

„Dieſe Zeit iſt nicht die unſere!“ hört' ich eine Stimme ſagen.

In dieſem Augenblicke waren Palläſte und Kirchen, Straßen und Plätze verſchwunden, und wir ſtanden auf dem öden Felde. Ein dichter, weißer Nebel hatte ſich, wie früher, um uns her gelagert. Kaum war es möglich dieſen Nebel zu durchdringen.

Endlich gelangten wir wieder in bekannte Gegenden. Meinen Gefährten, ohne ein Wort zu ſagen, verließ ich. Er hatte einen drohenden und wilden Ausdruck im Geſicht. Ich habe ihn nicht wieder geſehen.“

Die kleine Geſellſchaft ſchwieg, nachdem dieſe letzten Worte verklungen. Alle ohne Unterſchied hatte der Gehalt dieſes phantaſtiſchen Berichts ergriffen. Clementine preßte die kleinen Hände feſt vor die Augen und rief, ſich in unheimlichen Schauern ſchüttelnd: „Gott! Wenn es wirklich dahin käme! Wenn alles das Wahrheit würde! Wenn unſer herrliches Preußenland — unſre Hauptſtadt — Nein, nein, nein! Es iſt nicht möglich! Es iſt das ein wahnwitziger, abſcheulicher Traum! Ich will gar nicht mehr daran denken.“

„Und es würde und müßte ſo werden,“ ſagten die jungen Männer, „wenn unſer König nicht weiſe und überlegt von ſich weiſet, was ihm geboten wird in dieſen Tagen.“ —

„Und dieſer Mann „ohne Augen,“ ſagte der Kommerzienrath, „wie gern möchte ich ihm einſt begegnen. Alſo in der Gegend der Kurfürſtenbrücke trafen Sie auf ihn?“

Die Damen lächelten: „Kommerzienräthchen!“ rief Clementine, „Sie erfinden ſelbſt ſo viel und ſo oft, und wiſſen doch eine Erfindung nicht zu würdigen? Ei wie ſeltſam! Es iſt ja kein Wort wahr an Allem! Unſer Poet hat's nur geträumt. Aber ſolche Träume liebe ich nicht. Ich ſage nochmals, es kann nicht ſo kommen, es wird nicht ſo kommen. Ich will noch heute Abend auf's Köpenicker Feld hinausfahren, und zu dieſer lieben Haide, zu dieſem intereſſanten Kartoffelfelde ſagen: „bleibe nur hübſch ſo wie Du biſt, und laß Dir bei Leibe nicht in den Sinn kommen, einſt ruſſiſche Kirchen und Palläſte zu tragen. Hörſt Du!“ —

11.

Die Freunde auf der Wanderſchaft.

Alle Andern hatten ſich entfernt, nur der Bruder und die Schweſter waren zurückgeblieben. Der Erſtere griff nach ſeinem Hut. „Wohin?“ fragte Thereſe. „Du wollteſt ja den Abend bei uns bleiben.“

„Vergieb, wenn ich mein Verſprechen nicht halte. Emanuel erwartet mich in einem bekannten Kaffeehauſe. Wir ſind auf eine neue Spur gerathen, die jetzt endlich auf einmal gewiſſe Hoffnung giebt.“

Die Schweſter neigte mit mißbilligender Miene das Haupt. „Laß es den Vater und die Mutter nicht wiſſen, daß Du ſo beharrlich in dem biſt, was ſie Dir unterſagt haben. Ich glaubte gewiß zu ſein, daß Du jeden Gedanken an das Mädchen aufgegeben.“

„Wenn Du mich irgend kannteſt, ſo durfteſt Du das nicht annehmen. Ich habe ihr Wort, ſie das meinige. Wir gehören für alle Ewigkeit zu einander. Wie läßt ſich nur der ferne Schatten einer Erwartung faſſen, daß das je ſich anders geſtalten werde. Wenn man ſie auch in den Schooß der Erde vor mir verberge, ich würde ſie doch zu finden wiſſen.“

„Ich hoffte, die Politik würde Dich ganz beſchäftigen.“

„Alles, und ſo auch die Politik bringt mich auf meine Liebe zurück,“ entgegnete der junge Mann ſchwermüthig. „Hat dieſe unſelige Politik mich nicht von ihr getrennt? Ich ſoll ſie nicht lieben, nicht beſitzen, nicht etwa deshalb, weil ſie Schwächen und Fehler hat, weil man etwa ihrem Rufe oder ihrem Charakter etwas nachſagen kann, nein man findet ſie untadelhaft, wie ich ſie finde, aber ich ſoll ſie dennoch nicht haben, lediglich weil ihr Vater, ihre Verwandtſchaft und vielleicht ſie ſelbſt über die Tagesfragen der Politik anders denken, wie man hier im Hauſe denkt. Iſt eine tollere, verrücktere Zeit jemals geſehen worden?“ —

„Romeo und Juliette wurden auch durch die Politik geſchieden,“ ſagte Thereſe lächelnd.

„O ich bitte Dich, vergleiche doch nicht unſere

Zeit mit jener hochpoetiſchen!" rief Robert zurück. „Aber allerdings — wenn ich's genau betrachte — einige Aehnlichkeit haben die beiden Zeitzuſtände doch mit einander. Aber halt mich nun nicht länger auf. Leb wohl, und ſag den Eltern mit keiner Sylbe, wohin ich gegangen. Ich bin elend und unglücklich genug, ich will Euch die Macht nehmen, mich beides noch mehr zu machen."

Er fand den Freund dort, wo er ihn zu finden erwarten konnte. „Meine Nachrichten," ſagte Emanuel, „haben als Quelle die Mittheilungen eines frühern Kolporteurs im Hauſe des Kaufmann Hermes." Dies war der Name von Helenens Vater. — „Er iſt jetzt Zeitungsherumträger und verſichert auf das beſtimmteſte die Tochter ſeines früheren Prinzipals in der Wohnung einer Geheimeräthin geſehen zu haben, und dieſes Haus hat er mir genau beſchrieben, ſo daß wir nicht fehlen können."

„Der Name dieſer Frau?" ſagte Robert.

„Den hab' ich vergeſſen, und ſogar das Blättchen aus meinem Taſchenbuche verloren, worauf er ſtand," entgegnete Emanuel. „Allein gleichviel; es wird in dem Hauſe doch eben nur eine Geheimeräthin ſein, und *die* iſt dann die Geſuchte."

„Allein unter welchem Vorwand führen wir uns bei ihr ein?"

„Das wird ſich alles finden. Komm nur. Es iſt jetzt die Zeit, wo die alten Damen Kaffee trinken, und unſere Geheimeräthin wird keine Ausnahme von der Regel machen."

Die Freunde gingen.

Das Haus war bald gefunden und der Vorplatz erreicht. Hier zeigten ſich nun die beiden Thüren, rechts und links.

„Teufel! zwei Geheimeräthinnen!" ſchrie Emanuel überlaut. „Das ſtimmt nicht mit meiner Rechnung. Das iſt ein Spiel der Hölle! Das iſt, wie Wallenſtein ſagt, gegen alle Ordnung des Himmels und der Erde."

„An dieſer Thür befindet ſich der Name, von Reinicke," ſagte Robert. „Sollte die es ſein? beſinnſt Du dich nicht auf den Namen?"

„Reinicke?" wiederholte Emanuel, und legte die Spitze ſeines Stockes an die Naſenſpitze. „Ein „ke" war allerdings am Ende des Namens. Aber hier ſteht Blinke — es ſcheint mir noch beſſer zu paſſen! Wenn die Weibsbilder nur nicht beide Geheimeräthinnen wären."

„Die meinige iſt Offizierswittwe," hub Robert kleinlaut an; „wenn Du das vielleicht brauchen kannſt?"

„Nein, bleibe mir mit Deiner Wittwe vom Leibe. Ich weiß nichts als den Titel meiner Dame. Allein mir fällt ein Mittel ein. Laß uns eine Art Gottesurtheil zu Rathe ziehen: wir wollen beide Klingelſchnüre zugleich in Bewegung ſetzen. Welche der Damen zuerſt erſcheint, bei der gehen wir vor."

Die Klingelſchnüre wurden zu gleicher Zeit angezogen.

Die Thüren öffneten ſich, und ſchloſſen ſich ſogleich wieder mit donnerndem Schall. Die beiden Feindinnen hatten ſich gegenſeitig erblickt.

„Ah — famos!" rief Emanuel. „Sie kamen, ſahen und — verſchwanden!"

Nochmaliges Klingeln.

Jetzt kamen zwei Kammermädchen, unter dem Kleide der Einen guckte hier die ſchwarze Naſe eines Hundes, dort die grünen Augen einer Katze hervor. Der Hund murrte, die Katze ziſchte und ſchrie. —

„Wohnt hier die Frau Geheimeräthin?"

„Ja, ſie wohnt hier" — riefen beide Kammerkätzchen, die eine mit einer ſchwarz-weißen, die andere mit einer ſchwarz-roth-gelben Schürze.

„Ja, aber welche? Ihr Götter, ihr prüft

ſchwer!“ rief der junge Dichter außer ſich. „Wo iſt die Kaffeegeſellſchaft?“

„Nun haben auch beide Kaffeegeſellſchaften, und zwar zu derſelben Stunde!“ klagte der Fragende. „Was iſt zu thun? Wollen wir dem hübſchen Kammermädchen folgen.“ Sie traten jetzt bei der Frau Geheimeräthin Blimke ein.

Ein Kreis von Damen, um einen runden Tiſch herum, verneigte ſich zum Gruße. Die Frau des Hauſes ſtand noch, von ihrem erſten Ausfluge heimgekehrt, nahe an der Thür des Vorzimmers. Sie zeigte ein ernſtes, ſtrenges Geſicht, denn ſie ſann nach über das gleichzeitige Inbewegungſetzen der beiden Klingeln. Zum Glück erkannte Emanuel in ihr eine frühere Bekannte und hatte ſie und ihren Mann, als dieſer einſt eine Erholungsreiſe in’s Gebirge machte, bei ſeinen Eltern bewirthet, aber zerſtreut und vergeßlicher Natur, wie er war, hatte er den Namen und die Perſonen, die ihn trugen, längſt vergeſſen. Jetzt war der Vorwand gefunden; man kam, um eine alte, theure Bekanntſchaft zu erneuern. Die Geheimeräthin fand dies von dem jungen Manne ſehr artig und nahm auch ſeinen Freund wohlwollend auf. Die Damen ſtrickten ſämmtlich an groben, graufarbigen Strümpfen. Auf dem Tiſch lag ein

Bogen Papier und neben dem Kaffeegeräth ſtand ein Tintenfaß und ein Päckchen Zeitungsblätter waren zur Seite deſſelben angehäuft. Eine große, magre Dame, mit einer gerötheten Naſenſpitze ſaß vor dem Bogen Papier und dem Tintenfaſſe. Sie war die einzige, die nicht ſtrickte. Es herrſchte eben eine lebhafte Debatte, als die neuen Ankömmlinge erſchienen. Die Dame legte ihre Feder nieder und durchblickte, unzufrieden über die Störung, einige Zeitungsblätter.

„Da die Herren mich kennen, und meine Richtung,“ hub die Wirthin an, „ſo iſt kein Grund vorhanden, weshalb wir uns vor ihnen verſchleiern ſollten. Liebſte Emerentia, fahren Sie nur fort, uns Ihre Anſichten und Entwürfe mitzutheilen.“

„Ich weiß doch nicht“ ſtammelte die Dame, „es betrifft die eigenthümlichſten Verhandlungen des Bundes!“

„Auf meine Verantwortung,“ ſagte die Wirthin — „auf meine Verantwortung, theure Emerentia.“

„Nun denn! Ich bin mit der Faſſung unſers Aufrufs nicht ganz zufrieden. Wir müſſen mehr, vielmehr thun als die Württemberg'ſchen Jungfrauen. Ebendaſſelbe, oder wenigſtens nicht mehr, ſteht uns nicht an. Einen noch viel gewaltigern Aufſchwung muß unſer Gefühl nehmen. Ich denke, meine Damen, Sie ſind darin mit mir einig. Einen noch viel gewaltigern Aufſchwung! Wenn Jene die Höhe des Montblanc erreichen, ſo müſſen wir einen Chimboraſſo, einen Himalaya überfliegen."

„Einen Chimboraſſo! einen Himalaya!" rief der Kreis „O wie köſtlich!" Und die Stricknadeln ſchwirrten und glitzerten.

„Ich habe geſprochen!" rief Emerentia. „Iſt Jemand, der mir eine Gegenrede bietet?"

Allgemeine Stille.

„Dann iſt mein ſchüchterner Antrag zum Beſchluß erhoben. Ich ſage, mein ſchüchterner Antrag, denn eine Jungfrau ſoll immer ſchüchtern ſein. Wenn ſie auch Muth wie zwölf Löwinnen hat, ſie ſei doch immer ſchüchtern. Ich bin nicht für die Emancipation, meine Damen."

„Wir ſind Alle nicht dafür" — ſtimmte der Kreis.

„Eine celtiſche Jungfrau iſt ſchüchtern. Sie iſt nicht Sarmatin; die Polinnen ſind keck, eine Celtinn iſt ſchüchtern. Alſo, meine Damen, ich bin eine Demokratin, aber zugleich eine Celtinn. Ich bin zugleich ſchüchtern und muthig; eine Taube nach vorn, eine Löwin rückwärts. Blut und Barricaden heute, morgen Milchkaffee und Sahntörtchen! Heute Vitriolſpritze und Steinſchleuder, morgen gehäkeltes Spitzenhäubchen und Tüllſchleier. Ich ſage Ihnen das nur, um anzudeuten, wie wunderbar die Weiblichkeit mit der äußerſten Männlichkeit in der Seele einer Demokratin von ächtem Waſſer abwechſelt. Aber nun wieder zu unſerem Entwurf. Die Württemberg'ſchen Jungfrauen haben nämlich publicirt, daß ſie alle miteinander nur dem Manne mit Liebe nahen wollten, der die Sache der Volkspartei ergreift, mit andern Worten, der kein Fürſtenſöldner iſt. Das iſt erhaben und groß. Mit andern Worten heißt es: Sie wollen ewig ſitzen bleiben, wenn kein Demokrat nach ihnen freit. Das iſt aber nicht genug für uns. Das Sitzenbleiben kann nicht entſcheidend ſein. Es bleibt Manche ſitzen, und Niemand erfährt, weshalb, und daß ſie aus edlem Beweggrund ſitzt. Bei uns muß das anders ſein. Wir wollen uns den Männern in Liebe nahen, wir wollen ſelbſt den Fürſtenſöldlingen Liebe zeigen, damit, wenn ſie in die Falle gezogen, wir dann eine blutige Rache, — ich ſage, eine blutige Rache an ihnen nehmen können."

Die Vortragende hielt inne und beſah ſich unwillkürlich die Nägel ihrer langen magern Finger.

Ein kleines Fröſteln ging durch die Geſellſchaft, dann wurden aber deſto muthiger und ſchneller die großen grauen Strümpfe wieder in Arbeit genommen.

„Ja, wir müſſen durchaus etwas vor den edlen Württembergerinnen voraushaben. Sie haben ſchon den glücklichen Gedanken mit dieſer prächtigen Veröffentlichung gehabt, wir können nicht ganz daſſelbe nachahmen; was würde denn das noch für einen Eindruck machen.“

„Alſo es ſoll in die Zeitungen kommen?“ fragte eine kleine blondhärige Demokratin.

„Freilich,“ entgegnete „der Stolz und die Blume der preußiſchen Jungfrauen.“

„Alsdann“ hub die kleine blonde Demokratin ſchüchtern an, „wird ſich, fürchte ich, Niemand uns in Liebe nahen, wenn er es ſchon im Voraus weiß, was wir im Schilde führen“ —

„Hm“ riefen Einige im Kreiſe.

Der „Stolz und die Blume“ wurde von allen Seiten fragend angeſehen.

„Es iſt nicht ganz ohne, was unſere kleine Blutrothe,“ nahm der „Stolz und die Blume“ das Wort — in dieſem Augenblick war die kleine ſchüchterne Demokratin in der That blutroth geworden — „da geſagt hat. Die Männer, dieſe elenden Fürſtenknechte, ſie werden ſich auch hier, wie überall feige beweiſen, und ſich lieber gar nicht mit uns einlaſſen.“ —

„Sicher werden ſie das nicht thun!“ riefen Alle.

„Wir laſſen es alſo lieber nicht in die Zeitungen ſetzen.“

„Doch! in die Zeitungen muß es kommen! O in die Zeitungen wird es kommen.“

„Theure Emerentia,“ hub die Wirthin an. „Könnten wir es nicht in veränderter Faſſung zur Oeffentlichkeit bringen, und zwar ſo, daß die Jungfrauen erklärten, daß ſie ſich den Männern in Liebe nähern wollten — das heißt allen Männern ohne Unterſchied — und dann, das Uebrige, verſchweigen wir.“

„Das ginge!“ rief die kleine Demokratin.

„Nein, mein kleiner Mirabeau, das geht nicht,“ ſagte der „Stolz und die Blume“ mit einem kleinen wehmüthigen Lächeln. „Wenn wir die Aufforderung ſo in dieſer Faſſung publiciren, ſo lautet ſie ja wie eine ſimple Liebeserklärung, die wir allen Männern machen, und wie würde dadurch unſer Ruf leiden. — Nein, theure Geheimeräthin, das können Sie uns, den Jungfrauen durchaus nicht anrathen, viel eher könnten es die Frauen wagen.“

„Wir ſehen nicht ein, weshalb *wir* es wagen ſollten,“ riefen drei Frauen. „Sollen wir etwa dabei die Katzen ſein, die die Kaſtanien aus dem Feuer holen?"

Die drei Frauen machten empfindliche und entrüſtete Mienen, und warfen ihre grauen Strümpfe herum.

Der Club drohte in eine Spaltung zu verfallen.

„Niemand ſoll hier eine Katze ſein, und Niemand eine Kaſtanie" — ſagte Emerentia mit Stolz und Sicherheit. Ich wiederholte dabei, daß wir den Aufſatz in ſeiner urſprünglichen Faſſung annehmen. „Naht ſich uns auch kein Mann in Liebe, was thut's denn weiter? So ſind wir die Männer einmal für allemal los. Wir bedürfen ihrer nicht."

Die kleine blonde Demokratin glühte.

Niemand antwortete. Ein ſtilles, heimliches Raſſeln mit den Stricknadeln.

Robert und Emanuel ſahen ſich verſtohlen an, und unterdrückten ein Lächeln. Der Letztere rief laut: „Meine Damen, laſſen Sie nur die Aufforderung ganz ſo abdrucken, und ſein Sie verſichert, ein tüchtiger Demokrat von gutem Schrot und Korn wird ſich nicht abſchrecken laſſen. Er weiß ja doch daß für ihn keine Gefahr iſt. Ich wenigſtens, meinestheils bliebe nicht zurück."

Eine allgemeine Zuſtimmung folgte dieſen Worten.

Der „Stolz und die Blume“ legte den Aufſatz mit großer Siegestrunkenheit bei Seite. Einige andere Gegenſtände kamen zur Berathung. Namentlich wurde die Vertheilung von demokratiſchen Almoſen und Ehrengaben berathen.

Emerentia nahm die Liſte zur Hand. „Da iſt die Wittwe Nickelchen, eine Topfflickerin, ſie hat ſich als Barricadenkämpferin gemeldet und beanſprucht“ —

„Das Zuchthaus!“ fiel eine kleine, ſehr giftig blickende Dame, mit einer großen Hornbrille der Vorleſerin in's Wort. „Dieſe Nickelchen iſt eine ausbündige Lügnerin und Täuſcherin. Sie hat in meiner Nachbarſchaft ſechs Kindern die Ohrringe ausgehäkelt, und drei Hunden die Halsbänder abgeſchnallt. Ich kenne die Biographie dieſes Weibsbildes. Sie hat einen alten Vetter, einen Trunkenbold, der zufällig bei den Barricaden erſchoſſen worden, und deshalb nennt ſie ſich eine Barricadenkämpferin.“

„So werde ich an ihren Namen ein Kreuz machen,“ ſagte Emerentia, „und ihr ſagen laſſen, daß ſie uns verdächtig erſcheint.“

„Sehr verdächtig!“ bemerkte die Dame mit der Hornbrille.

„Dann ſteht Samuel Pierſen da, ein Ehrenmann," fuhr die Vortragende fort, „der durch die jämmerlichen Miniſterien und Belagerungszuſtände an den Bettelſtab gebracht werden."

„Was iſt denn ſein eigentliches Geſchäft?" fragte die Geheimeräthin.

Die Vortragende konnte das undeutliche Manuſcript nicht gut leſen, und ſie brachte heraus: „Romanenleſer" —

„Was — er lieſt Romane? und das iſt ſein Geſchäft?" riefen alle Damen, wie mit einer Stimme — „Und dafür beanſprucht er Unterſtützung?"

„Nein, nein — das iſt etwas anders — das Wort iſt mit ſo blaſſer Tinte geſchrieben: „Kramaufleſer!" So wird es ſein. Das heißt alſo „Lumpenſammler." Wer kennt denn dieſen Mann?"

„Ich," ſagte eine ſtarkleibige Dame. „Es iſt ganz richtig, durch den Belagerungszuſtand iſt er heruntergekommen. Im Sommer und Herbſt hatte er ſein gutes Auskommen. Er klebte demokratiſche Placate an, und riß Abends dieſelben Placate im Auftrage des Preußenverein's wieder ab. So wurde er von beiden Theilen bezahlt, ohne daß Einer von dem Andern wußte. Es iſt ein Pfiffikus à la mode. Seine Söhne ſind ſämmtlich Wühler und eine lahme

Schweſter hat er, die fliegende Buchhändlerin war. Jetzt iſt die Arme freilich wieder zu ihrem frühern Berufe, zu den Zahnſtochern zurückgekehrt.“ —

„Der Schneider Rodbertus —

Ja ſo! Er heißt eigentlich Klimo,“ nahm die Wirthin das Wort; „allein er hat den Namen unſers großen Volksmannes angenommen. Ich kann für ihn ſtehen, er bedarf der Unterſtützung. Der Mann hatte das Unglück, lauter reactionäre Kunden zu haben, die zwar reich waren und richtig zahlten, aber deren Geld doch dem ehrlichen Mann in der Taſche brannte. Er hat ihnen allen aufgeſagt, und nun wartet er, daß die „Männer des Volks“ bei ihm arbeiten laſſen. Da das zwar geſchieht, aber da Niemand zahlt, ſitzt er im Elend, hat ſeine zwanzig Geſellen wegſchicken müſſen und verſeufzt ſeine Tage hinter dem öden Arbeitstiſch. Er iſt gleichſam ein Märtyrer.“ —

„Kein Märtyrer, ſondern ein Schutzmann,“ ſagte die kleine giftigblickende Dame. „Ich habe ihn noch geſtern an der Ecke einer Straße geſehen.“

„Wenn das iſt,“ rief der „Stolz und „die Blume;“ „wenn er zu dieſen nichtswürdigen Schergen der Gewalt übergegangen iſt — ſo“

„O, das bedarf noch ſehr der Beſtätigung,“ nahm die Geheimeräthin das Wort.

„Wenn Sie, meine Damen, in meine Worte Zweifel ſetzen,“ ſagte die kleine giftige Dame, indem ſie wunderſam unter und zugleich über ihrer ſchwarzen Hornbrille hervor ſah, „ſo weiß ich, in weſſen Haus ich zum letztenmal gegangen bin.“

Zum zweitenmale drohte dem Club Spaltung.

Die kleine giftige Dame wollte ſich erheben, wurde jedoch mit der Anſtrengung von ſechs Armen auf ihrem Platze zurückgehalten.

Da die Liſte einen ſo aufregenden Inhalt hatte, ſo wurde ſie einſtweilen bei Seite gelegt, und man ging auf die eingeſendeten Gaben und Geſchenke über, die ohne Zweifel erfreulicherer Natur waren.

Vor allen Dingen erhielt die Wirthin ein „wunderſchönes kleines Oreillier“ mit lauter Barthaaren gepolſtert, zu welchem jeder ihrer Lieblinge etwas von ſeinem Kinnſchmuck beigeſteuert hatte. Es war dies ein ſehr originelles, aber zugleich ungemein gemüthliches Geſchenk. Mit Lächeln nahm die Wirthin das kleine feuerfarbene Kiſſen in Empfang, und verſprach, nicht zu dem proſaiſchen Gebrauch es zu verwenden, zu dem die Beſcheidenheit der Geber es beſtimmt, ſondern es auf ihre Toilette zu legen, um gelegentlich Buſennadeln und andere kleine Pretioſen darauf anzuheften.

„Es muß in dieſem Jahre die demokratiſche Wollſchur äußerſt ergiebig ausgefallen ſein,“ bemerkte die kleine giftige Dame, „denn ich habe zu meinem Geburtstage ein ähnliches Kiſſen erhalten.“

Man achtete auf dieſe Bemerkung nicht.

„In meinem Beutel ſind auch von Held Haare darin;“ ſagte die Sprechende mit Triumph.

Man achtete wiederum nicht darauf. Die Geheimeräthin gab ſich innerlich das Wort, die kleine giftige Dame ſei eine verkappte Reactionärin, die hieher komme, um den Frieden zu ſtören. Sie ſagte deshalb ſpitz:

„Dagegen ſind in meinem Beutel, wie ich aus dem beigefügten Zettel ſehe, Haare von Jung und Vater Karbe, was vielleicht eben ſo viel ſagen will, wenn nicht mehr.“

„Kurz, die Demokratie hat Haare gelaſſen, und wir ſind's, die dieſe Haare ſammeln,“ ſagte die kleine giftige Dame mit einem Gelächter, das noch viel giftiger klang, als die Dame ausſah.

Die Sprechende ſank in der Achtung Aller. — Die Dame des Hauſes nahm ſich vor, von dieſer Dame künftig nur zu ſprechen, als von einer Perſen, die ſie nur zufällig kennen gelernt, und für die ſie ſich „keineswegs“ verbürge. Die Dame dagegen nahm ſich vor, nur „ganz gelegentlich“ der Bekanntſchaft mit der Geheimeräthin zu erwähnen.

Dem Club drohte zum drittenmal eine Spaltung.

Da kam „der Stolz und die Blume“ zu Hülfe. Fräulein Emerentia erklärte, daß ſie jetzt auf die, dem Vereine bevorſtehenden Feſtlichkeiten übergehe, und hiermit verkünde, daß, wenn in dieſen Tagen der König die Kaiſerkrone annehme, wie er ganz ohne Zweifel thun werde, ſechs Demokratinnen ſich an den Altar begeben würden, um ſich mit den Gegenſtänden ihrer Wahl trauen zu laſſen.

Der ganze Kreis wollte die Namen dieſer Damen wiſſen. Mit Lächeln bemerkte Emerentia, ſie wüßte ſie nicht.

Man warf heimlich die Frage auf, ob wohl Fräulein Emerentia ſelbſt unter der Zahl der ſechs demokratiſchen Bräute ſei, und zwei Frauen nickten ſich ſehr bemerkbar einander zu. „Der Stolz und die Blume“ blickte nieder und ſpielte mit den Zipfeln ihres Halstüchelchens. Eine ſehr auffallende Pauſe entſtand.

Niemand ſah auf die kleine blonde Demokratin, die mehr als je glühte. Die kleine blonde Demokratin war unter den „ſechs.“ Es war dies aber ein Geheimniß. Sie hatte ſich einen jungen Künſtler ausgewählt, der früher Madonnen gemalt hatte, und jetzt Schilder für demokratiſche Tabackshandlungen malte.

Die kleine blonde Demokratin liebte ihren kleinen blonden Demokraten maaßlos.

„Dann ſteht uns eine Taufhandlung bevor“ — ſetzte Emerentia ihre Rede fort. „Dem tüchtigen Volksfreunde, dem Käſehändler Katerſprung, iſt ein Töchterchen geboren, dem er die Namen Uhlicha, Schrammine, Waldeckine, Jungine geben will. Der alte Prediger an der Kirche, bei der er eingepfarrt iſt, hat geſagt, er wüßte nicht, was das für confuſe Namen wären, und hat ſich geweigert, auf dieſe Namen das Kind zu taufen, allein ſtatt des alten royaliſtiſchen Narren hat ſich ein junger, volksfreundlicher Prediger gefunden, und die Taufe wird am nächſten Mittwoch vor ſich gehen. Sie, meine Damen, ſind ſämmtlich dazu eingeladen. Wir werden uns im Keller, Jüdenſtraße Nro. 74 einfinden.“

„Ich geh' in keinen Keller,“ hub die kleine giftige Dame an, „und beſonders nicht in dieſen. Es duftet häßlich darin nach ſchlechtem Käſe, und man ſtößt ſich den Kopf ein.“

„Aber wir gehen Alle hinein!“ riefen ſämmtliche Damen. Uns ſchreckt kein übler Geruch und keine unbequeme Thür. —“

„Darum iſt unſere Demokratie, meine Damen, auch frühzeitig in üblen Geruch gekommen,“ ſagte die kleine giftige Dame mit einer grenzenloſen Unverſchämtheit. Bei der Entrüſtung, die hierüber entſtand, ſagte Emerentia mit unbeſchreiblicher Hoheit und Milde:

„Wir gehen in den Keller. Die Sache iſt abgemacht. Kein Wort weiter.“

Die ſtarkleibige Dame ſeufzte. Sie hatte es ſchon einmal verſucht, in den Keller hinabzuſteigen, um eine volksthümliche Rede darin anzuhören, und war in der engen Thüre ſtecken geblieben.

Robert gab ungeduldig ſeinem Freunde ein Zeichen, und dieſer wandte ſich zu der Geheimeräthin, indem er ſie merken ließ, daß er etwas beſonders Wichtiges ſie zu fragen habe. Die gefällige Dame ſtand auf, und begab ſich mit den beiden jungen Herren an's Fenſter.

„Ich brauche Ihnen wohl nur den Namen Helene Hermes zu nennen,“ hub Emanuel an, „um Sie ſogleich auf den Zweck meines heutigen Beſuches zu bringen.“

„Helene Hermes?“ wiederholte die Gefragte. „Ich habe wohl flüchtig dieſen Namen gehört.“

„Das Mädchen hat bei Ihnen, edle Frau, eine Zufluchtsſtätte gefunden.“

„Bei mir? Nein. Wie ſollte ich auch — ich kenne ſie ja nicht.“

„Sie kennen ſie nicht? Sie kennen den Kaufmann Hermes nicht, der ausgewandert iſt?“

„Wie geſagt, ich habe von ihm gehört,“ ſagte die Dame etwas gereizt. „Es iſt mir nie in den Sinn gekommen, ſeine nähere Bekanntſchaft zu ſuchen, und zwar aus dem Grunde, weil er hier mit meiner Nachbarin, der Geheimeräthin von Reinicke verwandt iſt.“

„O jetzt beſinne ich mich,“ rief Emanuel, froh einen Ariadnefaden aus dieſem Labyrinthe gefunden zu haben. „Die Geheimeräthin iſt ja Ihre Buſenfreundin.“

„Meine Buſenfreundin!“ rief die Dame und riß die Augen weit auf. „Was ſoll das? — Wohin zielt das? Wie verſtehe ich das?“

„Mein Himmel, wie Sie damals meine Eltern beſuchten, Gnädigſte — ſprachen Sie da nicht ſtets von dieſer Dame, und in den wärmſten Ausdrücken?“

„Damals!“ ſagte Frau Blinke empfindlich.

„Sie haben in dieſem Worte „damals“ Alles ausgeſprochen. Seitdem kenne ich dieſe Frau nicht, und wünſchte, ich könnte ſagen, ich habe ſie nie gekannt.“

Das Geſpräch war hiermit zu Ende. Ein Herr war unterdeſſen eingetreten. Die corpulente Dame näherte ſich der Frau vom Hauſe, und auf den Eintretenden weiſend ſagte ſie:

„Hier, meine Liebe, iſt der Herr Kieſelack, der ſchon lange gewünſcht hat, hier eingeführt zu werden.“

Die Begrüßungen gingen vor ſich. Emanuel und Robert entfernten ſich unterdeſſen, und hatten die Keckheit, grade über den Flur herüber an der feindlichen Klingel zu ziehen. Das Kammermädchen mit der Katze zeigte ſich nochmals.

12.

Wieder vergebens!

Frau von Reinicke ſaß hier auf dem Sopha, ebenfalls von einem Kreiſe von Damen umgeben, und dieſe Damen tranken ebenfalls Kaffee, und ſtrickten ebenfalls an großen, grauen Strümpfen, nur, daß dieſe Strümpfe hier für die Soldaten beſtimmt waren, wie ſie es drüben für die Proletarier waren. Dieſe Gleichheit in der Decoration wirkte auf die zwei Beſucher anfangs gleichſam betäubend. Emanuel mußte ſeine volle Geiſteskraft zuſammennehmen, um nicht in ſeltſame Spiele der Phantaſie zu verfallen; es gemahnte ihn, wie ein phantaſtiſcher Traum, in welchem immer dieſelben Damen immer denſelben Kaffee trinken und nie endende graue Strümpfe ſtricken.

„Jetzt mußt Du Dir einen Vorwand unſeres Beſuches erdenken; ich bin mit meinem Witz zu Ende," ſagte Emanuel zu Robert, dieſen vorwärts ſchiebend.

„Ich werde ſagen, daß wir Wohnungen miethen wollen,“ flüſterte Robert.

„Ich bitte Dich, nur nicht einen ſo trivialen Grund angegeben!“ ſagte Emanuel drohend. „Erſinne gefälligſt etwas Anderes. Lieber ſage, daß Du kämeſt, der Tochter des Hauſes Deine Hand anzubieten, oder daß Du Dich gezwungen ſäheſt, dem Sohne des Hauſes den Hals zu brechen.“

„Ich bin kein Dichter,“ ſagte Robert ſpottend.

„Glaubſt Du, daß ich dies erſt heute merke?“ entgegnete ihm der Freund in demſelben Tone. „Allein, Du biſt verliebt, und da verdienſt Du wenigſtens, daß ein Dichter ſich Deiner annimmt. Alſo nur vorwärts, mit Gott, für König und Vaterland!“

„Mißbrauche dieſen edlen Spruch nicht,“ ſagte Robert ernſt, „in welchem in der That die ganze und volle Ermannung unſres Volkes aus der Zeit der Schmach, des Truges und der Verblendung ausgedrückt iſt. Einmal ſchon war er das Motto unſrer Preußenehre, er ſoll es jetzt zum zweitenmale werden.“

„O, daran iſt kein Zweifel! Ich halte es aber mit den Thaten, nicht mit den Sprüchen. Beweiſet, rufe ich immer, beweiſet, daß Ihr Euren König liebt, beweiſet, daß Ihr treu zum Vaterlande haltet, beweiſet, daß Ihr den Fortſchritt wollt in edler deutſcher Männer Weiſe, nicht in der Afterweisheit fremder Lumpenherrſchaft — beweiſet — beweiſet, und zum drittenmal — beweiſet! — Mit Sprüchen, Deviſen und Kokarden iſt's nicht gethan.“ —

„Unſer Heer hat's bewieſen!“

„Ah — da ſenke ich meinen Degen! Ehre — dreimal Ehre dieſem Heere!“ rief Emanuel.

Jetzt ſtanden ſie vor dem Damenzirkel. Robert wußte noch durchaus nicht, was er ſagen ſollte. Aber die Dame des Hauſes half ihn, wie drüben Emanueln, aus der Verlegenheit.

„Ach, Herr von Ruborn!“ rief ſie, „Sie kommen, um ſich die verſprochene Auskunft zu holen. Als Ihr Vater neulich ſo gütig war, mir einen ſo beträchtlichen Zuſchuß für meine kleine patriotiſche Kaſſe zu geben, ſagte ich ihm zu, daß ich in dieſen Tagen ihm wolle Rechenſchaft ablegen.“

„Nicht, um Dank zu empfangen, meine Verehrte —“ ſagte Robert mit ſchnell ſich zurechtfindender Geiſtesgegenwart, „ſondern, um Ihnen den ſeinigen zu überbringen, ſendet mich mein Vater hieher, zugleich einen langgehegten Wunſch meinerſeits erfüllend.“

Somit war die Empfangsangelegenheit glücklich vollendet. Die Herren wurden dem Kreiſe der Damen zugeführt und aufgefordert, an einer kleinen Lotterie Theil zu nehmen, die eben im Gange war. Sie kauften ſich ſogleich zu hohen Preiſen einige Looſe, und waren nun gewärtig, daß von den auf dem Tiſche angehäuften völlig nutzloſen Sächelchen ihnen etwas zufalle. In der That erhielt Robert ein Kinderhäubchen und Emanuel eine Klingelſchnur. Das junge Mädchen, das dieſe Gewinne vertheilte, war mit ihrem friſchen, lieblichen Lächeln, ihren rothen Lippen und muntern, großen Augen ſelbſt der beſte Gewinn. Fortuna hätte durch ſie einen zinnernen Löffel verſchenken laſſen können, und man hätte ihn ohne Murren angenommen.

Ein großer, breitſchultriger, noch junger Mann ſchlug ein lautes Gelächter auf, als er in Robert's Hand das Häubchen ſah. Dieſer breitſchultrige Jüngling wurde von einem großen Theile der Tiſchrunde der „Vetter" genannt.

„Worüber lachen Sie, Vetter?" ſagte eine nicht mehr junge Dame. „Etwa über das unpaſſend verſchenkte Häubchen? Ich bin überzeugt, daß Herr von Rubern ſeinen Gewinn wieder unſerem kleinen

Vorrath zurückgiebt. So iſt's wenigſtens Sitte bei unſeren Lotterien."

„Mit Vergnügen," erwiederten unſere Gewinner; und Klingelſchnur und Häubchen wanderten wieder auf das Häuflein Gewinnſte zurück. Nochmals wurden theure Looſe gekauft, und nochmals ging die Ziehung vor ſich. Diesmal überreichte mit noch viel lieblicherm Lächeln das hübſche Mädchen Robert ein Nadelkiſſen und Emanuel einen Cigarrenhalter.

„Ach — endlich etwas Nützliches!" rief dieſer naiv. „Dies behalt' ich."

Der Vetter ſchlug wieder ein lautes Gelächter auf.

Die Unerbittliche ſagte: „Allerdings könnte dieſes Geſchenk auch für Sie nützlich ſein, mein Herr; allein bedenken Sie, wie viele unſerer armen Soldaten, wenn ſie von ihrem beſchwerlichen Dienſt auf die Wachtſtube heimkehren, die Wohlthat eines Cigarrenhalters entbehren müſſen. An dieſe armen lieben Leute iſt recht eigentlich gedacht worden, als der Comité mit ſchwerem Gelde dieſe Spitze kaufte."

Die Cigarrenſpitze und das Nadelkiſſen wanderten auf das Häuflein zurück, das auf dieſe Weiſe nie kleiner wurde. Zum drittenmal Ziehung, Gewinnſte-Aus- und wieder Ablieferung. Der Vetter fand dies unbeſchreiblich ſpaßhaft, allein unſere beiden Freunde waren nicht ganz dieſer Anſicht, denn ſie hatten Jeder einen Louisd'or verloren.

„Ja, ja!“ rief der Vetter und hielt ſich noch die Seiten vor Lachen, „hier gewinnt man nie! Es iſt die pfiffigſte Lotterie von der Welt! Aber wer ſich einmal verbrannt hat, kommt dem Feuer nicht wieder nah. Ich nehme kein Loos.“

„Das iſt ſehr unrecht von Ihnen, Vetter,“ ſagte das junge hübſche Mädchen.

„Ei, lieber ſchenke ich gradezu das Geld, wenn ich's grad übrig habe, als daß ich mir ſolche kleine Lumperei anfliegen laſſe, die gleich wieder zurückfliegt. Die Herren da haben auch doch gradezu das Geld geſchenkt —“

„Wir nehmen keine Geſchenke an,“ riefen drei Damen einſtimmig. „Das unterſcheidet uns eben von ſo vielen anderen Geſellſchaften zu „guten Zwecken.“ Nie Geld — iſt unſer Wahlſpruch — immer eine kleine Gabe, wenn ſie auch noch ſo werthlos wäre. So zum Beiſpiel hat Fräulein von Blümich neulich ihre Gedichte herausgegeben!“

„Furchtbar werthlos!“ ſchrie der Vetter und lachte noch eine Viertelſtunde darauf.

„Fräulein von Anrim malt wunderſchön kleine

Landſchaften, jede mit einem Tempelchen und einem zerlumpten Wanderer im Vordergrunde, und einer Pappel im Hintergrunde.

„Furchtbar werthlos!“ brüllte der Vetter.

„Dann geht die gute liebe Mäuſefang von Haus zu Haus, und ſammelt Blätter zu einem Album. Dies Album iſt verſpielt worden, und der Comité hat jedesmal auf zarte Weiſe zu verſtehen gegeben, daß er das Album wieder gern in ſeine Hände zurückwünſche. Man hat dieſem Comité dieſen Gefallen erzeigt, und nun wird es dem Könige zu Kauf angeboten werden.“

„Das iſt alles verteufelt induſtriell!“ bemerkte der Vetter. „Ich ſage, der Gott ſei bei uns kann's nicht pfiffiger anfangen als unſere Damen.“

„Sie ſind ein ſchlechter Patriot!“ rief eine der Damen.

„Oho! das ſoll man mir nicht nachſagen!“ ſchrie der junge Mann. „Ich, ein ſchlechter Patriot! Frau Hofräthin, ich will das nicht zum zweitenmale hören.“

Der junge breitſchultrige Mann wurde roth-blau-braun im Geſicht.

„Man beleidige meinen Vetter nicht,“ nahm eine junge Wittwe das Wort. „Er iſt uns unentbehrlich. Da er ſelbſt nie von ſeinen Thaten ſpricht, ſo iſt's nöthig, daß ich davon etwas erzähle. Neulich iſt er in ein Leſecabinet gegangen, zu einer Stunde, wo die übrigen Beſucher ſich bereits entfernt hatten, und hat dort aus den Journalen alle die nichtswürdigen Bilder und Blätter geriſſen, die Beleidigungen auf unſere Regierung enthielten."

„Was ſagen Sie, Couſine — ein Leſecabinet? Ich habe es mit fünf Leſecabinetten ſo gemacht. Aber jetzt fangen die Leute an ſchon etwas aufmerkſam auf mich zu werden. Doch meinethalben! Ich gedenke meiner Wirkſamkeit ein noch größeres Feld zu bereiten und werde mich nun in die Leihbibliotheken verfügen."

„Ah — eine Art Cenſur!" rief Emanuel.

„Richtig! Ich bin ein Cenſor ohne Gehalt," ſagte er ſehr ſelbſtzufrieden „und meine Scheere iſt mir angewachſen." Er zeigte auf ſeine Finger.

„Sie nannten vorher, Frau Steuerräthin," hub eine der Damen an, „das Fräulein Mäuſefang. Wiſſen Sie, daß ich mit ihr gebrochen habe."

„Nicht möglich! Und weshalb? —"

„Wir ſitzen neulich im Theater beiſammen, da ſeh' ich, zufällig niederblickend, etwas brennend Rothes auf meinem Knie." —

„Um Gotteswillen, was war das?“

„Errathen Sie. Es war das Unterfutter des Mantels der Mäuſefang. Stellen Sie ſich dieſe Infamie vor, ſo hat die Perſon ein republikaniſches Unterfutter an ihrem Mantel. So etwas iſt mir denn doch noch nicht vorgekommen! Ganz deutlich — ſchwarz und roth gewürfelt! Sie wollte ſich entſchuldigen; allein Sie können glauben, daß ich auf nichts hörte. Ich nahm mir einen andern Platz. Zudem zeigt ſich's immermehr, daß ihr Neffe rothes Haar bekommt.“ —

„Aber ich verſichere Sie, Theure, die Mäuſefang iſt treu wie Gold.“

„Nun, wir wollen ſehen. Ich habe auch neulich bemerkt, wie ſie in einen Laden ging, wohin keine von uns den Fuß hineinſetzt.“

„Ich ſagte es immer,“ ſeufzte eine andere Dame, „mit der Mäuſefang iſt's nicht richtig.“

„So wollen wir ſie nie wieder ſehen!“ bemerkte die Wirthin entrüſtet.

Die Thür öffnete ſich, und Fräulein Mäuſefang trat ein, mit einem koloſſalen Album unter dem Arme. Eine etwas kalte, ceremonielle Begrüßung fand Statt. Drei Damen greifen zu ihren Lorgnetten und betrachten Fräulein Mäuſefang von oben bis unten, aber ſie können keinen andern rothen Fleck an ihr bemerken als ihre Naſenſpitze.

„Treu wie Gold!“ murmelte die Steuerräthin. „Ich kenne meine Getreuen. Gutes, liebes Mäuſefängchen, kommen Sie, ſetzen Sie ſich her, arme Kleine. Man hat Sie verdächtigen, man hat Sie anſchwärzen wollen!“ —

„Wer?“ rief das Fräulein, und hielt das Album wie einen rieſigen Schild vor ſich, und ſchwang ihren Sonnenſchirm wie eine Lanze. „Wer? frag' ich.“

„Nichts, nichts!“ rief die Frau des Hauſes. „Nur kein Zerwürfniß.“

Ein allgemeines Murmeln, und eine aufgeregte Stimmung machte ſich geltend.

Immer noch ſtand die Angeſchuldigte da mit ihrem Schild und ihrer Lanze.

„Ich frage: wer?“ wiederholte ſie.

Dem Vetter gelang es Frieden zu ſtiften; er faßte in einer jeden ſeiner großen Hände drei Damenhände und an dieſen ſechs Händen zwang er die Beſitzerinnen derſelben zur Ruhe. Dann holte er das Fräulein, das ſich mit ihrem Album und ihrem Sonnenſchirm in die Ecke des Zimmers geflüchtet hatte, im Triumph wieder an den Tiſch zurück.

„Wenn kleine politiſche Zwiſtigkeiten unter Freunden vorkommen," nahm die Frau des Hauſes wieder das Wort, „ſo will das wahrlich nicht viel bedeuten; aber was ſagen Sie dazu, meine Damen, daß ich ſchon ſeit Jahren unter einem Dache wohne mit einer Vaterlandsfeindin, die ſich nicht ſcheut, heimlich, gegen das Verbot, Waffen zu bewahren. Was ſagen Sie dazu?"

„Ich würd's für ein Ding der Unmöglichkeit halten, wenn Sie ſelbſt es nicht erzählten," bemerkte die Steuerräthin. „Und wer iſt's denn?"

„Die Blimke drüben."

„Entſetzlich! Unerhört! Wir würden es in Ihrer Stelle ſofort anzeigen." —

Die Dame des Hauſes erwiederte: „So wollt' ich auch; allein ich habe mich eines Beſſeren beſonnen, und hier der Vetter wird die Güte haben, zu dem General zu gehen."

„Noch heute!" bekräftigte der breitſchultrige junge Mann.

„Alſo urtheilen Sie, was ich empfinde — unter einem Dache mit einem ſolchen Ungeheuer," ſetzte die Bemitleidete ihre Rede fort. „Ich bin auch feſt überzeugt, das nagt an meinem Leben. Ich bring' es nicht mehr weit. Ich werde täglich und ſtündlich in meinen heiligſten Gefühlen verletzt. Noch neulich war der Fall mit dem Schornſteinfeger. —"

„Was war das für ein Fall?" fragten mehre Damen neugierig.

„Nun, den hat ſie mir weggekapert. Vor der Naſe weggekapert. Ich hatte in dem Jungen wahren und ächten Patriotismus entdeckt, während er hier in meiner Kaminecke ſaß und eine Butterſtulle verzehrte, die ich ihm von meinem Frühſtück gab. Kaum bekommt die ſcheußliche Republikanerin Wind von meiner Bekehrung, ſo bearbeitet ſie ſofort auch den Knaben, und bringt es durch größere Butterſtullen dahin, daß er von mir abfällt und zu ihr übergeht. Jetzt iſt der kleine Taugenichts Republikaner, und läßt Hecker und Struve im Schornſtein leben."

„Wo ſie hin gehören —" bemerkte der Vetter, und lachte ſchallend.

„Aber ich habe mich gerächt," fuhr die Geheimräthin fort, „ich habe der nichtswürdigen Perſon ihre Milchfrau dagegen weggekapert. Die geht jetzt nicht mehr über ihre Schwelle. Aber alle ſolche Kämpfe, wenn man auch Sieger bleibt, bringen doch eine ewige, nicht zu ſtillende Aufregung zu wege, und dieſe Aufregung nagt am Leben, wie ich ſchon die Ehre hatte zu bemerken."

„Ein Schornſteinfeger iſt ſchon eine Milchfrau werth!“ rief Emanuel zerſtreut und in einem Tone, als ſpräche er eine politiſche Wahrheit aus.

„Sie haben ganz recht,“ rief die Wirthin, „und ich lobe dies feine und richtige Gefühl in Ihnen. Man findet es heuzutage bei der Jugend ſo ſelten.“

Robert trug jetzt ſein Anliegen der Dame vor. Sie hörte ihn mit ſichtlicher Aufmerkſamkeit an. Aber der Fragende erfuhr nichts. Konnte man ihm drüben nichts ſagen, ſo wollte man hier ihm nichts ſagen. Die Geheimeräthin war mit im Geheimniß, wenigſtens glaubte ſie es zu ſein, und ſomit waren einige Reden, wie daß ſie von dem Mädchen nichts wiſſe, daß ſie ſich aber bemühen wolle, von ihr etwas zu erfahren, alles was der junge Mann erlangen konnte. Er machte ſich bereit, ſeinen Rückzug anzutreten. Als er einen Blick auf den Tiſch warf, bemerkte er, daß der Kreis um ihn her ſich um einen Gaſt vermehrt hatte, und zwar war dieſer wiederum kein Anderer als Herr Kieſelack, der auch hier Eintritt gefunden hatte. Als die beiden Freunde ſich entfernten, griff auch Herr Kieſelack nach ſeinem Hut, und eben daſſelbe that der Vetter, der ſich zu ſeinem Gange zum General anſchickte.

Emanuel und der Vetter gingen voraus, Robert und Herr Kieſelack folgten.

„Sie kennen alſo dieſe beiden Frauen nebſt ihrer Geſellſchaft oder vielmehr ihrem Anhange auch?“ ſagte Robert leichthin.

„Erſt ſeit heute,“ tönte die Antwort. „Das Haus ſtand auf meiner Liſte.“

„Sie führen eine Liſte?“

„Eigentlich nur ein paar Notizen,“ entgegnete Herr Kieſelack lächelnd. „Ich merke mir an, in welcher Gegend der Stadt noch allenfalls etwas Neues für mich zu finden ſein möchte. Früher waren es zwei langweilige alte Weiber, aber ſeitdem ſie eine ſo ſeltſame Feindſchaft zwiſchen ſich gegründet haben, amüſiren ſie mich. Obgleich ich das erſtemal über die Schwelle getreten und nur wenige Minuten dageblieben, ſo weiß ich doch ſchon, daß die Eine irgend etwas polizeilich Verbotenes bei ſich verbirgt, die Andre aber ein junges Mädchen, eine Verwandte, Gott weiß wo, verſteckt hält.“

„Wie, beſter Herr Kieſelack, Sie vermuthen wirklich, daß die, die wir eben zuletzt beſucht haben, eine junge Dame verſteckt bei ſich hält?“

„Nicht bei ſich, das hab' ich nicht geſagt, ſondern anderswo?“

„Aber wo?"

„Ja, das wird ſchwer zu erforſchen ſein in einer ſo großen Stadt; allein wenn ich Ihnen, Herr von Rubern, damit einen Gefallen erweiſen kann, ſo will ich mich auf's Ausforſchen legen."

Das Berliner Kind freute ſich als es die Qual und die Aufregung auf dem Geſichte ſeines Gefährten bemerkte, aber zugleich, da dieſer Mann eine vornehme und möglicherweiſe einflußreiche Bekanntſchaft war, ſo beſchloß das Berliner Kind, ſich in der Sache ungemein thätig zu beweiſen.

„Was haſt Du nur immer mit dieſem fatalen, blonden, faden Menſchen?" fragte Emanuel, als er ſich wieder zum Freunde geſellte. „Er thut ja ſchon, als wenn er Dein älteſter und beſter Freund wäre. Welche Zudringlichkeit, Dich unterm Arm zu faſſen, und ſo mit Dir die Straße hinabzuſchlendern! Haſt Du ihm das erlaubt? Aber es geſchah aus Eitelkeit, um vor den Leuten mit Deiner Bekanntſchaft zu prunken."

„Meinſt Du?" ſagte Robert. „Es iſt möglich."

„Auch mir hat er ſich anzuſchmiegen geſucht, und mich bereits einen gefeierten Dichter genannt, obgleich die fade blonde Perrücke noch keinen Vers von mir geſehen. Aber ich hab' ihn abblitzen laſſen. Wenn er nur nicht dieſe matten, glanzloſen Augen hätte! Es iſt ſo gar nichts Friſches an dem Burſchen; ich glaub', er iſt ſchon gleich ſo fertig, allwiſſend und alt auf die Welt gekommen. Nichts ſetzt ihn in Erſtaunen, nichts befremdet ihn, immer hat er dieſelbe nichtsſagende blaſirte Miene. Ich werde ihm nächſtens eine ungeheure Grobheit ſagen, vielleicht bringt ihn das etwas aus dem Geleiſe und friſcht ihn auf.“ —

Robert war zu ſehr beſchäftigt mit dem Gegenſtande ſeiner Nachforſchungen, als daß er ſich um mit Aerger und Spott gemiſchte Reden ſeines Genoſſen hätte viel kümmern mögen.

13.

Der General und die Bäuerin.

In den Herbſtmonaten des vorigen Jahres langte ein ſehr origineller und entſchiedener Charakter in Berlin an, um ſeinen längern Aufenthalt in dieſer Stadt zu nehmen. Es war dies der „General in den Marken.“ Auf einem grauen Pferde ſah man ihn erſcheinen, und um ihn her wogte ein ganzes Meer von Soldaten. Die Plätze und Hauptſtraßen um das Schauſpielhaus herum waren angefüllt von dem kecken und kriegsluſtigen Geſchlechte, das im Frühling des vorigen Jahres bei dem beginnender Zerwürfniſſe ſchmollend und grollend ausgezogen war. und das jetzt übermüthig und ſtolz wieder mit ihrem „Generalen“ an der Spitze einzog, um den Berlinern die Freude zu machen, den blitzenden preußiſchen Helm wieder in den Straßen blinken zu ſehen. Die Soldaten erwarteten ihre Quartierbillette, ſie zogen nicht in ihre Kaſernen, die noch nicht geräumt waren, ſie behandelten die Stadt, wie einen eroberten Platz. Daß es nicht zum Kampfe gekommen war, beklagte mancher heiße, junge Kopf, und in mancher biedern, jungen Bruſt, die ſich den feindlichen Bajonetten willig entgegengeworfen hätte, ſchlug das Herz unwillig. Aber der General ſah mit ruhigem Blicke auf ſeine Soldaten. Er wußte, daß die alte preußiſche Ehre in dieſen Schaaren lebte, er liebte ſeine Soldaten wie ſeine Kinder, und hatte mit ihnen Leid und Freud' in dem eben erſt beendeten Feldzuge getheilt. Er brachte jetzt „ſeine Garde“ in die Stadt zurück.

Dieſer alte General, der ſich den aufgeregten Berlinern aufdrängte, unbekümmert, ob ſie ihn haben wollten oder nicht, bezog ſein Quartier im königlichen Schloſſe.

Die Stadt gährte.

Zwei preußiſche Männer, voll Muth und bewußter Thatkraft, hatten ſo eben die Miniſterbank verlaſſen und die tumultuariſche Verſammlung aufgelös't. —

Ein nicht endender Ruf nach Rache und ein ſtürmiſcher Tumult waren unmittelbar dieſen Vorgängen gefolgt.

Man ſah die aufrühreriſchen Schaaren hierhin, dorthin ſtürzen. Die Straßen hallten wieder von Geheul und Flüchen. Die Bürgerwehr ſchloß ſich in engen Reihen, um die noch im Innern des Hauſes tobende Verſammlung zu ſchützen.

Da erſchien der alte General.

Plötzlich war er da, plötzlich war dieſe Unmaſſe von Soldaten da, und ſie ſtanden alle mitten in Berlin, während man noch debattirte, ob man ſie überhaupt wollte hereinlaſſen.

Aber keiner der Soldaten hatte gefragt, ob er kommen dürfe; am wenigſten hatte dies der alte General gethan. Fragt der Hausherr wohl, ob es ihm geſtattet ſei, in ſein eigenes Haus zurückzukehren?

Seitdem war der Belagerungszuſtand über Berlin ausgeſprochen worden, und Berlin hatte ſich gefügt. Ein ruhiger, geordneter Winter war dem tollen, verwilderten Sommer gefolgt. Nach und nach kehrten die Gewerke zu ihren Verrichtungen zurück, die Märkte belebten ſich wieder mit den Gruppen friedlicher Käufer und Verkäufer, der Wohlſtand hob ſich, aber Berlin — weit entfernt dies anzuerkennen, ſchmollte und grollte, und ſchalt auf den alten General, auf deſſen Schnurrbart es Karrikaturen machte.

Aber den alten General kümmerte dies nicht. Er blieb bei derſelben gütigen und milden Ruhe, und dabei bekam Jeder, der es wünſchte, das eiſerne, unbeugſame Auge in dieſem wilden, alten Geſichte zu ſehen. Es flogen keine Kugeln in Berlin und betteten ſich in menſchliche Herzen, es gab keine verbundene Augen und zielende Flintenläufe; es gab ſogar keine tiefen, feuchten Kerker; der General und ſeine Soldaten wußten das ſo einzurichten, daß ohne Mord und Einkerkerung Berlin wieder zur Vernunft kam. Aber Berlin, weit entfernt das anzuerkennen, grollte und ſchmollte und war faſt unzufrieden, daß auf der Haſenhaide Niemand erſchoſſen wurde.

Nachts, wenn alle Welt ruhte, ging der alte General und ſah nach, wie man ſeine „müden Kinder“ gebettet hatte. Da ging er zuerſt zum Regimente ſeiner lieben Pommern, zu den breitſchultrigen, wilden Jungen, mit den treuherzigen, ehrlichen, blauen Augen, die das Andenken ihrer braven Väter wach erhalten, und in deren Reihen nie ſich ein Verräther hat eingeſchlichen. Er fand ſie auf Böden, in Ställen, auf harten Dielen gelagert, denn es fehlte an Allem. Aber Niemand beklagte ſich. Das Regiment Kolberg war zufrieden. Es war gekommen, um den König zu befreien, und ſeiner ſtolzen Anſicht nach hatte es ihn auch befreit. Dann die hohen, ſchlanken

Söhne der Garde, die auf den Berliner erbittert waren aber voll Großmuth es nicht im mindeſten merken ließen. Dann das neunte Regiment, das herbeigeeilt war, raſch wie der Sturmwind, als es hieß, in Berlin gäbe es Gefahr. Dann die unüberwindlichen, kleinen Vierundzwanziger, die ſeitdem ſo viel von ſich haben ſprechen machen, und die ihre ſiegreiche Fahne bis an Deutſchlands Grenze, bis tief in die Schatten des alten Schwarzwalds getragen haben, und die ſich darin gefielen, ein ſo höhnendes Spiel mit den Aufrührern in Berlin zu treiben, indem ſie ſich ſtellten, als läge ihnen die preußiſche Ehre weniger am Herzen, und die grade dann recht eigentlich bewieſen, wie ſie nichts als dieſe, und immer nur dieſe im Schilde und im Herzen führten. Tapfere und geliebte Söhne des Vaterlands.

Alle dieſe Truppen, die jetzt Berlin umſchloß, beſah ſich der General in ſeinen nächtlichen Ausflügen. Hier und da blieb er ſtehen, und ſprach mit dieſem oder jenem ſeiner Kinder ein Wort, fragte ihn nach Nachrichten aus ſeiner Heimath, oder brachte ihm welche.

Wir kehren zu unſrer Erzählung zurück.

Die Parade war eben abgehalten worden. Das Spiel der Hoboiſten, der Schall der Hörner, und die Klänge des Triangels hatten den Berliner wieder auf der alten gewohnten Stätte, im Wäldchen an der Hauptwache, neben den Marmorbildern der Feldherren, erfreut. Jetzt kam der General ermüdet heim, denn er hatte noch eine Stunde bei dem berühmten Profeſſor zugebracht, der ſein Bild malte, und wollte ſich ausruhen. Da fand er ſein Vorzimmer wieder gefüllt — nach alter Weiſe.

Es war dem Manne, der Berlin zur Ruhe gebracht, ſelbſt keine Ruhe gegönnt. Es mußte das Vorzimmer geräumt werden, und der dienſtthuende Adjutant ſagte im Vorbeiſchlüpfen:

„Gott ſei Dank, Excellenz, ich ſeh' ſchon die rothe Säule wieder.“ Wenn dieſe Säule ſichtbar wurde, und ſie wurde nur ſichtbar, wenn das Zimmer ſich ſchon ziemlich geleert hatte, war die Hälfte der Arbeit gethan.

Die rothe Säule war ſichtbar.

Hinter dieſer Säule ſtand ein altes Mütterchen, mit einem großen Korbe unterm Arm, über dem ſie eine blau und weiß gewürfelte Schürze gedeckt hatte. Der General hatte ſie bemerkt und winkte ſie hinein, während zwei höhere Offiziere noch warten mußten.

Die Alte kam hinein, und machte einen tiefen Knix. Sie war gekleidet wie die Bäuerinnen aus der Gegend um Stettin, ein ſchwarzer, gefalteter Rock, ein weiter, weißer Halskragen, ein Mieder von ſchwarzem Glanzkattun, und eine Haube mit weiten, ſchwarzen Bandflügeln.

„Mütterchen, woher?“ fragte der General, indem er vor dem kleinen, alten, freundlichen Weibchen ſtehen blieb, und ſie betrachtete.

„I, Herr Oberſtken, kennen Sie denn die Trine aus Pieritz nicht mehr?“

Der Adjutant bemerkte, daß ſie General ſagen müßte. Die Alte ſagte:

„Ick gloob's, aber als ick det General zum erſtenmale in Stettin ſah, war het Oberſt. Meine alte Mutter lebte damalen noch. Die ſagte: Schau', Trine, det iſt unſer lieber Oberſt! Ick ſagte: Ick kenn' ihn.“

„Nun, Mütterchen, was wollt Ihr denn von mir?“

„I, juſt nix, als Sie wiederſehen, Oberſtken. Es iſt wegen der alten Freundſchaft! Wir han drüben in Pieritz gehört, daß Oberſtken mit unſrem König ein Wort geredet han, und daß d'rauf die Sachen hier in Berlin wieder in Ordnung gekommen ſind, und das Vaterland gerettet. Da dacht' ick, will mal hingehen und dem Herrn Oberſt meine Empfehlung machen, und ihm Dank ſagen. Dazu wollte ick auch meine beeden Jungens hier beſuchen."

„Wo ſtehen Eure Söhne?"

„Der Eene bei det neunte Regiment, der Andre bei det Königsregiment. Sie laſſen den Herrn Oberſt ſchön grüßen."

„Ich danke."

„Aber warum iſt det Belagerungszuſtand, Herr Oberſt?"

„Das verſteht Ihr nicht, Mütterken, det is wegen der Ordnung."

„Wegen der Ordnung! Man zu! Ordnung muß ſind. Aber meene Frau Gevatterin im Bullenwinkel ſagt, det Herr Oberſt hätte den Belagerungszuſtand ufgebracht, damit die Fleiſcher und Bäcker wieder beſſer zu Verdienſt kämen. Da müßt ick denn bitten, daß Sie, Oberſtken, in Pieritz ok eenen Belagerungszuſtand maken. Det Fleiſch iſt dort grauſamlich theuer, und det Brod gleichfalls."

„Es geht nicht ſo überall mit dem Belagerungszuſtand, Mütterken."

„Man zu! Wird ſchon gehen! Nur Kurraſche! Immer d'rauf los! Sprechen Sie man wieder ein Wort mit unſrem König, der wird nir dagegen han, daß Pieritz ok Belagerungszuſtand bekommt."

„Da Ihr in Pieritz den König liebt, und Ordnung haltet, ſo verdient Ihr nicht Belagerungszuſtand, Mütterken. Das iſt keine Freude für eine Stadt, das iſt eher ein Kummer.“

„Ein Kummer? Aber die Leut’ ſind ganz luſtig auf den Straßen! und meine Gevatterin ſagte mir, es gäbe Niemand in ganz Berlin, den die Leute, und grade die armen Leute, ſo gern hätten, als Sie, Herr Oberſtken.“

Das Geſicht des alten Kriegers nahm einen unbeſchreiblich freudigen Ausdruck an.

„Iſt’s wahr, Alte?“ ſagte er — „Haſt Du das wirklich gehört?“

„Ick will kein Pieritzer Kind ſein, Oberſtken, wenn ick det nicht einmal, nein hundertmal gehört, ſeitdem ick hier in Berlin bin. Det hat mir ja ok Freude gemacht. Ick denk’ immer, det iſt derſelbe Oberſt, den Du und die Mutter noch in Stettin geſehen, wo er noch nix war. Aber Oberſtken, warum laſſen Sie die vornehmen Herren Generäle, mit den grauſam vielen Ordensſternen da draußen warten? Ick gloob’, det iſt nicht recht. Mein Sohn ſagt: Dienſt muß vorgehen! Mutter. Und darum, obgleich dem Jungen die hellen Freudenthränen über die Backen liefen, als er mich kommen ſah die Straße hinauf, blieb er doch auf ſeinem Poſten ſteif ſtehen, und präſentirte das Gewehr, weil zwee Offiziere in der Nähe ſtanden, und ſpraken und nich weggehen wollten. Dienſt muß vorgehen!“ —

Der General lachte.

„Da haſt Du Recht, Mütterken; allein die Herren warten um Dich einmal gern, mir zu Gefallen. Was haſt Du denn in Deinem Korbe?“ —

Die Alte deckte verſchämt die Hülle ab, und es kam ein großer, gewaltiger Kuchen zum Vorſchein.

„Es iſt ein Pflaumenkuchen vom vorigen Jahre, det heißt, Oberſtken, die Pflaumen ſind vorjährig, der Kuchen iſt diesjährig. Ick hab’ ihn von Pieritz hierher transportirt, um Ihnen ein Präſenter damit zu machen, mit Reſpect zu ſagen. Wir Pieritzer ſind auch eben d’rauf! — Man zu! Aber, Männeken, geben Sie den armen Generalen dort draußen ok etwas ab, von wegen des Wartens.“

„Ich danke ſchön, Mütterken, die Generäle ſollen auch etwas haben.“ —

„Sie können’s brauchen. So een vornehmer Mann ſteht und wartet und hat den Deibel in ſeinen Gedärmen vor Hunger und Herzeleid, da dankt er den juten Gott für ein Stück Pflaumenkuchen aus Pieritz. Mein Mann ſagte immer, wenn ick auf’s Feld kam, ihm Eſſen zu bringen: Nur man nicht warten laſſen! Trine, nur Eens, man nicht warten laſſen! Aber Oberſtken, ick hätte noch eene Bitte.“

„Und was iſt's?“

„Ick hab' noch eenen dritten Jungen, der möcht' ok unter die Soldaten gehen.“

„Nur zu, Mütterken.“

„Ick bring' ihn ſelbſt her. Es iſt mein Neſtputſchelchen: aber der König ſoll ihn haben.“

„Er wird Euch nicht genommen werden, wenn er Euer letzter Sohn iſt.“

„Aber ick will, und mein Sohn will. Es muß ſind. Wir haben in Pieritz gehört, der König ſei noch immer etwas in der Patſche drin, und zähle und rechne auf alle ſeine lieben Kinder. Nu, wir Pieritzer ſtehen Niemandem nach. I Gott bewahre! Fällt uns gar nicht ein, daß wir Jemand nachſtehen! Ick und meene drei Buben ſind für den König immer oben d'ruf! Nun, Oberſtken, gehts oder gehts nicht?“

„Es geht. Bringt ihn nur her; ich werde ſelbſt dafür ſorgen, daß er gut untergebracht wird, und werd' ein wachſames Auge auf ihn haben.“

„Aber da müßten wir det beſte Regiment ausſuchen, Oberſtken.“

„Mutter, es giebt kein beſtes Regiment. Sie ſind alle gleich gut, denn es ſind alle **preußiſche** Regimenter. Verſteht Sie mir?“ —

„Man zu! Nun iſt mir ganz leicht zu Gemüthe. Nu hab' ick geſchwind noch eene Bitte.“

„Laßt hören.“

„Hier hab' ick een olles Buch, es iſt det die Bibel. Da ſtehen auf der oberſten Seite allerlei Namen drin, von meinem Großvater und meinem Vater, und von dem Pfarrer im Dorf und dem Schulzen wohl vor funfzig und mehr Jahren zurück. Na Oberſtken, da ſoll nu ok Ihr Name inſtehen.“

„Mit Freuden, Mutterken, gebt mir man die Feder von dort her.“

„Hier, Oberſtken und wollt Ihr ok mein olles Ogenglas dazu haben, hier iſt's. Da, ick hab's preper abgewiſcht.“

„Brauch kein Augenglas. So, hier ſteht's, klar und deutlich. Könnt Ihr Geſchriebenes leſen?“

„Ne, aber meine drei Buben können's. Ick kann nu man noch Gedrucktes leſen, un det ok ſchwierig. Aber es wird wohl richtig ſind. Bedanke mich ſchön!“ —

„Nu geht mit Gott, Mutterken, und bringt mir, wann Ihr wiederkommt, Euren Sohn. Hört Ihr.“

„Schon gut — aber nun, Oberſtken! Wegen

det Belagerungszuſtandes! Könnt Ihr denn wirklich nich machen, daß Pieritz ok eenen bekommt? Männeken, det wäre zu prächtig! Man zu! Nur Kurraſche, et wird ſchon gehn!" —

Und ſo ging ſie fort, nachdem ſie dem General noch die Hand zum Abſchied gereicht, und den Offizieren an der Thüre einige Verbeugungen, mit Kopfnicken und Kußhändchen begleitet, gemacht hatte.

Der General war äußerſt guter Laune. Es war ihm ein erfreulicher Gedanke, ſeinem Namen, den neuerdings die Berliner Schmähblätter verunglimpft hatten, in der Bibel des alten Weibes einen ſtillen und ſichern Platz gegeben zu haben, wohin keine freche Zunge hinreichte. Ebenſo wie hier in die Bibel — hoffte er — und wünſchte er — hatte er ſich in manches treue alte Preußenherz eingeſchrieben. Er beneidete — ſo einfach und treu dachte er — diejenigen Heerführer nicht, die ihre Namen mit goldenen Lettern in Marmor verewigt ſahen, ihm lag unendlich vielmehr daran, daß ihn das Volk kannte, das unverdorbene, treue Volk, daß es ihn Vater und Freund nannte. Die Kinder dieſes Volks, die Soldaten, waren ohnedies ſeine Kinder. So war er ein Heerführer im wahren Sinne des Worts, denn er führte das Heer der Seinen.

Jetzt ließ er die Literaten vor, die Zeitungsredacteure. Dies war keine ganz angenehme Arbeit für ihn, denn die Herren waren unermüdlich in der Erfindung immer neuer Winkelzüge und Kunſtſtückchen, wie ein gegebenes Gebot oder Verbot zu umgehen oder fruchtlos zu machen ſei. Beſonders war hierin ein Zeitungsinhaber, ein alter Herr mit einer Burgundernaſe, ſehr geſchickt. Auch war es den Herren eine Freude, den General durch gelehrte Spitzfindigkeiten und geſchraubte Phraſen in die Enge zu treiben. Aber ſie mußten ſich fügen, denn das ſcharfe Auge, und der grade, ehrliche Sinn waren ihnen überlegen.

Dann kam auch „der Vetter" an die Reihe, der ſchon geſtern vergeblich angefragt. Seine Aufgabe wurde aufnotirt, und es wurde ihm bedeutet, daß er in ähnlichen Fällen den General ſelbſt nicht zu beanſpruchen brauche, ſondern gehörigen Orts bei der Unterbehörde ſeine Angaben zu machen habe. Der junge Mann war hierüber etwas ungehalten, er hatte ſich auf eine große, lärmende Rede bereit gemacht, die er vor dem kommandirenden General, und wo möglich vor einem zahlreich verſammelten Corps von Offizieren und Patrioten halten wollte. Jetzt ging er unmuthig und kleinlaut fort.

Ganz zuletzt ließ ſich auch Herr Kieſelack melden, wurde jedoch nicht angenommen. Der General, ermüdet und in übler Laune, ließ ſich ſeinen Beſuch auf ein andersmal ausbitten.

14.

Der ungetreue Begleiter.

Wir kehren in den Laden unſers Handſchuhfabrikanten zurück. Helene hatte zum erſtenmale in ihrem Leben, ſo weit ſie ſich beſinnen konnte, acht Tage in vollkommener Ruhe und von Niemand behelligt und von keiner Seite her geſtört zugebracht. In ihrem elterlichen Hauſe war es ihr nie ſo gut geworden. Ihre Seele hatte oft der Einſamkeit, der Stille, des Friedens bedurft, aber ſie hatte ſie nie gefunden. Ein Geiſt einer „lärmenden“ Liebe, und eines noch viel lärmendern Haſſes herrſchte beſtändig in dieſem unglücklichen Hauſe. Es giebt eine Art von Familienzärtlichkeit, die ſich immer mit harten, ſchreienden und kreiſchenden Lauten, mit umgeworfenen Stühlen, zertrümmerten Gläſern, Hin- und Herlaufen, Thürzuſchlagen und wilden Sprüngen umgiebt. Eine ſolche Zärtlichkeit hatte von Beginn an im Hauſe des

Kaufmanns Hermes geherrſcht, und war eigentlich durch die Mutter und deren Verwandte hinein verſetzt worden. Helene und der Vater waren die einzigen ſtillen Naturen. Aber noch viel ſchlimmer als dieſe klappernde und klatſchende Zärtlichkeit, wo oft ein Kind fünf-, ſechsmal ſtürmiſch umarmt, und dann mit einem lauten kreiſchenden Schrei wieder losgelaſſen wurde, war der Familienzank. Die Mutter beſaß eine Gabe, über jede mißfällige Kleinigkeit in einen Wortſchwall auszubrechen, der jeder Schleuſe ſpottete, in die man ihn einzuzwängen beabſichtigte. So wie die Frau immer in lebhafte, ſchreiende Farben ſich kleidete, ſo liebte ſie's auch, die grellgefärbten Ausdrücke zu brauchen. Ihre Söhne ſtanden ihr redlich bei. Helene konnte dieſe Weiſe durchaus nicht vertragen, und dennoch befand ſie ſich von ihrer Kindheit an immer in der Nähe dieſes Niagarafalles von aufregender Affection, und das ewige Brauſen und Sauſen hatte ſie zuletzt, als die politiſchen Kämpfe ausbrachen, ordentlich krank und bettlägerig gemacht. Gebt doch Frieden! hatte ſie oft bittend gewehklagt, und dabei ihre Hände gefalten, — gebt doch Frieden! Aber dies war denn immer gerade das Signal geweſen zu einem noch ärger ausbrechenden Tumult. Der Vater hatte ein untrügliches Mittel, er zog ſich in ſein Comptoir zurück. Dahin durfte, ohne ſeine Aufforderung, Niemand, ſelbſt Helene nicht, ihm folgen. Er ließ alsdann ſeine Familie im Schiffbruch zurück, er ſelbſt hatte eine Art Robinſon-Inſel erreicht, wo nur ſein treuer Freitag, ſein großes Contobuch, ihm Geſellſchaft leiſtete. —

Hier, in fremdem Hauſe, hatte Helene die erwünſchte Ruhe. Wenn ſie in den Laden gehen wollte, ſo fand ſie daſelbſt, wie gewöhnlich, den Vater und den Sohn, und Beide gaben, Jeder auf ſeine Weiſe, ſich Mühe die ihnen liebgewordene junge Dame auf das Beſte zu unterhalten. Frau Pierſig war ſelten daſelbſt zu finden, denn ſie beſorgte den Haushalt oder ging ihre geheimnißvollen Gänge. Herr Pierſig hatte ſeine Hausgenoſſen mit dem Namen ſämmtlicher Offiziere bekannt gemacht, die damals in Ohlau geſtanden, als er ſich daſelbſt bei den braunen Huſaren befand. Dieſe Mittheilung war dem jungen Mädchen von ſehr geringem Intereſſe, allein ſie erlaubte ſich nie ein Zeichen der Ungeduld oder der Unaufmerkſamkeit, weil ihre natürliche Gutmüthigkeit ihr verbot Herrn Pierſig in ſeinen liebſten Erinnerungen zu kränken. Dafür hatte der Handſchuhfabrikant ihr verſprechen müſſen alle jungen unverſchämten Pflaſtertreter, vor Allen Herrn Kieſelack, vom

Laden fern zu halten, und es war ihm auch gelungen. Die einzige Aufmerkſamkeit, die er, wenn Helene im Laden war, auf die Außenwelt richtete, war, daß er von Zeit zu Zeit geſchwind die Kokarden an dem koloſſalen Kopfe ſeines Sohnes wechſelte, je nachdem dieſer oder jener Kunde in der Nähe ſichtbar wurde.

„Beſter Herr Pierſig,“ hub eines Tages Helene mit einiger Schüchternheit an, „ich ſehe mich genöthigt Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Mein Engel, bitten Sie nur,“ ſagte Herr Pierſig. „Wollen Sie Ihre kleinen, niedlichen Handſchuhe, die Sie hierher mitbrachten, in die Wäſche geben?“

„Nein, liebſter Meiſter. Seitdem ich in Ihrem Hauſe wohne, brauche ich faſt gar nichts auf meinen Putz zu verwenden.“

„Und dennoch ſehen Sie immer ſo anſtändig aus,“ ſagte der Handſchuhfabrikant mit Ehrerbietung. „Es giebt ſelten junge Damen, die ſo anſtändig ausſehen. Man ſieht Ihnen die Tugend, ich möchte ſagen am Zipfel ihres Schnupftuches an, mein Fräulein. Es iſt Alles aus einem Guß gleichſam. Andere Frauen ſehen auch anſtändig aus, allein wenn man recht genau hinſieht, guckt irgendwo doch etwas hervor, woraus man merkt, daß es ihnen doch mit dem

Anſtand nur Spaß iſt. Alſo wenn's nicht die Handſchuhe ſind, was iſt's denn?"

„Ich möchte gerne Abends ausgehen" ſagte Helene und eine flüchtige Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Ausgehen? Sehn Sie mal!" rief Herr Pierſig. „Sie, die Sie nie ausgehen! die gar nicht mehr weiß, ob in unſrer Straße Häuſer oder Pilze ſtehen, Sie wollen ausgehen, und noch dazu Abends!"

„Ich muß nothwendig eine alte Verwandte ſprechen, die vor dem Oranienburger Thore wohnt. Es läßt ſich nicht länger verſchieben. Allein will ich nicht gehen, und möchte darum Sie zum Begleiter haben. Wir gehen Abends um neun Uhr aus, und um zehn ſind wir wieder hier."

„Sind wir wieder hier," wiederholte Herr Pierſig. „Ja, es läßt ſich hören. Aber warum muß es denn gerade Abends ſein?"

„Weil ich am Tage Jemand begegnen könnte, und weil ich meinen Verwandten verſprochen habe, am Tage nie auszugehen, ohne ſie es wiſſen zu laſſen. Verſtehen Sie lieber Herr Pierſig?"

„Vollkommen, meine junge engelhafte Dame, vollkommen. Ich ſtehe ganz zu Dienſten. Soll es heute ſein?"

„Ja — dann iſt's abgethan."

Herr Pierſig bedachte, daß gerade neun Uhr die Stunde war, wo er für ſeine Familie und für die ganze Welt abzuſterben pflegte, wo er ſich völlig beſiegt erklären mußte von den dämoniſchen Gewalten der „rothen Laterne;“ allein er nahm ſich vor, diesmal die rothe Laterne zu meiden, und dagegen vom Lichte der Tugend und Mäßigkeit ſeinen Pfad beleuchten zu laſſen. Denn dem lieben engelhaften Mädchen war nichts abzuſchlagen. Er ſagte alſo, daß er um neun Uhr bereit ſein werde, ſein Führeramt anzutreten, und ſiehe da, um neun Uhr ſtand er auch mit dem grauen Filzhütchen, das immer aufgeſetzt wurde, wenn die erſten Frühlingslüfte zu wehen begannen, mit einem Paar gelben Glacéhandſchuhen, der rothen Waterloo-Weſte bekleidet und mit dem Regenſchirm unterm Arm, an der Hausthür. Helene ließ nicht auf ſich warten, und das Paar machte ſich auf den Weg. Man mußte die ganze Friedrichsſtraße, die Straße, deren Länge und wechſelnde Bedeutſamkeit Herr Pierſig mit ſeinem eignen Lebenslaufe verglich, hinaufgehen, und dieſe Straße, die nie aufhört belebt zu ſein, war es auch jetzt. Herr Pierſig hatte ſeinen Hut tief in's Geſicht gedrückt, denn er war entſchloſſen keinen Bekannten zu grüßen, weil dies doch nur Aufſchub und Störung für ſeine Gefährtin herbeigeführt hätte. Helene hätte ihrerſeits gern einen kleinen Umweg gemacht, um in der Dorotheenſtraße das Haus zu ſehen, in welchem ihre Eltern gewohnt, allein auch ſie gab dies Verlangen auf, um nur den beabſichtigten Gang bald zu beendigen.

Noch war ein gutes Stück Weges in die Chauſſeeſtraße hinab zu machen, endlich ſtand man vor dem Häuschen, das von einem weitläufigen Garten umgeben war, und Helene, die Klingel ziehend, bat ihren Begleiter inſtändigſt, um zehn Uhr nicht auf ſich warten zu laſſen. Er verſprach es. Jetzt gingen aber für Herrn Pierſig die Prüfungen an. Er fühlte ſich von einer unerklärlichen Schwäche befallen. Die Welt erſchien ihm öde, und jeder Freude bar. Die menſchlichen Handlungen dünkten ihm alle kleinlich und gering; was er früher bewundert hatte, erſchien ihm verächtlich. Schwärmerei und Begeiſterung zeigte ſich ihm als Kinderpoſſen und ſelbſt das ſolideſte Paar Handſchuhe mit untadelhaften Näthen und unverwüſtlichem Leder erſchien ihm als ein irdiſches Lumpenwerk. Er wußte ſich dieſe tiefe Melancholie anfangs nicht zu deuten, nach und nach entdeckte er, daß ſie wie ein unendliches Weh aus der Tiefe der innerſten Organiſation ſeines Leibes emporſtieg, und das Herz und die edlen Theile ergreifend, jenen philoſophiſchen Verdruß zu ſtande brachte.

Da ſtand er nun mit den herrlichen gelben Handſchuhen, mit dem grauen Hute, und der Waterloo-Weſte, und dem Regenſchirm — als Muſter eines Mannes, wie er Sonntags zu Biere geht — aber es war nicht Sonntag, und er ging nicht zu Biere.

Mit einem unbeſchreiblich unbehaglichen Gefühle blickte er ſich um und warf einen Blick auf das Häuschen der alten Dame, in welches ſeine junge ſchöne Gefährtin eben verſchwunden war.

An der Ecke der Straße befand ſich ein kleiner Tabaksladen, der, obgleich er ſehr klein und ſehr beſcheiden ausſah, doch ſich die grenzenloſe Frechheit erlaubte ſeinen Kunden vorzulügen, daß er in directer Verbindung mit Havannah ſtehe, und von dort, und von keinem Orte der Welt anders ſeine Waare beziehe. In dieſes Muſter eines kleinen prahleriſchen und lügenhaften Ladens trat nun Herr Pierſig und ließ ſich eine Cigarre verabreichen, die er anzündete und Einiges, aber nur vorübergehend, mit dem Eigenthümer dieſer erotiſchen Handlung plauderte. Dann ſetzte er ſeinen Weg wieder fort. Aber der Ueberdruß wuchs. Es entwickelte ſich eine nicht zu beſchreibende Bitterkeit in dem angegriffenen Gemüthe — nicht allein die Dinge, deren Farbe urſprünglich in's Dunkle ging, ſondern auch ganz ohne Unterſchied alle anderen Dinge, ſah er ſehr ſchwarz: Damen in roſenrothen Kleidern, Kinder in gelben Strohhüten, Droſchken, die in dem leuchtendſten Smaragdgrün glänzten, und Fenſterläden, die von den Fingern der Morgenröthe ſelbſt bemalt zu ſein ſchienen. Endlich warf er die Cigarre zu Boden, ſtampfte ihre Gluth aus, kreuzte die Hände auf dem Rücken und ſah mit einem wahren Muthwillen von Zorn und Erbitterung in die blaue Luft hinauf. In dieſer Stimmung konnte Herr Pierſig ein ſchlechter Familienvater ſein; er konnte ſelbſt die edelſten Gefühle verleugnen, es war nicht gerathen, ihm in einer Stunde, wie dieſe, nahe zu treten, um an ihn als Menſch, als Bürger und als Chriſt Anſprüche zu machen. Er hätte jeden ſolchen Anſpruch mit Hohn zurückgewieſen.

Endlich ging Herr Pierſig durch das Thor, und hier ſah ihm die erſte rothe Laterne entgegen, wie ein funkelndes Auge leuchtend und unheimlich lockend. Er ging an ihr vorüber. Da tauchte die zweite auf. Dieſes rothe Auge warf ſchon einen viel lieblichern Strahl. Als der Handſchuhfabrikant unter ihr wegging, ſah er ſich wie mit kleinen Purpurroſen überſtreut, und dieſes Phänomen hatte ſo viel Anziehendes und Ueberraſchendes für ihn, daß er ſtehen blieb, und einen verwunderten, lächelnden Blick hinauf zu der Laterne ſandte. Die dritte Laterne hatte offenbar von ihrer Vorgängerin dieſes ſpitzbübiſche Kunſtſtückchen abgeborgt, ſie fing, als Herr Pierſig unter ihr wegſchritt, ebenfalls an Roſen zu ſtreuen, und lockte ebenfalls Herrn Pierſig's Blick in die Höhe. Oben war ein Fenſter geöffnet, und in einer Wolke von Tabaksqualm ſah ein bekanntes Antlitz auf die Straße hinab, und grüßte den Bekannten.

Der Handſchuhfabrikant beſann ſich, daß er dieſem Manne etwas zu ſagen habe. Er wollte es ihm ſchnell, gleichſam im Fluge ſagen, und gleich wieder fortſtürzen — allein es verging eine Viertelſtunde, es verging eine halbe — endlich ſchlug es zehn, und Herr Pierſig war nicht in der Straße erſchienen.

15.

Die Großtante.

Helene war indeß in ein kleines Stübchen getreten, woſelbſt eine alte Frau in einem Polſterſtuhle ſaß und beim Schein einer dürftigen Lampe ein Kleidungsſtück ausbeſſerte. Als Helene ſich zeigte, that die Alte, die bis auf die Knochen ausgedörrt war, und deren Antlitz etwas Steinernes angenommen hatte, einen kleinen Ausruf der Freude. Aber dieſer Freudenruf war ſehr mäßig, und gleich darauf ſtickte und flickte die Alte weiter.

„Setz Dich, mein Kind. Alſo es iſt Dir doch möglich geweſen, Deine alte Großtante aufzuſuchen. Iſt die verrückte Familie doch ſo weit in Ordnung, daß man die Kinder zu ihren Verwandten gehen läßt?“ —

Helene hatte verſucht der Alten die Hand zu küſſen, allein dieſe hatte ſich faſt unwillig abgewenbet. „Frau von Reinicke hat ſich meiner angenommen“ — ſagte Helene.

„Das haſt Du mir geſchrieben. Bei mir hätte ich Dich doch nicht unterbringen können. Das ſiehſt Du wohl. Eine arme, alte Frau, wie ich bin, die kaum über einen Stuhl und ein Bette zu verfügen hat, kann Niemand bei ſich aufnehmen. Ich habe Dich zu mir rufen laſſen, weil ich fürchte, daß es plötzlich mit mir aus ſein kann, und da ſollſt Du kommen, und meine Sterbe- und Leichenangelegenheit beſorgen. Ich will von keinen andern Händen beſtattet ſein, als den Deinigen. Dafür hinterlaſſe ich Dir, was ich ſo an altem Kram und Kleidungsſtücken habe. Es iſt das Erbe einer Bettlerin, und eine Bettlerin erbt es. Du haſt ebenſowenig wie ich habe, mein Kind. Möchteſt Du nur bei Deiner Armuth ſo ehrlich durch's Leben kommen, wie ich's habe — Gott den Dank dafür — vollführen können.“

„Ihr werdet noch nicht ſterben, Großtante“ — ſagte Helene.

„Ob ich nicht werde!“ höhnte die Alte. „Der Tod iſt noch an keiner Creatur vorbeigegangen. Als ich noch in Polen wirthſchaftete — es ſind jetzt fünfzig Jährchen her — und ein ziemlich rüſtiges Weibſtück war, ſagte mir einmal ein Pfaffe, wenn einmal ſieben Hunde über Deinen Weg laufen werden, und der Mond in kleinen Stücken auf Deine Schulter niederfällt, dann mache Dich fertig, in die ſchwarze Kammer einzugehen. Geſtern liefen ſieben Hunde, von einem Buben gehetzt, mir über den Weg, und als ich mich heute Morgen nach meiner Gewohnheit mit kaltem Waſſer übergoß, ſtand noch der Mond am Himmel, und der Schein fiel wie lauter Mondſtücke im glitzernden Waſſer über meine Schulter. Da ſchickte ich denn ſogleich zu Dir.“ —

Helene hörte mit einem kleinen Fröſteln dieſe Worte.

Ein Diener brachte eine Schaale mit Suppe herein, und ſetzte zwei Teller, aber nur einen Löffel auf den Tiſch. Dieſer Diener war ein alter Pole, faſt ſo alt wie ſeine Gebieterin. Er ſah verdrüßlich und grollend aus.

„Geh' in die Kammer, und bringe den Herrn Miniſter her“ — befahl die Alte, und zu Helenen gewendet, ſagte ſie: „Du weißt, daß ich zwei Neffen habe, Söhne meines lieben Bruders, der Eine iſt Dein Vater, und der Andere iſt der Thunichtgut, den Du eben wirſt hereinkommen ſehen. Ich halte ihn hart. Er will durchaus ein Vagabund werden, allein ich ſtemme mich mit aller Kraft dagegen.

Nichts zu biegen und brechen hat er, alles, was ihm einſt gehörte, und was ihm nicht gehörte, das heißt gutherziger Freunde Habe, hat er durchgebracht, und nun kam er eines Abends vor meine Hausthür, verfolgt von Gläubigern und von der Polizei, die den heimathsloſen Herumtreiber feſtſetzen wollten. Da leuchtete ich mit dem Leuchter hinaus in die Nacht, und rief, wie ich die Jammergeſtalt ſah: Ich kenne ihn. Andre hätten geſagt: ich kenne ihn nicht. So lebt er denn bei mir, und ich hab' ihn freigemacht; allein er muß mir das Holz hacken, wenn ich mir Morgens meinen Kaffee koche."

Helene hatte von dieſem Oheim gehört, wußte aber nicht, wohin er ſeit dem Sommer verſchwunden. Unter den Volkshaufen und Tumultuanten des Sommers hatte er eine Rolle geſpielt, und von ſich ſprechen machen. Mit der Wiederkehr der geordneten Zuſtände war er verſchwunden. Dieſer heruntergekommene Wüſtling und jener reich gewordene Geadelte waren gleichſam — nur in ſehr verſchiedener Weiſe — ihr die unangenehmſten Familienmitglieder.

Die Alte ſetzte hinzu: „Seine Freunde im Sommer haben ihm eingeredet, daß man ihn zum Miniſter machen werde, und wie man mich ernſtlich verſichert hat, es hat auch wenig gefehlt, daß er es wirklich wurde. Es lieſen ja damals die Miniſter zu Dutzenden auf der Straße herum. Jetzt kann der Narr es nicht vergeſſen, und wenn ich ihn ärgern will, brauche ich ihn nur Se. Excellenz zu nennen."

Helene fand dieſen Hohn und die Grauſamkeit ſehr wenig nach ihrem Sinne. Sie wandte ſich daher theilnehmend zu dem Gehöhnten, als dieſer jetzt eintrat, und ſeinen Teller mit Suppe empfing. Die Alte, nachdem ſie ſich des Löffels bedient' hatte, zog ihn auf gut polniſch noch einmal ſcharf durch die Lippen, und gab ihn dann dem Neffen. Dieſer Neffe war ein alter Mann, älter wohl ausſehend, als er in der That war. Er richtete auf kein Geſpräch, auf keinen Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit, raſch ſeine Mahlzeit beendend, empfahl er ſich mit einem trocknen, mürriſchen Gruße. Helene eilte ihm nach, und drückte noch ſeine Hand zum Abſchiede. Er ſah ſie an, verwildert und zerſtört, ohne ihre Freundlichkeit irgendwie zu erwiedern.

Die Alte ſagte: „Laß ihn gehen. Es iſt ſo ſeine Weiſe. Er iſt böſe, daß ich ihn arbeiten laſſe. Allein meine Maxime iſt, daß Jeder wenigſtens etwas verſtehe. Er hat in ſeinem Leben nie etwas gelernt, nie, auch nicht das Geringſte und Kleinſte konnte er machen. Jetzt kann er doch wenigſtens

Holz hacken. Das iſt doch etwas, und wenn er's recht macht, kann er doch darauf ſtolz ſein und ſagen: „Das kann ich." Aber zum Anſpeien ekelhaft iſt das Geſindel, das nie Arbeit gekoſtet hat, das nichts weiß und nichts kann, und davon gerade iſt jetzt die Welt voll. Meinethalben, ſag' ich, ſeid Republicaner oder ſeid Königlichgeſinnte — nur zeigt, daß ihr irgend etwas zu ſchaffen verſteht."

Die Alte ging jetzt auf Helenens Angelegenheiten über. „Kind, wie iſt es denn mit Deinem Liebhaber?" fragte ſie ziemlich barſch und ohne Umſtände. „Ei, was iſt denn da zu ſchämen," ſetzte ſie hinzu, als ſie das niedergeſenkte Auge ihres Gaſtes bemerkte, „ein Weibsbild in ſeiner Blüthe hat Liebhaber! Das iſt ſo ſehr in der Ordnung, als wie der Birnbaum Birnen trägt. Wenn unſre Wangen blaß werden, dann bleibt uns die Lippe des Mannes fern, wie der Pfeil des ſchlechten Schützen ſtets vom Ziele fern bleibt. Aber wenn wir grünen, kommt mehr als eine Ziege in unſern Garten. Ein blühend Weib, das in der Fülle ihres Verlangens, wie die Tulpe im Sonnenſchein, da ſitzt, dem fehlen von fern und nah die Gäſte nicht, die da kommen wollen, um zu ſpüren, wie der diesjährige Wein gerathen. Als ich die ſchönen Tage meiner Jugend genoß und feurig im Lande umherzog, als mein kleiner Handel blühte, und ich in meinem Herzen guter Dinge war, da war ich auch ein Weibsbild, an dem die Zunge meines Mannes manch' ſüßes Korn entdeckte. Es folgten meinen Tritten und Schritten der rüſtigen Jäger viele, vor denen ich als ein lieblich Wild daherzog. Jetzt, da das Alter und die Fäulniß kommt, jetzt freilich iſt meine Natur wie Geſtank in der Nähe der feinen Herren, und die alte Bathſeba mag immerhin ſich den krummen Rücken waſchen, es guckt kein Aug' zu ihr über den Zaun herüber. Alſo, mein Kind, nutze Du die Jahre, die ſüß im Ohre klingen wie Harmonikaton, nutze ſie."

Dieſe Lehre war Helenen freilich nur in ſo weit verſtändlich, als ſie ſie auf die endliche Löſung ihres kummervollen und bedrückenden Verhältniſſes, in Bezug auf die Entfernung von ihrem Geliebten deutete.

„Der Vater bleibt bei ſeinem Zugeſtändniſſe, der Bruder und die Mutter bei ihrer Weigerung," ſagte ſie, „und ihn ſelbſt darf ich nicht ſehen. Ach, ich verlebe eine traurige Zeit."

„Und er macht auch keinen Verſuch, Dich aufzufinden?" fragte die Alte.

„Gewiß wird er einen ſolchen machen," entgegnete Helene; „allein, wie ſoll er mich finden. Jede Spur iſt mit Abſicht verhüllt.“

„Der rechte Jäger findet doch das Wild!“ höhnte und lachte die Alte, und goß damit, ohne es zu wollen, Troſt in die Bruſt des Mädchens. „Ich kenne dieſen Herrn von Ruborn übrigens; ich habe in dieſen Tagen die Entdeckung gemacht; ganz zufällig.“

„Meinen Robert?“ ſagte Helene raſch und freudig.

„Nicht ihn, den Vater,“ entgegnete die Alte mürriſch. „Es war in einem kleinen polniſchen Städtchen, Anno — Nun! das gehört nicht hier zur Sache. Alte Zeiten! alte Zeiten!“ —

„Aber was iſt's damit, Großtante,“ fragte Helene immer angelegentlicher.

„Nun, Du weißt,“ murmelte die Alte, „ich habe klein angefangen. Ich trieb damals einen Hauſirhandel an der Grenze. Nun, Niemand hat ſich ſeiner Thätigkeit zu ſchämen, wenn er nur irgend etwas kann. Da war denn das zwölfte Infanterieregiment — Aber ich ſage Dir, alte Geſchichten! ganz alte Geſchichten! Und Du mußt nach Hauſe gehen, Kind. Es hat der Wächter zehn Uhr gepfiffen. Aber verſprich mir, den guten Muth nicht zu verlieren, und dann verſprich mir, ſo wie Du meinen alten Primislow ſiehſt, ſogleich ihm hierher zu folgen; denn keine Minute Verzug geſtatte ich, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen. Nun, geh' mit Gott.“

Helene mußte fort, ſo gern ſie auch noch geblieben wäre, um die letzten räthſelhaften Andeutungen in der Rede der Alten erklärt zu erhalten. Die Thür wurde ihr vor der Naſe zugeſchlagen. Und draußen — war ſtockfinſtre, nebelſchwarze Nacht, und kein Herr Pierſig zu erblicken.

16.

Ein andrer Begleiter findet ſich.

Als Helene ſich auf dieſe Weiſe ausgeſchloſſen fand, dachte ſie einen Augenblick über dieſe alte Verwandte nach, und es kamen ihr jene Geſchichten wieder in den Sinn, die ſie im Hauſe der Eltern über ſie gehört. Sie beſann ſich, den Vater oft von der Alten ſprechen gehört zu haben, und immer mit einer gewiſſen Achtung. Schon früh war ſie ſelbſtſtändig geweſen, und hatte ihren Lebensweg ganz auf eigne Manier angetreten. Ohne ein Geldſtück vom Elternhauſe mitzunehmen, war ſie ausgewandert, hatte ſich früh durch die Welt zu ſchlagen gelernt, und einen Polen geheirathet, von dem ſie ſich aber, weil er ein gar zu wüſter Geſelle geweſen, wie ſie ſelbſt geſtanden, früh wieder getrennt hatte. So hatte ſie ſich denn an der Grenze, halb Polin, halb Deutſche, umhergetrieben, und wie das Gerücht behauptete, auch durch Schmuggelhandel Vermögen erworben. Sie ſelbſt wollte nichts davon wiſſen. Sie kam arm und verlaſſen nach Berlin, nahm aber in keiner Weiſe die Hülfe ihrer dortigen Verwandten in Anſpruch, was ihr Herr Hermes, der Vater Helenens, für Stolz auslegte. Allein es war eben eine „beſondere" Frau. Im Alter noch viel eigenſinniger, als ſie es in der Jugend geweſen war.

Dieſe Gedanken wurden aber ſchnell verſcheucht von der Beſorgniß, wie ſie jetzt nach Hauſe kommen ſolle. Sie entſchloß ſich natürlich ſchnell einer Droſchke ſich zu bedienen, allein um zum Halteplatz derſelben zu gelangen, war ein langer Weg zurückzulegen. Um zehn Uhr ſind die Straßen Berlins noch ſehr belebt. Eine Berlinerin von gutem Schrot und Korn findet nichts Bedenkliches, um dieſe Stunde ſich in alle möglichen Regionen der Stadt hinzuwagen. Allein Helene war furchtſam; an ſtete Fürſorge für ihre Perſon gewöhnt, war es ihr im höchſten Grade unbehaglich, wenn auch nicht gefährlich, ſich jetzt völlig verlaſſen zu ſehen. In jedem weißen Hute, in jeden leuchtenden Handſchuhen glaubte ſie Herrn Pierſig zu ſehen, und immer täuſchte ſie ſich. Herr Pierſig kam nicht.

Helene ſah nach ihrer Uhr; es war halb elf. Jetzt begab ſie ſich allein auf den Rückweg.

Eine kleine dunkle Seitengaſſe, von beiden Seiten von Gärten eingeſchloſſen, war zu durchſchreiten, ein ſehr enger Pfad zur Seite eines Zaunes bot eben nur ſo viel Raum, daß der flüchtige Fuß der nächtlichen Wanderin unberührt von dem Schutt und dem Naß des übrigen Theils der Straße darauf Platz finden konnte; kam hier Jemand entgegen, ſo mußte nothwendig Einer der Beiden in die Kehrichthaufen und in die Näſſe treten. Unglücklicherweiſe bewegte ſich auch ein ſchwarzer Schatten auf Helenen. Drei Schritte entfernt blieb dieſer Schatten ſtehen, dem das Auge in der Dunkelheit durchaus keine Form abgewinnen konnte, und eine Stimme fragte:

„Wohin ſo ſpät, mein Kind?“

Der Ausdruck „mein Kind“ *hier* gebraucht und von einem ſo unbekannten, drohenden Weſen, hatte für Helene etwas unbeſchreiblich Widriges. Noch ganz erfüllt von den Erinnerungen an ihr Vaterhaus, kam es ihr wie ein entſetzlicher Hohn vor, jetzt dieſen Zuruf zu hören, den ſie ſo oft von den Lippen des theuren, edlen Mannes, den ſie Vater nannte, vernommen. Ohne zu antworten, wollte ſie raſch am Zaun hinſchlüpfen, allein ſie fühlte ihren Arm erfaßt und unter den ihres Begleiters geſchoben, der jetzt mit ihr umkehrte.

„Ich will Sie nach Hauſe bringen,“ ſagte der Mann mit der ſelben rauhen, wilden Stimme, „wo wohnen Sie, Schätzchen?“

Helene wußte ſich nicht anders zu retten, als daß ſie auf das erſte beſte Haus zeigte, deſſen Fenſter noch erleuchtet waren, und dieſes als ihren Wohnort bezeichnete. Die Kürze des Weges ſchien dem Führer nicht angenehm.

„Das iſt ja ein Speiſe-Lokal,“ ſagte er, „und Sie ſind wohl die Köchin? Allein dafür ſieht Ihr Hut und Ihr Mantel zu fein aus. Alſo wohl ſo etwas wie Kellnerin —?“

„Ich bin die Tochter des Wirths“ — ſagte Helene in ſteigender Beklemmung, und ſuchte vergeblich ihren Arm frei zu machen.

„Wenn das iſt,“ rief ihr Begleiter, „ſo wüßt' ich wohl, mein Fräulein, auf welche Weiſe Sie meinen Dienſt, den ich Ihnen ſo eben leiſte, indem ich Sie begleite, vergelten könnten. Sie werden mir ein kleines Abendbrod vorſetzen laſſen. Nicht wahr? Ich habe meine Börſe gerade zu Hauſe vergeſſen. Nun, ſind Sie dabei? Wenn Sie's nicht wollen, ſo muß ich mir ein anderes Abendbrod ſelbſt nehmen, das heißt einen Kuß. Geſchwind, mein Schätzchen, wählen Sie.“

Ein großes, bärtiges Geſicht näherte ſich Helenen, und eine derbe Hand ſchob den Schleier ihres Hutes zurück.

„Ich werde Ihnen Geld geben, daß Sie ſich ſelbſt ein Abendbrod kaufen können,“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, und brachte ihre Börſe hervor. Sogleich befand ſich dieſe in den Händen des Begleiters, und ehe Helene einen Laut hervorbringen konnte, war die große, ſchwarze Geſtalt in der Nacht verſchwunden. Zugleich verlöſchten die Lichter der Reſtauration, und die Thür wurde geſchloſſen. Helene erhob ihre ohnmächtige Stimme, um nach einer Droſchke zu rufen, dicht neben ihr rief eine eben ſo klägliche Stimme ebenfalls nach einer Droſchke. Helene wandte ſich um und ſah, daß ein zweiter Schatten, aber diesmal ein ſehr kleiner, ſchmaler, neben ihr in der Dunkelheit ſich bemerkbar machte.

Helene bemerkte, daß an der Seite dieſes neuen Unbekannten etwas wie eine Waffe blitzte. Es mußte alſo ein Mann ſein, und zwar ein bewaffneter; das konnte ſchon als Troſt gelten, und diesmal war Helene diejenige, die zuerſt das Wort ergriff.

„Laſſen Sie uns zuſammen eine Droſchke aufſuchen,“ ſagte ſie in einem freundlichen Tone zu ihrem Unglücksgefährten.

„Ach ja, wir wollen zuſammen eine Droſchke aufſuchen,“ tönte es wieder.

„Nun ſo kommen Sie —“

„Ja, wenn Sie mir den Arm geben wollten,“ bat die Stimme; „ich habe in einen Kehrichthaufen getreten, und ſitze jetzt ſo feſt darin — Teufel Donnerwetter! Iſt das eine Straße!“

Helene machte den Bittenden frei, und bemerkte jetzt erſt, daß ſie einen kleinen Militairſchüler vor ſich hatte, allein er war das ſchmächtigſte, magerſte Jüngelchen, das je in der Uniform eines Kadetten geſteckt hatte. Helene nahm ſeinen Arm und das Paar ſchritt vorwärts. „Wenigſtens wird mich der nicht um einen Kuß bitten,“ ſagte ſie beruhigt und lächelnd zu ſich.

„Wenn wir nur nicht angefallen werden!“ hub der kleine Kriegsheld an.

„Aber Sie haben ja eine Waffe bei ſich.“ —

„Ach Gott, ja! Aber wiſſen Sie wohl, daß es gefährlich iſt, ſie herauszuziehen, ich kann entweder mich oder Sie verwunden. Das Ding hat eine mörderiſche Spitze; man kann Federpoſen damit ſchneiden."

„Es iſt wahr," ſagte Helene. „Wir wollen hoffen, daß wir ſie gar nicht in Anwendung bringen. Aber halt! da ſteht ein Mann, unbeweglich am Zaun gelehnt. Was wird der nur wollen?"

„Ja, was wird der wollen! Es iſt abſcheulich, daß man in Berlin nicht ſpazieren gehen kann, ohne Männer am Zaun zu finden."

„Der Menſch ſteht unbeweglich!" bemerkte Helene, die Größe des Schattens meſſend. „Er ſcheint groß —"

„Er hat ſeine zwölf Zoll" — raunte ihr der Kadett in's Ohr. „Es iſt ein Demokrat." —

Der Schatten wurde etwas kleiner; er ſchien ſich zu bücken.

„Gehen wir drauf los," munterte Helene ihren Begleiter auf. „Es iſt wohl gar ein alter Bettler, der ſich mehr vor uns fürchtet als wir vor ihm. Sehen Sie, er ſcheint die größte Luſt zu haben, fortzulaufen."

Eine äußerſt dünne und zitternde Stimme rief: „Wer da?"

Eine nicht minder ſchwankende Stimme, die unſerm kleinen Bewaffneten gehörte, fragte ebenfalls: „Wer da?“

Jetzt näherten ſich beide Parteien mit der gehörigen Vorſicht, und Helene erkannte zu ihrer großen Freude ihren Hausgenoſſen, den furchtſamen Herrn. Dieſer mit nicht geringerem Vergnügen ſie. Der Kadett war Zeuge der Bewillkommungsſcene. Man theilte ſich gegenſeitig mit, was einen hierher gebracht. Der furchtſame Herr hatte mit einem befreundeten Kunſthändler in jener Reſtauration geſpeiſ't, hatte ſich verſpätet und war beim Anblick der durch die Dunkelheit blitzenden Waffe erſchreckt ſtehen geblieben. Wie in jener Scene in der komiſchen Oper hatte ſich Einer vor dem Andern gefürchtet und Jeder ſeinem Gegner Furcht eingeflößt.

„So treffen wir uns denn in Nacht und Dunkel, mein liebes, liebes Fräulein,“ ſagte Herr Karcher. „Aber nun wollen wir auch zuſammen nach Hauſe gehen.“

Der Kadett beſtieg eine Droſchke, nachdem er Helenen mit Dank überſchüttet, ſie und Herr Karcher wollten eben in einem zweiten Wagen Platz nehmen, als bei dem Schein der Laterne, an der ſie jetzt ſtanden, zwei Herren an ihnen vorübergingen, die beide die Dame ſcharf fixirten. Der Eine machte ſich ſogleich von ſeinem Begleiter los und war im Begriff, zu der Dame in die Droſchke zu ſpringen, indem er rief: „Ach — meine Handſchuhfabrik-Bekanntſchaft! Endlich ſeh' ich Sie wieder! — Jetzt entkommen Sie mir nicht" — als der andere Herr ebenſo heftig an der andern Seite die Wagenthür öffnete, und ſich tief hineinbückend rief: „Iſt's möglich, Helene Hermes!"

Es war Robert, Helene hatte ihn ſogleich erkannt.

Herr Kieſelack, kaum jene Begrüßung vernehmend, ließ ſich geſchwind wieder aus der Droſchke herausgleiten, indem er zugleich dem furchtſamen Herrn einen Tritt auf deſſen krankhafte Fußzehen verſetzte.

„Um Gotteswillen, Robert," flüſterte Helene, heiß und feſt die Hand des Geliebten in die ihrige preſſend, „verlaß mich jetzt. Benutze dieſen Zufall nicht! Suche nicht mein Geheimniß zu erſpähen! ich darf es noch nicht enthüllen. Bei dem Angedenken unſerer Liebe entferne Dich, und hoffe — ſtark und feſt — ſo wie ich hoffe, auf eine nahe glückliche Zukunft." —

„Ach Helene!" —

„Robert!"

Es lag ſo viel Innigkeit, ſo viel rührende Bitte in dieſem einen Worte, daß er von jedem Verſuch, der Bitte entgegenzuhandeln, abſtehen mußte. Die Droſchke fuhr ab.

„Sie kannten dieſe Dame?“ fragte Robert Herrn Kieſelack.

„Ich glaubte ſie zu kennen,“ ſagte dieſer ausweichend. „In der Dunkelheit täuſcht man ſich.“

„Nein, nein! Sie kannten ſie.“

Herr Kieſelack froh, irgend Jemand mit ſeiner Allwiſſenheit dienen zu können, zugleich neugierig wie immer, und begierig ſeine Naſe in Dinge zu ſtecken, die ihn nichts angingen, ſagte endlich mit großer Selbſtzufriedenheit: „Nun denn, ja, ich kenne ſie.“

„Und wiſſen auch, wo ſie wohnt?“

„Und weiß auch, wo ſie wohnt.“ —

Robert ſchwebte die Frage: wo? ſchon auf der Lippe, allein er beſann ſich, ſo eben ſein Wort ſtillſchweigend verpfändet zu haben, dieſe Frage nicht zu thun. Schweigend und verſtimmt ging er neben ſeinem Gefährten, der begierig neue Fragen erwartete, und erſtaunt war, wie er keine mehr vernahm.

17.

Die Hausſuchung.

Dieſe Nacht hatte ihre Schrecken. Zuerſt lagerte ſich ein düſteres Gewölke über dem Hausfrieden und dem ehelichen Glücke Herrn Pierſig's, dann war Herrn Karcher eine unbeſchreiblich empfindliche Prüfung vom Geſchick beſchieden, und endlich ward Helenen eine kummervolle und mit den bitterſten Gefühlen über und über beſchattete Morgenſtunde zu Theil.

Frau Pierſig trat gegen elf Uhr ihre Wanderung in Geleitſchaft ihres Nachbars an. Man wandte ſich zuerſt in jene Stadtgegend, wo Herr Pierſig bei einem alten Freund und Gevatter beſonders häufig einzuſprechen pflegte. Allein er war nicht dageweſen. Das Paar wanderte weiter und nun begab man ſich in eine etwas vornehme Schenke, die den hoffärtigen

Namen einer „Halle" führte und wo Kellnerinnen „in Coſtüm" zu nicht geringem Schrecken und Entrüſtung der Frau Pierſig den Dienſt verſahen. Der Nachbar erkundigte ſich, während Frau Pierſig draußen friſche Luft ſchöpfte. Allein auch hier hatte man den Handſchuhfabrikanten nicht erblickt. Dann faßte man eine kleine Schenke in's Auge, allein dieſe war zu beſcheiden, als daß Herrn Pierſig's Fuß ſie gewürdigt haben ſollte ihre Schwelle zu überſchreiten. In der Nähe dieſer Schenke ſah man einen alten Herrn irre gehen, der ſeinen Hut bereits verloren hatte, und nun, „wie der Weſt unter Blumen gaukelt," die Straße herab tändelte, ſo unvorſichtig und ſo leichtfertig, und ſo genial mit dem Regenſchirm um ſich her manövrirend, daß unſer Paar geſchwind auf den gegenüberliegenden Steg auswich. Am Ende der Straße, und gegenüber einem kleinen leeren Wachthäuschen ließ dieſer unvorſichtige alte Herr die Republik leben, welches einen ungemeinen Schrecken in der Nachbarſchaft, wo zwei bejahrte Damen eben beſchäftigt waren ihr jungfräuliches Lager zu beſteigen, erregte. Zwei Hunde und zwei Portiers-Frauen wurden ungemein aufmerkſam auf den alten Herrn, und verfolgten ihn auf ſeinem ſchwankenden Lebenswege ſo lange, bis ſie ſahen, daß er einer Patrouille in die Arme taumelte, und ſomit in ſein zeitliches und ewiges Verderben rannte.

Frau Pierſig und ihr Begleiter hätten noch lange und vergeblich ihre Entdeckungsreiſen durch die nächtlichen Straßen machen können, wenn nicht zum Glück ein Bekannter ihnen aufgeſtoßen wäre, der ſo eben den Handſchuhfabrikanten in ſeinem derzeitigen Verbleib verlaſſen hatte. Frau Pierſig machte ſich durch einen ſchweren Seufzer Luft, als ſie erfuhr, wie wechſelnd ihr Mann in der Wahl des Ortes ſeiner zügelloſen Genüſſe geworden war, und ein Verdacht ſtieg in ihr auf, daß dies aus keinem andern Grunde geſchehen, als um ſich ihren zarten Nachforſchungen zu entziehen. Ein Gefühl der Bitterkeit machte ſich in dem Buſen dieſer ſchwergeprüften Frau Platz. Als das Gaſthaus erreicht war, entleerte ſich eben die Bierſtube ihres Inhalts, da die Polizeiſtunde geſchlagen, und ein Strom von Gäſten gelangte in einiger Unordnung auf die Straße. Eine Welle in dieſem Strom bildete Herr Pierſig, und ſie war mehr als die andern bemerkbar, weil dieſe Welle einen wunderſamen rothen Punkt auf ihrer Oberfläche zur Schau trug, und dies war nichts Geringeres, als die Waterloo-Weſte. Dieſe erblickend und dabei ihren Mann ohne Hut und ohne Regenſchirm ſehend, waren für Frau

Pierſig zwei in gleicher Weiſe erſchütternde Wahrnehmungen. Herr Pierſig hatte alſo nicht allein durch das Aufſuchen eines völlig fremden Lokals ſich jeder gemüthlichen Nachforſchung zu entziehen geſucht, er hatte ſich auch beſonders zu dieſem verbrecheriſchen Gange geputzt und ein Kleidungsſtück angelegt, wo jeder Flecken, der auf daſſelbe gelangte, auch zugleich — und dies wußte Herr Pierſig — einen düſtern Schatten auf die Seele ſeiner Frau brachte. Denn die Waterloo-Weſte war ein Heiligthum. Frau Pierſig knüpfte an ſie allerlei Vor- und Nachbedeutungen in Bezug auf den Beſtand und glücklichen Verlauf ihrer Ehe. Sie ſtürzte ſich alſo dem Strom entgegen, und bildete auf wenige Minuten den „Fels, an deſſen feſten Rippen ſich die Welle bricht" und griff dann mit einem einzigen, kühnen Griffe in den Arm des Flüchtlings. Herr Pierſig hatte eine dunkle Ahnung von der Beſchaffenheit der Dinge, die um ihn her vorgingen, er fühlte, daß ſich ſein Haupt mit einem Hut bedeckte, und er vermuthete, es könnte der ſeinige ſein. Er ſah ſich zu einigem Danke verpflichtet, und machte eine leichte ausgleitende Verbeugung, die ihm den kleinen Reſt Gleichgewichts koſtete, den er noch beſaß, und Frau Pierſig zwang, ſogleich in die Verpflichtungen ihres Amts zu treten. Das Vergebliche ihres Beginnens einſehend konnte ſie ſich nicht enthalten, eine Fluth von Vorwürfen und Fragen in das Ohr des Mannes tönen zu laſſen, aber Herr Pierſig hatte davon nur eine höchſt verworrene, aber keineswegs unangenehme Einwirkung. Er hielt ſeine Frau für ein etwas zudringliches Harfenmädchen, und forderte ſie auf, noch lauter zu ſingen, indem er zugleich einen Verſuch machte, ihr an's Kinn zu greifen. Wenn es nicht wegen der Waterloo-Weſte geweſen, Frau Pierſig wäre verſucht geweſen, den Fabrikanten ſeinem Schickſal zu überlaſſen, ſo entrüſtet und in ihren heiligſten Gefühlen gekränkt fühlte ſie ſich.

Während dieſe Drei die einſamen Straßen des unter dem Belagerungszuſtande ruhenden Berlins dahinwandelten, nahm die Droſchke, in welcher Herr Karcher und ſeine junge Hausgenoſſin ſaßen, dieſelbe Richtung, nach demſelben Ziele. Helene ſaß ſchweigſam in der dunklen Wagenecke, und ihr Begleiter hatte ebenfalls nicht die mindeſte Luſt, ein Geſpräch zu beginnen, denn er befand ſich in einem äußerſt unbehaglichen Zuſtande. Zum erſtenmal während ſeines länger als zwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin kam er ohne Hausthürſchlüſſel nach Hauſe. Ein Umſtand von einer unbeſchreiblichen Wichtigkeit für dieſen Mann, der die Ordnungsliebe ſelbſt war. Das Geſpräch mit dem Fremden hatte ſich über Erwarten weit hinausgezogen, dann das Abenteuer in der dunklen Gaſſe, kurz Herr Karcher war ohne Schlüſſel weggegangen, weil er zu guter Stunde wieder zu Hauſe ſein wollte, und kam jetzt zu ſehr ſchlimmer.

An der Thüre angelangt, fand man dieſe verſchloſſen. Die Berliner Nachtſchwärmer wiſſen in ſolchen Fällen das rechte Mittel, es iſt dies, den Nachtwächter herbeizurufen, und der Fremde, der dieſe Sitten nicht kennt, hört in den erſten Nachtſtunden oft in ſeiner Straße ſonderbare Laute, die faſt wie Hülferufe klingen, und furchtſamen Leuten einen Schreck einjagen können. Herr Karcher hatte dieſe Schreie immer ſehr widerwärtig gefunden, und jetzt befand er ſich in der Lage, ſelbſt einen ſolchen zu thun. Er brachte einen nur ſchwächlichen Ton über ſeine Lippen, und rannte dabei hin und her in einem mehr als beklagenswerthen Zuſtande. Auch Helene erhob ihre melodiſche Stimme — gleichfalls vergeblich. Herr Karcher nahm auf einer Treppenſtufe Platz, indem er ſein Haupt melancholiſch auf beide Arme ſtützte.

So befand ſich das Paar noch vor dem verſchloſſenen Hauſe, als das Schickſal eine Hand ſchickte, es zu öffnen, die man nicht erwartete, im Gegentheil, die man um jeden Preis entfernt gewünſcht hätte. Eine Patrouille rückte heran, zwölf Mann Soldaten mit einem Unteroffizier, und dieſe behelmten und bewaffneten Nachtvögel hielten gerade vor dem Hauſe des Handſchuhfabrikanten, und ſtellten ſich vor demſelben auf.

Herr Karcher hätte unter die Erde ſinken wollen.

Im Gefolge dieſer Schreckensmänner kam auch der Nachtwächter. Das Haus wurde aufgeſchloſſen.

„Gehören Sie in's Haus," fragte der Unteroffizier Herrn Karcher.

„Ich gehöre hinein," entgegnete der Künſtler mit einer Stimme, die durch alle Tonarten hindurchzitterte.

„So werden Sie uns folgen," ſagte der Fragende. „Wir unterſuchen das Haus; es ſind hier Waffen verborgen."

„Waffen!" rief Herr Karcher, indem er ſich ſelbſt Muth zuſchrie. „Um Gotteswillen, nein, Herr Unteroffizier! Da ſind Sie falſch berichtet. Wir haben unſere Waffen, wie es geboten iſt, ſämmtlich abgeliefert. O, ich habe meine Flinte durch Madame Pierſig abliefern laſſen, denn ich ſaß damals im

Schuldgefängniß. Madame Pierſig — Madame Pierſig —"

„Wer nennt meinen Namen?" rief eine athemloſe Stimme um die Ecke der Straße her, und drei Geſtalten bewegten ſich raſch, wie Schatten, die plötzlich aus dem Schooße der Erde emporgeſtiegen waren, auf das Haus zu.

„Ach da ſind Sie — meine theuerſte Frau Pierſig! O, welch' ein Glück, daß wir hier ſo Alle zuſammentreffen!"

„Herr Karcher —, wenn Sie das ein Glück nennen," ſchnaubte die Frau ganz wild, „ſo weiß ich nicht, wie Sie das Unglück betituliren. Gott ſoll mich ſtrafen, die vielen Soldaten, die Nachtwächterſchaft! das giebt ein Gerede! ich arme Frau!" —

Herr Pierſig erhielt einen Theil ſeiner Beſinnung wieder.

Aus der Nachbarſchaft, oben und unten erſchienen Köpfe.

Der Unteroffizier war in der finſtern Oeffnung der Hausthür ſammt Madame Pierſig verſchwunden. Der Nachbar, der immer noch Herrn Pierſig's Regenſchirm wie ein anvertrautes Kleinod von unſchätzbarem Werthe trug, gab dieſes Pfand raſch ab, und bog in die Seitenſtraße, um nicht in einen anſcheinend verdrießlichen Handel als Zeuge mit verwickelt zu werden. Schnell wie ein Täubchen, das vor dem Habicht in den Schlag hineinſchlüpft, war Herr Karcher in's Haus geglitten, und Helene, die ſich dieſen ganzen Auftritt nicht erklären konnte, von ihrem Begleiter aber, den ſie in dieſen peinvollen Augenblicken mit allen Vorwürfen verſchonte, keine Erklärung erhalten konnte, folgte mit dieſem. Ein Theil der Soldaten blieb vor dem Hauſe ſtehen, ein anderer Theil beſetzte im Innern die Eingänge.

Im Hauſe begann nun ein heimliches Rumoren, und es waltete darin eine unbeſchreibliche Aufregung.

Frau Pierſig war wieder einmal ganz Heldin und großer, herrlicher Charakter. Sie war wieder „eine Säule und eine Stütze des Haushalts.“ Mit einer „großen Schuld auf dem Gewiſſen,“ denn wer wußte beſſer und mehr um den Grund, weshalb die Soldaten kamen, ſpielte ſie dennoch bewundernswerth die reinſte, die unangetaſtetſte Unſchuld. Sie öffnete Schränke und Kiſten, ſtieg in Gewölbe und Keller hinab, und wühlte lächelnd und mit der furchtbaren Schönheit einer Judith in Ausdruck und Stellung ihr eigenes Lager auf, und gab deſſen Fülle und Einrichtung den Blicken des Unteroffiziers preis. „Ich weiß,“ ſagte ſie, „daß man mich verläumdet, daß man mich antaſtet, aber ich bin gerade die Frau, die dazu lächelt! Ich ſage Ihnen, Herr Unteroffizier — ich lächle! berichten Sie das, ich bitte, dem Herrn General, und wenn es ſein muß, auch Sr. Majeſtät, dem Könige."

Der Unteroffizier murmelte etwas, das ſo klang wie die Bemerkung, daß er nicht hoffen dürfe mit Sr. Majeſtät in eine perſönliche Unterredung über dieſen Fall zu kommen. —

„Ich habe Prüfungen zu erleben gehabt, Herr Unteroffizier!" hub Frau Pierſig wieder an, immer noch neben ihrem aufgewühlten Lager ſtehend — „ich ſage Ihnen Prüfungen! Allein dieſe iſt die härteſte! Konnten Se. Excellenz der Herr General ſo weit ſich verirren in Beurtheilung der Perſonen und der Lokalitäten!" —

Die Bitterkeit, mit der dieſe Worte geſprochen wurden, war eine unbeſchreibliche.

Herr Pierſig wollte hier Einiges hinzufügen, allein Frau Pierſig legte ihm Schweigen auf für die ganze Dauer des Belagerungszuſtandes. „Du ſprichſt nie wieder!" ſagte ſie, „denn durch Dich iſt das ganze Unglück gekommen. Zieh die Weſte aus."

Herr Pierſig ſtand nicht einen Augenblick an, dieſem Befehl Folge zu leiſten. Unterdeſſen waren auch die obern Räume einer, wiewohl nur flüchtigen, Unterſuchung unterworfen worden, und die Patrouille entfernte ſich wieder.

Allmählig kehrte die Ruhe wieder in's Haus.

Aber als alle andern Bewohner des Hauſes die Ruhe ſchon wieder gefunden hatten, hatte der „furchtſame Herr“ ſie noch nicht gefunden. Er lag zwar im Bette, aber wenn er auf der Kirchthurmſpitze geſchwebt hätte, er hätte ebenſowenig dem Schlaf ſich hingeben mögen. Der Gedanke „Verborgene Waffen“ machte, daß jedes Mohnkörnlein Schlummer in alle Winde ſich verflüchtigte. Zehnmal in einer Sekunde wiederholten ſich in ſeinem Kopfe die Worte: „Verborgene Waffen.“ Er fand dieſe Worte auf jeder Wand ſeines Zimmers von einer unſichtbaren Hand aufgeſchrieben, und wenn ſie noch nicht aufgeſchrieben waren, ſo wurden ſie in dem Moment, wo ſich ſein Auge auf einen Fleck der Wand richtete, dorthin mit ſehr leſerlichen Buchſtaben hingeſchrieben. Vor den mächtigen Fenſterſcheiben tanzte etwas wie ein Schein, ein bleiches Phantom, und bei näherem Hinblicken that ſich dieſes vibrirende Bild als ein Kavallerieſäbel kund, der ſich im Nu in eine Muskete, und von dieſer in entſetzlicher Geſchwindigkeit in eine gefüllte Patrontaſche verwandelte. Die Bilder an der Wand riefen ſich einander immer dieſelben Worte zu, und ſogar ein Barometer zeigte anſtatt, wie es ſeine Pflicht war, auf veränderliches Wetter, auf „Verborgene Waffen.“ Alles in dieſem ruhigen Schlafzimmer hatte ſich verſchworen, um dem unglücklichen Bewohner deſſelben den Namen zum Hohn zu machen.

In dieſer unſäglich peinvollen Lage kam ein dreimaliges Klopfen an der Tapetenthür des Verſchlags recht zu gelegener Zeit. Was konnte paſſender ſein, als jetzt, da ſogar die Bilder an der Wand ſich von Waffen unterhielten, daß an eine Thür geklopft wurde, wo unter keiner andern Bedingung, in keiner andern Nacht jemals geklopft werden konnte. Denn in dem alten Bretterverſchlag wohnte Niemand, und konnte Niemand wohnen. Aber in dieſer Nacht mußte dort Jemand wohnen, und dieſer Jemand mußte grade jetzt klopfen und hinaus verlangen. Alles das war ſo eingerichtet, um den furchtſamen Herrn zu Grunde zu richten. Dennoch rief er: „Herein!“ völlig überzeugt, daß der, der jetzt klopfte, doch ſich nicht würde abweiſen laſſen.

Und ein Kopf, bedeckt mit einem alten grauen Hut, ſteckte ſich durch den Spalt der Thüre. Dieſer Kopf war der Kopf eines alten, kränklichen und verdrießlichen Mannes, aber was dieſem Kopfe angehörte, war der Körper eines Kindes.

„Es iſt der Kanter!“ rief Herr Karcher athemſchöpfend. „Unglückliches Kind, was willſt Du hier? Und wie kommſt Du in mein Zimmer, und in dieſen Verſchlag, wohin Du gar nicht gehörſt?“

Der Kanter nahm ſeinen Hut, oder vielmehr den Hut Herrn Karcher's ab und grüßte, wie man einen alten Bekannten, den man unvermuthet wieder ſieht, zu grüßen pflegt.

Herr Karcher ſaß in ſeinem Bette aufrecht, und ſtarrte ſeinen Gaſt an.

Nun begann die Mimik des Blödſinnigen, und dieſe war von einer ſolchen feſſelnden Kraft, daß der furchtſame Herr im Verlauf dieſer telegraphiſchen Nachrichten in eine ſo entſetzliche Exaltation gerieth, daß er, ſein Lager verlaſſend, und das Licht mitten auf den Boden des Zimmers ſetzend, ſich niederhockte zu dem unheimlichen Berichterſtatter, und dieſem gleichſam die Worte, die nicht ertönten, aus den Lippen ſog. Die magern Hände des Kleinen flogen dabei auf und ab, und zeigten endlich wiederholt auf eine und dieſelbe Stelle, und dieſe war — Herrn Karcher's Lager. Grauſenvolle Nachricht! Die verſteckten Waffen lagen — unter Herrn Karcher's Bette! — Ja — ja! unter Herrn Karcher's Bette! Es konnte die Hölle kein ſchwärzeres Bubenſtück ausführen. Und Herr Karcher hatte in dieſem Bette gelegen, er hatte geradezu — o Gott, die Wahrheit war ja gar nicht mehr zu verheimlichen — über einem Fäßchen Pulver zu ſchlummern verſucht. So etwas war noch nie dageweſen. Kein Räuberhauptmann hatte noch je ſo zu ſchlummern gewagt, ein Ungeheuer von Muth irgend welches hätte das ſelbſt nicht gewagt, und er! — das Fäßchen ſteckte noch unterm Bette, wenn er es nicht glauben wollte, der Kanter war ganz bereit, mit dem Licht hinzuleuchten. Wahnſinnig und mit allen Gliedern ſchlotternd, hatte Herr Karcher doch noch wenigſtens die Geiſtesgegenwart, dem Knaben das Licht aus der Hand zu reißen, und es geſchwind auszulöſchen. Nun war wenigſtens das Pulver für den Augenblick gefahrlos gemacht, wenn auch die ganze Stube darüber in die ſchwärzeſte Nacht verſank.

Herr Karcher legte einen Fluch, der von Kind zu Kindeskinder und ſo immer weiter forterben ſollte, auf das Haupt der Madame Pierſig. Dann kleidete er ſich verworren und übereilt an, ordnete im Fluge einige Papiere, oder brachte ſie vielmehr in

Unordnung, und verließ das Haus. Alles in ſtürmiſcher Eile, wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

In einer entfernten Gegend nahm er ein Zimmer in einem Gaſthofe, und wohnte hier als „intereſſanter Fremder" der plötzlich angereiſt gekommen iſt, und von dem man vermuthet, daß er politiſch verfolgt werde. Aus dieſem ſichern Zufluchtsorte beſchoß nun Herr Karcher ſeine ehemalige Wohnung wie eine feindliche Feſtung, und ſchickte Briefe dorthin ab, ohne Angabe des Namens und des Orts, unter der Maske eines Herrn, der eine Wohnung miethen will, und ſich vorläufige Nachrichten erbittet. Auf ſo vorſichtigem Wege erfuhr er zwar ſehr langſam, aber ziemlich genau, wie die Angelegenheit mit den Waffen ſich entwickelte. Erſt als er durch den Kanter, den heimlich zu ſprechen ihm glückte, wußte, daß die gefährliche Einlage des Hauſes gänzlich und für immer entfernt worden war, machte er Anſtalten wieder heimzukehren.

Was Helene betrifft, ſo gab ihr der Anlaß, daß ſie ihren Geliebten geſehen, und geſprochen, Gelegenheit, ernſt und lange über ihre Zukunft nachzudenken. Es ſchien ihr eine Unmöglichkeit, daß jemals die ſo ſelig geträumte Einigung zu Stande käme. Von Neuem war ihr wieder heute dieſe Ueberzeugung aufgedrungen worden, und ſie glaubte einen ähnlichen trüben Gedanken in der unſichern Stimme und in dem umflorten Auge ihres Geliebten ausgeſprochen gefunden zu haben. Auf Umwegen und durch die dritte Hand hatte ſie in dieſen Tagen einen Brief von dem Bruder erhalten, der ihr von Neuem die drohende Verſicherung gab, daß wenn ſie den Gedanken an dieſe Heirath nicht aufgäbe, ſie nie hoffen dürfe, weder ihn, noch Eines der Ihrigen je wieder zu ſehen. Auch er wollte Berlin verlaſſen, und es käme nun auf ſie an, ob ſie noch einen Bruder haben werde, oder nicht. Helene wußte, welch' ein unſeliger Trotz, welch' eine unbezähmbare Leidenſchaftlichkeit in dem Herzen dieſes jungen Mannes lebte, und ſie konnte ſich keiner täuſchenden Hoffnung hingeben, als wäre irgendwie eine Verſöhnung zwiſchen ihm und ihr anders, als auf dem bezeichneten Wege, möglich. Dieſen Weg jedoch einzuſchlagen, dagegen ſträubten ſich bis jetzt noch alle Kräfte ihres Weſens. Sie war ſich ihrer Liebe mehr als je bewußt, und mit großem Muth und feſter Entſchloſſenheit rief ſie ſich zu: „daß ſie die Hinderniſſe zu beſiegen wiſſen werde." Das Wort, das der alten Großtante entſchlüpft war, trug nicht wenig dazu bei, der Sehnſucht das Gelingen vorzuſpiegeln. Die Alte hatte geſagt, daß ſie zufällig die Entdeckung gemacht, daß ſie den Herrn von Rubern kenne, und auch über deſſen Sohn hatte ſie, ganz gegen ihre frühere Anſicht, einige wohlwollende Worte geäußert. War hierauf nicht weiter zu bauen? Konnte von hieraus nicht eine günſtige, oder doch wenigſtens eine weniger ungünſtige Entſcheidung ausgehen? Wie raſch, wie begierig ergreift das liebende Herz jeden auch noch ſo unhaltbaren Troſt. In Gedanken ſah Helene die Alte ſchon als Vermittlerin und Friedenſtifterin im Kreiſe der ſtreitenden Gewalten.

Das arme Mädchen empfand das Bedürfniß, einem wohlwollenden Herzen ihren Kummer mitzutheilen, ſie hatte ſich dazu Herrn Karcher auserſehen, und ſtieg am nächſten Morgen, zu der Stunde, wo ſie wußte, daß er von der Arbeit ruhte, die einſame Stiege hinauf. Wie ſehr verwundert war ſie, als ſie erfuhr, daß ihr Freund verſchwunden ſei, und daß Niemand wiſſe, wohin er gerathen. —

18.

Die Kaiſerkrone.

Unterdeſſen hatten die Geſchicke ſich erfüllt. Der zweite April hatte die Deputation aus Frankfurt mit der Kaiſerkrone gebracht, und zugleich die ablehnende Antwort des Königs. Eine Menge Hoffnungen waren zerſtört, eine Menge Ausſichten und Pläne vereitelt, aber ein nicht geringer Theil der Bevölkerung der Hauptſtadt frohlockte. Wer eines folgerechten Urtheils und einer politiſchen Ueberzeugung fähig war, und dabei ein warmes Herz für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes im Buſen trug, konnte nicht anders, als dem König Recht geben. Die fanatiſchen Patrioten gingen freilich noch weiter, ſie wollten, daß mit Indignation ein verrätheriſches Geſchenk, das der Geber ſelbſt nicht einmal beſaß, und das als Lockſpeiſe angeboten wurde, um einen mächtigen, hochherzigen Staat, einen ſtolzen, ſelbſtändigen Monarchen in die

Hände von ehrgeizigen Unterhändlern und frechen Empörern zu liefern, fortgeſtoßen werde. Dieſen extremen Patrioten gegenüber ſetzten ſich eben ſo extrem die „Einheitsſüchtler“ feſt, die mit grenzenloſem Wehklagen und Geſchrei jetzt ganz Deutſchland verloren gaben, indem es an dem Egoismus und den Sonderintereſſen Preußens ſcheitere. Dieſe Einheitsſüchtler wütheten förmlich gegen jene extremen Patrioten, und eine Partei ſchraubte die andere immer mehr auf eine unnatürliche Höhe. Der König und das Miniſterium hielten die Mitte. Man konnte bemerken, daß eine große Wärme für die angeſtrebte Einigung Deutſchlands, gerade von den engeren Kreiſen des Hofes ausging, daß gewiſſe Ideen, die in der zweiten Kammer einen wahren Sturm der Begeiſterung erregten, von dem edlen und großdenkenden Herzen einer Frau getheilt wurden, die von ihrer erhabenen Stellung aus mit feiner Hand und ſcharfblickendem Auge, die Fäden ſo manches Gewebes in der Hand hielt. Dieſer „ſchöne“ Enthuſiasmus war jedoch — ſo wie die Sachen ſtanden — der gefährlichſte Feind. Nicht die plumpe Lüge, wie ſie eine eidbrüchige Genoſſenſchaft ausſann, nicht der dreiſte Angriff aus verrätheriſchem Lager her, nicht die Schlüſſe und Folgerungen einer Politik, die geſchickt genug operirte — alles dieſes nicht, wohl aber der milde, ſchöne Freiheitsgedanke, der warme Pulsſchlag eines Herzens, das Beglückung und Frieden für Alle ausſann, konnte bethören und vom Wege ablenken. Trotz alſo der Wärme, die von einer Partei des Hofes ausging, fand jede annähernde oder vermittelnde Stimme zwiſchen Frankfurt und Berlin in der Weisheit und Feſtigkeit des Miniſteriums ihre entſchiedene Abweiſung. Der König war unerſchütterlich feſt. Der Weg, der einmal eingeſchlagen war, ſollte nun und nimmermehr verlaſſen werden. Die Gutgeſinnten waren im Hinblick auf die Feſtigkeit unbeſchreiblich glücklich. Man rief ſich zu: Nun endlich einmal ein Bruch, ein entſchiedener Bruch mit unſeren offenen wie mit unſern heimlichen Feinden! — Preußen ſchien geſichert, ſchien gerettet! — Man erwartete allerdings, wie die Folgezeit ſie denn auch gezeigt, Unruhen und Aufſtände in den Provinzen, allein man konnte mit dieſer „ſiegesfeſten“ und „willenſtarken“ Minorität, wie ſie ſich um die treuen und rechtlichen Männer bereits geſchaart hatte und täglich mehr ſchaarte, getroſt jedem fernern Schwanken des Staatsſchiffs entgegenſehen. Wir erinnern an die Worte in dem Geſpräch am Eingang dieſer Erzählung: Wollte Deutſchland nicht — nun wohl; Preußen hatte das Seinige gethan!

Jetzt, da man den Muth gehabt hatte, jeden täuſchenden Mantel hinwegzuziehen, zeigten ſich auch überall die Erſcheinungen in ihrer Nacktheit. Nicht um die Einigung der deutſchen Stämme, um den Heerd der Ordnung und des Geſetzes war es der Partei, die ſich das große und laute Wort überall angemaßt hatte, zu thun, ſondern, wie die nun bald darauf ausbrechenden Aufſtände in Dresden, in Baden und in der Pfalz bewieſen, lediglich um den Umſturz jeder Ordnung und der Vernichtung jeder Geſetzlichkeit. Die Verſammlung in Frankfurt ſtiebte auseinander, indem ein Theil jetzt offenkundig mit der rothen Fahne nach Baden entfloh, der andere Theil ſich zu erneuten revolutionären Berathungen gegenüber den verhaßten Regierungen zuſammenfand. Seit dem zweiten April war es Sitte geworden „überall offene Sprache zu führen.“ Welch ein grenzenloſer Gewinn für die gute Sache! Welch ein Fortſchritt zum Beſſeren! welch ein Sieg über die Mächte des Trugs! Die Revolution mußte Rechnung ablegen; und ſie that's. Die Völker ſahen, wer ihre Führer waren, und wer ihre Führer für's Künftige ſein ſollten. Sie wieſen ſie entſchieden zurück. Die phyſiſche Gewalt vollendete nur, was die viel ſtärkere, viel mächtigere moraliſche Gewalt bereits begonnen hatte. Mit dieſem Geſchlecht der Lüge, der Feigheit, der Treuloſigkeit war kein Bund zu ſchließen. Das gemißbrauchte Volk nahm ſtolz und heftig die Mandate zurück, die es offenkundigen Betrügern gegeben. Die Zeit der Verblendung war vorüber. — Jetzt war es an den Fürſten, die Früchte ihres Sieges mit Mäßigung zu genießen; und nie iſt wohl ein Fürſt beſcheidener im Siege geweſen, als Preußens König. Im Bewußtſein an der Spitze eines Volkes zu ſtehen, das ſtets einen Weg mit ihm zu gehen bereit war, weil es Vertrauen und Liebe zum angeſtammten Fürſtenhauſe in ſeiner Bruſt bewahrte, im Bewußtſein, daß dieſes treue und ihn liebende Volk auf einer Stufe ſittlicher und politiſcher Bildung ſtehe, die es ihm unmöglich machten, auf lange dem Irrthum und der falſchen Meinung das Ohr zu leihen, mit dieſem Bewußtſein konnte Preußens König auch beſcheiden im Siege ſein; denn er konnte ſich's ſagen, nicht ich allein, mein Volk hat ſo entſchieden und ſo gewählt! Dieſe „Treuen,“ die Gott mir gegeben, und denen Gott mich gegeben — ſie haben gewollt, was ich nur ausgeſprochen. Wenn ein Fürſt mit ſeinem Volke einig iſt, und Beide die göttliche Ordnung auf Erden herſtellen wollen, wie kann dann von einem Uebermuth im Siege die Rede ſein? Und

Preußen, zu einer großen Rolle in dem Staaten-Drama der Neuzeit berufen, hat durch die Ereigniſſe des Jahres 1849 gezeigt, wie feſt und ſtark, aber auch wie beſcheiden und demüthig es iſt. — Welche Vortheile würde ein Uſurpator aus einer Stellung ziehen, wie die iſt, in die wir Preußen jetzt eintreten ſehen? Wie würde ein ſtolzer und rückſichtloſer Autokrat das moraliſche und phyſiſche Uebergewicht auszubeuten wiſſen, das jetzt dem Namen „Preußen“ anzuhaften beginnt! — — Für den Bereich dieſer Erzählung mögen dieſe Andeutungen ausreichend ſein; wir kehren zum Gange der Begebenheiten zurück.

Im Laden des Fabrikanten hatte ſich der Nachbar eingefunden und nahm mit Frau Pierſig den Platz auf dem Sopha ein, Helene befand ſich, mit ihrer Arbeit beſchäftigt, in der Nähe des Fenſters, der Kanter thronte wie immer auf dem Ladentiſche und hatte wiederum ſein Studium dem einen bewußten Zeitungsblatte zugewendet, das für ihn eine unergründliche Quelle des Forſchens geworden war. Die Familie wartete auf Herrn Pierſig, der gegangen war, ſich den „Krönungszug“, wie er ihn nannte, anzuſehen. Frau Pierſig hätte bei dieſer Gelegenheit gewiß nicht verfehlt, ebenfalls ihre Perſon dem Gewühl auf der Straße auszuſetzen, allein ſie hatte noch etwas Fieber.

Jene Nacht war ihr, wie ſie ſich ausdrückte, in die Glieder gefahren, und Herr Pierſig hatte zum erſtenmale während ſeiner Ehe erlebt, daß ſeine Frau ihm mit ſehr ſanfter Stimme ſagte, daß ſie einſähe, welch einen edlen Mann ſie an ihm habe, wie ſie ſich den Vorwurf machen müßte, ihn öfters verkannt und dann ſchlecht behandelt zu haben, wie ſie aber dies jetzt — da ſie ſich ihrem Ende nahe fühlte — herzlich bereue. Dieſe „weiche“ Stimmung hatte Herrn Pierſig vermocht zu geſtehen, daß er ſich vom Teufel wolle holen laſſen, wenn er nicht ernſtlich glaube, daß in ganz Berlin und in ſeinem zweimeiligen Umkreiſe kein glücklicherer Gatte und Vater zu finden ſei als er, daß, wenn der Genius, den Frau Pierſig im Traum zu ſehen pflegte, auch niemals in der Wirklichkeit aus der Kanonierſtraße kommend, in die Friedrichsſtraße einbiegen würde, um die neue große Handſchuhfabrik mitzubringen, Herr Pierſig dennoch ein reicher Mann ſein und bleiben werde, im Beſitz einer ſolchen Gattin und eines ſolchen Kindes. Dieſe letzte Behauptung war mit einem ſo grenzenloſen Stolze vorgetragen, daß die arme Frau Thränen vergoß und nach der Medizinflaſche verlangte, obgleich es nicht die Zeit war zum Einnehmen, lediglich nur um von der Hand ihres Mannes den gefüllten

Theelöffel zu empfangen. Aber wie Frau Pierſig beſſer wurde, wurde ihr Herz auch wieder verſtockt. Sie nahm wieder das herrſchſüchtige Weſen an und war wieder die „Stütze und die Säule des Haushalts,“ und Herr Pierſig war wieder der Mann, der es „ewig zu nichts brachte.“

Die Menge, die am Fenſter vorbeiſtreifte, zeigte an, daß das Schauſpiel beendet war, und daß die Zuſchauer ſich verließen. Nunmehr erſchien auch der Fabrikant.

„Wie war's?“ fragte Frau Pierſig ihren Mann, „haſt Du einen guten Platz gehabt?“

„Wie im Opernhauſe!“ tönte die Antwort. „Ich ſtand unter den Linden, an der Kranzler'ſchen Ecke, und vor mir vorbei, um die Ecke biegend, mußten alle die Wagen mit der Deputation.“

„In Staatskaroſſen?“ fragte der Nachbar.

„Ja, hab' ſich Einer mit Staatskaroſſen! In ganz ordinären Droſchken kam's daher geplümpert. Ich habe einen ſo faulen Aufzug noch nie geſehen. Wir machten Alle lange Hälſe und dachten, nun endlich einmal wird's kommen, aber es kam immer eine Droſchke nach der andern. In jeder Droſchke ſaßen immer zwei Stück Deputirten und dann draufgegeben ein Stadtverordneter mit weißer Halsbinde, und ein hechtgrauer Magiſtratslaufburſche hinten auf. Und richtig gezählt, ungefähr ein viertelhundert Troſchken, und jede mit ihrer Zugabe von weißer Halsbinde, hechtgrauem Laufburſchen und rückwärtsſitzenden Stadtverordneten. Plötzlich mitten im Zuge kam — perdauz! — ein Leichenwagen, und wollte partout im Zuge bleiben, obgleich er keine weiße Halsbinde, keinen Hechtgrauen und keinen Rückwärtsſitzer aufzuweiſen hatte; aber man bedeutete ihn, und Freund Mors ſeine propre Equipage fuhr abwärts. Aber wir, die wir beiſammen ſtanden, lachten Alle, und Einer rief: die Deputation hat chriſtlich gleich an ihr ſeliges Ende gedacht. —"

„Und die Krone?" fragte Frau Pierſig. „War die nirgends ſichtbar? Trug keiner der Herren ſie auf einem rothſammtnen Kiſſen vor ſich?"

„Keine Spur von Krone zu ſehen," entgegnete der Gefragte. „Ich glaub's, ſie hatten ſie im Gaſthof einſtweilen zurückgelaſſen. Aber wollt Ihr's glauben, und Sie, mein liebes Fräulein, wollen Sie es mir wohl glauben, die Deputation hatte nicht einmal überall weiße Glacéhandſchuhe! Nein, da hört doch Alles auf. So unanſtändig iſt noch keine Deputation in der Welt aufgetreten. Aber man ſagt, es ſei aus Malice geſchehen. Die Herren hätten geſtickte Atlas-

Fracks, weiße ſeidene Kniehoſen und Schuhe und Strümpfe mitgenommen, aber wie ſie auf dem Bahnhofe geſehen haben, daß keine Staatskaroſſen bereit ſtanden, ſie auf das Schloß zu bringen, ſo ſind ſie im Verdruß in ihre allerſchlechteſten Beinkleider geſprungen, oder vielmehr gleich darin geblieben.“

„Ich hätte wenigſtens erwartet, daß man ihnen einen Läufer würde vorlaufen laſſen,“ bemerkte der Nachbar; „denn ſo war es, als der hochſelige König damals in Breslau einfuhr, und auch eine Deputation ihm entgegenrückte.“

„Andere Zeiten, andere Sitten!“ rief der Fabrikant. „Ich freue mich nur, daß ich nicht meine Waterloo-Weſte angelegt habe, denn im Gedränge hätte doch Niemand es geſehen. Aber, denkt Euch, wen hab' ich in dem Menſchenſtrom bemerkt? Wen? — Unſern Hausgenoſſen, Herrn Karcher, der nun ſchon acht Tage nicht nach Hauſe gekommen iſt.“

Helene that einen freudigen Schrei, und der Kanter legte ſein Blatt weg, und drehte den unförmlichen Kopf langſam und horchend den Sprechenden zu.

„Ja, Herr Karcher, wie er leibte und lebte! Er hatte ſich einen Platz ausgeſucht hinter einem Prellſtein, wo ihm Niemand nahe kommen und ihn drücken oder ſtoßen konnte. Dabei hielt er vorſichtig beide Taſchen feſt, und hatte ſeinen kleinen ſchwarzen Filz tief in die Augen gedrückt. Aber ich erkannte ihn doch, und ging auf ihn zu, drückte ihm die Hand, die er mir anfangs gar nicht geben wollte, und fragte ihn, wann er denn wieder zu uns kommen wolle."

„Hab' ich jemals ein Geſchöpf geſehen, das mir wahre Verachtung einflößte, ſo iſt's dieſer ſogenannte Mann," rief Frau Pierſig, indem ſie unwillig in der Sophaecke hin und her rückte. „So etwas Furchtſamkeit hat Gott nicht zum zweiten Male ſchaffen können. Es mir ſo übel zu nehmen, daß ich die Paar roſtigen Flintenläufe unter ſein Bett verſtecke! Lächerlich! Und lange Zeit zu thun, als ſei er gar nicht in der Stadt! Mir wildfremde Briefe zu ſchreiben, voran mit „Ew. Wohlgeboren" und hinten mit „gehorſamſter N. N., abzugeben im Tabaksladen!" Hat man jemals ſo etwas erlebt! So daß ich gar nicht wußte, welche neue Bekanntſchaft ich gemacht, und am Ende iſt's die alte Pulle, und ſchreibt wie ein fremder Prinz. Ich ſetze auch meinen Fuß nicht wieder hinauf, wenn er wieder einzieht. Er bekommt nicht mehr meine kleinen Finger zu ſehen. Ei, ich werde mich hüten! Und zu Weihnachten ſchicke ich ihm einen Haſen, mit einem Roſaband um den Hals, auf dem die Worte ſtehen ſollen: „dem tapferſten Manne in Berlin.“ Ich denke, das wird er verſtehen.“

„Es iſt wenigſtens ſehr deutlich!“ rief der Nachbar laut lachend.

„Und ich muß Sie bitten, daß Sie ſeiner ſchonen, liebe Frau Pierſig,“ bat Helene. „Was kann der Mann dafür, daß es ihm nicht gegeben iſt, in unſerer unruhigen Zeit vergnügt und ruhig zu leben? Er iſt wenigſtens ehrlich und geſteht ein, daß er ſich fürchtet, während wir noch kürzlich erlebt haben, daß eine ganze Stadt mit Muth prahlt und ihn doch nicht beſitzt.“

Herr Pierſig murmelte vor ſich hin: „Paſſiver Widerſtand!“

Dieſe politiſche Anzüglichkeit ging ſpurlos vorüber. Frau Pierſig war mit dem Cocardenwechſel auf der Mütze ihres Lieblings beſchäftigt, und der Nachbar nahm eine kleine Stärkung zu ſich.

„Und wen habe ich noch geſehen!“ fuhr der Fabrikant lebhaft auf. „Unſere beiden Damen, die beide zugleich unſere Kunden ſind, ohne daß Eine von der Andern weiß. „Sie ſtanden auf dem Vorſprung an dem Kranzler'ſchen Laden. O, das war ein Götterſchauſpiel! Der Himmel weiß, wie ſie gerade da auf einen Fleck zuſammen gepreßt werden; allein es war einmal geſchehen, rühren konnten ſie ſich in dem harten Menſchenknäul nun nicht mehr, und mußten wie die beſten Freundinnen, als wenn ſie „ein Herz und eine Seele“ ſeien, neben einander aushalten. Aber die giftigen Blicke hättet Ihr ſehen ſollen, die ſie ſich einander zuwarfen. Der kleine gelbe Hut, und der kleine grüne Hut. Ich glaube, wenn etwas an den rothen Vorhängen im Conditorladen verbrannt iſt, ſo hat's das Schwefelfeuer dieſer zugekniffenen grünen Augen gethan. Die Deutſche grüßte die Deputirten und ſchwenkte mit dem Taſchentuch Vivats zu, die Preußiſche ſah ihnen höhnend nach. Jede hatte einen Kreis von Freundimmen um ſich her, und Alles ziſchelte und lachte, bewunderte und lobte. Die Umſtehenden wurden ordentlich aufmerkſam auf dieſes Comité toller Weibsſtücke. Nachher floh die Preußiſche in den Laden hinein, und that ſich nach all dem Aerger eine Güte in Sahnetörtchen und Eisbaiſers. Die Deutſche aber ging nicht hinein, ſchon deshalb nicht, weil das royaliſtiſche Schild mit dem Wappen, das im vorigen Sommer abgenommen war, jetzt wieder darüber prangte. Ich aber dachte: oh ihr Katzen, kauft nur miteinander einen alten Strohhut und placirt gefälligſt eure beiden alten Häupter unter demſelben!“

„Und welche Antwort gab Ihnen Herr Karcher?“ fragte Helene.

„Daß er wieder zu uns kommen werde,“ antwortete der Fabrikant, wenn ich ihm mein Ehrenwort darauf geben wolle, daß nie, weder ich, noch meine Frau, noch unſere Magd, noch das Kind — Sie, mein Fräulein, bei Ihnen, ſagte er ausdrücklich, gelte eine Ausnahme — den Fuß hinauf in ſeine Räume ſetzen werde. Das hab ich verſprochen.“ —

„Und das konnteſt Du verſprechen,“ ſetzte Frau Pierſig hinzu. „Denn mich, wie geſagt, ſieht er nie wieder; ich will ihm ſogar den alten Kupferſtich zurückſchicken, den er einſt hiergelaſſen und der den König David vor der Bundeslade tanzend darſtellt.“

Helene war beruhigt.

Jetzt erſchien ein Mann an dem halbrunden Fenſter und klopfte an. Es wurde geöffnet und eine rauhe Stimme rief: „Fräulein Hermes ſoll unverzüglich hinauskommen zu der alten Wittwe; ſie ſei krank, und der Arzt habe ſie ſchon aufgegeben!“ — Ohne eine Antwort zu erwarten glitt die Geſtalt raſch wieder vom Fenſter ab, und verlor ſich. Statt deſſen zeigte ſich der blonde Lockenkopf Herrn Kieſelack's, und warf einen forſchenden Blick in das Innere des

Ladens. So wie er Helenen bemerkte, zog er ſich wieder zurück.

Herr Pierſig ſchüttelte verdrießlich das Haupt, und machte eine Bewegung mit der Hand, als rieſe er: „Schon wieder da! Nun, geh Deiner Wege, ewiger Pflaſtertreter und Auskundſchafter!“ —

Als Helene in ihr Zimmer ging, hörte ſie den leiſen Tritt Herrn Karcher's, der eben zum erſtenmale wieder die wohlbekannte Treppe hinanſtieg. Sie ging ihm nach und das liebe, freundliche Geſicht des ſchönen Mädchens war der erſte Bewillkommungsgruß, der dem furchtſamen Herrn als eine gute Vorbedeutung wurde.

Sie mußte auf ſeine dringenden Bitten ſich entſchließen ein wenig bei ihm einzutreten, und hier half ſie ihm nun einige ſeiner Mappen und umherliegenden Bücher zu ordnen. „O, mein theures, liebes Kind,“ ſagte der einſam lebende Mann, „wenn ich Ihnen genugſam deutlich machen könnte, wie unglücklich ich mich fühle! Wie dieſe Zeit mich gleichſam bei langſamem Feuer verbrennt. Es ſtirbt täglich und ſtündlich irgend ein ſchönes und beſeligendes Gefühl in mir ab; ich fühle es, wie ich in Trümmer falle. Eines Morgens wird von dem kleinen aber hübſch gebauten Hauſe nur noch der Rauchfang und die vier nackten Wände daſtehen. Sehen Sie, mein Engelchen, in den Zeiten, wo wir noch Ruhe in der Stadt hatten, wo noch nicht dieſes Geſchlecht lebte, das mit Ameiſengeſchwindigkeit durch die Straßen krabbelt, wo die Woche noch aus ſechs friedlichen Arbeitstagen und einem halben mit Glockengeläut und Thiergartenſpaziergängern gefüllten Sonntag beſtand, da war ich froh, wie eine Blume im Sonnenſchein. Ich ſaß hier in meinem Stübchen und fertigte eine hübſche Platte nach der andern. Die Kunſthändler kamen und gaben mir Beſtellungen. Ich führte einen klaren, reinlichen Grabſtichel. Wenn ich ſo arbeitete und ſelig in der Stille dieſer hohen, freundlichen Stube, die das gehörige Licht, nicht zu viel und nicht zu wenig hat, einen Strich ſauber neben den andern ſetzte, und dann mit dem Aetzwaſſer daran ging, und endlich der vollendete Abdruck unter meinen Händen hervorkam, und Freunde am Abend ſich einfanden, und das Werk betrachteten und lobten — o, mein Engelchen! das waren Zeiten! da lebte ſich's noch mit Vergnügen. Aber jetzt! Welch ein Gräuel voriges Jahr! Ich mußte auf die Wache ziehen. Dort Saufgelage und Tumult! Nachts zitterte ich auf dem Poſten: immer hieß es, der Prinz ſei vor den Thoren mit einer Armee von ſiebzig Millionen, und er werde uns Alle kurz und klein machen. Ach, gutes Kind — wo da Muth behalten? Und dann die ſchwere Flinte, die meiner Hand einen gewiſſen Druck nach unten beibrachte, ſo daß ich ſpäter niemals mehr ſo ſauber und lieblich habe den Stichel führen können. Und jetzt — dieſe Höllennächte — wo ich immer mit einer Hand unterm Bett bin, um zu ſpüren, ob ſie nicht, während ich ſchlafe, ein Fäßchen mit Pulver mir hineinſchieben. Ich ſage Ihnen, Kind, mit mir iſt's vorbei. Vorbei — vorbei!“

Der furchtſame Herr ſetzte ſich in ſeinen Lehnſeſſel, ſtützte ſein Haupt in die Hand und richtete einen matten, melancholiſchen Blick auf ſeine Umgebung.

Bei dieſer Stimmung, in welcher er ſich befand, hatte Helene nicht den Muth ihn nochmals aufzufordern, ſie zu ihrer alten Verwandten zu begleiten. Nach einigen tröſtenden Worten verließ ſie ihn, um ſich nunmehr allein auf den Weg zu machen. Sie wollte das Eintreten der Dunkelheit vermeiden, und wählte daher die frühe Nachmittagsſtunde.

19.

Die Geheimniſſe der Bettlerin.

Herr Kieſelack war in der Nähe des Handſchuhladens geblieben. Da er nicht eher zu ruhen pflegte, als bis er ſich von den Dingen, die ſeine Neugier reizten, die ihm zuſagende Kenntniß verſchafft hatte, und was ihn ſchon lange reizte zu erfahren, in welcher Beziehung der junge vornehme Herr von Ruborn zu dieſem Mädchen ſtehe, das, wie es ſchien, hier in ſehr untergeordneten, wenn nicht gar zweideutigen Verhältniſſen lebte, ſo hatte er jetzt, nachdem er ſich von Helenens noch andauernder Anweſenheit im Hauſe des Handſchuhfabrikanten überzeugt, in einem nahen Tabacksladen Poſten gefaßt. Er bemerkte daher ſogleich, als Helene ihren Gang antrat, und folgte ihr in einiger Entfernung bis ſo weit, wo er ſie in einer ziemlich einſamen Straße vor ſich hatte. Jetzt beflügelte er ſeine Schritte, und war alsbald neben ihr.

Mit einer höchſt peinlichen und widrigen Empfindung ſah ihn Helene neben ſich. Allein ſie wußte und beurtheilte Herrn Kieſelack darin ſehr richtig, daß wenn ſie ihm ihren Widerwillen und ihren Unmuth zeigte, dies gerade eine Aufforderung mehr ſein würde, daß er blieb. Sie erwiederte alſo mit einer gewiſſen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit ſeine Fragen. Dies ſetzte Herrn Kieſelack gleichſam in Verlegenheit, indem es ihn zwang, ebenfalls, ſo lange er es irgend vermochte, artig und beſcheiden zu ſein. Doch er vermochte dies nicht lange. Seine Scherze wurden unzart, ſeine Fragen und Erkundigungen überſchritten jede Grenze der Höflichkeit, und Helene wandte ſich zu ihm, indem ſie ihn bat von ſeiner ferneren Geleitſchaft abzuſtehen.

„Weshalb?“ fragte Herr Kieſelack, indem er mit den blaſſen Augen zwinkerte und die Spitze ſeines Stöckchens in die blonden Seitenlocken ſchob. „Weshalb, mein Fräulein? Lieben Sie alſo immer nur allein Ihre Spaziergänge abzumachen? Ich will Ihnen dann bemerken, daß dieſem Verlangen hier in Berlin von Unbefugten oft ſtörend in den Weg getreten wird.“

„Das bemerke ich,“ entgegnete Helene kurz.

„Ah, nicht übel! Sie wiſſen zu antworten. Aber ich bin kein Unbefugter, ich bin Ihr wahrer Freund. Und ſo möchte ich Sie denn auch ſofort vor einem jungen Herrn von Ruborn warnen.“

Helenens Antlitz überzog eine lebhafte Röthe, die ſie vergeblich den unverſchämten Blicke ihres Begleiters zu entziehen verſuchte.

„Sie werden roth, mein Fräulein — Sie werden roth! — Ich fürchte — ich fürchte, meine Warnung kommt zu ſpät.“ Hierbei verſuchte Herr Kieſelack ſeinen Arm unter Helenens Arm zu ſchieben. Helene blieb ſtehen und machte ein Zeichen, als erwarte ſie, ihr Begleiter werde vor ihr hingehen. Allein Kieſelack verſtand keinen Wink. „Wenn Sie es wagen eine Dame zu beleidigen“ — ſagte Helene empört — „ſo muß ich's freilich dulden, ich habe keinen Schutz.“

Herr Kieſelack lächelte unbeſchreiblich befriedigt.

„Ich beleidige nie Damen,“ hub er an; „verſtehen Sie wohl: Damen! Junge, hübſche Mädchen aus dieſer oder jener Stadtgegend — aus dieſem oder jenem Hauſe —“

„Genug!“ rief Helene. „Ich werde den erſten, beſten Schutzmann zu meiner Hülfe aufrufen.“

In dieſem Augenblicke bog ein Herr raſch um die Ecke, und ſich zwiſchen Helene und ihren Verfolger drängend, ſchnitt er den Verfolger von der Verfolgten ab, und rief, ſeinen Hut ziehend, Herrn Kieſelack zu: „Mein Herr, ich ſuche Sie ſchon lange; dürfte ich bitten auf ein Wort.“

„Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten,“ entgegnete der Angeredete.

Die beiden Männer gingen die Straße hinab.

Helene blieb verwundert zurück. Sie hatte ihren Bruder erkannt, doch dieſer ihr nicht einen Blick, kein noch ſo geringes Zeichen, daß er ſeinerſeits ſie erkannt, gegeben. Wie ſollte ſie ſich dieſes plötzliche, ſeltſame Erſcheinen erklären! Doch es war keine Zeit hierüber nachzugrübeln. Raſch ſetzte ſie jetzt ihren Gang fort und verlor jene Beiden bald aus dem Geſicht.

Das Geſpräch, das jene Beiden führten, war folgendes. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das Sie vielleicht noch nicht wiſſen,“ hub der junge Kaufmann mit einer äußerſt freundlichen Miene an.

„O, was iſt das?“ fragte Herr Kieſelack eben ſo freundlich.

„Daß Sie ein erbärmlicher Menſch ſind,“ ſagte der Gefragte.

Herr Kieſelack verzog keine Miene. Er hatte in den vielen Begegniſſen ſeines Lebens auch ſchon eine ſolche gehabt. Er lüftete den Hut, ſchob ſein Augenglas in die Augenhöhle und ſeinen Begleiter anſtarrend ſagte er: „Das iſt freilich etwas, was ich noch nicht wußte, mein Herr.“ —

„Ja, ja — darum aber ſagt' ich's Ihnen. Iſt das eine Art, ein unbeſcholtenes Mädchen auf der Straße zu beleidigen!“

„Wollen Sie denn lieber, daß ich ſie auf ihrer Stube beleidigte? Auch das kann geſchehen.“ Herr Kieſelack lachte ſo heiter und ſo fröhlich, wie er ſeit lange ſich nicht beſinnen konnte, gelacht zu haben.

„Ich bitte, geniren Sie ſich nicht,“ hub der Andere an, ebenfalls wie es ſchien in außerordentlich guter Laune. „Es iſt meine Schweſter, und Sie können jeden Augenblick durch mich erfragen, wo ſie wohnt.“

Die Stimme, die dieſe Worte ſprach, hatte ſehr viel Metall. Herr Kieſelack liebte dieſe Art Stimmen nicht; auch war ihm die Wendung, die die Angelegenheit nahm, nicht angenehm. Er lüftete daher ſeinen Hut, und ſagte trocken: „So, dann iſt's etwas anders. Dann ſteh' ich natürlich von meiner Verfolgung ab.“

„Ich danke," ſagte Jener.

„O, keine Urſache. Ich empfehle mich."

„Sie laſſen alſo den „erbärmlichen Menſchen" auf ſich ſitzen? Im Fall Sie dies zu thun nicht geſonnen wären, hier in der Nähe wohnt ein Freund, der Waffen hat. Wir könnten ſogleich —"

Herr Kieſelack blickte ſich um und überzeugte ſich, daß Niemand dieſe Unterredung gehört hatte, er fand es alſo nicht für nöthig, aus der Sache Ernſt werden zu laſſen, im Gegentheil, er fühlte lebhaft das Bedürfniß, wie er ſtets zu thun pflegte, mit einem guten oder ſchlechten Witz zu entſchlüpfen.

„Gut," rief er lebhaft; „ich bin bereit. Aber haben Sie Zündnadel-Gewehre? Ich ſchlage mich nie anders als mit ſolchen. Verſtanden?"

„Ich habe ein Paar gute Piſtolen."

„Piſtolen! ſchauderhaft alte Erfindung. Miſerable reactionäre Waffe. Nein, mein Herr, Sie können nicht verlangen, daß ich mich mit Ihnen ſo arg compromittire. Ihr Ruf iſt mir eben ſo heilig, als der Ihrer Schweſter; wenn ich Sie nun mit einem ordinären Taſchenböller todt ſchöſſe, ſo wäre Ihr Ruf befleckt, und Jedermann könnte Ihnen nachſagen, daß Sie unzeitgemäß aus der Welt gegangen. So werde ich Sie nimmer beleidigen."

„Herr, Sie haben keinen Muth!“ —

„Umgekehrt, Sie haben keinen, da Sie es wagen mich zu beleidigen, ohne doch die Mittel zu beſitzen mir Genugthuung, wenn ich ſie fordere, zu gewähren.“

„Ach, das iſt ſpaßhaft.“

Und der junge Kaufmann lachte, und Herr Kieſelack lachte mit. Der Streit endigte ſich, indem Beide in eine Reſtauration traten, und Einer dem Andern ein Glas Madera vorſetzte, welche Gelegenheit Herr Kieſelack geſchickt benutzte, um den jungen Kaufmann und ſeine Verhältniſſe auszuforſchen. „Es iſt wunderlich,“ ſagte Herr Hermes zu ſich, als er ſeinen Weg in's Comptoir wieder fortſetzte: „das iſt ein Menſch, deſſen Unverſchämtheit Einen zur äußerſten Wuth reizt, den man aber zu züchtigen nicht Zeit findet, weil man über ſeine Einfälle lachen muß. Aber nächſtens ſoll er mir nicht entſchlüpfen. Hörte ich ihn nicht den Namen Ruborn ausſprechen? Alſo der weiß auch von dem kläglichen Verhältniß? Weiß auch, wie unwürdig eine Tochter, eine Schweſter handelt? Dem muß ein Ende gemacht werden. Ich will endlich einmal ſelbſt zu dieſem alten Ariſtokraten und Reactionär gehen und ihn bitten, ſeinen Sohn aus unſerm Gehege fern zu halten. Lange

Zeit hab' ich nichts thun wollen, weil ich denke, die Dinge thun ſich von ſelbſt — jetzt aber muß es geſchehen."

Während der Bruder grollend und Pläne ſchmiedend auf ſeiner Arbeitsſtube anlangte, trat Helene in das Häuschen der Wittwe und fand dieſe auf dem Sterbelager. Die Alte hatte noch ihre volle Beſinnung und begrüßte ihre Enkelnichte mit großer Herzlichkeit.

„Hab' ich's nicht geſagt, daß der Poſtillon vor der Thür ſteht und zum Abzuge bläſt?" ſagte die Alte, indem ſie ihr mageres Geſicht, in deſſen zahlloſe Runzeln ſich ſchon der Tod gebettet hatte, zum Lachen zwang. „Nun komm, mein ſchmuckes Kätzchen und höre der alten Katze Beichte. Laß Dir von ihr erzählen, wie viel Mäuſe ſie fing, und wie manche hübſche Maus von glänzendem Fell und mit Fett auf den Rippen ſie leider hat entſchlüpfen laſſen. Komm, mein Täubchen, laß Dir von einer alten blinden Taube, die ihre Federn zu verlieren beginnt, erzählen, wie es in dem Innern des großen Taubenſchlages ausſieht, das wir Welt nennen, und wo der Marder unbehindert ein- und ausſpaziert. Ich war einmal eine ſchmucke Taube, und mein Flug ging hoch; jetzt lieg' ich mit gebrochenem Fittich darnieder. Komm, Kind, ſetze Dich zum Bette eines alten Weibes, das Gott niederwirft, und das er ſeinen ſtarken Arm fühlen läßt."

Helene hörte dieſe ſonderbare Sprache, die den Stempel der Fremdartigkeit aufgedrückt zeigte, gerne. Ihre Phantaſie wurde dabei angeregt, ſich allerlei fremde Zuſtände und Perſonen zu denken.

„Nun, willſt Du Platz nehmen! Wie oft ſoll ich Dich nöthigen."

„Ich bin ſchon Dir zur Seite, Großtante," ſagte das Mädchen, „Du ſiehſt mich nur nicht."

„Ach — nun ſo gieb mir Dein Händchen."

Die Alte erzählte nach dieſen Eingängen Mancherlei aus ihrem Leben, allein alles aphoriſtiſch, durch eine Menge Kreuz- und Querfragen unterbrochen. Man merkte ihr an, daß ſie zerſtreut war. Ihre Blicke richteten ſich oft nach dem Theil des ärmlichen Gemachs, woſelbſt ein morſcher alter Koffer ſtand, von dem Schloß und Meſſingbeſchläge bereits abgelöſt waren. Endlich ſagte ſie, indem ſie ſich im Bette mit Mühe umwendete, um den Blick auf das abwärts befindliche Fenſter zu richten: „Kind, nimm mal dieſes Tuch, und hänge es vor den unteren Theil des Fenſters. Se. Excellenz, der Herr Miniſter, ſpalten auf dem Hofe Holz, und geruhen von Zeit zu Zeit Blicke in das Fenſter zu thun, um auszuſpioniren, wann es mit mir aus ſein könne, und was wir Beide wohl hier noch mit einander abzumachen haben. Se. Excellenz ſind neugierig. Thu, mein Kind, wie ich Dir geſagt, und dann geh' und öffne den Koffer dort, und bringe mir die armſeligen Lumpen her, die er enthält.“

Helene erfüllte das Begehr, verdunkelte das Fenſter durch eine alte Schürze, und nahm aus dem Grunde des Koffers einige, einen ſcharfen Modergeruch verbreitende Bündelchen, die ſie der Alten auf's Bette legte. Dieſe ging alsbald daran, die Knoten und Bänder zu löſen, und mit leuchtenden Blicken, mit Gemurmel und Lächeln die einzelnen Stücke auszupacken und vor ſich hinzubreiten. Es war ein kleines rothes Jäckchen, mit ehemaliger — jetzt völlig ſchwarz gewordener Goldſchnur beſetzt, dann ein Rock, ein Paar Stiefelchen, ein Hut mit einer Feder und Anderes.

Die Alte hub an, indem ſie ſich mit noch funkelnden Blicken zu Helenen wandte: „Ich brauche meine Zeit nöthig; ich kann ſie nicht mit leeren Plaudereien hinbringen. Sogleich wird der Notar erſcheinen, um mein Teſtament aufzuſetzen.“

Unwillkürlich machte Helene bei dieſen Worten eine erſtaunte Miene.

„Ja," rief das ſeltſame Mütterchen — „Du wunderſt Dich, daß ich von einem Teſtament ſpreche; allein Du wirſt ſchon ſehen, daß auch die Bettlerin etwas zu verſchenken hat. Nimm mal die Scheere, Kind, und trenne mir an dem rothen Leibchen das Unterfutter an der linken Seite auf."

Helene that's und Goldſtücke fielen heraus.

„Sieh mal!" ſchrie die Alte ganz luſtig. „Ich ging einſt im Sonnenſchein ſpazieren und da blieb der goldne Schein an meinem Röcklein haften, rollte ſich zuſammen in kleine Scheiben, und — wie Du ſiehſt, iſt er noch da; obgleich es lange, lange her iſt. Nun arbeite weiter."

Es kam eine ſilberne Kette zum Vorſchein.

„O!" rief die Alte in demſelben Tone, „ſo muß ich denn auch etwas vom Monde haben. Ich badete einſt in kühler Waldnacht in einem ſtillen See, da funkelte der Mondes-Schimmer ſo heimlich durch die Zweige, und fiel in ſilbernen Tropfen auf mein — damals, ach, ſo dunkles, ſchwarzes Haar! Ich ſchüttelte die Tropfen ab, und ſie fielen auf meine Kleider. Und ſieh da — es iſt ein Kettchen geworden."

Helene trennte jetzt eifrig die alten Nähte auf, und nach einer angeſtrengten Arbeit von einer halben Stunde lagen Goldſtücke, Pretioſen und Banknoten in einer ziemlichen Anzahl auf dem Tiſche. Die Alte warf ſich zurück in die Kiſſen, ſtreckte die mageren Arme weit aus, und rief wie von Schmerz zerriſſen: „So muß ich euch wiederſehen, ihr Geſpielen meiner Jugend und Thorheit.“ So ſtreicht das alte Weib ein, was die junge Dirne ſammelte „Ach — ihr meine ſchönen Tage, ihr Kinder der Sonne, ihr Lieblinge eines Weiberherzens — ihr Jugendtage — wo — wo ſeid ihr hin! Ja, — ich ging einſt im Sonnenſchein des Glücks ſpazieren, eine junge blühende Creatur, und es regnete Gold auf mich nieder, ja, ich badete einſt, ein üppig Mägdlein in kühler Mondnacht und es floß Silber auf meinen Nacken herab. Aber wo iſt die Zeit hin! — Jetzt ruhet mein Fuß in dürren Blättern, es rauſcht mein Kleid über Gräber, ich geh' dem Nachtwind entgegen, der aus offnen Grüften bläſt. O meine Jugend, meine Jugend! Gebt ſie mir wieder!“

Die Alte lag, wie unter Krämpfen gebrochen da — jeder Nerv an ihr war wehklagende Rückerinnerung an die Tage ihrer Jugend.

Helene fühlte ſich tief ergriffen. Es war ihr, als ſpräche eine andere, ſtärkere, gewaltigere Zeit zu ihr, als die ihrige war.

„Daß es ehrlich verdient iſt,“ ſagte die Alte ſich faſſend — „brauch' ich Dir nicht zu ſagen. Ich bin keine Spitzbübin. Die Wege, die ich gewandelt bin, ſind zwar nicht die Wege, die die Frauen gehen, allein es ſind auch nicht die Pfade des Laſters. Wo ich etwas gewinnen konnte, habe ich's genommen, dafür habe ich aber auch oft gegeben, wo manche andere Frau, die im Wohlleben ſitzt, nichts gegeben haben würde. Wenn Gott mich nicht zurücknehmen will, gut, ſo mag er's bleiben laſſen; ich werde dann ſchon anderswo ein Plätzchen finden. Ich habe noch Niemand in meinem Leben um eine Gnade gebeten.“

Es klopfte an die Thür.

„Ah — da iſt er!“ rief die Wittwe. „Vielleicht iſt's der Tod, vielleicht iſt's aber auch der Notar. Beides ſind alte Freunde, und ich erwarte Beide. Oeffne, mein Kind.“

Die Alte warf ein Tuch über den Tiſch und deſſen Schätze. Ein ſilberhaariges Männchen trat ein, grüßte, ſtellte Hut und Stock in die Ecke am Bette, und brachte, indem es ſich an den Tiſch niederließ, einige Papiere zum Vorſchein.

„Vor Dir kann ich meine Schätze zeigen!“ rief die Alte, das Tuch wegziehend.

„Ja, Du kannſt's Bathſeba,“ entgegnete der Mann, und ſah forſchend Helene an, die ihre Blicke niederſenkte.

„Meines Neffen Tochter“ ſagte die Wittwe.

Der Mann nickte. „Nun iſt Alles richtig?“ ſagte er, auf die werthvollen Gegenſtände weiſend.

„Richtig!“ entgegnete ſie. „In offener Truhe hat's gelegen und Niemand hat's angetaſtet. In der Bettlerin Stübchen ſucht man nicht nach Gold und Edelgeſtein. Ein Ringlein fehlt, das ich hatte offen liegen laſſen, das hat Se. Excellenz, der Herr Miniſter geſtohlen. Ich will's ihm laſſen. Ein böſer Bub' iſt er und bleibt er. Nun leſe dein Teſtamentlein vor, Männchen! Ich will mal hören, was die alte Närrin mit ihrem kleinen Kram anzufangen gedenkt.“

Noch nie hatte eine Sterbende in ſo heiteren Worten von ihrem Tode geſprochen. Der Notar las die aufgeſetzte gerichtliche Schrift ab, und Helene war nicht wenig erſtaunt, als ſie den Betrag des Erbes hörte, und zugleich vernahm, daß die Alte ſie und ihren Bruder zu Haupterben eingeſetzt.

Sie wollte ihr dankend um den Hals fallen, aber die Wittwe rief abweiſend: „Nichts da — ich werde nicht mehr umarmt! und geküßt nun gar nicht! bleib ſittſam auf Deinem Stuhle, mein Kind. Das Männchen, mein alter Gevatter, liebt auch nicht, daß in einer Gerichts- und Sterbeſtube ſo groß Geſchrei und Manöver gemacht werde. Alſo ſtill! Nun kommt die Klauſel.“ —

Dieſe Klauſel enthielt den Ausſpruch, der Helenen auf's Aeußerſte in Erſtaunen ſetzte, und ihr eine große Ueberraſchung und Freude bereitete. Es hieß darin, daß die Erblaſſerin wünſche eine Verbindung zwiſchen Herrn von Ruborn und ihrer Enkelnichte zu Stande zu bringen, daß ſie demnach von ihrem Neffen und deſſen Familie erwarte, daß ſie dieſer Heirath nicht entgegen ſein werden. Nur in dieſem Falle vermachte ſie dem jungen Hermes, ihrem Enkelneffen, die Hälfte der Erbſchaft. Willigte die Familie nicht ein, ſo ſollte das Ganze Helenen gehören.

„Aber beſte, theuerſte Großtante!“ rief das Mädchen und ſchlug die Hände vor das erröthende Geſicht, „was iſt das Alles nun! Iſt's mir doch wie ein Traum; oder als wäre ich in ein fremdes Vaterland verſetzt! — Sie waren ja auch gegen meine Heirath. —“

„Ich war's“ — rief die Alte; „allein ich bin es jetzt nicht mehr. Ich hab' allerlei Rechtes und Braves von Deinem Schatz gehört, und dann — o! das gehört wieder zu meiner ſchönen Jugendzeit! — und dann!“ Sie hielt inne, und nahm dann einen Ring, den unſcheinbarſten, vom Tiſche und betrachtete ihn lächelnd.

Die beiden Zeugen dieſer Scene ſchwiegen ehrfurchtsvoll.

„Der alte Herr v. Ruborn“ — fuhr die Wittwe fort — „er war nicht immer der alte Herr v. Ruborn, wie Ihr ihn jetzt nennt. Ich habe ihn gekannt als ſchmuckes, hübſches Jüngelchen, da er noch Fähndrich war im 12. Infanterie-Regiment. Ach — er weiß es nicht mehr! Als ich jüngſt ihm auf der Straße begegnete, ſtehen blieb und ihm lange nachſah, und taumelte und wankte, dann haſtig die Leute fragte wie der Mann heiße, — da mochte er denken, wer iſt die einfältige Bettlerin, die ſich wie verrückt anſtellt. Er erkannte mich nicht, ich aber erkannte ihn. Wie ſollte er auch in mir das Weib wiedererkennen, das einſt ſchwer erkrankt und frierend am Bivouakfeuer lag und dem er ſeinen Mantel gab. Später, lange darauf, ſchickte er mir durch einen Kameraden, der durch unſer Städtchen kam, dieſen Ring.“ —

„Auch wir haben uns gekannt in den Zeiten unſerer Jugend,“ ſagte der Notar. „Du haſt meinen Eltern aus der Noth geholfen, Bathſeba!“

„Kleiner, rede mir nicht davon. Dafür haſt Du hier in dieſer Stadt, wo ſo viele Ohren horchen und ſo viele Mäuler plaudern, mein Geheimniß treu bewahrt, und ſitzeſt nun da und bringeſt das Siegel des Gerichts auf meinen letzten Willetn. Das iſt Erkenntlichkeit genug. Auch Du haſt etwas von der Bettlerin zu erwarten. Wenn ſie mich in die Erde gebracht haben werden, ſo weißt Du, wo Du das Deinige zu finden haſt.“

„Jetzt laßt mich; ich will noch mit meinem alten Diener ſprechen. Er ſoll mir mein Sterbehemd herausſuchen und mir die Augen zudrücken — Geht, geht! Und Du, Männchen, nimm hier Alles mit und in Deinen Verwahr!“

„Noch nicht“ — entgnete der Mann; „erſt müſſen die gerichtlichen Zeugen eintreten. Die Form muß beobachtet werden; beſonders in einem ſo extraordinairen Fall.“

Die gerichtlichen Formalitäten fanden Statt.

Helene entfernte ſich. Ihr Herz war voll Dank, und die Zukunft erſchien ihr nach langer Zeit wieder in einem roſigen Lichte.

20.

Helene zieht aus.

Als die Thatſache mit der ſeltſamen Erbſchaft im Laden des Handſchuhfabrikanten bekannt wurde, fing der Kanter ſogleich an, einen Pfennig in ſeinen alten Schlafkittel einzunähen, indem er dabei andeutete, daß dieſes Erbſtück für ſeine Mutter ſei, wenn dieſe einmal kein Eigenthum mehr beſitze. Ein Beweis kindlicher Liebe, der Frau Pierſig zu Thränen rührte, und der Herrn Pierſig ein verwundertes Kopfſchütteln abnöthigte, denn er begriff nicht, wie der Kanter zu der Anſicht käme, daß jemals, ſo lange er, der Gatte und Vater lebte, Frau Pierſig in die oben bezeichnete Lage kommen könne. Und wenn dies auch geſchähe, was ſicherlich niemals geſchehen konnte, ſo würde auch, wie er ſehr weiſe bemerkte, ein Pfennig ein viel zu geringes Kapital ſein, um Frau Pierſig, wenn ſie einmal mit dem Glücke völlig zerfallen ſei, wieder auf die Beine zu helfen. Doch gleichviel, der Kanter hatte nun einmal dieſen Beweis ſeiner aufopfernden, kindlichen Gefühle ſiegreich geführt. Helene wurde von jetzt an wie „ein Weſen aus dem Fabelreich“ angeſehen. Wenn ſie nunmehr ſogleich Königin von Preußen, oder Kaiſerin von Deutſchland geworden wäre, es wäre durchaus nichts Auffallendes daran geweſen. Herr Pierſig machte ſich eigens auf den Weg, um das Häuschen zu betrachten, wo eine Frau gewohnt hatte, die faktiſch nie feine Glacéhandſchuhe getragen hatte, und doch ein ſolches Erbe hinterließ. Er fing nun an, mehre arme, zurückgekommene Mitglieder ſeiner eigenen Verwandtſchaft mit ganz anderem Auge zu betrachten, und beſonders erkundigte er ſich nach alten abgelegten Kleidungsſtücken und nach wurmſtichigen, morſchen Koffern ohne Schloß und Meſſingbeſchläge. Selbſt der mit der National-Verſammlung zugleich aufgelöſte Vetter wurde ein Gegenſtand ſeiner ſcharfen Beobachtung, und er beſuchte ihn jetzt öfters zu „ungelegnen“ Stunden, in der Hoffnung, ihn bei irgend einer myſteriöſen alten Truhe zu überraſchen. Allein dieſe Forſchungen blieben ohne Erfolg.

Da die Angelegenheiten in ſoweit geordnet waren, ſollte Helene nunmehr ihre Wohnung bei der Geheimeräthin von Reinicke beziehen. Der Abſchied vom Handſchuhfabrikanten war rührend, noch mehr der von dem furchſamen Herrn. Die Familie ſaß noch zu guterletzt beiſammen bei einem kleinen Schmaus, den Helene hatte herbeiſchaffen laſſen, und wo ſie ſo ziemlich für die Lieblingslabung eines Jeden geſorgt hatte. Ein großer Kirſchkuchen, der erſte im Jahr, bedeckte faſt ein Viertel des Ladentiſches, von welchem für den heutigen Tag alle Anzeichen der Arbeit hinweggeſchafft worden. Herr Pierſig, „in der Waterloo-Weſte,“ ſaß am obern Platze des Tiſches und theilte den Kuchen in mathematiſch genau eingetheilte Stücke, mit großer Aufmerkſamkeit bei dieſem Geſchäft von dem Kanter beobachtet, der mit einer großen ſchwarzweißen Kokarde geziert, denn man erwartete jeden Augenblick die Geheimeräthin, die da hatte kommen wollen, um Helenen abzuholen, ſeinen alten Platz mit unterſchlagenen Beinen auf dem Tiſche einnahm. Die Aufregung, in welcher ſich der Sproß der Pierſig'ſchen Familie befand, war ſo groß, daß er nicht wie ein einzelnes altes Buch, ſondern wie eine ganz kleine morſche Bibliothek duftete. Helene mußte dem Kinde gegenüber ſitzen, es war dies das einzige Mittel, die Beweglichkeit dieſes armen Kranken zu mäßigen, der beſtändig herumblickte, um Helenen, wenn ſie ſich zufällig in einer ihm ſchwer zugänglichen Richtung befand, in's Auge zu faſſen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ hub Herr Pierſig an, „ich glaube, der arme Burſche iſt in Sie verliebt, mein engelgleiches Fräulein. Er dreht ſich wie eine Wetterfahne im Winde, um keine Miene, keine Bewegung von Ihnen außer Acht zu laſſen! Das macht, mein Fräulein, weil Sie alle Herzen zu erobern wiſſen. Da liegt's!“ —

Frau Pierſig ſtand auf, um den Nachbar zu begrüßen, der Helenen mit großer Ceremonie die Hand küßte.

Der Kanter ſah dieſe Bewegung, und führte ſogleich ſein Zeitungsblatt an die Lippen und drückte einen ſehr ehrerbietigen Kuß auf daſſelbe. Herr Pierſig wollte ſich ausſchütten vor Lachen. Seine Frau, die da glaubte, er ſpotte über des Nachbars „feine Manieren,“ rief ihm heftig zu, er ſolle auf ſeinen Kuchen achten.

„Ich achte auf alles, was mir anvertraut iſt,“ bemerkte Herr Pierſig; „allein das hindert nicht, daß ich die verteufelt komiſchen Einfälle dieſes Burſchen belache. In Ermangelung der Hand der jungen

Dame, die er nicht bekommen kann, küßt er das Zeitungsblatt mit der berühmten Annonce des Herrn Kodſack und des Fräulein Pirlicke. Ja, mein Sohn, aus Dir wäre, wenn es der Himmel gewollt, ein herrlicher brauner Ohlau'ſcher Huſar geworden. Dir hätten die Mädchen nicht widerſtehen können; denn ich hab' immer geſagt, ein Huſar ohne Späße und Poſſen iſt ein Ei ohne Dotter. Nun warte, was nicht iſt, kann noch werden. Ich geb's noch nicht auf, daß Du doch endlich mal in meine Huſarenjacke hineinwächſt. Was den Kopf betrifft, ſo leiſteſt Du darin ſchon mehr, als ich je geleiſtet, und meine Mütze iſt für Dich viel zu klein. Aber mein Sohn, ſollte es nicht gut gethan ſein, Du ſtehſt etwas auf, ich werde das Fenſter öffnen. Ei ſieh, wie Du ſchlank geworden biſt! Wahrhaftig Du biſt gewachſen. Frau! ſieh mal, der Junge iſt doch unſer Stolz und unſre Pracht!"

Jetzt wurde die Chokolade hereingebracht, ihr folgten drei Flaſchen Wein, und eine Flaſche Rum. Im Hintergrunde des Zimmers dampfte eine große bauchige Terrine, dicht neben einem kleinen Berge von Zucker, und einigen unreifen Pomeranzen. An der Terrine ſaß der „aufgelöſte" Vetter, der im Rufe ſtand, vortrefflichen Punſch bereiten zu können.

Dieſe Anſtalten und Ausſichten machten Alle, die ſich im Zimmer befanden, ausnehmend fröhlich.

Herr Pierſig ging herum, präſentirte ſeinen Kirſchkuchen, und machte dabei einige Sätze und Sprünge.

„Nun hab' Dich nicht wieder ſo!“ rief ſeine Frau. „Vergiß nicht, daß es ein Abſchiedsmahl, und daß wir Alle traurig ſind.“

„Weiß Gott, das vergeß ich nicht,“ ſagte der Geſcholtene. „Keinem geht die Trennung von unſerm guten Fräulein näher als mir. O, ich ſcherze nicht! Fräulein Hermes, Sie wiſſen, was Sie an mir haben, einen ehrlichen Mann als Freund! So lang' ich lebe, werde ich die Wochen nicht vergeſſen, wo Sie hier ſo ſtill und lieblich gewohnt. Wir haben Sie Alle recht lieb gewonnen! recht lieb! Geben Sie mir die Hand, meine Holde! Na, dieſer Druck wird ſich mir für eine Ewigkeit einprägen.“

„Sollen wir nun zuerſt Chokolade trinken oder erſt den Punſch?“ fragte Frau Pierſig, indem ſie ſich im Kreiſe herumſah, und gleichſam Stimmen ſammeln zu wollen ſchien.

„Die Rechte ſoll entſcheiden!“ rief der Nachbar lachend! „Sie verſteht ſich am beſten darauf, was gutes Leben heißt; ich bin Demokrat und Proletarier, und gehöre zur Linken."

„Gut denn!" entgegnete der Handſchuhfabrikant, „ich gehöre zur Rechten und ich beſtimme darum, daß wir Männer ſofort Punſch trinken und die Damen zur Chokolade greiſen. Altes Haus dort! Ehe Du in die Urwälder von Amerika verſchwindeſt, gieb' uns noch zuvor ein gutes Glas, recht tüchtig Gepfefferten! Hörſt Du?" —

Der Punſch kam. —

Frau Pierſig ging raſch von der Rechten zur Linken über, ſetzte ihre Chokoladentaſſe einſtweilen bei Seite und griff nach dem Punſchglaſe.

„Es muß wahr ſein," hub der Nachbar an; „Sie bewirthen uns fürſtlich, Fräulein."

„Ja ſie kann's auch," nahm Herr Pierſig das Wort. „Wenn man ſo ein altes Weibsbild zur Muhme hat, die Diamanten in ihren Unterrock einhäkelt, und ihr Nachtjäckchen mit Dublonen futtert. Iſt Einem jemals eine ſolche Aventüre vorgekommen."

„O doch!" ſagte der Nachbar; „ich kann mich beſinnen, es war grade nach der großen Schlacht der Verbündeten bei Waterloo" —

Herr Pierſig blickte ſchnell auf ſeine Weſte —

— „Als in dieſer Straße, nicht weit von hier, ein armer Bürſtenbinder ſtarb, der von Almoſen lebte, und in deſſen Spinde, bei ſeinem Tode, man ein Vermögen von einigen Tauſenden fand. Ich weiß, daß das Pupillen-Collegium damals über dieſen Fall mit der Stadtverordneten-Kaſſe in Streit gerieth. Erben waren keine da. Nun war der Krieg eben zu Ende und Jedermann hatte Geld nöthig."

„Aber hier ſind Erben da" — bemerkte Herr Pierſig. „Eine junge, hübſche Dame, die einen jungen, edlen Herrn heirathet." —

Die Gläſer füllten ſich nun, und es wurde auf das Wohl der Verlobten getrunken.

Helene ſtieß noch zuletzt mit dem Kanter an.

Da klopfte es dreimal leiſe an der Thüre. Die Anweſenden ſahen ſich etwas befremdet an; Herr Pierſig rief: „Herein!" Und eintrat — Herr Karcher, in einem zierlichen, obwohl altmodigen ſchwarzen Anzuge, äußerſt feierlich das Geſicht, und mit einer hohen weißen Halsbinde. Er hielt in der Hand eine kleine rothe Mappe und eine runde Schachtel. Sein Gruß, den er feierlich überall hinrichtete, wurde mit „Kälte," aber mit Anſtand erwiedert. Frau Pierſig ſtand allein nicht von ihrem Stuhle auf, Herr Karcher ſagte mit einer äußerſt ſeinen Diplomatie zu ihr: „Bleiben Sie ſitzen, Frau Fabrikantin, bleiben Sie ſitzen.“

Und jetzt ſchritt er auf Helenen zu.

Dieſe kam ihm mit ihrem freundlichen Lächeln entgegen. „Ich habe wohl gewußt, daß Sie nicht fehlen würden an meinem Scheidetage,“ ſagte ſie.

„Wie ſollte ich auch!“ entgegnete der Kupferſtecher. „Meine Muſe, meine Göttin geht von mir, und ich ſollte ihr nicht nachblicken! Hier bringe ich Ihnen, meine Gnädige, das Blättchen, das Ihnen damals, als Sie zum erſtenmal meine geringen Räume zu betreten würdigten, ſo wohl gefiel. Es iſt das Portrait Ihres Verwandten; nebenbei auf einem kleinen Blättchen auch das meinige. Ich hab' mich ſelbſt gemalt, und ſelbſt in Kupfer geſtochen. Freilich ſah ich in jenen ſchönen, ruhigen Tagen ganz anders, friſcher und lebhafter aus. Damals waren noch nicht gewiſſe Ereigniſſe mit Betten und was darunter verſteckt, vorgefallen, und nächtliche Patrouillen und Belagerungszuſtände.“

Frau Pierſig fand dieſen Wink empörend, und ſie wandte ſich hochroth im Geſicht zu dem Nachbar, um dieſem halblaut zuzuflüſtern: daß man niemals einen guten Tag vor ſeinem Ende loben müſſe, und daß ſie ſtets gehöret, wie wenn einige gute Freunde fröhlich beiſammenſäßen, eine Figur ſich zeigte, die Unfrieden und Störung brächte. —

Herr Karcher lauſchte ſo angeſtrengt auf die liebenswürdigen Dankesworte, die ihm Helene ſagte, daß er die Kritik ſeiner Perſon überhörte. Er überreichte nun auch noch die Bonbonniere, die er mitgebracht, indem er ſeiner Freundin ſo viel glückliche Stunden, als die Schachtel Zuckerkügelchen, in's Hunderttauſendſte vervielfacht, enthielt, wünſchte.

Nach dieſem Akt entfernte ſich Herr Karcher eben ſo ceremoniös, wie er gekommen war. Er nahm keinen Biſſen zu ſich und ſchlug auch ein Glas Punſch aus.

Jetzt erſchien Herr Kieſelack vor dem Fenſter. Er grüßte Helenen ſehr ehrerbietig. Er hatte von der nahe bevorſtehenden Vermählung und, der Erbſchaft gehört, und jetzt, da Helene nicht mehr das arme, unbekannte Mädchen war, ſondern entſchieden zu einer vornehmen und einflußreichen Verwandtſchaft ſich zählen durfte, war Herr Kieſelack der Erſte, der unbegrenzte Hochachtung für dieſe edle und liebenswürdige „Dame“ empfand.

21.

Der Republicaner.

Leider ſcheiterten alle Hoffnungen Helenens, die Starrheit und den Trotz ihres Bruders zu beſiegen. Er hatte ihr geantwortet, daß er das Geld der Alten von ſich weiſe, wenn mit deſſen Annahme ein Zwang, den ſeine Anſichten und Geſinnungen erdulden ſollten, verbunden ſei. Er wolle arm bleiben — aber ſeiner Ueberzeugung getreu.

Den Tag darauf, nachdem er dieſe Antwort ertheilt, ließ er ſich bei Herrn v. Ruborn melden. Er hatte ſich, wie wir wiſſen, vorgenommen, dieſem Manne, den er haßte, die Wahrheit zu ſagen und ihm dabei zur Pflicht zu machen, die Heirath rückgängig zu machen.

Ruborn war ſeinerſeits begierig geworden, den jungen Mann kennen zu lernen, von dem er ſo manches, was ihm nicht mißfiel, gehört. Er wußte, daß er den Hauptführer und Hauptſprecher eines Clubs ſtarrköpfiger Republicaner vor ſich hatte, aber er wußte auch durch einige Mittheilungen, die ihm gemacht worden, daß gerade dieſe Vereinigung junger Männer ſich immer fern gehalten hatte von den Pöbel-Demokraten und Straßen-Philoſophen; daß ſie ſich bei keiner der lächerlichen und verbrecheriſchen Demonſtrationen, die die Hauptſtadt in den Sommer- und Herbſtmonaten des vergangenen Jahres beunruhigten, betheiligt hatte. Dagegen aber vermuthete man, daß von ihr die biſſigſten und feindſeligſten Correſpondenzen und Plakate ausgegangen, die das Gift der Umſturzpartei in die entfernteſten Provinzen zu tragen befliſſen waren. Die Gerichte waren auf dieſe Männer aufmerkſam geworden, und vielfältig verzweigte Verbindungen hatte man bereits aufgeforſcht und kam immer neuen auf die Spur.

Herr von Ruborn wußte dies.

Er hatte keine Sympathie für die Richtung dieſer Leute; allein als ein Mann von Muth und Energie, gefielen ihm dieſe Eigenſchaften, auch wo er ſie bei ſeinem Feinde fand.

Im Begriff, ſich der Unterredung mit dem jungen Manne hinzugeben, ging er durch das Zimmer, in welchem ſeine Tochter und ihre junge Freundin beiſammenſaßen, in Geſellſchaft des kleinen Kommerzienraths, der ihnen Stadtneuigkeiten mittheilte.

„O, Herr von Rubern, bitte!“ rief Clementine, „eilen Sie doch nicht. Bleiben Sie ein wenig bei uns. Herr Ephraim phantaſirt eben wieder ſo artig. Er hat uns ſoeben Geſchichten aufgebunden — Geſchichten, wunderbare!“

„Ich binde Niemandem etwas auf,“ entgegnete der ſcherzhafte kleine Jude. „Die Natur hat mir ſchon ſo viel aufgebunden, daß ich aus Mitgefühl meine Mitmenſchen verſchone.“

„Da thun Sie ganz Recht,“ rief das hübſche Mädchen. „Schonung zu üben iſt heutzutage Modeſache. Wir bitten für unſere Demokraten, die uns die Häuſer über dem Kopf angezündet haben. Es läuft ein gewiſſes Briefmädchen täglich nach Potsdam, wie man mich verſichert, um Sr. Majeſtät, unſerem allzuhuldvollen Monarchen, Geſuche um Freigebung irgend eines recht rothhaarigen Vagabunden aufzudrängen. Das iſt denn hübſch, das iſt rührend! Manche treue Soldaten verſpritzen ihr Blut für die Ordnung und für die Gerechtigkeit — wir aber, wir laufen nach Potsdam und bitten dieſe „edlen Plünderer“ los, die ſich dann weidlich über uns in's Fäuſtchen lachen. Ja, Herr Kommerzienrath, Schonung zu üben gehört nicht zum Anzug, ſo wie violettes Band zu einem Kleide von Roſa-Mouſſelin."

„Haltet mich nicht auf," ſagte Herr v. Ruborn lächelnd. „Ich gehe einem Republicaner Rede ſtehen, dem jungen Hermes."

„Ah, da möchte ich lauſchen!" rief Clementine. „Das iſt der Menſch, der das viele Geld ausſchlägt, um nur nichts mit uns zu thun zu haben? Das iſt intereſſant." —

„Gar nicht intereſſant!" rief der Kommerzienrath. „Er wird nur noch mehr Geld haben wollen, um ein Geſchäft zu machen. Daran wird's liegen."

„Pfui! das war wieder einmal ganz als Mauſchel geurtheilt!" rief Clementine. „Kommerzienräthchen — Ihr ſeid doch immer und bleibt doch immer" —

„Das Volk Gottes!" fiel der Geſcholtene raſch der Sprechenden in's Wort.

Im Nebenzimmer wurden Tritte laut, und Ruborn entfernte ſich dort hin. Clementine machte den Zurückbleibenden ein Zeichen, und ſchlich leiſe heran, um zu lauſchen. —

Der junge Kaufmann machte eine kalte Verbeugung, die Herr v. Ruborn ebenſo erwiederte. Man ſetzte ſich. Hermes brachte das Geſpräch ſogleich auf die beabſichtigte Verbindung und fragte, wie Herr

v. Ruborn darüber dächte. Dieſer erwiederte ihm, daß er anfangs ſehr gegen die beabſichtigte Heirath geweſen, daß ihn aber ein ſehr ernſtliches Geſpräch mit dem Sohne, das in den letzten Tagen vorgekommen, anderen Sinnes gemacht.

„Wie — und Sie wollen alſo, blos weil es Ihnen jetzt ſo beliebt, eine Familie unglücklich machen, indem Sie ihr einen Genoſſen aufzwingen, den ſie nicht will?“ rief Hermes etwas raſch.

„Aufzwingen?“ wiederholte Ruborn kalt. „Wer ſpricht davon. Es iſt die freie Wahl der jungen Dame und man hat mir geſagt, daß ihr Vater einwilligt.“

„Ihr Vater? Ja; der willigt ein, auch wohl die Mutter, und meine Brüder haben wenig Urtheil und Stimme in dieſer Sache. Aber ich — ich willige nicht ein.“

„Das thut mir leid, allein juriſtiſch genommen, kann der Proteſt eines Bruders“ —

„O, Sie haben Recht,“ rief der junge Mann heftig — „juriſtiſch genommen; da gilt ein Proteſt nicht, ſoll auch nicht gelten; allein moraliſch genommen. Wir bekennen uns zu Geſinnungen, zu Grundſätzen. — Dieſe Geſinnungen und Grundſätze haben bereits meinen Vater aus dem Lande getrieben und werden auch mich vertreiben."

„Das iſt Ihre Sache."

„Sehr wohl, allein wenn es meine Sache iſt, ſo ſoll die Schweſter nicht in den Händen unſerer Feinde zurückbleiben."

„In den Händen Ihrer Feinde? Wie verſteh' ich das? Sind wir perſönliche Feinde? Hab' ich, hat mein Sohn, Sie, Herr Hermes, irgendwie beleidigt? Wir kannten uns ja bis jetzt gar nicht."

„Es giebt Beleidigungen, die nicht von Perſonen, ſondern von Zuſtänden ausgehen," bemerkte der junge Kaufmann ſcharf.

„Zuſtände ändern ſich," warf Ruborn hin. „Wir haben ein republicaniſches Berlin geſehen, wir werden nächſtens ein abſolutiſtiſches Berlin ſehen."

„O, was das betrifft, da können Sie Recht haben. Berlin iſt nicht mein Maaßſtab. Ich weiß, wie man hier wechſelt. Wie geſagt, ich wand're aus."

„Das iſt leicht geſagt."

„Ja, aber auch leicht gethan; wenn man ſo wie ich mit ſich im Klaren iſt."

„Sind Sie mit ſich im Klaren? Die Jugend iſt das ſelten."

„Das Alter, ſo wie wir es ſehen, noch weniger. Das thörichte Alter heutzutage leiſtet der thörichten Jugend Vorſchub. Beide arbeiten ſich in die Hand. Kindiſches Alter, alte Jugend. Alles faul, alles morſch."

„Nicht Alles."

„Und was nicht?"

„Das Herz in der wahren, ächten Männerbruſt."

Der junge Mann blickte auf, und ſein großes, dunkles Auge traf mit einiger Befriedigung in das Auge ſeines Gegenüber. „Da haben Sie Recht," ſagte er leiſe; „ein ſolches Herz iſt noch nicht morſch."

„Und ſolche Herzen haben wir nöthig."

„Gott gebe, daß wir ſie finden."

„Wir haben ſie gefunden. Ich nenne Ihnen die tauſend Herzen, die um unſeren braven Herrn ſchlagen, die die Treue und den Gehorſam in einer Zeit aufrecht erhalten, wo alle Welt feig und ſelbſtiſch jedes Band der geſellſchaftlichen Ordnung zu löſen beabſichtigt."

„Sie dienen einem falſchen Geſetz der Ordnung, einem hohlen Begriff der Treue."

„Aber ſie dienen nicht der Selbſtſucht," rief Rubern, „und das iſt ſchon viel in unſerer Zeit."

„Ja, das iſt ſchon viel! Sie haben Recht." — „Alſo irgendwo doch Halt und Stand! Mit der

Zeit wird an dieſer kräftigen Eiche, an der Treue unſeres Heeres, ſich eine andere Eiche anſchließen, und ſo zuletzt ein feſter, geſicherter Baumgang entſtehen."

„Mit dieſen Staatsprinzipien unmöglich. Die Völker müſſen an die Spitze, die Autokraten müſſen verſchwinden."

„Die Autokraten, ja! Allein deren gibt's auch längſt nicht mehr. Die Despotie kann nur entſtehen, wenn die öffentliche Meinung ſie begünſtigt. Unſere Fürſten ſind durch die öffentliche Meinung mehr in Schranken gehalten, als durch alle Kammern und Inſtitutionen der Welt."

„Die Kammern und Inſtitutionen ſind aber der Ausſpruch der öffentlichen Meinung."

„Allerdings; allein nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, nimmt die öffentliche Meinung dieſen ihren Ausſpruch zurück."

„Wie wollen Sie das beweiſen?"

„Durch die Tagesgeſchichte Preußens. Wir ſind Schritt für Schritt von einer unmöglichen Freiheit zu einer möglichen übergegangen. Das Land hat ſchwer darunter leiden müſſen; allein bei koſtbaren Erfahrungen muß man die Koſten nicht ſcheuen. Jetzt gehen wir daran das Facit der Rechnung zu ziehen."

„Wer wird dabei ſein?"

„Die redlichen Demokraten ebenſo wie die redlichen Royaliſten.“

„Die Republicaner gewiß nicht.“

„Die haben wir auch nicht zum Beitritt aufgefordert. Leute, die den Mond hinunterziehen wollen, haben mit denen nichts gemein, die nur das Erreichbare verlangen.“

„Nennen Sie das „den Mond herabziehen wollen,“ wenn man für Preußen die Republik beanſprucht?“

„Ja, das nenn' ich ſo.“ —

„Iſt denn Preußen ewig an eine Fürſtendynaſtie gebunden?

„Ewig? nein; denn wer mag ſagen, wie künftige Zeiten ſich geſtalten; allein für lange, lange Jahre iſt Preußen nicht allein an eine, ſondern an ſeine Fürſtendynaſtie gebunden, gebunden durch die heiligſten Bande, welche Völker an Fürſten binden. Dieſe Bande hat die Geſchichte gewebt und die Geſchichte hat ſie geknüpft. Wehe der Hand, die ſolche Bande zu lockern ſtrebt, ehe Gottes Hand ſelbſt ſie löſt.“

„Aber es könnte ja ſein, daß Gottes Hand ſie jetzt zu löſen beabſichtigte.“

„Die Zeichen ſprechen das Gegentheil. Das monarchiſche Preußen, das loyale Preußen, das legitimiſtiſche Preußen iſt ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen; obgleich man alles Mögliche angewendet hat, es unterliegen zu machen. Das iſt ein Beweis, daß die monarchiſchen Elemente tief im Volk und in deſſen edelſten Inſtitutionen wurzeln. In Frankreich iſt's anders. Ein für alle Disciplin, ſie mag kommen woher ſie will, blaſirtes Volk wechſelt jährlich, ja ſtündlich mit ſeinen Regierungsformen, um zuletzt der kraſſeſten Deſpotie anheimzufallen. Die Treue und der angeſtammte Glaube kann allein einer Natur die edle Feſtigkeit bewahren, die die Völker groß macht. Preußen iſt darin noch friſch und unblaſirt.“

„Aber Preußen hat doch ſchon lange nach einer Conſtitution verlangt!“

„Es verlangte nach einer Conſtitution, und verſtand darunter eigentlich nichts anders, als Abſtellung der Mißbräuche.“

„Gut, wenn Sie es ſo nennen wollen.“

„So nenne ich die Mängel, die ſich durch die Zeit in jede Regierungsform, in die monarchiſche nicht weniger, einſchleichen. Aber nie hat das Volk fremde Regierungsformen verlangt, nie eine Verfaſſung nach dieſem oder jenem Zuſchnitt.“

„Weil man dieſe fremden Formen nicht recht aufgefaßt und angewendet hat.“

„Nein, ſondern weil es eben fremde Formen ſind. Weshalb denn ſonſt der Widerwille, der ſich überall ausſpricht neue Kammern zu wählen? Weshalb der Unmuth gegen die aus der National-Verſammlung hervorgegangenen Geſetze, namentlich das Jagdgeſetz und die Habeas-Corpus-Akte? Alles das iſt unvolksthümlich — und darum will es das Volk nicht. Es hat zu den modernen Geſetzgebern, die mit ſeinem Könige in beſtändigem Zwiſt liegen, kein Vertrauen. Auf dieſem Wege bringen wir keine Verfaſſung zu ſtande."

„Und auf welchem denn?"

„Auf dem Wege, der jedem Staate, als einem eigenthümlichen und organiſchen Ganzen, als Entwickelungsweg vorgezeichnet iſt. Preußen fußt auf monarchiſchen Inſtitutionen. Die dürfen auf keine Weiſe angetaſtet werden. Der König ſei und bleibe unumſchränkt, ſo allein hat und kann er das Heer für ſich haben. Jede Brechung oder Biegung der königlichen Gewalt iſt auch Brechung und Biegung des Heers, und Preußen iſt ein durchaus militäriſcher Staat, eben weil er ein durchaus monarchiſcher iſt. Durch den König und das Heer muß nud kann das Land von Grund aus reorganiſirt werden, und iſt der Boden mit dem ſcharfen Pfluge des Schwertes durchpflügt, ſo kann die edle Saat der ſittlichen und ſtaatlichen Entwickelung nach jeder Richtung hin ihre Wurzel faſſen.“

„Alſo der rohen Soldateska geben Sie das Entſcheidungsurtheil?“

„Nicht der rohen Soldateska“ entgegnete Rubern ruhig. „Eine ſolche giebt's in Preußen nicht. Ich verſtehe auch unter dem Heer nicht allein die im activen Dienſte gerade befindliche, ſondern die große Zahl der Bevölkerung, die an den geſchichtlichen Inſtitutionen des Staats feſthält, die in jeder Beziehung den Glauben und die Treue wahrt. Dies iſt das Heer des Königs. Dieſer gutgeſinnten Bevölkerung gehört die Zukunft. Wir haben geſehen wie der Lehrerſtand, wie der Beamtenſtand, wie die Juriſten wankend gemacht worden ſind, aber wir haben nicht geſehen, daß das Heer wankend gemacht worden. An dieſe feſte Maſſe ſchließt ſich Alles, was auch feſt und treu ſein will. So iſt es denn eben nicht zu viel geſagt, wenn wir es ausſprechen, daß Preußens Heer Preußen gerettet hat. Und dieſes Heer iſt ein Volksheer, ein Volksinſtitut, das recht eigentlich im Boden des Volks wurzelt. Somit iſt das Volk — das Heer! Das Volk hat Preußen gerettet.“